Panaché.

Bunte Blätter aus dem Leben

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Böſche, E. Th., Wechſelbilder von Land- und Seereiſen, Abenteuern, Staatsereigniſſen, Volks- und Sittenſchilderungen während einer Fahrt nach Braſilien und eines zehnjährigen Aufenthaltes daſelbſt in den Jahren 1824 bis 1835. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Buchner, K., Friedrich Stapß. Geſchichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Geſängen. 8. 1835. 12 Gr.

Chriſten, F. E., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Clemens, Fr., der Excentriſche. Roman. 8. 1835. 1 Thlr.

Immermann, K., der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier. Eine literariſche Tragödie. gr. 8. 1829. 6 Gr.

— — Kaiſer Friedrich der Zweite. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 8. 1828. 1 Thlr.

— — Das Trauerſpiel in Tyrol. Ein dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen. 8. 1828. 20 Gr.

— — Die Verkleidungen. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 8. 1828. 20 Gr.

— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 5 Geſängen. Mit 2 Kupfern. 8. 1836. 20 Gr.

Lyſer, J. P. T., Cäcilie. Ein muſikaliſches Taſchenbuch für 1833. Mit 8 Kupfern. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. 1. Thl. Mit 12 Charakterbildern. 8. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.

Müllner's dramatiſche Werke 8. Bd. Ein Supplementband für Schriftſteller, Buchhändler und Rechtsgelehrte. Auch unter dem Titel: Meine Lämmer und ihre Hirten. Hiſtoriſches Drama in 4 Handlungen. 12. 1828. 18 Gr.

Roſen, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Panaché.

Dreifarbige Novellettes

von

Eduard Maria Oettinger.

Motto:
Diversité! voilà ma devise!
Florian.

Erſter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1837.

1.

BIBLIOTHEK UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK

Mc 122 482

Vorrede.

Der ſchwarze an den blonden Böſewicht.

„Denkſt Du daran, mein tapfrer Lagienka!“

Nehmen Sie, lieber Saphir, Ihr Tagebuch oder wenn Sie keines haben, Ihr Gedächtniß zur Hand und ſchlagen Sie hier den Buchſtaben O auf — Sie werden zuerſt auf Ochs, dann auf Ode . . . und zuletzt auf einen gewiſſen Oettinger ſtoßen.

Erinnern Sie ſich jenes Tages (es war am 4. Januar 1829), wo ein junger, ziemlich obſcurer Schriftſteller, mit einem blauen Karbonari und einer ponceaurothen Naſenſpitze, mit einem ſafrangelben Teint und einem meergrünen Lächeln Sie beſuchte und Ihnen einen Empfehlungsbrief, von ſeinem Vice-Vater Adolf Bäuerle, aus Wien überbrachte? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich jenes Morgens (es war am 9. Februar), wo ich ſo furchtbar an den Folgen der Feierlichkeiten Ihres drei und dreißigſten Geburtstags litt? Erinnern Sie ſich jenes mir ewig unvergeßlichen Katzenjammers, der neun volle Tage anhielt und von dem unſer einfenſteriges Schlafkabinet in der Behren-Straße Nr. 146. ſo viel Tragi-komiſches zu erzählen weiß? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich jenes Abends-(es war am 4. März), wo wir, von einer reichen Bankierfrau zu einem Souper dinatoire eingeladen, ſo viel Genuß leiden mußten, daß wir kindiſch-froh waren, als wir das kurze Eſſen und die lange Weile endlich überſtanden hatten? Erinnern Sie ſich der braunen Karpfen und jener denkwürdigen Worte, die Sie mir zuflüſterten, als die Dame des Hauſes uns bis zum Hausthor begleitete? „Denkſt Du daran?"

Erinnern Sie ſich jenes Morgens (es war am 1. April), wo Freimund Ohneſorgen, dieſer Spaßvogel **par excellence**, Jedem von uns, während wir noch ſchliefen und Gott weiß wovon träumten, einen kraſſen Schnurrbart anmalte? Erinnern Sie ſich noch jenes Hohngelächters, das wir aufſchlugen, als wir, faſt zu gleicher Zeit aufgewacht, uns gegenſeitig auslachten über die unverantwortliche Verballhornung unſerer liebenswürdigen Viſagen? „Denkſt Du daran?"

Erinnern Sie ſich jenes Sonntags (es war am 26. April), wo wir uns Beide in die Conditorei in der Niederwallſtraße begaben, wo eine reizende Sylphide Bonbons und Baiſers verkaufte, wo wir unſere Namen vertauſchten, wo ſich der große Saphir für den kleinen Oettinger und der kleine Oettinger für den großen Saphir ausgab? Erinnern Sie ſich noch der Folgen dieſer luſtigen Komödie? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich jenes Tages (es war am 17. September), wo wir, von Berlin aus Gründen, die nur wir zu wiſſen brauchen, nach Stendal in der Altmark fuhren? Erinnern Sie ſich jenes famöſen Poſtillons, der uns mit Extrapoſt von Genthin an das Ziel unſerer eben ſo großen als wichtigen Entdeckungsreiſe brachte, jenes Poſtillons, der ſich verirrte und uns durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Moraſt führte? Erinnern Sie ſich noch, wie wir gegenſeitig (als es immer finſterer und der

Weg immer unſicherer wurde) einen Anflug von „Manchetten“ bekamen, wie wir bei jedem Augenblick umzuwerfen befürchteten, und wie unſer maulfauler Poſtillon, ein kalter Mephiſtopheles, der ſich labte an unſerer Angſt, uns auf alle Fragen, die uns die Beſorgniß eingab, immer dieſelben Worte antwortete: J, wir werden doch nicht!!! „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich dieſer Nacht, wo wir um ein Uhr in Stendal ankamen und vor dem Gaſthof zum weißen Schwan zwei volle Stunden klopfen und lärmen und den Nachtwächter zu Hülfe rufen mußten, der aus Leibeskräften „tuten“ mußte, damit man uns endlich die Pforten dieſes Tempels öffnen möchte? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich der ſchönen Tage, die wir in dieſem Stendal verlebt, wo Sie mich zu Ihrem Friſeur erhoben, wo ich, mit einem Brenneiſen bewaffnet, Ihnen den Kopf zurechtſetzte und Ihr goldenes Haar kräuſelte und wo Sie, aus kindlicher Dankbarkeit, ſich herabließen, mich täglich zu raſiren, weil in der ganzen Stadt, weder ein vernünftiger Barbier noch ein geſcheudter Friſeur aufzutreiben war? Erinnern Sie ſich noch, wie oft ich „eine ſchwache Magd, unkundig des verderblichen Gewerbs" theils aus Unvorſichtigkeit, theils aus Malice, Ihnen in die Schläfe brannte, und wie oft Sie, um mich großmüthig zu beſtrafen, mir in's Kinn ſchnitten? „Denkſt Du daran?"

Erinnern Sie ſich noch der ſchönen Tage, wo wir hier den drei ſchönen Töchtern des weißen Schwans, den Stendaler Grazien, interimiſtiſch den Hof machten und wie oft wir, aus Langeweile, ihnen halfen die Schoten entkernen und die Kartoffeln ſchälen? „Denkſt Du daran?"

Erinnern Sie ſich des Mannes, der zu jener Zeit die Achſe war, um die ſich unſere geheimen Geſpräche dreheten, jenes Mannes, von dem Sie ſagten: Er ſoff ſehr!! „Denkſt Du daran?“ Alles, Alles kann ſich in Ihrem Gedächtniß verwiſcht haben, aber dies nicht ... Ich ſehe, wie ſich Ihre feingeſchnittenen Lippen beim Leſen dieſer Stelle zu einem Lächeln verziehen und die Worte hauchen: Es iſt wahr, er ſoff ſehr!!!

Erinnern Sie ſich noch jenes Vormittags in Stendal, wo wir uns, um einen Apotheker zu foppen, für Fremde ausgaben, die blos deßhalb hierher gekommen, um, ſeiner Officin gegenüber, ein National-Theater auf Actien zu errichten? Erinnern Sie ſich noch, wie ich, um die Skrupel dieſes Pharmaceuten zu vermehren, den Architekten ſpielte und, mit einem Reisblei in der Hand, den Plan der Gegend aufnahm, wo unſer National-Theater erbaut werden ſollte? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich noch, wie wir von Stendal nach Magdeburg und von dort in Geſellſchaft mit dem Oberlandsgerichtsrath S.......r und dem Referendar B. v. B. mit Extrapoſt zum Muſikfeſt von Halle fuhren, wo Saphir, in der Nacht, im Schlafe, ſeinen Kopf (Pfeifenkopf) und ſein vis-à-vis, meine Wenigkeit, ſeine Mütze verlor? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich noch jenes Abends (es war am 28. November), wo die Schnellpoſt, in der Sie von Frankfurt am Main nach Leipzig fuhren, mitten auf der Landſtraße, vor Eiſenach, plötzlich angehalten wurde und ein Mann mit einem Federbuſch an den Wagen ſprang und mit barſcher Stimme die Paſſagiere fragte: Iſt kein Saphir unter Ihnen? Todtenſtille herrſchte im Wagen. Ein langer, langer Mann, in ſiebenzehn Fußſäcken und neunzehn Schafspelzen, gab keinen Laut von ſich. Baßſtimme und Federhut machten ſeinen bekannten Muth und ſeine Länge zuſammenſchrumpfen. Da erſcholl zum zweiten Male der Ruf: Alſo kein Saphir unter Ihnen? Und die Furcht ſteckte an und es wurde ſtiller und ſtiller. Schon wollte Baßhut und Federſtimme verſchwinden, da krähte in boßhaftem Jubel eine Diskantſtimme im Cabriolet: Faſſen Sie ihn, dadrin ſitzt er! Und die Gräber gaben ihre Todten wieder und Saphir (denn er war der lange, lange Mann) wickelte ſich aus ſeinen ſiebenzehn Fußſäcken und neunzehn Schafspelzen heraus. Große Geiſter ſchreckt nur die ferne Gefahr, der nahen ſchauen ſie beherzt ins Auge. Sich ſelbſt ermuthigend, mehr dreiſt als ſchüchtern, ſtrecken Sie die kühne

Stirn zum Wagenſchlag heraus, und einen Augenblick ſpäter lagen Sie in den Armen Ihres Freundes, der (wir wiſſen warum) Ihrem Courier und ſeinem Eulenſpiegel untreu geworden war und bei ſeiner Durchreiſe in Leipzig von Herloßſohn erfahren hatte, daß Sie dieſen Abend, mit der Schnellpoſt von Frankfurt kommend, der Poſt, in welcher ich mich befand, begegnen mußten. Erinnern Sie ſich, wie uns zu Lieb', beide Schnellpoſten fünf Minuten Halt machten, wie viele Fragen der Eine von uns an den Andern that und wie wir dann Abſchied nahmen und wie der blonde Böſewicht nach Berlin und der ſchwarze Böſewicht nach München reiſte? „Denkſt Du daran, mein tapfrer Lagienka?"

Erinnern Sie ſich jener ſchönen Abende in München, wo wir, um uns von der Langeweile des Theaters zu erholen, uns in einer naturforſchenden Geſellſchaft ernſtern Studien hingaben? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich jenes Nachmittags (es war am 22. März), wo Sie Ihren Freund, der wegen eines Preßvergehens zu einer achttägigen Haft verurtheilt, in Nr. 92 des Münchener Polizeigebäudes beſuchten und Bonbons und Zuckerwerk mitbrachten, um mir mein Kerkerleben zu verſüßen? „Denkſt Du daran?“

Erinnern Sie ſich noch jener letzten Nacht am 31. März, dem Vorabende meiner Verbannung aus Baiern, wo wir feierlich von einander Abſchied nahmen und Sie, ein zweiter Lorenz Kindlein (ein armer Poet zum andern) mit zwei bis drei Thränen in den Augen und etwas Rührung im Herzen, mir zuriefen: „Ich folge Dir, ſo bald ich kann?“ Erinnern Sie ſich, wie bald Sie Ihrem Verſprechen nachgekommen ſind???

Eingedenk all' dieſer ſeligen Stunde widme ich Ihnen meinen unſeligen Roma und mache Sie unter vier Augen dara aufmerkſam, daß ich gewiß nicht böſe ſe werde, wenn Sie mir, für die Widmun meines Buches, eine goldene Tabatiere m Ihrem Namenszuge (es ſchadet auch nicht wenn dieſer ſchöne Zug von Ihnen m Brillanten eingefaßt iſt) huldreich wolle zukommen laſſen.

E. M. Oettinger.

Inhalts-Verzeichniß des erſten Theiles.

I. Der Barbier der romantiſchen Schule . . . 1
II. Neolie 13
III. Djeck 26
IV. Die Buſennadel 47
V. Der Bettler von Marſeille 59
VI. Fünf Eſel gegen einen Journaliſten . . . 74
VII. Die Blume der Engel 82
VIII. Geträumtes Glück 94
IX. Die Harfenſpielerin 108
X. Die Veſtalin 120
XI. Ein Grabſtein auf dem Père Lachaise . . 140
XII. Ein Abenteuer in Paris 148
XIII. Frascati 158
XIV. Apotheker-Leiden 169
XV. Ein Bild aus der ruſſiſchen Beaumonde . 183

XVI. Doctor Zipps 196
XVII. Der Perlenſchmuck 209
XVIII. Mein Handſchuh 218
XIX. Der Klubb der Selbſtmörder 228
XX. Mainacht 236
XXI. Taſchenbuchgeſchichte 245

I.

Der Barbier der romantiſchen Schule.

Ich ſtieg im Hôtel de Portugal ab. Es liegt in der Rue de Mail, im Mittelpunkte von Paris, und gehört zu den Gaſthöfen des erſten Ranges. — Gerade gegenüber ſteht ein großes Haus, über deſſen Thorweg eine ziemlich ausgeblaßte, dreifarbige Fahne flattert. In dieſem Hauſe iſt die Expedition einer Zeitung, deren Namen „le Temps“ mit fingerlangen, fauſtdicken, ſchlechtvergoldeten Buchſtaben über dem Thorwege in die Mauer eingegraben iſt. Dicht neben dieſem Hauſe wohnt Monſieur Narciſſe, ein faſhionabler Barbier, dem ich während meines Aufenthalts in Paris die Pflege meines Barbe à la jeune France anvertraute.

Es war ein drolliger Kauz, dieſer Monſieur Narciſſe. Als er mir das erſte Mal das Vergnügen ſeines Beſuches ſchenkte, erſtaunte ich über die Eleganz ſeiner Toilette, über die Feinheit ſeiner Wäſche. Die deutſchen Barbiere ſind in der Regel mehr oder minder ſchmutzig, die franzöſiſchen hingegen außerordentlich ſauber. Mr. Narciſſe war im ſtrengſten Sinne des Worts ein Dandy vom ſchwerſten Kaliber.

Als er mir das erſte Mal die blendend weiße Serviette um den Hals legte und mit einem wohlriechenden Pinſel mein Geſicht illuminirte, blieb er plötzlich ſtehen und rief:

— Diantre, welche frappante Aehnlichkeit!

— Mit wem?

— Mit dem Koryphäus unſerer romantiſchen Literatur, mit dem berühmten Dichter des Antony, mit dem großen Alexander Dumas.

— Es haben mir ſchon Viele geſagt, ich ſähe ihm etwas ähnlich. Kennen Sie ihn?

— So gut als mich ſelbſt. Ich habe die Ehre, ſein Barbier und Landsmann zu ſein. Wir ſind Beide in Villers-Cotterets geboren und beſuchten zuſammen die dortige Primärſchule. Alexander warf ſich auf die Scandir-, ich mich auf die

Raſirkunſt. Wir ſind intime Freunde, ich beſuche ihn täglich. . . .

— Um ihn zu raſiren . . .

— Um mit ihm zu converſiren. Kennen Sie ſein Drama „Catharine Howard?“

— Ja.

— Was ſagen Sie zu der Scene im dritten Acte, wo Catharina aus dem todtenähnlichen Schlaf erwachend, den großen Monolog hält?

— Die Scene iſt ächt dramatiſch . . .

— Bitte recht ſehr . . .

— Der Monolog höchſt ergreifend . . .

— Sie beſchämen mich . . .

— Wie ſo?

— Je nun, dieſer Monolog iſt von mir.

— Von Ihnen?

— Ja, von mir; wenn auch nicht ganz und gar, aber doch zum größten Theil. Eines Morgens beſuchte ich ihn. Er ſaß an ſeinem Pulte und ſchrieb. Wieder fleißig, wie ich ſehe, ſagte ich. „Ja, mein theurer Narciſſe,“ ſagte er. Wohl wieder ein neues Drama? „Errathen!“ Darf ich um den Titel fragen? „Catharine Howard.“ Schöner Titel — biſt Du bald fertig damit?

— Wie, Sie ſagen Du zu ihm.

— Nur dann, wann wir allein unter vier Augen ſind. Wenn aber Jemand bei ihm iſt, ſag' ich zu ihm Monſieur, er zu mir „Mon ami“. Ich fragte alſo: Biſt Du bald fertig damit? — Ich arbeite jetzt am dritten Act. — Haſt Du Zeit? — O ja. — Nun denn, ſo will ich Dir eine Scene daraus vorleſen. — Heraus damit, ſprach ich, und Alexander begann. Als er damit fertig war, fragt er: Eh bien, Narciſſe, was meinſt Du dazu? Ic hatte Manches daran auszuſetzen und gab ihm ei Paar wohlgemeinte Winke, die er auch befolg hat . . .

Ich fing jetzt dergeſtalt zu lachen an, daß mi die Seife von den Backen fiel.

— Sie lachen? Etwa über mich?

— Nein, nein, guter Freund, ich lachte je über Molière, der all ſeine Luſtſpiele ſeiner Dien magd vorlas. Sie kennen wohl viele Literaten?

— Ich kenne Alle. Ich raſire die gan Stufenleiter der romantiſchen Schule, von der u terſten Sproſſe bis zur höchſten, und namentl die ganze Revue de Paris, vom Gérant angef gen, bis herunter zum letzten ihrer Collaborateur

Vielleicht intereſſirt es Sie zu erfahren, wie oft unſre Schöngeiſter ſich raſiren laſſen. Löwe-Weimars, Léon Gozlan und Alphonſe Karr laſſen ſich drei Mal, Eugene Sue, Henry Berthoud, Edgar Quinet vier Mal, Henry Balzac, Granier Caſſagnac, Guſtave Planche fünf Mal, Frédéric Soulie, Michel Maſſon, Alfred de Mouſſet ſechs Mal, Alexander Dumas, Jules Janin, Henry de la Latouche laſſen ſich ſieben Mal in der Woche, Eugene Sue und Alphonſe Royer aber gar nicht raſiren.

— Gar nicht?

— Nein ſie raſiren ſich ſelbſt. Dann habe ich einige Kunden, die ſich nur ein Mal in jeder Woche raſiren laſſen: Hierher gehören Paul de Kock (eigentlich kein Romantiker, aber trotz dem ein ſehr geiſtreicher Schriftſteller: er hat zwar einen ſtarken Bart, gehört aber zu den Anhängern des Epicur, die, wie bekannt, nicht viel auf Reinlichkeit halten) und Eugene Scribe (er würde ſich öfter raſiren laſſen, er hat aber zu wenig Zeit, denn alle Bühnen beſtellen bei ihm Vaudevilles). Endlich habe ich noch andere Kunden, die ſich nur alle vierzehn Tage ein Mal raſiren laſſen z. B. Georges Sand.

— Mein Gott, ich glaubte, es wäre
Dame?

— Das iſt ſie auch!

— Und Madame Dudevant läßt ſich raſir

— Ich bitte, ſchreien Sie nicht . . .
könnte es hören. Barbiere und Friſeure ha
ſtillſchweigend die Verpflichtung übernommen,
allen Fällen des Lebens discret, verſchwiegen
ſein.

— Das merke ich! Raſiren Sie nicht
die alten Claſſiker?

— Nicht um die Welt!

— Ei warum nicht?

— Weil die Meiſten ſteife, prüde, langwe
Perückenſtöcke ſind.

Ich lachte daß die Fenſterſcheiben zitterten.

— Nur Einer hat die Ehre von mir
zu werden: Alfred de Vigny . . . ich ziehe
allen Andern vor, nicht etwa weil er Graf
nebenbei fabelhaft reich iſt (ſeine jährlichen Reve
belaufen ſich auf 80,000 Franks), ſondern weil
neuerer Zeit „Chatterton,“ ein Drama geſchri
das, entre nous soit dit, ein Paar ganz paſ

Scenen hat. Mein Freund Janin hat es gelobt . . .

— Sie ſind alſo auch mit Janin befreundet?

— Wir ſtehen auf ſehr freundſchaftlichem Fuße. Als ich ihn heute vor acht Tagen beſuchte, ſchenkte er mir eine ganze Büchſe türkiſchen Tabak, den er Tags vorher von einem unſerer angeſehenſten Diplomaten als Cadeau erhalten. Wir ſind übrigens weitläufige Verwandte. Sein Vater in St. Etienne hatte einen Barbier, der mein leiblicher Vater war. Jules liebt mich wie ſeinen Bruder. Schon mehr als ein Mal hat er ſein Feuilleton, bevor er daſſelbe in die Druckerei geſchickt, mir vorgeleſen und mich in zweifelhaften Fällen um meinen Rath befragt. Ich liebe die Offenherzigkeit und mache nicht viel Umſtände mit ihm. Neulich las er mir eine Kritik über ein neues Vaudeville des Herrn Ancelot vor. Sie war geiſtreich, das iſt wahr, aber beißend, ſehr beißend. Am ſchlimmſten kam dabei die kleine Jenny Vertpré weg. Er ſchrieb unter Anderm: voilà une quarantaine de mauvaise humeur qui a toujours vingt ans. Ah, ſagte ich, das iſt denn doch ein Bißchen ſtark! — Sie ſcheinen ſich für Sie zu intereſſiren. Ja, ſagte ich. — Warum? fragte er. Herr Carmouche, der Gemahl dieſer Mars vom Boulevard, iſt einer meiner älteſten Kunden. — Ah, das wußte ich nicht, ſagte Jules und ſtrich dieſe Stelle, blos mir zu Lieb. Aber ich bitte, ſchweigen Sie davon!

— Verlaſſen Sie ſich darauf.

— Ah ce petit Janin, c' est le géant des feuilletonistes . . . Dann und wann unterſtütze ich ihn mit einigen Calembours. Ich und Odry, wir beſitzen in dieſem Genre von Wortſpielen eine uns eigenthümliche Gewandheit. Die Leſer des Janin'ſchen Feuilleton haben ſchon manches Bonmot belacht, das ich ihm beim Raſiren erzählt. Auf dem Theater du Palais royal ward einmal eine Vaudeville gegeben, welches „Triolet“ hieß, eine abgeblaßte Bluette, in welcher Déjazet und zwei andere Schauſpielerinnen, nicht minder häßlich als jene, die Hauptrollen ſpielten. Waren Sie geſtern im Theater, fragte Jules. Ja, ſagte ich. Nun, wie hat Ihnen das „Triolet“ gefallen? Ce triolet, ſagte ich, est vraiement un trio laid. Charmant, charmant, und wollte vor Lachen faſt berſten. Am andern Montag las ich mein Calembour in ſeinem Feuilleton.

Ich lachte dergeſtalt, daß ich mir die Hüften hal'ten mußte.

— Sie lachen wieder? Worüber?

— Sie können noch fragen? Ueber Ihr Calembour!

— O faſt täglich entſchlüpft mir ſo ein Calembour, Jules ſchnappt ſie auf und weiß ſie dann geſchickt einzuflechten. N' importe! Wir bleiben darum doch gute Freunde.

— Sie haben wohl auch ſchon manches geſchrieben?

— Bis jetzt nur ein Paar Kleinigkeiten.

— Sie heißen?

— Marie-dors tu? eine Parodie auf Victor Hugo's „Marie Tudor“ und Diavolo, le tyran pas doux, eine Perſifflage auf Hugo's „Angelo, Tyran de Padoue.“

— Wie, dieſe beide Stücke ſind von Ihnen?

— Die Stücke eigentlich nicht; aber der Titel. Ich habe ſie im Kaffeehauſe einem unſerer jüngern Vaudevilliſten erzählt und dieſer hat darauf ein Paar Stücke gemacht.

— Sie ſcheinen Victor Hugo ſehr zu lieben?

— Sie irren . . .

— Aber er iſt ja doch der König der jüngern Literatur!

— Und dennoch haß' ich ihn.

— Und warum denn?

— Weil er ſich jetzt nicht mehr von mir raſiren läßt. Früher gehörte auch er zu meinen Kunden. Als er mir den zweiten Act ſeiner Marie Tudor vorlas, hatte ich Manches daran auszuſetzen — namentlich an dem Einfaltspinſel von Ciſelirer, der gewiſſermaßen eine Hauptrolle darin ſpielt. Victor verträgt keinen Tadel — und ſo kam es, daß wir uns überwarfen. Seit dieſer Zeit raſirt er ſich ſelbſt.

Ich wollte platzen vor Lachen.

— Worüber lachen Sie?

— Ich lache noch immer über Ihr Trio laid. Apropos, ſagten Sie nicht vorhin, daß Sie auch Herrn von Balzac raſiren?

— Zu dienen, fünf Mal wöchentlich. Ah das iſt ein charmanter Mann! Haben Sie ſeinen neuen Roman „Père Goriot“ ſchon geleſen?

— Ich habe ihn bis jetzt noch nicht erwiſchen können.

— Morgen ſollen Sie ihn haben, Balzac ſchenkt mir von jedem neuen Werke, das von ihm erſcheint, ein Prachtexemplar, auf deſſen Titelblatt er ein Paar freundliche Worte ſchreibt: Offert à Mr. Narcisse comme témoignage d'estime, faible marque de réconnaissance, cadeau d' amitié, oder ſo was dergleichen.

— Ich beneide Sie.

— Ah, das haben mir ſchon viele geſagt.

— Sie dürfen ſtolz auf ſolche Freunde ſein.

— Das bin ich auch!

— Raſiren Sie nicht auch die Theater!

— Ich raſire nur die große Oper und die Porte St. Martin.

Mr. Narciſſe weihte mich jetzt in alle Myſterien, Intriguen und Aventüren der Couliſſenwelt ein, und ſo erfuhr ich durch ihn Manches, was ich ſonſt wohl nicht erfahren hätte.

Ich ließ mich täglich von ihm raſiren, und täglich wußte er mir etwas Neues zu erzählen. Mr. Narciſſe war eine Zeitung von Fleiſch und Blut, die ambulante Chronique ſcandaleuſe der guten Stadt Paris und dabei eine Virtuoſe, der in der Kunſt zu lügen ſogar den gascogniſchen Münchhauſen: den alten Herrn von Crac in Collin d' Harleville's geiſtreichem Luſtſpiel: „Le menteur et son fils“ übertraf.

II.

Neolie.

1.

Die Seine hatte einen Leichnam ausgeworfen. Zwei Fiſcher fanden ihn unfern des Ufers.

— Alſo eine Frau!

— Und was für eine Frau.

— Du haſt Recht, ſie muß verteufelt ſchön geweſen ſein.

— Sieh' doch, welch' ein runder, voller, üppiger Cadaver!

— Welch' eine kleine, niedliche Hand!

— Und die hübſchen, langen Nägel!

— Und das ſchöne, ſchwarze Haar!

— Und der ſchneeweiße Teint!

— Ich könnte ſie küſſen.

— Thu's nicht, 's iſt eine Sünde.

— Sieh nur die feine Wäſche... eine Blouſe mit Spitzen beſetzt... gewiß etwas Vornehmes!

— Wir wollen ſie auf eine Bahre laden und auf die Mairie tragen. Wir bekommen dann zehn Francs...

— Und können uns heut' einen luſtigen Tag machen.

— Gieb Deinen Mantel her, wir wollen die Leiche damit bedecken.

Und ſie thaten es, luden die Bahre auf ihre Schultern und gingen auf die Mairie.

— Guten Morgen, Herr Adjoint.

— Was bringt Ihr?

— Einen Leichnam, den wir ſo eben am Pont neuf gefunden.

Der Adjoint, ein junger, ſtutzerhafter Mann beſichtigte die Leiche durch ſein Lorgnon, ſetzte das Visum repertum auf und zahlte den beiden Leuten die zehn Francs aus. Sie bedankten ſich und gingen in ein Weinhaus.

— Wenn uns der liebe Gott alle Tage eine Leiche ſchenkte, dann wären wir in zwei Jährchen reiche Leute, ſagte der Eine.

— Wein her! rief der Andere.

Die Leiche wurde ſofort an die Morgue abgeliefert.

Man wuſch ſie, legte ſie auf die etwas erhöhte Tafel, worauf bereits zwei andere Leichname lagen, bedeckte den nackten Oberkörper mit einer rothen Tuchdecke und hing über ihrem Haupte die durchnäßten, ſchlammbeſchmutzten Kleider auf, die man ihr ausgezogen hatte.

Schon zwei Tage lag die Leiche und noch kam Niemand, der ſie von der Morgue zurückforderte. Denn wenn ein Verwandter oder Freund die Leiche reclamirt, ſo wird ſie ihm gegen Erſtattung der Koſten ausgeliefert, damit er ſie kann beerdigen laſſen. Wenn ſich aber Niemand meldet, ſo wird der Leichnam an die Anatomie ausgeliefert, und der Betrag dafür gehört dem Greffier der Morgue.

— Ein friſcher, unverweſter Leichnam, ſagte der Greffier zu ſeiner Frau. Den geb' ich nicht unter 100 Francs her.

— Sollte die Arme der Anatomie anheim fallen, ſo bitte ich Dich, lieber Mann, mir einen Gefallen zu erweiſen.

— Was begehrſt Du?

— Die Leiche hat ſchönes langes Haar... die Farbe gleich der Farbe der Meinigen...

— Ich verſtehe Dich, liebes Weib, ſprach der Greffier...

Am dritten Morgen trat ganz früh ein junger blaſſer, verſtörter Mann in die Morgue, ſchob den rothtuchenen Vorhang weg, ſtarrte durch die Glasthür und rief:

— Gefunden!

D'rauf riß er an der Glocke, die an der Thür angebracht iſt, welche zu der Wohnung des Greffiers führt, der in der Morgue wohnt und hier, wie man mir erzählt hat, ein ſorgenfreies, glückliches Leben führt.

— Sind Sie der Greffier, fragte der junge Mann.

— Ich bin's, womit kann ich dienen?

— Der weibliche Leichnam, der, ich weiß nicht ſeit wann, zur Schau ausliegt, iſt meine Schweſter.

— Können Sie ſich legitimiren?

— Hier ſind meine Papiere.

— Gut! Wann wollen Sie die Leiche abholen laſſen?

— In einer Stunde. Was bin ich Ihnen ſchuldig?

— Zehn Francs.

— Hier iſt ein Louisd'or... An dem kleinen Finger ihrer linken Hand ſteckt ein goldener Reif...

— Die Kleider und alles, was man bei der Leiche fand, gehören der Morgue.

— Ich zahle Ihnen 1000 Francs dafür.

— Ich gebe ſie nicht für das Doppelte.

— Warum nicht?

— Das iſt ein Aberglaube...

Der junge Mann ſeufzte und ging.

Bald darauf wurde die Leiche abgeholt und Nachts auf dem Père Lachaise begraben.

2.

Neolie war ſeit ſechs Monaten die Frau eines reichen Bankiers. Ein wichtiges Geſchäft rief ihren Mann nach Lyon. Sie ſollte mit ihm reiſen, allein der Arzt rieth es ihr ab, weil ſie, erſt unlängſt von einem hartnäckigen Fieber geneſen, noch zu ſchwach und angegriffen war. Der Gemahl gab ihr einen Kuß auf die Stirn, ſagte Lebewohl und ſetzte ſich in ſeinen Wagen. Er liebte ſeine Frau, aber, wie alle Geſchäftsleute, nur dann, wenn er keine wichtigen Abhaltungen hatte. Er war aufmerkſam, zärtlich gegen ſie, aber in der Regel nur des Abends, nachdem er ſein Comptoir und ſeine Bücher geſchloſſen. Seine Liebe richtete ſich nach dem Cours der Staatspapiere, ſtiegen ſie, war er zärtlich, fielen ſie, war er mürriſch. Es wird Leute geben, die dies ganz natürlich, Andere, die dies ganz abſcheulich finden werden. Neolie hatte Nachſicht mit ſeinen Schwächen und fühlte ſich glücklich, denn er war reich und dabei ſo galant, keinen ihrer Wünſche zu überhören. Sie hatte eine Loge im Theater, ein Hotel in der Stadt, eine Villa auf dem Lande, die ſchönſte Garderobe, den reichſten Schmuck und mehr verlangte ſie nicht.

Früher, bevor der reiche Mann um ihre Hand angehalten, hatte ſie ſich die Huldigungen eines jungen Negers gefallen laſſen, der aus Sanct Domingo nach Paris gekommen war, um einen ziemlich verwickelten Erbſchaftsprozeß zu beſchleunigen. Roſanni (ſo hieß der junge Neger) konnte der

Ausgang dieſes Prozeſſes nicht erwarten: gewann er ihn, war er ein Millionär, verlor er ihn, war er ein Bettler. Acht Tage nach ſeiner Ankunft in Paris hatte er Neolie, die Tochter ſeines Advokaten, kennen gelernt. Ihr Auge, ein Paradies, in welchem tauſend Houri's ſchwärmten, hatte in dem Herzen des jungen Negers die Gluth der erſten Liebe angefacht. Ihre blühenden Reize flechten Feſſeln, die ihn zum Sclaven ihrer Schönheit machten. Er war wie der Schatten an ihre Ferſe gekettet, folgte ihr, wenn ſie luſtwandelte im Garten ihres Vaters, küßte die Spur, die ihr Fuß auf dem ſandigen Boden zurückgelaſſen, küßte die Bank, auf der ſie ausgeruht, küßte den Baum, der ſein grünes Blätterdach über ſie ausgebreitet, küßte jede Blume, die von ihrer Hand begoſſen und war überſelig, wenn ein Blick ihres Auges ihn ahnen ließ, daß ſie ihn wieder liebe. Und wäre ihr Herz härter als Diamant geweſen, Roſanni's feurige, glühende Liebe hätte es erweichen, ſchmelzen müſſen. Sie geſtand, daß ſie ihn liebe; doch als er, im Taumel des ſeligſten Entzückens, um ihre Hand anhielt, rief ſie die kalte Vernunft zu Hülfe und überlegte und hielt ihn hin von einem Tage zum andern, bis der Prozeß entſchieden war und als ſie erfuhr, daß er ihn verloren, erſtickte ſie die Flamme der Liebe und — zog einen alten reichen Bankier dem jungen armen Neger vor.

Eines Abends, als ſie gegen Mitternacht aus der großen Oper kam und ſich zu Bett begeben wollte, rief ſie ihr Kammermädchen, das ſie entkleidete.

— Wann ſoll ich Sie wecken, fragte Deniſe.

— Gegen Zehn, ſagte Neolie und hüllte ſich tief in den Schaum ihrer Betten.

— Schlafen Sie wohl, gnädige Frau.

— Gute Nacht, Deniſe, vergiß nicht zuzuſchließen.

Sie will eben die Lampe auslöſchen, da hört ſie, wie das Balconfenſter, deſſen Ausſicht in den Garten ging, leiſe geöffnet wird.

Sie ſpringt aus dem Bett heraus... Roſanni ſteht vor ihr, den Hut auf dem Kopf, eine Reitgerte in der Hand.

— Jeſus Chriſtus! Was willſt Du von mir?

— Dich fragen, ob Du bereit biſt, die Wünſche meiner heißen Liebe zu erfüllen. Sprichſt Du nein, ſo geſchieht ein Mord (bei dieſen Worten zog er ein Piſtol hervor). Du erbebſt, glaubſt Du, daß ich Dich erſchießen will? Nein das wäre ſchändlich, abſcheulich, niederträchtig. Aber mich, mich will ich tödten, denn wozu noch länger leben auf einer Welt, die mir nichts mehr bieten kann, als das Gift verſchmähter Liebe: Eiferſucht, Haß, Rache, Wuth, Gram und Verzweiflung. Sprich, was ſoll geſchehen? Willſt Du mich erhören oder mich als Leiche hier zu Deinen Füßen ſehen? Du bebſt, Du weinſt, Du ringſt die Hände ... laſſ' dieſe Poſſen, nichts kann von meinem Vorhaben mich zurückhalten. Sprich: Ja! Neelie, und gieb mir mit dieſem einzigen Worte das Glück zurück, das Du ſo grauſam zertreten, die Liebe, die Du ſo ſchnöde zurückgewieſen, den Frieden, den Du mir geraubt, das Leben, das Du mir geſtohlen haſt.

— Wahnſinniger, was verlangſt Du von mir?

— Eine Gunſt, um die ich Jahre lang gebettelt, ein Zeichen, daß Du Liebe mit Liebe belohnſt. Ich hab' ein Recht, es zu verlangen, denn Du haſt mich geliebt, haſt geſchworen, mich zu lieben, ſo lange Du lebſt. Haſt Du Deine Schwüre gehalten? Nein, Meineidige, nein! Einen Elenden haſt Du mir vorgezogen. Und warum? Etwa darum, weil ſeine Liebe größer, wahrer, inniger als die meinige iſt. Nein, nur darum, weil er reich, Roſauni aber ein Bettler iſt. O, was hätte ich nicht alles gewagt, um reich zu werden, wie er, der Verhaßte. Meinen Vater, meinen Bruder, den liebſten meiner Freunde hätte ich meuchelings ermorden können, um ihm ſeinen Mammon zu ſtehlen. Leichen hätte ich ausgeſcharrt, ſie ihres Schmucks beraubt und Deine Stirn damit geſchmückt...

— So ſpricht nur ein Wahnſinniger.

— Ja ich bin wahnſinnig, wahnſinnig aus Liebe, aus Liebe zu Dir, zu Dir, die mich beſchimpft, verrathen, betrogen hat.

— Fliehe oder (ſie griff nach der Klingel, die auf dem Nachttiſche ſtand).

— Ei nun, warum ſchellſt Du nicht? Schelle, ſchelle bis morgen, bis zum jüngſten Tag, man wird Dich nicht hören, denn ich war vorſichtig, den Klöppel auszureißen, als ich vor einer Stunde hier in Deinem Zimmer war...

— Elender, fliehe oder ich rufe um Hülfe.

— Ein Laut und ich tödte Dich.

— Hab' Erbarmen!

— So fleh' auch ich.

— Ich kann, ich darf Dich nicht erhören.

— Wohlan, ſo ſei's!

Roſanni ſpannte den Hahn ſeiner Piſtole und führte ſie zu ſeinem Munde.

— Halt' ein, Unglückſeliger, rief ſie erſchreckt und fiel in ſeinen Arm. Blutdürſtiges Thier, ſchlage Deine Tatzen in mein Fleiſch, zerreiße mich mit Deinen Zähnen, beſudle mich mit Deiner Liebe, ſchände und vernichte mich.

Erſchöpft ſank ſie in ſeine Arme, die ſich wie eiſerne Klammern um ihre Hüften ſchlangen.

— Weh' mir, mein Kind, mein armes Kind! ſchrie ſie.

— Was hör' ich. Mutter biſt Du?

— Ja, Unglücklicher! Ehre die Mutter um des Kindes willen.

Zähneknirſchend ließ er die Piſtole fallen und wandte ſein glühendes Geſicht von ihr ab. Neolie hatte die Geiſtesgegenwart, das Mordgewehr raſch aufzuheben.

— Dank Dir, Vater im Himmel, jetzt bin

ich gerettet. Wahnſinniger, fort, fort aus meinen Augen oder Du fällſt von meiner Hand getroffen.

— Tödten willſt Du mich? Nur ein albernes Weib, wie Du, zittert vor einer Piſtole, die nicht geladen iſt.

— Nicht geladen?! So haſt Du alſo nur Komödie geſpielt. Infam, doppelt infam, denn Du biſt ein feiger Schuft.

— Ich feig? Elende, rief er aus, hob, vom Zorne übermannt, ſeine Reitpeitſche von der Erde auf und ſchlug ſie in das Geſicht, daß aus Naſe und Mund das Blut hervorquoll.

Durch den Schreck electriſirt, hatte ihre Hand unwillkührlich den Hahn der Piſtole geſpannt. Ein Schuß und — Roſanni fiel getödtet zu ihren Füßen nieder.

— Alſo doch geladen, rief ſie und ſtürzte auf Roſanni, der röchelnd in ſeinem Blute lag. Sie beugte ſich über ſein Geſicht und ihr Blut quoll auf ſeine Stirn herab.

— Unglücklicher! es iſt wahr, daß ich Dich beſchimpft, verrathen, betrogen habe... es iſt wahr, daß ich den Schwur der Liebe gebrochen und mein Herz einem Unwürdigen geſchenkt, der mich nie geliebt. Jetzt, jetzt erſt fühle ich, wie Du mich geliebt. Aber die Schmach, die ich Dir zugefügt, ſoll gerächt werden... Du ſtirbſt... ſo will auch ich nicht länger leben... Noch in dieſer Nacht begrabe ich mich und meinen Schmerz, das beſchwör' ich bei dem ewigen Gott, der mir verzeihen möge, was ich geſündigt. Sterben will ich, um dort Droben mit Dir vereint zu ſein. Leb wohl, mein Geliebter, leb wohl ... bald, bald ſehen wir uns wieder in einer ſchönern, beſſern Welt.

Sie küßte ſeine Hand, eilte durch die Thür in den Garten, kletterte über den Zaun und ſprang in die Seine, die unweit des Gartens vorüberfließt.

3.

Fünf Tage nach Neolie's Beerdigung kehrte ihr Gemahl von ſeiner Reiſe zurück.

— Ich kann ſie nicht bedauern, ſagte er zu ihrem Bruder, aber ich will ihr ein Denkmal ſetzen laſſen, über das ganz Paris ſich verwundern ſoll.

III.

Djeck.

§. 1.

Kurz und gut: er liebte ſie. Sie aber wollte von ihm nichts wiſſen. Er ſeufzte, ſtöhnte, klagte, weinte, raſ'te und verzweifelte. Und ſie? Sie lachte.

Es giebt Frauenherzen, die ſo dicke Häute haben, daß ſelbſt der ſpitzeſte Pfeil aus Kupido's Köcher ſie nicht durchdringen, nicht verwunden kann; Herzen von Asbeſt, die dem Feuer der Liebe, wie juchtene Stiefel der Näſſe widerſtehen; Herzen von Granit, die nichts rühren kann, als der Schlag. Cephalie's Herz war, wie Jericho, von ſieben unüberſteigbaren Mauern umgeben. Seine Liebe wollte dieſe Palliſaden erklimmen, aber immer, wenn er ſich am Ziele glaubte, glitt er aus und fiel vom Himmel auf die Erde.

Man muß es Charles, dem jungen Maler, zu ſeinem Ruhme nachſagen, daß er jedes Mittel angewendet, Cephalie's Zuneigung zu gewinnen. Er war von allen ihren Anbetern der unermüdlichſte; er überſchüttete, er erdrückte ſie mit Aufmerkſamkeiten, eine zehnmal zarter, als die andere. Täglich ſchickte er friſche Blumen, um die Teraſſe ihrer Antichambre, die Niſchen ihres Boudoirs aufzuſchmücken; ſo oft er ſie beſuchte, (was, en passant geſagt, öfterer geſchah, als Cephalie es wünſchte) brachte er ein neues Blatt für ihr Album, das eine der reichhaltigſten Sammlungen der ſauberſten Originalzeichnungen von Johannot, Grévedon, Maurin, Gigoux, Gavarni, Monnier und hundert andern Künſtlern war. Seine Aufmerkſamkeit erſtreckte ſich ſogar auf ihre Umgebung; ſo oft er kam, brachte er Herrn Dieck, dem ſeidenhaarigen Spitz, und Lilas, dem buntfederigen Arras, Biscuit und Paſtetchen von Felix, dem König aller Paſteten-Bäcker mit, denn er wußte, daß Dieck ihr Augapfel, Lilas ihr Herzblatt war. „Meinen Dieck,“ ſagte ſie einmal, „liebe ich mehr, als den ganzen Geckenſchwarm, der ſo raſtlos mich umkreiſt. Stürbe Dieck, ich würde unglücklich ſein und ihn aufrichtiger beweinen, als Calypſo ihren Ulyſſes. Es giebt keinen zweiten Spitz, der ſo hübſch und ſo artig iſt, wie mein Djeck."

Doch zurück zu unſerm Charles! Was that er nicht Alles, um ihrer ſchwachen Seite, ihrer Eitelkeit zu fröhnen. Ihr Bild, von ſeiner Hand gemalt, prangte in jeder Kunſtausſtellung, heute als Venus Anadyomene, morgen als Pallas Athene, hier als Leda, dort als Io. Wie Raphael die ſchöne Fornarina, ſo wollte Charles die ſchöne Cephalie unſterblich machen durch ſeines Pinſels Meiſterſchaft. In der letzten Kunſtausſtellung bewunderte ganz Paris das Bild einer Dame, auf deren Schoos ein Hündchen lag, das Jeden, der ſeiner Gebieterin ſich genaht, anzubellen ſchien. Die Dame war Cephalie, das Hündchen war Djeck. Aber alle dieſe zarten Aufmerkſamkeiten prallten an dem Harniſch ihrer Caprice ab. Ob Poeſie über Frauenherzen mehr vermag, als Malerei? Er verſuchte es und flocht im Schweiße ſeines Angeſichts Sonettenkränze für die Schläfe ſeiner angebeteten Göttin, Sonette, die ſie ungeleſen ihrem Friſeur zu Papillotten übergab.

Wie geſagt, Charles verzweifelte. Und wahrlich, er hatte Grund dazu. Andere ihrer Anbeter, weder aufmerkſam noch zärtlich, wurden von ihr begünſtigt, und Charles, der ſich erſchöpfte in Aufmerkſamkeiten jeder Art, wurde verſchmäht. Es giebt Frauenherzen, die ſich nur dann von uns kirren laſſen, wenn wir ſie en bagatelle behandeln, Frauen die uns lieben, wenn wir ſie mit Füßen treten. Zu dieſer Claſſe gehörte auch Cephalie, die, beiläufig geſagt, eine Engländerin war. Die Engländerinnen haben die kleinſten Füße und die größten Capricen. Aus zwei deutſchen Damenfüßen kann man bequem drei franzöſiſche und vier engliſche machen, aber deſto größer ſind die engliſchen Capricen. Cephalie war vom Scheitel bis zur Zehe Caprice, Caprice und wieder Caprice. Sie verſchmähte den Maler, aus Caprice — ſie liebte ihren Hund — aus Caprice. Ihren Djeck behandelte ſie beſſer, als den ganzen Areopag ihrer Anbeter. Sie nahm ihn in jede Geſellſchaft mit, ging nirgends hin ohne den vierbeinigen Cicisbeo; beſuchte ſie eine ihrer Bekannten, die ſie nicht zu Hauſe fand, ſo gab ſie bei dem Portier ihre und ihres Hundes Karte ab, worauf

Monsieur Djeck
Premier Carlin de Madame Cephalie

zu leſen war.

Was verzeiht man nicht Alles einer jungen Frau, die noch dazu ſchön und reich iſt. Ihr Mann, ein Stück Parlamentsmitglied, das zur rechten Zeit an einer zurückgetretenen Rede geſtorben war, hatte ſie zur Univerſalerbin ſeines großen Vermögens eingeſetzt. Acht Tage nach ſeinem Tode war ſie nach Paris gekommen. 10000 Pfund jährlicher Revenuen und noch obendrein ſchön, bildſchön — das zieht überall.

Cephalie machte ein großes Haus: ſie gab luculliſche Diners, ſardanapaliſche Feſte. Ihr Koch war ein Eleve des berühmten Culinographen Carême, der erſt bei Ludwig XVIII., ſpäter beim Herrn von Rothſchild fungirte; ihr Keller war ein Pandämonium der köſtlichſten Weine, und ſie, ſie wär eine ſchöne, gefallſüchtige Frau; kein Wunder, daß ihr Salon einer der beſuchteſten der Faubourg St. Germain wurde.

Bei einer dieſer Soirées kränkte ſie den armen Charles auf eine wirklich empörende Weiſe: er lud ſie erſt zum Contredanſe, dann zur Quadrille und zuletzt zum Cotillon ein.

„Ich bin ſchon verſagt, mein Lieber," ſprach ſie jedesmal und ließ ihn ſtehen.

„Nur einen einzigen Augenblick," ſprach Charles, der ſie zurückhalten wollte — „nur auf ein Wort —"

„Später, ſpäter, jetzt habe ich keine Zeit," ſagte ſie kalt, und flog trällernd zu einem Andern.

„Das iſt zu arg!" rief Charles, leerte einen Becher Eis und fuhr nach Hauſe. Mißmuthig warf er ſich auf die ſchwellenden Kiſſen des Sopha's.

„Die pyramidaliſche Kälte dieſer Frau iſt nicht länger zu ertragen," ſagte er. „Sie behandelt mich wie einen Stiefelputzer, Scheerenſchleifer, Trödeljuden, mit einem Worte, en canaille; ich muß dem Ding ein Ende machen. Aber wie? Ihr entſagen? Das kann ich nicht. Sie vergeſſen? Das noch weniger, denn ich liebe ſie, liebe ſie mehr, als mich ſelbſt und kann nicht leben ohne ſie, die mir Himmel und Erde, Sonne und Mond, Stern und Blume, Glück und Wonne, mein Alles iſt.

Sie weiß dies und bleibt kalt und ſchenkt mir nicht einmal ihr Mitleid. Sie ſpottet meiner Qualen und ſpannt mich durch ihre kalte Gefühlloſigkeit auf die ſchrecklichſte Folter. Ich hab' es ſatt. — Das Leben iſt mir eine drückende Laſt — ich werfe ſie weg. — Noch heute? Nein! Heute iſt es ſchon zu ſpät, aber morgen, morgen mit Tagesanbruch biete ich meinem Leben ein Schach, das ihm und ſeiner Qual ein Ende machen ſoll. Und jetzt — ach, wie brennt mein Kopf — jetzt wird es Zeit ſein, daß ich mich ſchlafen lege.

Ich brauche keinem meiner Leſer zu erzählen, daß, bevor man zu Bette geht, man ſich in der Regel auszieht. — Im Bette las Charles noch ſieben Capitel in Sainte Beuve's „Volupte“. — Merkwürdig: ich ſchlief beim Leſen dieſes Buches ſchon beim dritten ein.

§. 2.

Am andern Morgen gegen Eilf, ging Charles in eine Apotheke.

— Mein Herr!

— Was wünſchen Sie?

— Gift!

— Was für Gift?

— Gleichviel, was für welches, Blauſäure, Schwefelſäure, Arſenik, Operment —

— Was wollen Sie damit?

— Verſuche machen.

— Sie wiſſen, mein Herr, daß wir Apotheker —

— Aha, ich verſtehe. Da, nehmen Sie dieſe zwei Louis und laſſen Sie die Skrupel fahren.

— Ganz, wie Sie befehlen. Hier iſt Arſenik.

— Muß man ſich lange damit herum quälen?

— Nur zwanzig Minuten. —

— Bon! Leben Sie wohl!

— Ich empfehle mich. Wenn Sie wieder etwas brauchen, ſo —

Aber Charles war ſchon zur Thüre hinaus. Der Apotheker ſah ihm nach und grinſ'te, wie ein ſchadenfroher Faun.

Charles bog eben um die Ecke der Rue Richelieu, da rannte er an Felicien, einen ſeiner Bekannten an, der ſich ſeit kurzer Zeit auf's Vaudeville gelegt und bereits 5 Stücke geſchrieben, von denen, (berechtigt das nicht zu ſchönen Hoffnungen?) nicht mehr als fünfe durchgefallen waren.

— Wohin? fragte der neue Molière.

— Nach Hauſe, antwortete der Maler und wollte weiter gehen.

— Warum ſo eilig?

— Ich muß fort.

— Diantre, Du ſiehſt verteufelt traurig!

— Ich reiſe.

— Und wohin?

— Das iſt ein Geheimniß.

— Wann kehrſt Du zurück?

— Wahrſcheinlich niemals.

— Was heißt das?

— Das wirſt Du morgen, vielleicht noch heute erfahren.

— Nun, dann reiſe in Gottes Namen; zuvo aber mußt Du mit mir frühſtücken.

— Ich habe keinen Appetit.

— Deſto beſſer, um ſo aufmerkſamer wirſt D zuhören, wenn ich Dir mein neues Vaudevill vorleſe.

— Verſchone mich damit — ich bin nicht au gelegt dazu —

— Was? Nicht aufgelegt? Oſtrogothe, Viſ

gothe, Vandale, Beduine, Hottentott, Barbar, ſchäme Dich!

— Schämen? Und warum?

— Du kannſt noch fragen, Antediluvianer! Halt, damit ich's nicht vergeſſe: bei Vefour ſind friſche Hummern angekommen.

— Wirklich?

— Bei meinem neunten Vaudeville!

— Eh bien, ſo will ich Dir das Vergnügen erweiſen, Dein Gaſt zu ſein.

— Guter Menſch!

Sie gingen ins Palais royal.

§. 3.

Es ſchlug eben Drei, als Dichter und Maler aus dem Palais royal kamen. Es war ein Dejeuner comme il faut. Sie hatten junge Hühner und Spargel, Auſtern und Hummern, Chateau Laroſe und Sillery, und letztern in ſolcher Maſſe genoſſen, daß Beide ſich in jenem Halbrauſch befanden, den man in der Kunſtſprache „Stich, Hieb, Säbel oder Haarbeutel" zu nennen pflegt. Felicien hatte ſein Vaudeville vorgeleſen, Charles, aus Achtung, die er einem ſo guten Frühſtück ſchuldig zu ſein glaubte, andächtig zugehört und dann und wann ein herablaſſendes „Charmant, Charmant!“ gemurmelt. So ſchieden beide Freunde, einer mit dem Andern zufriedener, als je. Der Dichter hatte ſein Vaudeville, der Maler ſein Gift in der Taſche. Dieſer ſuchte den Tod, Jener das Leben auf.

— Bevor ich Gift nehme,“ ſagte Charles, als er bei ſich zu Hauſe war, „will ich zuerſt mein Teſtament machen und dann an Cephalie einen Brief ſchreiben, worin ich von ihr Abſchied nehme.

Er nahm ein unbeſchriebenes Notenblatt und ſchrieb darauf ſein Teſtament. Die Garderobe vermachte er ſeinen Barbier, dem er noch 60 Franc's; Uhr, Lorgnette und Ringe ſeiner Wirthin, der er noch 300 Francs ſchuldete, und ſeine übrigen Schulden vermachte er dem lieben Herrgott. Violà tout!

Darauf ſchnitt er eine neue Feder und ſchrieb an Cephalie.

Madame!

„Wenn Sie durch die Stadtpoſt dieſen letzten
„Gruß von mir erhalten, bin ich nicht mehr unter
„den Lebenden. Um meinen Qualen ein Ende
„zu machen, habe ich beſchloſſen, Gift zu nehmen.

„Mögen Sie dieſen Mord bei Gott und Ihrem „Gewiſſen verantworten und eine Thräne dem „Manne ſchenken, der nie aufgehört hat, Sie zu „lieben von ganzer Seele.“

„Charles.“

Er gab das Billet ſeiner Wirthin, die es auf die Stadtpoſt trug. Charles verriegelte die Thür, ließ die Rouleaux herab, nahm das Gift und ſah auf die Uhr.

— Drei Viertel auf Fünf. In 20 Minuten, ſagte der Apotheker. Gottlob, dann hab' ichs bald überſtanden! — Cephalie, Cephalie, warum haſt Du ein Herz verſchmäht, das Dich geliebt, wie Dich keines noch geliebt! (Er riß die Weſte auf und warf die Halsbinde weg.) Weiber, Weiber, Ihr ſeid nicht werth, daß man Euch liebt. Ihr ſpielt mit unſern Herzen, als wären ſie werthloſe Rechenpfennige — Ihr zerreißt ſie, Ihr werft ſie weg, wie Karten, womit man nicht mehr ſpielen kann. Eure gleißneriſchen Augen ſind Scorpione, die ihren widerhakigen Stachel in unſer Herz drücken und Wunden zurück laſſen, die nichts heilen kann, als der Tod.“

Er ſah auf die Uhr. „Neue Linie — Funfzig Minuten auf Fünf. Ich habe eine Viertelſtunde noch zu leben. Ach, das Leben iſt doch ſchön! Aber Leben ohne Liebe? Tanz ohne Muſik — Muſik ohne Harmonie — eine herzzerreißende Katzenmuſik, ein jammervolles Charivari. Leben ohne Lieben, lieber ſterben. Sterben! Grauenhaftes Wort, Du machſt das Blut in meinen Adern ſtecken, Du treibſt auf meine Stirne kalte Schweißtropfen.“

Er ſah auf die Uhr.

„Fünf und funfzig Minuten auf Fünf! Jede Secunde bringt mich näher dem Tode. Und ſind wir todt, was wird aus uns? Räthſel, das noch Keiner gelöſt! Tod, Tod, Du biſt ſchrecklicher, als ich Dich gedacht. Grauſame Cephalie, was ich litt und was ich leide, ich leide es durch Dich, für Dich. Ach, hätte ich Dich nie gekannt. Du warſt die Wolke, die die Sonne meines Lebens in ewiges Dunkel gehüllt! Deine Schönheit hat mich erquickt, Dein Stolz hat mich gemartert, gequält, gefoltert und — getödtet.“

Er ſah auf die Uhr.

„Bald ſchlägt es Fünf. Ich ſtehe an der Schwelle des Todes und fühle ſeinen giftigen, lebenverſengenden Hauch. Mein Auge verdunkelt ſich, mein Kopf brennt, Fieberfroſt durchrieſelt Mark und Bein. In meinen Eingeweiden wühlt ein Schmerz, ſcharf und ſchneidend, wie hundert Schwerter. Apotheker, Du haſt Recht — Dein Gift hat ſchnell gewirkt! Ich fühl's, ich ſterbe: gute Nacht, Cephalie!“

Er ſank bewußtlos auf die Kiſſen des Sophas zurück.

§. 4.

Es war ein herrlicher Maimorgen. Der Frühling ſchaute lachend von den mit tauſend Blüthen überkleideten Bäumen herab. — Die Blumen öffneten ihre Kelche, um den warmen Strahl der Sonne einzuſaugen. Die Vögel hüpften zwitſchernd von Aſt zu Aſt, die Schmetterlinge umgaukelten den bunten Wieſenflor. In den Straßen aber war es ſtill und öde, Paris lag noch im tiefen Schlummer. Die Sonne blinzelte neugierig durch die zurückgezogenen Gardinen und herabgelaſſenen Rouleaux.

Charles, der arme Charles, lag bleich auf ſeinem Sopha ausgeſtreckt. Er ſchien nur zu ſchlafen Es ſchlug ſieben, es ſchlug acht, es ſchlug neun — die Todten haben einen feſten Schlaf; plötzlich Wunder über Wunder, ſchlug Charles die Auge auf, dehnte und reckte ſich, ganz wie ein Lebende und rieb die Augen, rieb die Stirn und ſpran dann vom Sopha auf.

— Träume ich, wach' ich? rief er aus und ſa ſich verwundert im Spiegel an. „Was Teufe hab' ich denn nicht Gift genommen, bin ich den nicht geſtorben, hat man mich denn nicht bee digt ??? Hab' ich denn dies Alles nur geträumt Nein, nein, ich habe nicht geträumt, ich weiß mi genau zu erinnern, daß ich in der Rue Richeli geweſen, daß ich dort Gift, Arſenik gekauft, d ich dem Apotheker zwei Louis, meine letzten zw Louis gegeben, daß ich das Gift verſchluckt hab daß man mir das Leichenhemd angezogen und mi in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes Clam beerdigt hat. Ich hörte eine Hand voll Sa nach der andern auf meinen Sarg fallen — ſah Cephalie an meinem Grabe — ſah eine Thrä in ihrem Auge — ach, das beweiſ't, daß ich n geträumt habe. — Aber Himmel Tauſend Donnerwetter, Gift habe ich dennoch genommen, das weiß ich zu beſtimmt, hier auf dem Tiſche liegt ja noch das Papier, in dem es eingehüllt war; noch jetzt fühle ich das Kneifen und Zwicken im Leibe, aber ich lebe und fühle mich friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer. Sollte die Doſis, die er mir gegeben und die ich ganz verſchluckt habe, zu klein geweſen ſein? Ich will hingehen zum Apotheker und fragen, wie das zugeht.

Geſagt, gethan.

— Guten Tag, mein Herr, ſprach Charles zu dem Apotheker, bei dem er Tags zuvor das Gift gekauft.

— Guten Tag, mein Herr, erwiederte der Pharmaceut und rückte ſein Käppchen in die Höhe.

— Hören Sie, ſprach der Maler, das Gift, das Sie mir verkauft, taugt nichts!

— Wie ſo?

— Ich habe die ganze Paſtete verſchluckt, bin aber, wie Sie ſehen, nicht geſtorben.

— Das finde ich ganz natürlich, mein Herr.

— Natürlich, wie ſo?

Ich hatte mich vergriffen und Ihnen ſtatt Arſenik blos Magneſia gegeben.

Beide ſchlugen ein lautes Gelächter auf.

§. 5.

Unterdeſſen hatte Cephalie ſeinen Brief erhalten. Glaubt Ihr, ſie habe ſich Gewiſſensbiſſe gemacht? Nein — der Brief ließ ſie kalt und gleichgültig; es war ein andrer Schmerz, der ſie jetzt beunruhigte. Djeck, ihr Lieblingshund, der geſtern auf den Boulevards mit ihr promenirte, hatte zum erſten Male ſich verlaufen. Cephalie war untröſtlich.

Charles wußte nicht, was er machen ſollte. Die Luſt zum Sterben hatte er verloren, die Luſt zum Leben war neu in ihm erwacht. Aber was wird Cephalie ſagen, wenn ſie erfährt, daß der, der ihretwegen Gift genommen, nicht geſtorben iſt. Sie wird glauben, Charles habe dieſe Liſt blos deshalb erdacht, um ſie zu ängſtigen. Um ihrem Spott aus dem Wege zu gehen, um ihr Bild aus ſeinem Herzen zu verdrängen, beſchloß er, Paris zu verlaſſen und nach Italien zu gehen.

Abends, als er gedankenvoll aus dem Théâtre du Gymnase kam und eine Seitenſtraße des Boulevard de bonnes nouvelles einſchlug, um nach Hauſe zu gehen, ſprang ein Hund ihn an. — Er erkannte ihn.

„Djeck, Djeck,“ rief er, „ei, wie kommſt denn Du hierher?“

Der Hund wedelte mit dem Schweife und machte vor Freude, daß er einen Bekannten gefunden, Sprünge, die poſſirlich und dennoch rührend waren.

Ihr Schriftſteller ſeid große Egoiſten. Ihr ſchildert ewig Euern eignen Schmerz, oder den Eurer Mitmenſchen. — Warum ſchildert Ihr nicht einmal den Schmerz eines armen Hundes, der ſich verlaufen hat wie Moreau's Hund in Dresden, und ſich zu ſeinem Herrn ſehnt? Ich bin, ma foi! kein Hund, kann mich aber ſehr gut in die traurige Lage des armen Djeck verſetzen, der in jeder Straße, in jedem Hauſe ſeine Herrin geſucht, ſeine Herrin, die ihn beſſer gepflegt, beſſer gehütet, als manche Mutter ihr Kind. Djeck war gewohnt, auf ſeidenen Kiſſen zu ſchlafen, von japaniſchem Porcellan zu eſſen, geherzt, gekoſt, geſtreichelt zu werden von der ſammetweichen

Hand ſeiner Pflegerin. Vierundzwanzig Stunden mußte er dies Alles entbehren. — Es iſt nicht ſchön von der Natur, daß ſie nur dem Menſchen Thränen zum Troſte ſeiner Leiden geſchenkt. Auch Thiere haben Kummer, und ihr Gram iſt herber, als der menſchliche, da ſie nicht weinen können. Wenn Hunde weinen könnten, Djeck würde Thränen der Freude vergoſſen haben, denn er hatte einen Bekannten, einen Freund gefunden, der ihn mit nach Hauſe nahm.

§. 6.

Der Frankfurter Rothſchild (Anſelm I., König von Neu-Paläſtina) hatte einen Ring verloren, den er einſt vom Kaiſer Franz von Oeſterreich zum Geſchenk erhalten. Für den Finder dieſes Ringes ſetzte er zur Belohnung eine jährliche Leibrente von 300 Gulden aus; am andern Morgen bekam der reiche Mann den Ring und das arme Mädchen, das den Ring gefunden, die Leibrente.

Das machte Eclat und fand Nachahmer.

Am 13. März las man in den Pariſer Zeitungen folgende Bekanntmachung.

„Geſtern Morgen iſt auf dem Boulevard des Italiens ein kleiner Spitz verloren gegangen, der auf den Namen Djeck hört, und ein Halsband trägt, auf dem der Buchſtabe C. eingeſtickt iſt. Derjenige, der dieſen Hund, Rue Fournon Nr. 11 zurück bringt, erhält von der Eigenthümerin eine jährliche Leibrente von 100 Pfund Sterling.“

Man ſieht, daß Cephalie noch großmüthiger als Herr von Rothſchild war, obgleich ſie den verlorenen Hund von keinem Kaiſer, ſondern nur von einem hübſchen Huſarenrittmeiſter erhalten hatte.

Als Charles dieſe Bekanntmachung geleſen, war er ſchon auf dem halben Wege zu Cephalie.

— Madame!

— Wen ſeh' ich? Soll ich an Geiſter, an Geſpenſter glauben. Schrieben Sie mir nicht, daß Sie Gift genommen? Sind Sie nur ein Phantom?

— Nein, ich lebe und nehme mir die Freiheit, Ihnen Ihren Spitz zurückzubringen.

— Meinen Djeck, wo iſt er?

— Draußen im Vorſaal; ich fand Ihren Spitz, als ich geſtern Abend aus dem Theater kam.

— Sie bringen mir meinen Spitz! Charles, laſſen Sie ſich umarmen.

Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

— Cephalie, dieſer Kuß hat mich zum glücklichſten der Menſchen gemacht.

— Ich bin Ihre Schuldnerin: dem Finder habe ich eine jährliche Leibrente von 100 Pfund zugeſagt . . .

— Madame, wollen Sie mich beleidigen.

— Sein Sie unbeſorgt, ich biete Ihnen ſtatt deſſen Hand und Herz an.

— Cephalie, rief der Entzückte, iſt dies Ihr Ernſt?

— Mein völliger Ernſt.

§. 7.

Später wurden Beide ſehr unglücklich: ſie heiratheten ſich.

IV.

Die Buſennadel.

1.

Aber ſoll man da nicht neugierig werden?! Ich frage Dich ſelbſt, vortrefflicher Leſer, würdeſt Du nicht ebenfalls neugierig ſein, wenn eine Dame, die Dir tauſend Beweiſe giebt, daß ſie Dich liebt, aus ihrem Namen, ihrem Stande ein Geheimniß macht? Soll man ſie wieder lieben, ſo muß man doch wenigſtens wiſſen, wie ſie heißt, was ſie iſt und wo ſie wohnt!

Anaſtaſius kannte ſie nun ſchon drei Monate. Sie gab ihm, wenn es Witterung und Umſtände erlaubten, faſt in jeder Woche zwei bis drei Rendezvous. Bald ſahen ſie ſich im Augarten, bald im Prater, bald im Dianenbad und bald in der Michaeler-Kirche — Orte, wo ſich die Wiener am liebſten ein Stelldichein geben. Er war überzeugt, feſt überzeugt, daß ſie ihn liebte, liebte mit dem ganzen Aufwand eines gefühlvollen Herzens, konnte aber durchaus nicht begreifen, warum ſie ſo hartnäckig ihren Namen, ihren Stand, ihre Wohnung ihm verſchwieg. Er wußte nur, daß ſie Adele hieß und ſeit drei Jahren verheirathet ſei. Mit wem? Ja, das wollte ſie ihm eben nicht bekennen. Warum? Mein Gott, die Frauen haben oft ſehr ſonderbare Capricen.

Adele war wirklich ein ſchönes Weib. Ihr Auge war blau wie der Himmel — ach Gott, dies Bild iſt ſchon ſehr abgenutzt — ſagen wir lieber blau wie ein Veilchen — lieber Himmel, das Bild iſt auch nicht mehr neu. Ihr Auge war blau, blau, wie ... ſonderbar! mir fällt kein paſſender Vergleich ein — das Beſte wird ſein, daß ich lieber gar keine Vergleiche anſtelle, ſondern noch einmal, kurz und bündig, wiederhole, daß Adele ſchön, pyramidaliſch ſchön war.

Mit den Schönheiten des Körpers vereinigte ſie auch die Schönheiten der Seele. Adelens Seele war nicht aus demſelben Stoffe, aus dem die andern Frauenſeelen zugeſchnitten. Die Männer haben baumwollene, die Frauen ſeidene Seelen; es giebt aber, wie man weiß, hundert verſchiedene Arten von Seide, daher giebt es denn auch Taffet-Seelen, Satain-türc- und Satain-grec-Seelen. Adelens Seele war von dem feinſten Gros de Naples und noch oben drein mit goldenen Franzen beſetzt. Mit einem Wort — es war eine ſchöne Seele, weicher und empfänglicher als jede andere Seele für die zarten Eindrücke der Liebe. Auch die Liebe... Hier wäre die beſte Gelegenheit, ein Paar herrliche Reflexionen zu machen. Ich bin aber leider nicht dazu aufgelegt, laſſe links die Reflexionen liegen und gehe rechts. So komme ich gerade in den Augarten.

Hier war es, wo Adelens Gros de Naple-Seele vor vier Wochen ihrem Anaſtaſius das letzte Rendezvous gab.

Es iſt zehn Uhr Morgens. Der Himmel iſt bei guter Laune und lächelt. Die Sonne gleichfalls. Wir ſehen beide Liebende, in einer der entfernteſten und ſchattigſten Alleen, auf einer ſteinernen Bank ſitzen und hören, wie ſie mit einander koſen und plaudern.

— Schon ſeit drei Tagen habe ich Dich nicht geſehen? Weißt Du auch, welchen Schmerz ich darüber empfunden? Jeder Augenblick dünkte mir ein Jahrhundert zu ſein. Wie geht es Dir, mein Anaſtaſius?

— Ich danke Dir, liebes Kind, mir geht es, Gott ſei Dank, recht gut.

— Haſt Du denn auch recht oft an Deine Freundin gedacht?

— An welche Freundin?

— An mich, mein Anaſtaſius.

— Ach ſo, an Dich, — ei freilich hab' ich an Dich gedacht. Aber, aufrichtig geſagt, ich bin böſe auf Dich, ſehr böſe.

— Weßhalb, mein Engel, fragte ſie erſtaunt und ergriff ſeine Hand.

— Du kannſt noch fragen? Wir kennen uns nun ſchon eine lange, lange Zeit (ich glaube, es ſind bereits drei Monate) und noch immer weiß ich nicht...

— Wie ich heiße, willſt Du ſagen. Genügt Dir nicht mein Vorname? Was kümmert Dich der Name meines Mannes, was kümmert Dich ſein Stand? Ich habe mehr als einen Grund, ein Geheimniß daraus zu machen.

— Du biſt eigenſinnig liebes Kind.

— Wenn ich Dir aber wiederhole, daß ich Gründe, triftige Gründe habe...

— Glaubſt Du etwa, ich könnte ſo indiscret ſein, Dich zu verrathen? Solch' ein Verdacht, Adele, wäre entehrend für mich!

— Reden wir von etwas Anderm... Uebermorgen iſt Dein Geburtstag.

— Woher weißt Du das, mein liebes Kind?

— Ei, haſt Du mir's nicht ſelbſt geſagt?

— Ach ja, ganz recht! Eh bien?

— Biſt Du böſe, Anaſtaſius, wenn ich Dich bitte, dies Andenken von mir anzunehmen?

Sie reichte ihm ein kleines rothſaffianenes Etui. Er öffnete es raſch und fand darin — eine brillantene Buſennadel.

— Wie, ein ſo koſtbares Geſchenk?

— Nimm es als einen kleinen Beweis meiner innigen Liebe an.

— Nein, das nehme ich durchaus nicht an... ſähe es nicht gerade ſo aus, als ob ich Dir nur deßhalb geſagt, daß übermorgen mein Geburtstag iſt, damit Du mir etwas ſchenken ſollſt?

— Willſt Du mich kränken, Anaſtaſius?

— Nein, daß ſei fern von mir.

— Nun denn, ſo behalte dieſe Nadel!

— Enfin, wenn Du durchaus darauf beſtehſt...

— Ich bitte Dich recht herzlich darum, ſprach ſie und befeſtigte die Buſennadel an ſein Jabot. So! Sie kleidet Dich allerliebſt.

Anaſtaſius ſchien ſehr gerührt zu ſein und — gab ihr einen Kuß. Adelen trat eine Freudenthräne in's Auge. Die Frau war ſchön, aber dumm. Doch wen geht das etwas an? Wer kann es ihr wehren, dumm zu ſein?

Sie plauderten und koſ'ten wohl noch länger als ein halbes Stündchen. Dann ſtand ſie auf.

— Nun muß ich gehen. Mein Gemahl wird ſonſt argwöhniſch.

— Iſt er eiferſüchtig?

— Wie Othello!

— Der Eſel!!

— Anaſtaſius!!!

— Du biſt beleidigt, ich meinte ja nur den Mohr von Venedig.

— Schelm, ich kenne Dich, erwiderte ſie und erhob lächelnd ihren Zeigefinger. Nun muß ich aber wirklich fort, leb' wohl, mein Freund!

— Darf ich alſo auch heute Dich nicht begleiten?

— Erinnerſt Du Dich nicht des Schwurs, mich niemals zu begleiten?

— Eigenſinniges Kind, wann ſehe ich Dich wieder?

— Sonntag früh in der Michaeler-Kirche.

Horch, was ſchnalzt da? Das war ein Kuß!

2.

Am andern Tage, Abends zwiſchen ſieben und acht, ſah man einen jungen Mann, eingehüllt in einen leichten Regenmantel, durch die ** Straße ſchleichen, die zum Glück ziemlich finſter war. Er ſah ſich mehrere Mal mit auffallender Scheu um, und ſchlüpfte dann, ängſtlich wie ein Dieb, in ein kleines Haus, in welchem, eine Treppe hoch, eines jener philantropiſchen Inſtitute war, die man im gewöhnlichen Leben „Pfandleihe" nennt, Stiftungen, für die wir dem Staate und dem lieben Herrgott nicht genug danken können. Wenn alle unſere ſogenannten Freunde uns im Stich laſſen, wenn alle Stricke reißen und wir, mit Permiſſion zu ſagen, „in der Patſche ſitzen," dann appelliren wir an das Mitleid eines Pfandleihers. In ſolcher Lage war der Mann, der jetzt die finſtere Treppe erſtieg und (weil die Thür des Comptoirs verſchloſſen war) an der Klingel zerrte. Mein Leſer, der nicht auf den Kopf gefallen iſt, wird ſchon längſt errathen haben, daß dieſer Mann kein Anderer, als Anaſtaſius war. (Ein Recenſent hat mir den Vorwurf gemacht, daß faſt alle Helden meiner Erzählungen kein Geld haben und Schulden machen. Ich male Welt und Leben, wie ſie ſind — es iſt nicht meine Schuld, daß die Zeiten ſo ſchlecht und die Menſchen ſo arm ſind.) Auch Anaſtaſius hatte Schulden, auch Anaſtaſius brauchte Geld. Wie pochte ihm das Herz, als ihm die Thür geöffnet ward und ein großer ſtarker Mann ihn fragte, was er wünſche?

— Ich möchte etwas verſetzen, ſagte Anaſtaſius.

— Treten Sie näher, erwiederte der Pfandleiher.

Er trat in ein Zimmer, in dem es ganz finſter war.

— Gedulden Sie ſich einen Augenblick, man wird gleich Licht bringen. (Er ſchellte.) Wollen Sie mir gefälligſt Ihr Pfand zeigen?

— Hier iſt es!

— Wie viel wünſchen Sie darauf?

— 50 Gulden Conventionsmünze.

Jetzt trat (durch die Thür des Seitenzimmers) eine Dame ein, die einen ſilbernen Leuchter mit einem brennenden Lichte in der Hand hielt.

Als Anaſtaſius die Dame und die Dame den Anaſtaſius erblickte, bekamen Beide einen furchtbaren Schreck, denn die Frau des Pfandleihers war keine Andere — als Adele, von der er jene brillantene Buſennadel erhielt, die er eben jetzt bei ihrem Manne (der dieſe Nadel kennen mußte, weil ſie die Seinige war) verſetzen wollte.

Man denke ſich den Schreck des armen Anaſtaſius, die Angſt der Dame und das Erſtaunen des Pfandleihers, als er ſeine Buſennadel in den Händen dieſes fremden Mannes ſah!!!

— Herr, wie kommen Sie zu dieſer Nadel? fragte er und fixirte ihn mit durchbohrenden Blicken.

— Wie ich zu dieſer Nadel komme, wiederholte der Gefragte und ſah dabei die Frau des Pfandleihers an, um aus ihren Mienen eine Antwort herauszuleſen.

— Nun, mein Herr, hören Sie nicht, was ich Sie frage. Wie kommen Sie zu dieſer Nadel? Antworten Sie mir!

— Wie ich zu dieſer Nadel komme. Ich … ich … habe … ſie gefunden.

— Das iſt unmöglich!

— Wie ſo?

— Ich müßte ſie doch erſt verloren haben.

— Wie, Sie glauben, dieſe Buſennadel ſei die Ihrige?

— Ich glaube es nicht nur, ich behaupte es ſogar…

— Sind Sie deſſen gewiß überzeugt, fragte Anaſtaſius ſtotternd.

— Ich bins, ſprach der Pfandleiher mit feſtem Tone.

— Nun denn, erwiderte Anaſtaſius, ſo will ich Ihnen offenherzig geſtehen…

— Daß dieſer Herr, fiel ihm Adele raſch in's Wort, ein Goldſchmied iſt, dem ich Deine Buſennadel, die ich geſtern aus Unvorſichtigkeit zerbrochen, zum Repariren gegeben...

— So iſt's, fügte Anaſtaſius hinzu, dem nun ein Mühlſtein vom Herzen gefallen war.

— Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, eine Buſennadel, die man Ihnen einer Reparatur wegen anvertraut hat, verſetzen zu wollen?!

— Merkſt Du denn nicht, daß der Herr Goldarbeiter nur einen kleinen Scherz mit Dir trieb?

— Ein ſonderbarer Scherz, meinte der Pfandleiher und ſchüttelte zweifelnd ſeinen Kopf. Was bekommen Sie für die Reparatur?

— Zwei Gulden, erwiderte Anaſtaſius.

— Geſtern begehrten Sie ja nur einen Gulden 30 Kreuzer, ſagte die ſchlaue Adele.

— Wir wollen deßhalb nicht ſtreiten, meinte der Pſeudo-Goldſchmied.

— Aber mein Gott, was war denn eigentlich daran zerbrochen? fragte der Ungläubige.

— Zwei Steinchen waren ausgefallen, lieber Mann.

— Ich habe ſie ſo eingeſetzt, daß es gar nicht zu merken iſt.

— Bon! Hier haben Sie einen Gulden dreißig Kreuzer.

Anaſtaſius nahm das Geld und ging — betrübter als er gekommen war. Für eine Buſennadel, die unter Brüdern 200 Gulden Conventionsmünze werth war, hatte er jetzt einen Gulden 30 Kreuzer. Ein ſchlechter Handel! Was nutzte es ihm, daß er Adelens Stand und Namen wußte, da ſie ſelbſt nichts mehr von ihm wiſſen wollte!!

Der Zufall iſt mitunter ein Flegel!

V.

Der Bettler von Marſeille.

Genau betrachtet ſind wir Alle Bettler.

Es giebt aber nicht nur arme, ſondern auch reiche Bettler. Es giebt Leute, welche die Welt für Reiche hält, die aber blutarme Schlucker; dann giebt es wieder Leute, welche man für arme Teufel hält, die aber ſinnreiche Nabobs ſind. Mancher, der ſich in Lumpen hüllt, iſt reicher als ſein Nachbar, der in Caroſſen fährt, und gar Viele, welche großen Aufwand machen, ſind bettelarm.

Wie geſagt, genau betrachtet, iſt die ganze Menſchheit nichts Anderes, als ein großes Bettelvolk. Der Eine bettelt um Liebe, der Andere um Protection, der Dritte um Orden, der Vierte um Ehrenämter, der Fünfte um Lobeserhebungen ꝛc.

Männer, welche um Gegenliebe betteln, nennt man Verliebte. Dieſe Bettler-Race iſt die zahlreichſte. Wer von uns hat noch niemals um Gegenliebe gebettelt? Ach, dieſes Betteln iſt ſo ſüß ... ſo ein Bettler dünkt ſich oft reicher als ein Cröſus. Wirft uns die angebetete oder angebettelte Dame einen ſüßen Blick zu, ſo tauſchen wir mit Göttern nicht, und verabreicht man uns einen Kuß, ſo ſind wir überſelig. — Es wundert mich, daß es nicht Bettelvögte giebt, welche auch dieſe Bettler arretiren und in eine Art von Strafanſtalt bringen; dieſe Bettler ſtiften oft mehr Unheil als jene, welche uns eines Dreiers wegen die Ohren vollheulen. Sie tragen oft das Herz und die Ruhe unſchuldiger Kinder mit ſich fort, und ſo eine Unſchuld iſt oft mehr werth als ein Dreier.

Faſt eben ſo groß iſt die Zahl der Protectionsbettler, die man Supplicanten oder Bittſtelle nennt. Köpfe, deren Gehirnkaſten ein Strohſac iſt, Leute, die ſo ſtupid ſind, daß ſie nicht einma den rechten Handſchuh von dem linken unterſcheiden können, dieſe Dummköpfe par excellence welche troß dem, daß ſie keine Fähigkeiten haben dennoch hohe Staatsämter bekleiden und mit O den geziert werden wollen, müſſen, wenn ſie ihr Ziel erreichen wollen, um Protection betteln. Seht, ihr Herren Bettelvögte, ſolche Subjecte ſolltet ihr bei Waſſer und Brod einſperren, denn dieſe Bettler ſind dem Staate am allergefährlichſten; ſie ſchleichen ſich in Aemter ein, erbetteln ſich die wichtigſten Stellen, Stellen, zu denen ſie nicht das mindeſte Talent haben, werden mit jedem Tage unverſchämter und hören nicht eher zu betteln auf, bis ſie ſich zu der Stufe der Excellenz hinaufgebettelt haben.

Eine andere Race bettelt um Pathen: ein Aſſeſſor oder Rath bittet bei der Geburt ſeines Erſtlings einen der Miniſter zum Pathen — Warum? damit der Miniſter dann für das Fortkommen des Sohnes und des Vaters ſorge.

Nicht minder groß iſt die Legion jener Leute, welche um Lobeserhebungen und Beifallsbezeigungen betteln. Dieſe Bettler trifft man am häufigſten in der Antichambre der Journaliſten an. Der junge Compoſiteur überreicht ſeinen erſten Verſuch und bittet den Redacteur, eine kleine Anzeige, das will ſo viel ſagen, als einen großen Lobhudel in das von ihm herausgegebene Journal niederlegen zu wollen. — Der Schriftſteller bringt ſein neueſtes Erzeugniß, das ſo eben die Preſſe verlaſſen, zierlich eingebunden, und bittet ebenfalls um — Lobhudel. Der Schriftſteller iſt aber ein keckerer Bettler: er hat die kleine Anzeige, d. h. den großen Lobhudel auf ſein Machwerk ſelbſt verfaßt, um, wie er ſagt, dem Redacteur, deſſen Zeit ſo beſchränkt iſt, die Mühe zu erſparen, das Buch durchzuleſen. — Eine fremde Künſtlerin, ſchön geputzt, macht ihm vor ihrem erſten Auftreten die Viſite, um ihn durch ihre Reize und ihre Zuvorkommenheit vorhinein für ſich einzunehmen. — Die Journaliſten haben mitunter ſchwache Stunden, in denen ſie Keiner und Keinem etwas abſchlagen können, ſie laſſen ſich rühren und füttern die armen Bettler mit einem Paar Elogen ab.

Aber auch manche Quaſi-Journaliſten betteln. In ihrer Sprache nennen ſie es das „Pränumerantenſammeln." Wer kennt nicht dieſe Bettel-Blätter, die einen unverſchämten Colporteur, einen Ritter ohne Furcht und Tadel ins Haus und auf den Hals ſchicken, der ſich drei Ma hinauswerfen läßt und dennoch wiederkommt un nicht eher von der Stelle geht, bis man, um Ruh zu haben vor dem Zudringlichen, in die Taſche greift und ein Paar Thaler zum Fenſter hinaus wirft, d. h. auf ein Quartal jener Blätter pränumerirt. Wer kennt nicht jenen Pränumeranten-Bettler, der dem fremden Künſtler, der eben erſt vom Poſtwagen in den Gaſthof abgeſtiegen, eine Pränumerations-Quittung überreichen läßt, mit der verſteckten Deviſe: „Pränumerire oder ich reiße Dich herunter!“ Seht, ihr Herren Bettelvögte, ſolchen Bettlern ſolltet ihr das Handwerk legen, ihnen nachſchleichen und ſie beim Kragen nehmen und ihnen zeigen, wo ſie hingehören.

Die Bettler, die uns auf der Straße um einen Heller bitten, dies ſind, glaubt mir, die unſchädlichſten, die honetteſten; ſie haben mehr Ehrgefühl in den kleinen Zehen, als jene Bettler im ganzen Körper. Laßt ſie laufen, dieſe armen Teufel, die weiter nichts von uns verlangen, als ein Stückchen Brod, um ihren Hunger zu ſtillen.

Nach dieſem ungebührlich langen Vorwort komme ich zur Sache:

In den Straßen von Marſeille trieb ſich ſeit Jahren ein Bettler herum, der auf Krücken ging, einen Höcker und nur ein Auge hatte, das andere war mit einem ſchwarzen Pflaſter bedeckt. Der ganze Kerl ſah mehr einem Monſtrum, als einem Menſchen ähnlich. Sein Aeußeres, eine Muſterkarte aller menſchlichen Gebrechen, nahm Aller Mitleid in Anſpruch. Wenn er ſeine Hand ausſtreckte und jene Formel, womit die franzöſiſchen Bettler das Mitleid haranguiren: „Un pauvre malheureux, une petite charité, mon bon Monsieur, ma belle Dame, vous avez l'air bon, un petit liard, s'il vous plait“ abkrächzte, ſo griff Jeder in die Taſche und warf ihm, je nachdem er bei Geld und Mitleid war, zwei, drei, auch vier Souſtücke in den ſchmutziggrauen Filzhut, den er mit bittender Geberde hinhielt. Ganz Marſeille kannte dieſen Bettler, den man wegen ſeiner Häßlichkeit, nach dem ſcheußlichen Küſter in Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ nicht anders als Quaſimodo nannte. — Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, es mochte Regen oder Schnee fallen, ſah man ihn bald in dieſer, bald in jener Straße, am häufigſten aber an dem Kai, der längs dem Hafen hinläuft, das Bettler-Handwerk treiben, das bei ihm gleichſam zur zweiten Natur geworden war. Der Marſeiller Quaſimodo gehörte zu jenen keckcn Bettlervirtuoſen, die ſich nicht abweiſen laſſen, die uns ſtreckenweiſe nachlaufen und nicht eher Kehrt machen, bis ſie uns ein Almoſen abgedrungen. Er war ein kluger Kauz, der, beſſer als mancher Philoſoph, die Menſchen und ihre Schwächen kannte und ſie zu benutzen verſtand. Erfahrung hatte ihn gelehrt, vorzugsweiſe jene Männer anzubetteln, die am Arme einer Dame gingen. Der Cicisbeo, Bräutigam oder Gemahl, der ſich ſeiner Begleiterin wegen genirte, mußte bon gré mal gré einen Akt von Wohlthätigkeit ausüben, um ſich den frechen Bettler vom Halſe zu ſchaffen. So kam es, daß er gar manchen jungen Mann, in deſſen Arm die ſchöne, reiche Braut ſich eingehäkelt, durch ſeine unverſchämte Zudringlichkeit in Verlegenheit geſetzt, denn mehr als ein Mal geſchah, daß ihr Begleiter, ſelber arm, keinen Sou in der Taſche hatte, um ſich damit Ruhe vor dem Bettler zu ſchaffen.

Eines Nachmittags verfolgte er einen jungen Mann, der auf dem Kai gedankenvoll auf- und abging, zuweilen ſtehen blieb und einen geheimnißvollen Blick auf das Meer warf.

Quaſimodo näherte ſich ihm und hielt bittend ſeinen Hut hin.

— Ein Almoſen, ein kleines Almoſen einem Manne, der heute noch keinen Biſſen gegeſſen hat...

— Ihr verlangt von mir ein Almoſen — ich bin nicht reicher als Ihr, guter Freund, ich habe noch zehn Sous, das iſt mein ganzes Vermögen, da nehmt es hin!

— Ihr ſeid ſo traurig, junger Herr?

— Sollte man nicht traurig ſein, wenn man geſtern ſein ganzes Hab und Gut verloren, am Pharotiſch verloren...

— Weh' mir! am Pharotiſch?

— Ei guter Freund, warum ſo bewegt?

— Ach, armer junger Herr, auch ich verlor einſt am Pharotiſch mein Vermögen ... auch ich war reich, ſehr reich, jetzt bin ich, wie Ihr ſeht, ein Bettler.

— Nehmt meine letzten zehn Sous und geht Eurer Wege.

— Behaltet Euer Geld ... ein Bettler nimmt nichts von ſeinem Collegen...

— Unverſchämter, geht!

— Ich werde nicht gehen... Dieſen trüben Blick, die verſtörte Miene ... ich weiß ſie zu deuten... Ihr wollt Eurem Elend ein Ende machen, wollt in's Waſſer ſpringen...

— Und wenn ich's wollte, könntet Ihr's mir verwehren?

— Ja!...

— Armer Tropf!!!

— Nennt mich, wie Ihr wollt, aber befolgt meinen guten Rath. Nehmt Euch an mir ein Beiſpiel ... werdet Bettler!

— Elender, willſt Du mich verhöhnen?

— Das will ich nicht! Eure Lage dauert mich... Ihr ſeid ein guter junger Mann ... vorhin hattet Ihr Mitleid mit mir ... jetzt habe ich Mitleid mit Euch ... ich kann und will helfen ... kommt!

Er nahm den jungen Mann beim Arm und wollte ihn fortführen. Dieſer aber ſträubte ſich.

— Aha, ich verſtehe! Ihr ſchämt Euch, mit dem Bettler Quaſimodo Arm in Arm zu gehen. Wäre ich an Eurer Stelle, ich thäte es auch nicht... Ich werde vorangehen, folgt mir!

Der junge Mann war Anfangs unentſchloſſen, was er thun ſollte, endlich gab er Quaſimodo's Bitten nach und folgte ihm.

Sie durchkreuzten mehrere Straßen und erreichten endlich, in der Vorſtadt, ein ſchmales, dunkles Gäßchen, in welchem ein kleines, halbverfallenes Haus ſtand, vor welchem Quaſimodo ſtehen blieb. Er winkte dem jungen Mann, der ihm nu langſam und mit einer gewiſſen Art von Sche gefolgt war. Dieſer verdoppelte ſeine Schritte, wa endlich am Ziele und folgte dem Bettler durch eine dunkeln, holperigen Gang in den Hof. Es wurd ihm ganz unheimlich zu Muthe, als er in ein Stube eintrat, deren Decke ihm faſt auf dem Kop lag, und deren Fenſter hier und da mit Papi überkleidet war. Man denke ſich aber ſeine Ve wunderung, als Quaſimodo ſeinen abgeſchabt Bettelkittel und mit dieſem ſeinen falſchen Höc und ſeine Krücken abwarf und das ſchwarze Pf ſter von dem linken Auge riß und ihn dann das anſtoßende Gemach führte, das einfach e zierlich eingerichtet war.

— Ich begreife Ihre Verwunderung, ſ Quaſimodo. Sie glaubten, ich ſei ein Bettler ſehen ſich nun in mir getäuſcht. Setzen Sie zu mir auf den Sopha und hören Sie die Geſchichte meines Lebens, die ich Ihnen mit kurzen Worten erzählen will. Ich bin der einzige Sohn eines Kaufmanns, der mir nach ſeinem Tode (ich war damals 26 Jahre alt) ein Vermögen von 200,000 Francs hinterließ. In einem Zeitraum von ſechs Jahren brachte ich den größten Theil meiner Erbſchaft in dem Umgang mit liederlichen Nymphen und leichtſinnigen Freunden durch. Den Reſt meines Vermögens — 12,000 Francs — verlor ich an einem Abend, wie Sie, im Spiele. Ich klagte meine Noth den Freunden, die Jahre hindurch an meiner Tafel geſchwelgt, den Phrynen, mit denen ich täglich Orgien gefeiert. Ueberall Hohn, nirgends Mitleid! Selbſt jenes Weib, mit dem ich vier Jahre in wilder Ehe gelebt, das den größten Theil meines Vermögens an ſich gebracht, verſchloß mir, als ich arm und hilflos war, Thür und Ohr, und vergönnte mir nicht einmal das Kind, das ich mit ihr gezeugt, meinen Sohn, zu ſehen. Ich war der Verzweiflung nahe und wollte an eben jener Stelle, wo ich Sie fand, in's Waſſer ſpringen ... da kam ein Bettler hinzu, der von mir ein Almoſen begehrte. Ich gab ihm meine letzten vier Sous. Er dankte mir und ging. Ich ſah ihm lange nach. Sterben? ſagte ich zu mir. Nein! Ich will für meinen Leichtſinn mich ſelbſt beſtrafen und mein ganzes Leben hindurch betteln gehen, wie dieſer dort! Ich that ein Gelübde und hielt Wort. Neunzehn Jahre ſind es nun, daß ich Straßenbettler bin. Um unerkannt zu bleiben in einer Stadt, die mich im Schooß des Reichthums ſchwelgen ſah, verklebte ich das eine meiner Augen, ſchaffte mir einen Höcker und Krücken an und rührte in dieſer Maske die verſtockten Herzen meiner Nebenmenſchen. Anfangs wurde es mir ſauer, das Betteln... mir brach das Herz ... ich weinte bittere Thränen; doch allmählig gewöhnte ich mich daran, ſteckte ruhig und gelaſſen die plumpen Späße und rohen Flüche ein, die manches Hartherz mir ſtatt des Almoſens an den Kopf warf. Ich betrachtete dies Alles als gerechte Strafe des Himmels, fügte mich in mein unſeliges Geſchick und murrte nicht. Nur einmal, als ich einen meiner frühern Freunde, der Jahre lang an meiner Tafel geſchwelgt hatte, vergebens um ein kleines Almoſen, um einen einzigen Liard gebeten, ſtatt deſſen aber einen Stoß mit dem Fuße von ihm erhalten hatte, da warf ich mich auf das

Straßenpflaſter und weinte und knirſchte mit den Zähnen und fluchte der Vorſehung. Doch ſeitdem habe ich nicht mehr geweint, nicht mehr gegrollt mit dem Schickſal. Geduldig büßte ich meine Schuld ab und erfüllte mein Gelübde. Vier Jahre ſtand ich an dem Eckhauſe, in dem das Weib gewohnt, das mir ein Kind, einen blonden, engelgleichen Sohn geſchenkt. Nachts ſah ich hinauf zu den hellerleuchteten Fenſtern ihrer Wohnung, hörte das Lachen und den Jubel ihrer Gäſte und ... murrte nicht. Bald darauf ging ſie mit meinem Sohne nach Paris. Ihr wüſter Lebenswandel brachte ſie früh in's Grab ... ſie ſtarb dort an den Folgen ihrer Ausſchweifung.

— Himmel, wie hieß die Frau, von der Ihr redet?

— Was kann das Euch kümmern?

— Nennt mir ihren Namen, ich bitte, ich beſchwöre Euch!

— Nun denn, ſie hieß Natalie, nannte ſich aber Valentine...

— Und hatte einen Sohn?..

— Welcher Anatole hieß...

— Gott im Himmel, das war meine Mutter!

— Was hör' ich! Sie, Sie wären Anatole, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn? Träum' ich? Wach' ich? Ach, wiederholen Sie noch einmal das liebe ſüße Wort, das mich Armen zum Glücklichſten der Sterblichen macht. Sind Sie wirklich Anatole?

— Ja, ich bin Anatole, Ihr armer unglücklicher Sohn!

— Du biſt nicht arm, nicht unglücklich, mein Kind, mein einzig geliebtes Kind...

Quaſimodo umarmte, herzte und küßte ſeinen Sohn und weinte Thränen der reinſten Freude.

— Dein Vater, fuhr er fort, iſt zwar nur ein Bettler, aber deßhalb doch nicht arm! In den neunzehn Jahren hat er ſich Geld, viel Geld zuſammengebettelt, ſo viel Geld, daß ſein Sohn, ſein lieber, einziger Sohn ſorgenfrei davon leben kann. All' mein Geld ſollſt Du haben ... keinen Sou will ich für mich behalten ... ich will darben und für Dich betteln gehen, damit nur Dir nichts fehle. Alles, was ich habe, gehört Dir, mein Sohn ... mache damit was Du willſt. Nie werde ich fragen, was haſt Du damit angefangen ... es iſt Dein Eigenthum, ſchalte und walte darüber nach Deinem eigenen Willen. Aber laſſ' noch einmal Dich in meine Arme ſchließen, an mein freudetrunkenes Herz drücken. Siehſt Du, mein Sohn, jetzt iſt Dein Vater ein Bettler, der mit keinem Crösus tauſcht!

Und wieder umarmte und herzte und küßte er ihn und wieder weinte er Thränen der reinſten, innigſten Freude. Anatole umfaßte die Knie ſeines Vaters, küßte ſeine Hand, die ihn ſegnete, und benetzte ſie mit Zähren des heißeſten Dankgefühles, denn er war nun gerettet!

Vier Tage ſpäter las man im „Sémaphore“ folgenden Artikel:

„Geſtern wurde auf einem öffentlichen Platze ein Bettler angehalten; man fand bei ihm 1840 Francs, wovon 1040 in Louis und Doppellouis. Er wurde feſtgeſetzt und ſein Geld ſo lange in Verwahrung genommen, bis es ſich erwieſen, daß er es nicht auf räuberiſchem Wege an ſich gebracht!

Dieſer Bettler war Quaſimodo.

VI.

Fünf Eſel gegen einen Journaliſten.

Es war im Jahre 1830.

Ich befand mich damals in München und gab dort ein Journal „das ſchwarze Geſpenſt" heraus. Eines Tages befand ſich in meiner Zeitſchrift eine kleine, blonde, glattgeſcheitelte Satire, die auf der Stirn einen Eſel als Regardez-moi trug.

Der Eſel, von dem ich ſprach, war kein gewöhnlicher, ſondern ein außerordentlicher, ein *zweibeiniger* Eſel, der eine goldene Brille und eine blonde Perücke, ſilberne Sporen und buttergelbe Glacéhandſchuhe, einen großen Siegelring und einen kleinen Orden trug.

Am andern Morgen zerbrach ſich ganz München den Kopf, wer wohl der „niedliche Eſel" ſei, über den ich mich luſtig gemacht. Ich gebe Dir, unter vier Augen ſei es geſagt, mein Ehrenwort, daß ich es ſelbſt nicht gewußt, wen ich damit gemeint habe. Es war eine allgemeine Satire, die frei vom Schmutz der Perſönlichkeit war und ſich auf Niemanden bezog.

Aber keiner wollte dies glauben, und Tauſende, an die ich, beim Allah! nicht gedacht, bezogen, wie dies häufig zu geſchehen pflegt, die Satire auf ſich, und fühlten ſich tief verwundet.

Ich ſaß auf meinem Fauteuil und verſchluckte in Nichtsthun verſunken, den Rauch meiner Amaryllis-Cigarre, als es klopfte. Ich bin gewohnt daran, klopfen zu hören an meiner Thür und rief, wie aus einem Traum erwachend: Herein!

— Herr, rief der Eintretende, Sie haben mich beleidigt!

— In welcher Nummer?

— In der geſtrigen. Sie moquirten ſich über einen Eſel, über einen außergewöhnlichen, zweibeinigen Eſel, der eine goldene Brille trägt. Geſtehen Sie nur, mein Herr Journaliſt, daß Sie keinen Andern als mich gemeint haben, denn ich bin zweibeinig und trage, wie Sie ſehen, eine

goldene Brille, folglich bin ich der Eſel, den Sie
lächerlich gemacht.

Ich wollte mich eben vertheidigen, da klopfte
es zum zweiten Male; ich rief: Herein!

— Was wünſchen Sie? fragte ich den Hinzugekommenen.

— Ich möchte ein Paar Worte mit Ihnen
unter vier Augen reden . . .

— Sehr gern. Wollten Sie wohl die Güt
haben, ſprach ich zum Erſten, ſich auf ein Paa
Minuten in mein Seitenzimmer zu verfügen. S
können, im Fall Ihnen dort die Zeit lang werde
ſollte, Fliegen fangen.

Er ging.

— Nun, ſprach ich zum Andern, was füh
Sie her zu mir?

— Herr, Sie haben ſich unterſtanden, m
auf eine ſchauderhafte Weiſe anzugreifen. In
geſtrigen Nummer Ihres Blattes befindet ſich
Ausfall auf einen Eſel. Sie werden mir zuge
müſſen, daß dieſe Satire ſich auf keinen An
als auf mich bezog, denn ich bin zweibeinig
trage — obgleich erſt ſeit vorgeſtern — eine bl

Perücke, mithin bin ich der Eſel den Sie touchirt haben.

Ich wollte mich eben vertheidigen, da klopfte es zum dritten Male; ich rief: Herein!

— Womit kann ich dienen? fragte ich den neuen Ankömmling.

— Ich hätte große Luſt, mit Ihnen allein zu ſein.

— Haben Sie die Güte, ſagte ich zum Zweiten, ſich auf einen Augenblick in's anſtoßende Gemach zu verfügen. Sie werden dort einen andern Herren finden. Sollte Ihnen die Zeit lang werden, ſo können Sie mit ihm eine Parthie Domino ſpielen.

Wir waren nun allein.

— Darf ich jetzt wohl fragen?

— Herr, wiſſen Sie, daß ich Sie verklagen werde!

— Und weßhalb? fragte ich und ließ durch eine kleine Oeffnung meines Mundes eine ſchwere Wolke meiner Cigarre herausſpazieren.

— Weßhalb? Fragen Sie noch? Sie haben eine Pasquill auf mich gemacht. Sie ſprachen von einem zweibeinigen Eſel, welcher ſilberne Sporen trägt. Ich bin zweibeinig und trage ſilberne Sporen.

— Sind Ihre Sporen wirklich von Silber... und nicht plattirt?

— Von ächtem Silber, mithin bin ich der Eſel, den Sie coramiren.

Ich wollte eben ſeine Sporen unterſuchen und mich dann vertheidigen, da klopfte es zum vierten Male; ich rief: Herein!

— Ihr Begehr, mein ſehr ehrenwerther Herr?

— Könnte ich wohl das Vergnügen haben Sie allein zu ſprechen?

— O ja, ich muß Sie bitten, ſprach ich zum Dritten, ſich in das Seitenzimmer zu begeben. Da Ihrer nun drei ſind, ſo können Sie zuſammen „Schafskopf ſpielen.“

Der Dritte verfügte ſich ins Seitengemach.

— Eh bien, was giebt's?

— In Ihrem geiſtreichen Journale befindet ſich eine ſehr beißende Satire auf einen Eſel! Sollte dieſe Satire vielleicht auf mich Bezug haben? Ich habe Gründe, dies allerdings zu vermuthen, da Sie von einem zweibeinigen Eſel reden, welcher buttergelbe Glacéhandſchuhe trägt, mithin könnte es leicht möglich ſein, daß ich der angegriffene Eſel bin.

Eben wollte ich mich vertheidigen, da trat, ohne anzuklopfen, ein Fünfter mit einem dicken Knüttel ein.

— Herr, ich habe etwas unter vier Augen mit Ihnen auszumachen.

— Sogleich! Apropos, ſagte ich zum Vierten, wo kaufen Sie Ihre Glacéhandſchuhe?

— Bei Madame L . . .

— Ach da! Wollten Sie jetzt wohl die Gefälligkeit haben, ſich in dies Zimmer zu verfügen. Außer Ihnen ſind noch drei Andere drinn. Sie können unterdeſſen, wenn Sie wollen, Whiſt oder „Häuschen weiter" ſpielen.

Der buttergelbe Dandy mit den blonden Handſchuhen ... nein, umgekehrt . . . der blonde Dandy mit den buttergelben Handſchuhen erfüllte meine Bitte. Wir waren nun allein . .

— Der Teufel ſoll Sie holen, Sie niederträchtiger Menſch, Sie! Wie können Sie es wagen, mich zur Zielſcheibe Ihrer ſchlechten Witze zu machen, mich, Sie mögen ſagen, was Sie wollen, Sie! ich laſſe es mir nicht abſtreiten, daß Ihre Satire auf keinen Andern, als auf mich gemünzt war, ich bin zweibeinig, trage Siegelring und Orden, ergo bin ich der Eſel, quod erat demonstrandum! Sie haben mich beleidigt, entehrt, beſchimpft — ich verlang jetzt Satisfaction!

— Gleich ſoll Sie Ihnen werden.

Ich öffnete die Thür meines Seitenzimmers und bat die vier Herren, welche ich hineingeſchickt, gefälligſt herauszukommen.

— Haben Sie Zeit, meine Herren?

— Nein, riefen alle Fünf.

— Wohlan, ſo will ich Sie nicht länger aufhalten . . .

— Ja wohl, wir haben Zeit, riefen Alle.

Eh bien, ſo ſetzen Sie ſich und hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe. Der Zufall hat Sie alle Fünf aus ein und demſelben Grunde, zu einer und derſelben Stunde zu mir geführt. Jeder von Ihnen, meine ſehr ehrenwerthen Herren, bildet ſich ein, der Eſel zu ſein, den ich geſtern portraitirt habe. Und warum? Weil Sie, wie jener Eſel, welchen ich beſchrieb, eine goldene Brille, Sie eine blonde Perücke, Sie ſilberne Sporen (ich nehme an, daß ſie wirklich nicht plattirt ſind), Sie buttergelbe Glacéhandſchuhe und Sie Siegelring und Orden tragen. Giebt es, außer Ihnen, nicht noch Tauſende in unſerer Stadt, die, wie Sie, Brille, Perücke u. ſ. w. tragen? Warum beziehen gerade Sie jenes Portrait auf ſich? Wodurch wollen Sie beweiſen, daß ich mit jenem Eſel nur Sie gemeint? Kennen Sie nicht jene köſtliche Fabel von Pfeffel? Nein, ſagen Sie. Wohlan, ſo hören Sie und gehen Sie in ſich.

Pfeffel's Fabel lautet ſo:

„Vor einem edlen Magiſtrat
Erſchien Herr Matz, ein neugeback'ner Rath,
Und ſprach: „Hochweiſe Herrn, ein kecker Zeitungsſchreiber
Beſchimpfte mich. O! leſen Sie ſein Blatt
Und ſtrafen Sie den Ehrenräuber.
Er ſchrieb: „Ein deutſcher Titus hat
Jüngſt einen Schöps zu ſeinem Rath erhoben!"
Herr, ſprach der Präſident, wir haben keine Proben,
Sie ſind ja nicht genannt. „Ei, Sie befremden mich,"
Rief Matz, „wer kann der Schöps wohl anders ſein!"

Einer ſah den Andern an, jeder von ihnen machte acht bis neun, alle zuſammen 45 gelungene Verbeugungen und gingen ruhig ihrer Wege.

VII.

Die Blume der Engel.

1.

Eines Morgens ſah man an allen Ecken Madrids buntfarbige Zettel anſchlagen, worauf folgende Anzeige ſtand:

„Morgen trifft hier die berühmte Kunſtreitergeſellſchaft mit 64 Pferden und 22 Kunſtreitern ein. Unter jenen zeichnet ſich namentlich der arabiſche Hengſt „Phöbus,“ unter dieſen Demoiſelle Natalie aus, die durch ihre Schönheit den Beinamen „Blume der Engel“ erhalten. Sonntag findet die erſte Vorſtellung in dem neuerbauten Circus Statt.

Stefano Stefani.“

Das war hinreichend, die Neugier von Madrid auf die höchſte Spitze zu treiben. Der Eine war begierig, den arabiſchen Hengſt, der Andere, die Blume der Engel kennen zu lernen.

Schon lange vorher hatten die Journale Madrids das Lob der Geſellſchaft auspoſaunt, und beſonders viel von Demoiſelle Natalie erzählt, die in allen Städten Spaniens ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, das Ideal aller Männer, der Schrecken aller Frauen geworden, denn (ſo ſchrieb die Revista espagnol) Demoiſelle Natalie iſt in der That der Inbegriff aller weiblichen Reize, und Jeder, der ſie einmal zu Pferd geſehen, müſſe eingeſtehen, daß ſie eine jener wunderbaren Erſcheinungen ſei, von deren Zauber man früher keine Ahnung gehabt, ein Zauber, der um ſo gefährlicher ſei, da man ſich keine Rechenſchaft von ihm zu geben wiſſe.

Die Männer rieben ſich vergnügt die Hände, die Frauen zuckten neidiſch die Achſel; aber beide Theile brannten vor Neugier, die Bekanntſchaft dieſer Zauberin zu machen.

Sonntag, gegen 6 Uhr Abends, rollte eine Reihe glänzender Equipagen durch das Segovia-Thor dem neuerbauten Circus zu. Alle Plätze füllten ſich mit neugierigen Zuſchauern, in deren Mienen ſich alle Symptome der Ungeduld ſpiegelten. In den Logen glänzte ein Flor ſchöner Frauen, umgaukelt von dem Schwarm ihrer Cavaliere.

Das Orcheſter, beſtehend aus neun Inſtrumenten, die im Detoniren zu wetteifern ſchienen, trug ein Paar ohrzerreißende Muſikſtücke vor.

Anfangen, anfangen! rief die ungeduldige Menge. Die Muſik verſtummte. Nach einer kurzen Pauſe erfolgte eine Intrada. Ein Kunſtreiter in weißen Hoſen und rother Uniform trat in die Mitte des Circus, machte drei ſtreifbeinige Verbeugungen und annoncirte den achtjährigen Mr. Joli. Der ſchöne, blonde Knabe, der im Ganzen nur vier Mal vom Pferde herabfiel, ward beim Abgang rauſchend beklatſcht. Bald darauf ertönte eine neue Beifallsſalve, denn Forlachi, der kleine, buckelige Bajazzo der Geſellſchaft hatte mit einem Purzelbaum debutirt, der gar nicht enden wollte. Forlachi war ein Künſtler, der ſeine Vorbilder Mazurier, Kliſchnigg, Carelle, Auriol nicht nur erreicht, ſondern gar übertroffen hatte. Er kroch wie eine Raupe, hüpfte wie ein Froſch, kletterte wie ein Affe. Aber ſelbſt der gelenkigſte, geſchickteſte, routinirteſte Affe war gegen dieſen Bajazzo ein unbeholſener Klotz. Die Gliedmaßen dieſes Künſtlers müſſen von Wachs oder Gummi elaſticum geweſen ſein. Er konnte ſich drehen und ziehen nach allen Wendungen: er nahm ſeine Beine unter den Arm, kratzte ſich mit den Fußſpitzen hinter die Ohren und machte hundert andere Lazzi, die rauſchend belacht wurden. Man hätte ſich, ſeiner Kunſtſtucke wegen, in ihn verlieben können, wäre er nicht eine Muſterkarte aller Häßlichkeiten geweſen. — Nach ihm producirte ſich ein chineſiſcher Jongleur, ein engliſcher Clown, ein polniſcher Lanzier und ein betrunkener Bauer, der ſich zwanzig Mal metamorphoſirte und zuletzt als dünnſchenkliger Zephir durch einen Papierreif ſprang. Die Zuſchauer bekamen ſchon einen Vorgeſchmack von Langeweile, als unter dem Schmettern der Trompeten „die Blume der Engel" annoncirt wurde. Ein blendendweißes, prächtig gezäumtes Roß wurde in den Circus gefuhrt und bald darauf erſchien — Natalie. Ein tauſendſtimmiges Ach der Bewunderung wälzte ſich durch die Reihen der Zuſchauer, als ſie gracieus ſich verneigte und ſich pfeilſchnell auf ihr Pferd ſchwang. Zehn tauſend Augen ruhten bewundernd auf einer jungen, üppigſchönen, reizenden Sylphide, die, im leichten, luſtigen, verrätheriſchen Coſtüme einer Indianerin, geſchmückt mit bunten Marabouts und goldenen Spangen, lächelnd auf dem Rücken des Pferdes thronte, das ſtolz zu ſein ſchien auf die Schönheit ſeiner Reiterin. Während der häßliche Bajazzo die Sohlen ihres Aſchenbrödelſchuhes mit Kreide rieb, während ſein Blick wolluſttrunken zu Natalien hinaufſchaute, ſchweifte ihr Feuerauge durch die ſtummen Reihen der entzückten Zuſchauer, und begegnete hier und dort, ja überall, wo es hinſchauete, einem liebeglühenden Blick, der ihr zuzurufen ſchien: Ja, Natalie, Du biſt das ſchönſte Weib auf Gottes Erde, Du biſt die Krone aller Frauen, die Blume der Engel!

Da begann die Muſik, das ſtolze Roß trug ſie in leichtem Trabe davon; Natalie, bald dieſe, bald jene Stellung annehmend ſchien ihm keine Bürde zu ſein; ſie war ein Schmetterling, der auf dem Stengel einer Blume voltigirte, ein Roſenblatt, das auf dem Rücken einer Seifenblaſe tanzte, mit einem Wort, Fanny Elsler zu Pferde. Aller Blicke folgten ihr durch den weiten Kreis. Die Augen der Männer verſchlangen ihre Reize, die ſich immer üppiger, kühner, mächtiger entfalteten. Kein Auge konnte ſich ſatt ſehen an der Fülle ihrer Reize. Die Bewunderung ihrer Schönheit, ihrer Grazie wurde immer lauter, lebhafter, und ſelbſt die Damen, die doch immer etwas auszuſetzen haben an Frauen, welche ſchöner ſind als ſie, ließen dieſer Engelsblume das Lob angedeihen: „daß das kleine Ding recht niedlich ſei.“ Die Männer hingegen geriethen in Extaſe, erſchöpften den ganzen Born ihrer Begeiſterung und waren, wie man zu ſagen pflegt, ganz außer ſich.

Unter den Zuſchauern, die auf der erſten Bank, dicht an der Barriere ſaßen, befand ſich ein junger Franzoſe, der, gefeſſelt von der Allmacht ihrer Reize, Vaterland, Eltern und Braut verlaſſen, um der ſüßen Zauberin, die er, zwei Jahre früher, zum erſten Male im Franconiſchen Cirque Olympique geſehen, bald darauf kennen und lieben gelernt, durch die ganze Welt zu folgen. Seine Liebe war keine flüchtige, es war eine Liebe auf Leben und Tod, eine Liebe von Granit und Erz, durch keine Macht zu biegen, durch keine Macht zu brechen, eine Liebe von Gold, frei von den Schlacken des Egoismus. Raymound, der Sohn eines der angeſehenſten Pairs von Paris, zog die arme

Kunſtreiterin, aus der Hefe des Volkes, der reichſten Vicomteſſe vor. Er verzichtete auf Reichthum und Würden und folgte dem Rufe der Liebe. Natalie, zu ſtolz, um ihr reines, ſchuldloſes Herz einem Unwürdigen zuzuwenden, ſtellte Raymound auf tauſend Proben, die er ſiegreich beſtand; überzeugt von der Wahrheit ſeiner Liebe, ſchenkte ſie ihm Gegenliebe, und vor Kurzem erſt, nach zwei Jahren der unermüdlichſten Bewerbung, verſprach ſie ihm, nach Ablauf ihres Contracts, ſein Weib zu werden.

Im nächſten Monat ſchon ſollte der liebſte Wunſch ſeines Lebens in Erfüllung gehen. Jeder Tag, jede Stunde brachte ihn ſeinem Ziele näher.

Wie freudig ſchlug ihm das Herz, wenn Natalie, von Tauſenden bewundert, nur Augen für ihn hatte, wie ſtürmiſch pulſte ſein Blut, wenn ſie, ſylphenleicht vorüberrauſchend, ihm ſüße, zärtliche Blicke zuwarf. Die unbeſchreibliche Anmuth, mit der ſie auf dem leichtfüßigen Pferde hundert Attitüden, eine ſchöner, als die andere, darſtellte, riß die Menge zu lauter Bewunderung hin, und ſtürmiſcher Beifall dröhnte durch den Circus, als ſie den Schauplatz ihrer Kunſt, den Schauplatz ihres Sieges verließ."

Nach ihr zeigten ſich andere Reiterinnen, aber Keine von Allen vermochte den Eindruck hervorzubringen, den Natalie gemacht. Als die Vorſtellung zu Ende war, herrſchte nur eine Stimme im Publicum: „Wir haben ſchon beſſere Kunſtreiter, nie aber ein ſchöneres Weib geſehen, als Natalie, die Blume der Engel."

2.

— Was fehlt Dir, meine ſüße Natalie, fragte Raymound, als er am andern Morgen in ihr Zimmer trat und ſie, die immer unbeſorgt und kindiſchluſtig war, jetzt zum erſten Male tief betrübt ſah. Sprich, Blume der Engel, warum ſo traurig?

Sie ſeufzte.

— Ein ſchwerer Kummer ſcheint Dich zu drücken; vertraue dem beſten Deiner Freunde das, was Dich betrübt.

— Geſtern Abend, nach der Vorſtellung, erhielt ich dies Billet. Lies, mein Raymound, lies!

Haſtig entfaltete er den Brief und las:

„Iſt es wahr, Natalie, daß Du uns verlaſſen und dem verhaßten Franzoſen folgen willſt? Du ſollſt, das darfſt Du nicht, denn wiſſe, Natalie, es lebt ein Mann, der Dich liebt ſeit Deinem zwölften Jahre, ein Mann, der nie gewagt, Dir zu ſagen, daß und wie er Dich liebt, ein Mann, der acht Jahre knechtiſch Dir gedient und ſelig, überſelig war, wenn er den Saum Deines Kleides, die Sohle Deines Schuhes, den Sattel Deines Pferdes küſſen konnte. — Du kennſt ihn: Du wirſt, Du mußt es wiſſen, wie viel er gelitten, gelitten um Dich, Natalie, habe Erbarmen mit dem Unglücklichen, der acht lange Jahre mit ſich ſelbſt gekämpft und die Liebe, die er für Dich gefühlt, unterdrückt, vergebens unterdrückt hat. Dieſer Mann, der Dich liebt mit der ganzen Gluth ſeiner Seele, dieſer Mann, der ohne Dich nicht leben will, nicht leben kann, fleht Dich um Gegenliebe an. Natalie, reiß Dich los von dem jungen Heuchler, der Deine Sinne bethört, verbanne ihn aus Deiner Nähe und lerne ihn vergeſſen, denn nie, nie darfſt

Du die Seine werden, das ſchwört Dein Sclave beim ewigen Gott, bei allen Heiligen."

Raymound, der dieſen Brief in ſteigender Wuth geleſen, hielt inne und fragte mit zitternder Stimme:

— Natalie, dieſer Brief?

— Kommt von Forlachi.

— Von Forlachi, dem elenden Bajazzo?

— Ja von ihm; ach, was ich ſeit Jahren geahnt, iſt wahr geworden ... Forlachi liebt mich...

— Und Du, Du, Natalie?

— Ich haſſe, ich verabſcheue ihn.

— Dann bin ich ruhig.

— Aber ich bin es nicht ... ich kenne Forlachi, er iſt ein Italiener, der verſchmähte Liebe zu rächen weiß.

— Sei unbeſorgt, ich ſchütze Dich, ſprach Raymound und küßte von ihrer ſchönen Stirn die ſchwarzen Wolken der Beſorgniß weg.

3.

Es war wieder an einem Sonntage. Die ganze Stadt wußte es, daß Natalie an dieſem

Abend zum letzten Male auftreten und am andern Morgen Madrid verlaſſen würde, um ihren Bräutigam, Raymouad Marquis von D..., nach England zu folgen. Noch ein Mal wollte man ſie ſehen, noch ein Mal ihrer Kunſt, ihrer Schönheit Beifall zujauchzen. Der Circus war ſo überfüllt, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Man wollte ſie, nur ſie ſehen und hatte für die Andern keine Augen. Endlich erſchien ſie als Sylphide. Rauſchender Beifall rauſchte ihr entgegen. Sie dankte, ſchwang ſich auf ihr treues Roß und ließ ihm freien Lauf. Es ſchien, als ob ihm plötzlich Flügel wüchſen: mit unbeſchreiblicher Schnelle durchſtürmten Roß und Reiterin die weite Bahn, ſo daß der Tact der Muſik mit dem Fluge des Pferdes nicht mehr gleichen Schritt halten konnte. Ruhig lächelnd ſtand Natalie auf dem ungeſattelten Pferde und ſpornte es durch Schmeichelworte zu doppelter Kraft an. Ventre à terre jagte es durch den Circus — wüthender Applaus hallte von einem Ende zum andern wieder. Lächelnd vom Pferde ſpringend: tritt ſie in die Mitte des Circus, umbrauſ't von donnerndem Beifall. Sie dankt... aus den Logen fliegen Blumen, Kränze und Gedichte und aus der Höhe des Circus ſtürzt die hundertflammige Krone mit Bajazzo auf ſie herab. Ein entſetzlicher Schrei zerreißt die Luft. Die Blume der Engel iſt zerſchmettert.

VIII.

Geträumtes Glück.

Es hatte eben zwei Uhr geſchlagen. Eine reizende, ſchöne Juni-Nacht hüllte das ſchlummernde Neapel in ihren dunkelblauen Sternenſchleier ein, der Mond badete ſein ſilbernes Licht in den veilchenblauen Wellen des Golfes und ringsum herrſchte eine tiefe Stille, die nur durch das leiſe Flüſtern des Olivenlaubes und durch das träumeriſche Rauſchen des Pauſilipps unterbrochen wurde. Die Mandolinen, die den letzten Gruß des Geliebten zum Fenſter ſeines Liebchens hinaufgetragen, waren längſt verſtummt — Alles ſchlief und auch Silvio, der primo tenore des Carlo-Theaters, ruhte in den Armen des Schlafs und ſchwelgte an den Lippen eines ſchönen Traumgebildes. Die Guitarre in der Hand, ſah er ſich vor einem Hauſe in der Strada di Toledo. Auf dem Balcone dieſes Hauſes erblickte er eine ätheriſche Geſtalt, deren ſchneeweißes Nachtgewand durch das dunkele Grün eines großen Myrthenſtrauches glänzte. Er ſang ein Lied von Mercadante — ſie lauſchte und trat dann aus ihrem Verſteck hervor. Es war eine Dame, die er früher nie geſehen, eine Dame, ſchöner, reizender, als Raphaels Madonna, eine Dame, die, bezaubert von dem Schmelz ſeiner Stimme und dem Reiz ſeiner männlichen Schönheit, ihn zu ſich hinaufwinkte. Er erkletterte den Balcon, ſie zog ihn ſanft auf einen Divan und machte ihn durch einen Kuß zum Glücklichſten der Sterblichen. Hierauf erwachte er.

— Ich habe geträumt, rief er aus, aber ſo lebhaft geträumt, wie noch nie in meinem ganzen Leben. Noch jetzt ſteht die ſchöne Unbekannte ſo klar und deutlich vor meinem Auge, daß ich ſie, begegnete ich ihr in der Wirklichkeit, unter Tauſenden ihres Gleichen herausfinden würde. Auf der rechten Wange hat ſie ein Leberfleckchen — ach, ſchon daran würde ich ſie wieder erkennen! Ich ſah nicht nur das Haus, ſondern auch die Nummer des Hauſes. Strada di Toledo Nr. 33. Rechts neben dieſem Hauſe muß ein Putzmacherladen, links daneben ein Kaffeehaus ſein, denn rechts ſah ich einen Haubenſtock, links einen Marqueur am Fenſter ſtehen. Selbſt die kleinſten Gegenſtände ſah ich ſo deutlich, als hätte ich in wachendem Zuſtande ſie geſehen. Kann nicht dieſer Traum zur Wahrheit werden? Gewiß! Der erſte Tenoriſt des San Carlo-Theaters hat gerechte Anſprüche auf die Gunſt der Frauenwelt. — Wer Silvio ſingen hört, muß entzückt ſein. — Morgen in der früheſten Frühe ſuche ich mir in der Strada di Toledo Nr. 33. auf, um mich zu überzeugen, ob Gott Morpheus mir keine falſche Bilder vorgegaukelt, und damit ich die Nummer des Hauſes nicht vergeſſe, ſo will ich Licht anzünden und ſie mir aufnotiren.

Zum Glück fand er ein Stückchen Kreide, womit er die Nummer auf den Tiſch kratzte. Dann ging er wieder zu Bette.

Am andern Morgen (der Sänger ſchlief noch) brachte ſein Aufwärter das Frühſtück, weckte ihn und ging.

Silvio wand ſich aus den Armen des Schlafes, und ward bald munter. Der Traum der verwichenen Nacht ſtand noch mit hellen, ungeſchwächten Farben vor ſeinem Geiſte: nur die Nummer des Hauſes hatte er vergeſſen.

— Gut, daß ich ſie aufgeſchrieben, ſprach er und ſuchte die Nummer.

Aber er fand ſie nicht. Das war auch ganz natürlich, denn die Aufwärterin hatte, bevor ſie das Frühſtück auf den Tiſch geſetzt, wie gewöhnlich mit ihrer Schürze den Staub und diesmal auch die Nummer abgewiſcht.

Silvio war außer ſich. Anfangs glaubte er, es habe ihm nur geträumt, daß er die Nummer aufnotirt, als er aber die Kreide auf dem Tiſche fand, war er feſt überzeugt, daß er ſie wirklich aufgeſchrieben und daß es nur die Aufwärterin kann geweſen ſein, die dieſe Nummer aus Unvorſichtigkeit ausgelöſcht habe. — Ein Menſch, der die geträumte Nummer vergeſſen, auf welche das große Loos fallen wird, kann nicht wüthender ſein als Silvio, dem die Nummer jenes Hauſes entfallen. Er ruft die Aufwärterin und verlangt Auskunft von ihr, ſie läugnet, er flucht, ſie iſt gleichgültig, er iſt außer ſich, dann frühſtückt er, dann zieht er ſich an und geht. Auf der Treppe fällt ihm (o welch ein Glück!) die geträumte Nummer ein. 33, ruft er entzückt, fällt 21 Stufen herunter, thut ſich aber (Dank den Göttern!) keinen Schaden.

Er rennt wie ein Beſeſſener nach der Strada di Toledo, ſucht Nummer 33 und findet ſie — rechts der Putzmacherladen, links das Kaffeehaus und in der Mitte das Haus meiner ſchönen Unbekannten. Wüßte ich nur erſt, wer da oben wohnen mag?

— Verzeihe, bella ragazza, fragte er ein niedliches Mädchen, das, mit einem Waſſerkruge in der Hand, eben aus dem Hauſe kam, kannſt Du mir nicht ſagen, wer die bel-étage dieſes Hauſes bewohnt?

— Eine Wittwe, die erſt vor Kurzem hier eingezogen.

— Ihr Name?

— Iſt mir entfallen.

— Hat nichts zu ſagen, liebes Kind, ſprach Silvio, kneifte ihr in die Wangen, dankte und ging.

— Eine Wittwe alſo, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine gute Vorbedeutung! Wittwen, die ein ſo großes

Quartier im erſten Stockwerk der Strada di Toledo bewohnen können, müſſen reich ſein. Bei reichen Wittwen muß man ſein Glück verſuchen, zumal wenn ſie ſo ſchön ſind, als die, die ich im Traum geſehen. Wenn ſie auch etwas häßlicher iſt, das hat gar nichts zu ſagen.

Er ſchaute zum Balcon und zu den Fenſtern hinauf. Die Jalouſien waren geſchloſſen.

— Meine ſchöne Unbekannte ſchläft vielleicht noch. Ich will warten bis ſie aufſteht und ſich am Fenſter zeigt.

Er ging in's Kaffeehaus, ſpielte Billard, las die Journale und trank Limonade, um ſeine Ungeduld niederzukämpfen, aber er hatte keine Ruhe: er ging wieder auf die Straße hinaus, ſah wieder zum Balcon hinauf; doch Niemand ließ ſich ſehen. — Die Hitze trieb ihn in's Kaffeehaus zurück, dort fand er einen Freund, mit dem er Domino ſpielte.

— Marqueur, rief Silvio, wie ſpät iſt es?

— In zehn Minuten Eilf.

— Da muß ich fort. Um halb Zwölf iſt

die Probe von Donizetti's neuer Oper angeſetzt . . . Begleiten Sie mich?

— Bis zum Molo, ſprach der Freund.

Erſt gegen vier Uhr war die Probe aus. Silvio ging zu Tiſche. Um fünf Uhr ſah man ihn wieder in der Strada di Toledo vor dem bewußten Hauſe auf- und abmarſchiren. Erſt gegen ſechs öffneten ſich die Flügelthüren des Balcons und eine Dame trat heraus, die einen flüchtigen Blick auf die Straße warf.

— Sangue di Dio! Das iſt die Göttin meines Traumes, rief er entzückt und wandte kein Auge von ihr ab.

Die Dame begoß die Blumen und zog ſich dann wieder in ihr Zimmer zurück.

— Sie iſt ſchöner, tauſend Mal ſchöner, als ich ſie mir geträumt habe. Himmel, wenn mein Traum zur Wahrheit würde!

Wieder ging er auf und ab, wieder ſchaute er zum Balcon hinauf. Die Dame trat jetzt zum zweiten Male heraus, um die Marquiſe in die Höhe zu ziehen. Dann ſah ſie wieder auf die Straße hinab.

Silvio hatte den Muth hinaufzugrüßen. Die Dame ſchien Anfangs erſtaunt, war aber ſo galant ſeinen Gruß zu erwiedern. Bald darauf ſetzte ſie ſich nieder und nahm ein kleines Buch zur Hand. Er ſah hinauf, ſie ſah herunter, man kokettirte bis es dunkel zu werden begann. Silvio triumphirte.

— Freund Morpheus hat Dich nicht getäuſcht. Sie gefällt mir und auch ich ſcheine ihr ſehr zu gefallen, das ſagt mir ihr Blick, ihr Lächeln. Ich wette, mein Traum wird zur Wahrheit und zwar noch heute.

In demſelben Augenblick zog ſich die Dame vom Balcon in's Zimmer zurück, ſetzte ſich an's Klavier, ſpielte und ſang.

Silvio lauſchte und war ſo entzückt, daß er auf der offenen Straße „brava" gerufen, hätte er ſich nicht vor den Leuten genirt, die hier auf und abgingen.

Es war unterdeſſen Nacht geworden. In dem Zimmer wurde Licht angezündet, das durch die

Spalten der herabgelaſſenen Jalouſien drang. Die Dame erſchien jetzt zum dritten Male auf dem Balcon, warf ſcheue Blicke um ſich, beugte ſich dann über das blumenumrankte Geländer und ließ man ſah, daß es mit Vorſatz geſchah — das kleine Buch, in dem ſie vorhin zu leſen ſchien, auf die Straße fallen. Silvio verſtand den Wink.

— Sagt' ich's nicht! rief er frohlockend aus und eilte in's Haus und die Treppe hinauf, um der Dame das Buch zu bringen. Sie kam ihm freundlich entgegen, dankte ihm für die Aufmerkſamkeit und fragte, ob es ihm nicht gefällig wäre, näher zu treten. Der primo tenore ließ ſich dies nicht zwei Mal ſagen.

Sie führte ihn in's Balconzimmer, ſchloß die Flügelthüren deſſelben und bat ihn dann, Platz zu nehmen neben ihr auf dem Divan.

— Sie werden nicht wenig erſtaunen, Signore, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mir in der vergangenen Nacht im Traum erſchienen ſind. Mit der Guitarre in der Hand, ſah ich Sie unter meinem Balkone. Sie ſangen ein Lied . . .

— Von Mercadante!

— Himmel, woher wiſſen Sie das?

— Sie werden nicht minder erſtaunen, Signora, wenn ich Ihnen ſage, daß auch Sie mir heut Nacht im Traume erſchienen ſind. Sie trugen ein ſchneeweißes Nachtgewand . . .

— Mit Roſa-Schleifen . . . So ſah auch ich mich im Traume.

— Wunderbarer Traum, rief Silvio.

— Ich habe eine Bitte an Sie.

— Jede ſei gewährt.

— Wenn Sie mich glücklich machen wollen, ſo wiederholen Sie jenes Lied, das ich heute Nacht im Traume gehört . . .

— Ihr Wunſch iſt mir Geſetz, ſprach Silvio, ſetzte ſich an's Klavier und ſang das Mercadante'ſche Lied. Sie ſtand neben ihm und ſchien von dem Schmelz ſeiner Stimme bezaubert zu ſein. Seine Blicke bohrten ſich tief in die Nacht ihres Auges, das leuchtend auf ihn herab ſah. Und als das Lied zu Ende war, rief die Dame, außer ſich vor Wonne: Noch einmal, noch einmal! und Silvio mußte von vorn anfangen. Als er geendet hatte, ſprach die Dame:

— Nun habe ich noch eine Bitte an Sie…

— Reden Sie, Signora.

— Soupiren Sie bei mir…

— Mit Vergnügen, erwiederte Silvio und ſchmunzelte.

Madame wollte eben Anſtalten zum Souper treffen, als ſie das ſtarke Läuten einer Glocke erſchreckte.

— Himmel! rief ſie.

— Mein Gott, weßhalb erſchrecken Sie?

— Haben Sie nicht läuten gehört?

— Ja.

— Das iſt mein Bräutigam, der früher vom Lande zurückgekehrt iſt, als ich vermuthet habe … Er iſt eiferſüchtig … trifft er einen fremden Mann bei mir, ſo iſt er fähig, ihn und mich zu ermorden … Fliehen Sie …

— Sehr gern; aber wohin?

— Es bleibt Ihnen nur ein Ausweg. Sie müſſen über den Balcon hinunter klettern.

Da klingelte es zum zweiten Male und noch viel ſtärker als das erſte Mal.

— Eilen Sie, eilen Sie, es iſt die höchſte Zeit, rief die Dame.

Silvio eilte auf den Balcon hinaus. Sie ſchloß die Thüren hinter ihm, löſchte die Lichter aus und öffnete dem Ungeduldigen, der jetzt zum dritten Male an der Klingel riß.

Silvio kletterte über den Balkon und wollte eben den letzten Sprung wagen, als zum Unglück die Patrouille vorüberzog.

— Ein Dieb, ein Dieb, riefen die Soldaten und der Sergeant gab den Befehl, ihn gefangen zu nehmen.

Silvio ließ ſich, um einen größern Scandal zu vermeiden, ruhig arretiren.

Man brachte ihn auf die Wache.

Vor Tages-Anbruch erhielt Silvio einen Beſuch. Es war ſein Freund Gaetano, mit dem er geſtern im Kaffeehaus Domino geſpielt. Gaetano wollte berſten vor Lachen.

— Worüber lachen Sie, fragte Silvio gereizt.

— Ueber einen Spaß, über einen köſtlichen Spaß. Wiſſen Sie, Silvio, wer die Dame iſt, die Ihnen, wie Sie mir erzählt haben, im Traum erſchienen war?

— Nun?

— Sie iſt eine Wittwe . . .

— Das weiß ich.

— Seit Kurzem meine Braut . . .

— Wirklich?

— Auf Ehre. Ich hatte ihr Ihren Traum ausführlich wieder erzählt und ſie gebeten, mir behülflich zu ſein, Herrn Silvio, den Beſieger aller Frauenherzen, hinters Licht zu führen.

— Wie, alles war —?

— Abgekartet, lieber Freund. Als Sie das Lied ſangen, war ich bei meiner Braut im Nebenzimmer verſteckt und als ich die Patrouille kommen ſah, riß ich an der Klingel, um den Verführer meiner Braut in die Flucht und in die Arme der Patrouille zu jagen. Der Spaß iſt gelungen. Sind Sie böſe?

— Sehr böſe.

— Um Sie zu verſöhnen, will ich Sie noch heute bei meiner Braut einführen. Sie müſſen mir aber verſprechen . . .

— Nun was denn?

— Nicht mehr von ihr zu träumen.

IX.

Die Harfenſpielerin.

„Simple histoire."
Titel eines Stücks von Scribe.

Ein großer Ruf ging ihr voran. Zwanzig Journale verkündeten Julietta's Ankunft und ganz Petersburg war geſpannt, ſie zu ſehen, ſie zu hören. Kein Wunder, denn Julietta, eine 18jährige Waiſe, gehörte, wie die papierne Fama ſchon früher ausposaunt hatte, zu den ausgezeichnetſten Virtuoſinnen ihrer Kunſt und zu den üppigſten Schönheiten Italiens.

Ihr Geſicht war ein Kranz von blaſſen Roſen, zarten Veilchen und duftendem Jasmin. In ihrem ſeelenvollen Auge prangte ein klarer Himmel, dunkelblau und gluthathmend wie der Himmel ihrer ſchönen Heimath. In dieſem Auge lag aber eine düſtere Schwermuth, die oft, wie eine trübe Wolke, an dem Frühlingsblick dieſer Sonne vorüberzog. Mährchen waren ihr vorangeeilt, welche das Intereſſe der ganzen Hauptſtadt in Beſchlag nahmen, hier Spott, dort Mitleid, aber überall Neugier, ſie zu ſehen, erweckten.

Sie gab ein Concert. Der große Saal faßte nicht die Zahl der Gäſte, und Hunderte von Neugierigen mußten umkehren, da an der Kaſſe kein Billet mehr zu haben war.

Julietta rechtfertigte ihren Ruf. Ihr meiſterhaftes Spiel bezauberte Jung und Alt — das ganze Auditorium war nur ein Auge und ein Ohr. Dieſes labte ſich an ihren Tönen, jenes an ihren Reizen — zwei Sinne zugleich nahm ſie gefangen. Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie da ſaß, ſchön wie die heilige Cäcilia, in einem Spitzenkleide, weißer als der Teint ihrer nackten Arme, blendender als das Licht der weißen Roſen, die aus den ſchwarzen Haarflechten hervorblitzten. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie da ſaß, vor ſich die Pedalharfe, durch deren Saiten ihre Roſenfinger rauſchten. Du hätteſt ſie hören ſollen, wie ſie ihrem Inſtrumente bald koſende Töne der zärtlichſten Liebe entlockte und bald wieder herzzerreißende Accorde des wildeſten Schmerzes entriß. Bald rauſchte ihre Schwanenhand wie ein milder Zephyr, bald wie ein wüthender Orcan durch die ſtimmbegabten Saiten ihrer Harfe. Du hätteſt das hören ſollen, Du würdeſt, wärſt Du auch noch ſo kalt, begeiſtert worden ſein. Donnernder, lang anhaltender Bravoſturm dröhnte durch den vollen Saal, als ſie Variationen über das Caraſſa'ſche Thema: „o cara memoria“ vortrug. Mehrere Male überrauſchte der Applaus der entzückten Menge das zauberiſche Tongebrauſe ihres Inſtruments. Am Schluß wollte der Beifall kaum enden. Sie verbeugte ſich einige Male, legte ihre zarte Hand auf das freudig bewegte Herz und ſchien tief ergriffen zu ſein, denn in dem Saphirſpiegel ihres Auges glänzte eine Thräne, die auf den Jasmin ihrer Wangen herabfiel, um ihm neuen Glanz, neuen Duft zu leihen.

Julietta hatte den glänzendſten Triumph gefeiert — ihr Name flog noch an demſelben Abend in den reichen Salons des Adels von Mund zu Mund und ſchrieb ſich mit unauslöſchlicher Schrift in Aller Herzen ein, und nach Verlauf von acht

Tagen war ſie ein Tagesgötze geworden, an deſſen Siegeswagen alle Großen Petersburgs zogen.

Nach dem zweiten Concert veranſtaltete, ihr zu Ehren, der Fürſt Z. (ein Mann, der zu dem Titel eines Mäcenaten wie ein bekehrter Liberaler zu einem Ordensband gekommen) ein großes Souper dinatoire und Tags darauf einen großartigen Maskenball.

Das Feſt war eines der glänzendſten. Pracht und Verſchwendung erſannen die impoſanteſten Comparſerieen, um es feenhaft auszuſtatten. Die Vorderfronten des Hôtels glichen einem großartigen Feuerwerke; tauſend buntfarbige Lampen flochten einen blendenden Lichtkranz, der die Nacht in helllichten Tag umwandelte. Ueber den Balcon wölbte ſich eine Laube, zuſammengeſetzt aus grünglaſigen Lampengruppen. Die Dünſte dieſer lichtathmenden Fronte ſtiegen wie ſchwarze Rauchwolken in die Höhe. Im innern Hofraume war eine Reihe von paſſenden Transparents aufgeſtellt, die von Statuen umringt waren, umwunden von duftſchwangern Blumenguirlanden. Die marmornen Stufen der Treppe waren mit koſtbaren Teppichen decorirt, zu beiden Seiten des Aufganges ſtanden Orangenbäume, in deren ſchattigem Grün die goldgelben Früchte hingen, und ein Flor von Blumen, welche das reizendſte Parfüm ausſtrömten.

Das Innere des Hôtels war noch brillanter beleuchtet. Der große mit blauem Damaſt drappirte Saal glich einem Feentempel. Der Luxus hatte hier mit vollen Händen die koſtbarſten Prachtwerke ausgeſtreut, und alle ſeine Kräfte aufgeboten, um etwas Ueberraſchendes hinzuſtellen.

In dem weiten Raume drängte ſich eine Fluth von Masken, von denen die eine prachtvoller als die andere war. Um den weißen Nacken einer Circaſſierin wanden ſich drei Schnüre rother Corallen, von denen jede einzelne den Werth von 1500 Rubeln hatte. Die ſchwarzen Haarflechten eines Koſackenmädchens waren von weißen Perlenſchnüren durchflochten, die 100,000 Rubel koſteten. Es ſchien als habe man alle Bijouterie- und Juwelenlager ausgeplündert, um ſich heute gegenſeitig an Luxus zu überbieten.

Solcher Masken waren ſo viele, daß das Gewimmel einem bunten Ameiſenhaufen glich. Alles ſtrozte von koſtbaren Demanten, in deren Waſſer ſich die Lichtfunken der vielflammigen Lüſtres ſpiegelten.

Unter dieſem Maskenheer befand ſich auch Julietta und ihre alte Kammerfrau. Erſtere als Preciosa, Letztere als Zigeunermutter verkleidet.

Der Fürſt hatte ſeinen Gäſten Karten geſchickt, auf deren Rückſeite der Name des Vorzeigers ſtand, die bei dem Aufgang vorgezeigt werden mußten. Dies geſchah eines Theils deßhalb, damit kein Ungeladener ſich einſchleiche, andern Theils darum, damit der Fürſt, ſelbſt unter der Larve, den Gaſt kenne, an dem ihm am meiſten gelegen und um deſſen Willen dieſes Feſt eigentlich veranſtaltet war. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, daß dieſer Gaſt kein anderer als — Julietta war.

Um zehn Uhr erkundigte ſich der Fürſt bei dem Billetabnehmer, ob ſchon Julietta's Karte eingelaufen ſei.

— Ja, Durchlaucht, ſie iſt ſchon hier.

— Als?

— Als Preciosa.

— Und ihre Begleiterin?

— Als Zigeunermutter.

Der Diener beſchrieb Julietta's Coſtüme ſo genau, daß der Fürſt nicht fehlen konnte.

Er kehrt in den Saal zurück, verkleidet als roſenfarbener Domino. Sein wollüſtiges Auge durchſchweift die Wogen der bunt durcheinander wallenden Masken — er findet ſie aber nicht. Sollte ſich Julietta ſchon wieder entfernt haben? Das wäre ein fataler Streich. Er durcheilt den Saal und ſeine Nebenſäle, endlich findet er ſie; Niemand war jetzt glücklicher als er.

Er eilt auf ſie zu und erfaßt ihre Hand!

— Julietta!

— Mein Gott, wer ſind Sie?

— Ich bin der Fürſt, der Fürſt, der es jetzt zum erſten Male zu geſtehen wagt, daß er Sie liebt, liebt mit der ganzen Kraft ſeiner Seele.

— Mein Prinz . . .

Sie ſchlug das Auge nieder.

— Nennen Sie mich nicht Fürſt, nennen Sie mich Alexis, nennen Sie mich Ihren Alexis.

— Bedenken Sie . . .

— Weg mit der kalten Vernunft, wo die heiße Liebe ſpricht. Jede Faſer meines Ich's fleht um Liebe. Schenken Sie Erhörung dem Mann, der Sie liebt, ſchenken Sie ihm Gegenliebe.

— Ihr Geſtändniß kam ſo unerwartet, überraſcht mich ſo ſehr, daß ich mich erſt ſammeln muß, um meine Gefühle in Worte kleiden zu können. Schenken Sie mir Zeit, mein Prinz.

Das Orcheſter, das auf der blumenumrankten Gallerie ſtand, rief eben die Gäſte zur zweiten Polonaiſe.

Der Fürſt engagirte Julietta. Sie nahm es an.

Das Orcheſter ſpielte die reizende Ouvertüre aus Spohr's Fauſt. Aus ihr ſpricht Sehnſucht und Liebe. So war die Muſik die Dolmetſcherin ſeiner Gefühle, das Geſtändniß ſeines liebeglühenden Herzens geworden.

Julietta, die arme Julietta, kam mir, am Arme dieſes jungen Wollüſtlings, wie das unſchuldvolle Gretchen vor, das der Teufel der Verführung tanzend zur Schlachtbank führt. Mit heißer Begierde preßte er wohl zwanzig Mal Julietta's Hand an ſein pochendes Herz. In die lauten Töne der Muſik miſchte er die ſtillen Seufzer ſeiner Liebe und aus jedem dieſer Seufzer ſprach der frevelhafte Sybaritiſmus, der von der Geliebten ein Opfer — das theuerſte — Opfer begehrte.

Der Tanz war beendet. Der Fürſt führte Julietta in einen der entfernteſten Nebenſäle, deſſen

Wände, gleich einem türkiſchen Kiosk, mit perſiſchen Shawls überkleidet waren. Er zog an einer Schnur, die Shawls zertheilten ſich und eine Niſche trat hervor, in deren Mitte ein rothſeidener Divan ſtand. Beide demaskirten ſich.

Bald darauf trugen reichgekleidete Livreediener ein Souper auf, das ein Meiſterſtück der franzöſiſchen Kochkunſt war. Oeil de Perdrix that ſeine Pflicht. Er wandelte Julietta's Schwermuth in roſige Heiterkeit um, küßte den Gram ihrer Seele weg und lullte ihre Phantaſie in ſüße Träume ein.

Alexis wurde immer kühner. Aug' an Aug', Mund an Mund, hing ſeine Seele an der ihren. Die rauſchende Muſik, die in dem Salon ertönte, drang wie ein leiſes Liebesgeflüſter hierher, um di warnende Stimme ihrer Vernunft zu übertönen un ſeine heißen Küſſe harmoniſch zu begleiten.

Ermattet ſank ſie auf die weichen Kiſſen de Divans hin. Die Thür war verſchloſſen — di Muſik war verſtummt — Alexis Begierde geſtillt.

Julietta verſank bald darauf in einen tief Schlaf, aus dem ſie erſt mit Anbruch des Morge erwachte.

Die Gäſte hatten ſich alle entfernt, bis a

Julietta's Kammerfrau, die der Fürſt ſchon früher in das Geheimniß ſeiner Wünſche eingeweiht und ihr reichen Dank verſprochen hatte, wenn ſie mit ſehenden Augen die Blinde ſpielen und ihm nicht hinderlich ſein wolle.

Morgens um 6 Uhr brachte die Equipage des Fürſten Beide in Julietta's Wohnung.

Der Fürſt, geſtachelt von der Legion ihrer Reize, ſetzte zwei Monate die glücklich begonnene Liaiſon fort. Julietta gab ſich ihm mit kindlichem Vertrauen hin, denn in ſeinem Liebesrauſche hatte er ihr gelobt, durch die Ehe ihre Ehre, ihren Frieden wiederzugeben.

Aber nur zu früh vergaß er die Schwüre, durch die er ſie bethört und verführt hatte. Nach fünf Monaten wendete er ſeine Neigung einer Tänzerin zu, die für ſeine Bitte eben ſo wenig taub, als für ſein Geld blind war.

Julietta fühlte ſich Mutter. Als ſie ſich von dem Treuloſen verſchmäht und zurückgeſetzt ſah, da erwachten die Gewiſſensbiſſe, die gleich Scorpionen ihren Frieden vergifteten, und die Reue, die, wie eine Harpye, jede ihrer Freuden vergällte.

Die Zeit ihrer Niederkunft rückte heran. Julietta wollte ihre Schande nicht überleben.

Es war eine kalte Dezembernacht. Fußhoch lag der blendete Schnee auf den Straßen. Trübe ſchien der blaſſe Mond durch ſeine Wolkenlarve auf die öde Stadt herab und ſpiegelte ſich in der cryſtallenen Schneefläche.

Julietta, gequält von den bitterſten Qualen der Reue, konnte nicht ſchlafen. Sie ſtand auf, kämpfte einen langen Kampf und unterlag ihm endlich. Sie nahm Gift.

Das Gift hatte ſchon ihre halbe Lebenskraft getödtet, als der Gedanke, daß ſie die Mörderin ihres Kindes ſei, daß ſie die Frucht ihrer erſten Liebe getödtet, wie ein Rechenſchaft forderndes Geſpenſt vor ihre erlöſchende Seele trat.

Sie ergriff ihre Harfe, die treue Gefährtin, deren Töne ihr ſo oft in trüben Stunden Troſt und Beruhigung eingeflößt hatten. Sie verſank in ein ſapphiſches Delirium, hauchte in die Saiten ihrer Harfe ihre Liebe, ihren Schmerz, ihre Reue, ihre Verzweiflung ein, griff mit zorniger Kraft in die ſtöhnenden Saiten und entriß ihnen die wehmüthigſten Accorde. Wie der ſterbende Schwan ſang ſie jetzt ihr erſtes und ihr letztes Lied, wie ein blumenknickender Sturm raſ'ten ihre krampfhaften Finger durch die ſchmerzdurchdrungenen Saiten. Es ſchien als könnten ſie den Schmerz, der ſie durchtobte, nicht ertragen — ſie ſprangen. Julietta's Buſen wurde kalt, und in demſelben Augenblick endete ihr Lied und ihr Leben. Das letzte Wort, das über ihre ſterbenden Lippen floh, war: Alexis!

Der Mond kroch traurig in ſein finſteres Wolkenbett, der Sturm jagte Schneeflocken an ihr Fenſter, als wollte er Blüthen auf das Todtenbett Julietta's ſtreuen.

Zu ihren Füßen lag die zertrümmerte Harfe.

X.

Die Veſtalin.

Leon trat eben in den Saal. Das buntſcheckige hin- und herwogende Maskengewimmel, das ſchimmernde Lichtmeer der hundertflammigen Kronenleuchter, der fröhliche Melodienruf der tanzluſtſtachelnden Muſik, der bunte Reigen der Tanzenden, die orientaliſche Pracht und der majeſtätiſche Geſchmack der Coſtüme, das Blitzen und Funkeln und Flimmern und Flitter der Demanten und Juwelen, womit die Gewänder der Damen überſäet waren, die Neuheit der vielen Maskenanzüge und das Myſteriöſe, das jedweder Maske eigen iſt — dies Alles ſchuf ein zaubervolles Panorama, dem er in jeder Minute eine neue Schönheit, einen neuen Reiz ablauſchte.

Fröhlich lauſchte er, mehr als je zu Abenteuern aufgelegt, in die bunte Fluth der ſich drängenden Masken, badete ſich in dem wonnevollen Meer unwiderſtehbarer Reize, und wurde bald von dem blendenden Nacken einer Anadyomene, bald von der reizenden Geſtalt einer Hebe, bald von der kleinen Hand einer Lais und bald von dem noch kleinern Fuß einer Rhodope fort- und hingeriſſen.

Sein roſenfarbener Domino harmonirte mit ſeiner roſenfarbenen Laune. Er ſchwamm in Wonne und Entzücken.

Plötzlich fällt ſein Auge auf ein Maskenpaar, von denen die Eine als Veſtalin, die Andere als Pilgerin gekleidet war. Mehr als die Braune feſſelte ihn die Weiße. Der wunderholde Bau ihres reizumgürteten Körpers, ihr himmliſcher Wuchs, ihre göttliche Taille und vor Allem der kleine Fuß flößten ihm eine heftige Leidenſchaft ein.

Leon war, unter vier Augen ſei es geſagt, ein großer Geck. Er hielt ſich für den ſchönſten und intereſſanteſten aller Männer und rühmte ſich mehr als einmal, daß ihm keine Dame widerſtehen könne. Er richtete jetzt ſein ganzes Augenmerk auf die reizende Veſtalin und war im Voraus ſeines Sieges gewiß. Wie der Schatten an ihre Ferſe gekettet, verfolgte er ſie durch alle Säle, betrachtete ſie von allen Seiten und entdeckte ſtets neue Vorzüge an ihr. Seine wollüſtige Phantaſie lieh dieſer Maske Millionen Reize, von denen der eine verführeriſcher als der andere war.

Leon gehörte zu jenen Roués aimables, die ſich, durch Keckheit und Zudringlichkeit auszeichnend, nicht ſo leicht abweiſen und zurück ſchrecken laſſen.

Auch erlaubte er ſich Dinge, die ſich ein Mann von Bildung gegen Damen nie hätte zu Schulden kommen laſſen. Seine Huldigungen ſchienen Anfangs der Veſtalin nicht ſehr angenehm zu ſein, man ſah es nur zu deutlich, wie viel Mühe ſie ſich gab, ihm und ſeiner Zärtlichkeit aus dem Wege zu gehen. Sie zog ſich deßhalb mit ihrer Begleiterin in einen der Nebenſäle zurück. Leon folgte ihr aber, ſtellte ſich ihr gegenüber und fixirte ſie ſo ſtark mit ſeinen Blicken, daß ſie dadurch nicht wenig verlegen wurde. Da ziſchelte die Pilgerin der Veſtalin recht geheimnißvoll ein Paar Worte ins Ohr, die ſie ganz umſtimmten. Die

Veſtalin zeigte ſich nicht mehr ſo kalt gegen Leon, näherte ſich ihm und malte in ſeine Hand ein L.

— Wie, ſchöne Maske, Du kennſt mich?

— Wer wird Dich nicht kennen?

— So ſage mir, wie ich heiße.

— Leon iſt Dein Name.

— Getroffen, ſchöne Maske.

Die Pilgerin hatte ihn an ſeinem blonden Haar, ſeinem Backenbart und ſeinem ganzen Benehmen erkannt, und es der Veſtalin vorhin ins Ohr geraunt, daß dieſer rothe Domino jener Leon ſei, der ſich für den ſchönſten und intereſſanteſten aller Männer hält, und dem, wie er ſagt, kein Weib auf Erden widerſtehen könne. Die Veſtalin lächelte und wurde mit jeder Minute freundlicher und zuvorkommender gegen ihn. Leon hatte Grund, das für einen guten Vorboten zu halten; er ſchloß ſich immer mehr und mehr an die Veſtalin an und engagirte ſie ſogar zum Contretanz. Die Dame willigte ein.

Während des Tanzes entfaltete er den ganzen Fond ſeiner kecken Höflichkeit, überſchüttete ſie mit faden Complimenten, fand ſie reizend, ſchön, liebenswürdig und ſo weiter.

— Wie können Sie mich reizend, ſchön, liebenswürdig finden. Sie haben mich ja noch nie ohne Larve geſehen.

— Das Blut, das jetzt ſo raſch und ungeſtüm in meinen Adern rollt, es ſagt mir, daß Sie ſchön ſind. Ich beſitze in derlei Fällen eine große Divinationsgabe.

— Es wäre doch leicht möglich, daß Sie ſich diesmal geirrt hätten.

— Nein, nein! Das Feuer Ihrer ſchwarzen Augen, das durch die Larve wie die Sonne durch den Wolkenſchleier blitzt, der liebliche Ton Ihrer jugendlichen Silberſtimme, der Alabaſter Ihrer zarten Hand, Ihr Wuchs, Ihr Fuß beſtätigen nur allzuklar, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe.

Zärtlich drückte er ihre Hand und war überglücklich, als er dieſen zarten Druck leiſe erwidert fühlte. Sie iſt Dein, ſagte er zu ſich ſelbſt und triumphirte im Voraus.

Um zu erfahren, wen er vor ſich habe, ſtellte er einige verfängliche Fragen an ſie. Die Veſtalin errieth ſeine Abſicht und richtete darnach ihre Antworten ein.

— Sind Sie hier allein auf dem Balle?

— Ich bin mit einer andern Dame hier. Die Pilgerin, mit der Sie mich gehen ſahen, iſt meine jüngere Schweſter.

— Warum iſt nicht auch Ihr Herr Gemahl auf dem Ball?

— Mein Gemahl? Wer ſagt Ihnen, daß ich verheirathet bin?

— Ich vermuthete es nur.

— Gedanken ſind zollfrei.

Der Contretanz war beendet. Leon führte die Veſtalin und ihre Schweſter ins Büffet. Die Damen ſträubten ſich Anfangs. Ah bah, das macht nichts, dachte er bei ſich, das Sträuben iſt blos Styl und Etikette der Damen, hat aber nicht viel zu bedeuten. Er bat ſie ſo lange, mit ihm zu ſoupiren, bis ſie endlich nachgaben.

Nachdem er ſeine Larve abgenommen, eine Trüffelpaſtete, Auſtern und Champagner beſtellt hatte, drang er in ſeine Damen, ſich zu demaskiren. Sie wollten das nicht. Leon hielt dies für eine bloße Caprice, konnte ſich aber nicht enthalten, den Flor ihrer Halblarve aufzuheben, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob es denn wirklich der Mühe werth ſei, für ſie das Souper zu bezahlen und ihr den

Hof zu machen. Er wollte ſeine Neigung an keine Häßliche verſchwenden. Der Mann hatte Recht! Aber die Veſtalin war ſchön. Das ſchelmiſche Lächeln, das um die Damascusroſe ihres Mundes ſpielte, zeigte ihm zwei Perlenreihen blendendweißer Zähne. Das war genug! er hatte ſich nicht geirrt.

Die Veſtalin aß wenig oder gar nichts. Weit mehr Appetit hatte ihre Schweſter, die Pilgerin. Das Meiſte aber aß unſer Leon. Er entfaltete im Eſſen eine Virtuoſität, gegen die ſich nichts einwenden ließ. In zehn Minuten hatte er eine halbe Trüffelpaſtete, circa zwanzig Auſtern und ſechs bis acht Gläſer Champagner in das Felleiſen ſeines Magens eingepackt.

Nachdem er ſeinen Teller zierlich geleert hatte, begehrte er vom Marqueur ſeine Rechnung?

— Was bin ich ſchuldig?

— Nichts?

— Nichts?

— Es iſt ſchon Alles bezahlt.

— Bezahlt? Wer hat es bezahlt?

Der Marqueur zeigte auf die Veſtalin — Leon ſtutzte, die Damen kicherten unter ihren Larven und freuten ſich ſeiner Verlegenheit. Während ihr Chapeau im Auſtereſſen vertieft war, hatte ſich die Veſtalin, unter dem Vorwande, ihr aufgegangenes Schuhband wieder zuzubinden, in die Stube des Reſtaurateurs verfügt und dort, zu ſtolz, um ſich von einem fremden Herrn freihalten zu laſſen, das Souper für ihn bezahlt.

Leon ſtellte ſich, als ob das ihn, Gott weiß wie ſehr, verdröſſe; im Innern mochte es ihm aber nicht unlieb geweſen ſein, denn wer weiß, ob ſeine Baarſchaft zur Bezahlung dieſes Abendſchmaußes ausgereicht hätte. Das hätte freilich nichts zu ſagen gehabt, denn er hätte ſeine Cylinder-Uhr oder einen ſeiner Ringe, die auf dem Mittelfinger ſeiner Hand ſaßen, dem Reſtaurateur als Pfand zurückgelaſſen.

Leon wollte ſeiner Veſtalin Vorwürfe machen, da erhob ſie ſich von der Tafel und erklärte, daß es Zeit ſei, ſich nach Haus zu begeben.

— Warum eilen Sie ſo?

— Ich bin ſehr ermüdet. Komm, Emilie, es iſt die höchſte Zeit, daß wir uns entfernen, denn (ſie ſah auf ihr Uehrchen) Zwölf iſt ſchon längſt vorüber. Komm, komm . . .

— Wie, Sie werden doch nicht in ſpäter Nacht allein nach Hauſe gehen?? Und zu Fuß? Unſere Straßen ſind öde und finſter. Sie könnten fallen, oder überfallen werden.

— Sein Sie unbeſorgt. Mein Wagen wartet unten.

— Erlauben Sie, daß ich Sie begleiten darf?

— O ja, doch wie ſich von ſelbſt verſteht, nur bis zum Wagen.

— Façon de parler, ich begleite Sie bis nach Hauſe, in Ihre Wohnung.

Statt der Antwort warf ſie ihm einen freundlichen Blick zu.

Ich verſtehe, rief der entzückte Leon, ergriff ihre Hand und drückte ſie voll Inbrunſt an ſeine heißen Lippen. Die Veſtalin ließ ihn ruhig gewähren.

Im großen Vorſale wartete der Diener der Damen mit ihren Mänteln. Leon warf der Veſtalin, der Diener ihrer Schweſter den ſchottiſchen Wickler um. Zuerſt ſtieg die Veſtalin, dann die Pilgerin und zuletzt unſer Leon in den Wagen.

Der Diener ſchlug die Wagenthüre zu und ſchwang ſich dann auf den Bock zu dem bepelzten Kutſcher.

Der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle durch die dunkeln Straßen. Leon ſchwelgte ſchon in dem Vorgeſchmack beſeligender Wonnen, die er kaum erwarten konnte. Der Champagner hatte ſein Gehirn erhitzt, ſeine Einbildungskraft malte ſich dieſe myſtiſche Maske und die Freuden, die er ſich von ihr verſprach, mit den keckſten, üppigſten Farben aus. Er träumte, in Mahomeds — Paradieſe zu ſein, in welchem ihm die ſchönſte der Houris den vollen Becher der ſüßeſten Freuden credenzte. Das erhitzte, umgeſtüm wallende Blut ſchwellte ſeine Adern und trocknete ſeine Zunge aus. Zehnmal ergriff er die Hand ſeiner gegenüberſitzenden Veſtalin, mit heißer Gluth preßte er ſie an ſeine bebenden Lippen. Allein mehr als einmal verſuchte ſie es, ihre Hand der ſeinigen zu entziehen. — Dieſe ſpröde Weigerung, die unſer Leon für nichts Anderes, als eine zum Bonton gehörige Affection hielt, ſchürte um ſo mehr die lodernde Flamme ſeiner brennende Triebe an und brachte ihn in eine Art anakreontiſcher Verzückung, der allmälig alle ſeine Sinne unterlagen. Die Veſtalin wußte ihn trotzdem in den Gränzen des Anſtandes zu erhalten und dämpfte die Gluth ſeiner Liebe bald durch Ermahnungen, bald durch Vorwürfe. Aber dieſe Vorwürfe klangen ſo liebevoll, daß ſie ihn immer mehr in ſeinem Glauben beſtärkten und jeden Zweifel aus ſeiner frohbewegten Seele verſcheuchten. Mein iſt ſie, dachte er, und konnte kaum den Moment erwarten, wo er die Früchte ſeines Sieges einernten durfte.

Der Wagen fuhr zum Thore hinaus und hielt endlich vor einem großen Eckhauſe.

Die Damen erſtiegen die mit Gas erleuchtete Treppe, Leon folgte.

Die Veſtalin führte ihren Ritter in ein stockfinſteres Gemach, geleitete ihm zum Sopha und bat ihn, hier ſo lange ſitzen zu bleiben, bis ſie wiederkäme.

— Sie wollen ſich entfernen und mich hier allein laſſen?

— Ich will blos meine Maske ablegen, ſagte ſie und eilte mit ihrer Schweſter in ein Seitengemach.

Leon befand ſich nun allein, ganz allein in einem wildfremden Hauſe, in einem ſtockfinſteren

Zimmer. Mäuschenſtill blieb er auf dem Sopha ſitzen, mit geſpannter Sehnſucht der erwünſchten Kataſtrophe ſeines Abenteuers entgegenſehend.

Es vergingen fünf, es vergingen zehn Minuten, die Heißerſehnte kam nicht. Meine ſchöne Unbekannte, ſprach er zu ſich ſelbſt, läßt mich lange im Finſtern tappen. Sagte ſie nicht: ſie wolle blos ihre Maske ablegen? . . . Braucht ſie dazu ſo viel Zeit? . . . mort de ma vie! das kommt mir verdächtig vor.

Mit jeder Secunde wuchs ſeine Neugier, ſeine Ungeduld. Das pochende Herz, das Prickeln des Bluts in ſeinen Adern, das Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung . . . ſollte ihm da nicht angſt und bang' werden?! Das unheimliche Gefühl, das ihm beſchlich, benahm ihn allen Muth, er wagte kaum zu athmen . . .

Endlich öffnet ſich die Thür. Die Veſtalin — nein, ein Diener tritt ein, der erſt ſeine Verbeugung macht und dann einen ſilbernen Armleuchter und ein großes Lavoir auf den Tiſch ſetzt und ſich dann eiligſt wieder entfernt.

Das Licht verſcheuchte die Nacht des bangen Zweifels; Leon ſchöpfte wieder freier Athem, ſah ſich im Zimmer um und überzeugte ſich, daß er in einem vornehmen Hauſe ſei und keinen Grund habe, ſich zu ängſtigen.

Bald darauf kam ein anderer Diener, der in der einen Hand ein großes Handtuch, in der andern ein Paar Flacons mit farbigen Flüſſigkeiten trug. Er legte Beides auf den Tiſch und wollte gehen.

— Nur ein Wort, mein lieber Freund . . .

— Sie befehlen?

— Werd' ich hier noch lange warten müſſen?

— Geduldigen Sie ſich nur noch einige Minuten. Sie werden gleich hier ſein. Der Diener entfernte ſich. Leon faßte neuen Muth, ſchnalzte mit ſeinen Fingern vor Freude und Ungeduld, und wünſchte ſich den erſehnten Augenblick herbei, der ihm die ſchönſte aller Freuden bringen ſollte.

Meine ſchöne Unbekannte läßt lange auf ſich warten, murmelte er leiſe vor ſich hin. Vermuthlich wirft ſie ſich in ein reizendes Negligé, um mir noch mehr zu gefallen. Leon, rief er freudig aus, Du biſt ein glücklicher Kerl — es giebt kein Weib, das Dir widerſtehen kann . . .

Da trat ein dritter Diener ein und legte mitten ins Zimmer ein breites, hohes Polſterkiſſen, das viel Aehnlichkeit mit einer Pavelace hatte, worauf die Türken ihre Sieſta halten.

Welche Vorbereitung! Flacons mit farbigen Flüſſigkeiten, (vermuthlich koſtbare Liqueure) ein Lavoir mit Waſſer, ein Handtuch und ein großes Polſterkiſſen!!! Das wäre Alles recht gut und ſchön, wenn nur ſchon die ſchöne Unbekannte da wäre, damit ich wüßte, woran ich bin. Aber warum kommt ſie nicht. Teufel, was geht hier vor? Horch!! Jetzt glaubte er das Rauſchen ihres Nachtgewandes zu vernehmen. Sprach ſie da nicht, war das nicht ihre Stimme, die ich jetzt vernahm. Sieh', jetzt öffnet ſie die Thür.

Wer malt die Verwunderung und den Schreck Leons, als er — rathe wen? eintreten ſah. Die Veſtalin? Nein! die Pilgerin? Nein! Oder gar einen Geiſt oder ein Geſpenſt? Auch das nicht!

Da Du es ſchwerlich errathen wirſt, ſo will ich's Dir lieber ſagen, damit Deine Neugier nicht auf die Folter geſpannt werde.

Ein ziemlich alter Herr in einem braunſeidenen Schlafrock trat ein. Er rückte ſein ſchwarzes

Sammtkäppchen und machte eine kurze, aber ſehr kalte Verbeugung.

— Mein Herr, ich muß um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie ſo lange warten ließ. Meine Frau, die Veſtalin, die Sie auf der Redoute kennen gelernt, mußte mich wecken, denn ich lag ſchon im tiefſten Schlafe . . .

Leon, der ſich von Schreck und Verwunderung nicht erholen konnte, wußte nicht, was er davon denken, was er dazu ſagen ſollte.

— Ziehen Sie ſich Ihren Rock aus, fuhr der alte Herr fort, machen Sie ſich's bequem, geniren Sie ſich nicht . . .

Leon ſollte ſeinen Rock ausziehen?! Warum? Was hatte der alte Herr für Abſichten?

— Setzen Sie ſich gefälligſt auf dieſes Polſterkiſſen, verhalten Sie ſich ganz ruhig, wenn ich bitten darf, es iſt bald vorüber . . .

Ich ſoll mich auf's Polſterkiſſen ſetzen (dachte ſich Leon), ſoll mich ruhig verhalten, es wird bald vorüber ſein? Was hat dieſer Menſch mit mir vor??? Er wird doch nicht etwa ... Nein, das wäre entſetzlich, gräßlich, abſcheulich ... Leon zitterte an allen Gliedern.

— Warum ängſtigen Sie ſich ſo? Stellen Sie ſich doch die Sache nicht ſo ſchrecklich vor . . . eins, zwei, drei und Alles iſt überſtanden. Setzen Sie ſich.

Leon, von Schreck ganz perplex gemacht, ſetzte ſich. Der alte Herr legte eine Hand auf Leons Kinn, die andere auf Leons Stirn, riß ihm den Mund auf und fragte ihn:

— Welcher iſt es?

— Mein Herr, was wollen Sie?

— Ihnen den Zahn ausziehen.? . .

— Welchen Zahn?

— Den Zahn, der Ihnen auf der Redoute ſo gräßliche Schmerzen verurſacht hat.

— Woher wiſſen Sie das?

— Komiſche Frage! Meine Frau hat es mir geſagt. Weckte ſie mich doch deshalb aus dem Schlafe auf, um Sie von Ihren Schmerzen zu befreien.

Himmeltauſend Donnerwetter — jetzt ging dem armen Leon ein Licht auf, ein furchtbares Licht. Durch den Schreck ganz verduzt und dumm gemacht, wußte er nicht, was er anfangen ſollte. Dem Mann der Veſtalin geſtehen, daß er aus einem ganz andern Grunde ſeiner Frau gefolgt, das wäre nicht diſcret und weniger heilſam geweſen — dieſe Offenherzigkeit wäre ihm theuer zu ſtehen gekommen. Wie ſollte er ſich aus der Affaire ziehen? Er mußte gute Miene zum böſen Spiele machen, und gutwillig in den Plan der malitiöſen Maske eingehen, um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen.

— Es iſt wohl wahr, daß ich heftige Zahnſchmerzen hatte, ſie haben aber jetzt ganz aufgehört.

— Das macht die Angſt, in fünf Minuten kehrt das alte Uebel mit erneuerter Kraft wieder. Sie haben keine Ruh' bei Tag und Nacht und müſſen ſich vielleicht Monden lang damit herumquälen. Zeigen Sie mir den kranken Zahn. Iſt er hohl? Vielleicht kann ich ihn plombiren, das thut Ihnen nicht im Geringſten weh.

Was war zu thun?! Leon mußte ſich fügen und zeigte auf einen der obern Schneidezähne.

— Ziehen Sie ihn aber ja nicht aus.

— Nein, nein, ich will ihn blos unterſuchen.

Der Zahnarzt, einer der geſchickteſten der Reſidenz, holte, ohne daß es Leon merkte, aus dem Aermel ſeines Schlafrocks raſch ein Zängelchen hervor und — katſch! der bezeichnete Schneidezahn war ausgezogen.

Leon ſtieß einen heftigen Schrei aus und fiel, von Schreck und Schmerz geängſtigt, in Ohnmacht.

Der Arzt hielt ihm ein Flacon mit Hirſchhorngeiſt unter die Naſe — Leon kam ſchnell wieder zu ſich.

— Spülen Sie ſich jetzt den Mund mit dieſem Eſſigwaſſer, damit ſich das wunde Zahnfleiſch wieder ſchließe.

Während ſich Leon den Mund ausſpülte, betrachtete der Zahnarzt durch die Loupe den ausgezogenen Zahn und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ihm dieſer Zahn wehethun konnte, da doch Krone und Wurzel deſſelben ganz geſund ausſähen.

Leon war außer ſich vor Wuth. Ohne Adieu zu ſagen, wollte er fortrennen. Als er ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihn der Zahnarzt zurück.

— Mein Herr!

— Was wollen Sie?

— Es thut mir leid, wenn ich Ihnen erſt

ſagen muß, was ich will. Sie ſollten doch ſelbſt wiſſen, daß man Zähne nicht umſonſt auszieht.

— Wie? ich ſollte auch noch dafür bezahlen?

— Freilich, freilich, ſagte mit kaltblütiger Ruhe der Zahnarzt, und bat ihn, den ausgezogenen Zahn, den er ſo eben in ein Stückchen Papier eingewickelt hatte, mitzunehmen.

— Da möchte man doch gleich ...... Was bekommen Sie?

— Einen Dukaten.

— Was, einen Dukaten?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Haben Sie vergeſſen, daß mich meine Frau Ihretwegen aus dem Schlaf aufgeweckt ....

Das hätte ſie ſollen bleiben laſſen! rief wuthentbrannt der getäuſchte Leon, warf drei harte Thaler auf den Tiſch und lief zornig zur Thür hinaus.

In dem nämlichen Augenblick ſtürzte lachend aus dem Seitengemach die Frau des Zahnarztes herein und erzählte ihrem Gemahl, daß ſie ihm ein Mährchen aufgeheftet habe, um den Gecken für ſeine Zudringlichkeit beſtrafen zu laſſen.

Der Zahnarzt wollte ſich darüber todtlachen. Hätte ich das früher gewußt, ſagte er, ſo würde ich ihm blos Angſt eingejagt, aber keinesweges einen kerngeſunden Zahn ausgezogen und dadurch ſein ganzes Gebiß verunſtaltet haben. Liebes Weibchen, der Himmel verzeihe Dir dieſen malitiöſen Streich, fuhr er fort und ging zu Bette.

Siehſt Du irgendwo einen jungen Stutzer, dem einer der oberſten Schneidezähne fehlt, ſo denke Dir: Das iſt Leon.

XI.

Ein Grabſtein auf dem Père Lachaise.

Ich warf mich in eine Dame blanche, dies iſt eine Gattung von Omnibus, die von den Tuilerien nach dem Père Lachaise fährt. Früher las man auf dieſen Fuhrwerken: Des Tuileries au Père Lachaise. Die Polizei wollte darin eine boshafte Anſpielung finden und befahl die Deviſe umzudrehen und ſo heißt es nun: Du Père Lachaise aux Tuileries. Eine Dame blanche legt dieſen Weg in einer kleinen Stunde zurück und läßt ſich dafür von Jedem ſechs Sous bezahlen.

Der Père Lachaise iſt der ſchönſte Kirchhof der Welt. Er iſt eine Stadt, die, ſo gut wie Paris, ihre Bezirke und Straßen, ihre Palläſte und Hütten (deren Nummern eingetragen ſind in das große Hypothekenbuch des Todes), ihre reiche und arme Population, ihre Ober- und Unterbeamten hat. — Paris iſt die Hauptſtadt des Lebens, der Père Lachaise die Reſidenz des Todes. Ginge es nach meinem Willen, ſo möchte ich am liebſten auf dieſem Kirchhof begraben werden; man wird zwar hier eben ſo gut von den Würmern verſpeiſ't als auf irgend einem andern; aber man ſchläft hier in nobler Geſellſchaft und es wird dem Todten die Zeit nicht ſo lang, wie auf manch' anderm Kirchhof, wo ſich (einige Weiber ausgenommen, die ihre Wäſche zum Trocknen aufhängen) Niemand ſehen noch hören läßt.

Auf dem Père Lachaise liegt man, wie geſagt, in honetter Geſellſchaft. Hier ſchlummern Abaillard und Heloiſe, deren Seelen als flammende Dioskuren am Sternenhimmel der Liebe glänzen. Das Grab, das ihre irdiſche Hülle umſchließt, iſt ein Mecca, zu dem Liebende wallfahrten, um ſich hier ewige Liebe, unzertrennliche Treue zu ſchwören und die Ruheſtätte ihres heiligen Ideals mit friſchen, immergrünen Kränzen zu ſchmücken. Auf dieſem weltgeſchichtlichen Grabhügel pflückte ich eine Immortelle, die ich als eine heilige Erinnerung aufbewahre, und die, eingerahmt über meinem Pulte hängt und worunter ich die Verſe ſchrieb:

„Ach, die Liebe giebt uns Leben,
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit.“

Aber zurück zum Père Lachaise. Hier ſchläft Lafontaine neben Molière: die ſchönſte Fabel neben der beſten Moral — hier Quinault und Lully: Text und Muſik. Hier liegt wenig Revolution, aber viel Directorium, z. B. Barras, Lebrun, Rewbel u. ſ. w. Hier ruhen die Marſchälle Napoleons: Ney, Lefebvre, Duroc, Kellermann, Serrurier und Andere von ihren Schlachten und Siegen aus; hier ruht Talma, der Napoleon der Kouliſſenwelt, hier Boieldieu, der Sänger der weißen Dame, hier Herold, der Compoſiteur des Zampa, kurz, hier liegt der größte Theil von Frankreichs Helden-, Dichter- und Künſtlerruhm, und jeder Grabſtein ruft uns die Worte zu: Sic transit gloria mundi!

Mein ſchwarzſammtner Cicerone führte mich von einem berühmten Grabe zum andern; plötzlich blieb er ſtehen, klopfte gleichgültig mit ſeinem Bambusrohre auf einen horizontalen, platten Quaderſtein und ſagte: Ci-gît Beaumarchais. Vous connoissez son monument: c'est Figaro, le Barbier de Sevilla. Es ergriff mich eine unendliche Wehmuth. Auf Talma's Leichenſtein ſteht nichts als ſein Name und das iſt hinreichend, aber hier auf dieſem Grabſteine ſteht nichts, gar nichts, nicht einmal der Name des Todten, der unter dieſer harten Decke ſchläft. Der Conducteur ſagte mir: Die Zeit und die Menſchen, die über dieſen Leichenſtein hinweggeſchritten, hätten Namen und Grabſchrift ausgewetzt. — Was liegt daran! Das Denkmal, das Beaumarchais ſich ſelbſt geſetzt und das all' jene Monumente von Erz und Marmor überdauern wird, iſt ſein Barbier de Sevilla.

Wer kennt nicht dieſes geiſtreiche Luſtſpiel, das bei der erſten Aufführung auf dem Théâtre français ausgeziſcht wurde, bei der zweiten gefallen, und ſpäter ein beiſpielloſes furore gemacht? Wer kennt nicht des Dichters Antikritik, aus welcher ſpäter das famöſe Luſtſpiel „le mariage de Figaro," dieſe beißendſte aller dramatiſchen Satyren entſtand, die wie ein elektriſcher Funke in den Zunder der Revolution fiel und ſie beſchleunigte? Beaumarchais war der Erſte, der die Gewalt der Preſſe geahnt:

ſein Figaro iſt ein Jupiter fulminans, der ſeine Blitze auf Staat und Kirche geſchleudert, und auf dieſe Weiſe die Grundpfeiler des damals ohnedies morſchen Staatsgebäudes in ſeinen tiefſten Fugen erſchüttert hat. Wer in dem Figaro des Herrn von Beaumarchais ſonſt nichts mehr als einen gewöhnlichen Bartkratzer erblickt, iſt ein Schwachkopf, noch tauſend Mal dümmer als der Doctor Bartolo. — Figaro iſt der Sohn dieſes Doctors; das Sprichwort „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," iſt hier nicht am rechten Platze, denn der Doctor Bartolo iſt die perſonificirte Dummheit, Figaro aber, ſein natürlicher Sohn, der ins Leben getretene Geiſt und nebenbei ein gebornes Onze et demi der Malice. Figaro macht ſich über Bartolo, das Ei über die Henne, der Diener über ſeinen Herrn, der Unterthan über ſeinen König, das Geſchöpf über ſeinen Schöpfer luſtig.

Figaro iſt ein verneinender Geiſt, der keck alle Barrieren überſpringt und ſich über Welt und Menſchen moquirt: über den Ignoranten Bartolo, der den Gelehrtenſtand, über den Mädchenverführer Almaviva, der den Adel, über den Verläumder Baſilio, der die Geiſtlichkeit perſifflirt. Betrachten wir dieſe Perſonnagen etwas näher: Bartolo iſt ein roher, geiler, abgeſchmackter, ekelhafter, eingebildeter, erzdummer Philiſter. — Almaviva, ein fauler, leichtſinniger, vergnügungsſüchtiger, geld- und zeittödtender Taugenichts. — Baſilio, ein feiger, lichtſcheuer, heimtückiſcher, beſtechlicher Verläumder, „eingepuppt in ſeines Herzens Niederträchtigkeit." Bartolo und Baſilio ... Beide ſind ein Paar Lumpen; jener ein harmloſer, dieſer ein böſer Lump. Bartolo iſt eine unſchädliche Blatter, Baſilio ein krebsartiges Geſchwür, das Gift und Tod in ſeinem Schooße trägt, Baſilio iſt ein mephitiſches Gas, das in den Sauerſtoff unſeres Lebens eindringt, ein verderbenſchwangerer Sirocco, ein peſtähnliches Contagium. Ihn ſelbſt triffſt du nirgends, das Gift aber, das er ausſtreut, überall.

Figaro macht ſich aber nicht blos über Andere, ſondern auch oft über ſich ſelbſt luſtig und das eben iſt ein Beweis, daß er hoch über all' dieſe Philiſter ſteht, denn, „wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann, gehört nicht zu den Beſten. Wenn Figaro einmal (im Mariage de Figaro) ſagt: Je me fis journaliste et j'obtins la permission de parler de tout, sauf à être mis en prison, si je parlais des ministres, des grands, des nobles, du clergé, de la politique, de la science ou de la littérature, ſo macht er ſich über ſich ſelbſt luſtig und wer kann das dem luſtigen Schelm verdenken?

Beaumarchais Figaro war die Morgenröthe einer neuen Literatur, einer Literatur, die mit Raſirmeſſern ſchreibt, womit ſie die Menſchen bald von oben herunter und bald von unten herauf ſcheert, eine Literatur, welche drückende Hühneraugen ausſchneidet, Blutigel und Schröpfköpfe ſetzt, eine Literatur, die, nach Umſtänden ra- und ecraſirt. Beaumarchais brach die Bahn und Tauſende folgten, aber nicht Alle erreichten, wie er, ſein Ziel. Mérville ſchrieb le deux Figaro, Roſier la mort du Figaro, Burat le Fils du Figaro, aber keine dieſer Nachahmungen hat ihr Vorbild erreicht.

Mit mehr Erfolg debütirten die Nachkommen Figaro's in den Journalen: faſt jede Hauptſtadt hat jetzt einen velin- oder druckpapiernen Figaro. In Paris, London, Madrid und Berlin erſcheint ein Figaro — der Berliner ſtand jetzt auf dem Grabe ſeines Uranherrn — und hundert heterogene

Gefühle durchkreuzten ſeinen in die Vergangenheit zurückſchauenden Geiſt. Wäre er bei Thränen geweſen, ſicher hätte er hier eine vergoſſen, und wäre es auch nur zu Ehren des Herrn von Beaumarchais!

Bevor ich wieder meine Dame blanche aufſuche und von den weinenden Leichenſteinen des Père Lachaise zurückfahre zu den lachenden Lilas des Tuileriengartens, will ich Dir noch ſagen, daß die drei ſchönſten Monumente dieſes Kirchhofs auf den Grabſtätten des Generals Foy, der Gräfin Demidoff und eines Fleiſchers ſtehen, deſſen Name mir leider entfallen iſt. Dieſe drei Denkmäler, Kunſtwerke aus carrariſchem Marmor, koſten zuſammen über eine Million Francs.

Und nun zurück nach den Tuilerien!

XII.

Ein Abenteuer in Paris.

Es war gegen ſechs Uhr Abends.

Ich ſaß vor dem Café de la Rotonde, trank meinen Mocca, rauchte meine Pagitta und ſchaute behaglich dem bunten, vielgeſtaltigen Treiben der hin- und herwogenden Spaziergänger zu.

Jedem jungen Mann, der ein Freund von Morgen-, Mittag- und Abenteuern iſt, gebe ich, entre nous soit dit, den freundſchaftlichen Rath, nach Paris zu reiſen und täglich ein Paar Stündchen im Garten der Tuilerien oder im Hofe des Palais royal zu flankiren. Jedem, der nicht ganz auf das gefallen, was man Kopf nennt, Jedem, der im Kopfe nur ein Quentchen von dem beſitzt, was „Grütze“ heißt, kommt das, was er ſucht, auf halbem Wege entgegengelaufen, denn an dieſen beiden Orten ſieht man ganze Schaaren von ſeidenen Abenteuern mit perſiſchen Shawls, brochirten Strümpfen und italieniſchen Strohhüten. Man braucht im Palais royal, wo jeder Baum Vorleſungen über Geſchichte halten, jede Laterne Memoiren ſchreiben, und in den Tuilerien, wo jede Statue Novellen, jeder Strohſeſſel Romane erzählen könnte, nur eine halbe Stunde auf und abzugehen und um ſich herzublicken, da findet man weißen, rothen, gelben, blauen, grünen und violetten Erzählungsſtoff. Ja, ja, Paris iſt eine Stadt, wo die Abenteuer auf den Bäumen wachſen, wo man den Stoff zu Erzählungen auf der Straße findet.

Schon ſeit langer, langer Zeit war ich nicht ſo gut zu Abenteuern aufgelegt, als an jenem Abend zwiſchen 6 und 7.

Ich bezahlte meinen Caffe und ging dann, weil es zu regnen anfing, in der Galerie de Montpensier auf und ab. Vielleicht, ſprach ich zu mir ſelbſt, kannſt du mit Hülfe deines Regenſchirms ein Schäfchen in's Trockene führen. Im Voraus des Gelingens meines Planes mir bewußt, rieb ich mir die Hände und trällerte, indem ich das Heer der Spaziergängerinnen an mir vorüberziehen ließ, das Lied:

„Passez vite, folles et belles,
Un doux feu cause votre émoi;
Craynez que quelques étincelles
N'arrivent de vous jusqu' à moi.“

Ich war noch keine zehn Minuten auf- und abgegangen, als ich einem ſchwarzſeidenen Abenteuer mit roſenfarbenem Bibi und ſchottiſchem Umſchlagetuch begegnete. Diable, quel ange!! Ein Paar Augen, leuchtend wie die Diamanten des nächtlichen Himmels, und ein Paar Füße, nicht viel größer als ein Gedankenſtrich. Wer über gewiſſe Dinge, ſagt der Dichter der Emilia Galotti, den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Zu dieſen gewiſſen Dingen gehört auch ein kleiner Damenfuß. So ein kleiner Fuß kann ſelbſt den größten Kopf verrückt machen. Ich ſah dieſes Taſchenbuch-Füßchen, eingebunden in braunen Saffian, und war verrückt oder verliebt, was ſo ziemlich auf Eins herauskommt.

Die Dame, der dieſer kleine Fuß gehörte, ging mit einer andern, etwas ältern Frau, deren Häßlichkeit den ſchreiendſten Gegenſatz zu der Schönheit ihrer Begleiterin bildete. Eine oſſianiſche Fee neben einer ſcottiſchen Mac-Meryllis, eine Pfirſich neben einer Hahnbutte! Das Auge der Jüngern verhielt ſich zum Auge der Aeltern, wie die Sonne am Firmamente zum Mondſchein im Kalender, wie eine Congreve'ſche Rakete zu einem chemiſchen Schwefelhölzchen. Der Fuß der Jüngern ſtach vom Fuß der Aeltern, wie ein Daktylus von einer Jambe, wie ein Zahnſtocher von einem Billardqueue ab.... Les extrêmes se touchent, das fand ich auch hier beſtätigt.

— Den Beiden gehſt Du nach, ſprach ich zu mir ſelbſt und ſtocherte mir die Zähne.

Die Jüngere ſah ſich zuweilen um ... ich lächelte ... ſie ebenfalls. Kein Zweifel alſo! Aber wie ſich ihr nähern, auf welche Weiſe ein Geſpräch mit ihr anknüpfen?! Nichts leichter, als dies.

— Madame!

— Monſieur?

— Ihr Schuhband..,

— Hat es ſich aufgelöſ't?

— Das eben nicht, allein es könnte...

— Sein Sie unbeſorgt, es wird halten, ſprach ſie, ließ mich ſtehen und ging weiter.

Einmal abgeblitzt! Ein Dummkopf, der ſich dadurch einſchüchtern läßt.

— Madame!

— Monſieur?

— Es regnet!

— Das ſehe ich.

— Darf ich Ihnen meinen Parapluie anbieten?

— Das dürfen Sie...

Wir waren jetzt am Ausgange des Palais royal ... ich ſpannte meinen Regenſchirm auf.

— Wo wohnen Sie, meine Damen?

— Nicht weit von hier, antworteten Beide zugleich.

— Eine ſolche Antwort und noch zweifeln? O pfui, ſagte ich zu mir ſelbſt.

Ich beſchirmte beide Damen ſo gut ich konnte, und unterhielt ſie, ſo gut ich es vermochte.

— Welch' ein reizender Bibi? Darf ich fragen, aus welchem Atelier dieſes Chef d'oeuvre der Mode und des Geſchmacks hervorgegangen?

— Dieſer Bibi iſt aus Herbaults Magazin.

Damen dachte ich bei mir, die ihre Hüte von Herbault kaufen, gehören zur Beaumonde.

— Und dieſes himmliſche Tuch?

— Habe ich bei Delisle gekauft.

Alſo bei Delisle ... die Dame iſt ganz gewiß von vornehmem Stande.

— Beſuchen Sie lieber das Théâtre du Vaudeville, oder das Théâtre der Porte St. Martin?

— Ich beſuche nur die große Oper!

Ein neuer Beweis, daß Madame der vornehmen Welt angehört.

— Lieben Sie das Ballet?

— Voilà mon faible!

— Wie gefallen Ihnen die Elsler?

— Außerordentlich!

— Ziehen Sie Thereſe oder Fanny vor?

— Thereſe iſt eine gracieuſe Tänzerin, Fanny eine tanzende Grazie.

— Ein charmanter Vergleich! Darf ich fragen, welche Journale Sie leſen?

— Die Gazette de France et la Mode.

Alſo eine vornehme Carliſtin, ſprach ich zu mir ſelbſt. — Leſen Sie nicht auch dann und wann das Journal des Débats?

— Das leſe ich nur ein Mal in der Woche und zwar Montags!

— Aha, ich verſtehe ... Sie leſen nur Janins Feuilleton ...

— Voilà mon faible!

— Madame hat viele faibles dachte ich bei mir. Was halten Sie von Janin?

— Sa manière d'écrire a quelque chose de très comme il faut.

— Haben Sie Balzacs Père Goriot geleſen?

— Vier Mal.

— Beneidenswerther Balzac! Andere Schriftſteller ſind zufrieden, wenn man ſie nur ein Mal lieſ't. Leſen Sie nicht auch dann und wann etwas von Paul de Kock?

— Mein Herr, halten Sie mich für eine Griſette?

— Bitte tauſend Mal um Verzeihung, ich halte Sie ...

— Eh bien, wofür?

— Für einen Engel des Himmels.

— Ob die Engel im Himmel wohl auch den Paul de Kock leſen?

— Wenn es dort Leihbibliotheken giebt, gewiß!

Paul de Kock iſt ein luſtiger Patron und die Engel im Himmel ſind froh, wenn ſie einmal lachen können.

Die Damen blieben jetzt vor einem großen Hauſe in der Rue de Coq St. Honoré ſtehen.

— Hier wohnen Sie? fragte ich.

— Ja, antworteten Beide.

— Sie erlauben doch?

— Was?

— Daß?

— Was daß?

— Daß ich ſo frei ſein darf, mir Ihre Wohnung anzuſehen ...

— Ei, wenn Sie wollen, warum nicht?

Die Damen erſtiegen die ſteinerne Treppe, ich folgte ihnen.

Auf dem Flur angekommen, riß die Jüngere an dem Klingelzuge. Ein Livreediener öffnete. Ich ſtutzte.

— Folgen Sie mir, ſprach ſie, freundlich ſich nach mir umwendend.

Die Dame führte mich durch eine lange Reihe mit ſardanapaliſchem Luxus möblirter Zimmer in ein Kabinet, in welchem ein alter, eisgrauer Herr mit einer Zeitung in der Hand, vor dem Kamine ſaß, in welchem ein ſchwaches Feuer glimmte, an dem er ſeine Füße wärmte.

— Dieſer Herr, ſprach die junge Dame, indem ſie lächelnd auf mich hinwies, wünſcht unſere Wohnung anzuſehen.

— Darf ich fragen weßhalb, fragte der alte Herr, von ſeinem Fauteuil aufſtehend...

— Vermuthlich will dieſer Herr ſie miethen.

— Ach ſo! ich ſtehe zu Dienſten.

Die Dame verſchwand lächelnd in ein Seitenkabinet. Der alte Herr führte mich von einem Zimmer in das Andere. In meinem Innern zürnte ich (man weiß warum), mein Aeußeres aber verrieth nicht die mindeſte Unruhe. Da hier nichts Anderes zu machen war, ſo nahm ich die Miene eines Mannes an, der ſich eine Wohnung anſieht.

Wir waren jetzt am Ende unſerer Zimmerreiſe·

— Wie viel Miethe zahlen Sie für dieſe herrliche Wohnung?

— Jährlich 8000 Francs.

— 8000 Francs! Das iſt für mich aufrichtig geſagt, zu theuer.

Der alte Herr lächelte ſehr zweideutig, ich aber machte meine Verbeugung und ging. Als er mich hinausbegleitete, hörte ich in einem der Nebenzimmer eine wundervolle Stimme, die ein Lied zur Harfe ſang.

— Darf ich fragen, wer in jenem Zimmer dort ſo köſtlich die Harfe ſpielt?

— Es iſt meine Frau, die mir das Vergnügen ihrer Bekanntſchaft verſchafft.

Ich machte eine zweite Verbeugung und ging. Auf dem Hausflur prangte, terraſſenförmig aufgeſtellt, ein Flor der ſchönſten Blumen. Ich pflückte, zur Erinnerung an die reizende Frau, die mich ſo arg myſtificirt hatte, eine Pelargoniumblüthe, ſteckte ſie ins Knopfloch meines Leibrocks und hüpfte trällernd die Treppe hinab.

XIII.

Frascati.

Jede Straße in Paris hat ein anderes Temperament, einen andern Charakter, eine andere Phyſiognomie, jede Straße andere Sitten, andere Gewohnheiten, andere Eigenthümlichkeiten. Paris hat ſanguiniſche und phlegmatiſche, choleriſche und melancholiſche, fromme und laſterhafte, anſtändige und liederliche, ehrliche und ſpitzbübiſche, harmloſe und boshafte, arbeitſame und faullenzende, lachende und weinende Straßen u. ſ. w.

Aber *eine* Straße giebt es, welche die Eigenſchaften aller andern in ſich vereint: ich meine die Rue Richelieu, die von der Rue Rohan bis zum Boulevard des Italiens reicht und eine der größten Straßen des Seine-Babels iſt.

Ganz am äußerſten Ende der Straße, da wo ſie an den Boulevard des Italiens gränzt, ſteht ein einfaches Haus mit einer ehrlichen, altdeutſchen Phyſiognomie und einem caffeebraunen Aushängeſchild, worauf der harmloſe Name eines Schneiders zu leſen iſt.

Im Innern dieſes Gebäudes iſt ein Spielhaus, das, nach ſeinem erſten Pächter, Frascati heißt.

Ich habe die vier Spielhäuſer im Palais royal, die Curſäle in Wiesbaden, Wilhelmsbad und Schwalbach, die Spielhäuſer in Aachen und Leipzig beſucht, muß aber bekennen, daß keines derſelben einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, als das Spielhaus in Nr. 108. der Rue Richelieu.

Lege, ſchöne Leſerin, auf ein Stündchen Dein Tabouret bei Seite, verhülle den blendenden Schnee Deiner Schultern mit dem ſeidenen Gewebe von Caſchemir, häkle Deinen Arm in den meinigen ein und beſuche mit mir Frascati.

So eben ſchlägt es Mitternacht. Wir durchſchreiten den Vorhof, worin ein paar Wagen halten. Der bläuliche Schein der Gaslaternen beleuchtet die gähnenden Züge der Kutſcher, die, auf dem Bocke ſitzend oder mürriſch auf- und abgehend, ihre Herrſchaften erwarten, welche die Frau Fortuna auf die Probe ſetzen. — Wir erſteigen die magiſch erleuchtete Treppe und kommen in die Antichambre, worin ein Schwarm blauröckiger, rothkragiger Diener bivouakirt. Der Eintretende giebt hier ſeinen Hut und Stock ab, wofür er, wenn es voll iſt, eine Marke erhält. Ein ſolcher Diener wird Bouldogue genannt — paſſender wäre der Name Cerberus, denn, wie jener reſpectable Hund, bewacht er, obgleich nur einköpfig, (drei Köpfe ſind heutzutage ein koſtſpieliger Luxus!) den Eingang zur Hölle.

Von der Antichambre tritt man in das erſte Zimmer, in welchem Roulette, von da in das zweite, in welchem Trente-un, von dort in das dritte Zimmer, in welchem Würfel geſpielt wird. Rechts vom Würfelzimmer iſt eine runde Halle zum Ausruhen beſtimmt und links das Leſezimmer, worin man nicht nur alle Journale leſen, ſondern auch, ganz nach ſeinem Belieben, Limonade, Orgeade, Zuckerwaſſer trinken kann, ohne daß man etwas dafür zu zahlen braucht.

Es giebt nichts Unwiſſenderes auf der Welt, als die Weltgeſchichte. Frage ſie, wer das Schießpulver entdeckt hat, ſo wird ſie Dir ſagen: Berthold Schwarz. Frage ſie aber, wer das Roulette-Spiel erfunden, ſo wird ſie einen Augenblick nachdenken, die Stirne in Falten ziehen, eine, vielleicht auch zwei Priſen nehmen, die Achſel in die Höhe ziehen und ſagen: ich weiß es nicht! Wär' ich Weltgeſchichte, ich würde mich ſchämen bis über die Ohren.

Laſſen wir die Betrachtungen und ſtellen wir uns an den verhängnißvollen Tiſch, der die trügeriſche Farbe der Hoffnung trägt, und ſehen wir dem Spiele und den Spielenden zu.

Unſer vis-à-vis iſt ein merkwürdiges Exemplar. Mit einem ſeiner großartigen Ohren kann man alle zwölf Bände des Converſationslexikons einbinden laſſen und doch noch ſo viel Leder übrig behalten, als man zu einer Schreibtafel nöthig hat. Seine Naſe iſt eine Teraſſe, auf welcher Warzen von jedem Kaliber prangen. Die ſtechenden, grauen Augen, die ſpitzigen, fuchsrothen Haare erhöhen den Reiz ſeiner Häßlichkeit. Auf jedem ſeiner zehn Finger erglänzen drei, vier bis fünf Ringe, und im oberſten Knopfloche ſeines ſchwarzen Leibrocks hat ſich das Band der Ehrenlegion eingemiethet. Dieſer Menſch, holde Leſerin, iſt, ich erkenne dies an der ſtoiſchen Ruhe und Gleichgültigkeit, die auf ſeinem Geſichte ausgegoſſen liegt, ein Spieler von Profeſſion.

Der junge Mann neben ihm iſt ein Dandy, der tagtäglich einen andern Rock, ein anderes Beinkleid, eine andere Weſte trägt — er iſt der Attaché eines induſtriöſen Schneiders, der dieſen Klotz bald ſo, bald ſo herausputzt, um neue Moden unter die Leute zu bringen. Außerdem iſt dieſer junge Mann auch der Compère der Banquiers, der dann und wann, auf ihre Koſten mitſpielt. Er iſt es, der enorme Summen auf dieſe oder jene Zahl ſetzt, um die umſtehenden Spieler zu encouragiren und ihre Gewinnluſt aufzuſtacheln.

Am oberſten Ende der Tafel ſitzt ein junger Mann neben einer Dame, deren pikantes Geſicht, deren frivole Toilette ein Stelldichein aller Blicke iſt. Der junge Mann, der vor Kurzem aus der Provinz gekommen, mit leichtem Sinn und ſchwerem Beutel, glaubt in dieſer Dame eine merkwürdige Eroberung gemacht zu haben. Unter uns geſagt, der junge Menſch iſt ein Gimpel, dem dieſe Phryne ganz fein und manierlich die goldenen Federn ausrupft. Sie iſt es, die ihn zu Frascati geführt;

ſie iſt es, die ihn zum Spielen verlockt; ſie iſt es, die ihm ſagt, welche Nummer er beſetzen, ob er Rouge oder Noir, Pair oder Impaire, Passe oder Manque markiren ſoll.

Dort ſitzt eine andere Dame, auch eine Phryne, die aber auf ihre eigene Fauſt ſpielt. Gewinnt ſie, ſo lächelt ſie; verliert ſie, ſo beißt ſie vor Zorn die trockenen Lippen, knirſcht mit den Zähnen oder ſtampſt wohl gar mit dem Fuße. Hat ſie all ihr Geld verſpielt, dann ſpannen ihre Leidenſchaft ſprühenden Augen, ihre wuthgerötheten Wangen lockere Netze aus. Will ſich Niemand finden, der in's Garn geht und, ſo zu ſagen, anbeißt, dann ſchnallt ſie noch einmal ihr verführeriſches Lächeln an und geht damit hauſiren von Tiſch zu Tiſch, von Mann zu Mann, knüpft mit Jedem ein Geſpräch an, wickelt darin den ganzen Knäuel ihrer Reize ab und — bettelt um Geld, damit ſie weiter ſpielen kann.

An keinem zweiten Orte in Paris findet man ſo viel ſchöne Frauen und Mädchen, als bei Frascati. Und welch ein Kaleidoſkop von Toiletten! Diaphane, luftige, duftige Toiletten, wie ſie nur der Pinſel eines Grévedon wiedergeben kann. Doch wenn man bedenkt, daß all dieſe reizenden Weſen entweder Femmes entretenues oder Demi-vertus ſind, daß dieſer üppige Frauenflor verpeſtet vom Hauch der Sünde iſt, dann möchte man aus der Haut fahren vor Wuth über das beſtialiſche Schickſal, das in ſo ätherreine Körper eine ſo ſchmutzige Seele gehaucht. Dieſe Frauen ſind die letzten bei Frascati — ſie machen Jagd auf jene Spieler, denen Fortuna ihre Gunſt geſchenkt, und gehen mit ihnen ins Café anglais, wo ſie um 2, 3 Uhr in der Nacht ſoupiren.

Horch — das iſt das unheimliche Klappern der kleinen Elfenbeinkugel, die aus ihrer Bahn herausſpringt, gegen das zackige Rad und dann in eines der 36 Zahlenfächer fällt. Es herrſcht eine tiefe, andächtige Stille... die Erwartung ſchnürt ſelbſt dem kälteſten Spieler Bruſt und Kehle zuſammen . . . der Geſprächigſte iſt hier ſtumm, ſtumm wie ein Fiſch.

Sonſt rief der Croupier ... Faites votre jeu ... rien ne va plus ... dieſe Mode hat aufgehört ... die Croupiers ſind maulfaul geworden und rufen jetzt blos die Zahl und Farbe aus, welche gewonnen hat.

Hier ein Spieler, der 23 Mal auf Noir geſetzt und ſeinen Einſatz immer verdoppelt hat. Welch ein Pech! 23 Mal fiel die malitiöſe Kugel auf Rouge. Jetzt, das 24ſte Mal, wo er alles, was er auf Noir verloren, auf Rouge ſetzt, kommt endlich Noir heraus — kannibaliſche Malice!

Dort ein Spieler, der ſeinen letzten Napoleon auf Nummer 17 ſetzt. Er hat's getroffen und erhält 35 Napoleons. — Ermuthigt, ſetzt er 5 Napoleons auf dieſelbe Zahl — und ſie kommt zum zweiten Male und er bekommt 175 Napoleons. Er wird immer kecker und ſetzt dieſe 175 Napoleons auf Rouge. Es kommt Rouge! er erhält das Doppelte und ſetzt dieſe 350 Napoleons abermals auf Rouge und ſiehe, es kommt Rouge . . . nein, dies Mal kommt Noir heraus. Was ſchadet das, er hat ja noch 30 Napoleons. Zehn davon ſetzt er auf Impair und zehn auf Rouge. Der Banquier läßt die Kugel rollen ... ſie kreiſ't diesmal länger als gewöhnlich ... auf dem blaſſen Geſichte des Spielers malt ſich die peinlichſte Erwartung ... endlich iſt die Kugel ausgelaufen ... der Croupier ruft: Pair et Noir! der Spieler entfärbt ſich und ſetzt ſeine letzten zehn Napoleons abermals auf Impair und zum zweiten Male kommt Pair heraus. Der Spieler trocknet ſich mit dem Foulard den Todesſchweiß von der Stirn, geht in das Leſezimmer, läßt ſich dort ein Glas Limonade geben und entfernt ſich. Er hat keinen Sou mehr, den er dem Diener geben kann, der ihm im Vorſaal den Hut zurückgiebt.

Die Phryne dort iſt glücklicher — ſie ſetzt die Fünf-Franken-Stücke, die ſie ſich eben erbettelt hat auf eine Cinque . . . die Cinque kommt heraus und ſie erhält dafür 63 Napoleons. Sie iſt klüger, als jener junge Mann. Bonne nuit, mon petit chat, ſagt ſie zu dem Stutzer, der ihr die fünf Fünffrankenſtücke geliehen, und verläßt den Saal.

Horch — was war das? So eben fiel ein Schuß! Alle Spieler, ſelbſt die Croupiers, halten einen Augenblick ein und horchen. Was giebt's, was giebts? Unten im Vorhofe hat ſich der junge Mann erſchoſſen, der heut Abend 4000 Francs verloren, die er für das Handlungshaus, bei dem er angeſtellt iſt, einkaſſirt hat. Die Croupiers, an ſo etwas ſchon gewohnt, lächeln und die Gäſte...

ſpielen ruhig weiter, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

In dem Zimmer, wo Trente-et-un geſpielt wird, iſt es in der Regel voller. Unter dieſen Spielern findet man einige Narren, die ſich einbilden, den Lauf des Spieles berechnen und voraus ſehen zu können, ob Rouge, ob Noir gewinnen wird. Dieſe Leute führen ſeit Jahren Protokoll über den Gang des Spieles, ſie haben ein Büchlein vor ſich liegen, worin ſie aufnotirt haben, wie oft Dies, wie oft Jenes herausgekommen iſt, um ſich darnach richten zu können. Ungeheure Ironie! Gerade dieſe Leute verlieren am öfterſten . . . die Martingalen, die ſie ſo fein berechnet haben, ſie ſchlagen fehl und bringen dieſe Rechner, die in dem Wahne leben, das große Geheimniß gefunden zu haben, alle Banken der Erde ſprengen zu können, früher oder ſpäter an den Bettelſtab oder — an den Galgen. Solchen Spielern bleiben nur zwei Ausſichten, ſie werden Bettler oder Straßenräuber.

In dieſem Zimmer findet man die encouragirteſten Spieler. Hier war es, wo ich einen jungen Mann, der Anfangs ganz ruhig und gelaſſen ſpielte, eine Banknote von 5000 Francs auf Rouge ſetzen ſah. Und er gewann! Dies Glück hatte er einem ältlichen Manne mit eisgrauen Haaren zu danken, der neben ihm geſtanden und ihm den Rath gegeben, Rouge zu ſetzen. Als Rouge wirklich herauskam, bat ſich der alte Mentor für den guten Rath eine Belohnung aus. Der Glückliche gab ihm — ein Fünf-Frankenſtück.

Die Croupiers bleiben ſich bei Gewinn und Verluſt ewig gleich. Jeder von ihnen erhält täglich 15, auch 20 Francs. Alle 2 Stunden werden ſie von Andern abgelöſ't.

Die Bank zu ſprengen, iſt unmöglich, ſchon aus dem Grunde, weil ſie in einem Wurf nie mehr als 1200 Francs verlieren kann — denn dies iſt der höchſte Einſatz, der erlaubt iſt.

Frascati zahlt jährlich acht Millionen Francs Pacht an die Regierung. Im Durchſchnitt gewinnt die Bank jährlich eilf bis zwölf Millionen — mithin bleibt ihr noch immer ein Gewinn von 3 bis 4 Millionen Francs.

XIV.

Apotheker Leiden.

1.

Herr Daniel Salmiack iſt ein Apotheker. — Wenn ein Apotheker verlegen iſt, wie er ſeine Officin nennen ſoll, ſo nennt er ſich zum König Salomo. Ich hätte Luſt zu wetten, daß es faſt in jeder deutſchen Stadt eine Apotheke giebt, die ſich den alten König Salomo zum Schutzpatron gewählt.

Herr Salmiack iſt ein kleiner, dicker Herr zwiſchen 30 und 70 Jahren. Er hat einen Haarbeutel, iſt aber nüchtern, treu und ehrlich. Es giebt Leute, welche behaupten wollen, daß er dumm ſei; ich muß ihn in Schutz nehmen und ſagen, daß es Leute giebt, die noch viel dümmer ſind als Salmiack, der zwar nicht das Schießpulver, wohl aber ſchon manch anderes Pulver, z. B. Zahn- und Brechpulver erfunden hat. Herr Salmiack hat nur einen Fehler; er iſt für ſein Alter viel zu verliebt.

Vor zwei Jahren begrub er ſeine dritte Frau. Er hatte ſie kaum beerdigt; da rannte er wieder jeder Schürze nach und verliebte ſich in ein jedes weibliche Weſen, das ihn freundlich anſah. Den tiefſten Eindruck hatte Peppi, die Kellnerin vom Bierhaus zur ſilbernen Linſe, auf ihn gemacht. Ihretwegen, blos ihretwegen gab ſich Herr Salmiack den Freuden des bairiſchen Bieres hin; blos ihretwegen beſuchte er allabendlich die ſilberne Linſe. Um die kleine, wilde, muthwillige Peppi kirre und geſchmeidig zu machen, brachte er ihr allerlei kleine Geſchenke, als: Süßholz, Regliſe, Lakriz, überzogenen Kalmus, Pfeffermünzplätzchen und dann und wann Lippenpomade mit, denn er wußte, daß die Lippen einer ſchönen Kellnerin gar oft reſtaurirt werden müſſen.

Wenn Peppi mit den blauen Augen, dem ſchwarzen Sammetmieder und der goldenen Ringelhaube ihm das Bier brachte, erlaubte ſie ihm, daß er, wie jeder Stammgaſt der ſilbernen Linſe, ihr freundlich ans Kinn faſſen oder in den Arm kneifen durfte. Dem guten Apotheker lief das Waſſer im Munde zuſammen, wenn ſie mit ihren Spitzbubenaugen ihn ſchelmiſch verliebt anſah und kichernd ausrief: „Gengens, alter Herr, Sie ſein recht ſchlimm!“ Er war verliebt in ſie, verliebt bis über die Ohren und eiferſüchtig, wie ein — Nachtwächter. Ich gebrauche abſichtlich dieſen Vergleich, denn einer der größten Pſychologen (ich glaube, ich war es) hat behauptet, daß Niemand mehr zur Eiferſucht inclinire, als ein armer Menſch, der in der Nacht Alles, nur ſeine Frau nicht bewachen darf. Herr Salmiack, ich wiederhole es, war ſehr eiferſüchtig. Die jungen Biervertilger, von denen ſich Peppi noch viel mehr gefallen ließ, waren ihm in der Seele zuwider: er hätte ihnen aus Eiferſucht ſeinen ganzen Vorrath von Ipecacuanha und Arſenik ins Bier miſchen mögen, um ſie, je eher je lieber, ad inferos zu expediren. Vergiften könnte ich die jungen Laffen, ſprach er oft zu ſich ſelbſt und trank manchmal, vor Zorn, mehr Bier, als er vertragen konnte.

Eines Abends faßte Herr Salmiack ein Herz und ſprach:

— Peppi!

— Was ſchaffens, alter Herr?

— Mich drückt etwas.

— Habens vielleicht zu viel gegeſſen?

— Nein, Süßholz meiner Seele, mich drückt etwas Anderes …

— Der Schuh vielleicht?

— Nein, Glauberſalz meiner Sehnſucht, mich drückt die Liebe.

— Schau, ſchau! Darf man nit wiſſen, wen's lieben?

— Dich Peppi, Dich liebe ich.

— Mich? Haltens mich, mir wird ſchlimm.

Sie wollte ohnmächtig in ſeine Arme ſinken.

— Noch ein Maß Bairiſch! rief ein anderer Stammgaſt, und Peppi fiel nicht in Ohnmacht, denn ſie hatte keine Zeit dazu.

— Peppi, ſprach Herr Salmiack, als es dunkel geworden war und ſie die Lampe anzündete, die auf ſeinem Tiſche ſtand — Peppi, kann denn nichts Dich rühren?

— O ja!

— Was kann Dich rühren?

— Der Schlag, wann ich hör, daß ſo ein

alter Herr, wie Sie ſein, die Courage hat, ſich in die Peppi zu verlieben.

— Peppi, ich meine es gut mit Dir — ich will (erſchrick nicht) Dich heirathen.

— Was? Heirathen wollens mich?

— Ja, Peppi, ich lege Dir mein Herz und meinen König Salomo mit allem, was drum und dran iſt, zu Füßen, Peppi, werde mein Weib.

— Gengens, Sie woll'n mich nur papiereln.

— Nein, Peppi, es iſt mein Ernſt, ich ſchwör' es Dir bei meinem Salomo!

— Alſo wirklich?

— Ja, meine Bruſtſlange.

— Gut, ich heirath' Ihnen.

— Victoria, Victoria, rief Herr Salmiack und warf in der Freude ſein Bierglas um.

— Sie ſein zwar dreimal älter als ich, fuhr Peppi fort, aber das macht nichts...

— Wann iſt die Hochzeit?

— Morgen, übermorgen, wann's wollen.

— In acht Tagen, rief er aus und — trank an dieſem Abend drei Mal mehr als gewöhnlich.

Als er, um zehn, überſelig nach Hauſe ging, bemerkte man an ihm zwei Haarbeutel.

Die ganze Nacht ſchwebte dem alten Seladon das Bild der ſchönen Kellnerin vor Augen: ſeine Fantaſie, aufgeregt von dem Hopfen des Bairiſchen Bieres, ſchmückte die Braut mit tauſend Reizen aus. Peppi war in der That eine der reizendſten, üppigſten Kellnerinnen. Ihr Auge war blau, bairiſchblau ... ein Auge, das ewig lachte und die Thräne nur dem Namen nach kannte. Hinten am Nacken quollen unter der goldenen Ringelhaube ſchwarze Locken hervor, die in ungekünſtelter Schönheit auf den alabaſterhellen Hals herabfielen. Aus dem engen Sammtmieder drängten ſich zwei runde, ungeſtüme Wellen hervor, deren Weiß man nur mit dem Schnee der Alpen vergleichen kann. Zwei Hände konnten ihre Taille umſpannen. Der volle, ſchöngeformte Arm, die kleine fleiſchige Hand mit den vier reizenden Grübchen und der allerliebſte kleine Fuß bildeten ein Ganzes, das man unbedingt ſchön nennen konnte. — Herr Salmiack ſchwärmte im Vorgefühl der ſüßeſten aller Wonnen, ſchlief endlich ein und träumte von — Peppi.

2.

— Iſt es alſo wirklich wahr, fragte ein junger Stammgaſt die ſchöne Kellnerin, daß Du den Apotheker vom König Salomo heirathen willſt?

— Ja, das iſt wahr.

— Mein Gott, wie kann einer ſo jungen, hübſchen Dirne ein ſo alter, häßlicher Eſel gefallen?

— Gefallen, hat ſich was zu gefallen? Er iſt abſcheulich, aber ich nimm ihn doch.

— Aber warum?

— Dumme Frage! Ich bin arm und er iſt reich... Ich bin jung und er iſt alt; ſtirbt er, dann nimm ich mir Einen, der mir gefällt.

— Recht ſo, Peppi. Apropos Du biſt mir von geſtern noch einen Kuß ſchuldig.

— Wiſſens was: den zahl' ich Ihnen gleich nach der Hochzeit.

— Deſto beſſer, ſagte der Stammgaſt und klopfte ſchmunzelnd die Aſche ſeines Pfeifenkopfes aus.

3.

— Alſo morgen iſt Hochzeit, ſagte ein anderer Stammgaſt zu der Peppi.

— Ja, warum?

— Na warte, Du alter Apotheker, erwiederte der Gaſt und ſtrich die beiden Flügel ſeines Schnurrbartes. Wir Stammgäſte der ſilbernen Linſe wollen es Dir gedenken, daß Du uns die ſchöne Peppi ſo vor der Naſe wegfiſchſt.

— Auch Einer, dem's nit recht iſt, rief Peppi und ging trällernd zum Schenktiſch zurück.

4.

Acht Tage ſpäter war die Hochzeit.

Herr Salmiack gab nach der Trauung ein kleines, höchſt frugales Abendbrod, wozu er ein Paar alte Bekannte und den Wirth zur ſilbernen Linſe eingeladen. Peppi, die ſchöne Peppi, die als Kellnerin immer ſo frohen Muthes geweſen, ſchien am Hochzeittage und ſelbſt bei Tiſche ernſt und nachdenkend zu ſein, Herr Salmiack hingegen war ausgelaſſen-luſtig, kreuzfidel. Wenn's nur ſchon Mitternacht wäre, dachte er bei ſich und ſah wohl 20 Mal in einer Stunde nach ſeiner Kapſeluhr. Die Gäſte gewahrten ſeine Ungeduld und ſtichelten. Peppi ſchlug die Augen nieder, Herr Salmiack ſchmunzelte, der Wirth zur ſilbernen Linſe drohte mit dem Zeigefinger, rief Vocativus, Vocativus! und die Andern lachten. Man aß, ſo lange es was zu eſſen gab, dann erzählte man ſich Anekdoten aus alten Kalendern, knackte Mandeln und Räthſel, füllte die Gläſer und brachte Geſundheiten aus. Herr Salmiack aber wurde von Minute zu Minute ungeduldiger und fing nun ebenfalls zu ſticheln an.

— Es iſt wohl ſchon ſehr ſpät? fragte er ſeinen Nachbar, den Thierarzt.

— Noch lange nicht Zwölf, rief der Vogelausſtopfer.

— Wir haben ja nichts zu verſäumen, meinte der Tabakshändler.

— Und können wohl noch ein Stündchen beiſammen bleiben, fiel der Klavierſtimmer ein.

— Das Brautpaar ſoll leben, rief die ſilberne Linſe, die unterdeſſen die Gläſer gefüllt.

— Vivat hoch, riefen Alle.

— Ich danke den verehrten Herrſchaften, muß Hochdieſelben aber ganz gehorſamſt darauf aufmerkſam machen, daß es wohl Zeit ſein dürfte, ſich zur Ruhe zu begeben, denn um fünf Uhr Morgens muß ich ſchon wieder in meiner Officin ſein . . .

— Warum denn ſchon ſo früh? fragte der Thierarzt.

— Der Herr Doctor ſcheinen vergeſſen zu haben, daß ich vor acht Tagen meinen faulen Lehrling und vorgeſtern meinen liederlichen Gehülfen fortgejagt, das Geſchäft ruht jetzt auf mir allein, ergo . . .

— Bleiben wir noch ein halbes Stündchen beiſammen, fiel der Klavierſtimmer ein.

Gern hätte Herr Salmiack, der auf Kohlen ſaß, ſeine Gäſte zum Teufel geſchickt. Was ließ ſich aber machen? Er mußte es ruhig abwarten. Man fing von Neuem zu erzählen an, gab ſich wieder Räthſel auf und trank, ſo lange es noch was zu trinken gab. Als aber die letzte Flaſche geleert war und keine neue auf den Tiſch kam, da hielt man es für gut, aufzubrechen.

— Gott ſei Dank, brummte Salmiack in ſich hinein und kneifte die blaſſe Wange der Peppi.

Die ſilberne Linſe riß noch ein Paar ſchlechte Witze, dann wünſchte man ſich gegenſeitig „gute Nacht“ und ging.

Der erſehnte Moment war gekommen. Herr Salmiack führte ſeine Peppi in's Brautgemach und wollte eben die Fenſterladen ſchließen — rir, da klingelt's unten. Herr Salmiack öffnet das Fenſter, guckt hinaus und fragt:

— Was giebt's?

— Ein Recept, das augenblicklich gemacht werden muß, rief eine Baßſtimme herauf.

— Kreuz Bomben und Granaten, flucht Herr Salmiack.

— Warum fluchſt Du denn? fragte Peppi.

— Hörſt Du's denn nicht? Ich muß ein Recept machen, jetzt, gerade jetzt! iſt das nicht zum Teufelholen? Leg' Dich nieder, mein Kind, in fünf Minuten bin ich wieder oben.

Er nimmt ein Licht und geht in ſeine Officin hinunter, öffnet das Fenſter, lieſ't das Recept und braut die vorgeſchriebene Medicin, wozu er wohl gegen zwanzig Minuten braucht. Die Pillen ſind fertig, Herr Salmiack eilt zurück in das Brautgemach und zieht eben die Nachtmütze über die Ohren — rir, da klingelt's!

— Schon wieder?! ruſt Herr Salmiack und ſteckt den Kopf zum Fenſter hinaus und frägt —

— Was wollen Sie?

— 24 Blutigel, ruſt eine andere Stimme.

— Muß es gleich ſein?

— Auf der Stelle.

— Jetzt, gerade jetzt!! Iſt das nicht zum Schlag treffen? Peppi, liebe Peppi, ſei nicht böſe, in zwei Minuten bin ich wieder bei Dir.

Er fliegt die Treppe hinunter, zählt 24 Blutigel ab, ſtreicht das Geld dafür ein, ſchließt den Fenſterladen, eilt zu ſeiner Peppi zurück, zieht die Stiefel aus und ſtreift eben ſeine Weſte ab — rir, da klingelt's.

— Pech und Schwefel! ſoll ich heute gar nicht zur Ruhe kommen, ruſt Herr Salmiack, reißt wüthend das Fenſter auf und frägt...

— Herr, was wollen Sie?

— Um zwei Groſchen Nelkenöl.

— Das hat bis morgen Zeit.

— Gleich muß ich's haben.

— So hol' Er ſich's wo anders?

— Um zwei Groſchen Nelkenöl, Er Grobian, oder ich ſchlag' Jhm die Fenſter ein.

— Jetzt, gerade jetzt!! ruft der wüthende Apotheker. Jſt das nicht zum Wahnſinnigwerden? Geduld, Geduld, Peppi, gleich bin ich wieder bei Dir.

Er hüllt ſich in ſeinen Schlafpelz ein, eilt in ſeine Officin, reicht dem Flegel das Nelkenöl, ſchließt wieder ſeinen Laden, eilt zu ſeiner Peppi zurück, wirft den Schlafpelz ab und will — rix, da klingelt's.

Salmiack thut, als ob er nichts gehört.

— Daniel, ruft Peppi.

— Was denn, mein Kind?

— Es hat ſchon wieder geklingelt.

— Du irrſt Dich.

— Hörſt, jetzt klingelt's noch ſtärker!

— Mord-Element, ſoll ich denn heute gar nicht zu Bette kommen, ruft der raſende Salmiack, ſteckt den Kopf zum Fenſter hinaus und frägt...

— Was will Er?

— Was ich will? Um ſechs Kreuzer Cremortartari.

— Jetzt, um zwei Uhr in der Nacht, um ſechs Kreuzer Cremortartari? Der Teufel ſoll Jhn holen.

Was? Er iſt ein Apotheker und weigert ſich, mir um ſechs Kreuzer Cremortartari zu verkaufen?! Gut, morgen früh zeig' ich Ihn bei der Polizei an…

— Halt, halt! rief Salmiack, der Manchetten bekam. In einem Nu war er in der Apotheke.

— Hier, mein verehrter Herr, iſt Cremortartari.

— Und hier, Er alter Flegel, ſind ſechs Kreuzer.

Salmiack fliegt hinauf zu ſeiner Peppi, aber nahe ſeinem Ziele, hört er von Neuem die fatale Klingel ertönen. Trepp ab, Trepp auf, ſo geht's die ganze Nacht. Er tobt, er flucht, er raſt, er wüthet — umſonſt — die Klingel bleibt nicht ſtill. Endlich kräht der Hahn, der Morgen bricht an, Salmiack legt ſich nieder und Peppi … ſteht auf.

XV.

Ein Bild aus der ruſſiſchen Beaumonde.

1.

Die Gräfin Alida d' Orv . . . (eine der ſchönſten Wittwen von St. Petersburg) lag nachläſſig auf ihrem rothſeidenen Divan hingeſtreckt und las, das Haupt auf den atlasweichen Arm geſtützt, den erſten Theil von Montesquieu's, „Lettres persanes“. — Das ganze Boudoir, klein und niedlich wie die Gräfin ſelbſt, war in ein ſinneſchmeichelndes Halbdunkel eingehüllt, denn der Verhang des großen Fenſters war Abends vorher herabgelaſſen und jetzt um 11 Uhr Morgens noch nicht aufgezogen worden. Im Marmorkamine glimmte ein kleines Feuer, das ſich in dem großen Trumeau abſpiegelte, der, dem Kamin gegenüber, in die Wand eingehauen war. Auf dem breiten Sims des Kamins ſtanden eine Pendule und vier chineſiſche Porcellanvaſen, in welchen die Lieblingsblumen der Gräfin: das zarte Heliotropium scorpioides, das üppige Clerodendron fragrans, das kokette Pelargonium St. Helena und die ſchmachtende Mimosa pudica jetzt, obgleich es draußen ſtrenger Winter war, in voller Blüthe ſtanden. Ueber dem Geſims ſtrahlte ein zweiter Spiegel, in deſſen vergoldeten Rahmen ein Paar Dutzend Viſitenkarten ſtaken. Ueber dem Fußboden des Boudoirs breitete ſich ein Tiegerfell als Teppich aus, auf dem ein buntfarbiger Papagey, welcher den goldenen Käfig, unfern des Fenſters, verlaſſen hatte und jetzt gemächlich herumtrippelte, mit dem ſchwarzen Schnabel die Roſenblätter und Lavendelblüthen aufpickte, womit der Teppich gleichſam parketirt war. Ob der Magen des Papagey's dieſe Leckerbiſſen vertragen kann, erlaube ich mir nicht zu entſcheiden, weil ich (es iſt Jammerſchade) kein Thierarzt bin.

Die reizende Gräfin warf, als ſie der Lettres persanes überdrüſſig war, ſie auf den Divan hin, erhob ſich aus den ſchwellenden Kiſſen, ging ans Fenſter und rollte den Vorhang in die Höhe. Hu welch ein Wetter! Schneeflecken wirbelten in der Luft herum und ſchlugen an die glatten Spiegelſcheiben des Fenſters, als bäten ſie, man ſolle es ihnen öffnen, damit ſie im niedlichſten aller Boudoirs ſich wärmen könnten. Die Gräfin warf einen Blick auf die Straße, in der eine Droſchke die andere jagte, denn es war kalt und alle Welt bis an die Ohren in Pelze eingehüllt. Sie ließ den Vorhang wieder herabrollen und ſetzte ſich ans Klavier, das dem Divan gegenüber ſtand. Das, was ſie ſpielte, ſchien eine freie Fantaſie zu ſein; die Taſten des Inſtruments ſchienen es zu wiſſen, welch' ſchöne Hand ſie berühre: die Töne klangen ſo ſüß, daß ſelbſt der Papagey ſtaunend ſein Ohr ſpitzte. Aber bald war ſie auch des Spieles überdrüßig. Sie winkte jetzt den Papagey heran. Er kam, ſie ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder und ſprach: Eh bien, grédin, donnez moi la patte. Der Vogel ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und reichte ihr mit vieler Grazie eine ſeiner Pfoten hin. Ah, combien de fois dois-je vous dire, mon petit imbécille, qu'une bête élégante comme vous n'offre jamais sa patte gauche. Ce n'est pas gentil mon Jolicoeur. Donnez-moi la droite. — Allons donc! Jolicoeur reichte ihr die rechte Pfote, die Gräfin war nun zufrieden und ſteckte ihm ein Biscuit in den Schnabel. Merci, krächzte Jolicoeur und trippelt damit in ſeinen offenen Käfig zurück.

— Was nun anfangen, ſprach die Gräfin zu ſich ſelber, ich habe Langeweile . . . ich muß wieder heirathen . . . mein Gemahl, der alte General (Gott hab' ihn ſelig) ruht zwar erſt zehn Monate im Grabe . . . dies ſoll mich jedoch nicht abhalten . . . Aber wen heirathe ich ſchnell?

Sie ſtellte ſich vor dem Spiegel hin und muſterte die Viſitenkarten. Der junge Fürſt Gregor A . . . der iſt ein Geck!

Der Obriſt Fedor W . . . der hat mehr Schulden, als Haare auf dem Kopf.

Der Collegienrath Nicanor T . . . pfui, der ſchnupft Taback.

Der Marquis von S . . . der iſt entſetzlich dumm. — Was anfangen, wen heirathen? Halt! da fallen mir drei Andere ein: der * * ſche Legationsrath Arthur von M . . ., der Staatsrath Iwan R . . . witſch und der Oberſt Thaddäus von B . . . Einer von den Dreien werde, weil ich es vor Langeweile nicht länger aushalten kann, mein Gemahl. Ob Jeder von ihnen mich auch nehmen wird? Sie warf einen Blick in den Spiegel und das Lächeln, das jetzt ihre Lippen umſpielte, ſchien zu ſagen: Gewiß, gewiß!

Sie ſetzte ſich raſch an ihren Pult und lud die genannten drei Herrn auf morgen Abend zu einem Souper dinatoire ein. Sie klingelte. Ihr Kammerdiener trat ein.

Sie gab ihm die drei Briefe, die er ſofort beſorgen ſolle, und befahl, daß ſogleich angeſpannt werde.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß die Gräfin Alida d' Orv . . . in ihrem Landau und fuhr zu ihrer Marchande de Modes.

2.

Am andern Abend ſtellten ſich zur feſtgeſetzten Stunde der Legationsrath Arthur v. M . . ., der Staatsrath Iwan N . . . witſch und der Oberſt Thaddäus v. B . . ., alle à la quarte épingles, im Salon der ſchönen Gräfin ein. Alida empfing die Gäſte mit der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit und führte ſie vom Salon in's Boudoir.

— Ich habe Sie einladen laſſen, meine Herren, um Ihnen mitzutheilen, daß ich endlich den Entſchluß gefaßt, Ihren Bitten nachzugeben und mich ſo raſch als möglich zu verheirathen, da das Wittwenleben, aufrichtig geſagt, mich zu langweilen anfängt. Seit dem Tode meines Gemahls (ſanft ruhe ſeine Aſche!) gehören Sie, meine Herrn, zu Jenen, die ſich um meine Hand bewerben . . . eine Huldigung, die wohl keine Dame in St. Petersburg beſſer zu würdigen verſteht, als Ihre gehorſame Dienerin. Verzeihen Sie, wenn ich das offene Geſtändniß wage, daß die Wahl unter Ihnen mir ſchwerer wird, als Sie vielleicht vermuthen mögen. Sie alle, meine Herren, ſind faſt von einem und demſelben Alter . . . jeder von Ihnen beſitzt dieſelben achtbaren Eigenſchaften . . . jeder von Ihnen bekleidet in der menſchlichen Geſellſchaft einen hohen, ausgezeichneten Rang . . . ich ſchätze einen ſo ſehr als den Andern und eben weil ich Keinem den Vorzug einräume, wird mir die Wahl ſo ſchwer. Ich möchte Keinen von Ihnen zurückſetzen. Aus dieſem Grunde habe ich beſchloſſen: es dem Zufall zu überlaſſen, wem ich angehören ſoll. Wenn es Ihnen Recht iſt, meine Herren, ſo mögen zwei Würfel entſcheiden, wer von Ihnen mein Gatte werden ſoll. Ich reiche dem meine Hand, der von Ihnen die meiſten Augen wirft. Sind Sie damit zufrieden?

Die drei Herren, die dieſer ſonderbare Einfall etwas decontenancirt hatte, lächelten und riefen einſtimmig: es ſei!

Wohlan denn, meine Herren, ſo wollen wir keine Zeit verlieren.

Sie ſchellte und Bedford brachte einen kleinen ſilbernen Becher und ging.

— Was wird Petersburg ſagen, ſprach der Legationsrath, wenn es erfahren wird, daß die ſchöne Gräfin ſich gleichſam ausgeſpielt?

— Die Beaumonde, lieber Rath, wird lachen, der Plebs räſonniren. Was liegt daran, wir haben nach Beiden nichts zu fragen, ſprach die Gräfin und warf zwei Würfel in den Becher. Wer von Ihnen will den Anfang machen?

— Ich, ſprach der Obriſt. Er ſtreifte ſeine lilafarbenen Glacehandſchuhe ab, nahm den Becher, ſchüttelte und warf — drei und vier.

— Das macht nur ſieben, ſprach lächelnd die Gräfin.

— Erlauben Sie, ſprach der Staatsrath, daß nun ich mein Glück verſuche. Er nahm den Becher, ſchüttelte und warf — vier und ſechs.

— Das macht zehn, ſprach die Gräfin. Nun iſt die Reihe an Ihnen, Herr Legationsrath.

— Wohlan, Fortuna ſei mir günſtig! Seine beiden Vorgänger waren bei dem verhängnißvollen Würfelſpiele auffallend ruhig und gelaſſen — der Legationsrath aber zitterte, als er den Becher ergriff, und auf ſeinem plötzlich blaß gewordenen Geſichte ſpiegelte ſich die peinlichſte Erwartung ab. Man wird das ſehr natürlich finden, wenn man bedenkt, daß der Rath die Gräfin wirklich liebte und ſich glücklich geſchätzt, wenn ſie ihm den Vorzug geſchenkt hätte. Er ſchüttelte den Becher und warf — drei und ſieben.

— Alſo auch zehn, wie der Staatsrath, rief der Obriſt. Nun, da müſſen beide Herren noch einmal würfeln.

— Wollen Sie, meine Herren, nicht zuvor ein Glas Eis genießen? fragte die Gräfin.

Man dankte.

Eh bien, ſprach der Staatsrath, ſo will ich jetzt zum zweiten Male mein Glück verſuchen.

Er ſchüttelte den Becher und warf — fünf und ſechs.

— Eilf, das iſt viel, ſehr viel, rief der Legationsrath und wurde leichenblaß. Die Gräfin ſah es und ... lachte, denn ihr ſchien es in der That ganz gleichgültig, ob dieſer oder jener ſie gewinne.

— Muth, Muth gefaßt, rief der Obriſt dem verzweifelnden Legationsrath zu. Ich werde mit Ihrer Erlaubniß, den Daumen halten — das bringt Glück, ſagen die Spieler.

— Es ſei, ſprach der Legationsrath, ſchüttelte den Becher und warf — ſechs und ſechs!

— Ich gratulire, rief der Staatsrath.

— Ich ebenfalls, ſprach der Obriſt ... Nun, nicht wahr, mein Daumendrücken hat geholfen.

— Ich danke Ihnen, erwiederte der Legationsrath und ſank ermattet auf einen Fauteuil.

— Was iſt Ihnen? fragte die Gräfin mit einem Lächeln, das nicht die mindeſte Unruhe verrieth.

— Mir iſt nicht ganz wohl . . . das Spiel hat mich ſehr aufgeregt ... beruhigen Sie ſich ... das geht bald voruber.

— Sie werden ohnmächtig, rief der Obriſt und ſprengte ihm mit einem kleinen Flacon, das er aus ſeiner Weſtentaſche zog, ein Paar Tropfen Eau de Cologne in's Geſicht.

— Incommodiren Sie ſich nicht, rief der Rath, mir iſt wieder wohl, ganz wohl . . . Nun, ſchöne Gräfin?

— Wozu die Frage, Sie ſind mein Bräutigam!

— Wann ſoll die Hochzeit ſein?

— Morgen, übermorgen, in acht Tagen, wann Sie wollen.

— Ich wünſche es je eher, je lieber.

— Alſo übermorgen, ſprach die Gräfin und reichte ihm ihre Hand.

Er küßte ſie und trocknete ſich dann mit dem Handſchuh den Schweiß von der Stirn.

Man ſpielte ſpäter ein Paar Parthien Ecarté, ging zu Tiſche und fuhr dann nach Hauſe.

3.

Laut Verabredung war der Legationsrath Arthur von M . . . mit dem Glockenſchlage drei in ſeinem Staatswagen vorgefahren, um ſeine Braut zur Kirche abzuholen.

Meine Feder iſt nicht zart genug, die Gräfin zu beſchreiben, die in ihrem reichen Blondenkleide einer Sylphe glich, die von Zephiren geſchaukelt wird. Ach, es iſt doch Schade, Jammerſchade, daß die reizgeſchmückte Fee Alles, nur kein Herz beſaß! Alida war eine Kokette, die mit dem heiligen Gefühl der Liebe Blindekuh ſpielte und ſich nie von ihr ertappen ließ.

Braut und Bräutigam fuhren nach der Iſaakskirche. Als der Legationsrath ſchon von fernher die ſchimmernden Granitſäulen der ehrwürdigen Metropolis erblickte, bemächtigte ſich ſeiner Seele ein unheimliches Gefühl. Alida ſang . . . er blickte traurig vor ſich hin und ſeufzte im Stillen.

Vor der Kirche angekommen, hob er ſeine Braut aus dem Wagen und führte ſie in die Sacriſtei, wo ſich ein Theil der Hochzeitsgäſte eingefunden. Der Prediger, der dem Brautpaar den Segen der Kirche ertheilen ſollte, hatte ſich noch nicht eingefunden. Der Legationsrath verließ die Sacriſtei. Als Alida ihn um den Grund fragte, gab er ihr zur Antwort, er habe in ſeinem Wagen den Claquehut liegen laſſen, was wirklich der Fall war.

Alida wußte nicht, wie ihr geſchah . . . eine dunkle Ahnung bemeiſterte ſich ihrer Seele . . . ſie ſtand auf glühenden Kohlen und in banger Erwartung. Von Minute zu Minute mehrte ſich ihre Angſt. . . ſie wartete, an ſeiner Stelle trat endlich ein Diener ein, der ihr einen Brief überreichte. Mit ängſtlicher Haſt erbrach ſie das ſchwarze Siegel und las:

„Madame.

Seit jenem Augenblicke, wo Sie durch das Loos der Würfel meine Braut geworden, habe ich für Sie kein anderes Gefühl empfunden, als Verachtung. Um Sie für Ihren Leichtſinn zu beſtrafen, habe ich Sie zur Kirche geführt und bin dann wieder umgekehrt. Mögen Sie einen Andern heiraſhen . . . meine Liebe haben Sie verſcherzt für immer.

Arthur von M . . ."

Die Gräfin wurde ohnmächtig in ihr Hôtel gebracht.

Am andern Morgen verließ ſie Petersburg.

XVI.

Doctor Zipps.

Er war mein Schulkamerad, ſaß mit mir in Quarta und hatte, mehr als einmal, das griechiſche Penſum für mich ausgearbeitet, eine Freundſchaft, die ſich in der Regel durch einen Silbergroſchen oder Kuchentrümmer belohnte. Benedictus Zipps war der fleißigſte in der ganzen Klaſſe, kam aber trotzdem nicht vorwärts. Er „ochſ'te" viel, hatte aber ein löcheriges Gedächtniß, das alles, was es mühſam in ſich aufgenommen, kurz darauf wieder fallen ließ. Ich ſaß ſchon ein Jahr in Secunda, als mein Freund nach Großtertia verſetzt wurde. Erſt im zwanzigſten Jahre machte er das Abiturientenexamen, bezog dann die Univerſität, ſtudirte vier Jahre Medicin, wollte das Examen machen und — fiel durch. Ein Jahr ſpäter beſtand er das Examen rigorosum.

und bekam das Doctordiplom. Doch als er ſich drei Jahre hernach zum Staatsexamen meldete, hatte er das Unglück, abermals durchzufallen. Zipps ließ ſich dadurch nicht entmuthigen, er meldete ſich zum zweiten Male, kam glücklich durch und war nun praktiſcher Arzt, Wundarzt, Accoucheur u. ſ. w. Von Hauſe aus nicht unbegütert, ſchaffte er ſich ſofort einen Wagen an, in dem er, von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht, alle Straßen durchkreuzte. Zipps war ſchon 9 Monate Arzt und hatte noch nicht Einen Patienten. Seine Freunde, die dies wußten, verfolgten ihn mit Epigrammen; der Eine ſagte: er habe 10 Hausärzte. Dr. Heim ſei die Eins und Dr. Zipps die Null. Ein Anderer meinte: Zipps habe, um einen Patienten zu erwiſchen, ſich ſelbſt zu Bett gelegt; ein Dritter war noch boshafter und ſagte: Zipps habe ſeinem Kutſcher 2 Friedrichsd'or verſprechen, wenn dieſer ſeinem Herrn zu Lieb, ſich einmal vergiften wolle, damit er ihn curiren könne.

Von allen ſeinen Freunden hatte er mich am Liebſten. Ich wußte ſeine Freundſchaft wohl zu würdigen und um mich gegen ihn dankbar zu beweiſen, ſpielte ich manchmal, wenn ich geſund wie ein Fiſch im Waſſer war, den Kranken, klagte bald über Kopfſchmerzen, bald über Magendrücken, bald über Schlaf-, bald über Appetitloſigkeit und erbat mir dann ſeinen Rath. Wie froh, wie glücklich, wie ſelig war er dann, wann er mir ein Recept verſchreiben konnte.

— Da mein Junge, ſprach er zu mir, nimm dieſe Medicin, morgen biſt Du geſund, ſo wahr ich Zipps heiße und Doctor der Medicin und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften bin.

Am andern Morgen beſuchte er mich jedes Mal, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen.

— Nun, mein Junge, hat meine Medicin geholfen?

— Doctor, gab ich ihm zur Antwort, Du biſt ein Tauſendſaſa, ein Teufelskerl, ein Hexenmeiſter — die Tropfen, die Du mir verordnet (und die ich, dem Leſer ſei es geſagt, gar nicht habe machen laſſen) haben Wunder gewirkt... Mein Kopfſchmerz iſt wie weggeblaſen.

— Und wie haſt Du geſchlafen?

— Wie ein Nachtwächter.

— Nun, was hab' ich Dir geſagt?

— Doctor, laß Dich küſſen. Hippokrates und

Galenus, Heim und Hufeland ſind Stümper gegen Dich, Du biſt der zweite Aesculap und wäre ich Jupiter, ich würde Dich zu mir in den Himmel nehmen und Dich zu meinem erſten Leibarzt ernennen. Noch ein Luſtrum und der Ruf Deiner Geſchicklichkeit wird von einem Pole zum andern wiederhallen, Kranke werden aus 100 Meilen weiter Ferne herkommen, um ſich heilen zu laſſen vom Geheimen Medicinalrath Profeſſor Dr. Zipps, der ſo viel Patienten haben wird als Sand am Meere.

— Das gebe der liebe Gott!

— Appropos, iſt es wahr, daß Du Vorleſungen halten wirſt?

— Freilich, freilich.

— Und worüber?

— Ueber die Krankheiten der Seele. Die Krankheiten des Körpers, die curirt heut zu Tage jeder Ignorant; aber die der Seele ſind für die meiſten meiner Collegen verſchleierte Sais-Bilder, unerforſchliche Räthſel. Ein Alexander will ich den gordiſchen Knoten der Pathologie mit dem Schwerte der Vernunft zerhauen und der Gründer eines neuen Syſtems, einer neuen Methode werden.

— Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt . . .

— Zu gütig, lieber Freund. Aber ohne mir zu ſchmeicheln, als Irrenarzt ſuche ich meines Gleichen. Innerhalb vier Wochen getraue ich mich, jeden Verrückten wieder zur Vernunft zu bringen. Wenn ich Dir erzählen wollte, wie viele Geiſteskranke ich in den zwei Jahren meiner Praxis geheilt habe, Du würdeſt erſtaunen und es nicht glauben wollen. Denke Dir, mein Junge, vor einem halben Jahre werde ich zu einem Kranken geholt, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt, daß er ein Mehlwurm und ſeine Frau (beiläufig geſagt, ein junges, hübſches Weibchen) eine Nachtigall ſei, die ihn verſpeiſen wolle. Sie durfte ſich ihm nicht nahen, denn er hatte Furcht vor ihr und verkroch ſich dann in alle Winkel. Ich behandelte den Kranken acht Tage — da ſtarb er. Das iſt ſchade, denn ich bin feſt überzeugt, daß ich dieſen Monomanen, wäre er nur noch vier Tage am Leben geblieben, gänzlich hergeſtellt hätte.

— Nun ſieh, Doctor, eben weil ich weiß, wie groß Deine Geſchicklichkeit in der Behandlung geiſteskranker Menſchen iſt, eben weil ich weiß, wie groſse Wunder Du in dieſer Sphäre Deiner göttlichen Kunſt geleiſtet, eben darum habe ich Dich heute zu mir bitten laſſen, um Dir einen Kranken ans Herz zu legen, deſſen Schickſal mir ſehr nahe geht. Höre, Doctor, und helfe dann, wenn Du es vermagſt. Ich ſeufzte tief auf und begann zu erzählen. — Vor ungefähr drei Monaten kam ein junger Mann, ein Wiener Schriftſteller, mit dem ich ſchon ſeit Jahren innig befreundet bin, zum Beſuch hierher. Reich, liebenswürdig und empfohlen an die erſten Häuſer, ſtanden ihm alle Salons der vornehmen Welt geöffnet. Jeder Tag, jeder Abend vergrößerte den Kreis ſeiner Bekanntſchaften, die Quelle ſeiner Vergnügungen. Vor vier Wochen erhielt er von der Baroneſſe S . . . eine Einladung zu einem Ball, den ſie zu Ehren des Geburtsfeſtes ihrer Tochter Adele veranſtaltet hatte. Antony (ſo heißt mein armer Freund) erſchien und trank aus Adelens Augen, aus dieſen Himmeln von Vergißmeinnicht, den Nectar der Liebe und das Gift der Eiferſucht, denn er wußte, daß ſie einen Andern liebte. Seit jenem Abend, wo er viel getrunken und noch mehr getanzt, ſich echauffirt und erkältet hatte, iſt er in trübe Schwermuth verfallen. Seit

Kurzem haben ſich bei ihm Spuren des Wahnſinns gezeigt; er bildet ſich ein, der Coeur-Bube zu ſein, und hält jedes weibliche Weſen, das ſich ihm nähert, für die Kaiſerin Judith, die Coeur-Dame, die ihn ſtechen, d. h. ermorden will. Außer dieſer fixen Idee äußern ſich bei ihm noch andere Merkmale der Geiſtesverwirrung. Jetzt, in den Hundstagen, klagt er beſtändig über Froſt; er klappert mit den Zähnen und wärmt ſich am kalten Ofen. Sein Geiſt iſt ſo zerrüttet, daß er eine Farbe von der andern nicht mehr unterſcheiden kann. Roth ſieht er für blau und blau für gelb und gelb für grün an. Nachts, bevor er zu Bette geht, ſchminkt er ſich und Morgens, wenn er aufſteht, entfärbt er ſich. Den ganzen Tag fantaſirt er von der Coeur-Dame. „Judith, Judith, was habe ich Dir zu Leide gethan, daß Du mich erſtechen willſt?!" Er fängt dann zu weinen an und weint dergeſtalt, daß man darüber lachen möchte.

— Ich weiß genug, mehr als genug, jetzt führe mich zu ihm, ſprach Doctor Zipps und nahm Hut und Stock.

Sein Wagen brachte uns bald an unſer Ziel.

— Ich will vorangehen, ſagte ich, als wir ausſtiegen, und Dich bei ihm anmelden; ich thue es darum, weil ich weiß, daß er vor Leuten, die er früher nie geſehen, zu erſchrecken pflegt, da er jeden Fremden, den er zum erſten Mal ſieht, für die Coeur-Dame hält, die ſich, verkleidet, bei ihm eingeſchlichen hat. Ich werde ihm ſagen, daß Du ein Wunderdoctor ſeiſt, der jede Krankheit heilen kann.

— Thu' das, denn das erweckt Vertrauen.

Ich ging hinein, traf die nöthigen Vorbereitungen und kam bald wieder heraus, um meinen Doctor einzuführen.

Wir fanden den Kranken am Ofen ſitzend. Er trug drei Schlafpelze und über dieſen einen leinwandnen Staubmantel. Seine Hände ſteckten in Pelzhandſchuhen. In der rechten Hand hielt er einen aufgeſpannten Sonnenſchirm und in der Linken ein Paar Schlittſchuhe. Der linke Fuß ſteckte in einem Fußſack, der andere in einem Kanonenſtiefel.

— Wer biſt Du, Hallunke? fragte der Monomane.

— Ich bin der **Dr.** Zipps, der Sie curiren will, ſtammelte mein Doctor.

— Mich curiren? Bin ich denn krank?

— Das wollen wir gleich ſehen, ſprach Zipps und fühlte ihm den Puls. Er machte ein bedenkliches Geſicht und fragte dann:

— Sie haben Schlittſchuhe in der Hand ... Sie wollen wohl aufs Eis gehen?

— Ja!

— Jetzt, im Monat Auguſt?

— Narr, jetzt iſt December.

— Schön! ſagte mein Doctor und beſann ſich wieder ein Weilchen, dann fragte er:

— Geſtern war Mittwoch, was iſt heute?

— Charfreitag.

— Schön! Sehen Sie ſich gefälligſt meine gelbe Weſte an. Wofür halten Sie dieſe Farbe?

— Für blau.

— Schön! ſagte mein Doctor und nahm eine Priſe, um Zeit zum Aufſuchen einer neuen Frage zu gewinnen: Sagen Sie mir doch gefälligſt, wie viel Finger hat meine Hand?

— Finger? Herr, wollen Sie mich zum Beſten haben? Ihre Hand hat gar keine Finger.

— Nicht, was denn?

— Blos zwei Daumen.

— Mein Doctor ſchüttelte den Kopf und nahm eine zweite Priſe.

— Wie heißen Sie, fragte er nach einer langen Pauſe.

— Ich heiße La Hire.

— Was ſind Sie?

— Ich bin der Coeur-Bube, den die Cpeur-Dame ſtechen will.

— J glauben Sie doch ſo was nicht! Die Coeur-Dame ſticht ja nur den Pique-Buben.

— Du lügſt, Hallunke, rief der Patient und warf ihm einen ſeiner Pelzhandſchuhe ins Geſicht.

Zipps machte eine retrograde Bewegung, winkte mir, nahm mich bei Seite und ſprach:

— Wir wollen den Kranken jetzt allein laſſen. Führe mich in ein anderes Zimmer, dort will ich ihm die Medicin verſchreiben, womit ich alle Narren curire.

Ich führte ihn ins anſtoßende Kabinet, reichte ihm Feder, Dinte und Papier; er ſchrieb ein Recept und trug mir auf, es ſofort in die Apotheke zu ſchicken. Von dieſen Pillen, ſprach Zipps, erhält der Kranke alle Stunden vier Stück. Morgen früh werde ich wieder kommen.

— Glaubſt Du, Doctor, daß dieſem Kranken noch zu helfen iſt?

— Aufrichtig geſagt, ſeine Monomanie ſcheint ſchon tiefe Wurzel gefaßt zu haben; aber dennoch hoffe ich, ſie auszurotten... Leb' wohl, mein Junge, ich muß fort, denn ich habe heute noch 23 Patienten zu beſuchen.

Ich begleitete ihn bis zur Treppe und eilte dann zu meinem Freunde zurück.

— Menſch, rief ich aus, Du haſt Deine Rolle köſtlich geſpielt ... Zipps glaubt, Du ſeiſt wirklich verrückt...

— Das iſt himmliſch!

— Er hat Dir Pillen verſchrieben...

— Das iſt göttlich!

— Morgen früh kommt er wieder.

— Dann werfe ich ihn zur Thüre hinaus.

— Nein, Tony, Du mußt die Rolle fortſpielen.

— Aber wie lange?

— Acht oder vierzehn Tage, dann wollen wir ihm weiß machen, daß er Dich curirt habe.

— Topp, es ſei!

Doctor Zipps beſuchte nun jeden Morgen meinen quaſi-verrückten Freund, der ſeine Rolle ſo meiſterhaft-conſequent durchführte, daß ſelbſt andere Aerzte, vernünftiger als Zipps, dieſe Maſke nicht ſo leicht durchſchaut hätten. Täglich verordnete er eine neue Medicin; ſie wurde gemacht und gezeigt, wenn er ſie ſehen wollte, aber einen Tag ſpäter, wenn eine neue verordnet war, zu den alten geworfen.

Vierzehn Tage ſpäter las man in den Zeitungen folgende

Dankſagung:

„Der Unterzeichnete, der, ſeit drei Monaten, von einem ſtillen Wahnſinn befallen, von vielen Aerzten für unheilbar erklärt war, iſt durch den raſtloſen Eifer des rühmlich bekannten Arztes, Dr. Zipps, ſo glücklich hergeſtellt worden, daß er ſich verpflichtet fühlt, dem Retter ſeines Lebens öffentlich den Tribut der Dankbarkeit abzutragen."

A...... M...

Zipps glaubt bis zur jetzigen Stunde, daß Antony wirklich verrückt geweſen.

Der Glaube macht ſelig.

XVII.

Der Perlenſchmuck.

1.

Vor einem glänzend erleuchteten Hôtel in der Rue de Lille hatte ſich ein Kreis neugieriger Gaffer gebildet, denen es Vergnügen machte, die Equipagen hoher Herrſchaften vorfahren zu ſehen, die zu einem Ballfeſte eingeladen waren, das der * * Geſandte am Namenstage ſeines Souverains veranſtaltet hatte.

Seit zwei Stunden raſſelten die Wagen auf und nieder; das ganze diplomatiſche Corps, die Crême haute volée und die Elite der Fremden ſtrömte herbei.

Es ſchlug eben zehn, als man, aus weiter Ferne, das Rollen einer Equipage vernahm, die mit Blitzesſchnelle durch die Straße jagte und jetzt vor dem Hôtel hielt. Ein Jäger öffnete den Wagenſchlag: ein junger Mann in einen Mantel gehüllt eilte aus dem Wagen in die Vorhalle.

Ein Geflüſter, halb Frage, halb Antwort, durchlief die Reihen der Gäſte, als der junge Mann in den Saal eintrat.

— Wer iſt dieſer Mann?

— Graf Severin, ein Ruſſe, der erſt ſeit Kurzem in Paris iſt.

— Er ſoll einer der reichſten Cavaliere von St. Petersburg ſein.

— Welch ein ſchöner Kopf!

— Welch edle Züge!

— Blaß, abgelebt, aber höchſt intereſſant.

— Der Mann wird viel Glück machen bei unſern Damen.

— Man ſagt, er mache der Schweſter des Geſandten den Hof.

Das Geflüſter nahm ein Ende, als Muſards Orcheſter die Gäſte zur Quadrille rief.

Graf Severin tanzte mit der Gräfin Helene.

— Iſt es wahr, fragte ſie während des Tanzes, was mir mein Bruder erzählt?

— Was erzählt er?

— Daß Sie Ihre Päſſe begehrt haben und uns bald verlaſſen werden?

— Mein Reiſe-Wagen ſteht bereit, morgen vor Tages-Anbruch verlaſſe ich Paris. Ich wäre ſchon heute abgereiſ't, wenn nicht die Einladung Ihres Bruders und das Glück, noch einmal in der Nähe des ſchönſten aller Engel verweilen zu dürfen, mich zurückgehalten hätte.

— Sind Sie böſe, wenn ich frage, was Sie zu ſolcher Eile treibt? Vor vier Tagen ſagten Sie mir, Sie würden wohl bis zum Frühjahr in Paris bleiben und jetzt . . .

— Ich habe, theure Helene, Briefe erhalten, die mir melden, mein Oheim ſei ſo lebensgefährlich krank, daß die Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifeln. Er wünſcht mich, ſeinen einzigen Neffen, vor ſeinem Tode noch einmal zu ſehen . . . mich ruft kindliche Dankbarkeit . . . ich muß Sie verlaſſen, ſo ſchwer es mir auch wird.

Helene ſeufzte tief auf und — mußte tanzen, denn die Reihe war an ihr.

Sein Auge hing mit Wolluſt an der ſylphenartigen Geſtalt: auf ihrem Haupte, an ihrem

Halſe prangte der ſchöne Perlenſchmuck, den er ihr, drei Tage vorher, zu ihrem Namensfeſte geſchenkt.

Als die Quadrille beendet war, drückte ſie ihm einen kleinen Ring in die Hand.

— Tragen Sie dieſen Reif zum Andenken an eine Freundin, die Sie liebt, liebt mit aller Kraft der erſten Liebe.

— Helene, rief er und erfaßte ihre Hand.

— Man beobachtet uns, ſprach ſie und eilte, um ihre Aufregung zu verbergen in einen der Nebenſäle.

2.

Sie ſcheinen ſehr betrübt zu ſein, ſagte die Gräfin Franciska, die Gemahlin des Geſandten, zu dem Grafen Severin, der in einem Winkel des Saales ſtand und mit der Kette ſeines Lorgnon ſpielte. Kommen Sie, Graf, wir wollen ein Paar Parthieen Ecarté ſpielen, vielleicht zerſtreut Sie das . . .

Sie ſetzten ſich und ſpielten.

— Was erzählt man ſich Neues, fragte die Gräfin einen der Attaché, der dem Spiele zuſah.

— Nichts von Bedeutung. In der vergangenen Nacht iſt die Frau eines Börſen-Cröſus mit einem der Franconi'ſchen Kunſtreiter durchgegangen. Als man dem Banquier, der ſich auf ſeiner Villa befand, die Nachricht hinterbrachte, Bajazzo habe deſſen Frau entführt, rief er verzweiflungsvoll: Gott im Himmel, am Ende bringt er ſie mir wieder!

Man lachte.

— Haben Sie, ſagte ein junger Schriftſteller, nichts von dem Mord gehört, der vor einigen Tagen im Quartier latin verübt worden?

— Nein, ſagte die Gräfin.

— Erzählen Sie, bat der Graf.

— Ein Abbé iſt in ſeinem Zimmer erſtochen worden.

— Und der Mörder? fragte die Gräfin.

— Befindet ſich bereits in den Händen der Juſtiz.

— Hat man erfahren, wer er iſt, fragte der Graf.

— Man ſagt, es ſoll ein Goldſchmidt ſein.

— Weiß man nicht, was ihn zu dieſem

Morde verleitet hat, fragte Helene, die hinter dem Stuhle ihrer Schwägerin ſtand.

— Geldſucht, erwiederte der Schriftſteller. Der Abbé war im ganzen Quartier als ein reicher Geizhals bekannt, der Schätze auf Schätze häufte. — Der alte Herr muß ſich Anfangs wacker gewehrt haben, denn man fand in ſeiner Hand ein Büſchel blonder Haare, die er beim erſten Anfall dem Mörder ausgerauft hat.

— Schrecklich, ſchrecklich! riefen Alle.

— Die gute Stadt Paris, fuhr der Erzähler fort, hat ſchon lange keine Hinrichtung geſehen. Sie werden es nicht glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einer Execution dieſer Art niemals beigewohnt. Aber dies Mal muß ich es ſehen und ſollte ich zehn Louis für ein Fenſter auf dem Grève-Platz bezahlen.

— Man ſieht doch gleich, daß Herr Anatole zur romantiſchen Schule gehört, ſagte lächelnd der Graf und leerte ſein Glas Zuckerwaſſer.

Weil gerade von der romantiſchen Schule die Rede iſt, ſagte der Attaché, ſo will ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die jetzt in ganz Paris curſirt. Einer der Koryphäen der romantiſchen

Schule war ſeinem Schneider 300 Francs ſchuldig. Der Schneider von einem Tag zum andern vertröſtet, wird endlich grob. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich meine 300 Francs habe. Der Schriftſteller ſetzt ſich an ſein Pult und ſchreibt. — Voilà un article pour la Revue de Paris, ſagt er zu ſeinem Gläubiger, prenez-le — ces quatre feuilles vous payeront.

Man lachte und ſpielte weiter.

3.

Um das Hôtel des Geſandten ſchlichen ſeit einer Stunde zwei dunkle in Mäntel eingehüllte Geſtalten herum, deren geheimnißvolles Weſen unheimlich und höchſt verdächtig war. Sie gingen ungeduldig auf und ab und miſchten ſich endlich in die Gruppen der Kutſcher, die auf ihre Herrſchaft warteten, und drängten ſich, ſo oft eine Equipage vorfuhr, bis an die Wagenthür, um zu ſehen, wer von den Gäſten bereit ſei, einzuſteigen und nach Hauſe zu fahren. — Mitternacht war längſt vorüber: eine Stentorſtimme rief die Namen der Herrſchaften, deren Wagen vorfahren ſollte. Der Hofraum noch vor einer halben Stunde von Kutſchern und Wagen übervölkert, war jetzt leer und öde. Es hielten nur noch zwei Equipagen, von denen die eine einen reichen Banquier aus der Rue Lafitte, die andere den Grafen Severin erwartete.

— Graf Severin, rief die Stimme des Stentors, und im Nu rollte ſeine Equipage heran.

Der Graf ſtieg ein und gewahrte, erſt als der Wagen um die Ecke der Straße bog, daß im Fond des Wagens ein fremder Mann ſaß.

— Wer ſind Sie, fragte der Graf, den die fremde Erſcheinung erſchreckte.

— Ein Mann, der Sie zwei Tage vergebens geſucht und jetzt überaus glücklich iſt, daß er Sie gefunden hat.

In demſelben Augenblick hielt man den Wagen auf. Man öffnete: drei Leute, mit Piſtolen verſehen, ſtiegen ein.

— Wohin? fragte der Vierte, bevor er ſich zum Kutſcher auf den Bock ſchwang.

— Nach der Polizei-Präfektur.

4.

Am andern Abend las man im Messager des Chambres folgende Anzeige.

„In der vergangenen Nacht hat die Polizei den Mörder des Abbé Du . . . ausfindig gemacht. Der Verbrecher, an die Conciergerie ausgeliefert, iſt ein Glücksritter, der ſich für einen Grafen Severin J . . . . . y ausgegeben. — Zwei Stunden nach der Ermordung des Abbé hatte er im Palais royal für 8000 Francs einen Perlenſchmuck gekauft, den der Juwelier vorgeſtern Abend, in der großen Oper, auf dem Haupte einer bekannten Gräfin geſehen.

5.

Noch in derſelben Nacht reiſ'te Gräfin Helene von Paris ab.

Der Perlenſchmuck liegt auf der Polizei.

XVIII.

Mein Handſchuh.

Eben kam ich aus dem Theater. Man hatte Meyerbeer's „Robert le Diable“ gegeben. Die erſte Vorſtellung dieſer Oper hatte bis gegen Mitternacht gewährt. Das Haus war drückend voll geweſen ... kein Apfel konnte zur Erde fallen ... die Hitze hatte mich ganz marode gemacht. Schachmatt durchkreuzte ich den dunkeln Opernplatz, um nach Hauſe zu eilen.

Eben bog ich in die Behrenſtraße ein, da hörte ich, ein Paar Schritte hinter mir, ganz leiſe meinen Namen nennen. Neugierig wandte ich mich um und ſah zwei Damen, die in ſchottiſche Mäntel eingehüllt waren. Sogleich machte ich Halt und ſah den Damen, in dem Augenblick, als ſie an mir vorbei defilirten, sans gêne ins Geſicht, bloß deßhalb, weil ich feſt geglaubt, in ihnen Bekannte zu erkennen.

Die Mühe, die ich mir gab, war vergebens, denn das Gaslicht war ſchon halb und halb erloſchen und warf nur noch ungewiſſe Schatten auf die Damen, die noch obendrein dicht verſchleiert waren, ſo daß es ſelbſt dem ſchärfſten Auge nicht gelungen wäre, hier im Finſtern klar zu ſehen.

Die Damen (ich wußte noch ſelbſt nicht warum) intereſſirten mich, eines Theils ſchon deßhalb, weil Einer von ihnen mein Name entſchlüpft war. Ich wollte wiſſen, wer ſie ſind, wo ſie wohnen. Um Beides zu erfahren, folgte ich ihnen in angemeſſener Diſtanz und hatte bald darauf das Vergnügen, die Bemerkung zu machen, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit nach mir umſahen.

Ein gutes Zeichen dachte ich bei mir, und focht luſtig mit meiner Reitgerte in der ſchwülen Luft herum. Doch wandte ich kein Auge von meinen Damen weg. Sie bogen jetzt um die Friedrichſtraßenecke und ſahen ſich um nach mir. Lächelnd folgte ich ihnen. An der Ecke der franzöſiſchen Straße angekommen, ſahen ſie ſich abermals um nach mir.

Ich lächelte und folgte ihnen, denn der Wuchs der einen Dame war ein Magnet, deſſen Anziehungskraft ich durchaus nicht widerſtehen konnte. An der Jägerſtraßenecke thaten ſie das Nämliche. Nun war ich meiner Sache gewiß. An der Taubenſtraßenecke ſahen ſie ſich abermals nach mir um. Ich glaubte ſie würden hier einbiegen — doch nein, ſie gingen noch weiter. Als ſie ſich an der Mohrenſtraßenecke wiederum nach mir umſahen, da faßte ich Muth und näherte mich ihnen.

— Deuten Sie es nicht übel, meine Damen, wenn ich mir die Frage erlaube, ob ich Sie begleiten darf.

— Sehr gern, Herr Oettinger, ſagte eine der Damen.

— Sie kennen mich alſo?

— Ei, wer wird Sie nicht kennen ...

— Ich weiß nicht, ob ich das für ein Compliment oder für eine Beleidigung halten ſoll?

— Halten Sie es für das Erſtere ...

— Nun, wie Sie meinen. Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?

— Nicht mehr weit von hier ...

— Sollte ich nicht das Vergnügen haben, Sie zu kennen?

— Ich glaube kaum . . .

— Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

— Warum nicht?

Ich reichte der Dame meinen Arm, ſie häkelte ſich ein, wir gingen weiter und ſprachen bald von Dieſem bald von Jenem. Sie bog endlich in die Leipziger Straße ein und blieb vor einem Hauſe ſtehen, das ich aus Gründen nicht näher beſchreiben mag.

— Hier in dieſem Hauſe wohnen Sie?

— Zu dienen, antwortete ſie und entzog mir ihren Arm . . .

— Louiſe, ſprach ſie zu ihrer Begleiterin, Du wirſt klingeln müſſen, denn unſer Haus iſt, wie ich ſehe, ſchon zugeſperrt.

Die zweite Dame, die ſtumm zu ſein ſchien (denn ſie hatte bisher noch keine Sylbe geſprochen) ſetzte die Klingel in Bewegung. Bald darauf ward das Hausthor geöffnet.

— Wir müſſen uns nun trennen, ſagte die Dame zu mir.

— Trennen? Darf ich Sie nicht hinauf begleiten?

— Mein Gott, was fällt Ihnen ein. Jetzt um dieſe Zeit! Was würde mein Gemahl dazu ſagen?

— Was, Sie ſind verheirathet?

— Schon ſeit vierzehn Tagen.

— Und wer iſt Ihr Gemahl?

— Das ſollen Sie morgen erfahren.

— Morgen? Und von wem?

— Von mir...

— Aber wo finde ich Sie morgen?

— Im Schauſpielhauſe ... rechts in der Parquetloge Nr. 10.

— Doch woran erkenne ich Sie? Vergeſſen Sie nicht, daß Sie dicht verſchleiert ſind und daß ich gar nicht weiß, wie Sie ausſehen, daß ich Sie mithin aus den übrigen Damen, die etwa in derſelben Parquetloge ſein könnten, unmöglich herausfinden kann.

— Daran hab' ich freilich nicht gedacht. Doch ... wiſſen Sie was, leihen Sie mir einen Ihrer Handſchuh.. Die Dame, an deren Hand Sie morgen in der bezeichneten Parquetloge Ihren Handſchuh erblicken, die Dame bin ich.

— Ein köſtlicher Einfall . . . Hier, ſchöne Frau, iſt mein Handſchuh ... ich brenne vor Begierde, Sie näher kennen zu lernen ... Sie kommen doch?

— Ich halte Wort, ſprach ſie und hüpfte in das geöffnete Hausthor hinein, in welchem die Begleiterin ſchon ungeduldig ſie erwartete.

Ich merkte mir die Nummer des Hauſes und machte, daß ich in meine Wohnung kam. Nachdem ich die angekommenen Briefe durchlaufen und (um mich abzukühlen) noch drei Glas Zuckerwaſſer getrunken hatte, eilte ich zu Bette.

Mein Jokei weckte mich etwas ſpät. Als ich aufſtand, ſchlug es Zehn. Bei Tag denkt man anders als bei Nacht ... ich hatte den Handſchuh und die Aventüre von geſtern Abend beinahe ſchon vergeſſen.

Eben befand ich mich unter der Hand meines Friſeurs, als ein Diener eintrat, der mir Gruß und Einladungskarte vom Rittmeiſter von F. überreichte, welcher mich zu einem Diner einlud, das er heut punkt drei Uhr im Jagor-Saale gab.

— Viele Empfehlungen, ich werde mich einſtellen.

Der Rittmeiſter iſt einer meiner Bekannten, der mich (Gott weiß weshalb) recht lieb hat. Deſſen ungeachtet iſt das Verhältniß zwiſchen uns mehr ein Ceremonielles als ein Intimes zu nennen.

Um halb drei war ich angekleidet. Du wirſt es mir glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich Urſache hatte, mit meiner Toilette diesmal vollkommen zufrieden zu ſein.

Gegen drei holte mir mein Wilhelm eine Droſchke, die mich zu Jagor führte.

In dem kleinen blauen Saale angekommen, gewahrte ich einen Kranz von ſchön geputzten Damen, einen Kreis von eleganten Herrn (von denen die Meiſten Uniform trugen) und eine große Tafel für etwa 60 Couverts.

Der Rittmeiſter ſtellte mich gleich beim Eintreten ſeiner ſchönen Braut, der Schweſter derſelben und dann den übrigen Damen der Geſellſchaft vor.

Es hatten ſich unterdeſſen kleine Gruppen gebildet … man unterhielt bald über Dieſes bald über Jenes.

— Waren Sie geſtern in der großen Oper fragte mich der Rittmeiſter, der mit ſeiner Braut in einer Fenſterbrüſtung ſtand.

Ich bejahte ſeine Frage.

— Nun, wie hat Ihnen die Oper gefallen?

— Heut, ſehr gut. Meyerbeers Robert le Diable iſt als Prototyp der neuern franzöſiſchen Romantik zu betrachten; was Victor Hugo in der romantiſchen Poeſie, das iſt Meyerbeer in der romantiſchen Muſik. Wie die Poeſie durch jenen, ſo hat die Muſik durch dieſen ein neues Gepräge, einen neuen Stempel erhalten. Der Eine wie der Andere iſt kein Nachtreter irgend eines Vorgängers — Beide haben ſich einen neuen Weg gebahnt, Beide einen neuen Genre geſchaffen. In Beiden waltet das Romantiſche mit all ſeinem Schauerlichen, Geſpenſtiſchen, Gräßlichen, aber auch mit allem Sirenenartigen, Lockenden und Verführeriſchen. — Robert der Teufel iſt durch und durch romantiſch, aber in jedem der fünf Acte erſcheint die Romantik in einem andern Gewande, in einem andern Colorit. Im erſten Act trägt ſie das weite, luſtige, hochflatternde, roſige Flügelkleid der Jovialität, im zweiten Act den ſtarren, ſtählernen Harniſch der Dramatik, im dritten den geſchuppten, ſchlangenfarbigen Panzer des Schauerlichen und doch Verführeriſchen, im vierten Acte trägt ſie den himmelblauen Schleier der Dithyrambe, im fünften die purpurne Toga der Lyrik. Der dritte und fünfte Act ſind die ſchönſten.

— Welche Nummer hat Sie am meiſten angeſprochen? fragte mich die Braut des Rittmeiſters.

— Das Moll-Terzett im fünften Act.

— Auch ich halte dieſe Nummer für die ſchönſte, ſprach die ſchöne Braut.

Wir tauſchten noch ein Weilchen unſere Anſichten aus und ſetzten uns dann zu Tiſche.

In jedem der Weingläſer ſtak eine Karte, worauf ein Name ſtand. Ich hatte ſchon früher den mir angewieſenen Platz aufgeſucht. Mir war unſtreitig der ſchönſte aller Plätze zugefallen, denn ich ſaß der ſchönen Braut gegenüber. Ein ſolches vis-à-vis vermehrt den Appetit. Noch einmal ſo gut ſchmeckt mir das Eſſen, wenn mein Gegenüber eine ſchöne Dame iſt.

Der Marqueur reichte eben die Schüſſel mit den Coquilles herum; jetzt kam die Reihe an mich, ich nahm die Serviette vom Teller und ... glaubte, der Schlag müſſe mich rühren. Ein paniſcher Schreck fuhr mir wie ein zündender Blitz durch die Glieder ... ich war ganz perplex. Man ſtelle ſich meine grenzenloſe Verlegenheit vor ... auf dem Teller lag (Du wirſt es ſchwerlich errathen) mein Handſchuh.

Die Dame, die ich geſtern zu Hauſe begleitet, die ſich für verheirathet ausgegeben und mir den Handſchuh abgenommen hatte, war keine andere, als die junge, geiſtreiche Baroneſſe von R., die Braut des Rittmeiſters. Deshalb ſaß ich ihr vis-à-vis. Ihr Lachen hat ſie verrathen.

XIX.

Der Klubb der Selbſtmörder.

Der Selbſtmord iſt eine anſteckende Krankheit, die von Dover nach Calais gezogen und ſich von hier über ganz Frankreich ausgebreitet hat. Die Aerzte haben dieſer engliſch-franzöſiſchen Peſt einen griechiſchen Namen gegeben: ſie nennen ſie Autocheirie. Es vergeht keine Woche in Paris, in der ſich nicht ein Paar Leute ums Leben bringen. Faſt täglich lieſ't man in den franzöſiſchen Journalen den Nekrolog eines Selbſtmörders. Ich führe, blos der Merkwürdigkeit wegen, ein Paar ſchaudererregende Beiſpiele an.

„Ein wohlgekleideter Mann zwiſchen dreißig und vierzig Jahren trat vor Kurzem in einen Weinladen im Faubourg St. Denis und bat, hier einen für ihn beſtimmten Wagen abwarten zu dürfen. Er ſtellte ſich unter die Thür und ließ mehrere Kutſchen und Cabriolets vorüberfahren; als aber ein mit Getreide ſchwer beladener Wagen vorüber kam, rief er: „das iſt der Wagen, den ich erwarte,“ warf ſeinen Ueberrock ab und ſtürzte ſich mit Blitzesſchnelle unter die Räder, die über ihn wegfuhren und ihn augenblicklich tödteten. Als ſeine Kleider durchſucht wurden, fanden ſich darin keine Papiere, die über ihn Auskunft geben konnten, wohl aber, außer 72 Francs in baarem Gelde, noch 11,500 Francs in Banknoten. Wenige Tage darauf wiederholte ſich dieſe Scene in der Rue basse du Rempart.“

„Im Quartier St. Martin des Champs tödtete ſich neulich die vierzigjährige Frau des Kunſtſchloſſers Gallino durch eine ſtarke Doſis Vitriol-Oel und durch den Sturz vom Fenſter in den Brunnen, als ſie Tritte ihres Gatten vernahm, der ſie retten wollte.“

„Ein Uhrmacher in der Rue St. Antoine erſchoß ſich unlängſt aus Kleinmuth, weil er ſeine im Mont de piété verpfändeten Uhren nicht einlöſen konnte.“

„Eine ſchöne junge Wäſcherin ſtürzte ſich, in der Rue Malars (Gros-Caillou), nach zwei Monaten ihrer glücklichen Verheirathung, mit der größten Beſonnenheit zu einem Fenſter des ſechſten Stockwerks heraus."

„In der Rue Vivienne erſtickte ſich durch Kohlendampf ein junger Mann, weil er ein Concert im Jardin turc verſäumt und dadurch einen Verluſt von zehn Francs erlitten hatte."

Dieſe Mittheilungen klingen wie Fabeln, aber leider ſind es Facta, die nicht geläugnet werden können.

Die Frage: wo dies hinführen ſoll, gehört auf, oder richtiger geſagt: in ein anderes Blatt. Ich führe blos dieſe Beiſpiele als Belege einer Behauptung an, die ein bekannter Schriftſteller in ſeinem neuen Roman aufſtellt. Er ſagt: in Paris exiſtire ein ſogenannter Selbſtmörderklubb, beſtehend aus Leuten, die aus Ekel am Daſein, aus unbefriedigtem Ehrgeiz, aus hoffnungsloſer Liebe u. ſ. w. zu dem Entſchluß getrieben werden, ſich früher oder ſpäter das Leben zu nehmen. Die Mitglieder dieſes Klubbs ſind geniale Taugenichtſe. Das Leben, ſagen ſie, iſt unſer rechtmäßiges Eigenthum; wir können darüber ſchalten und walten. Iſt unſer Leben eine drückende Bürde, weßhalb ſollten wir ſie nicht abwerfen dürfen?! Es giebt Leute, ſagen ſie, welche behaupten, daß der Selbſtmörder ein erbärmlicher Feigling ſei. Sie hingegen behaupten, es gehöre zu einem Act des Selbſtmordes der höchſte Grad des männlichen Muthes. Tauſende würden, um ihrem ſorgenvollen Daſein ein Ende zu machen, ſich das Leben nehmen, wenn ſie nicht feige Memmen wären, welche Furcht vor dem Sterben hätten. — Jeder, der fünf Sinne hat, welche nur paſſable geſund ſind, wird den coloſſalen Unſinn dieſer verrückten Sophiſterei zu würdigen wiſſen.

Aber ſollte es wirklich wahr ſein, daß in Paris ein Klubb der Selbſtmörder exiſtirt? Ich muß bekennen, daß ich anfange, daran zu glauben. — Dieſer Klubb ſoll, ſo habe ich erzählen gehört, ſich wöchentlich einmal und zwar an jedem Freitag um die Mitternachtſtunde in einem Hauſe am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Antoine verſammeln und gegen dreihundert Mitglieder zählen, die jährlich einen neuen Präſidenten wählen, den ſie nicht anders als Votre omnipotence nennen. —

Der Klubb ſoll ſeine Sitzungen in einem mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Salon halten, der durch das blaſſe Licht, das durch die Augenhöhlen der Todtenſchädel ſchimmert, die als Ampeln am Plafond hängen, nur ſpärlich erleuchtet wird. Der Präſident ſitzt auf einem mit Silber beſchlagenen Sarge. Seine beiden Secretäre, wie alle übrigen Mitglieder in Leichentücher eingehüllt, ſitzen zur Rechten und Linken des Präſidenten, führen die Protocolle und tragen mit rother Dinte die Namen derjenigen Mitglieder, an denen die Reihe zu ſterben iſt, in ein Buch ein, das ſie „Mémorial des Suicides“ nennen.

Nach den Statuten dieſes Klubbs muß an jedem Freitag ein Mitglied, und zwar dasjenige, an welchem die Reihe iſt, ſich auf dieſe oder jene Weiſe ums Leben bringen. Thut er es nicht, ſo wird er vom Präſidenten für infam erklärt, und von dem Klubb ausgeſtoßen. Wenn er jedoch im Klubb einen Stellvertreter findet, der ſich für ihn das Leben nimmt, ſo darf er ſo lange leben, bis wieder die Reihe an ihn kommt — zwei Mal darf ein anderes Mitglied, das den Tod vielleicht nicht erwarten kann, ihn remplaciren; wenn aber zum dritten Mal die Reihe an ihm iſt und er ſich nicht bongré malgré erſchießt oder ſo etwas dergleichen, ſo wird er cum infamia excludirt. Dasjenige Mitglied aber, das ſich früher, als an ihm die Reihe iſt, ums Leben bringt, wird nach ſeinem Tode in ein goldenes Buch eingetragen, welches „Panthéon des Suicides“ heißt.

Der Gründer dieſes, ſeit der Juli-Revolution beſtehenden Klubbs war ein ehemaliges Mitglied der Dévorans, einer Geſellſchaft anderer Taugenichtſe, die, wie Herr von Balzac in ſeiner Novelle „Treize“ erzählt, zur Zeit der Kaiſerſchaft exiſtirt hat. Der letzte Präſident dieſes Klubbs ſoll ſich Ferragus XXIII. genannt haben und unter hundert verſchiedenen Namen und Geſtalten aufgetreten ſein.

Es ſind im Publicum, ich weiß nicht wie, ein Paar Auszüge aus den Protocolls des Selbſtmörderklubbs bekannt geworden, die ich, ohne ſie verbürgen zu wollen, ſo mittheile, wie ſie mir von Andern erzählt worden ſind:

„Freitag am 13. Auguſt 1830, nahm das ehrenwerthe Mitglied, Moribundus XVII. ein ruſſiſches Dampfbad und ritt dann, neugeſtärkt, ins Gehölz von Meudon, um ſich dort an einen Baum aufzuhängen."

„Freitag am 2. December 1831 leerte das ehrenwerthe Mitglied Jocaſus Fatalis, die Dicknaſe genannt, eine Bowle Ananas-Cardinal und ſchlitzte ſich dann mit einem ſtumpfen Federmeſſer den Bauch auf."

„Freitag am 10. Juli 1835 kam die Reihe an unſer ehrenwerthes Mitglied Macpherſon genannt. Da er aber Tags darauf ein Rendezvous im Jardin turc haben ſollte, ſo ſtellte er einen Remplacant, Cincinnatus XXXII., der ſich, ſeinem Freunde zu Lieb, ſechs Wochen früher erſchoß, als an ihm die Reihe war und deſſen Namen deßhalb ins Panthéon des Suicides eingetragen wurde."

„Freitag am 21. Auguſt 1835 erſchoß ſich Macpherſon, der das Rendezvous im Jardin turc verſäumt hat, weil er um eine halbe Stunde zu ſpät kam und die Dame, die ihm das Rendezvous gegeben, nicht länger auf ihn warten wollte." (Es ſcheint, als ob dieſer Macpherſon kein Anderer als jener junge Mann war, von dem die Zeitungen berichtet haben, daß er ſich deshalb das Leben genommen, weil er ein Concert im Jardin turc verſäumt und dadurch 10 Francs eingebüßt hatte.)

„Freitag den 4. September 1835 war die Reihe an Tralewnay IX. Er ſchrieb an den Präſidenten folgendes Billet: Ehrenwerthe Herrn, Ihr ſeid ſehr große Eſel, wenn Ihr glaubt, daß ich mich ganz ohne Grund, bloß deßhalb, weil an mir die Reihe iſt, ums Leben bringen werde. Mag ſich ein Anderer für mich erſchießen, ich verſpüre noch keine Luſt dazu! Das Leben iſt ſchön — Ihr aber, meine ehrenwerthe Herren, ſeid verrückt und damit Punctum.“ — Tralewnay wurde für infam erklärt und excludirt.

XX.

Mainacht.

Der Oberkammerherr und Palaſt-Präfect Ihrer Majeſtät der Königin der Elfen giebt ſich die Ehre
den . . . Geiſt, Herrn . . .
auf den 1. Mai zum Thé dansant einzuladen
Prinz Fido.
(Man verſammelt ſich präcis um Mitternacht.)

Der erſte Mai iſt der Geburtstag der Feenkönigin. An dieſem Tage, dem ſchönſten im ganzen Jahre, pflegt ſie jährlich ein großes Feſt zu veranſtalten, zu welchem ſie alle P. T. Geiſter der Luft und der Erde, des Feuers und des Waſſers einladen läßt. Dies geſchah auch dieſes Mal.

Der Secretär des Palaſt-Präfecten füllte mit dem Stand und Namen der eingeladenen Geiſter die Lücken der auf Lilienblätter gedruckten Viſitenkarten, die von zwölf Livree-Sylphen ſofort ausgetragen wurden.

Im Geiſterreiche herrſchte große Bewegung. Die Sylphen und Elfen, die Nymphen und Nixen, die Gnomen und Kobolde, die Hexen und Teufel trafen große Vorbereitungen zu dieſem Feſte. Die Putzmacherinnen im Feenreiche arbeiteten ſeit drei Wochen Tag und Nacht, um ſich der Aufträge, die ihnen geworden, pünktlich zu entledigen.

Der Tag des Feſtes war erſchienen. Die Gäſte, 1300 an der Zahl, verſammelten ſich in der Eremitage der Feenkönigin. Dieſer Palaſt, einzig in ſeiner Art, zählte 365 große Säle, deren Wände aus ſchimmernden Rubinen, deren Plafonds aus funkelnden Saphiren, deren Fußboden aus blitzenden Diamanten zuſammengeſetzt ſind. — Der mittelſte und größte dieſer Säle, in welchem der ſmaragdene Thron der Königin prangt, iſt eine Quadratmeile groß. In dieſem Palaſt befindet ſich ein Zauberhain mit Fata-Morgana-Gärten, fliegenden Bäumen und rauſchenden Fontainen, die ein Meer von Wohlgerüchen ausſtrahlen.

Auf dem von Sylphiden umringten Throne ſaß Seraphine, die Königin der Feen, mit Diamanten überſäet, deren tauſendfarbiges Feuer nur durch den Glanz ihrer Augen verdunkelt wurde. Auf der unterſten Stufe des Thrones ſaß Chryſalin, der ſchönſte der Elfen, der ſich in den Strahlen ihrer Augen ſonnte. Eine goldene Harfe in der Hand, ſang er ſüße Minnelieder, die jedes Ohr mit Luſt erfüllten. Die Königin, das diademumſtrahlte Haupt auf den Alabaſterarm geſtützt, ſah mit holdem Lächeln auf den Troubadour hernieder und lauſchte, in ſüße Wehmuth verſenkt, ſeinem zaubervollen Sange.

Der Thronſaal füllte ſich mehr und mehr mit Gäſten. Zwei Kammerherren der Königin, die Chapeaux d'honneur, empfingen die Gäſte am

Eingange des Saales. Das Orcheſter, aus 200 Elfen beſtehend, begann eine Polonaiſe, welche die Königin der Feen mit ihrem Elfenliebling eröffnete. Der Zug wand ſich wie eine glänzende buntſcheckige Ringelſchlange durch die Säle, die in einem Meer von Tönen und Lichtern ſchwammen. Nach der Polonaiſe ertönte der Strauß'ſche Iris-Walzer, nach dieſem der Lanner'ſche Jagd-Gallopp.

Eps der Zwiebelkönig, ſouveräner Fürſt der Tulpen, tanzte mit Liriodendron, der ſouveränen Fürſtin der Lilien.

Piffpaffpuff XXII., der König der Feuergeiſter mit Hydorina, der Beherrſcherin der Waſſernixen.

Schnucks XIX., der König der Kobolde und Gnomen mit Amaryllis, der Sylphenkönigin.

Prinz Pipiſar, der Dintenfaßteufel, mit Tutlliſel, der verwunſchenen Nonne.

Kies der XXXIII., das Geldmännchen genannt, Aufſeher der edlen Metalle, mit Brillantine, der Juwelenkönigin.

Hocus-Pocus, Beherrſcher der Alraun-Wurzel- und Galgenmännchen, mit Pipale, Königin der Nymphen.

Kurz, Alles tanzte. Nur Mahr, der graue Mann oder Alp genannt, der Häßlichſte der Kobolde, ſtand traurig in einem Winkel des Thronſaals und heftete ſeine brennenden Blicke auf die Königin der Feen, die wonneträumend den Liedern ihres Elfenlieblings horchte.

Hundert und zwanzig Kobolde, worunter Weißhütchen, Hinzelmann, Klopfer, Stiefel und Eckerchen, liefen geſchäftig in den Sälen auf und ab und reichten den Gäſten, die, vom Tanze erſchöpft, ſich erholen wollten, Thee und Biscuit, Bonbons und Mandelmilch.

Nur Mahr, der graue Mann, ſtand unbeweglich im Winkel des Thronſaales und ſtarrte die Königin an.

In einem der Nebenſäle ſtanden Spieltiſche. An einem derſelben ſaß Kies das Goldmännchen, Eps der Zwiebelkönig, Schnucks der Gnomenfürſt und Prinz Pipifax. Die vier hohen Herrſchaften rauchten Cigarren, tranken Zuckerwaſſer und ſpielten Whiſt mit Cayenne und allen Chicanen, den Point um 100 Friedrichsd'or. Prinz Pipiſar, der kleinſte, aber gewandteſte Teufel, der neben vielen andern Kunſtſtückchen auch die Volte ſchlagen konnte, hatte faſt jedesmal cinque honneurs und die vier As und machte in der Regel Schlemm. Einmal hatte ſein Gegenſpieler, Kies das Goldmännchen und nebenbei das größte Hornvieh im Geiſterreiche, 10 atout und 3 As. Vergeben! rief Prinz Pipiſar und escamotirte eine ſeiner Karten unter die Füße des Goldmännchens. Die hohen Herrſchaften ſpielten erſt eine Stunde und dennoch hatte Prinz Pipiſar bereits vier Scheffel Friedrichsd'or gewonnen.

Seraphine luſtwandelte mit Chryſalin in den dunkeln Alleen ihres Zauberhains. Mahr, der graue Mann, war, einem Schatten gleich, an ihrer Ferſe gefeſſelt und küßte die Spuren, die ihr Fuß im goldenen Sande zurückgelaſſen. Der Alp liebte ſie mit der ganzen Kraft ſeiner Seele; die Königin aber haßte, verabſcheute ihn, denn er war das häßlichſte, widerlichſte aller Ungeheuer. —

Er fluchte dem Fatum, das ihm dieſe Laſt von Häßlichkeit aufgebürdet und weinte, daß ſelbſt die Bäume, die ihn hörten, von Mitleid ergriffen, Lieder des Troſtes ihm ſangen. Doch für hoffnungsloſe Liebe giebt es keinen Balſam in der Welt. In ſeinem Herzen loderten zwei wilde Flammen: Liebe und Haß … Eine verzehrte die andere. Er ſann auf Rache und beſchloß, den Pallaſt zu untergraben und die Königin, den ihm verhaßten Chryſalin und alle anweſende Elementargeiſter in die Luft zu ſprengen.

In einer Roſenlaube, auf Lilien gebettet, lagen Seraphine und Chryſalin, Auge an Auge, Mund an Mund, Bruſt an Bruſt und ihre Seelen, von Liebe berauſcht, ſchmolzen in eine zuſammen. Auf ihren Lippen erſtarben die Worte der Liebe, getödtet von glühenden Küſſen. Und die Bäume ſangen Schlummerlieder und die Blumen hauchten Wohlgerüche und das Silberlicht des Mondes ſtrahlte mild hernieder auf das Lager der Liebenden. Durch die dicht verſchlungenen Zweige der Laube grinzte die ſcheußliche Fratze des Alps. Seine Augen ſprühten Gift und Flamme, er knirſchte mit den Zähnen und zerraufte ſein rothes, ſtruppiges Haar.

Im Spielſaale ſaßen Kies, das Goldmännchen, und Prinz Pipiſax. Sie ſpielten nicht mehr Whiſt, ſondern Ecarté. Auch hier kam unſerm Teufel das Volteſchlagen, das er, nach Einigen von Bosco, nach Andern von Döbler erlernt hatte, ſehr gut zu ſtatten. So oft an ihm die Reihe des Kartengebens war, ſchlug er einen König auf. So kam es, daß er in dreiviertel Stunden dem ſehr bornirten Goldmännchen faſt das ganze Vermögen abgewann und dann lächelnd vom Tiſch aufſprang und mit Meyerbeer's Bertram ſang:

„Gold iſt nur Chimäre!“

Er ging ins Buffet, trank 42 Gläſer Bavaroiſe und fuhr dann mit einer Droſchke nach Hauſe.

Die Feenkönigin, die unterdeſſen in den Salon zurückgekehrt, ſaß wieder auf ihrem Throne, und ihr zu Füßen ſaß der blaſſe Elfe, der wieder Lieder ſang, die ſie gierig einſog.

Die Geiſter wirbelten im raſchen Tanze vorüber, plötzlich rief eine furchtbare Stimme „Feuer!“. und tauſend Stimmen wiederholten „Feuer, Feuer!“ und der Schreckensruf drang von einem Saale in den andern und — ich erwachte aus meinem Traume.

Feuer, Feuer! ſchrie man, ich ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und fragte: wo brennt's?

In der Mulacksgaſſe, antwortete der Nachtwächter.

XXI.

Taſchenbuchsgeſchichte.

Cäcilie iſt in der That beneidenswerth. Sie hat einen jungen, hübſchen, reichen Mann, der ſie noch immer liebt, obgleich er ſchon achtzehn Monate mit ihr verheirathet iſt. Glaube es mir, holde Leſerin, Du findeſt weit eher einen weißen Raben, als ſolch ein meiſterhaftes Exemplar von einem Ehemann. Cäcilie hat in Hymens Lotterie, die an Nieten reicher als jede andere iſt, das große Loos erwiſcht. Er iſt galant und zuvorkommend gegen ſie, wie am Tag der Hochzeit. Er erſpäht und erfüllt jeden ihrer Wünſche.

— Himmel, welch' ein reizender Bibi!

— Du ſollſt ihn haben, mein Kind.

— Gott, welch' eine köſtliche Robe!

— Ich kaufe ſie Dir, meine Puppe.

— Oskar, ſieh dieſen Shawl!

— Morgen, mein Engel, iſt er Dein Eigenthum.

Nun ſagt es ſelbſt, ihr lieben, ſüßen Frauen, kann es auf Gottes Erdboden eine beneidenswerthere Frau, als Cäcilien, einen liebenswürdigern Gatten, als meinen Freund Oskar geben?! Madame, ich erbitte mir von Ihrem Herrn Gemahl einige Ableger, ich brauche ſie nicht für mich, ſondern für meine vierzehn Nichten, von denen dreizehn, wie ſie ſagen, höchſt unglücklich verheira'het ſind, denn ihre Männer haben die Galanterie gleich nach den Flitterwochen an den Nagel gehängt und ſind mitunter unangenehm grob geworden. Wenn ſie mit ihren Frauen ins Theater gehen (was freilich höchſt ſelten geſchieht) ſo ſprechen ſie den ganzen Abend keine Sylbe, kein Wort, ſie gähnen oder kokettiren mit den Nachbarinnen der Logen, oder mit den Damen auf der Bühne und glauben ihr Unrecht wieder gut zu machen, wenn ſie, im Zwiſchenakt, ihre Ehehälften mit einem Becher Eis oder einer Tüte Biscuit abfüttern. Da iſt mein Oskar ein ganz anderer Mann, der gähnt nicht, der kokettirt nicht, der ſpricht, der ſcherzt mit ſeiner Frau und hat nur Augen für ſie. Du weißer Rabe, Du Prachtexemplar aller Ehemänner, komm, laß Dich umarmen! Nach Neujahr will ich Dich beſingen in einem neuen, von mir erfundenen Versmaaß.

Weihnachten rückte heran; ſchon ſechs Wochen vorher zerſann er ſich alle Faſern ſeines Gehirns, was er ſeiner Puppe, ſeinem Engel zum heiligen Abend beſcheeren ſoll. Einen Shawl? Cäcilie hat deren bereits neun. Einen Hut? Cäcilie hat deren zwölf. Ein Robe? Cäcilie hat deren — Gott weiß wie viel! Sie wünſchte ſich neulich einen Zobelpelz ... den ſoll ſie haben. Das iſt aber noch nicht genug ... ſie ließ geſtern ein Wörtchen von einem Papagei fallen ... den ſoll ſie haben. Aber was denn noch? nun fällt mir etwas ein, Cäcilie iſt eine Freundin von Lectüre ... ich kaufe ihr ein Taſchenbuch. Eins? Das wäre zu wenig ... ich kaufe ihr alle, die in dieſem Jahre erſchienen ſind. Cäcilie iſt außerdem eine Freundin von hübſchen Kupfern ... ſie kann die Bilder herausſchneiden und das übrige zu Papilloten und Zwirnwickeln verbrauchen. Ja, ja, dabei bleibt's!

Er zog ſich an, that einen ziemlich tiefen Griff in ſeine Schatulle und ging, um Pelz, Papagei und Taſchenbücher zu kaufen. Geh hin, Du weißer Rabe, Du Prachtexemplar aller Ehemänner, und gieb alles Geld aus, was Du zu Dir geſteckt, um Deiner Frau eine Freude zu machen. Ich will mir unterdeſſen einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich nicht vergeſſe, Dich nach Neujahr würdig zu beſingen.

Es ging ihr wie allen Frauen. Sie konnte den Weihnachtsabend nicht erwarten. Was er dir wohl ſchenken mag, dachte ſie bei ſich und rieth die ganze Scala ihrer Wünſche durch. Ach,„ wär' es nur ſchon Donnerſtag — ſo lautete das Ritornell ihrer Gedanken. Am Ende ſchenkt er mir nichts. Sie ſah ſich um und ſagte — halblaut — das wäre dumm, ſehr dumm! Es iſt leider nur ein Mal Weihnachten im Jahr, und ein Mann, der dieſe Gelegenheit, ſeiner Frau eine kleine Freude zu machen, unbenutzt vorüberfliehen läßt, iſt — aufrichtig geſagt — ein Flegel.

— Wer iſt ein Flegel, liebes Kind; fragte Oskar, der eben eintrat und zum Glück nur die zwei letzten Worte ihres Selbſtgeſprächs gehört hatte. Cäcilie wurde blaß.

— Du ſcheinſt Dich, liebes Kind, geärgert zu haben.

— Sehr!

— Und über wen?

— Ueber wen? Ueber einen Flegel.

— Ueber welchen Flegel?

— Ueber ... über ... unſern Hausarzt.

— Was that er Dir?

— Denke Dir, ſo eben fuhr er vorüber, ohne hinaufgegrüßt zu haben.

— Kind, er wird Dich nicht geſehen haben...

— Er iſt ein Flegel, ſage ich Dir. Ein Menſch, der von uns jährlich 20 Louisd'or erhält, kann doch wohl hinaufſehen, ob Jemand am Fenſter ſitzt oder nicht?

— Du haſt Recht, mein Engel; er iſt ein Flegel.

An Herrn Dr. L...

Mein Herr.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen in der Nebenlage das feſtgeſetzte Honorar von 20 Louisd'or für Ihre ärztliche Bemühung zu überſenden. Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir, Sie zu benachrichtigen, daß Gründe, die ſich ſchriftlich nicht auseinanderſetzen laſſen, mich bewogen haben, einen andern Hausarzt anzunehmen.

Ich habe die Ehre zu ſein

Ihr ergebener

Berlin, den 23. Dec. 1834.

Oskar M...

Am heiligen Weihnachtsabend ſchenkte Oskar ſeiner Cäcilie einen Zobelpelz, einen Papagei, neun Taſchenbücher und Finden's Galerie of the Graces.

— Aber was ſchenkte Cäcilie ihrem Oskar???

— Viel, ſehr viel, guter Leſer.

— Nun, was denn Alles?

— Eine geſtickte Cigarrenbüchſe.

Das glückliche Ehepaar war außerordentlich gerührt.

Drei Wochen ſpäter las Oſkar ſeiner ſchönen Frau den „blauen Stiefel," eine Novelle vor, die in einem der Almanachs abgedruckt war.

Der weiße Rabe ſchien ſich bei dieſer Lectüre fabelhaft zu ennuyiren, denn er gähnte, ſo oft er das Licht putzte, und ließ vorſätzlich alle fünf Minuten ſeine Havannah ausgehen, um durch das Anzünden derſelben Zeit zum Ausruhen zu finden und das, was er eben vorgeleſen, mit kritiſchen Gloſſen zu begleiten.

— Was doch heut zu Tage Alles geſchrieben und gedruckt wird, rief er ärgerlich aus, als er zum neunten Male ſeine Cigarre an's Licht hielt. Das Ding da, was der Herr Verfaſſer eine Novelle zu nennen beliebt, iſt eine jener alltäglichen Geſchichten, die eine Amme der andern erzählt ... ein Schauplatz der dickſten Langeweile.

— Oſkar, Du biſt ſtreng ... ich habe ſchon viel Schlechteres geleſen ...

— Du irrſt, liebes Kind; dieſes Alteweiber-Geklatſch iſt unter aller Kritik. Ein Weſen, das ſich erfrecht, ſolch geiſtloſes Gewäſch der Oeffentlichkeit zu übergeben, verdient mit Eclat heruntergeriſſen zu werden.

— Wie heißt der Verfaſſer?

— Secus nennt er ſich.

— Ein Pſeudonym??

— Wahrſcheinlich! Ich vermuthe, daß ſich beim Abdrucken ſeines Namens ein Druckfehler eingeſchlichen …

— Wie meinſt Du das?

— Ich meine der pſeudonyme Stümper heiße nicht Secus …

— Sondern?

— Pecus, ſagte Oskar und belachte ſein Bonmot.

— Ein guter Witz, erwiderte Cäcilie und fächelte ſich mit ihrem Buſentuche friſche Luft zu. Uff, der Thee, fügte ſie hinzu, hat mich etwas heiß gemacht …

— Ich habe mehr getrunken, als Du, und friere dennoch … das iſt die Wirkung der Novelle.

— Ei, lieber Oſkar, wenn ſie Dich ſo ſehr langweilt, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum Du weiter leſen willſt. Es iſt ohnedies ſchon ſpät … wir wollen ſchlafen gehen.

— Lies den „blauen Stiefel,“ dann kommt der Schlaf von ſelbſt.

Acht Tage ſpäter las man in einem Berliner Journal folgende

Warnung:

„Allen, denen der Zufall den diesjährigen Jahrgang des Almanachs † † in die Hände ſpielt, ertheilt der Unterzeichnete den wohlgemeinten Rath, eine Novelle zu überſchlagen, die ein neuer Autor, der ſich Secus nennt, unter einem vielverſprechenden Titel (der „blaue Stiefel“) in die Leſewelt einzuſchmuggeln ſucht. Wer ſo viel Geduld gehabt, dieſes geiſtloſe Machwerk durchzuleſen, wird bewundern müſſen, wie Jemand den Muth haben kann, dem Publikum ein Produkt aufzutiſchen, das ſo cannibaliſch zäh und ledern iſt. Wenn je ein Stiefel Wichſe verdient hat, ſo iſt es der ſchiefgetretene des großen Unbekannten, der ſich Secus nennt. Den Schuſter dieſes „blauen Stiefels“ erinnere ich an das Sprüchwort: „Ne sutor ultra crepidam.“

Ein Freund der Wahrheit.

Madame lag noch im Bette, als das Stubenmädchen ihr das Journal brachte, in welchem dieſe „Warnung“ abgedruckt war.

Cäcilie las und verlangte kölniſches Waſſer.

Oskar, der ſich in einem andern Zimmer aufhielt, fand, als er Papier zu einem Fidibus ſuchte, ein beſchriebenes Blatt. Er erkannte die Hand ſeiner Frau und las ... ein Bruchſtück ihres „blauen Stiefels.“ Er kratzte ſich hinter den Ohren und pfiff wie Jemand, der ſich die Finger verbrannt hat.

Eine Stunde ſpäter ſaß Cäcilie an der Toilette. Der Zufall überlieferte ihr, als ſie Papier zu Haarwickeln verlangte, ein beſchriebenes Blatt. Sie erkannte die Hand ihres Mannes und las ... die letzten Zeilen ſeiner „Warnung.“

Vier Monate ſpäter waren ſie geſchieden.

Panaché.

Bunte Blätter aus dem Leben

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Brentano, C., Ponce de Leon, Luſtſpiel. 1 Thlr.

Immermann, C., das Trauerſpiel in Tyrol, dramatiſches Gedicht. 8. . . . . 20 Gr.

auf fein Velinpapier . . . 1 Thlr. 6 Gr.

— — Tulifäntchen, Heldengedicht in fünf Geſängen. Mit Kupfern. 8. . . . . 20 Gr.

— — die Verkleidungen, Luſtſpiel. 8. 20 Gr.

— — Kaiſer Friedrich II., Trauerſpiel 1 Thlr.

Maltitz, Freih. G. A. v., Pfefferkörner, im Geſchmack der Zeit, ernſter und ſatyriſcher Gattung. 4 Hfte. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

— — der alte Student, Schauſpiel. 8. 12 Gr.

— — Oliver Cromwell, oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. . . . . . 1 Thlr.

— — das Pasquill, Schauſpiel in vier Acten. 8. 20 Gr.

Norder, C., Janus oder Erinnerungen einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien. 3 Thle. à 1 Thlr. 16 Gr. . . . . . 5 Thlr.

Raupach, Dr. E., dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 1r—4r Bd. 8. . . 6 Thlr. 16 Gr.

— — dramat. Werke ernſter Gattung, 1r—4r Bd. 8. 6 Thlr.

— — derſelben 5r—12r Band, oder: die Hohenſtaufen, 1r—8r Bd. Subſcriptionspr. 8 Thlr.

— — der Nibelungen-Hort, Trauerſp. 8. 1 Thlr.

— — Robert der Teufel, romantiſches Schauſp. 8. 1 Thlr.

— — Taſſo's Tod, Trauerſp. 8. . 1 Thlr.

— — die feindlichen Brüder, oder Homöopath und Allopath. Poſſenſp. 8. . . . 16 Gr.

— — Genoveva, Trauerſp. 8. . . 1 Thlr.

— — das Sonnet, Luſtſp. 8. . . 14 Gr.

— — der Stiefvater, Luſtſp. 8. . . 16 Gr.

— — der Zeitgeiſt, Poſſenſp. 8. . 1 Thlr.

— — der Müller und ſein Kind, Volksdrama. 8. 20 Gr.

— — Vormund u. Mündel, Schauſp. 8. 1 Thlr.

Starkloff, L., Helgoland, ein See-Mährchen. 8. 20 Gr.

Panaché.

Dreifarbige Novellettes

von

Eduard Maria Oettinger.

Motto:
Diversité! voilà ma devise!
Florian.

Zweiter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1837.

i

XXII.

Pulcinella.

Es war zur Zeit des Carnevals.

Tauſende von blutflaggigen Gondeln durchkreuzten die ſpiegelhellen Lagunen. Das adriatiſche Meer, die ſtolze Braut der Dogen, ſchien zu ſchlummern und zu träumen von altem Glanze, alter Herrlichkeit. Das träumeriſche Rauſchen ſeiner Wellen begleitete das muntere Lied der Gondoliere. Halb Venedig eilte vermummt nach dem Marcusplatz, auf dem ein Meer von Maſken wogte. Der Dogenpalaſt, dieſes grandioſe Denkmal alter Kunſt und alter Tyrannei, ſchaute gleichgiltig kalt auf den lauten, tollen Jubel herab, der von allen Seiten ihn umjauchzte. Ein Schauſpiel dieſer Art war ihm nichts Neues, denn ſelbſt in ſtrengern

Zeiten, wo noch der Rath der Zehn, hier in dieſen Hallen, täglich neue Todesurtheile ausſpie, ſtündlich neue Folterqualen erſann, war es dem Venetianer erlaubt, zur Zeit des Carnevals ſeine Seufzer, ſeine Thränen zu maskiren und, wenn es anders möglich war, luſtig zu ſein.

Und noch jetzt iſt Venedig im Beſitz dieſes Privilegiums.

Der Marcusplatz glich einem großen Redoutenſaale. Tauſende von Masken drängten ſich wie die farbigen Steine im Kaleidoſkope laut durch einander. Die Meiſten hatten aus Patriotismus, italieniſche Masken gewählt. Der venetianiſche Pantalon und Pagliaſſo, der bergamaskiſche Arlechino, der bresclaniſche Brighella, der römiſche Spavento und Pasquale, der mailändiſche Truffaldino, Tempeſta (der Thraſo der Alten) Tracaſſo, Hiangurgulo, Gelſomino, Mezzolino u. ſ. w. bildeten den Kern dieſes Maskenheeres.

Unfern des Dogenpalaſtes, auf der Piazetti dei Leoni, machte ſich vor Allem ein Pulcinella bemerkbar. Er trug ungeheuer weite, weißwollene Hoſen, einen kurzen Rock von der nämlichen Farbe mit Aermeln, die faſt bis zur Erde herabhingen, und einen ſchwarzledernen Gürtel. Auf dem Rocke waren Herzchen von rothem Tuche angenäht, um den Hals trug er eine breite Krauſe von weißer Leinewand und auf dem Kopfe eine weißwollene langzipflige Mütze mit einer rothwollenen Quaſte. Die obere Hälfte ſeines Geſichtes war mit einer ſchwarzen Larve bedeckt.

Pulcinella erregte durch ſeine Späße große Aufmerkſamkeit. Er war ein unerſchöpflicher Springquell von Witzworten, die, obgleich derb und beißend, dennoch allgemein belacht wurden. Keine Maske ließ er ungeneckt, mit Allen trieb er ſeinen Scherz. Hier citirte er einen Vers aus Taſſo's „befreitem Jeruſalem,“ dort eine Stelle aus Caſti's „redenden Thieren,“ hier eine Canzone von Petrarca, dort eine Strophe aus Dante's „göttlicher Comödie.“ Begeiſtert von der Schönheit einer weiblichen Maske fing er dann und wann zu improviſiren an und entwickelte in dieſer Art von Stegreifdichtung eine ſgricci'ſche Gewandtheit. Den Damen ſagte er Schmeicheleien, den Männern Grobheiten, in Ironie eingewickelt. Alle Taſchen ſeines Rockes waren mit großen und kleinen Goldſtücken angefüllt, die er freigebig unter ſeine Zuſchauer vertheilte. Einer Colombine, welche ungehalten ſchien, daß Pulcinella ihren ſchönen Nacken geküßt, ſchenkte er eine Banknote von 100 Gulden. Alle Frauen wollten nun von ihm geküßt ſein. Das Gold ſchien für ihn keinen Werth zu haben, er warf mit Ducaten um ſich, als wären es Rechenpfennige. Man ſtaunte. Pulcinella muß ein Fürſt, ein Prinz ſein, der incognito ſeinen Ueberfluß an Gold mit Allen theilen will. E viva, e viva! riefen die Masken, die er mit Geld beſchenkte. Pulcinella wurde nicht müde, ſeine Schätze zu vertheilen, und ſeine Taſchen ſchienen unerſchöpfliche Goldgruben zu ſein. Ein Menſch, der bei ſchlechten Zeiten dergeſtalt mit Gold und Banknoten um ſich werfen kann, muß ein Millionär ſein. Und ein Millionär iſt ein ſeltener Vogel. Und ſo kam es, daß jede Frau ihn fangen wollte. Aber der goldene Paradies-Vogel ließ ſich nicht feſſeln; bald war er hier, bald dort und endlich — nirgends zu ſehen. Tauſend Augen ſuchten ſehnſüchtig die räthſelhafte Maske, die leider nur zu früh verſchwunden war.

Aber plötzlich erblickte man den goldſpendenden Pulcinella auf einem der vier Pferde, über der Baſilika des Dogenpalaſtes. Ein tauſendſtimmiger Vivatruf erſcholl von einem Ende des Platzes bis zum andern, als Pulcinella von ſeiner Höhe herab ein Goldſtück nach dem andern herabwarf. Man drängte, man ſchlug ſich. Pulcinella ſah lächelnd einem Schauſpiele zu, das immer ernſter zu werden begann. Jetzt raffte er den Reſt ſeines Goldes zuſammen und warf alles, was er noch beſaß, mit einem Male herab. Beim Anblick dieſes Geldregens brachen die Masken in fanatiſchen Jubel aus. Pulcinella warf nun ſeine leere Mütze und bald darauf — ſich ſelbſt herab. Die Menge ſah ihn fallen und ſtieß, zurückweichend, einen entſetzlichen Schrei aus. Zerſchmettert lag Pulcinella auf den blutgerötheten Quadern.

(Auszug aus einer venetianiſchen Zeitung.)

Der Pulcinella, der geſtern auf dem Marcusplatze eine ſo merkwürdige Rolle geſpielt, war der durch ſeinen unermeßlichen Reichthum und ſeine unglückliche Liebe bekannte Marcheſe Lorenzo . . .

der drei Wochen früher aus dem Irrenhauſe, in welchem er ſeit 11 Monaten eingeſperrt war, entlaſſen wurde, weil alle Aerzte ihn für geheilt hielten, was aber leider nicht der Fall war. In einem neuen Anfall von Paroxysmus, hat er ſich von einem der vier Pferde, die über der Baſilika des Dogenpalaſtes angebracht, herabgeſtürzt, nachdem er zuvor gegen 400,000 Lire in Gold und Banknoten unter die Masken vertheilt.

XXIII.

Ein Gourmand.

Herr Schlipps iſt Poet und Gourmand. Als Poet hat er ſchon manche Schöne vier-, ſechs-, acht-, zehn- und vierzehnzeilig angeſungen und dadurch einen Anflug von Berühmtheit erhalten. Aber all' ſeine Lieder, ſeinen ganzen Nachruhm giebt er freudig für eine gelungene Trüffelpaſtete hin. Der Mann hat nicht Unrecht, ſagt Herr Schlipps, der die Trüffel den Diamant der Küche genannt hat. — Gleich nach der Trüffel kommt die Auſter. Ein Frühſtück ohne Trüffeln und Auſtern iſt eine Wüſte ohne Oaſen. Frauenaugen und Trüffeln, Blumen und Auſtern ſind die Arabekken des Lebens; ohne ſie, ſagt Herr Schlipps, wäre unſer Daſein ſo langweilig, wie ein Luſtſpiel des Herrn Raupach.

Das größte aller Glücksgüter iſt, in ſeinen Augen, der Champagner. Er nennt ihn den Lüſtre des Lebens und behauptet, dieſer Wein ſei das beſte Bonmot, das ſeit der Erſchaffung der Welt erfunden worden. Jacqueson et frères, Reynard père et fils, Moit, van der Veeken und Schreider ſind die Heroen, denen die Menſchheit Altäre erbauen, Monumente errichten ſollte; ſie ſind die Magier, die durch den Talisman „Champagner" die trübe Sorge in roſige Luſt verwandeln. Der Champagner, ſagt Herr Schlipps, iſt der liquide, perlende, brüſelnde, überſchäumende Humor, eine aufgelöſte Dithyrambe, Roſſiniſche Muſik, in Bouteillen eingeſperrt. Nach ſeiner Behauptung verſtehen nicht Alle die Kunſt: Champagner zu trinken. Herr Schlipps will dies durch eine große Abhandlung beweiſen, die nächſtens, ich weiß nicht gleich wo! erſcheinen ſoll.

Von allen Römern iſt ihm Lucullus der Liebſte. Er betrachtet es als ein Unglück, daß er nicht damals ſchon, als dieſer Praſſer par excellence gelebt, auf der Erde geweſen. — Nichts geht ihm über ein wohlorganiſirtes Diner. Freund Schlipps wird Dir jede Beleidigung, jede Kränkung, die Du ihm zugefügt haſt, menſchenfreundlich verzeihen, aber wenn Du ihn zu Tiſch einladeſt und ihm keine Delikateſſen vorſetzeſt, wenn nur ein Gericht nicht ſo zubereitet iſt, als es ſein ſollte, ſo fühlt er ſich tief gekränkt und iſt Dein Feind, den Du durch nichts verſöhnen kannſt, als — durch ein brillantes Frühſtück.

Mit Wonne erzählt er ſeinen Freunden von einem Souper dinatoire, zu dem er (es ſind jetzt 5 Jahre her) von Frau von P., der Maitreſſe eines franzöſiſchen Großen, eingeladen war. Das Feſt, erzählte mir Freund Schlipps, begann nach dem Theater — um 10 Uhr Abends — um 11 Uhr ſetzte man ſich zu Tiſche. Jeder Herr ſaß zwiſchen zwei Damen; jede dieſer Damen war ſchön, ſchön wie Sünde. Es giebt bornirte Leute, welche ſagen, die Sünde ſei häßlich; das iſt dumm, ſehr dumm: die Sünde iſt ſchön, ſehr ſchön, ſonſt ließe ſich Keiner von ihr verführen. Man ſaß nicht auf Stühlen, ſondern auf den ſchwellenden Kiſſen eines breiten, höchſt bequemen Fauteuil.

Auf der Tafel brannten 24 ambraduftende, roſafarbene Wachslichter. Je mehr Kerzen, deſto mehr Appetit! Das Souper beſtand aus 18 verſchiedenen Gerichten, von denen das Eine üppiger und ſchmackhafter als das Andere war. Man fing mit engliſchen Auſtern an und hörte mit oſtindiſchen Vogelneſtern auf. Alle Gattungen des Champagners, vom roſenrothen Oeil de Perdrix bis zum goldlackfarbenen Sillery, floſſen in Strömen und in jeder Minute machte ein Korkſtöpſel eine Reiſe nach dem Plafond. Die Gluth, durch den franzöſiſchen Nectar entzündet, wurde durch Tutti-frutti-Eis gedämpft. Dann begann das Deſſert. Eine Mahlzeit ohne Deſſert, iſt ein Epigramm ohne Spitze. Früchte aller Zonen und Jahreszeiten ſtachelten von Neuem die träge gewordene Eßluſt auf. Ananas, Melonen, Datteln, Erdbeeren, Aprikoſen, Feigen, Weintrauben u. ſ. w. bildeten ein ſchönes Enſemble. Man aß und trank, ſcherzte und lachte, küßte und koſ'te, bis die Morgenröthe durch die halbgeöffneten Jalouſien drang und das hereinblinzelnde Licht des Tages mit den heruntergebrannten Wachskerzen kokettirte. — Ach, noch jetzt läuft Herrn Schlipps das Waſſer im Munde zuſammen, denkt er an die ſchönen Stunden dieſer „Media-noche“ zurück.

Da hier gerade die Rede vom Deſſert iſt, ſo will ich meinem Leſer Anſichten meines Freundes über die verſchiedenen Obſtgattungen mittheilen.

Für ſeinen Gaumen iſt die Pfirſich die lieblichſte aller Früchte. Er nennt ſie die Königin der Obſtſorten, die ſich in Sammet und Seide hüllt. Die Pfirſich ſteht in der Geſellſchaft der Obſtſorten auf der Stufe, auf der wir in der menſchlichen Geſellſchaft den Faſhionable erblicken. Die Pfirſich iſt das in der pomeniſchen Welt, was Herr von Balzac in der literariſchen iſt.

Dann kommt die kleine, niedliche Erdbeere. Freund Schlipps hält ſie für diejenige Obſtgattung, die am meiſten pikant iſt. Der liebliche Duft, der würzige Geſchmack, die nette zierliche Form, die originelle, gracieuſe Farbe leihen dieſer bei uns wild wachſenden Frucht einen romantiſchen Anſtrich und darum nennt Freund Schlipps die Erdbeere nicht anders als den Jules Janin der Obſtſorten.

Der Ananas kann er darum keinen Geſchmack abgewinnen, weil ſie zu weich und ſüßlich iſt. Er liebt ſie nur dann, wenn ſie ſich mit Eis oder Champagner amalgamirt.

Weit mehr mundet ihm die Melone. Man ißt dieſe Frucht am liebſten mit Zucker, er hingegen taucht ſie entweder in Ingwer oder beſtreut ſie mit Pfeffer.

Kein Obſt iſt ihm mehr zuwider als die Pflaume. Er hält ſie für die trivialſte aller Obſtſorten; die blaurothe Pflaume hat etwas Rohes, Gemeines, Plebejiſches, ſie iſt eine Parodie der Pfirſich, die Köchin unter den Früchten.

Nächſtens ſollſt Du mehr von Herrn Schlipps erfahren.

XXIV.

Das geheimnißvolle Buch.

„Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft.“

Agnes iſt die Krone aller Frauen. Ihr cyanenblaues Auge (der ſchönſte Diamant in dem Diadem ihrer Reize) iſt ein magiſcher Köder, mit dem ſie alle Herzen angelt, ihr lächelnder Mund ein roſiges Netz, mit dem ſie alle Sinne fängt. Wahrhaftig, Agnes iſt ſo ſchön, daß ſelbſt das ſchönſte Wort, auf ſie angewendet, häßlich iſt. Nur der, den das Feuer ihres Auges, das Lächeln ihres Mundes durchglüht hat, nur der weiß, wie mächtig Agneſens blühende Schönheit iſt.

Vor acht Monaten hat Gott Hymen ſie m
einem jungen Millionär verbunden. Alfred, i
Gemahl, iſt ein lieber, guter, charmanter Man
zwar etwas geckenhaft, aber trotz dem nicht un
tereſſant. — Leider hat er aber einen großen Fehl
— er iſt eiferſüchtig, eiferſüchtig wie Don Güitie
der in ſeinem eigenen Schatten einen gefährliche
Nebenbuhler erblickt. — Dieſe Eiferſucht iſt d
einzige Wolke, welche die Sonne ihres Glück
trübt. Agnes wäre das glücklichſte Weib, wer
ihr Herr Gemahl nicht ſo fabelhaft eiferſücht
wäre.

Mit Argusaugen bewacht er ſeine Agne
die, wie faſt jede ſchöne Frau, aus Inſtinkt etw
kokett iſt. Neulich ließ ſie auf dem Balle, d
Fächer auf die Erde fallen. Alfred hielt dies f
ein verabredetes Zeichen und forderte den jung
Mann, der aus Artigkeit den Fächer aufgehob
hatte, zum Duell heraus.

Man ſchlug ſich Tags darauf und Alfre
erhielt auf der Wange einen unhöflichen Ci
cumflex.

Einen Tag ſpäter, als Alfred durch da
Schlüſſelloch in das Boudoir ſeiner Frau guckt

ſah er, wie ſie ein roſafarbenes Stück Papier in tauſend kleine Stücke zerriß, die ſie zum Fenſter, deſſen Ausſicht in den Garten ging, hinauswarf.

Schnell eilte er hinunter.

Er kam noch zur rechten Zeit, um zu ſehen, wie dieſe Maſſe kleiner Papierſtreifchen, dem Winde preisgegeben, wie abgeſtreifte Roſenblättchen in der Luft herumtanzten, wie ſie kreiſelnd in die Höhe flogen und ſich bald wieder niederſenkten, um ſich von Neuem erheben zu können. Wie ein Kind nach flüchtigen Schmetterlingen, ſo haſchte Alfred nach den in der Luft voltigirenden Papierflocken. Der Wind, der mit dieſen Papierblättchen ſein muthwilliges Spiel trieb, trug einen Theil derſelben auf das Dach des Nachbarhauſes, einen andern in den Karpfenteich ſeines Gartens, dort lag ein Blättchen auf dem Taubenſchlag und hier eins auf dem Fenſtergeſims . . . All' die Blättchen, die auf die Erde gefallen, klaubte Alfred mit verrathwitternder Neugier auf, und verſuchte ſie zuſammenzuſetzen, um das, was Agnes darauf hingeſchrieben hatte, dechiffriren zu können. Allein nur einzelne, aus dem Zuſammenhang geriſſene Worte waren das Reſultat ſeiner Bemühungen. Mann . . .

Nachtmütze ... Zwölf ... Band ... Träger ... das war Alles, was er herausgebracht hatte. Er eilte wuthentbrannt zu ſeiner Frau, forderte Rechenſchaft von ihr, und erſt dann, nachdem ſie ihre Ausſage mit einem Eide bekräftigt, glaubte er es, daß das Papier, welches ſie zerriſſen hatte, nur ein alter Wäſchzettel geweſen. Noch vor acht Tagen beunruhigte ihn ein kleines, in Maroquin eingebundenes und mit Goldſchnitt verſehenes Buch, das ſie jedesmal, wenn er ſie beim Leſen deſſelben ertappte, ängſtlich verſteckte.

Mort de ma vie, ſprach er zu ſich ſelbſt, was mag das für ein Buch ſein, das Agnes ſeit acht Tagen vor mir ſo geheim hält?! Sie lieſ't es nur dann, wenn ſie allein im Zimmer iſt. Trete ich unerwartet ein, ſo fährt ſie zuſammen, erſchrickt, wird blaß und verſteckt es. Donnerwetter, das muß ein ganz curioſes Buch ſein! Gewiß ſo eine Sammlung von Liebesliedern, die ihr irgend ein verſchmachtender Böſewicht in die Hände geſpielt, der ſie bethören, verführen will. O die verdammten Liebeslieder!!! Von Rechtswegen ſollte die Polizei dieſe Branche der Dichtkunſt bei Geld- und Gefängnißſtrafe verbieten. Dieſe Art von Gedichten, in welche die Weiber rein vernarrt ſind, richten in der Welt das größte Unheil an. — — —

Wär' ich Cenſor der Bücher und Journale, ich ſtriche jedes Gedicht, in dem das Wort Liebe vorkommt .... Aus dieſem und keinem andern Grunde darf ſich in meinem Hauſe kein Journal, es heiße wie es wolle, ſehen laſſen ... Wenn ich nur wüßte, was das für ein Buch iſt! Wenn ſein Gehalt nicht pflichtverletzend, nicht ſtrafwürdig wäre, weshalb würde ſie es vor mir verſtecken? Noch heute muß ich erfahren, was das für ein ſtrafbares Buch iſt. Er ging in Agneſens Boudoir, durchſuchte alle Schubladen und Commoden — fand es aber nicht, dieſes geheimnißvolle Buch, das ihm ſchon drei ſchlafloſe Nächte verurſacht. Hundert Thaler ſchenke ich dem Mann, der mir ſagen könnte, was das für ein laſterhaftes, nichtswürdiges Buch iſt!

Geſtern Morgen, (es war gegen acht Uhr) verließ er ſein Schlafcabinet, guckte wieder durch das Schlüſſelloch und ſah, wie emſig Agnes, die noch im Bette lag, das verdammte kleine Buch mit dem rothen Maroquineinbande las. Jetzt riß ihm die Geduld! Er wollte ins Zimmer dringen und ihr das Buch aus der Hand reißen. Seine Frau Gemahlin war aber vorſichtig geweſen und hatte Nachts, vor dem Schlafengehen, die Thür zugeriegelt.

— Wer ſtört mich ſchon ſo früh?

— Ich bin es, Agnes, mach' auf.

Alfred guckte ſchnell wieder durch das Schlüſſelloch, ſah, wie ſie das infernaliſche Buch unter die Kopfkiſſen ſteckte, ſich in's Negligé hüllte und . . .

— Nun, Agnes?

— Gleich, gleich!

Sie ſchob den Riegel weg und öffnete die Thür.

— Was willſt Du, lieber Mann?

— Wiſſen, was Du für ein Buch unter die Kopfkiſſen verſteckt haſt...

Er wollte ſich dem Bette nähern, um das Corpus delicti aus ſeinem Schlupfwinkel zu reißen. — Agnes aber hielt ihn zurück... -

— Wie, Agnes, Du unterſtehſt Dich...

Er wollte ſie bei Seite ſchieben und mit Gewalt weiter dringen, aber ſie leiſtete hartnäckigen Widerſtand. Alfred wurde dadurch noch pikirter.

— Agnes, reize mich nicht... ich muß wiſſen, was das für ein verworfenes Buch iſt, das Du ſo ſcheu vor mir zu verbergen ſuchſt. Gieb es heraus, dieſes gottloſe Buch, das Deine ganze Sinnesart verändert, das Dich vom Pfade des Rechts und der Tugend auf den Weg des Laſters geführt ... Gieb es heraus, oder ſo wahr Gott lebt, ich brauche Gewalt ...

Agnes merkte, daß der Zorn ihres Gemahls den höchſten Gipfel erſtiegen, ſie gab alſo nach und ließ es ruhig geſchehen, daß Alfred die Kopfkiſſen auf die Erde warf und das geheimnißvolle Buch ergriff.

Er las das Titelblatt.

Himmel! rief er aus, ſtand wie verſteinert da und ſchlug dann lautes Gelächter auf, daß die Fenſter erzitterten. Er, der noch vor einer Minute, vor Zorn, zinnoberroth und ganz außer ſich war, ſchien jetzt ſo ausgelaſſen froh und lachte ſo herzlich, daß er ſich beide Seiten halten mußte.

Du möchteſt wiſſen, was ſeine Wuth ſo ſchnell bekehrt hat? Das Buch! Das geheimnißvolle Buch mit dem rothen Maroquineinbande und dem Goldſchnitt, das laſterhafte, verworfene, nichtswürdige, abſcheuliche, gottloſe Buch, das kleine Buch, das unſerm Alfred ſo viel Aerger und Gram verurſacht hat, war:

Der
unfehlbare Wanzen- und Flöh-Vertilger
(auf dreißigjährige Erfahrung gegründet.)
Dreizehnte ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage.

XXV.

Drei Tage aus dem Leben eines Damenhandſchuhs.

Am 11. März 1801.

Geſtern war großer Ball beim Grafen Z. Der Saal mit ſeinen Terraſſen glich einem Treibhaus voll tanzender Blumen. Stolze Lilien in ſchweren Atlasroben und üppige Roſen in luftigen Florhüllen durchwogten den lichtumfloſſenen Härem. Doch die Königin dieſer Blumenwelt, der Sirius dieſes Sternenhimmels war Eleonora, eine neunzehnjährige Schönheit aus dem Lande „wo die Citronen blühen,“ eine Waiſe, die von ihrem Vormund, dem Himmel, eine Legion mächtiger Reize erhalten, von denen ſchon ein einziger hinreichend war, den verſtockteſten Weiberhaſſer zu einem liebegirrenden Seladon zu machen. Ein tiefer Ernſt, ein kühner Stolz lieh ihrem unſchuldvollen Weſen etwas Majeſtätiſches, Gebieteriſches, deſſen Allgewalt Niemand widerſtehen konnte. Ihr Auge, ein Bouquet von Sonnenſtrahlen, war eine camera obscura aller Liebenswürdigkeiten, ihr Mund ein Etui der ſchönſten Perlen. Doch ſchöner, als Auge und Mund, war ihre Hand — eine Hand, deren durchſichtiges Weiß ſelbſt den Glanz des Schnees beſchämte, — eine Hand, ſo ſchön, wie jene Hand der Königin Anna von Oeſterreich, eine Hand, die ſo reizend war, daß der Dichter Scarron von ihr georfeigt zu werden wünſchte. Beneide mich, Leſer, mich hat Eleonora auf Händen getragen, ich war ihr Handſchuh. Wo finde ich armer gemsledener Handſchuh Worte, um die Wonne zu beſchreiben, die mich durchrieſelte, als ſie mich anzog?! Giebt es ein glücklicheres Loos, als Handſchuh einer ſchönen Hand zu ſein? Wie froh ein Jeder, der ihn küſſen darf, ſolch einen Handſchuh! Mich hat man faſt wund geküßt. Ja, ſelbſt der Graf, dieſer ſtolze Nabob, fühlte ſich glücklich, als er ihre Hand berühren durfte. Noch jetzt fühle ich den brennenden Kuß ſeine Lippen. Ach dieſer Kuß! Er war die Ouvertür jener großen Oper, welche Liebe, der Prolog jene großen Drama's, welches Verführung heißt. De

Graf bethörte ihr leichtgläubiges Herz durch tauſend Liebesſchwüre, blendete ihren Verſtand durch tauſend Verſprechungen, und ... ich ahne nichts Gutes.

Am 23. Juli 1801.

Seit geſtern bewohnt Eleonora die Villa des Grafen. Orientaliſcher Luxus herrſcht von der geräuſchvollen Antichambre bis zum ſtillen Boudoir. Große Trümeaux, prachtvolle Lüſtres, reiche Teppiche, herrliche Gemälde, koſtbare Uhren, chineſiſches Porzellan, kurz Alles was Luxus heißt, hat hier ſeine Reſidenz aufgeſchlagen. Sie „ißt Silber und trinkt Gold." Ein Wink von ihr ruft reich betreßte Diener herbei. Eleonora tauſcht mit keiner Königin. Heute morgen ſchnitt ſie die Spitzen der Handſchuhfinger ab, und trägt mich jetzt den ganzen Tag, um den Teint ihrer Hände zu ſchonen. Eleonora und ich, wir ſind beide nicht mehr, was wir waren. Sie iſt des Grafen Maitreſſe und ich bin der Maitreſſe zerſtückelter Handſuh.

Am 16 September 1833.

Dort kommt ein altes gekrümmtes Weib, das, mit einem Sack auf dem Rücken und einem Spaten in der Hand, alle Miſthaufen viſitirt. Es iſt eine Lumpenſammlerin, auf deren Geſicht man mit großen Lettern Seelenleiden und Verzweiflung lieſ't. Ich kenne ſie ... ſie iſt noch nicht ſo alt als ſie ausſieht ... ſie heißt Eleonora, und war einſt, vor dreißig Jahren, Maitreſſe eines Grafen, der, nachdem er ſeine Wolluſt befriedigt, ſie aus ſeinem Hauſe gejagt und der Noth und Verzweiflung Preis gegeben hat. Die arme, ſchöne Eleonora! Sie warf ſich in die Arme eines Spielers, deſſen Griſette ſie wurde, deſſen Croupier ſie war. Doch auch der gab ihr, als ſie ſich Mutter fühlte, den Laufpaß. D'rauf ſank ſie allmählig zur Hetäre herab, trieb ſich vom Jahre 1810 bis 1819 in den Arcaden des Palais Royal herum, büßte ihre Sünden in einem Krankenhauſe, in dem ſie ſieben Monate die Qualen der Hölle erlitt, kehrte dann wieder zu ihrem alten Handwerke zurück, ergab ſich obendrein dem Trunke, erſchien im Jahre 1826 als Drehorgelſpielerin auf den Boulevards, ſang zotige Lieder, wurde eingeſperrt, endlich freigelaſſen, legte ſich auf's Betteln, und iſt ſeit Jahr und Tag eine Lumpenſammlerin, deren Lebensgeſchichte die Spatzen auf dem Dache zu erzählen wiſſen, eine Bettlerin, die Jeder kennt, aber Niemand bemitleidet. Wer ſollte glauben, daß dieſes erloſchene, triefende, blutgeſtreifte Auge einſt ſo blau wie ein Bouquet von Veilchen, wie der Himmel ihres Vaterlandes war?! Wer ſollte glauben, daß dieſe trockenen, blauſchwarzen Lippen einſt des Purpurs friſche Farbe trugen?! Wer ſollte glauben, daß dieſes unausgekämmte, ungeflochtene und vor der Zeit grau gewordene Haar einſt ſo glänzend ſchwarz, ſo ſeidigfein, ſo ſchön geflochten war?! Der Körper, einſt nur in Sammt und Seide gehüllt, jetzt in ſackgrobem, halb zerfetztem Kittel! Und die Hand, deren glänzendes Weiß einſt den Glanz des Schnees beſchämte!! — jetzt ſo dürr, ſo ſchmutzig! Sie kommt näher! Sucht ſie etwa ihren Handſchuh? Hier liegt er in einem Miſthaufen. Sie erblickt mich, betrachtet mich, erkennt mich, ſtürzt mit einem Schrei zu Boden und iſt todt.

So mußteſt du enden?! Arme Eleonora.

XXVI.

Ein Barbier von 1830.

Zu jener Zeit lebte ich in München.

Schon damals trug ich, wie jetzt, einen Backenbart, den einige Elegants Barbe à la jeune France, Andere collier grec nennen. Er läuft in Form eines Hufeiſens, von einem Ohre zum Andern und bildet gleichſam den ſchwarzen Rahmen eines blendendweißen (???) Antlitzes. Damals (es ſind nun ſchon 5 Jahre her) war ich ſehr eitel. Ein Paſcha war nicht ſo ſtolz auf ſeine Roßſchweife, als ich auf meinen Backenbart, der damals in ſeiner höchſten Blüthe ſtand. Ich hegte und pflegte, kämmte und parfümirte ihn und that überhaupt Alles, was zur Verſchönerung deſſelben mir zweckmäßig ſchien.

Zum Glück hatte ich damals einen ſehr vernünftigen Barbier. Ich legte ihm meinen Backenbart an's Herz und beſchwor bei allen Heiligen unſeres Kalenders, die größte Sorgfalt darauf zu verwenden und ſich beim Raſiren beſtmöglichſt in Acht zu nehmen, daß mein Bart ja hübſch rund und gleichmäßig bleibe. Um ihn für meine Wünſche geneigt zu machen, ſchenkte ich ihm dann und wann ein Freibillet zum Theater. So kam es, daß er faſt in jeder Woche zwei bis drei Mal das Theater beſuchte. Des Morgens, wenn er mich raſirte, fragte ich ihn, wie er ſich amüſirt habe. Er recenſirte Stück und Darſteller, ſprach von Subjectivität und Objectivität, von Intenſivität und Extenſivität, ließ ſich ſehr weitläuftig über Charakterzeichnung und Situationsmalerei aus und ſchmückte ſeinen Bericht mit äſthetiſchen Floskeln und Phraſen aus, die er, der Himmel weiß wo? aufgeklaubt hatte. Er war ein drolliger Kauz, der mich mehr als einmal zum Lachen gebracht. Im Uebrigen war er ſehr rein und nett. Seine Hände rochen nicht, wie die ſeiner meiſten Collegen, nach Seife, ſondern nach Extrait de Vanille ... ſeine Kleidung war ſtets ſo elegant, daß man ihn weit eher für einen Fashionable, als für einen Barbier gehalten hätte.

Drei Monate verwandte er auf meinen Backenbart die größte Sorgfalt — ſo oft ich in den Spiegel ſah, mußte ich mir ſtillſchweigend geſtehen, du haſt einen köſtlichen Barbier — du haſt den herrlichſten Bart ... wer ihn ſieht, muß (o kannibaliſche Malice!) ſich ſchnurſtracks in ihn verlieben. Barbier, Du Hüter meines größten Kleinods, ich danke Dir! Aber plötzlich war mein Figaro wie umgewandelt — er behandelte meinen Bart mit einer Nonchalance, die alle Grenzen des Anſtandes überſprang ... ſeine Meſſer, ſonſt haarſcharf, wurden plötzlich ſtumpf ... ich glaubte, er ſei verliebt und machte ihm darüber Vorwürfe. Er ſchwieg und wurde von Tag zu Tag mürriſcher und — nachläſſiger. Heute kam er, morgen blieb er aus. Ich wurde grob, es half nichts. Im Gegentheil, er wurde noch verdrießlicher, noch unaufmerkſamer, als früher. Mein Bart, der ſonſt der Gegenſtand ſeiner größten Sorgfalt war, wurde von ihm auffallend vernachläßigt, er vernichtete die Symmetrie ſeiner Anlagen, ſchnitt bald hier, bald da zu viel weg, und verſtümmelte ihn dergeſtalt, daß er faſt nicht mehr zu erkennen war. Ich wurde gröber, aber vergebens. Hol' Sie der Teufel, rief ich eines Morgens, als er mich dergeſtalt in's Kinn ſchnitt, daß ich vor Schmerz zu ſchreien anfing. Menſch, Barbier, ſind Sie betrunken, ſo legen Sie ſich ſchlafen; ſind Sie krank, ſo ſchicken Sie zum Thierarzt, ſind Sie aber verrückt, ſo laſſen Sie ſich einſperren. — Glauben Sie, daß ich nur deßhalb ein Kinn habe, damit Sie die Schärfe Ihres Meſſers daran probiren können?! Hier iſt Ihr Geld — packen Sie ſich und raſiren Sie, wen Sie wollen, nur mich nicht mehr.

Ich war außer mir, als ich in den Spiegel ſah — er hatte meinen ſchönen, liebenswürdigen Backenbart dergeſtalt zugerichtet, daß ich ihn ganz und gar mußte abnehmen laſſen.

Vierzehn Tage ſpäter ging ich zu Tamboſi, dem bekannten Caffetier unter den Arcaden des Hofgartens. Ich ließ mir eine Taſſe Chocolade und ein Paar Journale geben. Unter dieſen Letztern befand ſich auch das „Münchener Tageblatt."

Unter den Tagesneuigkeiten fand ich folgende, höchſt intereſſante Notiz:

„Der grüne Schlafrock," das neue Vaudeville, das ſich vor Kurzem auf der Hofbühne ſehen ließ, iſt, wie wir ſo eben aus authentiſcher Quelle erfahren, von einem unſerer geſchätzten Mitarbeiter, Herrn F...“

Vom Herrn F??? Nun ging mir plötzlich ein Licht oder, richtiger geſagt, ein Flambeau auf. Dieſer Herr F... der das Vaudeville aus dem Franzöſiſchen überſetzt hatte, war kein Anderer als — mein Barbier. Entrüſtet, daß ich dieſes Machwerk in meinem Journale „dem ſchwarzen Geſpenſt“ mit kannibaliſcher Malice durchgehechelt hatte, ſuchte er an mir ſein Müthchen dadurch zu kühlen, daß er mein Kinn verwundete und — was noch zehnmal unverzeihlicher iſt — meinen Backenbart ruinirte. Armer Barbier, warum haſt Du mir dieſes gethan? Ein Wort nur und ich hätte Dein Vaudeville — meinem Kinn und Backenbart zu Lieb — bis zu den Sternen erhoben und Deinen Dichterruhm in alle Lande ausposaunt.

Am andern Morgen (ich bin, man weiß es, ein ſeelenguter Menſch) wollte ich den barbierenden Vaudeville-Ueberſetzer aufſuchen, um ihn zu tröſten und zu bitten, ſich meines Bartes huldreichſt wieder anzunehmen. Allein es war zu ſpät; den Abend vorher hatte er ſich (der Himmel weiß warum) den Hals abgeſchnitten. In ſeinem Scheerbeutel fand man eine noch unvollendete Ueberſetzung des Scribe'ſchen Vaudeville „Une visite à Bedlam,“ zwei ſtumpfe Raſiermeſſer und — Thibaut's „dictionnaire de poche.“

Armer Barbier, ſanft ruhe Deine Aſche.

XXVII.

Eine Fidibus-Geſchichte.

Erſter Fidibus.

...... Hierauf lud er die Piſtole und erſchoß ſich.

Der Eine ſagte: er habe ſich erſchoſſen wegen Schulden, der Andere wegen demagogiſcher Umtriebe, der Dritte aus Langweile und Ekel am Daſein, der Vierte aus Ehrgeiz, der Fünfte aus Liebe.

Dem Letzten glaubt: er that's aus Liebe, aus hoffnungsloſer Liebe.

Zweiter Fidibus.

Selbſtmord! Ein fatales, häßliches Wort. Selbſtmord iſt eine Sünde und, wie Schiller ſagt, die einzige, die der Menſch nicht bereuen kann.

Ich bin anderer Meinung:

Nur zwei Vorzüge beſitzt der Menſch vor dem Thiere. Der Menſch kann lachen und ſich um's Leben bringen. Er könnte nicht lachen, wüßte er nicht, daß er ſich um's Leben bringen kann; und könnte ſich nicht um's Leben bringen, beſäße er nicht die Kraft, über gewiſſe Dinge lachen zu können.

Dritter Fidibus.

Der arme unglückliche Jerôme, er hat ſich befleckt mit der Sünde der Sünden, er hat ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt und aus Liebe — armer Tropf!

Ich kann ihn nicht bedauern. Warum hat er ſich verliebt in dieſe kalte, gefühlloſe Kokette?!

Vierter Fidibus.

Hei, welch' eine finſtere, grauſige Nacht! Es regnet und donnert und blitzt!

Eben tragen ſie auf einer Bahre den armen jungen Mann zum Thore hinaus, nach jenem Kirchhof, wo die Selbſtmörder begraben, ich wollte ſagen, eingeſcharrt werden.

Ein herrlicher Leichnam, ein köſtlicher Biſſen für die Anatomie! Der iſt unter Brüdern fünf Guineen werth.

Fünfter Fidibus.

Donner und Doria, da geht es luſtig zu! Der Saal ſchwimmt in einem Meer von Lichtern, Düften und Tönen. Hei, welche üppige Muſik! Halt, wer iſt jene flatternde Sylphide, die ſo eben an uns vorüberflog?? Das iſt jene herzloſe Kokette, um deretwillen Jerôme ſich geſtern das Leben genommen.

Armer Tropf ... Miſerable — — — — — —

Sechſter Fidibus.

Wer kann es den Leuten verdenken? Nicht alle Tage erſchießt ſich ein junger Mann, der ſo hübſche, ſchwarze, ſeidenweiche Haare, ſo ſchöne, geſunde, blendendweiße Zähne hat. Ein Selbſtmörder verdient keine Schonung: die Haare werden ihm abgeſchnitten, die Zähne ihm ausgeriſſen, jene für zehn Schillinge an den erſten beſten Friſeur, dieſe für zwei Pfund Sterling an den erſten beſten Zahnarzt verkauft. Schade, ewig Schade, daß ſich nicht alle Tage ein junger Tropf erſchießt, der ſo hübſche Haare und ſo ſchöne Zähne hat.

Siebenter Fidibus.

Die Herren Studenten ſind außer ſich vor Freude. Noch niemals haben ſie einen „ſo himmliſchen Cadaver“ ſecirt, als heute. Der Eine von ihnen nimmt ſich den Kopf, der Andere ein Bein. Sie theilen ſich brüderlich — doch jeder Schnitt geht mir durch's Herz, denn Jerôme war ein ehrlicher Burſche, der ein beſſeres Loos verdient hat. Doch ohrfeigen könnte ich ſeine Leiche, weil er ſo dumm, ſo himmelſchreiend dumm geweſen, ſich das Leben zu nehmen aus — Liebe!

Achter Fidibus.

Doch was wahr iſt, bleibt wahr. Melina iſt ſchön, wunderſchön. Ihr Auge iſt ein Vergißmeinnicht-Himmel, ihre Wange ein Roſenbeet und ihr Mund — Jammerſchade, daß ſie eine Zahnlücke hat. Auf dem Balle wollte ſie eine Mandel knacken, da brach einer ihrer Vorderzähne ab.

Neunter Fidibus.

Die Zahnlücke entſtellt ſie. Wie oft hat ſie früher gelächelt, um ihre ſchönen Zähne zu zeigen! Jetzt — jetzt lächelt ſie nicht mehr — ſie iſt untröſtlich, und beſchließt endlich, ſich einen andern Zahn einſetzen zu laſſen.

Zehnter Fidibus.

Melina iſt außer ſich vor Freude. Der Zahnarzt hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ſie entzückt ihm um den Hals fällt. Der Zahn iſt blendendweiß und ſitzt ſo feſt, als wäre ſie mit ih auf die Welt gekommen. Melina lächelt nun wiede ſo freundlich wie früher und Jeder bewundert ih ſchönen, herrlichen Zähne und Niemand ahnet, da einer der Vorderzähne ein falſcher iſt.

Eilfter Fidibus.

Himmel, welch' eine entſetzliche Strafe! Nac nächtlich fällt ihr im Schlafe ein Zahn aus, tagtä lich ſetzt ihr der Arzt einen neuen ein. Melin Zuſtand gränzt an Verzweiflung ... ſie raſ't ... wüthet. Doch was frägt das Schickſal nach ih Wuth .. es thut .. was ihm beliebt .. dafür es Schickſal!

Zwölfter Fidibus.

Quittung

über zehn Pfund Sterling, welche ich von Fräulein Melina für vierzehn Zähne, ſo ich derſelben eingeſetzt, baar und richtig empfangen habe. London, am 13. Juli 18... George C.... Hofzahnarzt.

Dreizehnter Fidibus.

Die vierzehn Zähne, die der Arzt ihr eingeſetzt, ſind dieſelben, die man dem Selbſtmörder, ihrem Geliebten ausgeriſſen hatte. Durch Zufall erfährt ſie dies von ihrem Arzte. Da erfaßt ſie ein entſetzlicher Ekel, ein namenloſes Grauſen ... ſie wird wahnſinnig und ſtirbt — im Narrenhauſe.

XXVIII.

Judith und Holophernes.

Wir ſaßen recht traulich am Kamine. Die Flamme, die noch kurz vorher luſtig gelodert hatte, war jetzt dem Erlöſchen nahe. Gedankenvoll ſtarrte Aurelie in die röthliche Gluth und wurde immer trüber und trüber.

— Wiſſen Sie denn heute gar nichts zu erzählen? fragte ſie und ſah mich dabei mit einem wehmüthig ſüßen Lächeln an.

— Soll ich Ihnen etwas Luſtiges erzählen?

— Ach nein, nichts Luſtiges . . . Ich bin jetzt nicht in der Stimmung . . . Fällt Ihnen gar nichts Düſteres, Tragiſches ein?! Bitte, bitte, denken Sie ein wenig nach, fuhr ſie fort und ſcharrte mit dem Feuerhaken die verglimmenden Kohlen zuſammen.

— Wohlan, meine ſchöne Aurelie, vernehmen

Sie eine einfache, aber herzbrechende Geſchichte zweier Liebenden...

— Fangen Sie an, mein Freund, ich bin ganz Ohr.

— Sie hieß Judith und er Holophernes...

— Ach, das iſt ja ſchon eine alte Geſchichte...

— Bitte tauſend Mal um Verzeihung...das, was ich Ihnen eben erzählen will, hat ſich erſt geſtern Abend, und zwar in unſerer Stadt zugetragen...

— Ich brenne!..

— Wo?

— Vor Neugier, Ihre Geſchichte zu hören.

— Alſo wie geſagt, er hieß Judith — nein ſie hieß Judith...

— Und er Holophernes, das wiſſen wir bereits... Nun weiter...

— Er liebte ſie mit der ganzen Gluth ſeiner Seele und betete ſie an, wie eine Heilige.

— Das iſt ſchön von dieſem Holophernes.

— Das ſage auch ich. Holophernes weihte ihr ſein ganzes Daſein, er lebte und athmete nur für ſie, die er liebte, wie das Licht ſeines Auges. Judith war die Seele ſeiner Seele, das Herz ſeines Herzens, ſeines Lebens Leben. Und dieſes Leben, das ihm theuerer war als ſein eigenes, raffte plötzlich der Tod hinweg. Es war ein herzzerreißender Anblick. Wie vernichtet ſtand Holophernes vor der Leiche Judiths. Sein Auge ſtarrte thränenfeucht den geliebten Leichnam an. Doch weder die heißen Thränen, noch die verzweiflungsvollen Bitten riefen die theure Todte in's Leben zurück. Da warf ſich Holophernes auf die kalte Leiche, benetzte ihr jungfräuliches Antlitz mit brennenden Zähren und ihre keuſchen, blutloſen Lippen mit glühenden Küſſen und ſtieß, die Hände ringend, Verwünſchungen aus gegen den Himmel, der ihm ſein ganzes Erdenglück, ſeine Wonne, ſeinen Stolz, ſein Alles geraubt. Judith, rief er, heißgeliebte Judith, Schutzgeiſt meines Lebens, biſt du wirklich todt? O Judith, erwache aus Deinem Todesſchlaf, damit ich Dir ſagen könne, wie gränzenlos meine Liebe zu Dir, und wie ich ohne Dich nicht leben kann, nicht leben mag! Wach' auf, wach' auf, Du holder Engel! Aber Judith erwachte nicht, denn ſie ſchlief den ewigen Schlaf. Todt lag ſie da, wie eine vom Sturm geknickte Lilie. Da erfaßte den armen Holophernes eine wüthende Verzweiflung, er zerrang ſich die Hände und zerraufte ſich das Haar. Fruchtlos blieben jedes Tröſters theilnahmvolle Worte, vergebens bemühten ſich ſeine Brüder, ſeinen Schmerz zu beſänftigen. Noch einmal warf er ſich auf die theure Leiche, noch einmal drückte er einen glühenden Liebeskuß auf Judiths gebrochenes Auge, dann erhob er ſich und ſprach:

— Judith, ewig unvergeßliche Judith, Du warſt das ſchönſte — — — Droſchkenpferd in ganz Berlin.

Aurelie, aus deren Wimpern ſich eine mitleidsvolle Thräne ſtahl, gerieth über die unerwartete Wendung dergeſtalt in Zorn, daß ſie vom Stuhl aufſprang und mir ihren Handſchuh ins Geſicht warf.

Ich aber konnte mich des Lachens nicht enthalten und zuletzt mußte ſie mitlachen.

Den Handſchuh aber, den ſie mir zornig in's Geſicht geworfen, hob ich mir auf zum Andenken, das, eingerahmt, noch heute über meinem Pulte prangt und mich erinnert — an Judith und Holophernes.

XXIX.

Der Komet und ich.

— Im Vorſaal iſt ein Herr, der Sie zu ſprechen wünſcht.

— Sein Name?

— Den will er mir nicht ſagen.

— Ein Executor???

— Nein.

— Laß ihn herein!

Ein Mann von einem zwei- bis dreideutigen Exterieur tritt in mein Arbeitskabinet.

— Sie ſind?

— Der Komet.

— Der langweilige des Herrn Herloßſohn?

— Bitte um Entſchuldigung, ich bin der Halley'ſche Komet.

— Ach der! Nehmen Sie Platz. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?

— Der Wunſch, Sie kennen zu lernen.

— Sehr galant! Werden Sie ſich lange bei uns aufhalten?

— Nur wenige Tage.

— Haben Sie ſich in Berlin ſchon umgeſehen?

— Noch nicht. Ich wünſchte wohl die Merkwürdigkeiten Ihrer Stadt zu beſichtigen ...

— Ich will Ihr Cicerone ſein, erwiederte ich und führte ihn ans Fenſter.

— Dies iſt der Alexanderplatz. Das große Haus gerade gegenüber, iſt das Königſtädtiſche Theater: das Haus daneben das Schuldgefängniß. In beiden Häuſern giebt es Sperrſitze. Im Schuldgefängniß iſt es gewöhnlich voll, im Theater gewöhnlich leer ... voilà la différence! Dicht neben dem Schuldgefängniß iſt der ſogenannte Ochſenkopf, ein Arbeitshaus. — Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir jetzt mit einander ausfahren ...

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten.

— Wilhelm! Eine Droſchke!

Mein Jokei iſt ſchnell wie der Blitz. In drei

Minuten ſtand ein Schnellſegler vor der Thür. Der Komet und meine Wenigkeit ſtiegen in die Droſchke und fuhren durch die Königſtraße über den Schloßplatz den Linden zu. Beim Luſtgarten ließ ich Halt machen. Wir ſtiegen aus.

— Hier das große Gebäude mit den kleinen Adlern iſt das Muſeum. Ich würde Ihnen rathen, die Inſchrift zu leſen, wenn ſie nicht gar zu lang wäre und ich befürchten müßte, daß Sie während des Leſens einſchlafen würden. Vor dem Muſeum ſteht eine Granitſchaale ... wir ſind ſtolz auf dieſe große Seltenheit ... gönnen Sie uns dieſe kleine Freude und moquiren Sie ſich nicht. Dies iſt der Springbrunnen ... Sie fragen mich, weßhalb das Waſſer heute nicht ſpringen will, vermuthlich iſt es nicht aufgelegt dazu. Wir wollen wieder in unſere Droſchke ſteigen und in den Thiergarten fahren. Wie ſchnell die Kleine fährt! Wir fliegen erſt 43 Minuten und ſind ſchon am Ziele. Dies, mein Herr Komet, iſt die neue Anlage, die, wie Sie ſehen, allerdings gute Anlagen hat, aus denen mit der Zeit etwas werden kann. — Hier drüben iſt das neue Elyſium. Am Sonntag ſitzen die Seeligen bei einer Flaſche Weißbier … Apropos, haben Sie ſchon unſer Weißbier getrunken?

— Bis jetzt noch nicht!

— Verſäumen Sie dies nicht … machen Sie ſich einen Knoten ins Schnupftuch, damit Sie es ja nicht vergeſſen. — Wir wollen uns wieder in unſern Schnellſegler ſetzen und nach Tivoli fahren.

— Droſchke! Nach dem Kreuzberg!

Der Kutſcher und das Pferd erſchrak. Wir Berliner wiſſen warum. Nach Verlauf von 2 Stunden 44 Minuten hatten wir das Halle'ſche Thor erreicht.

— Dieſe kleine Sandwarze nennen wir den Kreuzberg. Sie kennen doch das deutſche Sprüchwort, „hier ſtehen die Ochſen am Berge?“ Ein wahres Glück, daß wir den Kreuzberg beſitzen, wir haben zwar viele Ochſen, aber, außer ihm, keinen Berg, wo ſie ſtehen könnten. Wir wollen unſere Droſchke jetzt verabſchieden, die Tempelhoffer Alpen zu Fuß erſteigen und, wenn es Ihnen gefällig iſt, im Tivoli diniren.

— Ganz damit einverſtanden.

Wir nahmen in den lachenden Räumen des Tivoli ein köſtliches Mittagsbrod ein, leerten ein Paar Flaſchen Rheinwein, rauchten Cigarren, rutſchten und fuhren mit einer andern Droſchke in die Stadt zurück.

— Es iſt erſt fünf; wir haben noch nicht Caffee getrunken, wir wollen zu Stehely. — Stehely, mein Herr Komet, iſt der Rothſchild unſerer Conditoreien. Sie finden hier alle Journale, die ausgenommen, welche fehlen. Ein Blatt, das in Berlin erſcheint und nicht bei Stehely zu finden iſt, wird ſich nicht lange halten können. Daher kommt es, daß neue Journale, welche in Berlin oder auswärts auftauchen, Herrn Stehely oftmals gratis zugeſchickt werden, damit ſie durch ihn in's Publikum kommen. In Stehely's Hand liegt das Schickſal einer Zeitſchrift: giebt er ſie auf, ſo geht ſie, in der Regel bald darauf ein. Es giebt keinen zweiten Ort in Berlin, der tagtäglich ein ſo großes Publikum bei ſich ſieht, als Stehely's Conditorei... Hier iſt es, wo man zuerſt, und zwar noch brühheiß, die neueſten Nachrichten des In- und Auslandes erfährt. Um 10 Uhr bringt unſer Telegraph eine Depeſche — um 11 Uhr weiß man ihren Inhalt bei Stehely. — Um 11 Uhr 25 Minuten iſt in Berlin eine berühmte Sängerin oder eine berüchtigte Tänzerin angekommen, um 11 Uhr 26 Minuten weiß man es bei Stehely. — Um 12 Uhr 3 Minuten ſtirbt in Berlin ein großer Mann oder eine vornehme Perſon — um 12 Uhr 4 Minuten erfährt man bei Stehely, wann und wo ſie beerdigt werden. Iſt Jemand Nachts um 1 Uhr durchgegangen, ſo weiß man es Morgens 7 Uhr bei Stehely; noch mehr, man weiß, wie viel Kinder, wie viel Schulden und wie viel Prozeſſe er zurückgelaſſen hat. Mit einem Wort: in Stehely's Conditorei erfährt man Alles. Wir wollen nun unſern Caffee bezahlen und in's Königſtädtiſche Theater fahren, wo Demoiſelle Vial heute Abend zum vorletzten Male als Anna Boulen gaſtirt. Auch Demoiſelle Vial iſt ein Komet, der, wie Sie, nur alle 75 Jahre einmal wiederkehrt. Sie müſſen ſie hören!

Wir kauften an der Kaſſe zwei Billets und hörten, in einer Loge, dem Sirenengeſange der Anna Boulen zu. Der Komet war ganz entzückt. Plötzlich ſprang er auf, wie aus einem ſüßen

Traum erwachend, und fragte mich, wie ſpät es ſei?

— Erſt ein Viertel auf Neun!

— Herrgott, da muß ich fort, rief der Komet.

— Aber warum denn?

— Ich ſollte ja ſchon längſt am Himmel ſtehen. Du lieber Gott, was würden die Herren Aſtronomen dazu ſagen, wenn ſie heute Abend am Firmamente den Halley'ſchen Kometen vermißten?! Sie würden ſich blind ſchauen.

— Wäre das ein ſo großes Unglück?

— Das will ich meinen, erwiderte der Komet und verfügte ſich aus der Loge des Königſtädtiſchen Theaters direct nach dem Himmel.

Am andern Morgen las ich in einer hieſigen Zeitung:

„Geſtern Abend um 7 Uhr 43 Minuten war der Halley'ſche Komet ſelbſt für das unbewaffnete Auge klar und deutlich am Firmamente zu ſehen."

Der Berliner Tycho de Brahe hat ſich geirrt an jenem Abend um 7 Uhr 43 Minuten ſaß ich mit dem Halley'ſchen Kometen in der Reſtauration des Königſtädtiſchen Theaters und aß mit ihm — Stockfiſch mit Sauerkraut!

XXX.

Der verwunſchene Haubenſtock.

(Eine moderne Mythe.)

Mein Weg führte mich durch die — — — gaſſ
Ganz von ungefähr fiel mein Blick auf ein Pa
terrefenſter, an welchem ein Haubenſtock ſtand, d
mit gravitätiſcher Miene auf die Straße hinausſa

Der Anblick eines Haubenſtocks gehört ni
zu den ſeltſamen. Vor dem Laden einer jed
Putzmacherin ſieht man zwei, drei, auch mehre
Haubenſtöcke. Aber was für Haubenſtöcke? Ei
ſache, harmloſe Haubenſtöcke von Holz.

Der Haubenſtock aber, von dem ich rede, mac
eine Ausnahme von der Regel; er war von Wac
und ſah, von der Ferne betrachtet, wie ein tod
Menſchenkopf aus. Der Himmel iſt mein Zeu

daß ich ſchon manch ſtüpides Geſicht geſehen, aber ſelbſt das dümmſte, das mir in meiner Praxis jemals vorgekommen, iſt, im Vergleich zu dem des wächſernen Haubenſtockes, ein geiſtreiches zu nennen.

Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dieſem Haubenſtock; mit unbeſchreiblicher Wolluſt betrachtete ich ſeine Züge, aus denen eine klaſſiſche Dummheit hervorſtach, eine Dummheit, mit der man ganz bequem verſchloſſene Thüren einrennen könnte. Ich ſtellte mich dem Haubenſtock gerade gegenüber, lachte ihm ins Geſicht und gab ihm — einen Naſenſtüber.

Der wächſerne Haubenſtock fuhr zuſammen — ſeine bleichen Wangen rötheten ſich — ſeine Augen fingen an ſich zu bewegen, mit einem Wort — er ward lebendig und fing an zu reden:

Ew. Wohlgeboren haben die Güte gehabt mir einen Naſenſtüber zu dediciren.

— Zu dienen!

— Ich danke Ihnen.

— Wofür?

— Für den Naſenſtüber.

— Iſt gerne geſchehen. Ich kann Ihnen, wenn Sie wollen, noch einen zweiten und dritten geben.

— Ich habe an dem Erſten ſchon genug.

Wiſſen Sie, mein Herr, wen Sie eigentlich vor ſich haben?

— Einen Haubenſtock!

— Ganz recht, aber was für einen?

— Einen wächſernen Haubenſtock.

— Sie irren ſich, bin von Fleiſch und Blut, ich bin, wie Sie, ein Menſch, begabt mit Vernunft...

— Nicht möglich!

— Auf Ehre!

— Auf Ehre, ſagen Sie, jetzt glaube ich's erſt recht nicht...

— Warum nicht?

— Haubenſtöcke haben keine Ehre!

— Ich bin aber kein Haubenſtock.

— Wodurch können Sie dies beweiſen?

— Durch meinen Paß, den ich zufällig bei mir habe. Hier iſt er.

— Sie heißen?

— Abraham Emil Kleophas Wachsſtock.

— Und waren früher, wie ich aus Ihrem Paß erſehe, Rechtsbefliſſener.

— Das bin ich noch!

— Wie kann ein Haubenſtock Rechtsbefliſſener und ein Rechtsbefliſſener Haubenſtock ſein.

„Erkläret mir Graf Oerindur
Dieſen Zwieſpalt der Natur.“

— Gleich ſoll Ihnen das klar werden. Ich war erſt Auscultator und hatte einſt, vor neun Jahren, einen Mann zu vernehmen, welcher Schriftſteller war, nebenbei Magie trieb und in dem Rufe eines Tauſendſaſa ſtand. Der Mann war mir zuwider, bloß deßhalb, weil er mehr Geiſt beſaß, als ich, und in der Welt viel Aufſehen machte. Ich maltraitirte ihn, er ließ es ſich ruhig gefallen; doch als das Verhör zu Ende war, berührte er mich lächelnd mit ſeinem Zeigefinger, ſprach ein Paar unverſtändliche Worte und — verwandelte mich in einen Haubenſtock, der, ſo lautete des Zauberers Ausſpruch — ſo lange Haubenſtock bleiben ſoll, bis ein Fremder, unaufgefordert, ihm einen tüchtigen Naſenſtüber giebt. Neun Jahre war ich ein Haubenſtock ohne Bewußtſein ... Ich wäre längſt ſchon Aſſeſſor und Rath geworden, wäre ich nicht, durch höhere Macht, ein Haubenſtock geblieben. Endlich erbarmte ſich meiner das Schickſal — es ſchickte

Sie zu meiner Rettung und Erlöſung her. Sie ſahen mich — Sie fanden mich —

— Dumm, ſehr dumm.

— Ganz recht und gaben mir einen tüchtigen Naſenſtüber, der den Zauber gelöſ't und mir wieder mein Bewußtſein zurückgegeben hat. Großer Mann, edler Wohlthäter, menſchenfreundlicher Mäcen, empfangen Sie meinen tiefſinnigſten Dank für den Naſenſtüber, den Sie mir huldreich haben angedeihen laſſen. Dank, tauſend Dank. Der Haubenſtock wiſchte ſich zwei ſehr große Thränen aus dem Auge, küßte meine Hand und — ging.

Wenn dieſer Haubenſtock jemals Rath, Präſident oder Miniſter werden ſollte, ſo hat er ſein Glück keinem Andern, als mir zu verdanken.

XXXI.

James, der Seehund.

Incredibile dictu!

Er war für Geld zu ſehen.

James (ſo hieß der Seehund) erregte damals ein ſo großes Aufſehen, als früher Walter Scott, Henriette Sontag und Nicolo Paganini.

Jedermann und jede Frau bewunderte die außerordentliche Geſchicklichkeit des Seehundes: er konnte aus Buchſtaben Worte zuſammenſetzen, Zahlen ſchreiben und rechnen, Dame ziehen und Flöte blaſen, Mariage und Einunddreißig ſpielen. Kein Wunder alſo, daß dieſes Thier eine ungeheuere Senſation erregte. Alle Zeitungen ſprachen von ihm. Die Naturforſcher beeilten ſich, über dieſen Seehund zoologiſche Betrachtungen anzuſtellen und ſie brühwarm dem Druck zu übergeben. Profeſſor

— ſt — ſchrieb eine dreißig Bogen ſtarke Brochüre, worin er erklärte, daß ihm ſo ein vernünftiger Seehund in ſeiner großen Praxis und auf ſeinen vielen Reiſen noch nicht vorgekommen. Dabei widerlegte er auf das Bündigſte eine Behauptung, die viele Anhänger gefunden hatte, die nämlich: daß dieſer Seehund ein verwunſchener Menſch ſei. Er berichtete, daß er ſich „oculis ipsissimis“ überzeugt habe, daß dieſer Seehund durchaus nichts anders als ein Seehund ſei, dem die Mutter Natur nur einen ungewöhnlichen Grad von Vernunft verliehen.

Die Brochüre fand reißenden Abgang, und der Seehund von Tag zu Tag mehr Zulauf, denn Jedermann wollte dieſes Wunderthier perſönlich kennen lernen. Leider bekamen die Zuſchauer aber nur die eine Hälfte ſeines Körpers zu ſehen, denn er ſtak bis am Halſe in einem großen Baſſin, das bis zum Rande mit Waſſer angefüllt war. Bekanntlich leben dieſe Thiere beſtändig im Waſſer; die meiſten pflegen zu ſterben, wenn man ſie an's Land — in's Trockene bringt. Daher mußte denn auch dieſer Seehund beſtändig im Waſſer campiren und man ſah von ihm weiter nichts als den Kopf und einen Theil ſeines Rumpfes.

Eines Abends, als der Seehund ſeine vierundfunfzigſte Vorſtellung gab, brach in dem Hauſe, in welchem er zu ſehen war, plötzlich Feuer aus. — Feuer, Feuer! hörte man rufen. Die Zuſchauer fahren ängſtlich zuſammen und fragen: Wo brennts? Man denke ſich ihren Schreck, als ſie auf die Frage die Antwort erhalten: Hier in dieſem Hauſe! — Die Zuſchauer verließen eiligſt ihre Plätze und liefen, ſo ſchnell ſie nur konnten, zur Thür hinaus. In einem Nu war keine Seele mehr im Saale. Der Seehund ſaß im Baſſin und blickte, durch den Schreckensruf der fliehenden Zuſchauer ſtutzig gemacht, ſcheu und ängſtlich um ſich. Sein Auge ſchweifte durch den weiten Saal, vergebens ſuchte er ſeinen Herren. Auch dieſer hat, von Furcht ergriffen, ihn verlaſſen. Der Seehund wird immer ängſtlicher... Was thut er? Er ſpringt aus dem Baſſin heraus, und will durch eine kleine Seitenthür entſchlüpfen. — Zum Unglück kommt ein Menſch hinzu, der die Flamme löſchen will, die auch ſchon dieſen Saal ergriffen hat, der Mann ſieht den Seehund und hat die Geiſtesgegenwart, ihn zu packen. — Angſt pflegt dem Menſchen die Sprache zu rauben. Bei unſerm Seehund traf der umgekehrte Fall ein; die Angſt lieh ihm Töne, er begann — zu reden.

— Was Teufel, ſchrie der Spritzenmann, der Seehund kann reden?

— Ach, lieber Freund, ſprach der Seehund, laſſen Sie mich los, Sie irren ſich, ich bin kein Seehund.

— Was denn ſonſt?

— Ich bin ein Menſch, wie Sie, antwortete der Seehund.

Ich ſehe ſchon, lieber Leſer, wie Du ungläubig den Kopf ſchüttelſt und mir das Alles nicht glauben willſt. Uebereile Dich nicht, höre den Schluß dieſer Geſchichte.

Bald, nachdem das Feuer gelöſcht war, ſchritt die Polizei zur Unterſuchung dieſes aus mehrfachen Gründen verdächtigen Seehundes. Schon im erſten Verhör ergab es ſich, daß dieſer Seehund ein Schneidergeſelle war, der, außer Condition, durch Noth angetrieben, auf dieſen Betrug gerieth. E wurde in ein Seehundsfell eingenäht und ſpielte ſeinen Seehund comme il faut.

So reiſ'te dieſes Schneiderlein zwei Jahre ohne Paß, als Seehund maskirt, in der Wel herum, ließ ſich faſt in allen großen Städten für Geld ſehen, und führte auf dieſe Weiſe faſt ganz Europa und ſogar den ſuperklugen Profeſſor — ſt — hinters Licht. Jetzt erſt konnten er und ſeine weiſen Collegen es begreifen, wie es möglich geweſen, daß ein Seehund buchſtabiren, Zahlen ſchreiben und rechnen, Dame ziehen und Flöte blaſen, Mariage und Einundreißig ſpielen konnte.

Der Schneider wurde ſofort eingeſperrt, der Profeſſor aber — ausgelacht.

Drei Wochen ſpäter erhielt der Profeſſor eine Vorladung zu einem Termin auf dem Stadtgericht. Der Schneider hatte, auf Anrathen eines Andern, den Profeſſor injuriarum belangt, weil dieſer ſich unterſtanden hatte: ihn, den Schneider, in den Zeitungen und in einer Brochüre Seehund zu nennen.

Der Profeſſor reichte am feſtgeſetzten Termin eine ſchriftliche Vertheidigung ein, aus der ich meinem Leſer einen Auszug mittheile. Es hieß darin:

„Der Schneider gab ſich für einen Seehund aus, ich hielt ihn für das, wofür er ſich ausgab. Wo ſteckt da der animus injuriandi? Wodurch will und kann der Schneider es beweiſen, daß ich, als ich ihn für einen Seehund erklärte, die Abſicht gehabt, ihn zu kränken? Das Wort „Seehund“ iſt, ſobald es auf einen Menſchen angewendet wird, allerdings eine Verbal-Injurie. Wenn aber das Wort „Seehund“ auf einen Seehund angewendet wird, ſo hört es de facto et de jure auf, Beleidigung zu ſein, denn ich habe ja weiter nichts gethan, als das Kind bei ſeinem rechten Namen, den Seehund einen Seehund genannt. Ich frage noch einmal, wo ſteckt da die Injurie? — Wenn ein ehrlicher Menſch ſich aus freiem Antrieb für einen Dieb ausgiebt, ſo iſt Jedermann befugt, ihn auch dafür zu halten. Der Schneider hat ſich für einen Seehund ausgegeben, mithin hat er's ſich ſelber zuzuſchreiben, wenn ich und Andere ihn dafür angeſehen haben. Ich hatte um ſo mehr Recht dazu, ihn für einen Seehund zu halten, weil ich dafür 15 Silbergroſchen Eintrittsgeld bezahlt habe.

Der Mandatar des Klägers ließ dieſe Gründe nicht gelten und erklärte, der Profeſſor ſei als Pasquillant zu beſtrafen, weil er dem Schneider ſeine

Menſchheit abgeſprochen und ihn in mehreren Zeitungen und in einer Brochüre einen Seehund genannt. Der Einwand, daß der Profeſſor das Kind bei ſeinem rechten Namen — den Seehund einen Seehund — genannt, dieſer Einwand iſt nicht hinreichend ihn von der Strafe freizuſprechen — man darf den Dieb nicht Dieb, den Lügner nicht Lügner, einen Eſel nicht Eſel nennen. Angenommen, der Pſeudo-Seehund wäre wirklich ein Seehund geweſen, ſo bliebe der Profeſſor darum doch ſtrafbar, da nach §. 550 und 551, Titel 20, Theil 2 des allgemeinen Landrechts der Einwand der Wahrheit nur als Milderungsgrund anzuſehen iſt.

Die Injurie, welche der Profeſſor dem Schneider zugefügt, iſt nach §. 578 a. a. O. als ſchwere Injurie anzuſehen, weil die boshafte Abſicht, die moraliſche, phyſiſche und bürgerliche Ehre des Schneiders zu kränken, in dieſem Falle keinem Zweifel unterliegt (?). Da dieſe Injurie durch einen ſchriftlichen Aufſatz geäußert und vom Profeſſer durch Zeitung und Brochüre allenthalben verbreitet worden iſt, ſo hat der Profeſſor ſich eines Pasquills gegen den Schneider ſchuldig gemacht, wie dies aus der Begriffsbeſtimmung des §. 572 a. a. O. erkennenklar hervorgeht; ein ſolches Pasquill iſt nach §. 576 a. a. O. immer als ſchwere Injurie zu betrachten.

Der Mandatar trug an, den Profeſſor nach §. 2, Titel 23, Theil 1 der allgemeinen Gerichtsordnung zur Tragung der Gerichtskoſten zu verurtheilen.

Was das Gericht hierauf erkannt hat, iſt leider nicht bekannt geworden. Einige meinen, der Prozeß, der vor 35 Jahren eingeleitet worden, ſei noch immer nicht entſchieden, Andere ſagen, der Schneider ſei mit ſeiner Klage ab- und zur Ruhe gewieſen worden, noch Andere wollen wiſſen, der Profeſſor ſei zu dreißig Thalern oder dreiwöchentlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, aber von einer höhern Inſtanz freigeſprochen worden.

XXXII.

Der Antiquitätenſammler.

Der alte Herr war ſehr reich. Aber eine unſelige Caprice, die bei ihm frühzeitig zur Manie geworden, hat ihn faſt um ſein ganzes Hab und Gut gebracht.

Seit ſeinem dreißigſten Jahre iſt Herr von Flachkopf ein eifriger Antiquitätenſammler, ganz beſonders aber auf römiſche Alterthümer erpicht und verſeſſen.

Sein Kabinet enthält, nach eigener Ausſage, 1500 der merkwürdigſten Antiquitäten. Auf jede derſelben ſetzt er einen ſo hohen Werth, daß er uns weit lieber ſeine Frau und Kinder als eins ſeiner andern Alterthümer abtreten würde.

Vor Kurzem traf ich Herrn von Flachkopf in einer italieniſchen Delicateſſenhandlung. Als ich eintrat, ſchlug er verwundert die Hände zuſammen, und warf bei dieſer Gelegenheit das Glas Madeira um, das vor ihm ſtand.

— Leben Sie denn noch?

— Ich lebe noch, wie Sie ſehen.

— Ich habe Sie ja ſchon ſeit fünf Monaten nicht geſehen.

— Ich war ſo glücklich Ihnen öfter zu begegnen; erſt vor acht Tagen habe ich das Vergnügen gehabt, Sie in der Krauſenſtraße zu ſehen.

— Richtig, richtig — ich habe mir dort eine Kiſte mit Alterthümern angeſehen.

— Haben Sie ſie gekauft?

— Gekauft und theuer bezahlt. Wiſſen Sie was, gehen Sie, wenn Sie gefrühſtückt haben, mit mir nach Hauſe. Ich will Ihnen einige neue Piecen zeigen, die ich unlängſt von meinem Commiſſionair aus Rom erhalten habe.

— Ich habe heute keine Zeit...

— Sie müſſen Zeit haben. Thun Sie mir den Gefallen, kommen Sie mit.

— Es ſei, ſagte ich, beſtellte aber erſt Caviar und Porterbier.

Nachdem ich mein Frühſtück verzehrt und

bezahlt hatte (ich ſetze deshalb bezahlt hinzu, weil jetzt viele junge Leute frühſtücken und nicht bezahlen) begleitete ich Herrn Flachkopf nach Hauſe.

Er ſtellte mich zuerſt ſeiner Frau und ſeinen Töchtern vor, und führte mich ſodann in ſein Antiquitätenkabinet.

Ich habe den Grundſatz, man müſſe Keinem ſeine Freude ſtören, und Jeden bei ſeinem Aberglauben laſſen. Wohl wiſſend, daß an dieſen Lappalien ſein Herz hinge, und daß man ihm keine größere Freude erweiſen könnte, als ſie bewundernd anzuſtaunen, nahm ich die Miene eines Enthuſiaſten an, der ſelbſt das Kleinſte ſeiner Sammlung mit großer Bewunderung angaffte. Herr von Flachkopf gerieth darüber dergeſtalt in Freude, daß er mir mehrere Male um den Hals fiel und mir einen Schrank nach dem andern öffnete.

— Hier ſehen Sie, lieber Freund, eine Bernſteinſpitze, aus welcher der große „Kikero“ Cigarren rauchte.

— Ein merkwürdiges Stück! Gab es alſo zu Cicero's Zeiten ſchon Bernſtein?

— Ei freilich.

— Gab es auch damals ſchon Cigarren?

— Das verſteht ſich. Die Cigarren ſind ſchon eine alte Erfindung. In dem andern Zimmer habe ich eine Cigarre, die Numa Pompilius geraucht, aber in der Mitte weggelegt hat, weil ihm übel wurde. Numa's Cigarre koſtet mich 50 Lire; ich habe ſie einem italieniſchen Salami-Mann in Venedig abgekauft. — Betrachten Sie nun, theuerſter Freund, dieſe Hoſenſchnalle. Rathen Sie, wer dieſe Hoſenſchnalle getragen hat...

— Ich bin ein unglücklicher Rather; ſagen Sie es mir...

— Dieſe Hoſenſchnalle hat der große Julius Cäſar an dem Tage getragen, an welchem er von dem Brutus erdolcht wurde.

— So! Sehr ſchön! Die römiſchen Imperatoren haben alſo auch Hoſen getragen?

— Das verſteht ſich...

— Was doch die Hiſtoriographen für Schnitzer machen. Sie berichten, Cäſar hätte nur eine Toga getragen.

— Dummheit, das müſſen wir Alterthumsforſcher beſſer wiſſen?!

— Freilich. Hat Ihnen dieſe Hoſenſchnalle viel gekoſtet?

— Nur 600 Lire.

— Das iſt nicht viel. Die Hoſenſchnalle, die ich trage (ich nahm ſie ab und zeigte ſie ihm) iſt ebenfalls eine heilige Reliquie. Der Kaiſer Marc Aurel trug ſie.

— Nicht möglich! Was wollen Sie dafür haben?

— Ich verkaufe ſie nicht.

— Ich gebe Ihnen 50 Thaler dafür.

— Dieſe Hoſenſchnalle iſt mir um keinen Preis der Erde feil; wenn ich Ihnen aber ein Geſchenk damit machen darf, ſo . . .

— Goldmenſch, Bruder, Engel! Sie wollen mir Marc Aurels Hoſenſchnalle ſchenken. Kommen Sie an mein Herz.

Er preßte mich mit ſolcher Kraft an ſeine Bruſt, daß ich beinahe den Athem verloren hätte.

— Um Sie zu überzeugen, lieber O, daß ich nicht undankbar bin, will auch ich Ihnen eine merkwürdige Antiquität ſchenken.

— Eine Ihrer liebenswürdigen Töchter?

— Nein, aber eine Schnupftabaksdoſe aus dem Inventarium des römiſchen Königs Tarquinius Superbus. Seine Majeſtät waren bekanntlich ein ſehr leidenſchaftlicher Tabaksſchnupfer, er ſoll, habe ich mir ſagen laſſen, täglich ein Viertelpfund Carotten gebraucht haben. Da ich zwei Exemplare habe, will ich eine von beiden Ihnen abtreten. Neulich hätte ich dieſe ſchwarze Doſe für 10 Louisd'or verkaufen können, ich konnte mich von ihr nicht trennen. Sie, der Sie mir eine Hoſenſchnalle von... von ... von wem?

— Von Marc Aurel.

— Sie, der Sie mir eine Hoſenſchnalle von Marc Aurel geſchenkt haben, Sie haben Anſprüche auf meinen Dank.

— Ich würde mir bis zum Ende meines Lebens Gewiſſensbiſſe machen, wenn ich Sie Ihrer ſchönſten Antiquität berauben möchte. Behalten Sie die Doſe, ich ſchnupfe nicht.

— Nun, wenn Sie nicht wollen!!!

Herr von Flachkopf zeigte mir noch eine Lorgnette, die der Mucius Scävola, ein chemiſches Feuerzeug, deſſen ſich Coriolanus bediente, einen falſchen Zahn, den ſich die Cleopatra einſetzen ließ, eine halbe Stange Siegellack, womit Romulus ſeine Depeſchen ſiegelte, eine Bürſte, womit ſich Catilina die Haare bürſtete, einen Cul de Paris, den die keuſche Lucretia trug und noch ein Dutzend anderer Antiquitäten.

Ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Beim Weggehen drückte er mir einen meſſingenen Uhrſchlüſſel in die Hand, womit, nach ſeiner Ausſage, der Volkstribun Cajus Tiberius Gracchus ſeine Taſchenuhr aufzog.

Kann ich Dir, lieber Leſer, mit dieſem Uhrſchlüſſel aufwarten? Sprich Ja und Du ſollſt ihn haben.

XXXIII.

Thereſe Krones.

Wenn mich der Dämon der Langeweile quält, dann öffne ich die oberſte Schublade meines Schreibpultes, worin ein bunter Haufe von Viſitenkarten liegt, in dem ich dann herumwühle. Ich leſe Karte für Karte und rufe auf dieſe Weiſe in mein Gedächtniß manch ſchöne Erinnerung zurück.

Als ich geſtern, von Langeweile geplagt, meine Sammlung muſterte, fiel mein Blick auf die Karte einer Wiener Schauſpielerin, die, wenn gleich ſchon vier Jahre todt, noch friſch im Andenken aller Wiener lebt. Ich meine jene Thereſe Krones, die lange Jahre hindurch der glänzendſte Stern des Leopoldſtädter Bühnenhimmels geweſen war.

Thereſe Krones gehört zu jenen leuchtenden Meteoren, die im Schneckenlaufe der Jahrhunderte nur einmal auftauchen, plötzlich verſchwinden und dann nimmer wiederkehren. Sie war ein weiblicher Proteus, der die Zaubermacht beſaß, tauſend lachende Geſtalten anzunehmen, um bald als muthwilliger Kobold, bald als ſchalkhafte Grazie, heute als kecker Faun und morgen als luſtige Sylphe die trüben Wolken unſeres Mißmuths zu verſcheuchen. Thereſe Krones war die verkörperte Laune, der perſonificirte Spaß, über den Geſunde ſich krank und Kranke ſich geſund lachen konnten. Ihr Spiel war ein überraſchendes Feuerwerk; die bengaliſche Flamme des Humors, die Raketen der Laune, die Leuchtkugeln des Witzes, die Tourbillons des Muthwillens folgten ſo raſch auf einander, daß der Zuſchauer nicht zur Beſinnung kam. Ihr Spiel war eine Volta'ſche Säule, die mit einem Schlage 1000 Zwerchfelle elektriſirte und jeder Faſer unſeres Körpers Davy'ſches Lachgas einimpfte. Man lachte. Aber wie lachte man? Mit Leib und Seele! Das Lachen war epidemiſch, es ſteckte nicht blos das ganze Auditorium, es ſteckte den Soufleurkaſten und den Kronleuchter, die Soffiten und Lampen an — ihr Humor goß über die ganze Bühne einen lachenden Glanz aus. Es iſt wahr, ſie ließ ſich gehen und überſprang die Grenzen des Schicklichen, aber ſelbſt das Unſchickliche wurde verziehen, denn es war graciös, ſelbſt im tollſten Muthwillen, in der keckſten Ausgelaſſenheit behielt die Grazie, dieſer roſige Hauch, die Oberhand. Der Wiener ſagte, wenn man mit ihm von der Krones ſprach, ſie ſei ein lieber Narr. Ach, ſie war mehr als dies — ſie war der deutſche Hanswurſt, der ſich, gleich dem Wundervogel Phönix, in verjüngter Schöne aus der Aſche erhoben — ein Hanswurſt, der ſtatt der Peitſche einen chineſiſchen Fächer und ſtatt des bunten Wamſes ein luſtiges Gazekleid trug — ſie war ein Hanswurſt in ſeidenen Schuhen und ſeidenen Strümpfen, ein Hanswurſt, welcher Bracelletes und einen Cul de Paris trug, und den ich ſo lieb hatte, wie ein Kind ſeine Puppe. Den ganzen Tag hätte ich mit ihr ſpielen und ſie herzen und küſſen mögen, weil nichts mir ſo lieb iſt als ein guter Hanswurſt, denn „ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt," und unter Kunſt hat unſer großer Schiller gewiß nichts anderes als den luſtigen Hanswurſt verſtanden.

Thereſe Krones iſt todt, ſie hat keinen Nachfolger hinterlaſſen und der Thron des deutſchen Hanswurſtes ſteht verwaiſt und die Wiener Volksbühne hat ihren Lüſtre verloren.

XXXIV.

Mein Frack.

Henri hatte mir einen Schneider recommandirt.

— Er wohnt in der Rue Castiglione Nro. 11. Sie können nicht fehlen, ſprach mein eleganter Freund und gab mir die Karte des Schneiders.

Ich ſuchte und fand.

Unten im Thorweg ſtand ein Kutſcher, der eine Barcarole pfiff und die Räder eines Landauer putzte.

— Wen ſuchen Sie, fragte er.

— Den Schneider Hyacinthe.

— Meinen Herrn alſo! Bedaure, Ihnen ſagen zu müſſen, daß er vor einer halben Stunde nach Paſſy auf ſeine Villa gefahren ...

— Und?

— Erſt morgen früh nach der Stadt kommt.

— Ich werde wiederkommen, ſprach ich und ging.

Am andern Morgen erſtieg ich eine Treppe, die mit einem koſtbaren Gobelinteppich belegt war. Rechts eine Thür, die zum „Atelier de Mr. Hyacinthe“ führte. Ich öffnete die Thür und befand mich in einer Antichambre, in welcher auf einem carmoiſinſeidenen Fauteuil ein Diener ſaß, der eingeſchlafen war. Zu ſeinen Füßen lag der zweite Thëil von Balzac's „Père Goriot.“

— Glücklicher Balzac, dachte ich mir und weckte ihn.

— Was giebt's, fragte der Erwachende.

— Herr Hyacinthe . . .

— Iſt beim Pferderennen, in Chantilly. Wenn Sie ihn zu ſprechen wünſchen, ſo müſſen Sie ſich morgen früh vor Neun einſtellen, denn um Zehn fährt der Herr auf die Jagd.

Ich lächelte und ging.

Am andern Morgen war ich endlich ſo glücklich, den Schneider par excellence zu Hauſe zu treffen. Der Diener, den ich geſtern aus dem Schlafe gerüttelt, forderte mir meinen Namen ab und meldete mich, worauf ich vorgelaſſen ward.

— Womit kann ich dienen, ſprach Mr. Hyacinthe, der mir mit ſammtenem Lächeln und ſeidenem Schlafrock entgegenkam. —

— Sie ſollen mir Maaß zu Rock und Hoſen nehmen.

— Ich, rief er verwundert und ſein Geſicht nahm die Geſtalt eines Fragezeichens an.

— Wer denn ſonſt?! Sind Sie denn nicht der Meiſter?

— Ja wohl, das bin ich. Aber ich; mein Herr, befaſſe mich niemals mit Maaßnehmen, das iſt die Sache meines Chargé d'affaires.

Er klingelte. Sein Geſchäftsführer, friſirt à la Giraffe, flog herbei.

— Man nehme dieſem Herrn Maaß zu einem Frack. Mit Hoſen, mein Herr, befaßt ſich unſer Haus nicht. Wir liefern nur Fracks und Weſten, ſprach Mr. Hyacinthe, grüßte mich mit einer Viertel breiter Kälte und verfügte ſich in ein Schlafzimmer.

Wie der Herr, ſo der Diener: Auch dieſer hatte, wie man zu ſagen pflegt, einen Sprung im Kopfe.

— Sie ſind ein Deutſcher, ſagte er Maaß nehmend.

— Erkennen Sie dies an meiner Prononciation?..

— Nein!

— Ei, woran denn?

— An dem Schnitt Ihres Fracks.

— Ich ſollte doch meinen.

— Sie irren ſich, das muß ich beſſer wiſſen. Haben Sie in Ihrer Jugend Mathematik getrieben?

— O ja!

— Eh bien, dann werden Sie wiſſen, daß das Quadrat der Hypothenuſe gleich iſt der Summe der Quadrate der beiden Katheten. Nun frage ich Sie, iſt das bei Ihrem Frack der Fall? Nein! Ergo taugt er nichts, quod erat demonstrandum.

— Sie glauben alſo, daß mein Frack?

— Verpfuſcht iſt . . . allerdings! Mort de ma vie, welch eine antediluvianiſche Façon! Die Tangente des Kragens reicht bis zum Sinus der Schulterblätter, und dieſe bilden ein verſchrobenes Parallelepipedon. Und die Schöße! Der eine bildet ein ſpitz-, der andere ein ſtumpfwinkliches Dreieck. Ihr Schneider mag ein braver Mann ſein, das will ich nicht beſtreiten, aber Mathematik, Máthematik, dieſes wichtige Vorſtudium unſerer freien Kunſt, ſcheint er nur par distance zu kennen. Die Einfaltspinſel, die ſich einbilden, ein Kleidungsſtück ins Leben rufen zu können, ohne früher den Euklid ſtudirt zu haben! Doch nicht nur vom mathematiſchen, auch vom äſthetiſchen Standpunct betrachtet, iſt Ihr Frack ein höchſt miſerables Machwerk. Wär' ich der Verfaſſer dieſes Fracks, ich erſchöſſe mich! In dieſem Ding da iſt auch kein Funke von Poeſie, nichts von dem, was wir Schneider und Dichter Luftiges, Aetheriſches nennen. Das Ding da iſt weiter nichts, als eine kalte, eisſtarre Tuchmaſſe, durch und durch rococo.

— Rococo, was bedeutet das?

— Wie, Sie wiſſen nicht, was rococo iſt?

— Nein!

— Ich will's Ihnen erklären. Rococo . . . Schnupfen Sie? (er reichte mir eine Doſe).

— Ich danke.

— Rococo alſo . . . Sie ſind wohl noch nicht lange in Paris?

— Erſt ſechs Wochen.

— Eh bien, rococo, c'est . . . Apropos, haben Sie ſchon Marie Taglioni geſehen?

— Ja!

— Marie Taglioni iſt rococo. Haben Sie mich verſtanden?

— Noch nicht.

— Mon Dieu, rococo ... waren Sie ſchon oft im Théâtre français?

— Erſt drei Mal.

— Und welche Stücke haben Sie geſehen?

— Molière's „Malade imaginaire," Voltaire's „Zaire" und Corneille's „Cid."

— Voyez vous, tout ceci est rococo. Est-ce que vous m'avez compris?

— Pas encore!

— Diable, wie ſoll man ſich deutlicher ausdrücken? Rococo, das heißt, ſo viel als alt, altmodiſch, abgegriffen, verbraucht, claſſiſch, fad, abgeſchmackt, langweilig, lächerlich; kurz, wollen Sie wiſſen, was rococo iſt, ſo etabiliren Sie ſich vor den Spiegel und betrachten Sie Ihren Frack. Er iſt ein Pasquill auf unſere Kunſt, eine Blasphemie unſeres Jahrhunderts; er entſtellt Ihre himmliſche Geſtalt, er cachirt Ihre göttliche Taille. Ein Frack aus unſerm Attelier und der Adonis iſt fertig.

— Und wann erhalte ich den Frack.

— Morgen früh!

— Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich durch Hilfe dieſes Schneiders zum Adonis avanciren ſollte.

Endlich kam der Frack. Ich pflanzte mich vor den Spiegel hin und ſagte zum Chargé d'affaires:

— Sie haben Recht, Adonis iſt gegen mich ein dummer Junge. Und meine Rechnung.

— Macht 163 Francs.

— Hätte ich das früher gewußt, ich wäre lieber Therſytes geblieben.

Später erfuhr ich durch Henri, daß Mr. Hyacinthe Actionär des Gymnase, und als ſolcher Mitglied des Leſecomité iſt, dem Scribe wöchentlich ein neues Vaudeville vorlegt. Außerdem iſt Mr. Hyacinthe Actionär des Messager des Chambres und hat als ſolcher auch eine Stimme in der Politik. Vor Kurzem erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion.

XXXV.

Ein dummes Mährchen.

Vor 500 Jahren war es anders. Damals gab es noch Feen, liebe, gute, charmante Feen, die oft, wenn ſie bei heiterer Laune waren, bald in dieſer, bald in jener Verkleidung erſchienen, um hier und da einen armen Teufel zu belauſchen und ſeine Wünſche zu erfüllen.

In Madrid etablirte ſich, vor 400 Jahren, eine Fee, welche Pulcheria hieß und wegen ihrer Schönheit und Güte allgemein beliebt war. Dienſtags und Freitags gab ſie, Nachts zwiſchen 1 und 2 Uhr, Audienzen in ihrem unterirdiſchen Marmorpalaſte. An dieſen beiden Tagen hatte Jeder, welcher anſtändig gekleidet war, freien Zutritt.

Eines Tages ließ ſich ein mißvergnügter Barbier aus Cadix bei ihr anmelden.

— Womit kann ich Ihnen dienen, fragte die freundliche Fee, die auf dem Sopha ſaß und, weil ſie den Huſten hatte, Hafergrütze trank.

— Sie würden mich ſehr verbinden, erwiderte der Barbier, wenn Sie die Güte haben möchten, mir einen kleinen Talisman zu ſchenken.

— Wenn's weiter nichts iſt, entgegnete die Fee und klingelte. Bald darauf erſchien ihr roſenfarbener Jokei, dem ſie lächelnd ein Paar franzöſiſche Worte ins Ohr raunte.

Der Jokei entfernte ſich, kehrte aber bald zurück und brachte ſeiner Herrin eine kleine Doſe.

— Sie verlangen einen Talisman von mir, Ihr Wunſch ſei Ihnen gewährt. Hier iſt meine Doſe, ſo oft Sie eine Priſe Tabak daraus nehmen, wird einer Ihrer Wünſche erfüllt... Es ſind aber nicht mehr als 5 Priſen darin, haben Sie dieſe aufgeſchnupft, dann hat die Doſe ihre Kraft verloren. Machen Sie einen weiſen Gebrauch davon!

Der Barbier, außerordentlich gerührt, küßte den Saum ihres Spitzenkleides und empfahl ſich.

Wer war nun glücklicher als Piccolo (ſo hieß der Barbier). Er war im Beſitze eines mächtigen

Talisman; Alles, was er wünſchen mochte, mußte augenblicklich in Erfüllung gehen.

— Was wünſche ich mir geſchwind, ſprach Piccolo zu ſich ſelbſt und rieb ſich vor Freuden die Hände. Ich Narr, der ich mir ſo lange den Kopf zerbreche.

Ich wünſche mir, daß alle Mädchen und Frauen von Madrid ſich in mich verlieben ſollen. Er nahm eine Priſe und nieſ'te. Eine unſichtbare Stimme rief, etwas ironiſch: „wohl bekomm' es Dir!“

Piccolo's erſter Wunſch war erfüllt.

Neidenswerther Piccolo! hör' ich rufen. Nimm Dich in Acht, lieber Leſer.

Alle Mädchen und Frauen, junge und alte, ſchöne und häßliche verliebten ſich über Hals und Kopf in unſern Piccolo, ja ſelbſt die Scheinheiligſten ſtreiften ihre Prüderie ab und kamen ihm zärtlich entgegen. Die Liebhaber der Mädchen, die Männer der Frauen wurden eiferſüchtig und ſchmiedeten ein Complott. Der arme Piccolo durfte nicht mehr über die Straße gehen, denn er bekam, wo er ſich nur ſehen ließ, Prügel, koloſſale Prügel. Die eiferſüchtigen Ehemänner ſchlugen ihn krumm und lahm.

Einer, hieß es, für Alle und alle für Einen! Vereint drangen ſie in ſeine Wohnung ein und prügelten ihn dergeſtalt, daß man ihn, halb todt, ins Lazareth bringen mußte. Hier verliebte ſich das Heer der Krankenwärterinnen in ihn. Die Männer wurden wüthend und prügelten ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. Hier Prügel, dort Prügel — er mußte Madrid verlaſſen.

In Cadix ſchiffte er ſich nach Amerika ein. *Ich wünſchte, ich wäre ein König*, rief er aus, nahm dann eine zweite Priſe, nieſ'te und eine unſichtbare Stimme rief abermals: „Wohl bekomm' es Dir!“

Bald darauf verſank er in einen tiefen Schlaf und als er erwachte, war er König der Caraiben. Das erſte, was er verſpürte, war ein entſetzlicher Hunger. Er verlangte Beefſteak — man brachte Menſchenfleiſch. — Er begehrte Rothwein — man brachte Menſchenblut. — Anfangs wollte er das Fleiſch nicht eſſen und das Blut nicht trinken; als ſein Hunger aber immer heftiger wurde, mußte er beides nolens volens hinunterwürgen. Er konnte es aber nicht vertragen und bekam Indigeſtionen, denn der Magen eines Königs iſt nicht anders beſchaffen, als der Magen eines Bettlers. — Ihr Schurken, rief er aus, ſchafft mir Beefſteak und Rothwein, oder ich laſſe Euch allen die Köpfe abhauen. Und er hielt Wort; in den erſten 8 Tagen ſeiner glorreichen Regierung ließ er die Hälfte ſeiner Unterthanen köpfen. Freilich hatte dieſe Maaßregel auch ihr Gutes, denn die Geköpften brauchten nun keine Kopfſteuer zu entrichten; aber die Andern, die noch wußten, wo ihnen der Kopf ſtand, waren empört über dieſe Tyrannei, organiſirten eine Revolution, ſtießen den Tyrannen vom Throne und jagten ihn aus dem Lande.

Piccolo war ſo klug geweſen, ſich ſo viel Geld aus dem Schatze mitzunehmen, daß er damit ſeine Zukunft ſichern konnte. Er kehrte nach Europa zurück, ließ ſich in Conſtantinopel nieder und lebte dort wie Gott in Frankreich. Bin ich nicht der Glücklichſte der Menſchen! ſagte er ſich eines Abends zwiſchen ſechs und ſieben, als er, von Bajaderen umgeben, in ſeinem Harem ſaß und Cyperwein trank und dem Geſang der Circaſſierin und dem Klang der Mandoline lauſchte. Ich bin reich, ſehr reich, ich habe den beſten Wein und die ſchönſten Weiber, mir bleibt nur noch ein Wunſch übrig:

Ich möchte, wie Methuſalem, 900 Jahre alt werden. Er nahm die dritte Priſe und nieſ'te und die unſichtbare Stimme rief abermals: „Wohl bekomm' es Dir.“

Und ſein Wunſch ging in Erfüllung. Er wurde alt, ſehr alt; aber das Geld ging ihm aus — kaum 90 Jahre alt, war er ſchon ein Bettler. Was iſt das Leben ohne Geld? Ein Ball ohne Muſik . . . Man langweilt ſich zu Tode, denn ohne Geld iſt man etwas weniger noch als gar nichts, zumal wenn man alt, ſo alt wie Piccolo iſt. Der arme Mann! Als er 123 Jahre alt war, mußte er, der in ſeiner Jugend im Schooße des Glücks geſchwelgt, betteln gehen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus, um nicht Hungers zu ſterben. Mit jedem Tage wurde er ſchwächer und kränker... jetzt war ihm das Leben eine drückende Laſt, er bereute ſeinen thörigten Wunſch und nahm eine vierte Priſe und wünſchte: *Ich möchte noch einmal jung, ganz jung, aber ſo vernünftig ſein, wie ich es jetzt bin.* Er nieſ'te und eine unſichtbare Stimme rief abermals: „Wohl bekomm' es Dir!“

Und plötzlich ward der Greis zum Kind, das man der Amme an die Bruſt legte. Er bekam wieder Zähne und litt fürchterlich ... er konnte nicht laufen und mußte ſich herumtragen laſſen ... er wollte ſprechen und konnte es nicht! Erſt nach zwei Jahren fing er zu laufen, erſt nach drei Jahren zu lallen an. Vater und Mutter ruheten im Schooße der Erde ... er war eine Waiſe, Niemand bekümmerte ſich um ihn ... So wuchs er heran, erzogen von wildfremden Leuten. Im 8. Jahre ſchickte man ihn in die Schule, dort bekam er wieder Prügel, wie vor 200 Jahren, als er das erſte Mal in die Schule gegangen war, und, wie jetzt, nichts lernen wollte.

Als er neunzehn Jahr alt war und die Univerſität beſuchte, wünſchte er ſich: Ich möchte Flügel haben, um fliegen zu können, wie der Vogel in der Luft. Er nahm die fünfte und letzte Priſe, er nieſ'te und eine unſichtbare Stimme rief zum letzten Mal: „Wohl bekomm' es Dir!"

Er konnte nun fliegen. Er war ein flotter Burſche, hatte aber kein Geld, was blieb ihn übrig? Er machte heute Schulden, morgen Schulden, und immer Schulden und Schulden. Die Gläubiger quälten und drängten, drohten und klagten. Doch als man ihn einſperren wollte, da nahm er Reißaus und flog, frei wie ein Vogel in der Luft, über Länder und Meere und wollte ſich zu den Sternen emporſchwingen — aber das Fatum rief: Halt! Ein Jäger, der ihn für einen Adler hielt, zielte und traf ihn. Piccolo fiel, vom Schuß getödtet, aus den Wolken auf die Erde nieder.

Was hat er nun von all' ſeinen Wünſchen?

XXXVI.

Adele.

Sie war ein junges Mädchen, ſchüchtern, ſanft und gut, wie man uns die Engel ſchildert. Uebrigens war ſie auch ſchön und hieß Adele.

Sie hatte keine Mutter mehr und ſeit 3 Jahren war ihr Vater blind, und ſie und ihr blinder Vater hatten nicht mehr als 400 Francs Einkommen, und von ihren Meublen (Ueberreſten einer glücklichen Zeit) wurde, aus harter Noth, ein Stück nach dem andern verkauft.

Und doch arbeitete das junge Mädchen ſo fleißig Tag und Nacht. Beim Erwachen des früheſten Morgenroths fing ſie zu ſticken an: die Nacht ſtand ſie noch ſpät am Arbeitstiſche bei der ſpärlichen Lampe. Andere werden Euch ſagen, bei ſolchem

Fleiße hätte ſie Vermögen ſammeln können; glaubt es ihnen nicht. Das arme Mädchen war glücklich, wenn ihr die Putzmacherin am Ende des Monats 15 Francs zahlte.

Vergnügungen? davon redet mit dieſem anſpruchloſen Mädchen nicht; ſie kannte kein anderes Vergnügen, als das: dem blinden Vater die Zeit zu vertreiben. Abends las ſie ihm Novellen und Romane vor, die ihr andere junge Mädchen geliehen.

Eines Tages warf ſie zufällig ihr großes, blaues Auge auf das Bruchſtück eines Journals, in welchem ihre Seide eingewickelt war. Da las ſie: der Buchhändler L. hat für 8000 Francs ein neues Manuſcript der Madame * * * gekauft. Das Publikum erwartet mit Ungeduld das Erſcheinen dieſes Werkes.

Das junge Mädchen fing zu ſeufzen an und ſagte zu ſich ſelbſt: Wie glücklich iſt die Frau, die Bücher ſchreiben kann. Wenn ich ihr Talent beſäße, ſo ſollte es meinem armen Vater gewiß an nichts mehr fehlen. 8000 Francs! Welch' ein Vermögen! Welch' ein Glück! Ach, wenn ich nur 800 Francs hätte, ſo wäre ich glücklich. Dann würde mein lieber Vater ein neues Kleid von mir bekommen, das alte iſt ſchon ſo ſchlecht; dann würden wir für den ganzen Winter Holz und noch manches Andere haben, das uns fehlt. Sie warf einen traurigen Blick auf ihr ärmliches Kleid und fügte hinzu, dann könnte ich auch mir, wenn noch etwas Geld übrig bliebe, ein neues Ginghamkleid machen ... Ja, aber 800 Francs. Ich werde wohl niemals ſo viel Geld haben!!!

Und Adele ſang an dieſem Tage nicht, der Vater mußte ihr Geſchichtchen erzählen, denn ſie wußte keine an dieſem Tage. Die Nacht kam; ſie konnte nicht ſchlafen, ſie dachte nur an die 800 Francs, an den ſüßen Wunſch, den ſie niemals erfüllt zu ſehen glaubte.

Bevor noch der Tag anbrach, war ſie wieder bei der Arbeit. Sie berechnete, wieviel wohl das Kleid ihres Vaters, wieviel wohl das Holz für den Winter und das Ginghamzeug zu ihrem Kleide koſten könnte. Der Kopf that ihr weh, ihr Herz war von Seufzern angefüllt, und ihre Hände arbeiteten dies Mal viel ſchneller als ſonſt.

Warum denn nicht, ſagte ſie endlich. Wer kann es mir verwehren, ebenfalls Bücher zu ſchreiben? Man ſagt zwar, daß zum Schreiben viel

Geiſt gehöre, aber man verſichert auch, daß ein feſter Wille alles, was er will, durchſetzen kann. Habe doch auch ich eine ſorgfältige Erziehung genoſſen; es iſt alſo blos mein Fehler, wenn ich nicht an mein Ziel gelange.

Und ſo entwarf das junge Mädchen, fleißig weiter ſtickend, den Plan zu einem Romane; erſt kamen die Details, dann die Epiſoden und zuletzt die Entwickelung. Und der Titel? Die Fantaſie gab ihr zwanzig für einen an. Im Kopf war ihr Buch ſchon ganz ausgearbeitet, ſie brauchte es nur noch zu Papier zu bringen und da der Vater noch ſchlief, ſo beeilte ſie ſich, ihr Werk anzufangen.

Dieſer Roman raubte ihr manche Stunde ſüßen Schlafes; Wochen vergingen, ehe ſie mit ihrem abenteuerlichen Unternehmen zu Ende kam.

Eines Abends trat das junge ſchüchterne Mädchen vor das Bett ihres blinden Vaters, ihm ankündigend, daß ſie einen Roman habe, den ſie ihm vorleſen wolle.

Und als der Vater die erſten Kapitel gehört hatte, fragte er um den Namen des Autors, weil ihn die Anmuth des Styles, die Neuheit des Sujets und der ſüße Hauch der Unſchuld entzückt hatten.

— Der Autor hat ſich nicht genannt, lieber Vater. (Eine lebhafte Röthe färbte ihr Geſicht und das Manuſcript zitterte in ihren Händen.)

— Dieſes Werk hat keiner unſerer Romanendichter geſchrieben. Ich kenne ihre Feder und möchte wetten, daß dieſer Roman das erſte Werk einer Frau iſt.

— Nicht wahr, er taugt nichts, lieber Vater? (heiße Thränen fielen aus Adelens ſchönen Augen.)

— Wer ſagt das; er gefällt mir ungemein. Aber ich finde darin weder die Kühnheit unſerer geiſtreichen Männer, noch den Witz unſerer liebenswürdigen Frauen, welche ſchriftſtellern. Vollende, ich bin neugierig, die Entwickelung kennen zu lernen.

Und als er die Entwickelung kannte, wiederholte er das, was er ſchon früher geſagt hatte, und fügte dann hinzu:

— In dieſem Werke herrſcht eine gracieuſe Originalität; es wird Aufſehen in der literariſchen Welt machen, und der Autor wird nicht lange ſeine Anonymität behalten.

Das Werk war fertig. Sie hatte aber erſt die Hälfte ihres Strebens erreicht. Die ſchwerſte blieb noch zu erfüllen übrig — es fehlte ihr ja noch der Verleger!

O Ihr werdet niemals begreifen, was das arme Kind Alles ertragen mußte: die neugierigſpöttiſchen Blicke der jungen Commis und die kalte und höhniſche Miene der Buchhändler. Für ſie war jedes Wort ein Dolchſtich. Schon zehn Buchhändlern hatte ſie ihren Roman angetragen, Niemand wollte ſich Zeit nehmen, ihn zu leſen, denn Adele — Adele — das war ein ganz obſcurer Name.

Sie fing ſchon zu verzweifeln an. Doch ihre kindliche Liebe war die unverſiegbare Quelle, die ihr wieder friſchen Muth gab.

Eines Tages führte ſie der Zufall in eine enge, einſame Straße. Hier ſah man keine elegante Boutiquen, hier hörte man nicht das taubmachende Geräuſch der großen Straßen.

Adele giebt hier ihren Gedanken einen Waffenſtillſtand. Sie gefällt ſich in dieſer ſtillen Einſamkeit, die ihren Geiſt ſtärkte, ſie geht langſam und hat die Urſache vergeſſen, warum ſie ausgegangen, da fällt ihr, im Hintergrund eines großen Hofes, das Wort „Buchhandlung“ in die Augen.

Dieſes Wort entſcheidet ihr Schickſal, ſie zögert nicht und ihr Herz ſchlägt vor Hoffnung lauter als je, als ſie durch den Hof geht. Erſter Glückszufall! In dieſer Buchhandlung war kein Commis. Blos ein einziger Mann war im Büreau und dieſer Mann war der Buchhändler ſelbſt. Seine edle, wohlwollende Miene ruft in Adelens Seele das Vertrauen wach; mit Theilnahme hört er dem ſchüchternen Mädchen zu, das ihm, mit zitternder Stimme, den Roman anbietet; er verlangt nur acht Tage Bedenkzeit, um ihn durchzuleſen und ihr Beſcheid ſagen zu können.

Und acht Tage ſpäter brachte Adele, vor Freuden ganz entzückt, dem Vater die 800 Francs, welche ſie ſo eben erhalten hatte; denn der Buchhändler, eben ſo großmüthig als aufgeklärt, hatte Adelens aufkeimendes Talent erkannt.

Unter dem Schutze eines angenommenen Männernamens: Georges S. erfreut ſich nun die beſcheidene Adele des glänzendſten Erfolges, der ihren Schriften zu Theil wird, und in friedlicher Zurückgezogenheit pflegt ſie im Stillen ihr Talent.

XXXVII.

Ein Räthſel.

Charles war wieder einmal recht liederlich geweſen. In der luſtigen Geſellſchaft einiger Jugendfreunde hatte er faſt die ganze Nacht durchſchwärmt.

Erſt um Zehn erwachte er. Die natürliche Folge des übermäßigen Weingenuſſes war — ein Katzenjammer.

Solider Leſer, weißt Du, was ein Katzenjammer iſt? Ein Katzenjammer iſt — ach, ich ſehe ſchon, daß ich Dir das nicht zu appliciren brauche, denn Du ſcheinſt das Wort und den Begriff aus eigener Erfahrung zu kennen — drum will ich mich in keine Definition einlaſſen. Der Leſer aber, der es nicht wiſſen ſollte, was das für ein Ding iſt, der möge die Güte haben, das Wort im Converſationslexikon nachzuſchlagen.

Charles hatte alſo einen Katzenjammer. Ihm, dem erſten Incroyable Berlins, iſt ſo etwas nichts Neues. Iſt doch ſein ganzes Leben nichts anderes, als ein chroniſcher Katzenjammer.

Der eintretende Diener trug einen Häring auf. Ein probates Mittel, das Charles faſt täglich gebraucht. Dann rieb er ſich die Augen und ſtand auf.

Der Diener brachte ihm Schlafrock und Pantoffel. Gähnend verfügte ſich Charles in die Apartements ſeiner jungen Frau, die eben ihre Blumen begoß. Guten Morgen wünſchend, drückte er kalt und gleichgültig einen Kuß auf ihre Stirn, pflückte eine Reſedablüthe ab, deren Parfüm er einſog, zündete die Manillacigarre an und warf ſich dann mit einer liebenswürdigen Trägheit auf die Seegraskiſſen des gelbgepolſterten Canapees hin. Mit ſtieren Augen ſah er zum Plafond hinauf, manchmal die blauen Wölkchen verfolgend, die dem Krater ſeines Cigarrenveſuves entſtiegen.

Das Dolce far niente ſchien ihm ſehr zuzuſagen, denn er blieb wohl länger als ein Stündchen in dieſer Lethargie. Endlich erhob er ſich und holte aus dem Arbeitstiſchchen ſeiner Frau ein Scheerchen hervor, womit er die ſchwarzen Ränder ſeiner langen Nägel ſäuberte. Dieſe Operation raubte ihm mehr als eine halbe Stunde Zeit.

Nachdem er dieſes wichtige Geſchäft abgemacht, rief er ſeinen Bedienten. Laut erhaltenem Befehl brachte ihm dieſer die Voſſiſche Zeitung, die er las, und Schaafmilch und Salzbrunnen, die er trank blos deshalb, weil es zum Bon-ton gehört, daß der Incroyable, ſei er auch noch ſo geſund, in den Sommermonaten irgend ein Mineralwaſſer verſchlucke.

Er hatte eben ſeine Schaafmilch geleert, da ſtellte ſich plötzlich ein Naſenbluten ein. Lodoiska! rief er ein-, zwei-, dreimal, aber ſeine Gemahlin (die, als ſie die Blumen begoſſen hatte, in ein anderes Zimmer gegangen war) hörte oder wollte es nicht hören.

Da er kein Schnupftuch bei der Hand hatte, riß er haſtig die Commode auf, worin die Wäſche ſeiner Gattin lag und ergriff eines von ihren feinſten Battiſttüchern, um es ſich unter die blutende Naſe zu halten.

Bei dieſer Gelegenheit gerieth ein nach Wäſche und Lavendel riechendes, mit unleſerlicher Schrift beſchriebenes Zettelchen, das in dieſer Commode unter den Schnupftüchern verborgen lag, in ſeine Hände.

Das Naſenbluten hatte bald aufgehört. Er las das Zettelchen. Du wünſcheſt vielleicht, daß ich dir erzählen ſoll: dieſes Zettelchen ſei ein Billetdoux geweſen, das den Gemahl in die Liebesintriguen ſeiner Gattin eingeweiht habe. Ich muß aber der Wahrheit treu bleiben und dir ſagen, daß weiter nichts, als folgende Verſe darauf ſtanden:

Drei Räthſelworte an Sie.

Im Sylbenklange nur will ich es wagen,
Voll Zagen Dir, Du lieblichſte der Frauen!
Drei Worte räthſelhaft verhüllt zu ſagen,
Drei kleine Worte, die gar groß zu ſchau'n.

Das erſte Wörtchen naht ſich Dir beſcheiden
Und beuget huldigend vor Dir das Knie,
Sein ganzes Schickſal, ſeine Freud' und Leiden,
In Deine Hand allein nur legt es ſie.
Das arme Wort! fänd' es in Deinem Herzen
Den kleinſten Raum, wie glücklich wär' es nicht,
Das arme Wort, voll banger Zweifelsſchmerzen,
Erhöre es, das bittend zu Dir ſpricht.

Erhöre es, um ſeiner Zweiten willen,
Dem zweiten Wort voll innigem Gehalt,
Dem höchſten Glück, das uns erblüht im Stillen,
Und uns umfaßt mit hoher Allgewalt,
Dem Urquell alles Glücks, des Lebens Leben,
Dem ſüßen Leid, das wonnig uns umſchlingt,
Das hier das erſte Wort mit innerm Beben,
Mit ganzer Seele Dir entgegenbringt.

Mit ganzer Seele konnt' es nur umfaſſen,
Das theure Dritte, das ihn hoch entzückt,
Das größte Zweite konnt' ihn nie verlaſſen,
Nachdem es jene Dritte einſt erblickt,
Zuerſt erblickt das nie vergeß'ne Dritte,
Ach, das Gebilde ſeiner Angſt und Qual,
Den holden Liebling aus der Grazien Mitte,
Sein ſchönes Urgebild, ſein Ideal.

Dem Ideal, dem die drei kleinen Worte
Des erſten Blick ſo oft und laut geſagt,
Von ihm umſchwebt am einſam-ſtillen Orte,
Die Worte kaum in Worten hat gewagt.
Im ſchönen Wahn, auf dem das Erſte baute,
Daß keine Macht das Zweite je zerſtört,
Hofft es auf's Dritte, daß in ſanftem Laute,
Es einſt von dem auch die drei Worte hört.

Haſt Du von den drei Worten nun wohl Kunde?
So blicke huldvoll auf dies Liedchen hin,
Dem Sylbenſänger laß aus Deinem Munde
Jetzt freundlich hören ſeines Räthſels Sinn.

Drei Räthſelworte an Sie. An mich? Nein, an meine Frau!

Er las die Strophen fünf, zehn Mal durch, ſein Geiſt war aber zu ſchwach, um die Auflöſung zu finden.

Neugieriger, als ein verliebtes Weib, dünner, als eine minorenne Auſter, und eiferſüchtiger als der ſchwarze Mann der Desdemona, befand ſich Charles jetzt in einer peinlichen Situation.

Da kam Lodoiska hinzu. Als ſie in ſeinen Händen das Zettelchen gewahrte, entfärbte ſie ſich.

— Charles, wie kommſt Du zu dieſem Blatt?

— Erſt ſage mir, wie Du dazu kommſt? Von wem rührt dieſes Räthſel her, ſprich, ich will es wiſſen.

— Das Räthſel ... ich habe es mir abgeſchrieben ... aus einem Almanach ...

Lodoiska, keine Winkelzüge! Das iſt nicht Deine Handſchrift, das hat ein Mann geſchrieben.

Die letzten Worte hatte der Herr Gemahl ſo ſtark betont, daß Lodoiska vor Schreck zuſammenfuhr.

— Du ſchweigſt, Du ſagſt mir nicht, wer

dieſes Räthſel geſchrieben? Gut, das macht nichts. Aber die Auflöſung will ich wiſſen — hörſt Du, die Auflöſung!

— Die weiß ich ſelbſt nicht, lieber Mann. Ich habe mir Mühe gegeben, es zu enträthſeln, habe es aber nicht herausbringen können.

So werd' ich es herausbringen. Stelle Dich nur, als ob Du die Auflöſung nicht wüßteſt, ich komme doch dahinter, und koſte es, was es wolle.

Zornig verließ er das Boudoir ſeiner Frau und eilte in ſein Schlafzimmer, wo er ſich länger als eine Stunde den Kopf zerbrach, den Sinn des Räthſels zu entſchleiern.

Gegen Zwei ging er aus. Jedem Bekannten, dem er begegnete, zeigte er das Räthſel. Aber Niemand nahm ſich die Mühe, es aufzulöſen. Manche darunter hatten eben ſo ſtumpfe Zähne als er. Sie ſannen hin und ſannen her und konnten es doch nicht errathen.

Bei Stehely fand er Herrn Edmund *, den Redakteur eines beliebten Tageblattes. Da Edmund ſein Freund war, ſo zeigteer auch dieſem das Räthſel. Der Journaliſt gab ihm einen guten Rath.

— Geben Sie mir das Räthſel, ich will es in mein Blatt aufnehmen und die Leſer erſuchen, mir die Auflöſung einzuſenden.

— Verehrter Freund, das iſt ein himmliſcher Einfall.

Charles gab dem Journaliſten das Räthſel, und zwei Tage ſpäter war es in Edmunds Journal abgedruckt.

Acht Tage waren verfloſſen, noch immer war keine Auflöſung eingelaufen.

— Was iſt da zu machen, lieber Freund?

— Wir müſſen die Neugier des Leſers ſtacheln ...

— Ja ...

— Wir müſſen ſie anſpornen, über das Räthſel nachzudenken ...

— Ja ...

— Wir müſſen einen Preis ausſetzen für denjenigen, der zuerſt, innerhalb drei Tagen, die richtige Auflöſung an mich oder Sie einſendet.

— Einen Preis ausſetzen?! Verdammt, das koſtet Geld. Aber was will ich machen? Glauben Sie, daß zwei Louisd'or hinreichend ſind ...

— Zwei Louisd'or, das iſt zu wenig. Sie müſſen wenigſtens zehn Louis ſpringen laſſen.

— Zehn Louisd'or! Viel Holz — aber es

ſei. Ich bin reich, was liegt mir an zehn lumpigen Louisd'or, ich will wiſſen, woran ich bin.

Am andern Morgen ward das Räthſel in Edmunds Blatt noch einmal abgedruckt, mit der aus den größten Lettern geſetzten Bemerkung:

„Derjenige, der zuerſt die Auflöſung dieſes intereſſanten Räthſels an die Redaktion unſeres Blattes einſendet, erhält von Herrn Charles *** ſofort einen Preis von zehn Louisd'or in Gold ausgezahlt."

Am dritten Morgen nach der Publikation des Preiſes ſtellte ſich ein junger Faſhionable ein.

— Habe ich die Ehre, Herrn Charles zu ſprechen?

— Der bin ich, mein Herr. Was wünſchen Sie von mir?

— Ich bringe Ihnen die Auflöſung des bewußten Räthſels und will mir die zehn Louisd'or dafür abholen.

— Sie ſind ſehr gütig. Wollen Sie mir gefälligſt die drei Worte nennen?

— Wollen Sie mir gefälligſt die verſprochenen zehn Louisd'or auszahlen?

— Sie trauen mir wohl nicht?

— O ja, indeſſen …

— Hier ſind die zehn Louisd'or. Nun bitte ich Sie aber, mir nicht länger die Auflöſung dieſes Räthſels vorzuenthalten. Ich brenne vor Begierde, im Beſitz dieſes wichtigen Geheimniſſes zu ſein. Die drei Räthſelworte:

— Heißen: Ich liebe Dich.

Charles ſtand ganz verdutzt da. Der junge Faſhionable ſtrich die zehn Louis ein und entfernte ſich.

Auf der Treppe ſprach er zu ſich ſelbſt:

— Die zehn Louisd'or waren leicht verdient. Das Rathen hat mir nicht viel Mühe gemacht, denn ich bin ja der, der das Räthſel gedichtet hat. Sie wird lachen, wenn ich ihr die Geſchichte erzählen werde, ihr der ſchönen Lodoiska.

O Düpe — dein Name iſt Charles.

XXXVIII.

Thereſe und Fanny **Elsler.**

> Schade, Jammerſchade, daß weder Fanny noch Thereſe einen Backenbart hat; Figaro würde ſich ein Vergnügen daraus gemacht haben, ſie die erſten zehn Jahre gratis zu raſiren; *aber leider iſt ihnen keiner gewachſen.*
>
> Ein altes Blatt des Figaro.

Die alte Mythologie paßt nicht mehr für unſere Zeit. An die Stelle der alten Gottheiten ſind neue getreten. Vor alten Zeiten gab es, wie Jedermann weiß, drei Grazien, welche man, wenn ich nicht irre, Aglaja, Euphroſine und Thalia genannt; jetzt giebt es deren nur zwei, von denen die Eine Fanny, die andere Thereſe heißt; die *dritte* Grazie haben ſie ſchweſterlich unter ſich getheilt.

Thereſe und Fanny Elsler ſind in der That mehr als gewöhnliche Tänzerinnen; ſie ſind ein

Paar zephirleichte Sylphen mit diaphanen Irisſchwingen, die pfeilſchnell an uns vorüberflattern, uns magiſch berühren und in Träume wiegen, in welchen ſich Mahomeds verheißenes Paradies mit ſeinen halbverſchleierten, wunderholden, liebetrunkenen, luſtberauſchten Houris erſchließt, die uns zu ſich auf den ſchwellenden Pfühl locken und uns Küſſe auf die Stirne drücken, die uns ſelig machen. Fanny und Thereſe iſt ein Amourettenpaar, eingehüllt in das lachende Morgenroth ewiger Jugend, angehaucht von dem Frühlingsathem roſiger Grazie, umſtrahlt von dem Nimbus aller weiblichen Reize. Ich weiß nicht, wie jener Spanier geheißen, welcher behauptet hat, das ein Weib, das auf vollkommene Schönheit Anſpruch macht, geſchmückt ſein müſſe mit 33 Reizen, die er namhaft macht. Armer Spanier, hätteſt Du die Grazien von der Donau geſehen, Du würdeſt drei Mal mehr Reize entdeckt und bewundert haben; denn jeder Zoll ihres Körpers iſt ein Reiz, und wenn man annimmt, daß Thereſe 5 Fuß 6 Zoll und Fanny 4 Fuß 6 Zoll mißt, ſo kommen auf Beide 122 Reize, von denen der Eine, beiläufig geſagt, gefährlicher als der Andere iſt. Deßhalb habe ich, früher ſchon, Thereſe einen Köcher aller Liebenswürdigkeiten, Fanny ein Etui aller Reize genannt. Wodurch die Eine von der Andern ſich unterſcheidet, läßt ſich eher ſehen, als beſchreiben. Thereſe iſt ein Zephir, der mit Roſen ſpielt, Fanny eine Roſe, mit der Zephire ſpielen; Thereſe iſt eine ernſte Romanze, Fanny ein heiteres Lied; Thereſe hat Leben, Fanny hat Lebendigkeit; Thereſe hat poetiſche Laune, Fanny launige Poeſie. — Beide ſind, wie geſagt, mehr als gewöhnliche Tänzerinnen. Ihre Pas ſind kleine Colibris, die ſich pfeilſchnell in die Luft erheben und dann langſam herniederſchweben. Ihre Bewegungen ſind kräuſelnde Wellen, worauf ſich eine niedliche, buntflaggige Gondel ſchaukelt und Grazie iſt das Mondlicht, das dieſe zitternden Wellen vergoldet. Bei andern Tänzerinnen tanzen nur die Füße, bei ihnen tanzen die Augen, die Blicke, das Lächeln, das ihren Mund umſchwebt, die Hände, die Füße, der ganze Körper von der Locke bis zur Schuhſole. Kein Wunder alſo, daß ſie ſich einen europäiſchen Ruf ertanzt, kein Wunder, daß Wien und Berlin, Mailand und Neapel, Paris und London ihre Füße auf Händen trägt.

Die Glanzrolle der Einen dieſer Grazien iſt die Liesli im „Schweizer Milchmädchen." Man könnte dem alten Ballet einen neuen Namen geben und es „Fanny Elsler" nennen; denn Fanny iſt die Sonne, von der alle Strahlen dieſes Ballets ausgehen, der Focus, in dem ſie ſich wieder vereinigen.

Liesli-Elsler iſt eine jener Erſcheinungen, denen man, in Ermangelung eines zartern Ausdrucks den Namen „Engel" beilegt. Meine Nachbarin in der Loge ſagte mir einſt: Fanny tanzt wie ein Engel. Sie irren, gnädige Frau, ſagte ich, die Engel tanzen wie Fanny. Doch auch dieſen Vergleich finde ich etwas gewagt, denn wer bürgt mir dafür, daß die Engel eben ſo ſchöne Ails de pigeons und Pas de Zephir, eben ſo ſchöne Roudes de jambes und Entrechats, eben ſo kecke Battements und Pirouettes machen, als Fanny? Kann es nicht auch plumpe, ungeſchickte Engel geben? Und darum möchte ich nicht riskiren, Fanny mit Engeln zu vergleichen; nein, Fanny iſt ein Weib, ein ſchönes Weib und frägt man mich, wie ſie tanzt, ſo antworte ich, wie — Fanny: ich mache ihr damit das feinſte Compliment und ſage doch nur die reinſte Wahrheit.

Ein franzöſiſcher Kritiker — Jules Janin oder

Loeve-Weimars — hat Fanny eine geiſtreiche Tänzerin genannt; ich hingegen nenne ſie eine witzige Tänzerin. Es geht mit dem Witz, wie mit der Gicht: der Eine hat ſie im Kopf, der Andere in den Händen; Börne z. B. iſt ein witziger Kopf, Fanny ein witziger Fuß. Wer ſie als Schweizer Milchmädchen geſehen, wird mir Recht geben, daß jeder ihrer Pas ein köſtlicher Witz, ein reizendes Bonmot iſt, das ſich von jedem andern Bonmot nur dadurch unterſcheidet, daß es ſich nicht wieder erzählen läßt. Ließe ſich das, was Fanny mit ihren Füßen ſpricht in Worte überſetzen, ſo würde ſelbſt der grämlichſte Hypochonder darüber lachen müſſen, denn Liesli Elsler iſt durch und durch Naivetät. Die ſchönſte Scene iſt unſtreitig, in der ſie ſich mit der Statue ihres Geliebten unterhält: dem Schmetterlinge gleich, der im goldenen Sonnenlichte die Blume umkreiſt, aus deren Kelche er den Honig naſcht, umgaukelt ſie das lebloſe Spiegelbild ihres Geliebten und ſpielt mit ihm ſo naiv, ſo muthwillig, ausgelaſſen wie ein Kind mit ſeiner Puppe. In dieſer Scene tanzt uns die kleine Fanny den ſchönſten Liebesroman vor; in dieſer Scene ſprechen ihre Füße mehr als 1000 Zungen; in dieſer Scene entfaltet ſie die ganze Fülle ihres unwiderſtehlichen Liebreizes und jeder der Zuſchauer muß die Puppe ſein, mit der Fanny ihr loſes Spiel treibt, die Puppe, die ſie mit Blumen bekränzt, die Puppe, der ſie einen Kuß giebt, und was für einen Kuß? Noch jetzt hör' ich ihr Schnalzen.

A kingdom, a whole kingdom for a horse — Kuß wollt' ich ſagen.

XXXIX.

Ignaz Schuſter.

Die Wiener Komik hat einen ihrer größten Komiker verloren. Ignaz Schuſter zog ſich vor Kurzem von der Bühne und bald darauf von der Welt zurück.

Ignaz Schuſter (ſeine Landsleute nannten ihn Schuſter Ignaz oder kurzweg Nazel) iſt einer jener Künſtler, die man bedauern muß und zwar deßhalb, weil ihr Glückſtern ſchon bei ihren Lebzeiten zu erbleichen begann. Das iſt ein Pech und Schuſter hatte dieſes Pech. — Mozart, der Schiller der deutſchen Muſik, und Schiller der Mozart der deutſchen Dichtkunſt, ſtarben in der Maienblüthe ihres Lebens, in der Jugendfülle ihres Ruhmes. Man klage nicht und ſage: „es iſt Schade, daß Beide ſo früh geſtorben ſind — ſie hätten noch Schöneres, Größeres vollenden können.“ — Vielleicht, vielleicht auch nicht! Im letztern Fall, der eben ſo gut denkbar als der erſte iſt, wären ſie gefallen, weil ſie nicht geſtiegen ſind, und hätten auf dieſe Weiſe ihren Nimbus, wenn auch nicht zerſtört, doch geſchmälert, wie dies bei Goethe der Fall war. Beſſer, daß der Ruhm den Künſtler, als der Künſtler ſeinen Ruhm überlebt.

Schuſter florirte in den Jahren 1812—1820, in den Jahren 1826—1828, wo ich ihn ſah, war er nur noch ein Schatten ſeines frühern Ruhmes. Das Glück, das er auf der Leopoldſtädter Bühne gemacht, hat er größtentheils dem gewandten Volksdichter Bäuerle zu verdanken, der ihm gleichſam Maaß zu den Rollen nahm, ſie ſeiner Geſtalt (die von der Natur mißhandelt war, denn Schuſter hatte bekanntlich einen Höcker) und ſeiner ganzen Individualität anpaßte. Bäuerle war es, der für Schuſter den Staberl in den „Bürgern von Wien,“ den Knasberl im „Fiacre als Marquis,“ den Wurſel im „Leopoldstag,“ den Zweckerl im „Freund in der Noth“ ſchrieb — Rollen, in welchen Schuſter in der That unübertrefflich war. Aber ſeine größte Glanzrolle blieb jener Chryſoſtomes Staberl, der ſeitdem eine ſtehende Maske und als ſolche das Steckenpferd vieler Dichter und Schauſpieler wurde. — Später ging dieſe Maske über den Rhein und zeugte dort, nach der Julirevolution, einen natürlichen Sohn, genannt Hypolite Mayeur. Chryſoſtomus Staberl iſt ein Wiener Bürgergardiſt — Hypolite Mayeur ein Pariſer Nationalgardiſt — Beide tragen außer dem Torniſter auch noch einen Höcker auf dem Rücken, Beide ſind politiſche Kannegießer, die ſich nur dadurch von einander unterſcheiden, daß Mayeur pfiffig und malitiös, Staberl hingegen bornirt und gutmüthig iſt. Schuſter war ein Staberl comme il faut, d. h. ein Staberl zum Kranklachen; am meiſten komiſch, wenn er zornig wurde und in Harniſch gerieth. Noch jetzt ſteht er lebhaft vor meinem Auge, noch jetzt kann ich mich wälzen vor Lachen, wenn ich mich der Scene in der Wachtſtube erinnere, wo er wuthentbrannt ausruft: „Herr Wachtkommandant, ich bin ein ſeelensguter Menſch, aber wenn man mich aufreizt, bin ich ein Vieh. „In dieſer Scene ſah Schuſter ſo dumm, ſo himmliſch dumm aus, daß man ihm das, was er ſo eben geſagt, wohl glauben durfte. Ich ſah ihn zehn, zwanzig Mal als Staberl und jedes Mal mußte ich lachen, wenn er, der dümmſte Menſch auf Gottes Erdboden, ſich über einen Andern luſtigmachend ausruft: „der Kerl iſt ſo dumm, daß er nicht einmal weiß, was ein grünes Parapluie für eine Farbe hat." Einen Finger meiner Hand, wenn ich dieſen Ignaz Schuſter noch ein Mal als Chryſoſtomus Staberl ſehen, noch ein Mal über ſeine claſſiſche Dummheit lachen könnte nach Herzensluſt.

Schuſter führte mich einſt in ſeinen Zimmern herum und zeigte mir all' die Ringe, Tabatieren und andere Gegenſtände, die er in Troppau und Wien von gekrönten Häuptern empfing. — Kein Künſtler, keine Künſtlerin (ich nehme ſelbſt die Catalani und Sonntag nicht aus) haben ſo viel Cadeaux von Kaiſern und Königen aufzuweiſen, als Schuſters Inventarium. Er gehörte nicht zu jenen, die dieſe Zeichen königlicher Huld bald darauf verkauften (weil ſie als todtes Kapital keine Zinſen trugen), nein, Schuſter war in dieſem Punkte delicater; er betrachtete jedes dieſer königlichen Geſchenke als ein pretium affectionis, als ein Heiligthum, das ihm um keinen Preis der Erde feil war.

Ich kann dieſe Skizze nicht ſchließen, ohne eine Anekdote zu erzählen, die hier am rechten Orte zu ſein ſcheint, weil Schuſter darin eine Hauptrolle ſpielt.

Im Jahre 1826 beſuchte ihn ein junger, obſcurer Mann, der damals 18 Jahr alt und von Natur etwas ſchüchtern war. Der junge Mann überreichte ihm eine Papierrolle, die mit einem grünen Seidenbande zugebunden war.

— Was iſt das? fragte Schuſter.

— Mein erſtes Luſtſpiel, das ich Ihnen zu überreichen wage, mit der Bitte, mir die Freundſchaft zu erweiſen, daſſelbe gefälligſt durchzuleſen und mir frei und unumwunden ſagen zu wollen, ob es ſich zur Aufführung auf jener Bühne eignet, die ſo glücklich iſt, den Mann, für den ich die Hauptrolle zu ſchreiben gewagt, ihren erſten Komiker nennen zu dürfen.

— Sie ſind ſehr galant, erwiderte der Komiker und machte eine kurze, kalte Verbeugung. Wie heißt das Luſtſpiel?

— Elyſium und Tartarus.

— Gut, ich will es leſen, wenn Sie es hier laſſen und ſich in vierzehn Tagen Beſcheid holen wollen.

— Im Voraus ſage ich Ihnen meinen herzlichen Dank, ſprach der junge Mann, gab Herrn Schuſter das Stück und ging.

Vierzehn Tage ſpäter kam er wieder.

— Sie kommen wahrſcheinlich, mich zu fragen, wie mir Ihr Stück gefallen?

— Sie haben mir erlaubt . . .

— Ganz recht, ich habe aber noch nicht Muße gehabt, es zu leſen. Ich hatte während dieſer Zeit ein Paar neue Rollen einzuſtudiren, faſt täglich eine Probe und außerdem andere Abhaltungen. Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müſſen Ihr Luſtſpiel wieder zurücknehmen oder es noch einige Tage hier laſſen.

— Das Letztere hundert Mal lieber, als das Erſtere . . .

— Wohlan, ſo beſuchen Sie mich heute über vierzehn Tage, oder beſſer über drei Wochen.

— Ihr Wunſch iſt mir Befehl.

Der junge Mann machte ſeine Verbeugung und empfahl ſich. Drei Wochen vergingen. Er kam wieder.

— Ach, lieber Freund (rief er dem jungen Mann zu, der noch in der Thür ſtand) ich habe leider noch immer nicht Zeit gehabt, Ihr Stück ganz durchzuleſen. Ich habe zwar ſchon angefangen, es aber noch nicht vollenden können. Kommen Sie heute über acht Tage wieder, bis dahin habe ich es beſtimmt, ganz beſtimmt geleſen.

Der junge Mann bat ihn wegen ſeiner Zudringlichkeit um Verzeihung und ging.

Acht Tage ſpäter klopfte Jemand an Schuſters Thür. Es war der arme Dichter, der es nicht erwarten konnte, zu erfahren, welchen Eindruck ſein Luſtſpiel gemacht.

— Darf ich fragen, ob Sie die Güte gehabt, mein Stück durchzuleſen?

— Ja, erwiderte Schuſter etwas ärgerlich, ich habe es geleſen, finde es aber zur Aufführung durchaus nicht geeignet, denn es hat wenig oder gar keine Handlung, keine einzige draſtiſche Situation — all' die Charaktere ſind ſchon hundert Mal und, aufrichtig geſagt, beſſer da geweſen und der Dialog iſt noch etwas holprig. Folgen Sie meinem Rath, verbrennen Sie Ihr Erſtlingsprodukt und ſchreiben Sie ein neues Stück, denn es läßt ſich nicht verkennen, daß Sie Talent haben, allein es fehlt Ihnen noch die Bühnenkenntniß, beſuchen Sie fleißig die Theater und lernen Sie die Technik derſelben kennen.

— Hat Ihnen denn gar nichts darin gefallen?

— Aufrichtig geſagt, gar nichts!

— Nun denn, ſo bitte ich Sie, mir mein Stück zurück zu geben.

— Hier iſt es (Schuſter gab ihm die Rolle zurück).

— Ich werde Ihren Rath befolgen und das Ding verbrennen, um ſo eher, da das Ganze, was ich Ihnen überreicht (hier öffnete er die Rolle) faſt durchgängig leeres Papier war und nur die erſten ſechs Seiten den Anfang meines Luſtſpiels enthielten.

Der große Komiker wurde blaß. Der junge Mann hatte bei dem Allen ſo viel Zartgefühl, nicht Zeuge von deſſen Beſchämung ſein zu wollen. Er grüßte ihn und ging.

Der Dichter war dein gehorſamer Diener

Oettinger.

XL.

Wenzel Müller.

Der Tod, der kalte unerbittliche Sansfaçon, hat der Stirne Oeſtreichs ein neues Lorbeerblatt entriſſen; ſeine nimmerſatte Senſe hat eine ſchöne, herrliche Blüthe abgemäht: Wenzel Müller, der bekannte Volkscomponiſt, iſt geſtorben als ein ehrwürdiger Greis von 78 Jahren.

Funfzig Jahre hindurch arbeitete er raſtlos für das Vergnügen ſeiner Landsleute, funfzig Jahre hindurch ſchrieb er Muſik für die Wiener Volksbühne.

Ich kannte ihn perſönlich, dieſen lieben, guten, alten Mann und war immer einer ſeiner treueſten Anhänger. Als ich im December des Jahres 1828 die ſchöne Kaiſerſtadt verließ und mich bei ihm verabſchiedete, erbat ich mir von ihm ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Opern und Singſpiele; er gab es mir und lange, lange bewahrte ich dieſes Blatt als ein mir werthes Angedenken. Gott weiß, welch' ein unholder Zufall mir ſpäterhin dieſe ſchöne Erinnerung entführt hat. Wer kann ſich die Namen all' dieſer Opern behalten, wußte doch er ſelbſt nicht, wie das Zeug Alles, was er in einem halben Jahrhundert componirt, geheißen hat. Nur das weiß ich noch, daß er bis zum Jahre 1828 nicht weniger als 180 Opern und Singſpiele geſchrieben hatte. Viele darunter haben die Reiſe um die Welt gemacht und einen in ihrer Art claſſiſchen Ruf erlangt. Wer kennt nicht ſeine „Schweſtern von Prag," ſein „neues Sonntagskind," ſeine „Aline," ſein „Mädchen aus der Feenwelt?!"

Wer kennt nicht das Lied aus der Aline:

„Einmal noch in meinem Leben,
Möcht' ich ſeh'n der Donau Strand."

Ich habe Wiener gekannt, die, fern von ihrem lieben Heimathlande, dieſes Lied als eine der heiligſten Erinnerungen bewahrten, Wiener, deren Auge ſich mit Thränen füllte, hörten ſie dieſe ſüße, heimathliche Melodie erklingen. Die alte Sehnſucht wurde wach, ſie wünſchten Flügel ſich, um blitzſchnell zurückkehren zu können in ihre traute, rebenumkränzte, luſt- und liederreiche Heimath.

Wer kennt nicht das Lied:

„Was macht denn der Prater,
Sag', blüht er noch ſchön?"

Ich bin kein Oeſterreicher, nur zwei Jahre habe ich in der ſchönen Kaiſerſtadt gelebt, aber ſo oft ich dieſes Lied höre, denke ich mit ſüßer Wehmuth an Wien, an ſeine krummen Straßen und ſeine geraden Einwohner, an Waſſer-Glacis und Milchrahmſtrudel, an Kipfel und Stubenmädchen, an den Wurſtlprater und an den Graben, an den Stephansthurm und Adolph Bäuerle, meinen Vicevater, und an hundert andere lieben Leute zurück.

Wenzel Müller war ein großer Mann: er war der deutſche Roſſini, ein Roſſini im Schlafrock. Seine Muſik war eine Muſik en demi-négligée. Muſik iſt eine Frau, und wer weiß es nicht, daß manche Frau im luſtigen Negligée zehn Mal reizender als en grande parure iſt. Seine Muſik war nicht geſchnürt, nicht wattirt, weder geſchminkt, noch parfümirt; ſeine Muſik trug ſtatt Diamanten Kornblumen im natürlich gelockten Haar; ſeine Muſik war einfach, heiter, luſtig, muthwillig, ausgelaſſen, aber immer dabei gemüthlich, wie der Wiener.

Es hat wohl niemals einen Componiſten gegeben, der ſchneller gearbeitet hat, als Müller. Heute bekam er einen Text und drei Tage ſpäter war die Muſik da, fix und fertig. Wie Ludwig Döbler die Blumen, ſchüttelte Wenzel Müller die Melodien aus dem Aermel, ſie floſſen ſtromweiſe aus ſeiner Feder heraus. Man darf annehmen, daß kein Tag verging, wo er nicht ein Paar Couplets oder ein Stück von einer Ouvertüre, oder ſonſt etwas componirt hat. Bäuerle, der mehrere Jahre lang mit ihm in einem und demſelben Hauſe, über Wenzel Müller gewohnt, hat mir oft erzählt, daß er ihn, den alten, 70jährigen Mann, gar häufig ſchon um fünf Uhr Morgens auf dem Klaviere herumwirthſchaften gehört; gar oft hat der alte Volkscomponiſt den lebensluſtigen Volksdichter aus dem ſüßen Morgenſchlafe geweckt. Die Bel-Etage fabricirte den Text und das Parterre die Muſik.

Wenzel Müller's Melodien kommen mir wie Langbein's Gedichte vor — ſie ſind Reliquien aus der guten, alten, luſtigen Zeit, wo man noch nicht ſo vornehmthuend, prüde und ſo nichtsſagend-langweilig war, wie jetzt, wo der harmloſe, ungebundene Spaß verpönt iſt, wie ſo manches Andere, das damals erlaubt war.

XLI.

Mein Serail.

Sagt, bin ich nicht recht glücklich! Meiſter Grévedon hat mein Schlafkabinet in ein Serail umgewandelt. Morgens, wenn ich erwache, lacht mich ein Alphabet der ſchönſten Frauen an. Funfzig liebeglühende Augen umſpinnen mich mit goldenen Sonnenfäden und küſſen in meiner Seele wonnige Träume, träumeriſche Wonnen wach. Entzückt, bezaubert ſchweift mein luſtberauſchter Blick durch die Blumenbeete meines Harems, durch die Reihen meiner Odalisken, die lächelnd auf mich glücklichen Träumer hernieder ſchauen.

Angioletta (frage ich die Erſte), wie haſt Du geſchlafen? Sag' an, welch' ſchöner Traum hat Deinen Schlaf verſüßt. Erzähle mir Deinen Traum, ich will ihn Dir deuten.

Berenice, tritt ans Fenſter und öffne die Jalouſien. Die Sonne Deines Auges wird die Dämmerung verſcheuchen und Tag werden laſſen.

Cöleſtine, begieße meine Blumen. Gepflegt von Deiner Hand, wird jede Knospe raſcher ſich entfalten, jede Blüthe ſchöner ſich geſtalten, friſchere Farben, ſüßere Düfte ſpenden.

Dizonette, füttere meine liederſchwangere Nachtigall. Die Körner, die Du ihr ſtreuſt, werden ihr ſüßer ſchmecken als Manna. Sie wird Dich ſehen und ſingen ihre ſchönſten Lieder.

Eveline, komm', ſalbe mein Haar mit morgenländiſchen Wohlgerüchen. Ach, Du ahnſt es nicht, was ich empfinde, wenn Deine blüthenweiße Hand in den ſchwarzen Fluthen meiner Locken ſpielt.

Fleurette, winde den Shawl, der auf dem Sammetkiſſen Deiner Schultern geruht, um meine traumerhitzte Schläfe und küſſe von meiner Stirn die trüben Wolken weg.

Gloria, ich will beten und dem Himmel für die Gnade danken, daß er uns Frauen geſchenkt. Ich will beten für Dich und alle Deine Schweſtern. Aus Deinem Auge will ich Andacht trinken.

Helioſine, kredenze mir mein Frühſtück, fülle die Schaale mit duftendem Thee und wirf ſtatt des Zuckers einen ſüßen Blick Deines Auges hinein.

Joſephine, komm', trink mit mir aus einer Schaale. Glücklich ſind meine Lippen, dürfen ſie die Spur der Deinen küſſen.

Karoline, zünde mit dem Feuer Deiner Augen meine Cigarre an. Mir zu Liebe rauchſt auch Du, zwei Züge nur. Beſſer mundet die Cigarre, die den Honig Deiner Lippen, den Athem Deines Mundes eingeſogen.

Leontine, ſetze Dich zu mir auf den ſchwellenden Pfühl, erzähle mir liebliche Mährchen und trage mich auf den Goldflügeln der Phantaſie ins Land der Feen, in Deine Heimath.

Melanie, nimm die Zither und ſinge Lieder der Liebe, auf daß der ſanfte Ton Deiner Aeolsſtimme die Seufzer meiner Sehnſucht übertöne.

Natalie, tanze zum Klang der Zither, blende mein Auge durch die üppigen Formen Deiner Glieder, berauſche mein Ohr durch den liebeflüſternden Klang Deiner Kaſtagnetten.

Odaline, reiche mir Scherbet, auf daß meine luſtdurchglühten Sinne, aufgeregt von dem Stachel Eurer wunderbaren Reize, ſich abkühlen.

Peonia, gieb mir Pinſel und Palette, ich will malen die Königin der Feen, leihe mir das azurene Blau Deines Auges, das ſchneeflockige Weiß Deiner Wange, das purpurne Roth Deiner Lippen.

Roxellane, ſtelle Dich dorthin auf das Poſtament in der Blumenniſche, borge mir einen Strahl Deines Auges, ein Lächeln Deines Mundes, ſtreife Deinen Handſchuh ab und zeige mir Deinen alabaſterlichten Arm mit dem lieben, kleinen, braunen Male, Deine ſammetweiche Hand mit den roſenrothen Nägeln.

Seraphine, ich brauche ein ſchöngeformtes Bein, einen feingedrechſelten Fuß. Willſt Du mir die Deinen leihen?

Theoline, ſprich, iſt es die Sonne oder Dein Auge, das mich blendet? Schließe die Jalouſien, ſenke Deine Wimpern. Biſt Du doch am ſchönſten, wenn Du geſchämig Dein Auge niederſchlägſt.

Undine, ich will ſchlafen, hülle mich in die Nacht Deiner Locken ein, ſchlinge Deine lotosweißen Arme um meinen Nacken und laß mich ſchwelgen an den Purpurtrauben Deines Mundes.

Victorine, ich will ſchlafen, ſei die Hüterin meines Schlummers, nimm Pfauenfederbüſchel und fächle mir labende Kühlung zu.

Wilhelmine, Königin meines Herzens, Perle meines Harems, willſt Du, daß ich erwachen ſoll, ſo gieb mir einen Kuß. Selbſt aus des Todes langem Schlaf kannſt Du mich wecken durch Deinen Kuß. Deine Küſſe machen unſterblich.

All dieſe ſchönen Bilder ſteigen, wenn ich ſchlafe, aus ihren Rahmen heraus, umgaukeln mein Lager, vergolden meine Träume und flechten Blumen und Sterne in meinen Schlaf.

Frauen, Blumen und Sterne! Was ſind Blumen, was ſind Sterne, was ſind Frauen? Sterne ſind feurige Küſſe, welche die Nacht dem Himmel; Blumen, duftende Küſſe, welche der Tag der Erde gegeben. Und die Frauen ſind Beides: Blumen der Erde, Sterne des Himmels.

XLII.

Nadelgelder.

Madame Beaubeau iſt eine glückliche Frau. Nach §. 4 ihres Ehecontractes hat ſie von ihrem Gemahl allmonatlich 200 Thaler Nadelgeld zu verlangen, nach §. 5 darf ſie ſich augenblicklich von ihm ſcheiden laſſen, wenn er ihr dieſe Summe einmal vorenthal- und nach §. 6 iſt es ihm aufs Strengſte unterſagt, ſie zu fragen, was ſie mit dieſem Nadelgelde anfängt.

Ich kann nicht glauben, daß ſich Madame Beaubeau für ihr Nadelgeld weiter nichts als Nadeln anſchafft. Wenn man bedenkt, daß man für einen Silbergroſchen ein ganzes Dutzend ſolcher Stecknadeln bekommt, ſo wird man einſehen, daß es eine Verrücktheit wäre, monatlich 200 Thaler dafür auszugeben. Was ſollte ſie mit 72,000 Stecknadeln wohl anfangen?!

Leider iſt dies aber nur ein ſchöner Name für ein häßliches Ding. Mit dem Nadelgelde hat es eine ganz eigene Bewandniß. Die Frauen beſtreiten damit Bedürfniſſe der ſonderbarſten Art und ich verdenke es jedem Manne, der, durch dieſes Nadelgeld, ſeiner Frau gefährliche Waffen in die Hand giebt.

Madame Beaubeau wird es nicht übel nehmen, wenn ich mir die Freiheit nehme, einen Auszug aus ihrem Tagebuche mitzutheilen, um meinen Leſern, zur Warnung, ein Licht aufzuſtecken.

Am 3. December. Uebermorgen iſt Emils Geburtstag. Ich habe für ihn eine Cylinderuhr für 12 Louisd'or gekauft.

Am 6. December. Alfred ſchrieb mir geſtern, er brauche Geld. Das Gedicht, das er mir geſchickt, iſt himmliſch. Ich habe ihm durch die Stadtpoſt 5 Louisd'or überſendet.

Am 9. December. Alfred hat ſich erkältet und iſt krank. Ich habe ihm durch mein Kammermädchen eingemachte Pomeränzchen und 2 Louisd'or geſchickt.

Am 14. December. Emil ſchreibt mir, man wolle ihn, Schulden halber, einſperren. Das fehlte mir! Ich werde Rath ſchaffen.

Am 15. December. Den Shawl, der mir 100 Ducaten gekoſtet, habe ich für 20 Louisd'or an meine Marchande des Modes verkauft. Wenn das mein Alter erfährt, ſo rührt ihn der Schlag. Macht nichts. Noth bricht Eiſen — ich kann Emil nicht arretiren laſſen — das geht nicht. Ich habe ihm 10 Louisd'or geſchickt. Der Junge koſtet mir ein ſchreckliches Geld.

Am 19. December. Alfreds Kleiderrechnung bezahlt. 21 Thaler 16 Silbergroſchen. Seine Spielſchuld kann ich erſt künftigen Monat entrichten. Sein Sonett auf meine blauen Augen iſt charmant.

Am 20. December. Dem Stallmeiſter Steigbügel für 12 Stunden 24 Thaler bezahlt. Bei keinem lernt man ſo ſchnell reiten als bei ihm. In ſeiner Manège macht man täglich intereſſante Bekanntſchaften. Geſtern, lernte ich dort den Lieutenant Büchſenſchuß kennen. Ein lieber Mann! Wenn er nur keine Sommerſproſſen hätte!!

Am 22. December. Geſtern war ich auf dem

Ball des * * * ſchen Geſandten. Ich habe im Écarté 56 Thaler gewonnen — Bagatelle!

Am 23. December. Emil quält mich ſchon lange, ihm ein Reitpferd zu kaufen. Ich habe heute bei Steigbügel einen Schimmel angeſehen, er gefällt mir, wir können aber wegen des Preiſes noch nicht einig werden.

Am 24. December. Das Reitpferd für 54 Louisdo'r gekauft. Das Geld brauch' ich dem Steigbügel erſt zu Oſtern zu bezahlen. Bis dahin wird mein Alter (ſo Gott will) wohl ſchon geſtorben ſein.

Am 25. December. Dem Emil das Reitpferd geſchenkt. Er war außer ſich vor Freude. Wenn Alfred erfährt, daß ich dem Emil ein Pferd geſchenkt, ſo will er auch eins haben. Meinen Alten hab' ich einen ſilbernen Wachsſtock geſchenkt. Er koſtet mich blos 11 Thaler. Von ihm habe ich einen Schmuck erhalten, den Alfred auf 1000 Thaler ſchätzt.

Am 28. December. Dem Weinhändler T. 36 Thaler gezahlt. Wenn ſich Alfred nur das Weintrinken abgewöhnen wollte.

Am 30. December. Berthold bittet mich um 10 Louisd'or. Es iſt das erſte Mal, daß er von mir Geld verlangt. Ich kann es ihm nicht abſchlagen.

Aus dieſer Skizze ſieht man, wozu man, in der Regel, die Nadelgelder braucht.

Wenn Du verheirathet biſt, lieber Leſer, ſo rathe ich Dir, Deiner Frau Alles — nur kein Nadelgeld zu geben.

XLIII.

Capriccio.

…Gegen Mitternacht kam ich nach Hauſe. Ich war aufgelöſ't wie eine Charade oder ein Stück Zucker, das man in den Kaffee geworfen. Der liebe, ſüße, nichtsnutzige Champagner! Er war mir in den Kopf geſtiegen und hatte meinem Gleichgewicht ein Schach angeſagt, das mich matt gemacht.

Herzlich froh, daß ich ohne Unfall meine Wohnung erreicht, wanke ich zu dem Tiſchchen hin, worauf das chemiſche Feuerzeug ſteht.

Ich tappe, tappe und finde endlich. Wo ſind aber die Schwefelhölzchen? Wilhelm, guter Junge, infamer Strick, wie oft habe ich Dir geſagt, daß Du die Schwefelhölzchen ... halt, da ſind ſie! Eh bien, hier das Flacon, hier das Schwefelhölzchen ... fort damit, das hat nicht gefangen. Hier ein Zweites ... auch das fängt nicht ... ich nehme ein Drittes ... Himmel Tauſend Donner ... will denn gar keines Feuer fangen? Ich probire das Vierte, Fünfte, Sechſte, Siebente. Kreuz, Bomben und Granaten, jetzt werde ich böſe. Ich verſuche das Achte, Neunte, Zehnte ... vergebens! Das Zwanzigſte ... ich bekomme kein Feuer. Denke Dir meine Wuth! Sage ſelbſt, giebt es etwas Fataleres als ein Schwefelhölzchen, das nicht fangen will?! Glücklicherweiſe fand ich noch ein ganzes Bündel. Neue Verſuche mit obligatem Zähneknirſchen. Eins ... brennt nicht. Zwei ... brennt nicht, drei ... das hat gefangen!

Ich zünde das Licht an und will den zinnoberrothen Flacon wieder zuſtöpſeln, da ſteigt, unter großem Rauch aus dem Schooße dieſes Feuerzeuges ein gelbes Weſen, nicht viel dicker als ein Schwefelfaden hervor. Ich will erſchrecken, überlege es mir aber und erſchrecke nicht, durchaus nicht und ich will ſehen, wer mich dazu zwingen kann.

Das ſafrangelbe Individuum wird von Minute zu Minute dicker und zuletzt ſo dick, wie Sir John Falſtaff. Ich bleibe ganz ruhig und frage:

— Wer ſind Sie?

— Ich bin ein Geſpenſt.

Ich will erſchrecken, überlege es mir aber und erſchrecke nicht.

— Ew. Wohlgeboren ſind alſo ein Geſpenſt?

— Ja!

— Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft?

— Ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie Maculatur haben?

— Maculatur???

— Sie ſtaunen und ich weiß warum. Aber bald ſoll Ihnen Alles klar werden. Ich heiße Schund und bin ein verſtorbener Buchhändler, der von der Hölle verurtheilt iſt, ſo lange als Geſpenſt herum zu gehen, bis es auf der ganzen Erde kein Maculatur mehr giebt.

— Armer Mann, ſprach ich und ſeufzte, wenn ich nicht irre, aus G-dur. Sie ſuchen Maculatur, darf ich fragen, was Sie damit anfangen?

— Ich verſchlinge ſie.

— Nicht möglich!

— Doch, doch!

— Aber weßhalb thun Sie das?

— Ich thue es, weil ich es muß. Nach dem Ausſpruch der Hölle darf ich nichts Anderes eſſen als ... Maculatur.

— Dann bewundere ich Ihren Magen.

— Ein Kameel hat, wie Sie wiſſen werden, fünf Magen, ich habe deren ſechs ...

— Gott, welch' ein Luxus!

— Doch ſelbſt ſechs Magen können all die Maculatur, die ich nolens — volens hinunterwürgen muß, nicht verdauen, und ſo kommt es, daß ich faſt beſtändig an Indigeſtionen leide; zum Unglück habe ich oftmals einen Eryſichtons-Hunger, der gar nicht zu ſtillen iſt. In der vergangenen Nacht verfügte ich mich in das Gewölbe eines hieſigen Buchhändlers und fraß dort in einer halben Stunde all' ſeine Verlagsartikel: circa 75 Ballen Maculatur auf. Auch jetzt verſpüre ich einen ſolchen Hunger, daß ich im Stande wäre, ein ganzes Magazin von Maculatur in mich aufzunehmen. Ich bitte, erbarmen Sie ſich meiner, raffen Sie den ganzen Vorrath Ihrer Maculatur zuſammen und erlauben Sie mir, daß ich ihn ſofort verzehren darf.

Der arme Buchhändler that mir leid, ich führte ihn in mein Arbeitszimmer und öffnete ihm meinen Bücherſchrank . .

— Greifen Sie zu, ſprach ich.

Das Geſpenſt fiel nun mit einem Hunger, der ſich nicht beſchreiben läßt, über meine Bibliothek her und verſchlang, in weniger als zehn Minuten, Rellſtab's ſämmtliche Werke, neun Jahrgänge des „Geſellſchafters,“ acht Jahrgänge des Leipziger „Eremiten,“ ſechs Jahrgänge der Braunſchweiger „Mitternachtszeitung,“ Köchy's „Gedichte,“ Duller's „Fantaſiegemälde,“ Lewald's „Novellen und Erzählungen,“ Kühne's „Quarantaine im Irrenhauſe,“ und 33 andere Bücher der „beliebteſten Autoren Deutſchlands.“

— Sind Sie ſatt? fragte ich.

— Noch lange nicht, erwiderte das Geſpenſt und verſchlang nun Lewald's „Panorama von München,“ Lewald's „Gorgona,“ Lewald's „Album von Paris,“ Lewald's „Bade-Almanach,“ Lewald's „Tyrol,“ Lewald's „Europa“ und noch einige andere Werke dieſes „ausgezeichneten Erzählers.“

— Nun werden Sie doch endlich genug haben! Nicht wahr?

— I Ja, antwortete das Geſpenſt und rieb ſich ſchmunzelnd ſeinen Bauch, der jetzt ſo dick wie eine Tonne war. Nun bin ich ſatt, nun gehe ich zu Bette.

— Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl, ſagte ich und leuchtete ihm, damit er nicht die Treppe hinunterfalle.

XLIV.

Eine Badebekanntſchaft.

I.

Es war im Curſaal zu Wiesbaden.

Unter den Spielenden, die den Roulette-Tiſch umſtanden, befand ſich eine junge, reizende Frau, die einen Kronenthaler nach dem anderen, aber deſſen ungeachtet nicht den Muth verlor. Mit lächelnder Miene markirte ſie bald dieſes, bald jenes Feld, aber niemals das rechte. Beſetzte ſie Rouge, ſo kam Noir, beſetzte ſie Paire, kam Impaire. Ein Anderer wäre verzweifelt; ſie nicht.

Der Dame gegenüber ſtand ein junger Dichter, deſſen Auge Anfangs die grüne Tafel, bald aber mit wachſendem Intereſſe ſein ſchwarzſeidenes vis-à-vis anſtarrte, das mit ſo liebenswürdiger Nonchalance ſein Geld verlor. Er bewunderte ihren Gleichmuth, ihre Faſſung, aber noch mehr ihre Schönheit.

— Fünfmalhunderttauſend Teufel, welch ein Engel! ſprach Felix (ſo hieß der junge Mann) zu ſich ſelbſt und verwandte nun keinen Blick von ihr. Welch ein atlaßſchwarzes Auge, welch ein roſenholder Mund, welch ein Wuchs, welch eine Hand! Was hält mich ab, mich in ſie zu verlieben? fragte er ſich, mit den Enden ſeines Schnurrbarts ſpielend.

Sie nahm aber keine Notiz von ihm: ſie hatte nur Augen für's Roulette. Nach und nach ſtreute die Leidenſchaft des Spieles auf den Jasmingrund ihres ſchönen Antlitzes ein dunkles Carmin, das ihrem Auge noch mehr Glanz verlieh, ihre Züge noch verſchönerte.

— Ein Götterweib, monologiſirte der entzückte Dichter, der, in Ermangelung eines Beſſern, ſeine Fingerſpitzen küßte. Dem Kühnen lächelt das Glück, fuhr er fort, ſtellte ſich auf die andere Seite, näherte ſich der ſchwarzſeidenen Dame und ſprach:

— Madame, hätten ſie Luſt, mir einen Gefallen zu erweiſen?

— Was wünſchen Sie?

— Wollen Sie dieſen Louisd'or auf die 17 ſetzen?

— Recht gern, ſagte die Dame, nahm das Goldſtück aus ſeiner Hand und ſchob es auf die gewünſchte Nummer.

— Le jeu est fait, rien ne va plus! rief die kreiſchende Stimme des ſchielenden Croupiers, der die Kugel ins Rad warf.

Einen Augenblick ſpäter rief dieſelbe Stimme: Dix-sept!

— Wir haben gewonnen, Madame, ſprach der junge Dichter, Die fünfunddreißig Louis ...

— Gehören Ihnen, fiel ihm die Dame ins Wort.

— Nur zur Hälfte, Madame, denn wir haben ja in Compagnie geſpielt.

— Mit nichten, mein Herr.

— Das laſſe ich mir nicht abſtreiten . . . wir theilen.

— Sie wollen mich beleidigen?

— Keineswegs!

— Nun denn, ſo nehmen Sie Ihr Geld, ich brauche es nicht, ſagte die Dame ziemlich aufgebracht und verließ ſofort den Curſaal.

Felix lief ihr nach. Vor dem Säulengang des Curhauſes ſtand eine Equipage, in die ſie einſtieg. Der Kutſcher trieb die Pferde an. Der Wagen flog von dannen.

II.

— Wer mag ſie ſeyn? Wie mag ſie heißen? Wo mag ſie wohnen? fragte ſich der verblüffte Dichter, der unentſchloſſen war, ob er bleiben oder dem Wagen nachrennen ſollte. Du kannſt ſie ja doch nicht mehr einholen, dachte er bei ſich und kehrte betrübt zu den „vier Jahreszeiten" (ſo hieß der Gaſthof, in dem er wohnte) zurück. Er klingelte, beſtellte Champagner, warf ſich auf's Canapé und gedachte der ſchönen Frau, deren reizendes Bild ihn mit ſüßen Träumen erfüllte.

— Du haſt ſie beleidigt und kannſt ſie nicht einmal um Verzeihung bitten! Zehn Louis, wenn ich erfahren könnte, wer ſie iſt, wo ſie wohnt! Ich würde zu ihr eilen, mich ihr zu Füßen werfen und ſagen: „Madame, ich liebe Sie."

— Hier iſt Champagner, ſprach der eintretende Garçon, der ſich gleich darauf entfernte.

— Das Weib hat mich begeiſtert, ſagte er, die Bouteille entkorkend, in meinem Kopfe wimmelt's von poetiſchen Gedanken: ich will ſie beſingen, wie Petrarca ſeine Laura beſang.

Er ſetzte ſich ans offene Fenſter, nahm ſeine Schreibtafel zur Hand, ſah in das ſeidene Blau des Julihimmels und fing nun, mit der Cigarre im Munde und dem Bleiſtift in der Hand, zu dichten an.

Wie die Verſe fließen, wenn Liebe und Champagner uns begeiſtern! In drei Stunden hatte er drei Dutzend Liebeslieder gedichtet: lachende Triolets, ſehnſüchtige Madrigals, ſeufzende Ottaverime und verzweifelnde Quatrains.

— Ich bin heute mit meiner Muſe ſehr zufrieden, ſagte Felix, machte Toilette und ging ins Theater.

III.

Man gab Bellini's „Montecchi und Capuletti.“

Der Capellmeiſter gab eben das Zeichen zum Anfangen der Ouvertüre, als Felix in die Loge trat, in der (war es Zufall oder Beſtimmung?) die ſchwarzſeidene Dame ſaß. Er grüßte, ſie dankte und war ſo freundlich, daß er den Muth hatte, ſogleich ein Geſpräch anzuknüpfen.

— Madame, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten ...

— Weit lieber wär' es mir, wenn Sie die Güte hätten, mir einen Zettel zu beſorgen ... ich bin erſt ſeit geſtern hier und kenne keinen der Sänger.

— Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen über Alles die nöthige Auskunft ertheilen.

— Sie ſind ſehr freundlich ...

Der Vorhang ging in die Höhe.

— Was halten Sie von der Belliniſchen Muſik? fragte die Dame ihren Cicerone.

Die Frage kam ihm ſehr erwünſcht, ſie gab ihm Gelegenheit, ſein kritiſches Talent zu entfalten.

— Bellini, ſagte der junge Dichter, iſt der Roſſini im Ballſtaat. Die Belliniſchen Melodien ſind geputzter, kecker und dennoch weniger leichtſinnig und frivol als die Roſſiniſchen. Eine Roſſiniſche Partitur iſt ein Champagnerthal, in dem der leichtberauſchende Sillery grünt, eine Belliniſche Partitur ein feuerflammender Aetna, der Lavaſtröme ausgießt, unter deren glühender Decke Lacrymä-Chriſti-Melodien ruhen. Der Schwan von Peſaro kann nur lachen und jauchzen — der Schwan von Catanea auch ſeufzen und weinen, und ſo weinen, daß wir, von wehmüthiger Sehnſucht ergriffen, mit weinen möchten. Roſſini liebelt, Bellini liebt.

— Es freut mich, daß auch Sie ein Anhänger Bellini's ſind. Ich ſchwärme für ihn. Das liebejauchzende Finale des zweiten Actes iſt eine Liebeshymne. Hätte Bellini ſonſt nichts als dieſe einzige Nummer geſchrieben, ſie allein wäre hinreichend, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Das Geſpräch war im Zuge. Die Leutchen converſirten in ſo vertrautem Tone, als wären ſie alte Bekannte.

Nach der Oper bat er um die Erlaubniß, ſie bis zum Wagen geleiten zu dürfen. Kopfnickend reichte ſie ihm ihren Arm.

— Wenn Sie morgen um die Mittagsſtunde einen Augenblick Zeit haben, ſo ſchenken Sie mir das Vergnügen Ihres Beſuches. Ich wohne in der „Stadt Frankfurt," fragen Sie nach Madame Roſalie Fuchs aus Berlin.

Felix hob ſie in den Wagen und wünſchte ihr „angenehme Ruh."

IV.

Am andern Morgen fragte ein junger Mann, deſſen Toilette den feinſten Dandyismus verrieth, den Portier der „Stadt Frankfurt:"

— Wohnt hier Madame Fuchs aus Berlin?

— Nein, erwiderte trocken der Gefragte.

— Sie ſagen Nein, ich ſage Ja. Madame hat es mir ſelbſt geſagt, daß ſie in dieſem Gaſthof wohnt.

— Ich will fragen ...

— Thun Sie das!

Der Portier rief den rothblonden Oberkellner.

— Sie ſuchen Madame Fuchs? fragte dieſer mit lächelnder Miene.

— Ja!

— Sie wohnt auf Nro. 11 im erſten Stock.

Felix flog die Treppe hinan.

— Aber mein Gott, brummte der Portier, in Nro. 11 wohnt ja Madame ...

— Still, ſtill, fiel ihm der Oberkellner ins Wort, Madame will von heute an Fuchs heißen und aus Berlin ſeyn.

— Mir recht, murrte der Portier.

V.

Wozu all dieſe Weitſchweiſigkeiten? Genug, wenn ich ſage, daß ſich zwiſchen Madame Fuchs und Felix allmählig ein zartes Verhältniß entſpann. Der junge Dichter wurde ihr Cavaliere servente, der täglich ein neues Gedicht auf den Altar ſeiner

Göttin legte, das ſie mit ſteigendem Wohlgefallen aufnahm. Ihre Eitelkeit fühlte ſich durch den Weihrauch, den er ihren Reizen ſtreute, ſo geſchmeichelt, daß ſie ihm bald ihr ganzes Vertrauen ſchenkte.

Nach Verlauf von zwei Monaten war dieſes Paar das glücklichſte im ganzen Badeort. Felix erfüllte die Pflichten eines Cicisbeo mit der größten Gewiſſenhaftigkeit.

— Ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig, ſagte ſie eines Abends zu Felix, der neben ihr auf dem Sopha ſaß und, eine Guitarre in der Hand, Barcarolen ſang. Sie unterhalten, Sie zerſtreuen mich. Ich hätte umkommen müſſen vor Langeweile, wäre der Zufall nicht ſo galant geweſen, mir einen ſo liebenswürdigen Cicisbeo zuzuführen.

— Wie lange bleiben Sie noch in Wiesbaden?

— Noch einen Monat.

— Und dann reiſen Sie?

— Zurück nach Berlin, zu meinem Gemahl, der mit Sehnſucht mich erwartet.

— Apropos Gemahl. Sagen Sie mir doch, theure Roſalie, was iſt denn Ihr Gemahl?

— Mein Gemahl ... iſt ... Aber, mein Gott, warum wollen Sie das wiſſen?

— Sie können ſich denken, daß es für mich von großem Intereſſe ſeyn muß, zu wiſſen, wer der Glückliche iſt, der Sie ſeine Frau nennen darf.

— Nun denn, ſo erfahren Sie, daß mein Gemahl ... ein Apotheker iſt.

— Ach Gott, warum kann ich nicht ſein Proviſor ſeyn?

— Wie gefällt Ihnen dieſe Börſe? fragte die reizende Frau, um dem Geſpräch eine andere Richtung zu geben.

— Himmel, welch eine herrliche Stickerei!

— Rathen Sie, für wen ich ſie geſtickt habe?

— Für Ihren Herrn Gemahl.

— Getroffen, erwiderte die ſchöne Frau mit ſchalkhaftem Lächeln und warf die Börſe auf ihren Arbeitstiſch.

Der Kellner trug das Souper auf.

VI.

Am andern Morgen kam Felix, um ſich, wie gewöhnlich, nach dem Wohlbefinden ſeiner Dame zu erkundigen. Er klopfte. Niemand rief herein ... er wollte die Thüre öffnen ... ſie war verſchloſſen.

— Was Teufel! iſt Madame ſchon ausgeſtiegen? fragte Felix den Oberkellner, dem er auf der Treppe begegnete.

— Sie werden ſich wundern.

— Wundern? und warum?

— Madame iſt heute Morgen um 4 Uhr mit Extrapoſt abgereiſt.

— Abgereiſt?

— Sie hat mich beauftragt, Ihnen dieſen Brief und dieſes kleine Paket einzuhändigen.

Der Oberkellner ließ ihn ſtehen. Er entſiegelte den Brief und las:

„Lieber Freund.

Ich habe geſtern Abend von meinem Gemahl einen Brief erhalten, der mir die Pflicht auferlegt, unverzüglich abzureiſen. Weil es mir nicht vergönnt war, Ihnen mündlich Lebewohl zu ſagen, ſo nehme ich ſchriftlich von Ihnen Abſchied. Da die Börſe, die ich für meinen Gemahl geſtickt, Ihren Beifall gefunden, ſo erlaube ich mir, Ihnen damit ein Geſchenk zu machen. Tragen Sie ſie als ein Souvenir an Wiesbaden und vergeſſen Sie nicht ganz

Ihre Freundin

Roſalie Fuchs."

Was Teufel, die Börſe iſt ja ſo ſchwer. Er öffnete das Paket, öffnete die Börſe und fand darin — hundert blanke Dukaten.

Ein himmliſches Weib! rief Felix und drückte die Börſe an ſeine Lippen. Ich reiſe ihr nach und zwar noch heute. Nein, heute noch nicht, aber vielleicht in acht Tagen.

Seine Liebe zu ihr ſchien doch nicht ſo groß zu ſeyn, denn er blieb noch drei volle Wochen im Bade und reiſ'te dann über Frankfurt nach Leipzig.

VII.

In Leipzig paſſirte ihm etwas, was wohl ſchon jedem Dichter einmal paſſirt iſt: er hatte zwar noch die Börſe, aber kein Geld mehr. Doch wußte er bald Rath zu ſchaffen.

— Ich habe da einen ganzen Stoß Lieder, die ich in Wiesbaden auf die allerliebſte Madame Fuchs gedichtet. Die muß ich zu Geld machen, rief er aus, wickelte ſie ein und ſchickte ſie an einen bekannten Buchhändler.

Drei Tage ſpäter (unſer Dichter lag noch in den Armen des Morpheus) ward er durch ſtarkes

Klopfen aus ſeinem Schlaf geweckt. Ein Diener brachte ihm folgendes Billet:

„Ihre Liederſammlung, geehrter Herr, hat mich ſo ſehr angeſprochen, daß ich mit Vergnügen bereit bin, den Verlag derſelben zu übernehmen und Ihnen das verlangte Honorar zu bewilligen. Begierig, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, erſuche ich Sie, heute Mittag 2 Uhr mein Gaſt zu ſeyn und das Honorar in Empfang zu nehmen.

N. N.“

Felix, der in jedem Buchhändler einen ſchmutzigen Geizhals ſah, der dem armen Schriftſteller das Fell über die Ohren zieht, war nicht wenig erſtaunt. So ein galanter, nobler Buchhändler war ihm noch nicht vorgekommen. Buchhändler, die für ein Manuſcript von zehn Bogen 50 Friedrichsd'or Honorar zahlen, gehören zu den Seltenheiten unſeres Jahrhunderts.

Felix konnte nicht erwarten, die Bekanntſchaft dieſes „blauen Wunders“ zu machen.

Zur feſtgeſetzten Stunde ſtellte ſich unſer Dichter, à quatre épingles, in der Wohnung des Buchhändlers ein.

— Ich heiße Sie herzlich willkommen, ſagte er. Erlauben Sie, daß ich Sie ſogleich meiner

Frau vorſtelle, die, entzückt von Ihrer Muſe, ſehr geſpannt iſt, Sie kennen zu lernen.

Der Buchhändler führte ihn in das Boudoir ſeiner Gemahlin. Man denke ſich das Staunen unſers Dichters, als er in dieſer Frau die ſogenannte Madame Fuchs von Wiesbaden erkannte. Er ſammelte ſich ſchnell, machte ſeine Verbeugung und ſprach:

— Madame, es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Bald darauf ging man zu Tiſche.

VIII.

Herr Felix, der ſich in Leipzig häuslich niedergelaſſen, iſt jetzt ein gemachter Mann. Jeder Meßkatalog bringt von ihm 3 bis 4 neue Romane, die im Verlage jenes Buchhändlers erſcheinen, der (iſt das nicht drollig?) die Liebeslieder verlegt hat, die Felix auf ſeine Frau gemacht.

XLV.

Ein Geheimniß.

I.

Die Gräfin Nicanora Chasaneff, eine der reizendſten Wittwen Moskaus, lehnte, in trübe Gedanken verſunken, in einer Ecke ihres Divans. Ein Schmerz ganz eigener und fremder Art ſchien ſie zu peinigen. Ihr ſchönes Auge, ſonſt der klare Spiegel einer ewig heitern Seelenſonne, ſtarrte trüb und traurig vor ſich hin. Das roſige Lächeln, das ſonſt ihren Mund umflog, hatte einem Zuge bittern Hohnes Platz gemacht. Sie erhob ſich, trat vor den Spiegel, warf (es ſchien ihr Ueberwindung zu koſten) einen flüchtigen Blick hinein und hauchte dann einen ſchweren Seufzer aus.

Und in demſelben Augenblick trat Feodora, ihr luſtiges Kammermädchen, ein.

— Gnädige Frau, lächelte die Zofe.

— Was giebts? fragte die Gräfin.

— Baron Almar bittet um die Ehre, Ihnen guten Morgen wünſchen zu dürfen.

— Ich bin weder für ihn, noch für einen Andern zu ſprechen ...

— Der arme Baron! Ich habe ihn vorgeſtern ein und geſtern zwei Mal abweiſen müſſen.

— Und auch heute kann ich ihn nicht annehmen. Sag ihm, ich befände mich im Bade.

— Er wird dann warten wollen ...

— Sag ihm, ich ſey krank und könne ihn durchaus nicht empfangen.

— Der arme, arme Baron, ſeufzte die Zofe und ſchlich betrübt zur Thür hinaus, um Herrn von Almar die traurige Botſchaft zu bringen.

— Die Frau Gräfin laſſen ſich entſchuldigen.

— Was? Wieder abgewieſen? Sag mir, ſchönes Kind, was geht denn vor?

— Ach, die Comteſſe iſt ſeit drei Tagen ganz wie umgewechſelt. Sie, die ſonſt ſo heiter und froh, ſo geſprächig und mittheilend, ſo mild und freundlich war, iſt ſeit dem letzten Freitag traurig und niedergeſchlagen, kalt und einſilbig, ſtolz und verdrießlich. Sie, die den ganzen Morgen am Flügel ſaß und Ihre Lieder ſang, liegt den ganzen Tag auf dem Sopha und weint, will keinen Beſuch annehmen und läßt ſelbſt die vertrauteſten Freunde, die ſie ſonſt zu jeder Stunde willkommen hieß, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand abweiſen. Sie, die ſonſt tagtäglich in Geſellſchaft fuhr, bleibt jetzt zu Hauſe, macht faſt gar keine Toilette, geht um 8 Uhr zu Bette und ſeufzt dann ſo laut, daß ich's im Nebenzimmer höre. Sie, die ſonſt ſtundenlang vor dem Spiegel ſaß, mit Wohlgefallen das Abbild ihrer Schönheit betrachtend, ſieht jetzt nur mit Widerwillen ihre Züge.

— Was ſoll ich davon denken?

— Jedenfalls etwas Schlimmes, Herr Baron. Die Gräfin ſieht ſehr leidend aus ... ſie ſcheint ſich abzuhärmen.

— Aber worüber?

— Das weiß ich eben nicht. Und frage ich ſie, was ihr fehle, ſo antwortet ſie mir ſtolz und mürriſch: Nichts, gar nichts!

— Bei'm Bart des Propheten, da ſteckt ein Geheimniß, das ich ergründen muß. Willſt Du mir behülflich ſeyn, meine Taube.

— Das verſteht ſich!

— Morgen komme ich wieder; läßt ſie mich abermals abweiſen, dann — beim Wiſchnu! — ſieht ſie mich nie wieder!

Er wollte gehen.

— Noch eins, Herr Baron.

— Was willſt Du?

— Iſt mir eine Frage erlaubt?

— Frage!

— Sie ſchwören immer beim Wiſchnu; was war das für ein Mann?

— Wiſchnu, liebes Kind, war ein oſtindiſcher Particulier, der von ſeinem Gelde gelebt und ſpäter, Gott weiß warum, in den Himmel verſetzt wurde.

— Ich danke Ihnen, Herr Baron.

— Nicht Urſach, mein Herzchen!

II.

Gräfin Nicanora ſetzte ſich an ihr Pult und ſchrieb:

Geehrter Herr.

Eine Dame, die ſich ſeit drei Tagen in einer verzweiflungsvollen, troſtloſen Lage befindet, fleht Sie um Ihre Hülfe, um Ihren Beiſtand an. Der

Ruf Ihrer großen Diſcretion giebt ihr den Muth, Ihnen ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anzuvertrauen. Sie will ihr Herz und ihren ganzen Kummer vor Ihnen ausſchütten ... Sie ſind der Einzige, der ihr helfen, der ſie retten kann.

Nicanora, Gräfin Chaſaneff.

P. S. Verſchiedene Gründe machen es nothwendig, Sie zu bitten, ſich bei mir unter fremdem Namen als Notar anmelden zu laſſen. Ich wünſche, daß keiner meiner Domeſtiken Ihren wahren Stand erfahre ... mein Geheimniß wäre ſonſt verrathen und ich für immer entehrt.

Heute gegen Abend erwartet Sie

die Obige.

Dann verſiegelte ſie den Brief und ſchrieb die Adreſſe. Ihr Jokey, ein Mohr, dem ſie bei Strafe der Entlaſſung die größte Verſchwiegenheit anbefahl, mußte den Brief abtragen.

III.

Gegen Abend ließ ſich ein noch ziemlich junger Mann als Notar bei ihr anmelden. Er ward ſofort eingelaſſen.

Die Gräfin verriegelte beide Thüren. Das Kammermädchen, von Neugier getrieben, legte ihr

Ohr ans Schlüſſelloch, in der Hoffnung, etwas vom Geſpräche zu erforſchen. Aber Beide unterhielten ſich mit ſo leiſer Stimme, daß Feodora auch nicht ein einzig Wörtchen davon erſchnappen konnte.

Der vorgebliche Notar blieb ein halbes Stündchen und entfernte ſich dann.

IV.

Am andern Morgen (es war noch ganz früh) kam er wieder und blieb abermals eine halbe Stunde.

Drei Stunden ſpäter ließ ſich Baron Almar bei der Gräfin anmelden. Sie ließ ihn wiederum abweiſen.

— Das iſt ſtark, ſprach der Baron, ganz verdutzt. Wie erklären wir uns das Betragen? Haſt Du nichts, gar nichts erfahren, was Du mir mitzutheilen haſt?

— Ich glaube auf der Spur zu ſeyn. Geſtern Morgen, gleich nachdem Sie hier geweſen, mußte unſer Mohr einen Brief abtragen.

— Einen Brief und an wen?

— Ja, das wollte er mir, trotz aller Bitten und Schmeicheleien, die ich an ihn vergeudet habe, nicht ſagen. Der ſchwarze Teufel ließe ſich eher die Hand abſchlagen, als ſich bewegen, das Geheimniß der gnädigen Frau einem Dritten zu ve rathen. Aber hören Sie nur: Geſtern gegen Aben ließ ſich bei uns ein Mann anmelden.

— Ein Mann? Was für ein Mann?

— Ein Notar, Herr Baron.

— Ein Notar??? Was hat der bei meine Braut zu ſuchen?

— Das weiß ich nicht.

— Wie lange blieb er bei ihr?

— O, wohl ein Stündchen! Um ganz un geſtört zu ſeyn, hatte die Frau Gräfin, aus Vo ſicht, die Thür verriegelt.

— Ich werde raſend!

— Sie haben Grund dazu. Heute Morge ſtattete er der gnädigen Frau ſeinen zweiten Beſuc ab, verweilte noch länger als das erſte Mal und . .

— Na und . . .

— Verſprach, bald wiederzukommen. .

— Durch wen haſt Du das erfahren?

— Durch ihn ſelbſt. Beim Weggehen kneift er meine Wangen und ſagte: Auf Wiederſehen mein ſchönes Kind. Sie kommen doch bald wieder fragte ich, um ihm auf den Zahn zu fühlen. De

Tropf merkte nicht meine Abſicht und antwortete ganz gutmüthig: In zwei Stunden komme ich wieder.

— Ich werde ihm aufpaſſen.

— Natürlich!

— Ich werde den Schurken zur Verantwortung ziehen.

— Nicht mehr als billig.

— Und damit ich ihn ja nicht verſäume, will ich in der Portierloge auf der Lauer liegen und, ſobald ich das Ungeheuer herannahen ſehe, aus meinem Verſteck hervorſpringen, ihn bei der Bruſt packen und fragen: Herr, wer ſind Sie?

— Herrlich, herrlich! rief das Kammerzöſchen, das frohlockend in die Hände ſchlug.

— Ich gehe jetzt auf meinen Poſten und verlaſſe ihn nicht eher, bis ich den Verräther attrapirt habe.

V.

Baron Almar hielt wirklich Wort. Aus dem Vorſaal verfügte er ſich in die Portierloge und ſpielte, um die Langeweile zu verſcheuchen, mit der ehrſamen Ehehälfte des Thürhüters ein Paar Parthien Puff. Er ſaß auf Stecknadeln, ſeine Ungeduld hatte den höchſten Gipfel erreicht, und noch war kein Fremder, der ihm aufgefallen, an dem Portierpoſten vorbeipaſſiert.

Er hatte eine neue Parthie angefangen, als das Kammermädchen herbeigeeilt kam, um ihm ins Ohr zu raunen, daß der Verräther durch die Hinterpforte ins Haus geſchlichen und jetzt bei der Gräfin ſey.

— Sogleich will ich zu ihr, um vor ihren Augen den Verräther zu beſtrafen.

— Die Gräfin hat ſich mit ihm eingeſchloſſen.

— Kann ich nicht ins Nebenzimmer gelangen?

— O ja.

— Wozu giebt's Schlüſſellöcher in der Welt?! Komm, komm!

Die Zofe und der Baron ſchlichen auf den Zehen zur Thür heran, die ins Boudoir der Gräfin führt. Almar legte Auge und Ohr ans Schlüſſelloch; aber umſonſt: er ſah und hörte nichts; im Zimmer herrſchte das tiefſte, geheimnißvollſte Schweigen. — Plötzlich vernahmen die Horcher das Läuten einer Handglocke.

— Die Gräfin ruft! Ziehen Sie ſich ins Vorzimmer zurück, flüſterte die Zofe und ſchob den Baron ins andere Zimmer. Dann klopfte ſie an die Thür des Boudoirs und fragte: was befehlen die gnädige Frau?

— Iſt Niemand im Vorzimmer? fragte die Gräſin.

— Niemand, antwortete die Zoſe.

Die Gräſin, etwas echauffirt, öffnete die Thür. Der fremde Mann entfernte ſich.

Er hatte kaum die Schwelle des Vorzimmers überſchritten, als Baron Almar, der ihm den Weg vertrat, mit wahrer Stentorſtimme die Frage herausdonnerte:

— Herr, wer ſind Sie?

— Dieſelbe Frage richte ich an Sie.

— Ich bin Baron Almar, der Bräutigam der Gräſin Chaſaneff, und als ſolcher ſteht mir das Recht zu, Sie zu fragen, was Sie bei meiner Braut zu ſuchen haben?

— Fragen Sie Ihre Braut ... ich kann's, ich will's nicht ſagen ...

— Sie müſſen's mir ſagen! rief der Baron, den die Wuth dergeſtalt übermannte, daß er den Fremden, beim Kragen packend, erwürgen wollte.

In demſelben Augenblick entfiel dem Fremden eine kleine Chatulle, aus der eine Unzahl falſcher Zähne herauskugelte.

— Himmel, rief der Baron, nun weiß ich, wer Sie ſind. Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe Sie verkannt.

Der Zahnarzt klaubte die zerſtreuten Zähne auf, legte ſie in ſeine Chatulle und ging ſeine Wege.

Der Baron war beſchämt, die Gräfin untröſtlich, daß ihr vor 4 Tagen ein Vorderzahn ausgefallen war, an deſſen Stelle der Arzt ihr einen neuen eingeſetzt hat. Seit jenem Tag lächelt ſie nicht mehr, denn ſie fürchtet, Jeder müſſe dieſem Zahne anſehen, daß er falſch iſt.

XLVI.

Der ewige Jude.

Wer kennt nicht die Geſchichte vom ewigen Juden? Ahasver, ein jeruſalemitiſcher Schuhmacher, der wenig Abſatz, aber deſto mehr Pech hatte, ward aus wohlbekanntem Grunde zu der Strafe verurtheilt, ewig zu leben und raſtlos die Welt zu durchwandern. Es wird Schwachköpfe geben, die den erſten Theil ſeiner Strafe nicht hart finden werden. Ewig leben, niemals ſterben, werden die Kurzſichtigen ſagen, iſt gar keine Strafe. Auch ewig reiſen muß nicht übel ſeyn, wenn man nur immer Geld genug hat, mit Extrapoſt durch die Welt zu kutſchiren und alle Bedürfniſſe der Reiſe befriedigen zu können.

So dachte auch Herr Ahasver und lebte die erſten 800 Jahre ſorgenlos in den Tag hinein, reiſ'te von einer Stadt zur andern, hielt ſich in keiner länger als 24 Stunden auf und bedauerte nur, daß es damals noch keine Schnellpoſten gab. Er mußte alle Reiſen per pedes machen und klagte deshalb ſehr häufig über Müdigkeit. Zum Unglück hatte er auch noch ein Hühnerauge, das ihm vielen Schmerz verurſachte. Dies abgerechnet, fühlte er ſich ganz glücklich. Andere Länder, andere Sitten! Ueberall ſtellte er ſorgfältige Beobachtungen an, überall ſammelte er neue Erfahrungen ein, die er in ſein Tagebuch eintrug, wahrſcheinlich, um es ſpäter im Druck herauszugeben.

Zweihundert Jahre ſpäter (Ahasver war damals noch ein Mann in den beſten Jahren) fing ihn das ewige Herumreiſen ſchon zu ennuyiren an. Er ſehnte ſich nach Ruhe und beſchloß, ſeinem Leben und Hühneraugenſchmerz ein Ende zu machen. Aber wie? fragte er ſich. Er legte ſeine Stirn in Falten und dachte nach. Gefunden! rief er und ſprang in den erſten beſten Fluß hinein, in der Hoffnung, daß er ertrinken werde. Aber er hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Der Fluß trug ihn friſch und geſund ans

Ufer. Das iſt ſehr verdrießlich, ſprach er zu ſich ſelbſt und ſprang in einen andern, der tiefer war. Aber auch der ſpühlte ihn, wie eine Auſter, unverſehrt ans Land. Ahasver ſprang in zehn andere Flüſſe, fand aber in keinem den erſehnten Tod. Das Schickſal chikaniſirt mich, ſagte er, ſich abtrocknend. Man will haben, daß ich durchaus leben ſoll. Gut! Contre la force point de résistance, dachte er, ſchnürte ſein Bündel und begab ſich wieder auf Reiſen.

Hundert Jahre ſpäter (der ewige Jude bereiſ'te damals das alte Paläſtina) faßte er den Entſchluß, ſich an dem Aſt einer Ceder aufzuhängen. Zur Vorſorge hatte er Stricke von jedem Kaliber zu ſich geſteckt. Aber die Aeſte brachen wie die Spatzierſtöckchen eines Stutzers, und die Stricke — ſelbſt die ſtärkſten Taue — riſſen wie die Fäden einer Spinne, und — Ahasver blieb am Leben.

Hundert Jahre ſpäter (Ahasver trieb ſich damals in Dänemark herum) gerieth er auf die Idee, ſich den Hals abzuſchneiden. Zum Glück gab es damals ſchon Raſirmeſſer, aber noch keine Schleifſteine; doch wußte ein Mann, der ſo viel herumgereiſ't war, ſich bald zu helfen. Er wetzte das ſtumpfe Meſſer an der Sohle ſeines Stiefels, und als er es ſcharf genug glaubte, ſchnitt er ſich mit der größten Gemüthsruhe mitten in die Kehle. Erſchrick nicht, mitleidsvolle Leſerin! Ahasver hat einen guten Schnitt gemacht: es floß kein Blut. Seine Gurgel mußte ganz anders als die unſrige beſchaffen ſeyn, denn augenblicklich heilte ſie wieder zu, und — Ahasver blieb am Leben. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte weiter nichts, als God dam!

Hundert Jahre ſpäter, gegen 1310, kam Ahasver in Straßburg an. Erwin von Steinbach hatte kurz vorher den Bau des Münſters vollendet. Der ewige Jude, der, wie geſagt, alles Merkwürdige in Augenſchein nahm, erſtieg die 725 Stufen, die bis zur Krone führen, und als er den höchſten Gipfel erklimmt hatte und hinunter auf die Erde ſah, kam ihm der glückliche, damals ziemlich originelle Gedanke in den Kopf, ſich von dieſem Thurme, der, beiläufig geſagt, 438 Fuß hoch iſt, mit der größten Nonchalance hinabzuſtürzen. Gedacht, gethan! Jeder Andere hätte ſich bei dieſem Falle ſämmtliche Knochen zerbrochen — Ahasver hingegen fiel ſo ſanft auf die Quadern, daß er ſich nicht den mindeſten Schaden that. Die Leute, die ihn herabfallen geſehen, erſtarrten vor Schreck, er aber lachte und ſprach: das Fatum iſt ſehr malitiös!

Hundert Jahre ſpäter (der ewige Jude bereiſ'te damals die Rheingegenden) hatte ein Franziskaner-Mönch Berthold Schwarz, eigentlich Conſtantin Ancklitzen, das Schießpulver erfunden.

Dieſe Erfindung, die, en passant geſagt, einige Neider uns ſtreitig machen wollen, kam unſerm Ahasver ſehr gelegen. Er kaufte ſich ein Piſtol und lud es mit Pulver, um ſich damit zu erſchießen. Du brauchſt nicht zu zittern, gefühlvolle Leſerin; ſein Gewehr verſagte, und — Ahasver blieb unverſehrt am Leben. Er kaufte ein zweites, drittes, viertes Gewehr, aber alle (das Schickſal hatte ſeinen mörderiſchen Plan zu vereiteln gewußt) verſagten ihm ihren Dienſt. Der ewige Jude ſtampfte vor Zorn die Erde und rief in der größten Aufregung: auch das umſonſt!

Zweihundert Jahre ſpäter beſuchte er Neapel und den Veſuv, letztern blos in der Abſicht, um ſich in den glühenden Krater hinabzuſtürzen. Ekel am Daſeyn gab ihm den Muth dazu, ſeinen Plan ins Werk zu ſetzen. Er ſprang hinein. Aber kein Menſch entrinnt ſeinem Schickſal. Der Veſuv, deſſen Magen den Juden vielleicht nicht vertragen konnte, ſpie ihn aus und bettete ihn unverſehrt auf einen abgekühlten Lavahaufen. Gelaſſen klopfte er den Staub von ſeinem Rocke und kehrte nach Neapel zurück, wo er von einem Mönch für Geld und gute Worte ein Paar Phiolen Aqua toffana erhandelte. Er leerte das Gift, empfand bald darauf entſetzliche Schmerzen und hoffte nun die Qual des ewigen Lebens bald überſtanden zu haben. Aber die Hoffnung, dieſe lügende Roſe, war bald entblättert; die Schmerzen dauerten Jahre lang fort, aber der Tod, der erwünſchte Tod blieb aus. Ewig leben und noch dazu ewig Magenbrennen und Hühneraugen haben, das iſt härter als die härteſte Strafe der Hölle.

Von Italien kehrte Ahasver und ſeine Hühneraugen durch die Schweiz nach Deutſchland zurück und kam im vergangenen Jahre in Braunſchweig an, um bei einem dortigen Buchhändler ſein Tagebuch unter dem Titel: „Reiſebilder des ewigen Juden" herauszugeben. Ahasver war im Hôtel de Schumla abgeſtiegen und hatte ſich in das dortige Fremdenbuch unter dem pſeudonymen Namen Dr. Schuhmacher eingeſchrieben.

Einen Tag nach ſeiner Ankunft ging er zum Buchhändler, um dieſem ſeine vier Bände Reiſebilder anzutragen.

— Ich bin mit Manuſcripten reichlich verſehen, ſagte der große Mann mit einem abgetragenen Lächeln.

— Ich laſſe Ihnen alle vier Bände um 50 Thaler, denn ich brauche Geld, ſagte der ewige Jude.

— Das glaube ich Ihnen, erwiderte der große Mann mit jeſuitiſcher Freundlichkeit, ich bedaure nur, daß ich Ihnen nicht helfen kann, denn ich bin, wie geſagt, mit Manuſcripten reichlich verſehen.

— Ich laſſe Ihnen alle vier Bände um 30 Thaler.

— Um Ihnen zu beweiſen, wie gern ich Ihnen einen Dienſt erweiſe, will ich Ihnen für die vier Bände 20 Thaler und 10 Freiexemplare geben.

— Hier ſind die vier Bände.

Der honette Buchhändler zahlte dem ewigen Juden das ſtipulirte Honorar. Ahasver kehrte betrübt nach dem Gaſthof zurück und ſetzte ſich an die Table d'hôte.

Zwei Leute debattirten hier ſehr laut über Homöopathie und Allöopathie.

Der Eine, ein berühmter Tenoriſt, ſprach für, der Andere, der, nach ſeiner kupferigen Naſe und tombackenen Bildung zu ſchließen, ein Weinreiſender war, ſprach gegen die Homöopathie.

— Kennen Sie den Doctor Phips in Hamburg? fragte der Weinreiſende.

— Ob ich ihn kenne!

— Doctor Phips erklärt die Homöopathie für eine Charlatanerie.

— Ein Blinder, erwiderte der Tenoriſt, verſteht mehr von der Farbe, als Doctor Phips von der Medicin. Weh dem Kranken, der in ſolche Hände fällt!

Ahaſver verließ ſofort die Table d'hôte, nahm ohne Aufſchub Extrapoſt, fuhr nach Hamburg, ſtieg in der „Stadt Kiel" ab, legte ſich ſchleunig zu Bette und ließ den Lohndiener rufen.

— Holen Sie den Doctor Phips.

Der Lohndiener wurde leichenblaß.

— Warum erſchrecken Sie?

— Ach, lieber Herr, wer in ſolche Hände fällt, iſt ſo gut, als todt. Nur ſein Vater und allenfalls ſeine Frau laſſen ſich von ihm curiren. Neulich verſprach er einem kranken Logenſchließer eine Gratification von 20 Mark, wenn er ſich entſchließen könnte, ſich von ihm heilen zu laſſen.

— Ich bitte, holen Sie den Mann.

Doctor Phips, überfroh, endlich einen Wagehals gefunden zu haben, der ſich ihm anvertrauen will, verſchreibt ihm ſofort ein ellenlanges Recept und verſpricht, nach dem Theater wiederzukommen, um ſich von der Wirkung der verordneten Medicin zu überzeugen.

Eine halbe Stunde ſpäter nahm der ewige Jude den erſten Eßlöffel und gegen 10 Uhr, als der Doctor wiederkam, hatte Ahasver die Qual des ewigen Lebens glücklich überſtanden.

XLVII.

Eine Pariſer Leſeprobe.

Das iſt eine Marotte der Franzoſen. Um Nichts reißen ſie ſich mehr als um Theater-Actien.

Der Inhaber einer Theater-Actie hat Privilegien, um die er von Vielen beneidet wird. Wer eine Theater-Actie beſitzt, kann täglich über zwei bis drei Freibillets commandiren; er, für ſeine eigene Perſon, hat einen Sperrſitz und noch überdieß einen Passe-par-tout. Er darf auf die Bühne gehen und während der Vorſtellung ſich hinter den Couliſſen herumtreiben. Der Profane begreift nicht, was das für ein herrlicher Genuß iſt. Jede Actrice, wäre ſie gegen Andere noch ſo prüd und ſpröde, macht einen Knix, wenn ſie einen Actionär ſieht, und läßt ſich von ihm mehr, als von jedem Andern, gefallen, denn ſie kann ihn brauchen. Sie duldet es, wenn der Herr Actionär einen Kuß auf ihren Nacken drückt, dafür protegirt er ſie, dafür nimmt er ſie gegen die Kabale ihrer Nebenbuhlerinnen in Schutz. Mit tiefer Ehrfurcht zieht der Logenſteher, der Lampenputzer und Couliſſenſchieber den Hut vor ihm ab. — Das kitzelt ſeine Eitelkeit. — Bei den Sitzungen des Commité hat er eine berathende Stimme. In ſeiner Macht liegt es, Ja oder Nein zu ſagen. Wenn eine Schauſpielerin Zulage verlangt, wenn ein Schauſpieler um Urlaub bittet, ſo hat auch der Actionär etwas drein zu reden. Soll ein Mitglied abgedankt und durch eine neue Acquiſition erſetzt werden, ſo wird der Actionär um ſein Gutachten befragt. Auch ſteht es ihm zu, dem Leſe-Commité beizuwohnen. Der Dichter lieſ't das neue Stück vor, das er eingereicht hat. Der Actionär gibt ſein Votum ab, ob das Stück angenommen oder zurückgewieſen werden ſoll. Er darf Vorſchläge machen, daß dieſe oder jene Scene, die ihm zu gedehnt dünkt, vom Dichter gekürzt werden ſoll, und kann mehr dergleichen Amendements vorbringen.

Man wird mir zugeſtehen, daß dies etwas Lockendes und Verführeriſches hat. Daher die Manie der Pariſer, Theater-Actien an ſich zu bringen. Ein Rentier, der nicht weiß, was er mit ſeinem vielen Gelde anfangen ſoll, kann man's ihm verargen, wenn er Theater-Actionär ſeyn will? Reiche Bier-Brauer, die ſich zur Ruhe geſetzt, wohlhabende Schneider, die ihre Scheere an den Nagel gehängt, bemittelte Gewürzkrämer, welche dem Handel Adieu geſagt, kaufen Theater-Actien und erlangen dadurch eine Art von Dictatur, worauf ſie ſich viel zu gut thun. Wiewohl die meiſten dieſer Herren von der Verwaltung einer Bühne nicht viel mehr als eine Auſter von der Metaphyſik verſtehen, ſo ſpielen ſie dennoch die Rolle eines Kunſtrichters, der Alles kennt, der Alles weiß und mithin auch Alles beurtheilen kann.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an einen jener Glücklichen, die zur Race der Rentiers gehören. Dieſer Mann war ein erſtaunlicher Prahlhans; ſo oft es ſich thun ließ, gab er mir anzuhören, daß er Actien-Inhaber des Théâtre des Variétés und ein Dutzbruder Odry's und der meiſten Vaudeviliſten ſey; er bot mir nur deshalb Freibillets an, um mir ſagen zu können: „ich bekomme ſie gratis, denn ich bin einer der älteſten Actionäre.“ So oft ich ihn beſuchte, rief er verdrüßlich: „Wenn nur der Sonnabend ſchon vorüber wäre!“ Ich erwies ihm den Gefallen, zu fragen, warum ihm dieſer Tag ſo viel Sorgen verurſache.

— An jedem Sonnabend, gab er mir zur Antwort, verſammelt ſich der Commité, um über die Intereſſen des Theaters zu berathſchlagen. O, da giebt es oft noch heftigere Debatten, als in unſerer Deputirten-Kammer. Ich halte dort Reden, die — nennen Sie es nicht Eigenlob, wenn ich es ſelbſt ſage — wirklich gedruckt zu werden verdienen.

— Ach, könnte ich wohl, um Zeuge Ihres Triumphes zu ſeyn, ein Mal einer ſolchen Sitzung beiwohnen?

— O ja! Wenn es Ihnen Freude macht, ſo können Sie mich übermorgen begleiten; ein junger Dichter, deſſen obſcurer Name mir entfallen iſt, wird ein kleines Drama vorleſen, das er vor zehn Monaten bei uns eingereicht hat. Wir würden es ungeleſen zurückgewieſen haben, wenn der Onkel des Dichters nicht Actionär wäre.

— Iſt es erlaubt, daß Sie Fremde mitbringen?

— Ich gebe Sie für meinen Neffen aus. Niemand wird ſich darüber aufhalten können, denn die Mitglieder des Commité ſind meine beſten Freunde, die jede Woche zwei bis drei Mal bei mir ſpeiſen.

— Wann darf ich Sie abholen?

— Um neun. Mit dem Schlage zehn beginnt die Sitzung.

— Und dauert?

— Oft bis um eilf.

Ich ſtellte mich an dem feſtgeſetzten Tage zur beſtimmten Stunde ein. Wir fuhren nach dem Boulevard des Italiens und ſtiegen bei'm Theater ab.

Wir traten in einen ziemlich großen Saal, in deſſen Mitte eine lange, mit grünem Tuch bedeckte Tafel mit einer Waſſercaraffe und mehrerern Gläſern ſtand.

Es waren erſt drei Mitglieder des Commité da: ein dicker, ſonntäglich aufgeputzter Actionär: der Onkel des Dichters; die erſte Liebhaberin des Theaters, eine Dame mit dem Mittelalter in einem démi-negligé, und ein homme de lettres, der ebenfalls für dieſe Bühne ſchreibt. Später kamen noch drei andere Actionäre: ein reicher Weinhändler, ein cidevant Gewürzkrämer und ein Avoué; zwei Schauſpielerinnen, drei Schauſpieler und noch ein Vaudevillendichter hinzu.

Um drei Viertel auf zehn ſtellte ſich der junge Dichter in größter Galla ein: Angſt im Herzen und ein Veilchen, als Symbol der Beſcheidenheit, im Knopfloch. In der einen Hand trug er einen Claque und in der andern die Sündfluth, ſo hieß das Drama, das er mit einem grünſeidenen Bande zuſammengebunden. Onkel-Actionär ſtellte ſeinen Neffen dem Commité vor. Der Dichter machte ein halb Dutzend ſteifer Bücklinge, die Herren der kritiſchen Vehme erhoben ſich von ihren Richterſtühlen und erwiderten dieſe Grüße mit ſtolzer, vornehmthuender Kälte, die drei Damen aber blieben ſitzen und nickten blos ein wenig mit den Köpfen.

Der junge Dichter war befangen: er wußte nicht, wovon er ſich unterhalten ſollte. Das Blut ſtieg ihm in die Wangen, denn er ſah ſich von allen Seiten einer boßhaften Muſterung bloßgeſtellt.

Mein Mentor, derr Herr Rentier, ſah auf ſeine Uhr.

— So eben ſchlägt es zehn, ſagte er und ließ die Uhr, ich weiß nicht weshalb, repetiren. Meine Herren und Damen, wenn es Ihnen gefällig wäre, Platz zu nehmen, ſo könnten wir anfangen.

— Sind wir ſchon Alle beiſammen?

— Ja, erwiderte der Rentier und wies dem Dichter einen Platz an der Tafel an.

Alle ſetzten ſich. Die drei Damen nahmen die Stühle ein, die dem Spiegel gegenüber ſtanden. Zwei von ihnen zogen ein Strickzeug aus dem Pompadour, die dritte legte ihr Häubchen ab und begnügte ſich mit dem bloßen Zuhören. Neben der erſten Dame ſaß ein Vaudevilliſt, der ihr, wie mir ſchien, heimlich den Hof machte, neben der dritten Dame ſaß der dritte homme de lettres, der fortwährend mit einem Windſpiel tändelte, das gähnend zu ſeinen Füßen lag. Neben ihm ſaßen die fünf Actionäre, dann kamen die drei Schauſpieler und meine Wenigkeit — zuſammen 15 Perſonen.

— Sie können anfangen, ſagte der Rentier.

Der Dichter huſtete drei Mal und begann. Kaum aber hatte er den Titel und die Perſonen geleſen, da fing auch ſchon das Ziſcheln an.

Schon in der erſten Scene ward der arme Dichter von einer Schauſpielerin unterbrochen, die den Wunſch äußerte, daß Monſieur etwas lauter und deutlicher und langſamer leſen möchte, damit ſie ihn verſtehen könne. Der Dichter huſtete wieder und las nun lauter und langſamer.

— Das iſt wieder zu laut, meinte ein homme de lettres, mein Gott, wir ſind ja nicht taub!

— Leſen Sie etwas ſchneller, ſonſt werden wir nicht fertig, meinte ein Anderer.

Die Strickſtrumpf-Damen fingen zu kichern an, Onkel-Actionär rief chut, und ſein Neffe las weiter.

Mein Mentor ſtützte ſein Kinn auf den goldenen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohres, machte eine gravitätiſche Miene und that, als ob er was davon verſtände.

Der Dichter hatte ſchon ſechs Scenen vorgeleſen, und der Onkel-Actionär ſchon mehrere Mal bravo, bravo gerufen. Einige ſchwiegen, Andere riefen chut. Die eine Dame ziſchelte ihrem Nebenmanne, ohne Unterlaß, Allotria ins Ohr, die ihn zum Lachen brachten, daß er, wie ſie ſelbſt, nur mit großer Mühe unterdrücken konnte. Die andere Schauſpielerin gab hierüber pantomimiſch ihre Mißbilligung zu erkennen. Dieſe war für, das Strickſtrumpf-Paar aber wider den Dichter geſtimmt.

Der junge Mann war ein Neuling und wußte nicht, daß man ſich vor Allem um die Gunſt der Schauſpielerinnen bewerben müſſe, wenn man bei der erſten Leſeprobe Ruhe vor ihren hämiſchen Gloſſen haben will. Er hatte es verſäumt, Tags zuvor einer Jeden ſeine pflichtſchuldige Aufwartung zu machen und ſie zu bitten, ſeinem erſten dramatiſchen Verſuche gütige Nachſicht zu ſchenken. Er hatte beim Eintreten vergeſſen, ihnen die Hand zu küſſen, mithin war vorauszuſehen, daß er nicht ungeneckt bleiben würde. Ueberdies waren noch zwei Theaterdichter zugegen, die, weil ſie ſelbſt für die Bühne ſchrieben, keinen Andern wollten aufkommen laſſen, aus Furcht, in ihrem Verdienſte beeinträchtigt zu werden. Einer dieſer homme de lettres hatte, um deſto mehr Stimmen gegen den Neuling zu werben, ſchon früher den Schauſpielern vorgelogen, daß der junge Mann geheimer Mitarbeiter an einigen Journalen ſey und mehrere von ihnen ſchon tüchtig mitgenommen habe. Das war hinreichend, die Herren vom Theater vorhinein feindlich geſtimmt zu machen.

Der Dichter las ruhig fort, ob er gleich bald durch Lachen, bald durch gleichgültige Fragen, die Einer an den Andern gerichtet, häufig unterbrochen wurde. Das Drama nahte ſeiner Kataſtrophe.

Onkel-Actionär machte die kritiſchen Richter darauf aufmerkſam.

— Paſſen Sie auf, ſagte er, jetzt kommt die Glanzſcene!

Sie erregte wirklich einiges Intereſſe, aber plötzlich wurden alle durch das Geheul des Windſpiels, dem der neidiſche homme de lettres vorſätzlich auf den Fuß getreten, aus der tragiſchen Stimmung herausgeriſſen. Die Theaterleute fingen heftig zu lachen an, die Schriftſteller ſtimmten mit ein. Der Hund ward zwar ſchnell hinausgejagt, aber die Stimmung der Zuhörer hatte dadurch eine ſo komiſche Wendung erhalten, daß ſie nicht mehr gerührt werden konnten.

Der Dichter merkte die Kabale und las nun ſo ſchnell, daß er mit ſeinem Stücke bald zu Ende war. Man wollte nun über das Schickſal des Dramas ballotiren. Der Dichter mußte ſich in ein Nebenzimmer verfügen. Mein Mentor ſammelte die Kugeln ein. Jeder, der das Stück zur Aufführung geeignet fand, warf eine weiße Kugel in die mit einem Tuche verhängte Urne; wer es ungeeignet fand, warf eine ſchwarze Kugel hinein. Nachdem alle Stimmen eingeſammelt waren, fanden ſich in der Urne 14 ſchwarze Kugeln und eine weiße, die (es gehört nicht viel Scharfſinn dazu, um es zu errathen) der Onkel-Actionär hineingeworfen.

Die Sündfluth wurde zurückgewieſen; aus dem Munde des Regiſſeurs vernahm der Dichter den Urtheilsſpruch des Commité; er wurde ſo weiß wie Mandelmilch; ſein Onkel ſchüttelte brummig den Kopf, Einer nach dem Andern verließ den Saal, die Sitzung war aufgehoben.

— Wiſſen Sie, ſagte der Dichter zu ſeinem Onkel, was ich jetzt thue?

— Nun, was denn, lieber Neffe?

— Ich werfe meine Sündfluth ins Feuer und ſchreibe nie mehr für die Bühne.

— Haſt recht, mein Junge, das Schauſpielervolk iſt keinen Schuß Pulver werth, rief der ergrimmte Onkel-Actionär.

XLVIII.

Das Sylveſtermännchen.

Es war am Sylveſter-Abend.

Ein junger Maler ſaß allein in ſeinem kleinen, matt erleuchteten Zimmer und war traurig und niedergeſchlagen.

— Ich bin eine Waiſe, rief er aus, ich habe keinen Freund, keine Geliebte; ich ſtehe allein in dieſer großen, falſchen, mitleidsloſen Welt und Niemand kümmert ſich um mich. — Mir gegenüber ſind alle Fenſter erleuchtet: muthwilliger Frohſinn, ausgelaſſene Freude, toller Jubel tönt zu mir herüber ... ich höre das Rauſchen der Muſik, das Klingen der Gläſer, das Lachen der heitern Geſellſchaft. Auch ich möchte einmal froh ſeyn, auch ich möchte einmal lachen, aber tiefer Gram zerreißt mein Herz, ich möchte weinen, und auch das kann ich nicht, denn meine Thränen ſind verſiegt.

Er ſchwieg und heftete ſein Auge auf ein Miniatur-Gemälde, das er zitternd in ſeiner Hand hielt.

— Wer hätte es glauben ſollen, daß dieſe Augen, die mich ſo hold und freundlich angelacht, daß dieſer Mund, der mir ewige Liebe, ewige Treue geſchworen, mich ſo grauſam hintergehen konnte! ... Weg, weg, ihr trüben Erinnerungen! Es iſt Sylveſterabend ... ich will, ich muß mich erheitern. Da iſt Thee, da iſt Zucker ... hier ſind Citronen ... ich will Punſch brauen und auf das Wohl des neuen Jahres trinken.

Er ſchnitt eben die Citrone an, als die Thurmuhr die letzte Stunde des alten Jahres verkündete. Beim zwölften Glockenſchlage rief eine Stimme, die aus der zerſchnittenen Citrone kam — Halt!

Und aus dem Innern der Frucht ſtieg ein Männchen, nicht größer als ein Citronenkern, herauf und rief:

— Proſ't Neujahr!

— Wer biſt Du, kleines Weſen? fragte der erſtaunte Maler, dem vor Schreck das Meſſer aus der Hand ſank.

— Ich bin Knirps, das Sylveſtermännchen, ein guter Geiſt dritter Claſſe, dem der König der Geiſter die Kraft verliehen, daß er am Sylveſterabend eines jeden Jahres, mit dem Glockenſchlage Zwölf, ein armes Menſchenkind glücklich machen kann. Ich hörte Deine Seufzer und Klagen und will mich Deiner erbarmen. Ich kenne Dein ganzes Schickſal: Du haſt ein hübſches Mädchen geliebt, das Dir untreu geworden, weil Du arm biſt. Menſchenkind, ich will Dich reich, ſteinreich machen. Sammle die Kerne dieſer Citrone und vergrabe ſie morgen, vor Untergang der Sonne, im nahen Walde. Merke Dir genau die Stelle, wo Du ſie vergräbſt. Am Tage der heiligen drei Könige gehe vor Sonnenaufgang in den Wald hinaus, ſuche die Stelle auf, rufe drei Mal meinen Namen und fange dann zu graben an: im Schooß der Erde wirſt du einen goldgelben Diamanten, ſo groß wie dieſe Citrone, finden. Dieſer Diamant, der größte und ſchönſte der ganzen Erde, iſt fünf Millionen Thaler werth ... Du biſt dann der reichſte Mann und kannſt um die Hand des Mädchens werben, das jetzt nichts von Dir wiſſen mag, weil Du ein armer Teufel biſt. Leb wohl, Menſchenkind, vergiß nicht, was ich Dir geſagt, und gedenke, wenn es Dir gut geht, des Sylveſtermännchens, das Du heut zum erſten und zum letzten Male ſiehſt. Dobre noz, ſprach der gute Geiſt und verſchwand.

Julius wußte Anfangs nicht, wie ihm geſchah. Er gab ſich einen Naſenſtüber, um zu wiſſen, ob er wache oder träume.

— Nein, rief er, das war keine Phantaſie, kein Traum, keine Viſion, das war eine reelle Erſcheinung! Ich ſah das Männchen, ſah wie es herauskroch aus der Citrone, hörte ſeine Stimme. — Auf Ehre, ich habe nicht geträumt! Guter Geiſt, ich will deinen Rath befolgen.

Der Maler ſammelte die Kerne der Citrone, wickelte ſie ſorgfältig in ein Papier und war nun ſo froh, ſo ſeelig, daß er wie ein Kind in der Stube herumſprang und von ſeinem Glück und ſeinem Reichthum phantaſirte.

Am andern Tage ging er vor Sonnenuntergang in den Wald hinaus und vergrub die Kerne der Citrone am Fuße einer alten Eiche, in die e ſeinen Namen ſchnitt, auf daß er ſie von all de tauſend Eichen wieder herausfinde.

Dann eilte er, wie ein Gott vergnügt, na Hauſe und zählte die Tage und zählte die Stunde und konnte den Tag ſeines Glückes nicht erwarte

Er konnte keine Nacht ſchlafen, denn in jede Secunde dachte er an den gelben Diamanten, de fünf Millionen Thaler werth, ihn reich und glückli machen mußte.

Endlich nahte der Tag der heiligen König Sein Herz drohte vor Wonne zu zerſpringen. E überlegte, was er mit dieſem Schatze anfange wolle.

— Fünf Millionen Thaler! Damit kann ma ſchon Vieles unternehmen in der Welt. Ich kan meiner Braut einen Palaſt bauen, kann ihr täglic einen neuen Schawl, täglich eine neue Robe kaufen, kann ihr Wagen und Pferde, Affen un Livreediener halten! Dann wird ſie mich lieben gewiß! gewiß!

Und am Tage der heiligen drei Könige, vo

Aufgang der Sonne, lief er voll gläubigem Vertrauen in den Wald hinaus und ſuchte die Eiche auf, in deren Rinde er ſeinen Namen eingeſchnitten, die Eiche, die er ſich ſo genau gemerkt, die Eiche, zu deren Fuß er den verſprochenen Schatz, den citrongelben Diamanten finden ſollte. Er ſuchte und ſuchte und ſuchte, ſah' viele Eichen, aber nicht die rechte, in deren Rinde ſein Name eingeſchnitten war. Die Freude des Malers verwandelte ſich in Beſtürzung und Trauer: vergebens war all ſein Suchen, er fand die Stelle nicht, wo er den Saamen ſeines Glückes hingeſäet … er tobte, raſ'te, fluchte … umſonſt! Er rief den guten Geiſt, der aber erſchien nicht. Er verwünſchte und verfluchte ſein Geſchick, lief jeden Tag in den Wald hinaus, grub bald an dieſer, bald an jener Eiche, fand aber nur Erde, und keinen Diamanten.

Das ſtolze Gebäude ſeiner Hoffnung ſank in Trümmer: er verzweifelte und wurde endlich, als Verrückter, ins Narrenhaus gebracht, wo man ihm die Zwangsjacke anzieht, wenn er ſeinen Paroxysmus bekommt und zu phantaſiren anfängt vom Sylveſtermännchen und von dem citrongelben Diamanten.

Ob der gute Geiſt ihn nur gefoppt hat? O, nein — der Diamant liegt gewiß noch jetzt an jener Stelle, wo der Maler die Citronenkerne hingeſäet.

Haſt Du Luſt, lieber Leſer, ſo gehe hinaus in den Wald und ſuche ihn.

XLIX.

Hector,

Trauerſpiel von Napoleon Bonaparte.

(1794.)

I.

In einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe der Rue Victoire wohnte ein junger Held, der gleich nach der Eroberung von Toulon nach Paris zuzückgekehrt war. Kein Anderer war's, als Napoleon Bonaparte, ein Mann von fünf und zwanzig Jahren, damals nur Commandant eines Artillerie-Bataillons.

Er ſtand am Fenſter; menſchenfeindlicher Unmuth umflorte die ſieggekrönte Stirn, auf die Victoria ihren erſten Kuß gedrückt; er pfiff ſeinen Lieblingsmarſch, und ſeine Finger trommelten die Begleitung dazu auf der Fenſterſcheibe. Sein Geiſt, gelähmt durch Unthätigkeit, ſein Herz, gequält von unbefriedigtem Ehrgeiz, fühlten ſich namenlos unglücklich. Sein düſteres Auge durchirrte die labyrinthiſchen Gänge der Zukunft, die nachtumflort vor ſeinen Blicken lag.

— Ein ſicheres Einkommen, eine Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ein Cabriolet und ein Platz im Théâtre français, das waren damals die höchſten Wünſche des jungen Kriegsgottes, der zwölf Jahre ſpäter als Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes in den weltgeſchichtlichen Gemächern der ſtolzen Tuilerien reſidirte und von dort aus eine halbe Welt beherrſchte.

Aber damals war er ein armer Soldat, der mit Neid und Noth zu kämpfen und oft nicht zwei Francs hatte, um bei einem Reſtaurant die beſcheidenen Wünſche ſeines Hungers zu erfüllen.

Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft Talma's, der ſchon damals der Choryphäus der franzöſiſchen Künſtler war. Bonaparte, der von Jugend auf eine große Vorliebe für die Tragödie beſaß, beſuchte, ſo oft es ſeine Börſe erlaubte, das Théâtre français, um Talma, den Gott der Tragödie, zu bewundern. Nach und nach entſpann ſich zwiſchen dieſen zwei Heroen eine Freundſchaft, die, auf gegenſeitige Achtung gegründet, immer inniger wurde. Bald hatte Einer vor dem Andern kein Geheimniß. Mehr als ein Mal, erzählt Bourienne, machte Bonaperte, wenn es ihm an Geld fehlte, eine kleine Anleihe bei Talma, der, trotz ſeiner großen Gage, auch nicht viel hatte.

An demſelben Tage, an dem Bonaparte ſo traurig und niedergeſchlagen an ſeinem Fenſter ſtand und auf die Straße hinunterſah, klopfte es an ſeiner Thür. Und ohne das „Entrez!“ abzuwarten, trat der König der Schauſpieler, François Talma, ein.

— Sie kommen wie gerufen, Talma, ich bin verdießlich ...

— Was fehlt Ihnen?

— Ich ſterbe vor Langeweile! Die Kraft in ſich fühlen, daß man eine Welt erobern kann und müſſig die Hände in den Schooß legen zu müſſen, iſt fatal, höchſt fatal. Mein junger Degen roſtet in der Scheide ... ich verzweifle.

— Verzweifeln? warum nicht gar! ... Sie könnten etwas Beſſeres thun.

— Zum Beiſpiel?

— Heute Abend in's Theater gehen.

— Was wird gegeben?

— Der Cid ... ich ſpiele ihn.

— Da muß ich hinein! rief Bonaparte, deſſen Stirn plötzlich heiter ward. Aber ... fügte er kleinlaut hinzu ...

— Ich verſtehe, Sie haben kein Billet, ich habe ſchon daran gedacht und eins beſorgt .... hier iſt es. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie gewiß kommen, ich ſpiele noch einmal ſo gern, wenn ich Sie im Theater weiß; Ihr Beifall iſt mir lieber, als der von hundert Andern, denn Sie verſtehen etwas von unſerer Kunſt und reden nicht, wie ſo viele Andere, in's Blaue hinein. Alſo Sie kommen doch?

— Gewiß, gewiß! Apropos, Talma, wann führen Sie mich bei Demoiſelle Mars ein?

— Morgen, übermorgen, wann Sie wollen; jetzt muß ich fort...

— Aber mein Gott, warum ſo eilig?

— Ach, ich muß noch meine Rolle durchgehen, ich habe ſie ſchon lange nicht geſpielt. Au plaisir de vous revoir, ſagte Talma und eilte zur Thür hinaus.

Bonaparte öffnete das Fenſter und ſah ihm nach.

— Da läuft er! Weiß Gott, ich möchte Talma ſeyn! Er iſt ein großer Mann, der beſte Dolmetſcher Corneille's und Racine's, unſterblich wie ſie.

Abends ging Bonaparte in's Theater.

II.

Das großartigſte Werk ſeines Lieblingsdichters Corneille, das meiſterhafte Spiel ſeines Freundes Talma hatten ihn dergeſtalt begeiſtert, daß er bei'm Nachhauſegehen bald dieſe, bald jene Stelle des Cid recitirte und dabei an Talma und an ſich dachte.

Zu Hauſe angekommen, ſchlug er ſich Licht an und holte aus ſeinem kleinen Bücherſchranke einen Band von Corneille's Werken hervor.

— Cid, ſagte er, das Buch durchblätternd, iſt die Tragödie aller Tragödien. Sie erhebt das Herz, begeiſtert die Seele und entflammt uns zur Vaterlandsliebe, zum Heldenmuth und zu allen Tugenden, die dem Menſchen Unſterblichkeit verleihen. Wie klein und nichtig nehmen ſich gegen dieſen tragiſchen Koloß die geputzten Pygmäen Voltaire's aus! „Voltaire kennt weder Welt noch Menſchen, weder die Wahrheit noch die Größe der Leidenſchaften." Corneille verhält ſich zu Voltaire, wie Hannibal zu Dumouriez, wie Julius Cäſar zu Pichegru, wie Oliver Cromwell zu Robespierre. — Und mein Talma, welch ein Cid! Großer Corneille, könnteſt Du ihn ſehen, Du würdeſt Dich freuen über Dein Werk und ſeinen Commentar! Als Du deine Trauerſpiele ſchriebſt, gab es noch keinen Heros, wie Talma! Jetzt hat Frankreich einen Talma, aber es fehlt ihm ein neuer Corneille. Vor zwei Jahren (ich war damals noch Capitain im vierten Artillerie-Regiment) hatte ich, begeiſtert von den Schöpfungen Corneille's und Racine's, den Plan zu einem Trauerſpiel aus der alten Geſchichte entworfen und ſchon den erſten Act vollendet. Wie wär's, wenn ich jetzt, wo ich nichts, gar nichts zu thun habe, meinen „Hector" hervorſuchte und ihn fertig machte?! Talma müßte ein herrlicher Hector, die Mars eine reizende Andromache ſeyn! Ei warum nicht? Morgen, nein noch heute, jetzt gleich will ich anfangen. So lange mein Schwerdt in der Scheide ruht, ſoll ſich meine Feder auf dem Papiere üben; die Feder iſt ja auch ein Schwerdt; auch durch ſie kann man ſich Unſterblichkeit erringen. Alſo friſch gewagt!

Bonaparte holte ſeine angefangene Tragödie hervor, durchdachte von Neuem den ganzen Plan und arbeitete jetzt faſt ununterbrochen an einem Werke, das er von Tag zu Tag lieber gewann. Die Arbeit machte ihm Anfangs zwar etwas Mühe: es gab Augenblicke, wo er, vom Vermaaß genirt, wüthend aufſprang und in tragikomiſcher Wuth ausrief:

— Die verdammten Alexandriner ſind doch nicht ſo leicht, als ich ſie mir vorgeſtellt!

Aber Corneille und Talma ſtanden vor ſeinem Blick: die Namen ermuthigten ihn von Neuem, und er arbeitete weiter und wollte ſein Trauerſpiel erſt dann, wann es vollendet ſey, ſeinem Freunde Talma zeigen, um ihn damit zu überraſchen.

— Der wird die Augen aufreißen, wenn ich ſagen werde: Hier iſt ein Trauerſpiel... leſen Sie es... es iſt von mir!

Der vierte Act war noch nicht vollendet, als er, am 6. Februar 1794, ganz unerwartet zum Brigadegeneral ernannt, wieder in militairiſche

Thätigkeit trat, ſein Trauerſpiel unvollendet in einen Winkel ſeines Pultes warf und nun mit Leib und Seele wieder Soldat war.

III.

Eilf Jahre ſpäter, im Mai des Jahres 1805, ſaß im Palaſte der Tuilerien ein Mann in einer grünen Uniform an ſeinem Schreibpulte. Es war Napoleon Bonaparte, der Kaiſer der Franzoſen. Lächelnd blätterte er in einem Manuſcripte herum, das wegen der ausgeblaßten Dinte etwas unleſerlich geworden. Es war ſein Trauerſpiel.

— Das Stück iſt in der That nicht ganz ſchlecht, ſprach der Kaiſer zu ſich ſelbſt. Schade nur, daß ich keine Zeit habe, es durchzufeilen; einzelne Scenen müſſen ſich auf der Bühne, von Talma und der Mars geſpielt, gar nicht übel ausnehmen; einige Momente müſſen ſogar großen Effect machen. Das Ganze aber bedarf einer geſchickten Hand, die einige holprige Verſe ebnet und der Idee mehr Colorit, mehr Glanz, mehr Duft giebt. Halt, da fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf! —

Der Kaiſer ſchellte. Sein geheimer Staatsſecretair trat ein.

— Wiſſen Sie, wo der Dichter der Achilleïde, Lucy de Lanceval, wohnt?

— Nein, Majeſtät; aber wir können es ſchnell erfahren.

— Gut, ſchicken Sie augenblicklich einen Ordonnanzoffizier mit dem Befehl ab, Lanceval ſofort nach den Tuilerien zu bringen. Eilen Sie, Bourienne, in einer Stunde muß er hier ſeyn.

Bourienne ſandte ſofort einen Offizier ab, der den Dichter, welcher gerade ſeine Sieſta hielt, zu Hauſe fand.

Herr Lanceval, aus dem Schlaf aufgeweckt, wurde bleich vor Schreck, als er den Befehl vernahm, ſich ſofort nach den Tuilerien zu begeben. Er wollte eine Frage wagen, der Offizier gab ihm aber klar genug zu verſtehen, daß er eilen müſſe, da der Kaiſer ihn erwarte.

— Der Kaiſer! wiederholte der Dichter, dem der Schreck in die Beine fuhr.

— Ja, ja; kommen Sie nur, kommen Sie!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Lucy de Lanceval, noch ganz ſtumm vor Erſtaunen, im Vorzimmer des Kaiſers.

Er ward ſofort angemeldet und eingelaſſen.

— Ich heiße Sie willkommen, Herr Lanceval, rief Napoleon dem Eintretenden entgegen. Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß Ihre Achilleïde mir ſehr gefallen hat.

Jetzt erſt wagte der Dichter aufzuathmen ... ein Mühlſtein war ihm vom Herzen gefallen ... er verneigte ſich tief und ſprach:

— Sire ...

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fiel ihm Napoleon in's Wort, um dem conſternirten Dichter die Mühe zu erſparen, ſeine Rede fortzuſetzen. Ich habe leider nicht viel Zeit und muß mich kurz faſſen: ... Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Lanceval ... ich habe hier ein Trauerſpiel, das einſt ein junger Mann geſchrieben, an deſſen Schickſal Niemand wärmern Antheil nimmt, als ich. Leſen Sie ſein Stück, Herr Lanceval, ſtreichen Sie, ſo viel Ihnen gefällt; ſchreiben Sie hinzu, was Sie wollen; mit einem Wort, verbeſſern Sie ſeine vielen Fehler ... gern hätte ich das ſelbſt gethan; aber ich bleibe nur noch einen Tag in Paris, übermorgen ruft mich die Krönung nach Mailand ... Haben Sie das Stück durchgefeilt und bühnengerecht gemacht, ſo reichen Sie es (ich habe meine

Gründe dazu) unter Ihrem Namen bei der Direction des Théâtre français ein. Sie werden mich verſtanden haben, Herr Lanceval, hier iſt das Manuſcript . . . laſſen Sie ſich die Mühe nicht verdrießen . . . der Kaiſer wird Ihnen dafür dankbar ſeyn . . . und nun Adieu, Herr Lanceval.

Ohne des Dichters Antwort abzuwarten, gab der Kaiſer ihm das Trauerſpiel, öffnete die Thür, begleitete den Dichter, der ſich tief verneigend empfahl, bis in die Mitte des Vorzimmers und kehrte dann in ſein Arbeitscabinet zurück.

IV.

Die Gefühle, die die Bruſt des Dichters durchkreuzten, ſind ſchwer zu ſchildern. Lanceval war jetzt der glücklichſte Menſch, denn der Kaiſer hatte mit ihm geſprochen, er war der größte Dichter, denn der Kaiſer hatte ſeine Achilleïde gelobt. Noch an demſelben Tage las er das Trauerſpiel, das der Kaiſer ſeiner Diſcretion anvertraut, noch an demſelben Tage fing er zu ſtreichen und corrigiren an und 14 Tage ſpäter reichte er das Stück, neu abgeſchrieben, neu zugeſtutzt, unter ſeinem Namen bei der Direction des Théâtre français ein.

Sechs Wochen ſpäter erhielt er von dem Commité ein Schreiben, worin ihm angezeigt wurde, daß das Stück zur Aufführung nicht geeignet und deshalb zurück gewieſen iſt.

Lanceval war empört.

V.

Zwei Monate ſpäter (Napoleon war unterdeſſen von Mailand, wo er am 26. Mai 1805 als König von Italien mit der eiſernen Krone gekrönt worden, nach Paris zurückgekehrt) ließ der Kaiſer Herrn Lanceval kommen.

— Nun, Herr Lanceval, ſind Sie mit der Tragödie ſchon im Reinen?

— Sire, ſchon längſt!

— Haben Sie ſie auch ſchon eingereicht?

— Ja, Majeſtät.

— Haben Sie ſchon Beſcheid erhalten?

— Ja, Sire.

— Der Commité hat doch das Stück angenommen?

— Nein, Majeſtät, flüſterte kleinlaut der Dichter.

— Nein?! donnerte der Kaiſer, der plötzlich in Wuth gerieth, aber ſchnell wieder ſanft wurde. Haben Sie das Stück vielleicht bei ſich? fragte er mit jenem einnehmenden Lächeln, das er ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte.

— Sire, hier iſt das Manuſcript.

— Wie finden Sie die Idee? fragte der Kaiſer.

— Gut, ſehr gut!

— Ich will nicht hoffen, daß Sie mir blos ſchmeicheln wollen. Ich wünſche von Ihnen die Wahrheit zu hören.

Sire, der junge Mann, der dieſes Stück geſchrieben, beſitzt ein Talent, dem es nur an Routine fehlt, um einer unſerer größten Dichter zu werden ...

— Das freut mich, das freut mich ſehr, ſagte der Kaiſer, ging an ſein Pult und ſchrieb eigenhändig auf das vom Commité zurückgewieſene Trauerſpiel:

„Les acteurs du théâtre français joueront d'aujourdhui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bétise de réfuser. Napoléon."

— Herr Lanceval, hier iſt das Stück. Haben Sie die Güte, es nochmals unter Ihrem Namen einzureichen; jetzt werden dieſe Herren es nicht zurückweiſen ... ich bürge dafür!

Lanceval nahm das Stück und reichte es am andern Morgen von Neuem ein.

Eine Stunde Später erhielt er folgendes Billet:

„Monsieur.

Nous aurons l'honneur de vous prévenir que votre grande tragédie est unanimement acceptée.“.

VI.

Nach Verlauf von kaum drei Wochen fand auf dem Théâtre français die erſte Vorſtellung der Tragödie „Hector“ ſtatt. Es hatten ſich in der Hauptſtadt Gerüchte verbreitet, die die Neugier der Pariſer dergeſtalt aufgeſtachelt, daß ſchon acht Tage vorher kein Billet zu dieſem Abend zu haben war. Das Haus war ſo gepfropft voll, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Der ganze kaiſerliche Hof beehrte das Stück mit ſeiner hohen Gegenwart. Das Trauerſpiel gefiel außerordentlich. Der Kaiſer blieb bis zu Ende. Am Schluß des Stückes wurde unter ſtürmiſchem Jubel der Name des Dichters „Lucy de Lanceval“ genannt.

VII.

— Sind ſchon die Zeitungen da? fragte der Kaiſer, der ſeit 5 Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, den Kammerdiener Marchand, der ihm das Frühſtück brachte.

— Ja, Sire.

— Bringe ſie mir, ſagte Napoleon.

Marchand brachte ein ganz Packet Journale. Der Kaiſer der nicht erwarten konnte, zu erfahren, wie die tauſendzüngige Preſſe ſein Trauerſpiel beurtheilt habe, durchflog die Feuilletons und vergaß, daß ſein Thee kalt werde. Die Journale hatten das Stück ungeheuer gelobt; die Gazette de France war das einzige Blatt, das den Muth hatte, manche Kleinigkeiten daran auszuſetzen. Dieſe ziemlich tadelnde Kritik war von Jouy, dem Ermite de la Chaussée d'Antin.

— Der Mann hat Recht, ſagte Napoleon und trank den kalt gewordenen Thee.

VIII.

(Auszug aus dem Moniteur.)

Se. Majeſtät der Kaiſer haben geruht, dem Verfaſſer des Trauerſpiels: „Hector“, Lucy de Lanceval und dem Verfaſſer des „Ermite de la Chaussée d'Antin“, Etienne de Jouy, den Orden der Ehrenlegion zu ertheilen.

L.

Die Zahlenlotterie und der Traumdeuter.

Die Geſchichte hat wenig Erfindungen aufzuweiſen, die für die Welt ſo unheilbringend geworden, als das Lotto. Ueber die Entſtehung dieſes verderblichen Spieles erzählt man Folgendes:

Die Republik Genua hatte jedes Jahr aus 90 Nobili 5 Senatoren zu erwählen. Um keinen der Candidaten zurückzuſetzen, hatte man einſtimmig beſchloſſen, die Wahl dem Zufall anheimzuſtellen. Die Namen der 90 Nobili wurden, auf Zettel geſchrieben, Anfangs in einen Topf, ſpäter in ein Glücksrad geworfen, woraus eine Jungfrau, der man die Augen verband, fünf Namen zog. Der Zufall, der oft die tollſten Streiche ſpielt, hatte es gewollt, daß in der Regel die Dümmſten gezogen wurden.

Ein Nobile, Benedetto Gentile, munterte die Andern zu Wetten auf, welche fünf bei der Senatoren-Ziehung herauskommen würden. Durch dieſe Wetten, die Benedetto Gentile alle übernahm, ſoll ſich mancher Reiche gänzlich ruinirt haben. Der Name Gentile wurde aber niemals gezogen, was ſpäterhin im Volke den Aberglauben erweckt, daß er und ſein Name, zur Strafe ſeiner hölliſchen Erfindung, vom Teufel geholt worden ſey — eine Auszeichnung, die der gentile Nobile in der That ſehr verdient hat. — Späterhin wurden die Namen der 90 Candidaten in eben ſo viele Zahlen umgewandelt; das Uebrige iſt bekannt, leider nur zu ſehr bekannt.

Weniger bekannt iſt: daß in der Gegend von Altona ein harmloſer Schuſter lebt, der Joſeph heißt und, wie ſein ägyptiſcher Namensvetter, keuſchen Andenkens, ein Oneiromant oder Traumdeuter iſt, der die Träume, die Hieroglyphen des Schlafes, in Zahlen überſetzt.

Es giebt Philiſterſeelen, die nur ſchlafen, um Nummern zu träumen. Wenn ſie zu Bett gehen, ſagen ſie nicht, wie Unſereins, ich wünſche wohl zu ſchlafen, ſondern ich wünſche wohl zu träumen, und wenn ſie Morgens aufſtehen, ſo fragen ſie nicht, wie haben ſie geſchlafen, ſondern welche Nummern haben ſie geträumt? Nummern aber, welche einem Philiſter träumen, pflegen niemals herauszukommen.

Andere Menſchen, welche, trotz aller Mühe, die ſie ſich geben, alles Andere, nur nicht Nummern träumen, gehen zum Schuſter Joſeph und erſuchen ihn, die Träume zu dechiffriren.

Die meiſten Träumer kommen erſt am Montag, einen Tag vor der Ziehung.

Der Schuſter Joſeph, der im Uebrigen viel Pech, aber wenig Abſatz hat, ſitzt, wie die alte Pythia, auf einem Dreibein und . . . beſohlt Schuhe. Es klopft. Herein! ruft Herr Joſeph; da tritt ein Commis ein.

— Geſtern Nacht, lieber Meiſter, hab' ich einen ganz curioſen Traum gehabt: ich war in Geſellſchaft geweſen und hatte dort 400 Auſtern gegeſſen.

— J Du mein Gott, wie können Sie denn ſo viel Auſtern freſſen? Sie müſſen ſich ja den Magen verderben!

— Ich habe es ja nur geträumt!

— Ja ſo, das laß ich mir gefallen. Sie haben alſo von Auſtern geträumt! Waren es Holſteiniſche oder Engliſche?

— Lieber Meiſter, das weiß ich nicht ſo genau.

— Das iſt ein Unglück! Wenn's Holſteiniſche waren, müſſen Sie 43, und wenn's Engliſche waren, müſſen Sie 34 ſetzen.

— Um ganz ſicher zu gehen, werde ich beide Nummern nehmen. Mir hat aber noch mehr geträumt: ich hatte ſchon etwas mehr getrunken, als ich an dieſem Abend gerade vertragen konnte; da zündete ich eine neue Cigarre an und ſteckte ſie (denken Sie ſich das Pech) verkehrt in den Mund. Ich erwachte und rief: die Cigarre verkehrt in den Mund geſteckt, das muß was zu bedeuten haben!

— Freilich hat's was zu bedeuten! Vor Allem aber muß ich wiſſen, ob die Cigarre, die Sie ſich verkehrt in den Mund geſteckt, eine leichte oder eine ſtarke war.

— Meiſter, das weiß ich nicht ſo genau.

— Das iſt ein Unglück! Wenn's eine leichte war, müſſen Sie 7, und wenn's eine ſtarke war, 14 ſetzen.

— Um ganz ſicher zu gehen, werde ich beide

Nummern nehmen, ſagte der Commis, gab dem Pechpracticanten einen Gulden und lief von da in's Lottocomptoir, um die 4 Nummern zu beſetzen.

Bald darauf kam ein junger Advokat, der, um einen Proceß zu gewinnen, ſich ſelbſt verklagen muß.

— Es hört uns doch Niemand? fragte der Doctor der Rechte.

— Wir ſind allein, wie Sie ſehen.

— Nun denn, ſo hören Sie, in der vergangenen Nacht träumte mir, ich hätte einen Proceß gewonnen.

— Den wievielten?

— Es hört uns doch Niemand? wiederholte der Advokat.

— Nein, ſag' ich!

— Nun denn: es war der erſte. Verloren hab' ich ſchon viele, aber gewonnen . . .

— Noch keinen. Na, tröſten Sie ſich: es geht Vielen ſo. Den erſten Proceß gewonnen, da müſſen Sie Nro. 1 ſetzen. — War's bei'm Ober- oder Nieder-Gerichte?

— Bei'm Ober-Gerichte.

— Nehmen Sie 89.

— Was war's für ein Proceß?

— Ein Erbſchafts-Proceß.

— Erbſchafts-Proceß? wiederholte der Traumdeuter und legte ſeine Stirn in tauſend Falten. Wiſſen Sie das auch ganz beſtimmt?

— Ja, lieber Meiſter.

— Nun, ſo nehmen Sie 69.

— Alſo 1, 69, 89, wiederholte der Advokat und gab dem Schuſter ein Drittel.

— Kommen Sie bald wieder, ſprach der Schuſter.

— Sobald ich einen Proceß gewonnen, erwiederte der Advocat und ging.

— Da kann ich lange warten, ſagte der Traumdeuter.

Fünf Minuten ſpäter erſchien ein Schauſpieler.

— Sie kennen mich doch? fragte der Couliſſenheld.

— Nein, ſagte ganz trocken der Schuhflicker.

— Wie, Sie kennen den großer, weltberühmten, hochgefeierten Mimen Schreyhahn nicht? rief der Mime mit großem Lungenaufwand.

— Nein, den kenne ich nicht.

— Mann, da thun Sie mir leid, denn mich

kennt, ich darf es ſagen, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, die ganze Welt. In Stolpe, Stade, Flensburg, Rendsburg, Stendal, Salzwedel u. ſ. w. habe ich das Fach der erſten Helden bekleidet und überall, ich darf es ſagen, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, Gold und Lorbeer in Maſſen errungen. Es vergeht kein Abend, an dem ich nicht ſtürmiſch empfangen und mit fanatiſchem Jubel hervorgerufen werde. Heute Nacht träumte mir, ich hätte meine Rolle ſchlecht gelernt und in der Zerſtreuung drei bis zehn Mal den Dativ mit dem Accuſativ verwechſelt. — Man iſt nur Menſch, ſo etwas kann Einem auch in wachendem Zuſtand paſſiren. Im Parterre fingen Einige (ſtellen Sie ſich, Mann, die Frechheit vor!) zu lachen, die Andern (o unerhörter Frevel!) zu ziſchen an. Dieſer Traum hat etwas zu bedeuten.

— Freilich, freilich! Den Dativ mit dem Accuſativ verwechſelt, bedeutet 17 und 71, gelacht 33 und geziſcht 66.

— Glauben Sie, Mann, daß dieſe Nummern herauskommen werden?

— Beſtimmt!

— Gut, hier haben Sie für Ihre Bemühung

ein Freibillet zum dritten Rang. Morgen trete ich als Sergeant Gautier im „Goldenen Kreuz“ auf. Applaudiren Sie, Mann, damit mein böſer Traum nicht in Erfüllung geht.

Bald darauf kam ein niedliches Dienſtmädchen mit einem verdeckten Korbe.

— Guten Morgen, Herr Joſeph.

— Guten Morgen, Jungfer Lene. I der tauſend, hat Dir ſchon wieder was geträumt?

— Stellen Sie ſich vor, was mir heute Nacht geträumt. Mein Herr, der Allen, nur nicht ſeiner Frau gut iſt, hat mir einen wunderſchönen Shawl, ein Kleid, einen Strohhut und einen Pompadour geſchenkt und mich in's Theater geführt. Ich habe in einer Loge geſeſſen und, wie die vornehmen Damen, Gefrorenes gegeſſen.

— Ein ſchöner Traum!

— Nicht wahr, Herr Joſeph, ein prächtiger Traum! Nun denken Sie aber auch ein Biſſel nach und ſagen Sie mir fünf recht hübſche Nummern. Geſtern hab' ich von der Herrſchaft den vierteljährigen Lohn bekommen, da kann ich alle Amben, Ternen und Quaternen beſetzen.

— Ein Shawl bedeutet 90. Ein Kleid . . . war's von Baumwolle oder Seide?

— Von Seide.

— Ein Kleid von Seide 80; ein Strohhut 75 und ein Pompadour 11.

Das ſind aber erſt vier Nummern, ich möchte gern fünf ſpielen.

— Haſt Du nicht Gefrorenes gegeſſen?

— Ja, Herr Joſeph.

— Gefrorenes gegeſſen macht 22.

— Ich danke ſchön, ſprach das Dienſtmädchen und zog aus dem verdeckten Korbe eine Gans hervor, die ſie ihm ſchenkte.

— Eine ſchöne Gans, ſprach der ſchmunzelnde Schuſter, zärtlich ihre Wangen ſtreichelnd. Wenn Dir wieder was träumt, ſo komm nur, ich werde Dir Nummern ſagen, ſo viel Du willſt.

— Gut, und wenn ich eine Terne gewinne, ſo kriegen Sie die Hälfte.

Das ſchöne Kind lief ſo fröhlich von dannen, als hätte es den Gewinn ſchon in der Taſche. Das arme Mädchen! Da rennt es voll Freude in's Lotterie-Bureau und ſetzt den ganzen Lohn eines Vierteljahres, den es ſich im Schweiße ſeines Angeſichts verdient, auf die fünf erſten beſten Nummern, die dem Schuſter Joſeph in den Sinn gekommen ſind. Und was hat es davon? Die perfide Hoffnung, eine ſchillernde Seifenblaſe, die in einem Nu zerplatzt iſt. Benedetto Gentile, vermaledeiter Seifenblaſen-Fabrikant, wenn das arme Kind ſich morgen ein Leid anthut, ſo biſt Du Schuld daran, Maledetto Gentile!

Es iſt Dienſtag Nachmittag. Die Stunde der Ziehung rückt heran. Der Commis, der die Cigarre verkehrt in den Mund geſteckt, rennt nach dem Eldorado ſeiner Hoffnung. Unterweges begegnet ihm ein Armer, der ſeine verſtümmelte Hand hinhält und um ein Almoſen bittet. Der Commis giebt ſonſt nie etwas, aber heute wird die Lotterie gezogen: er greift in die Taſche und ſchenkt ihm einen Schilling.

— Gott vergelt' es tauſend Mal, ruft der reiche Bettler.

— Ein Schilling tauſend Mal macht 62 Mark 8 Schillinge; mein Herz ſagt mir, ich gewinne eine Ambe.

Der Markt wimmelt von Leuten, die den verhängnißvollen Augenblick nicht erwarten können. In dieſem Gewühl befindet ſich auch der Advokat, der Schauſpieler, das Dienſtmädchen, der Schiffsmakler, der Matroſe und hundert Andere, denen der Schuſter Joſeph ebenfalls die Träume ausgelegt.

— Der Menſch muß wohlthätig ſeyn, ſagt der Advokat, der von einem gewonnenen Proceß geträumt, wenn ich eine Terne erwiſche, ſo ſchenke ich 100 Thaler an die Armen.

— Wenn mir Fortuna eine Quaterne ſchenkt, ruft der große Mime, ſo kündige ich und hänge die göttliche Kunſt an den Nagel.

— Wenn ich eine Quinterne gewinne, ſagt das Dienſtmädchen, ſo werde ich eine gnädige Frau, halte mir Pferde und Wagen und, wie Madame, einen Courmacher.

Still! die neunzig Nummern werden jetzt in's Glücksrad geworfen und tüchtig umgedreht. Muſik ertönt, ein Waiſenknabe mit verbundenen Augen ſteckt den behandſchuhten Arm in's Glücksrad. In dieſem Augenblick liegt in ſeiner kleinen Hand das Glück einer halben Stadt, einer ganzen Generation. Die Hoffnung der Spielenden hat jetzt den Zündgipfel erreicht, ringsum herrſcht das tiefſte Schweigen . . . im Buſen ſchlägt das hoffnungskranke Herz. Es wird jetzt die erſte Nummer gezogen. Es iſt nicht die Erwünſchte. Doch läßt noch Keiner den Muth ſinken, denn es liegen ja noch vier andere Nummern in Fortunas Schooße. Abermals Muſik. Die zweite, dritte Nummer wird gezogen. Auch dieſe ſind nicht die Rechten. Jetzt ſinkt den

Armen der Muth, denn nur zwei Nummern werden noch gezogen und ſie können nur noch eine Ambe gewinnen. Die Muſik ſtößt neuen Muth ein. Die vierte Nummer wird gezogen. Auch dieſe iſt nicht die Rechte. Der Menſchen-Knäuel, Anfangs dicht und gedrängt, wird jetzt ſchon lichter: die Meiſten, die nichts mehr zu hoffen haben, ſchleichen betrübt von dannen. Einige, die auch ſogenannte Auszüge ſpielen, bleiben noch und warten auch die letzte Nummer ab. Auch dieſe iſt gezogen — nun iſt alle Hoffnung verloren. Das Gewühl zerſtreut ſich ... unter hundert Thränen ein Lächeln.

Einer aus dieſer zerronnenen Hoffnungsmaſſe wird wüthend und fängt auf ſich ſelbſt zu ſchimpfen an:

— Ich Ochs, ich Eſel, ich Rindvieh — 34 Jahre habe ich ein und dieſelben Nummern geſpielt, aber nie etwas darauf gewonnen, nicht einmal eine Ambe, nicht einmal einen Auszug, jetzt, wo ich ſie einmal ausgelaſſen und vier andere dafür genommen, kommen, mir zur Chikane, alle vier heraus!

Vermaledeiter Benedetto! von allen Erfindungen iſt die Deinige die ſchlauſte, boßhafteſte und nichtswürdigſte.

Anhang.

Buch der Lügen.

Motto:

Rien n'est beau que le vrai seul.

Boileau.

In Valladolid werden jetzt asbeſtene Handſchuhe fabricirt. Faſt Jeder trägt ſie, der ſich die Finger nicht verbrennen will. Auch ſind hier asbeſtene Schnürleibchen zu verkaufen. Eiferſüchtige Ehemänner ſchenken dieſe unverbrennbaren Corſets ihren Frauen, damit dieſe niemals in Gluth gerathen. Geſtern iſt ein Edict erſchienen, daß jeder Bürger asbeſtene Hemden tragen ſoll, auf daß Niemand Feuer fangen könne.

⁂

In Liliput trägt jeder Recenſent einen Mantel aus Rhinoceroshäuten. Wenn dieſe Hülle auch nicht vor Kälte ſchützt, ſo ſchützt ſie doch wenigſtens vor — Prügel.

⁂

In Berlin iſt ein Theaterzettel in gerichtlichen Anſpruch genommen worden, weil er blos Perſönlichkeiten enthält.

* * *

So eben haben wir aus der Unterwelt drei Oxhoft Lethewaſſer erhalten. Dieſer Mineral-Brunnen beſitzt, wie bekannt, die Zauberkraft, das menſchliche Gedächtniß dergeſtalt zu ruiniren, daß es in kurzer Zeit Alles vergißt. Wozu nützt die Mnemotechnik oder die Kunſt, das Gedächtniß zu ſchärfen. Die meiſten der Adamsſöhne und Evatöchter wären hundert Mal glücklicher, wenn ſie Manches vergeſſen könnten. Wer ein Glas Lethewaſſer trinkt, hat nach Verlauf von fünf Minuten Alles rein vergeſſen. Wir empfehlen dieſes heilſame Mineralwaſſer Allen, welche von böſem Gewiſſen und unangenehmen Erinnerungen incommodirt werden, welche die Umtriebe ihrer Feinde und die Conſtellationen ihrer Neider vergeſſen wollen. Ferner allen Leuten, welche etwas verſprochen haben, das ſie nicht erfüllen wollen oder können; ſodann allen Schurken, welche empfangene Wohlthaten vergeſſen und mit Undank belohnen wollen. Endlich allen

Mädchen und Frauen, welche ihren Geliebten oder Männern ewige Treue verſprochen, dieſes vorſchnelle Gelübde aber bereuen und es nur deshalb vergeſſen wollen, um ihr Herz ohne Gewiſſensbiſſe einem Andern in Pacht geben zu können.

Salmiak,
Apotheker zur hinkenden Hygiäa.

* * *

Sieben und zwanzig Ochſen haben ſich in Patagonien für Gedanken ausgegeben, in der lächerlichen Vorausſetzung, daß Gedanken noch immer zollfrei wären. Die armen Ochſen kamen aber vom Regen in die Traufe, denn Gedanken werden als Contrebande betrachtet und als ſolche confiſcirt.

* * *

In Berlin wird nächſtens ein neues Blatt an's Licht treten. Als Redacteurs nennt man drei ſehr honette Waſchweiber und zwei reſpectable Fleckausputzer. Der Proſpectus nennt folgende Rubriken:

1) Stadtklatſchereien. Hier wird Alles mitgetheilt werden, was den Leſer wenig oder gar nicht intereſſiren kann.

2) Theaterlobhudeleien. Hier wird jeder Hanswurſt gelobt, der ein Abonnent dieſes Blattes iſt.

3) Couliſſenliebeleien. Hier wird Alles erzählt, was hinter den Couliſſen vorgefallen, wie oft der Director eine Choriſtin geküßt, und wie oft der Regiſſeur und die erſte Liebhaberin mit ihren Ellenbogen converſirt haben. Dieſe Rubrik beſpricht demnach die wichtigſten Intereſſen des Tages.

4) Firlefanzereien. Hier werden ſo kurz als möglich die Hauptintereſſen des Staats beſprochen.

Man pränumerirt bei

W. Aſch, W. Eib und Comp.

* * *

Der Ocean hat die Rezia in Webers „Oberon" injuriarum belangt, weil ſie ihn im dritten Acte „Ocean, du Ungeheuer!" genannt.

* * *

Ein höfliches Polizei-Individuum in Irkutsk hält Vorleſungen über göttliche Grobheit.

* * *

In * erſcheinen drei politiſche Zeitungen: die „Vergangenheit,“ die „Gegenwart“ und die „Zukunft.“ Die „Vergangenheit“ und „Zukunft“ haben viele Leſer, aber um die „Gegenwart“ bekümmert ſich Niemand.

* * *

Neun madagaskariſche Zeitungsſchreiber ſind bei Hofe als Waſchweiber angeſtellt worden und haben den Krokodil-Orden erhalten.

* * *

Der privilegirte Hofpoet zu St. Domingo hat ſich in Summa Summarum 11 Tabatieren, 7 Buſennadeln, 4 Brillantringe, 23 Orden und 13 Titel erdichtet. Jetzt iſt er in Ungnade gefallen, weil er auf König — wenig gereimt.

* * *

Die Cholera hat ſich in Abas-ſi-donc nieder laſſen wollen, man hat ihr aber aufdiſputirt, daß ſie eine Jüdin ſei, die keinen Staatsbürgerbrief hat. Sie wurde deßhalb fortgeſchafft.

* * *

In der Hofküche Sr. glorreichen Majeſtät des Königs von Ava befinden ſich 2344 Theekeſſel, die aus den Schädeln geköpfter Demagogen fabricirt worden ſind.

* * *

Durch die Gedichte Sr. Majeſtät des Kaiſers von China werden jetzt Feſtungen eingenommen. Wem man ſie vorlieſ't, muß ſich stante pede übergeben.

* * *

So eben erhalten wir die Nachricht, daß der Zahn der Zeit verloren gegangen ſei; dieſe Neuigkeit wird beſonders jene Damen intereſſiren, die den Verfall ihrer Reize zu befürchten hatten.

* * *

In St. Goa ſind folgende Dinge verloren gegangen: 1) die Wage und das Schwert der Gerechtigkeit; 2) die Fackel der Aufklärung; 3) das Sprachrohr der öffentlichen Meinung und 4) das Buch der Erfahrung. Wer Eines oder das Andere findet, wird höflichſt erſucht, das Gefundene im Intelligenz-Bureau abzugeben. Zur Belohnung erhält er einen freien Sperrſitz.

* * *

In Alicante hält der Hoffriſeur Vorleſungen über die Kunſt „den Leuten Zöpfe zu drehen" bei verſchloſſenen Thüren. Nur Leute, welche Aemter bekleiden, dürfen dieſen Vorleſungen beiwohnen.

* * *

Bei einer in Uſedom erſt kürzlich ſtattgefundenen Auction ſind folgende Raritäten verſteigert worden: 1) zwei Pröbchen ächter Frauengunſt; 2) ein guter Witz des Herrn Ludovicus Rellſtab; 3) ein Achtelloth Wohlthätigkeit u. ſ. w.

* * *

Ein Dr. Scüdder in New-York hat künſtliche Augen erfunden, die er in nordamerikaniſchen Blättern ſehr angelegentlich dem einäugigen Publikum empfiehlt. Er verſichert, daß man mit dieſen künſtlichen Augen beſſer ſehen und kokettiren könne als mit den natürlichen. Darum hat eine Sängerin ein Auge auf dieſe Augen geworfen und wird dieſe Augen nicht aus den Augen laſſen.

* * *

Ein in firem Gehalt ſtehender Claqueur des Theaters zu Borneo wünſcht ein Paar große ſtarke Hände zu kaufen, da die Seinigen durch das viele Applaudiren bereits ſchadhaft geworden ſind. Adreſſen unter X. Y. Z. beliebe man beim Portier dieſes Theaters gefälligſt bald abzugeben, weil dieſelben bei der nächſtens ſtatthabenden Aufführung eines neuen Ballets, deſſen Ouverture von einer Prinzeſſin componirt iſt, probirt werden ſollen.

* * *

In einer deutſchen Stadt ſind wieder die Spießruthen eingeführt worden. Wer ein Verbrechen begangen hat, dem werden die Rittergeſchichten von Spieß aufgedrungen. Wer dieſe leſen muß, iſt wirklich ein geſchlagener Mann.

* * *

Der berühmte Romandichter Leibrock iſt um die Erlaubniß eingekommen, ſich fernerhin Frack oder Spencer nennen zu dürfen.

* * *

Pater Rinaldo Lump muß jetzt ſechs Thaler Steuer bezahlen, drei für ſeinen Hund und drei für ſich.

* * *

Der Beſitzer eines Raritäten-Cabinets will folgende ſeltene Stücke, die er doppelt beſitzt, an Liebhaber käuflich überlaſſen:

1) Eine künſtliche Wagſchaale. Wenn man in eine der Schaalen dreißig bis vierzig ehrliche Menſchen ſteigen läßt und in die andere einen Hundsfott erſter Größe ſtellt, ſo bewirkt der daran befindliche Mechanismus, daß der Letztere die Erſtern alle aufwiegt.
2) Eine Fliegenklatſche, den Journaliſten zu empfehlen, womit ſie auf jeden Schlag ein Dutzend ſtechender Mücken und läſtiger Schmeißfliegen zu tödten im Stande ſind.
3) Ein Pulver, welches Jedermann riechen kann. Durch ſeinen Geruch wird augenblicklich das

Kanonenfieber vertrieben — für bramarbaſirende Fähndriche.

4) Ein Schreibpult mit einem künſtlich angebrachten Vergrößerungsglaſe, welches alle Neuigkeiten auffängt, zwanzigmal vergrößert darſtellt und in dieſem Maaßſtabe ſogleich copirt. Ein unentbehrliches Bedürfniß für Redacteure politiſcher Blätter.

* * *

In Abas-ſi-donc iſt Alles in Verzweiflung: vor 8 Tagen iſt das Theater abgebrannt. Eine ungeheuer dicke Langeweile zieht durch die Straßen: Alles gähnt und ſteckt in Schlaf. — Seit dieſem Brande erſcheinen keine Blätter, denn die Journaliſten wiſſen nicht mehr, worüber ſie ſchreiben ſollen. Ein Theaterdichter iſt vor Schreck wahnſinnig geworden und zwei Zettelträger haben ſich gegenſeitig ſo lange geohrfeigt, bis ſie ihren Geiſt aufgegeben. Sieben Lieutenants haben ſich an ihren Schärpen aufgehängt, weil ſie nicht mehr wiſſen, wo ſie ihre Abende zubringen ſollen. Die Prima-Donna hat vorläufig vierzehn ihrer getreueſten Claqueurs verabſchiedet: eilf davon haben ſich an das königſtädter

Theater gewandt und dieſem ihre Dienſte angetragen. 345 Freibillets haben Trauer angelegt. Prinz Hamlet und ein Paar Wolken, der Mohr von Venedig und eine Mondſcheinnacht, die Jungfrau von Orleans und der Veſuv (Decorationen und Garderobeſtücke) ſind verbrannt, das Uebrige aus den Feuergluthen glücklich gerettet werden. Da die Bewohner von Abas - ſi - done ohne Theater durchaus nicht exiſtiren können, ſo ſoll einſtweilen im großen Gefängnißhauſe Komödie geſpielt werden. Die Sperrſitze ſollen dort ſo eng und uncommode ſein, daß ſich Mancher über den Druck beklagen wird.

* * *

Unter dem Namen: „Die Wetterwendiſchen,“ hat ſich in China ein Verein gebildet, bei welchem man für ein Weniges alles nur mögliche Wetter ganz nach Wunſch beſtellen kann. Glaſer beſtellen ſich ſtarkes Hagelwetter; Schuhmacher laſſen es tüchtig regnen; Spaziergänger abonniren auf Sonnenſchein; Droſchken auf ſchmutziges Wetter; Müller laſſen ſich Wind vormachen u. ſ. w. Auch kann man ſich Blitz und Donner beſtellen, beſonders empfehlenswerth für Leute, bei denen nichts einſchlagen will. Wie herrlich wäre es, wenn in jeder Stadt ein ſolches Inſtitut zu Stande käme; mancher Ehemann würde dann, wenn in ſeiner Ehe ein Gewitter aufſteigt, ſogleich die Sonne ſcheinen laſſen oder mit Schneegeſtöber dazwiſchen fahren.

* * *

In einer hieſigen Apotheke ſind folgende Sachen zu verkaufen:

1) Anteleptica gegen die Fallſucht der Papiere;
2) Maria-Farina-Seife gegen die Leberflecke des Charakters;
3) Bruſtthee gegen den Stockſchnupfen der Politik;
4) Mannaſpiritus gegen die Verſtopfung der Gedanken;
5) Süßholzlatwerge gegen die Bitterkeit des Schickſals;
6) Niederſchlagendes Pulver für den Egoismus des Zeitgeiſtes;
7) Brauſepulver gegen die verzehrende Gluth der Freiheit;
8) Hoffmannstropfen für Dichter, welche an Serapionsmährchen leiden;

9) Anthelmintica gegen die nagenden Würmer des Gewiſſens;
10) Brechweinſtein für Feſtungen, welche ſich ſchnell übergeben wollen;
11) Höllenſtein-Auflöſung zum Wegbeizen des großen Jeſuiten-Geſchwürs, das immer mehr und mehr um ſich greift;
12) Moſchuspulver zur Belebung des todten Handels;
13) Mandel-Emulſion zur Beruhigung des Aufruhrs;
14) Terpentin-Salbe zum Schmieren der Advokaten;
15) Scheidewaſſer für uneinige Eheleute;
16) Preßſchwämme zur Erweiterung engherziger Cenſoren und Politiker.

* * *

Ein homöopathiſcher Arzt in Stuttgart hat Lewalds Zeitſchrift gegen die Waſſerſcheu empfohlen. Similia similibus curantur.

* * *

Ein Berliner Buchhändler zeigt in einem Kabinet 23 Exemplare Autoren, die durch ihn verhungert ſind.

* * *

Vor kurzem fand im Thiergarten ein großes Wettrennen oder richtiger geſagt: ein großes Wettfahren mehrerer Berliner Droſchken ſtatt. Vierzehn Renner concurrirten um den erſten Preis, der, beiläufig geſagt, in vier Metzen Hafer beſtand. Die Droſchkenpferde hießen: Astyages, Brendicke, Sardanapalus, Flesch, Tomyris, Hähnchen, Nebucadnezar, Schneppe, Hecuba, Nante, Heliogabalus, Lude, Semiramis und Fiesecke.

Die Rennbahn war von der Statue des Apoll's (vor dem Brandenburger Thore) bis zum ci-devant Elyſium.

Nante, ein Stralower Vollblut, 22 Jahre alt, trug den Preis des Sieges davon. Er legte die oben bezeichnete Strecke in 4 Stunden 43 Minuten zurück.

Den zweiten Preis, beſtehend in 3 Commißbroden, errang Nebucadnezar, der hinkende Schöne genannt, ein Kyritzer Vollblut, zwiſchen 30 und 54 Jahren. Dieſes Roß legte den ungeheuern

Weg in 5 Stunden 11 Minuten und 48 Secunden zurück.

Die Sieger wurden von der jauchzenden Menge, die auf den Tribunen ſtand, mit ungeheurem Halloh und ungeheucheltem Enthuſiasmus empfangen. Schade nur, daß gleich darauf der ſiegende Nebucadnezar, mitten in ſeiner ruhmgekrönten Carriere, ſeinen Geiſt aufgab.

* * *

Die Stuttgardter Trottoirs werden mit den Blättern von Herrn Lewald's Europa gepflaſtert. Die guten Schwaben gehen nun, wenn's auch noch ſo ſtark regnet, beſtändig im Trocknen.

* * *

In Paris trägt man jetzt Schärpen, worauf die bekannte Fahnen-Inſcription ſteht: Liberté, ordre public!

* * *

Der Vorhang eines deutſchen Theaters hat eine Injurienklage eingereicht, weil man ihn ſo oft aufgezogen hat.

* * *

Der Ex-Dey von Algier hat einen Auſtern-Orden creirt, den aber nur ſolche Leute erhalten, die keinen Appetit haben.

* * *

Der Berliner „Geſellſchafter" ſoll in allen Schulen des Preußiſchen Staates als A-B-C-Buch eingeführt werden.

* * *

Es ſoll von Berlin bis Petersburg eine Eiſenbahn angelegt werden. 10,000 Unterthanen haben hierzu ihre eiſerne Geduld zuſammengeſchoſſen.

* * *

Das größte Opfer für die Polen hat eine Tänzerin von der Berliner Oper dargebracht. Sie hat ihr einziges Hemde, zu Charpie verzupft, nach Warſchau geſchickt und trägt nun blos Tricot.

* * *

Der Ex-Dey von Algier geht jetzt mit Orden und Roßſchweifen hauſiren.

* * *

In Aleppo iſt ein allegoriſcher Adreßkalender erſchienen, aus dem wir folgende Auszüge mittheilen:

Die Freiheit wohnt in einem Gefängniß.
Die Kultur in einer Berliner Droſchke.
Die Aufklärung in einer Gaslaterne.
Die Toleranz in Hengſtenbergs „Kirchenzeitung.“
Die Wahrheit in dem Taufſchein der Schauſpielerinnen.
Die Biederkeit in einem Antiquitäten-Cabinet.
Die Unbeſtechlichkeit im zweiten Knopfloch eines ci-devant Demagogen.
Die Aufrichtigkeit in einem Liebesbrief.
Die Höflichkeit in der Seitentaſche eines Polizeibeamten.
Die Verſchwiegenheit auf der Zunge eines Frauenzimmers.
Die Liebe in einem Caſhemirſhawl.
Die Treue in dem Herzen einer hübſchen Choriſtin.
Die Unſchuld in den abgelegten Kleidern einer Tänzerin.
Das Mitleid in dem Taubſtummen-Inſtitut.

Die Kunſt in der falſchen Wade eines Schauſpielers.

Das Gedächtniß in einem Soufleurkaſten.

Der Witz im „Berliner Freimüthigen.“

Der Humor auf der fünften Seite des „Berliner Geſellſchafter.“

Die Unpartheilichkeit in den Recenſionen des Herrn Rellſtab.

Der Geiſt
Der Scharfſinn
Die Originalität } in den Schriften des ci-devant Soufleurs Auguſt Lewald.

* * *

Auf der Inſel Martinique iſt eine neue Art Blutigel entdeckt worden, die die Einwohner des Landes „Budget“ nennen.

* * *

Pater Baſilio hat eine Chamäleons-Cocarde erfunden, die bald ein- bald zwei- bald dreifarbig, bald weiß, bald roth, bald blau ausſieht. Er hat in einem Tage mehr als 10,000 ſolcher Cocarden verkauft.

* * *

Marcelline, erſte Tänzerin am Hoftheater zu Madrid, hat für einen neu erfundenen Pas den Sanct-Jago-Orden erhalten.

* * *

Der „Berliner Geſellſchafter" hat ſich vorgenommen, im nächſten Jahre, am 1. April, wenn die Witterung es erlaubt, einen Witz zu machen. Man pränumerirt in allen ſoliden und unſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

NB. Nach ſo eben eingegangenen Nachrichten wird der „Geſellſchafter" erſt am 30. Februar einen Witz reißen.

* * *

Es iſt jetzt erwieſen, daß nicht Berthold Schwarz, ſondern Herr Auguſt Lewald, der Famulus des Herrn Seidelmann, das Schießpulver erfunden hat. Herr Lewald iſt ein grundgeſcheitter Mann.

* * *

Mit Anfang des künftigen Jahres erſcheinen im Verlage der Unterzeichneten folgende höchſt intereſſante und zeitgemäße Journale:

1) Schinderhannes. Literaturblatt für Beutelſchneider und Autorenſchinder.

2) Cartouche. Blätter für Kunſt, Literatu
Theater, Mode und Lobhudelei.

3) Hieſel. Conſtitutionelles Wochenblatt für m
narchiſche Staaten.

4) Rinaldo Rinaldini. Journal für Oekonomi
Finanzweſen und Staatswiſſenſchaft.

5) Graſel. Unterhaltungsblatt für Geiſt un
Herz und Magenkrampf.

6) Fra Diavolo. Monatſchrift für Schuldenmacher und Bankerottirer.

7) Lips Tullian. Morgenblatt für Weinreiſende
Zahnärzte und Muſterreiter.

8) Mauſche Nudel. Intelligenzblatt für Lotteriecollecteure, Concertgeber, Pränumerantenſammler und Bettelvoigte.

9) Abällino. Nachtblatt für die elegante Welt.

10) Käſebier. Archiv für Geſchmack und Wiſſen.

Beutel, Schneider und Comp., in Algier.
G. Auner, in Tripolis.
S. P. J. T. Z. Bube, in Tunis.

Commiſſion für das Ausland übernimmt
F. J. Leu's ſelige Witwe.

⁂

Auf der Inſel Malta hat man einen Schrift ſteller lebendig begraben, weil er auf Charte — warte! gereimt hatte.

⁂

Zwei Invaliden, von denen der eine den rechten, der andere den linken Arm in einer Schlacht verloren, ſind beim Hoftheater zu X. um den Poſten eines Claqueurs eingekommen.

⁂

Pater Rinaldo Lump iſt zum Haus- Hof- und Staats-Kuppler ernannt worden.

⁂

In B. hat ſich ein Hund erſchoſſen, weil er die Steuer von drei Thalern nicht auftreiben konnte.

⁂

In Surinam werden die Theaterzettel auf Leder gedruckt. Die Bühnendichter pflegen dieſe ledernen Affichen herunterzureißen, um ſich damit ihre zerriſſenen Stiefeln beſohlen zu laſſen.

⁂

Auf Otahaiti iſt eine Schnurbart-Steuer eingeführt. Mehrere Henri quatre ſind bereits als Opfer gefallen.

⁂

In Nowaja-Sembla iſt eine Weiberlotterie e
geführt werden. Die Nummern, welche hera
gezogen werden, gewinnen, d. h. ſie erhalten kei
Frau; die Nummern aber, welche ungezogen bl
ben, verlieren, d. h. ſie erhalten eine Frau.

* * *

In einer deutſchen Stadt haben ſich ſämm
liche Buchhändler zuſammengerottet und den E
ſchluß gefaßt, den Schriftſtellern das Honorar ni
mehr durch Geld, ſondern durch alte Kleidung
ſtücke zu bezahlen.

Für ein Manuſcript von fünf Bogen erhält d
Schriftſteller eine Weſte.

Für ein Manuſcript von zehn Bogen ein Pa
Beinkleider.

Für ein Manuſcript von funfzehn Bogen einen Frac

Für ein Manuſcript von zwanzig Bogen einen Roc

Für ein Manuſcript von fünf und zwanzig B
gen einen Mantel.

NB. Manuſcripte über fünf und zwanzi
Bogen werden zurückgewieſen.

Buchhändler, welche dieſer Uebereinkunft zu
wider handeln, ſollen cum infamia excludirt werden

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Theiles.

XXII. Pulcinella 1

XXIII. Ein Gourmand 7

XXIV. Das geheimnißvolle Buch 14

XXV. Drei Tage aus dem Leben eines Damenhandſchuhs 21

XXVI. Ein Barbier von 1830 26

XXVII. Eine Fidibus-Geſchichte 32

XXVIII. Judith und Holofernes 38

XXIX. Der Komet und ich 42

XXX. Der verwunſchene Haubenſtock . . . 50

XXXI. James, der Seehund 55

XXXII. Der Antiquitätenſammler 63

XXXIII. Thereſe Krones 70

XXXIV. Mein Frack 73

XXXV. Ein dummes Mährchen 80

XXXVI. Adele 88
XXXVII. Ein Räthſel 95
XXXVIII. Thereſe und Fanny Elsler 105
XXXIX. Ignaz Schuſter 111
XL. Wenzel Müller 119
XLI. Mein Serail 124
XLII. Nadelgelder 12
XLIII. Capriccio 13
XLIV. Eine Badebekanntſchaft 14
XLV. Ein Geheimniß 15
XLVI. Der ewige Jude 16
XLVII. Eine Pariſer Leſeprobe 17
XLVIII. Das Sylveſtermännchen 18
XLIX. Hector, Trauerſpiel von Napoleon Bonaparte 19

Anhang:

Das Buch der Lügen 22
Nachrede 24

9
3
9
4
5
4
6

3

1
0

Bibliotheca Shahiludii.

Bibliothek des Schachspiels.

BIBL.
NIVERS.
LIPS.

Cult. Gesch. [illegible]

BIBLIOTHECA SHAHILUDII.

Bibliothèque du jeu des Échecs.

Bibliothek des Schachspiels.

Alphabetisch geordnetes Verzeichniss aller Werke,
die über das Schachspiel im Druck erschienen sind.

Zusammengestellt

von

EDUARD MARIA OETTINGER.

Leipzig,
Wilhelm Engelmann.
1844.

Motto.

„Das Schachspiel ist so nöthig als das Brodessen, um auf alle Fälle gewieget zu werden."

J. G. Estor's deutsche Rechtsgelahrtheit.
Frankf. 1767. Seite 1207.

Vorwort.

Der Unterzeichnete, der sich seit Jahren mit bibliographischen Arbeiten beschäftigt, hat einige Zeit der Muse benutzt, um für die Freunde des Schachspiels eine vollständige, alphabetisch geordnete Literatur desselben zusammenzustellen. Er hat dabei die Vorarbeiten von Twiss, Höck, Cancellieri und Massmann benutzt und hofft, dass diese Arbeit manchem Bibliographen nicht ganz unwillkommen sein wird. Mehrere Berichtigungen und Zusätze verdankt er dem Herrn Verleger dieses Schriftchens.

Leipzig, am 4. October 1843.

E. M. Oettinger.

A.

1. **ABEN-EZRA** (Abraham), Charuzim al zechok schahmath, id est Carmina rhythmica de ludo Shamat seu Shahiludio, hebr. und lat. in Thomas **Hyde's** „Mandragorias s. de ludis Orientalibus libr. II.“ Oxon. 1694. 8. ibid. 1702. 8. ibid. 1767. 8. Deutsch u. d. T. Neu eröffnete Kunststücke des Schachspiels u. s. w. aus der hebräischen Sprache ins Deutsche übersetzt von Ludi magistro, Frkf. und Leipz. 1743. 8. (Das hebräische Originalgedicht enthält 75 Verse.)
2. **ABEN-JACHIA** Bonsenior, Meliza zachah ab zechok haschak, s. Oratio de Shahiludio hebr. und lat. in Th. Hyde's „Mandragorias“, Theil I.
3. **ABENSTEIN** (G. W. v.), Das Schach- und Tokkategli-Spiel nach den geprüftesten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen zum Selbst-Unterricht. Berlin, Hayn, 1810. 8. (Abdruck aus Julius Cäsar's Spiel-Almanach.)
4. **Académie** nouvelle des jeux ou divertissemens innocens, contenant les règles du jeu des écheesetc. Leyd. 1718—1728, 2 Bde. 12. Amst. 1728, 2 Bde. 12. Amst. 1752, 3 Bde. 8. Par. 1759, 3 Bde. 8.
5. **Académie** des jeux, contenant les principaux jeux des cartes et de combinaison. Nouvelle édition augmentée d'un traité complet de l'écarté et de l'abrégé du jeu des échecs par (André Danican) Philidor. Paris, Guillaume, 1821. 8.

6. **ACTIUS** (Thomas), De ludo scacchorum in legali methodo tractatus, ubi variae quaestiones legales tractantur causa dicti ludi, nunc primum in lucem editus cum summariis et indice. Pisauri, Hieronymus Concordius, 1583. 4.

7. **ALBERS** (H. C.), Unterricht im Schachspiel. Mit zwei Arten Schach zu 4 Spieler, so wie mit dem verbesserten Courierspiel vermehrt. Lüneburg, Herold und Wahlstab, 1821. 8.

8. **ALA-EDDIN**, Commentatio de ludo Schatrangi, liber arabicus (in Timuri historia, pag. 428). Lugduni Batav. 1636. 4.

9. **ALBERTI** (J. J.), Leichtfasslicher, praktischer Unterricht zur Erlernung des Schachspiels, mit 2, 3 und 4 Spielern u. s. w. Quedlinburg, Basse, 1829. 8. 2te Aufl. Ebend. 1832.

10. **AL-DAMIRI**, De Shahiludio (in Hyde's Mandragorias, Theil I. Seite 182).

11. **ALEXANDRE** (A.), Encyclopédie du jeu des échecs. Paris 1838. 8.

12. **ALLGAIER** (Johann), Neue theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiele, Theil I, Wien, Kö[illegible] 1795, 296 Seiten. 8. Theil II, Wien, 1796. 122 Seiten. 8. 2te Aufl. Wien, Kaulfuss, 1802. 8. 3te Aufl. Wien, Kaulfuss, 1811. 133 Seiten. 8. 4te stark vermehrte und verbesserte Aufl. Wien, Kaulfuss, 1819. 189 Seiten. 8. 5te Aufl. Wien und Prag, Haas, 1826. 189 Seiten. 8. 6te Aufl., herausgegeben von C. de Santo-Vito, Wien, Haas, 1833. 8. 7te Aufl., herausgegeben von C. de Santo-Vito, Wien, Haas, 1841. 8.

13. **AL-SULI**, De Shahiludio (in Hyde's Mandragorias, Theil I, Seite 182).

ANASTASIA, siehe **HEINSE**.

14. **ANDERSSEN** (A.), Aufgaben für Schachspieler, nebst ihren Lösungen. Breslau, Kern, 1842. 8.

15. **ANDRÄ** (Heinr. Fr.), Das Schachspiel, mit historischen Bemerkungen erläutert und zum Gebrauch sowohl für Anfänger als geübtere Freunde desselben praktisch ausgearbeitet. Halle, Hendel, 1796. 62 Seiten. 8.

ANTONIO, siehe **NEVES**.

16. Anweisung zum Schachspiel. Halle, Dreyssig, 1804. 8.

17. Anweisung, deutliche, vom Schachspiel, daraus man selbst alle Vortheile und Handgriffe ohne Anführung erlernen, mit sich selbst spielen, und sich perfectionieren kann. O. O. 1740. 8.

18. Anweisung, praktische, zum Schachspiele. Aus dem Französischen des A. D. Philidor, übersetzt vom Schack Hiarte Ewald, Waldeck 1779. 8. Gotha, Ettinger, 1779. 8. ibid. 1799. 8. ibid. 1810. 8. ibid. 1833. 8. Halle, 1840. 8.

AUGUST, Herzog v. Braunschweig, siehe **SELENUS**.

AUTORE Modenese, siehe **LOLLI** und **RIO**.

19. A. B., Neue Theorie der Schachspielkunst, in Vergleichung gestellt mit der Theorie der Gefechtslehre. Königsberg 1827. 8.

B.

20. **BACHET** (C. C.), Problèmes plaisants et delectables, qui se font par les Nombres. Lyon 1612. 8. (Handelt von Rhythmomachie.)

21. **BAILLIÈRE** (Denis), Essai sur les problèmes de situation. Rouen, Racine, 1782. 8. (Seite 67—89 handelt vom Rösselsprung.)

22. **BARBIER** (Joseph), The famous game of Chess-play. London 1672. 12.

23. **BARRINGTON** (Daines), An historical disquisition of the game of Chess..... (Deutsch in Halle's „natürlicher Magie.“ Bd. XIII.)

24. **BAROZZI** (Francesco), Il Giuoco nominato Rhythmomachia. Venezia 1572. 4.

BEN-ONI, siehe **REINGANUM**.

25. **BENDIX** (N. N.), Recueil de 70 parties d'échecs, avec des observations instructives, par lesquelles on démontre les secrets de ce jeu et l'art de le jouer en perfection. Petersbourg, Pluchart, 1824. 8.

26. **BERTIN** (John), The noble game of Chess containing rules and instructions for the use of those, who have already a little knowledge of this game. London, Woodfall, 1735. 78 Seiten. 12.

27. **BICCHIMO** (N. N.), Royal game of Chess-play. London 1562. 4.

28. **BILGUER** (Paul Rudolph v.), Zur Theorie des Schachspiels. — Das Zweispringerspiel im Nachzuge. (Mit 10 Tabellen in gr. 4.) Berlin, Veit et Comp. 1839. 8.

29. — — — und v. d. **LASA**, Handbuch des Schachspiels. Berlin, Veit et Comp. 1843. 8. Erstes Buch enthält 376 Seiten; zweites Buch, Spielendungen, 124 Seiten.

BINGHAM, siehe **PONZIANI**.

30. **BLEDOW** (L.), Die zwischen dem Berliner und Posener Klubb durch Correspondenz gespielten Schach-Partieen, mit Anmerkungen und Varianten, nebst einer Sammlung von 50 andern Correspondenz-Partieen. Berlin, Veit und Comp. 1843. 8.

— — — siehe **LEWIS**.

31. **BOISSIÈRE** (Claude de) s. Claudius Buxerius, Le très-

excellent et ancien jeu Pythagorique, dit Rhythmomachie, fort propre et très-util à la récréation des esprits virtueux pour obtenir vraye et prompte habitude en tout nombre. Paris, Cavellat, 1556. 104 Seiten. 8.

BONSENIOR, siehe **ABEN-JACHIA**.

32. **BOURDONNAIS** (Louis Charles Mahé de la), Nouveau traité du jeu des échecs. Paris 1833. 8. Bruxelles 1842. 8. (Russisch, Petersburg 1835. 8.)

33. **BRAUN** (Laurentius de), De ludis Scacorum, Dresdae.

34. **BRUNETTI** (Francisco Saverio), Giuochi delle Minchiate, Ombre e Scacchi ed altri d'ingegno, Roma, Barnabo e Cizzarini, 1747. 8.

35. **BUDDEN** (D. S), The royal game of Chess-play sometimes the recreation of the late King with many of the nobility. London, Beale, 1656. 8. (Freie Bearbeitung von Nr. 27.)

36. **BUDDEUS** über Schachspiel (in Hyde's Mandragorias, Theil I. Seite 184).

37. **BUHLE** (C. A. A.), Das Schachspiel historisch erläutert, mit einer kurzen Anleitung versehen. Halle, Renger, 1812. 8.

BURCHELATTI, siehe **TUCCIUS**.

C.

38. Campeggiamenti degli Scacchi, o sia nuova disciplina di attacchi, difesa e partiti del giuoco degli Scacchi, si nello stilo antiche, che nel nuovo archiscacchiere, stratagemi ed invenzione. Torino, A. Beltrandi, 1683. 4. (Der Autor dieses Werkes ist Francesco Piacenza.)

CANCELLIERI, siehe Giuoco degli Scacchi.

39. CARRERA (Pietro), Il giuoco degli Scacchi, diviso in otto libri, ne' quali s'insegnano i precetti, le usite ed i tratti posticci del giuoco, e si discorre della vera origine di esso; con due discorse, l'uno de Padre D. Giov. Batt. Cherubino, l'altro del Dottor Mario Tortelli, Militelli, Giov. de' Rossi da Trento, 1617. 556 Seiten. 4. (Engl. u. d. T.: A treatise of the game of Chess, von William Lewis. London 1822. 8. (Vergl. Vespai.)

40. CAESAR (Julius), Spielalmanach. Berl. 1797. 8.

CALABRESE, siehe GIOACHIMO.

CASULIS, siehe CESSOLIS.

CAXTON, siehe CESSOLIS.

41. CAZENOVE (J.), A selection of curious and entertaining games at Chess, that have been actually played by J. C. London 1817. 12. (Ist nicht in den Buchhandel gekommen.)

42. CERBERTI (N. N.), Rhythmomachia. Lips. 1616. 4.

43. CERON (Alphonso), Del juego del Axedrez, s. de latrunculorum ludro (siehe N. Antonio's Bibliotheca hispanica, Theil I. Seite 13).

44. CERUTTI (Jean Antoine Joachim), Les Échecs. (Ein Gedicht von 356 Versen, welches sich in dessen „Recueil de quelques pièces de littérature en prose et en vers." Glasgow et Paris, Prault, 1784. 8. befindet.)

CESALIS, CESOLE, CESSOLLIS, CESSALIS, CESSOLE, CIESOLE, siehe CESSOLIS.

45. CESSOLIS (Jakob von), Liber de moribus hominum et officiis nobilium super ludo Scacorum, S. A. et L. 4. 2te Ausgabe u. d. T.: Incipit solatium ludi scacchorum etc. Ultrajecti, Nic. Ketelaer und Gerard de Leempt, 1473. 39 Blätter. Fol. 3te Ausg. u. d. T.: Incipit liber quem opposuit frater Jacobus de Cessolis etc. Mediolani, Paul. de Suardis, 1479, 24 Blätter. Fol. 4te Ausg. u. d. T.:

Informatio morum excerpta ex modo et ratione ludi Scachorum etc. Mediolani, 1479. 4. 5te Aufl. Mediolani. 1497. Fol. S. l. 1505, 32 Blätter. 4. Viennae, Winterpurger, 1505. 4. Venetiae, A. Bindoni, 1534. 8. Deutsch u. d. T.: Das spil das do heysset schachzabel. 1477, 40 Blätter mit Holzschnitten (Augsburg, G. Zainer). Augsburg, A. Sorg, 1483. Fol. — Strassburg, H. Knoblochzer, 1483. Fol. Franz. u. d. T.: Le jeu des échecs moralisé et l'ordre de chevalerie, Paris, A. Verard, 1504. Fol. Uebersetzt von Jehan de Vignay, Paris, M. le Noir, 1505. 4. Engl. u. d. T.: The game and playe of the Chess, übersetzt von William Caxton, Westmonasterii 1473, 144 Seiten in 4. (Das älteste der englischen Druckwerke.) London 1474. Fol. ibid. 1490. Fol. Niederländ. u. d. T.: Tractaat van den Tydverdryff der edele Heeren en Vrouwen genoemt dat scaak gemoraliseert, Gouda, Gerard de Leeu, 1479. Fol. Delft 1483. 4. ibidem 1493. 4. Italien. Firenze, A. Mischomini, 1494. 4. Venezia, A. Bindoni, 1534. 8. Neu herausg. u. d. T.: Volgarizzamento del libro de' costumi e degli offizii de' Nobili sopra il Giuoco degli Scacchi di Jacopo da Cessole, tratto nuovamente (di Pietro Marocco) Milano, G. Ferrario, 1829. Vorrede XX und 362 Seiten Text in 8.

46. (CHAMPBLANC, F. D.), Das Kriegsspiel oder Schachspiel im Grossen. Nach einer einfachen und leicht fasslichen Methode dargestellt. Wien, Müller, 1824. 8.

CHERUBINO, siehe CARRERA.

47. Chess made easy; new and comprehensive rules for playing the game of Chess, with exemples from Philidor, Cunningham, to which is prefixed an account of its origin by Mr. Freret, anecdotes of some distinguished

personages and the morals of Chess written by Dr. Franklin. London 1797. 12.

CHIOSI, siehe **VIDA**.

48. **CICCOLINI** (Giuseppe), Tentation di un nuovo giuoco di Scacchi. Roma 1621. 2 Bde. 8.

49. **CICCOLINI** (Giuseppe), Il nuovo tesoro degli Scacchi, ossia raccolta di partiti di varj autori. Roma 1827. 2 Bde. 8. (Der Autor dieses Werkes ist, ob er gleich denselben Vornamen führt, nicht mit dem Verfasser des vorhergehenden zu verwechseln.)

50. **CLODIUS** (Heinrich Jonathan), Primae lineae Bibliothecae lusoriae, s. Notitia scriptorum de ludis. *Lipsiae* 1761. Langenheim, 166 Seiten. 8. (Führt gegen 80 Schriften über das Schachspiel an.)

COCHANOVIUS, siehe **KOCHANOWSKY**.

51. **COCHRANE** (R . . .), A Treatise on the game of Chess, containing the game on odde, from the Traité des Amateurs, and the games of the celebrated anonymous Modanese. London 1822. 8. (Enthält auch eine Schachspiel-Literatur, die der Verfasser aus der Bibliotheca lusoria, von H. J. Clodius geschöpft hat.)

COLOMBO, siehe Giuoco degli Scacchi.

52. **COLLINI** (Alexandre), Solution du problème du Cavalier au jeu des échecs. Manheim, T. Löffler, 1773. 8. ibidem 1783. 8. (Handelt vom Rösselsprung.)

53. **COUVRET** (Jean Joseph Thérèse Roman), Les échecs, poème en 4 chants, herausg. v. M. Couvret. Paris 1807. 12.

54. — — — Recherches historiques sur le jeu des Échecs. Paris 1817. 16.

55. **COVARRUBIAS** (Pedro de), Remedio de Jugadores. Burgos, Melzar, 1519. 4. Ital. u. d. T.: Rimedio de' giuocatori, von Alphonso Ulloa. Venezia, Valgrisi,

1562. 4. (Höck citirt eine italienische Uebersetzung unter dem Titel: Giuoco degli Scacchi e della Palba. Venezia 1562. 4.)

56. **COZIO** (Conte Carlo), Il Giuoco degli Scacchi. Turino, stamparia reale, 1766. 2 Bde. 8. Theil I. 357 Seiten. Theil II. 382 Seiten.

57. **CRAILSHEIMER** (G.), Neue praktische Anweisung zum Schachspiel, nebst Darstellung der ächten alten Regeln. Bamberg, Dederich, 1829. 16 Seiten. 8.

D.

58. **D.....** (Ulysse), Traité élémentaire du jeu des échecs. Paris (Luneville), Masson, 1823. 8.

59. **DAMIANO** (Pedro), Libro da imparare giuocare a Scacchi, in lingua Spagnuola e Italiana, O. O. u. J. 128 Seiten. 12. O. O. u. J. 48 Seiten. 8. Roma, St. Guilliretti und H. Nani, 1512. 4. ibidem 1518. 4. ibidem, Bladi de Asula, 1523. 64 Seiten. 12. Venezia, Zazzaza, 1564. 8. Roma, 1606. 8. ibidem, 1618. 8. Franz. u. d. T.: Le plaisant jeu des échecs, übersetzt von Claude Gruget, Paris, G. le Noir, 1560. 46 Seiten. 8. London 1752. 12. Engl. u. d. T.: The plaisant and wittie playe of the Cheasts renewed, übersetzt von James Rowbothum, London 1562. 110 Seiten. 12. Neu herausg. u. d. T.: The works of Damiano, Ruy Lopez and A. Salvio on the game of Chess, mit Anmerkungen von J. H. Sarratt. London 1813. 8.

DANICAN, siehe **PHILIDOR**.

60. **Deliciae** regis s. de Shahiludio historia prosaica; in Hyde's Mandragorias I, 2, 18—71. (Der Urheber des hebräischen Originals ist unbekannt.)

61. **DEPPEN** (Otto von), Schach-Politik oder Grundzüge zu der Kunst, seinen Gegner im Schach bald zu besiegen; nebst einem Anhange über die Literatur, die Geschichte und die Grundgesetze des Schachspiels. Leipzig, Lauffer, 1826. 78 Seiten. 8.

62. Description nouvelle et claire du royal jeu des échecs, nouvellement reduit aux régles ordinaires et nécessaires pour le jouer facilement par St. G……

63. Dictionnaire des Jeux, Paris, Panckoucke, 1792. 8. (Seite 672—688 handelt vom Schachspiel.)

Dictionnaire des jeux mathématiques, siehe LACOMBE.

64. **DOLLINGER** (Johann), 110 ganz neu zusammengesetzte Schach-End-Spiele Dann 24 verschiedene Arten, den Springer durch alle Felder hin- und zurück zu spielen, ohne ein Feld doppelt zu berühren. 2 Atheill. Wien, Schaumburg und Comp., 1806. 8.

65. **DUBOIS** (Louis), Recherches sur le jeu des échecs. (In Millin's Magazin encyclopédique 1806, I. 48—62.)

66. **DUCCHI** (Gregorio), La Scacheide, overo il giuoco degli Scacchi ridotto in poema eroico, compresso in VI canti, Vicenza, Prein e Greco, 1586. 4. ibid. 1607. 4.

— — — Vergleiche VIDA.

67. **DÜBEN** (C. G. F. von), Talisman des Glückes oder Selbstlehrer für alle Karten-, Schach-, Billard-, Ball- und Kegel-Spiele. Mit Kupfern und 12 Bildern. Berlin. 1816. 8. 2te Aufl. Ebend. 1819. 8.

— — — siehe FIELDING.

Duellum Scacchorum, siehe TUCCIUS.

E.

68. **EBELING** (C. D.), Unterricht im Schachspiele ....
69. **EBERT** (J. K.), Nachricht von dem berühmten Schachspieler und der Schachmaschine des k. k. Hofkammerrathes v. Kempelen. Leipzig 1785. 8.
70. **EICHENBAUM** (Jakob), Ha-Kerab (die Schlacht). London 1839. 8. (Hebräisches Schachspiel-Gedicht.)
71. **ENDERLEIN** (Karl), Theoretisch-praktische Anweisung zum Vier-Schachspiele. Mit einer Sammlung von Spiel-Anfängen, durchgeführten Partieen und Spiel-Endungen. Berlin 1826. 8. Zweite stark vermehrte Aufl. (Mit 1 Steintafel.) Berlin, Schroeder, 1837. 12.
72. Entwurf zur Bildung einer deutschen Schach-Akademie. Nürnberg, Stein, 1833. 4.
    ERSKINE, siehe **VIDA**.
73. Essay sur le jeu des Échecs. Hamburg 1770. 8.
74. **EULER** (Leonhard), Solution d'une question curieuse qui ne paroit soumise à aucune analyse (in der Histoire de l'Académie royale des sciences et belles lettres. Berl. 1759. Seite 310—337).
    EWALD, siehe **Anweisung**, praktische.

75. **FIELDING** (Adolf Julius Theodor), Neueste Art, das Schachspiel gründlich zu erlernen. Berlin, Societäts-Buchhandlung, 1812. 8. ibid. 1814. 8. ibid. 1816. 8. Neu herausgegeben von C. G. F. von Düben. Berlin, Sander, 1818. 8. 5te Aufl. ibid. 1820. 8. Polnisch, Breslau, Korn, 1809. 12.

76. FISCHER (N. N.). Die Erfindung des Schachspiels (in der „Deutschen Monatsschrift“ 1797, Seite 271; in Koch's „Codex der Schachspielkunst“. Magdeb. 1813, Seite 7, und in Netto's Schachspiel. Seite 12).

77. FLAMMHORST (N. N.), Grundzüge einer Variation über das Schachspiel, im Geiste der europäischen Kriegsführung. Nürnberg, Stein, 1833. 80 Seiten. gr. 4.

78. FRANKLIN (Benjamin), Morals of Chess (in Franklin's „Kleinen Schriften“. Wien 1794. Theil II. Seite 29).

79. FRERET (Nicolas), Dissertation de l'origine du jeu des échecs (in dessen „Oeuvres“. Paris, an XVIII. Seite 121).

80. FULKE (William), Metromachia, ludus geometricus. London 1566. 4. ibid. 1578. 4.

81. ——— The most ancient and learned Play called the Philosopher's Game, invented for the honest Recreation of the Studious. London, Rowland Hall, 1563. 16.

G.

G. (St.), siehe Description nouvelle et claire.

82. Game at Chess in metaphorical Discourse shewing the present Estate of this Kingdom. London 1643. 8. (Politisches Pamphlet auf die Regierung Carls I. von England.)

83. GHULAM Kassim, Analysis of the Muzio Gambit and Match of two Games at Chess played between Madras and Hyderabad. Madras 1829. 63 Seiten. 4.

84. GIACOMETTI (N. N.), Nouveau jeu des échecs ou jeu de la Guerre. Gènes 1801. 8.

85. GIANUTIO (Horatio), Libro, nel quale si tratta della maniera di giuocar a scacchi. Turino, Bianchi, 1597.

104 Seiten. 4. Engl. u. d. T.: The works of Gianutio and Gustavus Selenus on the game of Chess, von J. H. Sarratt. London 1817. 2 Bde. 8.

86. **GIOACHIMO** Greco Calabrese, Trattato del nobilissimo e militare essercitio de' Scacchi, nel quale se contengono molti bellissimi Tratti e la vera Scienzia di esso Giuoco composto da Gioachimo Calabrese. (Befindet sich als Handschrift in London.) Deutsch u. d. T.: Das Schach des H. Giachimo Greco Calabrois und die Schachspielgeheimnisse des Arabers Philipp Stamma, verbessert und mit einer ganz neuen Methode zur Erlernung der Spielenden umgearbeitet von Moses Hirschel, Breslau 1784. 8. Leipzig 1795. 8. Franz. u. d. T.: Le jeu royal des eschets, O. O. u. J. 8. u. d. T.: Le royal jeu des eschecs, Paris 1615. 8. ibid. 1635. 8. ibid. 1669. 12. ibid. 1674. 8. ibid. 1688. 8. ibid. 1696. 8. A la Haye 1696. 16. Bruxelles 1698. 8. Paris 1699. 12. A la Haye 1700. 8. Paris 1713. 12. ibid. 1714. 12. Haye 1740. 8. Liège 1741. 12. Paris 1742. 8. Liège 1742. 12. Haye 1744. 12. Londres 1752. 8. Paris 1774. 12. Engl. u. d. T.: Chess mad easy, or the games of Gioachimo Greco the Calabrian. London 1750. 8. u. d. T.: On the game of Chess, translated and illustrated with annotations by W(illiam) Lewis. London, March, 1819. 8.

87. **Giuoco** degli Scacchi; Trattatello tradotto dall Inglese (durch Michele Colombo) aggiuntato la Bibliotheca ragionata degli Scrittori del giuoco presso dell' Abbate Francesco Cancellieri. Venezia, Orlandinelli, 1824. 8.

88. **GRAN** (F. von). Abhandlung über die Natur und Grundsätze des Schachspiels. Wien 1787. 8.

89. **GRAZZINI** (Cosmo), Scacchii ludus emendatus. Florentiae, Juntas, 1604. 4.

— — — siehe **VIDA.**

GRECO Calabrese, siehe **GIOACHIMO.**

GRUGET, siehe **DAMIANO.**

90. **GUGOR** (Emile), Nouvelles Récréations physiques et méchaniques. Paris, Gueffier, 1769. 8. Theil II, Seite 230. 1786. Theil III, Seite 9 (vom Rösselsprung).

GÜNTHER WAHL, siehe **WAHL.**

GUSTAVUS SELENUS, siehe **SELENUS.**

91. **GUTSMUTHS** (N. N.), Spiele zur Uebung und Erholung. Schnepfenthal 1802. 8. (Seite 460—489 vom Schachspiel.)

92. **GYOT** (Guillaume Germain), Nouvelles récréations physiques et mathématiques. Paris. Gueffier, 1769. 8. Theil II, Seite 231—242. Theil III, Seite 95—105.

H.

93. **HAWKINS** (Guy), Poem on Chess. London 1764. 4.

94. (**HEINSE** Wilhelm), Anastasia oder das Schachspiel. Briefe aus Italien vom Verf. des Ardinghello. Frankfurt 1803. 8. ibid. 1815. 8. ibid. 1820. ibid. 1831. 8. Leipzig 1838. 8.

95. **HELLWIG** (Johann Christian Ludwig), Versuch eines auf das Schachspiel gebauten tactischen Spieles, von zwei und mehreren Personen zu spielen. Leipzig, Crusius, 1780—1782. 2 Bde. 8.

96. (**HINDENBURG** K. F.), Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempelen, nebst einer Abbildung und Beschreibung seiner Sprachmaschine. Leipzig 1785. 8.

97. **HIRSCHEL** (Moses), Das Schach des Herrn Gioachimo Greco Calabrois und die Schachspielgeheimnisse des Arabers Philipp Stamma. Breslau 1784, Löwe, 3 Thle. 8.

HIRSEBOCK, siehe **VIDA**.

98. **HOECK** (J. D. A.), Versuch einer Literatur des Schachspiels an Reinganum's „Ben-Oni“ oder die Vertheidigungen gegen die Gambitzüge im Schach u. s. w. Frankfurt a. M., Hermann, 1825. 8. (Bildet den Anhang zu A. Reinganum's „Ben-Oni“.)

99. **HOFFMANN** (Johann Joseph Ignaz), Beiträge zum Schachspiel; theoretische Vorschriften und praktische Beispiele, grossentheils nach italienischen Meistern bearbeitet, Mainz, Kupferberg, 1824. 16.

HOFFMANN, siehe **VIDA**.

100. **HORNY** (Johann), Anweisung, das Schachspiel gründlich zu erlernen. Cassel, Luckhardt, 1824. 8. ibid. 1826. 8. 3te Aufl. ibid. 1839. 8.

101. **HOVERBECK** (C. E. B. von), Das preussische National-Schach. Mit Kpf. Breslau, Grass, Barth u. Comp., 1807. 8.

102. **HOYLE** (Edmond), The accurate Gamester's Companion, containing rules for playing the game of Whist, the laws of the game etc. 9te Ausg. London 1748. 12.

103. — — — Games of Whist, Chess etc. London, Jones, 1779. 12.

104. — — — An Essay on the game of Chess. London 1761. 54 Seiten. 12.

105. **HYDE** (Thomas), Mandragorias s. de Ludis Orientalibus Libri II quorum prior est duabus Partibus distinctus, videlicet: 1) Historia Shahiludii, Latine, deinde: 2) Historia Shahiludii, Hebraice et Latine per tres Judaeos.

Posterior liber continet Historiam Neriludii et reliquorum Ludorum Orientis. Oxonii 1694. 8.

I.

106. INGOLD, Dz guldin Spil. (Reutlingen 1472. Fol.) Der Verfasser dieses seltenen Werkes nennt das Schachspiel eine der sieben Hauptsünden.

107. IRWIN (Eyles), Essay on the origin of the game (vor Bingham's Uebersetzung des Rio'schen Werkes „il incomparabile giuoco degli Scacchi“).

108. — — — Account of the game of Chess played by the Chinese (in den Transactions of the Royal Irish Academy. Dublin 1793. 4. Theil V. Seite 2).

Isagoge, siehe WIEL.

J.

109. JÄNISCH (C. F. von), Découvertes sur le cavalier (aux échecs). Petersbourg 1837. 8.

110. — — — Analyse nouvelle des ouvertures du jeu des échecs. Vol. I. Petersbourg et Leipzic, L. Voss, 1842. gr. 12.

JEFFREY, }
JESSE, } siehe VIDA.

111. Jeu des Échecs, avec son invention, science et practique. Paris 1609. 4.

112. JONES (William), On the Indian Game at Chess (in dessen Works, London 1799, Theil I, Seite 521—527).

113. — — — Caissa or the game of Chess. London 1763. 8. (Gedicht von 234 Versen.)

K.

114. **KÄFER** (Victor), Vollständige Anweisung zum Schachspiele. Zum ersten Male wissenschaftlich geordnet, und nach allen Original-Schriftstellern zusammengestellt. (In 4 Abtheil.) (Mit 3 lith. Taf.) Grätz, Damian und Sorge, 1842. 8.

115. **KENNY** (W. S.), Practical Chess grammar or an introduction to the royal game of chess in a series of plates designed to instruct the learner, remove the difficulties of this elegant and scientific game, and render it attainable to the lowest capacity. London 1816. 4. ibid. 1817. 4. ibid. 1818. 4. ibid. 1819. 4. Deutsch u. d. T.: Die Schachgrammatik oder kurze und doch vollständige, für Jedermann fassliche Anleitung, das edle Spiel bald zu erlernen. Leipzig, Baumgärtner, 1821. 8.

116. — — — Practical chess exercises, intended as a Companion and sequel of the practical Chess Grammar, containing various openings, games and situations, with instructions and remarks. London 1818. 8.

117. — — — Analysis of the game of Chess, illustrated by Diagrams with remarks and notes. London 1819. 8. ibid. 1824. 8.

— — — Vergleiche **PHILIDOR**.

KERSTEMAN, siehe **PHILIDOR**.

118. **KINDERMANN** (Joseph Karl), Vollständige Anweisung, das Schachspiel durch einen vorhergehenden allgemeinen Unterricht, dann durch die nachfolgende Erläuterung der von den besten Meistern aufgestellten Musterspiele selbst zu erlernen. Mit Kpf. Grätz, Ferstl, 1795. 8. ibid. 1801. 8. ibid. 1819. 8.

119. Kleine Schachspieler, der, oder selbstbelehrender Unterricht im Schachspiele. Mit einem Holzschnitt. Elberfeld, Mannes, 1811. 8.

120. KOCH (Johann Friedrich Wilhelm), Die Schachspielkunst nach den Regeln und Musterspielen des grössten Meister. Magdeburg 1801 – 1803. Keil. 2 Bde. 8.

NB. Die neue Auflage erschien unter dem Titel:

121. — — — Codex der Schachspielkunst nach den Musterspielen und Regeln der grössten Meister, in einer für die Erleichterung des Selbstunterrichts bequemen Bezeichnungsart und Anordnung entworfen. Magdeburg, Heinrichshofen, 1813—1814. 2 Bde. 8.

122. — — — Dess. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Sechshundert Schachspielaufgaben für geübte Spieler, im Druck vollendet von C. F. Koch. Magdeburg, Heinrichshofen, 1834. 8.

123. — — — Elementarbuch der Schachspielkunst. Magdeburg, Creutz, 1828. 8.

124. KOCHANOWSKY (H.), De ludo Scacchico carmen (in Kochanowsky's „Carmina.“ Krakau 1639. 4. Seite 18.)

125. Krieg zwischen der weissen und rothen Rose, oder Beschreibung eines neuen vereinfachten Schachspiels. Nach dem Englischen. Leipzig, Müller, 1832. 8.

126. Kriegslisten des Schachspiels oder der kluge Schachspieler. Praktische Anleitung nach den Werken der besten Meister, das Spiel remis und patt zu machen oder zu gewinnen. Aus dem Englischen. Mit 12 Holzschnitten. Leipzig, Baumgärtner, 1820. 8.

Kriegsspiel, siehe CHAMPLANC, CICCOLINI, FLAMMHORST, GIACOMETTI, HELLWIG, HOVERBECK, PERIÈS, SENFFT v. PILSACH und VENTURINI.

127. **Kriegsspiel**, neues, oder verbessertes Schachspiel. Mit Kpf. Prag, Widtmann, 1770. 8.

Kunst, im Schachspiel ein Meister zu werden, siehe **PHILIDOR**.

Kunststücke des Schachspiels, siehe **ABEN-EZRA**.

L.

128. **LALLEMANT** (J. G.), Les trois nouveaux jeux de Dames, Egyptien, échecs et à trois personnes. Metz 1802. 2 Bde. 8.

129. — — — Les quatre jeux de Dames, Polonais, Egyptien, Échecs et à trois personnes. Metz 1802. 3 Bde. 8.

130. **LAMBE** (Robert), The history of Chess, together with short and plain instructions by which any one may easily play at it, without the help of a teacher. Lond. 1764. 160 Seiten. 8. ibid. 1774. 8. ibid. 1778. 8.

131. **LEVES** (Ralph), Le pleasant and wittie play of the Cheasts. London 1562. 12.

132. **LEWIS** (William), The celebrated game of Chess. London 1817. 8.

133. — — — Elements of the game of Chess. London, Baldwin, 1818. 12. ibid. 1822. 12.

134. — — — Oriental Chess, or Specimens of hindostanee excellence in that celebrated game. London 1817. 2 Bde. 12. *(Freie Bearbeitung von Trevand agacharya Shastree, Essays of Chess, adopted to the Europe an mode of playe, translated from the original Sanskrit. Bombay 1814. 4.)*

135. — — — The games of the match at Chess, played by the London and Edinburgh Clubs. London 1828. 8.

Deutsch von F. W. v. Mauvillon. Essen, Bädeker, 1829. 8.

136. **LEWIS** (William), A series of progressive lessons on the game of Chess. London 1831. 8. ibid. 1833. 8. ibid. 1842. 8.

137. — — — A second series of lessons on the game of Chess. London 1832. 8. ibid. 1834. 8. ibid. 1843. 8.

138. — — — Chess for Beginners. London 1835. 8.

139. — — — A selection of game at Chess, played at the Westminster Chess-Club between Monsieur de la Bourdonnais and an english amateur. London 1835. 8. Deutsch u. d. T.: 50 auserlesene Schachparthieen, in dem Westminster Schachklub zu London während des Sommers 1834 gespielt zwischen Herr L. C. de la Bourdonnais, dem besten Schachspieler Frankreichs, und einem englischen Schachspieler ersten Ranges. Mit Anmerkungen von L. Bledov. Berlin, Fincke, 1835. 8.

140. — — — Chess Board Companion. London 1838. 12.
— — — Vergleiche **STAMMA**.

141. **LOLLI** (Giambattista), Osservazioni teorico-pratiche sopra il giuoco degli Scacchi. Bologna 1763. Fol.
LOPEZ, siehe **RUY**.

142. **LUCENA** (N. N.), Repeticion de amores. Arte breve e introduccion muy necessaria para saber jugar el axédres, con CL juegos de Partido. O. O. (1495.) 4. (Ausserordentlich selten.)

143. **Ludus** latrunculorum, d. i. Stein- und Schachspiel. O. O. u. J. 8. Frankf. 1647. 12. ibid. 1650. 8.

144. **Ludus** Studentum Friburgensium, worinnen die Regeln der Prosodie durch das Schachspiel gelehret werden. Frankfurt 1511. 4. ibid. 1512. 4.

M.

145. **MAC DONNELL** (Alexandre), A selection of Chess actually played in London by the late Alexandre Mac Donnell, the] best English Player, with his principal contemporaries. (Herausgegeben von William Greenwood Walker.) London 1836. 8.

146. **MADDEN** (Frederic), Historical remarks on the introduction into Europe of the game of Chess. London 1834. 8. (Wieder abgedruckt im ersten Bande des Chess Player's Chronicle. London 1841. 8.)

147. Manière d'apprendre le jeu d'Échecs, avec observations très-nécessaires. Amsterdam 1759. 8.

MARCHESELLI, siehe VIDA.

148. **MARINELLI** (Filippo), Il giuoco degli Scacchi fra tre. Napoli 1722. 12. Deutsch, Regensb. u. Wien 1765. 8.

MARLINI, } siehe VIDA.
MASDEN, }

149. **MASSMANN** (H. F.), Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen Schachspiels. Nebst vollständiger und fortlaufender Literatur des Spieles, so wie Abbildungen (auf 4 Bogen) und Registern. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1839. 222 Seiten. 8.

MASURES, siehe VIDA.

150. **MAUVILLON** (Friedrich Wilhelm von), Anweisung zur Erlernung des Schachspiels mit besonderer Rücksicht auf diejenigen, denen das Spiel durchaus unbekannt ist. Mit 267 Spielen auf 19 Tafeln. Essen, Bädeker, 1827. VIII und 382 Seiten. 8.

151. — — — Die während der Jahre 1824—1828 von den Londoner und Edinburger Schachklubbs gespielten 5 Schachpartieen. Mit Variationen und Anmerkungen nach

dem Engl. bearbeitet. Mit Beifügung der zwischen den Amsterdamer und Antwerpener Schachklubbs gespielten 2 Schachpartieen. Ein Supplem. zu seiner ,,Anweisung zur Erlernung des Schachspiels''. Essen, Bädeker, 1829. Lex. 8.

152. **MAUVILLON** (Friedrich Wilhelm von), Belehrende Unterhaltung für junge angehende Schachspieler, bestehend in 100 ausgesuchten Stellungen, in welchen derjenige, welcher am Zuge ist, das Spiel gewinnen muss. 1tes u. 2tes Heft. (Jedes mit 100 Abbildungen.) Ebend. 1831 u. 1832. 16.

153. — — — Dessen 3tes Heft in 100 ausgesuchte Stellungen, in welchen die Spiele Nr. 1—50 nur von einem, Nr. 51—100 aber von demjenigen Spieler, welcher am Zuge ist, gewonnen werden. (Mit 100 Abbildungen.) Ebend. 1832. 16.

154. — — — Dessen 4tes Heft in 100 bedingten Spielendungen, in welchen die Spiele Nr. 1—50 für beide Theile bedingt sind, Nr. 51—100 aber nur für einen Spieler. (Mit 100 Abbildungen.) Ebend. 1834. 16.

155. — — — Dessen 5tes Heft in 100 bedingten Spielendungen, enthält: Nr. 1—8 die sogenannten Spiessruthen-Spiele. Nr. 9—49 bedingte Spiele für W. Nr. 50—53 bedingte Spiele für S. Nr. 86—100 sogenannte qui perd gagne Spiele, in denen der Spieler den Gegner zwingt, ihn matt zu hetzen. (Mit 100 Abbildungen.) Ebend. 1836. 16.

NB. Alle 5 Hefte haben den Zusatz: ,,Ein Supplement zu seiner Anweisung zur Erlernung des Schachspiels.''

156. **MENDHEIM** (Julius), Taschenbuch für Schachspielfreunde. Berlin, Trautwein, 1814. 8.

157. — — — Aufgaben für Schachspieler, nebst Auflösungen. Als Fortsetzung des ,,Taschenbuchs für

Schachfreunde". Nebst einem Anhange, die „Korrespondenz-Partie", die zwischen dem Berliner und Breslauer Schachklubb vom 15. Januar 1829 bis zum 20. October 1831 gespielt worden, mit Anmerkungen und Varianten versehen, enthaltend. Berlin, Trautwein. 1832. 8.

158. **MENNEL** (Jakob), Ausslegung des Schachspiels. Constanz, Schäffeler, 1507. 4. Neu herausgegeben u. d. T.: Schachtzabel-Spiel. Dess Ritterlichen kunstlichen Schachtzabel Spiels Unterweysung, erklärung un verstand u. s. w. Oppenheim, Köbel, O. J. (1520.) 4. 3te Ausgabe u. d. T.: Unterweissung, erklärung nund ausslegung des ritterlichenn, kunstlichenn spielss des Schachtzabels. Frankfurt, Egenolph, 1536. 4.

159. **MIDDLETON** (Thomas), A game of Chess as it hatt bine sundrey Times acted at the Globe on the Banck fide London 1624. 4. (Ein satirisches Lustspiel gegen den Pabst und die katholische Kirche.)

160. **MILBONS** (N. N.), Manuel du jeu des échecs. Paris, O. J. 8. (Freie Bearbeitung des Werkes von E. Stein.)

161. Mnemonik des Schachspieles, oder: Versinnlichung des Bretes und der Züge. Mit 108 (lith.) Tafeln und Erklärungen. Wien 1842. 2 Bde. (Leipzig, Fr. Fleischer.)

MODENESE Autore, siehe **RIO**.

MOROSINI, siehe **VIDA**.

162. **MOSLER** (V.), Das Schachspiel, nach dem Italienischen des Autore Modenese dargestellt. Mit 7 Kupfertf. Coblenz, Hölscher, 1822. 8.

163. **MOURET** (N. N.), Traité élémentaire et complet du jeu des échecs. Paris 1838. 8.

164. **MÜLLER** (J. D.), Neues Spiel-Taschenbuch, oder gründlicher Unterricht zur praktischen Erlernung des

Karten-, Billard-, Schach- und anderer Spiele. Ulm, Ebner, 1828. 8.

MÜLLER, siehe VIDA.

MURPHY,
MUTONI, } siehe VIDA.

N.

165. **NETTER** (N. N.), Unterricht im Schachspiele. Leipzig und Regensburg 1823. 8.

166. **NETTO** (Fr. Wilh.), Das Schachspiel unter Zweien, und dessen Geheimnisse. Ferner das Courierspiel, Rundschach des Tamerlan und das Kriegsspiel. Aus den ältesten und seltensten literarischen Quellen, nach dessen Benennung, Erfindung, Einrichtung, Verbreitung, Spielart, seiner Regeln und Musterspiele für die Selbstunterweisung systematisch bearbeitet. Mit 1 Kupfertafel. Berlin, Pauli, 1827. 8.

167. **NEVES** (Antonio das), Arte do liberal jogo do Xadres, compilada de varios authores. Lisboa 1647. 4.

168. **Nouvelle** Notation des parties et coups d'échecs. Paris, Everat, 1823. 8.

O.

169. **ORELL** (Conrad von), Schachbüchlein, oder anschauliche Darstellung der Regeln des Schachspieles und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler für Anfänger; mit 10 (19) lithographirten Tabellen. Aarau, Sauerländer, 1840. 8.

170. **ORVILLE** (Auguste d'), Problèmes d'échecs dediés aux amateurs de ce jeu. Nuremberg, Winter, 1842. 16.

171. **(OSTERTAG)**, Etwas über den Kempelen'schen Schachspieler; eine Gruppe philosophischer Grillen. Frankfurt a. M. 1783. 8.

172. **OZANAM** (Jacques), Récréations mathématiques et physiques. Paris 1696. 2 Bde. 8. ibid. 1735. 8. ibid. 1751. 8. Herausgegeben von M. C. G. L. Fl. Paris 1778. 4. (Handelt auch vom Rösselsprung.)

P.

173. **PACIOTTUS** (Felix), De ludo Scacchorum (in Hyde's „Mandragorias“. Theil II. Seite 183.)

174. Palamedes redivivus, d. i. nothwendiger Unterricht im Stein- und Schachspiel u. s. w. Leipzig 1679. 8. ibid. 1722. 8. ibid. 1733. 8. ibid. 1739. 8. ibid. 1749. 8. ibid. 1755. 8.

175. **PERIÈS** (Comte de Firmas), Le jeu de Stratégie, ou les échecs militaires. Par. 1815. 8. ibid. Egron, 1826. 8.

PERRONE, siehe **VIDA**.

176. **PETROFF** (Alexander), Theorie und Praktik des Schachspiels. Petersburg 1824. 2 Bde. 8. (Ist in russischer Sprache geschrieben.)

177. **PEYRAT** (Guillaume du), Philosophie royale du jeu des Échets. Paris 1608. 8.

178. **PHILIDOR** (André Danican), Analyse du jeu des Échecs, contenant une nouvelle méthode pour apprendre en peu de tems à se perfectionner dans ce noble jeu.

London 1749. 12. ibid. 1752. 8. Leipsic 1754. 8. London 1777. 8. Paris et Strasbourg 1803. 12. ibid. 1812. 12. ibid. 1820. 18. Philadelphia 1821. 8. Paris 1830. 18. Deutsch u. d. T.: Die Kunst, im Schachspiel ein Meister zu werden, d. i. ein neuer Unterricht, wie man in Kurzem dieses so edle und beliebte Spiel nach seiner Vollkommenheit erlernen kann u. s. w. Strassburg 1754. 8. ibid. 1764. 8. ibid., König, 1771. 8. ibid. 1791. 8. Engl. u. d. T.: Chess analysed or Instructions by which a perfect Knowledge of this noble game may in short time be acquired. London 1750. 2 Bde. 8. 2te Ausgabe u. d. T.: Analysis of the game of Chess. Lond. 1790. Elmsly, 2 Bde. 8. 3te Ausgabe London 1814. 2 Bde. 8. Holländisch u. d. T.: Handleidning to het schaakspel, von P. L. Kersteman. Amsterdam, van Dyk, 1809. 8.

PHILLIEUL, siehe VIDA.

PIACENZA, siehe Campeggiamenti.

PIEDEMONTE, siehe VIDA.

179. POHLMANN (J. G.), Chess rendered familiar by tabular demonstrations of the various positions and movements as described by Philidor, with many other critical situations and moves on a concise introduction to the game. London 1819. 4.

180. PONZIANI (Domenico), Il Giuoco incomparabile degli Scacchi. Modena 1769. 4. ibid. 1782. 4. Venezia 1801. 8. ibid. 1812. 8. Roma 1829. 8. Engl. u. d. T.: The incomparable game of Chess, von J. S. Bingham. Lond. 1820. 8.

PRATT, siehe Theorie of Chess.

181. PREUSSLER (J. P. C.), Deutliche und ausführliche

Auseinandersetzung der Schachspiel-Geheimnisse des Arabers Philipp Stamma, mit vielen Anmerkungen und Verbesserungen mehrerer Spiele für Anfänger. Mit 1 Kupfer. Berlin 1818. 8. 2te (Tit.-) Aufl. ibid. Enslin 1823. 8. Ital. u. d. T.: Il Giuocatore de' Scacchi ossia 100 giuochi dell' Arabo Stamma illustrati da Costantino Wunsch. Bergamo 1824. 8.

PULLEN, siehe **VIDA**.

R.

182. **RACKNITZ** (Joseph Friedrich Philipp), Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempelen und dessen Nachbildung. Mit 7 Kupfern. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1790. 8.

183. (**RAMLER**, Karl Wilhelm), Das Schachspiel. Ein Heldengedicht. Berlin 1754. 8.

184. **RANSON** (J. v.), Anweisung zum Schachspiele nebst Kritik desselben und Ideen zu einem neuen Schachspiele, welches von Maschinen nicht nachgeahmt werden kann. Mit 1 Kupfertafel und 2 Holzschnitten. München, Lindauer, 1820. 62 Seiten. 8. ibid. 1827. 8.

185. Règles du jeu des échecs. Haye 1696. 12.

186. **REINGANUM** (Aaron), Ben-Oni oder die Vertheidigungen gegen die Gambitzüge im Schache, nach bestimmten Arten klassificirt. Mit einem Anhange, in welchem die im Werke unter verbessernden Abänderungen vorkommenden Meisterspiele unabgeändert aufgestellt sind,

sammt hinzugefügten Reflexionen. Nebst einem Versuch einer Literatur des Schachspiels von J. D. A. Höck. Frankfurt a. M., Kettembeil, 1825. Lex. 8.

187. **RINGHIERI** (Innocentio), Cento giuochi liberali et d'ingegno, novellamente ritrovati ed in dieci libri descritti. Bologna, Giaccarelli, 1551. 4. Venezia 1553. 4. Franz. u. d. T.: Les cinquante jeux divers d'honneste entretiens, von Philippe Hubert de Villiers. Lyon 1554. 4.

188. (**RIO** Ercole dal), Osservazioni pratiche sopra il giuoco degli Scacchi; dell' anonymo Autore Modanese. Modena, Torre, 1750. 100 Seiten. 4. Venezia 1824. 8. Roma 1829. 8. Milano 1831. 8.

189. **ROCCO** (Benedetto), Dissertazione sul giuoco degli Scacchi. Roma, Bourbié, 1817. 12.

ROMAN, siehe **COUVRET**.

190. Rösselsprung mit Variationen. Mitweida, Billig, 1831. Qu. 16.

191. **ROWBOTHUM** (James), The most ancient and learned playe, called the Philosophers game, invented for the honest recreation of students and other persons. London 1563.

— — — vergleiche **DAMIANO** und **VIDA**.

192. **RUSIBUS** (Jacobus de), De ludo Scacchorum. (In Hyde's Mandragorias. Theil I. Seite 182.)

193. **RUST** (J. F.), Das Schachspiel des Philidor; oder Sammlung interessanter Spiele desselben, mit Anmerkungen von ihm selbst und dem Herausgeber. Ein Handbuch und Rathgeber für Schachspieler. Quedlinburg, Basse, 1834. 8.

194. — — — Anleitung zur gründlichen Erlernung des Schachspiels, nach den Regeln der besten Schriftsteller und eigener Erfahrung für Anfänger bearbeitet, und

durch Aufstellung der zweckmässesten neuesten Spielarten, Spieleröffnungen und Endspiele erläutert. Magdeburg (Berlin), Rubach 1834. 8.

195. RUY Lopez de Segura, Libro de la Invencion liberal y Arte del Juego del Axedrez muy utilj y provechosa etc. Alcala de Henares, Andres de Angulo, 1561. 300 Seiten. 4. Italienisch u. d. T.: Il giuoco degli Scacchi, von Giovanni Domenico Tarsia. Venezia, Arrivabene, 1584. 214 Seiten. 4. Franz. u. d. T.: Le jeu des Échecs. Paris, Micard, 1609. 94 Seiten. 4. Bruxelles 1655. 4. Paris, Rafflé, 1674. 4. Engl. u. d. T.: The Works of Damiano, Ruy Lopez and Salvio on the game of Chess, von J. H. Sarratt. London 1813. 8.

S.

196. SAGITTARIUS (Paul Martin), Programma de ludo Scacchio. Altenburg 1676. 4.

197. SALVIO (Alessandro), Trattato dell' Invenzione e dell' Arte liberale del Giuoco di Scacchi. Napoli, Sottile, 1604. 4. ibid. 1612. 4. ibid. 1618. 4. ibid. Montanaro, 1634. 4. Neu herausgegeben u. d. T.: Il Giuoco degli Scacchi, diviso in IV libri ed in questa ristampa accresciuto di alcuni giuochi dello stesso Autore, non ancora dati alla luce. Napoli, Mosca, 1723. 4.

198. ——— La Scaccaide, Tragedia. Napoli, Scorrigio, 1612. 8.

199. SALVIO (Alessandro), Il Puttino, altramente detto il Cavaliere errante de Salvio sopra il giuoco de' Scacchi con la sua Apologia contra il Carrera. Napoli, Montanaro, 1634. 4.

200. SARASIN (Jean Francois), Opinions du nom et du jeu des Échets (in Sarasin's Oeuvres. Amsterdam 1694, Theil I, Seite 392).

201. (SARDENHEIM), Das Schachspiel, ein Bild des menschlichen Lebens in 30 philosophischen Skizzen. Dessau 1784. 8.

202. SARRATT (J. H.), A Treatise on the game of Chess, containing a regular system of attack and defence, to which is added a selection of critical and remarkable situations on or drawn by scientific movers. London 1808. 2 Bde. 8.

203. — — — The works of Damiano, Ruy Lopez and Salvio. London 1813. 8.

204. — — — The works of Gianutio and Gustavus Selenus. London 1817. 8.

205. — — — A new Treatise on the game of Chess, uppon a plan of progressive improvement. London 1821. 2 Bde. 8. ibid. 1823. 2 Bde. 8.

206. SAUL (Arthur), The famous game of Chess-play. London 1572. 4. ibid. Jackson, 1614. 8.

207. SAUSE (Wilhelm), Das Vierschachspiel. Nebst einer Zeichnung. Halle, Anton, 1841. 12.

208. Sätze, 95, gegen das Schachspiel, von einem Theologen. Leipzig, Serig, 1827. 8.

209. Scacchia depicta, or a system of characters for Chess. London 1829. 8.

210. Scacchiae ludus: Chess-Play; a game both pleasant, wittie and politik, O. O. 1597. 4. London 1809. 8.

211. **Schach**: oder Königsspiel, so eingerichtet, dass es theils eine Person, theils ein Paar Personen, ohne Lehrmeister spielen kann. O. O. und J. 8.

212. **Schachspiel** in Taschenformat. Wien 1822. 24.

213. **Schachspiel** in seiner eigenthümlichen und höhern Bedeutung; ein Fragment. (Aus den Propyläen zu einer Imperatorik.) Nürnberg, Renner und Schuster, 1837. 4.

214. **Schachspiel-Geheimnisse** des Arabers Philipp Stamma, wie sie der Meister gab. Erläutert von einem Schachfreunde. Berlin, Dümmler, 1840. 8.

215. **Schachspiel-Geheimnisse**, neu entdeckte, oder Sammlung der schönsten, meist noch unbekannten Züge beim Schachspiel, zum Selbstunterricht. Strassburg, König, 1802. 2 Bde. 16. Linz 1818. 2 Bde. 12.

SCHIERECK, siehe **WALKER**.

216. **SCHMIDT** (A. Fr.), 120 Schach-Räthsel in Tabellenform verfasst und allen Schachspielfreunden gewidmet. Breslau, W. G. Korn, 1830. 8.

217. **SELENUS**, Gustavus (Herzog August zu Braunschweig), Schach- oder Königs-Spiel. Leipzig, Henning Grosse, 1616. Fol. ibid. 1617. Fol. Oxford 1617. Fol. (Nach Bilguer soll dieses Werk kein Original, sondern nur eine Uebersetzung von Ruy Lopez sein; eine Behauptung, die sehr gewagt scheint, da noch keiner von allen Schachspielkennern dem Herzog August die Urheberschaft dieses Werkes streitig gemacht hat.)

218. **SELENUS** contractus, Kurzer Unterricht von dem Schachspiel, nach gründlicher Wissenschaft recht und wohl zu spielen, aus den üblichen Spielgesetzen hervorgesuchet und ausführlich beschrieben. Ulm, Barthel, 1722. 12.

219. **SENFFT von PILSACH (L.)**, Das Belagerungsspiel, mit einer Anweisung zum Schach unter 3 und 4 Spielern. Mit Schachbretplan. Hamburg, Herold, 1820. 8.

220. — — — Der Festungskrieg; ein amüsantes Spiel, als Gegenstück zum Belagerungsschach und dem strategischen Spiele. Mit 1 Kupfertafel. Berlin, Maurer, 1820. 8.

221. **(SEVERINO, Marco Antonio)**, Modo facile per intendere il vago e dilettevole giuoco degli Scacchi, composta da un Incognito per li Novizzi del giuoco. Venezia, Martali, 1674. 8.

222. **SEVERINO (Marco Antonio)**, La Filosophia overo il perche degli Scacchi, per cui chiaramente si mostra prima l'artificio della fabrica universale, poscia la ragione particulare dell' ordinanza e degli andamenti tutti degli Scacchi. Napoli, Bulifon, 1690. 120 Seiten. 4.

223. — — — Dell' Antica Pettia overo che Palamede non è stato l'inventore degli Scacchi. Napoli 1650. 4. ibid. Bulifon, 1690. 82 Seiten. 4.

224. **SILBERSCHMIDT (Hirsch)**, Das Gambit, oder Angriff und Vertheidigung gegen Gambitzüge. Nebst einer systematischen Anleitung zum gewöhnlichen Schach-, dem kleinen Krieges- und sinesischen Schach-Spiele. Nebst einem Anhange über die Geschichte des Schachs. Mit 2 Steintafeln. Braunschweig 1829. 8. (Neustadt-Eberswalde, Ernst.)

225. — — — Die neu entdeckten Geheimnisse im Gebiete des Schachspiels, oder Verbesserung mehrerer Spiele des Selenus, Philidor's, Stamma's und des Calabroisen (Boy) u. s. w., nebst einer leichten theoretisch-praktischen Anweisung zum Schach- und neu verbesserten

Krieges-Spiele. Mit 1 Kupfertafel. Braunschweig, Meyer, 1826. 8.

SITONIS, siehe **VIDA**.

226. **Sottigliezze**, le, degli Scacchi esposte in una Raccolta di 160 Partiti scelti dai migliori autori, con Favole etc. Milano, Giusti, 1831. 8.

227. **STAMMA** (Philipp), Essai sur le jeu des échecs, ou règles pour le bien jouer. Paris 1737. 12. Haye 1741. 12. ibid. 1745. 120 Seiten. 12. Hambourg 1770. 72 Seiten. 8. Utrecht 1777. 163 Seiten. 12. Engl. u. d. T.: The noble game of Chess, or an new and easy method, to learn to play well in a short time, together with a curious account of its antiquity, derivation of its terms etc. London 1745. 120 Seiten. 12. Verbessert u. d. T.: On the game of Chess, an new and improved edition, with notes and remarks by William Lewis. London 1818. 8. ibid. 1819. 8.

228. — — — Tractat vom Gambitspiel. Strassburg 1754. 8.

229. **STEIN** (Elias). Nouvel essai sur le jeu des échecs avec des réflexions militaires relatives à ce jeu. A la Haye 1789. X und 354 Seiten. 8. Holländ. Amsterdam 1834. 8.

230. **Stratagèmes** des Échecs par un Amateur. Paris et Strasbourg, o. J. 1802. 16. Deutsch u. d. T.: Neu entdeckte Schachspielgeheimnisse oder Sammlung der schönsten, meist noch unbekannten Züge beim Schachspiel. In einer bequemen Verzeichnungsart zum Selbstunterricht entworfen von einem Liebhaber. Strassburg 1802. 2 Theile. 12. Linz 1818. 16. Engl. u. d. T.: Stratagems of Chess, or a collection of critical and remarkable situations selected from the works of emi-

nent masters. London 1816. 8. ibid. 1817. 8. ibid. 1819. 8.

231. Studies of Chess, containing Caissa, a poem by Sir William Jones, a systematic introduction to the game, and the analyses of Chess composed by A. D. Philidor. London 1803. 2 Bde. 8. ibid. 1817. 8.

Supériorité aux échecs, siehe ZUYLEN van NIEVELT.

T.

TARSIA, siehe RUY.

232. TARUFFI (G. A.), Lettera sopra il famoso Automa a giuocatore di Scacchi di Kempelen. Roma 1786. 8.

233. Taschen-Schachspiel mit der Feldertafel und 32 Figuren. Pirna, Friese, 1832. 8.

234. TESCHE (Walter), Theoretisch-praktische Anweisung zum Dreischachspiel. Nebst einem zu diesem neuen Spiele gehörigen Dreischachbret. Mit 2 lith. Tafeln in 4. und Fol. Wien, Pfautsch u. Comp. 1843. 8.

235. Theorie of Chess, a Treatise, in which the principles and maxims of this game are explained. London, Bagster, 1799. 8. (Ist von Peter Pratt.)

236. THON (Christian Friedrich Gottlieb), Der Meister im Schachspiel, und zwar im gewöhnlichen Schach zu nur zwei, als auch zu vier Personen auf zweierlei Art, so wie im grossen Kriegs- und sogenannten Courierspiele

nach alter und verbesserter Methode. Weimar, Voigt, 1840. 8. ibid. 1842. 8.

237. **THUESTON** (John), Poems upon several occasions. London 1737. 8. (Enthält auch ein Gedicht über das Schachspiel, bestehend aus 72 Versen.)

TORTELLI, siehe CARRERA.

238. **TRESSAU** (Ludwig), Das Schachspiel; seine Gattungen und Abarten. Mit mehreren in den Text eingedruckten und 7 lithographirten Tafeln. Quedlinburg, Basse, 1840. 8.

TROST, siehe Unterricht, theoretisch-praktischer.

239. **TUCCIUS** (Johann Ascanius), Duellum Scacchorum. (In Hyde's Mandragorias, Theil II, Seite 8.) Italienisch von Bartolomeo Burchelatti, O. O. 1548. 4. ibid. 1632. 8.

240. **TWISS** (Richard), Chess. London, Robinson, 1787–1789. 2 Bde. 8.

U.

241. **UFLACKER** (Johann Christian Bernst.), Ueber den Geist des Schachspiels. Hildesheim, Gerstenberg 1799. 8.

ULLOA, siehe COVARRUBIAS.

242. Unterricht, kurzer, vom Schachspiel. Ulm 1722. 12.

243. Unterricht, theoretisch-praktischer, im Schachspiele, von einer Gesellschaft von Liebhabern, aus dem Französischen von K. F. Trost. Berlin, Nicolai, 1780. 8.

244. Unterricht, theoretisch-praktischer, unter Vieren. Von einer Gesellschaft von Liebhabern. Nebst einem

Anhange zu den Unterweisungen im Schachspiel, von K. E. G. Dessau 1784. 8. (Leipzig, Barth.)

V.

245. **VANDERMONDE (N. N.)**, Remarques sur les problèmes de situation (in der histoire de l'Academie royale des sciences. Paris 1774. Seite 566—574).

246. **VENTURINI (J. G. J.)**, Beschreibung und Regeln eines neuen Kriegspiels zum Nutzen und Vergnügen, besonders aber zum Gebrauche in Militairschulen. Schleswig 1798. 8.

247. — — — Vervollkommnete Darstellung des von ihm erfundenen Kriegsspieles. Braunschweig, Pluchart, 1804. 8.

248. — — — Darstellung eines neuen Kriegsspieles, zum Gebrauch für Officiere und Militairschulen. Leipzig, Hinrichs, 1804. 8.

249. **VERCI** (Giovanni Batista), Lettere sopra il giuoco degli Scacchi. Venezia, Gatti, 1778. 116 Seiten. 12. ibid. 1788. 8.

250. **Versuch** über das Schachspiel und einige Regeln, um es gut zu spielen, durch einen geborenen Alepper aus Syrien. Elberfeld, Mannes, 1815. 8.

251. **Versuch** über das Schachspiel, worinnen einige Regeln, um es gut zu spielen, und den Vortheil, durch feine und schlaue Züge, welche man die Geheimnisse

des Spieles nennen kann, davon zu tragen, enthalten sind. Elberfeld, Mannes, 1813. 8.

252. **VESPAI** (Valentino), Risposta in difesa di D. Pietro Carrera contra l'Apologia di Alessandro Salvio. Catania, Rossi, 1635. 4. (Eine Antikritik, die P. Carrera gegen A. Salvio geschrieben hat.)

253. **VICENT** (Francesch), Libre dels jochs partitis del Schachs en nombre de 100. Valencia, Lopez de Roca, 1495. 4. (Von allen Schachbüchern das älteste und seltenste.)

254. **VIDA** (Martin Hieronymus), De ludo Scacchorum liber I. Romae, Vicentinus, 1527. 4. Paris, Blauboom, 1529. 8. Basil. 1534. 8. Lugduni. 155 Seiten. 8. Cremona 1550. 8. Antwerpae, Plantin, 1578. 16. Lugduni Batav. 1585. 12. u. d. T.: Scacchiae Ludus. Florentiae 1604. 4. Mit Anmerkungen von L. Wiel. Argentorati 1605. 8. Oxoniae 1701. 8. Londini 1732. 12. Rudolstad. Froebel, 1820. 8. Abgedruckt in Wahl's „Geist des Schachspiels", Seite 241—270, und in Koch's „Schachspielkunst," Theil II. Seite 3—18. Deutsch u. d. T.: Ausführliche Beschreibung des Schachspiels in Versen, übersetzt von N. A. Hirsebock (in den Neuen Erörterungen der Erkenntniss und des Vergnüigens. Frankfurt und Leipzig 1754. 8. Seite 14) u. d. T.: Die Schachias, übersetzt von Johann David Müller, Magdeburg, 1772. 8., von J. F. W. Koch (in dessen „Schahspielkunst," Magdeburg 1803. 8. Theil II. Seite 155—183, und in dessen „Codex der Schachspielkunst". Magdeburg 1814, Theil II, Seite 563). Lateinisch und deutsch von Johann Joseph Ignaz Hoffmann. Mainz, Kupferberg, 1826. 8.; von J. E. K. Jesse, Hannover,

Helwing, 1830. 8. Franz. von Louis de Masures. Paris, Sertenas, 1556. 4. Lyon, Jean de Tournes, 1557. 4., von Vasquin Phillieul. Paris, Danfrie et Breton, 1589. 4., von Jérome Balthasar Levée. Paris 1809. 8. Ital. von Nicolo Mutoni. Roma 1544. 4. u. d. T.: La Battaglia degli Scacchi, von Girolamo Zanucchi. Trevigi, Mazzolini, 1589. 4., von Camillo de Sitonis. Milano 1590. 4., von Cosmo Grazzini. Firenze, Juntas, 1604. 4. von Gregoria Ducchi. Vicenza 1607. 4., von einem academico Innomniato imperfetto (i. e. Sebastiano Martino) Faenza, Simbeni, 1616. 4., von Tommaso Perrone. Napoli 1733. 8. ibid. 1739. 8., von Carlo Piedemonte. Verona 1753. 8., von Luca Viello. Cremona e Venezia 1764. 8., von V. G. F. Masden. Venezia, Zatta, 1774. 8., von Ascanio Morosini (in dessen Raccolta di Poemetti Italiani. Turino 1797, Theil V.) und Giovanni Chiosi. Cremona, Feraboli, 1829. 16. Spanisch von Marcheselli........ Englisch von J. Rowbothum. London 1562. 12., von J. Jeffrey. London 1736. 4., von William Erskine. London 1746. 8., von Samuel Pullen. Dublin 1750. 8., by Anonymus. Eton 1769. 8., von einem andern Ungenannten. Oxford 1778. 4., von Arthur Murphy. London 1786. 8. (Massmann giebt in seiner Geschichte des praktischen Schachspiels, Seite 96, bei Erwähnung des Vida'schen Gedichts die Anzahl der Verse auf 760 an, es enthält aber nur 665.)

VIELLO, siehe VIDA.

VIGNAY, siehe CESSOLIS.

VITO, siehe ALLGAIER.

W.

255. W., Lettre adressée aux auteurs du „Journal encyclopédique“ sur un problème de l'échiquier, par le chevalier W... capitaine au régiment de Kinsky. (Im Journal encyclopédique 1771. 6ter Band. Seite 125—127.)

256. W. (E.), Ludus Scachio-mathematicus. London 1654. 12.

257. WAHL (Samuel Friedrich Günther), Der Geist des Schachspiels bei den Juden, Persern, Arabern, Türken, Sinesen und übrigen Morgenländern, den Engländern, Deutschen und andern Europäern. Mit 1 Kupfer. Halle, Curt, 1798. 8. (Ist eine freie Bearbeitung von Hyde's „Mandragorias.“)

258. WALKER (George), New variations on the Muzio Gambit. London 1831. 8.

259. — — — Analysis of Chess, translated from the french of A. D. Philidor, including fifthy six new Chess problems. London 1832. 8.

260. — — — New Treatise on Chess. London 1832. 8. ibid. 1841. 8. Deutsch u. d. T.: Anweisung zum Schachspielen. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Rettungen, und 50 ausgewählten Aufgaben enthaltend. Uebersetzt von J. F. Schiereck. Mit 1 Steindruck. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836. 16. Zweiter Theil, Frankfurt a. M., Sauerländer, 1840. 16.

261. **WALKER** (George), A selection of games at Chess. London 1835. 8.

262. — — — Chess made easy, a new introduction to that scientific and popular game. London 1837. 8. Philadelphia 1837. 8.

263. — — — The Philidorian, a Magazine of domestic games. London 1838. 8.

264. **WARNSDORF** (Christian Heinrich von), Des Rösselsprungs einfachste und allgemeinste Lösung. Mit 96 Figuren im Steindruck. Schmalkalden, Varnhagen, 1823. 68 Seiten. 4.

265. **WEICKHMANN** (Christoph), New erfundenes Grosses Königs-Spiel, welches sich zwar mit dem Sinnreichen und jederzeit Hochberühmten Schach-Spiel in etwas vergleichet, jedoch aber von demselben hierinnen mercklichen underschieden wird, dass dasselbige nicht nur allein selbst Ander, wie das gewöhnliche Schach-Spiel, sondern auch selbst Dritt, Vierdt, Sechst und selbst Acht, sowol ein jeder vor sich selbsten, als auch Partyen-weiss, kann gespielet werden u. s. w. Ulm 1664. 257 Seiten. Fol.

266. **WIELIUS** (Lucas), Isagoge in Scachiam ludum. Argentorati 1605. 4.

267. **WINDISCH** (N. N.), Briefe über den Schachspieler des Herrn v. Kempelen. Basel 1783. 8.

WUNSCH, siehe **PREUSSLER**.

Z.

268. **ZANUCCHI** (Giovanni), De ludo Scacchorum (in Hyde's „Mandragorias,“ Theil II, Seite 183).
— — — Vergleiche VIDA.

269. **ZUYLEN van NIEVELD**, La supériorité aux échecs, mise à la portée de tout le monde, et particulièrement des Dames, qui aiment cet amusement, ou méthode nouvelle, au moyen de laquelle on pourra en peu de tems et sans beaucoup d'application acquérir une très grande force de ce jeu etc. Amsterdam, Campen, 1792. 166 Seiten. 8. Holländ. Amsterdam, Campen, 1792. 8.

* * *

Zeitschriften, die sich ausschliesslich mit dem Schachspiel beschäftigen.

Seit 1836 erscheint in Paris unter dem Titel: „Le Palamède, revue mensuelle du jeu des échecs“ eine von la Bourdonnais und Méry gegründete Monatschrift, die seit 1841 von Saint-Amant fortgesetzt wird. — In London erscheint seit dem 1. Mai 1841 in monatlichen Lieferun-[illegible] Chess Player's Chronicle.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. G. Gervinus,
Geschichte der poetischen
National-Literatur
der Deutschen.

1 Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Zweite umgearbeitete Ausgabe. 1840. 3 Thlr.
2. - Vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. Zweite Ausgabe. 1842. 2 Thlr. 18 gGr.
3. - Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. Zweite Auflage. 1842. 2 Thlr. 18 gGr.
4. - A. u. d. T.: Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. **Erster Theil.** Von Gottsched's Zeiten bis zu Goethe's Jugend. Zweite Auflage. 1843. 3 Thlr. 6 gGr.
5. - A. u. d. T.: Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. **Zweiter Theil.** Von Goethe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. Mit einem Register über das ganze Werk. 1841. 4 Thlr. 12 gGr.

Mit diesem fünften Bande ist dies klassische Werk nun vollendet. **Ein Namen- und Sachregister (von 2448 Artikeln)** an dem fünften Bande verbreitet sich mit Vollständigkeit über das ganze Werk.

Handbuch
der
Geschichte der poetischen
National-Literatur
der Deutschen.
Von
G. G. Gervinus.
Zweite Auflage.
gr. 8. Brosch. Rthlr. 1. 15 Ngr.

Dieses Werk ist der von so vielen Seiten längst gewünschte Auszug aus dem grossen Literatur-

werke der deutschen Poesie des Verfassers in 5 Theilen.

Da sich alle Stimmen dahin vereinigt haben, dass der Verfasser als der Gründer der Literaturgeschichte anerkannt werden muss, so kann es seinen vielen Freunden nur willkommen sein, wenn sie für sein grosses Werk einen Führer in obigem Auszuge erhalten.

Lehrern und Schülern sei das Buch bestens empfohlen, so wie jedem Deutschen, der an vaterländischer Poesie Antheil nimmt. Bereits bei seinem Erscheinen wurde das Werk von glaubwürdigen Stimmen als ein Meister- und echt deutsches Werk begrüsst, so dass in wenigen Wochen die erste Auflage vergriffen war und ein zweiter Abdruck nöthig werden musste.

Politische Gedichte
aus
der deutschen Vorzeit.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Mit dem wohlgetroffenen Bildniss von Hoffmann v. Fallersleben,
gez. von Resch.

gr. 8. Brosch. Thlr. 1⅓.

Breslauer Namenbüchlein,

d. i. Einwohner-Namen der Haupt- und Residenz-Stadt Breslau, nach Stand und Würden und sonstigen Eigenschaften geordnet. Für Liebhaber der deutschen Sprache.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

16. Brosch. ⅙ Thlr.

Portrait
von
Hoffmann von Fallersleben.

Gez. von Resch und lithographirt von der Königl. Hof-Steindruckerei in Magdeburg. Preis 1/3 Thlr.

Ueber die frappante Aehnlichkeit dieses Bildes haben sich alle Stimmen ausgesprochen.

Die deutschen
Gesellschaftslieder
des 16. und [illegible]7. Jahrhunderts.
Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt
von
Hoffmann von Fallersleben.
8. Brosch. 1⅓ Thlr.

Ein werthvoller Beitrag zur Poesie dieser Jahrhunderte. Die Lieder selbst werden für Freunde der Dichtung durch ihren eigenthümlichen Reiz grossen Anklang finden.

Platon's Werke.
Griechisch und Deutsch
mit
kritischen und erklärenden Anmerkungen.

Theil I. enthält: Das Gastmahl. 2/3 Thlr.
- II. - Phädon. 2/3 Thlr.
- III. - Vertheidigung des Sokrates. 1/3 Thlr.
- IV. - Euthyphron und Kriton. 1/3 Thlr.

gr. 12. Brosch.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

No. 118. Leipzig, 1. Januar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

1845.

Prolog von Theodor Drobiſch.

Auf Freiheit gründet ſich die Kunſt;
Sie fraget nicht, was iſt und war,
Nur was der Schönheit Stempel trägt,
Das liebt ſie treu und immerdar;
Die größte Freiheit übt jedoch
Der Zeitregent, das flücht'ge Jahr,
Und ſtellt gar wunderſame Scenen
Im Laufe ſeines Wirkens dar.
Es ſpielt Komödie in der Welt,
Wie es gedichtet der Poet,
Deß Worte annoch keinen Cenſor
Um ein Erbarmen angefleht.
Dreihundertfünfundſechzig Tage,
Sturm, Wellen, Brand und Völkerglück,
Stoff überreich zu Scherz und Klage
Und einem großen Schickſalsſtück.

Doch nein! Die Kunſt, ſie ſoll erheitern,
Sie ſoll uns tröſten immerdar;
Wie ſich die Zeit auch mag geſtalten,
Ob trüb und ernſt, ob hell und klar,
Wie Heil nur von der Kunſt zu hoffen
An ihrem heiligen Altar,
Hofft Jeder von der Zeit und wünſchet
Dem Andern Glück zum neuen Jahr.

D'rum freudig auf, ihr Kunſtgenoſſen
Und wer den Künſten zugethan;
Das Jahr iſt ſelbſt Schauſpiel-Direktor
Und fängt mit einem Luſtſpiel an.

Der große Impreſario
Nebſt dem Saturn (ſein Intendant)
Wird Achtzehnhundertfünfundvierzig
Von Gottes Gnaden jetzt genannt.
Vier Regiſſeure ſteh'n ihm bei
Mit tiefer Reverenz:
Das Vaudeville mit Sang und Klang
Beſorget Signor Lenz;
Für's Schauſpiel iſt ein hitz'ger Mann,
Herr Sommer, engagirt;
Das Drama wird mit Energie
Stets von Herrn Herbſt regiert;
Das Trauerſpiel nicht minder
Und zwar — vom alten Winter.

Zwölf Mimen ſind mit Jahrscontract
Zum Spiele angenommen,
Doch weil der große Directeur
Die Witterung bekommen,
Daß Jeder ſich ſoll ſo gebaren
Wie in dem Spiel vor hundert Jahren,
Fällt weg Gratification,
Spielhonorar und and'rer Lohn,
Sogar auch das Garderobengeld,
Weil Jeder ſich ſein Kleid beſtellt.
Wie ſie im Spiele ſich geſtalten,
Laßt uns Theaterſchau jetzt halten.

Herr Januar, ein Mann, gereift und alt,
Sein Spiel iſt ſteif und läßt entſetzlich kalt.
Für's Trauerſpiel that man ihn engagiren,
Wohl darum nur, um uns auf's Eis zu führen.
Sein jüngſter Sohn, der Monſieur Februar,
Bringt Faſchingspoſſen auf's Repertoir.
Sein Lieblingsröllchen iſt der kleine Horn.
Herr März dagegen, der den Schleendorn
Als Lorbeerreis ſich um die Stirn gewunden,
Iſt für chargirte Rollen engagirt;
Und da ſonach er wenig Werg am Rocken
Und obendrein durchgängig noch ſehr trocken,
So wird er nur ſehr wenig applaudirt.
Der Herr April, er macht von ſich viel Wind,
Spielt ſo zu ſagen Alles und gewinnt
Bei ſeinem Auftritt ſchon das Publikum;
Doch wirft der Kerl oft ganze Scenen um.
Sein Stichwort ſchon, es iſt ein Schabernack,
Da, wo die Toga, kommt er in dem Frack,
Grinſt, heult und lacht, und wenn er thut agiren,
Will er den Lenz und auch den Herbſt copiren.
'S iſt keine Wahrheit in dem Spiel der Freude,

D'rum geh'n auch nur die Schafe auf die Weide.
Doch Fräulein Mai, die immer ſehr gefiel,
Iſt brav und wacker in dem Schäferſpiel.
Ihr erſt' Debut war die „Walpurgisnacht“,
Auch hat ſie uns die „Roſen“ mitgebracht.
Zwei Kritiker nur machen ihr Verdruß,
Die Herr'n Pancratius und Servatius.
Was iſt Kritik? — Nur Dünger künft'ger Saaten,
Genie jedoch kann ſich in Sonnen baden;
Und wie ſich rings die Wächter auch geſchaart,
Es feiert dennoch ſeine Himmelfahrt.
Der ſechſte Mime iſt Herr Junius,
Doch, weil er flüſtert wie ein Zephyrkuß,
Sieht, wenn die Füße ſich zum Abgang dreh'n,
Man ſicherlich auch ſieben Schläfer ſteh'n.
Doch mächtig iſt das Feuer angeſchürt
Im Julius, für Helden engagirt.
Wo's Volk aufſteht und rüttelt an den Thronen,
Wo Kampf und Mord und Revolutionen,
Wo Wetterſturm und unheilſchwang're Blitze,
Da ſchwingt er hoch die rothe Freiheitsmütze
Und giebt von ſeinem Feuer, voller Luſt,
Beim Scheiden noch ein Fünkchen dem Auguſt,
Daß er ſich hoch erhaben fühl' und freier
Und gleich beginn' mit Petri Kettenfeier.
So ſpielt Auguſt, der Glühende, der Volle,
Als Senſenmann gar wacker ſeine Rolle.
September, Du! auch da hat's ſeine Klage;
Wer hörte nicht, daß die Septembertage
Der Windsbraut gleich getobt in ſchwülen Räumen
Und faules Obſt geſchüttelt von den Bäumen?
Oktober doch zieht nimmermehr vom Leder,
Ihm ward das Fach der ſerieuſen Väter,
Indeſſen ſich die brummig barſchen Alten
Der Intriguant November vorbehalten.
Er iſt der Judas von der Schaar der Zwölfe,
Sein rauh' Organ klingt wie Geheul der Wölfe.
Der Nordwind iſt das ſcharfgeſchliff'ne Schwert,
Womit er noch den letzten Keim zerſtört;
Er übt Verrath, doch, wenn um ird'ſche Dinge
Er abgezählt die dreißig Silberlinge,
Wo man erſchaut dann auf dem letzten Schilde
Des Stempels Prägung vom Andreasbilde,
Muß jäh' er weichen einem Heldengreiſe,
Genannt December, der ſein Haar, das weiße,
Aufflattern läßt gleich wildempörter Flamme,
Ein Borotin — der Letzte von dem Stamme,
Ein König Lear, den Schmerzen wild durchbohren,
Weil alle ſeine Kinder er verloren.

Er dauert aus; doch am Sylveſtertage,
Wenn in der Nacht, beim zwölften Glockenſchlage,
Schneeflocken wirbeln und die Stürme raſen,
Die zum Ade wild die Fanfare blaſen,
Tritt er mit Ernſt, der ſeine Stirn umzog,
Noch ein Mal auf und ſpricht — den Epilog.

Dann fällt herab der Vorhang; doch das Sterben
Iſt Auferſteh'n und Seligkeit — der Erben.
Das Scepter geht fortan in and're Händ'
Und — ſchon beginnt das neue Regiment.
Hinüber geh'n die alten Requiſiten,
Doch — welch Geſpenſt kommt da einhergeſchritten?
Stirbſt Du nicht aus, Du Scheuſal, Creatur!
Du Blutausſauger, Scorpion! — Cenſur!
Du Philipp, Alba, Shylock, Herzausſchneider!
Du Henker Jobſt, der der Gedankenleiter
Zum jähen Fall die Sproſſen abgebrochen;
Du ſchnöder Landvogt, der im grimmen Haſſe
Dem Geiſt verſperrt die off'ne Freiheitsgaſſe;
Du, Richter Cooke, willſt Du's ferner wagen,
Mit Deinem Beil die Köpfe abzuſchlagen,
Die Gott geſalbt mit ſeines Geiſtes Oele
Und aus der Nacht wie Feuerberge ragen?
Geh', ſtirb auch Du! Denn ſchon iſt angebrochen
Der Morgen, wo die Bühn' im hellen Lichte
Verkörpern ſoll die Zeit und die Geſchichte,
Damit der Menſch erkenn' ihr hohes Deuten
Hier auf den Bretern, die die Welt bedeuten.

Der Bühne Zweck, glaubt mir, iſt kein Phantom!
Sie greift hinein als Bildnerin des Lebens;
Doch wahre Dichter lockt Ihr nicht mit Gold
Hin auf das Brachfeld des dramat'ſchen Strebens.
Tantième, ſo die Lockung man genannt,
Nicht zündet ſie der Dichtung Fackelbrand,
Nicht reißt ſie zum Tourniere in die Schranken.

Das wahre Evangelium,
Die höchſte Macht zum höchſten Ruhm
Liegt in der Freiheit der Gedanken.
Des Lebens Brod, des Geiſtes Wein,
Gedankenfreiheit nur allein
Kann noch die deutſche Bühne retten
Und ihr verſöhnter Heiland ſein.

Die Hunde-Komödie.

Capriccio von E. M. Oettinger.

Herr Halifulikabilominoſikowky iſt ein berühmter Zeitgenoſſe. Wenn er, trotz ſeiner Berühmtheit, nur wenigen meiner Leſer bekannt ſein ſollte, ſo liegt die Schuld weder an ihm, noch an mir, ſondern einzig und allein an dem Indifferentismus meiner Leſer.

Herr Halifulikabilominoſikowsky giebt ſich für einen emigrirten Polen aus. Er iſt ein Vierziger, der alle Schulen des Lebens durchgemacht und es endlich bis zum Direktor einer jener Kunſttempel gebracht hat, die im gewöhnlichen Leben „Hunde-Komödien“ genannt werden.

Herr Halifulikabilominoſikowsky iſt ein Mann, der die Hundedreſſur auf eine ungewöhnliche Stufe der Vollkommenheit erhoben hat.

Jeder, der ein Mal ſo glücklich geweſen iſt, die von ihm dreſſirten Hunde zu ſehen, wird mir einräumen müſſen, daß ſie Meteore ſind, die mehr als mancher zweibeinige Geiſtesverwandte Anſpruch auf den heutzutage ſehr in Verruf gekommenen Ehrennamen „Künſtler“ haben.

Ich für meinen Theil liebe und ehre die Hunde des Herrn Halifulikabilominoſikowsky ſchon darum, weil ſie außerordentlich beſcheiden ſind; eine Tugend, die in der zweibeinigen Künſtlerwelt von Tag zu Tage ſeltener wird. Halifulikabilominoſikowsky's vierfüßige Mimen kennen Anmaßung und Eigendünkel — dieſe Peſtbeulen ihrer menſchlichen Brüder — ſelbſt nicht dem Namen nach. Keiner von Halifulikabilominoſikowsky's Hunden lebt in der verderblichen Einbildung, ein Garrick, Talma oder Devrient, eine Siddons, Mars oder Müller, eine Camargo, Taglioni oder Elsler zu ſein. Dieſe Hunde, die ſich nicht überſchätzen, wiſſen recht gut, daß ſie noch Vieles lernen müſſen, um auf „vollendeten Künſtlerruhm“ Anſpruch machen zu dürfen.

Da iſt unter dieſen Hunden und Hündinnen eine Madame Pintſcher-Batavia (auch in der Thierwelt iſt es Sitte, daß jede Künſtlerin einen Doppelnamen hat), die es in ihrer Kunſt ſchon weiter gebracht, als manche ihrer zweibeinigen Kunſtſchweſtern. Ich brauche nicht zu fürchten, daß es einem ihrer vielen Anbeter einfallen könnte, mich todtzuſchlagen, wenn ich mir die Freiheit nehme, ihr den wohlgemeinten Rath zu geben, mehr wahr und etwas weniger kokett zu ſein. Da iſt ein Herr Jaſon (ja nicht mit jenem Jaſon zu verwechſeln, der, einem mythologiſchen on dit zufolge, das goldene Vließ erobert haben ſoll), Herr Jaſon-Hamſter, ein Pudel, der mehr Gentileſſe, als mancher ſeiner aufrecht gehenden Collegen beſitzt. Ich brauche nicht zu fürchten, daß er einen tollen Fleiſcherhund auf mich hetzt, wenn ich ihm vorzuwerfen wage, daß er ſtatt des rechten Vorderfußes oft den linken Hinterfuß, wie z. B. der Hamburger Mime Fehringer oft ſtatt des Accuſativs den Dativ gebraucht. Da iſt ein Fräulein von Pompadour, eine adelige Möpſin, die eine recht hübſche Figur, aber blutwenig Talent hat. Ich brauche nicht zu fürchten, daß ſie mich auf der Rügenſtube verklagt, wenn ich ihr nachſage, daß ihr einziges Talent darin beſteht, vortheilhafte Toilette zu machen und ihre verborgenen Schönheiten in offenkundiges Licht zu ſtellen. Da iſt ferner ein Herr Theſeus (nicht zu verwechſeln mit jenem Theſeus, der den Minotaur erſchlagen), ein ſchlankgliederiger Bologneſer, der ziemlich viel Gewandtheit beſitzt. Ich brauche nicht zu fürchten, daß er einen ſeiner noblen Freunde bittet, mich auf offener Straße anzufallen und zu ſich in den Koth zu ziehen, wenn ich ihm den Rath ertheile, etwas weniger mit dem Schweif zu wedeln und ſich überhaupt decenter auf der Bühne zu betragen.

Wohl jedem Kritiker, der es nur mit Hunden zu thun hat. Aber Wehe, neun Mal Wehe Jedem, der ſich erfrecht, ſich an der Rauſchgoldkrone eines zweibeinigen Künſtlers zu vergreifen und ein Blättchen dem Lorbeerwalde zu entreißen, der auf deſſen Scheitel grünt. Heute greift man eine dieſer zweibeinigen Unſterblichkeiten an und morgen iſt man ſeines Lebens nicht mehr ſicher; man hat ſich hundert Feinde gemacht, denn

dieſe zweibeinige Unſterblichkeit hat eine Frau,
die Frau hat einen Anbeter,
der Anbeter hat einen Freund und
der Freund hat einen Hund, der ſo lange gehetzt wird, bis er uns in ſeinem Zorn für einen Eckſtein anſieht.

Armer Hund! Du biſt unſchuldig; man hat Dich gereizt, man hat Deinem hungerigen Magen einen guten Biſſen, einen fetten Knochen verſprochen, wenn Du Deinem Herrn den Dienſt erweiſen willſt, uns ins Fleiſch zu beißen.

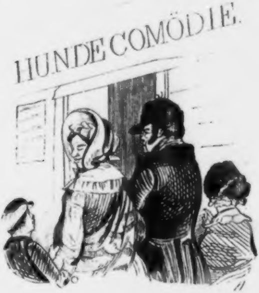
Aber Halifulikabilominoſikowsky's Hunde haben weder Frauen noch Anbeter; auch haben ſie keine Gläubiger, die, aus ſehr einleuchtendem Grunde, oft die eifrigſten Claqueurs mancher zweibeinigen Hunde ſind.

Halifulikabilominoſikowsky's Künſtler ſind einſichtsvoller als mancher Mime. Sie murren nicht, wenn eine rückſichtsloſe Feder die Lorbeerwälder lichtet, die deren Stirn umſchatten; ſie grollen nicht, wenn man, ohne es zu wollen, den Nimbus ihrer Rauſchgoldkrone ſchwächt; ſie ſchreien nicht über Perſönlichkeit, wenn man ihre Kunſt beleuchtet. Sie wiſſen recht gut, daß ihr Talent von ihrer Perſönlichkeit ſo unzertrennlich iſt, wie ein Dintenklex vom Papiere. Wer den Klex radiren will, greift, ohne es zu wollen, auch das Papier an. Sie toben nicht, wenn die Kritik ihnen nicht immer und ewig Weihrauch ſtreut. Wo Licht iſt, muß auch Schatten ſein; wer Tadel nicht verträgt, iſt des Lobes unwerth.

Halifulikabilominoſikowsky's Hunde ſind klüger als die andern: ſie verkennen nicht die Vortheile, die ihnen die Preſſe gewährt. Die Preſſe (ſie wiſſen das recht gut) iſt die Amme, die ſie großſäugt, die Wärterin, die das Talent, ſo lange es noch in den Windeln liegt, vom Schmutze reinigt, die Gouvernante, die, mit der Ruthe in der Hand, ihnen eine Unart nach der andern abgewöhnt. Die Preſſe iſt das Meſſer, das ſie raſirt, die Bürſte, die ſie ſäubert, der Stachel, der ſie anſpornt. Die Journale, die mancher zweibeinige Künſtler als Feinde ſeiner Ruhe, als Räuber ſeines Ruhmes haßt, ſind ſeine treueſten Alliirten; ſie tragen ſeinen Namen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; ſie ſind die Colporteure ſeines Namens, die Vorreiter ſeines Ruhmes.

. . . .

Wir befinden uns vor dem Eingange der Hunde-Komödie.

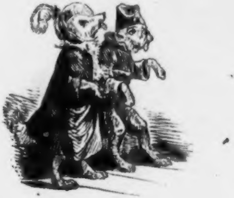

HUNDE COMÖDIE.

Wir erblicken hier oben einen Philiſter mit ſeiner Frau und ihren beiden Sprößlingen. Alle Vier können die Eröffnung der Kaſſe nicht erwarten, denn Vater Knopfmacher hat in der Zeitung geleſen, daß Halifulikabilominoſikowsky's Hunde-Komödie heute zum letzten Male zu ſehen iſt. Es iſt eine Eigenſchaft des Philiſters, daß er ſeine Neugier ſtets bis auf die letzte Vorſtellung hinausſchiebt, weil er ſein Geld ſo lange wärmt, als es nur immer möglich iſt.

. . . .

Der Vorhang rauſcht in die Höhe. Das Stück beginnt. Es iſt ein Luſtſpiel, welches — wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht — aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt, denn der Deutſche kann Alles, nur kein Luſtſpiel, ja nicht einmal eine Farce für Hunde-Komödien ſchreiben.

Ein alter invalider Mops in Soldaten-Uniform ſchreitet am Arme eines alten weiblichen Pudels über die Bühne.

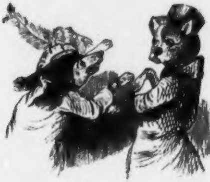


Welcher Anſtand! Welche Haltung! Welches feine ungezwungene Benehmen!

Unſer Philiſter, ſeine Frau und ihre beiden Sprößlinge gehen in Bewunderung auf, denn eines der Hauptmerkmale des Philiſters beſteht darin, daß er Alles bewundert. Warum ſollte er nicht auch dieſe Hunde bewundern?

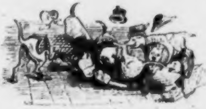
In einer der darauf folgenden Scene beſchwört der Pudel Jaſon den Bologneſer Theſeus, ihm ſeine Tochter, die Möpſin Medea, zur Frau zu geben.

Bologneſer Theſeus weiſt ihn und ſein unverſchämtes Anerbieten mit ſchnödem Stolze zurück.



Jaſon heult wie Romeo, und unſer Philiſter heult wie Jaſon und ruft: »Jöttlich, weeß Jott, jöttlich!!!«

Das Stück ſchließt mit einer Scene, in der ſämmtliche Herren Hunde übereinander herfallen, bei dieſem Kampfe ihre Mützen und Hüte verlieren und ſich auf Tod und Leben in den Haaren liegen, wie hier en miniature zu ſehen iſt.

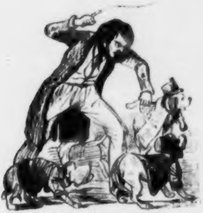


Unſer Philiſter, der noch kurz vorher ſo herzlich geweint, als ob ihn der Bock geſtoßen hätte, lacht jetzt dergeſtalt, daß er ſich den Leib und ſeiner Frau die Hüften halten muß, denn von allen Eigenſchaften des Philiſters, welcher Hunde-Komödien, Affen-Theater und ähnliche Schauſpiele zu beſuchen pflegt, iſt die, daß er am ſchnellſten zu Thränen gerührt und am ſchnellſten zum Lachen gereizt wird, wahrlich keine der ſchlechteſten.

. . . .

Die Hunde-Komödie iſt zu Ende. Der Philiſter und die Seinigen verlaſſen vollkommen befriedigt das Haus.

Aber hinter der Bühne folgt dem luſtigen Finale ein tragiſches Nachſpiel.



Der Prinzipal der vierfüßigen Künſtlertruppe, Herr Haliſulikabiſomino-ſikowsky, außer ſich vor Wuth, daß der kleine Spitz, Azor-Truffaldino, der Diener zweier Herren, eine der ſchönſten Scenen des ganzen Stückes dadurch umgeworfen, daß er ſeine Rolle ſchlecht memorirt, erfaßt den unglücklichen Hund bei einer ſeiner Pfoten und haut ihn mit der Peitſche dergeſtalt, daß ſelbſt Madame Pintſcher-Batavia, die erſte Liebhaberin, und Herr Quaſimodo-Mops, der erſte Hund, vor Furcht den Schwanz einziehen.

— Solches Hundegeſindel, als ich zu leiten die Ehre habe, ruft Herr Halifulikabilominoſikowsky aus, iſt mir noch bei keiner Bühne vorgekommen. Ihr ſeid ſo erbärmlich faule Hunde, daß Ihr Alle Prügel, aber keine Gage verdient.

Die ſogenannte Gage dieſer armen vierfüßigen Mimen beſteht in ihrer Atzung, die, nach dem Grade ihrer Leiſtungen, ihnen entweder in Wurſt oder Knochen verabreicht wird. O ihr armen Hunde! Wie ſehr ſticht Eure anſpruchsloſe Beſcheidenheit von den nimmerſatten Anſprüchen Eurer zweibeinigen Kunſtgenoſſen ab! Ihr verlangt kein Spielhonorar, keinen Urlaub, keine Zulage, keinen lebenslänglichen Contract; Ihr ſeid froh, wenn Ihr Euch im Schweiße Eures Angeſichts Euer tägliches Brod verdient!

(Schluß folgt in Nummer 119.)

Ein Lumpenſammler.

Vor Kurzem ſtarb in der Vorſtadt St. Martin zu Paris ein 79jähriger Lumpenſammler, Perruchon, die Laterne genannt, in größter Dürftigkeit. Der Mann war eine geſchichtliche Perſon und erhielt ſeinen Beinamen davon, daß er zur Zeit der erſten Revolution einer der Henker war, welcher die verdächtigen Perſonen an die Laternen beförderte. Von Hauſe aus war er ein Drechsler und von gutem Ruf. Aber die republikaniſchen Grundſätze begeiſterten ihn und er wurde Mitglied eines jener Clubs, welche in der erſten Zeit der Revolution ſo furchtbare Exceſſe ſich zu Schulden kommen ließen. Später erhielt Perruchon ſogar einen gewiſſen Einfluß. In dieſer Zeit kam eines Tages ein junges Mädchen von angeſehener Familie zu ihm und bat ihn um ſeine Vermittelung für ihre zum Tode verurtheilten Eltern. Perruchon ſann ein wenig nach und ſagte: »Es giebt nur ein Mittel und dieſes iſt, daß Du mein Weib wirſt. Ich will Euch in mein Haus nehmen und Ihr werdet gerettet werden.« Das Mädchen war über dieſen Antrag betroffen, willigte jedoch ein und rettete damit ihre Eltern. Ihr ſpäteres Benehmen entſprach aber nicht dieſer kindlichen Aufopferung. Als ſie vernahm, daß einer ihrer früheren Liebhaber, ein junger Mann, verhaftet worden ſei, benutzte ſie den Einfluß ihres Mannes, um ihn zu befreien und ging mit ihm auf und davon. Die Flüchtigen wurden jedoch drei oder vier Monate ſpäter in Lyon entdeckt, nach Paris gebracht und dort von Perruchon enthauptet. — Als die Schreckenszeit zu Ende war, wurde der Henker abgedankt und kehrte zum Handwerk zurück, zu dem er jedoch keine Luſt mehr hatte. Er ergab ſich dem Trunke und war zuletzt genöthigt, zum Lumpenſammler hinabzuſteigen, um ſein Leben zu friſten. Alles Geld, welches er erwarb, vertrank er, ohne daß er dabei eben betrunken wurde. Er war eine koloſſale Figur und trug einen langen weißen Bart. Er ſprach wenig, wenn ihn aber Jemand anredete, erhob er ſich und blickte ihn an, als ob er ihn durchbohren wollte. Man fand ihn todt in ſeiner Dachkammer auf einem Haufen Stroh, mit Lumpen bedeckt.

Zapfenſtreich.

Baſel. Ein Solothurner Blatt enthält eine ſehr ernſte Schilderung der gegenwärtigen Lage der Schweiz und meint, daß der hier begonnene Jeſuitenkrieg nun auf Tod und Leben geführt werde. Die Söhne Loyola's würden entweder vertrieben oder Herrſcher der ganzen Schweiz werden. Daß es den Jeſuiten Ernſt um die Sache ſei, ſehe man an dem Eifer, mit dem ſie ſich in Luzern eingeniſtet. In Luzern erſcheint keine Zeitung mehr, da alle Redakteure und Drucker geflüchtet oder verhaftet und die Druckereien verſiegelt ſind. (Da hört die Cenſur von ſelbſt auf! A bas les jésuites!)

Berlin. Der König hatte eigenhändig unter Tſchechs Todesurtheil geſchrieben, daß ihm Gnade werden ſolle, wenn er reumüthig ſein Unrecht bekenne. Tſchech aber wollte ſein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen und wurde hingerichtet.

∴ Tſchech iſt, wie man hört, mit großer Entſchloſſenheit dem Schickſal, das er ſich ſelbſt bereitet hat, entgegengegangen. Das Mitleid, das er für ſeine Perſon ſeit ſeiner Frevelthat wohl nie in Anſpruch nehmen konnte, wendet ſich jetzt ſeiner unglücklichen Tochter zu. (Leipziger Zeitung.)

∴ Tſchech vernahm die Kunde ſeiner bevorſtehenden Hinrichtung mit der ihm innewohnenden verſtockten Kälte, die er ſeit dem 26. Juli an den Tag gelegt; er bat, ſeine Tochter, die ſich hier beim Lehrer Seebach befindet, noch ein Mal ſprechen zu dürfen. Man gewährte ihm dieſe Bitte. Das junge Mädchen erſchien und war nicht mehr von ihrem Vater fortzubringen. »Wir ſehen uns wieder, Louiſe!« ſagte er und entriß ſich ihrer Umarmung. Um 3 Uhr Morgens wurde Tſchech in einem verſchloſſenen Wagen nach Spandau gebracht; auf dem Wege dahin rauchte er eine Cigarre. Um 8½ Uhr fand in Gegenwart einiger hundert Menſchen die Hinrichtung ſtatt. Tſchech beſtieg gemeſſenen Schrittes das Schaffot; Ruhe und Kälte beherrſchte ſeine Züge: er entkleidete ſich ſelbſt, ohne ſich die Leute des Henkers nähern zu laſſen, und legte das Haupt auf den Block.

∴ Der Rücktritt des Herrn Bornemann von dem Vorſitz des Ober-Cenſur-Gerichts beſchäftigt, als res domestica, mit Fug und Recht die geſammte Preſſe Preußens. Alle Zeitungen ſprechen darüber ihr aufrichtiges Bedauern aus. »Bornemanns ſegensreiche Wirkſamkeit in dieſer Sphäre,« ſchreibt die „Spener'ſche Zeitung", »iſt freilich nur ein Theil aus der großen Bürgerkrone des Verdienſtes, welches dieſer, im edelſten Sinne des Wortes, freigeſinnte Mann auf vielen andern Feldern der nationalen Wohlfahrt geſammelt hat; allein wir glauben, daß er dieſe Huldigung nicht in die letzte Nummer verweiſen wird, weil wir überzeugt ſind, daß er den Nutzen einer kräftigen, kenntnißreichen und darum einflußvollen Preſſe in Deutſchland in ganzer und rechter Weiſe anerkennt.« (Auch die ausländiſche Preſſe bewahrt Herrn Bornemann ein dankbares Andenken.)

∴ Die Tantième, welche dem Dichter des „Feldlagers in Schleſien" zugeſichert iſt, beginnt erſt nach einer gewiſſen Anzahl von Aufführungen, welche Zahl aber ſchwerlich erreicht werden wird.

∴ Bald wird man von hier nach Cöln in einem Zuge fahren können. Die Bahn erhält 42 Stationen und beträgt 92¾ Meilen (von hier bis Hannover 48¾, von da bis Deutz oder Cöln 44¼).

∴ „Zenobia" iſt der Titel eines neuen Trauerſpiels, das auf der Hofbühne in Scene gehen wird. Der Autor iſt Dr. J. Klein.

∴ Auch bei uns hat ſich ein Carnevalsverein conſtituirt.

Bern. Die Berner Freiſinnigen geben ſeit Neujahr eine „Berner Zeitung" heraus. Sie erſcheint wöchentlich drei Mal und koſtet 18 Schweizerfranken.

Bordeaux. Das „Mémorial bordelais" iſt unlängſt Erbtheilungshalber öffentlich verſteigert worden und zwar zu der ſehr hohen Summe von 140,500 Francs, obwohl dieſe Zeitung nur 800 Abonnenten beſitzt; aber die Inſerate ſind deſto einträglicher.

Breslau. Der ſchleſiſche Reitjagdverein ſoll vom Kanzler Leſſing zu Polniſch-Wartenberg philoſophiſch-kritiſch beleuchtet werden! (Philoſophiſch-kritiſch beleuchtete Hundehalsbänder, Reitgerten, Jagdſättel, philoſophiſch-kritiſche ſchleſiſche Landjunker. O! — O! — O!)

Brüſſel. Belgien hat auf 615 Quadratmeilen Landes 4 Millionen 200,000 Einwohner und nicht weniger als 163 Klöſter. Der Kampf zwiſchen den Jeſuiten und Freimaurern wird mit großer Erbitterung fortgeſetzt.

∴ Der Jeſuitenpater Walle iſt mit zwölf ſeiner Conſorten von Antwerpen nach St. Thomas in Guatemala abgeſegelt, um dort eine Jeſuiten-Congregation zu bilden. (Farewell!)

Chriſtiania. Das hieſige Studentencorps hat eine Aufforderung an ſeine Mitbrüder in Upſala, Lund und Kopenhagen zu einer gemeinſchaftlichen Feier des St. Knudstages (13. Januar 1845) ergehen laſſen. Die Idee einer ſkandinaviſchen Einheit findet namentlich bei der jüngeren Generation der drei nordiſchen Reiche immer mehr Anklang.

Cöln. Der gute „Rheiniſche Beobachter" des Herrn Profeſſor Bercht, welcher von der Regierung 3000 Thaler Unterſtützung erhält, iſt von der „Cölniſchen Zeitung" öffentlich als unverſchämter Lügner angeklagt worden. (Ei nun, für 3000 Thaler läßt ſich viel zuſammenlügen!)

Darmſtadt. Herr Emil Hoffmann hat der Schweizer Tagſatzung 25 Exemplare von dem gegen die Jeſuiten gerichteten Werke des verſtorbenen Dr. Ellendorf überſendet und in jedes die Worte hineingeſchrieben: „Wer Wahrheit will, der leſe!" Da aber nur wenige Herren von der Tagſatzung die Wahrheit lieben, ſo hat das Werk bis jetzt wenig Leſer gefunden.

Dresden. Carl Maria v. Webers irdiſche Ueberreſte, die zehn Tage lang auf dem Bahnhofe in Wittenberg blieben, wurden am 13. v. M. endlich ihrer neuen Beſtimmung entgegengeführt. Am folgenden Tage kam die Kiſte mit dem Sarge in Dresden an und wurde um 7 Uhr Abends unter Fackelzugbegleitung auf dem katholiſchen Friedhofe beigeſetzt. Am 15. Nachmittags 2 Uhr fand die Beerdigung ſtatt. Director Dr. Schulz und Kapellmeiſter Richard Wagner hielten ergreifende Grabreden. Den Beſchluß machte ein Männerchor mit einem Liede, gedichtet vom Prof. Dr. Löwe und componirt von Richard Wagner. — Weber ruht jetzt an der Seite ſeines erſt vor wenigen Wochen geſtorbenen jüngſten Sohnes. (Sit tibi terra levis.)

∴ Der Generalmuſikdirector Spontini iſt wieder nach Paris zurückgekehrt. Er erhielt hier eine Mittheilung aus Rom, nach welcher der Papſt deſſen Beſitzungen in den römiſchen Staaten zur Grafſchaft erhoben und ihn ſelbſt, zur Belohnung für einige wohlthätige Stiftungen und für ſein Werk zur Reform der katholiſchen Kirchenmuſik, das er auf Befehl des Papſtes unternommen, zum Grafen von St. Andrea ernannt hat.

∴ Leſſing's Gemälde, Kaiſer Heinrich V., iſt hier auf der Brühliſchen Teraſſe öffentlich ausgeſtellt.

∴ Auch unſere Reſidenz erhält endlich eine Zeitung. Bei Lobeck erſcheint wöchentlich zwei Mal ein „Dresdener Correſpondent".

∴ Der Komiker Räder hat eine neue Poſſe geſchrieben: „die Geheimniſſe von Krähwinkel, oder der ewige Jude". Geheimniſſe und ewiger Jude! Zwei Fliegen mit einer Klappe.

∴ Der (in ſeiner Einbildung) große Herr Eduard Devrient hat ein (in ſeiner Einbildung) großes Luſtſpiel: „Wer bin ich"? vollendet. Es ſoll ihm außerordentlich gefallen. Ob es auch Andern gefallen wird? »That is the question,« ſagt ein gewiſſer Hamlet.

Frankfurt a. M. Aloys Schmitt hat eine neue Oper, „die Tochter der Wüſte", componirt, welche hier aufgeführt zu werden wünſcht.

Ham. Die Regierung ſcheint Beſorgniſſe vor neuen Umtrieben des Prinzen Louis Napoleon zu haben, weshalb die Vorſichtsmaßregeln im Schloſſe Ham ſehr bedeutend verſtärkt worden ſind. Man ſagt, daß der Prinz ſich mit der radicalen Partei verſtändigt und ſeine Prätendenten-Anſprüche ganz und gar aufgegeben habe. Die in Kurzem erſcheinenden Memoiren des Generals Montholon ſollen zu einer Manifeſtation im Sinne des Prinzen dienen, und um dieſe vollkommener zu machen, werden ſie von Alexandre Dumas redigirt. Letzterer iſt von Ham zurückgekehrt, wo er dem General Montholon für Rechnung der „Preſſe" 14,000 Francs als erſte Honorarzahlung überbracht und täglich an der Tafel des Prinzen geſpeiſt hat.

Hamburg. Der „Geſellſchafter" ſchreibt: Dr. Töpfer hat ein neues Luſtſpiel unter der Feder: „Grillenfängerei." Ob Original? Es iſt ſchlimm, daß man bei dieſem gewandten Luſtſpieldichter nicht immer ganz ſicher ſein darf, ob er ſeine Original-Ideen nicht aus fremden Werken geſchöpft. Doch wir hoffen, diesmal werde das nicht der Fall ſein. (Hoffen und Harren u. ſ. w.)

∴ Ein alter poetiſcher Name, wenn auch freilich in Begleitung eines ſehr proſaiſchen Vornamens, iſt vor Kurzem im ägäiſchen Meere auf der ſangreichen Inſel Lesbos aufgetaucht. Ein Herr Peter Homer iſt nämlich zum holländiſchen Conſul auf Mytilene ernannt worden. (Hamb. lit. u. krit. Blätter.)

Leipzig. Die „Grenzboten" melden: Wir haben einen Necrolog zu ſchreiben, denn die „Zeitung für die elegante Welt" wird ſterben; ſie geht an der Spekulation eines Buchhändlers zu Grunde, der zur Mode mehr Vertrauen hat, als zur Literatur. Ja, ſie ſtirbt! u. ſ. w. Daß ſich Laube nicht zur Redaktion eines bloßen Modeblattes hergeben würde, war zu erwarten(?); nur iſt zu bedauern (??), daß ſeine Stimme in öffentlichen und literariſchen Angelegenheiten jetzt ſeltener gehört werden wird. Von ſeiner Seite gehört ein gewiſſer Muth dazu, ein Organ aus der Hand zu legen, das bis jetzt viele ſeiner großen und kleinen Feinde reſpektirt haben (???).« (Da Herr Laube jetzt ohne Waffen iſt, ſo wäre es unedel und feig von uns, unſere Polemik gegen ihn fortzuſetzen. Sie iſt von heute an geſchloſſen.)

∴ Bei dem rüſtigen Verleger Theodor Thomas erſcheint nächſtens „Napoleon und Marie Louiſe; Denkwürdigkeiten und hiſtoriſche Erinnerungen vom Baron von Meneval“, (drei Bände) deutſch vom Dr. A. Diezmann. Das franzöſiſche Original hat in kurzem Zeitraume mehrere Auflagen erlebt. Die Ueberſetzung werden wir ausführlicher beſprechen.

∴ Die auch in unſern „Charivari“ übergegangene Notiz, daß der Stoff zum „verwunſchenen Prinzen“ dem neulich vom Dr. Bernhardi ſo meiſterhaft vorgeleſenen „Geſchäftigen“, von Holberg, entlehnt ſei, iſt falſch. Der „verwunſchene Prinz“ iſt eine Bearbeitung (weiter nichts) des Holberg'ſchen „Jeppe vom Berge“, zu dem der große däniſche Dichter den Stoff aus „Tauſend und Einer Nacht“ (der Kaufmann von Bagdad) entlehnt hat.

∴ Beim Verleger des „Charivari“ iſt erſchienen: „Ehſtands-Grammatik, oder Anleitung, eine Frau ſo zu dreſſiren, daß ſie auf jeden Wink gehorcht und — ſanft wie ein Lamm wird. Ein Noth- und Hilfsbüchlein für alle Ehemänner“. Die witzige Broſchüre, als das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk annoncirt, fand ſo vielen Anklang, daß nach wenigen Tagen die Hälfte der kleinen Auflage vergriffen war. Der Verfaſſer dieſer geiſtreichen Abhandlung iſt ein nicht unbekannter Jünger Lovelace's.

∴ Im Verlage von Robert Frieſe ſind erſchienen: „Freie Lieder“, von H. Grahl. Wir theilen daraus folgende Pröbchen mit:

Bundestag.

Unſer längſter Tag auf Erden iſt der deutſche Bundestag;
Betet, daß an ihm die Sonne warm und fruchtbar ſcheinen mag.

Walhalla.

Todte Bilder großer Männer ſammelt man in dieſem Haus;
Die lebend'gen Geiſteshelden jagt man aus dem Land hinaus.

∴ Wilthauers Zeitſchrift ſagt: »Doppelnamen für das Theater, bisher bei Damen ſchon ſehr häufig, ſcheinen nun auch für Herren Mode zu werden. So finden wir, daß der Leipziger Balletmeiſter, welcher Jahre lang nur Jerrwitz hieß, ſich plötzlich Jerrwitz-Lindor nennt; wir wiſſen uns dieſen Zuwachs an Größe nur durch die Vermuthung zu erklären, daß er durch Hinzufügung des Namens ſeiner Frau einen neuen Relief zu erlangen hofft*).

∴ Die „Emancipirte“ iſt der Titel eines neuen Romans in zwei Bänden, der bei Otto Wigand herausgekommen. Er ſcheint aus einer weiblichen Feder gefloſſen und iſt, was man nur wenigen Blauſtrumpfarbeiten nachrühmen kann, ſehr pikant.

London. In den Kreiſen unſerer Diplomatie circulirt die Denkſchrift eines deutſchen Diplomaten in London an ſeinen Hof über die innern Zuſtände Deutſchlands. (Mag ſaubere Dinge enthalten!)

∴ Im großen Themſe-Babel practiciren nicht weniger als 2243 Advokaten. (Kein Wunder, daß London ſo reich an — Bettlern iſt!)

∴ James Hogg, einziger Sohn des einſt als „Ettrick-Schäfer“ bekannten Naturdichters, hat eine Anſtellung an der Bank von Bombay erhalten. Auch ein Sohn von Walter Scott und Robert Burns dienen in Indien.

Luzern. 134 Schweizer ſind ſchamlos genug, ſich öffentlich zum Jeſuiten-Orden zu bekennen!!!

Madrid. Es iſt hier eine geheime Polizei errichtet worden, deren Koſten ſich monatlich auf 110,000 Realen belaufen.

München. Der König von Baiern hat befohlen, ihm alle gegen ihn erſcheinenden Zeitungsartikel vorzulegen. (?)

∴ Seit einiger Zeit circuliren hier eine Menge Pasquille gegen einen gewiſſen Jemand, der nicht ſehr beliebt iſt. In Folge dieſer Pasquille ſind einige Perſonen, auf bloßen Verdacht hin, gefänglich eingezogen worden.

---

*) So hat's auch Herr Luſer gemacht, der, ſeitdem ſeine geſchiedene Frau ſich mit dem Engländer Pearſon vermählt hat, zur Erinnerung an ſein dahingeſchwundenes Glück ſich jetzt Johann Peter Burmeiſter Leonhardt-Luſer-Pearſon ſchreiben ſoll. Gratuliren! E. M. O.

∴ Schillers alter Freund, der heſſiſche Kapellmeiſter Destouches, iſt hier in großer Armuth geſtorben.

∴ Bei dem hieſigen Silberarbeiter Mayrhofer wird eine 1½ Fuß hohe Statuette der Tänzerin Fanny Elsler gearbeitet, welche derſelben von einer Anzahl ihrer hirnverbrannten Verehrer überreicht werden ſoll.

Paris. Louis Philipp hat ſeit dem Neujahr ſeine Polizei vermehrt.

∴ Am 13. v. M. iſt vor der achten Kammer des Zuchtpolizeigerichts der Prozeß des deutſchen Journals „Vorwärts“ verhandelt worden. Herr Coeleſtin Bernays, Redakteur deſſelben, iſt wegen unterlaſſener Cautionsleiſtung zu zwei Monaten Gefängniß und 300 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden, hat aber an den königlichen Gerichtshof appellirt.

∴ Der hieſige Unterſtützungsverein für Künſtler ſteht unter dem Schutze des Prinzen von Joinville, der jetzt von allen Söhnen Louis Philipps der populärſte iſt.

∴ Frankreich zählt jetzt etwa 3500 Schauſpieler, 2900 Schauſpielerinnen und überhaupt 22,000 Perſonen, welche vom Theater leben und jährlich etwa 30 Mill. Frs. einnehmen. Wenn das Budget Melpomene's und Thalia's regelmäßig vertheilt würde, ſo erhielte jeder 1500 Francs; da aber einige ſo unverſchämt ſind, 40,000 und 60,000 Frs., viele 10-, 20- und 30,000 Frs. zu nehmen, ſo bleibt für die große Maſſe wenig übrig.

∴ Am 8. December hat das deutſche Journal „der Steuermann“ zu erſcheinen aufgehört. Das „Vorwärts“ dagegen hat feſten Fuß gefaßt und gewinnt immer mehr und mehr Leſer.

∴ Die Myſterien-Literatur hat noch immer nicht ihr Ende erreicht. Neu erſchienen ſind: „Les Mystères des Théâtres de Paris“, ein Band von 500 Seiten, voll Geiſt und Witz, malitiös und indiscret; „Les Mystères du Bal Mabille“, von Frey und Vitu, eine Verherrlichung des neuen Schauplatzes der Cancan- und Polka-Tänze; ferner „Les Mystères de Bordeaux par un Gascon“. Endlich iſt noch erſchienen: „Apologie des mystères de Paris“, von Adolphe Porte, ein enthuſiaſtiſches Lobgedicht auf Eugène Sue und deſſen Werk. Neu angekündigt ſind: „Mystères de la librairie; chronique secrete de la presse et du monde littéraire depuis 1780 jusqu'en 1845“. Das Werk ſoll aus 8 Bänden beſtehen und in Lieferungen erſcheinen, wovon die erſte im Laufe dieſes Monats ausgegeben werden ſoll.

∴ Die communiſtiſche Literatur hat ſeit Kurzem bedeutenden Zuwachs erhalten. Von Simon Granger ſind erſchienen: „A chacun selon son travail“ und „Utopie administrative“ und von Villegardelle „Accord des intérêts dans l'association et besoin des Communes, avec un notice sur Fourier“.

∴ Das „Journal des Débats“ erklärt, daß es durch die Zunahme der Zeitungs-Annoncen, welche ihm für ſeine politiſchen Artikel, die Kammerverhandlungen und das Feuilleton nicht den gehörigen Raum ließen, nothgedrungen ſei, ſein Format abermals zu vergrößern.

∴ Das Feuilleton dieſes Blattes enthält einen mit „Danjou“ bezeichneten Bericht über die erſte Aufführung der Oper „ein Feldlager in Schleſien“, von Meyerbeer. Das Stück ſelbſt wird ein singspiel genannt, das eigens für Preußen geſchrieben ſei, un ouvrage écrit pour la Prusse. Hinſichtlich der Muſik wird geſagt, daß man darin die abondance und die fecondité des Meyerbeer'ſchen Genies wiederfinde, und daß eine einzige Aufführung nicht genüge, um alle die Schönheiten aufzufaſſen. »Le trio du troisième acte sera, aux yeux des vrais connaisseurs un des chefs d'oeuvre du genre, et nous croyons, que depuis Mozart, dont ce morceau rappelle la manière, il n'a rien été écrit d'aussi parfait.« — Auch der „Conſtitutionnel“, der „Commerce“ ꝛc. enthalten Berichte, in welchen die Oper ſehr hervorgehoben und zu Meyerbeers beſten Werken gerechnet wird.

∴ „Maria Stuart“, Niedermeyers*) neue Oper, hat hier total mißfallen. Madame Stolz ſang die Titelparthie, Madame Dorus-Gras die Königin Eliſabeth, Barocillet den Regenten Murray und der neu engagirte italieniſche Tenor Gardoni den Gemahl der Maria Stuart, Bothwell.

∴ Die Aufführung von Niedermeyers „Maria Stuart“ iſt der größte Fiasco, den man ſeit langer Zeit bei der großen Oper erlebt hat. Nichts hat gefallen, weder der Text ſelbſt, der äußerſt ſtupid iſt, noch ſogar die Decorationen, die monoton und ohne allen Effect ſind (unter zehn neuen Decorationen ſind allein ſieben Zimmer!), noch die Coſtüme, die über alle Beſchreibung gewöhnlich und arm ausgefallen ſind, noch der Tanz, der ſehr mittelmäßig war, noch die mise en scène. Niedermeyers Muſik zeugt von Talent, beweiſt aber zugleich, daß der Componiſt nichts vom Theater verſteht. Die

---

[*] Niedermeyer lebt als Geſang- und Muſiklehrer in Brüſſel. E. M. O.

Inſtrumentation iſt ohne alle Färbung, die Melodien ſind, wenn gleich anſprechend, doch nicht neu in Erfindung, und von dramatiſchem Effekt iſt nichts zu bemerken. Schon bei der zweiten Vorſtellung war das Haus halb leer.

∴ Im Odéon-Theater werden Schillers „Wallenſtein" und Göthe's „Egmont" zur Aufführung kommen.

∴ In der nächſten öffentlichen Sitzung der Academie des sciences morales et politiques wird Herr Mignet die Lobrede auf Sismondi halten.

∴ Der unter dem Namen Charles Dickens bekannte Schriftſteller Boz iſt von Italien hier angekommen.

∴ Herr Xavier Marmier, der in der unglücklichen Einbildung lebt, Deutſch zu verſtehen, gab in einem der letzten Hefte der „Revue de Paris" eine ſehr ſtümperhafte Ueberſetzung des vieraktigen Luſtſpiels „der Ring", von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen.

∴ Der neue Springbrunnen des Place Saint-Sulpice wird durch die Statuen von vier der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, Fénélon, Boſſuet, Flechier und Maſſillon ausgeſchmückt.

Prag. Der rühmlich bekannte Klaviervirtuoſe Mortier de Fontaine hat eine Oper, „Die Knappen des Sobiesky", geſchrieben, die zuerſt auf unſerer Bühne in Scene gehen ſoll.

Rio-Janeiro. Harro Harrings neueſte Gedichte führen den Titel „Poeſie eines Skandinaven", Santa Thereſa (Rio-Janeiro 1843).

Saragoſſa. Vor Kurzem wurden hier alle Leute verhaftet, welche — Mäntel trugen.

Solothurn. Dem Buchhändler Jenny Sohn aus Bern iſt die Niederlaſſung in unſerer Stadt verweigert worden. (C'est tout comme chez nous!)

Termonde. Das hier erſcheinende „Echo" hat eine Subſcription eröffnet, um eine flamändiſche Ueberſetzung des „Juif errant" zu veranſtalten.

Trier. Die genaue Zahl der bei der Ausſtellung des ſogenannten „heiligen Rockes" anweſend geweſenen Pilger und Fremden hat ſich auf 1,180,700 belaufen. Die treueſten Anhänger und größten Verehrer dieſes anziehenden Kleidungsſtückes ſind die hieſigen Gaſtwirthe, die ſich alljährlich eine ähnliche Rockausſtellung wünſchen.

Warſchau. Anſtatt der ſchwarzen Schmiere, womit die Regierung den Geiſt liberaler Zeitſchriften des Auslandes übertüncht hatte, kommt jetzt, der Sicherheit halber, die Scheere in Gebrauch. Stellen, welche Anſtoß erregen, werden ganz und gar herausgeſchnitten. (Radicalmittel!)

∴ Die in neueſter Zeit nach Sibirien verbannten Polen ſind faſt ſämmtlich blos wegen Verbreitung verbotener Bücher in dieſe ſchwere Strafe verfallen.

Waſhington. Der Nordamerikaniſche Staatenbund hat ſeit den 56 Jahren ſeines Beſtehens (von 1788 bis 1844) nur neun Präſidenten gehabt, nämlich: Georges Waſhington, John Adams, Thomas Jefferſon, James Madiſon, James Monroe, John Quincy Adams, Andrew Jackſon, Martin van Buren und Harriſon (Tyler). Der erſtere derſelben wurde einſtimmig zum Präſidenten erwählt und bekleidete dieſen Poſten von 1788 bis 1796; er ſtarb am 14. December 1799 auf ſeinem Landgute Mount-Vernon. — Die fernern Wahlen ſtellen ſich wie folgt: 1796 erhielt John Adams 71 Stimmen, Thomas Jefferſon 68; 1800 erhielt Thomas Jefferſon 73, John Adams 64 Stimmen; 1804: Thomas Jefferſon 162 und Charles Pinkney 14 Stimmen; 1808: James Madiſon 122 und Charles Pinkney 45 Stimmen; 1812: James Madiſon 128 und de Witt Clinton 89 Stimmen; 1816: James Monroe und Rufus King 34 St.; 1820: James Monroe 218 (ohne Oppoſition gewählt); 1824: Andrew Jackſon 99, J. Q. Adams 84, Crawford 41, Henry Clay 37; da ſich keine zureichende Majorität unter den delegirten Wählern ergab, übte das Repräſentantenhaus zum erſten Male das ihm für ſolche Fälle verfaſſungsmäßig zuſtehende Recht, indem es Adams zum Präſidenten ernannte; 1824: Andrew Jackſon 178 und J. Q. Adams 83 St.; 1832: Andrew Jackſon 219 und Henry Clay 49 St.; 1836: Martin van Buren 117 und Harriſon 73 St.; 1840: Harriſon 234 und Martin van Buren 41 St.; John Tyler hatte bei dieſer letzten Wahl gleichviele Stimmen zur Vice-Präſidentur, wie Harriſon zur Präſidentur (nämlich 234). Der jetzige Präſident James Polk hatte 1840 nur Eine Stimme für ſich.

∴ James Polk, der letzterwählte Präſident, iſt am 2. November 1795 in der Grafſchaft Mecklenburg (Nord-Carolina) geboren und der älteſte von zehn Geſchwiſtern. Seine Familie, die ſich früher Pollok genannt, ſtammt aus Irland und ließ ſich zuerſt in Maryland nieder. Sein Großoheim, Obriſt Thomas Polk, war der erſte Unterzeichner der Unabhängigkeits-Erklärung.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Chef der Polizei- und Cenſur-Hofſtelle; doch munkelt man ſeit Kurzem, daß er zur Freude Aller zum Ritter des goldenen Vließes ernannt und — was die Hauptſache iſt — durch den Grafen Wickenburg, den bisherigen Gouverneur in Steyermark, von ſeinem Poſten abgelöſ't werden wird.

∴ Unſer „Index librorum prohibitorum" wächſt — Dank der Wachſamkeit des Herrn Grafen Sedlnitzky — von Tag zu Tage. Aus der Unzahl verbotener Bücher und Zeitſchriften wollen wir hier ein kleines Pröbchen mittheilen. Verboten ſind: Zſchokke's „Stunden der Andacht", Thiers' „Geſchichte der Revolution", Schloſſers „Weltgeſchichte", Carlyle's „Franzöſiſche Revolution", die „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Petersburger Hofes", Sue's „ewiger Jude", „Thümmels Werke", Meinholds „Bernſteinhexe", Cruſenſtolpe's „Mohr" und „Luthers Leben" von Jäckel. Von Zeitſchriften: Wigands „Vierteljahresſchrift", Kuranda's „Grenzboten" und Oettingers „Charivari". Deſſenungeachtet werden gerade dieſe Blätter in Oeſterreich am ſtärkſten geleſen.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung" hat den Kampf mit der „Illuſtrirten" begonnen. Seit Neujahr erſcheint ſie in vergrößertem Formate auf Satinpapier, mit Illuſtrationen ausgeſtattet wöchentlich ſechs Mal, während die „Illuſtrirte" wöchentlich nur ein Mal erſcheint. Dieſe Metamorphoſe bleibt ein Wagſtück, da die Koſten des Unternehmens außerordentlich groß ſind.

∴ Ring und Maske", eine neue Oper von dem als Liedercomponiſten ſo allgemein beliebten Heinrich Proch (Text nach dem von Shakeſpeare und Carlo Gozzi benutzten Stoffe, von Otto Prechtler gedichtet), hat nicht ſehr angeſprochen, obgleich Frau von Haſſelt und Herr Staudigl darin die Hauptrollen geſungen haben.

∴ Der Pianiſt Leopold von Meyer wird von einem hieſigen Journale ein „Mazeppa der Harmonie" genannt. (Geht bei ſeinem Spiele das Pferd mit ihm durch?)

∴ Herr Balochino, früher Schneider und jetzt Pachter des Operntheaters nächſt dem Kärnthnerthor, hat es durchzuſetzen gewußt, daß ſein Contract wieder auf zwei Jahre verlängert und ihm noch ein bedeutender Zuſchuß bewilligt worden iſt.

∴ Unter dem Titel „Kleine Wiener Memoiren" iſt eine bunte Reihe intereſſanter Zeitungsartikel von Herrn Franz Gräffer im Verlage der Beck'ſchen Buchhandlung erſchienen. Das 260 Seiten ſtarke Werkchen iſt mit dem Bildniſſe des durch Oettingers Narren-Almanach vom Jahre 1844 vom Tode auferſtandenen Grafen Saint-Germain geſchmückt *).

∴ Der hieſige Maler Sieg'änder hat ein neues Oelgemälde „Der Untergang der Zöpfe" vollendet, zu welchem Freiligrath's Gedicht: „Prinz Ludwig von Preußen" ihm den Stoff gegeben. In der Mitte des Bildes ſteht die Statue des „alten Fritz", des Protektors der Zöpfe, um den ſich händeringend die Entzopften verſammeln. Das Ganze bringt eine höchſt komiſche Wirkung hervor.

Zürich. Vor Kurzem iſt „die politiſche Wochenſtube", eine Komödie von R. E. Prutz, verſandt worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Nach der Ausſage des böhmiſchen Geſchichtsſchreibers Hag und nach dem „Kalendár historicky" von Daniel Adam von Weleſlawin (Prag 1590) ſoll der Mönch Berthold Schwarz, Erfinder des Schießpulvers, vom Böhmenkönig Wenzel im Jahre 1389 hingerichtet worden ſein. (Sollte ſich denn in keiner deutſchen Chronik eine damit übereinſtimmende Angabe über die ſo wenig bekannten Schickſale des Pulvererfinders finden?)

— Einer der Landgrafen von Thüringen hieß Albrecht der Unartige. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man ſelbſt Fürſten bei ihrem rechten Namen nennen durfte und das war gewiß ein guter Fürſt, von dem ſein Volk nichts Schlimmeres zu ſagen wußte, als daß er nicht artig ſei!

---

*) In einer unſerer nächſten Nummern hoffen wir Gräffers „Memoiren" ausführlicher beſprechen und, mit Erlaubniß des Verfaſſers, eine Probe daraus mittheilen zu können. E. M. O.

Hierbei eine literariſche Beilage.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Literariſche Beilage

zum

CHARIVARI No 118.

Bei **Scheitlin und Zollikofer** in St. Gallen iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Buch der Tugenden.

Gallerie edler Thaten und Handlungen

für die

Jugend aller Stände.

Von

F. M. Glatz.

2 Bände. Mit 40 Holzſchnitten. Zweite, verbeſſerte Auflage. Preis für beide Bände fl. 3. 36 kr. rhein. oder Thlr. 2 preuß.

In derſelben Weiſe und mit gleichem Geſchicke wie Ewald in ſeinen Beiſpielen des Guten, einem der trefflichſten Unterhaltungsbücher, erzählt auch Glatz. Die Jugend erhält hier keine Gebilde der Phantaſie, ſondern wahre Begebenheiten aus der neuern Geſchichte, nicht Zerrbilder von verdorbenen Charakteren, ſondern eine Gallerie trefflicher Menſchen aus der Hütte der Armuth und dem Palaſte des Wohlſtandes hervorgegangen. Solche Erzählungen hinterlaſſen bleibenden Eindruck. — Dieſe zweite Auflage zeichnet ſich vor der erſten durch ſorgfältige Korrektur, ſchöne Ausſtattung und billigen Preis rühmlichſt aus.

Die Formenlehre

in Verbindung mit den

reinen Elementen des freien Handzeichnens

und mit Andeutungen für methodiſche Behandlung der geometriſchen und der perſpektiviſchen Darſtellung der Grundformen.

Ein Handbuch für Lehrer in Elementarſchulen.

Bearbeitet von

G. A. Tobler.

Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 12 Steindrucktafeln. Preis fl. 1. 48. kr. rhein. oder Thlr. 1 preuß.

Der Herr Verfaſſer, vieljähriger praktiſcher Lehrer, verbindet die Formenlehre mit dem freien Handzeichnen, und gibt ſo namentlich dem Landſchullehrer ein treffliches Handbuch für den mathematiſchen und Zeichnungsunterricht. — Die erſte Auflage erfreute ſich beſonders günſtiger Beurtheilung, und es darf dieſes Handbuch, die Lehrweiſe von dieſem Standpunkte aus betrachtet, als das einfachſte und klarſte empfohlen werden.

Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen iſt ferner erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

DENKMALE
des
MITTELALTERS.
St. Gallens altteutsche Sprachschätze.

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN
VON
H. HATTEMER.
I. BAND.
Preis fl. 8 rhein. oder Thlr. 5 preuß.

Die philologiſchen Arbeiten Hrn. Profeſſor Hattemer's erfreuen ſich ausgezeichnet günſtiger Aufnahme. Wir erhalten durch denſelben hier zum erſten Mal eine vollſtändig geordnete Sammlung der Sprachſchätze der St. Galliſchen Stiftsbibliothek. Daß dieſe die größten ſprachlichen Schätze enthält, iſt jedem Philologen bekannt. Darum ſollte dieſes treffliche Werk nach dem Aufruf eines gelehrten Philologen in keiner Bibliothek fehlen, und gebührt ihm die Stelle neben dem Nibelungenlied.

Dieſer erſte Band enthält unter Anderm:

Sterbegeſang des ehrwürdigen Beda.
Wörterbuch des heiligen Gallus.
Kero's Benediktiner-Regel.
Deſſen Wörterbuch zur Bibel.
Gloſſen zur Bibel.
Ratpert's Lobgeſang auf den heiligen Gallus u. ſ. w.

Dem Werke ſind noch 4 Facſimile's beigegeben.

Die Ausſtattung des Werkes darf ausgezeichnet genannt werden und iſt mit dem Aufwand hergeſtellt, den die Verleger für dieſes klaſſiſche Werk nur immer anwenden konnten.

Meine Apologie der Bibel.
Eine Vorleſung
von
P. Scheitlin, Profeſſor.
Zweite, umgearbeitete, ſehr vermehrte Auflage.
Preis 54 kr. oder 15 Ngr.

Die erſte Auflage dieſer Schrift kam nicht in den Buchhandel. Der Verfaſſer, erſucht, derſelben weitere Ausdehnung zu geben, hat dieſe gänzlich umgearbeitet. — Ueber den literariſchen Werth kann ſich die Verlagshandlung jeder Anpreiſung enthalten; der Verfaſſer iſt durch ſeine literariſchen Arbeiten: die Preisſchrift „Ueber die Veredlung der Vergnügen der untern Volksklaſſen", Agathon, Agathe, Thierſeelenkunde, Elend der Tellus, Religion, Natur und Kunſt, hinlänglich bekannt.

Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen ſind ferner erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Palmen und Cypreſſen

auf die

Gräber Heimgegangener.

In einer Auswahl von Trauerliedern und Grabſchriften.

Von

H. Zollikofer.

Preis fl. 1. 12 kr. oder 22$^{1}/_{3}$ Ngr.

Dieſe Sammlung, enthaltend theils Eigenes, theils ſorgfältig Geſammeltes, iſt vorzüglich Geiſtlichen und Lehrern beſonders zu empfehlen, da dieſe oft um paſſende Grabſchriften angegangen werden.

Im Verlage von **F. A. Eupel** in Sondershauſen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue muſikaliſche Anthologie

enthaltend: die beliebteſten neuern

Opernmelodieen, Volkslieder, Tänze,

in methodiſcher, vom Leichtern zum Schwerern fortſchreitender Stufenfolge.

Zugleich als practiſche Clavierſchule.

Ausgearbeitet von dem Fürſtl. Cammermuſikus zu Sondershauſen

J. Birnſtein.

Quer-Quart. Vollſtändig in 6 Heften. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **W. S. Berendſohn** in Hamburg iſt ſoeben erſchienen und zu haben:

☞ **Das brauchbarſte und wohlfeilſte Kochbuch!**

Die kleine deutſche Köchin

oder Anweiſung

wie in einem bürgerlichen Hausſtande

die Küche

gut, ſchmackhaft, abwechſelnd und dabei wohlfeil zu führen iſt.

Auf eigene

ſeit 20 Jahren in der Küche

gemachte Erfahrungen begründet und herausgegeben

von

Louiſe Richter.

Preis 4 gute Groſchen.

Vierte Auflage.

☞ Enthält nahe an 600 Recepte zur Zubereitung aller Arten Speiſen, als: 60 Suppen, 78 Fiſche, 60 Gemüſe, 110 Fleiſch, Wild und Geflügel, 58 Saucen, 18 Pudding, 39 Klöße, Pfannekuchen und Eier, 30 Früchte und Compots, 55 Paſteten, Backwerk und Torten, 55 Gelees und Eingemachtes, u. v. A.

Von obigem Kochbuche wurden binnen 10 Monaten über **12,000** Exempl. abgeſetzt. Bedarf es da noch einer weiteren Anpreiſung?

Soeben iſt im unterzeichneten Verlage erſchienen:

Allgemeine
deutſche Bürgerbibliothek
achter und neunter Halbband.

Der Körper des Menſchen, nach ſeinem Bau und ſeinen Verrichtungen als Grundlage einer volksthümlichen Menſchenkunde, von Dr. Ernſt Anton Quitzmann, Dozent der Medizin an der Hochſchule zu Heidelberg. Complet. Preis für die Abonnenten der Bürgerbibliothek fl. 1. 12 kr. oder 16 gGr.

Daſſelbe, als einzelnes Werk komplet in beſonderem Abdrucke. fl. 1. 20 kr. od. 18 gGr.

Karlsruhe, 1844.

F. Gutſch & Rupp.
Artiſtiſches Inſtitut.

Vorzüglich empfehlenswerthe Schriften
zum
Unterricht in der italienischen Sprache
bei
Georg Franz in München erschienen:

Racconti
in lingua italiana
per
uso degli studiosi di questa
con Note di
Luigi Carrara di Firenze.
Tre Fascicoli.

Preis: 3 gGr. oder 15 kr. das Heft. Zusammenbrochirt 10 gGr. oder 45 kr.

Erzählungen
in deutscher Sprache
zum
Uebersetzen aus dem Deutschen in's Italienische.
Mit Noten
von
Ludwig Carrara.
Drei Hefte.

Preis: 3 gGr. oder 15 kr. das Heft. Zusammenbrochirt 10 gGr. oder 45 kr.

Diese beiden hübschen, correcten und wohlfeilen Sammlungen haben sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen, sind schon in mehreren in- und ausländischen Lehranstalten eingeführt, und werden ihrer reinen moralischen Tendenz, so wie ihres schönen Styles wegen, überall Beifall finden.

Eine ähnliche Sammlung von Poesien ist in Arbeit.

Ferner erschienen bei demselbe Verleger als nützliche Lehrmittel für di italienische Umgangssprache:

La Locandiera,
Commedia di tre atti in pros
di Carlo Goldoni.

I Malcontenti,
Commedia di tre atti in pros
di Carlo Goldoni.

Il Tutore,
Commedia di tre atti in pros
di Carlo Goldoni.

La donna irrequieta,
Commedia di cinque atti prosa
di Alberto Nota.

Il Bugiardo,
Commedia di tre atti in pro
di Carlo Goldoni.

Preis eines jeden Stückes nur 3 g oder 13 kr.

Neuer theologiſcher Verlag

der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung in Nördlingen, welcher durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann:

F. A. Wild, ev.-luth. Pfr., der **moderne Jeſuitismus.** Ein Beitrag zur Aufdeckung des unredlichen Verfahrens der Menſchenvergötterung im Kampfe gegen die evangeliſche Wahrheit. 8. 320 S. 1843. Preis: 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Nach einer Vorrede, worin Grund und Zweck des Werkes, ſowie der Standpunkt des Verfaſſers bezeichnet iſt, wird die moderne Geiſtesrichtung als Menſchenvergötterung im Ultramontanismus, Rationalismus, in der junghegel'ſchen Philoſophie und in der belletriſtiſchen Fleiſchesrehabilitation nachgewieſen und hierauf die vielfache Unredlichkeit dieſer Zeitrichtungen in ihrem Kampfe gegen Proteſtantismus, chriſtliche Kirche, Religion und Sittlichkeit in einer, auf die ganze gebildete Leſewelt berechneten Weiſe darlegt. Zuletzt iſt auch noch hingewieſen auf die bereits vorliegenden Errungenſchaften der evangeliſchen Kirche und auf dasjenige, was ſie noch weiter anſtreben muß, um einen immer unerſchütterlicheren Beſtand und rechtes Wachsthum ſich zu ſichern.

Kirchliche Grundlegung bei Bildung von Miſſionsvereinen. Zugleich Beleuchtung der Schrift: Wohin ſoll ich meinen Beitrag zur Heidenmiſſion geben? Nürnberg bei Stein 1843. Von Joh. Chr. Friedrich Wild, Pfarrer in Schönberg. 8. 36 S. geh. Preis 3 gr. oder 12 kr.

In dieſer Schrift wird eine Zeitfrage auf's Ueberzeugendſte im kirchlichen Sinn gelöſt, ſo daß es kaum nothwendig ſcheint, alle diejenigen, welche ſich für das Miſſionsweſen intereſſiren, mit vielen Worten darauf aufmerkſam zu machen. Dadurch, daß der Verfaſſer das Verhältniß der lutheriſchen Kirche zur reformirten etwas ausführlicher darſtellte, kann dieſe Schrift als eine gewiß Vielen willkommene Zugabe zu deſſen Werke angeſehen werden: Syſtematiſche Darſtellung der Unterſcheidungslehren der kath. und proteſt. Kirche.

Im vorigen Jahr erſchien von demſelben Verfaſſer:

Syſtematiſche Darſtellung der Unterſcheidungslehren der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche für denkende Chriſten überhaupt und reifere Schüler insbeſondere. 8. Preis 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Eine ruhige, einfache, klare, auf gründlichem Studium beruhende Gegenüberſtellung der beiderſeitigen Lehrbegriffe, die nicht bloß bei der Theorie verweilt, ſondern auch die daraus hervorgehende Praxis berückſichtigt! Der Verf. redet wenig ſelbſt; er läßt meiſt die Lehrer der beiderſeitigen Kirchen und die Bekenntnißſchriften derſelben ſprechen.

Diätetiſches Schatzkäſtlein. Eine Sammlung bewährter Erfahrungsſätze und Vorſchriften über Lebenserhaltungs- und Verlängerungskunde nach Fr. Hoffmann, Tiſſot, Fauſt, Joerdens, Hildebrandt, Mai, Hufeland, Leupoldt, Wildberg, Tiedemann, Feuchtersleben, Heinroth und vielen Andern zur Beherzigung für Jung und Alt. Auch unter dem Titel: **Diätetiſches Schatzkäſtlein.** Ein Taſchenbuch für Freunde eines geſunden, frohen und langen Lebens. Mit einer Sammlung von ſittlich-religiöſen Denkſprüchen und einem ausführlichen Sachregiſter. gr. 16. broch. 1842. 20 gr. od. 1 fl. 24 kr.

Eine treffliche Macrobiotik! — Entgegen zu wirken einer falſchen Richtung unſerer Zeit, die ſinnlichen Genüſſe durch Mannigfaltigkeit, Miſchung, Wechſel und alle Verfeinerungskünſte zu ſteigern, iſt die Aufgabe, welche dem diätetiſchen Schatzkäſtlein zu Grunde liegt, das durch anerkannt wahre Grundſätze über die Geſundheitspflege des Geiſtes und Körpers unſerer gegenwärtigen Generation ohne Unterſchied des Alters und Standes den einzig richtigen Weg zu einer regelmäßigen Lebensführung und eben dadurch zur Erreichung eines hohen und glücklichen Alters zeigen ſoll. — Die 8 Abtheilungen, wovon zwei ausſchließlich der Seelendiätetik gewidmet ſind, geben außer allgemeinen Vorſchriften über die

Erhaltung der Geſundheit ſpecielle Verhaltungsregeln in Hinſicht auf Nahrung, Wohnung, Kleidung, Witterung, körperliche Bewegung, Thätigkeit und Ruhe, Schlaf und Wachen, ſowie insbeſondere auf die Pflege einzelner Organe und Gebilde unſeres Körpers, mit beſonderer Rückſichtnahme auf den diätetiſchen Gebrauch des friſchen Waſſers. — Der Verfaſſer, ſeit zwölf Jahren praktiſcher Arzt, hat mit gewiſſenhafter Umſicht die anerkannt tüchtigſten Autoren auf dem Felde der Diätetik benützt, und das Ganze in eine dem Verſtändniß und Gedächtniß am meiſten zuſagende Form eingekleidet.

[1] (Neue Muſikalien.) Allen Liederkränzen, Männergeſangvereinen, Seminaren und Geſanglehrern, ſowie ſonſtigen Freunden des Geſanges können als eine ausgezeichnete, gehaltvolle und anſprechende Sammlung empfohlen werden:

Sechs Geſänge für 4 Männerſtimmen, komponirt (und dem Fürſtlich v. Fürſtenberg'ſchen Hof-Kapellmeiſter Herrn Kalliwoda als ein Zeichen der innigſten Hochachtung gewidmet) von **Julius Grobe.** Erſtes Heft. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Sgr.

Inhalt: Alles mit Gott. — Der ſchöne Stern. — An die Laute. — An die Vergangenheit. — Jägerlied. — Ein zweites Jägerlied.

(Die Stimmen zu dieſen Geſängen ſind in beliebiger Anzahl einzeln zu haben)

Dieſelben. Zweites Heft. (Herrn Hofkapellmeiſter Franz Lachner gewidmet.) Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Morgenlied. — Gott dem Erretter. — Abendlied. — Der Morgen. — Der Frühling. — Jagdlied.

Durch alle Buch- und Muſikalienhandlungen aus dem Verlage der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung in Nördlingen zu beziehen.

In der **Arnoldiſchen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

J. G. Kohl,

Reiſen in Schottland.

Zwei Theile.
Mit eingedruckten Holzſchnitten.
8. broch. 3 Thlr.

Allgemein intereſſante Neuigkeit.

Soeben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reiſen in Irland

von

J. G. Kohl.

Zwei Theile mit eingedruckten Holzſchnitten.
8. broch. 5⅓ Thlr.

Da der Verfaſſer durch ſeine früheren Reiſewerke und ethnographiſchen Schilderungen einen rühmlichen Namen ſich erworben hat, ſo glauben wir, uns einiger empfehlender Worte über obiges Werk enthalten zu können, und bemerken nur, daß er die politiſchen und ſozialen Zuſtände dieſes Landes, auf welches gegenwärtig Aller Blicke gerichtet ſind, in ſeiner bekannten ebenſo geiſtreichen als anziehenden Weiſe darſtellt. Jeder wird gewiß das, was der Verfaſſer z. B. über O'Connell und die Repeal, Vater Mathew und die Temperance, Th. Moore und ſeine Gedichte; über die Pachtverhältniſſe, den Abſenteismus, die Round-Towers, die Races, die Armenhäuſer, den Giants-Causeway ꝛc. berichtet, mit dem größten Intereſſe leſen.

In der **Arnoldiſchen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig iſt ferner erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

J. G. Kohl,

Reiſen in England und Wales.

Drei Bände.
Mit eingedruckten Holzſchnitten.
8. broch. 6 Thlr.

J. G. Kohl,

Land und Leute der britiſchen Inſeln.

Beiträge zur Charakteriſtik Englands und der Engländer.
Drei Bände.

Erſter Band:
Eintritt. Nationalitäten. Größe. Nachbarn.
Zweiter Band:
Claſſen. Parteien. Secten.
Dritter Band:
Zeitſchriften. Clubs. Sports. Sprache.
8. broch. 8⅓ Thlr.

Reiſen in Schottland

von

J. G. Kohl.

2 Theile. 8. broch. 3 Thlr.

Auch hierin hat der Verfaſſer wieder auf die intereſſanteſte Weiſe ſein Talent der Auffaſſung und ſeine Kunſt im Schildern bewährt, lebendige Winke zu ernſten Forſchungen gegeben, und mit ſeiner thätigen Aufmerkſamkeit und ſeinem vergleichenden Geiſte tiefe kulturhiſtoriſche Blicke gethan. Seine mannigfaltigen Geſchichts- und Naturkenntniſſe, verbunden mit einer kräftigen, gewandten Sprache, ſtempeln dieß Werk zu einem der genußreichſten ſeiner beliebten Feder.

S. Laing,

Reiſe in Schweden.

Nach dem Engliſchen bearbeitet mit Zuſätzen und Anmerkungen
von
W. A. Lindau.
Nebſt einem lithographirten Titelblatt.
gr. 8. broch. 2 Thlr.

Dieſes Werk, das ſowohl in England als in Schweden vielfache Beachtung gefunden hat, möchte auch für jeden deutſchen Leſer, der den neueſten politiſchen Bewegungen in

Schweden gefolgt iſt, ſehr anziehend ſein, da der Verfaſſer, freimüthig und ſchar urtheilend, wichtige Aufſchlüſſe über ſchwediſche Zuſtände giebt. Der deutſche Bearbeiter hat außer vielen ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Anmerkungen einen umfaſſenden Zuſatz, ein Beſchreibung und Geſchichte des Götha- und Trollhätta-Kanals bis 1841, eingeſchaltet und im Anhange eine gedrängte Geſchichte der merkwürdigen Entſtehung un Fortbildung der Reformation und der beſtehenden kirchlichen Verhältniſſe in Schweden, ſowie eine Skizze der ſchwediſchen Lappenarten gegeben.

S. Laing,

Reiſe in Norwegen.

Nach dem Engliſchen bearbeitet, mit Zuſätzen, Anmerkungen und einem Anhange:

Ueberblick der Geſchichte des norwegiſchen Grundgeſetzes.

Von W. A. Lindau.

Mit einem lithographirten Titelblatte.

gr. 8. broch. 2⅓ Thlr.

Hatte ſchon des Verfaſſers Reiſe in Schweden durch lebendige Auffaſſung und helle Beleuchtung der Zuſtände des Landes, Freimüthigkeit des Urtheils und freie Blicke in die Zukunft die Aufmerkſamkeit des Publicums in nicht geringem Grade erregt, ſ wird das vorſtehende Werk nicht nur durch dieſelben Vorzüge anziehen, ſondern gewi eine noch höhere Beachtung gewinnen, da Laing ſowohl die natürlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe Norwegens, die er während eines zweijährigen Aufenthaltes genau kennen lernte, als auch die glücklichen Ergebniſſe der Verfaſſung des Landes, zwar mit unverkennbarer Vorliebe, doch gründlich und auf Thatſachen ſich ſtützend, geſchildert hat. Die von dem Bearbeiter hinzugefügte Geſchichte des norwegiſchen Grundgeſetzes, die aus den beſten Quellen geſchöpft iſt und viele bis jetzt minder bekannte Züge mittheilt, wird dazu beitragen, die Anſichten über die Bildung der freieſten aller Staatsverfaſſungen aufzuklären und zu berichtigen, und die Schlußzeilen der Darſtellung rechtfertigen:

Auf ewig feſten Grund des Rechts
Bau'n wir und nicht auf Sand.

Ober- und niederſächſiſches Adelslexikon.

Ein hiſtoriſch-genealogiſch-diplomatiſch-heraldiſch-ſtatiſtiſches Handbuch

der fürſtlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Geſchlechter Ober- und Niederſachſens älterer und neuerer Zeit.

Nebſt Angabe der Quellen, einem Literaturverzeichniſſe, tabellariſchen Beiträgen zur Geſchichte und Statiſtik des Adels, einem heraldiſchen Leitfaden, einer Sammlung heraldiſch-kritiſcher Notizen und heraldiſchen Beilagen.

Von

H. F. Mannſtein.

Erſtes Heft. gr. 8. broch.

Dieſes Werk wird aus 4 Bänden beſtehen und etwa 120 Bogen füllen. Das Heft à 12 Bogen koſtet im Pränumerationspreis 1 Thlr., der ſpäter auf 1⅓ Thlr. erhöht werden wird. Auf 10 Exemplare wird ein Freiexemplar gegeben. Uebrigens verweiſen wir auf die in jeder Buchhandlung zu findenden Subſcriptions-Anzeigen, in denen man das Nähere über den Plan und die Tendenz des Werkes finden wird.

N⁰. 119. Leipzig, 8. Januar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\,^{1}/_{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Die Hunde-Komödie.

Capriccio von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

Jedes Ding, ſagt Plato oder irgend ein anderer Philiſter, hat zwei Seiten, ſo auch die Hunde-Komödie.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß Herr Halifulikahilominoſikowsky an manchem ſeiner vierfüßigen Künſtler mehr Freude erlebt, als mancher Lehrer an vielen ſeiner Schüler; doch darf auch nicht vergeſſen werden, daß mancher ſeiner Herren Hunde ihm oft mehr Aerger und Verdruß macht, als mancher Schauſpieler ſeinem Direktor, denn auch die Hunde haben ihre Fehler und Capricen. Viele unter ihnen ſind eben ſo ungehörig und faul, eben ſo eigenſinnig und halsſtarrig, als manche unſerer ſogenannten großen Mimen.

Einer ihrer Hauptfehler iſt der, daß ſie beiſpiellos rollenſüchtig ſind und Alles ſpielen wollen, ſelbſt ſolche Rollen, zu denen ſie nicht das geringſte Talent haben.

Ein zweiter Fehler, welcher namentlich dem weiblichen Geſchlechte dieſer Hundekünſtler anklebt, iſt der, daß ſie grenzenlos eitel ſind und in der ſüßen Selbſttäuſchung leben, ewig jung, ewig ſchön zu bleiben, ſelbſt dann, wenn ſie Letzteres nie geweſen ſind.

Da iſt unter ihnen eine Frau von Pudel-Pompadour, die ſeit achtzehn Jahren — bei Künſtlerhunden ſchon ein hohes Alter! — das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen bekleidet und noch immer die keuſche „Jungfrau“, die hypernaive „Gurli“ und die unſchuldige „Margarethe“ in den „Hageſtolzen“ ſpielt.

Da iſt ferner eine Madame Erich-Stelinger, die ſich einbildet, noch jung genug für die „Louiſe“ zu ſein, ob ſie gleich für die „Lady Milfort“ ſchon zu alt und reizlos iſt.

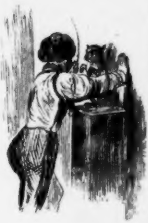
Da iſt auch ein Fräulein Cäcilie Mops, die nichts als Männerrollen ſpielen will und ſich am beſten in drallen Beinkleidern gefällt, wiewohl ſie keine Spur von Waden hat und noch obendrein ſchief und verwachſen iſt.

Ein dritter Fehler iſt der, daß Einer eiferſüchtig auf den Beifall des Andern iſt. Wird Madame Mohr-Schleicher applaudirt, ſinkt Madame Erich-Stelinger in Ohnmacht; gefällt Madame Erich-Stelinger, ärgert ſich

Madame Mohr-Schleicher. Erſt ſtichelt, dann ſchimpft man auf einander und ereifert ſich dergeſtalt, daß es manchmal ſogar Ohrfeigen ſetzt, denn „ernſt iſt das Leben und heiter iſt die Kunſt“.

So hat der arme Mann, der dieſe Hundewirthſchaft in Zaum und Zügel halten muß, gar manche Plage, hauptſächlich bei der mise-en-scène einer neuen Komödie. Das Einſtudiren und Einprobiren eines neuen Hundeſtücks koſtet ihm weit mehr Schweis, als man glauben ſollte, denn mancher dieſer Hunde iſt, wie geſagt, grenzenlos eigenſinnig. So ein ungelehriges Vieh zu dreſſiren, iſt keine Kleinigkeit: vor Allem gehört Geduld und — eine tüchtige Reitpeitſche dazu.

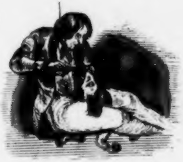
Man betrachte dieſes Bild.



Dieſer vierfüßige Mime will durchaus nicht pariren. Er iſt voll Eigendünkel, hält ſich für den größten Hund ſeines Jahrhunderts und hat — wie Jeder ſeines Gleichen — die innigſte Ueberzeugung, daß er unerſetzlich ſei. Er pocht auf den Beifall der dritten Gallerie, ſchickt jede Rolle zurück, die ihm nicht gefällt, und hat hundert andere Mucken, darunter auch die, daß er — wie jeder mittelmäßige Komödiant, welcher ſich für einen unübertroffenen Meiſter hält — ſelten oder nie ſeine Rollen lernt und dadurch ganze Scenen umwirft, denn die vierfüßigen Mimen kennen den Souffleur oder Kaſtengeiſt bis jetzt nur dem Namen nach.

Halifulikabilominoſikowsky iſt eben damit beſchäftigt, dem Unerſetzlichen eine neue Rolle einzubläuen. Die Peitſche iſt nicht zu bezahlen!

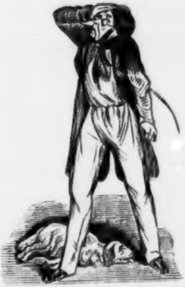
Hier auf dieſem Bilde



erblicken wir ein Windſpiel, welches die Laune hat, wöchentlich drei bis vier

Mal Heiſerkeit zu affectiren, weil es zu faul zum Bellen und Spielen iſt. Haliſulikabilominoſikowsky, der in dieſem Punkt keinen Spaß verſteht, ſpannt das ewig heiſere Windſpiel in den ſpaniſchen Bock, reißt ihm ſeinen Rachen auf und gießt ihm eine ganze Flaſche Haferſchleim in die Kehle, ein Getränk, das unſerm Künſtler durchaus nicht munden will. Und weil der Herr, ſo oft ſein Hund über Heiſerkeit klagt, daſſelbe Heilverfahren einleitet, findet unſer Windſpiel ſich veranlaßt, ſeltener heiſer zu werden, als ſonſt.

Hier auf dieſem Bilde

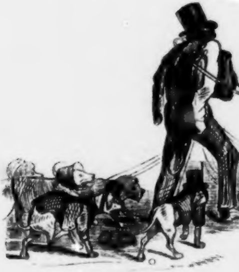


ſehen wir den armen geplagten Prinzipal der Hundekomödie auf dem Gipfel der Verzweiflung. Soeben hat er Herrn Azor, den Oberregiſſeur ſeiner Bühne – ein höchſt intriguantes Thier, das ſich allzuviel herausgenommen hat — dergeſtalt durchgebläut, daß Monſieur Azor alle Viere von ſich ſtreckt und ſeinen Geiſt aufgiebt. Haliſulikabilominoſikowsky, der den „Hund der Hunde“ als Leiche todt zu ſeinen Füßen ſieht, ſchlägt ſich vor die Stirn und ſchreit:

»Ich bin verloren!«

Und wahrlich, er hat Recht, denn in dieſem Pudel büßt er den Stolz und die Zierde ſeiner Truppe, einen wahren Capitalhund ein, der geſtern eben ſo groß als König Philipp, wie vorgeſtern als Parapluiemacher Staberl geweſen war. Armer Haliſulikabilominoſikowsky! Die Tiefe Deines Grames kann nur Der ermeſſen, der ſelbſt einmal Prinzipal einer Hundekomödie geweſen iſt.

Der Liebling des Publikums iſt todt und unſer beklagenswerther Halifulikahileminoſikowsky ſieht ſich genöthigt, die Stadt zu verlaſſen und ſeine Hunde nach Bauzen zu führen.



Alexandre Dumas.

Von J. Duesberg.

Alexandre Dumas *) iſt groß und hochgewachſen. Sein dunkles, ausdrucksvolles Geſicht ruht auf einem wohlgebildeten Rumpfe. Das krauſe, wellige Haar und der braune Teint deuten auf afrikaniſche Abkunft.

Sein häusliches Leben iſt ohne alle Prätenſion; zwei Dinge liebt er über Alles: die Arbeit und — die Küche; Letztere beſchäftigt ihn natürlich nur in freien Stunden.

Dumas arbeitet täglich dreizehn bis vierzehn Stunden. Er ſteht um ſieben Uhr auf, frühſtückt um Eilf, fängt um Zwölf wieder zu ſchreiben an und arbeitet bis um Sechs, wo er dinirt. Nach dem Eſſen geht er aus, kommt um neun Uhr wieder und arbeitet dann wieder bis um Eilf. Selten geht er zu Bette, ohne zwölf enorme Seiten vollgeſchrieben zu haben. — Seine Handſchrift iſt noch immer ſo ſchön, als zur Zeit, wo er Secretair im Bureau des Herzogs von Orleans war, und dabei ſo fein, daß vierundzwanzig Seiten ſeines Manuſcriptes einen Octavband füllen. Sein Lieblingsgetränk während der Arbeit iſt Limonade; er trinkt täglich ein bis zwei Maaß.

---

*) Geboren am 24. Juli 1803 zu Villers-Cotterets. E. M. D.

Dumas hat zwei Arbeitszimmer. Im erſten, wo die Romane geſchrieben werden, befindet ſich ein mit Manuſcripten und Büchern angefülltes Geſtell, ein Schreibtiſch und eine gypierne Gruppe von Barye, den „Kampf des Tigers mit einem Kaiman“ vorſtellend. — Im zweiten Zimmer werden die Theaterſtücke fabricirt. Das Ameublement beſteht aus einer Toilette und einem Tiſche, der mit einem Wuſte von Papieren bedeckt iſt. In zwei kleinen Porzellan-Vaſen, die auf dem Kamine ſtehen, befindet ſich Cigaretten-Papier und im Alkoven ein Ruhebett, auf das er ſich behaglich ausſtreckt, denn er dichtet die Theaterſtücke liegend.

Seine Fruchtbarkeit und die Schnelligkeit, womit er arbeitet, ſind ſprichwörtlich geworden. „**La Tour de Neale**“, „**Mademoiselle de Belle-Isle**“, „**Une mariage sans Louis XV.**“ ſind, jedes Stück, in acht Tagen fertig geworden. „**Piquillo**“ und der Prolog zu ſeinem „**Caligula**“ ſind gleichfalls in ganz kurzer Zeit entſtanden und zwar im berühmten Hôtel des Haricots; ſo heißt das Nationalgarden-Gefängniß, in welchem Dumas, der immer ein ſehr nachläſſiger Nationalgardiſt geweſen iſt, mehr als ein Mal eingeſperrt war.

Es giebt wenig Menſchen, die ein ſo erſtaunliches Gedächtniß haben, als Dumas: er weiß mehr als 10.000 Verſe auswendig, worunter 2 — 3000 von Victor Hugo ſind. Letzterer verſäumt keine Gelegenheit, gegen ſeinen ehemaligen Waffengefährten im literariſchen Feldzuge der neuen Schule ein Epigramm abzuſchießen. Als ihm Jemand von dieſem Beweiſe eines außerordentlichen Gedächtniſſes ſagte, erwiderte Victor Hugo: »Wahrlich, das iſt um ſo großmüthiger von ihm, da ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten kann.« Aber auch Dumas benutzt jede Gelegenheit, um es ihm wett zu machen. Am Abend der erſten Vorſtellung der „**Burgraves**“ ſagte Dumas: »**Eh bien, Monsieur Hugo aura en aussi des Caligula**;« Worte, die übrigens nicht ſo böſe gemeint ſind, als es ſcheinen mag, denn Dumas betrachtet ſeinen „**Caligula**“ als dasjenige Stück, auf welches er die meiſte Zeit und den größten Fleiß verwendet hat.

Mit herkuliſcher Stärke begabt, in allen Leibesübungen gewandt, beſitzt Dumas eine unverwüſtliche Geſundheit, obgleich die Aerzte ihn in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre für ſchwindſüchtig erklärt haben. Er iſt ein leidenſchaftlicher Jäger und gilt für einen der beſten Schützen von Paris.

Sehr häufig geht er auf Reiſen und bleibt lange Zeit aus, wenn ihm unterweges Stoff zu einem Drama oder Romane aufſtößt. So verreiſte er einſt auf vier Tage und blieb acht Monate aus, kehrte dann aber mit zehn neuen Bänden zurück.

Dumas hat Orden von faſt allen Ländern; das Offizierkreuz der Ehrenlegion erhielt er nur auf inſtändiges Bitten des Herzogs von Orleans, denn Louis Philipp ſelbſt iſt ſeinem ehemaligen Secretaire nicht ſehr gewogen. Bei Gelegenheit ſeiner Vermählung hatte der verſtorbene Herzog von Orleans zwei Decorationen zu vergeben; eine davon erhielt Alexandre Dumas; die zweite Victor Hugo.

Einige Jahre ſpäter — 1842 — erſchien Dumas auf einem Balle in den Tuilerien; er hatte nicht weniger als neun Ordensbänder: Ehrenlegion, Leopold-, Guſtav Waſa-, Iſabella-Orden u. ſ. w. Louis Philipp wünſchte

ihm Glück zu dieſer Maſſe von Auszeichnungen. »Sire,« erwiderte Duma
»de ces neuf croix vous n'en avez qu'une à vous reprocher.«

Seine Frau, Ida Ferrier, iſt eine blühende, wohlbeleibte Dame un
wenn ich nicht irre, eine Deutſche von Geburt. Sie war früher Schauſpie
lerin. Man behauptet, ſie unterſtütze ihren Mann in ſeiner Bücherfabrikatio
durch Ueberſetzungen und Auszüge aus dem Deutſchen.

Silhouetten ſchwediſcher Schriftſtellerinnen *).

Von E. Boas.

Bremer, Flygare, Knorring.

Friederike Bremer iſt im Jahre 1802 geboren. Nach dem Tode ihre
Vaters, der ein reicher Kaufmann und Bergwerksbeſitzer war, hielt ſie ſi
in Schonen, dann bei einer Freundin in Norwegen auf. Jetzt wohnt ſie mi
Mutter und Schweſter abwechſelnd in der Norrlands Gatan zu Stockholm
oder draußen auf ihrem Landgut Arſta. Wollte ich Ihnen von den Roma
nen der Bremer erzählen, ſo würden Sie mich ohne Zweifel auslachen, den
Sie kennen dieſelben zehn Mal genauer als ich. Aber auf ihr Aeußeres ſin
Sie neugierig ... Wohlan, ſo hören Sie! — Daß eine vierzigjährige Jung
frau nicht mehr in der erſten Jugendblüthe ſtehen kann, das werden Sie ein
leuchtend finden, und ſie iſt denn auch wirklich nichts weniger als ſchön
Ihr mageres Runzelgeſicht wird aber durch einen ſehr gutmüthigen Zug, un
die dürre Figur durch einfache, ſaubere Kleidung gehoben. Ehe ich ſie nähe
kannte, habe ich ſie, ihrer Schreibart nach, durchaus für eine Gouvernant
gehalten und gerade ſo ſieht ſie auch aus. Sie weiß es, daß ſie unſchön iſ
darum hat ſie ſich ſtets geweigert, ſich zeichnen zu laſſen; das Bild, welche
man in Deutſchland von ihr beſitzt, iſt untergeſchoben — buchhändleriſche Spe
kulation hat die Phantaſie eines Malers zu deſſen Erfindung angefeuer
Dieſen Sommer erzählte eine ſchwediſche Zeitung ſpottweiſe: »Aus Amerik
ſei direkt ein Maler nach Rom und Stockholm geſendet worden, um den Pap
und die Bremer zu malen.«

In Schweden giebt man ihrem Romane „Hemmet“ (das Heimathhaus
den Vorzug; man fühlt wohl, daß es der Verfaſſerin an kühner Erfindungs
gabe fehlt, während ſie enge, ſtille Häuslichkeit mit echt poetiſchem Sinn
aufzufaſſen weiß. Ihre weiblichen Geſtalten ſind faſt durchgehends gelunge
doch wenn ſie Männercharaktere ſchildert, entſtehen Zerrbilder voll Leere un
Unwahrſcheinlichkeit. Höchſt läſtig wird es empfunden, daß ſie oft zweck- un
ziellos ins Blaue hineinphiloſophirt; ich habe dabei mehrmals einen Anfa
von Seekrankheit bekommen. Sie arbeitet übrigens mit reger Emſigkeit a
ihrer Bildung, und als ich ſie ſah, hatte ſie ſich eben zwei deutſche Büche
— Voſſens „Ueberſetzung des Homer“ und Creuzers „Symbolik“ — i
Buchladen beſtellt.

---

*) Auszug aus dem bei F. L. Herbig ſoeben erſchienenen Reiſewerke „In Skand
navien“ von Eduard Boas. C. M. D.

Emilie Flygare mag dreißig Jahre alt ſein. Sie iſt eines Landpredigers Tochter und braucht nur ihre eigenen Erinnerungen niederzuſchreiben, wenn ſie das Dorfleben mit ſeinen Leiden und Freuden malen will. Darum iſt dies auch ihre ſtarke Seite, und ihr Buch „Kyrkoinvigningen“ (die Kirchweihe) hat beſonders angeſprochen. Früher an einen Offizier verheirathet, ging ſie nach deſſen Tode mehrere Verlöbniſſe ein und ließ dieſelben dann wieder zurückgehen, wodurch ſie ihrem Rufe geſchadet hat. Endlich reichte ſie Carlén, einem ſehr mittelmäßigen Dichter, der einige Jahre jünger iſt, als ſie ſelbſt, die Hand, und jetzt nennt ſie ſich — nach dem Muſter der Madame Birch-Pfeiffer und anderer berühmter Schriftſtellerinnen — Flygare-Carlén. Sie lebt in Stockholm ſehr glücklich mit ihrem Manne, und iſt wenigſtens eine eben ſo gute Hausfrau, als Schriftſtellerin; ja, ſie ſchämt ſich nicht einmal, die Küche zu beſorgen. Ueberhaupt gereicht ihr eine große Beſcheidenheit zum Lob und die Hochachtung, mit welcher ſie von den Rivalinnen ſpricht. Sie hat eine kleine bewegliche Figur — Stillſitzen iſt ihre Sache nicht. Ihr feines Geſicht erſcheint mehr anmuthig als ſchön und erhält durch die muntern dunklen Augen ein geiſtiges Feuer.

Wir lernen nun die Baroneſſe Knorring kennen, eine ſehr noble Dame, welche, fern von Stockholm, an einen Militair vermählt iſt. Sie ſoll zwiſchen dreißig und vierzig Jahren ſtehen, und man ſagt, daß ſie wie Wallenſteins Thekla in die brauſende Nacht hinausſeufzen kann:

„Ich habe gelebt und geliebt!“

Nervenſchwach und kränklich wurde ſie mir geſchildert, und das iſt vielleicht gerade die rechte Verfaſſung, um das gereizte, nervöſe, weich atlaſſene Ariſtokratenleben in Romanen treu darſtellen zu können. Ihr Styl beſitzt die dazu nöthige Leichtigkeit und Grazie, und ſo gelingen ihr denn vortrefflich die Bilder aus dem high life, mit all ſeiner zierlichen Nichtigkeit und ſeinem geiſtloſen Prunk. Zu ihren beſten Werken gehört der Roman „Cousinerna“ (die Couſinen), der ſowohl, wie ſämmtliche andere Schriften der Knorring, Bremer und Flygare, von unſern geſchäftigen Ueberſetzern dem deutſchen Publikum vorgeführt worden iſt.

P. P. C.

M. G. Saphir iſt immer witzig; am witzigſten aber iſt er vier Mal im Jahre, am Schluſſe eines alten und am Anfang eines neuen Quartals, wenn er ſeinen Leſern das verhängnißvolle Wort „Pränumerirt“ in tauſend und einer Variation vorbläſt.

In Nummer 301 ſeines „Humoriſten“ befindet ſich folgender Abſchied:

»Gewöhnlich giebt man beim Abſchiednehmen eine Karte ab mit den Buchſtaben

P. P. C.

„pour prendre congé“, um Abſchied zu nehmen.

Der „Humoriſt“ ſendet ſeinen freundlichen Leſern vor dem neuen Jahre auch eine Karte mit den drei inhaltſchweren Buchſtaben

P. P. C.

Dieſe Buchſtaben bedeuten
„Papierne Pränumerations-Canone“.

Die freundlichen Leſer werden dieſes „P. P. C.“ vielleicht anders aus
legen und etwa leſen
„Prahleriſches Publikum-Clyſtier“.

Drauf muß ich mit den Buchſtaben P. P. C. antworten:
„Probier's! Protziger Camerad!“

Da höre ich wieder, wie Jemand ſagt, P. P. C. heißt:
„Privilegirte Puff-Canzelei“.

Da aber muß ich um Verzeihung bitten, denn P. P. C. heißt:
„Pardon, père Commissaire“.

Hieße dieſes P. P. C.
„Pfeiſe, Pferd, Cigarre“,
dann brauchten wir keine Worte zur Einladung, dann kämen alle P. P. C., d.
„Penſionirte, Private, Capitaliſten“.

Für eine Redaktion aber kann man ſagen:
»Drei Buchſtaben nenn' ich Euch inhaltsſchwer und o weh,
Sie heißen P. P. C.«
Poſtklagen, Philiſterleſer, Correcturen,
Privatdichter, Probeblätter, Charadenfreſſer,
Perlſchrift, Poſſendichter, Caſſen-Rebus,
Pränumeranten, Parteigänger, Comödianteaclaque,
und ſofort ins Unendliche.

Was will aber ein armer Redakteur machen? Er ſagt zu ſich ſel
P. P. C. Palpite, pauvre coeur,
und befiehlt ſich ſelber P. P. C.
„Preſſe Pränumeranten, Tameel!“
u. ſ. w. u. ſ. w.«

Million, Billion, Trillion.

Wenn man annimmt, daß 300 Stück Fünf-Gulden-Noten, wenn m
ſie neu aus der Bank erhält, die Dicke eines Wiener Zolles haben, ſo m
man 1.576.800, alſo etwas mehr als anderthalb Millionen Stück übereinande
legen, bis die Höhe des Wiener Stephansthurmes (73 Klafter) erreicht wi
Dieſe Banknotenſäule giebt in runder Zahl 8 Million Gulden. Bis z
Monde würde man 4 Billionen und bis zur Sonne 1728 Billionen St
Banknoten brauchen. Um ſich aber einen Begriff von einer Trillion zu m
chen, denke man ſich eine Säule von einer Trillion Banknoten, ſtatt aufre
ſtehend, horizontal liegend; dann würde eine Kanonenkugel, an einem Ende a
geſeuert und mit unveränderter Geſchwindigkeit fortfliegend, erſt in 15,0
Jahren das andere Ende dieſer Reihe erreichen.

Liberalismus.

Von J. Bachmann-Korbett.

Bin ich nicht ein Liberaler?
Trage einen Sammetrock,
Trage auch ein graues Hütchen,
Trage einen Eichenſtock.

Bin ich nicht ein Liberaler?
Trage ein dreifarbig Band,
Trag' den Kragen umgeſchlagen,
Langes Haar wie weiland Sand.

Bin ich nicht ein Liberaler?
Brauche weder Tand noch Putz,
Brauche weder Kamm noch Spiegel,
Lebe gern immer' im Schmutz.

Bin ich nicht ein Liberaler?
Fürchte keine Sauferei,
Fürchte Niemanden hienieden,
Nur die liebe — Polizei.

Zapfenſtreich.

Algier. Algerien wird zukünftig in drei Zonen getheilt werden: la zône civile, mixte und arabe. Wahrſcheinlich wird Monſieur Abd-el-Kader, der wieder ſehr bedenklich zu ſpuken anfängt, auf dieſe Diſtinktionen wenig Rückſicht nehmen.

Athen. Hier erſcheinen gegenwärtig nicht weniger als 16 politiſche Zeitungen. Maurocordatos, der alle Minen ſpringen läßt, um das jetzige Miniſterium zu ſtürzen, hat eine derſelben, den „Courrier d'Orient", für eine monatliche Unterſtützung von 100 Drachmen — 5 Friedrichsd'or — gekauft. (Von einer Seite ſo lumpig als von der andern.)

∴ Der baieriſche Freskomaler **Kranzberger**, einer der beſten Schüler von Peter Cornelius, iſt hier, im Begriff, das königliche Schloß auszumalen, nach kurzem Krankenlager geſtorben.

Berlin. Der König, dem ſelbſt ſein ſchlimmſter Feind die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß er Kunſt und Wiſſenſchaften liebt und ſchirmt, hat Herrn von Küſtner beauftragt, Webers „Euryanthe", neu einſtudirt, im Opernhauſe zur Aufführung zu bringen und die ganze Einnahme zur Errichtung eines Denkmals für den großen Componiſten dieſer Oper zu verwenden.

∴ In Folge eines miniſteriellen Befehls werden alle auf der Eiſenbahn hierſelbſt anlangenden Bücherballen vom Bahnhofe aus durch Polizei-Officianten bis in die Wohnungen der Buchhändler begleitet, um dort in deren Gegenwart eröffnet und nachgeſehen zu werden. (Il pleut, il pleut bergère etc.)

∴ Kaum hat uns Schweden in Dem. Jenny Lind ein bedeutendes Geſangstalent geſchenkt, ſo droht uns auch ſchon Italien mit der bekannten Sängerin Sophie Löwe, die vor mehreren Jahren ihr hieſiges Engagement aufgegeben, weil man ihr nicht 6000 Thaler Gehalt bewilligen gewollt. Sie will nun zurückkehren, um zu ſehen, ob ihre um ſo viele Jahre reifere Stimme jetzt beſſer durchdringen werde. (Alter ſchützt vor Thorheit nicht.)

∴ Herr Theodor Mühlbach und ſeine Frau, Clara Mundt, ſchreiben jetzt ein Novellenbuch. Auch Herr Leibrock machte es ſo mit ſeinen Ritter- und Räuber-Romanen: er ſchrieb die Schauderſcenen, ſeine Frau die Liebesintermezzos, und dieſe Romane haben in gewiſſen Kreiſen der Geſellſchaft, namentlich in der Sphäre der Domeſtikenwelt, ſehr viele Leſer gefunden.

∴ Die große Gräfin Ane-Ane will eine Schlittſchuhpartie nach Finnland antreten.

Brüſſel. Ferdinand Freiligrath, der ſich jetzt hier aufhält, wird mit ſeiner Frau nach Amerika gehen. Von einem deutſchen, in Nord-Amerika anſäßigen Schiffseigner iſt ihm freie Ueberfahrt angeboten worden.

∴ Unter der Redaktion von J. M. Wolf wird hier eine Zeitſchrift in deutſcher Sprache: „Küſtenſtimmen, Blätter für hoch- und niederdeutſche Sprache und Literatur", erſcheinen.

Conſtantinopel. Gleichwie die Katholiken den ſogenannten „heiligen Rock zu Trier" verehren, alſo beten auch die Türken den ſogenannten „heiligen Mantel des

Propheten" an, der im kaiſerlichen Palaſte zu Top-Capeu aufbewahrt wird. Alljährlich, gegen die Mitte des Ramazan, wird in Gegenwart des Sultans der Schrank geöffnet und ſothaner Mantel den leichtgläubigen Gläubigen gezeigt, was auch im vorigen Jahre (am 16. November) geſchehen iſt.

Darmſtadt. Herr C. C. Hoffmann erklärt, daß, wenn auch Herr Johannes Ronge ſich gegen Dankadreſſen, Ehrenbecher, Denkmünzen und Geldſammlungen ausſpreche, ſo müſſe er ſich doch, des allgemeinen Nutzens wegen, dies Alles gefallen laſſen, da es kein anderes Demonſtrationsmittel gebe; er ermahnt, dabei nicht ſtehen zu bleiben.

Haag. Die ausgezeichnetſten Maler der Niederlande haben Gemälde hieher geſendet, die in einem beſondern Muſeum zum Verkauf ausgeſtellt werden und deren Ertrag zur Errichtung eines Denkmals für Rembrandt beſtimmt iſt.

Hamburg. Vor dem hieſigen Niedergerichte iſt vor Kurzem das lange erwartete Erkenntniß gegen den Rechtscandidaten Georg Werner, Verfaſſer der Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiet, von Roſtram Snitger", erſchienen, das auf Freiſprechung und Verurtheilung des Fiscals in ſämmtliche Koſten lautet. Werner hatte in jener Schrift den Hamburger Bocksbeutel mit rhetoriſcher Begeiſterung und mit gründlicher Sachkenntniß gegeißelt und war deswegen von den hanſeatiſchen Biedermännern des Hochverraths und der öffentlichen Injurie angeklagt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Sache mit dieſer Freiſprechung noch nicht erledigt iſt; ſie wird vielmehr noch andere Inſtanzen durchzumachen haben und hoffentlich noch recht hanſeatiſch in die Länge gezogen werden. (Auf Hamburgs Wohlergehn u. ſ. w.)

∴ Die beliebte hieſige Sängerin Clara Evers hatte vor einiger Zeit in der „Norma" vom hieſigen Publikum und dem Theater überhaupt Abſchied genommen, da ſie ſich mit einem ungeheuer reichen ungariſchen Magnaten verheirathen wollte. Nun aber hat es ſich herausgeſtellt, daß dieſer Magnat kein Magnat, ſondern ein ehemaliger Kammerdiener, auch nicht ungeheuer reich, ſondern ein coloſſaler Lump iſt. Fräulein Evers wird nun nicht Frau Magnatin werden, und mag ſich wohl wieder nach einem Bühnen-Engagement von 12,000 Mark Courant, wie das hieſige war, umſehen. (Hört' die Moral von der Geſchicht': traut keinem Magnaten nicht!)

∴ Am 23. December iſt, nach langem Krankenlager, Herr Salomon Heine, der bekannte Bankier und Oheim Heinrich Heine's, hier geſtorben. Geboren 1776 zu Hannover, verließ er als junger Menſch mit einer Baarſchaft von 16 Groſchen ſeine Vaterſtadt und ſtarb im Beſitze von 16 Millionen Mark und des wohlbegründeten Rufes eines Vaters der Armen aller Confeſſionen. Er ruhe in Frieden!

Hannover. Der durch ſeinen paſſiven Muth in Leipzig ſattſam bekannt gewordene Graf Suzor iſt hier angekommen, um auch unſere Stadt durch ſeine Vorleſungen über franzöſiſche Literatur zu beglücken. Caeterum censeo etc.

Kiel. Unſer nordiſches Päpſtlein, der berühmte und berüchtigte Dr. Claus Harms, hat ſeine hierſelbſt gehaltene Reformationspredigt, mit einem Anhang über den heiligen Rock, in den Druck gegeben. Von Allem, was bis jetzt, und dies iſt fürwahr nicht wenig, in Deutſchland über den ſog. heiligen Rock geſchrieben iſt, wird dies wohl das confuſeſte Zeug ſein. Man weiß nach Leſung deſſelben nicht, ob Ehren Harms für oder gegen die Farce iſt. Gegen alle rationaliſtiſchen Richtungen wird dabei natürlich aufs Grimmigſte polemiſirt, ſo gegen die Philalethen in Kiel, die Lichtfreunde in Cöthen, Königsberg u. ſ. w. Claſſiſch iſt der Satz: „Ein Rationaliſt auf der Kanzel und überhaupt im Lehramt iſt in der That ein Jeſuit". (!!!) Vor einigen Jahren hieß es, daß Herr Harms vom weiſen Czar berufen ſei, um in Curland irgendwo eine Biſchofsſtelle zu bekleiden. Warum hat man ihn damals nicht ziehen laſſen? — Für Rußland mag er gut genug ſein!

Königsberg. Unlängſt hat ſich hier ein jüdiſcher Arzt, Dr. Falkſohn, mit der Tochter eines chriſtlichen Schiffsmaklers verlobt, und iſt entſchloſſen, ſeine Ehe à tout prix durchzuſetzen.

Kopenhagen. In Dänemark beſtand bisher die üble Einrichtung, daß nur die Söhne der Bauern zum Militärdienſt verpflichtet, alle Städter, Beamtenſöhne u. ſ. w. aber frei waren. Die Regierung hat dieſen Uebelſtand eingeſehen und einen Entwurf zu einem allgemeinen Wehrpflichtigkeitsgeſetz den verſchiedenen Ständeverſammlungen vorgelegt. In den Rothſchilds-Ständen hatte bei der Berathung über dieſen Entwurf ein Mitglied den Antrag geſtellt, daß die Studirenden ohne Ausnahme vom Militärdienſt befreit bleiben ſollten, als dies aber die Kopenhagener Studenten erfuhren, haben ſie faſt einmüthig eine Adreſſe an dieſe Stände erlaſſen, worin ſie ſich dieſe Emancipation verbitten und erklären, daß ſie es für eine Ehre anſehen, die Waffe zur Vertheidigung des Vaterlandes zu tragen, von der ſie ſich keineswegs von unberufenen Antragſtellern u. ſ. w. ausſchließen laſſen wollen. (Bravo, Ihr jungen Scandinaven!)

Leipzig. Ein braunſchweigiſches Ständemitglied hat einen Antrag geſtellt, der dahin zielt, den deutſchen Bund ſowohl, wie die einzelnen deutſchen Regierungen aufzufordern, darauf zu achten, daß die deutſchen Länder Schleswig und Holſtein durch Uebergriffe der Dänen nicht in ihren Rechten beeinträchtigt werden u. ſ. w. Wir meinten nun Anfangs, als wir dieſes laſen, daß man in Schleswig-Holſtein wohl ſelbſt Manns genug ſein würde, ſich die Dänen, welche jetzt überhaupt ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie wollen, vom Halſe zu halten, und daß das ehrenwerthe braunſchweigiſche Ständemitglied wohl beſſer gethan hätte, an das alte Sprichwort vom „Fegen vor der eigenen Thür u. ſ. w." zu denken; da wir nun aber ſo eben erfahren, daß auch Herr Robert Heller dieſen Antrag in ſeinen „Roſen" unterſtützt, begeben wir uns in aller Beſcheidenheit unſerer vorgefaßten Meinung. Alſo, gutes Schleswig-Holſtein, die braunſchweigiſchen Stände und Herrn Robert Heller für Dich, was zögerſt Du noch, Dänemark und das ganze Jahrhundert in die Schranken zu rufen?

∴ Der „Dorfbarbier" erzählt: »Der große Gedächtnißkünſtler Reventlow, der auf 15,000 Fragen antwortet, der da weiß, wie hoch jeder Berg, Baum und Thurm, wie tief jeder Brunnen iſt, der die Bibel und den Koran und noch viele andere Bücher auswendig weiß, und was der Gedächtnißwunder noch mehr ſind, wurde neulich gefragt, ob er auch wiſſe, wie viel Verſprechungen ſeit dem Jahre 1813 dem deutſchen Volke gemacht worden wären? Hier mußte er ſeine Ohnmacht bekennen. Er erklärte, ſolcher Verſprechungen gäbe es ſo viele, daß kein menſchliches Gedächtniß ihre Unzahl zu beherrſchen im Stande ſei.

∴ Reventlow, der jetzt der Löwe des Tages iſt, legte unlängſt eine Probe ab, die alle früheren ſeiner coloſſalen Gedächtnißkraft in Schatten ſtellt. Um den Beweis zu führen, welche Unſumme von Zahlen er in ſich aufzunehmen im Stande ſei, recitirte er ſämmtliche Schulden, die der bekannte Dr. T. von ſeinem neunten bis zu ſeinem achtunddreißigſten Jahre gemacht, nicht blos vor-, ſondern auch rückwärts. Niemand war darüber mehr erſtaunt, als der Beſitzer dieſer Unſumme von Schulden.

∴ Der große Mnemoniker wohnte vor Kurzem der Aufführung des von Herrn Marr überſetzten Schauſpiels „Zeit und Stände" bei. Nach der dritten Scene verließ Herr Reventlow das Haus. »Warum bleiben Sie nicht?« fragte der Redakteur des „Charivari". »Ich fürchte,« erwiderte der neue Simonides, »das Stück zu behalten.«

∴ Johannes Ronge, der rüſtige Kämpe deutſcher Glaubensfreiheit, wird hier erwartet. Wir rufen ihm im Namen unſerer Stadt ein tauſendſtimmiges „Willkommen" entgegen.

∴ Die „Leipziger Zeitung" ſchreibt aus Berlin: »Noch immer wimmelt es von Gerüchten in Bezug auf die Hinrichtung von Tſchech, obgleich in der That nichts mehr zu wünſchen wäre, als daß die ganze traurige Angelegenheit aus den Geſprächen und wo möglich aus dem Gedächtniſſe verbannt würde.« (Unſere gute Schweſter vergißt, daß es Dinge giebt, welche leichter zu behalten als zu vergeſſen ſind!)

∴ In der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" las man unlängſt folgende Bekanntmachung des Obriſten von Bülow in Berlin: »In einigen mir zur Anſicht gekommenen, gegen Johannes Ronge gerichteten Schriften wird den Proteſtanten geſagt, daß ſie den Denkmälern Blüchers gleiche Verehrung erwieſen, wie die Katholiken den Abbildungen ihrer Heiligen. — Dem aber iſt nicht ſo, denn niemals haben Proteſtanten ſich vor einem Standbilde Blüchers knieebeugend mit dem Gebete niedergelaſſen:

Heiliger Vorwärts,
Hilf uns,
Daß wir nicht gehen rückwärts! F. v. Bülow.«

∴ Der „Herold", ein neues todtgeborenes Journal, das ſich anfangs ſehr breit gemacht hatte und in Groß-Folio erſchienen war, iſt nun in Hoch-Quart zuſammengeſchrumpft. Wir hoffen, daß der „Herold" dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern ſich bald von Hoch-Quart in Klein-Octav, von Klein-Octav in Groß-Duodez, von Groß-Duodez in Klein-Sedez und von Klein-Sedez, längſtens in Jahresfriſt, in Weſtentaſchenformat aufgelöſt haben wird. Herr Biedermann iſt Alles, nur kein Journaliſt.

∴ Die Leipziger Tagespreſſe hat noch alle Hände voll zu thun, um die Pros und Contras in der ungeheuer wichtigen Kindermannskindervorſtellungdesbarbiervonſevillaausgepfiffenwerdengeſchichte zu vereinigen. — Quel bruit pour une omelette! — Man ſollte wirklich glauben, die Welt werde untergehen, wenn es nicht ganz genau, aufs Haar ermittelt werde, warum ein Theil Publikum einmal einem Hiſtrionen ſein Mißfallen zu erkennen gegeben hat. Börne ſagt irgendwo: »Jedes Volk hat ein Recht, ſeinen König wegzujagen, wenn ihm etwa ſeine Naſe nicht gefällt,« — und nun ein wenig Pfeifen über ein wenig Hiſtrio!

∴ Die „Grenzboten" enthalten in der erſten Nummer von 1845, nebſt einer ſehr

wohlgeſchriebenen Entgegnung auf die ſehr plebejiſchen Angriffe des atlasweſtigen glace
handſchuhigen Herrn Lewald, ein hübſches Wortſpiel. Sie ſprechen über die ungewöh
liche Kälte des heurigen Winters und ſchließen: »Die armen Weber in Schleſien, w
müſſen ſie in dieſem Winter leiden! Sie haben alle zuſammen nur einen Pelz, u
auch den hat man ihnen eine Zeitlang eingeſperrt.«

∴ In der Muſikalienhandlung von Schrimpf und Compagnie iſt erſchiene
„Pianoforte-Schule für Säuglinge nebſt einer Anleitung für Kinder, lange Finger z
machen“.

London. Dem „Spectator“ will es nicht gefallen, daß die junge Victoria ſo o
mit der alten Eliſabeth verglichen wird; der Vortheil bei dieſer Parallele ſei indeß, w
er meint, auf Seiten der „jungfräulichen Monarchin“ keineswegs ſo groß. »Die erlauch
Lady,« fährt der „Spectator“ fort, »konnte zwar lateiniſch ſprechen, allein es war b
kanntlich nur Küchenlatein; in manchen Dingen war ihr Geſchmack ſo tief, daß ſie ſi
z. B. vom Schatten in Gemälden keine Vorſtellung machen konnte; ihr Tanz muß ei
curioſe Leibesbewegung geweſen ſein und als Muſikerin war ſie, wozu man's am Spin
bringen kann. Zeitlebens verlangte ſie nach dem, wozu ihr der friſche Muth gefehl
ſichs zu nehmen, nach einem Gemahle, und ſtarb in einem Anfalle von Verzweiflung u
Reue, keine Erben hinterlaſſend. Victoria dagegen iſt eine tüchtige Künſtlerin, eine vol
endete Muſikerin, eine glückliche Gattin, eine ſtolze Mutter. Wenn die Staatsmänne
und Schriftſteller zu Eliſabeths Zeiten größer waren, ſo iſt Victoria's Reich deſſ
hundert Mal größer und übertrifft alle Träume Eliſabeths.«

∴ Der Negerprinz Heinrich, Bruder des verſtorbenen Königs Chriſtoph von Hait
reſidirt dermalen in einem hieſigen Zuchthauſe, weil Seine königliche Ex-Hoheit geruh
hatten, einen ihrer brutalen Gläubiger, ſtatt mit Geld, mit Prügeln abzuſpeiſen.

∴ Bei Hofe producirt ſich jetzt die Zwergfamilie Brockſtedt, dieſelbe, die ſich vo
einigen Jahren in Berlin hatte ſehen laſſen. Prinz Albert iſt in die Zwerge gan
vernarrt.

∴ Der Beſuch der Königin Victoria und des Prinzen Albert in Paris iſt b
zum Frühjahr hinausgeſchoben worden.

∴ Von Charles Dickens-Boz iſt ein illuſtrirtes Weihnachtswerk, „Chimes, a
goblin story of some bells, that rang an old year out and a new year in“
(Glockenklänge, eine Geſpenſtergeſchichte von einigen Glocken, welche ein altes Jahr au
und ein neues Jahr einläuten), erſchienen. Er hat es auf ſeiner italieniſchen Reiſe ge
ſchrieben.

∴ Im Lyceum-Theater hat „A Trip to Kissingen“ (ein Abſtecher na
Kiſſingen), ein neues Luſtſpiel von T. Taylor, ungemein gefallen. Ein franzöſiſche
Glücksritter, ſeine abenteuernde Frau und ein Londoner Stadtkind (cockeney) mit ſeine
Herrn Onkel, der als deus ex machina eingreift, ſpielen die Hauptrollen; der Schau
platz iſt der Ragozibrunnen in Kiſſingen. Der Knoten wird dadurch geſchürzt, daß de
Londoner, welcher für eine dortige Zeitung correſpondirt, in den Verdacht geräth, Nach
theiliges gegen Seine bayerſche Majeſtät an ſein Journal berichtet zu haben. Aus die
ſem Erſtlingsprodukte des jungen Dichters will man eine für ihn glänzende Zukunf
prophezeihen.

Madrid. Die junge Königin Iſabella hat in Folge eines Bittgeſuches, das vo
den Redakteuren ſieben Madrider Journale abgefaßt worden war, drei Verurtheilten di
Todesſtrafe erlaſſen. Im Gnadengeſuche kommt die Stelle vor: „Schuldigen verzeihe
iſt die ſchönſte Prärogative der Krone“. Die jungfräuliche Königin wurde davon ſ
gerührt, daß ſie in Thränen ausbrach und von dem ſchönſten ihrer Rechte vollſtändi
Gebrauch machte. (Ja, ja, Schuldigen verzeihen iſt die ſchönſte Prärogative der Krone!

∴ In den ausländiſchen Zeitungen iſt viel von der Heiligkeit des Briefgeheimniſſe
die Rede. Hier hat man derlei Geheimniſſe zu läſtig gefunden und ſie abgeſchafft. Ma
erbricht jeden verdächtigen Brief und giebt ſich nicht einmal die Mühe, ihn wieder zuzu
ſiegeln. Das „Eco de Commercio“ erſucht ſeine Correſpondenten, ihre Briefe liebe
gar nicht mehr zuzuſiegeln, da ſie ja doch geöffnet würden, bevor ſie in die Hände de
Redaktion gelangten. (Spanien, ſieht man, macht gute Fortſchritte.)

∴ Vicomte Cormenin (Timon) iſt nach Paris zurückgekehrt.

Mailand. Verdi hat eine neue Oper, „Giovanna d'Arc“, (Text von Themiſtokle
Solera) componirt.

∴ In der Scala hat eine neue Oper, „I Luna ed il Perollo“ — Text vo
Giacomo Sacchero, Muſik von Pasquale Bona, Fiasco gemacht.

∴ Unſere Stadt hat zur Erinnerung an den in dieſem Jahre ſtattgehabten Ge
lehrten-Congreß vier neue Denkmäler, die Büſten Cavalieri's, Verri's, Romagnoſi's un
und des Abbate Pozzone, erhalten.

Paris. Louis Philipp hat gewünſcht, eine Vorſtellung der engliſchen Schauſpieler zu ſehen; dieſelben werden nun im Schloſſe der Tuilerien „Hamlet“ oder „Macbeth“ aufführen; Stoff genug zu gehäſſigen Bemerkungen für die legitimiſtiſchen Journale.

∴ Zur Feier der Vermählung des Herzogs von Aumale mit der Prinzeſſin von Neapel hat eine große Ordensvertheilung ſtattgefunden. — Unter Andern iſt auch Herr A. Franck, Profeſſor der Philoſophie, ein Iſraelit, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ In Bezug auf die neue Creirung von Herzogen — unter Andern iſt auch Baron Pasquier, Kanzler und Präſident der Pairskammer, geherzogt worden — haben die Oppoſitionsblätter nach der Analogie des Wortes „s'encanailler“ das neue Wort „s'enducailler“ erfunden, das wohl bald das Bürgerrecht erhalten wird.

∴ Die hieſige Polizei beſteht jetzt aus fünf Schwadronen reitender Municipalgarden und ſechzehn Comp. Municipalgarden zu Fuß, zuſammen aus 2300 Mann; ferner aus dem beinahe 1000 Mann ſtarken Bataillon der Sapeurs-Pompiers und den verſchiedenen Brigaden der Stadtſergeanten, zuſammen 600 Mann haltend; dazu kommen noch die Polizeidiener des Schloſſes, des Miniſteriums des Innern und endlich ſämmtliche Poſten der Linientruppen und der Nationalgarde, die beſtändig zur Verfügung des Polizeipräfekten bereit ſind.

∴ Die Polizei hat einen koſtbaren Fang gemacht, indem es ihr gelungen iſt, eine junge Frau, die unter dem Namen einer Gräfin von Marſan, Gräfin von Angerolle, Madame Martin, Marquiſe von Gavlus, Baronin von Herlar, Frau von Ferlé eine Menge Betrügereien ausgeführt hatte, zu verhaften. Man fand eine Maſſe Silberzeug und Juwelen bei ihr und einen glänzenden Haushalt mit mehreren Bedienten.

∴ Herr Anguis, Mitglied der Deputirtenkammer, bekannt durch die Hartnäckigkeit, mit der er jedes Mal bei der Discuſſion des Budgets ein Amendement gegen die unnütze Ausgabe für die Erhaltung der wilden Thiere im Pflanzengarten geſtellt und die Verwendung dieſer großen Summe für arme Menſchen beantragt hatte, iſt am 22. December am Schlagfluß geſtorben. (Dieſer Todesfall wird den wilden Thieren im Pflanzengarten viele Freude, den armen Menſchen aus dem Pariſer Volke hingegen vielen Kummer machen.)

∴ Die Akademie hat an ihren kranken Collegen, den Dichter Alexandre Soumet, eine Deputation abgeſchickt, um ſich nach deſſen Befinden zu erkundigen; dieſe Deputation beſtand aus den Herren Dupaty, Tiſſot und dem Miniſter Villemain; ſeit der Krankheit des Erzbiſchofs von Quelen iſt keinem Mitgliede der Akademie dieſe Auszeichnung zu Theil geworden. (Wird ſich nicht bald irgend ein Miniſter auch nach meinem Befinden erkundigen?)

∴ Der ruſſiſche Staatsrath Gretſch befindet ſich ſeit Kurzem wieder in Paris. Die „Revue de Paris“ vertheidigt ihn gegen die Angriffe der deutſchen Preſſe, indem ſie auf ſeine großen Verdienſte aufmerkſam macht, welche er ſich als ruſſiſcher Grammatiker erworben hat. (Was heißt???)

∴ Ein eben ſo reicher als großherziger Menſchenfreund, Turquin, hat den hieſigen Krankenhäuſern ſein ganzes Vermögen von 9 Millionen Francs vermacht.

∴ Unſere Stadt läßt am rechten Ufer der Seine ein neues Spital erbauen, das den Namen „Hôpital Louis Philippe“ erhalten wird.

∴ Simon Deutz, der Verräther der Herzogin von Berry, iſt, nachdem er, von Schulden gedrängt, auf die niedrigſte Stufe des Elends herabgeſunken, auf Befehl des Polizei-Präfekten in ein Bettler-Depot aufgenommen worden. Die 500,000 Francs, der Preis ſeines Verraths, waren in wenigen Jahren von ihm verſchwendet worden.

∴ In unſerm Zeitungsweſen iſt eine große Veränderung vorgegangen. Die beiden conſervativen Zeitungen „Débats“ und „Preſſe“ vergrößern ihr Format, vermindern ihren Preis und engagiren die beſten Feuilletons-Schriftſteller, was ſie allerdings mit ihren reichen Subventionen leicht thun können; die andern Zeitungen wollen das nachmachen, „Siècle“ und „Quotidienne“ ſchon vom 1. Januar ab, und brechen ſich ſo den Hals. Das Ende vom Liede wird ſein, daß ſich ein paar Dutzend Zeitungen ruiniren und die ganze Zeitungs-Publicität in den Händen der ſubventionalen Regierungsblätter und einiger großer Kapitaliſten als Monopol bleibt. Alle belletriſtiſchen Zeitungen ſind, in Folge des Feuilletonweſens, bereits untergegangen. Von den ſatiriſchen Blättern halten ſich nur zwei, „Charivari“ und „Corſaire-Satan“, und dieſe nur mit großer Mühe. Wie Letztere ſich aus Mangel an Fonds behelfen müſſen, zeigt ſchon der Umſtand, daß ſie gezwungen ſind, alte Sachen neu abzudrucken, um Honorar zu erſparen.

∴ Die hieſigen Buchhändler wollen eine Verſammlung halten, um ſich über die Nachtheile zu berathen, die ihnen die Feuilletons der Zeitungen zufügen.

∴ Die beiden Hauptredakteure des „Journal des Débats“ und der „Preſſe“, Herren Armand Bertin und Emil de Girardin, werden, wie es heißt, General-Steu Einnehmer-Stellen erhalten und ihre Zeitungen in Pacht geben. (???)

∴ Die Redaktionskoſten des „Journal des Débats“ betragen nach deſſen eigen Angabe jährlich 150,000 Francs (42,000 Thaler).

∴ Bekanntlich pauſirt der „Conſtitutionnel“ ſchon ſeit langer Zeit mit ſeine „ewigen Juden“. Der „Corſaire“ meint, es ſei ſo verteufelt kalt, daß ſogar der „Ju errant“ feſtgefroren ſei.

∴ Nachdem Herr E. Sue ſich die Freiheit genommen, ſeinen „ewigen Juden“ i „Conſtitutionnel“ auf längere Zeit zu unterbrechen, hat nun auch Herr A. Dumas i „Journal des Débats“ erklärt, daß er ſeinen „Grafen von Monte Criſto“ erſt na Verlauf von zwei Monaten fortſetzen könne. Es geht daraus hervor, daß beide Schri ſteller ihre Arbeit ohne beſtimmten Plan begonnen hatten und nun, wo ſie in der Mit ſtecken, Mühe haben, ſich auf erträgliche Art herauszuwickeln.

∴ Herr Coeleſtin Bernays, Redakteur des „Vorwärts“, hat auf die Appellatio Verzicht geleiſtet und ſeine Gefängnißſtrafe in Sainte Pelagie angetreten.

∴ Der durch den Brand in der Kirche Saint-Euſtache verurſachte Schaden wi auf eine Million Francs geſchätzt.

∴ Vom Fürſten von Polignac, Premierminiſter Karls X., ſind erſchienen: „Etu des historiques, politiques et morales sur l'état de la société européenne ve le milieu du 19ième siècle“. (29 Bogen.)

∴ Unter dem Titel: „Méthode pour apprendre seul la marche des éche et la règle de ce jeu“ iſt eine neue Anleitung zum Schachſpiel von C. Bielle heraus gekommen.

∴ Heine's jüngſtes Gedicht erſcheint in der „Revue de Paris“ in franzöſiſch Ueberſetzung. — Man denke ſich Heine'ſche Verſe in franzöſiſcher Proſa!!

∴ Herr Scribe, deſſen neueſtes Luſtſpiel „Rebecca“ im Gymnaſe-Theater auße ordentlich gefallen hat, arbeitet im Verein mit ſeinem Mitarbeiter Goubaux an ein komiſchen Oper, betitelt „die Nonnen und Robert dem Teufel“. Das Libretto iſt fü Herrn Julius Benedict beſtimmt.

∴ Die engliſchen Schauſpieler haben ihre Vorſtellungen mit Shakeſpeare's „Othello eröffnet; der Erfolg war nur ein mittelmäßiger, da die Schauſpieler, mit Ausnahm Macready's und der Miß Faucitt, nur untergeordneter Art ſind.

∴ Die franzöſiſchen Handwerker haben eine Sammlung veranſtaltet, um ihre Lehrerin und Wohlthäterin, der kürzlich verſtorbenen Schriftſtellerin Flora Triſtan ei Denkmal zu errichten.

∴ Der Bildhauer Theodor Gechter, ein Schüler Boſio's, einer der talentvollſte Künſtler der neuern Schule, iſt geſtorben.

Peſth. Michael Vörösmarty, Ungarns größter Dichter, giebt jetzt ſeine geſammelte Werke in drei verſchiedenen Ausgaben heraus.

∴ Joſeph Eötvös, deſſen erſter Roman, „der Karthäuſer“, bereits ins Deutſch Engliſche und Italieniſche übertragen worden iſt, hat einen zweiten (komiſchen) Roma erſcheinen laſſen. Der „Dorfnotar“ (dies iſt der Titel ſeines neuen Produkts) mac großes Aufſehen.

∴ Die unter dem Dichternamen Roſa Aada bekannte Gräfin B. iſt vor Kurze auf ihrem Gute geſtorben. Ungarn verliert in ihr einen ſeiner ſchönſten Blauſtrümpfe.

∴ Die ungariſche Literatur hat nun auch ein komiſches Volksgedicht, „den Dorf hammer“, erhalten. Der Verfaſſer dieſes Gedichtes, Petöfi, iſt einer der genialſte Dichter des jungen Ungarns.

∴ Julius Seidlitz hat ein Drama geſchrieben, deſſen Stoff der böhmiſchen Geſchich entnommen iſt, „Ziska“ heißen und bald in Scene geſetzt werden ſoll.

∴ Der Violinvirtuoſe Heinrich Ernſt und Marie Taglioni werden hier erwarte

Petersburg. Kaiſer Nicolaus beſchäftigt ſich jetzt ernſtlicher als je mit de Plane, in ſeinem ganzen Reiche die Leibeigenſchaft aufzuheben.

Poſen. Um das Einſchmuggeln verpönter Bücher zu verhüten, haben die ruſſiſch Grenzaufſeher den Befehl erhalten, alle ihnen vorkommenden Bücher zu confisziren, d in einer Sprache geſchrieben ſind, welche ſie nicht verſtehen. (Schön, ſehr ſchön! Wen man ſich nur zu helfen weiß!)

Rom. Am 12. December iſt hier der Herzog Franz von Maſſimo (geboren a 8. Auguſt 1773) am Schlagfluß geſtorben. Mit ſeinem Tode wird bei den römiſch Gerichtshöfen eine Menge von Prozeſſen erlöſchen, welche er als eine Leidenſchaft be trieben und größtentheils ſelber verfochten hat.

∴ Der berühmte Bildhauer Tenerani hat den rothen Adler-Orden dritter Kla erhalten.

∴ Die päpſtliche Kunſt-Akademie von San Luca hat den Cavaliere Podeſti an die Stelle des verſtorbenen Baron Camuccini zum oberſten Rath der zeichnenden Claſſe erwählt.

Solothurn. Aus unſerer Stadt iſt ein „Aufruf an die freien Männer der Schweiz" hervorgegangen, welcher die Ausweiſung der Jeſuiten verlangt, da der Jeſuitismus mit den freien Inſtitutionen der Schweiz unverträglich ſei. Dieſer Antrag ſoll durch alle ſtimm- und wehrfähigen Schweizer an die Tagſatzung gebracht werden.

Stockholm. Die hieſige „Statstidning" (Staatszeitung), welche jährlich einen nicht unbedeutenden Zuſchuß verlangte, hat zu erſcheinen aufgehört; an ihre Stelle iſt eine „Post och Inrikes Tidningar" getreten, die vom Kanzleirath Wallmark in liberalem Geiſte redigirt wird und Eigenthum der Akademie iſt.

∴ Die bekannte Schriftſtellerin Friederike Bremer (geb. 1802) iſt nicht zu bewegen, ſich malen zu laſſen, weil ſie weiß, daß ſie unſchön iſt. In Bezug auf dieſe Eitelkeit machte neulich ein hieſiges Blatt den Witz: »Aus Amerika iſt ein Maler direkt nach Rom und Stockholm geſendet worden, um den Papſt und die Bremer zu malen.«

∴ Der Dichter Ingelmann iſt plötzlich verſchwunden; man glaubt, er ſei ermordet worden.

Stuttgart. Einem ziemlich verbürgten Gerücht zufolge ſoll der König von Würtemberg beabſichtigen, die Bundesverſammlung darauf aufmerkſam zu machen, wie es dringend nothwendig ſei, daß von Seiten des Bundes mit Bezug auf die Maßnahmen gegen die zeitgemäßen, liberalen Beſtrebungen der deutſchen Nation, andere Wege eingeſchlagen werden mögten, da er, wenn man auf dieſen Vorſchlag nicht achten werde, ſeinen eigenen, ihm richtig ſcheinenden Weg einzuſchlagen gedenke. (Eine Bürgerkrone für den wackern König von Würtemberg!)

∴ Herr Baron von Cotta hat eine neue Monatsſchrift, „Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung", gegründet; ſie wird von den Augsburger Redakteuren aus den Quellen der „Allgemeinen Zeitung" redigirt. Als Motiv dieſes Unternehmens wird die zu große Materialenanhäufung bei der Augsburgerin angegeben; der wahre Grund aber iſt wohl der, daß die baieriſche Cenſurſtrenge Manches unterdrückt, was Baron von Cotta unter der weit freiſinnigeren Cenſur Würtembergs durchzubringen hofft.

Turin. Der Buchhändler Pomba hat einen „Vorſchlag zu einer italieniſchen Büchermeſſe" erſcheinen laſſen. Gotthardo Calvi, Herausgeber der „Riviſta", hat über dies Projekt einen ſehr warm geſchriebenen Artikel eingerückt, worin er Pomba's Wunſch auch zum ſeinigen macht und deſſen Plan allen Buchhändlern Italiens ans Herz legt. Pomba will, zur größern Belebung des Bücherverkehrs in Italien, ein bolletino bibliografico dell' Emporio librario (alſo eine Art Meßkatalog) herausgeben, das in wöchentlichen Lieferungen erſcheinen und jährlich nur 5 Francs koſten ſoll.

Venedig. Das Apollo-Theater hat eine neue komiſche Oper, „Il Borgomastro di Saardam", von Lauro Roſſi, aufgeführt. Je mangelhafter und undramatiſcher der Text iſt, deſto lieblicher und gehaltvoller erſcheint die Muſik, die vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen worden iſt.

∴ Herr Gallo, Impreſario des Fenice-Theaters, hat die alte Sylphide Marie Taglioni zu ſechs Darſtellungen für die nächſte, vom 24. März bis 8. Juni 1845 dauernde Frühjahrſaiſon engagirt.

Waſhington. Das Endergebniß der neuen Präſidentenwahl iſt nun genau bekannt. Clay hat 106, Polk 170 Stimmen: Majorität für Polk 65.

Wien. Am 7. v. M. ſtarb hier einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller, A. Regedly, Dechant von Zebrak (geb. am 17. April 1772 zu Zebrak).

∴ Donizetti iſt von ſeiner Reiſe nach Italien hieher zurückgekehrt.

∴ „Dolch und Roſe" heißt ein neues Stück von F. X. Told, das auf der Joſephſtädter Bühne großen Beifall eingeerntet hat.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Papſt Clemens VII. war ein großer Liebhaber von Melonen und Champignons, deren er ſo viele aß, daß ſeine Geſundheit darunter litt. Um dieſe wieder zu gewinnen, nahm er einen neuen Arzt, der ihm aber eine Lebensart vorſchrieb, bei der er bald darauf ins Jenſeits hinüberſchlief. Hierauf brachten einige Spaßvögel das Bildniß dieſes

Arztes ins Publikum mit der Unterſchrift: „Ecce Agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi.“ (M. f. l. Unterh.)

— Die berühmteſte aller italieniſchen Improviſatricen war Maddalena Morelli von Piſtoje, unter den Arkadiern zu Rom Corilla Olympica genannt. Von der Kaiſerin Katharina nach Petersburg und von Kaiſer Franz I., Gemahl der großen Maria Thereſia, nach Wien berufen, zog ſie die letzte dieſer Einladungen vor und begab ſich nach Wien, wo ſie am Hofe mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Nach Rom zurückgekehrt, wurde ſie dort 1776 mit Einwilligung des Papſtes Pius VI. und des römiſchen Senats öffentlich gekrönt und ihr das adelige Bürgerrecht ertheilt. Sie ſtarb 1800 zu Florenz.

— Der Straßburger Arzt Laurenz Fries, der einen „kurtzen Bericht, wie man die Gedechtniß wunderbarlich ſterken mag“ (Straßb. 1523, 4.) geſchrieben, ſagt im vierten Kapitel ſeines Berichts, der von den Speiſen handelt: »Mnemoniſch nützlich ſind: Hennen, Kapaunen, kleine Vögel, junge Hähne (gebraten, nicht geſotten), Hammel- und Schaaffleiſch hingegen dem Gedechtniß beſonders ſchädlich. Ferner vermeide man blähende Speiſen. Gut ſind friſche Henneneier geſotten, ja nicht gebacken. Alle Fiſche ſind ſchädlich, minder die aus Quellwaſſer.« Von Früchten erlaubt er Quitten, Haſelnüſſe und wohlriechende Aepfel zum Deſſert. Im fünften Kapitel, das von den Getränken ſpricht, wird guter rother Wein, mäßig getrunken, zur Stärkung des Gedächtniſſes empfohlen.

— Einer der gewichtigſten Gelehrten Deutſchlands war Profeſſor Johann Schack in Greifswalde*). Derſelbe war ſo dick, daß er über 400 Pfund wog, und ſo fett, daß er ſich kaum bewegen konnte. Der Czar Peter der Große ließ, als er zu Greifswalde ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, um ſich zu überzeugen, ob ſeine Stärke natürliches Fett ſei, dem Herrn Profeſſor ins Fleiſch ſchneiden. (Ob dieſer Peter wohl deshalb den Beinamen des Großen erhalten haben mag?)

Treffer und Nieten.

• Bei einer neulich in Paris ſtattgefundenen Aufführung von Haydns „Schöpfung“ im Theater ward die Partie der Eva einer jungen Sängerin zugetheilt, welche dieſelbe zurückſandte, weil ſie wähnte, das Werk ſolle im bibliſchen Coſtume ausgeführt werden.

• Ein Deinhardſtein'ſcher Streckvers lautet: Nur wenn der Mann ein guter Eſſig iſt und die Frau ein gutes Oel, iſt der Salat der Ehe genießbar.

• Montaigne ſagte: Niemand iſt ein Held vor ſeinem Kammerdiener.

• Der gute alte ehrliche Fontenelle nannte die Geſchichte „une fable convenue“.

Eine Bitte:

Jene Blätter und Blättchen, welche die Gewogenheit haben, die Spalten unſeres Feuilletons zu plündern, werden aufgefordert, bei Angabe der Quellen das Wort „Leipziger Charivari“ nicht zu vergeſſen, da es bekanntlich auch ein Pariſer Blatt dieſes Namens giebt. Wenn jene Duckmäuſer Etwas aus der letztgenannten Zeitſchrift mittheilen, ſetzen ſie höchſt gewiſſenhaft das Adjectiv „Pariſer“ hinzu, damit ja Niemand auf die Vermuthung komme, ſie hätten den „Leipziger“ geplündert. So oft ſie aber unſer Blatt beſtehlen, geben ſie als Quelle ſchlechtweg „Charivari“ an. Wir verbitten uns das ganz ernſtlich. Wer uns beſtiehlt, nenne uns. Wer dies zukünftig unterläßt, wird auf die Finger geklopft.

E. M. Oettinger.

---

*) Eine kurze Lebensbeſchreibung dieſes Mannes findet ſich in der „gelehrten Fama“, 40ſter Theil, Leipzig 1715, Seite 295. E. M. O.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 120. Leipzig, 15. Januar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Das kommt von den Viſitenkarten!

Novellette von E. Guido.

. . . Wir befinden uns auf dem Boulevart.

Frau v. B., eine junge, ſchöne, erſt ſeit Kurzem verheirathete Pariſerin, flanirt am Arme ihres Herrn Gemahls, bleibt plötzlich vor dem Auslagkaſten eines Uhrenhändlers ſtehen und bemerkt daſelbſt eine Pendule, die ihr außerordentlich gefällt.

— Welch' ſchöne Uhr! ſagt ſie zu ſich ſelbſt, doch ſo laut, daß ihr Herr Gemahl es hören kann. Findeſt Du nicht, fügt ſie hinzu, daß dieſe Pendule ganz geeignet iſt, eine Stelle in meinem kleinen Boudoir einzunehmen?

— Wie gefällt Dir dieſes Gigg? fragte Herr v. B. ſeine Frau. Findeſt Du nicht, fügte er hinzu, daß es ganz geeignet wäre, einen Platz in meinem Wagenſchuppen einzunehmen?

— Böſer Menſch! ſchmollt ſie und ſchweigt.

Ein Mann, der erſt ſeit Kurzem verheirathet und in ſeine Frau noch immer ſo ſehr verliebt ſcheint, wie Herr v. B., iſt gern geneigt, alle Wünſche derſelben zu erfüllen.

Nachdem er ſeine Frau nach Hauſe gebracht, läuft er zum Uhrenhändler zurück, kauft die Pendule, die ſo glücklich war, in den Augen ſeiner Clara — ſo heißt das hübſche Weibchen — Wohlgefallen zu finden, ruft einen Commiſſionair, der zufällig vorübergeht, zieht eine Karte aus ſeinem Portefeuille, giebt ſie ihm und ſagt:

— Guter Freund, tragt dieſe Uhr zu der Dame, deren Wohnung Ihr auf dieſer Karte angegeben findet; begehrt kein Trinkgeld für Eure Mühe; hier ſind fünf Francs; tummelt Euch!

Herr v. B. entfernt ſich. Der Commiſſionair lieſt die Karte:

„Mademoiſelle Angélique Latour,
Näherin.
38, Rue Lafitte, au 5ième.“,

begiebt ſich nach der Rue Lafitte, ſucht Nummer 38, ſteigt fünf Treppen hinauf und ſteht vor einer Thür, die ihm die rechte ſcheint. Er klopft. Eine junge Perſon mit blondem Haar und blauen Augen ruft: Herein!

— Wohnt hier Mademoiſelle Angélique Latour? fragt der eintretend
Commiſſionair.

— Ja, mein Herr.

Der Bote nimmt die Pendule und ſetzt ſie auf den Kamin, den ei
einfaches Kryſtallglas ſchmückt, in welchem ein beſcheidenes Veilchenbouque
zu welken beginnt.

— Was macht Ihr da, guter Freund? fragt Angélique.

— Sind Sie denn auch wirklich Mademoiſelle Angélique Latour? wieder
holt der Commiſſionair, indem er noch ein Mal ſeine Karte betrachtet.

— Ich bin Die, welche Ihr ſucht, aber …

— Fürchten Sie nichts, Mademoiſelle, Sie ſind mir nichts ſchuldig
Alles iſt bezahlt.

— Aber, lieber Freund, ich habe dieſe Uhr gar nicht gekauft, erwider
das hübſche Kind.

— Das wundert mich nicht. Schöne Mädchen bekommen oft Manche
woran ſie nie gedacht haben, antwortet der Commiſſionär, grüßt die hübſch
Blondine und tritt pfeifend ſeinen Rückzug an.

Als Mademoiſelle Angélique mit ſich allein iſt, bewundert ſie die re
zende Uhr.

— Das hübſche Geſchenk! ruft ſie aus. Welch Vergnügen zu ſehe
wie der Zeiger das glänzende Email umkreiſt! Welcher Reiz, in der Nac
wenn man nicht ſchlafen kann, das Ticlac zu hören, das uns ſagt, wie lan
wir noch im Bette bleiben dürfen!

Dann erſt fällt ihr ein, ſich zu fragen, wer es wohl ſein mag, der i
dies koſtbare Geſchenk gemacht.

— Vielleicht der alte Herr im erſten Stock, der mich jedes Mal, ſo o
er mir auf der Treppe begegnet, ſo überaus freundlich grüßt und mir imm
eine Schmeichelei ſagt? Vielleicht auch der junge, ſchöne, äußerſt brune
Mann, der vorgeſtern Abend ſich im Theater dicht neben mich hingepfla
und mich fortwährend angeguckt hat? Ach, nun weiß ich's, ruft ſie, fro
lockend in die Hände ſchlagend, Theodor. Theodor hat mir dieſe Uhr geſchen

Dieſer Theodor iſt ein junger Mann, welcher Mademoiſelle Angéli
über alle Maaßen liebt und den ſie ein wenig wiederliebt. Dieſer Glückli
iſt nebenbei Commis und — wie bunt der Zufall oft die Karten miſcht!
gerade bei jenem Kaufmann, bei dem Herr v. B. die bewußte Pendule
kauft hat.

Mademoiſelle Angélique läßt ſich dieſe zarte Aufmerkſamkeit von Seit
eines jungen Mannes, welcher paſſable hübſch iſt und vom Heirathen ſpric
wohl gefallen. Es liegt ſo nahe, zu glauben, daß Monſieur Theodor, der ſo
während in der Mitte von Uhren aller Gattungen lebt, eine darunter gefund
hat, die ihm ſo gut gefällt, daß er ſie ſeiner zukünftigen Frau als erſ
Meubel ihrer zukünftigen Einrichtung ſchenkt. Dieſer Gedanke beruhigt
und macht, daß ſie die Pendule jetzt noch einmal ſo ſchön als vorher finde

Unterdeſſen iſt Frau von B., von ihrem Gemahl nach Hauſe beglei
wieder ausgegangen, um ſich zu ihrer Näherin zu verfügen. Und weil
auf dem Wege zu ihr wieder den Boulevart paſſiren muß, bleibt ſie
Neuem vor dem Magazine ſtehen, wo ſie zwei Stündchen früher die hübſ
Uhr, die ſie ſich gewünſcht, ſo laut bewundert hatte. Sie ſucht die Pend
und findet ſie nicht mehr. Etwas pikirt tritt ſie in den Laden, um zu
fahren, ob wenigſtens noch eine ähnliche Uhr zu haben ſei. Der über

artige Commis erklärt, daß er das Vergnügen habe, Madame bereits zu kennen, da er ſie vor zwei Stunden, vor dem Eingange des Ladens, am Arme eines Herrn geſehen ...

— Das war Herr v. B., mein Gemahl, fügt ſie hinzu.

— Eh bien, Madame, ſagt der Commis, Ihr Herr Gemahl hat die Uhr, die Ihnen ſo ſehr gefallen, gekauft und ſogleich forttragen laſſen. Madame werden, nach Hauſe zurückgekehrt, die Pendule an Ort und Stelle finden.

Frau v. B., entzückt über die zarte Aufmerkſamkeit ihres Gemahls, läuft ſchnell zu ihrer Näherin, begierig, ſo bald als möglich nach ihrer Behauſung heimkehren zu können. Sie erreicht die Rue Lafitte und tritt ſoeben bei Mademoiſelle Angélique ein. Der erſte Gegenſtand, der ihr in die Augen ſpringt, iſt die bewußte Pendule.

— Ich hätte nicht geglaubt, daß dieſes Muſter ſo gemein iſt, daß man's ſogar bei einer Näherin findet.

— Sie betrachten meine Uhr, Madame, ſagt Angélique, ſie iſt ſehr ſchön! Nicht wahr? Dieſe Uhr, Madame, iſt ein Geſchenk, das ich unlängſt erhalten habe.

— Das Sie unlängſt erhalten haben?

— Vor einer halben Stunde, Madame.

— Und iſt es erlaubt zu fragen, ſagt Frau v. B. etwas bewegt, wer Ihnen dieſes hübſche Geſchenk gemacht?

— Mein guter Freund, erwidert die Näherin.

Frau v. B. wird leichenblaß und will ihrem gerechten Zorne freien Lauf laſſen; bald aber ſieht ſie ein, daß dies unklug wäre. Sie unterdrückt ihre Aufwallung, wirft einen verächtlichen Blick auf ihre Nebenbuhlerin und ſagt zu ihr:

— Gut, Mademoiſelle, das genügt! Ich weiß nun mehr, als ich wiſſen gewollt ... Geſtern, liebes Kind, hat Ihnen meine Kammerfrau drei neue Seidenſtoffe gebracht ...

— Ganz recht, Madame.

— Dieſe Stoffe werden Sie mir noch heute zurückſchicken ...

— Madame waren gekommen, um ſich Maaß nehmen zu laſſen.

— Sie werden mir, wiederhole ich Ihnen, die Stoffe ſofort zurückſchicken.

— Weshalb, Madame? fragt die Näherin ganz beſtürzt.

— Weil ich Ihrer Dienſte nicht mehr bedarf, erwidert Frau v. B. und entfernt ſich, ohne Angélique eines Abſchiedsgrußes zu würdigen.

— Himmel! ruft die Näherin, ſollte dieſe Frau v. B. Theodors Maitreſſe und als ſolche auf mich eiferſüchtig ſein? Das wäre fatal! Dieſe Uhr ſcheint ihr gefallen zu haben. Du lieber Himmel, was kann denn ich dafür, daß Monſieur Theodor außer Frau v. B. noch eine Andere liebt, die ihm vielleicht beſſer gefällt? Aber ſo ſind die reichen Frauen! Sie gönnen uns armen Mädchen nichts, gar nichts, nicht einmal einen ihrer Anbeter!

In dem Augenblick, als die verhängnißvolle Pendule drei Uhr ſchlägt, öffnet ſich Angélique's Thür von Neuem. Dies Mal iſt es Monſieur Theodor, der ſoeben ſein Magazin verlaſſen hat, um eine freie Stunde an der Seite ſeines geliebten Gegenſtandes zu genießen. Kaum eingetreten, fällt ſein Auge auf die bewußte Uhr.

— Teufel, ruft er aus, Sie haben eine Uhr?

Der junge Mann nähert ſich dem Kamine und prüft die Pendule mi ängſtlicher Aufmerkſamkeit.

— Ich kenne dieſe Uhr, fährt er fort. Sie kommt aus unſerm Magazine. Heute Morgen hat Herr v. B. ſie gekauft.

— Wie! ruft Angélique ganz erſchreckt ... Sie ſind es alſo nicht, der ...

Monſieur Theodor betrachtet ſeine Geliebte mit ſo wüthender Miene, da ſie nicht fortzureden wagt.

— Ich begreiſe jetzt, ſagt er außer ſich vor Zorn, dieſer Herr v. B. kennt den Weg zu dieſem Hauſe ſo gut als ich. Und das ſind die Geſchenke, die Sie von ihm annehmen. Ah, ah! Mademoiſelle empfängt alſo nicht blos mich armen Teufel, ſondern auch, dann und wann, zur Abwechſelung, reiche Bankiers.

— Theodor!

— Kein Wort, Mademoiſelle, ich weiß Alles, was Sie mir zu ſagen haben Sie wollen leugnen, aber dort auf dem Kamine ſteht der ſchlagende Beweis; ich bin es, ich, der dieſe Uhr an Herrn v. B., an ihn direct verkauft hat Hier hilft kein Leugnen, Sie ſind überführt! Aber nur Geduld, Mademoiſelle ich werde mich rächen, rächen an Ihnen und an ihm ... O mein beſter Her v. B., glauben Sie ja nicht, daß Sie mich ungeſtraft beleidigen können Elender Verführer der Unſchuld, ich werde Dich wohl zu finden wiſſen!

— Boulevart Poiſſonière, Nummer 8, erwiderte Angélique, nicht minder aufgebracht als er.

— O über die Keckheit! Aber er, er ſoll dafür büßen, ſchreit Theodo und ſtürzt wüthend fort.

Die Reihe kommt jetzt an Herrn v. B. Nachdem dieſer ſeine Geſchäft beendigt hat, kehrt er nach ſeiner Wohnung heim und eilt in das Boudoi ſeiner Frau, um zu ſehen, welchen Eindruck die geſchenkte Pendule auf ſi gemacht.

— Gott im Himmel, ruft er aus, die Uhr iſt nicht abgegeben worden Ich bin beſtohlen, beſtohlen von dem vermaledeiten Spitzbuben von Commiſſionair, deſſen ehrlichem Geſichte ich zu viel getraut und deſſen Numme ich mir nicht gemerkt habe. Die Uhr iſt verloren! O ich Schwachkopf!

In demſelben Augenblick bemerkt er auf dem Kamin einen Brief; e öffnet ihn und lieſt:

> »Ich kenne Ihren abſcheulichen Verrath, mein Herr. Ein mi günſtiger Zufall hat Ihre Heuchelei vollſtändig entlarvt. Genire Sie ſich nicht mehr; verſchenken Sie von jetzt an Pendulen an Ihr Maitreſſen; ich kehre zu meiner Mutter zurück. Emma v. B.«

Herr v. B., auf dem Gipfel des Erſtaunens, will eben ſeine Leute rufe um durch ſie Aufſchluß zu erhalten, als einer ſeiner Diener eintritt und ih einen zweiten Brief überreicht folgenden Inhalts:

> »Mein Herr.
>
> In einer Stunde werde ich bei Ihnen ſein und, weil Sie kein Furcht gehabt, Die zu verführen, die ich liebe oder wenigſtens gelie habe, ſo werden Sie wohl auch ſo viel Muth haben, ſich mit mir z ſchlagen, um die Kränkung, die Sie mir zugefügt, mit Ihrem Blu zu bezahlen. Theodor Dubois.«

— Theodor Dubois? wiederholt Herr v. B. Wer iſt der Narr un was will er von mir?

— Gnädiger Herr, fügt der Diener hinzu, im Vorzimmer harrt eine junge Perſon, die Sie zu ſprechen wünſcht.

— Vermuthlich Die, welche ich verführt haben ſoll. Laß ſie eintreten!

Und ſiehe da, es iſt wirklich keine Andere als Mademoiſelle Angélique Latour, die, ob ſie gleich blondes Haar und blonde Augen hat, deſſen ungeachtet viel zu heftigen Charakters iſt, um die Verachtung der Frau v. B. und den kränkenden Verdacht Theodors geduldig ertragen zu können. Herr v. B. war ihr ganz und gar unbekannt; doch war es klar, daß er ſie kennen mußte, denn wollte er ſie nicht verführen? Entrüſtet, wie es einem jungen Mädchen zukommt, deſſen Tugend man gekränkt, will ſie den Verführer, der ſie durch Geſchenke zu gewinnen hofft, zur Verantwortung ziehen.

— Sie alſo ſind dieſer ſaubere Herr v. B.? Sie alſo ſind's, der ſich erdreiſtet, mir Pendulen zu ſchicken, die ich nicht begehrt habe? Sie alſo ſind die Urſache, daß Ihre Frau mir ihre Kundſchaft und Monſieur Theodor mir ſein Vertrauen entzieht? Schämen Sie ſich, mein Herr, ſagt ſie und zieht einen ziemlich umfangreichen Gegenſtand, den ihr Umſchlagtuch bis jetzt ſorgfältig verborgen hatte, aus ſeiner Hülle hervor.

Es iſt die unglückliche Pendule. Angélique erfaßt ſie mit beiden Händen, hebt ſie hoch in die Höhe und ſchleudert ſie mit ungezügelter Wuth auf den Fußboden.

— Da ſehen Sie, ruft ſie aus, was mir an Ihnen und Ihren Uhren liegt.

Die Pendule zerbricht in tauſend kleine Stücken.

In demſelben Augenblick tritt Frau v. B. in Begleitung ihrer Mutter ein, die, vernünftiger als manche Andere, ihr Kind in die Arme ihres Gemahls zurückführt, weil ſie nicht haben will, daß ein zärtliches Band, kaum geknüpft, ohne gegenſeitige Erklärung auf immer zerriſſen werde.

— Sehen Sie, ruft Frau v. B. ihrer Mutter zu, glauben Sie nun, was ich Ihnen geſagt? Hier ſteht er und ſeine Mitſchuldige.

— Wenn Sie mit dieſen Damen fertig ſind, werden Sie die Güte haben, mir Rede zu ſtehen, ſchreit Theodor dazwiſchen, der ſoeben hineingeſtürzt iſt.

Herr v. B. — ein ſehr ruhiger und vernünftiger Mann — begreift, daß Alle, die von ihm Rechenſchaft verlangen, einer Lehre bedürfen.

— Mein Herr, ſagt er zu Theodor, wir ſchlagen uns, wann Sie wollen. Sie, Mademoiſelle Angélique, erſuche ich, künftig keine Adreßkarten niederzulegen. Ihre Karte, die von meiner Frau geſtern unter die Papiere meines Portefeuille gemiſcht und dort unter meine eigenen Viſitenkarten hineingerathen iſt, hat dieſe fatalen Mißverſtändniſſe herbeigeführt. Sie haben in Ihrem Zorne eine Uhr zerbrochen, die nicht für Sie beſtimmt geweſen iſt und über die Ihnen durchaus kein Recht zugeſtanden hat. — Ihnen gegenüber, ſagt er, ſich zu ſeiner Frau wendend, habe ich kein anderes Unrecht, als das, Ihnen geſtern erlaubt zu haben, die Papiere meiner Brieftaſche zu durchſuchen.

Darauf verläßt er das Boudoir ſeiner Frau und verfügt ſich in ſein Arbeitskabinet.

Angélique und Theodor erröthen über ihre Heftigkeit. Frau v. B. ſchämt ſich ihrer Uebereilung. Mademoiſelle Latour entfernt ſich tief beſchämt. Monſieur Theodor ſtammelt, ſtatt der Herausforderung, eine Entſchuldigung nach der andern her und Frau v. B. verfügt ſich ins Kabinet ihres Gemahls, um ihn wegen des falſchen Verdachtes um Verzeihung zu bitten.

Das Ende vom Liede iſt, daß Mademoiſelle Angélique eine Kundſchaft und Frau v. B. die Uhr, die ſie ſich gewünſcht, verloren hat.

Schillers Räuber.

Von Heinrich Wuttke.

Wir würden es des Raumes, den wir beanſpruchen, vielleicht nicht we
achten, uns über eine Theaterleiſtung zu verbreiten, wenn uns die Aufführ
der Räuber nicht auf einige allgemeine Bemerkungen führte, die eben ſo
von der Wiſſenſchaft und den herrſchenden Anſichten im Leben gelten, als
der Schaubühne. Ueberall nämlich begegnet uns das jurare in verba
giſtri, ein ängſtliches Anklammern an große Autoritäten, das gedankenl
gewohnheitsmäßige Nachthun und Wiederholen; nur ſelten ſtößt man
freies Nachdenken, auf eigenes Schaffen, auf Perſönlichkeit und Selbſtſtän
keit. Die Vergangenheit beherrſcht uns. Aber nur die Losreißung von
kann eine beſſere Zukunft bilden und Vollkommeneres gewähren. Auf
Bühne nun — denn an dieſer wollen wir es an einem Falle nachweiſen
erſcheint dieſer mechaniſche Gang, dieſer Schlendrian in dem Feſthalten
kömmlicher Verſtümmelungen der Texte, in der Bewahrung beſtimmter Gr
ſätze bei Koſtümirung und Rollenbeſetzung, in der Kopirung gewiſſer Mei
in der Nachahmung ihrer Auffaſſungen, der Bewegungen und des T
Das Leben weicht der Manier.

Jene Ausſtellung läßt ſich an dem gewählten Beiſpiele, an der
ſtellung der Schiller'ſchen Räuber auf der Leipziger Bühne, deren rühml
Streben wir übrigens nicht verkennen mögen, leicht nachweiſen. Das Schil
ſche Werk befindet ſich gedruckt in unſern Händen. Jeder kann auf den e
Blick ſich überzeugen, daß die Räuber in der Ausgabe von Schillers Schri
verſtändig gekürzt, viel vortrefflicher ſind, als der verſtümmelte Text, welchen
das Theater bringt. Schiller ſetzte die Räuber in ſeine Zeit. Drum läß
auch in dem falſchen Berichte von Karls Tode dieſen des großen Fried
ſiegreicher Trommel folgen und in der Prager Schlacht fallen. Das S
ſpielt alſo 1757. Er lief in ihm, wie ſich die Leipziger „Literaturzeit
vom Jahre 1805 ausdrückt, einen poetiſchen Sturm gegen die bürger
Ordnung. Natürlich nahm daran der vornehme Leiter der Mannheimer B
der Herr von Dalberg, großen Anſtoß. Das Drama ſollte nach ſe
Willen ins Mittelalter fallen und 1495 beginnen. Schiller ſträubte
dagegen und erklärte mit Entſchiedenheit, er meine ſeine Zeit: es half ni
er mußte nach Dalbergs Sinn ändern; aber ſtillſchweigend proteſtirt
wider das Machtgebot in ſeinen Werken, indem er, ſeiner erſten Idee
bleibend, jene Aenderung der Vergeſſenheit übergab. Er mußte damals
mehr thun. Der Schlußakt erfuhr verſchiedene Umgeſtaltungen. Der M
heimer Bühne wegen mußte er poetiſches Feuer für Theatereffekte hing
Aber ſeit dem 13. Januar 1782, an dem man die Räuber zum erſten
ſah, ſind mehr als ſechzig Jahre verſtrichen. Dennoch ſiegt die alte Ge
heit, ſiegt noch heute. Vor Dalbergs Einrichtung haben wir mehr Ach
als vor Schillers offenkundigem Willen — mögen immerhin Sprache,
fühle und Anſchauungen der Zeit widerſprechen, in die uns das falſche K
und die falſche Zeitbeſtimmung verſetzen. — Nicht anders iſt es mit den
gebrachten Auslaſſungen. Man tilgt Unentbehrliches: Franzens ſpitzfi
Sophiſtereien über Blutliebe und Geburt werden geſtrichen, ob ſie gleich
als alles Andere dazu dienen, ſeinen grübelnden, kalt verſtändigen Cha

aufzudecken und uns mit ihm als einem in Trugſchlüſſen Verwirrten einigermaßen auszuſöhnen. Karl mußte auf der Bühne ſeinem Unwillen über das dintenkleckſende Säculum und über das ſchlappe Kaſtratengeſchlecht wirklich Luft machen, ſtatt ihn zu verſchlucken, damit wir ſeine Gemüthsaufwallung begreifen und in ſeinem Heraustritt aus der bürgerlichen Ordnung nicht den verzweifelten Schritt eines Verlaſſenen, ſondern den großartigen Verſuch eines Gewaltigen ſehen, der geſunden Natur Recht zu verſchaffen. So wollte es der Dichter; anders läßt es der Dramaturg ſcheinen. Und wozu tilgt man die Gegenüberſtellung eines katholiſchen und eines proteſtantiſchen Prieſters, wozu läßt man den Pfaffen mit komiſcher Haltung ſtatt mit äußerer Würde vorſtellen? Wozu wandelt man die Worte: »Ich bin ein Diener der Kirche« um in: »ein Diener des Gerichts«?

Prüfte man nur einmal in allen Dingen ſelbſt, ſtudirte man ordentlich und zöge ſeine Vorgänger erſt dann zu Rathe, nachdem man die Sache ſchon von allen Seiten genau betrachtet hat, ſuchte man lieber ein Vorbild zu werden, ſtatt einem Vorbilde zu folgen, man würde ſchnell einen eigenen und wahreren Ausdruck finden.

Wenige unſerer jetzigen Theatergeſellſchaften vermögen Schöpfungen von Shakeſpeare oder Schiller vollkommen befriedigend auszuführen, weil dieſe in jede Perſon ein Gewicht zu legen wußten, welches wiederzugeben nur der vollendete Meiſter fähig iſt. Das gedachte Drama iſt namentlich ſchwer hinzuſtellen wegen der Kraft und Fülle, die in den einzelnen Räubergeſtalten liegt. Dies im Auge, können wir ſagen, daß die Darſtellung auf der Leipziger Bühne wohl im Ganzen ziemlich gelungen war.

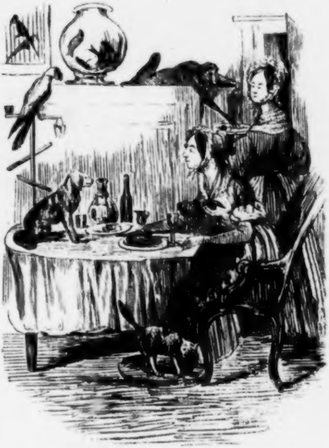
Zwei Darſteller zeichneten ſich in jener Aufführung im Guten, zwei im Schlechten aus. Jene ſind Herr Marr und Fräul. Bernhard. Herr Marr gab den Franz Moor mit ſehr viel Ueberlegung und Kraft. Er erſchütterte und wußte ſelbſt dann noch zu ſteigern, als wir das Aeußerſte ſchon erreicht glaubten. Ein paar Einwände können wir indeß nicht unterdrücken. Anfangs zeigte er ihn uns zu häßlich durch ſeine Haltung und durch die Art, wie er den Mantel bewegte; in manchen Tönen ſogar wurde von ihm manchmal etwas Mefiſtofeliſches hinzugetragen. Franz mußte etwas poetiſcher aufgefaßt werden, damit die ſpätere Aufgeregtheit mit dem früheren Ränkeſchmieden nicht außer Zuſammenhang zu ſein ſcheine. Auch Franz hat urſprünglich viel Gefühl und Phantaſie, das beweiſen ſeine Angſt und ſeine Geſichter, aber Kränkung und Verletzung von Kindheit an, der Aerger über ſeine abſtoßende Körperbildung, die Erbitterung über die Bevorzugung des ſchöneren Bruders, dem er geiſtig überlegen iſt, verſchmähte Liebe und ein langſam ſchleichender Zorn haben ihn zu dem klügelnden und berechnenden Böſewicht gemacht. Endlich übertrieb Herr Marr an einigen Stellen, wie z. B. im Ausdruck der Feigheit gegenüber Hermann. So feig kann Franz nicht ſein, noch ſo kindiſch unüberlegt, daß er vor deſſen Piſtole den Kopf unter ſeinen Mantel verſteckte!

Fräul. Bernhard verſtand der blutloſen Amalie Leben zu geben. Dieſe Aufgabe iſt nicht ganz leicht und in der Leipziger Darſtellung um ſo ſchwieriger, da einige Glanzſtellen dieſer Rolle unterdrückt worden ſind. Hin und wieder hätten wir ſtärkere Striche gewünſcht, anfangs lebhaftere Entrüſtung gegen Franz, gegen den ihr Haß endlich losbricht, hernach ſtatt des Wedelns mit dem Schnupftuche eine derbe Maulſchelle, endlich eine derbere Führung des Degens, denn wie ſie ihn hielt, hätte ihn jeder beherzte Mann ihr aus der Hand geſchlagen. Aber der Wahrheit zur Ehre müſſen wir geſtehen, daß uns dieſe Amalie ergriff. Die junge Dame hat die gute Eigenſchaft, ganz in der Handlung zu bleiben und ſich das Publikum nicht anzuſehen. An Egmonts Klärchen bedauerten wir die in Manieren verſtrickte Anfängerin, als Amalie erfreute uns die beginnende Meiſterin. Sie und Fräul. Wilhelmi in Breslau, eine ſchon weit mehr ausgebildete Künſtlerin, ſind zwei aufgehende Sterne unſerer Bühne.

Ihre Rollen verdarben die Herren Marder und Meixner (Karl Moor und Spiegelberg). Herr Marder kann ſeinen Helden keinen Ausdruck im Ganzen verleihen und hinterläßt daher keinen Total-Eindruck. Vor lauter Studium des Details ſcheint Herr Marder nicht zu der Betrachtung zu kommen, daß jeder Theil nur ein Bruchſtück iſt und keinen Schwerpunkt in ſich haben ſoll, ſondern lediglich zur Erreichung einer allgemeinen Abſchilderung dient. Alles vereinzelt und zerſtückelt ſich bei ihm: der Charakterausdruck wie das Wort. Jede Stelle ſcheint für ſich dazuſtehen und mag, allein betrachtet, aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen, ganz richtig aufgefaßt ſein, aber der kunſtreiche Moſaikarbeiter wird ein Gemälde zu Stande bringen, ohne die Menge einzelner Steinchen, aus denen es beſteht, getrennt wahrnehmen zu laſſen. Jeden Satz zerreißt Herr Marder in drei oder vier Theile und jeden Theil beſchwert er, wo möglich, mit mehreren Accenten, ſtatt für gewöhnlich mit einem Satzaccente ſich zu begnügen. Unſere Anſicht iſt, daß die Wörter eines Satzes einzeln genommen nichtig ſind, ſie dienen dazu, verbunden in ihrer Geſammtheit einen Gedanken auszudrücken. Sie müſſen folglich im Fluß, als zuſammen gehörend, ausgeſprochen werden. Der ſtärkere oder mindere Druck, mit dem jedes einzelne Wort ausgeſtoßen wird, hängt von dem Grade ab, in welchem es zur Aeußerung und Verſtändlichmachung des Gedankens beiträgt. Von dieſem Grundſatze aus läßt ſich die Theorie der Deklamation entwickeln. Spräche doch Herr Marder auf den Brettern wie in der Stube! Auch im Tongange ſchwankt er, der gewählte Grundton muß jedoch feſtgehalten und nur nach Gedanken und Gefühlen verändert werden. Der Schauſpieler achte vor Allem auf den allgemeinen Charakter der Perſon, auf die Stimmung des Augenblicks und auf die Richtigkeit des Sprechens, er beachte nicht das, was man ihm ſagt vom Spielen auf Affekt und Effekt, denn das ſind Schnurren, die blos zur Kuliſſenreißerei verleiten. Herr Marder alſo läßt faſt jede Sylbe klangvoll ins Ohr fallen und bringt jeglichen Satz mit Gewicht und Nachdruck. Ebenſo verzettelt er auch die innere Bewegung und verpufft ſie in kleinen Schüſſen, ſtatt ſie in einen großen, mächtig anſchwellenden Strom zu bringen. Er giebt ſich ſehr viel Mühe, aber je mehr er ſich abplagt, deſto mehr martert er den gebildeten Zuſchauer. Da ihn Gott mit Leibes- und Lungenſtärke ausgeſtattet hat, iſt er der Held der oberſten Gallerie, die ihn mit ebenſo kräftiger Lunge zu rufen pflegt.

Giebt ſich Herr Marder zu viel Mühe, ſo giebt ſich Herr Meixner viel zu wenig. Er ſcheint, wie er als Komiker beim Gaslicht der Bühne Alles leicht zu nehmen hat, ſo auch bei der Studirlampe ſeines Zimmers die Vorbereitung gar leichthin zu nehmen. Wir bemerken an ihm viel natürliche Gewandtheit, aber bemerken nicht, was wir bemerken möchten, Nachdenken. Herrn Meixner fehlt das Studium, Herrn Marder die richtige Einſicht beim Studium. Spielt Herr Meixner z. B. den Unteroffizier Köck, ſo ſteckt er zwar im netten Soldatenhabit, aber es mangelt ihm die ſteife Haltung, die gezwungene und ungeſchlachte Bewegung, der trotzige, abſprechende Ton eines königlich preußiſchen Kriegshelden von der Berliner Garniſon. Sein Spiegelberg war ganz und gar verfehlt. Wie er ihn aufzufaſſen habe, konnte er im Schiller deutlich leſen. Aber er hätte dann freilich außer ſeiner Rolle auch den gedruckten Text zur Hand nehmen müſſen. Der Charakter iſt nämlich durchweg jüdiſch. Das iſt auch ausdrücklich geſagt. Er räth dem Karl, den Flavius Joſephus zu leſen und Karl nennt ihn einen Beſchnittenen. Wiederum hatte Herr Meixner die Keckheit, dem Schiller'ſchen Texte ſeine ſchlechten Einfälle vorzuziehen und die bezeichnendſten Ausdrücke unſers großen Dichters durch matte Phraſen zu erſetzen. Wir wiſſen das gewiß, denn wir haben im Buche nachgeleſen. Das Publikum klatſchte. — So iſt's mit dem Beifall der Menge!

Familienleben.



Ou peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille?

Zapfenſtreich.

Amſterdam. Die deutſche Literatur findet hier immer mehr und mehr Anklang. Vor Kurzem hat ſich hier eine deutſche Leihbibliothek etablirt.

Berlin. Es handelt ſich hier wiederum vom „heiligen Rock" und den dabei obwaltenden Umſtänden, wenn gefragt wird: 1. Wie kömmt es, daß die wunderthätige Kraft ſothanen Rockes ſich nur auf die Zeit beſchränkt, wo er ausgeſtellt wird? a) hört er auf, wunderthätig zu ſein: α) wenn er unter Glas iſt? β) wenn er eingemauert iſt? b) oder bewirkt er nur Wunder bei der Berührung? — 2. Unter allen dieſen Umſtänden, und wenn er in der Entfernung wirkt, wie weit dehnt ſich die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit aus? — 3. Ein Wunder kann nur durch Gottes Allmacht geſchehen; dieſe kennt natürlich keine Grenzen; wie hängt es alſo zuſammen, daß der heilige Rock nicht bis hier in Berlin Wunder wirkt? — 4. Steht es feſt, daß der Rock nicht wirkt, wenn er nicht geſehen, reſp. nicht berühret werden kann; ſteht es da nicht in der Hand der Geiſtlichkeit, die Wunderthätigkeit deſſelben nach Willkür zu lähmen oder in Gang zu ſetzen, je nachdem ſie ihn zeigt oder zurückhält? — Oder 5. iſt es nöthig, daß er, vielleicht wie der Magnet, eine Zeitlang, etwa 50 Jahre, ausruhe, ehe er wieder neue Wunder bewirken kann? — 6. Iſt dies nicht nöthig, warum wird der Rock nicht permanent ausgeſtellt, um ſtets bei ihm Hülfe ſuchen zu können? — 8. Hat aber die Geiſtlichkeit Macht und Recht, ſeine wunderwirkende Thätigkeit durch Einſperrung und Vermauerung zu lähmen, *ſo folgt daraus*, daß, da dieſe Wunderkraft doch augenſcheinlich nur eine Emanation *des Willens des Allmächtigen* iſt, *die Geiſtlichkeit auch Macht und Recht über dieſen Willen* hat, und dann fragt es ſich ſchließlich 8. wo die Grenze *dieſer* Macht und *dieſes* Rechtes iſt, und wie weit man dieſe anzuerkennen hat? — Die Beantwortung dieſer Fragen würde gewiß zur beſonderen Belehrung des Publikums ausfallen, und deshalb ſcheint es angemeſſen, da ein Biſchof es an der Zeit gehalten hat, durch Aushängung des heiligen Rockes im neunzehnten Jahrhunderte die ganze Lehre über dieſen Gegenſtand wieder zur Sprache zu bringen, dieſe Fragen öffentlich aufzuwerfen, damit die Sache endlich einmal gründlich erörtert werde. Dann wird man wiſſen, woran man iſt, auch die Regierung erfahren, wie weit die Macht der Geiſtlichkeit geht, die doch unverkennbar auch auf ſie nicht ohne Einfluß bleiben kann, wenn es in Jener Kraft ſteht, durch Vorziehung einer Glasſcheibe oder durch Vermauerung eines Rockes Gottes Allmacht zu leiten und zu lähmen. —

∴ Tſchechs letzte Worte auf dem Schaffot ſollen „Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit" geweſen ſein. Solche Wünſche darf ſich auch nur ein zum Tode Verurtheilter ungeſcheut erlauben. Auch wollte er eine Rede halten, ward aber von der Polizei daran verhindert.

∴ Tſchechs Tochter hat 400 Thaler Penſion ausgeſchlagen.

∴ In der Schleſinger'ſchen Buch- und Muſikalienhandlung iſt ein ſprechend ähnliches Bildniß des General-Muſikdirektors Meyerbeer, gezeichnet vom Profeſſor Krüger, lithographirt von Mittag, mit dem Facſimile des berühmten Componiſten erſchienen. Die Notenſchrift bezeichnet den Anfang der berühmten Cavatine Iſabellens aus „Robert dem Teufel". Gewiß wird allen Freunden der Muſik das ähnlichſte Porträt des gefeierten Tondichters ein nicht unwillkommenes Geſchenk ſein.

Bern. Zu Danvant im Amtsbezirk Pruntrut iſt der Orden der heiligen Urſula, ein weiblicher Jeſuitenorden, eingeführt worden.

Breslau. Johannes Ronge hat aus Berlin zum Weihnachtsfeſte ein originelles, mit kalligraphiſcher Kunſt geſchriebenes Gedicht erhalten, aus dem wir die letzte Stroph mittheilen wollen:

„Auf die Walhalla, Freund, verzichte,
Ein Luther durfte ſie nicht ſeh'n!
Doch in den Hallen der Geſchichte
Wirſt Du bei Huß und Luther ſteh'n."

∴ Wir leben hier mitten im Kriege. In kurzer Zeit iſt in Schleſien drei Ma die Poſt überfallen und geplündert worden. (Schlechtes Omen!)

Brüſſel. Vor Kurzem ſoll hier, unter königlichem Schutze, eine Anſtalt gegründe werden, welche wie Eugène Sue in ſeinen „Myſtères de Paris" angeregt hat, ein Leihbank, in welcher Arme — zwar gegen Pfänder, aber ohne Zinſen — kleine Summe erhalten können. Das iſt zwar noch nicht viel, aber doch ſchon ein löblicher Anfang.

∴ Man bemerkt hier, daß die Jünger Lojola's ſich jetzt ſehr häufig in ihre Ordenstracht zeigen und daß ſie dabei gegen alle Neckereien des Volkes ſehr taub ſind.

∴ Die Nachricht, daß Herr Freiligrath mit ſeiner Frau nach Amerika überſiedeln wolle, iſt durchaus ohne Grund.

∴ Das Kinderballet der Madame Weiß hat hier zwar allgemeinen Beifall, aber auch das Ende ſeines Umherirrens gefunden. Die hieſige öſterreichiſche Geſandtſchaft hat der Madame Weiß das Viſa nach Paris verweigert, weil ihr Paß nur auf Reiſen innerhalb der öſterreichiſchen Staaten gelautet, ſie alſo durch ihren Ausflug an den Rhein und nach Belgien ihr Befugniß überſchritten hat. Ihr Auftreten am Pariſer Porte-Saint-Martin-Theater dürfte mithin unterbleiben.

Deſſau. Am 3 Januar hat der berühmte Hofkapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider im beſten Wohlſein ſeinen ſechzigſten Geburtstag und den dreißigſten Jahrestag ſeiner glücklichen Ehe gefeiert.

Dresden. Die „Geheimniſſe von Krähwinkel oder der ewige Jude“, eine neue Poſſe vom Verfaſſer des „Weltumſeglers wider Willen“ (dem Komiker Räder), hat die Erwartungen des Publikums bitter getäuſcht und das bei der erſten Aufführung gedrängt volle Haus furchtbar gelangweilt. Unſer „Anzeiger“ wimmelt von Späßen aller Art auf Unkoſten der armen Krähwinkler; einer der beſten darunter iſt der, daß die General-Direktion von einem Fremden gebeten wird, das Stück recht bald zu wiederholen, weil er durch das fortwährende Gähnen ſeiner Nachbarn 3½ Akte verſchlafen habe.

∴ Dagegen hat das „Urbild des Tartüffe“, das neueſte Luſtſpiel von Karl Gutzkow, großen ungetheilten Beifall eingeerntet.

∴ Arnold Ruge, dem es in Paris nicht zu gefallen ſcheint, will ſich wieder in unſerer Mitte niederlaſſen. (Ein Mann, wie Ruge, iſt überall willkommen.)

Florenz. Auf dem Teatro nuovo iſt Ruy Blas, eine neue Oper des Fürſten Joſeph Poniatowsky (der Text iſt eine Bearbeitung des gleichnamigen Dramas von Victor Hugo) mit brillantem Erfolge aufgeführt worden.

Frankfurt a. M. Die preußiſche Regierung will beim Bundestage ihren ganzen Einfluß für Aufhebung ſämmtlicher Spielbanken in Deutſchland geltend machen. (Bravo!)

∴ Die Herren v. Rothſchild haben von Europa eine Bagatelle von 1,768,500,000 Frs. zu fordern. 954 Mill. haben ſie an Frankreich, 500 Mill. an England, 125 Mill. an Preußen, 92 Mill. an Rußland, 90 Mill. an Oeſterreich, 5 Mill. an den Churfürſten von Heſſen und 2½ Mill. an den Großherzog von Heſſen verborgt.

∴ Es iſt hier ſehr aufgefallen, daß die in Wien ſonſt ſo gut accreditirte „Ober-Poſtamts-Zeitung“ ſeit Neujahr nur ohne „Converſationsblatt“ in Oeſterreich zugelaſſen wird. Das Gerücht, daß Dr. Schuſter durch das Einſchreiten der öſterreichiſchen Regierung wegen Mittheilung des „ewigen Juden“ von der Redaktion des „Converſationsblattes“ entfernt worden ſei, ſcheint dadurch beſtätigt worden zu ſein. Sobald aber der „ewige Jude“ zu Ende iſt, wird das „Converſationsblatt“ in Oeſterreich wieder zugelaſſen werden.

∴ Das Frankfurter „Converſationsblatt“ iſt ſeit dem neuen Jahre von keinem Redakteur mehr unterzeichnet. Nach dem Anfang zu ſchließen, ſcheint der Remplaçant des Dr. Schuſter, Herr Otto Müller, dem Journale eine literariſche Bedeutſamkeit verleihen zu wollen.

∴ Auch hier hat das nach dem Franzöſiſchen bearbeitete Luſtſpiel „Er muß aufs Land“*) wegen ſeiner Tendenz gegen den immer mehr um ſich freſſenden Pietismus im ſtrengſten Sinne des Wortes furore gemacht.

Hamburg. Salomon Heine hat ſeinen Geſchäftsleuten gegen eine Million Mark vermacht, nämlich Jedem für jedes Dienſtjahr 1000 Mark, wodurch z. B. der Geſchäftsführer etwa 40,000 Mark erhält. Die drei Schwiegerſöhne erhalten zuſammen 2 Mill. 100,000 Mark. Den Reſt von etwas über 10 Millionen erhält ſein Sohn. Die drei Teſtamentsexecutoren erhalten 30,000 Mark. Das Haus wird fortbeſtehen.

∴ Auf unſerer Thalia-Bühne macht ſeit einiger Zeit eine neue Poſſe, „der arteſiſche Brunnen“, von W. Räder, im ſtrengſten Sinne des Wortes furore. Die glänzendſte Ausſtattung, welche wahrhaft großartig zu nennen iſt, das treffliche Spiel der Mitwirkenden, haben dieſe Poſſe zu einem Caſſaſtücke für den ganzen Winter gemacht. Vor allen Darſtellern zeichneten ſich beſonders Herr Wilke durch ſein echt komiſches Spiel und durch den pikanten Vortrag der Couplets, und Demoiſelle Julie Herrmann durch reizende Erſcheinung, zarten Geſang und hinreißendes Spiel aus. Die Letztere iſt auch in dieſem Winter der Liebling des Publikums; es herrſcht über ihre trefflichen Darſtellungen und den Geiſt, der ſolche durchwebt, nur Eine Stimme des Lobes. Wahrhaftig, dieſe junge anmuthige Dame, deren anerkanntes Talent ſchon ſo frühzeitig zur Reife gelangt iſt, würde jeder Hofbühne zur Zierde gereichen.

---

*) Das Original „le mari à la campagne ou le nouveau Tartuffe“ iſt unter Nr. 303 in dem von der Schleſinger'ſchen Buchhandlung in Berlin herausgegebenen „Répertoire du Théâtre français“ erſchienen. E. M. O.

Kaſſel. Die „Kaſſeler Zeitung" bringt das Bulletin, daß die Gemahlin des Kronprinzen-Mitregenten, die Gräfin von Schaumburg, von einem „geſunden Grafen" entbunden worden iſt.

Leipzig. Unſer Muſeum, das großartige Leſe-Inſtitut, für deſſen Fortbeſtehen wir Anfangs etwas beſorgt geweſen waren, hat, wie es ſcheint, ſeine Kriſis glücklich überſtanden und wird nun wohl fortbeſtehen. Im Ganzen liegen jetzt 277 Zeitungen und Zeitſchriften auf, darunter 68 deutſche politiſche Tag- und Wochenblätter; 6 franzöſiſche Zeitungen: „Constitutionnel", „Démocratie pacifique", „Journal des Débats", „la Presse", „l'Algérie", 5 engliſche Zeitungen: „Galignani Messenger", „Morning-Chronicle", „Times", „Bombay-Times" und „New-York-Herald", 1 holländiſche: „Amsterdamsche Courant" und 1 griechiſche: „Sinaenosis"; ferner 23 Geſetz- und Regierungsblätter; 23 deutſche und 16 fremde Literaturblätter, unter Letztern das „Journal des Savants", die „Revue des deux mondes" und die „Revue indépendante", das „Foreign Quarterly Review", das „Quarterly Review", „Edinburgh Review" und „Gentleman's Magazine"; 2 philoſophiſche, 8 philologiſche, 20 theologiſche, 13 juriſtiſche, 8 ſtaatswirthſchaftliche, 3 mathematiſche, 12 naturwiſſenſchaftliche, 11 mediziniſche und 9 geographiſch-ſtatiſtiſche Journale, 1 militäriſche Zeitſchrift, 9 Handels- und Gewerbe-Blätter und 5 Courszettel. Das Verzeichniß der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur, die im Verhältniß zur politiſchen leider allzudürftig vertreten iſt, enthält 29 Nummern: Schmieders „Abendzeitung", Oettingers „Charivari", „Deutſcher Courier", Binders „Eiſenbahn", Lewalds „Europa", Mundts „Freihafen", Gubitz's „Geſellſchafter", Kuranda's „Grenzboten", Saphirs „Humoriſt", Herloßſohns „Komet", „Magazin für Literatur des Auslands", Dietzmanns „Modenzeitung", Hauffs „Morgenblatt", Köbels „Plauderer", Hellers „Roſen", Campe's „Telegraph", Bäuerle's „Theaterzeitung", Dullers „Vaterland", Maltens „Weltkunde", Witthauers „Wiener Zeitſchrift" und Boſſens „Zeitung für die elegante Welt". Außerdem findet man noch die „Illuſtrirte Zeitung", den Pariſer „Charivari" und den Londoner „Punch". Den Reigen beſchließen drei muſikaliſche Zeitſchriften und Rombergs „Zeitſchrift für praktiſche Baukunſt".

∴ Das „Urbild des Tartüffe", von Karl Gutzkow, hat bei uns nicht minder als in Dresden gefallen. Die Hauptrolle, der Präſident von Lamoignon, wurde von Herrn Marr dargeſtellt, welcher, wie gewöhnlich, ſich in Uebertreibung gefiel, wodurch er den Charakter dieſes vom Dichter fein gehaltenen Jeſuiten in die Sphäre faſt burlesker Komik herabgezogen und dem Erfolge des ganzen Stückes Eintrag gethan hat.

∴ Von dem in circa 30,000 Exemplaren verbreiteten „Hinrichs'ſchen Bücher-Verzeichniß" iſt die 93ſte Fortſetzung (Juli bis December 1844) erſchienen und behauptet noch immer ſeinen alten, ſeit 1797 wohlbegründeten Ruf.

∴ Einer unſerer Parfumerie-Fabrikanten empfiehlt unter anderen Toilettengeſchenken auch „Sachet du Juif errant" und ein neues Parfüm, „Sachet Polka". Man ſieht, daß unſere Parfumeure literariſch-gebildete Leute ſind.

∴ Auch unſere Studenten beabſichtigen, unter ſich einen Verein zur Beförderung ihres wiſſenſchaftlichen Lebens und zur Abſchaffung des Duells zu ſtiften.

London. Königin Victoria befindet ſich ſchon wieder in intereſſanten Umſtänden; der angekündigte Beſuch in Paris wird deshalb unterbleiben müſſen.

∴ Der neueſte Band der von der „Shakespeare society" herausgegebenen Werke enthält den Abdruck des Originals, nach welchem Shakeſpeare ſein berühmtes Luſtſpiel „the taming of the shrew" (die Kunſt, eine Widerbellerin zu zähmen) gearbeitet hat, das im Original den Titel „the taming of a shrew" führt, und von dem es drei Ausgaben, von 1594, 1596 und 1607, giebt. Alle drei ſind höchſt ſelten, und das einzige Exemplar der erſten Ausgabe befindet ſich in der Bibliothek des Herzogs von Devonſhire, der es aus R. Hebers Verſteigerung für 97 Pf. St. (ungefähr 650 Thlr.) erſtanden hat. Der Herzog überließ es mit großer Gefälligkeit dem Herausgeber (Hrn. Ths. Amyot) auf unbeſtimmte Zeit zur Benutzung, ſo daß dieſer auch das Titelblatt des Originals lithographiren laſſen konnte, das dem Werke beigefügt iſt. Das einzige Exemplar der zweiten Ausgabe von 1596 überließ Lord Egerton aus ſeiner reichen dramatiſchen Bibliothek dem Herausgeber zur Benutzung. Der Abdruck, welchen Steevens in ſeiner bekannten Sammlung „six old plays", auf die Shakeſpeare ſeine Schauſpiele gegründet, veranſtaltete, war nach der letzten Ausgabe von 1607 gemacht. Ueber den Verfaſſer des Originalſtückes läßt ſich nichts ermitteln, und auch Collier hat in ſeiner neueſten, vollſtändigen Ausgabe des Shakeſpeare in der Einleitung zu dem Stücke nichts Beſtimmtes darüber beizubringen gewußt. Zu beiden hat vielleicht ein altes humoriſtiſches (auch hier wieder abgedrucktes) Gedicht „a wife lapped up in Morels skin" die erſte Veranlaſſung gegeben. (Spen. Zeit.)

∴ Am 18. Dezember v. J. ſtarb auf ſeinem Landſitze Hall-Barn-Park Sir Gore Ouſeley. Er war im Jahre 1770 geboren und der zweite Sohn des Hrn. Ralph Ouſeley. Sein älterer, als Orientaliſt und Reiſender im Orient berühmter Bruder, Sir Wm. Ouſeley, war ihm im Tode vorausgegangen und ſtarb vor einigen Jahren in Boulogne. Auch Sir Gore hat ſich viel und gründlich mit der orientaliſchen Literatur beſchäftigt, und ſpielte, als Geſandter am perſiſchen Hofe, in Teheran bei den wichtigen Unterhandlungen im Jahre 1810 (bei denen franzöſiſcher Seits der General Gardanne eine große Thätigkeit entwickelte) eine wichtige Rolle. Späterhin bekleidete er den Poſten eines Geſandten am kaiſerlich ruſſiſchen Hofe. Sein älteſter Sohn, Fred. Arthur Gore, der jetzt 19 Jahr alt iſt, zeichnete ſich ſeit ſeiner früheſten Jugend durch ein eminentes muſikaliſches Talent aus, und gab ſchon als Knabe einen Beweis ſeiner muſikaliſchen Bildung durch die Compoſition einer vollſtändigen Oper.

∴ Nach einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht des „Roman Catholic Directory für 1845" giebt es in England und Wales 509, in Schottland 73 katholiſche Kirchen und Kapellen, wozu in Schottland noch 27 Stationen, wo Gottesdienſt gehalten wird, kommen; die Zahl der katholiſchen Collegien (colleges) in Großbritanien beträgt 11, die der Klöſter 34, der Miſſionär-Prieſter 757.

∴ Der berühmte deutſche Reiſende, Richard Schomburgk, iſt durch königliches Patent in den Ritterſtand des vereinigten Königreichs erhoben worden.

∴ Unter dem Titel „Monthly Series" hat der Buchhändler Chapman eine Monatsſchrift angekündigt, welche Romane und Biographien bringen ſoll.

∴ Coopers neuer Roman, „Lucy Hardinge", ſcheint hier ziemlich ſpurlos vorüberzugehen.

∴ Die Sophokleiſche „Antigone", mit den Mendelsſohn'ſchen Chören, wird nun auch hier, im Conventgarden, einſtudirt.

Madrid. Mutter Chriſtine befindet ſich ſchon wieder in geſegneten Umſtänden, und zwar ſeit dem Tode Ferdinands VII. zum ſiebenten Male. »Du ſtolzes Spanien, freue Dich!«

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind, nach der Angabe des „Heraldo", nicht weniger als 214 Opfer der Politik hingerichtet worden.

München. Der baier'ſche Fortſchritt hat Marc Fourniers „Geheimniſſe von Rußland" (Regensburg) und Adrians „Handwerksburſchen" (Mannheim) verboten. Die Gedichte König Ludwigs dagegen ſind noch immer erlaubt.

∴ Ein hochgeborener Graf Ferdinand von Gazzera verkauft hier ein Geheimmittel, um aus gewöhnlichem Branntweinfuſel einen köſtlichen Likör zu bereiten, für 2 Gulden 20 Kreuzer. Die meiſten Beſtellungen bis jetzt hat er aus der Hauptſtadt Preußens, aus dem ſchnappsliebenden Spree-Athen, erhalten.

New-York. Die Poſtverwaltung, welche vor vier Jahren noch eine halbe Million Dollars Schulden gehabt, iſt jetzt ſchuldenfrei geworden. Der ausſcheidende Präſident hat dem Congreß Herabſetzung des Briefportos vorgeſchlagen.

Paris. Louis Philipp, ſichtlich verſtimmt über den kalten Empfang, womit die Thronrede aufgenommen worden, ſoll nach ſeiner Rückkunft in die Tuilerien unmuthig ausgerufen haben: »Trotz aller Dienſte, welche Guizot mir geleiſtet, muß ich ein Miniſterium haben, unter dem man „vive le roi!" rufen und eine Muſterung der Nationalgarden abhalten kann.« Mylord Guizot wird alſo allem Anſcheine nach bald ſein Portefeuille verlieren.

∴ In der Deputirtenkammer ſind jetzt ſechs verſchiedene Parteien vertreten: 1) Die äußerſte Rechte. Sie enthält die Vertreter der Legitimiſten oder der Anhänger des vertriebenen Königshauſes, des früheren Adels und der früheren Geiſtlichkeit. Ihre Anzahl iſt unbedeutend. Führer dieſer Partei iſt Herr Berryer, und die Hauptorgane der Partei ſind die „Gazette de France", die „Quotidienne" und die „France." Ein Theil derſelben wirkt, um die jetzigen Verhältniſſe zu ſtürzen, mit den republikaniſchen Ideen der äußerſten Linken zuſammen. 2) Die Rechte. Vertreten durch die ariſtokratiſchen Elemente des neueren Frankreichs. Der hervorragendſte Führer derſelben iſt Graf Molé, der ſeinen Sitz aber in der Pairskammer hat. Ihr wichtigſtes Blatt iſt die „Preſſe." 3) Das rechte Centrum. Oberhaupt deſſelben iſt Herr Guizot und ihr wichtigſtes Organ iſt das „Journal des Débats." 4) Das linke Centrum. Daſſelbe vertritt die mehr demokratiſche Richtung des neueren Frankreichs, jedoch, wie die Rechte, innerhalb der Verfaſſung von 1830. Ihr Führer iſt Herr Thiers und ihr Hauptorgan der „Conſtitutionnel." 5) Die Linke. Sie verlangt Abänderungen der Verfaſſung von 1830 und zwar in mehr demokratiſchem Sinne, jedoch mit Beibehaltung der jetzigen Dynaſtie; daher auch ihr Name: „dynaſtiſche Linke." Ihr Haupt iſt Herr Odilon-Barrot, ihr wichtigſtes Blatt der „Siècle." 6) *Die äußerſte Linke.* Vertreten durch die Anhänger der republikaniſchen Anſichten. Ihre Anzahl in der Kammer iſt ſehr gering. Einer ihrer bedeutenderen Koryphäen iſt Herr Arago. Ihr wichtigſtes Organ iſt der „National." — Die Rechte und das rechte Centrum, worunter man vereinigt die Partei der Conſervativen begreift, bilden jetzt die Mehrzahl in der Kammer. An ihrer Spitze ſteht das jetzige Miniſterium. Die übrigen vier Parteien bilden die Oppoſition.

∴ Während des letzten Miniſterrathes offenbarten ſich bei Herrn Villemain zum größten Schrecken des Königs und der andern Miniſter alle Symptome des Wahnſinnes. Herr Villemain fing plötzlich an, heftig gegen die Jeſuiten zu ſprechen, erklärte, daß ſie ihn verfolgten und ihm nach dem Leben trachteten; er müſſe ins Waſſer ſpringen, um den Qualen einer langſamen Vergiftung zu entgehen. Nach Hauſe gebracht, wollte ſein Arzt, Herr Chaumel, ihm zur Ader laſſen. Der Miniſter riß ſich los und ſprang zum Fenſter hinaus in den Hof hinab. Zum Glück blieb er, eine Verletzung am Knie abgerechnet, unbeſchädigt. — Dieſe ſchreckliche Krankheit, die den ſonſt ſo geiſtesſtarken Mann ſo plötzlich befallen hat, giebt natürlich zu den mannigfachſten Vermuthungen Anlaß. Man erinnert ſich, daß Hr. Villemain der Urheber und Verfaſſer des von der ultramontanen Partei ſo ſehr angefochtenen Unterrichtsgeſetzes iſt; man erinnert ſich, daß Herr Eugène Sue vor wenigen Wochen nur durch ein Wunder einem Vergiftungsverſuche (?) entging und führt das Beiſpiel des Herrn Libri an. Dieſer berühmte Mathematiker, Profeſſor und Staatsrath, Verfaſſer der bekannten Briefe über die Jeſuiten in der „Revue des deux Mondes", hatte im vergangenen Sommer eine Reiſe durch Italien gemacht, auf welcher er urplötzlich ſo erkrankt war, daß er nur mit Mühe nach Paris zurückgebracht werden konnte. Seit jener Zeit ſiecht er hier langſam zu Tode. Die Aerzte geben bei dieſer räthſelhaften Krankheit keine Hoffnung zur Geneſung und ſchreiben ſie einem jener geheimnißvollen, langſam wirkenden Gifte zu, die man nur in Italien zu bereiten verſteht.

∴ Merkwürdig iſt's, daß Villemains Gattin wahnſinnig wurde, als ihr Mann, zum erſten Male Miniſter, ſein Portefeuille verlor; die Aerzte hofften, ſie würde wieder vernünftig werden, als ihr Gemahl zum zweiten Male Miniſter wurde, aber die arme Frau blieb wahnſinnig und nun iſt's auch ihr Mann.

∴ Die Ernennung zum Grafen koſtet 8000, die zum Herzog 18,000 Francs Stempelſteuer, welche binnen zwei Monaten gezahlt werden müſſen, widrigenfalls das Brevet nicht verabfolgt wird. Herr v. Salvandy behielt z. B. lieber ſeine 8000 Francs, als daß er die Grafenkrone in ſein Wappen aufnahm; auch der General Bugeaud ſcheint ſeine 18,000 Francs nicht zahlen zu wollen, während Herr Pasquier bereits am vierten Tage ſeine 18,000 Francs erlegt hatte.

∴ Neulich iſt ein merkwürdiger Prozeß vor das Handelsgericht gekommen. Die „Preſſe" verklagt den „Globe", er habe ihr eine Zeitungs-Spekulation zu verderben geſucht und fordert dafür 40,000 Francs Schaden-Erſatz. Zur Entkräftung des Vorgebens, als würden Herrn v. Montholons geſchichtliche Notizen erſt durch Ueberarbeitung literariſch genießbar und Alexander Dumas habe dieſen Frohndienſt handwerksmäßig übernommen, ward ein Schreiben des händereichen Autors beigebracht und vor Gericht verleſen. Es heißt darin u. A.: »Mein lieber Dujarier! Ich habe die Artikel im „Globe" geleſen. Mir vergeht das Leben zwiſchen zwei Anklagen, die ich nicht in Einklang zu bringen weiß. Die „Revue de Paris" beſchuldigt mich, ich ſchreibe meine eigenen Bücher nicht; der „Globe" giebt vor, ich ſchreibe die der Andern. Es ſoll mich freuen, wenn die Erklärungen, welche ich in dieſen Zeilen gebe, die Herren Kritiker dahin bringen, ſich zu verſtehen. Auf einem Ausflug nach Belgien blieben wir, Sie und ich, einen Tag zu Ham. Die Königin Hortenſia hatte mich vor zwölf Jahren in Arenenberg empfangen. Durch eine Stadt kommend, wo ihr Sohn als Gefangener verweilt, glaubte ich ihm für die mütterliche Gaſtfreundlichkeit danken zu müſſen. Uebrigens hatte ich in der Zwiſchenzeit in Florenz den König Ludwig, den König Hieronymus, den König Joſeph kennen gelernt. Der Wiener Congreß mag es mir verzeihen: ich nenne vor Allen die Perſonen Könige, die es nicht mehr ſind; die größten Majeſtäten ſind für mich die abgeſetzten oder todten Majeſtäten. Der Prinz Louis und Graf Montholon erſuchten mich, die *Korrectur* des Werkes zu übernehmen, das Sie herausgeben wollen. Ich dachte nicht, daß eine ſo einfache Handlung angegriffen werden und eine Vertheidigung erheiſchen würde. Dies iſt die ganze reine Wahrheit. Ich ſtelle dieſe Erklärung zu Ihrer Verfügung; thun Sie damit, was Ihnen gut dünkt. *Alexander Dumas.*« — Das Handelsgericht hat die Advokaten der beiden Parteien gehört; das Urtheil wird in 14 Tagen erfolgen.

∴ Nach dem Budget für 1846 belaufen ſich die Einnahmen Frankreichs auf 1 Milliarde 306 Millionen 27,832 Francs und die Ausgaben auf 1 Milliarde 302 Millionen 508,836 Francs. Ueberſchuß von circa 4 Millionen Francs.

∴ Das Einnahme-Budget der guten Stadt Paris, das ſich im Jahre 1797 auf 513,818 Francs belief, weiſt jetzt die Summe von 50 Millionen Francs nach. In einem Zeitraume von kaum funfzig Jahren eine faſt hundertfache Vermehrung der Einnahme! Und doch wollen Viele uns glauben machen, Paris ſei eine arme Stadt!

∴ Unſere Stadt beſitzt gegenwärtig nicht weniger als 1430 Aerzte, 340 mehr als vor zehn Jahren. Von dieſen 1430 ſind 320 Mitglieder der Ehrenlegion und zwar 4 Commandeure, 50 Offiziere und 266 Legionaire.

∴ Das Miniſterium hat den Befehl erlaſſen, daß die „Dame du Tropez“, ein Melodram, worin die Giftmiſcherin Lafarge als Heldin und zwar als unſchuldiges Opfer der Juſtiz und Intrigue figurirt, auf den Provinzialbühnen nicht aufgeführt werden darf.

∴ Zum Beſten der kranken und hilfsbedürftigen Polen iſt hier ein Bazar mit Frauenarbeiten eröffnet worden, zu dem auch viele engliſche Damen, namentlich die Marquiſe von Aylesbury, Lady Scott Douglas, Mrs. Graham, Lady Leveſon, Lady Jenkins, Lady Jane Peel beigeſteuert haben.

∴ Es hat ſich hier ein merkwürdiger Federkrieg gegen Heinrich Heine erhoben. Der „Univers“ greift ihn an, weil er ein Jude iſt, der „National“, weil er ſein Judenthum verläugnen will. Auch der „Charivari“ hat ſich in den Streit gemiſcht.

∴ Seit dem Neujahre hat ſich Börnſteins „Vorwärts“, das bis jetzt wöchentlich zwei Mal erſchienen war, in eine Monatsſchrift verwandelt.

∴ Dem. Rachel hat nach längerer Unpäßlichkeit, aus der ein Sprößling hervorgegangen iſt, der, nach den Regiſtern des état civil, den Namen Napoleon erhalten hat, von Neuem die Bühne betreten. Die Kanonen des Invalidenhauſes hatten die Entbindung der Dem. Rachel aus Discretion verſchwiegen.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier am Erſten jedes Monats ein neues Journal, betitelt: „le Siffleur, chronique des mois.“ Der ganze Jahrgang, beſtehend aus zwölf Heften, koſtet 9 Francs.

∴ Von der von A. Schnitzler redigirten „Encyclopédie des gens du monde“ iſt die erſte Hälfte des 22. Bandes ausgegeben worden. Sie reicht bis U.

∴ Der in London erſcheinende „Courrier de l'Europe“ verbürgt die Nachricht, daß der „National“ dem Herzog Karl von Braunſchweig für 20,000 Franks Actien ſeines Journals aufgedrungen habe. Die „Preſſe“ fordert nun den „unbeſtechlichen“ „National“ auf, ſich wegen dieſer Anklage zu rechtfertigen.

∴ Der Verleger des „Juif errant“, der Buchhändler Paulin, hat den Direkter des Vaudeville-Theaters, Herrn Ancelot, verklagt, weil in einem neuen, auf dieſer Bühne gegebenen Stücke die bürgerliche Ehre Paulins angegriffen werde. Die franzöſiſchen Tribunale werden nun zum erſten Male die ſpinöſe Frage zu entſcheiden haben, ob ein von der Cenſur erlaubtes Theaterſtück nicht den Verfaſſer oder Director aller ferneren Verantwortlichkeit enthebe. Man iſt auf den Ausgang dieſes Prozeſſes ſehr geſpannt.

∴ Der bekannte Medailleur und Kupferſtecher Galle (geb. 1763 zu St. Etienne) iſt, 85 Jahre alt, geſtorben.

Petersburg. Der junge Fürſt Dolgorucki, welcher im Mai 1844, bei ſeiner Rückkehr aus Paris, wegen einiger wider Rußland gerichteter, dort herausgegebener Schriften, in Kronſtadt verhaftet, hier verurtheilt und in die Gouvernementsſtadt Wjätka verbannt worden war, iſt jetzt amneſtirt und ihm freigeſtellt worden, ſich überall, wo es ihm beliebt, in Rußland aufzuhalten, mit Ausnahme des jedesmaligen Ortes, an dem die kaiſerliche Familie reſidirt.

Stockholm. Der Dichter Georg Gabriel Ingelmann (ſiehe „Charivari S. 1903) iſt wahrſcheinlich ertrunken. Eine Frau will ihn geſehen haben, als er die Treppe am Schiffsholm hinabgeſtürzt ſei; in der See hat man ſeinen Stock gefunden. Es iſt jetzt eine Belohnung von 100 Thalern auf ſeine Ermittelung ausgeſetzt.

Thorn. Ronge hat von unſerer Stadt ein originelles Feſtgeſchenk erhalten: einen Rieſen-Pfefferkuchen von 4 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und entſprechender Höhe, in der Mitte geziert mit dem Thorner Stadtwappen und an den Ecken mit der Stelle Evangel. Joh. Capit. 19. Vers 23. 24.

Turin. Unſer berühmter jüdiſcher Schriftſteller Lombroſo iſt zur katholiſchen Kirche übergegangen.

Vittoria. Vor Kurzem iſt hier der bekannte Brigade-General Jauregui, genannt el Paſtor, geſtorben.

Warſchau. Seit dem 1. Januar erſcheint hier eine offizielle Polizei-Zeitung.

Weimar. Der Großherzog hat dem Baron von Münch (Friedrich Halm) das Ritterkreuz des Falkenordens verliehen.

Wien. An der Stelle des verſtorbenen erſten Cuſtos der k. k. Hofbibliothek, des berühmten Slaviſten Bartholomäus Kopitar, iſt der niederöſterreichiſche Regierungsrath Eligius Freiherr von Münch, in der Schriftſtellerwelt unter dem Namen Friedrich Halm bekannt, ernannt und zugleich zum wirklichen Hofrath befördert worden. Herr Friedrich Halm iſt, wie bekannt, ein Neffe des einflußreichen Bundestags-Präſidenten, Freiherrn von Münch-Bellinghauſen. Wer den Papſt zum Vetter hat, iſt leicht zum Cardinal gemacht; doch herrſcht nur eine Stimme darüber, daß der Dichter der „Griſeldis" wohl zum Hofrath, nicht aber zum Oberaufſeher einer Bibliothek befähigt iſt, da er von der Bibliographie nicht weniger, aber auch nicht viel mehr als ein Mondkalb von der Aſtronomie verſteht.

∴ Auf dem Hofburgtheater hat Eduard Bauernfelds neues Schauſpiel „Der deutſche Krieger" Furore gemacht, hauptſächlich wegen der freiſinnigen Tendenz, die darin vorherrſchend iſt. Einige Zeitanſpielungen ſind vom Publikum mit außerordentlichem Enthuſiasmus aufgenommen worden. Einer Wiederholung des Stückes hat der ganze Hof beigewohnt.

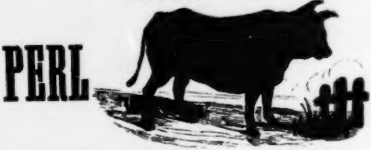
∴ Ueber die jüngſt aufgeführte neue Oper „Ali Hitſch-Hatſch (Text von A. Helter, Muſik von Simon Sechter) ſchreibt ein hieſiges Blatt: Aus dieſer Oper trat uns folgender Unbegreiflichkeits-Canon entgegen: 1) Wie man einen ſolchen Text machen, 2) wie man zu ſolchem Text eine Muſik ſchreiben, 3) wie man eine ſolche Muſik ſchreiben, und 4) wie man ſolche Muſik nach ſolchem Texte aufführen kann? Herr Sechter iſt ein tüchtiger Muſiklehrer, der Alles, nur keine Melodie hat. Ohne Melodien aber ſollte Niemand eine Oper zu ſchreiben verſuchen.

Windſor. Das Weichbild der königlichen Reſidenz zu Windſor, das ſeit Jahrhunderten als ein Aſyl gegen Schuldenarreſt betrachtet worden war, ſcheint dieſe Prärogative eingebüßt zu haben, da eine richterliche Entſcheidung unlängſt eine hier vorgenommene Verhaftung beſtätigt hat.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Valentin Friedland Trotzendorf, Rector des vormaligen Gymnaſiums zu Goldberg, einer der originellſten Pädagogen ſeiner Zeit und vielleicht aller Zeiten, pflegte ſeinem Auditorium jeden Morgen, vor Beginn der Lektionen, in folgender Anrede das Prognoſtikon zu ſtellen: »Gott grüß Euch, Ihr edlen kaiſerlichen und fürſtlichen Räthe, Bürgermeiſter, Rathsherren, Künſtler, Handwerker, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpenvolk.« Der Rector ſtarb, mitten unter ſeinen Schülern, vom Schlage gerührt, auf dem Katheder, mit den Worten: »Nunc advocor in aliam scholam.« (Jetzt werde ich in eine andere Schule abgerufen.)

Ein ſächſiſcher Rebus.



Hierbei eine literariſche Beilage.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Literariſche Beilage
zum
CHARIVARI № 120.

In der **Arnold**'ſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Memoiren eines Waſſerarztes
von
Dr. E. Munde.
2 Bde. 12. broch. 2½ Thlr.

Der durch ſeine hydropathiſchen Schriften rühmlichſt bekannte Verfaſſer veröffentlicht in obigem Werke ſeine vielfachen und langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Waſſerheilkunde. Dabei beſpricht derſelbe jedoch auch manche andere wichtigen Fragen der Zeit mit großer Freimüthigkeit, ſo daß wir ſeine Schrift nicht blos den Freunden des kalten Waſſers, ſondern überhaupt Jedem, der ſich für die Bewegungen der Gegenwart intereſſirt, empfehlen können.

Vorleſung
über die
Kranioſkopie
oder Schädellehre,
vor einem Kreiſe gebildeter Nichtärzte gehalten.
Nebſt einem Anhange
die Geſammtliteratur der Kranioſkopie von Gall bis auf unſere Zeiten.
Von
Dr. L. Choulant.
gr. 8. broch. ½ Thlr.

Mohammed und ſeine Frauen.
Ein biographiſcher Roman
in drei Abtheilungen
von
Ida Frick.
Erſte Abtheilung: Der Reformator. Zweite Abtheilung: Der Enttäuſchte.
Dritte Abtheilung: Der Herrſcher.
8. broch. 4½ Thlr.

In der **Arnold**'ſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig iſt ferner erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Slawen der Türkei,

oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albaneſen und Bulgaren,

ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politiſcher Fortſchritt,

von

Cyprian Robert.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erörtert und berichtigt von

Marko Fedorowitſch.

2 Theile gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Wer die bewegten Ereigniſſe im Orient aufmerkſam verfolgt, wer den großen welterſchütternden Ereigniſſen, die ſich im Oſten vorbereiten, nicht gleichgiltig entgegenſieht, dem wird das obige Werk, die Frucht eines mehrjährigen Aufenthalts unter den Slawen, gewiß höchſt willkommen ſein, da es das Leben und die Verhältniſſe von Völkern ſchildert, welche dazu beſtimmt ſind, bei dem bevorſtehenden Sturze des Türkenreichs eine Hauptrolle zu ſpielen.

Die griechiſche Tragödie

und das

Theater zu Athen.

Einleitung

zum Vortrage der Antigone des Sophokles in der Geſellſchaft Albina zu Dresden.

Von

Dr. **Ph. Wagner**, Conrector.

Nebſt einem lithographirten Grundriſſe des Athenienſiſchen Theaters.

gr. 8. broch. ½ Thlr.

Die hier angezeigte, Altes und Neues auf eine ebenſo belehrende als anziehende Weiſe vergleichende Vorleſung ward vor einem Kreiſe gebildeter Männer und Frauen gehalten und erfreute ſich von beiden Seiten gleichen Beifalls. Kein Wunder; denn welcher Gebildete hat nicht ſeit Aufführung der Antigone des Sophokles den lebhafteſten Antheil an der Wiederbelebung der griechiſchen Tragödie genommen? welchem Gebildeten ſollten daher nicht die in der einfachſten und klarſten Darſtellung abgefaßten Aufſchlüſſe, welche zum Verſtändniß jeder griechiſchen Tragödie unerläßlich ſind, höchſt willkommen ſein?

Ueber Sophokles Antigone.

Vorleſung

von

Dr. H. Köchly.

gr. 8. broch. ½ Thlr.

Probennummern ſind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Durch den Unterzeichneten iſt zu beziehen der 8te Jahrgang der für 1845 erſcheinenden

Roſen.

Eine Zeitſchrift für die gebildete Welt.

Herausgegeben von R. Heller.

In wöchentlichen Lieferungen à 6 zweiſpaltigen Nummern (halbe Bogen in gr. 4). Preis des ganzen Jahrgangs 10 Thlr. — Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen an und erlauben wir uns allen Privaten, Privatgeſellſchaften, Leſegeſellſchaften und Journalzirkeln dieſes Journal beſtens zu empfehlen.

Leipzig, Dec. 1844.

F. A. Leo.

Neue Jugendschrift.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Aesops Fabeln

in

deutscher, französischer und englischer Sprache

für

die Jugend bearbeitet

und mit 98 Bildern illustrirt.

Leipzig. 4. geb. à 1½ Thlr. bei **F. A. Leo.**

Die in der Rieſeſchen Buchhandlung in Coesfeld erſcheinende:

Literariſche Monatsſchrift.

Revue der Literatur der Gegenwart

in Charakteriſtiken, Ueberſichten und Proben

der hervorragendſten Erſcheinungen derſelben.

Herausgegeben von **Friedrich Steinmann.**

Jährlich 12 Hefte gr. 8. von 7—8 Bogen. Abonnementspreis 5 Thlr. 8 gGr. vergrößert mit raſchen Schritten ihren Leſerkreis, — ein Beweis, daß die Idee, welche ſie hervorgerufen, zeitgemäß und richtig aufgefaßt war. Die literariſche Monatsſchrift führt dem Leſer die neueſten und beſten Erſcheinungen der Literatur vor, nicht durch einſeitiges Raiſonnement, ſondern neben einer ganz kurz gefaßten Kritik, **durch reichhaltige, zur Charakteriſtik der beſprochenen Schrift hinreichende Auszüge** aus derſelben, ſetzt dadurch den Leſer in den Stand, ſich ſelbſt ſein Urtheil zu bilden und erſpart ihm das eigene Auswählen des Guten unter der Fluth literariſcher Erſcheinungen. Es iſt wohl keine andere Zeitſchrift einen ſo gediegenen und intereſſanten Stoff zu bieten im Stande, denn ſelbſtredend werden nur die hervorragendſten, anſprechendſten Neuigkeiten und aus dieſen die Auszüge ſo gewählt, daß ſie den wichtigſten und beſten Theil des Buches umfaſſen, und enthält ſomit die literariſche Monatsſchrift gleichſam die **Silberblicke der neuen Literatur** in einer Vollſtändigkeit, die nur auf dieſem Wege zu erreichen iſt.

Das ſoeben ausgegebene Januarheft 1845 enthält:

Zum zweiten Jahrgange der literariſchen Monatsſchrift. — Literariſche Zuſtände und Beſtrebungen der Gegenwart. — Schweden im Jahre 1844. — Revue des Meßkatalogs. — Die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihre Briefe aus dem Orient. — Der Socialiſmus und Communiſmus. — Skizzen aus Conſtantinopel. — Seereiſe-Abenteuer von Bremen nach New-York. — Kleine Revue und Feuilleton.

Soeben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In
Scandinavien.
Nordlichter.
Von
Eduard Boas.
8. geh. 21 Bogen. Preis 1⅓ Rthlr.
Leipzig, December 1844. **Fr. Ludwig Herbig.**

Probenummer in allen Buchhandlungen vorräthig.

Im Verlage des Unterzeichneten erſcheint für 1845 im **IV. Jahrgange:**

Die Grenzboten.
Eine deutſche Revue
für
Politik, Literatur und öffentliches Leben,
redigirt von
I. Kuranda.

(In wöchentlichen Lieferungen à 2 Bogen. Preis des Jahrgangs 10 Thlr.

Dieſe Probenummer empfehle ich allen **Privatleuten, Privatgeſellſchaften, Leſegeſellſchaften** und **Journalzirkeln** zur geneigten Anſicht. Ueber das Journal ſelbſt enthalte ich mich jeder Anpreiſung, da das dem Hefte beiliegende **ausführliche Inhaltsverzeichniß der erſten III Jahrgänge** Tendenz und Inhalt, ſowie die fortwährende Erweiterung am klarſten darlegt.

Auf den IV. Jahrgang (1845) nehmen alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** Beſtellungen an und bitte ich um gefällige Berückſichtigung für dies Journal beſtens.

Leipzig, im Januar 1845. **Fr. L. Herbig.**

Soeben ist erschienen:

Taſchen-Concert.
100
neue und piquante Anecdoten
aus der
musikalischen Welt.
Preis 7½ Ngr.
Expedition der Signale in Leipzig.

Wir bringen unſere Zeitſchrift:

SIGNALE
für
# die muſikaliſche Welt

bei Beginn des **dritten Jahrgangs** hierdurch in Erinnerung. Das gebildete Publikum erhält in dieſer wöchentlich erſcheinenden Revue in gedrängter Kürze ſchnelle Nachricht von Allem, was nur irgend Intereſſe hat. Jede Nummer enthält im Text einen kurzen, in die Gegenwart eingreifenden Aufſatz, Signale aus den muſikaliſch bedeutenden Städten, humoriſtiſche Genrebilder ꝛc.; ferner gründliche Beſprechung hervorragender muſikaliſcher Erſcheinungen, regelmäßige Kritiken der Leipziger Oper, der Concerte u. ſ. w. — Hieran ſchließt ſich eine Ueberſicht der wöchentlich neu erſchienenen Muſikalien, ſowie derjenigen bemerkenswerthen Werke, welche in nächſter Folge erſcheinen werden. Im Feuilleton unter den Rubriken **Dur und Moll** und **Nipptisch** finden alle in das Bereich der Muſik gehörige Angelegenheiten und Begebniſſe ſchnelle Erwähnung, werden alle Thorheiten und Lächerlichkeiten der Gegenwart unbarmherzig gegeißelt. Dabei liefern die Signale eine fortlaufende Chronik des Muſikalienhandels. Unter der Rubrik **Nipptisch** wird ſtets eine reiche Auswahl unterhaltender Notizen, piquanter Anecdoten und Späße geboten.

Die **Signale** gehören nicht nur der muſikaliſchen, ſondern der ganzen gebildeten Welt. Die große Theilnahme, welche das Publikum dem Blatte zugewendet hat, iſt ein ſicherer Beweis, daß der rechte Ton darin angeſchlagen wurde.

Der bei der Maſſe des Gebotenen äußerſt billige Preis beträgt für den ganzen Jahrgang von 52 eng gedruckten Nummern auf feinſtem Velinpapier nur 1⅔ Thlr.

Alle Buch- und Muſikalienhandlungen, ſowie alle Poſtämter nehmen Beſtellungen darauf an und vertheilen Probenummern gratis.

Expedition der Signale in Leipzig.

Der

Berliner Modenſpiegel,

der bereits ſeinen 14ten Jahrgang begonnen, wird von nun an mit ſo manchen Veränderungen erſcheinen. Der Inhalt ſoll reichhaltiger als bisher ausgeſtattet ſein und die angeſehenſten Schriftſteller und Literaten haben uns bereits neue Original-Novellen und Beiträge zu einem intereſſanten Feuilleton zugeſagt. Zugleich liefert der Modenſpiegel Kritiken über Theater, Concerte, Kunſt-Erſcheinungen, Literatur, Neuigkeiten, Berichte über beachtenswerthe Sehenswürdigkeiten Berlins, und in jeder Woche, neben dem Modenbericht, einen von einem Techniker von Ruf und Fach verfaßten induſtriellen Bericht, welcher das Publikum ſtets von dem Neueſten und Beſten, was der deutſche Gewerbefleiß im Bereiche der Mode und des Luxus gefördert, in Kenntniß ſetzen ſoll. Obigem Texte fügen wir nach wie vor wöchentlich zwei Kupfertafeln bei, von denen die eine drei Damen- die andere eine Damen- und zwei der neueſten Pariſer Herren-Moden enthält. Außerdem haben wir die Abſicht, in jedem Vierteljahre noch eine Extra-Beilage von weiblichen und männlichen Kleiderſchnitten, Hauben, Kragen ꝛc. und Stickmuſtern in der nämlichen Weiſe zu geben, wie ſie der erſten Nummer im Januar 1845 dem Modenſpiegel beigelegt waren.

Der Preis unſers Modenſpiegels iſt unverändert derſelbe geblieben: jährlich 5 Thlr., halbjährlich 3 Thlr., vierteljährlich 1½ Thlr.

„Die Verlags-Expedition des Berliner Modenſpiegels.“

Im Verlage von **Carl Heymann** ſowie in jeder Buchhandlung iſt vorräthig:

Der Führer auf dem Lebenswege, in klaſſiſchen Lehren der Moral. Ein Angebinde für jedes Alter und Geſchlecht. Von Dr. Fr. Reiche. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit einem Titelkupfer. Feinſtes Velinpapier. Gebunden. 1 Thlr.

Im Verlage von **Carl Heymann** ſowie in jeder Buchhandlung iſt ferner vorräthig:

Familienbibel für wahrhaft Gebildete, ohne Unterſchied des Glaubens und Geſchlechts, zur Beförderung ächter Religioſität. Von Dr. Fr. Reiche. Sauber gebunden. 1 Thlr.

Der Menſch und die Erziehung. Eine Sammlung von Kernausſprüchen bewährter Schriftſteller, für Erzogene und Erzieher, geſammelt, ſyſtematiſch geordnet und mit ein- und überleitenden Bemerkungen verſehen von Euſebius Schmidt. Velinpapier. Sauber gebunden. 20 Sgr.

Das ewige Leben, oder Unſterblichkeit, Himmel, Hölle, Rückerinnerung und Wiederſehen jenſeits. Allen Unbefangenen zur Beherzigung und Würdigung von J. M. Scholand. 2 Theile. broch. 1½ Thlr.

Andachts- und Erbauungsbuch für Freunde des wahren Chriſtenthums. In Predigten von Ph. J. Spener. 2 Theile. Mit 2 ſchönen Stahlſtichen. Gebunden. 2 Thlr.

Gallerie von Charaktergemälden aus der bibliſchen Geſchichte. Ein Erbauungsbuch für alle Freunde des göttlichen Worts. Von Prediger Wolke. 1 Thlr. 5 Sgr.

Taſchenbücher mit Kupfern,

zu 7½ Sgr.

den Jahrgang.

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet.

Jahrgang 1830 bis 1835.

Elegant gebunden in Futteral mit Goldſchnitt.

Alle 6 Jahrgänge zuſammen 1½ Thlr.

Einzelne Jahrgänge apart à 10 Sgr.

Orphea.

Taſchenbuch für 1824 bis 1829.

Mit 48 Kupfern zu den Opern: Freiſchütz, Vampyr, Zauberflöte, Figaro's Hochzeit, Preziosa und Oberon.

Alle 6 Jahrgänge zuſammen 1½ Thlr.

Einzelne Jahrgänge apart à 10 Sgr.

Huldigung den Frauen.

Taſchenbuch für 1823.

Mit Stahlſtichen.

Gebunden, in Futteral, mit Goldſchnitt.

Preis 7½ Sgr.

An alle Buchhandlungen Deutſchlands iſt ſoeben verſandt worden die erſte Lieferung der

Zweiten Auflage

des rühmlich bekannten Werkes:

Der Menſch

nach ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur, im geſunden, wie im kranken Zuſtande.

Für höher gebildete Stände

von

Dr. Mor. Strahl,

Königl. Sanitätsrath, practiſchem Arzt und Geburtshelfer in Berlin.

Für ein Werk des durch ſeine Theorie der Unterleibskrankheiten längſt berühmten Herrn Verfaſſers, der zuerſt das undurchdringliche Dunkel gelichtet hat, in welches dieſe räthſelhafte Krankheit gehüllt war und deſſen merkwürdige Heilungserfolge ſelbſt in weiter Ferne bekannt ſind, wird es keiner Empfehlung Seitens des Verlegers bedürfen, um es als ein bedeutungsvolles erſcheinen zu laſſen. Der denkende Leſer wird ihm mit Bewunderung und reicher Ausbeute an nutzbringender Kenntniß in das Labyrinth der menſchlichen Natur folgen, deſſen geheimnißvolle Gänge er mit ihm als unterweiſender und rathender Wegweiſer durchwandelt.

Das Ganze erſcheint in vier Lieferungen und iſt bis Oſtern 1845 vollſtändig.

Verlagsbuchhandlung von
Carl Heymann in Berlin.

Wichtig!

Bei B. S. Berendſohn in Hamburg iſt ſoeben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Stimmen aus Oſten.

Eine Sammlung Reden und Betrachtungen maureriſchen Inhalts von **Gotthold Salomon**, Mitglied der Loge „zur aufgehenden Morgenröthe" im O. Frankfurt a. M., Ehrenmitglied der Loge „Georg zum ſilbernen Einhorn" im O. Nienburg, Doctor der Philoſophie und Prediger am neuen Iſrael. Tempel in Hamburg.

Motto: Die Zeit iſt in Gottes Hand allmächtig; wer ſie aufzuhalten ſtrebt, wird zerſchmettert.
Venturini.

(Manuſkript für Brüder.)
Gr. 8. Elegant brochirt. Preis 1 Thlr.

Bei mir iſt ſoeben erſchienen und in allen guten Buch- und Muſikalienhandlungen zu haben:

Theoretiſch-practiſche

Clavier-Schule.

Von Chr. Aug. Scheidler.

1s–3s Heft. (Groß Quer-Quart.) à ½ Thlr.

Dieſe neue Clavierſchule erſcheint in höchſtens 12 Heften (welche im Manuſcript ſchon bis zum 8ten fertig ſind); ſie iſt das aus längerem practiſchen Wirken hervorgegangene originelle und treffliche Werk eines theoretiſch gebildeten Clavier-Virtuoſe Clavierlehrer, welche ſie mit den bisherigen Schulen vergleichen, werden die Scheibler'ſch vorziehen. Sie führt ſo weit wie die größern Schulen, aber man iſt zur Abnahme alle Hefte nicht verbunden.

Da man die Hefte je nach Bedürfniß einzeln haben kann, ohne ſich zur Annahm der ganzen Schule, welche aus höchſtens 12 Heften beſtehen wird, verbindlich zu machen ſo dürfte um ſo zuverläſſiger eine recht günſtige Aufnahme und weite Verbreitung der ſelben zu erwarten ſtehen, als dadurch auch dem Unbemittelten deren Anſchaffung möglich iſ

Ich fordere die Herren Muſiklehrer zur eignen Prüfung dieſer Clavierſchule bringend auf; ſie können dieſelbe in allen guten Buch- und Muſikalienhandlungen zur Einſicht erhalten.

Hersfeld, im Januar 1845. F. Schuſter.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Das Brautgeſchenk

oder

Briefe einer Mutter an ihre Tochter über die Beſtimmung des Weibes

als

Hausfrau, Gattin und Mutter.

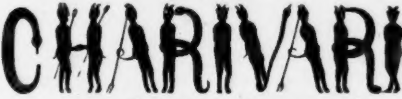
Von **F. Girardet.**

Mit 4 Stahlſtichen. 4. Auflage. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die anerkannte Vortrefflichkeit dieſes Buches beweiſen vier Auflagen un die Ueberſetzungen in fremde Sprachen; wir glauben daher einer beſonderen Anpreiſung nicht zu bedürfen.

Leipzig. F. A. Leo.

Vierter Jahrgang



Redigirt von

Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt und andern Beilagen. Jährl. Pränumerationspreis: $5\,^{1}/_{3}$ Thlr. Sämmtlich Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge franki einzuſenden an den Redacteur.

N⁰. 121. Leipzig, 22. Januar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5$^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

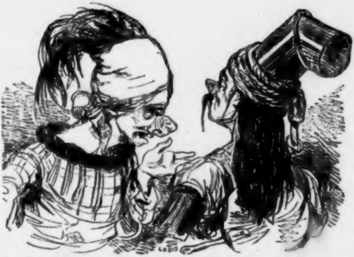
Typen der Pariſer Maskenbälle.

Carnevals-Silhouetten von A. Raphael.

Paris ſchwimmt jetzt im Carnevals-Jubel. Die Académie royale, die Opéra comique, das Théâtre du Vaudeville haben ihre feenhaft erleuchteten Säle geöffnet, um zahlloſe Schwärme der barockſten Masken in ſich aufzunehmen.

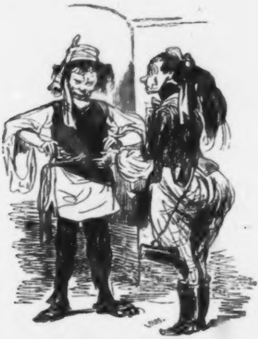
Um dem deutſchen Leſer einen Begriff von der Bizarrerie der Pariſer Maskenbälle zu verſchaffen, ſtellen wir ihm in den nachfolgenden Bildern einige der hervorragendſten Typen der jokoſen Carnevalswelt vor.

Dieſe beiden Herren



ſind als Typen des Maskenballs der komiſchen Oper zu betrachten. Ihr Coſtüme verräth den Geiſt des Herrn Chicard, des größten Maskenſchneiders der civiliſirten Welt. Schade, Jammerſchade, daß die geſchriebene Sprache nicht im Stande iſt, das Geſpräch jener Masken, l'engueulement genannt, wiedergeben zu können.

Dieſe hier



haben im Vaudeville gethront, deſſen ſchönſte Zierde ſie geweſen ſind.

Wir bitten, dieſes Paar etwas genauer zu betrachten, denn es ſind zwei Liebende, die ſich auf dem Balle ein Rendezvous gegeben haben.

Wer ſieht es den beiden Leuten an, daß dieſer Mann das Bett ſeiner kranken Frau, und dieſe Frau das Bett ihres kranken Mannes verſetzt hat, um ſich zu den Freuden dieſes Maskenballes Geld zu verſchaffen?

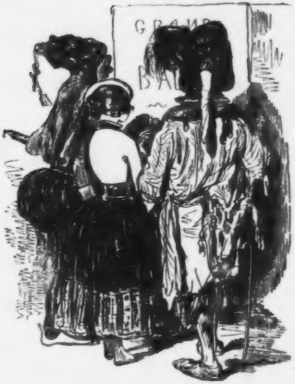
Wer zählt die Zahl der Treubrüche, die ein einziger Maskenball herbeiführt?

Während des Carnevals ſchweigt die Stimme des Gewiſſens. Man ſtürzt ſich blindlings in den Taumel der verbotenen Luſt. . . .
. . . . *)

Und noch hat nicht Mitternacht geſchlagen, als ein Schwarm von Löwen, in alle Gattungen von Thierhäuten gekleidet, den Eingang der Académie royale belagert (wie auf der folgenden Seite zu ſehen iſt).

---

*) Keine Cenſurlücke.

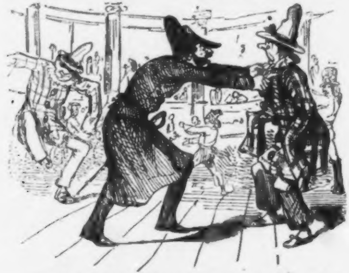


Um ein Uhr Morgens iſt das Foyer der großen Oper, dies uralte Stelldichein der guten Geſellſchaft von Paris, überſchwemmt von einer Fluth köſtlicher Badouillards, kecker Debardeurs, unverſchämter Titi's, luſtiger Poſtillone und reizender Bayaderen, deren Heiterkeit nichts zu wünſchen übrig läßt.

Wer die Pariſer Lorette in ihrer ganzen Glorie, wer ihren Witz, ihren Muthwillen, ihre Ausgelaſſenheit im hellſten Glanze bewundern will, der beſuche einen Maskenball der großen Oper, ſoupire mit einem dieſer reizenden Schmetterlinge in gebrochenen Strümpfen und kirre ſie durch den „Don Juan der Weine“, durch „Oeil de Perdrix“.

Wer ſich mit einer Pariſer Lorette nicht mehr auf einem Maskenballe amuſirt, der iſt lebendig todt, der laſſe ſich begraben!

Aber mitten im Taumel dieſer allgemeinen Freude, mitten im Jubel dieſer bacchantiſchen Luſt, ſehen wir eine arme beklagenswerthe Maske, die in der harmloſen Verkleidung eines Pierrots einen Eingriff in fremde Taſchen gewagt hat, von einem Mouchard, der als Hanswurſt verkleidet iſt, denuncir und von einem Municipalgardiſten beim Kragen gefaßt wird.



— Municipal, fragt der erſtaunte Pierrot, was wollen Sie?

— Sie arretiren!

— Municipal, warum?

— Weil Sie vor fünf Minuten einem Arlequin eine Geldbörſe aus de Taſche geſtohlen. Haben Sie den Muth, das zu leugnen?

— Nein, Municipal; aber hätte ich ahnen können, daß ſelbſt auf de Maskenbällen das Stehlen nicht mehr erlaubt iſt, ſo wär' ich gar nic hergekommen.

— Irren iſt menſchlich, ſagt der Municipal und führt den arme Pierrot direkt nach der Polizeipräfektur.

Nicht zu überſchlagen.

Aus der Maſſe von Journalen, womit Leipzig ganz Deutſchland ve ſorgt, macht ſich ſeit Kurzem ein neues Organ, „Blätter für volksthümlic Rechtskunde", redigirt vom Advokaten Heinrich Graichen, vor Allem dur die Nützlichkeit ſeiner Tendenz bemerkbar. »Dieſe Blätter,« heißt es i Proſpektus, »ſind dazu beſtimmt, das Gemeinweſen zu heben und zu förder ſie bezwecken, die Geſetzgebung lebendig zu machen; ſie verſprechen, Beitr zu liefern, welche zur Belehrung über die vaterländiſchen Geſetze in all Zweigen der Civil- und Criminalgerichtspflege, ſo wie der Staats- u Polizeiverwaltung geeignet ſind.« In den bis jetzt erſchienenen Numme dieſes Journals ſehen wir dieſen gemeinnützigen Zweck conſequent durchgefüh

Mit Erlaubniß des geſchätzten Herausgebers entlehnen wir ſeinem Jo nale einen ſehr beherzigenswerthen Artikel, „über die Strafbarkeit unbefug Aufforderungen in Zeitungen und Intelligenzblättern". Er lautet:

Es ſcheint — wie man beim Leſen von Zeitſchriften wahrnimmt — ein faſt allgemeiner Gebrauch werden zu wollen, daß Jemand, der einen Anſpruch, eine Forderung an eine beſtimmte Perſon hat oder zu haben vorgiebt, ſolche in öffentlichen Blättern entweder geradezu als einen Betrüger bezeichnet, oder zur Bezahlung der Schuld, Rücklieferung gewiſſer Dinge ꝛc. mit der Drohung auffordern läßt, daß widrigenfalls deren Namen öffentlich genannt werden und ſie ſich die üblen und unangenehmen Folgen dieſes Mittels ſelbſt beizumeſſen haben ſollten. Iſt die genannte, oder wie es anfangs, zur Einſchüchterung und zum Schreck, wohl zu geſchehen pflegt, blos mit der Bemerkung der Hauptbuchſtaben, des Namens und Aufenthaltsortes, allen ihren Verwandten, Freunden und Bekannten genau kenntlich gemachte Perſon ein ſich überall herumtreibender, keine feſte Wohnung habender Menſch, dann mag ſich eine ſolche Warnung oder Aufforderung allenfalls noch entſchuldigen laſſen. Wird aber dieſes Mittel gegen ſolche Perſonen gebraucht, die in Civil- oder Militärdienſten ſtehen und gegen ſolche, die überhaupt einen bekannten Wohnort und Gerichtsſtand haben, dann iſt eine ſolche Aufforderung rechtswidrig und ſtrafbar. Denn verfaſſungsmäßig iſt ein Jeder verbunden, ſeine wirklichen und vermeintlichen Rechte durch die richterliche Gewalt verfolgen zu laſſen. Wer ſie aber nach ſeinem Privaturtheil verfolgt, der beleidigt jene und handelt eigenmächtig, indem er ſein rechtliches Verhältniß gegen den Andern ohne deſſen Einwilligung und mit Uebergehung der ordentlichen Obrigkeit verändert. In ſolch einer öffentlichen Aufforderung liegt daher immer eine Art von Selbſthilfe, die der Auffordernde auch durch den Vorwand eines rechtmäßigen Zwecks nicht rechtfertigen kann, ſo lange es ihm möglich war, die Hilfe und den Beiſtand des Richters nachzuſuchen und zu erlangen*). Gewöhnlich trifft hiermit zuſammen eine Nöthigung und ſtrafbare Beleidigung. Der Auffordernde will durch ſeine Anzeige offenbar zu ſeinem wahren oder eingebildeten Rechte, ohne die Hilfe des Richters, welche dem Geſetze Leben und Geſtaltung geben ſoll, anzugehen, erzwingen und den Aufgeforderten oder Signaliſirten, durch die Vorſtellung unangenehmer Folgen, veranlaſſen, ſie zu erfüllen, ohne von ſeinen Einreden gegen die Anforderung ſelbſt Gebrauch zu machen. Wer durch dergleichen Drohungen und erregte Furcht ſich einen Vortheil zu verſchaffen ſucht, der begeht eine ſtrafbare Nöthigung und Erpreſſung und hat es ſeiner eigenen Schuld beizumeſſen, wenn der Richter, auf Anrufen des Beleidigten, dem Letztern zur Hilfe eilt**). Daß übrigens dergleichen einſeitige Inſertionen in Zeitungen und Intelligenzblättern auch als öffentlich zugefügte Injurien anzuſehen ſind, unterliegt keinem Zweifel. Sie bezwecken nichts Geringeres, als den Aufgeforderten, wenn er ſich dem Anſpruche nicht willig unterwerfen will, gleichſam als einen Betrüger darzuſtellen und ihn der Verachtung des Publikums preiszugeben, um damit ſeine Ehre zu kränken und ſeinen Kredit zu ſchwächen. Wer alſo mit Uebergehung der obrigkeitlichen Hilfe eine ſolche, die Ehre und den guten Namen ſeines Schuldners herabwürdigende Handlung unternimmt, der begeht eine öffentliche Beſchimpfung, macht ſich einer Injurie ſchuldig und kann mithin die Abſicht zu kränken nicht von ſich ablehnen***).

---

*) Klein, Grundſätze des peinl. Rechts, §. 105 und 196. — Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts.

**) Grolmann, Grundſätze der Kriminalwiſſenſchaft §. 372 u. 566, und §. 166 ſeq. und §. 194 ſeq. des ſächſ. Kriminalgeſetzbuchs.

***) Weber über Injurien Thl. I. S. 16 u. 51, und §. 194 des ſächſ. Kriminalgeſetzb.

Ueberhaupt verdient dieſe unbefugte Art, ſein Recht zu verfolgen, allgemein gemißbilligt zu werden. Sie kann das Glück, die Ruhe und Achtung des Aufgeforderten, nach deſſen beſondern Verhältniſſen und Verbindungen, leicht unterbrechen und wohl gar zerſtören. Kein Redakteur eines öffentlichen Blattes ſollte daher daſſelbe zur Niederlage ſolcher Aufforderungen machen, oder, was noch wirkſamer wäre, die Regierungen ſollten es ausdrücklich unterſagen, ſie aufzunehmen *).«

Das Urübel der Welt.

Die weiſen Regierungen zerbrechen ſich die Köpfe, das Urübel der Welt, die wahre Quelle alles Unheils, aller Leiden des Menſchengeſchlechts, zu ergründen. Sie denken hin und denken her und können nicht einig werden, welches von den tauſend Uebeln die Welt ins Unglück geſtürzt hat.

Niemand hat dieſe Streitfrage treffender beantwortet, als der geiſtreiche Pamphletiſt Paul Louis Courier (geb. zu Paris 1778, ermordet zu Vareß am 10. April 1825). Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er:

Es iſt die Buchdruckerkunſt, welche die Welt ins Unglück geſtürzt hat. Der gegoſſene Buchſtabe iſt Schuld daran, daß man mordet ſeit der Schöpfung. Kain las im irdiſchen Paradieſe aufrühreriſche Zeitungen; man darf nicht daran zweifeln; die Miniſter ſagen es und die Miniſter lügen nicht, beſonders in den Begründungen der Zeitungsverbote.

Verwünſcht ſei der Urheber der Buchdruckerkunſt und mit ihm Diejenigen, welche deren Gebrauch fortgepflanzt und die Menſchen unterrichtet haben, ſich gegenſeitig ihre Gedanken mitzutheilen. Für ſolche Leute iſt kein Keſſel in der Hölle heiß genug.

Als der Menſch, frei von jedem Laſter und von der Verderbniß unſerer Zeiten, ſich in dem von Jean Jacques Rouſſeau mit ſo vielem Rechte gefeierten Naturzuſtande befand, da ſprach er nicht; er ſchrie, er murmelte, er grunzte, je nach der Empfindung, die ihn augenblicklich beherrſchte. Damals war es ein Vergnügen, zu regieren. Damals gab es keine Flugblätter, keine Zeitungen, keine Bittſchriften um Reichsſtände, keine Einwendungen gegen das Aufbürden neuerfundener Steuern. Glückliches Zeitalter, das leider zu ſchnell entflohen iſt!

Bald aber erweckte Satan, zum Umſturze einer ſo ſchönen Ordnung der Dinge, Philoſophen, welche durch gewiſſe Bewegungen der Zunge und der Lippen deutliche Laute hervorbrachten und Sylben ausſprachen. Ankläger und Richter, wo waret ihr damals? Hätte man gleich im Keime dieſe ſtrafbaren Ausſchweifungen des anarchiſchen Geiſtes unterdrückt und den Erſten, der ſich einfallen ließ, ba be bi bo bu zu ſagen, in ſtrengen Gewahrſam gebracht, ſo wäre die Welt noch zu retten geweſen. Aber thut man jemals Etwas zu rechter Zeit? Aus Mangel vorbeugender Maaßregeln kam es ſchnell dahin, daß die Menſchen ſprechen lernten und alſogleich anfingen, die Staatsgewalt zu läſtern. Dieſe nahm das übel und erklärte ſich für beleidigt; die Freiheit des Wortes wurde für dreitauſend Jahre ſuspendirt und

---

*) Auch die Herausgeber anderer Journale werden erſucht, von dieſem Artikel Notiz zu nehmen.

jeder Sklave, welcher den Mund zu öffnen und zu ſchreien wagte, wenn man ihn prügelte, oder Brod verlangte, wenn ihn hungerte, wurde gekreuzigt, gepfählt, erdroſſelt zur Freude Aller, die keinen Hunger hatten.

Aber als ein Phönizier die Menſchen unterrichtet hatte, das Wort zu malen und die flüchtige Stimme durch Schriftzüge feſtzuhalten, da begann die Unbehaglichkeit und Unruhe Derer, welche müde waren für Andere zu arbeiten, und zugleich die monarchiſche Ergebenheit Jener, welche mit aller Gewalt verlangten, daß man nur für ſie arbeite. Die erſten hingeſchriebenen Worte waren „Freiheit, Geſetz, Recht und Vernunft". Von dieſem Zeitpunkte datiren ſich die Beſorgniſſe der Stelleninhaber und Hofleute.

Noch ſchlimmer wurde es, als der Mann von Mainz den Gedanken gefaßt hatte, das Blatt, welches ein Anderer aus Lumpenbrei gemacht, zwiſchen zwei Bretter zu preſſen; ſo geſchickt iſt der Teufel, Alles zum Verderben der Seelen zu benutzen! Indem der Deutſche durch ſolches Mittel die vom Phönizier erfundenen Schriftzüge vervielfältigte, vervielfältigte er die Worte, welche der Gedanke ausbrütet. Ein Arbeiter, ein Elender in ſeiner Werkſtatt, den kein Menſch kennt, macht aus einigen Hadern Brei und aus dieſem Brei Papier, welches ein Anderer, närriſch genug, mit etwas Schwärze bedruckt und ſiehe da — durch dieſe kleinen Mittel werden die größten Monarchien umgeſtürzt!

Es giebt nichts Gutes, ſagt Herr Fromm von Hofhauſen, als die Prieſter, den vorgeſtellten Adel und die Herren Lakeien. Die ganze übrige Menſchheit iſt verderbt. Alles Uebrige räſonnirt und wird räſonniren. Selbſt die kleinen Kinder wiſſen ſchon, daß zwei Mal zwei vier macht.

Und welche Macht iſt an all' dem Unglücke Schuld? Die Erfindung des elenden, nichtswürdigen Gutenberg! Der Teufel hole die Buchdruckerkunſt!

Sauzet.

Es dürfte bei dem gegenwärtigen bewegten Zuſtande der franzöſiſchen Kammer vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein, über den Präſidenten derſelben etwas Näheres zu erfahren.

Jean Pierre Sauzet, Sohn eines geſchickten Arztes in Lyon, wurde im Jahre 1795 geboren und widmete ſich dem Advokatenſtande. Als eines der talentvollſten Mitglieder der Lyoner Advokatur, wählte ihn Herr von Chantelauze, einer der angeklagten Miniſter Karls X., zu ſeinem Vertheidiger vor dem Gerichtshofe der Pairs, und zwar mit aus dem Grunde, weil Sauzet damals zu den entſchiedenen Anhängern der älteren Linie der Bourbons gerechnet wurde, eine Qualifikation, die ihm im Jahre 1834 die Stimmenmehrheit der legitimiſtiſchen Wähler von Lyon und Villefranche verſchaffte, wobei er ſich für ſeine Vaterſtadt Lyon entſchied.

Der Platz, welchen er in der Kammer wählte, neben Herrn Berryer, bewies, welche Meinung er damals hegte. Gründe beſtimmten indeß Sauzet, ſich allmälig dem Centrum zu nähern, und ſo war in kurzer Zeit aus dem ehemaligen Legitimiſten ein entſchiedener Anhänger des Miniſteriums geworden. Als Berichterſtatter über das Preßgeſetz im Jahre 1835 entſchied er ſich beſtimmt für deſſen Annahme, wobei er ſogar noch einige verſchärfende Beſtimmungen hinzufügte, ein Schritt, der ihm die Vice-Präſidentſchaft de Kammer (December 1835) und zwei Monate ſpäter (22. Februar 1826) di Stelle eines Großſiegelbewahrers, im Thiers'ſchen Miniſterium, verſchaffte

In einer glänzenden Rede am 26. März entwickelte Sauzet die Politi ſeiner Parthei, welche auf die Verſchmelzung aller übrigen Partheien ausgin und ſagte unter Anderm: »Wir wollen eine Stetigkeit der Geſetze und dab deren offene und loyale Vollſtreckung, und zwar mit Mäßigung, aber mi Vertrauen.« Mit Thiers trat Sauzet zugleich aus dem Miniſterium (a 6. September) und ſeine Stelle als Großſiegelbewahrer erhielt, unter de Grafen Molé, Herr Perſil. Sauzet benutzte einen Theil des Jahres 183 zu einer Reiſe nach Belgien und Preußen, um ſich mit dem induſtriellen Zuſtande beider Länder genauer bekannt zu machen. Im Jahre 1839 wurd er mit einer Stimmenmehrheit von 213 an Dupins Stelle zum Kammer Präſidenten gewählt, während Thiers nur 206 Stimmen hatte. Seit dieſe Zeit hat Sauzet dies Amt ununterbrochen verwaltet, zu dem er auch dies Ma trotz aller Anſtrengungen ſeiner Gegner, Dupin an ſeine Stelle zu bringen gelangt iſt. Was die Färbung ſeiner politiſchen Meinung betrifft, ſo rechne man Sauzet zu der Parthei, zu welcher Dufaure, Paſſy und eine kleine Anzahl Politiker aus dem linken Centrum gehören, die ſich im Jahre 183 von Thiers trennten, ſich aber gegenwärtig ihm wieder nähern zu wolle ſcheinen.

Sauzet wird dies Mal vielleicht mit größeren Schwierigkeiten, als be allen ſeinen frühern Präſidentſchaften, zu kämpfen haben: die Partheien de Herren Molé, Thiers und Guizot ſtehen ſich gegenüber, und die Folge wir zeigen, welche von ihnen die Oberhand behalten wird.

Die Quinterne.

In Hamburg lebten zwei Schweſtern von ihrer Hände Arbeit. Abe Beide wurden alt und um ihre Zukunft beſorgt.

— Wie wär's, fragte die Eine, wenn wir einmal in die Altonaer Lotteri ſetzten, damit das Glück ein Thürchen offen finde, wenn der liebe Gott einmal auch an uns denkt?

— Nein, antwortete die Andere, wenn es Gottes Wille iſt, daß ich i der Lotterie gewinne, ſo brauche ich nicht einzuſetzen.

Sie ſtritten lange hin und her, doch Jede blieb bei ihrer Meinung Die Eine ſpielte, die Andere betete. Jene hatte nach Verlauf eines ganze Jahres nichts gewonnen, dieſe aber fand auf einem Spaziergang einen Lottozettel mit fünf Nummern.

— Siehſt Du, ſprach ſie daheim zu ihrer Schweſter, daß ich nicht einzuſetzen brauche, wenn ich in der Lotterie gewinnen ſoll.

— Aber dann brauchſt Du ja auch kein Loos.

— Das brauche ich auch nicht.

— Nun, ſo gieb mir das Loos, damit ich mein Geld und den We nach Altona zum Lotteriebureau erſpare.

Am folgenden Nachmittag war die Ziehung. Die Schweſter ging mi ihrem Looſe nach Altona, wo ſie bei ihrer Ankunft an der Baluſtrade de

Rathhauſes fünf Nummern hängen ſah, die fünf Nummern des gefundenen Looſes.

Außer ſich vor Freude, eilt ſie aufs Rathhaus, ſtürzt ins Zimmer, ruft: »gewonnen, gewonnen!« und fällt leblos zu Boden.

Die Freude hatte ſie getödtet.

Man brachte ihrer Schweſter die Leiche zugleich mit der Nachricht von dem ungeheuern Gewinne.

— Meine Schweſter, verſetzte dieſe ganz kaltblütig, wollte es mir immer nicht glauben, daß ich in der Lotterie gewinnen könnte, ohne einzuſetzen und ohne ein Loos zu haben.

Ihren Gewinn aber vermachte ſie dem Magdalenenſtifte, in welchem ſie die letzten Jahre ihres Lebens zubrachte.

Der Weinreiſende.

Von Theodor Drobiſch.

Jüngſt ward auf eine wüſte Inſel
Ein Schiff mit Mann und Maus verſchlagen.
Man ſchrie nach Hülfe; ſieh', da bracht'
Ein Wilder einen Mann getragen
Und rief: »Commis voyageur,
God dam! jetzt werf' ich Dich ins Meer!«
Plumpſ! flog nebſt Weines Preis-Courant
Der Plagegeiſt ſchnell über Strand.
Iſt die Geſchichte denn zu Ende?

* * *

Der Wilde ging — der conſequente
Weinreiſende blieb unverſehrt;
Das Waſſer hat ihn nicht verzehrt;
Er ſchwamm in ſeinem Elemente.

Zapfenſtreich.

Algier. Zwiſchen hier und Oran wird eine Telegraphenlinie angelegt, die bis Milianah bereits vollendet iſt.

.·. Marſchall Bugeaud hat ſeine 28,000 Francs für den Herzogstitel nicht bezahlen wollen. Als ihn Jemand deshalb befragte, erwiderte er: »Es geht mir leider nicht ſo gut wie Frankreich, das reich genug iſt, ſeinen Ruhm ſelbſt bezahlen zu können.« (Anſpielung auf die Worte des „Journal des Débats" über den Friedensvertrag von Tanger.)

Altenburg. Pierers „Univerſallexikon", von deſſen zweiter Auflage bereits der 23. Band erſchienen iſt, wird jetzt raſcher als anfangs fortgeſetzt. Der Stoff wächſt dem Herausgeber unter den Händen. Das ganze Werk wird auf circa 32 Bände anwachſen.

Auch. Der älteſte Geiſtliche Frankreichs, der Abbé Prieur, iſt hier in einem Alter von 106 Jahren geſtorben.

Berlin. Das In-Scene-Setzen der neuen Meyerbeer'ſchen Oper ſoll, laut einer Angabe in der „Düſſeldorfer Zeitung", lumpige 24,000 Thaler gekoſtet haben. Für den ſchauderhaften Text ſoll Herr Ludwig Rellſtab 3000 Thaler erhalten haben. (Von der Intendantur oder von Herrn Meyerbeer? Letzteres ſcheint uns wahrſcheinlicher als Erſteres.)

∴ Die guten Berliner, die gern über Alles einen ſchlechten Witz machen, haben Meyerbeers neue Oper, „das Feldlager in Schleſien", worin der große Friedrich die Flöte ſpielt (die Partitur hat der Componiſt an den Muſikhändler Schleſinger verkauft), umgetauft; ſie nennen ſie: „Schleſingers Lager oder der König geht flöten".

∴ Dr. Meinhold, Verfaſſer der apogryphen „Bernſteinhexe", hat ein vaterländiſches Schauſpiel gedichtet, deſſen Hauptperſonen Friedrich II. und Katte ſind.

Bern. In mehreren Ortſchaften der Cantone Bern, Waadt und Genf haben Volksverſammlungen gegen die Jeſuiten ſtattgefunden. Man fürchtet ſie hier wie die Peſt.

Boſton. Die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika belief ſich Ende Juli 1844 auf 18,980,650, worunter nicht weniger als 4,886,632 der deutſchen Nation angehören.

Breslau. Am 2. Januar feierte die vom verſtorbenen Dr. Karl Schall gegründete Zeitung ihr fünfundzwanzigjähriges Beſtehen. Der Buchhändler Barth veranſtaltete dieſem Tage zu Ehren ein großes Feſtmahl.

Brüſſel. Der König von Preußen hat bei unſerm Maler de Biefve ein großes Gemälde beſtellt, das binnen drei Jahren vollendet ſein ſoll.

∴ Die Oberfläche Belgiens beträgt 1777 Quadratſtunden; die Bevölkerung 4 Mill. 213,865 und die Einwohnerzahl von Brüſſel, ohne die Vorſtädte, 117,500.

Cöln. Herr von Groß, Präſident der hieſigen Carnevalsgeſellſchaft, unter deſſen Leitung im vorigen Jahre 6000 Thaler für die Armen erworben worden ſind, hat von der Carnevalsgeſellſchaft in feierlicher Sitzung einen Lorbeerkranz erhalten.

∴ J. Püttmanns „Deutſches Bürgerbuch für 1845" iſt verboten worden. Der Verfaſſer hat aus Furcht vor einem langwierigen Prozeſſe das Haſenpanier ergriffen.

Conſtantinopel. Der Bau eines neuen Opernhauſes in der Vorſtadt Pera, wozu die Erlaubniß der Pforte ſchon eingeholt und das nöthige Geld von einem hieſigen Bankier vorgeſchoſſen war, iſt wieder aufgegeben worden; die hieher berufene italieniſche Sängergeſellſchaft hat ihre Vorſtellungen in dem alten und ſehr unbequemen Lokale für eine Saiſon von ſechs Monaten angekündigt.

Dorpat. Als der deutſche Dichter Klinger, der Schöpfer der ſogenannten Sturm- und Drang-Periode, 1826 in Petersburg ſtarb, vermachte er ſeine werthvolle, 5000 Bände ſtarke Bibliothek der hieſigen Univerſität mit der Bedingung, daß dieſelbe ſeiner Gattin bis zu deren Abſterben verbleibe. Da Frau von Klinger im verwichenen Sommer ihrem Gatten ins Grab gefolgt iſt, hat unſere Univerſität jetzt deſſen Vermächtniß angetreten.

Dresden. Auf unſerm Hoftheater hat „Kaiſer Adolph von Naſſau", eine vieraktige Oper von Heinrich Marſchner, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Der Componiſt, ſelbſt anweſend, hatte den letzten Proben derſelben beigewohnt. Der Text, von Heribert Rau, zeichnet ſich vor vielen andern durch einzelne wahrhaft dichteriſche Stellen und durch Wohllaut der Verſe aus. In der Muſik des erſten Aktes gefiel namentlich ein Duett und das köſtliche Lied „Umhüllet von Purpur und irdiſcher Macht". Im zweiten Akte ſprach vor Allem die Romanze „Einſtens auf der Väter Schloß" und die reizende Cavatine „O ſaget doch der Luft" an. Der dritte Akt beſteht größtentheils aus Enſembleſtücken. Das Soldatenlied, mit dem der vierte Akt beginnt, erregte ſolchen Jubel, daß es wiederholt werden mußte. Herr Tichatſcheck ſang den Kaiſer Adolph, Madame Spatzer-Gentiluomo die Imagina, Herr Dettmer den Geroldeck und Dem. Wagner die Adelheid. Nach dem erſten Akte und am Schluſſe der Oper wurden der Componiſt und Herr Tichatſcheck gerufen. (Hoffentlich werden wir dieſe Oper bald auch in Leipzig hören.)

∴ Herr Robert Schumann, Gründer der neuen muſikaliſchen Zeitung, hat ſeinen Wohnſitz im Elb-Florenz aufgeſchlagen. Die Gerüchte über ſeine bedenklichen Geſundheitszuſtände werden für unwahr erklärt. Er befindet ſich im Gegentheile ſehr wohl und iſt mit der Compoſition einer Muſik zum zweiten Theile des Göthe'ſchen „Fauſt" beſchäftigt.

Exeter. Am 3. December v. J. iſt in ſeinem 108ten Jahre ein in ganz Devonſhire durch ſeine famoſen Kuren bekannter Kräuterdoctor, Morris Thurſton, geſtorben. Seit 60 Jahren bewohnte er daſſelbe Haus, zu dem bis vor ganz kurzer Zeit kein Fremder Zutritt hatte.

Florenz. Der junge Herzog von Dino hat hier ein franzöſiſches Geſellſchaftstheater errichtet.

Frankfurt. Die Bundesverſammlung hat ihre Sitzungen wieder aufgenommen. Glückliches Deutſchland!

∴ Unſer Cäcilienverein hat Felix Mendelsſohns neues Oratorium, „die Walpurgisnacht", aufgeführt.

Genf. Es hat ſich hier ein eidgenöſſiſcher Sicherheitsverein gegen das Eindringen der Geſellſchaft Jeſu conſtituirt. Unter den ſieben Mitgliedern des Cantonalausſchuſſes befindet ſich auch der bekannte Großrath James Fazy.

Ghent. Die hieſige Freimaurerloge giebt ſeit dem 1. Januar d. J. eine Freimaurer-Zeitung heraus.

Gotha. Die hieſige Lebensverſicherungsbank nimmt keine deutſchen Bühnendichter mehr unter ihre Verſicherten auf, weil ſie, trotz der neuerfundenen Tantièmen, doch gar zu ſehr dem Hungertode ausgeſetzt ſind.

Grimma. Stolle's grillenverſcheuchender „Dorfbarbier“ erzählt: Ein Münchener Bierbrauer hat dieſer Tage in einer Auktion von merkwürdigen Gegenſtänden des neunzehnten Jahrhunderts ein Hühnerauge der Fanny Elsler für zweihundertſiebzig Gulden erſtanden und bei der Regierung die Erlaubniß nachgeſucht, daſſelbe in Brillanten, mit Eichenlaub gefaßt, als Orden tragen zu dürfen.

Hamburg. Auf dem Stadttheater iſt zum Beneſiz unſeres trefflichen Tenoriſten Wurda, der zur Freude des ganzen Publikums einen neuen Contract abgeſchloſſen hat, eine neue Oper, „Aleſſandro Stradella“, von Herrn Flotow *), gegeben und ungemein günſtig aufgenommen worden. Der Componiſt iſt ein Mecklenburger, der ſeit 14 Jahren in Paris Muſik getrieben hat. Die Oper gefiel ſo allgemein, daß vier Nummern des zweiten und dritten Aktes da capo verlangt wurden. Herr Wurda (Stradella) und Dem. Jazedé (Hortenſia), Herr Gerſtel und Herr Kaps (die beiden Räuber) erwarben ſich lauten Beifall. Componiſt und Bearbeiter des Textes — Herr W. Friedrich — wurden ſtürmiſch gerufen.

∴ „König und Zitherſchläger“, neues romantiſches Schauſpiel nach Dumanoirs „Ceſar de Bazan“, vom Dr. G. N. Bärmann für die deutſche Bühne bearbeitet, hat in kurzem Zeitraume fünf Wiederholungen erlebt. Die Kritik wirft dem Drama eine allzugroße Familienähnlichkeit mit Victor Hugo's „Ruy Blas“ vor **).

∴ Zu gleicher Zeit ging auf dem Thalia-Theater derſelbe „Ceſar de Bazan“ als „Graf Irun“, überſetzt von W. Friedrich, in Scene. Da in dieſer Bearbeitung viele Längen und Unwahrſcheinlichkeiten vermieden ſind, ſo findet das Stück auf dieſer Bühne noch mehr Anklang als im Stadttheater.

∴ Unlängſt wurde hier an einem Abende in vier verſchiedenen Theatern „le mari à la campagne“ (Er muß aufs Land) und zwar in jedem Theater nach einer andern Ueberſetzung gegeben: im Stadttheater von Robert (pſeudonym für Cornet), im Thalia-Theater von W. Friedrich (F. Rieſe), in der Urania von H. Börnſtein und im St. Pauli-Theater von Bentli.

∴ Heinrich Heine's Erbtheil am Nachlaſſe des verſtorbenen Salomon Heine ſoll nur 25,000 Mark Banco betragen. Der Perſönlichkeit des Dichters wegen, der von ſeinem Hamburger Oheim ein bedeutendes Jahrgehalt genoß, thut uns das leid. Was aber den Schriftſteller Heine anlangt, ſo iſt's vielleicht gut, daß er nicht Erbe eines großen Vermögens geworden iſt. Den reichgewordenen Dichtern geht es wie den dicken Hamlets. Sie handeln nicht mehr. Was ſie an Geld gewinnen, verlieren ſie an Thaten. (Koln.)

Kaſſel. Am Neujahrsabende wurde Spohr's neue Oper „die Kreuzfahrer“ aufgeführt und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Der Componiſt wurde zwei Mal gerufen.

Leipzig. Unſer Appellationsrath Dr. Haaſe, Präſident der zweiten Kammer, hat den ſächſiſchen Civil-Verdienſt-Orden erhalten.

∴ Nummer 73 der Pariſer Zeitſchrift „Vorwärts“ enthält eine Kritik des Biedermann'ſchen „Herold“, einen Artikel, den wir vorzugsweiſe allen Freunden des Herrn Biedermann empfehlen. Von einem derſelben iſt unſer „Charivari“ dringend erſucht worden, wenigſtens den harmloſen Anfang jenes Artikels mitzutheilen. Nur ungern willfahren wir dieſem Wunſche und laſſen die Kritik bis dahin abdrucken, wo ſie anfängt, etwas bitter zu werden. »Seit dem 1. October, heißt es, erſcheint unter dem ominöſen Titel „Herold“ auf einem Areal von vier Quadratfuß ſteifen Schreibpapiers ein neues deutſches Journal, redigirt von Herrn Karl Biedermann. Es giebt in Deutſchland kaum ein altes Weib, das nicht ein Mal über den Titel „Didaskalia, Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität,“ geſpöttelt und gewitzelt hat. Biederer Deutſcher, ſage mir nun, welcher Unterſchied iſt zwiſchen dieſem Titel und dem des neuen Journals? „Herold“ iſt eine Ueberſetzung von „Didaskalia“; Geiſt, Gemüth und Publicität paßt gerade ſo gut zuſammen und ſagt gerade ſo viel, als Politik, Literatur und öffentliches Gerichtsverfahren.« Aber das Papier, Herr Kritiker, und das Format? Du haſt Recht, biederer Deutſcher, aber eine Rieſen-Didaskalia bleibt immer eine Didaskalia, nur daß ſie wegen der Härte, des Umfangs und der Steife der Blätter ſich vorzüglich zu — Nachtmützen und andern Muſtern eignet*). Es iſt, ohne Scherz, ein weſentlicher Fortſchritt in der deutſchen Journaliſtik, daß die Herren Redakteure durch die Störrigkeit des Papiers die Leſer verhindern, von deren Geiſtesprodukten den gewohnten ſchnöden Gebrauch zu machen. In England läßt man ſchon lange Zeitungen auf Perkal drucken; wenn Herr Biedermann auf dieſem Wege fortſchreitet und im nächſten Jahre ſeine Rieſen-Didaskalia auf Sohlenleder erſcheinen läßt, dann abonnire ich auf ein Jahr und ſchneide Riemen aus ſeinem Leder. Und wie außerordentlich viel würde die Herold-Didaskalia durch dieſe neue Einkleidung gewinnen. Bei aller Originalität und Bizarrerie — wie einheitlich wäre dann Inhalt und Form:

---

*) Daſſelbe Sujet hat ſchon früher ein anderer deutſcher Tondichter, Herr J. Niedermeyer, componirt. Der Originaltext iſt von Scribe.

**) Die „Spener'ſche Zeitung“ nennt irrthümlich Herrn Dumas als Verfaſſer des „Ruy Blas“. E. M. O.

Innen Leder,
Außen Leder
Und doch kein Stiefel?«

Wer daran nicht genug hat, der leſe den Schluß im Originale.

∴ Die „Oſterländiſchen Blätter“, die ſeit Neujahr unter der pikanten Redaktion des Dr. Eduard Singer erſcheinen, enthalten einen geharniſchten Theater-Artikel, dem wir folgende Stelle entnehmen: »Jetzt wird ein Drama nach dem andern vom Stapel gelaſſen; die Theaterdirektionen ſchwitzen unter der Laſt der Manuſcripte. Ein Stück kommt, wird gelobhudelt, aufgeführt, verſpottet, vergeſſen. Dies iſt der meiſten kurzer Lebenslauf. Je mehr geſchrieben wird, deſto mehr wird durchfallen und vergeſſen werden. Wir finden das ganz in der Ordnung; nicht ſo die Verfaſſer der Stücke. Jeder will an die Anerkennung des ſeinigen den Aufſchwung des deutſchen Theaters knüpfen, Jeder will verkannt ſein, wenn man das nicht einſieht.« Exempla sunt odiosa.

∴ Man möchte verzweifeln, wenn man ſieht, wie eine Zeitung der andern das Dieffenbach-Märchen von der polniſchen Gräfin mit dem Todtenkopfe nachdruckt. Es giebt keine Thiergattung, die ſo unerreichbar groß und ſtark im Wiederkäuen iſt, als das Heer der deutſchen Zeitungsſchreiber. Aus faſt jeder Zeitung grinſt uns jetzt der Todtenkopf an; er prangt bereits in mehr als 40 politiſchen Journalen. Ei, ei, hat denn keiner von all' dieſen geiſt- und hirnloſen Wiederkäuern eingeſehen, daß jenes Geſchichtchen, das Herr Profeſſor Dieffenbach in ſeiner „operativen Chirurgie“ für Wahrheit ausgiebt, nichts weiter als ein jokoſer Puff, eine verfängliche Leimruthe iſt, von der vorauszuſehen war, daß ein halbes Hundert Zeitungsgimpel picken bleiben werden? Ein Todtenkopf auf einem lebenden Körper? Dieſer Todtenkopf iſt die Cenſur unſerer Preſſe. Wo aber, fragt ein Leipziger Blatt, finden wir einen Dieffenbach für das von der Cenſur verſtümmelte Antlitz?

∴ Die Cholera-Rebus hat ſogar den armen excommunicirten Prieſter Ronge nicht verſchont. Unter dem Titel „Ein Ronge-Rebus“ iſt bei C. Pönicke ſoeben erſchienen eine „höchſt intereſſante ſchöne Darſtellung poetiſch-kräftiger Worte in Form eines Rebus“. Es gehört in der That viel Muth dazu, einen ſo ernſten Gegenſtand in ſolche Sphären herabzuziehen.

∴ Bei C. Naumburg ſind „Illuſtrationen zum ewigen Juden“, nach P. C. Geißler, von Tombleſon, Roßmäßler u. A. in Stahl geſtochen, erſchienen. Könnte noch irgend Etwas zur Verewigung des „Ewigen“ beitragen, ſo ſind es gewiß dieſe Zeichnungen, deren Schönheit nichts zu wünſchen übrig läßt. Jedem, der im Beſitze des Textes iſt, werden dieſe Illuſtrationen, die ſo eingerichtet ſind, daß ſie zu ſämmtlichen Octav-Ausgaben paſſen, gewiß ſehr willkommen ſein.

∴ Ein Dr. Füring hat eine Broſchüre, „Bier iſt Gift“, erſcheinen laſſen. Das gut geſchriebene Schriftchen hat in den Kreiſen der Bierwirthe große Beſorgniſſe erregt.

---

*) Ich habe mir hierüber folgendes Zeugniß ausſtellen laſſen:

„A la requête de Mr. Bernays, je soussignée certifie sur l'honneur qu'à en juger par le numéro de „l'Herold“, qu'il m'a remis ce matin, ce journal allemand vaut mieux que tous les journaux français pour tailler des patrons de robes et de chemises. Paris, le 6. novembre 1844.

Marie Louise, femme Gabois,*)
Couturière,
10, rue Saint-Claude au Marais.“

*) „A la requête de Marie Louise, femme Gabois, je soussigné certifie avec bien de plaisir, que la susdite femme Gabois n'est pas une fiction de Mr. Bernays qu'elle existe véritablement et que j'ai l'honneur de la connaître depuis l'an 1836, où, pendant mon séjour à Paris, elle a été attachée à mon service particulier.
Leipsic, le 16. janvier 1845. E. M. Oettinger.“

Sie befürchteten das Abſpringen mehrerer höchſt reſpektabler Kunden und haben, um die Ehre ihres Broderwerbes zu retten, eine Gegenſchrift ans Licht treten laſſen unter dem Titel „Bier iſt kein Gift“, vom Dr. Gambrinus. Letztere Schrift hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie um 15 Pfennige billiger als jene iſt. Wir überlaſſen es ganz unſern Leſern, ob ſie das Bier für Gift halten wollen oder nicht, erlauben uns aber, ſie an den alten Spruch zu erinnern:

„Gott ſchafft Gutes, Böſes ſchaffen wir,
Gott baut Wein, wir Menſchen brauen Bier.“

Leyden. Die hieſige Univerſität betrauert einen großen Verluſt: Profeſſor Uylenbroek, Hollands berühmteſter Mathematiker, iſt geſtorben.

Liegnitz. Ein Sänger Frei heirathete unlängſt eine Schauſpielerin Namens Schütz, die ſich nun Madame Freiſchütz nennt und Mitarbeiterin an Monſchke's „Freikugeln“ werden will. — Samiel hilf!

London. Der alte Herzog von Wellington bezieht vom Staate an fixen Gehalten jährlich 245,000 Thaler; die ihm vom Staate geſchenkten Güter werfen außerdem noch eine Jahresrente von 220,000 Thaler ab. Trotz dieſer enormen Einnahme iſt der graue Sieger von Waterloo ſo geldgierig, daß ſein Geiz ſprichwörtlich geworden iſt.

∴ Der hieſige Gemeinderath hat zu dem für den Poſt-Reformer, Herrn Rowland Hill, beſtimmten Nationalgeſchenk 100 Pfd. St. unterzeichnet.

∴ Am 2. Januar wurde im Coventgarden-Theater die „Antigone“, von Sophokles, mit den Chören von Mendelsſohn-Bartholdy, aufgeführt. Die Tragödie wurde mit Beifall aufgenommen, nicht ſo die Muſik, die man nicht genug antik gefunden hat.

∴ Im Jahre 1844 haben hier nicht weniger als 926 Feuersbrünſte ſtattgefunden.

Lyon. Unſere Stadt beabſichtigt, dem Autor des berühmten Erbauungsbuches „de imitatione Christi“ *), dem Kanzler Nicolas Gerſon, ein Denkmal zu errichten.

Mailand. Silvin, ein aus Savoyen gebürtiger Mnemotechniker, macht jetzt in Ober-Italien durch ſein rieſenhaftes Gedächtniß ſo großes Aufſehen, als Reventlow in Deutſchland. Silvin löſt in ſeinen öffentlichen Proben die nämlichen Probleme, wie Reventlow, und es entſteht nun die Frage, ob Silvin nicht durch Reventlows Werk über Mnemotechnik zur Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft gelangt ſei.

Malchin. Die mecklenburgiſchen Stände haben auf Aufhebung der Lotterie und der Spielbank in Doberan angetragen. Ob aber ihr Antrag Gehör finden wird? Glauben ſchwerlich!

Melun. Unſere Stadt errichtet auf dem Hauptplatze einem ihrer berühmteſten Kinder, dem Gelehrten Jacques Amyot, ein Denkmal, aus einer Fontaine beſtehend, die mit deſſen Statue geſchmückt wird.

München. Herzog Maximilian in Baiern, bekanntlich ein großer Muſikfreund, liebt namentlich unſer National-Inſtrument, die Zyther. Sein Lehrer auf dieſem Inſtrumente iſt der durch ſeine Meiſterſchaft auf der Zyther bekannte herzogliche Kammervirtuoſe Petzmayer. Vor Kurzem ſind hier unter dem Titel „Spielmannsluſt“ ſteyeriſche Ländler für die Zyther erſchienen, welche der Componiſt, Herzog Maximilian, ſeinem Lehrer Petzmayer dedicirt hat. (Auch als Schriftſteller hat ſich Herzog Maximilian durch einige Novellen, welche unter dem Namen „Phantaſus“ erſchienen ſind, bekannt gemacht.)

∴ Am Neujahrstage verſchied hier Fürſt Eduard von Lichnowsky (in einem Alter von 55 Jahren), ein durch ſeinen Geiſt und Scharfſinn bekannter Hiſtoriker, deſſen „Geſchichte des Hauſes Habsburg“ ihm einen ehrenvollen Platz in den Literatur-Annalen Deutſchlands ſichert.

∴ Wilhelm Weitlings „Kerkerpoeſien“ ſind in ganz Baiern verboten worden. — Andere Gedichte ſind dagegen noch immer erlaubt.

Nantes. Vor Kurzem iſt hier der vormalige Page Ludwigs XVI., Charles René de la Barre, geſtorben.

Neapel. Paccini hat eine neue Oper, „Lorenzo de' Medici“, geſchrieben.

Paris. Am Neujahrstage iſt bei Hofe ein aus London von der Königin Victoria angekommenes Stück Roſtbeaf mit wahrhaft engliſchem Heißhunger verzehrt worden, ein nationales Eſſen, worüber der „Corſaire-Satan“ die beißende Sauce ſeines Witzes ausgießt.

∴ Am Neujahrstage waren 1500 Muſiker und Trommelſchläger der Garniſon und Nationalgarde von Paris im Hofe der Tuilerien erſchienen, um dem König ihren lärmenden Neujahrswunſch abzuſtatten. Quel bruit pour une omelette!

---

*) Dieſes Werk wird fälſchlich dem deutſchen Auguſtiner-Mönch Thomas a Kempis zugeſchrieben.

∴ Das traurige Schickſal des Miniſters Villemain (ſiehe „Charivari“ S. 1918) erregt große Theilnahme. Herr Villemain war von jeher der eifrigſte Gegner der Prieſter-Partei; ſchon unter der Reſtauration geißelte er als Profeſſor die Anmaßungen der Geiſtlichkeit mit unerbittlicher Strenge in ſeinen Vorleſungen über den Lucian; man brachte ihn und Herrn Guizot zum Schweigen und ſuchte Beide vom Lehrſtuhle zu entfernen; Guizot beugte ſich vor dem Sturme, Villemain aber gab das erſte Beiſpiel des Widerſtandes gegen die reaktionäre Politik Karls X., und das kann Frankreich bis heute nicht vergeſſen. Villemain, ein höchſt achtbarer, uneigennütziger Charakter, war bis auf die letzte Zeit arm und hatte ſelbſt in ſeiner hohen Stellung die Einfachheit ſeiner frühern Sitten beibehalten. »Il y a trois classes de Pairs,« pflegte er zu ſagen, »les Pairs à équipage, les Pairs à fiacre et les Pairs à parapluie; moi, je suis Pair à parapluie.«

∴ Der Zuſtand des Herrn Villemain iſt noch immer gleich traurig; ſeine Familie ſchreibt dieſe Geiſtesverwirrung den vielen anonymen Drohbriefen zu, die er ſeit Vorlegung des Unterrichtsgeſetzes faſt täglich aus allen Provinzen Frankreichs, ja ſelbſt aus dem Auslande erhalten hat. Herr Villemain wird Paris verlaſſen und ſich nach dem Süden Frankreichs begeben.

∴ Die Kanzlei hat auf miniſteriellen Beſchluß dem Marſchall Bugeaud die Sporteln für ſeinen Herzogstitel erlaſſen. Bekanntlich wollte er lieber den Herzogstitel als die 28,000 Francs fahren laſſen.

∴ Im Jahre 1842 betrugen die Eingangsſteuern in Frankreich 125 Millionen, im Jahre 1843: 131 und im verfloſſenen Jahre 138 Millionen Francs.

∴ Alexander v. Humboldt iſt hier angekommen und vom König empfangen worden.

∴ Herr Cavé, Direktor der ſchönen Künſte, iſt zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Dr. Arnold Ruge iſt nach der Schweiz abgereiſt, um ſeine dortigen Freunde zu beſuchen; zum Frühjahr kehrt er nach Paris zurück. Das Gerücht, daß er ſich wieder in Dresden niederlaſſen wolle, ſcheint ſich demnach nicht zu beſtätigen.

∴ Der Tod hat der Kunſt eine ihrer liebenswürdigſten Prieſterinnen geraubt; die Malerin Madame Haudebourt-Lescot iſt geſtorben.

∴ Im vorigen Jahre wurden auf den Pariſer Bühnen 263 neue Stücke (darunter 192 Vaudevillen) von 209 Verfaſſern und 15 Componiſten aufgeführt.

∴ Im italieniſchen Theater hat man „Beatrice di Tenda“ wieder gegeben, worin der junge ſpaniſche Tenor Ojedo aufgetreten iſt. Er hat ſehr gefallen: ſeine Stimme iſt friſch und hat Metall, aber wenig Umfang.

∴ Ronconi geht dagegen nach Madrid, wo er auf ein Vierteljahr engagirt iſt und monatlich 8000 Francs erhält.

∴ Das engliſche Theater ſcheint nur mäßigen Beifall zu finden. Macready und Miß Faucit ſind zwar noch immer das, was ſie waren, allein die politiſche Stimmung, welche England nicht ſehr günſtig iſt, ſcheint ſich auch auf die Kunſt zu erſtrecken. Dagegen wendet ſich das Publikum mehr den franzöſiſchen Claſſikern zu, wozu auch die Wieder-Erſcheinung der Rachel viel beiträgt.

∴ Man ſpricht hier ſehr viel davon, daß Meyerbeers große, in Berlin gegebene Oper, „ein Feldlager in Schleſien“, auf einem der hieſigen Theater mit den nothwendigen Veränderungen im Laufe des Winters aufgeführt werden ſoll.

∴ Gegenwärtig ſcheint hier ein wahrer Congreß von Pianiſten ſich zu vereinigen: die Herren L. v. Meyer und Karl Evers, Mad. Pleyel, Dreyſchock, Thalberg, der ſich gegenwärtig hier niedergelaſſen hat; alle werden ſich vereinigen, um die Winter-Conzerte zu verſchönern.

∴ Ein Landsmann der Herzogin von Aumale, ein junger Neapolitaner, Giacomelli, hat unter dem Titel „Paul et Virginie“ ein muſikaliſches Album herausgegeben, das der Herzogin gewidmet iſt und ſehr hübſche Volkslieder enthält.

∴ Ein junger Bibliomane hat vor Kurzem eine intereſſante Entdeckung gemacht; er hat ein bisher unbekanntes Luſtſpiel von Regnard, deſſen Arbeiten ſelbſt durch Molière nicht von der Bühne verdrängt werden konnten, aufgefunden. Man hofft, das Stück nächſtens im Théâtre français aufgeführt zu ſehen.

Petersburg. Unſere Zeitungen finden nicht Worte genug, die Pracht zu ſchildern, womit der berühmte Fabeldichter Kryloff zur Erde beſtattet worden iſt. Dem Sarge waren fünfhundert Equipagen gefolgt; auf der Bruſt trug der todte Dichter einen Blumenſtrauß, den die Kaiſerin geſandt hatte, und an der Iſaakskirche empfing der Kaiſer den Sarg, der von acht Generalen getragen wurde.

Rom. Vor Kurzem ſtarb hier eine der wunderlichſten Berühmtheiten Roms: ein armer Uhrmacher, der ſeit zwanzig Jahren das Vorrecht genoß, ganz Rom lachen zu machen durch die komiſchen Lazzi, die er von den hölzernen Figuren des „Teatro dei Burattini“ hatte ausführen laſſen. Seine Hauptfigur, Caſſander, ſchien den ganzen kauſtiſchen Geiſt der alten italieniſchen Komödie ererbt zu haben. Nicht ein Vorfall, nicht ein Name, welchem Stande er auch angehören mochte, entging der beißenden Kritik Caſſanders; er war der Pasquino ſeiner Zeit. Mehr als ein Mal mußte Filippo Teodoli — ſo hieß dieſer witzige Uhrmacher — ins Caſtell San Angelo wandern, um dort über die ungezügelten Reden und Geberden ſeines hölzernen Caſſander nachzudenken.

Stockholm. Friederike Bremer hat die große Medaille der Akademie mit der Inſchrift „Geiſt und Geſchmack“ als Anerkennung ihrer Verdienſte um die ſchwediſche Literatur erhalten.

∴ Die Akademie hat für das Jahr 1845 einen Preis von hundert Dukaten dem Verfaſſer des beſten Gedichts über Karl XIV. Johann ausgeſetzt.

∴ „Svenska Biet“ (die ſchwediſche Biene), das Hauptorgan der conſervativen Partei Schwedens, hat aufgehört; an ihrer Stelle erſcheint ein neues Blatt, „Morgonen“, wöchentlich zwei Mal.

∴ Bei dem ſchwediſchen Reichstage iſt ein Geſetz-Entwurf eingegangen, daß ein ſtrenges Verbot des Nachdrucks mit Feſthaltung des Grundſatzes der Reciprocität erlaſſen werden ſoll.

∴ Im Luſtſchloſſe Roſersberg, bei Stockholm, iſt Byſtröms Juno aufgeſtellt, man geſtattet den Zutritt zu dieſem Kunſtwerke auch Matroſen und dem ſogenannten gemeinen Volke. Darüber geräth Gräfin Ida Hahn-Hahn in ihrem Buche („Reiſeverſuch im Norden“) außer ſich und ruft: »Das iſt wirklich eine Profanation. Für ſolche Augen ſind Kunſtwerke nicht geſchaffen!« (Wenn wir Byſtröms „Juno“ wären, ſo würden wir uns lieber von Matroſen, als von der Gräfin Hahn-Hahn bewundern laſſen.)

Trier. Es hat ſich hier ein neuer Gaſthof etablirt, welcher das Schild „zum Rebus“ führt. Der Wirth iſt ein leidenſchaftlicher Freund dieſer Bilderräthſel. Tagtäglich wird an ſeiner Table d'hôte ein Rebus auf eine ungeheure Tafel gemalt und den Gäſten zum Rathen aufgegeben. Der erſte Gaſt, der den Rebus löſt, erhält eine Flaſche Champagner. Dieſer Spaß verſammelt täglich eine große Anzahl Gäſte, wodurch der Wirth ſeinen Rebus-Champagner ſich zwanzigfach bezahlt macht.

∴ An unſerer Geiſtlichkeit iſt Hopfen und Malz verloren. Trotz aller Schriften, welche gegen die Ausſtellung des heiligen Rockes ſich Bahn gebrochen, hat der Biſchof Arnoldi, dem geſunden Menſchenverſtande zum Trotz, beſchloſſen, den Rock noch ein Mal auszuhängen und zwar auf den Mittwoch in der dritten Woche nach Oſtern. Am heiligen Rockfeſte werden dann auch die Nägel, mit denen der Heiland an das Kreuz geheftet und andere Leidensinſignien der frommen Verehrung preisgegeben werden. Man ſieht, Biſchof Arnoldi läßt ſich nicht irre machen!

Weimar. Der Briefwechſel zwiſchen Göthe und dem verſtorbenen weimariſchen Miniſter von Voigt befindet ſich gegenwärtig in den Händen einer hieſigen Schuhmacherfrau, die ihn um keinen Preis herausgeben will. Die Papiere waren unbegreiflicher Weiſe als Makulatur verkauft worden und nach mancherlei Schickſalen an jene Schuhmacherfrau gelangt, welche ſie zu würdigen wußte und nur einem Enkel Göthe's einige Auszüge zu machen geſtattete. (Spen. Zeitung.)

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Chef der Polizei- und Cenſur-Hofſtelle; doch geht das Gerücht, daß das ganze Cenſurweſen von der Polizei-Hofſtelle getrennt und ein eigenes Präſidium für Cenſur errichtet werden ſoll.

∴ Der bekannte Staatsökonom Dr. Liſt — ein Reutlinger von Geburt und kurze Zeit Lehrer an der Univerſität zu Tübingen, wird ſein Verhältniß als Redakteur des „Zollvereinsblattes“ in Augsburg auflöſen und einen Wirkungskreis in ſeinem Fache in Wien begründen. (Sonſt nichts???)

∴ Die Probenummer der „illuſtrirten Theaterzeitung“ des Herrn Bäuerle bringt u. A. eine Illuſtration, die den Ausbruch des Räubers Carl Schneider aus dem Gefängniſſe zu Brieg darſtellt. Ein „Blatt für Geiſt und Herz“ wirft die Frage auf: wie wär's, wenn Herr Bäuerle nach und nach den ganzen Fürſt'ſchen Verlag illuſtrirte?

∴ „Spartacus“ heißt ein neues Drama, das vom Hofburgtheater zur Aufführung angenommen iſt. Verfaſſer des Stückes iſt B. Weber, ein junger Böhme.

∴ Vater Strauß hat einen neuen Walzercyclus, „Carnevalslieder“, geſchrieben, die an Melodienreichthum alle ſeine frühern Walzernovellen verdunkeln.

Windſor. Der deutſche Maler Räſch hat die Erlaubniß erhalten, die Anſichten vom Aeußern und Innern des Schloſſes Windſor, ſo wie die Darſtellungen der Feſtlichkeiten, welche während des Beſuches des Kaiſers von Rußland, des Königs von Sachſen und des Königs der Franzoſen hier ſtattgefunden haben und welche er für die Königin verfertigt hatte, zu veröffentlichen.

Zürich. Seit dem neuen Jahre erſcheint hier unter dem Titel „Eidgenöſſiſche Zeitung" ein tägliches Schweizerblatt, herausgegeben vom Bankier von Schultheß-Rechberg, H. von Muralt und Friedrich von Wyß. (Die Namen dieſer drei Herren genügen, um das auswärtige Publikum zu belehren, was es von der Tendenz dieſer neuen Zeitung zu erwarten hat.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Kaiſer Theodoſius erließ an den Staatsminiſter Rufinus vor 1452 Jahren ein höchſt merkwürdiges Reſcript; es lautet (corp. jur. lib. IX., Tit. VII. Cod. si quis imp. maled.) in der Verdeutſchung, wie folgt: »Sollte Jemand ſo unbeſcheiden und ſchamlos ſein, daß er unſere Perſonen mit ruchloſen, garſtigen Schimpfnamen belegte oder ein unbeſonnener und aufregender Verkleinerer unſerer Regierung würde, der ſoll mit keiner Strafe belegt, auch ihm deshalb nicht etwas Hartes oder Empfindliches zugefügt werden; denn geſchah es aus Leichtſinn (levitate), ſo verdient es Verachtung; geſchah es aus Unverſtand (insania), ſo verdient es Bedauern; geſchah es aus böſem Willen (injuria), ſo verdient es Verzeihung. Wir befehlen daher, daß in ſolchen Fällen die Sache, bevor Etwas darin geſchieht, an uns einberichtet werde, damit wir aus den Perſönlichkeiten die Aeußerung der Menſchen beurtheilen und entſcheiden, ob dieſelbe niederzuſchlagen oder in Unterſuchung zu ziehen ſei. Gegeben zu Conſtantinopel, am 9. Auguſt 393.« Welch eine freiſinnige Anſicht über die Redefreiheit in jener frühen finſtern Zeit!

— Herzog Stephan von Niederbayern verpfändete nach einem Pfandbriefe, ausgeſtellt im Jahre 1349, für eine Schuld von 600 Gulden den Vicedom Albrecht Staubac und für die Koſt, die der Herzog in der Faſtnacht verzehrte, verpfändete er — die Juden von Landshut.

— Als der bekannte Maler Philipp Hackert (geboren 1757 in Prenzlau) zu Livorno für Katharina von Rußland die „Verbrennung der türkiſchen Flotte zu Tſcheſme" malte, ließ Graf Orloff auf Veranlaſſung der Kaiſerin ein Linienſchiff anzünden, um ihm ein treues Bild einer Seeſchlacht zu liefern.

— Zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution war das Wort „Bürger", das an die Stelle des verpönten Wortes „Herr" getreten war, dergeſtalt beliebt, daß ſelbſt die Nachtwächter den beim Stunden-Ausruf üblichen Zuſatz „Lobet Gott, den Herrn" in „Lobet Gott, den Bürger" verwandelten.

Treffer und Nieten.

• Montaigne ſagt: »Schickt zwei Franzoſen in eine Einöde und nach Verlauf von zwei Tagen werden ſie ſich duelliren.«

• Unter den in Berlin jüngſt einpaſſirten Fremden las man neulich bei Nennung des Standes ſtatt: Stempelſchneider — Tempelſchneider. Sollte der Mann vielleicht heilige Röcke machen?

• Als in einer Univerſitätsſtadt ein Fackelzug ſtattfand und die Pedelle wie gewöhnlich dicht hinterm Zuge hergingen, fragte ein angekommener Fuchs einen alten Studenten um die Urſache. »Iſt ganz in der Ordnung,« rief das bemooſte Haupt, »denn ſeit undenklichen Jahren ſind die Pedelle von den Studenten immer hinter's Licht geführt worden.«

• Als vor Anfang einer beliebten Oper ſchon ſämmtliche Plätze verkauft waren, verlangte ein Gaſtwirth noch für ſeine dicke Perſon einen geeigneten Platz. Der Caſſirer, der einmal tüchtig von dem Manne geprellt worden war, gab ihm eine Karte auf — den Schnürboden.

• Der Engländer Moriarty wurde von einem deutſchen Buchhändler gefragt, was er von Napoleon halte. »Der Kaiſer war ein großer Wohlthäter der Menſchheit.« »Wie ſo?« fragte Jener. »Weil er,« erwiderte Jener, »einen deutſchen Buchhändler erſchießen ließ.«

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 122. Leipzig, 29. Januar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Die Schlange*).

Von E. M. Oettinger.

Melodie: Als Noah aus dem Kaſten war ꝛc.

Als Adam noch im Paradies
Gen Sitt' und Anſtand ſehr verſtieß,
Da trat zu ihm Frau Eva fein
Und ſprach gar ſüß: »Lieb' Adam mein,
Ich traue meinen Augen kaum,
Sieh' dort den ſchönen Apfelbaum!

Mich lachen ſeine Früchte an,
Daß kaum ich widerſtehen kann,
D'rum komme, beſter Adamus,
Gieb mir zuvörderſt einen Kuß
Und einen jener Aepfel dann,
Daß ich mich d'ran erlaben kann.«

Fromm Adam ſprach: »Ach, liebes Kind,
Wer weiß, was das für Aepfel ſind!
Verſtändeſt Du, wie ich, Latein,
Dann wüßteſt Du, lieb' Eva mein,
Daß malum malum zweierlei,
So Apfel wie auch Uebel ſei.«

Frau Eva ſprach: »O Adam mein,
Wie kannſt Du nur ſo kindiſch ſein,
Ein Apfel — das ſieht Jedermann —
Uns Weiben ja nicht ſchaden kann.«
Und Eva ihm nicht Ruhe ließ,
Bis Adam in den Apfel biß.

Die Folgen, ach! kennt jedes Kind.
Der Herre ſprach: »Geſchwind, geſchwind —
O Jammer, Elend, Schande, Graus! —
Packt Euch zum Paradies hinaus
Und geht, wohin es Euch gefällt,
Doch ohne Paß und ohne Geld.

Und Eva fing zu weinen an,
Umarmte ihren braven Mann
Und ſprach zu ihm gar tief gerührt:
»Dort jenes Thier hat mich verführt,
Die Schlange, dieſes böſe Vieh! —
Der liebe Gott verdamme ſie!«

Das Ende von dem Liede iſt,
Daß Ihr vielleicht noch jetzt nicht wißt,
Wie jene böſe Schlange hieß,
Die uns in das Verderben ſtieß.
Doch wollt Ihr's wiſſen, fragt mich nur,
Die ſchlaue Schlange hieß — Cenſur.

---

*) Geſungen beim Stiftungsfeſte des Literaten-Vereins.

Jean Abell.

Künſtler-Novelle von Theodor Drobiſch.

Was im vorigen Jahrhundert unter den Sängern Seneſino, Zarinelli und Farinelli, was in unſern Tagen Rubini, Lablache, Haizinger und Tichatſcheck, das war zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts Jean Abell, am Hofe König Karls und Jakobs II. in London als Sänger und Lautenſchläger angeſtellt.

Jean Abell war Künſtler im wahren Sinne des Wortes, und König Jakob, der zu Ehren ſeines Urahns, Heinrichs des Vierten, ſelbſt ein trefflicher Lautenſpieler war, nannte ihn hinſichtlich der Fertigkeit ſeines Spieles oft den zweiten Perichon. Unſer Sänger beſaß aber außer ſeiner trefflichen Stimme noch Etwas — Hochmuth und Arroganz; Eigenſchaften, die auch manchem Künſtler von heute noch ankleben.

Gleichwie Roſſini einmal behauptet: er habe das große Loos in der Lotterie der Natur gezogen, daſſelbe aber, wie ihm Einer entgegnet, durch dieſe Aeußerung zu einer Niete gemacht, ſo auch nannte ſich Abell den Imperator des Geſanges, der dem König von England im Namen des britiſchen Volkes den Krieg erklärt, wenn er nicht Alles aufböte, ihn zu erobern.

Wenn der Hof ſein Spiel oder ſeinen Geſang einmal nicht gehörig gewürdigt hatte, oder der nachherige Dechant der Chriſtkirche zu Oxford, Dr. Henry Aldrich, als Kenner und Kritiker der Muſik ihm einige Fehler nachgewieſen, ſo ſchützte er beim nächſten Geſang eine Heiſerkeit vor, die ſich Wochen, ja Monate lang hinausdehnte. Nur ein Arzt war vermögend zu helfen — der Kellermeiſter. Als geborener Schotte liebte dieſer den Geſang außerordentlich und mit einigen Dutzend Flaſchen Champagner gelang es ihm, die Stimme Jean Abells immer wieder flott zu machen.

Obgleich Jean Abell ſich in England ein hübſches Vermögen hätte ſammeln können, da er vom Könige und den Großen des Reiches oft anſehnliche Geſchenke erhielt, ſo dachte er doch nie ans Sparen. »Wozu an die Zukunft denken,« rief er oft; »wenn ich mit meinen Fingern in die Saiten greife, ſo greife ich zugleich in einen Geldſack. Meine Stimme iſt die Münze, welche mit den Trillern zugleich klingende Silberlinge und Dukaten prägt. Ohren hat jeder Menſch und wer für ſie arbeitet, vorzüglich für große Ohren, der kommt nie in Verlegenheit, Mangel zu leiden.«

So unbeſorgt lebte er in den Tag hinein. Mit ſeinem Freunde Baniſter, einem großen Violinvirtuoſen, der im Jahre 1672 in London die erſten Conzerte für Geld eingeführt hatte, ſaß er oft bis ſpät in die Nacht bei der Flaſche, deren Füllung immer Baniſter übernahm, da Abell von Zeit zu Zeit in einem ſeiner Conzerte ſang oder die Laute ſpielte und ſo der Unternehmung einen gewiſſen Nimbus verlieh.

Die Herrlichkeit war jedoch nicht von Beſtand. Unvermuthet wie eine Heiſerkeit brach in England die Revolution aus. Da der geſangliebende König Jakob II. an der Stimme des Volkes kein ſonderliches Vergnügen fand, flüchtete er nach Frankreich, handelte aber durchaus nicht im Sinne der Schiller'ſchen Worte: »Es ſoll der Sänger mit dem König gehen,« ſondern ließ Jean Abell in England zurück.

Mit Hinterlaſſung ſeiner Noten, aber keiner Pfundnoten, flüchtete Abell auf ein Schiff, das nach Holland ſegelte. Der Kapitän verlangte das Geld für die Ueberfahrt. »Hier iſt mein Geldkaſten!« ſprach der Sänger, indem er auf die Laute ſchlug und ein Seemannslied anſtimmte, das den alten Schiffsfahrer weidlich erquickte und ihn beſtimmte, den Sänger frei mitzunehmen.

Auf der See mußte der Künſtler die Ueberfahrt durch Geſang und Lautenſpiel abverdienen; als er aber einſt dem Kapitän nicht willfahren wollte, ließ dieſer ihm das bekannte Prügelinſtrument, die neunſchwänzige Katze, zeigen, bei deren Anblick die Heiſerkeit augenblicklich verſchwand.

In Holland angekommen, gab Abell Conzerte und nahm Summen über Summen ein, denn ſeine Stimme entzückte die phlegmatiſchen Holländer der Art, daß ihnen die Pfeife ausging.

Nicht geringer war der Erfolg in Deutſchland. In Frankfurt am Main, Hamburg und Leipzig drängte man ſich zum Beſuch ſeiner Conzerte. In letzter Stadt veranſtaltete er auf dem Brühl im Gaſthof „zu den drei Schwänen" muſikaliſche Abendunterhaltungen und ſang im Theater, welches damals unweit des Georgenhauſes, am Pichhof, lag, worin, da gerade Meſſe war, die churfürſtlich ſächſiſchen wohlconditionirten Hofcomödianten agirten. Da deren Oper zu jener Zeit ſchlecht beſchaffen war und der Pachter des Theaterlokals nicht dulden wollte, daß die Zwiſchenakte mit Geſang oder ſonſt dergleichen Beluſtigungen ausgefüllt wurden, weil dadurch dem Schänktiſch in der Vorhalle Schaden und Nachtheil erwachſe, ſo legte man italieniſche, franzöſiſche und deutſche Arien und Lieder in das erſte beſte Stück, wo es denn am Ende immer Etwas zu lachen gab, da in jener Zeit noch der Hanswurſt wacker ſein Weſen trieb, der nicht verſäumte, auf der Bühne zu erſcheinen, nachdem man zuvor die Götter um Hilfe und Schutz daſelbſt im großartigſten Geſange angefleht.

Auf dieſe Art ſang Abell in der Hauptaktion „Lentulus" und in dem ſchönen, gar anmuthigen Stücke, „die Vermählung des heldenmüthigen Prinzen Perſeus mit der durchlauchtigſten Prinzeſſin Andromeda, oder Belohnung der Tugend in der Perſon der Iſabella von Caſtilien".

Jean Abell bekam ein hübſches Sümmchen, das aber bald darauf ging, denn die Zahl der guten Freunde wuchs wie ein Sommerwaſſer. Kurz, ans Sparen dachte er nicht; Champagner und Auſtern erforderten Geld, und der Frucht- und Delikateſſenhändler in Auerbachs Keller hatte ſogar noch das Vergnügen, den Namen Jean Abell Jahre lang in ſeinem Schuldbuche ſtehen zu ſehen.

Von Leipzig ging der Künſtler nach Dresden, wo er erwartete, daß man ihn augenblicklich an den Hof berufen werde, was aber nicht geſchah und ſeinem Stolz eine empfindliche Wunde ſchlug. Er gab dort nur ein Conzert, denn das zweite kam nicht zu Stande, weil er vom Orcheſter verlangte, daß es in ſeinem Conzerte ohne alle Vergütung ſpielen ſolle und es ſich zu einer Ehre anrechnen müſſe, ihn zu begleiten. Nachdem er ſich kurze Zeit in Breslau aufgehalten, kam er nach Warſchau und hier ging das Freudenleben an.

Ein polniſcher Edelmann, deſſen Name vergeſſen iſt, ſich aber ganz gewiß auf ky geendigt hat, war ein Muſikfreund, ein Muſiknarr der wüthendſten Art. Wer ſein Haus betrat, glaubte bei einem Stadtpfeifer einzuſprechen, denn da hingen Inſtrumente aller Art und aus jedem Winkel wurde dem Apoll mit Blas- und Saiten-Inſtrumenten von Fachleuten und Dilettanten ein Opfer gebracht. Obgleich er ſelbſt weniger ausübender Künſtler war, ſo

mußte ihm ſeine Hauskapelle täglich Altes und Neues vorſpielen. Arien un
Lieder vernahm er höchſt gern und unüberſchwenglich liebte er das zu ſein
Zeit bekannte polniſche Volkslied:

Bei Choczim lag im freien Feld,
Mit Türken und Tartaren,
Der Baſſa ſtill in ſeinem Zelt,
Als könnt' ihm nichts befahren.
Da rückte Sobiesky an
Und nahm den großen Muſelmann
Gefangen, gefangen,
Bei Choczim gefangen.

Was den Engländern das „God save the king“, was während d
franzöſiſchen Revolution den Freien die Marſeillaiſe und den Ariſtokrat
Gretry's: „O Richard, o mon roi!“ geweſen, das war unſerm Polen obig
Lied. Ja, während des Singens in der Kirche erging es ihm einſt wie de
tapferen Fürſten Leopold von Deſſau, der jedes Kirchenlied nach der Melo
des bekannten Deſſauer Marſches ſang, den er unſers Herrgotts Dragon
marſch nannte. Auch unſer Muſiknarr ſang einſt in der Kirche das Li
„O Herr und Gott, dich loben wir!“ nach der Melodie: „Bei Choczim l
im freien Feld!“ — Als man ihm dies vorhielt, rief er: »Soll denn d
Teufel allein im Beſitz guter Melodien ſein? Ich ſinge, wie es am beſ
klingt und hoffe dereinſt eben ſo ſelig zu ſterben, wie der Fürſt-Biſchof,
dem keine Note herunterfällt.«

An ſeinem Hauſe durfte keine Drehorgel vorübergehen, ohne ihm ein
Töne in die Ohren zu träufeln; wer ſingen konnte, das war ſein Ma
nun vollends gar, wer ihm ein unbekanntes Volkslied oder eine Anekdote a
dem Leben namhafter Tonkünſtler auftiſchen konnte, da war Polen off
Wie in Frankreich die Picardie die beſten Baßſtimmen, die Umgegend v
Toulouſe die beſten Tenoriſten erzeugt und man in Burgund und in d
Franche-Comté die klangvollſten Weiberſtimmen findet, ſo brachte hier der e
Geiger, ein wüthender Anekdotenjäger, die beſten Anekdoten von Tonkünſtle
der Fagottiſt die ſchönſten Witze und Charakterzüge von Sängern zu T
und handelte es ſich um die Auffindung von alten Volksliedern, ſo ſtellte
Kammerdiener ſeinen Mann.

Ward ihnen keine Belohnung? — Zur Zeit Heinrichs des Dritten v
England bekam Jeder, der dem König ein Lächeln abzugewinnen verſte
einen Kronenthaler. Wer dem Muſiknarren eine neue Anekdote obiger A
auftiſchte, bekam eine Flaſche Wein. Der erſte Geiger, der immer D
hatte, war ſonach, da es ihm auf eine Lüge nicht ankam, im Beſitz ei
kleinen Weinkellers und da jede Flaſche alle Mal den Namen von der Ha
perſon der Anekdote erhielt, ſo ſtach er bald einen Paleſtrina und All
aus, oder beeilte ſich einem Giacomo Peri und Francesco Cavalli den H
zu brechen.

Da dieſe Muſikwuth unwillkürlich auch auf die Dienerſchaft überg
ſo wurde ferner kein männliches Individuum angenommen, das nicht muſ
liſch war oder wenigſtens Anlage zur Muſik hatte. So gab der Herr
eigener Perſon dem Kutſcher Unterricht auf der Keſſelpauke. Der Koch h
nur deshalb eine Stelle gefunden, weil er während ſeines Aufenthalts
Italien dem berühmten Lulli einmal eine Leberpaſtete gebacken und
Anekdoten-Album ſeinen Senf dazu gegeben, indem er ſich die Grabſc

gemerkt, welche man auf Orlando Laſſo, den berühmteſten Tondichter des ſechzehnten Jahrhunderts, gedichtet und welche folgendermaßen lautet:

Diskant hab' ich als Kind geſungen,
Als Knabe weiht' ich mich dem Alt;
Dem Mann iſt der Tenor gelungen,
In Tiefen jetzt die Stimm' verhallt;
Laß, Wand'rer, Gott den Herrn uns loben;
Bei dumpfer Baß mein Ton, die Seele bei ihm oben.

Nebenbei bemerkte man auch noch ein ungemein haarſtruppiges, corpulentes Individuum, deſſen Livree durchaus nicht zu ſeinem Aeußeren paßte. Es war ein früherer Leibeigener, Namens Michaelowicz, der nur deshalb ſeine Freiheit erlangt hatte, weil er eine ganz famoſe Baßſtimme beſaß. Alle Baßſtimmen, die noch mit dem großen F im Prozeß lagen, warden neben ihm zum Tenor, und als er, ohne zu wiſſen, was es für ein Ton ſei, einmal aus den Catacomben ſeiner breiten Bruſt mit wahrer Orgelregiſtertiefe das contra H herausbrachte und aushielt, da wurde er von ſeinem Herrn mit dem Rang eines Kammerſängers belehnt, denn der Unförmliche mußte nun früh Morgens in die Schlafkammer kommen, um ihn durch das contra H aus dem Schlafe zu wecken, was ihm denn auch ohne Mühe gelang, denn wenn Michaelowicz ſein Stimmchen losließ, wenn er das contra H einſetzte, es allmälig anſchwellen ließ und dann durch das Cis und Dis in den Grundton hinaufging, da wurde im Umkreis von neunzig Hufen jede Creatur wach.

Als eines Vormittags nun ſo harfenirt und geſungen wurde, brachte der Fagottiſt die Nachricht, daß Jean Abell nach Warſchau kommen und Conzerte geben werde. Der Alte jubelte vor Freude, denn dieſe Nachricht war ein Tuſch mit Trompeten und Pauken in die Adventswoche ſeines Gemüths. Als er aber vernahm, daß ſich der Sänger ſchon nahe vor Warſchau befinde, indem man ihn auf der letzten Station geſehen, da mußten augenblicklich vier Schimmel vor den Wagen, die Bedienten auf den Bock und nachdem Befehl gegeben war, daß beim Erſcheinen des Sängers jedwede Kehle ein pflichtſchuldiges Vivat ſchreien ſolle, ging es dem Sänger entgegen.

Jean Abell, der in einer Judenkaleſche angefahren kam, war nicht wenig erſtaunt, einen Mäcen zu finden, der von Glück und Ehre ſprach, wenn der große berühmte Künſtler in ſeinem Hauſe Herberge nehmen wolle. Als die gegenſeitigen Complimente vorüber waren, die in franzöſiſcher Sprache geführt wurden, nahm der Sänger im Staatswagen Platz.

Jetzt geſchahen Tauſende von Fragen, und als der Edelmann vernahm, daß des Sängers Stimme mit voller Bruſt bis zum Cis hinaufgehe, da mußte der Kutſcher die Pferde anhalten, und Jean Abell pfiff zum Beweiſe ſeiner Fertigkeit den Ton heraus.

Der alte Narr wollte ſich vor Freuden in der Kutſche kugeln und wähnte in den Himmel einzufahren, was aber nicht geſchah, denn ein donnerndes Vivat mit allem vorhandenen Blech und Meſſing belehrte ihn, daß er ſich ſeiner Behauſung nahe. — Die glänzende Aufnahme ſchmeichelte den ſtolzen Sänger ungemein und als er die Batterie von Weinflaſchen erblickte, da ſprach ſein Herz: »Hier laßt uns Hütten bauen!«

Noch an demſelben Abend war glänzende Geſellſchaft im Hauſe und nach langem Bitten ließ ſich Abell bewegen, ſeine Bravour-Arie: „Schöne der Schönſten, erhöre mein Flehn!“ aus Domenico Freschi's Oper „Berenice“

zu ſingen, welche zuerſt 1680 in Padua mit ungemeiner Pracht in Scene gegangen war.

Der Wirth des Hauſes war außer ſich vor Freuden und als Abell noch die Arie des Darius: „Ich trotze dir, du Babylon!“ aus Beverini's gleichnamiger Oper ſang, da gelobte er, andern Tages zehn Dukaten ins Findelhaus zu ſchicken.

Wenige Tage nachher ſang Abell öffentlich in einem von ihm veranſtalteten Conzerte, welches ihm eine namhafte Summe einbrachte. Der alte Muſiknarr war der Quartiermacher ſeines Ruhmes und verfeindete ſich mit einem Dutzend Edelleuten, die keine Billets nehmen wollten.

Während des Conzertes zeigte Abell trotz der überreichen Einnahme einen auffallenden Mißmuth. Warum? — König Sobiesky hatte erklärt, das Conzert zu beſuchen. Unvorhergeſehene Staatsgeſchäfte, die ihm wichtiger dünkten als Geſang und Lautenſpiel, hielten ihn von dem Erſcheinen ab und der Anfang des Conzertes verzögerte ſich um eine Stunde, was den ſtolzen Sänger ungemein frappirte, welcher glaubte, der König würde nicht verſäumen, ihn zu bewundern.

So lange es Sängern und Schauſpielern wohl geht, ſind ſie üppig und übermüthig. So auch Jean Abell, denn als am andern Tag der König Sobiesky ihn Vormittags um eilf Uhr mit ſeiner Laute auf das Schloß beſcheiden ließ, beging er die Frechheit, dem König ſagen zu laſſen, daß er nicht ſingen werde, da er nicht gewohnt ſei, auf ſich warten zu laſſen.

Den alten Verehrer Polyhimniens durchrieſelte es eiskalt bei Anhörung dieſer Worte; er wollte zur Sühne reden, da er ſeinen König über Alles liebte. Jean Abell war aber durchaus nicht zu bewegen und rief: »Ueber Soldaten kann er gebieten, da müſſen auf ſeinen Wink Tauſende in den Tod. Nicht aber über mich, den großen Künſtler; denn im Reiche des Geſanges bin ich ſelbſt König, und was ſich von mir die Herrſcher Englands mußten gefallen laſſen, das, denke ich, kann ich auch an dem König von Polen probiren.«

Mit höchſter Entrüſtung vernahm der König aus dem Munde des Läufers die ſtolze Antwort des übermüthigen Sängers. Nachdem er einige große Schritte durch das Zimmer gethan, ballte er die Fauſt und donnerte: »Bei allen Teufeln! Ich könnte jetzt den Frechen auf einen Hirſch ſchmieden laſſen und in die Wildniß hinausjagen, damit ihm Gelegenheit werde, daſelbſt Reue zu finden. Mir, dem König Sobiesky, der die Türken und Tartaren bei Choczim und Lemberg geſchlagen und den Großvezier aus Wien gejagt, mir eine ſolche Antwort? O du kehlenfertiger Prahlhans, ich hätte Luſt, Dich unter die Armee zu ſtecken, wenn es einmal wieder in die Ukraine geht. Das ſei aber fern, denn ich achte die Kunſt; aber Deinen Trotzkopf will ich beugen, Du ſollſt mir doch ſingen, ſo wahr ich Sobiesky heiße. — Craſosky!«

Da öffnete ſich die Thür des Eingangs und der wachthabende Offizier trat ein.

— Was befehlen Ew. Majeſtät?

— Heut' Abend ſechs Uhr vier Mann der Leibwache zu dem Sänger Jean Abell. Feſtnehmen! Herſchaffen!

Steif und ohne ein Wort zu ſagen, entfernte ſich der Offizier. Der König öffnete das Fenſter und rief den eben vorbeigehenden Schloßhauptmann herauf.

— Wie viel Bären haben wir jetzt im Schloßgarten? fragte der König, als Jener eingetreten war.

— Zwölf Stück! Wilde Beſtien, haben ſchon viel Unfug gemacht.

— Sorge dafür, daß die Bären heut Abend um ſechs Uhr im Woiwodenſaale ſind, um auf einen Wink in den Conzertſaal gelaſſen zu werden.

Der König entfernte ſich und ließ den Schloßhauptmann ſtehen, der nicht begreifen konnte, wie die Bären zu der Ehre gekommen, ſich im Woiwodenſaale zu verſammeln, um dann in den Conzertſaal zu ſpazieren. Murrend ſtrich er ſich den großen Bart und ging, um die nöthigen Anſtalten zu treffen, denn unter Sobiesky mußte Jeder blind gehorchen.

Der König verkündigte indeſſen ſeinen Kindern, daß ſie heute Abend ein beſonderes Schauſpiel genießen würden, wozu er die Großen ſeiner Umgebung einladen ließ.

Der Abend nahte heran. Jean Abell, welcher träumte, einen Triumph gefeiert zu haben, ſaß im weiten Schlafrock, angethan mit türkiſchen Pantoffeln, ganz wohlbehäbig in der muſikaliſchen Runde, wo man dem Bacchus reiche Opfer brachte. Eben wollte der große Tenoriſt nach einer Champagnerflaſche greifen, als Michaelowicz hereinſtürzte. Nachdem Alle aufgeſtanden waren, ſchrie er im tiefen D: »die Wache kommt!« und wollte ſoeben ſeinen Corpus durch die Thür hindurchzwängen, als der wachthabende Offizier die Perſon des Jean Abell auf Königs Befehl begehrte.

Das Fagott kroch vor Angſt unter den Tiſch und die erſte Geige deckte ihren Leichnam mit der großen Trommel.

Jean Abell, der wohl einſah, daß hier jeder Widerſtand vergeblich ſei, wollte in ein Seitenzimmer ſchlüpfen, um den Schlafrock mit dem Staatskleide zu vertauſchen. Die Wache, im Glauben, der Sänger wolle die Flucht ergreifen, ſprang hinterher, erwiſchte den Tenoriſten am Kragen und nahm ihn trotz aller Gegenrede mit. Inmitten der Wache gelangte Abell in Pantoffeln und Schlafrock ins Schloß. Der alte Muſiknarr, der ob der Entführung ſeines Sängers die Hände überm Kopfe zuſammenſchlug, glaubte den Armen ſchon im tiefſten Kerker, was aber nicht geſchah, denn als Jean Abell im Conzertſaale angekommen war, nöthigte man ihn, ſich auf einen Lehnſtuhl zu ſetzen. Wie erſchrak er aber, als plötzlich durch angebrachte Stränge der Stuhl mit ſammt ſeiner werthen Perſon in die Höhe gezogen wurde.

Im Vorſaal ſchmetterte ein Trompetenſtoß; der König und ſeine beiden Kinder, Prinz Jakob und Prinzeſſin Thereſia Kunigunde, begleitet von den polniſchen Großen, erſchienen auf der Gallerie.

— Will Er jetzt ſingen? fragte der König.

— Nein! rief Jean Abell.

— Die Bären los!

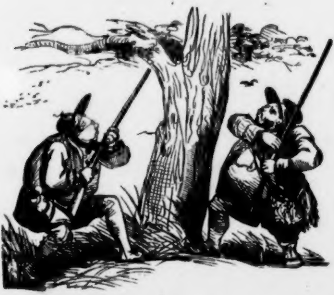
Der Stuhl mit dem Sänger wurde etwas tiefer herabgelaſſen und die zottigen Cavaliere aus Polens Wäldern kamen brummend auf allen Vieren Kopf über Kopf herein. Als der Tenor die ſaubere Umgebung ſah, als er ſo da hing in der ſchrecklichen Einſamkeit „unter Larven die einzige fühlende Bruſt“, da präludirte er mit glockenheller Stimme; der Stuhl wurde hinaufgezogen, und zum Ergötzen der Verſammelten auf der Gallerie ſang er jetzt ſeine Bravour-Arie aus „Berenice“, „Schöne der Schönſten, erhöre mein Flehn!“ daß ſelbſt die Bären ſeinem Geſange lauſchten. Als ein donnernder Beifall von der Gallerie herab ſeine Leiſtung gekrönt hatte, ſchien dem Sänger das Abenteuer ſelbſt Spaß zu machen, weßhalb er mit Action auf die Bären das Lied:

„Freunde des Königs, ſeid mir willkommen,
Auf, zu Tanz und Lautenſpiel!“

aus Novella's komiſcher Oper „Leonardo“ ſang, deſſen Rhythmus ſelbſt i der Familie Pez lebhafte Bewegung hervorbrachte. So endete das Conze im Schlafrock. Mit dem König ausgeſöhnt und von demſelben reich beſchenk verließ er das Schloß, an deſſen Portal eine königliche Equipage ſein harrte und ihn nach Hauſe brachte.

Der Jubel, den ſein Erſcheinen daſelbſt hervorrief, war unbeſchreiblic Während Trompeten, Pauken und die große Trommel losgelaſſen wurd und der Alte das Lied: „Bei Chorzim lag im freien Feld!“ mit voller Bru anſtimmte, trugen die Diener den halben Weinkeller herauf. Da war ke Unterſchied bemerkbar. Herr und Diener, Alles war eine Familie, ein D-du Accord, der bis nach Mitternacht tönte und den Tenoriſten ſo berauſcht daß ihn am andern Tage Michaelowicz zur Mittagstafel wecken mußte u zwar — durch das contra H.

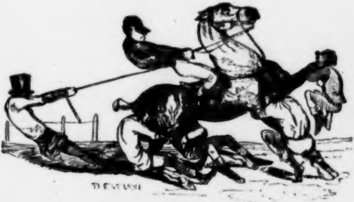
Auf der Jagd.



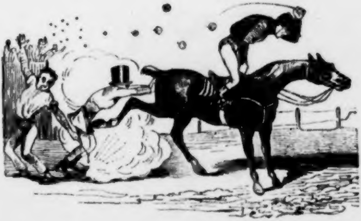
Der Eine. Bruder, wenn ich nicht irre, ſo habe ich ſoeben ein Gimpel getroffen.

Der Andere. Weh mir, ich bin verwundet.

Zwei Bilder,



die wenigſtens das Gute haben,



daß ſie durchaus keines Commentars bedürfen, um ſelbſt von den Dümmſten begriffen zu werden.

Zapfenſtreich.

Algier. Der Vorſchlag, in Algier ein Corps jüdiſcher Spahis zu bilden, iſt noch nicht zur Ausführung gekommen, ſoll aber wieder in Betracht gezogen werden, ſowie man ſich überhaupt mit einer Verbeſſerung der Verhältniſſe der Juden in Algier beſchäftigt. (Man ſieht, daß Algier bald ein civiliſirterer Staat als Deutſchland ſein wird.)

Angers. Profeſſor Thouin, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs, iſt hier geſtorben.

Baſel. In der Schweiz wandert jetzt ein polniſcher Abenteurer herum, der ſich zum Oberhaupte einer politiſchen Sekte macht und ſich zum Hohenprieſter Napoleon bekennt. Auch dieſer Schwärmer findet Anhang.

Berlin. Am diesjährigen Ordensfeſte ſind, wie früher, wieder eine Unzahl rother Adler aller Klaſſen, mit und ohne Schleifen, vertheilt worden. Dr. Spiker, Redakteur der Haude- und Spener'ſchen Zeitung, hat den rothen Adler-Orden mit der Schleife, Dr. Wilhelm Grimm und Dr. Franz Kugler haben den der vierten Klaſſe erhalten. Der Schwarm der andern Ritter beſteht aus Militär- und Civilbeamten, deren Namen für Nicht-Berliner faſt lauter terrae incognitae ſind.

∴ Zum Beweiſe, daß unſer König alle Künſte mit gleicher Liebe umfaßt, ſei erwähnt, daß beim letzten Ordensfeſte auch der Schneidermeiſter Freitag zum Ritter des rothen Adler-Ordens vierter Klaſſe ernannt worden iſt. Suum cuique!

∴ Der durch ſeine Antipathie gegen die Preſſe bekannt gewordene wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath Seyfert, unter dem Miniſterium Rochow einer der mächtigſten Faktoren der politiſchen Polizei, geht als preußiſcher Generalconſul nach Mexiko. Farewell!

∴ Des Oberſchenks von Arnim ſoeben erſchienene „Reiſe nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien" erfreut ſich hier der lebhafteſten Theilnahme; beſonders intereſſiren die Beſchreibungen von Malta und Sicilien; letzteres iſt ein uns noch ſehr unbekanntes Land. Geiſtreich und treffend ſind Herrn von Arnims Rückerinnerungen aus ſeinen frühern Reiſen und die Vergleichungen, welche er mit der damaligen und der jetzigen Zeit anſtellt. Auch hat er diesmal durch Schilderungen hervorragender Perſönlichkeiten dem Werke neuen Reiz verliehen. Die Ausſtattung iſt höchſt elegant und macht der Hinrichsſchen Buchhandlung, in der das Buch erſchienen iſt, alle Ehre.

∴ Mit der General-Intendantur der königlichen Schauſpiele ſteht es noch immer auf dem alten Fleck. Alles geht mit der gewöhnlichen Caprice und Beſchränktheit ſeinen alten Gang. Den neueren Geſetzen zufolge ſind die Schauſpieler vom Theater verjagt, ſobald ſie nicht ſpielen, und der Kaſtellan des Hauſes, welcher einen anderen Titel erhalten hat, iſt in Polizei-Uniform geſteckt und führt ein völlig unnöthiges, ſtrenges Regiment. Daß ſich Herr von Küſtner auch dadurch den Haß ſämmtlicher Angeſtellten zugezogen, liegt am Tage, und jetzt iſt ihm ein großes Promemoria überreicht worden, welches, ſobald eine abſchlägliche Beſcheidung darauf erfolgt, an die höchſte Behörde gehen ſoll. So viel was das Innere betrifft. Rückſichtlich desjenigen, was das Publikum angeht, ſo iſt der große Succeß, den die ſchwediſche Sängerin Lind gehabt, dem Intendanten auch nicht günſtig geweſen, da ſie gewiſſermaßen gegen ſeinen Willen engagirt worden iſt.

∴ Ueber das Luſtſpiel „Er muß aufs Land" wird der „Cölniſchen Zeitung" aus Berlin geſchrieben, man behaupte hier, das ſogenannte franzöſiſche Original ſei die freie Bearbeitung eines deutſchen Stückes des verſtorbenen Theaterdichters Karl Blum, ſo daß alſo die jetzige deutſche Bearbeitung nichts Anderes als eine Rückũberſetzung wäre. Carl Blum ſoll das Stück vor fünf oder ſechs Jahren hier eingereicht und, weil die Cenſur daran Anſtoß genommen, es umgearbeitet haben, woraus das bekannte Luſtſpiel „Schwärmerei nach der Mode" entſtanden ſei. Als auch dieſes Stück nach einigen Aufführungen verboten worden war, ſoll Carl Blum ſeinen erſten Entwurf nach Paris geſchickt haben, wo man daraus den „mari à la campagne" gemacht, der nun, ins Deutſche überſetzt, in ſeine wahre Heimath zurückgekehrt ſei.

∴ Der von L. Wolf herausgegebene „Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt" hat ſeinen neunten Jahrgang erreicht, der ſoeben erſchienen iſt. Außer dem Verzeichniſſe der Mitglieder der königlichen Schauſpiele zu Berlin enthält er einige nicht unintereſſante Necrologe, darunter den des Wiener Hofſchauſpielers Heurteur (von F. C. Weidemann), Polawsky's, eines der ausgezeichnetſten Mitglieder des Prager Theaters, und Carl Blums, von F. Adami. Von den übrigen Aufſätzen verdient nur L. Schneiders „Legatio dramatica in partibus infidelium", eine Schilderung der dramatiſchen Darſtellungen in Schwedt vor dem verſtorbenen König und dem Kaiſer von Rußland, lobender Erwähnung.

∴ Der neue Roman der Madame Paalzow, „Jakob von der Nees", wird von allen kritiſchen Journalen als ein verfehltes Produkt dargeſtellt. Auch die „Augsburger Allgemeine Zeitung" kann dieſem Machwerk keine geſchmackvolle Seite abgewinnen.

∴ Der bekannte Operntext-Ueberſetzer Herr von Lichtenſtein ſoll, wie der „Freimüthige" meldet, angefragt haben, ob er nicht Ludwig Rellſtabs Oper „Ein Feldlager in Schleſien" ins Deutſche überſetzen ſollte?

∴ Als Seitenſtück zum „ewigen Juden" iſt hier der „ewige Lude" für 2½ Silbergroſchen erſchienen.

Bern. Das hieſige Amtsgericht hat den Buchhändler Jenny Sohn, wegen des Verlags der bekannten Schrift von Edgar Bauer, zu einmonatlichem Gefängniß und 80 Francs Geldſtrafe verurtheilt.

Bonn. Der Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts, der Heiligerockausſteller Biſchof Wilhelm Arnoldi von Trier, wird hier erwartet. Man will ihm zu Ehren unter Anderm einen Fackelzug veranſtalten, weil man dies für das beſte Mittel hält, die Schrift der Herren Gildemeiſter und von Sybel über den heiligen Rock zu beleuchten. Man iſt begierig zu ſehen, welchen Antheil die Stadt an dieſer Demonſtration nehmen wird.

Brüſſel. König Leopold hat dem General-Muſikdirektor Spontini den Leopoldorden verliehen.

∴ Man bereitet hier einen neuen Catalog verbotener Bücher, unterzeichnet von dem Jeſuitenoberen Boom in Namur, vor, wonach alle literariſche Notabilitäten Frankreichs und Deutſchlands in den Bann gethan werden.

∴ Herr Freiligrath ſoll entſchloſſen ſein, nach Rotterdam zu ziehen, um in das Handelshaus, in dem er ſeine poetiſche Laufbahn begonnen hatte, wieder einzutreten.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier jeden Sonntag unter dem Titel „der Pranger" ein Organ, in welchem die Herren Schneider und Schuſter alle ſchlechten Schuldner der Oeffentlichkeit preisgeben. (Auch die Berliner Schneider ſollen unter ſich ein ſchwarzes Buch führen, das aber nur in der Handſchrift circulirt.)

Cöln. Die Sache des Herrn Karl Heinzen wird nun bald zur Entſcheidung kommen. Er iſt wirklich der Majeſtätsbeleidigung angeklagt. Die Rathskammer hatte die Anklage verworfen und die Generalprokuratur ſelbſt ſich dagegen ausgeſprochen; der Anklageſenat hat ſie aber angenommen. Da der politiſche Theil des franzöſiſchen Strafgeſetzbuches nicht mehr bei uns gilt, ſo wird die Sache nicht öffentlich verhandelt werden.

Conſtantinopel. Die höheren Beamten des großherrlichen Divans haben eine Freiloge im italieniſchen Theater in der Pera-Vorſtadt angenommen und dafür verſprochen, die dahin führende Straße erleuchten zu laſſen. (Mit Speck fängt man Mäuſe und Bureaukraten.)

Danzig. Der Improviſator Wolkert giebt im Verein mit dem Redakteur der Monatsſchrift „Flagge", Herrn Barthold, ſeit Neujahr ein „Danziger Tageblatt" heraus. (Glück zu!)

Dresden. Am 18. Januar ſtarb hier der Oberhofmeiſter Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Johann, Karl Borromäus von Miltitz. Gleich ehrenvoll bekannt als Schriftſteller wie als Tondichter, war er auch achtenswerth als Menſch und liebenswürdig im Umgange, daher allgemein geſchätzt und geliebt.

∴ In Nummer 16 des „Dresdener Anzeigers" lieſt man folgende Anzeige: „En peu de temps 6 fois „le Tartuffe", c'est pour amuser la canaille; du reste on a l'avantage de lui faire croire, qu'on est libéral. On jette un os, pour refuser la viande. Oui, oui!" Nummer 17 unſeres „Moniteur" bringt hierauf folgende Erwiderung: „Si „le Tartuffe" n'est que pour amuser la canaille, pourquoi donc, Mr. Oui oui, vous ne vous amusez pas?" Hierauf erwidert Nummer 18: »Nur eine Canaille begreift, daß und wie ein ſechsmaliger „Tartüffe" zur Beluſtigung der Canaille dienen kann.« Was Nummer 19 erwidern wird, iſt noch nicht bekannt; doch werden wir nicht verſäumen, die Freunde des Herrn Gutzkow davon in Kenntniß zu ſetzen.

∴ Die „Marquiſe von Villette", ein neues Originalſchauſpiel von der überaus fleißigen Madame Birch-Pfeiffer, iſt bei der erſten Aufführung mit großem Beifall aufgenommen und die Verfaſſerin gerufen worden.

Frankfurt a. M. Während man in der badiſchen Kammer Preßfreiheit verlangt, iſt von einer Anzahl hieſiger Bürger der Senat gebeten worden, die Cenſur zu verſchärfen. (Man ſieht, daß Frankfurt nicht blos eine freie Stadt, ſondern auch Sitz des Bundestages iſt.)

∴ Der charmante Biſchof von Trier hat ſeinen Diöceſan-Angehörigen das Leſen des „Frankfurter Journals" verboten. (Warum nicht auch das Leſen der „Didaskalia", die doch bedeutend langweiliger iſt?)

Göttingen. Die Societät der Wiſſenſchaften hat neuerdings mehrere Preisfragen ausgeſchrieben, darunter eine „Kritiſche und quellenmäßige Geſchichte der Juden unter römiſcher Herrſchaft, ſowohl inner- als außerhalb Paläſtina, von Pompejus dem Großen bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches". Der Preis für die beſte, bis zum 1. November 1847 einzureichende Arbeit beträgt 50 Dukaten.

Hamburg. Herr Joſeph Mendelsſohn hat unter dem Titel „Salomo Heine, Blätter der Würdigung und Erinnerung", einen Lebensabriß dieſes edlen Wohlthäters erſcheinen laſſen.

∴ Die Hamburger „literariſchen Blätter" ſchreiben: »Daß das Pariſer „Vorwärts", welchem der Reihe nach Heinrich Börnſtein, Adalbert von Bornſtedt, Cöleſtin Bernays, Heinrich Heine und Andere, eine Zeitlang auch der Ruge'ſche Kreis, ihre Talente gewidmet haben, ſeit dem Auguſt vorigen Jahres bei dem preußiſchen Miniſterium in Ungnade gefallen, iſt um ſo weniger einem Zweifel unterworfen, als Herr v. Arnim, der derzeitige Miniſter des Innern, bei dem großen Feſtmahle der Induſtriellen in Berlin ſein Mißfallen über dieſe in Paris herauskommende Zeitſchrift deutlich genug ausgeſprochen hat. Dafür ließ er jedoch das preußiſche „Vorwärts" leben. Wir haben nun Hoffnung, neununddreißig verſchiedene Sorten von „Vorwärts" in Deutſchland zu erhalten. Doch das wäre eine noch viel zu geringe Zahl, denn vor wenig Tagen meldete uns die „Cölniſche Zeitung", das Potsdamer „Vorwärts", eine etwa vor einem Jahre unternommene Monatsſchrift, die hin und wieder ſehr liberale Aufſätze mitgetheilt, habe wieder eingehen müſſen. Und doch war das Potsdamer „Vorwärts" ein preußiſches, alſo ein cenſirtes und obendrein reſidenzſtädtiſches, ein per Eiſenbahn in 30 Minuten aus Berlin zu erreichendes „Vorwärts". Sollte vielleicht das ächte preußiſche „Vorwärts" aus Verſehen mit dem Marſchall Vorwärts ins Grab gelegt worden ſein?«

∴ Wenn man ſich bei uns in dieſem Jahre mehr als je auf die Ankunft des Frühlings freut, ſo geſchieht es wohl nur deshalb, weil er uns einen mit Sehnſucht erwarteten Gaſt, Fräulein Charlotte von Hagn, bringt, die, im Vereine mit Herrn Hendrichs, auf unſerm Stadttheater gaſtiren wird.

∴ Die nächſte größere Oper am Stadttheater wird A. Lortzings „Undine" ſein.

∴ Das franzöſiſche Vaudeville „l'etourneau", von einem Herrn Lehnard für das Stadttheater als „verwünſchter Brief" und von W. Friedrich für das Thalia-Theater unter dem Titel „der Confuſionsrath" überſetzt, hat auf beiden Bühnen gefallen. Der Mittelpunkt dieſer Poſſe iſt ein zerſtreuter Commis, der drei Akte lang einen Brief ſucht, den er am Ende in der Taſche hat.

∴ „Adam und Eva" heißt ein zweiaktiges, aus dem Franzöſiſchen überſetztes Luſtſpiel, das ſich auf dem Stadttheater mit ziemlich vielem Beifall ſehen ließ.

Ispahan. Der Schah von Perſien hat einen franzöſiſchen Arzt, Dr. Labat, weil er ihn von einer ſchweren Krankheit geheilt, zum Fürſten erhoben, mit ſeinem Bildniß in Brillanten beſchenkt, und ihm auf fünf Jahre eine jährliche Penſion von 50,000 Frs. zugeſichert. Sonſt müſſen ſich die Aerzte des Schahs von Perſien mit der Ehre begnügen, nach der Heilung eine Orange als Honorar zu empfangen; in dieſem wichtigen Falle hat ſich jedoch Se. Hoheit veranlaßt geſehen, eine Ausnahme zu machen und den Doctor beſtändig bei ſich zu behalten, auf den Fall, daß das böſe Uebel ſich von Neuem einſtellen ſollte.

Leipzig. Herr Dr. Gersdorf, der rühmlich bekannte Univerſitäts-Oberbibliothekar, hat vom König von Griechenland das goldene Ritterkreuz des Erlöſer-Ordens erhalten.

∴ Von E. M. Oettingers hiſtoriſchem Romane „der Ring des Noſtradamus" (3 Bände) erſcheint eine neue, vermehrte, wohlfeile Ausgabe bei Otto Wigand. In demſelben Verlage erſcheint von demſelben Verfaſſer „Carl Otto, genannt Reventlow", nebſt einem Anhange, enthaltend eine Aufzählung aller Schriften, die über die Mnemotechnik im Druck erſchienen ſind.

∴ Das Hinrichs'ſche halbjährige Bücherverzeichniß zeichnet ſich abermals durch große Vollſtändigkeit und Genauigkeit aus und verdient die größte Anerkennung. Das erſte Semeſter 1844 nennt und beſchreibt 4700, das zweite 4460, im Ganzen alſo 9160 Bücher, mithin 900 mehr als im Jahre 1843.

∴ Herr Robert Heller erklärt in der „Theaterchronik": »Mein Luſtſpiel, „der letzte Wille", iſt, wie mir ſelber aus der übrigens wohl eingeübten und trotz der mißlichen Verhältniſſe muthig durchgeführten Leipziger Darſtellung klar geworden, ein durchaus verfehltes Stück. Auch vor der günſtigſten Vormeinung würde es keinen Beſtand gehabt haben. Eine tagelang vorbereitete und ſyſtematiſch organiſirte Oppoſition, an die man mich glauben machen will, wäre daher nur ein ſehr luxuriöſer Ueberfluß geweſen. Dieſe Erkenntniß jedoch, wie verdrießlich ſie auch immer für mich ſein mag, verpflichtet mich, den mißrathenen Verſuch von allen Orten zurückzuziehen, wo ich ihn zu

Annahme vorgelegt. Und dies geſchieht hiermit.« (Ein ſo aufrichtiges peccavi entwaffnet jede Kritik.)

∴ Unſer armes Publikum, das kaum den „letzten Willen" überwunden hat, ſteht an der Schwelle eines neuen Hochgenuſſes: in Kurzem wird ihm „Rococo", fünfaktige Latwerge vom Verfaſſer der „Bernſteinhexe", eingegeben werden; dann folgt, um die „Trilogie der Langeweile" zu vollenden, F. G. Kühne's „Kaiſer Friedrich".

∴ Mehrere Journale enthalten die Mittheilung, daß Herr Gutzkow ſein „Urbild des Tartüffe" einem Goldoni'ſchen Luſtſpiele, „Molière", nachgebildet und Vieles aus demſelben — ja ganze Scenen daraus — benutzt habe. Wenn dies wirklich wahr iſt, ſo hätte Herr Gutzkow ſo gewiſſenhaft ſein ſollen, die Quelle ſeines Stoffes nicht zu verſchweigen.

∴ Unſere „Theater-Chronik" ſchreibt: die mannhafteſte Bühne iſt unſtreitig die Leipziger; ſie zählt unter ihren Mitgliedern einen Ballmann, Wiedemann, Kindermann, Paulmann, Guttmann, Bergmann, Lehmann, Hofmann, Bindemann, Frau Bergmann und Günther-Bachmann.

London. Die Geſammtzahl der jetzigen Pairs beträgt 564, nämlich 2 aus der königlichen Familie, 27 Herzöge, 37 Marquis, 212 Grafen, 60 Viscounts, 226 Barone und 897 Baronets; darunter ſind 16 Pairs minorenn; 48 Pairs dienen im Heere, 16 in der Seemacht und 15 bekleiden geiſtliche Würden. Das Oberhaus beſteht jetzt aus 436 Mitgliedern.

∴ Der durch ſeine Extravaganzen bekannte Marquis von Waterford iſt zum Ritter des St. Patrick-Ordens ernannt worden.

∴ Dem. Cerrito, die berühmte Tänzerin der italieniſchen Oper, hat ſich mit dem Violiniſten Saint-Leon, der kürzlich von der jüdiſchen zur chriſtlichen Religion übergetreten iſt, vermählt.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Witzblatt unter dem lärmenden Titel „die große Kanone".

∴ Von Ludwig Tiecks „Krieg in den Cevennen" iſt eine engliſche Ueberſetzung in zwei Bänden, von L. Burette, erſchienen.

Luzern. Eine der jüngſten Nummern des „Verfaſſungsfreundes" enthält als leitenden Artikel einen Aufſatz, betitelt: „der heilige Krieg", worunter dummer Weiſe die „Vertheidigung der elenden Jeſuiten" verſtanden wird.

Madrid. Das Budget der königlichen Familie beläuft ſich auf 43½ Mill. Realen; davon erhält die Königin 33 Millionen (früher erhielt ſie nur 28 Millionen), ihre Schweſter 2 Millionen, Don Franz und ſeine Familie 3 Millionen und die Königin Mutter ebenfalls 3 Millionen.

München. Der Intendant der Hofbühne hat ſich genöthigt geſehen, unter den hieſigen Schauſpielern ein Commemorandum circuliren zu laſſen, um dieſelben ernſtlich aufzufordern, zukünftig fleißiger ihre Rollen zu lernen. (Solch ein Commemorandum könnte auch andern Bühnen nicht ſchaden, denn faſt jede hat faule Komödianten, welche die dem Publikum ſchuldige Achtung ſogar ſo weit vergeſſen, daß ſie nicht einmal ihre Rollen auswendig lernen.)

∴ „Eine unglückliche Phyſiognomie" iſt der Titel des neueſten dreiaktigen Luſtſpiels von L. Feldmann.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier ein ſatiriſches Bilderblatt unter dem Titel „Weltſchmerz". Jener kleine Theil der Welt, welcher dieſes Blatt lieſt, wird bald den Schmerz in allen Schattirungen kennen lernen, namentlich den der Langeweile.

New-York. Nach einer Mittheilung des Schatzſekretärs waren in dem am 30. September abgelaufenen Jahre 84,774 europäiſche Auswanderer in den Vereinigten Staaten eingetroffen.

∴ Wie ſäumige Abonnenten gemahnt werden, zeigt folgender Aufruf einer deutſchen New-Yorker Zeitung: »Die ſchlottrige Fleiſchmaſſe, welche einſt Wieſe getauft wurde, bildet ſich vielleicht ein, daß ihre undurchdringliche Rhinoceroshaut im Punkte der Ehrlichkeit uns ſo ermüdet habe, um es aufzugeben, ſie ferner zur Bezahlung unſerer Forderung anzugehen. Sie irrt ſich. Wir haben von dieſem Wieſe, wenn er nicht bald Anſtalten trifft, uns zu befriedigen, eine kleine „Gasrohr-Geſchichte" zu erzählen, die ſich kein Menſch, der noch Anſpruch auf Ehrlichkeit macht, nacherzählen laſſen ſollte, wir aber unbedingt zum Beſten geben werden, um dieſe ſumpfige Wieſe u. ſ. w.«

Paris. Am heiligen Dreikönigstage wurde, um Mitternacht, bei Hofe das Feſt der Wahl des Bohnenkönigs und der Bohnenkönigin gefeiert.

∴ Herr von Barante ſoll das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts erhalten. (Herr von Barante, früher Geſandter in St. Petersburg, iſt in Deutſchland vorzüglich durch ſeine Ueberſetzung der Schiller'ſchen Dramen bekannt.)

∴ Das Kabinet des Königs hat von der Deputirtenkammer für die Kinder des geweſenen Miniſters Villemain eine Penſion von 15,000 Francs verlangt, welche die Kammer wahrſcheinlich bewilligen wird.

∴ Der „Almanach du Mois" erzählt, der Wahnſinn des Herrn Villemain habe damit begonnen, daß er im Miniſterrathe ſeine Collegen plötzlich erzürnt angeſehen und mit erhobener Stimme ausgerufen: »Vous êtes tous de grands coupables.« Der „Almanach" fragt, ob dieſe Worte die erſten des Wahnſinnes, oder der letzte Schrei der Vernunft geweſen ſeien?

∴ Der Marine-Miniſter Mackau hat den Schiffs-Lieutenant Vicomte de Las Cases auf vierzehn Tage in Arreſt geſchickt, weil dieſer in einem Urlaubsgeſuche ihn nur „Monsieur" und nicht „Monsieur le Ministre" titulirt hatte. (Man ſieht, daß auch in Frankreich die Miniſter eben ſo titelſüchtig als in Deutſchland ſind.)

∴ Das neue, prachtvoll eingerichtete Hôtel des Grafen Molé iſt daſſelbe, welches früher der belgiſche Botſchafter Grafen Lehon bewohnte, und eine der ſchönſten Lokalitäten von Paris. Beſonders iſt das Arbeitskabinet des Grafen mit den ſchönſten Kunſtſachen ausgeſtattet. Ueber dem Kamin ſieht man ein Gemälde von Scheffer, an welchem ſich folgende in Gold geſchriebene Worte, die aus dem Teſtament des Herzogs von Orleans ausgezogen ſind, befinden: »Da der Graf Molé mich vermählt, auch zuerſt meinen Sohn in die Arme genommen, und an dieſe Umſtände die große Maßregel der Amneſtie geknüpft hat, die alle Franzoſen zu einem Gefühl verbinden ſollte, ſo vermache ich ihm das ſchönſte Gemälde meiner Gallerie, das meines Freundes Scheffer.«

∴ Die franzöſiſche Akademie hat den Grafen Molé zu ihrem Direktor ernannt.

∴ Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften hat Herrn von Rémuſat von Neuem zum Präſidenten erwählt.

∴ Die Akademie der ſchönen Künſte hat den Bildhauer Tenerani, den Maler Overbeck, Beide in Rom, die Herren Schnorr in München, Schadow in Berlin, Chelard in Weimar und Caſtelbanco in Rom zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt.

∴ Die Academie françaiſe hat einen Preis von 10.000 Francs für das beſte franzöſiſche Theaterſtück ausgeſetzt. Das Stück muß fünf Akte haben, in Verſen geſchrieben und zwiſchen 1834 bis 1844 zur Aufführung gelangt ſein. Leider giebt es nur Wenige, die um den Preis concurriren können, denn es hat ſich ergeben, daß während der letzten zehn Jahre nicht ein fünfaktiges Luſtſpiel in Verſen zur Aufführung gekommen iſt; den Preis wird wahrſcheinlich Ponſards Trauerſpiel „Lucretia" erhalten.

∴ Am 16. Januar hat die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft im Schloß der Tuilerien Shakeſpeare's „Hamlet" aufgeführt. Macready gab die Titelrolle mit ergreifender Wirkung. Aus Rückſicht für die königliche Familie war die Scene der Todtengräber weggelaſſen worden.

∴ An demſelben Tage fand in der Academie françaiſe eine große Feierlichkeit, die Aufnahme des Herrn Marc Girardin, ſtatt. Der neue Akademiker gedachte in ſeiner Rede ehrenvoll des Herrn Villemain. »Wir ſehen hier viele berühmte Profeſſoren verſammelt,« ſagte er, »aber Einer fehlt, deſſen Name uns ſchwer zu Herzen geht. Möge er bald ſeinen Freunden, ſeinen Schülern, der Univerſität und der Akademie, welche ſtolz darauf iſt, daß er ihr Organ bildet, und dem Publikum, welches ihn liebt, wiederhergeſtellt zurückgegeben werden.« Victor Hugo hielt eine glänzende Entgegnungsrede.

∴ Alexander von Humboldt wird etwa 6 Wochen hier verweilen und dieſe Zeit ausſchließlich ſeinem großen wiſſenſchaftlichen Werke „Kosmos" widmen.

∴ Die Karte von Frankreich, welche der Generalſtab bearbeitet, koſtet bereits nahe an 6 Millionen Francs.

∴ Zu J. M. Querards „France littéraire" ſollen zwei Supplementbände erſcheinen, von denen der eine die anonymen, der andere die pſeudonymen Schriftſteller enthalten wird.

∴ Einer unſerer Muſikalienhändler hat „die Geheimniſſe des Carnevals", eine Roman-Quadrille in 6 Theilen und 30 Tableaux, mit Lithographien illuſtrirt und mit einem hiſtoriſchen Texte von einem Herrn Creval de Charlemagne angekündigt.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue muſikaliſche Zeitung: „Revue de la musique religieuse et ecclésiastique".

∴ In der komiſchen Oper wird, mit großem Koſtenaufwande, Nicolo Isouards „Cendrillon" (Aſchenbrödel), von Adolph Adam umgearbeitet, in Scene geſetzt.

∴ Alle Welt ſammelt hier Autographen; anderswo verſchafft man ſie ſich durch Schenkung oder Tauſch; hier aber iſt ein nicht unerheblicher Handelszweig daraus geworden und es giebt Leute, welche ſich den Titel „Marchands d'autographes" beilegen. Die Bureaux-Chefs der Miniſterien haben große Wachſamkeit nöthig, um das Stehlen der älteren Papiere zu verhüten. Erſt kürzlich klagten die Journale über die Verwegenheit eines Verſteigerers, der in ſeinem Kataloge angekündigt hatte, die Autographen, welche er ausbiete, haben ſich früher im Archiv des Seeweſens befunden. Bei einer der jüngſten Verſteigerungen befand ſich ein aus Genua datirter Brief von Schiller (?), der für 240 Francs verſteigert wurde.

.·. Muſäus, Deutſchlands liebenswürdigſter Volksdichter, iſt erſt jetzt in Frankreich eingeführt worden. Seine „Volksmärchen" ſind unter dem Titel „Contes populaires Allemands" ins Franzöſiſche überſetzt worden.

.·. Es iſt hier eine neue Abendzeitung, „la Fraternité", gegründet, die ſich als Organ des Socialismus Bahn brechen will.

.·. Einige unſerer vornehmen Damen haben ſich ſchon bis zu dem Grade emancipirt, daß ſie jetzt ſogar den anatomiſchen Vorleſungen beiwohnen.

.·. Das ſogenannte „Redehalten" geht jetzt ſchon ins Zinnoberbläuliche. Am Abbé de l'Epée-Feſte hat hier ein Taubſtummer eine Rede gehalten. Nil admirari!

.·. Die ſeit 1827 in unſerem botaniſchen Garten lebende Giraffe, ein Geſchenk Mehemed Ali's an Karl X, iſt ins Jenſeits hinüberſpazirt.

Petersburg. Im Verzeichniß der Mitglieder unſerer franzöſiſchen Theatertruppe figurirt eine Dame Eugénie als „legère utilité".

Prag. Die Geſchichte der erſten Aufführung und des Verbotes des Molière'ſchen „Tartüffe", welche Herrn Gutzkow Stoff zu ſeinem Luſtſpiel gegeben, hat Herr A. W. Gerle als Canevas für eine humoriſtiſche Erzählung, die in der diesjährigen „Libuſſa" abgedruckt iſt, benutzt. Es frägt ſich nun, hat Herr Gerle Herrn Gutzkow, oder hat Herr Gutzkow Herrn Gerle exploitirt. (Wir erwarten von einem dieſer beiden Herren eine Aufklärung über dieſe Streitfrage.)

Stockholm. Der König von Schweden hat erklärt, daß aus dem Staatsſchatz kein Geld mehr für die ſogenannten guten Zeitungen ausgegeben werden ſoll, wenn auch alle darüber bös würden. Das Volk iſt hoch erfreut, daß König Oskar die bezahlten Schmeichler ſich vom Halſe ſchafft. Einige Organe der „guten Preſſe" ſind vor Schrecken ſogleich vom Schlag gerührt worden.

Stuttgart. Am 6. Januar erſchoß ſich hier Eduard Mohl, Bruder des berühmten Gelehrten dieſes Namens, ohne äußeren Anlaß, aus jenem Weltſchmerz, welcher die Philoſophen unſerer Zeit von denen der früheren unterſcheidet.

Venedig. Die diesjährige Carnevals-Saiſon bringt drei neue Opern, „Roberto il Diavolo", von Meyerbeer, „Bonifazio del Geremei", Buch von Zaccagnini, Muſik vom Fürſten Joſeph Poniatowſky, und „Lorenzino de Medici", Text von Piave, Muſik von Paccini.

Wien. Die Academia di Santa Cecilia in Rom hat den Boccacio der Wiener Walzerdichter, Herrn Johann Strauß, zum Ehrenmitglied ernannt.

.·. Der Anfang des Carnevals konnte wohl nicht glänzender beginnen, als durch die Eröffnung des neuerbauten Rieſenſaales, Odeon genannt. Mehr als 600 Perſonen der hohen Geſellſchaft verherrlichten dieſelbe durch ihre Gegenwart, und man kann ſagen, Alles war geblendet durch den Anblick, welchen das ſchöne Etabliſſement darbot. Man glaubte in dem Garten der Hesperiden zu luſtwandeln, und mit jedem Schritt ſteigerte ſich das Ueberraſchen. Die, welche die Feſte des Congreſſes erlebten, waren in ihrem Urtheile einſtimmig, daß der Anblick des Odeons den des ehemaligen Apolloſaals und ſelbſt der kaiſerlichen Reitſchule, worin damals ein großes Ballfeſt gehalten wurde, übertrifft. Der Walzerkönig Strauß dirigirte das Orcheſter, welches aus mehr als 100 Mitgliedern beſtand. Unter den Anweſenden zählte man die höchſten Mitglieder des kaiſerlichen Hofes nebſt dem Corps diplomatique.

.·. Jeder, der ſich einen Begriff von illuſtrirter Langweile verſchaffen will, der leſe — nein — der durchlaufe die erſten ſieben Nummern der Bäuerle'ſchen „Theaterzeitung". Das anſpruchsloſeſte Heller- und Pfennigmagazin hat mehr Geiſt als dieſer Zwitter von Blatt und Bilderbogen. Und für ſo ungewaſchenes Zeug ſoll das Ausland jährlich 29 Gulden C. M. bezahlen?

.·. Herr Jerrmann, einer der geiſtreichſten Schauſpieler Deutſchlands, hat auf dem Hofburgtheater als „Nathan der Weiſe" eine Reihe von Gaſtrollen eröffnet und ſo allgemeinen Beifall eingeerntet, daß Herr von Holbein ihn gleich nach der erſten Rolle engagirt hat. Sein zweites Debüt wird der Cantal im „Fabrikanten" und der Müller in Raupachs „Müller und ſein Kind" ſein.

.·. Die berühmte Schauſpielerin Virginie Déjazet wird hier erwartet, um einen Cyclus von Gaſtrollen im Kärnthnerthor-Theater zu geben. Ganz Wien iſt auf Frankreichs Charlotte von Hagn geſpannt.

Windſor. Wer einmal Windſor zu beſuchen gedenkt, verſorge ſich mit „Notice of Windsor in the olden time“ (London 1844), denn das Büchelchen beſchreibt al Sehenswürdigkeiten dieſes ſchönen Schloſſes. Wer eine Geſchichte von Windſor zu leſe wünſcht, verſchaffe ſich daſſelbe Büchelchen, denn es erzählt dieſe Geſchichte von der älteſten Zeit bis zum Schluſſe des 17. Jahrhunderts eben ſo graziös als zierlich. We nach Hofanekdoten lüſtert, der leſe dieſes Büchelchen, denn es bietet deren eine beträchtliche Menge. Und wer ein nettes, elegantes Büchelchen zu beſitzen wünſcht, für den iſ gedachtes iſt the thing.

Zürich. Das Leben und die Schickſale des Pfarres Weidig iſt nun dramatiſc behandelt. Das Stück heißt „Julius Rubner“ und als Verfaſſer deſſelben wird der bekannte Dr. Wirth genannt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Einigen Leſern, welche ſich für Mexiko intereſſiren, wird eine Mittheilung de mexikaniſchen Kalenders nicht unwillkommen ſein. Der Januar heißt Halcaripcoolizli der Februar Tozozontli, der März Meytocazli, der April Toxcatli, der Ma Etzacualizli, der Juni Tekuihuitontli, der Juli Wentecuilhuitli, d August Xocohuetzli, der September Pomquetzalitzli.

— Der Mathematiker Hooke gerieth auf den abgeſchmackten Einfall, die Anza der Ideen, deren der menſchliche Geiſt fähig iſt, beſtimmen zu wollen. Durch eine Rei von Gleichungen, und a × b multiplicirt durch x, brachte er endlich die Za 3,155,764,981 heraus.

— Im Jahre 1690 gab ein Doctor Keller in Nordhauſen ein Buch über Schenke und Beinbrüche heraus, unter dem Titel „der kuriöſe Schenkeldiener“.

— Die kürzeſte Grabſchrift ließ ſich Metellus ſetzen: ſeinen Namen in zwei Wor getheilt „me tellus“.

Treffer und Nieten.

• Als Marſchall Bugeaud zum Herzog creirt wurde, weigerte er ſich, die Diplomtaxe zu bezahlen. Einer der Miniſter ſagte Abends in ſeinem Salon zu Herrn v Rothſchild: »Stellen Sie ſich vor, Baron, wir haben den Marſchall zum Herzog gema und er will nicht einmal die Taxe bezahlen.« »Wiſſen Sie was,« ſagte Rothſchil »machen Sie mich zum Herzog und ich will für uns Beide bezahlen.«

• Die Gräfin Bertrand wurde, während Napoleons Aufenthalt auf St. Helen von einem Knaben entbunden, den ſie, wie Miſtreß Abell erzählt, dem Kaiſer mit Worten zeigte: »Ew. Majeſtät erlauben mir, Ihnen einen Unterthan vorzuſtellen, der gewagt hat, ohne einen Paß von Sir Hudſon Lowe in das Thor von Longwood ei zugehen.«

• Cimaroſa war bei ſeinem großen, allgemein anerkannten Talente äußerſt b ſcheiden. Ein Maler, welcher ihm etwas Verbindliches ſagen wollte, ſtellte ihn üb Mozart. — »Ich größer als Mozart?« unterbrach ihn der beſcheidene Künſtler, »w würden Sie von einem Manne denken, der Sie über Raphael ſtellte?«

• Zu einem Violoncelliſten kam kürzlich ein junger Mann mit den Worten: » ſpielen ſehr gut Violoncell, nicht wahr?« Der Gefragte, befürchtend die Einladung einer muſikaliſchen Soirée zu erhalten, erwiderte: »O ja, ich ſpiele Violoncell, habe ab jetzt Schmerzen im rechten Arme und kann nicht ſpielen.« »Das thut nichts,« erwide Jener, »ich wollte Sie nur um eine feſte Saite bitten, weil mir eine geſprungen iſt an meinem Hoſenträger.« (Signale f. d. m. W.)

• Nach der Anſicht des berühmten Witzbolds Dr. S. hat jeder Menſch vi Kehlen: eine rechte, eine unrechte und zwei — Kniekehlen.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N⁰. 123. Leipzig, 5. Februar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 300 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Der Prediger.

Goldene Lebensregeln von Ludwig Kaliſch.

Habel habalim amar koheleth, habal habalim hackol hebel.

Das erſte Kapitel.

1) Liebe Gott und die Menſchen und fürchte den Teufel und die Jeſuiten.

2) Mein Sohn, wenn es feucht iſt, trage wollene Socken, und wo eine üble Luft weht, halte die Naſe zu.

3) Beſſer ein Spatz in der Hand, als ein Spatz auf dem Dache, und ſchöner iſt's, in Neapel zu leben, als in Berlin zu ſterben.

4) Alle Waſſer laufen ins Meer und alle Bücher kommen auf die Leipziger Meſſe.

5) Schöner ſteht die Schellenkappe auf dem Haupte eines Weiſen, als die Königskrone auf dem Haupte eines Narren.

6) Es giebt nichts Neues unter der Sonne und in den deutſchen Zeitungen.

7) Viele glauben weiſe zu ſein, weil ſie ernſte Geſichter ſchneiden; aber nicht Alle ſind Köche, die lange Meſſer tragen.

8) Ehe der Morgen anbricht, iſt die Finſterniß am ſtärkſten, und die beſten Schwerter der Freiheit werden gewöhnlich aus den ſchwerſten Ketten der Sclaverei geſchmiedet.

Das zweite Kapitel.

1) Ich, der Prediger, war Schriftſteller in Deutſchland.

2) Ich hörte Sänger und Sängerinnen und ſah Tänzer und Tänzerinnen.

3) Ich ſah Trauerſpiele von der Frau Birch-Pfeiffer und Luſtſpiele von Angely und Töpfer; aber ſieh, Alles war eitel.

4) Ich fing an, Recenſionen zu ſchreiben, und glaubte dadurch berühmt zu werden; aber auch das war eitel.

5) Denn wo man viel ſpricht, wird wenig gehandelt, und wo viele Schriftſteller leben, wird viel Tinte vergoſſen.

6) Ich ſah reiche Schurken feine Havannah-Cigarren rauchen und edle Menſchen Hunger leiden.

7) Da dachte ich in meinem Herzen: Je mehr Spitzbüberei, deſto mehr Glück, und je mehr Tugend, deſto mehr Jammer.

8) Mein Sohn, hüte dich vor Heuchlern und meide diejenigen, ſo Gottesfurcht predigen, aber Zwietracht ſtiften unter Familien.

9) Die Raben ſind ſchwarze Vögel und die Eulen gehen in der Finſterniß auf Raub aus.

10) Schöner iſt's, gute Bücher leſen, als ſchlechte ſchreiben; aber wenig Literaten wollen dies beherzigen.

11) Unter tauſend Witzen hab' ich einen guten, aber unter tauſend Komödianten hab' ich keinen beſcheidenen gefunden.

12) Mein Sohn, ſprich nicht unbedächtig von den Regierungen; denn die Polizei iſt überall und ein Gefängniß hat dicke Mauern.

13) Wo viel Angeſtellte ſitzen, da ſei verſchwenderiſch mit deinem Schweigen, damit es dir wohlergehe in unſerem lieben Deutſchland.

Das dritte Kapitel.

1) Ich, der Prediger, habe einen gewaltigen König gekannt.

2) Der war begabt mit Glanz und Herrlichkeit und machte Verſe in Jamben und Trochäen.

3) Und dem lieben Gott und den Göttern baute er Tempel und Paläſte.

4) Und da in ſeinem Lande kein Ruhm zu finden war, ſo baute er ihm zu Ehren einen ſtattlichen Bau.

5) Und ließ aufführen große Bildſäulen von Erze und auch von Steine; aber ſieh, auch das Alles war eitel.

6) Mein Sohn, thue Gutes und meide die Politik.

7) Was ein Häkchen werden ſoll, krümmt ſich ſchon früh, und was ein Höfling werden ſoll, krümmt ſich noch früher.

8) Thue Recht und ſcheue die Polizei. Halte das Maul und bezahle deine Steuern.

9) Nahrungsſorgen und ein böſes Gemüth gönnen dem Menſchen keinen Schlaf; aber ein gutes Gewiſſen und deutſche Taſchenbücher wiegen ihn in ſanften Schlummer ein.

10) Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu ſagen; Diplomaten aber ſind erwachſene, kluge Leute.

Das vierte Kapitel.

1) Viele Köche verderben den Brei, und wo zu viel regiert wird, geht es gewöhnlich am zügelloſeſten zu.

2) Die Erde hat ihre Grenzen und dem Meere iſt ein Ziel geſetzt; aber die Tyrannei kennt weder Ziel noch Maß.

3) Trinke nicht zu viel Champagner und trachte nicht zu ſehr den Krammetsvögeln nach.

4) Denn die Zukunft iſt in Dunkel gehüllt und es gibt Leute, die dreißig Prozente nehmen.

5) Beſſer ein Gott und ein Rock, als ſechs Röcke und ein Dutzend Gläubiger.

6) Ein Quentchen Glück iſt beſſer als ein Pfund Verſtand; denn was hilft dem Menſchen ſeine Weisheit, wenn er keine Anſtellung kriegt?

7) Mein Sohn, verbirg dein Inneres und habe Acht auf dein Aeußeres.

8) Denn die Menſchen ſehen früher die feine Weſte, als das feine Gefühl, und achten mehr ein reines Hemd, als ein reines Herz.

9) Wenn du unter niedern Thoren wandelſt, ſo bücke dich, auf daß du dir den Kopf nicht einrennſt.

10) Schöne Verſprechungen helfen keinem Volke aus der Noth und es klingt übel, wenn man dem Hungerigen wünſchet, wohl geſpeiſt zu haben.

11) Laſſe deinen Nebenmenſchen keine Sklavendienſte verrichten; denn der Menſch iſt Freitags geboren.

Das fünfte Kapitel.

1) Mein Sohn, wenn du unter Wölfen biſt, ſo heule und ſei nie ſo thöricht, gegen den Strom zu ſchwimmen.

2) Wenn du klug biſt, ſo drehe dich mit jedem Winde und bedenke, daß die Wetterhähne am höchſten geſtellt ſind.

3) Viele Tyrannen ſchmeicheln dem Volke, um es deſto leichter unterdrücken zu können, und im Alterthume hat man die Ochſen erſt bekränzt, ehe man ſie zum Opfer brachte.

4) Wenn die Milch ſauer wird, ſo wird ſie dick, und wenn die Dummheit ſich ärgert, wird ſie breit.

5) Miſerable Wichte ſind es, die um die Blöße ihrer Talentloſigkeit den fadenſcheinigen Mantel der ſogenannten Geſinnung hängen und den Mangel an Geiſt durch eitle Tugendhaftigkeit zu erſetzen glauben.

6) Die Eitelkeit verhält ſich zum Stolz, wie ſich der Hochmuth zum Muth verhält.

7) Es iſt nicht ſo ſchwer, die Weisheit predigen, als der Weisheit folgen; aber am leichteſten iſt es, ſich gegen die Stimme der Weisheit das Ohr zu verſtopfen, um dann mit der Taubheit die Dummheit zu entſchuldigen.

8) Viele ſüße Früchte haben eine ſehr harte Schale und man kann auf Erden ſelten ſich eines Genuſſes erfreuen, wenn man nicht von der Natur mit guten Zähnen verſehen iſt.

9) Beherzige dies, mein Sohn, und helfe dir ſelbſt, dann wird dir auch der liebe Gott helfen.

Das ſechſte Kapitel.

1) Beſſer ein lebendiger Hund als ein todter Löwe, und beſſer Hofrath Johann Friedrich Riemer als Johann Wolfgang Göthe.

2) Der Name thut nichts zur Sache und ob man Stockfiſch, Kabeljau oder Laberdan heißt: es iſt immer ein Unglück, wenn man gefreſſen wird.

3) Mein Sohn, die Heuchelei ſtirbt nicht aus auf dieſer böſen Welt, und es wird immer Leute geben, die lange dunkle Kleider tragen.

4) Fürchte den Wolf, wenn er ſich dir im Wolfspelz zeigt; läßt er ſich aber im Schafpelz ſehen, ſo fürcht' ihn zwei Mal.

5) Freue dich deiner Jugend; denn jede Stunde bringt dich dem Grabe näher.

6) Achte nicht auf die Leute, die öffentlich Mäßigkeit predigen, aber im Geheimen oeil de perdrix trinken und ſich in gemäſteten Kapaunen übernehmen.

7) Ich habe ſie kennen lernen, dieſe Leute. Sie haſſen die Wah und lieben wattirte Redensarten. Sie tragen Gott auf den Lippen und Teufel im Herzen.

8) Sie gehen geſenkten Hauptes einher und werfen verſtohlene B auf ſchöne Mädchen und liebliche Frauen.

9) Mein Sohn, wenn du Fiſche iſſeſt, nimm dich Acht, daß du Gräte verſchluckſt; auch iſt es unangenehm, wenn Einem Etwas in die rechte Kehle kommt.

10) Zwei Mal ſchweigen iſt beſſer, als ein Mal reden, und drei eſſen iſt beſſer, als ein Mal hungern.

11) Der Mann hat zwei Ohren und das Weib nur einen Mund; es umgekehrt, ſo gäbe es lauter taube Männer auf Erden.

12) Mein Sohn, hüte dich vor Erkältungen und Prozeſſen; denn Aerzte und Advokaten haben den Sarg und den Bettelſtab erfunden.

13) Nur durch Schaden oder Ohrfeigen wird man klug; denn n geht über die praktiſche Erfahrung.

Das ſiebente Kapitel.

1) Alles hat ſeine Zeit unter der Sonne und Alles wechſelt mi Mode; aber die Mode ſelbſt wird nie aus der Mode kommen.

2) Die Mode von heute verdrängt die Mode von geſtern, und heute ein kosmopolitiſcher Nachtwächter iſt, kann morgen ein ſimpler polit Hofrath werden.

3) Heute verlangt die Mode, daß man lange Röcke und liberale ſinnungen anziehe, und morgen will ſie, daß man Monumente baue und Str ſche Walzer tanze.

4) Die Mode iſt das grauſamſte Weſen; denn ſie hat die Vaterm erfunden.

5) Das Glück gleicht einem gefallſüchtigen Weibe. Wer es au den flieht es; nur wer es zu verachten ſcheint, dem wirft es ſich in die

6) Im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, iſt ein Fluch; aber im Schweiße ſeines Angeſichts arbeiten und doch hungern n iſt ein hundertfacher Fluch.

7) Mein Sohn, das Leben iſt eine Schule; das Schickſal iſ Lehrer und die Menſchen ſind die Schüler. Nur Wenige lernen etwas nünftiges, und die Meiſten beſtehen ſehr ſchlecht, wenn ſie von ihrem etwas hart geprüft werden.

8) Herrlich iſt's, lieben und Liebe finden; traurig iſt's, liebe nicht geliebt werden; furchtbar aber iſt's: geliebt ſein und doch nicht können.

Das achte Kapitel.

1) Mein Sohn, gehe ſtets deinen eigenen Weg und laß dich nic machen von blöden Thoren, die Jedermann meiſtern wollen.

2) Selbſt der liebe Gott konnte es nicht Allen recht machen, giebt noch immer ſehr viele Leute, die es ihm nicht verzeihen können er die Sonne geſchaffen.

3) Genieße des goldenen Lichtes und der roſigen Freude; denn will nicht, daß der Menſch ein Mucker ſei.

4) Die Erde iſt kein Jammerthal, ſondern das Wupperthal, w die Krämerhände und den ſchmutzigen Twiſt ſo gern in Unſchuld wäſ

5) Der Menſch kann gottesfürchtig und lebensluſtig zugleich ſein, und nur ein Schelm und Heimducker kann es für Sünde halten, wenn man Wein, Weib und Geſang liebt.

6) Der Himmel wölbt ſich über Alle; diejenigen aber, die ihn am meiſten im Munde führen, ſind am wenigſten werth, unter ihm zu wandeln.

7) Trinke, aber ſaufe nicht, denn der Wahn iſt kurz und der Katzenjammer iſt lang.

8) Meide jegliche böſe Geſellſchaft und gehe jedem Philiſter aus dem Wege.

9) Philiſter und Hunde ſind zwar Thiere, die mehr bellen als beißen; aber wenn ſie toll werden, können ſie viel Unheil anrichten.

10) Die Hauptſumme aller Weisheit iſt: Fege vor deiner eigenen Thür und laſſe deinen Nachbar ſelbſt ſehen, wie er ſeinen Unrath wegſchafft*).

Literatur-Signale.

Wallenſteins erſte Liebe, hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von C. Herloßſohn. Hannover, Kius, 1845. 3 Bände.

Die Liebe macht aus Löwen Lämmer. Selbſt Wallenſtein, bei deſſen Namen wir an Alles, nur nicht an Espenlaub denken, ſelbſt dieſer hat geliebt und — gezittert; Walperga hieß die ſiebzehnjährige Jungfrau, der ein ſolches Wunder gelang. Vom Tambourin der alten Marga accompagnirt, die für deren Mutter galt, ſang ſie auf den Straßen Prags. Ihre Schönheit wie ihre Tugend waren der Art, daß ein junger Ritter, Otto von Los, in eben ſo reiner als heißer Liebe zu ihr entbrannte. Er war jedoch nicht ihr einziger Anbeter. Nur mit Wallenſteins und ſeines Degens Hilfe gelang es ihm, die ſchöne Sängerin vor den frechen Nachſtellungen eines adeligen Taugenichtſes zu ſchützen und dieſen endlich in das Jenſeits zu befördern. Aber auch in ſeinem Freunde, dem Mitbeſchützer Walperga's, erblickte er bald einen gefährlichen Rival. Der damals vierundzwanzigjährige Wallenſtein liebt, wird wieder geliebt und ſteht ſomit an dem verhängnißvollen Scheidewege. Soll er dem Ruhme oder einem ſtillglücklichen Leben entſagen, ſich als Strom ins Wellenmeer ſtürzen oder als Bach ſich durch blumige Wieſen ſchlängeln — ſoll er den Lorbeer oder die Myrthe wählen? Er entſcheidet ſich für das Glück, welches die Liebe bietet. Aber wo der Ehrgeiz bereits ſo tiefe Wurzel geſchlagen, wie in Wallenſteins Seele, da muß die Liebe — und wäre ſie ſtärker als Simſon — mit demſelben nicht in die Schranken treten wollen. In der Vermählung mit einer nicht mehr jugendlichen, aber reichen Wittwe, der Frau von Wiczkowa, öffnen ſich dem ruhmbegierigen Jünglinge die günſtigſten Ausſichten zur Realiſirung hochfahrender Plane. Noch ein Mal wirft er die Liebe und den Ruhm in die Waagſchale. Der Kampf dieſer beiden

---

*) Wir entlehnen dieſe köſtlichen „Lebensregeln", hinter deren harmloſem Scherz ſich die bitterſte Wahrheit verbirgt, den erſt kürzlich bei Johann Wirth in Mainz erſchienenen „Schlagſchatten" unſeres liebenswürdigen Freundes Ludwig Kaliſch. Dieſes Fragment wird hinreichend ſein, daß das geiſtreiche Buch unter dem Wuſte alltäglichen Leihbibliothekenfutters nicht ungeleſen vorüberziehe. E. M. O.

widerſtrebenden Elemente bleibt lange unentſchieden, bis Wallenſtein, um alle
Zweifel zu endigen, ſeine himmliſchen Leibpropheten befragt. Die Sterne
rathen ihm zur Wittwe. Jetzt kennt er ſeine Bahn. Gewaltſam ſucht er
ſeinem blutenden Herzen Walperga's Bild zu entreißen. Wallenſteins frühere
Geliebte, die niederländiſche Gräfin van Meer und Nieuwporten, ſucht, da er
für ſie unwiederbringlich verloren iſt, durch geheime Kabalen ſeine Vermählung
mit der Frau von Wiczkowa um ſo mehr zu beſchleunigen, als ſie erfährt,
daß die ſchöne Straßenſängerin weder der alten Marga Kind, noch überhaup
zigeuneriſcher Abkunft, ſondern, durch einen glücklichen Zufall als die geſtohlene
Tochter eines der angeſehenſten Häuſer Prags erkannt und aufgenommen,
dem jungen Wallenſtein vollkommen ebenbürtig iſt. Der Letztere erfährt dieſe
unerwartete Metamorphoſe, als er eben den Ehecontrakt unterzeichnet hat
Andern Tages ſteht er mit der Braut vor dem Altare; Walperga, von
der Gräfin van Meer durch ein anonymes Billet herbeigerufen, iſt Zeugin
der ungeheuren Untreue des Geliebten und ſinkt, ſobald ſie ihn erkannt, mi
lautem Schrei in tiefe Ohnmacht Ihre Hoffnungen ſind zertreten, ihr Himmel
iſt eingeſtürzt, ihr Seelenfrühling verblüht. Selbſt als Wallenſtein nach
dem bald darauf erfolgten Tode ſeiner Gattin durch Otto von Los, ſeine
ſich aufopfernden Freund, um Walperga's Hand werben läßt, kann ſie ſi
nicht entſchließen, mit dem welken Kranze der Vergangenheit ihr Haupt z
ſchmücken. Allem irdiſchen Glück will ſie fortan entſagen. Und hier ſtehe
wir am Wendepunkte in dem Leben Wallenſteins. Von nun an wirft er ſi
unbedingt dem Ehrgeiz und der Bellona in die Arme. Walperga aber, di
gebrochene Lilie, lebt nur noch dem Schmerze und der Erinnerung an ſelig
Stunden — bis ſie Gelegenheit findet, mit eigener Aufopferung dem junge
Otto von Los das Leben zu retten. Sie befreit den Ritter, welcher thätige
Antheil an dem Aufſtande Böhmens gegen die Willkür des Kaiſers genommen
aus dem Kerker, bewegt ihn, ihrer jüngeren Schweſter Jaroslawa nach Sachſ
zu folgen und ſich mit dieſer, die ihn heiß und hoffnungslos geliebt, zu ver
mählen. Walperga ſelbſt, in männliche Kleider gehüllt, fällt an ſeiner Sta
durch das Beil.

Daß wir in der obigen Skizze nichts weiter als den „rothen Faden
des Romans erzählen, bedarf kaum einer Erwähnung. Das ganze Gemäld
iſt ſo meiſterhaft angelegt, die Intriguen greifen ſo meiſterhaft in einande
daß man, ohne ſich gegen den Zuſammenhang zu verſündigen, faſt keine Einze
heit daraus hervorheben kann. Wir haben ein Bild vor uns; aber dieſe
Bild iſt eingerahmt und der Rahmen ſelbſt bietet wieder eine Reihenfolge vo
Gemälden, deren jedes zu allen übrigen wie zu dem Kerne des Tableau i
den innigſten Beziehungen ſteht. Die Farben, ſcharf und taghell aufgetragen
verſchmelzen ſich dennoch in ihren Berührungspunkten ſo, daß der Uebergan
kaum aufzufinden iſt. Wir gelangen gleichſam von einem Ufer ſanft zu
andern, ohne die vermittelnde Brücke zu gewahren. Drei Hauptgruppen feſſel
vor allem Andern unſern Blick. Der junge Held in ſeinem Verhältniſſe z
Walperga, an welches die parallelen Beziehungen Otto's von Los ſich lehnen
glänzt als vornehmſte Perſon der erſten Gruppe. Zu der makelloſen Seelen
reinheit Walperga's, der kindlichen Unſchuld ihrer Schweſter Jaroslawa un
der frommen Ergebenheit Eliſabeths von Roſenberg, der unglücklichen Mutte
des Schweſterpaares, bilden die beiden ſchwärzeſten Figuren des Gemälde
in dem Jeſuiten Anſelmus — einem natürlichen Sohne König Rudolphs I
und der bereits oben erwähnten Gräfin van Meer — einen ſchroffen Contra

Als Rachegeiſter, als feindſelige Geſtirne, ziehen ſie am Horizont dahin und durchkreuzen vernichtend fremde Bahnen, bis ſie, mächtig gegen einander geſchleudert, ſich gegenſeitig aufreiben. Die dritte Gruppe endlich findet ihre Vertreter auf beiden Seiten des Kampfes, welcher damals Böhmen geſpaltet und der dieſem Gemälde als Einfaſſung dient. All' dieſe Charaktere ſind hiſtoriſch wahr; zur wichtigſten Aufgabe aber hat der Verfaſſer es ſich geſtellt, die Jugend des Helden heraufzubeſchwören und mit geſchichtlicher und pſychologiſcher Treue uns die geheimſten Falten einer Seele aufzudecken, um welche Blut und Kriegsglück einen ſo undurchdringlichen Schleier gewoben haben. Und dieſe Aufgabe ſcheint uns vollkommen befriedigend gelöſt. Stoff und Behandlung, Anordnung und Sprache — Alles vereinigt ſich, das vorliegende Werk zu einer der intereſſanteſten Erſcheinungen der Gegenwart zu machen.

E. M. D.

Alles will jetzt größer ſein!

Von Theodor Drobiſch.

Nach der Melodie: Im Januar ꝛc.

Es iſt die Welt ſo groß und weit,
Doch wäre eng die Bahn,
Wenn Wahrheit würde, was der Menſch
Sich dünkt in ſeinem Wahn.
Jedwedem iſt ſein Stand zu ſchlecht,
Ob Jude oder Chriſt,
Denn Alles will jetzt größer ſein,
Als wie es wirklich iſt.

Inſpektor der Beleuchtung heißt
Wer an die Lampen brennt;
Barbiergeſellen giebt's nicht mehr,
Sie nennen ſich Student.
Rückt Einer jetzt ins Tageblatt
Zwei Knittelverſe ein,
So nennt er ſich ſchon Literat
Und Doctor obendrein.

Ein Schneider, der in Vorrath hat
Drei Weſten von Piqué,
Heißt Tailor und ſein Magazin
Nennt er Atelier.
Ein Jüngling, der drei Töne hat,
Nennt ſich gleich Operiſt,
Denn Alles will jetzt größer ſein,
Als wie es wirklich iſt.

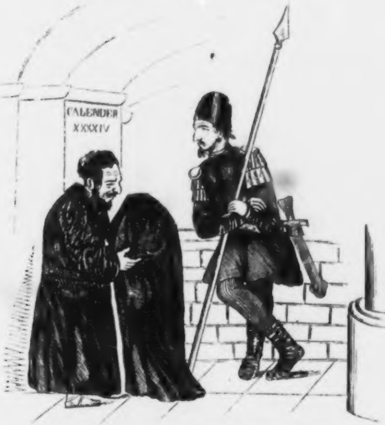
Ein Bäcker, welcher Brödeln macht,
Träumt von Conditorei'n,
Und Meiß'ner Landwein will par force
Nun gar Champagner ſein.
So bilden auch in unſrer Zeit,
Wo die Fabriken blüh'n,
Zwei Hauben und ein Unterrock
Ein Mode-Magazin.

Verkauft jetzt Einer Schwefelholz
Und krämpelt auf den Hut,
So heißt die Firma ſicherlich:
Artiſtiſch Inſtitut.
Der Herbergsvater heißt Traiteur,
Der Gaſtwirth Aubergiſt.
Denn Alles will jetzt größer ſein,
Als wie es wirklich iſt.

Wer Röcke ohne Naht will ſeh'n,

Pfandleihe.

(Für Motten-Schaden ſtehe ich nicht.)



Soldat. Was, ſo wenig? Er iſt ja faſt wie neu!
Pfandjude. Neu? Hat er doch keine Naht mehr!

Dankbarkeit.

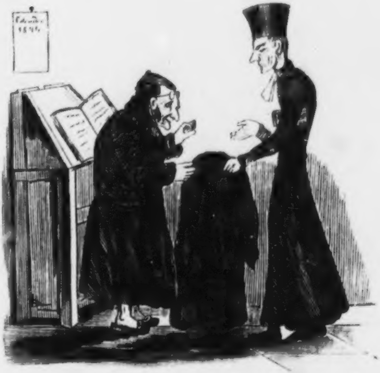
Als man die Freiheit begrub, da folgte die Preſſe dem Zuge;
Lebte ſie heute, gewiß, folgte der Preſſe ſie nach.

G. v. M.

der braucht ja nur nach Trier zu geh'n.

Pfandleihe.

(Für Motten-Schaden ſtehe ich nicht.)



Jeſuit. Was, ſo viel? Es iſt ja doch nur ein alter Rock!
Pfandjude. Er hat aber keine Naht und thut Wunder!

Frankfurter Beſchluß.

Als in Berichten und Akten der Gegenſtand gründlich erwogen,
Wurde der weiſe Beſchluß, nichts zu beſchließen, gefaßt.

G. v. M.

Zapfenſtreich.

Athen. Der Schornſteinfegerjunge Jones, der vor einigen Jahren der Königin Victoria im Buckingham-Palaſt einen ungebetenen Beſuch durch den Rauchfang des Kamins abſtatten gewollt und ſeitdem als Schiffsjunge in der engliſchen Flotte dient, hat neulich, als er mit dem Warſpite in Piräus lag, einen Verſuch gemacht, auf ähnliche Weiſe den König Otto mit ſeiner Gegenwart zu beglücken. Der närriſche Kauz iſt dabei ertappt und für ſeine unwiderſtehliche Luſt, gekrönten Häuptern ſeine Aufwartung zu machen, mit Entziehung ſeiner Grogration beſtraft worden. — Armer Flibbertigibbet!

Berlin. Die Hoppéfrage iſt ohne Kanonenſchuß auf rein diplomatiſchem Wege, in dem friedlichen Sinne unſerer vorgeſchrittenen Zeit, glücklich gelöſt worden. Der Schauſpieler Hoppé hatte bekanntlich ſeinen Contrakt mit dem Braunſchweiger Hoftheater gebrochen, war nach Berlin gekommen und hier von der königlichen Bühne engagirt worden. Darüber erhob das Herzogthum gegen das Königreich gerechte Beſchwerde, drohte mit der öffentlichen Meinung und machte einen ernſthaften Prozeß anhängig. Wir ſtanden wieder einmal am Vorabende großer Ereigniſſe, denn ſchon glaubte man, der Braunſchweigiſche Geſandte in Berlin werde ſeine Päſſe verlangen. Es kam jedoch beſſer. Eine erlauchte Perſon wandte ſich in einer verſöhnenden Privatnote unmittelbar an den Herzog von Braunſchweig, der den Prozeß ſogleich niederſchlagen ließ. Herr Hoppé (quel bruit pour une omelette!) iſt für Berlin gerettet, ohne daß der innere Friede Deutſchlands getrübt oder der hohe Bundestag aus ſeiner Ruhe geſtört und zu einer Competenz-Erklärung gedrängt worden wäre. (Grenzboten.)

∴ Während man aus Paris von Räubereien, von den ſchon [illegible] Mordanfällen hört, wird man auch hier auf offener Straße angefallen, doch nicht [illegible] ...tlichen Spitzbuben, ſondern von — Pietiſten, die, ſtatt zu nehmen, geben, nämlich Traktätlein und Salbung ad libitum. So ſtreng auch der Hauſirhandel hier verpönt iſt, ſo macht doch das Schachern mit Gottſeligkeit eine völlige Ausnahme.

∴ Nach der neueſten Zählung hat Berlin 351,000 Einwohner, von denen 7000 unter polizeilicher Aufſicht ſtehen und 12,379 kein Obdach haben!

∴ Die glücklichſten Spieler bei der Lotterie der Gewerbe-Ausſtellung ſind der König von Preußen, Prinz Karl, der engliſche und der türkiſche Geſandte und Fräulein Charlotte von Hagn geweſen. Letztere hat ein koſtbares Thee-Service gewonnen.

∴ In derſelben Lotterie ſoll Mad. Paalzow ein Raſirmeſſer, Gräfin Hahn-Hahn einen Cul de Paris, Profeſſor Hengſtenberg Feuerbachs „Chriſtenthum“ und ein gewiſſer Cenſor eine Lichtputzſcheere gewonnen haben.

∴ Gutzkow's „Zopf und Schwert“ iſt in Preußen bekanntlich verboten, weil „Vorfahren des königlichen Hauſes“ darin auftreten. Jetzt weiſt die „Schleſiſche Zeitung“ nach, daß „Maria Stuart“ die Ur-Urgroßmutter des erſten Königs von Preußen geweſen war und wundert ſich, daß Schillers „Maria Stuart“ in Preußen aufgeführt werden darf.

∴ Der Legationsrath Dr. Alfred Reumont hat das Ritterkreuz des niederländiſchen Ordens der Eichenkrone erhalten.

∴ Der franzöſiſche Marine-Maler Gudin, der ſich gegenwärtig in Berlin aufhält, iſt zum Ritter der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite ernannt worden, eine Auszeichnung, worüber mancher einheimiſche Marine-Pinſel im Stillen ungehalten ſein ſoll.

∴ Herr Hofrath Tieck ſoll erklärt haben, daß er durchaus keinen Antheil an dem von Herrn Ludwig Rellſtab verfaßten Text zu Meyerbeers „Feldlager“ habe, wie man im Publikum hin- und hermunkelt. »Ich kenne dieſen Menſchen nicht,« ſagte Petrus.

Bologna. Eine junge Pariſer Sängerin, Dem. Anna von Lagrange, hat großes Aufſehen in Venedig gemacht, wo ſie, nach ihrem Benefiz, auch das Diplom eines Mitgliedes der Societa Apollinea erhalten hat. Roſſini intereſſirt ſich beſonders für die junge Künſtlerin und hat ſelbſt für ſie die Engagements nach Venedig, Bologna und Turin eingegangen. Dem. Lagrange befindet ſich gegenwärtig in Bologna und wohnt in Roſſini's Hauſe.

Boſton. Ein hier neugeſtiftetes Blatt, das ſich den Kampf gegen die Todesſtrafe zur Aufgabe geſtellt hat, heißt „der Henker“. Zum Schilde hat es ſich einen **Galgen** gewählt. (Wir rathen der jungen Königin von Spanien, der „unſchuldigen“ Iſabella, ſich darauf zu abonniren.)

Breslau. Die Gebrüder Henſchel beabſichtigen eine Medaille zu Ehren Leſſings prägen zu laſſen, welche auf der einen Seite deſſen Bruſtbild und auf der andern die ſchöne Stelle aus „Nathan dem Weiſen" von den drei Ringen bildlich darſtellen ſoll. Solch eine Denkmünze würde für unſere durch Religionswirren intolerant gewordene Zeit in mehrfacher Weiſe beziehungsreich ſein.

Dresden. Herr Adolph Adam, der beliebte Componiſt des „Poſtillon von Longjumeau", des „Brauers von Preſton", verweilt ſeit Kurzem in unſerer Mitte, um hier eine ſeiner neueſten Opern zur Aufführung zu bringen.

∴ Madame Schröder-Devrient wird unſere Stadt auf fünf Monate verlaſſen und nach Petersburg gehen.

Florenz. Florenz hat jetzt acht Theater, von welchen jedoch nur zwei, in denen Stenterello ſein Weſen treibt, ſtark beſucht werden. Dieſer Stenterello iſt die florentiniſche Volksmaske, die, während der Carnevalszeit, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, in die kleinen Theater Borgogniſſanti und Piazza Vecchia lockt. Dieſer Stenterello iſt ein lieber Kerl, dem man gut ſein muß und über den man herzlich lacht. Der Eintrittspreis beträgt nach deutſchem Gelde etwa zwei Groſchen. Früher gab es hier ein Theater, bei dem man ſogar nur einen Groſchen bezahlte. (Wir erwähnen dies hauptſächlich darum, ſchreiben die „Blätter der Gegenwart", um unſere deutſchen Theater darauf aufmerkſam zu machen, daß es wohl an der Zeit ſein dürfte, ihre Eintrittspreiſe je eher je lieber herabzuſetzen, weil dieſelben, ſetzen wir hinzu, im Verhältniß zu der gebotenen Leiſtung, übertrieben hoch ſind.)

Göttingen. Vom Dr. Oppermann erſcheint im Laufe dieſes Jahres eine „Geſchichte des portugieſiſchen Miniſters Pombal".

Haag. Alexander Dreyſchock und ſein Bruder Raimund, ein tüchtiger Violiniſt, haben hier drei ſtark beſetzte Conzerte gegeben und ſind dann nach Paris abgereiſt.

Halle. Der Herr Profeſſor Leo Leonis, der ſich ſchon mehr als ein Mal bedeutend lächerlich gemacht hat, eifert nun gegen Eugène Sue's „Geheimniſſe von Paris" und erklärt die meiſterhaft gezeichneten Charaktere dieſes Werkes für lauter Fratzen. Was verſteht aber ein in Gelehrſamkeit verſchimmelter und auf ſeiner Studirſtube ausgetrockneter deutſcher Philoſoph von Volkscharakteren? Nicht mehr als ein Blinder vom Scheibenſchießen! Ein einziges Kapitel der „Myſtères de Paris" iſt vielen Leuten lieber, als die ganze Salbaderei des Herrn Leo Leonis. Beſagter Profeſſor verhält ſich zu Eugène Sue wie ein Nachtlämpchen zum Sirius. Wenn Herr Sue dem guten Profeſſor allen Charakter abſpräche und ihn für eine Fratze erklärte, ſo würden Viele das weit eher glauben.

Hamburg. Das franzöſiſche Blatt „la Preſſe" macht bei Erwähnung des Teſtaments unſeres verſtorbenen Mitbürgers Salomon Heine die Bemerkung, er habe ſeinem Neffen, dem „ungezogenen Liebling der Grazien", deswegen ein ſo unbedeutendes Legat hinterlaſſen, weil er befürchtet habe, daß, wenn dieſes größer wäre, die deutſchen Regierungen und vielleicht die Bundesverſammlung ſelbſt Beſchlag auf die übrigen Legate legen würden. (Die deutſchen Regierungen und die Bundesverſammlung werden ſich über die ausgezeichnete Meinung, die „la Preſſe" von ihnen hegt, pflichtſchuldigſt zu bedanken haben.)

∴ Der bekannte Leihbibliotheken-Lieferant Wangenheim hält hier gegenwärtig dramatiſch-deklamatoriſche Vorleſungen, denen er ſeine eigenen dramatiſchen Produktionen zu Grunde legt. (Oheu!!!)

Karlsruhe. Herr Heinrich Krug, Mitglied der hieſigen Oper, hat eine Oper geſchrieben, deren Stoff der bekannten Erzählung Hoffmanns „Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen" entlehnt iſt und ſehr geſchickt behandelt ſein ſoll.

Kopenhagen. In der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" hat der alte Arndt in Bonn eine Art von Aufruf an die deutſche Nation erlaſſen, den von den Dänen hartbedrängten Herzogthümern Schleswig und Holſtein beizuſtehen. Der gute alte Mann ſcheint den beſten Willen zu haben, wenn er durch dieſen Aufruf einer an ihn von dort ergangenen Aufforderung nachkommt, aber abgeſehen davon, daß ein ſolcher Beiſtand wohl überhaupt ziemlich überflüſſig erſcheint, da die Schleswig-Holſteiner weder ſo hart bedrängt, noch auf der andern Seite ſo ſchwach ſind, anderweitiger Hilfe zu bedürfen, hätte der gute Arndt ſich doch wohl von den faktiſchen Zuſtänden, denen er ſein Wort leiht, etwas beſſer unterrichten können, damit er nicht ſo arge Schnitzer begeht, wie der, den Dänen, die er nebenbei „ein fratzenhaft eitles Völkchen" ſchilt, moskowitiſche Sympathien aufzubürden. (Wem iſt wohl bei dieſem Aufruf des guten alten Mannes nicht Herweghs ſo viel angefeindetes Gedicht eingefallen?)

∴ Die däniſche Flotte beſteht jetzt aus 6 Linienſchiffen, 8 Fregatten, 4 Corvetten, 4 Briggs, 3 Kuttern, 82 Kanonierſchaluppen und 4 Dampfbooten. Auf dem Stapel liegen ein Linienſchiff und eine Corvette.

∴ Im königlichen Schauſpielhauſe hat ſich eine ſolche Unzahl Ratten eingeniſtet, daß neulich in den Logen des erſten Ranges eine großartige Rattenjagd die Aufführung ein Stückes unterbrach.

Leipzig. Die von der „Aachener Zeitung" mitgetheilte Nachricht", daß He R. E. Prutz wegen ſeiner in Zürich erſchienenen „literariſchen Wochenſtube" des Ho verraths und der Majeſtäts-Beleidigung angeklagt ſei, hat ſich, wie Herr Prutz in d „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" erklärt, wirklich beſtätigt.

∴ Die biedere „Augsburger Allgemeine" wird malitiös. In Nummer 22 dieſ Jahrgangs erzählt ſie von einem Wettlaufe auf Schlittſchuhen, welcher in der niede ländiſchen Stadt Nieuwerdam ſtattgefunden habe, und macht dabei die pikante Beme kung: »Dieſer Name, mitten im weſtlichen Frieſenlande, iſt auch für gewiſſe ſlaviſ Forſcher bemerkenswerth.« (Nieuwerdam heißt auf holländiſch ganz einfach: „Neu Damm". Wen's juckt, der kratze ſich!)

∴ Sicherem Vernehmen nach wird in unſerer Stadt nächſtens eine Penſionsanſta für junge Hunde errichtet werden, an deren Spitze Fräulein T., vom Stadttheater hie ſelbſt, tritt. Hundeväter oder -Mütter können mit um ſo größerem Vertrauen ih jungen Sprößlinge dieſem Inſtitut anvertrauen, als für körperliche Pflege nicht minde wie für geiſtige Ausbildung die größte Sorge getragen werden wird. Als Beweis, w nichts geſpart werden ſoll, den Zöglingen ſelbſt höhere Vergnügungen zugänglich machen, bedarf es nur der Erwähnung, daß das Penſionat eine eigene Loge im hieſig Theater zu ſeiner Verfügung haben wird. Auch iſt ein eigener Hausarzt angeſtellt.

∴ Nächſtens wird auf unſerem Theater Bauernfelds „deutſcher Krieger" un Laube's „Rococo" in Szene gehen. »Du sublime au ridicule,« ſagte ein gewiſſ Napoleon und — „nit weiter".

∴ Herr Marr ſoll zu ſeinem Benefiz Klingemanns „Martin Luther" gewäh haben, eine Wahl, die wir ſchon darum nicht billigen können, weil Herr Marr we mehr Befähigung zum „Tartüffe" als zum „Luther" hat.

∴ Die Binder'ſche „Eiſenbahn" hat zu erſcheinen aufgehört, weil der Herausgebe nachdem Concurs zu ſeinem Vermögen entſtanden, die Conceſſion nicht länger behaupte konnte.

∴ Nummer 28 unſeres „Tageblattes" enthält folgende „beſcheidene Bitte" »Sollte Herr Dr. Schmidt geſonnen ſein, ſeinen Abonnenten die reizende Poſſe „der ver kaufte Schlaf" noch öfterer vorzuführen, ſo wird er hiermit höflichſt erſucht, den Tit des Stückes etwas umzuändern, z. B. „der erkaufte Schlaf"; denn dieſe Poſſe meh mals ſehen zu müſſen, iſt das bewährteſte Mittel gegen die hartnäckigſte Schlafloſigkeit. (Zur Abwechslung könnte dann wieder einmal der „letzte Wille" aufgeführt werden.)

∴ Dem „Wandelſtern" wird aus Berlin geſchrieben: »Zur Sekularfeier vo Peſtalozzi hat man auch hier tüchtig gegeſſen und getrunken und auch Reden gehalte wie die „Voſſiſche" berichtet. Wie prächtig, wenn es ſich beſtätigt, was Oettinger i „Charivari" ſagt, daß Peſtalozzi erſt 1746 geboren ſei*), dann müßte man ja no ein Mal eſſen, würden die Zweckeſſer von Profeſſion ſagen.

Livorno. Die Jeſuiten, nicht zufrieden, den Saamen der Zwietracht in d Schweizer Cantone geworfen zu haben, ſtrecken bereits ihre habgierigen Hände nach de friedlichen Toscana aus. Der toscaniſche Miniſter des Innern ſchützt ſie; mehrere Väte ſind ſchon hierher gekommen, um Geld und Schutz zu ſuchen, damit ſie ihre Convent in den Hauptſtädten des Staates aufſchlagen können. Der Großherzog hat bis je Widerſtand geleiſtet, allein ſeine ganze Umgebung iſt bereits von den Jeſuiten angeſteckt.

London. Die hieſigen Kaufleute wollen dem Prinzen Albert in der neuen Bör eine Statue in Lebensgröße errichten, weil Seine königliche Hoheit den Grund zu de Gebäude gelegt haben. (Auch nicht übel!)

∴ Londoner Blätter ſprechen von dem preußiſchen Fabeldichter Kryloff, de in Petersburg geſtorben iſt. Die biedern Britten, welche ſich um weiter nichts, als u ihre öffentlichen Angelegenheiten bekümmern, müſſen denken, preußiſch oder ruſſiſch, be liefe auf eins hinaus!!!!!!! (Courier.)

München. Als Fräulein Charlotte von Hagn München verließ, ſchwur Köni Ludwig von Baiern: »Nie ſoll ſie dieſe Bühne wieder betreten.« Nach Jahren iſt ih dieſer Schwur wieder leid geworden. Wie aber den Schwur umgehen? Man höre un erweiſe uns den Gefallen zu ſtaunen. Seine Majeſtät laſſen im Hoftheater die Bühn mit neuen Bretern belegen, denn dann ſind ſie doch nicht „dieſe Breter", ſonder andere. Auf dieſen andern Bretern wird Charlotte von Hagn im Frühjahre gaſtiren.

---

*) Das von uns mitgetheilte Datum iſt durch das Kirchenbuch beſtätigt. E. M. O.

∴ Nach einem Zwiſchenraume von 64 Jahren ging vor Kurzem Mozarts herrliche Oper „Idomeneus" zum zweiten Male über die hieſige Bühne, für die ſie, in Folge einer Aufforderung des Churfürſten Karl Theodor, componirt und wo ſie am 31. Januar 1781 zum erſten Mal zur Aufführung kam. Ein ſehr zahlreiches Publikum wohnte dieſer neuen Auferſtehung des jugendlichen Meiſters bei, die man dem ſpeziellen Befehl der bairiſchen Dichtermajeſtät verdankt. (Dichtermajeſtät darf hier nicht verkehrt verſtanden werden.)

∴ In Baiern ſind die „politiſch-ſocialen Gedichte von Hinz und Kunz" (Bern, Jenny Sohn, 1844), verboten worden.

Oldenburg. Von dem hieſigen Arzte Dr. Goldſchmidt ſind vor Kurzem „Kleine Lebensbilder", 3 Theile, bei G. Stalling, erſchienen, die außer manchem andern Leſenswerthen ein treues Bild des norddeutſchen wackeren, aber phlegmatiſch-dickhäutigen Volksſtammes geben. Beſonders hat es ſich der Verfaſſer angelegen ſein laſſen, eine Menge von Sprüchwörtern, Reimſprüchen und volksthümlichen Redensarten zu ſammeln, die einen richtigen Blick in die Geſinnung, Bedächtigkeit und Schalkheit unſerer Landsleute geben, mit denen er durch ſeine Stellung in hinlängliche Berührung gelangt. Wir können uns nicht verſagen, eines dieſer vielen drolligen Sprüchwörter wiederzugeben: „He avanceert, as de Luß up'n Tärquaſt" (Er avancirt, wie die Laus auf dem Theerquaſt). — Iſt das nicht ein wundervolles Bild von einem Menſchen, der mit allem Streben nicht vorwärts kommt?

Paris. Für die ſeit einiger Zeit hier anweſenden arabiſchen Häuptlinge, welche die Löwen des Tages ſind, hatte Louis Philipp bei ſeinem großen Ballfeſt eine Tribune im Speiſeſaal vorbehalten, von wo aus ſie alle Tänzerinnen aus dem Tanzſaal ankommen und ſich an die Tafel ſetzen ſahen. Nachdem ſie einige Augenblicke zugeſehen und bemerkt hatten, wie es über die Truthähne, Kapaunen, Trüffeln und Crêmes herging, ſagte Einer von ihnen, Abd-el-Kaders ehemaliger Sekretär, dem ebenfalls anweſenden Obriſt Juſſuf ins Ohr: »Wir haben dieſe Houris tanzen ſehen und glaubten in Muhameds Paradies zu ſein, wir ſehen ſie eſſen und ſind wieder auf die Erde herabgefallen!« — (Wir Alle leben in einer Welt voller Täuſchungen!)

∴ Die franzöſiſche Flotte koſtet in dieſem Jahre, nach dem Anſchlag des Budgets, 78 Millionen 726,571 Francs und noch 7 Millionen 43,576 Francs, welche für die Dampfmarine ausgeworfen ſind.

∴ Der Fürſt Iwan Golowin ſchreibt der „Gazette des Tribunaux", um ſich gegen den Verdacht zu vertheidigen, daß er revolutionäre Bücher geſchrieben habe, wie die ruſſiſche Regierung ihm dies zur Laſt lege. Was ſeine Abweſenheit aus Rußland betreffe, ſo ſei es ein altes Privilegium des ruſſiſchen Adels, im Auslande zu leben, ein Vorrecht, das der Kaiſer Nikolaus aufzuheben nicht befugt ſei, und deſſen Benutzung am allerwenigſten durch eine Güterconfiscation zu Gunſten des Staates beſtraft werden dürfe, denn eine ſolche Confiscation widerſpreche den ruſſiſchen Geſetzen und dem ruſſiſchen Herkommen und ſei nicht einmal gegen die Hochverräther von 1825 angewendet werden.

∴ Arnold Ruge, Eduard Marr, Heinrich Börnſtein und Céleſtin Bernays ſind nach Calais verwieſen. Ueber das Warum ſchwebt noch ein geheimnißvolles Dunkel; die Einen ſagen auf Requiſition einer auswärtigen Macht, die Anderen behaupten aus eigenem Antriebe, weil dies vierblätterige Kleeblatt den Communismus gepredigt habe, ein Geſpenſt, vor dem kein Staat ſo viel Furcht habe als Frankreich.

∴ Der König und die Königin haben den Ehecontract des Herrn Salvator Cherubini, Sohnes des berühmten Tonſetzers, mit Dem. Caroline Mariotte, Tochter eines Zoll-Directors in Boulogne ſur-Mer, unterzeichnet.

∴ Herr Joſeph Tanski, Mitarbeiter am „Journal des Débats", bekannt durch ſeine Correſpondenzen aus Spanien, hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Alexandre Dumas hat ſich vom Ertrage ſeiner Schriften in der Umgegend von Meaux ein Schloß mit einem Pachthofe und großen Waldungen gekauft; ſeine Schriftſtellerei hat nun jedenfalls Grund und Boden gewonnen.

∴ Der bekannte Naturforſcher Elie de Beaumont hat in der Akademie der Wiſſenſchaften durch Berechnungen dargelegt, daß die Erde ſchon 38,359 Jahre im Erkalten begriffen ſei. Er widerlegte zugleich Buffon, der für die Erdbildung bis zu ſeiner Zeit 76,000 Jahre angenommen hatte.

∴ Zwiſchen den Herausgebern des „Journal des Débats" und der „Gazette de France" iſt ein Prozeß entſtanden, weil die Erſteren ſich geweigert haben, einen Brief des Herrn de Genoude, den dieſer zu ſeiner Rechtfertigung geſchrieben, aufzunehmen.

∴ Die „Preſſe" theilt in ihrem Feuilleton die erſten Kapitel eines bis jetzt ungedruckten Memoiren-Fragments von Lucian Bonaparte über die Revolution vom 18. Brumaire (9. November 1799) mit.

∴ Victor Hugo hat es durchgeſetzt, daß ſeine „Lucrezia Borgia“ nicht mehr mit dieſem Namen auf dem italieniſchen Theater gegeben werden darf. Man hat die Oper alſo in „la Rinegata“ umgetauft und einen neuen Text zu der alten Muſik gemacht; die Damen Griſi und Brambilla und die Herren Mario, Lablache und Morconi ſingen darin.

∴ Die engliſchen Schauſpieler haben Paris wieder verlaſſen, indeß nicht ohne Proceß. Herr Léon Pillet, der Director der großen Oper, fühlt ſich durch deren Vorſtellungen in ſeinem Privilegium gekränkt und verlangt von ihnen und dem Director des italieniſchen Theaters, Herrn Vatel, für jede Extravorſtellung, die ſie gegeben (die große Oper und das italieniſche Theater ſpielen alternirend), 5000 Francs Entſchädigung.

∴ Donizetti's „Tochter des Regiments“ bekommt ein Seitenſtück, „den Sohn der Garde“, mit Muſik von Halévy. Der Schauplatz der Handlung iſt Marocco.

∴ Ein Herr d'Ennery, der einen Theil an dem oft gegebenen Drama „Céſar de Bazan“, die Hälfte der „ſieben Schlöſſer des Teufels“ und ein Drittel der „Frau von Trepaz“ gedichtet, hat dafür im Jahre 1844 zwiſchen 40—50,000 Francs Tantième eingenommen. (Alſo etwas weniger als Herr M. Heller für ſeinen „letzten Willen“.)

∴ Frau von Girardin (geborene Delphine Gay), welche der franzöſiſchen Bühne bereits eine „Judith“ geſchenkt, arbeitet an einem neuen Drama, „Antonius und Cleopatra“.

∴ In dem Theatre des Nouveautés wird ein Hund, Abd-el-Kader heißend, gezeigt, deſſen Geiſtesfähigkeiten an das Unglaubliche grenzen. Die „Politique“ ſagt, daß man noch nie ein Thier ſolche Intelligenz an den Tag gelegt, er leſe und ſchreibe wie ein Menſch. (Nach andern Nachrichten ſoll er ſogar jetzt damit beſchäftigt ſein, ein fünfactiges Luſtſpiel für die Leipziger Bühne zu ſchreiben.)

∴ Muſard hat zwei neue Quadrillen componirt, die den Titel haben: „le Bal à Windsor“ und „sous le parasol de l'empereur de Marocco“.

Peking. Nach den neueſten engliſchen Angaben umfaßt das chineſiſche Reich einen Flächenraum von 340 Millionen engliſchen Acres, worauf 360 Millionen Menſchen leben.

Peſth. Im letzten Quartale des verfloſſenen Jahres ſind aus der ungariſchen Preſſe 106 magyariſche Originalwerke hervorgegangen.

Petersburg. Kaiſer Nikolaus hat für den verſtorbenen Fabeldichter Krylof die Errichtung eines Denkmals und die Eröffnung einer Subſcription für dieſen Zweck im ganzen Reiche genehmigt.

∴ Donizetti wird hier erwartet. Er will für unſere italieniſche Geſellſchaft eine neue Oper componiren, für welche ihm von der Direction 30,000 Rubel zugeſichert ſind.

Poſen. Am 14. Januar hat Graf Eduard Raczynsky, der berühmte polniſche Literat und großherzige Mäcen aller wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in Polen, der Gründer der hieſigen polniſchen Nationalbibliothek, welche er ſammt dem Palaſte Raczynski unſerer Stadt, deren Ehrenbürger er geweſen war, zum Geſchenk gemacht, auf ſeiner Beſitzung zu Santomyſl, 58 Jahre alt, ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen (ſich durch einen Mörſer das Leben genommen). Seine ungeheuren Beſitzungen, die ihm jährlich über 100,000 Thaler eingebracht, fallen nur zum Theil ſeinem einzigen Sohne anheim.

Prag. Herr Baudius, der eine Zeitlang am Wiener Burgtheater engagirt geweſen war, hat auf unſerer Bühne gaſtirt, aber auch hier keine Lorbeeren eingeerntet.

∴ Der Buchhändler Gottlieb Haaſe hat vom Könige von Preußen, für die Ueberſendung eines Pracht-Exemplars der „vier Bücher von der Nachfolge Chriſti“, eine goldene Doſe erhalten.

Preßburg. Die am 23. Dezember v. J. unter dem Vorſitze des Grafen Stephan Széchenyi eröffnete Bibliothek der ungariſchen gelehrten Geſellſchaft zählt bereits 50,000 Bücher und Handſchriften.

Rom. König Oskar von Schweden iſt zum Ehrenmitgliede der Akademie der arkadiſchen Hirten ernannt worden.

∴ Auch hier hat die Cenſur von ihrer Strenge nachgelaſſen; mehrere franzöſiſche Zeitungen, die früher hier verboten geweſen waren, z. B. der „Globe“ und die „Preſſe“, dürfen ſeit Anfang dieſes Jahres wieder durch die Poſt bezogen werden.

Wien. Herr Bäuerle, der neulich wegen ſeiner „ungerühmten Verdienſte“ die goldene Medaille erhalten, hat einen neuen römiſchen Kaiſer entdeckt, den er in Nr. 11 ſeiner Bilderbogenzeitſchrift Servius Julius nennt. Herr Bäuerle, der wegen ſeiner „ungerühmten Verdienſte“ die goldene Medaille erhalten, ſollte doch wenigſtens das wiſſen, daß jener römiſche Kaiſer, unter deſſen Regierung die pecunia, Roms älteſte Kupfermünze mit dem Bilde des Ochſen, geprägt worden iſt, nicht Servius Julius, ſondern Servius Tullius geheißen habe.

∴ Die „illuſtrirte Theaterzeitung“ des Herrn Bäuerle iſt gleich Anfangs ins Stocken gerathen. Nummer 8, 9, 10 und 11 brachten gar keinen Holzſchnitt.

Nummer 12 vier Holzſchnitte, an denen man ſich vor Monden ſchon in der Pariſer „Illuſtration" ſatt geſehen und Nummer 13 enthielt wiederum gar keinen Holzſchnitt. Auf dieſe Weiſe hat die „Leipziger Illuſtrirte" von dieſer Rivalin nichts zu fürchten. Herr Bäuerle hätte beim alten Leiſten bleiben ſollen.

∴ Im Leopoldſtädter Theater hat „D. B. W. G. oder die Jägermädchen", dreiaktige Poſſe mit Geſang, von Friedrich Hopp (Muſik von Andreas Scutta), Fiasco gemacht. Ein hieſiger Recenſent hat den rebusartigen Titel, der an Kotzebue's „U. A. W. G." erinnert, folgendermaßen ausgelegt: „die Beſucher wurden getäuſcht".

∴ Herr Pokorny, Director des Leopoldſtädter Theaters, hat einen Plan zur Erbauung eines größern Theaters, nächſt dem Joſephſtädter Glacis, vorgelegt.

∴ Auf dem Hofburgtheater wird ein neues Drama, „Waltomar", von Franz von Braunau, einſtudirt.

∴ Herr Lembert hat das in Paris mit ſo großem Beifall aufgenommene Drama „la dame de Saint-Tropez" unter dem Titel „die Gebieterin von Saint-Tropez" für die deutſche Bühne bearbeitet.

∴ Im Theater an der Wien hat J. Neſtroy's neueſte Poſſe, „die Herren Söhne", außerordentlich gefallen, was hauptſächlich der Maſſe von Zoten zuzuſchreiben iſt, die zwar beim gebildeten Theile des Publikums Ekel erregen, von der rohen Maſſe aber mit ungeheuerm Jubel aufgenommen werden.

∴ Scribe's neueſtes Luſtſpiel „Rebecca" darf auf den öſterreichiſchen Bühnen nicht aufgeführt werden, weil die Handlung auf einer Rebellion beruht und ſich außerdem um eine Judenehe dreht.

∴ Ein jüdiſcher Gelehrter iſt auf den abenteuerlichen Einfall gerathen, Sue's „Geheimniſſe von Paris" zu überſetzen ins — Hebräiſche. (Das fehlte noch!)

∴ Einer der glänzendſten Bälle des diesjährigen Carnevals war der des Fürſten Paul Eſterhazi. Die Fürſtin Thereſe, geborene Taxis, „la Cousine de tous les rois", machte mit der ihr eigenthümlichen Grazie die Honneurs und erſchien trotz ihres vorgerückten Alters ſo blühend, „comme une femme de trente ans à la Balzac".

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Es giebt wirklich ein Schloß, in deſſen Speiſeſaale die Tafel auf einen Wink völlig gedeckt erſcheint, wie im Feenmärchen; wir meinen das bei Palermo liegende Luſtſchloß „la Favorita", deſſen Inneres mit raffinirtem Comfort eingerichtet iſt. Der Großvater des jetzigen Königs von Neapel, der das Schlößchen bauen ließ, wollte ſo wenig als möglich mit der geſchwätzigen Dienerſchaft in Berührung kommen und in dieſer Abſicht iſt Alles ſo eingerichtet, daß man Monate lang in der Favorita leben kann, ohne einen dienſtbaren Geiſt zu ſehen, gleichwohl aber, wie durch Zauberei, trefflich bedient zu werden. Auch die Tafel wird durch eine ſinnreiche Vorrichtung gedeckt in den Speiſeſaal gehoben.

— Die Mode der Rebus (Bilderräthſel), die jetzt überall aufgetiſcht wird, iſt ſchon ein ſehr alter Schwank. Während der erſten franzöſiſchen Revolution hatte Lava ein Drama zum Lobe des Direktoriums aufführen laſſen. Jemand beurtheilte dieſes Schauſpiel auf folgende Weiſe: »Umſonſt vertheidigſt Du ſie in Deinem Gedichte,« und nun folgte eine Lanzette, eine Lattichſtaude und eine Ratte, was im Franzöſiſchen „lancette, laitue und rat" (l'an VII les tuera) bedeutet. Dieſe Weiſſagung erfüllte ſich am 18. Brumaire und man glaubt, Bonaparte ſei der Kritiker geweſen.

— In Ceylon ſagt der Mann zur Frau, die er heirathen will, weiter nichts als »Komm her,« und die Sache iſt abgemacht. Will er ſie los ſein, ſo giebt er ihr einen Fußtritt und ſagt weiter nichts als »Geh weg,« und dann iſt die Sache wiederum abgemacht.

— In einer alten Scharteke, „Deutſche Jeſuiten-Poeſie", von Megaliſſus (Frankf. und Leipzig, 1731, 12.) befindet ſich auf Seite 33 ein Loblied auf den heiligen Ignaz von Loyola, in dem folgende Strophe vorkommt:

„Komm', neue Welt, komm' India,
Komm' China, komm' Japonia,
Ignatium laßt uns preiſen,
Ihm Ehr' und Lob erweiſen."

Heutzutage könnten ſtatt Indien, China und Japan einige Länder Europa's in dieſem Liede figuriren.

— Im Jahre 1812 ſuchte ein Arzt in einem dickleibigen Werke, „la Philopédie" betitelt, den Beweis zu führen, daß die Leidenſchaften nur eine Folge der genoſſenen

Nahrungsmittel ſeien. Nach ſeiner Anſicht ſollen gebratene Lerchen die Heiterkeit befördern und durch Pfauenfleiſch Hochmuth und Eigendünkel erweckt werden; Haſenfleiſch ſoll einen unüberwindlichen Hang zum Trübſinn und zur Einſamkeit erzeugen, der Genuß von Kartoffeln oder Linſen träge machen und den Flug der Phantaſie hemmen; dieſe ſchwinge ſich dagegen auf, wenn man gebratene Wachteln oder Rebhühner eſſe; Gänſe- und Entenbraten endlich ſollen den Menſchen verdummen. (Es ſcheint, als ſei der Verfaſſer der „Philopédie" ein großer Freund von Gänſebraten geweſen.)

— Dr. Aſſing, der bekannte Sonderling, war ein großer Feind von Druckfehlern. Als er in ſeiner Jugend ein falſchgezeichnetes Hemd angezogen hatte, ſchrieb er mit Dinte in eine Ecke: »Druckfehler: oben am Schlitze lies H. A. ſtatt . . .«

Sächſiſcher Rebus!

W. Scott.

Erklärung.

In Nummer 12 der „Theaterchronik" findet ſich die Notiz, man vermuthe, daß ich zu meinem „Urbild des Tartüffe" eine Goldoni'ſche Quelle benutzt häte. Dies iſt ſo unwahr, daß ich ſogar geſtehen muß, jenes gemeinte Goldoni'ſche Werk gar nicht zu kennen. Molière's Leben iſt oft für die Bühne benutzt worden, in den verſchiedenartigſten Variationen. Seit zehn Jahren trug ich mich mit der Idee dieſes neuen Stückes und habe es bis ins kleinſte Detail, die hiſtoriſchen Schlußworte des dritten Aktes ausgenommen, mir ſelbſt erfunden. Meine einzige allgemeine Quelle iſt Molière's Leben von Grimareſt, wo man aber dennoch das Sujet meines Stückes deshalb vergebens ſuchen würde, weil es mein Eigenthum iſt. Ich erſuche alle Zeitungen, die etwa aus Nummer 12 der „Theaterchronik" jene Anklage entnommen haben, auch dieſe meine auf Ehre und Gewiſſen gegebene Erklärung zur Kenntniß ihrer Leſer bringen zu wollen.

Frankfurt am Main, am 26. Januar 1845.

K. Gutzkow.

Aus Genf iſt uns nachfolgende Berichtigung zugegangen: »In Nr. 117 des „Charivari", vom 23. December 1844, Seite 1866, Zeile 28 ff. wird das Fürſtenthum Lippe „winzig klein" genannt, während ſolches in Rückſicht ſeiner Bevölkerung doch bedeutender als ſämmtliche Herzogthümer und Fürſtenthümer des deutſchen Bundes, mit Ausnahme der Herzogthümer Braunſchweig und Naſſau und der ſächſiſchen Herzogthümer Erneſtiniſcher Linie, ſeit der letzten Theilung, iſt; auch 110,000 Einwohner, alſo mehr als das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz zählt. Dieſes, ſo wie, daß Detmold — das alte Teutomatum — nur der Name der Reſidenzſtadt des regierenden Fürſten zur Lippe iſt, ward auch bereits im verfloſſenen Jahre in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bemerkt.«

Genf, am 23. Januar 1845.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

16

№. 124. Leipzig, 12. Februar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Bibliographiſcher Decamerone.

Von E. M. Oettinger.

§. 1.

Hugbald, Abt von Saint-Amant (geſtorben 930), dichtete, um ſich bei Karl dem Kahlen einzuſchmeicheln, eine Apologie der Kahlköpfe, „de laude Calvorum", ein Gedicht von 136 Verſen, in welchen jedes Wort mit dem Buchſtaben C anfängt. Zwei der älteren Ausgaben dieſes „Carmen mirabile" ſind 1516 und 1519 zu Baſel in 4. erſchienen.

Leo Placentius ſchrieb unter dem Namen P. Porcius ein Gedicht, „Pugna Porcorum", worin jedes Wort mit einem P beginnt. Hier einige Verſe daraus:

Plaudite porcelli; porcorum pigra propago
Progreditur, plures porci pinguedine pleni
Pugnantes pergunt, Pecudum pars prodigiosa,
Perturbat pede petrosas plerumque plateas;
Pars portentose populorum prata profanat.

Die erſte Ausgabe dieſer artigen Spielerei erſchien 1530 zu Cöln in 8.; dann folgen die Ausgaben von Antwerpen 1533, Paris 1539, Löwen 1546 und Baſel 1547 in 8.

Martin Hamconius, ein Friesländer (geſtorben 1621), verfaßte ein Gedicht von 900 Verſen, „Certamen Catholicorum cum Calvinistis" (Monachi 1607. 8.), Heinrich Harder ein „Certamen canum cum cattis" (. . . . .), Nicolaus Mameranus ein „Carmen heroicum de venatione" (. . . . .) und ein Advokat zu Dreux (geſtorben 1645) das Leben der heiligen Cäcilia, worin das C der Anfangsbuchſtabe jedes Wortes dieſer Gedichte iſt.

Chriſtianus Pierius, ein Cölniſcher Dichter, der zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gelebt, ſchrieb unter dem Titel „Christus crucifixus s. carmen cothurnatum, catastrophicumque, cruciatus caedemque cruentam contumeliosamque continens" ein Gedicht von mehr als 1200 Verſen, worin jedes Wort mit einem C anfängt, und unter dem Titel „Maximilianeida Major Maximiliano multipotenti mancipata" ein Lob zu Ehren Kaiſers

Maximilian, worin jedes Wort mit einem M anfängt. Das letztere dieſer beiden Gedichte erſchien 1570 zu Tübingen in 4., das erſtere zu Frankfurt 1576 in 8.

Der griechiſche Dichter Laſus, der 550 v. C. G. gelebt, ſchrieb einen Hymnus an Ceres und eine Ode an die Centauren, in welchen kein einziges P vorkam. Von beiden Gedichten finden ſich Bruchſtücke im „Aelian“ und „Athenäus“.

Nach dem Berichte des letztgenannten Schriftſtellers ſoll Pindar eine Ode ohne S gedichtet haben.

Neſtor, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Severus, verfaßte eine „Ilias“ in 24 Geſängen; in jedem dieſer Geſänge fehlt nach der Reihe des Alphabets ein Buchſtabe; der erſte Geſang hat kein α, der zweite kein β u. ſ. w.

Ein Nachahmer Neſtors war der griechiſche Dichter Tryphiodorus, der im ſechſten Jahrhundert nach C. G. gelebt und eine „Ὀδυσσεια λειπογραμματος“ geſchrieben hat, in deren erſtem Buch kein α, im zweiten kein β u. ſ. w. zu finden war. Schade, daß dieſe mühſame Spielerei ganz verloren gegangen iſt.

Fabius Claudius Gordianus Fulgentius (geſtorben 530 nach C. G.) ſchrieb ein Werk in Proſa, das nach den 23 Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets in eben ſo viel Kapitel eingetheilt war; das erſte Kapitel enthielt kein A, das zweite kein B u. ſ. f. Dreizehn Kapitel und ein Theil des vierzehnten — die übrigen ſind verloren gegangen — hat Jacques Homey unter dem Titel „Liber absque litteris, de aetatibus mundi et hominis“ im Jahre 1696 zu Poitiers in 8. herausgegeben.

In neuerer Zeit haben ſich in der lipogrammatiſchen Dichtkunſt vor allen andern Nationen die Italiener ausgezeichnet. Vincenzo Cardone und Orazio Fidele haben Gedichte ohne R (la R Sbandita, R Bandita) Gregorio Leti eine gelehrte Abhandlung, Ludovico Niccoboni eine Erzählung und ein Autor, deſſen Name mir entfallen iſt, eine Comeddia senza R geſchrieben. Letztere iſt 1826 zu Genua erſchienen.

Daſſelbe Schickſal hat der Buchſtabe R auch von dem deutſchen Dichter Gottlieb Wilhelm Burmann erfahren, welcher „Gedichte ohne den Buchſtaben R“ herausgegeben. Die erſte Auflage erſchien in Berlin 1788, die zweite 1796 in 16.

Der ſpaniſche Dichter Lope de Vega hat einen Cyclus von fünf Novellen geſchrieben, von denen die erſte kein A, die zweite kein E, die dritte kein I, die vierte kein O und die fünfte kein U enthält.

§. 2.

Die Gelehrten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts beſchäftigten ſich mit wunderlichen Stoffen. Der berühmte Erasmus von Rotterdam ſchrieb ein Lob der Narrheit „Moriae Enconium“, das zuerſt 1511 zu Strasburg erſchien und faſt in alle Sprachen überſetzt wurde, ins Franzöſiſche von P. Gueudeville, Amſterdam 1728, 8., Paris 1751, 8; von Lavaux, Baſel 1780, 8.; von Barrett, Paris 1789, 12.; ins Italieniſche, Baſel 1761, 8., Cöln 1787, 8., Florenz 1807, 18.; ins Deutſche von Sebaſtian Franck, ohne Ort und Jahr in 4.; von C. F. Nasca, Frankfurt und Leipzig 1735, 8. und von Wilhelm Gottlieb Becker, Baſel 1780, 8.; ins Engliſche von Thomas Chaloner, London 1549, 4; von einem Ungenannten, London 1709 und 1735, 8. und von William Kennet, London 1740, 12.; ins

Holländiſche von J. Weſterbaan, Haag 1659. 8. Amſterdam 1710. 8.; ins Schwediſche von S Lundberg, Stockholm 1728. 8.

Der eben ſo berühmte Daniel Heinſius ſchrieb eine „Laus asini" und eine „Laus pediculi". Beide erſchienen zu Leyden 1629 in 4. „Das Lob des Eſels" wurde von J. M. L. Coupé ins Franzöſiſche übertragen, Paris 1796, 18. C. F. Paullinus verfaßte eine gelehrte Abhandlung de asino in quo de claris asinis et asellis, Leipzig 1698, 12. Auch in ſpäterer Zeit fanden die Eſel einen neuen eifrigen Vertheidiger in dem Jeſuiten Clemente Bondi, dem Verfaſſer der „Asinata".

Etienne Pasquier und einige andere Schöngeiſter, welche ſich im Jahre 1579 während der Belagerung von Poitiers, in Geſellſchaft der Mademoiſelle Des Roches befanden, gewahrten auf dem Buſen des Fräuleins einen Floh, der ihre Anbeter zu griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Gedichten begeiſterte, welche, geſammelt, unter dem Titel „la Puce de Mademoiselle des Roches", Paris 1582 in 4. erſchienen.

Jean Jacques Barthélemy, Verfaſſer der „Voyage d'Anacharsis", hat einen ähnlichen Stoff behandelt, woraus ein Gedicht in drei Geſängen, „la Chanteloupée ou la guerre des puces contre madame la D. de Ch. (Duchesse de Choiseul)" hervorgegangen iſt. Das Gedicht befindet ſich in dem von ihm aus dem Griechiſchen übertragenen Romane „les Amours de Carité et de Polydore", Paris 1825 in 32. Auch Aloys Blumauer hat ein „Loblied des Flohs" gedichtet.

Als König Georg III. einſt an der Tafel ſaß, gewahrte er auf ſeinem Teller ein ekelhaftes Inſekt (a louse). Außer ſich vor Wuth, ertheilte er ſofort den Befehl, allen Küchenbeamten das ganze Haupthaar abzuraſiren. Kein Küchenjunge, kein Koch wurde geſchont. Dieſes Ereigniß wurde für John Wolcott, der unter dem Namen Peter Pindar in ganz England als beißender Satiriker bekannt und gefürchtet war, der Gegenſtand einer komiſchen Epopöe in vier Geſängen, die unter dem parodiſtiſchen Titel „The Lousiad", London 1795. 4. erſchien. Eine deutſche Nachbildung dieſer poetiſchen Burleske findet ſich in J. D. Falks „Taſchenbuch des Scherzes und der Satyre" für das Jahr 1801.

Claude François Xaver Mercier iſt der Verfaſſer einer „Eloge du Pou", Paris 1800. 12.

Dem Spanier Emanuele Martini, Dekan der Kirche zu Alicante (?), verdanken wir eine „Oratio pro crepitu ventris, habita ad patres crepitantes", Cosmopoli 1768. 32. Eine italieniſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel „Discorso in lode della correggia, fatto ai padri spetezzanti", Venedig 1792, 8.

P. T. Hurtauld verfaßte eine „Art de péter, essai théori-physique et méthodique à l'usage des personnes constipées, des personnages graves et austères, des dames mélancoliques et de tous ceux qui sont esclave du prejugé, en Westphalie, chez Florent Q au Soufflet", (Paris 1753. 12.) Eine neue von Le Corvaiſier bedeutend vermehrte Ausgabe erſchien zu Paris 1776. 12.

Derſelbe Autor ſchrieb eine „Eloge du Pet, dissertation historique, anatomique et philosophique, sur son origine, son antiquité, ses vertus, sa figure, les honneurs qu'on lui a rendus chez les peuples anciens et les faceties auxquelles il a donné lieu etc." Paris 1791, 18. Ein Theil dieſer literariſchen Curioſität ſoll die Ueberſetzung eines lateiniſchen Werkchens von Rudolph Goclenius ſein, das mir leider nicht bekannt iſt.

§. 3.

Die Wuth zu reimen war bei manchen Schriftſtellern, die keine Fantaſie beſaßen, ſo groß, daß ſie, aus Mangel an Erfindungsgabe, ſchon vorhandene Bücher, in Proſa geſchrieben, in Verſe umſchmolzen.

Richard d'Annebaut, ein anglo-normänniſcher Poet des dreizehnten Jahrhunderts, und Ludwig Honoratus Draco, ein Rechtsgelehrter des ſechzehnten Jahrhunderts, brachten Juſtinians „Inſtitutionen" in Verſe. Die Verſe des Letztern erſchienen unter dem Titel „Institutiones Justiniani in carmen contractae", neu herausgegeben von J. Palackerus, Baſel 1784. 8.

Der berühmte italieniſche Juriſt Gennaro (geſtorben 1761) übertrug die Digeſten in lateiniſche Verſe.

Garnier Deſchênes iſt Verfaſſer der „Coutume de Paris, mise en vers français", Paris 1786. 12.

Ein franzöſiſcher Advokat Joſeph Henri Flacon-Rochelle gab einen „Code civil des Français, mis en vers", Paris 1805. 12. heraus.

Camillo Zampieri überſetzte das Buch Hiob in italieniſche Ottave rime.

Caſpar Barth überſetzte in drei Tagen Homers „Iliade" in 2000 lateiniſche Verſe.

Ein Herr A. Buſinger hat erſt im vergangenen Jahre die ganze Weltgeſchichte bis zum Zeitalter der Reformation in Sonetten-Mieder eingeſchnürt. Sein Buch iſt unter dem Titel „Hiſtoriſch-dramatiſcher Sonetten-Cyclus der wichtigſten Momente der Vorzeit" 1844 in Aarau erſchienen.

§. 4.

Ein gewiſſer Ludovico Gandini ſchrieb eine Diſſertation (Venedig 1581), worin er bewies, daß Donna Laura, Petrarca's Geliebte, ein Stumpfnäschen (naso scavezzo) gehabt habe.

Der Engländer John Dee gab im Jahre 1669 ein „Wörterbuch der Sprache, welche Adam im Paradieſe geſprochen hat", heraus.

Senior Plitt zu Frankfurt am Main ſchrieb „Ueber den Glauben der Kinder im mütterlichen Leibe".

Balthaſar Ludwig Schirach bewies in ſeiner Diſputation „Problema medico-morale, an expediat peste mori", es ſei ein Glück an der Peſt zu ſterben.

Buddeus wirft in ſeinem „Criterium boni libri" die komiſche Frage auf, ob der Verfaſſer eines guten Buches verheirathet ſein müſſe, und bejaht dieſe Frage, indem er ſich auf Bayle's „Dictionnaire historique et critique", Artikel Uſſerius, bezieht.

Aegidius Guthmanns ſchrieb über die erſten fünf Verſe des erſten Buches Moſis eine Einleitung von 24 Büchern; über jedes Wort ein beſonderes Buch.

G. Matthäus ſchrieb eine Abhandlung über die ſchlimmen Weiber der Gelehrten (Dissertatio de malis eruditorum uxoribus), Leipzig 1705. 4.

Malherbe ruhte nach jedem Gedichte zehn Jahre. (O wenn doch auch mancher gekrönte Dichter unſerer Zeit nach jedem Gedichte zehn Jahre geruhen wollte zu … ruhen!)

Literariſche Rückerinnerungen*).

Von E. Weller.

II. Forſter.

Johann Georg Adam Forſter, Sohn des Pfarrers Johann Reinhold Forſter (geb. 1754), war ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre gezwungen, ſeine in dürftige Umſtände gerathene Familie durch Ueberſetzungen, aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche, zu ernähren. Als ſein Vater nach Warrington in England ging, wo er am College eine Stelle als Lehrer der Naturgeſchichte und Sprachen erhalten und ſeine Familie aus Naſſenhuben zu ſich gerufen hatte, gab Georg in einem Penſionate Unterricht in der franzöſiſchen Sprache an Schüler, die älter waren als er, und überſetzte außerdem fleißig ins Engliſche, unter Anderm: Osbecks „Reiſe nach Indien“, Kalms „Reiſen in Amerika“, Boſſus' „Reiſen an den Miſſiſſippi“. Ein Plan ſeines Vaters, mit einem gewiſſen Dalrymple nach Oſtindien zu gehen, zerſchlug ſich. Johann Reinhold Forſter blieb in London. In der Abſicht, ſeinen Sohn dem Handelsſtande zu widmen, verſetzte er ihn in eine Tuchhandlung; was aber nicht lange währte, denn Georgs körperliche Schwäche ließ ihn die mannichfachen Beſchwerden nicht ertragen. Er überſetzte Bougainville's „Reiſen“ ins Engliſche, und unternahm bald darauf mit ſeinem Vater die berühmte Reiſe um die Welt (1772—75) unter Cooks Leitung. 1777 beſuchte er Paris, wo er Franklin und Buffon kennen lernte, reiſte über Holland nach Kaſſel und beſchäftigte ſich dort im Roſenkreuzerorden mit chemiſchen Arbeiten, um den Stein der Weiſen zu ſuchen; während dieſer Zeit lehrte er Naturgeſchichte an der dortigen Ritterakademie. 1784 folgte er einem Rufe nach der Univerſität Wilna und reiſte, nachdem er Heyne in Göttingen beſucht und um deſſen älteſte Tochter geworben hatte, mit ſeiner jungen Frau nach Litthauen. Bald darauf ſchlug ihm die ruſſiſche Regierung eine Seereiſe unter den vortheilhafteſten Bedingungen vor. Forſter nahm ſie an und verließ Polen nebſt ſeiner Frau und ſeiner kleinen Tochter im Auguſt 1787. Der ausbrechende Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei vereitelte auch dies Unternehmen. Gleiches Schickſal hatte ein anderes, wonach Forſter auf Anrathen eines Freundes, Elhuyar, der bei den Bergwerken in Mexiko angeſtellt war, ſich dorthin begeben ſollte. Die genugſam bekannte Kaiſerin Katharine verlieh ihm ſtatt deſſen eine Stelle als Lehrer an der Landcadettenſchule. 1788 ward er Bibliothekar beim Churfürſten von Mainz. Theils um verſchiedene ausſtehende Forderungen an die engliſche Regierung einzuholen, theils in literariſchen Abſichten, unternahm er 1790 eine Reiſe nach London, von wo aus er Thomas Brand, ſpäter Lord Dacres, in ſein Haus als Geſellſchafter und Freund einführte, und kehrte von dort über Frankreich, wo er dem großen Bundesfeſte beiwohnte, nach Mainz zurück. Damals erſchienen von ihm „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Juni 1790“. 3 Bände. 1791—94. Forſter ſchloß ſich eng an die Principien der Freiheit, welche damals zu leuchten begann, und bezeigte dies hinreichend, als die Franzoſen 1792 Mainz beſetzten. Nun erſt beginnt ſeine eigentliche, rühmliche, wenn auch nur kurze Laufbahn. Er beſchäftigte ſich eifrig mit den öffentlichen Angelegenheiten, indem er ſelbſt an der Verwaltung Theil nahm; ſein einziger Zwec war das Glück und die Freiheit des Volkes. Uneigennützig im höchſten Grade, nahm er für die Wohlthaten, welche er ſeinen Mitbürgern erwies, nie eine Belohnung an; er glaubte, Menſchenpflicht könne nicht bezahlt werden. Seine damaligen Schriften ſind: „Erinnerungen aus dem Jahre 1790“, Berli 1793; „Anrede an die Geſellſchaft der Freiheit und Gleichheit“, Mainz 1793 Zugleich redigirte er mit G. G. Wedekind eine Wochenſchrift, „der Patriot“, Mainz 1792-93.

---

*) Vergleiche „Charivari“ Nummer 112. E. M. O.

Mit dem Commiſſär des Convents, Merlin de Thionville, unternahm e eine Expedition gegen die Grafen von Leiningen, einige jener Duodezfürſtchen deren es damals zu Hunderten im lieben Deutſchland gab. Forſters Gatti reiſte, der Sicherheit wegen, in demſelben Jahre, in Begleitung des Engländer Thomas Brand, nach Straßburg. Am 15. März 1793 ging Forſter, vo der Stadt Mainz zum Abgeordneten der Republik erwählt, nach Paris. Do forderte er im Auftrage ſeiner Wähler vom Convente die Vereinigung de Rheinprovinzen mit Frankreich; er allein von den drei Mainzer Abgeordnete ſprach franzöſiſch. Unterdeß fiel Mainz in die Hände der Preußen, ein Ereigniß, das ihn um ſein ſämmtliches Beſitzthum brachte. Forſter wollte nu nach Indien gehen, ſtarb aber in Paris, in Folge der körperlichen Anſtrengungen und der erlittenen Unfälle, am Schlagfluß den 12. Januar 1794.

Forſter war als Gelehrter und vorzüglich als Menſch einer der edelſte geſinnungsvollſten Männer, die je gelebt haben. Auch war er einer unſere beſten Schriftſteller und geachtet von allen offenen Köpfen ſeiner Zeit. Da Bewußtſein des Kampfes für eine gute Sache, für das Höchſte, für die Freihe Aller, ohne Halbheit und Miſchmaſch, gab ihm den ſüßeſten Lohn, und der i beſſer als alle Metall- und Ehrenbelohnungen der herrſchenden Größe.

Kreuz- und Querzüge durch die ungariſche Literatur.

Skizze von C. M. B.

Selten ſind über ein und daſſelbe Land ſo viele und ſo ſchlechte Rei werke geſchrieben worden, als in neuerer Zeit über Ungarn. Der Engländ John Paget iſt der Einzige, deſſen Buch wahrhaft leſenswerth iſt. Dageg hat ſeine Landsmännin, Miß Pardoe, drei Bände in die Welt geſetzt, die Galamathias plumper Lügen und unbegreiflicher Albernheiten ſind. J. G. Ko endlich iſt nur deshalb zu bewundern, weil er den Muth gehabt, über Land, das er in wenigen Tagen durchflogen, ebenfalls drei Bände unverze licher Irrthümer und Unwahrheiten zuſammen zu ſtoppeln. Aber die Kro aller Touriſten iſt Gräfin Ida Hahn-Hahn, die in Peſth weiter nichts große Bärte geſehen und nichts als den unausſtehlichen Seifengeſtank geroch hat. Von allen Blauſtrümpfen unſerer Zeit iſt Gräfin Ida zweifelsohne unausſtehlichſte.

Ein fünfter Reiſender hat über die magyariſche Literatur gar wunderli Urtheile gefällt. So meint er, daß von allen Dichtern Europa's Ungar Vörösmarty dem Polen Adam Mickiewicz, dem Franzoſen Victor Hugo u dem Dänen E. Tegner würdig an die Seite zu ſtellen ſei. Von Joſeph Eötvös wird geſagt, er ſei ein Dichter mit einer Roſe im Munde, mit Nachtigallenton in der Kehle und mit patriotiſchem Feuer im Herzen. Baron Niclas Joſika, Ungarns Walter Scott, ſei dagegen trotz ſeiner großen Popularität keinen Kreuzer werth!!!

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß Ungarn, deſſen Literatur plötzlich ſo jäh und prächtig in die Höhe geſchoſſen, nur wenige blue stockings aufzuweiſen hat. Außer Frau Amalie Bezerédy, welche in deutſcher Sprache geſchrieben, außer Roſa Ruda, die erſt unlängſt geſtorben iſt, und einer pſeudonymen Fanny, deren literariſchen Nachlaß Franz von Schedel herausgegeben hat, lebt jetzt nur noch Fräulein Lemouton, die in der ungariſchen Zeitſchrift „die Morgenröthe“ umherſpukt.

Lazar Horvath von Petrichevich, Redakteur der eben genannten „Morgenröthe“, iſt jetzt in Paris, um unter den dort lebenden Ungarn Mitarbeiter für ſein Journal zu werben. Sein Blatt, ganz ariſtokratiſch, hat Pariſer Modekupfer und iſt für Ungarn ungefähr das, was Lewalds „Europa“ für einen kleinen Theil von Deutſchland iſt.

Ein Herr Frankenburg giebt eine andere Wochenſchrift unter dem Titel „Lebensbilder“ heraus, deren äußere Ausſtattung, durch die Preſſen der Heckenaſt'ſchen Offizin, den typographiſchen Luxus Englands und Frankreichs faſt überflügelt, deren Inneres aber Staub, nichts als Staub iſt.

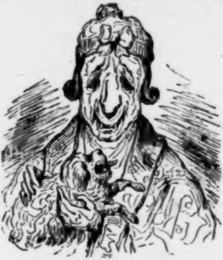
Der umgekehrte Fall tritt beim „Peſther Modenblatt“ ein, deſſen Redakteur, Emmerich Vachot, einen Kreis glänzender Mitarbeiter, darunter Vörösmarty, Petöfi, Sujánsky, Joſika und Eötvös, um ſich verſammelt und ſeinem Journale durch die Beiträge ſeiner Mitarbeiter einen mehr als ephemeren Werth verleiht.

Alexander Petöfi, deſſen feuerſprühende Poeſie in ganz Ungarn vielen Anklang findet, und der die magyariſche Literatur erſt vor Kurzem durch einen neuen komiſchen Roman, „der Dorfhammer“, bereichert, hat eben wieder ein neues Epos, „der Held Janos“, erſcheinen laſſen. Petöfi iſt einer der talentvollſten Dichter des „jungen Ungarns“, ein Sänger, der einſt Ungarns Béranger zu werden verſpricht.

Joſeph Eötvös' Roman „der Karthäuſer“, von dem bereits drei Auflagen vergriffen ſind, erſcheint jetzt in franzöſiſcher und deutſcher Ueberſetzung mit Illuſtrationen von Tony Johannot. Die frühere deutſche Uebertragung, die Herr Klein beſorgt hatte, trug Spuren übereilter Profeſſion an ſich. Die neue Ueberſetzung wird dagegen wegen ihrer Treue und Eleganz gerühmt. Eötvös hat vor Kurzem auch ein ungariſches Original-Luſtſpiel, „Es lebe die Gleichheit“, aufführen laſſen. Das Stück hat ſehr angeſprochen und bereits viele Wiederholungen erlebt.

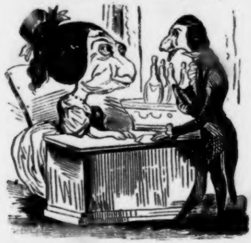
Theodor Bakody, ein junger Ungar, giebt jetzt ſeine geſammelten Gedichte heraus. Alſo wieder ein Magyare mehr, der ſich auf dem deutſchen Parnaß einheimiſch machen will, wo Ladiſlaus Pyrker, Nicolaus Lenau, Carl Beck, Johann N. Vogl und M. G. Saphir — lauter Söhne Ungarns — ſich längſt ſchon ehrenvoll eingebürgert haben.

Ein liebenswürdiger Rentier,



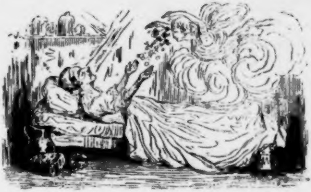
der einen Mops an Kindesſtatt adoptirt und zum Univerſalerben eingeſetzt hat.

Ein ſchüchterner Poet,



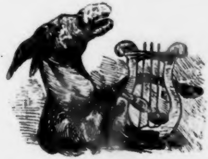
welcher der jugendlichen Ladenmamſell ſein erſtes Gedicht auf roſenfarbenem Papiere als einen ſchwachen Beweis ſeines Verſtandes und ſeiner Huldigung überreicht und dafür gratis einen … Bittern erhält.

Ein höchſt beſcheidenes Talent,



das am Vorabend der erſten Aufführung ſeines neunaktigen Trauerſpiels von Lorbeer und Tantièmen träumt und am andern Abend unbarmherzig ausgepfiffen wird.

Ein berühmter Publiciſt,



der mit lautem Munde die Wohlthaten der Cenſur preiſt.

Zapfenstreich.

Algier. Es wird hier ein neues Journal erſcheinen, das von einem Beamten der Civil-Verwaltung, Herrn A. Beſancenez, herausgegeben werden und „la France Algérienne, revue de l'Afrique" heißen ſoll.

Augsburg. Der bekannte Landſchaftsmaler Moritz Rugendas wird nach fünfzehnjähriger Abweſenheit (meiſtentheils auf Reiſen in Süd-Amerika) dieſen Sommer hier zurückerwartet.

Berlin. Bei der diesjährigen großen Rothe-Adler-Orden-Epidemie iſt aus Verſehen auch ein ehrbarer Gewürzkrämer, irgend ein Piſecke oder Brennecke, inficirt worden. — Er wird's Kreuz behalten, und Der, dem es urſprünglich beſtimmt war, wird ein anderes bekommen. Cela nous fait si peu de peine!

∴ Hier, in Cöln und in Königsberg werden Petitionen um Preßfreiheit vorbereitet und zwar in der letztgenannten Stadt vom Stadtrath und den Stadtverordneten.

∴ Ganz Berlin iſt vom Jenny-Lind-Schwindel angeſteckt. Die neue Sonntag hat eine Gage von 10,000 Thalern gefordert, widrigenfalls ſie ſich nach Paris oder London entführen laſſen will.

∴ Nach einer Unzahl zeitraubender Proben hat ſich im Hoftheater L. Tiecks läppiſches Ammenmärchen „Blaubart" par ordre du Mufti ſehen und bewundern laſſen. Der Beifall war gemacht; der unpartheiiſche Theil des Publikums langweilte ſich wie ein Mops und ſtand oft auf dem Punkte, einzuſchlafen, wenn ihn nicht dann und wann ein Beifallszeichen der Claque aufgerüttelt hätte. In der Darſtellung zeichnete ſich Charlotte von Hagn als Agnes aus. Sie löſte dieſe ſchwierige Aufgabe mit der ganzen Kraft aller ihrer Mittel und errang ſich faſt in jeder Scene ſtürmiſchen Beifall. Einen höchſt nüchternen, proſaiſch-langweiligen Gegenſatz zur ſchönen Agnes bildete Herr Grau als Blaubart.

∴ Auf der Königſtädter Bühne, auf welcher ſeit einiger Zeit Herr Wilhelm Kunſt gaſtirt, wurde am 2. Februar Babo's uralter „Otto von Wittelsbach" als „hiſtoriſches Melodrama" angekündigt; eine Neuerung, für die Herr Commiſſionsrath Cerf einen neuen Orden verdient.

Breslau. Ein Correſpondent der „Breslauer Zeitung" hatte bei Beurtheilung des „Feldlagers in Schleſien" bemerkt, „daß die Poeſie des Herrn Ludwig Rellſtab nicht ſelten zur fadeſten Albernheit herabſinke". Der hieſige Cenſor ſtrich die hier geſperrt gedruckten Worte; das Ober-Cenſur-Gericht aber hat die 17 Buchſtaben freigegeben (und dadurch neuerdings bewieſen, welch ein geſundes Urtheil es beſitzt. Nur ein alberner Cenſor konnte die Albernheit jenes Textes in Schutz nehmen wollen, denn clericus clericum non decimat, oder eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus).

∴ Unſere alte Wratislawia raucht jetzt nicht blos „Ewige-Juden"-, ſondern auch „Ronge-Cigarren"; letztere ſollen ſcharf auf der Zunge beißen.

Brüſſel. F. Freiligrath hat der Düſſeldorfer Carnevalsgeſellſchaft ein Gedicht nach der Weiſe eines amerikaniſchen Volksliedes gedichtet. Es vertritt die Grundſätze ſeines Glaubensbekenntniſſes und befolgt den alten Spruch „ridendo dicere verum".

Cöln. „Lara die Hexe von Glencoë", neue romantiſche Oper in zwei Akten von Wilhelm Telle, hat allgemein angeſprochen. (Wir hoffen, dieſes ſehr gelungene Tonwerk bald auch in Leipzig zu hören)

∴ Einem on dit zufolge arbeitet Herr W. Telle wieder an einer neuen komiſchen Oper, zu der Herr G. v. Moſen in Leipzig das Libretto liefert.

∴ Der Maler Leſſing iſt mit einem neuen Bilde, „Huß, wie er auf dem Scheiterhaufen ſteht", beſchäftigt.

Dresden. Der als Menſch und Geſchäftsmann gleich geachtete Bankier Michael Kaskel iſt geſtorben. Der älteſte ſeiner Söhne, der ſchwediſche Conſul und Ritter Karl Kaskel, wird das Geſchäft ſeines Vaters fortführen.

Frankfurt. Der hohe Bundestag hat beſchloſſen zu beſchließen, ſich ernſtlich mit dem Verbot der Spielbanken in Deutſchland zu beſchäftigen.

∴ Das Frankfurter „Converſationsblatt" erklärt, daß von einem großen Theile ſeines Leſepublikums die Fortſetzung des „ewigen Juden" im „Converſationsblatt" nicht gewünſcht werde, weshalb ſich die Redaktion veranlaßt ſieht, die Fortſetzung einzuſtellen. (Ein höchſt vernünftiges Beiſpiel, das hoffentlich bald auch andere Blätter, die dieſen rieſigen Bandwurm-Roman bringen, in ihrem eigenen Intereſſe befolgen werden, da die Langeweile ſich darin von Kapitel zu Kapitel ſteigert.)

Fulda. Den Schülern des hieſigen Gymnaſiums iſt von ihrem Religionslehrer dringend anempfohlen worden, für Johannes Ronge zu beten, daß Gott deſſen Herz zur Reue wende. O Fulda!

Göttingen. Der bisherige Unterbibliothekar Dr. Hoeck iſt an die Stelle des verſtorbenen Profeſſors Benecke zum Oberbibliothekar der hieſigen Univerſität ernannt worden.

Hamburg. Auf dem Stadttheater hat ſich „die Marquiſe von Villette", Original-Schauſpiel von Madame Birch-Pfeiffer, ein Intriguenſtück im franzöſiſchen Geſchmack, geſchickt bearbeitet und mit effektvollen Scenen und Aktſchlüſſen reich verſehen, mit großem Beifall ſehen laſſen. Es iſt nach dem Muſter von Scribe's „Glas Waſſer" bearbeitet; auch hier erſcheint Bolingbroke als Leiter der Intrigue, allein ohne die Grazie und Feinheit des Originals erreichen zu können. Am gelungenſten ſind der vierte und fünfte Akt. Die erſten drei Akte ſind ſchleppend und regen das Intereſſe wenig an. Das trefflich geſpielte Stück fand großen Beifall. Dem. Antonie Lebrun (Marquiſe von Villette), Herr Grunert (Louis XIV.), Madame Levin (Frau von Maintenon), Herr Baiſon (Bolingbroke) wurden wiederholt durch Hervorruf geehrt.

∴ „Louiſe Bernard" heißt ein neues, nach dem Franzöſiſchen von B. A. Herrmann bearbeitetes Luſtſpiel, das auf dem Thalia-Theater ungetheilten Beifall eingeerntet hat.

∴ Im Laufe des nächſten Sommers wird auf demſelben Theater eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft gaſtiren, der ſich auch Bouffé und Dem. Rachel, die von hier nach Petersburg gehen, anſchließen wollen.

∴ Im Frühjahr wird auf derſelben Bühne der bekannte Komiker Louis Schneider als längſt erwarteter Gaſt erſcheinen.

∴ Die „Jahreszeiten", eine hier erſcheinende Modenzeitung, in der Herr Georg Schirges, der Kalinsky der Herren Campe und Gutzkow, hauptſächlich ſein Weſen treibt, ſagt in ſeiner erſten diesjährigen Nummer, in einer ſogenannten „Journal-Revue", von einer im „Charivari" enthaltenen Beſprechung des Prutz'ſchen „Moritz von Sachſen", von Held, dieſelbe „ſei der Kritik unwürdig geweſen; auch der Tadel müſſe in einem ehrenhaften Tone (sic!) ausgeſprochen werden". Herr Held wird ſich alſo fernerhin zu hüten haben, dem Herrn Schirges nicht wieder mißfällig zu werden. (O du großer Schirges!!!)

∴ Hoffmann von Fallersleben, der ſich jetzt hier aufhält, erklärt in der „Neuen Zeitung", daß nur ſolche Gedichte in öffentlichen Blättern u. ſ. w. von ihm herrühren, unter denen ſein Name ſteht. — Es will uns bedünken, daß man ſchon an den von ihm unterſchriebenen überall genug hat, ohne ihm auch noch Fremdes unterſchieben zu brauchen. Sein Liederbandwurm reißt gar nicht ab.

∴ Am 26. v. M. hat unſere Stadt einen ihrer talentvollſten Künſtler, den bekannten Genre- und Landſchaftsmaler Jakob Gensler, verloren, der in einem Alter von 37 Jahren geſtorben iſt. Niemand hat die kräftige Natur des rüſtigen Schiffervölkchens, der Blankeneſer, ſo gut wiederzugeben verſtanden, als er. Requiescat in pace!

∴ Der Buchhändler Julius Campe will eine dem „Trieſter Lloyd" ähnliche Zeitung gründen, die ſich ausſchließlich mit Handel und Schifffahrt beſchäftigen wird.

Hannover. Auch auf unſerer Bühne hat Carl Blums nach Sheridan Knowles bearbeitetes Luſtſpiel „die Schule der Verliebten" eine günſtige Aufnahme gefunden. Es iſt eines jener Stücke, welche eine Glanzrolle enthalten, die eine Sonne iſt, um welche ſich die übrigen Charaktere in einem gewöhnlich ſehr unbedeutenden Planeten-Syſteme drehen. Madame Schütz war eine liebenswürdige „Ruſtika" und Döring ein ausgezeichneter „Liederkühn".

Karlsruhe. Den badiſchen Zeitungen iſt verboten worden, die Ergebniſſe der Sammlungen für den Profeſſor Jordan in ihren Spalten bekannt zu machen. Der Abgeordnete von Itzſtein iſt deshalb klagbar geworden.

Kiel. Der Schauſpieler Schramm aus Berlin hat hier dramatiſche Vorleſungen angekündigt, die mit Shakeſpeare's „König Lear" beginnen ſollen.

∴ Das hieſige Theater hat mehrere ſeiner beſſern Mitglieder verloren, und wird auch wohl ſeine „ſturmfeſte Mitte", den trefflichen Charakterſpieler von Sternwaldt, nicht lange mehr behalten, weil demſelben vortheilhafte Bedingungen von einer großen Bühne in Ausſicht geſtellt ſein ſollen.

Leipzig. Nummer 27 des „Nürnberger Correſpondenten" enthält folgende Notiz: »Der Literatenverein zu Leipzig hat in letzterer Zeit in auswärtigen Blättern manchen Beſprecher gefunden. Hier und da wurde ſein Gedeihen in Zweifel geſtellt, andern Orts die Theilnahmloſigkeit gerügt und demſelben das Prognoſtikon ſeiner baldigen Auflöſung geſtellt. Wiewohl nun nicht geleugnet werden kann, daß das Wirken des Vereins nicht all die Reſultate herbeigeführt, die man von ſeiner Thätigkeit gehofft, ſo gehen dergleichen Anſchuldigungen und Verunglimpfungen doch immer von Solchen aus, die am wenigſten geeignet ſind, dem Vereine zu nützen. Am allerwenigſten ſollten dies aber Schriftſteller thun, die dem Vereine großen Dank ſchuldig ſind, womit wir unter Andern einen jetzt in Baiern lebenden Literaten gemeint haben wollen, der hier von der Unterſtützungskaſſe eine nicht unbedeutende Summe empfing, damit er in Ehren Leipzig verlaſſen konnte und nun nicht verſäumt, dem Vereine ungegründete Vorwürfe zu machen, wie dies unlängſt in den „Grenzboten" und in einer politiſchen Zeitung geſchehen iſt.« (Undank, Dein Name iſt .....! — !...)

∴ Die „Oſterländiſchen Blätter" erzählen: »Auf dem großen Maskenballe im Leipziger Schauſpielhauſe, als eben die meiſten Masken im Begriff waren, aus Langeweile einzuſchlafen, erregte plötzlich ein Jeſuit großes Aufſehen. In der gewöhnlichen Weltprieſtertracht des Ordens hatte er auf der einen Seite ſeines großen Hutes ein Schild mit der Inſchrift: §. 56 der S. V. U. (§. 56 der Sächſiſchen Verfaſſungs-Urkunde unterſagt die Jeſuiten) vom heiligen Loyola und Franz Xaverius bewacht. Auf der hintern Seite des Hutes befand ſich die Annaberger Kirche mit der bekannten lateiniſchen Altar-Inſchrift. Der Jeſuit trug einen Orden mit dem heiligen Rock und der Umſchrift: „In hoc signo vinces" und herzte und ſtreichelte ein beſterntes Eichhörnchen. Die Maske wurde ſo ungeheuer umlagert und erhielt ſo vielen Beifall, daß ſie, um dieſer übergroßen Huldigung endlich loszuwerden, zu verſchwinden und im ſchwarzen Frack, als einer unſerer bekannten dicken Freunde, wieder zum Vorſchein zu kommen für gut fand.« (Spiegelberg, ich kenne Dir!)

∴ Unter der Ueberſchrift „Nicht zu überſchlagen!" haben wir in Nummer 121 des „Charivari" (Seite 1924) einen Artikel des Advokaten Heinrich Graichen „über die Strafbarkeit unbefugter Aufforderungen in Zeitungen und Intelligenzblättern" mitgetheilt. Um ſo mehr waren wir verwundert, in der Beilage zu Nummer 28 der „Leipziger Zeitung" von Dresden aus einer derartigen Aufforderung vom Advokaten Ernſt Wilhelm Schmidt zu begegnen. Dieſe Aufforderung — ſie betrifft Herrn Baron Braun von Braunthal — iſt, zart ausgedrückt, im höchſten Grade ungeziemend, um ſo ungeziemender und rügenswerther, da Herr Schmidt als Advokat wohl wiſſen ſollte, daß derlei Zeitungsepiſteln mit verſteckter Drohung nach §. 194 des ſächſiſchen Criminalgeſetzbuches nicht geſtattet ſind. Herr Schmidt hätte das bedenken und eine Privatangelegenheit nicht an die große Glocke hängen ſollen, denn wohin ſollte es führen, wenn jeder Advokat, der irgend eine Forderung an Jemanden zu machen berechtigt iſt, auch berechtigt ſein ſollte, damit eine öffentliche Beſchimpfung zu verbinden. Wir müſſen gegen dieſe Art von Schreckſchüſſen in allem Ernſte proteſtiren, und fordern unſere Collegen auf, ein Gleiches zu thun, um dieſen Mißbrauch der Preſſe nicht weiter um ſich greifen zu laſſen. Wir wiederholen das, was Herr Graichen verlangt: „Kein Redakteur eines Blattes ſollte daſſelbe zur Niederlage ſolcher Aufforderungen machen, oder, was noch wirkſamer wäre, die Regierungen ſollten es ausdrücklich unterſagen, derlei Aufforderungen aufzunehmen". Wir ſind überzeugt, daß die „Leipziger Zeitung", mit dieſer Anſicht vollkommen einverſtanden, zukünftig ſolchen ungeſetzlichen Aufforderungen ihre Spalten verſchließen wird!

∴ Nummer 28 der „Spener'ſchen Zeitung" berichtet: »In dieſen Tagen iſt bei Otto Wigand in Leipzig eine Broſchüre erſchienen, welche eine Kunſt zum Gegenſtande hat, die man bei der täglichen Erweiterung unſerer Kenntniſſe vor Allem in Anſpruch nehmen möchte, die der „Mnemonik oder Erinnerungs-Wiſſenſchaft". Der Verfaſſer, E. M. Oettinger, der ſich kürzlich durch ſeine „Literatur des Schachſpiels" als ein wohlbewanderter Bücherkenner gezeigt, hat dieſe kleine Schrift in Bezug auf einen jungen Dänen, Herrn Carl Otto, früher genannt Reventlow (aus Storehedinge auf Seeland gebürtig) herausgegeben, der, nachdem er in Leipzig in allen Kreiſen der Geſellſchaft durch ſein mnemoniſches Talent großes Aufſehen erregt, nun in Berlin angekommen iſt, wo er wahrſcheinlich öffentlich auftreten wird. Man wird ſich der Verdienſte um die Mnemonik erinnern, welche ſich der durch Klüber zur Kenntniß des größeren Publikums gelangte Herr Schenkel, Herr v. Aretin und der Canonicus v. Feinaigle erworben haben, und Oettinger hat in ſeiner Brochüre viele intereſſante Notizen über dieſe Gründer der Kunſt beigebracht. Den Beſchluß der Broſchüre*) macht eine alphabetiſch geordnete Literatur der Mnemonik, die mit großem Fleiße ausgearbeitet iſt, und zu der wir noch Herdſons „ars mnemoninca" lat. und engl. London 1561 und 1657. 12. Buiſſer „pratique de mémoire artificielle" Paris 1719—23. Feyjoo's in ſeinen bekannten „cardas eruditas" gegebene Theorie der Mnemonik, des Abbé Giſſey „mnemotechnica",

---

*) Carl Otto Reventlow oder die Mnemonik in ihrer höchſten Ausbildung.

Turin 1811 u. ſ. w. hinzufügen müſſen. Salomon Lowe's „mnemonics delineated“ iſt im Jahre 1737, 8. in London erſchienen.«

∴ Seit dem 14. Januar erſcheint in unſerer blattreichen Stadt ein neues in ziemlich großartigem Style angelegtes Tageblatt unter dem Titel „General-Anzeiger für Deutſchland“, redigirt von dem durch einige hiſtoriſche Arbeiten vortheilhaft bekannten Dr. Ramshorn. Von dieſer neuen Zeitſchrift liegen neun Folio-Nummern vor uns. Jede Nummer beginnt mit einem Geſchichtskalender, bringt eine Rundſchau aus der Tagesgeſchichte und ein belletriſtiſches Feuilleton. Die andere Hälfte des Blattes bringt Anzeigen aller Art. Im Feuilleton fanden wir einen intereſſanten Artikel „Papſt Pius des Sechſten Reiſe nach Wien“, einen Auszug aus Dr. Ramshorns neueſtem Geſchichtswerke „Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit“ (Verlag von Ph. Reclam jun.). Unter den Anzeigen brilliren folgende drei Bulletins des bekannten Schneiderkünſtlers **Hoyer**: I. Aeltere Kirchenväter, ſowie mehrere neuere Schriftſteller von Bedeutung behaupten hartnäckig, daß ich der Verfertiger des Trier'ſchen Rockes ſei; ich erkläre hiermit feierlich, daß ich es nicht bin, kann aber nicht umhin, einem geehrten Publikum anzuzeigen, daß eine neue Art Hoſen zur Verdeckung von Bocksfüßen bei mir vorräthig iſt. — II. Ich habe eine Anzahl Fracks unter dem Namen „Himmelſtürmer“ anfertigen laſſen, welche dieſen Namen nicht allein verdienen, ſondern auch überſtrahlen. Der ſiegreiche Schwung im Schnitte, die Korrektheit in der Ausführung übertreffen Alles, was je Deutſchlands Männerherzen umfloſſen hat. — III. Uebelgeſinnte haben das Gerücht verbreitet, ich hätte in der Lotterie gewonnen und würde mein Geſchäft aufgeben. Aber ſo lange meine Hand noch der Scheere mächtig iſt und Menſchen nackt geboren werden, entziehe ich mich meinen Bekleidungspflichten und den Erwartungen der bedürftigen Menſchheit nicht. Gez. S. G. Hoyer.

∴ Vor einigen Tagen fanden wir in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ eine Brochüre angezeigt, betitelt „Lyſer und Ronge“. Eine Zuſammenſtellung barockerer Art iſt uns bis jetzt noch nicht vorgekommen. Lyſer und Ronge! Welche Profanation! Lyſer und Ronge — welche Blasphemie! Lyſer und Ronge! Katzenfell und Hermelin! Räucherkerzchen und Pyramide! Kuhſchnappel und Konſtantinopel! Fuſel und Nectar! Schneckenberg und Chimboraſſo! „Letzter Wille“ und Molière! Commisbrot und Ambreſia! Cäcilie Brandt und Angelica Kaufmann! Gräfin Hahn-Hahn und George Sand! Nante und Dante! Lyſer und Ronge! Kannibaliſche Malice!!! Ueber dieſe Zuſammenſtellung lachen wir bis zum nächſten Palmſonntag!

∴ Zwiſchen Ignaz Rabbi Kuranda und dem ci-devant Souffleur Auguſt Lewald hat ſich ein höchſt ergötzlicher Federkrieg entſponnen. Kein Freund von der Sitte, ſich in fremde Händel zu miſchen, ſehen wir dieſem journaliſtiſchen Stiergefechte en miniature ohne Haß und ohne Liebe zu, und denken dabei an das alte Sprichwort: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich. Herr Kuranda portraitirt Herrn Lewald, Herr Lewald portraitirt Herrn Kuranda und Beide ſagen ſich Grobheiten; die witzigſte darunter iſt die, welche der Redakteur der „Europa“ dem Redakteur der „Grenzboten“ anhängt; er ſpricht unter Anderm von „gußeiſerner Zudringlichkeit“, ein Witz, der uns lieber als mancher Jahrgang der „Europa“ iſt.

∴ Die „Grenzboten“ ſchreiben: »Das Tſchechenthum ſoll in Preußen ganz ausgerottet werden. Man weiß, daß ſchon Ein Namensvetter des Attentäters in Echt umgetauft wurde; jetzt hat eine Namensvetterin deſſelben, die Frau Bau-Inſpektorin Tſchech in Ratibor, vom König von Preußen die Erlaubniß erhalten, ſich Treblin zu nennen. Der Name Tſchech ſoll aber in Schleſien ſehr häufig vorkommen; wenn daher Alle, die ſo heißen, bei ihrem Könige um andere Namen petitioniren ſollten — wie nach der Schöpfung die unſchuldigen Thiere, als ſie zu demſelben Zwecke in alphabetiſcher Ordnung an Adam vorbeidefilirten — ſo dürfte vielleicht doch einige Verlegenheit entſtehen. Wir würden dieſer Noth lieber durch ein Decret vorbeugen, welches alle Namensvettern des Attentäters mit einem Male in Müller, Schmidt oder Schulze verwandelte; vorausgeſetzt, daß die Inhaber dieſer in Deutſchland ſo populären Namen nicht dagegen proteſtirten.«

∴ Sicherm Vernehmen nach beabſichtigt ein ſtädtiſcher Abgeordneter auf dem bevorſtehenden ſächſiſchen Landtage verſchiedene Ergänzungen zu dem neuen Strafgeſetzbuch in Vorſchlag zu bringen. Nach ſeinem Plan wird man z. B. zukünftig eine Gefängnißſtrafe von 10 Tagen mit Durchleſung eines Blattes des Biedermann'ſchen „Herolds“, eine Strafe von 20 Tagen Gefängniß mit Durchleſung des Heller'ſchen „Letzten Willens“, und eine 30tägige Gefängnißſtrafe endlich mit Durchleſung eines dreibändigen Romans des Herrn Heinrich Laube abkaufen können. Wir bezweifeln indeſſen, daß der Vorſchlag durchgehen werde, weil uns die Surrogate nicht im richtigen Verhältniſſe zu den urſprünglichen Strafbeſtimmungen zu ſtehen ſcheinen. Wer würde in ſolchen Fällen nicht lieber das Gefängniß vorziehen?

∴ In Nummer 4 der in Grimma erſcheinenden „Schulzeitung“ ſtellt der Redakteur derſelben an alle mit ihm in Verbindung Stehenden die Bitte, auf den Briefen an ihn für die Folge das „Titularweſen“, das „Wohlgeboren“ oder „Hochedelgeboren“ u. ſ. w. wegzulaſſen, und ſchlechtweg „Herrn“ zu ſchreiben. Wir können aber nicht einſehen, welchen gewaltigen Schritt vorwärts dieſer emancipationseifrige Schulmeiſter-Redakteur dadurch thut, wenn er ſich nicht auch des „Herrn“ auf ſeinen Briefen entſchlagen kann. Wichtig iſt die Sache überhaupt nicht, ſo aber iſt ſie lächerlich, und man ruft unwillkürlich: Schulmeiſterlein, si tacuisses!

∴ Die ſogenannte neue vermehrte Ausgabe der Gedichte Karl Becks (Verlag der Voſſ'ſchen Buchhandlung in Berlin) iſt vom hieſigen Stadtrathe als Nachdruck proviſoriſch mit Beſchlag belegt worden.

∴ Bei C. Pönicke und Sohn iſt eine „kurze Lebensbeſchreibung des ehemaligen Bürgermeiſters Tſchech“ erſchienen; wir erfahren daraus viel Altes und nichts Neues.

∴ In Nummer 16 der „Nationalzeitung der Deutſchen“ theilt Dr. Luther (nicht zu verwechſeln mit jenem Martin Luther, der die Reformation herbeigeführt) ein vortreffliches Pomaden-Recept gegen den Kahlkopf mit. Da wir annehmen dürfen, daß unter unſern Leſern ſich auch mancher ehrenwerthe Kahlkopf befindet, der ſich Haare wünſcht, ſo beeilen wir uns, ihm jenes Recept ans Herz und auf den Kopf zu legen.

∴ Nachdem Herr Gutzkow öffentlich auf Ehre und Gewiſſen erklärt hat, daß er bei Bearbeitung ſeines „Urbild des Tartüffe“ ein ähnliches Sujet von Goldoni gar nicht gekannt hat, wird es jedenfalls merkwürdig erſcheinen, wenn ein hieſiger Literat, der zuerſt eine hierauf bezügliche Anſicht ausſprach, nachweiſen zu wollen behauptet, daß Gutzkow durch wunderbaren Zufall alſo mit Goldoni in ſehr bedeutende Colliſion gerathen iſt. Im Uebrigen erwarten wir mit Beſtimmtheit, daß beſagter Literat recht bald mit ſeinen diesfallſigen Beweiſen herausrücken wird, die jedenfalls ein eclatantes Zeugniß für das „les beaux esprits se rencontrent“ abgeben müſſen.

∴ Kürzlich kam uns ein Buch zu Geſicht, das den Titel führt: „Die heilige Eliſabeth, neu bearbeitet von Schmerbauch“. Unwillkürlich fiel uns dabei ein, daß der erſte Gemahl der heiligen Eliſabeth ein Landgraf von Thüringen geweſen.

∴ Auf unſerm Stadttheater hat ſich ein neues Luſtſpiel, „der Confuſionsrath“, nach dem franzöſiſchen Vaudeville „l'étourneau“, von W. Friedrich bearbeitet, ſehen laſſen und ziemlich gefallen, was vor Allem dem gewandten Darſteller der Titelrolle, Herrn Meixner, auf deſſen Schultern das Ganze ruht, zugeſchrieben werden muß.

∴ Die „Theaterchronik“ ſchreibt: »„Margarethe“ iſt der Titel eines als Manuſcript erſchienenen Zeitbildes, deſſen Held Göthe in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre iſt; die Partie muß daher von einer Dame geſpielt werden. Ort der Handlung: Frankfurt am Main, Zeit: 1766.

Liſſabon. Während in Paris die engliſchen Schauſpieler, namentlich Macready und Miß Faucit Triumphe gefeiert haben, zeigt man ſich hier gegen einen Landsmann derſelben, einen gewiſſen Donaldſon, der es unternommen hatte, im hieſigen Theater dramatiſche Vorſtellungen zu geben, weniger gaſtfreundlich. Statt Lorbeern hat dieſer im Lande der Orangen nur gekochte Kartoffeln geerntet, die man ihm auf die Bühne und an den Kopf geworfen hat. Dieſe unpoetiſchen Wurfgeſchoſſe kamen aus einer Loge, die mit jungen Leuten aus den erſten Familien, mit den Lions von Liſſabon, gefüllt war. Die im Theater anweſenden Fremden der verſchiedenen Nationen aber, und namentlich die handfeſten Landsleute des ſo angegriffenen engliſchen Mimen, nahmen für denſelben Parthei, und es entſtand ein förmliches Gefecht im Theater, wo bald noch derbere Waffen, als gekochte Kartoffeln, in Anwendung kamen. Die portugieſiſchen Kartoffelſchützen wurden ſo hart bedrängt, daß ſie das Haus räumen mußten, und Albions beleidigter Sohn ſpielte ſein Stück unter dem Beifallsruf ſeiner Hilfstruppen zu Ende.

London. Der Handelsvorſtand der City hat dem Poſtreformator Rowland-Hill vorläufig eine Anweiſung auf 10,000 Pfd. St. zum Geſchenk gemacht. (So belohnen Engländer die Verdienſte ihrer Mitbürger um das Vaterland!)

∴ Die Tänzerin Webſter, welche vor einiger Zeit an Brandwunden, die ſie auf dem Theater erhalten hatte, geſtorben iſt, war einem jungen Manne verlobt, dem ihr Verluſt ſo ſehr zu Herzen gegangen iſt, daß er nach einigen, durch ſeine Verwandten verhinderten Selbſtmordverſuchen endlich den Entſchluß faßte, ſein Leben wie ſeine Geliebte zu enden. Er zündete ſeine Kleider an und ſtarb unter den qualvollſten Schmerzen. (Eine Thräne für den armen Teufel!)

∴ Seit dem neuen Jahre erſcheint hier ein deutſches Wochenblatt, „Londoner deutſche Zeitung und Urania“.

Mainz. Seit dem 1. Januar hat unſere Stadt eine neue Zeitſchrift, „Stimmen vom Rhein“, erhalten. Redakteur derſelben iſt Herr Friedrich Reus.

München. Der „Landbote“, eines der vielgeleſenſten Blätter Münchens, hat in neueſter Zeit durch die Mitarbeiterſchaft des geiſtreichen Herrn F. W. Bruckbräu, des frühern Redakteurs des „Münchener Beobachters“, einen neuen Aufſchwung genommen; der „Landbote“ iſt das einzige Journal, das den Leiſtungen des Theaterperſonales nicht fortwährend Weihrauch ſtreut, ſondern zur rechten Zeit auch wohl ein Wort des Tadels hören läßt, der, beiläufig erwähnt, immer mehr am rechten Platze iſt als das Lob, das von den übrigen Journalen ſcheffelweiſe vertheilt wird; namentlich lobhudelt „der Volksfreund“ die Demoiſelle Denker auf eine oft unverſchämte Weiſe.

Neapel. Der talentvolle Marine-Maler Thömming aus Eckernförde, Sohn eines evangeliſchen Geiſtlichen, iſt am 16. Januar, aus Liebe zu einer jungen ſchönen Neapolitanerin, im Hauſe des Erzbiſchofs zur katholiſchen Religion übergetreten.

.·. Die im San-Carlo-Theater neu aufgeführte Oper, „Franceſco Donato“, von Mercadante, hat complet Fiasco gemacht.

Paris. Vor dem Handelsgerichte iſt ein merkwürdiger Prozeß im Gange. Herr J. Lacroix hat den Buchhändler de Potter verklagt, weil er ſeine bei ihm erſchienenen Romane nicht in den Zeitungen anzeigen will. Es ſind darüber verſchiedene Gutachten von Sachverſtändigen beigebracht worden, unter anderen auch eins von A. Dumas, aus dem man erſieht, daß dieſer die Summe, welche ſein Verleger, der Buchhändler Dujarier, jährlich für die Zeitungsanzeigen ſeiner Schriften zahlen muß, auf 24,000 Frs. (6400 Thlr.) contractlich feſtgeſtellt. Als Wirkung führt er an, daß Herr Dumont von einem vor drei Jahren erſchienenen Romane, den er faſt gar nicht angezeigt, erſt 7- bis 800 Exemplare, Herr de Potter von einem, der erſt im vorigen Jahre erſchienen iſt und den er vielfach angezeigt, 1000 Exemplare abgeſetzt hat. Das Urtheil iſt noch nicht erfolgt.

.·. Nach offizieller Angabe ſind in Frankreich vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1842 nicht weniger als 541 Verbrechen der Vergiftung an Andern begangen worden. Von dieſen 541 Angeklagten ſind 251 freigeſprochen, 65 zum Tode verurtheilt und 37 wirklich hingerichtet worden. Hinſichtlich des Geſchlechts der Angeklagten waren darunter 295 Männer und 246 Frauen.

.·. Die von der „Cölner Zeitung“ gegebene und in die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ übergegangene Nachricht, daß die Herren Ruge, Marx, Börnſtein und Bernays aus Paris verwieſen und durch einen Polizeikommiſſär nach Calais gebracht worden ſeien, iſt nichts weiter als ein plumper Puff. Paris liegt ja nicht in Deutſchland!

.·. Der Compoſiteur des „Nachtlagers von Granada“, Herr Conradin Kreutzer, hat ſeinen Prozeß mit dem Director der italieniſchen Oper, Herrn Vatel, nun auch in zweiter Inſtanz vor der Cour royale verloren. Sein „Nachtlager“ wird alſo nicht zur Aufführung kommen.

.·. Zur Vervollſtändigung der Chriſtusgarderobe hat man jetzt in irgend einem alten Kloſter der Normandie die erſten Windeln des Jeſuskindlein aufgefunden.

.·. Im verfloſſenen Jahre ſind in Frankreich nicht mehr als 23,141 Eheleute durch den Spruch der Gerichte geſchieden worden. (Demnach ſcheint das eheliche Glück auch bei unſern überrheiniſchen Nachbarn nicht zu Hauſe zu ſein.)

.·. Am 29. Januar wurde im Schloſſe der Tuilerien Aubers „Stumme von Portici“ aufgeführt, wozu gegen 2000 Gäſte eingeladen waren.

.·. Im Odeon-Theater hat ein vieraktiges Luſtſpiel in Verſen, „Urſus“ (der Bär), nicht ſehr gefallen.

.·. In vielen Blättern treibt ſich der Hoax herum, daß Herr Heine an ſeinen „Memoiren“ arbeite. Wir wiſſen aus guter Quelle, daß dies unwahr iſt.

.·. Herr Azaïs, der bekannte Gelehrte und Schriftſteller, ein Sonderling, aber ein höchſt achtbarer Mann, iſt hier in einem Alter von 79 Jahren geſtorben. Bekanntlich flüchtete er ſich während der erſten Revolution in ein Hoſpital zu Tarbes und ſchrieb dort ſeine bekannten „Compensations“*).

.·. Der diesjährige Faſtnachts-Ochſe, ein hübſches, gelbbraunes Thier aus Poiſſy, wiegt, wenn man dem „Conſtitutionnel“ glauben will, 1970 Kilogrammes, alſo beinahe 4000 Pfund. Er iſt 6 Fuß hoch und 9 Fuß lang, der größte Ochſe (???), den Paris jemals geſehen hat. (Sollte es nicht noch größere Ochſen geben?)

.·. Der „Charivari“ ſagt, das „Journal des Débats“ habe ſein Format vergrößert, um Platz zum Umwenden zu gewinnen.

.·. Der bekannte Youſſouf, mit welchem Semilaſſo das deutſche Publikum zuerſt bekannt gemacht, befindet ſich jetzt hier und wird ſich dem Vernehmen nach mit einer Nichte des Generals Guilleminot verheirathen. (Wie manche ſchöne Pariſerin wird dieſe Glückliche beneiden!)

---

*) Pierre Hyacinthe Azaïs, geb. am 1. März 1766 zu Sorrèze, war einer der ſcharfſinnigſten Philoſophen Frankreichs. E. M. O.

Peſth. Im September ſoll der ungariſche Landtag eröffnet und auf demſelben die Kaiſerin von Oeſterreich als Königin von Ungarn gekrönt werden. (Eine etwas allzu koſtſpielige Aufmerkſamkeit!)

Petersburg. Die Großfürſtin Olga iſt zum Chef eines Huſarenregiments ernannt worden. Der dereinſtige Gemahl dieſer Dame wird alſo mit Recht ſagen können: »Meine Frau iſt ein rechter Huſar!«

∴ Ein Bauer in Volhynien will ein neues Heilmittel gegen die Folgen des Biſſes toller Thiere gefunden haben. Es iſt eine Pflanze, welche im Innern des Landes wächſt und nach Linné Barba caprina (Geisbart) oder Spiraea ulmaria heißt. Dieſe Pflanze wird, friſch aus der Erde gegraben, pulveriſirt und dem Kranken, neun Morgen hindurch, jedes Mal zu einem Theelöffel eingegeben.

Poſen. Ueber das beklagenswerthe Ende des Grafen Eduard Raczynski (ſiehe „Charivari" Seite 1966) circulirt hier eine Menge von Gerüchten, von welchen nur ſo viel unbedingt wahr ſein dürfte, daß wirklich ein Kanonenſchuß — der Graf hatte auf ſeiner ſogenannten Inſel zu Santomyſl einige kleine Kanonen, ſogenannte Böller, aufgeſtellt — ſeinem Leben ein Ziel geſetzt. Der Verſtorbene, durch und durch Ariſtokrat im edlen Sinne dieſes Worts, hatte in der letzten Zeit die fixe Idee, Europa gehe, wie ſchon Niebuhr geweiſſagt, ſeinem jähen Verfall unaufhaltſam entgegen und eine ſolche Zeit des ideellen Communismus wollte er nicht erleben. Jedenfalls leidet es keinen Zweifel, daß er in ſeinen letzten Tagen von periodiſchem Irrſinn befallen war.

Prag. Dem. Nina Sontag, Schweſter der Gräfin Roſſi, hat es im Kloſter nicht lange ausgehalten; ſie erſcheint als Ex-Nonne wieder in der großen Welt.

Rendsburg. Unter den hieſigen Bürgern iſt man übereingekommen, ſämmtliche däniſche Reichsbank-Kupfermünze, die uns hier ſo ganz wider Willen aufgedrungen wird, zu ſammeln und nach Detmold einzuſchicken, damit ſie dort zu dem für die Vollendung des Hermannsdenkmals beſtimmten Erz eingeſchmolzen werde. (Die Demonſtration iſ auch nicht übel!)

Rio-Janeiro. Seit Kurzem erſcheint hier eine neue politiſche Zeitung in franzöſiſcher Sprache, „le Courrier Européen".

Tilſit. Hier herrſcht ſeit 1807 noch immer Frieden.

Waſhington. Die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten haben jetzt 173 Univerſitäten mit 16,000 Studenten.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Der Kaiſer hat die Zueignung eines von dem akademiſchen Blumenmaler Hartinger herauszugebenden Prachtwerks, „Paradisus Vindobonensis", mit dem Text vom Profeſſor Stephan Endlicher, angenommen und dem Autor die große goldene Medaille verliehen.

∴ Der „Humoriſt" beurtheilt das Gaſtſpiel des Herrn Jerrmann in folgenden Verſen:

„Im Hofburgtheater: Jerrmann als Nathan der Weiſe,
Vortrefflich auf eigenthümliche, glückliche Weiſe;
Auch den „Cantal" im Stücke „der Fabrikant"
Voll Charakter, voll Geiſt und Verſtand."

Saphir ſcheint die gereimten Kritiken in die Mode bringen zu wollen. Gut, denn die ungereimten anderer Journale wachſen uns bereits zum Halſe heraus. (Auch uns!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Kreml zu Moskau befindet ſich eine ungeheuer große Kanone. Die Großmutter aller Kanonen wurde auf Befehl des Fürſten Feodor Iwanowitſch im Jahr 1586, im dritten Jahre ſeiner Herrſchaft, von Andreas Tſchalow verfertigt. Di Kanone wiegt 96 000 Pfund und die dazu gehörige Kugel 4800 Pfund. Ob ſie glei unbewacht daliegt, hat ſie doch noch Niemand davongetragen.

— Wenn für einen Schriftſteller die Zahl der Auflagen ſeiner Werke den Maßſta ſeines Ruhmes beſtimmt, ſo ſind die drei Verfaſſer des Kochbuchs der Helene Munk der Meidinger'ſchen Grammatik und des Deutſchen Kinderfreundes (Wilmſen) die berühmteſten Autoren der Welt, denn das erſte Werk hat bis jetzt 61, das zweite 113 un das dritte ſogar ſchon 127 Auflagen erlebt. (Von Laube's „Gräfin von Chateaubriant iſt bis jetzt nur eine Auflage erſchienen.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 125. Leipzig, 19. Februar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Nur nobel!

Novellette von A. Mödinger.

I.

Durch roſaſeidene Vorhänge ſtrahlt die Sonne in ein reizendes Boudoir und läßt einzelne Streiflichter, neckiſchen Sylphen gleich, auf den blumigten Teppich fallen, der den Fußboden des Zimmers deckt. Die ganze übrige Einrichtung des traulichen Gemachs iſt weiß, und das ſanft röthliche Licht, welches die Vorhänge hervorbringen, ſchmiegt ſich leicht und ruhig an die weißen Wände an, während nur oben in dem Halbdunkel des Simſes ſich ein flackernder Schein zeigt, der von einem breiten, mattpolirten Goldleiſten herrührt. Den einzigen Schmuck des Zimmers bildet eine kleine Statuette, die den Liebling der heutigen Damenwelt, den gefeierten Claviervirtuoſen, darſtellt. Sie ſteht auf einer weißen Conſole, deren Arabesken durch die noch leichteren Windungen einer tropiſchen Schlingpflanze bald bedeckt werden.

Auf einer Chaiſe longue, wie ſie ſich oft in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn beſchrieben findet, ruht die Heldin unſerer Skizze in einer jener nachläſſigen Stellungen, wie ſie nur den Damen der haute volée eigen iſt. In den Zügen dieſer jungen und ſchönen Dame ſpricht es ſich deutlich aus, daß ſie fatiguirt iſt, wie genannte Gräfin ſagen würde, und dennoch müßte dem ruhigen Beobachter eine gewiſſe Unſtätigkeit in ihrem Weſen auffallen, die ſich nicht gut mit der vornehmen Abgeſpanntheit vereinigen läßt. Man könnte dieſen Zuſtand mit einer unſerer gewöhnlichen Redensarten bezeichnen, die eben darum ſo abgenutzt ſind, weil ſie ſo viel Bezeichnendes haben. Die junge, ſchöne Dame hat Etwas auf dem Herzen.

Aber was hat ſie auf dem Herzen? Wir müſſen uns vorläufig damit begnügen, es zu errathen, denn die Dame ſpricht kein Wort.

Doch halt! Daß ich nicht lüge ... Sie ſpricht.

— Julie!

Dies „Julie!“, das, mit einer Silberſtimme hingehaucht, einem Seufzer Liſzts aus dem „Ständchen“ gleicht, iſt an ein junges Mädchen gerichtet, das, ſtill waltend, d. h. Staub abwiſchend, im Zimmer beſchäftigt iſt. Das junge Mädchen hat einen allerliebſten Fuß in einem noch allerliebſteren Kamaſchenſtiefel, eine kleine bewegliche Figur und zuletzt ein ganz verteufelt liebenswürdiges Stumpfnäschen. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß das ſtillwaltende junge Mädchen die Kammerzofe dieſer jungen Dame iſt. Alſo:

— Julie!

— Gnädige Frau! …

— Ich habe Dir Etwas zu vertrauen …

Julie hätte vor Freuden den Claviervirtuoſen, den ſie ſo eben abſtäubte, beinah heruntergeworfen. Was Wunder, wenn er das Opfer dieſer vertraulichen Stunde geworden wäre, denn der Leſer wird wiſſen, daß eine Kammerzofe, der man Etwas zu vertrauen hat, das glücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden iſt.

— Vertrauen Sie mir getroſt … ich bin verſchwiegen, wie das …

— Wie das Grab … ich weiß das. Auch weiß ich, daß Du mir ergeben biſt, daß Du Dich für mich opfern würdeſt, wenn es darauf ankäme, mich aus einer drohenden Lage zu retten.

— Herr Gott! Sie ſind in einer drohenden Lage?

— Ja, Julie; und nur Dein Verſtand, Dein Witz, der mir ſchon oft gute Dienſte geleiſtet, wird mich ihr entreißen können.

— Die gnädige Frau ſind zu gütig …

— Ohne Umſchweiſe, Julie; ich brauche Geld …

— Ah ſo!

— Viel Geld …

— Ah ſo!

— Du ſollſt mir beiſtehen, es anzuſchaffen …

— Ich verſtehe! — Julie legt bei dieſen Worten mit vielem Witz den Finger an die Naſe und fährt fort: Das natürlichſte Mittel ſchiene mir, wenn wir mit dem Kaſſirer des gnädigen Herrn ſprächen und uns über den Zuſtand der Finanzen erkundigten.

— Daran habe auch ich zuerſt gedacht. Aber das geht nicht; mein Mann darf von dieſem Gelde nichts wiſſen …

— Teufel! dann fiele auf dieſe Art das zweite Mittel, mit dem gnädigen Herrn ſelbſt zu ſprechen, ganz weg.

— Wenn Du nichts Beſſeres weißt, dann bin ich verloren.

— Um Gotteswillen, gnädige Frau, nicht ſo ſchnell mit dem Verlorengehen. Wir werden ſchon noch Etwas finden …

— Finden!?

— Wenn uns der junge Herr Marquis einen Vorſchuß machte?

— Geht ebenfalls nicht, denn er kehrt nach Paris zurück und wird ſchwerlich Geld übrig haben, antwortet die junge Dame leicht erröthend.

— Nun, dann kommen wir zum letzten Mittel.

— Das iſt?

— Wir verſetzen unſern Schmuck.

— Das war auch mein Gedanke, aber wie löſen wir ihn wieder ein? Denn Du mußt wiſſen, daß mich nur 6000, baare 6000 Thaler retten können.

— Himmliſcher Vater, 6000 Thaler, das iſt ja ein Heidengeld! Und das junge Mädchen mit der Stumpfnaſe denkt hierbei: 6000 Thaler bei der Putzmacherin? Das iſt unmöglich! Im Spiel verloren? Auch unmöglich; denn ſie ſpielt wenig. Wozu alſo braucht ſie 6000 Thaler?

— Gnädige Frau, fährt ſie endlich fort, meine Weisheit iſt zu Ende.

— Dann bin ich verloren! Und dennoch, Du, Du allein kannſt mich retten ...

— Aber wie, gnädige Frau, ich vermag's nicht zu faſſen ...

— Höre! Du haſt längſt Luſt, Dich zu verheirathen. Keine Widerrede, ich kenne Dein Verhältniß mit dem jungen Friſeur; jetzt iſt die Zeit, wo es geſchehen kann, oder nie. Gehſt Du auf den Vorſchlag ein, den ich Dir zu machen gedenke, ſo gebe ich Dir eine vollſtändige Ausſteuer und 500 Thaler baar, um Euch zu etabliren.

— 500 Thaler baar und eine Ausſteuer und den jungen Friſeur! rief Julie und ſprang, ſo zu ſagen, deckenhoch. Himmliſcher Vater, wenn ich nicht einſchlage, ſo heiße ich Hans!

— Sieh' zu, ob uns Niemand belauſcht.

— Es iſt Alles ſtill auf dem Corridor.

— So komm her. Ich will Dir meinen Plan mittheilen.

Das Zöſchen näherte ſich beſcheiden, das heißt, ſie blieb in der gehörigen Entfernung ſtehen.

— Nur näher, immer näher, fuhr die junge Dame fort; was ich Dir zu vertrauen habe, darf kein Menſch hören. Hier, ſetze Dich auf einen Stuhl neben mir, ganz dicht heran.

Man kann ſich denken, daß dieſe Vorbereitungen die erſtaunte Kammerzofe, welche die Haupttugend ihres Standes, die Neugier, ohnedies in einem hohen Grade beſaß, noch neugieriger machte, als ſie in ihrem Leben geweſen war.

Solch eine Vertraulichkeit hatte ſie bei ihrer Herrin nie bemerkt; das mußte einen ganz beſondern Grund haben.

Sie hatte dem Befehl ihrer Gebieterin Folge geleiſtet und ſaß nun auf einem Tabouret, das ganz in die Nähe des Fauteuil der Dame geſchoben war.

Dieſe ſchien vergebens nach einer richtigen Einleitung zu ſuchen; ſie legte deshalb ihre kleine Hand auf den Arm der Zofe, die durch dieſe neue Gunſtbezeugung ganz entzückt war.

Endlich begann die Gnädige:

— Ich habe Dir ſchon geſagt, Julie, daß ich von Deiner Verſchwiegenheit und Deiner Anhänglichkeit überzeugt bin. Du haſt bis jetzt meine Geheimniſſe, welche ich Dir vertrauensvoll mitgetheilt, treu bewahrt; dies beſtimmt mich, in dieſer äußerſten Noth auch auf Dich zu rechnen. Ich will Dir darum auch nicht verhehlen, daß ich die erwähnte Summe nicht für mich, ſondern für Andere gebrauche ...

— Ich verſtehe, Frau Gräfin, unterbrach Julie ihre Herrin, für ...

— Für ihn, fiel die Dame ein; aber das bleibt ſich gleich, ich brauche das Geld und zu deſſen Anſchaffung bedarf ich Deiner Hilfe. Höre nun, wie wir es anfangen müſſen, um die bewußte Summe zu erhalten.

Die Dame hatte dies ſchon mit ſo leiſer Stimme geſprochen, daß man es kaum vernehmen konnte; jetzt aber neigte ſie ſich ſo zu ihrer Zuhörerin hernieder, daß ihre Lippen hart deren Ohr berührten und man nichts von ihren Worten verſtehen konnte.

Ich muß mich daher begnügen, meinen Leſern zu ſagen, daß Julie Anfangs den Mittheilungen ihrer Herrin zuhörte; je mehr dieſelbe aber ihrem Ziele nahe kam, was man aus ihrem wiederholten Stocken errathen konnte, deſto nachdenkender und finſterer wurde ihre Miene. Endlich aber, als die junge Dame wahrſcheinlich ihren Wunſch unumwunden ausgeſprochen hatte, ſprang die Zofe auf und rief, während Jene leicht erröthete:

— Nein, Frau Gräſin! ... das kann ich nicht, ... dazu gebe ich mich nicht her! ... Nie, ... nie!

— Still, Julie, ... um Gotteswillen, ſtill! ... antwortete die Gräſin beruhigend, indem ſie ihr winkte, ſich wieder niederzuſetzen. — Ich verlange es ja nicht von Dir; ich bin zufrieden, wenn Du den Auftrag ablehnſt, aber ich wollte Dir nur Gelegenheit geben, Deinen Wunſch wegen Deiner Heirath mit dem jungen Friſeur zu erfüllen.

Die Erinnerung an den jungen Friſeur verfehlte ihren Eindruck auf das Zöſchen nicht, denn obgleich ſie noch immer verſicherte, daß ſie ſich nie dazu entſchließen könnte, nahm ſie doch ihren Platz neben der Gräſin wieder ein und ſtützte das kleine Köpfchen nachdenkend in die Hand, während ihre Herrin von Neuem zu flüſtern anfing, wahrſcheinlich um ſie zu überzeugen, daß der Vorſchlag doch nicht ſo ſchnell zu verwerfen ſei, weil ſich wohl ſchwerlich eine paſſendere Gelegenheit zu einer Heirath mit dem jungen Friſeur bieten würde.

Doch ich ſehe ein, daß ich meinen Leſern langweilig werden muß, länger dieſem Geflüſter, das ſie ſich doch nicht entziffern können, zuzuhören, und ich vertröſte ſie deshalb auf die Zeit, welche mir vielleicht Gelegenheit giebt, hinter das Geheimniß zu kommen.

II.

Ungefähr um dieſelbe Zeit trat der Kammerdiener des Marquis von Senneville in das Zimmer ſeines Herrn, der an ſeinem Schreibtiſche ſaß und, wie es ſchien, ſehr beſchäftigt war, denn ein Haufen von Briefen umgab ihn, welche er dem Anſchein nach beantwortete.

Als der Kammerdiener eintrat, wandte ſich der Marquis um und ſagte:

— Was willſt Du, Lafleur? Ich habe nicht geſchellt.

— Ich weiß es, Herr Marquis, und bitte deshalb um Verzeihung, antwortete der Diener mit einer Verbeugung; aber Ihre Gläubiger, welche Sie zu dieſer Stunde herbeſtellt haben, ſind verſammelt ...

— Ah ſo! ſagte der Marquis, nicht ſo unmuthig als ein junger Mann zu ſein pflegt, wenn er gezwungen iſt, ſeinen Gläubigern Audienz zu geben.

— Ich entſinne mich, fuhr er fort; ich hatte ſie auffordern laſſen; laß ſie eintreten, Lafleur.

Der Kammerdiener entfernte ſich, während der Marquis ſeinen Satz zu Ende ſchrieb und dann ſeinen Stuhl halb herumdrehte, ſo daß er die Thür des Zimmers im Auge hatte.

Ein Lächeln umzuckte ſeinen Mund, als jene ſich öffnete und ein Haufe von verſchieden ausſehenden Männern ſich in das Zimmer drängte, von denen Einer den Andern bei Seite zu ſchieben bemüht war, um dem vornehmen Herrn, ohne Zweifel [illegible] der Hoffnung auf Bezahlung, zuerſt ſeinen Bückling zu machen. Als die [illegible], durch das Hereinſtürmen ſo vieler Plebejer einen Augenblick geſtört, wieder hergeſtellt war, antwortete der Marquis auf die Verbeugungen ſeiner Gläubiger mit einem gnädigen Kopfnicken und ſagte dann zu ihnen:

— Wahrſcheinlich haben Sie erfahren, meine Herren, daß ich Berlin in dieſen Tagen zu verlaſſen gedenke, um nach Paris zurückzukehren; wie mir mein Kammerdiener ſagt, haben Sie Ihre Forderungen in dieſer Zeit wiederholt geltend gemacht. Ich habe Sie zu mir beſcheiden laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihre Anſprüche anerkenne und ſie in den nächſten Tagen zu befriedigen gedenke. Finden Sie ſich zu dem Zweck übermorgen Mittag um dieſelbe Zeit wieder ein, um von meinem Kammerdiener das Geld in Empfang zu nehmen. Adieu, meine Herren!

Der Marquis machte eine entlaſſende Bewegung und während ſeine etwas enttäuſchten Gläubiger das Zimmer verließen, wandte er ſich um, um in ſeiner Beſchäftigung fortzufahren.

Als die Thür ſich hinter dem Letzten der Fortgehenden geſchloſſen hatte, ſtützte er den Kopf ſorgenvoll in die Hand und ſtarrte vor ſich hin.

— Wenn ſie nur Wort hält, ſagte er leiſe zu ſich; wenn ſie nur einen Ausweg erſinnt, um mir aus der Verlegenheit zu helfen. Es wäre entſetzlich, wenn ich der Stimme meines alten, ſterbenden Vaters nicht folgen könnte, weil mich — Schulden feſthalten. Doch hoffentlich wird ſie Alles aufbieten, mich zu retten. Sie liebt mich und der Liebe iſt kein Opfer zu groß. Schreiben wir noch ein Mal an ſie.

Der Marquis ſchloß ein kleines, flaches Ebenholzkäſtchen auf, nahm aus ihm einen duftenden, mit ſeinem Familienwappen geſtempelten Briefbogen und ſchrieb Folgendes:

> »Ich habe eine Einladung zu dem Ball meines Geſandten empfangen, auf dem ich meine Conſtanze zu finden hoffe. Ich bin überzeugt, daß ſie mir ſo viel Gelegenheit als möglich geben wird, ſie zu ſehen, ehe der entſetzliche Tag herannaht, der mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer, von dem geliebten Weſen trennt.
>
> Kommen Sie, meine geliebte Conſtanze, damit ich mit Ihnen zuſammen das unvermeidliche Geſchick beklage, das mich in dem Augenblick von Ihnen reißt, wo ich erſt recht einſehe, wie ſehr, wie unausſprechlich ich Sie liebe.
>
> Die Kunde meiner Rückreiſe nach Frankreich muß ſich ſchon in der ganzen Stadt verbreitet haben, denn noch eben, als ich in Gedanken an Sie verſunken daſaß, als ich an die Zeit zu denken wagte, welche mich vielleicht wieder zurückführt, ſtörten mich meine Gläubiger in meinem tiefen Nachdenken. Ich habe ſie, wie verabredet, auf übermorgen Mittag vertröſtet. Ich rechne auf Sie. Oh! wie ſehr muß ich Sie lieben, theure Conſtanze, um den Muth zu haben, Ihnen dieſe Bitte an Ihr Herz zu legen!
>
> Ich erwarte Sie beſtimmt auf dem Geſandtſchaftsball. Ich habe Ihnen noch viel zu ſagen.
>
> Ihr
>
> Eugen.«

Der junge Marquis hatte dieſen Brief kaum vollendet und mit einer Brillantoblate geſchloſſen, als Lafleur eintrat, dem er geſchellt hatte.

— Dieſen Brief zur Gräfin B** Nimm ihn beſonders in Acht, daß er in keine anderen, als in Juliens Hände kommt. Wenn Du zurückkehrſt, lege meine Toilette zurecht, ich gehe heut Abend zum Geſandtſchaftsball.

Der Kammerdiener verließ das Zimmer, und der Marquis eilte, ſeine Correſpondenz zu beendigen.

(Schluß folgt.)

Curioſum.

Die allgemeine Herabſetzung des Zinsfußes von 5 auf 3½ pCt. hat den Unterzeichneten, einen Freund des Rechnens, veranlaßt, die Differenz zu ermitteln, welche ſich bei der Zinſen-Summe von einem Pfennig ergiebt, wenn ein ſolcher bei Chriſti Geburt bis ult. 1844, nach jenen Sätzen, auf Zinſeszins gelegt wäre. Eine Berechnung à 5 pCt. iſt ſchon mehrfach veröffentlicht, und die Ueberraſchung, welche jeder Freund der Arithmetik bei dem Anblick der Größe dieſer Summe hatte, iſt dem Schreiber dieſes in der Differenz-Summe geworden, welche ſich durch ſcheinbar geringfügigen Unterſchied der Sätze, um 1½ pCt., herausſtellt.

Ein Pfennig bis ult. 1844 giebt:

à 5 pCt. 1183225981502235792246755931687821035473 Pfennige
à 3½ " 3548174890461340664311792334 "
Differenz 1183225981498687617356294591023509243139 Pfennige
im Verhältniß wie 1 zu 333474537763 "

Erſtere Summe enthält:
580012736030507741297429378278343644 Stück Friedrichsd'or.

Um dieſe nebeneinander aufzuzählen, würden, wenn man 256 Stück auf einen Quadratfuß rechnet,
3933463107845782750769242 Quadrat-Meilen
nöthig ſein, und daher unſere Erde, mit ihren 9250928 Quadrat-Meilen, incluſive ihrer Waſſerfläche, nur den
425196597340913555ſten Theil des erforderlichen Raums
darbieten, oder, was gleich iſt, ſoviel Weltkörper ihrer Größe zur Aufzählung gehören.

Das Gewicht obiger Friedrichsd'or (70 Stück = 1 Pfund) beträgt:
75326329354611394973692127049135 Centner;
ihr reiner Gold-Inhalt giebt aber:
54569713506357126173661140732 92 Kubikfuß.
(deren Kubik-Wurzel 17605588951 iſt) und
39338028767558481 9 Würfelmeilen
enthalten. Nach dem oben angenommenen Flächenraum der Erde hat dieſelbe, bei einem Durchmeſſer von 1716002 Meilen, 2645769367 deutſche Würfelmeilen kubiſchen Inhalt; ſie iſt folglich 148682758 Mal kleiner, als der Kubus (Würfel) jener Goldmaſſe, von dem eine jede Seite 17605588951 Fuß oder 733566 deutſche Meilen lang ſein würde.

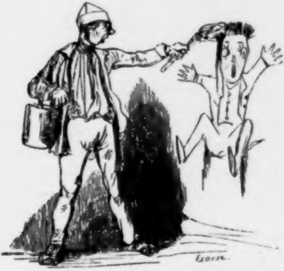
J. Graeſe.

Naturgeſetz.

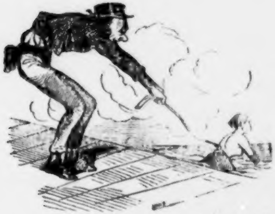
Daß man in alternden Staaten die Dichter vergaß, iſt natürlich;
Neigt ſich zum Herbſte das Jahr, treibt es die Sänger hinweg.

G. v. G.

Gymnaſtiſche Uebungen.



Wunderwirkung einer neu erfundenen Pomade.



Mamſellchen, gehen Sie nicht zu tief ins Waſſer.

Zapfenſtreich.

Antwerpen. Die hieſige Freimaurerloge hat Herrn Sue, als Anerkennung fü ſeinen „ewigen Juden“, eine goldene Feder überſendet.

∴ Man beabſichtigt, unſern prächtigen Dom wiederherzuſtellen; nur iſt man no nicht ganz mit ſich einig, ob die Stadt oder die Regierung die Kleinigkeit von 1 Mil 412 000 Francs — ſo hoch iſt der Koſtenanſchlag — bezahlen ſoll. (Ob das Geld nich zu etwas Beſſerem angewendet werden könnte?)

Augsburg. Von dem „Augsburgiſchen Kochbuch“ der Frau Sophie Julian Weiler iſt unlängſt die 22ſte Auflage erſchienen. (Nun ſage noch Einer, daß unſer Geſchmack ſich geändert habe!)

∴ Madame Wurſt, Schweſter des Hofkapellmeiſters Lachner in München, in ihre Jugend als tüchtige Clavierſpielerin bekannt, ſoll hier als Organiſtin angeſtellt werden.

Berlin. Was bis vor Kurzem noch allgemein als eine Fabel belächelt worden i wird jetzt aus ziemlich zuverläſſiger Quelle als unbezweifelt bezeichnet, daß nämlich unſe König am 19. Februar d. J. ſein Volk mit einer Verfaſſung überraſchen wolle. (A 19. Februar? Soll wahrſcheinlich am 29. Februar heißen!)

∴ Kurz vor Eröffnung des Landtages unſerer Provinz iſt deſſen Syndicus, de als Dichter bekannte Ernſt von Houwald, geſtorben. In ihm iſt der letzte des Dichterbundes, in welchem Chamiſſo als erſter Stern geglänzt, heimgegangen. Houwald wa am Berliner Hofe ein ſehr gern geſehener Mann, der ſelten in den kleinen Zirkeln de Königin gefehlt, die ihn als Dichter ſehr geſchätzt hat.

∴ Weber's „Euryanthe“, neu in Scene geſetzt, hat neuen Enthuſiasmus hervo gerufen. Die Einnahme, die vom Könige als Beitrag zu dem Denkmale beſtimm worden iſt, das dem großen Tondichter in Dresden errichtet werden wird, ſoll übe 3000 Thaler betragen haben. Der reizend-ſchönen Oper ging ein reizend-langweilige Prolog von Herrn L. Rellſtab voraus. Als der Vorhang langſam ſich erhob, ſtellte d Bühne einen Hain dar, in deſſen Hintergrunde man einen der Kunſt geweihten Temp ſah, auf deſſen Altar Webers Büſte ſtand, welche vom Genius der Kunſt (Fräulei Charlotte von Hagn) unter dem Beifalljubel der Zuſchauer mit einem Lorbeerkranze g ſchmückt wurde.

∴ Komödie von oben, Komödie von unten, von hinten und von vorn! D Herren Louis Schneider und Paul Taglioni haben die Erlaubniß zur Gründung eine neuen Theaters erhalten, das zwiſchen der franzöſiſchen und der Jägerſtraße erbau werden ſoll. Viele ſind der Meinung, daß Berlin ſchon an *zwei* Theatern genug hab

∴ Der Michel-Beer-Preis (500 Thaler Gold auf ein Jahr zu einer Studie reiſe nach Rom) iſt diesmal dem jungen Maler Phöbus Levin, einem Schüler Wach zugefallen. Ob Herr Levin nach Rom gehen wird, iſt noch nicht beſtimmt, aber daß das Geld dazu annehmen wird, unterliegt keinem Zweifel.

∴ Die Docenten unſerer Univerſität haben im Saale des engliſchen Hauſes eine Ball gehalten. Die Tanzordnung war folgende: 1) Abſtrakte Polonaiſe. 2) Menuet à la restauration. 3) Poſitiver Walzer. 4) Socialer Ländler. 5) Communiſtiſche Hopſer. 6) Jung-Hegel-Galoppade. 7) Platoniſche Polka mit Citaten und Varianten 8) Presbyterianiſcher Schottiſcher. 9) Berliner Françaiſe. 10) Hiſtoriſch-kritiſche Mazurka (ohne Sporen). 11) Cotillon mit Hegeliſchem Kehraus nach Strauß'ſcher Muſi In den Pauſen tanzte Tiecks geſtiefelter Kater einige Soli. (Sign. f. d. m. W.)

∴ Im Mitarbeiter-Verzeichniſſe des „Geſellſchafters“ prangen unter einer Unza von Schriftſtellern, die eigentlich nie gelebt haben, auch folgende Todte: Geor Förſter, Lamotte Fouqué, Franz von Gaudy, Klinger und — [illegible]glaublich, aber wahr — ſogar Paſcal!!! Risum teneatis amici!

∴ Der „Freimüthige“ ſchreibt: »Ein Setzer der „Illuſtrirten Zeitung“ ſtürz neulich leichenblaß ins Redaktionsbureau und überreichte ein Manuſcript, das wohl n irrthümlich in die Druckerei gekommen wäre, denn er hätte darin … Spuren v Geiſt und Geſinnung entdeckt. (Sothanes Manuſcript iſt wahrſcheinlich nicht abgedru werden!)

∴ Bettina, das alte Kind, ſoll mit einem Operntexte beſchäftigt ſein, den — dem lieben Gott und Bettina iſt ja Alles möglich — höchſtſelbſt zu componir gedenkt. Meyerbeer ſoll ſeitdem keine Nacht ſchlafen können, weil er fürchtet, d Bettinens „Weltumwälzer“ ſeine „Hugenotten“ in den Hintergrund drängen und i den Ruhm des größten Componiſten Deutſchlands rauben werden.

∴ Der bekannte Novelliſt Ludwig Storch hat einen Operntext, „Sonne und Mond", geſchrieben.

∴ Hieronymus Truhn hat ſein ſo eben erſchienenes Jeſuiten- und Muckerlied dem katholiſchen Prieſter Johannes Ronge dedicirt.

∴ Die deutſche Geſellſchaft hat das Wort „Huſar" aus der deutſchen Sprache verwieſen und dafür das Wort „Schnur-Reiter" erfunden. (Koloſſal geiſtreich! Trotzdem werden wir, mit Erlaubniß der deutſchen Geſellſchaft und des Herrn Robert Heller, das Wort „Huſar" beibehalten.)

∴ Die Damen unſerer haute volée haben ſich dem Schlittſchuhlaufen ergeben: des Mittags ſtellen ſie auf dem Eiſe bei Moabit ihre Uebungen an. Dieſem originellen Schauſpiele wohnt natürlich ein großer Schwarm von Maulaffen bei.

∴ Der bekannte Thierbändiger Sentenac hat den wahrhaft erſtaunenswerthen Entſchluß gefaßt, ein paar Berliner Lindwürmer oder Lind-Vergötterer zu zähmen. (Wir glauben, daß ihm das ſchwerlich gelingen wird.)

∴ In Berlin exiſtiren jetzt nicht weniger als fünfundfünfzig verſchiedene Vereine, die polizeilich conſtituirt ſind. Nun will ſich gar ein „Verein gegen die Vereine" conſtituiren.

Brüſſel. Im vorigen Jahre wurden auf den belgiſchen Eiſenbahnen 3 Millionen 370,539 Perſonen befördert und 11 Millionen 250,488 Francs eingenommen; alſo 299,446 Perſonen und 1,189,120 Francs mehr als im Jahre 1843.

Cöln. Der Bildhauer Imhoff hat die Büſte des hier anweſenden Malers N. de Keyſer vollendet und in dieſem Werke eine neue Probe ſeines ſchönen Talentes geliefert.

Chur. Der kleine Rath des Cantons Graubünden hatte an alle Juden, die ſich in Chur aufhalten, den Befehl erlaſſen, ſofort den Canton zu verlaſſen. Nur ein franzöſiſcher Jude darf auch ferner bleiben, da der franzöſiſche Geſandte erklärt hatte, daß, falls dieſer (antediluvianiſche) Beſchluß auch auf dieſen franzöſiſchen Unterthan ausgedehnt werde, alle Graubündtner in Paris Befehl erhalten ſollten, binnen vierzehn Tagen die Stadt zu verlaſſen. (Braviſſimo! Schlägſt Du meinen Juden, ſchlag' ich Deinen Juden; aber iſt es, Scherz bei Seite, nicht ein himmelſchreiender Skandal, daß die Juden aller andern Länder in der Schweiz ſchutzlos ſind und daß gegen dieſen einfältigen Beſchluß nur Frankreichs Geſandter ernſtlich proteſtirt hat?)

Dresden. Am 9. Februar feierte ein Neſtor in der Literatur, Hofrath und Vice-Director Karl Theodor Winkler (Theodor Hell) ſeinen 70ſten Geburtstag. Von mehreren Städten Sachſens (von Leipzig, Budiſſin, Freiberg u. A. waren Deputationen der Freimaurerlogen eingetroffen, um ihm Glückwünſche und ſinnige Geſchenke zu überbringen. (Auch wir rufen dem Ehrenmanne nachträglich ein herzliches Alaaf! zu.)

Frankfurt a. M. Der ſüddeutſche Buchhändler-Verein hat beſchloſſen, ſeine erſte Buchhändler-Meſſe im nächſten Jahre in München zu halten.

Genua. Genua, die Vaterſtadt Chriſtoforo Columbo's, will dem Entdecker der neuen Welt ein prachtvolles Denkmal errichten.

Hamburg. Vor einiger Zeit fanden in der Vorſtadt St. Pauli (ſonſt als Hamburger Berg weltberühmt) bedeutende Prügelſkandale zwiſchen den Soldaten der hieſigen und der Altonaer Garniſon ſtatt. Den hieſigen Blättern iſt es, aus nicht unbegreiflichen Rückſichten, nicht geſtattet worden, über dieſe Vorfälle, die ein ziemlich ernſtes Gepräge getragen haben ſollen, etwas Näheres zu berichten. Die „Weſerzeitung" ſpricht bei Erwähnung derſelben ſtets von „däniſchem Militär" und „däniſchen Behörden". Es iſt doch wirklich arg, daß die Redaktion eines angeſehenen deutſchen Blattes (von dem „Correſpondent" wollen wir gar nicht ſprechen, denn wer correſpondirt nicht heutzutage für Zeitungen?) daß alſo die Redaktion ſich daran erinnern laſſen muß, daß Altona eine deutſche Stadt im deutſchen Holſtein, die Behörde derſelben alſo eine deutſche und die dort garniſonirenden Soldaten deutſche Soldaten ſind!

∴ Der „Telegraph" erinnert in einer Theaterkritik ein Mitglied des Thalia-Theaters, daß es eine Zeit gegeben, „in welcher die Schauſpieler zur Klaſſe der Vagabunden gezählt worden". (Derlei Erinnerungen mögen für manchen Schauſpieler nichts Angenehmes haben.)

Kopenhagen. Der franzöſiſche Geſchäftsträger Graf von Saint-Prieſt iſt von ſeinem Poſten abgerufen worden, weil er in der Pairskammer gegen das Miniſterium Guizot geſtimmt hat. (Das geſchieht ſeinem Vater ganz recht, warum u. ſ. w.)

∴ Der geſinnungstüchtige Redakteur des „Faedrelandet", C. Ploug, iſt zu einer Geldbuße von 500 Rthlr. und zu fünfjähriger Cenſur (in Dänemark exiſtirt die Cenſur nur als Strafe) wegen eines Artikels über die däniſchen Preßzuſtände verurtheilt worden, welcher überſchrieben war: „Wir nähern uns der deutſchen Cenſur".

Leipzig. Nummer 17 der „Vaterlandsblätter" enthält folgende Erklärung: »Das von einem gewiſſen Lyſer verbreitete Machwerk, beſtehend in einem fingirten Portrait und in läppiſch anmaßenden Worten, welche mir in den Mund gelegt werden, iſt durch einen Artikel in der „ſchleſiſchen Zeitung" ſchon als Myſtifikation bezeichnet worden. Da dieſer Artikel aber in einem großen Theile von Deutſchland unbekannt geblieben zu ſein ſcheint, ſo erkläre ich, um jede fernere Verdächtigung zurückzuweiſen, jenes Lyſer'ſche Machwerk als Lüge und Betrug. Betrug, weil Lyſer dem Publikum ein fingirtes Portrait zum Kauf bot; Lüge, weil ich jene angeblich von mir geſammelten Worte weder geſchrieben, noch geſprochen habe. Johannes Ronge.« (Armer Herr Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt Lyſer-Pearſon, das bringt Dich vollends um den letzten Reſt Deines literariſchen Credits!)

∴ Nach der Ausſage der „Allgemeinen Preßzeitung" ſollen in Preußen ſeit 1840 mehr als 400, wiederhole vierhundert Bücher verboten worden ſein! — !

∴ Die „Mode" erzählt: »Dem Vernehmen nach beabſichtigt Jemand (vielleicht gar Herr Laube?) eine „Zeitung für Ordens-Inhaber aller Klaſſen" herauszugeben, von der man ſich ungeheure Verbreitung verſpricht. Jede Nummer bringt die Portraits von zwölf Rittern. Mangel an Stoff wird alſo nicht ſo bald eintreten.« (Einem on dit zufolge ſollen bereits 17,356 Ritter des rothen Adler-Ordens vierter Klaſſe ihre Theilnahme und Portraits zugeſagt haben.)

∴ Herr Wilhelm Engelmann, ein vielſeitig gebildeter Bücherkenner, der ſich durch eben ſo fleißige als gewiſſenhafte Ausarbeitung vieler Specialbibliographien ein großes, unbeſtrittenes Verdienſt erworben, arbeitet jetzt an einer Fortſetzung ſeiner „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaft". Das Supplement, das im Laufe dieſes Frühjahrs erſcheint, wird ein Verzeichniß der ſeit 1836 bis Ende 1844 in England erſchienenen Romane, Gedichte und Schauſpiele enthalten.

∴ Durch Nummer 28 und 29 des „Kometen" ſchlängelt ſich eine bandwurmähnliche, koloſſal-langweilige Lobhudelei auf Herrn Laube's „Struenſee", ein Stück, das, beiläufig erwähnt, nur wenig Erfolg gehabt, denn es hat bis jetzt, wie man hört, nur zwei Wiederholungen erlebt. Um ſo verdächtiger und unverſchämter iſt der übertriebene Weihrauch, der dieſem Stücke von einem Anonymus geſtreut wird, welcher ſich höchſt naiv der „Laie im Tempel" nennt. Vor Allem iſt der klaſſiſche Styl zu bewundern. Sothaner „Laie im Tempel" lobt unter Anderm auch die „Inſcenation". Ein köſtlicher Kauz!

∴ Wir theilen unſern Leſern aus Nr. 11 und 12 des „General-Anzeigers für Deutſchland" nun auch das 4. und 5. Bulletin des General-Schneidermeiſters Heyer mit: Es lautet: »Die Erfüllung der Zeiten naht mit mächtigen Schritten! Die Hoſe ſieht mit Spannung ihrer Losſagung vom Stege entgegen, wie Deutſchland incluſive Leipzig von Rom. In dieſer Zwiſchenzeit der Spannung fertige ich nach wie vor Hoſen mit Stegen an, bis der feierliche Augenblick heranrückt, wo der Steg wieder in den Urzuſtand eines unnützen Leders zurücktreten wird, und nur noch Legenden von dem Zwange berichten, welchen er der Hoſe zu thun ſich angemaßt.« — »Um vielfaches Dunkel in meiner Kunſt aufzuklären, bin ich geſonnen, einen Cyclus von Vorleſungen über die Philoſophie der Bekleidungskunſt zu geben. Ich werde mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit von Eva's Feigenblatte bis zum Sack-Paletot und Pardeſſus mir keine Nuance entgehen laſſen. Um die Formalitäten des Honorars zu erſparen, mache ich dies die eine Bedingung, daß jeder Zuhörer durch Beſtellung und ſofortige baare Bezahlung eines vollſtändigen Anzugs ſich die Zutrittskarte löſt. Näheres in meinem Atelier. G. Chr. Heyer.«

∴ Sicherm Vernehmen nach iſt Herr Robert Heller als Dramaturg zum königlichen Theater in Berlin berufen worden.

Leyden. Der König von Holland hat hier am 8. Februar dem diesjährigen Maskenzug der Studenten beigewohnt. Das Feſt ſtellte den Einzug des Grafen Floris V. im Jahre 1279 dar.

London. Die Königin Victoria, die in Begleitung des Prinzen Albert unlängſt dem Herzog und der Herzogin von Buckingham einen Beſuch auf deren Landſitz in Stowe abgeſtattet hatte, übernachtete dort im ſogenannten Rembrandts-Saale, deſſen Kunſtwerke auf 800,000 Pfd. St. geſchätzt werden. In dieſem Prachtſaale befindet ſich unter Anderm eine Pendeluhr, welche früher Ludwig XV. gehört und über eine halbe Mill. Frcs. gekoſtet haben ſoll.

∴ Königin Victoria läßt den jungen Künſtler Doyle, der ſich durch ſeine ausgezeichneten Karikaturen für den „London-Charivari" allgemein beliebt gemacht hat, zwei Jahre, auf ihre Koſten, in Italien reiſen. Derſelbe Doyle hat mehr als ein Spottbild auf die Königin gemacht. (Ob wohl auch ein deutſcher Monarch ſo großherzig wäre???)

∴ Sir Robert Peel hat auf ſeinem Landſitz Drayton Manor eine neue Gemälde-Gallerie angelegt, die hauptſächlich für die bedeutendſten Männer der Gegenwart beſtimmt iſt. (Demnach wird Herr Laube darin nicht fehlen.)

∴ Der Maler Biour arbeitet jetzt, im Auftrage Louis Philipps, im Schloſſe zu Windsor an einem Gemälde, deſſen Gegenſtand die Adreſſe der Stadt London an den König der Franzoſen iſt.

∴ Der Bankier Samuel Rogers, dem 40,000 Pfd. St. in Banknoten geſtohlen worden ſind, iſt bekanntlich auch Dichter (einem deutſchen Dichter kann ſolch ein Unglück wohl ſchwerlich zuſtoßen) und Verfaſſer des Lehrgedichtes „the pleasure of memory“. Man hat nun die Frage aufgeworfen, ob dieſer Diebſtahl auch wohl zu den „Freuden der Erinnerung“ gehöre? Uebrigens hat die hieſige Bank ſehr nobel gehandelt, ihm den Schaden erſetzt und die Noten annullirt.

∴ Der dritte und vierte Band von Lord Malmesbury's „diaries and correspondence“ iſt vor Kurzem herausgekommen. Ueber die Wichtigkeit dieſes merkwürdigen Werkes kann nur eine Stimme ſein, und namentlich giebt ihm die offizielle Stellung des Lords, als Geſandten am königlich preußiſchen Hofe, eine beſondere Bedeutung für Preußen. Die Details, welche Lord Malmesbury über die Prinzeſſin von Braunſchweig (ſpäter, als Gemahlin Georgs IV., Königin von England und Mutter der Prinzeſſin Charlotte) giebt, ſind um ſo authentiſcher, als Lord Malmesbury, als Bevollmächtigter des Prinzen von Wales, die Vermählung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig eingeleitet, und die Prinzeſſin nach London begleitet hatte.

∴ Der alte Claviermeiſter Moſcheles iſt nach viermonatlicher Abweſenheit nach London zurückgekehrt.

Löwen. Unlängſt trat in einem Conzerte ein eilfjähriger Claviervirtuoſe auf: es war der Sohn des berühmten Violiniſten C. de Beriot und der verſtorbenen Madame Malibran.

Lüneburg. Sämmtliche in Folge der Göttinger Unruhen verurtheilten Staatsgefangenen ſind jetzt begnadigt worden, bis auf den unglücklichen Advokat Seidenſticker, der nun ſchon fünfzehn Jahre gefangen ſitzt. Er iſt ein ſelbſt von ſeinen Gegnern hochgeachteter, ausgezeichnet braver Mann, dem die Behörden von Göttingen, wo er als Advokat prakticirt hatte, die günſtigſten Zeugniſſe ausgeſtellt haben. Seine Frau lebt mit vier Kindern in Göttingen in tiefſter Bekümmerniß. (Gott iſt groß — Ernſt Auguſt iſt mächtig! Deutſchland, haſt Du nichts mehr übrig für dieſen Unglücklichen? Haben Hoffmann von Fallersleben, Ronge und die Schneidemühler Dich gänzlich erſchöpft?)

Madrid. Vor Kurzem hielt die Königin Iſabelle eine große Truppenmuſterung auf dem Prado. Sie ritt auf einem perlgrauen Pferde, das ſie mit vieler Eleganz zu lenken verſtand; die Marquiſe de Caſtellan, ihre erſte Dame, begleitete ſie. Mutter Chriſtine aber, die „dulce“ Madame Muñoz, befand ſich in einer ſechsſpännigen Kutſche; ſie überläßt das Reiten ihrer Tochter.

Marſeille. Demoiſelle Kathinka Heinefetter, die hier la belle Allemande genannt wird, ſcheint auch bei uns Manchem den Kopf zu verdrehen.

Moskau. Unſere italieniſche Oper erfreut ſich der dauernden Theilnahme des Publikums. Die Geſellſchaft zählt mehrere Künſtler von bedeutendem Rufe, worunter wir nur den trefflichen Tenor Salvi und den primo basso Goraldi Setti erwähnen. Die prima donna Aſſandri macht hier nicht die Senſation, die ſie in Berlin gemacht hat. Viel Glück aber hat der ſpäter eingetroffene Tenoriſt L. Dorati gemacht. Er debütirte zuerſt in „Norma“; nachher ſang er im „Elisir d'amore“ und in der „Muta di Portici“, jedes Mal mit dem lebhafteſten Beifall. Nächſtens werden wir Roſſini's „Barbiere di Seviglia“ und „Otello“ in Scene gehen ſehen.

Neapel. Nachdem man den Componiſten der Oper „Leonora“, Signor Saverio Mercadante, nicht weniger als zwanzig Mal herausgerufen hatte, rief man, um den Spaß vollſtändig zu machen, auch deſſen Frau und — Tochter. O Neapel!

New-York. Die hieſige „Staatszeitung“ berichtet, daß die New Yorker Barbiere die Whigs nicht mehr um den früher üblich geweſenen Preis raſiren wollen, weil ihre Geſichter ſeit der letzten Präſidenten-Wahl bedeutend länger und faltenreicher geworden ſind.

Oran. Das „Echo d'Oran“ meldet, daß die warmen Quellen von Sidi-Dedujoy, zwiſchen Oran und Mars-el-Keber, den Bädern in Teplitz gleich zu achten ſeien. (Der Redakteur des „Charivari“ hat ſofort beſchloſſen, dieſen Sommer einen Ausflug nach Sidi-Dedujoy zu machen.)

Paris. Louis Philipp hat einen gewiſſen Herrn Goury, ein einundzwanzigjähriges Bürſchchen, das bei der Geſandtſchaft in Mejiko angeſtellt und der Sohn eines Deputirten iſt, zum Offizier der Ehrenlegion gemacht. (Louis Philipp weiß nicht wohl, was er thut.)

∴ Der an die Stelle des Herrn Villemain neu ernannte Cultus-Miniſter Graf Narciſſe Achille de Salvandy (geb. am 11. Juni 1796 zu Condom im Departement des Gers) hat ſich nicht nur als Deputirter und Diplomat, ſondern auch als Schriftſteller, unter Anderm durch ſeinen berühmten Roman „Don Alonzo, ou l'Espagne", einen ſehr ehrenvollen Namen erworben. Seine Erwählung zum Miniſter wird allgemein gebilligt.

∴ Herr Michel Chevalier, der ehemalige Saint-Simoniſt, iſt zum Deputirten der Stadt Rhodez gewählt worden.

∴ Herr von St. Prieſt hat der Deputirtenkammer einen Antrag auf die Herabſetzung des Portos übergeben und darüber eine erklärende Schrift drucken laſſen. Er ſchlägt einen allgemeinen Satz von 20 Cent. (1 Sgr. 8 Pf.) für ganz Frankreich vor, und glaubt, daß dadurch den großen Unterſchleifen, die man auf 60 Mill. Briefe jährlich berechnen könne, ein Ende gemacht werde.

∴ Die Herren Vacquerie und Meurice, Ueberſetzer der hier gegebenen „Antigone" des Sophokles, hatten ihre Ueberſetzung drucken laſſen und ſie dem Könige von Preußen gewidmet. Der König hat nun den beiden Herren durch Herrn Alexander von Humboldt jedem die große goldene Medaille überſendet. In dem eigenhändigen Begleitſchreiben ſagt Se. Majeſtät, daß er ihnen die Medaille als Andenken übergeben laſſe zur Erinnerung an ein Land, wo der Verſuch gemacht worden, dem mächtigen Genius und dem unſterblichen Ruhme des Sophokles eine Huldigung darzubringen. »Die „Antigone",« fährt das Schreiben fort, »für die Sie ſich das Verdienſt erworben haben, ſie in Paris auf die Bühne zu bringen und ihr Gelegenheit zu geben, ſich großen Beifall zu erwerben, übt ihre Herrſchaft über alle Zeitalter und Generationen; ſie thut dies, weil ſie einfach, erhaben und menſchlich iſt und auf die ewige Quelle der Vollkommenheit und moraliſchen Größe zurückgeht.«

∴ Der „Commerce" meldet, daß die Statue des Fürſten von Talleyrand für das Muſeum von Verſailles beſtellt ſei. Das Journal iſt — nicht mit Unrecht — darüber empört, daß man in einem dem Ruhme Frankreichs gewidmeten Muſeum der perſonificirten Liſt, Lüge und Verſtellung, dem Meineid und der Ueberläuferei ein Denkmal errichten wolle. Der „Commerce" nennt Talleyrands Statue „die Apotheoſe der Beſtechlichkeit".

∴ Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften hat den amerikaniſchen Geſchichtsſchreiber William Prescott zum correſpondirenden Mitglied erwählt.

∴ Spontini hat dem ſeit zwei Jahren hier beſtehenden Verein von Muſikern zur Unterſtützung nothleidender Kunſtgenoſſen teſtamentariſch ſeine Autoren-Rechte in Frankreich, ſeine Bibliothek in Paris, die Autographien ſeiner ſämmtlichen im Stich erſchienenen Compoſitionen, ſeine didactiſchen Werke (?) und ſeinen voluminöſen Briefwechſel mit Componiſten, Literaten und hohen Perſonen vermacht.

∴ Dr. Karl Marx, ehemaliger Redakteur der „Rheiniſchen Zeitung", hat Paris verlaſſen, um ſich nach Holland zu überſiedeln und dort ſeine „Geſchichte des Convents" zu beendigen. Das franzöſiſche Cabinet hätte allem Anſcheine nach nicht mehr auf deſſen Abreiſe beſtanden; Herr Marx aber zieht es vor, nach einer ſo auffallenden Hintanſetzung der ſonſt ſo gerühmten Gaſtfreundſchaft Frankreichs ein Land zu verlaſſen, in dem er kein ſicheres Aſyl findet. — Heinrich Börnſtein hat eine Suspenſion des Wegweiſungsbefehles auf unbeſtimmte Zeit erhalten und wird wohl in Paris bleiben dürfen. Dr. Ruge gedenkt ſchweizeriſcher Bürger zu werden. (Armer Ruge, das heißt ja aus dem Regen in die Traufe kommen, denn die Schweizerfreiheit iſt leider keinen Pfifferling werth!)

∴ Herr Muret, Redakteur des legitimiſtiſchen Almanachs „le bon Messager", iſt vom Zuchtpolizeigericht wegen Veröffentlichung einiger Holzſchnitte, die nicht der Cenſur vorgelegt worden, zu einmonatlicher Gefängniß- und 100 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden. (Und das nennt man Preßfreiheit!!!!!!)

∴ Die Polizei hat bei dem Buchhändler Sauville ſämmtliche noch vorhandene Exemplare eines neuen Buches, „la famille d'Orleans", confiscirt.

∴ Der Obriſt Juſſuf, der eine Nichte des Generals Guilleminot heirathen wird, iſt noch Muhamedaner, will ſich aber, ihr zu Liebe, taufen laſſen.

∴ Im verfloſſenen Jahre haben die hieſigen Preſſen 6577 Werke, 1388 Kupferſtiche, 102 muſikaliſche Werke und mehr als 54,750,000 Zeitungs-Nummern geliefert.

∴ Einige Journale binden ihren leichtgläubigen Leſern den etwas allzuplumpen Puff auf, die Jeſuiten hätten Herrn Eugène Sue eine Million Francs geboten, wenn er ſeinen „Juif errant" nicht fortſetzen wolle. Herr Sue ſoll deshalb die Eigenthümer des „Conſtitutionnel" befragt und dieſe darauf erklärt haben, daß ſie in ſolchem Falle gegen ihn auf Schadenerſatz klagen würden. Das iſt aber Alles blos darum erlogen, um dem „ewigen Juden“ einen neuen Nimbus zu geben, was der Kameraderie indeß nicht gelingen wird, da dieſer Roman ein Muſter der verwickeltſten Langweiligkeit iſt.

∴ Vor Kurzem wurde hier eine Autographen-Sammlung berühmter Frauen verſteigert. Die höchſte Summe zahlte man für einen Brief der Herzogin Louiſe de Lavallière, der erſten Geliebten Ludwigs XIV., nämlich 400 Francs; für eine Handſchrift der Madame Eliſabeth, der Schweſter Ludwigs XVI. 101 Francs, von der Prinzeſſin Lamballe 45, Sophie Arnault 40, Chriſtine von Schweden 35, Clairon 18, Genlis 18, Frau von Staël 14, Duchesnois 14, Gräfin Guiccioli (der Freundin Lord Byrons) 13, der Anna von Oeſterreich 11, der Georges Sand 7, der Frau von Maintenon 6 Francs u. ſ. w. Hiernach gehören alſo 11 Anna's von Oeſterreich, 11 Sands, 8 Staëls und 15 Maintenons dazu, um eine La Vallière zu erreichen, oder mit anderen Worten: ein gutes Herz ſteht über Kronen und Talenten. (Modenzeitung.)

∴ Daß es auch unter den franzöſiſchen Journaliſten köſtliche Ignoranten giebt, geht aus einem hieſigen Blatte hervor, worin geſagt wird, daß Signor Fioravanti, der Componiſt der „Dorfſängerinnen“ ein „jeune compositeur“ ſei, welcher zu großen Hoffnungen berechtige.*)

∴ Die „Gazette de France“ und die „Patrie“ erſcheinen jetzt täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends.

∴ Eine hieſige Buchhandlung hat eine Lebensbeſchreibung des hingerichteten Bürgermeiſters Ludwig Tſchech aus der Feder ſeiner Tochter angekündigt. (Wahrſcheinlich weiter nichts als ein Puff!)

∴ Der Schuhmacher Chevreuil, welcher im verfloſſenen Jahre ſeine Geliebte umgebracht, indem er ihr ein Pechpflaſter auf den Mund gelegt und ſie ſo erſtickt hatte, iſt von Louis Philipp begnadigt worden.

∴ Das Pantheon (die Genovefa-Kirche) ſoll dem katholiſchen Cultus zurückgegeben werden. Wenn ſich dieſe Nachricht beſtätigen ſollte, ſo müßten die Grabdenkmäler Voltaire's und J. J. Rouſſeau's daraus verſchwinden.

∴ Einer der letzten Maskenbälle der großen Oper war der überfüllteſte, deſſen man ſich hier zu erinnern weiß; eine Loge zum Zuſehen wurde mit 150 Francs bezahlt.

∴ Eine junge deutſche Violinvirtuoſin, Hortenſia Zirges aus Leipzig, hat ſich hier, nachdem ſie in vielen der erſten Salons geſpielt, nun auch im Ambigu-Theater öffentlich hören laſſen und ſehr günſtigen Erfolg eingeerntet.

∴ Der bekannte Genfer Landſchaftsmaler Hornung hat für die Ausſtellung ein Bild vollendet, das Herrn Sue, dem Verfaſſer des „ewigen Juden“, gewidmet iſt, und einen Jeſuiten darſtellt, der von ſeinem Maulthiere herab in einen tiefen Graben ſtürzt. In dem Catalog wird das Bild unter Bezeichnung „un de moins“ (Einer weniger) aufgeführt.

∴ An den Fenſtern der wohlbekannten Maiſon de Friand erblickte man vor Kurzem einen großen, mit Trüffeln gefüllten Truthahn, der, nach einer beigelegten Deviſe, 25 Pfund ſchwer iſt, 500 Francs koſtet und von dem Herzog von Wellington beſtellt worden iſt.

∴ Bei Marcq iſt ein neuer „Code des prud'hommes“ erſchienen.

Peſth. Herr Bartay, Unternehmer des ungariſchen Nationaltheaters, welcher von den Ständen jährlich 14,000 Gulden Zuſchuß erhielt, hat ſich für zahlungsunfähig erklärt.

∴ Madame Schodel, die Primadonna des Nationaltheaters, die zu ihrem Benefiz den Fidelio in Beethovens gleichnamiger Oper geſungen, wurde mit Eljen, Blumenkränzen, ja ſogar mit einer Wolkendecoration überraſcht. (Ueberraſcht???)

∴ Herr Forſt, Direktor des deutſchen Theaters, befindet ſich auf Reiſen, um neue Mitglieder für ſeine Bühne zu rekrutiren. Sein erſter Brief verſpricht uns die Wiener Sängerin Marra, Fanny Elsler und die Kunſtreitergeſellſchaft der Herren Guzant und Lejars, die in Wien ſo viel Enthuſiasmus erregt hat.

∴ Im Sommer will die deutſche Oper von hier einen Ausflug nach Conſtantinopel machen. Da können ſich die Türken freuen!

∴ Ein höchſt probates Mittel gegen verzweiflungsvolle Liebe wurde vor Kurzem von einem hieſigen Apotheker entdeckt. Ein junges Liebespaar, deſſen Eltern die Montecchi und Capuleti von Ofen waren, kam zum Pharmaceuten und erbat ſich eine gute Doſis Rattengift. Der Apotheker gab ihnen ſtatt des Arſeniks ein ſtarkes Purgirmittel. Die Liebenden, welche, wie der Apotheker richtig gemuthmaßt, das Gift für ſich verlangt hatten, nahmen die Laxanz im guten Glauben ein und fühlten ſich anfangs ſchmerzlich, dann aber ſo wohlthätig erleichtert, daß Verzweiflung und Liebe allmälig mehr und mehr verſchwanden. Hieraus ergiebt ſich, daß die Liebe ihren Sitz im vollen Magen hat und bei leerem Magen verſchwindet. (Eine Beobachtung, welche die Erfahrung längſt ſchon beſtätigt hat.)

---

*) Alle Welt weiß, daß Valentino Fioravanti, der ſogenannte jeune compositeur, am 16. Juni 1837 in Capua in einem Alter von 73 Jahren geſtorben iſt. E. M. O.

Petersburg. Am 16. Januar ſtarb im 78. Jahre der kaiſerlich ruſſiſche General der Infanterie und ehemalige Miniſter der Volksaufklärung, Fürſt Karl Liewen, auf ſeinem Landgute in Kurland.

∴ Man erzählt ſich hier, daß dem bekannten Polizeiſpion Vidocq in Paris glänzende Anträge wegen Uebernahme einer ähnlichen Stelle in Petersburg gemacht worden und daß derſelbe ſich herabgelaſſen habe, dem ſchmeichelhaften Rufe Folge zu leiſten. (Sollte das nicht auch ein Püffchen ſein???)

∴ Herr und Madame Beckmann ſind vom General-Intendanten Gedéonoff zu Gaſtrollen eingeladen worden.

Prag. Der weltberühmte Tauſendſaſa Bosco giebt auch hier Vorſtellungen unter großem Zulauf; er erntet Geld und Beifall und behext alle Frauen.

Smyrna. Sue's „Myſtères de Paris" werden, ins Griechiſche überſetzt, täglich den Leſern des Smyrnaer Journals ſervirt; ein zweites Journal unſerer Stadt verſpricht eine griechiſche Ueberſetzung eines Romans der Madame Georges Sand. (Fénélons „Telemach" brauchte ein ganzes Jahrhundert, bis er einen Ueberſetzer in Griechenland fand!)

Turin. Dem. Marie Taglioni iſt hier ausgeziſcht worden und zwar nicht aus Mißfallen, ſondern aus zu großem Gefallen; ſie trat nur zwei Mal in einem Stück, im Ganzen etwa 12 Minuten lang, auf, und dies war den Turinern zu wenig.

Ulm. Der freiſinnige Redakteur der „Zeitintereſſen", Dr. Adam, Eigenthümer der Stettin'ſchen Buchhandlung, iſt Stadtſchultheiß (Oberbürgermeiſter) geworden. Der ultramontane Redakteur des „Donauboten", Prokurator Dr. Wieſt, iſt dagegen mit Schimpf und Schande durchgefallen.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ „Woldemar", ein neues Schauſpiel von Franz von Braunau, iſt im Hofburgtheater total durchgefallen.

∴ Im März wird, zum Benefiz der Regiſſeure, „Moritz von Sachſen" in Scene gehen.

Wiesbaden. Das hieſige Hoftheater iſt wegen des erfolgten Todes der Herzogin Eliſabeth, Tochter des Großfürſten Michael, auf ſechs Wochen geſchloſſen worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die engliſche Fenſterſteuer kam unter Wilhelm III. auf. Ein Haus hatte nach der Anzahl ſeiner Fenſter 2 bis 8 Shillings zu bezahlen. Unter Georg II. mußten Häuſer mit 15 Fenſtern von jedem 6 Pence, bis 20 Fenſter 9 Pence, über 20 Fenſter 1 Shilling zahlen. Während Pitts Verwaltung wurde die Fenſterſteuer auf 16½ Shilling für jedes Fenſter erhöht, und dadurch, daß jede Oeffnung als Fenſter angerechnet wurde, eine Steuer auf Luft und Licht veranſtaltet. Dieſe Steuer beſteht noch jetzt und trifft am härteſten die unbemittelten Klaſſen, indem z. B. Häuſer in weniger guter Lage, die zu 16 Pfd. St. jährlich vermiethet, 4 Pfd. St. 7 Shilling 6 Pence Fenſterſteuer entrichten müſſen, während das auf 2500 Pfd. St. Jahresmiethe geſchätzte Hôtel des Herzogs von Devonſhire blos 46 Pfd. St. und des Herzogs von Wellington Stadtwohnung Apſleyhouſe nur 33 Pfd. St. Fenſterſteuer zu bezahlen hat. (Dieſe verhaßte Steuer ſoll endlich abgeſchafft werden.)

— Als Franz von Sickingen und der Graf von Naſſau 1521 die Belagerung der von Bayard vertheidigten Stadt Mezières aufgeben mußten, ſagte der damalige König Franz von Frankreich in der Freude ſeines Herzens zu der Herzogin von Angoulême: »Der liebe Gott hat gezeigt, daß er ein guter Franzoſe iſt.« (Frankf. Conv.)

— Eine der bedeutendſten Privatbibliotheken Englands beſaß Richard Heber, Bruder des Biſchofs von Calcutta, Reginald Heber. Von der Größe ſeines Bücherſchatzes wird man ſich leicht einen Begriff machen können, wenn man hört, daß der Catalog deſſelben

13 Octavbände bildet und daß die Verſteigerung der Bücher in größern oder kleinern Abſchnitten, drei Jahre, von 1834 — 1837, gewährt hat. Die Summe der Bände ſoll gegen 160,000 betragen.

— Don Juan Iriarte, ein eifriger Sammler ſpaniſcher Sprüchwörter (refranes), bezahlte ſeinen Dienſtboten für jedes neue Sprüchwort, das ſie für ſeine Sammlung auftrieben, eine beſtimmte Summe. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, mit Hilfe ſeiner geldgierigen Dienerſchaft, einen Schatz von 30,000 Sprüchwörtern zuſammenzuſchaffen. Die Handſchrift dieſer Sprüchwörterſammlung befand ſich in der Bibliothek des obenerwähnten Bibliophilen Richard Heber.

— Der berühmte engliſche Geſchichtsſchreiber William Roscoe, dem wir unter andern Werken auch eine claſſiſche Geſchichte Leo's X. verdanken, mußte, zur Befriedigung ſeiner Gläubiger, ſeine herrliche Bibliothek verſteigern, ein Schatz, von dem er ſich mit ſo ſchwerem Herzen getrennt, daß er, wie um den Verluſt eines geliebten Kindes, um ſeine für ihn verlorenen Bücher Trauer angelegt hatte.

Treffer und Nieten.

- Der franzöſiſche Miniſter Graf d'Argenſon ſagte zu Bignon, als dieſer die königliche Bibliothekarsſtelle, eine Art erblicher Würde ſeiner Familie, erhielt: »Vetter, da bietet ſich Ihnen eine ſchöne Gelegenheit, leſen zu lernen.«
- Bei dem berühmten Raub der Sabinerinnen durch die Römer ſoll ein anweſender Sabiner verzweiflungsvoll geſagt haben: »Ach, ich Unglücklicher, warum habe ich gerade diesmal meine Frau nicht mitgebracht!«
- Rivarol, der mit Mercier in beſtändiger Fehde lebte, ſagte einſt: »Mein Leben iſt ein ſo langweiliges Drama, daß ich vermuthe, Herr Mercier habe es gemacht!«
- Ein altes lateiniſches Sprüchwort ſagt: »Vinum, Venus, Vestes, Juvenum tria pessima pestes.«
- Nach der erſten und letzten Aufführung des mit Pomp durchgefallenen Luſtſpiels von M. Heller ſagte ein bekannter Bonmotiſt, der Dichter könne Alles, nur kein Advokat werden, da er bewieſen habe, daß er keinen „letzten Willen" ſchreiben könne.

Bitte.

Der Unterzeichnete iſt damit beſchäftigt, einen Supplementband zu ſeiner „Encyclopädie der deutſchen Literatur" (Leipzig, Otto Wigand, 1835 — 42. 7 Bde. in 4.) zu beſorgen. Er erſucht demzufolge diejenigen Herren Schriftſteller, vorzüglich neueſter Zeit, deren Werke in das Gebiet deutſcher Nationalliteratur gehören und denen daran liegt, daß ſich keine Irrungen in den über ſie mitzutheilenden biographiſchen und bibliographiſchen Notizen finden, was bei dem beſten Willen ſich nicht immer vermeiden läßt, ihm gefälligſt die nöthigen Angaben über ihr Leben und ihre ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, entweder unter ſeiner Adreſſe franco durch die Poſt oder durch Buchhändlergelegenheit an die Buchhandlung von Otto Wigand in Leipzig, ſobald wie irgend thunlich, einzuſenden. Die Redaktionen deutſcher, vorzüglich belletriſtiſcher Zeitſchriften werden mich ſehr verbinden, wenn ſie dieſe Anzeige freundlichſt in ihre Journale aufnehmen und dadurch zur Verbreitung meiner Bitte beitragen wollen.

Jena, im Februar 1845.

Prof. Dr. O. L. B. Wolff

Für Journalzirkel

iſt ſowohl ſeines Gehaltes und ſeiner Tendenz als des ſehr billigen Preiſes wegen zu empfehlen:

Das Dampfboot.

Zeitſchrift für Scherz und Ernſt.

Redigirt von **Dr. Vollmer.**

1845. Fünfzehnter Jahrgang.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern des **Dampfboots** und drei Nummern der Beilage: **die Schaluppe,** und der Preis für den ganzen Jahrgang, durch irgend eine Buchhandlung bezogen, iſt nur 4 Rthlr. — Probeblätter ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Danzig, am 2. Januar 1845.

Fr. Sam. Gerhard.

Grimm's Kindermärchen.

Dritte Auflage.

Mit Bildern vom Grafen Fr. v. Pocci.

Im ſchönſten Einband mit Golddruck.

Verlag von L. Brönner in Frankfurt a. M.

Preis 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Eine Menge von neuen Kinderbüchern aller Art werden jährlich von induſtriöſen Verlegern zu Markte gebracht, aber gewöhnlich ſind ſie eben ſo ſchnell wieder vergeſſen. Die Märchen von Grimm gehören nicht zu dieſer Klaſſe, ſie ſind in unſern Familien bekannt und beliebt ſeit langer Zeit, und wir dürfen erwarten, daß auch dieſe neue Auflage, die ſich durch treffliche Bilder und ſonſtige Ausſtattung vor allen früheren auszeichnet, überall eine freundliche Aufnahme finde.

Reineke Fuchs.

Aus dem Niederdeutſchen

von

K. Simrock.

Mit Zeichnungen von A. Kiellerup.

Verlag von L. Brönner in Frankfurt a. M.

8. gebunden 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 Fl. 24 Kr.

»Wie manche Bearbeitungen des ſpaßhaften, pikanten Gedichtes auch ſchon vorhanden ſein mögen, ſo iſt die gegenwärtige von Simrock doch nicht nur die treueſte, dem Urtexte am nächſten ſtehende und ſeinem Sinne am meiſten entſprechende, ſondern auch zugleich die fließendſte und für den Leſer die angenehmſte von allen. Die eingedruckten zahlreichen Holzſchnitte ſind eben ſo charakteriſtiſch als beluſtigend und des Ganzen in jeder Beziehung würdig.« (Aus einer Recenſion.)

Hierbei Nr. 7 des „Anekdotenjägers“ als Probe.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 7. Leipzig, Februar. 1845

Der
Anecdotenjäger.
Zeitſchrift für das luſtige Deutſchland.

Wöchentlich erſcheint eine Nummer. Preis für den ganzen Jahrgang: 1½ Thaler. Eine einzelne Nummer: 1 Ngr. Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen an. Zuſendungen werden unter der Adreſſe: „Redaction des Anecdotenjäger" erbeten.

(Probenummer.)

Bajazzo.

* **Wenige Worte.** „Kellner," ſagte ein Reiſender, „ich bin kein Freund von vielen Worten, und wiederhole nicht gern, was ich einmal geſagt habe, deshalb geben Sie Acht auf das, was ich verlange und beſorgen Sie es mir ſchnell und pünktlich."

„Ganz wohl, mein Herr," entgegnete der Kellner.

„Zuerſt bringen Sie mir ein Glas kaltes Waſſer, ein Glas Rum, etwas Zucker und einen Theelöffel; — wiſchen Sie den Tiſch ab, laſſen Sie Feuer anmachen; bringen Sie mir zwei Lichter, Federn, Tinte, Papier, Federmeſſer, Siegellack; erkundigen Sie ſich, um welche Zeit die Poſt nach *** geht; ſagen Sie dem Hausknecht, daß er für mein Pferd ſorge, es abreiben, ſeine Füße putzen, und es mir anzeigen ſoll, wenn es freſſen kann. Beſtellen Sie dem Hausmädchen, daß ſie mir das Bett rein überzieht, die Ueberzüge vorher gut lüftet, mir eine weiße Nachtmütze beſorgt und ein Glas friſches Waſſer vor das Bett ſetzt. Bringen Sie dem Hausknecht meine Stiefel und beſorgen Sie mir ein Paar Pantoffeln, damit ich nach dem Stalle gehen kann; die Stiefel ſoll mir der Hausknecht noch heute Abend wieder auf mein Zimmer bringen und mich morgen früh um fünf Uhr wecken. — Fragen Sie die Wirthin, was ich zum Abendeſſen bekommen kann, und ſagen Sie ihr, ich hätte gerne eine gebratene Ente oder etwas ähnliches. — Bitten Sie auch den Wirth, daß er zu mir kommen möchte, weil ich einige Fragen an ihn zu richten hätte."

„Gleich, mein Herr," erwiederte der Kellner, ging zu ſeinem Herrn und ſagte: „Der Fremde auf Nr. 5 wünſcht Sie zu ſprechen!"

* Saphir ſagte in einer neulich gehaltenen humoriſtiſchen Vorleſung: Der Deutſche kommt immer zu ſpät! Der Deutſche überhaupt iſt in wenig Worten charakteriſirt: Das deutſche Volk iſt ein Volk, von dem die Männer Schmidt oder Müller heißen, die Frauen Kathi oder Nannl. Der Deutſche hat großen Reſpect vor den Todten; auf die Lebendigen wirft er Steine, auf die Todten ſetzt er Steine und Monumente, und in hundert Jahren wird Deutſchland ausſehen wie ein Stachelſchwein. Der Deutſche hat drei große Dinge erfunden! Aber auch zu ſpät! Er hat das Pulver erfunden, man ſchießt nicht mehr; er hat die Uhren erfunden, und weiß nicht mehr, wie viel es geſchlagen hat; er hat die Buchdruckerkunſt erfunden, und es wird nichts mehr gedruckt! — Der Deutſche iſt nur grob im Reden, in der Schriftſprache iſt er höflich und beſcheiden, er ſchreibt: er, ich und wir mit kleinen Anfangsbuchſtaben, Ochs und Eſel, mit großen Buchſtaben.

* Ein Dienſtmädchen fiel gegen einen glühenden Ofen und zwar ſo, daß ſich rem Arm die am Ofen befindliche Jahrzahl 1800 einbrannte. Man ſchickte zum C rurgus, der aber abweſend war, an deſſen Stelle ein Gehülfe kam. Als dieſer die Ja zahl erblickte, meinte er kopfſchüttelnd: Hier wird wohl nicht mehr zu helfen ſein, iſt ein zu alter Schaden.

* Ein Schullehrer bemühte ſich einem Knaben den Begriff „denken" beizubring Dabei kam die Frage vor: „Sage mir, was Du jetzt denkſt?" — „Ich denk ſagte der Knabe nach einigem Zögern — „wenn Sie doch aufhören vom Denken und heim gehen ließen!" Der Lehrer war ein vernünftiger Mann und erließ Schülern das Denken über's Denken.

* Ein Kandidat predigte und zwar ungeheuer langweilig, nur eine alte F weinte bitterlich. Dadurch geſchmeichelt, fragte er, warum ſie ſo gerührt ſei. — „A ſchluchzte ſie, „mein Sohn ſtudirt auch Theologie, und wenn er einmal keine beſ Predigt halten lernt, ſo iſt mein Geld weggeworfen."

* Ein ächter Patriot. Bei einer Schlägerei in Peſth rief plötzlich einer Geſchlagenen: „Halt, Sie dürfen mich nicht ſchlagen, erſt müſſen Sie mir beweiſ daß der Stock einheimiſches Fabrikat iſt, denn ich habe mein Ehrenwort gegeben, kein fremdes Fabrikat auf meinen Leib kommen ſoll."

* Als ein reicher Fabrikherr prahlte, er ernähre täglich über fünfhundert M ſchen, gab ihm Einer die paſſende Antwort: „Dafür werden Sie auch von die fünfhundert Menſchen ſehr gut genährt."

* Ein Karrenſchieber, der vor einem an den Pranger geſtellten Verbrecher vorb ging, fragte: was auf der Tafel über dem Kopfe geſchrieben ſtehe? „Da ſteht," ſa einer in ſeiner Nähe, „daß dieſer Menſch ein Falſator iſt." — „Was iſt ein Fa tor?" — „Einer, der die Hand eines Andern nachmacht." — „Siehſt Du ar Teufel," rief er, indem er zum Pranger hinwies, „das kommt vom Schreibe lernen!"

Schauſpielerinnen-Liebe.

Eine Pariſer junge Actrice von einem Boulevard-Theater langweilte ſich die Maßen. Wir wollen ſie Juliette nennen. Sie iſt hübſch, hat ſchwarzes H ſchwarze, funkelnde Augen, einen ſpaniſchen Geſichtsteint und eine feine, welche Ha Der Protecteur Juliettens iſt Herr Alfred ***, der Sohn eines Barons, eines B quiers, eines neugebackenen Edelmanns. Alfred iſt ſoeben gekommen, um „Lili" beſuchen, wie er ſie heißt. Juliette ſaß ganz nonchalant in einer Cauſeuſe, hielt Manuſcript in der Hand, die Rolle nämlich, welche ſie in dem Drama des Herrn zu ſpielen hat. Beim Anblicke Alfred's erhob ſie ſich. Sie war niemals ſo liebe würdig, ſo liebkoſend geweſen. „Ein ſchreckliches Wetter!" ſagt Alfred. — Juli tritt zum Fenſter: „Was ſoll ich ſagen, die ich zu Mittag in die Probe gehen muß — „Arme Lili!" — „Ja, bedauern Sie mich, mein Herr! Sie können ſo gleich tig dabei ſein, daß Ihre Lili mit einem Parapluí in die Probe geht!" — Al antwortete nichts. — „Ach, wenn mein Alfredchen gut wäre, würde er mir den kleinen hübſchen Wagen kaufen, welchen wir jüngſthin mit einander geſehen ben." — „Wo denkſt Du hin, liebe Lili! das koſtet nicht weniger als ſiebentau ranks ohne Kutſcher!" — „Und der Groom!!" — „Ja, der Groom auch noch das kann nicht ſein, vielleicht etwas ſpäter, wir werden ſehen." — „Du ſchlägſt mir's ab?" — „Lilli für jetzt, heute iſt's nicht möglich!" — „Unmöglich!" Da ſenkte ſie ihr Köpfchen, legte ihre Hände über die Stirne und das Haar, wie Madame Dorval, erhob ihre großen Augen zum Plafond, und brach dann ſchluchzend aus: „Ja, jetzt ſeh' ich's! Ich, die ich ihm Alles geopfert habe — ich Thörichte, die ich ihn angebetet habe, wie man den Himmel anbetet! Ich, die ich ihn göttlich verehrte, denn er war mein Abgott! Undankbarer! O, wie ich leide, mein Gott! Ein trüber Schleier umwölkt mein Auge! Mein Herz bricht in der gedrückten Bruſt — ich vergehe! O, Alfred! Undankbarer Alfred — Du tödteſt mich!" Bei dieſen Worten ſank ſie dramatiſch auf den Fußteppich, wie eine Shakeſpeare'ſche Heroine. Alfred ging wie ein Verrückter auf und ab im Zimmer. Er rief: „Juliette! Lilli!" Er war ganz zerſtört. Endlich kam er wieder ein wenig zu ſich, und nahm eine Flaſche Waſſer, beſpritzte die Ohnmächtige und ſchrie: „Juliette, komm zu Dir! Lilli, Du ſollſt den Wagen haben!" — „Hi! hi! hi! ha! ha! Ich probirte meine Rolle! hi! hi!" — „Wie! Du probirteſt?" — „Ja! hi!" — „Göttliche Lilli! Welche Natürlichkeit! Du wirſt ungeheuren Beifall erhalten!" — Meinſt Du? Nun, damit der Succeß vollſtändig ſei, Du Schlimmer, wirſt Du Dich wohl an das erinnern, was Du mir verſprochen haſt." — „Den Wagen? Ja, Du ſollſt ihn haben!" — „Heute? Gleich?" — „Ja, ja!" — „O, Alfred, wer könnte Dir widerſtehen!" Dieſer leidenſchaftliche Ausruf, ſo wie die vorher citirte Tirade, war in ihrer Rolle. O, Komödiantinnen!

Spitzbubenzeitung.

* **Die Diebe im ſchwarzen Frack.** Vor den Aſſiſen zu Paris ſtand in den letzten Tagen eine Diebesbande, welche man „habit noirs," Diebe im ſchwarzen Frack nannte, die zwar kein Blut vergoſſen, aber ſehr bedeutende Diebſtähle — zuſammen im Betrage von mehr als 200,000 Francs — begangen hatten. Dieſe Uebelthäter gingen, wie ſich aus den Verhandlungen ergeben hat, nie eher an die Ausübung eines Unternehmens, bis ſie daſſelbe vollkommen organiſirt hatten. Sie vereinigten ſich zu fünf oder ſechs Perſonen und gehörten ſämmtlich keineswegs den niedrigſten Ständen an; man ſah unter ihnen einen Maler, einen Möbelhändler, einen Agenten, einen Commis und andere ähnliche Leute. Jeder hatte ſeine Rolle, die zum Gelingen des Ganzen durchaus nöthig war. Einer oder der Andere wußte ſich in die Geſellſchaft anſtändiger Bürger einzuſchleichen, oder aß regelmäßig an irgend einer Table d'hote. Hatte er da die Perſonen, welche beſtohlen werden ſollten, hinreichend beobachtet, ſo wie die Oertlichkeiten ſtudirt und die möglichen Ereigniſſe bei dem Unternehmen berechnet, ſo ſtattete er ſeinen Genoſſen Bericht ab. Unter dieſen befand ſich ein Mann, der ſich durch die größte Schlauheit auszeichnete und unter andern Umſtänden vielleicht ein großer Feldherr geworden wäre; er entwarf nach den erhaltenen Mittheilungen den Feldzugsplan bis in das kleinſte Detail, nahm aber an der Ausführung ſelbſt keinen Antheil, die Ausführung wurde vielmehr meiſt einem gewiſſen Pernet übertragen, der ſpäter die ganze Geſellſchaft verrathen hat. Andere Genoſſen, unter andern auch eine alte Frau, wurden in gewiſſer Entfernung aufgeſtellt, um Wache zu halten und durch leiſes Pfeifen Lärmſignale zu geben. Es befanden ſich ferner unter der Geſellſchaft ein Paar geſchickte Schloſſer, welche die Nachſchlüſſel fertigten, nachdem von den Schlöſſern, die geöffnet werden ſollten, von Andern vorher Wachsabdrücke genommen worden waren. Das Geſtohlene hatten wiederum Andere unterzubringen und zu verwerthen. Durch dieſe Vertheilung der Rollen wurde es ihnen leicht, ſich der Aufmerk-

ſamkeit der Polizei zu entziehen, ſo daß ſie ihr Geſchäft ungeſtört acht Jahre lang betreiben konnten. Alle wurden zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Der Merkwürdigſte in der ganzen Geſellſchaft, eine ſeltſame Erſcheinung, war offenbar der, welcher die Plane zu den Diebſtahlsunternehmungen entwarf. Wie ſich aus den Verhandlungen ergab, war er der ganzen Diebesbevölkerung von Paris als geſchickter Taktiker bekannt, und machte auch für Andere, die ihn dafür bezahlten, die Pläne zur Ausführung der Diebſtähle, die ſie im Auge hatten. —

* Die Ausbildung der Spitzbuben in Paris macht bedeutende Fortſchritte. So declamirte neulich, um eine Maſſe von Menſchen auf einen Platz zu feſſeln, ein großer junger Burſche in den eliſäiſchen Feldern die Rolle des Oedip, welche Ligier im Theater français giebt. Man fragte ſich zuerſt, ob der Menſch verrückt ſei. O nein, lautete die Antwort, er will ſich nur an das Publikum gewöhnen, weil er nächſtens im Theater öffentlich aufzutreten gedenkt. Unterdeſſen fingen aber die Freunde des Redners auch an, ſich an das Publikum zu gewöhnen, und leerten mit großer Fingerfertigkeit die Taſchen der Anweſenden, bis die Polizei ergreifende Kritiken lieferte.

* Unangenehme Zulage. Ein Ehepaar in Berlin aus dem Handwerkerſtande, welches ſogenannte Schlafſtellen vermiethet, ſieht bei nächtlicher Weile zwei ſeiner Miether, Burſchen von 18—20 Jahren, mit einem großen Pack in ihre Kammer ſchleichen. Das Auffallende der Erſcheinung aber vermehrt ſich noch, als bald darauf das Geſchrei eines kleinen Kindes ertönt. Die Leute unterſuchen die Sache, und ſiehe da, die Schlafburſchen, zwei ſchon beſtrafte Diebe, hatten aus einer Parterrewohnung zwei ſchöne Betten, aber mit ihnen zugleich ein kleines Kind geſtohlen, das beim Auspacken ſichtbar und der Verräther des Diebſtahls wurde.

Luſtige Chronik.

* Der Preußiſche Fähnrich. — Der Küraſſier-Lieutenant *** ſtand in Berlin vor einigen Wochen auf einer der dortigen Hauptwachen, ſah ein Infanterie-Piket die lange Straße heraufkommen, bemerkte an deſſen Spitze den Fähnrich ***, ein Kind von ſiebenzehn Jahren, ſagte zur Schildwache, die vor dem Gewehre ſtand, „Du brauchſt nicht herauszurufen," und ging in ſeine Wachſtube. — Der kleine Fähnrich kam näher, der Küraſſier vor dem Gewehre ſchien ihn und ſein Piket nicht zu bemerken, ging ruhig auf und ab, und drehte ihm am Ende den Rücken zu. — Der Fähnrich *** hatte in der Ferne den Offizier mit dem Gemeinen ſprechen ſehen. Er ſetzte ſich daher bald zuſammen, daß dies Nichtachten ſeines Pikets abſichtlich ſei. — Er war jetzt dicht an der Hauptwache, commandirte auf einmal „Halt! — Links um! — Gewehre weg!" — Seine dreißig Mann wußten nicht recht, was ſie aus dem Commandowort machen ſollten. „Nun vorwärts, hier dieſe Gewehre weg," ſagte der Kleine unwillig, griff nach einem der vor der Hauptwache ſtehenden Gewehre, und gab es einem Burſchen zum Mitnehmen. — Der Küraſſier, der dies ſah, rief jetzt in der Angſt ſeines Herzens „Heraus!" — Der Offizier mit der ganzen Wache ſtürzte heraus und erſtaunte, als alle Gewehre weggenommen waren. — „Was ſoll das, Herr Fähnrich Sehen Sie nicht, daß hier eine Hauptwache iſt? Was wollen Sie mit unſern Gewehren!" — Hier eine Hauptwache! Nein das ſeh' ich nicht. Wo eine Hauptwache iſt muß ein Offizier ſein, und der muß den Dienſt verſtehen und muß wiſſen, daß wenn ein Piket vorbeipaſſirt, herausgerufen werden muß." — „Sie ſind ein Kind! Nun und die Gewehre?" — „Bringe ich meinem Chef." — Mit dieſen Worten commandirte der Kleine „Marſch!" und das Infanterie-Piket defilirte mit ſeiner Beute vor der Hauptwache vorüber. Der Küraſſier-Lieutenant fühlte ſein Unrecht, eilte nun nach und legte ſich auf's Bitten. — „O, ſobald Sie bitten," hob der Kleine freundlich an, „diene ich gern. Aber nur Ihnen zu Gefallen." — Er commandirte ſein Piket Rechtsum kehrt Euch! und ließ die Gewehre wieder hinſtellen und die Küraſſier-Wach

machte die ſchuldigen Honneurs. Der König erfuhr den folgenden Tag den Verfall. Der Lieutenant erhielt einen derben Verweis, und der Fähnrich das Patent als Premier-Lieutenant im Leibhuſaren-Regimente. Die Equipirung dazu ſchenkte ihm ſein bisheriger Chef.

* Neulich befand ſich der Schauſpieler G., der eine auffallende Aehnlichkeit von Dr. Luther hat, im Converſationszimmer des Theaters zu P. Als er eben weggeht, tritt der Sänger U. herein. „Wer war das! wer war das!“ iſt ſeine ahnende Frage. „Das war Monge, kennen Sie ihn noch nicht!“ — entgegnete der „erſte Böſewicht“ des Theaters. — „Ah! den muß ich ſprechen,“ ruft U., ſtürzt hinaus und holt den Schauſpieler G. ein. „Ich habe die Ehre Herrn Monge zu ſehen!“ — „Entſchuldigen Sie, ich bin der Dr. Luther,“ iſt die ſchnelle Antwort des jovialen G.

* Drei Kränze. In Kaſchau wurden kürzlich einer Schauſpielerin, Fräulein Kramer, Kränze geworfen, von denen drei der alſo Geehrten beſonders lieb geweſen ſein werden. An dem einen dieſer drei hing eine Hundert-Gulden-Banknote, am zweiten ein Zweithalerſtück (!?) und am dritten ein Schlüſſel, beſtimmt, ein bereits in die Wohnung der Künſtlerin expedirtes Silberſervice-Etui zu öffnen. Ueberdies fand die artige Künſtlerin beim Nachhauſekommen noch ein vergoldetes Armband als Zeichen der errungenen Huld. Das ſind reelle Triumphe!

* Heinrich Heine erzählt, in einer gewiſſen deutſchen Stadt langweilten ſich ſogar die Hunde auf der Straße, und zwar dermaßen, daß ſie jeden Fremdling unterthänigſt um einen Fußtritt anbettelten, denn ſie meinten: „Dies wird vielleicht uns zerſtreuen ein wenig!“

* Vor Kurzem ſagte während einer Theatervorſtellung ein Frauenzimmer zu ihrer Freundin: „Aber das iſt doch nicht zum Aushalten, heute ſehe ich das Stück zum fünften Male und die Schauſpieler ſprechen immer das Nämliche.“

* Eine neue Art von Börſenſpeculanten hat ſich ſeit einiger Zeit an der Pariſer Börſe, zwar nicht ſichtbar aber doch ſehr bemerkbar gemacht, und zwar durch das Abſchneiden der Taſchen mit Inhalt von Briefſchaften, Börſen ꝛc.

* Man las unlängſt in einer Zeitung: „Am 25. d. M. fahre ich mit einem leeren Wagen nach Elberfeld, in welchem vier Perſonen Platz haben.“

* Bei Louis Philipp, König der Franzoſen, hat ein junger Flaneur um die Erlaubniß nachgeſucht, den Namen Tſchech ſtatt ſeines Familiennamen annehmen zu dürfen. Es iſt ihm abgeſchlagen worden.

* Eine neue Art, einer großen Anzahl Perſonen irgend etwas anzukündigen, hat einer der Pariſer Parfumeurs erfunden, die im Ankündigen überhaupt Außerordentliches leiſten. Der Mann hat nämlich mit dem Director eines Theaters einen Vertrag geſchloſſen, nach welchem ſich dieſer für eine gewiſſe Summe verpflichtet, jedes Mal bei den Vorſtellungen an den Decorationen, die eine Straße oder ein Haus vorſtellen, einen — großen Anſchlagzettel anbringen zu laſſen, auf welchem die Erzeugniſſe des Parfumeurs angekündigt ſind, deſſen Name auf dieſe Weiſe dem ganzen Theaterpublicum in die Augen fallen muß. —

* In den Straßen von Liverpool fand man zu einer unpaſſenden Zeit (!) einen Mann höchſt betrunken. Auf Befragen des Polizeimanns nach Namen und Wohnort, erwiederte er krächzend: „Ich bin ein Opfer der Wiſſenſchaft, aber ich habe das Problem endlich gelöſt.“ — Was für ein Problem? — „Hören Sie nur zu, ich will es Ihnen ſagen. Sie werden vielleicht nicht wiſſen, daß ich ſeit Jahren damit umgegangen bin, die comperative Stärke der geiſtigen Getränke zu ermitteln, und ſoeben habe ich einen befriedigenden Verſuch mit dem Whisky gemacht. Ich trinke nämlich drei Gläſer Branntwein — keine Wirkung; drei Gläſer Gin, eben ſo wenig Wirkung; erſt drei Gläſer Whisky bringen den erwarteten Effect auf der Stelle hervor. Meine Großmutter hat mir oft prophezeit, ich würde einſt ein Opfer meines Durſtes nach Wiſſenſchaft werden.“ — Sehr wohl, ſagte der Conſtable, kommen Sie nur mit mir, Sie können Ihre Studien auf der Hauptwache abſolviren.

* Der ungeſchickte Gehülfe eines Zahnarztes wollte einen Bauer einen Zahn ausziehen, verſah es aber und nahm noch einen zweiten geſunden mit. Der Bauer wollte ſich über den Verluſt anfangs gar nicht beruhigen, aber der junge Zahnarzt bedeutete ihm: „Sei Er nur ja ſtill, wenn es mein Herr erfährt, daß ich zwei Zähne ausgezogen habe, muß Er für zwei bezahlen." — Da ſchlich der Bauer ſachte davon.

* König Ludwig von Baiern und Charlotte von Hagn. Als Charlotte von Hagn München verließ, ſchwur König Ludwig von Baiern: „Nie ſoll ſi dieſe Bretter wieder betreten." Nach Jahren iſt ihm dieſer Schwur aber leid geworden, und er wünſcht nichts ſehnlicher, als die geniale Künſtlerin wieder einmal bewundern zu können. Wie aber den Schwur umgehen? Man höre: er läßt im Münchener Hoftheater die Bühne mit neuen Brettern belegen, dann ſind es doch nicht „dieſe Bretter," ſondern andere. Auf dieſen andern Brettern wird Charlotte von Hagen in Kurzem gaſtiren.

* Bei einem Brande in Berlin hatten ſich mehrere der Feuerlöſchleute in eine nahegelegene Schenke geſetzt, um ſich an einem Glaſe Branntwein zu erlaben. Ein Polizeiofficiant trat ein, und fuhr ſie mit harten Worten über die Vernachläßigung ihrer Pflicht an: „Hier ſitzt ihr Faullenzer, während es draußen brennt und raucht, thut ihr ſo Eure Schuldigkeit? heißt das ſpritzen? heißt das Feuerleitern anlegen? heißt das Menſchen retten?" — „Ne, Herr Kumzarjus," ſprach einer der Leute treuherzig, „ne, des heeſt löſchen."

* Neue Speculation. In Paris lebt ein junger eleganter Mann ausſchließlich von — Injurien. Er weiß es nämlich an öffentlichen Orten, indem er ſich in Wortwechſel einläßt oder miſcht, dabei aber ſeinerſeits ſtets die größte Ruhe behält, dahin zu bringen, daß ihm Injurien geſagt werden. Dann klagt er, und die Schadloshaltungen für zugefügte Ehrenkränkungen, auf die das Zuchtpolizeigericht erkennt, werfen ihm Jahr aus Jahr ein eine bedeutende, wenn auch nicht eben anſtändige Einnahme ab.

* Carter, der bekannte Thierbändiger, der in den Theatern mit ſeinen Löwen, Tigern ꝛc. Stücke ſpielt, welche für ihn beſonders geſchrieben wurden, und der jetzt in Paris ſeine Vorſtellungen giebt, wird von einem engliſchen Sonderling begleitet, der mit ihm ſchon vor zwei Jahren gewettet hat, er würde doch einmal von einer Beſti zerriſſen werden. Der reiche Lord hat ſeitdem kein anderes Geſchäft und keinen andern Lebenszweck, als den Thierbändiger auf allen ſeinen Reiſen zu begleiten und allen Vorſtellungen beizuwohnen.

* In Irland iſt die Frau eines früheren Capitains und jetzigen Beamten, di Mutter von 13 Kindern iſt, wovon 10 am Leben ſind, mit einem Cavallerie-Lieutenan durchgegangen, der 24 Jahr alt iſt und ein jährliches Einkommen von 15,000 Pfun Sterling beſitzt. Der Gatte hat geklagt und verlangt 20,000 Pfund Sterling al Schadloshaltung. Die Frau iſt dem Manne alſo trotz des Durchgangs viel werth.

* Die Pforte hat einen Hamburger Kaufmann zu ihrem Generalconſul ernannt da dieſer zugleich Generalconſul für Portugal iſt, ſo fungirt er „pour Sa Majesté très fidèle et pour Sa Majesté infidèle.

* Die Tabakshändler in Berlin proteſtiren bei der neuen Verordnung der Sonntagsfeier gegen den Schluß ihrer Läden und behaupten: ſie machten in Lebensmitteln.

* Um das Verbot des Erzbiſchofs von Mecheln gegen das Leſen von Sue' „ewigen Juden," nicht zu übertreten, läßt ſich eine dortige Dame denſelben vorleſen

* Man lieſt im Leipziger Tageblatte folgende Buchhändler-Anzeige: „So ebe empfing ich wieder ein Pöſtchen heilige Röcke, colorirt à ½ Neugroſchen, ſchwar (für Kinder zum Ausmalen) à 4 Pfennige!

Ludw. Schreck, Univerſitätsſtraße No. 2.

* Abſicht oder Zufall? Die ſich in Leipzig bildende deutſch-katholiſche Gemeinde hält ihre Zuſammenkünfte in der „Stadt Rom."

* In Berlin ſollen ſich bereits 20 Perſonen zum preußiſchen Pabſtwerden gemeldet haben, im Fall der römiſche abgeſchafft wird.

* Die Hoſen heißen jetzt im eleganten Styl nicht mehr inexpressibles, ſondern „genähte Unheilige.“

* „Na, Bruder Berliner, wie geht es Dir?“ fragte kürzlich einer einen Seilergeſellen, welcher rückwärts gehend, vergnügt ſeine Schnüre drehte. — „J nu,“ ſagte der malitiöſe Berliner, „mit unſer Metjee geht's ſchont, allein die Leute, die vorwärts wollen, die haben allerhand Verdrießlichkeiten.“

* Schulmeiſter. Woher hat Amerika den Namen? — Junge. Weil es am Meere liegt.

Rococo.

* Jakob Böhme, der Schuſter und Philoſoph von Görlitz, war zur Beichte gegangen, hatte die Abſolution empfangen, jedoch unter der Bedingung, daß er, wenn er nach Hauſe käme, 20 Ave Maria bete. — Am andern Morgen begegnete ihm ſein Beichtvater auf der Brücke; Böhme zog ſein Käppchen und grüßte „guten Morgen, Herr Pater.“ — „Guten Morgen, Meiſter,“ dankte der Geiſtliche freundlich. — Böhme beugte ſich noch tiefer: „Guten Morgen, Herr Pater!“ — „Nun, guten Morgen, Meiſter Böhme,“ rief der Pfaffe; das machte aber unſern Schuhmacher noch nicht irre, er begann zum dritten Mal: „Guten Morgen, Herr Pater!“ — „Ei, Meiſter,“ polterte der Gegrüßte, „ſeid ihr denn heute Nacht verrückt geworden! — was grüßt ihr mich denn ſo viele Mal? Ihr habt mich einmal gegrüßt und das iſt doch genug.“ — „Nun, wenn's ſo iſt,“ rief Böhme, „ſo werd' ich die heilige Maria wohl auch nicht mehrmals grüßen dürfen, denn wenn Ihr's bei drei Mal übel nehmt, was ſoll denn die ſagen, wenn ich's zwanzig Mal thue!“ —

* Ein alter ſchwäbiſcher Schulmeiſter hatte folgenden Beitrag zum „Schiller-Album“ eingeſandt, welcher bisher ungedruckt blieb:

„O großer Friedrich Schiller,
Auch mir ein Poeſie-Erfüller,
Kommſt jetzt gegoſſen in das Land,
Herrn Vater hab' ich auch gekannt.“

* Friedrich II. erzählte ſelbſt mehrmals mit Lächeln: „Ich ward in Potsdam bei einem Spazierritte von Kindern umringt, die mich bald hier bald dort feſthielten. Ich rief ihnen endlich ungeduldig zu: „Fort! Packt Euch in die Schule!“ Alle aber fingen an zu lachen, und einer ſchrie: „Herr je! der weeß nich mal, daß heute keene Schule is!“ Es war eines Sonnabends Nachmittag — und ich mußte ſtill davon reiten, damit ich nur dem Gelächter der kleinen Satyrs entging.

* Der Dichter Buttler ſtieg an einem ſehr kalten Decemberabend in einem Wirthshauſe ab, und fand, als er in die Wirthsſtube trat, alle Plätze am Kamin beſetzt, ſo daß er nicht zum Feuer kommen konnte. „Hausknecht,“ rief er, „gieb ſogleich meinem Pferde ein Paar Dutzend Auſtern!“ — „Hafer wollen Sie wohl ſagen!“ — „Ich weiß wohl was ich ſage: ein Paar Dutzend Auſtern!“ — Der Hausknecht gehorchte, und die geſammte Geſellſchaft, die ſich am Kamin wärmte, konnte ſich der Neugier nicht erwehren, ein ſo ſeltſames Thier zu ſehen, und lief in den Pferdeſtall. Unterdeſſen nahm ſich Buttler den beſten Platz am Feuer, einen Augenblick darauf kam der Hausknecht mit allen Uebrigen zurück und verſicherte, der Gaul wolle keine Auſtern. — „Will er keine? Nun gut, ſo ſetze mir einen Tiſch her, und bringe ſie mir; vor allen Dingen vergiß den Pfeffer nicht.“

Der „Erzähler" bringt ſeinen Leſern folgenden typographiſch-poetiſchen Neujahrswunſch:

Ein neues Jahr
Beginnt die Bahn,
Da ſieht man Viele nahn,
Mit Küſſen; doch ob's wahr,
Ob es nur ſo vor dem Geſicht
Das weiß man eben nicht;
Kurzum ſie gratuliren
Und demonſtriren
Im Manövriren
U. peroriren
Auf Vieren
Tief gebückt;
Scheinbar entzückt
Und wünſchen, daß glückliche, fröhliche Zeiten
Der Himmel dem Herrn wie der Frau mög' bereiten,
Das iſt ſo die Sitte, ſo will's der Welt Brauch,
So machten's ſchon die Väter, d'rum thun wir es auch;
Doch ſtill nicht zu haſtig, wir wünſchen vor allen,
Nicht ganz in den Topf mit der Menge zu fallen,
Denn in der Perſon des Erzählers erglüht,
Ein gar zu ſubtiles, poet'ſches Gemüth,
Er ſtrebt, wie er kann, mit dem Beſſern zu gehn,
im Ruhm der Erkenntniß nicht unten zu ſtehn,
Er mag ſeine After-Gelehrſamkeit, heucheln,
Er will nur durch heitre Geſelligkeit ſchmeicheln
Was Neu es erſcheinet er bringt es zu Tiſch,
Iſt's heute ein Braten, ſo morgen ein Fiſch,
Kurzum er wünſcht Allen
Auf's Beſte zu ge fallen.
Das iſt ſein heißes, ſein eifriges Streben,
Deßhalb will er wirken und deßhalb nur leben.
Am heut gen Tage wo ein neues Jahr beginnt,
Ein altes wieder in der Zeiten ew'ge Fluth verrinnt,
Sei's dem Erzähler auch erlaubt, daß er ſich ex plicirt
Ja in Figura ſelbſt ſich höflichſt präſen tirt
Hier ſeht Ihr ihn, freundliche Leſerin nen
Um deren Gunſt abſonderlich zu min nen
Er ſich erlaubt, — weil er doch nun ein Mann
Und Männern es gebührt, da es das Weib nicht kann.
In der Geſtalt als Schriftenpoeſie
Habt hübſche Da men ihr ihn nie
So ſeht ihn jetzt, denn einmal nur
Betritt er ſicht bar dieſe Flur,
Und wird, mögt ihr auch weinen,
Gewiß nie mehr alſo erſcheinen.
Doch einmal angetraut
Ob auch der Gatte, ſänke,
Bräutigam zur Braut
Voll Miß traun ſchaut
Er ſtellt ſich verwegen
Den Dräuen den entgegen.
Küßt Schönen Aug u. Mund,
Ruft: heut iſt ja Neujahr,
Seid ſtets u. bleibt geſund
Glücklich wie Krōſus war,
U. leſt den Erzähler;
Es iſt ehr lich Blut
Meint es gut
Wird das Be ſte bringen
Proſa ſprechen Reime ſingen,
Und wenn er für je des Guſto kann wählen
So wird Eure Gunſt ihm auch nicht fehlen.

Verlag: Expedition des Anecdotenjäger in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-Expedition.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

N°. 126. Leipzig, 26. Februar 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Nur nobel!

Novellette von A. Mödinger.

(Schluß.)

III.

Das franzöſiſche Geſandtſchaftshôtel glich an dem Abende des Balles einem Feenpalaſte. Aus allen Fenſtern brechen die Strahlen des blendendſten Lichtes in die Nacht hinaus, und Stunden dauert es, eh' alle Gäſte in unzähligen prächtigen Karoſſen angekommen ſind.

In dem Augenblick, wo ich zur Verfolgung meiner Geſchichte in das hohe Portal getreten bin, iſt eine der ſchönſten Equipagen vorgefahren; die herrlichen Pferde erregen meine Aufmerkſamkeit und während ich wie ein Kenner ihre Schönheiten prüfe, heben die beiden Bedienten einen ältlichen Herrn heraus, der ſeinerſeits einer jungen ſchönen Dame den Arm bietet, um ihr beim Ausſteigen behilflich zu ſein. Sogleich hatte ich die Gräfin B** erkannt, denn ſie war es, die am Arme ihres Gemahls an mir vorüberging. Ich folgte ſchnell und bewunderte beim Erſteigen der Treppe dieſen ſchmalen, kleinen Fuß, dieſe dünne, ſchlanke Taille. — Glücklicher Marquis! ſagte ich zu mir ſelbſt, aber unwillkürlich fiel mein Blick auf den kleinen Herrn, welcher zur Seite der Schönen ging. — Armer Mann! dachte ich.

Als ich hinter dem Grafen B** und ſeiner Gemahlin in den Saal eingetreten war, konnte ich bemerken, wie das Auge der jungen Gräfin den Saal durcheilte, um den Liebling ihres Herzens zu finden. Aber der Marquis war noch nicht unter den Anweſenden und erſt eine Viertelſtunde ſpäter, als der Ball eben beginnen ſollte, erſchien auch er. Er ging einen Augenblick zur Dame des Hauſes, deren Hand er mit jener unnachahmlichen franzöſiſchen Leichtigkeit an die Lippen führte, und nachdem er ein paar Worte mit ihr gewechſelt hatte, begab er ſich zur Gräfin B**, mit welcher er bald zu einem Contretanz antrat.

Das jugendlich ſchöne Paar zog mit Recht Aller Blicke auf ſich und ich vergaß mich ſo weit, einem ältlichen Herrn, der ſich gleich mir in eine

Fenſterniſche zurückgezogen hatte, meine Bewunderung zu äußern. Dieſen
ſchien ganz damit gedient zu ſein, denn er fragte mich ſogleich, ob ich di
Gräfin näher kenne, und als ich das verneinte, zählte er mir ſogleich den halben
Stammbaum ihrer Familie her, welche zwar von dem älteſten Adel, aber nich
ſehr vermögend ſei, rühmte dagegen den ungeheuern Reichthum ihres Gemahls,
der, wie er ſich auszudrücken beliebte, Narr genug geweſen wäre, ein ſ
junges Mädchen zu heirathen.

— Was ſoll der alte Knabe mit ſolch einem jungen Weibe? fuhr e
fort, was ſoll ſie mit ihm, der beinah ſchon zu alt iſt, um ihr Vater zu ſein?
Er ſchmückt ſie für Andere; er nennt ſie ſein, während Andere ſie beſitzen
und der einzige Vortheil, den er von ihr hat, iſt, daß ſie ſein Haus zu einem
der glänzendſten der Hauptſtadt macht, was ihm jährlich die kleine Summ
von 20.000 Thalern koſtet. Der junge, ſchöne Franzoſe, mit dem ſie dor
tanzt, wäre wirklich beſſer geeignet, ſolch ein blühendes Weib zu lieben, un
ſie ſcheint darin meiner Meinung zu ſein, denn ſie hat ihn zu ihrem Cava
liere servente gemacht.

— Er iſt alſo ihr erklärter Liebhaber? fragte ich.

— Alle Welt weiß es, antwortete der alte Herr.

— Und der Mann? ...

— Freut ſich, daß er in ſeinem hohen Alter noch mit Kindern geſegne
iſt, unterbrach mich mein Belehrer, ſpöttiſch lächelnd. Man kennt das ja; e
ſieht den Wald vor Bäumen nicht und iſt im Stande, den Marquis zu fra
gen, ob ihm ſeine beiden roſigen Knaben nicht wie aus den Augen ge
ſchnitten ſind.

— Der Marquis iſt alſo ſchon lange hier?

— Etwas über drei Jahre, wenn ich nicht irre. Fragen Sie jed
dieſer Damen hier, die wird es Ihnen ſagen können, denn die Ankunft de
jungen, ſchönen und galanten Mannes machte ſeiner Zeit nicht wenig Aufſehe

Der Contretanz war zu Ende und der Alte entfernte ſich, um Dieſe
und Jenem die neueſten Neuigkeiten mitzutheilen.

Der Marquis ſaß hinter dem Stuhle der Gräfin und ich ſah ſie i
dem vertraulichſten Tone von der Welt zuſammen flüſtern. Niemand wun
derte ſich darüber; warum auch? War er doch ihr erklärter Liebhaber!

IV.

Herr Samuel Levi, der Pfandjude, wie er in der Umgegend genann
wird, öffnete ungefähr um dieſelbe Zeit ſeine ſtarke, eiſenbeſchlagene Hau
thür, an welcher es vor einiger Zeit geſchellt hatte. Samuel Levi galt f
einen unvernünftig reichen Mann, wie die Leute zu ſagen pflegen, und d
feine Welt wandte ſich beinah ausſchließlich an ihn, wenn ſie ihr Geld i
Spiel verloren hatte, oder ſonſt eine große Schuld bezahlen wollte. Di
Vertrauen belohnte der Jude durch um ſo höhere Procente, auf der ande
Seite aber auch dadurch, daß er ſich ausſchließlich nur mit der beau mond
beſchäftigte, was dieſer, welche Alles, ſelbſt einen Pfandjuden blos für ſi
haben wollte, ungemein ſchmeichelte.

Als er die Thür öffnete, um zu ſehen, wer noch ſo ſpät ſeine Kaſſe i
Anſpruch nehmen wollte, trat ihm eine junge, reich gekleidete Dame entgege
welche leider ſo tief verſchleiert war, daß er ihre Geſichtszüge nicht erkenn

kannte. Er gab ſich nicht viel Mühe, den ſchwarzen Schleier mit ſeinen unheimlich dunkeln Augen zu durchdringen; er kannte die Dame ja ohnehin. Der prachtvolle Zobelpelz, welchen ſie trug, war Allen, welche einigermaßen mit der vornehmen Welt verkehrten, genug bekannt, um durch ihn Die zu erkennen, welche ihn trug. Die Dame war überdies eine der beſten Kundinnen des Pfandjuden, mit dem ſie zwar noch nie ſelbſt, wohl aber ſchon oft durch ihre Kammerjungfer Geſchäfte gemacht hatte.

— Welcher glückliche Zufall verſchafft mir noch ſo ſpät den angenehmen Beſuch der Frau Gräfin? fragte der Jude mit einer tiefen Verbeugung, nachdem er die verſchleierte Dame in das Zimmer geführt hatte.

— Sie kennen mich, Herr Levi? tönte eine klangreiche Stimme unter dem Schleier hervor.

— Ich habe die Ehre, Frau Gräfin, antwortete der Jude unter fortwährenden Verbeugungen.

— Dann hätte ich nicht eine ſo ſpäte Tageszeit zu wählen brauchen, um unerkannt zu bleiben. Doch zur Sache. Ich brauche Geld, Herr Levi.

— Sehr angenehm, gnädige Frau.

— Viel Geld, Herr Levi.

— Es iſt mir in der That ſehr ſchmeichelhaft, Frau Gräfin, daß Sie zu mir gekommen ſind, obgleich ich augenblicklich nicht über allzuviel zu diſponiren habe.

— Und dennoch werden Sie mir die nöthige Summe verſchaffen …

— Wenn es mir irgend möglich iſt …

— Ich brauche 7000 Thaler, und zwar gleich …

— 7000 Thaler? … Himmliſcher Vater! das iſt mehr als ich in meinem ganzen Vermögen beſitze, und wenn ich Alles zuſammenkratze, wozu ich natürlich mehr Zeit als eine Stunde haben muß …

— Sie werden mir aber doch dieſe Summe verſchaffen.

— Ich werde? … Ich möchte von Herzen gern; aber … gegen welche Sicherheit?

— Gegen eine beſſere, als man Ihnen je für eine ſo elende Summe geſtellt hat, Herr Levi … gegen dieſe Sicherheit, Herr Levi.

Und die junge Dame drückte an der Feder eines Käſtchens, das ſie unter dem Arme trug. Beide waren unwillkürlich näher an das Licht getreten, welches auf dem Tiſche ſtand, und als der Deckel des ſchwarzſammetnen Käſtchens aufſprang, verſanken die gierigen Augen des Juden in ein Strahlenmeer von Licht, das einem Diamantſchmuck entſtrömte, welcher in dem Käſtchen lag.

Hätte der Jude ſich von dieſem Zauberſcheine losſagen können, ſo würde er an der Dame eine Bewegung bemerkt haben, welche auf die Furcht erkannt zu werden hindeutete. Sie zog ihren Schleier feſter zuſammen, als ſie aber ſah, daß der Jude nur Augen für die Steine hatte, wurde ſie ſicherer, näherte ſich dem Tiſche und ſtellte das Käſtchen auf ihn hin. Dann trat ſie ein paar Schritte zurück, und als ob ſie mit dem Dunkel ihre ganze Sicherheit wieder erhielte, ſchlug ſie die Arme über einander und betrachtete mit einem ſpöttiſchen Blick das habgierige Entzücken des Juden.

Dieſer ſuchte Anfangs vergebens ſeinem Wohlgefallen Worte zu geben. Er ſtieß nur unartikulirte Töne der Freude aus, ſprang bald hier-, bald dorthin, um die Verſchiedenheit des Feuers der Steine zu prüfen, und wagte endlich, erſt ein paar Finger auf das prächtige Geſchmeide zu legen, das er herausnahm und bald gegen das Licht, bald vorſichtig in der wiegenden Hand hielt.

So ergötzlich das Treiben anzuſehen war, ſchien es doch der jungen Dame zu lange zu dauern und ſie ſagte deshalb:

— Entſchließen Sie ſich, Herr Levi. Ich habe wenig Zeit mehr, mein Wagen erwartet mich am Ende der Straße, und es könnte Aufſehen erregen, ihn dort ſo lange halten zu ſehen. Zahlen Sie die Summe, welche ich verlange, und Sie können eine Zeitlang das Vergnügen haben, ihn zu betrachten.

— Welch ein Schmuck, Frau Gräfin, ſtotterte der Jude, ... Welch ein Schmuck! ... Solcher Diamanten darf ſich eine Fürſtin nicht ſchämen! ... Welches Feuer! ... Welcher Glanz! ...

— Das Geld, Herr Levi ...

— Wie ſchön ſich die einfache Faſſung macht ...

— 7000 Thaler, Herr Levi, aber ſchnell.

— 7000 Thaler, Frau Gräfin? Das iſt unmöglich, ich habe nicht ſo viel ...

— So nehme ich meinen Schmuck wieder mit.

— Ich will jetzt die Hälfte zahlen und die andere in einiger Zeit. Ich kann nicht anders ...

— So werde ich mich an Ihren Nachbar wenden.

— Frau Gräfin! ... um Gotteswillen, Sie werden mir doch nicht dieſen Schimpf anthun? Was würde man in der Stadt ſagen, wenn man erführe, daß Samuel Levi, der Pfandleiher, eine Dame Ihres Standes unbefriedigt hätte gehen laſſen. Gedulden Sie ſich einen Augenblick, ich werde das Geld holen.

Und der Jude ging in ein kleines Kabinet, aus dem er bald mit dem Verlangten wieder hervortrat.

Nach wenigen Minuten verließ die junge Dame das Haus des Pfandleihers und drückte ſich ſo nah als möglich an die Häuſer. Würde Samuel Levi ihr gefolgt ſein, ſo hätte er bemerken können, daß ihre Eile unnütz war, denn als ſie das Ende der Straße erreicht hatte, ſtieg ſie in keinen Wagen, weil ſie — von keinem erwartet wurde.

V.

Als die Gräfin B** nach Mitternacht von dem Balle nach Hauſe kam, ließ ſie ihr zweites Kammermädchen rufen und ſagte zu der Eintretenden:

— Ich habe Julien die Erlaubniß gegeben, zwei Tage bei ihrer Tante zuzubringen, welche einige Meilen von hier wohnt; Du wirſt während dieſer Zeit ihren Dienſt übernehmen müſſen, kleide mich aus.

Das Kammermädchen ging ans Werk, und als die Gräfin ihren Ballſtaat mit einem leichten Nachtanzug vertauſcht hatte, hieß ſie ſie gehen.

Die Gräfin hatte ſich auf ihr Sopha geworfen, und als die Thür ſich geſchloſſen hatte, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus.

— Welche Angſt habe ich ausgeſtanden! Wie lang wurden mir die Stunden! O Eugen, ich muß Dich ſehr lieben, um Dir dies Opfer zu bringen. — Ich traue mich kaum, fuhr ſie nach einer Weile fort, mir die Ueberzeugung zu verſchaffen, ob der Anſchlag gelungen iſt, oder nicht. Muth, Muth, es muß ſein! ...

Sie ſtand auf und ging an den Sekretär. Aus einer der Rococoverzierungen des Meubles nahm ſie einen kleinen Schlüſſel hervor. Als ſie ihn auf den erſten Griff fühlte, ſtieß ſie einen leiſen Schrei aus.

— Es iſt gelungen! rief ſie aus und ſchloß den Sekretär auf. Aus einem verborgenen Fache leuchteten ihr Papiere entgegen, welche ſonſt nicht dort zu liegen pflegten. Sie nahm ſie hervor, und es fiel ihr ein kleines Zettelchen vor die Füße. Sie hob es auf und beſah es deutlich. Es fielen ihr ein paar Zeilen in die Augen, welche flüchtig mit Bleiſtift darauf geſchrieben waren. Sie lauteten alſo:

> »Alles iſt gelungen, Frau Gräfin! Gebe Gott, daß das Ende ſo gut ſei, wie der Anfang. Wenn Sie dies leſen, bin ich ſchon einige Meilen entfernt. Morgen bin ich in Hamburg, wo ich mich mit meinem Bräutigam einzuſchiffen gedenke. — Die verſprochenen 1000 Thaler habe ich zurückbehalten, das Uebrige finden Sie bei dieſem Zettel. Leben Sie wohl und denken Sie zuweilen an mich, die ich Ihnen zu Liebe meine Ehre aufs Spiel geſetzt habe.
>
> Julie.«

— Die Unvorſichtige! rief die Gräfin aus und näherte den Zettel einer der Wachskerzen, welche auf dem Armleuchter brannten. Wenn ſie dieſe Zeilen verloren hätte, wäre Alles verrathen geweſen!

VI.

Am andern Morgen bezahlte der Marquis von Senneville ſeine Schulden und zwei Tage ſpäter wurde Julie Miller, die frühere Kammerjungfer der Gräfin B**, mit Steckbriefen verfolgt, weil ſie ihrer Herrin einen koſtbaren Schmuck geraubt habe.

Die Polizei hielt Nachfrage bei allen Juwelieren; als ſie bei dieſen nichts entdecken konnte, wandte ſie ſich zu dem Pfandjuden. Samuel Levi verrieth ſich durch die fieberhafte Angſt, welche ſich in den Antworten ausſprach, die er dem Polizeibeamten gab.

Er geſtand, daß er den Schmuck einſtweilen im Beſitz habe, behauptete aber, der Gräfin B** ſelbſt 7000 Thaler darauf geliehen zu haben. Er beſchrieb den Anzug ganz genau, und es ergab ſich, daß die ſchlaue Kammerjungfer den armen Juden in den Kleidern ihrer Herrin betrogen habe. Es war kein Zeifel weiter, denn die Gräfin war ja zu jener Stunde auf dem Ball des Geſandten geweſen.

So mußte Samuel Levi den Schmuck herausgeben und an die Güte des Grafen B** appelliren, der edel genug war, den Verluſt zur Hälfte zu tragen.

Das gutmüthige Kammerzöſchen erreichte mit ihrem Friſeur zur rechten Zeit Hamburg, um ſich auf einem ſoeben abgehenden Paketboot nach Amerika einzuſchiffen.

In New-York, wo ſie mit ihrem Geliebten einen höchſt vortheilhaften Dienſt bei einer Herrſchaft fand, erzählt ſie oft ihrer neuen Herrin von der ergötzlichen Art, wie eine deutſche Edeldame die Schulden ihres franzöſiſchen Liebhabers bezahlt hatte.

Pechvogel-Gallerie Nr. 8.

Fünf Minuten zu ſpät.

(Hierzu eine Lithographie.)

„Reiſen iſt Leben. Wer reiſt, lebt doppelt!“ Dieſe zwei unumſtößlichen Sätze hatte eines Kalkulators Ehefrau zu Dresden ſeit Monden ihrem Ehemann in die Ohren geſchrieen und Karlemännchen, der holde Sprößling ihrer Ehe, hatte nicht verſäumt, ſeines Vaters Trommelfell durch daſſelbe Thema zu ermüden. Kalkulator hatte endlich den kühnen Entſchluß gefaßt, mit ſeiner Familie zu Pfingſten eine Reiſe nach Meißen zu unternehmen, um dort das Vogelſchießen in ſeiner ganzen Glorie zu genießen.

In der Marterwoche kam er um Urlaub ein und erhielt den Tag vor Pfingſten beifällige Reſolution. Jetzt wurden Pläne geſchmiedet und Vorbereitungen getroffen, als wenn Kalkulators eine Reiſe um die Erde beabſichtigten.

Die Zeit, in der unſere kleine Erzählung ſpielt, fällt in die Tage der alten *gelben Kutſche*, welche von Dresden nach Leipzig nicht weniger als drei Tage brauchte, ja bei ſchlechtem Wege deren ſogar vier bedurfte. Reiſende, die einen Tag in der Reſidenz oder in Leipzig verweilen wollten, kamen in Gefahr, ſich einen Reiſepaß unter der Dauer von acht Tagen ausſtellen zu laſſen, denn ſonſt lief der Paß ſchon in Oſchatz ab.

Glückliche Zeit der gelben Kutſche, wo Schaffner, Paſſagiere und Poſtillon noch um die Wette ſchnarchen konnten. Glückliche Zeit, wo lahme Bettler, auf ihre Krücken geſtützt, oft halbe Stunden lang neben der gemüthlichen Poſt ſpazieren gingen, wo auf jeder Station ein Halt gemacht wurde, daß unterdeſſen in der Schoßkelle ſich Sperlinge begatten, Neſter bauen und daſelbſt ihre Jungen ausbrüten konnten.

Die Koſten der Reiſe per Poſt, das heißt pflicht- und taxmäßig eingeſchrieben, waren Kalkulators zu hoch, weshalb beſchloſſen wurde, *blind* mitzufahren. Die Sache ins Werk zu ſetzen, war aber nicht ſo leicht, doch der Aktenmann überlegte, wie folgt: »Der Schaffner war vor zehn Jahren einmal Stammgaſt auf Churfürſtens, wo ich wöchentlich auch zwei Mal hinging. Der Briefträgergehilfe Schnecke iſt deiner Mutter Schweſter-Mann Bruders angenommener Sohn; dem Wagenſchmierer haſt du einmal eine Supplik gemacht und dem Schwager Poſtillon wird vermöge eines galvaniſirenden Händedrucks mit einem untergelegten Zwanzigkreuzer und eines Päckchens Tabak ein Auge zugedrückt.«

Mit der Poſt war er alſo im Reinen. Es bleibt dabei, Kalkulators fahren den erſten Pfingſtfeiertag mit der gelben Kutſche nach Meißen zum Vogelſchießen und wenn ſich ihnen das ganze Miniſterium in den Weg ſtellt. Die reiſewüthende Ehefrau hatte ſchon drei Wochen vorher ein förmliches Programm gemacht, wie und auf welche Art im Genuß der Freiheit jede Stunde todtgeſchlagen werden ſollte. Der Kalkulator ſtudirte emſig alle Geographien Sachſens durch und las bis ſpät in die Nacht ſeiner Frau das Merkwürdigſte aus der Meißener Chronik vor. Daß auch eine Kleiderreformation nöthig war, bedarf wohl keiner Erwähnung. Karlemännchen bekam ein neues

Habit und die Frau Kalkulatorin eine rothe Saloppe, mit welcher ſie die ganze Vogelwieſe zu blenden gedachte.

Der große Tag nahte endlich heran. Seitdem man die Ausgießung des heiligen Geiſtes in Deutſchland gefeiert, waren nie ſo ſchöne Pfingſten gekommen. Schon früh um vier Uhr, als der ferne Kanonendonner auf dem Königſtein, als drüben auf dem großen Bär die Feuerſchlünde der Artillerie und ſämmtliche Glocken der Stadt den Anbruch des Feſtes verkündigten, war der Kalkulator ſchon auf den Beinen. Der Poſtſchaffner war einige Tage zuvor mit Ausſicht auf klingende Münze, mit: Eine Hand wäſcht die andere, Wurſt wider Wurſt, und andern Redensarten breit geſchlagen worden. Schlag zehn Uhr ſollten ſie vorm Thore warten.

Die Frau Kalkulatorin, welche den Tag vorher aus allen Schemelreihen des Wurſt-, Obſt- und Gemüſe-Marktes Etwas zur Atzung entnommen, packte den Reiſeſack, deſſen Grund mit einem Ballaſt zahlloſer Butterbemmen befrachtet war. Als der Kreuzthurm neun Uhr geſchlagen, machten Kalkulators Anſtalt, ſich in Bewegung zu ſetzen. Der Alte überzählte ſämmtliche Utenſilien. Uhr, Kamm, Bürſte, Stock, Schnupftuch, Regenſchirm, das Päckchen Tabak, den eingewickelten Zwanzigkreuzer, kleine Münze zu einem Schnaps für den Poſtillon, Tabakspfeife, Schnupftabaksdoſe, Herr des Lebens! Kalkulators Gedächtniß ſah wie ein Auktionskatalog aus.

Jetzt galt es zu eilen, denn ſie wohnten vorm Pirna'ſchen Schlage. Der Kalkulator ſchwitzte wie ein Braten am Spieße und die große Hucke unterm Arme legte Blei auf alle Unternehmungen ſeiner Füße. Die Frau trieb zur Eile, indem die Poſt bald kommen müſſe.

»Satteln früh und reiten ſpäte!« brummte der Bepackte und wollte eben einen gemüthlichen Vierwagenſchritt beginnen, als es Zehn ſchlug. Zehn Uhr und ſie waren noch auf der Brücke. Sturmſchritt! Vorwärts! Karlemännchen verlor die Mütze, der Alte ſeinen Stock; es dauerte eine Viertelſtunde, ehe ſie ans Thor kamen.

Der Schaffner, der dort ein Weilchen gewartet hatte, ließ langſam fahren. Die Flüchtigen kamen hinaus, weh! die gelbe Kutſche fuhr voran, es galt, ſich in Trab zu ſetzen. Kalkulator ſchreit mit voller Bruſt: »Heda! halt!« aber das Rumpeln der gelben Kutſche übertönt ihn. Als die Poſtpferde, ganz gegen ihre Gewohnheit, zu galoppiren ſich unterfangen, da wird die athemlos nachtrabende Kalkulatorsfamilie von Verzweiflung erfaßt. Mit Rieſenkraft ſprang Kalkulator hinterher, daß der Staub aufwirbelte. Schon war er in der Nähe des Wagens, es bedurfte kaum noch fünfzig Schritte, um die Speichen der Räder zu greifen, da ſchoß der Kalkulator eine Lerche und paukte ſeinen Leichnam auf die treue Mutter Erde, hier Chauſſée genannt, daß Wurſt, Butterbemmen und Schnupftabaksdoſe in einen Umkreis von ſechs Hufen umherflogen. Karlemännchen, Kalkulators zeterſchreiender Senker, war ebenfalls auf die Naſe gefallen. Keuchend und mit kreuzzerplatzter Hoſe erhob ſich der Alte aus dem Staube und warf einen tauſendzüngigen Fluch dem Rumpelkaſten nach, deſſen neidverkündende Farbe noch ein Mal auftauchte und dann um eine Ecke verſchwand. — Urlaub, Reiſewagen, Vogelwieſe! Alles war verloren. Der Anklagepunkt hieß: *Fünf Minuten zu ſpät!*

Der Kaiſer und die Mücke.

Eine Rabbinen-Sage. *

Die beſiegten und geknechteten Juden betrachteten ihren Unterdrücker, den Kaiſer Titus, natürlich mit ganz andern Augen, als ſeine Römer; hießen ihn Dieſe den Gütigen, nannten ihn Jene den Grauſamen. In Folge dieſes Haſſes erzählen die Rabbinen folgende Fabel:

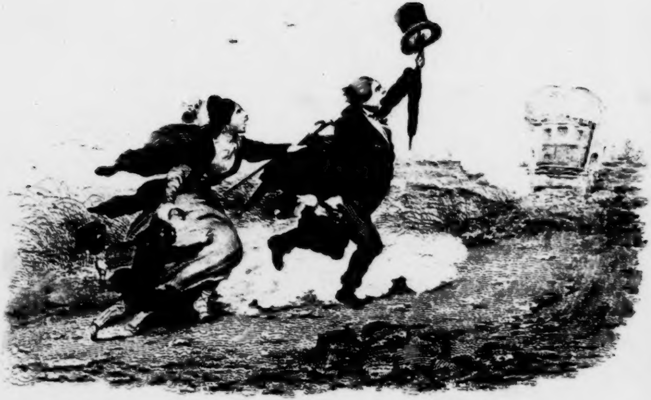
Als Titus mit den erbeuteten Gefäßen des Tempels zu Jeruſalem zu Schiffe nach Rom zurückkehrte, befiel ihn auf dem Meere ein heftiger Sturm. Titus meinte ſpottend, der Judengott ſcheine nur auf dem Waſſer Macht zu beſitzen: die alten Rieſengeſchlechter konnte er nur durch die Sündfluth vertilgen, den Aegypterkönig Pharao ließ er im rothen Meere untergehen, den Cananiten Siſera bewältigte er am Strome Kiſchon, auf dem feſten Lande aber ſpotte ich ſeiner! Da rief eine Stimme vom Himmel: »Gottloſer, von Gottloſen ſtammend, das kleinſte und ſchwächſte der Geſchöpfe des Feſtlandes ſoll Dir meine Macht zeigen!« — Hierauf wurden die empörten Wogen ſtill und das Meer eben. Als Titus aber landete und unter dem Jauchzen des Volkes in ſeinem Palaſt ankam, flog ihm eine Mücke in die Naſe, bohrte und wühlte ſich bis ins Gehirn und verurſachte ihm durch ſieben ſchmerzvolle Jahre die ſchrecklichſten Qualen. — Einſt ging der Kaiſer an der Werkſtatt eines Schmiedes vorüber; bei den Amboßſchlägen hörte die Mücke auf, im Gehirne zu ſummen; Tag und Nacht mußte nun ein Schmied in des Kaiſers Gegenwart arbeiten. Dreißig Tage war die Mücke ſtill; dann aber gewöhnte ſie ſich an den Hammerſchlag und fuhr fort zu ſummen wie früher. Als Titus ſtarb und ſein Gehirn geöffnet wurde, fand man die Mücke ſo groß wie einen Vogel, mit einem Schnabel von Kupfer und mit Krallen von Eiſen.

Dieſes Märchen riecht ſtark nach Nabuchodonoſor. Die Mücke ſoll vermuthlich eine allegoriſche Anſpielung auf das Gewiſſen ſein, wiewohl die Rabbinen davon als von einer hiſtoriſchen Thatſache reden. Mückenfangen war ja ſtets der Rabbinen Hauptſache, meint Doctor Zeitteles, dem wir dieſe Sage nacherzählen.

Literatur-Signale.

Kelch und Schwert. Von Moritz Hartmann. Leipzig 1845.

Es iſt jedes Mal eine ſehr traurige Erſcheinung, wenn Männer, die ſich dem Schriftſtellerfache widmen, zu einem nicht ſehr rühmlichen Mittel ihre Zuflucht nehmen, um von ihren Werken ſprechen zu machen: zur auspoſaunenden Lobhudelei. Derartige Künſte ſind ſchon ſo oft in Anwendung gebracht worden, daß ſie jetzt allen Effekt verfehlen. In dieſem Geſchäft ſind vor Allen die Belletriſten unſerer Tage unerſchöpflich. Kaum erſcheint ein Produkt eines der Mitglieder ſolcher Kreiſe, ſo rufen ſie triumphirend dem Maul und Naſe aufſperrenden Publikum entgegen: »Seht, das iſt die Krone aller Werke, das iſt das Meiſterſtück!« Aber man geht noch weiter. Man erwähnt ganz beiläufig das „nächſtens bevorſtehende“ Erſcheinen einer Schrift, um die Neugierde des Publikums zu ſtacheln und daſſelbe zum Ankauf zu bewegen. Einen ſprechenden Beweis liefert obengenannte Gedichtſammlung. Nicht ein,



Fünf Minuten zu spät

[illegible]

ſondern mehrere Male wurde ſie in den „Grenzboten“, im „Kometen“, in der „Eleganten“ und den „Roſen“ lange vorher auspoſaunt. Nachdem ſo Aller Erwartungen auf die Spitze getrieben, kommt endlich das **große** Werk zum Vorſchein! Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus!

Die Lyrik des Herrn Verfaſſers leidet nicht an Gedankenüberfluß, davon geben einige Proben Zeugniß, mit denen wir die Geduld des Leſers behelligen wollen.

> O Gott, wie bin ich traurig heute,
> Wie überwältigt es mich wieder ꝛc.
>
> . . . .
>
> So tön' es fort! In meiner Stube
> Will ich mich heimlich heut' verſchließen;
> Als läg' ich einſam in der Grube, (!)
> Und laſſe meine Thränen fließen ꝛc.
>
> . . . .
>
> Die Winterſonn' iſt ein leerer Pokal ꝛc.
>
> . . . .
>
> Seitdem gab ich ihr Schmerzen,
> Und ſie — ſie war zufrieden ꝛc.
>
> . . . .
>
> Du biſt die Perle in des Meeres Grunde,
> Reifſt leidend auch entgegen deinem Glanz;
> Ich bin der Maſtbaum, der in nächt'ger Stunde
> Vorübertreibt auf wildem Wellentanz ꝛc.

W. von Humboldt iſt ihm „des Gemüthes Blumengärtner“, der „Gedankenwärtner“, der „liebbegabte Liebegeber“, ein „Geiſt- und Herzerheber“. Welche Poeſie!

Die Folgerungen des Gedichtes „Wenn ich ein König wär'!“ grenzen ans Lächerliche und ſetzen die kindliche Anſchauungsweiſe des Verfaſſers in das hellſte Licht. Wenn er König wäre, was würde er dann nicht Alles thun! Den Schlußverſen wohnt, wie wir faſt durchgängig bemerkt, eine unendliche Mattigkeit und Gedehntheit inne, durch welche ſelbſt die wenigen wirklich trefflichen Stellen völlig verwiſcht werden.

Ein ſeines Inhalts wegen durchaus unwürdiges, ja gemeines Gedicht, „die Beichte“, dürfen wir nicht ungerügt laſſen. Wenn ſolch ein Gedicht ſelbſt den Mann anekelt, was ſollen wir, denen nichts mehr zuwider iſt, als prüde Unnatur, in Bezug auf die Frauen ſagen, die wohl Freiheit ſich erringen, nie aber ihre zarte Weiblichkeit abſtreifen ſollen.

Daß wir einen großen Theil des Inhalts, der im Ganzen abgeſpannt und unbefriedigt läßt, tadeln müſſen und es lieber geſehen hätten, wäre die Hälfte weggeblieben, kann uns nicht abhalten, auch einigem Lobenswertheren Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Darunter gehören die Lieder „Aus der Gegenwart“, die „Böhmiſchen Elegien“ und ein halb Dutzend andere, die ſich jedoch ebenfalls in endloſer Gedehntheit und tödtlicher Langeweile bewegen; die Freiheitslieder zeugen von der größten Unklarheit. Dem Verfaſſer ſcheint es endlich viel Unterhaltung zu gewähren, ſeinen Schmerz, ſeine Liebe, ſeine Wehmuth in liſpelnder, gefühlsduftender Manier auszuhauchen; das Uebertriebenſte in dieſer Art iſt „Die kranke Mutter“. Schmerz und immer wieder Schmerz, kein Mark und Saft! Vom **Schwerte** nirgends eine Spur, — möge denn auch dieſer **Kelch** an uns vorübergehen.

E. Weller.

Zapfenſtreich.'

Barcelona. Auf unſerer Bühne hat eine neue Oper, „Ernesto duca di Scilla“, von einem jungen Catalonier, furore gemacht.

Berlin. Man erwartet hier eine Cabinetsordre, welche beſondere Cenſurvorſchriften rückſichtlich der confeſſionellen Streitigkeiten enthalten ſoll.

∴ Am 13. iſt der Geheime Regierungsrath Dr. Heinrich Steffens, nach fünftägigem Krankenlager, geſtorben. Die gelehrte Welt verliert in ihm einen ihrer erſten Matadore*).

∴ Ein hieſiger Hofrath, der ſich in den „Geheimniſſen von Berlin, aus den Papieren eines Criminalbeamten“ porträtirt glaubt, hat den Verfaſſer wegen Pasquills verklagt. Wir verdenken es dem Herrn Hofrath nicht; es wird gewiß eben ſo viel Grund zur Klage vorhanden ſein, als für einen gewiſſen Herrn Grün, der hier im vorigen Jahre eine Unterſuchung wegen Pasquills gegen den Verfaſſer eines Artikels eingeleitet hatte, in welchem das Göthe'ſche „Grün iſt des Lebens gold'ner Baum“ vorkam.

∴ Im Verlag von Karl J. Klemann iſt ein eben ſo intereſſantes als ſehr zeitgemäßes Werk unter dem Titel: „Die Jeſuiten, wie ſie waren und wie ſie ſind“, von Eduard Duller, erſchienen. Der Name des Verfaſſers, ſeine echt deutſche, allem Parteienthum fremde Geſinnung, empfehlen dieſes Werk ſchon von vornherein, um wie vielmehr aber zu einer Zeit, wo Loyola's Söhne wieder in den Vordergrund treten und durch Sue's „ewigen Juden“ in ihrer ganzen Schrecklichkeit vorgeführt werden. Während der franzöſiſche Schriftſteller unter der durchſichtigen Hülle der Romantik uns die tiefſten Einblicke gewährt, beglaubigt ſie der deutſche Biedermann mit dem Griffel der Geſchichte, indem er die Ergebniſſe ſeines Fleißes dem deutſchen Volk und ſeinen Fürſten widmet. So iſt dieſe Schrift eine Schrift für das Volk: ſie enthält — wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt — keine neuen Forſchungen, aber alte Wahrheiten.

∴ Die „Wolfe von Lucca“ heißt ein neues fünfaktiges Luſtſpiel von M. Wiener, das auf der Hofbühne eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden hat. Die Handlung ſpielt in Lucca um das Jahr 1315, wo der Kampf zwiſchen dem Adel und dem Bürgerthume in voller Gährung war. Die Kritik rühmt an dieſem Stück vorzugsweiſe den Reiz einer ſchönen, ſentenzenreichen, rhythmiſchen Sprache. Von den Mitwirkenden verdienen nur Herr Rott als Graf Arezzi und Dem. Stich, welche die Titelrolle geſpielt, hervorgehoben zu werden.

∴ Zur Erbauung des neuen Theaters, zu welchem Herr Paul Taglioni die Conzeſſion erhalten hat, ſollen bereits 2 Millionen Thaler unterzeichnet ſein. (?)

∴ Ein hieſiger Zahlenfreund hat berechnet, daß das Haus Rothſchild, wenn es gleich mit Adam zur Welt gekommen wäre und ſein jetziges Vermögen gleich mitgebracht hätte, von dem reinen Kapitale ſechstauſend Jahre lang, d. h. von Erſchaffung der Welt bis jetzt, täglich 30 Thaler verausgaben konnte. Hieraus geht hervor, daß das Haus Rothſchild ein Vermögen von ungefähr 65 Millionen Thaler beſitzt. (Für volle 6000 Jahre, nebſt den Schalttagen, genau berechnet, 65,650,000 Thaler.) Das erzählt der „Berliner Figaro“. Wir wünſchen nichts weiter als die Kleinigkeit, die an dieſer Summe dem Hauſe Rothſchild noch fehlen mag!)

∴ Die Weinhandlung von Louis Drucker II. macht glänzende Geſchäfte. Um dem wahren zeitgemäßen Fortſchritte zu huldigen, hat ſie die Flaſchen mit Etiquetten verſehen, wovon jede den Namen eines Heiligen führt. Die bezeichneten Flaſchen, deren Inhalt nun um ſo heilſamer auf das zweifelnde Gemüth des Menſchen wirken muß, finden reißenden Abſatz. Am beſten geht der Champagner, der, wie bekannt, die am meiſten berauſchende Kraft beſitzt.

Bombay. Das letzte Dampfboot brachte aus Europa 108 Reiſende, 39,172 Briefe und 52,160 Journalnummern, eine Anzahl, welche noch niemals hier auf ein Mal angelangt war.

Bonn. Bei dem diesjährigen großen Faſchingsumzug fand ein Wagen großen Beifall, der das vielbeſprochene, faſt ſeit einem Decennium in Anregung gebrachte Beethoven-Monument vorführte, und auf ſeinem gedruckten Ausrufzettel deſſen Vollendung binnen zehn Jahren in hoffende Ausſicht ſtellte.

Breslau. Ein hieſiger Geiſtlicher hatte unlängſt die Behauptung aufgeſtellt, der Branntwein ſtamme aus der Hölle. Der hochwürdige Herr befindet ſich aber im Irrthum, denn der erſte Branntwein wurde am 10. Februar 1243 von dem Mönch Raimundus Lulli gebrannt.

---

*) Geboren am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Dänemark, hat Steffens ein Alter von faſt 72 Jahren erreicht. E. M. O.

Brüſſel. Belgiſche Blätter ertheilen der preußiſchen Regierung den Rath, die Herren Czerski und Ronge in ein Narrenhaus einzuſperren. (Wir wüßten weit reifere Candidaten für das Tollhaus.)

Coblenz. In Niederlahnſtein, zwei Stunden von hier, haben die Bauern das Bildniß von Johannes Ronge aufgeknüpft, in der Geſtalt eines Hampelmannes, dem ſie eine Anzahl Exemplare der „Vaterlandsblätter“ und des „Frankfurter Journals“ in die Taſche geſteckt hatten. Nachdem er eine Zeitlang gebaumelt hatte, zündeten ſie ein Feuer unter ihm an und verbrannten ihn. (Man erräth leicht, wer die Biedermänner ſind, die dieſe jämmerliche Poſſe angezettelt haben.)

Darmſtadt. Vor Kurzem hat ſich hier ein rühmlicher Verein zur Unterſtützung der Armen gebildet. Er zählt bereits 314 Mitglieder, die ſich „Freunde der Noth“ nennen. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes iſt auf 1 Gulden 12 Kreuzer feſtgeſetzt. Der Verein will bei ſeinen Unterſtützungen vorzugsweiſe auf unverſchuldete Noth Rückſicht nehmen. (Bravo!)

Dresden. Herr Heinrich Laube iſt bis jetzt noch nicht Dramaturg unſerer Hofbühne geworden.

Hamburg. Am 9. d. M. iſt auf dem Stadttheater C. Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ in Scene gegangen und vom Publikum mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Einige Längen abgerechnet, iſt dieſes Luſtſpiel unbezweifelt das beſte von Gutzkow.

Hannover. Zur Verbeſſerung der hannöver'ſchen Verfaſſung hat ſich Se. Maj. Ernſt Auguſt bis jetzt noch nicht entſchließen können, dagegen iſt zur Veredlung der hannöver'ſchen Haſen eine allerhöchſte Anordnung getroffen und bereits in Ausführung gebracht worden. Nachdem unlängſt bei der königlichen Tafel von irgend einem geiſtreichen Ober-Fiſch-Froſch-Fuchs-Vogel-Jägermeiſter, bei Servirung eines Haſenbratens, die wichtige Entdeckung mitgetheilt worden war, daß die preußiſchen Haſen, namentlich die in der Gegend von Halberſtadt, größer und ſchmackhafter ſeien, als die unter dem beglückenden Scepter des Königs von Hannover lebenden Haſen, fanden ſich Se. Majeſtät in hoher Berückſichtigung der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſofort bewogen, eine Ueberſiedelung von einer namhaften Anzahl jener vorzüglicheren preußiſchen Haſen-Individuen in die Regionen eines deſſen vorzugsweiſe bedürftigen hannöver'ſchen Jagdbezirkes zu beordern. Schon am folgenden Tage ging eine Anzahl Hofjäger mit gehörigem Kriegsmaterial nach der dem Könige Ernſt Auguſt gehörigen Domäne Aldersleben im Halberſtädtiſchen ab, und kehrte auch alsbald von dieſem, den halberſtädtiſchen eingebornen Haſen ſo verderblichen Kreuzzuge mit etwa 200 Rammelern und Häſinnen zurück, die nun nächſtens, zur Erfüllung der auf ſie gebauten Hoffnungen, den hannöver'ſchen Wäldern und Haiden übergeben werden ſollen. — Glückliches Land, wo allen wirklichen Bedürfniſſen ſo ſchnell abgeholfen wird!

Königsberg. Mit der größten Theilnahme wird hier eine Denkſchrift geleſen, die Herr Dr. Jacobi den Provinzialſtänden überreichen wird. In Paris iſt ſie bereits im Druck erſchienen.

∴ Den Redakteur der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ hat ein beklagenswerthes Unglück betroffen: durch Unvorſichtigkeit ſeines Dienſtmädchens iſt das vollſtändige Manuſcript des ſechſten Bandes ſeiner Statiſtik (die Statiſtik Preußens enthaltend) verbrannt.

Kopenhagen. Der Redakteur des „Fädrelandet“ war zu 500 Thaler Geldſtrafe und 25 Thaler Prozeßkoſten verurtheilt und das Geld durch eine öffentliche Unterzeichnung auf der Börſe zuſammengebracht worden. Gleich darauf iſt eine neue Nummer des Journals mit Beſchlag belegt worden. Gleiches Schickſal haben die Blätter der „Kjöbenhavnspoſt“ vom 5. und 6. Februar gehabt.

Leipzig. In der hier abgehaltenen erſten Verſammlung zur Beſprechung deutſch-katholiſcher Beſtrebungen wurde der Hauptagitator, Herr Robert Blum, durch eine wohlorganiſirte Pöbelclique auf ſo eindringliche Weiſe geſtört, daß die Sitzung erſt ſpäter unter dem Schutze der Polizeibehörde ihren Fortgang haben konnte. (Ein zweiter achtzehnter Brumaire!) — Die Statuten einer deutſch-katholiſchen Kirche hatten noch nicht entworfen werden können, ein Riß zu denſelben ſoll jedoch gleich anfangs gemacht worden ſein.

∴ Sicherem Vernehmen nach wird hier auf Aktien eine Aſſekuranzgeſellſchaft gegen neue Religions-Vereine gebildet werden. (Wird bei vernünftigen Menſchen gewiß vielen Anklang finden!)

∴ Der ſoeben erſchienene fünfte Band von Otto Wigands „Vierteljahrsſchrift“ beurtheilt Oettingers Roman „Roſſini“ wie folgt: »Schon anderwärts iſt Oettingers anmuthige Darſtellungsgabe, ſein heiterer, oft derber Humor gerühmt worden; wir ſagen daher nichts Neues, wenn wir behaupten, daß wir von dieſem in friſchen, feſten Farben hingeworfenen, höchſt lebendig aufgefaßten und dargeſtellten Gemälde uns ſehr angeſprochen gefühlt haben. Da wir Deutſchen immer mit einem Auge auf das Ausland ſehen und von ihm allein Anerkennung und Geltung erwarten, ſo können wir ſogar ſagen, daß die Darſtellung ganz den Reiz einer der gelungenſten franzöſiſchen Dichtungen hat und daß, um ſie ganz franzöſiſch und alſo in Deutſchland ſehr beliebt und angeſehen zu machen, es nichts weiter bedarf, als ſie ins Franzöſiſche zu überſetzen, was, wenn wir wohl berichtet ſind, auch bereits geſchehen ſein ſoll. Der Verfaſſer braucht übrigens nicht zu fürchten, daß man ſeiner Dichtung die deutſche Originalität abſprechen wird; er hat ſelbſt dafür geſorgt, daß dies unmöglich werde, indem er in echt deutſchem Geiſte ihr das Gewicht deutſcher Pedanterie angehängt hat in den zahlloſen Büchertiteln und antiquariſchen Notizen, die er ſeiner Erzählung eingewebt. Wir geſtehen gern, daß dieſer Ballaſt uns ein wenig läſtig geweſen iſt, wenn ſie auch der Dichtung ſelbſt im Ganzen keinen bedeutenden Eintrag thut.«

∴ Zur Feier des Andenkens an den am 18. Februar 1546 erfolgten Tod Dr. Martin Luthers beabſichtigt ein Enkel deſſelben, Profeſſor Nobbe in Leipzig, ein bis auf die neueſte Zeit fortgeſetztes „Stammbuch Dr. Martin Luthers“ im Jahre 1846 erſcheinen zu laſſen. Herr Nobbe hat dazu ſeit einer Reihe von Jahren genealogiſche Notizen geſammelt und mit denſelben die bekannte Nachricht ſeines Großvaters, des Paſtors Keil, über Luther und deſſen Nachkommen (Leipzig 1745), ſo wie die Acta Lutherorum, welche die hieſige Stadtbibliothek beſitzt, vervollſtändigt. (Leipz. Zeit.)

∴ Die „Jahreszeiten“, wegen ihrer Correſpondenzen ſehr leſenswerth, die „Norddeutſchen Blätter“, als einziges Organ der kritiſchen Richtung, und das „Weſerdampfboot“, den ſocialen Intereſſen gewidmet, werden vom Vorſtand des Leſe-Muſeums nicht angeſchafft, weil ſie der Parthei der Aktionäre nicht anſtehen. Aus gleicher Abſicht, d. h. ihrer freien Richtung halber, haben die Herren Aktionäre den „Sprecher“ und die „Weſtminſter-Review“ ſeit Neujahr abgeſchafft.

∴ Herr Guſtav Julius, der ehemalige Redakteur der „D. A. Z.“, arbeitet an einer populären „Geſchichte der Jeſuiten“, die bei Naumburg erſcheinen wird.

∴ Nummer 13 und 14 des „General-Anzeigers für Deutſchland“ enthalten zwei neue Bulletins des berühmten Schneider-Philoſophen Heyer: 1) Der Frack eine Mythe! So haben ſie gerufen, dieſe kleingläubigen Schneiderſeelen! Ihr Verblendeten, wenn es ihm auf Augenblicke beliebte, aus Laune ſich dem Gehrock zu nähern, bildet Ihr Euch darum ein, er werde nicht dennoch ewig ein Frack bleiben, ſo lange es noch ein einiges Deutſchland giebt und Monarchien, conſtitutionelle wie andere? Er iſt das Hof- und Feierkleid, und ſo lange Deutſchland von Kind bis zu Kegel nicht mit Vater Jahn demagogiſch turnt, werde ich die Ehre haben, mich mit phantaſiereichem Frackſchnitte der ſtaunenden Welt nach wie vor zu produziren. — 2) Als Venus Anadyomene nackt aus dem Meere ſtieg, waren andere Zeiten, man ſchrieb Anno Domini vor Chriſto; wollte ſie es heute etwa in Schimmels Teiche probiren, würde unſere chriſtliche Polizei der Heidin ſchön aufs Dach ſteigen; auch ſitzen in unſern Gymnaſien die Knaben nicht etwa in puris naturalibus auf der Schulbank, was, beiläufig geſagt, jetzt eine ſtark verdoppelte Schulheizung erfordern würde; man ſieht alſo, daß unſere Zeiten weſentlich von denen der Alten abweichen. Was folgt daraus? Daß ich vollkommen berechtigt bin, die chriſtlich-germaniſche Welt auf die Nothwendigkeit der Kleider und auf meine eigenen aufmerkſam zu machen. G. Chr. Heyer.

∴ Die „Signale“ ſchreiben: »Der große Gedächtnißkünſtler Reventlow hat hier einen ſehr talentvollen Schüler gefunden, Herrn Hermann Rothe, der ſich auch in literariſcher Beziehung durch mehrfache geiſtreiche Aufſätze, die er hin und wieder in Oettingers „Charivari“ mitgetheilt, bemerkbar gemacht. Derſelbe hat eine öffentliche Probe ſeiner erſt im Dezember vorigen Jahres begonnenen Studien der Mnemotechnik abgelegt. Rothe, der ſich bald eine Reventlow'ſche Fertigkeit angeeignet haben wird, hat den Weg gefunden, das Merkverfahren auch auf die Muſik anzuwenden; er recitirt eine beliebige Menge von Takten mit allen Arten von Notenwerthen, Vorzeichnungen, Pauſen u. ſ. w. vorwärts und rückwärts, in und außer der Reihe, nachdem er dieſelbe ein- oder zwei Mal gehört oder geleſen hat. Auch er hat, wie Reventlow, einen Cyclus von Vorleſungen angekündigt.« (Wir können zum Lobe unſeres Mitarbeiters nur das hinzufügen, daß er ein tüchtiger Mann iſt, der in jeder Beziehung die Aufmerkſamkeit des Publikums verdient.)

∴ Herr Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt, ſoll dem Herrn Direktor Dr. Schmidt den menſchenfreundlichen Vorſchlag gemacht haben, die ganze Oper zu entlaſſen. Herr Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur unſeres

Stadttheaters iſt, wolle ihm den Beweis liefern, daß ein Theater auch ohne Oper beſtehen könne. (O ja, aber wie?)

∴ Die „Jahreszeiten“ berichten aus Leipzig, daß ſich bei Aufführung des Heller'ſchen Stückes „der letzte Wille“ viele Literaten mit Pfeifen bewaffnet und das Stück ausgepfiffen hätten. Sie knüpfen daran die Bemerkung, daß ſolches Betragen den Herren Literaten keine Ehre mache. Den „Jahreszeiten“ diene hiermit zur Nachricht, daß jene Nachricht eine lügenhafte Erfindung iſt, die durchaus all' und jeden Grundes entbehrt. Die Leipziger Literaten, insbeſondere die Journaliſten, haben ſich bei Beſprechung des Stückes überhaupt ſo nobel und ſo durchaus edeldenkend benommen, daß ſelbſt der Verfaſſer des durchgefallenen Stückes ſeinen Dank dafür öffentlich auszuſprechen ſich gedrungen gefühlt hat. So weit der „Wandelſtern“. Unſer „Charivari“ hat nur noch das hinzuzufügen, daß ihm nicht weniger als fünf verſchiedene Beurtheilungen und eine Unzahl von Epigrammen und Spottgedichten zugekommen ſind, die er alle zurückgewieſen hat, weil er ſich über Todte nicht gern luſtig macht. Soviel aber iſt gewiß, daß der „letzte Wille“ ein in jeder Hinſicht ſo ſehr verfehltes Machwerk iſt, daß das Publikum, ſelbſt dann, wenn es aus lauter Großmüttern des Herrn Heller beſtanden, von der Langweiligkeit dieſes Stückes indignirt, das geiſtloſe Produkt ihres Enkels unbarmherzig ausgepfiffen hätte. Die Literaten aber — das wird Herr Heller ſelbſt eingeſtehen müſſen — ſind an dieſem Morde durchaus unſchuldig.

∴ Daſſelbe Blatt ſchreibt: »Am 9. d. M. wurde auf der Dresdener Bühne Herrn Laube's „Struenſee“ zur Aufführung gebracht. An demſelben Tage ging von Leipzig ein Extrazug der Eiſenbahn mit Claqueurs und literariſchen Bedienten des großen dramatiſchen Autors dahin ab, um einerſeits dem Produkte den Succeß zu ſichern, andererſeits für deſſen Ausposaunung in alle vier Winde gehörig Sorge zu tragen. Obgleich, wie jene bereitwilligen Claqueurs verſichern, die Dresdener Schauſpieler nur mäßig geſpielt hatten, hatte die Laube'ſche Tragödie doch einen glänzenden Erfolg und wird Herr Laube, der ſich mehrere Male hatte herausrufen laſſen, ohne jedoch zu erſcheinen (der Grauſame!), eines Extrahinterzuges unſerer Eiſenbahn bedürfen, um die geſammelten Lorbeern nach Leipzig zu ſchaffen.« ('S iſt Alles nicht wahr, 's iſt Alles nicht wahr! ſingt der große Neſtroy.)

∴ Wie kommt es, daß die Dresdener „Abendzeitung“, über den glänzenden Erfolg des Laube'ſchen „Struenſee“ bis jetzt ein ſo hartnäckiges Stillſchweigen beobachtet hat? Herr Robert Schmieder ſprach doch ſonſt frei von der Leber weg?

∴ Auf der hieſigen Bühne iſt neulich ein Luſtſpiel, der „Pünktliche“, nach Picard von G. v. Roſen bearbeitet, aufgeführt und ausgepfiffen worden. (Pfeifen muß ſein, dazu iſt es ja erfunden.)

∴ Ein hieſiges Dienſtmädchen hat ihre Herrſchaft beim Criminalgericht belangt, weil dieſelbe ihr ein Billet zu der erſten Vorſtellung von Laube's „Rococo“ aufgedrungen hat.

∴ Ein Berliner Correſpondent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ macht den Vorſchlag, die unglücklichen Frauenzimmer aus den dortigen Bordells, welche bekanntlich mit Ende dieſes Jahres geſchloſſen werden ſollen, nach Vandiemensland zu exportiren. Wir wiſſen nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, ob dieſer Correſpondent bereits ins Irrenhaus abgeführt worden iſt.

Liſſabon. Der ehemalige Finanzminiſter, José da Silva Carvalho, iſt an einer Indigeſtion zu ſeinen Vätern heimgegangen. (Ein ächter, würdiger Finanztod!)

∴ Herr Lißzt, der im Palaſt von Belem vor Donna Maria da Gloria geſpielt, hat dafür eine goldene mit Brillanten beſetzte Tabaksdoſe erhalten. Auch wird er ſchwerlich dem Chriſtus-Orden entgehen können.

Löbau. Der mit ſächſiſcher Cenſur hier erſcheinende „Poſtillon“ ſagt bei Beſprechung des vor einiger Zeit in Freiberg vorgekommenen Duells: »Ein Lieutenant v. W. ermordete bei Gersdorf im Zweikampf einen jungen Grafen B. v. D. — Mord bleibt Mord, ob er nach gewiſſen Metzgerregeln oder ohne dieſelben geübt wird.« (Ein Poſtillon bleibt ein Poſtillon!)

London. Königin Victoria hat für den Prinzen Albert einen neuen Titel, „König-Gemahl“ (King-Consort) erfunden. Außerdem will ſie eine Erhöhung ſeiner Civilliſte beantragen. (Der arme Mann!)

∴ Sir Moſes Monteſiori iſt zum diesjährigen Ober-Sheriff von Kent ernannt. Das Torykabinet ſchließt ſonach die Iſraeliten nicht mehr von Staatsämtern aus.

∴ Die Zahl der Juden in Großbritannien ſoll nur 24,000 betragen, wovon der größte Theil in der Hauptſtadt wohnt.

∴ Die berühmte Portlands-Vaſe, eine der bedeutendſten Antiken unſeres Muſeums, iſt von einem Irländer, William Lloyd, freventlicher Weiſe zerſchlagen worden. Der

Thäter ſcheint keinen andern Zweck gehabt zu haben, als den, von ſich ſprechen zu machen. (Coloſſaler Schlingel!)

∴ Die Strafe des W. Lloyd für die Zerſtörung der Portland-Vaſe iſt ſehr mild ausgefallen. Der Burſche iſt nur zu 3 Pfd. St. Schadenerſatz und zweimonatlicher ſchwerer Arbeit im Zuchthauſe verurtheilt worden.

Madrid. Mutter Chriſtine hat ſich, trotz der Zerrüttung der ſpaniſchen Finanzen, in den letzten zwölf Jahren nicht mehr als 100 Millionen Francs erſpart. Davon hat ſie 22 Millionen in der engliſchen Bank, 37 Millionen in franzöſiſchen Staatspapieren und über 15 Millionen Grundbeſitz in Frankreich.

Mainz. Ein Herr Rieſſel hielt hier unlängſt im Kunſtverein eine Rede über „rheiniſche Kunſt", die aber im Grunde nichts enthielt, als eine Lobrede auf — die päpſtliche Hierarchie. (Gut gebrüllt, Herr Rieſſel!)

München. Den hieſigen Rathhausſaal, in welchem allmonatlich fünf Nummern des Zahlenlottos gezogen und ausgerufen werden, ſchmücken die zwölf Fürſten aus dem Hauſe Wittelsbach. Man betrachtet ſie als Deputirte, die ſich überzeugen ſollen, daß es ſehr nothwendig ſei, durch Mitwirkung der Kammern endlich auch aus Baiern das Lotto zu verbannen und dem dadurch erzeugten Elend einen Damm zu ziehen. (Geſellſchafter.)

∴ Der einſt ſo ſehr beliebte Komiker Römböck, in der letzten Zeit wahnſinnig, iſt in Dachau, bei München, zwei Stock aus dem Fenſter geſtürzt und in Folge der Verletzungen geſtorben.

Neuſtadt (an der Hardt). Eine Anzahl hieſiger Bürger, Katholiken wie Proteſtanten, haben Herrn Ronge eine Adreſſe überſchickt, begleitet von 100 Flaſchen Hardtwein. Der Wein ſoll beſſer als die Adreſſe geweſen ſein.

New-York. Im nächſten Frühjahr ſoll hier das erſte große transatlantiſche Muſikfeſt veranſtaltet werden. Als Dirigent deſſelben wird Kapellmeiſter Louis Spohr genannt.

Nürnberg. Der frühere Herausgeber der „Nürnberger Theaterblätter", Herr Georg Winter, giebt jetzt eine „Bierzeitung" heraus. (Bier iſt Gift, ſagt Dr. Füring.)

Paris. Bei Louis Philipp hat ein junger Taugenichts um die Erlaubniß nachgeſucht, ſich Tſchech nennen zu dürfen. Sie iſt ihm abgeſchlagen worden.

∴ In den Tuilerien ſind in dieſem Augenblick nicht weniger als vier Prinzeſſinnen in intereſſanten Umſtänden. (Muß eine fruchtbare Gegend ſein!)

∴ Der Herzog von Nemours giebt jetzt Bälle à la regence; man darf nur in kurzen Hoſen und ſeidenen Strümpfen erſcheinen. Die Wattenfabrikanten ſollen ihm dafür eine Dankadreſſe überreicht haben.

∴ Der Miniſter des Innern hat 10,000 Francs zur Unterſtützung der Stadt Caën angewieſen, die ihren berühmten Mitbürgern Malherbe und Laplace Statuen errichten will. Die Wahl des Bildhauers Barre des Jüngern und Dantan des Aeltern als Verfertiger dieſer Statuen iſt vom Miniſter genehmigt worden.

∴ Herr Villemain befindet ſich wieder gänzlich wohl, und ſcheint ſogar ſehr ſcharfen Geiſtes zu ſein. Vor einigen Tagen ſagte er zu einem Bekannten: »Es ſcheine ihm, als habe man ſich mit ſeiner Abſetzung ſehr beeilt, um einen Miniſter und das Unterrichtsgeſetz zugleich los zu werden. Er werde nun ein Buch „über die Nützlichkeit der Fieber in Miniſterialkreiſen" ſchreiben.« In der That aber beſchäftigt er ſich mit einer neuen Auflage ſeiner „Geſchichte Cromwell's".

∴ Herr Villemain ſoll beim König um den Geſandtſchaftspoſten in Rom nachgeſucht haben.

∴ Von Herrn Guizot ſagt man, daß er kürzlich den Ausdruck gebraucht, das Miniſterium ſei „ein bitterer Kelch". Ja wohl, meint ein hieſiges Blatt, ſo ſprechen Alle, welche zu viel Wein getrunken haben.

∴ Das Depot der Polizeipräfektur, la Souricière (die Mäuſefalle) genannt, glich neulich einem Maskenballe; die Polizei hatte in der Nacht des Faſtnachtdienſtags auf den unzähligen Bällen in und um Paris über 300 Taſchendiebe verhaftet, die ſich alle maskirt hatten, um ſo leichter ihre Streiche ausführen zu können, und nun von allen Seiten in den groteskeſten Verkleidungen im Hofe der Präfektur zuſammengebracht wurden. Bei den meiſten von ihnen fand man 20 bis 30 geſtohlene Gegenſtände; ſechs Unterſuchungsrichter haben mit der Inſtruktion vollauf zu thun.

∴ Alexander von Humboldt widerſpricht in den Pariſer Zeitungen dem Gerücht, daß er es geweſen, der bei der franzöſiſchen Regierung auf die Ausweiſung der Herren Ruge, Marx, Bernays u. ſ. w. gedrungen habe.

∴ Der in St. Pelagie verhaftete Schriftſteller Bernays hat eine Bittſchrift an die Deputirtenkammer gerichtet, worin er ſich über ſeine Ausweiſung beſchwert. Er dürfte übrigens Frankreich ſobald nicht verlaſſen, da er die ihm durch das Urtheil auferlegte Geldſtrafe und Prozeßkoſten, im Betrage von 541 Francs, nicht erlegen kann und der Fiscus gegen ihn, im Wege der contraint par corps, auf weitere vier Monate Haft erkannt hat.

∴ Dr. Ruge hat einen abermaligen Aufſchub von vierzehn Tagen erhalten.

∴ Graf Rambuteau, der Seine-Präfekt, will dem Gemeinderath von Paris den etwas unreifen Vorſchlag machen, dem großen Bürgerkönig Louis Philipp noch bei Lebzeiten eine Reiterſtatue am Triumphbogen der Porte St. Martin zu errichten. Die Gemeinde ſoll dazu lumpige 100,000 Francs beiſteuern. (Sie wird ſich beſinnen.)

∴ Der koloſſale Faſtnachtsochſe, der von den Pariſern den Spottnamen „Père Goriot" (Titel eines Balzac'ſchen Romans) erhalten hatte, ſoll wirklich das non plus ultra aller bis jetzt dageweſenen Ochſen ſein. Jules Janin will ein „Eloge du Père Goriot" ſchreiben.

∴ Ein hieſiges Blatt bemerkt, daß Herr Rolland, welcher nun neun Jahre lang ſtets den größten Faſtnachtsochſen nach Paris geliefert, den Orden der Ehrenlegion erhalten habe. Man müſſe geſtehen, daß dieſer Orden mit Blut verdient worden ſei. (!)

∴ Der Handelsminiſter hat verſprochen, daß er im künftigen Jahre den Aufzug des Faſtnachtsochſen mit 10,000 Francs unterſtützen werde. Es ſoll dann der Ochſe nicht mehr, wie bisher, durch die Straßen geführt, ſondern auf einem Triumphwagen mit acht Pferden gezogen werden. Das Bifſteak des Père Goriot wird bald nach England abgehen. Der König entgegnete Herrn Rolland, der ſich die Erlaubniß erbat, daſſelbe Ihrer Maj. der Königin Victoria überreichen zu dürfen, daß er ihm nicht allein die Erlaubniß dazu ertheile, ſondern daß ihm auch damit ein Gefalle geſchehe. Auch der engliſche Botſchafter erkläre, daß die Königin das Geſchenk ſehr gern annehmen werde.

∴ Derſelbe Miniſter hat eine Prämie von 1500 Francs für das beſte Werk über die Rinderpeſt beſtimmt. Der Preis wird im Jahre 1846 vertheilt werden.

∴ Der „ewige Jude", obgleich viel matter als die „Geheimniſſe von Paris", hat doch mehr als eine ſocialiſtiſche Frage wieder aufgeregt. Graf Duchatel hat ſeine Miniſterphantaſien von dieſem Roman entzünden laſſen und eine ſtrengere Beaufſichtigung der Irrenhäuſer angeordnet, damit ſo liebenswürdige und geiſtvolle Rothköpfchen, wie Mademoiſelle de Cardoville, nicht mehr von ihren Verwandten in den Narrenthurm geſteckt werden können. Komiſche Zeit, wo Romanſcenen Miniſterdecrete hervorrufen, oder beſſer noch: ernſte Zeit, wo ſelbſt Romane zu Staatsſchriften werden!

∴ Einige verrückte Legitimiſten ſollen den abenteuerlichen Plan gefaßt haben, König Karl X. kanoniſiren zu laſſen. (Am Ende auch ſeine Herren Miniſter? Heiliger Polignac, bitte für ... ihren Verſtand!)

∴ Herr Vatout, Bibliothekar des Königs, der vielerwähnte Feind des Pariſer „Charivari", ſoll zum Baron ernannt werden. (Wir gratuliren dem „Charivari" dazu.)

∴ Herr Durant, der im „Siècle" dem zum Herzog erhobenen Kanzler der Pairskammer, Herrn Pasquier, die Vaterſchaft eines 1806 erſchienenen Luſtſpiels, „Grimou oder das unvollendete Portrait", zuſchreibt, ertheilt dem Herrn Kanzler den Rath, ſich fortan „Herzog von Grimou" zu nennen. (Wenn Herr Laube einſt in den Adelſtand erhoben werden ſollte, ſo würde er ſich ohne Zweifel „Marquis von Rococo" nennen laſſen.)

∴ Vom Grafen von Peyronnet, einem der ehemaligen Miniſter Karls X., iſt eine „Histoire des Francs" in vier Bänden erſchienen. Die beiden erſten Bände haben bereits eine zweite Auflage erlebt.

∴ Meiſter Scribe hat zu ſeiner Erholung eine Novelle, „Maurice", geſchrieben, die außerordentlich pikant ſein ſoll.

∴ Heinrich Heine, der in dem letzten Willen ſeines reichen Oheims in Hamburg bekanntermaßen ſehr ſpärlich bedacht worden iſt, ſoll der Meinung ſein, daß Salomon Heine's letzter Wille noch unter dem des Herrn Robert Heller ſtehe. (Will viel ſagen!)

∴ Die Fürſtin von Canino, Wittwe Lucians Bonaparte, verweilt ſeit Kurzem in Paris, um ein Trauerſpiel ihres verſtorbenen Gemahls auf die Bühne zu bringen.

∴ Die Fürſtin von Canino iſt um Verlängerung ihrer Aufenthaltskarte eingekommen; die Polizei hat ihr unterſagt, in Paris den Namen Bonaparte beizubehalten; ſie läßt ſich darum Madame de Verneuil nennen.

∴ Bei Gelegenheit der Theatervorſtellungen bei Hofe durch die Schauſpieler des Gymnaſe hatte man auch die Mars gebeten, noch ein Mal die Breter zu betreten. Sie ſoll jedoch geantwortet haben: »Mein Ruf beruht auf den Erinnerungen, die ich zurückgelaſſen habe, ſtört ſie nicht.« (Die „Augsburger Allgemeine" nennt dies „beſcheiden". Stört ſie nicht!)

∴ Für die Gemälde-Ausſtellung werden erwartet: ein großes Gemälde von Robert Fleury, ein auto-da-fe, und Marino Falieri, der die Rieſentreppe in Venedig zu ſeiner Hinrichtung hinabſteigt. Herr Adrien Guignet vollendet ein Bild, „Joſeph, wie er dem König Pharo die Träume auslegt“.

Peking. Der Kaiſer von China iſt in einem Alter von 70 Jahren und im 24ſten ſeiner glorreichen (?) Regierung ins Jenſeits hinübergeſchlummert. Da der chineſiſche Kronprinz noch minderjährig iſt, ſo wird eine Regentſchaft die Regierung übernehmen.

Petersburg. Der Czaar beabſichtigt den Huſarenobriſt Olga mit dem verwittweten Prinzen Friedrich von Heſſen zu vermählen. Obriſt Olga will aber nicht. (Kommt auch nicht drauf an)

∴ Die Zahl der ruſſiſchen Geiſtlichen beträgt 117,440, an deren Spitze 7 Metropolitane und 28 Erzbiſchöfe ſtehen. Im ganzen Kaiſerreiche befinden ſich 34,415 Kirchen und 9059 Capellen.

Rom. Der Jeſuitengeneral hat dem heiligen Vater mit einem Vorſchuß von 100,000 römiſchen Thalern unter die Arme gegriffen.

Ulm. Julian Chownitz hat die Redaktion der „Ulmer Schnellpoſt“ übernommen.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Bei dem zur Unterſtützung des Sophien-Hoſpitals abgehaltenen Ballfeſte im Odeon waren über 11,000 Perſonen zugegen. Eine gutgemeinte Kritik, welche Saphir bei Eröffnung des Odeons für ſeinen „Humoriſten“ geſchrieben, hatte einen großen Theil des Bürgerſtandes ſo gegen ihn erbittert, daß er auf dem Balle, welchen die Offiziere in Hitzing gegeben und bei dem Herr Saphir als Gaſt erſchienen war, auf eine Weiſe beleidigt wurde, die jeden gebildeten Menſchen tief verletzen muß.

∴ Donizetti's „Dom Sebaſtian“ iſt unter der Leitung des Componiſten im Kärnthnerthor-Theater gegeben und nur theilweiſe günſtig aufgenommen worden. Herr Erl ſang die Titelpartie, Madame Stöckl-Heinefetter die Zaide, Herr Leitner den Camoens und Herr Wild den Abayaldos.

Zürich. Nach zweitägiger Berathung hat der Großrath des Kantons Zürich mit 106 Stimmen den Antrag auf Ausweiſung der Jeſuiten aus ſämmtlichen Cantonen der Schweiz angenommen. (Bon!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zu den altruſſiſchen Geſetzen, welche Peter I. umgeſtürzt hat, gehört auch das, daß eine Reiſe ins Ausland ein nicht zu vergebendes Verbrechen iſt. Die Patriarchen von Moskau ſprachen gegen den Uebertreter dieſes Gebotes die Todesſtrafe aus, ſelbſt wenn es der Czaar ſei. Ein zweites Geſetz, deſſen Uebertretung ſeit Peter I. gerade Regel geworden, lautete: »Wehe den ruſſiſchen Czaaren, die eine ausländiſche Fürſtin heirathen!« (Abendzeitung.)

— Dante's „divina comedia“ iſt über 150 Jahre Manuſcript geblieben. Ihr Verfaſſer war im Mai 1265 zu Florenz geboren und ſeine „Comedia“ wurde erſt 1472 zum erſten Male und zwar durch einen deutſchen Buchdrucker, Johann Numiſter, zu Foligno gedruckt. Seitdem aber ſind von dieſem Werke mehr als 500 Ausgaben erſchienen.

— In einem bekannten Gaſthauſe zu Marburg zahlte man vor 30 Jahren für das Bett nur einen Kreuzer. Aber jede Stunde pochte der Wirth an die Thür und rief: »Für einen Kreuzer iſt's genug geſchlafen!« (Heutzutage bezahlt man den Schlaf in den Gaſthöfen etwas theurer, kann aber dafür deſto ruhiger und länger ſchlafen.)

— Die ſchönſte Lobrede, die wohl je zu Ehren einer Zeitung ausgeſprochen worden, iſt die, welche Napoleon dem „Moniteur“ zu Theil werden ließ. »Ich habe aus dem „Moniteur“,« ſagte Napoleon auf Elba, »die Seele und die Kraft meiner Regierung gemacht; er war mein Vermittler bei der öffentlichen Meinung im In- und Auslande.«

Hierbei eine Extra-Beilage:
Pechvogel-Gallerie Nr. 8.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 127. Leipzig, 5. März 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Pascaline.

Nach Lady Lea Seyſel, von C. Guido.

Paris, das reiche und auf ſeinen Reichthum ſo ſtolze Paris, beſitzt viel Gold, viel Juwelen, viel Diamanten; es birgt tauſend Schätze in ſeinem Buſen, aber ein Schmuck, eine Zierde fehlt ihm: Blumen!

Paris iſt ärmer an Blumen, als an koſtbaren Steinen; dieſe Königin der Welt vermag ihre glänzende Stirn weit leichter mit Brillanten und Smaragden, als mit Veilchen und Orangenblättern zu ſchmücken.

Paris hat zwar ſeinen Blumenmarkt; die vornehme Dame kauft dort ihre elegante Camelia, der Blumenfreund ſucht dort eine neue Tulpe, die junge Handwerkerin holt ſich dort ihren duftenden Nelkenſtrauch; aber ach, all' dieſe Blumen leben leider nur ein ſehr kurzes Daſein; ihr Stengel, einen Augenblick durch die wohlthuende Wärme des Treibhauſes aufrecht gehalten, beugt ſich und welkt bald, und der Käufer, der eine duft- und lebenathmende Pflanze zu beſitzen gehofft, ſieht ſich am andern Tage im Beſitze einer ſchnell verwelkten Blüthe.

Deſſen ungeachtet giebt es im großen Paris doch noch einige Tempel, die dem Cultus der liebenswürdigen Blumengöttin Flora geweiht ſind. Noch in manchem der glänzenden Boudoirs der vornehmen Welt findet man eine aufbrechende Roſe, deren köſtliche Farbe dem Teint einer zum erſten Male erröthenden Jungfrau gleicht, eine Lilie mit alabaſternem Kelche und goldenen Staubfäden, eine Hyacinthe, die ſo ſüß wie das Schnupftuch einer großen Dame duftet, ein beſcheidenes Vergißmeinnicht, das die Hand des Dichters mitten im Grün der Julikräuter ſucht; hier, ja nur hier trifft unſer Auge noch all' jene vegetabiliſchen Intelligenzen, denen der morgenländiſche Aberglaube eine poetiſche Miſſion angedichtet hat.

Aber wie viel Sorgfalt, wie viel Pflege dieſe ſeltenen und koſtbaren Blumen erfordern, wiſſen nur Jene, welche Florens Kinder wie ihren Augapfel hüten und pflegen.

Eine der bekannteſten Kunſtgärtnerinnen der guten Stadt Paris iſt Mademoiſelle Benoit. Eine fanatiſche Verehrerin der Blumen pflegt ſie ihr

kleines Gärtchen mit einem Eifer, den alle Welt bewundert. Wiewohl
arm, cultivirt ſie ihre Blumen mit wahrhaft rührender Sorgfalt. Und d
kommt es, daß ihr beſcheidenes Gärtchen, ſelbſt im ſtrengſten Winter, m
ſchöne Blume hat, die man vergebens in andern Gärten und Treibhäuſern f

Vor einiger Zeit — in den letzten Tagen des Januars — hielt plö
eine glänzende Equipage vor der Wohnung unſerer armen Blumenhändl

Eine ſchöne Dame und ein reizendes Mädchen fragen nach Mademoi
Benoit.

— Mademoiſelle, ſagte die Dame, übermorgen iſt der Hochzeitstag me
Tochter. Sie wünſcht ihr ſchwarzes Haar mit weißen Roſen zu ſchmü
Aber dieſe Blumen ſind in dieſem rauhen Winter ſo ſelten, daß ich ſie
gends aufzutreiben weiß. Mehrere Kunſtgärtner, bei denen ich verge
nachgefragt, haben mich an Sie gewieſen. Mademoiſelle, haben Sie w
Roſen?

— Noch zwei Stück, Madame.

— Kann ich ſie ſehen?

Das junge Mädchen führt die beiden Damen zu einem merkwü
ſchönen Roſenſtock, von welchem zwei halbgeöffnete Blüthen ihren liebli
Duft entgegenhauchten.

— Wollen Sie mir dieſe beiden Roſen ablaſſen? fragte die Marqu

— Nein, Madame, erwiderte Pascaline mit einem tiefen Seufzer
die eine ſteht Ihnen zu Dienſten, die andere iſt verſprochen ...

— Dann behalte ich dieſe eine. Und der Preis, liebes Kind?

— Zwei Louis, Madame.

— Hier ſind ſie, liebe Kleine. Schicken Sie dieſe Roſe, ſobald
aufgeblüht iſt, in mein Hôtel, Rue de Lille, Nummer 14.

Pascaline verbeugte ſich und begleitete ihre beiden reichen Kunden
zur Thür ihrer beſcheidenen Wohnung.

— Welch ein unerwartetes Glück! rief das arme Kind, als es in
Zimmer zurückgekehrt war. Achtundvierzig Francs! Damit kann ich e
Theil der ſchuldigen Miethe bezahlen, und der unbarmherzige Wirth wird
Mitleid und Nachſicht haben und mich nicht hinausjagen. O meine Mu
ſieh' aus Deinen Himmeln auf Dein armes Kind herab, das Du mit Dei
Segen beſchützeſt.

Und Pascaline zerfloß in Thränen und durchwachte weinend die g
Nacht, denn es war der Vorabend eines traurigen Jahrestages, des T
der guten, frommen Mutter, die ihrer Tochter zwei keuſche, heilige Neigun
eingeflößt hatte: die Liebe zu Gott und zu den Blumen.

In dieſer Nacht vergoß Pascaline gar viele Thränen, köſtliche Thrä
Diamanten eines frommen Herzens, Juwelen kindlicher Liebe. Sie rief
die letzten Augenblicke ihrer angebeteten Mutter, welche Gott zu ſich zu
gerufen hatte, ins Gedächtniß zurück. Der Tod hatte bereits ſeine B
erfaßt, die Tochter weinte am Herzen der ſterbenden Mutter ... es
damals eine ſo kalte Nacht, als dieſe ... die Mutter ſagte zu ihr
brechender Stimme:

— Pascaline, mein liebes, ſüßes, frommes Kind, unſere weißen Roſe
blühen ſie noch?

— Ja, Mutter, antwortete das Kind in Thränen.

— Bringe ſie mir, liebes Kind, daß ich meine Lieblingsblume noch
Mal, ach zum letzten Male ſehe.

Und Paſcaline brachte der Mutter die beiden aufgeblühten Roſen, ſo friſch und ſchön wie die Blumen des Mais.

— Der Duft dieſer Roſen, hatte der Arzt geſagt, kann ihr ſchädlich werden und ihren Tod beſchleunigen.

— Nein, hatte die Sterbende erwidert, dieſe Blumen ſind auch meine Kinder, ſie werden länger leben, als ich ... Paſcaline, gieb mir eine dieſer Roſen ... gieb ſie mir in dieſe Hand ... ich will mit ihr begraben werden.

Und einige Augenblicke ſpäter war die arme Frau geſtorben.

Und mit der Roſe in der Hand wurde ſie in den Schoos der Erde eingeſcharrt, wie ſie's von ihrem Kinde verlangt hatte. Aber gleich, als man die arme Frau in ihren Sarg gelegt, war die Roſe entblättert.

Und ihr in Thränen zerfließendes Kind that an dem kaum geſchloſſenen Grabe ein Gelübde, ſo fromm und keuſch wie ſie ſelber war ...

Nachdem der Morgen angebrochen, ging ſie an ihre tägliche Beſchäftigung ... ſie erinnerte ſich der Roſe, welche die vornehme Dame ihr geſtern abgekauft hatte, und ging in den Garten hinab, um ſie abzupflücken.

Aber ach! während der Nacht hatte ſich eine dieſer beiden Roſen, wie jene, welche die ſterbende Mutter mit ins Grab genommen, entblättert.

Es blieb ihr nur noch eine!

Bald darauf erſchien der herzloſe Hauseigenthümer und verlangte die rückſtändige Miethe.

— Mein Herr, ſchluchzte Paſcaline, ich kann ſie nicht bezahlen ...

— Aber mein Gott, Sie haben Geld, Mademoiſelle, erwiderte der unbarmherzige Gläubiger und wies auf die zwei Louis, die auf dem Kaminſims lagen.

— Sie gehören nicht mehr mir ... die verkaufte Roſe iſt entblättert.

— Und dieſe hier? Warum verkaufen Sie dieſe nicht?

— Dieſe iſt vergeben, mein Herr; alles Gold der Welt iſt nicht hinreichend, ſie zurückzukaufen.

— In dieſem Falle, entgegnete der wüthende Hauswirth, machen Sie ſich bereit, dieſe Wohnung augenblicklich zu verlaſſen ... ich bin nicht der Mann, der die Leute umſonſt bei ſich wohnen läßt. Packen Sie Ihre Sachen zuſammen.

— Ich gehorche, ſeufzte Paſcaline.

Als eine Viertelſtunde ſpäter die reiche Dame wiederkam, um die gekaufte und bereits bezahlte Roſe, die man ihr nicht geſchickt, müde des vergeblichen Wartens, ſelber abzuholen, ſagte man ihr:

— Mademoiſelle iſt, mit einer weißen Roſe in der Hand, ſo eben ausgegangen ... Halt, ſehen Sie ... dort unten geht ſie noch ...

Und die Dame, von unwiderſtehlicher Neugier angetrieben, folgte dem armen Mädchen von einer Straße in die andere, bis ſie den Kirchhof erreicht hatte, wo ſie ſich zum Grabe ihrer Mutter niederbeugte, um dieſen heiligen Ort mit der weißen Roſe zu ſchmücken.

— O Mutter, hauchte Paſcaline, empfange an Deinem Sterbetage dieſes Pfand der Erinnerung, empfange die Blume, die Du ſo ſehr geliebt, die ich für Dich gepflegt, und bitte Gott, daß er ſich Deines Kindes annehme, das, verlaſſen von aller Welt, ohne Schutz, ohne Hoffnung am Rande der Verzweiflung ſteht.

Und das fromme Kind benetzte mit tauſend Thränen das Kreuz von ſchwarzem Holze, das einzige Merkmal jener Stelle, die ihr das Liebſte, das Heiligſte auf Erden, die irdiſche Hülle ihrer Mutter barg.

Die Dame, Zeugin dieſer herzzerreißenden Scene, war, ihre Thränen verbergend, davongeeilt.

. . . .

Als Pascaline in ihre Wohnung zurückgekehrt war, um ihre wenigen Habſeligkeiten abzuholen und ihr beſcheidenes Aſyl für immer zu verlaſſen, fragte ſie der Wirth:

— Mademoiſelle, was wollen Sie?

— Ich will Sie verlaſſen ...

— Weshalb?

— Weil ich Sie nicht bezahlen kann ...

— Wo denken Sie hin, gutes Kind. Ihre Wohnung iſt ja ſchon für zwei Jahre voraus bezahlt.

— Was ſagen Sie?

— Die reine Wahrheit, Mademoiſelle; hier iſt die Quittung!

Pascaline, im erſten Augenblicke faſt verſteinert, fand bald die Auflöſung des überraſchenden Räthſels.

Gleich darauf überreichte ihr ein ſtattlicher, reich betreßter Lakai hundert Louis und einen Brief folgenden Inhalts:

»Mademoiſelle.

Ich weiß Alles! Ich weiß, daß Sie mit den Roſen, womit ich meinen Brautkranz habe ſchmücken wollen, das Grab Ihrer Mutter geſchmückt haben; erlauben Sie mir, Ihnen für dieſen ſchönen Zug Ihres frommen Herzens mein lebhaftes Mitgefühl zu erkennen zu geben. Auch ich liebe meine Mutter und begreife Ihre Liebe. Geſtatten Sie, Mademoiſelle, daß ich Ihnen im Namen Ihrer Mutter, die noch im Grabe für ihr frommes Kind ſorgt, beiliegende Summe als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit überreiche. Sie werden — ich bitte und beſchwöre Sie — es nicht zurückweiſen Sein Frauenleben mit einer Handlung beginnen, welche die kindliche Liebe ehrt, iſt mehr als eine Roſe werth.

Auch ich habe eine gute Mutter! Sie grüßt Sie und hat mir verſprochen, für Sie zu ſorgen wie für ihr eigenes Kind, dem es zum Stolze gereicht, ſich von heute an zu nennen

Ihre

aufrichtige Freundin

Adele von Regenial«

— O meine Mutter, meine gute, fromme, heilige Mutter, weinte Pascaline. So wachſt Du, von der Höhe des Himmels, über dem Glücke Deines Kindes! Schutzgeiſt meines Lebens, ich danke Dir!

Literariſche Rückerinnerungen *).

Von E. Weller.

III. Rebmann.

Andreas Georg Friedrich Rebmann wurde am 23. November 1768 zu Sützenheim in Franken geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er ſich durch die trefflichſten Talente, durch Scharfſinn und Kraft aus, und bezog ſehr jung die Univerſität Erlangen. Als Juriſt mehr zu den Staatswiſſenſchaften hingezogen, vollendete er ſeine Studien in Jena und lebte hierauf ſtill und zurückgezogen auf einem Dorfe bei Dresden. Bei dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ergriff auch ihn, wie alle edlen Männer der damaligen Zeit, der hohe Gedanke der Freiheit. Er gehörte zu Denen, welche ſich von dem Blutvergießen in Frankreich nicht abſchrecken ließen, ſich den Vorkämpfern der neuen Zeit anzuſchließen. So gern man auch damals, wie heute, von Ruhe und beſtehender Ordnung ſprach, ſo lächerlich war es doch, Ruhe und Stillſtand zu verlangen von einem Volke, welches fortſchreiten wollte, ſo anmaßend war es, ſich dem Willen des Volkes zu widerſetzen. In Folge deſſen veröffentlichte Rebmann ſeine „Wahrheiten ohne Schminke, bei Gelegenheit von A. Youngs Werke: „Die franzöſiſche Revolution, ein warnendes Beiſpiel für andere Reiche“, Deutſchland 1794. Mit dem Buchhändler Vollmer errichtete er zu Deſſau eine Buchhandlung und beabſichtigte daſelbſt eine politiſche Zeitſchrift herauszugeben. Wegen einer Ueberſetzung von Robespierre's Bericht „Ueber die politiſche Lage von Europa“, Hamburg 1795 — welches Verbrechen, Robespierre's Bericht zu überſetzen! — mußte er die Stadt und das Ländchen verlaſſen und zog mit Vollmer nach Erfurt, wo er ſein Unternehmen ins Werk ſetzen konnte. „Das neue graue Ungeheuer, herausgegeben von einem Freunde der Menſchheit“, Upſala 1795 – 1798, 18 Bände, war die Frucht ſeines Fleißes, welches bald nachher in „den politiſchen Thierkreis“ (Straßburg 1796) ſich verwandelte, ein Werk, deſſen Verbreitung ziemlich groß geweſen ſein muß, da 1798 eine zweite Auflage, von Huergelmer, hierauf eine dritte und 1800 in Hamburg eine vierte erſchien. Noch haben wir von ihm „Literariſche Verfolgungen auf Schleichwegen“, Halle 1795. Das Alles kitzelte denn doch ein wenig und als der von Mainz verjagte Kurfürſt nach Erfurt kam, ſetzte er eine Commiſſion nieder, um Rebmann und Vollmer, Verfaſſer wie Buchhändler, zur Unterſuchung zu ziehen. Vollmer war bereits verhaftet; daſſelbe ſollte nun mit Rebmann geſchehen, als dieſer nach Göttingen entfloh. Von dort ging er 1795 nach Altona, wo er nach manchen Drangſalen ankam. Drei Monate lag er darnieder und da er nur Weniges von Hauſe mitgenommen hatte, unterſtützten ihn edle Männer aus Hamburg und Altona. Kaum geneſen, verlangte er von der Erfurter Regierung die Anklageakten, bekam aber keine Antwort. So ſchrieb er den „Vorläufigen Aufſchluß über mein ſogenanntes Staatsverbrechen meine Ver-

---

*) Siehe „Charivari“ Nummer 124.

folgung und meine Flucht“ London 1796, und „Die Wächter der Burg Zion. Nachrichten von einem geheimen Bunde gegen Regenten- und Völkerglück“, Hamburg 1796. Seine mühſelige Flucht nach Altona ſchilderte er in „Robinſons des Jüngern Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutſchlands“, Altona 1795, 2 Bände. Ferner erſchienen von ihm: „Die Schildwache“, 4 Stücke, Altona 1796—97; „Leben und Thaten des jüngern Herrn von Münchhauſen, wohlweiſen Bürgermeiſters in Schilda“, Hamburg 1795; „Bruchſtücke aus meinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe“, Hamburg 1796; „Frankreichs politiſche Verhältniſſe zum übrigen Europa, vorzüglich zu Preußen und Oeſterreich“, Altona 1796, zweite Auflage 1797, dritte Auflage unter dem Titel: „Frankreichs neueſte Verhältniſſe zum übrigen Europa“, Hamburg 1797; „Wahrheiten ohne Schminke über das Hamburger deutſche Theater“, Altona 1796; anonym „Das Miniſterium der Hölle, vom Geheimſchreiber Beelzebub tradirt“, Hamburg 1796. — Als die Erfurter Regierung ſeine Auslieferung verlangte, reiſte Rebmann, um allen Nachſtellungen zu entgehen, nach Holland, wo er ſich in einzelnen Städten kurze Zeit aufhielt und die beiden Schriften: „Beantwortung und Prüfung der von dem Kurmainziſchen Criminal-Gerichte zu Erfurt gegen mich erlaſſenen Ediktal-Citation“. Amſterdam (Hamb.) 1796; und „Vollſtändige Geſchichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden“, Amſterdam (Hamb.) 1796 ſchrieb. Von Holland begab er ſich nach Paris, wo er nur kurze Zeit, doch unter wenig freundſchaftlichen Beziehungen mit der Direktorial-Regierung blieb. Die meiſten ſeiner damaligen Schriften bezeugen dies: „Die Geißel“, Altona 1794, 12 Stücke; „Holland und Frankreich in Briefen, geſchrieben auf einer Reiſe von der Niederelbe nach Paris 1796“, Paris und Cöln (Hamb.) 1797; „Die fünf Männer, Leben der fünf jetzt in Frankreich regierenden Direktoren“, Hamburg 1797. „Zeichnungen zu einem Gemälde des jetzigen Zuſtandes von Paris“, Altona 1797, 1 Bändchen; „Neue Schildwache“, Hamburg 1798, 3 Bände, der zwei e Band auch unter dem Titel: „Geſchichte der Revolution vom 18. Fruktidor, oder der Sturz Carnots u. m. A.“; „die Laterne bei Tage, für die mittlere Volksklaſſe“, Paris 1797 und 1798 (Altona); anonym: „Obſcuranten-Almanach für 1798“; „Blick auf die vier neuen Departements des linken Rheinufers“, Coblenz 1802; „Hiſtoriſch-politiſche Miscellen aus dem Jahrhundert der Contraſte, für unbefangene Leſer“, Germanien (Baſel) 1805. Rebmann pflegte mit den berühmteſten Männern in Paris, mit Chenier, Cramer und Anderen vertrauten Umgang; ſpäter aber muß er ſeinen Aufenthalt in Paris mehrmals mit Hamburg und anderen Orten vertauſcht haben. Wir ſehen ihn erſt im Civil-Tribunal zu Mainz, dann im Requiſitionsgericht zu Trier. Unter Napoleon wurde er Präſident des Mainzer Zuchtpolizeigerichts, 1816 Präſident des Appellationsgerichts in Kaiſerslautern, ſpäter in Zweibrücken. Rebmann war es, der den Rheinlanden ihre freie Gerichtsverfaſſung erhielt. In ſeinen letzten Lebensjahren hatte er viel mit Krankheit zu kämpfen, weshalb er 1824 die Bäder von Wiesbaden beſuchte. Dort ſtarb er am 16. September 1824.

Rebmann war ein ausgezeichneter Kopf; wer ſeine Schriften kennt, muß ihm darin Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Freilich erhielt er zuletzt zwei Orden und den Adel, was mit ſeinen frühern Geſinnungen wenig harmonirte. Aber finden wir nicht oft ſolche Männer, die in ihrem Alter, von Schwäche übermannt, den Thorheiten der Menſchen, die ſie früher bekämpft, ſpäter nicht zu widerſtehen vermögen? Außerdem müſſen wir bedauern, daß über ſein Leben von 1798 an, etwa zehn Jahre lang, ein Dunkel ſchwebt, welches uns nicht erlaubt, ihn vollſtändig zu beurtheilen. Gleichwohl hat er viel Gutes geleiſtet und für ſeine Ueberzeugung größere und heftigere Verfolgungen erlitten, als viele Andere, welche ſeine Geſinnungen getheilt haben. »Aber es wird eine Zeit kommen und nach dieſer wieder eine Zeit, wo die Enkel endlich die Früchte reifen ſehen werden, die ihre Väter im Schweiße ihres Angeſichts ausgeſäet haben.«

Die Spiegel-Zertrümmerung.

Eduard Boas erzählt in ſeinem geiſtreichen Reiſewerke „In Scandinavien" (Leipzig, Verlag von F. L. Herbig), Seite 108 folgende allegoriſche Mythe: Im Königreich Saba wurden vor vielen hundert Jahren die Spiegel erfunden. Die gebildeten Leute freuten ſich dieſer Entdeckung, aber Alle, welche mißgeſtaltet und buckelig waren oder häßliche Finnen im Geſichte hatten, ärgerten ſich ſchwer darüber. Sie ſpieen Gift und Galle, denn fortwährend erblickten ſie den Widerſchein ihrer totalen Mängel, welche ſie tief verſteckt glaubten. Endlich wirkten ſie ein theilweiſes Verbot gegen die Spiegel aus; man ſetzte Inſpektoren zur Beaufſichtigung derſelben nieder, und überall, wo ein helles Glas das Zerrbild eines Buckeligen zeigte, mußte es vernichtet werden. Das aber half nicht viel, denn ſo lange noch ein Spiegel übrig war, ſchilderte er, ſobald ſie ihm nahe kamen, jene widrigen Geſtalten mit ſcharfen Linien, und deshalb ruhten die Verwachſenen nicht eher, als bis ſie auch den letzten Spiegel zertrümmert ſahen. Nun waren die Häßlichen ſehr froh, weil ſie glaubten, es könne Niemand die Finnen und Höcker bemerken, weil dieſelben nicht mehr offen im Spiegel gezeigt werden durften. — Da kam der Frühling. Sie gingen ins Freie hinaus, doch — ſchändliche Frechheit! — jeder Teich, jeder Bach, jeder Fluß malte ihre ganze Unſchönheit deutlich in ſeinen Wellen ab. Da eilten die Leute empört nach Hauſe und klagten das dem Spiegelaufſeher. Der aber zuckte die Achſeln und ſprach: »Meine Herren, künſtliche Gläſer kann ich wohl zerbrechen, doch über Bäche und Teiche habe ich keine Macht.«

Fiat applicatio!

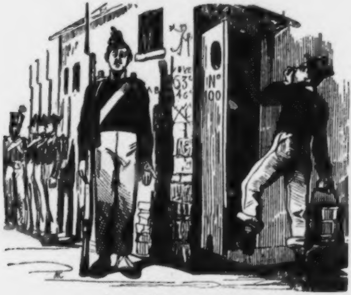
Perſiſcher Spruch.

Eins biſt Du dem Leben ſchuldig:
Kämpfe oder ſuch' die Ruh':
Biſt Du Ambos, ſei geduldig,
Biſt Du Hammer, ſchlage zu!

Rebus.

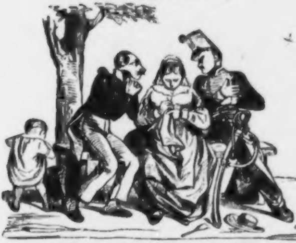
Soldatenbilder.

1. Ein verlorener Poſten.



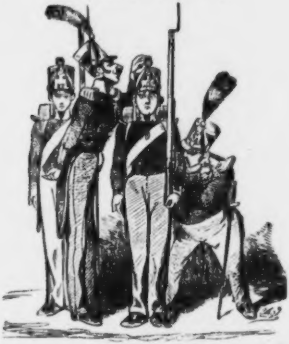
Herr Gott von Mannheim!
(Das Uebrige kann ſich Jeder ſelbſt hinzudenken.)

2. Liebeswerbung.



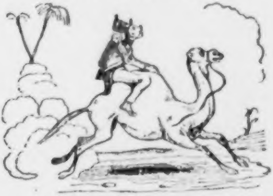
Infanterie und Cavallerie machen einen Angriff auf ihr jungfräuliches Herz.
Von welcher Waffengattung ſoll ſie ſich beſiegen laſſen?

3. Peinliche Muſterung.



Wie Jemand, der von Natur aus krumm gewachſen iſt, ſich kerzengerade halten ſoll.

4. Ein Algieriſcher Jäger.



Wie ein Kameel auf dem andern reitet.

Zapfenstreich.

Altona. Herr Dr. Rudolph Mettler, früher Redakteur des in Leipzig erſchienenen „Nordlichts", wird hier eine neue belletriſtiſche Zeitſchrift gründen. (Freue Dich, Deutſchland!)

Baden-Baden. Staatsrath Rebenius ſagt über das Spiel zu Baden-Baden, daß beim Pharaoſpiel höchſtens $1\frac{1}{8}$ bis $2\frac{11}{16}$ pCt. gewonnen würde, bei der Roulette aber im ungünſtigſten Falle $5\frac{5}{19}$ pCt. Auch das ſei nicht viel, denn bei der preußiſchen Klaſſenlotterie gewinne der Staat 12½ pCt., und da im Jahre zwei Mal geſpielt würde, ſo gewinne der Staat 25 pCt. Hierbei aber iſt blos der Unterſchied, daß die Karten beim Pharao zehn Mal gelegt werden; nimmt man nun den niedrigſten Satz an, ſo hat man zehn Mal $1\frac{1}{8}$, alſo 11 pCt. in einer Stunde. Im Durchſchnitt wird täglich vier Stunden geſpielt, was, nach Adam Rieſe, 44 pCt. macht. (Quod bene notandum!)

Berlin. Der König hat, auf Antrag des General-Muſikdirektors Meyerbeer, den Befehl erlaſſen, „daß fortan mindeſtens drei neue Opern von lebenden deutſchen Meiſtern gegeben und mit Spohrs neueſtem Werke „die Kreuzfahrer" begonnen werden ſoll". Zugleich hat der König Herrn Meyerbeer ermächtigt, den Kapellmeiſter Spohr zur Selbſtleitung der erſten Aufführung ſeiner neuen Oper einzuladen. (Sehr ſchön, doch fürchten wir, daß die Kaſſe bei der Aufführung deutſcher Opern keine Seide ſpinnen werde.)

∴ Es gewährt eine wohlthuende Empfindung, wenn man ſieht, wie die General-Intendanz bemüht iſt, bisher unbekannte Autoren heranzuziehen und ihren Erſtlingsprodukten den Weg auf die Bühne zu erleichtern. (Theaterchronik.) Und doch giebt es Kläffer, welche Herrn von Küſtner unabläßlich anfeinden. Die Schwachköpfe wiſſen nicht, was ſie wollen. Herr von Küſtner thut Alles, was in ſeiner Kraft liegt, die Hofbühne auf der Stufe ihres alten Glanzes zu erhalten.

∴ Die theaterwüthigen Berliner ſind im höchſten Grad entrüſtet, daß das neue Opernhaus 193 Plätze weniger als das alte hat. Ein hirnverbrannter Lind-Wurm wünſcht, daß das neue Haus bald wieder angeſteckt werden möge, damit die fehlenden 193 Plätze des alten Opernhauſes wieder hergeſtellt werden können.

∴ In Folge einer Bittſchrift der hieſigen Bürgerſchaft an den König iſt die Ausführung des Befehles zur Aufhebung der Bordelle, der mit Beginn des Jahres 1844 in Kraft treten ſollte, vorläufig auf fünf Jahre ſpäter hinausgeſchoben worden. Die öffentlichen Dirnen wollen der Bürgerſchaft eine Dankadreſſe votiren.

∴ In Folge der im vorigen Jahre ſtattgefundenen Gewerbeausſtellung der deutſchen Zollvereinsſtaaten hat der König 2 geheime und 20 nicht geheime Commerzienraths-Titel, 2 rothe Adler-Orden zweiter Klaſſe, 1 Schleife zum rothen Adler-Orden dritter Klaſſe, 46 rothe Adler-Orden vierter Klaſſe, 69 goldene, 232 ſilberne und 629 eherne Preismedaillen vertheilt.

∴ Die Buchhändler Vieweg in Braunſchweig und Hahn in Hannover haben den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe erhalten. Die Glücklichen!

∴ Der ci-devant eifrige Republikaner Profeſſor Schönlein ſoll nächſtens geadelt werden. Tempora mutantur!

∴ Bei Schleſinger iſt eine Ueberſetzung des vom Papſte mit Interdikt belegten Niccolini'ſchen Trauerſpiels „Arnold von Brescia", von B. von Lepel, erſchienen.

∴ Die Geſammtausgabe der von Kleemann verlegten Werke des Herrn v. Gaudy iſt jetzt mit dem 24ſten Bande vollendet. Inhalt und Ausſtattung ſind gleich elegant und anziehend.

∴ Ein junger Secondelieutenant des Gardeküraſſier-Regiments hat eine Broſchüre über die preußiſche Verfaſſung geſchrieben, ein Droſchkenkutſcher iſt am gebrochenen Herzen geſtorben und in einem abgelegenen Gäßchen einer der Vorſtädte hat man einen Menſchen entdeckt, dem Rellſtabs neueſter Operntext, „das Schleſiſche Feldlager", ſehr gefallen hat.

Breslau. Auch der hieſige Stadtrath hat den Beſchluß gefaßt, den Ständen einen Antrag auf Preßfreiheit vorzulegen. (Wird zwar wenig nützen, aber gewiß nichts ſchaden.)

∴ Der Schauſpieler Bernhard Neuſtädt hat Sue's „Geheimniſſe von Paris" in ein fünfaktiges Schauſpiel, „Marienblume", umgeſtaltet.

Christiania. Staatsrath Peterſen hat dem Storthing eine Bittſchrift übergeben, welche die Abſchaffung des Klingelbeutels in den Kirchen verlangt.

Cöln. Carl Heinzen iſt wegen ſeines Werkes „über die preußiſche Bureaukratie" in contumaciam zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Conſtantinopel. Auch die Türkei hat ein paar Blauſtrümpfe. Die berühmteſte der türkiſchen Schriftſtellerinnen iſt Leila Khanum, die Nichte eines gewiſſen Molah Izzet. Die Gedichte dieſer Dame ſind meiſt ſatiriſchen Inhalts, weshalb ſie von ihrem Geſchlechte, das vor ihrer ſcharfen Feder zittert, ſehr gefürchtet wird. Ihr „Divan", der im Druck erſchienen iſt, umfaßt drei Bände. Auch durch ihre Lieder iſt Leila Khanum berühmt. Letztere ſind in Muſik geſetzt und dadurch außerordentlich populär geworden. Haſſena Khanum, die Frau eines gewiſſen Hakim Baſchi, iſt ebenfalls durch die Reinheit und Eleganz ihres Styles, namentlich durch ihre Briefe berühmt, welche ihr den Anſpruch auf den Titel der türkiſchen Sévigné geben*)

Dresden. Der berühmte belgiſche Maler Eduard de Bièfve iſt zum Mitglied der hieſigen königlichen Kunſt-Akademie ernannt worden.

∴ Durch eine Verfügung der hohen Medizinalbehörde iſt der in Leipzig erſcheinende „Herold" in ſämmtlichen Hoſpitälern des Königreichs Sachſen eingeführt worden. Man hofft dadurch ein Bedeutendes an Opium zu erſparen.

Flensburg. Der Profeſſor (?) Quirin Müller, der längere Zeit in Scandinavien umhergezogen iſt, zeigt jetzt in Flensburg ſeine lebenden Bilder.

Gotha. Ludwig Storch iſt auf kurze Zeit nach Gotha zurückgekehrt, um dann im Frühling ſeinen Aufenthalt in Stolberg am Harze zu nehmen, wohin er von Seiten der dortigen Grafen-Familie die ehrenvollſten Einladungen erhalten hat. Im nächſten Winter geht er wieder nach Berlin.

Halle. Von der Canſtein'ſchen Bibelanſtalt ſind ſeit 1712, wo dieſe Anſtalt ins Leben trat, bis zum Schluſſe des vorigen Jahres 4 Millionen 561,480 Exemplare der Bibel, des neuen Teſtamentes, der Pſalmen und des Buches Jeſus Sirach verbreitet worden.

Hamburg. Als Herr Carl Beck unter ſein Bildniß die Worte ſchrieb: »Ich trinke meine Seele der ganzen Menſchheit zu,« hat man dieſe hin und wieder als unverſtändlich getadelt. Wer aber Nummer 30 des „Telegraphen" lieſt, wird ſein Urtheil zurücknehmen müſſen, denn Herr Georg Schirges macht dieſe Worte ganz zu den ſeinigen. — Carl Beck und Georg Schirges — Dante und Rante!

∴ Die Emancipation der Juden wird vor den Rath der Sechzig kommen; dieſelben werden ſiebzig Jahre überlegen, ob in achtzig Jahren die Juden reif ſein werden, nach neunzig Jahren das Recht zu haben, in hundert Jahren Anſpruch auf Emancipation zu machen.

Karlsruhe. Herr Auguſt Lewald zeigt ſich in der neueſten Nummer ſeines „neuen Europa" im höchſten Grade indignirt über die Behandlung, die ein Recenſent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" der Gräfin Hahn-Hahn hat angedeihen laſſen. »Es iſt unanſtändig,« ruft er aus, »dieſe hohe Dame mit Frau Ida zu behandeln u. ſ. w.« Gewiß, Herr Auguſt Lewald, ſehr unanſtändig, im höchſten Grade unanſtändig! Aber apropos, wenn wir nicht irren, ſo hörten wir irgendwo, daß die Frau Gräfin jüngſt ihren Leibaffen verloren haben; wie wäre es, Herr Lewald, wenn . . . . .?

Königsberg. Zu Herders Denkmal in Mohrungen ſind bis jetzt 475 Thaler eingegangen.

Kopenhagen. Herr Lund, Redakteur der „Kjöbenhavnspoſt", iſt wegen einer Ueberſetzung der „Paroles d'un croyant" des Herrn von Lamennais, vor Gericht geladen worden.

Leipzig. Dr. Eduard Amthor ſagt in einer ſo eben erſchienenen Flugſchrift: »Sollte es endlich dahin kommen, daß ſelbſt Ronge's Namen zu nennen verboten würde, ſo könnte ich zwei Anagramme deſſelben empfehlen; das erſte iſt negor (d. h. ich werde verleugnet), das zweite: regno, durch die Herrſchaft (der Pfaffen). Uebrigens verdient als ein literariſches Curioſum bemerkt zu werden, daß nach Ausſage eines bekannten Leipziger Mathematikers von den 120 Permutationen, die mit den fünf Buchſtaben R, o, n, g, e möglich ſind, der Name Ronge merkwürdiger Weiſe die letzte bildet, gerade als ob er zu einem Schlußſteine auserſehen wäre!«

∴ Der „Wandelſtern" enthält einen Berliner Bericht, dem wir folgende Stelle entlehnen: »Die Preßfreiheit, welche Franzoſen, Engländer, Schweden, Dänen, Norwegen, ja ſogar die Unterthanen der auf halben Sold geſetzten Königin Pomare beſitzen, iſt noch immer dem Volke vorenthalten, ohne deſſen Erfindung ſie nicht exiſtiren würde, dem Volke, das auf der Bahn des Geiſtes voranleuchtet, dem Volke, das die Reformation ſich erkämpft hat. Deutſchland iſt der arme Poet, deſſen Werke im Munde der ganzen Welt ſind und der ſelbſt kein Honorar dafür empfängt; Deutſchland iſt der König Lear, der zu liberal und großmüthig ſeine Güter verſchenkt hat und nun ſelber darben muß; Deutſchland iſt der große Denker, der den Stein der Weiſen entdeckt hat, aber dem ſelbſt das Brod zu Stein geworden iſt. Deutſchland hat die hiſtoriſchen Pfeile, die es abſchoß, auf ſein eigenes Herz gelenkt; es erfand die Preſſe und hat ſich am meiſten preſſen, es erfand das Schießpulver und hat ſich am meiſten beſchießen laſſen.« (O mein armes, ſchönes Deutſchland!)

---

*) Wer mehr über die türkiſche Literatur der Jetztzeit zu erfahren wünſcht, der leſe Charles White's „Three years in Constantinople." Lond. 1845 8. C. M. C.

∴ Die „Blätter der Gegenwart" brachten neulich eine hübſche Lithographie, den Gatten einer bekannten Schriftſtellerin, der, mit dem Staubbeſen unter dem Arm, vor der Büſte ſeiner beiſpiellos häßlichen Ehehälfte ſteht. »Nicht genug,« ruft der arme geplagte Mann, »daß ſie ſich auf meine Koſten ſilhouettiren, daguerreotypiren, lithographiren, in Oel malen, in Holz ſchneiden und in Stahl ſtechen ließ, hat ſie ſich nun auch in Marmor meißeln laſſen, wofür ich 400 Thaler zahlen muß; das iſt ſehr hart! Aber ſie jeden Morgen noch abſtäuben müſſen, das iſt das Härteſte!« (Armer, beklagenswerther Mann! Giebt es wohl ein größeres Unglück, als einen Blauſtrumpf zur Frau zu haben?!)

∴ Nr. 16 u. 17 des „General-Anzeigers" bringen folgende neue Bulletins: »Einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, habe ich eine neue Art Paletots angefertigt, unter dem Namen „Röcke des Diogenes". Dieſelbe zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie eine eingenähte Laterne beſitzen, die ſich von ſelbſt anzündet, wenn unter dem nichtigen Vorwande des im Kalender befindlichen Mondſcheins die Straßenlaternen ausgelöſcht werden.« — »Tantièmenröcke für dramatiſche Schriftſteller, reichlich mit Taſchen verſehen, mit Poſten-, Abgangs- und Ankunfts-Regiſter und ſonſtigen Hervorrufenlaſſungs-Reiſebedürfniſſen, liefert, jedoch nur gegen baare Zahlung, ab: G. C. Hoyer.«

∴ Bei Otto Wigand iſt ſoeben die zweite vermehrte Ausgabe von E. M. Oettingers hiſtoriſchem Roman „der Ring des Noſtradamus" (3 Bände) erſchienen. Der „Charivari" wird in einer ſeiner nächſten Nummern ein Bruchſtück daraus mittheilen.

∴ Bei Ignaz Jackowitz erſcheinen zwei katholiſche Monatſchriften, wovon die eine „Petrus", die andere „Paulus" heißt. Sie ſollen den Katholicismus gegen die Lehren Czerſki's und Ronge's vertreten.

∴ Wer das Treiben der Laube'ſchen Coterie einmal recht deutlich zu durchſchauen Luſt hat, mag die im letzten Theaterbericht der Dresdner „Abendzeitung" enthaltene Beſprechung der dortigen Aufführung des „Struenſee" mit den marktſchreieriſchen Trompetenſtößen vergleichen, die über dieſe Aufführung aus vielen Zeitſchriften und Tageblättern hervortönen. Der glänzende Erfolg iſt nicht viel mehr, als eine ziemlich laue Aufnahme geweſen.

∴ Unſer Stadttheater, das ſich Anfangs mit ſeinem großen Perſonale ziemlich breit gemacht, ſieht ſich genöthigt, große Einſchränkungen vorzunehmen. Herr Bergmann, ein braves, tüchtiges, vielſeitiges Talent, verläßt unſere Bühne, die in ihm eines ihrer brauchbarſten und fleißigſten Mitglieder einbüßt. An die Stelle der Dem. Baumeiſter, die zu hohe Anſprüche macht, ſoll Mad. Grabowski von Wiesbaden engagirt werden. Auch Herr Eike verläßt die hieſige Bühne; Herr Marr hingegen iſt noch immer Regiſſeur.

∴ „Kaiſer Friedrich in Prag", eine ſogenannte Tragödie des Herrn F. G. Kühne, iſt auch auf unſerer Bühne kalt und ſpurlos vorübergehuſcht. Sie wird höchſtens zwei Wiederholungen erleben und dann für immer vom Repertoir verſchwinden. Bei der erſten Aufführung dieſes matten Machwerks ereignete ſich ein höchſt komiſches Qui pro quo. Einige Stimmen im Parterre riefen den Schauſpieler Richter. Herr Kühne verſtand Dichter und erſchien ungerufen.

∴ Herr Lewald ſagt in der „neuen Europa", »daß R. Hellers Stück in Leipzig ausgepfiffen worden, iſt an und für ſich ein geringfügiger Umſtand.« — Das Leipziger Parterre wird ſich bei Herrn Lewald dafür zu bedanken haben.

∴ Sicherm Vernehmen nach iſt Herr Robert Heller als Dramaturg mit dem Hofrathstitel an das königliche Theater nach Berlin berufen.

∴ Unſere Stadt hat einen ihrer öffentlichen Charaktere, den Magiſter Kluge, verloren. Der Verſtorbene war Candidat der Theologie, Hausbeſitzer und Dichter, und hat ſich in letzter Eigenſchaft beſonders durch vier wahrhaft klaſſiſche Verſe einen unſterblichen Nachruhm erworben. Dieſe vier Verſe lauten:

„Geſund ſind Heidelbeeren,
Wenn ſie ſind wohl gereift;
Sie laufen durch die Gedärme,
Wo man ſie oft erblickt."

Wir hoffen, dieſen großen Genius bald in der Walhalla zu begrüßen!

∴ Die „Signale" ſchreiben: Paris hat 300,000 Pianoforte's, Leipzig 25,000; ſo viel ſind wenigſtens gegen Feuersgefahr verſichert. Die größte Verbreitung, welche wohl je ein Muſikſtück für Pianoforte erlangt hat, iſt die des „Venetianer Galopps" von Johann Strauß; es ſind davon gegen 300,000 Exemplare abgeſetzt worden. (!)

London. Sir R. Peel will zu den vielen ſchon beſtehenden Steuern noch eine neue auf die Seife legen. Viele Seifenfabrikanten und Parlamentsmitglieder haben, um gegen dieſe Maßregel zu proteſtiren, eine zahlreich beſuchte Verſammlung gehalten, in der ein Herr Hawes, den die „Parlamentszeitung" „the eminent soap-boiler" nennt, eine Rede ablas, die im „Chronicle" vier und eine halbe enggedruckte Spalten füllt. Trotz der vielen Seife iſt darin viel ungewaſchenes Zeug vorgekommen.

∴ Als Sir Henry Pottinger neulich über die chineſiſchen Zuſtände in einer öffentlichen Verſammlung höchſt günſtige Aufſchlüſſe gab, ward ein anweſender Garnfabrikant von der Extaſe ſeiner politiſchen Oekonomie ſo hingeriſſen, daß er ausrief: »Alle Spinnereien Altenglands werden nicht hinreichen, um das Garn zu fabriziren, welches dieſe 300 Millionen von Chineſen blos für Strümpfe und Nachtmützen gebrauchen!« (Alſo fleißig geſponnen, Deutſchland, daß Du Dir zukünftig Deinen ungeheuren Bedarf an Nachtmützen ſelbſt beſorgen kannſt!)

∴ Das Programm für die bevorſtehende Saiſon der italieniſchen Oper iſt erſchienen. Von den älteren Sängern ſind Madame Griſi, Moriani, Mario, Lablache, Fornaſari und Brambilla engagirt; neu ſind Madame Roſſi Caccia aus Liſſabon, Madame A. Caſtellan aus Petersburg, Madame Rita Borio aus Madrid und Signora Belelli von der Scala in Mailand; auch Herr Barroilhet von der großen Oper in Paris wird gaſtiren. Verdi's „Hernani" iſt die Eröffnungsoper. Für das Ballet ſind Lucile Grahn, die Cerito, Charl. Griſi und Marie Taglioni (letztes Auftreten in London) engagirt; auch das Kinderballet der Madame Weiß wird erwartet.

∴ Im Coventgarden-Theater iſt ein neues fünfaktiges Drama, „Honesty", und im Lyceum ein neues Luſtſpiel, „A model of a wife", mit vielem Beifall aufgenommen worden.

∴ Lord Brougham arbeitet an einer Lebensbeſchreibung Voltaire's. Dieſelbe ſoll zugleich in London und Paris, in engliſcher und franzöſiſcher Sprache erſcheinen.

∴ Fouqué's ſämmtliche Romane, die in Deutſchland längſt vergeſſen ſind, erſcheinen hier in einer engliſchen Ueberſetzung mit Illuſtrationen ausgeſchmückt.

∴ Ein hieſiges Blatt ſchreibt: In der Diöceſe Exeter betrat neulich ein Pfarrer die Kanzel im Paletot. (Auch nicht übel!)

Madeira. Der engliſche Luſtſpieldichter Sheridan Knowles befindet ſich jetzt auf der Inſel Madeira, woſelbſt er vor einem gewählten Kreiſe ſeiner Landsleute Vorleſungen über das Weſen der dramatiſchen Poeſie hält. (Es könnte durchaus nicht ſchaden, wenn die Herren Laube und Kühne nach Madeira zögen, um dort Einiges von dieſen Vorleſungen zu profitiren.)

Madrid. Die hieſigen Journale der Oppoſition enthalten ſämmtlich Proteſtationen gegen ein von dem Generalkapitän der Provinz Murcia erlaſſenes Verbot, durch welches den Civilperſonen, bei Strafe des amtlichen Barbiermeſſers, unterſagt wird, Schnurrbärte zu tragen. In dieſen Tagen der „reformirten Conſtitution" und der „unſchuldigen Iſabella" will man alſo nicht, daß die Spanier Haare auf den Zähnen haben ſollen.

Mainz. Die „Narrhalla" ſkizzirt zwei der unausſtehlichſten Schmeißfliegen der menſchlichen Geſellſchaft, die Mucker und die Ladenſchwengel, wie folgt: »Der Mucker (homo miserabilis muckans) iſt bei Königsberg, Elberfeld und in den benachbarten Orangen- und Olivenwäldern zu Hauſe, nährt ſich von Gottesfurcht und ſüßen Redensarten, ſäuft Dinte und Wupperwaſſer und frißt die Religion mit Löffeln. Zwei Mucker bilden ein Paar und drei ein halbes Dutzend. Der Ladenſchwengel (Schwengelius boutiquii s. homo fadissimus) lehnt ſich gern an den Laden, ſchwärmt für Barchent und Paul de Kock, kann eher zwei ſchlechte Witze machen, als einen guten verſtehen, hat mehr Stoff in den Händen, als im Kopfe, kann das Publikum ſtets mit Muſtern bedienen, doch ſelten ſtets als Muſter dienen. Wenn ihrer Fünf beiſammen ſind, ſo fehlt nur Einer zu einem halben Dutzend.« (Bravo, neuer Cuvier!)

München. Profeſſor Gruithuiſen ſchreibt die ſtrenge Kälte dieſes Winters dem Mangel an Sonnenflecken zu! (Den Armen, die kein Holz haben, iſt es gleichgiltig, was der Grund der Kälte iſt.)

New-York. Vor dem Hauſe der Biſchöfe der amerikaniſchen Episcopalkirche iſt ein Prozeß gegen den Biſchof Onderdonk anhängig, der großes Aufſehen erregt. Der ehrwürdige Herr iſt nämlich wegen Hanges zum Trunke und wegen „ungeziemender Handlungen gegen Damen" angeklagt worden. Er hatte ſogar während ſeiner Amtsverrichtungen bei jungen Damen mit ſeinen Händen nach Dingen getaſtet, zu denen ſich nicht einmal ſeine Gedanken verſteigen ſollten, während er jetzt bei den Verhören dergleichen Unziemlichkeiten für unſchuldige, väterliche Liebesbeweiſe erklärt. Sein Bruder ward ſchon in vorigem Jahre wegen Trunkſucht ſeiner Stelle, als Biſchof von Penſylvanien, entſetzt. (Recht wackere Leute, dieſe Onderdonks!)

Oxford. Die Oxforder Convocation hat das Buch des Herrn Ward, „das Ideal einer chriſtlichen Kirche", mit 777 gegen 386 Stimmen verdammt und den Verfaſſer dieſes Buches ſeiner akademiſchen Grade für verluſtig erklärt. Durch dieſen Schritt haben die Puſeyiten eine entſchiedene Niederlage erlitten.

Paris. Frankreich beſitzt in dieſem Augenblicke 62,177 Geſetze, alſo etwa 1 Geſetz auf 500 Seelen.

∴ Im Budget der Stadt Paris ſind für das Jahr 1845 die Einnahmen auf 46 Millionen 17,214 Francs angegeben.

∴ In ganz Frankreich giebt es gegenwärtig 578 öffentliche Bibliotheken mit 14½ Millionen Bänden.

∴ Der General-Studieninſpektor Matter iſt zum General-Inſpektor der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs und zugleich zum Offizier des Ordens der Ehrenlegion avancirt.

∴ Auf den elyſäiſchen Feldern ſoll ein Rieſenpalaſt aufgeführt werden: 1) für die alle fünf Jahre ſtattfindenden Gewerbe-Ausſtellungen, 2) für die jährlichen Ausſtellungen der ſchönen Künſte, 3) für die Blumen-Ausſtellungen, 4) für die großen Nationalfeſte und Conzerte und 5) für einen prachtvollen Wintergarten, zu welchem man gegen ein Eintrittsgeld von 20 Centimen Zulaß erhalten ſoll.

∴ Der Abbé Souchet iſt, weil er in einer Schrift die Mitglieder der Univerſität beſchimpft hat, zu 15 Tagen Haft und 100 Francs Strafe verurtheilt worden.

∴ Herr Joſeph Lakanal, ein ehemaliges Conventsmitglied, das für den Tod Ludwigs XVI. mitgeſtimmt, iſt hier am 13. Februar, 83 Jahre alt, vom Tode in einen andern Convent abgerufen worden. Der Verſtorbene war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Alle Republikaner werden ſeinem Sarge folgen und der berühmte Gelehrte Arago an deſſen Grabe eine Rede halten.

∴ Einige deutſche Blätter haben Herrn Heinrich Börnſtein vorgeworfen, daß er hier von deutſchen Künſtlern Geld erpreßt habe. Herr Börnſtein hat nun an die deutſchen Zeitungen einen autographirten Brief geſandt, in welchem er jene Behauptung für eine gemeine und verächtliche Lüge erklärt. Er lebe nun ſeit drei Jahren in Paris, und ſein Haus habe jedem gebildeten Deutſchen offen geſtanden. Er beruft ſich auf eine Menge geachteter Namen und fordert dieſelben auf, auf Ehre und Gewiſſen zu erklären, ob er ſich nicht in ſeinen Beziehungen zu ihnen auf das Ehrenvollſte, Loyalſte und Uneigennützigſte benommen habe. Uebrigens verbleibe er in ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe in Paris.

∴ Die Herausgeber des Buches „la famille d'Orleans depuis son origine jusqu'à nos jours" ſind vor die Aſſiſen geladen worden.

∴ Man geht hier mit der Errichtung eines deutſchen Caſinos um, in dem ſich ein deutſcher Leſezirkel, eine Reſtauration und — eine baieriſche Bierhalle befinden ſollen. Letztere, hofft man, werde am meiſten ziehen.

∴ Unter dem Titel „Les Jésuites demasqués, ou Annales historiques de la société Jesus" iſt ein Kalender erſchienen, worin bei jedem Tage irgend eine Frevelthat der Jeſuiten bemerkt iſt. Barbier in ſeinem „Dictionnaire des anonymes" ſchreibt dieſen Kalender, deſſen erſte Auflage 1760 ans Licht getreten war, dem Advokaten Rouſſel zu.

∴ In den Kreiſen des muſikaliſchen Paris iſt ein neuer Löwe aufgetreten, welcher Felicien David heißt. Ein junger Ex-Saint-Simoniſt tritt, nachdem er zehn lange Jahre im Dunkel und Elend gelebt, plötzlich aus ſeinem Dachſtübchen mit unvergleichlichen Meiſterwerken hervor. Seine Symphonie „die Wüſte" entzückt ganz Paris. Man glaubt Mozart, Beethoven und Weber zu hören. David kann bei ſeiner Jugend (er iſt erſt 34 Jahre alt) es einſt ſehr weit bringen.

∴ Frédéric Soulié hat ein neues Drama, „les Talismans", geſchrieben, das im Ambigu-Comique im ſtrengſten Sinne des Worts furore macht. (Wetzt Eure Federn, Ueberſetzer!)

∴ Alexandre Dumas hat dem engliſchen Theater-Direktor Mitchell in London ein Drama verſprochen, das er ſelbſt der franzöſiſchen Truppe in London einſtudiren will und das im Mai gegeben werden ſoll.

∴ Im Odeon-Theater hat ein neues Drama, „le lys d'Evreux", im Palais-Royal ein neues Vaudeville, „l'habeas corpus", und im Gymnaſe ein neues Luſtſpiel, „un bal d'enfans", gefallen.

∴ Im Vaudeville-Theater iſt ein neues Stück, „les mystères de ma femme“, wenige Stunden vor der bereits angekündigten Aufführung, vom Miniſterium verboten worden.

∴ Die Balletmeiſterin Weiß, welcher ihre kleinen Zöglinge hier einige tauſend Francs eingebracht haben, iſt unlängſt nach London gegangen, ſo daß es ſcheint, als ob der ihr zugegangene Befehl der öſterreichiſchen Regierung, nach Wien zurückzukommen, ſobald nicht von ihr befolgt werden dürfte. Wer weiß, ob nicht irgend ein ſpekulativer Yankee ſie zu einem Ausfluge nach New-York bewegt, wozu die klingenden Dollars ſie wohl einladen möchten.

Prag. Kein vernünftiger Menſch kann begreifen, warum „Kelch und Schwert“, eine durchaus unſchädliche Gedichtſammlung, die bei J. J. Weber in Leipzig ans Licht getreten, hier confiscirt worden iſt. Etwa der ſchlechten Verſe wegen?

Rom. Die Zahl der fremden Künſtler vermehrt ſich von Jahr zu Jahr. Nach der neueſten Zählung halten ſich hier, ihrer Studien wegen, 405 fremde Künſtler auf, worunter ſich 301 Maler, 58 Bildhauer, 39 Architekten und 7 Kupferſtecher befinden. Der Nationen nach ſind darunter 25 Franzoſen (die Zöglinge der franzöſiſchen Akademie nicht mitgerechnet), 158 Deutſche, 35 Engländer, 31 Dänen, 19 Belgier, 17 Ruſſen, 16 Spanier, 14 Amerikaner, 7 Polen, 7 Portugieſen und 5 Holländer. Die Zahl der italieniſchen Künſtler, die in Rom ihren Aufenthalt haben, beläuft ſich auf 542; im Ganzen hat alſo die „ewige Stadt“ 947 Künſtler aufzuweiſen.

∴ Die Commiſſion, welcher die Sorge für den Index der verbotenen Bücher anvertraut iſt, iſt durch zwei Räthe vermehrt worden, durch den Profeſſor Perrone, den bekannten Gegner aller Hermeſianer, und durch den Abbate Greutel. Beide ſollen das Departement der orientaliſchen Bücher beaufſichtigen.

∴ „Virginia“, eine neue Oper von Nicolo Vaccai, hat bei der erſten Aufführung rauſchenden Beifall eingeerntet.

Stuttgart. Die hieſige Bühne wird, wegen des bevorſtehenden Abbruchs des Theatergebäudes, vom erſten März bis zum letzten December 1845 geſchloſſen. Es können deshalb — macht die Hoftheater-Intendantur bekannt — während dieſer Zeit weder Gaſtſpiel- noch Anſtellungs-Geſuche berückſichtigt werden!!!

Turin. Der König hat zum Columbus-Denkmal 50,000 Lire aus dem Staatsſchatz angewieſen und zugleich eine Commiſſion ernannt, welche beauftragt iſt, freiwillige Beiträge zu ſammeln. Die Arbeiten ſollen ſo beſchleunigt werden, daß das Monument bis Ende Auguſt 1846 vollendet ſein ſoll, damit die Einweihung deſſelben gleichzeitig mit der Eröffnung des achten italieniſchen Gelehrten-Congreſſes ſtattfinde, welcher am 15. September 1846 in Genua ſich verſammelt.

∴ Felix Papencordts bekanntes Geſchichtswerk „Cola di Rienzi und ſeine Zeit“ (Hamburg 1841) hat hier in der Perſon des Herrn Tommaſo Gar einen tüchtigen Ueberſetzer gefunden, deſſen Uebertragung vor Kurzem bei Pomba erſchienen iſt.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Am Hofburgtheater gaſtirt jetzt Herr Eduard Jerrmann mit ſo großem Glück, wie ſeit zehn Jahren kein fremder Künſtler ſich deſſen erfreut hat; nach einem Cyclus von Gaſtrollen, worin er Leſſings Nathan, den Cantal im „Fabrikanten“ u. ſ. w. mit größtem Erfolg gegeben, wurde er zu einem neuen Cyclus von ſechs Rollen veranlaßt, nämlich König Philipp im „Don Carlos“, Mephiſto in Göthe's „Fauſt“, Wurm in „Kabale und Liebe“, Oſſip, Daniel im „Majorat“ und Lear. Sein Gaſtſpiel ſchloß er mit dem Lear; er wurde acht Mal gerufen, und als er am Schluſſe dem Publikum anzeigte, daß er ihm nun ganz angehöre, unterbrach ihn ein ſo anhaltender, lauter Beifallsſturm, daß Herr Jerrmann ſich nur mit Mühe Gehör verſchaffen konnte. So iſt dem Gaſte, wie dem Hofburgtheater zu dieſer Acquiſition Glück zu wünſchen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Als Papſt Clemens V., welcher 1309 Avignon zur päpſtlichen Reſidenz erhoben hatte, die Republik Venedig wegen Occupation Ferrara's mit dem Interdikt belegt und für ehr- und rechtlos erklärt hatte, mußte der Senat einen Geſandten, Dandolo, nach Avignon ſchicken, um vom heiligen Vater Verzeihung zu erflehen. Dandolo wurde an einem Hunde-Halsbande vor den Papſt geführt. Der Zweig der Familie, der von dieſem Geſandten abſtammt, führt noch jetzt den Namen del cane (vom Hunde).

— Im Schloß zu Ferney, wohin ſich Voltaire in ſeinem 64ſten Jahre aus der Welt in die Einſamkeit zurückzog, befindet ſich im Speiſeſaale des Erdgeſchoſſes ein Denkmal ſeiner Engherzigkeit: das Bildniß ſeines Kritikers Fréron, wie er von Teufeln gepeitſcht wird.

— Nach einem alten Privilegium der Stadt Altenburg wurden dem Schultheißen als Gerichtsgebühr in Bagatell Sachen — — — zwei Schweinsfüße ausgeſetzt.

— Wenn ein Eingeborner der Inſel Borneo Bräutigam wird, muß er der Braut zwei Menſchenköpfe als Verlobungsgeſchenk mitbringen. Da ſieht man die Wunder der Civiliſation! Bei uns bringt mancher Bräutigam häufig nicht einmal Einen Kopf mit!

— Die Araber ſind nicht ſo dumm, als mancher Nicht-Araber vielleicht glauben mag. Hier nur ein Beiſpiel: Gefällt einem Araber ſeine Frau nicht mehr, ſo ſagt er zu ihr: Entalek! (d. h. Du biſt geſchieden) und ſchickt ſie mit einem weiblichen Kameele zu ihrer Familie zurück, ohne genöthigt zu ſein, irgend einen Scheidungsgrund anzugeben. Eine ſolche Scheidung bringt der Frau und ihrer Familie durchaus keine Schande. »Sie gefällt mir nicht,« ſagt der Mann und das genügt. Hat er viele Kameele, ſo kann er viele Weiber fortſchicken!

— Bei den Dinkas, einem Negervolke im Innern Afrika's, gilt der Mond als Friedensſtifter; ſobald er aufgeht, endigen alle Fehden.

— Der Name „Whig", den die liberale Partei in England zu Cromwells Zeiten angenommen, verdankt ſeine Entſtehung den Anfangsbuchſtaben ihres Wahlſpruchs: „Wir hoffen in Gott".

— Peter Opmeer, einer der vielſeitigſten Gelehrten Hollands (geb. 1525 zu Amſterdam, geſt. 1595 zu Delft), hatte noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre ein ſo ſtarkes Gedächtniß, daß er ſämmtliche Komödien des Terenz und ſämmtliche Oden des Horaz wörtlich, ohne Anſtoß, auswendig herzuſagen wußte.

— Joeſt von der Vondel, der Shakeſpeare der Holländer, lebte dürftig von dem Fleiße ſeiner Gattin und dem Erträgniſſe einer Krämerbude, die ſie beſorgte, und ſtarb in Armuth im 92ſten Lebensjahre*). Sein Sarg wurde von vierzehn holländiſchen Dichtern getragen, die Alle ſeine Armuth, wenn auch nicht ſein Talent mit ihm theilten.

— Claude Favre de Vaugelas (geb. 1584, geſt. 1649), der feinſte Schriftſteller der Franzoſen, der ſich durch ſeine „Remarques sur la langue française" um die Reinheit ſeiner Mutterſprache verdient gemacht, ſtarb in ſo großer Armuth, daß die Begräbnißkoſten durch ein hinterlaſſenes Manuſcript — ſeine Ueberſetzung des Quintus Curtius, woran er 30 Jahre gearbeitet und die den Stempel der Meiſterſchaft trägt — gedeckt werden mußten. (Beweis, daß zu allen Zeiten große Geiſter den kleinlichen Sorgen des Alltaglebens erlegen ſind.)

— Der däniſche Dichter Holberg hatte unter Anderm auch das Leben eines fleißigen Schuhmachers beſchrieben und ein Verzeichniß ſeiner zahlreichen Werke beigefügt. Der Schuſter hinterließ:

In Folio 930 Paar Stiefel.
In Quarto 1750 Paar Männerſchuhe.
In Octav 3600 Paar Frauenſchuhe.
In Duodez 5800 Paar Kinderſchuhe.

Welcher Gelehrte hat ſo viel gearbeitet???

Treffer und Nieten.

* Bei einer Vorſtellung von Glucks „Alceſte" rief ein kritiſcher Kammerdiener dem Gelehrten d'Alembert zu: »Mein Gott, welche ſcheußliche Muſik! Sie zerfleiſcht mir die Ohren!« — »Nun, wenn Sie dafür ein Paar andere bekommen,« erwiderte d'Alembert, »ſo können Sie ſehr zufrieden ſein.«

* Ein geiziger Mann fragte ſeinen zehnjährigen Sohn, der ſich eben nicht über allzufette Koſt beklagen konnte, bei Tiſche: »Was willſt Du denn eigentlich werden, Karl?« — »Satt,« antwortete der hungerige Knabe.

---

*) Geb. 1587, geſt. 1679. Eine Lebensſkizze dieſes berühmten Dichters ſchrieb P. Camper unter dem Titel „Dissertatio de Justo Vondelio, poeta tragico", Lugd. Bat. 1819. 4. Vondel's Trauerſpiel „Gysbrecht van Amstel", wird noch jetzt alljährig zu Weihnachten in Amſterdam aufgeführt. Nicht minder berühmt iſt ſein Trauerſpiel „Palamedes, oder die unterdrückte Unſchuld".
C. M. D.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 128. Leipzig. 12. März 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Der rothe Gnom.

Iriſches Märchen von Samuel Lover,

überſetzt von F. Gerſtäcker.

„Schätze finden“ iſt eine von den iriſchen Bauern oft gebrauchte Redensart. Verbeſſert Jemand durch Fleiß und Sparſamkeit in kurzer Zeit ſeine Umſtände, ſo wird der Irländer jene ſelten oder nie für den richtigen Grund des erworbenen Reichthums halten. „Er hat einen Schatz gefunden“, ob nun durch Graben, Stangen Goldes, in den Ruinen eines alten Kloſters, oder durch das Erwiſchen eines Leprauchauns (Gnomen), welcher, gezwungen, die Koſtbarkeiten überliefern muß, oder auf irgend eine andere Art, iſt ihm höchſt gleichgiltig, ſelbſt das Wann und Wo. Einzelheiten zerſtören das Romantiſche, dem der Irländer nun einmal ſehr zugethan iſt.

Die Altmutter jedes Dorfes weiß dabei zahlloſe Geſchichten zu erzählen, auf welch verſchiedene Art ganz arme Burſche reiche Lords geworden, und da es ein bewährtes Sprichwort iſt, daß es noch keinen Narren gegeben, der nicht noch einen größeren, welcher ihn bewundert, gefunden hat, ſo fehlte es der Alten natürlich nie an Zuhörern.

Ein ſolcher Burſche war Darby Kelleher, der mit großer Gutmüthigkeit an alle Gnomen und Elfen, welcher Art und Geſtalt ſie auch immer ſein mochten, glaubte; beſonders ſpitzte er ſich darauf, einmal einen Leprauchaun zu fangen. Ein Leprauchaun aber iſt ein Gnome von ſo ſonderbaren Tugenden und Angewohnheiten, daß es wohl nöthig ſein möchte, den Leſer ein wenig mit ihm bekannt zu machen.

Sein Geſchmack iſt äußerſt beſcheiden: er macht Schuhe und liebt Zurückgezogenheit; ſtille, ſchattige Plätzchen, wo er ungeſtört ſitzen und arbeiten kann. In dieſer Hinſicht ähnelt er einem wahren Eremiten, denn es iſt noch kein Fall vorgekommen, daß man zwei Leprauchauns zuſammen geſehen hätte. In ſeiner Kleidung ſpielt er den Stutzer: er trägt einen rothen, breitſchößigen, reich mit Gold beſetzten Frack, Weſte und „Unausſprechliche“ von demſelben Stoff, dabei einen dreieckigen Hut und Schuhe mit Schnallen; iſt aber ſo ſchlau, daß er faſt Alle, die ſich ihm nahen, überliſtet und nur dem zu ungeheueren Schätzen verhilft, der ihn ſo lange feſtzuhalten weiß, bis er die Aufſicht ſatt bekommt. Iſt alſo ein Sterblicher glücklich genug, einen dieſer Gnomen zu überraſchen, ſo muß er ihn augenblicklich ergreifen, feſthalten und ihn zwingen, alle ſeine Reichthümer herauszugeben; der Geiſt iſt aber ſo verſchmitzt, daß er gewöhnlich auf irgend eine Art den Sterblichen dahin bringt, nach einer andern Seite hin zu ſehen, und dann augenblicklich verſchwindet.

Auf dieſen geiſterhaften Schuhmacher hatte es Darby Kelleher, wie geſagt, beſonders abgeſehen und paßte unabläſſig auf, ſo daß ihm zuletzt aus Spott der Name „Gnomen-Finder“ beigelegt wurde; ja ſeine Bekannten ſpielten ihm in dieſer Hinſicht alle nur erdenklichen Streiche. Gar oft wurde ein Stock mit einem darüber hängenden rothen Lappen in den Weg geſteckt, der dann natürlich Darby augenblicklich bewog, mit größtmöglichſter Vorſicht heranzuſchleichen, bis er, ſich der Hecke nähernd, durch ein höchſt proſaiſches Gelächter hinter derſelben aus ſeinen ſchönen Träumen aufgeſtört wurde. Das Alles aber, ſo oft man's wiederholt hatte, heilte ihn nicht von ſeinem Aberglauben, und kein Truthahn hatte ein ſchnelleres Auge für einen rothen Gegenſtand oder ſprang mit größerem Eifer darauf zu, als Darby Kelleher; er war auch feſt überzeugt, daß er eines Tages für ſeine Ausdauer mit einem wirklichen Leprauchaun belohnt werden würde.

Nicht weit von Darby's Wohnung lebte ein gewiſſer Doctor Dionyſius Mac Finn. Sein Vater, Paddy Finn, hatte ſich als Thierarzt ſolche Verdienſte erworben, daß ſein Sohn Dennis, von dem Grundſatz ausgehend, je edler das Geſchöpf ſei, das behandelt würde, deſto mehr Ehre müſſe dabei erlangt werden, ſein Glück in der Heilkunde der menſchlichen Geſellſchaft zu verſuchen beſchloß. Hierbei wurde er auf das Thätigſte von ſeinem Vater unterſtützt, der ſich bei ſeiner beſcheidenen Praxis etwas Geld verdient hatte und ſeinem Sohne behilflich war, in der benachbarten kleinen Stadt eine Apotheke zu errichten. Dort kam Dennis in den Ruf eines „famoſen Knocheneinrichters“; geborſtene Schädel (etwas ſehr Häufiges in der Gegend), wie Whiskyfieber wurden von ihm mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit behandelt.

Da ward ſein Vater zu deſſen Vätern verſammelt, und Dennis, durch dieſen Todesfall in den Beſitz einiger hundert Pfunde gelangend, beſchloß jetzt ordentlicher Doctor zu werden, verkaufte deshalb ſeinen Laden und ging — wohin denkt Ihr wohl? — nach Spanien. Dort blieb er einige Zeit und kehrte ſpäter nach Irland zurück, gab ſich für den promovirten Doctor irgend einer ſpaniſchen Univerſität aus und verwandelte ſeinen Namen Dennis Finn in Doctor Dionyſius Mac Finn.

Das Bischen Geld, das er früher ſein eigen genannt, war aber längſt verthan, und es bedurfte aller ſeiner Geſchicklichkeit, den Schein zu bewahren. Er hielt ein Pferd, oder eigentlich nur ein Poney, das er ſelbſt dann, wenn er nur bis zum andern Ende des Dorfes zu gehen hatte, ſatteln ließ; nahm dabei ſehr gern eine Einladung zum Mittageſſen, noch lieber für die Nacht an, weil ihm die letztere auch ein Frühſtück am nächſten Morgen zuſicherte. Auf allen großen Gütern hatte er auf dieſe Art ſchon die Runde gemacht, als ihm die Ehre wurde, eine Einladung vom Squire ſelber zu empfangen. Am feſtgeſetzten Tage ſtieg Doctor Dionyſius, in voller ſpaniſcher Amtstracht, die vom Kopf bis zum Fuß ganz roth iſt, auf ſein Poney und ritt zur Halle.

Dort angekommen, ließ er ſein kleines Pferd nicht in den Stall ſperren, da dies, wie er behauptete, dem Thiere nachtheilig ſei, ſondern befahl dem

Bedienten, es auf die eingezäunte Wieſe zu jagen, und begab ſich dann, im Bewußtſein ſeiner Würde, zum Squire hinauf, wo die ſonderbare Tracht nicht wenig dazu beitrug, ihn bei ſeinem Eintritt freundliche Geſichter ſehen zu laſſen.

Das Mittageſſen war vorzüglich, der Wein ausgezeichnet und der Doctor wußte die Gelegenheit ſo gut zu benutzen, daß der arme kleine Mann, als die Zeit zum Aufbruch kam, bedeutend mehr geladen hatte, als er zu tragen im Stande war; ſeinem Wunſche gemäß wurde des Doctors Pferd beſtellt. Sämmtliche Gäſte hatten ſchon längſt die Wohnung des Squire verlaſſen, Mac Finns Poney aber ließ noch immer auf ſich warten. Endlich kam ein Diener mit der Meldung, daß es unmöglich ſei, des Doctors Pferd zu fangen.

— Fangen? fragte der Squire; was ſoll das heißen, iſt es denn nicht im Stall?

— Nein, Sir!

Hierauf folgte eine kurze Erklärung. Der Squire befahl, einen neuen Verſuch zu machen, das Rößlein herbeizuſchaffen; obgleich aber noch andere Leute zu Hilfe gerufen wurden, blieb doch jede angewandte Liſt erfolglos; das Poney brachte die ſämmtliche abgeſandte Dienerſchaft zur Verzweiflung. Es wurde in eine Ecke getrieben, aber kaum darin und von den Andrängenden dicht umgeben, wieherte es, warf die Hufe in die Höhe und durchbrach die Blokade; ſchnelle Renner trieben es von der Seite herbei, das Poney war aber eben ſo ſchnell; ja ſogar ein herbeigebrachtes Sieb mit Hafer hatte nicht den gewünſchten Erfolg. Poney fühlte ſich über derlei niedere Kunſtgriffe hoch erhaben.

Das war die Art, wie der Doctor gewöhnlich ein Bett für die Nacht und ein Frühſtück am nächſten Morgen erlangte, und dieſe Liſt wäre ihm auch diesmal gelungen, hätte ihn nicht ein alter Kutſcher durchſchaut und des Spaßes wegen deſſen Liſt zu Schanden gemacht, denn, eine gewaltige alte Muskete herbei ſchleppend, ſagte er:

— Laßt mich nur einmal hinan, ich wette, ich bringe es zum Stehen!

— O guter Mann, erwiderte der Doctor, geben Sie ſich nicht ſo viele Mühe; laſſen Sie mich mitgehen. Und ſich der Stelle nähernd, wo das kleine eigenſinnige Ding immer noch an des Squire's Graſe ſchwelgte, pfiff er leiſe, worauf das ſcheue Poney mit der Folgſamkeit eines Hundes zu ſeinem Herrn hintrabte. Das Satteln und Aufzäumen dauerte nicht lange, und der Doctor ſah ſich gezwungen, allen weiteren Ausſichten auf ein gutes Bett zu entſagen und nach Hauſe, oder wenigſtens in der Richtung nach Hauſe, fortzutraben; denn es war weder ſein Wille noch ſeine Beſtimmung, dieſe Nacht im eigenen Bette zuzubringen. Vom vielen Trinken übermannt, behielt er aber das Poney nicht ordentlich im Zügel und dieſes ſelber, noch zu ſehr mit dem Gedanken an das eben genoſſene gute Gras beſchäftigt, ſehnte ſich nach mehr von derſelben Art; als es daher ein Thor an der Straße offen fand, das auf eine wunderliebliche Wieſe führte, lenkte es dort hinein und beförderte den Doctor bald in einen Graben, wo dieſer, kaum hier angelangt, ſanft und ruhig zu ſchnarchen begann. Der Doctor und ſein Pferd ſchliefen und aßen die ganze Nacht, und ſelbſt der roſenfingerige Morgen fand Beide noch im Graben.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß Darby Kelleher auf einem Fußwege gerade an dem Graben vorbei kam, in welchem der rothgekleidete Doctor ſchlief.

Darby war jetzt feſt überzeugt, daß er endlich einen Leprauchann gefunden habe. Erſtaunen feſſelte ihn ſo auf den Fleck, Angſt und Eifer machten ſeinen Puls ſo fieberhaft ſchlagen, daß er einige Sekunden lang kaum Athem holen konnte. Endlich ermannte er ſich, ſchlich leiſe und vorſichtig an den Doctor hinan, überzeugte ſich mehr und mehr von der Wirklichkeit ſeines Fanges, und als er ſich endlich nah genug ſah, machte er einen wüthenden Sprung, warf ſich auf den unglücklichen kleinen Mann und ſchrie, während er ſeine eiſernen Fäuſte um deſſen Gurgel klammerte:

— Hurrah, endlich hab' ich Dich erwiſcht!

Der unglückliche Doctor, auf ſo plötzliche und unerwartete Art aus dem Morgenſchlafe geweckt, ſchaute wild und verſtört um ſich, begegnete dem triumphirenden Blicke Darby's und rief, ſo laut es die zangenartigen Finger, die ſeinen Hals umklammert hatten, erlaubten:

— Was giebt's?

— Gold giebt's! ſchrie Darby. Gold! Gold! Gold!

— Gold? fragte der erſtaunte Doctor.

— Gold ... gelbes ... rundes Gold! ſchrie Darby.

— Iſt Paddy Gold wieder krank geworden? fragte der Doctor und rieb ſich die Augen, ich komme gleich! ... Erwürgt mich nur nicht, guter Mann, ich gehe den Augenblick! Und damit verſuchte er aufzuſtehen.

— Da müßt' ich auch dabei ſein, meinte Darby und faßte ihn feſter.

— Um des Himmelswillen, laßt mich los!

— Dich loslaſſen? Nimmermehr!

— Ich erſticke!

— Gold! Gold! ſchrie Darby und erwürgte ihn faſt.

— Gott im Himmel, warum haltet Ihr mich ſo feſt? fragte der Doctor.

— Weil ich Furcht habe, daß Du mir entwiſchen könnteſt, grinzte Darby; o ich kenne Dich wohl!

— Wenn Ihr mich kennt, guter Mann, ſo wünſche ich auch, daß Ihr mich mit der ſchuldigen Achtung behandelt!

— Achtung? Der Teufel hab' Achtung vor Dir, Du alter Spitzbube!

— Wie, Ihr wagt es, einen Gelehrten meiner Art auf ſolche Weiſe zu inſultiren?

— Gelehrten? Hat man ſchon ſo was gehört? Hurrah! Denkſt Du, ich kenne Dich nicht, Du verwünſchter kleiner, alter Schuhmacher?

— Schuhmacher? Was meint Ihr damit? Was ſoll das bedeuten? Laßt mich los! ſchrie der Doctor und ſtrengte alle ſeine Kräfte an, ſich zu befreien.

— Nicht einen Zoll breit, bis Du mir giebſt, was ich von Dir haben will!

— Und was wollt Ihr von mir?

— Gold! Gold!

— Ihr ſeid alſo ein Räuber? Ihr wollt mich berauben?

— Ach, was iſt da für ein großer Raub ... ne, ſo klug wie Du auch ſein magſt, auf die Art jagſt Du mir keine Furcht ein. Komm', ſei geſcheidt, gieb's heraus, denn ich laſſe Dich doch nicht eher los, bis Du mir das Gold giebſt.

— Bei der Ehre eines Gentleman, ich habe weder Gold noch Silber in der Taſche, einen Sechspence ausgenommen, wenn Euch damit gedient iſt ...

— Einen Sechspence? Ah Du kleiner Schurke, rief Darby in voller Wuth und ſchüttelte den Doctor aus Leibeskräften. Einen Sechspence! Ich hätte große Luſt, Dich für Deine Unverſchämtheit bald todt zu ſchlagen. Alſo damit willſt Du mich abſpeiſen? Heraus mit dem Gold!

— Guter Freund, für wen haltet Ihr mich denn?

— Weiß ich denn nicht, daß Du ein Leprauchaun biſt!

— Ein Leprauchaun? wiederholte der Doctor halb in Zorn, halb in Verachtung. Guter Mann, Ihr irrt Euch!

— Ah, wie ſanft Du ſprichſt! Aber es hilft nichts. Das Gold her! Ich laſſe Dich nicht eher los, als bis Du einen Hut voll Gold herausrückſt.

— Guter Mann, ſeid barmherzig; Ihr irrt Euch gewiß, ich bin kein Leprauchaun, ich bin der Doctor Mac Finn.

— Das kann Jedermann ſagen, Du willſt mich anführen. Ja Proſit, als ob ich einen Doctor nicht von einem Leprauchaun unterſcheiden könnte! Das Gold her, alter Spitzbube!

— Ich ſage Euch noch ein Mal, ich bin der Doctor Dionyſius Mac Finn; nehmt Euch in Acht, was Ihr thut; es giebt Geſetze im Lande, und ich denke, ich kenne Euch auch. Euer Name iſt Kelleher, ſeht Ihr denn nicht, daß ich der Doctor bin?

— Du haſt das kleine, zuſammengedrückte, gelbe Geſicht von ihm; aber weiß ich denn nicht, daß Du das blos angeſchnallt haſt, um mich zu täuſchen; überdies hat der Doctor einen alten ſchwarzen Lumpen an und iſt nicht ſo roth, wie Du.

— Das iſt ein Zufall, guter Mann.

— Willſt Du mir augenblicklich das Gold geben?

— Ich ſage Euch, Kelleher! ...

— Willſt Du? frage ich Dich zum letzten Male.

— Wie kann ich denn?

— Gut, Du wirſt ſehen, was geſchieht! ſagte Darby und erhob ſich, ohne ſeinen Fang aus den eiſernen Fäuſten zu laſſen. — Jetzt zum allerletzten Male: willſt Du mir das Gold geben? oder, bei Pech und Schwefel! ich ſtecke Dich dorthin, wo Du in Deinem Leben kein Tageslicht wieder ſehen ſollſt, bis Du mich zum reichen Manne machſt.

— Ich habe kein Gold, ſag' ich Euch.

— Gut, dann behalt' ich Dich, bis Du was find'ſt.

Und damit nahm Darby den kleinen Doctor unter den Arm und lief mit ihm, ſo ſchnell er konnte, nach ſeiner Hütte.

An ſeiner Thür angelangt, trat er mit dem Fuße dagegen und rief:

— Mach' auf! Mach' auf!

— Was haſt Du? fragte Conah, ſeine Ehehälfte, während ſie aufmachte.

— Sieh' her! rief Darby triumphirend; endlich hab' ich ihn erwiſcht.

— Iſt es denn auch wirklich ein Leprauchaun? fragte Conah, im höchſten Grad erſtaunt.

— Nichts Geringeres! rief Darby und warf den Doctor auf's Bett, hielt ihn aber immer noch feſt. — Mach' die große Kiſte auf, Conah, dort wollen wir ihn einſchließen, bis er das Gold herausgiebt.

— Mörder, Mörder! ſchrie der Doctor; mich in eine Kiſte ſtecken?!

— Heraus mit dem Gold!

— Guter Mann, ich ſchwöre Euch, daß ich kein Gold habe!

— Glaub's ihm nicht, Darby, ſagte Conah; dieſe Leprauchauns ſind die unverſchämteſten Lügner.

— Als ob ich das nicht ſelber wüßte, ſagte Darby.

— Miſtreß Kelleher! flehte der arme Doctor.

— Darby! rief Conah ganz erſtaunt; haſt Du gehört, wie gut er meinen Namen weiß?

— Gewiß, ſagte Darby, dafür iſt er auch ein Geiſt!

— Ich bin kein Geiſt, Miſtreß Kelleher; ich bin ein Doctor, Doctor Mac Finn.

— Glaub's ihm nicht, Frau, ſagte Darby; komm', mach' die Kiſte auf.

— Darby, guter Darby, winſelte der Gefangene, laßt mich los; ich will Euch umſonſt beſuchen, wenn Ihr mich braucht und Euch Etwas fehlt.

— Ich brauche Dich jetzt, ſagte Darby; mir fehlt weiter nichts als Gold; wenn Du da Rath ſchaffſt, kannſt Du gehen.

— O Gott, wie wird das enden!? rief der Doctor in Verzweiflung, als ihn Darby nach der großen Kiſte ſchleppte, die Conah indeſſen aufgeſchloſſen hatte.

— Das kann ich Dir erzählen, ſagte Darby und ergriff ein Beil, das ihm gerade zur Hand lag. — Bei den ſieben heiligen Lichtern, wenn Du Dich nicht bis heute Abend dazu verſtehſt, die große Kiſte hier voll Gold zu füllen, ſo hack' ich Dich in winzige Stückchen — ſo wird's enden!

Dann ſtopfte ihn Darby in die Kiſte.

— O Kelleher, ſeid barmherzig, rief der Doctor; wenn Ihr einmal krank werdet, will ich Euch kuriren.

— Das wolle Gott verhüten, ſagte Conah, daß ich Jemanden, wie Du biſt, um mich haben ſollte, wenn ich krank würde. Schließ ihn ein, Darby, es bringt kein Glück, ſich mit Seinesgleichen zu unterhalten.

— Oh! ... ſchrie der Doctor. Das war aber auch Alles, denn der ſchwere Kiſtendeckel erſtickte bald jede fernere Bitte; der Schlüſſel wurde herumgedreht und Conah ſprengte etwas Weihwaſſer, das ſie in einem Fläſchchen über dem Bett hängen hatte, auf das Schloß, damit der Geiſt ihm nichts anhaben könne; dann aber ſetzte ſie ſich mit Darby ans Feuer und berieth ſich mit ihm, was ſie Alles mit dem Golde machen wollten; denn daß ſie dies nun, da der Lepranchaun wirklich in ihrer Gewalt war, endlich doch von ihm erhalten würden, unterlag keinem Zweifel mehr. Dann und wann ſtand Darby auf, nahte ſich der Kiſte, ſchlug mit der Fauſt darauf und rief:

— Nun, alter Spitzbube, willſt Du das Gold noch immer nicht herausrücken?

Ein dumpfer Seufzer war die ganze Antwort.

— Gut, bleib' drin, denk' aber d'ran, was ich mit Dir anfange, wenn Du bis heute Abend nicht eingewilligt haſt.

Damit holte er ſeinen Wetzſtein hervor und begann das Beil dicht vor der Kiſte zu ſchärfen. Der arme Doctor war mehr todt als lebendig, als er das Schleifen des Eiſens an dem rauhen Steine und die dazwiſchen hingeworfenen Redensarten, als: »Hörſt Du das, Du Dieb? Warte, bald bin ich fertig, es ſoll ſo ſcharf wie ein Raſirmeſſer werden!« vernahm. Glücklicherweiſe fand der arme Mann mehrere große Ritzen in der Kiſte, ſonſt hätte er erſticken müſſen. In ſeiner höchſten Noth fiel ihm endlich ein, durch Liſt ſeine Freiheit wieder zu erlangen.

Als nun Darby mit dem Schleifen fertig war und den Gnom wieder um Gold anging, erwiederte der gequälte Kaſtengeiſt, daß er einſähe, es ſei nutzlos, länger zu widerſtehen, Darby wäre zu ſchlau für ihn und er ſelbſt bereit, ihn zum reichſten Manne im Lande zu machen.

— Ich nehme nicht weniger als die Kiſte voll, verlangte Darby.

— Ihr ſollt zehn Mal mehr haben, guter Darby, verſprach der Doctor, wenn Ihr thun wollt, was ich Euch ſagen werde.

— Ich thue Alles, gelobte Darby.

— Gut, dann müßt Ihr vor allen Dingen ein Myſtificanderumbranderum bereiten.

— Potz Blitz, was das iſt?

— Ruhig, guter Darby! Hört, was ich Euch ſage. Myſtificanderumbranderum iſt eine magiſche Salbe, deren Bereitung ich Euch lehren will und wenn Ihr Geld haben wollt, braucht Ihr weiter nichts als Eure Spitzhacke oder den Spaten damit einzureiben, dann werdet Ihr, wo Ihr auch graben möget, einen Schatz finden.

— Es iſt nicht möglich! Da mach' ich viel von der Salbe. Wie aber, Alterchen, wird ſie bereitet?

— Ihr müßt in die Stadt gehen, Darby, und dreierlei Sachen holen, und dieſe drei Sachen drei Mal in drei Lumpen wickeln, die aus der linken Seite eines Unterrocks geriſſen ſind, der ſeit einem Jahre keine Seiſe geſehen hat.

— Damit kann ich dienen, meinte Conah und riß das fragliche Stück aus ihrem Unterkleid heraus.

— Und was für Sachen muß ich holen?

— Vor allen Dingen bringt mir ein Salzkorn aus einem Hauſe, das auf einem Kreuzwege ſteht.

— Kreuzweg! ſagte Darby und winkte Conah geheimnißvoll — da haſt Du meinen Traum!

— Unterbrich mich nicht, guter Darby, ſagte der Doctor höchſt feierlich, höre aufmerkſam zu!

Und darauf plapperte er ihm eine Unzahl fremdartiger Worte vor, welche Darby behalten und wiederholen ſollte; da dies aber keine Möglichkeit war, verſprach ihm der Doctor, Alles aufzuſchreiben, riß ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuch, beſchrieb darauf die Lage, in der er ſich befand, und bat um ſchleunige Hilfe.

— Dieſen Zettel, ſagte der Doctor zu Darby, mußt Du ſofort an den Apotheker in der Stadt abgeben, der Dir ſogleich Alles das, was zu der Salbe nöthig iſt, verabreichen wird.

Darby machte ſich ſoſort auf den Weg und kam gerade zum Mittageſſen an Ort und Stelle an. Der Apotheker ſaß eben mit einigen Freunden bei Tiſche. Darby wurde ſo lange dort behalten, bis Alle bereit waren, mit ihm zu gehen, um den armen kleinen Doctor aus der Kiſte zu befreien.

Eine Stunde ſpäter wurde der falſche Leprauchaun unter dem Gelächter ſeiner Retter und dem Schimpfen und Toben von Darby und Conah, die ſich Beide aus Leibeskräften widerſetzten, ihre Beute entführt zu ſehen, endlich aus der Kiſte befreit und mit fortgenommen, wo ſie ihn bei einem guten Abendeſſen bald alle Leprauchauns und Gnomenfinder von ganz Irland vergeſſen ließen.

Der Doctor ſchwur zwar einige Tage lang dem armen Darby fürchterliche Rache, ſeine Freunde überredeten ihn aber leicht, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, da er ſchwerlich die Lacher auf ſeiner Seite haben würde. Darby aber konnte niemals überredet werden, daß es nicht ein wirklicher Leprauchaun geweſen wäre, den er gefangen, und der ſich auf irgend eine ſchändliche Art, ganz dem tückiſchen Charakter des Kobolds angemeſſen, ſich in den Doctor verwandelt habe.

Die türkiſchen Buchhändler.

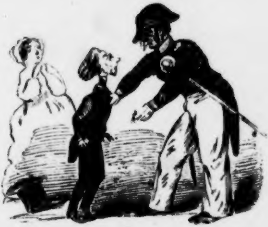
In dem ſoeben erſchienenen intereſſanten Werke des Herrn C. White „three years in Constantinople or domestic manners of the Turks in 1844“, 3 Bde., 8. befindet ſich auch ein Artikel über den Buchhändler-Verkehr in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs, aus welchem wir hier Folgendes mittheilen wollen. »Den kleinen Raum am Ende des Plunder-Markts (ein ominöſer Name!) füllt das Sahhaf-(Buchhändler-) Thor des alten Bezeſtân, ein Ort, den man als den pater-noster-Row*) von Conſtantinopel anſehen kann. Die Buchhändler-Innung, welche ausſchließlich aus Muſelmännern beſteht, hat die ſtrengſten Geſetze und bildet eine der achtbarſten und einflußreichſten Corporationen, indem ſie in fortdauernder Verbindung mit den gelehrteſten und frommſten Leuten in der Hauptſtadt und den Provinzen ſteht. Damit iſt indeß nicht geſagt, daß ſie ſehr liberal ſei, denn ihr Geiz und ihre Habſucht ſind ſo ſehr zum Sprichwort geworden, daß, wenn man einen recht eigennützigen Handelsmann bezeichnen will, man ſagt: „der iſt noch ſchäbiger, als ein Buchhändler!“ Die Zahl der Buchhändler iſt auf einige Vierzig beſchränkt, und Niemand kann einen Laden an ſich bringen, wenn er nicht ein Sohn oder Verwandter eines der Mitglieder der Corporation iſt. — Es iſt übrigens ſehr ſchwer, über die Verhältniſſe des Buchhandels in Conſtantinopel Auskunft zu erlangen, da die türkiſchen Buchhändler eine große Geheimnißkrämerei damit treiben. Sie verſichern, daß es ihnen eigentlich verboten ſei, Bücher an Franken zu verkaufen; da es indeß kein Geſetz, oder Fethwa, darüber giebt, ſo iſt jene Behauptung wohl nur ein Kunſtgriff, höhere Preiſe fordern zu können. Auch verkaufen die Buchhändler nicht allein Bücher aller Art auf offenem Markte, mit Ausſchluß der Korane, ſondern ſie erbieten ſich auch, andere, nicht gerade auf dem Lager vorhandene, zu ſchaffen und nach Pera zu liefern. Die Läden der Buchhändler ſind übrigens die am ſchlechteſten ausſehenden auf allen Märkten, und die Effendis, welche die literariſchen Schätze hüten, die am wenigſten Zuvorkommenden von Allen. Sie ſitzen finſter auf ihren Kiſſen und ſcheinen ein vollkommen negatives Leben zu führen, indem ſie weder Käufer anlocken, noch zurückweiſen. Ihre Läden ſind offen: neben ihnen, oder auf Geſtellen hinter ihnen, oder in inneren Gemächern ſind die Bücher aufgeſtapelt und haben nichts Anlockendes. Von Catalogen wiſſen ſie nichts; jeder Sahhaf hat ſeinen Vorrath im Kopfe. In einem Laden findet man gewöhnlich nicht mehr als 700 Bände, ſo daß man die Geſammtzahl der Bücher auf dem Büchermarkte zu etwa 30,000 Bänden annehmen kann. Unter dieſen findet man oft die ſeltenſten Werke in den drei Sprachen (Perſiſch, Arabiſch und Türkiſch). Die gewöhnlichſten gedruckten Bücher gelten hier das Doppelte von Dem, was ſie in Europa koſten. Der Preis der Korane iſt ſehr verſchieden und ſteigt von 100 bis 50,000 Piaſtern (ungefähr 3333 Thalern). Der Heilige (pir), welcher als der Schutzpatron der Buchhändler angeſehen wird, iſt Abdullah Fatimi, ein Bewohner von Baſſora und Zeitgenoſſe des Propheten (Mohammed), der zugleich der erſte Buchhändler geweſen ſein ſoll.

---

*) Die Straße in der City von London, wo die meiſten und berühmteſten Buchhändler wohnen.

Ein gutes und ein ſchlechtes Bild.

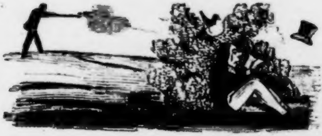
I.



— Juleſter, ſind Sie vielleicht Derjenigte, welcher die jroße Trommel gemauſt hat?

— Herr, Sie verkennen mir!

II.



Wie ein in die Lectüre von „Kelch und Schwert“ ganz und gar verſunkener Schöngeiſt nicht bemerkt, daß ein Jäger, der nach einem Gimpel gezielt, dem eifrigen Leſer den Hut von der Stelle weggeſchoſſen hat, auf welcher bei andern Leuten der Kopf zu ſitzen pflegt.

Zapfenstreich.

Alexandria. Mehemet Ali hat einen Plan des Engländers Galloway zu einer Eiſenbahn von Cairo nach Suez angenommen. (Neue, herrliche Ausſicht für die Herren Aktienſchwindler in Berlin, Leipzig u. ſ. w.)

Algier. Ein Enkel des durch die Revolution berühmt gewordenen Mirabeau, Marquis Gabriel Riquetti de Mirabeau, dient hier ſeit Kurzem als Unteroffizier in einem Huſaren-Regimente.

Amſterdam. J. G. T. Gräße's „Sage vom ewigen Juden" iſt, unter dem Titel „Verhaal nopens den Joodschen wandelaar", ins Holländiſche überſetzt, bei Meyer erſchienen.

Bayonne. Don Sebaſtian Miñano, einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller Spaniens, namentlich als Statiſtiker bekannt, iſt hier mit Tode abgegangen.

Berlin. In der „Spener'ſchen Zeitung" tritt ein Vertheidiger der Straße unter den Linden auf; er verlangt, daß die Linden-Allee nicht mehr der Sammelplatz aller Kindermädchen ſei, ſondern ihre ehemalige Würde und der Fußgänger ihre ruhige und bequeme Benutzung wieder erhalten möge. »Berlin will,« ſagt der Ungenannte, »einen Friedrichshain ſchaffen, aber nothwendig iſt es auch — ſo ſchließt ſeine Philippica — jene Allee zu erhalten, in der die Kurfürſtin Dorothea, Gemahlin des großen Kurfürſten, im Jahre 1680 den erſten Baum gepflanzt.«

∴ Der berühmte Mnemotechniker, Dr. Otto Reventlow, hat vor Kurzem im polytechniſchen Verein eine glänzende Probe ſeiner koloſſalen Gedächtnißkraft abgelegt. Es wurde ihm eine Zahl von 180 Ziffern und eine Reihe von mehr als 60 Wörtern aufgegeben, wovon er nur einen Namen, „Sickingen", vergeſſen hatte. Der „Figaro" macht den guten Witz, Reventlow habe den Namen „Sickingen" abſichtlich vergeſſen, um im Innern des anweſenden Herrn Ludwig Rellſtab keine unangenehme Erinnerung zu erwecken, denn bekanntlich hat dieſer Herr Ludwig Rellſtab vor Jahren eine Komödie, „Franz von Sickingen", geſchrieben, die à la „letzten Willen" jämmerlich durchgefallen war.

∴ Herr Carl Beck arbeitet an einem größern Gedicht: „Ein Gulden", das die Noth und das glänzende Elend der Armuth dem Reichthum und der Verſchwendung der Begüterten entgegenſtellt.

∴ Der unverwüſtliche Blauſtrumpf Gräfin Hahn-Hahn hat einen zweibändigen Roman, „Zwei Frauen", zuſammengeſtrickt, mit deſſen baldigem Erſcheinen uns eine hieſige Buchhandlung bedroht.

∴ Von dem beliebten Liede Heinrich Heine's „Komm!" mit der anziehenden Compoſition von Meyerbeer, iſt bei A. M. Schleſinger eine zweite Auflage erſchienen.

∴ Im Urania-Theater wird unter den Auſpicien des Gräkophilen Dr. Geppert die Aufführung der „Menächmen" des Plautus in griechiſcher Sprache ſtattfinden. (Dieſes merkwürdige Stück, bemerkt die „Spener'ſche Zeitung", hat Shakeſpeare ſeiner „Comedy of errors" zu Grunde gelegt.)

Braunſchweig. Nachdem ſich im glücklichen Lande Hannover ſchon vor längerer Zeit der ſogenannte „Walsroder Parforce-Jagd-Verein", der angeblich auf Veredlung der Pferdezucht abzielt, und ein ähnlicher Verein unter den ſchleſiſchen Junkern ſich gebildet hat, haben die edlen Herren im braunſchweiger Ländchen nicht zurückſtehen wollen. Auf einem vor Kurzem im hieſigen Reſidenzſchloß gehaltenen Bal costumé hat man einen lebendigen Fuchs gepreßt — wahrſcheinlich zur Veredlung der Fuchsart. Durch die Ungeſchicklichkeit des die Operation Vollſtreckenden iſt das arme Thier zwei Mal aus bedeutender Höhe auf das Parquet herabgeſtürzt, doch hatte man ihm einen Maulkorb angelegt, damit er ſich nicht in loco an den muthigen Junkern für die Unbill rächen könne. — So lange man uns noch keinen Maulkorb angelegt hat, wollen wir nicht unterlaſſen, unſere Indignation über ſolches Verfahren unumwunden auszuſprechen.

∴ Unſere Stadt wird in einigen Tagen viele Fremde beherbergen. Der ganze preußiſche Hof wird zu dem vom Herzog nachträglich veranſtalteten Carnevalsfeſt erwartet. — Das Deficit von 70,000 Thalern, welches ſich bei der letzten Abrechnung vorgefunden hat, wird ſchwerlich ſogleich gedeckt werden.

Breslau. Die Verfaſſerin des „Schloß Goczyn", Ida von Düringsfeld, hat einen neuen Roman, „Graf Chala", vollendet.

Cambridge. Byrons Statue, von Thorwaldſen, ſoll nun endlich hier aufgeſtellt werden, nachdem ſie über zehn Jahre in ihrer Kiſte in den Londoner Docks geruht hat.

Conſtantinopel. Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken, die des Serails mit eingerechnet, beträgt ungefähr 40; doch kann keine derſelben, ſelbſt von Muſelmännern, ohne ausdrücklich eingeholte Erlaubniß ihrer Vorgeſetzten, beſucht werden. (Dies nennt man hier zu Lande öffentliche Bibliotheken!)

.·. Eine der reichſten Privatbibliotheken Conſtantinopels beſitzt Fouad Effendi, der Sohn des geachtetſten Dichters ſeiner Zeit. Izzet Mollah Fouad, gleichfalls Dichter, beſitzt eine Bücherſammlung von 2000 Bänden, worunter ſich die ausgezeichnetſten Werke in franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache, unter Erſteren auch Paul de Kocks ſämmtliche Werke befinden. (Monſieur Fouad ſcheint guten Geſchmack zu haben!)

.·. Unter den Werken, welche gegenwärtig in der kaiſerlichen Druckerei zum Druck vorbereitet werden, befinden ſich auch die Annalen Waſſifs, des Hiſtoriographen unter Selim III., welche, vom Scheikh Zadeh fortgeſetzt, die Geſchichte des türkiſchen Reiches von Osman (1399) bis Abdul Medſchid (1842) vervollſtändigen werden.

Danzig. Am 22. Februar wurde hier das fünfzigjährige Künſtler-Jubiläum des ehemaligen, jetzt hier wohnenden Schauſpieldirektors A. Schröder durch die Aufführung des alten, von ſeinem Namensvetter, Ludwig Schröder, nach dem Engliſchen bearbeiteten Luſtſpiels „das Portrait der Mutter, oder die Liebhaber-Komödie“ und durch ein eigens hierzu gedichtetes Feſtſpiel gefeiert.

Dresden. Von Jean Charles (Braun von Braunthal) iſt ein neuer, dreibändiger Roman, die „Seherin von Venedig“, erſchienen.

.·. Herr Laube iſt bis jetzt noch nicht Dramaturg an der hieſigen Hofbühne geworden.

Florenz. Niccolini, Verfaſſer der Trauerſpiele „Johann von Procida“, „Antonio Foscarini“, „Ludovico Sforza“, „Beatrice Cenci“ und des hauptſächlich berühmt gewordenen „Arnoldo da Brescia“, will eine „Geſchichte der Hohenſtaufen“ ſchreiben.

Gera. Die gütige Vorſehung hat neulich zum zehnten Male das theure Leben des durchlauchtigſten Fürſten Heinrich zu Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf gerettet. Ein zufällig losgehendes Gewehr ſtreifte den Durchlauchtigſten am Kopfe und durchlöcherte die Kopfbedeckung. Die gütige Vorſehung!

Gröningen. Bei Schierbeek iſt eine holländiſche Ueberſetzung von Ferdinand Stolle's Romane „Napoleon in Egypten“ herausgekommen.

Harlem. In Holland kommt wieder der Tulpenſchwindel in die Mode. Vor Kurzem iſt hier eine noch nicht dageweſene Tulpe für 700 Gulden verkauft worden; dafür iſt's nun aber auch eine doppelte, weshalb man ihr auch einen Doppel-Namen, Naſſau-Oranien, beigelegt hat.

Hamburg. Die vierte Ueberſetzung des „mari à la campagne“ („Er geht aufs Land“, „Er muß aufs Land“, „Der Ehemann auf dem Lande“) iſt jetzt von Joſeph Mendelsſohn im Druck erſchienen. Die Hauptperſonen führen die Namen: Herr Arnoldi, Frau von Trier und der Marine-Kapitän Cäſar iſt in Monge umgetauft.

.·. Das Kameel, welches auf dem Thalia-Theater in W. Räders „arteſiſchem Brunnen“ mitwirkt, hat dagegen reclamirt, daß man es unumwunden „Kameel“ nennt. Es beruft ſich hauptſächlich darauf, daß man ja auch nicht jeden Eſel bei der Bühne als „Eſel“ bezeichnet, ſondern höflich genug ſagt: Herr X, Herr Y, Herr Z. Man iſt auf die Entſcheidung ſehr geſpannt.

.·. Der hier lebende Literat (?) Dr. Rudolph Mettler wird, von Oſtern an, eine „Zeitung für Blumenfreunde und Gartenbeſitzer“ herausgeben. — Alſo Herr Mettler Blumiſter, o je!

.·. Herr Wangenheim hat hier, in der Nähe des zweiten Theaters eine literariſche Anſtalt, verbunden mit einem Theaterbureau, eröffnet. — Bei Gott iſt kein Ding unmöglich!

.·. Unter den vielen Reiſeluſtigen, die ſich bereits gemeldet haben, um die von dem hieſigen Schiffsrheder R. Slomann beabſichtigte Reiſe um die Welt mitzumachen, ſoll ſich auch der vielgereiſte Verfaſſer der „Bilder aus Algier und Spanien“, Herr G. von Roſen, jetzt in Leipzig, befinden. Obgleich derſelbe ſchon auf ſeinen vielen abenteuerlichen Zügen vier Mal die Linie paſſirt iſt, ſcheint er doch noch Drang zu fühlen, ſich aufs Neue in die weite Welt zu begeben. — Daß es ihm in Leipzig zu eng wird, begreifen wir jedenfalls*).

Hannover. In unſerer Stadt der Ständetrennungen war es dem Beſitzer des Ballhofſaales gelungen, in ſeinem Lokale Abends eine aus mehreren Hunderten beſtehende Geſellſchaft aus Bürgern, Offizieren und Beamten u. ſ. w. zu verſammeln. Es ging dort bei Muſik und Unterhaltung ſehr ſtillvergnügt zu. Aber ſogleich opponirte die Theater-Intendantur gegen die Geſellſchaft, indem ſie ihr Monopol durch dieſelbe beeinträchtigt glaubte, und alsbald ward auch den Offizieren durch Tagsbefehl bekannt gemacht, „daß ein fernerer Beſuch dieſer Winterconzerte ihrem Stande oder ihrer Stellung nicht angemeſſen ſein werde“. Seitdem iſt keine Uniform im Ballhausſaale mehr zu bemerken, und die Winterconzerte ſind nun ein rein bürgerliches Vergnügen.

---

*) Die Reiſekoſten wird unſer geſchätzter Mitarbeiter, Herr G. von Roſen, allem Anſcheine nach, von dem bedeutenden Honorare und den Tantièmen beſtreiten, die ihm der „Pünktliche“ eingebracht hat. E. M. O.

∴ Dem. Lila Löwe hat einen Baron Köſter geheirathet.

Hildesheim. Der Biſchof hat auf Andringen der Regierung den Caniſius'ſchen Catechismus zurückgenommen*).

Karlsruhe. Die zweite Kammer hat mit 36 gegen 21 Stimmen eine Eiſenbahn von hier nach Stuttgart (über Pforzheim) beſchloſſen.

Kopenhagen. Gleich dem Schiller-Vereine in Leipzig hat ſich hier ein Holberg-Verein gebildet, deſſen Zweck die Herausgabe und Erläuterung der Holberg'ſchen Schriften iſt und zwar in der Form, wodurch dieſe Werke mehr und mehr zum geiſtigen Eigenthum der ganzen Nation werden.

Köthen. Für das Denkmal Samuel Hahnemanns, des Martin Luthers der Heilkunde, ſind bis jetzt durch Sammlungen 3500 Thaler eingegangen. Das Monument wird in der Nähe der Bahnhöfe einen paſſenden (???) Platz finden. Dr. Rummel in Magdeburg, einer der geiſtreichſten Jünger Hahnemanns, fordert die Anhänger der Homöopathie zu neuen Sammlungen auf. »In einer Zeit,« heißt es in ſeinem Aufrufe, »wo Denkmale für mindere Verdienſte erſtehen und gemeinnützige Unternehmungen viele freigebige Hände finden, wird man nicht undankbar ſein und Den leer ausgehen laſſen, deſſen Mühen und Denken dem Wohle ſeiner kranken Mitmenſchen galten und der durch ſeinen herrlichen Fund die Erlangung des höchſten Gutes, der Geſundheit, ſichern half.« (Wenn jeder Kranke, der durch Homöopathie von ſeinen Leiden geheilt wird, ein kleines Scherflein der Dankbarkeit den Manen Hahnemanns opfert, dann kann es ſeinem Denkmale nicht an Unterſtützung fehlen.)

Lauſanne. Bei den hieſigen Unruhen ſah man an einem Fenſter der Rue du Bourg einen Transparent mit der Inſchrift „Les aristocrates à la lanterne“.

Leipzig. Johannes Minckwitz in Leipzig, der Dichter, auf deſſen Haupt ein Stiel von einem Blatte aus Platens Lorbeerkranz gefallen, hat von Friedrich Wilhelm IV. eine jährliche Penſion von 300 Thalern erhalten. Herr Minckwitz hat nicht nur griechiſche Stücke ins Deutſche übertragen, ſondern auch eine

— ◡◡ —◡—◡◡◡ —◡ ◡ — ◡

Deutſcheſte gliederverrenkende Metrik geſchrieben.

Seit Freiligraths trotziger Vorrede war die Penſion erledigt. (Vaterlandsblätter.)

∴ Der Major Serre auf Maxen, Vorſtand des Vereines zum Schutze der Thiere, hat einen Preis von zwanzig Dukaten für die beſte Beantwortung der Frage ausgeſetzt: „Welches iſt die zweckmäßigſte Art des Tödtens aller zum Schlachten beſtimmten Thiere“? Dieſe *anſcheinend* ſchwierige Frage iſt ſehr leicht zu beantworten: Man lieſt dieſen unglücklichen Schlachtopfern eine Nummer des Biedermann'ſchen „Herolds“ vor. (Herr Major Serre auf Maxen wird erſucht, uns für die äußerſt glückliche Löſung der Preisfrage mit umgehender Poſt den ausgeſchriebenen Preis von zwanzig Dukaten *portofrei* einzuſchicken.)

∴ Der hieſige Correſpondent für das „Morgenblatt“, Verfaſſer von ſo und ſo viel bereits gedruckten oder noch ungedruckten Romanen und Novellen, übernimmt es von Zeit zu Zeit, jenes Blatt mit einem literariſchen Klatſch zu verſorgen, der gewöhnlich nicht übertrieben geiſtreich, dagegen aber hinlänglich langweilig ausfällt. Daß er darin den Zwecken einer gewiſſen Coterie, der auch er angehört, die ſchuldigen Dienſtleiſtungen zollt, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo auch, daß er die Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, Winke, ſeine eigenen Produktionen anlangend, zu ertheilen. Daſſelbe geſchieht jedoch auch von ſo vielen Andern, iſt ſchon etwas ſo Bekanntes und oft Dageweſenes, daß eine Erwähnung davon überflüſſig und trivial ſein würde; unſere Abſicht iſt es hier nur, auf ein einzelnes Bruchſtück aus der letzten Correſpondenz aufmerkſam zu machen, das uns beim Leſen viel Heiterkeit erregt hat. Der Correſpondent hält es, der Vollſtändigkeit wegen, für nöthig, von dem Unfall zu ſprechen, der vor einiger Zeit Herrn Robert Heller mit ſeiner erſten Bühnenarbeit paſſirt iſt. Statt nun die Sache einfach zu erzählen, wie ſie wirklich wahr iſt, nämlich, daß Hellers Stück außerordentlich ſchlecht

---

*) Der Jeſuit Caniſius (geb. 1521 zu Nymwegen, geſt. 1597 zu Freiburg als Jeſuiten-Provinzial) hat ſich vorzugsweiſe durch ſeine Leiſtungen auf dem Concilium zu Trient bekannt gemacht und durch ſeinen großen und kleinen Katechismus viel zur Befeſtigung des katholiſchen Glaubens beigetragen. C. M. O.

war, und daher vom Publikum einſtimmig ausgepfiffen wurde — windet er ſich wie ein
altes Weib, das an Kolik leidet, jammert und ſchreit, verzieht das Geſicht in die weh-
müthigſten Falten, greint ein Stückchen aus Mitgefühl für den armen Collegen, um
dann endlich auf die allergröbſte und plumpſte Art die Fehler des durchgefallenen Stücks
breit zu treten und hinterher eine Menge von Derbheiten zu ſagen, die das Publikum
und Herr Heller ſchon tauſend Mal gehört haben. Iſt das nicht außerordentlich lächer-
lich? — Aber es ſteckt Etwas dahinter. Herr Heller gehört halb und halb mit zur
Galerie; man will es einerſeits nicht ganz mit ihm verderben, andererſeits ſich doch den
Schein von Unparteilichkeit (oheu!) geben; und darum geberdet man ſich ſo. Iſt das
nicht noch viel lächerlicher? (Noch weit lächerlicher aber iſt es, daß die Redaktion des
„Morgenblatts“ einen ſo langweiligen Klatſch, wie den eben beſprochenen, ihren Leſern
aufzutiſchen wagt.)

∴ Dem Vernehmen nach wird der Herausgeber der „Illuſtrirten Zeitung“ näch-
ſtens die Rebus aus ſeinem Blatte wegfallen laſſen und an die Stelle dafür in jeder
Nummer einzelne Bruchſtücke aus den Theater-Recenſionen des hieſigen „Tageblatts“
bringen, wobei von ihm nicht unbedeutende Preiſe für Diejenigen ausgeſetzt werden
ſollen, die den Sinn jener Bruchſtücke enträthſeln. Jedenfalls wird der Scharfſinn der
Leſer mehr, als durch die nicht immer ſchweren Rebus, in Anſpruch genommen. Der
Verfaſſer der Recenſionen wird übrigens von jener Preisbewerbung nicht ausgeſchloſſen ſein.

∴ Von Julius Hammer iſt ein umfaſſendes Werk „über Nationalökonomie“, von
Robert Heller eine „Grammatik des Sanskrit“ und von Heinrich Laube eine „Monographie
der Rinderpeſt“ unter der Preſſe. Auch ſoll W. Bernhardi eine Geſammtausgabe ſeiner
Werke vorbereiten und Herr Ludwig Eichler mit einer „Geſchichte des Ballets“ be-
ſchäftigt ſein.

∴ Nummer 62 unſeres „Tageblattes“, das immer ſehr intereſſant iſt, beſonders
wenn ſich keine Kritik des Herrn Laube darin befindet, enthält auf Seite 525, Spalte
rechts, eine Anzeige des „politiſchen Rundgemäldes“ von A. Deickers, Spalte links einen
„Ausverkauf von ausrangirten Sachen“ der Gebrüder Tecklenburg. Denkt man ſich den
Mittelſtrich weg und lieſt die durchgehende Zeile, ſo kommt folgendes cross-reading
heraus:

Der Verfaſſer deſſelben ſagt in der Vorrede: die Sonne . . Stück von 5 Ngr. an
hatte im Jahre 1844 ſehr viel Unerfreuliches zu beleuchten, . hübſche Porzellan-Lampen,
Stück 20 Ngr.

die geiſtige Sonne war in manchen Ländern noch immer nicht . Klingelzüge von Manilla-
Hanf, Stück 15 Ngr.

einmal aufgegangen, während ſie in andern wenigſtens durch . Raſirmeſſer u. Reiſeneceſſai-
res, St. von 35 Ngr. an.

Nacht verhüllt blieb. Krieg hatte ſie genug . Bronze-Mantel-Agraffen, von 2½ Ngr. an.
zu beſcheinen; weniger jenen, der mit metallenen Waffen . . Ohrbehängen in Perlen u.ſ.w.,
das Stück von 2 Ngr. an.

geführt wird, als den weit gefährlicheren und hartnäckigeren Krieg der Geiſter u. ſ. w.

∴ Ein Zögling des hieſigen Conſervatoriums hat folgende Regel aus Zumpts latei-
niſcher Grammatik

Viele Wörter ſind auf is
Masculini generis:
Panis, piscis, crinis, finis,
Ignis, lapis, pulvis, cinis,
Orbis, amnis et canalis,
Sanguis, unguis, glis, annalis,
Fascis, axis, funis, ensis,
Fustis, vectis, vomis, mensis,
Vermis, torris, cucumis,
Postis, follis, mugilis,
Cassis, cossis, callis, collis,
Sentis, caulis, penis, pollis,

in Muſik geſetzt und dieſes Lied dem Ritter Berlioz gewidmet.

∴ Herr Berthold Auerbach war einige Tage hier, hat ſich jedoch bald wieder
davon gemacht. Wir begreifen es ſehr gut, daß man dem naturfriſchen Erzähler der
„Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ die ſchwüle Atmoſphäre eines gewiſſen Blauſtrumpf-
Kreiſes, wo man ihn ganz und gar in Beſchlag genommen zu haben ſcheint, nicht ge-
fallen haben kann.

∴ Die „Theaterchronik“ ſchreibt: »In Stettin ſoll ſich ein Gaſthof befinden, auf
deſſen Schild ein Storch abgemalt iſt, der auf einem Fuße ſteht und den andern von
ſich ſtreckt; darunter ſteht geſchrieben: „Zur Fanny Elsler“. (Iſt das wahr?)

London. Der am 17. Februar zu Eaton-Hall in ſeinem 78ſten Jahre geſtorbene
Marquis von Winchester war der reichſte Mann von ganz England. Seine jährliche
Einnahme wurde auf 400,000 Pfd. St. geſchätzt, was täglich mehr als 7000 Thaler
macht. Erbe ſeiner Würden und Güter iſt ſein älteſter Sohn, Graf Grosvenor.

∴ Der Erbe des Marquis von Winchester, Graf Richard Grosvenor (geb. 1795), iſt mit einer Schweſter des Herzogs von Sutherland vermählt. Die Familie der Grosvenor leitet ihre Ahnen bis auf Gilbert Grosvenor, einen Begleiter Wilhelms des Eroberers und einen Neffen des Hugo Lupus, Grafen von Cheſter, hinauf, ſo daß ſie alſo mit den normänniſchen Königen nahe verwandt iſt.

∴ Der als Schriftſteller rühmlich bekannte Kanonikus Sidney Smith iſt am 23. Februar, 73 Jahre alt, geſtorben. Sidney Smith iſt hauptſächlich durch ſeine Beiträge zum „Edinburgh-Review“ bekannt, das er im Verein mit Lord Brougham, Lord Jeffery und Sir J. Mackintoſh gegründet und eine Zeitlang ſelbſt redigirt hat. Die Whigs verlieren in ihm eines ihrer bedeutendſten literariſchen Talente; ſein Witz war unerſchöpflich und ſein ſcharfes Auge für alle Lächerlichkeiten machten ihn zu einem der gefährlichſten Feinde der Tory-Partei.

∴ Am 19. v. M. ſtarb hier Sir T. Fowell Burton, einer der thätigſten Beförderer der Neger-Emancipation.

∴ Der Vortrag, mit welchem Sir Robert Peel im Unterhaus ſeinen Finanzplan erläuterte, begann um 4 Uhr 40 Minuten und endete um 7 Uhr 56 Minuten. Um 8 Uhr 30 Minuten erſchien die zehnſpaltige Rede im „Sun“, der an dieſem Tage neun Stenographen beſchäftigte, die ſich von 5 zu 5 Minuten abgelöſt hatten.

∴ Die hieſige Münze beſchäftigt jetzt acht Preſſen, welche täglich 392,892 Stück Sovereigns ſchlagen können. Im Jahre 1842 wurden in ſieben Tagen zehn Tonnen Gold geprägt; die gemünzten Stücke wogen 22,068 Pfund und waren 936,434 Pfd. St. werth. Vom 1. Juli 1842 bis zum 1. Juli 1844 wurden geſchlagen: an Sovereigns und Halbſovereigns 15,920,411 Stück; an Silbermünzen 20,976,756 Stück; an Kupfermünzen 19,631,000 Stück; zuſammen 56,528,167 Stück.

Montbard. In unſerm denkmalluſtigen Zeitalter will auch die Stadt Montbard nicht zurückbleiben und einem ihrer berühmteſten Söhne, an deſſen Namen ſich die Begründung der neuern Naturgeſchichte knüpft, dem großen Buffon, eine Bronzeſtatue errichten. (Solch ein Mann verdient dies mehr als hundert Andere!)

Moskau. Moskau, im Jahre 1147 gegründet, wird im Jahre 1847 ſeine 700jährige Exiſtenz feiern. Bis zu dieſer Zeit ſoll die Eiſenbahn zwiſchen hier und Petersburg vollendet ſein. Die ganze Länge der Bahn wird 600 Werſte (85¾ Meilen) betragen, während die Länge der gegenwärtigen Chauſſée 674 Werſte (96⅓ Meilen) beträgt.

München. C. A. Jäckels „Leben und Wirken Dr. Martin Luthers“ iſt hier confiscirt worden.

Oldenburg. Am 22. Februar iſt Theodor von Kobbe nach langer unheilbarer Bruſtkrankheit geſtorben.

Paris. Eine Aeußerung, welche Herr Thiers im Laufe der letzten Kammer-Debatten hinwarf: „Die Krone iſt unter dem Schall der Marſeillaiſe gegeben und genommen worden!“ wird von der „Gazette de France“ folgendermaßen commentirt: „Mit dieſem einen Worte hat Herr Thiers den Herrn Liadières (dem er dies entgegnet) aus ſeinen monarchiſchen Träumen geſchreckt. Die Revolution hat durch das Organ ihrer Repräſentanten Denen, welche ihr die Krone verdanken, erklärt, daß ſie noch immer über ihnen ſtehe. Mit dieſem einen Worte hat Herr Thiers den Sieg des Herrn Guizot zerſtört: es iſt die Hand, die bei dem Feſtmahle Belſazars die Schrift an die Wand ſchrieb; es iſt die Geiſterſtimme des Comthurs im „Don Juan“.

∴ Herr Villemain hat ſeine Funktionen als Sekretär der franzöſiſchen Akademie wieder angetreten.

∴ Herr Adelbert von Bornſtedt hat in Folge eines Miniſterial-Befehles vom 8. Februar Paris und Frankreich verlaſſen müſſen; die angegebene Urſache iſt „d'avoir troublé l'ordre et la sécurité publique“. Dieſe und einige vorangegangenen Ausweiſungen haben hier einen peinlichen Eindruck gemacht, da jeder vernünftige Franzoſe ſie als Verletzung ſeiner ſonſt ſo gerühmten Gaſtfreundſchaft betrachtet. All dieſe Schritte beweiſen, daß Paris aufgehört hat, ein Asyl der politiſchen Flüchtlinge zu ſein. Herr von Bornſtedt iſt nach Brüſſel abgereiſt, wo er ſich niederzulaſſen gedenkt.

∴ Die Herren Marſchall, Sauville und Blondeau ſind als Verfaſſer, Drucker und Verleger der Schmähſchrift „la famille d'Orléans“ (ſiehe „Charivari“ Seite 2030) zu fünfjährigem Gefängniß und 10,000 Frcs. Strafe verurtheilt worden. Großes Aufſehen erregte ein Zwiſchenfall, indem nämlich der Verfaſſer, noch während die Richter über die Strafbeſtimmungen ſich beriethen, wegen gemeinen Betrugs in einer andern Sache verhaftet wurde.

∴ Die unzählig vielen Concerte, die hier gegeben werden und der Mißbrauch, der mit dieſen Produktionen getrieben wird, hat den Miniſter des Innern veranlaßt, einige Beſchränkungen eintreten zu laſſen. Jeder Concertgeber muß jetzt die ſpecielle Autoriſation des Miniſters haben, der ſie nur wirklich verdienten Künſtlern ertheilen wird; ferner darf, beſondere Fälle ausgenommen, Keiner mehr als Ein Conzert jährlich geben. (Auch unſerer guten Stadt Leipzig, die oft genug von ſogenannten Künſtlern gebrandſchatzt wird, würde eine ſolche Beſchränkung der unzähligen Conzerte äußerſt wohlthun!)

∴ Die Zahl der bei der Polizeipräfektur Angeſtellten beträgt gegenwärtig 264 und die Geſammtſumme ihrer Jahrgehalte 565,650 Francs.

∴ Herr von Cormenin, der berühmte Publiziſt, iſt aus Spanien zurückgekehrt, nachdem er für die ſpaniſche Regierung den Madrider Staatsrath ganz à la française angeordnet und dafür einen Orden erhalten hat. (O Timon, iſt das republikaniſch?)

∴ An der hieſigen Börſe fand man neulich folgenden Zettel angeſchlagen: „Einziges von der Regierung privilegirtes öffentliches Spielhaus“.

∴ Ary Scheffer hat für die Kunſtausſtellung ſechs Portraits, darunter das der Prinzeſſin von Joinville, des Herrn von Lamennais und Horace Vernets geliefert; von Juſtin Ouvrié wird eine Anſicht von Séricourt, dem reizenden Landſitze des Herrn Scribe, erwartet.

∴ Herr Pierquin de Gembloux hat unter dem Titel „Idiomologie des animaux, ou recherches historiques, philosophiques et glossologiques sur le langage des bêtes“ einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Pſychologie der Thiere erſcheinen laſſen. Der Verfaſſer hat darin ſo ziemlich Alles zuſammengeſtellt, was an Beobachtungen, Hypotheſen und Behauptungen in Bezug auf die Sprache der Thiere von Naturforſchern, Philoſophen und Phantaſten bis jetzt aufgeſtellt worden iſt.

∴ Mehrere hier lebende Italiener haben den Plan gefaßt, hier eine „Gazetta italiana“ zu gründen, die als Organ für Italien und deſſen Literatur auftreten ſoll.

∴ Nun hat auch der „Courrier français“ ſeinen Abonnementspreis auf 40 Frcs. herabgeſetzt. Das „Journal des Débats“ iſt jetzt die einzige Pariſer Zeitung, die ihren alten Pränumerationspreis von 80 Frcs. beibehält.

∴ Das „Journal des Débats“ erzählt, daß das Archiv des Théâtre français eine Karte aufbewahrt, worauf geſchrieben ſteht: »Mein Freund Bonaparte hat in meiner Loge freien Zutritt. Talma.«

∴ Herr Charles Lebrun, deſſen Drama „Hermann“ von den Studenten im Odéon-Theater mit Eclat ausgepfiffen worden iſt, ſoll auf der Gallerie mitgepfiffen haben. (Das hat Herr Robert Heller nicht gethan.)

Petersburg. In Rußland ſind folgende Bücher verboten worden: Bettinens Werk „Dies Buch gehört dem König“, Grutenſtelpe's „Mohr“, Greße's „Geſchichte der ſpaniſchen Revolution“, Honecks „Buch der Winterabende für 1845“, Laube's „politiſche Briefe“ und Mühlbachs „Eva“. Von Taſchenbüchern ſind verboten: Oettingers „Narrenalmanach für 1845“, die „Penelope“ und „Urania für 1845“. (Börſenblatt.)

Poſen. In unſerer guten Stadt ſind ſieben Meſſen für Czerski gehalten worden, daß der liebe Gott ihm den Verſtand zurückgebe! (Die guten Leute ſollten lieber Meſſen für ihren eigenen Verſtand leſen laſſen.)

Turin. In der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur macht ein neuer Roman, „Iſabella Orſini“, von Guerrazzi, großes Aufſehen. Die Begebenheit, daß Iſabella Orſini, Herzogin von Bracciano, von ihrem eigenen Gemahle in ihrer Villa zu Cerreto erwürgt worden, iſt hiſtoriſch. (Dieſe Thatſache hat auch Ludwig Tieck in ſeiner „Vittoria Accorombona“ benutzt.)

∴ Bei Pomba erſcheint eine neue Ausgabe von Taſſo's „Gerusalemme liberata“ mit Holzſchnitten von Guglielmi, mit geſchichtlichen Anmerkungen und einem neuen Leben Taſſo's von Giuſeppe Sacchi.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Die meiſten hieſigen Schriftſteller, an deren Spitze mehrere gefeierte Namen ſtehen (Herr Adolph Bäuerle gehört natürlich nicht dazu), haben ſich vereinigt, um dem Kaiſer eine Bittſchrift um Milderung der Cenſur vorzulegen, die unter der Oberaufſicht des Grafen Sedlnitzky mit mittelalterlicher Strenge ausgeübt wird.

∴ Das im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig erſchienene „Jeſuitenbüchlein“ hat das „Damnatur“ erhalten, das heißt: es iſt verboten worden.

∴ Im Hofburgtheater iſt bei überfülltem Hauſe R. Prutz's Trauerſpiel „Moritz von Sachſen“ in Scene gegangen. Der Beifall war jedoch keineswegs überfüllt; die ſogenannte Deutſchthümelei hatte ſich bei der zweiten Darſtellung bedeutend abgekühlt.

∴ E. Bauernfelds neueſtes Schauſpiel „Ein deutſcher Krieger“ iſt bereits neun Mal bei gedrängt vollem Hauſe wiederholt worden. Die Tantièmen, welche der Verfaſſer dafür bis jetzt bezogen hat, belaufen ſich auf 700 Gulden C. M.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ein Chineſe, der die Perſon oder Familie des Kaiſers nur auf das Leichteſte zu verletzen wagt, ein Chineſe, der das Unglück hat, das Schriftzeichen, welchem die Ehre geworden iſt, den Namen des Monarchen zu bezeichnen, ſo zu ſchreiben, daß es nicht außer Reihe und Glied der übrigen Charaktere ſteht, ein Chineſe, der das offizielle Ehrenbeiwort vergißt, welches dem geheiligten Namen des Kaiſers vorangehen muß, läuft ſammt all' den Seinigen Gefahr, in Stücke zerhackt zu werden. (In China nennt man das Preßfreiheit.)

— Ritter Chlum von Conſtanz ſchrieb einſt an Johannes Huß: »Sei getroſt, rechtſchaffener Lehrer, denn Wahrheit iſt mehr als Leben.«

— Nichts ſpricht deutlicher für die deutſche Einigkeit, als das nun ſchon verſchollene Rheinlied von Nicolaus Becker. Hundertundzwanzig Componiſten haben es in Muſik geſetzt und jeder von ihnen glaubt, er habe die rechte Melodie angeſtimmt.

— Im Jahre 1841 wurde bei der Verſteigerung der Chalmers'ſchen Bibliothek die erſte Auflage von C. Marlowe's „True Tragedie of Richard Duke of Yorke and the Death of good King Henrie the Sext.“ (Lond. 1595. 4.) für 131 Pfd. St. (circa 910 Thaler) erſtanden.

— Einer der größten Bibliomanen Hollands war Carl Joſeph Emanuel Van Hulthem. Innerhalb zehn Jahren (von 1820 bis 1830) beliefen ſich ſeine Buchbinderrechnungen auf 70,000 Francs. Nach ſeinem Tode erſtand die belgiſche Regierung Van Hulthems Bücherſchatz für 279,400 Francs. Der Catalog erſchien unter dem Titel „Bibliotheca Hulthemiana“, Ghent 1836—37, 6 Bde. 8.

Komödianten-Arroganz.

In Nummer 27 der „Theaterchronik“ giebt ein Schweriner Schauſpieler, M. L. Ehrich (Elmenreich), eine „nothgedrungene Erklärung“, in der er mit großer Unverſchämtheit behauptet, daß ſein auf einigen Bühnen gegebenes Luſtſpiel „T. F.“ keineswegs einer Novelle von Oettinger — wie der Berliner Berichterſtatter in der Koſſka'ſchen „Theaterzeitung“ gemeldet — nachgebildet, ſondern ſeine Original-Idee ſei. Der Verleger des „Figaro“, Herr L. W. Krauſe, wird mir gern bezeugen, daß meine Novelle „T. F.“ ſchon im Jahre 1832 im „Figaro“ abgedruckt war, daß die Idee mithin mir und nicht Herrn M. L. Ehrich gehört. Letzterm würde ich die kleine Freude, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, ohne Weiteres gegönnt haben, hätte er ſeine Unverſchämtheit nicht bis zu dem Punkte ausgedehnt, ſich gegen den Berichterſtatter der Koſſka'ſchen „Theaterzeitung“ Ausdrücke zu erlauben, die einem Hiſtrionen ſeines Ranges durchaus nicht zukommen. Ein Komödiant, der noch obſcurer, als der Nachtwächter von Skeuditz iſt, darf nicht, wenn er ſich in ſeiner Eitelkeit verletzt fühlt, vom Schmutz unſerer heutigen Journaliſten zu ſprechen ſich erdreiſten, und überhaupt nie vergeſſen, daß ſelbſt der letzte und unbedeutendſte Journaliſt noch immer mehr Anſpruch auf die Achtung des Publikums hat, als ein Schauſpieler ſo untergeordneter Art, wie Herr M. L. Ehrich zu ſein die Ehre hat.

E. M. Oettinger.

Nach der Oſtermeſſe erſcheint in meinem Verlage
Lebensgeſchichte des Grafen Joſeph v. Sedlnitzky,
Oberſten Chef der k. k. Obercenſurhofſtelle in Wien.
Von E. M. Oettinger.
Ph. Reclam jun.

Hierbei eine Extra-Beilage:
Conſtantinopel. (Stahlſtich.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 129. Leipzig. 19. März 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Napoleon als Bühnendichter*).

Von E. M. Oettinger.

I.

In einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe der Rue Victoire wohnte ein junger Held, der gleich nach der Eroberung von Toulon nach Paris zurückgekehrt war. Kein Anderer war's, als Napoleon Bonaparte, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, damals nur Commandant eines Artillerie-Bataillons.

Er ſtand am Fenſter; menſchenfeindlicher Unmuth umflorte die ſieggekrönte Stirn, auf die Victoria ihren erſten Kuß gedrückt; er pfiff ſeinen Lieblingsmarſch, und ſeine Finger trommelten die Begleitung dazu auf der Fenſterſcheibe. Sein Geiſt, gelähmt von Unthätigkeit, ſein Herz, gequält von unbefriedigtem Ehrgeiz, fühlten ſich namenlos unglücklich. Sein düſteres Auge durchirrte die labyrinthiſchen Gänge der Zukunft, die nachtumflort vor ſeinen Blicken lag.

Ein ſicheres Einkommen, eine Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ein Cabriolet und ein Platz im Théâtre français, das waren damals die höchſten Wünſche des jungen Kriegsgottes, der zwölf Jahre ſpäter als Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes in den weltgeſchichtlichen Gemächern der ſtolzen Tuilerien reſidirte und von dort aus eine halbe Welt beherrſchte.

Aber damals war er ein armer Soldat, der mit Neid und Noth zu kämpfen und oft nicht zwei Francs hatte, um bei einem Reſtaurant die beſcheidenen Wünſche ſeines Hungers zu erfüllen.

Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft Talma's, der ſchon damals der Koriphäus der franzöſiſchen Künſtler war. Bonaparte, der von Jugend auf eine große Vorliebe für die Tragödie beſaß, beſuchte, ſo oft es ſeine Börſe erlaubte, das Théâtre français, um Talma, den Gott der Tragödie, zu bewundern. Nach und nach entſpann ſich zwiſchen dieſen zwei Herren eine Freundſchaft, die, auf gegenſeitige Achtung gegründet, immer inniger wurde. Bald hatte Einer vor dem Andern kein Geheimniß. Mehr als ein Mal, erzählt Bourienne, machte Bonaparte, wenn es ihm an Geld fehlte, eine kleine Anleihe bei Talma, der, trotz ſeiner großen Gage, auch nicht viel hatte.

---

*) Probe aus dem dritten Bande des hiſtoriſchen Romans „Der Ring des Noſtradamus", zweite Auflage, Leipzig, Otto Wigand. 1845. E. M. O.

An demſelben Tage, an dem Napoleon ſo traurig und niedergeſchlagen an ſeinem Fenſter ſtand und auf die Straße hinunter ſah, klopfte es an ſeiner Thür. Und ohne das »Entrez!« abzuwarten, trat der König der Schauſpieler, François Talma, ein.

— Sie kommen wie gerufen, Talma, ich bin verdrießlich …

— Was fehlt Ihnen?

— Ich ſterbe vor Langeweile! Die Kraft in ſich fühlen, daß man eine Welt erobern kann, und müſſig die Hände in den Schooß legen müſſen, iſt fatal, höchſt fatal. Mein junger Degen roſtet in der Scheide … ich verzweifle.

— Verzweifeln? warum nicht gar! … Sie könnten etwas Beſſeres thun.

— Zum Beiſpiel?

— Heute Abend ins Theater gehen …

— Was wird gegeben?

— Der Cid … ich ſpiele ihn.

— Da muß ich hinein! rief Bonaparte, deſſen Stirn plötzlich heiter ward. Aber … fügte er kleinlaut hinzu …

— Ich verſtehe, Sie haben kein Billet, ich habe ſchon daran gedacht und eins beſorgt … hier iſt es. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie gewiß kommen, ich ſpiele noch einmal ſo gern, wenn ich Sie im Theater weiß; Ihr Beifall iſt mir lieber, als der von hundert Andern, denn Sie verſtehen Etwas von unſerer Kunſt und reden nicht, wie ſo viele Andere, ins Blaue hinein. Alſo Sie kommen doch?

— Gewiß, gewiß! Apropos, Talma, wann führen Sie mich bei Demoiſelle Mars ein?

— Morgen, übermorgen, wann Sie wollen; jetzt muß ich fort …

— Aber, mein Gott, warum ſo eilig?

— Ach, ich muß noch meine Rolle durchgehen, ich habe ſie ſchon lange nicht geſpielt. Au plaisir de vous revoir, ſagte Talma und eilte zur Thür hinaus.

Bonaparte öffnete das Fenſter und ſah ihm nach.

— Da läuft er! Weiß Gott, ich möchte Talma ſein! Er iſt ein großer Mann, der beſte Dolmetſcher Corneille's und Racine's, unſterblich wie ſie!

Abends ging Bonaparte ins Theater.

II.

Das großartige Werk ſeines Lieblingsdichters Corneille, das meiſterhafte Spiel ſeines Freundes Talma hatten ihn dergeſtalt begeiſtert, daß er beim Nachhauſegehen bald dieſe, bald jene Stelle recitirte und dabei an Talma und an ſich dachte.

Zu Hauſe angekommen, ſchlug er ſich Licht an und holte aus ſeinem kleinen Bücherſchranke einen Band von Corneille's Werken hervor.

— Cid, ſagte er, das Buch durchblätternd, iſt die Tragödie aller Tragödien. Sie erhebt das Herz, begeiſtert die Seele und entflammt uns zur Vaterlandsliebe, zum Heldenmuth und zu allen Tugenden, die dem Menſchen

Unſterblichkeit verleihen. Wie klein und nichtig nehmen ſich gegen dieſen tragiſchen Koloß die geputzten Pygmäen Voltaire's aus! Voltaire kennt weder Welt noch Menſchen, weder die Wahrheit noch die Größe der Leidenſchaften. Corneille verhält ſich zu Voltaire, wie Hannibal zu Dumouriez, wie Julius Cäſar zu Pichegru, wie Oliver Cromwell zu Robespierre. — Und mein Talma, welch ein Cid! Großer Corneille, könnteſt Du ihn ſehen, Du würdeſt Dich freuen über Dein Werk und ſeinen Commentar! Als Du Deine Trauerſpiele ſchriebſt, gab es noch keinen Heros wie Talma! Jetzt hat Frankreich einen Talma, aber es fehlt ihm ein neuer Corneille. Vor zwei Jahren (ich war damals noch Capitain im vierten Artillerie-Regiment) hatte ich, begeiſtert von den Schöpfungen Corneille's und Racine's, den Plan zu einem Trauerſpiel aus der alten Geſchichte entworfen und ſchon den erſten Akt vollendet. Wie wär's, wenn ich jetzt, wo ich nichts, gar nichts zu thun habe, meinen „Hector“ hervorſuchte und ihn fertig machte?! Talma müßte ein herrlicher Hector, die Mars eine reizende Andromache ſein! Ei, warum nicht? Morgen, nein, noch heute, jetzt gleich will ich anfangen. So lange mein Schwert in der Scheide ruht, ſoll ſich meine Feder auf dem Papiere üben; die Feder iſt ja auch ein Schwert; auch durch ſie kann man ſich Unſterblichkeit erringen. Alſo friſch gewagt!

Bonaparte holte ſeine angefangene Tragödie hervor, durchdachte von Neuem den ganzen Plan und arbeitete jetzt faſt ununterbrochen an einem Werke, das er von Tag zu Tage lieber gewann. Die Arbeit machte ihm Anfangs zwar etwas Mühe: es gab Augenblicke, wo er, vom Versmaß genirt, wüthend aufſprang und in tragikomiſcher Wuth ausrief:

— Die verdammten Alexandriner ſind doch nicht ſo leicht, als ich ſie mir vorgeſtellt!

Aber Corneille und Talma ſtanden vor ſeinem Blick: dieſe Namen ermuthigten ihn von Neuem, und er arbeitete weiter und wollte ſein Trauerſpiel erſt dann, wann es vollendet ſei, ſeinem Freunde Talma zeigen, um ihn damit zu überraſchen.

— Der wird die Augen aufreißen, wenn ich ſagen werde: Hier iſt ein Trauerſpiel ... leſen Sie ... es iſt von mir!

Der vierte Akt war noch nicht vollendet, als er, am 6. Februar 1794, ganz unerwartet zum Brigade-General ernannt, wieder in militäriſche Thätigkeit trat, ſein Trauerſpiel unvollendet in einen Winkel ſeines Pultes warf und nun mit Leib und Seele wieder Soldat war.

III.

Eilf Jahre ſpäter, im Mai des Jahres 1805, ſaß im Palaſte der Tuilerien ein Mann in einer grünen Uniform an ſeinem Schreibpulte. Es war Napoleon Bonaparte, der Kaiſer der Franzoſen. Lächelnd blätterte er in einem Manuſcripte herum, das wegen der ausgeblaßten Tinte etwas unleſerlich geworden. Es war ſein Trauerſpiel.

— Das Stück iſt in der That nicht ganz ſchlecht, ſprach der Kaiſer zu ſich ſelbſt. Schade nur, daß ich keine Zeit habe, es durchzufeilen; einzelne Scenen müſſen ſich auf der Bühne, von Talma und der Mars geſpielt, gar nicht übel ausnehmen; einige Momente müſſen ſogar großen Effekt machen. Das Ganze aber bedarf einer geſchickten Hand, die einige holprige Verſe ebnet und der Idee mehr Colorit, mehr Glanz, mehr Duft giebt. Halt, da fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf!

Der Kaiſer ſchellte. Sein geheimer Staatsſekretär trat ein.

— Wiſſen Sie, wo der Dichter der „Achilleide“, Luce de Lancival, wohnt?

— Nein, Majeſtät; aber wir können es ſchnell erfahren.

— Gut, ſchicken Sie augenblicklich einen Ordonnanz-Offizier mit dem Befehl ab, Lancival ſofort nach den Tuilerien zu bringen. Eilen Sie, Bourienne, in einer Stunde muß er hier ſein.

Bourienne ſandte ſofort einen Offizier ab, der den Dichter, welcher gerade ſeine Sieſta hielt, zu Hauſe fand.

Herr Lancival, aus dem Schlafe aufgeweckt, wurde bleich vor Schreck, als er den Befehl vernahm, ſich ſofort nach den Tuilerien zu begeben. Er wollte eine Frage wagen, der Offizier gab ihm aber klar genug zu verſtehen, daß er eilen müſſe, da der Kaiſer ihn erwarte.

— Der Kaiſer! wiederholte der Dichter, dem der Schreck in die Beine fuhr.

— Ja, ja, kommen Sie nur, kommen Sie!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Luce de Lancival, noch ganz ſtumm vor Erſtaunen, im Vorzimmer des Kaiſers.

Er ward ſofort angemeldet und eingelaſſen.

— Ich heiße Sie willkommen, Herr Lancival! rief Napoleon dem Eintretenden entgegen. Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß Ihre „Achilleide“ mir ſehr gefallen hat.

Jetzt erſt wagte der Dichter aufzuathmen ... ein Mühlſtein war ihm vom Herzen gefallen ... er verneigte ſich tief und ſprach:

— Sire ...

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fiel ihm der Kaiſer ins Wort, um dem beſtürzten Dichter die Mühe zu erſparen, ſeine Rede fortzuſetzen. Ich habe leider nicht viel Zeit und muß mich kurz faſſen ... Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Lancival ... ich habe hier ein Trauerſpiel, das einſt ein junger Menſch geſchrieben, an deſſen Schickſal Niemand wärmern Antheil nimmt, als ich. Leſen Sie ſein Stück, Herr Lancival, ſtreichen Sie, ſo viel Ihnen gefällt, ſchreiben Sie hinzu, was Sie wollen; mit einem Wort, verbeſſern Sie ſeine vielen Fehler ... gern hätte ich das ſelbſt gethan; aber ich bleibe nur noch einen Tag in Paris, übermorgen ruft mich die Krönung nach Mailand. Haben Sie das Stück durchgefeilt und bühnengerecht gemacht, ſo reichen Sie es (ich habe meine Gründe dazu) unter Ihrem Namen bei der Direktion des Théâtre français ein. Sie werden mich verſtanden haben, Herr Lancival, hier iſt das Manuſcript ... laſſen Sie ſich die Mühe nicht verdrießen ... der Kaiſer wird Ihnen dafür dankbar ſein ... und nun Adieu, Herr Lancival.

Ohne des Dichters Antwort abzuwarten, gab der Kaiſer ihm das Trauerſpiel, öffnete die Thür, begleitete den Dichter, der ſich tief verneigend empfahl, bis in die Mitte des Vorzimmers und kehrte dann in ſein Arbeitscabinet zurück.

IV.

Die Gefühle, welche die Bruſt des Dichters durchkreuzten, ſind ſchwer zu ſchildern. Lancival war jetzt der glücklichſte Menſch, denn der große Napoleon hatte ſeine „Achilleide“ gelobt. Noch an demſelben Tage las er das Trauerſpiel, das der Kaiſer ſeiner Diſcretion anvertraut, noch an demſelben Tage fing er zu ſtreichen und zu corrigiren an, und vierzehn Tage ſpäter reichte er das Stück, neu abgeſchrieben, neu zugeſtutzt, unter ſeinem Namen bei der Direktion des Théâtre français ein.

Sechs Wochen ſpäter erhielt er von dem Comité ein Schreiben, worin ihm angezeigt wurde, daß das Stück zur Aufführung nicht geeignet und deshalb zurückgewieſen iſt.

Lancival war empört.

V.

Zwei Monate ſpäter (Napoleon war unterdeſſen von Mailand nach Paris zurückgekehrt) ließ der Kaiſer Herrn Lancival kommen.

— Nun, Herr Lancival, ſind Sie mit der Tragödie ſchon im Reinen?

— Sire, ſchon längſt!

— Haben Sie ſie auch ſchon eingereicht?

— Ja, Majeſtät!

— Haben Sie auch ſchon Beſcheid erhalten?

— Ja, Sire!

— Der Comité hat doch das Stück angenommen?

— Nein, Majeſtät, flüſterte kleinlaut der Dichter.

— Nein?! donnerte der Kaiſer, der plötzlich in Wuth gerieth, aber ſchnell wieder ſanft wurde. Haben Sie vielleicht das Stück bei ſich? fragte er mit jenem einnehmenden Lächeln, das er ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte.

— Sire, hier iſt das Manuſcript.

— Wie finden Sie die Idee? fragte der Kaiſer.

— Gut, ſehr gut!

— Ich will nicht hoffen, daß Sie mir blos ſchmeicheln wollen. Ich wünſche von Ihnen die Wahrheit zu hören.

— Sire, der junge Mann, der dieſes Stück geſchrieben hat, beſitzt ein Talent, dem es nur an Routine fehlt, um einer unſerer größten Dichter zu werden ...

— Das freut mich, das freut mich ſehr, ſagte der Kaiſer, ging an ſein Pult und ſchrieb eigenhändig auf das vom Comité zurückgewieſene Trauerſpiel:

»Les acteurs du théâtre français joueront d'aujourdhui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bêtise de réfuser.

Napoléon.«

— Herr Lancival, hier iſt das Stück! Haben Sie die Güte, es nochmals unter Ihrem Namen einzureichen; jetzt werden dieſe Herren es nicht zurückweiſen ... ich bürge dafür!

Lancival nahm das Stück und reichte es am andern Morgen von Neuem ein.

Eine Stunde ſpäter erhielt er folgendes Billet:

»Monsieur.

Nous aurons l'honneur de vous prévenir que votre grande tragédie est unanimement acceptée.«

VI.

Nach Verlauf von kaum drei Wochen fand auf dem Théâtre français die erſte Vorſtellung der Tragödie „Hector“ ſtatt. Es hatten ſich in der Hauptſtadt Gerüchte verbreitet, welche die Neugier der Pariſer dergeſtalt aufgeſtachelt, daß ſchon acht Tage vorher kein Billet zu dieſem Abend zu haben war. Das Haus war ſo gepfropft voll, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Der ganze kaiſerliche Hof beehrte das Stück mit ſeiner hohen Gegenwart. Das Trauerſpiel gefiel außerordentlich. Der Kaiſer blieb bis zu Ende. Am Schluß des Stückes wurde unter ſtürmiſchem Jubel der Name des Dichters „Luce de Lancival“ genannt.

VII.

— Sind ſchon die Zeitungen da? fragte der Kaiſer, der ſeit fünf Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, den Kammerdiener Marchand, der ihm das Frühſtück brachte.

— Ja, Sire.

— Bringe ſie mir! ſagte Napoleon.

Marchand brachte ein ganz Packet Journale. Der Kaiſer, der nicht erwarten konnte, zu erfahren, wie die tauſendzüngige Preſſe ſein Trauerſpiel beurtheilt habe, durchflog die Feuilletons und vergaß, daß ſein Thee kalt werde. Die Journale hatten das Stück ungeheuer gelobt; die „Gazette de France“ war das einzige Blatt, das den Muth hatte, manche Kleinigkeiten daran auszuſetzen. Dieſe ziemlich tadelnde Kritik war von Jouy, dem Verfaſſer des „Ermite de la Chaussée d'Antin“.

— Der Mann hat Recht, ſagte Napoleon und trank den kalt gewordenen Thee.

VIII.

(Auszug aus dem „Moniteur“.)

Se. Majeſtät der Kaiſer haben geruht, dem Verfaſſer des Trauerſpiels „Hector“, Luce de Lancival, und dem Verfaſſer des „Ermite de la Chaussée d'Antin“, Etienne de Jouy, den Orden der Ehrenlegion zu ertheilen*).

Literariſche Rückerinnerungen**).

Von E. Weller.

IV. Cramer.

Carl Friedrich Cramer, Sohn eines Kanzlers der Kieler Univerſität, wurde am 2. März 1752 zu Quedlinburg geboren. Während ſeiner akademiſchen Laufbahn befand er ſich in dem bekannten Dichterbunde, aus welchem Bürger, Voß, Hölty, die beiden Stollberge ꝛc. hervorgegangen ſind. Im Jahre 1775 erhielt er die Profeſſorwürde zu Kiel, die er 1794 wieder verlor, weil er ein heißer Vertheidiger der franzöſiſchen Revolution war, was ſeine Abſetzung veranlaßte; darin hat jene Zeit mit der unſrigen eine rührende Aehnlichkeit. Der abgeſetzte Profeſſor begab ſich nach Paris und errichtete dort 1796 eine Buchhandlung nebſt Druckerei, durch die er leider ſein ganzes

---

*) Eine deutſche Ueberſetzung des Trauerſpiels „Hector“ iſt von J. G. Seidl vor zwei Jahren in Wien erſchienen.

**) Siehe „Charivari“ Nummer 11. C. M. D.

Vermögen verlor. Dies zwang ihn, ſich zu entfernen; kaum war er wieder zurückgekehrt, als der Tod ihn einer trüben und für Frankreich ſowohl als für Deutſchland unglücklichen Zeit entriß; er ſtarb am 8. December 1807. Bis an ſein Ende bewahrte er getreu ſeine Grundſätze, welche ihn die Freiheit als das edelſte Gut der Völker verehren lehrten. Damals konnte man, wenigſtens in einigen Theilen unſeres zerſtückelten Vaterlands, ſeine Anſichten, mochten ſie ſein, welche ſie wollten, frei und ungehindert ausſprechen; die Revolution ſchreckte Diejenigen zurück, welche dem Volke dieſes heilige Recht gern entriſſen hätten. Dafür wurden die Freunde der Freiheit auch geliebt von allen Gebildeten und Vernünftigen ihrer Zeit, welche die Ueberzeugung ehren und die Wahrheit bekennen, weil ſie ſelbſt nach Ueberzeugung handeln und nach Wahrheit ſtreben.

Cramer hat in politiſcher Hinſicht weniger geſchrieben als manche Andere, die zu gleicher Zeit mit ihm gewirkt haben; ſeine meiſten Schriften ſind enthalten in „Menſchliches Leben, Gerechtigkeit und Gleichheit!“ „Reſeggab oder Geſchichte meiner Reiſen nach den Caraibiſchen Inſeln“, 21 Stücke, Altona und Leipzig 1792 bis 1795. Darunter: „Eleutheria“, „Ehrenrettung der Gironde“, „über mein Schickſal“, „der Kramer oder Annalen der franzöſiſchen Literatur“ ꝛc. „Louvets Schickſale“, Altona 1795; „Tagebuch aus Paris, Brocken und Broſamen daraus; herausgegeben mit Anmerkungen, Scholien und Beilagen von Jsmael Abdallah“, 3 Thle., Paris 1800 (Hamburg); „Individualitäten aus und über Paris“, Amſterdam 1806 (Leipzig). Cramer war ein großer Verehrer Klopſtocks und hat mehrere Bände über ihn geſchrieben. Außerdem hat er Vieles aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, z. B. die Werke von Diderot, Rouſſeau, Sieyès ꝛc., überſetzt.

Lacrymae Christi.

Von Theodor Drobiſch.

Ei, ſagt mir doch, warum erſchuf
Gott einen Wein auf dem Veſuv,
Der wie ein heilig Feuer brennt,
Den man „Lacrymae Christi“ nennt?

So hört denn zu, wie dieſes kam.
Jm Jahre Neunundſiebzig nahm
Der Herr Veſuv die Backen voll
Und ſprühte Feuer arg und toll.

Es warf der Kerl auch Schlacken baß,
So groß wie's Heidelberger Faß;
Von Todesflocken rings umſprüht,
Sang Stabiä ſein Sterbelied.

Dann rieb er noch mit Höllenſtein
Pompeji, Herkulanum ein
Und rief: für Tauſendjahres-Ruh'
Deck' ich Euch jetzt mit Aſche zu.

Dieweil nun wie im Sarcophag
Der ſchöne Wein begraben lag,
Ging Bacchus in Allvaters Haus
Und wirkte für ihn Gnade aus.

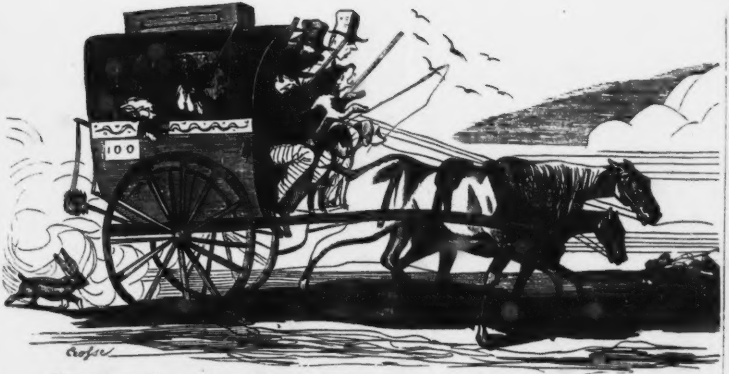
Der Herr ſprach zum Veſuv im Zorn:
Hör' an, Du alter Feuerborn!
Jch hab' gepflanzt hier neuen Wein
Und ſetze Dich zum Winzer ein.

Der Herr Vulkan verſah ſein Amt,
Begoß die Stöck' mit Lava ſammt,
Und heizte für des Weins Gedeihn
Mit Bimſtein noch das Treibhaus ein.

Da ſah des guten Vaters Sohn
Hernieder einſt vom Himmelsthron,
Und hat, ob all' der Herrlichkeit,
Viel Freudenthränen eingeſtreut.

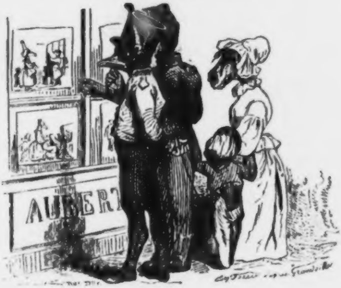
Als nun manch Jahr verfloſſen war,
Kam eine fromme Pilgerſchaar
Und ſchwelgte bei der Trauben Süß
Sich vom Veſuv in's Paradies.

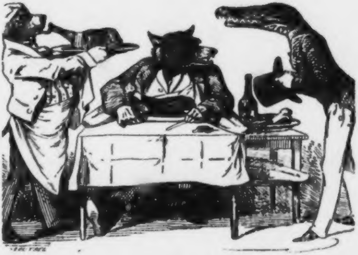
Ach, riefen ſie, welch Götterwein!
Das müſſen Himmelsthränen ſein!
So ward des Edens Unterpfand
Lacrymae Christi nun genannt.



Wie ein junger Deutſchländer, der ſein großartiges Talent der Bühne oder, richtiger geſagt, der Tantième zugewendet hat, mit Sack und Pack mit Kind und Kegel, und einer Anzahl blinder Paſſagiere, die er als Claqueurs angeworben hat, von einer Stadt zur andern fährt, um überall der erſten Aufführung ſeines Meiſterwerkes beizuwohnen und, in Gemeinſchaft mit ſeiner Clique, für einen „brillanten Hervorruf" Sorge zu tragen.

Zwei Thierbilder.





Aus Mangel an Raum kann jeder unſerer freundlichen Leſer zu dieſen beiden Bildern ſich ſelbſt eine Unterſchrift machen.

Literatur-Signale.

Vorwärts! Volkstaſchenbuch für das Jahr 1845. Leipzig, R. Frieſe, 1845.

Die conſtitutionelle Partei, unter Leitung R. Blums und F. Stegers, bietet dem Publikum oder vielmehr dem Volke den dritten Jahrgang eines Taſchenbuchs dar, deſſen letzter leider der Cenſur zum Opfer fallen mußte. Um mit dieſem Beſtandtheil moderner Staatspolitik nicht in Conflikt zu gerathen, griffen ſie nach dem letzten Strohhalm, welcher den loyalen Sachſen zu großem Jubel im Mai vorigen Jahres in die Hand gedrückt wurde. — Wir erkennen aus vollem Herzen die Beharrlichkeit und Ausdauer der Conſtitutionspartei an, welche bisher ſo unermüdlich für Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Miniſter-Verantwortlichkeit ꝛc. gekämpft — gekämpft wider eine Macht, welche jedoch über alle Angriffe, ja ſelbſt über die öffentliche Meinung viel zu erhaben daſtand, als daß jene Forderungen ſie anders als im zitternden Hauch der Luft berühren konnten. Im ſüdlichen Deutſchland ſetzen die Conſtitutionellen den Kampf um eine verlorene Sache ungeſtört fort, und wir haben geſehen, mit welchem Erfolg. Bei uns machen ſie mit der Herausgabe dieſes dritten Jahrgangs einen Schritt, um die Geduld, die ſie ſeit Jahren beſeelt, zu verlieren: ſie treten aus den engherzigen Schranken der Gegenwart heraus und geben den Forderungen einer leuchtenden Zukunft Gehör. Wir erkennen dieſes wachſende Verſtändniß der Zeit und der menſchlichen Berechtigung gebührend an, und obſchon der Schleier noch nicht völlig gelüftet iſt, obſchon einiges allzu Entſchiedene zurückgewieſen und die Bemerkungen der Redaktion unter manchen Aufſätzen eine Spur von Ungewißheit und Aengſtlichkeit verrathen, ſo ſehen wir doch in der Aufnahme der Beiträge von Männern, welche kein Vorurtheil und keine Schranken kennen, den Beweis, daß die conſtitutionelle Partei ſich ſelbſt zu erkennen beginnt. Die Hartnäckigkeit, mit welcher ſie ſich in ſelbſtgenügſame Ruhe einſchloß, iſt dem freieren Bewußtſein gewichen, welches allein den Menſchen zum Menſchen macht, indem es ihn über den Bürger erhebt. Die Bahn iſt gebrochen: möchten ſie den geraden Weg nicht verfehlen!

Unter dem Inhalte des vorliegenden Taſchenbuches heben wir beſonders die Aufſätze des Königsbergers Jachmann „Ueber die Nothwendigkeit einer Volksliteratur“, „Deutſchlands Einheit“ und des ſchleſiſchen Volksſchullehrers Wander „die Volksſchule der Gegenwart“ hervor. A. Schults, Fallersleben, Sallet (mit einem nachgelaſſenen Gedicht: „Mythus“), L. Wittig und einige Oſtpreußen zeichnen ſich ebenfalls durch poetiſche Beiträge vortheilhaft aus, während Prutz, Deeg, Ronge (!), K. Grün und einige Andere ſich der Unbedeutendheit befleißigt haben.

In der Einleitung Robert Blums finden ſich endloſe Citate für Preßfreiheit, die uns wenigſtens ziemlich überflüſſig erſcheinen. Eine Biographie Ronge's konnte ebenfalls wegbleiben, da ſich die Czerski-Ronge-Schneidemühl-Literatur wie ein unfruchtbarer Regenſchauer über das Land ergießt. An dieſe Biographie ſchließen ſich die von Todt und Itzſtein an. „Die Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens“ enthalten eine ſehr verdienſtliche Zuſammenſtellung Blums, der ſich überhaupt ſehr thätig bewieſen hat. Das Uebrige enthält von Welker „Der Staatsdienſt und die Wirkung der Anſichten vom Staate auf denſelben“, von Hagen „Ueber das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk“, von Florencourt „Die Provinziallandtage im Jahre 1845“, von Jacoby „Preußen im Jahre 1845“, „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.“ Eine „geſchichtliche Ueberſicht des Jahres 1844“, von F. Steger, bildet den Beſchluß.

E. M.

Zapfenſtreich.

Augsburg. Wer hier an öffentlichen Orten ſicher ſein will, daß man ihm nicht den Hut entfremde oder verwechsle, der lege das erſte beſte Buch hinein; man hat für Letzteres hier eine ſo heilige Scheu, daß man Erſteren nicht anrührt. (Ob die „Augsb. Allgemeine“ den Leuten das Leſen verleidet? Wohl möglich!)

Berlin. Am 5. März fand im Concertſaale des königlichen Schauſpielhauſes eine Aufführung des Plautiniſchen Luſtſpiels „die Menächmen“ in lateiniſcher Sprache und unter Beobachtung der Formen des altrömiſchen Theaters ſtatt. Der König und der Prinz von Preußen wohnten der Aufführung bei.

∴ Am 8. März iſt endlich, nachdem Herr von Küſtner alle ſich ihm entgegenthürmenden Schwierigkeiten beſeitigt hatte, K. Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ in Scene gegangen und vom gedrängt vollen Hauſe mit ungetheiltem Enthuſiasmus, mit wahrem

Jubel aufgenommen worden. Herr Hendrichs als Molière, Herr Hoppé als Präſident Lamoignon, Herr von Lavallade als Ludwig XIV., Herr Gern als Mathieu waren durchweg trefflich. Fräulein von Hagn als Armande unwiderſtehlich liebenswürdig und Dem. Stich als Madelaine anmuthiger als gewöhnlich. Die Herren Hendrichs, Hoppé und Gern wurden ſchon nach dem zweiten Akte, Fräulein von Hagn und Dem. Stich nach dem vierten ſtürmiſch gerufen. Am Schluſſe verlangte das Publikum den Dichter.

∴ Dem. Sophie Löwe iſt hier zu Gaſtrollen eingetroffen. Als erſtes Debut wird „Lucrezia Borgia“ genannt.

∴ Das bei Schleſinger erſcheinende „Répertoire du Théâtre français“ hat von Nummer 50 bis 55 folgende Stücke: „le cadet de famille“, von Frédéric Lemaître, „les surprises“, von Scribe, „Antigone“, „la Cigne“, von Auber, „l'école des maris“, von Molière, und „le mari à la campagne“, von Bayard und de Bailly gebracht.

∴ Der Berliner „Figaro“ ſchreibt: »Mit allgemeiner Freude iſt die (vom Polizeipräſidenten Herrn von Puttkammer ausgegangene) Verordnung aufgenommen worden, welche dem mit ſo großer Indolenz und Frechheit getriebenen Wucher mit Theaterbillets mit einem Schlage ein Ende gemacht hat. Hiernach verfällt Jeder, der auf der Straße Billets zum Verkaufe anbietet, in eine Geldſtrafe bis zu 200 Thalern oder Gefängniß bis zu drei Monaten.

∴ Der Criminaliſt Dambach, der Schrecken aller Verbrecher, der Beherrſcher der Hausvoigtei, iſt geſtorben. Dambachs Name war hier eben ſo populär, wie der des Polizeidirektors Duncker; aber es war ein Name des Schreckens, und, wie die Kinder den Knecht Ruprecht fürchten, ſo machte der Name Dambach manchen Erwachſenen zittern. Das Volk, das ſelbſt im proteſtantiſch-nüchternen Berlin ſeine Luſt an geſpenſterhaften Sagen nicht verlieren kann, hat Dambachs Tod mit dem Tode Tſchechs in Verbindung gebracht und verſichert, Tſchech habe in ſeinen letzten Momenten Dambach zugerufen, daß er ihm bald folgen werde. (Grenzboten.)

∴ Das hier erſcheinende famoſe Blatt „die Staffette“ ſoll von einem Jünger der Jeſuiten redigirt werden, daher die römiſch-katholiſche Sprache und Tendenz. (Dorfztg.)

∴ Nach der neueſten Zählung betrug die Bevölkerung von Berlin und der dazu gehörigen Vorſtädte 339,5[illegible].

∴ Ein hieſiger Correſpondent der „Weſer Zeitung“ brachte neulich die Nachricht, eine Hofdame der Prinzeſſin Karl, ein Fräulein von M., habe ſich Nachts aus dem zweiten Stockwerke des prinzlichen Palais herabgeſtürzt. Bekanntlich iſt dies Palais aber nur einſtöckig und das Ganze nur ein plumper Puff.

∴ Die Fremdwörter ſind wieder um ein neues vermehrt worden. Ein hieſiges Blatt ſpricht von den Verdienſten unſeres Heinſius als Grammatura.

Braunſchweig. „Katharina II.“, fünfaktiges Trauerſpiel von einem hier lebenden Engländer, Namens Brishmann, ins Deutſche übertragen vom Dr. Köchy, hat hier eine ſehr beifällige Theilnahme gefunden.

Breslau. Der Landtagsmarſchall in Schleſien ſoll nun eine preußiſche Conſtitution mit Gewißheit auf anno ſiebenundvierzig verkündigt haben. Nur hat man nicht deutlich hören können, ob er achtzehn- oder neunzehnhundert ſiebenundvierzig geſagt hat; ſiebenundvierzig aber jedenfalls. (Bon!)

Brüſſel. Dr. Marx, einer der vor Kurzem aus Paris ausgewieſenen Deutſchen, beabſichtigt, ſich im Verein mit F. Freiligrath in der Schweiz niederzulaſſen.

Caſſel. Sämmtliche hieſige Buchhandlungen haben von der Polizeidirektion die abenteuerliche Weiſung erhalten, ein genaues Verzeichniß aller jener Zeitungen und Journale einzureichen, die im verfloſſenen Jahre von ihnen verkauft und im laufenden bei ihnen beſtellt worden ſind, nebſt — hört, hört! — Namensangabe der Perſonen, welche jene Blätter bezogen haben, ſowie auch derjenigen, welche ſie im gegenwärtigen Jahre beziehen. Die Buchhandlungen haben ſich — wie leicht vorauszuſehen war — geweigert, das Vertrauen ihrer Kunden zu mißbrauchen. Was hohe Polizei auf dieſe Weigerung zu beſchließen geruht hat, iſt noch nicht bekannt geworden.

Chriſtiania. Norwegen iſt der einzige europäiſche Staat, der keine Orden hat und haben will. König Oskar will nun zur Belohnung großer Bürgerthaten in Norwegen Denkmünzen prägen laſſen, ein Beſchluß, der hier großen Beifall findet.

Cöln. Der ehrenvoll bekannte Componiſt Heinrich Dorn hat die Leitung einer neuen rheiniſchen Muſikſchule in unſerer Stadt übernommen.

Frankfurt. Die „Oberpoſtamtszeitung“ hat, nachdem ſie den „ewigen Juden“ über Bord geworfen, wieder ungehindert freien Eingang nach Oeſterreich gefunden.

Haag. Am 3. März hat ſich in einem hieſigen Kaffeehauſe ein untergeordneter Schauſpieler Thätlichkeiten gegen den Redakteur eines Blattes erlaubt, in welchem der

Handwerk ungünſtig beurtheilt worden war. Die Sache iſt bereits in den Händen der Gerichte; doch hat das Publikum, entrüſtet über dieſen Unfug, für den Journaliſten Partei genommen und den Hiſtrionen drei Abende hintereinander mit Eclat ausgepfiffen. Sämmtliche Zeitungsſchreiber, ja ſelbſt die Gegner des beleidigten Journaliſten, haben einſtimmig erklärt, ſeine Sache zu der ihrigen zu machen und nicht eher zu ruhen, bis der Scaramuz öffentlich Abbitte leiſtet oder die Stadt verläßt.

Hamburg. Der „Telegraph“ ſchreibt: »Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III. erregt überall Aufſehen. Die praktiſche Moral, die das deutſche Volk daraus ziehen darf, iſt keine andere als die bekannte: verſprechen und halten iſt zweierlei.«

∴ Herr Wilhelm Hocker iſt wegen ſeiner in Kiel erſchienenen Gedichte vom hieſigen Niedergerichte zu zweimonatlicher Haft und zur Tragung ſämmtlicher Koſten verurtheilt worden. (Dichter zu ſein iſt in unſerm lieben Deutſchland ein höchſt koſtſpieliges Vergnügen!)

Jena. Profeſſor Dr. Luden hat das Comthurkreuz des Hausordens vom weißen Falken erhalten; er iſt der erſte der hieſigen Profeſſoren, dem das Comthurkreuz zu Theil geworden iſt!

Lauſanne. In Morges wurde neulich, an einem Sonntage, während des Gottesdienſtes, ein Freiheitsbaum unter dem Geſchrei »à bas la religion!« dicht vor die Kirche hingepflanzt und jeder Vorübergehende gezwungen, dazu zu tanzen. (Wieder ein Pröbchen der Schweizer-Freiheit!)

∴ In Lauſanne ſelbſt hat man einen alten Geiſtlichen der église nationale, weil er ſeine Zuſtimmung zur Revolution verweigert hatte, in effigie verbrannt. (Auch nicht übel!)

∴ Die einzige weſentliche Folge der letzten Revolution wird die Einführung der Geſchwornengerichte ſein. (Alſo doch Etwas!)

Lemberg. Der Theaterdirektor Pellet maltraitirt noch immer mit ſeiner deutſchen Truppe das Publikum. Schauſpiel und Luſtſpiel ſind unter aller Kritik. Die Oper iſt noch das Beſte von Allem und wird hauptſächlich durch die Primadonna Anna Freiin von Kieſe aufrecht erhalten.

∴ Unſer polniſches Theater iſt ein wahrer Kunſttempel. Wenn auch einige ſeiner, beſonders der weiblichen Mitglieder roſtig zu werden anfangen, ſo iſt doch die Mehrzahl derſelben ſo vorzüglich, daß man über beſagten Uebelſtand gern ein Auge zudrückt. Gern mögen wir die Namen der auswärts nicht bekannten, aber überall, wo polniſche Zunge verſtanden wird, geprieſenen Künſtler mittheilen, unter den Herren: Nowakowski, Smochowski, Daviſon, Rudkiewicz, Rejmers (nur in gewiſſen Parthien); unter den Damen: Kaminska, Starzewska, Rudkiewicz, Köpperger, Rutkowska und in neueſter Zeit Fräulein Tecila Genecka.

∴ Die Bildung der polniſchen Schauſpieler, überhaupt die Schöpfung dieſes Kunſtinſtituts, iſt ein Werk des wackern, um die polniſche und durch Uebertragungen der deutſchen Meiſterwerke auch um die deutſche Literatur ſo hochverdienten Direktors und Schriftſtellers Johann Nepomuck Kaminski. Derſelbe hat mehrere von Schillers Dramen, namentlich „die Räuber“ (zbójcy), „die Jungfrau von Orleans“ (Dziewica Orleanska), „Don Carlos“ und „Wallenſtein“ überſetzt, von denen einige auch ſchon im Druck erſchienen ſind.

∴ Herr Daviſon, Mitglied des polniſchen Nationaltheaters in Lemberg, erwirbt ſich durch Uebertragung deutſcher und franzöſiſcher Stücke bei der Armuth der polniſchen Nation an dramatiſchen Werken anerkennungswürdige Verdienſte. Nicht unintereſſant mag es ſein, zu vernehmen, daß Herr Daviſon nicht blos Mitglied der polniſchen Bühne iſt, ſondern auch auf dem deutſchen Theater auftritt und gegenwärtig der beſte — was freilich nicht viel ſagen will — aber immer ein ſehr tüchtiger Darſteller iſt.

∴ In Polen — Galizien inbegriffen — exiſtiren acht polniſche Theater und zwar in Lemberg, Warſchau (wo auch eine polniſche Oper und ein Ballet beſtehen), Krakau (unter der Direktion des polniſchen O'Connell Mecisrewski), Lublin, Zytomir, Kamieniec, und in neueſter Zeit erlaubte die ruſſiſche Regierung die Eröffnung einer polniſchen Bühne in Wilna.

∴ Polens vorzüglichſter dramatiſcher Schriftſteller iſt gegenwärtig Korzeniowski, ſeine Stücke „Zydzi“ (die Juden), „Karpacy Gorale“ (die Goralen in den Karpathen), „Stary maz“ (der alte Gemahl), „piati Akt“ (der fünfte Akt), „Okno na pierwszem pietrze“ (das Fenſter im erſten Stock) ſind nicht nur aus dem Volksleben gegriffen, ſondern auch voll Poeſie und reich an dramatiſcher Wirkung. Letzteres möchte ſelbſt in einer deutſchen Bearbeitung ſeine Wirkung nicht verfehlen.

∴ Ein gewiſſer Herr Thullie, ein Alles in Allem, hat Halms ſchöne deutſche Verſe, die „Griſeldis“, in ſchlechte polniſche Reime überſetzt.

Leipzig. Es iſt wirklich anwidernd, zu ſehen, wie bodenlos-unverſchämt ſich hier und dort die literariſchen Coterien bemerkbar machen. Herr Hermann Marggraf ſtimmt in den „Grenzboten“ eine tragikomiſche Jeremiade über die „Zeitung für die elegante Welt“ an. »Gegenwärtig,« ſchreibt er, »gehört ſie zu den bedeutungsloſeſten, unnützeſten Blättern, welche innerhalb Deutſchland erſcheinen. Iſt nicht ein entſchiedener Tod beſſer, als ſolch ein verächzendes Hinſterben, wobei man einige Schminke auflegt, wie ein alter, eitler Geck, der zum Gerippe abgezehrt iſt? Welche literar-hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich nicht an dieſe Zeitung, die, nächſt dem „Freimüthigen“, die älteſte belletriſtiſche Zeitſchrift Deutſchlands war, und noch unter Kühne und zuletzt unter Laube einen ſo ſchönen Aufſchwung nahm! ...« Halt, Herr Marggraf ... der Aufſchwung, von dem Sie faſeln, iſt eine plumpe, ſchamloſe Unwahrheit. Es iſt kein Geheimniß auf dem Leipziger Büchermarkte, daß unter der Redaktion des Herrn Laube die „elegante Zeitung“ von Quartal zu Quartal zurückgegangen und daß Herr Leopold Voß, der ehrenwerthe Verleger dieſes Journals, innerhalb zwei Jahren über 1500 Thaler dabei zugeſetzt hat. Wer kann es ihm verübeln, daß er zuletzt die Geduld verloren und Herrn Laube gekündigt hat? Daß die „Elegante“ jetzt ſchlechter, als früher unter Herrn Laube ſei, iſt ſchon deshalb nicht wahr, weil es — aufrichtig geſagt — gar nicht möglich iſt. Wir hätten über dieſe Unverſchämtheit ganz und gar geſchwiegen, hätte es uns nicht ſchon ſeit lange verdroſſen, auf Herrn Voß überall herumtrampeln zu ſehen, blos darum, weil er endlich die Luſt verloren, unter Herrn Laube noch fernerhin ſein Geld zuzuſetzen. Wir werden es nimmer zugeben, daß die literariſchen Lobhudel-Aſſekuranzen auf Koſten Anderer, die dieſen Coterien nicht angehören, ihre Schützlinge in den Himmel heben und ihre Gegner dabei in den Staub treten. Nur darum ziehen wir mit ſolcher Ausdauer gegen Herrn Laube und Conſorten zu Felde, weil deren Coterien von Tag zu Tag unverſchämter werden! Glauben dieſe Leute, Herrn Voß durch ihr ewiges Bellen zu zwingen, Herrn Laube wieder als Redakteur anzunehmen? Das wird ihnen ſchwerlich gelingen!

∴ Heinrich Laube's „Rococo“ hat auf unſerer Bühne weit mehr als auf den andern gefallen. Nach der erſten Vorſtellung wurde der Verfaſſer gerufen. In der Aufführung zeichnete ſich vor allen Andern Herr Meixner als Abbé de la Gaure aus.

∴ Im Mai wird Madame Birch-Pfeiffer auf dem hieſigen Stadttheater gaſtiren und ihre neueſten Schauſpiele „Thomas Thyrnau“ und „die Marquiſe von Villette“ in Scene ſetzen.

∴ Bei Kollmann erſcheint nach der Oſtermeſſe „Ahasver, der ewige Jude“, von Chriſtian Kuffner, einem der gediegenſten Erzähler Oeſterreichs.

∴ Von R. Heller erſcheint zu Oſtern ein neuer Roman, „Unter den Waffen“.

London. Die Königin Victoria hat dem franzöſiſchen Marineminiſter, Admiral Mackau, die Inſignien des Bathordens überreichen laſſen.

∴ In einer der letzten Oberhausſitzungen brachte der whiggiſche Rechtsgelehrte Lord Campbell eine Bill zur Abſchaffung der Deodands ein. Nach einem altengliſchen Geſetze fallen alle lebloſen Gegenſtände, wie auch Thiere, welche die Tödtung oder ſchwere Verletzung irgend eines Menſchen herbeigeführt haben, nach dem Grundſatze „quae movent ad mortem, Deo donantur“ dem Staate anheim. Noch vor einem Jahre mußte eine Locomotive, die einen Menſchen überfahren hatte, als Deodand oder Gottverfallniß mit 1000 Pfd. St. abgelöſt werden. Dieſes widerſinnige, barbariſche Geſetz ſoll endlich abgeſchafft werden.

∴ Herr Duncombe, Mitglied des Unterhauſes, wird nach den Oſterferien eine Bill einbringen, durch welche die Unverletzbarkeit des Briefgeheimniſſes geſichert werden ſoll.

∴ Der älteſte der engliſchen Zeitungsſchreiber, Andrew Franklin, iſt am 7. v. M. in einem Alter von neunzig Jahren geſtorben. Sechzig Jahre lang redigirte er ununterbrochen die „Morning-Poſt“, ſpäter den „Morning-Advertiſer“ und zog ſich erſt kurz vor ſeinem Tode von der Journaliſtik zurück, um den Abend ſeines Lebens in ungeſtörter Ruhe zu genießen.

∴ Das engliſche Landheer zählt jetzt 100,000 Mann, außer den 30,000 Mann, welche ſich in Indien befinden.

∴ Unſer Themſe-Babel beſitzt gegenwärtig nicht weniger als 66 Irren-Anſtalten mit mehr als 1300 Monomanen.

∴ Unlängſt fand in der London-Tavern unter den Auſpicien Lord Dudley Stuarts, Sir Moſes Montefiore's u. A. ein Maskenball zur Unterſtützung der nothleidenden Näherinnen Londons ſtatt. Die Einnahme betrug über 1000 Pfd. St.

Madrid. Königin Iſabella hat durch ein Decret eine vollſtändige Amneſtie ſämmtlicher ... Schnurbärte ins Leben treten laſſen.

∴ Don Sanchez Lopez Pellegrin, genannt Aben-Amar, einer der ausgezeichnetſten ſpaniſchen Schriftſteller, iſt geſtorben.

∴ Die ſpaniſche Staatsſchuld beträgt, nach dem Budget für 1845, nur an Zinſen 339 Millionen 78,338 Realen (à 2 Neugroſchen). Die Schuld ſelbſt beläuft ſich jetzt auf 2836 Millionen 351,339 Realen.

Mainz. Die „Narrhalla" charakteriſirt den Styl der Gräfin Hahn-Hahn auf folgende Weiſe: »Eine hinreißende Verve, die oft charmirt, oft ſogar enchantirt, eine gute Doſis des Pikanten mit einem leiſen Anflug von Drolerie, ſind die Quelquechoſerien, mit denen ſie ihren brillirenden Styl melirt. Ihre poetiſchen Schöpfungen bewegen ſich ſämmtlich in der Haute-volée, deren Atmoſphäre Niemand beſſer kennt als ſie. Ihre Helden haben das Eigenthümliche, daß ſie breite Backenbärte und Frackſchöße tragen und der Liederlichkeit unabgeneigt ſind. Orden, die ihnen angeboten werden, ſchlagen ſie nicht aus, und lieben die Tugend, wenn eine bedeutende Penſion damit verbunden iſt. Ihre Heldinnen haben feuriges Blut und ſanfte Gefühle und vermählen ſich immer nur mit dem männlichen Geſchlecht. Die zahlreichen Romane, welche die Frau Gräfin bis jetzt in die Welt geſchickt hat, ſind ſämmtlich . . . auf Papier gedruckt.«

Marburg. Jordan iſt endlich frei! Unter dem Jubel ſeiner Familie iſt er in ſeine Wohnung zurückgekehrt. Seine Freilaſſung iſt zwar nur gegen Caution erfolgt; deſſen ungeachtet kann man ihn als ganz frei betrachten, da er, wie man vernimmt, von der Inſtanz entbunden iſt. (Heſſiſche Zeitung.)

München. Der Vorwurf, daß Baiern keinen großen Kopf erzeuge, iſt glänzend widerlegt, denn zu dem in der königlichen Erzgießerei gegoſſenen Kopfe der coloſſalen Statue der Bavaria ſind nicht weniger als 150 Centner Metall verwendet worden.

∴ Von dem alten Görres iſt eine neue Schrift, „die Wallfahrt nach Trier", erſchienen.

Neapel. Vor Kurzem wurde der Polizeidirector in Fano ermordet gefunden. Der Dolch enthielt die Inſchrift: „Vendetta degli liberali Romagnoli".

Paris. Der König hat eine Statue und ein lebensgroßes Portrait des Marſchalls Bugeaud beſtellt; erſtere iſt für das Muſeum von Verſailles, letzteres für den Marſchalls-Saal im Schloß der Tuilerien beſtimmt.

∴ Der Miniſter des Innern hat den berühmteſten Bildhauern von Paris aufgetragen: die Statuen von 24 der hiſtoriſch merkwürdigſten Frauen Frankreichs für den Garten des Luxembourg-Palaſtes zu verfertigen; in längſtens drei Jahren müſſen alle aufgeſtellt ſein. (Wenn ein deutſcher Miniſter auf einen ähnlichen Einfall geriethe, ſo dürfte die Statue der Leipziger berühmten Malerin, Cäcilie Brandt, und der Dresdener Improviſatrice, Madame Caroline Leonhardt-Lyſer-Burmeiſter-Pearſon u. ſ. w. durchaus nicht fehlen.)

∴ Der Miniſter des Innern hat für das Columbus-Denkmal in Genua einen Beitrag von 1000 Francs unterzeichnet.

∴ Der König will einer neuen Straße bei Tivoli den Namen „Rue Guizot" beilegen.

∴ Horace Vernet geht mit dem Herzoge von Montpenſier nach Algier ab, um ſich auf das Schlachtfeld am Isly zu begeben und dort die Skizze des großen Gemäldes zu entwerfen, welches er auf Louis Philipps Befehl für Verſailles malen ſoll.

∴ Am 15. März hat die Ausſtellung im Louvre begonnen; die Zahl der eingeſchickten Kunſtwerke überſteigt die des vorigen Jahres um 400; im Allgemeinen ſind auch weit werthvollere Gemälde da, als in der letzten Ausſtellung.

∴ In der königlichen Gobelin-Manufaktur iſt für den großen Botſchafter-Saal in Verſailles ein Teppich vollendet worden, welcher im Jahre 1789 begonnen, und an dem alſo 56 Jahre gearbeitet wurde. In den Eckſtücken befinden ſich Blumenbouquets mit Gemälden der Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwigs XVI., in welcher alle Blumenarten, die damals in Frankreich bekannt waren, angebracht ſind.

∴ Der berühmte Maler Paul Delaroche wird, an Schnetz's Stelle, als Director der franzöſiſchen Akademie nach Rom gehen.

∴ Der bekannte Bildhauer David von Angers arbeitet an den Büſten Chéniers und Delavigne's für das Foyer des Théâtre français.

∴ Von dem Bildhauer Etex wird eine große Marmorſtatue Roſſini's, für das Foyer der großen Oper beſtimmt, zuvor in der Kunſtausſtellung zu ſehen ſein.

∴ Vor Kurzem hat einer der erſten Pariſer Feuilletoniſten mit einem reichen Engländer gewettet, in 48 Stunden einen Roman von 20 Druckbogen zu ſchreiben. Der Preis der Wette war 200 Guineen. Mylord verharrte zwei Tage und zwei Nächte am Lehnſtuhle des Dichters und — verlor ſeine Wette.

∴ Am 27. v. M. fand in der Académie française die feierliche Einführung des neuen Mitgliedes Sainte Beuve ſtatt, wobei mehrere Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes zugegen waren. Herr Villemain führte als Sekretär den Vorſitz und Herr Victor Hugo hielt eine Rede, die großen Beifall fand.

∴ Der Fürſt Tuffiakin, ehemaliger Oberſthofmeiſter und Kammerherr des Kaiſers von Rußland, eine in Paris von aller Welt gekannte Perſon, iſt am 5. März geſtorben.

∴ Nach dem „Journal de la Librairie" erſcheinen in Paris 439 Zeitungen und periodiſche Schriften, wovon 428 in franzöſiſcher, 6 in polniſcher, 3 in engliſcher, 1 in ſpaniſcher und 1 in deutſcher Sprache. (Das „Vorwärts" iſt nun eingegangen.) 45 Zeitungen haben Caution erlegt.

∴ Einer der erſten Gelehrten Frankreichs, Herr Ph. de Larenaudière, General-Sekretär der geographiſchen Geſellſchaft und Malte-Bruns Mitarbeiter an den „Annalen der Reiſen", iſt geſtorben.

∴ Der General Däumling (Tom Thumb), der kleine Zwerg, welcher in London ſo viel von ſich reden gemacht, iſt hier angekommen und hofft mit ſeiner kleinen, von Ponies gezogenen Equipage und ſeiner Liliputbedienung nicht minder Glück zu machen, als in England.

∴ Profeſſor Genin deckt in ſeinem Werke „die Jeſuiten und die Univerſität" die Mittel auf, durch welche der Jeſuitismus das leichtgläubige Volk gewinnt. Er ſagt: »Da werden unglaubliche Heilige und Reliquien aufgefunden, da taucht plötzlich der Rock Jeſu auf, der „ſeit mehr als tauſend Jahren" zu Argenteuil aufbewahrt wird; da kommt man mit der berühmten Wunder-Medaille, welche die heilige Jungfrau zu prägen befohlen und welche einen groben Sünder bekehrt, wenn man dieſe Medaille ohne ſein Wiſſen in ſein Bett gleiten läßt; da regnet es Chriſtusbriefe voll des herrlichſten Unſinns vom Himmel herab, Briefe, „die der Heiland mit eigener Hand geſchrieben hat"; da predigt man in geiſtlichen Almanachen, „Etrennes spirituelles", den allergröbſten Ablaßkram, indem für das Beten eines „geweihten Roſenkranzes" mit 52 Ave's, 6 Paternoſtern, 6 Gloria's Patri und einem Credo ſechstauſendſechshundert Tage Ablaß für alle erdenklichen Sünden ertheilt werden. Soll damit das dumme Volk nicht gefangen werden, wenn man ſo bequem zur Seligkeit gelangen kann?« (Geſellſchafter.)

∴ Lucian Bonaparte's „Révolution du 18. Brumaire" iſt erſchienen. Der Verfaſſer hatte in dieſem politiſchen Drama, wie bekannt, eine große Rolle geſpielt.

∴ Vom Baron Meneval erſcheint nächſtens der dritte und letzte Band von „Napoléon et Marie Louise".

∴ Daniel Leßmanns hübſcher Roman „die Schlittenfahrt" iſt ins Franzöſiſche überſetzt und von einigen franzöſiſchen Zeitungen mit verdientem Lobe beurtheilt worden.

∴ Der kleine Carneval (die Mi-Carême) war lebendiger als der große. Die Wäſcherinnen, Waſſerträger und alle Corporationen, welche aus der Seine ihren Erwerb ziehen, hatten einen glänzenden Aufzug veranſtaltet, dem ſich Studenten und andere Perſonen angeſchloſſen hatten. In der Nacht fanden über achthundert Maskenbälle ſtatt.

∴ Die Einnahme ſämmtlicher Pariſer Bühnen betrug im vorigen Jahre gegen 11 Millionen Francs, wovon 1 Million 283,000 Francs den hieſigen Armenanſtalten anheimgefallen ſind.

∴ Bei der kürzlich ſtattgefundenen Vermählung des Obriſten Juſſuf mit der Nichte des Generals Guilleminot waren Horace Vernet und ſeine Gattin als Zeugen der Braut erſchienen.

Peſth. Im Verlage von B. Grimm iſt ein muſikaliſches Kartenſpiel erſchienen, mit deſſen Hilfe ſelbſt Der, welcher keine Note von Muſik verſteht, 1,679,616 ungariſche Tänze für das Pianoforte zuſammenſtellen kann.

∴ Die Herren Heckenaſt und Landerer haben die Genehmigung zur Herausgabe einer deutſchen politiſchen Zeitung erhalten.

∴ Herr Forſt hat den Pacht des hieſigen Theaters bis 1856 prolongirt erhalten.

Petersburg. Der Collegienrath Olderop, Redacteur der deutſchen Akademiezeitung, iſt geſtorben.

Potsdam. Auch unſere Stadt hat an Johannes Ronge eine Adreſſe abgeben laſſen, begleitet von einem Geſchenke, das aus einer Bibliothek von 196 Bänden beſteht, worin ſich die Gedichte von L. Uhland, N. Lenau, A. Grün, F. Freiligrath und C. Beck befinden. („Kelch und Schwert" iſt nicht darunter.)

Spaa. Die hieſige Spielbank hat der belgiſchen Regierung im verfloſſenen Jahre 140,000 Francs eingebracht; der Spielpachter ſelbſt aber hat das Dreifache erübrigt. Die Kammer hat die Aufhebung dieſer Spielbank beantragt, der Miniſter jedoch entgegnet, daß der Pachtcontract erſt in zwei Jahren ablaufe; bis dahin ſolle der materielle Gewinn und der moraliſche Nachtheil gegen einander abgewogen werden!

Stuttgart. Berthold Auerbach, der idylliſche Novellenſchreiber, giebt ein neues Buch, „Hebel als Dichter für das Volk", heraus.

∴ Würtemberg hat ſeit 60 Jahren für mehr als 40 Millionen Gulden Chausséen gebaut.

Trieſt. „Le papa de Mademoiselle Rachel“ iſt der Titel eines hier ſehr beliebten Zugſtückes.

Wandsbeck. Nach einer Ankündigung im „Wandsbecker Intelligenzblatte“ hat der Hamburger Senat dem dortigen Cenſor die Weiſung ertheilt, keine Anzeige gedachten Journals in den dortigen Zeitungen fernerhin zuzulaſſen. (Die freie Stadt ſcheint keine Freundin der freien Sprache zu ſein.)

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Der Kaiſer von Oeſterreich hat die Militär-Dienſtzeit von 14 auf 8 Jahre herabgeſetzt. (Wieder ein tüchtiger Fortſchritt!)

∴ Herrn Neſtroy's neueſte Poſſe „des Gewürzkrämers Kleeblatt“, die im Theater an der Wien zum Benefiz des Verfaſſers gegeben worden iſt, übertrifft an Gemeinheiten aller Art deſſen vorletztes ähnliches Produkt, „die beiden Herren Söhne“ betitelt. Das gebildete Publikum war im höchſten Grade empört über Stück und Verfaſſer. Die Kritik aber, die derlei Zotengeſchichten mit der Geißel der Wahrheit von der Bühne herunterfuchteln ſollte, ſchweigt dazu. Trotz dem iſt es entſchieden, daß Neſtroy's Stern verbleicht und daß er ſich ſchwerlich mehr in der Gunſt des Publikums erhalten wird.

∴ Donizetti arbeitet an einer neuen Oper für die Académie royale. Der Text iſt von den Herren Alphons Royer und Guſtav Vaëz.

∴ Bei Haslinger iſt von einem Herrn Winterle eine „muſikaliſche Reiſebeſchreibung“ unter dem Titel „Iſchl, Auſſee, Hallein“ erſchienen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Jeſuiten-Orden hat vom Beginn bis auf unſere Zeit 23 Generale gehabt, darunter 11 Italiener, 4 Spanier, 3 Deutſche, 2 Polen, 2 Belgier und 1 Niederländer. Der Stifter des Ordens, Ignazius von Loyola, wurde im Jahre 1541, der zweite, Jacques Lainez, im Jahre 1558 gewählt. Beide waren Spanier. Im Jahre 1773, unter dem General Ricci und unter dem Papſte Clemens XIV. (Ganganelli), wurde der Orden von Letzterm vermittelſt der Bulle „Dominus ac redemptor noster“ nur noch in Rußland geduldet, wo denſelben drei Direktoren, Polen von Geburt, nacheinander verwalteten. Nachdem Papſt Pius VII. im Jahre 1799 den Orden wieder hergeſtellt hatte, wurde der letzte dieſer polniſchen Direktoren General der Jeſuiten. Der gegenwärtige General iſt Pater Roothaan, ein Niederländer, ſeit dem Jahre 1829. Der franzöſiſchen Nation gereicht es zur Ehre, daß bis jetzt noch kein Franzoſe Jeſuiten-General geweſen iſt.

— André Tiraqueau, einer der berühmteſten Rechtsgelehrten Frankreichs, gab jedes Jahr ein Buch heraus und ſeine Frau gebar ihm jedes Jahr ein Kind. Die Zahl ſeiner Kinder und ſeiner Bücher belief ſich auf Dreißig, worauf Jemand folgendes Quatrain gedichtet:

„Tiraqueau, fécond à produire,   Tiraqueau, fécond à bien dire,
A mis au monde trente fils,   A fait pareil nombre d'écrits.“

— Die Rhediger'ſche Bibliothek in Breslau beſitzt eine Handſchrift von Froiſſarts „Chronique de France et d'Angleterre“, die ſo außerordentlich ſelten iſt, daß bei der Uebergabe Breslau's an die Franzoſen im Jahre 1806 die Stadt Breslau ſich durch einen eigenen Paragraphen der Capitulation das Eigenthum dieſes Schatzes zuſichern ließ.

Treffer und Nieten.

• Der Smaländer ſagt: Frühſtück iſt Verſchwendung, Mittagsſpeiſe iſt Landesſitte, bekomme ich nichts zu Abend, ſo bleibt es dabei. (Der Redakteur des „Charivari“ iſt kein Smaländer.)

• Als Herr von Salvandy zum erſten Male ins Miniſterium des öffentlichen Unterrichts eintrat, las man am Thore ſeines Hôtels in großen Lettern folgendes Univerſitäts-Wortſpiel: Non annus Salvi, sed Salvandi.

• In einer böhmiſchen Landſtadt wurde die „Tochter des Regiments“ aufgeführt, und auf dem Zettel war zu leſen: »Der zweite Akt ſpielt auf dem Schooße der Marcheſe.« (Theaterchronik.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 130. Leipzig, 26. März 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein frommer Wunſch.

Von Friedrich v. Sallet.*)

Wenn ich der liebe Herrgott wär'
In dieſer confiſcirten Welt,
Gar Manches fände ſich, auf Ehr'!
Was mir und Manchem nicht gefällt.
Ich ſchlüge d'rein mit aller Kraft,
Mit Blitz auf Blitz, mit Schlag auf Schlag,
Bis ich — o hört! — hinweggerafft
Das ganze Jeſuitenpack.

Ich ſpräche in gerechtem Zorn
Ein Wort mit ihnen ganz allein:
»Ihr ſeid in meinem Aug' ein Dorn,
D'rum ſchlag' das Donnerwetter d'rein.«
Nicht eher gönnte ich mir Ruh
Bei Tag und Nacht, bei Nacht und Tag,
Bis ich vernichtet auf ein Haar
Das ganze Jeſuitenpack.

Dann kämen gleich die Mucker d'ran,
Der Heuchler zahllos großes Heer;
Ich würf' ſie alle, Mann für Mann,
Hinab ins allertiefſte Meer.
Dann wälzt' ich einen Stein darauf
Und ſchrieb' mit Flammenſchrift: »Hier ruht
Nach ſchlecht vollbrachtem Lebenslauf
Die gottvergeſſ'ne Muckerbrut.«

Zu neuem Leben weckt' ich dann
Den Mann, der die Cenſur erſchuf;
Ich ſchmiſſe dieſen guten Mann . . .
Ihr fragt, wohin? In den Veſuv!
Dann ſchöbe ich als Leichenſtein
Den Aetna d'rauf und ſchrieb': »Natur,
Beweine dieſen Todten nicht,
Er hat erfunden die Cenſur.«

Dann wär' mein Tagewerk vollbracht,
Dann wär' die Welt ſo übel nicht,
Dann wär's auf Erden nicht mehr Nacht,
Dann triumphirte Wahrheit, Licht.
Dann wär' die Erde meine Braut,
Der liebe Gott ein braver Mann,
Und alle Engel ſtimmten laut
Ein großes Halleluja!! an*).

---

*) Ein glücklicher Zufall hat uns in den Beſitz eines Gedichtes geſetzt, das ſich unter den nachgelaſſenen Papieren des uns leider allzufrüh entriſſenen Dichters Friedrich von Sallet vorgefunden hat. Das Gedicht ſtammt aus dem Jahre 1830 her und iſt, ſo viel uns bekannt, bis jetzt noch nicht im Druck erſchienen. Gewiß iſt es eines der kräftigſten, die Sallet geſchrieben hat.

E. M. O.

Franzöſiſche Galanterie.

Hiſtoriſche Skizze von A. Möbinger.

Wer kennt nicht eins von den hundert Liebesabenteuern des Herzogs von Richelieu? Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen geleſen zu haben, wie dieſer geiſtreiche Mann die galanten Damen am Hofe Ludwigs XIV. ſchon als Knabe von ſechzehn Jahren durch ſeinen Witz und ſeine Laune entzückte? Wer kennt nicht ſein zartes Verhältniß mit der Herzogin von Bourgogne, das ihm den Titel „das liebenswürdige Kind“ eintrug, ein Verhältniß, das weniger ihm, als jener ſtolzen Schönheit zur Laſt gelegt wurde, welche entartet genug war, aus einem Kinde ihren Liebhaber zu machen?

Richelieu iſt der Typus des goldenen Jahrhunderts in Frankreich, jenes Jahrhunderts, wo Kunſt und Poeſie auf einer Stufe ſtanden, welche ſeitdem nicht wieder in der Art erreicht wurde, wo man Schönheit und Galanterie als den höchſten Adel des Menſchen achtete und wo ſich der franzöſiſche Geiſt in all' ſeiner liebenswürdigen Leichtigkeit, vielleicht Leichtfertigkeit bot, welche trotzdem das Vorbild für alle Höfe Europa's wurde.

Richelieu war ſiebzehn Jahre alt und noch Herzog von Fronſac, als er von ſeinem Vater bei Hofe vorgeſtellt wurde.

In dieſe Zeit fällt die Begebenheit, welche ich in kurzen Umriſſen erzählen will.

I.

Es war im Jahre 1712.

Ludwig XIV., der einſt ſo ſtolze, mächtige König, welcher früher in ſich allein den ganzen Staat ſah, hatte ſeinen Nacken unter den Fuß eines Jeſuiten gebeugt, das Edikt von Nantes widerrufen und nicht nur ſeine einſtigen Geliebten, die La Vallière, die Montespan und die Fontanges vergeſſen, ſondern auch die Zierden ſeines Hofes, die Heroen der Kunſt und Poeſie, welchen er ſelbſt einſt Anerkennung verſchafft, in Molière, Racine, Quinault und Lulli verleugnet. Er zog ſich von allem Schönen zurück und hüllte den Hof und das Königreich, deſſen Glanz noch vor Kurzem ganz Europa geblendet hatte, in den dunklen Schleier religiöſer Heuchelei. War es ein Wunder, wenn Wiſſenſchaft, Schönheit und Liebe, kurz Alles das, was einſt an ſeinem Hofe geglänzt hatte und ſich nun vertrieben ſah, ſich einen andern Zufluchtsort ſuchte?

Und ſo geſchah es. An dem Tage, wo der König Jugend, glänzende Laſter, Schönheit und Genie, den Ruhm ſeines Jahrhunderts, aus Verſailles verjagte, wurden ihnen die Thüren eines andern Schloſſes mit den Worten geöffnet:

— Tretet ein, wir wollen hier beſſere Zeiten erwarten!

Die Macht, welche dieſe Worte ſprach, war die Herzogin von Maine; das Schloß, das ſich ihnen gaſtlich öffnete, hieß: Sceaux.

Es iſt daſſelbe Sceaux, das in neuerer Zeit durch ſeine ländlichen Bälle, ſeine Griſetten und Studenten berühmt wurde. Für den Franzoſen, beſonders für den Pariſer, knüpfen ſich ſüße Erinnerungen an Sceaux. Er gedenkt mit Freuden an die Ueberraſchung, welche ſich ihm bot, als er nach einer langen Fahrt durch die ſtaubigen Vorſtädte von Paris, an dem traurigen Bicêtre vorbei, ſich rechts wendend in die ſchöne, ſchattige Baumallee einbog, welche nach Sceaux führt. Die niedliche Blumenmacherin und der Commis, die ſchelmiſche Griſette und der Student denken lächelnd und ſeufzend an die Contretänze in Sceaux zurück, an die traulichen Unterhaltungen im Schatten duftiger Gebüſche, an die heitere Rückfahrt im Coucou.

Aber Sceaux hat noch andere Reize, und dieſe Reize beſaß es eben in der Zeit, von welcher wir ſprechen, wo Madame du Maine, dieſe Prinzeſſin aus dem Blute der Condé, Jugend, Anmuth und Fröhlichkeit gegen das nergelnde, frömmelnde Alter von Verſailles in Schutz nahm.

Selbſt Ludwig XIV. wagte es nie, einen Blitz auf dieſen neuen Hof zu ſchleudern, welcher ſich neben dem ſeinigen gebildet hatte. Der Glanz, der von Sceaux ausging, war ihm unangenehm, aber er wagte es nicht, ihn auszulöſchen, denn Ludwig, der große König, fürchtete die Herzogin von Maine.

Alſo nur im Schloß zu Sceaux ſpielte man noch den Bourgeois gentilhomme und den Malade imaginaire, nur dort ſang man damals die Opern Lulli's und tanzte jene zauberiſch-ſchönen Ballets, in welchen Amor, wie die Geſchichtsſchreiber jener Zeit erzählen, Pfeile auf die Herzen der Schäferinnen abſchoß.

Während der Herzog von Orleans mit ſeinen Roués Orgien in Saint-Cloud und im Palais-Royal feierte, während Verſailles und Marly den Augen Europa's das traurigſte Schauſpiel, das eines glänzenden Hofes darbot, der ſich einer unglücklichen Frömmelei hingab, war Sceaux allein der alte, treue Repräſentant des franzöſiſchen Geiſtes, frei in ſeinen Formen, gemäßigt durch den Geſchmack, welcher Alles genießt, ohne Etwas zu mißbrauchen, und der nicht mehr von der Religion, dem Vergnügen und der Unabhängigkeit nahm, als die Doſis, welche er gebrauchte.

II.

So ſtand es im Jahre 1712.

Die Herzogin von Maine war mit der Anordnung eines herrlichen Feſtes, einer jener weißen Nächte*) beſchäftigt, welche Frau von Maintenon um den Verſtand zu bringen drohten, als ſie der Lord L. um die Gunſt bat, ihr ſeine Tochter die Marquiſe von Clanricarde, vorſtellen zu dürfen. Ein huldvolles Lächeln war die Antwort der Herzogin, und die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch das Schloß, wo ſie die lebhafteſte Aufregung unter den Gäſten hervorbrachte, welche zum Theil ſchon verſammelt waren.

Die Marquiſe von Clanricarde war die ſchönſte Frau des neuen engliſchen Hofes. Keine Mode vermochte ſich zu verbreiten, wenn ſie nicht von ihrem guten Geſchmack die Billigung erhalten hatte, — kein Gentilhomme wagte es, ſich mit dem Namen eines vollkommenen Cavaliers zu ſchmücken, wenn ihm nicht ein zuſtimmender Blick der Marquiſe die Erlaubniß dazu gab.

Ihr Ruf hatte bereits den Canal überſchritten, und man wußte, daß ſie nach Frankreich kam, um ſich zu überzeugen, ob die Grazie und der Geiſt des jungen franzöſiſchen Adels den Sieg über die Höflinge von Windſor davontrüge.

---

*) Nuits blanches.

Welch eine freudige Bewegung entſtand unter den jungen Cavalieren, als die Herzogin ihnen mittheilte, daß die Marquiſe ihr erklärt habe, ſie würde einige Stunden auf dem Balle die Elite der franzöſiſchen Gentilhommes prüfen und dann ihr Urtheil durch die Wahl Deſſen ausdrücken, der ſie zur Tafel führen ſollte. Die geſpannteſte Erwartung ſprach ſich auf allen Geſichtern aus. Jeder überlegte eben, wie er ſeinen Nebenbuhler vernichten wollte, als Einer unter ihnen um das Wort bat.

Es war Lauzun, Lauzun, auf deſſen Schultern ſchon 72 Jahre ruhten, der aber trotzdem noch immer die Jugend mit einer unbedingten Gewalt beherrſchte, weil ſein Name als der ſchönſte in den Jahrbüchern der Galanterie glänzte. Lauzun ſprach:

— Meine jungen Freunde! Das Unternehmen, welches uns heut hier verſammelt, muß mit Recht den Muth entflammen, und Der unter uns wird ſich mit wahrem Ruhm bedecken, der ...

— Unter uns? unterbrach ihn der Herzog von Saint-Simon erſtaunt lächelnd.

— Ja, unter uns, mein theurer Freund, erwiderte Lauzun und betonte das Wort ſcharf, denn:

»— — — — bei den ſchönen Seelen,
Sind's nicht die Jahre, die die Kräfte zählen.«

Ein ſchmeichelhaftes Murmeln empfing dieſe etwas gewagte Lesart der Verſe Corneille's, als Lauzun fortfuhr:

— Alſo Der unter uns wird ſich mit wahrem Ruhm bedecken, dem es gelingt, die Wahl der ſchönen Marquiſe auf ſich zu lenken. Und je ſchwieriger dieſer Triumph iſt, deſto ſchöner und ehrenvoller wird er ſein! — Ich ſehe mit Bedauern, daß Ihr Euch mit Bändern und Schleifen ſchmückt! Wollt Ihr Euren Sieg nicht Euch ſelbſt, ſondern Eurem Kleide verdanken? — Ich mache einen Vorſchlag! Erſcheinen wir auf dem Balle in einem ſchwarzen Domino, das Geſicht mit einer Maske bedeckt, damit die Waffen, mit welchen wir die Marquiſe angreifen, gleich ſind. Wer dann der Glückliche iſt, der den Sieg über ſeine Nebenbuhler davonträgt, der kann den Erfolg mit Recht allein ſeinem Geiſte und ſeiner Galanterie zuſchreiben.

Lauzuns Worte fanden Anfangs nicht den Beifall, welchen er erwartet hatte. Jeder ſah wohl ein, daß er ſeinen Nebenbuhlern, gleich Lafontaine's altem Fuchſe, das nehmen wollte, was ihm ſelbſt fehlte, nämlich: die Friſche des Geſichtes, das lebhafte Auge, die ſanften Formen der Geſtalt, kurz alle Reize, alle Vorzüge der Jugend.

Aber Fronſac, der künftige Herzog von Richelieu, der eben erſt bei Hofe erſchienen war, trat kühn hervor und nahm für ſeinen Theil den Vorſchlag Lauzuns an.

Dieſer heldenmüthige Zug eines ſiebzehnjährigen Jünglings ſetzte Alle in das größte Erſtaunen, und Lauzuns Vorſchlag wurde angenommen, denn Niemand wagte es, furchtſamer zu erſcheinen, als das liebenswürdige Kind.

— Adieu, meine Freunde, ſagte Lauzun, nachdem ſie eine Weile hin und her geſprochen hatten; ich wußte wohl, daß Franzoſen es nicht nöthig haben, ſich mit Bändern und Schleifen zu ſchmücken, um eine Frau zu erobern. Jeder denke jetzt an die Rolle, die er zu ſpielen hat; braucht er ſich doch nicht um ſeinen Staat zu kümmern. Ich für meinen Theil will etwas ausruhen, um mich zu den Thaten des Abends zu kräftigen. Adieu, auf Wiederſehen!

III.

Leider hat es die Geſchichte nicht für nöthig gehalten, uns die Beſchreibung einer jener koſtbaren weißen Nächte zu übermachen, welche Frau von Maintenon ſo oft um den Schlaf gebracht haben. Wir müſſen es daher der Fantaſie unſerer Leſer überlaſſen, ſich in den bizarren Geſchmack jener Zeit zurückzuverſetzen und ſich eine weiße Nacht ſelbſt zu ſchildern.

Das Feſt währte ſchon einige Stunden. In den glänzend erleuchteten Sälen zogen ſich die vielverſchlungenen Figuren der Quadrillen hin und man würde manche ſchöne Dame gefunden haben, welche werth geweſen wäre, Königin eines ſolchen Feſtes zu ſein, wenn man nicht gewußt hätte, daß die Marquiſe von Clanricarde noch fehlte.

Der Rococogeſchmack jener Zeit, in welchem Zimmer und Säle decorirt waren, hatte nicht das Abſurde, welches die Renaiſſance des Rococoſtyles bei uns hat, weil die Toilette der Damen ſowohl, als die der Herren damit harmonirte. Die Damen zeigten ſich damals noch in den hochtoupirten Figuren à la Chinoise, der Puder hob die lebhaften Farben der kleinen, runden Geſichter hervor, deren Reize durch einzelne Mouchen und Schönpflaſter nicht wenig erhöht wurde. Der Reifrock feierte damals ſeinen höchſten Triumph und der Fächer, welchen unſere Zeit wieder hervorgeſucht hat, ohne daß ſie ihn zu handhaben verſteht, war der damaligen feinen Koketterie unentbehrlich geworden. Es lag in den Moden jenes Zeitalters eine Grandezza, welche ſo neckiſch mit der Grazie und Lebhaftigkeit der Franzöſinnen contraſtirte, daß jenes Coſtume zu den reizendſten gehörte, welche die mächtige Schweſter der Laune, die Mode, bis dahin erfunden hatte.

Die Damen waren an jenem Abend nicht weniger geſpannt, die reizende Marquiſe zu ſehen, als die Herren ſelbſt.

So hatte das Feſt zwar längſt begonnen, man tanzte, man ſchwatzte, aber geſtand ſich bald, daß Neugier und Erwartung einen zu großen Theil der Geiſteskräfte in Anſpruch nahmen, um ſo liebenswürdig ſein zu können, als gewöhnlich.

Endlich wurde man aus den ewigen Zweifeln erlöſt. Die Flügelthüren öffneten ſich und am Arme der Herzogin von Maine trat die Marquiſe von Clanricarde in den Saal.

Ein einſtimmiger Laut der Bewunderung entſchwebte Aller Lippen, ſo ſchön war ſie; und ſie mußte ſchön ſein, um einen Hof zu entzücken, der eine Monteſpan, eine Fontanges geſehen hatte.

Die Marquiſe freute ſich einen Augenblick ihres Triumphes, denn Alles ſtockte, Tanz, Unterhaltung, Freude . . . aber dann ſchien ſie erſtaunt und beunruhigt über die vielen ſchwarzen Dominos, welche den Saal erfüllten. Sie ſah keinen einzigen Cavalier im Hofcoſtume. Was hatte das zu bedeuten?

Madame du Maine flüſterte ihr ein paar Worte ins Ohr . . . es ſchwebte ein graziöſes Lächeln über die Lippen der Marquiſe und ſie überließ ſich mit ihrer ganzen Anmuth dieſem ſonderbaren Wettſtreit der Galanterie.

Nun endlich begann der Kampf. Jeder ſchwarze Domino durfte ſich ihr nahen und ſie eine Weile unterhalten. Dieſen entließ ſie bald, Jenen ſchien ſie länger zu feſſeln, bis endlich der Haushofmeiſter der Herzogin die Geſellſchaft erſuchte, ſich in die Speiſeſäle zu verfügen.

Die Marquiſe ging majeſtätiſch voran, auf den Arm zweier Cavaliere geſtützt. Bei dieſem Anblick erſchallte ringsum ein ſtürmiſcher Beifall. Die Verſammlung ſchien ſtolz darauf zu ſein, daß die ſchöne Marquiſe zwei Herren gefunden hatte, welche ihrer Wahl gleich würdig waren.

Man wurde neugierig, man wollte die beiden Erwählten kennen lernen. Sie demaskirten ſich, und man erkannte ... Lauzun und Fronſac.

Von Neuem erſchallte der Beifall aus allen Theilen des Saales und heiter ging die Geſellſchaft zur Tafel.

Ob die Marquiſe während ihres Aufenthaltes in Frankreich ihre beiden Auserwählten behalten, oder ob ſie ſich mit dem jungen und galanten Fronſac begnügt hat?

Das iſt eine Frage, deren Beantwortung in der Geſchichte nicht aufgezeichnet ſteht.

Ein Märchen von Friedrich v. Sallet.

In ſeinem einundzwanzigſten Jahre ſchrieb Friedrich von Sallet ein kleines humoriſtiſches Quodlibet, „die Welt außer Rand und Band“, das nicht gedruckt worden iſt, von dem aber der Freund des Verſtorbenen, Theodor Paur, in dem Aufſatze: „Lebens- und Bildungsgeſchichte Sallet's“, den Inhalt mittheilt. Ein König, Utis genannt, iſt des Zwanges, mit dem ihn ſeine Würde umgiebt, und der Unwahrheit, mit der alle Stände gegen ihn ihre gute Seite herauskehren, ſatt und müde. Auf ſeine Klage erfüllt ein Jugendfreund von ihm, welcher hexen kann, der Zauberer Humorio, ſeine Bitte, einmal die Welt, frei von den Banden der lügneriſchen Etikette, in ihrer nackten Wirklichkeit zu erblicken. Was er nun ſieht, zeichnet ſo treffend und mit ſo derben Schlaglichtern die Lüge des gewöhnlichen Treibens, daß wir es nach dem oben erwähnten Aufſatz hier kurz wiedergeben wollen. Der Leibarzt erſcheint als Giftmiſcher, die Königliche Garde iſt davongelaufen. Der Gelehrte rühmt nur ſeine Werke, ſchilt den König roh und dumm, ein Gardeoffizier und die Prinzeſſin küſſen ſich halb todt. Die Hälfte der Hofdamen hat ſich in's Bordell aufnehmen laſſen, die Mädchen des Bordells dagegen wollen Hofdamen werden, die Juriſten verbrennen mit ungeheurem Jubelgeſchrei auf dem Markte ihre ſämmtlichen Akten, der Miniſter des Auswärtigen hat den Finanzminiſter auf offener Straße angeſpuckt und ihm den Schädel eingeſchlagen, der Garniſonprediger redet die fromme Gemeinde, die jetzt nur noch aus ein paar alten Weibern beſteht, mit den Worten an: „Liebe Zuhörer, ich weiß, daß es Euch noch mehr ennuyirt, eine Predigt anzuhören, als mich, ſie zu halten. Weßhalb wollen wir uns alſo gegenſeitig quälen? Geht hübſch nach Hauſe, ich wünſche Euch einen vergnügten Tag! Amen!“ Darauf kratzen die Weiber dem Prediger die Augen aus. Der Poet will dem König ſein neues Trauerſpiel dediciren, erklärt ihm aber ganz offen, daß er es nicht etwa aus Ehrfurcht, ſondern aus Geldnoth thut; endlich erſcheint ein Student und ſetzt dem König, als einem Tyrannen, den Dolch auf die Bruſt, bis dieſer bekennt, vor einer Stunde (als er die Wahrheit ſehen wollte) ein Narr geweſen zu ſein. Da verwandelt ſich der Student in den Zauberer Humorio und ſein Dolch in eine Narrenkappe, womit er den König krönt, der natürlich ganz zufrieden iſt, daß die Wahrheit, die er geſehen, nur eine Phantasmagorie geweſen war, und daß Alles beim Alten bleibt.

Das beſte Mittel gegen Revolutionen.

Als Dänemark von allen gegen Frankreich alliirten Mächten zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon aufgefordert worden war, (ein Krieg, von dem Fox im Engliſchen Parlement wiederholt behauptete, er ſei ein ungerechter, der Tractat von Pillnitz ſei an allem Unglück ſchuld) wurde dieſe Theilnahme von Dänemark auf das Beſtimmteſte abgelehnt. Der Miniſter Bernſtorff erklärte: „Sein König ſuche den Hauptzweck dieſes Krieges, die Abwendung ſtaatsgefährlicher Grundſätze von den eignen Staaten, auch ohne Theilnahme an dem Kriege, durch eine für den Geiſt der Nation angemeſſene Weiſe zu erreichen.“ Wie aber erreichte man dieſen Zweck? Durch eine höchſt freiſinnige Regierung, durch ungekränkte Bewahrung der völlig unbeſchränkten Preßfreiheit, von welcher der Miniſter Bernſtorff geſagt: die Preßfreiheit iſt ein unveräußerliches Recht jeder civiliſirten Nation, durch deſſen Kränkung eine Regierung ſich ſelbſt herabſetzt, durch deſſen unverletzte Bewahrung ſie ſich ſelbſt achtet und des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt. — In Dänemark und Schleswig-Holſtein herrſchte damals die Preßfreiheit, die das berühmte Geſetz König Chriſtians VII. vom 14. Septbr. 1770 eingeführt (Voltaire beſang den König in einer Ode für dies Geſetz) und eine Reſolution vom 18. October 1771 beſtätigt hatte, welche auch durch die neue Druckfreiheitordnung vom 26. September 1790 nicht aufgehoben wurde. Die Cenſur wurde nicht eingeführt: „weil dieſes Mittel einen unbehaglichen Zwang mit ſich führe für jeden guten und aufgeklärten Mann, welcher die Abſicht hegt, mit ſeinen Einſichten dem Staate zu nützen.“

G. v. M.

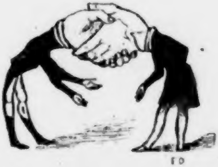
Ein Roman in zwölf Zeilen.

(Wer dieſen lieſt, hat alle geleſen.)

Ihr Aug' war blau, das ſeine ſchwarz,
Sie lebt' am Rhein, er kam vom Harz;
Kaum ſah ſie ihn, kaum ſah er ſie,
So liebten ſie ſich, ach und wie! —
Er ſtieg auf's Roß und ſtahl ſie fort,
Sie floh'n an einen fernen Ort;
Da lief ein Spitzbub' hin und her
Und trat den Beiden in die Quer;
Es war ein Storch — man ſchrie Gefahr!
Ein Prieſter, der am Orte war,
Der traute ſie et caetera.
Er ward Papa und ſie — Mama,
So endet die Hiſtoria.

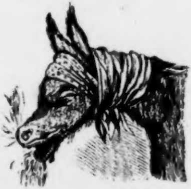
(Aus M. J. Landau's „Bild und Leben“.)

Rührende Freundſchafts-Verſicherung.



Ein Journaliſt und ein Schauſpieler, die ſich die Hand der Verſöhnung reichen, ſich gegenſeitig die Verſicherung ungeheuchelter Verehrung ertheilen und fünf Minuten ſpäter ſich wieder ſo gründlich verachten, wie früher.

Moraliſcher Katzenjammer.



Ein Eſel, der in der Einbildung lebt, ein verkanntes Genie zu ſein.

Literatur-Signale.

Ein wahrhaft großartiges Unternehmen iſt die Herausgabe der engliſchen Klaſſiker, welche bei Bernhard Tauchnitz ſeit 1842 erſchienen und bereits auf 69 Bände angewachſen iſt. Ueber Korrektheit des Textes — der amerikaniſche Conſul Flügel beſorgt die Reviſion — über Trefflichkeit und Eleganz des Druckes und Papiers, ſowie über die geſchmackvolle Ausſtattung durch wohlgetroffene Portraits hat die öffentliche Stimme ſowohl in Deutſchland als auch in Frankreich und England ſich mit einſtimmigem Lobe ausgeſprochen; auch iſt es anerkannt, daß der Preis ſehr gering zu nennen iſt: ein Band von 28 bis 30 Bogen koſtet 15 Neugroſchen. Mit Recht kann man ſagen: dieſe „Collection of British Authors“ (Tauchnitz Edition) iſt das einzige Werk dieſer Art, welches Bedeutung hat und nach allen Richtungen hin auch ein durchaus gelungenes zu nennen iſt. Nicht blos die Meiſterwerke lebender engliſcher Dichter und Proſaiſten ſind bis jetzt in dieſer Ausgabe aufgenommen, wir finden darin auch die Werke eines Shakeſpeare, Fielding, Goldſmith, Swift, Byron. — Dieſes Unternehmen hat aber noch eine andere Seite — die moraliſche. Um ſelbſt den leiſeſten Schein eines Nachdrucks, mögliche Beeinträchtigung lebender Schriftſteller zu vermeiden und um das Unternehmen in Einklang mit den Anſichten der Zeit zu bringen, unternahm Herr Tauchnitz zwei Mal Reiſen nach England, um eine Sanction dieſes Drucks von den lebenden Autoren zu erhalten, und traf deshalb mit ihnen ein Abkommen. Dieſes ſchwierige Beginnen iſt vollſtändig gelungen; der Herausgeber hat ſich mit Ainsworth, Lady Bleſſington, Boz, D'Israeli, James, Marryat und Warren geeinigt. Es iſt ein moraliſches Uebergewicht, wodurch ſich Herr Bernhard Tauchnitz leiten ließ; denn ſelbſt angenommen, einer der vielen deutſchen Staaten würde zum Schutze des literariſchen Eigenthums mit England einen Vertrag abſchließen, ſo könnte es doch keine Schwierigkeiten haben, in irgend einem andern deutſchen Staate ähnliche Unternehmungen zu machen. Alſo Ehre dem trefflichen Manne, der den erſten Schritt zu einer literariſchen Annäherung zwiſchen England und Deutſchland, zu einer Erweiterung des literariſchen Eigenthumsrechts gethan hat!

Zapfenstreich.

Algier. Herr Auguſt Möſer, ein junger Violinvirtuoſe aus Berlin, hat einer Aufforderung des Marſchalls Bugeaud Folge geleiſtet und ſich von Paris nach Algier begeben, um die rebelliſchen Beduinen durch den Zauber ſeines Geigenbogens zur Vernunft zu bringen.

Berlin. Der König hat die Wittwe des verſtorbenen Profeſſors Heinrich Steffens in einer Privataudienz empfangen und ihr die Verſicherung einer lebenslänglichen nicht unbedeutenden Penſion ertheilt.

∴ Eine rheiniſche Zeitung berichtet Folgendes: »Unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. belief ſich die Zahl der Immediateingaben an den König jedes Jahr auf 8000; unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. iſt dieſe Zahl im verfloſſenen Jahre auf 73,000 angewachſen; der König kann daher ſelbſt mit dem beſten Willen nicht in einem Jahre 73,000 (täglich 200) Immediatvorſtellungen prüfen.« Was aber beweiſt dieſe Unzahl von Immediatvorſtellungen? Die Beantwortung dieſer Frage liegt auf der flachen Hand.

∴ Preußen hat jetzt 113, Oeſterreich 91, Sachſen 26, Baiern 22, Baden 21, Holſtein 14, Braunſchweig 10, Anhalt 9½, Hannover 8¼, Naſſau 4, Hamburg 2, Heſſen-Darmſtadt 1 und Frankfurt eine halbe Meile Eiſenbahn. Nur Würtemberg und Heſſen-Caſſel ſind bei dieſem allgemeinen Fortſchritt bis jetzt kläglich zurückgeblieben.

∴ Ueber 7000 Menſchen ſtehen hier als beſtrafte Criminalverbrecher unter polizeilicher Aufſicht; die Zahl der Vagabundirenden beträgt 12,379.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ bringt unter der Aufſchrift „Zur Criminaljuſtiz“ einen zwei Spalten langen Artikel, der ſich mit der Todesſtrafe beſchäftigt. »Leider,« ſagt der Verfaſſer, »ſtehen wir noch nicht auf einer ſolchen Stufe allgemeiner Bildung, um ſchon jetzt für eine unbedingte Abſchaffung der Todesſtrafe zu ſtimmen; dagegen aber iſt unſer Zeitalter reif genug, jede der Todesſtrafe noch hinzugefügte Marter für barbariſch und die Geſetzgebung entwürdigend zu betrachten.« Statt des Schwertes und der Guillotine bringt der anonyme Verfaſſer ein chemiſches Mittel in Vorſchlag. Die heutige

Wiſſenſchaft der Chemie bietet ein im Nu zerſtörendes und tödtendes Mittel dar — die Blauſäure. (Da die Blauſäure in der Chemie, wie bekannt, acidum prussicum heißt, ſo wäre dies Hinrichtungsmittel wenigſtens ächt preußiſch!)

∴ Dieſelbe Zeitung ſchreibt: »Auf den Wunſch des Magiſtrats von Kyritz hat der Oberprediger Dr. Bauer eine Denkſchrift über die Hinrichtung des Kämmerers Carl Friedrich Schulz und des Kaufmanns Carl Friedrich Kerſten durch die Franzoſen in Kyritz am 8. April 1807 (64 Seiten) herausgegeben.«

∴ Dr. Carl Otto-Reventlow erregt auch hier denſelben Enthuſiasmus, der ihm in Leipzig zu Theil geworden iſt. Er hat vier verſchiedene Curſus von Vorleſungen eröffnet und findet hier außerordentlich viel Hörer und Bewunderer jenes mnemoniſchen Syſtems. Nichts ſpricht wohl glänzender für die Haltbarkeit und Mittheilbarkeit ſeiner Methode als der Umſtand, daß mancher ſeiner aufmerkſamen Zuhörer nach beendigtem Curſus ein vollkommen Eingeweihter in die Myſterien dieſer ſchönen Wiſſenſchaft iſt. (Den allerglänzendſten Beleg zu dieſer Behauptung liefert einer unſerer Mitarbeiter, Herrmann Rothe, der, ein zweiter Reventlow, wirklich blaue Wunder leiſtet.)

∴ Herr von Küſtner, der trotz der vielen Anfeindungen, die ihm von Seiten einer ariſtokratiſchen Coterie widerfahren, immer höher in der Achtung des Publikums ſteigt, will dem allgemein beliebten Komiker Louis Schneider die Regie des Singſpiels übertragen, eine Wahl, die ſelbſt von den Gegnern des General-Intendanten ſehr gebilligt wird.

∴ Heinrich Smidt's Luſtſpiel „Mein Herr Onkel" hat bereits zehn Wiederholungen erlebt, ein Erfolg, den man nur wenigen neuern Stücken, von welchen weit mehr Geräuſch gemacht wird, nachrühmen kann.

∴ Im Königſtädter Theater wird eine neue italieniſche Oper, „Sappho", von Paccini, einſtudirt und eine nagelneue Primadonna, Signora Montenegro, erwartet.

∴ Der „Figaro" ſchreibt: »Der bekannte Puppentheater-Direktor Richter läßt von ſeiner hölzernen Truppe unter andern Komödien auch „das Feldlager in Schleſien" aufführen, was wegen des hölzernen Textes dieſer Oper, bekanntlich von Ludovicus Rellſtab verfaßt, ſehr gut angeht.« (Natürlich!)

∴ Die Herren Taglioni und Schneider haben die Erlaubniß zur Erbauung eines „Berliner Palais-Royal" (kannibaliſche Malice!) erhalten; die Conceſſion zur Errichtung eines neuen Theaters iſt ihnen jedoch abgeſchlagen worden.

Bonn. Unſere Stadt erhält ein neues Theater auf Aktien. Die Koſten ſind auf 25,000 Thaler veranſchlagt.

∴ **Breslau.** Bekanntlich tauchen hin und wieder uncenſirte, auf Winkelpreſſen gedruckte und ohne Angabe des Verfaſſers, Druckers oder Verlegers verbreitete Flugſchriften der ultramontanen Richtung auf. Daß ſie aus Oberſchleſien kommen, iſt ganz ſicher; nur war der Ort bisher noch nicht bekannt. Allem Anſcheine nach iſt Ratibor die Wiege jener ſaubern Schriften, die als Brandfackeln unter das katholiſche Volk geworfen werden.

∴ Carl von Holtei tritt, nachdem er unſere Theaterzuſtände gründlich confundirt hat, von ſeinem Dirigenten-Poſten ab. Wohl ihm und wohl auch uns, denn Holtei lebt nur dann, wenn er wandert; er iſt nicht er ſelbſt, wenn Etwas, was man im gewöhnlichen Leben Geſchäft nennt, ihn an einen Ort feſſelt. An Holtei's Stelle ſoll, dem Vernehmen nach, ein Herr Kießling treten.

Brüſſel. F. Freiligrath hat unſere Stadt verlaſſen, um ſich nach Metz zu begeben, von wo er nach kurzem Aufenthalt ſeine Reiſe nach der Schweiz fortſetzen wird, wo er ſich in der Nähe von Zürich niederzulaſſen gedenkt.

Dresden. Der „Dresdener Anzeiger" brachte jüngſt in einer der Taufliſten „Kugel- und Bolzenſchnepperverfertigers Zwillingskinder". (Nicht übel, und ähnlich wie das Prädikat: Struenſee- und Rococoaustrompetungsbefliſſener, oder wie: Kaiſer-Friedrich-in-Prag-Verfaſſer-Herausrufungsgehülfen.)

∴ Vor hundert Jahren, 1745, ſoll die Elbe erſt am 9. Mai ihre Eisdecke abgeworfen haben.

Genua. Ein hieſiger Kaufmann iſt zu ſechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt worden, weil er einem Engländer für 35,000 Scudi eine Geige verkauft, die er fälſchlich für eine Straduari ausgegeben.

Göttingen. Der Profeſſor der Rechte, Geheimer Hofrath Bergmann, iſt hier vor einigen Tagen geſtorben. Er war ein ausgezeichneter Juriſt, namentlich ein Prozeſſualiſt, im Uebrigen aber bekannt wegen ſeiner bedientenhaft-ſervilen Geſinnung, die ſich namentlich bei Gelegenheit der Entlaſſung der Göttinger Sieben und bei der berüchtigten Rothenkirchner Deputation hervorthat. Der Umſtand, daß nur auf dringendes und wiederholtes Bitten des akademiſchen Senats einige Studirende ſich dazu verſtanden, einen Fackelzug zur Beerdigung Bergmanns zu veranſtalten, und daß keiner der Eingeladenen aus dem Bürgerſtande zu derſelben erſchien, beweiſt deutlich, wie die öffentliche Meinung den Mann gewürdigt, der jetzt geſtorben und von dem daher nichts mehr — nisi bene — zu ſagen iſt.

Halle. In ſeinem Comitat zu der trefflichen Abhandlung: „Ob Schrift? Ob Geiſt?", von G. A. Wislicenus, erklärt der Profeſſor Guerike, einer der trefflichſten Reaktionäre in Halle, mit „einem friſchen, vollen, hellen und einfachen Ja", er glaube, daß die Sonne auf Joſua's Geheiß ſtillgeſtanden, daß der *Eſel* Bileams *geredet* und Engel geſehen, daß Gott den ausziehenden Iſraeliten das Entwenden der goldenen und ſilbernen Gefäße und Kleider der Aegypter befohlen habe, daß der Stern vor den Weiſen auf dem Wege nach Bethlehem hergegangen und dann über einem Hauſe ſtillgeſtanden ſei, und daß Petrus im Fiſchmaule die nöthige Zinsmünze gefunden habe. — Was iſt ein deutſcher Profeſſor des neunzehnten Jahrhunderts, der an ſolche !!! glaubt?

Halle. Herr R. Prutz hat ein neues fünfaktiges Trauerſpiel, „Erich der Bauernkönig", an die deutſchen Bühnen verſandt.

Hamburg. Hier wird wieder eine neue „Theaterzeitung", von C. F. Wangenheim, erſcheinen. (Die „Theaterchronik" fügt dieſer Nachricht zwei !! bei; wir erlauben uns weiter nichts, als noch ein drittes ! anzuhängen.)

∴ Zum Benefiz des Herrn Grunert, der ſich mehr und mehr in der Gunſt der Theaterfreunde einbürgert, iſt Victor Hugo's romantiſches Schauſpiel „der König amüſirt ſich", bearbeitet von Runge (Grunert), in Scene gegangen. (Schade, daß Herrn Grunerts Anſtellung bei der Leipziger Bühne nicht zu Stande gekommen iſt!)

Karlsruhe. Unſer Kapellmeiſter Strauß hat eine neue Oper, „Feodora oder die Hexe von Pultawa", beendigt. Der Text iſt nach einem Romane des Herrn von Auffenberg bearbeitet.

Leipzig. Marbachs „wöchentlicher Literatur- und Kunſtbericht" bringt in Nr. 8 eine ausführliche Beurtheilung der zwei letzten Bände von Hofrath Dorows „Memoiren", die unter dem Titel „Erlebtes aus den Jahren 1790—1827" in der Hinrichs'ſchen Buchhandlung erſchienen ſind. Wir erlauben uns, den Anfang dieſer Kritik, mit der wir uns in allen Punkten vollkommen einverſtanden erklären, auch unſern Leſern mitzutheilen: »Dorow beſitzt einen ungemeinen Reichthum von Erfahrungen aus der intereſſanteſten Epoche des preußiſchen Staatslebens, er hat mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit, beſonders preußiſchen Staatsmännern, in Verbindung geſtanden, zum Theil in der engſten, und er hat ſein Erlebtes allezeit geiſtig zu ordnen und zu beherrſchen verſtanden. Man braucht übrigens mit ſeiner Auffaſſung der Perſonen und Verhältniſſe nicht überall einverſtanden zu ſein, um ſeine Schrift dennoch in ihrer ganzen Wichtigkeit anzuerkennen und dankenswerth zu finden. Wenn man wie Dorow eine große Zeit ſelbſtſtändig miterlebt hat, ſo iſt man Partei in derſelben, wird von den Gegenparteien geſtoßen und gedrängt und die Welt kann nicht verlangen, daß man ſich nicht ſeiner Haut wehre, aber ſie kann fordern, daß man redlich und ehrlich kämpfe, und daß dieſes von D. geſchehen, daß er ſein, vielleicht einſeitiges Urtheil auf eine ehrliche Baſis gegründet, das geht aus den zahlreichen Aktenſtücken hervor, welche er mittheilt. Der ganze vierte Band enthält nichts als ſolche Aktenſtücke: Denkſchriften, Aufſätze, Briefe von den bedeutendſten Perſönlichkeiten aus D's. Zeit. Von der Fülle intereſſanter Notizen, welche D. mittheilt, kann man ſich eine ungefähre Vorſtellung machen, wenn man bemerkt, daß das dem vierten Bande angehängte Namensverzeichniß derjenigen Perſonen, welcher in dieſem Werke (Bd. III u. IV) Erwähnung geſchieht, gegen 600, meiſt berühmte Namen enthält.«

∴ Unſere Stadt beſitzt einen Blumenfreund, deſſen Name einen faſt europäiſchen Ruf hat. Wir meinen Herrn C. H. Kob, den Cröſus der Cacteen, den Rothſchild eines Cactusflors, der in ganz Deutſchland ſeines Gleichen ſucht. Vor uns liegt ein Catalog von faſt 400 Arten der Cactus-Gattung, die in ſieben Hauptgruppen: Melocactoideae, Echinocactoideae, Cereastreae, Phyllanthoideae, Rhipsalideae, Opuntiaceae und Pereskiaceae zerfällt*). Der Flor des Herrn Kob darf mit Recht als eine der intereſſanteſten Eigenthümlichkeiten unſerer an Sehenswürdigkeiten leider nicht allzureichen Stadt betrachtet werden; ſein Garten iſt Jedermann zugänglich; Blumenfreunde, die an den pittoresken Geſtaltungen der Cactusformen Geſchmack finden, werden hier volle Befriedigung finden.

∴ Herr Robert Heller fordert in den „Roſen" in einem gutgemeinten Aufruf zu Beiträgen für die durch Ueberſchwemmung und Mißwachs in die größte Noth verſetzten Bewohner einiger Gegenden von Oſt- und Weſtpreußen auf. Herr Heller hat vollkommen

---

*) Den Freunden dieſer Blumengattung empfehlen wir eine unlängſt in Paris erſchienene Monographie vom Fürſten Joſeph von Salm-Dyck: „Cacteae in horto Dyckensi cultae", Par. 1845. 4 Bogen.

E. M. O.

Recht, wenn er ſagt, daß ein großer Theil jener Beiträge, die man für den Cölner Dombau, für Ronge und Schneidemühl (quousque tandem abutere?) und nun gar für den reiſe- und lebensluſtigen Hoffmann von Fallersleben ſo bereitwillig herbeiträgt, zur Abhilfe jener Noth beſſer angebracht ſein würde.

∴ W. Held ſoll im Gefängniß zu Schkeudiz an einer neuen Ausgabe der Geſchichte des Freiherrn von der Trenck arbeiten. (Mit Holzſchnitten, wenn ich bitten darf!)

∴ Nachdem unlängſt vom „Wandelſtern“ und auch von uns eine Nachricht der „Jahreszeiten“, das Heller'ſche Stück „der letzte Wille“ betreffend, gebührend zurückgewieſen ward, hat dieſes Blatt jetzt die Kühnheit zu behaupten, es habe die Nachricht einem Leipziger Blatte entnommen. Welchem Blatte, s'il vous plait? oder — Pfui Teufel!

∴ Neulich ſchrieb ſich ein Reiſender aus Detmold in das ihm vorgelegte Fremdenbuch als „Teutoburgerwaldsherrmannsdenkmalaktiengeſellſchaftausſchußmitglied“ ein. Die „illuſtrirte Zeitung“ hat dieſes Wort mit Beſchlag belegt, um daſſelbe in ein Preis-Rebus umzuformen.

∴ In einer Soirée einer hier nicht ganz unbekannten Literaturfreundin ſind vor Kurzem zwei junge Dichter ſchmählich ums Leben gekommen. Der eine iſt im Thee ertrunken, der andere verhungert. Uebrigens ſind Beide ausgeſtopft worden und jetzt auf dem Nippestiſch der ſinnigen Frau zu ſehen.

Liſſabon. Die neugeborene Tochter der Königin Donna Maria da Gloria hat in der Taufe folgende Namen erhalten: Antonia Maria Fernanda Michaela Gabriela Raphaela von Aſſis Grajaga Silveira Julia Auguſta von Braganza und Bourbon-Sachſen-Coburg-Gotha. Dieſe vielnamige Kleine iſt das ſechſte Kind und die vierte Tochter der Königin.

London. Lord Campbell hat im Oberhauſe eine Bill eingebracht, welche es den Gläubigern erleichtern ſoll, engliſche Schuldner im Auslande zu erreichen, was jetzt zu den ſchwierigen, ja beinahe unmöglichen Dingen gehört, ſo daß ein guter Theil der britiſchen Reiſeluſt ſich auf dieſe Quelle zurückführen läßt. Die Bill wurde zum erſten Mal geleſen.

∴ Die Baukoſten der neuen Parlamentshäuſer, urſprünglich auf 938,913 Pfd. St. veranſchlagt, werden dieſe Summe um 2500 Pfd. überſteigen. Das neue Unterhaus wird, nach der Verſicherung des Baumeiſters Barry, zur Seſſion von 1847 eröffnet werden können.

∴ Neulich iſt die Bibliothek des verſtorbenen Herrn B. H. Bright öffentlich verſteigert worden. Unter dieſem Bücherſchatze von mehr als 15,000 Bänden befand ſich eine der größten Seltenheiten, die große Sammlung der ſogenannten engliſchen und ſchottiſchen Broadside ballads, eine Sammlung, die einen der bedeutendſten Abſchnitte in der Geſchichte der engliſchen Bibliomanie bildet. Dieſe aus drei Folianten beſtehende Sammlung wurde vom Grafen von Oxford (Robert Harley) begonnen und gelangte ſpäter in die Sammlung der Herren Weſt und Pearſon und zuletzt in die des Herzogs von Roxbourgh, von denen jeder ſie vermehrt hat. Der größere Theil dieſer Balladen iſt in den Jahren 1570 — 1680 gedruckt und mit Holzſchnitten verziert. Dieſe Sammlung hat am 5. März der bekannte Buchhändler Rodd für 535 Pfd. St. (3656 Thaler) erſtanden, ſo daß alſo jeder Band auf mehr als 1200 Thaler zu ſtehen kommt. (Sp. Ztg.)

∴ Seit dem 14. März erſcheint hier eine deutſche Wochenſchrift unter dem Titel „Deutſche Londoner Zeitung; Blätter für Politik, Literatur und Wiſſenſchaft“. Jede Nummer, 12 Folioſeiten ſtark, koſtet 6 Pence (5 Silbergroſchen).

∴ Die italieniſche Opernſaiſon iſt mit Verdi's „Hernani“ eröffnet worden. Moriani ſang die Titelpartie, Fornaſari den Ruy Gomez und Mad. Rita-Borio die Elvira. Die Oper gefiel.

∴ Das Drurylane-Theater erwartet zwei Berliner Ballet-Gäſte: Dem. Adele Polin und Herrn Gaſperini.

Madrid. Nach dem „Heraldo“ predigt auch die ſpaniſche Geiſtlichkeit gegen Sue's „ewigen Juden“.

Mainz. Im Verlage von B. Schotts Söhne iſt ein „Galop infernal du jugement dernier“ von Paul Guzent erſchienen.

Mannheim. Einer der talentvollſten Redner der liberalen Partei unſerer zweiten Kammer, Adolph Sander, iſt geſtorben.

München. Herr L. Feldmann hat ein neues Luſtſpiel, „der Brillantring“, geſchrieben.

∴ „Maria Roſa“ heißt eine neue Oper vom Kapellmeiſter Stunz, die bei der erſten Aufführung ſich einer ſehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte.

Neapel. Neapel iſt die einzige Stadt Italiens, die gegenwärtig eine franzöſiſche Schauſpielertruppe hat. Die Geſellſchaft ſpielt unter der Leitung des Herrn Simonnet im Theater del fondo.

Paris. Die Herzogin Helene von Orleans wird im Laufe dieſes Sommers ihre Familie in Mecklenburg beſuchen.

∴ Louis Philipps Söhne haben in den Waldungen bei Fontainebleau mehrere Jagden abgehalten, wobei der Herzog von Nemours den Wirth gemacht. Es wurde genoſſen, geraucht und geſpielt, namentlich Lansquenet (Landsknecht), ein Spiel, das in der hohen Geſellſchaft jetzt wieder ſehr Mode wird. Der Herzog von Nemours nahm keinen Theil daran, weil er nicht reich genug ſei, um mitſpielen zu können!

∴ Der Kriegsminiſter hat eine Commiſſion zur Reorganiſation der Militärmuſik ernannt, die aus dem General-Lieutenant von Rumigny, einigen andern Offizieren und den Tonſetzern Auber, Halévy, Caraffa, Spontini, Onslow, A. Adam und G. Kaſtner, als Berichterſtatter, beſteht.

∴ Herr C. Bernays hat aus dem Miniſterium des Innern die amtliche Weiſung erhalten, daß ſeinem ferneren Aufenthalte in Paris kein Hinderniß entgegenſtehe; dieſelbe Mittheilung hat auch Herr Heinrich Börnſtein erhalten. Weder dem Einen noch dem Andern iſt das geringſte Verſprechen über künftiges Verhalten oder überhaupt irgend ein anderes Zugeſtändniß abgefordert worden.

∴ Herr Dujarrier, Gérant der „Preſſe“, iſt im Zweikampf mit Herrn Désmond Beauvallon, Redakteur des „Globe“, getödtet worden. Anlaß zu dieſem Duell ſoll Donna Lola Montez, die durch ihre abenteuerlichen Extravaganzen auch in Deutſchland bekannt gewordene Tänzerin, gegeben haben. (Sich einer Tänzerin wegen ſchießen, iſt wahrlich nicht der Mühe werth.)

∴ Bei dem im Duell gefallenen Journaliſten Dujarrier (ſeine Einkünfte beliefen ſich jährlich auf 50,000 Francs) hat man ein Document gefunden, welches ſeinen letzten Willen enthält; es beginnt mit den Worten: »In dem Augenblick, wo ich mich wegen der unbedeutendſten und thörichtſten Urſache ſchlagen ſoll, erkläre ich hiermit meinen letzten Willen.« Es folgt nun die Aufzählung einer großen Anzahl von Legaten; eines derſelben vermacht einer Schauſpielerin am Saint-Martin-Theater achtzehn Aktien des Palais-Royal-Theaters, von denen jede 10,000 Francs werth iſt. Dujarrier, erſt 35 Jahre alt, hatte, außer einer Mutter, keine Familie.

∴ Der „Corſaire-Satan“ hat vor einiger Zeit einen ſatyriſchen Artikel gegen einen gewiſſen Baron v. G. gebracht. Der Baron v. Montanaro hatte nach dem Sprüchwort „Ceux qui sont morceux, se mouchent“ jenen Artikel auf ſich bezogen und in ſeinem Namen und in dem des Herzogs Karl von Braunſchweig gegen das Blatt eine Klage anhängig gemacht. In Folge derſelben iſt der Redakteur des „Corſaire-Satan“, Herr Laurent, verurtheilt worden, jedem der beiden Kläger 500 Francs und die Prozeßkoſten zu zahlen.

∴ Der „Globe“ hat ein Kapital von 400,000 Francs erhalten, welches ein Herr J. Lefebre und einige andere ultra-conſervative Deputirte auszahlen.

∴ Daſſelbe Blatt hat Herrn Victor Hugo für ſeinen neuen vierbändigen „Quinquengrogne“ 100,000 Francs bezahlt. (Wieviel Ueberſetzungen werden davon in Deutſchland erſcheinen?)

∴ Auch der „Conſtitutionnel“ wird, vom 1. April angefangen, im großen Formate des „Journal des Débats“ erſcheinen.

∴ Von dem bekannten Legitimiſten Alfred Nettement iſt unter dem Titel „Etudes critiques sur le feuilleton-roman“ eine achtundzwanzig Druckbogen dicke Kritik über E. Sue's „Mystères de Paris“ und den „Juif errant“ erſchienen. (Gott ſteh' uns bei, wenn die neunundneunzig Buchhändler, die den letzten dieſer beiden Romane ins Deutſche überſetzen laſſen, auf den Einfall gerathen, den Leſern des „ewigen Juden“ auch noch Nettements Kritik aufzudringen. Bei Gott und den deutſchen Buchhändlern iſt nichts unwahrſcheinlich!)

∴ Seit Kurzem erſcheint hier in der Monier'ſchen Buchhandlung am 15. und 30. jeden Monats eine bibliographiſche Zeitſchrift unter dem Titel „Bibliografia de España“, welche die neueſten Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur anzeigt.

∴ „La Fraternité“ heißt eine neue von Handwerkern redigirte communiſtiſche Monatſchrift, welche ihrer Klarheit wegen den Vorzug vor dem „Populaire“ verdient.

∴ „L'apothéose de Berlioz“ heißt Thalbergs neue Symphonie, die in Kurzem erſcheinen wird.

∴ Herr Eduard Boulay-Paty hat für ſeine „Oden“ von der Herzogin von Orleans eine prachtvolle, mit Brillanten geſchmückte Feder erhalten.

∴ Zwei junge Indianerinnen mit ſchwarzen brennenden Augen, bronzefarbenem Teint und korallenrothen Lippen ſind hier angekommen. Beide ſingen ſo ſchön, daß ſie den italieniſchen Sängern an die Seite geſtellt werden. Man hofft, die Demoiſelles Birneuth in Kurzem in einem Conzerte zu hören.

∴ In der Vorſtadt du Temple iſt jetzt eine Schuh- und Stiefelfabrik damit beſchäftigt, eine Million Paar Schuhe und Stiefel zur Ausfuhr nach China zu verfertigen. Die Fabrik beſchäftigt dabei gegen 1200 männliche und weibliche Arbeiter.

Peking. Die franzöſiſche Regierung hofft durch ihren Geſandten in Peking die chineſiſche Ueberſetzung der Buddhiſtiſchen Werke des Gandſchur und Dandſchur zu erwerben. Die Ueberſetzung iſt auf kaiſerliche Koſten in chineſiſcher, mandſchu, mongoliſcher Sprache und beigefügtem tibetaniſchen Text erſchienen, umfaßt nicht weniger als 1392 Foliobände und koſtet nach franzöſiſchem Gelde 39,000 Francs.

Peſth. Die hervorragendſten Neuigkeiten der ungariſchen Literatur ſind Joſeph Eötvös' komiſcher Roman, „der Dorfnotar", Sigismund Szako's hiſtoriſches Schauſpiel „der heilige Ladislaus und ſeine Zeit", Garay's Drama „Barbara Cillei" und Szigligeti's Nationalpoſſe „die wandernden Komödianten".

∴ Unter dem Titel „Nationalbühne der Magyaren" wird nächſtens eine Ueberſetzung der beſten ungariſchen Dramen erſcheinen. Vorgemerkt ſind die Stücke von Kisfaludy, Szako, Obernyck, Katona, Eötvös, Szigligetti, Garay, Telecki, Nagy und Vörösmarty. Dieſer Verein dramatiſcher Capacitäten wird den Deutſchen beweiſen, daß es ſich wohl der Mühe verlohnt, ſich auch ein kleinwenig mit den Wilden in Ungarn zu befaſſen.

∴ Eugène Sue iſt nun auch in Ungarn eingebürgert. Sein „ewiger Jude", von Nicolaus Biro ins Ungariſche überſetzt, iſt in Clauſenburg erſchienen. Was die öſterreichiſche Cenſur dazu ſagen mag, iſt bis jetzt ein Problem.

∴ Franz Reiſinger, ein junger, talentvoller Dichter des deutſchen Elementes in Ungarn, giebt jetzt eine Sammlung deutſcher Gedichte unter dem Titel „Ungariſche Roſen und Dornen" heraus.

∴ Die ungariſche Nationalbühne erhebt ſich nach und nach von ihrem unverſchuldeten Unglück*). Unter den Auſpicien des kunſtliebenden Grafen Raday reift dieſes vaterländiſche Inſtitut einer neuen Blüthe entgegen. Der tüchtige Mann, der mit Ein- und Umſicht die Zügel der Adminiſtration leitet, zeigt der ungariſchen Nation, mit welch ehrenvollem Eifer er deſſen Nationalität vertritt. — Vor Kurzem iſt hier Beethovens „Fidelio", über die Bretter geſchritten und vom Publikum mit unbeſchreiblichem Jubel aufgenommen worden. Madame Schodel wird noch immer vergöttert.

∴ Auch das deutſche Theater ſchreitet muthig vorwärts, obgleich es nicht 10,000 Gulden Zuſchuß, wie die ungariſche Bühne, erhält und vom Publikum auffallend vernachläſſigt wird. Von neuen Opern haben wir Donizetti's „Maria di Rohan" und Balfe's „Vier Haimonskinder" gehört. In der erſtern hat ſich vor Allen Madame Mink, welche die Titelrolle ſingt, ausgezeichnet. — Von den Schauſpielen hat E. Bauernfelds „deutſcher Krieger", ſich einige Male ſehen laſſen, aber weit weniger gefallen, als in Wien. Mehr Glück hat das zeitgemäße Luſtſpiel „Er muß aufs Land" gemacht. Der junge Ehemann iſt die beſte Rolle des neu engagirten Herrn Kirchner, des bekannten Catalani-Darſtellers.

∴ In unſerer Schweſterſtadt Ofen hat ſich auf der Bühne „der ewige Jude", Originalſtück vom Schauſpieler Schritt, mit Muſik von einem Herrn Doppler, mit blutwenig Beifall ſehen laſſen.

∴ Dem. Bertha Lewig, eine ausgezeichnete Pianiſtin aus Hamburg, hat hier einige ſehr brillante Conzerte gegeben und namentlich in den Kreiſen der haute-volée große Theilnahme gefunden. Sie iſt unſtreitig eine der beſten Claviervirtuoſinnen Deutſchlands, eine würdige Rivalin der Madame Clara Wieck-Schumann**). Außer ihr haben im Laufe der Saiſon der eminente Celliſt Menter, der Flötenvirtuoſe Briccialdi und der Geigenfürſt Melique vielbeſuchte Conzerte gegeben.

∴ Herr Franz Privorsky hat den Pacht der brillanten Redoutenſäle übernommen. Da dieſer höchſt induſtrielle Mann wie durch ein Wunder das prachtvollſte Kaffeehaus in Peſth geſchaffen hat, ſo hofft man, daß auch dieſe Hallen durch ſeinen Zauberſtab neuen Glanz erhalten werden.

---

*) In der Maſſe des frühern Direktors, welcher fallirt hat, haben ſich 10,000 — leere Champagnerflaſchen vorgefunden.

**) Bertha Lewig iſt eine Schülerin des vortrefflichen Muſikmeiſters Jakob Schmitt in Hamburg. Wir kennen Lehrer und Schülerin und ſagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß Beide auf einander ſtolz ſein dürfen. E. M. O.

Petersburg. Der Miniſter des Volksunterrichts hat ein Geſetz erlaſſen zur Sicherung der Eigenthumsrechte muſikaliſcher Erzeugniſſe, gleichviel ob dieſelben von Ruſſen oder von fremden in Rußland verweilenden Künſtlern producirt worden ſind. Die Verordnung beruht auf denſelben Geſetzen, nach denen Schriftſteller, Ueberſetzer und Herausgeber literariſcher Werke in dem 1830 hier erſchienenen Literatur-Reglement behandelt werden.

∴ Nach dem Bericht des Herrn von Struve zählt die Bibliothek auf der Pulkowa'ſchen Sternwarte 40 Himmelskarten, 1772 aſtronomiſche Werke in 3705 Bänden und 3353 Diſſertationen, unter denen 1107 ſich auf Kometen beziehen. Nächſtens ſoll der Katalog dieſer intereſſanten Bibliothek erſcheinen.

Poſen. In unſerm Theater iſt eine junge Sängerin, Fräulein Roſalie Munk, als Agathe im „Freiſchütz", als Nachtwandlerin in der „weißen Dame" u. ſ. w. aufgetreten und wegen ihrer ausgezeichnet ſchönen Stimme und ihres durch ſehr vortheilhaftes Aeußere unterſtützten guten Spiels, mit großem Beifall aufgenommen worden.

Stockholm. Die von Berlin und der Umgegend vergötterte Sängerin Jenny Lind wird im Mai und Juni auf der hieſigen Bühne gaſtiren. Sie iſt mit einem hieſigen Geiſtlichen verlobt und wird nicht lange beim Theater bleiben.

∴ Von Friederike Bremer iſt ein neuer Roman, „I Dalarna" (In Dalekarlien) unter der Preſſe. (Bei Brockhaus erſcheint gleichzeitig eine Ueberſetzung von G. v. Reſen.)

Straßburg. Vor einigen Tagen war hier an den Straßenecken Ronge's Bildniß angeſchlagen; darunter war in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu leſen: „Crève-coeur de Rome" (Roms Herzbrecher), „Rhabarbe du saint siège" (Rhabarber des heiligen Stuhls) u. ſ. w.

Stuttgart. Sogar das humane Würtemberg ſchließt ſich jetzt der verderblichen Mode der Bücherverbote an. Die Regierung des Neckarkreiſes hat die Beſchlagnahme der faſt überall bereits verbotenen Schriften Freiligraths und Heine's beſtätigt und für den fernern Verkauf eines jeden Exemplars eine Strafe von 75 Gulden feſtgeſetzt. (Es iſt ein Glück, daß die Regierungen mit ſolchen Maßregeln meiſt – und vielleicht nicht ganz zufällig — ziemlich ſpät kommen.)

Trier. Die Wallfahrt zum ſogenannten „heiligen" Rock hat dem hieſigen Domkapitel über 200,000 Thaler eingetragen. (Nun zweifle noch Jemand, daß der alte Rock nicht Wunder thue!!!)

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Die ausgezeichnetſten Schriftſteller haben ſich, wie wir bereits gemeldet, vereinigt, um eine Milderung unſerer faſt unerträglichen Cenſurverhältniſſe zu erwirken. Die Herren Baumgartner, Jenull, Hammer von Purgſtall, Endlicher, Grillparzer, Bauernfeld und Andere haben ſich bereit erklärt, eine Denkſchrift zu unterzeichnen, welche eine gründliche Schilderung der jetzt beſtehenden Cenſureinrichtungen enthält; Herr von Zedlitz, der Sänger der „Todtenkränze", jetzt halboffizieller Correſpondent der „Augsb. Allgem. Zeitung", iſt der Einzige, der ſeine Theilnahme an dieſem nicht genug zu rühmenden Unternehmen abgelehnt haben ſoll; wodurch die Popularität, die er bisher genoſſen, einen bedeutenden Stoß erhalten wird.

∴ Die Abonnenten der „Wiener Theaterzeitung" haben an Herrn Adolf Bäuerle eine Dankadreſſe abgeſchickt, worin ſie ſich und ihm gratuliren, daß „das Leben des Herrn von Pannaſch", eine Autobiographie, die ſich wie ein koloſſaler Bandwurm durch 30 Nummern geſchleppt, in Nummer 52 ein Ende erreicht hat.

∴ Nach dem Berichte der „Theaterzeitung" ſind die Theaterſtücke der Frau von Weißenthurn, ins Engliſche überſetzt, in Dublin bei Walker erſchienen.

∴ Von Herrn Bauernfeld wird eine Brochüre angekündigt: „Friedrich Beckmann und das deutſche Theater". (?!?)

∴ Die italieniſche Saiſon wird durch eine neue Oper von Verdi, „I due Foscari", eröffnet, von der man ſich viel verſpricht.

Yvetot. Der Maire unſerer Stadt warnt durch öffentliche Bekanntmachung die Frauen, Jung und Alt, Abends nach neun Uhr auszugehen, weil ſich jetzt viele engliſche Eiſenbahn-Arbeiter in der Stadt befänden!

Zürich. Unſere Landwehr bewaffnet ſich wieder mit Keulen, Morgenſternen und ähnlichen Mordgewehren. (Alterthümliche Bewaffnung haben ſie wieder; wenn ſie doch auch wieder die alten Schweizer wären!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Wir haben in Nummer 129 des „Charivari“ einige Notizen über d
des Jeſuitenordens mitgetheilt; in der heutigen laſſen wir ein chronologiſches
dieſer Generale folgen: 1. Ignaz von Loyola (Spanier) wurde erwählt im J
2. Jacques Lainez (Spanier) 1558; 3. Franz von Borgia, Herzog von Gandi
1568; 4. Eberhard Mercurian (Belgier) 1573; 5. Claudio Aquaviva (Itali
6. Muzio Vitelleschi (Italiener) 1615; 7. Vincenzo Caraffa (Italiener) 1646
cesco Piccolomini (Italiener) 1649; 9. Aleſſandro Gottofridi (Italiener) 1652
win Nickel (Deutſcher) 1662; 11. Giovanni Paolo Oliva (Italiener) 1664;
de Noyelle (Belgier) 1682; 13. Tirſo Gonzalez (Spanier) 1697; 14. Mi
Tamburini (Italiener) 1706; 15. Franz Retz (Deutſcher) 1730; 16. Ignaz
(Italiener) 1751; 17. Aloiſio Centurioni (Italiener) 1755; 18. Lorenzo Ricci
1778. Der Orden, unter Ricci's Generalat im Jahre 1773 durch eine
Clemens' XIV. unterdrückt, wurde blos in Rußland geduldet und dort von
niſtratoren geleitet: Czerniewicz, gewählt 1782, Linkiewicz, gewählt 1785,
Xaver, gewählt 1799. Im letztgenannten Jahre erwählte der Orden, vom Pap
wieder hergeſtellt, ſeinen neuen General: 19. Franz Xaver Caren (Pole) 179
briel Grueber (Deutſcher) 1802; 21. Thaddäus Brozozowski (Pole) 1814;
Forti (Italiener) 1820; 23. Willem Roothaan (Holländer) 1829. Letztere
ſeit 16 Jahren an der Spitze dieſes weitverzweigten Ordens.

— Auf Bellands Auktion wurde die erſte Ausgabe von Shakeſpeare
und Venus“, London 1596, 4., mit 91 Pfd. St. (622 Thaler) bezahlt.

Treffer und Nieten.

* Ein Steinhauer auf dem Lande ſollte einen Grabſtein mit der Inſch
gen: „Eine tugendhafte Frau iſt eine Krone für ihren Gatten“. Da der
war und der Meiſter gern die Grabſchrift unabkürzt anzubringen wünſchte,
„Eine tugendhafte Frau iſt 2 Fl. 24 Kr. für ihren Gatten“. (Converſati

---

In der Jeniſch und Stage'ſchen Buchhandlung in Aug
erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ohne Heirathsgu

Roman

von

Charles Reybaud.

Deutſch von F. W. Bruckbräu.

8. geh. 1 Thlr. 8 Sgr. oder 2 Fl. 12 Kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen ſich durch ihre inte
ſpannende Handlung und Sittenreinheit aus, wodurch ſie namentlich bei Da
[illegible] geworden ſind. Der obige iſt anerkannt einer ihrer beſte
[illegible] dem Beſten der Romane an die Seite geſtellt werden.

Schluß des Quartals.

Hierbei ein Bücher-Verzeichniß von J. C. Senf in

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

enerale
eichniß
1541;
Spanier)
1581;
. Fran-
0. Got-
Charles
Angelo
Visconti
aliener)
e Papſt
Admi-
d Franz
us VII.
20. Ga-
2. Luigi
eht jetzt

, Adonis

anferti-
in klein
ihle er:
latt.)

---

erg iſt

nte und
zu einer
nd kann

---

ipzig.

Verzeichniß

zu bedeutend her

Nachſtehende Werke, wovon ich größere Parthi
Preiſen durch jede

u

Albertus parvus, Magia alba oder die Kunſt zu hexen. A
wohl unentdeckt. Kunſtſtücke in Zahlen, Karten, Würfeln u
andern Dingen. M. Kpfr. 8. Merſeb. br. (20 Ngr.) 8 N
Albins, Novellen, enth. das Weiberduell, — der Fluch des H
meis u. Jugendſtreiche. 8. Berl. 840. br. (1 Thlr.) 10 N
Album der Tiedge-Stiftung. Gaben deutscher Schriftstell
gesammelt und herausgegeben vom Comité der Tied
Stiftung. Mit Kupf. Lex.-8. Dresd. 843. eleg. cart. (1 Th
15

Behr, Aug. v., meine Reiſe durch Schleſien, Galicien u
Odeſſa, der Crimm, Conſtantinop. u. zurück über Mo
Petersburg, durch Finnland u. die Inſel Rügen im J. 1
2 Bde. 8. Lpz. 1834. br. (2 Thlr. 20 Ngr.) 20
Alphabet der Blumenſprache oder leicht deutbare Blumenſ
Mit 13 Taf. fein color. Abbild. 8. Lpz. eleg. br. in
10
teral. (25 Ngr.)
Asmus des ſel. Wandsbecker Boten Omnia sua secum
Coha's Briefe an ſeinen lieben Onkel Andres, mit Capi
von Magiſter Lipſius. 2 Thle. 8. Düſſeld. br. (1 Thlr. 20
15

Auswahl deutſcher Lieder für Studierende mit beigefügten
8
ſangweiſen. 8. Regensb. br. (25 Ngr.)
Basil-Hall, Capit., memoires et voyages. IV
1 Thlr. 20
(5 Thlr.)
Bildergallerie, ſyſtematiſche, zur allgem. deutſch. Real-En
pädie (Converſ.-Lex. in 226 Blätt.) gr. 4. 6. Aufl.
1839. eleg. Ppbd. (9 Thlr. 15 Ngr.) 4
Blumenhagen, W., ſämmtliche Schriften. Zweite
ſammtausg. in 16 Bdn. Mit 17 Stahlſt. 8.
gart 844. br. (12 Thlr.) 6 Thlr. 15
Boas, Ed., Nachtr. zu Göthe's ſämmtl. Werken. Sup
zur Schillerausg. in 40 Bdn. M. Kpfrn. Lpz.
20
(1 Thlr. 15 Ngr.)
Bock, A. C., [illegible] Tafeln zur Abbild. d.
des menſchlichen Körpers in Bezug auf chirurgiſche
heiten und Operationen. Mit deutſch. und latein. Erkl
Nebſt 3 color. Kupfertafeln. gr.-Fol. Lpz. 1833.
5 Thlr. 15
(12 Thlr.)
Bode, J. E., aſtronom. Jahrb. f. d. Jahre 1776—
Die Jahrgänge 1830 — 44 ſind von Encke herausg.
noch Bode's Erläut. für den Beſitz ſeiner aſtronom.
nebſt Sammlung aſtronom. Abhandl. 4 Bde. und

von Büchern

bgeſetzten Preiſen!

beſitze, ſind nur von mir zu beigeſetzten billigſten
handlung zu beziehen.

J. C. Senf in Leipzig,

erſitätsſtraße, dem Paulinum vis à vis.

Namen- und Sachregiſter d. aſtronom. Jahrb. von 1776 bis 1829. 8. Berl. Ppbde. u. Hfzbde. 80 Thlr.

Buhle, C. A., die Tag- und Abendſchmetterlinge Europas, nach dem von Treitſchke neu aufgeſtellten Syſteme. M. 6 Taf. fein color. Abbild. 4. Lpz. 837. br. (2 Thlr.) 1 Thlr.

Bulwer, E. L., Rienzi, der letzte Tribun. Ueberſetzt von L. v. Alvensleben. 3 Bde. Schöne Ausg. 8. (60 Bgn.) Lpz. 836. br. (3 Thlr.) 10 Ngr.

Bürger, Gottf. Aug., Gedichte. Mit Portr. 8. Göttingen 841. eleg. br. (1 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.

Chansons nouvelles et dernieres P. J. Beranger dediées à M. Lucien Bonaparte. 16. Stuttg. 832. 5 Ngr.

Charles, Jean, Dichterleben aus unſerer Zeit. Novelle. 8. Lpz. 842. br. (1 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Cervantes, Don Quixote. 2 Bde. Hoch-4. Prachtausg. mit 800 Illuſtrat. Stuttg. eleg. br. (8 Thlr.) 3 Thlr.

Chownitz, J., Marie Capelle oder Charles Lafarges Tod. Roman. 3 Bde. 8. Lpz. 840. (2 Thlr. 25 Ngr.) 15 Ngr.

— — Eugen Neuland, od.: So wird man Miniſter. Roman. 2 Thle. 8. Lpz. 840. (2 Thlr. 20 Ngr.) 10 Ngr.

Conteſſa's, C. W., Schriften. Herausgeg. von E. v. Houwald. 9 Bde. 8. Lpz. 826. br. neu. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Converſations-Lexicon für alle Stände, bearbeitet von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten. 8 ſtarke Bände (540 Bgn.) gr. 4. Lpz. Brüggemann. 1833—38. broſch. (12 Thlr.) 3 Thlr.

— — Pracht-Ausgabe auf Velinpapier. broſch. (18 Thlr.) 4 Thlr.

Darſtellung des Aegyptiſchen, Griechiſchen und Römiſchen Coſtüms in einzig erläuterten Kupfertafeln, nach der Auswahl und den Zeichnungen Thomas Barter's für Freunde der Archäologie und der bildenden Kunſt, herausg. v. Ch. Fr. Michaelis. Lex.-8. Lpz. cart. (3 Thlr.) 20 Ngr.

Deutſchland, das maleriſche und romantiſche, mit 391 trefflichen Stahlſt. 10 Sectionen od. 13 Bde. (vollſtändig). Enth.: die ſächſ. Schweiz, von Sporſchil, Schwaben von G. Schwab, Thüringen von Bechſtein, der Harz von Bechſtein, die Donauländer von Duller, die Rheinländer von Simrock, Franken von G. v. Heeringen, Tyrol und Steyermark v. Seidl, d. Rieſengebirge v. Herloßſohn und Oſt- und Nordſee von Th. v. Kobbe. gr. 8. Lpz. br. (43 Thlr. 10 Ngr.) 16 Thlr. 13 Ngr.

Dietrich, D., Forſtflora. 2 Bde. 1. Bd. enth. A
und Beſchreib. der für den Forſtmann wichtigen Bäume
Sträucher, welche in Deutſchland wild wachſen ꝛc. 2.
enth. Abbild. und Beſchreib. der übrigen für den Forſt
wichtigen Pflanzen. Mit circa 300 fein color. Kupfert
gr. 4. Jena 840. Ppbd. wie neu. (29 Thlr.). 12

Don Quixote u. Eulenſpiegel. Ein Taſchenbuch f. Jeden
zu angenehmen und humoriſtiſchen Unterhaltungen.
fröhlichen Leuten gewidmet. 4 Hefte. Schillerformat.
eleg. br. (1 Thlr.) 7½

Eiſenmengers, J. A., entdecktes Judenthum. 2
4. 1700. Prgmtbd. 3

Falkenſtein, Frhr. K. v., der Veteran, oder kurze
ſtellung der Feldzüge der Ruſſen, in Perſien, der Türke
Polen und der Holländer gegen Belgien mit belehrende
zählungen rühmlicher Waffenthaten und ermunternder
ſpiele. 8. Berl. 832. br. (1 Thlr.) 10

Feßler, J. A., Ariſtides u. Themiſtokles. 2 Thle. 3.
M. Kpfrn. 8. Berlin. (3 Thlr. 15 Ngr.) 1

(Fleury), Mémoires de Fleury de comédie fran
1757—1820. VI Voll. (7 Thlr. 15 Ngr.) 2

Gessner, i primi Idylli. Ital. u. deutsch. Mili
(20 Ngr.) 10

Goldſmith, O., der Landprediger von Wakefield, über
C. Suſemihl. Pracht-Ausg. m. Illuſtrationen v. Ludw.
tert. gr. 8. Lpz. 841. (2 Thlr.) 2

Groſſe, F. Esq., Regeln zur Carikaturzeichnung nebſt
Verſuche über die römiſche Malerei, überſ. von Groh
Mit 29 Kpfrt. gr. 8. Lpz. 80 (3 Thlr.) 1

Gulliver's Reiſen in unbekannte Länder, von J. Swift.
dem Engl. von Kottenkamp. Nebſt Notiz über Swift
W. Scott von A. Lewald. 2 Bde. mit 450 Bilder
Grandville. gr. 8. Stuttg. 839. eleg. cart. (3 Thlr. 25
1 Thlr. 1

Guſtav Adolph, König von Schweden. Ein hiſtor.
von L. v. Range. Mit Guſtav Adolphs Bildniß.
(33 Bgn.) Lpz. 824. (2 Thlr.) 1

Haus- und Familienbibel, oder die ganze heilige Schrift
und neuen Teſtaments. Prachtausg. mit Stahlſt. 4.
burghauſen. eleg. Lbrbd.

Helene. Taſchenbuch f. d. Jahre 1837, 38, 39 u. 40
Beiträgen v. Tieck, Bernd von Guſeck, Schefer, St
m. A. Mit 19 ſchönen Stahlſt. Eleg. geb. mit G
in Futteral. (8 Thlr.) 1 Thlr. 1

Hennig, C., die Statuten d. deutſchen Ordens. Neb
rede v. Kotzebue. 8. Königsb. br. (1 Thlr. 20 Ngr.) 1

Hogarth, W., ſämmtliche Werke, 74 Blatt in 1 B
beigedr. Text. 3. Aufl. Quer-Folio. Lpz. cart.
(6 Thlr.) 1 Thlr. 2

Hugo, Vict., Oeuvres. XXIX Voll. 12. Bruxe
br. neu. 5 Thlr.

Huſſel, L., Leipzigs Geſchichte ſeit dem Einmarſch
bündeten im April 1813 bis zur großen Völkerſchl
October. 8. Lpz. br. (20 Ngr.)

Inwentarz Konstytucey Koronnych y W. X. Litew
przez Marcina Maryana **Ladowskiego**, od
Panskiego 1550 do R. 1683 Krotko Zebrany.
J. W. J. MCIX. Jozefa Jedrzein na Zaluskach

kiego etc. z suplementem obszernym. Lps. 733. Fol. Ppbd. 2 Thlr.

Kock, Paul de, die Familie Gogo. Ueberſ. von L. Fort. 4 Bde. 8. Lpz. 844. br. (2 Thlr.) 1 Thlr.

— — die Schöne a. der Vorſtadt. Ueberſ. v. Lindner. 3 Bde. 8. Breslau 841. br. (2 Thlr.) 25 Ngr.

— — die große Stadt. Neue Bilder aus Paris. 4 Bde. 8. Lpz. 843. br. (2 Thlr.) 1 Thlr.

— — der zaghafte Liebhaber. Ueberſ. von O. v. Birkeneck. 3 Bde. 8. Lpz. 843. br. (2 Thlr.) 25 Ngr.

— — Sandcravate oder die Commiſſionairs. Ueberſetzt von L. Fort. 4 Bde. 8. Lpz. 844. br. (2 Thlr.) 1 Thlr.

— — Erziehungsreſultate. Ueberſ. v. L. Fort. 2 Bde. 8. Lpz. 844. br. (1 Thlr. 10 Ngr.) 15 Ngr.

Komus auf der Bühne für heitere Geſellſchaftskreiſe und Marionetten, enth. den Pantoffel der Propheten, der Rathswechſel in Krähwinkel, Casperle als Freiwerber, nebſt mehreren andern launigen Gegenſtänden. 8. Merſ. 832. br. (1 Thlr.) 10 Ngr.

Köhler, L., academ. Welt. Roman aus dem deutſchen Burſchenleben. 2 Bde. 8. Lpz. 843. br. (2 Thlr.) 15 Ngr.

Kreußler, H. G., Rückblicke auf die Geſchichte der Reformation oder Luther in Leben und That. Mit 33 bildl. Darſtellungen. 8. Wurzen 830. br. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Krug v. Nidda, Gedichte. 8. Lpz. 820. br. (1 Thlr. 15 Ngr.) 15 Ngr.

Krünitz, J. G., ökonom. und technolog. Encyklopädie. Fortgeſetzt von F. J. Flörke, H. G. Flörke u. D. Korth. Mit viel. Kpfrn. 1—131. Bd. A. — Salpeterſalz. 8. Berl. (Pauli.) Hlbfrzbd. Einzelne Bde. apart à 15 Ngr. 1—131. Bd. zuſammengenommen à Bd. 10 Ngr.

Kurländer, F. A. v., Luſtſpiele oder dramat. Almanach für d. Jahr 1819—41. (23 Jahrg.) gr. 12. eleg. geb. wie neu. (34 Thlr.) 6 Thlr.

Langenſchwarz, M., Schneider Kitz, das Buch des Jahrh. Komiſcher Roman. 4 Bde. Lpz. 842. (6 Thlr.) 1 Thlr.

Lanzac, Aug., vollſt. Agio-Berechnungen gegen ſächſ. oder preuß. Cour., f. Jedermann. gr. 8. Lpz. br. (22 Gr.) 8 Ngr.

Leipziger Chronik während der Drangſale und Schreckniſſe des im Sommer 1813 erneuerten Krieges. 8. Lpz. br. (10 Ngr.) 5 Ngr.

Lichtenberg, G. Ch., vermiſchte Schriften, nach deſſen Tode aus den hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgegeben von L. Ch. Lichtenberg u. Kries. 9 Thle. 8. Götting. 800—6. br. (14 Thlr.) 3 Thlr. 15 Ngr.

Lindenhein, A., das orientaliſche Mädchen als Wahrſagerin, als Orakel der Liebe und Freundſchaft. Ein Buch f. Damen u. Herren. 8. Lpz. 842. eleg. br. (15 Ngr.) 8 Ngr.

Lutheritz, C. F., d. Volksarzt od. Lebensregeln um Krankheiten vorzubeugen u. alt zu werden. 8. Lpz. br. (15 Gr.) 8 Ngr.

Mignet, F. A., Geſchichte d. franz. Revolution. (Prachtausgabe.) Mit 200 Illuſtrat. nach Zeichnungen v. Raffet. Lex.-Form. Lpz. 842. br. neu. (6 Thlr.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Molière's, ſämmtl. Werke in 1 Bde. überſ. v. Braunfels, Demmler, Duller, Freiligrath ꝛc. Mit Portrait. gr. 4. Aachen 1837. eleg. br. (5 Thlr.) 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Ausg. in 5 Bdn. Schillerformat. (5 Thlr.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Moſer, H. C., Deutſchland's ökonomiſche Flora.
Gebrauch für Freunde d. Gärtnerei. 2. Aufl. M. 18
Abbild. 12. Lpz. cart. (20 Gr.) 8

Mozart's Biographie. Nach Originalbriefen, Sämml
alles über ihn Geſchriebenen, mit vielen Beilagen,
drücken, Facſimile, nebſt Abbild. der ganzen Familie ꝛc.
ausgegeben von Conſt. Witwe von Niſſen. Nebſt An
(60 Bgn.) gr. 8. Lpz. 828. (7 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr. 15

Müller, A. und F. Xav., Sagen und Legende
Bayern in einer Reihenfolge von Romanzen und Bal
8. Regensb. 8

Nante Strumpfs hinterlaſſene Papiere. Herausgeg. von
ſtrumpfloſen Familie. 6 Thle. enth. Nante Strump
der Einholung. — Der Maskenball im Coloſſeum. —
Frutti. — Nante Strumpfs Weltgang. — Nante Str
Künſtlerleben und Mörder und Geſpenſter aus Nante
gebuch. 8. Berl. 842. br. (1 Thlr. 15 Ngr.) 1

Napoleon's Briefe an Joſephine, während des erſten ital.
zuges, des Conſulats und der Kaiſerherrſchaft; nebſt J
nens Briefen an Napoleon und ihre Tochter, a. d.
überſ. v. E. M. Oettinger, in 3 Abthlg. Mit
im franz. Originale befindlichen Facſimiles. 8. Ber
(1 Thlr. 10 Ngr.) 10

(Napoleon.) Memoires de Napoleon Bonaparte, rec
et mis en ordre par le duc de D***. V Voll. (6 Thlr. 15
2

Novellenkranz deutſcher Schriftſteller. 2 Bde. 8.
(2 Thlr.) 15

Oettinger, E. M., Abbé Galbel für die faſhionabl
3 Bde. 12. Lpz. 842. br. (1 Thlr. 6 Ngr.) 1
— — Onkel Zebra. Memoiren eines Epicuräers. 7
mit Federzeichnung. 12. Lpz. 842. br. (3 Thlr. 15
1 Thlr. 2

Ouverture, Tänze, Chöre und Geſänge aus der Zau
Lumpaci Vagabundus, Muſik von Adolf Müller,
Pianoforte v. C. Braun. Quer 4. Regensb. (1 Thlr.)

Reichenbach's Bildergallerie der Thierwelt oder
ſchichte des Thierreichs in naturgetr. Abbild. und
Beſchreib. Mit 940 illum. Abbild. 4. Lpz. 83
(10 Thlr.) 4 Thlr. 1

Reiſe-Handbuch für Künſtler und Handwerker. Ein
für gewöhnliche Ereigniſſe und Fälle während der
ſchaft. 12. Lpz. eleg. cart. (15 Ngr.)

Reinhard, F. V., Predigten, v. Jahre 1795 —
Nach deſſen Tode herausgegeben von J. G. A. Ha
18 Bdn. 8. Sulzb. eleg. Ppbd. (20 Thlr.)

Richter, Ed., (Weltprieſter) Jeſus Chriſtus oder
und Wirken unſers göttlichen Heilandes und Erlö
kathol. Chriſten. M. 26 Kpfern. und Karte von
12. Meiſſ. (1 Thlr. 15 Ngr.)

Romberg's allgem. Journal für Induſtrie, Han
Schifffahrt, mit polytechn. Beiblatt. Jahrg. 1841
4. Hamburg. br. à Jahrg. 1 Thlr.

Die Sängerfahrt. Eine Neujahrsgabe für Freunde
kunſt und Mahlerei, mit Beitr. von Tieck, Förſter,
u. A. Geſammelt von Fr. Förſter. Mit 16 Kp
dem Danziger Gemälde: das jüngſte Gericht. Lpz.
eleg. cart. (3 Thlr.)

Scott, W., letzte Miniſtrel. Aus dem Engl. überſ. Merſeburg 823. (1 Thlr. 15 Ngr.) 6 Ngr.

— — Redmund und Mathilde oder der Verrath. 2 Bände. Merſeb. (2 Thlr.) 10 Ngr.

Schenk, E., chriſtliche Pſalmenblumen oder religiöſe Dichtungen. Mit Kupfer. 8. Regensb. ſtbr. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Schröckh's, J. M., chriſtl. Kirchengeſchichte, nebſt Fortſetz. von H. G. Tzſchirner. 45 Bde. (compl.) 8. Lpz. 1772 bis 1812. br. u. eleg. Ppbd. (50 Thlr.) 18 Thlr.

Scholz, F. J. C., Verſuch einiger Beiträge zur hydrauliſchen Architektur. Mit vielen Kupfertafeln. 4. Königsberg 808. br. (8 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Schulz, J., Kurzer Lehrbegriff der Arithmetik, Geometrie ꝛc., nebſt Aſtronomie und Optik. 3 Bde. mit Kpfrn. 8. Königsberg 806. br. (5 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwan, C., Fidelitäts-Collegium, oder neuer Talisman für luſtige Brüder. Eine große Auswahl launiger Erzähl. 8. Merſeb. 824. br. (1 Thlr.) 12 Ngr.

Seidl, J. G., Wanderungen durch Tyrol u. Steyermark. Mit 60 Stahlſt. 2 Bde. gr. 8. Lpz. br. (6 Thlr. 20 Ngr.) 3 Thlr. 10 Ngr.

Shakſpeare's König Lear. Deutſch u. mit einer Abhandlung über dieſes Trauerſpiel von E. Schick. gr. 8. Lpz. 833. br. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Solbrig, C. F., gegebene Favorit-Declamationsſtücke mit Bemerkungen über den Vortrag derſelben; nebſt 2 dramat. Poſſen: die Judenſchaft in der Klemme und die Dorfſchule. gr. 8. Magdeb. 819. eleg. br. (1 Thlr. 10 Ngr.) 15 Ngr.

— — Anthologie für Declamation. Beliebte Gedichte, Monologen u. Dialogen, nach den Regeln der Declamationskunſt bearb. gr. 8. Magdeb. 816. eleg. br. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.

Soulié, F., Jung und Alt. Aus dem Franz. von O. von Bickeneck. 12 Bde. 12. Lpz. 844. br. (3 Thlr.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Sporſchil, J., die Schweizer-Chronik. Von der Stiftung des Rütlibundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich. Mit 25 Stahlſt. nach Originalzeichnungen von Opiz. Lex.-Format. Lpz. 840. Hfzbd. (4 Thlr.) 2 Thlr.

— — die große Chronik oder Geſchichte der Kriege des Verbündeten Europas gegen Napoleon in d. Jahren 1813—15. 170 Bogen in 6 Bdn. Mit 6 Stahlſt. 23 Schlachtpl. und 4 Ueberſichtskart. Lex.-8. Braunſchw. 844. br. neu. (12 Thlr.) 5 Thlr. 15 Ngr.

Stilling, Karl, Großes Magazin für Stickerei, od. Sammlung neuer geſchmackvoller Muſter zum Sticken in Wolle u. Seide, für alle mögliche Art Arbeiten in dieſer Kunſt. 6 Hfte. Mit 54 Kupfertaf. in 4. Lpz. br. (6 Thlr.) 1 Thlr.

Teutſcher Phönix oder das triumphirende Deutſchland. Seitenſt. zu Rußland's Triumph oder das erwachte Europa. 2 Bdchn. 8. br. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.

Train, J. K. v., encyklopäd. Handbuch der Blumen- und Zierpflanzen f. Blumenfreunde. 3 Bde. 8. Regensburg 827. br. (3 Thlr.) 25 Ngr.

Trichter, (von Tennecker) Lebensgeſchichte der Mecklenburger Stute Amante. Mit Kpfr. 2 Thle. 8. Lpz. 801. br. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Ungewitter, F. H., populäre Geographie oder geograph. Handbuch zur Selbſtbelehrung und zum Nachſchlagen in allen Fällen, wo man über irgend ein Land, Stadt oder merkwürd.

Ort der Erde überhaupt geogr. u. geſchichtl. Au
halten wünſcht. 3 Bde. Lpz. 842. eleg. br.
2 Th

Univerſum, hiſtoriſch-biographiſches, herausgeg. von
ſchaft von Künſtlern und Gelehrt. 1—3. Jah
12 Heften beſt. mit 144 Stahlſt. Quer gr.
841—43. (9 Thlr.) 3 Th

van der Velde, C. F., die Wiedertäufer.
821. br.

— — die Liechtenſteiner. 12. Dresd. 831. br.

— — die Patrizier. 12. Dresd. 831. br.

— — Arwed Gyllenſtierna. 2 Bde. 12. Dresd. 83

Vues classiques de la Suisse, grav. sur acier p
ler et les meilleurs artistes de Londres, d'apr
de G. Ad. Mueller, et accompagn. d'un te
p. H. Zschocke. II Voll. gr. 8. Par. 83
(8 Thlr. 10 Ngr.)

Wangenheim, F. Th., der Spion. 4 B
enth. die Schlacht bei Jena. 2. Bd. die Schlacht
3. Bd. die Schlacht bei Leipzig u. 4. Bd. Paris u
Hiſtor. Roman. 8. Lpz. 840. br. (6 Thlr.) 1

— — Ben Lee, od. eine Emancipation der Ju
denkbar. Aus den Papieren eines Selbſtmörder
(1 Thlr.)

Weidemann, G. F., Memoiren aus meinem
Roman u. doch Roman. 8. Merſ. 834. br. (20

Weſtenrieders, L. v., ſämmtl. Werke. Orig.
4 Bde. gr. 8. Kempt. 838. br. (5 Thlr.) 1

Wildungen, F. H. v., Jägerlieder, in Mu
Müller. Mit Vign. 4. Lpz. br.

Xenophontis Ephesii de Anthia et Habrocome
libr. V. Graece et latin. Recens. latin. ve
illustr. A. E. Locella. 4. Vindob. 796. br. (3

Zſchokke, H., die klaſſiſchen Stellen der Sch
Hauptorte in Originalanſichten dargeſtellt.
G. A. Müller, in Stahl geſt. von H. Winkles
in gr. 4. mit Abdrück. auf chin. Papier. Carl
(18 Thlr. 20 Ngr.)

Zwölf Umriſſe zu Schillers Wilhelm Tell von O
Royalfolio. Götting. 831. eleg. br. (2 Thlr. 15

* * *

Berlin wie es iſt. Fortſ. der Sitten- und Char
London, Madrid u. Wien. 8. Lpz. 827. br. (1

Wien wie es iſt. Fortſ. der Sitten und Cha
London u. Madrid. Ueberſ. v. C. Forſtman
827. br. (1 Thlr.)

Madrid wie es iſt, oder Bemerk. über Sitten u.
Spanier im Anf. des 19. Jahrh. Ueberſ.
8. Lpz. 826. br. (1 Thlr. 10 Ngr.)

Zu den bevorſtehenden Leipziger
Gärtner in Leipzig, Rector Mag. Weid
Deſſau hinterlaſſenen Bibliotheken aus all
40000 Bde.), welche im April bis Ende M
mir ihre geehrten Aufträge einzuſenden, w
Ganze Bibliotheken, ſo wie auch e

J. C.

ſt zu er=
Thlr.)
12 Ngr.
r Geſell=
jeder aus
Stuttg.
10 Ngr.
Dresden
5 Ngr.
5 Ngr.
5 Ngr.
r. 8 Ngr.
l. Wink-
n dessins
explicat.
br. neu.
3 Thlr.
1. Band
Wagram.
t. Helena.
r. 25 Ngr.
iſt nicht
Lpz. 840.
10 Ngr.
en. Kein
.) 5 Ngr.
cht=Ausg.
r 20 Ngr.
geſetzt von
4 Ngr.
pheniacor.
duoination.
) 20 Ngr.
und deren
chnet von
Prachtausg.
836. cart.
5 Thlr.
ey. Quer
.) 1 Thlr.

gemälde v.
.) 10 Ngr.
rgemälde v.
8. Lpz.
10 Ngr.
bräuche der
G. Sellen.
10 Ngr.

London wie es iſt, oder Gemälde der Sitten, Gebräuche und Charakterzüge der Engländer. Anekdoten u. Bemerkungen, dieſe Nation betr. Fortſetzung der Sittengemälde „Rom“ u. „Paris“ wie es iſt. 8. Lpz. 826. br. (1 Thlr.) 10 Ngr.

Billige Freimaurerſchriften.

Freie Bekenntniſſe eines Veteranen der Maurerei u. anderer geheimen Geſellſchaften. Lpz. 834. br. (15 Ngr.) 5 Ngr.

Etwas aus dem Nachlaſſe eines Maurers. Nebſt Anhange, in Reden die bei feierlichen, freudigen und angenehmen Vorfällen im brüderlichen Kreiſe gehalten worden ſind. gr. 8. Lpz. br. (20 Ngr.) 6 Ngr.

Maureriſche Anſichten v. Hofr. Schütz. 2 Bde. Lpz. 825. br. (5 Thlr.) 15 Ngr.

Vollſtändige Geſchichte der Freimaurerei in Deutſchland und ſämmtl. bekannt gewordenen geheimen Geſellſchaften. Lpz. 828. (26 Ngr.) 8 Ngr.

Reliquien aus dem goldenen Zeitalter der deutſchen Freimaurerei. Lpz. 1818. (22½ Ngr.) 5 Ngr.

Billige Jugendſchriften, eleg. geb.

Angenehme und nützliche Beſchäftigung für die Jugend oder theoret.-prakt. Anweiſung im Zeichnen und Malen. Mit 16 illum. u. 16 ſchwarz. Kpfrtaf. 3. Aufl. Lpz. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

Bergmann, A., Portefeuille des Schönſchreibens. Eine Anleitung zur Erlernung ſchöner deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und anderer Handſchriften. 4. Lpz. (15 Ngr.) 5 Ngr.

Dolz, J. C., (Director der Freiſchule in Leipzig.) Taſchenbuch für die Jugend. Mit vielen ſchwarzen u. illum. Kpfrn. von Roßmäßler. Lpz. eleg. cart. (1 Thlr.) 10 Ngr.

Grünler, C. F., Vorzeichnungen in 60 Blättern als Anleitung zu einem zweckmäßigen Zeichnenunterricht in Bürgerſchulen und Privat-Unterrichtsanſtalten. 2. Aufl. in Futteral. (2 Thlr.) 15 Ngr.

Lehren, Weisheit und Tugendſprüche in moral. Erzählungen für die Jugend von J. K. v. Train. Mit 5 illum. Kpfrn. Meiß. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Peter, F., die Schönſchreibekunſt dargeſtellt in 12 Tafeln, mit erläuternd. Text in Briefen eines Lehrers an einen Schüler. Zum Gebrauch für Lehrende und Lernende, in Futteral. (1 Thlr. 10 Ngr.) 6 Ngr.

Das Pferd. Ein unterhaltendes Bilder= u. Leſebuch f. Knaben. 9 Abbild. nach Vernet. (20 Ngr.) 5 Ngr.

Vater Raymund im Kreiſe ſeiner Kinder. Anmuthige und lehrreiche Erzählungen f. d. Jugend, von J. K. v. Train. Mit 4 illum. Kpfrn. Meißen. (1 Thlr.) 8 Ngr.

---

er=Auctionen der Herren Geh. Hofrath u. General=Conſul Baum=
t in Grimma, und Ober=Amtmann Heydenreich in Frasdorf bei
fächern der Literatur, nebſt einer großen Auswahl von Bibeln (circa
. J. verſteigert werden, ſind Kataloge von mir zu beziehen, und bitte
e ich prompt und billigſt auszuführen verſichere.
ine brauchbare Werke kaufe ich fortwährend zu den höchſten Preiſen.
enf in Leipzig, Univerſitätsſtraße dem Paulinum vis à vis.

---

on C. G. Naumann in Leipzig.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

№. 131. Leipzig, 2. April 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^{1}/_{2}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

I. Einleitende Betrachtungen.

Von allen ernſten Dingen, ſagt Beaumarchais, iſt die Ehe das allerpoſſirlichſte.

Aber Beaumarchais, der immer etwas Geiſtreiches ſagen will, fördert oft ſehr paradoxe Ideen ans Tageslicht, die häufig nur auf einem Scherz baſiren. Nein, die Ehe iſt durchaus kein poſſirliches Ding! Denn der Stand des Ehemannes iſt nicht immer ſo comfortable, wie Viele ſich einbilden. Und dennoch verheirathet ſich alle Welt. Behüte mich der Himmel, eine kritiſche Abhandlung über die Ehe zu ſchreiben! Da die größere Mehrzahl trotz der tauſend guten und ſchlechten Einfälle, mit welchen man gegen Hymen und ſeine Prieſter zu Felde zieht, die Ehe perſönlich zu koſten begehrt, ſo müſſen doch wohl die Süßigkeiten und Freuden dieſes Bandes, welches zwei Perſonen für immer aneinander kettet, die Monotonie und alle Unannehmlichkeiten, die daſſelbe zugleich einſchließt, reichlich aufwiegen.

Und dann ... wie würde es um uns ſtehen, wollte man ſich nicht mehr verheirathen? Sind wir nicht auf der Erde, um in Gemeinſchaft zu leben? Und leben wir nicht, um zu lieben? — Aber auch davon abgeſehen, macht uns ſchon die Bibel die Ehe zur Pflicht, denn einer der rühmlichſt bekannten Apoſtel lehrt:

Melius est nubere quam uri.

Man ſieht alſo, daß ſich gegen das Heirathen vernünftigerweiſe nicht das Mindeſte einwenden läßt.

Aber wenn dem ſo iſt, meine Herren Ehemänner, warum nehmen Sie mitunter eine Miene ... eine ſo ganz eigenthümliche Miene an? Warum wollen Sie ſo oft Ihre Stellung verleugnen, indem Sie die Haltung, den Schritt und alle Manieren eines Junggeſellen anzunehmen ſuchen? Warum beklagen Sie, meiſt ſchon wenige Tage nach der Hochzeit, ſich verheirathet zu haben? Warum hören Sie ſo bald auf, galant, zuvorkommend, liebenswürdig und oft ſogar verliebt zu ſein? Denn es giebt eine Menge Dinge, die Sie unterlaſſen oder mindeſtens nicht mehr mit demſelben Eifer verrichten.

Jeder Art von Unzufriedenheit könnten Sie leicht durch ein wenig Geduld oder Nachgiebigkeit vorbeugen. Warum gewöhnen Sie ſich ſtatt deſſen daran, mit einer Kaltblütigkeit, als nähmen Sie eine Taſſe Kaffee, mit Ihrer Frau Gemahlin zu ſtreiten?

Weshalb ſuchen Sie, ſobald ſich in Ihrem Hauſe einige Langweile einſtellt, Ihr Vergnügen außer demſelben, während ſie jene zu verbannen ſich bemühen ſollten?

Warum ſind Sie immer die Erſten, die gerade das thun, was die Liebe nothwendig untergraben muß?

Warum ſind Sie thöricht genug, liebenswürdige Garçons oder Männer von Geiſt in Ihr Haus zu ziehen, neben welchen Ihr Nimbus wenigſtens nicht gewinnen kann?

Warum erzählen Sie Jedem, der es hören will, daß Ihre Frau Sie nicht mehr liebt? Es iſt, als riefen Sie laut: »Der Platz iſt vakant, ich bin entlaſſen; wer Luſt hat, kann ſich um ihn bewerben.«

Warum ... Aber ich wette den „Lear“ gegen das „Täubchen von Amſterdam“, daß Sie ſich längſt geſagt haben: »Das Alles paßt nicht auf uns.«

Ja, ja, das Alles paßt auf Sie, ſo ſehr Sie auch vom Gegentheile überzeugt ſein mögen. Wie Viele giebt es, die ſich ſelbſt am wenigſten kennen! Selbſt wenn ich von Ihrer Perſönlichkeit und Ihren Verhältniſſen aufs Genaueſte unterrichtet wäre, würde ich — deſſen darf ich Sie verſichern — das oben angegebene Portrait mit keinem Pinſelſtrich ändern.

Ich bitte, nicht mir die Schuld zu geben.

II. Der ſoeben Vermählte,

oder, wenn man will,

Die Flitterwochen.

Anfangs ſteht er ſehr ſpät-auf; man kann ihn nicht aus dem Bette bringen. (Daß die Frau Gemahlin ſich eben ſo wenig erhebt, verſteht ſich von ſelbſt.)

Wenn er ein Beamter iſt, ſagt er:

— Es läßt ſich nicht mehr ändern. Jetzt würde ich doch zu ſpät auf mein Bureau kommen, als daß ich noch das Eintrittsblatt beim Portier unterzeichnen könnte. Ich thue daher am beſten, wenn ich gar nicht mehr hingehe.

— Wozu habe ich Commis, ſagt er, wenn er Kaufmann iſt. Sie können das Gewölbe auch ohne mich öffnen. Ueberdies wird Morgens ſelten Etwas von Belang verkauft ... auch iſt es höchſt nothwendig, daß die jungen Leute ſich ſelbſtſtändig heranbilden. Immer und ewig kann ich ſie doch nicht im Auge haben!

Iſt er Geſchäftsmann, ſo weiß er ſich auf ähnliche Weiſe zu helfen.

— Ich hatte, ſagt er, für dieſen Morgen eine Zuſammenkunft verabredet ... indeſſen ... heute Morgen oder heute Abend, das kommt auf Eins hinaus. Kann man ſich todt arbeiten? Ich werde heute Abend hingehen.

Lebt er blos von ſeinen Renten, ſo ſagt er — gar nichts. Wenn aber ſeine Frau ihn nach der Zeit fragt, ſo beſteht der weſentlichſte Theil ſeiner Antwort in einer eben ſo ſtummen als vielſagenden Umarmung.

— Was kümmert uns, fügt er hinzu, die Zeit? Was kann uns preſſiren? Dürfen wir nicht thun und laſſen, was uns beliebt?

Dieſe und einige andere ſehr ſchlagende Gründe, von den zärtlichſten Liebkoſungen begleitet, verfehlen ihre Wirkung nicht. Madame iſt bald überzeugt. Sie findet, daß ihr Herr Gemahl mit einer Beredtſamkeit begabt iſt, die keine Widerlegung kennt. Sie gratulirt ſich, einen Mirabeau geheirathet zu haben. Auch gratulirt ſie ſich noch zu mancherlei Anderem.

Die Liebe genügt indeſſen nicht, unſere ſchwache Maſchine im Gange zu erhalten. Im Gegentheil: Cytherens Freuden leeren den Magen bedeutend.

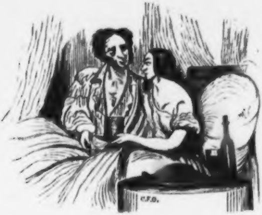
Sine Cerere et Baccho friget Venus.

Bald geſteht unſer Ehemann, daß er Hunger ſpüre.

— Das Frühſtück, erwidert die Frau Gemahlin, iſt längſt bereit. Stehen wir auf ...

— Aber warum aufſtehen? ruft unſer Ehemann und ſchließt ſeine Hälfte in ſeine verliebten Arme. Frühſtücken wir im Bette, liebes Kind; das wird weit angenehmer ſein.

Madame hat nichts dagegen einzuwenden und — — — — — man frühſtückt im Bette. Dies mag ſehr angenehm ſein, aber bequem iſt es gewiß nicht. Doch was thut das? Die Liebe findet Alles charmant.



Sogar nach dem Frühſtück denkt man noch nicht ans Aufſtehen. Die Chokolade hat die Beredtſamkeit des Mannes aufs Neue entflammt und auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weiſe ſetzt er die Unterhaltung fort.

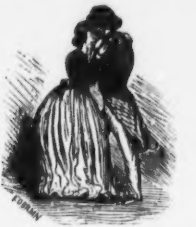
Madame glaubt einen Nachkommen des großen Simſon geheirathet zu haben, der in mancherlei Dingen ausgezeichnet war, bevor Frau Delila eine Schlafmütze aus ihm gemacht hatte.

Endlich erhebt man ſich. Unter tauſend verliebten Neckereien und eben ſo vielen Küſſen, die kein Ende nehmen wollen und von denen die eine Hälfte diebiſcher Weiſe entwandt und die andere freiwillig gegeben wird, kleidet man ſich allmälig an.

Unter Koſen und Lachen rückt die Mittagszeit heran. Während der Tafel nimmt der Herr ſeine Frau auf den Schooß, trinkt aus dem Glaſe, aus welchem ſie getrunken, und ißt nur das, wovon ſie gekoſtet hat. Die auserwählteſten Leckerbiſſen würde er geſchmacklos finden, hätte ſeine Frau ſie nicht berührt.

Abends beſchließen die Neuvermählten, ins Theater zu gehen, warten aber nicht den letzten Akt ab. Oder ſie gehen in Geſellſchaft und dann dünkt dem Ehemanne die Zeit bis zur Rückkehr eine Ewigkeit. Er giebt ſeiner Frau einen heimlichen Wink; dieſe ſucht ihm jedoch begreiflich zu machen, daß ſie Anſtands halber noch nicht aufbrechen dürfen.

Unſer Neuvermählter aber ſpottet aller guten Sitte; es iſt ihm durchaus gleichgiltig, was die Welt auch ſagen und was ſie von ihm denken mag. Er will ſeine Frau nach Hauſe führen; er kann die Zeit nicht erwarten, wo er wieder mit ihr allein ſein wird. Die Augenblicke, in denen er ſie an ſein Herz drücken darf, ſcheinen ihm allzuſparſam zugemeſſen.



Endlich gelingt es ihm, ſich ſeiner Frau zu bemächtigen.

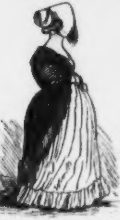
Er zieht ſie mit ſich fort, und dieſes Fortziehen gleicht einer halben Entführung.

Er läßt die junge Frau in einen Wagen ſteigen, ſpringt ihr ſchleunigſt nach und befiehlt dem Kutſcher, die Peitſche nicht ruhen zu laſſen.

Nichts kommt der Ungeduld dieſes Herrn gleich!

Er zählt die Sekunden, bis er wieder mit ihr zu Hauſe ſein wird, um die unterbrochene Morgen-Unterhaltung fortſetzen zu können.

Wenn dies immer ſo bliebe, es wäre zum Entzücken! Aber — — —



III. Die Flitterwochen haben ein Ende.

Würden die Frauen bei geziemender Begegnung von Seiten ihrer Männer dieſen immer das ſein, was ſie ihnen während der Flitterwochen ſind? Dies iſt eine ſehr ernſte Frage. Ich werde ſie hier nicht zu beantworten verſuchen, weil wir uns nur mit verheiratheten Männern und keineswegs mit ihren Ehehälften beſchäftigen wollen. Nur ganz im Vorbeigehen will ich bemerken, daß die Frauen durch Vergnügen und Glück bei weitem nicht ſo ſchnell abgeſtumpft werden, als die „Herren der Schöpfung“. Als Folge daraus ergiebt ſich, daß die Frau es nicht verſchuldet, wenn die ſüßen Flitterwochen ſo bald ihr Ende erreichen.

Der junge Mann, der Anfangs nicht aus dem Bette zu bringen war, beginnt jetzt früher aufzuſtehen. Bald ſteht er zu der Stunde auf, in der er aufſtand, als er noch Garçon war. Noch einige Tage — und er ſteht ſogar ein Stündchen früher auf.

Jetzt iſt es die junge Frau, die ihn unter zärtlichen Umarmungen zurückzuhalten ſucht. Unſer Ehemann aber ſucht ſich loszumachen, indem er ſagt:

— Und mein Bureau! ... Teufel, ich habe keine Luſt, daß man meinem Chef ungünſtigen Rapport über mich abſtatte! ... Wer wird ſeine Stelle gern verlieren?

Oder:

— Die Commis dort unten gehen müßig, wenn ich nicht am Platze bin. Wenn man Kaufmann iſt, meine Theure, muß man früh auf ſein; wo nicht, ſo geht Alles den Krebsgang. Nichts geht über das Auge des Principals.

Oder:

— Ich habe dieſen Morgen ſehr früh eine Zuſammenkunft, bei welcher es ſich um eine Sache von Bedeutung handelt. Ich habe keine Luſt, meinen Mann zu verfehlen. Will man gute Geſchäfte machen, ſo darf man nicht läſſig ſein.

— Aber, ſagt Madame ſeufzend, Du haſt noch nicht gefrühſtückt; wenn Dir's recht iſt, ſo ſoll man Dir das Frühſtück ans Bett bringen ... dies würde nicht länger dauern ...

— Nicht länger dauern? Aber bedenkſt Du denn gar nicht, wie unbequem es iſt, im Bette zu frühſtücken? Man vergießt den Kaffee … läßt den Theelöffel fallen … kann die Semmel nicht wiederfinden … nein, ein Frühſtück im Bette iſt eben ſo jämmerlich, wie ein Diner im Graſe.

— Und dennoch, ſchmollt die junge Frau, frühſtückteſt Du ſonſt recht gern bei mir im Bette … damals fandeſt Du nicht, daß dies jämmerlich ſei.

Statt aller Antwort ſpringt unſer Ehemann aus dem Bette, kleidet ſich ſchleunigſt an, frühſtückt ſehr ſchnell und hat, noch ehe ſeine Frau ihre Morgentoilette beendet, das Haus verlaſſen.

Madame findet, daß die Beredſamkeit ihres Herrn Gemahls um ein Bedeutendes nachgelaſſen hat. Sie ſtellt dieſelben Betrachtungen an, welche Gil Blas über den Erzbiſchof von Granada angeſtellt hat.

Wenn der Ehemann im Laufe des Tages zurückkehrt und ſeine Frau ſich ihm nähert, um mit ihm zu ſcherzen, zu lachen und zu tändeln, wie in den erſten Tagen ihrer Ehe, dann antwortet er ihr faſt ungeſtüm:

— Laß mich zufrieden … zum Spielen habe ich für meine Perſon keine Zeit! … Du biſt allerliebſt, würdeſt mich aber ſehr verbinden, wenn Du gingeſt … Du hinderſt mich im Arbeiten.

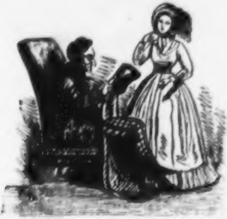
Es fällt ihm nicht mehr ein, die Taille ſeiner Frau zu umſpannen; er fühlt keine Neigung mehr, ihre Hände oder Knie zu drücken; es fehlt ihm jetzt an Zeit dazu.

Beim Diner nimmt er ſie nicht mehr auf den Schooß. Wenn ſeine Frau von irgend einem Gerichte zuerſt nimmt und ihm dann daſſelbe präſentirt, thut er, als ſähe er es nicht, und fährt fort zu eſſen, was er eben vor ſich hat. Manchmal zuckt er auch wohl mit den Achſeln, indem er ſagt:

— Höre doch endlich einmal mit Deinen Thorheiten auf! … Ich liebe dieſes Gericht nicht … überdies iſt es zu fett. — Oder: es iſt zu mager.

Wenn Madame eine neue Haube oder einen neuen Hut aufſetzt und ſich mit der Frage, wie ſie ihm gefalle, vor ihren Mann hinſtellt, ſo erwidert er, ohne die Augen aufzuſchlagen:

— Gut … ſehr gut! Du biſt reizend!



Seine Frau, die es wohl bemerkt, daß er ſie keines Blickes gewürdigt hat, muß dieſe Gleichgiltigkeit pikiren. Sie entfernt ſich, indem ſie ſich heilig gelobt, ſich künftig nicht mehr die geringſte Mühe zu geben, ihm zu gefallen.

Wenn er ſie in eine Geſellſchaft begleitet, ſo bringt er ſie in einen Winkel des Saales. Dort mag ſie ſich amüſiren, ſo gut ſie kann. Was ihn betrifft, ſo haben ſeine Funktionen ſich geändert: er begiebt ſich in ein anderes Zimmer und ſpielt dort bei einer anderen Dame, bei vielen anderen Damen den Liebenswürdigen, den Galanten. In der Wahl iſt er nicht ſehr ängſtlich, ſobald die Frau, der er Aufmerkſamkeiten erzeigt, nur nicht ſeine Frau iſt. Wenn er tanzt, ſo wird ſeine Tänzerin nie zugleich ſeine Frau ſein; dies ſcheint ihm unpaſſend. Später ſucht er einen Spieltiſch auf und — von nun an vergißt er die Zeit. Er amüſirt ſich und kümmert ſich wenig darum, ob ſeine Frau vor Langeweile umkommt. Dieſe iſt inzwiſchen an den Spieltiſch getreten; ſie nähert ſich ihrem Manne und ſagt ſehr ſanften Tones:

— Mein Freund ... wollen wir nicht an unſern Aufbruch denken?

— Wenn ... wenn ... ſogleich ... bald ... Geh', tanze noch ein wenig ... ſpäter werden wir gehen ...

— Ich mag nicht mehr tanzen; ich bin ermüdet ...

— Nun, ſo ruhe aus ...

Madame ſagt nichts mehr, ſie entfernt ſich. Nach einer halben Stunde aber kommt ſie zurück und ſpricht zu ihrem Manne, der noch immer ſpielt:

— Mein Lieber, es iſt ſchon ſehr ſpät, wirſt Du bald kommen?

— Ja, ja, in fünf Minuten ... nur noch fünf Minuten ... dann ſtehe ich zu Befehl.

Die fünf Minuten währen abermals eine halbe Stunde. Endlich verläßt unſer Ehemann den Spieltiſch.

— Wie ennuyant, brummt er in den Bart, wenn man nicht mehr thun kann, was man will, wenn man beſtändig getrieben wird zu gehen, gerade dann, wenn man bleiben will. Die Frauen ſind die ungefälligſten Geſchöpfe auf der Erdkugel ... Ach, wär' ich Junggeſelle geblieben, ſo hätt' ich noch wie vor meinen eigenen Willen ... Thoren, die wir ſind, uns Feſſeln anzulegen! ... Aber nun iſt's einmal geſchehen!

Er reicht ſeiner Frau den Arm. Sie gehen zu Fuß, und wenn ſie der Meinung iſt, daß ein Wagen bequemer wäre, ſo erwidert er:

— Warum fahren? ... wir haben nicht ſehr weit; außerdem kann etwas Bewegung Dir durchaus nichts ſchaden.

Madame ſeufzt. Sie findet, daß ihr Mann ein ganz Anderer geworden. Er iſt weder ein Mirabeau mehr, noch ein Simſon. Konnten die Thorheiten, welche die Flitterwochen bezeichneten, ewig währen? Gewiß nicht!

Warum aber, meine Herren Ehemänner, begehen Sie dieſe Thorheiten? Warum gewöhnen Sie, ſobald Sie in den Eheſtand treten, Ihre Frauen an eine Behandlung, die Ihnen in der Folge äußerſt ſchwer, ja ſogar unmöglich wird? Warum überſättigen Sie dieſelben mit Vergnügen, um ſie ſpäter auf die halbe Ration zu ſetzen? Warum überhäufen Sie Ihre Hälften zuerſt mit Liebkoſungen, da Sie ſich ſpäter doch kaum die Mühe nehmen, Ihr Auge auf ſie zu richten, ſobald ſie ſich eine neue Haube anprobiren? Warum verſchwenden Sie gleich in den erſten Tagen Ihre ganze Liebenswürdigkeit und ſparen nicht ein einziges Wort für ſpätere Zeiten auf? — Aber ich will Sie der Antwort überheben. Dies Alles hat ſeinen Grund darin, weil es dem Manne nicht gegeben iſt, mäßig im Genuſſe zu ſein. Dies liegt in ſeiner Natur; jede Moralpredigt wäre deshalb rein verſchwendet.

(Fortſetzung folgt.)

Die Aprilnarren.

Dieſe Gattung von Narren findet ſich bei allen europäiſchen Völkern, wenn auch in etwas veränderter Geſtalt. In England ſagt man „an April fool“, die Holländer haben ihren „April gek“ und die Franzoſen treiben ihren Scherz mit dem bekannten „Poisson d'avril“. In Deutſchland, Holland und England nennt man Jeden, der ſich „in den April ſchicken“ läßt, einen Narren. Wenn man alſo auch über den Urſprung dieſes mit jedem erſten April wiederkehrenden Scherzes nicht im Klaren iſt, ſo weiß man doch, welchen Titel man Dem, der ſich anführen läßt, beizulegen hat.

Warum aber wählt man gerade den erſten April, um die Narren, die man an den übrigen 364 Tagen des Jahres in Ruhe läßt, aufzuziehen und zu foppen?

Die Beantwortung dieſer Frage finden wir vielleicht, wenn wir uns in uralte Zeiten zurück- und tief nach Aſien hinein verſetzen. Der engliſche Obriſt Pearſe hat bei den Hindus einen Gebrauch gefunden, welcher ſeit undenklichen Zeiten im Orient verbreitet geweſen zu ſein ſcheint. Am Ende des März feiern die Hindus ein Feſt, Huli genannt, bei welchem die Dummköpfe zum allgemeinen Ergötzen unter mancherlei Vorwänden hin- und hergeſchickt und mit zweckloſen Dienſtleiſtungen beläſtigt werden. Der letzte Tag dieſes Feſtes iſt das Neujahr, welches dort, wie auch vor Zeiten bei uns, am erſten April, alſo mit dem Eintritt des Frühlings, anfängt. Etwas Aehnliches findet ſich unter den Juden des Alterthums und unter den Griechen, deren Apodidraſchinda oder Blindekuhſpiel in Europa allgemein verbreitet iſt und bis auf unſere Zeit ſich erhalten hat. Wer vergebens von Einem zum Andern gehen muß, wird nach einem allgemein verbreiteten Sprichworte „vom Herodes zum Pilatus“ geſchickt.

Die Narrenfeſte, Eſel-feſte und andere Mummereien, welche im Mittelalter getrieben wurden, möchten ebenfalls wohl jüdiſchen Urſprungs ſein und ſich dieſe abgeſchmackte Sitte bis auf unſere Zeit fortgepflanzt haben. Solche Mummereien hießen in Frankreich „la passion d'avril“, woraus das unwiſſende Volk „poisson d'avril“ gemacht hat.

Der „Dorfbarbier“ als Heidenbekehrer.

In Nummer 11 des allezeit luſtigen „Dorfbarbiers“ erzählt Grimma's Figaro, Ferdinand Stolle, ſeinem Generale, daß er in Leipzig geweſen ſei, um ſich zu überzeugen, wie's mit der deutſch-katholiſchen Angelegenheit ſteht.

»Als unſchuldiges Gemüth vom Lande dachte ich: du gehſt gleich vor die rechte Schmiede, direkt zu den Katholiſchen. Wer konnte mir hier gelegener kommen, als meine beiden geehrten Bartkunden, Carl Herloßſohn und Eduard Maria Oettinger, berühmte Lichter am literariſchen Himmel und gefürchtete Recenſenten, und Beide noch im Schooße der alleinſeligmachenden

Kirche ſeßhaft. Wie ein Zahnarzt leis und ſchonend nach einem wackeligen Zahne, ſondirte ich nach dem in dieſen beiden Herren noch befindlichen Römerthume und erſtaunte nicht wenig, als ich namentlich bei Oettinger das hierarchiſche Gebiß noch in unverletztem Zuſtande fand. Bei einem ſo geiſtreichen und geachteten Recenſenten, wie Oettinger, iſt's nun freilich kein Wunder, wenn er gutes Zahnwerk hat; und das hätte auch ſein mögen, aber ich fand bei den beiden Römiſch-Katholiſchen nicht einmal große Sympathien für die neuen Antipapiſten. Das war ein harter Schlag; ich hatte in meiner Einfalt geglaubt, als freiſinnige Journaliſten und Männer von Bewegung wären ſie längſt voran. Dem war nicht ſo. Während ich leiſe ſchneidemühlte, rebuſte Herloßſohn, und Oettinger zählte die Briefe zuſammen, welche in Laube's „Rococo“ auf die Bühne gebracht und geleſen werden. — Nachdem ich mich eine Zeitlang vergebens abgemüht hatte, den Redakteur des „Charivari“ Rom abſpenſtig zu machen und meine Untauglichkeit als Miſſionair und Heidenbekehrer ſattſam an den Tag gelegt hatte, begab ich mich zu einer anderweitigen Leuchte am Leipziger Journalhimmel, nämlich zu Herrn Robert Wilhelm Heller, Redakteur der „Roſen“ und Verfaſſer der „Steppenreiſe“. Ich fürchtete, den jungen hoffnungsvollen Mann wegen ſeines „letzten Willens“ noch in den letzten Zügen zu finden. Dem war wieder nicht ſo. Auch Herr Robert Wilhelm Heller, obſchon von Profeſſion ein Proteſtant, ſprach ſich als „hellſehender Staatsmann“ gegen dieſe deutſch-katholiſchen Gemeinden aus. Von Herloßſohn und Oettinger will ich noch nichts ſagen; Jeder lebe ſeines Glaubens, aber Heller, wie kommt Heller dazu? Hofft der Mann etwa, daß die römiſche Curie ſeine „Roſen“ noch auktionsweiſe erſtehen und zu Roſenkränzen werde verarbeiten laſſen?«

Wäre nicht uns Allen Freund Stolle als ehrliche Haut bekannt, ſo würden wir ihn ohne Weiteres für einen geheimen Agenten des Jeſuitenordens erklären, der dies Alles blos deshalb geſchrieben hat, um uns in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen. Das aber ſei fern von uns zu glauben. Ich wenigſtens kenne Herrn Stolle viel zu genau und weiß, daß er eben ſo wenig Jeſuit iſt, als ich ein echter Römling bin. Zu ſeiner Beruhigung aber will ich den „Dorfbarbier“ an Canning und deſſen Wahlſpruch „La liberté politique et religieuse pour tout le monde“ erinnern. Sein Wahlſpruch iſt auch der meinige. Ich haſſe Alles, was nach Apoſtaſie, Intoleranz und Proſelytenmacherei riecht, und achte und ehre jeden Glauben. Doch darum keene Feindſchaft nich!

E. M. O.

Gott verſteht's!

Der Gottesdienſt iſt ja Latein,
Verſtehſt die Sprache Du?
Ich? Ei bewahre! Doch wozu?
Gott wird ſie wohl verſtändlich ſein!

Zapfenſtreich.

Berlin. Am 19. März fand auf der königlichen Bühne die erſte Aufführung von Heinrich Laube's „Rococo" ſtatt. Der Verfaſſer, der mit Clique und Claque nach Berlin gekommen war in der eitlen Hoffnung, hier einen großen Triumph zu feiern, hat ſtatt deſſelben die traurige Ueberzeugung mitgenommen, daß das hieſige Publikum nicht ſo nachſichtig als das Leipziger iſt. Sein Stück hat hier im ſtrengſten Sinne des Wortes mißfallen. „Rococo" iſt weder Luſt- noch Trauerſpiel, weder Drama noch Komödie; der erſte Akt leidet an furchtbaren Längen, der zweite an entſetzlicher Breite, der dritte an Länge und Breite; in der Mitte des vierten Aktes beginnt die Handlung etwas Intereſſe zu gewinnen, das im letzten nicht geſteigert wird. Das Ganze, das in Frankreich ſpielt, hat durchweg einen ſchwerfällig-deutſchen Habitus. Frau von Pompadour, der Abbé de la Sauce, der Marquis de Briſſac ſind deutſche Charaktere mit franzöſiſchen Namen. Die Frivolität, die durch die ganze Intrigue geht, iſt ſo platt und unverſchleiert, daß ſie in einzelnen Scenen Jeden, der noch ein Fünkchen von Schaamgefühl beſitzt, anwidern muß. Uebrigens begreift Niemand, warum das Ding, das weder Fiſch noch Fleiſch iſt, Rococo heißt; weit richtiger könnte man es die Briefpoſt nennen, denn es werden in dieſen fünf Akten mindeſtens ein Halbhundert Briefe gewechſelt. Der Dialog iſt durchweg froſtig, kalt, geſchraubt. Die Darſtellung war durchgehends gelungen; Fräulein von Hagn als Pompadour, Dem. Stich als Melanie, Herr Hoppé als Abbé de la Sauce und Herr Rott als Marquis Briſſac verſuchten es, dem Stücke durch ihr geiſtreiches Spiel ein Relief zu verleihen; deſſen ungeachtet hat es Fiasco gemacht und Niemand in Berlin kann begreifen, wie es möglich geweſen iſt, daß „Rococo" in Leipzig zwei Wiederholungen erleben konnte. Hier wird das Stück ſchwerlich noch zwei Mal gegeben werden.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" erinnert bei Beurtheilung des Laube'ſchen „Rococo" an ein bekanntes Wort: „daß alle Gattungen des Drama's gut ſeien, nur die langweiligen nicht" und fügt hinzu, daß „Rococo" das Publikum gelangweilt habe. Iſt das nicht das Allerſchlimmſte, was man einem ſchöngeiſtigen Produkte nachſagen kann?

∴ Die Verordnung wegen Aufhebung des Intelligenzzwanges wird allem Anſcheine nach von den Landtagen ſämmtlicher Provinzen angenommen werden.

∴ Nach Bülow-Cummerow's Angabe belaufen ſich die Schulden des preußiſchen Staates auf 150 Millionen Thaler.

∴ Am 17. v. M. iſt der würdige Neſtor der Pädagogen, der vormalige und letzte Direktor des einſt ſo berühmten Pädagogiums zu Kloſter Berge, Dr. Friedrich Straß (geb. am 10. März 1766 zu Grüneberg in der Neumark) in einem Alter von 80 Jahren geſtorben.

∴ Herr von Bornſtedt, der, nach ſeiner Ausweiſung aus Paris, nach Berlin zurückgekehrt war, wird ſich nach Brüſſel begeben, um dort in deutſcher und franzöſiſcher Sprache ein Werk über den Zollverein herauszugeben.

∴ In der „Voſſiſchen Zeitung" befand ſich vor Kurzem folgende Anzeige: »Dem Fräulein M., neue Königsſtraße, empfehle ich hiermit beſtens Knigge's „Umgang mit Menſchen". In derſelben Zeitung fanden wir die Frage: »Werden wir nicht bald ein Stück zu ſehen bekommen, welches der „weibliche Tartüffe" heißt, da es doch zur Zeit der weiblichen Tartüffes ſo viele giebt, die bedeutendes Unheil ſtiften. F. v. Bülow.«

∴ Die „Voſſiſche Zeitung" bezahlt jährlich 16,000 Thaler Stempelgebühren.

Breslau. Der Buchhändler Pelz iſt „wegen frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgeſetze und wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn" zu neunmonatlicher Feſtungsſtrafe und Tragung ſämmtlicher Koſten verurtheilt worden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Pelz gegen dies Urtheil Appellation eingelegt hat.

∴ Johannes Ronge hat aus Mitweida, in Sachſen, eine uralte ſilberne Denkmünze, begleitet von einem Gedichte und einer Adreſſe, erhalten. Die Denkmünze zeigt auf der einen Seite das Bildniß von Johann Huß mit der Inſchrift: „Credo unam esse ecclesiam catholicam", auf der andern Seite den Märtyrertod dieſes Mannes auf dem Scheiterhaufen mit den Worten: „Joannis Huss anno 1415 condemnatur".

Chriſtiania. Von den jungen Schriftſtellern ſind drei, Daa, Stabel und Schweigaard zu Mitgliedern des Storthings (Reichstags) erwählt worden. (Ein neues Argument, daß die Feder ſich jetzt in allen Staaten Europas ſiegreich Bahn zu brechen anfängt.)

Dresden. Die „Abendzeitung" erzählt, daß die Intendanz des Coburger Hoftheaters die Partitur von „Röck und Juſte" verlangt habe, wenn dieſelbe nicht über drei Thaler koſte, worauf der Agent des Dichters geantwortet, die letzten Schmieren reiſende Geſellſchaften) in Sachſen hätten einen Dukaten bezahlt und billiger könne ein Hoftheater den Preis nicht verlangen. (O Coburg, prinzengeſegnetes Coburg!)

Elberfeld. Unter der Redaktion des Herrn M. Heß erſcheint hier eine ſocialiſti che Monatsſchrift, „der Geſellſchaftsſpiegel", welche die Vertretung der beſitzloſen Klaſſen ezweckt.

Frankfurt. Karl Gutzkow hat ein neues Luſtſpiel, „Einſt!" vollendet.

Halle. Von Gibichenſtein bei Halle aus wird ein ſogenanntes Volksblatt redigirt, welches über Licht, Wahrheit und Vernunft eine Nachtmütze der mittelalterlichen Zeit zu tülpen bemüht iſt; — es hat jetzt aber Aufmerkſamkeit erregt, weil der proteſtantiſche Profeſſor Dr. Karl Witte, Profeſſor der Rechtskunde in Halle, durch fünf Blätter eine Vertheidigung und Gutheißung der Trier'ſchen Rock-Anbetung aufſtellt, Ronge nach llen Richtungen hin verunglimpft, ihm weder Muth, noch Kenntniß, noch Charakter, noch rgend eine Geiſtesqualität zugeſtehen will und ſeine Armuth und materielle Hülfloſigkeit erhöhnt. Ein ſolches literariſches Faktum aus dem Jahre 1845 be- und verurtheilt ch ſelbſt!

∴ Ueber denſelben Profeſſor Dr. Karl Witte, der wegen ſeiner ultramontanen Geſinnungen hier wenig beliebt iſt, circulirt das Bonmot, daß er als Kind ein ganzer Mann und jetzt als Mann ganz kindiſch geworden ſei.

Hamburg. Die Schauſpielerin Lenz, vom Stadttheater, hat ſich, obgleich ſelbſt erheirathet, mit einem ebenfalls noch verheiratheten hieſigen Kaufmann, auf einem Landgute des Letzteren im Mecklenburgiſchen, trauen laſſen. (Auch nicht übel!)

∴ Zum Benefiz unſeres wackeren Veteranen Gloy iſt Bauernfelds „deutſcher Krieger" gegeben worden. Das Stück hat auch hier, wie in Leipzig, weniger Anklang ls in Wien gefunden.

∴ Im Thalia-Theater hat ein neues einaktiges Luſtſpiel, „ein Roman zwiſchen Eheleuten, oder ein Brief zu viel", eine Bearbeitung der Fournier'ſchen Comödie „les rois lettres", eine ziemlich günſtige Aufnahme gefunden.

Leipzig. Der „Deutſche Courier" ſchreibt: »In München iſt neulich eine Nummer der „Leipziger Theaterchronik" confiscirt worden, weil in derſelben über das Münchener Theater in allzugehäſſigem Tone geurtheilt worden iſt. Das wird immer luſtiger n Sanct Deutſchland! Nun darf man nicht einmal mehr über das Theater ſeine Meinung ſagen!«

∴ Die erſten beiden Bände von Thiers' „histoire du consulat et de l'empire", ie bei Meline erſchienen und in Brockhaus' Offizin (ſehr elegant) gedruckt ſind, enthalten, in neun Büchern, die Geſchichte Frankreichs vom Jahre VIII (1799) bis zum pril 1801, alſo einen Zeitraum von nur zwei Jahren, in welchem indeß die Conſtitution des Jahres VIII, die Schlacht von Marengo, die von Hohenlinden, die Geſchichte er Höllenmaſchine, die Präliminarien zum Frieden von Amiens bedeutende Abſchnitte ilden. Die Portraits Napoleons (nach Iſabey von Robinſon geſtochen) und des Vicekönigs, Eugène Beauharnois (desgl.), und das ſehr ähnliche Bild des Verfaſſers (nach 'Auvergne) ſind eine ſehr geſchmackvolle Zugabe.

∴ In Nummer 31 der „Staatsbürgerzeitung" rückt Dr. Ferdinand Philippi mit ſcharfem Schwerte den „Vaterlandsblättern", die ihn als Römling hingeſtellt haben, auf en Leib. Am Schluſſe der geharniſchten Philippica ſagt er: »Das proteſtantiſch-conſtitutionelle Deutſchland hat noch andere Heiligthümer zu wahren und noch eine andere Oriflamme zu entfalten, als den Ronge'ſchen Brief und das Glaubensbekenntniß von Breslau und Schneidemühl; es iſt ein Aergerniß und eine Thorheit zugleich, wenn die eſſern Organe der deutſchen Preſſe mit einem Brett vor dem Kopfe, wie blind, immer ur gegen Rom anrennen, während der ſchlimmere Feind und Bundesgenoſſe der Finſterniß n und unter uns ſeine Fäden weiſt und Geiſter und Herzen umſpinnt.« (Ein wahres, reffendes Wort! Auch uns ſcheint es hohe Zeit, die Organe der deutſchen Preſſe an wichtigere Fragen zu erinnern. Der ewige Confeſſionsſtreit, das ewige Lied von Ronge und Czerski, von Czerski und Ronge, wird nachgerade unerträglich!)

∴ Herr Auguſt Lewald, früher ein ſehr eifriger Lobredner des Herrn Laube, iſt auf ſeinen ehemaligen Schützling ſehr ungehalten. Er wirft ihm vor Allem Charakterloſigkeit vor. »Nachdem Herr Laube,« ſchreibt die „Europa", »Madame Birch-Pfeiffer, ihre Berliner Anſtellung, ihre Stücke in der „eleganten Zeitung" hartnäckig bekämpft und ſein Blatt Monate lang in ein Oppoſitionsblatt gegen Herrn von Küſtner verwandelt hatte, ſchlägt er plötzlich um und lobt in den „Grenzboten" die Verwaltung des Herrn von Küſtner u. ſ. w. O ihr jungen Helden, übt doch vor allen Dingen erſt Charakter!« Wer kann ſagen, daß Herr Lewald Unrecht hat? Der von der „eleganten Zeitung" beſtändig getadelte Herr von Küſtner wird von Herrn Laube jetzt bei jeder

Gelegenheit vertheidigt, weil Herr von Küſtner ſich endlich dazu verſtanden hat, Herrn Laube's „Rococo" aufzuführen! O Conſequenz — dein Name iſt: Rococo-Laube!

∴ Ein Berliner Journal will Herrn Laube beweiſen, daß er ſein ſogenanntes Originalſtück „Rococo" einer franzöſiſchen Komödie entlehnt habe. (Wir für unſern Theil glauben nicht daran, weil wir in „Rococo" nicht die kleinſte Spur von franzöſiſchem Geiſte finden.)

∴ Ein reicher Privatmann von hier hat eine Preisaufgabe für Denjenigen ausgeſetzt, der den Verfaſſer des zweiten Berichts aus Berlin über Laube's „Rococo" in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" errathen kann. Herr Laube darf aber nicht mitrathen.

∴ In vielen Blättern hat ſich der alte, friſch aufgewärmte Puff herumgetrieben, Herr von Rothſchild habe die Herrſchaft Muskau dem Fürſten Pückler abgekauft und dem „Verſtorbenen" dafür blos lumpige 14½ Tonnen Goldes bezahlt. Wir wiſſen aus guter Quelle, daß Fürſt Pückler mit einem andern Rothſchild, mit dem Leipziger Schriftſteller Dr. Wilhelm Bernhardi, in Unterhandlung ſteht, der ihm für Muskau das Eigenthumsrecht ſeiner geſammelten Werke cediren will. (Wer bei dieſem Handel den Kürzern zieht, Herr Bernhardi oder Fürſt Herrmann, iſt ſchwer zu ermitteln.)

∴ Im „Kometen" wird von einem Lobhudler des Herrn Kühne behauptet, „Kaiſer Friedrich II. vor Prag" ſei hier mit großem Beifall aufgenommen worden. Thatſache iſt es, daß die beiden erſten Aufführungen vor halb leerem Hauſe gegeben wurden und daß das mit großem Beifall aufgenommene Stück ſeitdem ad acta gelegt iſt.

∴ Herr Bergmann, ein Mitglied unſerer Bühne, das wir ungern ſcheiden ſehen, iſt unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Oſtern an in Peſth engagirt.

∴ W. Telle's neue Oper „Sarah, die Waiſe von Glencoé", in Cöln und in Kiel mit vielem Beifall gegeben, wird im Verlauf dieſes Frühjahrs auf unſerer Bühne zur Aufführung kommen.

∴ Ein Weinhändler aus Würzburg hat dem deutſch-katholiſchen Agitator Robert Blum eine notariell ausgefertigte Verſchreibung zugeſandt, in der er ſich verbindlich macht, der Leipziger neuen Gemeinde auf zehn Jahre den Abendmahlswein gratis zu liefern.

London. Der Buchhändler Colborn hat von Thiers das ausſchließliche Verlagsrecht der engliſchen Ueberſetzung der „histoire de l'empire" gekauft. Die Ueberſetzung des Werkes beſorgt Dr. Forbes-Campbell.

∴ Wilhelm Auſtin, bekannt aus dem Prozeſſe der Königin Caroline, iſt vor Kurzem aus Mailand zurückgekehrt, wo er ſich ſeit einer Reihe von Jahren in einem der dortigen Irrenhäuſer befunden hat. Schon ſeit 1830 iſt er geiſtesabweſend und hat ſeitdem faſt keine Sylbe geſprochen. Die Sorge für ſeine Perſon und das nicht unbeträchtliche Vermögen, das ihm die Königin vermacht, haben ſeine Verwandten dem Lord-Kanzler übertragen, auf deſſen Veranlaſſung Auſtin nach London in eine Privat-Irren-Anſtalt gebracht worden iſt.

Lüneburg. Am 14. v. M. ſtarb hier, 82 Jahre alt, der bekannte Geſchichtsſchreiber Dr. Wedekind. Im vollen Beſitz ſeiner Kräfte arbeitete er noch wenige Tage vor ſeinem Tode an einem hiſtoriſchen Werke, das faſt vollendet iſt. Man hofft, daß einer der Freunde des Verſtorbenen das opus posthumum dem Drucke übergeben werde.

Mailand. Auf dem Teatro Rè hat Victor Hugo's „Angelo tyran de Padoue", von G. Battaglia ins Italieniſche überſetzt, eine ziemlich günſtige Aufnahme gefunden.

∴ „La jolie fille de Gand", das große Ballet mit Adams Muſik, iſt hier unter dem Titel „Beatrice ovvero un sogno" mit großem Beifall über die Scala geſchritten. Fanny Elsler tanzte die Hauptrolle.

München. König Ludwig ſoll geruht haben, ein Trauerſpiel zu ſchreiben, das unter pſeudonymem Namen nächſtens in Scene geſetzt werden ſoll.

∴ Auch unſere Theater-Intendanz hat nun die Tantièmen eingeführt. (Vielleicht darum, weil . . . ?)

New-York. In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika erſcheinen gegenwärtig zehn deutſche Zeitungen: zwei in New-York (die „deutſche Schnellpoſt" und die „New-Yorker Staatszeitung"), eine in Philadelphia („die alte und neue Welt"), eine in Pittsburg („der Freiheitsfreund"); eine in Baltimore („der demokratiſche Whig"), eine in Cincinnati („der deutſche Republikaner"), eine in Columbus („der Weſtbote von Ohio"), eine in Detroit („die allgemeine Zeitung von Michigan") und eine in St. Louis („die deutſche Tribune").

Paris. In der Deputirtenkammer iſt ein erneuertes Amendement des Herrn Mortimer Ternaux, den Zeitungsſtempel abzuſchaffen, wie der urſprüngliche Vorſchlag des Herrn Chapuis Montlaville, verworfen worden.

∴ Herr Etienne, Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie, iſt am 13. März nach einer langen und ſehr ſchmerzhaften Krankheit geſtorben. Sein Leichenbegängniß fand unter großer Feierlichkeit und unter Anweſenheit vieler Mitglieder der Pairs- und Deputirtenkammer und faſt aller Akademiker ſtatt. Nur Herr Guizot, welcher auch Mitglied der Akademie iſt, wurde vermißt. Der Herzog Decazes, die Herren Thiers, Dupin, Pongerville, Dupaty, Villemain und Viennet (beide letztere hielten am Grabe auf Père-Lachaiſe Reden) trugen abwechſelnd die Zipfel des Leichentuches. (Charles Guillaume Etienne, geb. am 5. Januar 1778 zu Chamouilly, kam 1796 nach Paris, war Anfangs Privatſekretär des Herzogs von Baſſano, ſeit 1810 Cenſor des „Journal de l'Empire“, ſeit 1811 Mitglied der Akademie. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, verlieh er ihm das Kreuz der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Präſidenten der Akademie. Während der zweiten Reſtauration war er einer der einflußreichſten Mitarbeiter des „Conſtitutionnel“, kam 1820 in die Deputirtenkammer und wurde 1839 zum Pair erhoben. Die Zahl ſeiner dramatiſchen Werke iſt ſehr bedeutend*).

∴ Victor Hugo hat von der Königin von Spanien den Orden Karls III. erhalten.

∴ Herr J. B. A. Soulié, Conſervator der Arſenalbibliothek, iſt geſtorben.

∴ Die Schauſpielerin Rachel geht, ihrer Geſundheit wegen (?), nach Italien.

∴ Der „Conſtitutionnel“, der ein Stück des dramatiſchen Schriftſtellers Leyau de Lacy getadelt und ſich geweigert hatte, eine Antikritik aufzunehmen, iſt vom Poeten verklagt und vom Gerichtshofe verurtheilt worden, deſſen Antikritik innerhalb drei Tagen aufzunehmen oder dem Kläger für jeden Tag des Verzugs fünf Francs zu zahlen.

∴ In einem Bericht über den vor den Aſſiſen des Oberrheins geführten Wicky'ſchen Prozeß im „Meſſager“ heißt es bei Gelegenheit der Beſchreibung der vier Angeklagten von einem derſelben: »F. Weidenbacher a l'aspect le plus allemand (sic!!) qui se puisse voir. C'est une figure placide, qui révèle un idiotisme complet.« (Bedank' Dich, Du lieber, guter Michel!)

∴ Lamartine arbeitet fleißig an ſeiner „Geſchichte der Gironde“, deren erſter Band bald erſcheinen ſoll. Er hat ein altes Mütterchen, eine ehemalige Geliebte Robespierre's, gefunden, bei der er ſeine Abende zubringt, um ſich von Robespierre erzählen zu laſſen.

∴ Von Thiers' „histoire de l'empire“ ſind beim Verleger Paulin bis jetzt 23,000 Exemplare beſtellt; die erſte Auflage iſt auf 30,000 Exemplare feſtgeſetzt.

∴ Die „Geſchichte des Kaiſerreichs“ von Herrn Thiers macht nicht den günſtigen Eindruck, den Verfaſſer und Verleger erwartet hatten; man merkt, daß ſie diktirt und nicht aus einem Guſſe ſelbſt geſchrieben iſt; im Uebrigen iſt Herr Thiers viel zu ſehr geweſener und möglicher künftiger Miniſter, um ſo rückſichtslos zu ſchreiben, wie in ſeiner „Geſchichte der Revolution“. Einzelne Ereigniſſe aber ſind meiſterhaft geſchildert, namentlich Alles, was die Strategie betrifft.

∴ Als Fortſetzung eines im Jahre 1844 erſchienenen Werkes über die franzöſiſchen Bagno's erſcheint jetzt bei demſelben Verleger (Havard) eine Schilderung der Pariſer Gefängniſſe in 50 Lieferungen. Sie führt den Titel „les prisons de Paris“, wird von M. Alhoy und L. Lurine herausgegeben und mit 120 Illuſtrationen ausgeſtattet. Man darf blos die Namen dieſer Gefängniſſe nennen hören, um ſich an die denkwürdigſten Epochen der franzöſiſchen Geſchichte erinnert zu ſehen. Wir erwähnen hier nur folgende: la Conciergerie, la Force, Saint-Lazare, la Bastille, l'Abbaye, les Carmes, le grand et le petit Châtelet, le Luxembourg, la Salpetrière, le Bicêtre, Sainte-Pélagie, les Madelonnettes, Vincent, le Temple und Clichy.

∴ Der bekannte Maler Iſabey, Hofmaler Napoleons und Ludwigs XVIII., und der Dichter Béranger arbeiten an ihren Memoiren, die noch im Laufe dieſes Jahres ans Licht treten ſollen.

∴ Im Odeon-Theater iſt ein neues fünfaktiges Drama, „Nôtre Dame des Abimes“, von Leon Gozlan und im Gaîté-Theater ein neues Drama, „les ruines de Vaumont“, mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden.

∴ Das Vaudeville-Theater giebt jetzt allabendlich „Sans Cravatte“, eine fünfaktige Poſſe von Paul de Kock.

∴ Das Palais-Royal-Theater iſt mit zwei neuen Poſſen: „une nuit terrible“ und „la tour d'Ugolin“ aufgetreten.

---

*) Die bekannteſten darunter ſind „Aladin ou la lampe merveilleuse“, opera féerie en 5 a.; „Brueys et Palaprat“, comédie en 1 a.; „Joconde“, op. com. en 3 a.; „Cendrillon“ (Aſchenbrödel), op. com. en 3 a.; „les maris en bonne fortune“, com. en 3 a.; „le Pascha de Suresne“, com. en 1 a. u. ſ. w. Außerdem ſchrieb er in Gemeinſchaft mit Martainville eine ſehr intereſſante „Histoire du Théâtre français depuis le commencement de la revolution“, Par. an. X. (1802). 4 Bde. 12. und eine „Vie de François René Molé“, Par. an. XI. (1803) 12. C. M. O.

∴ Schillers „Wallenſtein", auf die abgeſchmackteſte Weiſe von einem Herrn Theodore Villenave franzöſirt, hat im Odeon-Theater nicht angeſprochen. „Wallenſteins Lager" iſt dergeſtalt verballhorniſirt, daß ſelbſt der milzſüchtigſte Deutſche ſich des Lachens nicht erwehren kann.

∴ Das Verzeichniß der diesjährigen Gemäldeausſtellung hat 2332 Nummern, worunter ſich 1673 Gemälde befinden. Den meiſten Beifall findet Horace Vernets „Wegnahme der Smala Abd-el-Kaders durch den Herzog von Aumale", es iſt ein Bild von 60 Fuß Größe.

∴ Die gegenwärtige Gemäldeausſtellung iſt ſeit 1699, wo Ludwig XIV., auf Manſards Rath, dieſe Einrichtung traf, die 68ſte. Im Jahre 1831 betrug die Zahl der Gegenſtände 2881, im Jahre 1841 betrug ſie 2280, im Jahre 1844: 2443. Seit 1830 ſind nicht weniger als 29,874 Kunſtwerke ausgeſtellt worden!

∴ Die Bilder der franzöſiſchen Rococo-Schule gehen auf den hieſigen Auktionen mitunter zu ſehr hohen Preiſen weg. So wurde neulich eine Ballſcene von Watteau mit 1000 Francs und das „Vergnügen des Fiſchfangs" von Lancret, mit 1301 Francs bezahlt. Selbſt Bilder aus der Bonaparte-Zeit, z. B. „Hymen und die Schamhaftigkeit", von Prudhon, ging zu 1304 Francs weg.

∴ In einer Dorfkirche bei Montreuil ſoll ein reiſender Engländer ein bisher unbekanntes Gemälde von Rubens aufgefunden haben.

∴ Der Naturforſcher Jacquin erzählt, daß es in Weſtindien Bienen giebt, die ein ſchwarzes Wachs produziren. (Wir wiſſen nicht, ob dieſe Erzählung zuverſichtlich iſt, gewiß iſt es dagegen, daß es in Leipzig mehr als einen guten Mann giebt, der ſchlechte Bühnenſtücke produzirt.)

∴ Nach amtlichen Mittheilungen werden hier jährlich 8584 Pfund Gold und 128,180 Pfund Silber verarbeitet; der jährliche Abſatz in Bijouteriewaaren beträgt 120,000 Millionen Francs.

Peſth. Auf der deutſchen Bühne werden Moritz Rott, von Berlin, und Eduard Jerrmann, von Wien, zum Gaſtſpiel erwartet.

Poſen. Madame Schröder-Devrient hat ihr Gaſtſpiel auf der hieſigen Bühne gleich nach der erſten Partie abgebrochen mit der Erklärung, „ſie ſei nicht gewohnt, in einem ſo kalten Theater zu ſingen". (Vermuthlich iſt das Publikum ſo kalt geweſen.)

Schleswig. Der in dem leidigen Streite zwiſchen den Dänen und den Deutſchgeſinnten im hieſigen Lande vielfach genannte frühere Ständedeputirte Peter Hjort Lorenzen von Hadersleben iſt am 17. März plötzlich geſtorben. Die Partei der ſogenannten Nordalbingier verliert ihren erbittertſten Feind, die der Dänen einen freilich talentvollen, aber durch ſein exaltirtes Weſen ſie in letzter Zeit oft compromittirenden Anhänger.

Solothurn. In unſerm Canton iſt zwiſchen den Behörden und der Geiſtlichkeit eine offene Fehde ausgebrochen. Letztere predigt dergeſtalt gegen die Erſtere, daß z. B. der Pfarrer von Burg letzthin die Worte gebrauchte: »Im Namen Gottes beſchwöre ich Euch, es nicht mit Eurem Gemeinderath zu halten.« Als dieſer ſich darüber beſchweren wollte, wurde er zur Thür hinausgeworfen.. (Auch nicht übel, freie Schweiz!)

Stockholm. Albert Lortzings „Czaar und Zimmermann" wird nun auch auf unſerer Bühne zur Aufführung kommen. (Seit Webers „Freiſchütz" hat keine von allen deutſchen Opern ſo allgemein gefallen, als Lortzings „Czaar". Sie hat die Runde durch alle Bühnen Deutſchlands gemacht.)

Ulm. Die Stettin'ſche Sortimentsbuchhandlung iſt für den Druck des Heine'ſchen Gedichtes auf König Ludwig von Baiern mit fünf Monat „Aſperg" und fünfzig Gulden Geldſtrafe belegt worden.

Utrecht. Am 20. v. M. ſtarb hier der berühmte Naturkundige, Prof. Schröder, in ſeinem 70ſten Jahre.

Warſchau. Wie vorſichtig man hier mit ſeinen politiſchen Aeußerungen zu Werke gehen muß, davon giebt uns das Geſchick des vor Kurzem noch auf der Düſſeldorfer Akademie beſchäftigt geweſenen geſchickten Malers B—r (von dem ſich in der Königsberger Ausſtellung zur Zeit auch ein Gemälde befindet) ein Beiſpiel. Dieſer machte eine Kunſtreiſe nach Warſchau, hatte dort Umgang mit einigen freiſinnigen Polen, mochte in ihren Ton wohl mit eingeſtimmt haben und ward ohne viele Weitläuftigkeit eines Tages in eine Kibitke gepackt und nach Sibirien abgeführt, um dort maleriſche Studien über den Zobelfang und über Winterlandſchaften zu machen. (Spen. Zeit.)

Wien. Der Kaiſer ſoll ſehr geneigt ſein, das Cenſurgeſchäft der Polizeihofſtelle zu entziehen und der Studienhofkommiſſion zuzutheilen. Die Herrſchaft des Grafen Sedlnitzky würde dadurch endlich ihr Ende erreichen, und Baron Pillersdorf, Chef der Studienhofkommiſſion, ein Mann von großer Rechtlichkeit, der bis jetzt beſtehenden Cenſur

– manche Manuſcripte blieben oft 12 bis 18 Monate bei der Polizeihofſtelle liegen –
le gehäſſige Seite nehmen.
∴ Baron von Pillersdorf hat das Commandeurkreuz des Stephan-Ordens erhalten,
in neues Zeichen der kaiſerlichen Huld, ein Beweis mehr, daß der Monarch dem wahren
ortſchritt gewiß nicht abhold iſt.
∴ Einen nicht zu beſchreibenden Eindruck hat das vor Kurzem erſchienene kaiſer-
che Patent gemacht, nach welchem von jetzt an die öffentliche Ausſtellung der Verbrecher
der Pranger), mit Ausnahme der zum Tode Verurtheilten, aufgehoben iſt. Dieſe
eue Milderung, welche ein altes Geſetz aus dem Mittelalter aufhebt, ſpricht mehr als
lles für den geſunden Sinn des Kaiſers.
∴ Herr Siegmund Kolisch, einer der tüchtigſten Mitarbeiter der „Wiener Zeit-
chrift“, die unter dem Patronate des Ritters Guſtav von Franck ein friſcheres Ausſehen
ewonnen hat, ſagt in einem Literatur-Bericht: »Es iſt nicht nöthig, daß ein Volk eine
iteratur habe. Sparta hat keine gehabt, Rom, Venedig, die Schweiz in ihren guten
Tagen haben auch keine gehabt. Sie warfen, wie Camillus, ein Schwert in die Wag-
chale, wenn man das Gold ihres Verdienſtes wog. Es iſt nicht nöthig, daß ein Volk
ine Literatur habe; aber es iſt nöthig, daß es Etwas habe, worauf es deuten kann,
enn man nach ſeiner Errungenſchaft fragt. Unſer gutes Deutſchland hat ſonſt nichts,
s muß eine Literatur haben, und es hat auch eine: eine Literatur, in die es ſein Stre-
en und ſein Wünſchen, ſein Hoffen und Trachten, ſein Leiden und Ertragen, ſeine Macht
nd ſeinen Reichthum, ſeine Geſchichte und ſein Leben, ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft,
ein Recht, ſeine Freiheit und ſeine Siege legt. Die Literatur iſt das ganze Eigenthum
es deutſchen Volkes, und deſſen ganze Bedeutung; ſchon von dieſer Seite betrachtet,
erdient die deutſche Literatur den Namen „Weltliteratur“.«
∴ Profeſſor Deinhardſtein hat ein neues Schauſpiel, „Zwei Tage aus dem Leben
ines Fürſten“, vollendet, das im Laufe dieſes Monats im Hofburgtheater in Scene ge-
ht wird.
∴ Ein Bruder des in Paris verweilenden Schriftſtellers Heinrich Börnſtein lebt
ier als Doctor der Medizin und hat ſich in jüngſter Zeit unter dem Namen Hugo
urch die Herausgabe einiger Dramen, die „große Fibel“ und den „Stein der
Weiſen“, bemerkbar gemacht.
∴ Das Theater an der Wien ſoll verſteigert werden; es ſind drei Termine dazu
ngeſetzt; der Schätzungswerth iſt 181,933 Gulden C. M.; doch wird es auch unter
emſelben zugeſchlagen werden. Der erſte Termin iſt auf den 23. April angeſetzt. Gleich
u erlegen ſind 15,000 Gulden als Anzahlung; die ſpäteren Zahlungen werden monatlich
n Raten von 10,000 Gulden verlangt. Dem Käufer wird auf Anſuchen die Theater-
onzeſſion übertragen. (Theaterchronik.)
∴ Virginie Déjazet, Frankreichs Thereſe Krones, wird hier zu Gaſtrollen erwartet.
∴ Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Man beſchuldigt das Revolutions-Tribunal, eine Anzahl von Hinrichtungen
ecretirt zu haben, und doch liefert eine authentiſche Ueberſicht den Beweis, daß dieſes
Gericht von ſeiner Eröffnung bis zum Sturze Robespierre's nicht mehr als 2730 Todes-
rtheile ausgeſprochen hat. Im April 1793 wurden 9, im Mai 10, im Juni 14, im
Juli 13, im Auguſt 5, im September 15, im October 60, im November 53, im De-
ember 73, im Januar 1794 wurden 83, im Februar 75, im März 123, im April 164,
n Mai 324, im Juni 672, im Juli 843 — Robespierre ſelbſt mit ſeinem Anhange —
ingerichtet.
— Nur wenige Werke der deutſchen Literatur haben ſo viele Auflagen und Ueber-
etzungen erlebt, als J. H. Campe's „Robinſon Cruſoe der Jüngere“. Die erſte Auf-
age erſchien Hamburg 1778; 1844 erſchien in Braunſchweig die 41ſte Originalausgabe.
Eine engliſche Ueberſetzung von J. Timäus erſchien Hamburg 1782, 2 Bände, 8.;
Braunſchweig 1800, 8.; Frankfurt a. M. 1807, 8.; von T. Wagner, Braunſchweig
816, 8. Franzöſiſche Ueberſetzungen, von A. S. d'Arnay, Bern 1794, 8.; Genf 1801,
Bände, 12.; von M. Lebas, Braunſchweig 1805, 8., ſiebente Auflage, 1833, 8.;
on P. Blanchard, ſiebente Auflage, Paris 1818, 2 Bände, 12.; von J. D. Grand-
olett, ſechſte Auflage, Braunſchweig 1812, 12.; Paris 1818, 3 Bände, 18.; von J. B.
ngelmann, fünfte Auflage, Frankfurt 1831, 8.; Stuttgart 1836, 16. Italieniſche

Ueberſetzungen von C. G. Jagemann, Halle 1804, 8.; dritte Auflage, Halle 1826, 4.; Venedig 1810, 2 Bände, 12.; von G. Zanobetti, Livorno 1817, 4 Bände, 12. Spaniſche Ueberſetzungen von T. d'Yriarte, Madrid 1806, 8.; Hamburg 1809, 2 Bände, 12.; Paris 1825, 3 Bände, 18. Lateiniſche Ueberſetzungen von P. J. Lieberkühn, Leipzig 1789, 8.; von F. J. Goffaux, fünfte Auflage, Paris 1825. 18.

— Pyrmont verdankte ſeinem Mineralwaſſer in früheren Zeiten einen ſo großen Ruf, daß im Jahre 1556 dort über 10,000 Kurgäſte aus allen Ländern Europa's verſammelt waren. Man hatte aber auch ſo übertriebene Erwartungen von dieſem Brunnen, daß ſich (nach einer alten Chronik) alte Weiber dorthin begaben in der Hoffnung, wieder jung zu werden. Damals erließ der Beſitzer dieſer Quellen, ein Graf von Waldeck, Badegeſetze in deutſcher und lateiniſcher Sprache; das erſte dieſer Geſetze befahl: „dem Brunnen keine göttliche Ehre zu erweiſen“.

— Auf den philippiniſchen Inſeln wendet man folgendes Mittel gegen Bauch- und Kopfweh an: Man giebt dem Kranken eine tüchtige Tracht Prügel, wäſcht ſeine Wunden mit Salzwaſſer und läßt ihm dann zur Ader. (Probatum est! ruft der „Dorfbarbier“.)

— Ein Arzt hat ſich, aus Patientenmangel, das Vergnügen gemacht, auszurechnen, wie viel Menſchen, mit und ohne Beihilfe von Aerzten, ſeit Erſchaffung der Welt geſtorben ſein möchten; der gute Mann hat — ſeine Patienten nicht mitgerechnet — das beſcheidene Sümmchen von 26,628,843,285,075,840 herausgebracht.

— Auch der Schnee ſoll große Heilkraft beſitzen:

„In friſcher, weicher Schnee bei ſtarrem Froſt,
In Kopf, in Hand und Füße ganz getroſt,
Ohn' alle Medizin ſich eingerieben,
Hat augenblicklich allen Schmerz vertrieben.
Ja, Schnee ohn' alle Medizin,
Sagt Doctor Thomas Bartholin,
In ſeiner Schrift: „de nivis usu medico“,
Wer das nicht thut, is stultus est in folio.“

∴ Der italieniſche Schneedoctor Sanchez ließ in hitzigen Fiebern die hoffnungsloſen Kranken in ein doppeltes mit Schnee gefülltes Betttuch legen, bis an den Mund mit Schnee bedecken und darin ſo lange ſchaukeln, bis ſie in Schweiß geriethen. Mehr darüber ſagt der ſchwediſche Arzt Bergius in ſeiner Schrift: „Vom Nutzen der kalten Bäder“, Marburg 1793.

Treffer und Nieten.

* Als Kaiſer Nicolaus ſich zum Beſuche in Berlin befand, litt er eines Tages an Zahnſchmerzen. Man rief den Zahnarzt M., dem das Glück zu Theil wurde, Seiner Majeſtät einen Zahn auszuziehen. In der Antichambre vom Adjutanten des Kaiſers, Grafen von L., befragt, was man ihm für dieſe Operation ſchuldig ſei, antwortete der Zahnarzt, er fühle ſich reich belohnt durch das Glück, den Kaiſer von ſeinen Schmerzen befreit zu haben. Am andern Morgen erhielt Dr. M., der nie über das Weichbild Berlins hinausgekommen, einen Orden mit der ruſſiſchen Deviſe „Für Tapferkeit am Kaukaſus“.

* Ein berühmter Arzt gab ein Werk unter dem Titel „de arte examinandi aegrotos“ heraus. Ein Druckfehler machte daraus: „de arte exanimandi“.

Rébus.

1. Was bedeuten die zwei Buchſtaben N. L. für ein leckeres Gericht?
2. Welchen lebenden Virtuoſen kann man durch die Zahl 180 bezeichnen?
3. J J J I I I I I J J I I I-ſer. Was bedeutet das?

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

.132. Leipzig. 9. April 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

lich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. licher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhand- ungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

(Fortſetzung.)

IV. Der Ehemann als Kinderwärter.

Sie ſind Gatte und Vater. Das iſt hübſch, ja ſogar ſehr hübſch. Die rift ſagt: »Wachſet und mehret Euch.«

In der That, wenn Sie Gatte ſind, ſo wachſen Sie nicht mehr, aber mehren ſich ... Freilich giebt es auch Ehen, in denen man ſich nicht rt. Wenn in ſolchen Fällen der Ehemann ſich Kinder wünſcht, macht er ſeiner Gattin zum Vorwurf, daß ſie ihm keine ſchenkt; er gebraucht des- gegen ſie ſpitze, vorwurfsvolle, ja bisweilen ſogar unedle Aeußerungen.

Arme Frau! als ob ſie nicht ſelbſt ſchon traurig genug wäre, nicht tter zu ſein!

Und dann, wer liefert Ihnen den Beweis, daß es Ihre Frau Gemahlin die den Mangel an Kindern verſchuldet? Warum können Sie nicht ſelbſt Urſache ſein?

Sie befragen einen Arzt. Aber die Aerzte ſind keine allwiſſende Götter; Aerzte können irren. Errare humanum est.

Sie thun deshalb am beſten, Ihrer Frau, falls ſie nicht Mutter werden , darüber nicht allzuoft Vorwürfe zu machen. Dies könnte ſie leicht den Gedanken bringen, ſich zu überzeugen, an wem die Schuld liegt.

Wir haben es hier aber mit dem Ehemann zu thun, welcher Kinder hat, verehrt und Leib und Leben für ſie opfern würde; mit dem Ehemann, der die Wiege ſeiner Kinder verläßt; der ihnen den Brei ſelber reicht, nach- n er ihn zuvor gekoſtet hat, der des Nachts vom Lager ſpringt, um deren rſt zu ſtillen, und der ſie des Tags ſpazieren führt.

Auch ich führe meine Leſer ſpazieren. Und alsogleich werden wir einem emanne begegnen, der das Amt einer Kinderwärterin bekleidet.

Es iſt unmöglich, nicht ſchon auf den erſten Anblick dieſen Typus der terliebe zu erkennen, der allen andern Rechten des Mannes entſagt, um ganz und gar ſeinen Vaterpflichten hinzugeben.

Betrachten Sie jenen Herrn, deſſen beſcheidene Tracht nicht die geringſte

Koketterie verräth. Er würde ſehr proper ſein, hätten ſeine Kinder nicht die Gewohnheit, an ſeinem Rocke, ſeinen Pantalons, kurz an dem erſten beſten Stück ſeiner Kleidung ihre Hände abzuwiſchen.

Da er faſt immer die Spuren von Zuckerwerk, Butter, Honig, Weinbeermuß und Syrup auf ſeinen Kleidern trägt, ſo begreifen Sie, daß es ihm unter dieſen Umſtänden unmöglich iſt, ein ſauberes Aeußere zu bewahren.

Oft iſt auch die Kleidung dieſes Herrn ſtellenweiſe ein wenig zerriſſen; es trifft ſich nicht ſelten, daß ihm auch mehrere Knöpfe fehlen; ſein Hut iſt reich an tiefen Eindrücken. Alles dies iſt eine Folge der loſen Streiche ſeiner artigen Kleinen. Aber dies hindert ihn dennoch nicht, vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht zu ſingen:

„Ich habe ein Söhnlein und Töchterlein, was braucht man mehr, um glücklich zu ſein!“

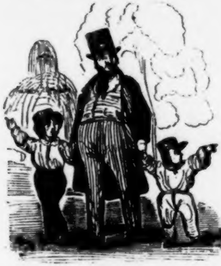
Bis jetzt freilich hat er nur zwei Söhne und die tägliche Ausſicht auf ein drittes Kind. Der ältere jener Knaben zählt ſechs und der jüngere drei Jahre. Von Sonnenaufgang bis zu dem Augenblick, wo er ſich niederlegt, horcht dieſer Herr auf die Befehle ſeiner Söhne; Madame will nicht, daß man ihnen in irgend Etwas widerſpreche; ſie iſt der Anſicht, daß man, um den Charakter der Kinder auszubilden, ihnen in Allem freien Willen laſſen müſſe. Unſer Ehemann aber iſt ein allzuguter Vater, als daß er ſeiner Frau zu widerſprechen wagt, und ſtatt ſeine Kleinen an Gehorſam zu gewöhnen, kehrt er die Sache um und ... gehorcht ihnen.

Wenn Carlchen und Peterchen ſpazieren gehen wollen, zieht er ſchleunigſt den Oberrock an, ſetzt den Hut auf und iſt mit ihnen unterwegs.

Noch von der Treppe ruft ſeine Frau ihm nach:

— Hüte Dich vor den Wagen ... laß ſie nicht zu ſchnell gehen ... laß ſie nicht in den Schmutz treten! ... Wenn ſie ihre Kleider zerreiſſen, biſt Du mir dafür verantwortlich ...

— Sei ganz ruhig, meine Theure ... Nicht eine Minute werde ich ſie verlaſſen ... ich werde wohl auf ſie Acht geben ... ſei ganz ohne Sorgen! erwidert der brave, als Gatte wie als Vater gleich ausgezeichnete Mann und wendet ſich, Carlchen an der rechten und Peterchen an der linken Hand, nach den Boulevards.



Die Promenade beginnt ziemlich friedlich; die Kinder, zufrieden in freier Luſt zu ſein, begnügen ſich, ihren Schöpfer reſpektive Vater zu zwingen, vor jeder Bude Halt zu machen, was dieſer mit bewunderswürdiger Gefälligkeit thut.

Sobald ſie aber den Boulevard du Temple erreicht haben, will Carlchen rechts zu den Wachsfiguren, während Peterchen vorzieht, ſich links zu wenden, um die Waſſerkunſt in Augenſchein zu nehmen.

Unſer Ehemann und Kinderwärter, ſo nach beiden Seiten gezerrt, geräth in nicht geringe Verlegenheit. Er ſieht ſich zum erſten Male in der Lage, nicht beiden jungen Herren zugleich den Willen thun zu können.

— Meine Lieben, ſagt er, wir können nicht zugleich links und rechts gehen ... wäre dies möglich, ſo würde ich nicht das Geringſte dagegen einzuwenden haben. Ihr wißt recht gut, daß ich Euch niemals gern widerſpreche ...

— Ich will die Wachsfiguren ſehen! commandirt der Aeltere.

— Ich aber will die Waſſerkunſt ... nun gerade! ruft der Kleinſte, der in Wuth geräth und wie ein Erwachſener mit den Füßen zu ſtampfen beginnt, was ſeinen Vater in Bewunderung verſetzt.

— Nein ... wir gehen rechts ... nicht wahr, Vater?

— Nein, links ... komm hieher, Papa!

Und nun beginnen ſie aufs Neue, den Urheber ihrer Tage, indem Jeder einen ſeiner Rockſchöße ergreift, nach beiden Seite fort zu zerren. Unſer Ehemann will faſt in Thränen ausbrechen; da er jedoch vorausſieht, daß, wenn er dem Handel nicht ſchleunigſt ein Ende macht er ſich bald bis auf die Weſte entkleidet ſehen wird, faßt er einen ſchnellen Entſchluß.

— Neunmalhundertneunundneunzig Kanonen und tauſend Schock Bomben! ruft er; wenn die jungen Herren nicht augenblicklich ruhig ſind, werde ich fortgehen und Sie allein laſſen ... Potztauſend! ... und dann wird die Wache kommen und Euch, mir nichts, dir nichts, wie Vagabonden arretiren ... Sagt, wollt Ihr das?

Dieſe Drohung wirkt. Die jungen Herren ſchweigen einen Augenblick. Entzückt, ſie zum Gehorſam zurückgeführt zu haben, führt unſer Ehemann ſie weiter. In ſeiner Miene malt ſich ein gewiſſer Stolz — die Folge vom Bewußtſein ſeines Sieges — und ſeine Augen ſcheinen in dem Antlitz jedes Vorübergehenden ſich an dem Eindruck weiden zu wollen, den ſein feſtes Auftreten auf ſie gemacht haben muß.

Man ſtellt ſich nun vor die Wachsfiguren, was aber den Knaben nicht genügt. Sie wollen ins Innere der Bude. Der Vater muß ſich entſchließen; ſie gehen hinein. Es iſt nun bereits das fünfzigſte Mal, daß der Brave den Anblick dieſer Wachsfiguren und die Erklärung derſelben, ſeinen Kindern zu Liebe, genießen muß.

Nachdem die Kinder die Figuren geſehen haben, bekommen ſie Durſt. Der Papa führt ſie in ein Kaffeehaus und fordert Bier. Man bringt es; die beiden Knaben aber, nachdem ſie es gekoſtet haben, ſchneiden Geſichter und rufen:

— Pfui, wie ſchlecht ſchmeckt das ... es iſt nicht ſüß! ...

Der Papa fordert Limonade oder Zuckerwaſſer, ſetzt dieſes ſeinen Söhnen vor und leert, obgleich er ſelbſt gar nicht durſtig iſt, den ganzen Inhalt der Flaſche, damit ſie wenigſtens nicht unnützerweiſe ſtehen bleibt. Denn Vaterliebe macht zu Allem fähig.

Nachdem die Knaben aus dem Kaffeehauſe getreten ſind, wollen ſie den

Polichinelle ſehen. Man bleibt vor einem Leinwandzelt ſtehen. Dies Mal verlangen die beiden Kleinen nicht hineinzutreten; ſie haben errathen, daß man ſich vor der Thür bei weitem beſſer amüſirt. Da ſie aber einen dichten Knäuel von Kindermädchen, Bonnen und Müßiggängern jeder Gattung in Hemdsärmeln und in Blouſen vor ſich haben, die den Polichinelle gleichfalls ſehen wollen, fangen ſie an zu ſchreien:

— Papa ... trage mich ... Papa ... auf den Arm! auf den Arm!

Unſer Ehemann bückt ſich, nimmt ſeine Söhne auf den Arm, hebt ſie ſo bis auf die Schultern und ſtößt in dieſer Stellung mit der Naſe gerade gegen den Hintertheil der Beinkleider ſeiner Herren Söhne, die noch nicht wiſſen, wie man ſich in Geſellſchaft aufführen muß. Nicht alle Vaterpflichten ſind roſig.

Und dieſer brave Mann, deſſen ganze Ausſicht ſich auf den Hintertheil ſeiner Sprößlinge beſchränkt, iſt noch obendrein gezwungen, ihnen das Schauſpiel zu erklären und die tauſend Fragen zu beantworten, die ſie unaufhörlich an ihn richten.

— Papa ... wer iſt jener Böſewicht, der mit dem Kopfe ſchüttelt und den Polichinelle ſchlagen will?

— Mein Sohn, es iſt der Commiſſarius.

— O ja! ... er hat zwei große Hörner auf dem Kopf ... und einen rothen Schwanz ...

— Hat er einen rothen Schwanz, dann iſt es nicht der Commiſſarius, dann iſt es der Teufel, meine Kinder.

— Papa, weshalb will denn aber der Teufel den Polichinelle ſchlagen?

— Vermuthlich, mein Lieber, weil Polichinelle nicht artig geweſen iſt, oder weil er ſeine Suppe nicht eſſen und die Fabel von dem Fuchs und dem Raben nicht auswendig lernen will.

— Papa ... lehrt denn der Teufel dem Polichinelle Fabeln? ... Iſt er denn ſein Schulmeiſter?

Der Vater, überraſcht durch die Tiefe der Betrachtung, die ſein kaum ſechsjähriger Thronerbe angeſtellt hat, läßt ſeine Blicke über die umſtehenden Perſonen ſchweifen, um in den Mienen derſelben den Ausdruck der Bewunderung zu finden, die derjenigen entſpräche, welche er ſelbſt in dieſem Augenblick für ſeinen Dauphin fühlt. Als er aber ſieht, daß ſich Niemand um ihn bekümmert, entſchließt er ſich zu antworten und zwar ſehr laut, um dadurch die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen.

— Mein lieber Carl, ſagt er, der Teufel iſt kein Schulmeiſter. Du würdeſt irren, wollteſt Du ihm ſchulmeiſterliche Funktionen zuſchreiben ... da jene Funktionen ... um ſo mehr nämlich ... da jene Funktionen ...

Hier beginnt der Vater, der für das, was er ſagen will, nicht immer die paſſenden Worte finden kann, ſich zu räuſpern, wie wenn er den Neſt verſchluckt hätte. Dann fährt er fort:

— Zu allen Zeiten aber hat der Teufel ſich ein Vergnügen daraus gemacht, unartige Kinder zu beſtrafen ... wie Ihr hier ſehen könnt ... Hm! hm! ...

— Papa, wer iſt aber jener Mann in dem großen ſchwarzen Kleide, mit dem Puder im Haare, der immer kommt, ſobald der Teufel ſich entfernt, und der ſich gleichfalls mit dem Polichinelle zankt?

— Dies Mal, mein Sohn, wird es der Commiſſarius ſein ...

— Was iſt ein Commiſſarius, Papa?

— Mein Sohn, das iſt ein Mann, der die Ordnung und den Frieden aufrecht zu erhalten hat …

— Nun, warum zankt er ſich dann mit dem Polichinelle? Warum giebt er ihm Stockſchläge?

Neues Signal zur Bewunderung für den Papa, der zu vermuthen beginnt, daß er einen kleinen Voltaire auf den Armen trage.

— Mein Sohn, ſagt er nach kurzer Pauſe, vermuthlich thut er dies deshalb, weil Polichinelle ſich geweigert haben wird, ſeine Steuern zu bezahlen, oder weil er, den Verboten der Polizei zum Trotz, Blumentöpfe vor ſeine Fenſter geſtellt hat.

— Ah … Polichinelle wird vom Commiſſarius getödtet …

— Das, mein Sohn, iſt ein Beweis von der göttlichen Gerechtigkeit, die früher oder ſpäter jeden Taugenichts für ſeine unnütze Aufführung züchtigt.

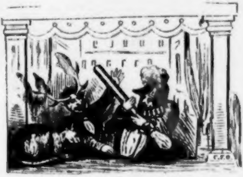
— Sieh, ſieh … Polichinelle ſteht wieder auf … er tödtet den Commiſſarius …

— Dann hat dieſer Commiſſarius wahrſcheinlich auf beiden Schultern getragen, und die Vorſehung hat ihn durch die Hand des Polichinelle beſtrafen wollen …

— Papa, Papa! der Commiſſarius iſt nicht todt … er ergreift ſeinen Stock wieder … er tödtet Polichinelle! …

— Dann, mein Sohn, iſt Polichinelle auf jeden Fall ein Böſewicht, der ſich gegen irgend einen Polizeidiener vergangen …

— Papa, Papa! Polichinelle iſt nicht todt … jetzt ergreift auch er ſeinen Stock wieder … jetzt tödtet er den Commiſſarius!



Der Papa findet es nachgerade ziemlich ſchwierig, ſeinen Kindern die Moral dieſer Puppenkomödie zu erklären. In dieſem Augenblick aber wird er von einem heftigen Nieſen befallen, das ihn aus dem Regen in die Trauſe bringt. Denn wenn man genieſ't hat, iſt man gewöhnlich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich die Naſe zu putzen, beſonders wenn man ſchnupft.

Unſer Ehemann würde, nachdem er genieſ't, wer weiß wie viel darum gegeben haben, hätte er ſein Schnupftuch hervorziehen können. Aber wie wäre es möglich, ſich irgend Etwas aus der Rocktaſche zu ziehen, wenn man auf jedem Arm einen Knaben trägt!

Der Papa iſt daher feſt entſchloſſen, ſich die Naſe gar nicht zu putzen. In der That bleibt dieſer heldenmüthige Entſchluß unter den gegenwärtigen Umſtänden der beſte, der zu faſſen iſt.

Gleich darauf erhebt ſich über ſeinen Schultern ein lebhafter Streit. Carlchen und Peterchen reißen ſich gegenſeitig eine Zuckerſtange aus den Händen, wobei es Geſchrei und Fußtritte ſetzt. Umſonſt verſucht Papa, ſie zu beruhigen.

— Nun, meine Herren, ruft er: ſeid Ihr dort oben bald fertig? ... Halte ich Euch darum in die Höhe, damit Ihr Euch puffen ſollt? ...

— Er hat mir meine Zuckerſtange genommen ...

— Er iſt ein Leckermaul ...

— Er iſt ein Vielfraß ...

— Glaube das nicht, Papa; ich habe die Stange in zwei Hälften gebrochen und ihm die eine gegeben ...

— Papa, das längſte Stück hat er für ſich behalten ...

— Es iſt nicht wahr ... er ſagt das blos, weil er ſeinen Theil ſchon zur Hälfte verſchlungen hat ...

Um den Streit zu endigen, iſt unſer Ehemann ſo vernünftig, ſeine beiden Söhne auf die Erde zu ſetzen. Jetzt ſchreien ſie noch lauter; ſie wollen den Polichinelle wieder ſehen. Dieſer ſchlägt ſich in dieſem Augenblick mit einer Katze herum, die den Teufel und den Commiſſarius abgelöſt hat. Papa, von dem Tragen ermüdet, fühlt ſich nicht mehr ſtark genug, ſeine beiden Söhne zum zweiten Male auf die Arme zu nehmen. Er führt ſie weiter und kauft ihnen, um ſie zu entſchädigen, Pfefferkuchen, dann Gebackenes, darauf Aepfel und endlich Chokoladenküchelchen. Ganz zuletzt läßt er ſie Cocusmilch trinken.

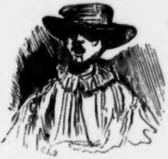
Monſieur Carl, der Aelteſte, langweilt ſich in der Nähe ſeines Vaters. Jeden Augenblick läßt er die Hand des Urhebers ſeiner Tage los und rennt davon, um ein Bild zu betrachten oder den Spielen der Straßenjugend zuzuſehen. Zuweilen will dann auch Peterchen davon laufen und, wie der Bruder, ganz allein gehen. Der unglückliche Vater geräth dadurch in nicht geringe Verlegenheiten. Genöthigt, zu einer und derſelben Zeit ſeinen beiden Söhnen nachzulaufen, welche ganz verſchiedene Richtungen eingeſchlagen haben, rennt er gegen alle Vorübergehenden an und empfängt dafür von dem Einem himmliſche Grobheiten und von dem Andern hölliſche Ellbogenſtöße. Aus dem Allen aber macht er ſich nichts. Er ſchätzt ſich glücklich, wenn er endlich, ganz in Schweiß gebadet, ſeine beiden Flüchtlinge wieder erwiſcht und ſie ruhig weiter führen kann.

Bald gewahrt er zu ſeinem Todſchrecken, daß die Naſe ſeines älteſten Sohnes geſchunden und deſſen Auge, von Natur blau, völlig ſchwarz geſchlagen iſt. Er muß ferner ſehen, daß Peterchen, ſein jüngſter Sohn, ein ganzes Stück ſeiner Weſte eingebüßt hat, und daß ſeine Beinkleider auf dem Knie entzwei geplatzt ſind.

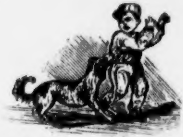
— Was hat das zu bedeuten? ruft der Papa; kaum eine Minute hatte ich Euch aus den Augen gelaſſen ... und wie muß ich Euch wiederfinden ... zerriſſen und mit Beulen! ...

— Papa, ein großer Eſel, welcher Kugelſpiel geſpielt, hat mir mit der

Fauſt aufs Auge geſchlagen. Er ſagte, daß ich auf ſeinen Spielraum getreten wäre und ihn am Gewinnen gehindert ...



— Papa ... eine alte Frau hatte einen Hund; ich wollte ihn ſtreicheln, er ſprang an mir hinauf und riß mir ein Stück aus meiner Weſte ... und als ich fliehen wollte, bin ich auf die Knie niedergeſtürzt ...



— Nun, das iſt hübſch! Zu Hauſe werden wir einen angenehmen Empfang bekommen ... Mutter, was wird Mutter ſagen? Rangen, die Ihr ſeid! Wie kann man Euch ſo wiederbringen, wie man Euch mitgenommen hat!

— Papa, trage mich ...

— Papa, trage uns ...

— Allerliebſt! Nein, meine Herren, daraus wird nichts. Ihr werdet hübſch zu Fuße gehen. Ich habe Euch kleine Rangen lange genug bei dem Polichinelle getragen. Ueberdies iſt es gerade kein Vergnügen, Euch ſpazieren zu führen, wenn Ihr beſtändig getragen ſein wollt.

— Papa ... bis zu Hauſe iſt's aber noch ſo weit ...

— Gar nicht ... Dreihundert Metres ungefähr ...

— Was ſind Metres, Papa?

— Metre, meine Kinder, iſt ... iſt ... ein franzöſiſches Wort. Sobald ihr Franzöſiſch gelernt haben werdet, dann werdet Ihr dies ſo gut wie Vater und Mutter verſtehen.

— Ich bin müde ... hi, hi, hi ...

— Mich ſchmerzen meine Füße ...

— Allons, Peterchen, Carlchen, vorwärts! Zeigt, daß Ihr Männer ſeid ... laßt Euch nicht wie Kinder nachſchleppen ...

— Dann ſinge uns ein Lied!

— Ach ja, Papa, Eduard und ... und ... Du haſt verſprochen, uns dies Lied zu lehren ...

— Nun gut, ich bin's zufrieden ... aber Ihr müßt mich begleiten. Zuerſt will ich's Euch vorſingen; gebt wohl Acht. Später werdet Ihr's der Mama vorſingen ... dies wird ihr viel Vergnügen machen.

— Ja, Papa.

— Ja, liebes Väterchen!

Der Papa präludirt eine Octave und beginnt dann mit tiefer Stimme, indem er ſeinen Schritt nach dem Takt zu modificiren ſucht, die ſo moderne Weiſe des eben ſo ſchönen als rührenden Liedes:

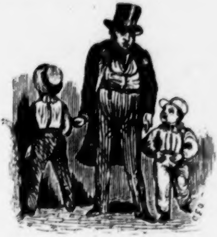
„Eduard und Kunigunde,
Kunigunde und Eduard!“

— Nun, meine Herren?

Herr Carl ſchreit aus vollem Halſe nach, was er ſoeben gehört hat. Der kleine Peter beſchränkt ſich darauf, zwiſchen den Zähnen zu murmeln:

— Kun ... Kunig ... und ... Kunigunde ... Papa, ich habe Bauchgrimmen! ...

— Und ich, ich habe Durſt ...



Bald wollen die beiden Knaben nicht weiter gehen. Unſer Ehemann geräth einen Augenblick in Verzweiflung. Endlich ergreift er ſeine beiden Söhne in einer Art nervöſer Anwandlung und macht ſich mit ihnen auf den Heimweg.

— Himmel, ruft er, welch' ein Spaziergang! — Nicht dem ärgſten meiner Feinde wünſche ich ſolch ein Plaiſir!

Todtmüde und mit halbzerbrochenem Rückgrath langt der arme geplagte Mann endlich zu Hauſe an. Zum Lohne für ſeine tauſend Mühen wird ihm von ſeiner Frau dafür, daß er die Kinder mit Beulen im Geſicht und mit Löchern in der Kleidung zurückbringt — ein ellenlanger Text geleſen.

Aber hat er's denn beſſer verdient?

Daß man ſeine Kinder liebt, iſt ſehr natürlich; daß man ſie dann und wann ſpazieren führt, kann man verantworten; wenn aber ein Ehemann ganz und gar zur Kinderwärterin herabſinkt, macht er ſich ſogar in den Augen ſeiner Frau lächerlich. Und das iſt äußerſt gefährlich. Denn der Mehrzahl nach bewahren die Frauen ihre Liebe dem Manne nur ſo lange, als er ihnen gegenüber eine gewiſſe Ueberlegenheit zeigt.

Mit der Urſache verſchwindet auch die Wirkung.

(Fortſetzung folgt.)

Lamartine.

Mitten in den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen iſt ein Mann, welcher die größten Erwartungen erregt hatte, faſt ſpurlos verſchwunden. Wir meinen Herrn von Lamartine, den Mann der Zukunft, wie ihn ſeine Freunde nennen, den tüchtigſten Redner Frankreichs, einen zweiten Guizot, wenn auch nicht ſo praktiſch und logiſch wie dieſer. Herr von Lamartine hat das Unfruchtbare, Zweck- und Nutzloſe des gegenwärtigen parlamentariſchen Kampfes eingeſehen; er will ſich nicht ganz abnützen, ſich für kommende Ereigniſſe möglich erhalten, und hat ſich daher, wie Achilles, in ſein Zelt zurückgezogen. Er ſchreibt fleißig an ſeiner Geſchichte des Girondins und ſtöbert alte Bücher, Zeitungen und Menſchen auf; ſo hat er denn auch einen unſchätzbaren Fund gethan und eine ehemalige Freundin Robespierre's aufgefunden, bei welcher der Beherrſcher der Bewegung, nach ſeinem blutigen Tagewerk, ſeine Abende zugebracht hatte. Bei dieſem alten Mütterchen ſitzt Lamartine nun ebenfalls alle Abende und läßt ſich von Robespierre und ſeinem Thun und Laſſen erzählen. Sobald es acht Uhr Abends geſchlagen hat, ſteigt der Dichter der „Meditationen“ hinauf in das Dachſtübchen der alten Frau, ſetzt ſich zu ihr ans Kaminfeuer, fragt und läßt ſich erzählen. Von Robespierre's menſchlicher Seite haben wir daher eine neue und intereſſante Schilderung zu erwarten, wenn Lamartine anders Robespierre's Charakter faſſen und begreifen kann. Lamartine iſt durch und durch Girondin, haßt Robespierre folglich als den Feind der Gironde und wird ihn darum auch in ſeinem politiſchen Wirken einſeitig beurtheilen; — von dem Menſchen Robespierre's dürfte Lamartine's zartfühlende Natur dagegen eher ein treues und vielleicht noch ungekanntes Bild geben können. Lamartine ſelbſt täuſcht ſich übrigens, wenn er ſich für den Mann der Zukunft hält; kommt die Zeit, welche er erwartet, ſo wird er, wie Mirabeau, einen Augenblick viel wirken, dann aber, ſo oder ſo, ſpurlos untergehen, denn ihm fehlt — Entſchiedenheit.

Englands Componiſten der Jetztzeit.

Die Mehrzahl der engliſchen Tondichter beſteht aus ſolchen, welche deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Meiſtern nachahmen. An der Spitze derſelben ſteht Stendale Bennet, ein Schüler Mendelsſohns. Bennet beſchäftigt ſich, wie ſein Meiſter und Vorbild, vorzugsweiſe mit Conzert- und Kirchenmuſik.

Balfe, ein Irländer von Geburt, hat ſich durch ſeine Opern „les puits d'amour" (die Liebesbrunnen) und „les quatre fils Aymon" (die vier Haymonskinder) in Paris bekannt und in England beliebt gemacht. In London iſt ſeine „Bohemian girl" eine der populärſten Opern. Balfe's Styl iſt aber nicht engliſch, ſondern ein Quodlibet franzöſiſcher und italieniſcher, oft auch deutſcher Muſik.

Nach ihm verdient Barnett genannt zu werden, deſſen Opern „the mountain Sylph", „Fair Rosamond" und „Farinelli" in London eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden haben. Einige Lieder von ihm ſind ins Volk übergegangen. Vor Allem aber fehlt es ihm an ausgeprägtem Styl; er hat weniger Schule als Bennet, mindere Fertigkeit als Balfe, iſt aber origineller als Beide, obgleich auch ſeine Muſik nicht frei von fremden Anklängen iſt.

Biſhop, der älteſte der jetzt lebenden Tondichter Englands, nähert ſich dem engliſchen Style am meiſten: er hat ſehr viele ſchöne Lieder und auch einige Opern geſchrieben, die in London großen Anklang gefunden haben.

Hatton hat in Wien mit einer Oper, „Paſcal Bruno", debütirt, die zwar kein Furore gemacht, aber doch gefallen hat. Dieſe Oper, ganz im engliſchen Style gehalten, hat viele charakteriſtiſche Melodien; doch zeugt ſie nur von Talent und nicht von Genie.

Der ausgezeichnete Repräſentant des engliſchen Styles iſt Henry Hugh Pearſon, obgleich aus ſeinen Liedern eine Romantik weht, die dann und wann allzuſtark an Carl Maria von Weber erinnert. Pearſon iſt, ohne Nachahmer zu ſein, ein Geiſtesverwandter Webers. Seine Lieder, die ſtets das Gedicht ergänzen, athmen eine unausſprechliche Tiefe und Innigkeit des Gefühls, ungemein viel Romantik und Märchenhaftigkeit. Außer einem Reigen von Liedern, die von ihm in England und Deutſchland erſchienen ſind, hat er in London einige ſehr hübſche Romanzen für Clavier herausgegeben und daſelbſt zwei Ouvertüren aufführen laſſen, die allgemein angeſprochen haben.

Schließlich iſt noch Mac Farren zu nennen, der allerdings mehr im deutſchen, als im engliſchen Style, aber gut und durchdacht ſchreibt und ſich mit ſeiner Oper, „Devil's opera", vielen Beifall errungen hat.

Zeitgedichte.

Von Carl Braſch.

Jeder ſchreibt jetzt Zeitgedichte,
Wer zum Dichten nur hat Zeit.
Und was iſt's? Die Tagsgeſchichte
Treten ſie darin nur breit.

Und die Verſe, heimlich holprig,
Sagen nur, was Hoffmann ſang,
Oder auch ſie bringen holprig,
Was wie Sturm von Herwegh klang.

Laſſet doch das Verſeklappern
(Freilich wär's der beſte Rath!)
Denn aus Eurem bloßem Plappern
Keimt nicht eine große That!

Zapfenstreich.

Baden-Baden. Carl Spindler hat den vierten und letzten Band ſeines „Fridolin Schwertbürger" vollendet. Der Roman ſpielt im vorigen Jahrhundert zu Conſtanz.

Berlin. Unſer König hat von Donna Maria da Gloria gleich drei Orden auf einmal erhalten, den Chriſtus-, den Sanct Jago da Eſpada- und den Bento d'Aviz-Orden. Einer allein thut's halt nicht mehr!

∴ Die „Hamburger literariſche und kritiſche Blätter" machen die Bemerkung: »Am 22. Mai 1845 wird gerade ein Menſchenalter verfloſſen ſein, ſeit in Preußen eine allgemeine Repräſentation verſprochen worden. Sollte bei Völkern nicht ein Menſchenalter zur Majorennität hinreichen, während einzelne Individuen zu 18 bis 24 Jahren, Fürſten ſogar noch früher, für mündig erklärt werden?« (Es giebt Leute, die dieſe Frage gar nicht dumm finden.)

∴ Am 31. März fand, auf Befehl des Königs, im Schloſſe (im corps de logis der Königin Eliſabeth, Gemahlin Friedrichs des Großen) eine theatraliſche Vorſtellung und darauf ein Souper ſtatt, wozu 250 Perſonen geladen waren. Es wurden zwei zweiaktige Vaudeville's: „une simple histoire" und „la seconde année", von den Herren und Damen der Hofgeſellſchaft und der Geſandtſchaften dargeſtellt.

∴ Michel Beers „Paria" iſt aus langer Ruhe erweckt und mit neuer Rollenbeſetzung wieder beifällig aufgeführt worden. Herr Hendrichs, der die Titelrolle, und Fräulein Charlotte von Hagn, welche die Maja geſpielt, wurden am Schluſſe der Vorſtellung ſtürmiſch gerufen.

∴ Am 3. April wurde zur Gedächtnißfeier für den jüngſt verſtorbenen Dichter Ernſt von Houwald und zum Beſten der Hinterbliebenen deſſelben deſſen fünfaktiges Trauerſpiel „das Bild" bei erhöhten Preiſen aufgeführt. Der dem Stücke vorangegangene Prolog ſoll eine hochſtehende Perſon zum Verfaſſer haben.

∴ Man ſoll die Abſicht haben, auch Berlin, wie Paris, in eine Feſtung umzuwandeln. Das ſcheint uns aber ein überflüſſiger Pleonasmus zu ſein. (Courier.)

∴ Herr Louis Schneider arbeitet an einer „Geſchichte des königlichen Theaters"; er hat die Erlaubniß erhalten, alle Quellen, welche die hieſigen Archive darbieten, benutzen zu dürfen.

∴ Jeder, der einmal herzlich lachen will, leſe in Nummer 39 der „Theaterchronik" die köſtbare Quaſi-Correſpondenz aus Berlin über die Aufführung des bei uns durchgefallenen Laube'ſchen Luſtſpiels „Rococo". In dieſem höchſt komiſchen Bericht, deſſen Verfaſſer Jeder errathen kann, dem von fünf geſunden Sinnen nur noch einer übrig geblieben iſt, heißt es unter Anderm: »die Berliner haben das Stück nicht verſtanden und müſſen es in Leipzig anſehen.« Ganz Berlin iſt alſo ſo dumm, daß es den Geiſt des Herrn Laube nicht begreifen kann. Iſt das nicht köſtlich?

∴ Aus derſelben Feder iſt die Notiz im „Kometen" gefloſſen. Es heißt darin: »Wir haben uns wieder einmal blamirt, wir (Berliner) und unſere Hofſchauſpieler. Laube's „Rococo" ließ uns kalt.« (Mit demſelben Rechte läßt ſich darauf erwiedern: »Wir haben uns wieder einmal ſehr blamirt, wir Lobhudler des Herrn Laube.«)

∴ Nummer 68 des „Berliner Figaro" enthält einen ausführlichen Bericht über Heinrich Laube's „Rococo". Es heißt darin: »Herr Laube iſt ein großer Kenner der franzöſiſchen dramatiſchen Litteratur; ja er muß ſogar ganze Phraſen und Coups auswendig gelernt haben, ſonſt könnten wir ſo überraſchenden Aehnlichkeiten, ſo auffallenden Gallicismen nicht begegnen. Herr Laube kennt ohne Zweifel auch ein Stück, betitelt: „une peine", beſſer als der Referent, der nur beiläufig munkeln gehört, Herr Laube habe nichts als eine Ueberſetzung in ſeinem (ſogenannten) deutſchen Original-Intriguen-Luſtſpiel geliefert. Herr Laube wird darüber am beſten Auskunft geben, oder wenn ihm das nicht in ſeinen Kram und dramatiſchen Dichterruhm paßt, ſo nehmen wir uns wohl einmal ſelbſt die Mühe, nachzuforſchen, wie weit das Gerücht wahr iſt, obſchon es ſich nicht der Mühe lohnt, ſeine Zeit mit ſo gleichgiltigen Nachforſchungen zuzubringen, denn ehe man damit fertig wird, iſt Laube's „Rococo" und die Langeweile, die man darin ausgeſtanden hat, vergeſſen. Herr Laube hat zwar in den Journalen vorher ein großes Geſchrei über ſein „Rococo" machen laſſen, das ſind wir aber ſchon gewohnt; bei Lampenlicht beſehen, war's mit dem Laube'ſchen Ruhm immer nicht weit her und nach drei oder vier Abenden legte man den Ruhm und das geweiſſagte Entzücken ruhig ad acta. Fiat justitia!« (Der Kalinski des Herrn Laube wird ſich bei Leſung dieſes Berichtes ſicherlich denken: Da haben ſich die Berliner wieder einmal ſchauderhaft blamirt!)

∴ Signora Giuſeppina David, von der italieniſchen Oper in Petersburg, hat ihr Gaſtſpiel auf der Königſtädter Bühne als Roſine in Roſſini's „Barbier von Sevilla" eröffnet, zwar gefallen, aber nicht die Anſprüche, die man hier an eine Primadonna macht, befriedigt. Signora Giuſeppina iſt nur eine Sängerin zweiten Ranges.

Bremen. Der rühmlich bekannte Phrenolog Dr. Hirſchfeld iſt am 23. März nach kurzem Krankenlager zum Leidweſen Aller, die ihn gekannt haben, im 39ſten Lebensjahre geſtorben.

Brüſſel. Das hieſige Appellationsgericht hat die Stadt Brüſſel verurtheilt, der Familie Bethune für den Schaden, den ſie bei der Revolution von 1830 durch Plünderung erlitten, 100,000 Francs Schadenerſatz, die Prozeßkoſten und die Zinſen ſeit Beginn des Prozeſſes, alſo ſeit dem Jahre 1834, zu bezahlen.

Cöln. Der Direktor Spielberger, der mit K. Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" einige ſehr brillante Einnahmen gemacht, hat eine Vorſtellung dieſes Stückes zum Benefiz des Dichters gegeben. (So Etwas geſchieht auf den deutſchen Bühnen ſo ſelten, daß es als Wunder erwähnt zu werden verdient.)

Florenz. Die ganze Napoleoniſche Familie iſt in dieſem Augenblicke hier um ihr gegenwärtiges Haupt verſammelt.

Frankfurt a. M. Aloys Schmitt's neue Oper „die Tochter der Wüſte", Text von Roderich Benedix, iſt bei der erſten Aufführung mit großem Pompe — durchgefallen. In den Zwiſchenakten hat ſich das gelangweilte Publikum ſehr faſtnachtsartige Späße erlaubt und nichts deſtoweniger am Schluß der Oper den Componiſten einſtimmig gerufen.

Haag. Herr Verhulſt, Ritter der Eichenkrone, ſoll erklärt haben, durchaus nicht abgeneigt zu ſein, eine Oper zu componiren, wenn er einen Text bekäme. (Ach, lieber Gott, wenn Herr Verhulſt nur keinen Text bekäme!)

∴ Einer der ausgezeichnetſten Portrait- und Landſchaftsmaler der Niederlande, Herr Dirk-Loeff, iſt am 17. v. M. hier nach kurzem Krankenlager geſtorben.

Hannover. Auf unſerer Bühne gaſtirt die gefeierte Jenny Lind. Madame Stöckel-Heinefetter von Wien ſoll hier engagirt werden.

Heidelberg. Profeſſor Gervinus hat einen Ruf als Profeſſor der deutſchen Literatur nach Berlin erhalten. Man befürchtet allgemein, daß er ihm folgen werde.

Karlsruhe. Staatsrath Nebenius, ein höchſt freiſinniger Mann, iſt zum Präſidenten des Miniſteriums des Innern ernannt worden (eine Stelle, die, wenn wir nicht irren, Herr Nebenius ſchon früher, vor dem Eintritt des Freiherrn von Rüdt, bekleidet hatte).

Leipzig. Die „Signale" ſchreiben: »Den Dresdener Schauſpielern fällt in der Perſon des Herrn Schladebach ein ſchwerer Stein vom Herzen; derſelbe war bisher ein ſtrenger Recenſent der „Abendzeitung" und hat ſich mit der Redaktion dieſes Blattes entzweit. Bekanntlich wünſcht man, vorzüglich in Dresden, nur gelobt zu werden, weil dies viel angenehmer iſt.« (Gelobt zu werden, wünſcht man in Leipzig eben ſo gut als in Dresden. Schade nur, daß unter den Recenſenten Leipzigs kein Schladebach iſt, denn der Mann verſteht ſein Fach und blamirt ſich nicht, wie gewiſſe andere Leute, die vom Theater nicht mehr als Blinde von der Farbe verſtehen.)

∴ Herr Ludwig Eichler ſoll, wie die „Roſen" erzählen, in eine neue Unterſuchung verwickelt ſein, „weil er, trotz dem Verbote, heimlich die preußiſche National-Cocarde getragen habe". (?)

∴ Herr Heller ertheilt Jedem, der ſich ein Exemplar ſeiner „Roſen" anſchafft, einen vollkommenen Ablaß auf 365 und, iſt's ein Schaltjahr, auf 366 Tage. (Ob ſich Sünder finden werden, die, von dieſem Ablaß verlockt; werden anbeißen wollen? Ein beſcheidenes Fragezeichen, liebſter Roſen-Techel, kann nichts ſchaden.)

∴ Der Federkrieg zwiſchen Herrn Auguſt Lewald und Herrn Ignaz Kuranda fängt nachgerade an, ſehr komiſch zu werden. Als Revange für die „gußeiſerne Zudringlichkeit", womit der Redakteur der „Europa" den der „Grenzboten" belehnt hat, ſpricht Letzterer von einem „Zahnſtocherkiel", womit Herr Lewald in jedem Hefte ein klein wenig nach den „Grenzboten" ſtichelt. (Nur nobel, ruft der große Neſtroy, den Beide zum Vorbild erwählt zu haben ſcheinen.)

∴ Der „Courier" ſchreibt: »Bei den vielen religiöſen Streitigkeiten heutiger Zeit wird man unwillkürlich an Angely's hübſches Vaudeville „Asinus asinum fricat", zu deutſch: „Ein Eſel nennt den andern Langohr" erinnert.

∴ Dr. W. Jordan hat ein ſehr kräftiges Wort über den Ronge-Czersky-Jubel hören laſſen in einem bei Naumburg erſchienenen Schriftchen, betitelt: „Ihr träumt!"

∴ Von Fanny Lewald, der Verfaſſerin von „Clementine" und „Jenny", erſcheint bei F. A. Brockhaus ein neuer Roman, „Eine Lebensfrage".

London. Nach einem unlängſt erſchienenen Parlaments-Bericht belief ſich im Jahre 1842 der Werth des zum Behuf der Einkommenſteuer abgeſchätzten Real-Eigenthums in England und Wales auf 85 Millionen 802,735 Pfd. St., wovon allein über 40 Millionen auf den Grundbeſitz und 35½ Millionen auf Häuſer kommen; in Schottland belief ſich der Geſammtwerth auf 9 Millionen 481,762 Pfd. St.

∴ Samuel Ruſſel, der Reſtor der engliſchen Schauſpieler, iſt in Graveſand geſtorben. Im Jahre 1795 debutirte er im Drury-lane-Theater und gehörte ſeit jener Zeit zu den Choriphäen der britiſchen Bühne.

∴ Einer unſerer Richter, Baron Alderſon, entſchied neulich in einer Verhandlung wegen gebrochenen Eheverſprechens, daß ein weibliches Individuum von 32 Jahren kein Mädchen, ſondern ein „junges Frauenzimmer" ſei. (Wir ſind ganz ſeiner Meinung.)

Lyon. Horace Vernet, Obriſt Juſſuf und der Ex-Saint-Simoniſt Pater Enfantin ſind auf ihrer Reiſe nach Afrika hier durchgekommen.

Magdeburg. Herr Philipp Nathuſius bei Althaldensleben macht bekannt, daß er zur Erinnerung an Matthias Claudius (geſtorben am 21. Januar 1815) ein Büchlein, betitelt „des biedern Asmus Botengang durch die Zeitlichkeit", will erſcheinen laſſen. Es bringt eine „ausführliche Beſchreibung der Gegenden, durch die er gekommen und ein Päckchen, das er unterwegs liegen gelaſſen hat".

Mainz. Seit Anfang dieſes Jahres erſcheint hier eine neue Zeitſchrift, „Stimmen vom Rhein", redigirt und herausgegeben von F. Reus. Aus den Neuigkeiten heben wir als empfehlendes Pröbchen folgende Notiz hervor: »Türkei. Einer Sendung des Taſchenbuchs „Charitas", in dem ſich viele niedrigſtehende Gedichte einer hochſtehenden Perſon befinden, iſt der Eingang durch die Dardanellen unterſagt worden.« (Bravo!)

München. König Ludwig hat erlaubt, daß in Altötting ein Miſſionshaus für Jünglinge aus allen deutſchen Gauen errichtet und die Leitung deſſelben — den Jeſuiten übergeben werde. Dieſes neue Jeſuitenneſt ſoll im Herbſt eröffnet werden. (Charmant!!!)

∴ Am 28. März hat unſere Akademie der Wiſſenſchaften ihren 85ſten Stiftungstag gefeiert.

∴ Fräulein Charlotte v. Hagn wird zum Gaſtſpiel erwartet. Geborene Münchnerin, hat ſie hier ihre theatraliſche Laufbahn begonnen. Jetzt wird ſie im Glanze ihrer errungenen Meiſterſchaft erſcheinen und hier neuen Lorbeer pflücken.

∴ Dem Fräulein von Hagn wird der Wiener Komiker Neſtroy folgen, deſſen Leiſtungen im Voraus viel beſprochen werden, anerkennend und verwerfend, je nachdem die Urtheile von Feinden oder Gegnern ſeiner dramatiſchen Arbeiten ausgehen.

∴ In den „hiſtoriſch-politiſchen Blättern" theilt der alte Herr von Görres die Journaliſten in Haſelgänſe, Rohrdommeln, Gabelgeier, Mäuſefalken, Neuntödter, Adlereulen (die auf den Kirchhöfen die Perücken ſtehlen), Leichtſchnäbler, Wiedehöpfe, Wendehälſe, Rabenäſer, Elſtern, Staare, Gimpel u. ſ. w. (Zu welcher von dieſen Klaſſen mag er ſich ſelber zählen?)

∴ Der alte greiſe Eremit von Gauting (Freiherr von Hallberg) ſteht auf dem Sprunge, einen kleinen Abſtecher nach Marocco zu machen.

Neapel. Mercadante's neue Oper „Il Vascello di Gama" hat nur theilweiſe gefallen.

Neufchatel. Der König von Preußen hat dem Profeſſor Agaſſiz für eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Nordamerika auf zwei Jahre eine jährliche Unterſtützung von 8000 Francs angeboten.

Norköpping. Das grandioſe Erzſtandbild, das unſere Stadt dem verſtorbenen König Karl XIV. Johann zu errichten beſchloſſen hat, wird vom Bildhauer Schwanthaler in München modellirt werden.

Paris. Man munkelt von einem neuen Miniſterwechſel. Guizot und Thiers ſollen ſich neulich auf Louis Philipps Wunſch ausgeſöhnt haben. Louis Philipp meint, das Cabinet vom 19. October könne nicht allein fortbeſtehen; es brauche etwas friſches, verjüngendes Blut. (?)

∴ Aus einem Bericht des Cultusminiſters an den König erhellt, daß in den letzten fünf Jahren nicht weniger als 138 religiöſe Congregationen autoriſirt worden ſind.

∴ Der Miniſter des Innern hat nicht nur, ſeit fünf Monaten, die Aufführung der Halévy'ſchen Oper „Charles IV.", wegen des darin vorkommenden Chores „Guerre aux Anglais", verboten, ſondern ſich auch dem Singen einer neuen hiſtoriſchen Ballade, „die Jungfrau von Orleans", die im Concerte des deutſchen Pianiſten Schad vorgetragen werden ſollte, aus Furcht vor England widerſetzt. ! — ! — !

∴ Das Schiff, welches den Herzog von Isly nach Afrika bringt, iſt in den innern Gemächern mit Gold und Seide ausgeſchmückt. Vor ſeiner Abreiſe aus Paris hat Marſchall Bugeaud für 300,000 Francs Meubles, Kunſtgegenſtände u. ſ. w. zu ſeiner häuslichen Einrichtung in Algier gekauft.

∴ Oehlenſchläger, der ſeit längerer Zeit in unſerer Mitte verweilt, hat neulich im Salon des Dr. Koreff ſein neues, dem Baron Alexander von Humboldt gewidmetes Drama, „das Land gefunden und verſchwunden", vorgeleſen. Es behandelt die Entdeckung Amerika's durch die Scandinavier im eilften Jahrhundert. Unter den Zuhörern gewahrte man den preußiſchen Geſandten, Grafen von Arnim, den baieriſchen Geſandten, Grafen von Luxburg, Humboldt, Heine und mehrere Damen. Die Widmung, welche Oehlenſchläger nach der Vorleſung Herrn von Humboldt überreichte und mehrere Scenen des Dramas machten lebhaften Eindruck.

∴ Herr von Rougeville, Sohn jenes edlen Rougeville, der den Plan entworfen hatte, die Königin Marie Antoinette aus dem Temple zu befreien, und der dann während der hundert Tage in Rheims erſchoſſen worden war, hat ſich aus Liebe zu einer Frau, die ihm nicht nach Italien folgen wollte, erſchoſſen. (Rara avis!)

∴ Der von Herrn Beauvallon erſchoſſene Redakteur der „Preſſe", Dujarrier, hat ſein ganzes Mobiliar, vom Silbergeſchirr bis zu den Pferden, im Werthe von mehr als 100,000 Francs, ſeinem Freunde und Mitarbeiter Alexandre Dumas vermacht.

∴ Alphonſe Karr, der Redakteur der „Guêpes", ſchreibt jetzt außer dem für die Zeitung „la Patrie", jeden Donnerſtag ein Theaterfeuilleton, wofür er monatlich die Summe von 1000 Francs bezieht. (Alſo nicht ganz ſo viel, als Herr Laube allmonatlich für ſeine ſtupend-geiſtreichen Theaterkritiken im „Tageblatt" erhält. Ungeheuere Ironie!)

∴ Herr von Balzac hat ſeine neueſte Novelle Herrn Heinrich Heine dedicirt. In der Vorrede nennt er den Dichter der „Reiſebilder" den würdigſten Repräſentanten franzöſiſchen Geiſtes in Deutſchland und deutſcher Poeſie in Frankreich. (Sehr galant, wenn auch nicht ganz wahr!)

∴ Von Herrn Duesberg iſt unter dem Titel „la Ruelle, le château de Richelieu, et la Malmaison" ein hiſtoriſches Prachtwerk mit ſechzehn Lithographien, vielen Holzſchnitten und dem Bildniß des Cardinals von Richelieu angekündigt.

∴ Die große, von der Buchhandlung Treuttel und Würtz unternommene und von A. Schnetzler redigirte „Encyclopédie des gens du monde" iſt nun mit dem 22ſten Bande vollendet. Jeder Band koſtet 10 Francs.

∴ Der dritte Band der „Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs", von Herrn Thiers, iſt nun ebenfalls erſchienen. Die belgiſchen Nachdrucker ſind über die drei erſten Bände mit beiſpielloſer Haſt hergefallen. Die einzelnen Bände wurden durch Couriere nach Brüſſel geſandt, dort ſogleich zerſchnitten und an ein bereit ſtehendes Heer von Setzern, Druckern und Correctoren vertheilt. Uebrigens wimmeln alle Nachdrücke von Druck- und andern Fehlern.

∴ Alexandre Soumet läßt eine epiſche Trilogie erſcheinen, „Jeanne d'Arc als Schäferin, Kriegerin und Märtyrerin". Die Vaterſtadt Soumets, Caſtelnaudary, hat unlängſt die Marmorbüſte des Dichters im Rathhausſaale aufſtellen laſſen.

∴ Von Charles Blanc iſt eine „Geſchichte der franzöſiſchen Maler des neunzehnten Jahrhunderts" erſchienen.

∴ Felicien David, der vielgerühmte Componiſt der „Wüſte", arbeitet an einer Oper, zu der ihm Herr Scribe den Text geliefert hat.

∴ Donizetti's „Catarina Cornaro" hat, gleich ihrer deutſchen Namensſchweſter (vom Kapellmeiſter Lachen) vollſtändiges Fiasco gemacht.

∴ Zu Baroilhet's Benefiz wird in der großen Oper eine italieniſche Scene, „Chriſtoph Columbus oder die Entdeckung von Amerika", gegeben werden, wozu Hippolyte Lucas den Text und Donizetti die Muſik geſchrieben hat.

∴ Auf der Bilderauktion des Grafen von Cypierre ging eine Terpſichore von Boucher für 785 Francs und ein Bild von Greuze, ein Kind, das ein Buch unterm Arme hat, für 1605 Francs weg, ein Beweis, daß der Geſchmack zur mittlern Schule zurückkehrt.

∴ Im verfloſſenen Jahre hat Granville nicht weniger als 19 Mill. 265,830 Auſtern nach Paris und dem Innern Frankreichs, wozu noch über anderthalb Millionen kommen, welche am Orte und in der Nachbarſchaft verzehrt worden ſind, zuſammen alſo über 21 Millionen Auſtern geliefert. Das Tauſend, welches vor fünfzig Jahren 1½ Francs gekoſtet hatte, wurde im vorigen Jahre mit 20 bis 22 Francs bezahlt.

∴ An der hieſigen Börſe curſiren die Anweiſungen des Herrn Alexandre Dumas auf ſeinen Verleger für das noch zu empfangende Honorar wie Banknoten.

∴ Der Domherr Rocq, Vorleſer Ludwigs XVI., iſt hier, 90 Jahre alt, geſtorben.

Peſth. Seit dem 1. April erſcheint hier eine „deutſche Zeitung“, wöchentlich vier Mal in Groß-Folio, redigirt von einem Siebenbürger.

Petersburg. Der Czar, der im verfloſſenen Jahre eine ſeiner Töchter zum Chef eines Huſaren-Regiments gemacht, hat jetzt Mademoiſelle Marie Michailowna, älteſte Tochter des Großfürſten Michael, zum Chef des Serpuchow'ſchen Uhlanen-Regiments ernannt. (Auch eine ſchöne Gegend!)

Rom. Am 18. März hat die öffentliche Verſteigerung der Gemäldeſammlung des Cardinals Feſch begonnen. Um ſich einen Begriff zu machen, zu welch hohen Preiſen die guten Gemälde dieſer Sammlung verkauft werden, ſei erwähnt, daß eine Landſchaft von Hobbema zu 8400 Scudi nach Paris verkauft worden iſt*).

Trieſt. Die uralte Sylphide Marie Taglioni hat hier acht Gaſtrollen getanzt und iſt mit Blumen und Kränzen überſchüttet worden. (Die armen Blumen!)

Wien. Vor Kurzem war die Elite der hieſigen Literaten beim Hofrath Baron von Hammer-Purgſtall verſammelt, um die von einem früher gewählten Comité ausgearbeitete Denkſchrift für Milderung des Cenſurzwangs zu unterzeichnen. Unter dieſen befand ſich der greiſe Patriarch Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus von Pyrker, Fürſt Schwarzenberg, Graf Auersperg (Anaſtaſius Grün), die Hofräthe Jenull und Baumgartner, die Regierungsräthe Bubler und Ettinghauſen, Profeſſor Stephan Endlicher, Grillparzer und Bauernfeld, ſo daß faſt jeder Zweig des Wiſſens ſeine Repräſentanten hatte. Die Denkſchrift iſt, ſowohl in der Darſtellung der faſt unerträglichen Cenſurbedrückungen ſelbſt, als im Vorſchlage der Mittel zu deren Abhilfe, leider etwas allzuzahm gehalten und erſtrebt weiter nichts, als die genaue Durchführung des im Jahre 1810 erlaſſenen Cenſur-Mandats, das ſeitdem ganz und gar in Vergeſſenheit gekommen iſt.

∴ Wir haben hier eine Unzahl von Componiſten, darunter auch einen geheimen Staatskanzleirath Veſque von Puttlingen, der ſich für einen halben Beethoven hält und wahrſcheinlich blos deshalb unter dem Namen „Hoven“ ſchreibt, obgleich die erſte Sylbe, etwas verändert, vielleicht paſſender wäre. Dieſer Herr Hoven, der früher eine „Jungfrau von Orleans“ in Muſik geſetzt hat, iſt mit einer neuen Oper, „Liebesſeufzer“, aufgetreten, die im Kärnthnerthor-Theater gründlich fiasco gemacht hat. Die hieſigen Kritiker zerbrechen ſich die Köpfe, ob die Muſik oder das Textbuch — eine Bearbeitung des „Käthchen von Heilbronn“, von dem Wiener Librettofabrikanten Herrn Otto Prechtler — geiſtloſer und langweiliger ſei.

∴ Ein bis jetzt unbekannter Dichter, Namens Bachmeyer, hat zwei Trauerſpiele, „König Okonor“ und „König Alfonſo“, geſchrieben, die von einigen hieſigen Journalen — was freilich nicht viel ſagen will — im Voraus ſehr gerühmt werden.

∴ Madame Brüning fängt an, wie die Wiener zu ſagen pflegen, zum alten Eiſen zu wandern. Sie iſt beinahe ſchon ganz hors de saison. Madame Brüning, toujours Chonchon, toujours Grisette, toujours Vaudeville. Ihre Zimperlichkeit muß endlich langweilig werden. Madame Brüning iſt eigentlich ſehr zu bedauern: ſie hat ſich beinahe zu Tode vaudevilliſirt. Sie iſt faſt nur noch ein Schattenbild. Ein penſionirter Brüning-Enthuſiaſt meinte neulich: die ganze Brüning ſei nur noch viel Mund mit etwas Geſicht garnirt. (Signale.)

∴ Bosco, der berühmte Hexenmeiſter, der ausgezeichnete Escamoteur, der Alles verſchwinden machen kann, nur nicht die Bewunderung für ſeine Kunſt, giebt jetzt Vorſtellungen auf der Joſephſtädter Bühne und macht hier daſſelbe Glück, als in Leipzig, Dresden und Prag.

∴ Die Kunſtreitergeſellſchaft Lejars macht hier eine wahrhaft goldene Ernte. Einige Enthuſiaſten beabſichtigen, das trefflich dreſſirte Pferd Buridan in den Adelſtand erheben zu laſſen mit dem Prädikat Buridan Edler von Buridansky.

Zürich. Ferdinand Freiligrath iſt hier angekommen in der Abſicht, ſich hier anzuſiedeln. (Zürich aber ſcheint uns nicht der Ort für Dichter ſeiner Art zu ſein!)

∴ Unter dem Titel „Hans von Katzenfingen und ſeine Frau Tante“ iſt hier ein naturwüchſiges Heldengedicht von Apelles Storchſchnabel erſchienen, das eine höchſt anziehende, die Berliner Verhältniſſe trefflich charakteriſirende Schilderung enthält.

---

*) In der Bildergallerie des Miniſters von Verſtolk im Haag befindet ſich von Hobbema eine Landſchaft, welche der jetzige Beſitzer 30,000 holländiſche Gulden bezahlt hat.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der ſkeptiſche Philoſoph Anaxagoras, geboren in der 70ſten Olympiade zu Clazomene in Jonien, war ein ſo großer Griesgram, daß er niemals gelacht haben ſoll; trotzdem muß er ein höchſt ſpaßiger Patron geweſen ſein, denn unter andern ſonderbaren Dingen behauptete er auch, daß der Schnee nicht weiß, ſondern — ſchwarz ſei.

— Der berühmte Arzt und Philoſoph Alpharabius rühmte ſich des Ariſtoteles Werk, „de auditu“, vierzig Mal geleſen zu haben, ohne es ſatt zu bekommen. (Welches Werk eines unſerer neuern Philoſophen ließe ſich ſo oft durchleſen, ohne es ſatt zu bekommen?)

— Der Aegypterkönig Oſymandias legte 1800 Jahre vor Chriſti Geburt in ſeiner Reſidenz eine großartige Büchersammlung an, über deren Eingang die goldene Inſchrift ſtand „ψυχῆς ἰατρεῖον“ (heilige Apotheke der Seele).

— Al-Manſur, Harun-al-Raſchid und Al-Mamum, drei Khalifen von Bagdad, hatten in ihrer Hauptſtadt ſo viel Bücher geſammelt, daß, als die Tartaren im Jahre 1258 Bagdad eroberten und alle Bücher in den Tigris warfen, dadurch eine Brücke gebildet worden ſein ſoll, auf welcher Fußvolk und Reiter überſetzen konnten.

— Sotades, ein griechiſcher Dichter, der ſich durch obſcöne und ſatiriſche Gedichte berüchtigt gemacht, wurde, weil er dergleichen Lieder auch auf König Ptolomäus Philadelphus verfaßt hatte, zur Strafe in einen bleiernen Kaſten geſchloſſen und ins Meer geworfen.

— Albertus Magnus widmete den zwanzigſten Band ſeiner ſämmtlichen Werke, welcher die Lobreden und Lobgedichte auf die Jungfrau Maria enthält, der Gebenedeiten ſelbſt, wofür ſie ſich ihm, wie P. Lamp im „Vita Alberti magni“ erzählt, perſönlich gezeigt haben ſoll.

— Der wegen ſeiner atheiſtiſchen Schriften zum Feuertode verdammte Pole Caſimir Liſzynski wurde, weil er um Milderung des Urtheils gebeten hatte, nachdem ſeine Schriften von ihm ſelbſt verbrannt worden waren und nachdem man ihm die rechte Hand abgehauen hatte, enthauptet; hierauf verbrannte man ſeinen Leichnam und ſchoß die Aſche deſſelben aus einer Kanone in die Luft.

— Chriſtian Thomaſius widmete ſeine „Freimüthigen Gedanken“ allen ſeinen Feinden und vorzüglich dem Hector Gottfried Maſius.

— Der engliſche Bibliomane Aſkew ließ Robertſons „Geſchichte Kaiſer Karls V.“ in Menſchenhaut binden. Lord Spencer zahlte dem Londoner Buchbinder Roger Payne für den Einband einer alten Ausgabe des Aeſchylos 15 Guineen, alſo mehr als 100 Thaler.

— Adam Rieſe, der Rechenmeiſter, der ſprichwörtlich geworden iſt, ſtarb 1559 zu Annaberg in Sachſen. Die erſte Auflage ſeines Werkes erſchien unter dem Titel „Rechenung auf der linihen und Federn, in zal, maß und gewicht auff allerley handierung“, Erfurt 1525. 8.

— Die engliſchen Münzer (moneyers), welche die Münzen prägen und ſie, genau abgewogen, der Münze überliefern, ſind eine alte Corporation, die ihren Urſprung von Ethelbert, dem erſten König von Kent, vom Jahre 1561 herleitet.

— Auf der Inſel Ceylon wird ein Zahn des Buddha von den Anhängern dieſes Glaubens für eine eben ſo echte und heilige Reliquie verehrt, als der Rock zu Trier von den gläubigen Katholiken.

Treffer und Nieten.

• Nicht mit Unrecht bemerkt Fr. K. von Moſer in einer ſeiner Schriften, daß das Motto, welches der berühmte Hallenſer Arzt Dr. Hofmann als das beſte Symbolum zur Bezeichnung des Lebens und Treibens der gewöhnlichen Badegäſte zu betrachten pflegte, in gar manchem Regentenhauſe ſehr wohl als Grabſchrift auf Großvater, Vater, Sohn und Enkel paſſe:

„Vivunt, ut volunt,
Curantur, ut jubent,
Moriuntur, ut debent.“

• Sehr ſchön ſagt einmal Dohm über die geſetzgeberiſche Eigenthümlichkeit König Friedrichs II.: »Durch alle ſeine Geſetze geht ein Plan, ein Gedanke. Seine Regierung iſt aus Einem Stück.« (Wollte Gott, dieſe Eigenthümlichkeit hätte überall viel Nachahmung gefunden!)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 133. Leipzig, 16. April 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 300 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. ährlicher Pränumerationspreis: 5 1/3 Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

(Fortſetzung.)

V. Wie ein Ehemann ſeine Frau ſpazieren führt.

Es iſt drei Uhr. Schon vor zwei Stunden wollte man ausgehen; unſer hemann aber war lange unentſchloſſen, ob er ſich raſiren ſolle oder nicht, ob er nen Frack oder einen Rock anziehen, ob er eine offene oder eine zugeknöpfte Beſte wählen ſolle. Und darüber iſt es drei Uhr geworden. Jetzt iſt der err fertig; er ſteigt die Treppe hinunter, indem er ſich wie ein Geck von len Seiten betrachtet und dann eine ſehr zufriedene Miene macht.

Da Madame nicht zu gleicher Zeit mit ihm am Fuße der Treppe eintrifft, endet er ſich um, macht eine Geberde der Ungeduld, hebt den Kopf in die öhe und ruft die Treppe hinauf:

— Nun ... wird's bald?

— Da bin ich ſchon, mein Lieber; ich ſuchte nur meinen Handſchuh.

— Ah ... die Handſchuhe! Heute die Handſchuhe und morgen das chnupftuch ... Ich würde mich ungemein wundern, hätteſt Du nicht, gerade enn wir ausgehen wollen, dies oder jenes noch zu ſuchen.

Madame ergreift ſeinen Arm und zieht ihren Handſchuh an.

— Eine allerliebſte Manier, brummt unſer Ehemann in den Bart, ſich f der Straße die Handſchuhe anzuziehen!

— Aber wie kann ich anders ... Du eilſt ja ſo ſehr ...

— Wie! Warſt Du es nicht, die ſchon vor zwei Stunden ausgehen ollte und nicht genug brummen konnte, weil ich noch nicht angekleidet war? och genug davon. Wohin gehen wir?

— Mir iſt es gleich.

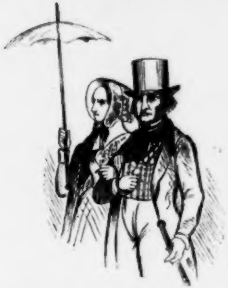
— Mir auch.

— Ich werde gehen, wohin Du willſt.

— Aber man wird ſich doch entſchließen müſſen! Oder wollen wir er mitten auf der Straße wie blödſinnig ſtehen bleiben? Ich kenne nichts erträglicheres als eine Frau, die immer antwortet: »Mir iſt es gleich.«

— Nun gut … gehen wir in die Tuilerien.

Man macht ſich auf den Weg. Unſer Ehemann betrachtet die Damen, die ihnen begegnen, oder denkt an ſeine Geſchäfte. Keines von Beiden ſpricht ein Wort.



Dann und wann, wenn ſie an einem Putz- oder Modewaaren-Magazin vorüberkommen, kann ſich die junge Dame eines freudigen Ausrufs nicht enthalten.

— Ach, ruft ſie begeiſtert, welch' ein ſchöner Shawl! Welch' niedliches Kleidermuſter! Welch' ein allerliebſter Hut!

Der Herr Gemahl hat dann nichts gehört, oder er thut wenigſtens, als ob er nichts gehört hätte.

Endlich gelangt man in die Tuilerien. Man geht dort auf und ab, in Kreuz und Quer; man wechſelt kein Wort. Nur daß der Herr Gemahl von Zeit zu Zeit gähnt oder einen ſchweren Seufzer in die Welt ſchickt.

Man befindet ſich jetzt ganz allein inmitten einer Allee.

— Bei Gott! ruft unſer Ehemann, das iſt ein göttliches Vergnügen, hier ſpazieren zu gehen!

— Aber irgendwohin mußten wir doch gehen?

— Ich ſehe aber nicht die Nothwendigkeit ein, weshalb wir gerade die Tuilerien wählen mußten!

— Weil Du nicht ſagen wollteſt, wohin Du zu gehen wünſchteſt …

— Du haſt dieſen Ort aus keinem andern Grunde gewählt, als weil Du weißt, daß es keinen zweiten Spaziergang giebt, den ich ſo langweilig finde.

— Ach, von dem Augenblick an, wo Du mit mir ſpazieren gehſt, langweilſt Du Dich, und ob wir daher dieſen oder einen andern Ort gewählt haben, iſt am Ende eins und daſſelbe.

— Gut, ſehr gut! Noch gar Vorwürfe! … Du findeſt es vermuthlich angenehm, mitten unter dieſer Menge von Kindern ſpazieren zu gehen, die uns ihre Bälle oder Reiſen zwiſchen die Füße werfen? … den Staub einzuſchlucken, wo er am dickſten iſt … das amüſirt Dich!

— Wenn Du mit mir ſprächeſt, würdeſt Du Dich nicht langweilen; aber Du biſt ſtummer als ein Fiſch …

— Meine Theure, wenn man ſtets zuſammen iſt, kann man nicht immer Stoff zum Plaudern haben …

— Wärſt Du bei einer andern Frau, ſo würdeſt Du den Liebenswürdigen, den Zuvorkommenden ſpielen …

— Eine Andere würde mir auch keine Vorwürfe machen … ſie würde nicht unaufhörlich brummen …

— Man brummt alſo mit einem Herrn, weil man ihm einen Vorwurf darüber macht, daß er ſich zu ennuyiren ſcheint! …

— Biſt Du bald zu Ende?

— Glaubſt Du vielleicht, mir das Sprechen verbieten zu können? …

— Schreie doch noch ein wenig lauter, um die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden auf uns zu ziehen … dies Einzige fehlt noch!

— Und wenn ich nun ſchreien will … wer wird ſich deshalb mit uns beſchäftigen? Du meinſt immer, daß Aller Augen auf Dich gerichtet wären!

— Wenn Du jetzt nicht aufhörſt, werde ich Deinen Arm loslaſſen …

— Ganz nach Belieben … ich mache mir nichts daraus!

Der Herr bleibt einen Augenblick ſtehen, überlegt, beſinnt ſich und — läßt den Arm ſeiner Frau nicht los.

Der Spaziergang wird in tiefem Schweigen beendigt.

VI. Ein Ehemann, der wegen ſeiner Gemahlin beſtändig in Sorgen iſt.

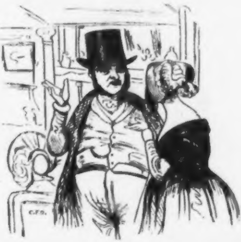
Sie erkennen ihn auf der Stelle. Auf der Promenade giebt er ſeinem Kinde, wenn er ein ſolches hat, die Hand; er hält mit ſeiner Frau gleichen Schritt; er bewegt und wendet ſich genau wie ſie; es vergehen keine zwei Minuten, ohne daß er ſie mit unruhiger, faſt verliebter Miene anſieht, indem er murmelt:

— Du biſt nicht ermüdet, theure Freundin? Willſt Du umkehren, mein Engel? Wünſcheſt Du einen Wagen? Wenn wir in jener Richtung gehen, ſo wird Dir, fürchte ich, die Sonne in die Augen ſcheinen … Nimm Dich in Acht vor dieſem Rinnſtein … Wenn Du befiehlſt, wollen wir ein wenig langſamer gehen …

Dieſe kleinen Redensarten bilden ihrer Zahl nach kaum ein Zehntauſendtheil von dem Wörterbuche eines Ehemannes, der ſeiner Gemahlin halber beſtändig in Sorgen iſt. Aber in der Regel erhält er auf all' jene Phraſen höchſtens eine Bewegung der Ungeduld oder ein nicht ſehr dankbares Achſelzucken zur Antwort.

Wenn dieſer Herr ſeine Frau ins Theater führt, muß ſie fünf oder ſechs Plätze probiren, bevor ſie ſich auf einen derſelben niederlaſſen darf.

— Hier, meine Beſte, wird es Dir nicht gefallen können … Du haſt hier große Hüte vor Dir. … Gehen wir weiter hinunter … dort wirſt Du beſſer ſehen können. … Hier iſt die Bank ſehr hart, gehen wir auf jene Seite. … Hier darfſt du nicht bleiben … es zieht … Du wirſt Dich erkälten … das iſt ſehr gefährlich … gehen wir anderswohin. … Ach, hier ſitzt eine Dame in einem Meere von Parfüms ... das würde Dir auf die Nerven fallen ... hier darfſt Du auf keinen Fall bleiben.



Die arme Frau, von den ewigen Wanderungen durch das ganze Haus ermüdet, klammert ſich endlich an einen Platz, von dem ſie nicht wieder aufſteht.

— Nun mag's genug ſein, ſagt ſie; hier will ich bleiben. Ich bin es müde, auf allen Plätzen umherzulaufen.

— Es liegt mir nur daran, daß Du gut ſitzen ſollſt. Wünſcheſt Du eine Fußbank?

— Nein ...

— Logenſchließerin, beſorgen Sie ſchnell eine Fußbank für Madame! Willſt Du ein Kiſſen zum Unterlegen?

— Aber warum dies Alles? Bin ich denn noch ein Kind?

— Logenſchließerin, ein Kiſſen für meine Frau! Soll ich das Logenfenſter ſchließen?

— Wie Du willſt.

— Iſt Dir ſehr warm?

— Nein.

— Ich will es ſchließen.

Das Stück beginnt. Madame möchte demſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit widmen. Aber mitten in einer intereſſanten Scene ruft der Gemahl plötzlich:

— Du ſiehſt ſo blaß ... Du biſt doch nicht unwohl?

— Ich? nicht im Geringſten!

— Fehlt es Dir irgendwo?

— Aber, mein Gott, nein! Mir fehlt nichts! Welche Idee, zu wollen, daß ich durchaus unwohl ſein ſoll!

— Ich will das ganz und gar nicht, mein Engel; im Gegentheil, aber wenn Dir Etwas fehlen ſollte, wäre es beſſer, daß Du mir es ſagteſt und daß wir gingen ... Du würdeſt vielleicht nur aus Gefälligkeit für mich bleiben ... und daran würdeſt Du großes Unrecht thun.

— Du würdeſt mich ſehr verbinden, wollteſt Du mich ungeſtört das Stück anhören laſſen.

— Es ſcheint mir, daß ich Dich daran gar nicht hindere; nur macht es mich ängſtlich, wenn ich Dich ſo blaß ſehe.

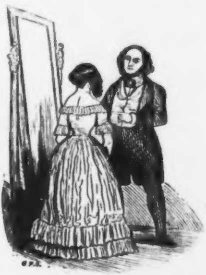
Wenn dieſer Herr mit ſeiner Frau außer dem Hauſe ſpricht, verliert er ſie nicht aus den Augen. Sollte er auch am ganz entgegengeſetzten Ende der Tafel ſitzen, ſo verfehlt er deshalb doch keineswegs, ihr zuzurufen:

— Liebes Kind, iß hiervon nicht; es wird Dir nicht bekommen ... Du weißt, daß Du die Sardellen nicht vertragen kannſt ... Laß die Hummern, ſie ſind zu ſchwer für Dich ... Wenn Du Lachs nehmen wollteſt, würdeſt Du Unrecht thun ... Ach, mein Herr, ich bitte Sie, meiner Frau keinen Madeira einzuſchenken ... ich kenne ihren Magen ... der Wein bekommt ihr nicht ... Meine Theure, wenn Du davon trinkſt, wirſt Du wieder unwohl werden ...

Madame, unwillig über die Beſorgniſſe ihres Gemahls, nimmt ſehr deutlich eine ſchmollende Miene an und ißt von keinem Gericht mehr, weil die Einwürfe, die ſie bei jeder Schüſſel zu gewärtigen hat, ihr allen Appetit rauben. Unterdeſſen ißt der Herr Gemahl für Vier und trinkt für Fünf.

Geht man auf den Ball, ſo iſt dies eine Geſchichte für ſich. Zuerſt inſpizirt der Herr Gemahl die Toilette ſeiner Frau.

— Dies Kleid iſt gar zu weit ausgeſchnitten, Du würdeſt frieren ... Dieſes zwängt Dich zu ſehr ein ... es drückt Dich, es muß Dich drücken ...



— Aber ich verſichere Dich, Lieber, daß mein Kleid mich gar nicht drückt.

— O, die Frauen wollen das niemals zugeben, aber ſie thun ihrer Geſundheit großen Schaden, indem ſie ſich ſo einſchnüren; ſpäter kommen dann all' die Krankheiten nach. Wie oft heißt es nicht: Himmel, die Frau iſt an der Bruſtkrankheit geſtorben, ſonderbar! ſie war doch ſo wohl gebaut, hatte eine ſo friſche Farbe; ich hätte mir nie träumen laſſen, daß ſie an einem Bruſtübel gelitten! ... Aber man weiß nichts davon, daß dieſe Dame, blos um eine dünne Taille zu haben, ſich Lunge und Magen eingezwängt hatte.

— Du ſiehſt ja, mein Freund, daß man noch einen Finger in meinen Gürtel ſtecken kann, ein Beweis, daß ich gar nicht gedrückt bin.

— Freilich ... o ja ... aber wie? Deiner Meinung nach kann man immer den Finger hineinſtecken, weil Du den Athem zurückhältſt. Meine Theure, Du würdeſt ſehr liebenswürdig ſein, wollteſt Du ein anderes Kleid anziehen ... ich würde mich den ganzen Abend unglücklich fühlen, müßte ich Dich in dieſem Kleide auf dem Balle ſehen.

Blos um dem ärgerlichen Handel ein Ende zu machen, willigt Madame endlich ein, ein Kleid anzuziehen, das ihr nicht ſo gut gefällt; und ſchon dieſer Umſtand wird Urſache ſein, daß ſie ſich auf dem Balle weniger amüſirt, als ſie ſich's verſprochen hatte. Denn die ganze Nacht hindurch wird ſie an jenes Kleid denken, das ihr ſo gut ſtand und das ſie ihres Gemahls halber wieder ablegen mußte.

Man iſt nun auf dem Ball angekommen. Statt ſeiner Frau ungeſtört das Vergnügen des Tanzes genießen zu laſſen und ſich ſelbſt ebenfalls ſo gut wie möglich zu unterhalten, verliert unſer Ehemann ſie nicht aus den Augen. Vielleicht aus Eiferſucht? O nein! Ein Ehemann, der ſeiner Gemahlin halber beſtändig in Sorgen iſt, kennt die Eiferſucht nur dem Namen nach. Er iſt überzeugt, daß ſeine Frau ihn anbetet, weil ſie weiß, daß auf der weiten Welt kein Zweiter lebt, der ſo aufmerkſam und zuvorkommend gegen ſie ſein würde. Aber auch hier, wie überall anderswo, übt er ſeine rührende Sorgſamkeit aus.

Er durchmißt den Saal, in dem ſeine Frau Platz genommen hat, in der Länge und Breite. Kaum hat ſie einen Contretanz getanzt, ſo eilt er auf ſie zu.

— Dir iſt ſehr warm, meine Theure?

— Nein, nicht ſehr ...

— Doch, doch ... Du biſt erhitzt ... wirſt Du die nächſte Quadrille tanzen?

— Gewiß, ich bin engagirt ...

— Es iſt mir gar nicht lieb, daß Du zugeſagt haſt ... Du hätteſt ein wenig ausruhen ſollen ...

Kaum iſt Madame nach dem folgenden Contretanz durch ihren Tänzer auf ihren Platz zurückgeführt worden, als auch ſchon das Geſicht ihres Mannes wie ein Schatten der Laterna magica dicht vor ihr wieder auftaucht.

— Wie roth Du biſt, meine Gute! ſagt unſer Ehemann mit der beſorgten Miene einer Mutter, die, indem ſie ihrem Kinde an den Puls fühlt, ein leidiges Fieber entdeckt.

— Madame findet jene Bemerkung ganz überflüſſig. Deſſen ungeachtet verſucht ſie zu lächeln, indem ſie erwidert:

— Wie kannſt Du Dich darüber wundern, daß man roth iſt, wenn man getanzt hat?

— Freilich ... aber ich habe Dich auch niemals ſo roth geſehen, als gerade jetzt ...

Madame wendet ſich an eine neben ihr ſitzende Dame mit der leiſen Frage:

— Bin ich wirklich ſo auffallend roth ... ſehe ich aus wie ein geſottener Krebs?

— Durchaus nicht, Sie ſehen ſehr wohl aus. Ihr Mann weiß nicht, was er ſpricht ...

Gleich darauf präſentirt ein junger Mann, der ſo glücklich geweſen iſt, einige Gläſer Eis zu erlangen, eins derſelben der Gattin unſeres Ehemannes. Dieſe nimmt das Eis an und iſt eben im Begriff, es zu eſſen, als der Herr Gemahl ihr daſſelbe aus den Händen reißt.

— Der Tauſend auch, liebes Kind! ruft er, das wirſt Du nicht eſſen ...

— Aber weshalb nicht? ... es iſt Eis ...

— Ganz recht und eben darum will ich nicht, daß Du auch nur einen Löffel voll davon nimmſt ... Du biſt zu warm, es würde Dir nachtheilig ſein.

— Aber all' dieſe Damen, die gleichfalls getanzt haben, eſſen Eis ...

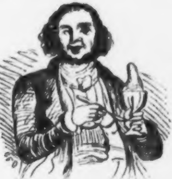
— Mögen dieſe Damen thun, was ihnen beliebt ... ich kann's ihnen nicht wehren! Aber mit Dir iſt es etwas Anderes ... ich kenne Dein Temperament. Eis? ... Behüte der Himmel! Das wäre eine unverzeihliche Thorheit! Befiehlſt Du Punſch?

— Du weißt recht gut, daß ich nie Punſch trinke, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich das Eis hingegen ſehr liebe ...

— Das macht nichts.

Und unſer Ehemann beginnt in aller Gemüthsruhe, das für ſeine Frau beſtimmte Eis zu eſſen. In dieſer angenehmen Beſchäftigung ſpaziert er vor ihr auf und nieder und genirt ſich nicht einmal, zu ſagen:

— Es iſt vorzüglich ... excellent ... wahrhaft köſtlich!



Etwas ſpäter beginnt das Orcheſter die Introduktion zu einem allerliebſten Walzer von Strauß. Madame liebt den Walzer mit wahrer Leidenſchaft ... ſie tanzt ihn eben ſo regelrecht als graziös. Soeben hat ſie den Arm eines jungen Herrn angenommen, den man ihr als einen vorzüglichen Tänzer vorgeſtellt hat. Beide treten an; ſchon haben ſie die Runde durch den Saal gemacht und den Beifall der Zuſchauer erhalten, als unſer Ehemann, der ſeine Frau im Begriffe ſieht, ſich zu wenden, auf die Gefahr hin, von dem einen oder andern Paare umgewalzt zu werden, auf ſie zuſtürzt, ſie am Arme ergreift und ſie nebſt ihrem Tänzer mit Gewalt aufhält, indem er, immer mit dem liebenswürdigſten Tone von der Welt, zu ihr ſagt:

— Aber was machen wir denn? ... Woran denkſt Du? ... Du willſt walzen? ... Ein Glück, daß ich da bin, um Dich an dieſen Thorheiten zu verhindern!

— Aber Du weißt doch recht gut, daß ich den Walzer ſehr liebe ... daß er mich gar nicht angreift ...

— Es iſt möglich, daß er Dich nicht angreift; aber ſpäter würden die nachtheiligen Folgen nicht ausbleiben ... morgen würdeſt Du krank ſein. Ich habe mehrere Aerzte befragt; ſie haben mir geſagt, daß der Walzer den nervöſen Frauen ungeheuer ſchädlich ſei ... und Du, Du biſt nervös, ungemein nervös, meine Theure.

— Nur ein paar Gänge noch, mein Herr, und dann wollen wir aufhören! ſagt der Tänzer der jungen Dame, ſich an ihren Gemahl wendend.

— Ja, ja, blos ein paar Gänge, mein Lieber! wiederholt ſeine Frau mit bittender Miene.

Unſer Ehemann aber iſt unerbittlich. Er nimmt ſeine Frau am Arm, führt ſie auf ihren Platz zurück und wirft ihr wider ihren Willen einen Pelz, einen Mantel, einen Burnus, einen Shawl, eine Boa, kurz Alles, was ihm in die Hand kommt, über ihre atlasweichen Schultern.

Madame iſt zwar ſehr aufgebracht, wagt jedoch nichts zu ſagen. Man pflegt ſich nicht gern vor aller Welt zu zanken, und außerdem ſteht auch der Herr Gemahl im Renommée eines ſehr galanten und für ſeine Frau, die man übermäßig glücklich wähnt, ſehr zärtlich beſorgten Mannes. Sie ſucht ihren Unwillen zu verbergen.

Die Stunde des Soupers naht heran; durch die Dame des Hauſes hat ſie erfahren, daß die Damen allein zu Tiſch gehen werden; ſie wird dabei eſſen können, was ihr beliebt, ohne den Beobachtungen ihres Mannes ausgeſetzt zu ſein. Sie hofft ſich beim Souper für die Widerwärtigkeiten des Abends entſchädigen zu können; ohnedies haben die Soupers für gewiſſe Frauen einen ganz beſonderen Reiz. Ich ſehe darin nichts Böſes; im Gegentheil, für Damen von gutem Appetit fühle ich die aufrichtigſte Hochachtung.

Aber eine Viertelſtunde vor dem Souper erſcheint unſer Ehemann. Auf dem Arme trägt er den Mantel ſeiner Frau, den er ihr über die Schulter wirft, indem er ſagt:

— Mein Täubchen, unten erwartet uns der Wagen.

— Wie, Du willſt ſchon gehen?

— Schon ...? Es iſt ſehr ſpät!

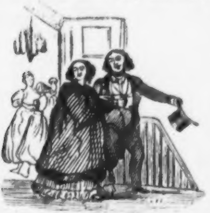
— Aber man wird ſich ſogleich zu Tiſche ſetzen.

— Grade deshalb. Du könnteſt ſchwach genug ſein, Etwas zu eſſen ... und zu Abend eſſen taugt nichts ... beſonders für Dich, die Du ſo ſchwächlich biſt und beſtändig über Deinen Magen klagſt. Du weißt ja, daß Du niemals zu Abend ſpeiſeſt, eben ſo wenig wie ich ...

— Wenn man aber einen Theil der Nacht durchwacht hat, iſt es doch etwas Anderes, als wenn man ſich um eilf Uhr ſchlafen legt.

— O, das iſt ganz gleich ... ich will nicht, daß Du zu Abend eſſen ſollſt. Teufel, wie ſtände es dann um Deine Geſundheit? Komm', komm', meine Liebe. Der Wagen wartet ſchon ſeit einer halben Stunde.

Madame, welche große Luſt hat zu, weinen, muß ihm dennoch folgen, ſie mag wollen oder nicht. Aber zu Hauſe angekommen, gelobt ſie ſich heilig, künftig weder auf die Promenade, noch ins Theater, noch auf den Ball, noch zu einem Diner, noch irgend anderswohin zu gehen.



Halten Sie die Gemahlin eines Mannes, der ihrethalben beſtändig in Sorgen iſt, nach alle dem für ſehr glücklich? — Zum Troſt für das ſchöne Geſchlecht iſt dieſe Sorte von Ehemännern ſehr ſelten.

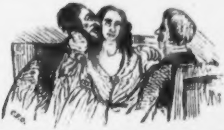
VII. Ein Ehemann, der ſeine Frau vor aller Welt liebkoſ't.

Ein Ehemann, der, wie der Held des vorigen Kapitels, in der Beſorgniß um ſeine Gattin weder Ziel noch Maaß kennt, iſt ein durchaus unerträgliches Weſen und fähig, die Nerven ſeiner Frau ſo anzugreifen, daß ſie, ſelbſt wenn die Ohnmachten ſonſt nicht ihre Leidenſchaft ſind, leicht aus der einen in die andere fällt. Wenn Sie jedoch glauben, daß dieſer Herr ſeine Gattin nur aus übergroßer Liebe ſo quält, irren Sie gewaltig. Er will nur, daß man ihn für den Phönix aller Ehemänner halte, für einen Mann, der ſeine Frau anbetet. und ſich mit nichts als mit ihr beſchäftigt.

Wenn er ſeine Frau aufrichtig liebte, würde er ſich nicht unaufhörlich an ſie drängen.

Ich rangire dieſe Sorte von Ehemännern unter die Klaſſe der Heuchler.

Wir haben uns jetzt mit ſolchen zu beſchäftigen, die ihre Frauen vor den Augen der Welt aus purer Liebe verſchlingen möchten. Dieſe können nicht n der Nähe ihrer Hälften ſein, ohne deren Taillen zu umſpannen und ſie zärtlich zu umarmen. Es giebt ſogar Exemplare, die es bis zum Küſſen treiben: ihre Lippen ſuchen den Hals, die Bruſt, die Wangen, ja mitunter ſelbſt den Mund der Frau Gemahlin. Dann gerathen ſie förmlich in Extaſe und zeigen eine ſo entzückte Miene, als hätten ſie ihre Frau zum erſten Male umarmt.



Nun denken Sie ſich dazu das Geſicht eines Dritten. Er wird ſich mmer verſucht fühlen, dem Herrn Gemahl zu ſagen:

— Verzeihung … ich genire vermuthlich; ich will gehen …

Und wenn man dann ginge, wenn man ihn mit ſeiner Frau allein ließe, würde man dieſem Herrn, der ſie mit Liebkoſungen zu erſticken gedroht hatte, dadurch ein arges Schnippchen ſchlagen.

Abgeſehen davon, daß der Herr durch ein ſolches Benehmen vor den Augen der Welt gegen alle guten Sitten, allen Anſtand, alle Schicklichkeit verſtößt, iſt er, ſobald er ſich mit ſeiner Frau allein weiß, in der Regel höchſt übellaunig und mitunter ſogar brutal.

Eine Verwandlung in der Oper kann nicht vollſtändiger ſein. Er iſt dann ein ganz Anderer.

VIII. Ein Blick in die Haushaltung eines Mannes, der ſeine Frau vor den Augen der Welt liebkoſ't.

— Warum iſt das Frühſtück noch nicht fertig?

So lautet die erſte Frage dieſes Herrn, ſobald er ſich erhebt. Der Ton, in welchem dieſe Frage ausgeſprochen und die Miene, mit welcher ſie begleitet wird, läßt auf eine höchſt üble Laune ſchließen.

— Aber, mein Lieber, es iſt ja noch nicht ſpät …

— Nicht ſpät, nicht ſpät! Wenn ich das Frühſtück nun früher verlange, wenn ich Hunger habe … Aber man iſt hier ſo nachläſſig! Warum hat man Kaffee und nicht Chokolade gekocht? Ich wollte Chokolade …

— Du hätteſt mir das ſagen ſollen!

— Man hätte mich deshalb fragen ſollen!

— Du trinkſt doch in der Regel Kaffee!

— Eben deshalb wollte ich heute zur Abwechſelung Chokolade … Aber es macht Dir vermuthlich zu viel Mühe, mich zu fragen, was ich wünſche … Und wer hat dies Feuer angelegt? … Allerliebſt, wirklich allerliebſt! man weiß nicht einmal ein Feuer anzulegen. Von welcher Sorte iſt jenes Brod?

— Es iſt Gerſtenbrod …

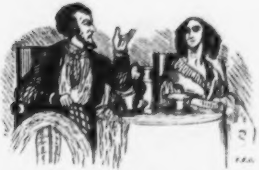
— Wie oft habe ich Dir geſagt, daß ich das Gerſtenbrod nicht liebe … Du mußt alſo immer gerade das Gegentheil von dem thun, was ich wünſche. Man hat dieſen Morgen geklingelt; wer war da?

— Jener junge, blonde Mann, der ſchon zwei Mal da war, um Dich um Rath zu fragen, ob er ſich verheirathen ſolle. Du haſt geſagt, daß er Dich langweile, und deshalb habe ich ihn wieder fortgeſchickt, indem ich ihm ſagte, Du wäreſt ſchon ausgegangen.

Der Herr Gemahl ſpringt auf dem Stuhl in die Höhe, ſchlägt ſich zornig auf die Kniee und ruft:

— Aber wer hatte Dich gebeten, dieſen jungen Mann wieder fortzuſchicken? … Du begehſt eine Dummheit über die andere … Gerade heute wollte ich ihn ſprechen, da ich *ihm* eine höchſt wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Und nun ſagt man ihm, ich ſei ausgegangen. Man würde ſich hier lieber hängen als Etwas thun, das mir angenehm wäre!

Und in ſeinem Zorne gewahrt er nicht, daß er ſich mit dem Ellbogen auf ſeine Taſſe Kaffee ſtützt; die Taſſe fällt um und der Kaffee fließt auf ſeinen Schlafrock.



Dies verdoppelt die Aufwallung unſeres Ehemannes.

— Nun iſt es um meinen Schlafrock geſchehen! ſchreit er; und wer iſt daran Schuld? Sie, Madame!

— Ich? Du hätteſt Deine Taſſe nicht umwerfen ſollen ...

— Du hätteſt mir meine Laune nicht verderben ſollen ...

— An dieſer iſt nichts zu verderben. Du brummſt, ſobald Du die Augen öffneſt.

— Biſt Du zu Ende mit Deinen Grobheiten? ... Sieh' Dich vor ... treibe mich nicht zum Aeußerſten ...

— O, mein Gott! da ſpielſt Du nun wieder den Wütherich. Man ſieht wohl, daß wir allein ſind ...

— Willſt Du ſchweigen?

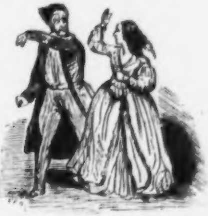
— In Geſellſchaft möchteſt Du mich mit Deinen Liebkoſungen erdrücken, damit alle Welt mich für ſehr glücklich halte ... Ach, wenn man wüßte, wie Du mich behandelſt, wenn wir allein ſind!

— Wenn Du nicht ſchweigſt, werfe ich Dir die Taſſe ins Geſicht!

— Das ſieht Dir ähnlich, Elender!

— Wie ... Du ſchimpfſt mich einen Elenden? ... Da!

Und die Taſſe fliegt dicht an ihrem Kopfe vorüber. Glücklicherweiſe weicht ſie dem Wurfe aus, indem ſie ſich raſch auf die Seite bückt.



Während dieſes zärtlichen Auftritts wird die Klingel gezogen. Das Kammermädchen meldet Jemand an.

— Ich hoffe, ſagt unſer Ehemann mit drohender Miene zu ſeiner weinenden Frau, daß Du vor dem Fremden nicht weinen wirſt! Augenblicklich trockne Deine Thränen. Wo nicht, ſo fange ich von Neuem an, ſobald wir wieder allein ſind.

Der Beſuch tritt ein. Unſer Ehemann hat ſogleich eine lächelnde, liebenswürdige Miene, eine ſanfte und einſchmeichelnde Stimme angenommen. Die Perſon, welche ſoeben eingetreten iſt, ſpricht zu der jungen Dame:

— Ich finde Sie blaß ... Ihre Augen ſind roth ... Sind Sie vielleicht krank geweſen?

Unſer Ehemann läßt ſeine Frau nicht antworten; er beeilt ſich das Wort zu nehmen und ſpricht:

— O, es iſt nichts ... Sie hat geſtern Abend zu lange im Bett geleſen ... und das greift ihre Augen an. Ich habe freilich ſchon oft zu ihr geſagt: Du verdirbſt Dir die Augen, mein Püppchen, wenn Du bis in die ſpäte Nacht hinein lieſt; aber man will nicht auf mich hören. Und ſpäter kommt es dann, wie es kommen muß; andern Morgens iſt man bleich, hat rothe Augen .... Aber ſie will vernünftiger werden ... ſie hat es mir feſt verſprochen ...

Während dieſer erbaulichen Rede hat er ſich ſeiner Frau genähert, um deren Wange zu ſtreicheln ...

Untern allen Laſtern iſt die Heuchelei das abſcheulichſte. Ein Heuchler will Tugenden halber geehrt werden, die er gar nicht beſitzt.

Der Räuber, welcher uns auf offener Straße anfällt, ſagt uns frei heraus, daß er ein Räuber iſt.

Der Ehemann, der ſeine Frau vor den Augen der Welt liebkoſt und ſie mißhandelt, ſobald Niemand zugegen iſt, iſt laſterhafter als jener Räuber.

Wenn die Frau eines ſolchen Mannes dennoch ihren Pflichten getreu bleibt, verdient ſie unſere innigſte Hochachtung. Man ſollte ihr einen Altar, oder einen Obelisk, oder einen Triumphbogen, oder Statüen, oder wo möglich Alles zuſammen errichten.

(Fortſetzung folgt.)

Zapfenſtreich.

Bamberg. Der hieſige Theaterzettel brachte neulich folgende Bekanntmachung: »Zur dringenden Wiſſenſchaft des Publikums: Die „vier Haimonskinder" können heute nicht gegeben werden. Eins davon iſt durchgegangen, das andere erkrankt, das dritte bei der Probe in einem Streite mit dem Regiſſeur blutig geſchlagen, das vierte wegen Schulden verhaftet. Dafür wird heute Abend „Robert der Teufel", aber ohne Prinzeſſin gegeben; ſie läßt gerade ein Kind taufen, wozu ſeine ergebenſte Einladung macht: Kauer, Direktor.« (Vergleiche den Artikel „Schmiere" unter der Rubrik Leipzig.)

Berlin. Eine telegraphiſche Depeſche, die in der vergangenen Nacht hier eingelaufen iſt, hat die ganze Bevölkerung in die tiefſte Beſtürzung verſetzt. Wir ſtehen urplötzlich am Vorabende großer Ereigniſſe, an der Schwelle eines furchtbaren Krieges. In aller Eile werden Baſtionen aufgeworfen und hundert andere Vorkehrungen getroffen, um ſich gegen den heranrückenden Feind zu rüſten. Die Urſache dieſes ganz unerwarteten Ueberfalls iſt höchſt geringfügiger Art; doch wird Jeder, der in der Geſchichte kein Neuling iſt, ſich erinnern, daß die allerunbedeutendſten Urſachen oft die welterſchütterndſten Folgen herbeigeführt haben. So auch jetzt! Der Grund unſeres Unglücks iſt Herrn Laube's „Rococo", ein Stück, das in Berlin bekanntlich halb und halb durchgefallen iſt. Das t den Urheber dieſes verkannten Meiſterſtücks außerordentlich gekränkt und in einem fluge weltvernichtenden Zornes hat er beſchloſſen, ſich an der ganzen Bevölkerung erlins blutig zu rächen. Ein Quaſi-Correſpondent aus Berlin hatte in der „Deutſchen lgemeinen Zeitung" die Worte fallen laſſen: »Die Aufnahme dieſes Stückes hat ſo el Animoſität zu Wege gebracht, daß ſich vielleicht manche Folgen daran knüpfen könn- n u. ſ. w.« Anfangs verſtand man den tiefen Sinn dieſer flachen Aeußerung nicht; t aber begreifen wir recht gut, was damit angedeutet werden ſollte. Herr Laube hat mlich die ganze Schaar ſeiner literariſchen Markthelfer um ſich verſammelt und echzehn Fähnlein aufgebracht, böhmakiſch Volk", an deren Spitze er, ſobald es die Witterung laubt, gen Berlin ziehen und die ganze Bevölkerung, welche ſich erdreiſtet hat, die Fein- it ſeines überaus geiſtreichen Werkes nicht capiren zu wollen, unbarmherzig über die linge ſpringen zu laſſen und die königliche Bühne in einen Aſchenhaufen zu verwandeln roht. Einer der erſten Anführer und Unterfeldherren des Generaliſſimus Laube iſt Herr rocopius Hartmann, der Dichter der huſſitiſchen Lieder „Kelch und Schwert". Gott hüte uns vor der Wuth, mehr aber noch vor einem neuen Stück des Herrn Laube!

∴ Ein hieſiger Correſpondent der „Jahreszeiten" erzählt bei Erwähnung des aube'ſchen „Rococo", »Herr von Küſtner, der die Werthloſigkeit dieſes Machwerks ein- ſehen, wäre durch in der That nicht ehrenvolle Mittel quaſi-gezwungen worden, das Stück zur Aufführung zu bringen.« (Wenn dies in einem anderen Blatte, als in den Jahreszeiten" ſtände, wären wir nicht abgeneigt, es zu glauben.)

∴ In den literariſchen Kreiſen hat hier ein fulminanter Artikel, den Herr Friedrich ieß in Nummer 13 des „Berliner Modenſpiegels" gegen Herrn Laube geſchrieben, icht wenig Intereſſe erregt. Der ganze Aufſatz enthält von der erſten bis zur letzten eile die bitterſten Wahrheiten.

∴ Auf der Königſtädter Bühne hat der Dresdener Komiker Räder ſein Gaſtſpiel ls Executor Purzel in der von ihm verfaßten Poſſe, „der Weltumſegler wider Willen", [illegible]

∴ Ein hieſiges Journal ſagt von dem mnemotechniſchen Syſteme Otto-Reventlow's, eine Kunſt ſei das Ei des Columbus; man ärgere ſich, nicht ſelbſt darauf gekommen u ſein. Das Leichtfaßliche ſeiner Methode verſchafft ihm täglich neue Schüler und [illegible]

∴ In ganz Preußen erſcheinen 454 Zeitungen, Tageblätter und Zeitſchriften, wovon aber nur 42 politiſche Tendenzen verfolgen; den Unterhaltungsblättern, deren es 90 giebt, iſt es verboten, irgend etwas Politiſches aufzunehmen; dann giebt es 104 Verordnungsblätter der Regierungen; den Reſt bilden — Erbauungsblätter.

∴ Ein Sohn des hieſigen engliſchen Geſandten, des Grafen von Weſtmoreland, hat ch von der vielgeprieſenen Sängerin Jenny Lind einen Korb in optima forma geholt, bgleich ſein Herr Papa in eigener Perſon den Brautwerber gemacht haben ſoll. Dame enny aber bleibt ihrem alten Schweden treu, welcher Schulmeiſter oder ſo etwas der let ſein ſoll.

Hamburg. Der ſattſam bekannte Graf Jules Suzer hat nun auch unſere Stadt eimgeſucht, um ſie durch eine Reihe höchſt origineller Vorleſungen über franzöſiſche iteratur in . . . Schlaf zu wiegen.

Hannover. Die Sängerin Jenny Lind erhielt hier für jede Gaſtrolle 60 Louisd'or. rnſt Auguſt, bei dem ſie in einer Abendunterhaltung geſungen, hat ihr eine Broche mit ſeinem Bildniß im Werthe von 3000 Thaler geſchenkt. (Iſt das nicht rührend?)

Leipzig. In Nummer 41 der „Theaterchronik" befindet ſich eine charmante Cha- rakteriſtik einer ſogenannten „Schmiere"*): »Bei einer Schmiere iſt der Direktor ge- wöhnlich ein Stroh-, Schwach- oder Schafskopf. Von Ordnung iſt keine Rede; das Repertoir wird durcheinander geworfen, wie Kraut und Rüben. Niemand wird ſeinem Talente nach beſchäftigt; die Direktion, deren Favorit-Sultanin oder Regie ſpielt Alles, was gut iſt. Gutes iſt von ihnen nicht zu erwarten, denn ſie freſſen Alles über Hals und Kopf, ohne es je verdauen zu können; ſie ſind nur glücklich, wenn ſie jeden Abend im Glanze daſtehen und achten es nicht, wenn Vernünftige ſich darüber ausſprechen. Sie kommen mir vor wie Kaffeemühlen; ſie ſchütten ihre Rollen in die Mühle, mahlen ſie herunter und kümmern ſich nicht darum, wenn auch eine Menge Bohnen auf die Erde fallen und zertreten werden. Ich kenne viele ſolcher Kaffeemühlen**). Statt einer anſtändigen Behandlung findet man, Seitens der Direktion oder der Regie, Arroganz, Grobheit und nicht ſelten Gemeinheit, und Alles erinnert daran, daß man bei einer Schmiere iſt. — Es ließe ſich noch weit mehr ſagen, doch ſei dies genug.«

---

*) Schmiere iſt ein Kunſtausdruck für eine Bühne des untergeordnetſten Ranges.

**) Ich auch, ich auch! E. M. O.

∴ Wir hatten die „Jahreszeiten“ aufgefordert, ihre Behauptung: das Gerücht von dem Benehmen der Leipziger Literaten bei der Vorſtellung des Heller'ſchen „Letzten Willens“ ſei einem Leipziger Blatte entnommen, zu beweiſen, d. h. dieſes Leipziger Blatt namhaft zu machen. Die „Jahreszeiten“ haben auf dieſes Verlangen nicht eingehen wollen, oder beſſer geſagt, nicht können; ſtatt deſſen beehren ſie unſer Blatt mit einigen Anzapfungen, und legen uns, in Bezug auf anderweitige Notizen, Aeußerungen unter, die wir gar nicht gethan. Wir haben es von den „Jahreszeiten“ allerdings nicht beſſer erwartet, mag ſie nun Herr Georg Schirges oder ein anderer literariſcher Kleinhändler redigiren, und laſſen es alſo vorläufig bei dem frühern „Pfui Teufel!“ bewenden.

∴ Der „Wandelſtern“ ſchreibt: »Herr Laube, der bekanntlich nur ein Drama geſchrieben, das nicht durchgefallen iſt, beginnt ſchon jetzt mit liebenswürdiger Arroganz, bei Weber, die Herausgabe ſeiner „dramatiſchen Werke“, deren erſter Band „Monaldeschi“ enthalten wird. Göthe hatte Recht, »nur Lumpe ſind beſcheiden!« (O O! armer J. J!)

∴ Herr Heinrich Laube ſoll ſich an der hieſigen Univerſität habilitiren wollen. Ob er über Sanskrit oder deutſche Literaturgeſchichte leſen wird, iſt noch ungewiß, doch ſoll er von Beiden gleich viel verſtehen.

∴ Hellers „Roſen“ ſchreiben: »Seit einiger Zeit drucken die Wiener Blätter das Feuilleton der Leipziger Journale ab, ohne dabei die Quellen zu nennen. Iſt dies eine freiwillige Untreue der öſterreichiſchen Redaktionen oder ſind die Leipziger Blätter bei der hohen Cenſurſtelle in ſolche Ungnade gefallen, daß nicht einmal die Namen derſelben angeführt werden dürfen?« (Dieſe Frage können wir ſehr leicht beantworten, man ſchreibt uns aus Wien, daß der Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle keinem Journale geſtattet, unſern „Charivari“ als Quelle anzugeben.)

∴ Gersdorfs „Repertorium“ führt in ſeinem Aprilhefte hundertundzwölf theologiſche Schriften an, die im März erſchienen ſind. In ſeinem Märzhefte kündigt es blos zweiundſiebzig theologiſche Nummern an. Und man ſagt, Deutſchland ſei nicht im Fortſchritt begriffen. Eine Nation, die in zwei Monaten 184 theologiſche Herkulesthaten aufweiſt und für die nächſte Zukunft noch mehr in Ausſicht hat, muß offenbar den Himmel gewinnen. Und wer den Himmel beſitzt, braucht ſich um irdiſche Dinge nicht zu bekümmern. (Grenzboten.)

∴ Von Adolf Hofmeiſters „Handbuch der muſikaliſchen Literatur“ iſt jetzt das eilfte Heft, der Schluß des ganzen Werkes, erſchienen, das bis zum Jahre 1843 reicht; daran ſchließt ſich der dritte Jahrgang des von Bartholf Senff herausgegebenen „Jahrbuchs der Muſik“, das alle im Jahre 1844 erſchienene Muſikalien umfaßt. Beide Werke bilden ein Ganzes, das in keiner muſikaliſchen Bibliothek fehlen darf.

∴ Nach dem von J. J. Weber redigirten „Zeitungs-Katalog“ erſcheinen in ganz Deutſchland 2052 Zeitſchriften, wovon 100 belletriſtiſchen Inhalts ſind.

∴ Unſer Muſeum hat jetzt die erſte Jahresrechnung abgelegt, aus welcher hervorgeht, daß die Anſtalt von 419 Jahres-Abonnenten und von 495 Studenten benutzt, und außerdem von 4488 Fremden beſucht worden iſt. Die Geſammteinnahme betrug 4528 Thaler.

London. Die jährliche Kunſtausſtellung (die 22ſte) iſt am 24. v. M. eröffnet worden. Man zählt 816 Gemälde aller Arten und 21 Skulptur-Arbeiten. Im Ganzen ſteht die diesjährige Ausſtellung den frühern nicht nach. Die Kritik rühmt vor Allen die Gemälde von Baxter, Prentis, Childe und J. B. Pyne.

∴ Am 17. März ſtarb zu Waterford in Irland die Schriftſtellerin Regina Maria Roche, Verfaſſerin der „Children of the Abbey“ (Kinder der Abtei) und anderer jetzt großentheils vergeſſener Romane, im Alter von 81 Jahren *).

∴ Der Botaniker Staines, der für den botaniſchen Garten zu Kew gegenwärtig Mexiko bereiſt, hat von dort einen Rieſencactus eingeſchickt, der — ein wahres Ungethüm — 700 Pfund wiegt. Die Mexikaner nennen dieſen Cactusrieſen Biznaga; hier hat er den Namen Echinocactus Stainesii erhalten.

∴ Die Berliner Balletttänzerin Adèle Polin hat im Drury-lane-Theater in einem neuen komiſchen Ballet, „Robert und Bertrand“, debütirt. Ihre „Polka“ und „Esmeralda“, eine Art Zigeunertanz mit Tambourin, hat ſelbſt die Beefſteaks-Naturen der Engländer mürbe gemacht. Die Kritik vergleicht Dem. Polin mit der Cerito und Elsler. (Uns ſcheint das übertrieben!)

∴ Die hieſigen Zeitungen fällen über das Geſchichtswerk des Herrn Thiers ein keineswegs günſtiges Urtheil. „Times“ und „Chronicle“ erkennen darin mehr einen beredten Panegyrikus auf Napoleon, als eine eigentliche Geſchichte des Mannes und ſeiner Zeit. (Sie haben nicht Unrecht.)

---

*) Schrieb außerdem „The Vicar of Lansdown“, 1789, „The maid of Hamlet“, 1793, 2 Bde. „Clermont“, 1798, 4 Bde „The nocturnal visit“, 1800, 4 Bde. 8. Eine Ueberſetzung der „Children of the Abbey“ erſchien unter dem Titel „Die Erben“, von L. F. Huber, Braunſchweig 1803. E. M. O.

∴ Ernſt Schulze's reizendes Gedicht „die bezauberte Roſe“ iſt von einer Dame — Caroline von Creſpigny — ins Engliſche übertragen worden.

Madrid. Die Königin von Spanien hat der Königin von England ein ſchönes andaluſiſches Roß, „eine Laura ihres Geſchlechts“, zum Geſchenk gemacht.

Metz. Eine ſehr intereſſante Monographie iſt die vom Graf Th. von Puymaigre verfaßte Abhandlung „Dante Alighieri, esquisse biographique et critique“.

Neapel. „Dottore Bobolo“, eine neue komiſche Oper von Lauro Roſſi, iſt im Teatro nuovo mit coloſſalem Eclat durchgefallen.

Nürnberg. Der „Correſpondent v. u. f. Deutſchland“ erzählt, daß unter den neueſten Bevölkerungsanzeigen der Stadt München ſich folgender Titel befindet: Königlich baier'ſcher Oberzolladminiſtrationshauptbuchhaltersgehilfen-Sohn.

Paris. Um ſich einen Begriff von der Größe unſerer Befeſtigungen und der Bewaffnung derſelben zu machen, genügt zu wiſſen, daß die fortlaufende Ringmauer 94 Fronten und die Forts 93 Fronten haben, was zuſammen 187 Fronten macht; jede dieſer Fronten bedarf 20 Kanonen, alle zuſammen alſo lumpige 3740 Kanonen; jede Kanone muß gegen 600 Schüſſe erhalten, was 2,244,000 Kugeln und dies 60 Millionen Pfund Pulver ausmacht. Und das Alles blos zur Sicherheit von Paris gegen — Paris! (O Napoleon des Friedens!)

∴ Frankreich hat jetzt ſechzehn fertige Eiſenbahnen, deren Geſammtlänge 806 Kilometres beträgt und die zuſammen 286 Millionen Francs gekoſtet haben. Für das laufende Jahr ſind zur Ausführung neuer Bahnen 185 Millionen Francs ausgeſetzt.

∴ Der „Univers“ erblickt in Herrn Thiers einen neuen Boſſuet. (Das heißt die Galanterie doch etwas zu weit treiben!)

∴ Die Fürſtin von Canino, die Wittwe Lucian Bonaparte's, welche ſich gegenwärtig in Paris befindet, proteſtirt gegen die Art und Weiſe, wie Herr Thiers in ſeinem Geſchichtswerke ihres Gemahls gedenkt, und arbeitet an einer Widerlegungsſchrift, die nächſtens erſcheinen wird.

∴ Der Dichter Alexandre Soumet, Mitglied der Akademie, iſt am 31 März geſtorben*). Seinem Leichenbegängniſſe ſind viele Pairs und Deputirte gefolgt; die Herren Patin, St. Marc-Girardin, A. Dumas und Decamps haben die Zipfel des Leichentuches getragen.

∴ Unter dem zahlloſen Schwarme von Pianiſten, die hier aus allen vierundzwanzig Gegenden der Windroſe zuſammenſtrömen, macht ſich jetzt vor Allen der berühmte Klaviervirtuoſe Waldmüller aus Wien bemerkbar. Er ließ ſich zwei Mal in den Salons des Freiherrn von Rothſchild hören und trug einen brillanten Erfolg davon. Als er neulich eine ſeiner neueſten Compoſitionen bei der Baronin Montauran vortrug, wurde er vom Grafen Caſtellan aufgefordert, im Athéné royal zu ſpielen. Seine Fantaſie über „Lucia di Lammermoor“ erregte einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus. Am 9. April hat er in den Salons von Pleyel unter Mitwirkung der erſten Kunſt-Notabilitäten von Paris ein ſehr zahlreich beſuchtes Concert gegeben und im ſtrengſten Sinne des Wortes fureur gemacht. Einem on dit zu Folge wird Herr Waldmüller bald eine große Kunſtreiſe nach England antreten. Auch jenſeits des Kanals wird er neuen Lorbeer pflücken und alte Guineen einernten. (Wird Herr Waldmüller nicht auch nach Leipzig kommen?)

∴ Der deutſche Muſikgelehrte Georg Kaſtner iſt von der zur Reorganiſation der franzöſiſchen Militärmuſik eingeſetzten Commiſſion beauftragt worden, eine „Geſchichte der Militärmuſik aller Zeiten und Nationen“ auszuarbeiten.

∴ Seit längerer Zeit befinden ſich hier ein Paar Botokuden, mit welchen man verſchiedene Civiliſationsverſuche angeſtellt hat. Nach fünfmonatlichem Unterricht ſind ſie endlich dahin gelangt, bis Fünf zählen zu können. Da man bei dieſer enormen Gelehrigkeit befürchtet, daß ſie bald allzugeſcheidt werden möchten, ſo ſchickt man ſie jetzt wieder nach Südamerika zurück.

∴ Die diesjährige Kunſtausſtellung enthält 1673 große Gemälde, 35 Miniatur-

---

*) Alexandre Soumet (geb. 1788 zu Caſtelnaudary), unter Napoleon Anfangs Auditeur beim Staatsrath, unter Ludwig XVIII. Conſervator der königlichen Bibliotheken zu Saint Cloud und Rambouillet, wurde am 25. November 1824 zum Mitglied der Akademie erwählt. Soumet war einer der bedeutendſten Trauerſpieldichter Frankreichs. Von ſeinen fünfaktigen Tragödien ſind im Drucke erſchienen: „Clytemnestre“, „Cléopatre“, „Jeanne d'Arc“, „Elisabeth de France“, „Pharamond“, „Saul“, „Une fête de Néron“ und „Norma“. In Gemeinſchaft mit J. L. Balochi ſchrieb er das lyriſche Drama „le siège de Corinthe“, das Roſſini in Muſik geſetzt hat.
E. M. O.

bilder, Aquarell- und Paſtellgemälde, 213 Kupferſtiche und Lithographien, 159 Bildhauer-Arbeiten und Medaillen und 30 Architekturgegenſtände.

∴ Bei Baudry erſcheint eine neue Ausgabe der Werke des ſpaniſchen Miniſters Martinez de la Roſa. Der erſte Theil enthält deſſen Gedichte.

∴ Von dem neuen Abdruck des „Moniteur" in Octavformat iſt jetzt ein Regiſter in zwei Bänden erſchienen. Jeder Band koſtet 12 Francs 50 Centimes.

∴ Die Napoleon-Literatur iſt durch eine „Histoire de Napoleon le Grand", von einem Herrn Leuburg, vermehrt worden.

∴ Alexandre Dumas verproviantirt jetzt nicht weniger als fünf Journale („Débats", „Preſſe", „Siècle", „Globe" und „Patrie") mit Feuilleton-Artikeln.

∴ Der „Conſtitutionnel" macht bekannt, daß er Herrn Alexandre Dumas, welcher durch den Tod des im Duell gefallenen Herrn Dujarrier ſeiner Verpflichtungen gegen das Journal „la Preſſe" enthoben worden, ausſchließlich gewonnen habe und daß, ſobald der „ewige Jude" beendigt ſein wird, ein Roman von Dumas in ſeinem Feuilleton erſcheinen werde.

∴ Der belgiſche Appellationsrath Picard, Mitglied der zweiten belgiſchen Kammer, iſt hier eingetroffen, um Herrn E. Sue die in Belgien zu Ehren ſeines „Juif errant" geprägte Medaille zu überreichen.

∴ Madame Plunkett (Schweſter der ſchönen Schauſpielerin Doche am Vaudeville-Theater) iſt von London hier angekommen und als „Peri" im gleichnamigen Ballet aufgetreten, ohne jedoch beſondern Eclat zu machen, indem man hier zu ſehr an Carlotta Griſi gewöhnt iſt, welche die Peri mit unvergleichlicher Meiſterſchaft tanzt. Miſtreß Plunkett iſt aber ſehr hübſch und hat ſehr ſchöne Beine, weshalb ſie von den ſtalles gern lorgnettirt wird.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Jeſuit Escobar ſchrieb: es ſei weit verzeihlicher, zehn Menſchen als einen Prieſter, zwanzig Prieſter als einen Biſchof, dreißig Biſchöfe als einen Cardinal und vierzig Cardinäle als einen Papſt zu tödten; es ſei alſo weniger ſündhaft, 240,000 Menſchen als einen einzigen Papſt umzubringen. (Auch wir ſind damit einverſtanden, wenn nämlich dieſe 240 000 Menſchen lauter Escobars ſind.)

— Zur Zeit Heinrichs III. von England bekam Jeder, der dem griesgrämige[illegible]onarchen ein Lächeln abzulocken verſtand, einen Kronenthaler.

— In Tiflis hält man es für eine große Auszeichnung, unter ſeiner Verwandtſchaft einen Scharfrichter aufweiſen zu können.

— Lancelot Andrew, Biſchof von Chicheſter (geſt. 1626), war ein ſo gewaltig großer Sprachenkenner, daß einer ſeiner Zeitgenoſſen von ihm behauptet hatte, der Biſchof hätte beim Thurmbau zu Babel als Dolmetſcher dienen können.

— Der Erfinder der bekannten Leberreime war Heinrich Schävius, Doctor der Medicin und Poeta laureatus von Kiel (geboren 1623), erſt Conrector zu Stettin und ſpäter zu Thorn. Er ſtarb am 7. November 1661 und hinterließ unter vielen anderen Werken auch einen „Nomenclator mnemonicus".

— Als Miguel Cervantes im Jahre 1605 den erſten Theil ſeines „Don Quixote" erſcheinen ließ, krähte, ſo zu ſagen, kein Hahn darum. Um die Aufmerkſamkeit der Leſewelt darauf hinzulenken, ſchrieb er eine äußerſt boshafte Selbſtkritik, die unter dem Titel „die Schlange" ans Licht trat und dem „Don Quixote" ſo viele Leſer verſchaffte, daß — die Liſſaboner, Valenzianer und Antwerpener Nachdrücke ungerechnet — von der Madrider Ausgabe allein 12,000 Exemplare abgeſetzt wurden.

— Münchhauſens berühmte Lügen rühren weder von ihm, noch von Bürger her, denn unter der Aufſchrift „mendacia ridicula" ſind ſie ſchon in einem 1605 zu Heilbronn erſchienenen Werke, im dritten Buche von Johann Peter Lange's „Deliciae academicae", zu finden. Bürger hat dieſen alten Stoff blos neu eingekleidet.

— Die Weinberge Burgunds umfaſſen einen Flächenraum von 103,000 Hektaren (etwa 200,000 Morgen). Die Ausbeute beträgt im Durchſchnitt jährlich 2,550,000 Hektoliter, wovon 70,000 im Lande ſelbſt verbraucht werden. Die drei Notabilitäten der Burgunder-Weine ſind der Clos Vougeot, Pomard und Mont Rachet.

— Der griechiſche Arzt und Dichter Antonius Galateus ſchrieb ein „Lob des Podagras" (laudatio podagrae).

Hierbei ein „Extra-Charivari".

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Beilage zu Nummer 133.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Molière und ſein „Tartüffe“.

Literar-hiſtoriſche Skizze von E. M. Oettinger.

Die erſte Aufführung des Molière'ſchen „Tartüffe“ fand am 29. Novem-
1664 im Schloß zu Raincy vor dem großen Condé ſtatt. Erſt drei Jahre
ter, am 5. Auguſt 1667, erſchien dieſes Stück unter dem veränderten Titel
mposteur“ auf dem Palais-Royal-Theater, wurde aber gleich am andern
rgen, auf Befehl des Parlaments, verboten. Erſt am 5. Februar 1669
irkte Molière die Aufhebung dieſes Verbots durch König Ludwig XIV., und
h am Abende deſſelben Tages erſchien „Tartüffe“, mit einigen Abänderungen
Dialog und Coſtüme, von Neuem auf der Pariſer Bühne, wo das Stück
geſtalt gefiel, daß es drei Monate lang allabendlich wiederholt werden mußte*).

Gleich darauf erſchien „la critique du Tartuffe“, ein einaktiges Luſt-
l in Verſen, gedruckt zu Paris 1670. 12. Der Verfaſſer dieſer Kritik,
nicht den Muth gehabt hatte, ſich zu nennen, war Boulanger de Chaluſſay,
mittelmäßiger Tropf, der, neidiſch auf Molière's Ruhm, ihn zu ſich in
Staub zog.

In demſelben Jahre und von demſelben Verfaſſer erſchien „Elomire
pocondre, ou les Médecins vengés“, ein fünfaktiges Luſtſpiel in Verſen,
nfalls eine Satire auf Molière, der darin unter dem Namen Elomire
nagramm von Molière) lächerlich gemacht wird.

Molière ſtarb am 17. Februar 1673. Ein Jahr nach ſeinem Tode ließ
im Theater des Hôtel de Bourgogne eine Apotheoſe des Dichters unter
n Titel „l'ombre de Molière“, ein einaktiges Luſtſpiel von Guillaume
arcoureau, genannt Brecourt, ſehen; doch wurde es nur ein Mal gegeben.

Acht Jahre ſpäter (1682) wurde eine ähnliche Apotheoſe unter dem
tel „les fragments de Molière“, ein zweiaktiges Luſtſpiel von Chammêle,
gefübrt, das ſich einige Zeit lang auf dem Repertoir erhielt.

Zwölf Jahre ſpäter (1694) trat Bordelon mit einem dreiaktigen Luſtſpiel,
olière aux Champs-Elysées“ auf.

Am 29. November 1739 erſchien auf dem Théâtre français ein ein-
iges Luſtſpiel „le retour de l'ombre de Molière“, vom Abbé de Boiſenon.

Im Jahre 1751 brachte Goldoni ſein fünfaktiges Luſtſpiel, „Il Moliere“,
rſt in Turin zur Darſtellung.

---

*) Die erſte deutſche Ueberſetzung, betitelt „der Scheinheilige“, erſchien, wenn ich
ht irre, von Siegsmund, Königsberg 1741; die zweite Ueberſetzung erſchien u. d. T.
e Mucker oder Molière's Tartüffe“, Breslau 1748; die dritte u. d. T. „der Bet-
uder“, von Unger, Berlin 1787; die vierte u. d. T. „Tartüffe“, für die deutſche
ühne bearbeitet von Zſchokke, Zürich 1805. 8. Die neueſten Ueberſetzungen ſind von
Lax, Aachen 1839, und von L. v. Alvensleben, Leipzig 1840. Unter dem Titel
'artuffe or the french puritan“ erſchien eine engliſche freie Bearbeitung von Matthew
edbourne, London 1670, und eine wörtliche Ueberſetzung von John Ozell.

Im Jahre 1773 ging in Paris „le Centenaire de Molière“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen von Artaud, in Scene.

1776 ließ L. S. Mercier eine freie Bearbeitung des Goldoni'ſchen Stückes unter dem Titel „Molière, drame en 5 actes“, aufführen.

1787 wurde im Théâtre français eine Nachahmung des Goldoni'ſchen Stückes unter dem Titel „la maison de Molière“, Luſtſpiel in vier Akten, von P. A Guys, unter Mercier's Namen, aufgeführt.

1788 erſchien in Paris „Molière chez Ninon, ou le siècle des grands hommes, pièce épisodique en 5 actes“, von Olympia de Gouges.

In demſelben Jahre trat die Comédie françaiſe mit „La Mort de Molière“, dreiaktiges Schauſpiel in Verſen, von Cubières de Palmezeaux, auf.

1803 erſchien „Molière chez Ninon, ou la lecture du Tartuffe“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Aliſſan de Chazet.

1804: „Molière avec ses amis, ou la soirée d'Auteuil“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Adrieux.

1806: „Le ménage de Molière“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Genſoul und Naudet.

1825: „Le Fête de Molière“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Samſon.

1828: „Molière“, einaktiges Luſtſpiel, von Alphonſe F. Dercy.

1838: „Un amour de Molière“, zweiaktiges Vaudeville, von X. V(ernot) genannt Colomb.

1839: „Molière et son Tartuffe“, dreiaktiges Luſtſpiel von F. Alphonſe.

1844: „Das Urbild des Tartüffe“, Luſtſpiel in 5 Akten, von C. Gutzkow.

Als Nachahmungen und Seitenſtücke des Molière'ſchen „Tartüffe“ verdienen erwähnt zu werden:

1777: „Les Prôneurs, ou le Tartuffe littéraire“, dreiaktiges Luſtſpiel von Dorat.

1796: „Papelard, ou le Tartuffe philosophique et politique“, fünfaktiges Luſtſpiel von La Montagne.

1805: „Le Tartuffe de moeurs“, fünfaktiges Luſtſpiel von Chéron.

1820: „Le faux Mentor, ou encore un Tartuffe“, einaktiges Luſtſpiel von Hubert (Laroche).

1833: „Le Tartuffe de village“, einaktiges Vaudeville von Varez.

Ueber Molière's Leben erſchienen folgende Schriften:

1705: „La vie de Monsieur de Molière“, von Grimareſt (deutſch Augsburg 1711).

1739: „Vie de Molière“, von Voltaire (deutſch, Leipzig 1754).

1769: „Éloge de Molière“, von Chamfort (eine von der Akademie gekrönte Preisſchrift).

1777: „Esprit de Molière etc. avec un abrégé de sa vie et un catalogue de ses pièces“, von Beſſara. 2 Bde.

1802: „Etudes sur Molière“, von Cailhava.

1821: „Dissertation sur J. B. Poquelin-Molière“, von Beſſara.

1825: „Dissertation sur la femme de Molière“, von Fortia d'Urban.

1825: „Histoire de la vie et des ouvrages de Molière“, von Taſchereau. 2 Bde. 8. Neue Auflagen 1828 und 1844.

1844: „Apothéose de Molière“, von Malo.

Zapfenſtreich.

Aachen. Herr Auguſt Schumann, früher Direktor der Mainzer Bühne, hat mit m Kapellmeiſter Eſchborn die Leitung der hieſigen Bühne übernommen, die am 15. Juni fnet werden ſoll.

Bremen. Der auch als Dichter und Volksſchriftſteller bekannte Paſtor emeritus edrich Adolph Krummacher iſt am 4. April mit Tode abgegangen*).

Dresden. Seit Kurzem verweilt die bekannte Touriſtin Gräfin Hahn-Hahn in ern Mauern.

Haag. Der große Pianiſt 180 (Dreiſchock) hat ſich bis zum 15. März in Holland 43 Conzerten und überall — mit Ausnahme Amſterdams, wo er eine große Partei en ſich hat — mit pyramidalem Beifall hören laſſen. Auch ſein Bruder Raimund eiſchock, der Violiniſt, hat vielen Beifall eingeerntet.

Hannover. Der König von Hannover hat Leſſings großes Gemälde, „Heinrich V.“, 2500 Thaler gekauft.

Heidelberg. Der Geheime Kirchenrath Dr. Paulus, jetzt 84 Jahre alt, iſt ſeit rzem aus ſeinem Berufe als Univerſitätslehrer, nach 56jähriger Thätigkeit, aus- ſchieden. Eine bedeutende Anzahl hieſiger Einwohner aus allen Ständen will ihm zu ren eine Medaille prägen laſſen.

Leipzig. In unſerm „Tageblatt“ ſpricht ſich ein ungenannter Meßfremder rührend er über die Leiſtungen unſeres Theaters aus, erſucht die Direktion, in den nächſten Tagen aiſer Friedrich“ und „Rococo“ und nebenbei noch Herrn Marr zu ſehen. (Spiegel- g!!!) — Eine andere Anzeige im „Tageblatte“ lautet: »Um tägliche Aufführung „Rococo“ bitten neunhundertneunundneunzig desperate, bereits abgereiſte Meß- nde.« (Gut gebrüllt!)

London. Der reiche Londoner Schneider, Herr Stolz, Deutſcher von Geburt, dem hieſigen Wohlthätigkeits-Vereine für nothleidende Schneider auf ein Mal 000 Pfd. St. geſchenkt und will demſelben noch außerdem ein Stück Land zur Er- htung eines Armenhauſes ſchenken. (Reſpekt vor ſolchem Schneider! Will nicht unſer ſter Hoyer etwas Aehnliches thun?)

Luxemburg. Unſer Biſchof Laurent hat einen Hirtenbrief erlaſſen, in dem er die würdigen Herren Jeſuiten unumwunden für das „größte Kleinod der Kirche“ erklärt über jeden Herrſcher, welcher dem Orden des „großen Loyola“ feindlich entgegen- t, sans façon den Fluch ausſpricht. Die Bibel erklärt der überaus hochwürdige r geradezu für einen „ſchlechten Roman“. O Laurent, Laurent, Laurent!!!

Mainz. Ludwig Kaliſch, der witzige Narrhalla-Redakteur, hat ein fünfaktiges ſpiel geſchrieben.

Paris. Die franzöſiſche Armee wird gegenwärtig von 8 Marſchällen, 79 General- tenants und 15 Maréchaux-de-Camp befehligt. Der älteſte Marſchall von Frankreich der Herzog von Dalmatien (Soult), der dieſen Rang am 19. Mai 1804 erhielt.

∴ Herr von Lamartine hat im vorigen Jahre ſeine ſämmtlichen Werke verkauft und r 350,000 Francs, zahlbar in verſchiedenen Terminen, außerdem eine lebenslängliche te von 8000 Francs, mit Uebertragung der Hälfte auf eine beliebige Perſon nach ſeinem de, erhalten. Außerdem haben die Käufer ſich verpflichtet, die Werke, welche er zu- ftig ſchreiben würde, für einen beſtimmten Preis bandweiſe zu kaufen.

∴ In dem Porte-Saint-Martin-Theater wird ein neues Feenſtück, „la biche aux is, ou le royaume des fées“, mit mirobolanter Pracht in Scene geſetzt.

∴ Madame Weiß, welche mit ihrem Kinderballet auf ein Jahr in der großen er engagirt iſt, gaſtirt jetzt in Havre. In Rouen hat ſie in einer einzigen Woche 0 Francs gemacht, wie man hier zu ſagen pflegt.

Peſth. Der Redakteur des „Honderü“, der Jules Janin Peſths, ſchreibt ſeinem atte von Paris aus, wo er jetzt als Gaſt verweilt: daß das Gefrorene in Paris ſehr echt ſei. (Es geht nichts über eine unpartheiiſche Beſprechung derlei wichtiger itfragen!)

---

*) Krummacher, geb. am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Weſtphalen, hat ſich als Dichter züglich durch ſeine „Parabeln“, Duisburg 1805, Eſſen 1830, 3 Bde. (franzöſiſch von X. Marmier, ris 1839, 2 Bde.), durch ein Drama, „Johannes“, Leipzig 1815, und durch eine Schrift, „Das rtchen Und“, Eſſen 1811, bekannt gemacht. C. M. O.

Petersburg. Eine Deputation der hieſigen Kaufmannſchaft hat der italieniſchen Sängerin Viardot-Garcia, einer Schweſter der verſtorbenen Malibran, ein koſtbares Armband mit einem Huldigungsſchreiben überreicht. (In Deutſchland iſt man in dieſem Punkte — Gottlob! — weniger galant.)

∴ „Bianca e Gualtiero", große Oper vom General-Adjutanten Alexis Lwoff, iſt im italieniſchen Theater mit großer Pracht in Scene geſetzt worden. Die Hauptpartien waren durch Signora Garcia-Viardot, Rubini und Tamburini, die Nebenpartien durch Berſing, Petroff, Lavia und Gallinari beſetzt. Der Componiſt, vorzüglich durch ſeine ruſſiſche Nationalhymne bekannt, fand ein ſehr dankbares Publikum. Die drei Haupt-Darſteller wurden ſtürmiſch gerufen.

Prag. Ponſard's vielbeſprochenes Trauerſpiel „Lucrezia" iſt nun auch ins Böhmiſche überſetzt worden.

Rom. Der Papſt hatte die goldene Roſe, welche er alljährlich am Sonntag Lätare einweiht, diesmal der Königin der Belgier zugedacht.

∴ Die Zahl der Fremden, welche während der Oſtertage hier geweſen und mit dem letzten Kanonenſchlage der Girandola wieder aufgebrochen iſt, wird auf 14,000 angegeben.

Stuttgart. Der verſtorbene Advokat Dr. Grieſinger (ja nicht zu verwechſeln mit einem Namensvetter, der hier einen „ſchwäbiſchen Humoriſten" herausgegeben) hat die Univerſität Tübingen zur Erbin ſeines über 100,000 Gulden betragenden Vermögens eingeſetzt. Seine große Bibliothek, die er ihr gleichfalls vermacht hat, ſoll mehrere ausnehmend ſeltene und werthvolle Werke enthalten.

Trieſt. „Iſabella di Medici", eine neue Oper von Ricci, hat hier eine günſtige Aufnahme gefunden.

Wien. Keines von allen deutſchen Modejournalen liefert jetzt ſo feine, ſaubere, reizendſchöne Modenbilder, als die von Franck redigirte Zeitſchrift. Die Beilage zu Nummer 61 iſt das Reizendſte, was wir ſeit langer Zeit geſehen haben.

∴ Herr Otto Prechtler, Verfaſſer der „Mara", hat in der ſogenannten „illuſtrirten Zeitung" des Herrn Adolf Bäuerle die Erklärung erlaſſen, daß er, „innerer und äußerer Gründe" wegen, keinen Operntext mehr ſchreiben will. Ein harter Schlag für die — Langeweile.

∴ Herr Hoven hat in dem glücklichen Wahne, mehrere Zeitſchriften, welche ſeiner neuen Oper „Liebeszauber" keinen Geſchmack abgewinnen konnten, zu widerlegen, einen Brief von Meyerbeer drucken laſſen, in welchem dieſer in Gemeinplätzen lobend über die zurückgeſchickte Partitur ſich ausgeſprochen hat. (Ei, wenn wirklich die Muſik ſo gut iſt, warum hat ſie Herr Meyerbeer in Berlin nicht zur Aufführung gebracht?)

∴ Madame Lutzer-Dingelſtedt, die Gattin des ci-devant kosmopolitiſchen Nachtwächters, wird nach Wien zurückkehren, um in ihr altes Engagement beim Kärnthnerthortheater einzutreten. (Fuimus Troës!)

∴ Von Herrn Jerrmanns „Oſſip" ſagt ein hieſiges Journal: »er habe als Oſſip das Höchſte geleiſtet, was von der Schauſpielkunſt gefordert werden kann.«

∴ „Odoaker" iſt der Titel eines fünfaktigen Trauerſpiels, das nächſtens im Hofburgtheater in Scene geſetzt wird. Verfaſſer deſſelben iſt Herr Moshammer.

∴ Bosco, der am 1. April den Cyclus ſeiner Vorſtellungen auf der Joſephſtädter Bühne begonnen, hat ſich vorher bei Hofe producirt und im ſtrengſten Sinne des Worts Alles bezaubert.

∴ Herr und Madame Beckmann haben einen Gaſtſpielruf nach Trieſt erhalten.

∴ Ein hieſiger Tanz-Compoſiteur hat „Colibri-Walzer" für kleine Kinder componirt und, wie die „Theater-Zeitung" ſchreibt, dieſelben dem hieſigen Findelhauſe gewidmet. (Blague, nichts als Blague!)

∴ Herr Eduard Breuer hat einen neuen Roman, „der Gezeichnete", in drei Bänden vom Stapel laufen laſſen. Die „Theaterzeitung", die bekanntlich Alles lobt, lobt natürlich auch den „Gezeichneten".

Zürich. Das September-Regiment iſt zur Freude aller wahren Schweizer geſtürzt und an die Stelle des jeſuitenfreundlichen Conſervatismus der antijeſuitiſche Radicalismus am Ruder. Die Herren Nägeli, Sulzer, Fierz und Wieland ſind in den Regierungs-Rath gewählt.

∴ An die Stelle des zurückgetretenen Bürgermeiſters Muſſon iſt Dr. Furrer, das Haupt der liberalen Partei, gewählt worden. Staatsrath Bluntſchli iſt durch den Erziehungsrath Eſlinger remplacirt.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 134. Leipzig, 23. April 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5 1/3 Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

(Fortſetzung.)

IX. Die baumwollene Nachtmütze.

Ehemänner ſollten niemals baumwollene Nachtmützen tragen. Thun ſie es dennoch, ſo begehen ſie an ſich ſelbſt das himmelſchreiendſte Unrecht. Ihre Haushaltung, ihr Anſehen vor der Welt, ja ſelbſt ihr Geſchäft — Alles muß darunter leiden.

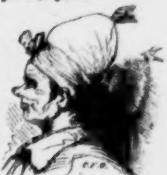
Die beiden weſentlichen Nachtheile, welche eine baumwollene Nachtmütze mit ſich führt, beſtehen darin: erſtens, daß ſie häßlich, und zweitens, daß ſie noch weit mehr als das, nämlich lächerlich macht.

Wenn Sie ſchon von Natur häßlich ſind, warum wollen Sie dann noch eine Kopfbedeckung wählen, die Sie noch häßlicher macht?

Sie werden mir antworten:

— Vor ſeiner Frau braucht man ſich nicht zu geniren.

Aber gerade darin liegt die gröbſte Verſündigung der meiſten Ehemänner, daß ſie ihren Frauen gegenüber ſich ganz und gar nicht geniren.



Wenn Sie wollen, daß Ihre Frau Sie immer lieben ſoll, ſo laſſen Sie ſich's wenigſtens einige Mühe koſten, ihr zu gefallen.

Vor Ihrer Geliebten — wenn Sie eine ſolche haben — würden Sie ſich in baumwollener Nachtmütze gewiß nicht ſehen laſſen; warum iſt es Ihnen alſo gleichgiltig, ob Ihre Frau Sie mit dieſem Kopfputz erblickt oder nicht?

Glauben Sie vielleicht, Ihre Frau wiſſe nicht eben ſo gut wie jede Andere, was gut oder übel kleidet?

Aber die Mehrzahl der Herren Ehemänner kleidet ſich zu Hauſe mit einer Nachläſſigkeit, an welcher die Kunſt keinen Antheil hat. Sie ſcheinen ſich zu ſagen: Ei was! für unſere Frauen ſind wir noch immer hübſch genug!

O Vanitas, vanitatum vanitas!

Sie irren, meine ſehr geehrten Herren. Ihre Frauen finden Sie nicht immer hübſch genug. Und deshalb — um wieder auf die bewußte Nachtmütze zu kommen — verbannen Sie dieſelbe in Ihr Schlafkabinet. Bedenken Sie, daß dies Ihren Kopf angeht und daß man, wenn Sie einmal dieſe Dinge zu tragen gewöhnt ſind, Sie leicht für fähig halten könnte, noch eine Menge anderer Dinge zu tragen, die härter als Baumwolle ſind!

X. Der Ehemann als Kleinigkeitskrämer.

Genies müſſen geboren werden, ſei es nun in der Geſtalt eines Malers, eines Muſikers, eines Dichters oder eines Kochs. Denn man kann in jeder Branche genial ſein.

Auch Kleinigkeitskrämer müſſen geboren werden.

Ein Mann, der als Garçon ein Kleinigkeitskrämer geweſen war, wird es um ſo mehr ſein, wenn er verheirathet iſt. Mögen die Frauen ſich dies merken!

Freilich kann man ein Kleinigkeitskrämer und dennoch ein achtungswerther Mann ſein. Ein verheiratheter Kleinigkeitskrämer kann ſeine Frau anbeten, ſeine Kinder vergöttern, ſeinem Beruf Ehre machen und ſeine Wache regelmäßig beziehen — kurz, er kann alle Pflichten, welche die Geſellſchaft ihm auferlegt, prompt und zur Zufriedenheit Aller erfüllen; nichtsdeſtoweniger aber wird er in ſeinem Hauſe ein unerträgliches, überläſtiges und äußerſt langweiliges Geſchöpf ſein.

Schon früh Morgens, noch bevor er aus den Federn ſteigt, findet er Gelegenheit, ſein Talent zu üben.

— Liebe Frau, mein Schnupftuch ... gieb mir mein Schnupftuch ... Es muß auf jenem Stuhle liegen, dicht neben Dir ...

Madame, noch halb im Schlafe, ſtreckt den Arm aus und reicht ihrem Manne ein Schnupftuch. Dieſer iſt ſchon im Begriffe, den Zweck zu erfüllen, für welchen die Schnupftücher erfunden ſind, als er plötzlich einhält und das Schnupftuch von allen Seiten betrachtet.

— Dieſes iſt nicht das meinige, ſagt er; meine Schnupftücher haben keinen farbigen Rand ... es gehört Dir ...

— Es iſt möglich, mein Lieber.

— Ja, ja, es gehört Dir ... Allein Deine Schnupftücher haben einen blauen Rand und dieſer da iſt braun ... wie geht das zu?

— Sehr einfach ... ich habe auch einige mit braunen Rändern ...

— Mit braunen ... ſeit wann denn?

— Vermuthlich ſeitdem ich ſie gekauft habe ...

— Wann aber haſt Du ſie gekauft?

— Mein Gott, ich erinnere mich der Zeit nicht mehr ſo ganz genau ...

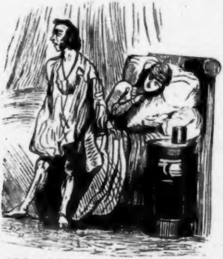
— Das iſt ſonderbar! ... Du haſt mir gar nicht geſagt, daß Du andere Schnupftücher gekauft hätteſt ...

— Ei, darf ich denn nicht das Geringſte mehr kaufen, ohne Dich vorher deshalb um Erlaubniß zu bitten?

— Das ſage ich nicht ... aber ... genug, Du wirſt einſehen, daß ich wohl Recht hatte, mich zu wundern, als ich ein Schnupftuch mit braunem Rande ſah.

Unſer Ehemann ſteigt aus dem Bette. Er ſucht ſeine Pantoffeln, und da er ſie nicht ſogleich finden kann, wird er ungeduldig und klingelt.

Das Dienſtmädchen erſcheint. Sie ſieht ihren Herrn im ſtrengſten Negligée. Die Dienſtmädchen ſind jedoch an Dergleichen ſchon ſo gewöhnt, daß ihre Tugend dabei durchaus nicht gefährdet iſt.



— Jeanette, wo ſind meine Pantoffeln? Schon ſeit einer Stunde ſuche ich ſie . . .

Das Mädchen zeigt dem Herrn die Pantoffeln, die unter dem Bett hinter dem Nachttiſche ſtehen.

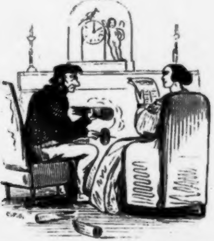
— Hier ſind ſie, mein Herr.

— Ah, da ſind ſie ja . . . Aber warum haſt Du ſie dorthin geſtellt? Iſt das der Platz, wohin ſie gehören?

— Ei, ich glaubte es recht gut zu machen, wenn ich ſie unter das Bett ſtellte.

— Iſt das der Ort, vor welchen ich ſie jeden Morgen hinſtelle? Sie gehören unter den Fauteuil, am Kamine. Man muß Alles an ſeine gehörige Stelle bringen. Merk' Dir das ein für alle Mal!

Man kleidet ſich an; das Frühſtück wird ſervirt. Madame trinkt ihren Kaffee, indem ſie dabei in einem Journal lieſt; unſer Ehemann röſtet ſich am Feuer ſeine Semmel.



Bald aber ſtößt er ſeine Frau ans Knie, und fragt ſie:

— Haſt Du vielleicht geſtern Abend, nachdem ich ausgegangen war, noch einen Klotz ins Feuer gelegt?

— Einen Klotz, mein Lieber? Wie meinſt Du das?

— Es ſcheint mir doch, daß ich nicht hebräiſch mit Dir rede! Als ich geſtern Abend um neun Uhr ausging, waren noch zwei Klötze im Feuer, ein großer und ein kleiner; damit hätte man den Abend hindurch wohl auskommen können. Ich will damit nicht ſagen, daß Du, wenn Dich friert, kein ſtärkeres Feuer anlegen ſollſt; aber Auskunft könnteſt Du mir darüber doch wohl geben. Denn dieſen Morgen finde ich zwar noch jenen Klotz, aber vor demſelben liegen drei Scheite. Warum drei neue Scheite, ich bitte Dich, wenn der alte Klotz noch nicht verbrannt iſt!

— Ach, Freund, Du langweilſt mich mit Deinen Klötzen! Man hat Holz angelegt oder man hat es nicht angelegt ...: werde ich Notiz davon nehmen? Ich leſe ſoeben einen Artikel, der mich intereſſirt, und finde es unausſtehlich, daß Du mich eines Klotzes halber unterbrichſt!

Der Herr Gemahl ſchweigt. Er begnügt ſich damit, zwiſchen ſeinen Zähnen eine Arie zu zerbröckeln, was er immer thut, ſobald er eine Antwort erhalten hat, die ihm nicht gefällt. Er fährt dann zu frühſtücken fort; bald aber murmelt er:

— Dieſe Milch iſt ſchlecht und hat gar keine Sahne; außerdem giebt die Milchfrau jetzt weniger, als früher. Es ſcheint mir gerathen, einen beſondern Topf für die Milch anzuſchaffen; man könnte dann ſehen, ob die Milchfrau das richtige Maaß einhält. Sprich doch, Eulalie, haben wir keinen beſonderen Topf dafür?

Eulalie antwortet nicht; ſie lieſt weiter.

— So rede doch! Findeſt Du nicht, daß ich Recht habe? Wenn man immer denſelben Topf hätte, würde man ſehen, ob man betrogen wird, nicht wahr?

Zornig, aber ohne ſich im Leſen unterbrechen zu laſſen, erwidert Madame:

— Ja, ja, ja! Man hat einen Topf, man hat deren zehn, wenn Du willſt, und nun laß mich in Ruhe!

— Nach zehn Töpfen frage ich nicht; ich frage nur nach einem. Der iſt nicht theuer. Man kauft jetzt ſehr niedliche Taſſen und gar nicht theure Milchtöpfe mit Reliefs. Ich habe bereits um einen gehandelt; er koſtet zwölf Sous. Ich werde Dir ſagen, wo Du ihn kaufen kannſt. Aber die Butter iſt heute ſchlechter als je! Wie theuer bezahlſt Du dieſe Butter, mein Kind?

— Ich weiß es nicht.

— Wie? Das weißt Du nicht?

— Das Mädchen kauft ſie.

— Aber ich ſetze voraus, daß Du mit dem Mädchen abrechneſt?

— Ohne Zweifel! ... Ah, ſie koſtet ſechsunddreißig Sous, ich erinnere mich ...

— Du biſt deſſen nicht gewiß Jeanette! Jeanette!

Das Mädchen erſcheint mit ſehr verdrießlicher Miene.

— Wie theuer iſt dieſe Butter, Jeanette?

— Sechsunddreißig Sous, mein Herr.

— Das Pfund?

— Wie? Das Viertelpfund gewiß nicht!

— Ich denke mir wohl, daß das Viertelpfund nicht ſo viel koſtet; aber es könnte doch der Kilo ſein.

— Was iſt das, ein Pilo?

— Kilo, habe ich geſagt! Das iſt das neue Maaß. Du ſollteſt doch nach dem Kilo rechnen ködnen! Kurz, die Butter iſt zu theuer für das Geld. Vorgeſtern beim Frühſtück aß ich Butter bei einem meiner Freunde, der nur zweiunddreißig Sous giebt, obgleich ſie weit beſſer iſt.

— Der Herr haben alſo Ihren Freund nach dem Preiſe gefragt?

— Weshalb nicht?

Jeanette will ſich entfernen; unſer Ehemann hält ſie zurück.

— Was ißt Du zum Frühſtück, Jeanette?

— Den Reſt vom Hammelfleiſche, mein Herr.

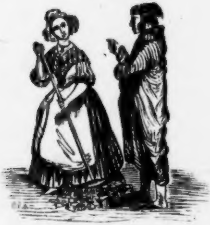
— Ah! ... blieb nicht vorgeſtern vom Rindfleiſche noch ein Reſt?

— Gewiß; aber von dieſem Reſt iſt längſt nichts mehr übrig.

Das Mädchen entfernt ſich, während unſer Herr vor ſich hin murmelt:

— Es ſcheint mir doch, als ob von jenem Reſt noch Etwas übrig ſein könnte!

Wenn der Augenblick kommt, wo man das Zimmer reinigt, befindet er ſich immer dicht vor dem Beſen des Dienſtmädchens. Er will ſich mit eignen Augen überzeugen, ob ſie nicht in irgend einem Winkel Staub läßt, ob ſie jedes Meuble rein abgeputzt hat. Das Mädchen, welches dergleichen nicht leiden kann, hat die Gewohnheit, ihren Beſen nirgends anders, als zwiſchen den Füßen ihres Inſpicienten abzuſtäuben.



Wenn er mit ſeiner Frau ausgeht, prüft er zuvor alle Einzelheiten ihrer Toilette.

— Du willſt dies Kleid anziehen?

— Ja, mein Lieber.

— Es ſteht Dir nicht zum Beſten an der Taille ... wie, Du nimmſt Deinen Lilahut?

— Iſt er nicht hübſch genug?

— O ja ... aber ich liebe das Bouquet nicht, welches darauf ſteckt ... Mein Gott, Du haſt ja die Spitzen an Deinem Shawl abgetrennt. Warum das?

— Weil ſie für den Shawl, der ſchon ein wenig altert, zu ſchön ſind.

— Ich verſichere Dich, daß er mit den Spitzen weit beſſer ausſah.

Madame beginnt, Dank den Einwürfen ihres Mannes, ihre Toilette noch ein Mal und nimmt ſich zuweilen ſogar vor, gar nicht mehr mit ihm auszugehen, weil er ihr jedes Mal vorher die Laune verdirbt.

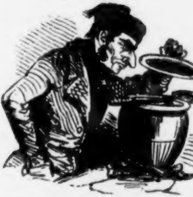
Die junge Frau hat ihrem Gemahl geſagt, daß ſie ſich zwei oder drei Sommerkleider kaufen möchte Er hat nichts darauf erwidert; andern Morgens aber kommt er nach Hauſe und bringt den Stoff zu drei Kleidern mit, welchen er für ſeine Frau gekauft hat.

— Ich hoffe, daß ich galant bin! ſagt er und überreicht ihr das Geſchenk.

Um ihrem Manne nicht wehe zu thun, nimmt Madame eine ſehr zufriedene Miene an, obgleich die Kleider, die er für ſie gekauft hat, gar nicht nach ihrem Geſchmack ſind. Sie liebt weder dieſes Muſter noch dieſe Farbe. Sie wünſcht, daß ſie nur ſchon verbraucht ſein möchten, um dann andere kaufen zu dürfen. Wenn ſie ihre Kleider ſelbſt gekauft hätte, würde ſie dieſelben hübſcher ausgewählt und gewiß nicht ſo theuer bezahlt haben.

Kurz vor dem Diner wird unſer Kleinigkeitskrämer ſicher nicht verfehlen, in der Küche herumzuſtöbern. Er deckt die Kaſſerollen und Töpfe auf; er koſtet die Ragouts; er ruft die Köchin herbei, die er ungemein gründlich examinirt.

— Köchin, was iſt dies?



— Ein Hühnerfricaſſée, mein Herr.

— Haſt Du auch die Champignons nicht daran vergeſſen?

— Gewiß nicht.

— Sonderbar, ich finde keine … Ah ja, jetzt ſehe ich einige … Haben wir heute Fleiſchſuppe?

— Ja; ſehen Sie nicht den Topf an dem Feuer?

— Ganz recht … Aber Du giebſt zu viel Gemüſe in den Topf, das ſchadet der Fleiſchbrühe. Wie viel Möhren thuſt Du in den Topf?

— Mein Gott, wie kann ich das ſo genau wiſſen! Ich thue hinein, was man mir giebt. Soll ich die Möhren jetzt nachzählen?

— Warum nicht? Ich wette, Du haſt wenigſtens ſechs hineingegeben.

Unſer Kleinigkeitskrämer deckt den Topf auf, guckt hinein und ſondirt die Anzahl der Möhren. Die Köchin aber, höchlich darüber entrüſtet, daß man ihr fortwährend ins Handwerk pfuſcht, hat nicht übel Luſt, ihm einen Scheuerlappen an den Rock zu heften.

Während des Diners macht er die Bemerkung, daß die Köchin eine rothe Naſe hat, daß ſeine Frau ihre Serviette, anſtatt mit zwei, nur mit einer Nadel befeſtigt, und daß ſein Kater einen dicken Bauch hat.

Abends, wenn Geſellſchaft kommt, ſchilt er das Dienſtmädchen, wenn Jemand ſeine Füße nicht auf dem Strohteller gereinigt hat. Er giebt genau Acht, wieviel Zucker man in die Taſſe wirft. Will eine Dame Hut und Shawl ablegen, ſo nimmt er Beides in Empfang und ſagt:

— Sein Sie ganz ruhig, ich bringe Alles in Sicherheit. Wenn Sie fortgehen, dürfen Sie es nur von mir zurückfordern.

Und wenn dann die Dame ihren Shawl zurückverlangt, macht man die Entdeckung, daß die Katze ſich auf demſelben vergeſſen hat, weil unſer Ehemann, der Alles beſſer machen will, als ein Anderer, den Shawl in ein Zimmer getragen hat, in welches Niemand hineinkommt, ausgenommen die Katze.

Will man ſich ſchlafen legen, ſo läuft er in alle Zimmer, um nachzuſehen, ob auch Alles in Ordnung iſt. Er ſteht zwei oder drei Mal wieder auf, um ſich zu überzeugen, ob das Dienſtmädchen ihr Licht ausgelöſcht hat, oder auch um zu ſehen, ob alle Thüren feſt zugeſchloſſen ſind.

Dienſtboten halten es bei einem verheiratheten Kleinigkeitskrämer nie lange aus. Sie laſſen ſich bald ihren Lohn auszahlen und — empfehlen ſich ihm.

Seine Frau kann das leider nicht.

XI. Der Ehemann mit ſeiner Frau im Theater.

Madame wünſcht das Vaudeville zu beſuchen.

— Liebes Kind, ſagt der Herr Gemahl, als ſie eben das Haus verlaſſen wollen, was man heut im Vaudeville-Theater giebt, ſcheint mir nicht ſehr amüſant. Ich ſchlage vor, nach dem Théâtre français zu gehen.

— Was giebt man im Théâtre français?

— „Figaro's Hochzeit“.

— Dieſe haben wir ja ſchon — ich weiß nicht wie oft — geſehen.

— Das iſt ganz gleich, ſie verliert dadurch nichts von ihrem Werth. Und dann iſt ſie vortrefflich beſetzt ... ja, ja, wir gehen ins Théâtre français.

Madame wendet nichts mehr ein. Ihr Mann will ſie ins Theater führen, und ſchon dadurch hat er ihr ein bedeutendes Opfer gebracht. Um ſich dafür dankbar zu beweiſen, läßt ſie ſich in dasjenige Theater führen, welchem er den Vorzug giebt.

Man kommt im Schauſpielhauſe an; man tritt in eine Loge. Madame läßt ſich auf einem der vordern Plätze nieder, der Herr Gemahl ſetzt ſich neben ſie. Anſtatt jedoch ſeine Blicke der Bühne zuzuwenden, ſchickt er ſie durch die Lorgnette nach allen anweſenden Damen und kehrt den Schauſpielern und ſeiner Frau den Rücken, indem er von Zeit zu Zeit ausruft:

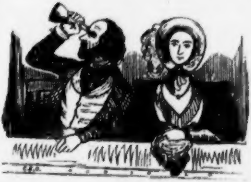
— Jene Frau iſt nicht übel ... aber die Gläſer täuſchen bisweilen ... Jene hat ſehr ſchöne Zähne ... aber welch einen Kopfputz! welch kleinſtädtiſches Aeußere! ... Man ſitzt hier ſchlecht, man weiß nicht, wo man die Füße laſſen ſoll ... Dieſe Logen ſind doch gar zu klein ... Man hat die Manier, die Logen für Zwerge einzurichten ... ich werde mich weiter hinten niederlaſſen ...

Er ſucht einen hinteren Platz auf und gebraucht dann ſeine Lorgnette nach wie vor. Seine Frau macht dann und wann Bemerkungen über das Spiel eines Schauſpielers; er aber antwortet weiter nichts als:

— He? ... Wie? ... Meiner Treu, ich habe nicht Acht gegeben ...

Einige Minuten ſpäter ſetzt er ſich wieder nach vorn und ruft:

— Hier hinten ſieht man auch gar nichts … dieſe Logen ſind miſerabel eingerichtet.



Und nun beginnt er von Neuem, den ganzen Saal zu beglasaugen und ſeiner Frau, die lieber dem Stücke zugehört hätte, ſeine Entdeckungen und Gedanken mitzutheilen.

Während des nächſten Aktes hat unſer Ehemann am Eingange auf den Balkon einen ſeiner Freunde erblickt und geht ſogleich hin, um mit ihm zu plaudern. Er kommt erſt zurück, als der Akt zu Ende iſt, und tritt ſogleich wieder aus der Loge, um im Foyer ſpazieren zu gehen.

Diesmal bleibt er länger fort; als er zurückkommt, hat der dritte Akt begonnen.

— Woher kommſt Du? fragt ihn ſeine Frau etwas pikirt.

— Aus dem Foyer … ich habe mit einigen Bekannten geplaudert …

— Und mich läßt Du hier allein!

— Liebes Kind, ich kann doch nicht einen ganzen Abend hindurch auf einem und dem nämlichen Platze wie angenagelt ſitzen; meine Beine würden einſchlafen … und dann, wenn ich mit Dir plaudern will, antworteſt Du mir nicht …

— Ich höre dem Stücke zu …

— Dem Stücke … gerechter Himmel, wir wiſſen's ja auswendig, wir ſehen es zum zehnten Male …

— Es iſt ſo vortrefflich beſetzt!

— Ja, ja … aber ich habe ſie ſchon Alle darin geſehen … Logenſchließerin! Logenſchließerin!

Die Gerufene erſcheint an der Thür der Loge.

— Gebt mir das „Abendjournal“, den „Charivari“, den „Vert-vert“, den „Figaro“ … ja, wenn's ſein muß, ſogar den „Entreacte“, es gilt mir ganz gleich, wenn ich nur Etwas zu leſen bekomme …

Die Logenſchließerin reicht ihm ein Journal. Unſer Ehemann beginnt zu leſen und der Akt geht zu Ende, ohne daß er eine Sylbe mit ſeiner Frau geſprochen oder einer Scene zugehört hätte.

Während des letzten Zwiſchenaktes will er durchaus die Loge verlaſſen, um Orangen zu kaufen; Madame erklärt ihm aber ſehr nachdrücklich, daß ſie keine haben will. Er muß alſo ſchon dableiben. Jeden Augenblick ſteht er uf und ſetzt ſich wieder. Er richtet ſeine Lorgnette auf eine ziemlich hübſche Frau, die er in einer Loge gegenüber bemerkt hat, und um ſie deſto beſſer etrachten zu können, kehrt er ſeiner Frau den Rücken zu.

Man beginnt den fünften Akt. Madame kann ſich nicht enthalten, zu hrem Manne zu ſprechen:

— In der That, Du haſt eine merkwürdige Manier, Dich im Theater u benehmen! ... Wenn Jemand von unſerer Bekanntſchaft Dich ſieht, wie Du mir fortwährend den Rücken zuwendeſt, muß er unſere Ehe für ſehr unglücklich halten.

Dieſe Worte wirken. Der Herr Gemahl wendet ſich um und fängt an, em Spiele ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, indem er murmelt:

— Ach, wenn Du deshalb böſe wirſt ... dann iſt es etwas Anderes!

Von jetzt an rührt er ſich nicht mehr. Beim Schluſſe des Stücks wenet ſich Madame zu ihrem Gemahl, um zu ſehen, ob er befriedigt iſt. Sie indet ihn ... feſt eingeſchlafen. Sie ſtößt ihn an; er öffnet die Augen und emüht ſich, ſehr munter zu ſcheinen.

— Bravo! bravo! ruft er; ſie haben ſehr wacker geſpielt. Ich bin zufrieden.

Man geht nach Hauſe; Madame aber denkt:

— Es ſcheint mir, als hätte er mich eben ſo gut ins Vaudeville-Theater hren können.

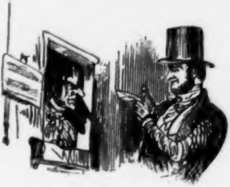
XII. Der leichtfertige Ehemann.

Ich weiß, ſtreng genommen, ſelbſt nicht, weshalb ich den leichtfertigen Ehemännern eine beſondere Klaſſe anweiſe; denn mehr oder weniger würden — mit ſehr geringen Ausnahmen — in dieſe Klaſſe alle Ehemänner gehören.

Man ſagt ſich immer, ſobald man ſich verheirathet:

— Jetzt iſt es vorbei, jetzt will ich vernünftig werden. Ich habe nun Thorheiten genug begangen; ich kenne die Welt in- und auswendig; es bleibt mmer die nämliche Sache und ich bin daher feſt entſchloſſen, mich aushließlich an meine Frau zu halten.

Einige Monate ſpäter ſpielt er, ſobald er mit einer hübſchen Frau zuammen kommt, den Artigen, den Koketten, den Verführer; er wirft ihr beeutungsvolle Blicke zu, ſeufzt und wagt ſogar Erklärungen ... kurz, er verißt ganz, daß er verheirathet iſt. — Wenn dieſe Ehemänner ein wenig ſchlau nd, enthalten ſie ſich wenigſtens aller Liebesbriefe. In Fällen, wo ſie ſchreien müſſen, verſtellen ſie wenigſtens ihre Handſchrift und unterſchreiben ſich ntweder gar nicht oder mit nem fingirten, von beiden Theien verabredeten Namen. Verba olant, ſcripta manent. Faſt ll' dieſe Herren nehmen für die Zirkel, wo ſie nach wie vor als arçon auftreten, einen hübhen, nagelneuen Namen an, nter welchem die Frau Gemahn ſie nie gekannt hat. Der ortier kennt dieſe Namen geau; die Herren ermangeln cht, ihn davon zeitig genug Kenntniß zu ſetzen.



— Wenn Briefe für Herrn Iſidor ankommen, ſo gebt Ihr ſie mir, aber nur wenn ich allein bin, niemals in Gegenwart meiner Frau.

Die Herren Ehemänner verſtehen auch aus dem Grunde, ſich wechſelſeitig in ihren kleinen Intriguen beizuſtehen. Ein Mann hilft dem andern. Der eine hat zum Beiſpiel für morgen ein Stelldichein mit einer jungen, äußerſt gefühlvollen Dame verabredet, mit welcher er, extra oder intra muros, in einem beſonderen Kabinet ein Diner einnehmen will. In dieſem Falle geht er zu ſeinem Freunde, der ebenfalls verheirathet iſt und deſſen Herz eben ſo leicht Feuer fängt, wie das ſeinige, nimmt ihn auf die Seite und ſagt zu ihm:

— Morgen ſpeiſe ich bei Dir zu Mittag …

— Wie, morgen? … Ah ſo, ich wußte nicht …

— Höre mich an: wir haben uns verabredet, daß ich mit Dir in einer Reſtauration ſpeiſe … eine Wette, ein Zweckeſſen … Du verſtehſt mich … Ich habe das meiner Frau geſagt, weil ich keine Luſt habe, morgen zum Eſſen nach Hauſe zu kommen. Begreifſt Du mich?

— Vollkommen! Das trifft ſich ſehr glücklich, denn gerade morgen ſpeiſe auch ich nicht zu Hauſe.

— Wenn Du Zeit hätteſt, einen Augenblick bei mir vorzuſprechen, könnteſt Du wie zufällig gegen meine Frau unſeres Mittagseſſens erwähnen; es würde dann um ſo natürlicher erſcheinen.

— Sehr gern, ich werde bald zu Dir kommen.

— Ich danke Dir, Freund. Du kannſt geeigneten Falls auf Gegendienſte rechnen, verſtehſt Du?

— Parbleu, ich halte Dich beim Wort!

Und noch im Laufe des Tages beſucht der Freund unſern verliebten Ehemann und ermangelt nicht, in Gegenwart der Gattin deſſelben, ihm zu ſagen:

— Noch Eins: morgen ſpeiſen wir zuſammen. Ich hoffe doch, daß Du das nicht vergeſſen haſt?

— Ja, ja, um fünf Uhr … in der Rotunde, nicht wahr?

— Um fünf Uhr, aber präciſe … Madame, ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie morgen Ihres Gemahls beraube; aber es iſt ein Männerdiner, das ſchon ſeit langer Zeit arrangirt war. Uebrigens haben Sie nichts zu befürchten, wir werden ſehr vernünftig ſein …

Und Madame hat die Güte zu antworten:

— Ich fürchte nicht das Geringſte, ſobald ich meinen Mann in Ihrer Geſellſchaft weiß …

Der leichtfertige Ehemann hält ſeiner Frau in der Regel nur ſelten Wort. Er widerſpricht ihr zwar faſt niemals, er verſpricht ihr im Gegentheil Alles, was ſie begehrt; ſie wünſcht ins Conzert, ins Theater oder aufs Land, immer lautet ſeine Antwort:

— Ja, wir werden hingehen, ich werde Dich führen … mein Wort darauf.

Und die Verſprechungen erneuern ſich unaufhörlich und realiſiren ſich niemals. Bisweilen wird Madame ungeduldig und ſagt:

— Es iſt nun bald ein Jahrhundert, ſeitdem Du mir verſprochen, mich einmal aufs Land zu führen. Das Wetter iſt köſtlich; wollen wir heute …?

— Heute, gerade heute kann ich nicht, ich habe Geſchäfte … ich werde einige Beamte beſuchen müſſen …

— Aber morgen?

— Morgen … ja … halt, auch morgen iſt es mir unmöglich. Morgen gehe ich in eine Verſammlung von Aktionären, bei welcher ich nothwendig zugegen ſein muß …

— Alſo übermorgen?

Bis in die engſte aller Engen getrieben, erwidert unſer Ehemann:

— Uebermorgen ... abgemacht!

— Ich werde mich zeitig ankleiden. Um zwölf Uhr werden wir wegfahren, nicht wahr?

— Ja, ja, meine Liebe, Punkt Zwölf.

Der feſtgeſetzte Tag erſcheint. Madame beſorgt ihre Toilette und iſt ſchon vor zwölf Uhr fix und fertig. Sie fragt das Mädchen, wo ihr Mann ſei.

— Der Herr ſind ſchon vor eilf Uhr ausgegangen, haben jedoch geſagt, daß ſie nicht lange ausbleiben würden.

Madame wartet. Eine Stunde vergeht. Madame tritt jede Minute ans Fenſter, in der Hoffnung, ihren Mann kommen zu ſehen. So vergeht eine zweite Stunde, dann eine dritte. Madame giebt alle Hoffnung auf; traurig legt ſie zuerſt den Hut, darauf den Shawl und endlich auch das Kleid wieder ab. Gegen vier Uhr erſcheint plötzlich ganz außer Athem, in Schweiß und ſcheinbar erſchöpft, der Herr Gemahl.

— Wie, Du biſt noch nicht fertig? fragt er ſeine Frau.

— Nicht fertig! ... Ich war es ſchon um Zwölf, ich war es noch vor einer Stunde; da ich Dich aber nicht zurückkommen ſah, habe ich mich wieder ausgekleidet ...

— Hätte ich das gewußt, würde ich mich nicht ſo beeilt haben!

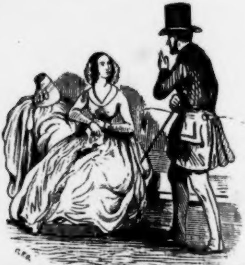
— Du kommſt um vier Uhr, da wir doch ſchon um Zwölf wegfahren wollten ...

— Es iſt nicht meine Schuld; ich bin Freunden begegnet, die mich zurückgehalten haben ...

— Du begegneſt ſehr oft ſolchen Freunden. Es wäre mir lieber, wenn Du mir geradezu ſagteſt, daß Du nicht mit mir ausgehen willſt; das wäre aufrichtiger, und ich würde nicht genöthigt geweſen ſein, mich anzukleiden und Dich zu erwarten ...

— Ach, Du willſt zanken, ſchelten, ſchmollen ... dann bin ich hier überflüſſig!

Er nimmt ſeinen Hut und — verſchwindet.



Mitunter aber trifft es ſich, daß unſer Ehemann das Ausgehen mit ſeiner Frau durchaus nicht vermeiden kann. Dieſe hat ſich ſchön herausgeputzt; ſie ergreift den Arm ihres Mannes und iſt ſehr ſtolz darauf. In der That ereignet ſich dies Glück ſo ſelten, daß ſie wohl berechtigt iſt, etwas Werth darauf zu ſetzen. Kaum aber iſt das Pärchen eine Strecke gegangen, als unſer Ehemann, dem Etwas einzufallen ſcheint, plötzlich ſtehen bleibt.

— Aber, mein Gott, ich werde ja erwartet! ſagt er, zum wenigſten muß ich hingehen, um mich zu entſchuldigen … es iſt nur zwei Schritte von hier. Einen Augenblick, meine Liebe; geh' immer voraus, wende Dich von hier aus links und halte Dich dann immer auf derſelben Seite … ich werde Dich in fünf Minuten wieder einholen.

Und bevor die arme Frau ihm noch antworten kann, iſt er auf und davon und hat ſie mitten auf der Straße allein gelaſſen. Sie entſchließt ſich, langſamen Schrittes weiter zu gehen; ſie wählt genau denſelben Weg, den er ihr vorgezeichnet hat, und hält ſich immer links. So geht ſie mehrere Stunden auf und ab, ſieht jedoch ihren Mann nicht wieder und muß allein nach Hauſe zurückkehren.

— Ich begreiſe das nicht! ruft der leichtfertige Herr Gemahl, ſobald er Abends heimkehrt; ich habe Dich überall geſucht! Zehn Mal bin ich die Straße auf- und abgerannt und habe Dich nicht finden können!

Wenn der leichtfertige Ehemann einer unverheiratheten Dame den Hof macht, erhält er in der Regel zur Antwort:

— Aber … wenn Ihre Frau wüßte, daß Sie ein ſolcher Schmetterling ſind!

— O mein Gott! erwidert Jener; meine Frau hat ſich um andere Dinge zu bekümmern! Zuerſt hat ſie eine ſehr lückenhafte Geſundheit und iſt faſt immer krank … Sie verſtehen mich ſchon … Wenn Sie nur Alles hat, deſſen ſie im Haushalt bedarf … wenn ſie ihren Gerſtenſchleim kochen, ihre Küche beaufſichtigen und das Mädchen ausſchelten kann, iſt ſie vollkommen glücklich.

Aber was dieſe Herren auch ſagen mögen, ſo verhindert dies ihre Hälften nicht, ſich ſehr wohl zu befinden und an ganz andere Dinge, als an Küche und Gerſtenſchleim zu denken. — Wenn man all' die Unruhe, die getäuſchten Hoffnungen, die Furcht, die vergeblichen Gänge und alle Beſchwerlichkeiten, die das Metier eines verheiratheten Mädchenjägers in ſeinem Gefolge hat, näher ins Auge faßt, muß man ſich fragen, ob dieſe Herren nicht weit glücklicher ſein würden, wenn ſie ihre Frauen liebten.

Aber der Geſchmack iſt ſehr verſchieden.

(Schluß folgt.)

Zapfenstreich.

Algier. Die europäiſche Bevölkerung in Algier betrug am 1. Januar d. J. 75,354 Seelen, wovon 49.827 in Algier, 1480 in Conſtantine und 9156 in Oran leben.

Berlin. Zur Feier des Tages, an welchem vor hundert Jahren (am 14. April) Friedrich II. den Grundſtein zum Schloſſe Sansſouci gelegt, hat König Friedrich Wilhelm IV. an demſelben Tage die Grundſteinlegung zu einer neuen Kirche vollzogen. Die Urkunde beginnt: »Montag nach Jubilate, am 14. April im Jahre des Herren 1845, im 30ſten Jahre des Friedens nach dem Sturze Napoleons, im 5ten Jahre der Regierung Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm IV., an welchem Tage vor hundert

Jahren von Allerhöchſtdeſſen Verfahren, dem König Friedrich II. — dem Großen — glorreichſten Andenkens, der Grundſtein zu dem Schloſſe Sansſouci gelegt, iſt auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs u. ſ. w. u. ſ. w.« (Wie aber kömmt denn da der arme Napoleon mit ins Spiel?)

∴ Man lieſt im „Figaro“: »Herr Laube braucht einen Sündenbock für ſein „Rococo“. Er hat ſich Herrn Rott dazu ausgewählt. Aber welchen Namen verdient ein Schriftſteller, der die Schuld eines mit Recht durchgefallenen Stückes einem Künſtler zuſchieben möchte, deſſen meiſterhafte Darſtellung vom Publikum und der Berliner Kritik allgemein anerkannt wurde, einem Künſtler, welcher ſich in dieſem obſcönen langweiligen Stücke lauten Beifall und Hervorruf zu erwerben wußte! Es iſt nicht zu viel behauptet, daß bei jeder andern Beſetzung der Hauptrolle das Stück gar nicht ausgeſpielt worden wäre. Alſo ruhig, Herr Laube. Lieber Ihrem Schildträger, Herrn Heller, nachgeahmt und hübſch offen geſagt: mein Stück taugt nichts, ich will's ein ander Mal wo möglich beſſer machen.«

∴ Ein Bericht in den „Grenzboten“, Herr Tieck ſolle geäußert haben, der Dichter des „Rococo“ hätte zur Darſtellung der Hauptrolle den Leipziger Briſſac mitbringen ſollen, hat hier allgemeines Lächeln erregt.

∴ Auf der königlichen Bühne gaſtirt jetzt Herr Carl Devrient von Hannover. Er trat zuerſt als Haſtings in dem Stück „Sie iſt wahnſinnig“ und als Diplomat in dem gleichnamigen Luſtſpiel von Scribe auf.

∴ Die Herren Edgar Bauer, L. Köppen und Albert Fränkel haben ſich zur Herausgabe von „Berliner Skizzen“ vereinigt, die in Bändchen von 10 bis 12 Bogen erſcheinen ſollen.

∴ Die „Cölniſche Zeitung“ brachte neulich einen ſtatiſtiſchen Nachweis über die in Berlin verfügten Bücher-Verbote. Demzufolge ſind von 1831 bis 1840 in Summa 312 und von 1840 bis 1844 in Summa 144 Bücher polizeilich verboten worden.

Breslau. Am 13. April hat unſere Univerſität durch den Tod des Geheimen Medizinalraths Dr. Wendt, der ſeit 1813 Profeſſor der Medizin geweſen iſt, einen harten Verluſt erlitten.

Brüſſel. König Leopold hat den Herren Spontini und Mendelsſohn-Bartholdy den Leopolds-Orden und den Münchener Malern Cornelius, Peter Heß, Kaulbach, Rittmann und Schwanthaler das Ritterkreuz deſſelben Ordens verliehen.

∴ Herr Karl Heinzen hat, auf den Rath der Herren Freiligrath und Marx, Brüſſel verlaſſen, um ſich nach der Schweiz zu begeben. Da die belgiſche Regierung ſich geweigert hatte, ihm einen Paß auszuſtellen, iſt er ohne Paß abgereiſt.

Coblenz. Der König hat das Gemälde „Lurlei“ — eines der beſten Bilder des rheiniſchen Malers D. Mengelberg — für den Stolzenfels angekauft.

Conſtantinopel. Ein Engländer, Namens Black, macht bekannt, daß er kraft eines Fermans des Sultans ermächtigt ſei, eine franzöſiſche Zeitung unter dem Titel „Courrier commerciel de Constantinople“ erſcheinen zu laſſen.

Haag. In der Nacht zum 12. März ſtarb hier der Staatsminiſter und General-Lieutenant Baron Markus de Kock, ehemals Oberbefehlshaber der Truppen in Indien und ſpäter Miniſter des Innern. (Der Verſtorbene war ein Bruder des beliebten Schriftſtellers Paul de Kock.)

∴ Die Herren Verboeckhoven, Jacobs-Jacobs, Eeckhout und de Block haben bedeutende Kunſtwerke zur diesjährigen Ausſtellung nach London geſchickt.

Hannover. Theodor Döring hat ſeine mehrfach nachgeſuchte Entlaſſung von der hieſigen Bühne erhalten. Er geht im Mai nach Riga und von dort nach Berlin, wo er wahrſcheinlich engagirt werden wird. (Bravo!!)

Leipzig Ein Berliner Berichterſtatter in der Hannover'ſchen „Morgenzeitung“ ſchreibt: »Herr Laube hat es verſucht, das Mißfallen ſeines Stückes auf die Schauſpieler zu wälzen ... eine wohlfeile Art. „Rococo“ fiel durch ſich ſelbſt; es fiel, weil es weder den ſittlichen noch den äſthetiſchen Anſprüchen, welche wir an die Bühne ſtellen, Genüge thun konnte und weil es mit der Prätenſion einer deutſchen Originalſchöpfung auftrat, während doch Jeder ihm das Fremdländiſche abfühlen konnte.« (Herr Rott ſoll, wie wir in allen Journalen leſen, ein ganz ausgezeichneter Briſſac geweſen ſein.)

∴ Herr Robert Heller, Verfaſſer des „letzten Willens“, ſoll, dem Vernehmen nach, ein neues Luſtſpiel vollendet haben, welches der „Unvermeidliche“ heißt und worin eine Art von Kiſelack, der auf die höchſten Felſenſpitzen ſeinen Namen hinmalt und ſich wie Plumper in Dinge miſcht, die ihn nichts angehen, die Hauptrolle ſpielen ſoll. Freue Dich, Leipzig!

∴ Unſer Lortzing iſt jetzt in Hamburg, um dort ſeine neue Oper „Undine“ in

Scene zu ſehen. Hier in Leipzig will man ſie nicht zur Aufführung bringen. Und weshalb?

∴ Die „Roſen“ ſchwatzen es den „Grenzboten“ nach, welche Madame Birch-Pfeifer und Herrn Koit „dem Gebiete der unfreiwilligen Komik“ zuweiſen. Wir wollen ſehen, was die „Roſen“ ſagen werden, wenn Madame Birch-Pfeifer Anfangs Mai auf unſerer Bühne gaſtirt.

∴ Stolle's „Dorfbarbier“ beſchwert ſich über den „Rheiniſchen Telegraphen“, der mit wahrhaft liebenswürdiger Unverſchämtheit die meiſten Geſpräche, die der Barbier mit dem General von Pulverrauch führt, wörtlich nachdruckt, ohne — wie das ſo Sitte bei literariſchen Freibeutern iſt — zu ſagen, wo er's her hat. Ach, guter „Dorfbarbier“, was nützt da alles Raiſonniren! Die Katze und die deutſche Zeitungspreſſe laſſen das Mauſen nicht. Er tröſte ſich mit unſerm „Charivari“, der mit gleicher Unverſchämtheit ausgeplündert wird, ohne ſich als Quelle angegeben zu ſehen. Zuletzt wird man auch das gewohnt!

London. Die Geldſumme, welche jährlich in England auf die periodiſche Literatur, mit Ausnahme der eigentlichen Zeitungen, verwendet wird, beträgt beinahe zwei Millionen Thaler, während die Summe, welche für die 447 in England erſcheinenden politiſchen Blätter ausgegeben wird, ſich auf faſt neun Millionen Thaler belaufen ſoll. Ein eigenthümlicher Zweig der periodiſchen Literatur Englands ſind die Monatsſchriften, deren es nicht weniger als 227 giebt. Davon werden am Erſten jedes Monats wenigſtens 500,000 Exemplare für etwa 170,000 Thaler ausgegeben. Dieſe ſämmtlichen Exemplare werden an einem Tage verpackt und in 2000 Packeten über die ganze Welt verſendet. Die Geſammtſumme, die man in England jährlich für Literatur ausgiebt, wird auf fünfzehn Millionen Thaler geſchätzt. (Modenzeitung.) — Wie viel mag wohl unſer Deutſchland für die Erzeugniſſe ſeiner Original-Literatur verausgaben?

∴ Eine mittels des elektriſchen Telegraphen zu ſpielende Schachpartie ſteht uns nächſtens bevor, und wird aufs Neue die Anwendbarkeit jenes Telegraphen bewähren. Herr Staunton, der bekannte Schachſieger in Frankreich, und Herr Walker, der Schachſchriftſteller, ſind die Spieler, welche, faſt 100 engliſche Meilen von einander entfernt, dieſelbe Zeit zu ihren Zügen gebrauchen werden, als ob ſie am Tiſche einander gegenüber ſäßen. Der eine Spieler ſitzt an dem einen, der andere an dem andern Ende der South-Weſtern-Eiſenbahnſtation. Es iſt berechnet worden, daß die um 11 Uhr Vormittags beginnende Partie in drei Stunden beendet ſein werde.

∴ Zu Sounderland wurde unlängſt ein neues Handelsſchiff vom Stapel gelaſſen, das in der Taufe den Namen „Polka“ erhielt.

Madrid. Die ſpaniſche Ueberſetzung der Thiers'ſchen Kaiſergeſchichte iſt von Antonio Alcala Galiano. Auch hier war die erſte Auflage bald nach dem Erſcheinen vergriffen.

∴ Unter dem Titel „Cristina, historia temporanea“ erſcheint hier, bei Monier und Cueſta, eine aus den Archiven geſchöpfte Geſchichte des letzten Jahrzehends. Das Ganze wird aus drei Octavbänden beſtehen, welche in Monatsheften herauskommen, von denen bereits ſechs die Preſſe verlaſſen haben.

Mancheſter. Unlängſt wurde hier die Menagerie des bekannten Thierbändigers Van Amburgh verſteigert. Manche dieſer Beſtien ging zu enorm hohen Preiſen, ein afrikaniſcher Löwe für 2800, eine Giraffe gleichfalls für 2800 und ein „äußerſt unterrichteter“ Elephant für 5000 Thaler weg.

München. Fräulein Charlotte von Hagn iſt bei ihrem erſten Auftreten auf unſerer Bühne mit Kränzen, Blumen und enthuſiaſtiſchem Beifall wahrhaft überſchüttet worden. Ihr Gaſtſpiel wird für die Theaterkaſſe eine Goldgrube werden.

Palma. Auch die Balearen haben ihre periodiſche Literatur. In Palma (auf Mallorca) erſcheint unter dem Titel „la Estrella balear“ (der Baleariſche Stern) ein Sonntagsblatt.

Paris. Herr Dupin iſt zum Direktor und Herr Saint-Marc-Girardin zum Kanzler der franzöſiſchen Akademie für das zweite Semeſter des Jahres 1845 ernannt worden.

∴ Der bekannte Jeſuit Loriquet, Verfaſſer einer höchſt poſſirlichen Geſchichte von Frankreich, worin der Kaiſer Napoleon blos als General Ludwigs XVIII. fungirt und alle ſeine Feldzüge und Eroberungen zum Beſten der Bourbons ausführt, hat am 10. April urplötzlich das Zeitliche geſegnet *).

∴ Herr Théodore Muret, Redakteur des legitimiſtiſchen „Meſſager“, zu einem Monat Gefängniß verurtheilt, hat in den Zeitungen ein Schreiben an den Miniſter des

---

*) Loriquet, geb. 1767 zu Epernay, hat außer dieſer „Histoire de France“ auch eine „Histoire romaine“ und andere hiſtoriſche Werke für die Schuljugend geſchrieben. E. M. O.

Innern veröffentlicht, worin er ſich über die Hausordnung des Gefängniſſes von Sainte-Pelagie, wo man die Schriftſteller mit Dieben und Gaunern zuſammenſperre, ſo energiſch beklagt, daß dieſe Sache wohl auch in der Kammer zur Sprache kommen wird.

∴ Die durch ihre grotesken Abenteuer anrüchig gewordene Tänzerin Donna Lola Montez hat endlich ein feſtes Engagement beim Porte-Saint-Martin-Theater gefunden.

∴ Graf du Bruat, Gérant der legitimiſtiſchen „Quotidienne“, iſt geſtorben.

∴ A. W. Gerle's einaktige Poſſe, „der letzte April“, iſt ins Franzöſiſche überſetzt worden.

∴ Unter der Leitung des Herrn Duveyrier hat ſich hier eine Geſellſchaft mit einem Kapital von einer Million Francs gebildet, um die Einnahme, welche der „Conſtitutionnel“, das „Journal des Débats“ und die „Preſſe“ für Inſerate machen, zu 300,000 Francs jährlich für jedes der drei genannten Blätter und die Hälfte am Gewinn zu pachten.

∴ Von der „Bibliothèque dramatique“ des Herrn von Soleinne iſt der ſechſte und letzte Band erſchienen, der die Doubletten und ausgelaſſenen Bücher enthält. Die Verſteigerung derſelben iſt am 5. Mai.

∴ Madame Ulliac Trémadeure kündigt unter dem Titel „la miniature, moniteur de la jeunesse“ eine neue Kinderſchrift an.

∴ „Ninon de l'Enclos“ iſt der Titel eines neuen Modejournals, das Sonntags erſcheint und jährlich 24 Francs koſtet.

∴ Von dem engliſchen Zwerge Tom Thumb, der ſich jetzt in Paris ſehen läßt, ſind bereits zwei franzöſiſche und eine engliſche Lebensbeſchreibung herausgekommen.

∴ Paul de Kock's neueſte Poſſe „le boeuf de mardi-gras“ (der Faſtnachtsochſe) hat coloſſalen Beifall davon getragen.

Peſth. Bei der neuen politiſchen Zeitung, die ſeit dem 1. April hier ins Leben getreten, iſt ein ehemaliger Lehrer aus Presburg, Herr Glatz, als Redakteur und Heinrich Levitſchnigg als Feuilletoniſt angeſtellt. Das Blatt hat einen Anflug von Regierungs-Charakter.

Petersburg. Der neugeborene Großfürſt Alexander, der Enkel des Czaren, iſt durch kaiſerlichen Tagsbefehl zum Chef des aſtrachan'ſchen Carabinier-Regiments ernannt worden. Nun, ſchneller kann man nicht avanciren, man müßte denn ſchon im Mutterleibe zum Feldmarſchall-Lieutenant gemacht werden. (Courier.)

Potsdam. Am 14. April ſind es hundert Jahre geweſen, daß Friedrich II. auf einem ſonnigen Hügel bei Potsdam den Grundſtein zum Schloß Sansſouci gelegt hatte.

Prag. Wohl kein Land iſt ſo reich an Doctoren, als Böhmen. Nach dem „Handbuch des Königreichs Böhmen für 1845“ hat das glückliche (?) Land 45 Doctoren der Theologie, 65 Doctoren der Philoſophie*), 244 Doctoren der Rechte und 778 Doctoren der Medicin. Jeder 3937ſte Menſch in Böhmen iſt ein Doctor.

Rom. Auch der verſtorbene Fürſt von Canino, Lucian Bonaparte, ſoll nun ein Denkmal erhalten, mit deſſen Ausführung der florentiniſche Bildhauer Pampaloni beauftragt iſt.

Saaz (in Böhmen). Carl von Holtei's Vater, penſionirter Rittmeiſter in öſterreichiſchen Dienſten, iſt hier am 12. März, im 78ſten Lebensjahre, geſtorben. Seit vielen Jahren hat man hier kein ſo feierliches Begräbniß geſehen.

Stuttgart. Als künftige Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg wird die Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Schwerin genannt.

Toulouſe. Der Academie der jeux floreaux, die bekanntlich noch immer poetiſche Preiſe ausſetzt, ſind in dieſem Jahre nicht weniger als 237 Concurrenzgedichte eingeſchickt worden. (Wie glücklich preiſen wir uns, daß wir dieſe Gedichte nicht zu leſen brauchen!)

Warſchau. Der hier lebende, früher in Düſſeldorf wohnende Maler Breslauer iſt — ſiehe „Charivari“ Seite 2094 — weder nach Sibirien geſchickt noch ſonſt von der Polizei angefochten worden. Die Nachricht war eine von der „Cölniſchen Zeitung“ ausgeſprengte Myſtifikation.

Wien. Am 22. v. M. ſtarb der als Componiſt und Kapellmeiſter des Leopoldſtädter Theaters angeſtellt geweſene Franz Volckert, in den letzten Jahren Organiſt an der Schottenkirche, 67 Jahre alt, an der Lungenlähmung. Ein zweiter Wenzel Müller, hatte er zu ſeiner Zeit zu mehr als hundert Volksmärchen und Pantomimen die Muſik componirt und war wegen ſeiner Produktivität ein wahrer Schatz für dieſe Bühne.

---

*) Nur 65? Da hat unſer kleines Leipzig mehr. Unter zehn Leuten giebt es hier elf Doctoren der Philoſophie, wovon 5½ ihr Doctordiplom, worauf ſich dieſe Herren gewaltig viel einbilden, von Gießen, Jena oder Kiel gekauft haben. E. M. O.

∴ Herr Friedrich Halm hat ein neues Trauerſpiel vollendet. Es heißt „König Wamba", ſoll jedoch erſt im Laufe des Herbſtes im Burgtheater zur Darſtellung gelangen.

∴ Im Theater an der Wien hat ein neues Luſtſpiel, „die Pariſerin", von L. von Alvensleben, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

Zürich. Die Züricher Revolution hat unter anderen übeln Folgen auch die gehabt, daß unſere mittelmäßige Bühne, aus Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums, geſchloſſen worden iſt. (Glückliches Zürich!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Bei den Indiern heißt die Milchſtraße „Surawithi" (Weg der Götter) oder „Siddhimarga" (Weg der Frommen). Ovid in ſeinen „Metamorphoſen" (Buch 1, Vers 170) nennt ſie den „Weg der Götter zur Burg Jupiters". Porphyrius und Macrobius aber nennen ſie den Weg, auf dem die Seelen zur Erde niederſteigen und auf dem ſie nach dem Tode wieder in den Himmel zurückkehren. Bei den Angelſachſen wurde ſie die „Carmingſtraße", die Straße der armen Seele genannt. Bei den alten Lithauern hieß ſie „Pauks zu Wielas", d. h. der Weg der Vögel; unter den Vögeln verſtanden ſie die Seelen der Verſtorbenen. Die Römer nannten ſie via lactea; bei den Franzoſen heißt ſie voie lactée oder galaxie, bei den Engländern ebenfalls galaxy oder auch milky-way. — Die Zahl der durch große Teleſkope in der Milchſtraße ſichtbaren Sterne ſchlug Herſchel auf 20 Millionen an; neuere Beobachter aber ſchätzen die Zahl der Sterne auf 75 Millionen.

— Nach einer däniſchen Volksſage iſt der Mond ein Käſe, der aus der zuſammengeronnenen Sahne der Milchſtraße entſtanden iſt.

— Vincenzo Carbone, ein Dominicaner und Dichter, der zu Anfang des 17ten Jahrhunderts gelebt, konnte den Buchſtaben R nicht ausſprechen und ſchrieb deshalb ein Liebesgedicht, „la R s'bandita", worin in etlichen tauſend Verſen kein einziges R zu finden iſt. Ein ähnliches Gedicht ſchrieb ein anderer italieniſcher Dichter, welcher Orazio Fidele hieß.

— Jean Patrocle Pariſot, Verfaſſer eines ſehr gottloſen Buches, das unter dem Titel „la foi dévoilée par la raison" 1681 zu Paris erſchien, hatte vor dem Erſcheinen dieſes Werkes einen Vertrag mit einem Theologen, einem Arzte und einem Philoſophen abgeſchloſſen, laut welchem er jedem dieſer drei Herren, die ſich ſein Buch vorleſen ließen, um ihm darüber ihr Urtheil zu ſagen, für jede Stunde einen Laubthaler bezahlte. (Schade, daß dieſer Mann nicht mehr lebt. Unter ſolchen Bedingungen würde er vielleicht auch jetzt noch viele Zuhörer finden.)

— Der niederländiſche Landſchaftsmaler Marcus Gerard, der um das Jahr 1580 in die Dienſte der Königin Eliſabeth von England trat, hatte die ſeltſame Caprice, in jeder ſeiner Landſchaften ein Mädchen anzubringen, welches p . . .

— Joachim Patenier, ein anderer nicht unberühmter niederländiſcher Maler, ſtaffirte jede ſeiner Landſchaften mit netten Figuren aus, worunter ſich ſtets ein kleiner Kerl befindet, der ſeine N . . . . verrichtet.

Coloſſal ſchwieriger Rebus!

1 t O h O e.

Abfertigung.

Eine der dunkelſten Epiſoden des Schweriner Hoftheaters hat in die Intelligenzrubrik der „Theaterchronik" eine rührend-heitere Stylübung einrücken laſſen, die als Erwiderung auf den Artikel „Komödianten-Arroganz" in Nummer 128 des „Charivari" Seite 2004 angeſehen ſein will. Statt aller Entgegnung genüge die einfache Erklärung, daß ich mich nicht aufgelegt fühle, derlei gänzlich unbekannte Nebelbilder durch eine literariſche Reibung mit mir zu einigem Rufe zu verhelfen. Ueberdem bin ich ſeit Kurzem dem Dresdener Anti-Thierquäler-Vereine beigetreten und darf ſchon aus dieſem Grunde den erſten Paragraphen des Statuts:

„Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz"

durchaus nicht überſchreiten.

E. M. O.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 135. Leipzig, 30. April 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

hrlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
hrlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhand-
lungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

(Schluß.)

XIII. Der verheirathete Lebemann.

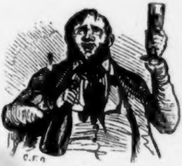
Er gilt allgemein für eine brave Seele. Wenn von ihm die Rede iſt,
cht Jeder:

— Kennen Sie einen Zweiten ſeiner Art? Welch' ein vortrefflicher
nn ... immer in der heiterſten Laune ... wie glücklich muß ſeine Frau ſein!

Iſt aber ſeine Frau in der That ſo ſehr zu beneiden?

Wenn ſie in der Stadt wohnt, ſo vergeht ſelten ein Tag, an welchem
Mann nicht einige Gäſte zum Diner mitbringt; ſie erwartet vier Per-
n; er hat deren zehn eingeladen. Und das ſagt er ihr fünf Minuten vor
Augenblick, wo man ſich zu Tiſche ſetzt. Madame ſieht ſich dann ge-
igt, zu gehen und zu kommen, um für die Herbeiſchaffung des Fehlenden
orgen; und während ſie kaum ein noch aus weiß, amüſirt ſich ihr Herr
ahl ganz vortrefflich, lacht, raucht, ſpielt Billard oder Karten bis zu dem
enblick, wo Madame, ganz ermüdet
den Anſtrengungen, welche die
tende Zahl der Gäſte ihr auf-
t, der Geſellſchaft ankündigt, daß
Eſſen ſervirt ſei.

Bei Tiſch iſt unſer Lebemann fort-
end in der allerheiterſten Laune,
sgeſetzt nämlich, daß der Braten
angebrannt, der Wein gut und
Kaffee heiß iſt. Iſt aber eins
drei Dinge nicht nach ſeinem
mack, dann verſteht er die Kunſt,
nergiſch zu ſchelten.



— Ach, das iſt abſcheulich! ruft er; ein ander Mal ſieh darauf, meine Liebe, daß man die Sachen beſſer macht!

Und die arme Frau, die ſeit mehreren Stunden faſt außer Athem iſt, erwidert ſanften Tones:

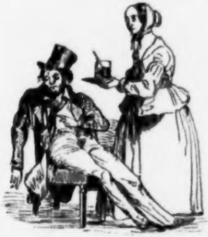
— Das kommt, lieber Mann, blos daher, weil ich … ein wenig preſſirt war; aber künftig ſoll es nicht wieder geſchehen …

Nach dem Diner hat der Herr nichts Angelegentlicheres zu thun, als mit ſeinen Freunden einen möglichſt heitern Abend zu verleben. Er findet alle Zerſtreuungen nach ſeinem Geſchmack, ſogar diejenigen, welche erheiſchen, daß man auf die Meubles ſteigt, die Vorhänge herunterreißt, ſich mit Waſſer beſpritzt und das Oberſte zu unterſt kehrt. Wenn er einen Garten hat, darf man darin umherrennen, ſpielen, die Raſen niedertreten, über die Beete weggehen, die Blumen abreißen, die Früchte abpflücken und die Zweige abbrechen. Unſer Ehemann wird immer Derjenige ſein, der die Uebrigen zu allen erdenklichen Tollheiten ermuthigt.

— Ei was! ruft er, man muß ſich amüſiren! Wälzen wir uns wie Kugeln, machen wir Dummheiten! . . . Wer iſt Meiſter im Laufen oder Springen? … Wir müſſen nothwendig etwas zu lachen haben!

Und andern Tags hat dann ſeine Frau vollauf zu thun, um Alles, was muthwilligerweiſe zerſtört worden iſt, wieder herzuſtellen.

Feiert unſer Ehemann ſeine Gelage außerhalb, ſo iſt ſeine Frau wenigſtens zu Hauſe ungeſtört. Aber nur allzuhäufig kehrt dann der Herr Gemahl ziemlich unwohl zurück. Er hat bei einem Auerhahn mit Trüffeln, oder öfter noch im Champagner oder Punſch des Guten weit mehr gethan, als ſeine Verdauungsorgane vertragen können. Er iſt zum mindeſten — ſtark angeſäuſelt.



Anſtatt der Ruhe zu pflegen, muß ſeine Frau ihm Thee kochen und in allerlei Dingen Beiſtand leiſten; ſie darf ſo bald nicht daran denken, ſich ſchlafen zu legen. Außerdem iſt dieſe Gattung von Ehemännern nur äußerſt ſelten aufgelegt, ſich mit Geſchäften zu befaſſen, zu arbeiten, kurz der Vergrößerung ihres Wohlſtandes nachzuſtreben; ſie verſtehen nichts, als letztern zu ruiniren.

Und wenn ein Gläubiger eintritt, macht unſer Ehemann ſich ſchleunigſt auf und davon, indem er ſagt:

— Wenden Sie ſich an meine Frau; was mich betrifft, ſo miſche ich mich nicht in ſolche Details …

Nach dieſem Allen halte ich dafür, daß die Ehe eines Lebemannes nur zur Hälfte eine glückliche genannt werden kann.

Die glückliche Hälfte iſt — der Gemahl.

XIV. Der ſorgloſe Ehemann.

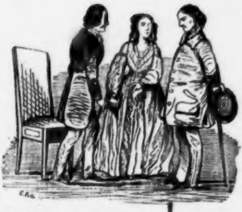
Nehmen Sie ſich in Acht, meine Herren! Die Sorgloſigkeit iſt ſehr nahe mit der Gleichgiltigkeit verwandt, und an gleichgiltigen Männern pflegen die Frauen ungemein gern Rache zu nehmen.

Der ſorgloſe Ehemann kommt nach Hauſe, geht aus, entfernt ſich, ohne ſich im Geringſten darüber zu beunruhigen, was in ſeinem Hauſe geſchieht.

Wenn das Mädchen ihm ſagt: »Madame iſt ausgegangen!« erwidert er nichts, als: »Ah!« und ſeine Miene ſcheint den Commentar dazu in den Worten zu liefern: »Sehr gut« Später, wenn man ihm berichtet: »Madame iſt noch nicht zurück,« oder: »Madame ſpeiſt heute in der Stadt,« ſagt er zum zweiten Male: »Ah!« und weiter nichts.

Glauben Sie nicht, daß er ſich erkundige, um welche Stunde Madame ausgegangen ſei oder wo ſie ſpeiſe; eine ſolche Frage zu thun, kommt ihm niemals in den Sinn.

Wenn er dann und wann, was ihm übrigens nicht oft paſſirt, unerwartet nach Hauſe kommt, findet er bei ſeiner Frau einen jungen Herrn, den er früher nie geſehen hat.



Dieſer zwingt ſich einige Verbeugungen ab, die der Herr Gemahl ungemein höflich erwidert. Seine Frau fragt ihn:

— Du erkennſt den Herrn nicht?

— Nein … ich kann mich nicht ſogleich beſinnen …

— Wir haben den Herrn bei Madame B. geſehen; er hatte die Güte, mich auf dem Piano zu begleiten, und ſpäter haben wir zuſammen ein Duett geſungen …

— Ah … das iſt ja ſchön … ſehr ſchön! … Ich glaube mich zu erinnern … der Herr hat eine ſehr ſchöne Stimme …

— Der Herr hatte mich gebeten, uns dann und wann beſuchen und mit mir muſiciren zu dürfen. Als Du eintratſt, waren wir eben im Begriff, eine Piece zu beginnen.

— Schön, ſehr ſchön … laſſen Sie ſich durch mich ja nicht abhalten. Der Herr iſt ſehr freundlich, uns zu beſuchen; ich bin ſehr froh, daß er mit Dir ſingen will. Das wird Deine Stimme unterſtützen, und unterſtützt muß die Stimme werden.

Der ſorgloſe Ehemann hört einen Augenblick zu, wie ſeine Frau mit dem jungen Herrn muſicirt; bald läßt er ſie allein und entfernt ſich, um wieder ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Der junge Herr, welcher vermuthlich an den Duetten, die er mit Madame ausführt, Geſchmack gefunden hat, kommt von nun an alle Tage und bisweilen ſogar Abends. Bilden Sie ſich nicht ein, als ob unſerm Ehemanne die Beharrlichkeit auffiele oder daß er ſich deßhalb beunruhige; keineswegs! Der Herr Gemahl hat ſich im Gegentheil ſo ſehr daran gewöhnt, dieſen jungen Mann bei ſeiner Frau zu ſehen, daß er, ſobald er denſelben bei ihr vermißt, ſogleich fragt:

— Wo iſt denn Arthur? … Warum kommt er nicht? … Sollte er unwohl ſein? … Haſt Du nach ihm geſchickt?

Wenn man ſpazieren geht, nimmt Madame den Arm ihres Galans; der Herr Gemahl geht zur Seite, oder voran, oder er folgt. Der Gute iſt mit Allem zufrieden.

Madame beſucht Bälle, Conzerte, Theater, wann und mit wem es ihr gefällt. Unſer Ehemann findet darin nichts Auffallendes.

Oft geht Madame ſchon ſehr zeitig aus, um ein Bad zu nehmen, und kehrt dann bisweilen etwas angegriffen zurück. Ihr Kleid und ihr Halskragen ſind auffallend chiffonnirt. Die Dienerſchaft bemerkt das Alles ſehr wohl; der Herr Gemahl aber nimmt keine Notiz davon.

Unſer Ehemann hat ein Amt; ſein Gehalt beläuft ſich auf 1000 Thaler. Oder er hat ein Geſchäft, welches ihm jährlich ſeine 4 — 5000 Francs abwirft. Unter ſolchen Verhältniſſen ſchenkt man ſeiner Frau keinen Cachemire, auch kauft man ihr keine Sammetkleider.

Und dennoch trägt Madame einen Cachemire, Madame hat die modernſten Schmuckſachen, Madame garnirt ihre Kleider mit den feinſten Spitzen, und dennoch fällt es dem Herrn Gemahl nicht ein, ſie zu fragen:

— Wovon trägſt Du denn einen Cachemire? Mit welchem Gelde haſt Du dieſe Steine bezahlt?

Und bisweilen findet man in ſeinem Hauſe eine ſolche Eleganz, einen ſolchen Luxus, wie weder jene noch dieſer mit ſeinen Einkünften im entfernteſten Einklange ſteht.

Aber niemals fragt der Sorgloſe:

— Teufel, wovon beſtreiten wir all' dieſe koloſſalen Ausgaben?

Hier dürfte denn die Sorgloſigkeit füglich einen anderen Namen annehmen. Wie man einen ſo handelnden Ehemann nennen könnte, will ich zu errathen jedem meiner Leſer überlaſſen.

XV. Der eiferſüchtige Ehemann.

Wenn ein Mann ſich verheirathet, ſollte er ſich gleich Anfangs das Dilemma ſtellen:

— Entweder wird meine Frau mich hintergehen, oder ſie wird mich nicht hintergehen.

Es ſcheint mir, daß ſich gegen die Wahrheit dieſes Vorſchlags nichts einwenden laſſe.

— Wenn ſie mich hintergeht, verdient ſie nicht, daß ich mich ängſtige, daß ich mich abhärme, daß ich mir durch die Furcht, ihr Herz zu verlieren, das Leben verbittere.

— Wenn ſie mich nicht hintergeht, ſo begehe ich ſchweren Frevel, wenn ich ihr nicht traue.

— In der einen wie in der andern Vorausſetzung habe ich folglich immer Unrecht, wenn ich eiferſüchtig bin.

Scheinen Ihnen dieſe Sätze nicht ein Raiſonnement ad hominem? — Aber es iſt eben ſo gut, als hätte ich gar nichts geſagt. Mein Raiſonnement wird die Zahl der Eiferſüchtigen nicht vermindern, denn wer eiferſüchtig iſt, nimmt ſelten Raiſon an.

Ein eiferſüchtiger Ehemann iſt ſehr unglücklich, und Alle, die ihn umgeben, ſind nicht viel glücklicher. Der geringſte Umſtand erweckt in ihm den ſchrecklichſten Argwohn. Dann martert er ſeine Frau, iſt hart mit ſeinen Kindern, ſchilt ſein Dienſtmädchen und prügelt ſeinen Hund, wenn er einen ſolchen hat.

Leidenſchaftliche Lotterieſpieler finden in Allem, was ſie ſehen, hören oder träumen, einen Beweggrund, um dieſe oder jene Nummer zu ſetzen.

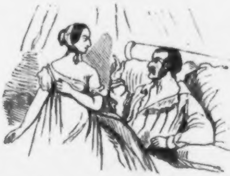
Haben ſie von einer Katze geträumt, ſo ſetzen ſie ſchleunigſt Nummer 44 und Nummer 88. Begegnen ſie einem Betrunkenen, ſo wählen ſie Nummer 77 und Nummer 13. Fährt ein Fiaker vorüber, ſo nehmen ſie die Nummer des Fiakers, und wenn dieſe höher als 90 iſt, ſo ſetzen ſie aus ihr mehrere Nummern zuſammen und finden darin eine Terne oder Quaterne. Hat Jemand früh Morgens drei Mal an ihre Decke geklopft, ſo war dies ein Wink der Vorſehung, daß man Nummer 3 wählen muß. Wenn ſie Nachts die Sterne betrachten, verwandeln ſich dieſe in Nummern; auf dem Boden einer Kaffeetaſſe erblicken ſie Nummern; aus dem Schnee, aus dem Sande, aus dem Feuer — kurz aus Allem, was ſichtbar iſt, glänzen ihnen Nummern entgegen, überall Nummern und nichts als Nummern.

Sollten ſie nicht in die Lotterie ſetzen?

Dieſen Spielern gleicht der Eiferſüchtige auf ein Haar. Seine Frau hat ſchlecht geſchlafen — weil ſie Jemanden haben muß, mit dem ihre Gedanken ſich fortwährend beſchäftigen. Sie hat laut geträumt; ſie hat den Namen eines gewiſſen Herrn und denjenigen des Großſultans ausgeſprochen, weil — ſie nicht in den Großſultan, wohl aber in den gewiſſen Herrn verliebt iſt.

Madame erhebt ſich frühzeitig und macht kein Geräuſch, da ſie ihren Mann feſt ſchlafend wähnt. Dieſer aber, der immer nur mit dem einen Auge ſchläft, ruft plötzlich:

— Teufel, Du gebrauchſt ja heute beim Aufſtehen gewaltig große Vorſicht! Du fürchteſt Dich, wie es ſchien, mich zu wecken?



— Mein Lieber, ich glaubte, Du ſchlieſeſt noch, und wollte deshalb kein Geräuſch machen.

— Ah! Du wollteſt mich nicht wecken ... Ein Mann, der ſchläft, iſt bequemer ... Weshalb ſtehſt Du denn heute ſo zeitig auf? Was hat denn ſo große Eile?

— Nichts; aber ich ſchlief nicht mehr ... überdies iſt es hohe Zeit, aufzuſtehen ...

Madame kleidet ſich an. Unſer Ehemann betrachtet ſie prüfend vom Scheitel bis zur Zehe; mit einem einzigen Blicke hat er alle Einzelnheiten ihrer Toilette überſehen.

— Weshalb ziehſt Du denn heute dieſes Kleid an? ruft er; willſt Du ausgehen?

— Keineswegs. Dieſes Kleid gehört zu denjenigen, die ich häufig anziehe, wenn ich zu Hauſe bleiben will ...

— Und dieſe Haube? ... Man ſollte glauben, Du hätteſt Pläne für heute ...

— Wie? Was für Pläne? Pflege ich nicht in der Regel eine Haube zu tragen?

— Allerdings ... aber ... in der Art und Weiſe, ſie aufzuſetzen, liegt bald mehr, bald weniger ...

Madame zuckt die Achſeln und antwortet nichts mehr.

Unſer Ehemann hat eine Zuſammenkunft in Geſchäften verabredet.

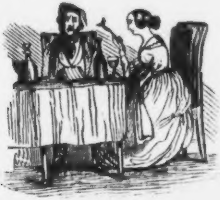
— Mein Lieber, es iſt die Stunde, in welcher Du Dich zu Deinem Rendezvous einfinden wollteſt, erinnert ſeine Frau.

— Du ſcheinſt es nicht erwarten zu können, daß Du mich fortgehen ſiehſt! erwidert der Othello.

Wenn die Frau ausgegangen iſt, zählt der Herr Gemahl die Minuten. Er weiß genau, welchen Weg ſie genommen, welche Einkäufe ſie zu beſorgen und mit wem ſie zu reden hat; er hat bis auf die Sekunde ausgerechnet, wie viel Zeit ſie dazu braucht. Er hat ihr die Marſchroute vorgezeichnet, von welcher ſie nicht abweichen darf. Wenn Madame eine Viertelſtunde über die Zeit ausbleibt, wo ſie wieder zurück ſein ſoll, wenn man ihr in einer nicht in der Marſchroute verzeichneten Straße begegnet, ſo ſchließt unſer Ehemann daraus, daß ſie Intriguen hat.

Wenn Madame bei Tiſche keinen Appetit zeigt, ſo iſt es nicht richtig. Sie muß dann irgendwo außer dem Hauſe geſpeiſt haben.

Wenn ſie braven Appetit zeigt, ſo iſt es wieder nicht richtig, denn wodurch hat ſie ſich dieſen Appetit zu verſchaffen gewußt?



Wenn ſie lieber in dieſes, als in jenes Theater gehen will, ſo iſt das auch nicht richtig. Vermuthlich hat ſie Jemandem ein Rendezvous gegeben und will nun dahin gehen, wo ſie dem Herrn, der ſie intereſſirt, zu begegnen hofft.

Wenn ſie ſich eines Abends weigert, mit ihrem Manne auszugehen, ſo iſt es wieder nicht richtig. Sie erwartet Jemanden, den ſie empfangen will, ſobald ſie allein ſein wird.

Wenn ſie ihren Mann inſtändig erſucht, nicht auszugehen, ſondern ihr Geſellſchaft zu leiſten, ſo iſt es ebenfalls nicht richtig. Sie will jeden Verdacht, den ihr Mann hegen könnte, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Sie hofft, daß er, auf dieſe Weiſe eingeſchläfert, dann erſt recht ausgehen werde.

Wenn ſie ſich kalt zeigt und auf die Schmeicheleien ihres Mannes nichts erwidert, ſo iſt es erſt gar nicht richtig. Sie wird einen Andern lieben; die Liebkoſungen ihres Gatten fallen ihr läſtig.

Wenn ſie recht zärtlich, recht gefällig, recht zuverkommend erſcheint, ſo iſt es durchaus nicht richtig. Sie ſucht hinter dieſem Schleier die Liebe zu verſtecken, die ſie für einen Andern hegt.

Wenn ſie bisweilen von dem Herrn Soundſo ſpricht, ſo iſt es unmöglich richtig. Das beweiſt ihm ſonnenklar, daß ſie ſehr oft an den Herrn Soundſo denkt. Spricht ſie aber niemals von ihm, ſo will ſie ihr Spiel geheim halten. Wenn ſie Böſes von ihm ſpricht, ſo hat ſie dabei keine andere Abſicht, als die, daß ihr Gemahl nicht eiferſüchtig auf ihn werden ſoll.

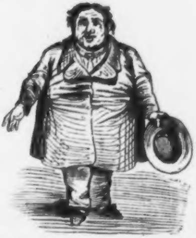
Und ſo weiter und ſo weiter! Ich könnte Folianten über dies Thema ſchreiben, denn es iſt unerſchöpflich.

Die Eiferſucht iſt nach dem Allen eine traurige Leidenſchaft. Bisweilen wird ſie ſogar tragiſch trotz Othello! Außerdem iſt es eine Thatſache, daß die Eiferſucht nichts verhütet und nichts verhindert. Im Gegentheil erweckt ſie nicht ſelten in der Frau den Wunſch, Etwas zu thun, woran ſie früher nie gedacht; denn nichts erbittert ſo ſehr, als Ungerechtigkeit. Aber ein

Eiferſüchtiger iſt auch ſchrecklich langweilig. Er iſt ſehr unliebenswürdig, immer finſter, und Niemand weilt daher gern in ſeiner Nähe. Ja, man beluſtigt ſich ſogar auf ſeine Koſten, ſobald er nicht zugegen iſt.

Der Eiferſüchtige iſt ſehr zu beklagen!

XVI. Der Ehemann ein .... na, Sie errathen ſchon.



Seine Miene, ſeine Haltung, ſeine Manieren, ſeine Ausdrucksweiſe — Alles an ihm iſt unter allen Umſtänden daſſelbe.

Er bleibt ſich immer gleich.

»Ab uno disce omnes,« ſagt der Lateiner.

Ein muſikaliſches Curioſum.

Ein würdiges Seitenſtück zu dem von C. F. Zöllner mit ſo vielem Humor in Muſik geſetzten „Speiſezettel“ iſt die von Julius Miller (in frühern Jahren einer der berühmteſten Tenore Deutſchlands) componirte „Tabaks-Cantate“, welche in zweiter Auflage bei Friedrich Hofmeiſter erſchienen iſt. Dieſer muſikaliſche Scherz trägt, wie die „Neue Zeitſchrift für Muſik“ ſchreibt, einen kräftigen Beigeſchmack von Ironie gegen die alte contrapunktiſche Satzweiſe in ſich. Durch dieſe Ironie wird der Humor erſt tiefſinnig und bedeutend, theils indem er altehrwürdige Formen auch für den Ausdruck des Lächerlichen paſſend zeigt, theils auch, weil er uns zur Anſchauung bringt, daß durch dieſelben ein ganz inhaltloſer Text eine feierliche Wirkung hervorbringen kann. Die Worte, die den Text dieſer „Tabaks-Cantate“ bilden, lauten:

»Aechter feiner Varinas-Tabak, viele Rollen durch einander geſchnitten. Dieſer feine Tabak iſt bisher bei uns nur blos ver-

> kauft worden, da wir aber gefunden, daß ſeine Güte leidet, wenn ihn die Luft berührt, ſo haben wir für gut befunden, ſelbigen in Blei einpacken zu laſſen. Wir liefern ihn jedoch, wie bisher, das Pfund zu einem Thaler. Magdeburg, den erſten Mai 1809. Richter und Nathuſius.«

Dieſer Text iſt auf folgende Weiſe behandelt: Die Worte „Aechter feiner Varinas-Tabak“ bilden ein G-dur-Maëſtoſo; hierauf folgt über die Worte „viele Rollen durch einander geſchnitten“ eine G-dur-Fuge, in welcher der Componiſt das „durch einander geſchnitten“ köſtlich parodirt hat. „Dieſer feine Tabak“ u. ſ. w. bildet ein Recitativ mit einer darauf folgenden Arie; hierauf folgt der Satz: „Wir liefern ihn“ u. ſ. w. als ein höchſt ſalbungsvoller Choral; auch dieſe Idee iſt äußerſt komiſch, denn nachdem der Tabak aufs Höchſte geprieſen iſt, folgt die beſcheidene Anzeige, daß er dennoch „nur einen Thaler“ koſtet, wozu der weinerliche Choral in G-moll paßt. Den Gipfel des Komiſchen erreicht dieſer Scherz in der Schlußfuge „Richter und Nathuſius“, die in ihrer Art wahrhaft klaſſiſch iſt. So weit die „Zeitung für Muſik“.

So hätte alſo der alte Rameau nicht Unrecht, welcher einſt zu behaupten gewagt, daß er Alles, ja ſogar eine holländiſche Zeitung. componiren könne, und nun halten wir auch den Einfall d'Aleyrac's, der einſt den ganzen „Code Napoléon“ in Muſik ſetzen gewollt, für nicht ſo verrückt, als er Manchem erſcheinen mag.

Herr Julius Miller aber iſt bei dieſer Cantate nicht ſtehen geblieben und hat dieſelbe zur Grundlage einer einaktigen komiſchen Oper gemacht, welche die „Tabaks-Cantate“ heißt und, dem Vernehmen nach, im Laufe dieſes Sommers in Dresden aufgeführt werden ſoll. Die ganze Idee iſt ſo durch und durch originell und komiſch, daß auch andere Bühnen, bei dieſem fühlbaren Mangel an drolligen Operetten, Millers „Tabaks-Cantate“ nicht unbeachtet laſſen ſollten. Denn Lachen thut heutzutage, namentlich uns Deutſchen, mehr Noth als das Weinen.

E. M. Oettinger.

Lücken-Büßer.

»Neunundneunzig Donnerwetter!
Millionen Sakrament!
Er, der Satans Freund und Vetter,
Will Er wohl, Mord Element!

Daß ihn doch der Teufel reite,
Wart' Er nur, ich hinterbring's!«
»»Was befehlen, Herr Gefreite?««
»Den rechten Fuß ein wenig links!«

H. Ruſtige.

Zapfenstreich.

Augsburg. Die „Allgemeine Zeitung" iſt ſo einfältig, Louis Blancs „Geſchichte der zehn Jahre" ein grundſchlechtes Buch zu nennen und Herrn Edgar Quinet eine ebenſo prunkende als verworrene Beredtſamkeit vorzuwerfen. Altes Weib, was nützt Dein Keifen?

Berlin. Das dritte Heft der „Materialien zur Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelms III." iſt — obgleich mit Preußiſcher Cenſur gedruckt — hier verboten worden. (Erkläret mir, Graf Oerindur, dieſen Zwieſpalt der Cenſur!)

∴ Die „Voſſiſche Zeitung" brachte neulich folgende, durch obercenſurgerichtliches Erkenntniß vom 25. Mai zum Druck verſtattete Inſchrift über den Eingang zum Billet-Verkaufs-Bureau im Opernhauſe: „Ogni speranza lasciate, Voi, che intrate"*) (die Ihr eintretet, laßt die Hoffnung draußen).

∴ Verboten ſind: Walps „Wanderungen im Norden", Wislicenus „Ob Schrift? Ob Geiſt?", Reichenbachs „Julitage en miniature" und Blums „Vorwärts".

∴ Nach der „Trier'ſchen Zeitung" ſoll der Antrag auf die gegen Dr. Johann Jacoby eingeleitete Unterſuchung nicht vom König, ſondern blos vom Juſtizminiſterium ausgegangen ſein.

∴ Auf Bernays und Börnſtein wird in Preußen gefahndet. Heilige — Monarchie!

∴ Die Akademie der Künſte hat die Componiſten Heinrich Marſchner in Hannover, Hector Berlioz iſt Paris und Fétis in Brüſſel zu ordentlichen Mitgliedern ernannt. Gleiche Auszeichnung iſt dem Hiſtorienmaler Friedrich Overbeck aus Lübeck und dem Genremaler A. Riedel aus Baireuth, Beide gegenwärtig in Rom, zu Theil geworden.

∴ Die „Signale für die muſikaliſche Welt" berichten: »Die Hofräthe in Berlin ſind in großer Bewegung. College Liszt wird erwartet. College F. F. ſoll den Pegaſus zum Begrüßungsritt bereits angeſchirrt und College Rouſſeau als Trouſſeau einen archäologiſchen Artikel über das Alterthum der Hofraths-Inſtitution und deren hiſtoriſche Berechtigung für die „Preußiſche Staatszeitung" in Bereitſchaft halten.«

∴ Am 17. April ſtarb im 80ſten Jahre ſeines Lebens der vormalige Juſtitiar Friedrich Schulz. Mit dieſem unſcheinbaren Titel tritt ein Mann vom Schauplatze, der mit den bedeutendſten und geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit befreundet war. Die „Spener'ſche Zeitung", für die er bis wenige Tage vor ſeinem Ableben thätig war, hat durch ſeinen Tod einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten; die Theater-Kritik aber verliert in ihm einen ihrer geiſtreichſten Repräſentanten, deſſen kritiſches Talent von den bedeutendſten Notabilitäten unſerer Literatur, ja ſelbſt von Göthe, anerkannt worden iſt. (Spen. Zeit.)

∴ Unſer franzöſiſches Theater erhält einen neuen Direktor in der Perſon des Herrn Saint-Aubin. Der bisherige Direktor, Delcour, zieht ſich mit einer Bagatelle von lumpigen 300,000 Francs zurück. (Gut gewirthſchaftet!)

∴ Der berühmte Mnemotechniker Dr. Carl Otto-Reventlow hat in der polytechniſchen Geſellſchaft bereits den dritten Curſus ſeiner zahlreich beſuchten Vorleſungen eröffnet.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine „Allgemeine Deutſche Pferdezeitung", redigirt von einem Herrn von Hochſtetter.

Bielefeld. Der erſte Jahrgang eines Volksbuches, „Dies Buch gehört dem Volke", von O. Lüning, iſt jedem Vernünftigen zu empfehlen.

Bonn. A. W. von Schlegel iſt ſehr leidend; doch hoffen ſeine Freunde, ihn bald wieder hergeſtellt zu ſehen, da er vor einigen Jahren ganz ähnliche Leiden überſtanden hat.

Braunſchweig. Im Vieweg'ſchen Verlage iſt eine neue franzöſiſche Auflage der Memoiren der Markgräfin Sophie Wilhelmine von Baireuth (Schweſter Friedrichs des Großen) in zwei Bänden herausgekommen**).

Breslau. Am 14. April iſt hier der bekannte Hiſtorienmaler Profeſſor Karl Herrmann geſtorben.

Brüſſel. Herr Karl Heinzen hat eine Broſchüre erſcheinen laſſen, in welcher er die Gründe auseinander ſetzt, die ihn ſeines Verſprechens, ſich ſeinen Richtern in Cöln ſtellen zu wollen, entbunden haben.

Danzig. Alexander Jungs „Literaturblatt" iſt eingegangen. Die Literatur erleidet dadurch keinen Schaden.

---

*) Eine Stelle aus Dante's „Divina commedia".

**) Die erſte Auflage dieſer höchſt intereſſanten Denkwürdigkeiten iſt 1810 in demſelben Verlage erſchienen.

C. M. O.

Dresden. Die Ueberſchwemmung hat, wie eine geiſtreiche Dresdenerin ſagt, auch
h ein anderes Unheil, „une inondation des Pianistes“, über unſere Stadt gebracht.
m Beſten der Ueberſchwemmten hat Herr Mortier de Fontaine ein Concert veranſtaltet,
rin unter Anderm eine Pièce von Czerny für acht Pianoforte, alſo 32händig, im
engſten Sinne des Wortes executirt worden iſt.

∴ Auf den Wunſch der einige Tage als Gaſtin hier verweilenden Königin von
eußen wurde Dittersdorffs „Doctor und Apotheker“ aufgeführt. Dieſe alte Oper iſt
komiſch und ſo reich an wirklichen Schönheiten, daß ſie noch jetzt, wie einſt, den Bei-
l aller Kenner ſich erringt.

Florenz. Am 7. April verſchied, in Folge eines Schlagflußes, die Gräfin Sur-
liers, Joseph Bonaparte's hinterlaſſene Wittwe, zum Leidweſen aller hier anweſenden
[illegible]

Frankfurt. Bei Guſtav Oehler iſt jetzt eine ſehr witzige Parodie des „ewigen
iden“ von Ch. Philippon und Louis Huart, den Herausgebern des Pariſer „Charivari“,
s Deutſche übertragen von Friedrich Funck, mit 300 ganz allerliebſten Illuſtrationen
n Cham erſchienen. Das Ganze, aus zehn Lieferungen beſtehend, koſtet 1 Thlr. 25 Ngr.
er herzlich lachen will, der kaufe ſich dieſe Parodie.)

∴ Das hieſige „Converſationsblatt“ ſchreibt: »Wir erhalten ſoeben die Nachricht,
s Ferdinand Hillers Oper „der Traum in der Chriſtnacht“ auf der Dresdener Bühne
t außerordentlichem Erfolg aufgeführt und daß der Componiſt von dem gedrängt
llen Hauſe zwei Mal gerufen worden iſt. (Man vergleiche damit jene Notiz, die wir
ter der Rubrik Leipzig aus der „Modenzeitung“ citirt haben, und mache ſich dann
iſt einen Vers darauf.)

Fulda. Im Pfarrdorfe Mannsbach, Kreis Hünfeld, iſt ein religiöſer Schwärmer
fgetreten, welcher die Behörden vielſeitig in Thätigkeit ſetzt. Derſelbe heißt Johannes
ies, iſt 30 Jahre alt, evangeliſch und ſeines Zeichens ein Schuſter, welcher durch eifriges
ibelforſchen auf theologiſche Abwege gerathen iſt. Er hat ein ſieben Bogen ſtarkes
uch unter dem ſonderbaren Titel „Es iſt vollbracht — Moſe. Jeſus Chriſtus † J. P. † †.
ieſes Buch iſt für Theophile und lehrt, was ein Jeder zu wiſſen, zu glauben, zu
un und zu laſſen hat, als Manuſcript für Freunde gedruckt“ erſcheinen laſſen, eine
chrift, die von den Bauern wie wahnſinnig verſchlungen wird. (Man ſollte dieſen
wen Jakob Böhme ohne Weiteres in ein Tollhaus ſperren.)

Gießen. Hier iſt ein Büchelchen erſchienen, welches den Titel führt „Geheimniſſe
s grünen Tiſches“. Darin werden von den deutſchen Spielhöllen die erſchrecklichſten
inge erzählt. Doch was hilft das, da dieſe Spielhöllen noch auf viele Jahre Kontrakte
it den reſp. Regierungen und alſo auch Zeit genug haben, den Tauſenden von alten
pfern noch Tauſende von neuen Opfern nachzuſchicken. (B. Figaro.)

Haag. Die berühmte Malerin Eliſabeth Hoanen, Gattin des Malers P. Kiers,
geſtorben. Sie war eine achtbare Künſtlerin, eine brave Frau und eine tüchtige
lutter. (Eigenſchaften, die man ſo ſelten vereinigt findet!)

Hannover. Die Kronprinzeſſin befindet ſich in einem Zuſtande, welcher die Er-
artungen des ganzen Landes auf das Höchſte ſpannt.

Kaſſel. Der Buchhändler Hotop iſt wegen einer Schrift Helds in Unterſuchung
zogen worden, weil er dieſes Buch nach dem Verbote unter dem veränderten
itel „Felsen oder 200 Geheimniſſe“ verſendet hat. Der Unterſuchungsrichter hat hierin
ne Fälſchung finden wollen; der Gerichtshof aber wird ihn hoffentlich eines Beſſern
lehren. (Morgenzeitung.)

Kiel. Die Holſteiner mögen bekanntlich das däniſche Geld nicht. Seit einiger Zeit
achen ſie förmlich Jagd auf die däniſchen Kupfermünzen, die im Lande curſiren, um
auf eine eigenthümliche Weiſe zu vertilgen. Sie werden geſammelt, eingeſchmolzen
nd als Kupferplatten nach Detmold geſchickt, damit man ſie dort zum Hermanns-
[illegible]

Königsberg. Herr von Schön arbeitet an ſeinen Memoiren, wovon fünf Bände
reits vollendet ſein ſollen.

Leipzig. Dietzmanns „Modenzeitung“ ſchreibt: »Die deutſchen Opern gerathen
ies Jahr nicht gut; wir haben leider wieder eine verunglückte zu erwähnen: Ferdinand
illers „Traum in der Chriſtnacht“ (welche in Dresden bekanntlich nicht gefallen hat).
an ſchiebt, wie dies ſeit einiger Zeit herkömmlich geworden iſt, die Schuld auf das Textbuch.
ſt denn, um wenigſtens ein paar allbeliebte Opern zu nennen, der Text der „Zauber-
öte“ oder auch nur der des „Freiſchütz“ ausgezeichnet? (Letzterer ſcheint uns wenigſtens
n ſehr gelungener Text; doch fragt es ſich, ob er, in andere Hände gekommen, nicht
leichfalls durch ſchlechte Muſik verhunzt worden wäre.)

∴ Der arme Niklas Becker! ruft der „deutſche Courier“. Was ihm die Zeit von ſeinem Rheinliedsruhm noch übrig gelaſſen hat, das nimmt ihm jetzt ſo ein Bücherwurm, der in alten Scharteken herumſchnüffelt, vollends hinweg. Aus dem fünften Hefte von Firmenichs „Völkerſtimmen Germaniens“ erfährt man, daß das Becker'ſche Rheinlied nur die freie Ueberſetzung eines Volksliedes aus der Gegend von Weſel iſt. Und darum 1000 Thaler und einen ſilbernen Becher? (Armer Niklas Becker, rufen auch wir!)

∴ Während der diesjährigen Buchhändlermeſſe ſollen ſich zwei Berliner Muſikalienhändler, welche Concurrenten und mithin auch Feinde ſind, gegenſeitig Brüderſchaft in Blauſäure angeboten haben.

∴ Herr C. Boas will im Laufe dieſes Sommers ein Album, „die deutſche Flagge“, herausgeben und fordert alle deutſchen Dichter zu Beiträgen auf.

Liverpool. In den Mauern unſerer guten Stadt verweilt gegenwärtig ein chineſiſcher Literat, der von den engliſchen Journalen als ein non plus ultra der Gelehrſamkeit geprieſen wird. (Wenn der europäiſche Literatenſtand, ſagt der „Telegraph“, noch aus China vermehrt werden ſoll, dann ſei uns der Himmel gnädig. China könnte ſich wegen der Einfuhr des Opiums nicht empfindlicher rächen)*).

London. Ein ſchlagender Beweis von dem Antheile, den die engliſchen Frauen am Staatsleben nehmen, dürfte die Thatſache ſein, daß die durch ihre Schönheit ausgezeichnete und allbewunderte Herzogin von D. ſich perſönlich zu mehreren der Wahlmänner in M. begab, um ſie zu erſuchen, ihre Stimme einem gewiſſen politiſchen Freunde ihres Mannes zu geben, und als ein Fleiſcher erklärte, er wolle es allerdings thun, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm die ſchöne Herzogin einen Kuß gebe, ſich keinen Augenblick beſann und dem dicken Fleiſcher ihre blühenden Lippen zum Kuſſe reichte.

∴ Was ſich ein engliſcher Miniſter nicht Alles ſagen laſſen muß! Ein Aufſatz im „Globe“ beginnt mit den Worten: »Sir Robert Peel iſt die männliche Katharina von Medicis des neuern Conſervatismus. Es iſt in ihm, wie Profeſſor Leopold Ranke von deſſen weiblichem Vorbilde ſagt, eine vollſtändige Zweizüngigkeit.«

∴ Wie bereits gemeldet, fand die durch den elektro-magnetiſchen Telegraphen geſpielte Schachpartie geſtern zwiſchen den Herren Staunton, in Gosport, und Walker, in London, ſtatt. Die Züge der 88 engliſche Meilen von einander entfernten Spieler wurden jedes Mal in 15 Sekunden mitgetheilt. Auf beiden Seiten wohnten ausgezeichnete Schachſpieler dieſer noch nicht vorgekommenen Partie bei. Herr W. hatte den erſten Zug, indem er des Springers Bauern zwei Felder gehen ließ. Das Spiel dauerte neun Stunden ohne Unterbrechung und blieb unentſchieden, da jeder der Spieler zuletzt einen Thurm und drei Bauern übrig behalten hatte.

∴ Das neueſte Werk, welches die Shakeſpeare-Geſellſchaft herausgegeben hat, ſind die „illustrations of the fairy mythology of a midsummernights dream (Erläuterung der Feen-Mythologie des Sommernachtstraums) von J. O. Halliwell. Das höchſt intereſſante Werk zerfällt in vierzig Abſchnitte, von denen die anziehendſten Kapitel die über den Kobold Robin Goodfellow, über Puck und deſſen Streiche am heiligen Dreikönigstage, über Provinzial- und Grafſchafts-Feen aus Irland und Cornwall, aus Wiltſhire und der Inſel Man ſind. (Spen. Zeit.)

∴ Dieſelbe Geſellſchaft hat auch das Manuſcript von Heinrich IV., wie es zur Zeit des großen Dichters war, drucken laſſen. Es enthält Abweichungen von allen jetzigen Ausgaben und verſchiedene jetzt fehlende Hinzufügungen.

∴ Der bekannte Wiener Baſſiſt Staudigl iſt hier angekommen.

Luzern. Unter der Anzahl von Gefangenen befindet ſich auch Julius Zſchokke, ein Sohn des berühmten Schriftſtellers, und der deutſche Flüchtling Georg Fein.

Madrid. Der Präſident des Miniſterrathes hat unlängſt der zweiten Kammer der Cortes folgende in mehr als einer Beziehung intereſſante Verfügung der Königin Iſabella vorgeleſen: »Auf die triftigen Gründe, welche mir meine durchlauchtigſte Mutter Donna Maria Chriſtina von Bourbon auseinandergeſetzt hat, habe ich nach Anhörung meines Miniſterraths beſchloſſen, ſie zu ermächtigen, mit Don Ferdinand Muñoz, Herzog von Rianzares, eine Ehe abzuſchließen. Ich erkläre, daß ſie in Folge dieſer Gewiſſensehe mit einem Nicht-Ebenbürtigen meiner Gnade und Liebe nicht verluſtig geht, und auch ferner der Ehre und Prärogativen genießen ſoll, welche ihr als Königin Mutter gebühren; daß aber ihr Gemahl nur die Ehren, Prärogativen und Auszeichnungen beſitzen ſoll, welche ſeiner Klaſſe zuſtehen, indem er ſein Wappen und ſeinen Namen behält, und daß die Kinder aus dieſer Ehe ſo behandelt werden ſollen, wie es der Artikel 12 des 9. Geſetzes, Tit. 2, Buch 10 der novissima Recopilacion vorſchreibt.« (Die Tochter erlaubt alſo ihrer Mutter, ſich verheirathen zu dürfen, und verſichert ſie bei dieſer Gelegenheit ihrer Gnade! Iſt das nicht höchſt rührend?)

---

*) Will denn der gelehrte Chineſe nicht ſo freundlich ſein, zum deutſchen Schriftſteller-Congreß nach Leipzig zu kommen? E. M. O.

∴ Die Civilliſte der Königin Mutter iſt mit 116 gegen 9 Stimmen auf 3 Mill. Realen feſtgeſetzt worden. Die Königin Tochter erhält 34 Millionen. (Damit läßt ſich leben!)

∴ Das „Eco del Commercio“ ſagt, es habe Grund zu glauben, daß auch in Spanien das Briefgeheimniß verletzt werde. (Ei, warum denn nicht?)

Mannheim. Bei Hoff iſt eine neue Ausgabe von Alfieri's antimonarchiſchem Werke „Von der Tyrannei“, von Fenner von Fenneberg, erſchienen, begleitet von einem Vorwort und hiſtoriſchen Anmerkungen.

München. Die Kronprinzeſſin geruht demnächſt dem Lande ein neues Pfand der Liebe zu ſchenken.

∴ „Chriſtkatholiſcher, nicht römiſcher Jeſuitenſpiegel für das Neujahr 1845, Germanien“ iſt hier verboten worden.

∴ Das Gaſtſpiel des Fräuleins Charlotte von Hagn erregt hier einen in den Annalen der hieſigen Bühne beiſpielloſen Enthuſiasmus. Allabendlich wird ſie vier und fünf Mal gerufen und mit Blumen überſchüttet.

New-York. Die 61. Jahresfeier der hieſigen deutſchen Geſellſchaft wurde am 25. März im Aſtor-Houſe gefeiert. Die deutſchen Farben, in einer großen herrlichen Flagge über dem Aſtor-Houſe prangend, zierten in prächtigen Medaillons und Guirlanden die Decke und Wände des reichgeſchmückten Feſtſaals. Der Germania gegenüber prangte — in Andeutung des im Teutoburger Walde noch zu erwartenden Denkmals — Herrmann der Cheruſker in koloſſalen Dimenſionen. Der Präſident des Vereins, Herr Gand, brachte den erſten Trinkſpruch: „Deutſchland unſer Vaterland!“ aus. Unter den übrigen Toaſten heben wir folgende hervor: „Das Dichterland Deutſchland“, „die deutſchen Univerſitäten“, „die deutſchen Farben“, „die freie Preſſe“! Herr Daniel Webſter, der gleich dem Marineſekretär Bancroft und dem Senator Evans von Maine eingeladen war, brachte folgenden Toaſt: „Der deutſche Zollverein! Mögen bald die Schranken fallen, welche ſeiner Ausbreitung bis zum deutſchen Meere entgegen ſtehen. Dann erſt wird ſich ſein Einfluß auf die Meere erſtrecken!“

Oran. Der berühmte Maler Horace Vernet, der die Schlacht am Isly malen ſoll, war am 27. März hier angekommen und am 30. nach Lalla Marghnia abgereiſt, um ſich von dort, unter einer Bedeckung von Eingebornen, nach Udſcha und auf das Schlachtfeld am Isly zu begeben.

Paris. In dem Bureau der Deputirtenkammer iſt ein Geſetzvorſchlag zur Unterdrückung der Duelle geprüft worden. Nach ihm ſoll jede Herausforderung mit 16 bis 500 Francs Geldſtrafe und ein- bis zwölfmonatlicher Haft, jeder Duellant mit drei Monat bis zwei Jahre Haft und 300 bis 1000 Francs Geldſtrafe und Jeder, der ſeinen Gegner verwundet oder tödtet, mit 500 bis 3000 Francs Geldſtrafe und fünf Jahre Haft beſtraft werden.

∴ Durch königliche Ordonnanz iſt Victor Hugo zum Pair von Frankreich erhoben worden. (Undankbares Deutſchland, wann wirſt Du den gefeierten Dichter des „Rococo“ in den Pairſtand erheben?)

∴ An die Stelle des jüngſt verſtorbenen Herrn Lakanal iſt Herr Alban de Villeneuve-Bargemont zum Mitglied der Akademie erwählt worden.

∴ Der Miniſter des Innern hat 3000 Francs für das Denkmal des Seehelden Jean Bart in Dünkirchen unterzeichnet.

∴ Der Juſtizminiſter hat im „Moniteur“ einen Bericht über Frankreichs Criminal-Juſtizpflege von 1843 publicirt. Nach dieſem Berichte ſind 7226 Perſonen angeklagt, 2224 davon freigeſprochen, 196 lebenslänglich, 926 auf unbeſtimmte Zeit zur Galeere und 50 zum Tode verurtheilt worden.

∴ Die Journale heben hervor, daß der Hauptzeuge im Prozeſſe des Jeſuiten-Kaſſirers Affenaër, die hübſche Schauſpielerin Florentine, vom Theater der Folies dramatiques, welche Affenaërs Geliebte war, der er ſehr wichtige Entdeckungen gemacht, wenige Tage vor Eröffnung der Prozeßverhandlungen, obwohl erſt zwanzig Jahre alt und in Fülle der Geſundheit blühend, plötzlich geſtorben ſei.

∴ Der „Voleur“ erzählt: »Während des Prozeſſes der Giftmiſcherin Lafarge wohnten im Saale der Aſſiſen drei Perſonen dem Laufe der Debatten bei: Cirey, Dujarrier und Allour; alle Drei — merkwürdiges Zuſammentreffen! — ſind im Duell gefallen.

∴ Herr E. von Mirecourt, der gegen Alexandre Dumas die Brochüre „Romanfabrik des Hauſes Dumas und Compagnie“ herausgegeben, iſt vom Zuchtpolizeigericht zu fünfzehntägigem Gefängniß verurtheilt worden.

∴ Herr von Lamartine will in dieſem Frühjahr nach Amerika, Herr Eugen Sue nach Italien, Herr Victor Hugo nach Berlin, Petersburg und Moskau und Herr George Sand nach Conſtantinopel reiſen.

∴ Die Fürſtin Salm-Reifferſcheid-Dyck, als geiſtreiche Schriftſtellerin bekannt, iſt am 13. April, 78 Jahre alt, mit Tode abgegangen*). Am 15. fand das Leichenbegängniß auf dem Kirchhof des Père Lachaiſe ſtatt. Eine große Anzahl ausgezeichneter Männer und Frauen erwieſen der verſtorbenen geiſtreichen Schriftſtellerin die letzte Ehre. Auch den Baron von Humboldt ſah man in dem Zuge, welchen eine Anzahl Damen auf dem Kirchhofe empfing. Herr von Pongerville hielt am Grabe eine ergreifende Rede.

∴ Das letzte Parlaments-Mitglied von Paris, Chevalier de Meuchy, iſt am 16. April, 85 Jahre alt, geſtorben.

∴ Chateaubriand iſt gefährlich erkrankt.

∴ Ein Verehrer der Tänzerin Fanny Cerito hat zu Ehren derſelben eine Medaille ſchlagen laſſen, welche eben ſo groß und vortrefflich gearbeitet iſt, als die berühmte Guizot-Medaille; ſie iſt indeß nur in zwei goldenen Exemplaren ausgeprägt worden. Die Hauptſeite zeigt die Tänzerin in der Luft ſchwebend, die Rückſeite den Namen der Künſtlerin.

∴ Die franzöſiſche Schauſpielerin Eſther, welche der Kaiſer von Rußland aus Petersburg ſchaffen ließ, weil ſie mit mehrern andern Künſtlerinnen des franzöſiſchen Adels ſeinen jungen Ruſſen ganz eigenthümliche, an Griechenlands Mythologie erinnernde Feſte gab, iſt nach der Seineſtadt zurückgekehrt. Dem. Eſther, die Göttin des Cancans, iſt übrigens eine geborene Marquiſe de Bongars und im Grunde ſehr liebenswürdig, nur etwas frecher, als manche ihrer andern Kunſtgenoſſinnen.

∴ Nach dem Berichte der „Gazette muſicale“ koſtet die Académie royale de musique (die große Oper) dem Staate jetzt jährlich 620,000 Francs und das Conſervatoire 515,000 Francs. Von erſterer Unterſtützung gehen indeß 20,000 Francs an Penſionen ab und von letzterer kommen 2700 Francs auf die vom Pariſer Conſervatorium abhängigen Muſikanſtalten zu Marſeille, Toulouſe und Metz.

∴ Opern, von Frauen componirt, ſind bis jetzt noch nicht dageweſen; Frankreich macht den Anfang**). Ein Fräulein Péan de la Roche-Jagu hat eine Oper, „le militaire“, geſchrieben und deshalb auch ſchon einen Prozeß mit dem Direktor der komiſchen Oper, Herrn Crosnier, der dieſe angenommen hat, aber nicht geben will.

∴ Eine Oper, vom Grafen Oſtrowsky gedichtet und von Sowinsky componirt, iſt in einer hieſigen Privatgeſellſchaft aufgeführt worden. Sie heißt das „Martyrium des heiligen Adalbert“, der am friſchen Haff von den heidniſchen Preußen erſchlagen worden iſt.

∴ In einer unſerer Provinzialſtädte — Angers — wurde vor Kurzem eine neue Oper, „Joſeph Haydn oder der Sturm“, aufgeführt. Die Muſik — ein Erſtlingsprodukt — iſt von einem Herrn Charles Hétral, das Textbuch von einem Herrn Bonnemère.

∴ Ein franzöſiſcher Witzbold kündigt einen „Dictionnaire misanthropique ou histoire par ordre alphabétique des sottises et des méchancetés de l'homme“ an.

∴ Bei Barbier kommt eine neue illuſtrirte Ausgabe von J. J. Rouſſeau's „Confessions“ heraus.

∴ Seit Anfang dieſes Jahres erſcheint hier ein neues Buchhändler-Organ unter dem Titel „le Moniteur de la librairie“, in dem nicht nur ſämmtliche Erzeugniſſe der franzöſiſchen Preſſe angezeigt, ſondern auch bibliographiſche Seltenheiten und von Zeit zu Zeit die vollſtändigen Bibliographien einzelner Wiſſenſchaftszweige mitgetheilt werden.

∴ Eine neue deutſche Buchhandlung hat ſich hier unter der Firma W. Degetau u. Comp. etablirt.

∴ Auf Horace Vernets großem Bilde, „die Wegnahme der Smalah“, befindet ſich, mitten im Schlachtgetümmel, die Figur eines fliehenden Juden, der mit ſeinen Schätzen davon läuft. Dieſe Figur, die allen Beſuchern der Ausſtellung auffällt, iſt das getreue Portrait eines bekannten jüdiſchen Millionärs, der ſich von Vernet portraitiren laſſen wollte, den verlangten Preis von 4000 Frs. aber zu hoch fand. Er wollte handeln; da verlangte der Maler 6000, dann 8000, dann 10,000 Frs. und zuletzt wies er ihm die Thür mit den Worten: »Seien Sie unbeſorgt, ich werde Sie umſonſt malen und ſo, daß Sie Ihre Freude daran haben ſollen.« Horace hat nach Künſtlerart Wort gehalten.

---

*) Conſtance Marie de Theis, geboren am 7. November 1767 zu Nantes, war in erſter Ehe mit einem Arzte, Namens Pipelet, verheirathet. (Ein intereſſanter Zufall iſt es, daß die Portière in Eugen Sue's „Mystères de Paris“ gleichfalls Madame Pipelet heißt.) Im Jahre 1803 vermählte ſie ſich mit dem Grafen Joſeph Salm-Dyck, der, 1816, in den Fürſtenſtand erhoben wurde und ſich als botaniſcher Schriftſteller bekannt gemacht hat. Seine Gattin iſt als Schriftſtellerin durch ein dreiaktiges Trauerſpiel „Sapho“ (Paris 1795), durch ihre „Poésies“ (Paris 1811), durch ihre „Pensées“ (Aachen 1819), am meiſten aber durch ihre Memoiren „Mes soixante ans, ou mes souvenirs politiques et littéraires“, in Verſen, (Paris 1833, 8.) bekannt geworden. Chénier nannte ſie die „Muſe des Verſtandes“. E. M. O.

**) Die „Europa“, der wir dieſe Notiz entlehnen, irrt. Schon vor einigen Jahren hat Dem. Bertin eine Oper, „Esmeralda“, geſchrieben, welche bei der Aufführung ziemlich gefallen hat.

.·. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Straßenkoth von Paris jährlich für 500,000 Francs verpachtet iſt, und daß der Pächter, nach vorgenommener Verarbeitung deſſelben zu Dünger u. ſ. w. aus ſeiner Pacht über 3,500,000 Frs. löſt. (Darum führt Paris mit vollem Rechte ſeinen alten Namen Lutetia (Kothſtadt).

.·. Am 12. April ſind hier mehr als zweihundert Ehebündniſſe gefeiert worden. Der Pariſer „Charivari" nennt dies einen Unglückstag. (Wie ungalant, lieber Namensvetter!)

Petersburg. Unſere Stadt hat fünf Theater mit einem Perſonale von faſt tauſend Mitgliedern. Die größte Theilnahme finden Ballets und leichte ruſſiſche Opern; die Ariſtokratie beſucht nur die franzöſiſche und die italieniſche Oper. Von dieſen Theatern faßt das große und ſteinerne Hoftheater 3000, das Alexandra-Theater für franzöſiſche Stücke 1800, das Michael-Theater für ruſſiſche und deutſche Schauſpiele und Opern 1000 Zuſchauer. Das Theater der Eremitage iſt nur für den Hof und ſeine Gäſte berechnet.

.·. Polewoi hat ein neues fünfaktiges Drama, „Jermak", auf die Bühne gebracht. Der Held des Stückes iſt jener kecke Koſak, der einen Theil des himmliſchen Sibiriens erobert hat. Das Drama hat dergeſtalt gefallen, daß es im Alexandra-Theater zehn Abende hinter einander bei überfülltem Hauſe aufgeführt worden iſt.

.·. Zur Errichtung eines Denkmals für den vor Kurzem hingeſchiedenen Aeſop der ruſſiſchen Literatur, Kryloff, hat ſich ein Verein conſtituirt, an deſſen Spitze der Miniſter Uwaroff ſteht.

Prag. Herr Alfred Meißner ſoll ſich wegen ſeiner bei Ph. Reclam jun. erſchienenen Gedichtſammlung in Unterſuchung befinden.

Rom. Der dirigirende Senat der im 261ſten Jahre beſtehenden „Congregation und Akademie der heiligen Cäcilia" hat den Wiener Walzercomponiſten Johann Strauß zum Ehrenmitgliede ernannt.

Strasburg. Frankreich hat vier deutſche Zeitungen, die ſämmtlich hier erſcheinen: „Anzeige- und Unterhaltungsblatt", zwei Mal; „Niederrheiniſcher Courier" (franzöſiſch und deutſch), 6 Mal; „Der Unpartheiiſche am Rhein" (franzöſiſch und deutſch) 6 Mal; „Straßburger Wochenblatt", 2 Mal.

Stuttgart. Ein hieſiges Commiſſionsbureau macht im „Schwäbiſchen Mercur" bekannt, daß es — hört, hört! — eine Wärterin nach London und ein Stubenmädchen für Conſtantinopel brauche. (Hat Niemand Luſt unter uns, ſich zu melden?)

Ulm. Wegen Verbreitung der bekannten Lobgeſänge auf König Ludwig iſt der Buchhändler Heerbrandt zu fünf Monaten Feſtung und 50 Gulden Strafe verurtheilt worden.

Washington. In den Vereinigten Staaten erſcheinen nicht, wie fälſchlich in Webers „Zeitungs-Catalog" angegeben iſt, 10 deutſche Zeitungen, ſondern gegen 60, wovon in New-York 7, in Ohio 8, in Pennſilvanien 15, in Luiſiana 4 u. ſ. w.

Wien. B. Bosco hat eine außerordentliche Vorſtellung angekündigt, in welcher er nachfolgende Kunſtſtücke producirt: Nr. I. wird Bosco einen ganz ordinairen Strick reichen laſſen und ihn im Nu in einen ſehr fein gebildeten Redakteur verwandeln; — Nr. II. wird Bosco ſich eine „illuſtrirte Theaterzeitung" reichen laſſen, dieſelbe in ein Käſtchen verſchließen, es aber ſogleich wieder öffnen und dem Publikum zeigen — daß nichts darin iſt; — Nr. III. wird Bosco mehrere Börſen-Schwindler ſo plötzlich verſchwinden laſſen, daß ſie ſelbſt von der Polizei nicht eingeholt werden können; — Nr. IV. wird Bosco das neuerbaute Odeon in die eine und Zimmermanns Werk „über die Einſamkeit" in die andere Hand nehmen, und beide ſo ſchnell changiren, daß man die Einſamkeit im Odeon und das Odeon in der Einſamkeit finden wird; — Nr. V. wird Bosco die Scheere eines Krebſes nehmen, dieſe in ſiedendes Waſſer legen und nach zwei Secunden — einen Cenſor-Rothſtift herausziehen; — Nr. VI. wird endlich Bosco ſeine aus Egypten mitgebrachte Finſterniß produciren und den einleuchtenden Beweis führen, daß ſie mit der deutſchen Aufklärung leicht zu verwechſeln iſt. (Sign.)

.·. Der Componiſt A. Hackel hat ein neues Lied componirt, betitelt „Ich möchte ſchlafen geh'n". (I nu, ſo gehen Sie doch, Herr Hackel!)

.·. Ein witziger Correſpondent der „Signale" nennt Herrn Heinrich Ernſt den Petrarca auf der Violine. (Wer mag wohl ſeine Laura ſein?)

∴ Von dem jungen, talentvollen Verfaſſer der „beiden Freunde“, Herrn Camillo Hell, iſt ein neues Trauerſpiel, die „beiden Wolſey“, deſſen Stoff der Geſchichte Schottlands entnommen, bei Ueberreuter und Compagnie, im Druck erſchienen.

∴ Fanny Elsler gaſtirt im Kärnthnerthor-Theater und macht furore, wie ſich das von ſelbſt verſteht.

Zürich. Dr. Arnold Ruge iſt mit ſeiner Familie, von Paris kommend, hier angelangt, hat jedoch keineswegs die Abſicht, ſich hier häuslich niederzulaſſen; er gedenkt nur während des Sommers hier zu verweilen und dann nach Dresden zurückzukehren.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Als Alexander der Große, aus Aegypten zurückkehrend, auch durch Judäa zog, ſoll er die Heiligthümer des Tempels zu Jeruſalem ſo hochherzig beſchützt haben, daß, wie der Talmud erzählt, der jüdiſche Senat den einſtimmigen Beſchluß gefaßt, allen Knaben, die in jenem Jahre das Licht der Welt erblickt, aus Dankbarkeit den Namen „Alexander“ beizulegen.

— Während der Regierung Friedrichs des Großen mußte jeder Jude, der ſich verheirathen wollte, eine Porzellanſteuer entrichten, d. h. für 600 Thaler Porzellan aus der königlichen Manufaktur kaufen. Eine Deputation, die ihn einſt gebeten hatte, dieſe Steuer aufzuheben, wurde abgewieſen. Als Friedrich das Geſuch der Juden ſeinem Miniſter, dem Grafen von Hertzberg, erzählte, ermahnte ihn dieſer, in dieſem Punkte nicht allzuſtreng zu verfahren, und als der Monarch ihn um den Grund befragte, antwortete der Miniſter, die Juden könnten Sr. Majeſtät gar leicht einen Poſſen ſpielen und — ſich taufen laſſen. Friedrich hielt dem Grafen den Mund zu und ſagte: »Still, ſtill! Die Juden werden doch nicht des Teufels ſein?« Bald darauf wurde dieſe Steuer abgeſchafft.

— Als König Ludwig XII. von Frankreich in Genua einzog, trug er ein weißes, mit goldenen Bienen überſäetes Kleid, worauf zu leſen war: „Rex non utitur aculeo“ (der König hat keinen Stachel).

— Die griechiſchen Philoſophen haben ſich vielſeitig mit dem Sitz und dem Weſen der menſchlichen Seele beſchäftigt. Hippokrates verſetzte ſie in die linke Herzkammer; Eraſiſtratus in das Häutchen, welches das Gehirn umhüllt; Epikur und Ariſtoteles behaupten, ſie befinde ſich im ganzen Körper; Empedokles ſuchte ſie, wie Moſes, im Blute, Strabo zwiſchen den beiden Augenbrauen; Plato endlich theilte ſie in drei Theile und ſetzte die Vernunft ins Gehirn, den Zorn in die Bruſt und die Wolluſt in die Eingeweide; Parmenides hält die Seele für Feuer, Anaximander hält ſie für Waſſer; Zeno ſetzt ſie aus der Quinteſſenz der vier Elemente zuſammen; Heraklit erblickt in ihr blos das Licht; Xenocrates erkennt in ihr blos eine Zahl. Nach der Meinung des franzöſiſchen Jeſuiten Mallebranche erkennen wir unſere Seele durch das Gewiſſen. (Kein Wunder alſo, daß viele Leute nie zur Erkenntniß der Seele gelangen.)

— Auf Siam herrſcht die uralte und höchſt heilige Sitte, den Kindern am Vorderkopfe eine Haarlocke wachſen zu laſſen, welche die Eltern bis zu einem gewiſſen Jahre nicht anrühren, dann aber mit großer Feierlichkeit abſchneiden. Buddha ſelbſt hat dieſes „Feſt der Haarlocke“ eingeſetzt und allen ſeinen Bekennern die Beobachtung deſſelben anbefohlen. Die Ceremonie des Abſchneidens heißt „Konkol“ und findet, ganz nach Belieben der Eltern, im eilften, dreizehnten oder fünfzehnten Lebensjahre ſtatt, womit zugleich eine Art Confirmation verbunden iſt.

— In Nubien herrſcht der Brauch, daß, ſobald ein Mann geheirathet hat, die Schwiegermutter in ihrem ganzen Leben kein Wort mehr mit ihm reden darf. (Wir glauben, auch außerhalb Nubien wünſchte ſich mancher Ehemann die Einführung dieſer höchſt heilſamen Sitte.)

— Der griechiſche Philoſoph Ariſtomachos brachte 58 Jahre ſeines Lebens blos mit Beobachtung der Bienen zu; ein anderer Philoſoph, Hyliscus, ſoll ſich in eine Wüſte zurückgezogen haben, um dort nichts als — Bienenſtöcke zu ſehen.

— In den Jahren 1640—44 ſchleuderten faſt alle niederländiſchen Synoden einen Bannſtrahl auf die Häupter jener Prediger, welche Perücken trugen.

— Plutarch erzählt, Perikles habe einſt eine Verordnung erlaſſen, nach welcher Jeder, der das Theater beſuchte, auf eine Geldbelohnung Anſpruch haben ſollte. (Wäre eine ſolche Verordnung heutzutage, wo Niemand mehr das Theater beſuchen mag, nicht weit zeitgemäßer als damals?)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 136. Leipzig, 7. Mai 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. jährlicher Pränumerationspreis: $5^{1}/_{2}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Das Denkmal des Eſels.

Capriccio von Theodor Drobiſch.

Der Rath der Thiere war verſammelt. Eine höchſt wichtige Angelegenheit war im Gange: es ſollte einem der Thiere ein Denkmal geſetzt werden.

Der Löwe, als König der Thiere, präſidirte; Petz, der Bär, führte das Protokoll; der Biber, der Hamſter und der Maulwurf bildeten als Sach- erſtändige die Baucommiſſion.

Jede Klaſſe der Thiere hatte einen Stellvertreter geſchickt, der durch Mehrheit der Stimmen zu dem Amte gewählt worden war. Die Pferde, von denen ſchon Manches durchgegangen, ſendeten einen Fuchs, die Vögel einen Staar und die kleinen Amphibien einen Laubfroſch, weil dieſer oft im Leben eine hohe Stufe einnimmt. Die Hunde — aber nur die ſteuer- flichtigen, andere haben keine Stimme — hatten den Pudel als Abgeordneten gewählt, wahrſcheinlich weil ſchon öfters im hohen Rathe und auf dem Landtage Pudel vorgekommen waren.

Nachdem die Sitzung ſchon mehrmal vertagt worden war und der Bär, welcher das Protokoll führte, unterdeſſen Unterricht in der Stenographie oder Schnellſchreibekunſt genommen, nachdem jedwedes Thier, ſelbſt das Kameel, eine Vorzüge mit aller Kraft der Rhetorik der hohen Verſammlung plauſibel emacht hatte, erſchien endlich auch der Eſel und ſchickte ſich an, die Tribune u beſteigen.

Sein Erſcheinen, ſowie ſein Vorhaben, erregte ein allgemeines Murmeln, as endlich in offenen Spektakel ausartete. Das Pferd fing an zu ſcharren, er Affe trommelte, der Laubfroſch pfiff. Der Bär ſchlug mit der Pfote auf nd gebot im Namen Seiner Magnificenz Ruhe. Dies verdroß den Maulwurf dergeſtalt, daß er den Bären einen Ochſen nannte. Unwillig über den Skandal, ſchüttelte der Löwe ſeine Mähne und ſchrie mit dem Donner ſeiner Stimme ein Silentium in die Verſammlung, ſo daß der Truthahn Krämpfe ekam und der Pudel für den erſten Augenblick das Gehör verlor.

Der Löwe meinte dann, als die Ruhe wiederhergeſtellt war, grau ſei ie Farbe der Erfahrung, man müſſe den ehrenwerthen Sprecher anhören.

Zweitens hätte ſchon mancher Eſel in Verſammlungen geſprochen und das Wort geführt, es möge auch heute geſchehen.

Meiſter Langohr betrat die Tribune und nachdem er ſich geräuſpert, hub er alſo an:

— Verehrte Anweſende! Ich bin ein Eſel, und was dies zu bedeuten hat, wird Jeder einſehen, wenn er bedenkt, in welchem Anſehen ſeit Adae Fall der Eſel bei Fürſten, Rittern und Gelehrten geſtanden.

— Wie ſo? fragte der Truthahn, der ſich aufpörſchelte, ein Rad ſchlug und vor Aergel im Geſicht roth und blau wurde.

— Das werde ich beweiſen. — Nicht nur der Heiland ritt auf einem Eſel, als er in Jeruſalem einzog, ſondern auch heidniſche Götter, als da ſind: Vulkan, Bacchus, Silen und der Satyr, ſowie auch die Propheten Bileam, Jeſaias und Zacharias. Allein dies iſt noch nicht genug; die Ritter des Ordens der heiligen Dreieinigkeit, Sancho Panſa und der heilige Peter der Eremit übten die edle Reitkunſt auf Eſeln. In Gebirgsgegenden reitet alle Welt; ſelbſt die ſchöne reitet auf uns, weil der Eſel frei von Schwindel iſt. Wenn es für die Gelehrten keine Eſelsbrücken gäbe, ſo würde es mit ihnen ſehr ſchlecht ſtehen. Doktordiplome und päpſtliche Bullen werden auf unſere Haut gedruckt. Dichter und Schriftſteller aller Zeiten haben uns verherrlicht: Apulejus in ſeinem Buche „vom goldenen Eſel“, Buridan in ſeinen „Queſtionen“, Cervantes in ſeinem „Don Quixote“, Shakeſpeare in ſeinem „Mitternachtstraum“, Voltaire in ſeiner „Pucelle“, Wieland in ſeinen „Abderiten“, Kotzebue in ſeinem „Hyperboräiſchen Eſel“ und der Hofrath Dingelſtedt in ſeiner Novelle „der Eſel-Fritze“. Sodann haben wir in der „Precioſa“ mit einer Menge anderer Eſel auf der Bühne geſpielt, im Jahre 1844 noch auf dem Leipziger Theater in Räders „Don Quixote“. Iſt dies nicht Verdienſt und Auszeichnung genug?

— Nein, nein! ſchrie die Verſammlung, ſchmeißt den Pinſel herunter.

— Pinſel? brüllte der Eſel. Pinſel? Habt Dank, daß Ihr meinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommt, denn ſelbſt Maler, die keine Pinſel geweſen ſind, verſuchten an uns ihre Talente, und Tiſchbein ſtellte eine Eſelsgeſchichte in Gemälden dar, die weit mehr Werth hat, als die „Gallerie berühmter Zeitgenoſſen“ und die Arabesken im neu angepinſelten Conzertſaal des Gewandhauſes zu Leipzig. Blumauer, der Dichter der „Aeneide“, beſang den Eſel in einer ihm eigends gewidmeten Ode. Eine ganze Clique von Fabeldichtern, Aeſop, Phädrus, Gellert, Gleim und Pfeffel laſſen uns in den lehrreichſten Fabeln auftreten. Selbſt die orientaliſchen Poeten im Märchen von der Prinzeſſin Eſelshaut führen uns dem Volke vor und wer die Werke der Satyriker geleſen, wird gefunden haben, daß wir nicht umſonſt auf der Welt ſind.

— Das zieht nicht! rief ein Büffel und die erboſte Menge ſtimmte lärmend mit ein.

— Herunter von der Tribune! kröhlte ein Schaf. Lariſari! Fiſſematenten! Redensarten!

— Redensarten? begann wiederum der Angefochtene. Ja! auch zu dieſen haben wir unſern Senf gegeben. Sagt man nicht immer im Leben: »Er iſt vom Pferde auf den Eſel gekommen.« »Auf den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man.« »Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er aufs Eis tanzen,« und dergleichen Sprüche mehr? Fragt alle Profeſſoren der Theologie, ob wir nicht in der Bibel und Kirchengeſchichte eine Rolle ſpielen. Der Orden der heiligen Dreieinigkeit nannte ſich bis ins Jahr 1276 der Eſelsorden (ordo

orum), weil deſſen Ordensbrüder ihre Reiſen blos auf Eſeln machten.
ein religiöſes Feſt, das ſich vom ſechſten bis ins ſechzehnte Jahrhun-
erhielt, iſt nach uns benannt worden. Das Eſelsfeſt, die Flucht der
gen Jungfrau Maria vorſtellend, bedurfte eines Eſels und zwar eines
richteten, der, niederknieend und dann herrlich herausgeputzt, eine junge
e auf ſeinen Rücken nahm, mit welcher ſüßen Laſt er in die Kirche und
zum Altar geführt wurde, wo dann feierliche Ceremonien geſchahen. Alle
nge bei der Meſſe endigten mit J—ah, ebenſo des Prieſters Segen und
Amen des ganzen verſammelten Volkes tönte gleichfalls drei Mal J—ah!
Der Affe wollte das J—ah nachäffen, als ihm in demſelben Augenblick
Bär mit den Worten: »Schweig', damit Dich Niemand warnt!« eine
feige gab, die eine allgemeine Backenzahn-Erſchütterung hervorbrachte.

— Weiter im Texte! gebot der Löwe, der ſeine Schnupftabacksdoſe
te, aus welcher ſich auch der Bär eine Priſe nahm, obgleich er heute
Manches verſchnupft hatte.

— Bei den Chineſen, fuhr der Eſel in ruhigem Tone fort, ſteht unſer
lecht noch heutigen Tages in großem Anſehen, und was dem Italiener
Macaroni, dem Engländer ſein Beefſteak und dem Deutſchen ſein Sauer-
iſt, das iſt den Chineſen ein Eſelsrippchen. Wer Schneiders „Chronik“
Dolzs „Geſchichte Leipzigs“ geleſen hat, dem wird bekannt ſein, daß der ſoge-
te Palm-Eſel daſelbſt vor 300 Jahren eine bedeutende Rolle geſpielt hat.

— Ausführliche Erzählung! rief der Löwe im Quartpoſaunenton.

— Können Ew. Majeſtät genießen, entgegnete demüthig Meiſter Langohr.
Palmſonntage führten beſoldete und unbeſoldete Prieſter und Mönche zu
ig einen auf Räder gepflöckten hölzernen Eſel unter Sang und Klang
der Thomaskirche auf den Markt. Auf dem Rücken des Eſels ſaß ein
nitztes Mannsbild in einem langen Rocke. Ob der Rock genäht oder
äht war, davon ſchweigt der gelehrte Schneider. In Begleitung vielen
s ging der Zug durch alle Gaſſen, die in Ermangelung von Palmzweigen
Weidenzweigen beſtreut waren. War der Zug wieder an der Kirche an-
gt, dann ſchlug der vornehmſte Geiſtliche die andern Geiſtlichen mit einem
chen Rohre, welche ſich nach dieſen ſcheinbar empfangenen Schlägen hinter
zu dieſem Zweck ausgeſpannten Vorhang verſteckten.

— Was bedeutet dieſer Firlefanz? fragte der Floh, der es an Stiche-
nicht fehlen ließ.

— Man wollte mit dieſer Ceremonie auf die Worte des Propheten
rias 7, 13: »Schlage den Hirten, ſo wird die Heerde ſich zerſtreuen,«
len. Auch anderwärts wurde das Palmeſel-Schauſpiel aufgeführt, und
übinger Profeſſor erzählt, daß öfters einige Leute großes Geld opf-
det, damit ihnen geſtattet werde, dieſen auf Schrauben geſtellten Eſel
hen, weil ſie durch dieſe Eſelei in den Himmel zu kommen hofften. —
bei den heidniſchen Völkern, begann der Eſel mit erhöhter Stimme,
en wir, als zu den bedeutendſten Symbolen gehörend, einer religiöſen
rung. Die Hyperboräer opferten alljährlich einen von unſern Leuten
Weiſſaggotte Apollon, und bei den Römern waren die Eſel der Cybele
, weil bei einem Zweckeſſen der Götter Silens Eſel die von Priap be-
Keuſchheit der ſchlafenden Göttin Veſta gerettet, indem er ſie durch
Preſto ſeines J—ah aus dem Schlafe geweckt hatte.

— Dies konnte nur ein Eſel thun! ſprach der Bock, indem er ſeine Viſage aus dem Ohrfeigen-Aequator des Bären rückte, um nicht gleichfalls eine Affenſchande zu erleben.

Der Eſel ließ ſich aber durchaus nicht ſtören und erzählte, daß die Römer den Eſeln die Ehre erzeugt, fortan die Heiligthümer der Cybele zu tragen, daß ſie bei den Veſta-Feſten bekränzt und dann dem Mars und Priapus geopfert worden wären.

— Laßt ihn nicht weiter reden, begann der Stockfiſch. Er iſt ein Demagog, ein Jeſuit!

— Ruhig! entgegnete der Eſel kaltblütig; ich werde reden und nun erſt recht, weil dereinſt zwei Eſel durch göttliche Gnade die Gabe zu reden erhielten. Es war dies der hochſelige Eſel des Bacchus und der Eſel Bileams. Seitdem hört man noch gar viele Eſel reden. Nur der ſelige Raff ließ in ſeiner Naturgeſchichte, wie Käſtner bemerkt hat, „den Eſel nicht zu Worte kommen, weil dieſe Rolle der Autor ſelbſt übernommen“ Aber nicht nur in der Geſchichte, ſondern auch in ihren Hilfswiſſenſchaften ſind wir genannt und bekannt. Wie viele Eſel prangen nicht in Stammbäumen, Wappen und Münzen! Ja, ſogar ein Stadtwappen, das der Univerſitätsſtadt Halle, ſtellt einen Eſel dar, der auf Roſen geht. Dies ſoll wahrſcheinlich bedeuten, daß ſchon manchem Eſel Roſen auf den Weg geſtreut worden ſind, daß die Rede, er wandelt auf Roſen, bildlich wieder gegeben iſt, denn wer ein Eſel iſt, kommt in der Welt gewiß am beſten fort.

— Hinaus, hinaus! ſchrieen mehrere der Thiere. Hinaus, der Kerl wird anzüglich.

— Malitiös im höchſten Grade, ſprach der Biber.

— Injuriös auf die gröbſte Art, wieherte das Pferd, die Sache muß vor das Criminal-Amt.

— Criminal-Amt? Ha! da kommſt Du vor die rechte Schmiede, entgegnete der Eſel. Selbſt die Criminaljuſtiz hat uns reſpektirt, denn ein unehrliches Begräbniß, das heißt ein vom Schinder an Verbrechern vollzogenes, heißt in der Kunſtſprache derſelben ein Eſelsbegräbniß.

— Holt die Wache! brüllte der Maikäfer, der Eſel muß arretirt werden.

— Arretirt? Abermals blind geladen! Weit davon iſt gut vorm Schuß! replicirte der Eſel. Wenn der Soldat vom Reiten auf hölzernen Eſeln hört, was früher eine allgemein übliche Strafe war, ſo commandirt er „Kehrt um!“ und denkt noch mit Schrecken an die Zeit, wo er als Rekrut vom Unteroffizier und Feldwebel beim Exerciren einen Eſel hinnehmen mußte. Donner und Doria! bringt mich nicht in Harniſch, ſonſt ſage ich Euch noch, daß es in allen Ständen, vom Throne bis zur Hütte, Eſel giebt, die ihres Gleichen ſuchen. Selbſt der alte Fritz belehnte einmal einen Aſſeſſor mit dem Prädicat Eſel. Wir ſind die Demuth und Genügſamkeit ſelbſt und gleich manchem Aſſeſſor, gleich manchem Stadt- und Landrath, ſagen wir langmüthig zu Allem J — a!

— Heu! brüllte der Ochſe, ich habe Manches auf meine Hörner genommen, dies aber vertrage, wer da kann. Der Redner ſchweige augenblicklich, denn Eſel und Dummheit ſind gleichbedeutend.

— Grade deshalb kämpfe ich, und wenn Du noch tauſend Mal Beweis führſt, daß ſich Gott Jupiter einmal aus Liebe zur ſchönen Prinzeſſin Europa in einen Ochſen verwandelt hat. Mit mir fängſt Du nichts an, denn mit der Dummheit, ſagt Schiller, „kämpfen Götter ſelbſt vergebens!“ Zuletzt, um allem Trödel ein Ende zu machen, ſei noch erwähnt, daß wir auch noch zum Nährſtande gehören, denn mit der Milch unſerer Gattinnen werden die Schwindſüchtigen geheilt. Was wir im tragiſchen Fach leiſten, wird uns Jeder bezeugen, der da mit angeſehen, was für enorme Säcke wir in die Mühle getragen. Mit einem Eſelskinnbacken ſchlug Simſon die Philiſter und wenn mir nicht jetzt vor Aerger die Galle überliefe, daß ich mich vor ſo vielen leeren Schädeln abmühen muß, ſo würde ich Euch noch beweiſen, daß nach Galls Schädellehre der Eſel von allen Geſchöpfen der Erde das größte Gehirn beſitzt. Ein Hirnbeſitzer aber iſt mehr werth als ein Gutsbeſitzer, und wie könnte mancher vom Pump lebende Autor und Journaliſt beſtehen, wie bekäme mancher Schriftſteller Verleger und Abonnenten, wie könnten ſo viele Prozeſſe und theologiſche Streitigkeiten entſtehen, wenn es nicht auf dieſer Erde ſo enorm viele Eſel gäbe? Der Eſel hat alſo Verdienſte um Staat, Kirche, Wiſſenſchaft und Gewerbe. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Ehre dem Ehre gebührt! Der Eſel muß ein Denkmal bekommen!

Hingeriſſen von ſo großer Beredtſamkeit, applaudirte der Bär nach Leibeskräften, der Iltis ſchrie da capo, der Büffelochſe Bravo, worüber ſich der Affe dergeſtalt empörte, daß er den Bären auf Piſtolen forderte. Der Iltis ward ſo mit zornigen Adjektiven überhäuft, daß das Rügengericht Arbeit auf zehn Jahre erhielt.

Da ſchrie der Löwe: Silentium! und nachdem Ruhe eingetreten war, beſchloß er, daß man für den Eſel Stimmen ſammeln ſolle.

— Hört, hört! Ich als König der Thiere gebe nach genauer Prüfung und reiflicher Erwägung meine Stimme — dem Eſel.

Allgemeines Erſtaunen. Das Pferd und der Pudel, die Hartnäckigſten in der Verſammlung, ſetzten ſich auf die Hinterbeine. Die Vögel zogen ihre Flügel ein. Die Eſelsſtimmen bildeten die Mehrzahl und das Reſultat war: daß dem Eſel ein Denkmal geſetzt werden ſolle. Der Haſe lieferte über den Erfolg der Sitzung einen Bericht in die Zeitung, welchen der Affe ſpäter in Muſik ſetzte; das Kameel aber ließ zur Erinnerung an dieſe denkwürdige Begebenheit eine Medaille prägen, zu deren Verbreitung ſich der Krebs als Colporteur erbot.

Die Familie Bonaparte.

Von Bernhard von Ruhick.

Vor Kurzem erzählte der „Charivari", daß die Familie Bonaparte zu Florenz verſammelt ſei; jetzt hat er zu berichten, daß die Wittwe Joſeph Bonaparte's, des vormaligen Königs von Spanien, am 7. April d. J. daſelbſt geſtorben*). Vielleicht iſt es Manchem nicht unintereſſant, bei dieſer Gelegenheit etwas Näheres über die Verwandten Napoleons zu hören.

Beginnen wir mit Napoleons Wittwe, Marie Louiſe. Marie Louiſe, die Habsburgiſche Kaiſertochter, hat ſich ihres großen Gemahls nicht würdig bewieſen. Sie vergaß in den Armen eines deutſchen Grafen von Neipperg nur zu bald den größten Mann unſeres Jahrhunderts. Sie hat für Napoleon Nichts gethan. Freilich hatte nur Politik jenes unglückſelige Band geknüpft; aber werden nicht die meiſten Ehen hoher fürſtlicher Perſonen aus politiſchen Rückſichten geſchloſſen? Schien nicht Marie Louiſe ſich glücklich zu fühlen, ſo lange Napoleon der mächtigſte Fürſt Europa's war? Schien ſie nicht ihr eigentliches Vaterland, Deutſchland, ganz vergeſſen zu haben und nur ihrem neuen Frankreich zu leben? Man denke an ihr Benehmen zu Dresden im Mai 1812 und man wird die letztere Behauptung gerechtfertigt finden. Napoleon liebte ſie wirklich; er liebte ſie auf Elba und St. Helena eben ſo treu, wie auf dem Kaiſerthrone. Er konnte Dankbarkeit oder doch wenigſtens Mitleid erwarten; Beides ward ihm verſagt; er ſtarb einſam und allein auf jener Felſeninſel, und ſein Tod ſchmerzte Marie Louiſe kaum. Es ward Alles verſucht, das Andenken an jenen großen Unglücklichen zu vertilgen; man nahm ſelbſt ſeinem Sohne, dem armen Kinde, das bei ſeiner Geburt über zwei der mächtigſten Kronen Europas zu herrſchen beſtimmt war, den Namen Napoleon; der unglückliche Prinz ruht ſeit 1832 in der kaiſerlichen Familiengruft zu Wien. Marie Louiſe hat ſich ganz von der Familie Bonaparte losgeſagt; ſie widmet ſich den Regierungsgeſchäften in ihren drei Ländchen Parma, Piacenza und Guaſtalla und hat ihre Wirkſamkeit vor nicht zu langer Zeit durch Aufnahme der Jeſuiten bewieſen. So handelt Napoleons zweite Gemahlin. Faſt möchte man dies für eine Art Nemeſis anſehen. Würde ſich die im Jahre 1809 von Napoleon wider ihren Willen geſchiedene Joſephine ſo benommen haben? Sie hätte gewiß Alles gethan, um dem Kaiſer ſeine Verbannung weniger empfindlich zu machen.

---

*) Iſt bereits geſchehen. (Siehe „Charivari" 136, Seite 2156.) S. M. D.

Hier iſt der paſſendſte Ort, von den Kindern der Kaiſerin Joſephine aus ihrer erſten Ehe mit dem General Beauharnais zu ſprechen. Die Adoptivtochter Napoleons, die geiſtreiche Hortenſe Beauharnais, Gemahlin Ludwig Bonaparte's, ſtarb bereits am 5. October 1837 zu Arenenberg, 54 Jahre alt. — Eugen Beauharnais, nach Napoleons Thronentſagung Herzog von Leuchtenberg, ſtarb am 21. Februar 1824, 43 Jahre alt. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter. Der älteſte Sohn Auguſt ſtarb einige Monate nach ſeiner Vermählung mit der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal, am 28. März 1835. Als Herzog von Leuchtenberg folgte ihm ſein Bruder Maximilian, geboren 1817, der Schwiegerſohn des Kaiſers von Rußland; er lebt meiſt in St. Petersburg und hat unter allen Verwandten Napoleons noch das glänzendſte Loos. — Eine zweite Adoptivtochter Napoleons iſt die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden, die Tochter des 1819 zu Paris mit Tode abgegangenen Grafen Claude de Beauharnais; ſie hat drei bereits verheirathete Töchter.

Gehen wir nun zu den Geſchwiſtern Napoleons und deren Kinder über. Sein älteſter Bruder Joſeph, früher König von Neapel, ſpäter von Spanien, lebte bis zu ſeinem am 28. Juli 1844 zu Florenz erfolgten Tode als Graf von Surviliers in Nordamerika, in England und in Italien. Daß auch ſeine Wittwe Marie Julie Clary (Schweſter der verwittweten Königin von Spanien) vor Kurzem geſtorben iſt, haben wir ſchon in der Einleitung erwähnt. Er hinterließ nur eine Tochter, Lätitia Zenaide, Gemahlin des Fürſten von Canino.

Napoleons zweiter Bruder, Lucian Bonaparte, nächſt dem Kaiſer der Ausgezeichnetſte der ganzen Familie, ſeines Bruders Feind im Glück und Freund im Unglück, lebte nach des Kaiſers Sturz meiſt in Italien, wo er ſich das kleine Fürſtenthum Canino gekauft, und war größtentheils mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt; er hinterließ bei ſeinem Tode (29. Juni 1840) eine ſehr zahlreiche Familie. Lucian war zwei Mal verheirathet geweſen; aus ſeiner erſten Ehe leben noch zwei Töchter, Charlotte und Chriſtine; Erſtere in zweiter Ehe mit Dr. Wahl, Letztere mit Lord Dudley Stuart verheirathet. Die zweite Gemahlin Lucians, Alexandrine Laurentie de Bleschamp, Wittwe eines Banquiers Jouberteau, eine ſehr geiſtreiche Frau, lebt meiſt in Italien und hat vor Kurzem von der franzöſiſchen Regierung die Erlaubniß erhalten, ſich einige Zeit in Paris aufhalten zu dürfen; wie die Zeitungen berichten, arbeitet ſie jetzt an einer Widerlegungsſchrift der erſten Bände von Thiers „Geſchichte des Conſulats“. Ihr älteſter Sohn Karl, Fürſt von Canino, berühmter Naturforſcher, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, iſt, mit der Tochter Joſeph Bonaparte's verheirathet, Vater von neun Kindern. Von den übrigen Kindern Lucians ſind noch Piedro und Antonino zu erwähnen, Beide durch einen traurigen Exzeß bekannt; ſie ſollten von der päpſtlichen Regierung verhaftet werden und widerſetzten ſich; der Aeltere erſtach hierbei einen Wachtmeiſter und ward zum Tode verurtheilt, was jedoch der Papſt in Verbannung abgeändert hat.

Der dritte Bruder Napoleons, Ludwig, vormaliger König von Holland, lebt noch jetzt zu Florenz; er konnte ſeinen Thron am leichteſten verſchmerzen, da er freiwillig demſelben entſagt hatte. Mit ſeiner Gattin Hortenſia, von der wir ſchon oben geſprochen haben, lebte er fortwährend in Uneinigkeit; er hatte dieſelbe nicht freiwillig, ſondern auf das Verlangen ſeines Bruders geheirathet. Ludwig hat viel Unglück mit ſeinen Kindern gehabt. Er hatte drei Söhne; der älteſte, Napoleon Karl, der Liebling Napoleons, ſtarb frühzeitig, der zweite, Napoleon Ludwig, ſtarb als ein Jüngling von 27 Jahren, und der dritte — iſt zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Louis Napoleon unternahm zwei Expeditionen gegen die jetzige franzöſiſche Regierung; ſie ſind nicht anders als mit dem Namen toll zu bezeichnen. Schloß Hamm iſt ſein gegenwärtiges Gefängniß.

Auch Hieronymus, der vierte Bruder des Kaiſers, lebt noch jetzt in Italien. Er, der vormalige König von Weſtphalen, war perſönlich tapfer, ritterlich, aber ausſchweifend. Seine Liebe zu den Frauen iſt faſt ſprichwörtlich geworden; ſeine Pagen in den Feldzügen waren öfters verkleidete Mädchen; er ſoll, um ſeinen durch Ausſchweifungen aller Art geſchwächten Körper zu reſtauriren, ſich häufig in Wein gebadet haben. Jetzt iſt ſeine Lebensweiſe nichts weniger als verſchwenderiſch. Er war mit einer Schweſter des jetzigen Königs von Würtemberg (ſie ſtarb 1835) vermählt, die ihm drei Kinder gebar; zwei Söhne dienen in der würtembergiſchen Armee; die Tochter Amalie Mathilde iſt mit dem ruſſiſchen Fürſten Demidoff vermählt.

Die Schweſtern Napoleons ſind bereits alle todt. Die Aelteſte, Eliſa, vermählt mit dem 1841 verſtorbenen Fürſten Bacciochi, ſtarb unter dem Namen einer Gräfin von Compigneno auf ihrem Landgute Villa-Vicentina, unweit Trieſt, am 7. Auguſt 1820. Von ihr lebt noch eine mit dem Grafen Camoraſe verheirathete Tochter. Die Zweite, Pauline, Fürſtin Borgheſe, die ihren kaiſerlichen Bruder leidenſchaftlich geliebt, und die im Jahre 1820 wiederholt die Erlaubniß nachgeſucht, ſich zu ihm nach Helena begeben zu dürfen, ging am 9. Juni 1825 zu Florenz mit Tode ab; ſie war ſtets kinderlos. Die Dritte, Caroline, Gemahlin des unglücklichen Mürat, iſt nun ebenfalls todt; ſie ſtarb am 18. Mai 1839; von ihr leben noch vier Kinder.

Wir können dieſen Aufſatz nicht ſchließen, ohne mit einigen Worten an die von den Dichtern ſo oft mit Niobe und Hecuba verglichene Lätitia Bonaparte zu erinnern. Dieſes Heldenweib ertrug den Glanz wie den Fall ihres Hauſes mit wahrhaft rührender Reſignation. Sie ward weder durch die Größe ihrer Kinder verblendet, noch kam ihr der plötzliche Sturz derſelben unerwartet. Sie ſtarb zu Rom am 2. Februar 1836, in einem Alter von 86 Jahren.

Beitrag zur deutſchen Grammatik.

Die neun Präpoſitionen: vor, über, an, auf, in, unter, zwiſchen, hinter, neben regieren bekanntlich auf die Frage wo? den Dativ und auf die Frage wohin? den Accuſativ. Nachſtehende „Liebeserklärung“ enthält, um das Praktiſche mit dem Angenehmen zu verbinden, ſämmtliche neun Präpoſitionen in ihrer verſchiedenen Anwendung.

An eine Berlinerin.

Vor Dich tret' ich, vor Dir lieg' ich,
Liebe von Dir zu erflehen,
Ueber Dich ſeh' ich kein Mädchen,
Ueber Dir nur Engel ſtehen.
An Dich denk' ich, an Dir hang' ich
Bis zum letzten Augenblick;
Auf Dich hoff' ich, auf Dir ruhet
Meines Lebens höchſtes Glück.

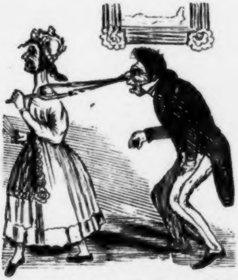
In Dich dring' ich, in Dir ſuch' ich,
Was allein mir Glück kann geben,
Unter Dich will ich mich beugen,
Unter Dir will gern ich leben.
Zwiſchen Dich und mich ſoll Keiner
Je der Zwietracht Saamen ſä'n,
Zwiſchen Dir und mir ſoll ewig
Lieb' und Treue feſt beſteh'n.

Hinter Dich her will ich weinen,
Wenn Dein ſchöner Geiſt entfliehet,
Hinter Dir kann ich nicht bleiben,
Nur bei Dir mir Freude blühet.
Neben Dich ſoll man mich betten,
Neben Dir nur find' ich Ruh' —
Drum erhöre meine Bitte:
Sag' mir Gegenliebe zu!

B — l.

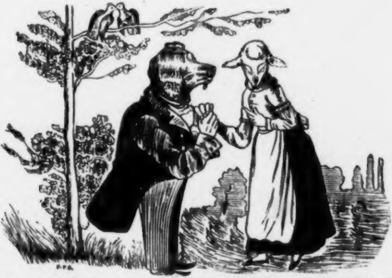
Chargen.

I.



Wie ein deutſcher Blauſtrumpf ſeinen armen Verleger bei der Naſe herumzieht.

II.



Wie ein zärtlicher Theaterrecenſent der erſten jugendlichen Schauſpielerin eine Liebeserklärung macht.

Zapfenſtreich.

Athen. Ein neues Journal iſt hier ins Leben getreten, „die athenienſiſche Biene und der Meliſſas“. (Schmeckt das nicht ganz wie bairiſch Bier?)

Berlin. Die Stände von Preußen, Poſen und Schleſien haben, gleich den Ständen der Rheinprovinz, um Preßfreiheit petitionirt.

∴ Die königliche Zeitungs-Expedition hat im verfloſſenen Jahre 48,000 Thaler mehr als im Jahre 1843 eingenommen. Die Zahl der in Berlin ausgegebenen Zeitungen und Zeitſchriften betrug 35 000.

∴ Im Thiergarten, in der Gegend der Lennéſtraße, ſteht ein Baum, der ſchlechte Früchte trägt; vor Kurzem wurde ein Mann von etwa fünfzig Jahren daran erhängt gefunden, der fünfte in den letzten drei Monaten, der ſich denſelben Baum zu dieſem Zwecke auserwählt hatte. Beweis, daß der Selbſtmord bei uns Mode wird.

∴ Vor Kurzem verſchied in unſern Mauern der polniſche Graf Stanislaus Miecynski, ehemaliger Obriſt und Adjutant des in der Elſter ertrunkenen Fürſten Poniatowski.

∴ E. Bauernfelds neueſtes Schauſpiel „ein deutſcher Krieger“ hat auch auf unſerer Bühne weit weniger Glück, als in Wien gemacht. Das Stück, ſagt der Referent der „Spener'ſchen Zeitung“, iſt eben nicht allzugeſchickt angelegt und der Dialog oft viel zu breit und gedehnt. Auch die Aufführung war im Ganzen nicht ſehr gelungen. Herr Grua ſpielte die Hauptrolle, Dem. Stich die Frau von Laroche; Beide waren durchaus nicht an ihrem Platze. Herr Hoppé ſpielte den Grafen Dohna mit Unluſt, und Herr Gern übertrieb etwas zu ſehr; beſſer gefiel Herr Schneider, obgleich auch er ein wenig outrirte.

∴ In einer hieſigen Muſikalienhandlung iſt ein bisher noch nicht gedruckter „Original-Walzer“, den der verewigte Carl Maria von Weber im Jahre 1815 für eine Prager Muſikgeſellſchaft komponirt hatte, mit Bewilligung der Wittwe des unvergeßlichen Tondichters, als ſchätzbare Reliquie erſchienen.

∴ Herr Louis Schneider hat das Textbuch von Mozarts komiſcher Operette „der Schauſpieldirektor“ ganz neu umgearbeitet und als ſehr paſſenden Stoff die Geſchichte der „Zauberflöte“ gewählt. Die Muſik iſt die alte geblieben. Außer Mozart treten Schickaneder, Mozarts Schwägerin, Antonie Lange, und die Paſſauer Sängerin Uhlich hierin auf. Das Singſpiel hat in dieſer neuen Geſtalt ſehr gefallen.

∴ Egbert Bauer kündigt das Erſcheinen eines neuen Werkes an, betitelt: „die Politik der Revolution“.

Bonn. Das von Burgſchmiet in Erz gegoſſene Beethoven-Monument, das nunmehr vollendet iſt, ſoll Ende Juli eingeweiht werden. Zur Feier dieſes Feſtes ſoll dann auch ein großes mehrtägiges Muſikfeſt ſtattfinden, wozu die bedeutendſten Notabilitäten eingeladen ſind. Natürlich wird zu Ehren des großen Komponiſten auch Einiges gegeſſen und getrunken werden.

Brüſſel. Nachdem der aus Frankreich verwieſene Publiziſt A. v. Bornſtedt ſich mehrere Wochen hier aufgehalten, iſt er vor die Polizeibehörde geladen worden, wo man ihm eröffnete, es ſtänden ſeinem Aufenthalte in Brüſſel keine Schwierigkeiten entgegen, „jedoch werde er hiermit aufgefordert, ſchriftlich und mit ſeiner Namensunterſchrift den hieſigen Behörden zu erklären, daß er ſich verpflichte, ſich während ſeines Aufenthalts in Belgien nicht mit Politik zu beſchäftigen“. Herr v. Bornſtedt weigerte ſich, eine ſolche Erklärung zu unterſchreiben und wünſchte zu wiſſen, auf Anſinnen welcher fremden Regierung die belgiſche Behörde ihm eine ſolche Bedingung ſtelle. Die Antwort der Polizei iſt bis jetzt nicht bekannt geworden.

∴ Der ehemalige polniſche General Graf Skrzynecki lebt hier ohne amtliche Thätigkeit und bezieht ein Jahrgehalt von 12,000 Francs. Nicht alle glorreichen Opfer der letzten polniſchen Revolution ſind nach ihrer blutigen Pilgerfahrt in ſo ſichern Ruheport eingelaufen. Der General arbeitet gegenwärtig an ſeinen Memoiren.

Cairo. Der dritte Sohn des Vicekönigs Mehemed Ali hat ſich nach Frankreich eingeſchifft, um dort ſeine Studien zu vollenden.

Coblenz. Meyerbeer's „Hugenotten“ ſind hier (als Novität) nur zwei Mal gegeben worden, das zweite Mal vor leerem Hauſe und zwar aus dem Grunde, weil — Valentine ihre Religion verändert. (Liegt Coblenz wirklich in Preußen?)

Cöln. Ein rheiniſcher Edelmann ſoll die Inſel und das Kloſter Nonnenwerth gekauft und den Urſulinerinnen zu einer weiblichen Erziehungsanſtalt geſchenkt haben.

Conſtantinopel. „Panoptis“ iſt der Titel einer neuen Zeitſchrift, die hier in griechiſcher Sprache erſcheint.

Darmſtadt. Bei Leske erſcheint in Kurzem ein „Rheiniſches Jahrbuch für ſociale Reformen“, eine neue Vierteljahrsſchrift, redigirt von H. Püttmann.

Deſſau. Auch der Muſikdirektor F. Lux hat, gleich Herrn Hoven in Wien, Kleiſts „Käthchen von Heilbronn“ zur Unterlage einer Oper gewählt, die zuerſt in Frankfurt am Main in Scene gehen ſoll. Der Text iſt von Herrn F. Meck.

Frankfurt. In der „literariſchen Anſtalt“, deren eigentlicher Gründer Dr. Löwenthal iſt, erſcheint nächſtens ein von Jean Paul (?) hinterlaſſener (??) Roman (???). Gutunterrichtete wollen darin ſchon im Voraus eine kleine Myſtifikation von Seiten des Herrn Karl Gutzkow wittern.

Kaſſel. Kapellmeiſter Spohr hat die ehrenvolle Einladung erhalten, in dieſem Sommer das große Muſikfeſt in New-York zu leiten. Spohr hat dieſe Einladung um ſo lieber angenommen, da dort eine ſeiner verheiratheten Töchter lebt.

∴ Die „Aachener Zeitung“, die „Weſerzeitung“ und die „Mannheimer Abendzeitung“ ſind in die lange Liſte der hier verbotenen Journale eingerückt.

∴ Faſt täglich neue Bücherverbote! (Vergleiche München.)

Kopenhagen. Die Commiſſion, welche den Bau des Thorwaldſen'ſchen Muſeums leitet, hat ſchon jetzt einen Zuſchuß von 20,000 Thaler begehrt.

Leipzig. Die „Allgemeine preußiſche Zeitung“ berichtet von Zeit zu Zeit, daß der Preßzwang in Oeſterreich erleichtert werden würde; wenn man aber einen Blick auf die Bücherverbote wirft, welche der „Allgemeinen Preßzeitung“ aus Oeſterreich regelmäßig eingeſendet werden, ſo ſcheinen die oft verſprochenen Erleichterungen noch in weiter Ferne zu liegen.

(Preßzeitung.)

∴ Stolle's „Dorfbarbier“ ſchreibt: »Der Fürſt Pückler-Muskau iſt nun blos noch etwas Pückler, denn das Muskau hat er verkauft. Künftig kann er ſich Fürſt Pückler-Muskau in partibus infidelium nennen.«

∴ Die „Leipziger Zeitung“ iſt dann und wann beiſpiellos raſch in ihren Mittheilungen. So findet man in ihrer Nummer vom 29. April unter der Rubrik London die Mittheilung über die Thätigkeit der königlichen Münze, eine, beiläufig geſagt, ſehr intereſſante Notiz, die aber ſchon einige Wochen früher in der „Charivari“-Nummer vom 12. März wörtlich zu leſen war. (Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei, ſagt Boſco, der, en passant erwähnt, ſich von ſeiner Laufbahn zurückziehen und in Wien einen großartigen Gaſthof etabliren will.)

∴ Nummer 32 der „Oſterländiſchen Blätter“ enthält ein ſehr wahres Wort gegen den ſtinkenden Lobqualm, den die „Theater-Chronik“ — der „Moniteur der Mittelmäßigkeit“ — einem neu engagirten, bisher ganz unbekannten Schauſpieler, Namens Wagner aus Peſth, geſtreut hat. Beſonders iſt die Stelle, worin ſein „großes feuriges Auge, deſſen ſchwarze Farbe alle Frauenherzen fühlend macht“, von äußerſt droſſiger Wirkung. Derlei Lobhudeleien ſchaden weit mehr als mancher Tadel*).

∴ Ein Herr F. L. Liebner hat ein Drama geſchrieben, betitelt: „Der von Hegel'ſcher Philoſophie durchdrungene Schuſter Geſelle, oder der abſolute Stiefel“. Ein Recenſent der Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ ſagt in der Beurtheilung dieſes Stiefels: »Das Büchlein wäre viel werth, wenn es nicht gedruckt worden wäre! (Paßt das nicht auch auf viele andere Bücher?)

∴ Seine Wohlgeboren Herr F. G. Kühne, Verfaſſer mehrerer unbekannten Dramen, haben ein neues Schauſpiel, „die Prüfung“, vollendet. Eine neue Prüfung für die . . . dereinſtigen Zuſchauer.

∴ Einer unſerer kleinen Finanzmänner, Namens Michaelis, hat Bankerott gemacht. Ein Spottvogel meint, das Jahr 1845 ſei ein höchſt merkwürdiges, da Michaelis diesmal drei Wochen nach Oſtern gefallen ſei.

London. Die Königin Victoria hat einen Bannſtrahl auf die Polka geſchleudert; ſie darf in deren Gegenwart nicht getanzt werden.

∴ Die irdiſchen Ueberreſte des verſtorbenen Herzogs von Suſſex, welche vor zwei Jahren proviſoriſch auf dem Kensalgreen-Kirchhof beigeſetzt worden, ſind einem einfachen, aber ſchönen Mauſoleum überliefert worden, welches die Inſchrift führt: „Dem Andenken Seiner königlichen Hoheit Auguſt Friedrichs, Herzogs von Suſſex, ſechſten Sohnes Georgs III.“ Bei dieſer Gelegenheit ſind auch die Schulden des Herzogs, bis auf zwei Poſten, bezahlt worden. (Letzteres ſcheint uns bei der ganzen Ceremonie das Allervernünftigſte.)

∴ In der ſoeben erſchienenen Lebensbeſchreibung des Lord Hill, eines Waffengefährten des Herzogs von Wellington, von Edwin Sidney, finden ſich mehrere Anekdoten aus den Jahren 1813 — 15. Die Dankbezeigungen an die Helden ſeiner Zeit waren ſo groß und das Handſchütteln ſo ſtark, daß der alte Blücher eines Tages in gebrochenem Engliſch unwillkürlich ausrief: »no shake at hands no more« (ich gebe Keinem mehr die Hand!)

---

*) Herr W. hat, beiläufig erwähnt, die Erwartungen keineswegs befriedigt. L. M. O.

∴ Sir Walter Scott hat nun in ſeiner Vaterſtadt Perth ein Denkmal erhalten, beſtehend in einer wohlgetroffenen Büſte auf einem vier Fuß hohen Fußgeſtell.

∴ Einer der Söhne Sir Robert Peel's iſt zum Geſandtſchafts-Attaché in Madrid ernannt.

∴ Der Tenoriſt Mario, eine der erſten Geſangs-Notabilitäten Italiens, iſt im Duell gefallen. Seit längerer Zeit hatte er ein Verhältniß mit der Sängerin Giulietta Griſi, die ſehr leidenſchaftlicher und eiferſüchtiger Natur iſt. Mario hatte mit der hübſchen Sängerin Caſtellan ein Duett zu ſingen; als Beide unter dem Beifallsgebrüll der Menge die Scene verließen, trat ihnen die Griſi, die das Spiel der Caſtellan etwas zu feurig gefunden hatte, entgegen und gab ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin eine Ohrfeige, worauf zwiſchen beiden Damen eine keineswegs artige Prügelei entſtand, die zu einem Streite zwiſchen Mario und dem jungen Lord Caſtlereagh, dem Liebhaber der Signora Caſtellan, führte und mit einer Herausforderung endete. Mario blieb, gleich von der erſten Kugel getroffen, todt auf dem Platze. Mario war eigentlich ein Graf von Candia, Sohn des ſardiniſchen Generals dieſes Namens, und hatte früher ſelbſt im ſardiniſchen Heere gedient; er hinterläßt ein Vermögen von 250,000 Francs; die Griſi aber ſoll wahnſinnig geworden ſein*).

∴ Das Schachſpiel mittelſt des elektriſchen Telegraphen (ſiehe „Charivari" 134, Seite 2142) ſcheint Nachahmung zu finden. Auf gleiche Weiſe ſoll nun auch eine Parthie Whiſt geſpielt werden. Die vier Spieler werden ſich in Southampton, London, Gosport und Baſingſtoke niederlaſſen und hoffen für den Robber nicht längere Zeit zu gebrauchen, als ob ſie ſich am Tiſche einander gegenüber ſäßen. Dieſe Parthie hat dann wenigſtens das Gute, daß kein Spieler dem andern in die Karten ſehen kann, was, namentlich bei gewinnſüchtigen Philiſtern, ſehr häufig vorkommen ſoll.

∴ Der langweilige John Bull beſpöttelt das neueſte Bild Vernets, „die Wegnahme der Smalah", ein Kunſtwerk, das der Silberblick der diesjährigen Kunſtausſtellung in Paris iſt. Ein Correſpondent des Athenäums findet in dieſem Gemälde nichts weiter als eine ungeheuere Satire auf die Siege der franzöſiſchen Waffen in Algier. (Schäme Dich, neidiſcher John Bull! Du haſt trotz allem Spötteln keinen Meiſter wie Horace Vernet!)

∴ Der Direktor des Coventgarden-Theaters hat für die Sommermonate eine deutſche Oper verſchrieben. Sein Agent iſt der Mainzer Theaterdirektor Remie. (Glück zu!)

∴ Der „London Charivari" ſagt, die Bibel, auf welche Herr Polk, der neue Präſident der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, ſeinen Amtseid abgelegt habe, ſei, ſehr elegant, in — Negerfell eingebunden geweſen.

Madrid. Einer der auffallendſten Charakterzüge der jungen Königin Iſabella iſt ihre Vorliebe für Bonbons und Süßigkeiten und ihr fortwährendes Naſchen; der ganze Palaſt iſt mit Confectpapieren und Bonbonhüllen beſtreut und die dulces liegen im Sitzungsſaale des Miniſterraths wie ſelbſt auf dem Throne umher. (Beweis, daß Donna Iſabella als Königin gewiß nicht bitter iſt.)

∴ Herr Beauvallon, welcher den Redakteur der Pariſer „Preſſe", Dujarrier, im Duell getödtet, verweilt ſeit Kurzem in unſern Mauern.

Mailand. Die „Fama" berichtet: Am literariſchen Himmel erſcheinen im Laufe dieſes Jahres folgende höchſt intereſſante Phänomene: „Memoiren einer Fliege", „Klagen einer Grille", „Nachtgedanken eines Hundes", „Thränen eines Krokodils" „das Lächeln einer Schlange", „Harmonien eines Raben", „Meditationen einer Nachteule", „Heldenzug eines Haſen", „Monolog einer Elſter", „Beſtändigkeit eines Schmetterlings" und „Reiſenovellen eines abgeſottenen Krebſes". (»Brutus ſagt's und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann!«)

Mannheim. Im Schloßgarten baut man eine große Halle für das große Geſangsfeſt, das in den Pfingſttagen gefeiert werden ſoll.

---

*) Dieſe Nachricht theilt unter vielen andern Blättern auch die „Leipziger Zeitung" mit. Wir für unſern Theil ſind ſehr geneigt, das Ganze für einen Puff, Hoax oder wie man in Frankreich ſagt, für Blague zu halten; das Ganze klingt zu romanhaft; das Unwahrſcheinlichſte an der ganzen Geſchichte iſt die Pointe, daß die Griſi deshalb wahnſinnig geworden ſei. Die Damen vom Theater haben in dieſen galanten Liebesaffairen ein ſo dickes Rhinocerosfell und eine ſo ſtarke Doſis von herzloſer Eigenliebe, daß ſie einer ſolchen Scene wegen nicht gleich wahnſinnig werden. Auch wir könnten ein ähnliches Geſchichtchen erzählen, um zu beweiſen, wie bodenlos gemein manche Theaterprinzeſſin iſt, wüßten wir den Raum unſeres Blattes nicht mit Beſſerem zu füllen.
E. M. O.

München. Der berühmte Violiniſt Antonio Bazzini, nach ſeiner techniſchen Ausbildung nicht nur ein Schüler Paganini's, ſondern auch ein eben ſo großer Meiſter, hat in zwei Concerten furore und — was noch mehr ſagen will — brillante Einnahmen gemacht.

∴ Faſt täglich neue Bücherverbote! (Vergleiche Kaſſel.)

Neapel. Der Graf von Trapani (Bruder des Königs von Neapel), den man mit der Königin Iſabella von Spanien vermählen will, ſoll ſich definitiv gegen dieſe Heirath erklärt haben, weil er — hört, hört! — kein Marionettenkönig ſein wolle. (Gut gebrüllt, Trapani!)

Paris. Die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes (Aumale, Joinville und Sachſen-Coburg) haben frühzeitig das Schloß Neuilly bezogen, um daſelbſt — ihre Entbindung abzuwarten. (Jubile, mein ſchönes Frankreich! Es giebt bald wieder Apanagen . . . Vorſchläge!)

∴ Im Laufe Auguſts ſoll hier, Salongerüchten zufolge, ein Congreß gekrönter Häupter ſtattfinden; man ſagt, daß Louis Philipp zu gleicher Zeit die Königinnen von England und von Spanien und die Könige von Belgien, Neapel und Holland bei ſich ſehen werde.

∴ Einige Departementsblätter klagen ſeit Kurzem über das Beſtehen eines ſchwarzen Cabinets, in dem verdächtige Briefe — wie zur Zeit der Pompadour — erbrochen werden ſollen.

∴ Die Zahl der Mitglieder der Ehrenlegion, die zu Ende des Kaiſerreichs nicht mehr als 30,747 betrug, ſoll jetzt bis auf 49,714 angewachſen ſein.

∴ Bei der letzten Revue der Nationalgarde ließen mehrere Compagnien, als General Jacqueminot vorüber ritt, den einſtimmigen Ruf erſchallen: »Nieder mit den Jeſuiten!« Der General dachte wie Kaſpar im „Freiſchütz“: »So was hört ein Geſcheidter nicht« und — ritt weiter.

∴ Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat durch einen einzigen Zug plötzlich eine große Popularität erlangt. Er hat nämlich dem Sohne des vor Jahren im Duell gefallenen Journaliſten Armand Carrel (der bekanntlich Redacteur des „National“ und eines der ehrenwertheſten Mitglieder der Oppoſition geweſen war) ein Stipendium im College Henri IV. angedeihen laſſen und erklärt, daß der junge Armand mit ſeinem neunten Jahre eintreten kann. Die Univerſität, fügte der Miniſter hinzu, wird ſich einſt glücklich ſchätzen, wenn ſie das Ihrige dazu beitragen kann, ihn des Andenkens würdig zu machen, welches die politiſche Rechtſchaffenheit und das ausgezeichnete Talent ſeines Vaters zurückgelaſſen.

∴ Victor Hugo's Erhebung in den Pairsſtand hat ſelbſt in der Pairskammer allgemeine Theilnahme und lauten Beifall erregt, ein neuer Beweis, wie der berühmte Schriftſteller, trotz aller literariſchen Befehdungen, ſich fortwährend der Gunſt des Publikums zu erfreuen hat. Unter den lebenden Schöngeiſtern Europas iſt Victor Hugo unſtreitig das größte Glückskind, wenn ihm auch an Talent Mancher gleichkommt, Mancher ihn ſogar übertreffen möchte.

∴ Die Formel bei der Pairsernennung Victor Hugo's lautet: »In Anbetracht der Dienſte, welche Herr Victor Hugo, Mitglied der Akademie, dem Staate geleiſtet.«

∴ Die Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Belgien für die Unterdrückung des Nachdrucks der franzöſiſchen Werke in Belgien werden jetzt durch Frankreich ziemlich nachläſſig betrieben, wahrſcheinlich weil es die Gewißheit hat, daß der Nachdruck, aus Belgien verbannt, nach Deutſchland wandern würde(?). Auch ſagt man, das Cabinet der Tuilerien beſtrebe ſich, mit den deutſchen Regierungen einen Vertrag hinſichtlich der gegenſeitigen Anerkennung des literariſchen Eigenthums abzuſchließen, bevor es einwillige, die ungeheure Summe zu zahlen, welche die belgiſche Regierung im Fall der Unterdrückung des Nachdrucks, als Entſchädigung für die belgiſchen Buchhändler, verlangt. (Ein ſolches Anſinnen ſcheint uns von Seiten Belgiens, zart ausgedrückt, höchſt unverſchämt.)

∴ Die Commiſſion der Akademie hat den für das beſte Trauerſpiel ausgeſetzten Preis von 10,000 Francs, auf Vorſchlag des Herrn Villemain (ganz, wie unſer „Charivari“ ſchon vor Monden vorausgeſagt), der Ponſard'ſchen „Lucretia“ zuerkannt. Ein nicht geringer Theil der Stimmen hatte ſich für den „Caligula“ des Herrn Dumas entſchieden; doch hat Ponſard, wie geſagt, den Sieg über alle Concurrenten davongetragen.

∴ Der Verein der dramatiſchen Autoren und Komponiſten hat ſtatutenmäßig ſeine Direktion gewechſelt und an die Stelle der Ausſcheidenden die Herren Spontini, Lebrün, Planard, Langlé, Maſſon und H. Ramond gewählt.

∴ Aubers neuſte komiſche Oper „la Barcarole“ (am 22. April zum erſten Male aufgeführt) hat ſich einen außerordentlich günſtigen Succes errungen. Muſik und

Text (von Scribe) gehen Hand in Hand und bilden ein reizendes Ensemble, das auch in Deutſchland, wo Auber faſt noch wärmere Verehrer als in Frankreich hat, feſten Fuß faſſen wird.

∴ Herr Crosnier hat die Direktion des Theaters der Opéra comique aufgegeben; an ſeine Stelle iſt Herr A. Baſſet getreten.

∴ Das Odeon-Theater hat einen neuen Verſuch, die römiſche Bühne auf ihre Bretter zu verpflanzen, durch die Aufführung des „Eunuchus", von Terenz, gemacht. Die Ueberſetzung in Verſen rührt von Herrn Carré her. Jules Janin läßt es in ſeinem Feuilleton des „Journal des Débats" an beißenden Einfällen darüber nicht fehlen.

∴ Im Théâtre français hat ein neues Trauerſpiel, „Virginie", großen Beifall eingeerntet, ebenſo Dem. Rachel, welche die Hauptrolle geſpielt hat. Der Name des Verfaſſers, Latour de Saint-Ybars, wurde unter ſtürmiſchem Beifall proklamirt.

∴ Auf derſelben Bühne wird ein neues Luſtſpiel, „der Thurm zu Babel", von einem bis jetzt noch unbekannten Dichter, einſtudirt.

∴ „Le Chevalier de Pomponne" heißt ein neues dreiaktiges Luſtſpiel in Verſen, das im Odeon mit großem Beifall aufgenommen wird. Verfaſſer der auch von der Kritik ſehr gerühmten Komödie iſt Mary Lafon.

∴ Meiſter Scribe's neueſtes Luſtſpiel heißt „das Bild".

∴ Herr [illegible], Direktor der italieniſchen Oper, iſt von Hamburg abgereiſt, um Deutſchland und Italien zu durchſtreifen, um in letzterem erſte Soloſänger und im erſtern Choriſten zu rekrutiren, denn erſte Sänger fände er auch in Deutſchland nicht.

∴ Eine neue Revue, die, laut Proſpekt, alle ihre Namensſchweſtern übertreffen ſoll, „la Semaine politique et littéraire", wird mit großem Lärm als bald erſcheinend angekündigt.

∴ Von Adolph Boucher erſcheint eine „dramatiſche und pittoreske Geſchichte der Jeſuiten". Das ganze Werk ſoll aus 80 Lieferungen und 30 Kupfern beſtehen. (Friſch auf, ihr Herren Ueberſetzer!)

∴ Wie die Franzoſen doch zur Erkenntniß kommen! Ein Pariſer Journal ſagt: England hat ſein „verlorenes Paradies", Deutſchland den „Meſſias", Portugal die „Luſiade", Spanien die „Araucana", nur Frankreich hat nichts, oder ſo viel wie nichts — die „Henriade". (Beweis, daß auch Voltaire ſchon aus der Mode iſt!)

∴ Barthélémy giebt ſeit Kurzem eine neue mit ſatyriſchen Holzſchnitten geſchmückte Zeitſchrift, „die neue Nemeſis", heraus. Sie iſt ganz in Verſen geſchrieben und erſcheint monatlich zwei Mal.

Peking. Ein gelehrter Chineſe, der eine rückwärts gehende Locomotive erfunden, hat vom Kaiſer von China, dem Schwager der Sonne, dem Onkel des Mondes und dem Couſin aller Fixſterne, einen Knopf der Auszeichnung und eine blaue Pfauenfeder erhalten.

Peſth. Nach der „Statiſtik Ungarns", von Alexis Fényes, giebt es in Ungarn, mit Einſchluß der Militärgränze, 136,093 adelige Familien, oder, jede Familie zu 4 Perſonen gerechnet, 544,372 adelige Individuen beiderlei Geſchlechts. Die ſämmtliche Volksmaſſe Ungarns, oder 11,178,828 mit 544,372 dividirt, giebt den Quotienten 20; mithin iſt jeder 20ſte Menſch in Ungarn ein Edelmann; alſo übertrifft es in dieſer Hinſicht ſelbſt das adelreiche Polen.

Prag. Profeſſor Franceſconi läßt eine Lebensbeſchreibung des liebenswürdigen Tauſendſaſa Bosco in zwölf Sprachen (deutſch, böhmiſch, engliſch, italieniſch, franzöſiſch, griechiſch, ruſſiſch, ſpaniſch, türkiſch, polniſch, ungariſch und portugieſiſch) erſcheinen. Das erſte Heft führt den Titel „Bosco in Egypten" und bringt auch ſein Bildniß mit der Deviſe: „Je vous trompe, mais je vous trompe honnêtement".

∴ „Oſt und Weſt" ſagt: Ein naiver Recenſent ſchrieb neulich von einer Sängerin, die es gewagt hatte, aufzutreten, ohne ſich ihm vorher ſchriftlich oder perſönlich empfohlen zu haben: »Nach dieſer erſten Rolle zu ſchließen, ſcheint die junge Künſtlerin zwar nicht beruflos; wir wollen aber dennoch unſer Urtheil ſuspendiren, bis ſich ihre Gaben vollſtändig entwickelt haben und ihr, wahrſcheinlich durch die Reiſe, noch belegtes Metall den erwarteten Wohlklang wird vernehmen laſſen. Wir hoffen dies ſchon nach ihrer zweiten Rolle ſagen zu können.« (Gut geſchienen, Mond!)

∴ Zum Benefiz der Dem. Marie Frey, einer hier ſehr beliebten Schauſpielerin, iſt „Eine Ballnacht am Hofe Ludwigs XIV. oder die Marquiſe von Villette", das bekannte Original-Schauſpiel der Madame Birch-Pfeiffer, in Scene gegangen und vom Publikum und Kritik ſehr beifällig aufgenommen worden.

Schwerin. Am 5. April ſtarb hier Madame Friederike Ellmenreich, die als Schauſpielerin wie auch als dramatiſche Schriftſtellerin, namentlich durch Ueberſetzungen einer großen Anzahl italieniſcher Operntexte, ſich auf den deutſchen Bühnen vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Stuttgart. Vor nicht gar langer Zeit brachten einige Journale die Nachricht, daß der Graf Benedetti (früher italieniſcher Sprachlehrer bei Hofe, plötzlich wahnſinnig geworden ſei. Der Unglückliche iſt vor Kurzem, immer noch in der Idee befangen, er ſei König von Italien, in der Anſtalt zu Winnenden geſtorben.

∴ Nikolaus Lenau hat neulich wieder ſein erſtes zuſammenhängendes Gedicht niedergeſchrieben. Mit dem Buchhändler Franckh geht es noch immer nicht beſſer.

Warſchau. Der große und überaus weiſe Czar hat befohlen, daß die polniſchen Juden ihre jüdiſche Tracht ablegen und ſich wie Chriſten tragen ſollen.

∴ In Kurzem wird hier eine Ausſtellung von Gemälden Münchener Künſtler eröffnet werden.

Weimar. Der Geheime Hofrath Dr. Riemer (Sylvio Romano) hat den Falkenorden erhalten. (Halleluja!)

∴ Herr Hofrath Eckermann, den die gute Gräfin Hahn-Hahn einmal „Goethe's Pudel“ genannt, hat einen Ruf nach Hannover erhalten, um dort Vorleſer des Kronprinzen zu werden. (Gratuliren!)

Wien. Herr Wilhelm Marſano, Verfaſſer der „Helden“ und einiger andern Bühnenſtücke, iſt von Wien, wo er eine Zeitlang als Grenadier-Major geſtanden hat, zum Oberſt-Lieutenant befördert und nach Mailand verſetzt worden.

∴ Mehrere Blätter haben das on dit verbreitet, Signor Donizetti werde nach Berlin gehen, um Meyerbeer von ſeinem Poſten abzulöſen; das Gerücht iſt aus drei Gründen falſch: 1) iſt Donizetti lebenslänglich mit einem Jahrgehalte von 4000 Gulden Conv.-Münze engagirt, für die er blutwenig oder gar nichts zu thun hat; 2) verſteht er nicht viel Deutſch*) und 3) iſt es in Wien doch etwas angenehmer als in Berlin.

∴ Am 23. April iſt der k. k. Oberſtkämmerer und Hoftheater-Intendant Graf Rudolf von Czernin in nicht ganz vollendetem 88ſten Lebensjahre geſtorben. Als muthmaßlichen Nachfolger nennen Einige den Fürſten Dietrichſtein, Andere den Fürſten Lobkowitz.

∴ Deinhardſteins neueſtes Schauſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten“ hat im Hofburgtheater eine günſtige Aufnahme gefunden. (Nächſtens mehr davon!)

∴ Daſſelbe Theater hat ein fünfaktiges Drama von Adam Kaltenbrunner, betitelt „Ulrike“, angenommen.

∴ Herr von Bauernfeld hat zwei neue Converſations-Luſtſpiele, und Herr Grünau eine dreiaktige Comödie, „die Baſe aus der Reſidenz“, geſchrieben.

∴ Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ iſt bei Strafe von 40 Gulden für jede Nummer von Dem, bei welchem ſie gefunden wird, verboten worden.

∴ Durch das von Mechetti herausgegebene Beethoven-Album iſt dem Denkmalfond in Bonn die bedeutende Summe von 1300 Thalern zugefloſſen.

Würzburg. Zum diesjährigen Geſangsfeſte haben ſich bereits über tauſend fremde Sänger angemeldet. Die neu zu erbauende Feſthalle wird für 1200 Sänger und 5000 Zuhörer Raum bieten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Leben Wallenſteins, Herzogs von Friedland, ſpielt die Zahl Sieben eine ominöſe Rolle; faſt alle Daten ſeiner unglücklichen Unternehmungen enden, die ſich oder addirt mit der Zahl 7. Hier nur die wichtigſten Momente: Sein Geburtsjahr iſt 1583, addirt 17; ermordet wurde er im Jahre 1634, addirt 14, alſo doppelt 7, ja es geben beide Hälften dieſer Zahl die Zahl 7 — nämlich 16 und 34. Dieſer Mord wurde am 25. Februar verübt; 25 giebt wiederum 7; ja ſogar der Monatsname Februar hat 7 Buchſtaben; er erreichte ein Alter von 52 Jahren, abermals 7, und um 7 Uhr Abends, an ſeinem Todestage, mordete man ſeine beſten Freunde hin. Nebenbei ſei auch bemerkt, daß die Namen Butler und Ottavio (da der Piccolomini zwei geweſen ſind, entſcheidet der Vorname) jeder aus 7 Buchſtaben beſteht. (Oſt und Weſt.)

— Der Abbé Claude de Marolles theilt in ſeiner Ueberſetzung Martials eine Liſte jener Weine mit, die zu ſeiner Zeit der Ruhm Burgunds geweſen ſind und nennt dieſelben in folgender Reihe: der Wein von Auxerre, von Beaune, Coulanges, Joigny, Ranci, Vermanton mit Tonnerre. Die erſte Notabilität der Burgunderweine iſt der Clos-Vougeot, ein Weinberg, der noch vor einigen Jahren Eigenthum des bekannten Lieferanten Ouvrard geweſen iſt.

C. M. O.

---

*) Was ſchadet das? Hat denn Spontini Deutſch verſtanden?

— Michel Knecht, der um das Jahr 1452 zu Erfurt als Hausknecht im Gaſthauſe zum „ſilbernen Schwan“ in Erfurt florirt hat, ſoll der Erfinder des Stiefelknechts ſein. Da der Arme den ſchmutzigſten Fremden die Stiefel ausziehen mußte, brachte ihn ein jahrelanges tiefes Nachdenken auf jene koſtbare Erfindung, die ſeinen Namen verewigt hat. Er ſelbſt genoß nicht lange die Früchte ſeiner Erfindung, denn ſchon 1454 ſtarb er in der Blüthe ſeines Alters, ein Opfer ſeines frühern Berufs an einer hernia inguinalis, und liegt in Erfurt begraben. Armer Michel! Heil Dir u. ſ. w.

— Die chineſiſche Jugend beſitzt ein Schulbuch, welches „Jugendunterricht in Verſen“ betitelt, von einem Tſchoang juen, d. h. von einem Gelehrten, der die höchſte Stufe der Wiſſenſchaft erreicht hat, verfaßt iſt. Das ganze Buch, eine Art chineſiſcher Fibel, beſteht aus 34 Strophen, wovon jede 4 Verſe und jeder 5 Wörter enthält. Weit entfernt, unſern Leſern zuzumuthen, alle 34 Strophen zu genießen, erlauben wir uns, ihnen blos eine einzige daraus vorzulegen, alſo lautend:

„O kleiner Junge, fleißig, fleißig lerne,
Literatur allein wird Dich erheben,
Am Hofe glänzen reich geſchmückte Sterne —
Die Männer, die der Wiſſenſchaft ergeben.“

(Paßt das nicht eben ſo gut auf manchen unſerer großen Jungen???)

Treffer und Nieten.

* Dem Herausgeber eines blos durch ſeine vielen Druckfehler berühmt gewordenen Kalenders wurde der Rath ertheilt, ein Druckfehler-Verzeichniß nachzuliefern. Er folgte und die Leſer erhielten ein „Druckfehler-Zerveichniß“. (Anekdotenjäger.)

* General Foy ſagte einſt: »Der Jeſuitismus iſt ein Degen, deſſen Griff in Rom und deſſen Spitze überall iſt.«

Zur Notiz.

In Nummer 110 des „Charivari“ hatte ich mir die Erlaubniß genommen, Herrn Henri Blaze, einen Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“, eines Plagiats anzuklagen, deſſen er ſich gegen mich und die von mir verfaßte Novelle „Roſſini“ im dritten Jahrgange meines „Narren-Almanachs“ ſchuldig gemacht. Herr Blaze muß ein ſehr eifriger Leſer und Abſchreiber meines Taſchenbuches ſein, denn eben finde ich in einem Aufſatze über Tieck, einem Bruchſtücke aus deſſen „Reiſe ins Freiſchützland“ (abgedruckt in der Beilage zu Nummer 66 des „Geſellſchafters“) eine Stelle, welche wörtlich aus meiner Novelle „Maglibechi“ im erſten Jahrgang des „Narren-Almanachs“ abgeſchrieben iſt. Dieſe Stelle lautet:

„Narren-Almanach für 1843“, Seite 12:	Henri Blaze in der „Revue des deux mondes“:
Sage mir, heißt ein alter Grundſatz, welches Buch er lieſt, und ich ſage Dir, was für ein Menſch er iſt. Alexander der Große las täglich Homers „Odyſſee“, Karl V. den Thucydides, Heinrich IV. den Plutarch, Chriſtine von Schweden den Seneca und Lucan, Türenne und Karl XII. den Quintus Curtius, Friedrich der Große den Xenophon, Katharina II. den Tacitus und Napoleon den Machiavell.	Ein alter Spruch ſagt: Sage mir, welches Buch Du lieſeſt, und ich will Dir ſagen, wer Du biſt. Alexander der Große las täglich den Homer, Karl V. den Thucydides, Heinrich IV. den Plutarch, Chriſtine von Schweden den Seneca und Lucan, Türenne und Karl XII. den Quintus Curtius, Friedrich II. den Xenophon, Katharina II. den Tacitus und Napoleon den Machiavell.

Es iſt doch in der That höchſt merkwürdig, daß Herr Henri Blaze mit mir dergeſtalt übereinſtimmt, daß er ganz dieſelben Einfälle hat, nur drei Jahre ſpäter. Das Plagiat iſt an und für ſich ganz unbedeutend, doch beweiſt gerade dieſe Zuſammenſtellung, mit welcher Vorliebe er meinen „Narren-Almanach“ auszieht.

E. M. O.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

.137. Leipzig, 14 Mai 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganz. Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhand-
lungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein kleiner Spaß.

Novellette von A. Mödinger.

Es giebt Leute, bei denen es zur Leidenſchaft geworden iſt, ſich bei
r Gelegenheit einen kleinen Spaß zu machen, wie ſie es nennen. In
Regel aber beſitzen dieſe kleinen ſpaßhaften Leute durchaus nicht jenes
igante Talent, welches zur Befriedigung dieſes Gelüſtes gehört, und oft,
n ſie ſich noch voll Vergnügen die Hände reiben und auf die Entwickelung
s kleinen Spaßes warten, nimmt dieſer eine ſo unerwartete Wendung,
ſie ſelbſt das Opfer ihrer Intrigue werden. In ſolchen Augenblicken
en dieſe Leute eines der ergötzlichſten Schauſpiele dar, das ſich nur mit
komiſchen Bilde vergleichen läßt, welches ein Sonntagsjäger giebt, der
ſeinem Eifer den eigenen Hund ſtatt eines Haſen erſchoß.

Ich beabſichtige, dem Leſer einen ſolchen kleinen Spaß mit falſcher
wickelung zu erzählen und ſchicke dieſe Worte voraus, damit er mit mir
rechten Zeit über den verdutzten Helden meiner Geſchichte lachen kann.

I.

Es war Maskenball in Krolls Wintergarten. Die eleganten Räume
den Tauſenden bunter Masken boten einen reizenden Anblick dar. Die
chtigen Lüſtres ſtrahlten eine feenartige Helle aus; die rauſchende Muſik
erte zum Tanze auf; man folgte dieſer Einladung und raſ'te im wildeſten
po dahin, während in den Nebenſälen auf den ſammetnen Divans manch
liches Geſpräch geführt, manche ſeidene Maske gelüftet wurde, die man
gerade genug verſchob, um eine ſchneeweiße Stirn und ein Paar ſchwarze,
ige Augen zu ſehen.

In einer der kleinſten Logen, die den Königsſaal in der Höhe rings-
m einfaſſen, ſaßen zwei junge Damen, welche Jemanden ſehnlich zu er-
ten ſchienen. Sie trugen Beide zwei von den einfachen, weißen, mit Pelz
rämten Camails, welche bei den Damen die Stelle der Dominos erſetzen,
man konnte ſie nur an der Größe und der Verſchiedenheit ihres Haares
rſcheiden.

Die anſcheinend jüngere von ihnen, unter deren ſchwarzer Sammetmaſke ſich ein reicher Schatz blonder Locken hervordrängte, ſaß auf einem kleinen Sopha im Hintergrunde der Loge, wo ſie ſich damit beſchäftigte, ihren Fächer in einem fort unmuthig auf- und zuzuſchlagen, eine Bewegung, unter welcher er beträchtlich zu leiden ſchien.

Dagegen ſaß die andere Maſke, welche breite kaſtanienbraune Flechten trug, dicht an der Baluſtrade der Loge, auf deren rothe Sammeteinfaſſung ſie nicht unabſichtlich ihren weißen, vollen Arm gelegt hatte. Sie ſah in den Trubel des Balles hinunter, wo ihr Auge bald dieſer, bald jener Maſke folgte, während ſie ihrer Begleiterin von Zeit zu Zeit ihre Bemerkungen mittheilte.

— Komm' ſchnell her, Louiſe! ... ein ſchwarzer Domino, der wunderſchön die Polka tanzt ... er iſt jetzt eben bei der allerliebſten Tour.

— Ich mag nicht, antwortete die Lockige unmuthig.

— Wenn er nur eine beſſere Dame hätte, ſagte die Andere halblaut.

— Ich bin ſo ärgerlich, fuhr die Jüngere fort, daß ich kaum mehr weiß, was ich thue. Es iſt mir aber auch Alles recht! Wenn er nun nicht bald zurückkommt, dann gehen wir hinunter in den Saal und tanzen mit dem erſten beſten Herrn, der uns auffordert. Dann mag mein Gemahl ſehen, wo er uns wieder zu ſehen bekommt.

— Es wäre aber doch hübſch, wenn er mit dem Herrn, den er uns vorſtellen wollte, käme; ich hätte dann doch auch einen Begleiter und brauchte nicht erſt zu warten, bis ſich ein Fremder meiner erbarmt.

— Du weißt recht gut, daß Du nicht nöthig haſt, an das Erbarmen der Herren zu appelliren und ich auch nicht, darum ſehe ich auch gar nicht ein, warum wir hier Tanz auf Tanz verſäumen wollen, weil es dem Herrn Gemahl nicht gefällig iſt, zu mir zurückzukehren.

— Ich bin ganz Deiner Meinung, antwortete die Größere; vielleicht käme der ſchwarze Domino und forderte uns auf. Er iſt gewiß ein Officier, er hat ſo etwas Nobles ...

— Wenn der Tanz zu Ende iſt, gehen wir hinunter ...

— Und laſſen uns engagiren ...

— Und tanzen den ganzen Abend ...

— Ohne uns um Deinen Mann zu kümmern ...

II.

Während ſich hier zwei weibliche Mächte gegen den Gemahl der einen verſchworen, ſtanden unten in einem der Speiſezimmer zwei Herren bei einer Flaſche Chateau Lafitte, welche ihnen ganz vortrefflich zu munden ſchien. Der eine dieſer Herren ſtak in den Kleidern eines Spaniers, welche ihm ganz närriſch ließen, denn er war klein und beſonders korpulent, weshalb er dem Auge einen kurzen, aber in ſich nicht wenig ausgedehnten Raum darbot. Der, mit welchem er ſprach und trank, hatte dagegen einen von jenen farbigen Dominos erwählt, welche verurtheilt ſind, alljährlich möglichſt viel Maſkenbälle mitzumachen, und welcher ſeine Pflicht bis jetzt treu erfüllt zu haben ſchien, was er durch zahlreiche Weinflecke, zugenähte Riſſe und Löcher nöthigen Falls beweiſen konnte. Der jetzige Inhaber dieſes gemietheten Dominos war übrigens ein ſehr praktiſcher junger Mann, denn er ſchlürfte ſeinen Rothwein vermittelſt einer Federboſe, weil er ſeine Maſke aus Verſehen mit einem

Knoten zugeſchürzt hatte, deſſen Löſung er unverſucht laſſen mußte, weil das eine Band dieſen Experimenten vielleicht gänzlich unterlegen wäre.

Abgeſehen davon, daß dieſe Herren keinen Platz zum Sitzen erhalten konnten und daher ihren Wein ſtehend austrinken mußten, waren ſie ſehr guter Laune und lachten herzlich über einen Scherz, welchen der kleine Spanier ſoeben erzählt hatte und der Beiden, beſonders dem Erzähler, ausnehmend zu gefallen ſchien.

— Ja, ich ſage Dir, fuhr der Spanier fort, nachdem er ſich von einem kleinen Lachkrampf erholt hatte, es wird ein ganz vortrefflicher Spaß werden ... ein ganz famoſer Spaß! Sie kennt mich keines Falls wieder ... ich habe mich ſehr ſchlank gemacht ... und nun werde ich ihr die Cour machen ... ich werde zu ihr ſagen: Schöne Dame ... und wenn ſie ſpäter in dem liebenswürdigen Spanier ihren Mann erkennt, der ſie im apfelgrünen Domino verlaſſen hat, ... ha! ha! ... ich ſage Dir, es wird ein prächtiger Spaß werden.

— Ha! ha! lachte der Andere, ein ganz herrlicher Spaß ... ha! ha!

— Meine Sprache müßte ich natürlich verſtellen, fuhr der Spanier fort, aber das thut nichts; ich werde ein paar Töne höher ſprechen, das wird ſich als Spanier ſehr gut machen.

— Gewiß, antwortete der Domino und ſetzte ſeine Federpoſe an, um ein Glas Rothwein aufzuſchlürfen.

— Und dann, fuhr der kleine Spanier fort, indem er ſich den Reſt des Rothweins in ſein Glas goß, iſt es gleich eine gute Art und Weiſe, zu erfahren, wie meine Frau die Huldigungen fremder Männer aufnimmt. Ich bin zwar gewiß, daß ſie mir treu iſt, aber es iſt doch hübſch, ſich von Zeit zu Zeit Beweiſe davon zu verſchaffen.

— Wie aber, wenn Du zufällig einen Beweis vom Gegentheil erhielteſt? fragte der Andere.

— Wie? ... Du meinſt, es wäre möglich ...

— Daß ſie den liebenswürdigen Spanier in der That liebenswürdig findet ...

— Wahrhaftig, Du haſt Recht! ... Wie aber würde ich mich dabei zu benehmen haben? Ich bin in der That zweifelhaft, ob ich mich darüber ärgern oder freuen werde. ... Hm! hm! das iſt eine verteufelte Geſchichte!

— Aber, Menſch! ich begreiſe Dich nicht, lachte der Domino; ich habe Dich immer für eitel gehalten, und Du biſt es wahrhaftig nicht. Wenn Deine Frau Dich ſelbſt noch in der Verkleidung liebenswürdig findet, dann iſt es ja der ſicherſte Beweis, daß ſie Dich fürchterlich liebt, daß eine förmliche Sympathie zwiſchen Euch herrſcht! — Sie weiß ſich nicht zu erklären, welches Intereſſe ihr der unbekannte Spanier einflößt, aber ſie erklärt es ſich endlich doch, als ſie ſieht, daß es ihr geliebter Moritz iſt.

— Wahrhaftig, mein Junge, Du haſt Recht! ruft der Spanier; Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich darf mich darüber freuen, wenn ſie mich liebenswürdig findet.

Der liebenswürdige Spanier ſprach dies mit einer ungeheuern Selbſtzufriedenheit aus, indem er ſich maleriſch in ſeinen Sammetmantel hüllte.

In dieſem Augenblick wurden an einem Tiſche, in deſſen Nähe ſie ſtanden, ein paar Plätze frei.

— Verflucht! rief der Domino aus; nun, da wir keinen Wein mehr haben, iſt Platz zum Sitzen da.

— Das iſt ſehr dumm, meinte der Spanier. Ich dächte, wir tränken noch ein Fläſchchen? Ich habe verteufelten Durſt, und auch Dir wird es bei dem Kampfe, den Du beſtehen willſt, zu Statten kommen, wenn Du ein wenig lebhafter als gewöhnlich biſt.

Der kleine Spanier, der noch unter dem wohlthätigen Einfluß der Schmeichelei ſtand, welche ihm der Domino geſagt hatte, wies den Vorſchlag nicht zurück

— Marqueur! eine Flaſche Champagner! rief der Kleine aus, nachdem ſie ſich geſetzt hatten. — Ich darf wohl als ſpaniſcher Grand nicht ſo viel Rheinwein trinken, wandte er ſich zu ſeinem Freunde; er iſt doch zu gewöhnlich.

— Du biſt unwiderſtehlich! antwortete der Domino; ich prophezeihe Dir bei Deinem Abenteuer den glänzendſten Erfolg.

— Ich glaube ſelbſt, es wird gut werden, erwiderte der Spanier wohlgefällig lächelnd; es wird ſehr gut werden, und er ſchenkte die Gläſer voll, nachdem er als echter Vollblut-Philiſter den ganzen Saal durch den Knall des Champagners erſchreckt hatte.

Der Sillery that ſeine Wirkung. Nachdem die halbe Flaſche geleert war, ſprudelte der Spanier von Witz und Laune; wenigſtens lachte der ganze Tiſch, wenn er ſprach, was er ſehr laut that. Er gehörte zu den Leuten, welche beim Trinken ſehr wenig vertragen können, obgleich ſie es mit Jedem aufzunehmen meinen. Er befand ſich auf ſeinem Stuhl, den er in einer beſtändig kippenden Bewegung hielt, ſehr wohl und dachte mit Vergnügen an die Ausführung ſeines kleinen Spaßes, welche immer näher rückte.

III.

Kehren wir zu den Damen in der kleinen Loge zurück, welche ungefähr um dieſelbe Zeit den Entſchluß faßten, nur noch bis zum Ende des Tanzes auf den Mann der Jüngeren zu warten.

— Siehſt Du ihn denn nicht unter den Tanzenden? fragte die Jüngere, welche noch gar nicht in den Vordergrund der Loge getreten war.

— Nein, erwiderte ihre Freundin, ich ſehe mir bald die Augen aus, ohne ihn zu finden ... er iſt aber auch ſo klein ...

— Ja, er iſt ſehr klein, ſagte die Jüngere mit einem vielſagenden Seufzer.

— Und doch iſt er ſeiner Korpulenz wegen ſchwer zu überſehen ...

— Jawohl, er iſt ſehr korpulent, war die Antwort, welche ein noch tieferer Seufzer begleitete.

Jetzt war der Tanz zu Ende. Die Herren führten ihre Tänzerinnen nach den Sitzen zurück, wodurch ein fürchterlicher Lärm entſtand.

— Jetzt gehen wir hinunter, ſagte die Aeltere und trat an einen Spiegel, um ihre Toilette zu muſtern.

— Ja, ich warte nicht länger, antwortete die Jüngere und erhob ſich ebenfalls ... komm', Agathe.

— Wie, ſchöne Masken, ſcholl eine dünne Stimme aus dem Hintergrund der Loge; Sie wollen dieſen reizenden Schlupfwinkel verlaſſen, in dem Augenblick, wo wir herkommen, um die Annehmlichkeit Ihrer Geſellſchaft zu genießen? Das wäre barbariſch!

— Wir haben Sie nicht erſucht, heraufzukommen, mein Herr, antwortete die jüngere Dame ernſt, während ihre Freundin erſchreckt ein paar Schritte zurücktrat. Die junge Dame würde in jedem andern Augenblick recht herzlich über den kleinen, dicken Spanier, der ſich durch ein Bündel großer, mächtiger Federn vergebens größer zu machen geſucht, gelacht haben. Aber gerade jetzt machte er einen weniger komiſchen als unangenehmen Eindruck auf ſie, da er ſie unwillkürlich an ihren pflichtvergeſſenen Mann erinnerte.

— Sie haben uns nicht gebeten heraufzukommen, ſchöne Dame, ſagte er, während er einen graziöſen Pas vorwärts machte; ganz recht ... das thaten Sie nicht. Aber unſer Herz zog uns zu Ihnen und ich fühle mich zu glücklich in Ihrer Nähe, um dieſelbe nicht ſo lange als möglich zu genießen.

Man erinnere ſich, daß der liebenswürdige Spanier Champagner getrunken und daß er ſich bei Tiſche auf ſeinem gepolſterten Stuhle ſehr wohl gefühlt hatte. Nicht ganz ſo war es jetzt mit ihm. Er hatte etwas von dem Gange der Ente angenommen, denn ſein dicker Oberkörper ſchwankte hin und her, wodurch die Füße in eine allzu ſchnelle Bewegung kamen und ſich oft in einander verwickelten. Die zierlichen Worte, welche der kleine Spanier ſprach, folgten keineswegs ſo ſchnell auf einander, als man vielleicht glaubt; ſie wurden vielmehr faſt einzeln ausgeſtoßen, wobei es auch vorkam, daß eins oder das andere ſich öfter als ein Mal hören ließ. — Das Alles ſetzte die eine der jungen Damen ebenſo ſehr in Furcht, als es die andere empörte.

— Ich wiederhole, fuhr die Jüngere fort, daß wir Ihre Geſellſchaft nicht gewünſcht haben, mein Herr, und daß wir dieſelbe deshalb verlaſſen wollen.

— Verlaſſen, ſeufzte der dicke Spanier; verlaſſen? ... Schöne Dame, das iſt grauſam, und ich werde das durchaus nicht dulden ...

Dabei poſtirte er ſich vor die Logenthür.

— Mein Herr! Sie werden uns jene Thüre öffnen, oder ich fange an zu ſchreien, daß der ganze Saal zuſammenläuft, rief die junge Dame.

Ich muß hier noch eine Anmerkung einſchalten. Der dicke Spanier hatte einen Rauſch, wie ich dem Leſer erzählt habe. Dieſer Rauſch ließ ihn ſeine Rollen verwechſeln. Er war auf der einen Seite der Gemahl der jungen Dame, während er auf der andern einen Fremden vorſtellte. Dieſe Verſchiedenheit des Charakters bedingte zwei verſchiedene Arten des Betragens. Bisher glaubte er als Fremder höflich gehandelt zu haben; als ſeine Frau jedoch Miene machte, zu ſchreien, glaubte er durch ſein Recht als Gatte vertraulich werden zu dürfen.

— Schreien? ... ſchreien, ſchöne Maske? ſagte er lachend; das könnte man allenfalls verhindern, ... man müßte ... dieſen anſcheinend niedlichen Mund zuhalten.

Die junge Dame machte jetzt ernſtlich Miene, um nach Hilfe zu rufen, aber der dicke Spanier war ihr zuvorgekommen. Er hatte ſie mit dem rechten Arm umfaßt, während er ihr mit der andern Hand den Mund zuhielt. Aber die junge Dame ſtand feſter auf den Füßen, als er; ſie riß ſich los, eine ſchallende Ohrfeige ſaß auf der Wange des liebenswürdigen Spaniers und die Damen waren verſchwunden.

IV.

Der kleine Spaß hatte eine überraſchende Wendung genommen, denn die Ohrfeige der jungen Dame war ſo ſtark geweſen, daß der dicke Spanier auf das Sopha niederſank, nachdem ſeine Maske in einen Winkel der Loge gefallen war. — Der Domino, welcher bis jetzt ein ſtummer Zeuge des ganzen Vorganges geweſen war, brach in ein ſchallendes Gelächter aus, als er auf den verdutzten Spanier blickte, der ihn ſeinerſeits mit Mondſucht ähnlicher Starrheit anſah.

— Donnerwetter! lachte er, der kleine Spaß iſt doch anders geworden, als wir geglaubt hatten.

— Ja, ganz anders! ſtammelte der Spanier, indem er nach ſeiner beleidigten Wange griff. Aber ſage mir 'mal, wie war denn das eigentlich? Wer hat mir denn die Ohrfeige gegeben?

— Wer ſonſt als Deine Frau? antwortete der Domino, welcher noch immer nicht zu ſich kommen konnte.

— Aber das iſt ja fürchterlich, fuhr der Spanier fort, daß einem ſeine eigene Frau eine Ohrfeige giebt, weil man ſie umarmen will ... das iſt ja ganz infam ...

— Aber Menſch! rief ſein Freund aus, kannſt Du ihr denn das übel nehmen? ... Ich glaube, der Champagner iſt Dir in den Kopf geſtiegen? Konnte ſie denn wiſſen, daß Du ihr Mann ſeiſt? ... Konnte und durfte ſie es dulden, daß ein wildfremder Menſch ſie umarmte?

— Wahrhaftig, ſagte der Spanier, nachdem er ſich eine Weile beſonnen hatte, Du haſt Recht ... ſie konnte es nicht dulden. Dieſe Ohrfeige iſt gewiſſermaßen ein Beweis ihrer Treue, ... ich darf darauf ſtolz ſein ...

— Ohne Zweifel ... ſehr ſtolz, unterbrach ihn ſein Freund; es war eine Ohrfeige, die Deiner Frau alle Ehre macht.

— Alle Ehre, ... das iſt der richtige Ausdruck, ganz Recht, alle Ehre. Es mir ordentlich lieb, daß es ſo gekommen iſt, denn ich wäre am Ende doch eiferſüchtig geworden, wenn ſie mich, oder vielmehr den Spanier, liebenswürdig gefunden hätte.

— Gewiß, Du kannſt Dich glücklich ſchätzen, daß es ſo gekommen iſt. Viele Männer werden Dich um dieſe Ohrfeige beneiden, und mit Recht, denn eine Frau, welche einen Herrn ſo ſtraft, nur weil er einen Arm um ihre Taille legt und gar auf einem Maskenballe, iſt in unſern Tagen ein wahrer Schatz.

— Wenn ſie nur nicht ſo fürchterlich zugeſchlagen hätte, ſagte der glückliche Spanier, während er ſeine Maske ſuchte.

— Das beweiſt ja eben die Stärke ihres Unwillens ...

— Richtig. Halt ... da iſt meine Maske.

Er ſtellte ſich vor den Spiegel, der ihm eine ſehr rothe und eine ſehr blaſſe Wange zeigte, denn der liebenswürdige Spanier hatte ſich doch ein wenig erſchreckt. Nachdem er ſeine Maske wieder vorgebunden hatte, gingen ſie in den Saal hinunter, um die Damen aufzuſuchen. Sie fanden ſie bald und der dicke Spanier hatte die Freude, ſeine Frau mit einem rothen Domino tanzen zu ſehen, mit dem ſie ſehr vertraulich ſcherzte und lachte.

Gern hätte er dies Verhältniß gleich geſtört, aber der Arme hatte Furcht vor einer zweiten Ohrfeige und mußte deshalb bis zur Demaskirung warten, wo endlich die Erkennungsſcene vor ſich ging.

Der dicke Spanier glaubte den Beleidigten ſpielen zu dürfen, aber er irrte ſich gewaltig. Nachdem ſeine Frau fürchterlich darüber gelacht hatte, daß die Ohrfeige ihn getroffen, ſagte ſie ihm, daß dieſe an den rechten Mann gekommen ſei, erſtens für die Unhöflichkeit, fortzulaufen, zweitens für ſeine ewigen dummen Witze, welche ihr fürchterlich langweilig wären.

Der Spanier ſchluckte die bitteren Pillen gehorſam hinunter, und wenn man der halb reuigen, halb ärgerlichen Miene trauen darf, welche er dabei machte, faßte er den heilſamen Vorſatz, für's Erſte ſich keinen „kleinen Spaß“ wieder zu erlauben.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Leipziger Bühne.

In die friedlichen Annalen der Geſchichte des hieſigen Stadttheaters, um das ſich unſer Blatt — die auswärtigen Leſer werden uns dafür Dank wiſſen — bis jetzt nur ſelten oder gar nicht bekümmert hat, iſt ein Ereigniß einzutragen, das einen unfriedlichen, ja ſogar peinlichen Charakter hat. — Wir müſſen bis auf den Punkt zurückgehen, wo Herr Dr. Schmidt, ein in jeder Beziehung höchſt achtbarer Mann, die Leitung dieſer Bühne übernommen. Gleich beim Antritt des neuen Regime hatten wir das Bedenken geäußert, daß der neue Direktor ſeine Unternehmung, die einzig und allein auf die Theilnahme des Publikums angewieſen iſt, in einem viel zu großen Maßſtabe angelegt und dadurch die Anſprüche und Erwartungen Leipzigs auf eine Höhe hinaufgeſchraubt hatte, auf der ſie ſich, wie vorauszuſehen war, nicht lange behaupten konnte. Unſere Befürchtung hatte ſich leider früh genug beſtätigt. Von den urſprünglich engagirten Mitgliedern waren ſchon nach wenigen Monaten die Tenore Klein und Lehmann, von denen der Erſte ſich durch eine koloſſale Stimme, der Letzte durch ein ſehr tüchtiges Spiel ausgezeichnet hatten, der jugendliche, freilich noch nicht ganz reiſe Heldenſpieler Andrée, der vielſeitig brauchbare Bariton Eicke, der ſehr wackere und ungemein fleißige Charakterdarſteller Bergmann und deſſen Frau, eine ſehr angenehme Anſtandsdame, entlaſſen worden, wodurch Schauſpiel und Oper einen unangenehmen Riß bekommen hatten. Rechnet man hinzu, daß die Primadonna Meyer, ein mit Recht allgemein beliebtes Mitglied, die erſte jugendliche Liebhaberin Baumeiſter, eine ſehr gern geſehene Erſcheinung, Dem. Bernhardt, eine vielbegabte Anfängerin, die mehr urſprüngliches Talent als manche alte routinirte Schauſpielerin beſitzt, und Herr Kapellmeiſter Netzer, ein guter Chordirigent, gekündigt haben, und daß außer dieſen noch zwölf bis vierzehn Mitgliedern — von denen wir nur den Kapellmeiſter Lortzing, die beiden Baſſiſten Pögner und Ulram und den Heldenſpieler Marder nennen — vor Kurzem — Niemand weiß, weshalb? — gekündigt worden, ſo wird Jeder von ſelbſt einſehen, daß das Anfangs überreiche Perſonale jetzt dergeſtalt zuſammengeſchrumpft iſt, daß vom alten, aber kurzen Glanze nur noch ſehr wenige Strahlen übrig bleiben. Unſer Publikum, bekannt durch ſeine treue Anhänglichkeit an Künſtlern, die dem hieſigen Theater, ſchon unter der frühern Direktion, ihre Blüthenzeit und ihre beſten Kräfte geopfert, hatte, nachdem die unerwartete Kündigungs-Ordonnanz vom 1. Mai bekannt geworden war, namentlich für Herrn Lortzing, das bedeutendſte Talent, den größten Nimbus unſerer Bühne, und für Herrn Berthold, der, ganz abgeſehen davon, daß er ein Familienvater von acht Kindern, ſeit zwölf Jahren einer der erſten Lieblinge unſeres Publikums iſt, ſogleich Partei genommen und ſich mit Recht gefragt, welchem Einfluß es zuzuſchreiben ſei, daß namentlich dieſe beiden Lieblinge von unſerer Bühne, der ſie bisher zur Ehre und Zierde gereicht, nunmehr entfernt werden ſollten. Im Publikum hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Oberregiſſeur Marr die geheime Triebfeder all' dieſer Kündigungen ſei, daß er zu Gunſten des Schauſpiels die Oper unterdrücken wolle und ſeine Stellung, einzelnen Mitgliedern gegenüber, zum Nachtheile des Ganzen mißbraucht habe. — Am vergangenen Sonntag, bei der Vorſtellung von „Kabale und Liebe“, wurde Herr Marr, aus den oben angedeuteten Gründen, mit Eclat ausgepfiffen, worauf er in einem Tone, der, wie Manche behaupten wollen, nicht allzubeſcheiden geweſen ſein ſoll — wir ſelber referiren nur vom Hörenſagen — vom Publikum quaſi Rechenſchaft verlangte, warum man ihn ausgepfiffen? Wenn auch Viele der Anſicht ſind, daß das Publikum einem Schauſpieler darüber, daß es ihm ſein Mißfallen zu erkennen giebt, eigentlich gar keine Rechenſchaft ſchuldig ſei, ſo können wir, für unſern Theil, uns dieſer Anſicht ſchon aus dem Grunde nicht anſchließen, weil wir der Meinung ſind, daß jedem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung zuſtehe. Daß dies auch die Anſicht des größern Theils des Publikums geweſen, geht ſchon daraus hervor, daß es von ſeiner Macht keinen Mißbrauch gemacht und dem Ausgepfiffenen die Gründe des geäußerten Mißfallens zu erkennen gab. Herr Marr desavouirte alle Punkte der Anklage und citirte, in Bezug auf die Oper, Herrn Stürmer, der ihm natürlich Recht geben mußte. Gleich darauf erſchien — ungerufen! — der Direktor in eigener Perſon und erklärte dem Publikum, ziemlich frei und unumwunden, daß die vorgenommene Reorganiſation der Bühne durchaus nothwendig ſei, daß das Publikum den Erfolg der neuen Acquiſitionen zuvörderſt abwarten und ſich vorläufig in die innern Geſchäftsangelegenheiten nicht einmiſchen möge!!! Ganz abgeſehen von der Frage, ob das Publikum, welches die Bühne unterhält, wirklich kein Recht beſitze, in dieſem Punkte mitzureden, wollen wir — weder Freund noch Feind unſeres Theaters — uns nur eine kleine, durchaus harmloſe Bemerkung erlauben.

Die officielle Lobpoſaune unſeres Theaters hat uns im „Tageblatt" ſo oft in die Ohren geſchrieen, daß Leipzig mehr als je Grund habe, mit den bisherigen Leiſtungen der Bühne vollkommen zufrieden zu ſein; ſie hat bei jeder Gelegenheit wiederholt, daß unſere Stadt jetzt ein ſo wohlorganiſirtes Theater, ein ſo ausgezeichnetes Enſemble beſitze, daß Viele ſchwach genug geweſen ſind, Manches, was ſehr übertrieben war, für blanke Wahrheit hinzunehmen. War unſer Theater bisher wirklich ſo vortrefflich geweſen, daß es ſelbſt das Berliner und Dresdener verdunkeln konnte (!), war das vielgerühmte Enſemble wirklich ſo meiſter- und muſterhaft geweſen, ſo fragt jeder Unbefangene, aus welchem Grunde dieſes Enſemble jetzt freiwillig zerriſſen und die Bühne überhaupt reorganiſirt werden ſoll? Gleichviel ob Regie oder Direktion ſich in dieſem Punkte eine ſo auffallende, allgemein befremdende und durchaus nicht zu billigende Blöße gegeben, in beiden Fällen darf das Publikum in ſeinem guten Rechte darauf beſtehen, daß man ſeine Lieblinge, für die es ſich ſo warm intereſſirt, wenigſtens nicht ohne triftigen Grund entlaſſe. Welcher triftige Grund aber kann vorhanden ſein, Herrn Lortzing, eine Notabilität von faſt europäiſchem Rufe, einen Künſtler, zu deſſen Beſitz ſich jede Bühne Glück wünſchen darf, und Herrn Berthold, ein Komiker, wie es deren — in ſeiner Art — nur ſo wenige giebt, ſo plötzlich zu entlaſſen? Wir wiſſen recht gut, daß ſelbſt das größte Talent nicht unerſetzlich iſt; aus dieſem Grunde wiſſen wir aber auch, daß ſelbſt Herr Marr, den Einige für das Gedeihen der hieſigen Bühne für unbedingt nothwendig halten, viel leichter zu erſetzen wäre, als Herr Lortzing, deſſen Verluſt unſer Publikum nicht ſo leicht verſchmerzen würde. Herr Marr iſt ein ſehr guter, aber keineswegs ſo ausgezeichneter Schauſpieler, wie vielleicht er ſelbſt und der Abbé Geoffroy unſeres „Tageblatts" ſich und Andern einzureden belieben; Herr Marr iſt ein tüchtiger, ja ſogar ſehr tüchtiger Regiſſeur; aber giebt es denn nicht außer ihm auch noch gute Schau-

ieler und tüchtige Regiſſeure? Beſtehen noch das Braunſchweiger und
iener Hoftheater, denen er früher angehört, auch ohne ihn nicht eben ſo gut
s früher? Wäre Herr Marr wirklich ſo unerreichbar groß, weshalb hätte
as Wiener Hofburgtheater ihm eine Abſtandsſumme von 6000 Gulden aus-
zahlt, um ſeinen mehrjährigen Contract vor der Zeit aufzulöſen? Man
lte uns nicht für einen Gegner des Herrn Marr; wir erkennen eben ſo
reitwillig als Andere manchen ſeiner Vorzüge an, wollen aber weder ihn
ch ſeine Freunde in dem falſchen Glauben beſtärken, daß die Leipziger
ühne ohne ihn gar nicht fortbeſtehen könnte. Daß Viele ganz entgegengeſetzter
nſicht ſind, beweiſt der Vorfall am letzten Dienſtag, wo Herr Marr im
rbild des Tartüffe“ zum zweiten Male ausgepfiffen wurde, weil ſich das
erücht verbreitet hatte, er habe ſich, beleidigt durch die Demonſtration am
rfloſſenen Sonntag, gewiſſe Aeußerungen erlaubt, durch die ein ziemlich
roßer Theil unſeres feingebildeten Publikums ſich mit vollem Rechte ſo
pört gefühlt, daß der beleidigte Theil ihn darüber, vor Anfang des Stücks,
r Rechenſchaft zog, worauf Herr Marr auf ſein Ehrenwort erklärte,
ß jenes Urtheil, das man ihm zur Laſt gelegt, Lüge und Verleum-
ung ſei. Wir, für unſern Theil, glauben dies um ſo eher, als wir Herrn
arr, aufrichtig geſagt, weit eher für alles Andere, als für ſo unklug
alten, Aeußerungen zu wagen, von denen er vorausſehen durfte, daß ſie,
ären ſie in der That geſchehen, nirgends und am allerwenigſten in Leipzig
ngeſtraft geblieben wären.

So weit die Vorfälle der beiden Abende. Wir ſchließen dieſe Zeilen
it dem Wunſche, daß keiner dieſer und ähnlicher Auftritte ſich ſobald
iederholen und daß Herr Dr. Schmidt, deſſen Unternehmen wir der nach-
chtigen Pflege unſeres kunſtſinnigen Publikums anheimſtellen, ſchon aus
chtung für die öffentliche Meinung und in ſeinem eigenen Intereſſe
ch entſchließen möge, die Herren Lortzing und Berthold, die Leipzig nur
öchſt ungern verlieren würde, von Neuem zu engagiren. Iſt eine theilweiſe
eform unſerer Bühne wirklich nothwendig, ſo wünſchen wir der Direktion,
aß ihre neuen Acquiſitionen glücklicher ausfallen mögen, als die beiden
gten, über die im Publikum nur Eine Stimme herrſcht, die nämlich: daß
er neu engagirte Tenor Stoffregen bei ſeinem erſten Debüt mißfallen und
er im Voraus unmäßig beweihräucherte Heldenſpieler Wagner die Erwartun-
en, welche durch die officielle Lobpoſaune und andere Organe angeregt wor-
en ſind, nur theilweiſe befriedigt hat.

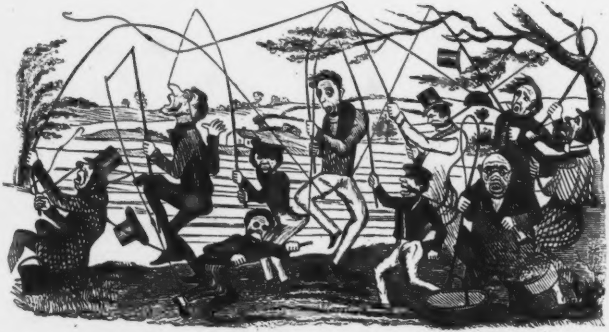
Honni soit qui mal y pense!

Leipzig, am 7. Mai 1845. C. M. D.

Papierſchnitzel.

Plato ſagt: wer nicht weiß, daß die Seite und Diagonale eines Qua-
rats incommenſurabel ſind, iſt eine Beſtie. Heutzutage, ſchrieb Lichtenberg,
immelt es von Beſtien, die nicht einmal wiſſen, was ein Quadrat iſt.

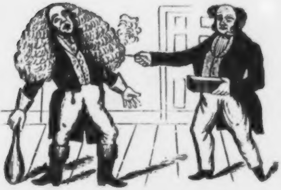
Der berühmte Chemiker Liebig behauptet, der Culturzuſtand eines Volkes
aſſe ſich nach der Menge der verbrauchten Seife berechnen.



Harmloſes Sommer-Vergnügen des Klubbs der Angel-Sachſen.

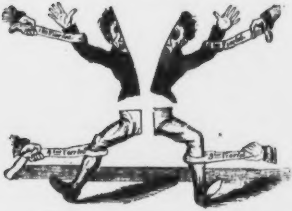
Chargen.

I.



Wie der Nutzen der chemiſchen Reibzündhölzchen Jemandem in die Augen und Perücke ſpringt.

II.



Urbild des „Zerriſſenen", von J. Neſtroy.

Zapfenstreich.

Antwerpen. Das Glockenſpiel unſeres Stadthausthurms wiederholt jede halbe Stunde die Polka und künſtlich, beim Vollſchlagen, werden die Variationen aus Donizetti's „Lucia di Lammermoor" aufgeſpielt. (Hoffentlich wird die gute Stadt Antwerpen beide Stücke bald ſatt bekommen.)

Berlin. Auch Preußens Hauptſtadt fängt an, Gelehrte à la parisienne zu feiern: vor Kurzem wurde eine neue Straße nach dem berühmten Botaniker Link mit dem Namen „Linkſtraße" und der Exercierplatz, auf dem der König für den berühmten Maler Cornelius ein Atelier erbauen läßt, mit dem Prädikate „Corneliusplatz" belehnt. Bald werden wir auch eine Tieck- und — des Contraſtes halber — eine Rellſtabſtraße, vielleicht auch einen Gubitz-Winkel erhalten.

∴ Herr Feodor Wehl ſoll wegen ſeiner Schrift, „der Teufel in Berlin", als Majeſtätsverbrecher in Unterſuchung gerathen ſein. (Es giebt Viele, die dies Gerücht für einen Puff halten wollen.)

∴ Der „Weltumſegler wider Willen" hat vom 8. bis 28. April fünfzehn Mal ſeine Reiſe gemacht und iſt vom Publikum bei gedrängt vollem Hauſe mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden. Der Dresdener Komiker W. Räder, der Bearbeiter dieſer draſtiſchen Poſſe, hat als Purzel furore gemacht.

∴ K. Gutzkow's „Urbild des Tartüffe", das am 8. März zum erſten Male auf der königlichen Bühne erſchienen und innerhalb vier Wochen ſieben Mal wiederholt worden iſt, hat ſeinem Autor an Tantièmen 462 Thaler eingebracht. (Beweis, daß die Tantième bei Stücken, welche wirklich gefallen, keine Chimäre iſt!)

Calais. Man geht mit dem Plane um, Calais und Dover durch eine Schiffbrücke zu verbinden. Die Koſten derſelben ſind auf 300 Millionen Francs veranſchlagt worden.

Dresden. „Farinelli" heißt eine neue, vom Muſikdirektor Röckel komponirte Oper, die, einem on dit zufolge, hier zur Darſtellung kommen ſoll.

∴ Theodor Hell hat das bekannte Luſtſpiel „le mari à la campagne" nun gleichfalls überſetzt. Seine Bearbeitung — die ſechſte! — betitelt „Ich gehe aufs Land", hat auf unſerer Bühne allgemeinen Anklang gefunden.

Hamburg. Seit langer Zeit hat hier keine neue Oper einen ſo großen, ungetheilten Beifall gefunden, als Lortzings „Undine", die in acht Tagen drei Mal bei übervollem Hauſe wiederholt worden iſt. Der Komponiſt, der die erſte Aufführung dirigirt hatte, iſt drei Mal mit ſtürmiſchem Beifall gerufen worden. (Und ſolch ein Talent ſoll unſerm Leipzig verloren gehen?)

∴ Die Geſammteinnahme der für die Abgebrannten des Jahres 1842 aus allen Zonen der Erde eingelaufenen Unterſtützungen betrug 6,089,756 Mark Courant. Den zweiten Beitrag (in dieſer Zahl nämlich) ſoll ein bekannter Schauſpieler aus B. beigetragen haben.

∴ Unter den in Hamburg eingegangenen Geldbeiträgen für die Nothleidenden in Bremen findet ſich auch ein Poſten von zwei Thalern mit der Bemerkung „Anſtatt eines Billets zu einer Vorſtellung der Jenny Lind". Gehet hin und thut desgleichen!

Königsberg. Seit Kurzem hat die „Königsberger Zeitung" ihren alten Redakteur, Profeſſor Schubert, verloren und dafür einen nagelneuen in der Perſon des Dr. Nagel erhalten. Ob bei dieſem Tauſche die Leſer der Zeitung Etwas gewonnen oder verloren haben, wagen wir noch nicht zu entſcheiden.

Kopenhagen. Der Redakteur des „Fædrelandet" war wegen eines Artikels, die frühere Reiſe des preußiſchen General-Lieutenants Neumann nach Kopenhagen betreffend, von Amtswegen vor Gericht geladen worden; das Hof- und Stadtgericht aber hat ihn völlig freigeſprochen, worauf die Kanzlei an die höhere Inſtanz appellirt hat.

Krakau. J. Mirecki iſt der Name eines jungen Krakauers, der eine polniſche Original-Oper, „das Nachtlager in den Apenninen", komponirt hat. Das Textbuch iſt eine freie Bearbeitung des Scribe'ſchen „Fra Diavolo" und die Muſik ſo leicht und zündend, ſo graziös und heiter, daß die „Gazeta Krakowska" den jungen Komponiſten „Polens Auber" nennt.

Leipzig. Der Oſtermeßkatalog enthält etwa 5750 Nummern, darunter eine erſchrecklich-zahlreiche Menge-Literatur. Die meiſten Schriften — 98 — hat Leopold Michelſen verlegt; ihm folgen Emich in Peſth mit 76 und Arnold in Dresden mit 68.

∴ Von den im Auslande verlegten Werken ſind in den deutſchen Buchhandel gekommen: 201 däniſche, 200 franzöſiſche, 132 ungariſche, 57 italieniſche, 51 polniſche, 12 holländiſche, 11 ſpaniſche, 8 engliſche, 8 ſchwediſche Werke und 1 Buch in der Sanskrit-Sprache.

∴ Zwiſchen dem „Herold" und den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern" hat ein literariſches Scharmützel begonnen, in dem der gute „Herold" natürlich den Kürzern zieht. Der „Herold", ſagen die „Vaterlandsblätter", möchte uns gar gern zum „Klatſch- und Skandalblatt" erniedrigen; er mag uns nennen, wie er will, und anſprudeln, wie er will: wir wollen ihm nur zu bedenken geben, daß es ſeit dem unſterblichen Cervantes für Leute, welche, von Selbſtüberſchätzung befangen, die Wirklichkeit vom Gebilde des eigenen Wahnes nicht unterſcheiden können, gefährlich iſt, eine Lanze wider eingebildetes Unrecht einzulegen. (Trauriger Herold!)

∴ Die „Wiener Theaterzeitung" (Nummer 94) berichtet Folgendes: »Da die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung" nun auch politiſche Aufſätze enthält, ſo ſoll ſie, laut hoher Verordnung, vom 1. Mai d. J. an, geſtempelt werden.« (Dieſe „hohe Verordnung" kann natürlich nur von der öſterreichiſchen Behörde verfügt worden ſein, denn in Sachſen weiß man von einer derartigen „hohen Verordnung" nichts.)

∴ Die „Oſterländiſchen Blätter" melden: »Oettingers „Charivari" iſt in den öſterreichiſchen Staaten verboten worden.« Dieſes Faktum iſt für uns leider nicht mehr neu; doch würden uns die „Oſterländiſchen Blätter" ſehr verpflichten, wenn ſie uns ſagen wollten und dürften, weshalb unſer „Charivari" in Oeſterreich verboten worden iſt. Wir ſelber wiſſen uns von dieſem Verbote gar keinen Grund anzugeben.

∴ Seit dem October v. J. iſt Oettingers Roman „Roſſini" ins Franzöſiſche, „Schobri" ins Schwediſche und erſt kürzlich „Onkel Zebra" ins Holländiſche überſetzt worden; ein einfaches Faktum, das unſer „Charivari" aus treuer Anhänglichkeit für ſeinen Redakteur und zum Aerger vieler ſeiner intimen Feinde mittheilt. Nichts für ungut!

∴ Als Erwiderung auf Johann Sporſchils zu Gunſten der römiſch-katholiſchen Kirche geſchriebene Brochüre „Laſſet die Löwin in Frieden" (bei Jackowitz) iſt (bei Pönicke) eine Schrift erſchienen, betitelt „Laſſet den Ochſen gehen!" (Eine ſaubere Polemik!!! Der anonyme Verfaſſer hätte bedenken ſollen, daß zwiſchen Schimpfen und Widerlegen eine eben ſo große Kluft, wie z. B. zwiſchen einem Ochſen und einer Löwin liegt.)

∴ Die „Signale" erzählen, in Wien ſeien, ſchon vor mehreren Jahren, von J. Meyer, genannt Zwicker, folgende Muſikſtücke erſchienen: „Bierhausländler", „Echte Aufhauer oder ſogenannte Gs-gs-Ländler" und „Hutzer, Wichſer, Reißer, echte Oberländler". (Wie bezeichnend!)

∴ Die „Theaterchronik" ſchreibt: Die Taſchenſpielerin Bernhardt, welche ſich jetzt in kleinen öſterreichiſchen Städten produzirt und ſich Profeſſorin der natürlichen Magie nennt, kündigt auf den Affichen an, „daß ſie Sachen darſtellen wird, welche vor ihr noch kein Frauenzimmer öffentlich gezeigt hat".

∴ Die europäiſche Papierfabrikation ſteigt von Jahr zu Jahr. Gegenwärtig giebt es über 4000 Papierfabriken, in denen ſich 204 Maſchinen mit 7800 Bütten befinden, die, zuſammen genommen, alljährlich circa 2,514,000 Ballen Papier, im Werthe von 47 Millionen Thalern erzeugen. Hiervon liefern, nach Procenten berechnet, die deutſchen Staaten 40; England 21,3; Frankreich 13; Belgien 4,9; Rußland 4,7; Spanien 4,2; Italien 4 und Holland 3,5. (Der Verbrauch von Lumpen iſt alſo in Deutſchland am ſtärkſten; und trotzdem fehlt es uns nie an Lumpen aller Art!)

London. Der vierjährige Prinz von Wales, muthmaßlicher Thronfolger der Königin Victoria, hat für ſein Alter eine ganz reſpektable Einnahme. Im vergangenen Jahre brachte ihm das Herzogthum Lancaſter 35,356 Pf. St. und das Herzogthum Cornwallis ſogar 47,592 Pf. St. ein. Von dieſem Sümmchen könnte, auf dem Feſtlande wenigſtens, auch ein älterer Herr ziemlich gut auskommen.

∴ In der öffentlichen Verſteigerung der vom Herzog von Suſſex hinterlaſſenen Bibliothek kam auch die erſte Ausgabe der im Jahre 1623 gedruckten Schauſpiele Shakeſpeare's und die editio princeps von Cicero's Werke „de officiis", vom Jahre 1465 vor. Das letzte dieſer beiden Bücher ging für 31 Pf. St. (217 Thaler) weg.

∴ Der bekannte Mäßigkeits-Apoſtel, Pater Mathew, nennt Herrn Robert Peel »einen wahrhaft großen, wahrhaft guten Mann, der das unglückliche Irland bald glücklich machen werde.« (Wir wollen's abwarten!)

Luzern. Unter den in Gefangenſchaft gerathenen Deutſchen befindet ſich, wie bereits gemeldet, auch der bekannte Flüchtling Georg Fein, den der Luzerner Rath nun an ſeine Landesregierung ausliefern will. (Hieße das nicht aus dem Regen in die Traufe kommen?)

Mailand. Ein hieſiges Journal theilt eine biographiſche Skizze des Fürſten Poniatowski mit, der — Nachkomme des letzten Königs von Polen — ſich als Komponiſt bekannt gemacht hat. Fürſt Joſeph, geboren am 20. März 1816 zu Rom, hat bis jetzt folgende Opern: „Johann von Procida", im Jahre 1840, „Don Deſidero", 1843 „Ruy Blas" und 1844 „Bonifacio de Geremei" componirt. Die letzten drei haben auf allen Bühnen Italiens großen Beifall eingeerntet.

Mainz. Bei Schott ſind: „Trois choeurs religieux" von Roſſini erſchienen. (Der „Schwan von Peſaro" ſcheint ſich in jüngſter Zeit ganz und gar auf Kirchenmuſik gelegt zu haben, eine Apoſtaſie, bei der das Theater ungemein viel verloren und die Kirche ungemein wenig gewonnen hat. Ne sutor ultra crepidam!)

München. Der alte Eremit von Gauting, Freiherr von Halberg, hat wieder ſein Reiſeränzel geſchnürt; diesmal unternimmt er einen kleinen Spaziergang nach ... Marokko. (Glückliche Reiſe!)

∴ Fräulein Charlotte von Hagn iſt nach Wien gereiſt, um auf dem Hofburgtheater eine Reihe von Gaſtrollen zu geben. Bei der Benefizvorſtellung, die am 25. v. M. hier ſtattgefunden hatte, wurde ſie mit fanatiſchem Beifall fünf Mal hervorgerufen und mit Kränzen überſchüttet. In einem dieſer Kränze war ein koſtbares Armband von Gold und Diamanten verſteckt.

New-York. Die Emancipation der Frauen ſcheint in Amerika immer größere Fortſchritte zu machen: kürzlich ſind drei Frauen, an verſchiedenen Orten, zu Friedensrichtern erwählt worden.

Nürnberg. Das Gaſtſpiel des Wiener Komikers Franz Wallner hat hier ein ungewöhnlich großes Intereſſe erregt. Sein „Verſchwender" und ſein „Bauer als Millionär" ſind wahrhaft klaſſiſche Leiſtungen. Herr Wallner folgt von hier einem Gaſtſpielrufe nach Weimar und wird ſpäter auch in Leipzig gaſtiren.

Paris. Am 1. Mai (am St. Philippstage) haben die Herren Honoré de Balzac, Alfred de Muſſet und Frédéric Soulié das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

∴ Für die Befeſtigung von Paris werden 2204 grobe Geſchütze, 5760 kleinere Geſchütze, 200,000 Gewehre, 1 Million Bomben und Granaten, 2 Millionen Kil. Kanonenpulver und 10 Millionen 300,000 Patronen begehrt. (Paris iſt ruhig!)

∴ Nach einer Angabe in der „Revue des deux mondes" leben in Paris 7500 Belgier, 7000 Deutſche, 6000 Savoyarden, 4500 Schweizer, 4000 Engländer und 600 Amerikaner.

∴ Frankreich zählt jetzt im Ganzen 62 Städte mit Kunſtmuſeen, Kunſtvereinen und Kunſtausſtellungen. Von den 84 Departements ſind 33 ohne dergleichen Anſtalten.

∴ Am Appellationshofe plaidiren jetzt 977 Advokaten. (Arme Parteien!)

∴ Man weiß, daß Herr Sue dem „Conſtitutionnel", gleich nach Beendigung ſeines „ewigen Juden", einen neuen Roman, „die ſieben Todſünden", zugeſagt hat. Ein Witzbold meint, der Titel könnte füglich auch „die ſechs Todſünden" heißen, denn die erſte Verſündigung (am guten Geſchmack) habe ſich Herr Sue ſchon durch die Publikation ſeines „Juif errant" zu Schulden kommen laſſen.

∴ Die liebe, gute Madame Dudevant (George Sand) hat ſich jetzt auf Pferdezucht geworfen (das Reiten ſelbſt war ſchon früher eine ihrer größten Paſſionen). Die „Preſſe" brachte neulich von ihr einen kritiſchen Artikel über Hippologie.

∴ Tom Thumb, der kleine nordamerikaniſche Zwerg, hatte den Direktor des Variétés-Theaters verklagt, weil dieſer ein Stück unter dem Namen „Tom Thumb" angekündigt hatte, was der kleine Herr für ehrenrührig hielt. Der Theater-Direktor iſt verurtheilt worden, den Namen des Stückes zu ändern und die Koſten der Klage zu zahlen. Das Stück heißt nun „Tom Puff".

∴ Eine junge hübſche Schauſpielerin, Namens Clariſſe, hat ſich unlängſt in Verſailles vergiftet. Nach Beendigung ihrer Rolle (Sabine in Scribe's „Rebecca") trank ſie in ihrem Ankleidezimmer das Gift mit dem Ausrufe: »So ende ich mein Leiden!« (Theaterchronik.) Die Gute hat wahrſcheinlich ſehr ſtark an Hühneraugen gelitten.

Peſth. Herr Stelzhammer, Verfaſſer der äußerſt gemüthlichen Lieder in oberöſterreichiſcher Mundart, läßt ſeine geſammelten Novellen bei G. Heckenaſt erſcheinen. Sonderbar, die beſten poetiſchen Talente in Wien müſſen in Peſth ihre Verleger ſuchen!

∴ Der Wiener Komiker Friedrich Hopp iſt ſeit Kurzem bei unſerer Bühne nicht blos als Schauſpieler, ſondern auch als Dichter engagirt und als ſolcher verpflichtet, jedes Jahr vier neue Poſſen zu ſchreiben. (Allah kerim!)

Petersburg. Einige deutſche Blätter haben die Nachricht gebracht, daß von Derſchawins ruſſiſchen Gedichten die erſte deutſche Ueberſetzung erſcheinen ſoll. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß die meiſten dieſer Gedichte ſchon von Kotzebue überſetzt und, bald nach deſſen Tode, von Franz Gräffer geſammelt worden ſind. In dieſer Sammung, die bei Wallishauſer in Wien erſchienen iſt, befindet ſich das bekannte Gedicht „Ausbruch der Verzweiflung" und das volksthümlich gewordene Lied „Es kann ja nicht immer ſo bleiben, hier unter dem wechſelnden Mond". Beide ſind von Derſchawin.

∴ Im September d. J. ſoll die von der Akademie der Künſte veranſtaltete Kunſtausſtellung eröffnet werden. Der Einſendungstermin iſt vom 27. Auguſt bis zum 13. September feſtgeſetzt.

Prag. Herr Clemens Ritter von Weihrother hat bei Medau unter dem Titel „Licht und Schatten" einen Cyclus von Novellen herausgegeben, deren Erlös zum Beſten der durch Ueberſchwemmung verunglückten Bewohner Böhmens gewidmet iſt. („Der Zweck heiligt die Mittel!")

Rom. Der Papſt hat vier neue Cardinäle gebacken: den Erzbiſchof von Epheſus, bisherigen Nuntius in Wien, L. Altieri (geb. in Rom 1805 und ſchon am 14. December 1840 in petto zu dieſer Würde erwählt); den Patriarchen von Conſtantinopel, F. M. Asquini (geb. zu Wien am 14 Auguſt 1784, in petto ernannt am 22. Januar 1844); F. Capparini (geb. zu Rom am 14. Auguſt 1784, in petto ernannt am 22. Juli 1844) und den Gouverneur von Rom, C. A. Zacchia (geb. zu Caſtello bi Vezzano, am 22. Februar 1784, in petto ernannt am 22. Juli 1844).

Stockholm. Das Swea-Hofgericht hat befohlen, den Irrlehrer Erck Janſon, welcher die Bibel auf offenem Markte verbrannt hatte, ſeiner Haft zu entlaſſen, weil Narren ſeiner Art durchaus unſchädlich ſind. (O dächte doch auch mancher deutſche Gerichtshof ſo und nicht anders!)

Stuttgart. Die zweite Kammer hat die von der Regierung zur Deckung der Cenſurkoſten verlangte Summe von 1500 Gulden verweigert, weil die Cenſur de jure, nach der würtembergiſchen Verfaſſung, gar nicht mehr exiſtiren ſollte.

Wien. In unſern Cenſur-Angelegenheiten hat ſich bis jetzt noch nichts verändert; die in ſo vielen öffentlichen Blättern erſchienenen Correſpondenz-Artikel aus Wien über dieſen Gegenſtand werden immer, vorzüglich von den Journaliſten und Belletriſten, als fromme Wünſche mit Begierde geleſen und commentirt, und es iſt nur ein Wunſch, daß die bisher in der „Allgem. Preuß. Zeitung" hierüber erſchienenen Artikel, welche man einer Abtheilung unſerer jüngeren Generation der Bureaukraten, die von einem hohen Staatsbeamten protegirt wird, zuſchreibt, endlich eine Wahrheit werden möchten. Allein wir fürchten, daß die bisher von der hieſigen Elite der Belletriſtik gethanen Schritte den erwünſchten Zweck nicht erreichen werden, obwohl an den liberalſten Geſinnungen des Monarchen und ſämmtlicher Erzherzoge nicht zu zweifeln iſt. (Spen. Zeit.)

∴ An die Stelle des jüngſt verſtorbenen Grafen Czernin iſt Graf Dietrichſtein, ein Cavalier im beſten Sinne dieſes Wortes, zum Obriſt-Kämmerer ernannt worden.

∴ Unſer berühmter Orientaliſt Hammer von Purgſtall hat die Gebete der Araber unter dem Titel „Zeitwarte des Gebets in ſieben Tageszeiten", arabiſch und deutſch (bei Hartleben in Peſth), herausgegeben. Von dem urſprünglich von ihm gewählten Titel „Gebetbuch für Moslemim und Nicht-Moslemim" hat die liebenswürdige Cenſur die beiden letzten Worte confiscirt. (Masch Allah!)

∴ „Spartacus", fünfaktiges Trauerſpiel von dem böhmiſchen Dichter Vincenz Ph. Weber, hat im Hofburgtheater eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Der Verfaſſer, einige Male ſtürmiſch gerufen, wird von einem Prager Journale „Böhmens Ponſard" genannt. Webers zweite Tragödie, von der bereits drei Akte vollendet ſind, heißt: „die Wahabitin".

∴ Herr Neſtroy hat wieder eine neue Poſſe, „Unverhofft!" aus den Aermeln geſchüttelt, die, zum Beſten der Ueberſchwemmten in Böhmen gegeben, „unverhofft" günſtiger als ſeine beiden vorletzten Produkte aufgenommen worden iſt.

∴ Der zeitherige Director des Joſephſtädter Theaters, Herr J. Pokorny, hat das Theater an der Wien gekauft und dafür die Summe von 190,000 Gulden C. M. bezahlt, die ein privatiſirender Millionär, Baron von Dietrich, bezahlt haben ſoll. Herr Pokorny ſoll an Dieſen jährlich 12,000 Gulden Pacht bezahlen.

∴ Der bisherige Director des Theaters an der Wien, der ſattſam bekannte Carl, zieht ſich nun mit ſeiner Geſellſchaft ins Leopoldſtädter Theater zurück, das neu aufgebaut werden ſoll.

∴ Deinhardſteins neueſtes Luſtſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten" hat auch bei ſeiner dritten Aufführung ein außerordentlich zahlreiches Auditorium verſammelt und der Beifall ſcheint ſich bei jeder Vorſtellung zu ſteigern. Je ſpärlicher man in Deutſchland das Feld des Luſtſpiels angebaut weiß, deſto erfreulicher und dankenswerther iſt es, wenn eine berufene Feder, wie die Deinhardſteins, uns auf dieſer Seite Zuwachs bringt. (Illuſtr. Theaterzeitung.)

∴ Im Joſephſtädter Theater producirt ſich ein achtjähriges Mädchen, Mathilde Ponholzer, als Escamotrice à la Bosco! (O Mathilde! ſingt Arnold in Roſſini's „Wilhelm Tell“!)

Wiesbaden. Am 1. Mai iſt unſere Hofbühne mit Bauernfelds neueſtem Schauſpiel „der deutſche Krieger“ eröffnet worden.

∴ Hofrath von Madai folgt einem ehrenvollen Rufe nach Kiel.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In einem, wenn gleich nur projektirten Vertrage zwiſchen Kaiſer Juſtinian von Byzanz und dem Gothenkönig Theodat (?) wurde ausgemacht, daß der Letztere ſich keine Statue ohne eine gleiche des Kaiſers errichten dürfe, und daß die des Kaiſers immer zur Rechten ſtehen müſſe.

— In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erſchien in Baierns Hauptſtadt ein „Münchneriſches Wochenblatt“ in Verſen, mit gnädigſtem Conſens eines churfürſtlich hochlöblichen Hof-Raths verfertiget und herausgegeben von Matthias Etenhueber. Beim Beginn der Unterhandlungen, die dem Hubertusburger Frieden vorangingen, finden ſich in Nummer 5 vom 29. Januar 1763 unter Anderm folgende Verſe:

„Nur der Preußen tapf're König
Söhnt (sic!) ſich nach dem Frieden wenig u. ſ. w.“

— Der reiche Buchhändler Rey in Amſterdam (geſt. 1781) hatte ſich den größten Theil ſeines beträchtlichen Vermögens durch den Verlag verbotener Bücher erworben. Aus Erkenntlichkeit ſetzte er dem armen J. J. Rouſſeau, durch deſſen Schriften er ungemein viel gewonnen hatte, eine Penſion aus. (Ob wohl auch ein deutſcher Buchhändler einer ſolchen Großmuth fähig wäre? Ich zweifle, du zweifelſt, er zweifelt, wir zweifeln, ihr zweifelt, ſie zweifeln!)

— Ein Herr Lejeancourt hat ſich die Mühe gegeben, dem Lebensalter bei verſchiedenen Beſchäftigungen nachzugehen und gefunden, daß von allen Künſtlern die Maler ein ſehr hohes Alter erreichen. Seit Raphaels Tode zählt er 44 berühmte Maler auf, welche erſt nach zurückgelegtem 70ſten Jahre geſtorben ſind.

— Den Ausdruck „Fläz“ (d. h. Grobian) leitet der „Geſellſchafter“ von einem Jenenſer Profeſſor der Theologie, Matthias Flacius (Illyricus), ab, welcher (im ſechszehnten Jahrhundert) durch ſeine Streitſucht und Grobheit zu jener Zeit zu der gleichzeitig als Appellativum in Brauch gekommenen Abkürzung ſeines Namens Anlaß gegeben haben ſoll.

— Als Gegenſatz der „Mnemonik oder Gedächtnißkunſt“ haben einige Gelehrte über „Amneſtonik oder die Kunſt zu vergeſſen“ gelehrte Werke geſchrieben. Zu letztern gehört Abbé Betti's aus dem Italieniſchen überſetzte Abhandlung „l'art d'oublier“ *).

— A. F. Bourrau Deslandes, Verfaſſer des Werks „l'art de ne pas s'ennuyer“ (Amſterdam 1715, 12.), ſchrieb ſehr intereſſante „Réflexions sur les grands hommes, qui sont morts en plaisantant“. Amst. 1712. 12.; ibid. 1732. 12.; ibid. 1776. 12. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien unter dem Titel „Betrachtungen über große Leute, welche ſcherzend geſtorben“ (Frankfurt 1747. 8.).

Treffer und Nieten.

• Das Spiel, ſagt Paul de Kock, hat ein dreifaches Ziel: es führt entweder zum Selbſtmord, ins Hoſpital oder ins Zuchthaus.

• Jemand hat geſagt: Die Engländer reiſen zum Vergnügen oder aus Oekonomie, die Franzoſen, um die Welt mit Frankreich zu vergleichen, die Deutſchen, um auszuſtopfen, Pflanzen zu ſammeln und . . . Reiſenovellen zu ſchreiben.

• Der „Komet“ ſagt: Der Deutſche läßt dann erſt ein Schloß vor ſeine Thür machen, wenn er ſchon beſtohlen iſt. (Sehr wahr!)

---

*) Wo und wann das italieniſche Original erſchienen iſt, habe ich nirgends auffinden können.
E. M. O.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 138. Leipzig, 21. Mai 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Gräfin Knobelsdorf und ihr Hund *).

Von E. M. Oettinger.

Gräfin Knobelsdorf war der Typus jener Race von Hofdamen, die, auf jede Frage gefaßt, niemals in Verlegenheit kommen, die eben ſo geiſtreich als boshaft, eben ſo ſchwatzhaft als klatſchſüchtig ſind. Eingebildet auf ihren uralten Adel, deſſen Urſprung Gott weiß wie weit hinaufſtieg, war ſie eine abgeſagte Feindin aller Weſen bürgerlicher Abkunft, die ſie, en masse betrachtet, nie anders als Plebs oder Crapule zu nennen geruhte. So groß war ihr Abſcheu vor dem Bürgerthume, daß ſie mehr als ein Mal geſagt: ſie wolle nach ihrem Tode lieber mit Adeligen in der Hölle, als mit bürgerlichem Lumpengeſindel im Himmel zuſammenleben. Etwas aber, wodurch ſie ſich von Allen ihres Gleichen auffallend unterſchied, war ihr Wiſſen. Fräulein Athenais hatte im Hauſe ihrer Eltern eine wahrhaft klaſſiſche Bildung erhalten und bis zu ihrem fünfundzwanzigſten Jahre Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen genoſſen, ſo, daß ſie, wie jene abenteuerliche Schwedenkönigin Chriſtine, ſchon im ſechzehnten Jahre den Thukydides und Polybius in der Urſprache verſtehen konnte. Auch in allen Sphären der Mathematik war ſie dergeſtalt bewandert, daß ſie den alten Heiden Euklid beſſer als ihr Vater-Unſer auswendig wußte. Ihr Lieblingsſtudium war Geſchichte, ihr Steckenpferd Genealogie und Heraldik. Das Fräulein kannte Urſprung und Wappen aller adeligen Geſchlechter Europa's. In ihren Erholungsſtunden las ſie nichts lieber als Satiren und Epigramme. Und gleichwie der heilige Chryſoſtomus nie ohne ein Luſtſpiel des Ariſtophanes zu Bette ging, ſo konnte unſere profane Gräfin Kunigunde nie ohne ihren Liebling Juvenal einſchlafen.

Mutter Natur, die den Geiſt des Fräuleins mit ſo reichen Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet, hatte deren Körper dagegen ſo ſtiefmütterlich behandelt, daß unſere geiſtvolle Gräfin ein Urbild aller Häßlichkeit und eben deshalb bis jetzt — wo ihre Lebensſonne im Thierkreiſe die Station des Steinbocks, d. h. drei Viertheile ihres Laufes zurückgelegt hatte — Jungfrau,

---

*) Epiſode aus einem neuen komiſchen Romane, der unter dem Titel „Jakob Paul Freiherr von Gundling" die größere Hälfte des Anfangs Auguſt erſcheinenden vierten Bandes vom „Narren-Almanach für 1846" bildet.

keuſche Jungfrau geblieben war. Schief und buckelig, verwelkt und runzelig, hatte ihr das freche Lakaienvolk den Spitznamen der „alten Hof-Pomeranze“ gegeben. Gleich allen alten gelehrten Jungfern hatte ſie ſich das Laſter des Tabakſchnupfens in ſo hohem Grade angewöhnt, daß ſie, wie jener berühmte Florentiner Magliaberchi, weit leichter ohne Speiſe und Trank, als ohne Schnupftabak vegetiren konnte. Unter all' dieſen Umſtänden war es leicht erklärlich, daß Fräulein von Knobelsdorf Alles haßte, was Mann hieß; doch keiner von allen Männern war ihr mehr verhaßt, als Herr von Gundling, der ſie einſt ein „verſchobenes Parallelepipedon“ genannt. Die ganze Liebe ihres langſam verblutenden Herzens hatte ſie, ſeit Jahren, auf eines jener Geſchöpfe übertragen, die in der Terminologie der Naturgeſchichte „canis fricator“ und im gewöhnlichen Leben „gemeiner Mops“ genannt werden. Dieſes glückliche, beneidenswerthe Thier, das — vermuthlich nach einem ihrer gräflichen Urahnen – Menelaus hieß, war ihr Abgott, den ſie beſtändig mit ſich herumſchleppte. Dieſer Mops, faſt ſo boshaft wie ſeine mütterliche Pflegerin, knurrte und klaffte den ganzen lieben Tag und war in dem Aberglauben befangen, der Himmel habe manchem Manne nur darum Waden verliehen, damit er — nicht der grundgütige Himmel, wohl aber der abſcheuliche Menelaus — ſich darin nach Herzensluſt verbeißen könne.

Eines Nachmittags, als Gräfin von Knobelsdorf, mit einem großen Sonnenſchirme bewaffnet, in Begleitung ihres knurrenden Zöglings in den melancholiſchen Alleen des Schloßgartens zu Potsdam luſtwandelte, führte der heimtückiſche Zufall den Freiherrn von Gundling ihr in den Weg. Der Ober-Ceremonienmeiſter, der an dieſem Tage, ganz gegen ſeine Gewohnheit, einmal vollkommen nüchtern war, wärmte ſich wie ein geſpreizter Pfau in den Strahlen einer matten Maiſonne, als er ſeine buckelige Feindin und, als Vorläufer derſelben, ihren Cicisbeo, Herrn Menelaus, erblickte.

— Da kommen meine Todfeinde, murmelte er in den unraſirten Bart hinein. Beide Herrſchaften — er und ſie — ſind mir dergeſtalt zuwider, daß ich — beim ewigen Zeus – Beide nicht riechen kann. Sie — die alte Schachtel — iſt die zu Fleiſch gewordene Bosheit, die verkörperte Malice und Er — ihr wahres Ebenbild — ein ganz gewöhnlicher Mops, der ſich mehr einbildet, als manch' türkiſches Windſpiel; der Kerl hat, wie ſeine Buſenfreundin, eine ariſtokratiſche Idioſynkraſie gegen Waden bürgerlicher Herkunft … die Beſtie ſcheint es zu riechen, daß Unſereiner nicht ſechzehn Ahnen hat.

— Fi donc, näſelte Fräulein von Knobelsdorf in ſich hinein, dort naht des Königs Hofnarr, dieſer Miſthaufen in Kammerherren-Livree, dieſe Düngergrube in Uniform, an deren Seite ein Degen baumelt, der zu dieſer traurigen Don-Quixote-Geſtalt wie eine Herkules-Keule zu einem lächerlichen Zwerge paßt. Der unverſchämte Menſch grüßt mich. Ich weiß nicht, ob ich ihm danken oder ſo thun ſoll, als ob ich ſeinen Gruß gar nicht bemerkt hätte. Dieſes Bürgerpack glaubt das Recht zu haben, Jeden grüßen zu dürfen … Nun, meinetwegen! Ich aber danke ihm nicht …

— Dieſe alte Mumie, dieſe Encyclopädie aller Häßlichkeiten, dieſes wandelnde Antikenkabinet, thut gerade ſo ſtolz und hochnäſig wie ihr Mops, dieſes vierbeinige Scheuſal, das ich nicht anſehen kann, ohne einen unwiderſtehlichen Reiz zu fühlen, ihm das Genick zu brechen, brummte Gundling.

Beide waren ſich jetzt ſo nahe gekommen, daß Eins dem Andern nicht mehr ausweichen konnte.

— Fräulein, begann unſer Baron, ſeinen Hut lüſtend, ich habe die Ehre, nen einen guten Tag zu wünſchen.

Die Gräfin nickte äußerſt kühl mit ihrem ſchiefen Kopfe und erwiderte ne Sylbe; ihr kurzgeſchweifter Cavaliere ſervente aber fing zu knurren an.

— Iſt es erlaubt, Gräfin, ſich nach Dero Befinden zu erkundigen?

— So, ſo, lautete die ganze Antwort.

Signor Menelaus aber, der es zu ahnen ſchien, wie läſtig ſeiner Dame Begegnung mit dieſer „zweibeinigen Pfütze“ war, fing immer ſtärker zu len an.

— Willſt Du wohl ſchweigen, kleine Beſtie! rief Herr von Gundling.

— Beſtie? wiederholte die von Knobelsdorf ſehr pikirt.

— Thierchen, wollte ich ſagen.

Meiſter Mops aber, der jene Injurie verſtanden und übel vermerkt zu ben ſchien, fing nun noch fürchterlicher zu kläffen an und war jetzt nicht mehr beruhigen.

— Hübſch artig ſein, junger Herr, ſagte der Baron und verſetzte dem inen Kläffer einen möglichſt graziöſen Fußtritt.

Canis friscator, durch dieſe neue Beleidigung ſchwer gereizt, ſprang zu andlings Waden hinauf und machte von ſeinen Zähnen Gebrauch.

— Au, au! ſchrie unſer Held.

— Wau, wau! klaffte das biſſige Thier.

— Ha, ha! lachte das Fräulein.

— Sie lachen? Wiſſen Sie, daß die Beſtie mich gebiſſen hat?

— Ach nein, er thut nur ſo …

— Die Beſtie beißt, ſag' ich Ihnen, ſchrie er, zog — vielleicht zum ſten Male in ſeinem ganzen Leben — ſeinen roſtigen Degen aus der Scheide d verſetzte dem zudringlichen Hunde einen leichten Hieb mit der flachen inge.

— Elender! rief die Gräfin, Sie wagen es, meinen Menelaus zu lagen?

— Gott bewahre … ich thue nur ſo, fuhr Gundling fort und haute f den Hund, der immer neue Verſuche zum Beißen machte, jetzt dergeſtalt , daß dieſer aus Leibeskräften zu winſeln und zu heulen begann.

Dieſe herzzerreißenden Töne entflammten die Wuth der Gräfin. Sie nnte und wollte nicht länger eine müßige Zeugin dieſer Demüthigung ihres liebten Menelaus ſein, und gleich darauf entwickelte ſich ein ſo ſeltſam komi- er Dreikampf, daß wir uns den Pinſel eines Laar oder die Feder es Cervantes wünſchen, um dieſe Scene naturgetreu auszumalen zu können. ie kleine giftige Spinne kehrte raſch ihren Sonnenſchirm um und ſchlug mit m langen Stiele auf den Rücken des dieſe Prügel mit dem linken Arme wehrenden Ober-Ceremonienmeiſters, deſſen rechter Arm mit dem Degen in ahrer Berſerkerwuth auf den auch ſeinerſeits wüthend gewordenen Hund der- aßen dreinſchlug, daß dem halbmaſſacrirten Abgott endlich Hören und Sehen rging.

Es wäre leicht möglich geweſen, daß dieſer Dreikampf, der von Minute Minute mit größerer Erbitterung geführt worden war, endlich mit einer utigen Kataſtrophe, mit der Ermordung eines dieſer drei Duellanten geendigt tte, wäre nicht, noch zu rechter Zeit, ein Deus ex machina in der Perſon es königlichen Kammerjägers dazwiſchen geſprungen, um dieſem tragikomi- en Katzen-, Hund- und Stiergefecht ein Ziel zu ſetzen.

Der halb todt geprügelte Mops ſtreckte alle Viere von ſich und keuchte wie ein Weſen, das eben ſein Bischen Geiſt aufgeben wollte. Mit Hilfe zweier herbeigerufenen Gärtnerburſche wurden er und die ohnmächtige Gräfin auf ihre Zimmer getragen. Freiherr von Gundling aber ſteckte mit ſpaniſcher Gravität ſeinen ruhmgekrönten Degen in die Scheide und ſtelzte ſtolz von dannen, indem er einen Vers aus dem Perſius leiſe vor ſich hinbrummte:

— **Hunc, Macrine, diem numera meliore lapido**, d. h. dieſen Tag, o Macrin, bezeichne mit glücklichem Steine.

* * *

Acht Tage ſpäter erſchien Athenais Kunigunde Gräfin von Knobelsdorf, Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät der Königin, in der Stadt und ſelbſt bei Hofe in tiefſter Trauer. Ihr Mops hatte das Zeitliche geſegnet.

* * *

Der Verluſt des „unvergeßlichen Menelaus“ war unſerer alten Männerfeindin in der That ſo ſehr zu Herzen gegangen, daß ſie, noch lange nach ſeinem Tode, keinen Hund ſeiner Race, kein Weſen ſehen konnte, das auf den Namen eines Mopſes Anſpruch hatte, ohne dabei in helle Thränen auszubrechen. Es ſchien, als ob die Zeit, die in der Regel alle Wunden des Herzens heilt, die ihrigen von Neuem aufreiße, um ſie in ihrem tiefen Schmerze langſam verbluten zu laſſen.

Wir finden einen jungen Neffen bei ihr, den Baron Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorf, der vor einigen Jahren als Hauptmann ſeinen Abſchied genommen hatte, um ſich der Malerei und Baukunſt zu widmen. Der Baron war vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt, wo er in der neu erwählten Laufbahn bereits ſchöne Fortſchritte gemacht und ſich ſchon damals den Ruf eines höchſt talentvollen Architekten erworben hatte*).

— Ich habe Dich rufen laſſen, lieber Neffe, begann das Ehrenfräulein, um mir Deinen Rath zu erbitten.

— In welcher Angelegenheit?

— In einer Angelegenheit, die mir ſehr nahe am Herzen liegt; ich bitte Dich inſtändigſt, mir ſo bald als möglich einen Plan zu entwerfen …

— Und wozu, Tante?

— Zu einem Mauſoleum …

— Für …

— Einen Todten, deſſen Verluſt ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens treu beweinen werde …

— Für Deinen Vater, liebe Tante?

— Nein, guter Neffe, nicht für meinen Vater, wohl aber für Menelaus …

— Für jenen Helden, welchen Homer durch ſeine Odyſſee unſterblich gemacht?

---

*) Nach Friedrichs II. Thronbeſteigung wurde dieſer Freiherr von Knobelsdorf zum Intendanten aller königlichen Bauten ernannt. In dieſer Eigenſchaft erbaute er das Schloß zu Sansſouci, zu dem Friedrich der Große am 14. April 1745 den Grundſtein gelegt hatte, das Berliner Opernhaus und den neuen Flügel des Luſtſchloſſes zu Charlottenburg; außerdem reſtaurirte er das Potsdamer Palais und legte den Berliner Thiergarten an.

— Was kümmert mich der Gemahl jener liederlichen Helene, deren Schönheit mir von jeher ein Dorn im Auge war, weil dieſe Schuld an dem Untergange Trojas geweſen iſt. Nein, Neffe, ich meine jenen Menelaus, der Deiner Tante näher ſtand, als Mancher ihres weitverzweigten Stammes ...

— Mir iſt ein Knobelsdorf, welcher mit ſeinem Vornamen Menelaus geheißen hat, nicht bekannt ...

— Du irrſt, lieber Neffe; ich rede hier von keinem Verwandten ...

— Ei, von wem alſo? fragte der ungeduldige Neffe.

— Ich hatte einen Mops, der Menelaus hieß.

— Einen Mops? wiederholte der Baron und ſchlug eine laute Lache auf.

— Pfui, pfui, Georg, wie kann ein Mann Deiner Abkunft ſo plebejiſch lachen!

— Lachen, Tante, macht Keinem von uns Schande. Lachen iſt, im Gegentheil, eine Tugend ...

— Ja, ja, eine Tugend bürgerlicher Herkunft ...

– Erlauben Sie, liebe Tante, mich dieſer Tugend zu befleißigen, gleichviel, ob ſie bürgerlichen oder adeligen Urſprungs iſt ...

— Man hört, Herr Baron, daß Sie in Frankreich geweſen ſind ...

— Dort erlaubt auch der höchſte Adel ſich und Andern zu lachen, ſo viel Jedem gefällt ...

— Um auf den Hund zu kommen, ſagte die Gräfin, um das Geſpräch auf ſeinen Mittelpunkt zurückzuführen, willſt Du die Güte haben, Deiner alten Tante — ſie verlangt es nicht umſonſt — den Riß zu einem Mauſoleum für den Seligen zu entwerfen?

— Für den ſeligen Mops?

— Nun ja, für wen denn ſonſt?

— Tantchen! Tantchen! rief der Baron und fing von Neuem zu lachen an.

— Dein unanſtändiges Gelächter, Neffe, bringt mich in Verzweiflung. Antworte ernſt und anſtändig, wie es ſich für einen Cavalier Deines Namens geziemt: willſt Du die Bitte Deiner alten Tante, die mit Einem Fuße ſchon im Grabe ſteht, dieſe kleine Bitte erfüllen oder nicht?

— Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen, nur das Eine nicht. Was müßte der Hof, was die ganze Stadt von uns denken, wenn ſie erführen, daß Tante Knobelsdorf ihrem Mopſe ein Monument geſetzt, zu dem ihr Neffe den Plan entworfen. Nein, Tantchen, wir wollen uns nicht blamiren.

— Blamiren? wiederholte die alte Hofdame, die vor Zorn kirſchroth geworden war. Spricht man ſo mit ſeiner Tante, die in ihrem letzten Willen Dich, ihren undankbaren Neffen, zum Erben ihres ganzen Vermögen eingeſetzt?

— Zürnen Sie mir nicht: ich achte und liebe Sie; aber eben darum werde ich Ihnen nie die Hand zu einem Schritte bieten, der Sie und mich dem Spott der ganzen Stadt preisgiebt ...

— Sie wollen alſo wirklich nicht?

— Um keinen Preis der Welt ...

— Gut, Herr Baron; dann mache ich morgen ein neues Teſtament ...

— Sie ſind unbeſchränkte Herrin Ihres Willens ...

— Dann ſetze ich einen wildfremden Menſchen als Univerſalerben ein …

— Was Sie thun, iſt gut gethan, ſagte der Baron, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und empfahl ſich.

Die Gräfin ſpie Feuer und Flammen.

* * *

Am andern Morgen ließ ſie ihren Anwalt rufen, um ihre Drohung auszuführen. Sie machte ein neues Teſtament, in dem ſie ihren Neffen enterbte, weil er — wie ſie ausdrücklich dabei bemerkt haben wollte — ſich geweigert hatte, den bewußten Plan zu entwerfen.

Der Himmel ſchütze jeden Neffen vor ſolchen Tanten!

Etwas über Cenſur.

Bruchſtück aus der Rede des Abgeordneten Karl Mathy

(in der badiſchen Kammer).

Was würden Sie davon halten, meine Herren, wenn ein Gebot ausginge von der Obrigkeit an alle Schneidermeiſter des Landes, wonach ſie jeden Rock vor der Abgabe an den Kunden erſt der Polizei vorzulegen hätten? Der beſchauende Diener der öffentlichen Gewalt, die Scheere in der Hand, hat jeden Rock, der ihm in Schnitt und Farbe etwas Unanſtändiges und Gefährliches an ſich zu tragen ſcheint — man weiß, daß harmloſe Menſchen durch Röcke um Geld, Geſundheit und Verſtand gebracht werden können — nach einer beſondern Inſtruktion zu behandeln. Er darf den Rock für ſich behalten oder auch Stücke herausſchneiden und ihn dann zurückgeben. Dem Meiſter aber wird ſtreng geboten, die Löcher ſo zu flicken, daß die Spuren der Scheere dem Kunden verborgen bleiben. Dieſer verſpürt wohl, daß das verſtümmelte Kleid ihm nicht paßt, aber er weiß nicht, woher es kommt, und wird natürlich ungehalten auf den armen Schneider. — Später darf der Meiſter Berufung einlegen gegen den Scheerenmann; im günſtigſten Falle wird ihm geſtattet, einen Rock zu fertigen, wie der frühere geweſen iſt. — Wäre nicht ſolch eine Maßregel ein heilloſer Eingriff in Eigenthum und Gewerbe? Aber dieſen Eingriff begeht die Cenſur gegen das Eigenthum des Unternehmers von Zeitungen und anderer Druckſchriften; die Cenſur iſt, ihm gegenüber, das fehlende Proletariat.

(Conſtitut. Staatsbürger-Zeitung)

Literariſches Curioſum.

Gleichwie Roger de Piles in ſeinem „Cours de peinture“ den ſonderbaren Einfall gehabt, die Verdienſte der Maler nach Zahlen zu berechnen, ſo war ein ungenannter Engländer im „Museum or litterary and historical register“ auf den nicht minder bizarren Einfall gerathen, die Fähigkeiten der größten Dichter durch Zahlen auszudrücken. Hier eine kleine Probe:

	Kritiſche Anordnung.	Pathetiſche Anordnung.	Dramatiſch. Ausdruck.	Geſchmack.	Colorit.	Verſifica-tion.	Moral.	Werth überhaupt.
Arioſt . . .	—	15.	10.	14.	15.	16.	10.	13.
Boileau . . .	18.	16.	12.	17.	14.	13.	16.	12.
Cervantes . .	17.	17.	15.	12.	16.	—	16.	14.
Corneille . .	15.	16.	16.	16.	14.	12.	16.	14.
Dante	12.	15.	8.	12.	15.	14.	14.	13.
Euripides . .	15.	16.	14.	13.	14.	—	15.	12.
Homer . . .	18.	17.	18.	16.	16.	18.	17.	18.
Horaz	12	12.	10.	17.	17.	16.	14.	13.
Lukrez . . .	14.	5.	—	17.	14.	16.	—	16.
Milton . . .	17.	15.	15.	18.	19.	17.	18.	17.
Molière . .	15.	17.	17.	15.	16.	—	16.	14.
Pindar . . .	10.	10.	—	17.	16.	—	17.	13.
Pope	16.	17.	12.	16.	15.	15.	17.	13.
Racine . . .	17.	16.	15.	17.	13.	12.	15.	13.
Shakeſpeare	—	18.	18.	10.	17.	10.	18.	18.
Sophokles .	18.	16.	15.	16.	14.	—	16.	13.
Spenſer . .	8.	15.	10.	17.	17.	17.	17.	14.
Taſſo	17.	14.	14.	12.	13.	16.	13.	12.
Terenz . . .	18.	12.	10.	17.	14.	—	16.	10.
Virgil	17.	16.	10.	18.	17.	17.	17.	16.

Der ungenannte Verfaſſer dieſer Tabelle ſoll Mark Akenſide (geb. 1721 zu Neucaſtle an der Tyne, geſt. 1770 zu London), Verfaſſer des Gedichts „The pleasures of imagination“, geweſen ſein.

A. Raphael.

Beitrag zur Geſchichte der Zeitungen.

Ein Beitrag zur Zeitungs-Literatur in Belgien iſt der im vorigen Jahre erſchienene Anfang eines „Essai historique et critique sur les journaux belges“ von Herrn A. Warzée. Ein ähnliches Unternehmen, das aber in größerem Maaßſtabe ausgeführt iſt, war die vortreffliche „Bibliographie des journaux“ von Herrn Deschiens, die im Jahre 1829 in Paris erſchien, mehr als eine hiſtoriſche Ueberſicht der Zeitungs-Literatur, denn als ein trockener Katalog von Zeitungen anzuſehen war, und als Quelle für die Zeitgeſchichte immer ihren Platz behaupten wird. Camuſats „Histoire critique des journaux“, die Herr Warzée als ein mit ſeinem Unternehmen verwandtes Werk anführt, iſt, da ſie im Jahre 1734 erſchien, wo das Zeitungsweſen nur wenig Bedeutung hatte, als veraltet anzuſehen. Schon in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſoll eine holländiſche Zeitung unter dem Titel „Courant“ (wie noch jeßt die holländiſchen Zeitungen heißen) erſchienen ſein. Sie wurde von A. Verhoeven redigirt und herausgegeben und hatte das Motto »den tydt sal leere« (die Zeit ſoll es lehren). In der Bibliothek in Brüſſel befindet ſich eine Reihe von Nummern dieſer Zeitung aus den Jahren 1610 – 1629, die den Titel „nieuwe tydinghe“ (neue Nachrichten) führen. Sie erſchien in Octav. Die älteſte belgiſche Zeitung iſt die Brüſſeler, welche von 1649 bis 1791 ununterbrochen erſchien, Anfangs den Titel „Relations véritables“ führte, dann „Gazette de Bruxelles“ und ſpäter „Gazette de Pays-Bas“ hieß. — Die größte Sammlung von Zeitungen in Belgien ſoll Herr Regnaut in Ghent beſitzen; in der geographiſchen Anſtalt des Herrn van der Maelen in Brüſſel findet man Probeblätter aller in den verſchiedenen Welttheilen erſcheinenden Zeitungen. Herr Warzée theilt ſein Werk nach den Provinzen ein: in der Provinz Brabant werden zuerſt die in Brüſſel erſcheinenden und erſchienenen Zeitungen und periodiſchen Schriften aufgeführt, deren 186 bekannt ſind; die in den übrigen Städten der Provinz erſcheinenden ſind unbedeutend. Die bedeutendſten in Brüſſel erſcheinenden Zeitungen ſind der „Moniteur belge“ (zu dem die Regierung 70.000 Frs. hergiebt), die „Emancipation“ und die Indépendance belge“, früher der „Indépendant“.

I — a.

Ein Eſel dacht': den ſchweren Sack
Müßt Du nicht länger tragen;
Er wurde hager, blaß und ſpack
Und fing dann an zu klagen:
Jedoch ſobald der Müller da,
So rief er blos: I — a, I — a!

So ging ein Jahr ums and're hin:
Der Eſel mußte tragen;
Doch trüb' und trüber wird ſein Sinn
Er that erbärmlich klagen;
Jedoch, wenn er den Müller ſah,
So rief er blos: I — a, I — a!

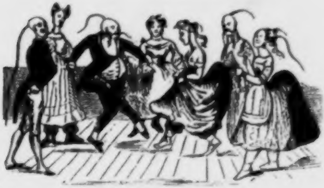
Doch endlich konnt' er nicht mehr fort,
Konnt' nicht den Sack mehr tragen;
D'rauf gab er ſich ſein Ehrenwort,
Sein Leiden laut zu klagen;
Jedoch als er den Müller ſah,
So rief er blos: I — a, Ja!

Er wurde alt, er wurde krank,
That immer heft'ger klagen,
Und mußte doch ſein Lebenlang
Den Sack des Herren tragen;
Als ſterbend er den Müller ſah,
Da röchelt er: I — a, I — a!

In Magde-, Augs- und Lüneburg,
In Caſſel und in Weſel,
Wer einmal Eſel durch und durch,
Der iſt und bleibt ein Eſel.
Was auch geſchieht und was geſchah,
Der Eſel ſchreit: I — a, I — a!

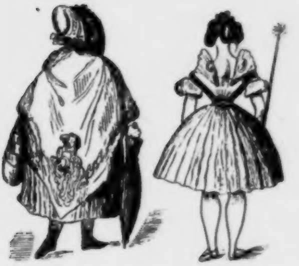
G. (Danziger Dampfboot.)

Polka chinoise.



Auch im „Reiche der Mitte" wird jetzt gepolkt.

Eine Tänzerin



außerhalb und auf der Bühne.

Zapfenstreich.

Berlin. Der von der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin dem hieſigen Hofe empfohlene, ſchon von andern Städten her rühmlich bekannte Pianiſt Ferdinand Friedrich aus Paris (Schüler Chopins) iſt ſeit einigen Wochen hier und hat bei Hofe in einer großen Soirée mit außerordentlichem Beifall geſpielt. Außerdem hat er ſich noch vier Mal öffentlich hören laſſen, zwei Mal im eigenen Concerte und ein Mal unterſtützte er den Violinſpieler Ghys und den Dr. Kieſewetter. Lebhafter und allgemeiner Beifall wurde dem ausgezeichneten Künſtler nach jedem Vortrag zu Theil. Er geht von hier über Hamburg nach London.

∴ Unſere Stadt iſt ermächtigt worden, eine neue Anleihe von 1,500,000 Thalern abzuſchließen; wodurch die ohnehin große Schuldenlaſt Berlins bedeutend vermehrt wird und zwar blos zu Gunſten der Gasbeleuchtungs-Anſtalt. („Wenn's im Wald finſter iſt“ u. ſ. w.)

∴ Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß mit Ablauf dieſes Jahres die Schließung ſämmtlicher Bordelle erfolgt.

∴ Seit Kurzem hat der Bau einer neuen Strafanſtalt begonnen, die iſolirte Zellen für 560 Gefangene enthalten wird. Die Koſten des Baues ſind auf 700.000 Thaler veranſchlagt; der Bau ſelbſt ſoll in zwei Jahren vollendet ſein.

∴ Der „Figaro“ erzählt, es habe ein Mitglied des Vereins der Thierquälerei in der letzten Verſammlung den Antrag gemacht, *den Aerzten das Abtreiben der Bandwürmer zu unterſagen.* (Ein koſtbarer Witz!)

∴ Daſſelbe Blatt ſchreibt: »Der Kaiſer von Rußland iſt hier angelangt und giebt täglich den Bewohnern unſerer Hauptſtadt Audienz und zwar zu Pferde. Wir meinen Kaiſer Peter den Großen, welcher bei dem Kunſtgärtner Huck an der Spitze eines Regiments von hunderttauſend — Hyazinthen und Tulpen ſteht und nebſt ſeinem Roſſe die Uniform dieſes duftigen Regiments trägt. Der Kaiſer iſt ſehr leutſelig: er geſtattet allen Leuten, in ſeiner Gegenwart ungenirt eine Taſſe Kaffee zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. Größere Duldſamkeit kann man von einem Kaiſer von Rußland nicht verlangen. Uebrigens hat Peter der Große ein ganz jugendliches, frühlingfriſches Aeußere, dem man es durchaus nicht anſieht, daß er bereits mehr als 170 Jahre alt iſt.« — Das ſchreibt Herr L. Koßarski. In derſelben Zeitſchrift, eine Nummer früher, ſchreibt Herr L. Weyl: »Herr Huck hat dem Frühling eine heimliche Freude machen wollen: er hat aus ſeinen Hyazinthen eine Figur gebildet, welche Peter den Großen zu Pferde vorſtellen ſoll. Dieſer Peter der Große könnte aber eben ſo gut den ſteinernen Gaſt aus „Don Juan“, den Kurfürſten auf der langen Brücke, Don Quixote auf der Rozinante oder einen Sonntagsjäger von Hoſemann vorſtellen. Dies hieße aber immer noch, dem Bilde ein Kompliment machen, denn hier wäre noch immer von einer Reiterſtatue die Rede. Ich behaupte jedoch, daß von je ſechs Zuſchauern, die auf der Teraſſe ſtehen, ſich jeder dabei etwas Anderes denkt. Der erſte wird das Bild für eine Thurmſpitze, der zweite für einen Elephanten, der dritte für ein Kameel, der vierte für eine Locomotive, der fünfte für einen Executor und der ſechſte für einen Kremſer halten.« (Die Leſer des Berliner „Figaro“ ſtehen nun wie Meiſter Buridans Reitpferd zwiſchen dem Referate des Herrn K. und dem des Herrn W. und wiſſen nicht, ob der hyazinthiſche Peter der Große ihren Beifall verdient oder nicht!)

∴ Es iſt ein ſonderbarer Zufall, daß alle Leute, welche den Berlinern Spaß vormachen, mit dem Vornamen Louis heißen: Louis Drucker, Louis Schneider, Louis Rellſtab und Louis Weyl; man könnte noch hinzufügen lui même, denn eigentlich iſt der Berliner für ſich ſelbſt ein Spaßmacher, denn man kann hier nicht fünf Schritte gehen, ohne einen Gensd'armen, einen Hofrath, einen Ritter des rothen Adlerordens oder einen Witz umzurennen.

∴ Der „Wandelſtern“ ſchreibt: Unter den neuen Erſcheinungen der Preſſe iſt die in Berlin erſcheinende Zeitſchrift „Die Reform, Monatsſchrift für Recht und Geſetzgebung“, deren Redakteur der Halle'ſche Kammergerichts-Aſſeſſor Eberty iſt, eines der beachtenswertheſten Organe für Erzielung eines öffentlichen Rechtes und der Einführung von Volksgerichten (Jury). Ein bedeutender Theil der auf Reform bedachten Rechtsgelehrten und Schriftſteller hat ſich um dieſe Fahne geſchaart. (Wir wünſchen ihr von ganzem Herzen einen freudigen Sieg!)

Bromberg. Auf unſerm Theater gaſtirt jetzt ein Signor Correggio. (Wir bitten unſere Leſer, ihn ja nicht mit dem ſeligen Antonio Allegri da Correggio, dem unſterblichen Maler der „Nacht“, zu verwechſeln. An dem Bromberger Correggio iſt bis jetzt noch nichts Unſterbliches zu entdecken.)

Brüſſel. Die belgiſche Regierung hat bei dem Maler Charles Wauters ein Bild beſtellt: „Karl der Kühne, das Parlament in Mecheln einſetzend“. Dieſes Gemälde ſoll den hieſigen Nationalpalaſt ſchmücken.

∴ Die hieſigen Buchdrucker und Schriftgießer haben zwei Bittſchriften an den König und die zweite Kammer beſchloſſen, worin ſie um die Aufrechthaltung des Nachdrucks bitten, weil ſie ſonſt ihr Brod verlören. (Dies erinnert uns an einen Bittſteller, der, Herrn von Talleyrand vorſtellend, daß er doch wenigſtens ſo viel verdienen müſſe, um leben zu können, die menſchenfreundliche Antwort erhielt: »Mais, Monsieur, je n'en vois pas la nécessité!«)

∴ E. Marchal, Verfaſſer des in Frankreich confiscirten Werkes „die Familie Orleans“, hatte ſich in Begleitung ſeines Druckers Gouville nach Belgien geflüchtet, um ſein Buch hier ans Licht treten zu laſſen. Die franzöſiſche Regierung hatte die Auslieferung beider Herren verlangt; das belgiſche Gouvernement aber hat dieſem Begehr nicht entſprochen, dagegen Beiden den Wink gegeben, ſich ſofort nach England einzuſchiffen, was auch bereits geſchehen iſt.

Cayenne. In Cayenne befindet ſich ein zum Tode verurtheilter Neger, Namens Giranor, der wahrſcheinlich nicht hingerichtet werden wird, weil der Henker ſeit einigen Jahren todt iſt und Niemand ſich dazu hergeben will, das Henkeramt zu übernehmen. Jetzt geht das Gerücht, Giranor ſelbſt bewerbe ſich um die Stelle und der Gouverneur unſerer Colonie ſuche um deſſen Begnadigung nach, damit er (Giranor) Henker werden könne. (In Europa iſt man in dieſem Punkte weit weniger difficil; denn hier giebt's eine Unzahl von Henkern aller Sorten.)

Conſtantinopel. Nun haben ſogar die Türken ſchon Reichsſtände erhalten. Dreihundert Notablen aus allen Provinzen ſind zuſammenberufen, um ihre Berathungen über die gemeinſamen Intereſſen des Landes zu beginnen. (Ei, ei, wenn ſchon die Herren Türken dazu reif ſind, warum ſollten es nicht auch die Preußen ſein?)

Dublin. Unlängſt wurde auf dem hieſigen Theater die „Antigone“ von Sophokles gegeben. Das Trauerſpiel fand ſo großen, allgemeinen Beifall, daß der Verfaſſer dieſes Stückes ſtürmiſch gerufen wurde. Der Regiſſeur mußte hervortreten und dem guten John Bull erklären, daß Maſter Sophokles nicht erſcheinen könne, weil er ſchon vor 2000 Jahren geſtorben ſei. (Goddam!)

Frankfurt. Das hieſige „Converſationsblatt“ beantwortet die oft gehörte Frage: „Wo kommen die alten Schauſpieler hin?“ wie folgt: »Seit die lebenslänglichen Engagements aufgehört haben, ſieht ſich jeder Mime und jede Mimin in den Jahren, wo es nicht mehr Lorbeerkränze regnet, nach einem Hinterpförtchen um, durch das ſie aus dem Tempel der Kunſt wieder ins Privatleben ſchlüpfen. Da trifft man hier und da Tenoriſten und Baſſiſten als Wirthe, Geſanglehrer, Orgeldreher, ja ſogar als Nachtwächter an. Frühere Intriguants reiſen als Ratten- und Mäuſevertilger umher; zärtliche Väter operiren Hühneraugen; aus zärtlichen Müttern werden Hebammen; erſte Helden und Liebhaber ſilhouettiren und daguerreotypiren; die einſtmals jugendlichen Liebhaberinnen fabriciren Blumen; Charakterſpieler ſtopfen Thiere aus; Komiker richten Kanarienvögel oder gelehrige Flöhe zu Kunſtſtücken ab.« (Sic transit gloria!)

Hamburg. Der Plan des Herrn Sloman zu einer Reiſe um die Welt kommt nicht zu Stande, weil ſich nicht genug Theilnehmer dazu gefunden haben.

∴ W. A. Herrmanns nach A. Dumas bearbeitetes Schauſpiel „Louiſe Bernard“ hat im Thalia-Theater ſo ſehr gefallen und in ſehr kurzer Zeit ſo oft wiederholt werden müſſen, daß nächſtens eine Vorſtellung zum Beneſize des Verfaſſers gegeben wird. (Warum bekommen wir dieſes Stück nicht in Leipzig zu ſehen?)

Kiſſingen. In unſerm Kurort werden jetzt täglich 2000 Krüge mit unſerm Mineralwaſſer gefüllt. Bis Ende April waren bereits 200,000 Krüge nach Rio Janeiro und New-Orleans verſchickt worden.

Leipzig. Als Ergänzung zu dem in unſerer vorigen Nummer mitgetheilten „Beitrag zur Geſchichte der Leipziger Bühne“ (Seite 2183) theilen wir den auswärtigen Leſern die im „Leipziger Tageblatt“ erſchienene Erklärung mit: »Nachdem einigen Studirenden durch Herrn Advokat Güldner, der ſeine Ausſage durch ſein Ehrenwort bekräftigt, mitgetheilt worden war, daß Herr Marr an offener Wirthstafel höchſt beleidigende Aeußerungen über das geſammte Leipziger Publikum ſich erlaubt habe, ergriff ein großer Theil der hieſigen Studirenden am 6. d. M. die Maaßregeln, welche ihnen nöthig ſchienen und dem übrigen Publikum hinlänglich bekannt ſein werden. In Folge davon zeigte ſich Herr Marr bereit, ſich Herrn Advokat Güldner vor einem engern Kreiſe gegenüber zu ſtellen. Obgleich nun bei den am folgenden Tage ſtattgefundenen

Verhandlungen Herr Advokat Güldner bis zu Ende auf ſeiner Ausſage verharrte, gewannen die Unterzeichneten dennoch aus mehreren beigebrachten aufklärenden Thatſachen, für deren Wahrheit ſich eine große Anzahl glaubwürdiger Männer mit ihrem Ehrenworte verbürgten, die Ueberzeugung, daß Herr Marr an dem betreffenden Abende nichts Beleidigendes über das Publikum geäußert hat und daß Herrn Güldners Ausſage jedenfalls auf Mißverſtändniß beruht. Im Namen ihrer bei der Sache betheiligten Commilitonen v. Lüttichau, stud. jur. A. Martini, stud. jur. R. Wazau, stud. jur. v. Berlepſch, stud. jur.« (Es freut uns, hinzufügen zu dürfen, daß ſich unſere Studenten in dieſer Beziehung durchgehends ſo ehrenvoll benommen, wie ganz Leipzig es von ihnen erwartet hat.)

∴ Nachfolgende Mitglieder unſeres Theaters haben ihre Entlaſſung theils verlangt, theils erhalten. Dem. Baumeiſter, Dem. Bernhard, Dem. Meyer, Dem. Steybler, Dem. Targa und Dem. Werthmüller; die unverlangte Entlaſſung erhielten: Madame Bergmann, Mad. Bickert, Mad. Lortzing, Dem. Riebel und Dem. Schneider. Von den männlichen Mitgliedern ſind entlaſſen: die Herren Bergmann, Berthold, Bickert, Lortzing, Marder, Retzer, Planer, Pögner und Ulram, in Summa Summarum 20 Mitglieder. Herr Marr hingegen bleibt nach wie vor Ober-Regiſſeur.

∴ Die „Oſterländiſchen Blätter“ ſagen über die Kündigungs-Ordonnanz vom 1. Mai: »Es iſt leicht ein Mitglied zu entlaſſen, doch nicht ſo leicht, ein beſſeres an deſſen Stelle herbeizuſchaffen. Viele Stücke, welche ſeit neun Monaten gegeben worden, können nicht ſo ſchnell wiederholt werden, weil neue Mitglieder neu einſtudiren müſſen, und weil man nicht weiß, wie letztere einſchlagen werden. Mit dem Entlaſſen kann daher eine Direktion nicht vorſichtig genug ſein. Manche Mitglieder ſind nun einmal bei dieſem oder jenem Publikum accreditirt; manchen neueren und weit beſſeren iſt es oft nicht möglich, ſich ſo gut wie jene zu accreditiren. Der praktiſche Blick eines Direktors muß ſcharf und beſtimmt zu wählen wiſſen; ein unklares Tappen von Einem zum Andern bringt weder ihm noch dem Publikum Nutzen.« (Das glauben auch Andere!)

∴ Die „Theaterchronik“ ſchreibt: »Herr A. Lortzing, von ſeiner Reiſe von Hamburg zurückgekehrt, dirigirte Mozarts „Hochzeit des Figaro“ und wurde ſtürmiſch empfangen, wobei der Ruf: Hierbleiben! Hierbleiben! ertönte, da es bekannt geworden war, er werde dieſe Bühne verlaſſen*). Albert Lortzing iſt aber uns Allen als Menſch und Künſtler ſeit lange ſo lieb und werth geworden, daß Leipzig ihn nur mit aufrichtiger Trauer würde ſcheiden ſehen.« (Auch wir rufen nachträglich im Namen des ganzen Publikums: »Lortzing hier bleiben, hier bleiben!« und werden dieſen Ruf (vox populi, vox dei) von heute an in jeder Nummer unſeres Blattes ſo lange wiederholen, bis wir erfahren, daß er von Neuem engagirt iſt. Sollte unſer Ruf unbeachtet bleiben, ſo werden wir ſelbſt dann, wenn Herr Lortzing uns auch wirklich verlaſſen ſollte, noch immer die Mahnung ertönen laſſen: Hierbleiben! Hierbleiben!)

∴ Daſſelbe Blatt läßt ſich gutmüthig aus Hamburg über den auf dortiger Bühne zur Aufführung gekommenen „Struenſee“ unter Anderm auch Folgendes ſchreiben: »Zum großen Nachtheile der Direktion (?) wird das Stück nur einige Male (??) wiederholt werden können, weil Herr Grunert in den nächſten Tagen auf Urlaub geht und eine ſo ſchwere und wichtige Rolle nicht füglich anders beſetzt werden kann. Warum hat man auch mit ſolchem Stück bis in den Mai gezögert!!!« (Der Verfaſſer des „Struenſee“ hat wirklich ein ganz eigenthümliches Pech! Hier verreiſt Dieſer, dort Jener und dann heißt es, das Ding könne nur darum nicht wiederholt werden. Wer hieß auch die Direktion den „Struenſee“ gerade im Mai geben, im Mai, wo es noch keine guten Krebſe giebt. Ein anderes Pech iſt der Umſtand, daß alle Berichterſtatter der Laube'ſchen Stücke aus Berlin, Hamburg, München, Dresden u. ſ. w. ſich unter einander ſo ähnlich ſehen, als ob Alle nur eine und dieſelbe Feder, einen und denſelben Gedanken hätten. Iſt das nicht auch ein Pech?)

∴ Auf unſerer Bühne hat eine Dem. Ender vom ſtändiſchen Theater zu Peſth als Adalgiſa in Bellini's „Norma“ den Reigen ihres Gaſtſpiels eröffnet, über deſſen Erfolg unſer „Charivari“ nach dem Schluß ihrer Gaſtrollen — wenn ihm dazu Raum bleibt — berichten wird.

∴ Herr Meixner, der in ſo kurzer Zeit ein Liebling unſeres Publikums geworden, hat einen Gaſtſpielruf nach Dresden erhalten. Auch dort — wir ſind es überzeugt — wird ſein naturkräftiges Talent, ſeine geſunde Laune, ſeine kernige vis comica, eine gleich günſtige Aufnahme finden.

---

*) Warum ſagt die „Theaterchronik“ nicht auch, weshalb Herr Lortzing unſere Bühne verlaſſen werde? Schämt oder fürchtet ſie ſich zu ſagen, weil er — hört, hört! — gekündigt worden iſt? Der Wahrheit aber braucht ſich Niemand zu ſchämen, am allerwenigſten in unſerm Leipzig. E. M. O.

.·. Albert Lorzing hat vom Theaterdirektor Pokorny einen höchſt ehrenvollen und rillanten Ruf als Kapellmeiſter nach Wien erhalten; doch geben wir noch nicht die Hoffnung auf, daß unſer Theater ihn von Neuem für ſich zu gewinnen ſuchen wird. Hierbleiben! Hierbleiben!

.·. Held's „Courier“ ſagt in Bezug auf die „allein ſeligmachende Kirche“: »So Etwas macht man heutzutage kaum noch einem Kinde an der Mutterbruſt weiß. Alſo ll' die Millionen Menſchen, welche in Aſien, Afrika und Auſtralien von der Exiſtenz iner römiſchen Kirche nicht eine Silbe wiſſen, können nicht ſelig werden; Milliarden Seelen, welche vor der Entſtehung der Statthalterei Gottes zu Rom gelebt, ſind auch nicht ſelig geworden, weil ſie nicht an den Papſt geglaubt, der damals noch gar nicht xiſtirt hat, und alle die unzähligen Bewohner der unzähligen Weltkörper, welche wir Sterne nennen, all' die unzählbaren Geſchöpfe, die nie von einem Chriſtus, Gottes Sohn, Etwas erfahren haben — es müßte denn der liebe Gott ſehr viele Söhne haben, was och der Lehre von der Dreieinigkeit geradezu widerſpricht, oder es müßte möglich ſein, aß Jeſus in den 6000 Jahren, ſeit Gott die Welt geſchaffen hat, auf jedem der 000000000000000000000000000000 Weltkörper, die es giebt, 33 Jahr lang gelebt nd gelehrt, was arithmetiſch eben ſo unmöglich iſt, als daß 2 Mal 2 = 5 macht. Alſo all' jene Geſchöpfe können nicht ſelig werden, ſondern ganz allein von Allen ein kleiner Theil des kleinen Sandkörnchens, welches Erde heißt?!« (Wer kann wohl ſagen, aß dieſer Mann Unrecht hat?)

.·. Eine nicht unintereſſante Brochüre, betitelt „Kaffee iſt wirklich Gift“, keine Ironie; leider nur zu ſehr Ernſt! Ein ernſtes Wort an alle Kaffeetrinker und Menſchen-reunde (frei nach dem Engliſchen von Edward Smith) ſei hiermit der Aufmerkſamkeit nſerer kaffeeluſtigen Leſerinnen ans Herz gelegt. Der Kaffee ſoll unter Anderm auch — a, man leſe es lieber ſelbſt!

.·. Bei dem ungemein thätigen Verlagsbuchhändler Thomas ſind jetzt die zwei erſten Bände von Baron Menevals höchſt intereſſantem Werke „Napoleon und Marie ouiſe“ in ſehr glatter und gewandter Ueberſetzung von A. Dietzmann erſchienen. Faſt ede Seite dieſes Buches enthält ein bisher unbekanntes Factum. Hoffentlich wird den eiden erſten Bänden bald auch der dritte und letzte folgen. Die Ausſtattung iſt, wie ie aller Artikel, welche aus dem Verlage des Herrn Thomas hervorgehen, ſauber nd elegant.

.·. Vom Dr. Franz Schuſelka iſt bei Weidmann ein größeres Werk, „der Jeſuiten-rieg gegen Frankreich und Deutſchland“ erſchienen.

.·. Wie manche Cliquen die Waare ihrer Genoſſen anpreiſen, darüber geben die „Grenzboten“ genügenden Aufſchluß. Ueber die ſehr unbedeutenden „Gedichte eines Oeſterreichers“ ſagen ſie: »Knolls Muſe iſt noch im Stadium jener Kindlichkeit, die Alles ſagen kann und darf, ohne unpoetiſch zu werden. Jedenfalls iſt dieſe natürliche Kindlichkeit (!) der doctrinären Bewußtſeinspoeſie weit vorzuziehen.« — Damit recht-ertigt man alſo gedankenleere Verſe und glaubt die Dichter der Freiheit, welche ihres Zieles ſich bewußt ſind, aus dem Felde zu ſchlagen!

London. Nach einem Parlamentsbericht beträgt die Zahl der Bittſchriften gegen ie Maynooth-Bill nicht weniger als 4499; Etwas, was bis jetzt noch nicht dageweſen ein ſoll.

.·. Die engliſche Flotte zählt jetzt 35 Admirale, 41 Vice-Admirale, 89 Contre-dmirale, 716 Capitaine in aktivem Dienſt und 49 auf Halbſold und 2548 Lieutenants.

.·. Aus der Havanna wird gemeldet, daß ſich dort die berühmte Schauſpielerin Roſa Eſpinoſa (das Dornröslein!) durch einen Piſtolenſchuß getödtet hat. Warum? Davon ſchweigt die Geſchichte.

.·. Von Alexander von Humboldts neueſtem Werke „Kosmos“ erſcheint, bei Murray, eine engliſche Ueberſetzung.

.·. „Das Urtheil des Paris“, eines der berühmteſten Bilder von Rubens, iſt neu-ich für 27,000 Thaler vom britiſchen Muſeum erſtanden worden.

Madrid. Der Herzog von Rinozares, der ehemalige Leibgardiſt Muñoz, iſt nun um Fürſten von Viſta-Allegre und außerdem zum General-Lieutenant erhoben worden. Darf man denn nicht zärtlich ſein?)

München. Unſere Kunſt-Akademie zählt gegenwärtig 216 Schüler, darunter 144 Malerei und 23 der Bildhauerei. Nicht-Baiern befinden ſich darunter 45 Maler, Bildhauer und 32 Baukünſtler.

Paris. Louis Philipp hat an ſeinem Namensfeſte unter Andern den Maler Ingres um Commandeur, den berühmten Rechtsanwalt Chaix-d'Eſt-Ange, die Akademiker acretelle und Pongerville zu Offizieren und den Redakteur des „Moniteur“, Dr. Alphonſe rün, zum Ritter des Ordens der Ehrenlegion ernannt.

∴ Der Herzog von Nemours hat in der Pairskammer während der ganzen Verhandlungen über die Colonialgeſetzgebung geſchlafen. Das Verbrechen iſt eben nicht groß, aber die Stellung nicht ganz geeignet, dem künftigen Regenten mehr politiſches Leben einzuhauchen. Ein Journal ſagt, der Herzog von Nemours gähnt ſehr viel und ſcheint ſich ſehr zu langweilen. Mr. le duc de Nemours parait beaucoup s'ennuyer, mais il ennuye le public encore plus, fügt der „Corſaire-Satan" hinzu. (Wandelſt.)

∴ Die Deputirtenkammer macht ernſtliche Anſtalten, die Jeſuiten aus Frankreich zu vertreiben. Die Rede des Herrn Thiers hat einen zündenden Funken ins Pulverfaß geworfen. Der legitimiſtiſche Berryer hat ſich der „ehrwürdigen Väter" zwar angenommen, doch wird dies wenig helfen. Auch die „Preſſe" nimmt Partei für die Söhne Lojola's; ſie fürchtet, daß deren Vertreibung die Geiſtlichkeit beleidigen würde. Wie zart! Wie aufmerkſam! „National" und „Siècle" laſſen ihrem Jeſuitenhaſſe freien Lauf, während „France" und „Quotidienne" mit ſtumpfen Waffen Herrn Thiers angreifen und ſich nicht entblöden, zu ſagen, er habe den Beſorgniſſen, welche die Jeſuiten vor ſeinem kleinen Geſichte und ſeiner kreiſchenden Stimme gehabt, ſchlecht entſprochen. (Dieſe legitimiſtiſchen Journale ſind ſchon ſo ſehr daran gewöhnt, ſich zu blamiren, daß es ihnen auf eine Blame mehr oder weniger gar nicht ankommt.)

∴ Der Miniſter Guizot, welcher jetzt in Paſſy mit Herrn Villemain, der ſich ebenfalls dort erholen will, in freundſchaftlichem Verkehre ſteht, wird jetzt von Leuten, die ſeinen völligen Austritt befürchten und noch gern ein Pöſtchen erſchnappen möchten, völlig belagert. Neulich ſagte er zu Herrn Villemain: »Die Leute fürchten wirklich, ich werde ab intestato ſterben.«

∴ Herr von Salvandy, der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, iſt wieder hergeſtellt; er war gerade nur ſo lange krank, als die Jeſuitendebatte gedauert hat. (Die Kunſt zu rechter Zeit krank zu werden, iſt oft heilbringender, als ſein ganzes Leben lang ſtets geſund zu ſein!)

∴ Die fünf Akademien hielten neulich unter dem Vorſitz Halévy's, des Präſidenten der Akademie der ſchönen Künſte, ihre Jahresſitzung. Nachdem der Präſident die Eröffnungsrede gehalten, wurde über die Ertheilung des Volney'ſchen Preiſes referirt. Es waren neun Bewerber, theils mit Druckwerken, theils mit Handſchriften aufgetreten, und der letzte von ihnen erhielt den Preis; es iſt ein Preuße, der Profeſſor Dr. Fr. Pott in Halle, welchem für ſein Geſchichtswerk, „die Zigeuner in Europa und Aſien", Halle 1844, 2 Bde. in 8., dieſe Auszeichnung zu Theil ward. Für 1846 ſoll ein Preis, beſtehend in einer Medaille von 1200 Francs für das beſte Werk der vergleichenden Philoſophie, namentlich der Vergleichung zweier oder mehrerer Sprachen, vergeben werden.

∴ Am 3. Mai hat die polniſche Literaturgeſellſchaft unter dem Vorſitze des Fürſten Czartoryski, ihre Jahresſitzung gehalten.

∴ Am 7. Mai wurde der edle Republikaner Godefroy Cavaignac, Redakteur der „Réforme", zu Grabe getragen im Geleit einer ungeheuern Menſchenmaſſe, aus der die Deputirten Arago, Ledru-Rollin, die Journaliſten Armand Marraſt, Felix Pyat, Louis Baſtide und Louis Blanc hervorragten. Jede Legion der Nationalgarde hatte einen Deputirten geſchickt.

∴ Prinz Napoleon Louis Bonaparte, der in Ham gefangene Don Quixote Frankreichs, läßt jetzt ſeine „oeuvres complètes" in 34 Lieferungen oder 3 Bänden erſcheinen. (Ob dieſe Werke außer ihm auch noch ein Anderer leſen wird, iſt ſtark zu bezweifeln.)

∴ Die angekündigte Streitſchrift der Fürſtin von Canino (Wittwe Lucian Bonaparte's) iſt endlich erſchienen unter dem Titel „Appel à la justice des contemporains de feu Lucian Bonaparte, en réfutation des assertions de Mr. Thiers dans son histoire du Consulat et de l'Empire".

∴ Ein gewiſſer Maréchal, ein Weib und ein Bilderhändler, die ſich mit Anfertigung und Verkauf unzüchtiger Bilder beſchäftigt hatten, ſind einzeln zu ganz- und halbjährigem Gefängniß und zu 500 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden. Ein dabei betheiligtes junges Mädchen, das viele dieſer Bilder illuminirt hatte, hat 6 Monate Haft und 16 Francs Geldſtrafe erhalten. Die in Beſchlag genommenen Bilder, im Werthe von 40,000 Francs, ſind verbrannt worden.

∴ Louis Blanc, Verfaſſer der „Histoire des dix ans", hat mit einer Pariſer Aktiengeſellſchaft einen Contrakt über zwei Geſchichtswerke abgeſchloſſen, wofür er ein fixes Honorar von einer halben Million Francs erhält.

∴ Aubers neueſte Oper dreht ſich um eine „Barcarole", die mehreren Perſonen zugeſchrieben, von allen aber verleugnet wird, weil der Komponiſt derſelben — gehenkt werden ſoll. Man klagt darüber, daß dieſe Barcarole zu oft gehört werden muß, ob ſie gleich nicht ſehr ausgezeichnet iſt. Sie wird im erſten und im zweiten Akte drei Mal geſungen, im dritten von zwei Orcheſtern geſpielt und von einem Frauenchor geſungen;

außerdem kommt ſie auch noch ein Mal im Finale vor. Im Ganzen hat dieſe Oper eine allzugroße Aehnlichkeit mit der „Sirene". (Modenzeitung.)

∴ Im Vaudevilles-Theater bewährt ein neues fünfaktiges Vaudeville, „L'amour dans tous les quartiers", von einem Herrn Clairville, ſeit einigen Wochen eine große Anziehungskraft.

∴ Im Gymnaſe gefällt das von Beyard und Varner geiſtreich zugeſtutzte Volksmärchen „la Belle et la Bête". (Wäre das nichts für den Bearbeiter des „Weltumſeglers wider Willen"?)

Peking. Der Schwager der Sonne, der Onkel des Mondes und der Couſin ſämmtlicher Sterne, d. h. der Kaiſer von China, hat ſeinen treuen Chineſen die große Gefälligkeit erwieſen, abzudanken und ſeine Regierung vorläufig in die Hände einer Regentſchaft niederzulegen; wen er zu ſeinem Nachfolger ernennen wird, iſt — Gottlob leider! — noch nicht gewiß. Das einzige und erſte vom chineſiſchen Gouvernement veröffentlichte Budget vom October v. J. weiſt ein winzig kleines Deficit von 38,800,000 Tael (1 Tael = 2 Thaler) oder 77 Millionen 600,000 Thalern nach. (Lieber Gott, warum ſoll der Kaiſer von China nicht eben ſo gut Schulden haben, als ein europäiſcher Fürſt! Daß er bis jetzt nicht ans Bezahlen gedacht, kommt daher, weil er Herrn Glaßbrenners Maxime geleſen, daß mit dem Schuldenbezahlen das meiſte Geld verläppert wird.)

Peſth. Auf dem ungariſchen Nationaltheater hat „Gritty", ein neues fünfaktiges Trauerſpiel von Szigligeti, enthuſiaſtiſchen Beifall eingeerntet.

Petersburg. Dr. Köhne, Privatdocent an der Berliner Univerſität, iſt in den ruſſiſchen Unterthanen-Verband eingetreten und mit dem Range eines Collegien-Aſſeſſors bei der kaiſerlichen Eremitage als Direktor des Münzkabinets angeſtellt worden.

Rom. Durch ein Dekret vom 5. April d. J hat die heilige Congregation der Cardinäle der römiſchen Kirche ein halbes Schock neuer Schriften in das Verzeichniß der verbotenen Bücher eingetragen. Unter dieſen paradirt auch Tennemanns „Geſchichte der Philoſophie", ein Werk, das in jeder Sprache verboten iſt oder, wie ſich der verehrte Index ausdrückt, „quocumque idiomate".

Stuttgart. Das „Morgenblatt" enthält eine Erklärung der beiden Söhne des 1830 verſtorbenen Dr. juris C. J. Zahn von Hirſau, daß ihr Vater der Verfaſſer der bekannten Melodie des Schiller'ſchen Reiterliedes „Friſch auf, Cameraden!" ſei und nicht, wie irrthümlich angenommen war, der verſtorbene weimar'ſche Kapellmeiſter Destouches. In der beſondern Ausgabe des Reiterliedes (von 1807) hatte ſich Dr. Zahn als Componiſt genannt.

Toulouſe. Vicomte de Lapaſſe hat ein intereſſantes Seitenſtück zu Hufelands „Macrobiotik" unter dem Titel „Considérations sur la durée de la vie humaine et les moyens de la prolonger" (ohne ſeinen Namen) hier erſcheinen laſſen. Das Werk (28½ Bogen in 4.) wird ſehr ſelten werden, da der Verfaſſer kaum hundert Exemplare davon abziehen ließ.

Wien. Der Theaterdirektor Carl iſt in Folge des Verkaufs des Theaters an der Wien nun mit Sack und Pack ins Leopoldſtädter Theater hinübergezogen. Er hat damit begonnen, im letztern ſämmtliche Eintrittspreiſe zu erhöhen, was allgemeinen Unwillen erregt.

∴ Dem. Lanner, Tochter des verſtorbenen Walzercomponiſten, wird als Tänzerin eine Kunſtreiſe unternehmen. (Ei, wenn Dame Lanner ſo reizend tanzt, als ihr Papa gegeigt hat, dann wird es ihr nicht an Verehrern fehlen.)

∴ Die Malerkunſt hat einen bedeutenden Verluſt erlitten; am 4. Mai iſt der geiſtreiche Maler Dannhauſer (dem man unter andern das treffliche, auch durch Stöbers gelungenen Stich bekannte Bild „die Teſtamentseröffnung" verdankt) am Typhus geſtorben. Bei ſeinem Leichenbegängniß war die geſammte Kunſtwelt und die Elite der Gelehrten in die Karlskirche zuſammengeſtrömt, um dem großen Meiſter den letzten Tribut ihrer Verehrung darzubringen. Bevor ſich der Zug von Dannhauſers Wohnung nach dem Kirchhofe in Bewegung geſetzt, hielt der Hofſchauſpieler Ludwig Löwe an deſſen Sarge eine ergreifende Rede zu Ehren des Verſtorbenen.

Wiesbaden. Wie in Köthen den Pächtern des Hazardſpieles der Contrakt nicht verlängert worden iſt, ſo hat auch der Herzog von Naſſau befohlen, daß die Spielbanken in Schwalbach und Schlangenbad ſchon in dieſem Sommer aufhören ſollen; die hieſige Bank hat leider noch längern Contrakt; doch ſoll auch ſie, nach Ablauf deſſelben, eingehen. (Braviſſimo!)

∴ Herr und Madame Grabowsky haben in Ulm gaſtirt. (Auch eine ſchöne Gegend!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Stadt Schkeudiz — in deren Mauern der bekannte Locomotiven-Held ſeine zweimonatliche Gefängnißſtrafe abgeſeſſen hat — beſitzt ein höchſt originelles Wappen, welches man nicht allein auf den Petſchaften des Magiſtrats, ſondern auch, beſtens illuminirt, als Schild der ſtädtiſchen Verwaltungs-Bureaux erblickt. Und was ſtellt es vor? Eine Scene, welche in doppelter Beziehung den jetzigen Zeitintereſſen angehört, denn man ſieht darin einen von der Inquiſition begangenen Juſtizmord und ein Wunder. Das Wappen ſtellt nämlich einen Menſchen im Armenſünderkleide dar, mit abgeſchlagenem Kopfe, dieſen Kopf aber mit beiden Händen an den Ohren vor der Bruſt haltend. Ueber den Urſprung dieſes Wappens kennt man folgende Sage: Ein Mann, Namens Albanus, wurde in uralter Zeit in Schkeudiz von der Inquiſition (?) zum Tode verurtheilt. Als er auf dem Schaffot ſtand, betheuerte er nochmals ſeine Unſchuld und ſprach: »So wahr ich unſchuldig ſterben muß, ſo gewiß werde ich meinen abgeſchlagenen Kopf mit meinen Händen auffangen.« Der Kopf wurde abgeſchlagen und — ſiehe da! der Gerichtete fing ihn mit ſeinen Händen auf und zeigte ihn ſo dem Volke, welches Mirakel ſchrie, und das Bild des Wunders zu ſeinem ſtädtiſchen Wappen machte. (Deutſcher Courier.)

— Seit der Thronbeſteigung König Georgs II. bis jetzt iſt die Stelle eines erſten Hofmalers in England bekleidet geweſen: von Charles Jervas, einem Freunde des berühmten Dichters Alexander Pope, ernannt am 21. November 1727, geſtorben im Jahre 1739; William Kent, ernannt am 8. Mai 1740, geſtorben 1748; John Shackleton, ernannt am 13. December 1760, geſtorben 1767; Joshua Reynolds, geſtorben 1792; Thomas Lawrence, geſtorben 1830; David Wilkie, geſtorben 1841, und von George Hayter, jetzigem Hofmaler der Königin. Das Gehalt beträgt jährlich 200 Pfund; zu den Zeiten Riley's und Dahls wurde ein Gemälde in ganzer Figur mit 50 Pfund honorirt, jetzt wird dafür der vier- bis ſechsfache Preis bezahlt.

— Der deutſche Grammatiker Johann Chriſtoph Adelung war niemals verheirathet. Sein Schreibtiſch, ſagte man von ihm, ſei ſeine Frau und die 70 großen und kleinen Werke, die er geſchrieben, ſeien ſeine Kinder geweſen. Adelung liebte vor Allem einen guten Tiſch und ſeine einzige Verſchwendung war die, ſich eine große Auswahl ſeiner Weine zu verſchaffen. Sein Keller, den er ſeine Bibliotheca selectissima zu nennen pflegte, ſoll ſtets über 40 Arten fremder Weine enthalten haben.

— Der Läufer Alexanders des Großen, Philonides, konnte, wie Plinius erzählt, in 9 Stunden 1200 Stadien laufen. Ein griechiſches Stadium hielt nach unſerem Maße 94 Toiſen, 49 rheiniſche Ruthen oder eine Achtel-Meile. Er lief alſo in 9 Stunden 58,000 rheiniſche Ruthen oder 113,400 Toiſen oder 29 deutſche Meilen und 18,366 rheiniſche Fuß oder 150 altrömiſche Meilen. (Oeſterr. Morgenblatt.)

— Bei einem engliſchen Wettrennen, in dem das engliſche Pferd Hambletonian zum ſechzehnten Male den Sieg davon getragen, wurden von dieſem Renner 5 engliſche Meilen in 8 Minuten zurückgelegt, was 25,635 Schuh oder 2006 Schuh mehr als eine deutſche Meile [illegible] 23,639 Schuh hat) beträgt.

Treffer und Nieten.

* Zu Dublin war ein Advokat in ſo großer Armuth geſtorben, daß man zur Deckung der Begräbnißkoſten eine Shilling- oder Zehn-Neugroſchen-Subſcription eröffnete. Nachdem die meiſten Juriſten ihren Beitrag gezeichnet, kam der Sammler zu einem der Richter, Namens Toler, nachherigem Lord-Oberrichter Norbury, und wünſchte auch von ihm einen Shilling. — Einen Shilling, rief Toler, nicht mehr als einen Shilling, um einen Advokaten zu begraben! Nein, mein Freund, hier iſt eine Guinee (21 Shillinge), geben Sie und laſſen Sie gleich einundzwanzig begraben.

* »La loi doit être athée,« ſagt ein franzöſiſcher Staatsmann und will damit andeuten, daß das Geſetz keine Religion zu Gunſten oder Nachtheil der andern in Schutz nehmen ſoll. (Ein wahres und ſehr gerechtes Wort!)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 139. Leipzig, 28. Mai 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. ährlicher Pränumerationspreis: 5 1/2 Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Zwei Fliegen mit Einer Klappe,

oder

Herr Dr. phil. Heinrich Laube,

fünfaktiges Trauerſpiel von Monaldeschi,

und

Struenſee,

fünfaktiges Trauerſpiel von Dr. phil. Heinrich Laube.

Herr J. J. Weber hat, um dem deutſchen Buchhandel einen glänzenden Beweis der neigennützigſten Aufopferung zu geben, den außerordentlichen Muth gefaßt, die ſämmt- chen Werke des neuen „dramatiſchen Meſſias", d. h. die drei pitoyablen Theaterſtücke es Herrn Dr. Heinrich Laube — „Monaldeschi", „Rococo" und „Struenſee" — zu erlegen.

Der erſte Band bringt den „Monaldeschi", ein Machwerk, das, ungeachtet all' der nverſchämten Lobhudeleien, in die es von einigen Organen ſeiner allezeit dienſtfertigen oterie eingeräuchert worden war, auf keiner einzigen Bühne feſten Fuß gefaßt hat und ach kurzem Eintagsleben in den Strom der Vergeſſenheit untergegangen iſt.

Da aber dieſer oder jener literariſche Kalinsky beim Erſcheinen des gedruckten Monal- eschi nicht verſäumen wird, von Neuem in die Lobpoſaune zu ſtoßen, um das todte rauerſpiel zu neuem Leben zu erwecken, ſo halten wir es für unſere Pflicht, auch nſere Stimme vernehmen zu laſſen, damit das leichtgläubige Leſepublikum durch den obhudel, der dieſem Stücke von Seiten der Camaraderie geſtreut werden wird, nicht re geleitet wird.

Die nachſtehende Beurtheilung des „Monaldeschi" war vor drei Jahren im dritten efte des „Abbé Colibri" abgedruckt, das nicht ins große Publikum gekommen iſt, weil ne Zeitſchrift durch Zahlungsunfähigkeit des Verlegers gleich nach ihrem Erſtehen wie- er eingegangen war.

E. M. O.

I.

„Monaldeschi".

Capitain Marryat führt uns in ſeinem „Peter Simpel" einen Schiffs- immermann vor, den ehrenwerthen Maſter Muddle, dem die fixe Idee an- lebt, daß jede Erſcheinung im Leben vor 27.672 Jahren ſchon einmal ageweſen ſei und nach Verlauf von 27,672 Jahren ganz in derſelben Form wiederkehre. Wär' ich Maſter Muddle, ſo würde ich zu behaupten wagen, das Trauerſpiel des Herrn Laube ſchon vor 27,672 Jahren in einem andern Sterne bewundert zu haben; wenigſtens tragen Stoff und Behandlung alle Kennzeichen antediluvianiſchen Daſeins an ſich, und zweifelsohne haben die Thiere in der Arche Noahs ſchon ähnliche Tragicomödien aufgeführt. — Der Held dieſes Trauerſpiels iſt ein uraltes, abgegriffenes, ganz und gar verbrauchtes Thema, aus dem ſelbſt größere Talente, als das des Herrn Laube, nichts Großes herausgeſchält haben. Zſchokke in ſeinem fünfaktigen Trauerſpiel „Graf Monaldeschi“ (Bremen 1803), Grieſel in ſeiner hiſtoriſchen Tragödie „Monaldeschi“ (Prag 1821), Van der Velde in ſeinem Romane „Chriſtine und ihr Hof“, Dumas in ſeinem „Stockholm, Rom und Fontainebleau“, Schneider in ſeiner freien Bearbeitung „Monaldeschi“ haben dieſe Epiſode aus dem Leben der ſchwediſchen Chriſtine bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt, und dieſes „gekrönte Mannweib“ mit ihrer erſten, zweiten, dritten, vierten und Gott weiß wievielten Liebe ſind dürre, unerquickliche Orangenſchaalen ohne Saft und Kraft, ohne Duft und Farbe. Aber nicht blos das Sujet im Ganzen, auch jede Scene, jeder Charakter im Einzelnen betrachtet, iſt abgegriffen oder, wie Maſter Muddle ſagen würde, ſchon vor 27.672 Jahren, wohl hundert Mal und auch ſchon viel ſchöner dageweſen. Dieſer „Monaldeschi“, von dem ſich, wie einige Freunde des Herrn Laube das Publikum überreden wollten, eine neue Epoche unſerer dramatiſchen Poeſie datiren ſollte, iſt, genau betrachtet, nichts Anderes, als eine freilich höchſt mißlungene Nachahmung von Victor Hugo's „Marie Tudor“, mit dem einzigen Unterſchiede, daß Fabiano Fabiani hier Giulio Monaldeschi, Marie Tudor hier Chriſtine, Anna hier Silva und Gilbert hier Malſtröm heißt. Es bleiben dann noch Graf Brahe und Freiherr von der Schnure. Aber der Erſtere iſt, ſcharf ins Auge gefaßt, nichts Anderes, als ein unklarer Bürſtenabzug des Grafen Rantzau, der Letztere nichts Anderes, als eine matte Kopie des höfiſch-bornirten Herrn von Nörburg in der Scribe'ſchen „Christine ou la reine de seize ans“. Nur eine einzige Figur in dieſem Trauerſpiel gehört eigenthümlich der Fantaſie des Herrn Laube an: es iſt Santinelli; aber eben dieſer Santinelli iſt, verglichen mit dem des Alexander Dumas, ein ſo fleiſch- und blutloſer, ein ſo abgeſchmackt-lederner, koloſſal-langweiliger Intriguant, daß er ſich mehr zum poſſierlichen Helden einer Parodie, als zum Bewegungshebel eines Trauerſpiels eignet.

Betrachten wir nun einen Akt nach dem andern. Im erſten Akt ſchleicht Monaldeschi ins Schloß der Königin und findet hier einen Freund, der ſein Feind iſt. Santinelli erblickt in dieſem Feind, der ſein Freund iſt, einen gefährlichen Nebenbuhler und will — trotzdem, daß dieſer ihm, einen Gruß von ſeiner Schweſter bringt, dennoch — unerhört! — nichts mit ihm zu ſchaffen haben, denn Santinelli iſt, wie der Berliner ſagen würde, „tück'ſch wie Buggenhagen“. Monaldeschi geht, und Santinelli-Buggenhagen giebt der Schloßwache den Befehl, den Dieb, der ſich eingeſchlichen, zu erſchießen. Monaldeschi dringt gleich darauf ins Gemach der Königin, die, ſtatt über ſeine Erſcheinung zu erſchrecken, ſich mit ihm in philoſophiſche Discuſſionen einläßt, die, beiläufig geſagt, matt wie Louiſens Limonade ſind. Endlich findet ſie es doch dem Anſtand angemeſſen, ihn fortzuſchicken. Monaldeschi geht . . gleich darauf fällt ein Schuß. Iſt er erſchoſſen? Leider nicht! Denn im zweiten Akte erſcheint er bereits als Chriſtinens mächtiger Günſtling, der nebenher auch Silva, die ultra-naive Tochter des Moralſchwätzers Brahe, die Braut des

Grafen Malſtröm liebt, Silva, die zur Abwechſelung ihn etwas wiederliebt. Monaldeschi dringt nun auch in ihr Haus. Der gute Bräutigam nimmt das natürlich ſehr übel und fordert ihn. Chriſtine erfährt und verhindert das Duell. Der Held, ein Bramarbas in Folio-Format, der jeden Augenblick ſein Schwert zieht, im Innern aber herzlich froh iſt, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit bietet, ſein tapferes Schwert wieder einzuſtecken, kniet nieder vor die Königin, die zu ſeiner Rettung herbeigeeilt iſt. Gleich darauf ſchenkt ſie ihm als Zeichen ihrer höchſten Gunſt ein Amulet, das ihn in Tagen der Gefahr ſelbſt vor ihrer eigenen Ungnade ſchützen ſoll. Wär' ich Maſter Muddle, ſo würde ich ſagen, daß das gewiß ſchon vor 27,672 Jahren und ſpäter ſehr oft dageweſen ſei, denn ſchenkt nicht auch Eliſabeth von England dem Grafen Eſſex, ſchenkt nicht Maria von Medicis dem Marquis d'Ancre ſolch einen ſchützenden Taliſman? Dort ſind's Ringe — hier iſt's ein Amulet; dies der einzige Unterſchied. — Im dritten Akte entſagt Chriſtine im Schooße des verſammelten Reichsraths der ſchwediſchen Krone, da ſtürzt Monaldeschi mit entblößtem Schwert in den Saal und brüllt: Quod non! Ein Wort von Chriſtinen aber entwaffnet den Bramarbas, der ſein Schwert wieder in Ruheſtand verſetzt und ſich ruhig einſperren läßt. Silva, die ſich den Schlüſſel zu ſeinem Kerker zu verſchaffen gewußt, erſcheint; warum ſie eigentlich erſcheint, iſt nicht klar einzuſehen. Monaldeschi aber benutzt die Gelegenheit, geſteht ihr in Verſen, die freilich etwas holperig ſind, ſeine Liebe und ſchenkt ihr — Maſter Muddle würde freilich ſagen, auch dieſe Idee ſei ſchon vor 27,672 Jahren etwas verbraucht geweſen — das Amulet, das er kurz vorher von der Königin erhalten hat. Eben als die gute Silva, das ſtille Kind, ihm dafür etwas Anderes ſchenken will, vernimmt man Schritte. Die Braut verſteckt ſich hinter einen Thürvorhang und gleich darauf erſcheint Chriſtine, um ihren Günſtling aus dem Kerker zu befreien. Mit dem Rücken gegen die Thür in ein Selbſtgeſpräch vertieft, bemerkt ſie nicht daß Silva hinter ihrem Rücken zum Kerker hinausſchleicht; doch hat das Rauſchen des Kleides ihren Verdacht erregt und wüthend ruft ſie zwei bis drei Mal: »Gott ſei Dir gnädig, wenn Du falſch gegen mich biſt«

Im vierten Akte, der mit der ganzen Intrigue außer allem Zuſammenhange ſteht, befinden ſich ſämmtliche Herrſchaften auf dem Schiffe, das Chriſtinen nach Rom bringt. Während dieſes ganzen Aktes ereignet ſich, wie geſagt, nichts, was als nothwendige Folge einer vorausgegangenen Urſache in die Speichen der Handlung eingreift. Einer ſteigt nach dem Andern aus der Cajüte heraus, Einem nach dem Andern wird unwohl, dann ſteigt wieder Einer nach dem Andern in die Cajüte hinab. Während dieſe Herrſchaften wechſelſeitig an der Seekrankheit laboriren, während ein unſichtbarer Matroſe vier ſeekranke Strophen eines Liedes ſingt (mir fiel dabei Fra Diavolo und die Frage ein, ob man alle zweiundzwanzig Strophen dieſes Liedes anhören müſſe?), während uns von der Bühne tiefe Wind- und vom Parterre aus unheimliche Zuſchauerſtille angähnt, brütet Monaldeschi — der Einzige, der nicht ſeekrank iſt — die Intrigue aus, das Schiff nach Schweden und die Königin in die Arme ihres Vetters zurückzuführen, der ſie à tout prix heirathen will. Ganz abgeſehen davon, daß es gerade Monaldeschi war, der ſie zur Niederlegung der Krone, zur Reiſe nach Rom, zur Annahme des katholiſchen Glaubens überredet hatte, muß Jedem ſchon die pſychologiſche Unwahrſcheinlichkeit einleuchten, daß ein Günſtling, deſſen Stellung am Hofe einzig und allein von der Gunſt der Königin abhängt, ſie nicht, wider ihren Willen, vermählen und ſich auf dieſe Weiſe einen legitimen Nebenbuhler geben wird.

Im fünften Akt finden wir Chriſtinen nicht in Schweden (denn Santinelli, der den Plan ſeines Feindes belauſcht, hat ihn verrathen), ſondern in Fontainebleau. Dieſer Santinelli, welcher ſie immer gewarnt, warnt ſie wieder vor Monaldeschi, der ſie an Frankreich, an Schweden und Gott weiß an wen, verrathen haben ſoll. Sie glaubt es nicht; er aber beweiſt es ihr durch ein, zwei, drei Briefe, deren Inhalt er kennt, was um ſo mehr zu verwundern iſt, da ſie *verſiegelt* ſind und von der Königin erſt *erbrochen* werden müſſen. Dieſer Santinelli iſt alſo, allem Anſcheine nach, nicht blos ein langweiliger Intriguant, ſondern nebenher noch ein Somnambule und Clairvoyant. Endlich fängt Chriſtine zu glauben an; Monaldeschi, den ſie gleich darauf zur Rechenſchaft zieht, leugnet. Die Königin ſchwankt. Da erſcheint, Gott weiß warum, Silva, an deren Halſe ſie — merkwürdig genug, erſt jetzt nach ſo langer, langer Zeit — das Amulet erblickt. Das zündet. Monaldeschi muß ſterben. Santinelli erſticht ihn und — gerührt fällt der Vorhang.

Jeder Unbefangene wird aus dieſer Skizze entnehmen können, daß Monaldeschi kein Stoff zu einem fünfaktigen Trauerſpiel iſt; eine einzige blutige Kataſtrophe macht noch keine Tragödie, ſonſt ließe ſich aus jedem Deſerteur, der erſchoſſen, aus jedem Dieb, der gehangen wird, ein Trauerſpiel machen. Der Monaldeschi des Herrn Laube iſt nichts Anderes, als eine dramatiſirte, freilich aber viel zu breit getretene Novelle, welcher, außer der tragiſchen Grundidee, auch der rothe Faden fehlt, der die einzelnen Scenen dramatiſch aneinander reiht. Es mangelt an einem nothwendigen Zuſammenhang, in dem eine Scene aus der andern entſpringt; es fehlt an Situationen, an Situationen, die tief ergreifen, tief erſchüttern; es fehlen die tragiſchen Leidenſchaften. Wollte die nachſichtige Kritik all' dieſe Mängel auch überſehen, ſo müßte ſie ſich doch gerade blind und taub ſtellen, wenn ſie nicht den Hauptfehler dieſes Stückes, den gänzlich verfehlten Dialog, herausfühlen ſollte. Die Sprache, die ſelbſt für eine Novelle zu alltäglich, fad und nüchtern wäre, paßt zur Tragödie wie eine Kunſtreiterfanfare zu einem andachtweckenden Requiem. Der Dialog wimmelt von Phraſen und Floskeln, die ſich weder der Situation, noch dem Charakter anſchmiegen; nicht ſelten verliert er ſich in platte Redensarten, wie: „das iſt die wahre Höhe", „wie man grüßt, ſo kriegt man auch einen Dank". So würde ſich allenfalls Herr Laube, nie aber die Tragödie ausdrücken dürfen, die zum Ausmalen ihrer Gedanken ſich anderer Farben, als die ungezwungene, burſchikoſe Reiſe-Novelle, bedient. Als Beleg unſerer Kritik ſei hinzugefügt, daß Monaldeschi überall wenig oder gar nicht gefallen hat.

E. M. Oettinger.

II.

„Struenſee".

Es giebt wenig Leute, die mit ſo unerſättlicher Ehrbegier immer neue Anläufe zu den Höhen der Unſterblichkeit genommen haben, wie Herr Heinrich Laube, aber auch wohl Wenige, die eben ſo oft einen unfreiwilligen Rückzug haben antreten müſſen. Was hat Herr Laube nicht ſchon Alles verſucht, und was iſt ihm nicht ſchon Alles mißglückt? In welcher Literaturbranche hat Herr Laube nicht ſchon gemacht? Zwiſchen der leichten Reiſe-Novelle bis

a dem Ernſt eines literaturhiſtoriſchen Werkes liegt kein Feld, auf dem Herr
aube nicht gepflügt. Aber ſeine Arbeit lohnte ſich nicht; es wuchs ihm wenig
luhm, und wo er mit ſeiner Ernte an den Markt kam, wurde dieſelbe zurück-
ewieſen. Woran liegt dies? Iſt Herr Laube ohne Geiſt, ohne Talent?
Bewahre! Er beſitzt Beides, Beides in mehr als gewöhnlichem Maaße, aber
ange nicht in dem Grade, wie er ſich's einbildet; ſeine Einbildung aber, ſeine
naaßloſe Eitelkeit, ſeine Suffiſance iſt eben die Haupturſache, daß man ihn
irgends ſo recht anerkennen will, anerkennen kann. Herr Laube ſchreibt
eine Zeile, aus der nicht ſeine Arroganz auf die prägnanteſte Weiſe hervor-
euchtet. »Ich, Heinrich Laube, Ich, dereinſt Jungdeutſchländer, Ich habe
ies geſchrieben!« ſo ſteht's auf jeder Seite; Jeder aber, der genauer lieſt,
indet auch noch etwas Anderes und das lautet: »Ich, Heinrich Laube, ſchreibe
ber viele Dinge, von denen ich nichts verſtehe, in denen ich ein Ignorant
in!« Urſprünglich von geſundem, offenem Naturel, hat er ſich Zwang an-
elegt und den Salonmenſchen angezogen; er hat über ſeine deutſchen Fäuſte
Glacéhandſchuhe gethan und trampelt mit ſeinem ſchwerfälligen Tritt auf
lanken Parquets umher, wo er heimiſch zu werden am allerwenigſten Talent
at; er treibt noble Paſſionen und ſucht ſeine höchſte Seligkeit in Zuſammen-
ünften mit einem Pückler-Muskau oder dergleichen blaſirtem Hochmuth. Dies
ſt lächerlich, weil es Unnatur iſt. — Zweitens ſucht er dem Misfallen, das
ein ganzes literariſches Treiben hervorruft, durch eine freilich ſehr plump
ngelegte Taktik entgegen zu wirken. Er umgiebt ſich mit einer großen Schaar
ienſtbarer Geiſter, d. h. er weiß eine Menge unſelbſtſtändiger, urtheilsunfähi-
ger Scribenten an ſich zu ziehen, die, vielleicht nur gegen Zuſicherung von
Gegendienſten in vorkommenden Fällen, mit widerlichen Lobhudeleien, mit ab-
ichtlichen Unwahrheiten das große Publikum zu täuſchen ſuchen, und die zu
einen Gunſten die Preſſe mit einer Unverſchämtheit mißbrauchen, wie ſie in ſo
ohem Grade noch niemals vorgekommen iſt. Dies iſt unehrenwerth — es
würde es ſelbſt dann ſein, wenn die Taktik gar nicht einmal von Herrn Laube
irekt ausginge, wenn ſie auch nur von ihm geduldet, und nicht, wie es dem
hrlichen Manne geziemt, mit Widerwillen zurückgewieſen wird. — Wer ſeit
einiger Zeit der deutſchen Journaliſtik gefolgt iſt, wird nicht nöthig haben,
on uns auf eine Maſſe von Beiſpielen für unſere Behauptung aufmerkſam
gemacht zu werden. Nirgends aber haben ſich dieſe literariſchen Lakeiendienſte
mehr gezeigt, als ſeitdem Herr Laube die Jagdſtiefel ausgezogen hat und auf
em Kothurn über die deutſchen Bühnen läuft. Wird irgendwo ein Laube'-
ſches Stück in Scene geſetzt, da bilden dieſe Lakeien ein wahres Poſaunen-
konzert, ſo daß Deutſchland glauben muß, ein neuer Shakeſpeare ſei ihm
erſtanden. Freilich überzeugt ſich bald Jeder, der eines dieſer Stücke ſelbſt
geſehen hat, wie es mit dieſem Shakeſpeare ſteht, die Zahl der Getäuſchten
aber bleibt doch immer, aus natürlichen Gründen, die größere, und Herrn
Laube's Eitelkeit iſt befriedigt. — Iſt es aber eine Entwürdigung der Preſſe,
ſo zu Gunſten eines Einzelnen die große Menge zu täuſchen, ſo iſt es Pflicht
eines Jeden, der es mit der Sache ehrlich meint, rückſichtslos ſolchem Un-
weſen entgegenzutreten.

Wir haben es hier mit Laube's neueſter Tragödie „Struenſee“ zu thun,
die uns in dieſen Tagen zum erſten Male vorgeführt worden iſt, und wir
wollen unſrerſeits unſer Urtheil ausſprechen, das jedenfalls dem nicht aus-
bleiben werdenden Lobhudel beregter Sorte gegenüber den Vorzug hat, aus
wirklicher Ueberzeugung hervorzugehen. „Struenſee“ iſt, unſerer Meinung

nach ein „mißlungenes Stück“, und zwar aus dem einfachen Grunde mißlungen, weil die Hauptperſon, der Träger des Ganzen, eine ganz verſchrobene Figur, ein von Inconſequenzen zuſammengeſetzter Popanz iſt. In demſelben Moment, wo er ſich als Staatsmann, als beglückender Philantrop dem ihm durch das Schickſal in die Hände gegebenen Reiche gegenüber als kräftige Stütze ſeiner Partei gegen die liſtigen und kühnen Gegner zeigen ſoll, wird er ein ſchwärmender Mondſcheinsliebhaber, ſeufzt, wo er handeln, jammert und klagt, wo er zuſchlagen ſoll, ſpringt dann um, wird Mann von Energie, dann aber wieder abergläubiſcher Schwächling und ſchmachtender Süßling. Ein ſo unhaltbares Rohr kann aber unmöglich die „ſturmfeſte Mitte“ für eine Tragödie ſein. Der Held erregt nirgends Bewunderung, nicht einmal Intereſſe; ſein Unglück iſt nicht tragiſch-poetiſch, ſein Unglück iſt jämmerliche Miſère. Um einen ſolchen Mittelpunkt bewegt ſich Laube's Tragödie, für die ihm die Geſchichte einen Stoff geliefert hat, ſo reich, daß es kaum einiger unbedeutender Zugaben eigener Erfindung bedurfte, um viele ſehr ſpannende Situationen herbeizuführen, die aber alle wieder an eigentlichem Intereſſe verlieren, weil ſie ſich mehr oder weniger durch die gänzlich verzeichnete Hauptfigur bedingen. Eine zweite ebenfalls ganz verkehrt behandelte Parthie iſt der Graf Ranzau, deſſen Inconſequenzen nicht einmal durch einen klar gezeichneten Charakter motivirt werden. Wie und warum der Mann eigentlich ſo handelt, wie er handelt, begreift ſich gar nicht und es ſieht beinahe aus, als wäre dieſe Figur dem Verfaſſer in der zweiten Hälfte des Stückes im Wege geweſen, als habe er nicht recht gewußt, was er damit anfangen ſoll. Beſſer ſteht Owe Guldberg da, und zwar deswegen, weil Laube ſich ganz an die Geſchichte hielt; hier haben wir den hiſtoriſch bekannten, klugen Nationaldänen. Plump iſt der Obriſt von Köller, plump, weil es Unſinn iſt, annehmen zu ſollen, daß ein Mann wie Guldberg ſich mit einem ſolchen Tölpel einlaſſen werde. Den ſchwachſinnigen König ſo hinzuſtellen, iſt mindeſtens gefährlich, da dieſer immerwährend über Kopfweh klagende Monarch Gefahr läuft, eine komiſche Perſon zu werden. Die Königin Mathilde iſt wieder mehr hiſtoriſch gehalten, muß aber auch von einer Schauſpielerin gegeben werden, über die man nicht, wie hier, in die Verſuchung kommt, lachen zu müſſen. — Fügt man nun hinzu, daß die ganze Anlage des Stücks, das, bei beſſer gezeichneten Charakteren, voll von Effekten werden müßte, weniger Laube's Erfindung iſt und daß ſein Verdienſt nur in einer ziemlich ungeſchickten Auswahl des hiſtoriſch Gegebenen beſteht — denn ſelbſt die Intrigue des letzten Aktes: der Betrug gegen die Königin, beruht auf einem hiſtoriſchen Faktum — bringt man auch noch einige unverzeihliche Plumpheiten, z. B. die der Gräfin Gallen und dem Prediger aufgedrungenen Eidſchwüre in Rechnung, da wüßten wir nicht, wie wir das Stück anders, als ein „mißlungenes“ nennen könnten, ein Stück, das auf den Namen eines Dichterwerks nicht den geringſten Anſpruch machen kann, und das ein unbefangenes Publikum ſchwerlich befriedigen wird, würde es auch ſelbſt beſſer dargeſtellt, wie hier, wo namentlich der Darſteller des „Struenſee“ redlich das Seine beigetragen hat, die Jämmerlichkeit dieſer Figur ins rechte Licht zu ſtellen.

G. v. Roſen.

Für jede Zeile 25 Sous!

Die gute Stadt Paris, die den „ewigen Juden“ eine „geſchwollene Charade in zehn Bänden“ nennt, behauptet, daß der Verfaſſer deſſelben in gewiſſer Hinſicht ſogar Herrn Alexandre Dumas übertrifft, der ſich rühmt, für jede Linie, die er ſchreibt, 25 Sous zu erhalten, gleichviel ob eine Linie viel oder wenig Wörter enthält. Ein einziges **Oui** ſeiner geſchätzten Feder koſtet eben ſo gut 25 Sous, als ein einziges **Non**, ſobald es eine aparte Zeile bildet. Ein **Oh! Ah!** oder **Bah!** koſtet eben ſo viel. Als ein Beiſpiel dieſer koſtbaren Schreibart wird folgendes Geſpräch zweier ſeiner Romanhelden angeführt:

— Ich hab’ ihn geſehen.
— Wen?
— Ihn.
— Den Grafen?
— Ihn ſelbſt.
— Wo?
— Im Theater.
— Wann?
— Geſtern.
— Bah!

Dieſer Satz bringt, in Sousſtücke umgeſetzt, Herrn Alexandre Dumas zwölf Francs fünfzig Centimes ein, ein Honorar, für das mancher deutſche Schriftſteller einen ganzen Druckbogen, manch armer Ueberſetzer ſogar zwei bis drei Bogen ſchreiben muß.

Dieſer lucrative Styl beunruhigte Herrn Eugène Sue, der ſeinen Collegen um das Honorar faſt noch mehr, als Themiſtokles ſeinen Nebenbuhler Miltiades um den Lorbeer ſeiner Siege zur Sre beneidete. Herr Sue, der noch mehr verdienen wollte, erfand für die Dumas’ſchen Seufzer die drei Ruhepunkte. Hier ein ergötzliches Beiſpiel:

Es iſt Nacht . . . tiefdunkle Nacht . . . der Wind heult . . . der Regen fällt . . . es iſt kalt . . . ſehr kalt . . . der Arbeiter iſt allein . . . allein in ſeiner Kammer . . . er leidet . . . er denkt . . . woran? . . . an ſein Elend . . . an ſein namenloſes Elend . . . er zürnt . . . mit wem? . . . mit ſeinem Schickſal . . . er hadert . . . mit wem? . . . mit Gott . . . Gott aber iſt im Himmel . . . und der Menſch? . . . er iſt hier unten . . . unten . . . unten!

Der Menſch! . . .
O Gott!!! . . .

. . . .
. . . .

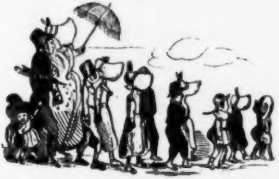
Für dieſe zwei Zeilen, die nichts als Ruhepunkte enthalten, muß ihm der arme beklagenswerthe „Conſtitutionnel“ 50 Sous oder 2 Francs 50 Centimes bezahlen. „In der Feder Eugène Sue’s wird ſelbſt das Stillſchweigen zur Rede“.

Herr Dumas will nun nicht eher ruhen, bis er Etwas erfunden hat, was noch einträglicher als ſein einſylbiger Seufzer und Sue’s Ruhepunkt iſt.

Nous verrons!

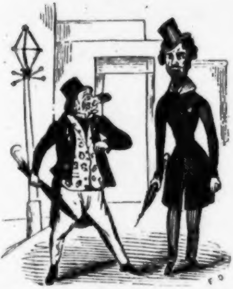
Theaterbilder.

I.



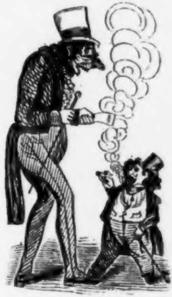
Wie ein armer zärtlicher Schauſpielvater mit Sack und Pack aus dem Leim und Engagement geht.

II.



Wie ein kleiner Hiſtrione, der ſich für den größten Künſtler hält, einem Recenſenten auflauert, um dieſen wegen empfangener Naſe auf echt künſtleriſche Weiſe zur Rechenſchaft zu ziehen.

III.



Wie ein kleiner Recenſent einem großen Bühnenprincipal, gegen Vorzeigung eines Freibillets, etwas vorqualmt.

Fidibus.

— Als der letztverſtorbene Herzog von Glouceſter im Jahre 1793 zu Cambridge Doctor wurde, überreichte man auch ſeinem Vater, dem Bruder König Georgs III., der zugegen war, das Doctordiplom. Die Profeſſoren benutzten dieſe Gelegenheit, dem erlauchten Gaſte eine Menge Artigkeiten zu ſagen. Der herzogliche Papa, dem das Lateiniſche nicht geläufig war, erhielt den freundſchaftlichen Wink, eines Komplimentes gewärtig zu ſein und ſich zu verbeugen, ſo oft das Wort principes vorkäme. Der Profeſſor der Medizin, ein gerader, einfacher Mann, überging die gewöhnlichen Gemeinplätze und ſprach vom Urſprung ſeiner Wiſſenſchaft. Als der Satz kam: „Hippocrates et Galenus principes medicinae“ verbeugte ſich der Herzog, als ob Hippokrates und Galenus die Ahnherren des Hauſes Hannover geweſen wären.

— Der berüchtigte Tyrann Roſas führt ein Tagebuch, in dem ſich unter Anderm auch folgende Notiz befindet: Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß Hinrichtungen in den Nachmittagsſtunden auf die loyalen Geſinnungen der Bürger weniger wohlthätig wirken, als in den nüchternen Vormittagsſtunden.

Zapfenstreich.

Amſterdam. Der Bildhauer Meyer hat den Auftrag erhalten, ein Erzſtandbild König Wilhelms I. für Amſterdam anzufertigen.

Berlin. Die Cenſoren und das Ober-Cenſur-Gericht in Preußen arbeiten ſich wieder recht treulich und erfreulich in die Hände. Die Cenſoren ſtreichen mehr als je und das Ober-Cenſur-Gericht läßt das Geſtrichene größtentheils wieder paſſiren.

∴ In dem neueſten Hefte von A. Brennglas' „Berlin, wie es iſt und — trinkt" wird ein Cultus-Miniſter ſehr malitiös Stultus-Miniſter genannt. (Ein klaſſiſcher Witz!)

∴ Herr Karl Steffens, Herausgeber des bei Simion erſcheinenden „Volkskalenders", heißt eigentlich Stüber und iſt der bekannte Kammergerichts-Referendarius; eine beſſere Empfehlung kann es für den „Volkskalender" wohl nicht geben, meint der „Wandelſtern".

∴ Der „Geſellſchafter" macht alle blaſirten Jungen auf Nummer 72 der „Dorfzeitung" aufmerkſam, weil dieſelbe — hört, hört! — das Recept zu einer — Maikäferſuppe enthält. (Wir danken den „Blättern für Geiſt und Herz" im Namen aller blaſirten Jungen!)

∴ Aus Rückſicht für die ci-devant Demoiſelle Henriette Sonntag, jetzige Gräfin Roſſi, Gemahlin des ſardiniſchen Geſandten, durfte Aubers Oper „die Geſandtin", worin die Sängerin Löwe zu ſingen gewünſcht, nicht aufgeführt werden. (Rührende Rückſicht!)

∴ Drei Mitglieder des hieſigen Hoftheaters haben im Mai ihr 25jähriges Künſtler-Jubiläum gefeiert: der Tenor-Greis Bader, der Schauſpiel-Neſtor Weiß und der junge lebensfriſche Komiker Louis Schneider.

∴ Herr Räder von Dresden umſegelt von Neuem allabendlich die Welt auf der Königſtädter Bühne.

∴ Der ci-devant Saint-Simoniſt und à-présent Componiſt Felicien David iſt hier angekommen.

Bonn. A. W. v. Schlegel hat eine bedeutende Bibliothek hinterlaſſen, die, wie man hofft, unſere Univerſität ankaufen wird.

Brüſſel. Vor Kurzem hat hier eine kleine Emeute ſtattgefunden. Das Volk zog nach dem Palaſt des Grafen von Merode und von dort zu den Jeſuiten mit dem lauten Geſchrei »Nieder mit dem Pfaffenthum (à bas la Culotte)! Tod den Jeſuiten!« (Aber Schreien allein hilft nichts!)

∴ Im Muſeum baut man jetzt eine kleine Eiſenbahn für den Transport der Bücher der Stadtbibliothek in die Staatsbibliothek.

Cöln. Doctor Laurent aus Paris hat mit ſeiner Somnambule, Dem. Prudence, auf der hieſigen Bühne einige Vorſtellungen gegeben, welche allgemeines Staunen erregt haben.

∴ Seit Kurzem hat ſich hier unter Leitung des Muſikdirektors Heinrich Dorn eine rheiniſche Muſikſchule mit 30 Zöglingen etablirt.

Danzig. Unſer „Dampfboot" bringt „Etwas über Moden", von D. v. d. H., worin folgender Paſſus vorkommt: »In den Städten iſt es der Buſen, auf dem Lande ſind es die Waden, welche anwerben, und darum iſt das Strumpfband von jeher der Rubicon weiblicher Tugend geweſen, den nur ein glücklicher Cäſar paſſirt; aber wie viel ſolcher Cäſaren giebt's heutzutage, die ſonſt durchaus nichts Aehnliches mit Cäſar haben?« (Wer iſt dieſer neue Clauren?)

Dresden. Die „Abendzeitung" brachte neulich einen von Ernſt Fiſcher verfaßten Nekrolog des vor Kurzem hingeſchiedenen Schriftſtellers Ernſt von Brunnow, der ſämmtliche Werke des Verſtorbenen aufzählt. Im Jahre 1832 erſchien eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel „Epos und Lyra", die im Jahre 1844 eine neue Auflage erlebte. Den Gedichten folgte eine Novelle „Pſyche", dann ein zweibändiger Roman, „der Troubadour" und endlich das hiſtoriſche Gemälde „Ulrich von Hutten". Sein letztes Werk war die im vorigen Jahre erſchienene Novelle „der Oberſt von Carpezan". Außerdem hat er Hahnemanns „Organon" und einiges Andere ins Franzöſiſche überſetzt. Zwei Pläne (ein Drama, „Franz von Sickingen", und ein biographiſcher Roman, „Theodor Körner") ſind nur bruchſtückweiſe aufgeführt*).

Frankfurt. Bei David Sauerländer iſt Friedrich Rückerts neueſte Dichtung, „Columbus", erſchienen.

---

*) Herr von Brunnow, Bruder des ruſſiſchen Geſandten, war Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins, der deſſen Hinſcheiden durch eine Gedächtnißrede geehrt hat. C. M. L.

Hildburghauſen. Die „Dorfzeitung“ ruft nun ſchon ſeit geraumer Zeit ihre Verdammung über die deutſchen Spielhöllen. Dieſe ſind freilich eine Peſt, aber bei weitem nicht unſer größtes Unheil und es würde einer deutſchen Zeitung beſſer anſtehen, wenn ſie am Schluſſe jeder Nummer riefe: Uebrigens glaub' ich, daß die Cenſur abzuſchaffen ſei!

Leipzig. Profeſſor Dr. W. Wachsmuth, der wegen ſeiner „Geſchichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter“ zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden war, hat jetzt nach Vollendung dieſes Werkes vom Könige der Franzoſen eine goldene Medaille mit Louis Philipps Bruſtbilde und der Umſchrift „Donné par le Roi à Mr. W. Wachsmuth“ zum Geſchenk erhalten.

∴ Herr von Balzac, der berühmte Romandichter, der ſich acht Tage in Dresden aufgehalten, hat in Leipzig, zum großen Bedauern ſeiner vielen Freunde und Verehrer, nur ein paar Stunden verweilt und iſt von hier über Frankfurt nach Paris zurückgekehrt.

∴ Der unerbittliche Senſenmann hat während des Maimonats auf den Gebieten der Literatur und Kunſt eine ſchauerlich-reiche Ernte eingeſammelt. Im Laufe dieſes Monats ſind geſtorben: am 4. Mai der berühmte Maler Joſeph Dannhauſer in Wien (geb. 1805); am 5. Mai der ehrenvoll bekannte Schriftſteller Ernſt Georg Freiherr von Brunnow (geb. am 6. April 1796) in ſeiner Vaterſtadt Dresden; am 7. Mai der franzöſiſche Journaliſt Godefroy Cavaignac zu Paris; am 11. Mai der königlich baieriſche Legationsrath und bekannte Publiziſt Dr. Friedrich Ludwig Lindner (geb. 3. October 1772 zu Mitau) in Stuttgart; am 12. Mai eine der erſten Notabilitäten der deutſchen Literatur, Profeſſor Auguſt Wilhelm von Schlegel (geb. am 8. September 1767 zu Hannover) in Bonn; am 13. Mai einer der vorzüglichſten Novelliſten und Erzähler Dr. Chriſtian Auguſt Gottlob Eberhard*) (geb. am 11. October 1769 zu Halle) in Dresden; am 14. Mai der ſeit einigen Jahren geiſteskranke Dr. Siebenpfeiffer aus Rheinbaiern, geweſener Profeſſor des Staatsrechts an der Berner Hochſchule, in der Irrenanſtalt des Dr. Tribolet zu Bümpliz bei Bern; am 15. Mai der geheime Hofrath E. W. Stark in Jena u. ſ. w.

∴ Als Beleg, daß unſer „Charivari“ nicht das einzige Organ iſt, das ſich gegen die neueſten Schritte unſerer Bühnenverwaltung erklärt, nehmen wir folgende Stelle aus dem „Wandelſtern“ auf: »Welcher Zukunft unſer Theater entgegen geht, läßt ſich nicht beſtimmen. Den meiſten guten Mitgliedern iſt gekündigt oder ſie haben gekündigt oder ſie werden noch kündigen. Dagegen behalten wir in Herrn Marr einen Schauſpieler und Oberregiſſeur, dem man in Wien 6000 Fl. bezahlt hat, damit er nicht bleibe, wir haben in Herrn Wagner einen erſten Liebhaber und Helden erhalten, daß ſich Gott erbarme, eine Nürnberger Holzpuppe, in Herrn Stoffregen einen erſten Tenor, der in der erſten und zweiten Darſtellung ausgepfiffen ward, in Fräulein (was heißt Fräulein? warum ſagt Herr Keil nicht lieber Demoiſelle) Ender eine Primadonna, die keinen geſunden Ton mehr in der Kehle, dagegen ein Mienenſpiel hat, das kleine Kinder furchtſam macht, und trotzdem Lobhudelei von allen Seiten, Poſaunenſtöße in allen Blättern! Iſt das auch ehrliche Kritik?«

∴ In der „Theaterchronik“ dreht und windet ſich ein Caſſeler Correſpondent, um dem auf der dortigen Bühne halb und halb durchgefallenen „Struenſee“ ja nicht weh zu thun und dem Fiasco ein knappes Mäntelchen umzuhängen. Die Aufnahme, heißt es in ſeinem Briefe, war eine ſehr ſonderbare: die herrſchende Spannung kam vom Anfang bis zu Ende zu keinem lauten Applauſe (d. h. mit nackten bündigen Worten: während der ganzen fünf Akte rührte ſich keine Hand). Im gewöhnlichen Sinne ſchließend mußte man ſagen: das Stück habe nichts gemacht u. ſ. w. u. ſ. w. Letzteres läßt ſich wohl auch im ungewöhnlichen Sinne ſagen, ohne weit von der Wahrheit abzuweichen. Die Camaraderie aber weiß derlei Durchfälle dergeſtalt zu verbrämen, daß ſie, von der Ferne betrachtet, wie brillante Erfolge ausſehen. Schade nur, daß nicht Viele dumm genug ſind, an die Laube'ſchen Bühnenerfolge zu glauben.

∴ Bei Breitkopf und Härtel iſt der Klavierauszug von A. Lortzings in Hamburg und Magdeburg mit ſo glänzendem Erfolg gegebener Oper „Undine“ mit vorgedrucktem Texte erſchienen. (Wann werden wir „Undine“ in Leipzig zu hören bekommen?)

∴ Als Seitenſtück zu der bekannten Brochüre „Laßt den Ochſen gehen“ ſoll nächſtens ein neues Opus unter dem Titel „Laßt den Floh hüpfen“ ans Licht ſpringen.

∴ Die „Voſſiſche Zeitung“ beſpricht die hier und da aus guter Kameradſchaft gelobhudelten Gedichte „Kelch und Schwert" des Herrn M. Hartmann auf nicht ſehr ſchmeichelhafte Weiſe und meint, folgender überaus anmuthige und reizende, einem Trinkliede entnommene Vers ſei ohr- und herzzerreißend:

---

*) Eine der bekannteſten Arbeiten des Letztern war ſein Gedicht „Hannchen und die Küchlein“, Halle 1822, 16. [illegible] Auflage, ebendaſ. 1844. Auch exiſtirt davon eine lateiniſche Ueberſetzung unter dem Titel „Anna et pulli“ von G. B. Fiſcher, Halle [illegible]. E. M. O.

„Die Winterſonn' iſt ein Auge — fahl —
Der Himmel ein blinder Hannibal (?)
Seine Capua die Religion.
In ſeinem Lenze es wieder entbrennt,
Es iſt ihm am Warſchauer Monument
Zerſtochen, im Weinen zerronnen."

Unſinn, du ſiegſt, rufen die „Oſterländiſchen Blätter".

∴ Unſere Stadt beſitzt gegenwärtig 27 Buchdruckereien, die gegenwärtig 23 mechaniſche und 146 gewöhnliche Preſſen und gegen 800 Arbeiter beſchäftigen. Die größten Druckereien ſind die von Brockhaus, Breitkopf u. Härtel, Teubner, B. Tauchnitz, Hirſchfeld, Wigand, Melzer, Reclam u. ſ. w.

∴ Ein mediziniſches Journal nennt den ſeligen Dr. Hahnemann, den Begründer der Homöopathie, den Luther der Medizin.

∴ Die lieben guten politiſchen Zeitungen machen großes Aufheben, wenn irgend ein kleiner unbekannter Duodezfürſt, irgend ein Staatsmann oder irgend ein General hier oder dort durchreiſt; die belletriſtiſchen Zeitſchriften zeigen die Ankunft jedes halbbekannten Schriftſtellers, jedes obſcuren Gauklers oder Bänkelſängers an, aber keines von allen Blättern nimmt Notiz, wenn ein culinariſches Genie, eine gaſtronomiſche Notabilität ankommt. Unſer „Charivari", der vor Allem Feinſchmecker iſt, kann nicht unterlaſſen, anzuzeigen, daß Herr Amédée Cronier, ein Schüler des großen Antonin Carême, einer der ausgezeichnetſten Kochkünſtler Frankreichs, gegenwärtig Lenker und Leiter des Gaſthofs zur Poſt in Teplitz, zwei Tage in den Mauern unſerer Stadt verweilt und im Hôtel de Bavière gewohnt hat. Bei dieſer Gelegenheit halten wir es für eine eben ſo angenehme als heilige Pflicht, unſern feinſchmeckenden Leſern die Mittheilung zu machen, daß der Beſitzer des letztgenannten Gaſthofes, Herr Wilhelm Rebslob, vom Erzherzog Ferdinand von Eſte, der einige Tage in deſſen Hôtel gewohnt, eine prachtvolle goldene Tabatière zum Geſchenk erhalten hat. Dem Verdienſte, gleichviel auf welchem Felde es ſeinen Lorbeer pflückt, die wohlverdiente Krone!

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

London. Die Regierung geht mit dem Plane um, drei neue Univerſitäten zu errichten, eine in Cork, die zweite in Belfaſt und die dritte in einer Stadt der Grafſchaften Limerik oder Galway. Zur Errichtung dieſer drei Univerſitäten ſollen 100,000 Pf. St. ein für alle Mal und zur Beſoldung der Profeſſoren, jährlich, 18,000 Pf. St. angewieſen werden.

∴ Die Zahl der Zeitungsſtempel betrug im Jahre 1844 in England zu 1 Penny (Hauptblatt) 53,933,848, und zu ½ Penny (für die Beilage) 3,738,128; in Schottland je 5,727,585 und 317,620, in Wales 479,700 und 7000, in Irland 6,769,067 und 249,500; im Ganzen bis zu 1 Penny 66,910,200 und zu ½ Penny 4,312,248.

∴ In Aylesbury wurde neulich eine Verſammlung zur Abſchaffung der Todesſtrafe gehalten. Einer der begeiſtertſten Redner dabei war Lord Nugent. (Bravo, Mylord!)

∴ B. d'Israeli, „das Haupt des jungen Englands", hat einen neuen Roman, „Sibylla", geſchrieben, der viele Leſer finden wird, weil er die Schwächen der haute-volée mit kauſtiſchem Witze geißelt.

Lübeck. Am 4. Mai ließ der Förſter in Behlendorf, bei Lübeck, ſein zwölftes Kind taufen. Da er als freiwilliger Jäger den ſogenannten Freiheitskrieg von 1813 und 1814 mitgemacht, traten alle ſeine alten Kameraden in Lübeck zuſammen und zogen am Tauftage in achtzehn Wagen mit fliegenden Fahnen, Standarten und ſchmetternder Kriegsmuſik hinaus, um en masse Gevatter zu ſtehen. Das Kind erhielt die Namen: Hermann, Hanſa, Banner, Freiheit, Wahrheit, Vorwärts. (Wir für unſern Theil bedauern ſchon jetzt den armen Jungen; denn mit ſo verpönten Namen wird er überall anſtoßen und nirgends weit fortkommen. Und darum rathen wir dem Papa Förſter, ſein Knäblein bei Zeiten umtaufen zu laſſen.)

Madrid. Nach dem neuen Concordate zwiſchen Spanien und Rom ſoll jede Provinz des Königreichs 2 neue Klöſter erhalten, wodurch das arme Spanien einen höchſt unangenehmen Zuwachs von 98 Klöſtern mit 10,000 Mönchen erhalten würde.

∴ In Spaniens Hauptſtadt erſcheint ſeit dem 1. Mai ein neues Journal unter dem Titel „El Burro, periodico bestial; redactado por una sociedad des asnos" (Das Grauthier, Vieh-Blatt, redigirt von einer Geſellſchaft von Eſeln). (Sollte es jenem Blatte an Mitarbeitern fehlen, ſo können wir ihm ein ganzes Schock nachweiſen.)

Meißen. Am zweiten Pfingſtfeiertage, am 12. Mai, verſchied hier der rühmlich bekannte Gelehrte Detlew Karl Wilhelm Baumgarten-Cruſius, Doctor der Theologie und erſter Profeſſor der königlichen Landesſchule zu St. Afra und Ritter des ſächſiſchen Civilverdienſt-Ordens.

München. Unlängſt veranſtaltete der ſeit einigen Jahren unter dem Schutze des Kronprinzen beſtehende Jokeiklubb ein großes Rennen mit und ohne Hinderniſſe. Die Pferde eines hieſigen jungen Edelmannes, Grafen von Baſſenheim-Waldbott, trugen bei allen Rennen die erſten Preiſe davon. (Ob nicht der Gewiſſe ein Gedicht darauf machen wird?)

∴ Am 5. Mai iſt hier der bekannte Architecturmaler, Heinrich Schönfeld, der würdige Nachfolger Dominico Quaglio's, 35 Jahre alt, geſtorben.

Münſter. Der berühmte Maler Peter Cornelius iſt hier, honoris causa, zum Doctor der Philoſophie ernannt worden. (Es geht doch nichts über den deutſchen Humor und ... Doctortitel, den heutzutage ſo mancher Lump hat.)

New-York. Eines der hieſigen Journale, „die Fackel", trägt folgendes Motto: „Wer nicht denken will, iſt bigott; wer nicht denken kann, iſt ein Thor; wer den Gedanken fürchtet, iſt ein Sklave". (Gut gefackelt!)

Nürnberg. Franz Wallners auf drei Rollen berechnetes Gaſtſpiel hat ſich auf neun ausgedehnt. Nach ihm trat die Wiener Sängerin Haſſelt-Barth auf; auf dem Theaterzettel nennt ſie ſich k. k. öſterreichiſche, k. baieriſche Kammerſängerin und Direktorin des Wiener Damen-Geſangvereins. Wozu dieſer Luxus?

Nymwegen. Am 4. Mai d. J. feierten zwei 90jährige Eheleute, Jan Puts, geb. am 6. Februar 1755, und ſeine Ehefrau Theodora Willemſen, g^{ne} am 4. Mai 1755, ihren ſiebzigſten Hochzeitstag. (Die haben den 30jährigen Krieg alſo ſchon zwei Mal durchgekämpft!)

Paris. Zu Ende des Kaiſerreichs zählte der Orden der Ehrenlegion 62 Großkreuze, 128 Groß-Offiziere, 616 Commandeure, 2641 Offiziere und 27,300 Ritter, zuſammen 30,747 Mitglieder. Gegenwärtig hat er 81 Großkreuze, 201 Groß-Offiziere, 833 Commandeure, 4482 Offiziere und 44,117 Ritter; zuſammen 49,714 Mitglieder. Nun hat ſogar auch der Klavierſpieler Franz Liſzt den Orden der Ehrenlegion erhalten. (Armer Napoleon, was ſagſt denn Du dazu?)

∴ Der „Conſtitutionnel", das große Organ des kleinen Herrn Thiers, eifert gegen die allzuhäufigen Ordens-Verleihungen. Der „Corſaire-Satan" zählt bei dieſer Gelegenheit die Orden des Herrn Thiers auf; er beſitzt: 1) das Großkreuz der Ehrenlegion, 2) das Großkreuz des belgiſchen Leopoldordens, 3) das Großkreuz des ſpaniſchen Ordens Karls III., 4) das Großkreuz des niederländiſchen Löwenordens, 5) das Großkreuz des neapolitaniſchen Ferdinandsordens und 6) das Julikreuz. Darum könnte er, meint „Satan", auch Andern eine dieſer Lappalien gönnen.

∴ Herr Guizot hat ſich von ſeiner Krankheit ſchnell erholt und von Neuem ſein Portefeuille übernommen; möglich, daß ihn die letzten Erfolge des Herrn Thiers aus ſeiner Reconvaleſcenten-Ruhe aufgeſchreckt haben. Ueber Herrn Guizots ſo unerwartet ſchnelle Herſtellung circulirt der Witz: »Mr. Guizot a été vitement retabli: il a pris du Thiers en forte dose.«

∴ Herr Ledru-Rollin hat der Deputirtenkammer eine mit 25,000 Unterſchriften verſehene Arbeiter-Bittſchrift um Unterſuchung des Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen und um Organiſation der Arbeit vorgelegt.

∴ Der König von Sardinien ſoll den franzöſiſchen Jeſuiten eine Zuflucht in ſeinen Staaten angeboten haben. (Das fehlt noch dem armen Sardinien!)

∴ Der Lazariſten-Orden, der im Jahre 1708 nur 9 Provinzen beſaß, hat jetzt deren 20; der General dieſes Ordens iſt mächtiger als mancher König. Der Orden ſelbſt hat große Induſtrie-Anſtalten und bezieht über 20 Millionen Francs Zinſen aus Staatspapieren.

∴ Die Jeſuiten wollen ihr großes Haus in der Poſtſtraße aufgeben und ein kleines in der Straße Charonne beziehen.

∴ Die franzöſiſche Akademie hat die Herren Alfred de Vigny und Louis Vitet zu ihren Mitgliedern erwählt.

∴ Die bekannten Componiſten Auguſte Panſeron und Ambroiſe Thomas ſind zu Rittern der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Der wegen ſeiner „histoire de la famille d'Orléans" zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilte, nach Belgien entflohene Charles Marchal iſt von der Geſellſchaft der Schriftſteller, deren Mitglied er geweſen, ausgeſchloſſen worden. (Nicht mehr als billig.)

∴ Ein Werkchen „Voyage autour de la Chambre des députés par un Slave", mit Portraiten der miniſteriellen Mitglieder, ſowie der der Oppoſitions-Partei, macht hier viel Aufſehen. Das „Journal des Débats" hat das Incognito des Autors verrathen und der gelehrten Welt angezeigt, daß es von dem Polen Herrn Tanski (einem ſeiner Mitarbeiter) herrühre. Der Berichterſtatter (Herr John Lemoine) ſchließt ſeinen Bericht mit den Worten: »Die „Reiſe um die Kammer“ iſt ein eben ſo belehrendes als unterhaltendes Buch, das man mit eben ſo großem Vergnügen als Nutzen leſen wird. Die Fremden werden es leſen, um die Geheimniſſe des franzöſiſchen Parlaments kennen zu lernen: die Franzoſen ſelbſt werden viele Sachen daraus lernen, die ſie nicht wiſſen und die ſie wohl intereſſiren dürften, und eins der größten Verdienſte des Werkes des Herrn Tanski iſt das, daß er, ohne Indiscretion, Geheimniſſe zu entſchleiern, und ohne Perſönlichkeiten von Perſonen zu reden gewußt.«

∴ Profeſſor Michelet hat einen pikanten Roman, „les absurdités socials“, erſcheinen laſſen.

∴ Von Edgar Quinets Vorleſungen, die Reformation betreffend, iſt die zweite Auflage erſchienen, da die erſte gleich nach dem Erſcheinen vergriffen worden war.

∴ Die legitimiſtiſchen Journale Frankreichs haben, nach officiellen Ausweiſen des Poſt- und Stempelamtes, in den letzten ſechs Monaten 42,000 Abonnenten verloren. (Faſt eben ſo viele Abonnenten ſollen die „Roſen“ des Herrn Heller in der letzten Woche eingebüßt haben!)

∴ Vom Vicomte von Cormenin-Timon iſt ein neues Pamphlet zu Gunſten der Geiſtlichkeit unter dem Titel: „Feu! Feu! par Timon“ erſchienen, das ungeheure Senſation erregt; ſeine frühere Broſchüre „Oui et non“ hat bereits acht Auflagen erlebt.

∴ Einem on dit zu Folge ſoll Jenny Lind, die ſchwediſche Sonntag, hier eintreffen, um in der italieniſchen Oper zu ſingen.

∴ „Les Pharaons“ heißt ein neues fünfaktiges, im Odéon-Theater zur Darſtellung gelangtes Drama, das die Maitreſſen-Wirthſchaft am Hofe Ludwigs XV. nach Aegypten verlegt. Der Verfaſſer dieſes höchſt beifällig aufgenommenen Stückes iſt ein Herr Ferdinand Dugué.

∴ Horace Vernet, der aus Algier zurückgekehrt iſt, erzählt, daß ihn die maroccaniſchen Behörden in Uſchda unter keiner Bedingung über die Grenze laſſen gewollt. Vergebens hätte er ihnen ein Trinkgeld von 10.000 Francs angeboten.

∴ Am erſten Pfingſttage fand in Nanterre die Krönung der „Roſenkönigin“ ſtatt, wozu halb Paris hinausgezogen war. Die Tugendhafteſte heißt Sophie Leperche. Der Preis war ein Juwelenſchmuck von 500 und ein baares Geſchenk von 300 Francs. (Das Gerücht, daß dieſer Ausbund von Tugend früher Schauſpielerin geweſen ſei, kann natürlich nur ein Puff ſein.)

Peſth. Herr Rott, einer der erſten Matadore des Berliner Hoftheaters, gaſtirt jetzt auf unſerer Bühne und erringt ſich auch hier großen, ungetheilten Beifall.

Petersburg. Es läßt ſich durchaus nicht läugnen, daß die Civiliſation auch in Rußland große Fortſchritte macht. Ein ruſſiſcher Gouverneur hat kürzlich die allgemein verhaßte Knutenſtrafe abgeſchafft und dafür — die Stockprügel eingeführt. (O Humanität ſonder Gleichen!—!)

Rom. Am 1. Mai beerdigten die deutſchen Künſtler den ausgezeichneten Landſchaftsmaler Adolf Carl aus Caſſel, der am 29. April an einem Herzleiden im 32ſten Lebensjahre geſtorben iſt.

∴ Auch dies Jahr haben die deutſchen Künſtler ihr alljährliches Feſt in den antiken Steinbrüchen von Cervaro gefeiert; die Künſtler aller Nationen, unter Leitung ihres Präſidenten, des Herrn Werner aus Dresden (der auf einem großen Triumphkarren ſtand, welcher von vier reichverzierten, großhörnigen Ochſen gezogen wurde), verſammelten ſich mit Tagesanbruch bei den ſogenannten Ruinen von Torre del Schiavi. Die erſten Notabilitäten der deutſchen Kunſt, Reinhard, Wagner, Cornelius u. ſ. w., hatten ſich dem ſtundenlangen Zuge angeſchloſſen. Allgemeine Heiterkeit erregte das Erſcheinen der Königin Pomaré in Begleitung eines chineſiſchen Mandarinen und eines nordamerikaniſchen Wilden, welche Schutz und Aufnahme begehrten. Das heitere, durch Spiel und Geſang belebte Feſt währte bis ſpät in die Nacht hinein.

∴ Bei dem Verkauf der Feſch'ſchen Gallerie iſt „der Tanz der Jahreszeiten“ von Pouſſin durch den Marquis von Hertford mit 33,223 Francs und „die Ruhe“ mit 9400 Frs. bezahlt worden. Eine Landſchaft von Hobbema kaufte derſelbe für 44,520 Frs., einen de Greuze für 18,698 Frs. Zwei Gemälde von Rembrandt kauften Engländer für 24,792 Frs. Ein Seehafen von Claude de Lorrain ging für 28,103 Frs. ebenfalls an einen Engländer. Den höchſten Preis aber zahlte ein Deutſcher, der königlich würtembergiſche Conſul Kolb, für eine „Rückkehr von der Jagd“, von Wouwermans, nämlich 68,727 Frs.

Stuttgart. Ein Sohn unſeres großen Schillers, der Oberförſter K. L. F. von Schiller zu Lorch, iſt vom König von Würtemberg in den Freiherrnſtand erhoben werden. (Wiegt denn nicht der einfache Name Schiller mehr als hundert nichtige Baronats-Diplome auf?)

Venedig. Charles Dickens-Boz verweilt ſeit Kurzem in unſerer Mitte. Auch hier wie in Genua und Florenz ſchaaren ſich um ihn alle Söhne Albions, und auch Venedigs Bewohner ſchenken dem genialen Schriftſteller große Aufmerkſamkeit.

Warſchau. Ein jüdiſcher Uhrmacher, Namens Sztaffel, hat eine Rechnenmaſchine erfunden, die alle Aufgaben der vier Species löſt und ſelbſt die erſten Quadratwurzeln mit Brüchen auszieht.

Wien. Vor Kurzem wurde das Promemoria der hieſigen Zeitungs-Redaktionen über die Cenſurbeſchwerden Sr. Excellenz dem Staats- und Conferenz-Miniſter Grafen von Kolowrat, durch den Redakteur des „Juriſten“, Hof- und Gerichts-Advokaten von Wildner überreicht. Der Miniſter ſprach die Ueberzeugung aus, daß die Cenſur auf eine Weiſe gehandhabt werde, welche weder dem Worte und Geiſte des Geſetzes, noch den Abſichten des Kaiſers entſpreche, weshalb den Beſchwerden gewiß Abhilfe geſchehen ſolle. (Preuß. Staatszeitung.) Heil jedem Staate, der einen ſo ausgezeichneten, tüchtigen und vor Allem ſo ehrenwerthen Miniſter hat, wie Oeſterreich im Grafen Kolowrat beſitzt.)

.·. Im Schloßtheater zu Schönbrunn wurden neulich zum Benefiz der Ueberſchwemmten im Leitmeritzer Kreiſe Böhmens und der Nothleidenden in Galizien zwei franzöſiſche Luſtſpiele, „la Peau de Lion“, von Léon Laya, und „Madame Barbe-bleue“, von Lockroy und Choquart, von der Crême des böhmiſchen, polniſchen und ungariſchen Adels aufgeführt. Die reizende Fürſtin Eliſalex Clary als Caroline und Agnes Ducheſſe de Monmouth, die Fürſtin Czartoryska als Madame de Vertpré und Juliette, Fürſt Alexander Czartoryski als Henri de Kervant und Pézénac, Fürſt Edmund Clary als Mr. de Mauléon und Morton, Fürſt Conſtantin Czartoryski als André (im zweiten Stück), Baron O'Sullivan de Graß, der belgiſche Geſandte, als Brémont und Duc de Monmouth, Graf Fribert als Capitain Thibault, der Landgraf Fürſtenberg und die Grafen Gallenberg, Louis Karoly, Arthur Batthiany bildeten ein ſo meiſterhaftes Enſemble, daß ſelbſt die eigenſinnigſte Kritik nichts daran auszuſetzen fand. Wahrhaft bezaubernd wurden die beiden weiblichen Hauptrollen durch die liebenswürdige Fürſtin Clary dargeſtellt; nicht minder anziehend war die Fürſtin Czartoryski. Von den Männerrollen wurden vor Allen die des Fürſten A. Czartoryski und des Baron O'Sullivan wahrhaft köſtlich ausgeführt*). Das ſchöne, heitere Feſt wurde durch die Gegenwart des kaiſerlichen Hofes verherrlicht.

.·. Herr Eduard Pick, ein Schüler des berühmten Mnemotechnikers Carl Otto-Reventlow, giebt hier einen Cyclus von Vorleſungen. Ein bekannter Spaßvogel ſagte neulich: »Der Saal faßt die Menge nicht und die Menge faßt Herrn Pick nicht.« Ob dies mehr an ihr oder an ihm liegt, wollen wir unentſchieden laſſen.

.·. Bei Rudolph Sammer iſt eine Auswahl von Pater Abraham a Sancta Clara's Werken erſchienen. Die bis jetzt erſchienenen neun Theile in einem Bande enthalten: 1) Auserleſene Anekdoten, Gedanken, Schnurren, Fabeln, Parabeln und Märchen. 2) Mercurialis. 3) Abrahamiſche Lauberhütten. 4) Heilſames Gemiſch-Gemaſch. 5) Wohlangefüllter Weinkeller. 6) Huy! und Pfuy! der Welt. — Eine wahre Fundgrube von Laune, Witz und Humor, eine reicher Schacht von Satire, Ironie und Perſiflage**).

.·. Herr Ritter von Franck läßt zum Beſten der Prager Ueberſchwemmten ein „literariſches Album“ mit Beiträgen der ausgezeichnetſten Schriftſteller Oeſterreichs erſcheinen.

.·. Herr und Madame Beckmann, die ihr Gaſtſpiel im Joſephſtädter Theater beendigt haben, ſind von dem Direktor Pokorny unter ſehr annehmlichen Bedingungen für das Theater an der Wien engagirt. Beide gehen jetzt zu einem längeren Gaſtſpiel nach Trieſt, werden zu Ende Auguſt hier wieder eintreffen, um mit dem 1. September ihren Contrakt anzutreten.

.·. M. G. Saphir wird, dem Vernehmen nach, den Direktor Pokorny auf einer Reiſe begleiten, die dieſer, zum Engagement neuer Mitglieder für das Theater an der Wien, anzutreten im Begriff iſt.

---

*) Die Fürſtin Clary und den Baron O'Sullivan kennen wir von Teplitz, wo auch wir ſie in zwei franzöſiſchen Bluetten bewundert haben.

**) Abraham a Sancta Clara, eigentlich Ulrich Megerle (geb. 1642 zu Krähenheimſtetten in Schwaben, geſt. 1709 zu Wien), war Auguſtinermönch und einer der witzigſten Prediger ſeiner Zeit. Eine ſeiner ausgezeichnetſten Schriften iſt ein ſatiriſch-religiöſer Roman, „Judas der Erzſchelm“ (Bonn 1686, 4.). Eine Auswahl ſeiner Werke erſchien ſchon früher zu Paſſau 1834—37, 12 Bde. 12. und zu Wien 1835. 2 Bde. 8. (Letztere Ausgabe mit dem Bildniß des Verfaſſers.)

∴ Ein neues Stück von Neſtroy, „Unverhofft“, eine Poſſe in drei Akten nach Bayards „Boquillon“, mit Muſik vom Kapellmeiſter A. Müller, die unlängſt zum erſten Male in der Leopoldſtadt gegeben wurde, hat ſehr gefallen. Neſtroy ſelbſt wurde mehrere Male hervorgerufen und einige Nummern des Stückes mußten wiederholt werden.

∴ Auf dem Hofburgtheater hat Herr Grunert, vom Stadttheater zu Hamburg, als Nathan der Weiſe debutirt und eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. (Schade, daß dieſer Künſtler, welcher für Leipzig engagirt war, für unſere Bühne leider verloren iſt.)

∴ Auf demſelben Theater gaſtiren jetzt Madame Haitzinger von Karlsruhe und Fräulein Charlotte von Hagn von Berlin. Letztere iſt bis jetzt als Parthenia im „Sohn der Wildniß“, als Aennchen im „Egmont“, und als Renata in „Chriſtoph und Renata“ mit brillantem Beifall aufgetreten.

∴ Fräulein Charlotte von Hagn wird ſpäter, wie es heißt, auch auf dem Leopoldſtädter Theater auftreten, das gegenwärtig unter Herrn Carls Direktion ſteht, da Herr Pokorny bekanntlich das Theater an der Wien übernommen hat.

∴ In der letzten Blumenausſtellung der k. k. Gartenbau-Geſellſchaft hat eine Napoleona imperialis aus dem Garten des Freiherrn von Hügel den erſten Preis erhalten. (Es wundert uns, daß der Wiener Cenſor — man weiß ja, wen wir meinen — den Namen dieſer Pflanze nicht geſtrichen hat.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der chineſiſche Philoſoph Nienſulin ſoll ſich, wie die Annalen China's erzählen, heimlich auf dem Berge Fauchung bei der Stadt Sintu aufgehalten und ſich einzig und allein von Fiſchen genährt haben. So Etwas kann nur ein chineſiſcher Philoſoph über's Herz bringen, den ihm zugedachten Reichsämtern aus dem Wege zu gehen. (Geſellſch.)

— Schon im ſiebzehnten Jahrhundert beſtand in Sachſen das Polizeigeſetz, daß jeder Gaſtwirth ſeine Fremden anmelden mußte. In Dresden geſchah dieſe Anmeldung beim Organiſten der Stadtkirche, dem der dabei entrichtete Betrag noch bis zum Jahre 1742 als Nebenbeſoldung zugetheilt war. (Leipz. Tageblatt.)

— Nach der Ausſage des römiſchen Grammatikers Cenſorinus ſoll bei den alten Aegyptern der ſonderbare Glaube geherrſcht haben, daß das Herz, welches im neugeborenen Kinde nur ein Quentchen wiege, bis ins fünfzigſte Jahr jährlich um zwei Quentchen zunehme, von da an aber alljährlich wieder eben ſo viel an Schwere einbüße. Nach der Berechnung der alten Aegypter hätte demnach das Herz eines fünfzigjährigen Menſchen 101 Quentchen oder 6 Loth 5 Quentchen gewogen. Wie Mancher hat indeſſen nicht ein Quentchen Herz?!

— Der bekannte Ausdruck „Salbadern“ ſoll nach Einigen von einem ſchwatzhaften Halle'ſchen Bader, der ſeine Officin am Strande der Saale aufgeſchlagen hatte; nach Andern aber von Salvator (Heiland) abſtammen, weil einmal ein Landprediger den Salvator auf der Kanzel beſtändig im Munde geführt und daher ſeine Gemeinde von ihm geſagt habe: Er hat heute wieder recht geſalvatert (geſalbadert).

— Retif de la Bretonne, ein ſehr fruchtbarer, aber auch ziemlich laſciver franzöſiſcher Schriftſteller (geſt. 1806), ſoll, obwohl er mehr als hundert Bände der verſchiedenartigſten Schriften verfaßt hatte, niemals dazu Feder und Tinte gebraucht haben. Er war nämlich Buchdrucker und ſoll, während des Setzens, Plan und Ausführung im Kopfe ausgeführt haben, ſo daß ſeine Schriften gleich gedruckt erſchienen. (Welch ein Unglück für die Literatur, wenn es Viele ſeines Gleichen gäbe!)

Treffer und Nieten.

• Voltaire nannte Italien „le paradis terreste habité par les diables“ (ein von Teufeln bewohntes irdiſches Paradies).

• Die witzige Schauſpielerin Virginie Déjazet ſagte neulich zu einem ihrer Verehrer: »Der einfältigſte von allen Liebhabern iſt Romeo, parcequ'il a cru aux promesses de Juillette (juillet).

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 140. Leipzig, 4. Juni 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Die lieben guten Heiligen.

Von Otto von Corvin-Wiersbitzki.

Herr von Corvin, der rühmlich bekannte Mitarbeiter der Held'ſchen „Weltgeſchichte“, die ſich — beiläufig erwähnt — vor vielen ähnlichen Werken durch neue und pikante Auffaſſung, mehr aber noch durch die freiſinnige Tendenz, die als rother Faden durch das ganze Werk zieht, ſich einen ungewöhnlich großen Leſerkreis erwirbt, hat (im Verlage der Gebauer'ſchen Buchhandlung) unter dem Titel „hiſtoriſche Denkmale des chriſtlichen Fanatismus“ ein Werk erſcheinen laſſen, das von der erſten bis zur letzten Seite — es hat deren nicht weniger als 359 — ein wimmelnder Ameiſenhaufe fleißig zuſammen getragener Thatſachen iſt, die durch ſehr glückliche Zuſammenſtellung und durch höchſt intereſſante Einkleidung ein Relief erhalten, das ihnen überall großen Anklang verſchaffen wird. Wir rathen Jedem, der eine eben ſo belehrende als unterhaltende Lectüre wünſcht, ſich dieſes Werk, das Keiner von Allen unbefriedigt bei Seite legen wird, ungeſäumt anzuſchaffen. Für Diejenigen, denen das intereſſante Buch bis jetzt noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, theilen wir aus dem zweiten Kapitel mit Hinweglaſſung ſehr vieler Stellen, die in unſerer Zeitſchrift auf nicht zu beſeitigende Hinderniſſe geſtoßen wären, folgendes Bruchſtück mit, überzeugt, daß daſſelbe mehr als jede weitſchweifige Beurtheilung geeignet iſt, auf das Ganze die volle wohlverdiente Aufmerkſamkeit unſerer Leſer hinzulenken.

E. M. O.

Die Zahl der europäiſchen Heiligen iſt ſehr groß; ich will aber nur von denjenigen reden, die für die Welt als Stifter von Mönchsorden oder als ſogenannte Apoſtel wichtig geworden ſind.

St. Benedikt iſt der Vater der zahlreichen Benediktinermönche. Er wurde 480 zu Nurſia in Umbrien geboren und ſtarb 543. Die Legende erzählt von ihm merkwürdige Dinge. Schon im Mutterleibe ſang er Pſalmen, und wenn er als Kind weinte, dann brachten ihm die Engel Biſchofsſtäbe, Biſchofsmützen und Breviere zum Spielen, und machten Muſik auf Inſtrumenten, die erſt viele Jahre ſpäter unter den Menſchen erfunden wurden. Sein erſtes Wunder war, daß er einen zerbrochenen Topf wieder ganz betete! Im Beten beſaßen dieſe Heiligen, wenn wir den Kirchenſchriftſtellern glauben wollen, eine ordentlich ſchauerliche Innigkeit und Ausdauer. Einige erhoben ſich vor lauter Inbrunſt einige Fuß über die Erde und blieben ſo in der Luft hängen. Ein irländiſcher Heiliger, Namens Kewden, betete ſo hartnäckig und lange, daß eine Schwalbe in ſeine gefalteten Hände Eier legen und auch ausbrüten konnte!

St. Benedikt wurde natürlich auch vom Teufel heftig verfolgt, der ihn, als er ſich in eine Einöde vergraben hatte, beſtändig in Geſtalt einer Amſel umſchwärmte. Als er — nämlich der Heilige und nicht der Teufel — Abt eines Kloſters wurde, verführte der Teufel einen Pfaffen, ſieben ſchöne Mädchen in der Naturuniform im Kloſtergarten umherlaufen zu laſſen, ſo daß faſt alle Mönche des Teufels wurden. Nahe daran waren ſie! Sie machten Verſuche, ihren ſtrengen Abt zu vergiften, die natürlich alle mißlangen; denn bald betete er den Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe, der das vergiftete Brod in die Wüſte trug.

Benedikt ſtiftete eine große Menge von Klöſtern, darunter das berühmte Monte Caſino, und gab ſeinen Mönchen eine Regel, die für einen Heiligen und für ſeine Zeit ſehr vernünftig war. Seine Mönche ſollten arbeiten, aber von Selbſtquälerei und dergleichen iſt darin nichts vorgeſchrieben. Seine Kloſterregel wurde bald die Grundlage aller andern, und die Benediktinerklöſter waren die Zufluchtsörter für Künſte und Wiſſenſchaften, welche ohne ſie vielleicht im rohen Mittelalter von dem Chriſtenthum verſchlungen ſein würden. Wir mögen alſo immerhin Alle St. Benedikt als einen Heiligen verehren.

Von ſeiner Kloſterregel weicht die des iriſchen Mönchs Columbanus merklich ab. Dieſer wäre würdig, der Patron der öſterreichiſchen Korporäle zu ſein, denn nach ſeinem Zuchtbuche regnet es für das geringſte Vergehen Dutzende von Hieben. Wer einem Bruder widerſprach, ohne hinzuzufügen: »Wenn Du Dich recht erinnerſt, Bruder,« erhielt fünfzig Hiebe, und wer gar allein mit einem Frauenzimmer redete, — zweihundert, wohlgezählt.

Der engliſche Mönch Winfried, der nachher St. Bonifacius hieß, wird gewöhnlich der Apoſtel der Deutſchen genannt. Er führte die Klöſter in Deutſchland ein und mit ihnen allen Segen Roms. Die Frieſen erwarben ſich das Verdienſt, ihn nebſt dreiundfünfzig Pfaffen todtzuſchlagen (am 5. Juni 755). Hätten ſie es früher gethan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichen, Wallfahrten, Bilderdienſt, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutſchland heimiſch gemacht.

St. Adalbert, der ſogenannte Apoſtel der Preußen, war Biſchof von Prag und ein ganz guter Mann, dem es nur an Verſtand fehlte. Was er eigentlich für ein Landsmann war, weiß ich nicht; aber ich vermuthe ein Deutſcher, denn er war ſo demüthig, daß er am Hofe ſeines Freundes Kaiſer Otto's III. den Hofleuten heimlich die Stiefel putzte.

Ihn gelüſtete ſehr nach der Märtyrerkrone, und er ſchlug allerdings, obwohl aus heiliger Einfalt, den allerkürzeſten Weg dazu ein, ſie zu erlangen. Er zog mit zwei Gefährten Pſalmen ſingend durch das Land der wilden, heidniſchen Preußen. Dies wilde Volk hielt ihn Anfangs für einen Verrückten und wurde in dieſem Glauben noch beſtärkt, als Adalbert auf ihre Götzenbilder ſchimpfte, ja ſie wohl gar verunehrte und ihnen dafür das Kreuz, Hoſtie, Marienbilder und andern chriſtlichen Hausbedarf anbot. Als die Preußen ihn auslachten, wurde er wild, ſchimpfte auf die Verſtockten und ehe er es ſich verſah, ſteckten ihm ſieben heidniſche Wurfſpieße im heiligen Leibe.

Eben ſo wichtig als Beförderer des Kloſterweſens und als Heiliger, aber bei Weitem wichtiger und bedeutender als Menſch iſt St. Bernhard.

Luther ſagt von ihm: »War je ein wahrer gottesfürchtiger Mönch, ſo war es Bernhard, ſeines Gleichen ich niemals weder gehört noch geleſen habe, und den ich höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen des ganzen Erdbodens.«

Bernhard ſtammte aus einer altadeligen burgundiſchen Familie und wurde 1091 zu Fontaines bei Dijon geboren. Er war ein Schwärmer, aber ein durchaus edler Menſch, dem es wahrer Ernſt war, die verdorbenen Geiſtlichen und die Menſchen überhaupt zu beſſern. Er quälte ſeinen Körper auf grauenhafte Weiſe, indem er mit ſeinen Mönchen oft nur von Buchenblättern und dem elendeſten Gerſtenbrode lebte. Genoß er einmal zur Stärkung ſeines geſchwächten Magens etwas Mehlbrei mit Oel und Honig, dann weinte er bitterlich über dieſe Schwachheit.

Seine Frömmigkeit und ſein ſcharfer Verſtand erwarben ihm bald einen bedeutenden Ruf. Als er einſt in Mailand einzog, waren ihm Hände und Arme geſchwollen von den Küſſen, mit denen ihn die zudringlichen Gläubigen überdeckten. Er hätte Erzbiſchof, ja Papſt werden können, er ſchlug alle Würden aus. Aber als einfacher Bruder von Citeaux übte — den bedeutendſten Einfluß. Er ſchlichtete Streitigkeiten zwiſchen Päpſten und Königen, zwiſchen Fürſten und ihren trotzigen Vaſallen, und ſelbſt der wildeſte Kriegsmann zitterte vor dem gewaltigen Mönch. Weder Kaiſer noch Papſt wagten es, in Bernhards Citeaux einzureiten; ſie gingen demüthig zu Fuß.

Er war die Seele des zweiten der Kreuzzüge, dieſer großartigen Narrheit, die ſieben Millionen Menſchen das Leben koſtete, die aber aus religiöſem Eifer von Bernhard befördert wurde. Selbſt über die hartnäckigſten Widerſacher ſiegte ſeine Beredtſamkeit, wie z. B. über Kaiſer Conrad III., der in Speier ſeinen Kaiſermantel ablegte und den Heiligen auf ſeinen Schultern durch das Gedränge trug.

Die Erzählungen von den Siegen über den Teufel, welche Bernhard durch die Kraft ſeines Gebetes errang, ſind unzählbar. Sein Gebet war aber auch ſo innig, daß es Steine erbarmte. Einſt machte ſich ein Chriſtus vom Kreuze los und ſtieg herab, um den frommen Vetter zu umarmen. Ein ſteinernes Marienbild ging noch weiter. Es reichte dem Heiligen die Bruſt, und dieſer trank daraus die reinſte Frauenmilch! Als Bernhard einſt in den Dom zu Speier trat, grüßte er das dort befindliche Marienbild: »Sei gegrüßt, o Königin.« Wie erſtaunten die Anweſenden, als das ſteinerne Bild plötzlich den Mund öffnete und ausrief: »Wir danken Dir ſchön, unſer lieber Bernhard;« aber noch mehr verwunderten ſie ſich, als der verdrießliche Heilige die Worte des Apoſtels zurückbrummte: »Weiber ſchweigen in der Verſammlung.«

Bernhard ſtarb 1153. Er erſchien ſeinen Mönchen mehrmals verklärt in Himmelsglanz, aber in der Mitte ſeines Leibes war ein Makel, — weil er die Mutter Jeſu niemals als Jungfrau hatte anerkennen wollen.

St. Bernhard ſelbſt hatte 160 Klöſter angelegt, die eine zahlreiche Nachkommenſchaft hatten, denn ſchon zehn Jahre nach des Heiligen Tode gab es 500, und hundert Jahre ſpäter gegen 2000 Bernhardiner- und Ciſterzienſerklöſter. Die Mönche dieſes Ordens zeichneten ſich lange Zeit vor allen andern durch Arbeitſamkeit und Sittenreinheit aus, ſo daß ſelbſt Könige und Fürſten in die Gemeinſchaft deſſelben traten.

Den Segen, den dieſe Mönche und die Benediktiner dem rohen Mittelalter hätten bringen können, vernichteten die nun bald entſtehenden Bettelorden, welche knechtiſche Unterwerfung der Vernunft unter den blindeſten Glauben lehrten und damit die zügelloſeſte Sittenloſigkeit zu verbinden wußten. Sie verbreiteten eine dicke Finſterniß über die Erde, welche die Päpſte und ihre Verbündeten ſo ſehr zu ſchätzen wußten, daß ſie auf das Sorgfältigſte bemüht waren, dieſelbe bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Idee der Bettelorden entſprang in dem Gehirn Johann Bernardone's, eines verdorbenen Kaufmannsſohnes aus Aſſiſi in Umbrien. Er iſt bekannt unter dem Namen des heiligen Franz von Aſſiſi, oder des ſeraphiſchen Vaters. Da er zum Kaufmann nichts taugte, ſo wurde er Soldat, gerieth in Gefangenſchaft und verfiel in ſchwere Krankheit. Als er genas, war er — ein Heiliger; d. h. vorläufig nur ein ſimpler Narr, der ſich unter Bettlern und Ausſätzigen umhertrieb, ihre Geſchwüre küßte, ſich mit ihren Lumpen bekleidete und ſeinen Vater beſtahl, um das Geſtohlene zum Ausbau einer verfallenen Kirche zu verwenden. Der Biſchof von Aſſiſi nahm den Dümmling in Schutz, und bald zog er im Lande umher, bettelnd für den Bau der eben erwähnten Kirche. Die Kollekte fiel ſo reichlich aus, daß er auf den Gedanken gerieth, einen Bettelorden zu ſtiften. Papſt Honorius ſagte zwar zu ihm: »Ihr ſeid ein Einfaltspinſel,« aber Papſt Innocenz III., dazu durch einen Traum veranlaßt, beſtätigte die von Franz aufgeſetzte Mönchsregel, die er Anfangs eine Regel für Schweine, aber nicht für Menſchen genannt hatte.

Anfangs wurde Franz verſpottet und verhöhnt, aber in der Zeit von drei bis vier Jahren ſtieg der Ruf ſeiner Heiligkeit ſo ſehr, daß ihm, wenn er ſich einer Stadt nahte, Geiſtlichkeit und Volk feierlich entgegen kamen und mit allen Glocken geläutet wurde (1211). Seine Regel verbot es ſtreng, ein Eigenthum zu haben, und die äußerſte Demuth war ſeinen Mönchen Geſetz. »Die Almoſen,« ſagte Franz, »ſind unſer Erbe, Almoſen unſre Gerechtigkeit, das Betteln unſer Zweck und unſere Königswürde! Die Schmach und Verachtung unſere Ehre und unſer Ruhm am Tage des Gerichts.«

Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiele voran, denn er war demüthig wie ein Hund. Je mehr ihn die Gaſſenjungen verhöhnten, deſto lieber war es ihm, und ganz vergnügt wurde er, wenn ſie ihn gar mit Schmutz warfen. Aus lauter Demuth ließ er ſich oft mit Füßen treten. Wenn er in Aſſiſi umherging und bettelte, ſo ſteckte er alles Eßbare, das er erhielt, in einen Topf, und wenn ihn hungerte, ſo langte er zu und aß von dem ſeltſamen polniſchen Salat. Einſt wurde Franz von einem Kardinal zur Tafel geladen. Er ließ aber alle Gerichte ſtehen und aß zum Ekel der delikaten Gäſte blos die Abfälle, die er ſich geſammelt hatte.

Die Thiere hatte er ſehr lieb und nannte ſie ſeine Brüder und Schweſtern. Eine Laus, die ſich auf ſeine Kutte verirrt hatte, nahm er bedächtig zwiſchen die Finger, küßte ſie und ſagte: »Liebe Schweſter Laus, lobe mit mir den Herrn!« dann ſetzte er ſie auf ſeinen Kopf, woher ſie gekommen war. Gar oft predigte er den Gänſen, Enten und Hühnern, und als ihn einſt die Schwalben und Sperlinge durch ihr Gezwitſcher ſtörten, bat er die „lieben Schweſtern“ um Ruhe. Einen Bauer, der zwei Kälber zu Markte trug, fragte er: »Warum quälſt Du ſo meine Brüder?«

Seinen Körper nannte er „Bruder Eſel“, und wenn dieſen Eſel der Hafer ſtach, dann peinigte er ihn wacker. Er wälzte ſich, wie es St. Bernhard that, nackt auf Dornen, ſtieg bis an den Hals in gefrorene Teiche oder legte ſich in den Schnee, bis jede wollüſtige Regung verſchwunden war. Einſt machte er ſich in ſpaßhafter Laune Weib und Kinder von Schnee und umarmte ſie ſo lange inbrünſtig, bis ſie zerſchmolzen waren.

Sein Orden mehrte ſich außerordentlich ſchnell, denn ſchon im Jahre 1216, als er ein Generalkapitel deſſelben nach Aſſiſi ausſchrieb, kamen hier 5000 Franziskaner zuſammen, obgleich ein großer Theil davon nur Abgeordnete von Klöſtern waren. Die Zahl wuchs aber bald wie Sand am Meere. Der Franziskanergeneral bot einſt dem Papſt Pius III. 40,000 Franziskaner zum Türkenkriege an und verſicherte, daß die geiſtlichen Verrichtungen darunter nicht leiden ſollten. Während der Peſt 1348 ſtarben in Deuſchland 6000 Franziskaner, und man merkte die Verminderung nicht. Die Reformation zerſtörte unendlich viele ihrer Klöſter, allein noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts rechnete man die Zahl derſelben auf 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöſter.

Franz ſtarb 1226, und da er ein Heiliger war, ſo that er denn natürlich auch eine Menge Wunder; wenigſtens erzählen ſeine Jünger Wunderdinge von ihm. Chriſti Wunder verſchwinden gegen die, welche der heilige Franz that. Einſt zog er ſich in die Apenninen zurück und hungerte hier vierzig Tage lang. Da erſchien ihm ein Seraph, der ihm [illegible] fünf Wundenmaale Chriſti eindrückte, daß ſie bluteten. Von daher hieß Franz auch der ſeraphiſche Vater und ſein Orden der Seraphinenorden. Die Verehrer dieſes Heiligen gingen ſo weit, daß ſie ihn wirklich weit über Chriſtus ſetzten und ihm die tollſten und verrückteſten Wunder zuſchrieben.

Die ewigen Feinde und Widerſacher der Franziskaner waren die ungefähr um dieſelbe Zeit entſtandenen Dominikaner, ſo benannt nach ihrem Stifter, St. Dominikus. Er hieß Dominikus Guzmann und war 1170 in Alt-Caſtilien geboren. Er wurde zur Bekehrung der Waldenſer nach Frankreich geſchickt und bekam hier die Idee, einen Mönchsorden zu ſtiften, deſſen Wirkſamkeit beſonders auf das Volk berechnet ſein und der ſich mit Predigten und Unterrichtgeben und zu ſeinem Unterhalt mit dem einträglichen Betteln beſchäftigen ſollte. Er erhielt vom Papſte die Beſtätigung, und dieſem ſcheußlichen Orden verdankt die Welt die Einführung der Inquiſition und Cenſur.

Die Letztere kennt Jedermann, denn ein Jeder hat darunter noch heute zu leiden; aber die Höllenanſtalt, die Inquiſition, wollen wir ſpäter in einem eigenen Kapitel kennen lernen. Dominikus ſelbſt war der Erſte, welcher förmliche Ketzerjagden anſtellte.

Er wollte ſeinen Orden mit dem des heiligen Franz vereinigen; aber dieſer hatte keine Luſt dazu. Beide Orden ſtanden ſich Anfangs bei; ſpäter aber geriethen ſie aus Handwerksneid in die bitterſte Feindſchaft; auch wollten die gebildeteren Dominikaner ſtets etwas Beſſeres ſein als die Franziskaner, von denen durchaus keine Gelehrſamkeit gefordert wurde. Der Dominikanerorden wuchs ſo ſchnell, daß es 1494 ſchon 4143 Klöſter deſſelben gab.

St. Dominikus verdankt die Kloſterwelt eine große Erfindung, nämlich neunerlei Stellungen beim Gebet, mit denen man zur Unterhaltung abwechſeln konnte, damit die Sache nicht zu langweilig würde. Man konnte beten: ſtehend, knieend, auf dem Rücken, auf dem Bauch, auf den Seiten liegend, die Arme ins Kreuz ausgeſtreckt, gekrümmt ſtehend, bald knieend, bald aufſpringend. Er ſelbſt betete ſo inbrünſtig, daß er von der Erde verrückt wurde, das heißt einige Fuß hoch von dem Boden in der Luft ſchwebte. Er ſtarb 1221 zu Bologna. Von ſeinen überirdiſchen Thaten, nämlich ſeinen

Wundern, wollen wir ſchweigen; wir haben genug an ſeinen irdiſchen. Fliehen wir aus der Geſellſchaft dieſes bleichen Henkersknechtes! und weſſen Chriſtenthum es erlaubt, der mag ihm aus vollem Herzen einen Fluch nachrufen, ich ſtimme von ganzer Seele ein!

Ich hoffe, die Leſer werden bereits genug haben an dem Unſinn, den ich ihnen von den achtungswertheſten der Heiligen erzählte; ich will ihre Geduld nicht weiter auf die Probe ſtellen, da ich ohnehin ſpäterhin noch dieſen oder jenen Heiligen erwähnen muß. Wäre ich darauf ausgegangen, die Heiligen und ihre Wunder lächerlich zu machen, dann hätte ich eine ganz andere Auswahl getroffen, dann hätte ich St. Antonius von Padua, welchen der heilige Franz ſelbſt ein „Rindvieh“ genannt, und ſeine Conſorten gewiß nicht ausgelaſſen.

Schließlich will ich nur noch einige heilige Frauen erwähnen; ihre Zahl iſt nicht minder groß als die der männlichen Heiligen, und ihre Schwärmereien und Wunder ſind noch bei weitem wunderbarer.

Eine der älteſten Heiligen iſt St. Afra. Ihre Mutter hielt ein liederliches Haus in Augsburg und Afra war darin eine der Prieſterinnen. Der Zufall führte einſt den ſpaniſchen Biſchof Narciſſus in dies Sündenhaus. Er bekehrte die heidniſchen Luſtdirnen zum Chriſtenthum und St. Afra, mit der er ſich mehr beſchäftigte, machte er zur Heiligen. Sie wurde ſpäter als Märtyrerin verbrannt.

Die heilige Thereſe war eine Spanierin aus adeliger Familie, geboren 1515 und geſtorben 1582. Ihre Verehrer geben ihr die ſeltſamſten Titel: Arche der Weisheit, himmliſche Amazone, Balſamgarten, Orgel und Cabinets-Sekretär des heiligen Geiſtes u. ſ. w. Schon als Kind wurde ſie von der Schwärmerei ergriffen und wollte nach Afrika laufen, um dort den Märtyrertod zu ſterben. Endlich, als ſie ſiebzehn Jahr alt war, hielten es die Eltern nicht mehr aus und brachten ſie in das Karmeliterkloſter zu Avila. Sie hatte nun bald Erſcheinungen aller Art, und als ihr einſt eine Hoſtie aus der Hand des Biſchofs von ſelbſt in den Mund flog, da war die Heilige fertig.

Ihre Nonnen mußten barfuß gehen und ſich die ſtrengſte Zucht gefallen laſſen. Der blindeſte Gehorſam war ihnen Geſetz und die geringſte Abweichung davon wurde furchtbar beſtraft. Eine Nonne, die über ſchlechtes Brod eine verdrießliche Miene machte, wurde nackend an die Eſelskrippe gebunden und mußte hier zehn Tage lang Hafer und Heu freſſen. Dies hatte denn zur Folge, daß jeder ihrer Befehle auf das Pünktlichſte befolgt wurde. Eine Nonne fragte ſie einſt, wer heute die Abendmette ſingen ſolle? Die Heilige war verdrießlich und antwortete: »die Katze.« Die Nonne nahm alſo die Katze, ging damit an den Altar und zwickte ſie in den Schwanz, ſo daß ſie ihre ſchönſten Lieder von ſich gab.

Selbſtquälerei war in dieſem Kloſter an der Tagesordnung. Thereſens Nonnen verbrauchten eine Unmaſſe Ruthen. Sie ſchliefen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpfen, nahmen todte Mäuſe und anderes ekelhaftes Zeug in den Mund, tranken Blut, tauchten ihr Brot in faule Eier und durchſtachen ſich die Zunge mit Nadeln, wenn ſie das Schweigen gebrochen hatten.

Sie war auch Schriftſtellerin und ſchrieb Bücher, die manchem armen Mädchen den Kopf verrückten. Als ſie geſtorben war, erſchien ſie einer vertrauten Nonne und geſtand ihr, daß ſie mehr aus Inbrunſt der Liebe, als wegen Heftigkeit der Krankheit geſtorben ſei. Von der Liebe ſcheint ſie übrigens mehr verſtanden zu haben, als man einer Aebtiſſin ſonſt zutraut, denn irgendwo ſchreibt ſie: »Der Teufel iſt ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, wo man nicht liebt.« Dieſer Gedanke iſt eines Dichters würdig!

Ungefähr um dieſelbe Zeit lebte Katharina von Cardone. Sie war aus Liebe verrückt, wohnte in einer Höhle und trug ein Kleid von Ginſter, mit Dornen und Eiſendraht durchflochten. Sie fraß Gras, wie ein Thier, ohne ſich der Hände zu bedienen, und einmal faſtete ſie gar vierzig Tage lang. So lebte ſie drei Jahre!

Die heilige Katharina von Genua war in Liebe zu Chriſtus dermaßen entbrannt, daß ſie rein toll wurde. Sie glühte wie ein Ofen, wälzte ſich oft an der Erde und ſchrie: »O Liebe! Liebe, ich halte es nicht mehr aus!«

Die heilige Paſſidea, eine Ciſterzienſer-Nonne aus Siena, quälte ſich, noch ehe ſie ins Kloſter ging, ärger als die Väter der Wüſte. Sie geißelte ſich mit Dornen und wuſch die Wunden mit Eſſig, Salz und Pfeffer; ſie ſchlief auf Kirſchkernen und Erbſen, trug ein Panzerhemd von 60 Pfund Schwere, ſtieg in gefrierende Teiche, um ſich mit einfrieren zu laſſen; ja ſie trieb den Unſinn ſo hoch, daß ſie ſich, mit dem Kopf nach unten, lange Zeit in den rauchenden Schornſtein hängte. Als ſie Nonne war, erſchien ihr einſt Chriſtus und drückte ihr ſeine fünf Wundenmaale ein. Zwei Nonnen ſahen durch das Schlüſſelloch, wie Jeſus verſchwand und wie die Wunden bluteten.

Die heilige Clara war aus Aſſiſi und ſchwärmte mit dem heiligen Franz. Sie lief zu ihm und bat, daß er ſie zur Nonne machen und Söhne und Töchter mit ihr zeugen möchte, — natürlich geiſtlicher Weiſe. Ihre Schweſter Agnes wurde bald darauf von derſelben Schwärmerei ergriffen. Die Verwandten wollten beide Närrinnen mit Gewalt aus dem Kloſter holen, da aber wurde — ſo erzählt die Legende — Agnes plötzlich ſo ſchwer, daß zwölf Männer ſie nicht von der Stelle bringen konnten, und der Oheim, der ſein Schwert gezogen hatte, blieb ſtehen, als höre er Hüons Zauberhorn.

Auch die heilige Katharina von Siena war mit Jeſus verlobt, der ihr einen koſtbaren Diamantring an den Finger ſteckte, den aber Niemand ſah, als ſie allein. Sie pflegte die ekelhafteſten Kranken, wofür ſie Jeſus mit dem roſinfarbenen Blute aus ſeiner Seitenwunde tränkte. Seitdem nahm ſie von Aſchermittwoch bis Himmelfahrt weiter keine Nahrung, ſondern lebte blos vom Abendmahl. Chriſtus drückte ihr auch ſeine fünf Wunden ein. Aber darüber kamen die Dominikaner mit den Franziskanern in einen Streit, der vierzig Jahre dauerte und welchen Papſt Urban VIII. dahin entſchied, daß Katharinens Wundenmaale nicht geblutet hätten, wie die des heil. Franz. Auch wurde den Malern befohlen, die Heilige nur mit fünf Strahlen vorzuſtellen.

Die heilige Agnes ließ der Stadtrichter, weil ſie ſeinen Sohn nicht heirathen wollte, nackend in ein Bordell bringen. Aber plötzlich bekam ſie ſo lange Haare, daß ſie ſich darin einwickeln konnte, wie in einen Mantel, und das ganze lüderliche Haus verwandelte ſie in ein Bethaus.

Wir wollen die Reihe der Heiligen ſchließen mit der heiligen Roſa von Lima, einer Dominikanerin, die auf knotigem Holz und auf Glasſcherben ſchlief und als Nachttrunk einen Schoppen Galle trank. Jeſus war von ihrer Heiligkeit ſo erbaut, daß er an einem Pſalmſonntag als Steinmetzgeſelle zu ihr kam und ſich mit ihr verlobte, indem er ſprach: »Roſa, Schatz meines

Lebens, Du ſollſt meine Braut ſein.« Maria war mit dabei und gratulirte ihr, indem ſie ſagte: »Siehe, was für eine große Ehre Dir mein Sohn anthut.« Las ſie, ſo erſchien Jeſus auf dem Blatte und lächelte ſie an; nähte ſie, ſo ſetzte er ſich auf ihr Nähkiſſen und ſcherzte mit ihr. Beſuchte Jeſus eine andere Nonne — denn er hatte gar zu viele Bräute — ſo war ſie vor Eiferſucht außer ſich, bis er wiederkam. Ihre heilige Schwiegermutter diente ihr einundzwanzig Jahre lang als Kammerfrau, und wenn die Frühmette kam, rief ſie: »Stehe auf, liebe Tochter, es iſt Zeit.« Das Kloſter wimmelte von Flöhen, aber kein einziger dieſer freigeiſteriſchen Huſaren unterſtand ſich, die Braut Chriſti zu ſtechen. — So ſteht es in der päpſtlichen Bulle, welche ihre Heiligſprechung enthält.

Außer dieſen Heiligen und noch vielen hundert Andern, die ich nicht genannt, betet der Katholik noch zu einigen, die niemals gelebt haben und die einer lächerlichen Fabel ihren Urſprung verdanken, wie St. Chriſtophorus, St. Georgius, St. Mauritius mit 6600 Geſellen, die ſieben Schläfer, Urſula mit ihren 11,000 Jungfrauen und St. Guinefort de Verona, der ein veritabler ... Hund war.

Jeder gute Katholik, der das Vergnügen haben will, nach ſeinem Tode unter die Heiligen verſetzt zu werden, kann dies erlangen; denn Derjenige, der ſich die Stelle des Vicegottes auf Erden angemaßt hat, macht ihn für 100,000 Gulden zum Heiligen.

Gerichtsſcene.

(Pechvogel-Gallerie Nr. 9.)

Beitrag zur Geſchichte des heimlichen Gerichtsverfahrens.

Leidensgeſchichte aus dem Leben eines Sonntagsjägers.

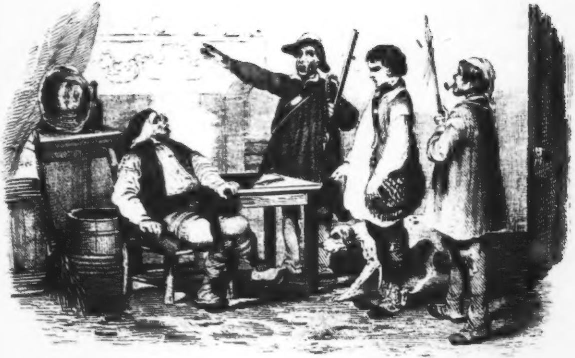
Von Theodor Drobiſch.

Aegiditag, der Auferſtehungstag des edlen Waidwerks, war herangekommen, und Alles, was da „ſtolzirt in grüner Tracht", rückte hinaus auf das Feld.

Philipp, ein ſonſt gutmüthiger Menſch, der aber keinesweges das Pulver erfunden, hatte ſchon längſt ein Lüſtchen verſpürt, einem Haſen das Fell über die Ohren zu ziehen. Schon ſeit langer Zeit ging er ſeinen Vetter an, ihm einmal Flinte und Jagdtaſche zu leihen, was dieſer ihm rundweg abſchlug, da, nach ſeiner Meinung, der Burſche nicht einmal eine Flinte laden, noch weniger damit ſchießen konnte.

Wenn die Katze fort iſt, haben die Mäuſe freien Lauf. Der Vetter verreiſte, Philipp nahm das Jagdzeug von der Wand und eilte hinaus aufs Feld der Thaten, weit hinaus vor die Stadt, wo der Herr Vetter ein kleines Revier gepachtet hatte. Hier lud Philipp die Flinte und zwar mit einem Schuß, der hinreichend war, die weitverzweigte Familie „Lampe" der ganzen Umgegend aufzuſchrecken.

Der Tag war keinesweges von der Art, um Nankinhoſen zu tragen, denn der Wind heulte, als ob der Belzebub nach ſeinem Kettenhunde pfiff. Schon hatte Philipp die ganze Feldmark durchſtrichen, ohne ſo ein Vieh zu erblicken, das man Haſe nennt. Dieſe ſchienen heute keine Luſt zu haben, ſich todtſchießen zu laſſen und duckten ſich gar ſchlau in das Kraut oder in die



[illegible]

Beilage zu Oettingers Charivari

[illegible]

Ackerfurchen. Philipp, der nach Waidmannsart ſchon manchen kleinen Fluch geſammelt hatte, war im Begriff das Nimrodsgeſchäft aufzugeben, als Boreas ihm ſeinen neuen Hut vom Kopfe riß.

Langſamen Schrittes und die ganze Jägerei verwünſchend, ging er dem Waſſerdichten nach. Als er denſelben eingeholt, pfiff der Wind abermals und der Chapeau ergriff aufs Neue die Flucht. Schon war er demſelben wiederum ſo nahe, daß er die Hand danach ausſtrecken konnte, als Monſieur Boreas ſich abermals erhob und den runden Hut auf dem glatten Feldraine hinjagte, als wenn ſich ein geheiztes Locomotivchen an ſeine Krempe geheftet hätte. Als das Nachſpringen nichts mehr half, riß der Erzürnte ſeine Flinte herab, legte an und ſchoß auf den flüchtigen Filz, daß die Haare herumflogen.

Losknallen und ein weittönendes „Au!“ aus Philipps Munde war das Werk eines Augenblicks. Der Gewehrkolben hatte ſeine rechte Wange ſo unangenehm berührt, daß ſie auflief wie ein Pfannenkuchen.

Ehe er ſich von dieſem harten Schlage erholt hatte, wurde er hinten von ein paar Schneidezähnen gepackt, die nach der Tradition ſeines Gefühls unfehlbar einer ehrenwerthen Hundekinnlade angehörten.

— Steh', Gaudieb! erſcholl es zu gleicher Zeit aus einer Kehle, welche Grundton ſtudirt hatte und noch rauher war als der Herbſtmorgen.

Der Hegereiter kam querfeldein und ging mit ſtarken Schritten auf den verblüfften Sonntagsjäger zu, welcher noch unter Hundevormundſchaft ſtand. Wer ermißt den Schreck, als Philipp vernahm, daß er ſich auf fremdem Revier befinde und mit Raubſchütz, Hallunk und andern Titeln beehrt wurde, die man vergebens in Alberti's „Complimentirbuche“ ſucht. — Irren iſt menſchlich, um wie viel eher hier, wo es möglicher, die Quellen des Nils aufzuſpüren, als ſich in die Polkwitzer Feldmarken zu finden, die hinſichtlich der Jagdgerechtigkeit über Mein und Dein entſcheiden.

— Wie heißt Du und wer biſt Du? herrſchte ihn der Jäger aus Churpfalz an, um deſſen gebräuntes Geſicht die Barthaare wie ein Filz Packzwirn herumhingen.

Der Erſchrockene nennt ſeinen Namen.

— Du haſt auf einen Haſen geſchoſſen!

— Haſen? Fällt mir nicht ein.

— Na, auf Maikäfer haſt Du nicht losgeplatzt. Heraus mit der Sprache!

— Herr, ich habe nach meinem Hute geſchoſſen!

— Nach dem Hute? Kerl, ich glaube, Du willſt mir hier Faxen vormachen?

— Ich verſichere ...

— Verdefendire Dich nicht! Du haſt auf Haſen geſchoſſen! Dich ſoll in neunhäutiges Donnerwetter! ... Vorwärts, Marſch! Zum Richter!

Der Sonntagsjäger griff nach ſeinem Hute, der ein Loch hatte, daß beuem ein Hamſter hineinkriechen konnte. Dicht vor dem Dorfe ſtand der Schöppe, der behaglich ein Pfeifchen Schiebbockknaſter rauchte. Als er den Jagdfrevler ankommen ſah, nahm die Sahlleiſte der Gerechtigkeit dem die ntenpfütze umkreiſenden Tag- und Nachtwächter ſeinen Spieß ab und ging ewichtigen Schrittes dem Huttyrannen entgegen, den er bei ſeiner Ankunft om Stiefel bis zum durchlöcherten Filz muſterte.

Nachdem der Hegereiter getreulich den Hergang der Sache berichtet atte, ging der Zug zum Richter des Dorfes. Gerichtsſchöppe und Hegereiter r Seite, das Philippchen in der Mitte.

Der Richter, der ſchon ſeit einigen Tagen bemerkt hatte, daß ihm zwanzig Groſchen an der Kirchenrechnung fehlten, und Tags vorher vom Herrn Gerichtsdirektor eine Naſe bekommen, weil er die Rekrutirungsliſte und das Quatemberſteuer-Verzeichniß noch nicht eingereicht, hatte heute eine Laune, die nicht in Champagner gekocht war.

— Herein! rief er.

Die Thür angelte auf und das Trifolium, excluſive des Jagdhundes, trat in das Findelhaus der Themis. Juſtinian ſetzte ſeine Brille auf, und der Hegereiter begann abermals die Geſchichte umſtändlich zu erzählen. Der Schöppe mit der Partiſane ſtand ohnweit der Thür und erſtickte mit einem „Nicht-gemuckſt!" jedweden Laut der Vertheidigung im Keime.

Als das Referat zu Ende war, ſtand des Richters Mund ſo weit auf, wie Philipps durchſchoſſener Kopfdeckel. Nach einer Weile erhob er ſich von ſeinem Sitze, hängte die Amtsmiene ins Geſicht und citirte das Geſetz vom Forſt- und Jagdfrevel. Dann ſprach er mit lauter Stimme:

— Die Sache geht nicht ſo leer aus, die Uebertretung des Geſetzes koſtet Strafe.

— Strafe! erſcholl es aus dem Munde der Andern, daß das Rothkehlchen hinterm Ofen aufgeſcheucht davon flog.

— Aufgemacht den Beutel! rief der Richter. Ein Menſch, der ein ſo hübſches Habit und ſo eine propre Flinte hat, muß auch Batzen im Seckel haben.

Zitternd fragte Philipp, wie hoch ſich die Strafe belaufe, die er zu entrichten habe, weil er ſeinen Hut durchſchoſſen.

— Hut oder Haſe, Alles Wurſt! entgegnete der Richter. Die Sache macht mit den Unterſuchungskoſten drei Thaler preußiſch Courant.

— Drei Thaler! erklang es abermals einſtimmig in der Runde, indem ſich der Gerichtsſchöppe den Mund wiſchte, ſeine Pfeife einſteckte und nach der Schenke hinüberſchaute.

Philipp rührte ſein Geld, das nach ſeiner Berechnung kaum die Hälfte des Geforderten betrug, in der Taſche um.

— Heraus mit den Pflaumendreiern! näſelte der Partiſanenträger, Strafe muß ſein!

Der Sonntagsjäger zählte ſeine Baarſchaft, die in Allem einen Thaler achtzehn Groſchen ſechs Pfennige betrug. Das Spruchcollegium ſah ſich unter einander an, wie die Herren der Facultät, bevor ſie einem Candidaten die Cenſur ertheilen. Nach einer ſtummen Pauſe räuſperte ſich der Richter und fällte folgenden Spruch:

> »Sintemal und alldieweil der Herr Wilddieb ſtatt 3 Thaler nur 1 Thaler 18 Groſchen 6 Pfennige in Vermögen, ſo wollen wir, wenn er Stillſchweigen über die Sache beobachtet, mit dieſer Strafe vorlieb nehmen. Wonach zu achten!«

Philipp bezahlte. Mit den Worten: »Kommen Sie bald wieder!« gab ihm der Hegereiter ſein Gewehr zurück.

Von der Juſtiz gedrückt, vom Hunde gezwickt, ging der Sonntagsjäger mit leerem Beutel, ſchwerem Herzen und zerfetztem Hute von dannen. Themis und Nimrod wankten Arm in Arm in die Schenke und opferten dem Bachus einen Thaler achtzehn Groſchen ſechs Pfennige.

Zapfenſtreich.

Algier. Der Herzog von Jsly, Marſchall Bugeaud, hat eine Verordnung erlaſſen, laut welcher das hieſige Theater an die dramatiſchen Schriftſteller dieſelben Honorare zu zahlen hat, als jede andere Bühne Frankreichs.

∴ Man wird ſich erinnern, daß verſchiedene Länder um die Ehre ſtreiten, das Vaterland Abd-el-Kaders zu ſein. Bald ſoll er ein entlaufener Engländer, bald ein gefangener Franzoſe, bald ein geborener Spanier, bald ein geborener Deutſcher, und zwar ein relegirter Student von Halle ſein. Dr. Herloßſohn aber hält ihn für ein verkleidetes Harfenmädchen aus Prieſtewitz.

Amſterdam. Der König von Holland läßt dem berühmten Philoſophen René Descartes, der einen großen Theil ſeines Lebens in den Niederlanden zubrachte, eine Bronze-Statue errichten. Das Modell, von Nieuwerkerke gemeißelt, wird in Kurzem gegoſſen werden.

∴ Am 15. Mai ſtarb hier, 56 Jahre alt, Herr S. J. Wiſelius, Mitglied des niederländiſchen Inſtituts und einer der bekannteſten Trauerſpieldichter der holländiſchen Literatur.

∴ Die Schweſtern Milanollo durchziehen Holland und geben Conzerte auf Conzerte. Thereschen will keine Höschen mehr tragen, Papa Milanollo aber beſteht darauf.

Baſellandſchaft. Der politiſche Flüchtling Georg Fein iſt am 14. Mai mit 20 gegen 11 Stimmen in das hieſige Staatsbürgerrecht aufgenommen worden, wodurch ſeine Befreiung aus den Klauen der Luzerner Pfaffenwirthſchaft geſichert iſt. (Ehre den wackern Männern von Baſellandſchaft!)

Berlin. Die Ausweiſung des badiſchen Kammerpräſidenten Adam von Itzſtein und ſeines Begleiters hat hier in allen Kreiſen der Geſellſchaft eine außerordentliche Senſation erregt und einen höchſt peinlichen Eindruck auf alle Gemüther gemacht. Man fragt ſich, welches Motiv die Regierung habe veranlaſſen können, einen ſolchen Coup auszuführen; man fragt ſich, was Baden und die erſte Kammer thun werden, um einem ihrer erſten Volksvertreter eine glänzende Satisfaktion zu verſchaffen; man fragt ſich, was Frankreich oder England thun würde, wenn z. B. Herr Dupin, Präſident der franzöſiſchen Deputirtenkammer, oder O'Connell, ganz ohne allen Grund aus Berlin ausgewieſen worden wären; man fragt ſich, ob der franzöſiſche oder engliſche Geſandte dann auch, wie der badiſche, vor acht Uhr nicht hätte geweckt werden dürfen u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

∴ Im dritten Bande von Dorow's „Erlebtem“ befindet ſich folgende merkwürdige Cabinets-Ordre: »Ich habe ſehr mißfällig vernehmen müſſen, wie beſonders junge Offiziers Vorzüge ihres Standes vor dem Civilſtande behaupten wollen. Ich werde dem Militär ſein Anſehen geltend zu machen wiſſen, wenn es ihm weſentliche Vortheile zu Wege bringt, und das iſt auf dem Schauplatz des Krieges, wo ſie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben, allein im Uebrigen darf es ſich kein Soldat unterſtehen, weß Standes er auch ſei, einen meiner Bürger zu brüskiren. Sie ſind es, nicht ich, die die Armeen unterhalten, in ihrem Brod ſteht das Heer der meinem Befehl anvertrauten Truppen, und Arreſt, Caſſation und Todesſtrafe werden die Folgen ſein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat. Berlin, am 1. Januar 1798. Friedrich Wilhelm.« (Wenn dieſe Cabinets-Ordre noch in ihrer ganzen Kraft beſteht, wie werden hiernach die Vorfälle in Bielefeld abgeurtelt werden?)

∴ Derſchawins weltberühmte Ode „Gott“ — der Stolz der ruſſiſchen Lyrik und allerdings eine der großartigſten Dichtungen der europäiſchen Literatur, hat in Herrn Julius Altmann einen neuen Ueberſetzer gefunden, deſſen wohlklingende Verſe die poetiſche Schönheit des Originals eben ſo treu als gelungen wiedergeben.

∴ Herr Felicien David arbeitet an einer neuen Simphonie, betitelt „Moſes auf dem Berge Sinai“.

∴ Carl Grün's „Neue Anekdota“ ſind hier verboten. Punctum satis!

∴ Im Laufe dieſes Sommers wird der Wiener Komiker Neſtroy wieder auf der Königsſtädter Bühne gaſtiren.

Bern. Der durch ſeine Freiheitsbeſtrebungen ausgezeichnete Dr. Siebenpfeiffer iſt am 14. Mai geſtorben, nachdem er in Folge der ihm widerfahrenen Mißhandlungen ſeit mehreren Jahren in Wahnſinn gelebt. Außer der Redaktion der Zeitſchriften „Deutſchland“ (ſpäter „Rheinbaiern“) in den Jahren 1831 und 32, und dem „Weſtboten“ 1832, hat er ſich noch durch Herausgabe ſeiner „Ideen zu einer Grundreform des Erziehungs- und Unterrichtsweſens“ (Bern) bekannt gemacht.

Dresden. Der letzte Caſtrat, Signor Tarquinio, der ſechzigjährige Sopraniſt bei der Kapelle der katholiſchen Hofkirche, hat unſere Stadt verlaſſen, um ſeine ſchöne Penſion im Lande ſeiner Väter, in Italien, zu verzehren. Somit iſt der „alte Zopf“ wieder um ein Bedeutendes gekürzt worden. (Theaterchronik.)

∴ Herr Robert Schmieder, Redakteur der „Abendzeitung“, wäre neulich faſt durch Meuchelmord gefallen. Der Dr. med. Leonhardi, deſſen Gedichte, „Kinder der Muße“, in der „Abendzeitung“ getadelt wurden, weil ſie in der That unter der Kritik ſind, war ſchon längere Zeit geiſteskrank, aber ſtill und ungefährlich; durch jene Beurtheilung aber war ein Rachegeiſt in ihn gefahren und es bei ihm zur fixen Idee geworden, Herrn Schmieder zu ermorden. Zu dieſem Behufe Piſtolen putzend und ladend, war er von den Hausgenoſſen betroffen worden, denen er ganz offen ſeine Abſicht mitgetheilt hatte. Dieſe hatten ſofort Anzeige gemacht, worauf man's doch gerathen gefunden hat, den Geiſteskranken in die Irrenanſtalt auf den Sonnenſtein zu führen. Für die guten Dresdener iſt dieſe Sache natürlich ſehr intereſſant!

Haag. Einer der bedeutendſten Schriftſteller Hollands, Baron Collot d'Escury, iſt am 25. ebenfalls als Mai-Opfer gefallen. (Vergl. „Charivari“ Nr. 139 S. 2219.)

Halberſtadt. Am 16. v. M. fand unter Leitung des Deſſauer Hofkapellmeiſters Dr. Friedrich Schneider ein großartiges Sängerfeſt ſtatt, bei dem ſich die Zahl der Sänger auf 450, die der Muſiker auf 100 belief. Dem Feſtmahl, das im Parke des Domherrn von Spiegel abgehalten wurde, wohnten gegen 1500 Perſonen bei.

Hannover. Das hieſige Conſiſtorium hat den Auftrag erhalten, ein neues Kirchengebet für die glückliche Entbindung der Kronprinzeſſin auszuarbeiten. (Du lieber Gott, wenn für jede in intereſſanten Umſtänden ſich befindende Thronfolgerin ein neues Gebet ausgearbeitet werden ſollte, wie viele ſolcher Gebete erhielte dann die fromme Unterthanenſchaar!)

Havre. Die Stadtbehörde hat beſchloſſen, bei den Debutrollen der Schauſpieler die alte Sitte des Auspfeifens aufzuheben und ſpäter über die Zulaſſung derſelben das Publikum abſtimmen zu laſſen. Der Präfekt des Departements hielt ſich nicht ermächtigt, dieſen Beſchluß gutzuheißen und hat zuvor das Gutachten des Miniſters des Innern eingeholt. (Bis jetzt dürfen die Herren Komödianten alſo noch immer, wie früher, ausgepfiffen werden, und jedes Publikum, das ſich dieſes uralte Recht entreißen läßt, muß in der That mehr als blödſinnig ſein.)

Leipzig. Die „Allgemeine Preßzeitung“ ſchreibt: Sollte es wahr ſein, daß kein deutſcher Geſchäftsträger in der Schweiz dem Buchhändler Fröbel in Zürich ſeinen Paß zum Beſuch der Leipziger Meſſe habe viſiren wollen? Es iſt kaum glaublich, daß das Reiſen gewiſſer Perſonen ſo willkürlich verhindert werden ſollte. (Und doch iſt es ſo!)

∴ In der Buchhändlerbörſe waren vor Kurzem drei der ausgezeichnetſten Gemälde der neueſten Zeit ausgeſtellt: „Huß auf dem Conzil zu Coſtnitz“ (1414), gemalt von Carl Friedrich Leſſing, „Taſſo und die beiden Leonoren“, von Carl Sohn, und die „Schleſiſchen Weber“, von Carl Hübner, drei großartige Meiſterwerke, von denen das letztere ein Stück Zeitgeſchichte in Farben iſt. Leſſings „Huß“ iſt vom Herrn Kramermeiſter Demioni, Aſſocié des Hauſes G. G. Schletter, und Sohns „Taſſo“ vom Herrn Felix sen. in Leipzig angekauft worden. Beide Herren, große Kunſtfreunde, haben eine ziemlich bedeutende Bildergallerie. Hinſichtlich des Sohn'ſchen und Hübner'ſchen Gemäldes iſt noch zu erwähnen, daß von beiden Bildern Lithographien von Carl Wildt im Buddeus'ſchen Kunſtverlage zu Düſſeldorf erſcheinen, daß „Taſſo“ 4 Thaler und die „Schleſiſchen Weber“ 3 Thaler koſten werden. Beide Lithographien empfehlen wir allen Freunden deutſcher Kunſt.

∴ Ein von dem Wiener Sänger Hölzl angekündigtes Conzert, worin der bekannte Tenor-Greis Wild und der Flötenſpieler Heindel, „welcher einer Dresdener Dame aus der Seele bläſt“, mitwirken gewollt, mußte wegen gänzlichen Mangels an Zuhörerſchaft abgeſagt werden. (Recht gut, denn Leipzig iſt in der That überſättigt.)

∴ Bei W. Engelmann erſcheint im Laufe des nächſten Monats ein neuer dreibändiger Roman, „die Jeſuiten in England und Oeſterreich“, von J. G. Hickel. Kenner, welche dieſen Roman geleſen haben, ertheilen ihm das Lob, daß er vom Anfang bis zum Ende ungemein ſpannend ſei. (Vederemo!)

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

London. Victoria trägt jetzt ein Armband mit vier großen Diamanten, welche politiſchen Perſonen des höchſten Ranges angehört haben. Der erſte Diamant war früher Eigenthum der Prinzeſſin Charlotte (der erſten Gemahlin des Königs der Belgier), der zweite und dritte gehörte der Königin Marie Antoinette und der vierte der unglücklichen Maria Stuart.

∴ Am 20. Juni, dem Jahrestage der Thronbeſteigung der Königin Victoria, oll ein großer coſtumirter Hofball ſtattfinden. Die Gäſte müſſen in Trachten aus den eiten der Königin Anna bis zu Georg II. erſcheinen.

∴ Der „Morning-Herald" widerſpricht dem von einigen Zeitungen ausgeſprengten erüchte, daß die Polka bei der Königin Victoria in Ungnade gefallen ſei, indem dieſer anz auf dem letzten Hofballe nicht weniger als acht Mal wiederholt worden ſei. Polka for ever!)

∴ Der Gemahl der Königin Victoria iſt zum Ehrenmitgliede der wohllöblichen Schneidergilde erwählt worden. Dieſer Gilde, welche bekanntlich von allen die älteſte ſt, gehört ſeit zwanzig Jahren auch der Sieger von Waterloo, der Herzog von Wellington, n. (Sämmtliche Schneider des Continents dürfen ſtolz darauf ſein.)

∴ Bei einem von der Herzogin von Kent neulich veranſtalteten Hofconzerte wur- en ausſchließlich Kompoſitionen deutſcher Meiſter, unter Andern auch das Kücken'ſche Tſcherkeſſenlied und das Curſchmann'ſche Lied „Bächlein, laß das Rauſchen ſein" vorgetragen. Die anderen Stücke waren von Weber, Meyerbeer, Lindpaintner, Spohr und Kreutzer. Auch ein vom Prinzen Albrecht geſetztes Quintett wurde aufgeführt.

∴ Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung in der engliſchen Literatur iſt die eines hiſtoriſchen Gedichtes von dem ſiebenzigjährigen Geſchichtsſchreiber Sharon Turner, deſſen gründliche Forſchungen über einen großen Theil der engliſchen Geſchichte in der gelehrten Welt allgemein bekannt und geſchätzt ſind. Sein Gedicht hat Richard III. zum Gegenſtande. Sehr intereſſant iſt eine am Ende des Gedichtes beigefügte Anmerkung, welche namentlich die äußere perſönliche Geſtalt Richards betrifft, die gewöhnlich als ſehr mißgeſtaltet dargeſtellt wird. Dieſe Anſicht ſteht durchaus im Widerſpruch mit der durch Tradition auf uns gekommenen Ausſage der 122jährigen Gräfin Desmond, die mit Richard III. am Hofe getanzt hatte, und verſicherte, daß der König durchaus nicht mißgeſtaltet oder buckelig geweſen ſei. Sehr möglich iſt es, daß in der letzten Zeit ſeines Lebens die Krankheit deſſelben ihm einen Ausdruck gegeben hatte, der mit der Schönheit in großem Widerſpruche ſtand, und daß man ihn auf dem Schlachtfelde von Bosworth, wo er fiel, ſo entſtellt gefunden, daß man auf ſeine körperliche Mißgeſtalt ſchloß. (Sp. Ztg.)

∴ Die ſo lange erwarteten Memoiren der Gemahlin König Georgs I. werden in der nächſten Zeit erſcheinen und um ſo größeres Intereſſe erregen, als das Leben dieſer Fürſtin und der Grund der Schickſale, welche ſie zu erdulden hatte, noch immer in ein ziemlich undurchdringliches Geheimniß gehüllt waren. Ihre Erlebniſſe bis zu ihrem, 32 Jahre nach geſchehener Einſperrung in ein Schloß erfolgten Tode werden hier enthüllt werden.

∴ Die ſeltneren Ausgaben Shakeſpeariſcher Werke ſteigen immer mehr im Preiſe. Eine Ausgabe des Gedichts „Venus und Adonis" (aus Baron Bollands Bibliothek) 1596 ging auf Brights Verſteigerung für 91 Pfd. St. 19 Sh. (622 Thlr.) weg und Georg Chalmers einziges Exemplar der ſchottiſchen Ausgabe deſſelben Gedichts (1627) für 35 Pfd. St. Eine ſchlechte, aber vollſtändige Ausgabe der Sonnette von 1609 wurde mit 34 Pfd. St. 10 Sh bezahlt und eine unvollſtändige Ausgabe mit 24 Pfd. 10 Sh. Eine ſehr geflickte und zuſammengebrachte erſte Folio-Ausgabe der geſammten Werke Shakeſpeare's ging für 31 Pfd. St. 10 Sh. weg. Von Shakeſpeare's „Kunſt eine Widerbellerin zu zähmen" (taming of the shrew) hat man kürzlich eine Quart-Ausgabe aufgefunden, die älter als die bisher für die älteſte gehaltene, von 1623, iſt. Sie befindet ſich in Colliers Händen und wird nächſtens in den Drucken der Shakespeare society erſcheinen.

∴ Am 14. Mai wurde in der Freimaurer-Taverne der 50ſte Jahrestag des literariſchen Unterſtützungsfonts, unter dem Vorſitz des Grafen von Ellenborough, gefeiert. Die erſten Literaten der Hauptſtadt waren zugegen. Der Vorſitzende äußerte, indem er den Zweck des Vereins ſchilderte, daß Unabhängigkeit des Charakters den Schriftſteller und Gelehrten auch hoch ſtelle. Lord Brougham pries den Vorſitzenden und namentlich deſſen Verdienſte um Indien. Aus dem Bericht des Schatzmeiſters ergab ſich, daß in dem vergangenen Jahre gegen 1000 Pfd. St. an 19 Schriftſteller und 12 Frauen, wovon 6 ſelbſt Schriftſtellerinnen und 6 Wittwen von Schriftſtellern ſeien, verausgabt worden ſind.

∴ Die große Induſtrie-Ausſtellung im Coventgarden-Theater wurde in den letzten acht Tagen von faſt 10,000 Menſchen beſucht. Der Andrang war ſo groß, daß der Eintrittspreis von einem Schilling auf eine halbe Krone (2½ Sh. oder 28 Sgr.) für jede Perſon erhöht werden mußte.

∴ Sir Robert Peel hat viel vom Witz des „Punch" und der Karikaturzeichner zu leiden. „Punch" enthält die Ankündigung eines Friſeurs, welcher Perrücken (wigs, faſt gleichlautend mit whigs) feilbietet, in denen man aller Entdeckung entgehen kann.

So könne ein Tory ein Wigh werden, ohne entdeckt zu werden. Eine Karikatur, die viel Glück macht, ſtellt Cobden, den bekannten Freihandelsmann und Vorkämpfer der Ligue gegen die Korngeſetze, als Aeneas dar, wie er einen kleinen ihm nachtrippelnden Ascanius aus dem brennenden Troja führt. Dieſer Ascanius iſt Niemand anders als Sir Robert.

∴ Vor Kurzem wurden zwei Rechtsfälle abgeurteilt, in welchen das Anſehen der Perſonen den Sieg über das Geſetz davon trug. Ein der Nothzucht überführter Gentleman handelte mit ſeinem Richter förmlich um die Strafe und meinte, man möge ihn mit irgend einer beliebigen Geldbuße belegen und dann laufen laſſen. Nach mancherlei Debatten bewilligte der Richter, daß der Angeſchuldigte zwei Bürgen für ſich und eine Sicherheit von 25 Pfd. St. für jeden derſelben beibringe. Freilich werden ſich zwei gefällige Bürgen um ſo eher finden, als die Summe von 50 Pfd. St. ſie von aller Verantwortlichkeit befreit. Ein anderer Angeſchuldigter wird auf die einfache Angabe ſeines Namens hin freigeſprochen, weil der Richter in ihm „einen alten Freund, mit dem er öfters zuſammen gegeſſen“, erkennt!!! Wenn das am grünen Holze geſchieht u. ſ. w., könnte man freilich ausrufen; man hat indeß den Troſt, daß die Oeffentlichkeit ſich ſolcher Vorgänge bemächtigt und ohne Schonung Richter und Parteien dem allgemeinen Urtheil übergiebt, damit Beide es merken und — nicht wieder thun.

∴ Die einſt ſo berühmte engliſche Schauſpielerin Salmon befindet ſich jetzt in ſo dürftigen Umſtänden, daß man eine Collekte für ſie veranſtaltet, durch welche 120 Pfd. St. für ſie eingegangen ſind. Man hat dieſe Summe zu ihrem Vortheile in eine Leibrente verwandelt, wodurch ſie von der jährlichen Einnahme von 12 Pfd. St. wöchentlich 4 Schillinge 7 Pence und einen halben Penny bezieht. Ein hieſiges Journal erwähnt bei dieſer Gelegenheit zum warnenden Beiſpiele für Theaterleute, welche die Ernte ihrer Jugendzeit verpraſſen, daß Miſtreß Salmon einſt für die Dauer einer Saiſon 1000 Pfd. Sterl. erhielt. (Illuſtr. Theaterzeitung.)

∴ Der Wiener Baſſiſt Staudigl will von hier aus eine Kunſtreiſe nach Nordamerika machen. Die Dollars und Lorbeern, welche die „göttliche Fanny“ dort gepflückt, ſcheinen unter den Muſenjüngern die Luſt rege gemacht zu haben, ein Land zu beſuchen, das ehedem für höchſt proſaiſch galt.

∴ Pater Mathew, der bekannte Mäßigkeits-Apoſtel, macht bekannt, daß ſeine Freunde in England und Irland 7000 Pfd. St. zuſammengebracht haben, um deſſen mäßige Schulden (beinahe 50,000 Thaler) zu bezahlen. (Himmliſche Mäßigkeit!)

München. Man ſagt, daß mehrere der verbotenen Zeitungen und Journale in Kurzem wieder durch die baier'ſchen Poſten befördert werden ſollen; dagegen ſollen wieder andere verboten werden. (Vielleicht wird dann zur Abwechslung unſer „Charivari“ wieder erlaubt, denn geleſen wird er ja doch trotz dem Verbote.)

∴ Unter der Maſſe verbotener Bücher befindet ſich eine Brochüre, betitelt „Neueſtes Traumbild, um Nummern zum Lottoſpiel zu errathen“ (Ulm, Ebner). Statt ſolch ein Buch zu confisciren, ſollte die baieriſche Regierung das Lotto ſelbſt verbieten!

∴ Das neueſte Stück der Madame Birch-Pfeiffer, die „Marquiſe von Villette“, hat hier entſchiedenes Glück gemacht. Schon nach dem zweiten Aufzuge wurde Madame Fries (Frau von Maintenon) und Madame Cramer (Nannon) ſtürmiſch gerufen, und eben dieſe Auszeichnung widerfuhr, nach dem dritten Aufzuge, der Dem. Dencker (Marion) und Herrn Joſt (Ludwig XIV.), welche die ſchwierige Ballſcene meiſterhaft ſpielten. Am Schluſſe mußte das geſammte Perſonal erſcheinen. Seit langer Zeit hat kein deutſches Originalſtück ſo ungetheilt und allgemein gefallen, und es iſt vorauszuſehen, daß es eine lange Reihe von Darſtellungen erleben wird.

Paris. Die vierzig Mitglieder der franzöſiſchen Akademie ſind gegenwärtig nach der chronologiſchen Reihefolge ihrer Erwählung: Chateaubriand, Lacretelle, Jouy, Baour-Lormian, Villemain, Droz, Briffaud, Guiraud, Feletz, Royer-Collard, Lebrun, Barante, Lamartine, Ségur, Pongerville, Couſin, Viennet, Jay, Dupin, Tiſſot, Thiers, Scribe, Salvandy, Dupaty, Guizot, Mignet, Flourens, Molé, Hugo, St. Aulaire, Ancelot, Tocqueville, Pasquier, Ballanche, Patin, St. Marc-Girardin, Sainte-Beuve, Mérimée, Vigny und Vitet. (Die Null in dieſer Vierzig-Compagnie iſt nach der Anſicht des „Corſaire-Satan“ der Verfaſſer des luſtigen Trauerſpiels „Arbogaſt“, Herr Viennet.)

∴ Herr von Lamartine, der ſich einen ſechswöchentlichen Urlaub von der Kammer erbeten, hat kurz vor ſeiner Abreiſe eine Deputation hieſiger Arbeiter empfangen, die ihm für ſeine Beſtrebungen gegen die Bewaffnung von Paris gedankt haben. Der Dichter der „Méditations“ ertheilte ihnen den Troſt, „daß mächtiger als die 3000 Feuerſchlünde des Pariſer Feſtungsgürtels die Artillerie der öffentlichen Meinung ſei“.

∴ Der im Jahre 1841 auf Gegenſeitigkeit gegründete Hilfsverein der dramatiſchen Künſtler Frankreichs beſteht gegenwärtig ſchon aus 2163 Mitgliedern und beſitzt bereits ein Kapital von 204,335 Francs. Ein für die kurze Zeit des Beſtehens gewiß ſehr erfreuliches Reſultat!

∴ Im Park zu Neuilly befinden ſich gegenwärtig ſechs Kameele, welche der Herzog von Montpenſier aus Algier geſchickt hat; außerdem hat der Prinz ſeinem königlichen Papa einen jungen Löwen geſchenkt, welcher ſo zahm iſt, daß er Louis Philipps Arbeitszimmer bewohnt und bei den Spaziergängen der königlichen Familie den König wie ein wohldreſſirter Pudel begleitet.

∴ Der poetiſche Friſeur Jasmin in Agen hat nun ebenfalls den Orden der Ehrenlegion erwiſcht. Seitdem wollen alle Friſeure ihre Puderquaſten an den Nagel hängen und ſich auf die Poeſie werfen. Nur zu!

∴ Guſtav Drouineau, ein bekannter Schriftſteller, iſt wahnſinnig geworden; man hat ihn zu Larochelle ins Irrenhaus gebracht.

∴ Der Aelteſte der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, der Abbé Cuiſinier, iſt in einem Alter von 102 Jahren geſtorben.

∴ Mit Heinrich Heine's Geſundheit ſteht es ſo ſchlecht, daß an geiſtige Arbeit nicht zu denken iſt. Sein linkes Auge iſt ganz paralyſirt und faſt geſchloſſen; ſelbſt das Sprechen fällt ihm ſchwer. (Armer Heinz!)

∴ Auf Vicomte Cormenins ultramontanes Pamphlet „Feu! Feu!“ iſt eine Entgegnung unter dem Titel „Boulet rouge contre Timon“ erſchienen.

∴ Madame Weiß iſt ſeit dem 1. Juni bei der großen Oper als Balletmeiſterin engagirt. Achtzehn ihrer kleinen Tänzerinnen ſind gleichfalls engagirt und werden in dem neuen Ballet „le Diable à quatre“ (wozu Herr Adolphe Adam die Muſik componirt hat) auftreten.

∴ Auf einem einzigen unſerer vier Blumenmärkte werden täglich für 50,000 Frs. Blumen verkauft.

∴ Man will von hier bis Neuilly eine atmoſphäriſche Eiſenbahn anlegen.

∴ Neulich iſt hier die Abbildung vom Finale einer großen Oper erſchienen; ganz vorn ſteht der Held und ſingt:

„Ich werde mich rächen, ich werde mich rächen“;

mit dem einen Arm hält er die Geliebte umſchlungen, welche einſtimmt:

„Wir werden uns rächen, wir werden uns rächen“.

Links neben dem Helden ſteht der Vater, rechts neben der Geliebten ſteht die Vertraute und Beide ſingen:

„Du wirſt Dich rächen, Du wirſt Dich rächen“.

Seitwärts ſteht der Intriguant und ruft aus tiefem Baß:

„Er wird ſich rächen, er wird ſich rächen“.

Im Hintergrunde jubelt der männliche Chor:

„Ihr werdet Euch rächen, Ihr werdet Euch rächen“,

während der weibliche dabei einfällt:

„Sie werden ſich rächen, ſie werden ſich rächen“.

Das Ganze muß einen ergreifenden Eindruck machen. Der Text ſoll von Otto Prechtler ſein. (Mode.)

Regensburg. Rohes Lumpengeſindel hat den Leichenacker der hieſigen Judengemeinde verwüſtet. (In einem Lande, wo dergleichen mittelalterliche Pöbelhaftigkeiten noch 1845 geſchehen können, muß es ſehr finſter ausſehen.)

Stockholm. Jenny Lind kam am 13. Mai erſt um Mitternacht hier an und wurde trotz deſſen am Landungsplatze von mehr als 1000 Menſchen begrüßt. Ein kleines Dampfboot war ihr ſogar mit Muſik und Hurrahruf entgegen gefahren, was das Dampfboot, auf dem ſie ſich befand, mit Raketen erwiederte. Auch am Ufer ſtiegen überall Raketen auf; man wollte ihr ſogar die Pferde ausſpannen, wozu es jedoch nicht kam, ungeachtet es aber Morgens 1 Uhr war, ſtanden die Straßen bei ihrer Wohnung voller Menſchen. Am 16. trat ſie zum erſten Male in der Oper „Norma“ auf, welcher Vorſtellung König Oskar beigewohnt hat.

Warſchau. Nach einer neuen Verfügung iſt das Vermögen von 29 Perſonen, welche, böſer Anſchläge gegen die Regierung angeklagt, ſich geflüchtet haben, vom Czar mit Beſchlag belegt worden. Darunter befindet ſich auch der ehemalige Redakteur Dembowski. („Das Volk meiner Reuſſen beglück' ich ſogar,“ ſingt Czaar Peter in Lortzings bekannter Oper.)

Weimar. Nächſtens kommt hier Karl Panſe's Trauerſpiel „der König und ſein Kind“ zur Darſtellung. Der Verfaſſer iſt derſelbe Karl Panſe, den das „allgemeine Theaterlexikon“ (Band VI, Seite 41) anticipando ſchon vor zehn Jahren ſterben ließ.

Wien. „Hunyady", eine neue ungariſche Nationaloper, die in Paris zur Aufführung angenommen iſt, ſoll nun auch im Kärnthnerthor-Theater in Scene gehen. Der Komponiſt derſelben heißt Erkel.

∴ Auf derſelben Bühne wird Perſiani's neue Oper „Il Fantasma" einſtudirt.

∴ Herr Lembert hat das in Paris auf dem Théâtre français mit großem Beifall aufgenommene Luſtſpiel „le Gendre d'un Millionaire" für die deutſche Bühne bearbeitet.

∴ Herr Karl Gutzkow hat beim Hofburgtheater ein neues Schauſpiel, „der 13te November", eingereicht.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die lieben, guten Söhne Lojola's, die ehrwürdigen Jeſuiten wurden ſchon im Jahre 1606 aus Venedig, 1618 aus Böhmen, 1622 aus Neapel, 1623 aus Indien, 1752 aus Portugal, 1764 aus Frankreich, 1767 aus Spanien und 1773 aus Rom vertrieben. Im Jahre 1845 ſiedeln ſie ſich in der Schweiz an, und ganz Europa ſieht gelaſſen zu, daß Hunderte von edlen Männern im Kampfe gegen die Jeſuiten untergehen!

— Von allen Höfen Deutſchlands war keiner ſo fromm und gelehrt, als das Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſche Haus. Herzog Rudolf Auguſt und deſſen Schweſter Sibylla Urſula traten als aſcetiſche Schriftſteller auf. Die „Gedanken an Gott, zu Gott und in Gott" erſchienen nach des Herzogs Tode zu Oettingen, 1708 in 8. Das „himmliſche Kleeblatt" der Prinzeſſin Sibylla kam 1764 zu Nürnberg heraus. — Herzog Anton Ulrich, Bruder Rudolf Auguſts, iſt als hymnologiſcher Schriftſteller durch ſein „Chriſtfürſtliches Davids-Harfen-Spiel" (Nürnberg 1667) und auch als Romanſchriftſteller durch ſeine beiden Romane „Aramena" und „Octavia" bekannt *).

— John Browne, ein bekannter Anatomiker des ſiebzehnten Jahrhunderts, Leibchirurg König Carls II. von England, widmete ſeine „Myographia nova" (Lond. 1681, Fol., engliſch Lond. 1684, Fol., deutſch Leipzig 1713, Fol.), ein ausgezeichnetes Werk über die Muskeln, „die Stützen der Körperkraft", dem Könige Carl II., den er in der Dedication „die Stütze und das perſonificirte Muskelſyſtem Großbritanniens" nennt. Beweis, daß alle Bücherwidmer ſchamloſe Schmeichler ſind.

— Drei der glänzendſten Beiſpiele, wie weit es Schauſpielerinnen bringen können, ſind Theodora, eine römiſche Pantomimiſtin, welche Kaiſer Juſtinian als ſeine Gemahlin auf den Thron erhob, Eleonore Gwynn, eine engliſche Schauſpielerin, welche Carl II., deſſen Maitreſſe ſie war, zur Herzogin machte, und die franzöſiſche Schauſpielerin Marie Anne Quinault, die, Anfangs Geliebte des Herzogs von Orleans, ſich ſpäter (im Jahre 1722) mit dem Herzog von Nevers vermählte. Letztere brachte ihrem Bräutigam eine Mitgift, die aus 500 leeren Schminktiegeln und 2000 Schuhen beſtand.

Treffer und Nieten.

• Ein ruſſiſcher Fürſt ſagte einſt zum Bankier Aguado: »Champagner iſt nichts als Schaum.« — »Sie irren, mein Prinz,« entgegnete Jener, »Champagner iſt Roſſini'ſche Muſik auf Flaſchen gezogen.« — Ein anderer Finanzmann, der bekannte Herr Ouvrard, hat den Champagner den „Don Juan der Weine" genannt.

• Liebe iſt das zarteſte Räthſel und Untreue deſſen gröbſte Auflöſung.

• Geſchichte iſt das „War" und deren Moral iſt das „Nun" der Zeiten.

---

*) Jedem, der über die gelehrten Prinzen und Prinzeſſinnen des Braunſchweiger Hofes mehr erfahren will, empfehlen wir R. Ballus' „Gynaeceum oder Fürſtlich Braunſchweigiſches Frauenzimmer" (Magdeburg 1623, 8) und K. J. G. Wolframs „Verſuch einer Nachricht von den gelehrten Herzogen und Herzoginnen von Braunſchweig-Lüneburg (Braunſchweig 1790, 8.). E. M. O.

Hierbei eine Extra-Beilage:
Pechvogel-Gallerie Nr. 9.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 141. Leipzig, 11. Juni 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Eine Taufe*).

Von E. M. Oettinger.

I.

In der Rue Béthiſy, in demſelben Hauſe und demſelben Zimmer, worin am 24. Auguſt 1572, in der Bartholomäusnacht blutigen Andenkens, das Oberhaupt der Hugenotten, der tapfere Admiral Gaſpard de Coligny, ermordet worden war, wurde am 14. Februar 1744, am Tage des heiligen Fauſtinus, der Gaſtwirth Hegeſippe Arnould, der ſeit dreizehn Jahren vergebens auf Vaterfreuden gehofft, urplötzlich durch die ganz unerwartete Entbindung ſeiner weit jüngeren Ehehälfte von einem wunderhübſchen Mädchen dergeſtalt überraſcht, daß er in der Freude ſeines Herzens die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und überglücklich ausrief:

— Eher hätte ich den Einſturz des Himmels, als jetzt, nach ſo langer Zeit, die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches erwartet. Babette (ſo hieß ſein charmantes Weibchen), ich danke Dir und dem Himmel für das liebe, ſüße Balg, das Ihr mir geſchenkt. Jetzt, guter Gott, tauſche ich ſelbſt mit unſerm Könige, dem vielgeliebten Ludwig, nicht; jetzt bin ich Vater, Vater dieſes ſchwarzäugigen Engels, und der glücklichſte aller Gaſtwirthe, jubelte der gute Mann und preßte, mit Freudenthränen im Auge, die Kleine mit ſo ungeſtümer Wonne an ſein Herz, daß er ſie faſt erdrückt hätte.

Das niedliche Weſen fing hellaut zu ſchreien an.

— Welch herrliche Stimme! rief das gerührte Vaterherz. Welch reizender Mund! Welch allerliebſtes Stumpfnäschen! Und welch große, ſchöne, kluge Augen! Mir ganz und gar aus dem Geſicht geriſſen! Ach, ſchon jetzt liebe ich das kleine Balg ſo ſehr, daß ich's vor lauter Liebe auffreſſen könnte, ja, wär's auch ohne Sauce! Habe Dank, tauſend Dank, geliebtes Weib, für die ſüße Ueberraſchung, die Du Deinem Freunde bereitet haſt, ſprach der glücklichſte der Väter und legte die Kleine an die reizende Bruſt der nicht minder ſeligen Mutter.

---

*) Anfang einer humoriſtiſchen Novelle, „Sophie Arnould", welche die zweite Hälfte des Anfangs Auguſt erſcheinenden „Narren-Almanachs für 1846" bildet. E. M. O.

II.

Vierzehn Tage ſpäter, nach vorausgegangenem Familienrathe, der vier volle Stunden gewährt hatte, wurde die heilige Taufe vorgenommen, in der das ſüße Geſchöpf den Vornamen „Sophie“ erhielt.

Die drei Taufpathen dieſes vielgeliebten Kindes waren, Jeder einzeln und Alle zuſammen betrachtet, ſo durchweg komiſche Figuren, daß eine flüchtige Schilderung derſelben vielleicht im Stande ſein wird, den Zügen manches Griesgrams ein heiteres Lächeln, ein freundliches Schmunzeln abzulocken.

Der Erſte dieſes drolligen Kleeblatts war Herr Hippolyte Margaux, ein ſehr ehrenwerther Weinhändler, der, nachdem er dreizehn Jahre fünf Monate für ein ziemlich bedeutendes Champagner-Haus durch aller Herren Länder umhergekreuzt war, ſich ſelbſt etablirt und in kurzer Zeit ſo viele Kunden „aufgegabelt“ hatte, daß ſein Geſchäft bald als eines der blühendſten dieſer Art galt. Bruder Hippolyte oder Vater Stöpſel — ſo nannten ihn die täglichen Beſucher ſeiner Weinſtube — war ein äußerſt kleines, auffallend dickes, beiſpiellos „luſtiges Haus“, das, vom Keller bis zum Giebel mit Späßen jeder Sorte vollgeſpeichert, mitunter manch prächtigen Einfall hatte.

Der Zweite dieſes komiſchen Dreiklangs war Herr Antonin Gibet, ein nicht minder ehrenwerther Wildprethändler, der, ſeit zwei Decennien der Lieferant der leckermäuligen haute-volée, mit den größten Geiſtern und reichſten Leuten, ſobald ſie Gourmands waren, auf ſo vertraulichem Fuße ſtand, daß er zu Gott und aller Welt, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts, Du zu ſagen ſich erlaubte. Vater Antonin oder Maitre Haut-gout — ſo hießen ihn ſeine zahlreichen Kunden, weil er dies Lieblingswort häufig zu gebrauchen pflegte — war, ein jocoſer Gegenſatz ſeines ehemaligen Schulkameraden Margaux, eine äußerſt lange, auffallend hagere, ungeheuer griesgrämige „Hopfenſtange“, die, höchſt reizbarer Natur, wenig oder gar keinen Spaß verſtand und Alles gleich ſehr übel nahm.

Der Dritte oder, richtiger geſagt, die Dritte dieſes Taufbundes war Madame Adelaide Zenobie Marmelade, die ſehr reſpectable Ehehälfte eines zu ſeiner Zeit höchſt geſchickten Zuckerbäckers, der, nachdem er mehrere Millionen Eier und dadurch auch viel Geld zuſammengeſchlagen hatte, vom Schauplatz ſeines äußerſt gangbaren Geſchäftes ins Jenſeits abgerufen worden war, um dort — für die Schatten des Elyſiums — Mandeltorten, Spritzkuchen und vor Allem Meringues à la Vanille, worin ſeine Hauptſtärke beſtand, fortzubacken. Der ſelige Marmelade hatte ſeiner kinderloſen Frau ein jährliches Einkommen von ſiebentauſend Livres und ein wohlrenommirtes Geſchäft hinterlaſſen, das ſie, gleich nach ſeinem Tode, an einen ihrer Neffen aus der Provinz abgetreten und ſich dann ins Privatleben zurückgezogen hatte. Unſere Rentière, die, ſchon ſeit früheſter Jugend ſehr gefallſüchtiger Natur, trotz ihres Alters — ſie zählte bereits fünfzig und etliche Frühlinge — und trotz des fühlbaren Mangels an Reiz und Schönheit, noch immer höchſt kokett und eroberungsſüchtig war, machte großen Staat, ließ ſich täglich friſiren und pudern und bot alle Gattungen von Schminke auf, um ihrer welken Haut den Roſenhauch der Jugend einzuimpfen. Ihr ſchon ziemlich runzeliges Geſicht glich einer Muſterkarte aller Nuancen von Schön- oder Schminkpfläſterchen: auf der Stirn thronte das „majeſtätiſche“, im Augenwinkel prangte das „leidenſchaftliche“, in der Falte, die ſich durch das Lächeln des Mundes bildet, verſtak ſich das „heitere“, auf der Mitte der Wange lachte das „angenehme“, im

Mundwinkel lauerte das „küßliche“, auf der Oberlippe lockte das „Herausfordernde“, unten am Kinn reizte das „ſchelmiſche“, denn jede dieſer „Mouches“ oder „Poſtillons d'amour“, wie Abbé Bernis oder irgend ein anderer Poet des „Mercure galant“ dieſe künſtlichen Muttermäler getauft, hatte damals einen andern Namen. Mit der goldenen Zitternadel im gepuderten Haare, mit der roſenrothen Schleife am Buſen und dem gemalten Elfenbeinfächer in der Hand wäre Dame Marmelade, namentlich am Tage der Tauffeier, wo ſie ſich in den größten Glanz geworfen hatte, um auf ihre beiden Gevatter einen „tiefen Eindruck“ zu machen, ein köſtlicher Vorwurf für den burlesken Pinſel eines Watteau geweſen.

Die beiden männlichen Pathen waren, obgleich Hageſtolze, leidenſchaftliche Verehrer des ſchönen Geſchlechts, amants le cotillon, wie der frivole Franzoſe, oder: in jede Schürze verliebt, wie der keuſche Deutſche ſagt. Beide waren Nachbarn und — unter vier Augen geſagt — Gläubiger des Herrn Arnould, der ſich oft in Geldverlegenheit befand. Einer derſelben, der luſtige Weinhändler, war außerdem der erklärte Hausfreund des glücklichen Vaters.

Nachdem Alle aus der Kirche heimgekehrt waren, legte Herr Arnould das gleich einer Puppe aufgeputzte Kind in die Arme ſeiner Frau und ſagte:

— Hier bringe ich Dir Deine Sophie!

— Himmliſche Arnould, begann Herr Gibet, erlaube einem vieljährigen Freunde Deines Mannes, daß auch er Dir ein kleines Balg, als Tribut ſeiner Freundſchaft, zu Füßen lege ...

— Wie, Meiſter Haut-gout, fragte Bruder Stöpſel, auch Ihr habt ein Balg? ...

— Ein Rehbalg nämlich, das ich der Dame Arnould als Teppich zu Füßen lege*...

— Ah ſo, nun verſtehe ich Euch! ſagte der Weinhändler. Reizende Sechswöchnerin, fuhr Herr Margaux fort, geſtatten Sie Ihrem aufrichtigen Verehrer, Ihnen zur Feier des heutigen Tages, als ſchwaches Zeichen ſeiner Huldigung, dieſen ſilbernen Pfropfenzieher zu Füßen zu legen.

— Vielgeliebte Nachbarin, unterbrach ihn Madame Marmelade, geſtatten Sie einer armen Wittwe, meinem reizenden Pathchen dieſe ſilberne Kinderklapper als Angebinde zu überreichen.

— Tauſend Dank, meine lieben Gevatter, ich bin ſo glücklich, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen Alles zu ſagen, was ich fühle, erwiderte die glückliche Mutter und herzte den kleinen Engel, der an ihrem Herzen lag. Da, Hegeſippe, nimm unſere Sophie und reiche ſie ihren Pathen, daß Jeder ihr einen Kuß gebe.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es zuerſt der Dame Marmelade.

— Ein wahres Zuckerpüppchen, weißer als Blanc-manger! ſagte die Wittwe und drückte einen Kuß auf des Kindes Stirn.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es nun dem Wildprethändler, dem er einige tauſend Francs mehr als dem Weinhändler ſchuldig war.

— Ein Perlhuhn! Ein Goldfaſan! ſprach Herr Gibet und gab dem Kinde einen Kuß auf den Mund. Ach und welch ein Haut-gout! rief er aus und gab ihm einen zweiten Kuß.

Herr Arnould nahm ſein Kind und reichte es dem Weinhändler.

— Ein köſtliches Bouquet! Eine himmliſche Blume! Die Kleine duftet ſo ſüß wie Liebfrauenmilch! betheuerte Herr Margaux und küßte die Stirn und die Augen und den Mund und die kleinen Händchen dieſes lieben Geſchöpfes. Weiß Gott, ich habe das Kind ſo lieb, als ob es mein eigenes wäre. Nichts geht über Vaterfreuden!

— Ach! ſeufzte die Wittwe laut und ſchwer.

— Nachbarin, warum ſeufzeſt Du? fragte der Wildpretmann.

— Unſere Freundin Marmelade, commentirte der Weinhändler, hat ein ſehr gefühlvolles Herz ... eine Frau in ihren Jahren ergebt ſich gern in ſchwärmeriſchen Betrachtungen ...

— Ach! ſeufzte nun auch Herr Gibet.

— Nachbar, warum ſeufzen Sie? fragte die zärtliche Wittwe.

— Auch er, theure Freundin, erklärte Herr Margaux, hat ein empfindſames Herz ... auch er ſchwärmt ...

— Wofür? fragte Dame Marmelade, züchtig die Augen niederſchlagend.

— Für den Haut-gout der Liebe, ergänzte Meiſter Stöpſel.

— Was willſt Du damit ſagen? fragte Herr Gibet, deſſen Zorn augenblicklich Feuer gefaßt hatte.

— Ich will damit geſagt haben, daß Ihr Beide für einander wie geſchaffen ſeid ... Ihr ſolltet Euch heirathen ...

— Höre, Margaux, Du weißt, daß ich keinen Spaß verſtehe ...

— Ich ſpaße auch nicht; es iſt mein völliger Ernſt ... Wo fände ſich ein zweites Wildpret, ein zweiter Goldfaſan mit mehr Haut-gout, als Dame Marmelade ...

— Alter Weinſchlauch, willſt Du ſchweigen? fragte Gibet im höchſten Grade gereizt.

— Giebt's in der ganzen Chriſtenheit ein ſchöneres Paar, als Donna Marmelade und Signor Gibet?

— Stöpſel, willſt Du mich noch länger reizen? fragte Meiſter Haut-gout, überſchäumend von Wuth.

— Don Gibet und Signora Marmelade, fuhr Jener zu hänſeln fort. Ein Liebespaar zum Malen!

— Da, boshafter Spötter, haſt Du Deinen Kuppelpelz! rief der jähzornige Wildpretmann und erhob ſeinen langen Arm, um dem kleinen dicken Faun eine Maulſchelle zu verſetzen.

Herr Margaux aber, der dicht an der Seite der Wittwe ſtand, zog ſich äußerſt raſch und geſchickt hinter die ſpaniſche Wand ihres ziemlich breiten Rückens zurück, wodurch Gibets Hand ihr Ziel verfehlte und die dem Weinhändler zugedachte Ohrfeige mit unaufhaltſamer Wucht auf die geſchminkte Wange der Zuckerbäckerin einſchlug, die, theils vor Schreck und theils vor Schmerz, mit gellem Schrei rücklings umſank und im Fallen ihren Hintermann mit ſich niederriß, der ſeinerſeits ein dicht hinter ihm ſtehendes Tiſchchen mit einem Aufſatz von Likeurflaſchen und Gläſern und ein halbes Dutzend Deſſertteller mit eingemachten Früchten und allerlei Backwerk umwarf.

— Jeſus! ſchrie die Wittwe.

— Maria! ergänzte Herr Arnould, und

— Joſeph! blieb der Wöchnerin vor Schreck halb in der Kehle ſitzen.

Meiſter Gibet, der, ohne es zu wollen, mit einer Klappe zwei Fliegen erlegt hatte, eilte der Gefallenen blitzſchnell zu Hilfe, um ſie aufzuheben. Er ſchwor bei den eilftauſend ſchlafenden Jungfrauen und bei dem heiligen Antonius von Padua, daß dieſe wohlverdiente Züchtigung nicht ihr, ſondern ihm, dem ewigen Necker, der ſeine Lammsgeduld bis aufs Aeußerſte gereizt, gegolten habe. Er hat zuerſt Dame Marmelade und dann Dame Arnould „mehrere Millionen Male“ um Verzeihung, daß er ſich in ihrer Gegenwart von ſeiner unverantwortlichen Hitze ſo weit habe hinreißen laſſen, auf dieſe Weiſe das „Decorum“ zu verletzen.

— Ach meine ſchönen Flaſchen und Gläſer! jammerte die Wöchnerin.

— O meine koſtbaren Likeure und mein ſchönes Confect! wimmerte der arme Mann.

— Pfui, pfui, pfui! rief die Wittwe, während ſie ſich von ihrer Niederlage erhob und ihre beim Fall in Unordnung gerathene Friſur und Robe arrangirte. So Etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht zugeſtoßen! Pfui, pfui und abermals pfui! Auf einer Kindtaufe, auf der es Ohrfeigen ſetzt, will ich wenigſtens nichts zu thun haben. Adieu, Herr und Madame Arnould. Wenn Ihnen der liebe Gott oder ſein heiliger Geiſt nach dreizehn Jahren wieder einmal einen Sprößling beſcheert, ſo wählen Sie ſich Pathen, welche Sie wollen, nur mich nicht! Ich für meine Wenigkeit habe ſchon an der einen vollkommen genug, und danke Ihnen für die Ehre und das Vergnügen, das Sie mir zugedacht haben, ſprudelte die maaßlos indignirte Zuckerbäckers-Wittwe, indem ſie ihren Elfenbeinfächer aufriß, um ihrem halb weißen, halb rothen Geſichte, auf welchem Zorneshitze glühte, Kühlung zuzufächeln. Leben Sie wohl, mein Herr Margaux, leben Sie wohl, mein feingebildeter, äußerſt zarter, ungemein liebenswürdiger Herr von Gibet ...

— Herr von Gibet? wiederholte der von Neuem gereizte Wildpretmann, Madame, was willſt Du mit dieſem zweideutigen „Herr von“ ſagen?

— Ich will damit geſagt haben, erklärte Dame Marmelade mit bitterſüßer Ironie, daß Sie im ſtrengſten Sinne des Wortes ein beiſpiellos galanter Cavalier ſind, der in der Artigkeit, dem ſchönen Geſchlechte gegenüber, vergebens ſeines Gleichen ſucht, ſchloß ſie mit beißender Malice und trat zornſchnaubend von der Scene ab.

— Nun iſt die ganze Freude geſtört! ſtöhnte die Wöchnerin.

— Und wer iſt Schuld daran? fragte ihr Gemahl.

— Du! Du! ſchrieen Margaux und Gibet zugleich, wobei Einer auf den Andern wies.

— Meine Herren, ſagte Dame Arnould, vergeſſen Sie nicht, daß ich noch ſehr ſchwach und angegriffen bin. Ihr Schreien verurſacht mir Kopfſchmerzen. Wenn Sie, Herr Gibet, Ihre Hitze durchaus nicht mäßigen können, und jeden harmloſen Scherz gleich übelnehmen und zuſchlagen wollen, ſo werden Sie mich ſehr verbinden ...

— Wenn ich gehe, willſt Du ſagen! Gut, ſehr gut, brüllte der Wüthende, ich will Dich durchaus nicht ſtören. Seh' ich doch überhaupt nicht ein, was ich hier noch zu ſchaffen habe. Adieu, Madame, Adieu! Mich ſehen Sie niemals wieder.

— Der Hitzkopf, murmelte die Wöchnerin leiſe vor ſich.

— Mich dauert weiter nichts, als das ſchöne Rehfell, das ich der Undankbaren zu Füßen gelegt, dachte er ſich beim Hinausgehen! Es hat mich ſelber vierzehn Livres gekoſtet. Ei nun, bald wird Dame Arnould auch ihren Einfaltspinſel von Mann nachſchicken, um mit ihrem Seladon-Margaux das Feſt unter vier Augen zu feiern.

So endete die Taufe Sophie Arnoulds.

Wiener Briefe.

I.

Die Weltgeſchichte geht in Wien im Salonfrack und in gekräuſelten Haaren in einem aufgeputzten Kreiſe herum, der von Roſengebüſchen gebildet wird, aus denen die Vögel freudetrunkene Lieder ſchmettern. In der einen Hand hält ſie die „Theaterzeitung“, in der andern ein Backhändel. Und der Himmel hängt voller Straußiſchen Geigen und in den Lüften wiegen ſich Genien in gedankenloſer Seligkeit. In Wien wird Jahraus, Jahrein dieſelbe Komödie geſpielt, nur die Komödianten wechſeln. Was läßt ſich Neues berichten von hier aus, wo nichts Neues geſchieht und nur eine Wiederkäuerei des Alten ſich breit macht. Montesquieu preiſt jenes Volk glücklich, deſſen Geſchichte langweilig iſt, weil ſich nichts von ihm erzählen läßt. Wie glücklich muß dann mein Wien ſein! Die ſchwatzhafte Ausburgerin plaudert mehr von Peking als von Wien. Wie viele *s und **s, =s und △s u. ſ. w. bringen ihre Schüſſelchen! Lauter kleine einzelne Fetzen, die dem Leſer im hohlen Zahn ſtecken bleiben: Der oder Jener ſei geſtorben, der Herr A. ſei abgereiſt, der Herr J ſei angekommen, und der Herr X. ſei unpäßlich geworden. Armes Wien, ſo ſollte man denn gar nichts von Dir erzählen, wenn man nicht den Mund von Komödiantengeträtſch voll nehmen will? Oder —

Man will bemerken, die Genußliebe nehme in Wien ſeit einigen Jahren auffallend ab. Wohl wäre es zu wünſchen, daß dieſe Bemerkung richtig ſei. Die Wiener haben lange genug auf der Oberfläche herumgeſchwommen; mögen ſie endlich einmal in die Tiefe gucken und ſich nicht abſchrecken laſſen, daß es in ihr finſter ſei; aus ihr herauf kommt dennoch alles Licht. Ich fürchte, die Roſenbande, welche ſich der Wiener vom Vergnügen umknüpfen läßt, könnten ſich unverſehens in Ketten verwandeln, wenn jene nicht bald abgeſtreift werden.

Ich möchte wiſſen, was aus Wien geworden wäre, wenn es nicht in der blühenden Umgebung, die es jetzt beſitzt, ſondern in der Streuſandebene Berlins läge. Vielleicht würde dann in demſelben Verhältniſſe mehr Dinte, in welchem jetzt mehr Bier und Wein conſumirt wird, verbraucht werden. Das Leben in Wien wäre ein Paradies, wenn nur der Baum der Erkenntniß nicht fehlte. Und glaubt nicht, der Baum der Erkenntniß trage keine andern Früchte, als gelehrte Compendien. Dieſe ſind oft taub und ſaftlos, ſeine ſchönſten und edelſten Früchte ſind erhebend, friſch und mannhaft machend. Ich nenne ſie nicht. Wer nach dem Namen fragt, hat ſie nie gekoſtet.

Aber ſelbſt die gelehrten Früchte ſind ſelten hier angebiſſen worden. Wenn das ſpekulative Denken in Nord-Deutſchland ſeit Schelling und Hegel aufgerüttelt und durchfurcht worden iſt, ſo ſind dieſe ſcharfen Geiſtespflüge über die Geiſter Oeſterreichs faſt ſpurlos dahingezogen. Es mag Uebertreibung ſcheinen, aber es iſt von der Wahrheit gewiß nicht weit entfernt, daß von den Bewohnern Wiens die Hälfte den Namen Hegel gar nicht kennt und von der andern Hälfte kein Hundertſtel ſeine Werke geleſen hat. Vielleicht giebt es in der kleinſten Stadt des auswärtigen Deutſchlands mehr politiſche Schriftſteller, als in Wien. Sind es etwa dieſe Umſtände, welche auf Abnahme der Genußliebe ſchließen laſſen?

Der Wiener betrachtet das Leben nicht als eine Schule, ſondern als einen Tanzſaal. Viele Menſchen ſehen im Leben nur den Anfang des Sterbens.

Welt iſt ihnen ein offener Rachen, der in ſchrecklicher Gleichgiltigkeit Alles
nalmt, deſſen Vernichtungszahn wir eine Weile entwiſchen können, aber von
wir am Ende ebenſo wie alle Andern verſchlungen werden. In ihrem
zen Daſein ſehen ſie nur drei Minuten, wovon ſie eine verträumen, die
ere verlächeln, die dritte verweinen. Das Ende vom Liede ſei, daß unſere
der die Kirchhoferde düngen, nachdem wir uns die Lebenszeit hindurch für
Würmer gemäſtet haben. Dem Wiener iſt das Leben die ewig heitere,
men ſpendende Göttin. Der Augenblick gilt ihm als Ewigkeit, und die
thſel des Lebens ſind ihm eine Unterhaltung, gleichwie jedes andere Räthſel,
e zerklüftende grauſe Macht. Im Strome des Lebens plätſchert er munter
um und läßt ſich vergnügt von den lauen Wellen herumtragen, während
dere in den Grund hinabtauchen und nach Perlen ſuchen und ſie finden
r dabei zu Grunde gehen. Der Wiener läßt ſich gern Sand in die Au-
ſtreuen, wenn er nur eine kitzelnde Empfindung dabei hat.

Wenn Sie Jemandem in Wien ſagen: »Geſtern habe ich mich ſehr gut
erhalten,« ſo fragt man Sie gleich: »Waren Sie im Theater oder im
ſthaus?« Die Irisblumen haben das Eigene, daß der Eine einen Duft
ihnen wahrnimmt und der Andere nicht. Und ſo gibt es auch gewiſſe
te Blumen des Vergnügens, denen der Wiener keinen Duft abgewinnen kann.

Der Wiener iſt ſatyriſch; er macht über Alles Bonmots; er lacht ſich
ſt aus. Oft ſagt er: »Ich weiß, daß ich Gift trinke, aber es iſt gar zu ſüß,
trinke es, doch.« Schade, daß der Wiener ſo gemüthlich iſt. Ich brauche
hl nicht dies Wörtlein „Schade“ näher zu ſeciren und zu zerfaſern, daß
n ſeinen Grund erkenne. Der Wiener iſt zu gutmüthig, als daß er viele
hritte an Einem Tage machen könnte. Er iſt nicht zu ſchwach dazu, vor-
rts zu ſchreiten, aber zu gutmüthig; er will nicht Jemanden umſtoßen,
n er ſo ſchnell fortläuft, und geht deshalb lieber langſam. Vermaledeit liebens-
rdige Gutmüthigkeit! So ſchön du biſt, ſo erſcheinſt du oft am unrechten
te. Es wird nirgends ſo viel geſchimpft als in Wien, aber nirgends hat
Schimpf weniger Bedeutung als in Wien. Wenn die Pariſer einmal ſo
t ſind, über Etwas zu ſchimpfen, wie die Wiener, ſo hören ſie auch bald
zu ſchimpfen, weil ſie es anders machen. Vielleicht werden mit der Zeit
h aus den Wienern Pariſer und aus den Oeſterreichern Franzoſen. Sind
h die Letzteren nur höhere und entwickeltere Potenzen der Erſteren.

Gleich wenn der Wiener auf die Welt kommt, hat er eine roſenrothe
ille auf den Augen, ſo daß ihm Alles im lichten Glanze der Freude er-
int. Und die Freude hat nirgends ſo zahlreiche Tempel als in Wien.
de Menſchen-Bruſt daſelbſt iſt einer ihrer Altäre. — Dies iſt das Völkchen,
r deſſen Treiben ich Ihnen von Zeit zu Zeit Berichte liefern will*).

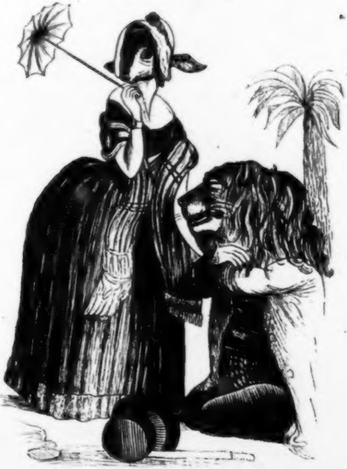
Zwei wichtige Ausſtellungen haben jetzt begonnen: die Kunſt- und Induſtrie-
sſtellung. Kunſt und Induſtrie ſind die Stichworte unſerer Zeit; die
nſen und die Dampfmaſchinen. Wird nicht einmal die drückende Atmo-
äre des Dampfes die heiteren Schweſtern aus unſerer Mitte bannen?
nderbar, in den Sälen, in welchen ſonſt die Kunſt ihre Ausſtellung hielt,
jetzt die Induſtrie ihre Produkte zur Schau ausgeſtellt und die Kunſt
ſich in ein kleines, unanſehnlicheres Lokale zurückziehen müſſen. Alſo die
nſt von der Induſtrie verdrängt? Nein, laßt uns hoffen, ſie werden ſich
edlich vertragen; die Kunſt hat Donnerkeile, die Induſtrie kann ſich nur
hwerter ſchmieden. Der Kampf iſt wohl noch auszuhalten.

C. M. D.

---

*) Ihre Briefe werden uns willkommen ſein.

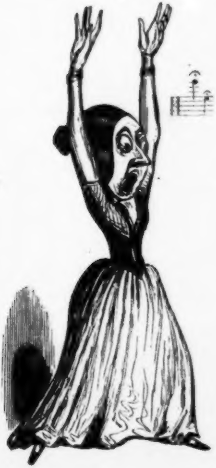
Donna Diana
oder
Löwe und Schaf.



— — — — — — —
— — — — — — —

„Drum laſſ', o Königin, Dir ſagen,
Daß alle Pulſe für Dich ſchlagen,
Daß Du geliebt wirſt, wie kein Weib auf Erden,
Für dieſen Sieg will ich Dein Sklave werden.
(Don Cäſar.)

Robert der Teufel.



— — — — —
— — — — —
— — — — —
O Gnade! O Gnade!!
O Gnade für mich!!!
O Gnade! O Gnade!!
O Gnade für Dich!!!

(Iſabella.)

Zapfenstreich.

Amſterdam. Unſere zweite Sängerin, Dem. Donner, die ſich unlängſt mit dem erſten Liebhaber Eduard Wetter aus Weſel vermählt hat, nennt ſich jetzt Madame Donner-Wetter, will aber deſſen ungeachtet nicht recht einſchlagen.

Bamberg. „Zur Aufrechthaltung und beſſern Handhabung der Disciplin" haben die Schüler der lateiniſchen Schule und die Gymnaſiaſten rothe und blaue Kragen erhalten. Man hofft, die Unruhſtifter nun leichter beim Kragen faſſen zu können.

Berlin. Die „Berliner muſikaliſche Zeitung" ſchreibt: Der Compoſiteur und premier pianiste Pipin Thränendrüse wird nächſtens wieder einige zwanzig oeuvres publiciren, beſtehend aus soupirs, tristesse, cris, lamentations, larmes, pleurs, angoisses, douleurs, peines, plaintes (o wenn es doch die letzten wären!) u. ſ. w. Dieſe Seufzer u. ſ. w. ſind ihm nicht etwa von der Geißel der Kritik abgerungen worden, vielmehr hat er ſie ſich ſelbſt mit einer wirklichen Geißel abgezwungen, weil er auf naturgemäße Weiſe nicht in die erforderliche Stimmung kommen konnte.«

∴ Im Hoftheater kommen folgende Novitäten zur Darſtellung: „Ein Brief aus der Schweiz", Schauſpiel von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, „Der 13te November", Schauſpiel von K. Gutzkow, und „Zenobia", Drama von E. Klein. Ueber Letzteres äußert ſich Heinrich Smidt in der „Theater-Chronik": »Herr Dr. Klein, der die Kritik mit eiſerner Strenge handhabt, hat noch keinem Schriftſteller der Gegenwart die Ehre erzeigt, mit ihm zufrieden zu ſein. Alle, die bis jetzt für das Theater geſchrieben, ſind auf das Bitterſte getadelt und ihnen bedeutet worden, daß ſie zu dramatiſchen Dichtern nicht berufen wären. Um ſo mehr iſt man auf ein Werk geſpannt, worin Herr Klein uns ohne Zweifel nachweiſen wird, wie man es machen muß, um ſich die Gunſt der Kritik und die nachhaltige Theilnahme des Publikums zu erwerben.«

Bonn. Von dem kürzlich verſtorbenen Profeſſor A. W. v. Schlegel ſoll nächſtens ein memoirenartiges Werk in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: „Oeuvres posthumes" ans Licht treten.

Braunſchweig. Unſere Regierung hat entſchieden, daß bei allen ſtädtiſchen und landſtändiſchen Wahlen die Juden ganz nach gleichen Grundſätzen mit den Chriſten zuzulaſſen ſeien. (In einer geſchloſſenen Geſellſchaft zu Leipzig, gloſſirt der „Komet", können auch Juden zu Mitgliedern vorgeſchlagen werden, doch läßt man ſie regelmäßig ... durchfallen.)

∴ Madame Fiſcher-Achten hat letzthin, als Ludwig Köhlers Oper „der Meineid" zum dritten Male gegeben werden ſollte, erklärt, ſie wolle in dieſer Parthie nicht mehr auftreten, weil ſie in derſelben (hört, hört!) einen Meineid zu ſingen habe. Zugleich zeigte ſie ein ſchriftliches Verbot ihres Beichtvaters vor. (Wenn Mad. Fiſcher-Achten ſo rührend-fromm iſt, ſo ſollte ſie das Theater quittiren und lieber in ein Kloſter gehen.)

Breslau. Ida von Düringsfeld, die Verfaſſerin von „Schloß Goczin" und einiger andern Romane, heirathet einen preußiſchen Lieutenant. Thekla (unter dieſem Namen trat ſie zuerſt in der „Abendzeitung" und ſpäter mit einer Sammlung von Gedichten, Leipzig bei Leo, auf) iſt von allen deutſchen Blauſtrümpfen die Anmuthigſte, noch ſehr jung, ſchön und liebenswürdig. Selbſt die heftigſten Gegner weiblicher Schriftſtellerei haben der geiſtreichen Verfaſſerin des „Schloß Goczin" entſchiedenes Talent für den ſocialen Roman zugeſtanden.

Brüſſel. Die Bittſchrift der 4500 Buchdrucker ꝛc. für den Schutz des Nachdrucks iſt von der zweiten Kammer ohne weitere Empfehlung dem Miniſter des Innern überwieſen worden. Die hieſigen und Provinzial-Buchdrucker haben eine Deputation an den König geſendet, welche demſelben vorgeſtellt hat, daß über 50,000 Menſchen durch das Verbot des Nachdrucks brotlos werden würden.

∴ Die Nachricht einiger deutſchen Blätter, daß F. Freiligrath auf Preußens Requiſition hier verhaftet werden ſollte, hatte unter den hieſigen deutſchen Flüchtlingen große Beſtürzung verbreitet; in Folge eingezogener Erkundigungen hat es ſich aber herausgeſtellt, daß dieſe Nachricht durchaus ungegründet war.

∴ Die bekannte Contemporaine, Ida de Sainte-Elme, iſt am 23. Mai, 78 Jahre alt, in einem der hieſigen Hoſpitäler geſtorben.

Conſtantinopel. Ein hieſiger Gelehrter, Fuad Effendi, iſt beauftragt worden, eine türkiſche Grammatik zu ſchreiben. (Türkiſche Grammatiken, in türkiſcher Sprache geſchrieben, giebt es bis jetzt noch nicht; in den Schulen wurde bisher nur die arabiſche Grammatik gelehrt.)

Dresden. Das Gaſtſpiel des Herrn Auguſt Gerſtel, vom Hamburger Stadttheater,
hier ein ungewöhnlich großes Intereſſe erregt. Er trat als Baſilio in Roſſini's
Barbier", als van Bett in Lortzings „Czar und Zimmermann", als „hundertjähriger
reis" und als Dulcamara in Donezitti's „Liebestrank" auf und errang ſich durch Spiel
d Geſang das einſtimmige Lob, daß er ein eben ſo ausgezeichneter Buffo in der Oper,
r excellenter Komiker im Schauſpiel iſt. Die Intendanz hat ihm Engagements-
träge gemacht.

∴ Herr Metzner, der Liebling des Leipziger Publikums, hat auf unſerer Hofbühne
„verwunſchener Prinz", als Carl Ruf in der „Schachmaſchine", ſowie in dem Luſt-
ele „Ich bleibe ledig" u. ſ. w. gaſtirt und dergeſtalt gefallen, daß er an jedem Abend
rmiſch gerufen worden iſt.

∴ In der Fremdenliſte des hieſigen „Anzeigers" war neulich ein Herr D . . . . .,
ubſtummer aus G . . . . ., angezeigt.

Florenz. Der erſte dramatiſche Dichter Italiens, Giovanni Batiſta Niccolini (geb.
86 zu San Giuliano bei Piſa), hat in der Perſon des Herrn Tenca einen ſehr geiſt-
chen Biographen gefunden. Tenca nennt den Dichter des „Arnoldo da Brescia" den
ten Ring der Kette, die das achtzehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten verbindet.
ccolini's erſtes Trauerſpiel, „Poliſſena", erſchien 1810, dann folgten: „Antonio Fos-
rini" (1827), „Ludovica Sforza" (1828), „Giovanni da Procida" (1830), „Nabucco"
31), „Rosmonda d'Inghilterra" (1839), „Beatrice di Cenci" (1841) und „Arnoldo
Brescia" (1843). Außerdem hat er zwei Tragödien von Aeſchylos, „die Sieben
Theben" und „Agamemnon" überſetzt.

Frankfurt. Herr Paſſavant, Inſpektor des Städel'ſchen Muſeums, hat in der
ktion der Feſch'ſchen Bildergallerie eines der berühmteſten Gemälde Roms, „die Ma-
na mit den vier Evangeliſten", von Aleſſandro Bonvicino, genannt il Moretto, für
,000 Gulden gekauft.

Hamburg. Auf dem Thalia-Theater hat das Gaſtſpiel des Berliner Favorit-
nikers Louis Schneider wahrhaft Epoche gemacht. Das Haus war bei allen ſeinen
rſtellungen überfüllt und der Beifall enorm. »Die Stimmung des Publikums,« ſchrei-
die „Originalien", »ſprach es deutlich aus, daß ſich Herr Schneider in Hamburg nur
en Tadel zuziehe, den, zu ſchnell von uns zu ſcheiden.« (Bei manchen Gäſten, die
unſerer Leipziger Bühne gaſtiren, iſt das ſchnelle Scheiden oft der einzige Vorzug
d das einzige Lob, das eine unpartheiiſche Kritik ihnen ertheilen kann.)

Königsberg. Herr Robert Bürkner hat ein vieraktiges Original-Luſtſpiel, „der
aum der Kaiſerin", geſchrieben.

Lauſanne. Die Buchdruckerei von Bonamici und Compagnie, aus deren Preſſen
„Indépendant", der „Anti-Jéſuite" und „le petit Mot", hervorgehen, muß all-
chtlich von dreißig Arbeitern mit geladenen Gewehren bewacht werden, weil der von
n Jeſuiten aufgehetzte Pöbel die Preſſen zertrümmern will. (Heißt das auch liberal?)

Leipzig. Das geſammte Eiſenbahnnetz Deutſchlands, von den fertigen bis zu den
eſtlich projektirten herab, beträgt etwa 1450 Meilen. Von dieſen werden bis zum
hre 1850 etwa 1000 Meilen fahrbar ſein. Bis zum Schluß des vorigen Jahres
ren 826 Meilen im Betrieb, davon 300 mit Dampfkraft und 326 Locomotiven. Von
n mit Dampfkraft befahrenen ſind 78 Meilen Staats-Eiſenbahnen, die übrigen
2 gehören 20 Aktien-Geſellſchaften mit 49 Mill. 600,000 Thalern Capital und
Millionen 600,000 Thalern Anleihen. Von den im Bau befindlichen 558 Meilen
rden 277 auf Staatskoſten, die übrigen 281 Meilen von Aktien-Geſellſchaften gebaut;
s für die letzteren erforderliche Kapital beläuft ſich auf 74 Millionen Thaler.

∴ Die literariſche Produktion in Deutſchland hat ſich ſeit etwa drittehalb Jahr-
nderten faſt um das Vierzigfache vermehrt. Im Jahre 1589 erſchienen in Deutſchland
2 Werke; im Jahre 1617 erſchienen 731, im Jahre 1717 blos 558, im Jahre 1789:
15, i. J. 1831: 6389, i. J. 1840: 9776 und i. J. 1844 etwa 11,000. Wenn
s ſo fortgeht, dann erſcheinen in 160 Jahren, anno 2000, mindeſtens 20,000 Werke.
ie groß dann die Zahl der Krebſe ſein wird, kann Jeder, der mit den Geheimniſſen
s deutſchen Buchhandels vertraut iſt, leicht errathen.

∴ Das „Frankfurter Journal" erzählt der politiſchen Welt, der General-Major
n Bigny ſei in Mainz angekommen und im europäiſchen Hofe abgeſtiegen. — Dieſe
itungen werden noch berichten, wenn ein Lieutenant ins Kaffeehaus geht. Aber wenn
n armer Handwerksgeſelle durch ſchlechte Geſetze zu Grunde gerichtet oder ein Schrift-
eller gegen Vernunft und Recht ins Gefängniß geſteckt wird oder ein Miniſter mit
nem Federſtrich eine Verfaſſung über den Haufen wirft, dann haben ſie keinen Raum,
rgleichen gehörig zu beſprechen. (Deutſcher Courier.)

∴ Unſer Stadttheater iſt jetzt der Schauplatz vieler Gäſte, von denen die Meiſten lauter unbekannte Größen ſind. Zu dieſen gehört eine Dem. Arnold von Baſel, die dort, wenn man uns recht berichtet hat, als Madame Corvin aufgetreten iſt, eine Dem. Krauth aus Mannheim oder Karlsruhe und eine Dem. Tonner, Gott weiß woher. Mehr über dieſe Damen ſagen, hieße die Galanterie weiter treiben, als wir vor unſern Leſern verantworten können.

∴ Zu den namhaften Gäſten gehört Dem. Limbach, eine Sängerin di primo cartello, die bis jetzt, aus gänzlichem Mangel an einſtudirten Opern, zwei Mal den Fidelio geſungen und an beiden Abenden einen glänzenden Succes davongetragen hat. Dem. Limbach iſt eine jener wenigen Sängerinnen, die nicht blos mit der Kehle, ſondern auch mit der Seele ſingen und ſchon deshalb ihres Sieges gewiß ſein dürfen. Die Direktion müßte, wenn es ihr anders Ernſt um den Aufſchwung unſerer in den letzten Zügen liegenden Oper wäre, dieſe eminente Künſtlerin à tout prix engagiren. — Im Schauſpiel gaſtirt Madame Birch-Pfeiffer vom Berliner Hoftheater. Sie trat zuerſt als Oberförſterin in Ifflands „Jägern“ auf und gefiel außerordentlich; weniger ſprach ſie als Maria Thereſia in ihrem „Thomas Thyrnau“ an; das Stück, das in Berlin und auf andern Bühnen eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden, iſt hier ſpurlos vorübergegangen, was weniger an dem Stücke ſelbſt, als an der höchſt unglücklichen Beſetzung liegt. Ihr „Mutter und Sohn“ erntete dagegen reichen, wohlverdienten Beifall ein. Mad. Birch-Pfeiffer wurde zwei Mal gerufen.

∴ Der auch bei uns ſehr beliebte Komiker Franz Wallner wird im Auguſt auf unſerer Bühne eine Reihe von Gaſtrollen geben. Gegenwärtig begiebt er ſich nach London, um auch die engliſchen Theaterzuſtände kennen zu lernen.

∴ In der „Bremer Zeitung“ findet ſich das höchſt komiſche Geſuch eines Mannes, welcher heirathen will und einen erfahrenen Mann ſucht, der ihn von dieſer Uebereilung abhalte.

∴ Stolle's „Dorfbarbier“ enthält folgendes Epigramm:

„In England verehrt man den Grog,
In Baiern den Bock,
In Trier den Rock,
In Rußland den Stock.“

∴ Unſer „Tageblatt“ brachte neulich folgende Anzeige: »Da ich den Schneidermeiſter Gotthold Hödel weder als Mann noch als Vater ſeiner Kinder ferner anerkenne, ſo ſehe ich mich genöthigt u. ſ. w. u. ſ. w. Pauline Hödel.« (O Pauline!)

∴ Einer unſerer erſten Dandies, Herr S., trägt ſo knappe Glacéhandſchuhe, daß ſeine Finger ſeit Kurzem Hühneraugen haben.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Theaters.

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

Liſſabon. Unter den Auſpicien des Hofes hat ſich ein literariſcher Verein gebildet, deſſen Zweck es iſt, die berühmteſten Geſchichtswerke der franzöſiſchen und engliſchen Literatur ins Portugieſiſche zu übertragen.

London. Der Kaiſer von Rußland hat ein für das Pferderennen in Ascot beſtimmtes Preisgeſchenk eingeſchickt. Es iſt eine ſilberne Nachbildung der ſchönen Statue Peters I. in St. Petersburg.

∴ Die „Morning-Chronicle“ erzählt in einem raiſonnirenden Artikel über die Herren Guizot und Thiers folgende pikante Anekdote: Als Herr Guizot während ſeines Aufenthaltes in Paſſy von einem ſeiner Freunde beſucht wurde, war der Miniſter mit dem Leſen der Thiers'ſchen „Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs“ beſchäftigt. — Auf die Frage, wie Herr Guizot ſich befinde, erwiderte er: »Je me porte très bien, vous voyez, je lis des romans« (Ich befinde mich ſehr wohl; ich leſe, wie Sie ſehen, Romane). Ueberhaupt findet das eben erwähnte Werk in den Augen der engliſchen Zeitungspreſſe nur wenig Gnade.

∴ Die Ueberſicht der Einnahmen aus dem Penny-Poſt-Geld ergiebt wiederum eine bedeutende Zunahme; die Netto-Einnahme des Jahres 1844 überſteigt die des Vorjahres um 80,000 Pfd. St.

∴ Die Zahl der gegen die Maynooth-Bill eingereichten Bittſchriften beträgt, nach der neueſten Zählung, 8758 mit 1 Million 6772 Unterſchriften.

Mannheim. Das Gerücht, daß Herr Julian Chownitz, Redakteur der „Ulmer Schnellpoſt“, die Redaktion der „Mannheimer Abendzeitung“ übernehmen werde, wird von dieſem Journale für nicht gegründet erklärt.

München. Nach einem nagelneuen Erlaß iſt es geſtattet, auch beim Empfang von Erzbiſchöfen und Biſchöfen Ehrenpforten zu errichten; nur der Kanonendonner wird verboten.

∴ Am 21. v. M. ſtarb auf ſeinem Gute Oelkofen in Ober-Baiern der bekannte landwirthſchaftliche Schriftſteller J. v. Hazzi, im Alter von 77 Jahren.

∴ „Fanny Elsler oder der Druckfehler“ heißt ein neues Luſtſpiel, das auf unſerer Bühne zur Aufführung kommen ſoll. Der Verfaſſer iſt ein Herr F. Badhauſer. (Wieder ein neuer Bühnen-Meſſias!)

Neapel. Die hieſige Cenſur iſt dermaßen unvernünftig ſtreng, daß ſie unlängſt ein Werk, welches von Kohlenbrennerei handelt, verboten hat, weil die Behörden geglaubt haben, es beziehe ſich auf die Carbonari.

Neu-Strelitz. Madame Peroni-Glaßbrenner, die einzige Notabilität unſerer Bühne, hat einen brillanten Ruf nach Hamburg erhalten.

Paris. In der Armee wird eine Kollektivbittſchrift vorbereitet, um die Gründung eines neuen Militärordens zu erlangen, da der Orden der Ehrenlegion durch die beiſpielloſe Verſchwendung an Unwürdige faſt allen Werth verloren hat.

∴ Die „France“ erzählt, Louis Philipp habe Herrn Guizot nur unter der Bedingung das Portefeuille wiedergegeben, daß er gleich zu Beginn der Seſſion von 1846 das Dotationsgeſetz vor die Kammern bringe. Die Höflinge, ſagt die „France“, parodiren den bekannten Ruf »la bourse ou la vie!« und ziſcheln Herrn Guizot in die Ohren: »la dotation ou Monsieur Thiers!«

∴ Der interimiſtiſche Stellvertreter des Miniſters Guizot, Graf Charles Marie Tanneguy Duchatel (geb. am 19. Februar 1803 zu Paris), war bis zum Jahre 1830 ein eifriger Mitarbeiter am Pariſer „Globe“ und Mitredakteur der „Revue française“. Nach der Juli-Revolution trat er, 27 Jahre alt, in den Staatsrath ein und wurde im April 1834 zum Miniſter des Handels und im September 1834 zum Miniſter der Finanzen erwählt. Duchatel iſt der reichſte Miniſter des jetzigen Frankreichs; ſein Vermögen wird auf 20 Millionen Francs geſchätzt und erſt kürzlich hat er durch den vortheilhaften Ankauf des früher dem ſpaniſchen Finanzier Aguado angehörenden Weingutes Château Margaux ſein Vermögen beträchtlich vergrößert.

∴ Herr Thiers ſtieg unlängſt auf dem Boulevard in einen Fiaker zu 25 Sous und fuhr ſo in die Deputirtenkammer. Ungefähr 30 Pflaſtertreter ſahen ihm zu und bewunderten die Beſcheidenheit des großen Staatsmannes. Alcibiades, der ſeinem Hunde den Schweif abhackte, um die Athenienſer von ſich reden zu machen, und Herr Thiers, der in einem einſpännigen Fiaker in die Kammer fährt, ähneln ſich, ſo wie ſich die Pariſer den Athenienſern ähneln. Herr Thiers wird noch einmal (wie bald, bleibt dahingeſtellt) Miniſter, ſo viel iſt gewiß, und mehr will er auch nicht, denn dieſes Miniſterium, wahrſcheinlich ſein letztes, ſoll, wie er gegen intime Freunde ſich entſchlüpfen ließ, ſeinen Namen in der Geſchichte Frankreichs feſtſtellen!

∴ Die Academie française hat den Gobert'ſchen Preis von 10,000 Francs abermals dem ausgezeichneten Geſchichtsforſcher Auguſtin Thierry zuerkannt.

∴ Der berühmte Maler Horace Vernet ſoll zum Pair und Baron ernannt worden ſein.

∴ Der Haupt-Redakteur des „Globe“, Herr Garnier de Caſſagnac, hat von der Königin Iſabelle von Spanien den Orden Karls III. erwiſcht.

∴ Herr Ponſard, der Dichter des vielbeſprochenen Trauerſpiels „Lucrezia“, hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

∴ Auch in Frankreich ſoll ein ermäßigter Briefportoſatz eingeführt werden, wonach jeder Brief innerhalb Frankreichs nicht mehr als 5 Sous koſten ſoll. (Wann wird man auch in Deutſchland das noch immer enorme Porto ermäßigen?)

∴ Der berühmte Geograph, Profeſſor Ritter aus Berlin, befindet ſich ſeit Kurzem in Paris. Er wird ſich von hier aus nach den Pyrenäen begeben, um dort den Sommer über zu verweilen.

∴ Die Aktiengeſellſchaft Charles Duveyrier und Compagnie für die Annoncen kündigt an, daß ſie am 1. Juli d. J. ihre Thätigkeit beginnen, d. h. von jener Zeit ab die Annoncen der Zeitungen „Journal des Débats“, der „Preſſe“ und des „Conſtitutionnel“ in Pacht nehmen werde. Das Kapital der Geſellſchaft beträgt 2 Mill. Frs., die durch Aktien zu 250 Frs. aufgebracht werden. 600,000 Francs hat die Geſellſchaft bereits bei dem Bankierhauſe von Eichthal und Compagnie eingezahlt. Die Pacht geht auf 15 Jahre; ſie ſichert den genannten Zeitungen ein beſtimmtes Einkommen, dem anzeigenden Publikum größere Bequemlichkeit und auch die Unternehmer hoffen einen erklecklichen Gewinn zu erzielen.

∴ Die „Preſſe“ charakteriſirt die bedeutendſten Pianiſten wie folgt: Thalberg iſt ein König, Liſzt ein Prophet, Chopin ein Dichter, Herz ein Advokat, Kalkbrenner ein Minſtrel, Döhler ein Pianiſt und Madame Pleyel eine Sybille.

∴ Madame Dudevant, George Sand, hat aus ihrem Roman „Conſuelo“ einen Operntext gemacht, den ihr Freund Chopin, der berühmte Claviervirtuoſe, in Muſik ſetzen will.

∴ In der „Revue indépendante“ erſcheint ſtückweiſe ein neuer Roman von Mad. George Sand. „Der Müller von Angibault“ — dies iſt der Titel des Romans — giebt ein lebendiges Bild des Lebens in dem ſogenannten „ſchwarzen Thale“ in Berry.

∴ Schon wieder iſt ein neues Pamphlet gegen die Familie Orleans unter dem Titel „Etudes révolutionnaires: Philippe d'Orléans-Egalité“ von einem Herrn Auguſte Ducoin erſchienen, das, wie Marchall's letztes Pasquill, auf Koſten der legitimiſtiſchen Partei geſchrieben und gedruckt worden iſt.

∴ Auch die „Corinna“ der Frau von Staël macht jetzt Toilette; ſie erſcheint mit 200 Illuſtrationen (nach Canova, Vernet, Gudin u. A.) aufgeputzt bei Firmin Didot.

∴ Der neue Hippodrom, welcher an der Avenue von Neuilly errichtet wird, ſoll am 15. Juni eröffnet werden. Das Theater erhält zwei Gallerien und wird über 20,000 Zuſchauer faſſen.

∴ Auf dem Boulevart des Italiens hat man neue Annoncen, die Alles übertreffen, was bis jetzt dageweſen, angebracht, indem man drei Fuß lange und zwei Fuß breite Marmorplatten, in welche die Anzeigen eingegraben ſind, in die Trottoirs legt.

∴ Die fünf Telegraphen-Linien nach Boulogne, Straßburg, Breſt, Toulon und Bayonne haben 534 Stationen, 29 Direktoren, 37 Inſpektoren und 1072 Signalgeber.

∴ Der bekannte Pferdehändler A. Aumont hat mit ſeinem „Fitz-Emilius“ beim Rennen in Chantilly den erſten Preis des Jockeiklubbs mit 23,200 Francs gewonnen.

∴ In Rochefort ſind zwei fromme Brüder des Ignoranten-Ordens wegen eines Angriffs auf die Schaamhaftigkeit eines jungen Mädchens zu zehnjähriger Haft und zur Ausſtellung am Pranger verurtheilt worden.

∴ Seit der Juli-Revolution hat Frankreich an fremde Flüchtlinge aus faſt allen Ländern Europa's gegen vierzig Millionen Francs Unterſtützungen gezahlt. (Welches Land kann ſich gleicher Großmuth rühmen?)

∴ Nach der neueſten Zählung beträgt die Bevölkerung von Paris (ohne Militär und Fremde) 912,033 Einwohner. Hiervon ſind 66,148 Arme, die von der öffentlichen Mildthätigkeit leben; dieſe Arme erhalten von den zwölf Wohlthätigkeits-Bureaux jährlich 1 Million 144,663 Francs.

Peſth. Der „Ungar“ ſagt von Herrn Rott, dem Berliner Gaſte, er ſei jetzt der einzige Darſteller Shakeſpeare'ſcher Charaktere. Auch das Gaſtſpiel ſeiner Gattin, geb. Anezek, fand hier vielen Beifall.

∴ Im ungariſchen Nationaltheater hat eine neue Oper, „die Belagerung von Ryanby“, von Thern, und ein neues Drama, „Kritti“, von Szigligeti, großen Beifall eingeerntet.

∴ Dem. Elsler hat hier einen koloſſalen Fannytismus erregt.

Port-au-Prince. Der an die Stelle des unlängſt verſtorbenen Generals Guerrier erwählte Präſident der Republik Haiti heißt Pierrot. Bei dieſem Namen fällt uns der Anfang des altfranzöſiſchen Volksliedes: „Au claire de la lune, mon ami Pierrot“ u. ſ. w. ein. Dieſer Pierrot will ſich einen ganz eigenen Hofſtaat bilden, in welchem Pantalon das Portefeuille des Innern, Arlequin das Portefeuille des Auswärtigen erhalten und Colombine den Staatsſchatz verwalten ſoll.

Prag. An die Stelle des nach Wien berufenen Hofraths Muth iſt Graf Dyhm zum Stadthauptmann und Polizei-Direktor ernannt worden; er ſoll viel liberaler und humaner ſein als ſein Vorgänger. Gott gebe es; denn es thut uns wahrlich Noth!

∴ Um die Direktion unſeres Theaters, deſſen erneuerte Verpachtung kommende Oſtern ſtattfindet, bewerben ſich viele Unberufene und Berufene. Unter Erſteren auch der als Schauſpieler wie als Regiſſeur gleich ſchlechte Herr Ernſt, der den Weg der Schürzenprotektion einſchlägt. Zum Beſten unſeres Kunſtinſtituts wollen wir hoffen, daß Herr Ernſt [illegible] Spaß macht.

∴ „Struenſee“ iſt hier verboten worden und kommt nicht zur Aufführung. Der erſte und vielleicht einzige Beweis, daß auch die Cenſur ihr Gutes hat.

∴ Von Herrn Heller, einem Einheimiſchen, welcher die Leſer des „Charivari“ erſucht, ihn nicht mit dem Verfaſſer des „letzten Willen“ zu verwechſeln, ſoll eine neue Oper, „Zamora“, nächſtens zur Aufführung kommen.

∴ Weyrothers „Novellen“, dem Erzherzog Stefan gewidmet, ſind zum Beſten der Ueberſchwemmten erſchienen. Die Moldau, von ſolchen Novellen bedroht, wird ſich nicht wieder aus ihren Ufern wagen.

Riga. Ein hieſiger Jude, Moſes Salomon, hat der evangeliſchen St. Paulskirche eine koſtbare Kelchdecke überſandt, als Dank dafür, daß er 70 Jahre lang mit Liebe und Nachſicht von ſeinen chriſtlichen Mitbürgern behandelt worden ſei.

∴ Theodor Dörings Gaſtſpiel auf unſerm Theater erregt einen koloſſalen Enthuſiasmus.

Rom. Die Verſteigerung der Gemäldegallerie des Cardinals Feſch iſt nun beendigt. Während der Erlös der ganzen Sammlung auf 2 Millionen Scudi veranſchlagt war, ſind kaum 400,000 Scudi eingenommen. Die „Predigt Johannes“ von Rembrandt wurde für 700 Scudi, und die „Kreuzigung Chriſti“ von Raphael (eine Jugendarbeit) für 10,500 Scudi vom Fürſten von Canino erſtanden.

Stockholm. König Oskar hat ein Edikt erlaſſen, daß wegen Majeſtäts-Beleidigung Niemand ohne den beſondern Willen des Königs verhaftet werden ſoll. Seine Popularität hat dadurch eine neuen Nimbus erhalten.

Venedig. Am 15. v. M. ſtarb die Wittwe des durch den Inſurrektionsverſuch in Italien bekannt gewordenen und in Coſenza hingerichteten Attilio Bandiera. Sie war eine geborene Graziani, kaum 26 Jahre alt und außerordentlich ſchön. Da ihre Ehe kinderlos war, ſo endet mit ihr der Name und das Geſchlecht ihres Mannes. (Der letzte Bandiera wird nach einigen Decennien ein höchſt tragiſcher Romanſtoff ſein.)

Warſchau. Von R. Wóycicki iſt unter dem Titel „die polniſchen Frauen“ ein für die Geſchichte Polens höchſt intereſſantes Werk erſchienen, das, dem Vernehmen nach, ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt werden ſoll.

Wien. Als Seitenſtück zu den beiden, von der Elite unſeres Adels im Schloßtheater zu Schönbrunn aufgeführten Schauſpiel-Vorſtellungen (ſiehe „Charivari“ Nr. 139) verdient ein von der Elite der Judenſchaft zu gleichem Zwecke veranſtaltetes Schauſpiel erwähnt zu werden. Die Vorſteher des Unternehmens, alle den höhern Ständen angehörig, hatten zu dieſem Zweck ein Magazin in der Vorſtadt in ein Theater metamorphoſirt. Sämmtliche Schauſpieler führten ihre Rollen in jüdiſchem Dialekte durch und erregten koloſſale Lachluſt. Der Andrang war ſo ungeheuer, daß über 8000 Gulden C. M. für die Nothleidenden in Böhmen und Ungarn eingegangen ſind. An der Spitze dieſes menſchenfreundlichen Unternehmens ſtanden die Vertreter des Hauſes Rothſchild, von Werthheimſtein und andere Notabeln der hieſigen Iſraeliten.

∴ Die in Nummer 139 des „Charivari“ Seite 2223 namhaft gemachte Crême unſeres Adels hat auf dem Schloßtheater eine zweite Vorſtellung gegeben und zwar Fourniers „un jour d'orage“, Halévy's Luſtſpiel „un mari s'il vous plait“ und Duverts „Trim“. Im erſten Stücke hat die eben ſo anmuthige als graziöſe Fürſtin Clary, im zweiten die liebenswürdige Fürſtin Czartoryska die Palme davon getragen. Die Einnahme hat gegen 6000 Gulden betragen.

∴ Der Wiener Correſpondent der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung“, welcher ſo genau über die bevorſtehenden Veränderungen im Cenſur-Weſen unterrichtet iſt, wird hier mit immer größerem Intereſſe geleſen. Man weiß in den höhern Kreiſen ſehr wohl, welchen mächtigen Schutz dieſer Correſpondent genießt und hofft daher um ſo mehr, daß ſich ſeine Angaben bewähren möchten. (Dies iſt der einſtimmige Wunſch jedes Oeſterreichers, der es mit ſeinem Vaterlande wahrhaft gut und edel meint.)

∴ Seit geraumer Zeit verweilt hier Fürſt Waldemar Caſtrikto-Skanderbegh, ein Nachkomme jenes berühmten Türkenwürgers; doch iſt er nicht des Waffenhandwerks wegen hier; der ſpäte Enkel weiht ſeine Dienſte einer ſanfteren Göttin als der rauhen Bellona; er huldigt leidenſchaftlich der göttlichen Muſica und iſt ſogar Komponiſt; in einem hieſigen Muſikverlage ſind mehrere ſeiner Kompoſitionen erſchienen, die ſich durch Originalität und Lieblichkeit auszeichnen.

∴ Der überfruchtbare Balladenſänger J. N. Vogl hat, kaum daß ſeine „Karthäuſernelken“ die Preſſe verlaſſen haben, ſchon wieder ein Bändchen „Domſagen“ erſcheinen laſſen. Vorausgeſchickt iſt ein kurzer geſchichtlicher Abriß über den hieſigen Stephansdom und ſeinen Thurmbau, der ein Werk des Meiſters Pilgram ſein ſoll.

∴ Die deutſche Opern-Saiſon ſoll mit Heinrich Marſchners „Hans Heiling“ eröffnet werden.

Zürich. Herr Grabowsky, der ci-devant Ober-Regiſſeur des Wiesbadener Hoftheaters, übernimmt vom 1. October d. J. die Direktion des hieſigen Aktientheaters.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Führt die Guillotine augenblicklich den Tod herbei? Hierüber ſind, wie über ſo vieles Andere, die Gelehrten bis jetzt nicht einig geworden. Aldini hat 1803 an Enthaupteten grauenerregende Verſuche gemacht und die Meinung aufgeſtellt, der Kopf des Guillotinirten habe noch einige Minuten Bewußtſein, ja er äußere noch nach ½ Stunden das Gefühl des Schmerzes bei jeder ihm zugefügten Verletzung. Charlotte Corday's abgeſchlagenes Haupt, welches der Henker geohrfeigt hatte, ſoll vor Unwillen darüber erröthet ſein. Delsner, Sue, Cabanis debattirten über denſelben Gegenſtand, doch hatte Jeder von ihnen andere Anſichten; der Engländer Wilſon endlich behauptete, ein Geköpfter höre noch drei Minuten nach Trennung des Kopfes vom Rumpfe.

— Thomas Moore erzählt in einer Anmerkung zu ſeinen „Briefen der Familie Fudge", daß König Ferdinand von Spanien für die Jungfrau Maria Allerhöchſteigenhändig einen Unterrock geſtickt habe. (Leicht möglich, denn es ſind ſchon viel dümmere Dinge geſchehen.)

— Zur Zeit des Kaiſerreichs gab es Spielkarten, auf welchem der Schauſpieler Talma als Coeurkönig, der Sänger Lays als Piquekönig, der Violiniſt Lafont als Carreaukönig und der Tänzer Veſtris als Trefflekönig abgebildet waren. Als Coeurdame glänzte Dem. Mars, als Piquedame Dem. George Weymer, als Carreaudame Dem. Duchenois und als Treffledame Mad. Gavaudan.

— Im Jahre 1740 wurden in England 1 Million 493,625 Pfund Thee verbraucht; 104 Jahre ſpäter (1844) war der Thee-Verbrauch bis auf 41 Millionen 363,770 Pfund geſtiegen. Die größte Theemaſſe wurde 1836 eingeführt; ſie betrug 49 Millionen 126,236 Pfund. Im Jahre 1787 wurde an Zoll auf Thee 679,681 Pfd. St., 1844 dagegen über 4½ Millionen Pfd. St. eingenommen.

— Ein Prager beweiſt aus einem Schreiben Albrecht Dürers an ſeinen Freund Willibald Pirkheimer aus dem Jahre 1506, daß der weltberühmte deutſche Maler der Erfinder der ſogenannten Rébus oder Bilderräthſel ſei.

— Ein alter Theaterbeſucher, der in einem Zeitraume von dreißig Jahren mit den männlichen und weiblichen Mitgliedern der verſchiedenſten Bühnen in Berührung gekommen iſt, ſtellt die Behauptung auf, daß das Verhältniß der drei verſchiedenen Schauſpieler-Kategorien — Künſtler, Schauſpieler und Komödianten — folgendes ſei: auf 100 des männlichen Geſchlechts kommen 3 Künſtler, 22½ Schauſpieler und 74½ Komödianten, d. h. auf der Bühne, denn außerhalb derſelben geſtaltet ſich das Verhältniß anders und zwar ſo: 2 Künſtler, 12 Schauſpieler und 86 Komödianten. Das weibliche Geſchlecht beurtheilt der alte Theaterfreund — wunderbar genug! — etwas günſtiger; hier kommen auf 100 Damen auf der Bühne: 4 Künſtlerinnen, 33 Schauſpielerinnen und 63 Komödiantinnen; außerhalb der Bühne 2½ Künſtlerinnen, 57½ Schauſpielerinnen und 40 Komödiantinnen. Auf welche Grundſätze ſich dieſe nicht ſehr ſchmeichelhafte Berechnung ſtützt, wollen wir nicht verrathen*). (Wiener Zeitſchrift.)

Treffer und Nieten.

• »Wer iſt der Herr, der ſoeben hinausging?« fragte der Schauſpieler W. den Journaliſten Z. — »Ich ſpreche nicht gern Böſes von Einem hinter ſeinem Rücken, aber ich glaube, es war ein Cenſor.«

• »Was habens da für a Kleines?« fragte ein Wiener einen Bekannten auf der Straße, welcher ein Kind an der Hand führte. — »Schaun's, dös is a Wunderkind,« entgegnete geheimnißvoll der Andere. — »Wie ſo?« — »Das Kind iſt zwei Jahre alt und ſpielt noch nicht Violin!«

An den Redakteur des „Charivari".

In der Extra-Beilage zu Nr. 133 Ihres auch bei uns gern geleſenen „Charivari" befindet ſich unter der Aufſchrift „Molière und ſein Tartüffe" eine ſehr intereſſante Zuſammenſtellung aller Molière betreffenden Theaterſtücke, worin man aber eines der beſten Luſtſpiele J. F. de Laharpe's „Molière à la nouvelle salle ou les audiences de Thalie", comédie en 1 acte et en vers (Par. 1782) nur ungern vermißt hat.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

Strasburg, am 26. Mai 1845. Ph. Scharff.

---

*) Wir auch nicht.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 142. Leipzig, 18. Juni 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\,^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Geſtrichen!

Novellette von Eduard Mautner.

I.

Sie ſchrieb eifrig.

Vor ihr lag ein dickes, in feſten männlichen Zügen geſchriebenes Manuſcript, das ſie mit ihrer zarten weißen Hand auf das feinſte Briefvelin abzuſchreiben bemüht war.

Von Zeit zu Zeit hob ſie ihr ſchönes blaues Auge von dem Papiere zum Himmel empor, der durch die Zweige der Weinlaube, in welcher ſie ſaß, hereinblickte und mitunter verſuchte ſie durch lautes Selbſtdiktiren die Einförmigkeit ihrer Arbeit zu unterbrechen. Soeben diktirte ſie ſich:

— Die Kritik iſt eigentlich nur die Negation der Negation.

— Nein, rief ſie, die Feder hinwerfend und aufſtehend, das iſt nicht zum Aushalten; ich hätte nie gedacht, daß mein Victor ſo unverſtändliches Zeug ſchreiben könne; ſeine Briefe verſtand ich doch ſo gut; ach, nur zu gut für meine Ruhe! Ich habe nun das ganze dicke Buch abgeſchrieben und nicht ein Wort davon verſtanden; vielleicht iſt es eine Schmähſchrift auf uns Frauen, vielleicht iſt es — Latein! Doch halt! Ich erinnere mich, daß Victor einmal von einem ganz beſonderen Styl ſprach, ich glaube, er nannte ihn den „Bauer'ſchen", der wird es wohl ſein, bäu'riſch genug iſt er wenigſtens, denn auf das ſchöne Geſchlecht ſcheint er gar keine Rückſicht zu nehmen. Ich wundere mich jetzt ſelbſt, wie ich dieſer koloſſalen Langweile in Quart trotzen, wie ich mich durch dieſen Wuſt von Kritik und Negation durcharbeiten konnte. War es meine Liebe zu Victor oder meine Luſt, Herrn Streicher einen Streich zu ſpielen, die mich aufrecht erhielt? Ich glaube, es war Beides vereint. Liebe und Muthwille, reizendes Zwillingspaar, die ihr eine Frau unüberwindlich macht! Aber noch habe ich nicht geſiegt! Komm Du mir zu Hilfe, Schlangenkönigin Koketterie! Dieſe Seite iſt die letzte, die ich noch zu überſtehen habe; heute muß der entſcheidende Streich geſchehen! Wenn nur aus dem entſcheidenden Streich nicht am Ende ein entſchiedener Strich wird!

Sie ſetzte ſich wieder an den Tiſch und ſchrieb mit verdoppeltem Fleiße.

Nach einer Weile legte ſie die Feder weg, ſchlug das Manuſcript zu und betrachtete freudig ihre fertige Abſchrift.

— Gott ſei Dank! ſagte ſie, endlich bin ich fertig und meine That wird den Frauen durch Jahrhunderte als Vorbild der Treue und Aufopferung voranleuchten, denn ich habe mehr gethan, als Penelope für Odyſſeus und die Frauen von Weinsberg für ihre Männer — ich habe für meinen Victor eine philoſophiſche Abhandlung abgeſchrieben! Und wie viel Mühe und Liſt hatte es mich gekoſtet, ſie zu erhalten; ich mußte ſeinen Schreiber beſtechen, der ſie in ſeiner Abweſenheit für mich copirt hatte. Aber meine Anſtrengungen ſollen belohnt werden; ich hoffe, dieſes Geburtstagsgeſchenk ſoll ihn freuen und die Wolken zerſtreuen, die ſeit einiger Zeit ſeine ſchöne ſtolze Stirne umdüſtern. Und Herr Streicher! Wie wird ſich der eitle anmaßende Geck ärgern, wenn er einſieht, was für eine Rolle er bei mir geſpielt hat!

Sie griff nach einer kleinen kriſtallenen Glocke, welche ſo wie hundert andere niedliche Nippes ihren improviſirten Schreibtiſch zierten, und ſchellte.

Nanettte, ein allerliebſtes Stubenmädchen von etwas ſchnippiſchem Ausſehen, erſchien.

— Nanette, Du haſt doch meine Anweiſungen rückſichtlich Herrn Streichers befolgt?

— Auf das Genaueſte, genädige Frau.

— Und der Erfolg?

— Iſt der gewünſchte. Neulich, als er Sie nicht zu Hauſe fand, hatte er die ungeheure Gewogenheit, mir ein wenig den Hof zu machen.

— Sehr ſchmeichelhaft für mich, ſagte Frau von Schlau.

— Ich war, um meinen Zweck zu erreichen, diesmal freundlicher gegen ihn, als ich es ſonſt in ähnlichen Fällen zu ſein pflege.

Frau von Schlau lächelte.

— Und bald befragte er mich um Sie, um Ihre Verhältniſſe, Ihre Lebensweiſe, Ihre Gemüthsart und Ihre Lieblingsbeſchäftigungen.

— Nun, und Du?

— Ich blieb Ihrer Vorſchrift getreu; ich wollte, beſonders in Bezug auf die letzte Frage, Anfangs nicht recht mit der Sprache heraus; endlich aber geſtand ich ihm nach vielem Drängen, daß — Sie Romane ſchrieben.

— Und wie nahm er dieſe Nachricht auf?

— Er ſchien eben nicht ſehr erfreut, aber deſto mehr erſtaunt darüber, und murmelte ſo Etwas von blauen Strümpfen.

— Der grobe Menſch! Doch nun, Nanette, noch Eins! Warte einen Augenblick.

Emilie nahm eine elegante geſtickte Papiermappe und daraus ein feines duftendes Briefblatt, auf das ſie ſchnell einige Worte hinwarf. Nachdem ſie das Billet mit einer zierlichen Deviſenoblate geſiegelt und adreſſirt hatte, gab ſie es dem Mädchen:

— So! Dies an Herrn Streicher ſo eilig wie möglich! Johann ſoll ſatteln und eigens damit in die Stadt reiten.

Nanette, etwas erſtaunt darüber, nahm das Billet und verſchwand.

Als Frau von Schlau wieder allein war, rieb ſie ſich kindiſch vergnügt die kleinen weißen Hände und ſagte:

— Was gilt's, in einer Stunde ſtürmt Herr Streicher auf den Flügeln der Liebe und auf dem Rücken eines lahmen Miethgauls in den Hof und producirt vor den Augen des erſtaunten Geſindes ſeine Reiterkünſte, für welche ihn eigentlich der Verein gegen die Thierquälerei beſtrafen ſollte. Nun, ich hoffe, das wird das letzte Mal ſein, daß mein Schloß Schauplatz ſeiner ritterlichen Uebungen iſt.

Wir haben nun unſere Heldin ſchon ſo viel ſchreiben und ſprechen laſſen, daß es die höchſte Zeit iſt, den Leſer näher mit ihr bekannt zu machen. Frau von Schlau hatte drei ausgezeichnete Eigenſchaften: ſie war erſtens eine junge Wittwe, zweitens bildſchön, was nicht alle ſind, und drittens enorm reich, was die wenigſten ſind, obgleich es alle ſein möchten. Jede dieſer drei herrlichen Eigenſchaften iſt eine Leimruthe, an der Anbeter von jedem Kaliber zu Dutzenden hängen bleiben. Daß es Emilien, dem ſeltenen Brennpunkte, in welchem die Glorienſtralen des Jungwittwenthums, der Schönheit und des Reichthums zuſammenfloſſen, nicht an Schmetterlingen fehlte, die ſich im Glanze derſelben ſonnten und halb und halb geſonnen waren, ſich feſſeln zu laſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Ihr gaſtfreies Schloß war der Sammelplatz ſowohl der Honoratioren von Dünkelſtadt, einem nahegelegenen deutſchen Landſtädtchen mit einigen tauſend Einwohnern, mehreren hermetiſch geſchloſſenen Geſellſchaften, drei Nachtwächtern und einem Cenſor, als auch der benachbarten jüngeren unvermählten Gutsbeſitzer. Durch eine boshafte Laune des Schickſals ſtanden ſich in den Reihen von Emiliens Anbetern zwei Menſchen gegenüber, die ſich ohnedies gegenüber ſtehen wie Tag und Nacht, wie die beiden Pole, wie — wir könnten noch eine Menge Vergleiche anführen, haben aber gute Gründe es nicht zu thun — kurz die beiden Nebenbuhler waren Victor Freimund, ein liberaler Schriftſteller, das Haupt des „jungen Dünkelſtadt“, und Herr Streicher, der oben erwähnte Cenſor.

Zwiſchen dieſen beiden Nebenbuhlern entſpann ſich ein ſeltſamer Nachekrieg. Glaubte Herr Streicher den Schriftſteller bevorzugt, ſo chicanirte er ihn auf die entſetzlichſte Weiſe, wozu er um ſo mehr Mittel in der Hand hatte, als Victor ein Journal redigirte. Ein freundlicher Blick Emiliens auf Victor hatte unfehlbar einen geſtrichenen Artikel zur Folge, und wagte es der Letztere, Frau von Schlau irgend eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen, ſo konnte die nächſte Nummer ſeines Blattes nicht erſcheinen. Um ſich nun ſeinerſeits zu revanchiren, brachte der geplagte Schriftſteller den ſtreichenden Othello mitunter durch die radikalſten Phraſen zur Verzweiflung; er beleidigte das politiſch-keuſche Auge ſeines Gegners durch Sätze, die nicht nur keine Hoſe an, ſondern ſogar kein Feigenblatt um hatten. Freilich wurden ſie geſtrichen, aber das wußte ja Victor voraus; war doch ihr Zweck, Herrn Streicher zu ärgern, erreicht.

In der neueſten Zeit ward Victor von der ſchönen Emilie auf das Entſchiedenſte bevorzugt; er ſchwamm in einem Meere von Entzücken, aber ſein Journal hatte ganz aufgehört und man las keine gedruckte Zeile mehr unter ſeinem Namen.

II.

Herr Streicher ſaß in ſeinem Zimmer und cenſirte. Auch eine ſchöne Beſchäftigung!

Die lange hagere Geſtalt war nichts weniger als reizend, weshalb es der ſchönen Emilie in der That wohl zu verzeihen iſt, daß ſie ſich von den Huldigungen dieſes cenſirenden Adonis, von denen es überdies ziemlich zweifelhaft, ob ſie ihrer Perſon oder ihrem Gelde galten, zu befreien wünſchte.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier pſychologiſch entwickeln, wie Herr Streicher dazu gekommen war, Cenſor zu werden. Wir müßten zu dieſem Behufe auf ſein Univerſitätsleben zurückblicken, auf all' den Spott und Hohn, den Streicher, der eben das Schießpulver nicht erfunden hatte, von geiſtreichen Kameraden zu erdulden gehabt, wir müßten der tauſend Leiden eines jahrelangen unbeſoldeten Acceſſiſtenthums gedenken, und würden milde ſein und nicht richten, auf daß wir nicht gerichtet werden. Streichers Seele war einer großartigen Auffaſſungsweiſe unfähig und da er beſonders viel durch den Witz geiſtreicher junger Leute zu leiden gehabt hatte, ſo haßte er den Geiſt überhaupt und den Witz insbeſondere; und wer hat wohl beſſere Gelegenheit, ſich an Beiden zu rächen, als der Cenſor? Dazu kam noch, wie geſagt, die Erfolgloſigkeit ſeiner bureaukratiſchen Laufbahn in pecuniärer Hinſicht; er hatte nicht das feine Geſellſchaftstalent, das jungen Beamten ſo nothwendig iſt, um vorwärts zu kommen. Er konnte die Töchter ſeines Hofrathes nicht am Klaviere zu Dem accompagniren, was man, wahrſcheinlich aus Ironie, Geſang nannte; er konnte zu dem Geburtstage der Frau Hofräthin auch nicht einmal armſelige Verschen machen; er konnte keine geiſtreiche Räthſel aufgeben, noch neue Geſellſchaftsſpiele vorſchlagen; mit einem Worte: er konnte nichts, gar nichts, als bei einer Mittagstafel ſeiner Nachbarin die Suppe über die neue Robe ſchütten, beim Tanze ſeiner Tänzerin auf die Füße treten und ſich überall und bei jeder Gelegenheit lächerlich machen; und die Lächerlichkeit gilt für das größte Verbrechen; man verzeiht uns weit eher eine Niederträchtigkeit, als einen ungeſchickten Quadrille-Pas.

Ein großes tragiſches Ereigniß hatte nachtend in Streichers Leben hineingegriffen und auf der ſchwankenden Wage ſeines Schickſals den Ausſchlag gegeben. Man hatte in dem Anzeige- und Intelligenzblatte von Dünkelſtadt ein Spottgedicht auf ihn einrücken laſſen, man hatte die Inſertionsgebühren nicht geſcheut, um ihn öffentlich lächerlich zu machen. Das war mehr als ſeine ſchwache Geiſtesbeſchaffenheit vertragen konnte. Wenn er über die Straße ging, glaubte er Aller Blicke ſpöttiſch auf ſich haften zu fühlen; wenn zwei Leute mit einander ſprachen, ſo war es von ihm; und wenn Einer dem Andern ein Papier, vielleicht den Brief eines gemeinſamen Freundes, zeigte, ſo war es das verhängnißvolle Zeitungsblatt.

Um dieſe Zeit wurde er Cenſor, denn er wollte lieber gehaßt und gefürchtet, als verſpottet ſein.

Es war wunderbar. Hatte dieſer Menſch den Brutus geſpielt? Hatte er ſich blöde geſtellt, um für ungefährlich zu gelten? Man las mit einem Male die radikalſten Sätze und Anſichten gedruckt, vor denen Streichers Vorgänger erſt drei Kreuze geſchlagen und ſie dann geſtrichen hätte. Wollte er ein liberaler Cenſor ſein?

„Der Traum wär' kindiſch, aber göttlich ſchön!“

Die Sache war einfach die: Streicher verſtand die Terminologie des freilich etwas abſtraktiven Radikalismus nicht, und war noch ſo weit zurück in ſeiner Kunſt, noch ſo ſehr Anfänger und Dilettant, daß er Das durchließ, was er nicht verſtand, während ihm doch der gemeinſte Menſchenverſtand ſagen mußte: daß man Das, was man nicht verſteht, erſt recht ſtreichen müſſe. Aber Schaden macht klug. In Folge dieſes unfreiwilligen Liberalismus bekam Streicher eine ſchöne Sammlung von Naſen jeder Größe und Form. Von der impoſanten deutſchen Bundestagsnaſe an bis zu dem kleinen Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenſtein'ſchen Stumpfnäschen, von der geraden chriſtlich-germaniſchen bis zu der plattgedrückten koſakiſch-mongoliſchen Naſe. Auf dieſe letztere war er aber wahrhaft ſtolz, denn ſie galt ihm als ein Beweis einer Wichtigkeit, und übrigens ſchätzen wir ja immer das Fremde höher als das Einheimiſche, obgleich in Deutſchland anerkannter Maßen die ausgezeichnetſten offiziellen Naſen blühen.

Eines Tages aber erhielt Herr Streicher eine wahrhafte Monſtre-Naſe und zugleich wurde ihm gedroht, daß er bei dem nächſten Anlaſſe zur Unzufriedenheit ſeines Amtes entſetzt würde. Das ging ihm denn doch über den Spaß, und er faßte den wahrhaft heroiſchen Entſchluß, von nun an auch Das zu ſtreichen, was er nicht verſtehe. Von dieſem Tage an wurde die Hälfte der Setzer in der Stadt ganz brodlos, Herr Streicher aber bekam keine Naſe mehr und blieb in ſeinem Amte.

Der Cenſor befand ſich juſt wieder in einem jener kritiſchen Momente, in denen er ſelbſt nicht wußte, ob er Etwas verſtehe oder nicht. Während er noch darüber nachdachte, fiel ſein Blick auf einige Briefe, die während ſeiner Abweſenheit für ihn angelangt waren.

Er erbrach den erſten. Er war im Intereſſe des Seelenheils eines jungen Schriftſtellers geſchrieben. Man machte den Cenſor auf die rationaliſtiſchen Abwege aufmerkſam, auf die Herr G. gerathe, und bat ihn, die Straffälligkeit deſſelben vor Gott dadurch zu verringern, daß er die Abſicht nicht zur That werden laſſe, d. h. die Aufſätze des Herrn [illegible] ſtreiche. Dem Manne kann geholfen werden, dachte Streicher und legte den Brief des Pietiſten zur Seite.

Der zweite kam von einem ehrſamen Bürger, der ſich bitter über die deſtruktiven Tendenzen des „jungen Dünkelſtadt“ beklagte, dem nichts mehr heilig ſei, da es ſich ſogar erfrecht habe, den Kegelverein, deſſen Mitglied Briefſteller ſei, zu beſpötteln. Streicher dachte an das Spottgedicht im Intelligenzblatte, konnte ſich in die Lage des gekränkten Kegelvereinsmitgliedes verſetzen, und beſchloß um ſo feſter, das „junge Dünkelſtadt“ zu vernichten.

Der dritte Brief war von Emilien. Streicher traute kaum ſeinen Augen; er fragte ſich, ob er träume. Emilie, die ſtolze ſchöne Emilie, ſchrieb ſo freundlich und vertraulich an ihn, gegen den ſie immer kalt und beinahe ſpöttiſch geweſen war. Doch jetzt konnte er ſich ihr Benehmen erklären: ſie hatte ihn vom Anfange an geliebt, und ihre Liebe vor ſich und der Welt unter der Maske der Gleichgiltigkeit zu verbergen geſucht; nun aber, da er ſie, von Berufsgeſchäften zurückgehalten, ſeit einigen Tagen nicht beſucht hatte, nun rief ſie ihn zu ſich, nun kam ihre Zärtlichkeit zum Durchbruch. Ja, ſo war es, ſo mußte es ſein, er war der Glückliche, den ſie ſich aus Hunderten erleſen hatte. Und nun lebe wohl, Cenſur, die nur Verdrießlichkeiten und Naſen einbringt, lebe wohl, langgenährte Ausſicht auf eine nächſtens erledigte Aſſeſſorſtelle, lebe wohl, bureaukratiſcher Ehrgeiz! Der glückliche Streicher wird den Reſt ſeiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit an der Seite eines liebenden und geliebten Weibes verleben.

In der Freude ſeines Herzens ließ er den Aufſatz, von dem er nicht recht wußte, ob er ihn verſtehe oder nicht, durch, was jedenfalls ſehr anerkennungswerth iſt, da es ihm eben ſo wenig Mühe gemacht hätte, ihn zu ſtreichen. Aber der Satz iſt wahr, daß ein Glücklicher gern Glückliche macht.

Und nun zu ihr, der Himmliſchen! Er ſchleuderte den Schlafrock von unbeſtimmbarer Farbe weit von ſich und zog die ſchwarzen Unausſprechlichen an. Noch nie hatten ſeine Haare einen ſo kühnen Schwung, ſeine Cravatte einen ſo plaſtiſchen Faltenwurf gehabt; noch nie hatte ſein Frack ſo tadellos geſeſſen. Und nun erſt der Backenbart, ja der Backenbart, der ſo viel Seifenwaſſer und Pomade de Lion gekoſtet hatte! Seine Toilette war fertig, er beſah ſich im Spiegel und wunderte ſich nur noch darüber, daß die kokette Wittwe ſeinen Reizen ſo lange hatte widerſtehen können. Er nahm ſich vor, ſie dafür zu ſtrafen, den Grauſamen zu ſpielen, ſich bitten zu laſſen, mit einem Worte: er war vollkommen unausſtehlich.

Er zog die geputzten gelben Glacéhandſchuhe an, drückte Emiliens Einladungsbillet leidenſchaftlich an ſeine Lippen, ſteckte das duftende Papier zwiſchen Weſte und Vorhemd und eilte hinaus vors Thor zu dem Pferdeverleiher, um von da nach dem Landgute ſeiner Zukünftigen zu fliegen.

III.

Ein deutſcher Schriftſteller zu ſein, ein liberaler deutſcher Schriftſteller, welch ein ſchönes herrliches Loos! Hinzutreten vor den Großen und Mächtigen und frei zu ſprechen von den Pflichten und Rechten des Volkes und ihren Pflichten gegen daſſelbe, ein unbeſoldeter Anwalt zu ſein den Armen und Geknechteten, wem ſollte nicht die Wange röther glühen, das Herz ſchneller klopfen, bei dem Gedanken an dieſe ſchöne, große, göttliche Sendung!

Aber jedes Ding hat ſeine Schattenſeiten.

Victor Freimund war einer jener wenigen Glücklichen, die von allen Leiden, denen der deutſche Schriftſteller ſich preisgegeben ſieht, nur das eine allgemeine, das wie ein drückender Alp auf allen denkenden Menſchen Deutſchlands laſtet, auszuſtehen haben: die Cenſur. Er brauchte ſein Talent nicht zu Münzen zu ſchlagen, denn er hatte etwas Vermögen und wenig Bedürfniſſe. Glücklich, drei Mal glücklich Derjenige, den ein gütiges Schickſal vor dem Fluche bewahrt, als literariſcher Proletarier ſeine Feder dem Meiſtbietenden zu gleichgiltigen Fabrikarbeiten verkaufen zu müſſen!

Aber dieſes eine Leiden laſtete mit doppelter Wucht auf Victor, denn Herr Schleicher war nicht nur ſein Cenſor, ſondern auch ſein Nebenbuhler, und wußte dieſe beiden Eigenſchaften nicht gehörig von einander zu trennen. Victor dachte ſchon ernſtlich daran, ſich an einem andern Orte niederzulaſſen, um ſeine ſchriftſtelleriſche Exiſtenz vor dem mörderiſchen Inſtrumente Streichers zu retten, und nur ſeine Liebe zu Emilien hielt ihn noch in Dünkelſtadt zurück. Aber ein letzter Streich oder vielmehr Strich hatte ſeine Geduld erſchöpft. Der Cenſor hatte ihm ein ganzes Buch, die Frucht jahrelanger Arbeit, mit einem kalten „Nicht zuläſſig“ vernichtet, und zwar ſowohl aus Eiferſucht, als auch aus Grundſatz: er verſtand nämlich keine Silbe davon. Da unſere Erzählung noch in dem längſt verſunkenen antediluvianiſchen Zeitalter ſpielt, in welchem die herrliche Erfindung des Ober-Cenſur-Gerichts noch nicht gemacht war, ſo war die Exiſtenz ſeines Werkes hiermit wirklich zerſtört, und daher die kummerſchweren Furchen ſeiner Stirn, welche ſelbſt Emiliens weiße Hand nicht zu glätten im Stande war. Er hatte ſeinem Unwillen durch ein beißendes Pasquill auf ſeinen Gegner Luft gemacht, und las es Emilien vor. Dieſe bat ihn, es eine Zeit lang behalten zu dürfen, worein er gern willigte.

Es war Nachmittags um drei Uhr, als Victor in die Weinlaube trat, die Emiliens Lieblingsaufenthalt war. Er traf Nanette, die ihm ſagte, daß die gnädige Frau ſoeben Toilette mache, weil ſie Beſuch erwarte.

Victor, der ſeines Erfolgs bei Emilien ziemlich gewiß zu ſein glaubte, ſagte erſtaunt:

— Wen denn, wenn man fragen darf?

— Herren Streicher.

— Sind Sie verrückt, Nanette? Den wird doch Frau von Schlau nicht eigens erwarten?

— Gerade Den, Herr Freimund, mußte doch Johann das beſte Pferd aus dem Stalle nehmen, um den Einladungsbrief in die Stadt zu bringen.

Auf die Gefahr hin, unſern Helden hier lächerlich erſcheinen zu laſſen, müſſen wir geſtehen, daß er bereits eine Anwandlung von Eiferſucht fühlte.

— Ja, fuhr Nanette fort, die gnädige Frau hält große Stücke auf Herrn Streicher; im Vertrauen geſagt, ich glaube, ſie wird bald Madame Streicher heißen.

— Sie phantaſiren, Nanette! Ein Cenſor!

— Cenſor hin, Cenſor her, ſo viel iſt gewiß, daß meine gnädige Frau in der Liebe zu ihm die erſte Cenſur verdient.

— Und woraus ziehen Sie dieſen Schluß?

— Erſtens ſpottet ſie faſt immer über ihn, und Sie kennen das Sprichwort: Was ſich liebt, neckt ſich.

— Weiter!

— Zweitens behandelt ſie ihn überhaupt ſehr en bagatelle, eine gute Vorbereitung für den heiligen Eheſtand.

— Weiter!

— Drittens ſchmollt ſie dann und wann mit ihm, indem ſie ſich vor ihm verleugnen läßt, ebenfalls eine brauchbare Fertigkeit im heiligen Eheſtande.

— Weiter!

— Viertens endlich ſucht ſie ſich in ſeinen Augen intereſſant zu machen.

— Und auf welche Art?

— Sie hat mir befohlen, Herrn Streicher unter der Hand verſtehen zu geben, daß ſie Bücher ſchreibe.

— Das wird ſie einem Cenſor gerade nicht ſehr intereſſant und anziehend machen.

— Iſt denn ein Cenſor nicht auch ſo eine Art Schriftſteller?

— Dieſes weniger, mein Kind! Das contradictoriſche Gegentheil davon. Doch ſoeben fällt mir ein, daß ich Frau von Schlau verſprochen habe, ihr ein wenig ihre Bibliothek zu ordnen. Das will ich indeſſen, während ſie Toilette macht, beſorgen.

Victor Freimund ſtürmte fort, das Herz voll Wuth und Eiferſucht; die boshafte und in die Geheimniſſe ihrer Herrin genau eingeweihte Zofe aber lachte ſchadenfroh, daß es ihr gelungen ſei, Herrn Victor etwas Angſt einzujagen.

IV.

In der Weinlaube ſaß der glückliche Cenſor der reizenden Emilie gegenüber. Sie hatte ſich ſo kokett als möglich geſchmückt und ihr tiefes blaues Auge ruhte beinahe zärtlich auf dem Ueberſeligen, der zu träumen glaubte.

— Nehmen Sie doch von dieſen Früchten, Herr Streicher, ſagte Emilie, indem ſie ihm den Obſtkorb hinreichte, oder ſchmecken ſie Ihnen nicht?

— Sie ſind ſüß, wie die Aepfel der Eris und die der Hesperiden, ſagte Herr Streicher und glaubte etwas ungemein Geiſtreiches geſagt zu haben.

Emilie hatte Mühe das Lachen zu verbergen.

Nach einer Weile ſeufzte ſie tief auf.

— Sie ſcheinen nicht heiter zu ſein, gnädige Frau, ſagte Streicher gefühlvoll.

— Ach wir armen Frauen, erwiederte Emilie, ſind doch recht unglücklich daran. Die Flügel unſeres Geiſtes ſind durch beengende Verhältniſſe gelähmt. Die Männer, die trotzigen Herren der Schöpfung, geſtehen uns keinen Antheil an ihrer geiſtigen Errungenſchaft zu, ſie ſehen ſpöttiſch und mit verächtlichem Mitleid auf unſere Beſtrebungen herab. Die Meiſten thun es mindeſtens, wenn auch nicht Alle, fügte ſie mit einem freundlichen Blicke auf den Cenſor hinzu.

— Ja ja! Die Emancipation, ſagte dieſer gedankenſchwer.

Emiliens Situation wurde immer bedenklicher, ſie biß ſich in die Zunge und wurde ganz roth von der Anſtrengung, welche ihr das Zurückhalten eines homeriſchen Gelächters koſtete. Herr Streicher ſchrieb dies Erröthen der Freude über ſeine geiſtreichen Einfälle zu und war ganz glücklich.

— Gnädige Frau, ſagte er, Ihre Wünſche waren mir immer Befehle, und ſo eilte ich denn auch heute nach Empfang Ihrer gütigen Zeilen ſogleich hierher, aber, fügte er hinzu, indem er in die Bruſttaſche griff, würden Sie mir wohl erlauben, in Ihrer Gegenwart ein paar Zeilen durchzuleſen, die meines „Zuläſſig“ bedürfen, um noch heute in die Druckerei zu kommen?

— Gewiß, erwiederte Emilie, Berufsgeſchäfte vor Allem; aber machen Sie mir doch das Vergnügen, mich an Ihrer Arbeit wenigſtens als Zuhörerin Theil nehmen zu laſſen.

Streicher, entzückt über den warmen Antheil, den Emilie an ihm nahm, ſchlug das Manuſcript auf und fing zu leſen an.

Es war eine unſchuldige Novelle, in deren erſtem Kapitel die ganz neue Stelle vorkam: „Eitelkeit, dein Name iſt Weib!“

— Abſcheulich! rief Emilie, und ſo Etwas ſoll gedruckt werden?

— Gott bewahre, gnädige Frau, ſagte der Cenſor und ſtrich den Satz.

So ging es weiter. Emilie beurkundete ein ſolches Talent im Auffinden unzuläſſiger Stellen, daß Streicher, als er das faſt ganz rothliniirte Manuſcript wieder in die Taſche ſteckte, begeiſtert ausrief:

— O Emilie, göttliches Weſen! Arm in Arm mit Dir: ſo fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken! Das heißt: Laß nur die Schriftſteller ſchreiben was ſie wollen, gedruckt wird doch keine Zeile davon.

— Ihr Vertrauen, Herr Streicher, könnte mich faſt zu einer Bitte ermuthigen, ſagte Emilie, indem ſie bedeutungsvoll mit zwei auf dem Tiſche liegenden Manuſcripten ſpielte.

— Sprechen Sie, Angebetete, befehlen Sie! rief Streicher außer ſich vor Freude.

— Nein, jetzt noch nicht, erwiederte ſie. Vielleicht werde ich ein anderes Mal den Muth haben, Produkte müßiger Stunden Ihrem Kennerauge vorzulegen. Ja, wenn ſie ſchon gedruckt wären, da machte ſich Alles ganz anders und beſſer!

Ein Blitzſtrahl durchzuckte Streichers Seele. Das war es; ſie wollte ihre Bücher cenſirt haben. Er erinnerte ſich an Nanettens Geſtändniſſe. Mit Freimund hatte ſich Emilie, ihren früheren Andeutungen nach, wahrſcheinlich überworfen, weil er ſtolz auf ihre Schriftſtellerei herabgeſehen hatte. Alles war ihm nun klar.

Jetzt mußte er ihr einen glänzenden Beweis ſeiner Liebe und ſeines Vertrauens geben. Es ſchien ihr viel daran zu liegen, die Bücher ſo bald als möglich gedruckt zu ſehen. Er wußte, was er zu thun hatte.

— Gnädige Frau, ich verſtehe Sie, ſagte er feierlich und nahm die
anuſcripte.

Dann warf er einen Blick hinein; es war dieſelbe zierliche Handſchrift,
e ihn im Einladungsbillet der Frau von Schlau entzückt hatte.

Es war geſchehen! Er hatte die Schlange des Radikalismus unter den
lumen der feinen zarten Frauenhandſchrift nicht geahnt; ſein „Zuläſſig“
rangte auf den letzten Seiten.

— Ich werde bald mit der ganzen Welt gemeinſam Ihre herrlichen
erke bewundern, und entziehe mir jetzt nur deshalb dieſen Genuß, um ihn
m Publikum deſto eher zu Theil werden zu laſſen, ſagte er. Und nun,
eine ſchöne Cenſorin, erlauben Sie, daß ich jetzt auch meinerſeits Ihnen ein
anuſcript zur Durchſicht vorlegen darf.

Er ſchrieb einige Zeilen auf ein Stückchen Papier und überreichte es
milien, vor ihr niederknieend.

Auf dem Blatte ſtand:

»Als Verlobte empfehlen ſich Freunden und Bekannten
Emilie von Schlau, Franz Streicher.«

— Leben oder Tod! Sprechen Sie! rief der Cenſor, Emiliens Hand
faſſend.

In dieſem Augenblick ſtürzte Victor todtbleich in die Laube.

— Ha! Verrätherin! Schlange! donnerte er; ſind das Deine Schwüre?
d einem ſo erbärmlichen Menſchen konnteſt Du mich opfern?

— Victor, eiferſüchtig! Das fehlte noch, um mein Werk zu krönen!
f Emilie und brach in ein unauslöſchliches Gelächter aus.

Ihre beiden gleich verblüfften Anbeter bildeten eine merkwürdige Gruppe.

Endlich reichte Emilie, noch immer lachend, Freimund die beiden unter-
riebenen Manuſcripte hin und ſagte:

— Da iſt Ihr Geburtstagsgeſchenk, Victor.

Bald ahnte der erſtaunte Victor den ganzen Zuſammenhang.

— O Weiber! Weiber! rief er, was vermag Eure Liſt nicht!

Auch Streicher hatte ſich unterdeſſen ermannt und trat zu ſeinem Neben-
hler hin. Aber als er die Titel der Manuſcripte, die er mit „Zuläſſig“
terſchrieben, geleſen hatte, ſank er beinahe zu Boden.

Der Titel des einen lautete: „Die Berechtigung der Oppoſition als
cher, von Victor Freimund.“ Es war daſſelbe Buch, das der Cenſor
h vor Kurzem zu Victors Verzweiflung geſtrichen hatte. Und das zweite
inere hieß: „Der verliebte Cenſor, nach der Natur gezeichnet von Victor
eimund.“ Es war das Pasquill auf Herrn Streicher, das Victor aus
che geſchrieben und, wie ſchon erwähnt, Emilien gegeben hatte.

— Ich bin verloren, jammerte Streicher, verloren und lächerlich gemacht
ndrein. Dieſes Buch wird der nächſte Anlaß zur Unzufriedenheit ſein; ich
mme um meine Stelle und in den Ruf eines unruhigen Kopfes. Ich wurde
tergangen, furchtbar hintergangen! Und dies, gnädige Frau? fragte er,
die Verlobungskarte blickend.

— Iſt geſtrichen! ſagte Emilie. Darauf gab ſie Victor ihren Arm und
ritt aus der Laube dem Schloſſe zu. Streicher aber ging nach Hauſe, ſtrich in
er Novelle das Citat: „das Leben iſt doch ſchön!“ und ſetzte ſich dann hin, um
einem ausführlichen Berichte über ſein Mißgeſchick zu arbeiten. Rache
ſüß!

Horace Vernet.

Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Afrika ſtudirte Meiſter Vernet die Phyſiognomie der franzöſiſch-afrikaniſchen Soldaten, um ſie zu ſeinem Bilde, „die Wegnahme der Smalah“, zu gebrauchen. Einer dieſer Soldaten bemerkte dies und ſagte zum Künſtler:

— Ich habe gehört, daß Sie die Soldaten ſehr ähnlich malen.

— O ja, das kommt wohl zuweilen.

— Seit langer Zeit habe ich gewaltige Luſt, meiner Mutter mein Bild zu ſchicken.

— Das ſieht einem guten Sohne ähnlich; auch wird Euch das einen guten Brief erſparen.

— Ja, aber das Schwierigſte bei unſerm Handel iſt der Preis ...

— Nichts einfacher als das. Wieviel wollt Ihr mir geben?

— Ich habe da hundert Sous (fünf Francs), die will ich recht gern für das Bild bezahlen.

— Gerade ſo viel wird es koſten. Kommt mit, in zwei bis drei Stunden habe ich die hundert Sous verdient.

— Ganz gut; wird aber das Bild auch ähnlich ſein?

— Ich verlange das Geld nicht im Voraus.

— Alſo abgemacht. Wagen gewinnt; Wagen verliert.

Nach zwei Stunden war das Bild fertig. Der Soldat hatte geſtanden wie ein franzöſiſcher Soldat. Als ſich der arme Teufel ſprechend ähnlich auf die Leinwand hingezaubert ſah, wollte er dem Maler um den Hals fallen.

— Ihr ſeid zufrieden? fragte Meiſter Horace.

— Ich bin ganz außer mir! Wie werden Die bei mir zu Hauſe ſich freuen! Wahrhaftig, es iſt, als ob ich ſelbſt käme!

— Nun, wenn Ihr mit meiner Arbeit zufrieden ſeid, müßt Ihr mir aber auch mein Trinkgeld geben!

— Verſteht ſich von ſelbſt, ſagte der Soldat, indem er dem Maler ſein Fünffrankenſtück gab; mehr aber habe ich nicht.

— Schon gut, ſchon gut, erwiderte Meiſter Vernet, indem er dem gebräunten Krieger die Hand gab. Zug um Zug! Adieu!

Einen Augenblick ſpäter trat der Künſtler an einen Offizier heran, der im Stillen den Soldaten darum beneidete, von ſolch einem Künſtler gemalt worden zu ſein.

— Landsmann, ich habe eine Bitte an Sie ...

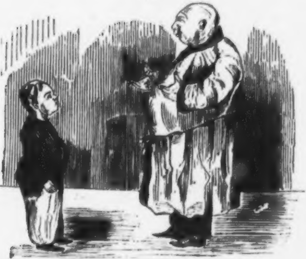
— Herr Vernet, womit kann ich Ihnen dienen?

— Sagen Sie dem wackern Burſchen nicht, daß ich ſeine fünf Francs nicht behalte; der Maler muß von ſeinem Pinſel leben und ich ſehe die hundert Sous als ehrlich verdient an. Erlauben Sie mir indeß, der Compagnie fünf Louisd'ors anzubieten, um franzöſiſchen Wein zu trinken.

Abends trank die ganze Compagnie auf das Wohl des berühmten Meiſters der „Smalah“.

Fratzen.

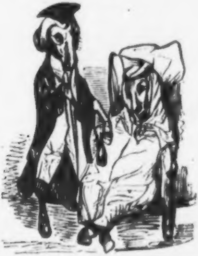
I.



Knabe. Herr Lehrer, was iſt denn Conſtitution?

Lehrer. Eine gute Conſtitution, dummer Junge, iſt, wenn man Alles verzehrt, ohne daß der Magen knurrt. Aber ob ſo ein dummer Junge was von Conſtitution weiß oder nicht, iſt einerlei.

II.



Armes Thier, Dir fehlt weiter nichts als etwas Freß-Freiheit

Zapfenstreich.

Augsburg. In der hieſigen „Poſtzeitung" unterſteht ſich ein junger, äußerſt unwiſſender Kaplan, den berühmten Gelehrten Alexander von Humboldt zurechtzuweiſen, weil er in ſeinem „Kosmos" Behauptungen aufgeſtellt hat, die — hört, hört! — mit der Schöpfungsgeſchichte des alten Teſtamentes nicht übereinſtimmen. (Solch ein Kaplan kann uns jammern!)

Baſel. In Baſellandſchaft iſt neulich ein ſeit dem Jahre 1772 ſchwebender Prozeß entſchieden worden; zum Glück leben noch beide Parteien: es ſind Leute von 82 und 83 Jahren. Es handelte ſich um einen Weg, der über die Wieſe eines Andern geht. (Und darum 63 Jahre prozeſſirt? So Etwas kann nur in der Schweiz geſchehen!)

Berlin. Der Sultan Abdul Meſchid hat dem hieſigen Muſikdirektor G. F. Müller eine goldene mit Brillanten geſchmückte Tabatière durch die türkiſche Geſandtſchaft einhändigen laſſen für eine Sammlung von Militärmärſchen, welche er nach Conſtantinopel geſchickt hat.

∴ Friedrich Raumer iſt von den Akademien und gelehrten Geſellſchaften zu Mailand, Baltimore, New-York und Philadelphia zum Mitglied erwählt worden. (Viel Geſchrei und wenig Wolle!)

∴ Vor einigen Tagen hat Jemand den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe erhalten.

∴ Der m-Referent der „Cölniſchen Zeitung" (Herr Th. Mundt) berichtet aus unſerer Stadt: »A. Glaßbrenner, dieſer friſche Humoriſt, dieſer friſche Humoriſt des Berliner Volksnaturells, las in einigen hieſigen Kreiſen Bruchſtücke aus ſeinem „Reinecke Fuchs" vor. Dieſe Dichtung, die zugleich einen ausgezeichneten poetiſchen Werth hat, faßt mit außerordentlichem Glück alle Zuſtände der Gegenwart, beſonders auch die politiſchen, in ihrem Brennſpiegel auf. Dieſer „Reinecke Fuchs" Glaßbrenners wird eine der erfolgreichſten Erſcheinungen in der gegenwärtigen Tagesliteratur werden.«

∴ In der tüchtigen, thätigen Voſſiſchen Buchhandlung erſcheint ein zeitgemäßes Werk in Lieferungen zu 5 Sgr., zu deſſen Verbreitung im Volke wir beizutragen wünſchen. Es heißt „Geſchichte des Papſtthums, der Päpſte und der berühmteſten Biſchöfe und Cardinäle" und iſt von Dr. K. A. Rudolph. Wir haben zwar ſchon viele ſolcher Geſchichten, aber keine ſo verſtändliche. Auch die Kirchen-Tyrannei muß von allen Seiten angepackt werden.

∴ Die „Preußiſche Allgemeine Zeitung" ändert ihr Format. Sie wird von Michaelis ab in Form einer Nachtmütze erſcheinen. Der amtliche Titel ſoll den Zipfel bilden.

∴ Aus dem großen Theater der Herren Schneider und Taglioni in der Jäger- und Franzöſiſchen Straße wird … nichts, weil in dieſer Gegend noch eine Kirche erbaut werden ſoll.

∴ Theodor Döring wird im Juli, Auguſt und September hier gaſtiren und im November als engagirtes Mitglied eintreten. Auch Herr Hoppé iſt nach Zahlung eines Reugeldes von 1000 Thalern an die Braunſchweiger Intendanz nunmehr hier feſt angeſtellt mit 3000 Thalern Gage; doch wird es ihm ſchwer werden, dieſes Capital künſtleriſch zu verzinſen, denn Herr Hoppé iſt viel kleiner, als ſein Ruf.

∴ Herr weiland Rellſtab, der Opernlöter, hat einen Muſik-Referenten gefunden, Dr. L., der noch geiſtloſer als er ſchreibt. Man muß zuletzt doch an Wunder glauben.

∴ Herr Truhn componirt eine neue Oper, aus welcher einzelne Piecen in geſelligen Zirkeln beifällig aufgenommen worden ſind.

Bordeaux. Von dem bekannten Bibliographen Guſtav Brunet iſt hier eine „Notice historique et bibliographique sur la légende du Juif errant" erſchienen; doch ſind nur fünfzig Exemplare davon abgezogen worden *).

Cöln. Dr. Karl André, der erſte Mitarbeiter an der Redaktion der „Cölniſchen Zeitung", wird, wie der Verleger anzeigt, in einigen Monaten ausſcheiden. Sein Nachfolger iſt bis jetzt noch nicht bekannt.

Conſtantinopel. Der künftige Gemahl der Schweſter des Sultans, der Sultane Adile, Herr Mehemed Ali Paſcha, hat ſeiner jungen Braut unter Anderm auch eine vollſtändige Sammlung der Romane Paul de Kocks geſchenkt. Kock iſt ein Lieblingsſchriftſteller der Türken. Seine Werke fehlen in keinem der vornehmen Harems.

---

*) Das Ganze ſcheint eine Reproduktion von Dr. Th. Gräße's „Sage vom ewigen Juden", Dresden 1844, zu ſein. — Nicht minder intereſſant iſt Brunets „Notice bibliographique sur les cartes à jouer", Paris 1842. 8. E. M. O.

Darmſtadt. Auch hier hat ſich eine chriſtkatholiſche Gemeinde conſtituirt, an deren
pitze der bekannte Schriftſteller Eduard Duller ſteht.

Hamburg. Ein Engländer hat der hieſigen Stadtbibliothek für eine Prachtbibel
it gemalten Anfangsbuchſtaben und handſchriftlichen Noten des Juſtus Jonas, eines
reundes Martin Luthers, die aus dem Vermächtniß des frühern Paſtors M. Goetze
rrührt, 10,000 Mark geboten; doch hat die Bibliothek natürlich ſo viel Pietät gehabt,
f dieſen Handel nicht einzugehen.

∴ In den „Hamburger literariſchen Blättern“ befinden ſich „Reime“ von Leopold
berti, die ſich vor Tauſenden ihres Gleichen durch tüchtige Geſinnung und prägnante
ürze auszeichnen. Hier ein Pröbchen, wie der Dichter die Freiheit definirt:

„Die Freiheit iſt das Recht auf jedes meiner Rechte,
Das Recht, womit, wofür ich all' mein Recht verfechte.“

Hannover. Unſere Regierung geht mit dem Plane um, die Spielbanken in
orderney und Rehburg aufzuheben.

∴ Die Polizeidirektion hat eine ausführliche Verfügung über die Cenſur der Bücher
d Journale in Leihbibliotheken und Leſezirkeln erlaſſen. Die zuläſſig befundenen Sachen
halten den Polizei-Stempel, wofür ein Groſchen zu entrichten iſt. (Am Ende werden
ch noch die Koch- und Geſangbücher in Deutſchland geſtempelt werden müſſen.)

∴ Hermann Kothe, welcher in Braunſchweig glänzende Proben ſeiner mnemotech-
ſchen Virtuoſität abgelegt, beabſichtigt auch hier, wie dort, Vorleſungen über ſeine
unſt nach Reventlow's Methode zu halten.

Heidelberg. Victor Hugo nennt (in der zweiten vermehrten Auflage ſeines
erkes „über den Rhein“) das große Faß im Schloß zu Heidelberg einen Vers von
abelais, der ſich in Homers Heldengedicht verirrt hat. (Hypergenial!)

Kaſſel. Kapellmeiſter Louis Spohr hat vom Herzog zu Sachſen-Meiningen das
itterkreuz des erneſtiniſchen Hausordens erhalten.

Leipzig. Ein Anhänger der deutſch-katholiſchen Kirche hat ſeinem jüngſtgeborenen
prößling den Taufnamen: „Ronge-Blum-Czerski-Schneidemühl-Deutſchkatholik-
egeiſterung“ beigelegt.

∴ Unſere Literatur geht auf Reiſen: Rabbi Kuranda macht einen großen Ausflug
ch Taucha, Herr v. Heller begeben ſich in die Seebäder von Stötteritz, Herr Procopius
artmann begiebt ſich entweder nach Paris oder Eutritzſch und Herr Herloßſohn hat ſich
tſchloſſen, nach Altenburg zu gehen.

∴ Unſer witziger Mitarbeiter Theodor Drobiſch übernimmt vom 1. Juli an die
rdaktion der „Magdeburger Damenzeitung“. Seine heitern, licht- und lebensvollen
kizzen werden dieſem Blatte einen neuen Reiz verleihen.

∴ Der „Deutſche Courier“ ſchreibt: K. Gutzkow hat ſeine geſammelten Werke
rausgegeben. Charakteriſtiſch iſt dabei, daß er daraus gerade dasjenige weggelaſſen hat,
as ſeinem Namen ſolchen Ruf gab, daß er geſammelte Werke herausgeben konnte. Da-
rch iſt das Publikum offenbar geprellt; es glaubt den feuergetauften Gutzkow zu
ufen und wenn es ihn vom Buchbinder zurückerhält, nimmt es wahr, daß es der un-
uldige, mit gewöhnlichem Weihwaſſer getaufte Gutzkow iſt. Aber freilich läßt man
e Geſammtausgabe nicht gern verbieten. Hätte Herr Gutzkow mit der Geſammt-
sgabe ſeiner Werke bis nach ſeinem Tode gewartet, ſo wäre das kaufende Publikum
ht geprellt worden, denn die Werke der Todten werden nicht verboten. Todte Schrift-
ller ſind cenſurfrei, ſelbſt Börne, den man doch bei Lebzeiten gern von unten herauf
rädert hätte. Der langen Rede kurzer Sinn iſt alſo der: Herr Gutzkow that übel,
ne geſammelten Werke herauszugeben und das Publikum wird noch übler thun, dieſe
ſammelten Werke zu kaufen. (Auch wir ſind dieſer Anſicht.)

∴ In einem ganz und gar obſcuren Muſikjournale, redigirt von einem Herrn
rſchbock oder Hirſchbach, befindet ſich ein Ausfall auf Berlin, in welcher Stadt unlängſt
s Bild des Herrn Ferdinand Friedrich erſchienen iſt. Wer iſt dieſer Friedrich? fragt
an. (Dieſes Man heißt Hirſchbach oder Hirſchbock.) Daß Herr Friedrich einer der
sgezeichnetſten Pianiſten der Jetztzeit iſt, weiß Jeder; wer aber Herr Hirſchbock oder
irſchbach iſt, weiß bis jetzt noch Niemand, ſelbſt Leipzig nicht, wo dem Vernehmen nach
n Blatt erſcheinen ſoll, das uns neulich zum erſten Male durch Zufall in die Hand
rathen iſt.

∴ Eine Dem. Tonner, die ein Mal die Roſine geſungen, iſt ſchnell wieder abgeblitzt.
ch Dame Krauth hat nur ein Mal geſpielt und uns wieder verlaſſen. (Johanna geht
d nimmer kehrt ſie wieder.)

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

Liſſabon. Der bekannte Luſtſpieldichter Sheridan Knowles hält hier Vorleſungen
r Shakeſpeare, die von ſeinen Landsleuten ſtark beſucht werden.

London. Prinz Albert iſt zum Gouverneur der königlichen Hoſpitäler Bridewell und Bethlem (des großartigen Narrenhauſes Bedlam) erwählt und mit großem Pomp in ſein Ehrenamt inſtallirt worden.

∴ Bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit, welche ſich dem Studium der Staatswirthſchaft zuwendet, verdient ein vor Kurzem bei Longman erſchienenes Werk, „The litterature of political economy, a classified catalogue of select publications in the different departments of that science“, von dem bekannten Statiſtiker J. R. Macculloch, Allen, die ſich für die Literatur der Staatswirthſchaft intereſſiren, empfohlen zu werden.

∴ Bei dem Wettrennen in Epſom hat Herr Gully, Eigenthümer des berühmten Pferdes Old-England, durch die unerwartete Niederlage des Letztern 90,000 Pfd. St. verloren. Herr Gully, ehemals Boxer von Profeſſion, iſt Parlamentsmitglied und einer der ausgezeichnetſten „sportsmen“ in England. Er hatte an dem Tage nach dem Rennen von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr mit der Ordnung ſeiner Wettrechnungen zu thun. Am erſten oder ſogenannten Derby-Tag gewann das Pferd Merry Monarch den Preis von 7000 Pfd. St.; am zweiten, dem Oaks-Tage das Pferd Refractor den Preis von 6000 Pfd. St.; am erſten Tage liefen 31, am zweiten 21 Pferde.

∴ Die neue Ausgabe von Lord Cheſterfields Briefen an ſeinen Sohn, die jetzt in vier Bänden bei Bentley erſchienen iſt, hat man dem um die Geſchichte hochverdienten Lord Mahon zu verdanken. Dieſe neue Ausgabe enthält außer den Briefen, von denen die erſte Ausgabe 1774 in zwei Quartbänden herausgekommen und faſt in alle lebenden Sprachen überſetzt worden iſt*), auch Mehreres, das ſich in den „Miscellaneous works“ von Lord Cheſterfield befindet und einige ganz neue Bruchſtücke, u. A. die Freundinnen Georgs I. und eine Lebensgeſchichte der Lady Suffolk.

Mainz. Muſards neueſte Quadrille, welche im Schott'ſchen Verlage erſchienen iſt, heißt nach E. Sue's langweiligem Roman „le Juif errant“.

Malacca. Der berühmte engliſche Botaniker und frühere Aufſeher des botaniſchen Gartens in Calcutta, William Griffith, bekannt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen durch ganz Aſien, iſt in einem Alter von 35 Jahren geſtorben.

New-York. In der New-Yorker Zeitung ſtand vor einiger Zeit folgender Artikel: »Mein Ehemann, Abraham Rebel, Strumpfwirker, hat mich böslich verlaſſen, um irgendwo eine Frau oder Jungfrau zu betrügen. Ich warne daher beſonders alle Strumpfwirker-Frauen und Jungfrauen, ſich vor dieſem abſcheulichen Kerl zu hüten. Er iſt ein kleiner unterſetzter Kerl und hat eine Wunde an der Naſe, die ich ihm vor ſeiner Entweichung gekratzt habe. Verlaſſene Juſtiz Rebel.«

Paris. Die unter Leitung der Jeſuiten ſtehenden Auguſtinerinnen laſſen ſich jetzt in der Rue de Santé ein prächtiges Kloſter bauen, deſſen Baukoſten auf 3 Millionen Francs angeſchlagen werden.

∴ Zu Ende dieſes Jahres wird Paris außer den 16 Forts und der fortlaufenden (ach, wenn ſie doch wirklich fortliefe!) Ringmauer in ſeinem Innern noch 45 vertheidigungsfähige Caſernen und 106 mehr oder minder befeſtigte Wachthäuſer haben. (Glückliches Paris!!!)

∴ Im Jahre 1843 ſind in ganz Frankreich 35,777 Civil- und 176,450 Handels-Prozeſſe vorgekommen.

∴ Der Friedensfürſt Emanuel Godoy, der hier in großer Zurückgezogenheit lebt, iſt jetzt wegen ſeiner ehemaligen Gemäldegallerie, die er im Jahre 1829 Herrn Friedlein überließ, in einen Prozeß verwickelt. Herr Friedlein verlangt vom Friedensfürſten eine Entſchädigung von 10,000 Francs für Gemälde, die ohne Friedleins Wiſſen verkauft worden ſein ſollen.

∴ Die Emancipation der Frauen macht in Frankreich reißende Fortſchritte. In Saint-Colonne (Departement der Nieder-Pyrenäen) hatten ſich fünf Frauen als Wähler einſchreiben laſſen und drei derſelben bei den Municipalwahlen, nach Ablegung des geſetzlich vorgeſchriebenen Eides, wirklich mitgeſtimmt. Maire und Präfekt hatten nichts dagegen eingewendet. Erſt der Staatsrath hat die ganze Wahloperation für nichtig erklärt.

∴ Die „Gazette musicale“ enthält eine Biographie Spontini's, von Fétis, in welcher u. A. auch geſagt wird, daß ihm König Friedrich Wilhelm III. ſtets gewogen geweſen ſei, und nur der Einfluß ſeiner Widerſacher ihn verdrängt habe. Spontini iſt am 17. November 1778 in Miolati, einem kleinen Dorfe bei Jeſi, im Kirchenſtaat, nicht in Jeſi ſelbſt, wie man in den meiſten Handbüchern lieſt, geboren. Seine erſte Compoſition iſt aus dem Jahre 1796.

---

*) Neuere Ausgaben dieſes in ſeiner Art klaſſiſchen Werkes erſchienen Lond. 1800, 4 Bde. 12. Lond. 1806, 4 Bde. 8. Ebendaſ. 1810, 3 Bde. 12. Par. 1815, 4 Bde. 12. Die erſte deutſche Ueberſetzung erſchien Leipzig 1774–77, 6 Bde. 8. Franz. Amſt. 1776, 4 Bde. Ebendaſ. 1793, 4 Bde. 12. Ebendaſ. 1812, 6 Bde. 12. Ital. im Auszuge, Livorno 1815. 12. E. M. O.

∴ Das Gerücht, daß Alexander Dumas von ſeinem eigenen Newfoundländer Hunde gebiſſen worden ſei, war natürlich nur ein Püffchen, das man den Zeitungen hingeworfen, um ſie zum 1000ſten Male wieder aufs Glatteis zu führen.

∴ Der Schauſpieler Bocage hat die Direktion des Odéon-Theaters erhalten.

∴ Von Dupins durch die Geiſtlichkeit verdammtem „Manuel du droit ecclésiastique“ ſind die drei erſten Auflagen ganz vergriffen; auch die vierte von 10,000 Exemplaren, kaum ausgegeben, wird bald erſchöpft ſein.

∴ Eine metriſche Ueberſetzung des „Oedipus rex“ von Sophokles iſt, von L. Arma, erſchienen.

∴ Diez's „Dichtkunſt der Troubadours“ iſt vom Baron F. de Roiſin ins Franzöſiſche überſetzt worden.

∴ Neulich verſuchten einige Diebe, nach den Anweiſungen des Herrn Eugène Sue in ſeinem „ewigen Juden“, der bekanntlich mehrere Lokalitäten ſehr genau ſchildert, einen Einbruch, welcher zwar mißglückt iſt, die Eigenthümer aber auf ganz andere Gedanken gebracht hat, als die der Eitelkeit, in dem berühmten Buche berühmt zu werden.

Peſth. Herr von Moscony, Beſitzer mehrerer Zinshäuſer, hat den nothleidenden Armen 5000 Gulden C. M. geſchenkt. (Ein Heil dieſem Manne!)

∴ Der abſcheuliche Regen, der den ganzen Wonnemonat zu Waſſer gemacht, hat endlich aufgehört; die Recenſionen im „Spiegel“ aber regnen ſeit deſſen Beſtehen noch immer dieſelben Floskeln und Phraſen und Worte, wie: verdienſtlich, löblich, wacker, ſanglich u. ſ. w.

∴ Ein hieſiger Käſe- und Salami-Händler hat einen äußerſt werthvollen Fund gemacht. Dem Lyriker Franz Reiſinger ſollen alle ſeine Gedichte abhanden gekommen ſein. (Höchſt traurig!)

∴ Zwei unſerer Zahnärzte ſind in offene Fehde gerathen und katzbalgen ſich ſeit Monaten in allen Blättern herum. Der Eine miethet die Wohnung des Andern, was dieſer für eine ganz eigenthümliche Induſtrie erklärt, während Jener erwidert, er habe ſich hiezu nur aus beſonderer Rückſicht für deſſen Hausherrn bewogen gefühlt. (Gut gepufft, Dulcamara!)

∴ Die Kunſtreitergeſellſchaft der Herren Guzent und Lejars macht auch bei uns brillante Einnahmen; das deutſche Theater dagegen macht weniger gute Geſchäfte. Dem Vernehmen nach ſoll, im Parterre, zur Erholung und Stärkung der ſo ſchwer geplagten Freibillettiſten ein Kuchen und Bier gratis verabfolgendes Buffet, auf Direktionskoſten, aufgeſchlagen werden*).

Petersburg. Döring gaſtirt gegenwärtig in Riga mit ungemeinem Beifall des dortigen Publikums. Zu einem gleichen Cyklus von Gaſtrollen trifft er nächſtens hier ein. Die öffentliche Stimme, die ihm aus Deutſchland hierher folgt, bezeichnet ihn nach L. Devrient als den gewaltigſten und originellſten Charakteriſtiker, als den feinſten und genialſten Mimiker unſerer Zeit, darum iſt Alles hier auf ſeine nahe Erſcheinung geſpannt.

∴ Der jetzt hier gaſtirende Herr Kunſt aus Wien ſcheint nicht mehr den Beifall zu finden, deſſen ſich ſein Spiel hier vor drei Jahren zu erfreuen hatte. Seine Benefiz-Vorſtellung in Schillers „Räubern“, in denen er Karl und Franz Moor zugleich gab, brachte nicht die Wirkung hervor, die man ſich von ſeinem Auftreten verſprach. Faſt alle ſeine Vorſtellungen finden im Publikum eine ziemlich kalte Aufnahme.

Schwerin. Von den Freiwilligen des Lützow'ſchen Freicorps wurde am 16. Juni zu Wöbbelin, bei Schwerin, am Grabe Körners ein Erinnerungsfeſt gefeiert.

Stockholm. Das Gaſtſpiel der Dem. Lind im königlichen Theater macht fortwährend den Glanzpunkt der Vergnügungen unſerer Hauptſtadt aus und bereitet der Alles entzückenden Sängerin und Schauſpielerin täglich neue Triumphe. Als Amme in der „Nachtwandlerin“ hat ſie einen pyramidalen Enthuſiasmus erregt. Selbſt König Oskar befand ſich unter der Zahl ihrer Claqueurs. (Die Sonntagszeiten kehren wieder!)

Stuttgart. In der Ständeverſammlung wird nächſtens das Geſuch der Iſraeliten, um bürgerliche Gleichſtellung mit den Chriſten, zur Berathung kommen.

Weimar. Ein Enkel Goethe's, Dr. jur. Wolfgang Maximilian von Goethe, hat ein Werk herausgegeben, betitelt: „der Menſch und die elementariſche Natur“.

Wien. Die Wirkungen der Schriftſteller-Petition laſſen ſich jetzt ſchon verſpüren. Der Präſident der Polizei- und Cenſurhofſtelle erhielt ein kaiſerliches Handbillet, das ihm aufträgt, ſich innerhalb vier Wochen zu rechtfertigen, warum er zwei Allerhöchſte

---

*) Vielleicht würde ſolch ein Büffet auch bei uns Manche bewegen, die leeren Räume unſeres Stadttheaters auszufüllen. C. M. O.

Handbillets vom Jahre 1841 und 1843, welche ihm die Republikation der Cenſur-Inſtruktion von 1810, unter Aufhebung aller ſpätern von ihm erlaſſenen Dekrete anbefohlen hatte, unbeachtet gelaſſen habe. (Lewalds Europa.)

∴ Freiherr von Zedlitz, der bekannte Canzonenſänger, bezieht aus der Staatskanzlei jährlich 2500 Gulden, wofür er ſervile Journalartikel mit liberalem Anſtrich für die alte Augsburgerin ſchreiben muß. Da der würdige Baron den nachgeſuchten Hofrathstitel nicht erlangen konnte, zog er es vor, titellos ſein Lichtſchnuppenamt zu verwalten.

∴ Eduard Bauernfeld hat ſeine Reiſe nach Paris angetreten; von dort will er nach London gehen. Der Zweck dieſer Reiſe iſt kein anderer, als ſeinen im Aktenſtaub des öſterreichiſchen Beamtenlebens ergrauten Geiſt im Stahlbad einer freiern Zone wieder aufzufriſchen. Dem Gerüchte, daß er der Verfaſſer der bei Brockhaus erſchienenen „Gedichte eines Oeſterreichers" ſei, hat er in den hieſigen Journalen auf das Beſtimmteſte widerſprochen.

∴ Signor Ceſare Cantù, der rühmlich bekannte Geſchichtsſchreiber und Herausgeber der „Encyclopedia storica", befindet ſich unter der Zahl der literariſchen Gäſte, die in den Mauern der lebensluſtigen Vindobona verweilen.

∴ Fräulein Charlotte von Hagn, Deutſchlands erſte Schauſpielerin, hat den Reigen ihrer Gaſtrollen auf dem Burgtheater als Julia in Shakeſpeare's „Julie" geſchloſſen.

∴ Herr Grunert, der Hamburger Gaſt, hat namentlich als Shylock, im „Kaufmann von Venedig", ſehr gefallen.

∴ Fanny Elsler hat im Kärnthnerthor-Theater Coralli's Ballet, „die Tarantel", in Scene geſetzt. Ihr Menuet und Gavotte, im männlichen Coſtume von Ludwig XIV., hat auch hier ungeheuern Fannytismus erregt.

∴ Im Hofburgtheater hat Roderich Benedix' Luſtſpiel „der alte Magiſter" eine ziemlich günſtige Aufnahme gefunden.

∴ Von Kriehubers Meiſterhand iſt ein Portrait der Alles entzückenden Fanny Elsler erſchienen, ein wahres Zauberwerk, das, wie die „Wiener Zeitſchrift" ſagt, die Spuren der Jahre mit der Wünſchelruthe bannt und dennoch ſprechend ähnlich iſt.

∴ Die „Theaterzeitung" ſchreibt: Der gelehrte Hund Mohr, welcher ſich in ganz Deutſchland einen großen Ruhm erworben, iſt hier vor Kurzem an Altersſchwäche geſtorben. Er erreichte ein Alter von 21 Jahren, producirte durch 17 Jahre ſeine Kunſtſtücke und verlebte die letzten zwei Jahre im Ruheſtand. Da er als Sokrates unter den Thieren erſchien, wurde ſein mohrenſchwarzer Balg ausgeſtopft und als Seltenheit im k. k. Naturaliencabinet aufgeſtellt. Der Nachfolger dieſes vierbeinigen Gelehrten iſt Herr Fido, ein Wiener Pudel, deſſen Inhaber, Herr Michael Ferich, ein Meiſter in der Dreſſirkunſt, mit ſeinem Lehrlinge die Sommermonate über in dem vielbeſuchten Badeorte Iſchl zubringt. (Apropos, vor Kurzem befand ſich auch Herr K. Gutzkow in Iſchl.)

∴ An einem Vorſtadthauſe iſt zu leſen: »Hier iſt ein Frauenzimmer (ſoll heißen ein Zimmer für Frauen) mit oder ohne Meubles zu verpachten.«

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Von allen Künſtlern ſcheinen die Maler den Vorzug zu haben, älter als die Dichter und Muſiker zu werden. Vincent erreichte ein Alter von 70 Jahren, Reynolds wurde 70, Laireſſe 71, Lebrün 71, Pouſſin 71, Champagne 72, Terburg 73, Salario 73, Pannini 73, Jouvert 73, Vernet (Joſeph) 74, Reynault 75, Oſtade 75, Leonardo da Vinci 74, Guercino 76, David 77, Schnyder 78, Bakhuyſen 79, Greuze 79, Vernet (Carl) 79, Teniers 80, Couſin 80, Giacomo Bellini 80, Primaticcio 80, Jozepin 80, Lagranée 82, Claude Lorrain 82, Tintoretto 82, Bouze 82, Gentileschi 83, Baroccio 84, Jordanus 84, Mignard 85, Richard 85, Crayer 87, Maratti 88, Coypel 89, Giovanni Bellini 90, Calabreſe 90, Bien 93 und Titian 99 Jahre alt.

— Das chineſiſche Porzellan, das erſt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Portugieſen nach Europa in den Handel kam, galt bis ins achtzehnte Jahrhundert für eine ſo koſtbare Seltenheit, daß der König von Polen, Friedrich Auguſt der Starke, dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., ein Regiment Dragoner für ſeltene Porzellanvaſen überließ.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 143. Leipzig, 25. Juni 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhand-
lungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Thiers.

Biographiſche Skizze.

Ludwig Adolph Thiers wurde in Marſeille am 16. April 1797 geboren nd ſtammt aus einer Familie der arbeitenden Klaſſe ab, wenn gleich ſeine Mutter einer Familie angehört, von der auch die beiden in der Literatur- eſchichte Frankreichs wohlbekannten Chénier abſtammen. Der junge Thiers war iner der 10,000 vom Staate mit Stipendien bedachten jungen Leute, welche Napoleon in die Staatsgymnaſien eintreten ließ und die gewiſſermaßen die rſten Schüler der Univerſität bildeten. Thiers verrieth ſchon früh eine ſo roße Neigung zur Mathematik, daß es keinen Zweifel leidet, daß, wenn ie Ereigniſſe nicht anders über ihn verfügt hätten, er entweder in der Wiſſen- haft oder im Militär eine ſehr bedeutende Stellung erlangt haben würde. Im Jahre 1815 machte Thiers indeß ſeinen Recht-Curſus auf der Univer- tät von Aix.

Sein Auftreten als Advokat in Aix war keineswegés glänzend: er ent- chloß ſich daher, der juriſtiſchen Laufbahn zu entſagen und ſich ganz den iſtoriſchen, politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Studien zu widmen. Bald arauf reiſ'te er, mit vielen und gewichtigen Empfehlungen verſehen, nach Paris ab, wo er im Jahre 1820 ankam und ſich ſogleich zu Manuel begab. Manuel erkannte alsbald in dem jungen Manne das Talent für die öffentliche Schriftſtellerei und machte ihn mit dem kürzlich verſtorbenen Etienne bekannt, er, als einer der Eigenthümer und Hauptredakteur des „Conſtitutionnel“, ihn ogleich für dieſe Zeitung arbeiten ließ. Thiers' Artikel machten Aufſehen, nd ſo gelang es ihm bald, einen ſehr bedeutenden Antheil an der Redaktion es Blattes zu erlangen, das ihm zugleich die genauere Bekanntſchaft mit afitte verſchaffte.

Schon zu dieſer Zeit faßte Thiers den Plan, die Geſchichte der franzö- ſchen Revolution zu ſchreiben, und der erſte Schritt, den er zur Ausführung ieſes Unternehmens that, war der, daß er ſich mit allen den berühmten Leuten Berührung zu ſetzen ſuchte, welche aus jener merkwürdigen Zeit noch am eben waren. Die erſte Auflage der „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ ſchien im Jahre 1823. Thiers hatte ſich dazu mit Fél. Bodin vereinigt, mit dem er gemeinſchaftlich die beiden erſten Bände herausgab, dieſe aber ſpäter gänzlich umarbeitete, ſo daß das Werk gegenwärtig als ſeine alleinige Schöpfung anzuſehen iſt. Die Erſcheinung des Werkes und die Art und Weiſe, wie darin die Anſichten über die Natur und den Fortſchritt der Revolution ausgeſprochen waren, hatte ſehr bald die Menge gleichgeſinnter Männer um Thiers verſammelt, die, namentlich von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zuſtandes überzeugt, ſich mit der Idee beſchäftigten, durch die Preſſe auf die Umgeſtaltung deſſelben hinzuwirken. Mit dieſer Idee beſchäftigt, konnte Thiers der Vorſchlag des Buchhändlers Sautelet, ihm zur Gründung einer neuen Zeitung behilflich zu ſein, nicht anders als willkommen ſein, obgleich er nicht gleich darauf einging und zwar aus folgendem Grunde. Das Martignac'ſche Miniſterium neigte ſich damals ſeinem Ende zu. Der Seeminiſter Hyde von Neuville hatte von dem Könige die Genehmigung zur Ausführung eines großen Planes einer neuen Reiſe um die Welt erhalten, und der Kapitän Laplace war zum Befehlshaber derſelben ernannt worden. Thiers, der ſich ſeit einiger Zeit mit großem Erfolg wieder dem Studium der höheren Mathematik zugewendet hatte, kam auf den Gedanken, an dieſer Expedition Theil zu nehmen, und der Seeminiſter, bei dem er deshalb anfragte, ertheilte ihm die Erlaubniß, ſich als Paſſagier bei derſelben einzuſchiffen. Schon war Alles zur Abreiſe bereit, als das Polignac'ſche Miniſterium an das Ruder kam. Dieſe, dem Geiſt der Nation ſo gänzlich widerſtrebende Maßregel beſtimmte Thiers, in Frankreich zu bleiben und nun an die Spitze der Zeitung zu treten, die auf Armand Carrel's Vorſchlag den Namen des „National“ erhielt.

Die Erſcheinung des „National“, der am 1. Januar 1830 zum erſten Male an das Licht trat, war ein politiſches Ereigniß. Die Kühnheit, die Energie und die glänzende Polemik, womit die neue Zeitung auftrat, verſchaffte ihr in kurzer Zeit eine Menge von Leſern, namentlich unter den jüngeren Leuten. Thiers war Der, welcher den ſpäter ſo oft wiederholten Satz „le roi règne et ne gouverne pas“ aufſtellte, und der Eindruck, den dieſer neue, ſehr geſchickt vertheidigte Ausſpruch machte, war ungemein groß.

An dem Tage, wo die berüchtigten Ordonnanzen erſchienen, befand ſich Thiers auf dem Lande, in St. Leu. Er wurde durch eine Staffette von dem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, eilte nach Paris und hörte hier, daß die Haupt-Redakteure der Oppoſitions-Zeitungen ſich im Büreau des „National“ verſammelt hätten. Thiers begab ſich ſogleich dahin, ergriff das Wort, und auf ſein Anſtiften geſchah es, daß die berühmte Proteſtation redigirt wurde, die am andern Tage, in Tauſenden von Exemplaren, in Paris verbreitet wurde.

Ueber Thiers' Antheil an den Juliustagen hat die gleichzeitige Geſchichte berichtet, hier nur ſo viel, daß Thiers, nachdem am 30. jene Proklamation im „National“ erſchienen war, in einer bei Lafitte gehaltenen Verſammlung dieſen dazu beſtimmte, den jüngern Zweig des franzöſiſchen Königshauſes auf den Thron zu bringen. Als Urheber dieſes Vorſchlags ward Thiers ſelbſt gewählt, den Herzog von Orleans davon in Kenntniß zu ſetzen, was bei der Abweſenheit des Herzogs von Neuilly (wohin Thiers ſich begeben hatte) ſchriftlich geſchehen mußte, worauf am Abend der Herzog Herrn Thiers in Paris zu ſich rufen ließ, um ihm für den Antheil zu danken, den er an ihm genommen. Der Herzog ſah damals Herrn Thiers zum erſten Male.

Bei der Bildung des erſten Miniſteriums der neuen Dynaſtie wurde Thiers zum Staatsrath ernannt und in das Finanz-Comité berufen, in dem er unter dem Baron Louis arbeitete, der ihn ſogleich zu den ſchwierigſten Arbeiten brauchte. Nach der Auflöſung des Cabinets ſoll Louis Philipp ihm das Portefeuille der Finanzen angeboten haben, das dieſer aber ablehnte und unter dem Lafitte'ſchen Miniſterium als Unter-Staats-Sekretär ins Finanz-Departement eintrat. Als bedeutender Redner erſchien Thiers zum erſten Male unter dem Périer'ſchen Cabinet am 10. Auguſt 1831 in der Kammer, und die Grundſätze, die er in einer glänzenden Rede am 22. September gegen Mauguin vertheidigt hatte, entwickelte er in der bekannten Antwort an Chateaubriand, die unter dem Titel „la Monarchie de 1830“ in dieſer Zeit erſchien. — Auf den Rath der Aerzte zog er ſich bald darauf von den öffentlichen Geſchäften zurück, begab ſich nach Italien und wählte vorläufig Rom zu ſeinem Aufenthalt. Kaum hatte er ſich dort häuslich gefühlt, als ein Courier eintraf, der ihm den Tod Périers meldete und ihn zur ſchleunigen Rückkehr nach Paris aufforderte. Als Thiers dort ankam, fand er Alles in der größten Bewegung: die Herzogin von Berry war in der Vendée gelandet, und der Aufruhr dort in hellen Flammen ausgebrochen. Mehrere miniſterielle Combinationen wurden verſucht, die indeß ſämmtlich ſcheiterten, bis endlich (am 11. October 1832) ein Cabinet zu Stande kam, zu deſſen bedeutendſten Mitgliedern die Herren von Broglie, Guizot und Thiers gehörten, von denen der Letztere das Portefeuille des Miniſteriums des Innern erhielt. Die Verhaftung der Herzogin von Berry, die Einnahme von Antwerpen, der Ausbruch und die Dämpfung der Unruhen in Lyon und in Paris, fallen in die Zeit des Miniſteriums des Herrn Thiers, der auch in dem neuen Cabinet (10. November 1834) neben den Herren Mortier, von Rigny, Duchatel, Humann und Duperré wieder ſeine Stelle einnahm.

Kurze Zeit nachher (am 13. December 1834) hielt Thiers, der am 20. Juni 1833 zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie ernannt worden war, ſeine Antrittsrede. Dieſe Rede war zu gleicher Zeit eine Gedächtnißrede für ſeinen Vorgänger (Andrieux) und man bemerkte darin eine Menge geiſtreicher Beobachtungen und Anſichten, unter denen ſich beſonders eine Parallele des politiſchen und wiſſenſchaftlichen Ruhmes auszeichnet, wie zwei dahingegangene Notabilitäten, Caſimir Périer und Cuvier, ihn repräſentirt hatten. Bei dem Attentat auf den König, das von Fieschi ausging (am 28. Juli), befand ſich Thiers, obgleich noch bedeutend unwohl, in der Nähe des Königs, und ſein Pferd wurde durch die Explosion der Maſchine verletzt.

Die Renten-Reduktion, die ſchon ſo oft das franzöſiſche Cabinet in Verlegenheit geſetzt hat, brachte auch den Sturz des Miniſteriums, in welchem ſich Herr Thiers befand, zu Wege. Die bekannte Gouinſche Propoſition, welche von dem Finanzminiſter Humann unterſtützt worden war, wurde Veranlaſſung zu der Zuſammenſetzung eines neuen Cabinets, das aber nur vom Februar bis zum Auguſt 1836 beſtand, und an deſſen Stelle ein neues, unter der Leitung der Herren Molé und Guizot, trat. Das Miniſterium des 1. März 1840, in das Herr Thiers eingetreten war, wird eines der denkwürdigſten bleiben, die es in der neuern franzöſiſchen Geſchichte giebt. In ihm wurde der Plan zur Befeſtigung von Paris auf die Bahn gebracht, der unmittelbar von Herrn Thiers ausging. — Während der ganzen Seſſion von 1843 nahm Herr Thiers wenigen oder gar keinen Antheil an den Verhandlungen der Kammer, um ſich gänzlich mit der Fortſetzung ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu beſchäftigen, von dem kürzlich die erſten fünf Bände unter dem Titel „histoire du consulat et de l'empire“ erſchienen ſind.

Alexandre Dumas.

Die Fruchtbarkeit dieſes Schriftſtellers iſt ſo erſtaunlich, daß man ſtark verſucht wird, den wider ihn erhobenen Beſchuldigungen einigen Glauben beizumeſſen. Im vorigen Jahre hat er nach ſeiner eigenen Ausſage 44 Bände Romane geſchrieben. Das Libell „**Fabrique de romans, maison Alexandre Dumas et Compagnie**“, von einem angeblichen Eugène de Mirecourt, welcher vor Gericht als ſeinen wahren Namen Jacquot angegeben hat und als Verleumder zu einer Geldbuße verurtheilt worden iſt, behauptet, Herr Dumas kaufe Manuſcripte von armen Schelmen für einen geringen Preis und ſetze ſie dann als eigene Werke an Verleger um hohe Preiſe wieder ab. Dieſer Jacquot geſteht ſelbſt, daß er Herrn Dumas zwei Romane im Manuſcript angeboten, dieſer aber ſie nicht angenommen habe. Er führt den Dichter redend ein, wie er ſeine Handlanger in ſeiner Werkſtätte zur Arbeit antreibt: »Eilt, Jungen! Ich habe 15 Aufzüge in Beſtellung für das Théâtre français, 18 für das Odeon, 53 für die Boulevart-Theater. Meine Verleger haben mein Ehrenwort für 36 Bände, welche mir vorausbezahlt worden ſind. Der „Siècle“ kündigt mich mit vollem Orcheſtre an, die „Preſſe“ iſt mir auf den Ferien, das „Journal des Débats“ plagt mich, die „Démocratie pacifique“ und „La Patrie“ drohen, mich zu verrathen. Alle dieſe Leute verlangen die verſprochenen Lieferungen und ballen die Fäuſte, um Manuſcripte von mir zu erzwingen. Macht um Gotteswillen, daß Ihr fertig werdet!« Der Libelliſt geht noch weiter und erzählt, von welchen Schriftſtellern die unter A. Dumas' Namen herausgekommenen Romane herrühren. Auguſte Maquet ſoll der wahre Verfaſſer der Romane „Sylvanire“, „Chevalier d'Hermental“ und der „Trois Mousquetaires“ ſein; Paul Meurice iſt der Verfaſſer des Romans „Amaury“, ein Italiener, Namens Fiorentino, ſoll „Corricolo“, „Speronare“ und „Monte Chriſto“ geſchrieben haben. Letztern Roman hat das „Journal des Débats“ unter A. Dumas' Namen im vorigen Jahre in ſein Feuilleton aufgenommen, aber nur die Hälfte davon bekommen, die andere Hälfte läßt noch immer auf ſich warten. Herr Dumas kann ſie nicht geben, heißt es, weil Fiorentino ſeinen Roman nicht fortſetzen will. Ferner wird der Roman „Georges“ dem Schriftſteller Malleſille, die „Fernande“ dem Hippolyte Augier, und „**la fille du Régent**“ einem Namens Couailhac zugeſchrieben. Nur einer oder zwei von den vielen hier angeführten Schriftſtellern haben in den Zeitungen erklärt, ſie haben nie für A. Dumas geſchrieben; alle anderen haben ſich ſtill verhalten. Die Beſchuldigung ſcheint demnach nicht ganz ungegründet zu ſein. Und in der That iſt es wohl materiell unmöglich, 44 Bände in Einem Jahre zu liefern. Andererſeits jedoch zeigen alle dieſe Romane nach Styl und Charakter entſchiedene Familienähnlichkeit. Vermuthlich kauft Dumas Romane, die nicht übel erfunden, aber mittelmäßig geſchrieben ſind. Er überarbeitet dieſelben und giebt ihnen das letzte Gepräge, das ſeine Romane vor allen andern auszeichnet.

(Morgenblatt.)

Der Kirchhof in Göttingen.

Univerſitäts-Kirchhöfe haben einen beſondern Reiz. Es modert auf denſelben eine ſolche Maſſe von Intelligenz neben gewöhnlicher Beſchränktheit, ſo viel friſche, aus der Mitte des Lebens weggeriſſene Jugend neben dem ſatten Alter, daß ſie mir ſchon wegen dieſer Contraſte werth ſind.

Auch auf dem Kirchhofe zu Göttingen iſt es gar ſchön. Nur Schade, daß daneben eine Kegelbahn raſſelt und aus einer benachbarten Tabagie verwirrte Tanzmuſik herüberſchallt. Ich buchſtabirte gute Namen von den Leichenſteinen ab: Chriſtian Gottlieb Heyne — Friedrich Bouterweck — Amadeus Wendt, der Mann mit dem feinen Ohre für die Harmonie und mit dem feinen Blick für das Schöne — Bernhardt Thibaut, der Mathematiker und Humoriſt — Gottlieb Jakob Plank, Vater der Kirchengeſchichte, der hier an der Seite ſeiner berühmten Frau ſchlummert, und eine Menge anderer alter und neuer Renommées, worunter ich nur Käſtner und Lichtenberg vermißt habe.

Ein Grab jedoch, das ich nach langem Umherirren endlich, dicht am Scheidewege des Kirchhofes, entdeckt habe, wird mir ewig unvergeßlich bleiben; auf dem einfachen Steine ſtehen die Worte:

„Cäcilie Tychſen,
geboren am 8. März 1794, geſtorben am 3. December 1812."

Darunter eine Harfe mit zerriſſenen Saiten.

Wohl konnte ich mir die Harfe deuten, die hier zerbrach; ich kannte ſie, ich hatte ſie geliebt und werde ſie bis zum letzten Hauche meines Lebens lieben.

Unter dieſem Steine ruht die Muſe von Ernſt Schulze.

Unglücklicher Sänger, dem das Leben keine Hoffnung gab, und dem der unerbittliche Tod den größten Schatz des Lebens, die Liebe, nahm!

Unter dem Raſen, den ein ausgeblühter Roſenſtock und kleine rothe Herzblümchen ſchmückten, ruht Deine Cäcilie und doch nicht die Deine. Ihren Leichenſtein hatten ſie mit vier Zeilen von Dir beſchrieben und das war Alles, was Du der ſterbenden Geliebten, der hingeſchiedenen Muſe mitgeben durfteſt. Dich ſelbſt hatte Leben und Tod ſtreng von ihr geſchieden; Du ruhſt von einem kurzen, gehetzten Leben auf dem Kirchhofe zu Zelle*) aus, weit, weit von Der, die Deine Lieder, mehr als Dich ſelber, unſterblich gemacht haben.

Das Grab eines Dichters iſt heilig! Aber drei Mal heiliger iſt das, worin die Liebe eines Dichters, ſeine Seele, der Geiſt ſeiner Lieder, ſchläft.

Und darum mußte ich vor meinem Scheiden dieſen fremden und dennoch befreundeten Namen herzlich küſſen und der Schlafenden eine Thräne der Erinnerung weihen.

Schlaf' wohl, Cäcilie! Schlaf' wohl, Sänger der „bezauberten Roſe"!

---

*) Ernſt Schulze (geb. am 22. März 1789 zu Zelle) ſtarb am 26 Juni 1817. Seine „bezauberte Roſe", die Apotheoſe ſeiner „Cäcilie", gewann den von der Brockhaus'ſchen „Urania" ausgeſetzten Preis. Sein Gedicht hat bis jetzt ſechs Auflagen erlebt. Auch exiſtirt davon eine engliſche Ueberſetzung unter dem Titel „The enchanted Rose" (mit einer kurzen Lebensſkizze des Dichters), von William Waddilove, Hamb. 1835, 8. Schulze's nicht minder beliebtes Gedicht „Cäcilia" erſchien 1822 (Leipzig, Brockhaus).

C. M. D.

Karl Gutzkow

vor den Aſſiſen des Rechts und der Vernunft.

Zum Verſtändniß des Folgenden diene die Erklärung, daß der Unterzeichnete bisher nie die Feder wider Herrn Gutzkow ergriffen hat, und daß er nicht Freund ſeiner Perſon, wohl aber Feind ſeiner Geſinnungsloſigkeit iſt.

Der Unterzeichnete glaubt hiermit den Verfaſſer der „Briefe eines Narren an eine Närrin‘ öffentlich zur Rede ſtellen zu müſſen in einer Angelegenheit, die dem Charakter des Herrn Gutzkow wenig Ehre macht. Herr Gutzkow hat im Jahre 1835, als ihm Georg Büchner in jugendlicher Befangenheit das erſte größere Produkt ſeiner Muſe zur Beurtheilung und Veröffentlichung anvertraute, „Dantons Tod“, jene trefflichen Skizzen eines allzufrüh geſtorbenen Talents, dem deutſchen Publikum übergeben, — übergeben in einer Geſtalt, wie es der eifrigſte Cenſor nicht beſſer konnte. Der Herausgeber erlaubte ſich, dieſes ſchöne Gedicht ſeiner beſten Stellen zu berauben und wie ein roher Henker dem edlen Märtyrer mit der „Zange der Nothwendigkeit“ die blutenden Glieder vom Leibe zu reißen. Mögen nun die Verhandlungen zwiſchen Verfaſſer und Herausgeber geweſen ſein, welche ſie wollen, es iſt unverantwortlich, daß dem Werke die zerriſſenen Stellen noch nicht wieder eingefügt ſind und das Ganze ſo in neuer Geſtalt der Welt zurückerſtattet worden iſt. Warum will uns Herr Gutzkow Dieſes und den Nachlaß des wackern Freiheitsvertheidigers, den er ſeit acht Jahren ſchon verwahrt, vorenthalten? Fürchtet er das Stirnrunzeln eines Areopags oder haßt er die Freiheit der Zukunft, die in nahem Wetterleuchten über den Horizont heraufzieht?

Wir kennen Herrn Gutzkow. Er würde keine Silbe wagen, die ihm das Beſtehende, das er mit Wohlbehagen genießt, verleiden könnte, keine Hand rühren, um ſich aus ſeiner Behaglichkeit herauszuwinden. Er möchte es mit Keinem verderben: er ſteht in der Mitte, bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts tretend, und kokettirt eben ſo zweideutig mit der Freiheit als mit dem Obſcurantismus. Sagt er doch ſelbſt in dem Programme zur Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften: »Fort ließ ich Alles, was von meinen Schriften da oder dort alte Verfolgungen wieder hervorrufen könnte; Verfolgungen, die, unſerer Nation zur Ehre, jetzt nicht mehr (!!! nicht mehr???) im Brauch ſind und ſogar im Scheine von den Regierungen vermieden werden.«

So gebe er denn Büchners Nachlaß heraus: ſeine Landsleute haben ein Recht darauf, denn ohne dieſe Rückgabe wäre ein literariſches Talent gemeuchelmordet. Wir wollen Georg Büchner, deſſen Andenken durch Herweghs edlen Geſang wieder aufgefriſcht worden iſt, *ganz* kennen lernen, wir wollen wiſſen, was er uns geweſen iſt, was wir an ihm verloren haben.

E. Weller.

Lichtſchnuppe.

Es iſt recht gut, zuweilen an das Himmelreich zu denken; der Deutſche aber hat ſich ſtets ſo viel damit zu ſchaffen gemacht und über den rechten Schlüſſel dazu ſo viel hin und her geſtritten, daß das deutſche Reich darüber zu Grunde gegangen iſt.

(A. von Blumenröder.)

Literariſche Katzenmuſik.

In Nummer 24 des „Deutſchen Couriers“ findet ſich folgendes „Felleiſen“ an

E. M. Oettinger.

Sie haben mir einſt geſagt, wie ſehr Sie es an mir ſchätzten, daß ich meine kritiſchen Anſichten ſtets unumwunden, frei von Furcht vor Höhergeſtellten und frei von Rückſichten der Freundſchaft oder Feindſchaft, ausſpreche. Wenn dies wirklich eine ſchätzenswerthe Eigenſchaft iſt (und ich glaube dies faſt ſelbſt): ſo will und muß ich Ihnen jetzt einen Beweis geben, daß ich Ihrer Werthſchätzung würdig bin, indem ich Ihnen, der mir ſtets nur freundſchaftliches Entgegenkommen bewieſen hat, öffentlich meine Meinung ſage über die gehäſſige, leichtſinnige und unwürdige Art und Weiſe, in der Sie den Gegenſtänden Ihrer — ich will blos ſagen — literariſchen Antipathien entgegen treten. Speciell rede ich jetzt von Ihrem Verfahren gegen H. Laube, und zwar deshalb von dieſem allein, weil es — ſo zu ſagen — der Typus Ihrer ganzen Angriffsweiſe iſt, weil ferner Laube aus mir unbekannten Gründen die Lieblingsſcheibe für Ihre Federgeſchoſſe iſt, und endlich, weil Sie ganz gewiß wiſſen, daß Laube nicht mein Freund iſt, ſondern im Gegentheile ſich ſtets das Anſehn zu geben ſucht, als könne er von den Höhen der Eleganten-Zeitungs-Aeſthetik auf meine gemeine populäre Locomotiven-Publiciſtik mit vornehmthueriſchem Achſelzucken herab blicken. — Sie können alſo daraus erſehen, daß ich nicht parteiiſch bin, indem ich für Laube gegen Sie Partei ergreife.

Ich will mich hier nicht auslaſſen über den geiſtigen Werth Ihrer Angriffe, obgleich ich offen bekennen muß, ſeit langer Zeit nur Fadheiten darin gefunden zu haben; — ich will hier nicht reden von der Ermüdung, ſelbſt dem Ekel, den Ihre nie endenden Witzeleien über eine und dieſelbe Perſon bei dem Leſer nicht gegen dieſe, ſondern gegen Sie ſelbſt erzeugen; — ich will hier nicht einmal die Perfidie Ihrer Angriffe geltend machen, indem ich der Wahrheit gemäß behaupte, daß Sie keine der von Ihnen beſpöttelten Laube'ſchen Schriften geleſen haben; ich will Sie hier einzig und allein auf den Ehrenpunkt in Ihrer jetzigen Polemik gegen Laube hinweiſen, um Sie zu veranlaſſen, dieſelbe ſofort einzuſtellen und ſo ſich ſelbſt und den Stand der Schriftſteller vor dem Vorwurfe der Wortbrüchigkeit zu retten. — Denn als Laube von der Redaktion der „Ztg. f. d. eleg. Welt“ zurücktrat, erklärten Sie in Ihrem „Charivari“ — gewiß zum größten Vergnügen aller Ihrer Leſer! — mit vielem Pathos: »Herr Laube iſt jetzt ohne Waffe; darum hört unſere Polemik gegen ihn von dieſer Stunde an auf!« — Sie werden wohl hoffentlich nicht der Meinung ſein, daß dies öffentlich und ſchriftlich gegebene Verſprechen unverbindlich für Sie iſt, weil Sie es freiwillig gegeben haben; denn dieſe Meinung, die freilich in gewiſſen deutſchen Kreiſen Wurzel geſchlagen zu haben ſcheint, würde alle Verſprechen in Nichts auflöſen, da die unfreiwilligen, die erzwungenen, ja ohnehin ſchon unverbindlich ſind. — Ihr Verſprechen iſt alſo bindend; nicht blos Laube, ſondern noch weit mehr das Publikum hat ein Intereſſe dabei, daß Sie es halten; und darum werden Sie es entweder halten oder ſich der Gefahr ausſetzen müſſen, von der öffentlichen Meinung als wortbrüchig gebrandmarkt zu werden. — Ich bin überzeugt, Sie wählen das Erſtere und danken es mir, daß ich das, was Sie ſchrieben, beſſer im Gedächtniß behalten habe, als Sie ſelbſt.

Held.

Freundſchaftliches Sendſchreiben

an

Herrn A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. L. M. N. O. P. Q. R. S. T. U. V. W. X. Y. Z. Held.

Vor allen Dingen, hochverehrter Herr, bin ich Ihnen Rechenſchaft ſchuldig, warum ich Ihrem weltberühmten Familiennamen ein ganzes Alphabet von Buchſtaben voranſchicke. Es wird Ihrem treuen Gedächtniſſe nicht entfallen ſein, daß ich Sie ſehr oft bei allen Heiligen des alten und neuen Kalenders gebeten und beſchworen hatte, mich ins geheimnißvolle Dunkel Ihres werthen Namens einzuweihen; auch werden Sie ſich wohl erinnern, daß Sie, trotz meiner wiederholten Bitten, ſo grauſam geweſen ſind, mich und die Weltgeſchichte in Zweifel zu laſſen, ob Sie Peter oder Paul, Anacharſis oder Gracchus, Hinz oder Kunz heißen. Um Ihrer Unſterblichkeit alſo keinen falſchen Vornamen anzudichten, habe ich mich genöthigt geſehen, das ganze Alphabet hinzuſetzen, überzeugt, daß einer dieſer fünfundzwanzig Herren Buchſtaben die Ehre haben wird, der richtige zu ſein. Große weltgeſchichtliche Männer, wie z. B. Sophokles, Demoſthenes und Sie, können ſich freilich ohne Vornamen behelfen; Unſereiner aber braucht, um ſchnöder Verwechslung aus dem Wege zu gehen, die Anfangsbuchſtaben — erlauben Sie, daß ich mich eines Ihrer populären Ausdrücke bediene — ſo nöthig, wie das liebe Brot und ſeinen Heimathſchein.

Sie haben, mein hochverehrter Herr N. N. Held, mir die unſchätzbare Ehre erwieſen, mich in den Kreis Ihrer äußerſt chevaleresken Polemik zu ziehen und mir — geſtatten Sie, daß ich mich wiederum eines Ihrer populären Ausdrücke bediene — den Pelz gewaſchen, weil ich das große Verbrechen begangen habe, Herrn Heinrich Laube zur ſtereotypen „Lieblingsſcheibe meines Federgeſchoſſes" zu machen. In Ihrem echt dramatiſchen Style — man ſieht, daß Sie Schauſpieler geweſen ſind — werfen Sie mit „Ekel", „Perfidie", „Wortbrüchigkeit", „Brandmarkung" und einigen anderen, ausgeſucht feinen Galanterien um ſich, die — beſſer als alles Andere — den unverkennbar hohen Grad Ihrer literariſchen Bildung verrathen. In der kindlich frommen Ueberzeugung, daß Sie, mein hochverehrter Herr, in der Kunſt, grob zu ſein, mir 47 vorgeben und dennoch Ihres Sieges gewiß ſein dürfen, will ich mich befleißigen, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen und Ihnen mit aller mir zu Gebote ſtehenden Artigkeit beweiſen, daß Sie, großer unſterblicher Mann, — erlauben Sie, daß ich mich abermals eines Ihrer populären Ausdrücke bediene — ein großes Unrecht begehen, über die Splitter eines Andern Ihre eigenen Balken zu überſehen. Legen Sie die Hand auf das Herz und fragen Sie ſich, hochverehrter Herr, ob Ihr „Courier" nicht mancher ſeiner — ich will blos ſagen — unpolitiſchen Antipathien mit größerer Härte und beharrlicherer Ausdauer entgegengetreten iſt, als mein „Charivari" Herrn Laube und ſeiner ganzen Coterie? — Wie oft haben Sie — ich will nur dies Eine Beiſpiel anführen — die „ſächſiſchen Vaterlandsblätter", dieſe begeiſterten Apoſtel des neuen Reformators Ronge, zum Stichblatt Ihrer Verfolgung gemacht? Es könnte mir nicht ſchwer fallen, Ihnen, hochverehrter Herr, mit Hilfe von Meinhards „Deutſchem Schimpfwörterbuch", das Sie viel gründlicher als manches Andere ſtudirt zu haben ſcheinen, noch weit feinere Schmeicheleien an den Hals zu werfen, wohin aber würde das führen? Ich will alſo Ihre „Fadheiten", Ihre „Perfidie", Ihre „Wortbrüchigkeit" mit dem Hoyer'ſchen Paletot der chriſtlichen Liebe zudecken und Ihnen, ruhig und gelaſſen, Rede ſtehen.

Damals, als ich in meinem „Charivari“ die freiwillige Erklärung gab, den kleinen Guerillaskrieg gegen den blaſirten Eigendünkel Ihres Freundes einzuſtellen, weil ich ihn nach Niederlegung der Redaktion der „Eleganten“ ohne Waffen glaubte, damals wußte ich nicht, was ich jetzt weiß: daß Herr Laube, Mitarbeiter am „Leipziger Tageblatt“, an den „Grenzboten“ und andern Journalen, vollkommen freien Spielraum habe, mich — Sie ſehen, wie beſcheiden ich bin — mit Einem Federzuge zu vernichten. Trotzdem würde ich meine Polemik gegen ihn eingeſtellt haben, hätte nicht die Aufführung ſeines in Berlin mit wahrhaft bedauernswerthem Eclat durchgefallenen „Rococo“, die Darſtellung ſeines „Struenſee“ und das Erſcheinen ſeines gedruckten „Monaldeschi“ mir und meinen Mitarbeitern Waffen in die Hand gegeben, von denen wir, im Intereſſe der von ſeiner Clique ſchaamlos entſtellten Wahrheit, Gebrauch machen mußten. Auch geſtehe ich Ihnen, hochverehrter Herr, daß viele Ausfälle auf Herrn Laube nicht immer von mir, ſondern häufiger von dieſem oder jenem meiner Mitarbeiter ausgegangen ſind, und daß ich ganze Stöße von Angriffen, die mir gegen ihn und deſſen Camaraderie von unbekannter und bekannter Hand eingeſchickt worden ſind, zurückgelegt habe. Mit tauſend Freuden hätte ich dieſe unfruchtbare Polemik, die Ihren weltvernichtenden Zorn wachgerufen hat, allmälig mehr und mehr fallen laſſen; jetzt aber, hochverehrter Herr, ſehe ich mich ganz wider meinen Willen genöthigt, meine alte Angriffsweiſe mit neuem Eifer fortzuſetzen, damit Niemand auf die — freilich ſehr alberne — Vermuthung gerathe, daß die Bannbulle, die Sie von der ſchwindelnden Höhe Ihrer Courierſtiefel auf mein ſchuldbeladenes Haupt herabgeſchleudert, mich im Geringſten eingeſchüchtert habe. Trotz der großen Meinung, die Sie von ſich und Ihrer himmelſtürmenden Feder hegen, traue ich Ihnen doch ſo viel Selbſterkenntniß zu, einzuſehen, daß mein Talent, wie ſchwach und unbedeutend es auch immerhin ſein mag, dem Ihrigen gegenüber nicht zu zittern braucht. »Auch'io sono pittore;« ſagte ein gewiſſer Correggio.

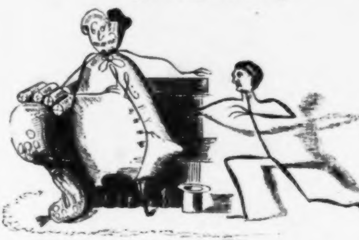
Doch, damit Sie ſehen, hochverehrter Herr, wie gern ich bereit bin, Ihrem Wunſche nachzukommen, will ich mein Kleingewehrfeuer gegen die „ſturmfeſte Mitte unſerer deutſchen Literatur“ augenblicklich einſtellen, wenn Sie ſich herablaſſen wollen, mir in der nächſten Nummer Ihres „Couriers“ das geheimnißvolle Bild Ihres unſterblichen Vornamens zu entſchleiern. Bedenken Sie, großer Mann, daß Sie durch die Enthüllung dieſes Myſteriums nicht blos mir, ſondern allen Ihren Zeitgenoſſen und der ganzen Weltgeſchichte einen Dienſt erweiſen, den Niemand mit wärmerem Danke anerkennen wird, als Herr Laube und

Ihr „perfider“ Bewunderer
E. M. Oettinger.

Nachſchrift. Wenn Ihre „Illuſtrirte Weltgeſchichte“ bis zur neueſten Zeit vorgeſchritten iſt und Ihnen noch ein winzig kleines Plätzchen zu einer Anmerkung übrig bleibt, ſo vergeſſen Sie doch ja nicht das wichtige Moment, „daß am 13. Januar 1845, nach Chriſti Geburt, Laube's „Rococo“ nicht an Berlin, ſondern, wie die „Grenzboten“ aus höchſt authentiſcher Quelle berichtet haben, Berlin an Laube's „Rococo“ geſcheitert iſt“. Gutta cavat lapidem.

Noch ein Poſtſcript. Werden Sie, da ich Ihren Angriff wörtlich in mein Blatt aufgenommen, auch den Muth haben, meine Antwort Ihrem „Courier“ einzuverleiben???

Heirathsantrag.



O Du Weſen ſonder Gleichen,
Sei nicht länger eigenſinnig!
Laß, o laß Dein Herz erweichen:
Denn ich lieb' Dich heiß und innig.
Heiß und innig lieb' ich Dich
Und Deine — 60,000 Gulden.

Deine Wangen — pockennarbig;
Deine Lippen — himmelbläulich;
Deine Stirne — butterfarbig;
Deine Aeugelein — aſchgräulich
Haben mir das Herz entzückt —
Und Deine 60,000 Gulden.

Wenn Dein Wuchs auch etwas krumm iſt —
Ach, ich nehm' das ſo genau nicht;
Wenn Dein Geiſt auch etwas dumm iſt —
Doch veracht' ich Dich als Frau nicht.
Dumm und krumm wird klug und grad
Durch Deine 60,000 Gulden.

Darum und von deſſentwegen
Will ich mich ins Eh'joch ſpannen,
Mir zu Nutz und Dir zum Segen.
Und ruft Dich der Tod von dannen:
Ach, ſo denk' ich ewig Dein
Und Deiner 60,000 Gulden.

Hoyers Bulletins.

Der „General-Anzeiger" enthält folgende Anzeige: Samuel Chriſtian Hoyer reiſt nicht nach Berlin. Da ich in Folge neuerer Ereigniſſe Bedenken trage, meine beabſichtigte Geſchäftsreiſe nach Berlin auszuführen, ſo bitte ich meine geehrten Kunden dieſer Reſidenz, Ihre Aufträge für dieſe Saiſon geneigteſt ſchriftlich an mich einzuſenden. — Mit aufrichtigem Bedauern empfiehlt ſich

Leipzig, den 5. Juni 1845. S. C. Hoyer.

P. S. In Betreff der perſönlichen Beſuche erlaube ich mir zu bemerken, daß ich täglich von 8—12 Uhr Morgens, in dringenden Fällen auch ſchon vor 8 Uhr zu ſprechen bin. D. O.

In der neueſten Nummer deſſelben Journals erklärt Herr Hoyer wie folgt:

Zucker für meinen Affen.

Ein großer Unbekannter hat ſich erfrecht, meinen Namen zu mißbrauchen und in den „General-Anzeiger" eine Anzeige ſetzen zu laſſen, die ich nicht verfaßt habe, o imitatorum stultum pecus! Hätte der geehrte Anonymus wenigſtens die Ehrlichkeit gehabt, das unter der Etiquette: imitation de Hoyer zu thun, ſo hätte man gegen dieſe falſchen Diamanten eben nichts einzuwenden gehabt. Uebrigens bin ich es meinem Geſchäft ſchuldig, weder Kammerpräſident noch Abgeordneter zu ſein, da ſonſt nachbarſtaatliche Verhältniſſe am Ende die Einfuhr meiner vielleicht zu conſtitutionellen Röcke hindern und mir an Ruhm, wie an Geld, Schaden geſchehen könnte.

S. C. Hoyer.

Zapfenstreich.

Antwerpen. Herr Henri Conſcience, Belgiens beſter Proſaiſt, hat den Leopolds-Orden erhalten.

Athen. Unter den hieſigen Deputirten iſt Holzcomment eingeführt worden. Die Herren Grivas, Stratos und mehrere Andere haben ſich in einem öffentlichen Kaffeehauſe und auf der Straße tüchtig durchgeprügelt, und ſich die Ohren und einige andere derartige Gliedmaßen einander abgeriſſen, kurz, ſich als würdige Repräſentanten des Volks der Hellenen in jeder Beziehung bewährt. (Nur nobel!)

Berlin. Der Druck der Werke Friedrichs des Großen iſt bis zur Beendigung der erſten oder hiſtoriſchen Section der ganzen auf dreißig Bände berechneten Ausgabe gediehen. Das Werk wird übrigens nicht bändeweiſe, ſondern ſectionsweiſe ausgegeben werden. Die zweite Section wird die philoſophiſchen Schriften in drei Bänden, die dritte die poetiſchen in ſechs Bänden, die vierte die Briefe in zwölf Bänden und die fünfte Section die militäriſchen Arbeiten in zwei Bänden umfaſſen. Von den berühmten Inſtruktionen für die Generäle waren bisher nur wenige zum Druck gelangt, die gedachten Bände aber werden ſie vollſtändig, nämlich einige zwanzig bis dreißig geben. (Von den jetzigen Königen ſchriftſtellern, ſo viel uns bekannt iſt, nur der König der Franzoſen, der König von Schweden und der König von Baiern (!), keiner von dieſen wird es aber wohl je bis auf dreißig Bände bringen. Auch manches Andere werden ſie dem alten Fritz wohl nicht nachthun.)

∴ Die „Dorfzeitung" ſchreibt: Die Direktion der Berlin-Anhalter Eiſenbahn-Geſellſchaft hat dem Paſtor Uhlich, welcher das ehrenwerthe Haupt der proteſtantiſchen Freunde iſt, den Eiſenbahnorden erſter Klaſſe, d. h. eine Freikarte zu freier Benutzung zugeſendet. Profeſſor Hengſtenberg bekommt die vierte Klaſſe mit der Schleife.

∴ Der engliſche Geſandte, Graf Weſtmoreland, der ſich bei allen muſikaliſchen Unterhaltungen betheiligt, hat auch bei der italieniſchen Oper des Königſtädter Theaters, auf eine Proſceniumsloge für vierzehn Perſonen, von denen aber nur vier etwas ſehen können, abonnirt. Dieſe Loge hat eine Thür nach der Bühne. Der Lord benutzte dieſe Loge, um manchmal mit einem bekannten Sänger hinter den Couliſſen zu plaudern. Das muß den Ritter Cerf verdroſſen haben und er hub einmal alſo an zu ſprechen: »Excellenz, das geht nicht, ſonſt könnte man Sie am Ende für den Theaterdirektor und mich für den engliſchen Geſandten halten.« (Signale.)

∴ Im letzten Hefte der „Grenzboten" befindet ſich eine Schilderung unſerer letzten Corſo-Fahrt, worin eine gewiſſe Ida, eine der Prieſterinnen der profanirten Danaë, eine Hauptrolle ſpielt. Dieſer Artikel hat hier große Indignation erregt, weil Niemand begreifen kann, wie ein ſonſt ſo anſtändiges Journal ſeine Spalten zur Charakteriſtik einer ſo berüchtigten Phryne hergeben kann. (Auch wir haben dies nicht begriffen.)

∴ Der Herausgeber des allmälig einſchlafenden „Janus" in Berlin, welcher Alles anklafft, was nach Vorwärts ſchmeckt, der jeden Rückſchritt anempfiehlt, der gleich Dr. Karl Witte die Trier'ſche Rock-Anbetung vertheidigt, hat im letzten Hefte auch den Dr. Dorow angeknurrt über die ſchlechte Tendenz des Buchs „Erlebtes". Wir theilen dieſe Nachricht mit, dafür haltend, daß dem Buche des Herrn Dorow kein beſſeres Lob geſpendet werden kann; möge demſelben nun noch gleiche Ehre durch die Hengſtenberg'ſche „Kirchenzeitung" widerfahren!

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" enthält folgende beſcheidene Anfrage: „Weshalb hat am 7. Juni die Landwehr nicht auch die Schloßwache bezogen???"

∴ Die 29 Vorſtellungen des „Weltumſeglers wider Willen" haben der Königſtädter Bühne über 14,000 Thaler eingebracht. Nach beendigtem Gaſtſpiel des Dresdener Komikers Räder hat Herr Grobecker die Rolle des Purzel übernommen; auch er gefällt.

∴ Herr Rott iſt, von ſeiner Urlaubsreiſe zurückgekehrt, in „Wallenſteins Tod" aufgetreten und vom Publikum freudig empfangen und gerufen worden.

∴ Der „Geſellſchafter" theilt einen Verlagsbericht zu Silenopel mit. In der Liſte ihrer neuen Artikel findet man „Das Buch gehört den Claqueurs! Theorie und Praxis der Bühnenlohnklatſchkunſt; nebſt einem Anhange, enthaltend zwölf bewährte Recepte zu hautſtärkenden Wäſſern; gewidmet den Manen Auguſte Levaſſeurs, weiland Oberbühnenlohnklatſchers der Pariſer Oper."

∴ Der bekannte Weinwirth Louis Drucker hat einen nicht unbedeutenden Preis für Denjenigen ausgeſetzt, der in einer gewiſſen, näher zu beſtimmenden Zeit die meiſten Beefſteaks vertilgt. (Dr. B. von Leipzig ſoll bereits nach Berlin abgereiſt ſein.)

∴ Ein hieſiger Trödler empfiehlt ſich auf ſeiner Adreßkarte zum Ankauf alter

Kleidungsſtücke in — lateiniſcher und ein hieſiger Flickenaufputzer in griechiſcher Sprache.

Bonn. A. W. v. Schlegel hat in ſeinem Teſtamente der „Königin des deutſchen Luſtſpiels", dem Fräulein Charlotte von Hagn, ſeine Tuchnadel, einen Solitär von ſehr bedeutendem Werthe, vermacht.

∴ A. v. Schlegel hat die Sorge für die von ihm hinterlaſſenen Handſchriften dem Profeſſor Welker übertragen; ſeine Marmorbüſte und eine ſchöne Ausgabe der Pſalmen hat er der hieſigen Bibliothek und ſein ſilbernes Schreibzeug, ein Geſchenk der Frau von Staël, dem König von Preußen vermacht.

Braunſchweig. Zum hieſigen Schloßbau ſind bis jetzt 1 Mill. 175,000 Thlr. verwendet worden. Der Herzog hat für die dazu aufgenommenen Kapitalien jährlich 22,458 Thaler Zinſen zu zahlen, die aber von dem Tage der ebenbürtigen Vermählung des Herzogs von der Landeskaſſe übernommen werden.

Breslau. „Loreley" heißt eine neue Oper, die von Herrn Heinze, dem Componiſten, hier zur Aufführung vorbereitet wird.

∴ Die „Breslauer Zeitung" erzählt, Friedrich der Große habe beſtimmt, daß an dem Jahrestage der Schlacht bei Hohenfriedberg nach 100 Jahren ein Nachkomme des Siegers, des Feldmarſchalls Grafen von Geßler, ſich vom Könige von Preußen eine Gnade erbitten dürfe. (Iſt kein Geßler unter uns, der im Namen des ganzen Volkes um etwas mehr Preßfreiheit bittet?)

Bromberg. Profeſſor Rötſcher will ſeine hieſige Gymnaſiallehrer-Stellung aufgeben und nach Berlin überſiedeln, um für die Spener'ſche Zeitung die Theaterkritik zu übernehmen; jedenfalls kann dies als ein erfreuliches Ereigniß betrachtet werden, denn die Berliner Theaterkritik iſt ein wahrer Sumpf der trivialſten Unwiſſenheit und des erbärmlichſten perſönlichen Intereſſe geworden; in der Voſſiſchen Zeitung figurirt noch immer, obgleich die Kritik ihn ſeit langer Zeit in ſeiner ganzen Nacktheit gezeigt hat, Herr Ludwig Rellſtab als der Großmogul derſelben. Durch Herrn Rötſcher kann das thönerne Götzengeſtell des Herrn Rellſtab allerdings einen empfindlichen Schlag erhalten, wenn Herr Rötſcher es nur verſtehen wird, populär zu werden und ſich vom althegelſchen Formalismus loszumachen.

Brünn. Auch hier iſt ein geigenſpielendes Wunderkind aufgetaucht: es iſt ein ſechsjähriges Mädchen, das Neruda heißt und auf der Violine Milanollo-Aehnliches leiſtet.

Brüſſel. Vor Kurzem zogen große Volkshaufen mit dem Geſang „Ça ira, ça ira, les Jésuites à la lanterne, ça ira, à la lanterne on les pendera" durch unſere Straßen. An den Thüren des Bürgermeiſters und mehrerer Notabilitäten fand man Morgens Guillotinen und Galgen gezeichnet. Den Geiſtlichen wurde mehrmals zugerufen, ſich nicht mehr auf der Straße zu zeigen, was dieſelben auch wirklich vermeiden. An den Straßenecken ſieht man einen gewaltigen Anſchlag, die Ankündigung eines Buches, „Der ewige Jude in einem Narrenhauſe", mit einer Karikatur, erſchienen in der Druckerei der Jeſuiten (bei Greuſe u. Comp.).

∴ Das Miniſterium hat allen Buchdruckern angezeigt, daß ſie ſich wegen Aufhebung des Nachdrucks kein graues Haar ſollen wachſen laſſen, da dieſe edle Induſtrie noch wie vor tolerirt werden ſoll.

∴ Die hieſigen Tabagiewirthe haben erklärt, daß ſie künftig keine miniſterielle Zeitung halten wollen.

Chriſtiania. Der norwegiſche Dichter Wergeland hat vom König Oskar die goldene Verdienſt-Medaille erhalten.

Cöln. Herr Dümont widerlegt in der „Cölniſchen Zeitung" das von einigen Blättern erwähnte Gerücht, als beabſichtige er die Richtung ſeiner Zeitung zu verändern, beſtätigt aber den Abgang des (proteſtantiſchen) Mitredakteurs Dr. Carl Andrée. Letzterer wird, dem Vernehmen nach, nach Bremen ziehen, um die Redaktion der „Weſer-Zeitung" zu übernehmen.

∴ Der bekannte Wunderdoktor, Schäfer Mohr aus Niederempt, hat ſich vom Ertrage ſeiner Kuren einen ſchönen Landſitz bei Herrgarten, unweit Düren, für 21,000 Thaler erkauft. („Dulcamara weiß zu leben, Dulcamara iſt nicht dumm!")

Düſſeldorf. Von der „Mannheimer Abendzeitung" ſind die Nummern, in denen Itzſteins Ausweiſung näher beleuchtet iſt, durch das hieſige Oberpoſtamt nicht ausgegeben worden. (Heil Dir im u. ſ. w.)

Grätz. Der bekannte Gegenſchriftſteller G. W. Schlißler hat von der Herzogin von Parma die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten.

Halle. Herr Heinrich Leo, der würdige Genoſſe Hengſtenbergs, ſagte kürzlich in einer Vorleſung: »Man hat mir Vorwürfe gemacht, daß ich mich allen Zeitbeſtrebungen fern halte. Ich kann, ich darf mich dieſen nicht anſchließen. Meine Richtung iſt nicht vorwärts, nicht rückwärts, ſie geht aufwärts!! (Abwärts ſcheint uns in jeder Beziehung weit richtiger.)

Hamburg. Auf dem alten Stadttheater hat Dem. Bauer von Dresden und auf dem jungen, regſamen Thalia-Theater der Komiker Peters von Schwerin mit großem Beifall gaſtirt.

Kiſſingen. Seit dem 1. Juni iſt hier wieder das Spiel im Gange. Die letzte Kurliſte ſchließt mit der Perſonenzahl 455.

Kopenhagen. Sicherm Vernehmen nach wird der Leipziger Ober-Regiſſeur Marr während des nächſten Monats auf der königlichen Bühne im Ballet gaſtiren. Er wird zum erſten Male in einem von unſerm Bournonville neu arrangirten Divertiſſement, „Amor und Pſyche", tanzen. Natürlich ſind die Erwartungen hier ſehr geſpannt.

Leipzig. Der Ober-Regiſſeur Marr von unſerer Bühne ſoll ſoeben eine gelehrte Abhandlung vollendet und an ſämmtliche deutſche Bühnen verſandt haben, die den Titel führt: „Ueber die Nothwendigkeit der Einführung des Prügelſyſtems bei der Bühnenleitung. Aus Beiſpielen nachgewieſen und mit Anmerkungen der Madame Birch-Pfeiffer verſehen." Mit Recht darf man erwarten, daß, durch dieſe vortreffliche Schrift hervorgerufen, eine neue Aera der deutſchen Bühnenzuſtände erſtehen wird.

∴ Der hieſige Literat Ludwig Eichler iſt, ſicherm Vernehmen nach, zum Finanzminiſter des Fürſten von Monaco, Herr Robert Heller, deſſen „Roſen" ausgeblüht haben, zum fürſtlich Schönburg-Waldenburgiſchen Dramaturgen und Ober-Intendant der Bühne zu Waldenburg ernannt worden. Herr Laube iſt noch nicht Hofrath geworden, dagegen ſoll Herr Johann Sporſchil Hoffnung haben, Obermundſchenk bei Biſchof Arnoldi zu werden. Uebrigens liegt Leipzig noch immer an der Pleiße, Berlin an der Spree und Buxtehude an der Elbe. Die baieriſchen Nationalfarben ſind noch blau und weiß, und die Königin Victoria iſt gewöhnlich in intereſſanten Umſtänden, die Tſcherkeſſen ſind noch nicht unterjocht, Abd-el-Kader noch nicht gefangen und Gott noch immer groß.

∴ Herr Procopius Hartmann, der Dichter von „Kelch und Schwert", iſt nach dem Rhein abgegangen. Er reiſt mit untergelegtem Lobhudelrelais aus der Laube'ſchen Reichspoſt. Wie es heißt, wird er die zahlreichen Krebſe ſeiner Gedichte, die in der letzten Oſtermeſſe ſeinen Verleger erfreut haben, unter den glücklichen Rheinbewohnern ſelbſt colportiren.

∴ Von einem hier lebenden Schriftſteller werden nächſtens „Leipziger Silhouetten" erſcheinen, in denen namentlich auch die hieſige Bühne und das Leipziger Literatenthum ſcharf beleuchtet werden ſoll.

∴ Von Herrmann Schiff, dem talentvollen Novelliſten, erſcheint nächſtens eine „illuſtrirte Volksbildergallerie".

∴ Ernſt Keil, der Redakteur des „Wandelſtern", verſpricht uns eine „Gallerie freiſinniger Zeitgenoſſen".

∴ Auf unſerm Stadttheater gaſtirt jetzt Dem. Leopoldine Tuczek vom Berliner Hoftheater mit höchſt brillantem Erfolge. Nach Beendigung ihres Gaſtſpiels wird unſer Blatt ausführlich über ſie berichten.

∴ Seit Kurzem haben Hellers „Roſen" zu erſcheinen aufgehört.

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

London. Königin Victoria hat an ihrem Geburtstage einen Ball gegeben, zu dem 2000 Perſonen eingeladen waren. Sie eröffnete den Ball mit dem Prinzen von Sachſen-Weimar. Dem Balle folgte ein Mitternachtsſchmaus, der bis an den hellen Tag dauerte, wobei deutſch gegeſſen, franzöſiſch getrunken und engliſch geſungen wurde. — Daß bei dieſem glänzenden Feſte die möglichſte Abwechſlung und die größte Pracht entwickelt worden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Die gepuderten Perücken waren an der Tagesordnung und die Friſur trug am meiſten dazu bei, die Eingeladenen unkenntlich zu machen. Die königlichen Adjutanten erſchienen ſo, als wären ſie noch bei dem Hofhalte Georgs II., der Herzog von Wellington trug das Coſtüm des damaligen Herzogs von Cumberland, der bekannte Graf von Cardigan das eines Dragoner-Offiziers des 11. Regiments aus der Schlacht von Culloden, der Miniſter Sir J. Graham das ſeines Vorgängers von vor hundert Jahren, und viele ſchottiſche Edelleute hatten das Coſtüm der Hochländer angenommen. Die Damen, welche nicht eine gleiche Mannigfaltigkeit entwickeln konnten, ſuchten ſich durch die Koſtbarkeit der Stoffe, Abwechſelung in den Farben, und Entfaltung der Juwelen in den Decorationen hervorzuthun. Die Königin und der Prinz Albert erſchienen, von ihren Gäſten, dem Herzog und der Herzogin von Nemours und den Mitgliedern der königlichen Familie umgeben, nach 10 Uhr im Ballſaal, worauf die von der Königin und ihrem Gemahl, der Herzogin und dem Herzoge von Nemours eröffnete Polonaiſe, demnächſt Menuets und Quadrillen folgten. Unter den verſchiedenen Muſikchören erregte Muſards Orcheſter große Aufmerkſamkeit. Muſard ſelbſt hatte, auf Befehl der Königin, mehrere Stücke eigens zu dieſem Ball geſetzt. Die Zeitungen verfehlen natürlich auch nicht, das Coſtüm der Königin, der Herzogin von Nemours und anderer vornehmen Frauen bis in das kleinſte Detail zu beſchreiben. Die „Times" widmen der Beſchreibung dieſes Feſtes vier ihrer, 22 Zoll großen, enggedruckten Spalten.

∴ Königin Victoria wird ſich nach dem Schloſſe Stolzenfels begeben, um dort dem Könige von Preußen einen dreitägigen Beſuch abzuſtatten. Von Stolzenfels will ſie nach Frankfurt und von dort nach Gotha abgehen, wo ſie fünf Tage zu verweilen gedenkt.

∴ Der „Lancaſter Guardian", welcher im September 1842 berichtet hatte, der Herzog von Braunſchweig ſei wegen Verdachts, zu einer Bande von Londoner Taſchendieben zu gehören und einen Diebſtahl von 1900 Pfd. St. begangen zu haben, iſt — obgleich er ſpäter das Gerücht widerrufen und für einen Irrthum erklärt hatte — erſt unlängſt zu einer Geldſtrafe von 200 Pfd. St. verurtheilt worden.

∴ Der famoſe Vidocq iſt gegenwärtig der Lion von London. Die vornehme Welt beſchäftigt ſich ſehr angelegentlich mit ihm; Jedermann will ihn ſehen, ſich mit ihm unterhalten und einige Zeilen von ſeiner Hand beſitzen. Selbſt die delikateſten Ladies drängen ſich um ihn und ſuchen den verwitterten Zügen dieſes ci-devant Gauners ein Lächeln abzugewinnen. (Rule, Britannia!)

∴ Der gefeierte engliſche Schauſpieler Strickland iſt in Folge einer Lungenentzündung, 48 Jahre alt, geſtorben. Der „Sun" betrauert den Tod dieſes Künſtlers und bemerkt, kein Schauſpieler der drei vereinigten Königreiche vermöge den Verſtorbenen zu erſetzen. (Ein Lob, das man nur wenigen Schauſpielern ertheilen kann!)

∴ Daniel O'Connell wird von der engliſchen Preſſe jetzt durchweg nicht anders als „Seine ungekrönte Majeſtät" genannt.

∴ Im Jahre 1844 ſind in ganz Großbritannien 244 Millionen Briefe durch die Poſt befördert worden, 23 Millionen mehr als 1843. Vor Einführung des Penny-Porto's betrug die Geſammtzahl nur 75 Millionen.

∴ Die Lebensgeſchichte der berühmten Lady Eſther Stanhope, der Nichte William Pitts, wird in Kurzem von einem ihrer Freunde, welcher mit ihr auf dem Libanon mehrere Jahre zugebracht, herausgegeben werden. Das Buch wird viele Anſichten der Lady über hohe engliſche Familien und politiſche Verhältniſſe, welche ihr durch ihren Oheim zugänglich waren, enthalten.

∴ Vor Kurzem ſind hier vier ſchöne ruſſiſche Pferde mit ihren koſakiſchen Wärtern angekommen. Die Pferde ſind ein Geſchenk des Selbſtherrſchers aller Reußen an die ſchöne Königin des freien Albions, ob die Koſaken auch?

Luzern. Der Schriftſteller Georg Fein aus Braunſchweig, Profeſſor M. Doffner aus Mannheim und der Tiſchler F. Krauſe aus Altenburg ſind vor das hieſige Criminalgericht geſtellt worden. Der Strafantrag lautet auf Verbannung aus der Schweiz. (Wir gratuliren ihnen zu dieſer Strafe.)

Lyon. Auch hier hat der Gemeinderath das Auspfeifen der Schauſpieler im Theater verbieten wollen; dieſes Recht aber laſſen ſich die Franzoſen nicht nehmen und erſt vor Kurzem haben die Pariſer Tribunale in einem ſolchen Falle entſchieden, daß es Jedem für ſein Eintrittsgeld freiſtehe, Zeichen ſeines Mißfallens laut werden zu laſſen. Das Lyoner Verbot hat zur Folge gehabt, daß ſchon zwei Mal das Theater durch die Polizei geräumt und die Zuſammenrottungen vor dem Theater durch die bewaffnete Macht auseinandergeſprengt werden mußten. Dieſe Demonſtrationen haben der Munizipalität bewieſen, daß kein vernünftiges Publikum zugeben wird, daß man ihm das Recht des Auspfeifens ſchlechter Komödianten beſtreite.

Madrid. Die Zahl ſämmtlicher in Spanien jetzt lebender Bühnendichter wird auf 120 bis 130 angegeben. Im Jahre 1844 wurden auf der Madrider Bühne 82 neue Stücke, größtentheils Originale, aufgeführt; 29 darunter waren Erſtlingsprodukte.

∴ Vor Kurzem hat das Kriegsgericht einen Soldaten zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt, weil er ſich unter falſchem Namen hatte einſchreiben laſſen, um zu verbergen, daß er der Sohn eines Scharfrichters ſei.

Mailand. Längs des Corſo an der Porta Camiſſino lieſt man auf einem der vielen deutſchen Aushängeſchilder: »Bei Joſeph Tamburini, deutſchem Bürſtenbinder, werden deutſche Krapfen gebacken; auch verfertigt er geſelchte Würſtl mit Kren.«

Manilla. Am 1. Januar d. J. iſt der Kalender in Manilla dahin abgeändert worden, daß er nicht mehr um einen Tag zurückſteht, wie dies ſeit Magellans Entdeckung der Philippinen der Fall war. Für die Reiſenden um das Cap der guten Hoffnung wird alſo nicht mehr der Fall eintreten, daß wenn ſie nach ihrem Kalender am 1 Jan. landen, auf der Inſel erſt der 31. December iſt. Der Gouverneur und der Erzbiſchof haben gemeinſchaftlich den verfloſſenen 31. December gänzlich unterdrückt.

München. Der im dritten Bande des „Erlebten" vom Hofrath Dorow mitgetheilte Brief des Fürſten Metternich an den Fürſten Hatzfeld über König Ludwig von Baiern und über die franzöſiſche Juſtizpflege macht hier eben ſo großes Aufſehen, als die Dokumente, welche zur Charakteriſtik der Miniſter von Stein und von Montgelas in dieſem Buche beigebracht ſind, unter denen die Urtheile des preußiſchen Miniſters Fürſten Wittgenſtein am frappanteſten hervortreten.

∴ Der Regierungsrath Dr. Darenberg (Karl Fernau) hat wieder einen Band Gedichte erſcheinen laſſen. (Das Königreich Baiern hat bekanntlich gutes Bier, aber ſchlechte Dichter.)

∴ Im hieſigen „Tageblatte" lieſt man folgende Familiennachricht:

„Heute Morgen ſchied ins Land der Geiſter,
An der Schwindſucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Schneidermeiſter
P..., im zwölften Jahre unſrer Eh'.
Alle, die den Sel'gen kannten,
Wiſſen wohl, was ich an ihm verlor.
Still zu trauern, bitt' ich die Verwandten;
Mein Geſchäft betreib' ich wie zuvor."

Neufchatel. Der König von Preußen hat zu dem Denkmal für David de Pury 1680 Francs unterzeichnet und dieſelbe auf jene 70,000 Francs angewieſen, welche er aus Neufchatel und Valangis bezieht.

Paris. Der König von Preußen hat Herrn E. de Bonnechoſe, dem Verfaſſer der „Reformateurs avant la Reforme", die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft überſendet.

∴ Herr von Barante, der Ueberſetzer der Schiller'ſchen Dramen, iſt zum franzöſiſchen Geſandten in Rom ernannt worden; er hat ſeinen bisherigen Poſten als Botſchafter in St. Petersburg bereits verlaſſen und wird dort, wie man ſagt, keinen Nachfolger erhalten.

∴ Unſer Stadtrath hat dem berühmten Maler Ingres die Ausſchmückung der Kirche Saint Vincent de Paul für 200,000 Francs übertragen.

∴ Dem. Rachel iſt vor ihrer Urlaubsreiſe nach Nantes und Lyon zum letzten Male als Virginie aufgetreten, eine Rolle, deren 22malige Wiederholung dem Théâtre français über 100,000 Francs eingebracht hat.

∴ Von Tyrte Taſſu iſt der erſte Band einer Geſchichte der vierzig Fauteuils der franzöſiſchen Akademie von ihrer Gründung bis jetzt (1635 bis 1844) erſchienen. Er enthält die Geſchichte der Organiſation der Akademie, eine Liſte ſämmtlicher von ihr ausgeſchriebenen Preisfragen nebſt den Namen der mit den Preiſen gekrönten Perſonen und die Geſchichte von fünf Stühlen, d. h. Notizen über ſämmtliche Akademiker, welche dieſelben bis jetzt in chronologiſcher Reihefolge eingenommen haben. Das Ganze iſt auf vier Bände berechnet.

Petersburg. Das Abonnement für unſere italieniſche Oper beträgt täglich 14,000 Papierrubel.

Stuttgart. Durch mehrere Nummern des „Morgenblatts" laufen jetzt „Muſikaliſche Charakteriſtiken", die, namentlich über Tanzmuſik, viel Belehrendes enthalten. Der Verfaſſer des Artikels, Herr W. H. Riehl, ſkizzirt in Nummer 129 das Menuett und ſagt u. A.: »Es lohnte ſich wohl der Mühe, eine Geſchichte des Menuetts zu ſchreiben; ſie wäre ein Beitrag zur Kulturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts; eine ſolche Monographie würde viel neues Licht auf daſſelbe werfen und viel konkrete Anſchauung von deſſen Geiſte geben; ein Menuett iſt zwar ein kleines Ding, aber im rechten hiſtoriſchen Zuſammenhange werden auch die kleinſten Dinge groß.« *)

∴ Die Strafe, welche der Buchhändler Herrbrandt wegen des bewußten Gedichtes von Heinrich Heine erleiden ſoll, iſt von fünf Monaten Feſtung auf neun Wochen gemildert worden.

Wien. Am 9. Juni ſtarb hier der kaiſerliche Hof- und Hausarchivar A. v. Gevay, im 48. Jahre. Er war einer der gelehrteſten Sprachforſcher und Geſchichtskundigen Oeſterreichs.

∴ Die Studien-Hof-Commiſſion ſoll, nach dem „Rhein. Beobachter", beſchloſſen haben, daß bei Beſetzung von Stellen bei Erziehungsanſtalten von nun an auch Jeſuiten als Lehrer zugelaſſen werden dürfen. Somit iſt den guten Söhnen Lojola's der Zutritt in alle Collegien wieder eröffnet. Sapienti sat!

---

*) Den erſten Menuett hat Lully im Jahre 1653 für einen Hofball Ludwigs XIV geſetzt.

.·. Als höchſt charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit verdient bemerkt zu werden, daß Itzſteins Ausweiſung aus den preußiſchen Staaten hier ein größeres Aufſehen, als das größte Ereigniß, erregt hat.

.·. Eine neue Oper von Perſiani, „il fantasma“, worin die Gattin des Componiſten, die berühmte Sängerin Madame Tacchinardi-Perſiani, die Hauptrolle ſang, hat gefallen. Sänger und Componiſt wurden wiederholt gerufen.

.·. Herr Neſtroy arbeitet an einer neuen Volksposſe, betitelt: „Moderne Freundſchaft und moderne Liebe“, ein Stoff, von dem ſich das Wiener Theaterpublikum vielen Genuß verſpricht.

.·. Vor Kurzem produzirte ſich auf den Bretern des Leopoldſtädter Theaters ein von Fanny Elsler empfohlener Flötenſpieler Raphael Golas, ein Mohr aus Sanct Domingo.

.·. In der „illuſtrirten Theaterzeitung“ ließt man folgendes Epigramm von F. J. Schaffer:

„Stücke, ja, in Menge ſchreiben ſie,
Doch Stücke nur, ein Ganzes nie.“

Zürich. Madame Herwegh, die Gattin des jetzt in der Schweiz lebenden Dichters, kann ſich in die liberalen Gefühle ihres Ehegemahls nicht recht hineinfinden und gedenkt daher auf längere Ferien zu ihren Eltern nach Berlin heimzukehren. (Dorfzeitung.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Als Klyſthenes, Tyrann von Sycion, bekannt machte, daß er für ſeine Tochter einen Gemahl ſuchte, zeichnete ſich unter dem Schwarme von Bewerbern Smindyrites von Sybaris aus. Er erſchien an Klyſthenes' Hofe in Begleitung von tauſend Köchen, tauſend Fiſchern und tauſend Vogelſtellern. Dieſes Gefolge war hinreichend, alle Schönen von Sybaris zu erobern, aber nicht die Hand der Schönen von Sycion. Derſelbe Smindyrites war es, der ſich eine ganze Nacht ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzte, weil unter den Roſenblättern, womit ſein Bett beſtreut war, ſich eines davon in Falten gelegt hatte!!!

— Wer einmal in Ungarn geweſen iſt, wird den „Ragoczy-Marſch“, die magyariſche Marſeillaiſe, kennen, die ſo lange erklingen wird, bis der letzte Zigeuner ſtirbt; aber nur Wenigen wird es bekannt ſein, wer der Componiſt dieſes Marſches geweſen iſt. Das „Temeswarer Wochenblatt“ vindicirt dieſe Ehre für einen Böhmen, welcher Rutſchitzka geheißen hat und vor vielen Jahren Oberdirigent an der Domkirche zu Weſprim geweſen war. Er iſt derſelbe Rutſchitzka, welcher die erſte ungariſche Oper, „Béla futása“, componirt hat.

Treffer und Nieten.

* Der berüchtigte engliſche Graf Rocheſter begegnete eines Tages auf einem Spaziergange, den er in Geſellſchaft vieler Perſonen machte, dem berühmten und hochgelahrten Iſaac Barrow und flüſterte ſeinen Genoſſen ins Ohr: »Ich will mir mit dieſem Original einen Spaß machen.« Er ging mit ernſthafter Miene auf den gelehrten Mann zu und rief: »Ich beuge mich vor Ihnen bis auf meine Schuhriemen.« — »Mylord,« erwiderte Barrow, ſeinen Hut abnehmend, »ich beuge mich vor Ihnen bis auf die Erde.« — Rocheſter erneuerte ſein Kompliment und ſagte: »Doktor, ich bin der Ihrige bis in den Mittelpunkt der Erde.« — »Mylord,« erwiderte Barrow, »ich bin der Ihrige bis zu den Gegenfüßlern.« — Rocheſter, welcher nun faſt bis zu Ende ſeiner Rolle war, rief jetzt: »Doktor, ich bin Ihr Diener bis in die unterſte Hölle!« — »Mylord,« verſetzte Barrow lächelnd, »da laſſe ich Sie!« und ſetzte ruhig ſeinen Weg fort. (Anekdotenjäger.)

* Nach Mahomets Anſicht giebt es nichts Köſtlicheres auf Erden, als Frauen und — Wohlgerüche.

Schluß des Quartals.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 144. Leipzig, 2. Juli 1845

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Salomo Bendeler.

Humoreske von Theodor Drobiſch.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte zu Hamburg ein Opernſänger, Salomo Bendeler aus Quedlinburg, der ſich als Baſſiſt einen mehr als gewöhnlichen Ruf erworben hatte. Sein Geſang war groß und wahrhaft dramatiſch und außer ſeiner genauen Intonation zeigte er in den beiläufigen Verzierungen richtiges und feines Gefühl. Die außerordentliche Tiefe und Stärke ſeiner Stimme fand vorzüglich in London viele Bewunderer, weil er durch ſeinen Geſang nicht nur öfters alle Inſtrumente, ſondern auch ſelbſt die Orgel übertönte.

Schon ſein gewöhnlicher Converſationston im alltäglichen Geſpräch glich mehr einer Quartpoſaune, als einer gewöhnlichen menſchlichen Stimme. Bendeler war der Urahn eines Fiſcher, eines Strohmeier und Staudigl, zugleich aber auch der Großvezier aller Schuldenmacher. Ein ruhiges Leben ohne Schulden dünkte ihm ſchlimmer, als eine Generalpauſe in ſeiner Stimme; das Drängen und Treiben ſeiner Gläubiger hielt ihn ſtets in einer Bewegung, die gewiß keine kleine Kraft ausübte, da er eine Legion von Weinhändlern und Schneidern zu ſeinen Verwandten zählte.

Wenn ſein Creditweſen gar nicht mehr zu ordnen war, ſo ſuchte er in Israel ſein Heil und borgte mit Zinſen, die in der Tonlage das höchſte B ſein würden Als aber einmal ſelbſt das alte Teſtament keinen Troſt mehr gewähren wollte, ſah er ſich genöthigt, eine Kunſtreiſe anzutreten. Er beſchloß nach Danzig zu reiſen, um dort in der Oper zu ſingen, zu welchem Behuf ihm ſein guter Freund Mattheſon das jüngſte Kind ſeiner Muſe, die Oper „Cleopatra“ mitgab, worin Mattheſon zu Hamburg ſelbſt die Rolle des Antonius ſang.

Bendeler beſtieg mit der Partitur der „Cleopatra“ den Wagen. Als er vom Kutſcher die Nachricht vernahm, daß ſich noch zwei Reiſegefährten hinzugeſellt, freute er ſich ungemein. Aber wie erſtaunte Bendeler, als er in den Mitreiſenden Abraham und Schmul, zwei ſeiner Hauptgläubiger, erblickte, die in Danzig Beſchlag auf ſeine Einnahme legen wollten, um einmal zu ihrem Gelde zu kommen.

Da zu jener Zeit noch keine „Theaterchronik“ beſtand, die Kunde gab, in welcher Stadt ſich die Theaterprinzipale aufhielten, ſo erſtaunte der Sänger nicht wenig, als ſich Danzig ohne Oper befand und nur der Herr von Eckenberg, genannt der ſtarke Mann, mit ſeiner Bande in einer im Junkerhof erbauten Bude ſein Weſen trieb. Schöne Ausſicht für die nicht Schweinefleiſch eſſenden Manichäer, die den glänzenden Stern am Himmel des Geſanges wie ein paar kleine Trabanten auf allen Wegen und Stegen begleiteten. Bendeler ſang, aber nur in Geſellſchaften, wo man ſeine Kunſt mit einer Taſſe Thee belohnte. Das wenige Geld, das er mitgebracht hatte, wurde immer dünner, der Saamen Abrahams jedoch immer rühriger, denn als ſie hörten, daß des Sängers Stimme den Kreis ſeiner Freunde und Bewunderer von Tag zu Tag vermehrte, beſchloſſen ſie, den Geſangheros mit Vorſpann der ausgeſtellten Wechſel einziehen zu laſſen, in der Hoffnung, daß vielleicht ein muſikaliſcher Danziger dann ein Werk der Barmherzigkeit ausüben und deſſen Wechſel einlöſen werde.

Während ſie überlegten, wie ſie die Sache recht fein einfädeln wollten, und den Baſſiſten ſchon in einem Behältniß ſahen, wo weder Sonne noch Mond ihn beſcheint, ließ ſich in Bendelers Wohnung ein Mann anmelden, unter deſſen Alongeperücke die vier Fakultäten einer norddeutſchen Univerſität ſich bequem verſtecken konnten. Die Schnallen ſeiner Schuhe hatten die Größe eines Bodenfenſters, aus ſeinem Stocke ließ ſich eine Klafter Holz ſchlagen und ſein Buſenſtreif zählte mehr Falten, als die Geſichter der Spittelweiber in der ganzen preußiſchen Monarchie. Es war der Stadtcantor, der Herrn Bendeler im Namen der Kirchen-Inſpektion ſubmiſſeſt erſuchte, Sonntag den fünfundzwanzigſten nach Trinitatis in der Hauptkirche zu ſingen, ſintemal und alldieweil man an ihm ein merkwürdig Exempel von Geſang und ſonſt guter Conduite vermerkt. Wenn Ihr erlaubt, ſetzte der Stadtcantor hinzu, ſo werde ich mich hinfüro glücklich ſchätzen, in Dero Geſellſchaft zu ſein, denn ich muß geſtehen, daß Eure fürtreffliche Geſangsweiſen mir bis jetzt böotiſche Räthſel und delphiſche Oracula geweſen ſind. Umgang mit gelehrten Leuten iſt die beſte Akademie. Nicht die Schule, ſondern die Geſellſchaft Epicuri machte Metrodorum, Hermachum und Polyänum ſo berühmt, darum werde ich mich in Eurer Nähe ſo glücklich ſchätzen, als ob ich in Ariſtotelis Lyceo oder in der Stoa Zenonis wäre.

Unter tiefen Bücklingen rückwärtſte der Stadtcantor zur Thür hinaus. Der Tag nahte heran. Bendeler verfügte ſich nach der Hauptkirche und ſang, während Schmul und Abraham vor dem Tempel ſtanden und den Ausgang bewachten, welcher nach dem Chor führte. Hier ereignete ſich nun ein Vorfall, der, wie ein Danziger Chroniſt ſagt, ſeit Adä Fall nicht vorgekommen iſt.

Bendeler, der zugleich die Orgel ſpielte, präludirte nach dem Schluſſe der Predigt auf derſelben. Nach einigen ſanften Intervallen, die gar lieblich anzuhören waren, bot der Sänger plötzlich die ganze Kraft ſeiner außerordentlichen Stimme auf. Mehrere der andächtigen Zuhörer ſchauderten zuſammen, als an der Wölbung die Töne widerhallten, die eher aus der Poſaune des Weltgerichts, als aus einer menſchlichen Kehle zu kommen ſchienen. Im Schiff der Kirche entſtand unter den verſammelten Frauen plötzlich ein Lärm, daß ſelbſt Bendeler den Geſang abbrach und die Orgelbank verließ. Man horchte, man fragte und — o Wunder! die Gattin eines Senators der Stadt Danzig, erſchreckt durch Bendelers furchtbare Stimme, war glücklich von einem Söhnlein entbunden worden. Ihr Eheherr litt an der Gicht und was kein Arzt vermocht hatte, brachte der Sänger zu Stande: das frohe Ereigniß heilte ihn urplötzlich.

Der Baſſiſt wähnte ſich durch dieſen Vorfall um den letzten Reſt ſeines Credits gebracht. Die Judenſchaft wurde immer ungeſtümer und verlangte Bürgſchaft, da der Gaſtwirth Bendelers das Kirchenhonorar eingeſtrichen hatte.

— Bürgſchaft? rief der Sänger. Da hier liegt ein Grundſtück, das eine halbe Million werth iſt.

Schmul und Abraham trauten kaum ihren Ohren, fühlten ſich aber ſchrecklich getäuſcht, als der Sänger die Partitur der „Cleopatra“ herbeiſchleppte.

Nach einem Wortwechſel von beiden Seiten trugen die Hebräer die „Cleopatra“ vierhändig von dannen. Kaum waren ſie aus dem Hauſe, als ein Bedienter bei dem Sänger erſchien und ihm einen großen Brief von dem Herrn Senator überreichte. Bendeler glaubte nicht anders, es ſei ein Ausweis in aller Form Rechtens, ein Laufpaß. Nein, es war — ein Gevatterbrief. Der alte Juriſt, der nicht nach dem Paragraph im Sachſenſpiegel handelte, welcher ſagt: »Einen Muſikanten muß man nicht unter ehrlichen Leuten dulden,« lud den Sänger zur Taufe ein.

— Ha! rief Bendeler, dein guter Stern iſt noch nicht untergegangen!

Am Tauftage war die Kirche voller als wenn der Superintendent predigte, denn Alles wollte den Sänger hören, deſſen Stimme ſolche Wunderdinge gethan. Ein großer Kindtaufſchmaus vereinigte nachher die Honoratioren der Stadt, wo Bendeler, der ein ausgezeichneter Geſellſchafter war, allgemeine Heiterkeit erregte, obgleich manchmal ein Gedanke an ſeine Peiniger ſich einſchlich. Dieſe Beſorgniß ſollte ihm jedoch nicht länger mehr auf ſeiner Seele laſten, denn als er ſich zur Tafel ſetzte, lag unter der gepreßten Damaſtſerviette ein Etui und dabei folgendes vom Kindtaufvater verfaßte Verslein:

Nimm dieß als Dank und Preis,
Mann von Merit und Ehr',
Der Sänger, Organiſt
Und auch noch Accoucheur.

Bendeler öffnete das gewichtige Etui, worin — 300 Dukaten lagen. Mit Jubel und Hurrah wurde am andern Tage die „Cleopatra“ wieder eingelöſt und die Rechnung des Wirthes bezahlt, welcher jetzt mit vollen Backen zum Ruhme des Sängers ſprach, der unter ſeinem Dache Quartier genommen. Thür und Thor in jedem vornehmen Hauſe war nun dem Baſſiſten geöffnet. Er wurde aus einer fröhlichen Geſellſchaft in die andere gezogen und das Freudenleben hätte noch Monate gewährt, hätte nicht Bendeler plötzlich einen Brief aus Hamburg bekommen.

— Auf, die Freundſchaft ruft! ſprach Bendeler, der die Zuſchrift in froher Geſellſchaft empfing.

— Wer iſt der Schreiber dieſes Briefes? befragten ihn einige Neugierige.

— Ein junger Mann aus Halle, der ſchon im neunten Jahre componirt und die Orgel geſpielt hat.

— Sein Name?

— Händel! Bis jetzt noch unbekannt, aber ein Genie ſonder Gleichen. Er hat für das Theater in Hamburg eine Oper „Almira“ componirt, die ſeinen Namen bald durch ganz Deutſchland tragen wird. Ich rühme mich ſeiner Freundſchaft und habe ihm verſprochen, in dem Erſtlingswerke ſeiner Muſe mit zu ſingen. Da muß ich Wort halten, denn Händel iſt heftig, ich glaube, er forderte mich vor die Klinge, wenn ich mein Wort bräche.

— Am andern Morgen nahm Bendeler von ſeinem Gevatter Abſchied und eilte nach Hamburg, wo am 30. December 1704 die erſte Probe von Händels Oper „Almira“ Statt fand. Die Aufführung geſchah acht Tage ſpäter. Händel dirigirte ſein Werk, das außerordentlichen Beifall fand, am Flügel und verdankte den günſtigen Erfolg namentlich Bendelers und Mattheſons trefflichen Leiſtungen, welche wohl wußten, daß eine Tonſchöpfung, überhaupt ein dramatiſches Werk einem Gemälde gleiche und es in das rechte Licht zu ſtellen, Sache der Ausführenden ſei.

Bendeler war überhaupt ein vortrefflicher Menſch, wohlthätig, ja oft verſchwenderiſch gegen arme Collegen. Sein einziger Fehler war bei ſeiner Genialität das Schuldenmachen und die Forderungen ſeiner Gläubiger hatten ſich nach ſeiner Zurückkunſt von Danzig wiederum ſo gehäuft, daß es ſo zu ſagen Matthäi am letzten war. Obgleich ihn ſeine heitere Laune ſelten verließ, ſo war er eines Abends, als er ſich in Geſellſchaft bei einem reichen Kaufmann befand, doch höchſt mißgeſtimmt. Die erwarteten Gelder zur Deckung einiger Poſten waren ausgeblieben; ein paar Männer von der Scheere, ſo wie etliche Hebräer, denen er für und für verfallen war, drohten mit dem Schuldthurm, vor welchem der Baſſiſt ungemeinen Reſpect hatte, zumal ein Geſetz beſtand, daß mit „Comödianten und andern fahrenden Leuten“ in dieſem Punkte nicht abſonderlich lang gefackelt werde.

In der Geſellſchaft befanden ſich auch Engländer und wenn man in Deutſchland von einem anweſenden Engländer ſpricht, ſo ſpricht man allemal von einem reichen Engländer. Dieſem Inſelvolke war unſer Sänger keineswegs hold, wahrſcheinlich, weil ſie viel Geld beſitzen und er oft nicht über einen Schilling gebieten konnte. Leicht hätte er bei einem ſolchen Sohne Albions eine Anleihe machen können; dazu war er aber zu ſtolz und borgte lieber in Israel mit hohen Zinſen.

Natürlich erwartete man in der Geſellſchaft, daß Bendeler dieſen Abend einen Ohrenſchmaus zum Beſten geben würde und der Lord Derwentwater hatte ſeinen Landsleuten ſchon eine Wette angeboten, wenn Bendeler nicht ſechs Töne tiefer ſinge als der berühmte Valentini zu London. Der Sänger blieb aber ſtumm wie ein Fiſch, wie ſehr man ihm auch zu verſtehen gab, daß er ein Lied ſingen möge. Der Lord zermalmte über dieſen Starrſinn ein God dam nach dem andern zwiſchen ſeinen maſſiven Kinnbacken und machte ſich durch ein Geſpräch Luft, worin er zu behaupten ſuchte, daß engliſche und italieniſche Muſik das Höchſte, deutſche hingegen nicht einen Pfifferling werth ſei.

Bendeler verfocht die Ehre der Deutſchen mit Scharfſinn und brachte dabei ſo viel witzige Bemerkungen und Bonmots an, daß der Lord das Feld räumen mußte und ſich beſchämt zurückzog. — Nach Mitternacht, als die Engländer ſchon von dannen gegangen waren, entfernte ſich auch Bendeler. Der Nordwind blies kalt; weshalb der Sänger, der an ſeine Gläubiger dachte und langſam einherwankte, ſeine Schritte beflügelte. Während er dies that, hemmte plötzlich das furchtbare „Halt!“ einer Großſtimme ſeinen Lauf.

Bendeler blickte auf und gewahrte dicht vor ſich an einem einſamen Orte die drei Engländer, welche tüchtig der Punſchbowle zugeſprochen hatten.

— Was wollt Ihr? rief der Sänger.

— Geſang! ſprach der Lord, der ſich an die Spitze ſtellte.

— Nimmermehr!

— Warum? weshalb?

— Hier iſt der Ort nicht dazu.

— Ausrede, falſche Wechſel, die wir nicht acceptiren.

— Herr! ich will nicht und wenn Ihr Euch alle Drei auf den Kopf ſtellt.

— Das werden wir wohl bleiben laſſen. Geſang, oder hier mein Degen giebt den Takt an.

Die Andern machten inſtinktmäßig den Handgriff an den Degen mit, ſchlugen die Arme unter und ſpreizten die Beine, als ſollte dieſe Poſitur ſagen: wir ſind bereit, es kann losgehen. Bendeler, von ſchlankem Wuchs und nicht abſonderlich ſtark, ſah ſich überlegen und ſang ſo gut es ging. Als er geendet hatte, ſchnarrten die zwei Zuhörer ein pflichtſchuldiges „Bravo!“ durch die Naſe und Einer pochte mit dem Stocke auf die Erde, als ob er in ſeiner Loge Zeichen des Beifalls ſpende.

Der Sänger wollte ſich entfernen, als das Vollblut-Beefſteak ihm den Weg abſchnitt und eine andere Arie commandirte. Bendeler mußte eine andere anſtimmen und wollte nach deren Beendigung fürbaß ſchreiten, als die drei Grogmenſchen da Capo ſchrieen. Das war ihm zu arg; er wollte ſich zur Wehr ſetzen; Mylord griff nach dem Degen, was die andern Beiden abermals nachahmten. Der nächtliche Virtuoſe mußte nolens volens noch ein Mal anſtimmen und als er mit einem tiefen Ton ſchloß, brüllte Mylord: „Tiefer!“ — Bendeler that es. „Tiefer!“ erſcholl es aus der Beefſteak-Katakombe. So ſchraubte er des Sängers Kehlkopf bis zum contra-H herunter und als dieſer Ton wie eine Grabesglocke erſcholl, daß den beiden andern Inſulanern ganz unheimlich zu Muthe wurde, ſagte der Lord ganz behaglich:

— Die Wette iſt gewonnen! Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl!

Arm in Arm wankten die drei Mißgeburten weiter. Bendeler ſtand athemlos da und bedurfte der Erholung. Als er zu ſich gekommen war und Luft geſchöpft hatte, erhob er drohend die Fauſt und ſprach: ſo war ich hier in der Nacht auf der Gaſſe geſungen, das haſt Du, Mylord, nicht umſonſt angehört. Ich, der erſte Sänger Hamburgs, habe daſtehen müſſen wie ein Bänkelſänger und noch dazu vor einem Publikum, gegen welches der Stockfiſch ein Profeſſor iſt. — Wüthend ſtampfte er den Boden und eilte nach Hauſe. Mit den Worten: „Weckt mich morgen früh um ſieben Uhr!“ legte er ſich zu Bett. Die Aufwallung und ein kleiner Froſt hatten ihn aber dermaßen angegriffen, daß er faſt kein Auge zuthat.

Als die Glocke ſieben ſchlug, ſprang er von ſeinem Lager auf.

— Krieg gegen England! rief er, indem er ſeinen Degen ergriff und eine große Piſtole von der Wand herunterlangte. — Warte, Mylord, ich will Dir zeigen, wie ſich ein Sänger rächt. Geſtern konnte ich es nicht, mir fehlte die Kraft. Aber »ſetzt den Bettler auf ein Pferd und er wird reiten!« ſagt Shakeſpeare; Du ſollſt zeitlebens daran denken, was für ein Tänzchen ich mit Dir vornehmen werde.

Binnen wenig Minuten war er angezogen. Den Degen an der Seite, die Piſtole in der Seitentaſche, verließ er ſein Haus und ging mit haſtigen Schritten nach der Wohnung des Lords, welcher natürlich noch im Bette lag.

Ein Bedienter, der dem Sänger bedeutete, nicht ſo ſcharf aufzutreten, indem Seine Herrlichkeit noch ſchlafe, wurde zurückgeſchleudert. Feſten Trittes ging Bendeler in Mylords Schlafzimmer und rief mit gewaltiger Stimme:

— Heraus aus den Federn!

Mylord reckte ſein Vollmondsgeſicht mit wüthender Geberde aus den ſeidenen Kiſſen, um den Unverſchämten zu ſehen, der es gewagt, ihn in ſeiner Ruhe zu ſtören. Höchſt erſtaunt, den Sänger der Nacht vor ſich zu ſehen, der mit funkelndem Blick und gezogenem Degen vor ſeinem Bette ſtand, fragte er denſelben, indem er die Nachtmütze in die Höhe rückte, was er wolle.

— Genugthuung! rief Bendeler. Sie werden ſich zu erinnern wiſſen, daß Sie geſtern Nacht ein Spiel mit mir getrieben, das einem Gentleman keine Ehre macht.

— Herr! werden Sie nicht anzüglich, brummte Mylord, der im Bette ſaß und ſich die Augen rieb.

— Höll' und Teufel! Ich werde es und wenn Sie alle drei Königreiche zu Hilfe rufen.

— Laſſen Sie mich ruhig ſchlafen, oder God dam! ich laſſe Sie hinauswerfen. Hier zog er die Mütze über den Kopf und kroch unter das Deckbett. Der Sänger aber ſchlug ſo gewaltig mit der flachen Klinge auf daſſelbe, daß John Bull wüthend in die Höhe fuhr.

— Heraus! brüllte Herr Bendeler. Sie haben mich beleidigt, und wenn Sie kein Fiſchblut haben, wenn noch ein Fünkchen Ehre in Ihrem Wanſte iſt, ſo ſtellen Sie ſich zum Kampfe.

— Hier iſt nicht der Ort dazu.

— Unter freiem Himmel in Wind und Wetter ſingt man auch keine Arien.

— Das Zimmer iſt kalt.

— Der Gänſemarkt war auch nicht geheizt.

— Nun, God dam, wenn es ſein muß! rief Mylord, wälzte ſeinen Schmeerbauch aus dem Bette und wollte ſich ankleiden.

— Nichts da, das dauert mir zu lange, rief Bendeler, darauf kann ich nicht warten.

— God dam! meinetwegen im Hemde, verſetzte Jener und wollte nach ſeinem Degen greifen.

— Halt! commandirte der Baſſiſt, ſo haben wir nicht gewettet. Ich habe vergangene Nacht Ihnen zu Gefallen ſingen müſſen, weil Sie mich für einen guten Sänger hielten; ich habe gehört, daß Sie ein ausgezeichneter Tänzer ſind . . .

— Das iſt eine verdammte Lüge!

— Keine Ausflüchte! Wenn Sie nicht tanzen, ſo habe ich hier ein Inſtrument, das Ihnen den Takt angeben wird. Hier langte er die Piſtole aus der Seitentaſche und ſpannte den Hahn. Mylord, deſſen Geſicht und Nachtmütze jetzt gleiche Farbe hatten, verſuchte zu entwiſchen, der Sänger vertrat ihm den Weg und rief allen Ernſtes mit feſter Stimme:

— Herr, machen Sie keine Sperenzien. Sie tanzen hier auf der Stelle, oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf!

Der drohende Blick, die majeſtätiſche Haltung des Sängers belehrten den Engländer, daß hier kein Scherz im Spiele ſei. Stammelnd fragte er:

— Was ſoll ich tanzen?

— Da Sie deutſche Muſik ſo außerordentlich lieben — eine Menuette.

— Yes! Es iſt aber keine Muſik da.

— Sie werden nach meiner Pfeiſe tanzen. Der Sänger trällerte eine Menuette und John Bull tanzte im bloſen Hemde recht paſſabel.

— Hm! für Ihr Alter alles Mögliche! ſagte Bendeler, nachdem Seine Lordſchaft den Menuet beendigt hatte; jetzt bitte ich mir einen Walzer aus.

Der Dicke wollte ſich ſträuben, als aber ſein Gegner nach der Piſtole griff, da ging das Walzen los, als wenn in Mylords Schlafzimmer Pfingſtbier gefeiert würde. Der Baſſiſt ließ am Schluß ſein Bravo ertönen und der Tänzer wider Willen wankte ſchon nach dem Bette zu, um allda auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen, als ſich der Beleidigte noch einen Schottiſchen ausbat. Das war ein bitteres Kraut für den überſeeiſchen Ariſtokraten. Alles Proteſtiren war vergebens, er mußte ſchottiſch tanzen. »Höher!« ſchrie der Sänger, als des Tänzers Beine nicht in die Luft wollten. »Höher!« — John Bull tanzte und ſprang wie ein Lämmlein auf der Weide. Unwillkürlich mußte der Operiſt über den Tänzer lachen, noch mehr aber über die Geſichter, die er jetzt an den obern kleinen Fenſtern bemerkte, indem der erſchütternde Tanz in ſo ungewöhnlicher Stunde Kutſcher und Lakaien herbeigelockt hatten, welche auf Bockleitern ſtanden und den gnädigen Herrn tanzen ſahen, wobei er ſich freilich manche Blöße gab.

— Genug für heute! ſprach Bendeler, indem er die Piſtole einſteckte. Jetzt ſind wir quitt. Greifen Sie nun zum Degen!

John Bull ſchwitzte am ganzen Leibe, kroch fluchend ins Bett und wollte durchaus nichts mehr von einem Duelle wiſſen. Bendeler eilte hinaus. Die Dienerſchaft, die ihn für einen Tanzmeiſter hielt, der dem gnädigen Herrn Unterricht ertheilt hatte, grüßte ehrerbietigſt und öffnete ihm Thür und Thor.

Der Vorfall blieb nicht verſchwiegen. John Bull ſuchte Rache. Alle Wechſel und Schuldverſchreibungen, die der Sänger bei Juden und Chriſten ausgeſtellt hatte, kaufte er auf, um dem Ausſteller im Nichtzahlungsfalle ein freies Logis im Schuldthurm anzuweiſen. Auf dieſen Streich war Bendeler nicht gefaßt. Er wollte entfliehen und verlangte ſeinen Reiſepaß. Der Paß war verkümmert. Jetzt war keine Rettung mehr. Das ganze Meer ſeiner Schulden wogte heran; er war verloren, denn Mylord hatte erklärt, ihn zwanzig Jahr lang zu füttern, wenn die Schuld nicht auf Heller und Pfennig getilgt würde.

Eben ſo unſanft, wie er früh den Lord geweckt, rüttelten ihn eines Morgens die Gerichtsdiener aus dem Schlafe und produzirten einen Verhaftsbefehl, Kraft deſſen ſie ſich der Perſon des Operiſten bemächtigen ſollten. — Entziehung der Freiheit, Einſperrung in den Schuldthurm, Adieu! gute Laune und Humor, die den Künſtler auf ſeinem Lebenswege begleitet. Der ſonſt ſo heitere Sänger wollte in dieſer Lage zum Fenſter hinausſpringen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein breitſchulteriger Mann, eine wahre Rolandsgeſtalt, ins Zimmer trat, welche vom Scheitel bis zur Sohle einen Engländer erkennen ließ.

— Sie ſind der Sänger Bendeler? ſprach der Eingetretene.

— Zu dienen!

— Freut mich! Ich bin der Lord Ephingſton. Sie haben meinen Todtfeind, den Lord Derwentwater, welchem ich ſeit zwanzig Jahren nachreiſe, um ihn zu chicaniren, im Hemde tanzen laſſen?

— Iſt nicht zu leugnen.

— Der Witz iſt ein Königreich werth. Ich komme, um mich dafür zu bedanken. God dam! Sie müſſen mir einen Gefallen thun.

— Was wünſchen Sie?

— Sie ſollen in den Schuldthurm.

— Leider!

— Das Vergnügen ſoll er nicht haben. God dam! Gelegenheit zur ſchönſten Rache. Menſch! Sänger! tiefer Baſſiſt! ich bitte und beſchwöre Sie, laſſen Sie mich Ihre Schulden bezahlen, denn ich muß Rache haben. Hier ſind lumpige tauſend Pfund! Sie werden, Sie müſſen ſie annehmen! Ich, Lord Ephingſton aus Edinburg, bin Ihr Freund und darf als ſolcher Sie nicht in der Tinte laſſen.

— Unſterblicher Edinburger!

Mehr vermochte des Sängers Mund nicht zu ſtammeln. Ueberſelig und im größten Negligée umklafterte er den tauſendpfündigen Schotten.

Die Gerichtsdiener fühlten ein menſchliches Rühren und vollendeten durch ihre Plaſtik eine Gruppe, gegen welche der Schluß eines Iffländiſchen Familiengemäldes nur eine Zeichnung durch den Storchſchnabel iſt, denn — in den Armen lagen ſich Beide und — Bendeler weinte vor Freude.

Italieniſche Naturdichter.

Der Erſte, der im Lande, wo die Goldorangen blühen, durch ſeine ſatiriſch-burlesken Sonette den Reigen der Naturdichter eröffnet hatte, war Dominico **Burchiello**, ein Barbier aus Florenz (geb. 1380, geſt. 1440). Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien in ſeiner Vaterſtadt Florenz (1568. 8.). Damals ſtand Burchiello vereinzelt da; erſt die neueſte Zeit hat eine größere Zahl von Naturdichtern hervorgebracht. Im Jahre 1821 erſchienen zu Mantua die „rime“ des Friſeurs von Mincio, Antonio **Caſiglieri**; in dem nämlichen Jahre und in der nämlichen Stadt kamen die „versi di vario metro“ des Barbiers vom Po, Gaetano **Bologna**, heraus. Im Jahre 1825 trat der Schuhmacher von der Etſch, Iſidoro **Orlandi** (geb. 1781 in Angieri bei Legnano), mit ſeinem „saggio poetico“ auf, das gleichfalls in Mantua erſchien. Im Jahre 1834 erſchien in Parma die erſte Ode des Laſtträgers **Maleſpina**, der zugleich Philoſoph und Dichter iſt. Als er ſeine erſten Gedichte (Parma 1834) herausgab, hatte er erſt vor vier oder fünf Jahren leſen gelernt, wobei er ſeine Familie durch ſeiner Hände Arbeit erhalten mußte. Gegenwärtig giebt er unter dem Titel „il facchino“ (der Laſtträger) ein vielgeleſenes Journal heraus. Der Sattler Antonio **Tavoni** trat zuerſt mit einem hiſtoriſchen Luſtſpiel, „die Liebesabenteuer Raphaels von Urbino“ auf. Seitdem hat er ein ganzes Dutzend Luſtſpiele geſchrieben, die ſämmtlich auf dem Theater ſeiner Vaterſtadt Mantua aufgeführt worden ſind, von denen aber nur das erſte im Druck erſchienen iſt. — Im Jahre 1840 ließ der Buchdrucker Giuſeppe **Bignami** ſeinen „saggio di poesi Pavesi“ zu Pavia ans Licht treten. — Ein anderer Naturdichter dieſer Stadt ſchreibt eine Unzahl von Verſen für die Theaterzeitung. — Einer der Schauſpieler am Volkstheater San Carlino zu Neapel, **Altavilla**, ſchreibt faſt alle Poſſen, die den Einheimiſchen wie den Fremden ſo großes Vergnügen machen, weil ſich in ihnen Neapels Volksleben abſpiegelt. So hat faſt jede Provinz Italiens ihren Naturdichter.

Nebbenhagen auf dem Berliner Corſo.

Unter dieſem Titel hat Herr L. Weyl in Berlin ein witziges Genrebild erſcheinen laſſen, das mit harmloſer Laune die großen und kleinen Lächerlichkeiten der Berliner Corſofahrten, einer armſeligen Parodie der berühmten Longchamp-Promenaden in Paris, durch die Hechel ſeiner Satire zieht. Mit Erlaubniß des Herrn Weyl theilt unſer „Charivari“ aus dieſem Kaleidoſkop folgende Steinchen mit:

Nebbenhagen. Kinder, ich ſchlag' vor, wir machen Rebüſſe ...

Schubbrich. Rehfüße? Wir können doch keene Rehfüße machen ... Du biſt wohl im Duſel?

Nebbenhagen. Ich ſage Rebüſſe, das iſt jetzt ſehr Mode in Berlin. Ich weeß, daß ſich Mehrere in 'n Cafehaus den janzen Abend den Kopp zerbrochen haben über een eenziges Räthſel-Rebus in die Illuſtrirte Zeitung. In die Nacht um 2 Uhr fallt eenen die Ufflöſung in, er jeht von die Köpnicker Straße nach die Neue Friedrichſtraße, laßt ſich von Wächter des Haus uffſchließen, klingelt an die Stube wie doll, ſein Freund jlobt, 's iſt Feuer, kommt im Hemd rausjeſprungen ... da platzt denn der raus: Du des Räthſel hab' ich raus ... aber noch nich janz ... aber noch nich janz ... mach mal Licht an, hier iſt das Blatt .... Nu, was ſagt Ihr zu die Dollheit? — Wenn Zwee zuſammenkommen, fragen ſie ſich nicht: wie jeht's Ihnen? Was macht Ihre liebe Frau? — Jott behüte, ſie nehmen jleich 'n Stück Kreide raus und fragen: haben Sie den neuen Rebus ſchon jehört? ...

Tobias. Nu, geb' mal ſo'n Rebus zum Beſten ...

Nebbenhagen. Da drüben aus den Wagen ſteigt ſo eben die Madame aus; nun ſitzt das Hausmädchen janz alleene drin ... ſo, nu iſt der Rebus fertig. Wie heeßt das Hausmädchen?

Brummer. Nu, wie ſoll denn die heeßen?

Nebbenhagen. Die heeßt Magdalene (Magd alleene).

Tobias. Des iſt keen Hausmädchen, des iſt 'ne franzöſiſche Bonne aus Neuſchatel, oder Neuburg, wie's jetzt heeßt ... was iſt nu das Mädchen für'n großer Mann? Sehſtu, ich kann ooch rebüſſen. Weeß Niemand? das iſt Bonaparte (Bonne — apparte).

Brummer. Nu komm' ich ran: Es fangt mit 'n e an und iſt 'n Theil des menſchlichen Körpers. Des weeß doch keener?

Nebbenhagen. Mit 'n e und 'n Theil des menſchlichen Körpers?

Schubbrich. Aermel?

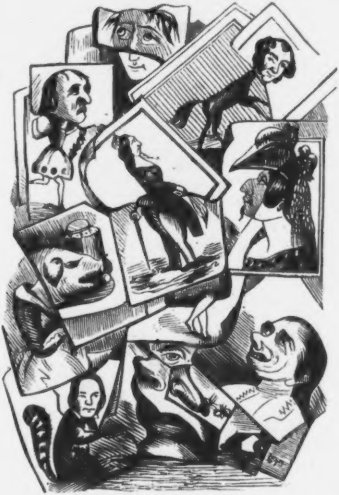
Roderich. Ellbogen?

Tobias. Elſteroogе?

Brummer. Jebt Euch keene Mühe, Ihr kriegt's nich raus ... Een Paar Stiebel!

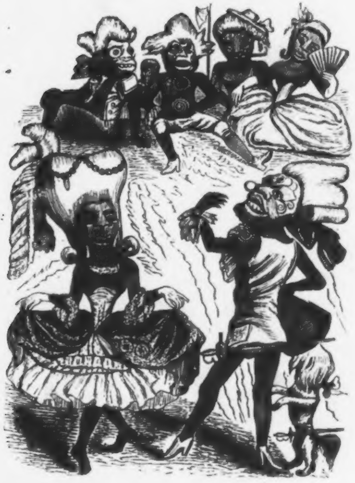
Roderich. Wie nennt Ihr 'ne Frau, die unter'n Schirm ſteht? — Weeß Keener? — Eene überſpannte Dame!

Ein Rebus,



der, bei genauer Beſichtigung, die Wunder der Contraſte offenbart, ein Bild, bei dem unſer ſcharfſinniger Leſer ſich Manches denken kann, was wir aus Mangel an Raum und Zeit ihm hier nicht ſagen dürſen, ein Quodlibet, das alle Myſterien des … Theaters enthüllt und — — — na, mehr ſagen, hieße unſern Leſern nichts zum Rathen übrig laſſen.

Urſprung der Polka.



Einige Schwachköpſe haben die Behauptung aufgeſtellt, daß Böhmen das Vaterland der Polka ſei. Dies Bild, deſſen Original vor Kurzem in Nordamerika ausgegraben worden, liefert den Beweis, daß dieſer Tanz indianiſchen Urſprungs iſt. Der Erfinder dieſes äußerſt gracieuſen Tanzes iſt ein wilder Neger, welcher Polk geheißen und Urahn des jetzigen Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika geweſen iſt.

Zapfenſtreich.

Athen. Auf Veranlaſſung des Malers Giorgios Margaritis iſt auch hier eine Kunſtausſtellung — die erſte in Athen — eröffnet worden. Das gelungenſte Bild iſt Karaiskaki's Heldentod bei der Erſtürmung der Athener Akropolis, von dem genannten Künſtler mit vieler Treue und beachtenswerthem Talente dargeſtellt.

.·. Doctor Anaſtaſios Joubas, der erſte Doctor, der von unſerer Otto-Univerſität creirt worden iſt, hat Hufelands „Handbuch der praktiſchen Pathologie“ ins Neugriechiſche überſetzt.

Augsburg. Die Direktion des hieſigen Theaters iſt für die nächſte Saiſon dem Buchhändler Lippert, einem geborenen Leipziger, übertragen worden.

Berlin. Dem „Geſellſchafter“ ſind durch Ober-Cenſur-Gerichtliches Erkenntniß folgende Anſpielungen freigegeben worden: In der literariſchen Induſtrie-Anſtalt zu Stelenepel ſind erſchienen: „Marſchall Rückwärts, oder Siwdul Emir von Nebserb“*). Eine Tragikomödie mit Chören. Zum erſten Male aus einer arabiſchen Handſchrift in der Bibliothek zu Bagdad übertragen. Nebſt einer von der Akademie zu Fez mit dem Preiſe gekrönten Abhandlung „über Böckhe und ihr Verhältniß zur Tragödie der Alten“. — „Die Kunſt, Andere zu amüſiren“, von Abd-l Scara-Muz, traurigem Rathe des Kaiſers von Marocco. Nebſt einem Anhange: „der Poet bei Hofe“. — „Ein Rock, ein Gott“. Ein Märchen für gehorſame Kinder, vom Verfaſſer von „Tauſend und einer Nacht in anderer Manier“.

.·. Unſere weiſen Väter der Stadt haben die Einführung einer Nachtigallen-Steuer beſchloſſen, welche am 1. Januar 1846 ins Leben treten und für jede Nachtigall jährlich zehn Thaler betragen ſoll. (Dafür kann ſich ein guter Berliner ſchon $3\frac{1}{2}$ Hunde halten.)

.·. Der berühmte Mnemotechniker Carl Otto-Reventlow iſt, mit Berliner Lorbeer beladen, nach Rudolſtadt zurückgekehrt, wo er ſich vor einiger Zeit mit einer Tochter des Bergraths Junot, einer Enkelin Schillers, verlobt habt. In Berlin hat Reventlow acht verſchiedene Curſus gehabt und eine große Zahl neuer Apoſtel gebildet, die, wie Rothe, Pick, Löwenſtein, würdig in ihres Meiſters Fußſtapfen treten. Reventlow hat auch beim Könige von Preußen eine Probe ſeines großartigen Talentes abgelegt und ein werthvolles Geſchenk erhalten. In Kurzem erſcheint von Reventlow bei ſeinem Verleger Cotta ein „Leitfaden der Mnemotechnik“.

.·. Ein hieſiger Muſiker, Namens Richter, hat einen neuen Kometen entdeckt, Herr Koſorski, Mitarbeiter am „Figaro“, hat auf den Entdecker die bekannten Verſe angewendet:

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit.
(Dem Richter zeigt ſich offenbar,
Was aller Welt verborgen war.)

Blankenburg. Herr Dr. Fritzſche, Verfaſſer der „Freimüthigen Worte eines proteſtantiſchen Laien“, einer höchſt pikanten Broſchüre gegen den Biſchof Arnoldi, worin er denſelben als Biſchof im Allgemeinen und als Arnoldi im Beſondern einer ſcharfen Kritik unterwirft, iſt, um den Nachſtellungen der Jeſuiten zu entgehen, ſtets mit einem Dolche bewaffnet. Demnächſt will Dr. Fritzſche einen Bogen über Itzſteins Ausweiſung aus Preußen loslaſſen.

Bonn. Am 11. Auguſt ſoll nun definitiv die Enthüllung des Beethoven-Denkmals gefeiert werden.

Breslau. Vergleichen wir die Stimmen, welche ſich auf den letzten Landtagen für die Verfaſſungsanträge ausſprachen, mit denen gegen dieſelben, ſo erhalten wir Folgendes: in der Rheinprovinz alle, alſo ungefähr 70 Stimmen für die Aenderung der Verfaſſung; in Preußen 62 für, 25 gegen; in Poſen 42 für, 3 gegen; in Schleſien 43, alſo abſolute Majorität für, 40 gegen; in Sachſen 42 für, 46 gegen; in Pommern keine für, 40 gegen dieſelbe; zuſammen alſo 239 Stimmen für jene Aenderung, 154 dagegen. Alſo auf ſechs Landtagen unter acht, d. h. auf $\frac{3}{4}$ der Landtage, welche die Verfaſſungsfrage in Erwägung gezogen haben, ſind 239 gegen 154 Stimmen, d. h. nahe an $\frac{3}{5}$ für eine Bejahung derſelben geweſen.

Brüſſel. Von den 25 Deputirten der 5 größten Städte Belgiens gehören jetzt 21 der liberalen Partei an. (Dann läßt ſich viel Gutes hoffen.)

---

*) Heißt umgekehrt Ludwig (Tieck) von Dresden.

∴ Das kleine Belgien hat 453 Klöſter, ſo daß auf jede Quadratmeile ein Kloſter kommt.

Cadix. Die ſpaniſchen Stadtverordneten rauchen während ihrer Sitzungen Cigarren, die aus der Stadtkaſſe bezahlt werden müſſen. Ein eifriges Mitglied des hieſigen Stadtraths rauchte im vorigen Jahre — wie aus dem öffentlichen Budget zu erſehen iſt — über 2000 Stück der feinſten Cigarren und brachte noch einige davon ſeiner Frau Gemahlin mit. (Gut, daß dieſe koſtſpielige Sitte nicht auch bei uns eingeführt iſt!)

Caen. Der ehemalige engliſche Botſchafter in Conſtantinopel, Sir John Spencer Smith, der gelehrte Alterthumsforſcher, iſt hier in hohem Alter geſtorben.

Conſtantinopel. Der erſte türkiſche Reichstag iſt beendigt und die Summa der Berathungen, daß die Steuern künftig nicht vor, ſondern erſt nach der Ernte erhoben werden ſollen. (Wenig, aber doch etwas! Auf manch andern Reichstagen wird gar nichts beſchloſſen.)

∴ Fortwährend werden hier einzelne Nummern der in Athen erſcheinenden griechiſchen Zeitungen von der türkiſchen Cenſurbehörde mit Beſchlag belegt, ſo daß die Blätter nur höchſt unregelmäßig und unvollſtändig in die Hände der hieſigen Abonnenten gelangen.

Darmſtadt. Bei Leske iſt erſchienen „die Galleren auf der Ringersburg", hiſtoriſcher Roman mit Urkunden, von einem Steyermärker. Der Verfaſſer dieſes ungewöhnlich intereſſanten Romans ſoll der berühmte Orientaliſt Hammer-Purgſtall ſein. Die drei Bände enthalten 71 Bogen Urkunden als Beilagen.

Hamburg. Der „Telegraph" ſchreibt: Für die Stadt Berlin dürfte die gegen den volksfreundlichen und volksbefreundeten Abgeordneten von Itzſtein getroffene Maßregel von empfindlichen Folgen ſein. Wie viel Reiſende — Deutſche — müſſen kopfſcheu werden und ſich vor Berlin in Acht nehmen! Mancher wird ſich fragen: Könnte Dir nicht daſſelbe widerfahren? (O ja!)

∴ Zwei der erſten Luſtſpiel-Talente haben hier (auf dem Thalia-Theater) ihr Gaſtſpiel begonnen: Fräulein Charlotte von Hagn und Herr Baumeiſter. Fräulein von Hagn, die Schauſpielerin der reichen Nuance, Grazie, Wahrheit und Laune, und Herr Baumeiſter, der gewandte, gemüthvolle, von ſprühendem Leben, Humor und Gefühl beſeelte Schauſpieler. Beide haben rauſchenden Succes gehabt und oft wiederholten, glänzenden, einſtimmigen Applaus und Hervorruf nach jedem Akte eingeerntet. (Originalien.)

∴ Das Gaſtſpiel der Dem. Jenny Lind hat dem alten Stadttheater, nach Abzug aller Koſten, 40,000 Mark eingebracht; dafür haben die Herren Mühlberg und Covent, ganz gegen ihre Gewohnheit, ſich höchſt generös bewieſen und die ſchwediſche Nachtigall (ſie iſt mehr als blos Mehlwürmer) nicht nur vollſtändig freigehalten, ſondern noch, hinter ihrem Rücken, die Rechnungen für alle Einkäufe bezahlt, die ſie hier gemacht hat.

∴ W. A. Herrmann hat Scribe's artiges Luſtſpiel „Jeanne et Jeanneton" für die deutſche Bühne bearbeitet.

Karlsruhe. Die Regierungen des ſüddeutſchen Münzvereins haben bei ihrer letzten Berathung beſchloſſen, innerhalb der nächſten drei Jahre jährlich zwei Millionen Doppel-Gulden-Stücke zu prägen; zu welchem Behufe das Silber der brabanter und öſterreichiſchen Kronthaler, die noch im Umlauf ſind, verwendet werden ſoll.

Kopenhagen. Das Hofgericht hat den Candidatus juris Gjödvad, den Redakteur des „Vaterlands", wegen eines Artikels über die Reiſe des preußiſchen General-Adjutanten von Neumann, zu 100 Thalern Geldbuße an die Armen verurtheilt. Die frühern Inſtanzen hatten ihn freigeſprochen.

∴ Zur Feier der Anweſenheit des Königs von Preußen wird in unſerm Theater am erſten Abend „Rafaele", am zweiten Holbergs „politiſcher Zinngießer" und der „Trovador" gegeben werden.

Leipzig. Vor einigen Tagen hat ſich in unſerm früher ſo ruhigen Theater bei der Aufführung der „Regimentstochter" ein neuer Skandal ereignet, den wir ſchon darum nicht unerwähnt laſſen dürfen, weil die offiziellen Lobhudelpoſaunen unſerer Bühne, die recenſirenden Freibillets, dieſen unzweideutigen Akt des gerechten Unwillens unſeres Publikums mit höchſt verdächtigem Stillſchweigen übergangen haben. Dem. Tuczeck, unſere liebenswürdige Gaſtin, welche die Hauptrolle mit unendlich vielem Reiz und Zauber geſungen hatte, war von einem neu engagirten Tenoriſten, über den unſer Publikum ſchon früher bei ſeinem erſten Debut den Stab gebrochen, auf eine Weiſe unterſtützt worden, die den Eindruck der ganzen Oper geſchwächt und das Publikum, das keine Luſt hat, ſich Leute aufdringen zu laſſen, die es nicht haben will, ſchwer beleidigt hat. Nachdem Dem. Tuczeck mit fanatiſchem Sturme hervorgejubelt worden war, rief man ihren Sekundanten, in der Abſicht, ihn auszupfeifen. Man rief fünf, man rief zehn Minuten … der Gerufene erſchien nicht. Das Publikum, das ſich durch das Nichterſcheinen in der

Achtung, die jeder Schauſpieler ihm unbedingt ſchuldig iſt, mit Recht verletzt fühlte, fing nunmehr zu toben an und verlangte den Regiſſeur, den Ober-Regiſſeur und endlich auch den Direktor. Man rief fünf, man rief zehn Minuten, Keiner von allen Dreien erſchien. Als der Unwille des Publikums immer höher und höher und ein Theil der Tonangeber vom Parterre ins Parquet ſtieg, erſchien ein leichenblaſſes X, um das „verehrte“ Publikum erſt jetzt — nach länger als zwanzig Minuten — zu benachrichtigen, daß ſowohl Sänger, als Regiſſeure und Direktor bereits das Haus verlaſſen hätten. »Nun,« rief eine Stimme, »ſo berichten Sie dem Herrn Dr. Schmidt, daß die Zuſammenſtellung des Fräuleins Tuczeck mit Herrn Stoffregen dem Publikum im höchſten Grad mißfallen hat.« Zeuge dieſer Scene und im höchſten Grade indignirt über die Nichtachtung, die ſich das Theater dem ganzen Publikum gegenüber zu Schulden kommen ließ, fragen wir jeden Unbefangenen, ob es recht und vernünftig ſei, ein Publikum zwanzig Minuten rufen und toben zu laſſen, ohne es der Mühe werth zu finden, ihm Rede zu ſtehen? So lange das Publikum das Recht hat, einen Schauſpieler herauszurufen, um ihm ſeinen Beifall erkennen zu geben, ſo lange wird auch Keiner, der vernünftig iſt, ihm das Recht beſtreiten, einen Schauſpieler herauszurufen, um ihm auch ſein Mißfallen begreiflich zu machen. Erſcheint er nicht, ſo iſt der Ober-Regiſſeur und, in deſſen Abweſenheit der Direktor ſelbſt, der verantwortliche Redakteur, dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig, weshalb der Gerufene nicht erſcheint. Daß dies an jenem Abende nicht geſchehen iſt, liefert erſtens einen Beweis von Nachläſſigkeit, denn weder Unter- noch Ober-Regiſſeur noch Direktion hatten das Ende abgewartet, zweitens einen Beweis von der großen Taktloſigkeit, es mit aller Gewalt mit einem Publikum verderben zu wollen, das dem Inſtitute mit ſo vieler Huld und Nachſicht zugethan iſt.

.·. Am 1. Juli hat Dr. Eduard Singer die Redaktion der „Oſterländiſchen Blätter“ niedergelegt. An ſeine Stelle tritt Herr G. v. Roſen. Der Erſtere wird ſich jetzt dem Kreiſe unſerer Mitarbeiter anſchließen und für unſern „Charivari“ thätig ſein.

.·. A. W. v. Schlegels literariſcher Nachlaß, „mes oeuvres posthumes“, eine Literaturgeſchichte vom Jahre 1780 bis auf die neuſte Zeit, ſoll, einem on dit zu Folge, bei F. A. Brockhaus in zehn Bänden erſcheinen.

.·. Die Baumgärtner'ſche Buchhandlung zeigt eine „Gallerie berühmter Zeitgenoſſen an, worunter auch Herr Philipp Düringer, der Mannheimer Schauſpieler, und Clara Mundt, der Berliner Blauſtrumpf, aufgeführt ſind. Die Baumgärtner'ſche Buchhandlung muß ganz curioſe Begriffe von dem Worte berühmt haben. Warum liefert ſie nicht lieber die Portraits von ſo weltberühmten Männern, wie z. B. Herr Held einer zu ſein — ſich einbildet?

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

London. Seit Anfang d. J. ſind im eigentlichen England und Wales 16 Hinrichtungen (3 in London) vorgekommen, welche Zahl die des entſprechenden Zeitabſchnitts der letzten zehn Jahre weit überſteigt.

.·. Unlängſt war in der Londoner Taverne eine Verſammlung zur Errichtung eines hieſigen deutſchen Krankenhauſes, unter dem Vorſitz des Herzogs von Cambridge, angeſetzt. Die Summe von 5000 Pfd. St. wird zur Errichtung der wohlthätigen Anſtalt, 1200 bis 1500 Pfd. St. jährlich zu ihrer Erhaltung erfordert. Das proviſoriſche Comité beſteht aus 30 Perſonen, darunter die Geſandten von Preußen, Baiern, Hannover und Dänemark, die Lords Aſhley und Grosvenor u. m. A.

.·. Nach einem, dem Parlament vorgelegten Verzeichniſſe zählt die britiſche Handels-Dampfflotte jetzt 870 Schiffe.

.·. Laut amtlichen Regiſtern leben gegenwärtig 28,000 Engländer in Paris und 73,550 in andern Theilen Frankreichs. Nimmt man, ganz gering, an, daß jede Perſon 5 Frs. (etwas über 1¼ Thlr.) täglich verbraucht, ſo kommen durch die Engländer jährlich 124 Millionen 228,750 Frs. in Umlauf.

.·. Neulich fand der große Ball zum Beſten der ausgewanderten Polen in einem Glanze und einer Pracht ſtatt, wie ſie bei den frühern Bällen noch nicht entfaltet worden waren. Die weiten Räume waren ſo überfüllt, daß viele Theilnehmer nur ab- und zugingen.

Luzern. Dr. Steigers Prozeß iſt zu Ende; er hat den Antrag angenommen, in Genua oder Aleſſandria als Verbannter unter polizeilicher Aufſicht zu leben.

Madrid. Die Königin Mutter hat, um ſich mit dem heiligen Vater wieder auf guten Fuß zu ſtellen, einen ſilbernen, mit Juwelen reich verzierten Hirtenſtab, 17,000 Piaſter an Werth, anfertigen laſſen, der als petit cadeau nach Rom wandern ſoll.

.·. Der verantwortliche Herausgeber des „Eſpectador“ iſt wegen eines beleidigenden Artikels gegen das Miniſterium in erſter Inſtanz zu einer Geldſtrafe von 20,000 Realen verurtheilt worden. (Saubere Preßfreiheit!)

Mannheim. Herr von Itzſtein iſt gegenwärtig mit einer Brochüre beſchäftigt, welche den Titel führt „Morgenſtunde hat Gold im Munde“. Er will ſie ſeinem Geſandten in Berlin dedieiren.

München. Der alte Herr Görres, der im Jahre 1815 von Napoleon la quatrième puissance oder der vierte Alliirte genannt wurde, kann jetzt mit gleichem Rechte das fünfte Rad am Wagen genannt werden.

Neapel. Großes Aufſehen erregt hier eine neue Tragödie, „Florida d'Algeſiras“, von Giacinto de Sivo, der ſich bereits durch ein anderes Trauerſpiel, „Conſtantin Dracoſa“, bekannt gemacht hat. Die Kritik erblickt in dem Verfaſſer dieſer beiden Stücke einen neuen Alfieri.

Paris. Ein hieſiges Blatt behauptet, daß die Königin der Franzoſen und die Königin der Belgier eine fortwährende Taubenpoſt zwiſchen Neuilly und Laeken unterhalten.

∴ Nach einem der Budget-Commiſſion mitgetheilten Dokument ſind ſeit 1830 nicht weniger als 38 Herzogs-, Grafen- und Freiherren-Titel ausgefertigt worden. Die erſten werden mit 18,000, die zweiten mit 7200 und die dritten mit 3600 Frs. bezahlt. Die durch die Neugeadelten bezahlte Summe belief ſich im Budget auf ungefähr 200,000 Frs. Alle haben, mit Ausnahme des Marſchalls Bugeaud, dieſe Abgabe bezahlt.

∴ Die Academie française hat neulich die Monthyonſchen Preiſe von 2000 bis 1500 Frs. vertheilt: 2000 Frs. erhielten Herr Filon für ſein Werk „über die geiſtlichen Pflichten gegen den Staat“, Herr Poujolat für ſeine „Geſchichte des heiligen Auguſtin“, Herr Deborceliers für die „militäriſche Moral“, Herr Lachambaudie für ſeine „Fabeln“ und Madame Walter für ihre „Frauen im Gefängniß“. Herr Beyſtrieu von Auvrigny erhielt für ſeinen „Irrthum und Reue“ und Madame Saunders für ihre „mütterliche Leitung der jungen Tochter“ 1500 Frs.

∴ Der Miniſter Guizot iſt ſtolz auf ſeine Impopularität; ſeine Maxime ſcheint in Deutſchland viele Anhänger zu finden.

∴ Die Zahl der Eheſcheidungsprozeſſe wächſt auf erſchreckende Weiſe. Aus den amtlichen Berichten des Juſtizminiſteriums ergiebt ſich, daß im Jahre 1844 nicht weniger als 1077 ſolcher Scheidungsklagen vor den Gerichten anhängig waren. Von dieſen Klagen waren nur 115 durch die Männer, die übrigen durch die Frauen vorgebracht worden. 906 dieſer Klagen ſind definitiv entſchieden und nur 98 zurückgewieſen worden.

∴ Neulich iſt im hieſigen Auctionshôtel der große Luftballon verſteigert worden, den man 1804, bei der Krönung des Kaiſers Napoleon durch Papſt Pius VII., in Paris ſteigen ließ und der am andern Morgen in Rom auf dem Grabe Kaiſer Nero's niederſank. Er ward dann unter dem Gewölbe der Peterskirche aufgehängt, wo er bis 1815 blieb und dann Privateigenthum eines franzöſiſchen Generals wurde. Der Ballon trägt die Inſchrift: „Paris 25 frimaire an XIII, couronnement de l'Empereur Napoléon par S. S. Pie VII.“

∴ Auch in Frankreich treten jetzt Verſtorbene als Schriftſteller auf. Der „ſelige Fürſt ****“ hat bei Amyot eine „Charakteriſtik der Pariſer Löwinnen“ erſcheinen laſſen. Drei Bände, worin den Pariſer Frauen Wahrheiten geſagt werden, die ſie bis jetzt von keinem Lebenden gehört haben.

∴ Im „Journal des Débats“ hat Jules Janin der kürzlich verſtorbenen Schriftſtellerin Flora Triſtan einen reizendſchönen Nekrolog geſchrieben, worin Janins Styl wieder in ſeiner ganzen Farbenpracht ſchillert.

∴ Daſſelbe Journal hat neulich einen gar köſtlichen Bock geſchoſſen. Aus dem ungariſchen Graf St. Széchenу hat es, verführt durch das St. (Stephan) einen „Saint-Széchenу“, einen nagelneuen Heiligen gemacht.

∴ Die „Revue de Paris“, die ſich viel mit dem Auslande und beſonders viel mit Deutſchland beſchäftigt hatte, iſt eingegangen, doch kündigt ſie an, daß ſie ſich vorläufig durch eine neue Aktiengeſellſchaft conſtituiren und dann wieder erſcheinen ſolle. (Ob wohl Hellers „Roſen“ wieder aufblühen werden? Wir glauben ſchwerlich!)

∴ Auch der bekannte Communiſt Cabet hat einen Pfeil auf Timon unter dem Titel „Rae aur feu“ abgeſchoſſen.

∴ Im Théâtre française wird ein neues Schauſpiel, „der Thurm zu Babel“, von A. Dumas, einſtudirt.

∴ Auf dem Ambigu-Theater hat ſich ein neues Drama, „les Etudiants“, von F. Soulié, mit großem Beifall ſehen laſſen. In dieſem Stücke erſcheint die ganze Bevölkerung einer Studenten-Caſerne im Quartier Latin: einige zwanzig Studenten und „Studentinnen“. Der Held, um den ſich die ganze Geſchichte dreht, iſt ein langer Iſrael à la jeune France. (Wäre das nichts für unſer Klein-Paris?)

∴ Die Schnelligkeit des elektriſchen Telegraphen hat der berühmte Arago auf ſechzehntauſend Meilen in einer Sekunde berechnet.

∴ An der Küſte der Bretagne hat man vor Kurzem an Einem Tage über zwei Millionen Auſtern gefiſcht. (Laß uns dahin, dahin ziehen, ſingt Robert.)

Prag. Unſer ausgezeichneter Philolog und Archäolog Dr. Paul Schaffarik, Cuſtos an der hieſigen Bibliothek, hat vom König von Preußen den Civilorden pour le mérite erhalten; eine wohlverdiente Auszeichnung, die gewiß nicht die letzte ſein wird.

∴ Unſer vaterländiſcher gelehrter Geſchichtsſchreiber Polaczky iſt aus ſeinem Winteraufenthalte Nizza nach Prag zurückgekehrt.

Peſth. Die Damen des Syrmier Comitats haben dem Obergeſpann Freiherrn Franz Kulmer einen koſtbaren Teppich geſtickt. Kulmer war einer der glänzendſten Redner am letzten Reichstage.

Petersburg. Karatigin, Rußlands berühmter Tragiker, der nordiſche Macready, wie ihn ein Engländer genannt, wird eine große Kunſtreiſe machen, um die vorzüglichſten deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Theater kennen zu lernen und die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen der ruſſiſchen Bühne anzupaſſen.

Potsdam. Am 3. Auguſt ſoll im hieſigen Luſtgarten das Standbild des verſtorbenen Königs enthüllt werden.

∴ In Sansſouci wird jetzt eine große Schildkröte gezeigt, welche ein Geſchenk der Seehandlung iſt.

Riga. Döring ſetzt ſein Gaſtſpiel mit außerordentlichem Erfolge fort. Trotz der ſchönen Witterung iſt das Haus ſtets überfüllt; er iſt bis jetzt vierzehn Mal aufgetreten.

Stuttgart. Den ſüddeutſchen Buchhändlern, die hier verſammelt geweſen ſind, hat der König auf dem Schloſſe Hohenheim ein großes Diner von 150 Gedecken gegeben.

∴ Ein neues Blatt, das ſeit Kurzem hier erſcheint, heißt „die ſüddeutſche Warte". Warten ſcheint unſer verhängnißvolles Motto in allen Dingen zu ſein.

Teplitz. Unſer Theater macht wegen der heißen Witterung ſehr ſchlechte Geſchäfte. Die vacirenden Schauſpieler rücken aus allen Weltgegenden in Heeresmaſſen ein, in der Hoffnung, wenigſtens im Badeorte Engagement zu erhalten, allein bisher überſtieg die Zahl der Schauſpieler faſt die der Badegäſte. Es ſollen unter Andern 21 Väter und Charakterſpieler, 12 komiſche Mütter, abgeſehen von verſchiedenen unbeſchäftigten Naturburſchen und Liebhaberinnen noch in Teplitz gegenwärtig ſein. (Theaterchronik.)

Weimar. Karl Panſe's Trauerſpiel „der König und ſein Kind" iſt, hier zum erſten Male auf der Bühne dargeſtellt, außerordentlich günſtig aufgenommen worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Vor länger als zwanzig Jahren erſchien in Paris ein kleines pikantes Büchelchen über die Kunſt, Schulden zu machen und ſeine Gläubiger an der Naſe herumzuführen (Art de faire des dettes et de promener ses créanciers par le nez). Dieſe Kunſt iſt jetzt ſchon ſo allgemein bekannt und verbreitet, daß es von Seiten der Literatur einer Reaktion zu Gunſten der armen Gläubiger bedarf. Und darum ſcheint uns ein kleines Werkchen, das dieſen Bedrängten zu Hilfe kommt, ſehr zeitgemäß zu ſein. Es heißt: „l'art de se faire payer par ses débiteurs" und iſt von einem Herrn Alfred Tronchin. Der Verfaſſer muß wenig Schulden und ein ſehr hartes Herz haben, da er den ſorgloſen Schuldnern mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu Leibe geht und dabei die unſchuldige Miene annimmt, als handle es ſich blos darum, dem wankenden Staatskredit auf die Beine zu helfen!

Treffer und Nieten.

• Berliner Guckkäſtner: Betrachten Sie gefälligſt die Portraits der beiden badiſchen Deputirten von Itzſtein und Hecker. Bei ihrer Ankunft in Berlin fragte ſie ein Polizeibeamter: »Woher kommen Sie?« — »Wir kommen von Baden.« — »Ich muß Sie bitten, meine Herren, da Sie unpäßlich ſind, Berlin zu verlaſſen.«

• Eine Schauſpielerin ſchrieb neulich: »Ich bin hier als jugendliche Liebhaberin angeſchirrt.«

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

. 145. Leipzig, 9. Juli 1845.

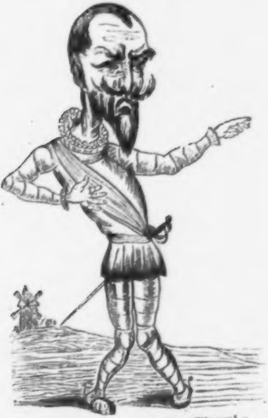
CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
hrlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhand-
lungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Wallenſtein.



»Hier ſteh' ich, ein entlaubter Stamm!«

Wien und die Wiener.

Reiſeſkizze von J. G. Zerffi.

An M .....

I.

Ich ſpritzte meine Feder aus und ging aufs Dampfboot. Raſch fuhren wir nach Wien. Daß mein erſter Gang zu Ihnen war, wiſſen Sie. Daß meine Seele immer nur an Sie denkt, auch das wiſſen Sie. Ich gehe in unſerer Liebe ſehr ſyſtematiſch zu Werke. Die Quelle all' unſerer Freuden, unſerer Seligkeiten hat ihren reizenden Anfang in dem Bewußtſein unſeres Seins. Seit ich Sie ſah, weiß ich erſt, daß ich bin.

Wir haben uns recht lange nicht geſehen. Ich wußte gar nicht mehr, daß ich überhaupt noch lebe, auf Erden ſei, Cigarren ſchmauche und über ſchlechte Stücke noch ſchlechtere Kritiken ſchreibe. Ich hatte ſo den Uranfang meiner Freuden ganz verloren. Ich empfand das Leben nicht. Ich glaubte mich, fern von Ihnen, todt; und Sie mögen es mir glauben oder nicht, ich lebte wirklich nicht! —

Aber als ich wieder in Ihre tiefblauen Augen ſah und in denſelben alle meine Leidenſchaften, alle meine brauſendſtürmenden Gefühle wiederfand, da ſchien mir die Sonne wieder feurig und der Himmel wieder blau; da durchzog der ſüße Duft des neuerwachten Lenzes meine Bruſt und all' die frühere grambefangene Düſterkeit meiner Gedanken war verſcheucht. Sinnend ſaß ich am Schreibtiſche und wand kleine Liebesſträuschen und gar ſchöne Liebeskränze für Ihre Augen und Ihr Herz, für Ihre dunklen Haare und Ihre lotosweißen Hände.

War das ein Knoſpen und Quillen! ...

Ach, es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!

Ich hatte wieder meine frühere Friſche. Das Leben ſpiegelte ſich mir wieder bunt und toll durcheinander ab und ich hatte wieder das Volk recht lieb — und auch die Wiener.

Die Wiener fand ich ſehr wenig verändert. Die geſtopften Pfeifen und das Schwechater Bier ſpielen noch immer die Hauptrolle in ihrem ſanften Schlaraffenſein. Nur hin und wieder bemerkte ich ein verwittertes Geſicht mit tiefen Kummernarben, das einen Schwarzen [illegible] und eine Thräne in das teufliſchheiße Getränk perlte und ſeufzte: »Wir leben doch nicht, obgleich die Tacchinardi ſingt, die Elsler tanzt und das Burgtheater den „Spartakus“ zur Aufführung bringt.« Und das verwitterte Geſicht trocknete ſich die Thränen ab und ſprach zu ſeinem Nachbar von der ſchrecklich geringen Quantität Zucker, die man zum ſchwarzen Kaffee bekommt, und daß ein bitterer Schwarzer gar kein haut-goût für ſeinen Gaumen ſei.

Und der Nachbar nickte mit dem duſeligen Kopfe und der Nachbar bemerkte mit weiſer Miene, daß es draußen tröpfle und daß der Frühling und die Sonne ſich gar nicht recht ſehen laſſen wollen; und daß das Leben ohne Licht ein rechter „Kletzen“ ſei; und daß der Neſtroy auch keine Werke mehr ſchreiben könne, denn das ewige Satyriſiren über die Backenbärte und die

Reifröcke, über die Untreue der Männer und die Treuloſigkeit der Weiber ſei doch ſchon gar zu ſehr abgegriffen und ſade. Wenn nicht bald Etwas …

Der Verwitterte ſtand auf und warf einen tödtlichen Blick auf den Nachbar — — — — — — — — — — — — —

Und auch die Häuſer ſind noch dieſelben. Sie gähnen mit ihren Thormäulern und glotzen mit ihren Fenſteraugen auf Alles hernieder und ſind — Häuſer und weiter nichts.

Wien hat noch immer ſeine alten Steckenpferde. Die Baſtei um zwei Uhr, und das Dampfboot um Drei, wenn es fortfährt, und Wien macht mit der Baſtei und dem Dampfſchiff Geſchichte und fährt abwechſelnd in den Prater. Bei all dem machen die Schuſterjungen keine Witze mehr und die Fiaker ſagen nicht mehr: »Fahr' mer Euer Gnaden?« Sie liſpeln blos ſchlechtweg: »Fahr' mer?« Das iſt ſehr traurig!

Ja, ja, Wien iſt melancholiſch geworden!

Und die Wiener Tagesliteratur … die macht ſich noch immer wichtig, wenn es gilt, über den Pas einer Tänzerin eine eben ſo lange, als breite philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben; — ſie ſpielt ſich noch immer mit den geſchminkten Theaterpuppen und beurtheilt jeden Geiger, jeden Klavierpauker, vor Allem aber die Kunſtreiter und Madame Lejars. Dabei ſieht aber die Wiener Tagesliteratur ſehr bleich und hager, grämlich und mager aus und kneift ſich ſelbſt hin und wieder in die Backen und zauſt ſich manchmal ſelbſt bei den Haaren und giebt ſich dann und wann ſelbſt Naſenſtüber, um ſich von ihrer Exiſtenz zu überzeugen. Wie die Komödianten es zu thun pflegen, wenn der Dichter ſie ſagen läßt: »Träum' ich oder wach' ich!« da betaſten und ſchütteln ſie ſich und wiſſen doch nicht, woran ſie ſind.

Der große Dichter unſerer Zeit aber iſt die Geſchichte. Und die Geſchichte ſchweigt über die Wiener Tagesliteratur.

Ehedem war doch noch was Beſonderes in Wien. Das war die Poſſe und der Schuſterjungenwitz. Jetzt ſind auch dieſe beiden Merkwürdigkeiten erlahmt, und Wien muß kopfhängeriſch-weinend ſagen: »Die Zeiten, wo Bertha ſpann, ſind nun vorüber.« Jetzt iſt es weder kalt, noch warm in der Reſidenz. Jetzt herrſcht das Vaudeville auf den Volksbrettern und Madame Brüning muß täglich ſingen und trillern. Franzöſiſche Fats vergiften das einſt Biedergemüthliche der Bevölkerung und engliſche John Bulls treiben ſich auf den Brettern und in den Salons mit breiten Frackſchößen und langen Taillen herum und rufen mit ſchlechtem Accent ihr widerwärtiges „Goddam!“ aus, ſind dabei unleidlich grob und lachen nicht mehr, wenn Scholz ſein „Alleweil kreuzfidel“ jubelt, ſondern berühren recht vornehm ihre Glacéhandſchuhe, wenn irgend ein liberaler Gemeinplatz an ihre verſtopften Ohren ſchlägt.

Durch dieſen fremdländiſchen Popanz iſt nun die ehemalige Quelle des Wienerglücks, die harmloſe Heiterkeit und die heitere Harmloſigkeit, ganz und gar ausgetrocknet und auf dem dürren zurückgebliebenen Sande torkelt das Mißbehagen mit Flitterphraſen behangen herum und verhöhnt die ehemalige Originalität des Volkes.

O, ſchnell die Schellenkappe des Spaßes um des Spaßes Willen her, ſonſt werde ich ohnmächtig und fange an, ſtatt mit Dinte, mit ſalzigen Thränen zu ſchreiben, und das mag, das will ich nicht!

II.

Die Schellenkappe des Spaßes!

Nun ſuche ich ſchon einige Stunden darnach und finde ſie nicht. Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm! Ich ſchlenderte, meinen Freund am Arme, in eine Soirée. Du guter Gott, war das langweilig! Die große Schutzgöttin der Modejournale, die parfumirte, ausgetrocknete Eitelkeit, machte ſich an allen Ecken breit und ſpreizte ſich rechts und ſpreizte ſich links und warf dahin einen ſchmachtenden Blick dummfaden Genuſſes, ohne Poeſie und Geiſt, ohne Leben und Liebe — dorthin ein reifrockähnliches Lächeln der Mediſance, eine geſchminkte Thräne über troſtlos einförmige Geſpräche um eine Pirouette der göttlichen Fanni, um einen Gickſer der Tacchinardi und um den letzten Schnitt der Mantillen.

O die Wienerinnen! Nun ſollen Sie ſehen, wie liebenswürdig boshaft ich ſein kann, wie ſüß bitter ich das niedlichſte Confect zu reden im Stande bin, und wie ich Hoſiannah über das ſchöne Geſchlecht zu ſingen vermag.

Die Wienerinnen habe ich, im Gegenſatz der Wiener und der Stadt Wien, ſehr verändert gefunden.

Eines Tages, ich war an jenem Tage noch um Vieles jünger und hatte eine unausſprechliche Sehnſucht nach blonden Locken, bemerkte ich in einer glänzend dekorirten Loge des Kärthnerthor-Theaters eine Brünette, und ich ſchauerte vor Wehmuth und Luſt, wenn ich der Brünette in die dunklen Augen blickte, aus denen ganze Liebeslieder, ganze Schaaren jubelnder Nachtigallen in meine heiße Bruſt zogen. Man gab die „Norma“. Und als die herzverletzte Prieſterin hineilte, um ihre lieben kleinen Kinder den Manen des ewigen Friedens zu opfern, da kreiſchte meine Brünette laut auf und mußte, von Angſt und Weh gepeinigt, das Opernhaus verlaſſen.

Und ich, ich fühlte ein großes Grab in meiner Bruſt, in der viele meiner glühenden Wünſche eingeſcharrt lagen. Aber das Grab hatte ſchöne Blumen auf dem üppigen Raſen, und ſtatt dem Kreuze glänzte vor demſelben der Lockenkopf meiner Brünette mit dem rührenden Erbleichen der Mutterangſt und den funkelnden Thränen der Liebe.

Und jetzt!?

Die Wienerin lächelt verdächtig bei den überzuckerten Zweideutigkeiten der Vaudevilles und lacht laut auf bei den einheimiſchen Lokalzoten. Der Duft der Frauenhaftigkeit iſt ſo ziemlich verflogen. Das, denke ich, machen der Wurſtelprater, die Bierhalle, die vielen Landpartien, und auch die Schneider- und Schuhmacher-Rechnungen mögen nicht wenig dazu beitragen.

Im häuslichen Kreiſe ſpielt die Wienerin die Salondame und im Salon beträgt ſie ſich oft gar zu häuslich. Sie prunkt da mit einer gewiſſen Nonchalance, die dem Fremden oft wie Geringſchätzung dünken muß. — Während die ungariſche Dame ihr Alles der Bequemlichkeit ihrer Gäſte aufopfert, ja oft ſogar ihren Putz und ihre dunklen Flechten vernachläſſigt, beſchäftigt ſich die Wienerin ſehr oberflächlich mit dem Fremden und denkt an eine Lokalpoſſe, den Stellwagen, das köſtliche Bier, die kleinen friſchen Rettiche, die Eſel am Kahlenberge ... und reicht ihrem Nachbar den Arm und ſchäkert muthwillig: »Geh'n mer am Kahlenberg!«

Ein eigentliches chez soi hat die Wienerin nicht. Sie kennt blos ein ſüßes, magiſch reizendes dans l'auberge und findet dort ihren Troſt für wochenlanges Darben, ihre Entſchädigung für kummervolle Nächte, für thränenſchwere Tage.

All dieſe Traurigkeit iſt in dem nationalbaren Thun und Denken der Reſidenz zu ſuchen. Glüht der Mann für etwas Beſtimmtes, jedoch nicht Affektirtes, Erheucheltes, ſo muß es wohl das Weib auch, und das Weib hat dann die heilige Pflicht, mit dem Manne für das Allgemeine zu empfinden, weniger auf Strauß'ſche Walzermelodien, als auf das zarte deutſche Lallen des kleinen Kindes zu horchen.

Auf das deutſche Lallen!

O, das iſt ein wunder, blutiger Fleck der Reſidenz. Die Eltern klatſchen freudig, wonnetrunken in die Hände, wenn das Kindchen während des unſichern Stammelns ſeines Erſtlingſtolperns ſchon franzöſiſche Brocken näſelt; das liebe Deutſch im deutſchen Vaterlande wird hinter den Ofen geſchleudert und nur ſo manchmal zur Noth recht ſchmutzig, recht verunſtaltet hervorgezogen.

O, ich könnte dutzendweiſe Loblieder auf das Deutſchthum ſingen, wenn mich nur das gute Bier nicht daran hinderte.

Bier macht ſchlaffes Blut und dicke Säfte. Bier macht knollige Gedanken und ſchwülige Empfindungen. Bier iſt der erſte Subſtitut der Schlafmütze. Bier und Schlafmütze ſind Deutſchlands Ketten. Doch laſſen wir das. Ich will Ihnen gegenüber von etwas Amüſanterem ſprechen. Abends beſuchte ich das Burgtheater. Das Erſtlingsprodukt eines jungen Schriftſtellers, ein Trauerſpiel: „Spartakus“, wurde zur Aufführung gebracht. Spartakus war ein Mann der Freiheit, ein Feind der Tyrannei. Dabei liebte er ſein Vaterland, ſein Volk, ſprach nicht franzöſiſch und trug keine Vatermörder à l'anglaise.

Unſere modernen Dichter lieben auch das Freiſprechen und machen ſich eine Handvoll Volk zuſammen und herzen das Volk, namentlich wenn es hilft, ihnen Tantièmen zu zahlen. O, unſere Dichter wiſſen das Volk und die Tantièmen bei der rechten Falte zu packen.

Wenn nur die Tantièmen nebſt zehn Procent auch Geiſt und Talent zum Dichten austheilen könnten, dann, ja dann …

Vincenz Weber gehört aber nicht zu den tantièmenſüchtigen Dramenfabrikanten.

In einem einſamen böhmiſchen Städtchen lebt der junge Mann. Er mochte im ſtillen Sinnen der Poeſie gar mächtige Laute von einer goldenen Freiheit vernommen haben. Und die Laute verkörperten ſich zu thatdurſtigen Geſtalten, und da ſtanden die alten Römer vor den weitgeöffneten Thoren ſeiner Phantaſie und plötzlich — durch welche Ideenaſſociation weiß ich eben nicht, oder will und darf es nicht wiſſen — ſtand auch der gemißhandelte Spartacus vor ihm und ſchlug mit ſeinem blitzenden Schwerte auf die ehernen Ketten der Tyrannei, der grauſen Zwingherrſchaft eines üppig verweichlichten Volkes, das nur noch da zu ſein ſchien, den Namen ſeiner Vorfahren zu tragen, um den einſt glorreich gefürchteten zu ſchänden.

Ein ſchöner Duft voll markigen Freiheitsgefühles tönt durch die Dichtung des „öſterreichiſchen Ponſard“; ein düſtertiefes Sehnen nach dem Strahlenglanze der unverhüllten Wahrheit . . . und all' die Blumen der Diktion ſind nicht von Wachs poſſirt, ſie ſprießen und quillen aus dem Blute eines dichteriſchen Herzens und färben uns roth mit dem Feuer der Empfindung.

Webers Drama iſt trotz ſeiner Mängel doch eine Dichtung. Wenn wir nur viel ſolcher Dichter hätten, es ließen ſich leicht Dramenſchneider aus ihnen modelliren. Umgekehrt iſt dies nicht möglich. Dies weiß Niemand beſſer als Doctor Raupach in Berlin, der trotz ſeiner blauen Brille und ſeiner jambenſchweren Dramen kein echter Dichter iſt.

III.

Das melodiſche Schmerzenslied einer freiheitdurſtiſchen Dichterſeele klang noch mächtig in meinem Buſen wieder, als ich hinaustrat in die mondèrhellte Nacht, und meine Schritte mich auf den ſchönen Joſephplatz führten ... Ich ſtand ſtill vor dem ehernen Reiter mit der ſegnenden Handbewegung. In einem benachbarten Hauſe, aus einem finſtern Käfig, flötete eine Nachtigall gar wunderlieblich ihr Lied, und mir ward es recht weh unter den vielen Sternen am Himmel da oben, und ich dachte an eine erloſchene, große Sonne, an eine Sonne, die, jetzt in Erz gegoſſen, einſt gar warme Strahlen herniederſchoß auf Land und Volk.

O M....! Ich mußte weinen. Sie wiſſen, was Liebe iſt, Liebe zu einem einzigen Weſen. Und in dieſer Einzelliebe ſchon umfaſſen Sie die ſchöne Erde ſammt ihrem Frühling und Winter, ſämmt ihren Freuden und Leiden. Nun denken Sie ſich ein Herz, das in ſeiner Allgewalt ein ganzes Volk umſchließt, es herzt, aus den knechtiſchen Banden vermoderter Vorurtheile mit *einem* Zug herausreißen will, und für dies Volk zittert und bebt, für dies Volk ſein Leben aufopfert, im Tode noch die furchtbare Leuchte der Aufklärung ſchwingt — dann aber zerſtiebt, zerſtiebt ...

O Joſeph, Joſeph!!!

Venedig,

geſchildert vom Komiker Beckmann.

Die vielen Freunde dieſes beliebten Künſtlers werden gewiß nicht ohne Intereſſe die Schilderung des Eindrucks leſen, den die berühmte Inſelſtadt auf ein ſo lebhaftes und empfängliches Gemüth, als das Beckmanns iſt, gemacht hat; wir theilen ihnen deshalb aus einem ſeiner Briefe an einen ſeiner Freunde Folgendes mit:

»Wie ſoll ich anfangen, wo ſoll ich Worte finden, was ſoll ich zuerſt Dir ſchreiben? Seit zwei Tagen befinden wir uns, da mein Gaſtſpiel in Trieſt noch nicht abgebrochen iſt, auf einer Luſtfahrt in Venedig. Ich habe hier die zwei größten Volksfeſte mitgemacht, derenwegen wir eigentlich hier ſind, die Tombola auf dem Markusplatz, ein öffentliches Lottoſpiel, und die Regata, die große Wettfahrt der hieſigen Gondoliere. Aufgeſchrieen wie die Kinder haben wir, gelacht, geweint, kurz alle Zuſtände haben wir bekommen, als wir dies ſahen. Es iſt jetzt drei Uhr in der Nacht und wir kommen eben aus dem vierten Theater; meine Begleiter ſind noch ſpazieren gegangen; ich aber mußte nach Haus, um Dir ſogleich, von hier aus, meine Freude zu ſchildern, da ich morgen, oder vielmehr heute Abend wieder hinüber nach Trieſt gehe. — Gegenwärtig ſind zu dieſem Feſte über 50,000 Fremde in Venedig; Du kannſt Dir alſo das Leben denken! Dies Getobe, dies Geſchrei iſt fürchterlich; gegen 10—15,000 Gondeln, Barken u. ſ. w. auf dem Meere, jedes Fahrzeug auf die phantaſtiſchſte Weiſe ausgeſchmückt, von der wir gar keinen Begriff haben: gegen dieſe Pracht und dieſen Reichthum ſind unſere Schlittenfahrten Ballet-Aufzüge. Wir haben Coſtüme geſehen, daß uns der Verſtand ſtill ſteht: Alles, was man ſich nur denken kann, wurde hier repräſentirt; alle Nationen, alle Charaktere kommen hier vor, zwanzig Theater-Directionen könnten Jahre lang von dieſer Garderobe exiſtiren, da ein Nobile oder Patricier den andern an Pracht und Eleganz überbieten will. Nun kam die Wettfahrt auf dem Canal grande. Denke Dir eine Straße, ſo breit wie die Linden in Berlin, rechts und links Paläſte, einer immer erhabener und großartiger, als der andere, und mitten hindurch fließt das Meer. In dieſer Straße, die recht gut eine Meile lang ſein mag, ſah man Kopf an Kopf aus allen Fenſtern, von den Dächern herabſchauen: überall Jubel und Luſt: jedes Fenſter war mit koſtbaren Teppichen geſchmückt, Sammt, Seide, Stickereien, Fahnen, kurz es war der großartigſte Anblick von der Welt. Jetzt kamen die Wettfahrer. Denke Dir nun dabei die Italiener. Die Gondoliere ſind das hier, was bei uns die Droſchkenkutſcher ſind; ſie ſind in Bezirke getheilt, und jeder Bezirk ſchickt ſeinen geſchickteſten Gondolier, wobei jeder in einer andern Farbe erſcheint. Die erſten in der Reihe werden auf der ganzen Tour bejubelt, den nächſten wird zugeſchrieen, damit ſie Muth bekommen, die Vordern zu überflügeln; doch wehe den letzten! Ich will mich lieber hängen laſſen, als auf ſo einer letzten Barke ſein: dies Pfeifen, Verhöhnen, Verlachen iſt nicht zu beſchreiben! — Heute früh war ich im Dogenpalaſt. Warum bin ich kein Dichter, das zu beſchreiben, was ich empfunden! Ich war erſchüttert; jeden Augenblick dachte ich, es müßte ſo ein alter Herr aus der damaligen Zeit mir entgegentreten. Ich betrat die Gemächer der Inquiſition, die Marterkammern, die unterirdiſchen Gefängniſſe, die Seufzerbrücke, ſah die Bleidächer! Wer kann das ſehen, ohne über das zu erſtaunen, was der Menſch erfindet, um ſeinen Mitmenſchen zu quälen. Da wundert man ſich jetzt über einen Theater-Director! O Gott, wie ſchwach ſind wir geworden!«

Die Pyrenäen-Bäder.

Unter der Maſſe heilſamer Mineralquellen, an denen das Departement der Ober-Pyrenäen noch geſegneter, als der deutſche Taunus iſt, nehmen die von Bagnères de Bigorre einen der erſten Plätze ein; dieſe Bäder gehören zu den beſuchteſten von ganz Frankreich, denn nicht blos Kranke ſuchen hier Linderung ihrer Leiden, auch dem Geſunden winkt hier vielſeitiger Lebensgenuß. Bagnères hat zweiunddreißig Mineralquellen; die Saiſon beginnt Anfangs Mai und dauert bis October. Die größten, ſchönſten und theuerſten Wohnungen liegen auf der Promenade des Couſtous und auf den Plätzen d'Uzer und aux Graines.

In einem einſamen, von hohen Bergen umgürteten Thale, durch das der reißende Baſtan rauſcht, liegen, eine halbe Stunde vom Städtchen Luz, die berühmten, ſchon zur Zeit der Römer bekannten Heilquellen von Barèges, wo jährlich Tauſende von Leidenden, vor Allem ſyphilitiſche Kranke und ſolche, welche an Leber, Milz oder Haut leiden, Linderung ſuchen und finden. — Das Dörſchen Barèges beſteht aus einer einzigen, langen, ſchmalen Straße, die längs des Ufers des rauſchenden Baſtans hinläuft. Dieſer Ort iſt nur während der Badezeit, die vom Mai bis zum September währt, bewohnt. Im Winter zerſtreuen ſich die Einwohner ins Thal von Barèges, das, außer dem Städtchen Luz, noch ſiebzehn Dorfſchaften enthält. In der Nähe von Barèges liegt auch das Bad Saint-Sauveur, das von gleicher, aber etwas ſchwächerer Wirkung iſt.

Das ſtille Felsthal des Baſtan führt an den Fuß des hohen Tourmalat, der 3960 Fuß über dem Meere liegt. In den Thälern von Héas und Eſtaubé entfalten düſtere Felspartbien und tiefe Bergſchluchten mit blumigen Wieſen und bewaldeten Höhen bei jedem Schritte neue romantiſche Naturſchönheiten.

Zwölf Stunden von Tarbes, in der Einſamkeit eines höchſt pittoresken Thales, liegen die Bäder von Cauterets, von wo aus man über Pierrefitte auf einer prächtigen, mit bewunderuswürdiger Kühnheit über Abgründe geführten Kunſtſtraße in den Schoß dieſer berühmten Heilquellen gelangt. Das Thal, von hohen Bergen eingeſchloſſen, bietet keine ſo ſchauerliche Wildniß, wie das von Barèges dar; es iſt von grünen Waldſtreifen und bunten Wieſen durchſchnitten, worauf zahlreiche Heerden weiden; hier und da ragt, aus dem geheimnißvollen Dunkel der Fichten und Tannen, auch manch trauliche Hirtenwohnung hervor. Cauterets ſelbſt iſt ein höchſt freundliches Dorf, in dem während der Badezeit großſtädtiſches Leben herrſcht. Die Heilquellen befinden ſich in einiger Entfernung vom Dorfe; links führt der Weg nach der Vignemale, rechts nach dem Lac de Gaube; auf kleinen navarreſiſchen Pferden, die ihre mauriſche Abſtammung nicht verleugnen können, reitet man nach der ſpaniſchen Grenze. Der Weg zum See von Gaube führt, oben im Gebirge, am Pont d'Eſpagne, der eine eben ſo berühmte als berüchtigte Schmugglerpaſſage iſt, vorüber. Der See, von ſtarren Felſen umgrenzt, iſt lichtgrün, ungewöhnlich tief und von heftigen Windſtößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines engliſchen Liebespaares in den tiefen Wäſſern dieſes einſamen Sees. Von hier aus reitet man, an ſchwindelnden Abhängen vorüber, bis Gavarny und befindet ſich dann am äußerſten Ende von Frankreich, im pittoresken Vorzimmer von Spanien*).

Phyſiologie der Farben.

Herr von Balzac, der große Cuvier des Frauenherzens, hat unlängſt folgende Behauptungen aufgeſtellt:

Jeder weibliche Charakter wählt ſeine Farbe, die ihm analog iſt. Sie können mit ziemlicher Gewißheit bei den Frauen, welche orange-, amarant- oder granatfarbene, gelbe, ſaft- oder zeiſiggrüne Kleider tragen, auf ein ſtörriſches, zänkiſches Weſen rechnen. Trauen Sie denen nicht, welche Violett lieben, noch weniger denen, welche gelbe Hüte tragen. Meiden Sie auch die, welche ſich in Schwarz zu kleiden pflegen; dieſe Farbe wird mit Recht eine kabbaliſtiſche genannt; man liebt es, ſich den düſterſten, unglückſeligſten Gedanken hinzugeben, um ſich mit ſchwarzem Flor und Flitter aufzuputzen. Weiß iſt die Farbe der Charaktere, die keinen Charakter haben; Frauen, die ſich darin zu kleiden pflegen, ſind faſt alle, ohne Ausnahme, kokett. Erinnern Sie ſich, was man von der Kaiſerin Joſephine, von Madame Tallien, von Frau von Récamier erzählt? Sie pflegten immer in weißen Kleidern zu erſcheinen. Roſenroth wird von jenen Frauen gewählt, welche ihre fünfundzwanzig Jahre und darüber zählen. Junge Mädchen von fünfzehn Jahren wollen in der Regel dieſe Farbe um keinen Preis. Sie ziehen die dunklen Farben vor und blos darum, weil die Jugend, aus Mangel an Nachdenken und Erfahrung, die Welt immer im falſchen Lichte ſieht. Im Allgemeinen — denn merken Sie wohl, mein Syſtem hat, wie jedes, ſeine Ausnahmen — im Allgemeinen ſind die Frauen, welche Roſenroth vor allen andern Farben lieben, munter, geiſtreich, liebenswürdig im höchſten Grad; ſie ſind lebensfroh und umgänglich und haben nichts von der eckigen Laune, die uns an denen mißfällt, welche dunkele Kleider tragen. Himmelblau iſt die Farbe der bevorzugten, ſchönen Frauen; Himmelblau liebt man in jedem Alter und jedem Alter ſteht es gut. Diejenigen, welche dieſe Farbe wählen, ſind gewöhnlich ſanft und nachdenkend; ſind ſie jung, ſo muß ihr Herz rein und ſchuldlos ſein, ſind ſie älter, ſo haſſen ſie die moraliſche Schwäche. Perlgrau iſt die Farbe derſelben Naturen, wenn ſie traurig oder unglücklich ſind. Man kleidet ſich roſig und blau in den Tagen des Glücks, man wählt das Grau in trüben Zeiten. Die letztere Farbe gefällt den duldenden Seelen, wenn muntere, lachende Farben den Reiz für ſie verloren haben, und wenn doch ihr Gemüth zu ſanft, ihr Geiſt noch zu friſch iſt, um ſich vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz zu kleiden. Grau iſt eine Uebergangsfarbe, die ſich mehr und mehr dem tröſtlichen Himmel- und Hortenſia-Blau nähert. Lila wird faſt nur von den Frauen getragen, die früher ſchön waren, und es nicht mehr ſind, oder die es immer bleiben. Lila iſt die Penſion jener Frauen, die ſich nach großen Triumphen zurückgezogen haben.

---

*) Aus Branchu's „Souvenir d'un Touriste“.

Cenſurlied.

Von E. Mautner.

Nun, Herr Cenſor, wenn Du ſtreichen
Mußt, ſo ſei's in Gottes Nam'!
Sind wir doch ſchon ſonder Streichen
Auf Cenſur dreſſirt und zahm.

Streiche dicke Folianten,
Streich' Gedichte gut und ſchlecht:
Aber über Komödianten
Laß uns doch ein wenig Recht!

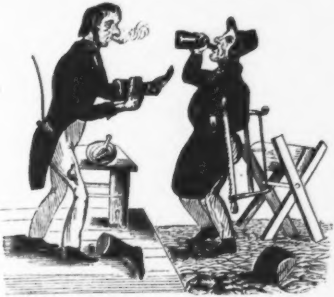
Wenn von Donna X. wir ſchreiben,
Daß heut' ſkandalös ihr Spiel,
Muß es ungedruckt d'rum bleiben,
Weil es Dir vielleicht gefiel?

Ferner mußt Du dieſes hören:
Streich' von wegen Gott und Staat;
Aber, laſſe Dich beſchwören,
Streiche nicht auch noch privat.

Streiche nicht, weil Dir die Pfeife
Aus dem Munde juſt entfiel,
Streiche nicht, weil das Gekeife
Dir von Deiner Frau zu viel.

Streiche nicht aus inn'rer Neigung,
Streiche nicht aus reiner Luſt,
Streiche nicht aus Ueberzeugung,
Streiche nur — wenn Du es mußt.

Theater:



(Morgens zehn Uhr.)

Stiefelputzer. Vieſecke, haſt Du heut' Abend ooch zu duhn? — **Holzhauer** (ſetzt die Schnapsflaſche an den Mund). Ja, Steinvogelkopp, heut' Abend ſtell' ick eenen Herold vor. Unn Du? — **Stiefelputzer** (fortwichſend). Ick ſpüle eenen Erzbiſchof.

Diſteln.

Von J. D. Hannemann-Wollbiger*).

Botaniſcher Beitrag.

Kryptogamiſten, entdeckte man neulich, ſeien die Mucker:
Wie man in Preußen doch ſtets reicher die Wiſſenſchaft macht.

Naturgeſetz.

Daß, trotz Druck und Exil, die Dichter ſich täglich vermehren,
Wundert Euch? Fragt die Phyſik: „*Dichter* wird Alles durch *Druck*“.

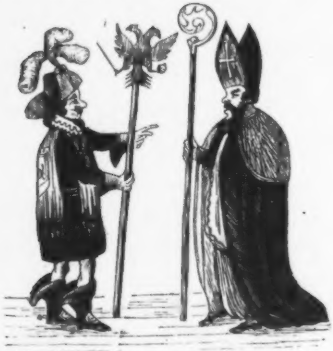
Sängerkrieg.

Roms Capitolium ſtürmte die tapfere Schaar der Verbannten,
Heut' noch laufen ſie Sturm — gegen den alten Parnaß.

---

*) Vom Verfaſſer dieſer Xenien, einem Schleswig-Holſteiner, erſcheinen im Laufe dieſes Jahres „Diſteln in zwölf Büchern“, mehr als tauſend Epigramme enthaltend. E. M. O.

Statiſten.



(Abends zehn Uhr.)

Stiefelputzer. Pieſecke! Pieſecke! — **Holzhauer.** Was jiebt's? — **Stiefelputzer.** Heerſte nich? — **Holzhauer.** Was heerſte denn? — **Stiefelputzer.** Pieſecke, ſtraf mir Jott, Du wirſcht rauſſer jerufen!

Frage.

Weshalb ſchreibt man an Herrmanns Denkmal römiſche Verſe?
Daß nicht ein Jeder es ſieht, wie man die Deutſchen befreit!

Steuer-Erlaß.

Wand'rer, ich nehme den Rock und das Geld und die ledernen Stiefel,
Aber die Stiefel, mein Freund, geb' ich Dir wieder zurück.

100,000 Mann.

Den an der Spitze bekämpfe, den Einen; iſt der gefallen,
Bleibt von der ganzen Armee nichts als die Nullen zurück.

Cölner Dombau.

Deutſche, ſeid einig ein Weilchen und fördert zum Zeichen den Dombau,
Für Uneinigkeit ſorgt gerne der Dombau-Verein.

Deutſches Sängerfeſt.

Wenn ſich der Michel bewegt, ſo tönt es in ſiebenzig Stimmen:
— Rußland gab Noten dazu — ſchlafe, lieb' Michelein, ſchlaf!

Zapfenstreich.

Berlin. Die neue Biographie Varnhagens, „das Leben Hans von Helds, ein preußiſches Charakterbild“, enthält mehrere Details über eine literariſche Curioſität, das ſogenannte „ſchwarze Buch“, das von Held herrührt, in der Zeit, wo es erſchien, großes Aufſehen machte und gegenwärtig zu den bibliographiſchen Seltenheiten gehört. Der eigentliche Titel des Buches war: „Die wahren Jakobiner im preußiſchen Staate“. »Statt des Druckorts,« ſagt Varnhagen, »ſetzte der Verleger (Fröhlich) auf den Titel „Nirgends und überall“ und die Jahrzahl 1801. Der Umfang betrug etwa 300 Seiten. Held bedingte ſich ſtatt alles Honorars ein Dutzend Abdrücke und begab ſich hierauf wieder nach Brandenburg, wo er angeſtellt war. In den letzten Tagen des Januar 1802 ließ er durch einen Boten ſeine Abdrücke holen und ſandte ſie, zum Einbinden, in eine benachbarte ſächſiſche Stadt, wo dem Werkchen durch die Hand des Buchbinders die Ausſtattung ertheilt wurde, von welcher ihm der Name „das ſchwarze Buch gekommen und verblieben iſt, denn unter dieſem Titel iſt es weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt faſt unbekannt iſt, wie das Buch ſelbſt. Denn wir geſtehen, ſo viel und oft wir auch ſeit mehr als vierzig Jahren von dem ſchwarzen Buche, ſeinem gewichtigen Inhalt und ſeiner beiſpielloſen Freimüthigkeit reden gehört, nie haben wir es zu Geſicht bekommen, noch Jemand gefunden, der es mit eigenen Augen geſehen hat. Nicht nur der Umſchlag, auch der Schnitt war ſchwarz.«

∴ Ein polniſcher Componiſt, Herr Felix Dobrzynski aus Warſchau, iſt hier angelangt und hat eine Oper, „die Flibuſtier“ (Text nach van der Velde), bei der königlichen Bühne eingereicht. Herr Dobrzynski iſt ein Schüler des polniſchen Muſikveterans J. Elsner, unter deſſen Leitung ſich Chopin, Nidecki, Nowakowski u. A. gebildet, und den man als den Schöpfer der polniſchen Oper anſehen kann, denn Elsner war der Erſte, welcher eine polniſche Oper geſchrieben hat. (Modenſpiegel.)

∴ Herr Matter, General-Inſpektor der königlichen Bibliotheken in Frankreich, befindet ſich ſeit einigen Tagen in Berlin, um die hieſigen gelehrten Anſtalten kennen zu lernen. Er wird alſo bald wieder abreiſen.

∴ Herr Hofrath Ludwig Tieck hat vom Könige der Belgier das Commandeurkreuz des Leopold-Ordens erhalten.

∴ Unſer Militär koſtet jährlich das hübſche Sümmchen von 24 Millionen Thalern.

Bonn. Zur feſtlichen Einweihung des Beethoven-Denkmals wird ein Schwarm berühmter Muſiker hier erwartet, darunter Meyerbeer, Mendelsſohn, Spohr, Fétis, Liszt u. A. Das Standbild iſt von Burgſchmiet in Nürnberg nach einem Modell von Hänel gegoſſen.

Braunſchweig. Auch bei unſerm Theater iſt unlängſt eine höchſt intereſſante Künſtlerehe geſchloſſen worden. Der Tenoriſt Leber hat die Sängerin Wurſt geheirathet. Letztere heißt ſeitdem Madame Leber-Wurſt und hat, weil Braunſchweig berühmt durch ſeine Leberwürſte iſt, einen Ruf nach Leipzig erhalten.

Breslau. Die hieſige Zeitung erzählt mehrere Beiſpiele, daß Leute in Ober-Schleſien durch das Leſen jeſuitiſcher Traktätlein wahnſinnig geworden ſind.

Brüſſel. Neulich hat eine Deputation von 800 Setzern und Druckern dem Herrn Verhaegen einen Ehrenbeſuch abgeſtattet, weil er in der Kammer die Erhaltung des belgiſchen Nachdrucks in Schutz genommen. (Ein trauriges Verdienſt!)

∴ Im Parke von Neuilly und im Schloß Laeken, bei Brüſſel, befinden ſich zwei Taubenſchläge voll tüchtiger Luftboten, die mit unglaublicher Schnelle den Briefwechſel zwiſchen der Königin der Franzoſen und ihrer Tochter, der Königin der Belgier, beſorgen. Eine dieſer Tauben, „der Herzog von Alba“, hat ſchon fünfundvierzig Mal die Reiſe von Brüſſel nach Paris durchſchnittlich in 3½ Stunden zurückgelegt.

Coblenz. Das hieſige Caſino hat den „Rheiniſchen Beobachter“ hinausballotirt.

Cöln. Der Muſikdirektor Ferdinand Machies will eine muſikaliſche Zeitſchrift, ein „muſikaliſches Organ für Rheinland und Weſtphalen“, gründen.

∴ Roderich Benedix hat ein neues einaktiges Luſtſpiel, „Unerſchütterlich“, geſchrieben.

Ferrara. Schillers „Maria Stuart“, vom Cavaliere Maffei ins Italieniſche überſetzt, iſt hier von der Schauſpielergeſellſchaft der Herzogin von Parma dargeſtellt und mit großem Jubel aufgenommen worden.

Genf. Endlich hat auch Jean Jacques Rouſſeau ein Denkmal erhalten, ein Standbild von Pradiers Meiſterhand, eines der ſchönſten Bildhauerwerke, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat.

Grätz. Auch in unſerer Stadt giebt's enthuſiaſtiſche Narren. Einer derſelben ſchreibt über Madame Beckmann: Strenge genommen ſind die Leiſtungen derſelben ſehr untergeordneter Art; aber ihre Perſönlichkeit hat ſie zur Löwin des Tages gemacht. Die Männer ſind ganz verbeckmannt ob der pechſchwarzen Haare, der ſchwarzen, funkelnden Augen, des üppigen Nackens, der kleinen Hände und Füße; dann ihr ſchwebender, ſchwingender, ſchaukelnder Gang in den reizendſten Wellenlinien und endlich ihr flötendes Ratſchen (Schnarren). Wie ſie aber auch entzückend ratſcht! (Nun, wenn der Mann kein Narr iſt, dann — —)

Hamburg. Alle Journale Hamburgs ſprechen ſich mit ungetheiltem Lobe über das Gaſtſpiel des Fräuleins von Hagn aus. Der „Telegraph" ſagt: »Fräulein von Hagn iſt eine Erſcheinung, in deren ſelbſtgeſchaffener Sphäre ſchwerlich eine zweite deutſche Schauſpielerin einen ähnlichen vollendeten Standpunkt erreicht hat. Dies glückliche Gemiſch von Humor und Koketterie übt einen großen Zauber aus und iſt einzig in ſeiner Art.«

Leipzig. Die Zeit iſt da, wo ganze Schwärme von gaſtirenden und vacirenden Schauſpielern unſere Stadt paſſiren. Unter der Maſſe mittelmäßiger Talente taucht nur ſelten ein Künſtler im wahren Sinne des Wortes auf. Zu dieſen ſeltenen Vögeln gehört Karl Laroche, einer der erſten Notablen des Wiener Hofburgtheaters, der zwei Tage in unſerer Stadt verweilt hat und von hier einem Gaſtſpielrufe nach Hamburg gefolgt iſt. Warum ein Künſtler wie Laroche nicht in Leipzig aufgetreten iſt? Die Beantwortung dieſer Frage liegt auf der flachen Hand.

∴ Unſer „Tageblatt" enthält Folgendes: »Fräulein Claus, dieſes hübſche talentvolle Mädchen, hat ſich — auf jeden Fall aus Gründen, welche ihr zur Ehre gereichen — veranlaßt geſehen, die hieſige Bühne, bei der ſie ohne Gage geſpielt, zu verlaſſen!!!« (Das Warum iſt ſo bekannt, daß es keiner nähern Erörterung bedarf.)

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters.

∴ Das Gerücht, daß Herr Laube vom Könige von Preußen den Orden pour le mérite erhalten, hat ſich leider nicht beſtätigt; auch das on dit, daß der Kaiſer von Oeſterreich ihn in den Adelſtand erhoben habe, bedarf noch der Beſtätigung; daß aber Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, den Dichter des „Rococo", auf Empfehlung des Fürſten Pückler, zum Paſcha von drei Roßſchweifen ernannt hat, unterliegt keinem Zweifel mehr; eben ſo gewiß iſt, daß die Königin Pomaré ihm ihr Portrait in Auſterſchaalen eingefaßt und der Kaiſer von China ihm, durch Buchhändler-Gelegenheit, einen Knopf der Auszeichnung überſchickt hat. »Semper honos nomenque tuum, laudesque manebunt,« ſagt ein gewiſſer Horaz.

∴ Herr Laube will zum Beſten der jüngern Bühnendichter eine Aktiengeſellſchaft gründen, welche alle Theater Deutſchlands durch elektriſche Telegraphen-Linien unter einander verbinden ſoll. Der Nutzen iſt einleuchtend. Wenn z. B. Herr Laube von ſeiner Clique in Leipzig herausgerufen wird, zufällig aber an demſelben Abende der Aufführung ſeines Stückes in Berlin oder Hamburg beiwohnt, ſo ſetzt ihn der elektriſche Telegraph blitzſchnell davon in Kenntniß und Herr Laube erſcheint in Berlin, weil man ihn in Leipzig herausgerufen hat. Sehr klug und weiſe.

∴ Hovers neueſtes Bulletin lautet wie folgt: »Ich ſehe nicht ein, was der Tonkünſtler vor dem Kleiderkünſtler voraushaben ſoll! Meiſter Strauß, der Walzerkönig, hat jedem Walzeropus einen vielverſprechenden Namen gegeben; da die Welt nun einmal getäuſcht ſein will, ſo zeige ich hiermit an, daß auch ich fortan jedes Opus appart benennen werde. Von heute ab ſind bei mir, folgende Opera zu haben: „Das Leben ein Tanz" (Ballhoſe), „Friſch auf, Kameraden, aufs Pferd!" (Reithoſe, frei nach Schiller), „Sag', Poete, ſag', Prophete, was bedeutet dieſer Traum?" (Morgenröcke von perſiſchem Muſter nach Göthe's „weſtlichem Divan"), „Adelaide", (Frühlingsfrack, Text von Matthiſon, Muſik von Beethoven, Façon von E. C. Hover.«)

∴ In dem diesjährigen Geſchäftsbericht der ſächſiſch-baieriſchen Eiſenbahn heißt es bei Gelegenheit des Unfalls, welcher ſich am 31. März zugetragen, Seite 22: »Es ſind dabei mehrere Paſſagiere, namentlich von denen, welche ſich in dem zweiten Wagen befanden, weſentlich verletzt worden, und unter dieſen vorzugsweiſe ein Ehepaar.« Wenn demnach Ehepaare bei dergleichen Unfällen vorzugsweiſe betroffen werden, ſo möchte eine Warnung, daß dieſelben ſich hüten ſollten, auf der Eiſenbahn zu fahren, wohl nicht ganz ungegründet ſein.

∴ Unſere Putzmacherin par excellence, die weltberühmte Donna Sismunda Roſenlaub, hat im „Tageblatt": Corſehüte, Chapeaux à la Montfort, Coiffures à la (Félicien) David und Schäferhauben à la Tom Thumb empfohlen. Wir rathen der guten Frau, nächſtens Cols de Paris à la P. P. . . . . zu annonciren.

☞ Albert Lortzing! Hierbleiben!! Hierbleiben!!!

Luzern. Endlich hat man nun auch die Zahl Derer, welche von Seiten der Freiſchaaren bei dem Luzerner Putſch geblieben und umgekommen ſind, ziemlich genau ermittelt, nämlich 57 aus dem Aargau, 17 von Luzern, 13 von Baſelland, 17 von Bern und Solothurn, zuſammen 104. Auf Seiten der Luzerner zählte man 11 Todte, 2 Vermißte und 31 Verwundete. Hinſichtlich der Todten heißt es von einem der Letztern auf dem Verzeichniſſe „zu todt gelaufen".

Madrid. Ein ſpaniſches Blatt erzählt, daß in Moniſtrol de Calders in Catalonien die Behörde dem Austreiben des Teufels durch den Ortsgeiſtlichen ein Ende machen mußte. Dieſer hatte angeblich aus einer Frau bereits 7999 Teufel ausgetrieben, und es ſollte nur noch einer in ihr ſtecken, welcher aber böſer, als alle übrigen war. Was dem Geiſtlichen aber nicht gelingen wollte, ſcheint der Behörde gelungen zu ſein.

∴ Vor Kurzem hat hier ein großes Stiergefecht ſtattgefunden, bei dem mehrere Mitglieder des diplomatiſchen Corps — hört, hört! — als Mitkämpfer aufgetreten ſind! —! —!

Mailand. Maeſtro Verdi hat wieder zwei neue Opern componirt: „Macbeth" fürs San Carlo-Theater in Neapel und „Attila" für die Fenice in Venedig.

München. Der politiſche Gefangene Dr. Eiſenmann wird in der Feſtung Roſenberg ſeit Kurzem noch weit ſtrenger behandelt, als früher; man ſagt: in Folge einer von ihm verfaßten freimüthigen Eingabe über ſeinen Prozeß.

∴ Einer unſerer talentvollſten Künſtler, der Maler König von Kaſſel, iſt, auf einer Luſtreiſe begriffen, beim Baden im Starenberger See ertrunken.

Neapel. „Elwina" iſt der Titel einer neuen Oper vom Maeſtro Gioſa, die hier außerordentlich gefallen hat.

Oldenburg. Das Ding wird immer komiſcher. Das hieſige Kabinet ſoll mit den großen deutſchen Mächten wegen Annahme des Titels kaiſerliche Hoheit Unterhandlungen angeknüpft haben.

∴ Herr von Gall, Intendant unſerer Hofbühne, will ſeine geſammelten Werke unter dem Titel „Galls Schädelleere" herausgeben. (Wir gratuliren dem Verleger!)

Paris. Erſt jetzt erfährt man, weshalb der Miniſter des Innern das Kinderballet der Madame Weiß nicht länger dulden durfte. Die „Gazette des Tribunaux" berichtet das Verſchwinden von ſechs dieſer Zöglinge, qui ont été absorbées, wie das Blatt mit Anſpielung auf den Strudel der Pariſer Sittenloſigkeit erzählt. Auch das Londoner „Athenäum" denuncirt mit der größten Entrüſtung die ſtrafbare Spekulation der Madame Weiß.

∴ Der berühmte, wegen ſeiner Freiſinnigkeit bekannte Gelehrte Arago hat nicht das Herz, Berlin zu beſuchen, aus Furcht, daß es ihm wie Herrn von Itzſtein ergehen könnte. Aus dieſem Grunde ſoll er ſich an ſeinen berühmten Freund Humboldt gewendet und ihn um eine Sicherheits-Karte erſucht haben.

∴ Frankreich hat ſeit der Juli-Revolution für ſeine Feſtungswerke außerhalb Paris 182 Millionen Francs aufgewendet; rechnet man die Befeſtigung von Paris hinzu, ſo beläuft ſich die enorme Summe auf 393 Millionen 141,500 Francs. Und trotz dieſer blutigen Kriegsanſtalten hört ſich Louis Philipp ſo gern den „Napoleon des Friedens" nennen!

∴ Der „Corſaire-Satan" ſchreibt: Wir erfahren aus guter Quelle, daß mit zwei Millionen Francs Kapital ein neues Journal gegründet werden ſoll. Es wird die Hoſpitäler, Irrenhäuſer, anatomiſchen Theater, Schaffote, Kirchhöfe und Kloaken ausbeuten. Das Bedürfniß eines ſolchen Journals hat ſich ſo lebhaft geltend gemacht, daß man dem Unternehmen einen koloſſalen Erfolg verſprechen darf. Es führt den anziehenden Titel: „der Galgen, Journal der Gehenkten".

∴ Die Baronin von Carlowitz, Ueberſetzerin von Klopſtocks „Meſſiade" und Schillers „dreißigjährigem Kriege", ins Franzöſiſche, hat von der Akademie der Wiſſenſchaften den erſten Preis für ihre neueſte Ueberſetzung von Herders „Geiſt der Dichtkunſt der Hebräer" erhalten.

∴ Der gute Herr von Cormenin hat für ſeine zu Gunſten der Geiſtlichkeit abgefaßte Brochüre „Feu! Feu!" vom Papſte den Orden des heiligen Gregorius empfangen. (O Timon, Timon, ſo haſt auch Du umgeſattelt?)

∴ Scribe hat für 12,000 Francs der Meyerbeer'ſchen Oper „das Feldlager" einen neuen Text untergelegt, der etwas beſſer als der Rellſtab'ſche ſein ſoll.

∴ Der „Tour de Babel" iſt durchgefallen. Die Prinzen, die der erſten Vorſtellung dieſes Stückes beigewohnt hatten, ſchienen ſehr verſtimmt. Man ſchreibt das Stück jetzt der Frau von Girardin zu, der Gemahlin des Redakteurs der „Preſſe", die als Feuilletoniſt unter dem Namen Vicomte Delaunay bekannt iſt.

∴ Das Ueberhandnehmen des Virtuoſenthums hat folgende neue Benennungen geſchaffen: musicastres (ſchlechter Muſikant), musicuscules (Muſikantlein), musicomanes (Muſiknarren), musicomanie (Muſikwuth), musicolatres (Muſikanbeter), musicomonde (Muſikwelt), musicophiles (Muſikfreunde), musicophages (Muſikfreſſer) u. ſ. w.

∴ Der „Courier de la Drome“ theilt als Curioſität einen Auszug aus dem Kirchenbuche von Romans mit, nach welchem dort im Jahre 1797 das Kind eines Herrn Pritchard getauft worden ſei und eine Madame Pomaré dabei Gevatter geſtanden habe.

∴ Eine Schauſpielerin Paty, welche in einem Gaſthofe zu Auxerre ſilberne Löffel geſtohlen hatte, iſt in zweiter Inſtanz zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt worden.

Peſth. Bei Guſtav Heckenaſt iſt unter dem Titel „Venedig im Jahre 1844“ von A. von Binzer ein anziehendes Gemälde der berühmten Inſelſtadt erſchienen, ein Buch, das jedem Fremden, welcher Venedig beſuchen will, als höchſt brauchbarer Wegweiſer empfohlen werden darf. Das Werk zerfällt in zwölf Abtheilungen: die Lage der Stadt (mit den Lagunen); die Stadt ſelbſt; ihre Kanäle, Straßen, Paläſte, Kirchen und Kapellen; Kai's und Brücken; das Arſenal; die Riva de' Schiavoni; der nordweſtliche Theil (das Ghetto, die Eiſenbahn, der botaniſche Garten); der Markusplatz; die Rialto-Brücke; die Gondelfahrten; die öffentlichen Feſte (Theater); die Akademie der ſchönen Künſte (die Gallerien) mit einem Verzeichniſſe jetzt lebender venetianiſcher Künſtler, die Kirchhöfe u. ſ. w. haben in Herrn von Binzer einen eben ſo treuen als geiſtreichen Schilderer gefunden.

Prag. Ueber die Deutſchkatholiken iſt jetzt förmlich Bann und Acht in Oeſterreich ausgeſprochen; ein Kreisſchreiben vom 1. d. M. nennt ſie eine der guten Ruhe abträgliche Sekte, deren Stifter und Anhänger ſich auf allerlei, auch geheimen Wegen, insbeſondere durch anlockende Schriften bemühen, ihre Lehre zu uns zu bringen. Bekenner oder Verbreiter derſelben haben die angenehme Ausſicht auf 1 bis 10 Jahre ſchweren Arreſt: Geſ. ü. Verb. §. 107—109. Zu unſerer Unzahl katholiſcher Märtyrer werden wir jetzt höchſt wahrſcheinlich einige deutſch-katholiſche bekommen.

∴ Alle Schriften über Ronge oder zu deſſen Gunſten ſind verboten, dagegen Pamphlete, wie „Kurze und gründliche Widerlegung jener Vorwürfe, welche den Jeſuiten in den ſchlechten (hört!) Zeitungen gemacht werden“, dürfen öffentlich angekündigt und verkauft werden.

∴ Der Pfarrer von P..witz befindet ſich hier wegen Nothzucht, an einem zwölfjährigen Mädchen begangen, in Unterſuchung; außerdem hielt ſich der hochwürdige Herr noch zwei Maitreſſen. Zur Nachricht für die Vertheidiger des Cölibats.

∴ Man will bei dem Bücher-Reviſionsamte die Aufſicht verſchärfen und es ſoll von nun an beim Auspacken der Ballen jedes Mal ein Polizeikommiſſär gegenwärtig ſein. Man ſieht — er lebt noch! — Qui vit?? — hu! —

∴ Einem hieſigen, bisher unbekannten Literaten wurde kürzlich ein politiſches Manuſcript weggenommen. — Geht in Sack und Aſche, ihr Verleger!

∴ Selbſtmorde ſind jetzt an der Tagesordnung; eine Dienſtmagd ertränkte ſich, ein Beamter ſchnitt ſich die Adern auf, ein anderer erſchoß ſich vor dem Wiſſehrader Thore, ein Penſioniſt, katholiſcher Geiſtlicher, blind, 77 Jahre alt, erſchoß ſich aus Lebensüberdruß. Der hat auch lange geduldet, bis es ihm zu viel ward; gewiß ein Deutſcher.

∴ Ein hieſiger lobhudelnder Referent unterzeichnet in der „Theaterzeitung“ jede, auch die kleinſte Notiz mit der Chiffre W. St. — Zu Nutz fremder Leſer zeigen wir an, daß ſie nicht: Wenzel Stockfiſch heißt.

∴ Herr Wenzel Storch, der ſtets lobhudelnde Referent der halbilluſtrirten „Theaterzeitung“, ſoll nach Wien zur Induſtrie-Ausſtellung abgereiſt ſein. Warum zu keiner andern? Die Leipziger „Illuſtrirte“, welche faſt in jeder Nummer für Oeſterreicher intereſſante Illuſtrationen bringt, iſt hier zur Auflage in Kaffee- und Gaſthäuſern verboten worden. Arme „Illuſtrirte“ — die Bäuerle'ſche „Halbilluſtrirte“ iſt noch immer erlaubt.

∴ Herr Liebold, der bereits zwei elende Poſſen geſchrieben hat, von denen die letzte, „Chriſtoph Wind“, ſo von Obſcönitäten ſtrotzt, daß ſie nach der erſten Aufführung von der Polizei verboten wurde, bedroht uns abermals mit einer neuen: „die Wiener in Prag“. Sie ſoll am Tage der Eiſenbahn-Eröffnung gegeben werden — du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! — Was ſagt Herr Ernſt, was die Aufſichts-Commiſſion dazu?

∴ Joſeph Hellers Oper „Zamora“ kam zur Einnahme des Herrn Strakaty zur Aufführung und gefiel. Sie iſt als Erſtlingsprodukt eines Dilettanten ſehr brav; nur ſchadet die bedeutende Länge — vier Akte — dem Eindruck des Ganzen. Die Aufführung war von Seite der Mitwirkenden ſeit lange eine der beſten.

∴ „Adam und Eva“ und „Wie denken Sie darüber?“ heißen zwei kleine Luſtſpiele, welche hier wenig gefallen haben. Erſteres iſt von Karl, nach Scribe, letzteres von

M. Hahn. Wir denken darüber, daß beide ſchlecht ſind; dieſer Hahn wird auch noch keine Morgenröthe für das deutſche Luſtſpiel herbei krähen!

∴ Fräulein von Marra, vom Kärnthnerthor-Theater, gaſtirte hier vier Mal mit außerordentlichem Erfolge; in ihrer Einnahme wurde ſie ſogar mit Kränzen und Blumen — mißhandelt, menſchliche Pferde ſpannten ſich jedoch nicht vor den Wagen. Uebrigens heißt es bei ihr nur: dem Verdienſte ſeine Kronen. Director Stöger hätte Fräulein von Marra vor zwei Jahren um 1200 Fl. für unſere Bühne engagiren können, zog jedoch zwei Anfängerinnen vor, welche ihm jährlich 2000 Fl. gekoſtet haben und keinen Schuß Pulver werth geweſen ſind. Sollten wir dies auch der umſichtigen Regie des Herrn Ernſt zu verdanken haben?

Venedig. Herr von Chateaubriand iſt nach Paris zurückgekehrt.

Weimar. Der franzöſiſche Bildhauer Dumont und der berühmte Maler Ary Scheffer in Paris, haben den Hausorden vom weißen Falken erhalten.

Wien. Die „Wiener Zeitſchrift" erklärt, daß die Titelvignette, welche ſie an der Stirn trägt, vom 1. Juli beſeitigt werden wird, weil ſie viele Tadler gefunden hat. Weit beſſer wär's, wenn ſtatt der hölzernen Vignette die ledernen Beiträge des Herrn J. P. L. wegfielen, die dem Blatte nicht zum Schmuck gereichen.

∴ Von Jean Pauls Schriften ſind in Oeſterreich nur ein kleiner Theil erlaubt. Die Erben des Dichters haben ſich vor Kurzem direkt an den Kaiſer gewendet und um Aufhebung jener Beſchränkungen nachgeſucht. Man iſt geſpannt, was nun geſchehen wird.

∴ Kapellmeiſter Otto Nicolai arbeitet an einer neuen Oper, zu der ihm ein Herr Siegfried Kapper den Text geliefert hat.

∴ Karl Spindler, Deutſchlands Walter Scott, iſt hier angekommen.

Zürich. Einer der Rädelsführer des September-Aufruhrs im Jahre 1839, Dr. Rahn-Escher, wurde in einer hieſigen Zeitung vom Oberſt Weiß (einem der verjagten Regierungs-Räthe) geradezu „der Aufrührer Rahn-Escher" genannt. Letzterer klagte. Oberſt Weiß wurde vom Bezirksgericht freigeſprochen. Rahn appellirte ans Obergericht. Dies wies die Sache zur Ergänzung ans Bezirksgericht zurück. Weiß wurde wieder freigeſprochen. Rahn appellirte noch ein Mal und endlich wurde Weiß vom Obergerichte — freigeſprochen. Fiat justitia!

∴ Die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung" ſollte doch nicht über die Stränge ſchlagen. Bringt ſie mehr ſolche Artikel, wie der Freiſchaarenzug nach Luzern (wahrſcheinlich von einem Baſeler „Jeſuiten im Frack" geſchrieben), ſo könnte ſie in der Schweiz bald alle ihre Abonnenten verlieren. Solche Artikel fordern zum Kampfe. Aber würde ſie wohl einem eben ſo ruhigen (nur nicht ſo giftigen) Artikel vom andern Standpunkte, der ſich zugleich die Mühe nähme, die vielen Entſtellungen und Unrichtigkeiten zu berichtigen, die darin ſind, ihre Spalten öffnen? Thut ſie's, ſo iſt dies wider ihre Tendenz; thut ſie's nicht, ſo iſt's unedel, zu reizen und nicht in den Kampf zu gehen. (Bringe doch Rebus, gute „Illuſtrirte", Rebus und nichts als Rebus!)

∴ Dr. Steiger, dem Luzerner Kerker entflohen, iſt hier mit ungeheuerm Jubel aufgenommen worden. Aber dieſer Jubel wird ſehr bald verrauchen.

∴ Man ſagt hier allgemein, Horace Vernet befinde ſich in unſern Mauern, um für die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung" die Hinrichtung der Mörder Lattmann und Sennhäuſer zu malen.

∴ Unſer Theater, das jeden Sommer geſchloſſen iſt, hat diesmal, der Luzerner Wirren wegen, ſchon früher als gewöhnlich geſchloſſen werden müſſen. Um die Direction bewirbt ſich unter vielen Andern auch Herr Grabowsky von Wiesbaden; doch iſt es noch keineswegs entſchieden, ob er über ſeine Mitbewerber den Sieg davontragen werde.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Man hat bekanntlich ſehr lange über das Alter der Spielkarten geſtritten, Niemand aber ſie für ſo alt erklärt, als der gelehrte Herzog von Suſſex, der einſt die Behauptung aufgeſtellt, ſchon die alten Aegypter hätten die Spielkarten gekannt. Er gab Gründe an, nach welcher die Zahl und Eintheilung der Karten mit der Wiſſenſchaft der Aſtronomie in Verbindung geſtanden haben ſollten. Die zweiundfünfzig Karten entſprächen hiernach den Wochen des Jahres, die dreizehn einer Farbe dem Viertel des Jahres in Wochen getheilt, ſo daß die vier Farben die vier Jahreszeiten vorſtellten. Zählt man vom As an bis zehn, den Buben als eilf, die Dame als zwölf und den König als dreizehn, ſo erhält man 91 und 4 Mal 91 beträgt 364, die Zahl der Tage, die nach einigen Berechnungen das Jahr hat. (Leipz. Modenzeitung.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 146. Leipzig. 16. Juli 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\,^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Auch eine noble Paſſion!

Genrebild von G. v. Roſen.

Großes Feſt in Kubſchnappel. Morgen wird die Schützengilde, vulgo die „grüne Garde“ genannt, ihr Schießen halten. Alles, was in die Reihen dieſes unvergleichlichen Corps zählt, zittert vor Vergnügen.

Der Kubſchnappler liebt das Kriegsſpiel leidenſchaftlich; der Anblick ſeiner grünen Uniform berauſcht ihn; das Geräuſch ſeines raſſelnden Säbels zieht er der herrlichſten Opernmuſik vor. Wenn ein Kubſchnappler ſeinen befiederten Dreimaſter auf dem Kopfe, den Schleppſäbel umgegürtet und die Sporen über die Gamaſchen geſchnallt hat, wird er bedeutend größer; er iſt kein Menſch mehr, er iſt ein Held aus der Iliade oder Odyſſee; ſeine Augen ſchießen Blitze, ſeine Stirn berührt die Wolken, er bückt ſich, wenn er am Kirchthurm vorübergeht, um ihn nicht umzuſtoßen. In ſolchen Augenblicken ſpricht er ernſthaft von kriegeriſchen Demonſtrationen und nimmt keinen Anſtand, öffentlich ſeine Anſichten über preußiſche Conſtitution, Geſchwornengericht, Beamtenariſtokratie, Jeſuitismus, kirchliche Bewegungen u. ſ. w. u. ſ. w. laut und entſchieden auszuſprechen. Das verraucht aber ſchnell, denn kaum iſt die Herrlichkeit vorüber und die kriegeriſche Hülle wieder in die Lade gelegt oder nach dem bewußten ſtädtiſchen Aufbewahrungsmagazine geſchickt, ſo grüßt er wieder demüthig die vornehmen Leute, beeilt ſich, aufs Ehrfurchtvollſte die Befehle ſeiner Vorgeſetzten zu befolgen und erſchöpft ſich oft und gern in Erklärungen, daß nur die Begünſtiger der Unordnung und Anarchie das Beſtehende mißbilligen könnten.

Wie dem auch ſei, der Vorabend des großen Tages, an dem die „grüne Garde“ die große Feier begehen wird, iſt herangekommen. Wenn irgend ein hinkender Teufel, ein Enkel von Asmodi, einen neuen Don Cleofas in die Myſterien der großen Stadt Kubſchnappel einweihen wollte, würde er ſehr Unrecht thun, wenn er dieſe Nacht wählte, um ſich ſeinen Beobachtungen hinzugeben, denn in dieſer Nacht iſt die Phyſiognomie der Stadt ſehr trügeriſch. Sähe Cleofas die kriegeriſchen Anſtalten, die überall getroffen werden, ſo würde er glauben, daß der Feind vor den Thoren ſtehe, und daß ſich die braven

Bürger zum lebhaſten Widerſtand anſchickten. Die Einen putzen ihre unſchuldigen Schwerter, die Andern kräuſeln die ſtattliche Hutfeder; hier werden Sporen polirt, dort Säbelgurte angepaßt; Epaulettes, Kokarden, Uniformsröcke, Ober- und Untergewehre, Patrontaſchen liegen überall umher. Alle determinirten Gardiſten verzichten auf den Schlaf für dieſe Nacht, um ihre Kriegsrüſtungen zu beenden. Wie könnten ſie auch ſchlafen, und welcher Traum würde ihnen wohl die köſtlichen Bilder erſetzen, die ihre vom Anblick der imponirenden Equipirung angefeuerte Phantaſie entzücken? Ihre edle Ungeduld eilt der Zeit voraus, und ſchon ſehen ſie ſich von der großen Feier heimkehren, das Königsſchild auf der glücklichen Bruſt! — Den übrigen Prämien thun ſie gar nicht die Ehre an, daran zu denken. Mit edler Ungeduld ſchlägt ihr Herz der Stunde entgegen, wo der kriegeriſche Muſik-Appell ſie in die Reihen ruft, wenn kaum die erſten Sonnenſtrahlen die Zinnen der glücklichen Stadt geröthet haben.

Es wäre gewiſſenlos, unter den Gardiſten, die dieſes Feſt in reine, verklärende Freude verſetzt, des Herrn Haberlamm zu vergeſſen, Gardiſt aus nobler Paſſion und Oblatenfabrikant ſeines Gewerbes. Herr Haberlamm wohnt im Kriſtallgäßchen, und wenn wir hier ſeine Hausnummer nicht angeben, ſo geſchieht dies aus einem lobenswerthen Schicklichkeitsgefühle, das unſere Leſer zu würdigen wiſſen werden. Herr Haberlamm iſt einer der geachtetſten Männer ſeines Viertels: er bezahlt pünktlich ſeine Steuern, kann Tauf- und Vaccinations-Atteſte beibringen, hat ſein ſämmtliches Mobiliar verſichert, geht alljährlich zwei Mal an den Tiſch des Herrn, und iſt überhaupt in jeder Beziehung das Muſter eines ehrenwerthen Bürgers. Das Kriegsſpiel der grünen Garde ausgenommen, kennt man an Herrn Haberlamm keinerlei Leidenſchaft. Er geht nie ins Theater, ſpielt nie Skat oder Schafskopf, trinkt ſelten etwas Anderes als Braunbier und verachtet, mit Ausnahme des Kuhſchnappler „Tageblatts“, auf das er mit zwölf ſeiner Nachbarn zuſammen abonnirt iſt, alle Zeitungslektüre aus tiefem Grunde. Ein einziges Mal in ſeinem Leben hätte Herr Haberlamm ſich beinahe zu einem leichtſinnigen Streich verleiten laſſen, denn ſchon hatte er die Brille über die Naſe gehangen und die Feder ergriffen, um ſeinen unbeſcholtenen Namen unter eine von einigen ſeiner Mitbürger abgefaßte Petition in Communſachen zu ſetzen, als es noch Gottlob! den Vorſtellungen ſeiner ſinnigen Gattin gelang, ihn von dieſem demagogiſchen Vorhaben zurückzuhalten. Seines Rechtes als Wähler für die Ständekammern begiebt ſich Herr Haberlamm freiwillig, da ſeine Anſichten nicht mit der Zweckmäßigkeit ſolcher Inſtitutionen in Einklang ſtehen; dagegen ſpricht er nie von ſeinem Bürgermeiſter, den er „Conſul“ nennt, ohne das Käppchen zu lüften, und wenn bei Ankunft irgend einer allerhöchſten Perſon von Polizeiwegen eine freiwillige Illumination anbefohlen wird, ſtellt er jedes Mal freudig gerührt zwei ſinnreich verzierte Kerzen in jedes Fenſter ſeiner beſcheidenen Behauſung. Sollen wir über das Aeußere des Herrn Haberlamms ſprechen, ſo iſt er mehr klein, als groß und würde ſeiner Taille wegen keinen Anſtoß gefunden haben, unter die **pupilles de la garde** des Königs von Rom eingereiht zu werden; ſeine Beine ſind zwar dünn, aber gar nicht gerade, dahingegen ſeine Arme ſehr lang und ſeine Füße nicht kurz, aber breit; auch ſcheint ſein Nacken von der Laſt der Jahre ſchon etwas Curve zu haben; das Geſicht des Herrn Haberlamm kann, ehe ein unbekannter Umſtand ſeine nicht ſehr kleine Naſe auf die eine Seite hinübergeneigt und dem Munde eine entgegengeſetzte Richtung gegeben hat, recht ſchön geweſen ſein; über ſeine Haare iſt aber nicht mit Beſtimmtheit zu urtheilen, weil dieſelben ſich ſchon lange empfohlen und einer freundlich rothen Perücke Platz gemacht haben. Sein Gang iſt im gewöhnlichen Leben bürgerlich ſolide, ſeine Kleidung harmlos anſtändig. So ſehen wir alſo in dem Bürger und Oblatenfabrikanten Haberlamm ein in jeder Beziehung ſehr achtbares Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft, und können es uns alſo um ſo weniger beikommen laſſen, über oben erwähnte Paſſion einen Tadel auszuſprechen.

Der heilige Auguſtin hat 288 Meinungen aufgeſtellt über die Frage: „worin beſteht das höchſte Glück?“ — Nach Crates iſt es eine glückliche Seereiſe, nach Archytas eine gewonnene Schlacht, nach Chryſipp die Erbauung eines prachtvollen Gebäudes, nach Epicur das Vergnugen im Allgemeinen, nach Polemon die Beredſamkeit, nach Heraclit das Vermögen, nach Simonides die Freundſchaft Aller, nach Euripides die Liebe eines ſchönen Weibes, Herr Haberlamm aber, beſcheidener als alle dieſe, findet es in einem Schießen der grünen Garde. Die Neigung von Madame Haberlamm, einer verſtändigen, im Allgemeinen ſehr leidenſchaftsloſen und äußerſt wohlgenährten Frau, deren Ausſehen mit Sicherheit auf fette Jahre hoffen läßt, trifft glücklicher Weiſe mit der ihres Gatten überein und ſie ſowohl, wie die beiden Sprößlinge, die bis jetzt — denn warum ſollte das Ehepaar ſchon alle Hoffnung aufgegeben haben? — dieſe Ehe geſegnet, Mamſell Aurora Haberlamm, 37 Jahre alt, und Mosje Osmin Haberlamm, 27 Jahre alt und Gehilfe des Gatten ſeiner Mamma, Beide gewiß ſehr reizende Kinder, wenn ſie dem muthmaßlichen Urheber ihrer Tage etwas weniger ähnlich ſähen, kennen kein anderes Vergnügen, als dieſes einzige, großartig-ſchöne Feſt.

Herr Haberlamm iſt dieſe Nacht nicht zu Bett geweſen. Er hat ſo viel zu beſehen, ſo viel zu unterſuchen! Sein Schleppſäbel hat ſeit vorigem Jahre unangerührt in der Ecke des Alkovens geſtanden und war in der Scheide feſtgeroſtet; erſt nach Einträuflung von allerlei Oelen gelingt es, das Mordinſtrument an den Tag zu fördern und demſelben, nach Entfernung der Roſtflecken, ein ſchreckenerregendes Anſehen zu geben; dann kommt die Reihe an die Patrontaſche, die mit engliſcher Schuhwichſe blank gemacht, an die Sporen, die getrippelt, an den Hut, auf welchem die Kokarde befeſtigt werden muß. Auch der Schießapparat, den Osmin frühmorgens auf die Schießwieſe tragen ſoll, nimmt die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; die Büchſe wird mit neuem Steine verſehen, ſogar der Schaft gebohnert, denn Herr Haberlamm iſt nicht weniger ehrgeiziger, als paſſionirter Gardiſt und will in jeder Beziehung makellos in die Reihen treten.

Eben legt Herr Haberlamm die letzte Hand ans Werk, da ruft der Wächter drei Uhr; er weckt ſeine ehrenwerthe Hälfte — loſer Schäker! — mit einem feurigen Kuß, denn ſeine kriegeriſche Beſchäftigung hat ihm alle muthwillige Liebenswürdigkeit eines zwanzigjährigen Dragonerlieutenants eingeflößt. Erſchrocken ob ſolcher ungewöhnlichen Mittheilung fährt dieſe aus dem Schlaf und reißt die Augen auf; wie ſie aber ihren gardiſtiſchen Adonis ſchon halb paradefertig vor ſich ſtehen ſieht, verzieht ſie ihren unkleinen Mund zu einem unbefriedigt ſehnſüchtigen Lächeln, was ungefähr einen Aſpekt giebt, als wenn der Deckel von einem Kummerwagen aufgeklappt wird. Sie erhebt ſich und macht ſich ſogleich an die Bereitung des Mokkas für ihren Krieger; auch die lieben Kleinen werden geweckt. Mamſell Aurora iſt Anfangs etwas unwillig, denn ſie iſt aus einem lieblichen Traume aufgeſtört, wo ſie den Lieu des Kriſtallgäßchens, den Leichdornſchneider Schmachtlappen, einen ſüßen, fünfundvierzigjährigen Wittwer, vor ſich auf den Knieen liegend erblickte, wie er ihr einen aus Butterblumen und Tulipanen ſinnreich zuſammengefügten Selam überreicht, doch der Gedanke an die bevorſtehende Herrlichkeit des Tages verſcheucht — ſo weit als möglich — die Runzeln von ihrer Stirn, und ſie entſchwebt, eine beliebte Attitüde der Tänzerin Lola Montez nachahmend, ihrem jungfräulich keuſchen Lager.

Herr Haberlamm legt jetzt ernſthaft Hand an ſeine Einkleidung. Die von Aurorens zarten Händen aufs ſorgſamſte und künſtlichſte gebügelten weißen Pantalons werden angezogen, die Sporen angeſchnallt und die Perücke, in etwas ſchiefer Richtung — Herr Haberlamm verſteht ſinnreich zu kokettiren — aufgeſetzt. Raſirt hat ſich Herr Haberlamm ſchon geſtern, dennoch wird mit „leichter Hand“ noch ein Mal wieder übergefahren, und der Backenbart, deſſen Haare ſich ob ſolcher ungewohnten Behandlung indignirt ſträuben, mit dem Kamm geordnet.

Madame bringt jetzt den Kaffee; doch läßt ſich unſer Gardiſt nicht die Zeit, ſich am Tiſche niederzulaſſen, und trinkt im Stehen, wie es dem Soldaten bei der goutte militaire geziemt, aber — o Unglück! ein lauter Hahnſchrei auf dem benachbarten Hofe ertönt, er glaubt den Appell zu hören und erſchrickt darob ſo heftig, daß die Taſſe ſeinen Händen entfällt, und der braune Inhalt ſich über die weißen Pantalons ergießt! Und wäre unſere Feder der Pinſel eines Teniers, ſo würden wir uns nicht an die Beſchreibung des Eindrucks wagen, den dieſer Unfall im Haberlamm'ſchen Familienkreiſe hervorbringt! Madame ſtreckt ſich in fürchterlichen Krämpfen über das Familienbett, Aurora ſchreit und rauft ſich einige Haare aus den ſpärlichen Papilloten, Osmin iſt vor Schreck unter die Bettſtelle gefallen und unſer Gardiſt ſteht, unbeweglich, wie Frau Loth, nachdem ſie Salzſäule geworden, das eine Auge gen Himmel, das andere auf die Pantalons gerichtet, auf denen ſich, trotz der beſten Weiland'ſchen Landkarte, alle Länder beider Hemiſphären in brauner Farbe darſtellen. Aurora aber iſt die Erſte, die wieder zu ſich kommt; ſie flößt der Mutter einige Tropfen zwiſchen die blauen Lippen, zieht den halbtodten Osmin unter dem Bett hervor und rüttelt den verſteinerten Gardiſten, der, mit einem herzzerreißenden Seufzer aus ſeinem Starrkrampf erwachend, während eine große, ſchmutzige Thräne aus dem rechten Winkel des linken Auges über die zwei Mal raſirten Backen herabrinnt, mit erſchütternder Stimme ausruft: »O Gott, ſo iſt denn Alles vorbei!« — Doch nein! Die mit einer bewundernswerthen Geiſtesgegenwart ausgerüſtete Tochter erinnert ſich in dieſem Augenblick, daß Herr Schmachtlappen, der nicht grüner Gardiſt iſt, beim vorigen Pfingſtfeſte in weißen Pantalons erſchien, die ihm ſo reizend ſtanden; er iſt zwar einen Fuß länger, als ihr Herr Papa — doch das läßt ſich ſchon machen; Osmin muß mit Windeseile zu ihm, ihm die Noth vorſtellen und ihn zur Aushilfe bewegen. Um ſeiner Dienſtwilligkeit gewiſſer zu ſein, trägt Aurora dem Bruder auf, in ihrem Namen den hochherzigen Leichdornvertilger zu grüßen.

— Eile, Osmin, eile! Es iſt die höchſte Zeit!

Unterdeſſen werden die ſo ſchrecklichem Looſe verfallenen Pantalons abgezogen, in gewiſſer Erwartung der Schmachtlappen'ſchen Remplaçants die übrige Toilette fortgeſetzt, um jedenfalls beim erſten Appell fertig zu ſein. Schon ſteht Herr Haberlamm, der unterdeſſen einen Schwur gethan hat bei dem Gott des Krieges — denn heute erkennt er nur dieſe Gottheit an — daß er in weißen Pantalons nie wieder Kaffee trinken will, im grünen Uniformsfrack, die Patrontaſche übergehängt, den Säbel umgeſchnallt, den Hut mit wallender Hahnenfeder verwegen auf's Ohr gedrückt, die Sporen an den Schuhen, kurzum bis auf die Pantalons marſchbereit, da tritt Osmin athemlos in die Thür, aber — o Schrecken! — ohne die Retter in der Noth.

— Herr Schmachtlappen iſt untröſtlich; aber ſchon ſeit vorigem Winter ſind beſagte Pantalons in Unterinexpreſſibles umgeſtaltet worden. Will Herr Haberlamm aber die Leichdörner geſchnitten haben, dann ſtehe er gern zu Dienſten!

— O Gott, ſo iſt denn Alles verloren!

Herr Haberlamm wäre, wir kennen ſeinen Eifer, auch ohne dies nöthige Requiſit zum Ausmarſch geſchritten, wenn nicht ſeine Ehehälfte, die, jedem Sansculottismus abgeneigt, ſolch ein Unternehmen in mehrfacher Beziehung für gefährlich hält, ſich widerſetzt hätte. Obgleich man in der ganzen Nachbarſchaft kein zweites Exemplar kennt, wird doch von Aurora und Osmin ein zweiter Verſuch gemacht und die ganze Nachbarſchaft in Requiſition geſetzt. Alles eilt alsbald herbei und nimmt mit ſich, was ihm in ſolchen Fällen als möglicherweiſe anwendbar erſcheint, denn die Haberlamms ſind gute Nachbarn; Jeder will helfen, aber das Eine, was da ſein muß, kann Niemand ſchaffen. Ein Nachbar trägt eine flanellene Unterjacke nebſt Cholerabinde, ein anderer zwei Paar große Waſſerſtiefel, einen Nothhaken und zwei Feuereimer, noch andere tragen Regenſchirme, Warmkruken, einen Spiegel, einen hundertjährigen Kalender, einen Thermometer, einen Vogelbauer, ein Angelgeſchirr, eine Nachbarin ſchleppt eine Klyſtirſpritze und endlich Herr Schmachtlappen eine alte Trompete, einen Stiefelknecht und zwei Vatermörder herbei.

Der gute Wille Aller iſt unverkennbar, aber nichts iſt von alle dem im Stande, die Blößen des grünen Gardiſten zu verhüllen. Da — o glückliche Eingebung! — ruft eine Stimme (die der ſo ſorgſam für Herrn Haberlamms Verdauungsſyſtem bedachten Nachbarin): »Ich weiß ein Mittel, ich helfe — Kreide her!« Und wie ein Blitz ſchießt Osmin in die von dem Lärmen ſoeben geöffnete Bude des nächſten Krämers und kommt eben ſo ſchnell mit einem großen Stück dieſes edlen Erdreichs zurück. Sogleich werden von zwanzig hilfreichen Händen die unglücklichen Pantalons fingerdick beſtrichen und bald glänzen ſie wieder in blendender Weiße unter dem grünen Uniformsfrack. Herr Haberlamm würde in freudiger Rührung die glücklich inſpirirte Nachbarin an ſeine kriegeriſche Bruſt gedrückt haben, wenn ein bedeutungsvoller Blick der Gattin ihn nicht noch zu rechter Zeit von dieſem Erguß der Dankbarkeit zurückgehalten hätte. Doch die Helferin iſt nicht ganz uneigennützig und unterläßt es nicht, für ihren ſo glücklichen Rath die Güte des Herrn Haberlamm ihrerſeits in Anſpruch zu nehmen. Die Ehe dieſer Dame iſt mit reicher Nachkommenſchaft geſegnet. Unter dieſen zeichnet ſich der jüngſte kleine Weltbürger durch eine beſonders unruhige Gemüthsſtimmung aus, und von ſeinen vierundzwanzig Freiſtunden pflegt er ungefähr eben ſo viele mit ungeberdigem Schreien und Lärmmachen ſich zu beſchäftigen und kehrt ſich wenig an die Vorſtellungen ſeiner dadurch höchlichſt incommodirten Eltern, die ihm vergebens mit Bumann, Knecht Ruprecht u. ſ. w. drohen, da das kleine Geſchöpf klug genug ſcheint, die Eitelkeit ſolcher Drohungen zu erkennen. Was iſt natürlicher, als daß die für ihre und ihres Mannes Ruhe und für das wahre Wohl ihres Sprößlings beſorgte Mutter von Herrn Haberlamm als Vergeltung ſich erbeten, vor ſeinem Abzuge einmal beſagte Schreckdrohung zu verwirklichen? Unſer Gardiſt, weit entfernt, über dieſe Zumuthung empört zu werden, findet ſich vielmehr dadurch geſchmeichelt, und da er ſchon früher mehrere Male in einer benachbarten Kleinkinder-Bewahranſtalt, aus Gefälligkeit gegen die Vorſteherin, ſolche militäriſch-pädagogiſche Verrichtungen ausgeübt hat, wirft er noch ein Mal einen Blick auf ſeine Toilette, die, nachdem die Pantalons nun noch blendender weiß geworden ſind, und obgleich der Säbel aus Verſehen an die rechte Seite gekommen iſt, ſein ganz beſonderes Wohlgefallen erweckt, ſchiebt den Hut noch etwas mehr auf das eine Ohr und begiebt ſich dann, nach einem kurzgefaßten, mit Hektorgleicher Feſtigkeit geſprochenen Abſchied von den Seinigen, die erſt am Nachmittag nach der Schützenwieſe nachfolgen werden, begleitet von allen Nachbarn, die den Erfolg bei dem unbeſcheidenen Kinde ſehen wollen, in das Haus der Retterin. Wir brauchen unſern Leſern nicht zu erzählen, welchen Eindruck ſein Erſcheinen dort hervorbringt; das Kind ſchweigt augenblicklich, doch haben wir Urſache zu befürchten, daß der kleine Schreier überhaupt nie mehr ſchreien werde, da die durch den ungeheuern Schreck hervorgebrachten Krämpfe unheilbarer Art zu ſein ſcheinen. (Venit-vixit!) Kaum aber verläßt Herr Haberlamm, in ſtolzem Bewußtſein des glücklich erreichten Zwecks und unter allgemeiner Akklamation der Nachbarn, das Haus, als auch ſchon der Appell ertönt.

Leider regnet es in Strömen; das aber rührt eine ſo kriegeriſche Seele nicht. An das Unglück, das dieſe Himmelsfeuchtigkeit möglicher Weiſe auf ſeine Pantalons hervorbringen könnte, denkt er im Eifer nicht; übrigens hat man ihm auch zu etwaiger Nachhilfe ein Pfund Kreide in die Patrontaſche gelegt. Nachdem er ſich nun mit einem militairiſchen Gruß ſämmtlichen Nachbarn empfohlen, ſchreitet er mit ſtolz vergnügtem Blick, den Säbel an der rechten Seite über das Pflaſter raſſeln laſſend und die bekannte Melodie des Liedes: „Marlborough s'en va-t-en guerre“ vor ſich her trällernd, dem Verſammlungsorte zu.

Mittlerweile ſind auch die andern grünen Kriegsknechte nicht minder rührig geweſen und ſammeln ſich nach dem Rufe der durch die engen Gaſſen tönenden Muſik, in vollem Glanze der weißen Pantalons und des ſtolzbefiederten Hutes, auf dem Allarmplatz. Man wird es uns glauben, daß Herr Haberlamm nicht zu den Letzten gehört, die ſich einfinden, und man wird ſich mit uns freuen, daß der hartnäckige Regen auf die täuſchende Kreidekunſt bis jetzt noch keinen bemerkbaren Einfluß ausgeübt hat.

(Schluß folgt.)

Lückenbüßer.

• Im Louvre befindet ſich ein Paſtellbild von de la Tour, welches Frau von Pompadour auf dem Glanzpunkte ihrer Schönheit und ihres Ruhmes darſtellt. Die Marquiſe ſitzt an einem mit Büchern bedeckten Tiſch, unter denen man auch Diderots „Encyclopädie“ und Montesquieu's „Geiſt der Geſetze“ erblickt. Dieſe beiden denkwürdigen Werke erſchienen unter ihrem Regiment.

Der Thurm zu Babel.

Das Théâtre français ſah neulich „in ſeinen heiligen Hallen“ wieder ein Mal einen Spektakel, wie man ihn ſeit einer langen Reihe von Jahren, ja ſeit den denkwürdigen Kämpfen der Claſſiker mit den Romantikern nicht mehr erlebt hat. Seit vielen Monaten ſchon war unter myſteriöſen, die Neugier des Publikums auf das Höchſte ſpannenden Formen die baldige Aufführung eines neuen Stückes angekündigt worden, aber deſſen hochgeſtellter Verfaſſer ein ſtrenges Incognito beizubehalten wünſchte, deſſen Stück ein Meiſterwerk, eine Ariſtophaniſche Komödie voll Witz, Laune, Satire und Ironie auf die gegenwärtigen Gebrechen der Zeit ſei. Der Ruf wirkte, alle Plätze waren längſt im Voraus genommen, die Aufführung aber war von Woche zu Woche unter allerhand Vorwänden verſchoben worden. Endlich brachte der gelbe Theaterzettel der Comédiens ordinaires du Roi die Ankündigung des ſehnlichſt erwarteten Stückes, „la tour de Babel“ genannt. Das Haus war bis in die oberſten Räume dicht beſetzt, eine Legion von Claqueurs im Parterre verſammelt. Alle Schriftſteller, Journaliſten, Feuilletoniſten, ſehr viele politiſche und diplomatiſche Notabilitäten, mehrere Bas-Bleus und die noch in Paris anweſende Crème der Geſellſchaft bildeten das Publikum. Die Adjutanten, Ordonnanz-Offiziere und ſonſtigen Vertrauten des Schloſſes waren ohne Ausnahme da, denn der pſeudonyme Verfaſſer war einer der Ihrigen, einer der mit Leib und Seele dem herrſchenden Syſteme ergebenen Ultra-Conſervativen; auf den Bänken des Orcheſters circulirte der Name Herr von Liadières, Adjutant Louis Philipps. Das Stück, eine fünfaktige, beißende, oft pasquillartige Satire auf alle edleren, höheren Gefühle, die ohnehin in dem jetzigen Frankreich immer ſeltener werden, eine Verwirrung jedes Patriotismus und eine Verherrlichung der in der Politik des Juste milieu zur Mode gewordenen Theorie der faits accomplis erregte das lebhafteſte Mißfallen; denn, mag unſere Zeit auch noch ſo egoiſtiſch, gefühlsarm und geldſüchtig ſein, ſo leidet ein Ueberreſt von Schaamgefühl doch nicht, daß man dieſe Gebrechen unſerer Geſellſchaft verherrliche und alles Edlere verhöhne. Das Stück war ſomit von Anfang bis zu Ende von einem Skandale begleitet, wie ihn wohl nur die Darſtellung der „Pamela“ unter der erſten Revolution hervorgerufen haben mag. Die Schauſpieler konnten oft kaum zu Worte kommen und die Claqueurs und Freunde des Verfaſſers wurden auf energiſche Art zur Ruhe gewieſen. So kam man endlich unter Pfeifen und Ziſchen zum Schluſſe; die Partei des Verfaſſers verlangte den Namen deſſelben; der Regiſſeur Samſon erſchien, nun aber erhob ſich ein ſolcher Sturm von Pfeifen, Ziſchen, Pochen, Toben, daß er zehn Minuten lang nicht zu Worte kommen konnte; die Gemüther erhitzten ſich und es kam zwiſchen beiden Parteien zu Thätlichkeiten; die Claqueurs, die im Parterre die Majorität hatten, warfen ein paar Pfeifer hinaus und Herr Samſon benutzte einen Augenblick, wo Polizei-Commiſſare und Municipalgarden einſchritten, um den (pſeudonymen) Anatole Bruant zu nennen, der von einem zweiten Sturme begleitet ward, während eine Menge Stimmen den wahren Namen des Verfaſſers ausſprachen. Nur mit größter Mühe ward das Theater geräumt.

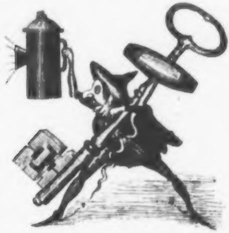
Ein deutſcher Georges Sand.

Von Julius Kloper.

Das unbehagliche Gefühl, deſſen ſich Deutſchland bis jetzt nur zu deutlich bewußt war, keinen Georges Sand unter ſeinen „Blauſtrümpfen" zu beſitzen, iſt im Begriff, nach und nach der außerordentlichen Freude Platz zu machen, daß die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gerechte Hoffnung hat, in Jungfer Minna Wauer in Berlin, der äußerſt begabten und beiſpiellos befähigten Tochter des bekannten Schauſpielers gleiches Namens, einen deutſchen Georges Sand erſtehen zu ſehen. Mit der größten Spannung folgt das deutſche Publikum den in verſchiedenen kleinen Journalen auftauchenden Correſpondenzen, Briefen, abgeriſſenen Gedanken u. ſ. w. dieſer wahrhaft talentvollen Schriftſtellerin und bedauert nur, daß die größeren, eigentlich maßgebenden Zeitſchriften noch gar keine Notiz von Mamſell Minna Wauer nehmen wollen. Das Neueſte und wahrhaft Trefflichſte der Jungfer Minna Wauer iſt unſtreitig eine Reihe von Briefen über das deutſche Theater, die in der „deutſchen Theaterzeitung" des Herrn Koffka erſchienen ſind. Iſt jemals deutſcher Styl, ſeine Eleganz und doch Kräftigkeit des Ausdrucks, literariſche Grobheit und mädchenhafte Schüchternheit öffentlich zur verdienten Geltung gekommen, ſo iſt es in dieſen Briefen geſchehen, die allerdings das Außerordentlichſte leiſten, was man bis jetzt von einer deutſchen Jungfer erwartet, gefürchtet, gehofft haben kann. Man fühlt deutlich, daß ſie mit Dintenfingern, die eine Cigarre halten, mit den vom Führen des Rappiers und der Pferdezügel harten Händen und im genialſten Schlafrocks-Negligée geſchrieben ſind. Jedes Wort athmet Kraft, Nachdruck, wohlconſervirte Jungfräulichkeit. Man war bis jetzt freilich nicht gewohnt, von einer Jungfer, Jungfrau, Demoiſelle oder Dame Ausdrücke zu hören, wie „eine Kokette mit küſſigem Munde", „eine ehemals ſtolze Schöne, die ſich jetzt jedem elenden, ſchäbigen Herumtreiber hingiebt", „Kehrichtkaſten", „Lumpenbude"; Donna Minna Wauer beweiſt, daß eine „keuſche Jungfrau jedwedes Herrliche auf Erden vollbringen mag". Die conſervative Parthei in der Literatur ſchreit zwar Zeter über dieſe Erſcheinung, die radikale aber jauchzt in freudigem Taumel dem neuen Apoſtel entgegen. Es iſt aber auch ein wahrhaft erquickendes Gefühl, das zarte und ſchöne Geſchlecht ſich mit Erfolg emancipiren zu ſehen. Armer Benedix! wie jämmerlich erſcheint Dein ſonſt ſo erträgliches Luſtſpiel „Doctor Weſpe", in dem Du Dir Mühe gegeben, die Emancipation des Weibes lächerlich zu machen! In Berlin kann wenigſtens das „castigat ridendo mores" keine Anwendung mehr finden, denn dort iſt Dein Stück, wir glauben, hundert Mal gegeben worden, Minna Wauer hat es geſehen, denn es läßt ſich doch vermuthen, daß ſie ein Freibillet hat, da ihr Vater Schauſpieler iſt; aber ihre mores ſind leider noch nicht caſtigirt worden. Wir wiſſen nicht, welches Fach ihr Papa eigentlich ſpielt; möglich iſt es aber, daß er den Banquier Zinndorf, den Vater der überbildeten, verſchrobenen und lächerlichen Eliſabeth darzuſtellen hat, was allerdings zu intereſſanten häuslichen Proben und Rekapitulationen Anlaß geben könnte. Man ſieht, daß ſelbſt gute Luſtſpiele keineswegs ihren Zweck erfüllen, wenigſtens in Berlin nicht. Was Wunder aber auch! In Berlin iſt ja Alles anders, als in dem übrigen Deutſchland!

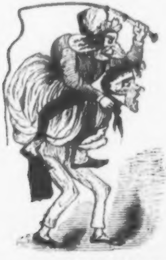
Karikaturen.

I.



Ein neuer Diogenes, der, mit Laterne, Pfropfenzieher und Hausſchlüſſel bewaffnet, einen Menſchen ſucht … der ihn freihalten will.

II.



Ein tragiſcher Liebhaber.

Zapfenſtreich.

Aachen. Seit Kurzem erſcheint hier (bei Kramer) ein „Journal für — Mützenmacher und Hutfabrikanten". Nächſtens wird ebendaſelbſt ein „Organ für Schuhmacher und Pantoffelfabrikanten" ans Licht treten. Letzteres wird, namentlich beim ſchönen Geſchlechte, vielen Anklang finden.

Aarau. Der alte ehrwürdige Zſchokke hat ein neues Büchlein „Meiſter Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden, ein Feierabend-Büchlein für Lehrlinge, verſtändige Geſellen und Meiſter", herausgegeben. Es iſt ein gar liebes Buch, das ein treues Bild des gemüthlichen Handwerkerlebens entfaltet.

Algier. Auch hier giebt es gegenwärtig Droſchken, wovon 170 zu Jedermanns Verfügung ſtehen.

Berlin. Der „Figaro" ſchreibt: »In hieſigen und auswärtigen Blättern iſt die Nachricht verbreitet worden, daß das Miniſterium des königlichen Hauſes Herrn von Küſtner über den artiſtiſchen und finanziellen Zuſtand des Hoftheaters, ſo wie über das Sonſt und Jetzt dieſer Kunſtanſtalt einen Bericht abgefordert habe. Aus zuverläſſiger Quelle wird verſichert, daß an dieſer Nachricht kein wahres Wort iſt.«

∴ Hier und dort tauchte das on dit auf, daß Herr Hofrath Ernſt Raupach, der ſeit langer Zeit faſt ganz verſchollen iſt, mit einem neuen Luſtſpiel hervortreten wolle, das den barocken Titel führe: „Die Berockten und Bezopften". Herr Raupach aber ſoll das ausgeſprengte Gerücht für einen „ſchlechten Witz" erklärt haben.

∴ Guſtav Nicolai, deſſen Werth als Lieder- und Balletcomponiſt ihm einen ehrenvollen Platz neben Karl Löwe anweiſt, hat ſoeben „Romantiſche Dichtungen von Uhland", in der Muſikhandlung von Schuberth in Hamburg, herausgegeben, deren Widmung der Graf Weſtmoreland in einem überaus ſchmeichelhaften, den Componiſten als Schriftſteller wie als Tonmaler gleich ehrenden Schreiben angenommen hat. Die Lieder ſollen in der That reizend-ſchön ſein.

∴ Eine junge, talentvolle Tänzerin, Demoiſelle Caroline Wendt aus Warſchau, die ſeit mehreren Monaten in Wien auf dem Kärnthnerthor-Theater neben Fanny Elsler gaſtirt und dort, neben dieſer berühmten Künſtlerin, ſich ebenfalls eines bedeutenden Beifalls zu erfreuen gehabt hat, iſt auf einige Gaſtrollen für unſer königl. Theater engagirt. Wie wir hören, wird ſie zuerſt in der „Sylphide" auftreten. Von hier geht ſie nach Leipzig.

∴ In der „Voſſiſchen Zeitung" las man neulich folgende Anzeige: »In 36 Stunden fertig vom Blatt zu ſingen. Nach einer neugefaßten Geſangmethode, nach welcher ich jedes Mal mit Erfolg unterrichtet habe, muß der Scholar, ohne Vorkenntniſſe zu haben, in 36 Stunden Alles vom Blatte ſingen. Dr. L. Schmidt, Muſikdirector.« (Hat Jemand Luſt, das zu glauben?)

∴ Minotaurus, nicht jenes fabelhafte Ungeheuer, ſondern das Pferd des Grafen von Hahn-Baſedow, hat beim diesjährigen Pferderennen mehrere Male den Sieg davongetragen und im Ganzen etwa 10,000 Thaler gewonnen, worin auch der größte Preis von 1160 Friedrichsd'or inbegriffen iſt.

∴ Schleiermacher ſoll in Landsberg ein Denkmal erhalten. (Warum in Landsberg?)

Breslau. Dr. von Merckel, Ober-Präſident der Provinz Schleſien, iſt in den Ruheſtand verſetzt worden. Sein Nachfolger iſt noch nicht bekannt.

Brüſſel. Auf König Leopolds Befehl ſollen die Statuen Pipins von Heriſtal, Balduins von Conſtantinopel, Philipps des Guten, Thierry's vom Elſaß, Johann, Herzogs von Brabant, und Kaiſer Karls V. von belgiſchen Bildhauern angefertigt und im Nationalpalaſt aufgeſtellt werden.

Coblenz. Unſer Sängerfeſt iſt mit großer Heiterkeit begangen worden und die Theilnehmer ſind auf glänzend illuminirten Schiffen wieder heimgekehrt. Die Leiſtungen der Cölner und Mainzer Liedertafeln, jene unter Leitung des Muſikdirectors Dorn, dieſe unter der des Präſidenten Schott, haben ſich die meiſte Anerkennung erworben.

Dresden. Der Ausſchuß für C. M. von Webers Denkmal erklärt, daß die Theatervorſtellungen in Berlin, Dresden, München und Nürnberg ſchon jetzt eine ſo namhafte Summe eingetragen, daß der Comité beſchloſſen habe, dem Componiſten des „Freiſchütz" ein metallenes Denkmal zu errichten.

∴ Unſere Bühne hat nach langer Zeit ein Paar Neuigkeiten gebracht: „Ein Soldatenherz", vieraktiges Drama vom Hofſchauſpieler F. Heine, und den „Arteſiſchen Brunnen", dreiaktige Poſſe vom Hofſchauſpieler G. Räder. Das erſtere dieſer beiden Stücke — im dritten Akt erſcheint Napoleon — hat bei der Wiederholung, wo mehrere

Längen weggefallen waren, mehr angeſprochen als das erſte Mal; das zweite — ein luſtiges Seitenſtück zu deſſen „Weltumſegler wider Willen" — hat furore gemacht. Der Schauplatz dieſer abenteuerlichen Poſſe beginnt im Geiſterreiche und führt die Zuſchauer mitten durch die Erde nach Algier zu Abd-el-Kader und endigt höchſt drollig am Nordpol. Herr Räder als Hausknecht Balthaſar iſt eine höchſt ergötzliche Figur.

∴ Donizetti's „Favoritin" hat nur theilweiſe gefallen.

∴ Ein nicht unintereſſanter Gaſt unſerer Oper iſt Signora Marietta di Marra, k. k. Hofopernſängerin von Wien, die als „Lucia di Lammermoor", Amine in der „Nachtwandlerin" und im „Liebestrank" reichen Beifall eingeerntet hat. Weniger aber gefiel ihr mattes, durchweg farbloſes Spiel.

∴ Der franzöſiſche Maler Bellay iſt hier angekommen, um für Herrn Thiers die ſixtiniſche Madonna in unſerer Gallerie zu copiren.

∴ Vor Kurzem kamen hier an einem Tage vier Selbſtmorde vor. Man ſchreibt dieſen Lebensüberdruß einer Wiederholung des Laube'ſchen „Struenſee" zu.

Haag. Unlängſt machte Herr Kirſch ſeine 76ſte Luftreiſe von Rotterdam nach Woudrichem. Er legte in einer Stunde neun Meilen zurück. (Bald werden wir fliegen!)

Jena. Von Hormayrs „Anemonen" iſt, bei Fromman, der zweite Band erſchienen, der eben ſo intereſſant als der erſte iſt.

Leipzig. Endlich hat unſere ſeit langer Zeit in Agonie verſunkene Oper wieder ein Lebenszeichen geäußert. Neulich wurde „Sarah oder die Waiſe von Glencoë", eine neue Oper von dem durch die Aufführung ſeines großartig ſchönen Requiems bei uns ſehr bekannt und beliebt gewordenen Kapellmeiſter Wilhelm Telle aufgeführt. „Sarah" iſt, dem heutigen, allzuſehr blaſirten Muſikgeſchmacke gegenüber, eine Art Oppoſitionsmuſik, die den Zuhörer durch einfache Harmonie und harmoniſche Einfachheit in die Zeiten des „Khalifen von Bagdad" und der „Jagd Heinrichs IV." zurückführen will, eine Oper, die in ihrem ganzen Bau an die mehr lyriſche als dramatiſche Muſik Méhuls und Boieldieu's erinnert. Herr Telle, einer der tüchtigſten Schüler Cherubini's, iſt ein höchſt gediegener Kirchencomponiſt, doch verſteht er auch für die Bühne zu ſchreiben, was er durch dieſe „Sarah" bewieſen hat, die nicht arm an ſchönen klaren Melodien iſt und weit mehr gefallen hätte, wenn ein etwas allzuſehr ausgeſponnenes Recitativ gekürzt und manche Wiederholung geſtrichen worden wäre. Im erſten Akte gefiel das Abſchiedslied Evans, „So leb' denn wohl", und das Schlummerlied Sarahs; im zweiten Akte, der weit raſcher und lebendiger iſt, als der erſte, errang ſich vor Allem Sarahs große Arie — die ein Schmuckkäſtchen der ſchönſten Motive iſt — das Duett und das erſte Lied des Oberſten großen Beifall. Auch die Ouvertüre gefiel allgemein; der Text aber, ein franzöſiſches Machwerk, iſt vom Anfang bis zum Ende matt, ſchleppend, langweilig. Sämmtliche Mitwirkende, Dem. Limbach und die Herren Wiedemann, Kindermann und Berthold wurden am Schluſſe gerufen; nach ihnen auch Herr Telle, der mit dieſem *succès d'estime* ganz zufrieden ſein darf. Bei der zweiten Vorſtellung, wo manches gekürzt war, hat das Ganze noch weit mehr angeſprochen.

∴ Wie kommt's, daß unſere Bühne, die ſich die Miene giebt, junge Dramatiker Gott weiß wie ſehr zu beſchützen, bis jetzt Kuranda's „weiße Roſe" noch nicht aufgeführt hat? In Wien hat dieſes Trauerſpiel in ganz kurzem Zeitraume eilf Vorſtellungen erlebt, die dem Verfaſſer über 800 Gulden Autor-Antheil eingetragen haben. Herr Kuranda ſchreibt zwar keine Theaterkritiken für das hieſige „Tageblatt", verdient aber jedenfalls ſo viel Rückſicht, als der von ſeiner Clique gefeierte Poet der „Bernſteinhexe".

∴ Das „Hierbleiben", das wir in jeder Nummer unſeres „Charivari" dem mit Recht ſo allgemein beliebten und geſchätzten Componiſten des „Czaar und Zimmermann", Herrn Lortzing, zugerufen, hat ſeine Wirkung gethan. Herr Lortzing wird vorläufig in Leipzig bleiben und die Leitung der Euterpe-Concerte übernehmen. Seine zahlreichen Verehrer haben eine Subſcription eröffnet, deren Ertrag dazu beſtimmt iſt, ihm, als Zeichen der Anerkennung, einen goldenen Ehrenbecher zu überreichen.

∴ In Nummer 158 des „Allgemeinen Anzeigers" bringt Herr H. Flügge einen Aufſatz „über Schauſpielerei und ihre Jünger, vom Standpunkte der Moral betrachtet", der eben ſo viel Wahres als Beherzigenswerthes enthält: »So wenig man es auch von manchen Seiten her wünſchen mag — ſo ſchließt dieſer Aufſatz — noch mehrere Vereine, als ſchon beſtehen, ins Leben treten zu ſehen, ſo möchten wir doch wohl den Rath geben, daß die Schauſpieler unter ſich einen Verein bilden möchten, der ſich damit befaßte, den bürgerlichen Stand, den ſie in der Geſellſchaft einnehmen, zu verbeſſern und ſich namentlich vom Trinken, Spielen, Schuldenmachen, Durchbrennen, Contrakte brechen u. ſ. w. zu emancipiren. Wer ſich dergleichen noch nach Eintritt in den Verein zu Schulden kommen ließe, müßte von dem Vereine ausgeſtoßen werden und von keiner Bühne wieder ein Engagement erhalten; dann würde es mit der Schauſpielerei und den Schauſpielern beſſer werden.« (Die oben gerügten Untugenden ſind leider noch nicht die ſchlimmſten; wir könnten noch ganz andere zur Sprache bringen, um zu beweiſen, daß ſolch ein Verein in der That der Kunſt und ihrem Anſehen ſehr förderlich wäre, aber — — ſapienti ſat!)

∴ Der Director des Theaters an der Wien, der durch ſeine Weisheit berühmte Pokorny — eine Art Barbaja — hat Herrn Kapellmeiſter Joſeph Netzer engagirt.

∴ Im „Buchhändler-Börſenblatt" verbittet ſich ein Münchener Buchhändler alle Sendungen aus der Brochüren-Sündfluth über Ronge, Trier, Czersky und Schneidemühl. »Ohnehin werden alle derlei Schriften,« fügt er hinzu, »welche nicht im römiſch-katholiſchen Sinne geſchrieben ſind, hier confiscirt und machen daher nur eine Spazierfahrt zwiſchen Leipzig und München.« Der weiſe Daniel, der alſo ſpricht, heißt J. A. Finſterlin. Nomen habet omen!

∴ Dem „Deutſchen Courier", der Arena der polemiſchen Stylübungen des Herrn N. N. Held, iſt vom ſächſiſchen Miniſterium der „Lebensathem der Conceſſion" entzogen worden. Die Anhänger des Herrn Laube haben viel Pech!

∴ Die „Mode" erzählt, daß in Peking, Hong-Kong und Canton ſeit der freien Einfuhr des Opiums die Frankfurter „Didaskalia" verboten worden ſei. (Wir finden das ganz natürlich.)

∴ Im Laufe dieſes Monats erſcheint bei Philipp Reclam jun. eine höchſt intereſſante Lebensbeſchreibung des ruſſiſchen Fürſten Koſlowski, mit zwei Portraits und einem Facſimile, herausgegeben von dem ehrenvoll bekannten Memoirenſchriftſteller Hofrath Dr. Dorow.

∴ Herr Adolph Böttger, der tüchtige Byron-Ueberſetzer, hat ſeine Muſe nun auch den Brettern, die die Welt bedeuten, zugewendet und ein fünfaktiges Trauerſpiel, „Agnes Bernauerin"*), geſchrieben, das in kurzer Zeit die Preſſe verläßt; wir werden dann noch ein Mal darauf zurückkommen. Herr Böttger hat bereits ein zweites und in der That noch mehr zeitgemäßes Schauſpiel begonnen, deſſen Held Thomas Münzer iſt.

Limoges. Ein Mädchen aus der Umgegend von Limoges wurde unlängſt an der Vollziehung eines Ehebündniſſes verhindert, weil ſie in ihrem Geburtsſchein als männliches Kind eingetragen war. Sie mußte ſich bei der Behörde legitimiren.

London. Gretna Green, dem bekannten Zufluchtsorte kühner Entführer, wo der alte Schmidt ſo manches Ehepaar zuſammengeſchweißt hat, droht jetzt ein harter Schlag, denn Lord Brougham hat im Parlament den Antrag gemacht, daß vom 1. Januar 1846 alle dort geſchloſſenen Heirathen ungiltig ſein ſollen, wenn ſich die jungen Leute nicht wenigſtens drei Wochen ohne Unterbrechung vor dem Tage ihrer Trauung daſelbſt aufgehalten haben.

∴ Vor Kurzem wurde hier ein Autograph Shakeſpeare's — ſeine Namensunterſchrift — mit 125 Thalern bezahlt, während ein ganzer Brief der Königin Eliſabeth für 40 Thaler losgeſchlagen wurde.

∴ Neulich erſchienen die „Times" gar in zwei Bogen (96 faſt zwei Ellen langen Columnen). Der Inhalt dieſer einzigen Nummer, in Cicero-Typen geſetzt, hätte zwei Octavbände von 300 Seiten gefüllt.

∴ Von Dunlops bekannter „history of fiction", die eine vollſtändige Ueberſicht der geſammten Roman-Literatur aller Völker enthält, iſt eine dritte, reich vermehrte Auflage herausgekommen.

∴ Eine Miſtreß Crown hat Kerners „Seherin von Prevorſt" ins Engliſche übertragen.

Luxemburg. Die hieſige „deutſche Zeitung" iſt, in Folge einer Verfügung des Statthalters, welcher dem verantwortlichen Herausgeber die Conceſſion entzog, ſeit dem 15. Juni eingegangen. Cenſurwidrigkeiten und Preßvergehen, welche die Gerichte beſchäftigen, ſind die erſte Urſache, eine zweite liegt in der Flucht des Redakteurs Grégoire und deſſen Aufenthalt auf franzöſiſchem Gebiet.

Madrid. Man hat eine durch ganz Spanien verbreitete geheime Geſellſchaft entdeckt, die ſich das „junge Spanien" nennt. Der leitende Vorſtand heißt „der große Planet", die Hauptführer werden „Fixſterne", die Unterführer „Strahlen" und die Maſſen, d. h. die minder eingeweihten Mitglieder, die man nur zum Zuſchlagen braucht, „Funken" genannt. (Ei nun, wenn das „junge Spanien" nicht gefährlicher als das „junge Deutſchland" iſt, ſo laſſe man es ruhig laufen; es ſtirbt dann bei lebendigem Leibe.)

---

*) Schon vor ihm haben Joſeph Graf zu Törring und David Schiff ein gleichnamiges Trauerſpiel verfaßt. Das erſtere erſchien zu Mannheim 1780; das letztere, unter dem Namen einer dialogiſirten hiſtoriſchen Novelle, Berlin 1831. E. M. O.

Paris. Die an der Stelle, wo der Herzog von Orleans das Leben verlor, errichtete Kapelle des heiligen Ferdinand iſt vollendet. Der Herzog von Orleans liegt ſchlafend auf ſeinem Grabe, den Kopf zwiſchen den Händen eines Engels, und dieſer Engel iſt die letzte Inſpiration der verſtorbenen Prinzeſſin Marie. Jeden Mittwoch begiebt ſich die Herzogin von Orleans in dieſe Kapelle, um dort zu beten. Die Kapelle iſt zum Theil auf dem Terrain, welches das Haus des Specereihändlers einnahm, zum Theil auf einem, dem reichſten der franzöſiſchen Marquis zugehörenden Terrain errichtet. Als man den Marquis fragte, ob er ſein Eigenthum verkaufen wolle, lehnte er den Preis dafür ab; er wollte daſſelbe zum Geſchenk machen. Später ſandte ihm die Königin eine Uhr von bewunderndswürdiger Arbeit und auf 12.000 Francs geſchätzt, eine Summe, welche den Preis einer Parzelle Terrains weit überſteigt. In einem an die Kapelle ſtoßenden kleinen Salon ſind zwei kleine Penduluhren, welche ſtets die nämliche Stunde zeigen müſſen: die eine die Stunde des unglücklichen Ereigniſſes, die andere die Stunde des Todes.

(Spen. Zeit.)

∴ Der Marquis von Saint-Simon, Enkel des berühmten Memoiren-Schriftſtellers, iſt zum Herzog ernannt worden.

∴ Victor Hugo, Pair von Frankreich, wird im nächſten Herbſte Spanien beſuchen.

∴ Gegenwärtig leben hier 87.000 Deutſche. In Deutſchland giebt es keine zehn Städte, deren Einwohnerzahl der Zahl der Deutſchen in Paris gleichkommt.

∴ Heinrich Heine nennt die franzöſiſche Nation eine Katze, die, fiele ſie auch von der gefährlichſten Höhe herab, trotzdem nie den Hals breche, ſondern unten gleich wieder auf die Beine komme.

∴ In der unlängſt eingegangenen „Revue de Paris“ charakteriſirt ein Herr N. Martin den „deutſchen Michel“ wie folgt: »Vetter Michel iſt der Ausdruck, mit dem unſere Nachbarn den leichtgläubigen und unwiſſenden Mann aus dem Volke bezeichnen. Der „deutſche Michel“ iſt der franzöſiſche „Jacques Bonhomme“. In der Rangordnung des Lächerlichen ſteht er auf einer weit niedrigeren Stufe als der „Philiſter“. Der „Michel“ iſt die bis zur Dummheit getriebene Gutmüthigkeit, der „Philiſter“ hingegen iſt keineswegs gutmüthig, ſondern ein poſitiver Geiſt, der ſich hartnäckig gegen jeden Strahl von Kunſt, Fortſchritt und Freiheit abſperrt. Der deutſche „Philiſter“ iſt der franzöſiſche „épicier“ oder Gewürzkrämer. (Nach der Definition des Herrn Martin wäre anzunehmen, daß Deutſchland reicher an „Philiſtern“ als „Vetter Micheln“ ſei.)

∴ Der „Conſtitutionnel“ wird die „Dame von Montſorau“ — ein Sittengemälde aus der Zeit Heinrichs III. — einen vierbändigen Feuilleton-Bandwurm von Alexandre Dumas bringen. Gleichzeitig erfährt man, daß die Feder des Herrn Sue durch einen auf vierzehn Jahre lautenden Contrakt an das genannte Journal mit goldenen Feſſeln angeſchmiedet iſt. (Wer beweiſt uns aber, ob der „Conſtitutionnel“ bis zum Jahre 1860 fortbeſtehen wird?)

∴ Vor einigen Tagen iſt hier das Probeblatt eines neuen conſervativen Journals, „l'Epoque“, ausgegeben worden, welches an Größe des Formats alle bisherigen Journale übertrifft und, ob es gleich den Inhalt von zehn gewöhnlichen Tageblättern liefert, doch jährlich nur 40 Francs koſtet. Einer der Haupt-Redakteure dieſer großartigen Zeitung iſt Herr Auguſte Julien, der ſich vor Kurzem in Deutſchland befand, um tüchtige Correſpondenten anzuwerben.

∴ Die Verleger ultramontaner Schriften laſſen jetzt mit Erlaubniß der Geiſtlichkeit die Ankündigung ihrer Werke an die Kirchenthüren kleben.

∴ Der bekannte Feuilletoniſt Eugen Briffault läßt „Mystères de Rome“ in 50 Lieferungen mit 300 Illuſtrationen erſcheinen.

∴ Fünf junge mauriſche Tänzerinnen, von fünf Muſikern begleitet, ſind aus Algier herübergekommen, um ſich auf einer der hieſigen Bühnen zu produziren. Eine darunter ſoll eine „Peri“ an Schönheit, eine „Houri“ an Liebreiz ſein.

∴ In der großen Oper geſchieht noch wie vor nichts.

∴ In der komiſchen Oper herrſcht, unter dem neuen Director Baſſet, auch keine größere Thätigkeit; doch ſoll nächſtens eine neue dreiaktige Oper, „le Ménestrier“ (Text von Scribe, Muſik von Labarre) gegeben werden. Späterhin ſoll Monſigny's „Felix“ in Scene gehen, den Adolph Adam, auf Louis Philipps Befehl, neu inſtrumentirt hat.

∴ Im Théâtre de la Gaîté hat ſich ein neues Drama, „Agnes Bernauer“, von den Herren Alboize und Paul Foucher ſehen laſſen, jedoch nur theilweiſe gefallen.

Peſth. Einige Damen der ungariſchen haute-volée haben den ſchönen Beſchluß gefaßt, dem unlängſt verſtorbenen Dichter Alexander von Kisfaludy, Ungarns Petrarca, dem edlen Sänger der „himfi szerelmei“, ein Denkmal als ſchuldigen Tribut für deſſen „Apotheoſe der Liebe“ zu er- und entrichten.

∴ Seit Mitte Juni haben wir wieder ein neues Blatt und zwar eine „Peſther allgemeine Zeitung für Handel und Gewerbe", redigirt von J. C. Tuvora.

∴ Ein hieſiger Literat theilt folgende Viſitenkarten aus: „N. N., Commiſſionair der illuſtr. Theaterzeitung, heilt vom Stottern und Stammeln, Schriftſteller, Beſitzer einer großen Wappenſammlung." Wir empfehlen noch den paſſenden Zuſatz: „Und vorzüglicher Kenner ſämmtlicher Peſth-Ofener Weingattungen."

∴ Unſere mittelalterliche Primadonna, Madame Mink, ſoll einen ehrenvollen Ruf vom Wiener Kärnthnerthor-Theater zu einem Gaſtrollen-Cyclus erhalten haben. Na, möglich iſt's ſchon, aber wahrſcheinlich nicht! ſagt der große Neſtroy.

∴ Vorige Woche ſtarb hier der einſt ſo berühmte Tenor Sebaſtian Binder. Kaum einen Tag ans Krankenlager gefeſſelt, entſtrömte noch in ſeinen letzten Augenblicken das von ihm in ſeiner Blüthe in ſo hoher Vollendung geſungene Schlummerlied aus der „Stummen von Portici" in leiſen, zitternden, wahrhaft herzergreifenden Tönen ſeinen Lippen. Man denke ſich die Rührung ſeiner Freunde, die ihn naſſen Auges umſtanden.

∴ H. W. Ernſt heißt der Planet, der gegenwärtig den düſtern Horizont unſeres Kunſthimmels umſtrahlt. (So beginnt ein Bericht im „Humoriſten".)

∴ Im Ofener Sommertheater wurde ein neues Drama, „der Fluch des Stolzes", zur Aufführung gebracht und erhielt eclatanten Beifall. Der Verfaſſer deſſelben iſt der eben ſo geiſtreiche als witzige Journaliſt Julius Seidlitz.

Petersburg. Unter den im ruſſiſchen Reiche befindlichen Bibliotheken iſt die hieſige kaiſerliche öffentliche Bibliothek, welche dem Publikum an drei Wochentagen zur Benutzung freiſteht, die bemerkenswertheſte. Sie zählt 442,788 Bände und 17,477 Handſchriften. Sie wurde im vergangenen Jahre überhaupt von 809 Perſonen, des Nachleſens und Excerpirens wegen, beſucht, immer noch eine auffallend kleine Zahl für eine Volksmenge von nahe einer halben Million Menſchen, welche die Reſidenz jetzt zählt. Durch die Fürſorge ihres gegenwärtigen Directors, des Herrn von Buturlin, ſoll ihre merkwürdige Manuſcripten-Sammlung in Kurzem einen vollſtändigen Katalog erhalten, der ihr bis jetzt noch ganz abging. Außer ihr beſtehen in verſchiedenen Gouvernements- und Kreisſtädten, in Folge eines im Jahre 1834 erlaſſenen Ukaſes, 42 öffentliche Volksbibliotheken, faſt nur aus Privatmitteln begründet.

∴ Im Jahre 1844 erſchienen in Rußland 837 Originalwerke, 53 Ueberſetzungen, letztere bilden zu den übrigen etwa $\frac{1}{16}$. die Zahl beider betrug 890. Die Zahl der periodiſchen, cenſurlicher Durchſicht unterliegenden Schriften betrug 56. Die Mehrzahl dieſer Werke betraf wiſſenſchaftliche Disciplin, vornehmlich Philologie. Gründliches Studium der Geſchichte, ſowohl der allgemeinen, wie der vaterländiſchen, findet zahlreiche Verehrer. Die Zahl der Geſchichtswerke in beiden nimmt mit jedem Jahre zu. Auffallend reich bewies ſich die dramatiſche Literatur, dürftig dagegen die der Romane und Novellen, deren Zahl mit jedem Jahre geringer wird.

∴ An fremden Büchern wurden aus dem Auslande eingebracht 718,713 Bände, ihre Zahl nimmt mit jedem Jahre zu; im Jahre 1811 wurden ihrer 540,000 eingebracht, in den Jahren 1842 und 1843 600,000 Bände. Im vergangenen wie auch in früheren Jahre unterlagen von ihnen in den Cenſur-Anſtalten des Reichs dem ſtärkſten Verbot: Werke über Geſchichte und Staaten-Politik, Romane und Novellen, theils wurden ſie ganz eingezogen, theils mit Ausſchließung der anſtößigen Stellen den Eigenthümern zurückgeſtellt. Die Zahl der ſo den Buchhändlern zur Rückſendung in das Ausland zugeſtellten Werke belief ſich auf 1339 Bände.

∴ Seit dem 1. Juni iſt unſere deutſche Bühne bis zum Ausgang des Auguſt geſchloſſen, während die franzöſiſche und die ruſſiſche Bühne noch fortſpielen. Es iſt nun beſtimmt, daß die italieniſche Oper mit dem nächſten September hier erneuert wird. Rubini iſt nicht nur von ihr, ſondern ganz von der Bühne abgetreten und hat ſich in ſein Vaterland Italien begeben. Ob Dem. Garcia hier bleiben wird, iſt noch unbeſtimmt; vorläufig hat ſie noch keinen neuen feſten Contrakt abgeſchloſſen. Tamburini hat ſich mit ſeiner Familie hier bleibend niedergelaſſen.

Potsdam. „Der Brief aus der Schweiz", das neueſte Schauſpiel der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, hat auch hier eine beifällige Aufnahme gefunden.

Prag. In einem freundſchaftlichen Zirkel, wo auch mehrere junge Polen anweſend waren, trug Einer derſelben auf den Wunſch der Hausfrau ein Lied aus den Zeiten der Revolution vor. Ein Geheimer, der zugegen war, erſtattete hierüber Rapport, erhielt aber von unſerm neuen Stadthauptmann und Polizeidirektor, Grafen Deym, die Weiſung, ihn künftig mit Rapporten über Dinge, welche in Familienkreiſen vorgehen und keinen Bezug auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit haben, zu verſchonen. Er ſoll überhaupt ein Feind des Spionirſyſtems ſein. Eh viva!

∴ Dr. Mach aus Warnsdorf, welcher wegen des Deutſchkatholizismus in Jungbunzlau in Criminalhaft ſaß, iſt ins hieſige Irrenhaus abgeführt worden.

∴ Herr Kunze, unſer ausgezeichneter Baritoniſt, iſt vom Director Pokorny für Wien engagirt; ein für unſere Bühne nicht leicht zu erſetzender Verluſt. O Gott, will denn Niemand Herrn Ernſt engagiren?!!

∴ In Nummer 149 der „Theaterzeitung" lobt Herr Ernſt ſich ſelbſt und nennt ſeine Regie eine umſichtige, ausgezeichnete, jene Stimmen aber, welche ihn ſchlecht finden, parteiiſch. Gott, iſt der Mann bornirt!

∴ Ein hieſiges Journal bezeichnet Herrn Baudius mit einem in der Kunſt nagelneuen Epitheton; es ſchreibt: der *gewiſſenhafte* Herr Baudius. (Man kann alle Tage etwas Neues lernen!)

Rio de Janeiro. Unſere große Nationalbibliothek hat in neuerer Zeit viele Schenkungen erhalten, und namentlich iſt die ganze Büchersammlung des verſtorbenen Jozé Bonifacio de Andrade ihr einverleibt worden. — Es wird wenig Bedeutendes in Braſilien gedruckt, das Beſſere erſcheint gewöhnlich auf Koſten des Verfaſſers. Franzöſiſch wird ſehr viel geleſen und ganze Ladungen franzöſiſcher Bücher kommen aus dem Havre nach Rio, ſo daß faſt jedes Schiff von dort eine neue Zufuhr davon bringt. Hinſichtlich der periodiſchen Literatur erſcheinen vier Zeitungen täglich, drei Mal in der Woche, und ſechs bis zehn Wochen- und dergleichen Schriften.

Rom. Ein entſprungener Galeerenſklave, der, als Geiſtlicher verkleidet, in mehreren Kirchen die Meſſe geleſen hat, iſt der Inquiſition überliefert worden.

∴ Der bekannte Cardinal Cappacini iſt geſtorben.

Warſchau. Im verfloſſenen Jahre ſind im Königreiche Polen 450 neue Bücher, von dieſen 327 in polniſcher und 134 in hebräiſcher Sprache erſchienen; ausgenommen davon ſind die periodiſche und dramatiſche Literatur, deren Durchſicht ſeit Kurzem einer beſondern Jurisdiktion unterliegt. Die Zahl der aus dem Auslande eingeführten Bücher betrug 92,384 Bände.

Wien. M. G. Saphir liefert im „Humoriſten" „lebende Bilder aus ſeiner Selbſtbiographie". Nicht unintereſſant iſt das, was er über die Geneſis ſeines Namens erzählt: »Den Namen Saphir,« ſchreibt er, »hat mein Großvater angenommen, als auf Befehl des Kaiſers Joſeph die Iſraeliten Familiennamen annehmen mußten. Mein Großvater hieß Iſrael Iſreel. Als die Verordnung der Familiennamen ins Werk geſetzt wurde, berief ihn der damalige Stuhlrichter, dem dieſes Geſchäft oblag, zu ſich und fragte ihn, wie er heißen wolle. Mein Großvater wußte es nicht; doch da er einen Siegelring als Erbſtück an ſeinem Zeigefinger trug, in welchem ein Saphir ſaß, ſagte der Stuhlrichter: „Nennen Sie ſich Saphir." Und ſo geſchah es.«

∴ Der nicht unbeliebte Liedercomponiſt Ferdinand Gumbert aus Berlin verweilt als Gaſt unter uns. Ob ſeine Oper, die er mitgebracht, hier zur Aufführung gelangen wird, iſt noch zweifelhaft.

∴ Fräulein von Marra, unſere gefeierte Primadonna, hat vom San-Carlo-Theater in Neapel einen brillanten Engagements-Antrag erhalten, den ſie jedoch abgelehnt hat, weil ſie, wegen ſchon früher eingegangener Verbindlichkeiten mit dem Director Pokorny, für das Theater an der Wien engagirt iſt.

∴ Aus einem im Druck erſchienenen Verzeichniſſe ſämmtlicher hier etablirten Fortepiano-Fabrikanten erfährt man, daß ſich die Zahl derſelben auf 107 beläuft.

Wiesbaden. Die hieſige Spielbank, von Chabert gepachtet, iſt nur ein Schatten gegen die von den Herren Blanc gepachtete Bank in Homburg. Dort wird, Sommers und Winters, Tag und Nacht geſpielt und mit ganz andern Summen pointirt als hier. Daher ſind die Brüder Blanc auch ſchneller reich geworden und in Homburg in kurzer Zeit mehr Selbſtmorde vorgekommen, als ſeit vielen Jahren in Wiesbaden. Und das Alles geſchieht unter den Augen des Bundestags! Was Frankreich als giftig ausſpuckt, nehmen wir großmüthig auf und pflegen es. Iſt das nicht himmelſchreiend?

Zürich. Herr Arnold Ruge, der nach den neueſten Vorfällen alle Luſt verloren hat, nach ſeiner deutſchen Heimath zurückzukehren, will ruhig in der Schweiz bleiben und hier eine Verlagsbuchhandlung gründen. Nächſtens erſcheinen von ihm zwei Bände „Pariſer Briefe".

∴ Die Befreiung Dr. Steigers hat ſeinen Freunden 25,000 Francs gekoſtet.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Unter Kaiſer Auguſtus wurden die Schriften des Titus Sabinus und Caſſius Severus verbrannt, unter Tiberius ein Blatt des Geſchichtsbuchs von Crescentius Cordus, auf welchem Brutus und Caſſius die letzten Römer genannt wurden; aber ſchon damals war es wie heute, denn wir leſen im Tacitus: »Man ließ die Bücher verbrennen, aber man hatte ſie heimlich und gab ſie ſpäter von Neuem heraus; deſto mehr darf man der Kurzſichtigkeit Jener lachen, die durch augenblickliche Uebermacht der ſpätern Zeiten Andenken vertilgen zu können glauben. Im Gegentheil, wo man die Geiſter beſtraft, da wächſt ihr Anſehen, und barbariſche Fürſten, oder ihres Gleichen, haben damit nichts als ſich ſelber Schande und Jenen hohen Ruhm bereitet.« Das ſchrieb der ehrliche Tacitus vor achtzehnhundert Jahren; ſeit achtzehnhundert Jahren haben Tauſende dieſen Satz geleſen, und dennoch giebt es Etliche unter ihnen, welche Cenſoren geworden ſind.

— Peiffer erwähnt in ſeinen „Origines Lipsienses" einer Prozeſſion, welche alljährlich zur Faſtenzeit von den Leipziger Phrynen abgehalten wurde, deren hier — vor der Reformation — ſehr viele unter einer beſondern Vorſteherin ihr ſündliches Gewerbe trieben. Voran ging die Oberin mit einer langen Stange, auf welcher ein garſtiger Strohmann befeſtigt war; paarweiſe folgten die Uebrigen, welche unter Abſingung von Liedern auf den Tod (den der Strohmann vielleicht perſonificiren ſollte) den Weg zur Parde nahmen, in welchen Fluß ſie dann alle zugleich den Strohmann hineinwarfen. Sie gaben vor, daß Leipzig durch dieſe Prozeſſion gereinigt werde und bis zur nächſten Prozeſſion von der Peſt und andern anſteckenden Krankheiten verſchont bleibe.

— Montesquieu, der berühmte Verfaſſer des Werkes „esprit des lois", war bei all' ſeinem Geiſte und großen Kenntniſſen jeder Art doch der einfachſte und dabei zerſtreuteſte Mann in der Welt. Wenn man mit ihm von den „lettres Persanes" ſprach, deren Verfaſſer er war, ſo wollte er kaum zugeben, daß er ſie geſchrieben habe; er ſchien ſich beinahe darüber zu verwundern, daß man damit zufrieden ſei, und ſagte, er beſäße auch nicht ein einziges Exemplar davon. Er hatte das Leben Ludwigs XI. geſchrieben. Als das Manuſcript fertig war, gab er es einem Sekretär, um eine Reinſchrift davon zu beſorgen. Als der Sekretär ihm dieſe brachte, war Montesquieu noch nicht aufgeſtanden. Der Sekretär gab ihm ſeine Kopie und warf das Manuſcript ins Feuer, und Montesquieu that daſſelbe mit der Reinſchrift, weil er glaubte, dies ſei das Original.

— In früherer Zeit war kein Bier ſo weit und breit berühmt, als das Rakonitzer Bier. Von ſeiner Vortrefflichkeit mehr als von Phöbos Apollo begeiſtert, wagte es ein Dichter jener Zeit, daſſelbe durch folgende Verſe zu verewigen:

„Unus papa Romae, unus porta Arronae,
Una turris Cremonae, una ceres Raconae."

Charaden-Räthſel.

Mein Ganzes hat der Sylben Zwei
Und doch nur Eine Sylbe,
Mit meinem Leben iſt's vorbei,
Nimmſt Du mir eine Sylbe.
Und doch, nimm eine Sylbe fort von mir,
So bleibt die Hälfte und das Ganze Dir.

Zwar bin ich wohl ein Ganzes nie,
Kann nur als Theil Dir nützen,
Und doch giebt's viele Ganze, die
Nur ein Mal mich beſitzen.
Willſt Du mich ein- und fünf Mal ſeh'n,
Kann's am Sylveſter-Abend nur geſcheh'n.

X. G.

Zur Notiz.

Von Léon Gallois erſcheint in Paris eine „histoire de journaux et des journalistes de la révolution française (1789—1796)", ein mit Portraits ausgeſtattetes und in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſantes Werk, von dem ich — um Colliſionen zu vermeiden, zeige ich dies ſchon jetzt an — eine durch hiſtoriſch-literariſche Anmerkungen vermehrte Ueberſetzung erſcheinen laſſe.

E. M. Oettinger.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 147. Leipzig, 23. Juli 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\,^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Auch eine noble Paſſion!

Genrebild von G. v. Roſen.

(Schluß.)

Mit dem Glockenſchlage vier Uhr ſtellen ſich die Reihen nach Anordnung des Adjutanten, der, in goldbeſchnürtem Kleide, mit ſehr martialiſchem Anſtande von ſeiner iſabellenfarbenen Roſinante herab ſeine militäriſche Routine bekundet. Unſer Haberlamm hat ſeinen Platz, obgleich ſonſt nach der Anciennetät rangirt wird und er zu den älteſten Gardiſten gehört, die ſeit Erhebung des grünen Banners demſelben folgen, nahe am linken Flügel des zweiten Gliedes. Obgleich ihm dieſe Anordnung nicht eben ganz richtig ſcheint, fällt es dem ſinnigen Oblatenfabrikanten doch nicht ein, zu reklamiren; er iſt heute zu ſehr Soldat, um ſich nicht den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten blindlings zu fügen; überdies hat er auch gehört, daß es bei manchen Operationen auf den linken Flügel ganz beſonders ankommt. Nachdem progreſſive der Herr Obriſt, ein gar ſtattlicher Mann, die Fahne und des Schützenkönigs Majeſtät mit dem gehörigen Pomp empfangen worden ſind, ſetzt ſich gegen fünf Uhr der Zug in Bewegung. Wenn auch an gewöhnlichen Tagen die liebe Stadt Kuhſchnappel um ſo frühe Morgenzeit noch im ſüßen Schlummer zu liegen pflegt, und man in den Straßen höchſtens einem übernächtigen Schwärmer, einem Nachtwächter, der die Zeit verſchlafen hat, einer Hebamme oder einer hyſteriſchen Dame begegnet, die in freier Natur nach Molken oder Brunnenwaſſer ſchwelgt, iſt heute doch ſchon Alles in vollem Treiben. An den Fenſtern winken die reizendſten Schönen, denen die angenehme Verwirrung des tiefſten Negligées nur noch mehr Anmuth verleiht, den vorüberziehenden Kriegern zu, die nach dem Takte des Liedes: „der Krieger muß zum blut'gen Kampf hinaus“ in ſtattlichem Paradeſchritt marſchirend, rechts und links ernſte, aber ſtolze und bewußtſeinsvolle Blicke werfen, die keinen Zweifel laſſen, wie ein Jeder von der ganzen Bedeutſamkeit des Unternehmens tief durchdrungen iſt; der herabſtrömende Regen, ein alter Bekannter — denn es gießt jedes Mal vom Himmel, wenn ſie ausziehen — kann ſie nicht rühren; die alte Garde des großen Kaiſers zeigte auf dem Rückzuge aus Rußland keine größere Reſignation.

Eben ſo beharrlich trotzt dem argen Wetter das junge Kuhſchnappel, das mit fürchterlichem Wonnegewieher den Zug der Helden begleitet. Die liebenswürdigen Jungen haben ſich, obgleich die Pracht und Würde des ganzen Aufzugs ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, vornehmlich in zwei Haufen getheilt, deren einer dem Zuge voranjubelt, nicht etwa aus beſonderer Vorliebe für die dort befindliche türkiſche Muſik, nicht auch um den ſtattlichen Obriſt und ſein ſtolz ſchreitendes Kampfroß oder den unter der Laſt des ſchweren ſilbernen Schildes würdevoll einherſchreitenden König, der nach allen Seiten hin ſeine majeſtätiſch-huldvollen Blicke wirft, näher zu ſehen, nein, es iſt ein ganz anderer, viel intereſſanterer Anblick, der ſie hierher ruft. Der Polizeimann, der dem Zuge voranſchreitet, hat einen funkelnagelneuen Rock zum erſten Male an, und ſein verderbliches Rohrſcepter iſt mit ſpiegelblankem Meſſing neu beſchlagen. Mit unendlichem Freudengeſchrei begrüßt die jugendliche Schaar dieſe intereſſante Erſcheinung, und obgleich der würdige Alguazil, wenn auch in ſeinem Innern höchlich geſchmeichelt über dieſe ihm zugewandte Huldigung, mit verſtelltem Grimm die jungen Maſſen auseinander zu treiben verſucht, ſo erreicht er doch nur wenig ſeinen Zweck und wird, während er der Colonne Platz machen ſoll, die unſchuldige Urſache, daß ihr Vorwärtskommen nur deſto mehr gehindert wird. Die andere Hälfte der **Giovane Kuhschnappelia** hält ſich am Ende des Zuges auf, wo der Gardiſt Haberlamm der würdige Gegenſtand ihrer Bewunderung iſt. Iſt es ſeine militäriſche Haltung, die vorzügliche Sorgfalt, die er augenſcheinlich auf ſeine treffliche Equipirung verwandt hat, ſind es die blendend weißen Pantalons oder die ausdrucksvollen Züge ſeines martialiſchen Antlitzes und das ganze imponirende Ausſehen ſeiner fünf Fuß, deren jeder Zoll ein ganzer grüner Gardiſt iſt? Wir wiſſen es nicht anzugeben, was an ihm vorzugsweiſe dieſe Anziehungskraft ausübt; gewiß aber iſt es ein richtiger Inſtinkt, der die Jugend leitet und zu den unverholenen Aeußerungen der Freude und Bewunderung veranlaßt, die Herrn Haberlamm in ein ſeliges Entzücken verſetzen und ihn immer von Neuem daran erinnern, die ſchon viele Tage vorher vor dem Spiegel eingeübten Geſichtszüge und Körperbewegungen möglichſt ſtark hervortreten zu laſſen. Daß manche Mutter, die an ähnlichen Erziehungsleiden laborirt, wie die induſtriöſe Nachbarin des Herrn Haberlamm, die günſtige Gelegenheit nicht vorübergehen läßt, einen nützlichen Schreckeindruck auf ihre unartigen Rangen hervorzubringen, verſteht ſich von ſelbſt, und ſogar Erwachſene könnten erſchreckt werden durch die wilden Blicke des Oblatenfabrikanten, wenn er, dem nichts entgeht, eine ſolche Mutter bemerkt hat. Männer, deren Frauen in den Umſtänden ſind, in denen ſich die Königinnen von England und Portugal weit öfter, wie die von Griechenland befinden, ſuchen dieſelben, aus guten Gründen, von dem Anblick unſers Kriegers zurückzuhalten, was wir ihnen durchaus nicht verdenken können.

So zieht der ſtattliche Zug durch die belebten Straßen, unter immerwährendem Schall der türkiſchen Trommel und Conſorten, der Schützenwieſe zu, auf der wir ihn, nach ungefähr einer Stunde, ohne beſondere Abenteuer anlangen ſehen, wobei wir jedoch nicht unbemerkt laſſen können, daß, obgleich der verkehrt umgeſchnallte Säbel Herrn Haberlamm mehrere Male zwiſchen die Beine gerathen iſt, ohne daß weder er noch ſeine Kameraden die eigentliche, ſo verzeihliche Veranlaſſung gewahr geworden ſind, er doch der Einzige war, der nach dem Takt der Muſik im richtigen Tritt blieb. Doch glauben wir, im Vertrauen auf Haberlamms ſoldatiſche Akkurateſſe, daraus ſchließen zu können, daß ſeine Vor- und Nachmänner nie mit ihm im Tritt waren, was freilich zu verſchiedenen Bemerkungen Veranlaſſung giebt, die aber unſer Mann nur mit mitleidsvollem, beinahe verächtlichen Lächeln beantwortet.

Der Regen ſtrömt natürlich immer fort; dennoch beginnt das Schießen gleich, nachdem ſich die auf ſtreng militäriſche Weiſe aus den Reihen beurlaubten Krieger in den auf der Schützenwieſe aufgeführten Zelten einigermaßen erholt haben. Unſer Haberlamm hat, ſeiner Anciennetät nach, einen der erſten Schüſſe, doch kommt er diesmal, zum Glück für den eiſenbeſchlagenen Vogel, nicht dazu, denſelben abzufeuern, da ſein Beruf ihn anderswo hinführt. Um jedem Unfug hinter den Zelten, wo die muthwillige Jugend oft ihr Weſen treibt, zu ſteuern, bedarf es dort einer Schildwache. Hätte der Herr Adjutant vom rechten oder vom linken Flügel ſeiner Mannſchaft für dieſen Dienſt anfangen wollen, ſo würde die Reihe unmöglich ſchon jetzt unſern Haberlamm haben treffen können; er mußte alſo von einem andern, uns unbekannten Syſteme, über das wir uns nicht einmal Vermuthungen erlauben, ausgegangen ſein, denn unſer braver Soldat hat die Nummer Eins und muß ſogleich den Poſten beziehen, wo er freilich hinter den Zelten nichts von der ganzen Herrlichkeit zu ſehen bekommt, auch, da ſein Verſchwinden der Jugend, die ihm ſonſt ohne Zweifel gefolgt wäre, unbemerkt geblieben iſt, von Niemand geſehen wird, nichts deſto weniger aber doch mit großer Zufriedenheit die ſoldatiſche Funktion verrichtet, in der ihm die Wichtigkeit ſeiner Stellung keinen Augenblick entgeht. Nach zwei Stunden wird er abgelöſt. Kaum aber hat er in ein Zelt treten können, um ſich durch ein Gläschen Wein — denn heute lebt Herr Haberlamm ſehr luxuriös — zu ſtärken, als er ſeinen Namen rufen hört, und in dem Rufenden den Adjutanten erkennt, der ihm mittheilt, wie es wiederum ſeine Tour ſei, den Poſten zu beziehen. Ohne Murren folgt er dem Befehle und hält wiederum zwei lange Stunden aus, während welcher er vom Feſte nichts, als den Knall der Büchſen und das Gläſerklingen aus den Zelten genießt. Kein gewöhnlicher Rechnenmeiſter, und hieße er Adam Rieſe, Valentin Heyn oder Kroymann, ſelbſt kein gewöhnlicher Mathematiker würde im Stande ſein, die intereſſante Methode auszurechnen, nach welcher der Kommandant dieſen Dienſt kommandirt; es iſt eine Aufgabe, würdig des Bureau der Längenmeſſungen in Paris, dies zu ergründen; natürlich fällt es alſo noch weniger unſerm Haberlamm ein, ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie es kommen kann, daß ihn die Reihe während ſechs Stunden des Morgens und dann wieder zur Mittagszeit trifft, wo die Garde das aus gemeinſchaftlicher Kaſſe bezahlte Mahl verzehrt, von dem er durch die Spalten des Zeltes nur den Geruch bekommt. Wahrſcheinlich lebt er der Meinung, daß der wichtige Poſten, auf dem er bis jetzt noch nichts Anderes zu thun gehabt hat, als von Zeit zu Zeit die durch den Regen hervorgerufenen, etwas verdächtig ausſchauenden braunen Flecke ſeiner Pantalons mit Kreide zu vertilgen, nur von ihm allein würdig behauptet werden könne, und findet ſich daher geſchmeichelt, ſtatt, wie jeder Andere in ſeiner Lage, ungeduldig zu werden. Endlich wird Herr Haberlamm zum vierten Male abgelöſt; als er aber eben ins Speiſezelt eintreten will, um wenigſtens auf den Ruinen der ſchon delabrirten Mittagstafel zu fouragiren, da bemerkt er zu ſeinem Schrecken, daß die Uhr bald vier iſt, die Zeit, um welche er die Seinigen abzuholen verſprochen hat; er darf ſich alſo keine Zeit mehr gönnen und eilt, nachdem er ſich vom Adjutanten, der dieſen nützlichen Mann nur ungern gehen läßt, auf gehörige Weiſe Urlaub erbeten hat, in die Stadt zurück.

Es iſt das einzige Feſt, an welchem die Familie Haberlamm während des ganzen Jahres Theil zu nehmen ſich erlaubt, aber hier darf denn auch nichts fehlen — der Genuß muß vollſtändig ſein. Darum hat ſich Madame denn auch für heute einen Wagen beſtellt; die elegante Miethkutſche wartet bereits vor der Thür, als unſer Gardiſt anlangt. Er hatte ſich vorgenommen, ſich in aller Eile für das blos mit dem Geruchsſinn eingenommene Mittagseſſen an etwas Hausmannskoſt zu entſchädigen; aber auch hieran iſt nicht zu denken, denn die zärtliche Familie, ſchon ſeit zwei Stunden reiſefertig, erwartet ihn mit Ungeduld, und kaum läßt er ſich blicken, ſo ſchickt man ſich auch ſchon an, den Wagen, eine Familienkutſche aus den Zeiten der Renaiſſance, mit Hilfe einer von den gefälligen Nachbarn, die ſich in Maſſe eingefunden haben, angeſetzten Feuerleiter zu erklimmen. Madame Haberlamm, in einem eng an die wohlgediehenen Formen anſchließenden Bombazinkleide, couleur de rose, in einer ſtattlichen Haube mit kirſchrothen Bändern, die wie die Wimpel einer Fregatte über ihre hellblonden Seidenlocken flattern, und mit einer ungeheuer großen, das Portrait Haberlamms als Gardiſt in Emaille enthaltenden Broche auf dem wohlkonditionirten Vortrag, erklettert nicht ohne Mühe die rieſige Arche; bei Weitem leichter folgt ihr Aurora, in ſeladongrünem Mouſſelindelainekleide, himmelblauen Brodequins, einem herrlichen Strauß von nachgemachtem Goldregen auf dem zeiſiggrünen Hute von Glanzbattiſt, und mit ſchön durchbrochenen Theehandſchuhen über den nicht eben kleinen, aber etwas roth gerathenen Händen, in denen ſie ein zierliches Bouquet von Baumroſen, Tulipanen, Kaiſerkronen und Kartoffelblüthen trägt. Nach mehrmalig wiederholtem Anſatz ſchwingt ſich ihnen nach: Oswin, in höchſter Galla, in dem uralten, kaffeebraunen Confirmationsſchnipel, der ſeinem Großvater, ſeligen Andenkens, zum Surtout gedient, großen Vatermördern über der himmelblauen Binde und den zwei geblümten Familienregenſchirmen unter dem Arme. Endlich folgt auch der Gardiſt, der die Muße, die ihm die Einſchiffung der Familie gelaſſen, zur Vertilgung eines ſich unangenehm hervordrängenden braunen Fleckens benutzt hat. Das Fuhrwerk ſetzt ſich alsdann mit majeſtätiſcher Langſamkeit, unter lauter Begrüßung der Nachbarn, in Bewegung.

— Kutſcher, ſagt Haberlamm, den die militäriſche Unruhe ſtachelt, nachdem ſie eine Weile in dieſer feierlichen Langſamkeit fortgefahren ſind, Kutſcher, wenn wir dieſen Schritt beibehalten, kommen wir nie an.

Der Kutſcher, der nicht grüner Gardiſt iſt, ſich alſo von der edlen Unruhe ſeines Inſaſſen gar keinen Begriff machen kann, überdies auch eben im Begriff iſt, ſeine Pfeife zu ſtopfen, brennt dieſe erſt ruhig an, dann wendet er ſich rückwärts gegen ſeine Paſſagiere.

— Wer hat da eben Etwas geſagt? fragt er; wer macht Schulzens Fuhrwerk herunter?

Madame Haberlamm zupft ihren Gatten am Rock.

— Achilles, ſagt ſie, ich bitte Dich um Alles in der Welt, fange keine Händel mit dieſem Menſchen an.

— Kutſcher, ſpricht dieſer, aus Rückſicht gegen die theuere Hälfte ſein militäriſches Feuer bändigend, Ihr habt den Sinn meiner Worte ganz mißverſtanden; ich habe Euch und Eure Pferde nicht herabſetzen wollen, ich habe blos geſagt, wir würden nicht ſchnell ankommen.

— Wer Eile hat, muß warten, bis die Eiſenbahn fertig iſt, ſagt der Kutſcher, übrigens könnt Ihr ganz ruhig ſein, Ihr kommt immer noch früh genug, um nichts zu treffen. Und dann peitſcht er auf ſeine Andaluſier, die dieſes Zwiegeſpräch benutzt haben, einen Halt zu machen.

Herr Haberlamm fällt bei dieſen Worten des Roſſelenkers in Nachdenken, denn jetzt erſt erinnert er ſich, daß er noch keinen einzigen der ihm zukommenden Schüſſe gethan hat; Madame zuckt verächtlich die Achſeln über die Gemeinheit dieſer Kutſcherſeele; Osmin iſt eingeſchlafen und Aurora deklamirt einige zarte Mondſcheinverſe vor ſich her, die Herr Schmachtlappen ihr vor einigen Tagen, ſehr zierlich abgeſchrieben, überreicht hat. Die wenig beflügelten Beſtrebungen der Schultze'ſchen Fortſchrittsmaſchine konnten übrigens nur dazu beitragen, die Sehnſucht nach einer Eiſenbahn, deren der ſtoiſche Kutſcher Erwähnung gethan, zu vermehren, denn erſt nachdem er, noch immer mit ſeiner Pfeife beſchäftigt, wenig bekümmert um die Ungeduld unſeres Achilles und ſeiner Familie, den nicht allzufeurigen Andaluſiern ihren freien Willen läßt, die, an gewöhnlichen Tagen einen Sandwagen durch die Gaſſen zu ſchleifen gewohnt, an jeder Thür ihrer gewöhnlichen Kunden ſtillſtehen, nachdem er ſelbſt zwei Mal von ſeinem Bockthron in irgend ein Kellergeſchoß hinabgeſtiegen, um bei der dort hauſenden Hebe einen Kümmelnektar auf die Kutſcherſeele zu gießen und endlich noch, zum größten Schrecken der gequälten Familie, die keine Einwendung mehr zu machen wagt, ſeinen Wagen einige Male hin und her durch die Pferdetränke gefahren hat, da es ihm zufällig eingefallen iſt, daß derſelbe einer Abwaſchung bedarf, langt das ſtattliche Geſpann auf der Schützenwieſe an, wo, während der Regen ein wenig nachgelaſſen hat, in buntem Gemiſch ein großer Theil der Kuhſchnappel'ſchen Bevölkerung im vollſten Glanze des gewohnten Kleiderluxus ſich umhertreibt. Mit viel größerer Mühe, als der Einzug, geht jetzt die Ausſchiffung vor ſich, da hier keine Feuerleiter zu Stelle iſt, auch die dienſtbaren Nachbarn fehlen, und von der Maſſe der jovialen Straßenjugend, die das Erſcheinen der curioſen Locomotive herbeigelockt, wohl ein weit hintönendes Freudengeſchrei, aber keine hilfreiche Hand geleiſtet wird. Osmin debarkirt zuerſt und zwar, wenn wir nicht eben beachten wollen, daß der grüngeblümte Regenſchirm in eine große, mit Regen wohlangefüllte Pfütze fällt, ganz glücklich. Ihm nach, mit militäriſcher Eile, unſer Gardiſt; er nimmt einen leichten Anſatz, aber indem er mit einem Sprung herabwill, geräth ihm der Säbel zwiſchen die unſchön geformten Beine; er verwickelt den einen Sporn in die Bombazinrobe ſeiner geliebten Gattin und ſtürzt, das Gleichgewicht verlierend, den Kopf zuvörderſt auf den heiligen Boden der Wieſe, die der anhaltende Regen mit einer fetten Schlammmaſſe überzogen hat, in die Achilles Haberlamm ein unnachahmliches Facſimile ſeiner martialiſchen Phyſiognomie eindrückt. Mit dem Sporn feſt in der unglückſeligen Robe hängend, die in einem fürchterlich betrübenden Riß von der umfangreichen Taille bis zum Saum klafft, mit dem Geſicht platt auf dem Boden, ſteht unſer Unglücksvogel faſt perpendikulär, das Unterſte zu oberſt, den Hintern, wie der Vogel Pintheus, der Sonne zugekehrt. Trotz der unartikulirten Töne, die Achilles aus der Schlammmaſſe, in die er ſich immer tiefer und tiefer hineinarbeitet, heraufſchickt, trotz des jämmerlichen Hilferufs von Aurora, deren Mama in krampfhafter Ohnmacht in der Kutſche hingeſtreckt liegt, kommt kein dienſtwilliger Geiſt zu Hilfe. Nicht daß es an Menſchen fehlte, im Gegentheil, eine Maſſe von Neugierigen umgiebt alsbald das Tableau, aber nur ein allgemeines Gelächter bezeichnet die allgemeine Theilnahme. Man würde den Unglücklichen, der in Folge verzweifelter Anſtrengungen ſich immer tiefer in den Koth hineinarbeitet und ſich von

Minute zu Minute mehr dem Centrum der Erde nähert, Stunden lang zur allgemeinen Heiterkeit in dieſer unnatürlichen Stellung laſſen, ohne ſich hilfreich zu rühren; ſelbſt der Lenker der Roſſe macht keine hilfeleiſtende Bewegung, ſondern ſtopft ſich mit großer Beharrlichkeit eine neue Pfeife und läßt es nicht an bezeichnenden Bemerkungen fehlen über den unglücklichen Gardiſten, deſſen immer weiteres Verſinken vermuthen läßt, daß er bei ſeinem Namensvetter in der Unterwelt eine Viſite zu machen beabſichtigt, oder auch bei den Antipoden, um ſich bei Erſterem als würdiger Träger des großen Namens zu präſentiren, oder ſich bei Letzteren auf die bekannte militäriſch-pädagogiſche Art nützlich zu machen. Endlich, auf Zureden der verzweifelnden Aurora, faßt Osmin, der nach längerem Fiſchen den unbezahlbaren Regenſchirm wieder eingefangen hat, ſich ein Herz und entſchließt ſich, dem unfreiwilligen Verſchwinden des Vaters ein Ende zu machen. Mit Hilfe der Schweſter löſt er den unheilbringenden Sporn, der nicht blos durch das beſprochene Gewand, ſondern auch noch durch ein halbes Dutzend gelb flanellener Cotillons gedrungen iſt, und, o Schauder! ſelbſt blutige, doch hoffentlich nicht gefährliche Verwüſtungen in der terra incognita der Oblatenfabrikantin angerichtet hat; leider aber benimmt ſich Osmin dabei ſo ungeſchickt, daß er, ſtatt den an equilibriſtiſche Kunſtſtücke nicht gewohnten Vater zu ſtützen, bis er ihn wieder in die naturgemäße Stellung gebracht hat, ihn, der natürlich das Gleichgewicht verliert, ſobald der Sporn losläßt, der Länge nach in den Schlamm hinſtreckt, wo er ſich, von Schreck und Angſt ganz außer aller Beſinnung, zum ungeheuern Gaudium der corona populi einige Male herumwälzt, bis er, wieder zu ſich kommend, auf Aurora's herzzerreißende Bitten, ſich endlich aufrichtet. Aber, o Himmel! wie ſieht der ſchöne Gardiſt jetzt aus! Das ſtolze Antlitz, die ſchöne Uniform, das herrlich gefirnißte Lederzeug mit Schlamm überzogen, der Hut, durch den transverſalen Druck eingeknickt, die Perücke über das eine Ohr herabhängend, der Säbel aus der Scheide gefallen und ſchon längſt in den Händen der muthwilligen Jugend, und vor Allem die unglücklichen Pantalons, ſchlammgrün und kaffeebraun, wo die Feuchtigkeit die Kreide weggeſchwemmt, zebraartig geſtreift! O Sonne, wo biſt Du geblieben?! — Wer beſchreibt die Verzweiflung des unglücklichen Achilles Haberlamm, des Latour d'Auvergne der grünen Garde? Seine Größe, ſein Stolz, ſein Ruhm, ſeine Glückſeligkeit, Alles untergegangen in Regen, Schlamm und verdächtig braunen Streifen, die der unbarmherzigen Menge zu den abſcheulichſten Vermuthungen, zu den verleumderiſchſten Bemerkungen Anlaß geben! Seine zartfühlende Ehehälfte liegt noch immer in den ſchrecklichſten Zuckungen der ſchwerſten Ohnmacht, und es würde ſchwerlich der ſorgſam bemühten Aurora gelingen, ſie wieder zum Leben zurückzubringen, ohne die Gutmüthigkeit der Wirthin aus einer naheſtehenden Bude. Erſt nachdem dieſe barmherzige Samariterin ein halbes Nöſel ſpaniſchen Bittern gebracht, den man der Oblatenfabrikantin gewaltſam zwiſchen die blaugrünen Lippen einflößt, und als Herr Haberlamm ſeinem Corpschef, einem wohlbeſtallten Jünger des Aeſkulap, der nur heute den gelehrten Doktorhut mit dem kriegeriſchen Schmuck eines Garde-Obriſten vertauſcht hat, herbeiruft und dieſer, in Ermangelung anderer Inſtrumente, mit der Spitze des Säbels an der linken Wade der Ohnmächtigen eine Ader ſchlagen will, kommt ſie wieder zu ſich — ob in Folge des vivificirenden Trankes von der Pyrenäenhalbinſel, oder nur aus Schreck vor dem ungewöhnlichen Inſtrument und aus Verſchämtheit, ſo ihre keuſche Extremität zur Schau zu ſtellen, wiſſen wir nicht — ſieht mit ſchrecklich verzweifelndem Blick auf die fürchterlich entſtellte Figur ihres gardiſtiſchen Adonis, ſtößt einen entſetzlichen Seufzer aus, räuſpert und ſchneuzt ſich mit einem Getöſe, das den erſten Trompeter eines Gardekürasſierregiments eiferſüchtig machen könnte, und ruft mit nervenerſchütternder Stimme:

— O Gott, wie iſt mir? Welch' Unglück! Achilles, ſüßer Achilles, biſt Du unverſehrt?

Dieſer will ſoeben beruhigend antworten, als er durch die Menge einen durchdringenden Ruf:

— Gardiſt Haberlamm! Nummer Eins! Gardiſt Haberlamm! — vernimmt, der unverkennbar von dem Adjutanten ausgeht. Sich in militäriſche Poſition verſetzend, die ſich in ſeinem augenblicklichen Zuſtande doppelt ungewöhnlich ausnimmt, antwortet er ſogleich; ſein Geſicht nimmt wieder einen etwas heiteren Ausdruck an, denn ihn durchdringt wieder das Gefühl ſeiner Wichtigkeit, ſeiner Würde.

— Sie ſollen auf den Poſten, ruft ihm der Adjutant zu, der noch von deſſen Unfall nichts weiß; wo bleiben Sie denn, es war ſchon längſt Ihre Tour!

Haberlamm, ohne an ſein derangirtes Exterieur zu denken, ſchickt ſich an, dem Befehle Folge zu leiſten, was bei der ſtaunenden Menge eben ſo große Heiterkeit, wie Bewunderung ſeines militäriſchen Pflichtgefühls erregt; als aber der Adjutant ihn zu Geſicht bekommt, iſt er kaum im Stande, ſeinen militäriſchen Ernſt zu behaupten; dann aber, nachdem er ſich geſammelt hat, ſagt er zu Nummer Eins:

— Wie ſehen Sie aus, Gardiſt? Sie machen Ihren Kameraden Unehre in dieſem Aufzuge! Verfügen Sie ſich ſogleich nach Hauſe und laſſen Sie ſich ſo nicht wieder ſehen!

Wohl hatte das unglückliche Ereigniß mit dem fatalen Kaffee vom Anbeginn des Tages unſern Gardiſten ſtark angegriffen; wohl hatte der Fall aus der Kutſche ihn eine Zeitlang aus der Faſſung gebracht; nichts aber gleicht der Beſtürzung, in die den ehrgeizigen Krieger dieſe Vorwürfe ſeines Vorgeſetzten brachten. Haberlamm läßt ſein Haupt auf die ehrgeizige Bruſt niederſinken, die langen Haare ſchlaff herabhängen und ſtößt einen inhaltsſchweren Seufzer aus. Er wagt nicht zu antworten, denn auch im größten Unglück bleibt Latour Haberlamm ein muſterhafter Soldat. Nach einem Augenblick tiefen Schweigens wendet er ſich an Gattin und Tochter, die in ſchrecklichem Zuſtande im Innern der Schultze'ſchen Locomotive ſich befinden, und theilt ihnen mit, wie nichts übrig bleibt, als ſich wieder nach Hauſe zu begeben. Der Eindruck, den dieſe niederſchmetternden Worte machen, iſt groß. doch faßt man ſich, in Hoffnung auf den morgenden Ball, der die würdige Feier des Schützenfeſtes, wie alljährlich, ſo auch dieſes Mal beſchließen ſoll. Hier wird ſich die Familie Haberlamm an dem Unglück des unheilvollen Tages entſchädigen. Erſt nachdem man dem Kutſcher erhöhtes Trinkgeld verſprochen, verſteht ſich dieſer boshafte Menſch, der doch ohnedies nach Hauſe gefahren wäre, dazu, die Familie wieder zurückzufördern und ſetzt, nachdem Achilles unter Jubelgeſchrei der Jugend, und Osmin, der mittlerweile bei einer nahſtehenden Brodverkäuferin Reiſeproviant eingenommen hat, wieder eingeſtiegen ſind, ſein Zwiegeſpann mit der höhniſchen Bemerkung wieder in Bewegung:

— Dies Mal geht es auch wohl ohne Eiſenbahn ſchnell genug?

Kein Unfall trifft die ſtark heimgeſuchte Familie auf dieſem Rückwege, und ziemlich zufrieden langen ſie in der Kriſtallgaſſe an, wo ſie, voll Hoffnung auf die morgende Entſchädigung, ſich für den Abend des ſtürmiſchen Tages dem Genuſſe häuslicher Freuden hingeben. Im Ganzen hat unſer Gardiſt doch manchen glücklichen Augenblick gehabt, und ſein Herz klopft lebhaft, wenn er daran denkt, wie ſich heute über's Jahr das ſchöne Feſt wiederholen wird. Der Soldat, der große Gardiſt Achilles Haberlamm, ruht dieſen Abend auf ſeinen Lorbeern im Kreiſe der Seinen.

„Où peut-on être mieux,
Q'au sein de sa famille?“

Roſſini und Carème.

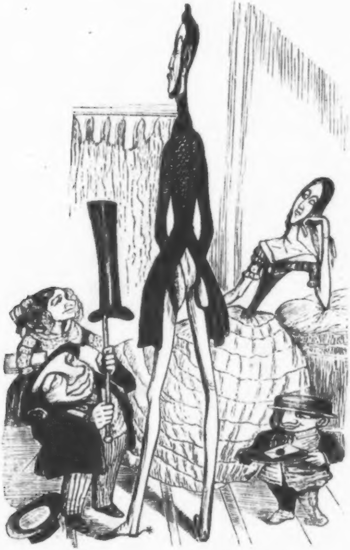
In Paris ſpricht man eben von einer noch nicht herausgegebenen Canzonette von Roſſini, welche nach der Aufſchrift der Maeſtro dem berühmten Carème gewidmet hat. Das anmuthige Geſchenk und die zarte Widmung ſind auf folgende Weiſe veranlaßt worden. Zwiſchen Roſſini und Carème herrſchte eine große Vertraulichkeit. Der Componiſt des „Wilhelm Tell“ ging niemals bei Herrn von Rothſchid zur Tafel, ohne durch die Küche zu wandern und ſich nach dem Befinden des gefeierten Kochs zu erkundigen. Carème erwiderte zutraulich, aber würdig dieſe Herablaſſung, und verfehlte niemals, den Maeſtro aus Erkenntlichkeit auf die Schüſſeln aufmerkſam zu machen, für deren Güte er ſich verbürgen durfte. Als Roſſini nach Bologna ging, betrauerte es vielleicht Carème von Allen am meiſten. Er verlor in dem Maeſtro einen „Freund“ und einen leidenſchaftlichen „Bewunderer ſeines Küchengenies“, den einzigen Mann, der ihn „verſtanden und begriffen habe“. In einem Augenblick, als die Couriere des Hauſes Rothſchild zwiſchen den Hauptſtädten Europas kreuzten, fand Carème Gelegenheit, dem Componiſten eine Wildpretpaſtete über die Alpen zu ſchicken. Auf der Schachtel, welche das gaſtronomiſche Meiſterſtück enthielt, las man die einfache Aufſchrift: „Carème à Rossini“. Der Maeſtro war innig gerührt über die Aufmerkſamkeit des Kochs, improviſirte ſeinem Freunde zu Ehren eine italieniſche Ariette, rollte das Papier ſorgfältig zuſammen und übergab es dem Courier. Dieſer wollte ſich entfernen, da rief ihn der Maeſtro noch ein Mal zurück: »Warten Sie, ich habe die Aufſchrift vergeſſen!« ſagte er und ſchrieb auf die erſte Seite der Canzonette: „Rossini à Carème“.

(Frankf. Converſationsblatt.)

Lückenbüßer.

Der berühmte Componiſt Jean Baptiſte Lully verſchied, indem er die Worte „il faut mourir, pêcheur, il faut mourir“ nach einer ſeiner eigenen Melodien ſang.

Ein großer Mann,



der die Huldigungen ſeiner kleinen Umgebung empfängt.

Zapfenſtreich.

Aachen. Auch bei uns macht der Fabeck'ſche Prozeß großes Aufſehen. Es iſt dies nicht zu verwundern. Gerade die von Fabeck'ſche Angelegenheit berührt in mehrfacher Beziehung die Odiosa unſerer Zeit. Die ganze Welt iſt für öffentliches Verfahren; Herr von Fabeck iſt ein Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens. Das höchſte Ziel der Regierungen iſt das häusliche Glück der Individuen; Herr von Fabeck iſt gerade durch die Behörden in ſeinen heiligſten Menſchenrechten gekränkt. Die ganze Welt iſt gegen den Pietismus, Herr von Fabeck iſt ein Opfer des Pietismus. Warum ſammelt man nicht eifriger und allgemeiner für den Zweck, geſchehenes Unrecht wieder gut zu machen? —

Baſel. Julius Zſchokke, Redakteur des radikalen „Baſellandſchaftlichen Wochenblattes", iſt an der Schwindſucht geſtorben.

Berlin. Dr. Alfred Reumont hat das Ritterkreuz des Danebrog- und des griechiſchen Erlöſer-Ordens, und Profeſſor Waagen, Director der hieſigen Gemälde-Gallerie, den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Hier iſt ein Buch erſchienen, betitelt: „Wie man im Schlafe berühmt werden kann". Es wird darin folgendes Rechnen-Exempel aufgegeben: Wenn der Geſandte einer Macht, welche ungefähr anderthalb Millionen Unterthanen hat, bis Acht ſchläft, wie lange müßte dann der Geſandte Frankreichs, das ſechsunddreißig Millionen Unterthanen hat, ſchlafen dürfen? — Antwort: Sechs Tage und ſechs Nächte, ohne aufzuwachen.

∴ Herr Feodor Wehl, der geiſtreiche Verfaſſer der „Berliner Wespen", des „Teufels in Berlin" und mehrerer Correſpondenzen in mehreren Blättern, wird ſich, wie man aus Berlin hört, nächſtens mit Dem. Minna Wauer, der geiſtreichen Verfaſſerin von gar nichts, außer einigen Correſpondenz-Nachrichten in Journalen, die grundſätzlich kein Honorar bezahlen, zu einer größeren literariſch-dramatiſchen Unternehmung verbinden. Man vermuthet, daß dies in Folge eines gewichtigen Ausſpruchs der geiſtreichen Schriftſtellerin Minna Wauer in den berühmten „Briefen über das deutſche Theater" geſchieht, wo ſie von dem geiſtreichen Feodor Wehl ſagt: »er ſei ein Diamant in der Dichterkrone Deutſchlands.« — Eine ſo außerordentliche Wahrheit hat unſern geiſtreichen Feodor Wehl veranlaßt, unſere geiſtreiche Minna Wauer noch öfter als gewöhnlich zu beſuchen und ihr anzubieten, künftig das deutſche Theater in Compagnie zu beleuchten. Daß ſich von einer ſolchen Verbindung Außerordentliches hoffen läßt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Auch ſoll dies von unſern beiden geiſtreichen Literaten als das beſte Mittel erkannt worden ſein, mehrere Stücke, welche ſie reſpective in ihren Pulten liegen haben, zur Darſtellung bei den verſchiedenen Bühnen zu bringen; denn ſie haben bemerkt, daß die königliche Bühne in Berlin vorzugsweiſe ſolche Stücke giebt, deren Verfaſſer ſich etwas ſtark über Bühne, Schauſpieler und Verwaltung äußern. Die Stücke der großen Minna Wauer haben demnach unzweifelhaft die nächſte Anwartſchaft auf die Darſtellung, denn ſtärker, als ſie ſich über Bühne, Schauſpieler und Verwaltung geäußert, kann man ſich nicht wohl äußern.

∴ Der gute Herr Raupach hat ſich endlich zur Autorſchaft des unter dem Namen E. Leitner erſchienenen Schauſpiels, „die Geſchwiſter", bekannt.

∴ Dem Vernehmen nach werden binnen Kurzem Guſtav Nicolai's „geſammelte Novellen" erſcheinen.

∴ Herr Felicien David ſoll geäußert haben, hätte er Berlin früher gekannt, dann würde er ſich den ſauern Weg durch die Sahara erſpart haben, um dort die Wüſte kennen zu lernen.

Breslau. Unter dem Titel „Päpſtlicher Bannfluch über Johannes Ronge" iſt hier eine Schrift im Manuſcript verbreitet worden, welche die Erfindung eines müßigen Kopfes iſt und keinen andern Zweck hat, als die Gemüther aufzuregen.

Brüſſel. Der General Däumling, Thom Thumb, iſt angekommen, um auch hier Vorſtellungen zu geben.

Bukareſt. In unſerer Stadt hat ſich ein Verein zur Beförderung der wallachiſchen Literatur gebildet. Der jährliche Beitrag beträgt einen Dukaten.

Cairo. Ein Engländer war unlängſt blos darum nach Egypten gereiſt, um den Ton, den die Memnonsſäule von ſich giebt, zu hören. Ein franzöſiſcher Spaßvogel hatte am Morgen des Tages, als John Bull ſich einfand, hinter der Memnonsſäule einen Guitarreſpieler verſteckt. Wie entzückt war der rothhaarige Sohn Albions, als er von der Memnonsſäule urplötzlich die Melodie des bekannten Liedes „Rule Britannia“ anſtimmen hörte.

Cöln. Der Präſident einer unſerer Carnevalsgeſellſchaften, der wegen einer Aeußerung am Lätarefeſt vor das Zuchtpolizeigericht geladen worden war, iſt freigeſprochen worden.

Frankfurt a. M. Wie verlautet ſind hier mehrere Mitglieder unſerer Gerichte, in Verbindung mit den beiden Advokaten Dr. von Gaita und Renner, damit beſchäftigt, ein Werk herauszugeben, welches den Titel führt: „Ueber die Vortheile des geheimen Gerichtsverfahrens für Richter und Advokaten“.

∴ Von Herrn Hallenſtein, einem Schauſpieler unſerer Bühne, demſelben, welcher Scribe's „Glas Waſſer“ in ein „Glas Aeppelwein“ parodirt hatte, iſt eine neue Traveſtie erſchienen, „Sie muß in die Stadt“, eine Poſſe, die, wie das bekannte „Er muß aufs Land“, ein nicht unwitziger Epigrammenkrieg gegen das Muckerthum ſein ſoll.

Göttingen. Von den Göttinger Staatsgefangenen von 1831 ſitzt jetzt nur noch Einer, Dr. Seidenſtücker, im weißen Hauſe zu Celle. Er iſt zu lebenslänglicher Strafe verurtheilt und ſitzt bereits vierzehn Jahre. Man kann die hohen Mauern ſeines Kerkers nicht betrachten, ohne den Unglücklichen und deſſen Familie aus tiefſter Seele zu bedauern. Man meint allgemein, daß es hohe Zeit wäre, den verdienſtvollen Mann zu begnadigen.

Hamburg. Auf unſerm alten Stadttheater hat Deinhardſteins neueſtes Luſtſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten“ eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden. Der Knoten der Intrigue wird durch ein Mißverſtändniß geſchürzt, daß ein Herr Wilhelm Fürſt für den Fürſten Wilhelm gehalten wird, was zu ſehr komiſchen Situationen Veranlaſſung giebt. In unſerer luſtſpielarmen Zeit heißen wir dieſe Gabe, die ſich durch geſunden Humor und pikanten Dialog auszeichnet, willkommen. (Werden wir's auch wohl in Leipzig zu ſehen bekommen? Wenn darin eine gute Rolle für unſern unerſetzlichen Ober-Regiſſeur iſt, ſo geben wir nicht alle Hoffnung auf, es einmal nach Jahren über die Bretter laufen zu ſehen.)

Karlsruhe. Herr von Frankenberg, der baden'ſche Geſandte in Berlin, ſoll von ſeinem Poſten abberufen und wegen ſeiner Verdienſte als Bundestagsgeſandter nach Frankfurt geſchickt werden.

∴ Lewalds „Europa“ bringt eine Silhouette des engliſchen Romanſchriftſtellers Benjamin d'Israeli, der durch ſeine beiden Tendenzromane „Coningsby“ und „Sybilla“ ſo zu ſagen Mode geworden iſt. Benjamin iſt der Sohn des namentlich durch ſeine „Curiosities of litterature“ bekannt gewordenen Gelehrten Iſaak d'Israeli. Seine Eltern ſtammen von Israeliten ab, die früher in Venedig gewohnt haben; er ſelbſt iſt mit ſeiner Familie längſt zum Chriſtenthum übergegangen und iſt, wie ſein Vater, Mitglied des Parlaments.

Kaſſel. Gegen Hofrath Murhard, welcher wegen eines Artikels im Rotteck'ſchen „Staatslexikon“ zur Unterſuchung gezogen war, iſt das Urtheil erſchienen, das ihn zu vier Monaten Gefängniß und 300 Thalern Geldſtrafe verurtheilt. Man glaubt, daß Herr Murhard appelliren werde.

Leipzig. Obgleich die Polemik, die wir gegen Herrn Heinrich Laube fortſetzen, Keinem mehr als uns ſelbſt zum Halſe herauswächſt, müſſen wir dennoch einzig und allein im Intereſſe der guten Sache und zur Ausrottung des ſchaamlos mehr und mehr um ſich greifenden Cliquenweſens, Alles aufnehmen, was darauf Bezug hat. Die Dresdener „Abendzeitung“, mit der ſeit dem 1. Juli eine weſentliche Veränderung vorgegangen, bringt in Nummer 78 gegen das Cliquenweſen einen geharniſchten Artikel, worin es heißt: »Es gab eine Zeit, wo man keine Zeitſchrift in die Hand nehmen konnte, ohne auf eine Lobhudelei Gutzkow's, Mundts u. A. zu ſtoßen. Das heilige Intereſſe der Wahrheit erheiſchte eine Reaktion und ſie erfolgte. Auf gleiche Weiſe iſt jetzt das Treiben einer Clique in Leipzig, als deren Mittelpunkt Herr Laube anzuſehen iſt, ein Stein des Anſtoßes geworden. Die forcirte Emporhebung Laube's kann an ſich ignorirt werden, wenn ſie der Literatur nicht zur Laſt fällt. Da dies aber nicht der Fall iſt, das Coterieweſen die Privatzirkel überſchreitet, die Anhänger dieſer Clique ihre Vertreter und Gehilfen haben, eine Reihe vielgeleſener Zeitſchriften beherrſchen und in gegenſeitigem Anpreiſen unerſchöpflich ſind, ſo erfordert es das Intereſſe der Wahrheit und der Literatur insbeſondere, das Publikum darauf aufmerkſam zu machen. Mittelbar und unmittelbar wird dieſe Clique in dem „Kometen“, in den „Grenzboten“, in der „Augsburger Allgemeinen“, in der „Deutſchen Allgemeinen“, im „Morgenblatt“, ſelbſt in der „Cölner Zeitung“ u. A. mehr oder weniger vertreten. Da lobpreiſen ſich die Anhänger dieſer Clique in den verſchiedenartigſten Formen, bald in ſogenannten Kritiken, bald in Correſpondenzen und Briefauszügen, bald in Feuilletonartikeln, kurz in jederlei Geſtalt. Einige

Blätter liefern faſt wöchentlich davon Belege: immer das alte Lied in neuen Wendungen; man kann ſie nicht in die Hand nehmen, ohne auf ein ungeheueres Lob, auf eine Nonplus-ultra-Erſcheinung zu ſtoßen. Unter den Leipziger Meßbuden iſt es Sitte, mit Poſaunen und Trompeten Lärm zu machen, um das Publikum in die Buden zu locken; in der Literatur darf ſolche Marktſchreierei nicht geduldet werden. Dieſem Treiben, das ein Unweſen iſt, muß geſteuert werden und aus allen Kräften, wenn unſere Kritik nicht noch mehr herunterkommen ſoll, als dies bereits der Fall iſt. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Oppoſition, welche gegen dieſes Cliquenweſen gebildet worden iſt, ſchon zu wirken begonnen hat, allein noch iſt viel zu thun und mit Entſchiedenheit und aller Kraft muß dem Unweſen, dieſem Vereine zu gegenſeitiger Lobhudelei, entgegengearbeitet werden.« (Wir werden fortfahren, das Unſrige redlich dazu beizutragen, wenn auch hier und da manch kleiner Mops verſuchen ſollte, uns deshalb anzubellen.)

.·. Der „Hamburger Telegraph" enthält folgende höchſt treffende Anſpielung:

Willſt wirken Du aufs Allgemeine —
Halt' Dich an unſrer Kliken eine! —
An welche? Freund! Nun, die *gemeine*
Hat ſtets im Brett die meiſten Steine.

Fiat applicatio.

.·. Zu den literariſchen Notabilitäten, die unſer Leipzig beſucht haben, gehört der rühmlich bekannte Dichter des „Hans Sachs", Regierungsrath Deinhardſtein aus Wien. Leider hat er nur zwei Tage bei uns verweilt und ſich dann von hier über Hamburg nach Holland und England begeben, um auch dort für die unter den Auſpicien des Fürſten Metternich erſcheinenden und von Deinhardſtein redigirten „Wiener Jahrbücher" mitarbeitende Capacitäten zu gewinnen.

.·. Unſer Stadttheater ſtudirt endlich auch ein paar Novitäten, Gutzkow's „Werner" und Deinhardſteins „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten", ein. Dann kommt „Lumpacivagabundus" an die Reihe.

.·. Der „Anekdotenjäger" erzählt folgenden allerliebſten Scherz: Im Café anglais zu Leipzig ſaßen vor einigen Tagen ſechs luſtige Studenten. Der Tag neigte ſich zu Ende; es war ſehr heiß geweſen. Die ſechs Studioſen fanden, daß es auf der Straße doch etwas kühler ſei als im Zimmer, ſie ließen ſich daher einen Tiſch nebſt Stühlen vor das Haus tragen und nahmen allda Platz. Das Café anglais zu Leipzig befindet ſich in der Tuchhalle, unweit des Theaters, vor der Tuchhalle iſt ein freier Platz, auf dieſem Platze ſteht ein Brunnen, an dieſen Brunnen kommen immer viele Dienſtmädchen, um Waſſer zu holen. Da die Studenten nichts Beſſeres zu thun hatten, ſo richteten ſie ihre Blicke auf den Brunnen, d. h. um deutlicher zu werden: auf die den Brunnen umgebenden Dienſtmädchen und ſtudirten „Weſen". Sie hatten ſchon eine ziemliche Anzahl kommen und gehen ſehen, zwei aber erregten ganz beſonders ihre Aufmerkſamkeit, ſie ſtanden bereits ſeit einer halben Stunde am Brunnen und plauderten, da geſellte ſich zu ihnen auch noch ein männliches Individuum und zwar ein Soldat, ein Schütze, welche Menſchenklaſſe mit den Dienſtmädchen ganz beſonders in gutem Einvernehmen ſteht. — Ruhig ſtanden die Studenten auf, gingen nach dem einige Schritte entfernten Theaterplatz, nahmen Jeder einen Fiaker und fingen an im Schritt um den Brunnen, Einer hinter dem Andern, herumzufahren, ſo daß die Brunnenliebe ſich alsbald zu ihrem nicht geringen Schrecken feſtgefahren ſah. Nur auf die wiederholte freundliche Bitte der Najaden, unterſtützt von dem bärtigen Krieger, öffnete ſich der Zauberkreis und entließ gnädig das Kleeblatt unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums.

.·. Man lieſt in unſerm „Tageblatt": »Im Café chinois finden ununterbrochen gymnaſtiſche Vorſtellungen wirklicher Chineſen en costume ſtatt, wobei ſich namentlich der Schlingenhüpfer Fan-fis-cris-toff, kaiſerlicher Geſichterſchneider und Mandarin einiger Knöpfe auszeichnet. Der kaiſerlich conceſſionirte Tauſendſaſa und Leibtrompeter El-dech-se producirt den berühmten Krallentanz auf dem Bambusrohr, wobei er die Geberden eines Meerſchweins täuſchend nachahmt und ſich zum Todtlachen im Kopfe kratzt. Endlich tanzt der empfindliche Cochinchineſe Zschu-au-on-kell, der zwei rechte Beine hat, die rührende Regenſchirm-Gavotte auf einer Pfauenfeder, wozu er ſich zweier Sperlingspfoten und eines blechernen Löffels bedient. Der Hofnußknacker Ha-na und der kaiſerliche Viceſchnupftuchhinterherträger Ha-poll-tärh, Beide tüchtige Horniſten, bilden, nebſt einem Pfeiffer, das Orcheſter. — Nb. Mit dem Notenblatte wird nicht herumgegangen.«

.·. Die „Theaterchronik" ſchreibt: In Hamburg ſucht man eine Liebhaberin, ſchön wie die Hagn vor 20, mit einem Organ wie die Bauer vor 30, naiv wie die Lindner vor 40, mit einem Feuer wie die Georges vor 50 und einer Jugend wie die Mars vor 60 Jahren.

∴ Ein hieſiger Buchhändler erklärt die deutſch-katholiſche Bewegung für eine koloſſale Seifenblaſe, erzählt der „Dorfbarbier“. Wir möchten den Namen dieſes Seifenbläſers wiſſen.

∴ Durch Leipzig ſind vor einigen Tagen zwei Engländer nach Karlsbad gereiſt, um . . . Herrn Labitzky zu hören.

London. Vor den Aſſiſen wurde ein Mann aus Nottingham gerichtet, der bereits zum fünften Male wegen Bigamie beſtraft worden iſt. (Der Tauſendſaſa!)

∴ Seit einiger Zeit werden von jüdiſchen Spekulanten die Kupfermünzen König Wilhelms IV. ſorgſam zuſammengekauft und dergeſtalt geſucht, daß ſie jetzt das Doppelte ihres geſetzlichen Werthes koſten. Man zahlt zwei Penny für ein Pfennigſtück, weil darin Gold enthalten ſein ſoll.

Madrid. Noch vor einigen Jahren hatten wir hier Straßen mit höchſt chriſtlichen Namen, u. A. eine Straße Balgame Dios (Gott helf' uns). Jetzt heißt ſie Balgame Navaez (Narvaez helf' uns). Die Subida de los Angeleos (das Aufſteigen der Engel) heißt jetzt die Iſabellen-Straße; die Amor de Dios de baja (die Liebe Gottes hienieden) iſt jetzt in eine Muñoz-Straße und die Cruz del Espiritu (das Kreuz des heiligen Geiſtes) in eine Marie-Chriſtine-Straße umgetauft worden.

∴ Vor Kurzem iſt der Proſpectus eines neuen Journals, „Conciliador“, erſchienen, deſſen ausſchließliche Tendenz dahin geht, den Plan einer Verheirathung der Königin Iſabella mit dem Grafen von Montemolin, dem älteſten Sohne des Don Carlos, zu verwirklichen.

Mailand. In der Cannobbiana hat „Don Procopio“, die unbekannte Oper eines Unbekannten, fiasco gemacht. Signora Zoja, die vor zwei Jahren ſehr gefallen, hat diesmal keine günſtige Aufnahme gefunden.

Mainz. Die hieſige Zeitung enthält die mittelalterliche Nachricht, die königliche Finanzkammer des Donaukreiſes habe die Verordnung erlaſſen, daß den Juden das Baden und Waſchen in den Zimmern des königlichen Bades Boll nicht mehr zu geſtatten ſei. (Gott iſt groß!)

Mannheim. Das „Mannheimer Journal“ hat ſeinen bisherigen Redakteur, Rudolph Schlicht, gegen einen andern, G. v. Struve, vertauſcht.

Metz. Dr. Piſtor, der nach dem Hambacher Feſte nach Frankreich geflohen, dort Mitarbeiter am „Temps“ geweſen, ſpäter nach Metz übergeſiedelt war und dort als Advokat praktizirt hatte, hat unlängſt die Erlaubniß erhalten, nach ſeiner baieriſchen Heimath zurückkehren zu dürfen.

München. Unſere Stadt, die im Jahre 1808 bloß 1964 Häuſer hatte, zählt jetzt 3581. Eben ſo raſch iſt die Bevölkerung geſtiegen; 1808 betrug ſie 48,000, jetzt 94,000 Einwohner.

∴ Auf Antrag des Vereins der Anti-Thierquäler iſt bei uns die bekannte Beluſtigung des Hahnenſchlags verboten worden.

∴ L. Feldmann hat ein neues Luſtſpiel, „der Brillantring“, geſchrieben.

Offenburg. Gegen einen hieſigen Gymnaſial-Lehrer, welcher während der Unterrichtsſtunden ſtatt des Unterrichts ſchimpfend von Dr. Steiger und deſſen Schickſalen ſprach und behauptete, daß er dieſelben mit vollem Rechte verdient habe, iſt von der großherzoglich heſſiſchen Regierung wegen unbefugter Einſtreuung ungehöriger Dinge in den Unterricht eine Unterſuchung eingeleitet worden.

Paris. Louis Philipp läßt für Victoria von England einen Fauteuil arbeiten, welcher 100,000 Francs koſten ſoll. (Koſtſpielige Galanterie!)

∴ Das Budget des Miniſteriums des Auswärtigen für das folgende Jahr beläuft ſich auf 8 Mill. 889,341 Frs., wovon der Miniſter des Auswärtigen, Herr Guizot ſelbſt, mit Einſchluß der Repräſentations-Gelder von 40,000 Frs., 120,000 Frs. bezieht. Frankreich beſitzt 10 Botſchafter, welche 60,000 bis 300,000 Frs. (16,000 bis 80,000 Thlr.) Gehalt beziehen, 21 Geſandte mit 30,000 bis 100,000 Frs., 2 Geſchäftsträger mit zuſammen 75,000 Frs., 34 Botſchafts- und Geſandtſchafts-Sekretäre mit 6000 bis 20,000 Frs., 15 Attaché's mit 10- bis 40,000 Frs., 24 General-Conſuln mit 18- bis 45,000 Frs., 86 Conſuln 1. und 2. Klaſſe mit 8- und 40,000 Frs. und 15 Conſulats-Zöglinge mit 2000 Frs. jährlichem Gehalt.

∴ Die am 26. December 1844 eröffnete Kammer-Sitzung, welche am 7. Juli ihre Arbeiten vollendet hat, war 6 Monate und 8 Tage oder 188 Tage verſammelt. Die Geſammtſumme der während dieſer Zeit von ihr bewilligten Gelder belief ſich auf 1,727,999,073 Frs.; mithin hat ſie im Durchſchnitt täglich 9,191,963 Frs. votirt. Man muß geſtehen, daß die Komödie geſchwätziger Advokaten, die im Palais Bourbon debattiren, dem guten Frankreich etwas theuer zu ſtehen kommt.

∴ Der „Moniteur" bringt die Nachricht, daß die von Herrn Roſſi mit dem Papſte gepflogenen Unterhandlungen ihren Zweck erreicht haben. Die Congregation der Jeſuiten wird aufhören in Frankreich zu exiſtiren; ſie wird ſich von ſelbſt zerſtreuen (va se disperser d'elle même); ihre Häuſer werden geſchloſſen und ihre Noviziate aufgelöſt werden. Alle Blätter ſind erſtaunt über dieſen raſchen und entſchiedenen Ausgang dieſer für Frankreich höchſt wichtigen Angelegenheit.

∴ Unſere Tagespolitik iſt jetzt auf die Annoncen herabgekommen. Alles ſpekulirt auf dieſe. Die große Annoncen-Compagnie, welche die Anzeigen der drei Hauptzeitungen pachtet, hat in Paris nicht weniger als 214 Inſertions-Bureaux errichtet. Ueberall werden die Köder nach Annoncen ausgeworfen, als ob man einen Teich ausfiſchen wollte, der voll von Fiſchen und bisher nicht benutzt worden ſei; es iſt ein neuer ungeheurer Schwindel, der auf gar nichts fußt. Allem Anſchein nach wird die Société générale des Annonces einen erheblichen Schaden machen. Nach ihrem ſo eben erſchienenen Tarif nimmt ſie für die kleine Zeile (etwa halb ſo viel als eine Zeile in den Berliner Zeitungen) 30 Cent. (2½ Sgr.), für die ſogenannten engliſchen Anzeigen, mit einem groß gedruckten, durch zwei Zeilen hindurchreichenden Wort zu Anfang, welches den Hauptinhalt der Anzeige angiebt (unſtreitig die am meiſten zu empfehlende Art), für jede zwei Zeilen 2 Frs. (16 Sgr.), für eingeſandte Artikel innerhalb des eigentlichen Zeitungsraums 4 Frs. oder 1 Thlr. 2 Sgr. für die Zeile. Die ganze Spekulation ſcheint ſich auf die Erwartung zu gründen, daß ſich die Annoncen bei der bequemern Einrichtung ungemein vermehren werden, es iſt aber gar nicht abzuſehen, wie das Publikum veranlaßt werden ſollte, jetzt mehr Annoncen zu bringen, als früher, und wenn nun gar Blätter, wie die „Epoque", den ganzen Annoncenſchwarm wie einen Bienenſtock wegfangen und für ſich nutzbar machen wollen, ſo iſt dies eine Tollheit, ein Schwindel, wie er noch gar nicht dageweſen iſt.

∴ Die hieſigen Zeitungen enthalten die Anzeige eines neuen Blattes, das den Titel „Epoque" führen und größer, als alle hieſige Zeitungen werden ſoll. Aus dem beigefügten Proſpektus ergiebt ſich, daß ſich das Blatt durch die Annoncen halten und nicht mehr als 44 Frs. für den Jahrgang nehmen will. Die künftigen Herausgeber berechnen, daß, wenn das Blatt ſo und ſo viel Spalten den Annoncen widmet, bei 20-, 30-, und 40,000 Abonnenten der Gewinn in die Millionen gehen werde. Beinahe ſollte man die Sache für einen Scherz halten, denn nie iſt eine Rechnung mehr ohne den Wirth gemacht worden. Woher ſoll ein neu zu gründendes Blatt mehr Annoncen bekommen, als die bereits beſtehenden, und wo will es die 40,000 Abonnenten auftreiben?

∴ Nach der Ausſage des „National" ſoll das vom Repertoire verſchwundene Stück „la Tour de Bable" weder von Frau von Girardin, noch vom Herrn von Liabières, noch von Anatôle Bruant, ſondern von Herrn A. von Jarnac, Sekretär des Herzogs von Nemours ſein; es ſoll zuerſt in den Tuilerien vorgeleſen worden ſein und Louis Philipp ſoll ſich gegen die Aufführung dieſes Stückes ausgeſprochen haben (???).

∴ Herr Anatôle Bruant, Student der Medizin, erklärt in den Zeitungen: er ſei nicht Verfaſſer der Komödie „la Tour de Bable" und proteſtirt gegen den Mißbrauch ſeines ehrlichen Namens, der dadurch der allgemeinen Verachtung preisgegeben wäre.

∴ Herr Boccage, der die Leitung des Odéon-Theaters übernommen hat, will dieſes geſunkene Inſtitut von Grund aus reformiren. Der Dichter der „Lucretia", Ponſard, hat ihm ein neues Trauerſpiel verſprochen, das wäre ganz gut; allein auch Herr Felix Pyat will ihm ein Stück liefern, „Diogenes"; dies iſt nicht ganz gut, denn Herr Pyat iſt eine große literariſche Mittelmäßigkeit (eine Art franzöſiſcher „Laube"). Herr Boccage wird erſt lernen müſſen, daß der erſte Grundſatz zu einer geſchickten Bühnenverwaltung der iſt, keine Freunde zu haben, beſonders wenn dieſe Freunde auch nebenbei Schriftſteller ſind.

∴ Um den Theatergängern die Heimkehr bequemer zu machen, kann jetzt Jeder, welcher ein Theater beſucht, gegen eine Zahlung von 30 Cent. und Angabe der Lokalität, wohin er gebracht zu ſein wünſcht, nach der Theatervorſtellung einen Omnibus finden, der ihn nach Hauſe fährt. Es iſt dies ein Compagnie-Unternehmen. Die Angabe der Adreſſe gleich bei dem Eintritt in das Theater iſt deshalb nöthig, damit während der Vorſtellung die Fahrgäſte für die Omnibus nach Straßen geordnet werden können.

∴ Ein achtungswerther Kaufmann in Paris, Herr Fichel, ein franzöſiſcher Israelit, wie Herr Crémieux, beſuchte kürzlich die Kirche in Vincennes, und wunderte ſich über die große Nacktheit der Kirche. Er fragte Herrn Huaon, den Vikar des Kirchſpiels, ob er glaube, daß ein Bild, von einem Juden der Kirche geſchenkt, angenommen werden würde. Auf die bejahende Antwort des Vikars ließ Herr Fichel von einem ſeiner Söhne, einem jungen verdienſtvollen Künſtler, eine große Copie des Prudhonſchen Chriſtus, in einem reich vergoldeten Rahmen, ein Bild, das Kenner auf 1000 Frs. ſchätzen, anfertigen. Dies Bild, ein Werk eines Juden und ein Geſchenk eines Juden, iſt gegenwärtig eine Hauptzierde der Kirche von Vincennes.

∴ Bei der letzten Muſterung der Omnibus erſchienen 400 ſolcher Wagen, die täglich eine Entfernung von 800 Stunden durchlaufen und täglich 64,000 Perſonen von einem Theile der Stadt zum andern befördern.

∴ Herr Auguſte Santerre, Grundeigenthümer in Meaux und Sohn des berüchtigten Bierbrauers und Revolutions-Generals Santerre, welcher bei der Hinrichtung Ludwigs XVI. das Commando geführt hatte, bietet in den „Petites Affiches“ die Schlüſſel der Baſtille zum Verkaufe an!

∴ Herr Guizot will ein deutſches Bad — man ſagt Teplitz — beſuchen.

∴ Der Ex-Miniſter Villemain ſoll in ſeine traurige Krankheit zurückgefallen ſein und den ganzen Tag in düſterer Schwermuth von Vergiftung träumen.

∴ Der bekannte Fagott-Virtuoſe Gebauer, Mitglied des hieſigen Conſervatoriums, iſt am 6. Juli in ſehr hohem Alter geſtorben.

∴ Unlängſt ſtarb hier der letzte der vier Söhne des berühmten Schachſpielers André Danican, genannt Philidor, im Alter von 83 Jahren.

∴ Am 30. Juni iſt die Wittwe des berühmten Luftſchiffers Montgolfier in einem Alter von 110 Jahren ins Jenſeits hinübergeflogen.

∴ Herr Conſtant, Napoleons Kammerdiener, iſt zu Breteuil, 67 Jahre alt, geſtorben.

∴ Herr Franz Liszt paukt jetzt im Elſaß.

Prag. Die Stände haben einen Zuſchuß von 10,000 Fl. M. für die neue Theaterdirektion bewilligt; wer ſie erhalten wird, iſt noch ungewiß. Von allen bisherigen Kompetenten iſt Herr Stöger noch immer der beſte und erfahrenſte; nur — ohne Ziegelbrennerei, welche ihn jetzt zu ſehr den theatraliſchen Geſchäften abwendet.

∴ Herr und Madame Fichtner, vom Wiener Hofburgtheater, haben hier mit großem Beifall und bei ziemlich beſetztem Hauſe gaſtirt. Zu ihrer Einnahme wurde das bekannte Luſtſpiel „Er muß aufs Land“ gegeben, das auch bei uns außerordentlich gefallen hat. O könnten wir doch auch unſere Mucker aufs Land oder, noch beſſer, gleich aus dem Lande ſchicken!

∴ Unſere Oper wird bald ganz brach liegen; die meiſten Mitglieder derſelben gehen im Laufe dieſes Monats auf Urlaub.

∴ Profeſſor Beutel, vom hieſigen Conſervatorium, hat ein Theatergeſchäftsbureau, nach Art des von Sturm und Koppe in Leipzig etablirten, hier errichtet und einem tief gefühlten Bedürfniß abgeholfen. Wir wünſchen ihm viel Glück, aber auch viel Geduld. Vielleicht gelingt es dieſem Comptoir, Herrn Ernſt anderswo zu placiren.

∴ Bulwer, der engliſche Romanſchriftſteller par excellence, iſt hier durch nach Karlsbad gereiſt. Sollte er vielleicht eigens aus England gekommen ſein, um Herrn Laube dort zu beſuchen???

∴ Den Jeſuiten ſoll bereits ein Kloſter und das hieſige Gymnaſium auf der Kleinſeite bewilligt worden ſein. Eteignons les lumières et rallumons le feu!

∴ Heuer ſoll in der Nähe von Prag ein großes Uebungslager von fünf Kavallerie-Regimentern unter dem Kommando des Erzherzogs Karl Ferdinand ſtattfinden.

Rom. Ein Neffe des bekannten Latiniſten und Paläographen Amati iſt Nachts durch eine Polizeiwache nach der Engelsburg geführt worden. Er iſt Literat und hat ſich bei der Benutzung der hieſigen Bibliotheken den Betrug zu ſchulden kommen laſſen, in dem Archiv einzelne Blätter aus den Originalien herauszuſchneiden und ſich zuzueignen. Dabei ſoll auch noch politiſcher Verdacht gegen ihn vorliegen.

∴ Um den vielſeitigen Beſchwerden wegen des Gebrauchs der literariſchen Schätze der Vatikaniſchen Bibliothek abzuhelfen, hat ein Befehl des Cardinal Lambruſchini die Cuſtoden verpflichtet, einen neuen, die ganze Bibliothek umfaſſenden bibliographiſchen Katalog zum öffentlichen Gebrauch anzufertigen. Zu dieſem Zwecke ſind den 8 Scrittori noch 5 Subſtituten beigegeben worden. Die Vatikaniſche Bibliothek enthält gegen 35,000 gedruckte Bücher.

∴ Der unlängſt verſtorbene Cardinal Capaccini hat Memoiren hinterlaſſen, welche durch den Druck bekannt gemacht werden ſollen. Intereſſant wird beſonders deſſen Briefwechſel mit den Napoleoniden, Wilhelm von Humboldt, dem Fürſten von Hardenberg und dem Fürſten von Metternich ſein.

∴ In dieſem Jahre ſieht man hier ungewöhnlich viele deutſche Arbeiter, welche auf einen eigenthümlichen Erwerbszweig gefallen ſind; ſie laſſen ſich nämlich bekehren; ein einträgliches Geſchäft, denn mehrere hieſige Kirchen zahlen für einen Proteſtanten etwa 12 Thaler, für einen Juden 36 und für einen Heiden 50 Thaler. Mehrere Arbeiter haben ſich ſogar 10 bis 20 Mal bekehren laſſen, auch andere, welche die Bekehrung gar nicht nöthig haben. In Folge deſſen ſind nun 11 Perſonen, unter welchen ſich auch mehrere Katholiken befinden, die ſich für Proteſtanten ausgaben, um die Prämie verdienen zu können, als Betrüger verhaftet word…

Schwerin. Neulich war hier das Modell des neuen Schloſſes aufgeſtellt. Von dem alten wird nur das vor dem Jahre 1500 erbaute lange Haus und das Gebäude mit der Schloßkirche ſtehen bleiben. Das Schloß wird im Fünfecke, nach dem Style des Schloſſes in Chambord, ausgeführt werden und fünf Thürme von 220 Fuß Höhe erhalten. (Viel Luxus!)

∴ Man erzählt, daß in Bützow ein bejahrter Mann, Herr v. G., wohnt, welcher wichtige Papiere über ein auswärtiges Regentenhaus, namentlich wegen der Freimaurerſtellung eines ſeiner Prinzen, im Beſitz gehabt haben ſoll. Man bot ihm für die Papiere 14,000 Thaler, er forderte 20,000; während man noch darum unterhandelte, erſchien eines Morgens der Vicekanzler aus Roſtock und verlangte unter Androhung von Waffengewalt die Aushändigung der Papiere, die dann auch erfolgt iſt. (Hamb. neue Zeit.)

Stockholm. Dem. Jenny Lind iſt, vor ihrer Abreiſe in das Bad Perla, zum letzten Male als Tochter des Regiments aufgetreten. Auf königliche Veranſtaltung hatten die Offiziere und Mannſchaften der auf dem Ladugård ſtehenden Truppen, ſo wie die Flottenmannſchaften freien Eintritt; auch die Reichsfreiherren, einige Bürgermilitärs und das diplomatiſche Corps waren eingeladen und die ganze königliche Familie zugegen. Vor dem Schauſpielhauſe war eine große Menſchenmenge verſammelt, um die gefeierte Sängerin noch ein Mal vor ihrer Abreiſe zu ſehen. Von dem Hofe iſt ſie ſehr reich beſchenkt worden.

∴ Das hieſige Theater iſt für 40,500 Thaler verkauft und das verpfändete Inventarium für 2099 Thaler eingelöſt worden.

Stuttgart. Der Hofſänger Vetter, einſt eine Zierde der Bühnen in Leipzig und Darmſtadt, hat ſich am 30. Juni Abends bei Berg im Neckar ertränkt. Häuslicher Unfriede und ein bedeutender Geldverluſt ſollen die Urſache geweſen ſein.

Weimar. Am 24. v. M. ſtarb hier die letzte Schauſpielerin der Göthe'ſchen Schule, Madame Durand, geborene Engels.

Wien. Herr J. F. Caſtelli iſt auf ſeiner kleinen Villa Lilienfeld von einem Schlaganfall heimgeſucht worden; doch iſt bis jetzt keine Gefahr zu beſorgen.

∴ Der Eigenthümer des großen Zinshauſes an der Ecke des Grabens, Herr von Trattner (nach deſſen Namen der Trattnerhof genannt), iſt geſtorben. Der Zinsertrag ſeines Hauſes übertrifft die Revenuen manches fürſtlichen Hauſes; (der Miethzins ſoll ſtündlich einen Dukaten abwerfen). Trattners Vater errichtete unter Kaiſer Joſeph eine Buchhandlung und ſchwang ſich dadurch zum reichen Manne empor.

∴ Herr Otto Prechtler hat ein neues Drama, „König Heinrich von Deutſchland", geſchrieben.

∴ Unſer Publikum beſchäftigt ſich jetzt viel mit einem Spuk, der wahrſcheinlich irgend einem Muthwillen ſeine Entſtehung verdankt, nämlich dem bis jetzt unerklärlichen nächtlichen Läuten der wohlverwahrten Kapellen-Glocke im kaiſerlichen Schloſſe von Schönbrunn.

Geſchwind, was giebt's Altes?

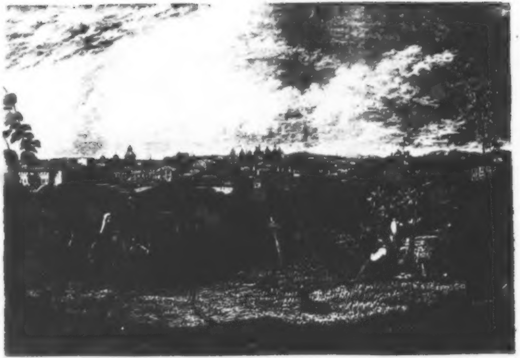
— Man ſagt allgemein, daß der nicht botaniſche Name Hortenſie für die Hydrangea daher komme, daß man den erſten Hortenſien, die in dem reichen Garten der Kaiſerin Joſephine in Malmaiſon gezogen werden, dieſen Namen nach Joſephinens Tochter, Hortenſe, der Königin von Holland, gegeben habe. Eine Wiener Zeitſchrift behauptet dagegen, daß Commerſon, durch den dieſe Pflanze zuerſt in Europa bekannt geworden, den botaniſchen Namen hydrangea hortensis in Hortenſia verwandelt habe, nach dem Vornamen der Frau ſeines Freundes Lepaute.

Berliniſcher Rebus.

C C C C C C C C mir nich,
X X X X X X X X och nich.

Hierbei eine Extra-Beilage:
Madrid. (Stahlſtich).

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



Madrid

[illegible]

№. 148. Leipzig, 30. Juli 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein poetiſches Kleeblatt und die Polizei.

Doſenſtück à la Rococo von *r.

Es war eine ſchöne Zeit für die Dichtkunſt vor hundert Jahren. Man ſang damals wie die lieben Vöglein, zunächſt um zu ſingen, um ſeine Freude laut werden zu laſſen, ſein Liebesglück zu feiern und das Echo des Publikums herauszufordern, an Beiden Theil zu nehmen. In Deutſchland war das gerade noch nicht der Fall; hier ſpazierte noch die Muſe meiſt im Reifrocke und der Adrienne umher, an den Geburts- und Namenstagen der hohen Potentaten allerunterthänigſt-kriechend eine Cantate vorzuſingen; aber Frankreich hatte ſolcher liebe- und lebensluſtigen Geiſter gar manche und namentlich ein Kleeblatt, wovon zwei Blätter wenigſtens, wenn auch nicht mehr ganz friſch, doch nicht ganz vertrocknet ſind. Collé war das eine; als Theaterdichter beherrſchte er das Publikum viele Jahre lang, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. „Die Jagd“ von unſerm Weiße iſt eine Bearbeitung von Collé's „Partie de chasse de Henri IV.“*) — Collé, voll Feuer und Leben, voll Witz und Laune, hatte einen ganz ebenbürtigen Kumpan in Piron gefunden, der bis ins höchſte Alter ſeine beißenden Epigramme wie Pfeile nach allen Seiten abſchoß, übrigens auf dem Théâtre français glänzte und im Umgange der harmloſeſte und fröhlichſte Genoſſe war. Der Dritte in dieſem fröhlichen Bunde war ein Gewürzkrämer, ein Marchand-Epicier, wie ſie jetzt ſo manchmal dem Witze zum Stichblatte dienen müſſen. Deswegen aber hatten ihn Collé und Piron nicht in ihre Mitte aufgenommen. Auch nicht der Wein und die Auſtern waren die Urſache geweſen, obſchon dieſe im Ueberfluſſe und in erſter Qualität figurirten, wenn ſie bei ihm ein feines Souper einnahmen. Gallet, ſo hieß er, war ihr Freund geworden, weil ſich gleichgeſtimmte Seelen ſo gern zuſammenfinden. Er ſang, gleich ihnen;

---

*) Eigentlich arbeitete Weiße ſeine ſo berühmt gewordene, von Hiller komponirte „Jagd“ nach der franzöſiſchen Operette „le Roi et le Fermier“, die aber nur eine Umſchreibung von Collé's „la Partie de chasse de Henri IV.“ und 1762 von Monſigny komponirt worden war. Noch 1799 erſchien in Wien eine neue Bearbeitung, „die Jagd“, nach Collé und Weiße.

ſeine kleinen Lieder ſchienen von ſelbſt ſich einer Melodie zu fügen und ſpielten in den Vaudevilles auf dem Boulevard die glänzendſte Rolle, ohne daß oft Jemand ahnete, wie ſie in einem Materialladen, unter Zucker, Kaffee, Thee, Roſinen und Mandeln zuerſt geſungen und geträllert worden ſeien. Natürlich gewann Gallets Dichterruhm, ſo wenig er ihm nachjagte, bedeutend durch die zwei berühmten Freunde, und wenn eine Einladung von irgend einer Seite an dieſe erging, ſo unterließ man auch nicht, den Lackei zu Herrn Gallet zu ſenden, um den Genuß mit dem Siegel der Grazien zu ſtempeln. Namentlich fand ſo ein vertrauliches feines Souper wöchentlich bei einer Dame ſtatt, die zu alt war, um noch auf Anbeter Jagd zu machen, aber auch zu geiſtreich, um ſich blos mit dem Beichtvater zu beſchäftigen. An einem dieſer Abende hatte ſich Momus in dem kleinen Kreiſe ſeiner Herrſchaft noch mehr als gewöhnlich geltend gemacht. Das Eſſen war ausgeſucht, der Wein vortrefflich, die Wirthin ſervirte und kredenzte mit reizender Anmuth. Ihre heitere Laune regte noch mehr die des dichteriſchen Kleeblattes auf. Jedes Glas des perlenden Champagners rief neue Einfälle Pirons und Collé's hervor, die von Gallets Couplets durchkreuzt wurden. Schon hatte es Mitternacht geſchlagen, ehe man an das Nachhauſegehen dachte. Die Dichter waren damals noch nicht ſo reich, daß ſie ſich à la Scribe hätten Equipage halten können.

Vom Wein und Geſang mehr als gewöhnlich aufgeregt, wanderten alle Drei, lachend, ſingend, ſcherzend, Arm in Arm dahin, bis zu dem Punkte, wo Piron Abſchied nehmen wollte, um ſich nach ſeiner Wohnung, in der Vorſtadt St. Germain, zu verfügen, aber Gallet und Collé wollten ihn nicht verlaſſen. Sie meinten es gut und hatten Recht; die Beleuchtung der Straßen war damals in Paris nicht ſo glänzend, wie jetzt; die Sicherheit, zumal in den entlegeneren Stadttheilen, gefährdeter. Piron lachte über ihre Bedenklichkeiten und über die Hiſtörchen von den vielen Anfällen, mit denen ſie ihm Angſt machen wollten.

— Ich will aber allein nach Hauſe gehen! ruft er unwillig. Laßt mich; unterwegs will ich noch den letzten Akt meines neuen Trauerſpiels ſkizziren.

Seine Freunde laſſen nicht nach.

— Sieh doch, bedenke doch, Piron, ſagen ſie mit dem zärtlichſten Tone, wie ihn der Wein ſtimmen kann; Du haſt dies ganz neue Sammetkleid an; in der nächſten Straße kann Dich ein Räuber anpacken. Er hält Dich für einen Generalpächter und ſchlägt Dich todt, um Dein Kleid und Dein Geld zu haben!

— So? entgegnet Piron. Alſo wollt Ihr blos mein Sammetkleid begleiten? Da, hier habt Ihr's! Wenn mich die Spitzbuben im Hemde ſehen, werden ſie mich gewiß ungeſchoren laſſen!

Und im Augenblick iſt das Kleid ausgezogen und auf die Erde geworfen, Piron aber in vollem Sprunge weit hinweg, ehe Gallet und Collé das Erſtere aufgehoben haben. Sie rufen ihn, ſie laufen ihm nach. Es iſt eine kalte Winternacht; wie leicht kann er ſich zum Tode erkälten. Jedoch eben kommt auch Piron zurück, aber nicht allein; die Polizeipatrouille hatte ihn, als er um die entgegengeſetzte Ecke umbiegen wollte, feſtgenommen. Ein Mann ohne Rock ſcheint ihr ein ſehr räthſelhaftes Ding; ſie fragt, er antwortet ſtotternd; jetzt ſieht ſie ſeine Freunde, und in ihren Händen ein Kleid; die Sache iſt richtig; ſie haben es ihm ausgezogen.

— Iſt das Ihr Kleid? fragen die Gewaltigen, indem ſie Gallet und Collé feſthalten.

— Ja wohl! ſtottert Piron.

— Fort! Marſch! zum Polizeikommiſſär! heißt es weiter, ohne daß die vor Ueberraſchung und Schreck wieder nüchtern gewordenen Dichter Etwas darauf erwidern können. Aber auch Piron muß als Inhaber des Corpus delicti mitgehen; er bildet neben dem Anführer der Schaarwache die Spitze der Kolonne, und ſucht nun das wunderliche Abenteuer zu beendigen.

— Was wird wohl mit den beiden Leuten? fragte er leiſe ſeinen treuen Retter und Begleiter.

— Ei, was wird werden! Straßenraub! gewaltſamer Ueberfall! Zum wenigſten gehangen werden ſie; wo nicht gar gerädert!

— Schöne Ausſichten! dachte Piron und ſuchte die Sache auf der Stelle auszugleichen. Er ſtimmte einen ganz andern Ton an; die Wache ſolle ſeine Freunde loslaſſen, denn in ganz unſchuldiger Weiſe habe das Ereigniß ſtattgehabt.

Die Schaarwache iſt taub für ſolche Rede; die Sache kommt ihr jetzt noch verdächtiger vor.

— Das iſt zu hoch für mich! meinte der Sergeant; hier wohnt der Polizeikommiſſär; er mag thun und laſſen, was er will.

Der Polizeikommiſſär ſchläft ſchon, allein ſein Schreiber iſt noch da und ſtaunt nicht wenig, als die Wache drei junge Männer überliefert, die jetzt Alle ihre fröhliche Laune wiedergewonnen haben und in dem Abenteuer ſchon den Stoff zu einem neuen Vaudeville ſehen. Der Polizeiſergeant ſtattet ſeinen Rapport ab, ſo gut es gehen will, und Piron ſucht denſelben zu erläutern, indem er den Schlüſſel zum Räthſel giebt. Der Schreiber aber iſt ſchon eingeweiht ins polizeiliche Leben. „Jeder Menſch iſt ein Spitzbube, bis von ihm das Gegentheil erwieſen iſt; um wie viel mehr mögen ſolche Patrone als Spitzbuben zu betrachten ſein“, denkt er in ſeinem Sinne, indem er die Feder ſpitzt und ohne Weiteres zum Protokolliren ſchreitet.

— Der Name! ruft er herriſch unſerm Piron zu.

Piron will ſich nicht nennen; erſt die Drohung, daß er nicht eher loskomme, bis er ſich gefügt habe, beſtimmt ihn dazu.

— Was treibt Ihr? iſt die zweite Frage.

— Ich mache Verſe!

— Man ſpotte nicht mit der Juſtiz! Ich frage nach Eurem Gewerbe! Antwort!

— Verſemachen! Wenn Sie es nicht glauben wollen, ſollen Sie gleich einige hören!

Kopfſchüttelnd ſchreibt der Aktuar das ihm unbekannte Handwerk nieder und richtet die eine, dann die andere Frage an Gallet.

— Ich mache Lieder! erwidert Letzterer.

— Ha! ich ſehe ſchon, daß ich den Herrn Polizeikommiſſär wecken muß! Ihr denkt, mit mir Verſteckens ſpielen zu können!

— Ums Himmelswillen, laſſen Sie den Herrn Polizeikommiſſär ſchlafen! ruft Gallet. Sie ſelbſt ſind zwei bis drei Mal hinreichend, die Sache in Ordnung zu bringen. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich mache Lieder und wette, daß Sie mein letztes Couplet auswendig wiſſen; haben Sie es nicht gehört? Seit acht Tagen ſingt es jedes Leiermädchen:

Daphnis, ſie liebt mich
Und ſagt es ſo lieblich,
Das freut mich, das freut mich
Recht herzinniglich!

Der Schreiber nickte den Dreiachtel-Takt dazu und ein holdſeliges Lächeln klärte ſeine ſtrenge Amtsmiene auf.

— Nicht wahr, Sie kennen mein Liedchen? fuhr Gallet fort. Außerdem aber bin ich Materialiſt und empfehle mich zu geneigten Aufträgen en gros, wie en detail, Nr. 50. in der Katharinenſtraße

Collé wartet nicht erſt die zwei gewichtigen Fragen ab; er tritt gleich ſelbſt vor, mit komiſchem Pathos zu erklären, wie er heiße, was er treibe und wie er allenfalls nicht nur als Dichter, ſondern auch als Sänger oder Schauſpieler excelliren könne.

— Hören Sie mich, Herr Aktuar, rief er, hören Sie ein Liedchen, das mein Freund Gallet gedichtet; aber ſingen muß er es erſt von mir lernen:

Nur ein Fäßchen guten Wein
Stets in meinem Keller,
Und ein Hühnchen, zart und fein,
Auf dem blanken Teller!
Eins ſoll noch willkommen ſein:
Ladet meine Doris ein!

Und dieſer Piron da macht köſtliche Luſt und Trauerſpiele; ich aber bin der Erſte, der ſie deklamirt:

„Ihr habt gehört, Herr, was ich zu Euch ſprach,
Jetzt gehe ich zum Tod, doch bald folgt Ihr mir nach!“

Mit dem tragiſchen Pathos eines damaligen Bühnenhelden trat er jetzt der Polizeimannſchaft entgegen, daß dieſe laut zu lachen begann.

Jedoch die ganze Scene war zu lebhaft und dauerte zu lange, als daß nicht die Nachbarn munter geworden wären, ſo daß endlich der Polizeikommiſſär aufwachte und, halb gähnend, halb taumelnd, in das Expeditionszimmer herunterkam. Piron, Collé und Gallet waren immer mehr von ihrer fröhlichen Laune hingeriſſen worden, die Polizeiſoldaten konnten ſich kaum vor Lachen aufrecht halten; der Aktuar allein behauptete ärgerlich die finſtere Amtsmiene; aber gerade durch ſolchen Kontraſt wurde die Scene um ſo draſtiſcher; das laute Lachen hatte die Bewohner der nächſten Häuſer herbeigezogen, die, halb angekleidet, als Zuſchauer figurirten.

— Was iſt denn los? fragte der Polizeikommiſſär; wer ſind Sie? fragte er barſch den ihm im ſchönen Sammetrocke entgegentretenden Piron.

— Wer ich bin? erwiderte dieſer voll Feuer. Ein Dichter bin ich! Ja, Herr, ein Dichter! Und wenn ich meinen Namen nenne, werden Sie ſtaunen, daß ein ſolcher mit ſeinen Freunden auf die unſchuldigſte Weiſe in die Hände der hochlöblichen Polizei gerathen iſt. Kennen Sie den Dichter der „Undankbaren“, des Luſtſpiels, das ſo großen Beifall fand und bis heute denſelben behauptet hat. Nun ja, mein „Calliſthenes“ iſt ausgepocht worden; aber …

— Ah, wir wiſſen ja, wie ſolche Dinge ſich machen, unterbrach ihn der Polizeikommiſſär. Sein Sie mir willkommen! Wir ſind ziemlich genaue Bekannte, von meines Bruders Seite her, Ihres Nebenbuhlers, La Foſſe, der den „Manlius“ geſchrieben hat.

Die Einladung zu einem Auſternſchmauſe beim Polizeikommiſſär endete die Scene.

— Freunde! ſagte Piron, als ſich endlich alle Drei von einander trennten, wir können uns Glück zu unſerm Ruhme wünſchen, denn wir haben die ganze Polizei zum Lachen gebracht!

Bauſteine zu einem zeitgemäßen Narrentempel[*].

Von Eduard Amthor.

1) **Narrus muckerosus**, der Glaubensnarr. Ein Heuchler unter der Maske der Heiligkeit, eine Jeſuitenabart in proteſtantiſchem Gewande. Er hängt gewöhnlich den Kopf, trägt ein weißes Halstuch, hat ſtruppige Haare, eingefallene und hinterliſtige Augen und gemeinhin eine ungeheuer dicke Naſe, die man entweder als eine Sammlung aller Naſen betrachten kann, die ihm ſchon aufgeheftet worden, oder als ein Depot von Naſen, die er Andern zurecht dreht. Sein Lebenswandel iſt außer dem Hauſe äußerſt fromm und einfach. Bier und Wein trinkt er ſelten; auch ißt er im Verhältniſſe zu ſeiner häufig ſehr wohlbeleibten Conſtitution im Wirthshauſe ſehr wenig. In's Theater geht er niemals, da dort der Teufel ſein Spiel treibt; auf Bällen findet man ihn nur hie und da; läßt er ſich aber daſelbſt blicken, hat er beſtimmt den Mund voll Bibelſprüche und die Taſche voll Traktätchen und Miſſionsſchriften. Sein einziges Vergnügen beſteht in der Lektüre von Arndts „Paradiesgärtlein" und der Hengſtenbergiſchen „Kirchenzeitung" oder in einer Reiſe nach Berlin und ins Wupperthal, die ihm einer chriſtlichen Himmelfahrt gleicht. Zu Hauſe beſchäftigt er ſich natürlich mit nichts als mit Singen, Beten, Knieen und Predigen. Ob er nun freilich nicht da und dort auch einmal ein Liebeslied ſingt, oder zu einer Jungfrau betet, oder vor einem Heiligenbilde kniet, oder einem Mädchen eine Predigt über das Thema: „Seid fruchtbar und mehret Euch" hält, das ſind Dinge, in die profane Leute keine Einſicht haben. Es ging ja den alten Juden mit ihren Phariſäern nicht anders. Da er aber, wie die Erfahrung lehrt, meiſt die Bitten liebt und vorzüglich die vierte Bitte betet, d. h. wegen des täglichen Brodes, ſo kann er auch Niemandem verdenken, ihn zur ſiebenten Bitte zu rechnen, zu dem: „Herr, erlöſe uns von dem Uebel!"

2) **Narrus Saufaus**, der Waſſernarr. Ein feuriger Anhänger der Waſſertheorie, Neptuniſt in höchſter Potenz und großer Verehrer des muhamedaniſchen Glaubens, da der Koran lehrt: „Aus dem Waſſer kommt alles Leben". Sein Prophet heißt Prießnitz, ſein Reformator Mahner und als Ideal gilt ihm ein Feuerſchlauch, der nur zum Vollpumpen auf der Welt iſt. Wenn er früh aufſteht, läßt er ſich ſechs Eimer Geſundheitswaſſer über den Kopf gießen, und wenn auch durch die Allgewalt der Fluthen die ganze Stube aus den Fugen gehoben zu werden droht, er bleibt feſt wie ein Fels im Meere und ſeine Haut bekommt keinen Leck. Nun ſchlüpft er ſchnell in die leichten Hoſen, zieht das leine Jäckchen an, und rennt, wie ihm ſein Code Napoléon befiehlt, ohne Weſte, im bloßen Halſe und baarhaupt, mit dem Hute unter dem Arme, bei zwanzig Grad Wärme eben ſowohl wie bei fünfzehn Grad Kälte, im Regen wie im Schnee — die Wilden geben ja auch halb nackt und ertragen die Launen des Wetters — drei Mal um die Stadt hin zum Brunnen des Lebens. Neun Mal füllt er ſeinen Lederbecher in einer Minute und zehn rieſenmäßige Schlucke thut er in einem Odemzuge. Viel

---

[*] Probe aus dem ſoeben erſchienenen Taſchenbuch „Kußhände und Ohrfeigen" (Leipzig, Wilhelm Schrey), auf das wir in einer unſerer nächſten Nummern noch ein Mal zurückkommen werden.
E. M. O.

hilft viel, und geholfen muß ihm werden, und ſollte die Lunge flöten gehen und ihm die Brunnenkreſſe zum Munde herauswachſen. So treibt er's den ganzen Tag. Waſſer, ruft er, wenn er den Mund aufthut, Waſſer, wenn er ihn Abends ſchließt. Wein, Bier und Suppe aber ſind ihm ein Gräuel, denn das Vieh genießt ſie ja auch nicht. Hat er nun ſo ſeine Ration Waſſer den Tag über zu ſich genommen, dann legt er ſich ruhig auf die harte Matratze und wartet auf Geneſung. Wann wird ſie erfolgen? — Wann er noch ein Mal als Fiſch geboren wird, dem es nur im Waſſer wohl iſt.

3) **Narrus vagabundus**, der Reiſenarr. Der ewige Jude der Neuzeit, der Herr Ueberall und Nirgends. Ein Sitzkiſſen charakteriſirt ihn a posteriori, ein Muff a priori, ein Fußſack als Pedal und drei Ueberzieher als Emballage. So beſucht er „drei Königsſtädte“ und die Pyramiden, die Säulen des Herkules und das heilige Grab. So beſteigt er den Montblanc und den Leipziger Schneckenberg, bewundert die Akropolis und das Spreetempe, liebäugelt mit ſchweizer Ochſen und mit Heideſchnucken. Denn es iſt ihm dies Alles toute même chose. Er würde eine obſcure Stümperei ebenſo anſtaunen, wie einen Raphael, würde eine commodité ebenſo gern beſuchen, als das grüne Gewölbe, wenn es, was bei ihm die Hauptſache iſt, die grand tour vorſchriebe. Nur das iſt ihm nicht egal, wie man in Paris dinirt und in London ſoupirt, wie viel das Dampfſchiff von Trieſt nach Venedig koſtet und wie theuer ein Eſelritt auf den St. Bernhard iſt, was die baieriſchen Kellnerinnen für einen Buſen und die italieniſchen für Waden haben, vorzüglich aber, wo es das beſte Beefſteak giebt. Denn ein Beefſteak iſt ihm das Muſterbild alles Guten und Schönen. Und warum ſollte es dies nicht ſein? Er reiſt ja blos um zu eſſen und um zu reiſen, oder höchſtens um ſagen zu können: »Da war ich auch,« und ſeinen Namen in ein Fremdenbuch oder einen Obelisken einzuſchmieren. Zu ſehen braucht er nichts, dazu hat er ſein Handbook und aus zwanzig Handbooks kann man am Ende auch eine Reiſebeſchreibung zuſammenſtehlen und einen Verleger nebſt dem ganzen Publikum damit prellen.

4) **Narrus murmurans**, der Raiſonnirnarr. Der unzufriedene Weltſchmerzling, „der Geiſt, der ſtets verneint“. Sein Thema bilden Tagesbegebniſſe und die Sitten der Gegenwart, ſein Wohnort aber iſt die Kneipe. Daſelbſt predigt er ſeine Weisheit über verfallene Mannszucht und verſchlechterte Moral, über anders einzurichtende Feuerſpritzen und beſſer zu handhabende Polizei, über ungenügende Regierungsverordnungen und über ſchlechte Prediger. Alles weiß er beſſer, Allem widerſpricht er, alles Beſtehende iſt ihm feind. Es exiſtirt kein König und kein Kaiſer, kein Virtuos und kein Dichter, kein Schauſpieler und kein Sänger, den er nicht ſchon Etwas ans Zeug geflickt hätte. Der ſpricht zu gelehrt, der zu flach, der baut das Haus zu hoch, der zu niedrig, der ſollte den Weg nicht dorthin verlegen, ſondern dahin. Der Dampfwagen ſollte um neun Uhr abfahren, nicht um Acht, die Poſt um zwei Uhr ankommen, nicht um Drei. Der hätte Die nicht heirathen ſollen, ſondern Jene. Alles muß nach ſeinem Hirne gehen, ſonſt iſt es ſchlecht, blos Eins nennt er gut, wenn es ihm nach dem Hirn geht, das Bier. Denn er hört ſich zwar gern ſprechen, aber trinkt doch noch lieber; er will gern das erſte und letzte Wort haben, aber auch das erſte und letzte Glas. Uebrigens hüte man ſich vor dergleichen Schreiern, denn ſie ſind grob wie Bohnenſtroh und gar manchmal verbirgt ſich hinter der Larve des Raiſonneurs die Spürnaſe eines Spions!

Der Würgengel im Unterrock,

oder

Grauſames Abſchlachten

der deutſchen Schauſpieler, der deutſchen Theaterzuſtände, der deutſchen Bühnenſchriftſteller u. ſ. w.,

ſo vollführet worden durch Minna Wauer, eines Berliner Hofſchauſpielers Tochter, in Nr. 22 der „Deutſchen Theaterzeitung“.

Von Joſeph Mendelsſohn.

Erſtes Motto: Wau! – Wau!
Zweites Motto: Er!

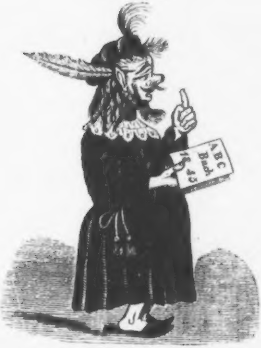
Mein Fräulein!

Galanterie, ſchüchterne, zartſinnige Galanterie pflegt, Damen gegenüber, wirklich meine ſchwache Seite zu ſein. Nicht einmal meiner Waſchfrau — verzeihen Sie, mein ſehr verehrtes Fräulein, wenn ich Ihre literariſche Leiſtung in Nr. 22 der „Deutſchen Theaterzeitung“ gleich mit einem Gewäſch in Beziehung bringe — alſo nicht einmal meiner Waſchfrau kann ich nach erfahrener Unbill ein hartes Wort zu ſagen mich entſchließen. Doch Alles in der Welt hat ſeine Grenze, geehrtes Fräulein Wau — Wau! auch die Galanterie. Wenn man von einem Frauenzimmer, welches ſich nicht mit dem ehrſamen Handwerk der materiellen Wäſcherei begnügt, welches mit der Feder, mit der dintegetränkten Feder auf öffentlichem Journalfelde das Theetiſchgeſchwätz fortzuſetzen wagt, wenn man von dieſem Frauenzimmer ohne Talent, ohne Urtheilsgabe, ohne Logik, ohne das ecce signum nur irgend einer mittelmäßigen Leiſtung, etwas Liebes, Theures, Achtungswerthes ſinnlos, witzlos, bodenlos abgeſchmackt heruntergeriſſen, beſchmutzt und geſchmäht ſieht — dann bekommt die Galanterie den Schlagfluß und ſtirbt auf der Stelle. So war es mit der meinigen, als ich dieſen Morgen, leider erſt vier Wochen nach dem Erſcheinen, Ihren Artikel, Fräulein Wau — Wau! empfangen, ihn geleſen und dann mit gebührender Verachtung in eine Sophaecke geworfen hatte. Sie dürfen verſichert ſein, dort wäre er unangetaſtet vergeſſen worden, ohne das Gefühl der Empörung, welches in einem gleichfalls heute empfangenen Schreiben eines der anerkannteſten und talentvollſten deutſchen Künſtler hinſichtlich Ihrer giftigen Saalbaderei ſich Luft gemacht hat. Sie dürfen ſich, mein Fräulein Wau — Wau! auf dieſen ehrenwerthen Zorn eines ſolchen Mannes weidlich Etwas zu Gute thun! Sie werden ſich, wenn Sie in Ihren corrupten Anſichten überhaupt ehrlich und aufrichtig waren, einigermaßen darüber wundern, daß es bei dem verrotteten, jämmerlichen deutſchen Theater Leute giebt, die überhaupt bei Beleidigungen, wie die Ihrigen, noch des Zornes fähig ſind. Sie vergleichen das deutſche Theater, Fräulein Wau — Wau! mit einer gemeinen Straßenmetze, die ſich jetzt jedem ſchäbigen, lumpigen Herumtreiber hingiebt und jede Kupfermünze braucht, um ihre jämmerliche Nacktheit verbergen zu können. — Ich verſuche nicht, Ihnen auf das Gebiet dieſer ekelhaften und im Munde eines Frauenzimmers doppelt anwidernden Gleichniſſe zu folgen. Eben ſo wenig werde ich Ihnen in den Einzelnheiten Ihrer abſurden Jammerrufe jeden beſonders horriblen Unſinn, jede beſonders unſchamhafte Bedeckung winſelnder Blöße, jeden beſonders albernen und ſchroff daſtehenden Widerſpruch nachweiſen. Ich müßte an dem geſunden Sinne, an jeder Urtheilsfähigkeit der Leſer dieſer Blätter verzweifeln, hielte ich das für nöthig. Nur zwei Worte noch. Ihr Vater iſt Schauſpieler, Ihr Bruder, wie ich geleſen habe, desgleichen. Das Theater iſt alſo die gütige Amme, an deren Brüſten Sie mit Ihrer geſammten Familie liegen und ſich wohlbehaglich daraus nähren. Wie können Sie, Fräulein Wau — Wau! es über ſich gewinnen, dieſe (ehrenhafte) Exiſtenzquelle mit Koth zu bewerfen und zu beſchmieren, ſo daß Sie ja ſelbſt kunftig bei jeder Berührung zurückzuſchaudern haben. Undankbarkeit galt den Alten ſchon als das ſcheußlichſte Laſter, welches auf dem Erdball zu Hauſe ſei. Man könnte nun freilich an eine heroiſche Selbſtverleugnung und Preisgebung Ihres eigenen Geſchlechtes bei Ihnen glauben, loderte in Ihren Anſichten, mein verehrtes Fräulein Wau — Wau! vielleicht ein heiliger Zorn, deſſen Flammen zu hoch und wild emporſchlügen, den man aber dennoch achten müßte ob ſeines Urſprungs! Nichts davon glaube ich, indem ich Ihren Artikel nochmals überfliege. Sie haben durch ſaft- und kraftloſe Reimereien, durch heillos ſchlechte Novellen, wie durch mancherlei ſonſtigen Federquark auch nicht die geringſte Doſis von Beachtung auf ſich ziehen können. So ſprangen Sie denn ab auf das anſcheinend gänzlich ungeſchützte Theatergebiet, ſpielten den Würgengel im Unterrock, die Amazone mit Helm und Tartiſche wider Mißgeburten einer ſimulirten Geringſchätzungs- und Verachtungsphantaſie. — Wo Sie ſchimpfen, tadeln und wegleugnen, wie z. B. alle achtungswerthe Produktivität, alles bedeutende darſtellende Talent in der Gegenwart, bis auf etwa zwei Namen — da ſind Sie horrible lächerlich und blind; wo Sie aber loben, wie z. B. Gutzkow und Mehl, als gleichſtehende Dramatiker, da iſt Ihre Abſurdität ſo ſchwindelnd hoch, ſo unüberſehbar, wie etwa die vereinten Anden und Cordilleren, über die noch der Chimboraſſo als Nachtmütze geſtülpt iſt. — Merken Sie ſich, Fräulein Wau — Wau! daß Niemand beſſer, als ein beginnender Bühnenſchriftſteller und gewiegter Journaliſt die Uebelſtände, die Gebrechen und Mängel des deutſchen Theaters der Jetztzeit erkennt und dennoch iſt es mir mit allen ſeinen Fehlern, Schwächen und Auswüchſen ans Herz gewachſen. Und ich führe, hoffentlich nur Einer unter Vielen, mit offenem Viſir, wie immer in ſolchen Fällen, ſeine Sache, wenn ich gegen daſſelbe anrücken ſehe den baaren Unverſtand, die hohle Anmaßung, die faſelnde Wichtigthuerei, den giftgeſchwollenen Dünkel, die perſonificirte Talentloſigkeit, welche, eben weil ſie ſolche iſt, mit dem Kochlöffel, mit dem Strickſtrumpfe, mit der Nähnadel und dem Plätteiſen, nicht aber mit der Feder handthieren ſollte!

Hiermit, mein geehrtes Fräulein Wau — Wau! haben Sie im Namen deutſcher Bühnenkunſt und deutſcher Bühnendichtung eine kurze, aber unumwundene Antwort auf Ihren in Koffka's „Deutſcher Theaterzeitung“ ſervirten Unſinnsbrei.

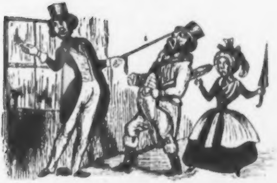
Hamburg, am 16. Juli 1845.

Fauſt.


ABC
Buch
18 45

»Und dies geheimnißvolle Buch!«

Moral.



»Kommſt Du mir ſo, komm' ich Dir ſo!«

Zapfenſtreich.

Aachen. Unſere Stadt darf noch fünf Jahre die öffentliche Spielbank behalten mit der Bedingung, den ganzen Gewinn zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden.

Baden-Baden. Unſer Kurort iſt diesmal vorzugsweiſe von Ruſſen beſucht; den Kern der Geſellſchaft bilden der Fürſt Labanoff-Roſtoff, die Fürſtin Gallizin, die Fürſten Gagarin, Cantakuzeno, Graf Guriew, Demidoff und Muſchin-Puſchkin. Der öſterreichiſche Adel iſt durch den Fürſten Schwarzenberg und die Grafen Clam-Gallas und Waldſtein repräſentirt. Von Franzoſen iſt bis jetzt nur der Herzog von Rohan-Chabot und der Prinz Léon hier.

Berlin. Der bekannte Dramaturg Profeſſor H. T. Rötſcher hat ſeine Gymnaſial-Lehrerſtelle in Bromberg aufgegeben und iſt nach Berlin übergeſiedelt, um die Theaterkritik der „Spener'ſchen Zeitung" zu übernehmen. Er hat in Nummer 161 mit einer Kritik über Schillers „Wilhelm Tell" debutirt.

∴ Fräulein Charlotte von Hagn iſt, von ihren Gaſtſpielen in Wien, München und Hamburg zurückgekehrt, als Donna Diana wieder aufgetreten und mit verdienter Auszeichnung empfangen worden.

∴ Auf der Königſtädter Bühne gaſtirt der Wiener Favoritkomiker Neſtroy und gefällt faſt noch mehr als im vorigen Jahre.

∴ Bei Duncker und Humblot iſt eine „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien" (2 Bde. 5½ Thaler!), erſchienen. Der Verfaſſer iſt Herr A. F. von Schack.

∴ Bei Oehmigke iſt eine nicht unintereſſante Broſchüre, „das Laternenmädchen, Aphorismen über Leben, Kunſt und Literatur", von Georg Beckmann, herausgekommen. Nächſtens mehr darüber!

∴ Unſere Geſellſchaft iſt durch die bekannte Ausweiſungsgeſchichte mit mancher ſtereotypen Redensart bereichert worden. Eine der gangbarſten iſt die himmliſche Entſchuldigungsphraſe: »Ich bin nur das Werkzeug höherer Gewalt.« (Telegraph.)

Bonn. Profeſſor Dr. Böcking beſchäftigt ſich mit einer Ausgabe der Geſammt-Werke A. W. von Schlegels.

∴ Am 10. d. M. wurden die beiden Partituren von Beethovens zweiter Meſſe und deſſen neunter Simphonie, welche der Verleger Schott in Mainz dazu geſchenkt hat, in Gegenwart des Comité's in das Fußgeſtell des Beethoven-Denkmals eingemauert.

∴ Es hat ſich hier eine Nachricht verbreitet, die großes Aufſehen macht. Bekanntlich ſind zu Ende dieſes Jahres 300 Jahre ſeit dem Tridentiniſchen Concil verfloſſen und man ſagt, daß der Papſt das Jubiläum durch Aufhebung des Cölibats feiern wolle. (Wer glaubt's???)

Boſton. Unlängſt iſt hier unter dem Titel „Life of Godfroy William von Leibnitz" ein nach der Guhrauer'ſchen Biographie bearbeitetes Compendium von John M. Mackie ans Licht getreten.

Bremen. Der Olbers-Verein hat dem Bildhauer Steinhäuſer die Ausführung des Olbers-Denkmals übertragen.

Brüſſel. Die Regierung ſetzt ihre Unterhandlungen mit Frankreich wegen Unterdrückung des Nachdrucks fort.

Cöln. Unſere Stadt will zu Ehren des aus Berlin verwieſenen baden'ſchen Volksvertreters einer Straße den Namen „Itzſtein-Straße" beilegen.

Dresden. Madame Schröder-Devrient iſt an einer größeren Bühne Preußens nicht mehr zum Gaſtſpiel gekommen. Der Director ſagte ihr offen: »Madame, Sie ziehen nicht mehr!« (Traurige Wahrheit!)

Düſſeldorf. Unſere Stadt iſt auf den Einfall gerathen, in einer Petition den König zu bitten, daß er der betreffenden Behörde befehle, die Motive der Ausweiſung des Herrn von Itzſtein zu veröffentlichen. (Morgenzeitung.)

Florenz. Pacini's neueſte Oper „Buonbelmonte" hat auf dem Pergola-Theater ſo koloſſalen Enthuſiasmus erregt, daß der Tonſetzer im Laufe der erſten Aufführung nicht weniger als 22 Mal gerufen worden iſt.

Frankfurt. Der deutſche Bund hat, durch Beſchluß vom 19. Juni d. J. den Schutz für das geiſtige Eigenthum für die Lebensdauer des Urhebers und auf 30 Jahre nach deſſen Tode ausgedehnt. Werke anonymer, pſeudonymer und moraliſcher Perſonen (Akademien und dergleichen) genießen ſolchen Schutzes während 30 Jahre vom Tage ihres Erſcheinens an. — Durch Beſchluß von demſelben Tage iſt das Verbot des verbrecheriſchen Negerhandels ausgeſprochen und durch Beſchluß vom 21. Juli, damit nicht zu viel Gutes zuſammenkomme, der ganze Verlag des literariſchen Comptoirs in Zürich und Winterthur für die geſammten Bundesſtaaten verboten worden.

Freiburg (im Breisgau). Dr. Hermann von Rotteck, der Sohn des berühmten Geſchichtsſchreibers, ein junger, äußerſt tüchtiger Gelehrter, von dem man die ſchönſten Hoffnungen gehegt, iſt am 12. d. M. in Freiburg, wo er Privatdocent war, geſtorben.

Grätz. Franz Wieſt hat im Theater eine humoriſtiſche, von brillantem Beifall begleitete Vorleſung gehalten.

Göttingen. Dem König von Hannover iſt hier von zweihundert weißgekleideten Mädchen ein — Lorbeerkranz überreicht worden. Dafür hat Ernſt Auguſt die königliche Verſicherung ertheilt, „daß in Beziehung auf die frühern beklagenswerthen Ereigniſſe Alles vergeben und vergeſſen ſei“. Wer hat denn in Hannover am meiſten zu vergeſſen? fragt der „Wandelſtern“.

Hamburg. Der rühmlich bekannte Komiker Franz Wallner hat hier im Aktien-Theater der Vorſtadt Sankt Paul mit brillantem Erfolge gaſtirt und durch ſeinen gemüthlichen Humor und ſeine in vieler Hinſicht treffende Charakteriſtik im ſtrengſten Sinne des Worts furore gemacht. (Im Laufe des nächſten Monats wird dieſer liebenswürdige Komiker in Leipzig eine Reihe von Gaſtrollen geben.)

∴ Der „Telegraph“ citirt aus der „New-Yorker Schnellpoſt“ folgendes Epigramm:

„Eher vereinigen ſich Calais und Dover,
Eher's Licht wird in — Hannover“.

Homburg. Unſere Spielbank hat auch in der diesjährigen Saiſon ihr Opfer gefordert. Ein ziemlich bemittelter Familienvater aus Wiesbaden, der als Einwohner dort nicht ſpielen darf, hat ſein ganzes baares Vermögen nach Homburg getragen und es hier in einer einzigen Sitzung verſpielt. Das Ende vom Liede? Er hat ſich aus Verzweiflung erhängt.

Karlsbad. Die Zahl unſerer Badegäſte wächſt mit jedem Tage. Nach der Badeliſte ſind bis jetzt 2968 ſogenannte Parteien eingetroffen, darunter der Großherzog von Sachſen-Weimar, der Herzog von Deſſau, die Fürſten von Löwenſtein, Rohan, Lubomirski, die Geheimen Räthe Clarus und Lorinser, der Senator Graf Pahlen, der Conferenz-Miniſter Graf Ficquelmont, der Baron Berzelius, der Hof-Kapellmeiſter Spohr u. A.

Karlsruhe. Die mit hieſiger Cenſur erſchienene Schrift: „Geheime Inquiſition, Cenſur und Cabinetsjuſtiz im verderblichen Bunde“, von W. Schulz und K. Welcker, iſt in Darmſtadt verboten worden.

Königsberg. Der Senat unſerer ehrwürdigen Univerſität hat ein Belobungsſchreiben an jenen Profeſſor erlaſſen, welcher ſich geweigert hat, das Cenſoramt zu übernehmen.

Leipzig. Allen Reiſeluſtigen können wir das unlängſt erſchienene „Poſt- und Eiſenbahn-Handbuch“, vom Oberpoſtamts-Sekretär Henſchel, empfehlen. Jeder Reiſende kann daraus erfahren, wann an jedem bedeutenden Orte in Deutſchland und den angrenzenden Ländern die Poſten- und Eiſenbahn-Züge ankommen und abgehen, wie lange er zu fahren und was er dafür zu bezahlen hat. Das Buch koſtet überdies nur einen Gulden.

∴ Von dem mit Recht beliebten Komiker Franz Wallner erſcheinen hier unter dem Titel „Mittheilungen aus dem Tagebuch des alten Komödianten“ zwei Bände intereſſanter Theaterſkizzen, wovon einige Proben in der „Cölniſchen Zeitung“, in der „Europa“ und in der „Theaterchronik“ abgedruckt geweſen ſind.

∴ Durch einen Artikel der „Grenzboten“ (Nummer 28, Seite 46) erfahren wir die nicht unintereſſante Neuigkeit, daß der berühmte Komponiſt der „Wüſte“, Felicien David, der Ex-Saint-Simoniſt, ein Jude iſt. (Von wem hat Rabbi Kuranda dieſe Nachricht?)

∴ Der Federkrieg zwiſchen dem Wiener Correſpondenten der Lewald'ſchen „Europa“ und dem Rabbi Kuranda iſt noch nicht zu Ende. Der Wiener ſagt dem gelehrten Rabbi ſehr bittere Dinge. Man muß aber auch geſtehen, daß Herr Kuranda, der ſich dann und wann aufs hohe Pferd ſetzt, eine höchſt komiſche Erſcheinung iſt, die wir nächſtens etwas näher ins Auge faſſen wollen.

∴ In unſerm „Tageblatte“ lieſt man: »Iſt's nicht ein wahrer Jammer zu ſehen, wie dieſer gute Recenſent ſich abquält, um Etwas und doch nichts zu ſagen, um Manches vorauszuſagen, ſich dann ſelbſt Recht zu geben, zu entſchuldigen und bemänteln und ſchlau und weiſe zu ſein? Glaubt der Herr wirklich, daß ſeine Faxen noch Jemanden irre machen können, und daß der große Theil des Publikums dieſer koloſſalen Nichtigkeit nicht bis auf den Grund geſchaut hat?« (Ob der gute Herr Held uns wohl ſagen könnte, auf wen ſich das beziehen mag?)

∴ Die „illuſtrirte Theaterzeitung“ citirt eine Unzahl kleiner Artikel aus dem in

Peſth erſcheinenden „Ungar“ und ſcheint abſichtlich dabei zu vergeſſen, daß der „Ungar“ die meiſten dieſer Artikel aus unſerm „Zapfenſtreich“ geplündert hat. „Brutus iſt ein ehrenwerther Mann“.

∴ Der „Komet“ macht folgende Gloſſe: »Der Deutſche braucht 100 Jahre, daß Etwas geſagt werde und 100 Jahre, daß er eine Sache ausführe. Auf dieſe Weiſe dürfte uns der deutſche Bund in circa 250 Jahren die (ſchon 1814) verheißene Preßfreiheit gewähren.«

∴ Die „Signale f. d. m. W.“ citiren ein koſtbares Motto: »Ein Fünfſilbergroſchen-Conzert, wenn es wahrhafte Kunſtgenüſſe bietet, zieh' ich vor einem Zweithaler-Conzert, wenn es langweilig iſt. Anaxagoras V. Z.«

London. Die hieſigen Zeitungen melden den Tod des Dr. Abercrombie, der jeder ſeiner ſieben Töchter ein Vermögen von 16,000 Pfd. St. und ſeine aus 10,000 Bänden beſtehende Bibliothek dem königlichen Chirurgen-Collegium zu Edinburgh vermacht hat.

∴ Charles Kean und ſeine Gattin haben ſich nach New-York begeben, wo ſie vom Director des Park-Theaters mit einigen andern Schauſpielern aus England auf ein Jahr engagirt ſind.

∴ Die Sängerin Sabilla Novello, die der Ruf als eine würdige Nachfolgerin ihrer Schweſter Clara ſchildert, wird eine Kunſtreiſe antreten und ſich zuerſt in Cöln hören laſſen.

∴ Der Veteran der Luftſchiffer, Maſter Green, hat unlängſt ſeine dreihundertſte Ballonfahrt gemacht.

∴ Das neueſte Stück des „Quaterly review“ (Nr. 161) enthält einen Artikel, der die ganze neuere Literatur der reiſenden Damen (ladies travellers), ſowohl der Engländerinnen, als der Spanierinnen und der Deutſchen behandelt und nicht weniger als zwölf ihrer Reiſewerke beurtheilt. Den Reigen beginnt Mrs. Meredith mit ihren (in Murray's „Colonial library“ abgedruckten) Bemerkungen und Skizzen aus Neu-Süd-Wales und den Schluß bilden Thereſens Briefe aus dem Süden. Mrs. Poole (die Schweſter des Herrn Lane, des bekannten ägyptiſchen Reiſenden), die Señora Calderon de la Barca, Mrs. Romer, Lady F. Egerton, die Gräfin Grosvenor, Mrs. Houſton (Tochter des bekannten Naturhiſtorikers Jeſſe), die ehrenwerthe Mrs. Dawſon Damer, die Marquiſe von Londonderry, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, alle dieſe Damen läßt der Kritiker die Revue paſſiren, und zwar, nach engliſcher Sitte, mit gehöriger Rückſicht auf Das, was er dem Geſchlecht ſchuldet, wenn er dabei auch nicht immer „galant“ iſt.

Mailand. Das Theater der Scala ſoll am 1. Auguſt mit Roſſini's „Wilhelm Tell“ eröffnet werden.

Mannheim. Herr von Itzſtein, Badens würdiger Volksrepräſentant, ſammelt Beiträge für die Tochter des im Irrenhauſe geſtorbenen Dr. Siebenpfeiffer.

München. Ein Reſcript der königlichen Regierung der Pfalz warnt die Beamteten vor Schreibfehlern, da — hört, hört! — in Folge eines Schreibfehlers ein mit richtigen Päſſen verſehener, höchſt unbeſcholtener Mann 18 Tage lang unſchuldig eingeſperrt war. (Beamtete, die nicht einmal richtig ſchreiben können, ſollte die Regierung zum Teufel jagen!)

Neapel. Der König hat für die Naturforſcherverſammlung ein großes Mittagsmahl in Caſerta feſtgeſetzt.

∴ Es wird ein neuer Fremdenführer für Neapel ausgearbeitet, worauf 8000 Ducati verwendet werden ſollen (?).

∴ Zum Andenken des berühmten Philoſophen Vico wird hier eine Medaille geſchlagen werden.

New-York. Der ehemalige Präſident der Vereinsſtaaten, General Andreas Jackſon, iſt am 8. Juni auf ſeinem Landſitz Hermitage geſtorben. Sein Tod wird allgemein betrauert. Als die Kunde davon nach New-York kam, wurde auf dem Rathhauſe die Trauerfahne aufgepflanzt.

Padua. Am 1. Juli wurde hier die dreihundertjährige Feier unſeres botaniſchen Gartens, des älteſten in ganz Europa, gefeiert. Eine prächtige Blumenausſtellung, die erſte in Padua, und des Abends die allgemeine Beleuchtung des Gartens, wobei unter den älteſten Bäumen die Regiments-Muſik ſpielte, bot den zahlreich verſammelten Fremden ein heiteres Feſt. Die älteſte Platane des Gartens, herrlich beleuchtet, feierte gleichfalls ihr dreihundertjähriges Daſein und war ſomit Zeuge der Verehrung, die dem Gründer des Gartens, Franz Bonafideus, gezollt wurde, deſſen Büſte zwiſchen denen Linné's und Juſſieu's aufgeſtellt und mit Lorbeer bekränzt war.

Paris. Der „Corſaire Satan“ ſchreibt: »Der Graf von Paris, ſechs Jahre alt, hat alle ſeine Milchzähne und überdies vier Adjutanten. Der Erſte lehrt ihn, mit einem hölzernen Säbel umzugehen, der Zweite, ſich auf einem Schaukelpferde zu halten, der

Dritte, bleierne Soldaten aufzuſtellen und der Vierte, Baſtillen aus Honigkuchen zu bauen. Dieſer Unterricht koſtet dem Staate jährlich 30 bis 40,000 Francs. Wird er einen Alexander oder einen Johann ohne Land hervorbringen?«

∴ Seit langer Zeit hat kein Ereigniß einen ſo unbändigen Skandal erregt, als das Factum, von dem jetzt ganz Paris ſpricht. Die Frau eines unſerer berühmteſten Maler, Herrn Biard, iſt im ſträflichen Umgange mit einem unſerer berühmteſten Schriftſteller, Herrn Victor Hugo, auf friſcher That ertappt und auf ihres Mannes Antrag von der Polizei ſogleich zur Haft gebracht worden. Herr Biard wollte auch den Verführer arretiren laſſen; Victor Hugo aber verſchanzte ſich hinter ſeine Pairswürde und dieſe ſchützte ihn vor der Intervention der Polizei. — Sämmtliche Journale beuten dieſes Factum auf impertinente Weiſe aus; am boshafteſten zieht der „National" gegen den Pair von Frankreich zu Felde. Um dieſem endloſen Skandale aus dem Wege zu gehen, hat Victor Hugo ſeine Päſſe verlangt und will nun ſeine Reiſe nach Spanien antreten.

∴ Der „National" macht dieſen Gegenſtand zu einem leitenden Artikel, in welchem er beſonders den Umſtand beſpricht, daß Herr Victor Hugo wegen ſeiner Eigenſchaft als Pair nicht verhaftet worden ſei. Das Blatt meint, die Unverletzlichkeit der Pairs ſei zwar gut für politiſche Verhältniſſe, aber ſie könne unmöglich ſo verſtanden werden, daß wenn ein Pair in flagranti delicto betroffen würde, derſelbe nicht auch dem allgemeinen Geſetz verfallen ſollte, denn ſonſt würde die Prärogative ein Bollwerk werden, hinter welchem Mord und Criminalverbrechen geſchützt würden. Die Verfaſſung vom Jahre V. der Republik habe ſchon den Fall, wo ein Mitglied der legislativen Corporation in flagranti delicto betroffen werde, ausgenommen, eben ſo die Zuſatzakte von 1815. Freilich ſchweige die jetzige Charte darüber, doch könne eine natürliche Interpretation eine ſolche Strafloſigkeit nicht herausdemonſtriren. Die ehrenwerthen Pairs, welche den Dichter nicht eben gern in ihre Reihe aufnahmen, ſind über dieſen faux pas im höchſten Grade indignirt, und ein ſolcher Skandalprozeß würde das Anſehen der Kammer auch mehr als Alles untergraben. Man behauptet, daß einige Freunde und ſelbſt der König Schritte gethan haben, Herrn Biard zu vermögen, den Prozeß aufzugeben. Auch Andere haben bereits Verſuche gemacht, Herrn Biard von ſeinem Vorſatze abzubringen und die Sache zu vermitteln. Der Ehemann aber, welcher ſeine Frau ſchwärmeriſch liebt, ſcheint bis jetzt gegen allen guten Rath taub geblieben zu ſein. Herr Victor Hugo iſt ſelbſt verheirathet. In der Pairskammer iſt er nicht erſchienen. Er war zum Berichterſtatter einer Commiſſion ernannt, ließ ſich aber durch Krankheit eines ſeiner Kinder entſchuldigen. Die beiden Ungetreuen hatten ſich ein kleines Gemach in einer fernen Straße gemiethet. Herr Biard hatte das Stelldichein belauſcht, die Polizei gab ihm die verlangten Exekutivbeamten, und mit ihnen eilte er an das Zimmer. Der Polizei-Kommiſſär verlangte Einlaß; man antwortete nicht. Endlich bei der Drohung von Gewalt wurde geöffnet. Herr Victor Hugo erklärte, daß er Pair ſei, und als ſolcher ging er unangefochten vor dem Kommiſſär, welcher einen tiefen Bückling machte, vorüber und durch die verſammelte Menge davon.

∴ Der junge Prinz von Montfort, einer der Napoleoniden, wird ſich hier mit einer ruſſiſchen Fürſtin vermählen, die ein Heirathsgut von zehn Millionen beſitzt.

∴ Die Töchter unſerer Bankiers und Wechſelagenten wollen nur Fürſten oder Herzoge heirathen. Die Mutter einer dieſer Töchter wollte ihr 500,000 Frs. mitgeben; man ſchlug der Mademoiſelle G. einen ſehr annehmbaren, ziemlich reichen, jungen Mann vor, der noch dazu Graf war. »Was?« rief ſie verächtlich, »um eine halbe Million bekommt man ja einen Herzog!«

∴ Der Annoncen-Schwindel wird jetzt immer weiter getrieben. Der „Droit", die „Patrie", der „Meſſager", die „Illuſtration" und einige andere Blätter haben ihren Annoncenraum einer neuen Aktiengeſellſchaft verpachtet.

∴ Ganz Paris iſt auf eine literariſche Erſcheinung geſpannt. Die bekannte Schauſpielerin Jenny Vertpré, Gemahlin des Luſtſpieldichters Carmouche, will ihre „Denkwürdigkeiten" erſcheinen laſſen. Wenn ſie darin die Wahrheit erzählt, dürften Verhältniſſe vom pikanteſten Intereſſe zur Sprache kommen.

∴ Lord Broughams neueſtes Geſchichtswerk „Voltaire et Rousseau" hat die Erwartungen, die man davon gehegt, keineswegs erfüllt. Rouſſeau's Biographie iſt ziemlich unbedeutend, und mit weit weniger Vorliebe als das Leben Voltaire's behandelt. Dagegen ſind die beiden Portraits außerordentlich ähnlich.

∴ Der vierte Band von Thiers' „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs" iſt erſchienen; der fünfte ſoll Ende Auguſt ausgegeben werden.

∴ Charles von Rémuſat hat ein neues Geſchichtswerk, „Abélard“, in zwei Bänden erſcheinen laſſen.

∴ Von Charles d'Argé iſt ein für die Geſchichte der franzöſiſchen Bühne nicht unintereſſantes Werk unter dem Titel „Les Théâtres de Paris, histoire et anecdotique, critique, biographique et littéraire de tous les théâtres de la capitale“ erſchienen.

∴ Herr Baſſet, Direktor der komiſchen Oper, hat Dem. Thereſia Brambilla, die Schweſter der berühmten Marietta Brambilla, engagirt.

∴ Dem. Rebecca Félix, welche kürzlich auf dem Théâtre français als Palmira in Voltaire's „Zaire“ aufgetreten, iſt, wie Dem. Sara Meyomet (die auf einem der Boulevards-Theater ſpielte), eine Schweſter der berühmten Dem. Rachel.

∴ Eine der hübſcheſten Schauſpielerinnen des Théâtre français, Dem. Pleſſis, hat ihr lebenslängliches Engagement und ihre Anſprüche auf Penſion aufgegeben und ſich heimlich nach Rußland entfernt. Aus Liebe???

∴ Dem. Pleſſis iſt in Petersburg mit 50,000 Francs für das Jahr auf 10 Jahre engagirt; ſie erhält nach Ablauf der 10 Jahre 12,000 Francs Penſion; überdem wurden ihr 60,000 Francs vergütet, weil ſie ihren Anſpruch auf Penſion in Paris aufgiebt.

∴ Der berühmte Componiſt Auber iſt bedeutend erkrankt.

Peſth. Der Schauſpieler Gruner, zur Zeit ſeiner Glanzperiode Regiſſeur des k. k. priv. Theaters an der Wien, dann Direktor der Bühnen in Frankfurt und Darmſtadt, und bis vor wenig Jahren Inſpicient des k. k. Hofburgtheaters, iſt geſtorben. Er war vor ſeiner Schauſpieler-Carrière Rittmeiſter (unter dem Namen Akács), und durfte wohl auf eine glänzendere Zukunft Anſpruch machen, indem Erzherzog Leopold und Maria Thereſia ſeine — Pathen waren! (Theaterchronik.)

∴ Die vor Kurzem eingegangene „Peſth-Ofener Zeitung“, deren Privilegium der Verleger der neuen „Peſther Zeitung“ angekauft, hatte einen Abonnenten, den Notar von Apathin, der das erſtgenannte Journal ſeit dem Jahre 1792, alſo durch volle 53 Jahre, ohne Unterbrechung hielt. (Ein treuer Abonnent, der wegen ſeiner großen, faſt beiſpielloſen Ausdauer nach ſeinem Tode ausgeſtopft und als rara avis gezeigt zu werden verdient!)

Petersburg. Eine Polin, die Gräfin Roſalie Rzewuska, aus einem der älteſten und erlauchteſten Geſchlechter Polens, iſt zur Staatsdame der Kaiſerin erhoben worden. Ihre Mutter, die Fürſtin Lubomirska, ſtarb als Freundin der Maria Antoinette unter der Guillotine, weil ſie, wie man ſagt, Robespierre's Liebesanträge zurückwies. Ihr damals vierjähriges Töchterchen wäre beinahe verhungert, wenn nicht Kosciusko und die polniſche Republik auf ſeine Auslieferung angetragen hätten. Man fand das Kind dem Tode nahe und ſeine Kleider von dem langen Aufenthalt im Kerker zerfetzt. Nach ſorgfältiger Pflege ward es nach Polen gebracht und dort ſtandesgemäß erzogen. Das Kind iſt die jetzige Gräfin Rzewuska, eine ſehr gebildete Frau und wahrſcheinlich nach der Gräfin Montague die Einzige, welche die Erlaubniß erhielt, das Serail in Conſtantinopel zu beſuchen. (Spen. Zeit.)

∴ Unter den vielen nahen Landſitzen der Reſidenzſtadt erfreut ſich Pawlowsk ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn während der Sommer-Monate vor allen des zahlreichſten Beſuches. Der mächtige Magnet, der unſer Publikum jetzt dahin lockt, iſt das jüngſt dort angelangte Orcheſter des Herrn Gung'l aus Berlin. Es zählt 27 Mitglieder, größtentheils ausgezeichnete Künſtler, deren treffliches Spiel hier den größten Beifall findet.

∴ Der ehemalige Landſitz der Familie Czartoryski, Pulawy, ſoll auf kaiſerlichen Befehl künftig Neu-Alexandria genannt werden.

Prag. Für die Eröffnung der Prag-Olmützer Eiſenbahn werden große Feſtlichkeiten vorbereitet, Ausrückung der Bürgermiliz, an welche ſich auch die Reichenberger Schützengilde anzuſchließen gedenkt, ferner ein großes Diner mit Freihaltung ſämmtlicher Wiener Gäſte, 600 an der Zahl, großer Feſtball vom Prager Handelsſtande im ſpaniſchen Saal der Hofburg, wobei die Subſcriptionen auf 100, 50 und 25 fl. Münze, das Entrée für ein Billet auf 10 fl. Münze feſtgeſetzt iſt. So großartig dieſe Feierlichkeiten projektirt ſind, ſo kleinſtädtiſch iſt es, daß man herumgeht und in Privathäuſern um unentgeltliche Bequartierung der ankommenden Gäſte bettelt. Zu was haben wir ſo viele, neue elegante und große Gaſthöfe? oder will man „Armuth und Edelſinn“ aufführen? — !

∴ Am 20. Auguſt ſoll die Eiſenbahn von hier nach Wien eröffnet werden.

∴ Im 7. d. M. ſtarb Herr M. Zdekauer, Chef des gleichnamigen Großhandlungshauſes, ein Mann, der, ohne geadelt worden zu ſein, den ſchönſten Adel im Herzen trug; er war, was bei Reichen ſo ſelten iſt, ein Vater der Armen und that das Gute im Stillen. Unſere Lokalblätter fanden es nicht der Mühe werth, ihm ein paar Worte der Anerkennung zu weihen; ſollten ſie ſich geſchämt haben, ein Mal einen geachteten Namen in ihre Spalten aufzunehmen?

„Laß Sie gehen! Sie ſind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher."

∴ Eine bei Engelmann in Leipzig erſchienene Brochure: „das Judenthum und die böhmiſchen Unruhen", macht hier viel Aufſehen; die Bürgerſchaft ſoll dem Verfaſſer einen Silberbecher votirt haben und das fünfte Hauptviertel (die Judenſtadt) das Getränk dazu liefern. Soll der Arme wie Sokrates enden?

∴ Die Kämpfe um die Direktion unſeres Theaters dauern fort; jedoch ſoll die bisherige, vielköpfige, ſtändiſche Theater-Aufſichtskommiſſion mit Oſtern k. J. aufgelöſt und der kunſtliebende Graf Albert Noſtiz zum Intendanten des Theaters ernannt werden. — Wir hoffen, daß er einen tauglichen Ober-Regiſſeur anſtelle!

∴ In dem Luſtſpiele „Er muß aufs Land" nahm das Fichtner'ſche Ehepaar bei gutbeſetztem Hauſe von uns Abſchied. Komiſch war es, als Tags vorher in „Kabale und Liebe" der Präſident blos von zwei Livreebedienten begleitet im letzten Akte auf der Bühne erſchien und ihnen am Schluſſe mit Pathos zurief: »Führt mich fort, ihr Gerichtsdiener! O, unſer Herr Ernſt iſt ein gar umſichtiger Regiſſeur!

∴ Der Optiker Weiß produzirt hier im Theater ſeine Nebelbilder; vielleicht kann er uns auch die verſprochene milde Cenſur-Inſtruktion zeigen! Post nubila — ?? —

Teplitz. Unſere Badeliſte zählte bis zum 26. Juni 874 Parteien oder 1392 Perſonen. Abgereiſt ſind bereits 119, anweſend noch 754 Parteien.

Wien. Unter den hieſigen muſikaliſchen Notabilitäten, welche zur Enthüllung des Beethoven-Monuments nach Bonn reiſen werden, nennt man den Profeſſor Fiſchhof und Herrn Auguſt Schmidt, den Redakteur der hieſigen „muſikaliſchen Zeitung". Auch Herr Hoven (v. Vesque) gedenkt dem Muſikfeſte in Bonn beizuwohnen.

∴ Der bekannte Groß-Hoffinger hat ſeine Journal-Conceſſion, „der Adler", an Herrn von Schmid verkauft. Letzterer iſt Beſitzer einer bedeutenden Buchdruckerei und hat die Conceſſion nur unter der Bedingung gekauft, daß ihm die Wahl des Redakteurs überlaſſen bleibe und der Name des frühern Eigenthümers aus der Zeitſchrift verſchwinde. Der „Adler" hat ſich nun in die „Gegenwart" umgetauft und in der Perſon des Herrn Andreas Schumacher einen honnetten Redakteur erhalten, der die vaterländiſchen Intereſſen im Sinne eines gemäßigten Fortſchrittes vertreten will. Wir wünſchen das beſte Gedeihen!

∴ Baron J. C. von Zedlitz, erſt Sänger der „Todtenkränze" und ſpäter halboffizieller Correſpondent der A.-A.-Zeitung, iſt vom Herzog vom Naſſau zum Geſchäftsträger am hieſigen Hofe ernannt worden.

∴ Neulich beförderte unſere Eiſenbahn 18,623 Perſonen zu dem Geſangsfeſt nach Mödling.

Zürich. Dr. Steiger ſoll geſonnen ſein, nach Berlin überzuſiedeln, um dort, fern von aller Politik, als Arzt zu prakticiren. (Hieße das nicht, aus dem Regen in die Traufe kommen?)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1733 wurde ein armes Dienſtmädchen, Namens Nicolle Lebrun, durch ein in letzter Inſtanz vom Châtelet zu Paris erlaſſenes Urtheil zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, weil ſie die Indiscretion begangen, ſich mit einer Robe ihrer Dienſtherrin zu ſchmücken. Nachdem ſie 13 Jahre im Strafhauſe zugebracht hatte, wurde ſie 1746 durch einen ſogenannten Gnadenbrief (lettre de grâce) freigelaſſen. (Und dies hieß man Gerechtigkeit.)

— Seit 1830 beſteht in allen engliſchen Regimentern ein ſogenannter Nagelorden, deſſen Mitglieder einen ſilbernen Nagel an einem blauen Bande am Halſe tragen. Alle Mitglieder machen ſich bei der Aufnahme in dieſen Orden verbindlich, monatlich ein Mal zuſammenzukommen und zwar bei einem von ihnen der Reihe nach, blos zu dem Zweck, ſich in guter Geſellſchaft einmal ordentlich zu betrinken oder, wie ſie ſich maleriſch auszudrücken pflegen, „einen Nagel zu ihrem Sarge zu ſchmieden". Ein engliſches Sprichwort, dem man allgemein Glauben ſchenkt, verſichert, eine allzuregelmäßige, von gar keiner Ausſchweifung unterbrochene Lebensweiſe ſei der Geſundheit nachtheilig; monatlich ein Mal müſſe der Menſch über die Schnur hauen, wenn er ſich wohlbefinden und lange leben wolle. Die Förderung dieſes Zweckes läßt ſich der ehrenwerthe „Nagelorden" ſehr angelegen ſein. (Leipz. Modenzeitung.)

— In Königsberg wird alljährlich der Immanuelstag (22. April) durch ein Gaſtmahl gefeiert zur Erinnerung an die kleinen Mittagseſſen, welche der große Philoſoph Kant zu geben pflegte und wobei, ſeinen Worten nach, die Zahl der Gäſte nie unter der Zahl der Grazien und nie über jene der Muſen ſtark ſein darf.

— Große Männer müſſen ſich nach dem Tode oft wunderlich verſtümmeln laſſen. So liegt Canova's Leichnam in der Kirche zu Poſſagno und ſein Herz in einem Monumente zu Venedig. Ueberdies hat man ihm noch die rechte Hand abgelöſt! Dieſe liegt in einer Porphyr-Vaſe mit goldenen Handhaben und befindet ſich in Venedig im Verſammlungsſaale der Akademie der ſchönen Künſte, woſelbſt auch der vom Künſtler zuletzt gebrauchte Meißel (mit der Namenschiffre A. C.) aufbewahrt wird.

— Die Familie Beauharnois ſoll vormals einen ſehr anſtößigen Namen geführt haben, der zwar auch mit Beau anfing, aber auf eine höchſt gemeine Weiſe endigte. Als 1645 ein Parlamentsrath Beau … eine Frau von Miramion heirathete, bewirkte ſein Schwiegervater, daß die ärgerliche Endſylbe durch ein königliches Patent in das wohlklingende harnois verwandelt wurde.

— Der arabiſche Arzt Ebn Ebad ſchlug einſt einen ehrenvollen Ruf nach Perſien aus, weil er zur Fortſchaffung ſeiner aus 117,000 Bänden beſtehenden Bibliothek vierhundert Kameele nöthig haben würde.

— Schiller hinterließ, als er ſtarb, nicht mehr als ſieben Gulden.

— Während der Schreckenszeit ließ zu Paris die Vorſteherin einer Erziehungs-Anſtalt für junge Mädchen, welche eifrig der Revolution anhing, in allen Liedern, welche die Mädchen ſingen mußten, das Wort „amour" wegſtreichen und dafür „tambour" ſetzen. Welcher Unſinn dabei oft herausgekommen, kann ſich wohl Jeder denken.

— Wenn man annimmt, daß nur tauſend Millionen Menſchen auf unſerer Erde wohnen und jede Generation durchſchnittlich 33 Jahre lebt, ſo ſterben in 33 Jahren tauſend Millionen Menſchen. Nach dieſer Berechnung ſterben jedes Jahr 30 Millionen, jeden Tag 82,000, jede Stunde 3400, jede Minute 60, jede Sekunde Einer.

— Dr. Wolfgang Menzel beantwortet die Frage, warum der ſchlechteſte Platz im Theater das Paradies heiße, wie folgt: »Paradies hieß ehemals die Vorhalle der Kirchen, an deren Decke auch der Sündenfall abgemalt war. Hier mußten die Profanen und Büßenden verweilen, die nicht ins Heiligthum gelangen konnten. Von der Kirche ging dieſer Ausdruck aufs Theater über.«

— Im Jahre 1837 erſchien zu Nürnberg ein Büchlein, betitelt „das Bett, der Schlaf und der Traum", worin der Verfaſſer, ein Dr. Noſch, die Behauptung aufſtellt, daß die Runzeln im Geſicht keineswegs Folge des Alters ſind, ſondern — hört, hört! — aus der unzweckmäßigen Lage im Bett entſpringen. Nach der Anleitung dieſes Runzeldoctors ſollen die Falten im Geſicht durch eine zweckmäßige Lage im Bette allmälig wieder ausgeglättet werden können. Damen, welche ihre Runzeln los zu werden wünſchen, brauchen ſich weiter nichts, als jenes Büchlein zu kaufen.

— Wohl jeder unſerer Leſer wird den ariſtokratiſchen Parfüm „Patchouly" kennen, aber nur Wenigen dürfte es bekannt ſein, daß dieſer Geruch aus den Blättern einer neuholländiſchen Pflanze gewonnen wird, welche in der Botanik „Plectranthus graveolens" heißt.

Treffer und Nieten.

• Koketterie heißt nach der Definition eines modernen Philoſophen, durch ein komödiell fingirtes Retirirungs-Syſtem den effektuel dominirenden Avancirungs-Appetitus ſchlau maskirend, die ſummariſche Geſammtheit des ſexualcontraponirten Nicht-Ichs an das erotiſch-inſpirirte Ich alliciren und die Feſſeln dieſer unfreien Ergebung mit Glanz und Würde tragen.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 149. Leipzig, 6. Auguſt 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein Tag aus dem Leben des Herrn von Gundling [*]).

Von E. M. Oettinger.

(1727.)

Zur Feier der Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth veranſtaltete Friedrich Wilhelm I. auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Wuſterhauſen eine große Parforcejagd, bei der ſein Spaßmacher — obgleich Herr von Gundling ein abgeſagter Feind aller Nimrode war — durchaus nicht fehlen durfte.

An dieſem Tage, an dem der Enkel des großen Kurfürſten wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune war, verſprach er ſeinen Gäſten, Abends nach der Heimkehr von der Jagd, ein ergötzliches Schauſpiel, ein noch nie dageweſenes „Pläſir“, eine köſtliche Ueberraſchung.

Kurze Zeit vorher hatte der Monarch in einer Lebensbeſchreibung der Tochter Guſtav Adolphs von Schweden geleſen, daß Königin Chriſtine einſt — im Jahre 1650 — in einer Anwandlung muthwilligen Humors einen der berühmteſten Gelehrten jener Zeit, den weltgefeierten Profeſſor Salmaſius, (dem der Cardinal von Richelieu den Staatsrathstitel, den Sanct-Michael-Orden und eine große Penſion angeboten hatte, um ihn zu bewegen, eine Anſtellung in Frankreich anzunehmen, der aber lieber einem Rufe nach Stockholm gefolgt war), ihren ausgezeichneten Gaſt; welcher — gleich groß als Theolog und Juriſt, als Mediziner und Philoſoph — der Heiland weiß wie viel todte Sprachen verſtand, mit einem Worte, dieſes nec plus ultra von Gelehrſamkeit zu bewegen, in Gemeinſchaft mit einem nicht minder intereſſanten Gaſte, dem hochgelahrten Profeſſor und Bibliothekar Marcus Meibomius von Kopenhagen, in poſſirlichem Coſtüme eine Sarabande — eine Art Ecoſſaiſe — zu tanzen. Dieſer übrigens närriſche Einfall war dem Könige von Preußen ſo außerordentlich komiſch erſchienen, daß er ſich das Verſprechen gegeben hatte, ſich bei Gelegenheit einen ähnlichen Genuß zu verſchaffen. Seine Majeſtät, gewohnt, das, was Sie ſich ſelbſt verſprachen, ſtets zu halten, geruhten zu beſchließen, Allerhöchſt Ihren Plan heute zur Ausführung zu bringen.

---

[*]) Probe aus dem am 10. Auguſt erſcheinenden „Narren-Almanach“ für 1846, welcher drei Novellen, „Jakob Paul von Gundling“, „Sophie Arnould“ und „Pu-tſchou-ly“ enthält. E. M. O.

Nach beendigter Jagd ſagte der König zu ſeinem Ober-Ceremonienmeiſter:

— Gundling, will Er uns einen Gefallen erweiſen?

— Mit tauſend Freuden, Majeſtät, erwiderte der gelehrte Herr, der viel zu ſervil war, um nicht jeden Wunſch des Königs zu erfüllen.

— Ich habe mir ſagen laſſen, Gundling, daß Er ein ausgezeichneter Tänzer ſei.

— Ich? Wer hat Ew. Majeſtät dies Geheimniß offenbart?

— Meine Tochter, Prinzeſſin Friederike, die es von ihrer Hofmeiſterin erfahren hat ...

— Majeſtät, ich ſchwöre bei allen Göttern des Olymps, daß man Prinzeſſin Tochter ſchmählig belogen hat ... ich habe ſeit dreißig Jahren nicht mehr getanzt ...

— Das iſt nicht wahr, Gundling. Er ſoll im verfloſſenen Winter, auf dem letzten Maskenballe bei Hofe, mit der Baronin von Tippelskirch eine Menuet getanzt haben, ſo ausgezeichnet ſchön, daß der franzöſiſche Geſandte erklärt haben ſoll, er habe dieſen Tanz ſelbſt am Hofe des vierzehnten Ludwigs nicht ſo graziös ausführen ſehen, als von meinem Kammerherrn und Ober-Ceremonienmeiſter.

— Von mir???

— Von Ihm, Gundling! O, geb' Er ſich keine Mühe, mir und Anderen ableugnen zu wollen, daß er der ausgezeichnetſte Menuettänzer meines ganzen Hofes iſt. Prinzeſſin Friederike und der Kronprinz haben uns nach Wuſterhauſen begleitet, um Ihn heute Abend tanzen zu ſehen ...

— Sire, ich werde nicht tanzen ...

— Er muß! ſchrie der Monarch, den der leiſeſte Widerſpruch jähzornig machte. Ich befehl's, ſag' ich Ihm ...

— Ah, ſprach Herr von Gundling, ſich tief verbeugend, ſobald Ew. Majeſtät es zu befehlen geruhen, dann wird Allerhöchſt unterthänigſter Knecht tanzen, ſelbſt dann noch, wenn er, wie geſagt, das Tanzen längſt ſchon verlernt hat.

— Er tanzt heute Abend eine Menuet, und damit Baſta, Punktum, Sela, Amen!

Der Baron machte neun bis zehn Verbeugungen und wagte nicht mehr zu widerſprechen.

— — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter, nach aufgehobener Abendtafel, bei der unſer Ober-Ceremonienmeiſter, welcher jetzt par ordre du Mufti auf ſeine alten Tage Menuet tanzen ſollte, viel weniger als ſonſt getrunken hatte, wurde er in den ſpärlich erleuchteten Ballſaal geführt, auf deſſen Gallerie bald darauf der König, der junge Kronprinz, die Prinzeſſin Friederike und ſämmtliche Jagdgäſte Sr. Majeſtät erſchienen, um ſich an dem luſtigen Schauſpiel, das nun eben beginnen ſollte, con amore zu ergötzen. Nachdem der König drei Mal in die Hand geſchlagen, begann auf der entgegengeſetzten Seite der Gallerie eine vom Jagdgefolge ausgeführte Hornmuſik.

Nach Beendigung der Introduktion rief der König von ſeinem Sitze in den Saal hinab:

— Nun, Gundling, iſt Er bereit?

— Wenn's ſein muß, Sire, dann bin ich zu Allem, ja ſogar — fügte er mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu — zum Menuettanzen bereit.

— Gut, ſprach der Monarch und klatſchte wieder drei Mal in die Hände.

Auf dies zweite Signal öffnete ſich unten im Saale, in dem ſich außer unſerm Helden nur noch zwei königliche Lackeien befanden, eine der Flügelthüren, durch die nun ſeine Tänzerin hineinſchwebte, die gleich bei ihrem Erſcheinen von der allgemein überraſchten Gallerie mit unbeſchreiblichem Jubel, coloſſalem Bravoruf und endloſem Gelächter empfangen wurde, denn dieſe reizende Sylphide war nichts Geringeres, als ein aus der Dynaſtie der Miſchke abſtammender, äußerſt gut abgerichteter, in der Tanzkunſt ſehr wohlerfahrener Bär.

Als Gundling dieſen Bären auf ſich zuſtürzen ſah, bekam er einen heilloſen Schreck, der, wie ein elektriſcher Schlag, durch jede ſeiner Gliedmaßen fuhr und ihn Anfangs ganz und gar verſteinerte.

— Courage, Gundling, Courage! rief ihm der König zu. Miſchke iſt ein wohlerzogener Bär, der Ihn nicht beißen wird, und ſollte er wirklich ſeine Mucken bekommen und unartig werden wollen, ſo ſind die Wärter mit der Peitſche da, die ihn bald wieder zur Vernunft bringen wird. Alſo Muth gefaßt, Gundling, angefangen, angefangen! Muſik, Muſik! befahl der König.

Als die vierfüßige Sylphide die erſten Töne der Muſik vernahm, fing ſie, hingeriſſen von dem ohrſchmeichelnden Zauber der Muſik, unwillkürlich zu tanzen an, warf endlich ihre Balancirſtange weg und riß, wie jeder andere Farceur nur allzuleicht durch den Beifall der Menge berauſcht, bald auch ihren im ſtrengſten Sinne des Worts beſtürzten und betretenen Chapeau mit ſich fort und wirbelte ihn mit ſolcher Kraft und Schnelligkeit in Anfangs weit gezogenen und allmählig immer enger werdenden Kreiſen herum, daß der arme Grotesktänzer wider Willen erſt ſeine langen Manchetten, dann ſeine Schuhe, endlich auch ſeine Perücke und zuletzt, in Folge des ungewohnten Wirbels, den Athem und das Gleichgewicht verlor und beſinnungslos, plump und ſchwer wie ein Mehlſack, auf das Parquet niederfiel. Die allerhöchſten und hohen Zuſchauer brachen in lauten Jubel aus und klatſchten dem Bären ſtürmiſchen Beifall zu; ja die junge ſchelmiſche Prinzeſſin Friederike ließ ſich vom Enthuſiasmus ſogar ſo weit hinreißen, einen Blumenſtrauß, der an ihrer ſchönen jungfräulichen Bruſt einen neidenswerthen Platz gefunden hatte, wegzureißen und ihn dem Signor Miſchke — wie etwa heutzutage einem berühmten Klavierpauker — allerhuldreichſt zuzuwerfen.

— Genug! genug! herrſchte der Monarch, kein Spaß darf zu weit getrieben werden. Jungens, rief er den Lackeien zu, führt den Bären ab und hebt den Gundling auf. Heda, Freund,,rief er hinab, Du haſt Dir doch nicht Schaden gethan?

— O nein, Sire, antwortete der äußerſt gutmüthige Tropf, welcher unterdeſſen neue Kraft zum Aufſtehen geſammelt hatte.

— Habe Dank, guter Freund, für die Unterhaltung, die Du uns bereitet haſt. Vorläufig bleiben Wir Dein Schuldner. Gute Nacht, Gundling, ſprach der König und winkte ihm mit der Hand einen allergnädigſten Gruß zu.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, hat der König Dich blos darum zum Hiſtoriographen ſeines Reiches und zum Präſidenten ſeiner Akademie, zum Baron und Kammerherrn gemacht, damit Du hoch genug ſtehſt, um mit ſeinem Bären, zur Beluſtigung des ganzen Hofes, ein Pas de deux zu tanzen?

O Königsgunſt, Königsgunſt!!!

Ein alter Blumauerianer.

Von Franz Gräffer.

Vor wenig Jahren ſtarb in Wien ein gewiſſer L...nn...n, ein Genoſſe der Schöngeiſter der Blumauer'ſchen Zeit. Von jeher hatte er Bücher aufgeſtapelt, beſonders Almanache, Journale, Flugſchriften u. ſ w. Der Mann war ſehr beleſen, ſtrotzte von Anekdoten, war aber Pedant. Er dichtete und ſchrieb allerlei Kleinigkeiten. Unter Anderm gab er mir eine Charakteriſtik Blumauers, die ich noch nirgends gedruckt gefunden habe. Da Blumauers Vorname mit A beginnt, ſo kam die Idee zu dieſem Spaß in alphabetiſcher Folge Er lautet:

Aloys
Blumauer:
Cenſor;
Dichter;
Epicuräer;
Freigeiſt;
Genie;
Hageſtolz;
Jeſuitenfeind;
Kenner
Latiums;
Maurer;
Naſo
Oeſterreichs;
Prieſterfeind;
Quälte
Roms
Satelliten;
Traveſtirte
Unſterblich
Virgils
Werk.

Man ſieht, es iſt blutwenig an dem Ding, bis auf das T, U, V, W; aber jene Zeit war ſehr genügſam.

— — — — — — — — — —

Dieſer L. war damals ein rüſtiger Mitarbeiter zweier unter Kaiſer Joſeph II. herausgekommenen, ganz eigenthümlichen Journale, der „ſchwarzen Zeitung“ und der „geſchriebenen Zeitung“. Erſtere, welche wöchentlich zwei Mal erſchien und Freund Hain, den Gevatter Tod, als Vignette hatte, erzählte im öſterreichiſchen Volkstone die Unglücksfälle, beſonders die Selbſtmorde der Reſidenz und zwar mit den grellſten Farben. Das geſchriebene Journal war mehr eine Lügenzeitung, oder, wenn man nachſichtig ſein will, ein Klatſchblatt, welches entſtellte Tagesneuigkeiten brachte. Die „geſchriebene Zeitung“ ging auch ins Ausland, ward von öffentlichen Blättern auf Treue und Glauben benutzt und richtete viel Skandal an. Es gab damals auch eine „geſchriebene Zeitung“ in franzöſiſcher Sprache, redigirt von einem gewiſſen F., der grenzenlos ſervil war. Das jährliche Abonnement betrug ſechs Dukaten.

Rameau und ſein Papagei.

Als eines Tages Rameau durch die Minoritenſtraße, nahe vom Place Royale ging, hörte er eine ſehr melodiöſe Stimme die Motive ſeines berühmten Chores: „Tristes apprêts! Pâles flambeaux!“ ſingen. Der Geſang wirkte magnetiſch auf ihn, und dem Orte zueilend, woher die Stimme kam, ſetzte er ſich auf eine ſteinerne Bank, ſeine eigene Melodie mit Entzücken verſchlingend. Aber anſtatt auf dem Balkon des Hauſes, wie er glaubte, ein junges hübſches Frauenzimmer zu erblicken, ſah er einen Papagei, im Käfig ſich ſchaukelnd, die Worte wiederholend „Tristes apprêts! Pâles flambeaux!“ Der Anblick des gelehrigen Vogels machte einen ſolchen Eindruck auf Rameau, daß er ſich ſogleich entſchloß, den Vogel à tout prix zu kaufen. Er erhielt ihn auch um zehn Louisd'or. Der Papagei machte bald ſo merkwürdige Fortſchritte in der Tonkunſt, daß, ſo oft eine Sängerin bei der Probe eine falſche Note ſang, Rameau in ſeinem rauhen und unwirſchen Tone ſagte: »Mademoiſelle, wenn Sie fortfahren, ſo zu diſtoniren, ſo will Ihnen meinen Papagei leihen, der Sie corrigiren ſoll.« Als ſeine Frau ſtarb, konnten nur die Diſſonanzen der Glocken ſeiner Pfarre ihm Thränen entlocken; als aber Cocotte ſtarb, zerſtörte der Schmerz über dieſen Verluſt ſeine Geſundheit, und als man ihm eines Tages ſeinen Papagei, ſehr geſchickt ausgeſtopft, überbrachte, fiel der Meiſter zu Boden und ſtand nicht wieder auf

(Oeſterreichiſches Morgenblatt.)

Eine intereſſante Dedication.

Die Dedicationen ſind in der Regel alle über einen Leiſten geſchlagen, voll plumper Schmeicheleien und in der Regel ganz unintereſſant; doch giebt's auch Ausnahmen.

Eine in mehrfacher Beziehung intereſſante Widmung fand ich neulich in einer Ausgabe von Jean Jacques Rouſſeau's „Contrat social“, die im Jahre 1797 in Lauſanne erſchienen iſt.

Sie lautet:

Dédicace au citoyen Bonaparte, général en chef de l'invincible armée d'Italie:

Citoyen général,

»J'ai quelque pressentiment,« dit Jean Jacques Rousseau dans son deuxième livre du „Contrat social“, »qu'un jour la petite isle de Corse étonnera l'Europe.«

L'Europe demande aujourd'hui, citoyen général, quel est le lieu de votre naissance?

La Renommée répond à l'Europe: c'est l'isle de Corse.

Je suis, citoyen général, l'un de vos admirateurs,

Jean Mourer, libraire.

Lausanne en Suisse, le 15. août 1797.

Zu Deutſch:

Bürger-General,

»Ich habe ein dunkles Vorgefühl,« ſagt Jean Jacques Rouſſeau im zweiten Buche ſeines „Geſellſchafts-Vertrags“, »daß eines Tages die kleine Inſel Corſika ganz Europa in Erſtaunen ſetzen wird.«

Europa fragt heute*), Bürger-General, welches Land Sie geboren hat?

Der Ruhm antwortet Europa: die Inſel Corſika.

Dieſe Dedication beweiſt, daß der große Jean Jacques Rouſſeau nicht blos Philoſoph, ſondern auch Prophet geweſen iſt.

E. M. O.

---

*) Am 15. Auguſt, am Geburtstage Napoleons.

Literatur-Signale.

Im Verlage der Schulze'ſchen Buchhandlung in Oldenburg iſt unter dem Titel „Oldenburgiſche Theaterzuſtände“ eine von Herrn Julius Moſen bevorwortete Sammlung dramaturgiſcher Aufſätze von dem als Kritiker ehrenvoll bekannten Hofrath Adolf Stahr erſchienen, die für Alle, welche an der Bühne und ihren neuen Erſcheinungen einigen Antheil nehmen, viel Intereſſantes und Belehrendes enthält. Von den 28 Beurtheilungen heben wir die Aufſätze über Halms „Sohn der Wildniß“, über Prutzs „Carl von Bourbon“, über Gutzkows „weißes Blatt“ und „Patkul“, über Moſens „Sohn des Fürſten“ und über Plötzs „verwunſchenen Prinzen“ als diejenigen heraus, welche die Richtung des neuern Dramas abſpiegeln. Ueber den Stoff des letztgenannten Stückes ſchreibt Herr Stahr (Seite 278):

»Das Motiv iſt ſehr alt. Goulart*) erzählt eine ſolche Geſchichte von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, die auch der bekannte Humoriſt Louis Vives in einem Briefe einem Augenzeugen des Vorfalls nacherzählt. Aber auch der burgundiſche Herzog war nicht der Erfinder dieſes Scherzes, welchen er ſich mit einem betrunkenen Handwerker erlaubte, „um einen Beweis von der Eitelkeit unſeres Leibes aufzuſtellen“, wie ein burgundiſcher Geſchichtsſchreiber ſich ausdrückt. Simrock in ſeinen „Anmerkungen zu den Quellen Shakeſpeare's“**) weiſt nach, daß das Morgenland die eigentliche Quelle dieſes Vorgangs iſt, wie ſich denn auch dieſelbe Hiſtorie ſchon als ein Scherz des Khalifen Harun al Raſchid in den Märchen von „Tauſend und Einer Nacht“ befindet. Dramatiſch benutzt iſt dieſes Motiv von Shakeſpeare in ſeinem Vorſpiele „Taming of the Threw“, ſo wie von Holberg in ſeinem Luſtſpiele „Jeppe vom Berge“. Auch Calderons „Leben ein Traum“ beruht auf einer verwandten Idee, und auf dem deutſchen Theater hat ſich dieſer Stoff von Chriſtian Weiſe's Komödie „von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien“ in mancherlei Geſtalten blicken laſſen.«

Die Ausſtattung iſt elegant.

C. M. O.

In Sachen des Gänſemarſches.

Sie heften ſich an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht.
Schiller.

Ich weiß nicht, ob zur Zeit, da Schiller gelebt, der Gänſemarſch, dieſes gänzliche Aufgeben aller Selbſtbeſtimmung, dieſes Sich-Unterordnen unter den Willen eines Einzigen, ſchon erfunden war; aber jedenfalls paſſen die eben angeführten Worte auf ihn ſo gut, als ob ſie ausſchließlich für denſelben geſchrieben wären. Wer das nicht verſteht, wer überhaupt keinen Begriff von dem Weſen dieſer Unterhaltung, welche von Einigen mit dem Worte Unfug bezeichnet wird, hat, der ſehe ſich den illuſtrirten Gänſemarſch an, welcher jetzt an den Schaufenſtern aller Kunſthandlungen prangt.

---

*) Thresor d'histoires admirables et merveilleuses de notre temps.

**) Theil 3, Seite 230 – 233. C. M. O.

Göthe ſagte einmal: »Mein Leipzig lob' ich mir, es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute.« Wenn der alte Herr jetzt in Leipzig lebte, ſo würde er ſeinen Ausſpruch zurücknehmen oder gar nicht thun. Denn kann es etwas Kleinſtädleriſches geben, als gegen den Humor die Polizei zu Hilfe rufen? Und was iſt der Gänſemarſch Anderes, als der Humor der Nachahmung? Freilich verſuchte man zuerſt gelindere Mittel, als da ſind: Rügen, Erwiderungen u. ſ. w. im „Tageblatte"; aber flectere si nequeo superos Acheronta movebo: man rief die Polizei zu Hilfe. Der Philiſter will nun einmal allein nach Hauſe gehen, oder höchſtens, wenn Umſtände es nöthig machen, von Einem, und wäre es nur ein Nachtwächter, nach Hauſe geführt werden. Der Philiſter verſteht durchaus keinen Humor und das eben iſt der Humor davon.

Die Gänſe ſollen einmal das Capitol gerettet haben, freilich nicht durch ihren Marſch, ſondern durch ihr Schnattern; da aber bei uns kein Capitol gefährdet iſt, ſo geht der moderne Gänſemarſch in feierlich-ernſter Stille vor ſich, die nur hin und wieder durch die Jammertöne des Verfolgten oder das Horn eines Succurs herbei beſchwörenden Nachtwächters unterbrochen wird. Uebrigens begreife ich nicht, wie man ſich bewogen fühlen kann, gegen den Gänſemarſch einzuſchreiten? Ganz abgeſehen von der Rechtsfrage dieſes Gegenſtandes, was könnte es für eine Regierung wohl Bequemeres, als einen Gänſemarſch der Meinungen geben? Da gäbe es keine ſchlechte Preſſe, keine Oppoſition, keine äußerſte Linke. Wie herrlich wäre es nicht, wenn ein Miniſter eine zweite Kammer im Gänſemarſche um eine ſtreitige Budgetforderung herumführen könnte! Die Dotationsfrage in Frankreich wäre damit befriedigend gelöſt.

Dem Vernehmen nach hat das akademiſche Gericht den Gänſemarſch verboten, und zwar bei Strafen, die ſich bis zur Relegation erheben können. Es müßte ſonderbar klingen, wenn ein Student, mitten im Semeſter nach Hauſe kommend, ſagte: »Lieber Vater, ich bin ſoeben relegirt worden, weil auf der Straße vor oder hinter mir Leute gegangen ſind.«

Uebrigens liegen in Bezug auf dieſen Gegenſtand noch eine Menge von Fragen vor, die erſchöpfend zu beantworten wir uns keineswegs anmaßen wollen, die auch in dem kleinen Raume, der uns hier geſtattet iſt, durchaus nicht erledigt werden können. Iſt zum Beiſpiel blos der Gänſemarſch zu Fuß verboten oder auch der zu Pferd oder zu Wagen?

Wir verweiſen in Beziehung auf Dies und Anderes auf ein Werk in drei Bänden: „der Gänſemarſch in ſeiner hiſtoriſchen, ſocialen und ſtaatlichen Bedeutung", welches einen in dieſer Angelegenheit anerkannt ſachverſtändigen Schriftſteller zum Verfaſſer hat und binnen Kurzem die Preſſe verlaſſen wird. Mögen die ſtreitenden Parteien Friede machen, bis der Kampf auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft entſchieden ſein wird.

C. M — r.

Merkwürdige Geſetze*).

Die erſten Coloniſten von Connecticut, wüthende Puritaner, haßten und verfolgten Jeden, der anders dachte als ſie. Anfangs war die ganze Provinz nicht unter einer gemeinſchaftlichen executiven Macht vereinigt, ſondern jede Stadt hatte ihre eigenen Geſetze; unter dieſen zeichneten ſich folgende aus:

Wer Neuerungen aufbringen will, ſoll ſterben.

Jeder Bürger ſoll ſchwören, daß Jeſus der einzige König iſt.

Wer Quäker wird, iſt verbannt; kommt er wieder, muß er ſterben.

Am Sonntag ſoll Niemand in ſeinem Garten ſpazieren gehen.

Am Sonntag ſoll Niemand Eſſen kochen, das Bett machen, das Haus fegen, Bart oder Haar abſchneiden.

Keine Mutter ſoll am Sonntag ihr Kind küſſen.

Wer auf ſeines Nachbars Felde eine einzige Aehre ausrauft, iſt ein Dieb.

Wer ſich betrinkt, bekommt einen Vormund.

Wer etwas Böſes von ſeinem Nachbar ſagt, bekommt zwanzig Streiche oder muß in den Block.

Wer goldene Treſſen oder Spitzen trägt, die mehr als zwei Schilling die Elle koſten, bezahlt 300 Pfund Sterling Strafe.

Der Schuldner wird verkauft, wenn er nicht bezahlen kann.

Wer Karten oder Würfel ins Land bringt, zahlt 5 Pfund Strafe.

Niemand ſoll ein muſikaliſches Inſtrument beſitzen, Trommel, Trompete und Judenharfe ausgenommen.

Niemand ſoll das Weihnachtsfeſt feiern, Fleiſchpaſtetchen eſſen, Karten ſpielen oder tanzen.

Unwiſſende Kinder ſollen ihren Aeltern weggenommen und auf Koſten derſelben anderswo erzogen werden.

Jeder leichtfertige Menſch ſoll gezwungen werden, ſich zu verheirathen.

Ein Mann, der ſeine Frau prügelt, zahlt 10 Pfund Sterling; eine Frau, die ihren Mann prügelt, wird von der Obrigkeit beſtraft.

Kein Jüngling ſoll einem Mädchen die Cour machen, weder perſönlich, noch in Briefen, ohne Zuſtimmung der Aeltern. Im Uebertretungsfalle zahlt er das erſte Mal 5, das zweite Mal 10 Pfund Sterling und das dritte Mal wird er eingeſperrt.

Verheirathete ſollen friedlich mit einander leben; widrigenfalls Mann und Weib eingeſperrt werden.

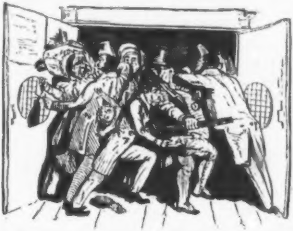
Obwohl auf dieſen Geſetzen keineswegs der Geiſt Lykurgs und Solons ruht, ſo leuchtet doch unfehlbar das Beſtreben nach Reinheit der Sitten und feſter Begründung der Sittlichkeit hervor.

T. D.

---

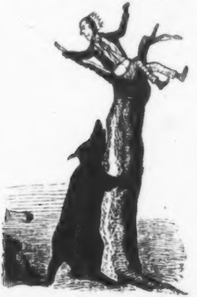
*) Aus: „A general history of Connecticut“, von Georg Fenwick.

Ungeheure Ironie.



Wie das Leipziger Publikum, das, nach officieller Verſicherung, nie ein beſſeres Theater gehabt, angelockt von der reichen Abwechslung des ausgezeichneten Repertoire's, allabendlich, aber vorzugsweiſe Donnerſtags und Sonnabends, das Schauſpielhaus ſtürmt.

Traurige Wahrheit.



Wie ein Wiener Journaliſt, auf dem Gipfel ſeiner Macht, troz ſeiner 6000 Abonnenten, von einem großen Bären verfolgt wird.

Zapfenstreich.

Antwerpen. Ein Deutſcher will in einer alten Madonna, die er hier angekauft, eines der beſten Bilder van Dycks entdeckt haben und mit ſeinem Bilde nach Deutſchland reiſen, um dort einen Käufer zu ſuchen. (Schwindel!)

Baden-Baden. Ein Gerücht kündigt die Ankunft des Verfaſſers des „ewigen Juden" an. Als Eugène Sue noch nicht berühmt war, ſchrieb er einige Sachen, in denen mehr Poeſie iſt, als in den ſpätern, z. B. „le Salamandre" und „la Coucaratscha". Auch verſpricht man ſich einen Beſuch von Balzac, der gegenwärtig unter den „frais ombrages de Cannstadt" bei Stuttgart verweilt.

Berlin. Unter den Auſpicien der Ehrenmänner Dieſterweg, Dr. J. Gersdorf, Löſt, Otto Ruppius und F. Schmidt wird hier eine neue Monatsſchrift, „Organ für das geſammte deutſche Volksſchriften-Weſen", unter der Redaktion der Herren Gersdorf und Ruppius, ans Licht treten, ein Journal, deſſen ſchöne, zeitgemäße Tendenz die Hebung und Förderung der norddeutſchen Volksliteratur erzielt. In dem vor uns liegenden Proſpectus, der den Werth und Nutzen dieſer edlen Miſſion ins rechte Licht ſtellt, ſagt die Redaktion: »Ein ächtes Volksbuch iſt die ſchönſte Blüthe der Literatur; ſie kann aber auch nur von einem Talente hervorgerufen werden, das dazu geboren iſt; ein Volksbuch läßt ſich nicht fabriziren. Aus dem Innern muß es kommen, in das Innere muß es gehen und dort haften bleiben; da darf keine Schulgelehrſamkeit, keine matte Moralpredigt, kein Hervorſtechen eines beſondern Zweckes ſein; da müſſen Kern und Kraft, Volkseigenthümlichkeit, Volkspoeſie und Volkshumor ſich mit der Liebe zum Volke vereinen; da muß die Moral nur wie der Geiſt aus dem Ganzen heraus duften und Herz und Gemüth durchziehen, daß es noch nachklingt, wenn ſchon längſt der Stoff der Erzählung vergeſſen. Ein Volksſchriftſteller muß ein Meiſter von Gottes Gnaden ſein!« Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt, jedes literariſche Produkt, „das auf den Namen einer deutſchen Volksſchrift Anſpruch macht, einer gewiſſenhaften, von keiner Rückſicht geleiteten Prüfung zu unterwerfen". Wir wünſchen dem neuen Blatte das beſte Gedeihen.

∴ Der „Figaro" bringt einen Cyclus „kleiner Lieder" von Adolph Mörner, unter denen manche, echt Heiniſch, voll treffender Pointen ſind. Hier eine Probe daraus:

Mein Liebchen und die Roſe
Sind Beide nah' verwandt,
Sie haben ſpitze Dornen,
Das hab' ich oft erkannt.

Die Roſe wollt' ich brechen,
Sie aber ſtach mich ſehr,
Mein Liebchen wollt' ich küſſen,
Oh weh, die ſtach noch mehr.

Mit ihrer ſpitzen Zunge,
Hat ſie darauf erzählt,
Ich ſei ein roher Junge,
Dem alle Bildung fehlt.

Bravo, Herr Mörner!

∴ Der große Theodor Mühlbach oder, richtiger geſagt, die kleine Clara Mundt, unſterbliche Verfaſſerin des unſterblichen Luſtſpiels „Lady Ellen", hat ein neues, unſterbliches Opus, „der Mann der Zeit", geſchrieben. Jubelt, ihr Bühnen, und — deckt euer Deficit.

∴ K. Gutzkow's neueſtes Schauſpiel „der dreizehnte November" hat nicht gefallen. Man braucht kein Jeremias zu ſein, um vorauszuſehen, daß dieſes Stück ſeinen Titel, „den 13ten November (1845)" nicht erleben wird.

Calcutta. Der Geburtstag der Königin Victoria (26. Mai) iſt von unſerm Gouverneur durch einen Ball gefeiert worden, auf dem die Polka, von der man bereits ſo viel gehört hatte, hier zum erſten Male öffentlich getanzt worden iſt.

Chriſtiania. Vor Kurzem hat man in Eidsvolck, dem am 12. Juli verſtorbenen geiſtreichen Dichter H. Wergeland zu Ehren, die dort von ihm entdeckte Heilquelle „Henrick Wergelands Mineralquelle" getauft.

Coblenz. Herr Wiprecht, Muſikdirektor der preußiſchen Gardecorps, iſt hier angekommen, um die Direktion über ſämmtliche hier zuſammengezogene Regiments-Muſiker der Rheinprovinz zu übernehmen. Die Proben der vereinigten Muſikchöre und Trommelſchläger haben hier bereits begonnen.

∴ Die ſagenberühmte Inſel Rolandswerth, jetzt Nonnenwerth, iſt ein ſo geſunder Aufenthalt, daß, allen Berichten zufolge, dort keine Nonne vor ihrem Jubeljahre ſtarb.

Cöln. Der arme Nikolaus Becker, der Dichter des verſchollenen „Rheinliedes", iſt nach ſeiner Vaterſtadt Geilenkirchen zurückgekehrt; er leidet an einer lebensgefährlichen Krankheit.

Dresden. Durch Miniſterialbefehl ſind in unſeren literariſchen Muſeen das „Newyorker Wochenblatt" und die „Newyorker Schnellpoſt" verboten worden.

Frankfurt. Nächſtens geht hier eine neue Oper, „der Raugraf", Text von einem Herrn Pfeifer, Muſik von einem Herrn Jemy, in Scene.

Göttingen. König Ernſt Auguſt hat der Georgia Auguſta einen Beſuch abgeſtattet. »Es iſt Alles vergeben und vergeſſen,« hat der König geſagt. Es dürfte doch noch Manchen geben, der ſich erlaubt, anderer Meinung zu ſein. (Telegraph.)

Haag. Der König hat von der hieſigen Kunſtausſtellung 24 Kunſtwerke für etwa 25,000 Gulden gekauft.

Hamburg. Ueber das Gaſtſpiel des Herrn Laroche ſagen Töpfers „Originalien": »Wir haben den vortrefflichen Künſtler in mehreren und zwar verſchiedenartigen Rollen geſehen. Bei ihm wird Alles, was er ſpielt, zur Glanzrolle; er erſchöpft den Charakter bis in deſſen geiſtigſte Tiefe. Und der Geiſt bildet ſich die Form. Da fehlt denn an der ganzen Erſcheinung kein Tipfelchen, der Menſch in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, mit ſeinen aus Erziehung, Stand, Gewohnheit, Denkweiſe hervorgegangenen Bewegungen und Geſten ſteht vor uns. Laroche iſt immer edel, immer fein und doch zuweilen unwiderſtehlich komiſch u. ſ. w.« (Wie wenig Schauſpielern Deutſchlands laſſen ſich gleiche Vorzüge nachrühmen!)

∴ Auf dem Stadttheater gaſtirt jetzt Dem. Leopoldine Tuczeck von Berlin und Dem. Chriſtine Enghaus. Erſtere macht auch bei uns Furore.

∴ Heinrich Zſchokke iſt hier angekommen.

Hannover. Eine Madame Dibelius, welche in Mainz und Strasburg mit der Kaiſerin Joſephine vielfachen Umgang gepflogen, hat aus der Erinnerung „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Kaiſerin" (bei Hahn) herausgegeben. Dieſe Memoiren enthalten manches Neue, das auf Joſephinens Charakter ein wohlthuendes Licht wirft.

Kopenhagen. Oehlenſchläger hat ein neues vieraktiges Schauſpiel, „das Geſpenſt auf Herlufsholm" geſchrieben. Es behandelt den Kampf des Adels mit der Aufklärung des Volkes im 16ten und 17ten Jahrhundert und wird von den hieſigen Journalen als eine ſchätzenswerthe Erſcheinung der däniſchen Literatur gerühmt.

Leipzig. Ein außerhalb der Theaterkreiſe ganz und gar obſcures Winkelblatt, das von der blaſſen Großmuth einiger lobhudelſüchtigen Komödianten lebt, hat ſich durch Gründe, die auf der flachen Hand liegen, beſtimmen laſſen, ſich zum Champion unſeres Stadttheaters aufzuwerfen und daſſelbe „gegen das Keifen der hieſigen kleinen Journale" in Schutz zu nehmen verſucht durch die Aufnahme einer lendenlahmen Stylübung, die allem Anſcheine nach aus dem Gänſekiel eines bei der Bühne ſehr nah' betheiligten Apologeten gefloſſen iſt. In dieſem Artikel wird unſer mittelmäßiges Theater wieder einmal auf ganz ſchaamloſe Weiſe gelobhudelt. Es wird geſagt, daß unſer Leipzig nie ein beſſeres, nie ein ſo gutes Theater gehabt hat und daß es Vorſtellungen gäbe, welche — ungeheure Ironie — auf den erſten Hoftheatern erwünſcht wären. Die Schriftſteller, welche ein aufrichtiges, weder durch Freibillette noch durch andere Accidenzien beſtochenes Urtheil haben, unterlaſſen es mit Recht, den hirnloſen Salbadereien und Lobhudeleien in obſcuren Winkelblättern durch irgend eine Berichtigung entgegenzutreten; denn die Thatſachen ſprechen ja ſchon hinreichend genug gegen unſer Theater; aber dieſe Salbadereien, dieſe Lobhudeleien müſſen ihre Grenze haben, und wenn gewiſſe obſcure Winkelblätter dieſe Grenze überſchreiten, ſo muß die unabhängige Preſſe dagegen ernſtlich Proteſt einlegen, damit das unkundige Ausland — das einheimiſche Publikum läßt ſich natürlich nicht täuſchen — durch dieſes langweilige Tulpenſtengelgeſchwätz nicht irre geleitet werde. In dieſem Monat wird's ein Jahr, daß Herr Dr. Schmidt die Leitung der hieſigen Bühne übernommen hat; einer unſerer Mitarbeiter — wir ſelber haben weder Zeit noch Luſt dazu — wird durch eine genaue Aufzählung der während dieſer Zeit zur Darſtellung gelangten Novitäten den faktiſchen Beweis liefern, daß Leipzig noch nie ein ſo einſeitiges, abgeſchmacktes und verknöchertes Repertoire als unter der Leitung des Herrn Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur iſt, gehabt hat.

∴ Daſſelbe Journal erzählt, daß die „Dresdener Abendzeitung", welche in Nummer 180 ſchreibt, „das Budget der Leipziger Theaterverwaltung ergebe beim Ablaufe des erſten Jahres ein ſo bedeutendes Deficit, daß der Schmidt'ſchen Direktion nur eine kurze Dauer prophezeiht werde", ihren Muth zu derlei Behauptungen vor dem Criminalgericht werde verantworten müſſen. Wäre ein Deficit da, ſo bedauern wir Herrn Schmidt, wäre ein Ueberſchuß da, ſo gratuliren wir ihm; Eines wie das Andere iſt uns gleichgiltig; daß man aber gegen eine Aeußerung jener Art, wie die „Abendzeitung" ſie gebraucht, das Criminalgericht zu Hilfe rufen will, iſt ſo abgeſchmackt, daß man unwillkürlich darüber lächeln muß. Wir ſind begierig, was die „Abendzeitung", der

„Wandelſtern“, die „oſterländiſchen Blätter“, die „Signale ſ. d. m. Welt“ und die andern „kleinen“ Journale dazu ſagen werden.

∴ Dem Vernehmen nach ſoll das größte und tüchtigſte Talent unſerer Bühne — Madame Deſſoir — nach Mannheim durchgegangen ſein. Ach, wäre doch lieber Herr Marr durchgegangen!

∴ Dem. Unzelmann, die zwei Mal als Julie in Shakeſpeare's „Romeo“ und ein Mal als Julie in Gutzkows „Werner“ gaſtirt hat, iſt bei unſerer Bühne engagirt, eine Erwerbung, die nicht blos von den offiziellen Lobhudlern, ſondern — was für die junge Künſtlerin um ſo ehrenvoller iſt — auch von den Gegnern unſers Theaters allgemein gutgeheißen wird. Dem. Unzelmann iſt ein wahrhaft-ſchönes, hochpoetiſches Talent, deſſen Leiſtungen, Verſtand, Scharfſinn, Gefühl und — was den meiſten Theaterleuten abgeht — einen feinen, durch große Vorbilder geläuterten Geſchmack verrathen, ein Talent, das in Leipzig bald heimiſch werden und ſich auch hier große, ungetheilte Anerkennung erringen wird.

∴ Madame Caroline Leonhardt-Lyſer-Burmeiſter-Hugh-Pearſon erklärt in einem Leipziger Journale, nach alter Komödiantenweiſe, daß ſie keine Zeitungen leſe. Und dennoch weiß das brave Weib, daß der „Komet“ ſie getadelt hat.

∴ Herr J. J. Weber hat den Verlag der geſammelten Luſtſpiele des Herrn Roderich Benedix übernommen. Die ganze Sammlung erſcheint in fünf Bänden, und jeder Band wird zwei Stücke enthalten. Benedix gehört zu dem kleinen Häuflein deutſcher Bühnendichter, die auch Witz und Humor haben; ſein „Doctor Weſpe“, ſein „langer Iſrael“, ſein „Weiberfeind“, ſein „Liebestrank“, ſein „alter Magiſter“, ſeine „Mode“ u. ſ. w. werden, wie auf der Bühne, auch im Leſen einen heiteren Eindruck zurücklaſſen.

∴ In einer unſerer Zeitungen laſen wir neulich ein Buch angezeigt, betitelt „der heilige Frack, ſeine Wunder und Schickſale“, Erzählung von W. Mannbach (Döbeln, bei Lehmann und Comp.).

Liſſabon. Donna Maria da Gloria hat dem berühmten Thiermaler Verboeckhoven in Brüſſel den Chriſtus-Orden verliehen.

Liverpool. Die ſchwediſche Schriftſtellerin Friederike Bremer, welcher ein hieſiges Blatt das Prädikat „reizend“ beilegt, wird ſich nächſtens über Liverpool nach Amerika begeben.

London. Am 17. Juli iſt Lord Grey, der Vater der Reform, auf ſeinem Landſitz Howick-Hall in Northumberland geſtorben. Lord Grey (geb. im Jahre 1764) trat 1786 ins Parlament. Er hinterläßt einen Sohn, bisher bekannt als Lord Howick, welcher unter Lord Melbourne Kriegsminiſter geweſen iſt.

∴ Das Parlament hat im Laufe dieſer Seſſion 54 Eiſenbahnen zu 1874 engliſchen Meilen bewilligt; dazu werden 750,000 Tonnen Eiſen nöthig ſein.

∴ In der engliſchen Armee ſind im letzten Kirchenjahre 93 983 Hiebe, in Rationen von 3 bis 9 Stück, verabreicht worden, alſo nie unter der Zahl der Grazien und nie über der Zahl der Muſen. Gode save tha Queen!

∴ Der Buchhändler Aſher in Berlin hat das britiſche Muſeum durch eine bibliographiſche Seltenheit bereichert, die vielleicht einzig in ihrer Art iſt. Sie beſteht aus einer Reihe franzöſiſcher Poſſen (farces), Schäferſpiele (bergeries) und Myſterien (moralités), die in den Jahren 1542—1548 gedruckt und ſelbſt den unterrichtetſten franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Bibliographen bisher unbekannt geblieben ſind. Die königliche Bibliothek in Paris beſitzt nur 5—6 Stücke; alle ſind mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt und haben das ſogenannte „format d'Agenda“ (Haushaltungsbuch-Format).

Madrid. Das „Gaceta“ hat das neue Preßgeſetz publizirt. Das Geſchwornengericht für die Preſſe iſt aufgehoben; ſtatt deſſen werden ſechs eigends dazu ernannte Richter das Urtheil fällen. Die Verurtheilung gilt jedoch nur dann, wenn mindeſtens vier Richter ſich gegen den Angeklagten erklären.

∴ Im Theater del Circo iſt eine neue ſpaniſche Original-Oper, „die Belagerung von Medina“, gegeben und mit furore aufgenommen worden. Der Komponiſt iſt Herr Eſpin y Gallen, der Redakteur der „Iberia muſical“. Madame Ober-Roſſi ſang darin die weibliche Hauptpartie.

Mannheim. Eine unſerer Schauſpielerinnen, Dem. Pichler, hat einen Weinwirth geheirathet. Ob ſie fortpicheln wird?

Neuſtrelitz. Am 19. Juli ſtarb hier der theologiſche Schriftſteller Dr. H. A. Hävernick, Profeſſor in Königsberg, im 34ſten Jahre ſeines Alters. Der Verſtorbene war ein Spießgeſell des ſattſam bekannten Profeſſors Hengſtenberg; das genügt!

Nürnberg. Neulich fand hier eine Abbitte vor dem Bildniſſe des Königs ſtatt. Die Feierlichkeit ging im Saale des Rathhauſes vor ſich. Der Abbittende war ein Berliner Kind, ein Schriftſetzer, welcher die dem Könige Ludwig I. von Baiern ſchuldige Achtung freventlich außer Acht gelaſſen. Man hatte dem jungen unbeſonnenen Manne die Wahl gelaſſen, ob er die Gedichte einer hohen Perſon durchleſen oder lieber Abbitte thun wolle. Er hat aus zwei Uebeln das kleinere gewählt und — peccavi! geſagt.

Paris. Nach dem „Journal des Débats“ hat die Pairskammer in der vorigen Seſſion in 7 Monaten und 8 Tagen 100 Sitzungen gehabt, die größte bis jetzt vorgekommene Zahl. In dieſem Jahre hielt ſie in 6 Monaten und 22 Tagen 92 Sitzungen (die Deputirtenkammer hielt deren 146). Am Schluß der vorigen Seſſion hatte die Pairskammer 285 Mitglieder; ſeitdem ſind 17 geſtorben, eine ungewöhnlich große Zahl, da ſonſt durchſchnittlich nur 12 jährlich ſterben. Jetzt zählt die Kammer, trotz dieſer Verluſte, 300 Pairs, weil 36 neue Pairs ernannt worden ſind. Die höchſte Zahl von Pairs, welche Frankreich bis jetzt beſeſſen hat, war 342.

∴ Der Herzog von Manzanares befindet ſich ſeit Kurzem in Paris. Der Geſchmack der Königin Chriſtine unterliegt bei ſeiner Anweſenheit einer ſehr ſcharfen und zuweilen auch ſehr boshaften Kritik. Die geſammte Frauenwelt will den Herrn Muñoz ſehen, deſſen perſönliche Verdienſte ihn vom einfachen Gardiſten der Leibwache zum Herzog und Gemahl einer Königin erhoben haben.

∴ Herr Thiers iſt bekanntlich für Napoleon ein Enthuſiaſt; auch in ſeinen Manieren iſt er es und wird deshalb häufig von den radikalen Witzblättern geneckt. »Es ſind jetzt dreizehn Jahre,« erzählt der Pariſer „Charivari“, »kurze Zeit nachdem Herr Thiers den Fuß in die Steigbügel der Regierung geſetzt hatte, als ihn die Luſt beſchlich, auch in wirklichen Reiterſteigbügeln ſich zu verſuchen. Man muß wiſſen, daß Herr Thiers, obſchon er viele ritterliche Manieren annimmt, noch nie in ſeinem Leben irgend einem Vierfüßler auf dem Rücken ſaß. Schnell wurde daher ein Reitmeiſter in das Miniſterhôtel beſchieden, und mit jenem lakoniſchen Tone, der eine der Eigenthümlichkeiten des Kaiſers war, rief der kleine Miniſter: „Ich gebe Ihnen zwanzig Minuten; lehren Sie mich alle Geheimniſſe der Reitkunſt, ich will zu Pferde ſitzen ... wie Napoleon.“ — Früher konnte die Handſchrift Thiers mit der der berühmteſten Kalligraphen wetteifern; er machte die allerzierlichſten Schnörkel und Anfangsbuchſtaben. Jetzt ſchreibt er ſeine Gedanken in Hieroglyphen nieder, in unleſerlichen Fliegeneiern ... ganz wie Napoleon. — Seit einigen Monaten kommt Herr Thiers nicht aus dem Nieſen heraus, er hat ſich eine Tabaksdoſe beigelegt ... wie Napoleon. — Herr Thiers war lange untröſtlich über ſeinen üppigen Haarwuchs. Mit Ungeduld ſah er einer wärmeren Jahreszeit entgegen, um die warmen Locken, die ſein Haupt beſchützten, abſchütteln zu können. Am letzten Sonnabend wollte ſein Portier ihn beim Nachhauſegehen des Abends nicht zur Thür einlaſſen — er erkannte ſeinen Herrn nicht; Herr Thiers hatte ſich die Haare ganz kurz abſchneiden laſſen, wie der große Geſchorene ... wie Napoleon — eine Aehnlichkeit, die allerdings mit den Haaren herbeigezogen iſt.«

∴ Herr Thiers iſt nach den Bädern von Vichy abgereiſt.

∴ Im franzöſiſchen Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandel ſind im erſten Halbjahre 1845 erſchienen 3342 Schriften in franzöſiſcher und fremden Sprachen, 778 Lithographien, Kupfer- und Stahlſtiche, 62 Landkarten und geographiſche Pläne und 500 muſikaliſche Werke.

∴ Es iſt hier ein neues Wochenblatt in großem Styl, „L'Univerſel“, angekündigt, das auf einen Aktienverein mit 500,000 Frs. Kapital in 2000 Aktien à 250 Frs. baſirt iſt und in wöchentlichen Lieferungen von 32 Seiten im Format des „Siècle“ erſcheinen ſoll. Karten, Pläne, Abbildungen und Illuſtrationen aller Art werden dazu verſprochen. Es ſoll außer ſelbſtſtändigen politiſchen Artikeln eine politiſche, adminiſtrative, gerichtliche, militäriſche, maritime, finanzielle, landwirthſchaftliche und commerzielle Revue, ferner dergleichen über die öffentlichen Bauten, Induſtrie und Erfindungen, religiöſe Angelegenheiten, Erziehung, allgemeine wiſſenſchaftliche Angelegenheiten, ſowie eine mediziniſche, literariſche, bibliographiſche und kritiſche, artiſtiſche, modiſtiſche und endlich auch recreative Revue, zuſammen 18 Revues enthalten. Die großen Principien, welche die Freiheit und Ordnung verſöhnen, ſollen bei der Leitung zum Grunde liegen und dazu wo möglich alle edlen und erleuchteten Männer des Landes verbunden werden. Der Jahrespreis iſt nur auf 18 Frs. beſtimmt, und die Berechnung zur Einladung für Aktienluſtige beigefügt. Der „Univerſel“ wird nämlich 100,000 Exemplare drucken, deren vollſtändige Herſtellung für Papier, Stempel, Redaktion, doppelten Satz, Druckkoſten, kleine Ausgaben, in Allem 23,000 Frs. pr. Nummer oder 1,230,000 Frs. jährlich betragen wird. Dagegen bringen 100,000 Abonnements à 18 Frs. nach Abzug von 10 Procent ein 1,620,000 Frs., wozu noch für Inſertionsertrag 104,000 Frs. angenommen werden, was 1,724,000 Frs. macht und gegen die Ausgabe einen Gewinn von 493,680 Frs. darſtellt. Der „Univerſel" erſcheint in ganz Frankreich Sonntag früh, exiſtirt aber noch dermalen erſt im Proſpectus. (D. A. Z.)

∴ Der „Commerce", welcher im vorigen Jahre für 317,000 Francs von dem Marquis von Tamiſier gekauft worden war, wird jetzt von demſelben für 100,000 Frs. ausgeboten.

∴ Der vierte Theil der „Conſulats- und Kaiſergeſchichte" des Herr Thiers geht vom Auguſt 1802 bis zum März 1804 und enthält vier Bücher.

∴ Das Ende des „ewigen Juden" (in dem in Kurzem zu erwartenden zehnten Bande) ſoll eine dramatiſche höchſt unerwartete Löſung finden; auch wird eine Ueberſicht aller in dem Romane vorkommenden Charaktere, Scenen ꝛc. beigegeben werden.

∴ Vom Staatsrath Mignet iſt ein neues Geſchichtswerk, „Don Antonio Perez et Philippe II.", ein höchſt intereſſanter Auszug aus dem „Journal des Savants", erſchienen.

∴ Für Freunde der zeitgenöſſiſchen Roman-Literatur iſt ein kritiſcher Cicerone unter dem Titel „Revue analytique et critique des romans contemporains", ein Werk von 30 Bogen, von einem Herrn Alphonſe de Valconſeil ans Licht getreten.

∴ Die Monographien-Sammlung der franzöſiſchen Dichter hat durch Herrn von Cayrol einen neuen Zuwachs erhalten. Unlängſt hat ein „Essai sur la vie et les ouvrages de Gresset", die Preſſe verlaſſen. Die ausführliche Lebensbeſchreibung des Dichters des „Vert-Vert" bringt auch ſein Portrait und Facſimile.

∴ „Histoire philosophique, politique et religieuse de la barbe" heißt eine ſieben Bogen ſtarke Abhandlung, die ein Herr Philippe über den menſchlichen Bart in die Welt geſchickt hat.

∴ Von Cormenins „Feu" iſt vor Kurzem die fünfzehnte Auflage ausgegeben worden.

∴ Das Victor Hugo'ſche Abenteuer mit Madame Biard hat eine Parodie ſeines Trauerſpiels „Le Roi s'amuse" hervorgerufen. Die Parodie heißt „Le Pair s'amuse".

∴ Die Beilegung der unglücklichen Ehebruchsklage des Malers Biard gegen Victor Hugo iſt nur der Gemahlin des Letztern zu danken, welche die Sache vermittelte, und zwar ſo, daß Herr Biard auch ſeiner Gemahlin verziehen und ſie wieder in ſein Haus genommen hat. Wenn der Dichter von ſeiner ſpaniſchen Reiſe zurückkehrt, haben die Pariſer die Sache längſt vergeſſen.

∴ Die großen Arbeiten, mit deren Ausführung der Herzog von Luynes, in ſeinem Schloſſe Dampierre, Herrn Ingres beauftragt hatte, ſind nun beinahe vollendet. Herr Ingres empfängt dafür 150,000 Francs (40,000 Thaler), eine Summe, die nicht gering erſcheinen dürfte, wenn man bedenkt, daß die Arbeit ſich auf die Ausarbeitung eines großen Saales beſchränkt hat. In vier großen Feldern hat Herr Ingres die vier Jahreszeiten dargeſtellt. Dabei hat Herr Ingres in acht Monaten noch ein großes Oelbild, „die Apotheoſe Homers", vollendet.

∴ Das neue Hôtel, welches unſer Botſchafter in Conſtantinopel erhalten hat, koſtet gegen 3 Millionen Francs. Das Meublement allein, welches dahin geſandt worden iſt, hat 200 000 Francs gekoſtet.

∴ Für das Denkmal des Generals Gobet auf dem Kirchhof des Père Lachaiſe iſt ein ungeheurer Marmorblock von 35,002 Kilogrammes nach Paris geſchafft worden.

∴ Der Komponiſt Donizetti iſt hier angekommen und wird längere Zeit unter uns verweilen.

∴ Der berühmte Violinſpieler Artôt iſt, kaum 30 Jahre alt, am 22. Juli in Ville d'Avray an der Schwindſucht geſtorben.

Petersburg. Graf W. A. Sollohub, Legationsſekretär bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Wien, Verfaſſer eines intereſſanten Romans („Na son graduschtschi", „Zum Einſchlafen"), hat die ruſſiſche Leſewelt mit einem neuen Werke ſeiner geiſtreichen Feder, „Tarantas", beſchenkt. Die Kritik ſtellt Herrn von Sollohub neben Gogol, der bekanntlich einer der Obelisken der belletriſtiſchen Literatur Rußlands iſt.

Rom. Das Staatshandbuch, der ſogenannte „Cracas", iſt erſchienen. Papſt Gregor XVI., nach der Zahl der 258ſte der „Statthalter Chriſti", wird am 18. September d. J. 80 Jahre alt; er ſitzt ſeit dem 2. Februar 1831 auf dem päpſtlichen Stuhle. Das Collegium der Cardinäle zählt 55 Mitglieder; zwei ſind vom Papſt Pius VII., ſieben von Leo XII. und 46 Cardinäle vom jetzigen Papſte ernannt. Der älteſte Cardinal, Tadini, zählt faſt 87 Jahre, der jüngſte Cardinal, Fürſt Schwarzenberg, 36 Jahre. Unter der Regierung Gregors XVI. ſind 62 Cardinäle geſtorben.

∴ Die Einwohnerzahl der Stadt Rom iſt auf 175,789 angewachſen, die Juden nicht mitgerechnet.

Stuttgart. Kapellmeiſter Lindpaintner iſt beauftragt, zur Eröffnung des neuen Theaters eine Oper zu componiren. Die Oper ſoll „Lichtenſtein" heißen nach dem Roman von Hauff, von Dingelſtedt bearbeitet.

∴ Menzels „Literaturblatt" nennt Herrn J. L. Heiberg den däniſchen Gozzi, ein Vergleich, der uns etwas gewagt ſcheint, da der Letztere weit mehr Phantaſie als der Erſtere hat.

Wien. Donizetti benutzt ſeinen Urlaub zu einer Reiſe nach Paris, um dort en passant eine neue Oper zu ſchreiben. „Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei."

∴ Ein hieſiges Journal nennt den Komponiſten der „Wüſte", Herrn Félicien David, den Freiligrath der Muſik.

∴ Herr Caſtelli widerruft die Nachricht von ſeinem Tode in einem Gedichte, das alſo beginnt:

„Man ſagt mir von allen Seiten,
Ich höre von allen Leuten,
Ich ſei ein geſtorbener Mann;
Es freut mich aber von Herzen,
Daß ich darüber hier ſcherzen
Und ſelbſt es verneinen kann."

Wunſiedel. Am 8. Juli wurde hier das Monument Jean Paul's an ſeinem Geburtstage feſtlich enthüllt und eingeweiht.

Würzburg. Man ſagt, daß unſer großes Geſangsfeſt par ordre du Mufti verboten werden ſolle, weil es eine politiſche Nebenbedeutung haben ſoll. Zum Beſuche dieſes Feſtes ſind bereits 94 Liedertafeln und 1725 Sänger angemeldet. (Wir fragen, was daraus werden ſoll, wenn man ſich ſchon vor Singenden zu fürchten anfängt. Man vergeſſe nicht, was der alte, ehrliche Seume geſagt hat: »Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder, böſe Menſchen haben keine Lieder.«)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die menſchliche Haut beſteht aus Schuppen mit zahlreichen Poren; aber die Schüppchen ſind ſo klein, daß ein Sandkörnchen 250 ſolcher Schuppen bedeckt. Jede einzelne Schuppe hat über 500 Poren. Hundert ſolcher Poren in einer Linie machen $\frac{1}{10}$ Zoll aus. Ein Zoll faßt 1000 Poren, ein Schuh 12,000, ein Quadratſchuh 144 Millionen. Die ganze Haut umfaßt bei mittelmäßiger Größe 14 Quadratſchuhe und 2016 Millionen Poren. (Wiener Theaterzeitung.)

— Nach dem Ausſpruche des franzöſiſchen Gelehrten Bitet ſoll ein Blutigel nicht weniger als 26, ſchreibe ſechsundzwanzig Magen haben.

— Henry Wharton, nachmals Kaplan eines Erzbiſchofs, wurde mit zwei Zungen geboren. Wenn alſo die ganze Chriſtengemeinde das alte Lied „O wenn ich tauſend Zungen hätte" ſang, ſo war er der Einzige, der ſich nur 999 zu wünſchen brauchte.

— Die dicken Leute ſind in der Regel gutmüthig. Deshalb hatte Cäſar nicht Unrecht, als man Dolabella und Antonius bei ihm verdächtigen wollte, zu ſagen: »Dieſe Fetten fürchte ich nicht, weit eher jene blaſſen, magern Leute,« auf Brutus und Caſſius deutend. Aus gleichem Grunde fürchtete auch Philipp II. Keinen ſo ſehr, als den blaſſen, hagern Wilhelm von Oranien.

— In Oglanders Geſchichte der Inſel Whigt (Memoirs on the Isle oft Whigt, Lond. 1700) kommt folgende Stelle vor: Bemerkenswerth iſt, daß es auf der Inſel Whigt ehemals weder einen Advokaten, noch einen Notar gegeben hat. Zur Zeit Sir George Cary's, des Statthalters, ließ ſich dort der erſte Advokat nieder. Das war im Jahre 1588. Sobald Sir George Cary davon Kenntniß erhielt, befahl er, dem Advokaten ein Pfund brennender Lichter an den Gürtel und Schellen an die Füße zu hängen und ihn ſo aus dem Orte zu jagen.

— Mehrere alte Geſetzbücher führten ſonderbare Titel. So hieß ein altes nordiſches Geſetzbuch „das graue Gans" und ein alter Breslauer Criminal-Codex „die Rauchwurſt".

— Wenn vor alten Zeiten ein Sünder verurtheilt wurde, einen Monat lang bei Waſſer und Brod zu faſten, ſo konnte er ſtatt deſſen 1200 Pſalmen knieend beten oder 1680 Pſalmen, ohne zu knieen. Das Knieen wurde für eine Strafe gerechnet, die dem Herſagen von 480 Pſalmen gleichkam.

— Die Ataranten Herodots verwünſchten die aufſteigende Sonne und ſtießen gegen ſie eine Menge Läſterungen aus, weil ſie von der Sonnenhitze viel zu leiden hatten. Auch unter uns leben Leute, die jeden Morgen das Licht der Aufklärung verwünſchen; unſere Ataranten heißen Obſcuranten.

— Napoleon, der ſo viel und mancherlei trieb, beſchäftigte ſich auch zuweilen mit Büchern. Im Jahre 1808, als er in Spanien einrücken wollte, überſchickte er ſeinem Bibliothekar Barbier den Plan zu einer Reiſe-Taſchenbibliothek von 1000 Bänden in Duodez, ohne Rand, um keinen Platz zu verlieren, und in möglichſt dünnem Einbande. »In dieſe Sammlung,« fügte er hinzu, »kommen 40 Bände religiöſer Schriften, 40 Bände epiſcher Dichtungen, 40 Bände Theater, 60 Bände Gedichte (?), 100 Bände Romane und (ſonderbarer Weiſe) nur 6 Bände Geſchichte.«

— Der große Newton ſtudirte im Jahre 1650 zu Gratham und hatte wöchentlich vier Schillinge zu verzehren. Im Jahre 1832 kaufte Lord Shrewsbury einen Zahn Newtons um die Summe von 16,595 Francs.

— Johann Adam Hiller, Concert-Direktor in Leipzig, erhielt für den Klavierauszug ſeiner Oper „die Jagd", wovon in mehreren Auflagen über 6000 Exemplare verkauft worden ſind, fünfzig Thaler. Weiße, der Dichter des Textes, erhielt gar nichts.

— Leibnitz nennt die deutſche Sprache eine „Jäger- und Bergwerksſprache".

— Der berühmte Arzt Cardanus hat eines ſeiner Werke im Traume vollendet; Condillac fand oft beim Erwachen ſeine Arbeit vollendet; Voltaire träumte einmal den Geſang einer Henriade anders, als er ihn gedichtet hatte; Maignan löſte im Traume mathematiſche Aufgaben und Gardini verfiel im Traume auf die Theorie der Flageolettöne. —

— Der berühmte Philoſoph René Descartes liebte ſchielende Leute und zwar nur darum, weil ſeine erſte Geliebte geſchielt hatte.

Treffer und Nieten.

• Jean Jacques Rouſſeau nennt den Adel das Heer der Maden, welche den Käſe überzeugen wollen, daß ſie zu ſeinem Glanze, wie zu ſeiner Dauer unentbehrlich ſind.

• Lord Byron ſagte einmal: »Ich kenne nur einen einzigen Menſchen, welcher glücklich geweſen iſt. Das war Beaumarchais, der Verfaſſer des „Figaro". Vor ſeinem dreißigſten Jahre hatte er ſchon zwei Frauen begraben und drei Prozeſſe gewonnen.«

• Luthers Proſa, ſagt Jean Paul, iſt eine Schlacht; wenige Thaten gleichen ſeinen Worten.

• Heinrich Heine, der zwiſchen den verſchiedenen Phaſen der franzöſiſchen Revolution und der deutſchen Philoſophie einen Vergleich gezogen hat, ſtellt Kant und Robespierre, Fichte und Napoleon, Schelling und die Reſtauration, Hegel und die Juli-Revolution als analoge Erſcheinungen zuſammen.

• Der berühmte Arzt Sydenham behauptete, daß die Ankunft eines einzigen Hanswurſtes mehr werth ſei, als die Ankunft von zwanzig mit Medikamenten beladenen Eſeln, denn eine der wirkſamſten Arzneien der Welt ſei — das Lachen!

• Der berühmte Schauſpieler Matthew ſoll mit einem Scherze auf den Lippen geſtorben ſein. Sein Diener, der ihn dem Verſcheiden nahe ſah, vergriff ſich, als er ihm nochmals Arznei reichen wollte, und gab ihm ſtatt derſelben einen Löffel voll Dinte. Ein Freund, der zugegen war, bemerkte dies und gerieth außer ſich darüber. »Laß gut ſein,« antwortete der Sterbende mit matter Stimme, »laß gut ſein, ich verſchlucke ein Stück Fließpapier und die Sache iſt wieder gut gemacht.« Drauf drehte er den Kopf nach der Wand herum und — verſchied.

• Als der franzöſiſche Akademiker La Mettrie in den letzten Zügen lag, rief er ungeduldig über die Gewiſſenspredigt ſeines Prieſters: »Jeſus Maria!« Der Prieſter glaubte den Sterbenden von ſeinem Atheismus geheilt und ſagte freudig: »Ah vous voilà retourné à ce nom consolateur!« — »Oh!« erwiderte La Mettrie, »ce n'est qu'un façon de parler.«

• Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft nur Fleckkugeln zum Reinigen der ſchmutzigen Welt.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 150. Leipzig, 13. Auguſt 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Die Tonleiter des Rauſches.

Capriccio von Theodor Drobiſch.

Mahomed verbot den Anhängern ſeiner Lehre das Weintrinken und verwies ſeine Gemeinde auf den Wein des Paradieſes, welcher nicht berauſcht. (Koran Sure 37.)

Der gute Chriſt hingegen, dem die Wahrheit über Alles geht, trinkt ſchon hier auf Erden ſein Schlückchen, weil im Weine die Wahrheit liegt.

Ein Engländer ſammelte all die Pfropfen von den Champagnerflaſchen, die er mit ſeinen Freunden in froher Runde geleert. Auf jedem Pfropfen ſtand das Datum und die Jahreszahl. Wenn er übler Laune war, erging er ſich in dieſem Stöpſel-Album und der Pflug des Grimmes ließ dann ab, in ſeinem Geſichte Furchen zu ackern.

Ein Gegenſtück zu dieſem Korkmann finden wir in einem Franzoſen, der jeder Weinflaſche, die er ausgeſtochen, die Etikette abriß und ſich daraus ein Stammbuch formte, das am Abend ſeines Lebens voluminöſer war, als das preußiſche Landrecht und die Bundestags-Akten. Jede Etikette dünkte ihm eine Dithyrambe, ein arabiſches Märchen aus „Tauſend und Einer Nacht“. Die fröhlichen Stunden zählte der Mann der Etikette zu Tagen, die Tage zu Monaten, die Weinmonate zu Weinjahren, und ſo ergab ſich bei der Inventur, daß die Strazze der Glückſeligkeit mit vollem Rechte das Buch des Jahrhunderts genannt werden konnte. An den Seiten waren immer die Räuſchchen verzeichnet, die ſich als Endreſultat bei dieſem Flaſchencongreß ergaben und zwar in kurzen Bezeichnungen aus der Muſik. Ein Räuſchchen ſolider Art, bei dem er noch einen ruhigen abgemeſſenen Schritt gehabt, hieß *Andante* und ein tüchtiger Haarbeutel gab ſich durch ein *Fortiſſime* kund.

Im Grunde ließen ſich auch für die verſchiedenen Weine Tondichtungen finden. Champagner iſt Roſſini'ſche Muſik, eine Jubelouvertüre. Die Kammermuſik, die immer einen reinen Satz haben muß, möchte der Burgunder vertreten, während leichte franzöſiſche Weine die Balletmuſik repräſentiren. Rheinwein könnte mit der Kirchenmuſik und Landwein mit den Volksliedern Arm in Arm gehen. Grüneberger Schattenſeite deckte den Gaſſenhauer und der

Moſt könnte die ſchülerhaften Kompoſitionen Derjenigen vertreten, die noch im Gährungsprozeſſe liegen.

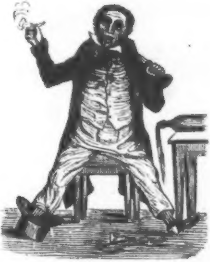
In der Muſik, ſowie in der Weinſtube giebt es Viertel und Achtel. In Beiden wird nicht immer Takt gehalten. In der Muſik werden viele Noten durch den Hals geſtrichen, was auch in der Weinſtube geſchieht, wo, wie unter den Muſiknoten, viel volle Köpfe zu finden ſind.

Die Note, der ein Punkt voranſteht, gilt ſtets in der Muſik um die Hälfte mehr. Ein Menſch aber, mit dem es in der Weinſtube Punktum iſt, gilt gar nichts.

Der ausübende Muſiker verwechſelt oft den Violinſchlüſſel mit dem Baßſchlüſſel und kommt ſonach nicht in die Stimme. Ein Berauſchter verwechſelt oft den Hausſchlüſſel mit dem Stubenſchlüſſel und kann ſonach nicht in das Haus kommen, wo er Sitz und Stimme hat.

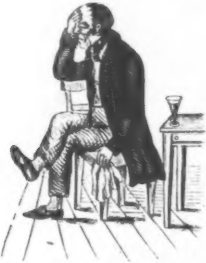
Die Poſaune hat ein Mundſtück und einen Zug, die Violine Saitenhalter und Wirbel und das Horn Krummbogen. Wenn der Menſch mit ſeinem Mundſtück einen Zug zu viel gethan hat, geräth er entweder in den Wirbel oder geht in krummen Bogen, wo öfters, wenn kein Seitenhalter zugegen, ein Act de Cadence oder Schlußfall eintritt.

Wie jede Krankheit ihre Stadien hat, ſo auch der Rauſch, den man ſelbſt eine Krankheit nennen könnte, welche vorzüglich im Kopfe und in den Beinen ihren Sitz hat und nur durch den Schlaf curirt wird. So erblicken wir hier z. B. auf der Tonleiter des Rauſches die erſte Kompoſition.



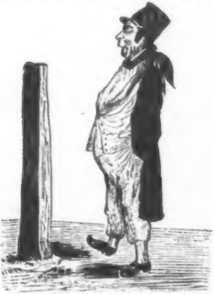
Heiſſa! da giebt es Fröhlichkeit; ¾ Takt und ein voller E-dur-Accord, welcher lautes Aufjauchzen und lachende Freude verkündigt. Der Mann hat ſo zu ſagen einen kleinen Spitz, was ihm Niemand krumm nehmen wird, vielleicht nur ſein Hut, den er in ſeiner roſenfarbenen Laune für einen Filzſchuh anſieht. Nicht kümmert ihn, ob ſein Paß, ſeine Finanzen oder ſeine Vatermörder in Unordnung ſind, er dünkt ſich der Glücklichſte unter der Sonne.

Nicht ſo genügſam wie dieſe „ungeheuere Heiterkeit“ iſt ein Zweiter geweſen, der vielleicht überhaupt nicht viel vertragen kann und ſich den Kopf mit der Hand ſtützt.



Ihm brummt, ſo zu ſagen, der Schädel; er hat des Guten zu viel genoſſen; ſein Daſein iſt ein B-moll-Accord, welcher Mißmuth verkündet. Das Glas iſt noch über die Hälfte gefüllt. Er wendet ihm den Rücken zu und will nichts mehr davon wiſſen. Ein Stündchen Schlaf wird dem Manne gut thun.

Wir wollen ihn daher nicht ſtören, ſondern ein Häuschen weiter gehen,



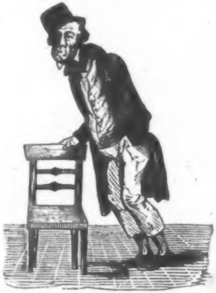
wo ein höchſt fideler Pfahlbürger im $\frac{6}{8}$-Takt nach Hauſe wankt.

Seine Ohren repetiren; ſeine Augen multipliciren, denn er ſieht alle Gegenſtände doppelt und hält den Pfahl, der ihm im Wege ſteht, für ein Individuum ſeines Gleichen und öffnet den Mund zu einer Converſation, die keines Stenographen bedarf.

Den Beutel leer, die Zunge ſchwer, geht dieſer anſtößige Menſch, der heute die ganze Welt umarmen will, von dannen.

Wie er die Treppe hinaufkommt, davon wollen wir nicht Zeuge ſein, denn nach altrömiſchen und allemaniſchen Geſetzen wurde jeder Zeuge bei den Ohren gezupft; was aber ein Räuſchchen anlangt, da möge ſich Jeder ſelbſt bei ſeiner Naſe zupfen.

Nachdem ſchon eine halbe Tonleiter des Rauſches verklungen, die wir die diatoniſche nennen möchten, gelangen wir zu der chromatiſchen und erblicken ein Individuum, das weniger mit der Kirnberger'ſchen Temperatur der Töne, als mit dem Kirchberger Lagerbier vertraut zu ſein ſcheint.

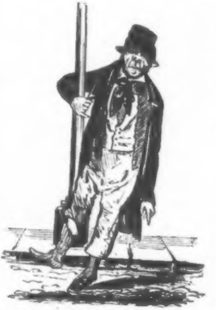


Ein vernünftiges Wort mit dieſem kundigen Thebaner zu reden, hieße einem Raben ein weißes Hemde anziehen.

Der ſchiefe Hut auf ſeinem umnebelten Haupte iſt der beſte Taktmeſſer, welcher das Tempo angiebt; es iſt eine Uhr, welche auf halb Sieben zeigt und ſomit ſagt, wie viel es geſchlagen hat.

Der Meiſter vom Stuhl ſcheint eine Rede halten zu wollen, die aber wenig Gehalt haben wird, da, wie wir ſehen, der Mann ſehr ſchiefe Anſichten hat.

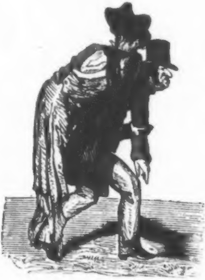
Mit der rechten Hand ſtützt er ſich auf den Stuhl; die linke hat er in der Taſche; er ſcheint Geld zu ſuchen, um vielleicht dahin zu gelangen, wo wir hier dieſen hoffnungsvollen Jüngling erblicken, welcher Grundton ſtudirt hat.



Sein und Nichtſein iſt hier die Frage, denn der Todtfeind aller Mäßigkeitsvereine hat nicht nur ſein Bewußtſein, ſondern auch einen Schuh verloren und iſt ſonach im wahren Sinne des Wortes auf den Strumpf gekommen.

Da er in ſeinem Leben ſchon Manchen auf die Lampe gegoſſen, ſo erwartet er vom Laternenpfahl die Gefälligkeit, daß er ihm als Anker dienen werde, damit kein Falliſſement eintrete, denn die Paſſiva ſind bedeutend und Ultimo iſt nicht mehr fern.

Sechſe treffen, Sieben äffen! ruft Caspar im „Freiſchütz“. — Samiel hilf! Hier, Nummer Sechs, hat in irgend einer Wolfsſchlucht den Guß vollbracht und tüchtig geladen.



Aufgelöſter. **Fis-moll-Accord!** Ja, **Fis-moll**, denn Jeder macht drei Kreuze vor Dir. O Menſch, wie tief biſt Du geſunken!

Du haſt auf der Schnapsglas-Claviatur des Fuſels in Octaven geſpielt und Doppelgriffe gemacht, und hätte ſich nicht ein tragiſcher Held gefunden, der das ſchon an mehreren Orten durchgefallene Trauerſpiel auf ſeine Schultern genommen, ſo würdeſt Du, der heute ſchon Manchen gepfiffen, ſelbſt noch vom Paradieſe ausgepfiffen.

Gallerie gelehrter Sonderlinge.

1. Johann Chriſtoph Eſchenbach,

Profeſſor der Jurisprudenz zu Roſtock.

(Geboren am 24. October 1746, geſtorben ... 1824.)

Der alte Eſchenbach war ein origineller Kauz, eigenthümlich in Allem, was er that und trieb. Seine Figur war klein und etwas ſchief; ſein von vielen Falten durchackertes Geſicht hatte einen fortwährend mürriſchen Ausdruck und ſeine kleinen grauen Augen ſuchten menſchenſcheu den Erdboden. Er trug, ſo lang er lebte, einen dunkelbraunen Tuchfrack und Kniehoſen von derſelben Farbe. Fragte man ihn, warum er ſtets eine und dieſelbe Farbe wähle, antwortete er mit ſeiner hohen, etwas kreiſchenden Stimme: Ich kann's nicht leiden, wenn die Leute ſagen: „Seht, da geht der Profeſſor Eſchenbach und hat ein neues Kleid an!“ Trage ich einen Rock von immer gleicher Farbe, dann entgehe ich der läſtigen Aufmerkſamkeit und Mäkelei der Menſchen.

Wenn er aufſtand, war ſein erſter Gang zu einem kleinen Cloſet, worin ein Sarg ſtand, deſſen Deckel mit mehreren Glasfenſtern verſehen war. Nachdem er den Schrein von allen Seiten geprüft und gemuſtert hatte, zog er lange weiße Strümpfe an, warf einen ſaftgrünen damaſtenen Schlafrock um, ſchlüpfte in ein Paar Saffian-Pantoffel, bedeckte ſein ſpärlich graues Haar mit einer langzipfeligen Schlafmütze und ſchwang ſich ſo behend, als es ſein Alter erlaubte, aufs Todtenbett, indem er den Deckel nach ſich zog. Hatte das Männlein eine Weile im Sarge gelegen, dann drückte es an einer Feder des Deckels, worauf dieſer wie der Wind in die Höhe ſchnellte. Wenn er dies Manöver wiederholt exercirt hatte, erhob er ſich ſchmunzelnd mit den Worten: »Noch Alles in guter Ordnung« Dann legte er ſein Sterbekleid wieder ab (denn das war die beſchriebene Kleidung) und ging an die Arbeit.

Mit ſeiner treuen Lebensgefährtin, die eben ſo alt als er war, ſchlief er, ſo lange er mit ihr verbunden war, in einem breiten Himmelbette. An jeder Seite deſſelben ſtand ein Tiſchchen, worauf die Dienſtmagd jeden Morgen den Kaffee ſtellte, der von beiden Gatten im Bette getrunken wurde. Eines Nachts wurde Eſchenbach durch den Stickhuſten ſeiner Frau — ſie litt ſchon lange daran — aus dem Schlafe geweckt. Er reichte ihr, wie immer, eine in dieſem Falle bisher wirkſame Medizin, diesmal vergebens; ſeine Gattin, vom Schlage gerührt, verſchied in ſeinen Armen. Eſchenbach blieb, obgleich ſie todt war, ruhig an ihrer Seite liegen. Mit dem Schlage Sechs brachte die Köchin den Kaffee. Der Profeſſor richtete ſich auf und ſagte in trockenem Tone: »In voriger Nacht hat es dem lieben Herrgott gefallen, mein Eheweib von dieſem Jammerthale abzurufen. Nimm derohalben die für meine Frau beſtimmte Portion Kaffee wieder mit hinaus und ſtelle mir die meinige her.« Dann frühſtückte er ſo ruhig, als ob gar nichts vorgefallen.

R. Ullmann.

9. Friedrich Schulze,

Juſtizrath und Dramaturg der „Spener'ſchen Zeitung“.

Herr Friedrich Adami ſchildert in ſeinen Berliner Briefen an die „Wiener Theaterzeitung“ den unlängſt verſtorbenen, in mehrfacher Beziehung intereſſanten Mann auf eine eben ſo treue als frappante Weiſe. Er ſchreibt:

Dieſer Friedrich Schulze war im Leben ein Original. Ich glaube, der Dichter hat bei den Worten: »Es muß auch ſolche Käuze geben!« an die perſönliche Erſcheinung deſſelben gedacht. Friedrich Schulze bildete durch den Cynismus ſeiner Geſtalt und Gewohnheiten das vollendete Gegenſtück zu einem andern bekannten Theater-Enthuſiaſten und Dramaturgen, zu Karl Schall in Breslau. War Schall, wie Laube und Holtei ihn dargeſtellt haben, der Bonvivant, der epikuräiſche Bruder Luſtig des alten Theaterweſens, ſo erſchien Schulze dagegen als cyniſcher Bruder Sonderling. Wie Schall war Schulze ein wanderndes Raritäten-Cabinet der bunteſten Kenntniſſe, geiſtvoll in der Unterhaltung, ein beliebter Geſellſchafter, anziehender und anregender in der mündlichen Rede, als in der Schriftſprache. Nur ſcheint der Schatz vielſeitigen Wiſſens bei Schulze noch tiefer geweſen zu ſein, denn während Schall, der kokette, ſchwelgende Gentleman des Theater-Enthuſiasmus, zumeiſt die Damen bezauberte, war Schulze, trotz ſeiner nichts weniger als feinen Manieren, bei großen Staatsmännern aus der Zeit des Befreiungskrieges ein gern geſehener Gaſt. Auguſt von Stägemann, der patriotiſche Dichter und preußiſche geheime Staatsrath, der frühere Redakteur der „preußiſchen Staatszeitung“, die er mit einer ſchwungvollen Ode einweihte, würdigte den dramaturgiſchen Juſtizrath Schulze ſeiner auszeichnenden Geſelligkeit, und durch Stägemann trat dieſer auch zu dem in Preußens Geſchichte gefeierten Staatskanzler Fürſten von Hardenberg in publiciſtiſche Beziehung. — Schulze's Styl war, trotz der feinen Anſpielungen und leiſen Winke, immer hell und klar: der beſte Beweis, daß er nach lichter Anſchauung und mit deutlichem Bewußtſein ſchrieb und kein kritiſcher Faſelhans war. Denn wer nicht klar denkt, kann ſeine Gedanken auch nicht klar darſtellen. Das iſt klar! Eine üble altmodiſche Angewohnheit war es von Schulze, viele Worte mit geſperrter Schrift ſetzen zu laſſen, oft mehrere in einer Zeile, als ob ihm ſein Sperrſitz im Theater, auf welchem er mehr kauerte als ſaß, auch in der Zeitung vorſchwebe. Eben ſo durchſchoß er im Sprudel ſeiner Rede viele Ausdrücke, und ſein Accent wurde nicht ſelten ein Schrei. Wer im Corridor des Schauſpielhauſes während des Zwiſchenaktes einen alten Graurock aus dem Parquet rechts kommen ſah, ſchiebenden Ganges, als ſtoße er überall den Thespis-Karren vor ſich her, auf dem Kopfe einen der Mode nicht unterworfenen Hut, darunter eine augenſcheinlich verrückte Perücke, die, einer ſtruppigen Mähne vergleichbar, in die Furchen der an ſich edlen Stirn hing; dazu weiße Wäſche, die ins Schwarze fiel; ſchlotternde Beinkleider, deren Phantaſie durch keinen Sprungriemen gefeſſelt wurde, und welche frei und ungebunden einherſchlenkerten wie engagementsloſe oder durchgehende Schauſpieler; plumpe wohlbeleibte Sohlen, die einem Paar Kanonenſtiefeln Ehre gemacht haben würden; die ganze cyniſche Erſcheinung etwas ſpuckhaftig — von Spuck, nicht von Spuk — das war Friedrich Schulze, vielleicht der letzte Theaterkritiker, der die Theaterkritik zur Aufgabe und zum Inhalte ſeines langen Lebens gemacht und der ſich in die Welt, in die Berliner Bühnenwelt und auf ſeinen Sperrſitz geſetzt glaubte, blos um das Theater zu recenſiren! Der Juſtizrath, womit er betitelt war, ſchien reine Nebenſache bei ihm. Das Theater war ſeine Leidenſchaft, ſeine Geliebte, ſeine Dulcinea, und er iſt ihr treu geblieben bis in den Tod.

Und ſo ſaß beim Lampenlichte
Er viel' Jahre lang,
Operngucker im Geſichte,
Bis der Vorhang ſank.
Und dann legt' er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Freut' ſich ſtill, daß morgen wieder
Wird Theater ſein!«

Glücklicher Theaterenthuſiaſt aus der guten alten Zeit! Er lebte, ſchrieb Theater-Recenſionen, litt an ſchlechten Theater-Vorſtellungen und ſtarb. Möge der Vorhang ſeines Lebens ihm leicht ſein!

Zur Beachtung für Vereine gegen Thierquälerei.

Jene ehrenwerthen Männer, die in unſern Tagen Vereine gegen Thierquälerei geſtiftet, haben ganz im Sinne des Geſetzgebers Triptolem gehandelt, welcher nach Porphyrs Berichte den Athenienſern nur drei Geſetze gegeben haben ſoll, von denen das vornehmſte: „Beleidige kein Thier!“ gelautet hat.

Triptolem wollte ſolche nicht einmal den Göttern opfern, ſondern hielt es für geeigneter, den Himmel durch Früchte auszuſöhnen.

Wie ſehr man in Athen dies Geſetz aufrecht zu erhalten geſucht hat, beweiſt der Umſtand, daß ein Rathsherr einſt zu einer Strafe verurtheilt worden war, weil er während der Gerichtsſitzung einen Sperling getödtet, der ſich vor einem verfolgenden Habicht in die weiten Falten ſeines Rockes geflüchtet und daſelbſt Schutz geſucht hatte.

Einem andern Griechen, Namens Praxiteles, wurde, wie Plutarch erzählt, vom Rathe zu Athen der Staupenſchlag zuerkannt, weil er einem Hammel das Fell bei lebendigem Leibe abgezogen hatte. Einem Knaben, welcher ſeine Freude daran gehabt, den Krähen die Augen auszuſtechen, war von den Athenienſern das Todesurtheil zuerkannt worden, weil man in der Ausübung ſolcher Grauſamkeit bei dem Knaben ein böſes Gemüth vorausgeſetzt hatte.

Wer erfahren will, wie hart die Türken denjenigen beſtrafen, der ein Thier unbarmherziger Weiſe umbringt, kann mancherlei darüber bei Busbequius in ſeinen „Epistolis Turcicis“ Seite 170 nachleſen, da die Aufzählung Alles deſſen hier zu weit führen würde.

Obſchon die Vereine, welche ſich in Deutſchland gebildet, hier und da ſegensreich gewirkt haben, ſo kommen doch dem ruhigen Beobachter oft Dinge vor, die ſich durchaus nicht mit der Humanität unſeres Zeitalters vertragen.

Wer da mit angeſehen hat, wie man auf Roßmärkten, und vorzüglich auf der Leipziger Meſſe, den Pferden die Schweiſe verſtutzt und die edlen Roſſe Wochen lang den Martern preisgiebt, muß ſich wundern, daß derlei Grauſamkeiten noch immer geduldet werden, da ſchon im Jahre 1789 auf den zu Calcuth in Nordhumberland und Mercien abgehaltenen Concilien den Engländern in einem beſondern Kanon verboten wurde, den Pferden nicht mehr die Schweiſe abzuſtutzen.

Eine zweite Grauſamkeit geſchieht noch an manchen Orten mit dem Blenden der Singvögel, um den armen Thieren auch im Winter Geſang abzulocken. Ja, es giebt ſogar ein Buch über dieſen Gegenſtand, welches Vogelſängern und Liebhabern von Singvögeln Unterricht über die Blendung ertheilt.

In Thüringen üblen noch vor einigen Jahren ein paar Männer dieſe Grauſamkeit als patentirten Erwerbszweig, indem ſie mit den blinden Sängern des Hains Meſſen und Märkte bezogen und mit ihren Opfern ſtrafbaren Schacher trieben.

Eine dritte Schändlichkeit, die noch heutzutage vielfältig begangen wird, iſt das Abziehen der Fröſche, womit ſich die Fiſcher abgeben, um der Zunge des Feinſchmeckers Froſchkeulchen zu liefern.

Was würden die Anhänger des Islams oder die Braminen geſagt haben, wenn ſie eine chriſtliche Parforce-Jagd mit angeſehen hätten? Letztere legten ſchon vor mehr als hundert Jahren Hoſpitäler für alte und Lazarethe für kranke Thiere an, und noch jetzt ſind ſie für das Wohl der Thiere ſo ängſtlich beſorgt, daß ſie ſtets ein Stück Tuch vor dem Munde tragen, damit ſie nicht mit dem Einathmen der Luft ein Inſekt einziehen und ſomit deſſen Tod verurſachen.

So Mancher wird vielleicht hier ſpitzfindig einwenden: jene Völker ſind Heiden und jeder Satz formt ſich da zum Aberglauben. — Nun, ſo läßt ſich auch ein Satz für Chriſten anführen. Man ſchlage im Buche der Bücher auf, wo zu leſen iſt: daß Gott die ſündhafte Stadt Ninive nur deshalb geſchont hat, weil darinnen viel Vieh geweſen war.

Aber und Nein,

Zwei kleine Wörtchen, wahre Epiſoden, Hellermünze im Schatze der deutſchen Sprache. Wie verſchieden aber iſt der Charakter dieſer Wörtlein, die wahre Gegenfüßler ſind.

Aber gleicht einem Hofmann, glatt und geſchliffen wie Marmor. Es weicht aus und will nicht mit der Sprache heraus. Das Nein hingegen iſt der deutſche Michel in ſchönſter Bedeutung des Wortes. Grad und offenherzig wie ein biederer Deutſcher der Vorzeit ſchreitet es einher und macht nicht die geringſten Umſtände — Das Aber hat ſeidene Strümpfe an, das Nein Reiterſtiefel mit rindsledernen Sohlen. Das Aber trägt ein ſeidenes Mäntelchen, welchen es nach dem Winde hängt. Das Nein hängt nimmermehr ein Mäntelchen um, es trägt einen Tüffel, einen Flausrock, in welchem es keine Flauſen macht. Das Aber ſpielt im Schauſpiel des Lebens Intriguants, das Nein Charakterrollen, welches ungeſchminkt einhergeht und keiner Einflüſterungen bedarf. Das Aber iſt ein Junker, welcher beim erſten Angriff Reißaus nimmt. Nein hingegen iſt ein alter barſcher Sergeant, der dem Feinde die Zähne weiſt und nimmer zum Rückzug bläſt. Aber iſt ein Accord, der urplötzlich aus Fis-dur nach B-dur geht; Nein ein C-dur-Accord, feſt und beharrlich wie die Berge auf ihrem Grunde.

T. D.

Zapfenſtreich.

Augsburg. In unſerm Stadtarchiv hat man jetzt das Pergament mit 200 Siegeln, auf welches Götz von Berlichingen die Urphede beſchworen hatte, und ſämmtliche Akten des ſchwäbiſchen Bundes, ſowie Handſchriften von Luther und Melanchthon aufgefunden.

Baden. Das Spiel iſt in dieſem Jahre nicht ſtark und die öffentliche Meinung, die ſich ſo ſehr dagegen ausſpricht, hat merklichen Einfluß darauf. Mit Befremden hört man daher hier, daß, während man überzeugt iſt, daß in 8 Jahren die Spiele hier aufhören (denn bis dahin endet der Kontrakt des Pächters), in Köthen, wo weder ein Bad noch ein Luxusaufenthalt iſt, das Spiel aufs Neue auf zwölf Jahre für 46,000 Gulden an die Herren de Beaux, den Pächter in Pyrmont, de Verſé und Charles, früher Employé oder Croupier in Wiesbaden, vergeben worden iſt. (Asinus asinum fricat.)

Baſel. Die Sammlung für die Luzerner Flüchtlinge beläuft ſich bis jetzt auf 72,232 Schweizerfranken.

Berlin. Der General-Inſpektor der öffentlichen Bibliotheken in Frankreich, Herr Matter, der ſeit einigen Wochen in unſerer Mitte verweilt hat, iſt über Dresden nach München gereiſt, um auch die dortigen literariſchen Schätze kennen zu lernen.

∴ Der Muſikdirektor Auguſt Canthal aus Hamburg iſt hier eingetroffen, um im Günther'ſchen Lokale ſeine „Soirées musicales" zu beginnen. Es geht ihm der Ruf voraus, daß ſeine Tanzmuſik eben ſo pikant als die Strauß'ſche iſt.

∴ Dem. Minna Wauer, Tochter des bekannten, in ſeinem Fache allgemein geſchätzten Hofſchauſpielers, hat, wie man hört, unter Leitung des berühmten Herrn Feodor Wehl und der eben ſo berühmten Frau Doktorin Mundt, einige vortreffliche Luſtſpiele geſchrieben, die dazu beſtimmt ſind, der tief geſunkenen deutſchen Bühne wieder auf die Beine zu helfen. Wir machen das geſammte deutſche Vaterland im Voraus auf dieſe außerordentlichen Produkte aufmerkſam, da ſich von einer ſo gediegenen Kritikaſterin, als Dem. Minna Wauer ſich in neueſter Zeit dokumentirt hat, in der That etwas ganz Abnormes erwarten läßt. Leider müſſen wir auch gleichzeitig berichten, daß bisher ſämmtliche dramatiſche Werke der Dem. Minna Wauer von den Theater-Direktionen auf die allerunzarteſte Art ſchnöde zurückgewieſen worden ſind, ein Beweis mehr, wie tief das deutſche Theater geſunken iſt, und wie rein und edel die Motive ſind, um derentwillen Minna Wauer die Welt mit ihren gerechten Schmähungen erfüllt.

∴ Deinhardſteins neueſtes Luſtſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten" hat auch bei uns eine günſtige Aufnahme gefunden. Das Sujet, die Verwechslung des Wilhelm Fürſt mit dem Fürſten Wilhelm erinnert ſehr ſtark an Oettingers Humoreske „der Herzog von Bordeaux", eine Erzählung, die auf gleichem Qui pro quo beruht.

∴ Herr Heinrich Smidt hat ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „die Frau Schwiegermutter", geſchrieben, das von draſtiſcher Wirkung ſein ſoll. Im Laufe des nächſten Monats wird es auf der königlichen Bühne zur Darſtellung kommen.

∴ Die „Weſerzeitung" theilt bereits den Entwurf der zukünftigen Reichsverfaſſung Preußens mit. Ipsa fecit, meint die „Dorfzeitung".

Bonn. Am 23. Juli iſt Beethovens Statue hier angekommen. Es war ein großartiges Volksfeſt. Das Schiff, welches die Statue brachte, kam umringt von vielen ſchön umflaggten und durch grüne Zweige verzierten Kähnen am Stadtkrahne an. Böllerſchüſſe, Muſik, Geſang, bengaliſches Feuerwerk ꝛc. wechſelten ab. Nachdem die Statue verdeckt auf einen vierſpännigen ſchön geſchmückten Wagen verladen war, ſprach ein Mitglied des am Ufer verſammelten Comité's einige Begrüßungsworte. Ein Fackelzug von bedeutender Länge geleitete den Wagen mit der Statue durch die Stadt bis auf den Münſterplatz. Die Stadt war faſt in allen Straßen glänzend erleuchtet, mehrere Straßen waren zugleich von den Häuſern aus durch zahlreiche Fahnen geſchmückt.

Brüſſel. Es ſoll hier eine Eiſenbahnſchule errichtet werden für Leute, welche ſich für die Eiſenbahnen ausbilden wollen. (Sehr zeitgemäß!)

Camenz. Der Prachtbau des Schloſſes in Camenz, an dem bereits acht Jahre gebaut wird und der wohl ſchon eine halbe Million gekoſtet hat, iſt jetzt ziemlich vollendet. Es wird durch dieſen Bau eine alte Sage zur Wahrheit, nach welcher ein Mönch prophezeiht haben ſoll, daß auf der Anhöhe neben dem Kloſter einſt ein großes Schloß erbaut werden dürfte.

Cöln. Durch das hieſige Appellationsgericht iſt das Urtheil des Aachener Landgerichts, welches die nicht Pariſer Ausgaben der „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs" des Herrn Thiers (mit Ausnahme des Abdrucks des Herrn Meline in

Leipzig, welcher das Recht vom Verfaſſer erworben hat) für Nachdruck erklärt, beſtätigt worden.

Conſtantinopel. Die ſchon ſeit vielen Monaten anhaltende Trockenheit hat hier einen drückenden Waſſermangel zur Folge. Die meiſten Brunnen in Pera und Galata, ſo wie in Conſtantinopel ſelbſt, ſind verſiegt und der Preis des Waſſers kommt bereits dem des Weines gleich. (Wir haben gleich nach Empfang dieſer Nachricht 12 Exemplare der Weber'ſchen „Novellenzeitung" nach Stambul geſchickt, um dem Waſſermangel augenblicklich abzuhelfen.)

Dresden. Noch zu keinem ſächſiſchen Landtage ſind die Wahlen ſo entſchieden im Sinne des Fortſchrittes ausgefallen, als zum jetzigen.

Florenz. „Eudossia e Paolo, ovvero i Martiri" heißt eine neue Oper, die auf dem Theater della Pergola eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hat. Der Text iſt eine Bearbeitung der „Martyrs" von Chateaubriand, die Muſik iſt vom Maeſtro Mabellini.

Frankfurt a. M. Herr von Bauernfeld, von London und Paris zurückgekehrt, hat ſich einige Zeit bei uns aufgehalten und in den literariſchen Kreiſen eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden.

∴ Bei Guſtav Oehler iſt Otto Müllers im „Converſationsblatt" erſchienene Roman „Bürger, ein deutſches Dichterleben" in Buchform herausgekommen. Von demſelben Verfaſſer erſcheint nächſtens ein neuer Roman, „der Freund des Kaiſers", deſſen Held der in der Geſchichte der Hohenſtaufen ſo berühmt als berüchtigt gewordene Kanzler Friedrichs II., Peter de Vineis, iſt.

St. Gallen. Profeſſor Gervinus befindet ſich ſeit einigen Wochen in dem benachbarten Heinrichsbade, wo er ſich glücklich von einer ſchweren Krankheit erholt.

Halle. Der gute Leo Leonis, der ſeit langer Zeit ein Gegenſtand des Mitleids geworden iſt, ſagt in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik: »Das liberale Geſindel muß man für vollkommen machtlos halten und ſo viel unverwüſtliche Luſtigkeit beſitzen, um dieſe Menſchen als eine eigens zu ſeiner Aufheiterung beſtimmte Poſſenreißerbande zu betrachten.« Durch Aeußerungen ſolcher Art ſinkt der Gegenſtand des Mitleids zum Gegenſtande der Verachtung herab. Man ſollte den Geſundheitszuſtand dieſes Menſchen unterſuchen laſſen und ihn je eher je lieber nach dem Sonnenſtein ſchicken.

Hamburg. Das ſchönſte Lob, das unſere Kritik der reizenden Sängerin Tuczek ertheilt, iſt der Vergleich mit der liebenswürdigſten Schauſpielerin Deutſchlands: Dem. Tuczek wird hier die Charlotte von Hagn der deutſchen Oper genannt.

∴ Im Monat September wird die berühmte Tänzerin Fanny Cerito bei uns gaſtiren.

∴ Dem. Julie Herrmann, der Liebling des Thalia-Theaters, wird im Laufe dieſes Monats einen Cyclus von Gaſtrollen im Königſtädter Theater zu Berlin geben; ſie wird dort in zwei neuen Stücken von W. Friedrich, „die weibliche Schildwache" und „Gattin und Tochter" und in einem neuen Luſtſpiele ihres Vaters, „Johanna und Hannchen", auftreten.

∴ Heinrich Zſchokke hat ſich von hier nach dem Harze begeben.

∴ G. Schirges will eine Zeitſchrift für Handwerker gründen. Sie ſoll den Titel „die Werkſtatt" führen und gleich im erſten Hefte Arbeiten von den Herren Venedey und Weitling bringen.

Hannover. Der Mnemotechniker Hermann Kothe, ein Schüler Reventlow's, macht bei uns große Senſation und brillante Geſchäfte. In einer ſeiner Proben wurde ihm 1) eine Zahl von 91 Ziffern, 2) die Ludolph'ſche Zahl oder die Zahl π mit 140 Decimalen, 3) eine Reihe der ſchwierigſten botaniſchen Namen und 4) das Vaterunſer in arabiſcher Sprache aufgegeben. Dies Alles recitirte er, nachdem es ihm nur ein Mal vorgeſagt worden war, vor- und rückwärts, in und außer der Reihe. Bis jetzt hat er hier vier Curſus geleſen, einen öffentlichen für Herren und Damen (1 Louisdor), einen für die höhere Gewerbſchule, einen für die Lehrer der hieſigen Schulen und einen für die Schüler des Lyceums. Alle Journale ſind voll von ſeinem Lobe. Die „Weſerzeitung" enthält einen ausführlichen Bericht über dieſen Wundermann.

Karlsruhe. Ein über zwanzig Bogen ſtarkes Werk, „Briefwechſel zwiſchen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten", von G. v. Struve, welches in Mannheim erſchienen war, iſt von hier aus verboten worden.

Kiſſingen. Die Zahl der Fremden war am 23. Juli auf 2792 angewachſen. Einem weſentlichen Mangel iſt durch die ſchon ſeit zwei Saiſons täglich erſcheinende Badezeitung unter Redaktion eines Herrn Niedergeſees abgeholfen.

Leipzig. Der „Berliner Geſellſchafter" ſchreibt: »Die Leipziger Studenten beherrſchen, nach öffentlichen Mittheilungen, das laute Urtheil im Theater zu Leipzig und das wäre ganz gut, wenn ſie's immer richtig in der Sache und im Ton thäten. Wie man merkt, ſpielen aber Gunſt und Ungunſt dabei die Hauptrollen und das könnte dem Beſtehen der Anſtalt ſehr gefährlich werden. Ein friſches Urtheil, wie es hervorgeht aus dem von Dichter und Schauſpielern angeregten Geiſt und Gefühl, iſt erfreuend und belebend; die vorgefaßten Meinungen aber, die man parteiweiſe in Zuſammenkünften abhandelt, taugen in der Regel nur dazu, Hader anzufachen und das traurige Heldenthum heilloſen Lärmens zu fördern; ein Heldenthum, worin ſich, wie es ſcheint, die Leipziger Studenten (mit ihrem Gänſemarſch und ſo weiter) noch anderweit hervorthun wollen.« Wir würden von dieſem ungewaſchenen Zeuge, aufrichtig geſagt, keine Notiz genommen haben, hätten wir nicht ſchon längſt die Beobachtung gemacht, daß ſeit einiger Zeit einzelne Skribler, die auf die Achtung des Publikums von ſelbſt Verzicht geleiſtet haben, eifrig bemüht geweſen ſind, die Leipziger Studenten bei jedem Anlaß zu verkleinern und zu verdächtigen, was wir nicht nur ungerecht, ſondern, rund herausgeſagt, ehrlos finden, denn jeder ruhige und unpartheiſche Beobachter muß den Leipziger Studenten das Zeugniß geben, daß ſie — mit nur ſehr wenigen Ausnahmen — fein geſittete, durchweg gebildete Leute ſind, und daß der Geiſt, der dieſe Jugend beſeelt, unſerer alten Univerſität zur Ehre gereicht. Daß ſie vorgefaßte Meinungen ins Theater bringen und dort ein partheiiſches Urtheil laut werden laſſen, iſt eine kraſſe Unwahrheit, die nur böſer Wille ihnen andichten kann. Der Redakteur des „Charivari" ſchreibt keine Theaterſtücke und braucht nicht, wie manch Anderer, um die Gunſt der Studenten zu buhlen, um ſein Stück unter den Einfluß ihres Schutzes zu ſtellen; aber deſſen ungeachtet kann er's nicht ruhig anſehen, wenn ein ehrenwerther Theil unſerer Geſellſchaft unverdient angeſchwärzt und verdächtigt wird. Daß der Berliner Philiſter gegen den Leipziger Gänſemarſch zu Felde zieht, iſt abgeſchmackt. Kehre doch Jeder vor ſeiner Thür!

∴ Die Mitglieder der hieſigen Bühne haben für den Kapellmeiſter Albert Lortzing, bei ſeinem Scheiden aus ihrem Kreiſe, einen ſchweren ſilbernen Lorbeerkranz fertigen laſſen, auf deſſen Blättern die Opern des Komponiſten und unter dem Bande die Namen der Geber verzeichnet ſind. An dies Geſchenk reiht ſich ein noch werthvolleres, ein großer ſchöner ſilberner Pokal, zu deſſen Ankauf des Komponiſten Freunde und Verehrer, meiſt Künſtler, Kaufleute und Gelehrte, beigeſteuert haben. (Theaterchronik.)

∴ Lortzings Freunde haben am 1. Auguſt dem liebenswürdigen Künſtler zu Ehren ein Feſtmahl veranſtaltet, bei dem ihm von einer Deputation, beſtehend aus Dr. Hacker, Schreck und Rode, ein koſtbarer Ehrenbecher überreicht wurde. Herr Buchhändler Schreck hielt eine Rede, die jedem der Verehrer Lortzings aus der Seele geſprochen war. Wohl ſelten hat ſich ein Künſtler durch Talent und Charakter einen ſo großen Kreis von Anhängern, eine ſo dichte Phalanx von Freunden errungen, als der Komponiſt des „Czar und Zimmermann". In ihm verliert unſer Theater die einzige Zierde von deutſchem Rufe.

∴ Herr Genaſt, ein alter Liebling unſeres Publikums, hat in Ifflands „Jägern" als Oberförſter gaſtirt und ungetheilten Beifall eingeerntet. Der Gaſt trat zum zweiten Male bei gedrängt vollem Hauſe als Buſch in Bretzners „Räuſchchen" auf und trug koloſſalen Beifall davon. Herr Genaſt gehört zu der kleinen Zahl jener von Jahr zu Jahr ſeltener werdenden Schauſpieler, die jeder ihrer Leiſtungen den Stempel naturgetreuer Wahrheit aufdrücken und nicht nach Effekt haſchen, um der rohen Menge zu gefallen. Er gefiel ſo außerordentlich, daß er dieſe Rolle, die er zu ſeinen beſten zählen darf, wiederholen mußte. Aber deſto matter erſchien Herr Marr als Brantchen; jeder Zoll war eine unerquickliche Karikatur. Herr Marr hat ein paar alte Steckenpferde, die er gut zu tummeln verſteht; Rollen, die er noch nie geſpielt, mißglücken ihm. Wir möchten bei dieſer Gelegenheit den Wunſch ausſprechen, Herr Dr. Schmidt möge zum Gedeihen ſeiner Anſtalt Herrn Genaſt als einen Mann engagiren, der die Wirren zwiſchen Publikum und Direktion glücklich beſeitigen würde.

∴ Rudolph Weigel's Kunſtkatalog (3 Bde. 8.) iſt jedem Freunde der Literatur, der Kunſt und Kunſtgeſchichte bekannt. Er umfaßt in ſechszehn Abtheilungen (1833 – 1845) alle Fächer der bildenden Kunſt; die bibliographiſche Genauigkeit in der Beſchreibung und Claſſifizirung der einzelnen Werke — der in- und ausländiſchen, der älteſten und ſeltenſten, der neueſten und koſtbarſten — hat die gründliche Kennerſchaft des Verfaſſers und Herausgebers feſt begründet. Am Schluſſe der ſechszehnten Abtheilung befindet ſich eine „wiſſenſchaftliche Ueberſicht aller in der erſten bis ſechszehnten Abtheilung des Kunſtkataloges aufgeführten Schriften", wobei ihn ein gelehrter Freund, Dr. Seiler, unterſtützt hat. Dieſe ſyſtematiſch-geordnete Ueberſicht, auf 83 Seiten, macht dieſen Katalog für das Studium der Kunſtgeſchichte unentbehrlich. (Leipz. Ztg.)

∴ In unſerm „Tageblatt" werden nicht nur Fragen der Kunſt behandelt, ſondern dann und wann auch eben ſo ſcharfſinnige Fragen der Wiſſenſchaft aufgeworfen und oft eben ſo gründlich als die des Theaters beantwortet. So hatte in voriger Woche Jemand die naturgeſchichtliche Frage aufgeworfen, wodurch man im Roſenthaler Teiche eine Schwanin von einem Schwane unterſcheiden könne? Ein gelehrter Thebaner gab Tags darauf folgendes Mittel an: Man kaufe drei Franzbrode und werfe ſie in den Teich. Beißt **ſie** an, ſo iſt's eine Schwanin, beißt **er** an, ſo iſt's ein Schwan. Heil dem neuen Cuvier!

∴ Die „Damenzeitung" ſchreibt: Thalberg hat eine Barcarole, Opus 60, erſcheinen laſſen. Das macht alſo gerade ein Schock und ſomit wird noch lange Zeit vergehen, ehe er drei Schock erreicht.

∴ Von Ernſt Willkomm iſt bei Kollmann ein neuer ſocialer Roman, „die weißen Sklaven", erſchienen. Bis jetzt ſind die erſten drei Bände ausgegeben. Die letzten zwei erſcheinen im Laufe des Herbſtes.

∴ Von Joſeph Rank erſcheint ein neuer dreibändiger Roman, „Waldmeiſter".

London. Unſere Zeitungen melden den Tod des Rechtsgelehrten und Geſchichtsſchreibers Adolphus, deſſen „Geſchichte der Regierung Georgs III." ihn in der gelehrten Welt ehrenvoll bekannt gemacht hat. Er ſtarb im 76ſten Jahre ſeines Alters ſehr plötzlich im Hauſe ſeines Sohnes.

Madrid. Sämmtliche Zeitungs=Redakteure haben ſich vereinigt an die Königin gewendet, um ſie zu veranlaſſen, das neue Preßgeſetz zurückzunehmen.

∴ Die hieſige Gemälde=Gallerie iſt, wenn auch nicht die zahlreichſte, doch höchſt wahrſcheinlich die koſtbarſte der ganzen Welt. Der Name Murillo kommt in den ſpaniſchen Sälen 46 Mal vor; von Ribera ſind 53, von Zurbaran 14, von Juanes 18, von Velasquez 62 Bilder hier. Von den Italienern zählt Raphael 10, Giordano 55, Tiziano 43, Tintoretto 27 Nummern. Pouſſin hat 21, Vernet 5 Bilder in den franzöſiſchen Saal geliefert. Die deutſche Schule wird durch Albrecht Dürer mit 10 und durch Lukas Cranach mit 2 Bildern vertreten. Unzählig ſind die Gemälde der flämiſchen und holländiſchen Schule; Rubens allein hat 62 und Teniers 52 Bilder in unſerm Muſeum.

München. Am 2. d. M. iſt Karl Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" hier zum erſten Male bei vollem Hauſe und mit großem Beifall gegeben worden.

Paris. Für die Liebhaber von Skandalen giebt der Eheſcheidungs=Prozeß des Deputirten Marquis Delangle neue Nahrung. Der Marquis beſchwert ſich, daß ſeine Frau ihn zum Hahnrei gemacht und ihm noch obendrein 4, ſchreibe vier Ohrfeigen gegeben habe. Der Herr Marquis irrt ſich wohl; ſeine Frau iſt ihm gewiß treu geblieben, denn noch nie hat man gehört, daß eine ſchuldige Frau ihren Mann geprügelt hätte.

∴ Man erzählt ſich, daß Victor Hugo dem Maler Biard für die Kränkung, die er ihm zugefügt, 30,000 Francs Reuegeld habe bezahlen müſſen. Herr Biard hat ſich durch herrliche Landſchaften, aber auch durch komiſche Bilder bekannt gemacht. Eine ſeiner ſchönſten Arbeiten, „der Kampf mit den Seebären", befindet ſich in Leipzig. In Bezug darauf iſt eine Karikatur, „der Kampf mit einem Seehunde" (Biard und Victor Hugo) erſchienen.

∴ Statt des alten, abgenutzten Wortes „adultère" wird ſeit dem Hugo=Biard'ſchen Skandal in der Salonſprache „hugotatère" geſagt.

∴ In dieſem Jahre ſind von den Disciplinargerichten der Nationalgarde gegen 43,550 Strafurtheile gefällt worden; da das Gefängniß der Nationalgarde aber nur 60 Gefangene faßt, ſo ſollen ſämmtliche Verurtheilte, aus Mangel an Gefängnißraum, begnadigt werden.

∴ Herr Beuchot, Bibliothekar der Deputirtenkammer, will dieſe Stelle aufgeben. Man ſagt, daß ſich bis jetzt nicht weniger als achthundert Bewerber gemeldet haben.

∴ Die Direktion des Théâtre français hat gegen Dem. Pleſſis, welche über England nach Rußland gegangen iſt, eine Entſchädigungsklage von 200,000 Frs. anhängig gemacht.

∴ In Folge des Baues des Juſtiz=Palaſtes werden die Geburtshäuſer Boileau's und Voltaire's abgetragen werden.

∴ Die Geſellſchaft der Frühſtücke und Mittagsmahle des „caveau", die zu ſo vielen geiſtreichen Liedern, Sonetten ꝛc. Anlaß gegeben, beſteht noch immer, nur in einem andern Lokal, nämlich bei dem bekannten Reſtaurateur Champeaux am Börſenplatze, wo ſie ſich am 15. jeden Monats verſammelt. Zum Vorſitzenden iſt für dies Jahr der Maler Picot (ein Schüler Vincents) erwählt worden. Bei dem letzten Mahle bemerkte man unter den Malern, Bildhauern und Muſikern auch Leon Cogniet, deſſen Name auch in Deutſchland einen bedeutenden Ruf erlangt hat.

∴ Hier ſollen einige ſogenannte raffinés ganz ernſthaft entſchloſſen ſein, ſtatt des „abſcheulichen Cylinders von ſchwarzer Pappe“, den man Hut nennt, den Federhut, wie man ihn zur Zeit Ludwigs XIII. trug, allgemein einzuführen, und mehrere große Lyoner Hutfabriken ſollen bereits damit beſchäftigt ſein, eine ganze Ladung ſolcher Hüte nach Paris zu ſchicken.

∴ Herr Proſper de Montjars in Bern erklärt ſich in den hieſigen Journalen für den Verfaſſer der ausgepfiffenen Komödie „la Tour de Babel“; zu gleicher Zeit reclamirt ein Herr Anatôle Bruant, der die Autorſchaft dieſes Stückes früher desavouirt hatte, in der „Démocratie pacifique“ gegen alle bisherigen Suppoſitionen und erklärt, er ſei der Verfaſſer. Zuerſt konnte das Kind gar keinen Vater bekommen, jetzt hat es deren zwei.

∴ Ponſards neues Trauerſpiel „Agnèse de Méranie“ wird im Laufe des Winters im Odéon in Scene gehen. Ponſard iſt bekanntlich der Held einer Clique, die den jungen Mann in die Wolken hebt. Die Lächerlichkeit wird ſo weit getrieben, daß man jetzt ſchon einzelne Verſe des neuen Dramas dem Publikum zum Beſten giebt.

∴ Der Text zu der Opéra buffa, welche Donizetti hier für das italieniſche Theater ſchreibt, iſt eine Bearbeitung von Ifflands „Vormund“. Donizetti ſah das Stück im Hofburgtheater und beſchloß ſogleich, es in eine komiſche Oper umzuwandeln.

∴ Ueber die zweite Gemahlin des Kaiſers Napoleon iſt ein neues Werk erſchienen, das, nicht minder anziehend als das des Barons von Meneval, „Marie Louise à Parme“ betitelt und aus der Feder des Herrn Jules Lecomte gefloſſen iſt. (Spitzt Eure Federn, Ueberſetzer!)

∴ Herr Couſin hat ein neues Werk „Fragmens de philosophie Cartésienne“, veröffentlicht, welches mit einer Biographie des in Toulouſe als Atheiſten verbrannten Vanini beginnt und mit einer Abhandlung über den Carteſiſmus und Spinoziſmus ſchließt.

∴ Der bekannte Theaterdichter Dumerſan hat eine Sammlung franzöſiſcher Volkslieder unter dem Titel „Chansons nationales et populaires de la France, précédées d'une histoire de la chanson française et accompagnées de notes historiques et littéraires“ erſcheinen laſſen.

∴ Eine Demoiſelle Jenny A. giebt in Riom eine neue Zeitſchrift unter dem Titel „Bibliothèque des anges“ heraus.

∴ Von Michel Maſſon iſt ein neuer Roman erſchienen, betitelt „La jeune régente“. Er ſpielt am Hofe von Anhalt-Deſſau (!!!).

∴ Auber, welcher einige Zeit bedenklich krank geweſen war, iſt zur Freude ſeiner zahlreichen Verehrer vollſtändig hergeſtellt. Vive Mr. Auber!

∴ Am Jahrestage des Todes Armand Carrels begaben ſich ſeine Freunde nach Saint-Mandé, um ſein Grab zu beſuchen und mit Blumen zu ſchmücken.

Peſth. Die Unruhen in Bosnien, welche ein Rencontre mit dem öſterreichiſchen Grenzcordon herbeigeführt haben, machen hier große Senſation; wegen der Abreiſe unſerer Primadonna assoluta ſind jedoch die Gemüther völlig beruhigt.

∴ Ein hieſiges Modejournal bringt unter ſeinen Bilderbeilagen das Bruſtbild des Pfarrers zu Rudno, eines Quackſalbers wie der Schäfer Mohr, hoch oben in den Wolken ſchwebend und, wie es ſcheint, eben im Begriff, einen kleinen Abſtecher ins Himmelreich zu machen! — Schnell einen Orden, lieber Papſt, nur einen Orden!! — !

∴ Vajda's „Weltgeſchichte“ wird demnächſt die Preſſe verlaſſen. Ein großes Heer von Kritikern ſchärft ſchon die Waffen; die anerkannte Befähigung des Verfaſſers läßt jedoch ein Werk erwarten, welches ohne Zweifel in der ungariſchen Literatur Aufſehen erregen wird.

∴ Mit nicht minderer Spannung ſieht man einem Büchlein entgegen, welches der Redakteur eines hieſigen, durch ſeine ſtereotypen Lobhudeleien berüchtigten Blattes vom Stapel laufen läßt; es ſoll namentlich biographiſche Notizen der ſämmtlichen Künſtler unſeres deutſchen Theaters enthalten, und wird in zwangloſen Heften ohne Vorausbezahlung erſcheinen.

∴ Der bekannte Pianiſt Rudolf Willmers will eine Oper componiren, zu der ihm Herr Julius Seidlitz den Text geſchrieben hat.

Prag. Am 22. d. M. ſtarb nach langwieriger Krankheit und ſchwerem Leiden der als politiſcher Schriftſteller (Verfaſſer von „Böhmens Zukunft“, „Prag und die Prager“) bekannte Graf Ferdinand von Schirnding im 37. Jahre ſeines Lebens, an der Auszehrung. Er hat viele wechſelnde und abenteuerliche Schickſale erlebt; doch „wer wird läſternd an die Bahre treten, wo iſt der Mund, der Leichen höhnen mag?“

∴ In Nummer 168 der „halbilluſtrirten Theaterzeitung“ beweiſt Herr Bäuerle ungemein viel Zartgefühl in der Zuſammenſtellung ſeines Feuilletons, welche jeden Gebildeten hier aufs Höchſte indignirt hat. Er ſchreibt „M. Zdeckauer todt“ und einen ſechs

Zeilen langen Nekrolog über dieſen Biedermann und unmittelbar darunter „der große Elephant in Schönbrunn geſtorben" mit einem 1½ Seiten langen Artikel. Pfui, Herr Bäuerle, haben Sie denn gar kein Zartgefühl?! —

∴ Vor ein paar Tagen hat ein junger Mann aus Eiferſucht und verſchmähter Liebe auf ſeine Geliebte geſchoſſen und dieſelbe, zum Glück nur leicht, verwundet. Eine Eiswaſſer-Douche dieſem modernen Othello!

∴ Herr Ernſt bewirbt ſich noch immer um die Direktion, um welche auch Moritz aus Stuttgart, Hoffmann aus Riga, Forſt aus Peſth u. A. m. konkurriren, und ſchmeichelt ſich noch immer mit Hoffnungen. Herr, erlöſe uns von allem Uebel und unſerm Ober-Regiſſeur!

∴ Faſt unſere ganze Oper iſt jetzt auf Reiſen; Kapellmeiſter Skroup iſt im Bad, um ſich von dem Aerger zu erholen, den ihm einige Recenſionen verurſachen; vielleicht bringt er beſſere Tempi und ſo Manches mit, was wir bisher an ihm ſchmerzlich vermißt haben.

∴ Eine Dem. Janauſcheck machte ihren erſten theatraliſchen Verſuch in „Ich bleibe ledig" und „Komm her!" Das Erſtere wollen wir ihr aufs Wort glauben; Letzteres ihr zuzurufen laſſen wir bleiben.

∴ Endlich ſollen auch bei uns Droſchken, nach dem Muſter der Dresdener und Leipziger, errichtet werden, wodurch bei dem Mangel an Omnibuſſen und der Theuerung der Fiaker einem wahren Bedürfniſſe abgeholfen wird. Wenn wir nur ſchon in Allem beſſer fahren würden!

Rom. Der Leib der römiſchen Kirche hat jetzt zwei Köpfe, einen, der fortwährend nickt oder ſchüttelt, den andern, welcher denkt und handelt. Nummer Eins gehört dem heiligen Vater, Nummer Zwei dem Jeſuiten-General Rothaan.

Schaffhauſen. Dr. J. Hurter wird unſere Stadt verlaſſen und eine Anſtellung in Wien erhalten. Auch Hurters Sohn, der ſich in der k. k. Ingenieur-Akademie zu Wien befindet, hat in die Hände des Nuntius das katholiſche Glaubensbekenntniß abgelegt.

Stolzenfels. Der Empfang der Königin von England auf der Burg Stolzenfels erinnert an den Empfang der ſchönen Iſabella, Schweſter König Heinrichs III. von England, Braut Kaiſer Friedrichs II. von Hohenſtaufen, im Sommer des Jahres 1235, auf dieſer Burg, durch den Erzbiſchof Theoderich II. Der Stolzenfels beherbergte 1346 König Eduard III. von England, den Böhmenkönig Johann und Kaiſer Karl IV. Am 21. Auguſt 1400 wurde hier der zum deutſchen Kaiſer erwählte Kurfürſt Ruprecht von der Pfalz durch die Erzbiſchöfe von Trier, Mainz und Cöln empfangen. — Der Stolzenfels war früher Eigenthum der Kurfürſten von Trier, ging von dieſen an ihre Burgmänner über und blieb bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert hinein eine ſtattliche Ritterburg, von der aber die Sage mehr als die Geſchichte zu erzählen weiß. Im dreißigjährigen Kriege begann ihr Verfall und im Jahre 1689 wurde ſie von den Franzoſen verbrannt. Seitdem war ſie verlaſſen. Napoleon überwies die Trümmer der Stadt Coblenz, und dieſe ſchenkte ſie 1823 dem damaligen Kronprinzen und jetzigen König von Preußen, der gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Burg von Neuem aufbauen ließ.

∴ Auch Alexander von Humboldt iſt in Stolzenfels eingetroffen.

Stuttgart. Bei Cotta erſcheint unter dem Titel „Till Eulenſpiegel" ein komiſcher Roman von Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg.

∴ Bei Franckh iſt ein dreibändiger Roman, „der Prophet von Florenz", herausgekommen. Der Held der Geſchichte iſt Girolamo Savonarola und Verfaſſer derſelben Herr J. Scherr.

Teplitz. Eine Madame G. kehrte Abends mit ihren Kindern von einem Spaziergange zurück, ein reitender Ariſtokrat, welcher ſah, daß ſich Frau G. vor dem Pferde fürchtete, ritt fort um ſie herum und überſprang ſie endlich mit dem Pferde. Die arme Frau fiel zu Boden und wurde beſinnungslos und ſchwer verletzt nach Hauſe gebracht; wer weiß ob ſie aufkömmt. O wenn ſich Stockprügel ſchreiben ließen, welch langen Liebesbrief ſollte dieſer Mann von uns bekommen!

Wien. Der bekannte Walzerkomponiſt Philipp Fahrbach hat nun auch eine Oper geſchrieben, betitelt „das Schwert der Königin".

∴ Auf unſerer Gewerbeausſtellung befand ſich auch eine Flaſche trinkbar gemachtes Meerwaſſer von J. Dietrich in Grätz. Die Art der Bereitung iſt ſein Geheimniß. Die Erfindung ſelbſt wäre eine der wohlthätigſten der neuern Zeit.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1842 ſtarb zu Humpolecz ein gewiſſer Wenzel Giercke, der ſchon im vierten Lebensjahre das Unglück hatte, durch die Blattern ſein Augenlicht zu verlieren; für dieſen Verluſt entſchädigte ihn ein erſtaunliches Gedächtniß: er konnte die ganze böhmiſche Chronik von Hagek, das ganze alte und neue Teſtament, Alles in böhmiſcher Sprache, Wort für Wort auswendig und wußte bei jedem Satze ſogar das Kapitel und die Seite des Buches zu citiren. Er ſpielte ziemlich fertig die Violine und ſang mehr als 200 geiſtliche und 300 weltliche Lieder, ohne je den Text oder die Melodie zu vergeſſen. Als er ſtarb, war er 52 Jahre alt.

— Benedikt Carpzow, ein ſehr frommer Juriſt (geb. 1595, geſt. 1666), rühmte ſich, 53 Mal die ganze Bibel, 12 Mal die Anmerkungen von Cramer und 3 Mal die Noten von Oſiander dazu vom Anfang bis zum Ende durchgeleſen zu haben!!! (Geduld überwindet Sauerkraut!)

— Zu den vielen Dichtern, welche die Flöhe beſungen haben, gehört auch der Italiener Celio Calcagnini, deſſen „Encomium pulicis“ (Lob des Flohes) 1623 und 1638 zu Leyden erſchienen iſt.

— Eine literariſche Kurioſität iſt die „Dissertatio de jure narium“ (Abhandlung vom Naſenrecht), von A. Wylius, Leipzig 1734. 4.

— Der große Literatur-Hiſtoriker Mundt ſtellt die Behauptung auf, daß Jean Pauls nachläſſiger (?) ſchlotternder (??) Styl einzig und allein davon herrühre, daß Jean Paul keinen — Hoſenträger getragen.

— Die Kriege, welche England ſeit 1680 geführt hat, haben 3 Milliarden (3000 Millionen) Pfund Sterling gekoſtet.

Treffer und Nieten.

* Als Luthers Schriften erſchienen, machten ſich ſogleich in Nürnberg die ſaubern Nachdrucker darüber her; vor Allem ein gewiſſer dortiger Nachdrucker, Hans Herrgott, dem aber ſeine Spekulation ſehr übel bekam, denn der Herzog Georg von Sachſen ließ dem Nachdrucker in Leipzig 1524 den Kopf abſchlagen.

* Papſt Hadrian VI. hat oft geſagt, wenn er einen Feind hätte, ſo wüßte er demſelben keine größere Plage anzuwünſchen, als daß er Papſt ſein ſollte.

* In England war es ehedem zum Geſetz geworden, jeden Verbrecher zu begnadigen, der leſen und ſchreiben konnte. Dies geſchah, um dem Volke Geſchmack an dieſen Künſten beizubringen. — In Polen wurden einem Manne, der während der Faſtenzeit Fleiſch gegeſſen hatte, die Zähne ausgeriſſen. — In Frankreich mußte ein Verläumder auf allen Vieren laufen und wie ein Hund bellen, doch nur eine Viertelſtunde lang.

* Ein Engländer vergleicht den Geiſt Shakeſpeare's ſehr ſchön mit dem Steine im Ringe des Pyrrhus. Auf dieſem waren nämlich, wie Plinius berichtet, durch ein reines Spiel der Natur, ohne Beihilfe der Kunſt, die Geſtalten Apollo's und der Muſen zu ſehen.

* Das Wort Minne heißt urſprünglich nicht Liebe, ſondern Erinnerung an den Geliebten. Minne trinken bedeutete daher bei den alten Deutſchen, einem Abweſenden oder Geſtorbenen zu Ehren einen Becher leeren. Der Becher ſelbſt hieß Minni.

Was iſt ein Anonymus?

Niemand beantwortet dieſe Frage treffender als M. G. Saphir. Er ſagt: »Anonymus iſt ein Kerl, der ſich vor Prügeln fürchtet, übrigens ein höchſt unſchädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theepartie bittet, und ſchimpft den, der ihn nicht grüßt oder der ihm aus Verſehen auf das Hühnerauge trat.

Fiat applicatio!

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 151. Leipzig, 20. Auguſt 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Nummer 33.

Novellette von E. M. Oettinger.

I.

Es hatte eben zwei Uhr geſchlagen. Eine reizend-milde Juni-Nacht hüllte das ſchlummernde Neapel in ihren dunkelblauen Sternenſchleier ein; der Mond badete ſein ſilbernes Licht in den veilchenblauen Wellen des Golfes und ringsum herrſchte eine tiefe Stille, die nur durch das leiſe Flüſtern des Olivenlaubes und durch das träumeriſche Rauſchen des Pauſilipps unterbrochen wurde. Die Mandolinen, die den letzten Gruß des Geliebten zum Fenſter der Geliebten hinaufgetragen, waren längſt verklungen. Alles ſchlief und auch Silvio, der primo tenore des San-Carlo-Theaters, ruhte in den Armen des Schlafes und ſchwelgte an den Lippen eines ſchönen Traumes. Die Guitarre in der Hand, ſah er ſich vor einem Hauſe in der Strada di Toledo. Auf dem Balkone dieſes Hauſes erblickte er eine ätheriſche Geſtalt, deren ſchneeweißes Nachtgewand durch das dunkele Grün blühender Myrthen glänzte. Er ſang ein Lied von Mercadante; ſie lauſchte und trat dann aus ihrem Verſteck hervor. Es war eine Dame, die er früher nie geſehen, eine Dame, ſchöner als Raphaels Madonna, eine Dame, die, bezaubert vom Schmelze ſeiner Stimme und vom Reize ſeiner männlichen Schönheit, ihn zu ſich hinaufwinkte. Silvio erkletterte den Balkon; die Dame zog ihn ſanft auf einen Divan und machte ihn durch einen Kuß zum glücklichſten aller Träumenden. Aber gleich darauf erwachte er.

— Ich habe geträumt, rief er aus, wie noch nie in meinem Leben. Noch jetzt ſteht die ſchöne Unbekannte ſo klar und deutlich vor meinem Auge, daß ich ſie, begegnete ich ihr in der Wirklichkeit, unter Tauſenden ihres Gleichen herausfinden würde. Auf der rechten Seite hat ſie ein Leberfleckchen — ach, ſchon daran würde ich ſie wieder erkennen. Ich ſah nicht nur das Haus, ſondern auch die Nummer des Hauſes. Strada di Toledo, Nummer 33. Rechts neben dieſem Hauſe muß ein Putzmacherladen, links daneben ein Kaffeehaus ſein, denn rechts ſah ich einen Haubenſtock, links einen Marqueur am Fenſter ſtehen. Selbſt die kleinſten Gegenſtände ſah ich ſo deutlich, als hätte ich in wachendem Zuſtande ſie geſehen. Kann nicht dieſer Traum zur Wahrheit werden? Gewiß! Der erſte Tenoriſt des San-Carlo-Theaters hat gerechte Anſprüche auf die Gunſt der Frauenwelt. Wer Silvio ſingen hört, muß entzückt ſein. Morgen in der früheſten Frühe ſuche ich in der Toledoſtraße die Nummer 33 auf, um mich zu überzeugen, ob Gott Morpheus mir keine falſchen Bilder vorgegaukelt, und damit ich die Nummer des Hauſes nicht vergeſſe, ſo will ich das Licht anzünden und ſie mir aufſchreiben.

Zum Glück fand er ein Stückchen Kreide, womit er die geträumte Nummer auf den Tiſch kratzte. Dann ging er wieder zu Bette.

Am andern Morgen — der Sänger ſchlief noch — brachte ſeine Aufwärterin das Frühſtück, weckte ihn und ging.

Silvio entwand ſich den Armen des Schlafes und ward bald munter. Der Traum der verwichenen Nacht ſtand noch mit hellen, ungeſchwächten Farben vor ſeinem Geiſte; nur die Nummer des Hauſes hatte er vergeſſen.

— Gut, daß ich ſie aufgeſchrieben, ſagte er und ſuchte die Nummer.

Aber er fand ſie nicht mehr. Das war auch ganz natürlich, denn die Aufwärterin hatte, bevor ſie das Frühſtück auf den Tiſch geſetzt, mit ihrer Schürze den Staub und diesmal auch die Nummer weggewiſcht.

Silvio war außer ſich. Anfangs glaubte er, es habe ihm nur geträumt, daß er ſich die Nummer aufnotirt; als er aber die Kreide auf dem Tiſche fand, war er feſt überzeugt, daß er ſie wirklich aufgeſchrieben und daß es nur die Aufwärterin geweſen ſein konnte, die dieſe Nummer aus Unvorſichtigkeit ausgelöſcht habe. Ein Menſch, der die geträumte Nummer vergeſſen, auf welche das große Loos fallen ſoll, kann nicht wüthender ſein, als Silvio, dem die Nummer jenes Hauſes entfallen war. Er ruft die Aufwärterin und verlangt Auskunft von ihr; ſie leugnet, er fleht; ſie iſt gleichgiltig, er iſt außer ſich; dann aber frühſtückt er, zieht ſich an und geht. Auf der Treppe fällt ihm — welch ein Glück! — die geträumte Nummer ein.

— 33! ruft er entzückt, fällt einundzwanzig Stufen hinab, thut ſich aber (Dank den Göttern!) keinen Schaden.

Er rennt nun wie ein Beſeſſener nach der Strada di Toledo, ſucht Nummer 33 und findet Alles, wie er's im Traume geſehen: rechts den Putzmacherladen, links das Kaffeehaus und in der Mitte das Haus ſeiner ſchönen Unbekannten. Wüßte er nur erſt, wer da oben wohnen mag.

— Schönes Kind, fragte er ein niedliches Mädchen, das, mit einem Waſſerkruge in der Hand, ſoeben aus Nummer 33 kam, kannſt Du mir nicht ſagen, wer das erſte Stockwerk dieſes Hauſes bewohnt?

— Eine Wittwe, die erſt vor Kurzem hier eingezogen iſt.

— Ihr Name?

— Iſt mir entfallen.

— Hat nichts zu ſagen, ſüßes Kind, ſprach Silvio und ging. Eine Wittwe alſo, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine gute Vorbedeutung! Wittwen, die ein ſo großes Quartier im erſten Stockwerke der Toledoſtraße bewohnen können, müſſen reich ſein. Bei reichen Wittwen muß man ſein Glück verſuchen, zumal wenn ſie ſo ſchön ſind als die, welche ich im Traume geſehen. Aber wenn ſie auch etwas häßlicher iſt, das hat gar nichts zu ſagen.

Er ſchaute zum Balkon und zu den Fenſtern hinauf. Die Jalouſien waren geſchloſſen.

— Meine ſchöne Unbekannte ſchläft vielleicht noch. Ich will warten bis ſie aufſteht und ſich am Fenſter zeigt.

Er ging ins Kaffeehaus, ſpielte Billard, las die Zeitungen und trank Limonade, um ſeine Ungeduld niederzukämpfen; aber er hatte keine Ruhe; er ging wieder auf die Straße hinaus, ſah wieder zum Balkon hinauf; doch Niemand ließ ſich ſehen. Die Hitze trieb ihn ins Kaffeehaus zurück; dort fand er einen Freund, mit dem er Domino ſpielte.

— Marqueur, rief Silvio, wie ſpät iſt es?

— In zehn Minuten Eilf.

— Da muß ich fort. Um halb zwölf Uhr iſt die Probe von Verdi's neuer Oper angeſetzt. Begleiten Sie mich?

— Bis zum Molo, ſprach der Freund.

II.

Erſt gegen Vier war die Probe aus. Silvio ging zu Tiſche. Um fünf Uhr ſah man ihn wieder in der Strada di Toledo vor dem bewußten Hauſe auf- und abmarſchiren. Erſt gegen Sechs öffneten ſich die Flügelthüren des Balkons, und eine Dame trat heraus, die einen flüchtigen Blick auf die Straße warf.

— **Sangue di Dio!** Das iſt die Göttin meines Traumes, rief er entzückt und wandte kein Auge von ihr ab.

Die Dame begoß ihre Blumen und zog ſich dann wieder in ihr Zimmer zurück.

— Sie iſt ſchöner, tauſend Mal ſchöner, als ich ſie mir geträumt habe. Himmel, wenn mein Traum zur Wahrheit würde!

Und wieder ging er auf und ab und wieder ſchaute er zum Balkon hinauf. Die Dame trat jetzt zum zweiten Male hinaus, um die Marquiſe in die Höhe zu ziehen. Dann ſah ſie wieder auf die Straße hinab.

Silvio hatte den Muth, jetzt hinaufzugrüßen. Die Dame, Anfangs erſtaunt, war ſo galant, ſeinen Gruß zu erwidern. Bald darauf ſetzte ſie ſich nieder und nahm ein kleines Buch zur Hand. Er ſah hinauf, ſie ſah herunter; man kokettirte, bis es dunkel zu werden begann. Silvio triumphirte.

— Freund Morpheus hat Dich nicht getäuſcht. Sie gefallt mir und auch ich ſcheine ihr ſehr zu gefallen, das ſagt mir ihr Blick, ihr Lächeln. Ich wette, mein Traum geht in Erfüllung und zwar noch heute.

In demſelben Augenblick zog ſich die Dame vom Balkon ins Zimmer zurück, ſetzte ſich ans Klavier, ſpielte und ſang dazu.

Silvio lauſchte und war ſo entzückt, daß er auf offener Straße **brava!** gerufen, hätte er ſich vor den Leuten nicht genirt, die hier luſtwandelnd hin- und herzogen.

Unterdeſſen war es Nacht geworden. Im Zimmer wurden Lichter angezündet, die durch die Spalten der herabgelaſſenen Jalouſien drangen. Die Dame erſchien jetzt zum dritten Male auf dem Balkon, warf ſcheue Blicke um ſich, beugte ſich dann über das blumenumrankte Geländer und ließ — man ſah, daß es mit Vorſatz geſchah — das kleine Buch, in dem ſie vorher ſo eifrig geleſen hatte,. auf die Straße fallen. Unſer Silvio verſtand dieſen Wink.

— Sagt' ich's nicht? rief er frohlockend und eilte ins Haus und die Treppe hinauf, um der Dame das Buch zu bringen. Sie kam ihm freundlich entgegen, dankte ihm für die Aufmerkſamkeit und fragte, ob es ihm nicht gefällig wäre, näher zu treten. **Primo tenore** ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen.

Sie führte ihn ins Balkonzimmer, ſchloß die Flügelthüren deſſelben und bat ihn, Platz zu nehmen neben ihr auf dem Divan.

— Sie werden nicht wenig erſtaunen, Signore, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mir in vergangener Nacht im Traume erſchienen ſind. Mit der Guitarre in der Hand, ſah ich Sie unter meinem Balkone. Sie ſangen ein Lied …

— Von Mercadante.

— Himmel, woher wiſſen Sie das?

— Sie werden nicht minder erſtaunen, Signora, wenn ich Ihnen ſage, daß auch Sie mir in vergangener Nacht im Traume erſchienen ſind. Sie trugen ein ſchneeweißes Nachtgewand …

— Mit Roſa-Schleifen … ſo ſah auch ich mich im Traume …

— Wunderbarer Traum! meinte Silvio.

— Ich habe eine Bitte an Sie.

— Jede, Signora, ſei Ihnen im Voraus gewährt.

— O, wenn Sie mich glücklich machen wollen, ſo wiederholen Sie jenes Lied, das ich Nachts im Traume gehört.

— Ihr Wunſch iſt mir Geſetz, ſagte Silvio, ſetzte ſich ans Klavier und ſang das Mercadante'ſche Lied.

Signora ſtand neben ihm und ſchien vom Schmelze ſeiner Stimme ganz bezaubert. Seine Blicke bohrten ſich tief in die Nacht ihrer Augen, die leuchtend auf ihn herniederſchauten. Und als das Lied zu Ende war, rief die Dame außer ſich vor Wonne: »Noch ein Mal! Noch ein Mal!!« Und Silvio mußte das Lied wiederholen. Als er geendet hatte, ſagte die Dame:

— Nun habe ich noch eine Bitte an Sie.

— Bitten Sie, Signora!

— Soupiren Sie bei mir.

— Con amore, erwiderte Silvio und ſchmunzelte.

Signora wollte eben Anſtalten zum Abendbrote machen, als ſie durch das ſtarke Läuten einer Glocke erſchreckt wurde.

— Himmel! rief ſie.

— Teufel, weshalb erſchrecken Sie?

— Haben Sie nicht läuten gehört?

— Ja!

— Das iſt mein Bräutigam, der früher, als ich vermuthet habe, vom Lande zurückkehrt. Er iſt eiferſüchtig … trifft er einen fremden Mann bei mir, ſo iſt,er fähig, ihn und mich auf der Stelle zu ermorden. Fliehen Sie.

— Sehr gern; aber wohin?

— Es bleibt Ihnen nur Ein Ausweg. Sie müſſen über den Balkon hinunter klettern.

Da klingelte es zum zweiten Male und noch viel heftiger als das erſte Mal.

— Eilen Sie, eilen Sie, rief Signora; es iſt die höchſte Zeit!

Silvio ſtürzte auf den Balkon hinaus. Signora ſchloß die Thür hinter ihm, löſchte die Lichter aus und öffnete dem Ungeduldigen, der jetzt zum dritten Male an der Klingel riß.

Silvio kletterte über den Balkon und wollte eben den Sprung auf das Straßenpflaſter wagen, als zum Unglück die Patrouille vorüberzog.

— Ein Dieb, ein Dieb! rief die Schaarwache.

— Arretirt ihn, befahl der Sergeant, der keinen Spaß verſtand.

Silvio ließ ſich, um größeres Skandal zu vermeiden, lammfromm gefangen nehmen. Man brachte ihn auf die Wache.

III.

Vor Tagesanbruch erhielt Silvio einen Beſuch. Es war ſein Freund Gaëtano, mit dem er geſtern Vormittags im Kaffeehauſe Domino geſpielt hatte. Gaëtano wollte berſten vor Lachen.

— Worüber lachen Sie? fragte primo tenore leicht gereizt.

— Ueber einen Spaß, einen köſtlichen Spaß. Wiſſen Sie, Silvio, wer die Dame iſt, die Ihnen, wie Sie mir umſtändlich erzählt haben, vorgeſtern im Traume erſchienen war?

— Nun?

— Sie iſt eine Wittwe ...

— Das weiß ich ...

— Und ſeit Kurzem meine Braut ...

— Wirklich?

— Auf Ehre! Ich hatte meiner Braut Ihren Traum ausführlich wiederzählt und ſie gebeten, mir behilflich zu ſein, Herrn Cäſar Silvio, den Beſieger aller Frauenherzen, hinter's Licht zu führen.

— Wie, Alles war ...?

— Abgewartet, liebſter Freund. Als Sie das Lied ſangen, war ich bei meiner Braut im Nebenzimmer verſteckt, und als ich die Patrouille kommen ſah, riß ich an der Klingel, um den Verführer meiner Braut in die Flucht und in die Arme der Patrouille zu jagen. Der Spaß iſt gelungen. Wie gefällt er Ihnen?

— Schlecht, ſehr ſchlecht!

— Sind Sie böſe?

— Sehr böſe!

— Um Sie zu verſöhnen, will ich Sie noch heute bei meiner Braut einführen. Sie müſſen mir aber verſprechen ...

— Nun, was denn?

— Nicht mehr von ihr zu träumen.

Gedanken über ein altes Buch.

Von *r.

Im Jahre 1692 erſchien anonym, zu Amſterdam angeblich, eine „**Concordia Rationis et Fidei, sive Harmonia Philosophiae moralis et Religionis christianae**“. Das Buch wurde nach Kräften auf eine Art verfolgt, wie ſie nur Bigotterie, Glaubenswuth und Despotismus üben kann. Wie und ob die hochmögenden Generalſtaaten dagegen eingeſchritten ſind, weiß ich nicht; dagegen berichtet Johann Voigt in ſeinem „**Catalogus Historico-Criticus Librorum rariorum**“ (Hamburg 1732), es ſei dieſem eigentlich in Berlin erſchienenen Buche mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Strenge (**sollicitudine**) nachgeſtellt worden, daß kaum ein oder das andere Exemplar den Händen ſeiner Verfolger, der **sacrata turba**, wie ſie ſpäter vom Verfaſſer bezeichnet wurde, habe entrinnen können. Die Angabe iſt ganz richtig; als 1707 der Bücherfreund Zacharias Conrad von Uffenbach in Berlin war, alſo doch volle 15 Jahre nach dem Erſcheinen, fragte er in den vornehmſten damaligen Buchladen nach dem berüchtigten Buche „Stoschii de Concordia etc.“ aber er bekam keine Antwort und bei wiederholter Frage erfuhr er endlich, „daß, wer nur ein Exemplar davon beſitze oder behalte, um eine große Summe Geldes beſtraft werde, wer es aber verkaufe, den Staupbeſen bekomme“ *). Dennoch erfuhr Uffenbach, daß ungeachtet des königlichen Verbots verſchiedene Exemplare bei den Liebhabern verborgen lägen; ein Arzt lieh ihm das ſeinige, und Uffenbach verwendete ſelbſt die Nacht dazu, es abzuſchreiben **). Dazu hat allerdings viel Geduld gehört, denn das Büchlein iſt zwar kein Foliant, enthält aber doch, ohne Vorrede und Inhalt (8 Blätter) und ohne den Anhang von Notizen und Zuſätzen (16 Blätter), volle 124 Seiten in 8., und jetzt würde ſich Niemand ſo viel Mühe geben oder gar ſo ſehr eilen, auf ſolche Weiſe in den Beſitz dieſer Weisheit zu kommen. Man kann ſich jetzt kaum vorſtellen, warum eigentlich das arme Buch, welches einen Friedrich Wilhelm Stoß, wie ihn Johann Voigt nennt, oder Stoſch ***), wie ihn Uffenbach bezeichnet, zum Verfaſſer hatte, ſo ſchrecklich verfolgt wurde. Konnte ein edleres Beſtreben in jener Zeit gedacht werden, als die Ausſprüche der Vernunft mit den Geboten der ſogenannten Offenbarung in Einklang zu bringen? Und ein anderes Ziel kannte der arme Schriftſteller eben ſo wenig, und an den Hauptgrundſätzen der chriſtlichen Dogmatik rüttelte er ſo wenig, daß jeder Rationaliſt ihn jetzt noch für einen viel zu ſtrengen Orthodoxen halten würde; aber freilich in jener Zeit war die coeca fides, gegen welche er eifert, ſo allgemein, daß es Sünde ſchien, wenn man vom Gebrauche der Vernunft in Glaubensdingen ſprach, und dann äußerte Stoſch einige Dinge, über welche freilich die Orthodoxen damals die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen mußten, z. B. Seite 84: Seele und Leib ſei Eines, d. h. Beide bildeten ein Ganzes, den Menſchen; der Geiſt entſtehe gleichzeitig mit dem Körper und verfalle mit ihm (incipit, crescipit et desinit); er iſt geſund mit ihm und krank, Speiſe und Arzneien wirken auf den Geiſt wie auf den Körper u. ſ. f. Am Ende hätten die frommen preußiſchen Perücken doch noch dieſe von Gaſſendi †) ſchon vorgetragene Anſicht vergeben, aber Stoſch leugnete auch die Ewigkeit der Höllenſtrafen, weil ſie, ſagte er unter Anderm, mit dem Begriffe eines vollkommenen, gütigen, weiſen und unendlichen Weſens im Widerſpruche ſtänden. So etwas Schlechtes, daß es ewig verdammt werden müſſe, könne Gott gar nicht geſchaffen haben; ſo könne das große mächtige Weſen, der Schöpfer, unmöglich von ſeinen Geſchöpfen beleidigt werden, daß er ſie den ſchrecklichſten Qualen und zwar auf ewig preisgeben wolle. Friedrich II. jedoch mußte ja ſeinen guten Neuſchatellern erlauben, daß ſie ſich ewig verdammen laſſen durften; jetzt denke man an die Stutz-Perücken am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts! Und was ſagte nun Stoſch vollends von der

---

*) Uffenbachs Reiſen I. S. LXIX. Die Geldſtrafe betrug für den Beſitzer 500 Thaler, ſo lautete der von den Kanzeln am 9. Januar 1694 verkündigte Befehl. (Tenzels „Monatl. Unterr.“ 1694. S. 353.)

**) Nur ein (ſauber) abgeſchriebenes Exemplar hat auch z. B. die Leipziger Stadtbibliothek. Viele Exemplare mögen nicht zu finden ſein, denn an ihrer Exiſtenz zweifelten ſchon Manche 1743. S. Hamburgiſche Berichte von Gelehrten, 1743, S. 511.

***) Johann Friedrich Stoſch iſt der richtige Name; er war geheimer Kammerſekretär in Berlin und wird in Jöchers „Gelehrtem Lexikon“ als heimlicher Socinaner bezeichnet; dies hieß damals, wo man à la Athanaſius nicht ohne drei Götter fertig werden konnte, faſt ſo viel wie Atheiſt.

†) Peter Gaſſendi, ein franzöſiſcher Theolog und Philoſoph, geſtorben 1655; freilich war auch er verdächtig, denn er hatte den Epikur und deſſen heidniſche Philoſophie in Schutz genommen.

Schöpfungsgeſchichte des Moſes! Sie ſey „mit Zweifeln und Widerſprüchen angefüllt“, meint er Seite 104. Da noch jetzt ein Theologe ſich des Bileam'ſchen Eſels angenommen hat und mit ihm leben und ſterben will, ſo kann man ſich denken, wie dieſe „dubia et contradictiones“ den Strohköpfen damals gefallen haben mögen! Ach und nun endlich der ſchrecklichſte Satz: „Baptismus et Coena nihil aliud, quam — sigilla foederis novi!“ ſagt er Seite 115, indem er ausdrücklich die „Transsubstantiationem Consubstantiationem, Ubiquitatem corporis Christi et Exorcismi necessitatem“ als einen großen Irrthum bezeichnet. Man denke ſich! Der Teufel ſoll dem Kinde nicht ausgetrieben werden! Chriſtus ſagte allerdings: »Laſſet die Kinder zu mir kommen, denn ihnen iſt das Himmelreich!« Aber die damalige sacrata turba wußte es beſſer; jedem Kinde mußte erſt der Teufel aus dem Leibe getrieben werden, und Mancher von der Turba macht es auch jetzt wohl noch ſo par ordre du Mufti oder aus eigenem Antriebe. Wir könnten noch mehrere ſolche höchſt vernünftige Sätze ausheben; jedoch ſchon die mitgetheilten waren hinreichend, in jener Zeit ſolch ein Verdammungsurtheil zu fällen. Weswegen haben nun aber damals die Berliner Theologen ſo geeifert und getobt, wie die Heiden, wie die Baalspfaffen und wie manche ihrer jetzigen Collegen? Die Ideen, welche Stoſch ausſprach, ſind doch ſo allgemein geworden, daß ſie jetzt von allen Dächern, auf allen Märkten, in Tauſenden von Büchern und Blättern gepredigt werden. Das Papier haben ſie damals zu vernichten geſucht; die Ideen aber waren ſchon aus den Papieren herausgeflogen. Verbrennt und zerſtampft ein Buch — in der Art iſt auch unſere Zeit groß! — die Ideen könnt Ihr doch nicht einſtampfen, denn ſagen ſie dem geſunden Menſchenverſtande zu, ſo fliegen ſie dahin und ſchwirren umher und ſummen Euch um die Ohren, wo Ihr geht und ſteht, bis ſie am Ende Gemeingut der Beſten geworden ſind, die in ſpäterer Zeit über Eure Thorheit und Barbarei ſpotten! Man hat eine alte Denkmünze auf Johann Huß, deren Revers in lateiniſcher Sprache die Worte enthält: »Nach hundert Jahren werdet Ihr Gott und Mir Recht widerfahren laſſen!« Mit dieſen Worten mag ſich Jeder aufrichten, der einen Gedanken äußert, welcher den großen Haufen ſeiner Zeit in Harniſch bringt. Allmälig ſchafft ſich doch der Gedanke Raum, wenn auch noch ſo viele Bileamseſel dagegen aufgetreten waren! Und dies möge auch Euch tröſten, die Ihr an dem Stuhle des papiernen Papſtes rüttelt; Euch, die Ihr den Stuhl des römiſchen Papſtes zu zerbrechen waget; Euch, die Ihr die Säulen des alten Talmuds niederzureißen bemüht ſeid. Ihr Alle habt ein Ziel, das erreicht Ihr nicht, aber Ihr bahnt doch ein Stückchen Weges für unſere Kinder und Enkel, die Euch „Recht widerfahren laſſen werden“, wie jene Münze ſagt. — Zum Schluſſe: was wurde denn mit dem Verfaſſer der Schrift ſelbſt? Verbrannt iſt er nicht worden, aber es traf ihn die Allerhöchſte Ungnade, nachdem er ſich mündlich und ſchriftlich vor einer beſondern Commiſſion vertheidigt hatte. So viel wenigſtens, mehr nicht, giebt Johann Voigt (a. a. O. S. 208) an und bemerkt noch, daß auf der Bibliothek in Minden ein Exemplar des Buches vorhanden ſei, in welches der Verfaſſer das allerliebſte Epigramm geſchrieben habe:

Quaest. Parve Liber, quid enim peccasti, dente sinistro
Quod te discerptum turba sacrata velit?
Respons. Invisum dixi verum, propter quod et olim
Vel Dominum letho turba sacrata dedit.

Ueberſetzen wollen wir es nicht, aus Rückſicht für die Turba sacrata.

Fürſt Kosloffsky.

Von E. M. Oettinger.

Man kommt immer mehr und mehr von der abenteuerlichen Idee zurück, Univerſalgeſchichte zu ſchreiben. Die neuere Zeit wendet ihre gelehrten Forſchungen mit entſchiedener Vorliebe und größerm Nutzen der Specialgeſchichte zu und füllt durch ſorgfältige Benutzung einzelner Zeiträume, durch gewiſſenhafte Schilderung hervorragender Erſcheinungen jener Epochen die klaffenden Lücken der ſogenannten Univerſalgeſchichten aus, die, genau betrachtet, von Allem etwas und von Ganzem gar nichts bringen. Monographien ſind freilich nur Bruchſtücke; aber durch Zuſammenfügung der einzelnen Steine erhält der ganze Bau der Geſchichte einen feſtern Zuſammenhang, eine ſolidere Grundlage. Die Zahl dieſer Einzelſchriften wächſt von Tag zu Tage ſo ſehr, daß die Literatur derſelben ſchon jetzt ein vaſtes, ja faſt unüberſehbares Gebiet geworden iſt.

Im Laufe des verfloſſenen Monats hat Staatsrath Mignet in Paris ein Stück Staatsgeſchichte unter dem Titel: „Don Antonio Perez et Philippe II.“, Lord Brougham in London einen Abſchnitt Literaturgeſchichte, betitelt: „Voltaire et Rousseau“, und Herr Varnhagen van der Enſe in Berlin ein bio- und bibliographiſches Moment unter dem Titel „Hans von Held“, ans Licht treten laſſen. Dieſen Dreien reiht ſich eine vierte, gleich intereſſante Monographie an, welche Hofrath Dr. Dorow in Leipzig herausgegeben hat. Das 235 Seiten ſtarke Buch enthält eine Schilderung des Fürſten Kosloffsky, jenes geiſtreichen Mannes, den Frau von Stael ſo treffend „un Russe engraissé par la civilisation française“ genannt hat, und deſſen Leben in mehrfacher Hinſicht ſo anziehend iſt, daß eine Lebensgeſchichte dieſes Mannes Manchem ſchon deshalb ſehr willkommen ſein wird, weil man dieſen Namen in keiner unſerer biographiſchen Encyclopädien findet.

Fürſt Peter Boriſowitſch Kosloffsky (geb. 1783 zu Moskau) war der Neffe jenes Fürſten Kosloffsky, welchen einſt Katharina II. an Voltaire abgeſendet hatte, um den Philoſophen von Ferney nach Petersburg einzuladen. Fürſt Peter eröffnete ſeine diplomatiſche Laufbahn als Geſandtſchaftsattaché des Fürſten Alexander Kurakin, des damaligen Botſchafters am Hoflager zu Wien; unter Kosloffsky's Collegen befand ſich Uwaroff (der jetzige Miniſter des öffentlichen Unterrichts) und ein anderer junger Ruſſe, der ſich in Folge der Lektüre von „Werthers Leiden“ das Leben nahm: eine Kataſtrophe, die auf unſern jungen Kosloffsky einen tiefen Eindruck machte und ihn veranlaßte, „Werthers Leiden“ ins Ruſſiſche zu überſetzen. Ein Jahr ſpäter wurde er der Geſandtſchaft in Rom beigegeben, woſelbſt Iſlakiewitſch, ein ſehr gelehrter Mann, ruſſiſcher Miniſter war. Hier lernte er Palmella und Chateaubriand kennen; hier trat er, überedet vom franzöſiſchen Jeſuiten Lami, heimlich zur katholiſchen Kirche über. Nach dem Tode ſeines Vaters kehrte er nach Moskau zurück und theilte großmüthig ſeine reiche Erbſchaft mit ſeinen Schweſtern, von denen die eine wegen einer „Mariage d'inclination“ vom alten Fürſten Boris enterbt worden war. Das ruſſiſche Geſetz ſpricht den Töchtern nur den vierzehnten Theil der von den Aeltern nachgelaſſenen Glücksgüter zu; Kosloffsky, der dies Geſetz hart und ungerecht fand, vertheilte die ganze Erbſchaft ſeines Vaters in gleichen Theilen unter ſeine Schweſtern. Der Fürſt trat dann in die Kanzlei des Grafen Romanzoff, Miniſters des Auswärtigen. Ein Dintenfaß, das Kosloffsky eines Tages auf die weißen Hoſen des Großkanzlers ausgeſchüttet hatte, bewirkte ſeine Beförderung. Romanzoff, der einen ſo ungeſchickten Sekretär nicht länger um ſich dulden wollte, ſchickte ihn bald darauf (1811) als Geſandten nach Sardinien. Im Jahre 1812 folgte er dem Hauptquartier des Kaiſers Alexander, welcher nach Wilna zum Kampfe mit den Franzoſen zog; bald darauf wurde er als Geſandter nach Cagliari geſendet, wo er Gelegenheit fand, vielen Franzoſen, welche niedergemetzelt werden ſollten, das Leben zu retten. Als Dank und Belohnung erhielt er von Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion. In Cagliari machte er die Bekanntſchaft des Herzogs von Orleans, des jetzigen Königs der Franzoſen, der ſechs Monate mit Kosloffsky eine und dieſelbe Villa bewohnte; hier arbeitete der Fürſt ſein Werk, „Geſchichte der Herrſchaft der Genueſer in der Krim“(?), ein Werk, das — wie faſt Alles, was Kosloffsky geſchrieben — bis jetzt Manuſcript geblieben iſt. Im Jahre 1814 wurde er zum Congreß nach Wien berufen; hier war es, wo er in freundliche Verhältniſſe und geſellige Beziehungen zum Prinzen de Ligne, zum Fürſten Ypſilanti, zum Grafen de la Garde und den Brüdern Humboldt trat. Nach Beendigung des Congreſſes kehrte er an den ſardiniſchen Hof zurück, wo er bis 1819 blieb. Dann wurde er in gleicher Eigenſchaft nach Stuttgart und Karlsruhe geſchickt. Eine Depeſche, in der er dem ruſſiſchen Cabinet eine richtige Vorſtellung von den ſüddeutſchen Ständeverſammlungen machte und ſich zum Lobredner der conſtitutionellen Verfaſſungen aufwarf, zog ihm die Ungnade des Kaiſers zu, die ein Jahr ſpäter Kosloffsky's Penſionirung nach ſich zog. Nach ſeinem Abſchiede bereiſte er dreizehn Jahre lang halb Europa; man fand ihn bald in London, bald in Paris; an beiden Höfen wurde er mit großer Auszeichnung aufgenommen. In London machte er Cannings Bekanntſchaft, der ihm Dienſte in Canada antrug.

Kosloffsky's ungewöhnliche Körperfülle, heißt es S. 12, die Sonderbarkeiten in ſeinem Benehmen, ſein blendender Witz erregten das allgemeinſte Aufſehen, auch an Karikaturen auf ihn fehlte es nicht. Die ſehr magere, ſonſt aber ſehr elegante Fürſtin Lieven hatte einem ſchlecht walzenden Engländer den Tanz abgeſchlagen und ſich dabei des Ausdrucks bedient: »Je ne danse qu'avec mes compatriotes.« Gleich darauf erſchien eine Karikatur: der dicke Fürſt Kosloffsky wurde tanzend mit der transparent magern Fürſtin Lieven dargeſtellt, mit der Unterſchrift: „**La longitude et la latitude de St. Petersbourg**“. 1824 wurde Kosloffsky von Ludwig XVIII. in Paris empfangen. In dieſer Zeit ſchrieb er ein „**Tableau de la cour de France**“ voll ſinnreicher Einfälle und pikanter Anekdoten; das Buch wurde zwar gedruckt, doch auf Anrathen ſeiner Freunde, die Manches zu gewagt fanden, nicht publizirt. 1825 erſchien Kosloffsky in Berlin, wo er die Bekanntſchaft der geiſtreichen Rahel machte, die von ihm eine kurze, aber treffende Schilderung entwirft. Fürſt Kosloffsky, heißt es Seite 15, war viel verliebt und gab, da Eitelkeit ihn zu dem Glauben gebracht, er ſei dem weiblichen Geſchlechte ſehr gefährlich, oft zu ſpaßhaften Auftritten Anlaß. Beſonders flößten ihm Blondinen ein großes Intereſſe ein; eine gluterfüllte Begeiſterung erfüllte ihn für die damalige Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. Kosloffsky war dabei ſehr reich an Paradoxen; wenn das Geſpräch auf das weibliche Geſchlecht kam, hörte man ihn behaupten: »Nur Kutſcher und deren Frauen können ſich treu bleiben ꝛc.« 1830 finden wir den Fürſten in den Niederlanden, befreundet mit dem Prinzen von Oranien und dem General van Halen, bemüht, beide Parteien zu vereinigen, eine Vermittelung, die an der Macht der Verhältniſſe geſcheitert war. Kosloffsky kehrte nach Frankreich zurück und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit Mathematik; 1834 verließ er Paris, um ſich nach Rußland zu begeben. In Warſchau beſuchte er ſeinen vieljährigen Freund, den Fürſten Paskewitſch. Ein Unglücksfall — Kosloffsky brach hier ein Bein — feſſelte ihn über ein Jahr an Warſchau. Im Jahre 1835 erſchien er nach zweiundzwanzigjähriger Abweſenheit in Petersburg und hatte ſich dort der Huld der Großfürſtin Helene und des Großfürſten Michael zu erfreuen. Bald darauf erhielt Kosloffsky eine neue Anſtellung in der Umgebung des Fürſten von Warſchau, einen Poſten, der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um das Schickſal der ungerecht verfolgten Polen zu mildern. Von Warſchau machte er noch zwei Reiſen nach Petersburg; bei der letzten traf er auf dem Dampfboote Nikolaus mit dem Marquis von Cuſtine zuſammen. Im Jahre 1840 erhielt Kosloffsky die Erlaubniß, zur Stärkung ſeiner Geſundheit nach dem Rhein zu gehen; am 26. October 1840 ſtarb er, 56 Jahre alt, zu Baden-Baden; ſeine Ueberreſte ruhen auf dem alten Kirchhofe, wo ein wunderſames Kreuz hervorragt, welches das letzte Werk eines zum Tode verurtheilten Bildhauers iſt. Ruſſiſche Landsleute haben ihm das Denkmal errichtet nicht weit von der Stätte, wo Ludwig Robert und deſſen ſchöne Frau ruhen. An Kosloffsky's Sterbelager befanden ſich ſeine Tochter, ſein Sohn und deren Mutter, eine Italienerin, die mit dem Fürſten ſeit langer Zeit heimlich verheirathet war. Die Tochter erhält vom Kaiſer Nikolaus bis zu ihrer Verheirathung eine jährliche Penſion von 15,000 R. P.

Bis hierher Kosloffsky's Biographie; dann folgen mehrere ſehr intereſſante Bruchſtücke aus den Denkwürdigkeiten des Fürſten; Briefe an den Herzog von Broglie über die in Vincennes gefangenen Exminiſter Karls X, eine Schilderung des Wiener Congreſſes und des Zuſammentreffens Kosloffsky's mit dem Marquis von Cuſtine im Jahre 1839 und einiges Andere von geringerem Intereſſe.

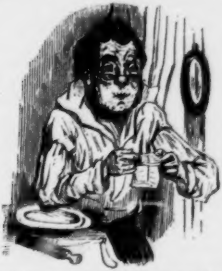
Wir dürfen dem Buche das Prognoſtikon ſtellen, daß es in den Kreiſen der Diplomatie, und namentlich in Rußland, viele Leſer finden werde. Die Ausſtattung iſt ungewöhnlich ſauber. Außer dem Portrait des Fürſten (einem feinen Stahlſtiche) und einer frappanten Karikatur auf ihn, findet ſich, am Schluſſe des Werkes, noch ein Facſimile Kosloffsky's.

(Deutſche Allgemeine Zeitung.)

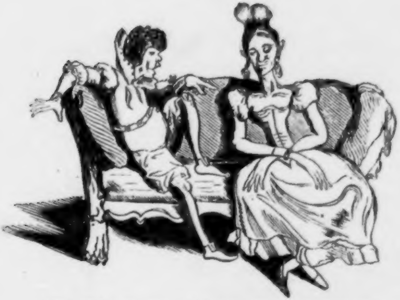
Inventarium eines Raritätenkabinets.

Ein hoher Thurm von brauner Butter;
Ein Kuß, gefaßt in Perlemutter;
Ein Windhund ohne Kopf und Bein;
Fünf Säcke voll von Mondenſchein;
Eine ganze Viereck-Seifenblaſe;
Ein Floh mit einer röm'ſchen Naſe;
Eine Uhr, die ſtets auf Dreizehn weiſt;
Ein Lamm, das einen Wolf zerreißt.

Ein geplagter Ehemann,



der zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ſeine Frau ins Bad geſchickt hat und beim Raſiren die fröhliche Nachricht empfängt, daß ſie auf einer Spazierfahrt den Hals gebrochen hat.



Vom Lieben bis zum Haſſen giebt's oft nur Einen Schritt.

Zapfenstreich.

Baden-Baden. Der äußerſt noble Herr Wilhelm von Chezy hat einen vierbändigen Roman, „der fromme Jude", herausgegeben; es fehlt auch darin an Paſſionen nicht.

Berlin. Der König hat auf dem Köpnicker Felde den Grundſtein zur Errichtung eines Mutterhauſes des Schwanenordens gelegt. Es ſollen darin Krankenpflegerinnen gebildet werden. Der König hat für 113,790 Thaler Grund und Boden ankaufen laſſen. Der Koſtenaufwand beträgt 460,000 Thaler. In dieſer Anſtalt ſollen vorläufig 350 Kranke Pflege finden; zur Unterſtützung derſelben ſind 10,500 Thaler jährlich aus dem Staatsfond bewilligt.

∴ Die künftigen preußiſchen Reichsſtände ſollen, wie die „Dorfzeitung" erzählt, gleich der Hausfrau nur eine berathende Stimme bekommen; verſteht ſich nur dann, wann ſie gefragt werden; der Mann hat die entſcheidende. Nur bei großen Anleihen ſoll auch die Frau mitſtimmen, weil das Vermögen von der Frau herkommt.

∴ Dem. Tuczek iſt zur königlichen Kammerſängerin ernannt worden.

∴ Dem. Jenny Lind hat ſich hier nur einen Tag aufgehalten und iſt dann, begleitet von ihrem Lehrer Berghi, nach dem Stolzenfels abgereiſt.

∴ Dem. Julie Herrmann hat auf der Königsſtädter Bühne als Pfefferröſel den Reigen ihres Gaſtſpiels eröffnet und, wie im vorigen Jahre, großen, wohlverdienten Beifall eingeerntet. Am Schluſſe ſtürmiſch gerufen, tönte ihr der einſtimmige Ruf: „Hierbleiben!" entgegen.

∴ Auf der Hofbühne wird die „Marquiſe von Villette", von Madame Birch-Pfeiffer, und die Oper „Stradella", vom Herrn von Flotow, einſtudirt.

∴ Der „Figaro" ſchreibt: Gutzkow's ſogenanntes Seelengemälde, „der dritte November", das hoffentlich nach der erſten Vorſtellung ad acta gelegt iſt, weil ſämmtliche Kritiken in dem gerechteſten Unwillen einverſtanden ſind, hat nun doch einen Lobredner gefunden und zwar — wer ſollte das glauben? — im „Freimüthigen". Die Kritik iſt zu unſerer Beruhigung mit K. unterzeichnet, rührt alſo nicht von Herrn Lasker her; ſonſt wäre uns die Geſchichte unbegreiflich, denn wir trauen Herrn Lasker ein viel zu richtiges Urtheil zu, als daß er im Gegenſatz zu allen Uebrigen ein der Wahrheit gerade entgegengeſetztes Urtheil fällen könnte.

∴ Der „Freimüthige" fragt: Warum läßt Herr Hofrath Dr. J. B. Rouſſeau das Publikum ſo nach dem Erſcheinen ſeiner Gedichte ſchmachten? Es iſt ſchon lange her, daß er Pränumeranten à 3 Thaler — für einen Band Gedichte des Herrn Hofraths Dr. J. B. Rouſſeau ein wahres Lumpengeld! — ſammeln ließ und ſogar arme Choriſten der Königsſtadt bezahlten den ihnen freundlichſt dargebotenen Pränumerationsſchein. Herr Hofrath Dr. J. B. Rouſſeau iſt ein ſehr humaner Mann: er verachtet ſelbſt arme Choriſten nicht und wollte ihnen den Schmerz nicht anthun, ſie von der Pränumeration auf ſeine Gedichte, die das Lumpengeld von drei Thalern koſten, auszuſchließen. Nun aber ſind die Pränumeranten troſtlos über das Nichterſcheinen der Gedichte. Um drei Thaler ärmer und nicht einmal um die Gedichte des Herrn Hofraths Dr. J. B. Rouſſeau reicher, das iſt fatal, ſehr fatal! (Ungeheuer fatal!)

∴ Bei C. A. Wolf iſt die zweite, um elf Abende vermehrte Auflage von C. H. Anderſens „Bilderbuch ohne Bilder" erſchienen.

∴ Der am 1. Auguſt 1844 auf Aktien gegründete zoologiſche Garten iſt von jenem Tage bis zum 31. Juli 1845 von 50,214 Perſonen zu dem vollen und 8554 zu dem halben Preiſe, zuſammen von 58,768 Perſonen beſucht worden.

∴ Das frappanteſte Beiſpiel von Verrücktheit fiel neulich auf dem Lande vor, wo ein Gutsbeſitzer, der zugleich Mitglied der Stände iſt, ein großes Feſtmahl gab und ſeine ſämmtlichen Knechte als Mohren anſtreichen ließ; der Gutsbeſitzer ſelbſt paradirte als Negerkönig, indem er den Kopf in eine Wanne ſteckte, die mit Dinte angefüllt war. Der herbeigerufene Kreisphyſikus machte dieſen Scenen ein Ende.

∴ Der Muſikdirektor Canthal, aus Hamburg, veranſtaltet hier vielbeſuchte Garten-Conzerte. Im letzten ließ er unter dem Titel „Euterpens Garten" ein helldunkles Tongemälde in Form eines Potpourri aufführen. Im Programm vergleicht er Mozart mit einer Immortelle; Beethoven = Eiche; Weber = Buche; Spohr = Lorbeer; Meyerbeer = Myrthe; Marſchner = Rosmarin; Winter = Jasmin; Schubert = Trauerweide; Méhul = Oelbaum; Bellini = Cypreſſe; Donizetti = Paſſionsblume; Auber = Georgine; Herold = Veilchen; Lanner und Strauß = Vergißmeinnicht; Labitzky = Geisblatt u. ſ. w. Den Beſchluß machte ein Erinnerungs-Bouquet von A. M. Canthal.

∴ Der ausgezeichnete Pianoforte-Virtuos und Komponiſt Henri Litolff iſt hier angekommen. Die glänzenden Erfolge, welche ihm in London, Paris, Warſchau (Littolff hat drei Jahre lang als Ober-Direktor der polniſchen Oper gewirkt, jedoch der Hemmniſſe halber, die der Nationaloper in den Weg gelegt wurden, ſeinen Abſchied genommen), in Prag und Dresden u. ſ. w. geworden ſind, ſpannen das Intereſſe, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ein Klavierconzert des Herrn Littolff, welches von dem königlichen Conſervatorium in Brüſſel gekrönt worden iſt, Charakter-Studen, die Phantaſie über Themas aus „Robert der Teufel“ und Mazurkas ſind von der Kritik entſchieden gerühmt worden.

∴ Die Garten-Conzerte, welche von der früheren Geſellſchaft des Herrn Kapellmeiſters Johann Gungl in Günthers Lokal veranſtaltet werden, haben durch das Hinzutreten des Wilke'ſchen Männerchors weſentlich an Intereſſe gewonnen. Die größte Anerkennung verdienen die Exaktheit, Präciſion und der Fleiß, mit welchen die heiteren Chorgeſänge von A. Schaeffer (der Rathsnachtwächter, die Sonntagsreiter, die Eiſenbahn), Held Friedrich von Kücken, die nächtliche Heerſchau von Titl u. ſ. w. aufgeführt werden. Die rege Theilnahme des Publikums zeigte ſich auch in dem jubelnden Dacapo-Ruf, welche dem Vortrag von Schaeffers Sonntagsreitern folgte, einem Geſang, der durch Dichtung und Melodie zum Volksliebling beſtimmt iſt.

Bonn. Schon im Jahre 1838 hatte ſich in der „Cölniſchen Zeitung“ ein Streit über das Geburtshaus Beethovens entſponnen. Zwei Häuſer, das eine in der Rheingaſſe (Nummer 934, das Eichler'ſche Haus) und das andere in der Bonngaſſe (Nummer 515, das ehemalige Claſen'ſche, jetzt Dr. Schild'ſche Haus), nehmen dieſe Ehre in Anſpruch. Die Dokumente, welche für die letztere Annahme ſprechen, ſcheinen wirklich ſehr ſchlagend zu ſein. Aber gewiß verdienen die Anſprüche beider Häuſer, bei Gelegenheit der Einweihung des Denkmals, geprüft zu werden; dann wäre es auch paſſend, daß jenes Haus, dem die unbeſtrittene Ehre zuerkannt werden müßte, durch eine angemeſſene Inſchrift ausgezeichnet würde.

∴ Im „Bonner Wochenblatte“ hat ein dortiger Einwohner angekündigt, daß er Beethovens Bücher- oder Muſikalienſchrank und Arbeitstiſch, für deren Echtheit er die Beweiſe liefern könne, in dem Geburtshauſe Nummer 934 in der Rheingaſſe zur Anſicht ausgeſtellt habe. Auch die Induſtrie beutet ſchon das Beethoven'ſche Andenken aus. Die nämliche Quelle der Veröffentlichung kündigt an: Véritables Beethoven-Cigarres von feinem Geruch bei J. Weiß, Rheingaſſe Nummer 912, vis-à-vis L. v. Beethovens Geburtshaus. N. B. Gratis-Zugabe: Etui mit der lithographirten Abbildung des beſagten Hauſes. — Beim Rauchen dieſer Cigarren muß ſich vortrefflich komponiren laſſen! Ferner hören wir, daß auch Beethoven-Buckskin in Bonn feilgeboten wird; er hat Streifen, als wenn er raſtrirt wäre, Punkte (Noten) ſtehen dazwiſchen. Das ſind nur Anfänge; es wird noch mehr kommen. Wenn das Beethoven gewußt hätte, ſo würde er gewiß ſelbſt eine Feſt-Cantate zur Inauguration ſeiner Statue komponirt haben.

∴ Als die Statue zu Beethovens Denkmal aus dem Schiffe in Bonn ausgekrahnt wurde, glaubten zwei Söhne Albions ihren Enthuſiasmus für den großen Tondichter nicht beſſer bethätigen zu können, als daß ſie bei der Arbeit des Auskrahnens thätig mitwirkten, und ſo zahlte Jeder von ihnen eine Guinee für die Erlaubniß dazu.

∴ Zu dem Beethovenfeſte waren hier die Herren Meyerbeer, Habeneck, Moſcheles, R. Schumann, Lindpaintner, Chelard, Schneider, Fétis, Heiz, D. Löwe, Mad. Pleyel-Tichof, Möſer, Hubert Ries, L. Ganz, Gros, Franco-Mendes, die Demoiselles Tuczek, Schloß und Sachſe, Clara Novello, Kratky u. ſ. w. Der Feſtzug war außerordentlich glänzend, das neue Feſtlokal bot gegen 3000 Sitzplätze. Unſere Stadt war dergeſtalt von Fremden überfüllt, daß man für ein einzelnes Zimmer täglich fünf Thaler zahlte.

Brüſſel. König Leopold hat dem däniſchen Dichter Oehlenſchläger das Offizierkreuz des belgiſchen Löwenordens verliehen.

∴ König Leopold hat dem berühmten Maler Jordaens in der Gemeinde Putte ein Denkmal errichten laſſen.

∴ Am 1. Auguſt haben die Jeſuiten in Brugelette den Geburtstag ihres Stifters, des ſogenannten heiligen Ignaz von Lojola, gefeiert.

∴ In Grammont wurde neulich die Frau eines Webers von ihrem zwanzigſten Kinde entbunden. Die Glückliche iſt erſt 42 Jahre alt.

Chriſtiania. Kapellmeiſter Reiſſiger hat vom König Oskar von Schweden für das auf den Tod des verſtorbenen Königs komponirte Requiem eine höchſt werthvolle Tabatiere erhalten.

Cöln. Die durch das Ausſcheiden des Dr. Carl Andrée aus der Redaktion der „Cölniſchen Zeitung“ erledigte Stelle iſt dem in Berlin lebenden Literaten K. Brüggemann aus Münſter übertragen worden. Am 1. November übernimmt derſelbe die Leitung dieſer Zeitung.

Damaskus. Auf der Reiſe nach Damaskus begegneten der Gräfin Hahn-Hahn eines Morgens mehrere Reiſende in orientaliſcher Kleidung, darunter auch ein Herr im Frack, welcher auf ſeinem Maulthiere ein kleines Klavier mit ſich führte. Es war Félicien David, der bekannte Tonſetzer der „Wüſte“.

Helgoland. Auf unſerer kleinen Inſel trifft man alle in Deutſchland verbotenen Bücher und Zeitſchriften. Wir müſſen die hohen Herrſchaften aus Oeſterreich und andern Ländern ihre Augen geblendet fühlen bei ſo viel verbotener Waare. Das kleine Helgoland wird eine Zuflucht der verfolgten deutſchen Preſſe. (Telegraph.)

Karlsruhe. Die einſt ſo ausgezeichnete Schauſpielerin Haizinger-Neumann ſoll, dem Vernehmen nach, mit dem Wiener Hofburgtheater ein lebenslängliches Engagement abgeſchloſſen haben (?). Ihr Gemahl will gänzlich die Bühne verlaſſen (??).

Kopenhagen. Der bekannte Touriſt Kohl bereiſt gegenwärtig die Herzogthümer Schleswig und Holſtein; man darf alſo ein neues intereſſantes Werk erwarten.

Leipzig. Bei Wöller erſcheint ein „Handbuch der Cacteenkunde“, von C. F. Förſter. Iſt dies Werk Original oder Ueberſetzung? Dieſe Frage ſcheint uns nicht unwichtig, da auch in Paris lieferungsweiſe ein neues Buch deſſelben Inhalts unter dem Titel: „Manuel de l'amateur de cactus, ou histoire et culture des plantes de la famille des cactées“, von Charles Lemaires, herauskommt.

∴ Carl Herloßſohn arbeitet an einem neuen hiſtoriſchen Romane, betitelt: „die Tochter Piccolomini's“.

∴ Albert Lorzing iſt zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit nach Pyrmont abgereiſt.

∴ Der rühmlichſt bekannte Violin-Komponiſt und Virtuos Julius Ghys iſt hier eingetroffen; ſo werden denn auch die Leipziger des Genuſſes theilhaftig, ſein Mouvement perpétuel, die Triste Pensée, das 5te und 10te Air varié und Paganini's Carneval de Vénise mit der originellen Introduktion des Meiſters zu hören.

∴ Herr Julius Koffka hat ſeine Stelle als Souffleur am hieſigen Theater für immer niedergelegt, um ſich mit deſto größerem Eifer und concentrirter Kraft ſeinem ſtets ſchwungreicher ſich geſtaltenden Geſchäftsbüreau und der von ihm gegründeten (vom 1. October d. J. ab erſcheinenden) neuen Zeitſchrift, „Theater-Locomotive“ widmen zu können. Jedenfalls iſt dies für Beides höchſt vortheilhaft; indeſſen verliert die Bühne in ihm ein allgemein geachtetes und beliebtes Mitglied.

∴ Ganz Deutſchland zählt jetzt 257 Dampfſchiffe (mit 19,500 Pferdekraft).

London. Die Civilliſte der Königin Victoria beträgt 371,800 Pfd. St. (2 Mill. 602,600 Thaler). Die Apanagen der königlichen Familie belaufen ſich auf 297,000 Pfd. (2 Mill. 79,000 Thaler).

∴ Die Reiſe-Begleitung der Königin Victoria und des Prinzen Albert beſteht aus Lord Aberdeen, Miniſter des Auswärtigen, Lord Liverpool, Miniſter des Hauſes, den Hofdamen Counteß of Gainsboroug und Viscounteß Canning, Sir Anſon, dem Sekretär des Prinzen Albert, Colonel Wylde, dem Adjutanten des Prinzen, und Sir James Clarke, dem Leibarzte der Königin.

∴ Der Marquis von Londonderry äußerte neulich, bei Gelegenheit einer Petition um Ertheilung von Orden im Oberhauſe: Die Orden auf dem Continent, wo es von Verdienſtvollen wimmelt, ſeien nachgerade faſt ſprichwörtlich geworden und der Werth derſelben ſtehe in den Augen der Verſtändigen im umgekehrten Verhältniſſe zu ihrer Menge! (Hat der edle Lord Recht oder Unrecht?)

∴ Die engliſche Geiſtlichkeit iſt noch immer die reichlichſt dotirte der ganzen Welt. Der Erzbiſchof von Canterboury bezieht jährlich 20,969, York 19,064, London 12,481 und Salisbury 12,142 Pfd. St.

∴ Im Buckingspalaſt iſt — im Pavillon der Königin — einer der großen Säle mit lauter Bildern aus Walter Scotts Romanen ausgeſchmückt worden. Dieſe Bilder ſind von den jungen Brüdern Doyle (den Söhnen des berühmten Karikaturenmalers).

∴ Der Direktor des hieſigen Opernhauſes hat dieſes Theater um 80,000 Pfd. St. käuflich an ſich gebracht. Um dieſe Summe zuſammenzubringen, hat er an 30 reiche Abonnenten 30 Logen auf 30 Jahre verkauft.

∴ Die Polka tanzt nun auch auf dem Meere herum; vor Kurzem iſt ein engliſches Schiff dieſes Namens nach Amerika abgeſegelt.

Mannheim. Madame Peroni-Glaßbrenner hat auf unſerer Bühne gaſtirt, trotz der ungünſtigen Jahreszeit volle Häuſer gemacht und vielen Beifall eingeerntet.

München. Baiern zählt jetzt nicht weniger als 56 Männerklöſter von 8 verſchiedenen Orden und 76 Frauenklöſter von 17 verſchiedenen Orden. Kein zweiter Staat Deutſchlands iſt in dieſer Hinſicht ſo geſegnet, als Baiern.

New-York. In unſerer Stadt erſcheinen nicht weniger als 391 periodiſche Schriften und Blätter; darunter Zeitungen der Whigs: 13 tägliche, 8 halbwöchentliche und 83 wöchentliche; für die Loco-Focos: 8 tägliche, 3 halbwöchentliche und 95 wöchentliche; für die Eingeborenen: 2 Tagesblätter und 1 Wochenblatt; außerdem noch 98 religiöſe, literariſche und wiſſenſchaftliche Blätter und endlich 5 Nachdrucke engliſcher Monatsſchriften.

∴ Vor Kurzem wurde hier die erſte amerikaniſche Oper, „Leonore", aufgeführt. Das Textbuch iſt eine freie Bearbeitung des Bulwer'ſchen Schauſpiels „das ſchöne Mädchen von Lyon"; der Componiſt heißt William Fry; die Oper ſelbſt iſt aber nur mittelmäßig.

Paris. Der kleine Graf von Paris ſpielte neulich mit dem prachtvollen Degen, welchen ihm die Stadt Paris geſchenkt, und zerbrach ihn dabei auf zwei Stellen. Ein böſes Omen! meint die legitimiſtiſche „Gazette de France".

∴ Das „Journal des Débats" bemerkt, daß der Handel Frankreichs in fortwährender Entwickelung begriffen ſei und jetzt ungefähr zwei Drittheile des Handels von England, zwei Mal ſo viel als der von Nordamerika, eben ſo viel als der des Zollvereins, drei Mal ſo viel als der der Niederlande, Oeſterreichs oder Rußlands, vier Mal ſo viel als der der Belgier, acht Mal ſo viel als der Spaniens und zehn Mal ſo viel als der Italiens betrage (?).

∴ Frankreich zahlt jährlich über drei Millionen Francs zur Aufmunterung und Beförderung der ſchönen Künſte. (Wie viel zahlt Deutſchland zu dieſem Zwecke?)

∴ Zwei Commiſſionen vom Conſervatorium und von der Akademie der Künſte haben ſich nach Bonn begeben, um bei der Einweihung des Beethoven-Denkmals zugegen zu ſein. Halévy und Onslow ſind Mitglieder dieſer Commiſſionen.

∴ Unter den franzöſiſchen Bädern iſt Vichy in dieſem Jahre am beſuchteſten. Unter den Badegäſten befinden ſich der Prinz von Joinville, der Handelsminiſter, der Bankgouverneur, Graf Argout, Herr Thiers, der Jeſuitenfreſſer Iſambert und der bekannte Pamphletiſt Cormenin.

∴ Einer der erſten jetzt lebenden Dichter Spaniens, Don José Zorilla, iſt hier angekommen, um hier ein großes Epos über die Eroberung von Granada zu vollenden.

∴ Der Feuilletoniſt Fiorentino, der die intereſſanten Artikel im „Corſaire Satan" ſchreibt, iſt an den Rhein gereiſt, um eine Tour nach Deutſchland zu machen; er reiſt zuerſt nach Bonn zu dem Beethoven-Feſte und verſpricht dem Publikum eine Reihe von Reiſeſkizzen aus dem künſtleriſchen, literariſchen und muſikaliſchen Leben Deutſchlands. (Dieſer Herr Fiorentino ſoll der bekannte Plagiator Henri Blaze ſein.)

∴ Heinrich Heine lebt ſehr kränklich und leidend in ſtiller Abgeſchiedenheit zu Montmorency; dem Vernehmen nach hat er den Parnaß mit der Börſe vertauſcht und macht ſehr gute Geſchäfte in Eiſenbahn-Aktien.

∴ Der berühmte Bildhauer Boſio, Mitglied des Inſtituts, iſt am 31. Juli hier in hohem Alter geſtorben*).

∴ Benjamin Conſtants Wittwe, die Gräfin Rebecque, iſt in einem Alter von 78 Jahren geſtorben.

∴ Der Redakteur der „Guêpes", Alphons Karr, iſt vom Könige zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Wer da wiſſen will, was Napoleon an jedem einzelnen Tage ſeines Lebens gethan und in welchem Orte er verweilt hat, dem empfehlen wir Parrots (bei Wiſtor erſchienenes) „Itinéraire de Napoléon, chronique du Consulat et de l'Empire". Beigegeben iſt, außer einem Atlas von zehn Karten in Folio, ein „Dictionnaire géographienne-Napoléonienne", in welchem jede Ortſchaft verzeichnet iſt, die der Kaiſer paſſirt hat, oder in welcher ein auf ihn bezügliches Ereigniß vorgefallen iſt.

∴ Der unerſchöpfliche Paul de Kock hat der Leſewelt einen neuen, vierbändigen Roman, „Carolin", geſchenkt.

∴ Von der Signora Roſellini, Wittwe des bekannten Aegyptologen in Florenz und Tochter des verſtorbenen Componiſten Cherubini, ſind „otto commediole fanciulli" erſchienen. n

Petersburg. Rußlands Staatsſchuld beträgt 314,415,470 Silber-Rubel.

∴ Für das Denkmal des verſtorbenen Fabeldichters Krylow iſt bereits eine Summe von 10,030 Silber-Rubel eingegangen.

Prag. Herr Hofrath Heidler, Brunnenarzt in Marienbad, hat ein medizinisches Werk unter dem pretiöſen Titel „die Nervenkraft im Sinne der Wiſſenſchaft, gegenüber dem Blutleben in der Natur; Rudiment einer naturgemäßen Phyſiologie, Pathologie und

---

*) Er wurde am 19. März 1769 in Monaco geboren.

C. M. O.

Therapie des Nervenſyſtems“ ans Licht treten laſſen. Wenn das Buch nicht verſtändlicher als der Titel iſt, ſo wird es ſchwerlich viele Leſer finden.

Riga. Kaiſer Nikolaus hat dem Verleger der „Monumenta Livoniae antiquae“, dem hieſigen Buchhändler Eduard Frantzen, für die Herausgabe dieſes Geſchichtswerks ein Geſchenk von 4000 Rubeln verliehen. (Silber oder Papier?)

Rom. Der Papſt hat die Erlaubniß zur Errichtung einer deutſchen Buchhandlung ertheilt.

Straßburg. Dem. Rachel giebt auf unſerer Bühne einen Cyclus von Gaſtrollen, für welche ihr 18,000 Francs zugeſichert ſind.

Stockholm. König Oskar hat das Bildniß des in der Verbannung geſtorbenen Königs Guſtav IV. Adolphs (Guſtafſon) nach Schloß Gripsholm genommen und es dort neben den übrigen Königsbildern aufhängen laſſen.

∴ Der Biſchof Tegner iſt wegen ſeines verſchlimmerten Geſundheitszuſtandes um einſtweilige Entlaſſung von ſeinen Aemtern eingekommen.

Teplitz. Unſer allgemein beliebter und geſchätzter Brunnen-Arzt Dr. Ulrich hat den rothen Adler-Orden erhalten.

Wien. Eine hier unter dem Titel „der Liebesbote“ erſchienene Sammlung von Liebesbriefen darf in unſern Journalen nicht angekündigt werden, weil einer dieſer Briefe vom Scheiden ſpricht und folgende Aeußerung enthält: »Der Cenſor, welcher das Wörterbuch der Liebe cenſirt hat, war wohl nie verliebt geweſen, ſonſt hätte er das Wort „Scheiden“ gewiß geſtrichen.«

∴ Dr. Carl Hugo (Bernſtein) arbeitet an einem Drama in ungariſcher Sprache, das auf dem National-Theater in Peſth in Scene geſetzt werden ſoll.

Würzburg. Am 5. Auguſt iſt am Geburtshauſe des großen Tonſetzers Abbé Vogler die Votivtafel durch das ganze Sänger-Perſonale unſeres Muſikfeſtes feierlich eingeweiht worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der große Salmaſius nannte ſich in ſeiner rührenden Beſcheidenheit die „Sonne der Welt“.

— Im Jahre 1669 erſchien von Henri Freiherrn von Walef ein Loblied auf die Stelzen, betitelt „Combat des Echasses“ (Namur 1669) 12.

An den Redakteur des „Charivari“.

Das betrübende Ereigniß, welches den öſterreichiſchen Theil Polens ſchon im verfloſſenen Winter durch Eisgänge getroffen, hat ſich im Laufe dieſes Monats nur noch fürchterlicher wiederholt und das Land, das ohnehin ſeit Jahrzehenden durch Bedrängniſſe aller Art heimgeſucht wird, in einen bejammernswerthen Zuſtand verſetzt; die am 17., 18., 19. d. M. ſtattgehabten Wolkenbrüche ſetzten das Land auf mehrere Meilen in der Runde unter Waſſer und bis zu einer Höhe, daß ſich die älteſten Leute nicht eines ähnlichen Waſſerſtandes [illegible]nnen können. In einem der Kreiſe, welche unter dem Waſſer ſtehen, — in Tarnover [illegible] ſind 100,000 Menſchen obdach-, ſchutz- und brodlos und dem Hungertode preisgegeben. Die Aernte, die den Jammer eines fürchterlichen Winters vergeſſen machen ſollte, iſt vernichtet, ganze Dorfſchaften ſind unter den Fluthen verſchwunden und Hab und Gut vieler Tauſende von Menſchen ſind eine Beute des verheerenden Elementes geworden. Kaum dürfte ein Volk geeigneter ſein, als dieſes jetzt ſo ſtark heimgeſuchte, die Sympathien einer wackern, edlen Nation, als es die deutſche iſt, zu erwecken. Die Buch- und Verlagshandlung Volkmar und Stockmann hat es aus dieſem Anlaſſe übernommen, ein deutſches Jahrbuch zum Beſten dieſer Unglücklichen herauszugeben und da ich die Redaktion deſſelben unentgeldlich übernommen, richte ich an Ew. Hochwohlgeboren die innige Bitte, das Jahrbuch mit Beiträgen Ihrer geiſtreichen Feder zu bereichern und dieſen meinen Aufruf an die Literaten Deutſchlands in Ihrem Blatte gütigſt aufzunehmen.

Lemberg,
am 31. Juli 1845.

Dr. Wurzbach,
k. k. Univerſitäts-Biblioth.-Sktr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 152. Leipzig, 27. Auguſt 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Abſchiedsbrief

an

mein liebes, ſchönes Leipzig.

„Inſpruck, ich muß Dich laſſen!“

Vor vierhundert Jahren componirte Iſaak von Prag, einer der älteſten und größten Contrapunktiſten Deutſchlands, als er von Inſpruck nach Florenz an den Hof des prächtigen Lorenzo von Medicis zog, das berühmte Abſchiedslied „Inſpruck, ich muß Dich laſſen!“ ein Lied, deſſen wehmüthige Melodie noch heute in allen Kirchen ertönt mit dem veränderten Texte „Nun ruhen alle Wälder“.

Auch ich, geliebter Leſer, ſtimme jetzt dies alte, herrlich-ſchöne Lied an, und mir iſt dabei nicht wohler zu Muthe, als jenem armen Iſaak von Prag, als er ſein geliebtes Inſpruck verließ.

Meine ſeit einem Jahre arg zerrüttete Geſundheit treibt mich auf kurze Zeit nach Italien, um mir dort unter Neapels veilchenblauem Himmelsbaldachin neues Leben, neue Laune, neue Heiterkeit zu holen.

Während meiner ſechs- bis ſiebenwöchentlichen Abweſenheit wird mein Freund und Mitarbeiter **Theodor Drobiſch**, der ſchon im vorigen Jahre Redakteur ad interim geweſen, die Leitung des „Charivari“ übernehmen. Die freundlichen Leſer werden mit dieſer Wahl zufrieden ſein.

Ich ſelber werde von Inſpruck, Mailand, Genua, Florenz, Rom und Neapel, Venedig, Trieſt, Grätz und Wien fliegende Blätter einſchicken und auch in der Ferne meines lieben Leipzigs gedenken.

Herzlichen Gruß meinen Freunden! Einen nicht minder herzlichen meinen Feinden. Und ſomit Gott befohlen!

E. M. Oettinger,
Redakteur des „Charivari“.

Nachſchrift. Alle Beiträge bitte ich unter der Aufſchrift: „Redaktion des Charivari in Leipzig“ einſenden zu wollen.

Das ſpaniſche Theater.

Herr F. A. von Schack hat (bei Duncker und Humblot) eine „Geſchichte der ſpaniſchen Kunſt und Literatur“ erſcheinen laſſen, die an Vollſtändigkeit, wie an Genauigkeit Bouterwecks Werk bei Weitem übertrifft. Nummer 182 der „Berliniſchen Nachrichten“ enthält eine ausführliche Kritik von dem rühmlich bekannten Bibliothekar Dr. S. H. Spiker. Er ſagt:

Aus einer kritiſchen Ueberſicht der Werke, die theils in Spanien ſelbſt, theils im Auslande über das ſpaniſche Theater erſchienen ſind, ergiebt ſich die Dürftigkeit der Materialien, indem, wie der Verfaſſer ſehr richtig bemerkt, nur Moratins „Origines del teatro espanol“ und Pellicers „Tratado sobre el origen y progresos de la comedia en Espana“ brauchbare Notizen enthalten, und man ſich auf Ochoa's (des Herausgebers des in Paris erſchienenen „teadro espanol“) Notizen ſehr wenig verlaſſen kann. Der Aufenthalt des Verfaſſers in Spanien hat ihn überdies kennen gelehrt, wie viel noch für die Geſchichte des ſpaniſchen Theaters zu thun ſei.

Nach einer allgemeinen Einleitung über den Urſprung des Drama im neueren Europa geht der Verfaſſer auf die Anfänge des ſpaniſchen Dramas über, das man jedoch mit Beſtimmtheit erſt als mit dem geiſtreichen König Alphons X. beginnend anſehen kann, unter dem in den Jahren 1252 – 1257 in dem berühmten ſpaniſchen Geſetzbuche, den siete partidas, erſt von den juegos (Spielen) die Rede iſt, aus denen die juegos de escarnio (Spottſpiele) beſonders hervorgehoben werden, als ſolche, denen die Prieſter nicht beiwohnen durften, wogegen ihnen die Anweſenheit bei den geiſtlichen Darſtellungen (Myſterien), den Anfängen der nachherigen autos, erlaubt iſt. Der Aufführung dieſer autos wird übrigens ſchon im Jahre 1360, als in Gerona ſtattfindend, beſtimmt erwähnt. Die dramatiſche Darſtellung des Todtentanzes (danza de los muertos) zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die wahrſcheinlich für einen der mimiſchen Kirchen-Aufzüge beſtimmt war, gehört ebenfalls zu den Ur-Anfängen des ſpaniſchen Dramas. Wirklich ſceniſche Aufführungen ſcheinen indeß zuerſt in Valencia ſtattgefunden zu haben, wo im Jahre 1394 eine Komödie im Provinzial-Dialekt, le hom enamorat y la fembra satisfeta (l'homme amoureux et la femme satisfaite) aufgeführt ward. Unter der Regierung des prachtliebenden Johann II. von Caſtilien ſchrieb der Marquis von Santillana eine Comedieta, die aber nicht zur Aufführung beſtimmt geweſen zu ſein ſcheint.

Das zweite Buch des erſten Bandes des Werkes des Herrn von Schack behandelt die Entwickelung des ſpaniſchen Drama von dem erſten, wirklich dramatiſchen Schriftſteller D. Juan del Encina, von deſſen Cancionero die erſte Ausgabe im Jahre 1496 in Sevilla, von den Deutſchen Pegnitzer und Herbſt gedruckt, erſchien, die Encina's kleine dialogiſirte Stücke enthielt. Daß in dieſem Abſchnitte der berühmten Tragicomedia Celestina erwähnt werden mußte, war natürlich. Wir müſſen auf das Werk ſelbſt verweiſen, wenn man die Entwickelung des ſpaniſchen Dramas verfolgen will; die Namen Lope de Rueda, Timoneda, Juan de la Cueva, Chriſtoval de Virues werden dem Kenner der ſpaniſchen Literatur nicht unbekannt ſein. Ueber Cervantes findet man hier ausführliche und kritiſch geſichtete Nachrichten; der Abſchnitt über ſeine dramatiſche Dichtungen iſt mit großer Sorgfalt behandelt. Der Verfaſſer giebt unter allen den uns von dem genialen Urheber des Don Quixote übriggebliebenen Schauſpielen der entretenida und dem laberinto de amor den Vorzug. Der Band ſchließt mit einer Notiz über die Trauerſpiele des

Lupercio Argenſola, von denen Herr von Schack in ſeinem (uns noch nicht zu Geſicht gekommenen) ſpaniſchen Theater im erſten Bande vier überſetzt hat.

Der zweite Band des Werkes enthält das dritte Buch: „die Blüthen-Periode des ſpaniſchen Theaters“. Die erſte Abtheilung giebt uns eine Darſtellung des Zuſtandes des ſpaniſchen Theaters vor Lope de Vega. Die allgemeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache, welche damals das Franzöſiſche vertrat, und worüber ſchon Cervantes in ſeinem Perſiles ſagt: »ni varon ni muger dexa de aprender la lengua espanola« (weder Herr noch Dame unterläßt es, die ſpaniſche Sprache zu lernen) erleichterte auch die Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Theater, und in England waren ſchon zu den Zeiten der Königin Eliſabeth nicht allein ſpaniſche Schauſpiele, ſondern auch Romane und Novellen bekannt. Lope de Vega und Shakeſpeare waren faſt gleichzeitig geboren (jener 1562, dieſer 1564) und übten auf die Theater ihres Vaterlandes auch gleichen Einfluß aus. Der Verfaſſer charakteriſirt in dieſem Abſchnitte die verſchiedenen Gattungen der ſpaniſchen Theaterſtücke, die Comedias (com. de capa y espada und comedia de ruido oder de teatro, burlescas, fiestas etc.), die autos (autos sacramentales und autos al nacimiento, Frohnleichnams- und Weihnachts-Schauſpiele), die loas (Vorſpiele) und die entremeses (Zwiſchenſpiele, Farcen, Volksdramen). — Intereſſant iſt die Zuſammenſtellung der Urtheile fremder, namentlich franzöſiſcher Reiſenden, z. B. Boiſels und der berühmten Gräfin von Aulnoy über das damalige ſpaniſche Theater, denen der Verfaſſer noch Bemerkungen über die ſceniſche Einrichtung deſſelben, über die Coſtüme der Schauſpieler u. ſ. w. beigefügt. Schon damals beſtanden die noch jetzt in Madrid vorhandenen Theater de la Cruz und del principe, welche das Eigenthum der Brüderſchaften de nuestra Senora de la soledad und de la pasion waren, welche dieſe den Schauſpielern einräumten und, als Herren der Lokale, von jedem Zuſchauer ein Eintrittsgeld erhoben, das unter die Hoſpitäler der Stadt vertheilt wurde; an einer zweiten Thür hatte der Direktor der Truppe ſeine Kaſſe, ſo daß jeder Zuſchauer zwei Mal bezahlen mußte. Der Ertrag, den die Brüderſchaften von den Schauſpielern zogen, belief ſich, gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts, im Durchſchnitt jährlich auf 14.000 Dukaten. In Bezug auf andere Details über das dortige Schauſpielweſen müſſen wir auf Herrn von Schacks Werk ſelbſt verweiſen.

Den größeren Theil des Bandes nimmt der Artikel über Lope de Vega ein; auf ihn folgen die Theaterdichter von Valencia, unter denen ſich auch der geiſtreiche Guillen de Caſtro befindet, deſſen Lebensbeſchreibung der große Kenner der ſpaniſchen Sprache und Literatur, der verſtorbene Lord Holland, gemeinſchaftlich mit der des Lope de Vega (Lond. 1817. 2 Bde. 8) herausgegeben hat, die Herr von Schack in ſeinem Artikel über Lope zwar erwähnt, aber nicht genau gekannt zu haben ſcheint. Auf Guillen de Caſtro folgen der Dr. Ramon Gasp. de Avila, Mira de Mescua, Guevara und die Theaterdichter aus der Zeit des Lope, und ſpäter Juan Perez de Montalvan, Tirſo de Molina, deſſen burlador de Sevilla y convidado del piedra den Stoff zu dem weltberühmten Don Juan gegeben hat. Das Kapitel über die Verbreitung ſpaniſcher Theaterſtücke im Auslande enthält einige ſehr intereſſante Notizen über die ſpaniſchen Quellen vieler älteren und neueren ausländiſchen Theaterſtücke des ſiebzehnten Jahrhunderts, und der Anhang ein Verzeichniß der dramatiſchen Werke des Lope de Vega, das für den Bibliographen großen Werth hat.

Franz Wallner.

Kritiſches Aquarell von E. M. Oettinger.

„Charivari“ hat ſeit ſeinem Beſtehen den Grundſatz feſtgehalten, nur höchſt ſelten und auch dann nur ſehr flüchtig dem chaotiſchen Treiben unſerer Bühne einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, überzeugt, daß es für den größten Theil ſeiner Leſer nichts Faderes, als jenen alltäglich wiederkehrenden Theaterklatſch giebt, der auf breitſpurigen Stelzen mit windgefülltem Floskel-Geklingel, hirnloſem Phraſen-Geklapper und abgegriffenem Lobhudel-Plunder einherſchreitet und dabei die Miene annimmt, als ob jede ſogenannte Kritik ein Stück Kunſt- und Literaturgeſchichte, eine geſetzliche Norm, ein Urtheil höchſter Inſtanz ſei, die keine Appellation zulaſſe. Und doch weiß Jeder, der ein Fünkchen eigenen Urtheils hat, daß dieſe hochweiſen Kritiken nichts als Schablonen ſind, mit deren Hilfe ein und derſelbe Pinſel bald dieſen, bald jenen Bretterhelden übertüncht und unter dieſe Fresken ſeinen Namen kleckſt, um das Siegel der unumſtößlichſten Competenz aufzudrücken. Und doch weiß wiederum Jeder, der fünf geſunde Sinne hat, daß der größte Theil dieſer dramaturgiſchen Kiſelacks von der Bühne und der Schauſpielkunſt nicht viel mehr als ein Mondkalb von der Aſtronomie verſteht. — Vergleicht man ein Dutzend dieſer kritiſchen Schablonen, ſo gewinnt man die Ueberzeugung, daß die geſtrige Kritik ein Abklatſch der vorgeſtrigen iſt und daß Alle ſich um ein Halbhundert aufgeklaubter Redensarten drehen, daß ſie meiſtentheils liederliche, häufig gewiſſenloſe und nicht ſelten feile Fabrikarbeit ſind, von denen, genau gezählt, Dreizehn auf ein Dutzend gehen. Wer eine dieſer Schablonen-Kritiken kennt, kennt ſie alle. Und daher kommt es, daß heutzutage nichts ſo albern, nichts ſo abgeſchmackt, nichts ſo lächerlich, als ein ſogenannter Theaterrecenſent iſt. Der gute ehrliche Leſſing drohte Jedem, der ihn Genie zu nennen gewagt, eine Ohrfeige zu geben. Was würde er thun, wenn er jetzt aus ſeinem Grabe auferſtände und Jemand den Muth hätte, ihn Recenſent zu nennen? Aus dieſer Scheu habe ich ſeit Jahren meine kritiſche Feder in den Skat gelegt und das ſogenannte Recenſiren jenen dramaturgiſchen Kiſelacks überlaſſen, von denen ſich Jeder für einen neuen Leſſing hält, wenn ein armer einfältiger Bühnen-Gimpel ſchwach genug iſt, ihn als Bühnen-Attila zu fürchten, deſſen ſtumpfer Gänſekiel ihn — ganz nach Laune — vernichten oder unſterblich machen kann. Seit drei Jahren hat mein Blatt von allen Leipziger Theater-Vorſtellungen nur fünf oder ſechs, von den Gäſten, die dutzendweiſe über die Bretter gelaufen ſind, nur zwei einer ausführlichen Beſprechung gewürdigt: Theodor Döring und Charlotte von Hagn, die zwei Fürſten der deutſchen Bühne, von welchen der Erſtere die Hagn in Mannskleidern, die Letztere der Döring in Frauenkleidern iſt. Heute hole ich nach langer Zeit von Neuem die kritiſche Feder hervor, um das Gaſtſpiel eines dritten, nicht minder ehrenwerthen Künſtlers, in die Annalen unſeres Theaters einzutragen.

Ich meine Franz Wallner.

Ich habe die berühmteſten Komiker Frankreichs und Deutſchlands, ich habe Bruent, Odry, Perlet, Arnold, Bouffé, Frédéric, Lemaitre, ich habe Schmelka, Raimund, Schuſter, Korntheuer, Scholz und Neſtroy geſehen und habe bei dieſem Wallner Etwas gefunden, was ich bei den meiſten jener

Matadore oft ſchmerzlich vermißt habe: Gemüthlichkeit, jene veilchenblaue, frühlingfriſche, wohlthuende Gemüthlichkeit, die den Zuſchauer in ein unbeſchreibliches Wohlbehagen verſetzt. Wer dieſen Wallner als Valentin im „Verſchwender" ſieht, fühlt ſich vom Zauber einer ganz eigenthümlichen Laune angefächelt: ſein Spiel impft uns ſeine wunderbare Stimmung ein, die uns das reizende Geheimniß jenes echten Humors offenbart, der mit dem einen Auge lächelt und mit dem andern weint. Ich möchte Wallner den Yorick-Sterne der deutſchen Komiker nennen. Vor ſieben Jahren ſah ich ihn zum erſten Male in Wien, vor zwei Jahren zum zweiten Male in Leipzig, damals war er ein glücklicher Nachahmer der Raimund'ſchen Komik; jetzt iſt er ſelbſtſtändig geworden; jetzt hat er aufgehört, Kopie zu ſein; jetzt iſt er Original, ganz Original; ein Typus jener eigenthümlichen Komik, in der zwei ganz heterogene Elemente, der harmloſe ſüddeutſche Spaß mit der cauſtiſchen norddeutſchen vis comica verſchwiſtert ſind. Früher war Wallner ein Wiener Komiker, jetzt iſt er ein deutſcher Komiker, der ſich vom Norden die ſcharfe Charakteriſtik, die ſarkaſtiſche Beize, vom Süden die tiefe Gemüthlichkeit, die liebenswürdige Nonchalance angeeignet hat. Nach Neſtroy giebt es keinen Zweiten, der die Couplets mit ſo glücklichem Ausdruck vorzutragen verſteht, wie Wallner. Im ungeſchminkten Vortrage dieſer kleinen Lieder liegt ein unwiderſtehlicher Reiz, der ſelbſt den griesgrämigſten Zuhörer mächtig mit ſich fortreißt; jeder Vers der Wallner'ſchen Couplets ſteigt wie eine blendende Leuchtkugel empor und fällt zündend als Congreve'ſche Rakete herab; kein Wunder, daß er damit im ſtrengſten Sinne des Worts furore gemacht; jedes ſeiner Lieder wurde ſtürmiſch da capo begehrt; in jedem ſeiner Couplets ſpiegelte ſich eine andere Tonfarbe, eine andere Pointe ſeiner Komik ab: die Zuhörer lachten unter Thränen und weinten unter Lachen — das iſt die Wirkung des wahren, echten, in tauſend Farben ſchillernden Humors, wie man ihn in den Schriften Yorick-Sterne's und Jean Pauls findet. In ſo ernſter Zeit, wie die unſrige, iſt ein Komiker wie Wallner ein willkommener Gaſt.

Graf Grey.

Biographiſche Skizze.

Am 17. Juli ſtarb der berühmte Miniſter Graf von Grey im 82ſten Jahre auf ſeinem Stammſitze Howick Hall in Northumberland. Er war am 13. März 1764 geboren; ſein Vater, der im Jahre 1807 im 80ſten Jahre verſtorbene, 1801 zur Pairswürde und 1806 in den Grafenſtand erhobene General-Lieutenant Sir Ch. Grey, wandte viel auf die Ausbildung ſeines Sohnes, und ſandte den 18jährigen Jüngling auf Reiſen nach dem Feſtlande. Der junge Mann erweckte auch ſo große Hoffnungen, daß er noch während ſeiner Minderjährigkeit zum Mitgliede des Unterhauſes gewählt wurde. Am 21. Februar 1787 hielt er ſeine Antrittsrede über Pitts Handelsvertrag mit Frankreich und ließ hier ſchon das ausgezeichnete Talent ahnen, welches ihn während ſeiner langen parlamentariſchen Laufbahn ſo ſehr auszeichnete. Im Jahre 1792 wurde er Mitglied des Whig-Clubs und bald darauf des großen politiſchen Bundes der „Volksfreunde". Im Jahre 1806, als Fox an die

Spitze der Geſchäfte trat, wurde Grey, welcher bei der Erhebung ſeines Vaters zum Peer den Titel Lord Howick annahm, als erſter Lord der Admiralität in das Cabinet berufen, und im October darauf der Führer des Unterhauſes und des Auswärtigen. Hier ſetzte er die Abſchaffung des Sklavenhandels durch, ſchied aber bald darauf, als Georg III. anderer Anſicht wurde, aus dem Cabinet. Der in dieſe Zeit fallende Tod ſeines Vaters berief ihn in das Oberhaus, mit dem Titel Graf von Grey, unter welchem er ſo verdiente Lorbeern erntete. Längere Zeit blieb er nun den Staatsgeſchäften fremd, dagegen trat er bei dem unglücklichen Prozeß der beleidigten Königin Caroline, der Gemahlin Georgs IV., welcher dem Königthum dadurch viel vergab, gegen die gehäſſigen Verdächtigungen und Angebereien mit Ernſt, Eifer und Entſchiedenheit auf. An der Canning'ſchen Verwaltung nahm er keinen Theil, worüber er ſich ſpäter im Oberhauſe rechtfertigte. So lebte er meiſt im Schooße ſeiner Familie, als ihm, bei dem plötzlichen Ende der Wellington'ſchen Verwaltung, im Jahre 1830 die Zügel der Regierung anvertraut wurden, um, als Haupt eines Reform-Cabinets, ſeine von Jugend an gehegten Hoffnungen und Wünſche: die Parlaments-Reform in das Leben treten zu ſehen. Was er als erſter Miniſter geleiſtet, wie er von der Verwaltung geſchieden, dieſe Thatſachen können als bekannt übergangen werden. Kenntniß und Achtung der Geſetze, Liebe zu der Verfaſſung und zur Freiheit, zeichneten ihn immerdar aus, und ſo blieb ſein Name rein, fleckenlos und über jede Verläumdung erhaben. Sein Wuchs und ſeine Haltung waren ſchön, ſeine Geſichtszüge edel, ſeine Stimme volltönend und biegſam, ſeine Rede beſtimmt und zierlich, ſein Styl rein und ungekünſtelt. Er hinterläßt aus ſeiner im Jahre 1794 mit Marie Ponſonby geſchloſſenen Ehe eine zahlreiche Familie. Sein älteſter Sohn, Lord Howick, welcher unter dem Melbourne'ſchen Miniſterium Kriegsminiſter, iſt der Erbe ſeiner Titel.

Ein Wink für Muſik-Direktoren der Garten-Conzerte.

Schon öfters ſind Beſucher der Garten-Conzerte, die nicht gleich beim Anfang der Muſik zugegen ſein konnten, in Verlegenheit gekommen, welch ein Muſikſtück ſich an der Reihe befindet, da man doch nicht gleich den erſten Beſten ankrallen und fragen kann, was jetzt geſpielt wird.

Auf dieſe Art hält man oft Bellini für Donizetti, Strauß für Labitzky und wer weiß Alles für wen noch. Ich weiß ein Lied davon zu ſingen, als ich ohnlängſt im Leipziger Schützenhauſe den Treffer wiſſen wollte und immer fehl ſchoß. Einer gab den Wagner für den Weber und Heller für Kreuzer aus. Ich dankte dem Falſchmünzer und wendete mich hoffnungsvoll an einen Andern, welcher durch ſeine muſikaliſche Brille den Schneider für einen Kalkbrenner anſah. Dieſer Bock ſtieß mich drei Hufen weit aus ſeiner Nähe und ich ſegelte auf einen Dritten zu. Der griff in die Naturgeſchichte und brummte Etwas von Hummel, Pär oder Strauß. Ich dachte, der muß von der Tarantel geſtochen ſein und fiel den muſikaliſchen Kenntniſſen des alten ergrauten Kellners in die Zügel, der in gemüthlichem Bierwagenſchritt einhergetrabt kam.

Hier war nun vollends die Welt mit Bretern vernagelt. Den Labitzky verwandelte er in den Stiefelwichſer Kalinſky und ließ mir endlich zwiſchen Klopſtock und Lortzing die Wahl.

Figaro hier, Figaro da! Die Leute müſſen mich für den ewigen Juden gehalten haben, denn erſt nach vielen Kreuz- und Querzügen gelang es mir, zu erfahren, unter welchem Breitegrad des Conzertzettels ich mich befand.

Daher, ihr Herren Direktoren der Garten-Conzerte, nehmt einen Wink, den Ihr aber durchaus nicht als einen Wink mit dem Hebebaume, ſondern als einen Wunſch und längſtgefühltes Bedürfniß der geſammten conzertbeſuchenden Menſchheit betrachten ſollt. Steckt doch gefälligſt an einem ſichtbaren Orte des Orcheſters eine Nummer auf, wie dies ſchon ſeit Jahren in Paris mit zum guten Ton gehört, und wo man, bei einbrechender Dunkelheit, die Nummern ſogar illuminirt. Fangt mit Nummer Eins an und fahrt ſo bis zum Schluß mit Hinwegnahme der alten und Aufſteckung der neuen Nummer fort. Ihr braucht ja, da Euch der *Einnehmer* ſchon Geld koſtet, keinen beſondern *Abnehmer* zu engagiren, dieſe leichte Mühe kann ein zweiter Geiger übernehmen, der ſich hier nebenbei noch in Griffen übt und bei der ſorgfältigen Wahl der Conzertſtücke gewiß ſtets eine gute Nummer haben wird.

Th. D.

Müller-Literatur.

Da unſere ſchönwiſſenſchaftliche Literatur eine ziemlich große Anzahl von Schriftſtellern hat, die den Namen *Müller* führen, ſo dürften nachfolgende Notizen vielleicht Etwas dazu beitragen, Namensverwechslungen zu vermeiden.

Johann Martin Müller (geb. 1750, geſt. 1814), ſchrieb: „Siegwart“, eine Kloſtergeſchichte, „Karl von Burgheim und Emilie von Roſenſtein“, „Gedichte“ u. ſ. w.

Friedrich Müller, Maler (geb. 1750, geſt. 1825), ſchrieb: „Niobe“, „Fauſt“, „das Nußkernen“, „die Schaafſchur“.

Friedrich Auguſt Müller (geb. 1767 zu Wien, geſt. 1807 in Erlangen), ſchrieb: „Richard Löwenherz“, „Alphonſo“, „Adelbert der Wilde“.

Wilhelm Müller (geb. 1795, geſt. 1827 in Deſſau), „Griechenlieder“, „lyriſche Spaziergänge“.

Niclas Müller (lebt in Stuttgart), „Gedichte“.

Wolfgang Müller (in Paris), „Junge Lieder“.

Arthur Müller, Herausgeber der „Gaudy'ſchen Schriften“, der „modernen Reliquien“, lebt in Berlin.

Ernſt Müller, Lehrer in Saalfeld, ſchrieb die „Davidsharfe“.

Otto Müller (in Frankfurt am Main) iſt Verfaſſer von „Bürger, ein deutſches Dichterleben“.

Wilhelm Müller (in Berlin) ſchrieb „Schattenſeiten des menſchlichen Herzens“ und iſt Herausgeber des Taſchenbuchs „des Bettlers Gabe“.

(Abendzeitung.)

Liebſchaften.

Der Göttin der Gelegenheit gewidmet von Hermann Semmig.

I.

O Göttin der Gelegenheit,
Wie warſt Du doch ſo ſchön;
Am Eckſtein, Deinem Altar,
Sah' ich Dich geſtern ſteh'n;

Am Eckſtein, wo die Mädchen
Beim Waſſerkrug verliebt
Von ihren Schätzen plaudern
Und was es Neues giebt;

Da wollt' ich im Vorbeigeh'n
Dir nur ein Märchen ſagen,
Du aber haſt es lachend
Gleich in den Wind geſchlagen.

Drum ſeien dieſe Blätter
In alle Welt zerſtreut,
Du wirſt ſie Dir ſchon haſchen
Bei guter Gelegenheit.

II.

Saß in heiterm Jugendſinne
Beim Conzert im Eichenhain,
Freute mich am grünen Frühling
Und am warmen Sonnenſchein.

Sieh', da trat mit Götterglanze,
In dem ſchönſten Jugendſchein,
Wie ein Engel ſanft, ein Mädchen
In des Gartens Mitte ein.

Saß ihr träumend gegenüber,
Habe nichts als ſie geſchaut,
War verſunken in mein Sinnen,
Hörte keinen Lebenslaut.

Da erwachte ich, verſchwunden
War das wunderliebe Kind;
Leer und ſtille; mit den Blättern
Spielte leiſ' der Abendwind.

III.

Halt! jetzt hab' ich ſie gefunden
Und ich laſſe nicht von ihr,
Muß doch wiſſen, wo der Engel
Macht zum Himmel ſein Quartier.

Auf dem eckig ſchlechten Pflaſter,
Durch die ganze große Stadt,
Fluchend auf das ſchlechte Wetter,
Lauf' ich hinter ihr mich matt.

Endlich kommt vor einer kleinen
Schmutz'gen Thüre ſie nun an,
Klinket raſch am roſt'gen Riegel,
Kichert und verſchwindet dann.

Mit weitoff'nem ſtarren Munde
Blieb ich haußen ſtehen ſtumm;
Dann dreh' ich mich um und rufe:
»Ei, Du Dirne, war ich dumm!«

IV.

Wie? alſo auf der Bühne Breter,
Mein Mädchen, find' ich endlich Dich?
Da ſaß ich, wie vom Blitz getroffen,
Ich war verſunken nur in Dich.

Und Alles war nun fortgegangen,
Und das Theater war ſchon aus;
Da ſaß ich träumend noch und ſinnend
Allein im leeren finſtern Haus.

Auf einmal kommt mein Freund, mich ſuchend,
Und bleibt laut lachend vor mir ſteh'n,
Und rüttelt mich mit lautem Rufen:
»Verliebter Narre, ſchläfſt Du denn?«

V.

»Aber nein, mit Deinem Schweigen,
Bruder, wird mir's doch zu arg;
Wenn Du Dich ihr nicht eröffneſt,
Bringt's Dich wahrlich in den Sarg«

Wohlgemeint ſind Deine Worte
Und ich danke Dir gar ſchön,
Aber laß mich nur in Ruhe,
Einſam meine Pfade geh'n.

Wie ich mich auch drüber härme,
Wie ſich auch mein Herz verzehrt,
Nimmermehr kann ich es glauben,
Daß ſie auf mein Flehen hört.

Schweigen will ich bis zum Tode;
Doch, wenn ich geſtorben bin,
Freund, dann thu' mir den Gefallen
Und trag' ihr dies Briefchen hin.

VI.

Auf der Promenade ging ich,
'S war ſo ſchön im Abendwind,
In dem regen Menſchentreiben
Sieht man oft ein hübſches Kind.

Ach, da kommt auch meine Holde,
O welch' einzig himmliſch Glück!
Doch ſie gehet ſtolz vorüber
Und mir wird kein ſüßer Blick.

Ihre Augen fallen feurig
Auf den ſchönen Jüngling her,
Der mit farbenbunter Mütze
Schreitet die Allee einher.

Mit der Sporen wildem Klirren,
Mit dem Schnurrbart fürchterlich,
Zieht er alle ſchönen Augen,
Alle Mädchenblick' auf ſich.

Aber er ein Eiſenfreſſer,
Deutſchlands einzig echter Sohn,
Achtet ſolche Gunſt geringe,
Lohnt ſie nur mit Spott und Hohn

Träumt ja nur von Offizieren,
Lieut'nants, die er tödten muß,
Seine Dogge iſt ſein Liebchen,
Baierſch Bier ſein Mädchenkuß.

Schönes Kind, mit ſolchen Narren-
Poſſen zwar verſchone mich,
Aber gegen freche Menſchen
Kämpf' ich, wenn es gilt, für Dich.

Mag ja auch nicht ſolche Liebe,
Wie Du jenem Jüngling ſchenkſt;
Wüßte ich nur, daß Du freundlich
Meiner in der Stille denkſt.

VII.

Holde Dame, die ich liebe,
Warum nur ſo rauh wie Erz?
Willſt Du denn mit Liebe lohnen
Nimmermehr mein armes Herz?

Oder glaubſt Du, ich verzweifle?
Halte mich nicht für ſo dumm;
Ehe ich ins Waſſer ſpringe,
Seh' ich mich noch ein Mal um.

Geld und gute Worte haben
Schon ſo Manches ausgericht't,
Und es giebt noch viele Schönen
Und die ſind ſo ſpröde nicht.

VIII.

Schwitze in der Sonnenhitze,
Auf der ſtaubigen Chauſſee;
Sieh' da fliegt ein prächt'ger Rappe
Dampfend raſch an mir vorbei.

Donnerwetter, welche Schönheit
Träumeriſch drin im Wagen lag!
Fluchend auf des Roſſes Schnelle,
Renn' ich ihr bezaubert nach.

Weh', da ſtolpr' ich, fall' und liege
Und die Naſe blutet mir;
Göttlich, wunderſchönes Mädchen,
Dummes Pferd, das dank' ich Dir.

IX.

Gutes Kind, Du biſt wohl böſe,
Daß ich Dich ſo ennuyir',
Daß ich wie beſeſſen laufe
Alle Straßen hinter Dir?

Ob Du auch in's Waſſer ſprängeſt,
Mir Verhaßtem zu entgeh'n,
Kind, auch da müßt' ich Dir folgen;
Warum biſt Du auch ſo ſchön?

X.

»Ei, mein Schatz, ſo lange ſtehen
Mich zu laſſen an der Thür,
Nein, das iſt doch unverzeihlich,
Kind, das war nicht recht von Dir.«

Liebſter, ach ich ſaß in Träumen,
Dachte, Jüngling, nur an Dich
Und vor übergroßer Liebe
Wahrlich! überhört' ich Dich.

»Nun, mein Mädchen, ſei nicht böſe,
Sieh', die Sehnſucht zog mich her
Und ich bin nun wieder glücklich,
Da ich Deine Stimme hör'.«

Feurig küßt' ich ſie; auf ein Mal
Fing die kleine Schweſter an:
»Ja, ſie hatte keine Zeit, denn eben
War bei ihr ein fremder Mann;

Und der ſagte, ſchon zehn Tage
Hab' er ſchmerzlich ſie vermißt
Und da mußte er ſie ſehen,
Und da hat er ſie geküßt.

Ach, ich ſagte auch zur Schweſter:
Mach' das nicht, das iſt ja Gift!«
Liebchen blickte ſchamroth nieder
Und ich ſtand da — wie verblüfft.

XI.

Und thu' nur nicht ſo heuchleriſch
Und laß Dein zärtlich Umfangen,
Gift iſt in Deinem Herzen
Und Deine Arme ſind Schlangen.

Ich will mich von Dir reißen
Und weinend von dannen geh'n,
Und, ob auch mein Herz zerbräche,
Dich nimmer wieder ſeh'n.

Nur Eins möcht' ich vorm Abſchied
Dir leiſ' ins Ohr noch ſagen:
Sonſt trug ich Dich im Herzen,
Jetzt hab' ich Dich im Magen.

XII.

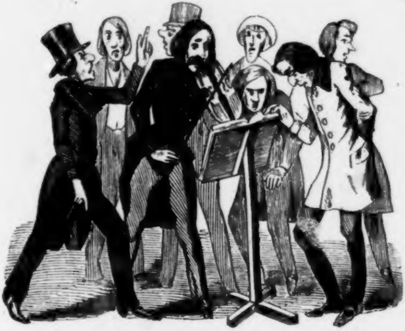
Endlich hab' ich Dich gefunden,
Langgeſuchtes Ideal;
Endlich ſeh' ich es verkörpert
In dem niedern Erdenthal.

Was die Herzen nur kann adeln,
Was den Leib mit Reizen ſchmückt,
Damit hat, Du göttlich Mädchen,
Die Natur Dich reich beglückt.

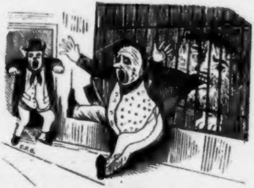
Um Dein Engelsköpfchen wallen
Braune Locken, ſchmachtend ſüß;
Deine frommen Taubenaugen
Lächeln wie ein Paradies.

Und vor allen faden Schmeichlern,
Mädchen, faſſe einzig ich
Deine engelreine Seele,
Mädchen, und Du liebſt auch mich?

»Sind, mein Herr, Sie ſo ätheriſch,
Halten Sie's mit Engeln; gut,
Doch mich bitt' ich zu verſchonen,
Denn ich lob' mir Fleiſch und Blut.«



Wie ein Recenſent einem Violinſpieler die Wahrheit geigt, daß vor Verwunderung zwei Mitarbeiter am muſikaliſchen Repertorium Maul und Naſe aufſperren.



Wie ein Löwe des Tages von dem Löwen in einer Menagerie von hinten gepackt wird.

Zapfenſtreich.

Amiens. Greſſets Büſte, gegenwärtig in der Bibliothek in Amiens, ſeiner Vaterſtadt, aufgeſtellt, iſt durch einen ſonderbaren Zufall der Vergeſſenheit entriſſen. Vor etwa zwanzig Jahren kam ein Engländer, der von dem Daſein der Büſte Kenntniß hatte, nach Amiens; er forſchte vergeblich danach: Niemand konnte ihm Auskunft geben, bis ein alter Rathhaus-Diener ſich erinnerte, ſie auf einem Boden, unter altes Holzwerk verpackt, geſehen zu haben. Der Engländer erbot ſich, alle Koſten des Hervorſuchens zu tragen, und man fand endlich die Büſte, aber ganz ſchmutzig und mit Staub bedeckt. Der Engländer reinigte die Büſte, machte eine Zeichnung davon für ſein Skizzenbuch, und reiſete unverzüglich wieder nach England ab, zur großen Beſchämung der Landsleute Greſſets, die bisher nichts von der Büſte gewußt hatten.

Berlin. Das Ober-Cenſur-Gericht büßt ein Mitglied nach dem andern ein. An die Stelle des auf ſein Anſuchen entlaſſenen Legationsraths Grafen von Schlieffen iſt der Legationsrath Hellwig zum Mitglied des Ober-Cenſur-Gerichts ernannt worden.

∴ Das preußiſche Heer hat jetzt nur einen Feldmarſchall und zwar ſeit 1818 den Herzog von Wellington. Der Feldmarſchall Graf von Zieten, Chef des vierten Huſaren-Regiments wird, da er mit jenem Titel aus dem Heere geſchieden iſt, in den Anciennitäts-Liſten nicht geführt.

∴ Herr Genaſt, vom großherzoglichen Theater zu Weimar, welcher erſt unlängſt in Leipzig ein höchſt brillantes Gaſtſpiel beendet, hat auf der königlichen Bühne als Wilhelm Tell, Oberförſter und Wallenſtein mit Erfolg geſpielt.

∴ Auf der Königſtadt gaſtirt jetzt der bekannte Komiker Lang von München.

Bonn. Nachfolgendes Teſtament Beethovens, nach dem Originale copirt, dürfte den Leſern um ſo intereſſanter erſcheinen, da daſſelbe nur Wenigen bekannt geweſen iſt. Beethovens ganzer Nachlaß beſtand aus 1990 Gulden Conventions-Münze baarem Gelde, ſeinem Mobiliar, ſeiner Wäſche und Kleidung und aus einer Maſſe von Compoſitionen, geſchrieben von ſeiner eigenen Hand, geſchätzt auf 600 Gulden, aber gewiß das Hundertfache werth, wenn Freunde namhafter Reliquien unſterblicher Meiſter ſie käuflich an ſich bringen wollten. Das Teſtament lautet wörtlich: »Mein Neffe Karl ſoll alleiniger Erbe ſein; das Kapital meines Nachlaſſes ſoll jedoch ſeinen natürlichen oder teſtamentariſchen Erben zufallen. Wien, den 23. März 1827. Ludwig van Beethoven.«

∴ Der König hat van Beethovens, dem Profeſſer Schindler bisher gehörenden, Nachlaß erworben, wodurch die Originale des großen Tondichters dem Vaterlande verbleiben.

∴ Am Beethovensfeſte iſt hier der Grundſtein zu einer neuen Straße gelegt worden, die Beethovens Namen führen wird.

Breslau. Die Mehrzahl unſerer Studenten hat ein Ehrengericht errichtet und die Statuten dem Senat der Univerſität zur Beſtätigung vorgelegt. (Wird nicht auch die Leipziger Univerſität dieſem ſchönen Beiſpiel Folge leiſten?)

Brüſſel. Das neue Miniſterium wird, weil die Ernennung deſſelben am 31. Juli, dem Geburtstage des ſogenannten heiligen Loyola, im „Moniteur" erſchienen war, das Jeſuiten-Miniſterium genannt und ſcheint dieſen Namen mit vollem Rechte zu verdienen.

∴ Am 15. Auguſt iſt die hieſige Kunſtausſtellung feierlich von dem Miniſter des Innern eröffnet worden.

Cöln. Nicolaus Becker, der Dichter der deutſchen Marſeillaiſe „Sie ſollen ihn nicht haben", iſt in Geilenkirchen geſtorben. Armer Rouget de Lisle!

Conſtanz. In Bellevue iſt ein tragiſches Schauſpiel, betitelt „die Spielbank", erſchienen.

Dresden. Unſere Primadonna, Madame Spatzer-Gentiluomo, hat ihre Ferienzeit zu einer Kunſtreiſe nach Oeſterreich benutzt und gaſtirt in Peſth mit ſehr vielem Beifall. Privatbriefe von dort ſprechen ſich auf das Günſtigſte über ihre Schule und Methode aus, und ihre Erfolge reihen ſie den bedeutendſten Namen der deutſchen Oper an. Man findet die Aehnlichkeit ihrer Stimme und Schule mit jener der Lutzer auffallend, und man bedauert nur, daß die Repertoirverhältniſſe des Peſther Theaters ſo außerordentlich beſchränkt ſind. Als Marie in der „Regimentstochter" erregte ſie einen Sturm von Beifall und wurde fünf Mal gerufen. Sie bekam noch Anträge im ungariſchen Theater zu ſingen, welche ſie aber ausſchlug.

Frankfurt. Heinrich Zſchokke hat einige Tage im Kreiſe ſeiner vielen Freunde und Verehrer verweilt und dann ſeine Rückreiſe nach der Schweiz angetreten. Unſer Liederkranz hat ihm am Abende vor ſeiner Abreiſe ein Ständchen gebracht.

Haag. Am 10. Auguſt ſtarb in Delft der ſogenannte Herzog der Normandie, der ſeiner Behauptung nach der einzige und übrig gebliebene Sohn Ludwigs XVI. war und ein Alter von beinahe 60 Jahren erreichte.

∴ In ganz Holland giebt es gegenwärtig 1223 Studenten: 585 in Leiden, 353 in Utrecht, 285 in Gröningen, und darunter 244 Theologen, 467 Juriſten, 349 Mediziner, 107 der Philoſophie und 56 der Mathematik.

Hamburg. Madame Günther-Bachmann, die vielgerühmte Soubrette des Leipziger Stadttheaters, hat auf dem Thalia-Theater einen Gaſtrollen-Cyclus mit dem glänzendſten Erfolge gegeben und namentlich als Marie in der „Regimentstochter" furore gemacht. Der Ruf dieſer Dame iſt groß; er iſt aber nicht größer, als ſie ſelbſt. Sie zählt zu den erſten deutſchen Soubretten hinſichtlich ihres lebensvollen Geſanges, ihres gewandten, humoriſtiſchen, dreiſten und doch ſtets weiblich-graziöſen Spiels. (Original.)

∴ Auf dem alten Stadttheater gaſtiren Herr und Madame Beckmann.

Hannover. Hoffmann von Fallersleben iſt bei einem Beſuch in Ofterndorf von Gensd'armen aufgefordert worden, das Königreich Hannover zu verlaſſen. Er iſt ſofort abgereiſt.

Leipzig. Zu den in der Geſchichte Sachſens unerhörten Ereigniſſen gehört die blutige Kataſtrophe des 12. Auguſts; wir wollen nicht Oel in die Flamme gießen und ſchweigen mit blutendem Herzen.

∴ Unſer „Tageblatt" enthält folgenden Nekrolog:

✝

»Wir haben ſie zur Erde beſtattet, die irdiſchen Ueberreſte der unſchuldigen Opfer des 12. Auguſt; die Stadt, das Land, bald auch unſer deutſches Vaterland, trauert. Unſere Trauer gilt den unſchuldig Gefallenen; unſere Trauer gilt den Ereigniſſen, welche die Schranken des Geſetzes einerſeits und die Bande des gegenſeitigen Vertrauens andererſeits geſprengt haben; unſere Trauer und unſer Schmerz gilt den Zuſtänden, die jene Ereigniſſe herbeigeführt haben, welche die Folge davon geworden ſind. Dieſe tief begründete Trauer und dieſer innige Schmerz iſt aber nicht drückend und ſchwächend, ſondern ermuthigt und kräftigt uns. Wir fühlen uns ſtark zu Allem, was recht und geſetzlich iſt, und um ſo ſtärker, für je ſchwächer man uns hielt: ſtark, zu thun, was unſre Pflicht, und ſtark, zu fordern, was unſer Recht iſt. Und ſomit ſprießt uns aus dieſer Trauer die Hoffnung, daß es durch uns und für uns bald werde beſſer werden.« (Amen!)

∴ Das Thun'ſche Bücher-Verzeichniß, das im Klinkhardt'ſchen Verlage erſcheint, giebt die Geſammtmaſſe der deutſch-katholiſchen oder Ronge-Czerski'ſchen Literatur vom Januar bis Ende Juni d. J. auf ungefähr 350 Brochüren an.

London. Die Fiſchhändler-Innung hat neulich bei Gelegenheit ihrer Jahresverſammlung den ehemaligen Premier-Miniſter Lord Melbourne als Ehren-Mitglied aufgenommen.

∴ Das engliſche Heer zählt gegenwärtig ſechs Feldmarſchälle, welche dem Datum der Ernennung nach alſo folgen: Herzog von Wellington, König von Hannover, Herzog von Cambridge, Prinz Albert, König der Belgier, König der Niederlande.

∴ Neulich hat der bekannte Luftſchiffer Green ſeine 305te Luftfahrt unter Abbrennung der im Ballon befeſtigten verſchiedenen Feuerwerkskörper gemacht. Er war allein und hatte, Angeſichts der eigenthümlichen Lage, nicht geſtatten wollen, daß der Graf Münſter und Lord Beresford ihn begleiteten.

∴ Die „Times" enthalten eine Kritik der von der Miſtreß Autin überſetzten „Geſchichte der deutſchen Reformation". Der engliſche Kritiker nimmt ein Aergerniß daran, daß Ranke, wenn auch nicht direkt, es gewagt habe, einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen der Reformation und andern damals im Islam und in dem hindoſtaniſchen Aberglauben vorgekommenen Umwälzungen aufzufinden und ruft dann unwillig aus: »Was iſt das für ein Traum! Sicherlich würden nur Wenige im Ernſt behaupten, daß dieſe verſchiedenen Bewegungen die entfernteſte Verwandtſchaft oder Zuſammenhang haben.«

Lüttich. In allen Kirchen unſerer Diözeſe iſt ein neuer Hirtenbrief des Biſchofs von Bommel über die „gute und ſchlechte Preſſe" verleſen worden.

Mannheim. Im Großherzogthum Baden wird man fortan genau wiſſen, wie viel es geſchlagen hat. Ein Hof-Aſtronom richtet die Uhr des Stadthauſes in Mannheim, nach der ſich alle Uhren im Lande richten müſſen. Die Eiſenbahn wird die Nachricht von dem Stande der Mannheimer überall hin vermitteln.

München. Die Königinnen von Preußen und Sachſen ſind dem hieſigen Anti-Thierquäler-Vereine beigetreten!

∴ Herr von Deinhardſtein iſt auf der Rückreiſe nach Wien hier eingetroffen. Er iſt bei Eichſtädt mit dem Wagen umgeworfen und ſo erheblich verletzt worden, daß er einige Tage unter uns verweilen muß.

New-York. Das neue amerikaniſche Poſtgeſetz iſt ſeit dem 1. Juli in Wirkung getreten. Die neuen Porto-Anſätze ſind 5 Cents für den einfachen Brief und eine Entfernung von nicht mehr als 30 Meilen, 10 Cents für eine Entfernung von mehr als 30 Meilen. Unter einem einfachen Briefe verſteht man jeden Brief, der nicht mehr als eine halbe Unze wiegt; wie viel Stücke er enthält, iſt gleichgiltig. Rückſichtlich der Zeitungen tritt durch das neue Geſetz die Begünſtigung ein, daß die Poſt deren Beförderung auf eine Entfernung von nicht mehr als 30 Meilen von deren Druckort übernimmt.

∴ Die Zahl der Einwanderer in New-York betrug während der letzten 6 Monate 38,946, eine bedeutende Zunahme über die Einwanderung der Jahre 1843 und 1844 während derſelben Zeit.

Paris. Aus einer Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben der Stadt Paris im „Conſtitutionnel“ erſieht man, daß die Nationalgarde der Stadt im Jahre 1844 beinahe 900,000 Francs koſtete, darunter 33,000 Francs für die Beamten des Generalſtabes und an Gehalt der 12 Infanterie-Legionen 440,000 Francs. Das Straßenpflaſter koſtete in demſelben Jahre 1 Million 150,000 Frs., das Trottoir 135,000 Frs., die Baumpflanzungen auf den öffentlichen Plätzen ꝛc. 43,000 Frs., für das Stadthaus wurden 430,000 Frs., für die St. Paulskirche 240,000 Frs., für die Hallen 500,000 Frs. verwendet. Die Begräbniſſe, Kirchhöfe ꝛc. erforderten faſt 400,000 Frs., darunter 1000 Frs. allein für die Fütterung der Wachhunde auf den Kirchhöfen. Für die Schuld der Stadt werden jährlich gegen 4 Mill. gezahlt und die Abgabe an den Staat beträgt 4 Mill. 800,000 Frs. für Begräbnißſtellen und 515,000 Frs. Abgaben für die Begräbniſſe. Die Einnahme überhaupt betrug etwa 46 Mill. und mit Einſchluß der Kaſſenbeſtände 60 Mill., während die Ausgabe etwa 50 Mill. erreichte.

∴ Seit dem Jahre 1830 hat ſich die Zahl der Dampfmaſchinen in Frankreich verfünffacht. Im Jahre 1843 beſaß Frankreich 3369 Dampfmaſchinen mit zuſammen 42,514 Pferdekraft. Zu Ende der Reſtauration hatte man nur 618 Maſchinen mit 9244 Pferdekraft.

∴ In dem Laufe der erſten ſechs Monate dieſes Jahres belief ſich die Zahl der Reiſenden zwiſchen England und dem Continent in folgenden ſechs Plätzen auf 53,090 Perſonen, nämlich in Havre auf 7591, in Boulogne auf 24,977, in Oſtende auf 9102, in Calais auf 6058, in Dieppe auf 2971 und in Antwerpen auf 2391.

∴ Im Jahre 1825 gab es in Frankreich 295 Findelhäuſer; im vorigen beſaß es deren nur noch 171. In den Jahren 1825—44 ſind 2222 Klagen auf Kindermord vorgekommen, wobei 1438 Perſonen als ſchuldig verurtheilt worden ſind, darunter 37 zum Tode. Die Angeklagten beſtanden meiſtentheils aus Frauen.

∴ Die Akademie der Wiſſenſchaften hat mit 41 unter 44 Stimmen den Profeſſor Johannes Müller in Berlin zum Mitglied gewählt.

∴ Eugène Sue iſt wegen ſeines „ewigen Juden“ von den Erzbiſchöfen von Lyon, Langres, Chalons und Chartres excommunicirt worden. Er rächt ſich daher in einem der letzten Feuilletons des „Conſtitutionnel“ durch einen heftigen Ausfall gegen den Cardinal-Erzbiſchof Bonald.

∴ Herr von Balzac iſt wieder nach Deutſchland abgereiſt.

∴ Der bekannte Luſtſpieldichter H. Cogniard hat die Leitung des Vaudeville-Theaters übernommen.

∴ Auf dem Hofe des Stadthauſes iſt eine lebensgroße Statue Ludwigs XIV. aufgeſtellt worden.

∴ Die königliche Druckerei läßt hier die Typen zu der ägyptiſchen Hieroglyphenſchrift gießen. Es ſind ihrer nicht weniger als 1500 nöthig, um alle Figuren wiedergeben zu können.

∴ Die vielbeſprochene „Epoque“, das größte Blatt, welches Frankreich jemals geſehen hat, ſoll am 1. October erſcheinen; um ihm den Rang abzulaufen, wird ein eben ſo großes Blatt, genannt „Le Monde“, welches nur 32 Francs koſten ſoll, bereits am 1. September ausgegeben werden, wenn ſonſt die 1½ Millionen Francs, welche das Unternehmen erfordert, bis dahin durch Aktien zu decken ſind. Zwiſchen der Annoncen-Compagnie und den Eigenthümern des „Conſtitutionnel“ droht ein Prozeß. Die Geſellſchaft glaubt, daß ſie bei den Angaben über den Annoncen-Ertrag dieſes Blattes übervortheilt worden ſei.

∴ Unter dem Titel „Gazette des Fiancés“ (Journal der Verlobten) erſcheint ſeit Kurzem jeden Montag eine Zeitſchrift, welche die Verlobten, nach der Anzeige ihrer Heirath, unentgeltlich erhalten. Das Blatt enthält weiter nichts als eine Anpreiſung jeder Läden, wo Ausſtattungen zu kaufen ſind.

∴ Die „Preſſe“ tiſcht ihren Leſern einen Roman, „la Croix de Berny“, auf. (Berny iſt bekanntlich ein beliebter Sammelplatz für Wettrenner.) Dieſer Roman führt den Beinamen „Roman steeple-chase“ (!). Gentlemen riders (die mitreitenden Gentlemen, nämlich die Verfaſſer) ſind der Vicomte Charles de Launay (Mad. Girardin), Théophile Gautier, Jules Sandeau und Méry. Der Roman iſt in Briefen abgefaßt und ſcheint intereſſant zu werden. (Friſch auf, Ueberſetzer!)

∴ Die Zahl der Werke über Luftſchifffahrt, die ſeit der Erfindung dieſer Kunſt bis auf die neueſte Zeit erſchienen ſind, wird von einem hieſigen Journale auf 200 angegeben.

Prag. Herr Johann Hoffmann, welcher fünf Jahre die Direktion des Rigaer Theaters geleitet und ſich während dieſer Zeit den Ruf eines eben ſo tüchtigen als ehrenwerthen Geſchäftsmannes erworben, iſt am 13. Auguſt mit großer Stimmenmehrheit zum Direktor des königlich ſtändiſchen Theaters, von Oſtern 1846 auf 6 Jahre, mit einem jährlichen Zuſchuß von 10,000 Gulden Conventions-Münze erwählt worden. Er hat eine Stimme mehr, als die andern drei Mitbewerber zuſammen genommen. Letztere waren der bisherige Direktor Stöger, der hieſige Ober-Regiſſeur Ernſt und Herr Ringelhardt. Direktor Forſt aus Peſth und Ober-Regiſſeur Moritz aus Stuttgart hatten ihre Eingaben vor der Entſcheidung zurückgenommen. Ganz Prag iſt mit der neuen Wahl ſehr zufrieden.

Rom. Das Caſtel Paliano, neun deutſche Meilen von Rom, iſt zu einem Gefängniſſe für Staatsgefangene eingeweiht worden; es ſind bereits 60 Perſonen dorthin abgeführt worden.

Sevilla. Neulich hat der General-Capitain Shelly einem Einwohner, welcher auf der Straße »Es lebe die Freiheit!« gerufen hatte, auf öffentlichem Markte 50 Stockſtreiche geben laſſen.

Stuttgart. Es wird bei uns Mode, allen Gerichten, auch den einfachſten, ehrlich ſchwäbiſchen, wie Sauerkraut und Schweinefleiſch, franzöſiſche Namen zu geben; um aber zu verſtehen, was der Speiſezettel enthält, brauchen die Gäſte franzöſiſche Dictionnaires. Aus dieſem Grunde hat die ſpekulative Cotta'ſche Buchhandlung ein neues Wirthshaus- und Speiſekarten-Wörterbuch herausgegeben, welches in zwei Taſchenquartanten all' die Namen der Speiſen in gutem Deutſch enthält, und die herben aigres auf Sauerkraut, die Porc quit auf Schweinefleiſch, die Boutonettes auf Knöpfle und Moineauteles auf Spätzle (zwei beliebte Arten ordinairer Klöße) zurückführt. Dem Verfaſſer ſoll von der Ständekammer die bronzene Verdienſtmedaille votirt ſein.

∴ Die „Allgemeine Zeitung“ enthält einen Bericht über die Erfindung eines mechaniſchen Pferdes durch den königl. würtembergiſchen Stallmeiſter, Oberſtlieutenant von Hamel, welches beſonders dazu dienen ſoll, reiten zu lernen, um hernach auf jedem lebenden Pferde als vollſtändiger Reiter zu erſcheinen. Die Prüfungs-Commiſſion erklärt dieſes künſtliche Pferd für einen bewunderungswerthen Maſchinenbau. Der Erfinder hat daran 15 Jahre gearbeitet und große Geldopfer gebracht. Der König von Würtemberg hat die Maſchine beſichtigt und dem Erfinder ein ſehr freundliches Cabinetsſchreiben überſendet.

∴ Am 7. Auguſt iſt der Staatsrath Mehl, Mitglied der erſten Kammer, 79 Jahre alt, geſtorben.

Warſchau. Man erwartet hier in Kurzem die Einführung des ruſſiſchen Strafgeſetzbuches. So wird Polen von Tag zu Tage mehr und mehr ruſſificirt.

Wien. Laut kaiſerlicher Verfügung ſoll bis zum Jahre 1850 keine Conceſſion zu Privat-Eiſenbahnen ertheilt werden; man will zuerſt die Staatsbahnen vollendet ſehen.

∴ Die hieſigen zahlreichen Verehrer Beethovens wollten am 11. Auguſt in Währing, wo die Leiche des großen Tondichters ruht, ein feierliches Amt abhalten. Sämmtliche Kunſtnotabilitäten, worunter auch die Sängerin von Haſſelt-Barth, wollten dabei mitwirken. Allein da kam der Weihbiſchof von Politzer, der in Abweſenheit des Erzbiſchofs die hieſige Erzdiözeſe verwaltet und geſtattete den edlen Sängern dieſe Erinnerungsfeier, wie man ſagt, deshalb nicht, weil — Beethoven kein Heiliger geweſen. Die Feier mußte unterbleiben, was den gerechten Unwillen aller Verehrer Beethovens hervorgerufen.

Würzburg. Das nächſte deutſche Sängerfeſt ſoll erſt in drei Jahren und zwar in Frankfurt am Main ſtattfinden. Diejenigen, welche an dem diesjährigen in unſerer Stadt Theil genommen haben, ſollen zum Andenken rothe Schärpen mit ſilbernem Beſatz und der Inſchrift „Würzburger Geſangsfeſt 1845“ erhalten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Eine engliſche Zeitung macht die Bemerkung, daß, mit Ausnahme des letztverſtorbenen Königs Wilhelm IV., alle Souveraine Englands ſeit Wilhelm III. an einem Sonnabend geſtorben ſind: Wilhelm III. Sonnabend den 8. März 1702; die Königin Anna Sonnabend den 1. Auguſt 1714; Georg I. Sonnabend den 10. Juni 1727; Georg II. Sonnabend den 25. October 1760; Georg III. Sonnabend den 22 Januar 1820, und Georg IV. Sonnabend den 26. Juni 1830.

— Rabbi Jochanan Ben Saccai war von ſeiner Gelehrſamkeit ſo ſehr eingenommen, daß er von ſich ſelber ſagte: »Si omnes coeli essent cortices et omnes arbores calami et totum mare atramentum, non sufficerent ad scribendam meam sapientiam,« d. h. »Wenn alle Himmel Rinden, alle Bäume Kiele und das Meer voll Tinte wäre, ſie würden nicht hinreichen meine Weisheit zu beſchreiben.« (Nur Lumpe ſind beſcheiden, ſagt Vater Göthe.)

Treffer und Nieten.

* M. G. Saphir ſagt: Deutſchland zählt 13,000 Schauſpielerinnen; drei loben, drei tadeln ſie; das giebt 78,000 Recenſionen. Jede Schauſpielerin ſpielt jährlich 20 neue, alle zuſammen ſpielen 260,000 neue Rollen, über welche die 6 Recenſenten 1,560,000 Recenſionen liefern. (Oheu!)

* Von dem frivolen Dichter Ligniere ſagte Boileau ſcherzend: »Ich weiß von dieſem Menſchen nur eine einzige fromme Handlung: er hat neulich ein ganzes Gefäß voll Weihwaſſer ausgetrunken, weil ſeine Geliebte ihren Finger hineingetaucht hatte.«

Offenes Sendſchreiben

an den ehemaligen Barbiergeſellen und dermaligen Schöngeiſt G. H. in A.

Seit einigen Wochen kitzeln ſich Ew. Edelgeboren in Ihrer zur Erholung für ſchlafloſe Nachtwächter geſchriebenen Hauspoſtille mit einer Menge uralter, ſpottbilliger, herzlich matter Meidinger-Witze ab, durch die Sie ſich im Weichbilde Ihrer Stadt einige neue Kunden zu verſchaffen hoffen. Mein Herr hat mir vor ſeiner Abreiſe nach Italien den Auftrag ertheilt, Ihre Ausfälle gegen ihn zu beantworten, da er ſelber, wie Sie ſich denken können, natürlich nur mit Ebenbürtigen in die Schranken tritt. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ich mich durch dieſen Auftrag geehrt fühlte; denn Ew. Edelgeboren werden wohl begreifen, daß in einem Kampfe gegen Sie wenig Ehre zu gewinnen iſt. Alſo wenn ich Ihnen antworte, ſo geſchieht es nur, weil ich muß.

Mein Name iſt, wie der Ew. Edelgeboren, in der Literatur noch ganz unbekannt; ich habe, wie Sie, noch nichts geſchrieben, was ſich über die erſten Stufen trivialer Alltäglichkeit erhebt, glaube aber trotzdem, gleich Ihnen, berechtigt zu ſein, mir nichts dir nichts als Schriftſteller aufzutreten und mir über Dinge, von denen wir Beide nichts verſtehen, ein dummdreiſtes Urtheil anzumaßen. Zürnen Sie mir nicht, weiſer Bruder in Apoll, wenn ich Ihnen frei und unumwunden bekenne, daß jene geiſtloſen Nachtwächter-Späße, durch die Sie ſich aus Ihrer Obſcurität emporzuwinden hoffen, den unerfreulichen Beweis liefern, wie unklug Sie gehandelt haben, Ihren Scheerbeutel an den Nagel zu hängen, um Ihr Glück als Journaliſt zu verſuchen. Kehren Ew. Edelgeboren je eher je lieber zu Dero verlaſſenem Barbierbecken zurück, denn ſchwerlich werden Ihnen als Schriftſteller jemals ſchönere Roſen blühen, als jene, die Sie jetzt im Schweiße Ihres Angeſichts täglich mit dem Waſſer Ihres Geiſtes begießen.

Indem ich Ew. Edelgeboren erſuche, mir Ihre 39 Leſer zu grüßen, verharre ich mit rückſichtsloſer Hochachtung und collegialiſcher Freundſchaft als

Ew. Edelgeboren

ganz ergebener
Georg Heſekiel Wimbs,
Wichſer des Herrn E. M. Oettinger.

Leipzig,
am 17. Auguſt 1845.

Bei Philipp Reclam jun. iſt ſoeben erſchienen:

NARRENALMANACH

für

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

(Preis 2 Thaler.)

Der vierte Jahrgang dieſes auch außerhalb Deutſchland mit ſo ungetheiltem Beifall begrüßten Taſchenbuchs enthält zwei hiſtoriſch-humoriſtiſche Novellen, „Jacob Paul von Gundling“ und „Sophie Arnould“. In der erſten wird der ganze Hof König Friedrich Wilhelms I., in der zweiten eine der üppigſten Epochen des alten Frankreichs, die Pompadour- und Rococozeit mit den hervorragendſten Erſcheinungen der damaligen Kunſt- und Literatur: Sophie Arnould, Hippolyte Clairon, Jean Jacques Rouſſeau, Friedrich Melchior Grimm u. ſ. w. ſo pikant geſchildert, daß Sophie Arnould, wie der Roſſini im vorigen Jahrgang, auch in Frankreich großen Anklang finden wird. Den Beſchluß bildet ein ſatiriſches Märchen, „Pa-tchou-ly“.

Fürſt Koſloffsky,

Kaiſerlich ruſſi[illegible]wirklicher Staatsrath, Kammerherr des Kaiſers, außerordentlicher Geſandter [illegible] bevollmächtigter Miniſter in Turin, Stuttgart und Karlsruhe.

Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Dorow.**

Mit zwei Portraits und einem Facſimile. Preis: 2 Thaler.

Unter der Preſſe befindet ſich:

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſekabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter und fünfter Band.

(Preis à Band: 1 Thaler 15 Neugroſchen.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 153. Leipzig, 3. September 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein Conflict.

Novelle von Eduard Mautner.

> Warum zwei Menſchen, die ſich ewig meiden,
> In Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen:
> Schiller.

I.

Es war zu Anfang des verhängnißvollen Jahres 1830. Die Pariſer Geſellſchaft bot zu dieſer Epoche ein merkwürdiges Schauſpiel dar. Alle ihre Elemente waren in vollkommener Auflöſung begriffen, und die Bildungskeime zu neuen waren noch ſchwach und unentwickelt. Jedermann fühlte und ahnte, daß eine Veränderung vor ſich gehen müſſe, aber Niemand wußte, von wo her eine ſolche Bewegung ausgehen ſolle. Die ſtolze Ariſtokratie war aus ihrem bleiernen Sicherheitsſchlummer emporgerüttelt, und ſuchte ihre innere Beklemmung durch glänzende Feſte zu übertäuben; der Mittelſtand verhielt ſich vielleicht im Vorgefühl der Rolle, die er bald ſpielen ſollte, ruhig und erwartungsvoll, und das Volk war jeden Augenblick bereit loszuſchlagen und harrte nur des zündenden Funkens. Eine dumpfe Schwüle lag über den Gemüthern und wenige Monate ſpäter ſprach Herr von Salvandy bei einem Feſte, welches der Hof der neapolitaniſchen Königsfamilie, die zum Beſuch nach Paris gekommen war, gab, die berühmten Worte zum Herzoge von Orleans: »Das iſt ein echt neapolitaniſches Feſt, Eure Hoheit, wir tanzen auf einem Vulkan.«

Wir befinden uns im Hauſe des Marquis Beauvilliers. Die Lichter flammen, die exotiſchen Blumen duften, die ſeidenen Gewänder rauſchen und ein unſichtbares Muſikcorps ſpielt die Introduktion eines Contretanzes. Der Herr des Hauſes, dem ſeine Jahre das Vergnügen des Tanzes nicht mehr geſtatten, ſitzt mit einigen anderen älteren, mit Orden geſchmückten Herren in einem Nebenzimmer am Spieltiſche, während ſeine jugendliche Gattin Cornelia an der Hand eines jungen Mannes zum Tanze antritt.

O ſie war ſchön dieſe Cornelia, ſchön wie der Traum eines von ſeinem Ideale begeiſterten Malers. Dieſer edle Schnitt der Züge, dieſe klare durchſichtige Bläſſe, dieſe ſchweren ſammetſchwarzen Locken, dieſes große dunkelblaue Auge, dieſe feinen brennendrothen Lippen und dann dieſer zarte elaſtige Körperbau, dieſer leichte ſchwebende Gang, o ſie war ſchön, tödtlich ſchön. In dieſem Augenblicke ſtrahlte ſie von Glück und Freude, bald wurden ihre bleichen Wangen leicht geröthet von der Aufregung des Tanzes und ihre Augen ruhten zärtlich auf dem Antlitze ihres Tänzers, ohne jedoch ganz den melancholiſchen Schatten von der ſchönen ſtolzen Stirne deſſelben verſcheuchen zu können. Alfred ſchüttelte, als die Quadrille beendigt war, mit einer leichten Kopfbewegung ſein reiches blondes Haar zurück und führte die ſchöne Marquiſe wieder auf ihren Platz. Ein unwillkürliches Geflüſter des Beifalls über das ſchöne Paar lief durch den Saal. Alfred ſah ſich beinahe erſchrocken um, Cornelia aber lächelte ſelig.

Wir müſſen dieſen Alfred ein wenig näher kennen lernen. Er war ein deutſcher Edelmann und erſt ſeit Kurzem in Paris, wo ihm ſein Aufwand und ſeine Empfehlungen Eintritt in die beſte Geſellſchaft verſchafften. Er ſchien ſich jedoch in dieſen glänzenden Zirkeln nicht beſonders zu gefallen, denn er lehnte meiſt ſchweigend und tiefſinnig in einer Ecke. Dies zog ihm manche Neckereien von munteren Franzöſinnen zu, die den reveur allemand, trotzdem, daß er ſich wenig oder gar nicht um ſie bekümmerte, ja vielleicht eben deshalb allerliebſt fanden. Seine Perſönlichkeit war in der That anziehend und intereſſant, ohne daß man ſie gerade ſchön hätte nennen können. Seine Züge waren nicht ganz regelmäßig, aber edel und ausdrucksvoll, eine Linie von ernſter Schwermuth verfinſterte von Zeit zu Zeit ſeine hohe ſtolze Stirne. Seine Stimme war melodiſch, er ſprach wenig, aber dann immer etwas Bedeutendes.

In letzterer Zeit erſt ſchien Alfred mehr Antheil an dem geſelligen Leben und Treiben zu nehmen, obwohl einige ſchon etwas verblühende Damen bemerkt haben wollten, er beſuche nur das Haus des Marquis oder diejenigen Orte, wo er hoffen konnte, Cornelia zu treffen. Aber der giftige Hauch der Verleumdung wagt ſich nicht an die engelreine Frau, die ihr ſchweres Geſchick, einem ungeliebten, alten, mürriſchen und kränklichen Manne anzugehören, mit ſo himmliſcher Sanftmuth und Geduld erträgt. Niemand denkt daran, daß Alfreds Liebe erwidert werden könne.

Alfred dachte ſelbſt nicht daran, er wußte noch kaum, daß er Cornelia liebe, er fühlte ſich zwar in ihrer Geſellſchaft glücklicher als gewöhnlich, aber er konnte Tage lang leben, ohne ſie zu ſehen; ſeine Zuneigung für ſie hatte etwas der Geſchwiſterliebe Aehnliches. Glückliche Täuſchung eines unerfahrenen Herzens!

Das Auge der Eiferſucht ſieht ſchärfer. Der Vicomte Henri beobachtete Alfred und Cornelia unabläſſig, und auch jetzt, als Alfred ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückführte, ruhte ſein mattes, aber doch ſtechendes Auge auf ihnen. »Sie tanzen faſt nur mit einander,« murmelte er vor ſich hin.

Der Vicomte war nicht mehr ganz jung. Er hatte ſeinen Vater auf dem Schaffot verloren und ſeine Güter waren confiscirt worden. Schon als Knabe ins Ausland gebracht, auferzogen unter den erbittertſten Emigranten, die ihm täglich und ſtündlich wiederholten, welche Herrlichkeiten er durch das Ungethüm der Revolution verloren, hatte er von Jugend auf einen unauslöſchlichen Haß gegen alle Ideen und Grundſätze eingeſogen, welche die Hebel jener größten Umwälzung in der Weltgeſchichte geweſen waren. Er war Ariſtokrat in der ſtarrſten Bedeutung dieſes Wortes. Lange Zeit im Auslande zur Unthätigkeit verdammt, führte ihn ſeine natürliche Lebhaftigkeit des Temperamentes bald zu Ausſchweifungen, die ihm ſpäter zur Gewohnheit wurden, und als er nach der Reſtauration nach Frankreich zurückkehrte, ſeine Güter wieder erhielt und mit einem Hofamte für ſeine royaliſtiſche Geſinnung belohnt wurde, war er bald der berüchtigtſte Roué von ganz Paris. Außer den Frauen war noch das Spiel ſeine Leidenſchaft. Er ſpielte hoch und mit merkwürdigem Unglück. Seine Vermögensumſtände wurden immer zerrütteter, als er plötzlich zum großen Staunen Aller, die ihn kannten, dem Spiele und allen ſeinen übrigen Thorheiten entſagte und nur noch in dem Salon des Marquis Beauvilliers und an den Orten, wo er Cornelia zu treffen hoffte, erſchien.

Bald war es ein öffentliches Geheimniß, daß der liederliche Vicomte in die tugendhafte Marquiſe zum Sterben verliebt ſei, eine Liebe, der man freilich nicht viel Tiefe und Reinheit, und noch weniger Erfolg zutraute. So unangenehm nun dieſes Gerücht auch für Cornelia war, ſo konnte ſie dem Vicomte doch nicht die Thüre weiſen; aber ſie verſtand es ſo meiſterhaft, den Wüſtling in den Schranken zu halten, welche Sitte und Geſetz vorſchrieben, daß er nie auch nur ein Wort zu ſprechen wagte, welches auf ſeine Leidenſchaft hätte hindeuten können.

So verſtrichen mehrere Wochen und der Vicomte führte ſeine gebeſſerte Lebensweiſe fort, aber um dieſe Zeit wurde Alfred bei der Marquiſe eingeführt und bald darauf fing der Vicomte ſein voriges Leben nur noch toller und ausſchweifender wieder an. Niemand wunderte ſich darüber, alle Welt ſagte: »Es war leicht zu denken, daß das nicht lange dauern konnte.«

Nichts deſto weniger beſuchte der Vicomte noch fortwährend den Salon der Marquiſe und die Zirkel, in welchen ſie erſchien.

Jetzt ſtand er mit einem jungen Manne in einer Fenſterbrüſtung des Saales, und unterhielt ſich leiſe und angelegentlich mit ihm:

— Es iſt alſo gewiß wahr, Chevalier, ſagte er, daß der junge Deutſche in einer Ehrenſache ſich ſchlecht benommen hat?

— Wie ich Ihnen verſichere. Ein Freund von mir, der ſelbſt gegenwärtig war, erzählte mir die ganze Geſchichte. Es war in einem öffentlichen Kaffeehauſe, in welchem ihn ein Herr vor einer Menge von Zeugen beleidigte. Am andern Tage traf mein Freund mit dem Unbekannten wieder in demſelben Kaffeehauſe zuſammen. »Nun,« ſagte er, »haben Sie Ihre Sache mit dem jungen Deutſchen glücklich ausgefochten?« »Pah,« erwiderte dieſer verächtlich, »der Deutſche iſt eine Memme, er hat nicht einmal zu mir geſchickt, und wenn ich noch ein Mal Streit mit ihm bekommen ſollte, ſo will ich ihm meine Reitpeitſche zu koſten geben.«

Der Vicomte rieb ſich bei dieſer Erzählung vergnügt die Hände.

— Das iſt Etwas, was man gegen dieſen blonden Gecken benutzen kann, ſagte er; er iſt mir ſchon ſeit lange zuwider, und muß es auch Ihnen ſein, Chevalier, denn die ſchöne Bankiersfrau, der Sie ſchon ſo lange den Hof machen, hat nur Augen für ihn. Nun, ich denke, daß ich noch dieſen Abend Gelegenheit finden werde, ſeinen Muth auf die Probe zu ſtellen. A revoir!

Damit ſchritt der Vicomte durch den Salon, mitten durch die Tanzenden in das Nebenzimmer, in welchem geſpielt wurde.

— Ah, ſieh' da, Vicomte! rief ihm ein Mann entgegen, auf deſſen fahlem Antlitz die Leidenſchaft des Spieles in furchtbar leſerlichen Schriftzügen eingegraben ſtand. Ich wußte wohl, daß Dich Venus nicht ganz der launiſchen Göttin Fortuna entziehen könne. Warte nur einen Augenblick, ich habe begründete Ausſicht, in dieſer Taille mein letztes Goldſtück zu verlieren, dann kannſt Du für mich eintreten.

Alfred ſaß indeſſen in dem Salon an der Seite der Marquiſe Cornelia und unterhielt ſich angelegentlich mit ihr.

— Ich weiß, daß es unklug von mir iſt, ſagte ſie leiſe, aber Ihr Benehmen gegen mich flößt mir Vertrauen ein, und ich bedarf ſehr eines Weſens, welches Theilnahme für mich zeigt, Theilnahme für mein Geſchick, welches unter all dieſem Glanz und Flitter ein troſtloſes und beklagenswerthes iſt.

Alfred horchte hoch auf: das Vertrauen, welches die ſchöne Frau ihm ſchenkte, entzückte ihn; aber das Geſtändniß, welches ſie ihm machte, war wenig geeignet, dieſe Freude zu nähren.

Er ſchwieg und betrachtete zärtlich und gerührt Cornelia, auf deren ſchönem Antlitz eine ſanfte Schwermuth, eine trübe Ergebung ruhten.

Nach einer Weile begann ſie wieder:

— Ich war faſt noch ein Kind, als ich an meinen jetzigen Gemahl verheirathet wurde. Familien- und Vermögens-Rückſichten ſchloſſen dieſen Bund, von dem mein Herz nichts wußte, das damals noch in dem glücklichen Schlummer der Kindheit lag.

— Und jetzt? fragte Alfred feurig und ſchnell.

Cornelia fühlte, daß ſie ſich eine Blöße gegeben habe.

— Ich achte und verehre meinen Gemahl, ſagte ſie ruhig und ſchnell gefaßt, und war eine Thörin, daß ich mit Ihnen von meinem Kummer ſprach, der doch nur in meiner kindiſchen Einbildung exiſtirt. Doch, fügte ſie kurz abbrechend hinzu, ich glaube der dritte Walzer beginnt ſoeben, und Sie ſind auf denſelben mit der ſchönen Comteſſe Eugenie engagirt. Holen Sie Ihre Tänzerin ab.

Alfred gehorchte mechaniſch dieſem Befehl. Dieſes Geſpräch hatte ihn über ſich ſelbſt klar gemacht, er wußte, daß er Cornelia liebe, und eine große berauſchende Hoffnung hatte in ſeinem Herzen Wurzel gefaßt.

Er führte ſeine Tänzerin, die ihn unausſtehlich langweilig und zerſtreut fand, wieder auf ihren Platz zurück und verließ ſie mit einer Verbeugung. Dann konnte er es aber im Tanzſaale nicht länger aushalten; Cornelia mochte er ſich heute nicht wieder nähern, er fürchtete einen ſchon errungenen Vortheil durch zu raſches Vordringen wieder zu verlieren. Und vielleicht nicht mit Unrecht. In der Liebe wie im Kriege kann ein **Fabius Cunctator** oft ſiegreich ſein.

Er trat in den Spielſaal, nicht ſowohl um ſelbſt zu ſpielen, als vielmehr um ſich durch Zuſchauen zu zerſtreuen, und ſeine Aufregung durch fremde Aufregung homöopathiſch zu beſchwichtigen.

Er trat an einen der Tiſche. Es war unglücklicherweiſe derjenige, an welchem der Vicomte ſpielte.

Alfred ſtellte ſich hinter ihn, ſtützte den Arm auf die Lehne ſeines Stuhles und ſah dem Spiele zu. Der Vicomte verlor wie gewöhnlich; er ſpielte viel zu leidenſchaftlich, um nicht verlieren zu müſſen.

Nach einer Weile kehrte er ſich um und ſah Alfred mit einem ſtechenden, herausfordernden Blicke an; Alfred blieb ruhig ſtehen.

Der Vicomte ſpielte wieder und verlor noch mehr wie früher. Unwillig ſprang er auf und rief mit erkünſtelter Leidenſchaft:

— Mein Herr, haben Sie die Güte und ſuchen Sie ſich einen andern Platz; ſehen Sie denn nicht, daß Ihr Auge einen ſchädlichen Einfluß auf mein Spiel hat!

Die ganze Geſellſchaft war Anfangs wie erſtarrt über dieſe plötzliche grobe Beleidigung; Alle hielten mit dem Spiele ein und hefteten ihre Blicke mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf Alfred.

Alfred war blaß geworden und einen Schritt zurückgetreten.

— Ich bedauere, Herr Vicomte, ſagte er, wenn ich Ihr Glück geſtört habe.

Ein Gemurmel des Unwillens und der Enttäuſchung lief durch das Zimmer. »Er entſchuldigt ſich noch,« ſagte der Eine. »Er mußte ihn augenblicklich fordern,« ſagte ein Anderer. »Freilich, der Vicomte ſtößt eine gute Klinge und trifft auf dreißig Schritte das Aß aus der Karte,« bemerkte ein Dritter. »Er iſt ein gefährlicher Gegner und dieſe Deutſchen haben keinen Muth,« ſagte ein Vierter.

Der Vicomte triumphirte, aber er wollte die Demüthigung ſeines Feindes noch weiter treiben.

— Mein Herr, ſagte er zu Alfred, ich habe Sie beleidigt; aber es iſt nicht meine Art, eine einmal ausgeſprochene Beleidigung zu bedauern oder gar zurückzunehmen, im Gegentheile bin ich geſonnen, Ihnen gegenüber dieſelbe in jeder Weiſe zu vertreten. Hier iſt meine Karte.

Kalter Schweiß trat Alfred auf die Stirne.

— Ich kann keinen Gebrauch davon machen, Herr Vicomte, murmelte er und ſchwankte zur Thüre hinaus. Schallendes Gelächter folgte ihm.

Alfred mußte noch durch den Tanzſaal gehen, um zur Garderobe zu gelangen. Ein paar junge Leute, die, auf der Schwelle des Spielzimmers ſtehend, Zeugen des Vorgegangenen geweſen waren, erzählten ſoeben der Geſellſchaft den Auftritt mit lachendem Munde und ſchadenfrohen Blicken.

Als Alfred durch den Saal ſchritt, wich ihm Jedermann aus, die Männer flüſterten ſpöttiſch-lächelnd mit einander und die Frauen blickten ihn zu gleicher Zeit erſtaunt und mitleidig an.

Man muß wiſſen, wie tief gewurzelt das Vorurtheil des Duells in den höhern Ständen war und zum Theile noch iſt, um dieſes ſchonungsloſe Benehmen der Geſellſchaft gegen den unglücklichen jungen Mann begreiflich zu finden.

Er wollte eben halb bewußtlos zur Thüre hinausſtürzen, als ſein Auge auf Cornelia fiel. In dieſem Augenblicke zog ein brennend ſtechender Schmerz durch ſeine Bruſt. Was kümmerte ihn die ganze übrige Welt? Mögen dieſe Hohlköpfe und dieſe Zierpuppen ihn immerhin verachten, weiß er doch, daß ſein innerer Werth eine ganze Generation derſelben aufwiege. Aber ſie, auch ſie mußte ihn für eine erbärmliche Memme halten, o dieſer Augenblick war der ſchwerſte ſeines Lebens.

Er blickte noch ein Mal mit einem ſchmerzlich bittenden Abſchiedsblicke hin, da — er traute ſeinen Augen kaum — da winkte ihm Cornelia näher zu treten.

— Mein Herr, Sie ſind in meinem Hauſe auf eine unwürdige Art beleidigt worden und verſchmähen es, ſich auf dem gewöhnlichen Wege Genugthuung zu verſchaffen. Was auch immer die Beweggründe dieſes Ihres Benehmens ſein mögen, ich bin überzeugt, daß es nur ehrenhafte und Ihrer würdige ſein können. Ich halte es daher für meine Pflicht, Sie für die

Unhöflichkeit meines Gaſtes um Verzeihung zu bitten. Ich würde es ſehr bedauern, wenn dieſer Auftritt uns künftighin Ihre angenehme Geſellſchaft entziehen würde. Leben Sie wohl!

Und dazu blickte ſie ihn ſo unausſprechlich mild und freundlich an.

— Dank, Dank! flüſterte Alfred, drückte einen heißen Kuß auf die Hand Cornelia's und ſtürzte hinaus.

II.

Ungeachtet dieſer großmüthigen Erklärung Cornelia's, welche ihr einen Verweis von ihrem Gatten zuzog, konnte ſich Alfred doch nicht mehr in der ſogenannten guten Geſellſchaft zeigen. Er war auch zu ſtolz, um ſeine Gegenwart Leuten aufzudringen, welchen ſie vielleicht unangenehm ſein konnte. Er wußte nicht, was er beginnen ſollte und war ſchon entſchloſſen, Paris zu verlaſſen, aber ſeine Neigung zu Cornelia, die, ſeitdem er ſie nicht mehr ſehen konnte, zur verzehrenden Leidenſchaft geworden war, ließen ihn ſeine Abreiſe von Tag zu Tag verſchieben.

So verſtrich die Zeit und der denkwürdige Monat Juli 1830 nahte ſeinem Ende. Die berüchtigten Ordonnanzen erſchienen.

Alfred hatte ſich ſchon früher öfters über ſeine politiſchen Anſichten ausgeſprochen, welche, durch Reiſen und frühreife Erfahrungen geläutert, für wahre allgemeine Volksvertretung ſtimmten. Dieſe Anſichten hatten ihm in den hohen Kreiſen der Geſellſchaft, in welchen er ſich bewegte, manche Unannehmlichkeiten zugezogen. Die Einen behandelten ihn als unpraktiſchen thörichten Schwärmer mit Geringſchätzung, die Andern haßten ihn als einen Revolutionär und zu dieſen Letztern gehörte auch der Vicomte Henri. Nur die Frauen nahmen ihn in Schutz und bedauerten ihn jetzt, als ihn der Auftritt mit dem Vicomte der allgemeinen Verachtung preisgab.

Es war am 28. Juli, als die Sturmglocken ertönten, in deren Geläute auch bald das Knattern des Kleingewehrfeuers hineinſprach.

Alfred ergriff freudig die Gelegenheit, für ſeine Anſichten ein Mal mehr zu thun, als ſie in einem Salon, einer frivolen ſpöttiſchen Verſammlung gegenüber, zu vertreten. Er hätte ſich übrigens auch in jede andere Gefahr geſtürzt, um der Welt zu beweiſen, daß nicht die Feigheit die Urſache war, aus welcher er keine Genugthuung von dem Vicomte gefordert hatte.

Die Ereigniſſe der drei heißen Tage ſind zu weltbekannt, als daß wir es nöthig hätten, eine Schilderung derſelben zu geben. Es war ein freudiger Opfermuth in der Pariſer Bevölkerung und in den Tauſenden von Fremden, welche in dieſen Tagen die Straßen der franzöſiſchen Hauptſtadt mit ihrem Blute färbten. Gamins von zwölf Jahren ſprangen muthwillig auf die Barricaden und ſanken mit dem Rufe: »vive la liberté!« von Musketenkugeln durchbohrt, todt auf das aufgeriſſene Pflaſter.

Der Marquis Beauvilliers hatte ſich kurz vor dem Ausbruche der Revolution auf ſein Landgut begeben und ſeine Gattin Cornelia in der Stadt zurückgelaſſen. Als er von den Ereigniſſen in Paris Kunde erhielt, war er nach der egoiſtiſchen Weiſe des Alters froh, ſelbſt in Sicherheit zu ſein, und kümmerte ſich um ſeine Gemahlin nur inſofern, als er ihr ſchrieb, ſie möge ſich, wenn es ihr möglich ſei, zu ihm flüchten. Entweder hatte Cornelia dieſen Brief in der Verwirrung gar nicht erhalten, oder ſie wagte es nicht, das Haus zu verlaſſen, genug, ſie blieb in Paris. Der Marquis, welcher ſchon in der großen Revolution dem Laternenpfahl oder der Guillotine nur durch eine gewagte Flucht entgangen war, wartete auf ſeinem Landgute den Gang der Ereigniſſe ab, entſchloſſen bei der erſten gefährlichen Wendung, welche die Sache nehmen würde, über den Kanal zu flüchten.

Unterdeſſen ſchlug man ſich in Paris mit ſteigender Erbitterung. Zwar war ein Theil der Beſatzung zum Volke übergegangen, aber die Schweizer, die polniſchen Lanciers und die Regimenter, welche den bourboniſchen Lilien treu geblieben waren, leiſteten einen blutigen Widerſtand. Ueberall wurden Barricaden aufgerichtet und Alles dazu benutzt: Pflaſterſteine, umgeſtürzte Fuhrwerke und Hausgeräthe. Schon begannen die Kanonen ihre mächtige Stimme durch das chaotiſche Getöſe hindurch vernehmen zu laſſen.

Das Haus, welches die Marquiſe Cornelia mit geringer, meiſt weiblicher Dienerſchaft bewohnte, bildete eine Ecke gegen ein Seitengäßchen, welches ebenfalls durch eine Barricade geſchützt wurde, und war es Zufall oder Geſchick, Alfred kämpfte gerade an dieſer Barricade.

Die Lanciers ſprengten an, aber die ſicheren Kugeln, welche ihnen von den hinter der Barricade Befindlichen, ſo wie aus den Fenſtern der benachbarten Häuſer entgegengeſandt wurden, tödteten ihre Pferde, bevor ſie noch nahe genug waren, um angreifen zu können. Die Roſſe ſtürzten zuſammen, und die Nachfolgenden ſanken über ihre Vordermänner hin, ein wirrer chaotiſcher blutiger Knäuel.

Nun rückten eine Abtheilung Schweizer und ein Linien-Infanterie-Regiment an. Die wohlgezielten Kugeln dieſer gutdisciplinirten Truppen machten manches muthige Herz ſtille ſtehen, aber die begeiſterte Hingebung der Bevölkerung erſetzte die Gefallenen ſogleich zehn- und hundertfach.

Als nun aber Kanonen angefahren wurden, um die Barricaden zu zerſtören, da nahte ſich der entſcheidende Zeitpunkt. Zum Unglück war gerade jetzt ein alter ehemaliger Unteroffizier der napoleoniſchen Garde, der bisher eine Art von Oberbefehl über die Vertheidiger dieſer Barricade geführt hatte, gefallen; und eine augenblickliche Verwirrung trat in dieſem ſo wichtigen Momente ein.

Da trat der ſonſt ſo ſchüchterne Alfred vor und ertheilte mit lauter Stimme Befehle, denen ſich, weil ſie zweckmäßig waren, auch ſogleich Jedermann fügte.

— Hierher Steine und Holzwerk, rief er, um den Schaden, welchen die Kanonen etwa der Befeſtigung thun, ausbeſſern zu können. Meine Freunde, wer von Euch ein ſcharfes geübtes Auge und eine ſichere Hand hat, trete vor.

Ungefähr zwölf Leute traten vor, Alfred ſtellte ſie an einen Punkt, wo ſie vor den feindlichen Kugeln möglichſt geſichert waren, und gab ihnen den Befehl, die Artilleriſten ſcharf aufs Korn zu nehmen. Er war unermüdlich und ſetzte jeden Augenblick ſein Leben aufs Spiel. Die zerlumpten Helden aus dem Volke drückten dem braven Deutſchen ſchweigend, aber innig die Hand.

Dank ſei es der Tapferkeit und der Umſicht Alfreds, die Barricade, welche einen ziemlich wichtigen Durchgangspunkt deckte, hielt ſich bis die Nacht einbrach und die Truppen, auf anderen Punkten in Anſpruch genommen, den Angriff aufgaben.

Indeſſen waren viele ihrer tapferen Vertheidiger gefallen und noch mehrere mehr oder minder gefährlich verwundet. Dieſe Letztern wurden in den benachbarten Häuſern, ſo gut es ging, untergebracht, aber die meiſten Gebäude waren bereits von Verwundeten überfüllt, nur der Palaſt, den Cornelia bewohnte, deſſen Thore und Fenſter alle geſchloſſen waren, ſchien noch leer zu ſein, während noch Viele blutend, obdach- und hilflos auf dem harten zerſtörten Straßenpflaſter lagen.

Da entſchloß ſich Alfred, welcher auch einen leichten Fleiſchſchuß in den Arm bekommen, aber auf denſelben in der Aufregung des Kampfes nicht geachtet hatte, die Aufnahme der Unglücklichen in den Palaſt des Marquis um jeden Preis durchzuſetzen.

Er pochte mit Herzklopfen an. Er, der ſtarke Mann, der ſoeben dem tauſendgeſtaltigen Tod tagelang furchtlos ins Angeſicht geſehen hatte, zitterte bei dem Gedanken, wieder vor Cornelia zu erſcheinen.

Nur die Drohung, daß man das Thor aufbrechen werde, konnte die zitternde Dienerſchaft bewegen, es zu öffnen. Alfred ließ aber nur einige der am gefährlichſten Verwundeten in das Haus tragen, dann verlangte er mit der Frau Marquiſe zu ſprechen.

Das Kammermädchen erkannte ihn trotz ſeines freilich etwas verwilderten Ausſehens wieder und meldete ihn ihrer Gebieterin.

Mit zerriſſenen Kleidern, von Pulver geſchwärzten Händen und die Wunde am Arme nur mit einem blutigen Schnupftuche verbunden, trat Alfred in das Zimmer Cornelia's. Sie war ſichtbar erſchüttert bei ſeinem Anblicke und rief ſogleich aufſpringend:

— Um Gottes Willen, Sie bluten, Sie ſind verwundet!

— Nur ſehr unbedeutend, Frau Marquiſe, erwiederte Alfred, freudig überraſcht durch den Beweis von Theilnahme, der in dieſem Ausrufe Cornelia's lag. Ich komme hieher um Sie zu bitten, den Unglücklichen, welche in dem Kampfe, den Sie unter Ihren Fenſtern toben hören mußten, ernſtlich verwundet wurden, wenigſtens für den Augenblick ein Obdach zu gewähren.

— Gewiß, gewiß, ſagte Cornelia; o mein Gott, daß ich nicht ſchon früher daran dachte, ſtatt in egoiſtiſcher Furcht Thore und Fenſter ſchließen zu laſſen. Ich will augenblicklich Befehle ertheilen, daß man die Unglücklichen ſo ſorgſam, als nur immer möglich iſt, verpflege.

— Ich danke Ihnen dafür im Namen der tapferen Krieger und im Namen der Menſchlichkeit. Leben Sie wohl!

— Sie wollen ſchon wieder fort? fragte Cornelia betroffen.

— Meine Gegenwart kann an anderen Orten, wo der Kampf noch wüthet, von Nutzen ſein.

— Ihr Eifer kann Ihnen das Leben koſten.

— Ich habe wenig oder nichts an dieſem Leben zu verlieren, ſagte Alfred ſchwermüthig.

Cornelia konnte ſich nicht länger bemeiſtern; die Liebe, welche ſie ſchon lange für Alfred gefühlt hatte, und die durch die lange Unterbrechung Ihres Umganges mit ihm nur heftiger geworden war, brach ſich jetzt gewaltſam Bahn. Dazu kamen noch die äußeren Umſtände, welche auf jedes Weib einen tiefen Eindruck machen mußten. Der Lärm, die Angſt, die Aufregung, welche überall herrſchten, und dann die Verwundung Alfreds und die wunderbare Freude, die ſie empfand, daß ihr Geliebter, den ſie von Allen als einen Feigling verachtet und gemieden ſah, ſich wie ein Held geſchlagen habe, das Alles übte ſeinen Einfluß auf ſie aus, und ſie faßte Alfreds Hand und ſagte leiſe flehend:

— Aber wenn Anderen mehr an Ihrem Leben gelegen wäre, als Ihnen ſelbſt; wenn ich Sie bäte, hier zu bleiben? Ihre Verwundung, ſetzte ſie, gleichſam um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, hinzu, Ihre Verwundung macht es unumgänglich nöthig.

Alfred empfand eine große heilige Freude. Die Gewißheit, daß er von Cornelia wiedergeliebt werde, überraſchte ihn wie ein Blitzſtrahl; ſeine kühnſten, träumeriſchſten Hoffnungen waren mit Einem Male überflügelt, er behielt die kleine weiße Hand Cornelia's lange in der ſeinigen, dann drückte er einen heißen elektriſchen Kuß darauf.

— Wenn Sie es befehlen, ſagte er endlich, ſo will ich bleiben; was iſt mir das Geſchick von Völkern, was das Glück oder Elend der Menſchheit gegen Einen Blick aus Ihrem großen göttlichen Auge. O Cornelia, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebte, wie ich gelitten habe! Wenn ich ſchwieg, ſo hat es mir den blutigſten Kampf gekoſtet, den je ein Herz gekämpft hat. Ihre Ruhe wenigſtens war mir heilig, wußte ich doch aus Ihrem eigenen Munde, daß Sie nicht glücklich waren. Aber ſpäter war es gut, daß ich Sie nicht mehr ſehen konnte, denn nachdem Sie ſo himmliſch gut gegen mich geweſen waren, als alle Welt mich verhöhnte und mir den Rücken kehrte, da zuckte eine Ahnung in mir auf, ich könnte Ihnen vielleicht mehr ſein, als ein bloßer Gaſt Ihres Hauſes. Aber ich war nicht vermeſſen genug, an dieſe große unſägliche vernichtende Seligkeit zu glauben. O Gott und jetzt — Cornelia, und jetzt — Ein Wort, um Gottes Willen, Ein Wort! Mit dieſem Einen Worte können Sie mir die Pforten des Paradieſes klingend erſchließen, oder mich in mein voriges alltägliches inhaltsleeres Daſein zurückſchleudern; aber um Gottes Willen, ſprechen Sie! Alles, Alles, Himmel oder Hölle, Segen oder Fluch, Alles, nur nicht länger dieſen quälenden Zweifel, dieſe folternde Ungewißheit.

Er war während dieſen Worten Cornelia zu Füßen geſunken, ſchwieg jetzt und bedeckte die Hand ſeiner Geliebten mit unzähligen Küſſen.

— Ich liebe Sie, flüſterte die Marquiſe erröthend; aber verlaſſen Sie mich, unſere Liebe iſt ein Verbrechen.

— Sie lieben mich, rief Alfred aufſpringend, Sie lieben mich und ſagen mir, ich ſolle Sie verlaſſen? Nie und nimmer. Aber, ſagte er ſtolz, bevor ich mich des ganzen überſchwänglichen Glückes erfreue, das dieſes Geſtändniß mir beſcheert, ſollen Sie auch wiſſen, daß Sie Ihre Liebe an keinen erbärmlichen Feigling verſchwenden, Sie, Sie allein ſollen die Urſache erfahren, aus welcher ich ein Duell mit dem Vicomte ablehnte.

— O ich glaubte immer an Sie, mein Held, mein Alfred, ſagte Cornelia zärtlich.

— Ich weiß es, daß Sie an mich glaubten, weil Sie mich liebten. Sie haben mir in dem bitterſten Augenblicke meines Lebens einen Beweis davon gegeben. Ich danke Ihnen dafür, aber jetzt ſollen Sie nicht mehr glauben, Sie ſollen wiſſen. Leſen Sie.

(Fortſetzung folgt.)

Maury und Portal,

oder

Die Abenteurer.

Fröhlich und wohlgemuth, zwei Hemden in einem Schnupftuche, dazu zwei Taſchentücher und ein Brevier, und einen Beutel, der mit dem Reiſegepäck in vollkommener Harmonie ſtand, wanderte, zwanzig Jahre alt, ein Jüngling, ſtrotzend von Geſundheit, raſchen Schrittes, ſingend und pfeifend auf der Straße von Avignon nach Paris, voll Hoffnung, hier ſein Glück zu machen. Bald geſellte ſich zu ihm ein anderer Wanderer gleichen Alters mit eben ſo leichtem Gepäck, nur bläſſer und magerer von Geſtalt, der gleichen Weg beabſichtigte und gleiche Hoffnung nährte.

— Ich will nur Eins; ich wünſche nur Eins! ſagte im Verlaufe des Geſprächs der neue Ankömmling, als ſich die Herzen gegenſeitig etwas geöffnet hatten, ohne daß Einer des Andern Namen und Gewerbe kannte. Ich will nur Eins, ich wünſche nur Eins: beim erſten Todesfalle eines Prinzen oder einer Prinzeſſin aus der königlichen Familie das Seciren des Cadavers beſorgen zu können.

— Ah, der Herr iſt alſo ein Arzt, ein Chirurg? rief jetzt der erſte Wanderer, den wir trafen.

— Ich bin Doctor, mein Beſter!

Vor einem Solchen zog natürlich der Andere höflich den Hut ab.

— Was mich betrifft, ſetzte er darauf hinzu, ſo geht mein Ehrgeiz nicht über den Ihrigen. Ich wünſche nur dem Prinzen oder der Prinzeſſin, welche Sie ſeciren wollen, die Leichenpredigt zu halten.

— Ah, der Herr iſt alſo ein Geiſtlicher? rief jetzt der Erſtere, nun ebenfalls höflich den Hut ziehend.

Es öffneten ſich die Herzen immer mehr, ſchon vertraute der Eine unverholen ſeine Pläne dem Andern. Paris lag vor ihnen. Sie mietheten ſich gemeinſchaftlich im fünften Stockwerke eines Hauſes ein, und Jeder verfolgte eifrig ſeinen Pfad, nebenbei des Andern gedenkend.

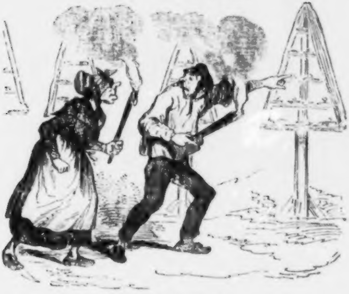
Das Glück und der feſte Wille, etwas Großes werden zu wollen, begünſtigten Beide. Es ſtarb eine junge Prinzeſſin, die Tochter des Dauphins, und der junge Geiſtliche hielt ihr, von ſeinen Gönnern empfohlen, in der That die Leichenrede. Es war **Maury**, der ſpäter ſo berühmte Cardinal (geb. 1746, geſt. 1817), der unter Napoleon ſelbſt auf die päpſtliche Krone dachte.

Der Arzt balſamirte nicht minder das Prinzeßlein ein. Es war der nachher ſo berühmte Leibarzt des Königs, **Portal**, der bis zur Revolution mit noch drei andern Aerzten in Paris allein das Privilegium zu haben ſchien, die vornehme Welt in den Himmel zu fördern oder auf Erden feſtzuhalten, ſeinen Kindern aber eine Rente von 25,000 Thalern hinterließ.

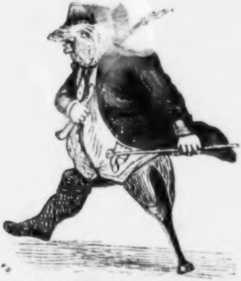
Welcher geringe Anfang und wie groß das Ende, wenn Geld und Ehre das Glück und die Wünſche des Menſchen beſtimmen!

• r.

Zeitbilder.



Zwei Lichtfreunde.



Ein Bote, welcher die Nachricht bringt, daß Oettingers „Narrenalmanach für 1846“ in auswärtigen Staaten verboten worden iſt.

Zapfenstreich.

Bonn. Bei dem Beethovenfeſt fand die Weihe eines Schiffes ſtatt, welches den Namen „Ludwig von Beethoven“ empfing. Die Taufpathin, welche üblicherweiſe die Flaſche auf dem Anker zerſchlug, war die Tochter des Univerſitäts-Curators von Bethmann-Hollweg. Gleich darauf fuhr das Schiff unter Kanonendonner und Jubelruf nach Nonnenwerth ab, wo ein Feſtmahl gegen 200 Gäſte verſammelte, die in zahlreichen Toaſten ihrer freudigen Stimmung freien Lauf ließen.

∴ Die Spitzbuben-, Gauner- und Beutelſchneider-Induſtrie hat ſich beim Beethovenfeſte ſehr thätig gezeigt; viele Börſen, Uhren und Buſennadeln ſind in dem Menſchengewühl abhanden gekommen. Eine Anzahl ſolcher Induſtriehelden iſt jedoch eingefangen worden und ſitzt im Gefängniſſe.

∴ Das Piano Beethovens, welches im benachbarten Roisdorf bei einem Gaſtwirthe ſteht, dient gegenwärtig zu mehrfachen Spekulationen: ein Mal bringt es dem jetzigen Beſitzer einen beträchtlichen Gewinn dadurch, daß es gegen einen Eintrittspreis von 5 Sgr. gezeigt wird, dann iſt der Vorſchlag im Werke, es öffentlich zu verſteigern, oder es auseinander zu nehmen und zu parzelliren, in der Weiſe, daß auch andern Pianos eine Taſte deſſelben übertragen werde und ſo eine Menge Pianos eine Beethoven-Taſte erhalten.

∴ Die Königin von England hat durch den Maler Hohe eine Zeichnung des Hauſes des Profeſſors Dr. Biſchof anfertigen laſſen, in welchem der Prinz Albert während ſeiner Studienzeit in Bonn wohnte.

Bordeaux. Der Herzog und die Herzogin von Nemours wohnten hier der Preisvertheilung am Gymnaſium bei, wo auch der Sohn eines arabiſchen Häuptlings, Ben Jutas, ſich eine Auszeichnung erwarb.

Brüſſel. Der von dem franzöſiſchen Miniſterium mit einer wiſſenſchaftlichen Sendung nach Deutſchland beauftragte Literat Debraux, welcher der deutſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, hielt ſich einige Tage hier auf.

∴ Der berühmte Landſchaftsmaler M. J. Hellemans iſt am 13. Auguſt in dem Alter von 57 Jahren geſtorben.

∴ Aus Macaſſar melden die holländiſchen Zeitungen, daß die Frau eines Eingebornen in Patjolle von drei Knaben entbunden wurde, von denen der eine weiß, der andere braun und der dritte ſchwarz war.

Coblenz. Vor Kurzem präſentirte ſich bei einem hieſigen Goldarbeiter ein Fremder, welcher jammerte, er verfalle in eine bedeutende Conventionalſtrafe, wenn er außer Stande ſei, am nämlichen Tage noch 50 Thaler an Jemanden zu zahlen; gleichwohl wolle ihm das Oberpoſtamt einen an ihn addreſſirten Brief mit 120 Thalern wegen der ſpäten Stunde nicht übergeben. Der Fremde brachte es durch Ueberredung dahin, daß ihm der ſpekulirende Goldarbeiter 50 Thaler vorſchoß; dafür erhielt Letzterer von Jenem den bereits unterſchriebenen und beſiegelten Poſtſchein, nach welchem der Geldbrief zur Abnahme bereit lag, mit der Bedingung, er möge ſich den Brief am folgenden Tage ausliefern laſſen, und von der Einlage die vorgeſchoſſene Summe ſo wie einige Thaler Zinſen abziehen. Als aber der Darleiher in der ſüßen Hoffnung, ſein lukratives Geſchäft realiſirt zu ſehen, den ihm von der Poſt auf Grund des Scheines wirklich übergebenen Brief öffnete, fand er darin zwei Papierſtücke, welche die Worte trugen: »Chineſiſche Kaſſenanweiſungen, geltend unter Thoren in allen Zahlungen für voll.« Der Eigenthümer dieſes Papiergeldes des himmliſchen Reiches ward nicht mehr geſehen.

∴ Das Conzert bei Hofe auf hieſigem Schloſſe gehört gewiß zu den großartigſten. Unter Meyerbeers Direktion traten darin die Damen Jenny Lind, Viardot-Garcia, Tuczek, ſodann Staudigl, Mantius, Bötticher, Piſchek, Batta, Moeſer und Liſzt unter Mitwirkung eines großen Chores auf. Außer den gekrönten Häuptern ſah man daſelbſt das hier anweſende diplomatiſche Corps, ſehr viele hohe Militairs, Civilbeamten, die Geiſtlichen beider Confeſſionen, ſodann Stadträthe und Kaufleute.

Cöln. Unter den Gäſten, die aus weiter Ferne hergekommen, befand ſich auch Herr Leon Pillet, Direktor der großen Oper zu Paris, um Meyerbeer aufzuſuchen und nochmals um Auslieferung ſeiner Oper zu bitten. Das Geſuch iſt jedoch abermals fruchtlos geblieben.

Conſtantinopel. Seit einigen Wochen herrſcht hier ein ſolcher Waſſermangel, daß der Preis des Waſſers dem des Weines gleich kommt.

Dresden. Der König hat dem bekannten Naturforſcher und Reiſenden Schomburgk das Ritterkreuz des Civil-Verdienſt-Ordens verliehen.

Elberfeld. In der hieſigen Zeitung lieſt man folgendes erbauliche Geſchichtchen. Vor Kurzem wollte ein Bauer an der hannöverſchen Grenze ſeine Kuh zu einem Stiere führen und wurde dabei von den Grenzaufſehern angehalten, welche ihn für einen Schmuggler erklärten. Der Bauer hat ſich nach vieler Mühe und langem Hin- und Herlaufen endlich die Anerkennung ſeiner Unſchuld erworben, iſt aber einſtweilen auch zur Thür hinausgewieſen, zum Hauſe hinausgeworfen, in 1 Thaler Ordnungsſtrafe genommen und in 15 Thaler Koſten verurtheilt worden.

Hannover. Das neue Theater, zu deſſen Bau der König die Summe von 600,000 Thalern angewieſen, erhält an der Georgenſtraße ſeinen Platz. Man iſt bereits mit Graben des Fundaments beſchäftigt, deſſen Legung im künftigen Frühjahre ſtattfinden ſoll. Der Bau dieſes Prachtgebäudes ſoll in vier Jahren beendigt ſein.

∴ Quirin Müller hat hier, vereint mit vier Franzöſinnen (?) im Ballhofſaale plaſtiſche Vorſtellungen gegeben, welche Beifall fanden. Die letzte Vorſtellung geſchah zum Beſten der Marienſtiftung.

∴ Das alte Luſtſpiel „die Erbſchaft aus Weſtindien“ wurde in dieſen Tagen wirklich aufgeführt. Die Hauptrolle ſpielte ein armer Eiſenbahnarbeiter, der eben im Schweiß ſeines Angeſichts die ſchwer beladene Sandkarre vor ſich herſchob, als man ihm ein Schreiben einhändigte, welches die Kunde brachte, daß er der Erbe ſeines jüngſt in Weſtindien verſtorbenen Onkels ſei und eine runde Summe von 600,000 Gulden zu erwarten habe.

∴ Felicien David wird hier ſeine „Wüſte“ zur Aufführung bringen.

Kiel. Am 13. Auguſt fand hier, begünſtigt von dem ſchönſten Wetter, der Einzug von etwa hundert deutſchen Geſangvereinen mit 1900 Sängern ſtatt und man ſah neben der ſchleswig-holſteinſchen Fahne auch baieriſche, preußiſche, ſächſiſche, würtembergiſche und badenſche.

Königsberg. Dr. Jacobi ſoll wegen ſeiner Schrift „Preußen im Jahre 1845“ auf „frechen und unehrerbietigen Tadel der Landesgeſetze“ vor dem hieſigen Criminalſenat angeklagt werden.

Leipzig. Ein Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes iſt am 23. Auguſt zur Gruft beſtattet worden: Herr Dr. Albert Berger, Privatdocent an hieſiger Univerſität und Herausgeber der „Allgemeinen Preßzeitung“. Der hieſige Schriftſtellerverein, welcher den Verewigten noch ohnlängſt im Vorſtande erblickte, verlor in ihm ein treues wackeres Mitglied und die Preßgeſetzgebung einen thätigen und wohlunterrichteten Schriftſteller.

∴ E. Keil, der Redakteur des „Wandelſterns“, hat die Redaktion niedergelegt und damit ſeiner Ueberzeugung ein ziemlich anſehnliches pekuniäres Opfer gebracht. Er glaubte dieſes Opfer bringen zu müſſen, nachdem der Verlagshandlung mittelſt Reſcripts und unter Androhung der Conceſſionsentziehung aufgegeben ward, die Tendenz des „Wandelſterns“ auf die eines rein belletriſtiſchen Journals zu reduciren, zu welcher Umänderung ſich Keil, ſeiner Ueberzeugung nach, nicht entſchließen konnte und mochte. Ob und wie das Journal unter dieſen Umſtänden künftig erſcheinen wird, iſt eine Frage an das Schickſal. Untergegangen die „Sonne“, ein treffliches Blatt aus dem Kreiſe der Tagespreſſe, die dem Fortſchritte gewidmet, Verdunkelung des „Wandelſterns“. — »Fallen ſeh' ich Zweig auf Zweige u. ſ. w.«

∴ Ein materialiſtiſcher Hoyer iſt am Rhein aufgetaucht; in der „Cölner Zeitung“ nämlich kündigt ein Induſtrieller eine neue Tabaksſorte unter dem Titel „Itzſtein-Roll-Varinas“ an, wovon das Pfund nur 16 Silbergroſchen koſtet. Dieſer Tabak, verſichert der Verkäufer, raucht ſich leicht, hat einen volksthümlichen Geſchmack, verbindet mit aromatiſcher Würze Unverdorbenheit und natürlichen Wohlgeruch. Er ſchmeckt aber ganz vortrefflich bei einer Flaſche O'Connell 1845, indem er einen gemiſchten politiſchen Beigeſchmack enthält, auch nicht polizeiwidrig iſt, da er dem Staate ſeine Steuern bezahlt hat und mithin überall zulaſſungsfähig iſt.

∴ Wer noch zweifelt, daß eine Krankheit oft die andere hebt, wird bald ein Beiſpiel an den Aktien der ſächſiſch-baieriſchen Eiſenbahn ſehen, welche bisher an der Fallſucht litten und binnen kurzer Zeit auf die Beine kommen werden durch — die Hämorrhoiden. Hier giebt es einen wohlhabenden Mann, der wöchentlich wenigſtens drei bis vier Mal nach Altenburg reiſt, weil er allen Ernſtes die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß durch das Fahren auf den harten Plätzen der dritten Wagenklaſſe und dem damit verknüpften Zuſammenrütteln ſeine Hämorrhoidal-Beſchwerden ſich merklich beſſern. Wenn die Sache Grund hat, ſo werden binnen kurzer Zeit alle Kranken dieſer Art anſtatt ins Bad, nach Leipzig und von da täglich nach Altenburg reiſen, um eine Dampfwagenkur dritter Klaſſe zu gebrauchen. Es wird ſich ein Hämorrhoiden-Vertilgungs-Comité bilden; Hämorrhoiden-Aktien werden an der Börſe in Cours kommen und das Direktorium der Eiſenbahn wird Hämorrhoidal-Coupés von hartem Holze in großer Menge bauen laſſen. In Leipzig wird ein „Hôtel de Haemorrhoides“ und in Altenburg ein Gaſthaus „zu den blinden Hämorrhoiden“ entſtehen, wo alle Stühle und Bänke (vielleicht auch der Wirth) von Holz ſind und wohin die Kranken pilgern werden wie nach Loretto oder jüngſt nach Trier zum heiligen Rock. In der Gegend von Kieritzſch, wo auf der Bahn öfters wahrhaft Liſſabon'ſche Erdbebenſtöße geſchehen, werden die letzten Hämorrhoiden ihr Grab finden. Hurrah! es wird eine goldene Zeit anbrechen.

London. Der bekannte Prozeß des Baron von Bode gegen die Regierung, welcher länger als 25 Jahre bei den Gerichten und ſelbſt bei dem Parlament anhängig war, wird nun bald vor dem Gerichtshof der Queens-Bench entſchieden werden. Obgleich bereits im Juni v. J. die Krone zur Zahlung von 364,266 Pfd. St. an den Baron von Bode verurtheilt worden und deſſen Rechtsanſprüche außer allem Zweifel ſind, ſo ſucht die Regierung durch die Berufung auf den hohen Gerichtshof der Vollſtreckung des Urtheils auszuweichen, was indeß wohl nicht mehr fruchten wird.

∴ Nachdem die Regierung den Ankauf der werthvollen, 20,000 Bände zählenden Bibliothek des Herzogs von Suſſex für die abgeſchätzte Summe von 16,000 Pfd. St. (112,000 Thaler) abgelehnt hatte, iſt ſie im Wege der öffentlichen Verſteigerung und zwar für 19,149 Pfd. St. verkauft worden.

∴ Bunn, der Direktor des Drurylane-Theaters, hat bei Adam in Paris ein großes dreiaktiges Ballet beſtellt, das aber bis zum 15. September fertig werden ſoll, eine Aufgabe, die in drei Wochen zu löſen iſt. Der Komponiſt hat dies zugeſagt und wird im September ſelbſt nach London kommen, um das Ballet perſönlich einzuſtudiren.

Luzern. Die hier erſcheinende eidgenöſſiſche Zeitung hat zu dem bekannten Bericht über Leu's Tod eine Zeichnung geliefert, welche an Phantaſie und Erfindung Alles übertrifft, was in Bezug auf den Tod Leu's zu Tage gekommen iſt, denn der angebliche Mörder, von dem Niemand Etwas weiß, iſt auf dieſer Zeichnung abgebildet, wie er zum Fenſter hineinklettert. Die Phantaſie des Darſtellers ging ſo weit, daß er genau wußte, wie dieſer problematiſche Mörder ausſah, er hatte eine Jacke an, einen Hut auf u. ſ. w.

Paris. Seit einigen Monaten iſt hier eine Spitzbubenmanier, der Diebſtahl auf Duell, gebräuchlich geworden. Vor Kurzem kam wieder ein ſolcher Fall vor. Ein Student kehrte von der Chaumière heim, wo er einige Bowlen Punſch geleert. Plötzlich fuhr ihn ein Fremder mit einem Orden auf der Bruſt an und ſagte, wie er ihn auf die Füße treten könne? Er verlange ſeine Karte. Der Student gab ſeine Karte ab und taumelte nach Hauſe. Am Morgen rüttelten ihn zwei Fremde aus dem Schlaf. »Mein Herr,« ſagte der eine, »wir kommen im Namen des Capitain Grinowski, den Sie geſtern beleidigten, um Sie zum Duell abzuholen.« Der Student beſann ſich und ſagte, daß ihm nichts erinnerlich ſei, er müſſe im Weinrauſch die angebliche Beleidigung ausgeſtoßen haben. »Möglich,« entgegnete der Bramarbas, »aber der Capitain verlangt Genugthuung, und hat deshalb ſeine bereits bezahlten Plätze auf der Diligence und dem Dampfboot nach Algier aufgegeben.« Der Student fing wieder an, ſich zu entſchuldigen, der Gegner aber ſagte: »Wer bezahlt meinem Freunde ſeinen Verluſt?« Der Student fragte, wie hoch ſich derſelbe belaufe und der Fremde meinte, daß er mit 20 Napoleonsd'or zufrieden ſein wolle. Als der Muſenſohn erklärte, daß er eine ſolche Summe nicht aufzutreiben wiſſe, griff der Fremde nach der goldenen Uhr über dem Bett und wollte auch noch andere Entſchädigungs-Gegenſtände in Zahlung annehmen, als plötzlich ein Nachbar, welcher den ganzen Handel mit angehört hatte, den Fremden beim Kragen nahm und um Hilfe rief. Der eine Gauner entkam, der andere ward nach der Polizei gebracht, wo man in ihm einen alten Bekannten, einen bereits fünf Mal beſtraften Dieb, wiederfand.

∴ Vor Kurzem ſtarb hier ein Engländer von etwa 50 Jahren, welcher unter verſchiedenen Namen, Montague, Sir Charles, Sir Edw. Douglas ꝛc. hier gewohnt hatte. Der Verſtorbene ſollte der natürliche Sohn eines engliſchen Grafen in der nächſten Umgebung Georgs III. geweſen ſein, und war mit einer hübſchen Frau verheirathet, die mit einem Offizier durchging, nachdem ſie mehrere Jahre mit ihrem Gemahl in Paris und Verſailles gelebt hatte. Später hatte ſich der Verſtorbene mit einer Wittwe verehelichen wollen, doch wurde die Verbindung plötzlich aufgelöſt. Nach Allem dieſem muß es höchſt wunderbar erſcheinen, daß man jetzt nach dem Tode des Engländers die Entdeckung machte, daß er ein Frauenzimmer und, wie die Aerzte verſichern, ein gänzlich unbeſcholtenes Frauenzimmer war(?). Geſtern fand das Begräbniß ſtatt. Die Verſtorbene hatte ein Jahrgehalt von 3000 Francs, welches ihr die Familie zahlte, ſcheint aber doch anſehnliche Schulden hinterlaſſen zu haben.

∴ Das „Journal des Débats“ und die „Preſſe“ prophezeihen mit Beſtimmtheit den Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges in der Schweiz.

∴ Am 15. Auguſt, dem 77ſten Geburtstage Napoleons, war zur Feier deſſelben in dem Invaliden-Dom ein Gottesdienſt veranſtaltet worden, zu dem ſich eine bedeutende Anzahl Veteranen aus der Kaiſerzeit eingefunden hatte. Von dort zog man nach der Vendôme-Säule und Abends fanden mehrere Bankette ſtatt.

∴ Die kaiſerliche (napoleoniſche) Malerſchule ſcheint in Frankreich nicht viel mehr zu gelten. Bei einer der neueſten Gemälde-Verſteigerungen ging ein berühmtes Bild von Gros, „Acis und Galathea“, das 8000 Francs gekoſtet hatte, für 200 Francs weg. Ein lebensgroßes Bild Napoleons, für das die Regierung 12,000 Francs bezahlt hatte, und das ſehr ſichtbar mit dem Namen des Malers Girodet bezeichnet war, wurde für 300 Francs verkauft.

∴ Herr Visconti hat den Plan zu einem prachtvollen Gebäude für die königliche Bibliothek entworfen, das dem Stadthauſe gegenüber errichtet werden ſoll, wenn, wie man erwartet, die Kammern das Geld dazu bewilligen.

∴ Die nach Dünkirchen beſtimmte Statue des berühmten Seehelden Jean Bart, von David, iſt in der berühmten Gießerei von Eck und Durand zur Anſicht ausgeſtellt worden.

∴ Die Stadt Falaiſe hat 3000, die Stadt Bayeux 200 und die Stadt Rouen 500 Francs zu einem Denkmale für Wilhelm den Eroberer angewieſen.

∴ Die „Preſſe“ enthält einen Privatbericht aus Bonn und zwar von dem Profeſſor am Conſervatorium A. Elwart. Der Verfaſſer geſteht, daß er nie ein ſolches Enſemble gehört habe, als bei dem Beethovenfeſte, zu dem Deutſchland die Blüthe ſeiner Sänger und Sängerinnen geſendet. Von Spohr ſagt er, er komme ihm vor, wie ein alter Kutſcher auf ſeinem Bock, der die Zügel nachläſſig faſſe, weil er wiſſe, er komme doch dahin, wohin er wolle.

∴ Der Schriftſteller Henri Richelot hat ein größeres, vom „Journal de Débats“ mit großen Lobeserhebungen angekündigtes Werk über den deutſchen Zollverein unter dem Titel „De l'Association douanière allemande“ veröffentlicht.

∴ Herr Dutacq hat die Zeitung „der Commerce“ für 100,000 Francs gekauft.

∴ Adam's neues Ballet „le diable à quatre“ hat in der großen Oper einen Beifall erhalten, der die kühnſten Erwartungen übertroffen hat. Die Direktion der Oper hat, um ſich gegen Adam dankbar zu beweiſen, ſeinen „Richard in Paläſtina“ wieder auf die Bühne gebracht.

∴ Man beabſichtigt, vor den Thoren einen bedeutenden Friedhof zu erbauen, in der Art wie das Campo Santo von Piſa.

∴ Der Pachtpreis des Straßenkothes beträgt für dies Jahr 500,000 Francs.

Prag. Die Stadt Kaaden hat von der Regierung für das dortige ehemalige Piariſten-Gymnaſium Jeſuiten verlangt und natürlich auch erhalten. Der dortige Bürgermeiſter bekommt dafür den päpſtlichen Sporen-Orden und die Stadtgemeinde einen tauſendjährigen Ablaß.

∴ Ein päpſtlicher Hirtenbrief befiehlt der Geiſtlichkeit hier (wohl überall) in Anbetracht der vielen Wunder, welche die Jungfrau Maria in neueſter Zeit wieder wirkte, ihr in der Litanei das neue Epitheton: „Königin, ohne Erbſünde geboren!“ zu geben.

∴ Vor einigen Tagen traf der erſte kleine Probetrain, von der Locomotive „Böhmen“ gezogen, hier ein und wurde von dem zahlreich verſammelten Volke mit Jubelruf begrüßt.

∴ „Nur Eiſenbahn!“ heißt eine neue Poſſe von B., welche am Tage der Eiſenbahn-Eröffnung im hieſigen Theater gegeben werden ſoll.

∴ Ein hieſiger Literat J. G. Hickel hat zu derſelben Feier einen Epilog in dramatiſcher Form geſchrieben, zu welchem der vorzügliche Theatermaler Zaich die innere Anſicht unſeres Bahnhofes malt.

Stuttgart. Einer der erbittertſten Gegner der chriſtkatholiſchen Kirche, Dr. Scherr, wird zu derſelben übertreten.

∴ Anaſtaſius Grün (Gr. von Auersperg) iſt hier angekommen, um ſeinen Freund Lenau zu beſuchen.

Ulm. Ein hieſiger katholiſcher Geiſtlicher iſt gerichtlich belangt worden, weil er junge Leute, welche die Kirche verlaſſen wollten, mit Schlägen in dieſelbe zurücktrieb.

Zürich. Dr. Steiger iſt jetzt Bürger aller drei Vororte. Von Geburt iſt er Luzerner Bürger; und nachdem er ſeinen Heimaths-Canton hat fliehen müſſen, haben ihm die Gemeinden Höngg im Canton Zürich und Nidau im Canton Bern das Bürgerrecht geſchenkt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Unter allen Geſchichtſchreibern des Alterthums iſt keiner höher geehrt worden, als Titus Livius. In einem Briefe des Plinius wird erzählt, daß ein Einwohner von Gadir, nachdem er des Livius Schriften geleſen, von Bewunderung durchdrungen nach Rom gereiſt ſei, blos um den Verfaſſer zu ſehen. Sein Wunſch wurde erfüllt und er kehrte auf der Stelle um, ohne ſich ſonſt um irgend eine Merkwürdigkeit der Welthauptſtadt bekümmert zu haben.

— Als Jacob Meyer, Profeſſor und Paſtor zu Baſel, eine Leichenpredigt hielt und eben den Spruch ablas: „Wie der Baum fällt, ſo liegt er," rührte ihn Angeſichts der ganzen Verſammlung der Schlag, daß er plötzlich verſchied. — Eben ſo unverhofft, vom Schlage gerührt, ſtarb Johann Kuhlin, als er eben öffentlich de obedientia divina disputirte. Eben ſo ſtarb Siegfried Saco, als er eine öffentliche Rede hielt; Nicolaus Haußmann, Superintendent zu Freiburg, mitten unter ſeiner Anzugspredigt; Johann Meyer zu Flensburg unter dem Vaterunſerbeten auf der Kanzel.

— Bougelas, einer der erſten franzöſiſchen Akademiker, der dreißig Jahre an ſeiner Ueberſetzung des Quintus Curtius feilte und, nachdem er lange Zeit Kammerherr bei dem Bruder Ludwigs XIII. geweſen war, dennoch in Armuth ſtarb, verordnete in ſeinem Teſtamente, daß man zur Befriedigung ſeiner Gläubiger alle ſeine Habſeligkeiten verkaufen und, wenn das nicht hinreichend wäre, ſogar ſeinen Leichnam an die Wundärzte ſo vortheilhaft als möglich verhandeln ſollte.

— Kaiſer Maximilian I. verordnete in ſeinem Teſtamente, daß, wenn er geſtorben wäre, man ihm die Zähne ausbrechen, die Haare abſchneiden und Beides auf dem Kirchhofe zu Pulver verbrennen ſollte.

— Der Sultan Amurath war ein ſolcher Hundenarr, daß er allein 40,000 Jagdhunde hielt, von denen jeder mit einem goldenen Halsbande geſchmückt war.

— D'Aubigné berichtet in ſeiner „Univerſalhiſtorie", daß ſich auf der unüberwindlichen Flotte, womit Philipp II. England erobern wollte, unter Andern 8 Franziskanermönche aus Caſtilien, 20 dergleichen aus Portugal, 29 Barfüßer aus Caſtilien, 16 dergleichen aus Portugal, 9 Auguſtiner aus Caſtilien, 14 aus Portugal, 12 Carmeliter aus Caſtilien, 9 aus Portugal, 8 Barfüßer vom Orden des heiligen Franziskus aus Portugal, 22 Jacobiner, 15 Jeſuiten aus Caſtilien und 8 aus Portugal, zuſammen 170 Mönche befanden. Der frommen Flotte folgte noch ein größeres Schiff, angefüllt mit — Freudenmädchen.

— Die bekannten Juriſten Selchow und Koch lagen einander immer in den Haaren und führten ihre gelehrten Streitigkeiten nicht auf die feinſte Manier. Der Eine lebte in Gießen, der Andere in Marburg. Selchow ſchloß einſt eine Vorleſung über die Aemter des heiligen römiſchen Reiches: »Jetzt, meine Herren, kennen Sie alle Erzämter, nur an eines werden Sie ſchwerlich denken, das Koch zu Gießen bekleidet; ich meine das Erzflegelamt.«

— Auf dem Wettrennen zu Newmarket durchlief einſt ein Hengſt von arabiſcher Herkunft, Namens Flying Childers, im ſechſten Jahre ſeines Alters einen Weg von drei engliſchen Meilen, ſechs Furlongs und 93 Yards in ſechs Minuten und vierzig Sekunden.

— Von den Pariſer Zeitungen wurden das „Journal de Paris" im Jahre 1777, die „Gazette de France" 1788, der „Moniteur univerſel" 1789, das „Journal des Débats" 1791, die „Quotidienne" 1814, der „Conſtitutionnel" 1815, der „Courier français" 1819 und der „Commerce" 1825 gegründet.

— Im Jahre 1662 ließen die Kaufleute von Lima in Peru die großen Hauptſtraßen, durch welche der neue Vicekönig ſeinen Einzug halten wollte, mit lauter Silber pflaſtern.

Treffer und Nieten.

* Ludwig XIII. war der berühmteſte Jäger ſeiner Zeit, beſonders in der Falkenbaize. Man meinte, dies ſei ganz natürlich, weil in den Worten: »Louis troizième roi de France et de Navarre« folgendes Anagramm enthalten ſei: roi très rare, estimé dieu de la fauconnerie.

* Richardſon, Verfaſſer der „Anecdotes of the Russian empire etc." will nicht weit von Helſingör ein Schloß geſehen haben, in deſſen Garten Hamlets Vater vergiftet wurde.

a

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 154. **Leipzig, 10. September** **1845.**

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Ein Conflict.

Novelle von Eduard Mautner.

(Fortſetzung.)

Er zog ſein Portefeuille aus der Taſche, nahm aus demſelben ein kleines Manuſcript und gab es Cornelia.

Es war eine Art autobiographiſches Tagebuch. Wir theilen aus demſelben hier nur Bruchſtücke mit, welche auf unſere Erzählung Bezug haben.

Cornelia las unter Anderem:

»Es war ein Frühlingsmorgen, als ich von meinen Lieben einen freundlichen, aber leichten Abſchied nahm: — ſollte ich ſie ja bald wiederſehen, ſollten ja ſchon die nächſten Ferien uns Alle in dem alten wohnlichen Väterſchloſſe wieder vereinigen. Drunten, in dem Schloßhofe, ſtand der Reiſewagen, deſſen Bepackung mit allem Nothwendigen und manchem Ueberflüſſigen die Mutter ſelbſt beaufſichtigt hatte. Die großen Seitentaſchen des Wagens wurden von ihr ſo mit Eßwaaren vollgepfropft, daß ich bei meiner Ankunft noch die halbe Univerſität hätte bewirthen können. Nun war Alles bereit, wie der Poſtillon meldete; mein Vater gab mir noch einige ernſte Ermahnungen und eine gute Geld-Anweiſung, meine Mutter tauſend Küſſe, mein jüngerer Bruder, der ſich noch unter der ſtrengen Zucht eines Hauslehrers für ſeinen Abgang auf die Univerſität vorbereitete, beneidete mich um meine Fuchsherrlichkeit, meine Schweſtern umarmten mich und fort ging es im ſchnellen Trabe von zwei kräftigen Roſſen in die Welt hinaus, die im Sonnenglanze goldener Hoffnungen und Träume vor mir lag, in die Welt hinaus, in der mich Glück, Ruhm und Liebe erwarteten. Wer glaubte das nicht mit achtzehn Jahren, und der Ausſicht auf mehrjähriges freies ſorgenloſes Univerſitätsleben.«

* * *

»Ich kam in Jena an. Nie habe ich ein ſo reines ungetrübtes Glück genoſſen, als in der erſten Zeit meines dortigen Aufenthalts, und werde es auch nicht wieder. Jugend, Freiheit, geiſtreiche anregende Genoſſen und eine reizende Umgebung! O deutſches Studentenleben, wie wahr und ſchön iſt es, was Wilhelm Hauff von Dir ſagt. Du biſt die Zeit, in der alle Keime unſeres Geiſtes und Herzens Blüthen und Knoſpen treiben, in der wir uns Erinnerungen erwerben, an welchen wir unſer ganzes übriges Leben hindurch zehren können!

Ich hatte mich keinem jener Kreiſe angeſchloſſen, welche die Fröhlichkeit und das Studententhum nur in wilden Trinkgelagen und tollen Händeln ſuchen. Nichts deſto weniger aber trank ich meinen Becher wie ein Anderer, und ſtieß meine Klinge. Ich hatte nur zu bald Gelegenheit, dieſe letztere Fertigkeit zu erproben.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ſich der Streit entſpann. Jedenfalls war es ein unbedeutendes, in der Aufregung des Weines geſprochenes Wort, welches eine Forderung von Seiten meines Gegners, eines mecklenburgiſchen Edelmannes, zur Folge hatte. Ein Bekannter bot ſich mir zum Sekundanten an, und am andern Morgen ritten wir nach einem benachbarten Dorfe, wo der Streit ausgefochten werden ſollte. Es war ein herrlicher Tag, der friſche Morgenhauch fächelte meine Wangen, und erregte einen freudigen, faſt übermüthigen Muth in meinem Herzen. Der unglückliche Jenenſer Philiſtergaul blutete von den ſcharfen Ermahnungen meiner Sporen.

Ich betrat den Kampfplatz mit dem feſten Vorſatze, meines Gegners zu ſchonen, wenn ich ihm in der Führung der Waffe überlegen ſein ſollte. Die Menſur wurde genommen, die Klingen geprüft, wir traten an. Mein Gegner wies den Verſöhnungsverſuch, der wie gewöhnlich jetzt gemacht wurde, mit kurzen und barſchen Worten zurück. Wir legten uns aus, der Kampf begann. Mein Gegner ſtieß Anfangs vorſichtige und halbe Stöße. Ich beſchränkte mich auf meine Vertheidigung. Bald aber fing mein Gegner in einer Weiſe zu fechten an, die mich zwang, zu meiner eigenen Sicherheit energiſcher aufzutreten. Seine Stöße wurden feſt, ſicher, gut gezielt. Mein Blut erhitzte ſich, die dämoniſche Kampfluſt, die in jedem Menſchen verborgen ſchlummert, überkam mich. Fürwahr, es iſt ein ſtolzes herrliches Gefühl, Leben und Tod auf der Spitze ſeines Degens ſchweben oder in dem Laufe ſeiner Piſtole ſchlummern zu wiſſen.

Ich ſtieß leidenſchaftlich und darum ſchlecht, und erhielt einen leichten Stoß in die Schulter. Jetzt hätte ich abtreten können, die Sekundanten und der Arzt forderten es, aber ein trotziger falſcher Ehrgeiz hielt mich davon ab. Ich band ein Sacktuch um die Schulter, um das Blut zu ſtillen und griff wieder zu dem Pariſer. Der Blutverluſt ſchwächte mich zwar, aber erbitterte mich auch; nach wenigen raſchen Gängen zog ich meinen Degen blutig aus der Bruſt meines Gegners, der ſterbend zuſammenſank.

Ich war Anfangs wie vernichtet. Der Rauſch der Leidenſchaft war verflogen, aber ich taumelte wie ein Trunkener. Die Anweſenden waren Alle um den Sterbenden beſchäftigt, der noch ein Mal tief aufröchelte und kaum vernehmbar flüſterte: „O meine arme Mutter!“

Die treue Dogge des Gefallenen beroch und beſchnupperte ihn von allen Seiten, und winſelte und heulte herz- und ohrzerreißend.

Ich ſtand [illegible] abſeits und ſtürzte jetzt, meiner nicht mehr mächtig, auf meinen unglücklichen Gegner zu; ich ergriff ſeine Hand, ſie war kalt, er war verſchieden.

In dieſe kalte Todtenhand habe ich mein Ehrenwort abgelegt, daß ich nie wieder dem Vorurtheil ein Opfer bringen, daß ich mich nie wieder ſchlagen werde. Ich kann damit den Unglücklichen freilich nicht wieder ins Leben zurückrufen — ich würde mein Leben dafür mit Freuden hingeben, wenn ich das könnte — ich kann dem Staate, der Geſellſchaft ein Opfer nicht wieder erſtatten, das ich ihnen freventlich geraubt, ich kann den unerſetzlichen Verluſt an großartigen Gedanken und edlen Gefühlen, die vielleicht in dieſem jungen Kopfe und Herzen ſchliefen, nicht gut machen, ich kann ſeine arme Mutter nicht tröſten; aber es iſt eine Buße, die ich mir ſelbſt auferlegt habe, die mir ſchon viele Kämpfe und Demüthigungen gekoſtet hat und vielleicht noch koſten wird. Gleichviel, ich werde mein Ehrenwort halten.«

* * *

»Was nun weiter mit mir geſchah, deſſen erinnere ich mich nur dunkel. Es ſchien mir, als ſteckten mir meine Freunde Geld in die Taſche und ſchoben mich aufs Pferd. Dann folgte eine tolle bewußtloſe Flucht. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette, in einem der Zimmer meines väterlichen Schloſſes, und meine Angehörigen ſtanden ängſtlich und beſorgt um mich herum. Ich war mitten in der Nacht, von Fieberſchauern gerüttelt, in dem Schloßhofe vom Pferde geſunken, welches todt neben mir hinſtürzte. So fanden mich bewußtlos am andern Morgen die Dienſtleute. Ein heftiges Nervenfieber brach ſich an meinem geſunden jugendlichen Körper. Aber meine ſchrecklichen Fieberphantaſien hätten meine Eltern von dem traurigen Vorfalle in Kenntniß geſetzt, wenn es auch die Nachforſchungen der Gerechtigkeit nicht gethan hätten.

— Alfred, ſagte mein Vater zu mir, als ich wieder ſo weit hergeſtellt war, um ohne Gefahr eine Reiſe antreten zu können, Alfred, ich will über das Vergangene nicht rechten mit Dir, es muß Dir ohnehin ſchmerzlich genug ſein und ich weiß, Du trägſt nur die halbe Schuld an dem Vorgefallenen, ein tiefgewurzeltes Vorurtheil und der Zufall tragen die andere.

Beſchämt über ſo viel Güte und Nachſicht ſtürzte ich weinend meinem Vater zu Füßen.

— Hier kannſt Du nicht bleiben, ſagte er zu mir, Du mußt reiſen, mußt Dich zerſtreuen, Deine Staatslaufbahn iſt nun einmal vernichtet und Dein jüngerer Bruder ſoll die Hoffnungen erfüllen, die ich in dieſer Beziehung auf Dich geſetzt habe. Wenn Du nach Jahren, reich an ernſten Erfahrungen, zurückkehrſt, und Gras über die alte Geſchichte gewachſen iſt, ſollſt Du die Verwaltung dieſes Gutes übernehmen. Aber laß Dir dieſen Vorfall zur Warnung dienen!

Ich wiederholte in die lebenswarme Hand meines Vaters den Schwur, den ich in die ſtarre kalte meines Gegners geleiſtet hatte.«

* * *

»Man hat äußerlich mit einer Begebenheit bald abgeſchloſſen, aber innerlich, innerlich! Mein Vater hatte mir verziehen, die Gerechtigkeit meines Vaterlandes konnte mich nicht erreichen, ich reiſte, ich unterhielt und belehrte mich, aber vor meinen Augen lag immer und überall mein Gegner, von Blut überſtrömt, die treue Dogge ſchmerzvoll über ihn gebeugt; in meinen Ohren gellte immer und überall das ſchreckliche Gewinſel des Hundes und der Ruf des Sterbenden: „o meine arme Mutter, o meine arme Mutter!“«

* * *

»Man hat mich oft empfindſam genannt, ja ſogar das Wort „ſentimental“ gebraucht, und der tiefe unauslöſchliche Eindruck, den der Ausgang dieſes meines erſten und letzten Duells auf mich machte, iſt vielleicht ein Beweis für die Richtigkeit dieſer Beurtheilung meines Charakters. Wie kommt es, daß ich noch nicht geliebt habe?«

* * *

»Ich kam nach Paris, ich ſtürzte mich in den tollſten Strudel des Lebens und des Genuſſes, aber meine traurigen Geſichte verfolgten mich fort und fort. Da lernte ich Cornelia kennen, es war mir, als ob ihr ſanfter Blick die Kraft hätte, die finſtern Geiſter zu bannen, die mich beſtürmten, wie Davids Harfe den Wahnſinn Sauls; es war mir, als könnte es nur in ihrer Nähe Freude, Ruhe und Seligkeit geben.«

* * *

»Dieſer royaliſtiſche Vicomte iſt mir eine unangenehme Erſcheinung. Er beobachtet mich immer mit einem ſtechenden Blicke, der mir wehthut. Es iſt mir, als ſollte er einſt noch einen unheilvollen Einfluß auf mein Geſchick ausüben.«

* * *

»Ich mußte heute meinen braven Johann entlaſſen, der mich von Deutſchland aus auf allen meinen Wegen begleitete. Er war in unſerer Familie ein ſogenanntes Hausmöbel. Mich liebte er beſonders; er trug mich auf den Armen und verhehlte ſpäter, als ich größer und wilder wurde, meine tollen Streiche oder wenigſtens ihre Folgen. Seine Mutter daheim iſt alt und krank, ſie will ihn noch ein Mal ſehen. Da mußte er freilich nach Hauſe. Sein Nachfolger Jean, den mir einer meiner franzöſiſchen Bekannten empfohlen hat, iſt ſehr höflich, gewandt und pünktlich — und wenn er das nicht wäre, würde ich ihn natürlich fortjagen — aber ich traue ihm doch nicht recht, er hat etwas Heimliches, Falſches, Lauerndes in ſeinem ganzen Weſen.«

* * *

Als Cornelia geendet hatte, rief ſie tief erſchüttert:

— Gott, was haben Sie leiden müſſen!

— Und der Auftritt mit dem Vicomte iſt nicht der einzige dieſer Art in meinem Leben, ſagte Alfred; ich habe ſchon viel, ſehr viel deshalb leiden müſſen. Und das Schlimmſte dabei iſt, ich kann der Welt den Grund meines Benehmens nicht erklären, ſie würde ihn nicht verſtehen, würde ihn wohl gar für die erbärmliche Ausflucht eines Feiglings halten. Und ſo muß ich denn ſchweigen und dulden.

— Ich habe nicht weniger gelitten, theurer Freund, ſagte Cornelia. Obwohl ich nie an Ihnen zweifelte, ſo hat mich doch das Räthſelhafte Ihres Benehmens beunruhigen müſſen. Dazu kam noch, daß ich Sie nicht wieder ſah, nichts von Ihnen hörte und es nicht wagte, mich nach Ihnen zu erkundigen. Ein Wort konnte Verdacht erregen, da man mir ſchon ohnedies die Art von Genugthuung, die ich Ihnen für die Beleidigung des Vicomte gab, übel nahm.

— Ich hoffe, ſagte Alfred, daß wir uns von nun an frei werden wiederſehen können. Ich lege durchaus kein Gewicht auf meine Mitwirkung bei dieſem Kampfe; aber ſie wird mir doch wieder die Thüren der Salons öffnen, denn ſie beweiſt wenigſtens, daß ich das Duell nicht aus Furcht vor einer Kugel ausſchlage.

In dieſem Augenblicke ließ ſich wieder aus geringer Entfernung Kleingewehrfeuer vernehmen; es kam immer näher und näher.

Alfred wollte hinunter, aber Cornelia hielt ihn mit Bitten und Flehen zurück.

— Cornelia, ſagte Alfred ernſt, ich muß hinab, aber bevor ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren, ſage mir noch ein Mal, daß Du mich liebſt.

— Ich liebe Dich mehr als Alles, mehr als meine Pflicht, meine Ehre, mein Leben, meinen Gott, rief die leidenſchaftliche Frau außer ſich, und ſchlang ihre Arme eng um ſeinen Nacken.

Alfred drückte einen Kuß auf ihre Stirne und ihre Lippen und wollte ſich dann losreißen. Aber die weichen Arme Cornelia's ſchlangen ihn dichter und dichter, und das Knattern des Gewehrfeuers und das entferntere Grollen der Kanonen, welches die Grabesſalve der Tirannei war, war auch zugleich das Hochzeitsgeläute für zwei junge unglückliche Herzen.

Als die Liebenden aus ihrem Taumel erwachten, zerfloß Cornelia in heißen Thränen; Alfred tröſtete ſie, ſo viel er es ſelbſt vermochte; dann riß er ſich mit einer gewaltigen Anſtrengung los, und eilte glücktrunken hinab aus den weichen Armen der Liebe auf das kugelnregnende Schlachtfeld.

III.

Der Kriegslärm in den Straßen von Paris war verhallt, das Volk hatte in den drei Tagen einen glorreichen Sieg davon getragen, glorreicher noch durch die Mäßigung, die das Volk in demſelben bewährt, als durch die glänzenden Waffenthaten, die es verrichtet hatte. Karl war geflohen, ein Dynaſtiewechſel hatte die Revolution beendigt. Unter Denjenigen, welche von der neuen Dynaſtie wegen derſelben Thaten belohnt und ausgezeichnet wurden, welche die alte, wenn ſie geſiegt hätte, wahrſcheinlich mit dem Schaffotte oder lebenslänglichem Bagno beſtraft hätte, befand ſich auch Alfred; er bekam die Juli-Decoration.

Mit derſelben im Knopfloche und den Arm noch in der Schlinge, trat er wieder in der Geſellſchaft auf. Sie kam ihm wieder ſo zuvorkommend und freundlich, wie vor jener Kataſtrophe, ja ſogar noch aufmerkſamer entgegen, denn das Seltſame, das Sonderbare, das Auffallende zieht immer an, und zu einer derartigen Erſcheinung muß man auch einen jungen Mann rechnen, welcher eine Beleidigung ungerächt hinnimmt und ſich an den Barrikaden mit Löwenkühnheit ſchlägt. Freilich war auch die Geſellſchaft ſelbſt eine andere geworden. Die große Revolution hatte nicht ſowohl eine Vermiſchung, als vielmehr eine völlige Gleichſtellung oder, eigentlicher, Aufhebung der verſchiedenen Stände verſucht; aber die Erſchütterungen waren damals zu heftig, es konnte ſich kein Niederſchlag bilden. Der Juli-Revolution war es aufbehalten geblieben, jenes Bündniß der Ariſtokratie des Blutes mit der des Geiſtes und des Vermögens zu ſchließen, welches ſeitdem befeſtigt ſich zur ſchönſten Blüthe unſeres ſocialen Lebens entwickelt hat. Freilich waren es damals nur wenige Häuſer, welche den Sammelplatz für dieſe neue, echt kosmopolitiſche Ariſtokratie hergaben. Man experimentirte dieſen geſellſchaftlichen Gährungsprozeß zuerſt in wenigen kleinen Gefäßen.

Der Marquis hatte ſich, als er ſah, daß man ſich begnügte, den König, ſeine Miniſter und die Schweizer fortzujagen, aber nicht daran dachte, die Ariſtokraten zu guillotiniren, der neuen Herrſchaft angeſchloſſen, wäre es auch nur, um gegen dieſelbe zu intriguiren.

Alfred kümmerte ſich übrigens wenig darum, wie ihn die Geſellſchaft aufnahm, er verachtete die Leute, welche ihm jetzt ſchmeichelten und ihm früher Muth und Ehre abgeſprochen hatten; er beſuchte, wie früher, nur das Haus des Marquis und diejenigen Orte, wo er Cornelia zu finden hoffen konnte. Er wäre glücklich geweſen, wenn die zarte Seele Cornelia's nicht von den furchtbarſten Gewiſſensbiſſen über ihren Fehltritt gepeinigt worden wäre, und wenn er nicht ſeine Geliebte, wegen der großen Wachſamkeit, mit der ſie der Vicomte und wahrſcheinlich, von dieſem gewarnt, auch der Marquis ſie beobachtete, nur ſo ſelten allein hätte ſprechen können.

So blieb ihnen denn nichts übrig, als ſich durch viele lange Briefe für den Zwang zu entſchädigen, den ſie ſich in Geſellſchaft, wo ſie nicht nur ihre Worte, ſondern auch ihre Blicke beherrſchen mußten, auferlegten.

Eines Tages aber erhielt Alfred einen ganz kurzen Brief, er war feucht von Thränen und enthielt die Kunde von einer freudigen, beglückenden Hoffnung, der ſich Cornelia hingeben durfte, und deren Erfüllung ſie als ein Pfand der göttlichen Vergebung ihres Fehltrittes betrachten würde.

Alfred war außer ſich vor Freude; er beſuchte an dieſem Tage den Salon der Marquiſe nicht, denn er fürchtete ſeine Gefühle beim Anblicke ſeiner Geliebten nicht beherrſchen zu können. Als er am andern Tage ſich genug geſammelt zu haben glaubte, ging er hin. Der erſte Menſch, der ihm im Salon begegnete, war der Vicomte, der ihm eine ironiſch-höfliche Verbeugung machte. Sie hatten ſich natürlich nach jenem Auftritte nicht mehr gegrüßt, und Alfred war etwas betroffen über dieſes Benehmen des Vicomte, das er ſich nicht zu erklären vermochte.

Nach einer Weile ging ſein Feind, zum Staunen der ganzen Geſellſchaft, gerade auf ihn zu.

— Mein Herr, ſagte er ſehr höflich, können Sie mir eine Sekunde Gehör ſchenken?

— Ich wüßte nicht, Herr Vicomte, was wir Zwei noch mit einander zu beſprechen hätten, erwiderte Alfred und wollte gehen.

— O viel, ſehr viel, ſagte der Vicomte, ihn zurückhaltend. Dann zog er Alfred, ohne eine Erwiderung abzuwarten, in eine Fenſterbrüſtung.

— Mein Herr, ſagte er dort, Sie werden die Güte haben, mich morgen Vormittag um zehn Uhr in meiner Wohnung zu beſuchen.

— Ich kann Sie verſichern, Herr Vicomte, daß ich nicht dieſe Abſicht habe.

— Das iſt mir gleichgiltig, ſage ich Ihnen, Sie müſſen kommen und Sie werden kommen.

— Herr Vicomte, dieſe Sprache ...

— Wird Ihnen erklärlich werden, wenn Sie einen Blick auf dieſes Billet geworfen haben.

Dabei zog er mit triumphirender Miene ein Brieſchen aus ſeinem Portefeuille, ließ Alfred einen Blick hineinwerfen und ſteckte es dann wieder ein.

— Werden Sie kommen? fragte er dann.

— Ich werde, ſagte Alfred beinahe tonlos.

Das Brieſchen, welches ſich jetzt in dem Beſitze des Vicomte befand, war dasjenige, welches Alfred geſtern von Cornelia erhalten hatte. Es war mit dem vollen Namen der Marquiſe unterzeichnet und mit ihrem Wappen geſiegelt. Die Unglückliche war viel zu unſchuldig, um vorſichtig ſein zu können.

Alfred ſtürzte nach Hauſe, er wagte es nicht mehr, ſich ſeiner Geliebten zu zeigen. Er verfluchte ſich und ſeine Ungeſchicklichkeit. Als er nach Hauſe kam, war ſein Bedienter abweſend und erſchien auch nicht wieder. Die Schatulle, in welcher Alfred ſeine Briefe aufbewahrte, war verſchloſſen, er öffnete ſie, nichts fehlte in derſelben, als gerade der verhängnißvolle Brief.

Offenbar mußte Jean von dem Vicomte, der wohl ſeit lange ſcharf beobachtet und Verdacht geſchöpft haben mochte, beſtochen worden ſein, die Schatulle mittelſt eines falſchen Schlüſſels geöffnet und den Brief entwendet haben.

Alfred überlegte nun, was er zu thun habe. Anfangs wollte er ſich in ſeiner Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagen; aber der Gedanke, daß er ſeine Geliebte vor Schmach retten, daß er den Brief wiederhaben, um jeden Preis wiederhaben müſſe, hielt ihn davon ab. Dieſer Gedanke ſtand feſt in ihm als der unveränderliche glühende Mittelpunkt ſeines ganzen Sinnens und Trachtens.

Indeſſen war es ziemlich ſpät in der Nacht geworden. Alfred nahm aus einem Käſtchen ein Paar herrliche Piſtolen, und lud ſie mit ungemeiner Sorgfalt.

Dann gab er ſeinem großen ſchönen neufoundländer Hunde eine kleine Quantität von einem weißen Pulver, und nach einer Viertelſtunde lag das prächtige Thier zuckend, verröchelnd, ſterbend am Boden.

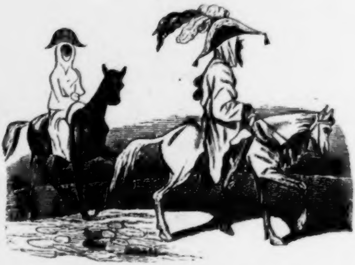
— Auch das Gift hat ſeine Kraft nicht verloren, ſprach Alfred finſter. Alter treuer Freund, fuhr er zu dem Hunde gewendet fort, der noch ſeine brechenden Augen auf ſeinen Herrn heftete, verzeihe mir, aber mir ahnt, daß ich Dir bald nachfolgen werde.

Dann warf ſich Alfred angekleidet auf das Ruhebett und erwartete ſchlaflos und gedankenvoll den Morgen. (Schluß folgt.)

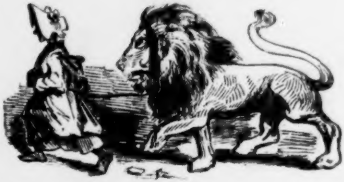
Der Schloßochſe und der Stadthund.

In Tenzels „Monatlichen Unterredungen" vom Jahre 1697, S. 270, lieſt man Folgendes: An einem fröhlichen Hofe hatte man, vor etwa hundert Jahren, die heilige Faſtnacht ziemlich unheilig zugebracht und fürchtete, daß der Hofprediger den nächſten Sonntag von heiliger Stätte darüber Etwas ſagen würde. Denn damals war den Hofpredigern noch gegeben Macht und Gewalt, zu richten die Sitte der Höfe, und es iſt nie erhört worden, daß derſelben Einer am Herzdrücken geſtorben ſei. — Um alſo dem Hofprediger des gedachten fürſtlichen Hofes Stillſchweigen zu empfehlen, oder, altdeutſch geſprochen, das Maul zu ſtopfen, befahl der Fürſt, einen feiſten Ochſen, den man, mit Band geputzt und auf den Hörnern vergoldet, zum Faſtnachtſpaß durch die Stadt geführt hatte, endlich zum Hofprediger zu führen und dort ſtehen zu laſſen, als ein Zeichen fürſtlicher Gnade. — Der Sonntag kam und alle Welt ſtrömte zur Kirche, um zu hören, wie der Hofprediger den Hof ob der Freuden der Faſtnacht abkanzeln würde. Der Hofprediger aber, des feiſten Ochſen daheim wohl eingedenk, ſchwieg weislich über Alles. — Das nahm ſich der Stadtdiaconus ad notam, dem kein Ochſe zugeführt worden war, beſtieg (wahrſcheinlich voll Ingrimms darob) die heilige Stätte, eröffnete ſeinen Vortrag mit den Donnerworten: »Wenn der Schloßochſe nicht will brummen, ſo muß der Stadthund bellen.« und zog nun zu Felde, mit allen Waffen ſeines heiligen Amtes, gegen das unheilige Weſen der letzten Faſtnacht am Hofe.

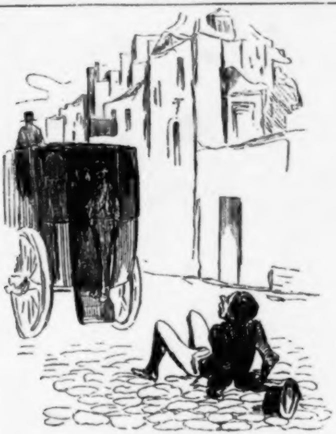
Zeitbilder.



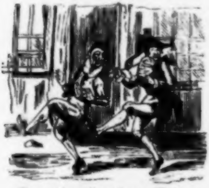
Abd-el-Kader und ſein Adjutant.



Madame Abd-el-Kietz mit ihrem Schoßhündchen.



Ueberall Abfall.



Egmont auf andere Art
oder
Vergnügtſein zweier Schauſpieler hinter den Couliſſen, nachdem der eine als Alba und der andere als Vanſen gerufen worden.

Ein Jeſuitenſtücklein.

Gegenwärtig, wo die Umtriebe der Jeſuiten auf mehreren Punkten unſeres Welttheils wieder ſo große Aufregungen bewirken, dürfte nachſtehende Skizze über ihr einſtiges Verfahren im Königreiche Polen, welche uns der ehemalige Rektor der Krakauer Univerſität, Kollontay, in ſeinem Werke „Cultur-Geſchichte Polens unter der Regierung König Auguſts III. von 1750 bis 1764" giebt, nicht ohne Intereſſe ſein.

»Wie überall,« ſagt unſer Verfaſſer, »ſo war auch hier der Hauptzweck des Ordens, ſich zu bereichern und zu herrſchen; hauptſächlich ſahen ſie es dabei auf geiſtesſchwache reiche Frauen ab. So ſchmeichelten ſie ſich bei der reichen Gräfin Firley, der Beſitzerin der Grafſchaft Treyn, unweit Krakau, ein. Angelockt durch den ungeheuern Reichthum der frommen Wittwe, wußten ſie ſehr bald ihr zartes Gewiſſen zu umgarnen. Ein Pater des Ordens wurde Beichtvater der Gräfin und betete mehrere Stunden täglich mit ihr in der düſtern Kapelle des alten Schloſſes. Die irdiſchen Geſchäfte, welche bei der Größe der Grafſchaft bedeutend waren und von der Gräfin bisher ſelbſt beſorgt wurden, fand der Beichtvater für ihr himmliſches Wohl hindernd. Er wußte die fromme Dame dahin zu bringen, daß ſie ſelbſt ihn dringend anflehte, ſie von dieſer irdiſchen Unbequemlichkeit zu befreien, um ganz ihrem Seelenheil zu leben. Nach einigem Zögern übernahmen einige im Schloſſe ſich aufhaltende Jeſuiten dieſes ihnen erwünſchte Geſchäft. Nun war die Gräfin, die reiche Grafſchaft mit allen ihren Einkünften, in der Hand des Ordens Jeſu. Die fromme Beterin fand ſich dabei belohnt, ſie hatte Viſionen, ſie pflog mit Heiligen Umgang, von Zeit zu Zeit erſchienen die heiligen Aloyſius und Koſtka, die mit ihr zu Abend ſpeiſten und andere Kurzweil trieben. So heimlich nun auch die Jeſuiten ihr Gaukelwerk trieben, ſo ward es dennoch in der Gegend ruchbar. Die Familie fürchtete, die Gräfin möchte ihr Vermögen den Jeſuiten verſchreiben. Ein Bettelmönch übernahm es, ihr die Augen zu öffnen. Er ſchlich ſich, mit zwei gewaltigen goldenen Schlüſſeln in der Hand, in das Schloß und erſchien ſcheltend im Saale, als er gerade die Gräfin mit den Heiligen tanzen ſah. Dieſe bekannten im erſten Schreck, daß ſie verkappte Jeſuiten wären, wurden entlarvt und noch in derſelben Nacht vertrieb die erſtaunte Gräfin alle Jeſuiten aus ihrem Schloſſe, das ſie aber aus Schaam nie wieder verließ.«

Auctions-Anzeige.

In der nächſten Auction zu Larifari kommen folgende Gegenſtände vor:

Von Carl dem Kahlen eine Locke,
Ein Stoß von einem Ziegenbocke,
Cigarrenrauch in Wind gefaßt,
Ein Centner ſchwere Bürgerlaſt.
Ein Liebesſchwur aus alter Zeit,
Ohrfeigen aus dem Bauernſtreit,
Ein Schächtelchen mit Magenkrampf,
Ein Schleier, der gewebt aus Dampf,
Die Menuett und der Cancan,
Den man getanzt zu Canaan.
Dreiviertel Ell'n Citronenſaft,
Ein Strohhut, der die Eigenſchaft:
Daß jeder Dummkopf, der ihn trägt,
Sich dann als ein Genie bewegt.
Zum Schluſſe — aus Gefälligkeit —
Ein halbes Quentchen Heiſerkeit,
Noch von der Catalani her,
Und endlich noch von Meyerbeer,
(Die größte all' der Raritäten):
Die Partitur von dem — Propheten.

Th. D. (Deutſche Damenzeitung.)

Zapfenstreich.

Algier. Eine gelehrte Körperſchaft unter dem Namen „Inſtitut von Afrika“ ſoll hier gegründet und von dem Pariſer reſſortirt werden. (Schon Napoleon gründete in Kairo ein Inſtitut von Aegypten.)

Altenburg. Nachdem der Buchhändler Helbig hierſelbſt bereits vor drei Monaten um Conceſſion einer Zeitſchrift „Blätter für die Intereſſen der chriſtkatholiſchen Kirche, von Robert Blum“, eingekommen, iſt obiger Handlung das Geſuch abgeſchlagen worden.

Baden. Trotz aller Proteſtationen wider das Spiel ſcheint der Pächter Benazet der öffentlichen Meinung frech die Stirn zu bieten. Statt der frühern zwei, höchſtens drei Spieltiſche, hat er jetzt deren vier aufgeſtellt, darunter einen Trente- et Quarante-Tiſch, an welchem nur um Gold geſpielt wird und auf welchem ein Portefeuille liegt, ein Zeichen, daß hier auch Banknoten angenommen werden.

Berlin. Die Einführung einer Nachtigallen-Steuer von 10 Thalern für jeden Vogel jährlich, deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden ſoll, iſt höhern Orts genehmigt worden.

∴ Die Eröffnung der neuen Opern-Stagione im Königſtädter Theater erfolgte mit Verdi's Oper „I Lombardi“, welche 1843 für die Scala in Mailand geſchrieben wurde. Der Erfolg war ein durchaus günſtiger.

∴ Das „Journal des Débats“ enthält oft Dinge, von denen ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt. So leſen wir darin die merkwürdige Theaternachricht aus Berlin, daß man am 19. Auguſt die „Phädra“ nach Schillers deutſcher Ueberſetzung gegeben, nachdem dieſe 28 Jahre geruht habe. Die Inſcenirung des großen franzöſiſchen Meiſterwerkes ſei der Gegenſtand der größten Sorgfalt der Direktion geworden; die Dekorationen waren neu, die Coſtüme von ſeltener Pracht und alle Rollen bis auf die unbedeutendſten waren den beſten Mitgliedern anvertraut; die der „Phädra“ und „Aricia“ wurden von zweien der berühmteſten deutſchen Schauſpielerinnen, von Sophia Schröder und Clara Stich geſpielt. Fragmente aus der C-dur-Symphonie von Mozart und aus der D-dur von Beethov[illegible]ienten als Ouvertüren und Zwiſchenakte. Das Berliner Publikum habe die berüh[illegible] Tragödie mit der lebhafteſten Genugthuung aufgenommen, was die Direktion beweg[illegible]e, auch Racine's „Athalia“ wieder einzuſtudiren, wozu der verſtorbene Kapellmei[illegible] „[illegible]“ in Deutſchland berühmt gewordene Ouvertüren, Chöre und Zwiſchenakte geſchrieben habe.

∴ Göthe's Geburtstag wurde hier in Krolls Garten durch eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung begangen, wobei mehrere Zöglinge der Gohnfeld'ſchen Theaterſchule ihre Mätzchen machten.

∴ Die „Indépendance“ bedauert, den „ewigen Juden“ als Feuilleton ihren Leſern aufgetiſcht zu haben. Zu gleicher Zeit iſt auch die Lütticher „Tribune“ in den Harniſch gerathen und erklärt: daß der belgiſche Liberalismus die Solidarität vieler Ideen von Eugene Sue ganz von ſich abweiſen müſſe.

Breslau. In einem Anſchlag am ſchwarzen Brett hieſiger Univerſität wird angezeigt, daß in dem Abgangszeugniſſe ausdrücklich bemerkt werden ſoll, ob und wie oft der Abgehende wegen Schulden verklagt worden ſei und ob ihn dabei der Verdacht des Leichtſinnes und der Verſchwendung treffe.

Brüſſel. Am weſtlichen Himmel hat man hier, Abends nach 9 Uhr, eine ſogenannte **Parhelia** beobachtet, ein Lichtbild, das zwei übereinander ſtehende Sonnen zeigte, von denen jede mit einem regenfarbigen Strahlenkreiſe umgeben war.

Coblenz. Jules Janin war der einzige Journaliſt, der hier dem Hof-Concerte beiwohnte und mit dem der König von Preußen ſich längere Zeit unterhielt.

Cöln. Der hieſige Männergeſangverein hat der Sängerin Jenny Lind eine Serenade gebracht.

Freiburg. Bei einem hieſigen angeſehenen Bürger, Herrn J. Hartmann, wurde in dieſen Tagen eine Hausſuchung, mit Umgehung der geſetzlichen Formen, während ſeiner Abweſenheit veranſtaltet und zu dieſem Zwecke ſelbſt das Schlafzimmer ſeiner Frau erbrochen. Herr Hartmann hatte kurz vorher durch das Kaufhaus zwei Kiſten erhalten, in welchen ſich durchaus Waffen befinden ſollten. Statt der Waffen fand man jedoch — Glaswaaren.

Glarus. Einen Herrn Lenzinger, der ſich in gereizter Stimmung beleidigende Aeußerungen über die Väter der Jeſuiten erlaubt, indem er geſagt: es ſei doch traurig, daß wegen ein Paar ſolcher Schelme und Spitzbuben der Canton Luzern ruinirt werde und noch die Schweiz darunter leiden müſſe,« hat das hieſige Polizeigericht eines Vergehens ſchuldig erklärt und ihm eine Krone Buße auferlegt.

Göttingen. Berzelius weilt ſeit etlichen Tagen hier und wohnt bei ſeinem Schüler und Freunde Wöhler. Kurz nach ſeiner Ankunft brachten ihm die Studirenden einen Fackelzug und am folgenden Morgen überreichte ihm die medizinische Fakultät das Ritterkreuz des Guelphen-Ordens, das der König für ihn beſtimmt hatte.

Haag. Die für die Südſee-Fiſcherei beſtimmte Fregatte, „der Südpol", mit 36 Köpfen bemannt, iſt von Amſterdam nach dem Nieuwen Diep abgegangen. Das Schiff iſt auf drei Jahre ausgerüſtet und ſo groß, daß es den Thran und Fiſchbein von 50 Wallfiſchen faſſen kann. Branntwein iſt nicht mit an Bord genommen worden, da die ganze Mannſchaft demſelben entſagt hat.

Hamburg. Der Mnemotechniker Herrmann Kothe, ein Schüler des berühmten Reventlow, iſt hier angekommen und wird eine Reihe Vorleſungen über Gedächtnißkunſt halten.

Heidelberg. Der Univerſitäts-Bibliothekar Dr. Weil hierſelbſt iſt vom Großherzog, unter Belaſſung ſeiner bisherigen Dienſtleiſtungen, zum außerordentlichen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen ernannt worden.

Johannisberg. Die Barone M. A., Salomon und Anſelm von Rothſchild haben dem Fürſten von Metternich hierſelbſt ihre Aufwartung gemacht.

Königsberg. Ein Candidat der Theologie erklärte unlängſt hier in einigen ſeiner Predigten von der Kanzel herab, daß er die proteſtantiſchen Freunde ſo lange verfolgen wolle, als ein Blutstropfen in ihm ſei. (Hamb. n. Z.)

∴ Der Lieutenant von Leithold, welcher bekanntlich den Referendar Schade im Duell erſchoſſen hat und durch ein kriegsrechtliches Erkenntniß zu ſechsjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt war, iſt vom Könige vollſtändig begnadigt worden.

Kopenhagen. Das 25jährige Jubiläum der Entdeckung des Electromagnetismus durch unſern großen Phyſiker Oerſted iſt am 14. Auguſt hier gefeiert worden.

∴ Die Studenten in Upſala haben ein Dankſchreiben für die Gaſtfreundſchaft geſendet, welche ſie hier gefunden. Es heißt darin unter Anderm: »Nach dem, was wir bei Euch erfahren, iſt es uns klar geworden, daß die Sache, welche die ſtudirende Jugend Dänemarks und Schwedens ſo emſig gepflegt hat, bereits die gemeinſame Angelegenheit des ſcandinaviſchen Volkes iſt oder doch bald werden wird.«

∴ Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß ein Student aus Athen, vier aus der Moldau und einer aus Trieſt hier angekommen ſind. Der neue Studentenverein hat ihnen ein Feſt gegeben.

∴ Der Redakteur der „Kjöbenhavnspoſt", Lund, war wegen einer gemilderten Ueberſetzung aus von Lamennai's „Worten eines Gläubigen" vor Gericht geſtellt worden. Der Staatsanwalt trug auf die Todesſtrafe an, das Gericht aber ſprach den Angeklagten frei.

Leipzig. Der Direction der Anhaltiſchen Eiſenbahn wollen wir einen Rebus aufgeben. Im Juni vorigen Jahres betrug die Güterfracht 45,164 Centner mit einer Einnahme von 12,634 Thalern. Im Juni dieſes Jahres 48,638 Centner mit einer Einnahme von 12,129 Thalern. Alſo 3500 Centner mehr transportirt und doch 500 Thaler weniger Einnahme. Iſt dies ein Rechnungsfehler?

∴ Die „Morning-Chronicle" enthält über die Vorgänge in Leipzig und die religiöſen Bewegungen in Deutſchland einen leitenden Artikel, worin die Worte vorkommen: »Die römiſch-katholiſche Kirche hatte, gleich andern Kirchen, in den letzten Jahren die große Nothwendigkeit einer Erneuerung und Wiederbelebung gefühlt; ſie verwandte dazu hauptſächlich die Jeſuiten, dieſe haben indeß die Sache nicht mit der von ihnen erwarteten Weisheit, Erfahrung, Kenntniß der Welt und der Zeit in das Werk gerichtet. Die Jeſuiten ſind nicht mehr (??) die liſtigen und geſchickten Männer der Welt wie vor einem Jahrhundert, da die Welt, wenigſtens die von Einfluß, in allen Ländern ein Paar Magnaten und einen beſchränkten ariſtokratiſchen Kreis begriff.

∴ Laut franzöſiſchen Zeitungen haben mehrere Theaterdirektoren von Paris und aus der Provinz ſich an den Miniſter des Auswärtigen mit der Bitte gewandt, keinem Schauſpieler eher einen Paß nach dem Auslande zu bewilligen, als bis er ſich über ſein letztes Engagement ausgewieſen und ein Zeugniß ſeines Direktors beigebracht habe, daß er ſeinen Verpflichtungen bisher nachgekommen. — Gleiche Maßregeln ſollten auch in Deutſchland eingeführt werden, um dem Durchgehen der Schauſpieler einen Damm zu ſetzen, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß dann gewiſſe Direktoren und Regiſſeure ein Mittel mehr in der Hand haben, ihre Launen und Malicen an Bühnenmitgliedern auszulaſſen, denen ſeither nichts Anderes, als der Contractbruch übrig blieb, wenn ſie ihr Ehrgefühl retten wollten. Zweitens findet ſich immer eine andere Direktion, die ſie wiederum in Contract nimmt. Selbſt Hoftheater bieten die Hand zum Reißaus, indem ſie Reiſegeld oder gar einen Commiſſär ſchicken, der zum Entweichen bei Nacht und Nebel hilfreiche Hand leiſtet. Bevor man nicht unter den Theatern eine Art General-Cartel abſchließt, wird dies bleiben; denn obwohl im zweiten Buch Moſe, Kapitel 20, Vers 17 geſchrieben ſteht: »Laß Dich nicht gelüſten Deines Nächſten Hauſes, noch Weibes, noch ſeines Knechtes, noch ſeiner Magd, noch ſeines Ochſen, noch ſeines Eſels, noch Alles, was Dein Nächſter hat;« ſo ſteht doch auf der Uebertretung dieſes göttlichen Gebotes (außer was das Bischen Geſinde-Ordnung in Deutſchland betrifft) keine zeitliche Strafe, und ein Schauſpieler iſt weder Knecht, noch Ochs, noch Eſel ſeiner Direktion.

Leeds. Die Spekulationswuth in Aktien wuchs in letzterer Zeit zu einer ſolchen Höhe, daß die Behörde zur Zeit der Stocksbörſe ſich genöthigt ſah, die Communikation der angrenzenden Straßen durch Polizei frei zu halten.

Liſſabon. Der König von Portugal beabſichtigt eine Reiſe nach den Azoren.

London. In der Nacht vom 20. Auguſt machte Herr Green wiederum eine mit Feuerwerk verbundene Luftfahrt, bei welcher er aber durch widrige Winde beinahe ſein Leben verloren hätte. Er ſelbſt konnte ſich nur mit Mühe retten, ſein Ballon iſt jedoch mit dem ganzen Apparat gänzlich vernichtet.

∴ Aus Woolwich wird die Nachſicht und Huld gerühmt, welche die Königin bei ihrer Ueberfahrt nach Antwerpen gegen die Schiffsmannſchaft gezeigt, indem der Letzteren durchaus kein Zwang auferlegt, es ihnen ſogar erlaubt war, ſich ihrer Pfeifen und Cigarren zu bedienen.

∴ Die Quäker haben in einem Circulare ihre Glaubensbrüder aufgefordert, ſich von jeder Eiſenbahn-Aktien-Spekulation fern zu halten.

∴ In der „Morning-Chronicle“ wird, bei Beſprechung der Unruhen in Deutſchland, Luthers Kernlied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ als aus — Schillers „Räubern“ entlehnt, aufgeführt.

Luzern. Der berühmte Criminaliſt, Geheimrath Dr. Mittermeier, hat hier einige Tage verweilt. Er reiſte von hier nach Mailand, um von da nach Neapel und Sicilien zu gehen.

München. In der königlichen Münze hat man eine Medaille auf das 1100jährige Jubiläum des Bisthums Eichſtädt geſchlagen.

∴ Zufolge allerhöchſten Beſchluſſes darf die Univerſität Leipzig bis auf Weiteres von keinem Baier beſucht werden.

∴ Der berühmte ruſſiſche Akademiker von Bär iſt hier eingetroffen.

Neapel. Die Prinzen Carl und Lucian Bonaparte ſind hier eingetroffen, um dem Congreß der italieniſchen Naturforſcher beizuwohnen.

∴ Die hieſige Regierung, beſonders der Miniſter des Innern, bietet Alles auf, um die Gelehrten zum Congreß würdig zu empfangen.

Paris. Der Prozeß gegen die entwichene Schauſpielerin Dem. Pleſſy, vom Théâtre français, iſt jetzt im Gange und das Gericht hat vorläufig von dem ſchönen Flüchtling 6000 Francs Caution gefordert. Die Entwichene hatte aus einem ſieben Meilen entfernten Orte geſchrieben, daß ſie krank ſei und ſich damit entſchuldigen wolle, worauf aber der Direktor entgegnet, daß ſie gar kein Recht dazu habe, ſich ſo weit zu entfernen.

∴ Hector Berlioz vermerkt es im „Journal des Débats“ ſehr übel, daß Italien bei dem Beethovenfeſte gar nicht vertreten geweſen, während alle andern, in den Cultus der Tonkunſt wahrhaft eingeweihten Nationen ihre Bevollmächtigten entboten hätten. Freilich, ſagt Berlioz, ſei Beethoven dem muſikaliſchen Italien ein Dorn im Auge und überall, wo ſein Genius walte, ſeine Begeiſterung die Herzen ergriffen habe, müſſe ſich die ultramontane Muſik gedemüthigt halten und entfliehen. Ueberdies habe Italien das Bewußtſein ſeines nationalen Fanatismus und könne demgemäß den feindlichen Fanatismus aus der deutſchen Schule fürchten. Ueber Fräulein Tuczeck ſpricht ſich Berlioz ſehr anerkennend aus.

∴ Herr Geoffroy St. Hilaire berichtete in der Akademie der Wiſſenſchaften über den merkwürdigen Fall, daß ſich in dem neuen Garten des Muſeums gegenwärtig ein Bock befindet, welcher Milch giebt, und führte dabei mehrere ähnliche Fälle der Art von Ochſen, Hunden und Menſchen an, namentlich, daß auch Humboldt einen Mann geſehen, der ein Kind geſäugt habe.

∴ Die Akademie der Wiſſenſchaften hat den Profeſſor Wöhler in Göttingen zu ihrem Correſpondenten für die Abtheilung der Chemie ernannt.

∴ Die königliche mediziniſche Akademie hat den Profeſſor Nägele in Heidelberg zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt.

∴ Herr St. Marc Girardin, einer der Mitredakteure des „Journal des Débats", iſt zum Staatsrath befördert worden.

∴ Die Zöglinge des Collège de France haben den Herren Quinet, Michelet und Mickiewitz Medaillen überreicht, welche ſie für dieſelben auf ihre Koſten prägen ließen.

∴ Ibrahim Pacha gedenkt die Bäder von Lucca zu gebrauchen.

∴ Herr Flatters, ein ausgezeichneter Bildhauer, iſt in dem Alter von 60 Jahren geſtorben.

∴ Mehrere Gärtner von St. Manté, welche nach Paris fuhren, bemerkten hoch in den Zweigen eines Baumes der Chauſſée einen befremdlichen Gegenſtand, der die abergläubiſchen Leute einen Augenblick in Schrecken ſetzte, denn er hatte einige Aehnlichkeit mit einer gewaltigen Figur, welche die Arme bewegte. Als ſie die Sache näher betrachteten, ergab ſich, daß es ein rieſenhafter Papierdrache war und als Schmuggel-Inſtrument diente, um Spiritus nach Paris einzuſchmuggeln. Sein Inneres enthielt ein mit Spiritus gefülltes Blechgerippe und die Büſchel an den Seiten beſtanden aus zwei kleinen Branntweinfäßchen; ein etwas größeres Faß bildete das Ende des Schwanzes. Der Zuſtand des Drachen ergab, daß er bereits geraume Zeit benutzt worden war, bis endlich das Seil geriſſen ſein mochte.

Prag. Die eröffnete Olmütz-Prager Eiſenbahn hat eine Strecke von 34 Meilen. Das wichtigſte und ſehenswertheſte Stück der Bahn iſt der 268 Klafter lange Tunnel bei Trieburg, welcher bei der Eröffnung mit Gasflammen glänzend illuminirt war.

Roſtock. Der Profeſſor der Theologie Dr. Hoffmann iſt zu einer Profeſſur in Erlangen berufen worden.

San Sebaſtian. Da es in Spanien Gebrauch iſt, daß jeder Ort, den der König beſucht, ihm Geſchenke macht, ſo hat der hieſige Stadtrath aus Bordeaux mehrere reich verzierte Schächtelein mit gebrannten Mandeln und Zuckerwerk kommen laſſen, um ſie der Königin anzubieten. Zu demſelben Zweck hat auch der Stadtrath von Bilbao in Bordeaux eine prachtvolle Kaleſche bauen laſſen.

Swinemünde. Während der laufenden Badeſaiſon tauchte plötzlich ein hübſcher junger Mann auf, der ſich Freiherr Hugo von Mützlaff nannte und ſich durch ſein gewandtes und liebenswürdiges Benehmen ſehr bald Eingang in die beſten Zirkel der Geſellſchaft zu verſchaffen wußte. Nachdem er hier ein Verhältniß mit einer jungen Standesdame angeknüpft, einen Bankier mit einem falſchen Wechſel von 300 Thalern betrogen und noch eine Summe von 70 Thalern, die ihm ein Badegaſt anvertraut, mitgenommen, iſt derſelbe verſchwunden. Als der ganze Vorfall zur Kenntniß der Berliner Polizeibehörde kam, ergab ſich aus der Perſonbeſchreibung, daß der angebliche Herr Baron kein Anderer geweſen war, als der ehemalige Kanonier und Handlungsdiener Herrmann Steger, 26 Jahre alt und aus Küſtrin gebürtig, ein moderner Spiegelberg, der erſt vor kurzer Zeit aus dem Zuchthauſe entlaſſen und bereits wegen neuer Verbrechen vom Criminalamt verfolgt worden iſt.

Schwyz. Dem von der Jeſuitenpartei ausgeſtreuten Gerücht, Schwyz ſolle verbrannt werden, ſucht man immer mehr Glauben zu verſchaffen. Auf höhere Anordnung ſind jede Nacht von 9 bis 5 Uhr zwei außerordentliche Wachen, die eine beim Zeughaus, die andere beim Pulverthurm aufgeſtellt.

Toscana. In einem Theil der Halbinſel, beſonders in den römiſchen Legationen, iſt ein großer Theil der Bevölkerung in ungewöhnlicher Aufregung. Mehrere Emiſſäre der geheimen Geſellſchaften, welchen das gaſtliche Toscana zum Aufenthalt dient, ſind in größter Thätigkeit, die Gemüther aufzureizen und die Unzufriedenheit zu nähren, indem ſie die Nothwendigkeit einer Säkulariſation des Kirchenſtaates predigen. Der zufällige Umſtand, daß durch die kürzlich vom römiſchen Stuhle durchgeführte Herabſetzung der Zölle den Maſſen von Schmugglern das Handwerk gelegt und damit der Verdienſt entzogen wurde, kommt dieſen Umtrieben ſehr zu ſtatten, indem die außer Brod geſetzten Schmuggler ihr Gewerbe in der Weiſe fortzuſetzen ſuchen, daß ſie förmlich in Räuberbanden und einzeln die Landſtraßen unſicher machen, oder ſich zu Werkzeugen der fremden Unruheſtifter gebrauchen laſſen.

Trier. Am 18. Auguſt fand hier die Jahresfeier der Ausſtellung des heiligen Rockes ſtatt. An der Stelle, wo er vor einem Jahre ausgeſtellt war, befand ſich ein Bild deſſelben. Die Fahnen und Standarten der Bürgerſchaft hatten ſich eingefunden und zahlloſes Volk erfüllte den Dom. Der Domdechant Dr. Braun predigte und wies in dem Ereigniß des vorigen Jahres die wunderbare Einheit (?) der katholiſchen Kirche nach.

Wien. Eine der reichſten Erbinnen Oeſterreichs, die Tochter des Freiherrn von Dietrich, deſſen Vermögen man auf 12 Millionen Silbergulden ſchätzt, wird ſich mit dem Fürſten Sulkowsky, Herzog von Bielitz, vermählen.

∴ Der „Humoriſt“ bringt in einer Correſpondenz aus Bonn die Nachricht, daß man unter den Notabilitäten der Kunſt und Literatur auch den Lyriker Moritz Hartmann erblicke. — Wer iſt dieſer Hartmann? Doch nicht etwa der von einer gewiſſen Clique in Leipzig ſo unverſchämt gelobhudelte Verfaſſer von „Kelch und Schwert“? (So iſt's. Derſelbe Hartmann, den die „Grenzboten“ ſchon bei Lebzeiten einbalſamiren und ins Pantheon der Unſterblichkeit einſchmuggeln wollten.)

Zürich. Der Regierungsrath hat mit 9 gegen 3 Stimmen beſchloſſen, dem Dr. Steiger das Landrecht zu ertheilen und ihm aus Gründen der Humanität die Gebühr von 160 Francs zu erlaſſen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Kaiſer Ferdinand I. ſagte einſt zu König Heinrich III., als dieſer aus Polen nach dem Abſterben Karls IV. nach Frankreich zurückreiſte und unterwegs bei ihm einkehrte: »Die Könige beherrſchen der Unterthanen Leiber und nicht die Gewiſſen; diejenigen aber, ſo ſich unterſtehen, auch die Gewiſſen zu meiſtern, fallen Gott dem Herrn in ſein Amt, greifen den Himmel an und verlieren oft darüber das Regiment, das ſie auf Erden haben.

— In Spanien hat, wie Beaumarchais in dem Bericht ſeiner Reiſe nach Spanien erzählt, eine gerichtliche Verhandlung keine Giltigkeit, wenn ſie von Jemand unterzeichnet wird, der Arznei genommen hat.

— Im Jahre 1667 beſchrieb ein gewiſſer Pater Pardies in den Pariſer Journalen einen verkehrten Regenbogen, der die Schenkel aufwärts richtete.

— Olivier Maillard, ein Kapuziner, gehörte im ſechzehnten Jahrhundert zu den berühmten Predigern. Man hat von ihm zwei Bände lateiniſcher Predigten, die zu Paris 1511 gedruckt ſind. Da die Prediger der damaligen Zeit ihren Vorträgen eine beſondere Anmuth und Zierde zu geben glaubten, wenn ſie von Zeit zu Zeit huſteten, ſo hat dieſer Kapuziner in einer zu Brügge gedruckten Predigt am Rande ſehr genau durch Hm, Hm die Stellen bezeichnet, wo er gehuſtet.

— Ein italieniſcher Poet ſetzte vor ſeine in Florenz aufgeführte Oper folgende Proteſtation: »Die Wörter Schickſal, Gottheit, Verhängniß und ähnliche andere, die in dieſem Drama vorkommen, ſind nur als poetiſche Scherze anzuſehen und nicht ernſthaft gemeint, denn der Autor glaubt feſt an Alles, was die heilige Kirche zu glauben gebietet.

— Zwiſchen zwei gelehrten Philologen war einſt ein Streit, ob Aeneas bei ſeiner Landung in Italien zuerſt den linken oder den rechten Fuß ans Land geſetzt hätte.

— Man pflegte vormals in Burgund die Einwohner von Beaune die „Eſel von Beaune“ zu nennen. Piron, der Etwas gegen ſie hatte, ging eines Tages in der Gegend ſpazieren und ſchlug zum Zeitvertreibe alle Diſtelköpfe ab. »Was machſt Du da?« fragte ihn ein Bekannter. »Ich bin im Kriege mit den Einwohnern von Beaune,« antwortete er, »und ſchneide dem Feinde die Lebensmittel ab.«

Treffer und Nieten.

• Naumburger Blätter melden: »Merkwürdig iſt es, daß es am Abend des Magdeburger Lärms auch einen kleinen Krieg in Naumburg gab, indem die Thatkraft der Schuljugend auf der Lindenſtraße einen Ausweg ſuchte und fand. Hartnäckig gingen die feindlichen Parteien auf einander los und ſpielten Leipzig.«

• Ein junger Ehemann wurde mit von der Bauwuth ſeiner Stadt ergriffen, wo täglich neue Gebäude entſtanden. Er ſchrieb, da es ihm an Geld fehlte, an ſeinen Schwiegervater, daß er ihm doch Etwas zu einer häuslichen Erbauung ſchicken ſolle. Der Schwiegervater ſäumte nicht und ſandte ihm umgehend — die „Stunden der Andacht“.

• Man hinterbrachte einem gewiſſen Fürſten, wie das Volk über die neue Auflage, womit er daſſelbe neuerdings beſchwert hätte, laut murrte. »Laßt ſie reden,« ſagte er lachend, »ſie müſſen doch einiges Vergnügen für ihr Geld haben.«

Bei **Ph. Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Phantaſiegemälde.

Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen für 1846.

Von

C. Herloſsſohn.

Mit einem Stahlſtiche. Preis: 1¼ Thaler.

Bei **Gebrüder Reichenbach** in Leipzig erſchien ſoeben:

Die Kaiſerlichen in Sachſen.

Roman aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges

von **Robert Heller.**

Zwei Bände. 2⅔ Thaler.

Die dunkeln Roſen.

Roman aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution

von **Julius Dornau.**

Drei Bände. 3½ Thaler.

Inhalt: Der Böhmer Wald. — Der Pariſer Salon. — Die Baſtille und das Märzfeld. — Die Septembriſeurs — Die Amazone von St. Laurent. — Gericht und Vergeltung.

In der **Palm**'ſchen Verlagsbuchhandlung in Erlangen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen jetzt complet zu haben:

1001 Viertelſtunde

enthaltend

tartariſche Originalerzählungen,

vorgetragen

von dem Arzte Ben Eriduin

zur Unterhaltung des blinden Königs Schems-Eddin.

Herausgegeben von **Dr. J. H. Deſſauer.**

12 Lieferungen oder 2 Theile. 12. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Das ganze Werkchen verdient ſeinem unterhaltenden, erheiternden und belehrenden Inhalte nach, bei durchaus ſittlicher Haltung, gewiß neben die „1001 Nacht“ geſtellt und ſomit Jedermann, weß Alters und Standes er auch ſein möge, als ein Volksbuch empfohlen zu werden.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 155. Leipzig. 17. September 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Oettinger.

Meran, am 23. Auguſt 1845.

Man reiſt nicht mehr … man fliegt.

Heute vor acht Tagen kam ich Abends 7 Uhr mit der Eiſenbahn von Leipzig in Altenburg an und heute Abend um dieſelbe Stunde kehrte ich auf einem Eſel vom Schloß Tyrol nach Meran zurück.

Alles, was ich während dieſer kurzen Spanne Zeit geſehen und erfahren habe, will ich vorläufig und ſo flüchtig wiedergeben, wie es mit Bleiſtift in meinem Portefeuille aufgezeichnet iſt. Nur Eins muß ich vorausſchicken. Ich habe große Reiſen gemacht, drei Viertheile von Europa geſehen und — wunderbar genug — noch niemals Reiſeſkizzen geſchrieben. Und warum? Weil es mir — offen und ehrlich geſtanden — an Talent dazu fehlt. Ich kann allenfalls Menſchen, aber keine Gegenden ſchildern. Mein Leſer weiß nun, was er von mir zu erwarten hat.

Im Eiſenbahnhofe zu Altenburg empfingen mich zwei berühmte Deputationen der deutſchen Literatur: Encyklopädie und Roman — Pierer und Herloßſohn. Der Erſtere iſt, wie es ſcheint, nicht magerer, der Letztere nicht fetter geworden: im Uebrigen befinden ſich Beide ſehr wohl; aber daß ſie heimlich hier eine Waſſerkur gebrauchen, iſt — wie ich aus guter Quelle weiß — eine nichtswürdige Verläumdung. Unſer Abſchied an der Poſt war kurz, aber keinesweges herzbrechend. Der Encyklopädie trug ich tauſend freundliche Grüße an den Buchſtaben S. und dem cigarrerauchenden Romane einen Handkuß an „Piccolomini's Tochter" — ſo heißt ſein neuer Roman — auf. Auf meine Frage, ob ſeine Heldin dies Mal ſchwarze oder blaue Augen habe, antwortete mir Herloßſohn mit höchſt geheimnißvoller Miene: er habe ihr, um jedem Geſchmacke zu genügen, ein ſchwarzes und ein blaues Auge gegeben. Seine letzten Worte waren: »Leb' wohl, Madrid, nie wende ſich Dein Glück.« Gleich darauf ſaß Madrid im Beiwagen.

Beiwagen! Harmlos-unſchuldiges Wort für eine kannibaliſch-boshafte Erfindung! Wenn es eine Hölle à la Cochem giebt, ſo verdient der Satan, der die Hölle erfunden hat, im ewigen Feuer den erſten Sperrſitz. Jeder dieſer Beiwagen iſt eine maskirte Folterkammer, die den reiſenden Delinquenten hohnknarrend zum Richtplatz der nächſten Station ſchleift, um ihn dort einem neuen Henker zu überliefern. Ein zum Beiwagen verurtheilter Paſſagier iſt übler als mancher Verbrecher dran. Dieſer wird im ſchlimmſten Falle doch nur ein Mal gerädert; jener wird vierfach gerädert, von oben nach unten, von unten nach oben, von Station zu Station. Wenn einmal in Sachſen an die Stelle der alten Todesſtrafe neue eingeführt werden ſollten, ſo würde ich den Ständen den gemüthlichen Vorſchlag machen, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher in einen Beiwagen einzuſperren und ihn zeitlebens von Altenburg über Jößnitz nach Schwanenfeld und von Schwanenfeld über Jößnitz nach Altenburg hin- und zurückrädern zu laſſen.

Halb gerädert kam ich am andern Morgen um 10 Uhr in Hof an, wo ich ein frugales, aber ſehr ſchlechtes Mittagsbrod einnahm. Deſto beſſer ſoupirte ich Abends 10 Uhr in Baireuth. Eine halbe Stunde vor der Stadt liegt das St. Georgen-Haus, das proteſtantiſche Zuchthaus, ein impoſantes Gebäude, das im palaſtähnlichen Style erbaut vom letzten Markgrafen Karl Alexander von Anſpach-Baireuth. Bei Niederſchreiben ſeines Namens umſchwirrt mich ein Cotillon geſchichtlicher Erinnerungen; Graf Saint-Germain, Hippolyte Clairon und Lady Berkeley-Craven lebten am Hofe dieſes fünfzehnten Ludwigs im Duodezformat; doch ſeitdem Baireuth unter den glücklichen Scepter Ludwigs des Erſten gerathen iſt, hat es, bis auf Jean Pauls Denkmal, allen Luxus, alle Poeſie, alles Intereſſe verloren.

Am andern Morgen befand ich mich vor 9 Uhr in Nürnberg. Die alte Reichsſtadt iſt ein ſehr originelles Stück Mittelalter. Jede Straße hat eine andere Phyſiognomie, jedes Haus ein anderes Colorit, aus jedem Fenſter guckt eine andere Laune des alten, reichen, ſtolzen Patricierthumes heraus. Mehr italieniſch als deutſch iſt die Ausſicht von der kleinen Kettenbrücke: hier zeigt uns ein Panorama von Häuſern ſeine alterthümlichen Kehrſeiten; noch pittoresker iſt die Ausſicht von der Muſeumsbrücke, dem Nürnberger Rialto. Von den Kirchen iſt die Sebaldus- und die Laurentiuskirche, erſtere wegen ihrer großartigen architektoniſchen Verhältniſſe, letztere wegen ihrer ſchönen Glasmalereien, merkwürdig. Aber merkwürdiger als dies Alles iſt der Sanct-Johannes-Kirchhof mit ſeinen 3500 Gräbern, die insgeſammt horizontale Leichenſteine haben. Hier ſchläft viel Nürnberger, viel europäiſcher Ruhm: Albrecht Dürer — die Nummer ſeines Grabes iſt 649 —; Willibald Pirckheimer — 1414 —; Hans Sachs — 503 —; Veyt Stoß — 268 —; Veyt Hirſchvogel (ein berühmter Glasmaler) — 903 —; Jacob von Sandrart — C 3$\frac{b}{a}$ —; hier ruht der bekannte Volksdichter Grübel. Dürers Grab wird von einer Trauerweide überſchattet, von der ich mir einen Zweig für mein Gräber-Album gepflückt. Obgleich ſchon lange todt, lebt doch keiner von allen Künſtlern hier in ſo friſchem Andenken, als der große Albrecht. In der Dürerſtraße Nummer 376 beſuchte ich ſein ehemaliges Wohnhaus und Atelier. Auf dem Albrecht-Dürer-Platze ſteht ſeine Bildſäule, das Antlitz gegen die Sebalduskirche gekehrt. Auch die Trümmer von Hans Sachs Werkſtatt wollte ich ſehen; aber Niemand wußte ſie mir zu zeigen. In der Peter-Viſcher-Straße iſt das Geburtshaus dieſes berühmten Meiſters zu ſehen. An einer Ecke des Marktplatzes fiel mir ein mittelalterliches Gaſthaus wegen ſeines Schildes auf: es heißt „Gaſthaus zur Gerechtigkeit“ und bildet — wunderbar genug — die Ecke der Königsſtraße. Von den neuern

Gebäuden iſt das Hoſpital ſehenswerth. Jeder Bierbrauer — die gute Stad hat deren nicht weniger als 29 — mußte von jedem Maaß Bier einen Pfennig Beiſteuer bezahlen zur Errichtung dieſes wahrhaft großartigen Krankenhauſes. Herr Johann Lederer, einer der bedeutendſten Brauherren, — nebenbei ein höchſt liebenswürdiger Kunſt-Mäcen — ſoll über 3000 Gulden dazu beigetragen haben. So hat das baieriſche Gift, wie verderblich es auch für das geiſtige und körperliche Wohl vieler Menſchen iſt, für Baiern wenigſtens das Gute, daß man mit Hilfe dieſes Bieres dort zu Lande Hoſpitäler und … Paläſte baut. Von den Umgebungen Nürnbergs habe ich Roſenau beſucht, einen hübſchen Park, der etwas Aehnlichkeit mit unſerm Roſenthale beſitzt, an das ich — beiläufig erwähnt — jeden Nachmittag zwiſchen 5 und 7 Uhr mit wahrhaft lächerlicher Sehnſucht zurückdenke. Roſenau gehört einem der reichſten Kaufleute, der hier eine Prachtvilla in mauriſchem Style mit fünf vergoldeten Minarets zu ſeinem Privatgebrauch aufgeführt hat.

Abends 6½ Uhr verließ ich Nürnberg, langte am andern Morgen gegen 7 Uhr in Donaüwerth an und fuhr von hier mit der Eiſenbahn in zwei Stunden nach Augsburg. Ich hatte dies alte, kalte, langweilige Patricier-Neſt früher ſchon drei oder vier Mal beſucht, aber nie gewußt, daß es dort eine Straße giebt, die den Namen der ſchönen Philippine Welſer, der erſten Gemahlin Erzherzogs Ferdinand II., führt. In dieſer Straße, im Hauſe Nummer 29, wohnte jene reizende Philippine, für die ich von Jugend auf eine eigenthümliche Vorliebe gehabt habe und die mir, ſobald ich heimkehre, zu einer hiſtoriſchen Novelle ſitzen muß. In derſelben Straße, vier Häuſer weiter, wohnte einſt eine nicht minder intereſſante Perſönlichkeit, die erſt neuerdings von Adolf Boettger meiſterhaft aufgefriſchte Agnes Bernauerin.

In Augsburg machte ich beim Sohne des Bankier Obermayer die Bekanntſchaft des berühmteſten Reiters von ganz Europa, des Grafen Sandor. Er iſt vom Scheitel bis zur Sohle ein echter Ungar, ein magyariſches Vollblut, ein Cavalier vom feinſten Schrot und Korn. Der Graf beſitzt unter vielen andern Eigenſchaften, die nur wenig Edelleute Deutſchlands mit ihm theilen, Etwas, um das ich ihn in der tiefſten Seele beneide. Er hat den kleinſten Fuß, den ich je geſehen habe; und wenn das Unſereiner ſagt, der doch auch keinen großen Fuß hat, ſo will das viel, ja ſogar ſehr viel ſagen. Als mein Piedeſtal das des Herrn von Sandor ſah, fühlte es ſich zum erſten Male in ſeinem Leben tief beſchämt. Dem Manne ſieht man's am Fuße an, daß er Cavalier iſt. Seinem Anzuge nach hätte ihn ein uneingeweihtes Auge für einen ſteyeriſchen Alpenſänger halten können, denn er trug einen ſogenannten Stutzhut mit Federn und ein graues Röckchen mit grünem Kragen.

Um 1 Uhr verließ ich Augsburg und fuhr über Partenkirch und Mittenwald nach Innsbruck. In Scharnitz, dem erſten Orte an der Grenze von Tirol, begegnete mir das erſte Reiſe-Abenteuer, ein Abenteuer ſo wunderlicher und brutaler Art, daß ich es zur Warnung für Alle, namentlich für Solche, welche das unausſprechliche Glück haben, Unterthanen des Königs von Preußen zu ſein, erzählen muß. Ich hatte mir von Berlin einen Miniſterialpaß kommen laſſen, verſehen mit dem Viſum der baier'ſchen, öſterreichiſchen und ſicilianiſchen Geſandten. In Scharnitz verlangte man von mir, außer dieſem Paß, noch einen Heimathſchein. Auf meine Frage, was ſie zu dieſer ungeſetzlichen Forderung berechtige, gab man mir mit einem keineswegs ſchmeichelhaften Tone die Antwort: »weil der Herr ein Preuß iſt.« Man zeigte mir eine Verordnung der Wiener Hofkanzlei vom 3. Februar 1845, Nummer 1903.

laut welcher jeder preußiſche Unterthan, der nach Oeſterreich will, außer ſeinem Paß auch ſeinen Heimathſchein mitbringen muß. Ich traute meinen eigenen Augen nicht; ich las es ein, ich las es zwei, ich las es drei Mal. Man wollte mich alſo trotz meines vom öſterreichiſchen Geſandten viſirten Paſſes nicht über die Grenze laſſen, blos weil ich unglücklicherweiſe ein Preuße bin. Alſo jeder Unterthan des allerkleinſten Staates unſeres aus 39 Vaterländchen beſtehenden einigen Deutſchlands, ein Naſſau-Uſinger, ein Reuß-Greiz-Lobenſteiner, ein Lippe-Detmolder kann, mit einem bloßen Paß verſehen, ungehindert die öſterreichiſchen Grenzen paſſiren, während ein Unterthan Seiner Majeſtät des Königs von Preußen wie ein Vagabund zurückgeſchickt wird, wenn er nicht außer ſeinem Paß auch ſeinen Heimathſchein vorzeigen kann. Welch Glück, welche Ehre, preußiſcher Unterthan zu ſein! — Doch auch dieſe Maßregel ließe ſich wie manche andere vielleicht rechtfertigen, wenn die Wiener Hofkanzlei, die dieſe merkwürdige Verordnung ſchon am 3. Februar d. J. erlaſſen hat, wenigſtens ſo viel Einſicht beſeſſen hätte, dieſe höchſt merkwürdige Verordnung in eine preußiſche Zeitung einrücken zu laſſen, damit die von der Hofkanzlei ſo gütig bevorzugten Preußen, welche nach Oeſterreich wollen, davon unterrichtet wären. Dies iſt bis jetzt nicht geſchehen, kann nicht geſchehen ſein, ſonſt hätte der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, der es doch wiſſen müßte, mir dann erſt das Viſum ertheilen müſſen, wenn er meinen Heimathſchein geſehen. Ich bot nun meine ganze Suada und, als dieſe nichts helfen wollte, meine ganze Grobheit auf, um, fußend auf meinen vom öſterreichiſchen Geſandten viſirten Paß, mir den Eingang in Tyrol zu erzwingen. Die Beamteten, wohl ſelber einſehend, daß ich in meinem Rechte ſei, ließen ſich nach einer dreiviertelſtündlichen Unterhandlung endlich überreden, mich über die Grenze zu laſſen; doch ſchrieben ſie auf den Paß: »Wird nur auf ausdrückliches Verlangen zur weitern Inſtradirung an eine Wohllöbliche k. k. Polizei-Direktion nach Innsbruck angewieſen.« Auf dem Wege nach Seefeld erzählte mir einer der Paſſagiere, daß erſt vor acht Tagen an demſelben Grenzorte ein preußiſcher Profeſſor, deſſen Frau und Sohn, die nach Venedig gewollt, hätten umkehren müſſen, weil man ſie aus Mangel eines Heimathsſcheines nicht über die Grenze laſſen wollte. Gefaßt, in Innsbruck auf neue Hinderniſſe zu ſtoßen, ſann ich über den Grund dieſer echt chineſiſchen, im Auslande ganz und gar unbekannten Maßregel nach. Welches Recht hat die Wiener Hofkanzlei, einem Reiſenden den Eintritt in Oeſterreich zu verſperren, weil er preußiſcher Unterthan iſt? Ich hoffe, daß die politiſchen Journale Leipzigs ſich dieſes Factums bemächtigen, und es nach allen Seiten hin gebührend beleuchten werden.

Bei Zirl, dem letzten Dorfe vor Innsbruck, beginnt eine neue Vegetation; hier ſieht man die erſten Maisfelder. Die grünen Kolben mit ihren goldenen Aehren erreichen hier ſchon eine Höhe von drei bis vier Fuß. Gleich hinter Zirl fährt man links an der durch Kaiſer Maximilian berühmt gewordenen Martinswand vorüber.

Gegen Mittag langte ich in Innsbruck an. Dort, wo die erſten Häuſer ſtehen, fiel mir eines meiner erſten Lieder vom Jahre 1830 ein. Damals war ich noch ſehr jung und närriſch verliebt in eine Tyrolerin. Sie hieß Emmely und war aus dem Ziller Thal: ſie hatte die ſchönſten ſchwarzen Augen und die feinſten gemsledernen Handſchuhe. Ich liebte ſie mit wahrhaft polizeiwidriger Gluth, doch weiß ich jetzt nicht mehr ganz genau, ob ihrer ſchönen Augen oder ihrer feinen Handſchuhe wegen, denn damals, als ich noch Stutzer, Geck, Zierbengel war, hatte ein ſchöner Handſchuh mehr Reiz für mich, als die ſchönſte Frau, die ihn trug. Doch wie die Zeiten ſich ändern! Jetzt liebe ich die Frauen und desavouire den Handſchuh. Dieſer Emmely aus dem Zillerthale dichtete ich jenes Lied, das, ſeitdem Volkslied geworden, aus dem Munde aller Harſenmädchen und Schuſterjungen vom Rheine bis zum Memel tönt und deſſen erſter Vers alſo lautet:

Mein Lied iſt eine Alplerin,
Gebürtig aus Tyrol,
Sie trägt, wenn ich nicht irrig bin,
Ein ſchwarzes Kamiſol;
Doch ſchwärzer als ihr Kamiſol
Iſt ihrer Augen Nacht,
Mir wird ſo weh, mir wird ſo wohl,
Schau' ich der Augen Pracht.

Die andern Verſe habe ich — Gott ſei Dank — vergeſſen. Aber wie naiv man iſt, wenn man das Unglück hat, mit 22 Jahren verliebt zu ſein. Ich wußte ganz poſitiv, daß meine Emmely ein ſchwarzes Kamiſol trug und dennoch ſang ich „wenn ich nicht irrig bin“. Der Leſer fragt: warum? Damals hätte ich ihm um keinen Preis der Welt den wahren Grund geſagt, jetzt aber mache ich kein Geheimniß daraus; ich fand nämlich auf Alplerin keinen andern Reim, als den: „wenn ich nicht irrig bin“. Seitdem habe ich manch beſſeres Lied geſungen, aber keines von allen hat das Glück gehabt, ſo populär zu werden, als Emmely's Apotheoſe.

Wer ſich unter Innsbruck eine tyroliſche Stadt denkt, irrt ſich gewaltig. Innsbruck ſieht nicht ſchöner und nicht häßlicher, als zwanzig andere Städte Deutſchlands aus. Während der Oſtermeſſe ſieht man in unſerm Leipzig mehr Tyroler in ihrem Nationalcoſtüm, als in Innsbruck. Hier aber hat mir der ganze Menſchenſchlag noch weniger als bei uns in Leipzig gefallen. Die Männer haben faſt alle das Aſthma, die Frauen und Mädchen haben Kröpfe und ſind dabei entſetzlich prüde. Jetzt, wo ich ſo viele Tyrolerinnen geſehen habe, fange ich nachträglich zu glauben an, daß meine Emmely vielleicht keine echte Tyrolerin geweſen; denn ſie hatte keinen Kropf und war durchaus nicht prüde.

Keiner, welcher Innsbruck beſucht, verſäume, die Hof- oder Franziskanerkirche zu ſehen. Ich habe wohl vier- bis fünfhundert Kirchen in meinem Leben beſucht, aber noch in keiner ſo wahrhaft ſchöne, wahrhaft große, wahrhaft einzige Kunſtwerke gefunden, als hier: ich meine das Mauſoleum Kaiſer Maximilians I., die vierundzwanzig Marmortafeln, welche die wichtigſten Epochen aus ſeinem Leben darſtellen. Die erſten zwanzig ſind von Alexander Colin, einem berühmten Bildhauer aus Mecheln in Brabant. Alle zwanzig ſchuf er in einem kurzem Zeitraume von drei Jahren, von 1563 — 1566. Im innern Gitter des Mauſoleums hängt ſein und ſeiner Gattin Bild. Jede dieſer Tafeln iſt ein ſo fein gearbeitetes Meiſterwerk, daß ſelbſt Thorwaldſen ſtaunend vor dieſem Marmor ſtand, der unter Colins Meißel die Feinheit des Elfenbeins angenommen hat.

Noch weit impoſanter, ja das Schönſte und Großartigſte, was ich bis jetzt auf all' meinen Reiſen geſehen, ſind die achtundzwanzig koloſſalen Bronze-Statuen, die ehernen Wächter der kaiſerlichen Gruft, größtentheils Könige und Fürſten des Hauſes Oeſterreich, gegoſſen von Gregor Löffler und ſeinen beiden Söhnen Johann und Elias. Sämmtliche achtundzwanzig Statuen wurden von 1513 bis 1535 gegoſſen. Daß die guten Franzoſen bei der Einnahme von Innsbruck dieſe unvergleichlichen Schätze der Gießkunſt nicht nach Paris geſchickt haben, iſt eine unverzeihliche Betiſe. Eine einzige dieſer Bildſäulen hat mehr Kunſtwerth, als ein Dutzend Siegeswagen, wie ſie auf dem Brandenburger Thore in Berlin ſtehen. Die ſchönſte Figur dieſer ehernen Garde iſt die fünfte Statue: Theodorich, König der Oſtgothen. Links beim Eingange der Kirche ruhen in der Niſche eines ehemaligen Altares ſeit 1823 die irdiſchen Ueberreſte des tyroliſchen Agitators, des wackern Sandwirths Andreas Hofer, geſchmückt mit einer Marmorſtatue, die, wenn ich nicht irre, von Profeſſor Schaller iſt. In der ſilbernen Kapelle — rechts vom Eingange in der Kirche — ſind die Grabmäler Erzherzogs Ferdinand II. und ſeiner Philippine zu ſehen. Beide ſind Schöpfungen des obengenannten Bildhauers Colin.

Noch an demſelben Tage beſuchte ich das Schloß Ambras, das ein kleines Stündchen von Innsbruck liegt. Der Weg führt durch das maleriſche Wiltau an der prächtigen Prämonſtratenſer-Abtei und dem lieblichſchönen Sillfall vorüber. In dieſem Schloſſe — jetzt verödet und verwaiſt — lebte einſtens im Schooße des größten Luxus meine ſchöne Philippine Welſer in den Armen ihres ritterlichen Ferdinands. Im ſpaniſchen Saale — vom Letztern im Jahre 1571 erbaut — hängen Beider Bildniſſe und dazwiſchen zwei kleinere Portraits, die beiden Sproſſen dieſer poetiſchen Ehe, zwei Söhne, von denen der eine als Graf von Burgau, der andere als frommer Cardinal geſtorben iſt. In einer langen Reihe von Eichenſchränken werden noch kleine Ueberbleibſel der einſtmaligen Kunſtſchätze, die von hier nach Wien gewandert ſind, aufbewahrt, unterm Anderm Philippinens Schreibzeug, ein Kunſtwerk aus Holz geſchnitzt; ihr Roſenkranz, aus Kirſchkernen, auf welche drei bis vier Geſichter eingeſchnitten ſind; ihr Schmuckkäſtchen mit dreihundert Schubladen; die Spieluhr, die in einem ihrer Wohnzimmer ſtand. Außerdem zeigt man ein fein geflochtenes Strohhäubchen, das ſie getragen, und eine Decke, die ſie eigenhändig für ihren Ferdinand geſtickt hat. Dieſem Schränkchen gegenüber ſteht ein Phalanx uralter Pferde von ... Pappendeckel, worauf früher alte geharniſchte Ritter ſaßen, die nach Wien ſpaziert ſind. Am äußerſten Ende zeigt ſich der ausgeſtopfte Schimmel, den Kaiſer Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg geritten haben ſoll; daneben das Pferd, von dem Philippine kurz vor ihrer erſten Entbindung herabgeſtürzt war. Von den Zimmern, welche die Heldin meines nächſtens Romans bewohnt hat, intereſſirte mich am meiſten das kleine, einfenſtrige, geheimnißvolle Badezimmer, aus dem uns noch jetzt — ein gar wunderlieber, ſüßmilder Duft entgegenweht. Mitten in der kupfernen Wanne, in die drei Stufen herabgeführt hatten, iſt noch jetzt der Drehſitz zu ſehen, der in die Höhe geſchraubt werden kann. Von dem wohlriechenden Holze, das die Wände und den Plafond dieſes Zimmers deckt, das ſo oft eine der ſchönſten Frauen ohne Schleier geſehen, habe ich mir ein kleines Stück als Memento mitgenommen. Aus dem Bade gelangt man in das einfenſtrige Ankleidezimmer. Im großen Speiſeſaale, von wo aus man eine herrliche Ausſicht auf das Dorf Ambras mit ſeinem rothen Kirchthurme genießt, fand ich unter vielen mittelmäßigen Bildern auch ein ſehr gutes, den Dauphin Ludwig und ſeine Braut Maria Antoinette. Mir fällt bei dieſem Namen ein guter Calembourg ein. Ein Franzoſe fragte mich einſt, ob Marie Antoinette oder Marie Louiſe billiger nach Frankreich gekommen ſei. Die Letztere, denn ſie fuhr um einen Napoleon, Antoinette aber um einen Louis nach Paris. Vor dieſem Speiſeſaale zeigt man auch den Bogengang, aus dem einſt der Held des dreißigjährigen Krieges, Albrecht von Wallenſtein, als Edelknabe Kaiſer Ferdinands II. im Schlummer herabgeſtürzt und wie durch ein Wunder unverletzt aufgeſtanden ſein ſoll. — Den Rückweg nach der Stadt ſchlug ich durch lachende Maisfelder über das Dorf Pradl ein. Gegen Abend machte ich im Gaſthofe zur „goldenen Sonne“, wo ich abgeſtiegen war, die perſönliche Bekanntſchaft eines meiner Mitarbeiter an der „Gaſthofzeitung“, des Herrn von Mahl, der mich nach ſeinem Schloß Büchſenhauſen — eine Viertelſtunde von Innsbruck — entführte. Es iſt ein uralter Ritterſitz, der um das Jahr 1540 von einem der drei Gießer der berühmten Bronzeſtatuen, von Gregor Löffler, erbaut wurde. Später fiel Büchſenhauſen an die Hofkammer zurück. Im Jahre 1641 ſchenkte Claudia von Medicis, Wittwe des Erzherzogs Leopold, Statthalterin von Tyrol, dieſes Schloß ihrem Hofkanzler Wilhelm Biener, der zugleich Vormund ihres Sohnes Ferdinand Karl und der mächtigſte Mann von Tyrol war. Als fünf Jahre ſpäter die Erzherzogin Claudia ihrem Sohne die Verwaltung des Landes übergeben hatte und bald darauf geſtorben war, wurde ihr ehemaliger Liebling geſtürzt und am 17. Juli 1651 zu Rattenberg hingerichtet. Lange Zeit erhielt ſich die Sage, daß in dieſem Schloſſe die Frau des erſchlagenen Kanzlers als Geſpenſt umgehe. Ich übernachtete in Büchſenhauſen und kann meinem Leſer verſichern, daß ich nirgends ſanfter und ruhiger geſchlafen, als in dieſem reizenden Schloſſe, wo ich bis zum nächſten Nachmittage blieb.

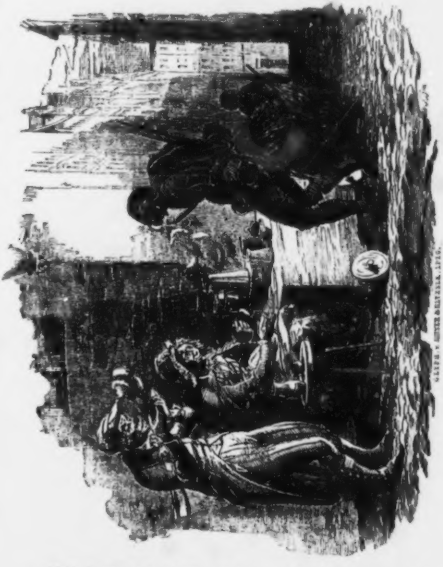
Um 4½ Uhr verließ ich Innsbruck und fuhr über Brixen nach Botzen, wo ich gegen Mittag des andern Tages ankam. Das einzig Sehenswerthe in Botzen iſt der Kirchhof, einer der ſchönſten, die ich je geſehen habe.

Am andern Morgen um 6 Uhr flog ich nach Meran herüber. Der drei Meilen lange Weg führt faſt ununterbrochen durch Mais- und Weinpflanzungen. Auf dieſem Wege lachte mich zum erſten Male ein wonnigblauer Himmel an; hier fühlte ich mich von einer mildern Luft geküßt. Gegen Zehn kam ich in Meran an. Die Lage der kleinen Stadt iſt eine der reizendſten von Europa. Der veilchenblaue Himmel ruht auf einem Bouquet von Bergen, von denen einige Gipfel mit Alpenſchnee friſirt ſind. Das ſchönſte Panorama offenbart ſich, wenn man auf dem „ſteinernen Steg“ ſteht, eine Brücke, die über den Paſſeyer-Fluß führt, der bei Meran vorüberfließt. Der Thurm der Pfarrkirche iſt der größte von ganz Tyrol, die Kirche ſelbſt unbedeutend. — Nachmittags ritt ich über die Zinneburg nach Schloß Tyrol hinauf, wo die liederliche Maultaſchen-Margarethe ihre Hochzeit und nicht lange darauf ihre wilden Orgien gefeiert hat. Vom Dorfe Tyrol führt ein über 100 Fuß langer Tunnel nach dem Schloſſe, aus deſſen Fenſtern man eine der herrlichſten Ausſichten von ganz Tyrol genießt. Tief aus dem blauen Bergknäuel ragt der ſchneegekrönte Orteles-Scheitel herüber. — Gegen 6 Uhr Abends trat ich meinen Rückzug über St. Peter an und eilte in meinen Gaſthof, um dies erſte Blatt nach Leipzig zu ſenden. — Morgen beſuche ich Schloß Löwenberg und Schloß Schöna. Letzteres hat ſeit Kurzem der Erzherzog Johann für einen ſeiner Söhne gekauft. Uebermorgen reite ich nach dem Paſſeyer Thale bis nach St. Leonhard, um die Sandwirthſchaft, das Haus des Andreas Hofer, zu beſichtigen. In Innsbruck habe ich durch die Freundlichkeit des Herrn von Mahl eine intereſſante Reliquie aus der Zeit dieſes großen Bauern-Generals erwiſcht: eines jener ſelten gewordenen Zwanzigkreuzer-Stücke, die er während ſeines Ober-Commandos zu Innsbruck prägen ließ. Auf der Vorderſeite ſteht 20 Kreuzer mit der Umſchrift »Nach dem Conventionsfuß« und die Jahreszahl 1809; auf der Rückſeite ein einköpfiger, lorbeergekrönter Adler mit der Umſchrift »Gefürſtete Grafſchaft Tyrol.«

Die Kaffeetrinker.

Genrebild aus dem engliſchen Volksleben.

Von Theodor Drobiſch.



Welch Menſchenkind ſchlürfte nicht gern ein Täßchen des arabiſchen Trankes Schwarzer Kaffee war Voltaire's Hyppokrene und Jean Paul kannte keine größere Labung. Schiller, wenn er keinen Punſch hatte, erquickte ſich an dem Tranke, deſſen Verweigerung einer türkiſchen Ehefrau Grund zur Scheidung giebt. Cigarren, Licht, Manuſcript und Kaffee waren Börne's Elemente und Kotzebue war nicht im Stande, eine Seite zu ſchreiben, ohne ein Mal die Kaffeetaſſe an den Mund zu ſetzen, weshalb faſt alle Ränder ſeiner Manuſcripte mit den braunen Ringeln der Kaffeetaſſen geſchmückt waren.

Nach einer alten Regel ſoll der Kaffee aus reinem Mokka bereitet, ächt und klar wie die Sonne, ſchwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und ſüß wie die Liebe ſein.

Nirgends wird wohl mehr Kaffee getrunken als in London, wo zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein engliſcher Barbier, Namens James Fére, das erſte öffentliche Kaffeehaus errichtete. Da man aber ſein „Schwarzwaſſer“, wie man ſeinen Kaffee nannte, für ein geiſtiges, der Geſundheit ſchädliches Getränk hielt, wurde 1708 ſein unbefugtes Gewerbe mit Beſchlag belegt. Im Jahre 1740 zählte London ſchon ein halbes Hundert, und zwanzig Jahre ſpäter faſt ſchon 3000 Kaffeehäuſer. Jetzt iſt die Zahl derſelben, ohne die wandelbaren, bereits auf 10.000 angewachſen.

Wandelbar? Ja! Eine Bank, ein Schemel, eine umgeſtülpte Futterkiſte mit vier kleinen Rädern und das Etabliſſement des Kaffeehauſes an der erſten beſten Straßenecke iſt begründet.

Obige Glyphographie zeigt uns ſo einen Wandelſtern, ſo einen ewigen Juden unter den Kaffeehäuſern en miniatur. Laßt uns die braune Truſchel mit ihrem von Falten durchackerten Pergamentgeſicht anſchauen, die ſich ebenfalls ihrer Kunden erfreut, obgleich Cichorien und Möhren eine Hauptrolle in der Geſchichte ihres Trankes ſpielen, denn mit einem Pfunde reiner Kaffeebohnen, das ſich an dieſe Ingredienzen wie ein kleiner Coupon an einen Staatsſchuldſchein anklammert, erquickt ſie ganze Stadtviertel, ganze Generationen. Ihr wichtigſtes Geſchäft iſt das Zuckerſchlagen, wo ſie wahrhaft homöopathiſche Grundſätze befolgt. Kein Stäubchen geht verloren und wo einmal ihr geübtes Augenmaaß an einem Stückchen gefrevelt, mit denen man durchaus keine Löcher in den Kopf wirft, da wird auf der Stelle abgekniffen. Ja, im Beſitz eines Hutes würde ſie dreiſt die Ewigkeit in die Schranken fordern.

Zwei ihrer Kunden ſind in voller Thätigkeit. Es ſind aber keineswegs Kritiker oder Schriftſteller, wie Lord Byron, der von ſeinem Verleger für jeden Vers eine Guinee erhielt, oder wie Bulwer, der für eine fünf Druckbogen ſtarke Erzählung 5000 Gulden Conventions-Münze empfing; nein! es iſt ein armer Bogenſchreiber und ein Schornſteinfeger, die an einem nebeligen kalten Morgen an einer Ecke der großen Themſeſtadt ihr Schälchen Kaffee ſchlürfen und ihrem Leibe eine Güte thun.

Seht nur, wie behaglich der Alte mit geknickten Beinen daſteht und dem Binnenſee ſeines Magens eine Quelle aus dem ſchwarzen Meere zuführt. Er treibt heute Luxus, denn er hat gebieteriſch Kaffee mit Zucker und Sahne verlangt und — Seligkeit! noch durch die beſondere Gunſt der Caffetiere die Milchmaus erwiſcht.

Jetzt aber ſetzt die Loupe an, um den Kaminfeger zu betrachten. Er hat Kaffee getrunken und — alle ſeine wilden Wünſche ſind begraben. Schwarzen Kaffee, auf deſſen Horizont man ſich vergeblich nach der Milchſtraße umſieht; ſchwarzen Kaffee ohne Zucker, denn das letzte iſt ein Fremdwort, das durchaus nicht in Schornſteinfegers Lexikon ſteht. Mit grandioſer Kühnheit greift er in die Taſche, um ſeine Schuld zu tilgen und ſtolzirt dann weiter. Ha! man muß es ihm von hinten anſehen, daß er geſchwelgt und einen Pens in Kaffee verpraßt; er hält ſich ebenbürtig mit dem Lord, der in ſeinem Brougham daherfährt, Englands ganzer Nationalſtolz ſpiegelt ſich ab in ſeinem ruſigen, von Muth und Keckheit umflutheten Angeſicht.

Was gehört zu einem guten Regiſſeur?

Eine ernſte dramaturgiſche Abhandlung.

a) Ein guter Regiſſeur muß einen mephiſtopheliſchen Charakter haben: Alles, was man Lüge, Zerſtörung, kurz das Böſe nennt, muß ſein eigentliches Element ſein

b) Ein guter Regiſſeur muß Perſonen, von denen er weiß, daß ſie ſich ihm nicht widerſetzen dürfen, grob und gemein behandeln und darf niemals berückſichtigen, daß gekränktes Ehrgefühl der herbſte lebensgefährlichſte Schmerz iſt.

c) Ein guter Regiſſeur muß tüchtige Mitglieder ſeiner Bühne in den Wirthshäuſern verleumden und ihre Leiſtungen tadeln, dagegen ganz talentloſe „ſehr gute Schauſpieler" nennen, damit die Tüchtigen nach und nach an Credit verlieren und Er, neben den Schlechten, als trefflicher Schauſpieler erſcheint.

d) Ein guter Regiſſeur muß aber dabei nicht ſtehen bleiben, er muß vor allen Dingen brave Mitglieder der Bühne auf feine und geheime Weiſe und indem er ihnen immer das freundlichſte Geſicht zeigt, fortzuſchaffen wiſſen, und dagegen nur die erbärmlichſte Mittelmäßigkeit neu engagiren.

e) Ein guter Regiſſeur muß als Schauſpieler niemals ſeine Rollen lernen, damit man im Publikum darauf aufmerkſam wird, daß er ſeine ganze Zeit der Regie zuwendet.

f) Ein guter Regiſſeur muß niemals die Rollen unpartheiiſch, nach klugem Ermeſſen der Fähigkeiten ſeiner Collegen, vertheilen, ſondern darüber nur ſeinen Neid, ſeine Neigung und ſeinen Haß entſcheiden laſſen.

g) Ein guter Regiſſeur muß Tugend und weibliche Würde lächerlich finden. Er muß beſonders darauf halten, ſei es durch freche Worte oder auch nur durch Achſelzucken, Grimaſſenziehen und Seitenblickwerfen, daß man von den weiblichen Mitgliedern der Bühne nur das Schlechteſte denkt.

h) Ein guter Regiſſeur muß jungen hübſchen Anfängerinnen nur dann kleine Parthien zur Weiterbildung geben, wenn ſie ſich in Allem ſeinen Anordnungen unterwerfen. Sträuben ſie ſich dagegen, ſo muß er ſie in den Proben heftig anfahren, ſchimpfen und, wenn irgend möglich, auch thätlich beleidigen.

i) Ein guter Regiſſeur muß überhaupt nicht eher ruhen, als bis viele ſolche Perſonen bei der Bühne engagirt ſind, die, wenn auch nicht durch Talent und Fähigkeit, dennoch Intereſſe für ein gewiſſes Publikum haben. Erlaubt es ſeine Zeit, ſo muß er dies Intereſſe auch zu erregen und zu nähren wiſſen.

k) Ein guter Regiſſeur muß aber Allen gegenüber, die ihm ſchaden könnten, die unbefangenſte, wohlmeinendſte Miene behalten. Auch muß er von Zeit zu Zeit ſeine Regie-Bemühungen recht ſtrahlen machen. Einzelnes Gute ſchadet nicht, er kann dabei das Ganze doch zu Grunde richten.

l) Ein guter Regiſſeur muß als Schauſpieler das, was ſeinen Leiſtungen an Studium, geiſtiger Ausarbeitung und poetiſcher Rundung fehlt, durch

Fratze (es giebt auch eine Fratze des Unterlaſſens) zu erſetzen wiſſen. Blitzt er auch mit dieſer einige Male ab, zuletzt gewöhnt ſich das Publikum daran und er gilt fortan als der wirkſamſte, beſte Darſteller, um ſo mehr, als er ſich ohnehin nur die dankbarſten Rollen wählt.

m) Ein guter Regiſſeur muß überhaupt die ihm anvertraute Bühne moraliſch und künſtleriſch ſo weit herunterbringen, als es ſeinen, mit einem Andern verabredeten Zwecken entſpricht.

Hiermit wollen wir dieſe dramaturgiſche Abhandlung ſchließen.

D.

Gedankenſpähne.

— Wahrheit und fürſtliche Gewalt kann man mit zwei Magneten vergleichen, die einander freundlich anziehen, wenn der Südpol des einen mit dem Nordpol des Andern in Berührung kommt; hingegen einander feindlich zurückſtoßen, wenn der Nordpol auf den Nordpol trifft. Der Magnet könnte noch in mehreren Fällen zum Symbol der Wahrheit dienen. Je mehr Gewicht man nach und nach an ihn hängt, je ſtärker wird er. Läßt man ihn zu lange in Ruhe, ſo verliert er einen Theil ſeiner Kraft. Läßt man ihn vom Roſt freſſen oder gar in Feuer glühen, ſo iſt es um ihn geſchehen. Leider hat es zu allen Zeiten Fürſten gegeben, welche die Wahrheit ruhen, vom Roſt anfreſſen oder wohl gar im Feuer ihres Zornes verglühen ließen.

— Die Großen der Erde gleichen den großen Diamanten, welche ſelten ganz rein ſind. Ein Juwelier ſagte einmal, man fände auf der Oberfläche großer Diamanten immer eine Art von Fettigkeit, die Einen nöthige, alle Augenblicke nach dem Schnupftuche zu greifen, um ſie abzuwiſchen. — Ich kenne manchen deutſchen Geſchichtſchreiber, der das Schnupftuch zur Hand hatte, damit etliche Helden in das rechte glänzende Licht geſetzt wurden.

— Der gelehrte Prokleus wünſchte allen Werken des Alterthums den Untergang, weil ſie einigen Unverſtändigen geſchadet hätten. — So wünſcht mancher Hohe der Freiheit den Untergang, einzig und allein aus dem Grunde, weil einige Völker ſie gemißbraucht haben.

— Einen Freigelaſſenen wurde in alten Geſetzen auferlegt, alle Jahre ein Licht auf dem Grabe ſeines Herrn anzuzünden. Wie gern würden ganze Völker Lichter anzünden, wenn ſie nur erſt freigelaſſen und die Gräber fertig wären.

— Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung giebt es Klippen, welche die Portugieſen Abrolhos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf. — Jetzt giebt es auf dem feſten Lande viele Abrolhos, vorzüglich in Deutſchland.

— Im Jahre 1621 wurde der ſpaniſche Geſandte am Londoner Hofe, Gondomar, auf der Straße vom Pöbel angefallen und beſchimpft, weil der König von England ihm einen großen Einfluß auf ſich und ſeine Räthe geſtattete. — Wie es jetzt mit dem Einfluß der Geſandten ſteht, na! —

— Der König-Cardinal, Heinrich, in Portugal, pflegte von ſich ſelbſt zu ſagen: daß er zwei Gewiſſen habe — eins für das, was er wolle, das andere für das, was er nicht wolle. — Um in unſern Tagen ſolche Doppelflinten aufzuſpüren, die keinen Schuß Pulver werth ſind, bedarf es wahrlich keiner Doppelnaſe. D.

Zapfenstreich.

Algier. Die Zahl der Araber, welche in dieſem Jahre bereits von hier aus nach Mekka gepilgert, beläuft ſich auf 1500 Köpfe.

Baden=Baden. Vor einigen Tagen fand vor dem Geſellſchaftshauſe, in Gegenwart vieler Zuſchauer, eine Prügelei zwiſchen zwei Gentlemen ſtatt. Es waren der bekannte General Ventura, ein Korſikaner und Gefährte Allards in Lahore, und Dyce Sember, der indiſche Nabob, dort gewöhnlich der „ſchwarze Prinz“ genannt, hinlänglich bekannt durch den merkwürdigen Prozeß mit ſeiner Frau, die ihn für wahnſinnig erklärte und ihm von ſeinem Einkommen von 80,000 Pfd. St. nur 5000 gelaſſen haben ſoll, womit aber der Sohn der weltbekannten Begum Sumru nach ſeiner Anſicht nicht leben kann, obgleich ſein Vater ein Deutſcher, Namens Sommer aus Anſpach, geweſen ſein ſoll, der in Oſtindien auf wunderbare Weiſe ſein Glück machte. Die Streitenden wurden durch den Fürſten Butera und andere vornehme Herren getrennt, und General Ventura, der den Streit angefangen und ſeinen Gegner mit Stockſtreichen von hinten angefallen haben ſoll, verhaftet. Der Zwiſt ſoll durch den oben erwähnten Prozeß herbeigeführt worden, nach Andern aber ſchon jenſeits dem Meere entſtanden ſein. (Spen. Zeit.)

Baſel. Die Städte Bern, Aargau, Schaffhauſen und Solothurn haben ſich vereinigt, die katholiſch=theologiſche Fakultät in Solothurn, welche bis jetzt drei Profeſſoren zählt, noch durch zwei andere mit 2000 Thalern Gehalt zu vermehren.

∴ Das Jeſuitencollegium in Fryburg zählt gegenwärtig 539 Zöglinge und das in Stäffis 72.

∴ Der Profeſſor Haſſe folgt einem Rufe nach Zürich, wohin man ihn als Direktor des neuen Hoſpitals und der medizinischen Klinik gerufen.

Berlin. Nach dem Sprichwort „Kleider machen Leute“ ſollen ſämmtliche Lehrer der preußiſchen Univerſitäten feierlich coſtümirt werden und es müſſen bis zum 15. October bereits die vorſchriftsmäßigen Ornate fertig ſein. Das an alle Univerſitäten erlaſſene Miniſterialreſcript enthält eine genaue Beſchreibung der verſchiedenen Arten von Coſtümen. Der Rector wird ſonach einen rothen goldgeſtickten Mantel, die vier Decane Mäntel nach den Fakultätsfarben und die Pedelle ebenfalls rothe Mäntel erhalten, welche auf Staatskoſten angeſchafft und dann der Univerſität als Eigenthum verliehen werden. Ordentliche Profeſſoren müſſen ſich ſogenannte Lutherröcke von ſchwarzem Tuch mit den Fakultätsfarben zulegen; außerordentlichen Profeſſoren und Docenten ſteht es frei, in ſchwarzen Lutherröcken zu renommiren, jedoch ohne farbige Verbrämung. Der Theaterſchneider Donath, ein Mann, der in der Komödie eine große Rolle ſpielt, wird in dem erwähnten Miniſterialreſcript als Derjenige bezeichnet, der ſchon die Proberöcke für die Königsberger Univerſität geliefert. Obgleich nun des Königs edle Abſicht, der Würde der Wiſſenſchaft auch *äußern* Glanz zu verleihen, nicht zu verkennen iſt, ſo ſollen doch viele hochgeachtete Profeſſoren, worunter Neander, Raumer, Böckh und Marheineke, dieſer Tracht nicht ſonderlich hold ſein und erklärt haben, dieſer Feierlichkeit ihre perſönliche Gegenwart zu entziehen.

∴ Wer Louisd'ors in der Taſche hat, der prüfe, ob ſich nicht einige verpfuſchte darunter befinden, denn man iſt einem falſchen Goldſtück auf die Spur gekommen, welches dadurch entſtanden, daß von einem echten doppelten Georgsd'or die beiden äußern Platten, welche das Gepräge enthalten, ganz fein abgeſchält und auf eine unechte geränderte Stahlplatte aufgelöthet worden ſind. Aus der Fertigkeit und Sauberkeit, mit der dieſer falſche Demetrius gearbeitet, läßt ſich ſchließen, daß es nicht der einzige ſeiner Art iſt und noch viele Kameraden im Umlauf begriffen ſind. Der Goldwerth der zur Verfertigung deſſelben verwendeten echten Platten betrug 4 Thlr. 17 Sgr., ſo daß der Falſchmünzer bei jedem Stücke einen Gewinn von beinahe ſieben Thalern davonträgt.

∴ Die neuangelegte Terraſſe vor dem königlichen Schloſſe iſt dem freien Zutritt des Publikums geöffnet worden und bietet einen intereſſanten Spaziergang dar, von dem herab das Muſeum, der Luſtgarten und die Linden einen beſonders ſchönen Anblick gewähren. Die Terraſſe ſelbſt iſt mit anmuthigen Bosketts und den auserleſenſten Blumen und Topfgewächſen bepflanzt.

∴ In unſerer Garniſonkirche fand ein intereſſantes Orgelconzert ſtatt, zu welchem der Ober-Organiſt Köhler aus Breslau die Muſikfreunde privatim durch gedruckte Circulaire eingeladen hatte. Die Verſammlung vereinte ſonach alle Componiſten und Muſiker von Namen, welche gegenwärtig hier anweſend ſind.

∴ Die Blinden=Anſtalt hat durch den Tod der Frau Profeſſorin Zeune einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, indem ſelbige ſeit dem Eröffnungstage (13. October 1806) der Anſtalt als Vorſteherin und Lehrerin der weiblichen Arbeiter in unermüdlicher Thätigkeit gewirkt.

∴ Von Dr. Heinrich Bettzich (Beta) erſchien „Geld und Geiſt“, Verſuch einer Sichtung und Erlöſung der arbeitenden Volkskraft.

∴ Herr Kroll iſt aus Wien zurückgekehrt und ſoll Strauß für ſeine Winter-Conzerte engagirt haben.

Braunſchweig. In der hieſigen Domkirche hat man bei der Reſtauration unter dem Putz ſehr ſchöne Frescomalereien aus dem eilften Jahrhundert entdeckt; ſie ſtellen den Papſt, umgeben von Apoſteln und Heiligenbildern, dar, und wurden wahrſcheinlich in den Zeiten der Reformation überſtrichen.

Breslau. Ein hier verſtorbener Bürger hat jedem evangeliſchen Schullehrer des Breslauer Kreiſes 30 Thaler, die Hauptſumme aber der Stadt zu einem Hoſpital vermacht.

Coblenz. Die Cölniſche Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft hat mit der rheiniſchen Eiſenbahn-Direction einen Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem man in 4½ Stunden über die See und überhaupt in 21½ Stunden von Coblenz nach London gelangen kann.

Colmar. Eine deutſche Schauſpielergeſellſchaft, die mit Erfolg das Elſaß durchzieht, giebt hier mit großem Beifall ihre Vorſtellungen.

Cöln. Als die Königin von England hierſelbſt ihren Einzug hielt, hatte ein Bürger ſein Haus mit Blumengewinden geſchmückt, die eine Tafel umhüllten, worauf die Anfangszeile des bekannten engliſchen Nationalliedes „God save the Queen“ prangte. Der Maler dieſer Zeilen, der nicht engliſch verſtand, hatte aber das Wort „save“ alſo geſchrieben: „shave“, welches dem ganzen Sinn eine gewaltige Aenderung giebt, denn es hieß nun „Gott ſcheere der Königin den Bart“.

∴ Eine Perſon am Rhein iſt gegenwärtig keine zwölf Thaler werth. Ein Brief mit zwölf Thalern von Cöln nach Bonn koſtet nämlich mit Poſtſchein 6½ Sgr., ein Reiſender aber, welcher noch 60 Pfund Gepäck mitnehmen kann, bezahlt nur 5 Sgr., und Beides geht mit der Eiſenbahn.

Conſtantinopel. Der Finanzminiſter, ein Induſtriemenſch, der im Verein mit einem Kaufmann die Lieferungen für die Armee und die Flotte zum Nachtheil der übrigen Kaufleute an ſich gezogen, ſowie der Miniſter der Auswärtigen, ſind abgeſetzt worden.

∴ Der Sultan hat in dem Garten des Serails ein Opernhaus errichten laſſen, in welchem für ihn und die Frauen des Harem italieniſche Opern gegeben werden, welche der Bruder des bekannten Componiſten Donizetti leitet.

Dieppe. Zum Beſten der verunglückten Fabrikarbeiter zu Rouen wurde ein Seegemälde von Ingnelet verlooſt. Der König, der von den 900 Looſen 200 genommen, gewann das Bild.

Dresden. Am 27. Auguſt wurde in Kötſchenbroda das Jubelfeſt zur Erinnerung an das Ende der dreißigjährigen Kriegsleiden für Sachſen gefeiert. Wohl an 15,000 Menſchen hatten ſich verſammelt; der Paſtor Trautſcholb hielt die Feſtrede; das Pfarrhaus, in welchem ſich noch der Tiſch befindet, woran damals die Abgeordneten geſeſſen, ſowie mehrere andere Gebäude waren feſtlich geſchmückt.

∴ Italieniſche Zeitungen wollen wiſſen, daß ſich der Prinz Ferdinand von Modena mit einer Tochter des Prinzen Johann von Sachſen vermählen werde.

∴ In einer ſpeziellen Ueberſicht erfahren wir aus der „Abendzeitung“, daß Baiern jetzt 56 Mönchsklöſter und 76 Frauenklöſter beſitzt. Eine enorme Summe Müßiggänger und Müßiggängerinnen in einem Lande von nur einigen Millionen Einwohnern.

Elberfeld. In Duisburg iſt von der römiſch-katholiſchen Kirche ein „Gebet-Verein zur Bekehrung der Irrgläubigen unter dem Schutz der allerſeligſten Jungfrau Maria“ angeordnet worden.

Erfurt. Zur Erinnerung an die Anweſenheit des Königs und der Königin von Preußen will man auf der Friedrich-Wilhelms-Höhe zwei Ehrenſäulen errichten laſſen, wozu die Koſten von etwa 1600 Thalern durch freiwillige Beiträge gedeckt werden ſollen.

Hamburg. Der neue Petrithurm wird 55 Fuß höher gebaut, als der abgebrannte, aber von Holz; der Nikolaithurm wird ſogar 450 Fuß hoch werden, alſo 44 Fuß niedriger als der Straßburger Münſter.

Kaſſel. In den Dörfern Harle und Zennern (fünf Stunden von Kaſſel), welche früher ſchon als Pietiſten-Neſter bekannt waren, iſt ein Schneider einer Muckergeſellſchaft auf die Spur gekommen. Der Nadelheld, deſſen Frau mit an den Verſammlungen Theil genommen, hat Anzeige gemacht und die Sache liegt in Kaſſel dem Conſiſtorium vor.

∴ Herr Aſcher, früher in Dresden und Hamburg, hat auf der hieſigen Hofbühne mit ſolchem Erfolg gaſtirt, daß er ſeine Gaſtrollen verdoppeln mußte.

∴ Der Debit der „Cölner Zeitung“ iſt in Kurheſſen verboten.

Kiel. Dem Profeſſor Hofrath Dahlmann aus Bonn brachten die Studenten bei ſeinem Hierſein einen Fackelzug mit Lebehoch, worauf der Gefeierte in einer längern Rede antwortete, die er mit einem Lebehoch auf das vereinigte Schleswig-Holſtein ſchloß.

Kopenhagen. Das Probeblatt einer deutſchen Zeitung, „der Beobachter am Sund“, iſt in dieſen Tagen ausgegeben worden.

Leipzig. Frau Peroni-Glaßbrenner gaſtirte auf dem hieſigen Stadttheater mit der vollſten Anerkennung des gebildeten Publikums. Seit Charlotte von Hagn haben wir keine Darſtellerin geſehen, die uns ſo intereſſirt hätte: ſie iſt unbedingt die erſte Hofdame dieſer Königin des deutſchen Luſtſpiels. Angenehmes Aeußere, ſchöne Figur, graziöſeſte phyſiſche und geiſtige Bewegung und ein überaus anmuthiges Organ verbinden ſich bei ihr mit tiefgeiſtiger Auffaſſung, reich nüancirter Natürlichkeit und harmoniſcher Rundung des Spiels. Humor und tiefſinniges Gemüth wechſeln darin in ſchönſter Weiſe. Sie iſt, wie dies auch ihr Ruf beſagt, eine Meiſterin ihrer Kunſt und dürfte es daher auch verſchmähen, durch grelle Effekte um das Lob einer Kritik zu buhlen, welche ihr freilich das Prädikat einer ausgezeichneten Schauſpielerin laſſen mußte, ſich aber, ihrer Natur nach, nur für das Poſſirliche und Grobe begeiſtern kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Frau Peroni-Glaßbrenner nach jeder ihrer Rollen und mehrmals in den Zwiſchenakten hervorgerufen wurde.

∴ Wahrſcheinlich um den Sinn der Worte aufrecht zu erhalten: „Allen Sündern wird vergeben, nur dem Freund der Wahrheit nicht!“ iſt dem Dr. W. Bernhardi von dem interimiſtiſchen Redakteur unſeres „Tageblattes“ angezeigt worden, daß man fortan keine Referate über die hieſige Bühne von ſeiner Feder mehr aufnehmen könne. Das Warum wird offenbar, wenn man erwägt, daß Herr Bernhardi ohnlängſt neben einer Recenſion über ein Operchen noch ein kleines Stück mit abgefertigt, das an jenem Abend nebenbei lief. Die Weiſe dieſer Kritik wies nicht nur mit einem Hebebaume auf Laube's Styl hin, ſondern ſuchte denſelben ſogar recht hübſch zu perſifliren. Herr Laube, der ſich für den unumſchränkten Alleinherrſcher im papiernen Reiche des „Tageblattes“ hielt, ward darob ſehr böſe und verkündigte, gleich dem Schneider Zwirn in dem „Lumpaci-Vagabundus“, dem ganzen Perſonal ſeinen Zorn. Der Schlag gab Oel. Herr Bernhardi wurde von der Redaktion des „Tageblattes“ excommunicirt. Aber — „verbiete Du dem Seidenwurm zu ſpinnen“, wo der Stoff ſo unendlich heranwächſt wie ein Sommerwaſſer im Roſenthale. Jede Kritik, die nicht auf Liebe beruht, iſt ein Irrlicht am Moor der Literatur, jedweder [illegible] muß ſchwinden. In dieſem Sinne, und mit einem unverſöhnlichen Haß wider alles Falſche und Rechtswidrige, wird Herr Bernhardi nebſt einigen andern Schriftſtellern von Geiſt und Geſinnung fortan Berichte über die hieſige Bühne in Koſſka's „Theater-Locomotive“ bringen, wovon in dieſen Tagen ein reichhaltiges, mit den geiſtigen Erzeugniſſen namhafter Schriftſteller verſehenes Probeblatt erſcheinen wird.

∴ Der bekannte Violinvirtuos und Componiſt Jules Ghys ſpielte am 9. September im Theater und errang ſich durch ſeine eminente Fertigkeit auf ſeinem Inſtrumente langanhaltenden Beifall. Der Künſtler geht von hier nach Paris zurück, um ſpäter einen Ausflug nach Italien zu unternehmen.

∴ Eine Nachricht aus Stuttgart in der „Spener'ſchen Zeitung“ ſagt: Der in Ulm zur katholiſchen Kirche übergetretene Vorſteher der dortigen chriſtkatholiſchen Gemeinde, Julian Chownitz, iſt, wie ſchon ſein Name andeutet, ein Pole und urſprünglich ein Jude. Er wurde römiſcher Katholik, dann Chriſtkatholik, iſt jetzt wieder römiſcher Katholik geworden, neigt ſich zum Proteſtantismus hin und wird wahrſcheinlich wieder Jude werden. Aus Ulm iſt er ganz unerwartet abgereiſt. (Auch aus Leipzig.)

∴ Das nächſte Heft der „Vierteljahrsſchrift“ von Otto Wigand wird eine Darſtellung der Leipziger Ereigniſſe bringen, und zwar als über zwanzig Bogen ſtark — cenſurfrei!

∴ Wer dem Hypochonder ein Schnippchen ſchlagen will, der wende 7½ Ngr. daran und kaufe das ſoeben in der Expedition der „Signale“ erſchienene Büchlein „Der angenehme Schwerenöther oder die Kunſt Geſellſchaften zu electriſiren“.

London. Berichte aus den Fiſcherinſeln melden, daß auf den Wallis-Inſeln zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Inſulanern ein Religionskrieg ausgebrochen ſei. Die Mehrzahl beſteht aus Katholiken, die Proteſtanten erwarten aber Hülfsvölker aus Longo-Tabu.

∴ Der Herzog von Linceſter hat 500 Pfund Sterling zur Gründung einer Profeſſur der Theologie an einer der neuen iriſchen akademiſchen Lehranſtalten bewilligt.

Löwenberg. Am 30. Auguſt wurde wiederum das Blücherfeſt gefeiert, wo der Prorektor Wendt auf dem Feſtplatze bei der koloſſalen Marmorbüſte des Marſchalls die Feſtrede hielt.

Luzern. Der Jeſuitengegner, Herr Hauptmann Ulmi, gegen den man vor ſechs Monaten wegen freier Aeußerungen einen Verhaftsbefehl erließ, deſertirte und deshalb zu ſechsjähriger Kettenſtrafe verurtheilt wurde, muß — man höre! — eine zwilchene blaugeſtreifte Zuchthauskleidung, ſowie ſchwere Ketten mit einem Halsring und einem Schnabel tragen und iſt während der Nacht an einen zu lebenslänglicher Kettenſtrafe verurtheilten Raubmörder angeſchloſſen.

∴ Alle Volksfeſte ſind unterdrückt, hingegen wurden in Jechdorf an einem Tage für Ein achtzig Meſſen geleſen. Ein ſardiniſcher Unterthan, der ſich hier aufhielt, iſt wegen verdächtigen Blicks nach ſeiner Heimath geführt worden.

Madrid. Die erſte deutſche Sprachlehre, von Julius Kühn, Beamter im hieſigen Ueberſetzungs-Bureau, iſt erſchienen, auf Regierungskoſten gedruckt und trefflich ausgeſtattet.

∴ In Cadiz erſcheint jetzt eine Zeitung unter dem Titel „Die Hölle".

Mailand. Der Ritter G. Londino, Präſident der Akademie der Künſte, iſt geſtorben.

Mecheln. Der unerſchrockene Reiſende Dr. J. Wolff, hat ſich hierſelbſt niedergelaſſen und die Kaplanſtelle an der engliſchen Kapelle übernommen.

München. Das eigenthümliche Zuſammentreffen der Geburt des Erbprinzen mit dem Geburtstage und ſelbſt der Geburtsſtunde des Königs, rief eine beſondere Freude hervor. In Nymphenburg, wo alle Häuſer feſtlich geſchmückt waren, gewahrte man an einem Hauſe zwei angemalte Kinderwiegen, in der einen lag ein Kind und unter dieſer Wiege ſtanden die Worte: »Wir danken Gott für ſeine Gaben, die wir von ihm empfangen haben,« die andere Wiege ſtand leer und unter derſelben die Worte: »Wir bitten unſern lieben Herrn, Er woll' uns künftig mehr beſcheer'n.«

∴ Der Katalog der diesjährigen Gemäldeausſtellung zählt nur 365 Nummern, doch finden ſich viel Schönheiten darunter. Vorzügliche Aufmerkſamkeit erregt unter den Künſtlern P. Heß's großes Schlachtgemälde „der Uebergang über die Bereſina" und ein lebensgroßes Portrait von Kaulbach.

Münſter. Am 6. September wurde die fünfzigjährige Jubelfeier des Erzbiſchofs Freiherr von Droſte-Viſchering begangen.

Neapel. Um die Naturforſcher ehrenvoll zu empfangen, ſind vierzig Deputirte gewählt worden, um ihnen als Führer zu dienen. Die Zollbeamten haben Befehl, das Gepäck der Naturforſcher undurchſucht paſſiren zu laſſen.

Paris. Der König hat einem alten Polen, welcher mit dem König Stanislaus nach Frankreich kam und in franzöſiſche Kriegsdienſte trat, zu ſeinem hundertſten Geburtstag den Orden der Ehrenlegion verliehen.

∴ Herr Thiers iſt nach Spanien abgegangen, wo er einen Monat zu verweilen gedenkt, um daſelbſt ſich diejenigen Lokalitäten anzuſehen, welche durch die Siege der kaiſerlichen Heere berühmt geworden ſind.

∴ Der Juſtiz- und Cultus-Miniſter Martin hat die General-Procuratoren aufgefordert, ihm über die Art zu berichten, wie die Jeſuiten ihre Auflöſung bewirken.

∴ Der Unterrichts-Miniſter hat die Basreliefs und Inſchriften, welche Le Bas von ſeiner Reiſe nach Griechenland mitgebracht, im Louvre aufſtellen laſſen.

∴ In der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften erregte ein künſtlicher Bergkryſtall, den ein Herr Edelmann überſendet hatte, allgemeine Aufmerkſamkeit und Herr Arago meinte, daß dieſe Erfindung zur künſtlichen Zuſammenſtellung des Diamanten führen könne.

∴ Die Polizei hat wieder an einem Tage zweihundert Hektaliter verfälſchter Weine und Liqueure in die Seine gießen laſſen.

∴ In Bona, Conſtantine und Oran werden Lehrſtühle der arabiſchen Volksſprache mit 3000 Frs. Gehalt errichtet.

∴ Der Maler Ingres hat die Ausſchmückung der St. Paulskirche mit Gemälden für 200,000 Francs übernommen.

∴ In Lereux ſtand ein Arzt, der Dr. Signoret, vor Gericht, weil eine Patientin an einer Medizin geſtorben war, die der Angeklagte ſeit vierzig Jahren mit Glück „bei Pferden" angewendet. Ein anderer Arzt, der conſultirt ward, ſchrieb den Tod der Medizin zu und der Doctor wurde für die Pferdekur zu drei Monaten Haft und 600 Frs. Strafe verurtheilt.

∴ Der Oberbergrath Hentſchel in Kaſſel hat von der Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie wegen ſeiner Vorſchläge zur Sicherung der Dampfmaſchinen gegen Exploſionen den erſten diesjährigen Preis von 6000 Francs erhalten.

∴ Die entlaufene Schauſpielerin Dem. Pleſſy hat bekannt gemacht, daß ſie ſich mit dem ehemaligen Sekretär des Handelsminiſteriums, Arnault, ehelich verbinden wird.

∴ Ein junger Schriftſteller, Schüler von M., welcher ſich erſt vor vierzehn Tagen mit einer jungen Gräfin vermählt, hat ſich von einem der Notredame-Thürme herabgeſtürzt. In ſeiner Taſche fand man 60 Francs; die Seinigen haben ſeine Leiche aus der Morgue abholen laſſen.

∴ Die „Democratie pacifique" hat eine Sammlung zu einer Medaille für E. Sue wegen ſeines ewigen Juden veranſtaltet.

∴ Der Medizinalrath Dr. Dieffenbach iſt hier eingetroffen.

∴ Ein hier lebender ruſſiſcher Flüchtling, Iwan Golowin, hat ein Werk, „La Russie sous Nicolaus I.", erſcheinen laſſen.

∴ Auf der Eiſenbahn nach Verſailles, wo Sonntags nach Verlauf jeder Viertelſtunde ein Zug abgeht, wurden an einem Tage 36,000 Perſonen befördert, wozu 104 Züge mit 1970 Wagen und 169 Locomotiven nöthig waren.

∴ Der Capitain Morron, von dem franzöſiſchen Dreimaſter „Adolphe", hat auf der Fahrt von den Wallis- nach den Sandwich-Inſeln bei der Inſel Clarence eine noch unbekannte Inſel entdeckt und ihr, nach ſeiner Tochter, den Namen „Clara-Inſel" gegeben.

∴ H. Heine iſt am ganzen Körper gelähmt und beabſichtigt, den Winter in Italien zu verleben.

∴ Ein neues Mittel, Subſcribenten zu erlangen, hat der „Morgenſtern", (l'Etoile du matin) erfunden. Er läßt nämlich die Namen derſelben auf ein goldenes Herz graben und dieſes nach Loretto ſenden, wo es an heiliger Stätte aufgehängt wird.

Poſen. Der frühere Polizei-Inſpektor Valentini, deſſen zu ſeiner Zeit viel in den öffentlichen Blättern erwähnt worden iſt, weil er dem Buchhändler Z. die Maßregeln der Polizei verrathen haben ſollte, iſt von dem Kammergerichte in Berlin gänzlich freigeſprochen worden.

Rom. Der gelehrte Orientaliſt und Hieroglyphenkenner Barnabit Pater Ungarelli, Herausgeber des ägyptiſchen Muſeums, iſt geſtorben. Ein herber Verluſt für die Wiſſenſchaft.

Schwerin. Auf dem Hoftheater in Doberan fand ein neues Trauerſpiel, „Ulrich von Hutten", vielen Beifall. Der Dichter iſt der Advokat C. Hobein in Schwerin.

Stuttgart. Dem wackern Landtagsabgeordneten Römer beabſichtigt die Bürgerſchaft eine Bürgerkrone zu überreichen, wozu bereits Beiträge geſammelt werden.

∴ Bei der am 1. September begonnenen Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins waren 516 hieſige und 211 fremde Mitglieder gegenwärtig.

Wien. Der Kaiſer hat einem Fiſcher in Ajaccio auf Corſica, P. Ferri, weil er die Mannſchaft eines öſterreichiſchen Schiffes gerettet, eine goldene Medaille und ihm und ſeinem Gehilfen 500 Gulden als Geſchenk angedeihen laſſen.

∴ Dr. Franz Wieſt iſt von ſeiner Reiſe hierher zurückgekehrt und wird nun ſeinen beſtändigen Aufenthalt hier nehmen, auch wahrſcheinlich ein Journal herausgeben. Wieſt hat binnen drei Monaten 25 Vorleſungen mit großem Beifall gegeben, in Trieſt, Venedig, Laibach, Klagenfurth, Grätz, Salzburg, Iſchl, Gaſtein, Linz u. ſ. w. Es liegt doch noch immer mehr Sinn in dem Reiſen auf Vorleſungen, als in dem Reiſen auf Inſtrumente, i. e. zwei bis drei Parade-Stückchen.

∴ Endlich hat man Glucks Grabmal auf dem Matzleinsdorfer Friedhof aufgefunden. Von Gras und Unkraut überwuchert ſteht im verfallenen Gemäuer eine kleine Marmortafel, die folgende Inſchrift trägt: »Hier ruht ein rechtſchaffener deutſcher Mann, ein eifriger Chriſt und treuer Gatte, Chriſtoph Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunſt großer Meiſter. Er ſtarb am 15. November 1787.«

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zwei Geſetze aus dem Alterthum lauten: „Verſchließe Abends Deine Fenſter nicht ganz, damit der Reiſende in der Ferne ſich am Lichte Deiner Lampe ergötzen möge". Sodann: „Ehre den Hund, der einen Blinden führt".

— In einem alten Buche, deſſen Verfaſſer ein Herr de la Torrière war und das den Titel führt: „Von der Vortrefflichkeit des Eheſtandes" iſt zu leſen: »Wenn eine Wittwe nicht in ſechs Wochen ſich wieder verheirathet, ſo begeht ſie ein Verbrechen an Gott, der Menſchheit, dem Staate, der Kirche und gegen ſich ſelbſt.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 156. Leipzig, 24. September 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an der Redacteur.

Ein Conflict.

Novelle von Eduard Mautner.

(Schluß von Nr. 154.)

IV.

Es war zehn Uhr Vormittags, als Alfred in das Zimmer des Vicomte trat, welches prachtvoll und bequem zugleich eingerichtet war. Rings an den Wänden hingen ſchöne Gemälde und herrliche Waffen. Der Vicomte erwiderte den Gruß Alfreds mit einem ſtolzen überlegenen Kopfnicken, dann aber, als ob er ſich eines Beſſern beſinne, ſtand er plötzlich auf, bot Alfred mit ironiſcher Höflichkeit einen Stuhl und eine feine Havannah-Cigarre an. Alfred ſetzte ſich, lehnte aber die Cigarre ab. Er ſah bleich, aber ruhig und gefaßt aus. Man ſah es, er hatte einen ſchweren Kampf gekämpft, aber er war mit ſich ſelbſt im Klaren, er wußte, was er zu thun hatte.

Eine Zeitlang ſaßen ſich beide Männer ſchweigend gegenüber; es war eine ernſte ſchwüle Pauſe, wie die Stille vor dem Ausbruche eines Gewitters. Der Vicomte lehnte ſcheinbar gleichgiltig und theilnahmlos in der Ecke einer Ottomane, und blies dicke wohlriechende Rauchwolken von ſich. Alfred harrte darauf, daß ſein Gegner das Wort ergreife, endlich aber, als er ſah, daß dieſer nicht geſonnen ſei, dies zu thun, begann er mit feſter Stimme:

— Herr Vicomte, Sie haben Ihrer geſtrigen Einladung durch das Vorzeigen eines gewiſſen Briefes ein ſolches Gewicht verliehen, daß ich nicht umhin konnte, ihr Folge zu leiſten.

— Nicht wahr? warf der Vicomte kurz und ſarkaſtiſch hin. Ich ſagte Ihnen wohl, daß Sie kommen würden. Dann rauchte er ſchweigend weiter.

— Zuerſt alſo die Frage, Herr Vicomte, wie kamen Sie in den Beſitz dieſes für Sie werthloſen, für mich aber und eine dritte Perſon höchſt wichtigen Papiers?

— Das kann Ihnen gleichgiltig ſein, oder wollen Sie etwa einen Prozeß vor den Aſſiſen gegen mich einleiten? Genug, ich beſitze den Brief und werde wohl verſtehen, davon Gebrauch zu machen. Werthlos, ſagten Sie, werthlos? als ob mir die Wolluſt, eine ſpröde kokette Heuchlerin und einen

Roué, der mit Tugendphraſen um ſich wirft, entlarven zu können, um ein Königreich feil wäre.

Alfred hatte Mühe ſeinen Zorn zu beherrſchen, als er einen Nichtswürdigen ſo von dem Weibe ſeiner Liebe und von ſich ſelbſt ſprechen hörte. Aber er biß ſich die Lippen blutig und ſchwieg. Nach einer Weile begann er in ſehr ernſtem Tone:

— Herr Vicomte, wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo haben Sie die Abſicht, von dieſem Papiere, welches der Zufall, wenn nicht etwas Schlimmeres, in Ihre Hände ſpielte, einen Gebrauch zu machen, der eines Ehrenmannes unwürdig wäre.

— Ein Mann, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, keine ritterliche Genugthuung für Beleidigungen giebt und fordert, darf mir in meinem Hauſe, wo das Gaſtrecht mich hindert, ihn auf andere Weiſe zu züchtigen, Alles bieten, ſagte der Vicomte in dem Tone der ruhigſten kälteſten Verachtung.

Alfred konnte nur durch unglaubliche Anſtrengung die Herrſchaft über ſich ſelbſt behaupten.

— Herr Vicomte, ſagte er nach einer langen Pauſe und ſein Geſicht war geiſterhaft blaß geworden, Herr Vicomte, ich glaube bewieſen zu haben, daß ich mich dem Vorurtheile des Duells nicht aus Feigheit oder anderen unehrenhaften Gründen entziehe. Das Kreuz auf meiner Bruſt zeugt dafür. Der größte Raufbold hat vielleicht in ſeinem Leben nicht ſo viele Kugeln pfeifen gehört, als wir an den Barricaden in einer Viertelſtunde.

Seine Bruſt hob ſich bei dieſen letzten Worten von gerechtem Stolze, ſeine Wangen rötheten ſich, ſeine Augen flammten, er ſtand da, ſchön und drohend wie ein zürnender beleidigter Gott.

Der Vicomte betrachtete ihn eine Zeitlang, dann ſagte er mit Geringſchätzung:

— Pah, ein ſchöner Muth und eine ſchöne Auszeichnung, die Sie mit der niedrigſten Canaille theilten. Ich weiß wohl, daß dieſe erbärmliche Fünf-Sous-Revolte Ihren Ruf in der Geſellſchaft, der durch Ihr Rencontre mit mir ſo gut wie vernichtet war, wieder hergeſtellt hat. Aber das ſoll Ihnen nichts helfen. Dieſer Brief giebt mir die Mittel in die Hände, Sie und Ihre Geliebte zu verderben.

Alfred kannte ſich nicht mehr, er war über die Drohung außer ſich und reizte ſeinen Feind noch, indem er ſeine Brieftaſche herauszog, und mit ſchneidendem Hohne ſagte:

— Vicomte, Sie ſind aus einer ſehr hohen Familie, aber Sie wären nicht der erſte Spreß eines edlen Stammes, der aus der Art ſchlüge. Und überdies hat Ihr Wappen mehr Felder, als Sie Güter. Dazu ſpielen Sie hoch und machen ſonſt großen Aufwand, Ihre Vermögensumſtände können derangirt ſein, mit einem Worte: was koſtet der Brief?

Bei dieſer Beleidigung zuckte es Anfangs wie Zorn über das Angeſicht des Vicomte. Bald aber unterdrückte er dieſe Wallung und ſagte ruhig zu Alfred:

— Bevor wir uns heute trennen, werden wir vollkommen Abrechnung halten, und da ſoll auch dies nicht vergeſſen bleiben.

Alfred ſah ſeinen Fehler ein, er überwand nochmals ſeine Leidenſchaft und ſagte:

— Herr Vicomte, Sie werden einſehen, daß mir Alles an dieſem Briefe gelegen, daß ich ihn wiederhaben, unter jeder Bedingung wiederhaben muß.

Sie haben ſich jetzt lange Zeit genug ein nicht eben ſehr großmüthiges Vergnügen daraus gemacht, mich im Gefühle Ihrer Macht zu quälen. Ich habe Ihre zufällige Ueberlegenheit in dieſem Punkte gefühlt; machen Sie der Sache ein Ende, geben Sie mir den Brief und wir wollen uns dann meiden und vergeſſen, daß wir einander gekannt haben.

— Das will ich glauben, daß das für Sie ein bequemes Arrangement der Sache wäre, ſagte der Vicomte lachend. Sie ſollen mich aber nicht vergeſſen, Sie ſollen, ſo lange Sie leben, an mich denken. Hören Sie: Ich haſſe Sie, und haſſe Sie aus verſchiedenen Gründen. Erſtens haſſe ich Sie, wie ich jeden Edelmann haſſe, der ſich ſo weit vergißt, ſein Wappen durch Grundſätze zu entehren, welche den Staat in Unruhe und Noth ſtürzen, welche die edelſten Familien Frankreichs decimirten, und endlich das geſalbte Haupt eines Königs unter das Mordmeſſer der Guillotine gebracht; ich haſſe Sie, weil Sie ſich nicht ſcheuen, mit jener dunkeln ſchmutzigen Maſſe zu verkehren, welche verrückte Träumer das Volk nennen; ich haſſe Sie, weil Sie die kleinlichen Intereſſen dieſes formloſen Haufens mit einer Kühnheit und Tapferkeit verfochten, welche einer beſſeren Sache würdig geweſen wären.

Alfred unterbrach dieſe legitimiſtiſche Expectoration, indem er mit Bitterkeit ſagte:

— Wohl eines Duells mit Ihnen, Herr Vicomte?

— Unterbrechen Sie mich nicht, rief dieſer gebieteriſch. Hören Sie weiter. Dieſer Haß, er wäre allein nicht hinreichend, mich zu Ihrem erbittertſten Feinde zu machen, er allein könnte mich nicht beſtimmen, Sie bis ans Ende der Welt zu verfolgen, wenn Sie meiner Rache entfliehen wollten. Es giebt zu Viele, welche Ihre verrückten Anſichten theilen, und was nützt es, wenn ich der Hydra Einen Kopf abſchlage, zwei neue wachſen dafür hervor. Aber Sie lieben Cornelia und werden von ihr geliebt.

— Und das kann Sie ſo ſehr gegen mich erbittern?

— Ja, denn erfahren Sie es, dieſe Cornelia (Sie werden es nicht weiter erzählen, und mich als unglücklichen Liebhaber lächerlich machen, denn wahrſcheinlich wird nur Einer, vielleicht auch Keiner dies Zimmer lebend verlaſſen), dieſe Cornelia liebe ich. Sie lächeln verächtlich, ich leſe es auf Ihren Lippen: die Liebe eines Spielers, eines Roué. O glauben Sie mir, dieſe Liebe kann glühender, größer, reiner ſein, als die eines ſchwärmenden zwanzigjährigen Jünglings. Wäre Cornelia geweſen wie die anderen Weiber, die ich eroberte, um ſie zu vergeſſen oder um mich über ſie luſtig zu machen, hätte ſie ſich mir ergeben wie dieſe, ſie wäre mir auch wohl nie mehr geworden. Aber dieſe fleckenloſe Tugend, dieſer Heiligenſchein — jetzt freilich weiß ich, daß er von Flittergold iſt wie in der Komödie — dieſe ganze reine Atmoſphäre, die ſie umgab, erbitterte mich zuerſt; ich wollte mich über die Prüde luſtig machen, aber ich vermochte es nicht, und bald imponirte ſie mir gegen meinen Willen. O glauben Sie mir, wenn man ſein ganzes Leben lang nichts als leichte frivole Erfolge errungen hat, dann übt ein ernſter Widerſtand eine bezaubernde Kraft aus, wie das Auge einer Klapperſchlange. Ich mußte Cornelia lieben, und ich haßte ſie zugleich; dieſe Liebe war meine Marter, meine Strafe.

Der Vicomte hielt erſchöpft inne, auch Alfred ſchwieg erſchüttert von der gewaltigen Kraft dieſer Leidenſchaft, die er in dem frühgealterten verwitterten Spieler nicht geſucht hätte.

Nach einer Weile trocknete ſich der Vicomte mit dem Battiſt-Taſchentuche den Schweiß von der Stirne und begann wieder:

— So lange ich glaubte, daß Cornelia nur ihren Pflichten getreu ſei, und mir wenigſtens Niemanden vorziehe (und ich verſichere Ihnen — o ſo lachen Sie doch über den alten ewigen Schüler — ich hatte eine Zeitlang die Betiſe das zu glauben), ſo lange konnte ich den Sturm in meiner Bruſt beſchwichtigen. Ja, dieſe Liebe hat mich ſogar beſſer gemacht, ich entſagte zum großen Staunen meiner Bekannten dem Spiele und meinen anderen Ausſchweifungen, die mich jetzt anekelten. Aber bald ward mein Verdacht gegen Sie rege, ich beobachtete ſcharf und glaubte mich nicht zu täuſchen. Um dieſe ſchreckliche Furcht zu übertäuben, ſtürzte ich mich wieder aufs Neue in den tollſten Strudel des Lebens und der Luſt. Sie ſind es, der mir nicht nur die letzte Blume mit kecker Hand raubte, die noch in dieſer erſtorbenen verödeten Bruſt blühte, Sie ſind es auch, der mich um meinen letzten Glauben, den Glauben an Frauenwerth, der mir nach ſo vielen Jahren des Spottes und der Selbſtſucht wie ein ſchöner Traum aus der Kindheit wieder aufgetaucht war. Sie ſind es auch, der mich um dieſen meinen letzten Rettungsanker im ſtürmiſchen Meere meines Lebens und meiner Leidenſchaften brachte. Ich haßte Sie auf das Tödlichſte, ich tobte und wüthete, ich ſann auf Rache, aber ich hatte noch keinen Beweis in Händen. Um dieſe Zeit hörte ich zufällig von einem Freunde, Sie hätten hier ein Mal einen Ehrenkampf abgelehnt. Das war ein Anhaltepunkt für mich, es erfolgte der Austritt in dem Hauſe des Marquis. Sie forderten keine Genugthuung und waren dadurch geſellſchaftlich vernichtet; ich triumphirte, denn auch mein Verdacht war zerſtreut, ich hielt es für unmöglich, daß ein Mann in der Gegenwart ſeiner Geliebten einen ſolchen Schimpf geduldig hinnehmen könne. Ich überredete mich, die Art von Genugthuung, welche Ihnen die Marquiſe gab, ſei eine bloße Höflichkeitsform geweſen. Aber meine Freude dauerte nicht lange, dieſe lumpige Empörung der Pariſer Gewürzkrämer brach aus, und ſie thaten ſich in derſelben aufs Rühmlichſte hervor. Sie erhielten die Julidecoration und ſiehe da! die Thürflügel aller Salons ſprangen wieder weit vor Ihnen auf, ja dieſer unbegreifliche Widerſpruch Ihres Benehmens ſchien Sie noch intereſſanter und anziehender gemacht zu haben. Sie näherten ſich wieder der Cornelia (welche mich ſeit meinem Streite mit Ihnen ganz anders behandelte, und mich jetzt zu haſſen ſchien, während ich ihr früher gleichgiltig geweſen war), da — und die Stimme des Vicomte erhob ſich zum wilden Triumphe — da ließ ein rächendes Schickſal dieſes Blatt — er zog den Brief aus ſeinem Portefeuille — in meine Hände fallen, und nun ſind Beide verloren, Sie und Diejenige, die mich um Ihretwillen verſchmäht hat.

Der Vicomte ſchwieg. Alfred ſagte nach einer Weile:

— Herr Vicomte, Sie werden mich wohl nicht hieher geladen haben, um mir blos im Vorhinein zu ſagen, daß Sie mich verderben wollen. Es muß — hören Sie wohl! — es muß irgend eine Bedingung geben, unter welcher ich dieſen Brief wieder erhalte.

— Und es giebt auch eine ſolche, ſagte der Vicomte.

— Welche? fragte Alfred ſchnell.

— Eine, die Sie vielleicht nicht annehmen werden.

— Ich nehme jede an.

— Gut denn: wenn Sie ſich hier in dieſem Zimmer, jetzt augenblicklich, ohne Zeugen, ohne Arzt, über das Schnupftuch mit mir ſchießen wollen, dann ſollen Sie den Brief wieder haben.

Alfreds Geſichtszüge verzerrten ſich, ſeine Lippen wurden blau, er fing an zu zittern.

— Das iſt die einzige Bedingung, ſtammelte er, die ich nicht erfüllen kann.

— Und das iſt die einzige Bedingung, höhnte der Vicomte, welche mir zu ſtellen beliebt.

— Herr Vicomte, ſagte Alfred, ich kann dieſe Bedingung nicht erfüllen, und es iſt eine lange und traurige Geſchichte, warum ich es nicht kann. Ich will ſie Ihnen nicht erzählen, denn Sie würden ſie doch nicht verſtehen, nur ſo viel will und muß ich Ihnen ſagen, daß ich entehrt bin, wenn ich mich in meinem Leben noch ein Mal ſchlage. Beſtehen Sie noch auf Ihrer Bedingung?

Der Vicomte ſprang frohlockend auf.

— Trefflich, trefflich, rief er; beſſer, als ich es zu hoffen wagte. Entehrt zum zweiten Male und für immer entehrt, das iſt es, auf das mein ſtumpfſinniger Haß nicht verfiel. Ich hätte Sie höchſtens tödten können, aber ehrlos, das iſt beſſer, weit beſſer! Entehrt, ſagen Sie, wenn Sie ſich ſchlagen, und entehrt, ſage ich Ihnen, wenn Sie eine Frau nicht auf jegliche Weiſe retten, die Ihnen ihren Ruf, ihr Glück, vielleicht Ihr Leben anvertraut hat In der That ein prächtiges Dilemma.

— Ich weiß das, was Sie mir da ſagen, entgegnete Alfred. Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern, daß es meine Pflicht ſei, Cornelia zu retten, ich werde ſie retten.

Eine plötzliche Ruhe und Entſchloſſenheit war über den jungen Mann gekommen, die den jetzt leidenſchaftlichen Vicomte ſtaunen machten.

Alfred nahm ein kleines, pulverförmig zuſammengewickeltes Papier aus der Weſtentaſche und ſagte:

— Sie wollen ſich durchaus mit mir duelliren. Der für Sie glücklichſte Ausgang eines Duells kann doch nur der ſein, daß Sie mich niederſchießen. Gut, ich will Ihnen dieſe Mühe erſparen, ich will Ihrem Haße Befriedigung verſchaffen und Sie zugleich von einem gefährlichen Nebenbuhler befreien.

Bei dieſen Worten öffnete er raſch das Papierchen und verſchlang deſſen Inhalt. Dann ſagte er ernſt und feierlich:

— So wahr Gott lebt, oder, wenn Sie daran nicht glauben, bei meiner Ehre, ich habe Gift genommen und nur noch eine Viertelſtunde zu leben. Wollen Sie mir den Brief geben?

Selbſt der Vicomte war durch die feierliche überzeugende Stimme, mit der Alfred dies ſprach, erſchüttert. Er wollte Etwas von Gaukelſpiel murren, aber das Wort ſtarb ihm auf den Lippen; er fühlte, der junge Menſch habe die Wahrheit geſprochen. Schon ſtreckte er die Hand nach dem Klingelzuge aus, um nach Hilfe zu ſchicken — da zuckte plötzlich ein heller Zornesblitz aus ſeinem finſtern Auge, und er rief vor Wuth zitternd:

— Wie muß ſie ihn geliebt haben, dieſen Elenden, daß er dieſen Opfermuth hat, wie muß ſie ihn geliebt haben!

Alfred fragte zum zweiten Male ernſt und feſt:

— Die Zeit verſtreicht und iſt für mich koſtbar, wollen Sie mir den Brief geben?

— Nein, drei Mal nein, Elender! rief der Vicomte. Glaubſt Du, Dein feiger Selbſtmord könne mir die Wolluſt erſetzen, die ich empfunden hätte, Dir Auge gegen Auge gegenüber zu ſtehen, mit feſter Hand auf Dein Herz zu zielen und mit freudezitternder Hand den tödtlichen Druck zu thun?

Gehe, ſtirb und verzweifle. Du haſt ein Leben angetaſtet, das mir gehörte, ſtirb und verzweifle, Du haſt Dich umſonſt geopfert.

Alfred hatte während dieſer Rede in ſeine Bruſttaſche gegriffen; jetzt zog er eine Piſtole heraus, und ſetzte ſie dem Vicomte mit einer raſchen Bewegung auf die Bruſt.

— Keinen Laut, keine Bewegung, rief er, oder Sie ſind ein Mann des Todes. Ich habe mich nicht umſonſt geopfert, ich darf es nicht. Wollen Sie mir jetzt den Brief geben?

Der Vicomte ſtand regungslos und ſagte kalt und trocken: Nein!

— Gott iſt mein Zeuge, rief Alfred, ich wäre gern allein geſtorben. Aber es giebt kein anderes Mittel und ich muß ſie retten.

Damit drückte er ab, und der Vicomte ſank todt zu ſeinen Füßen.

Das Gift fing bereits an furchtbar zu wirken. Alfred mußte eilen. Er ſchloß zuerſt die Thüre des Zimmers ab, dann zog er aus dem Kleide des Getödteten das Portefeuille und aus dieſem den verhängnißvollen Brief, und hielt ihn an das Licht, an welchem ſich der Vicomte noch vor einer Viertelſtunde ſeine Cigarre angeſteckt hatte und welches noch brannte. Er athmete noch ein Mal leicht auf, als er die glimmende Aſche des Papiers mit dem Fuße austrat.

Dann warf er ſich in einen Lehnſtuhl, um zu ſterben, während ſich die Bedienten, durch den Schuß aufgeſchreckt, vergebens bemühten, die Thüre aufzuſprengen, um in das noch dampferfüllte Zimmer zu dringen.

V.

— Wiſſen Sie ſchon, daß die ſchöne Marquiſe Beauvilliers wahnſinnig geworden iſt? fragte einige Zeit darauf eine jener theilnahmloſen Maſchinen, welche man Geſellſchaftsmenſchen nennt, eine Andere.

— Wohl deshalb, weil ſich ihre beiden Anbeter gegenſeitig umgebracht haben, erwiederte dieſer.

— Ja, auch das iſt ſehr unrecht von ihr. Dieſe räthſelhafte Geſchichte hätte ſie eigentlich erſt recht en vogue gebracht; ſie hätte ihr jene düſtere unheimliche Anziehungskraft verliehen, welche viele Männer ſo ſehr reizt. Sie wäre eine jener ſchönen tödtlichen Frauen, wie ſie in den neuern Romanen geſchildert werden.

— Freilich iſt es Schade um ſie. Aber kommen Sie, es wird ſpät, wir müſſen zu den Italienern.

Curioſum.

Wie groß vor 50 – 60 Jahren der Verbrauch der Schminke in den höheren Ständen war, kann man daraus abnehmen, daß im Jahre 1781 in Paris ein Chevalier d'Elbée einen Penſionsfond darauf gründen wollte. Er berechnete, daß Jahr aus Jahr ein in Frankreich zwei Millionen Tiegel Schminke verbraucht würden und empfahl der franzöſiſchen Regierung, die Verfertigung davon zum Monopole zu machen, das Monopol einer Geſellſchaft zu überlaſſen, dieſer aber die Verpflichtung aufzulegen, von jedem **Pot de rouge** 25 Sous an den Staat zu entrichten, was jährlich eine Summe von 125,000 Thalern abwerfen müßte. Der ganze Ertrag ſollte zu Penſionen für Offizierswittwen verwendet werden. Der Vorſchlag des Chevaliers zeigt, wie allgemein die Sucht, ſich zu ſchminken, zu jener Zeit verbreitet war; deſſen ungeachtet war die Regierung nicht aufgelegt, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen.

Brummel und ſein Schneider Stulz.

Biographiſches Curioſum.

Nach dem Franzöſiſchen von Dr. W. Schröder.

Vor etwa vierzig Jahren verließ ein junger Handwerker, mit Namen Stulz, gebürtig aus der kleinen Stadt Lahr, unweit Ortenberg (im Badenſchen), ſein Vaterland, um in England ſein Glück zu verſuchen. Stulz war ein Burſche von viel natürlichen Fähigkeiten; mit der Ausdauer und dem Scharfſinn, welche den Deutſchen eigenthümlich, verband er noch eine gewiſſe erfinderiſche Gewandtheit, die man ſonſt weniger bei ſeinen Landsleuten trifft. Es konnte alſo dem jungen Stulz ſo leicht nicht fehlen, in der Welt vorwärts zu kommen; auch hatte er ſich einen Beruf erwählt, für welchen die Deutſchen überhaupt viel Geſchick beſitzen, er war Schneider; er ſtudirte eine Zeitlang unter der Aegide der berühmteſten Meiſter und begann dann ſelbſt ein kleines Geſchäft auf eigene Rechnung, welches auch bald gut einſchlug. Es währte nicht lange, ſo war unſer Stulz ein wohlhabender Mann. Allein dies genügte ihm nicht; die Mittelmäßigkeit war für ſeinen ehrgeizigen Charakter nicht ausreichend, er träumte von Ruhm und Reichthum, er wollte der erſte Schneider Londons werden.

Die Kundſchaft des Meiſter Stulz beſtand der Mehrzahl nach aus geringeren Bürgersleuten, Handlungsdienern, Advokaten-Schreibern ꝛc.; allein wenn er auch dieſen ehrlichen und beſcheidentlichen Kunden alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, da ſie in der Regel pünktlich und richtig bezahlten, ſo fühlte er ſich doch beſtimmt, Leute ganz anderer Qualität zu kleiden. Die Zuſchneideſcheere begann zu zittern zwiſchen ſeinen Fingern, wenn der Gedanke in ihm aufſtieg an die glänzenden Kavaliere, welche auf den Promenaden von Hyde-Park oder Regent-Street die Produkte der neueſten Mode in ihren Anzügen an ſich zur Schau trugen. Das — ſagte er dann, laut aufſeufzend, bei ſich — ſind noch Kunden, die einen Schneider berühmt und reich zu machen im Stande ſind! Stulz beſaß nun zwar Genie genug, um ſich in dieſen hohen Sphären, d. h. als Schneider, bewegen zu können. Allein wie hineingelangen zuerſt? Wie es anfangen, um dieſe elegante und prachtliebende Kundſchaft zu gewinnen?

Um dieſe Zeit war der famöſe Brummel der König der Mode, der Tonangeber und das Muſter für die ganze vornehme oder doch vornehm ſein wollende junge Männerwelt Londons. Brummels Schneider kleidete Alles, was nur irgend Anſpruch auf den Titel eines Elegants zu haben vermeinte. Stulz ſann deshalb auf nichts Geringeres, als wie es ihm möglich werde, ſich die Stellung dieſes glücklichen Schneiders zu erobern, der, wenn wir uns nicht irren, Thomas Gibſon hieß. Gibſon zu entthronen und für ſich ſelbſt deſſen glänzende Poſition zu erobern, das war das Ziel, auf welches Stulz von jetzt mit Ausdauer alle Anſtrengungen ſeines Scharfſinns und ſeiner erfinderiſchen Schlauheit verwandte. Brummel war jetzt der Held ſeiner Phantaſieen, der Gegenſtand ſeines aufmerkſamſten, unermüdlichſten Kultus. Jeden Tag von nun an, den Gott werden ließ, fand Stulz ſich an den öffentlichen Orten ein, wo Brummeln ſeine Promenade vorbeiführen mußte; und des Abends wiederum war er im Theater, auch dort ſeinen Helden zu betrachten und zu ſtudiren. Sein angeborener Scharfſinn, ſein richtiges Augenmaß und die Zuverläſſigkeit ſeines Gedächtniſſes halfen ihm wunderbar bei dieſem Studium. Wäre Stulz Maler geweſen, er hätte das Portrait oder die Statue des großen Mannes aus dem Gedächtniſſe anfertigen können; aber er war Schneider, alſo — machte er einen Rock für ihn, wohl zu merken, ohne ihm das Maß dazu genommen zu haben. Das Werk war ein Frack, ein deliciöſer Frack, ein wahres Wunder von einem Frack, zu deſſen Hervorbringung er alle Fähigkeiten ſeines Talents und alle Grazien ſeiner Einbildungskraft erſchöpft hatte.

Sobald das Meiſterwerk fertig geworden war, begab ſich Stulz eines Morgens zu Brummel, und nachdem er nur drei Stunden im Vorzimmer hatte warten müſſen, ward ihm die Ehre, mit ſeinem Frack in der Hand vor dem großen Manne erſcheinen zu dürfen.

— Ah, ah! rief Brummel ihm entgegen, ein neuer Frack, der mir ganz charmant ſcheint. Ihr ſeid einer von den Burſchen des Spitzbuben Gibſon, nicht?

— Nein, Mylord, erwiderte Stulz, der durch dieſe ſchmeichelhafte Titelgebung ſich im Voraus die Zugeneigtheit Brummels erwerben wollte.

— Pardon! verſetzte darauf lächelnd der König der Mode, da ſeid Ihr alſo ohne Zweifel der Aſſocié unſeres braven Gibſon?

— Auch das nicht, Mylord, ich bin ein noch wenig bekannter Schneider, der von Ihnen ſeinen Ruf erwartet und der deshalb kommt, Ihnen eine Probe ſeines Talentes anzubieten.

— Thut mir leid, mein Lieber, allein ich kann nichts für Euch thun. Was würde Gibſon ſagen, wenn er erführe, daß ich einen Rock getragen, der nicht ſein Werk war. Das wäre ſo viel, als einen vollſtändigen Bruch zwiſchen uns Beiden herbeiführen.

— Bemerken Sie nur gefälligſt, Mylord, daß dieſer Rock Ihnen ganz wundervoll ſitzt.

— In der That, das iſt wahr, und was das Ueberraſchende dabei, daß Ihr mir nicht das Maaß dazu genommen habt.

— Ich habe Ihr Maaß nach der Statue des Antinous genommen.

— Oh, oh! eine Schmeichelei, die mir übrigens wohl gefällt. Ich nehme recht gern ein verdientes Kompliment an, und ich gebe es in gleicher Weiſe zurück. Euer Frack iſt deliziös: Originalität im Schnitt und Grazie in den Details. Allein, es hilft Alles nichts, ich kann doch nicht wegen Gibſons ...

— Gibſon würde ein gleiches Stück nicht zu Stande bringen, gnädiger Herr. Er fängt an alt zu werden, er bleibt ſchon zurück in der Routine; ich dagegen, Mylord, bin jung, ich habe noch das ungeſchwächte heilige Feuer der Kunſt in mir, und mit einem Helden wie Sie werde ich es weit bringen auf der Bahn der Erfindungen.

— Ich bin davon überzeugt; allein meine Redlichkeit verbietet mir, mit Gibſon zu brechen. Bedenkt nur, daß er mich ſeit zehn Jahren gratis kleidet.

— Er findet doch ſeine Rechnung dabei, alſo iſt ſein moraliſches Verdienſt darin nicht groß.

— Freilich; auch vergißt er niemals, wenn ich ihm Audienz gebe, mich an den Umſtand des Umſonſt zu erinnern.

— Der Unverſchämte! denn er iſt es, der ſich vielmehr als Ihren Schuldner betrachten ſollte. Was mich anbetrifft, ſo würde ich jedenfalls pflichtgemäßer das Verhältniß zu führen wiſſen. Haben Sie deshalb, Mylord, die Gewogenheit, das Kleid vorläufig hier zu behalten und es ſich mit Muße anzuſehen und in allen Einzelnheiten zu unterſuchen. Morgen werde ich mir erlauben, nochmals wiederzukommen, um dann Ihre definitive Antwort entgegen zu nehmen.

Man weiß, daß Brummel ſich gerade nicht durch eine übergroße Delikateſſe auszeichnete. Von Haus aus ohne alles Vermögen, mußte er aus ſeiner Poſition, ſo gut es gehen wollte, in jeder Weiſe Vortheil zu ziehen ſuchen. Das große Leben, welches er führte, koſtete ihm ſo viel wie gar nichts; die Kaufleute und Handwerker verſorgten ihn mit den Gegenſtänden des Luxus, ohne Bezahlung dafür von ihm zu nehmen, zufrieden damit, wenn ſeine Patroniſirung es bewirkte, daß ſie an der Mode waren. Stulz kannte dies beſondere Verhältniß ſehr wohl, und es entging ihm nicht, wie günſtig ſich eben dies für Realiſirung ſeiner Pläne erweiſen möchte; ein ganz einfaches Kalkül hatte dem ſchlauen deutſchen Schneider den Gedanken eingegeben, daß er Gibſon dadurch am ſicherſten den Vorrang abgewinnen würde, wenn er ſich noch generöſer, als dieſer bisher, gegen Brummel bewieſe; Stulz hatte deshalb in eine der Taſchen ſeines Probefracks, als er Brummel bat, denſelben nachher nur noch einer genauen Prüfung unterwerfen zu wollen, heimlich ſchnell eine Banknote von 100 Pfund Sterling praktizirt.

Am Morgen des folgenden Tages ſchon ließ er ſich darum kecklich wieder bei dem Könige der Mode melden. Brummel empfing den Meiſter nicht nur auf das Graziöſeſte, ſondern ging auch ſogleich ohne viel Umſtände, mit vollkommenem Applaus, wenn man nicht richtiger noch ſagt Cynismus, auf die vorliegende Frage ein.

— Ich habe Ihr Kleid nochmals unterſucht, hub er an, und ich habe gefunden, daß es nicht beſſer ſein kann; insbeſondere ſcheint mir die innere Ausſtaffirung ſehr zweckmäßig.

— Ich bin entzückt, Ihren Beifall errungen zu haben, Mylord.

— Ich finde auch jetzt, daß Sie in Ihrer Behauptung von geſtern Recht hatten, Gibſon fängt in der That an zu altern; er hat keine Ideen mehr. Ihm würde ſicherlich niemals dieſe neue Art von Ausſtaffirung in den Sinn gekommen ſein. Aber ſagen Sie mir doch, Meiſter Stulz, pflegen Sie denn alle Kleider, welche Sie machen, auf gleiche Weiſe zu garniren?

— Alle, nein; nur diejenigen, welche ich die Ehre haben werde, für Sie zu machen, Mylord.

— So, das läßt ſich hören! Allein wiſſen Sie auch, daß ich viel Kleider gebrauche?

— Ich werde Ihnen jeden Monat eins beſorgen, welches ganz ſo wie dieſes hier garnirt ſein ſoll; was die übrigen Kleidungsſtücke betrifft, die Sie bedürfen werden, ſo ſtelle ich dieſelben ganz zu Ihrer Discretion und zu demſelben Preiſe, wie es mein Vorgänger gehalten.

— Sehr wohl; und ſo nehme ich denn hiermit Ihr Anerbieten an. Von dieſem Augenblick an ſind Sie mein Schneider und ich verſpreche Ihnen die Kundſchaft aller meiner Unterthanen.

Und ſo geſchah es in der That, Gibſon war entthront; Stulz etablirte ſich prachtvoll in Weſt-End; die Lords und Gentlemen ſtrömten bei ihm ein; er hatte die ſchönſte und reichſte Kundſchaft Londons; ſein Vermögen wuchs reißend, und er verfehlte nicht, jeden Monat regelmäßig Brummeln einen Rock zu liefern, der mit einer Hundert-Pfund-Note verſehen war, was für dieſen ein jährliches Einkommen von 1200 Pfund (über 8000 Thaler) ausmachte, ohne noch der andern Umſonſt-Lieferungen an Garderobeſtücken zu gedenken, was ſich wenigſtens noch eben ſo hoch belaufen mochte.

Es war das eben Erzählte jedoch nicht der einzige ſinnreiche Zug, wodurch Stulz ſeine Carriere bezeichnete. Das Königreich der Mode iſt, wie alle andern, ebenfalls den Revolutionen ausgeſetzt. Brummel, der ſich durch ſeine Ausſchweifungen aller Art ruinirt hatte, ſah ſich genöthigt, abzudanken, und England zu verlaſſen; Stulz jedoch wußte, mit der ganzen Gewandtheit eines Staatsmannes, ſich in die Verhältniſſe zu fügen und ſo auch unter der neuen Regierung ſich die Gunſt zu wahren, deren er unter der nunmehr abgedankten ſich zu erfreuen gehabt. Der Modefürſt, welcher Brummels leergewordenen Thron einnahm, war ein junger Lord aus einer der erſten Familien Englands. Er freilich würde es nie gelitten haben, daß man Banknoten in die für ihn gefertigten Kleider ſteckte; und um nichts in der Welt würde er ſeinem Schneider die Bedingung auferlegt oder ſie von ihm angenommen haben, daß er ſeine Rechnungen nicht zu bezahlen brauche. Es iſt zwar wahr, daß er ſie des ungeachtet doch nie bezahlte: was denn freilich auch wieder ſo ziemlich auf eins herauskam.

Unglücklicher Weiſe aber fand dies von dem neuen König der Mode gegebene Beiſpiel bald zahlreiche Nachahmer, und Stulz ſah ſich in nicht geraumer Zeit als den Gläubiger der jungen Ariſtokratie für beträchtliche Summen, deren mehr oder weniger wahrſcheinliche Einzahlung auf entfernte Epochen hinausgeſchoben war, die ſich theilweiſe ganz in dem Dunkel einer ſehr ungewiſſen Zukunft verloren. Der Mißbrauch dieſer Art begann drohend zu werden; es galt ihm ein Ende zu machen. Stulz ſuchte nach einem Auskunftsmittel hiefür, welches ihm ſeine fruchtbare Einbildungskraft auch bald an die Hand gab.

Eines Morgens las man in einer der accreditirteſten Zeitungen Londons folgenden Artikel: »Im Begriff nach Bath abzureiſen, hat Lord C.... (der Name des Königs der Mode war hier ganz ausgeſchrieben) ſich vorher noch eine Garderobe nach der allerneueſten Mode beſtellt und zugleich ſeine ganze Rechnung bei ſeinem Schneider bezahlt. Es gehört nämlich unter unſern Elegants jetzt zum guten Ton, wenn man in die Bäder reiſet, vorher ſeine Rechnungen abzumachen.«

Für die brittiſche Auffaſſungsweiſe, wie die Sitten dort einmal ſind, hatte dieſer Artikel nichts Auffallendes: die engliſche Preſſe produzirt deren tagtäglich weit abſonderlichere. Allein jener Artikel erregte doch im höchſten Grade das Erſtaunen eines Mannes, und das war Lord C....; er ließ Stulz zu ſich rufen.

— Was hat die Notiz zu bedeuten? fragte der Lion den Schneider, indem er ihm das fragliche Zeitungsblatt vorhielt.

— Das bedeutet, daß ich bezahlt bin, erwiderte Stulz mit ſeiner bewunderungswürdigen deutſchen Kaltblütigkeit.

— Bezahlt? Sollte vielleicht mein Intendant es ſich haben einfallen laſſen, Ihre Rechnung ohne meine Autoriſation zu berichtigen?

— Nein, Mylord, Ihr Intendant iſt unfähig, bis zu dieſem Grade das Zutrauen, welches Sie in ihn zu ſetzen geruhen, zu täuſchen.

— Erklären Sie mir denn ein Räthſel, woraus ich nicht klug werden kann.

— Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten ſoll, Mylord; allein, da eine Zeitung ſich bekanntlich nicht irren kann, ſo iſt dieſer Artikel ſo gut wie eine Quittung für Sie.

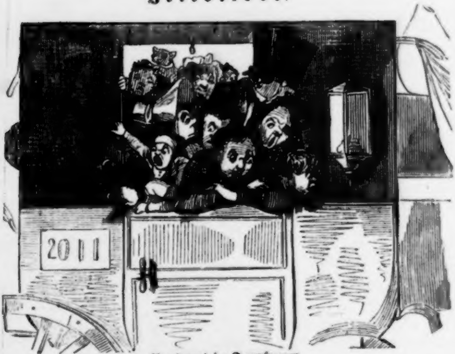
— Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr? Ich bin es ſchon zufrieden, mein Lebelang Ihr Schuldner zu bleiben; allein Quittung anzunehmen, ohne bezahlt zu haben! — Halten Sie mich etwa für einen Brummel?

— Das wolle Gott verhüten, Mylord; ich habe nicht die Abſicht, Ihr Zartgefühl zu verletzen: es iſt das nur ganz einfach eine kleine unſchuldige Liſt, welche Ihnen durchaus nicht ſchaden kann, die aber zugleich andrerſeits mir von großem Nutzen ſein wird. Ich bleibe Ihr Gläubiger nach wie vor, das iſt eine abgemachte Sache; allein die Welt wird glauben, daß Sie mich bezahlt haben. Was kann Sie das nun weiter kümmern? Dieſer originelle Einfall wird Ihnen in keiner Weiſe Nachtheil bringen; alle unſere jungen Elegants aber werden, wie es nun einmal Sitte iſt, ſich beeilen, Ihrem Beiſpiel zu folgen; ſie werden mir ihre Rechnungen bezahlen, und das iſt es gerade, was ich erreichen wollte, als ich mir die Freiheit nahm, mich Ihres magiſchen Namens zu bedienen, um dieſe für mich ſo wünſchenswerthe Fonds-Operation zu Stande zu bringen.

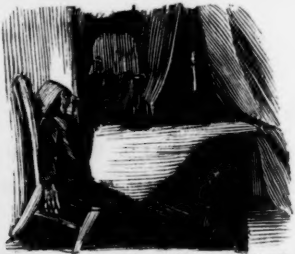
Der Nachfolger Brummels war ein gnadenreicher Prinz: er verzieh. Auch gelang dieſe Kriegsliſt zum Erſtaunen trefflich: alle Kunden von Stulz brachten ihm ihre ſchuldenden Summen; und von dieſem Zeitpunkte an galt es als Regel in der vornehmen Welt, daß man ſeine Schneider-Rechnung bezahlen müſſe, bevor man nach Bath ins Bad gehe.

Nachdem er ſich ein Vermögen von circa drei Million Thalern erworben hatte, zog Stulz ſich von den Geſchäften zurück, und übergab ſein Etabliſſement einem ſeiner Neffen, der auch ſeinen Namen führt; dann wünſchte er den Ort ſeiner Geburt wiederzuſehen, und ſo kam er, vor etwa ſieben oder acht Jahren, in das kleine Dorf Lahr zurück. Der Großherzog von Baden, der dies große Vermögen in ſeinem Lande zu behalten wünſchte, ließ Stulz vorſchlagen, die Herrſchaft Ortenberg anzukaufen, die damals gerade feil ſtand, das Schloß daſelbſt wieder aufzubauen, und zugleich den Namen der Herrſchaft mit dem Titel eines Barons dazu anzunehmen. Der Schneider würde ſich auf dieſe Weiſe in den erſten Rang des eingeborenen Adels verſetzt geſehen haben. Seine Eitelkeit rieth ihm, das Vorgeſchlagene anzunehmen, ſeine Vernünftigkeit dagegen rieth ihm, es nicht zu thun, und während er noch ſo hin- und herſchwankte, ward die Herrſchaft durch einen Ruſſen, einen Herrn von Berkholz, erſtanden, der das alte Schloß aufs Prachtvollſte wieder hat aufbauen laſſen, gerade wie es zu den Zeiten der Kreuzzüge war, wo es noch den Souverainen des Landes gehörte. Der Schneider Stulz aber hat ſich beſcheidentlicher Weiſe damit begnügt, ein Hospital in ſeiner Heimath zu gründen; er iſt kurze Zeit, nachdem er dies fromme Werk vollendet, geſtorben, und ſeine dankbaren Landsleute haben ſeinem Andenken ein Monument errichtet. Der Neffe von Stulz, unter welchem das von ihm begründete Geſchäft in London mit gleichem Gedeihen ſeinen Fortgang nimmt, hat ſich bereits ein gleiches Vermögen wie ſein Onkel erworben; auch er hat bereits ein Hospital gegründet, welches dazu beſtimmt iſt, alte und arme Schneider Londons aufzunehmen. Man hofft, daß auch er einſt ſeine Tage in ſeinem Geburtsorte beſchließen werde; es giebt in der Umgegend von Lahr noch mehrere alte verfallene Ritterburgen, bei denen es ganz angebracht wäre, ſie wieder aufzubauen, und vielleicht würde Stulz, der Neffe, das Barons-Diplom nicht zurückweiſen, was der Großherzog von Baden gewiß nicht ermangeln würde, auch ihm anzutragen.

Zeitbilder.



Amuſement im Dampfwagen.



Dem Portraitzeichner einer „Illuſtrirten Zeitung“ erſcheint nach verübten Thaten Raphaels rächender Schatten.

Zapfenſtreich.

Amſterdam. Die Einweihung der neuen Börſe hat unter großen Feierlichkeiten ſtattgefunden. Der Bau wurde im Jahre 1841 nach dem Plane eines Harlemer Architekten, Namens Zocher, begonnen. Das Gebäude iſt in joniſch-doriſchem Style errichtet, ruht auf 340 Pfählen und hat einen Flächeninhalt von 2840 Quadrat-Ellen.

Antwerpen. Eine feierliche Preisvertheilung für die beſte franzöſiſche und flämiſche Poeſie und Proſa hat ſtattgefunden. Herr P. F. van Kerkhoven trug den Preis für flämiſche Poeſie davon.

∴ Das Zuchtpolizeigericht hat einen katholiſchen Geiſtlichen wegen Prellerei zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Athen. Am Jahrestage der Ernennung des Miniſters Kolettis, dem 16. Auguſt, herrſchte hierſelbſt große Aufregung. Die Truppen ſtanden unter Gewehr, die Schloßwache war durch 150 Gensd'armen verſtärkt und der Miniſter Kolettis, ſowie der öſterreichiſche Geſandte waren die ganze Nacht in dem königlichen Schloſſe. Außer einigen unbedeutenden Verhaftungen verging jedoch die Nacht ohne weitere Störung.

Baſel. Die Geldſammlungen für die Befreier des Dr. Steiger währen noch immer fort. Der Ertrag beläuft ſich bereits auf 22,000 Francs.

Berlin. Herr Fleiſchmann, ein Beamter bei dem Bureau des Brevets in Waſhington, zeigte hier in einer Privatgeſellſchaft ein Modell des elektromagnetiſchen Telegraphen, wie er nach dem verbeſſerten Syſtem des Herrn Morſe in den vereinigten Staaten von Nordamerika eingeführt iſt.

∴ Der Ritter Dr. Bunſen, der, wie bekannt, das völlige Vertrauen des Königs genießt und durch einen mehrjährigen Aufenthalt in England die Einrichtungen Albions erforſchte, ſoll ſeinen ganzen Einfluß aufbieten, die ſtrenge Beobachtung des Sabbaths, nach engliſcher Manier, auch bei uns einzuführen. Gleichfalls ſoll er eifrigſt bemüht ſein, den ſchönen Gebrauch einzuführen, daß nach dem Nachtiſch ſich die Damen von der Tafel entfernen, um den Männern einen freieren Spielraum geiſtiger Mittheilung zu eröffnen.

∴ Am 10. September ſtarb hier der Freiherr von Lichtenſtein, der nicht nur ſeit einer Reihe von Jahren als Regiſſeur der königlichen Oper mit Erfolg gewirkt, ſondern auch als Dichter und gemüthvoller echter deutſcher Tonſetzer eigene dramatiſche Werke geſchaffen, welche ihrer Zeit vollkommen genügten.

∴ Der Profeſſor Trendelenburg iſt zum Rektor der Univerſität für das Univerſitätsjahr von Michaelis 1845 bis dahin 1846 beſtätigt worden.

Breslau. Herr E. Pelz hat ſein Urtheil zweiter Inſtanz erhalten. Wegen Betheiligung an den Weberunruhen wird er freigeſprochen, ebenſo, und zwar ab instantia, wegen Majeſtätsbeleidigung, dagegen wird er wegen unehrerbietigen Tadels der Regierungsmaßregeln zu drei Monaten Haft verurtheilt, wobei ihm jedoch die drei Monat Unterſuchungshaft in Anrechnung gebracht werden.

∴ Die erſte General-Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe wurde unter günſtigen Ausſichten eröffnet. Die Zahl der Mitglieder betrug bei der Eröffnung gegen 600 und wird ſich noch bedeutend vergrößern.

∴ Bei Groß, Barth und Compagnie iſt eine Specialkarte von Schleſien und Glatz erſchienen, die allgemeine Aufmerkſamkeit verdient und namentlich den Vorzug beſitzt, daß alle Namen nach Knie's Werk genau revidirt worden ſind.

Brüſſel. Ein wunderlicher Engländer, der neben großem Reichthum auch einen coloſſalen Wagen beſitzt, hält ſich hier auf. Sein Wagen iſt eine wahre fahrende Stube, der zu allen Eiſenbahnfahrten dient. Eine Reiſe mit dieſem Wagen nach Oſtende koſtet ihm auf der Bahn 100 Frs., nach Cöln 280 Frs. Der Engländer ſucht einen Stolz darin, daß er nie in einem Eiſenbahnwagen geſeſſen.

Coblenz. Das Düſſeldorfer Dampfboot „der Kronprinz von Preußen“, welches Auswanderer an Bord hatte, iſt bei Walluf auf Felſen geſtoßen und ſo leck geworden, daß das Waſſer bis in die Kajüte drang.

Cöln. Die Vorarbeiten zur Weiterführung der Bahnlinie nach Mainz ſind ſo weit gediehen, daß der Ausführung nichts weiter im Wege ſteht. Der Koſtenaufwand iſt auf 8½ Millionen Thaler veranſchlagt.

∴ Die Beleuchtung des Domes während der Feſtlichkeiten ſoll der Dombaukaſſe außer den 15,000 Thalern, welche die Stadt dazu verwendete, noch 6000 Thaler koſten.

Conſtantinopel. Der Papſt hat unſerer Stadt ein Geſchenk gemacht, indem er den Körper eines Heiligen ſendete, welcher ein Märtyrer aus der Kaiſerzeit ſein und in der Peterskirche in Galata aufgeſtellt werden ſoll. Die Mönche haben dem Heiligen eine Wachsmaske gemacht und ihn, glanzvoll altrömiſch coſtümirt, in der Kirche aufgeſtellt. Das Kloſter hat viel Schulden, um dieſe zu tilgen, ſchickt Rom nichts als dieſe Gebeine. Alles ſtrömt in die Kirche und opfert, und — die Schulden werden bezahlt.

Dover. In Folge einer Beſprechung des Herzogs von Wellington mit der Hafen-Commiſſion ſoll unſer Hafen in Kurzem bedeutend verſtärkt und verbeſſert werden.

Düſſeldorf. Man ſpricht hier viel von der Anlage eines Eiſenbahntunnels unter dem Rhein hindurch. Die angebliche Stelle des Fluſſes iſt 800 Fuß breit und über 70 Fuß tief. Wenn ſonſt die Möglichkeit einer Anlage vorhanden iſt, würden die Koſten wenigſtens eine Million Thaler betragen.

Erfurt. Die Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften hat ſoeben den erſten Jahresbericht über ihre Sitzungen und Verhandlungen bekannt gemacht. Das Verzeichniß ſämmtlicher Mitglieder aus allen Ländern Europa's, ſelbſt aus Amerika, enthält die Namen faſt aller Koryphäen der Wiſſenſchaft.

Frankfurt a. M. Zum 1. Juli künftigen Jahres erliſcht hier die Conceſſion, wonach für jeden jüdiſchen Brief das doppelte Briefgeld gezahlt wird, deſſen Mehrertrag einem jüdiſchen Familienvater und ſeinen Nachkommen zu Theil geworden iſt, weil er ſeiner Zeit der beſte Schachſpieler war. Der jetzige Inhaber der Conceſſion iſt nämlich kinderlos und hochbetagt, weshalb mit ihm leicht ein Abkommen zu treffen war. (Sp. Ztg.)

∴ Der Dichter Drärler-Manfred hat vom Herzog von Naſſau einen koſtbaren Brillantring erhalten.

Haag. Die Haupt-Direktion der Rhein-Eiſenbahn hat erklärt, daß vom 1. December ab der Tarif zum Transport auf der Rhein-Eiſenbahn um 30 Procent ermäßigt werden ſoll.

Hamburg. Die Commiſſion für den Bau der Nikolaikirche hat angezeigt, daß der von dem engliſchen Baumeiſter Scott entworfene Plan genehmigt worden ſei. Der Koſtenanſchlag beläuft ſich auf 1 Mill. 400,000 Mark, von denen bereits 346,891 Mark eingeſammelt worden ſind.

∴ Am 11. September brachten etwa zweihundert hier wohnende Dänen ihrem Könige, der ſich gerade bei dem däniſchen Geſandten befand, einen Fackelzug, worauf derſelbe in däniſcher Sprache dankte.

∴ Ein „Muſeum für vaterländiſche Alterthümer" wird hier gegründet.

Hannover. Nach der Zeichnung eines hieſigen Künſtlers laſſen die ſtädtiſchen Behörden ein ſilbernes Taufbecken anfertigen, welches ſie der Frau Kronprinzeſſin zu verehren gedenken.

Königsberg. Die Turnfahrt der Königsberger nach Pillau begünſtigte das ſchönſte Wetter. Das Dampfboot Delphin brachte 700, das Dampfboot Gazelle 40 Turner und eine Menge Paſſagiere nach Pillau, welches ſie mit Kanonendonner und feſtlichen Flaggen empfing.

∴ Zuverläſſigen Nachrichten zufolge wird die Eiſenbahn über Braunsberg gehen und das Centralbureau nach Elbing verlegt werden.

Kopenhagen. Dahlmanns Worte an die Studenten in Kiel haben einen tiefen Eindruck gemacht.

∴ In Apenrade iſt bei körperlicher Strafe verboten worden, öffentliche Aufzüge zu halten und auf den Straßen zu ſingen.

Leipzig. Adolf Böttgers Trauerſpiel „Agnes Bernauer" iſt bereits zwei Mal mit dem ſchönſten Erfolg über die Bühne gegangen. Hat das Stück auch Fehler und Mängel, ſo hat es doch Poeſie und bekundet den Beruf des Dichters als dramatiſcher Schriftſteller. Vortrefflich ſpielten Fräulein Unzelmann, ſowie die Herren Wagner, Meixner, Stürmer und Paulmann, welche theils am Ende des zweiten und vierten Aktes, ſowie der Dichter am Schluſſe gerufen wurden. Der Kanzler, die Hauptrolle des Stückes, war in den Händen des Herrn Marr.

∴ Angeregt durch die Verlagshandlung der Immermann'ſchen Werke arbeitet jetzt Herr Adolf Böttger an der Fortſetzung von Immermanns „Triſtan und Iſolde".

Liverpool. Bei der Collegiate-Inſtitution iſt jetzt ein chineſiſcher Profeſſor, Namens Hu-Sien-Sang angeſtellt, um die Zöglinge der Anſtalt in der Sprache ſeines Vaterlandes zu unterrichten, welche ſeit Kurzem mit in den gewöhnlichen Studienplan aufgenommen worden iſt.

London. Während der Abweſenheit der Königin ſind in dem Windſor-Schloß bedeutende Verſchönerungen und Neubauten vorgenommen worden.

∴ Nach einer Washingtoner Zeitung beſchäftigt man ſich mit dem Plane, eine Niederlaſſung von Italienern in Texas zu gründen, welche dort die Cultur der Weinrebe und des Oelbaumes verſuchen und, wenn dies glückt, ſich auch mit der Seidenzucht beſchäftigen ſollen.

∴ Im Beiſein einer zahlreichen Geſellſchaft von Herren und Damen wurde in Abbots Langley durch den Grafen von Clarendon der Grundſtein zu dem Gebäude gelegt, welches künftig zurückgekommenen und verarmten Buchhändlern und Verlegern, welche ohne ihr Verſchulden in Noth gerathen ſind, ſo wie ihren Wittwen zur Wohnung dienen ſoll. Das neue Inſtitut hat bereits einen Fonds von 15,000 Pfd. St.

∴ Das „Glasgow-Journal" berichtet, daß eine große Menge weiblicher Arbeiterinnen in einer ausgedehnten Fabrik zu Anderſton, nachdem ihnen der begehrte höhere Tagelohn verweigert worden, die Fabrik verließen und in der Stadt ſolchen Tumult und Lärm veranlaßten, daß eine ſtarke Polizeimannſchaft zur Herſtellung der Ruhe aufgeboten werden mußte.

Louis (St.) Ein deutſches, hier erſcheinendes Blatt theilt folgendes Curioſum mit: Ein deutſcher Kaufmann ward wegen einer angeblichen public nuisance zu einer Geld- und Gefängnißſtrafe verurtheilt. Weil aber wahrſcheinlich die Jury nur ein unbedeutendes Polizeivergehen in der Sache ſah, erkannte dieſe auf einen Dollar Geldſtrafe und eine Minute Gefängniß.

Lyon. In der Nähe der Kirche des heiligen Irenäus hat man einen ſchönen antiken Sarg aus pariſchem Marmor mit einem Basrelief, einen Bachantenzug darſtellend, ausgegraben. Der Sarkophag iſt ſechs Fuß lang und einen Fuß tief und lag vier Ellen tief in der Erde. Die Arbeit ſcheint aus guter griechiſcher Zeit zu ſein.

Madrid. Die Anerbietungen für eine Anleihe von 20 Millionen Realen (1 Mill. 333 333 Thaler Preuß.) zu Eiſenbahnbauten ſind eröffnet worden. Es erfolgten bereits vier Anerbietungen, welche von dem Miniſter einer Commiſſion übergeben wurden.

∴ Herr Thiers iſt hier angekommen.

Magdeburg. Der Mäßigkeits-Apoſtel, Caplan Selig aus Osnabrück, hat hier in Zeit von fünf Tagen 606 Namen in ſeine Liſte getragen.

Mainz. Der berühmte Weinhändler, Baron H. von Mappes, iſt in dem Alter von 88 Jahren geſtorben.

Memel. Bei den in der Nähe befindlichen Chausséebauten hatte man auch 200 ruſſiſche Juden beſchäftigt. Nach Verlauf von acht Tagen ſah man ſie aber Alle wieder verſchwinden, indem ſie bei ihrer Ungeſchicklichkeit, ihrem Hader und Zank unter einander den gehofften Gewinn nicht fanden und ſämmtlich in einer Nacht das Haſenpanier ergriffen.

München. Profeſſor Görres arbeitet an einer Schrift zur Vertheidigung der Jeſuiten.

Münſter. Unſer Erzbiſchof, Freiherr von Droſte-Viſchering, hat den ſchwarzen Adler-Orden erhalten.

Neapel. Die Verſammlungen des wiſſenſchaftlichen Congreſſes werden in der ſeit Kurzem der Univerſität beigefügten zoologiſchen Halle ſtattfinden. Zum Präſident iſt der Miniſter des Innern, Marquis San Angelo, zum Secretario der Ritter Fioleti vom Departement des Innern ernannt worden. In dem Palaſt Villafranca, welcher zu dieſem Zweck von der Regierung gemiethet worden iſt, werden die Bälle und Feſtlichkeiten ſtattfinden. Die Sitzungen ſollen vom 20. September bis 5. October dauern.

∴ Einem Gerücht zufolge ſollen Neapel und Palermo zu Freihäfen erhoben werden.

Oldenburg. Die Einkünfte unſeres Staates werden auf 900,000 Thaler berechnet, von denen 200,000 Thaler für das Militair abgehen.

Paris. Herr Quirin Müller aus Berlin hat für ſeine plaſtiſchen Gruppen keine Erlaubniß, ſondern die Androhung bekommen, wenn er etwa heimlich Vorſtellungen gebe, binnen drei Tagen über die Grenze geſchafft zu werden. Er kommt von Brüſſel und ſeine Geſellſchaft beſteht aus 25 Perſonen.

∴ Die „Reforme" will wiſſen, daß das Miniſterium des Innern damit umgehe, die Findelhäuſer gänzlich abzuſchaffen, trotz dem, daß die öffentliche Meinung ſich ſo ſehr zu Gunſten derſelben ausgeſprochen habe.

∴ Royer Collard, einer der größten Männer Frankreichs, iſt auf ſeinem Gute Chateaurieux im Departement der Loire in dem Alter von 82 Jahren geſtorben. Er war Mitglied der Akademie, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität und in einer Zeit der Entſcheidung Präſident der Deputirtenkammer.

∴ Der Buchhändler Hingray hat der Bibliothek von Epinal drei koſtbare Bände mit Zeichnungen von Claude Lorrain übergeben.

∴ Vor einigen Tagen hatte einer unſerer Theater-Direktoren auf der Bank eine bedeutende Summe zu erheben. Als er nach Hauſe zurückkehrte, fand er, daß er 50,000 Frs. zu viel erhalten hatte und trug dieſelben zurück.

∴ Nach dem „Journal de Villafranche" hat ein Schneider in Amplepuis im Rhonedepartement, B. Thimonnier, eine Nähmaſchine erfunden, welche in einer Minute

200 Stiche macht, und alle Wendungen u. ſ. w., welche bei der Naht eines Kleidungsſtückes nothwendig ſind, ſelbſt bewirkt.

∴ A. Dumas iſt nach Ham abgegangen, um dort die Angelegenheit mit den neapolitaniſchen Memoiren zu Ende zu bringen.

∴ Mehrere Kunſtkenner ſind im Auftrage der Pariſer Opernverwaltung nach Cöln gereiſt, um dort während der Gaſtrollen von Fräulein Lind über deren Stimmfähigkeit Bericht abzuſtatten.

∴ Die Stadt Montbard im Departement Côte d'Or, Geburtsort des berühmten Naturforſchers Büffon, will demſelben ein Denkmal errichten.

∴ Die Sparkaſſe hat in dieſem Jahre bereits 5½ Mill. mehr ausgezahlt, als eingenommen.

Potsdam. Dem Vernehmen nach ſoll unſere Stadt ein ſtehendes Theater bekommen.

Rheims. Der wiſſenſchaftliche Congreß, dem mehrere deutſche, belgiſche und engliſche Gelehrte beiwohnen, iſt eröffnet worden. Die Zahl der Anweſenden belief ſich am erſten Tage auf 600. Die Verſammlungen werden in dem erzbiſchöflichen Palaſt gehalten.

Rochefort. Die hieſigen Sträflinge haben einen Entweichungsverſuch gemacht, der ihnen beinahe gelungen wäre. Sie hatten ſich von dem Schlafſaale aus einen unterirdiſchen Gang gearbeitet, der bereits bis unter die Grundmauern des Gebäudes reichte, als die Sache entdeckt wurde.

Rom. Der Papſt befindet ſich in einem ſehr leidenden Zuſtande; ſeine Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab.

Stockholm. Der Profeſſor Berzelius iſt aus Deutſchland wieder hier angekommen und von ſeinen Freunden feierlich empfangen worden. Der Präſident der Akademie, Freiherr Ihre, begrüßte ihn mit einer Rede.

Stuttgart. Hofrath Dr. Schilling beabſichtigt ein „Beethoven-Album" herauszugeben.

Weimar. Das Gaſtſpiel des Komikers Wallner iſt von einem Erfolg, wie man ſich ſeit langer Zeit nicht entſinnen kann. Alle nur möglichen Auszeichnungen werden dem geſchätzten Gaſte in vollem Maaße zu Theil.

∴ Auf Anſuchen der k. k. öſterreichiſchen Regierung wurde durch das großherzogliche Miniſterium dem ſeit einigen Monaten in Jena lebenden Dr. Franz Schuſelka angezeigt, daß er die großherzoglichen Lande unverweilt zu verlaſſen und ſich nach Oeſterreich zurückzubegeben habe, um über ſeine neueſten Schriften, „der Jeſuitenkrieg gegen Oeſterreich und Deutſchland" und „Mittelmeer, Oſt- und Nordſee", Rechenſchaft zu geben. Die genannten Schriften ſollen nicht nur der öſterreichiſchen Regierung mißfällig geweſen ſein, ſondern auch von Seiten Roms und Rußlands Beſchwerden veranlaßt haben. (D. A. Z.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ein gewiſſer Pariſot, der ein Buch unter dem Titel: „der durch die Vernunft enthüllte Glaube" geſchrieben, bediente ſich, um ſein Werk zu vervollkommnen, eines höchſt ſeltſamen Mittels. Er bezahlte nämlich einem Theologen, einem Arzte und einem Chemiker ſtündlich einen Thaler dafür, daß ſie ſein Buch ihn vorleſen hörten und ihre Meinung darüber ſagten. Er ſoll auf dieſe Art viel Thaler losgeworden ſein.

— Das Wort Garantie ſcheint höchſt ehrwürdigen Urſprungs zu ſein, denn wer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert Bürger einer Stadt werden wollte, mußte wenigſtens zwei andere Bürger zur Seite haben, welche für ſeine Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Bürgertreue gutſagen mußten. Die Unterſchrift eines ſolchen Bürgen aber bemerkte man in dem Stadtbuche mit dem Beiſatze: varandiam promisit.

Treffer und Nieten.

* Wer iſt der größte Chemiker? — Der König von Hannover, denn er zieht aus dem Harz Silber und Eiſen.

* Warum tragen die Leipziger Polizeidiener Rohrſtöcke? — Weil ſie immer Etwas auf dem Rohre haben.

Schluß des Quartals.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

N°. 157. Leipzig. 1. October 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Oettinger.

(Fortſetzung von Nummer 155.)

Mailand, am 4. September.

In meinem letzten Briefe hatte ich vergeſſen, das Ende meiner Paßgeſchichte zu erzählen. In Innsbruck ſchickte ich mein werthes Signalement auf die Polizei und war gefaßt auf neue Hinderniſſe zu ſtoßen. Die Polizei aber nahm nicht den geringſten Anſtand, ihn nach Verona zu viſiren. Es fragt ſich nun, wer hier einen Akt der Willkür ausgeübt: das Grenzamt in Scharnitz, das von mir, außer meinem Paß, noch einen Heimathſchein verlangte, oder die Polizei in Innsbruck, die ſich mit dem Paß allein begnügt hat.

»Erkläret mir, Graf Orindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur!«

Von meinem Meraner Ausfluge kehrte ich nach Botzen zurück, um von hier über Trient nach Verona zu eilen. Im alten Tridentum beſuchte ich die Kirche Santa Maria Maggiore, deren Mauern die ſtillverſchwiegenen Zeugen der Sitzungen des berüchtigten Concils von 1545 bis 1563 geweſen ſind. Die größte Sehenswürdigkeit dieſes alten Gotteshauſes iſt ein großartiges Bild, das die Portraits aller Prälaten, die jener Kirchenverſammlung beigewohnt hatten, in ſich vereinigt. Lieber als die Bildniſſe all' dieſer geiſtreichen Herren wäre mir ein Portrait des berühmten Fra Paolo Sarpi geweſen, der die Geſchichte dieſes famoſen Concils geſchrieben.

In Verona zog es mich zuerſt nach Giulietta's Grabmal. Romeo's Geliebte, umkränzt vom zwiefachen Nimbus, von Shakeſpeare's melodiöſer Poeſie und Bellini's poetiſchen Melodien, iſt ein zauberiſcher Magnet, der jeden Fremden in den abgelegenen Vicolo Franceſchine treibt. Dort, ganz im Winkel, ſteht ein morſches Haus mit verſchloſſenem Eingang, der erſt nach langem Klingeln geöffnet wird. Mit welchen Illuſionen betritt man dies Heiligthum und wie bitter ſieht man ſich getäuſcht! Durch einen dunkeln Heuſchober und mehrere Pfützen gelangt man in einen coloſſal-ſchmutzigen Hof, wo einſt ein Franziskaner-Kloſter geſtanden haben ſoll; hier ſteht ein ſteinerner Sarg, der eine frappante Aehnlichkeit mit einem jener Tröge hat, aus denen bei uns, in deutſchen Dörfern, die Herren Schweine ihr Waſſer ſaufen. Arme Giulietta! Alle Poeſie iſt beim Teufel, wenn man Deinen Sarg ſieht; aber tröſte Dich, Giulietta. Der Wirth vom Albergo delle due Torre hat mir erzählt, daß er ſich Deiner annehmen und Dir ein prachtvolles Denkmal ſetzen will auf Aktien zu drei Francs. Welcher patriotiſche Veroneſer wird ſich dann wohl ausſchließen, ein Paar Aktien zu nehmen. Ich ſehe es kommen, daß in einigen Jahren mit den Giulietta-Aktien Handel getrieben werden wird, wie mit den Metalliques und anderen Staatspapieren.

Von hier begab ich mich nach der Stadt zurück, um in der Nähe der Piazza Erbe den Palaſt von Giulietta's Vater aufzuſuchen. Der Palazzo Capuletti iſt jetzt ein Gaſthof zweiten Ranges und heißt Albergo de Vetturini. Ueber dem Eingange des Hauſes ſieht man einen ſteinernen Hut (**capella**), das Wappen der Familie Capuletti.

Von den 53 Kirchen habe ich nur die Santa Anaſtaſia, die Santa Eufemia und die Santa Fermo beſucht. Letztere iſt die älteſte.

Von den römiſchen Alterthümern hat mich am meiſten die gigantiſche Arena überraſcht. Sie liegt hinter der Porta de Borſari, auf der Piazza Bra und iſt ſo groß, daß auf ihren 45 ſteinernen Stufen 50.000 Zuſchauer ſitzen und über 70.000 ſtehen können. Ueber das Alter dieſes großartigen Monuments ſind die lieben guten Gelehrten natürlich nicht einig. Der Graf Perſico, der unter dem Titel „**l'Anfiteatro di Verona**“ (Verona 1820) eine ſehr ausführliche Abhandlung geſchrieben, glaubt, daß die Arena über 2000 Jahre alt ſei.

Außerdem iſt nur noch die Piazza de' Signori und ganz in der Nähe derſelben die Grabmäler der drei Scaliger, der einſtigen Herren von Verona, ſehenswerth. Die Reiterſtatue des Can grande iſt eine eben ſo kühne als impoſante Architektur.

Von Verona reiſte ich mit dem Courier nach Mailand. Der Poſtbeamtete hatte mir geſagt, mich pünktlich um halb Acht einzuſtellen. Ich erſchien nach Sieben, wartete bis Acht, wartete bis Zehn, wartete bis Zwölf vergebens! Erſt gegen zwei Uhr Morgens kam der gute Courier von Wien. Nach ſechsſtündigem Warten — nichts geht über die Pünktlichkeit der öſterreichiſchen Poſten! — ging's endlich über Brescia nach der Hauptſtadt des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs, wo wir am andern Tage, ſtatt um 11 Uhr Morgens, gegen 6 Uhr Abends ankamen. Eile mit Weile, ſcheint die Deviſe der öſterreichiſchen Poſten zu ſein.

Die Einfahrt in Mailand, durch die Porta orientale und den Corſo franceſe, iſt höchſt impoſant. Die große Straße erinnert an die Friedrichſtraße in Berlin, nur mit dem Unterſchiede, daß der Corſo breiter und jede der beiden Häuſerreihen höher iſt. Rechts, dicht am Thore, liegt der Giardino publico mit breiten Alleen von herrlichen Kaſtanienbäumen. Rings um die Stadt zieht ſich ein Gürtel reizender Boulevarts, die aber wenig beſucht ſind. Das Diadem der Mailander Sehenswürdigkeiten iſt der weltberühmte Dom, der meine Erwartungen — wie groß ſie auch geweſen — bei Weitem übertroffen. Dieſer prachtvolle Tempel, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, iſt von weißem Marmor und in gothiſchem Style, mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantiniſchem Style aufgeführten Façade. Der erſte Baumeiſter ſoll ein Deutſcher, Heinrich Arler von Gmünd, geweſen ſein. Seit ihm haben über 170 Ingenieure und Architekten ihr Talent dem Ausbau dieſes wunderbar-ſchönen Domes geweiht.

Die fünf Schiffe des Innern ruhen auf 52 achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geſchmückten Säulen. Auf dem Dache prangen 107 größere und kleinere Thürme; der größte, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, iſt 326 Fuß hoch; 512 Stufen führen auf die äußerſte Spitze; doch ſchon auf der Hälfte gelangt man auf das eigentliche Dach und tritt hier in einen Wald von Marmorthürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Statuen, deren Zahl auf 4500 angegeben wird. Mitten in dieſem Knäuel von Thürmen fühlt man ſich von der Größe dieſes Baues dergeſtalt gedrückt, daß man Anfangs kaum zu athmen wagt. Im Innern der Kirche iſt vor Allem die Sakriſtei wegen der zwei ſilbernen Statuen des heiligen Ambroſius und Carl Borromäus von Procaccini ſehenswerth. Der ganze Silberſchatz der Kirche wird auf zwei Millionen Francs angeſchlagen. In der Nähe des großen Altares bewundert man die Statue eines geſchundenen Heiligen, Sanct Bartholomäus, eine Bildhauer-Arbeit von Agrate, der ich keinen Geſchmack abgewinnen kann; es iſt ein widerwärtiger Anblick, dies ſteinerne Skelett zu ſehen. Einen deſto ſchöneren Genuß gewährt der Anblick der beiden Bildſäulen des Sanct Borromäus und Sanct Ambroſius von Monti und Marcheſi.

Von der Kirche zum Theater. Mailand hat deren zehn; doch ſind während der Sommerzeit nur zwei geöffnet, die Scala und das Teatro Rè. Das größte Theater Europa's ſteht auf dem Platze, auf welchem Beatrice de la Scala, Gemahlin des Barnabeo Visconti, eine Kirche Santa Maria erbaut hat. Von der Gründerin dieſer Kirche datirt ſich der Name dieſes Theaters, deſſen Bau 1778 nach den Zeichnungen Fiermarini's begonnen hatte. Das Innere iſt überraſchend grandios. Rings um's Parterre erheben ſich ſechs Logenreihen, von denen jede der drei erſten 36 und jede der drei letzten 39, zuſammen 225 geräumige, mit Luxus ausgeſchmückte Logen umfaßt. Der ganze Zuſchauerraum bietet Platz für 3600 Perſonen. Ich habe hier einer Vorſtellung von Verdi's neueſter Oper „I due Foscari" beigewohnt und die Aufführung ſchlechter als auf mancher deutſchen Bühne zweiten Ranges gefunden: ein indiſcretes Orcheſter, ein miſerables Chor, beſtehend aus 28 Individuen, und eine ſchlechte Truppe. Die Primadonna, eine Engländerin, Charlotte Birch, iſt eine höchſt mittelmäßige Anfängerin mit einer ſchwachen Stimme, die durchaus ungenügend iſt, in ſo großem Raume durchzudringen. Die arme Miß wurde nach jeder Nummer, die ſie ſang, mit Erbitterung ausgepfiffen, von der ſich ein deutſches Publikum keine Vorſtellung machen kann. Ich habe in Wien, Berlin, Hamburg und Leipzig — in der letzteren Stadt Herrn Marr — mit großem Eclat auspochen hören; das Alles aber iſt Spielerei gegen die Wuth, mit der man hier in Mailand die Sänger auspfeift; ein Mailänder ziſcht mehr als ein Schock deutſcher Pfeifer; er pfeift mit Leib und Seele, mit Händen und Füßen. Arme Miß! Wollte ich boshaft ſein, ſo könnte ich ſagen, daß Sie jetzt ein Recht hätten, ſich für eine Tochter meiner lieben Freundin Birch-Pfeiffer in Berlin auszugeben; denn Charlotte Birch heißen Sie und Pfeifer haben Sie genug gehört. Der einzige Lichtpunkt in der ganzen Vorſtellung iſt die Stimme des Primobaſſo. Das zwiſchen den zweiten und dritten Akt eingeſchobene Ballet „Kardinuto" iſt das gelungenſte Chef d'oeuvre der coloſſalſten Langweile.

Weit mehr intereſſirt mich das kleine Teatro Rè, das nur Schauſpiele und Poſſen giebt. Ich habe hier drei Vorſtellungen, „Thereſe", von Dumas, „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers", von Ducange, und ein Drama von Bayard geſehen. Man ſieht, daß die italieniſche Bühne, wie unſere deutſche, von den Broſamen lebt, die von den übervollen Tiſchen des franzöſiſchen Theaters abfallen. Man ſieht auch hier meiſtentheils Ueberſetzungen und nur ſehr ſelten ein italieniſches Originalſtück. Die Truppe an und für ſich iſt unbedeutend, bis auf eine einzige Schauſpielerin, welche Luigia Capella heißt und das größte tragiſche Talent, welches ich bis jetzt in Deutſchland und Frankreich kennen gelernt habe. Ich wüßte keine deutſche Schauſpielerin, die ſich mit ihr vergleichen ließe; von den franzöſiſchen Aktricen hat Madame Dorval die meiſte Aehnlichkeit mit ihr; doch iſt der Pathos der Signora Capella ergreifender, zermalmender, als der der Dorval. Als Thereſia hat ſie den Tod der Vergifteten mit Farben gemalt, die mir die Haare zu Berge getrieben. An dieſem Abende hat mich ſeit langen Jahren eine Schauſpielerin wieder einmal ſo gepackt und gerührt, daß ich beinahe geweint hätte. Seitdem verſäume ich keine Vorſtellung, in der Signora Luigia Capella beſchäftigt iſt. Die Eintrittspreiſe ſind hier ſehr niedrig; im Teatro Rè koſtet ein Parterreplatz (**Platea**) einen Lire, in der Scala drei. In der Oper ſteckt nicht nur der Souffleur in ſeinem Kaſten, wie bei uns, ſondern guckt ſo frei aus ſeinem unterirdiſchen Loche hervor, daß Jeder ihn ſehen kann, eine Eigenthümlichkeit, die alle Täuſchung aufhebt.

Von den anderen Sehenswürdigkeiten habe ich bis jetzt den Palazzo Brera und die Bibliotheca Ambroſiana beſucht. Unter den 10,000 Manuſcripten der Letzteren haben mich am meiſten die Liebesbriefe der üppigen Lucretia Borgia an den Cardinal Pietro Bembo intereſſirt; hier wird auch, unter Glas und Rahmen, eine ihrer blonden Locken gezeigt. Unter den Gemälden, die hier zu ſehen ſind, nimmt ein Carton zur Schule von Athen, von Raphael, den erſten Platz ein. Reicher und großartiger iſt die Gemäldeſammlung der Brera, in der mich vor Allem ein Guido Reni (Petrus und Paulus) und ein Chriſtuskopf von Leonardo da Vinci angezogen hat. Die Bibliothek iſt außerordentlich beſucht, aber ſo ärmlich dotirt, daß ſie nur wenig neue Erwerbungen machen kann. Ich ſuchte hier über dreißig Werke, wovon ich nicht fünf gefunden habe. Auf der Treppe ſind die Bildſäulen Beccaria's und Parini's, von Marcheſi und Monti, und im Keller — **ingrata Italia!** — eine in Erz gegoſſene Bildſäule Napoleons von Canova zu ſehen.

Wer das Amphitheater in Verona geſehen, wird das Mailänder ziemlich mesquin finden; nur ein kleiner Theil der Arena iſt von Stein, alles Uebrige iſt von Raſen, die ſich amphitheatraliſch emporheben.

Am Schluſſe meines Briefes noch einige literariſche Andeutungen. In Mailand erſcheint ein ganzer Schwarm von Zeitſchriften, die, wie das ganze Leben in Mailand, einen franzöſiſchen Zuſchnitt haben. Die geleſenſten darunter ſind der „Figaro", redigirt von Luigi Romani, der „Pirata" und die „Fama"; doch glaube ich, daß Letztere, trotz ihres hochfliegenden Motto's „**Fama volat**", nicht allzuweit über das Weichbild Mailands hinausfliegt. Außerdem erſcheint unter den Auſpicien des bekannten Muſikhändlers Ricordi eine „Gazetta muſicale", in der ich unter Anderem die nicht unintereſſante Notiz gefunden, daß von Ludwig van Beethoven nicht weniger als 54 Bildniſſe in Kupfer und Stahl exiſtiren. Die privilegirte „Gazetta di Milano" iſt ein Schundblatt.

Auffallend iſt die Unzahl von Buchhandlungen, die hier exiſtiren. In einer einzigen Straße (San Margherita) habe ich deren gegen zwanzig gezählt. Von deutſchen exiſtirt hier nur eine, die der Herren Tentler und Schäffer in der Galleria de Chriſtoforis, einem mit Glas überdachten Bazar, der an die Gallerie Saumon in Paris erinnert. Der Fremde verſäume nicht, hier zwiſchen

Sechs und Acht das brillante Café Gnocchi zu beſuchen; es iſt um dieſe Zeit der Sammelpunkt aller mailändiſchen Flaneurs.

Von den Buchhändlern, die auch bedeutende Lager älterer italieniſcher Werke haben, verdient vorzugsweiſe Carlo Branca (Contrada del monte N. 872) genannt zu werden. Bei ihm fand ich reiche Beute für meine bibliographiſche Bibliothek, unter Anderm Leo Allacci's außerordentliche „Drammaturgia“ (Venedig 1754. 4.) eine Bibliographie ſämmtlicher italieniſcher Theaterſtücke und N. F. Haym's „Biblioteca italiana“, eine Auflage, die längſt vergriffen iſt.

Von hier aus habe ich einen Ausflug nach dem Comer-See gemacht. Man fährt von hier mit der Eiſenbahn bis Monza, von Monza mit der Poſt nach Como, wofür man fünf Zwanziger zahlt. Von Como fuhr ich mit dem Dampfſchiff Lariano (auf demſelben Schiffe befand ſich an demſelben Tage der König von Würtemberg mit ſeinem Gefolge) bis nach Cadanabbia. Hier blieb ich zwei Tage, um die ſchönſten Punkte des Sees zu durchſtreifen und die bedeutendſten Landhäuſer: die Villa Sommariva, die Villa Serbelloni, die Villa Melzi zu beſuchen. Von Erſterer, die ſeit einigen Jahren Eigenthum der Prinzeſſin Albrecht von Preußen iſt, hatte ich mir weit mehr verſprochen. Außer dem „Palamedes“, von Canova, und dem „Alexander-Zuge“, von Thorwaldſen (dieſe Basreliefs ſollen 800,000 Francs gekoſtet haben), habe ich nichts Außerordentliches gefunden. Weit mehr hat mich die Villa Melzi überraſcht. In einem der Säle fand ich ein herrlich-ſchönes Portrait des erſten Conſuls Bonaparte, nach dem Leben gemalt von Appiani, und im Garten ein koſtbares Marmordenkmal, „Dante an der Hand ſeiner Geliebten Beatrice Portinari“, ein Meiſterwerk Comolli's, eines der ausgezeichnetſten Schüler Canova's. Auf der Villa Serbelloni genießt man der reizendſten Ausſicht über alle drei Arme des wunderbar lieblichen Sees. Zu den Füßen dieſer Villa liegt, maleriſch hingegoſſen, Bellagio, der höchſte Punkt des ganzen Sees. Auf dem Rückwege nach Mailand ſtieg ich an der Villa Pliniana aus. Hier lebten einſt die beiden Plinius. Etwas weiter hinauf ſteht das Landhaus der einſt berühmten Sängerin Giuditha Paſta, die hier auf ihrem italieniſchen Lorbeer und den Silberrubeln, die ſie in Rußland erbeutet hat, gemächlich ausruht und für die Kunſt ſegensreich fortwirkt. So hat ſie z. B. einen großen Theil des Geldes bezahlt, mit dem ihre Vaterſtadt Como ſich ein neues Theater erbaut hat. In Como ſelbſt iſt außer dieſem Theater nur noch das Lyceum und die Statue des berühmten Phyſikers Volta auf dem Platze gleichen Namens ſehenswerth.

Die Frequenz von hier nach Genua iſt ſo bedeutend, daß, obgleich täglich ein Eilwagen von hier abgeht, doch immer ſo viel Plätze vorgemerkt ſind, daß man ſich vier bis fünf Tage vorher melden muß, um einen Platz zu finden. Seit vier Tagen vorgemerkt, kann ich erſt übermorgen von hier abreiſen.

Lückenbüßer.

Nach Newtons Berechnung kam der Komet von 1680 der Sonne ſo nahe, daß, wenn er von Eiſen geweſen wäre, er 2000 Mal erhitzter geworden ſein würde, als ein glühendes Eiſen und kaum 50,000 Jahre hingereicht hätten, um ihn abzukühlen.

Aufgefundene Blätter aus den

des Schauſpielers Harmlos

in Winnſtädt, fünf Stunden von Hochhauſen *).

Winnſtädt, den 15. October 1835.

Es wird ſchon bitterkalt draußen. Wir bekommen einen frühen und, wie es ſcheint, recht ſtrengen Winter. Mein gutes Linchen tritt einen Theil ihres Morgenbrodes den Vögeln des Himmels ab. Das gute Kind hat Recht. Haben wir doch ſelber mit den gefiederten Luftbewohnern einige Schickſals-Aehnlichkeit, nur zu verſchiedenen Zeiten. Im Winter, wenn den armen Thierchen das Futter ausgeht, ſitzen wir Schauſpieler tief in der Wolle, d. h. in einem warmen Engagement, hingegen ſehe ich dem lieben Frühlinge, wo die meiſten Bühnen geſchloſſen werden, mit den Meinen immer mit banger Beſorgniß entgegen. Nun, heuer will ich mich bei Zeiten um eine Sommer-Anſtellung umſehen, daß es uns nicht ergehe, wie die letzten fünf Monate, welche Gottlob hinter uns liegen. Das war eine böſe, böſe Zeit! Ich danke meinem Schöpfer, daß ſie überſtanden iſt. Es wäre beinahe nöthig geweſen, mit den Schafen auf die Weide zu gehen. Heute traten wir mein Engagement an. Es gefällt mir hier im Städtchen recht wohl. Mein neuer Direktor ſcheint mir ein Ehrenmann. Unſer Hauseigenthümer, ein ehrlicher Schuhmacher, iſt ein Kunſtenthuſiaſt. Er hat meine ganze Familie heute Mittags abgefüttert. Herr Böhme hat mir für die erſte Einrichtung zwanzig Gulden Vorſchuß gegeben, und mir verſprochen, denſelben in kleinen Raten abzuziehen. Meine gute Alte und die Kinder ſind luſtig und guter Dinge. Herz, was verlangſt Du mehr? Ich werde heute Abend über die Schnur hauen, einen Krug Bier und Kälberbraten nach Hauſe bringen laſſen. Marie, mein Oekonomie-Direktor, mein liebes braves Weib, wird zwar über meinen Leichtſinn mich auszanken — nun, ein Mal iſt kein Mal, und ich will das Verpraßte mit Rollenſchreiben einzubringen ſuchen. Herr Direktor Böhme hat mir die Copiatur zugeſagt.

Winnſtädt, den 19. October.

Trotz aller Mühſal möchte ich meinen Stand mit keinem andern in der Welt vertauſchen. Das fühlte ich heute inniger als je. Wir eröffneten die Bühne mit Leſſings herrlichem „Nathan". Ich ſpielte die Titelrolle. Mein Gott, es iſt doch ein Glück, als Dolmetſch eines ſolchen Geiſtes vor das Volk treten zu können. Ich war ergriffen und begeiſtert, und kam mir vor wie ein Prieſter, der den andächtigen Zuhörern das Wort Gottes predigt. Die Bühne wurde mir zur Kanzel. Kam es mir doch wie Profanirung meines Tempeldienſtes vor, als ich am Schluſſe, von dem durch die wunderbare Dichtung begeiſterten Publikum hervorgerufen, hinaus treten und einige Dankesworte an daſſelbe richten mußte. Der Direktor gratulirte herzlich zu dem glücklichen Debut. Zu Hauſe angekommen fiel mir meine gute Marie weinend um den Hals, die Kinder ſprangen jubelnd um mich herum, mein ehrlicher Schuhmacher-Hausherr ſchüttelte mir freudig die Hand, ſelbſt unſer kleiner

---

*) Aus dem nächſtens bei Otto Wigand erſcheinenden Werke: „Aus den Papieren eines alten Komödianten", von Franz Wallner.

Tagebüchern zweier Bühnenkünſtler

und des Tenoriſten Tonfall

in der Reſidenzſtadt Hochhauſen*).

Hochhauſen, den 15. October 1835.

Der Teufel ſoll's holen! Die fünf Monate Urlaub, welche ich bei meinem neuen Kontrakte der zähen Intendanz abgepreßt, fliegen fort, ehe man ſich umſieht. Mit dem Winter geht die Schinderei wieder los. Wenn's doch immer Sommer bliebe! Man muß ſich beim Gaſtrollenſingen auch abquälen, mehr als im Engagement, aber man hat doch Etwas davon, man weiß, warum man es thut. Mein diesjähriges Gaſtſpiel hätte mir ein rundes Sümmchen abgeworfen, da führt mich der böſe Feind nach Wiesbaden auf die grüne Wieſe im Converſationshauſe. Ich will dort auf die Weide gehen, und einen tüchtigen Fang machen, ja proſt die Mahlzeit, Alles beim — Nun, ſo hol's Dieſer und Jener! Pereat die Spielbank! Ich habe heute bereits meinem Intendanten erklärt, daß ich wenigſtens 4000 Gulden C. M. Vorſchuß haben müſſe, um mich mit meinen Gläubigern, die mich Tag und Nacht quälen, zu ſetzen. Se. Excellenz ſchnitt gewaltige Geſichter, aber am Ende gab er doch klein bei. Was will er machen? Wenn ich krank werde, hat die Herrlichkeit des hieſigen Repertoires ein Ende. Das weiß der alte Fuchs wohl. Heute in der Probe ſah ich die neue Tänzerin, Demoiſelle Cheri. Sehr pikant. Ich werde dem niedlichen Satan die Cour ſchneiden. Se. Excellenz ſcharwenzelt auch gewaltig um ſie herum. Noch ein Grund mehr für mich. Es muß ein Seelengaudium ſein, den alten Herrn wieder auszuſtechen. Nous verrons!

In's Hôtel de France iſt nicht mehr hinzugehen. Der Champagner wird dort täglich ſchlechter. Und bei meiner letzten Monatrechnung hat mich der Kellner wenigſtens um fünfzig Gulden geprellt. Ich werde in Zukunft in der Stadt Frankfurt ſpeiſen.

Hochhauſen, den 1. November.

Geſtern hatte ich mit der Intendanz einen böſen Auftritt. Sie verlangte, ich ſolle zum erſten Male wieder im „Freiſchütz“ auftreten. Er thut es nur, um mich wegen der kleinen Cheri zu ärgern, da er weiß, daß ich deutſche Muſik nicht ſingen will, und weil er wüthend iſt, daß ich ihn bei dem tanzenden Engel ausgeſtochen. Ich habe aber doch meinen Willen durchgeſetzt. Heute ſang ich den Sever. Der raſende Empfang, die entgegen fliegenden Blumen und Kränze werden den alten Sauertopf wohl belehrt haben, wie feſt ich beim lieben Publikum ſitze, und daß man mich nicht ungeſtraft chikaniren darf. Der Claqueurchef Karl hat mir im Voraus für die Kränze und ſeine Bemühung 50 Eintrittskarten und 30 Gulden abgepreßt. Man muß der Kunſt ein Opfer bringen. Morgen mache ich mit der kleinen Cheri eine Landpartie. Die letzten ſchönen Herbſttage ſind noch zu benutzen. Ich laſſe mich beim Alten heiſer melden. Wenn es ihm nicht recht iſt, ſoll er ſich's

---

*) Die für dieſe Skizze von verſchiedenen Seiten zuſammengetragenen Züge ſind ſämmtlich der Wirklichkeit entnommen, die dargeſtellten Gegenſätze exiſtiren im Theaterleben wirklich und ſind beide nichts weniger als erdichtet. Der Verf.

Joly ſcheint die allgemeine Trunkenheit zu theilen und ſpringt luſtig bellend an mir empor. Wo iſt der König, der mir dieſen Augenblick abkaufen könnte! Sei mir geſegnet, heilige Kunſt! —

Winnſtädt, den 23. November.

Es giebt doch recht böſe Menſchen in der Welt. Sogleich nach meiner Ankunft ſchickte mir ein gewiſſer Dr. Schirling eine Pränumerationskarte auf den Winnſtädter „Figaro“ ins Haus, und ließ mir ſagen, im Falle ich mich der Zahl ſeiner Abonnenten anſchlöſſe, dürfe ich auf jede Berückſichtigung von ſeiner Seite rechnen. Ich antwortete ihm in einem artigen Schreiben, ich ſei Vater einer zahlreichen Familie, müſſe jeden Pfennig in meinem kleinen Haushalte zu Rathe ziehen, und ſchicke ihm daher ſeine Karte mit der Bitte zurück, er möge mir deshalb ſein Wohlwollen nicht entziehen. Nun enthält der heutige „Figaro“ eine wahre Schmähſchrift gegen mich. Nicht nur, daß Schirling mich als Künſtler auf die boshafteſte Art angreift — was ich, als der Oeffentlichkeit angehörend, ja dulden muß — er taſtet auch meine bürgerliche Ehre als Menſch und Vater an, begeifert meinen guten Namen, giebt mich dem Hohngelächter und dem Geſpötte der ihm Gleichgeſinnten Kreis, ja er verdächtigt mich ſogar bei allen mir Wohlwollenden, un[illegible] — ich ſtehe all' dieſer Böswilligkeit ſchutzlos gegenüber. Ein Injurienp[illegible]ürde mich meinen meinen letzten Groſchen koſten, und die geheime Ab[illegible] mir, im Fall ich ſelbigen gewinne, werden müßte, würde mir doch nichts helfen, im Gegentheil kennt Schirling Mittel und Wege genug, in den verſchiedenſten Zeitſchriften meine Künſtlerehre anzugreifen und meinen guten Namen zu beſudeln, da er dies anonym thut und das Publikum in den verſchiedenſten Organen eine Reihe einſtimmig tadelnder Urtheile lieſt, ſo muß es ja an die Wahrheit derſelben glauben. Ich habe dieſe Prozedur leider ſchon öfter zu meinem Schaden erfahren. Was ſoll ich alſo beginnen? Schweigend dulden. Es bleibt mir leider kein anderer Weg übrig.

So eben kommt mein redlicher Schuſter entrüſtet zu mir, und macht mir den Vorſchlag, den Schirling heute Abend durch ſeine Geſellen windelweich prügeln zu laſſen. Ich habe alle Mühe, ihn von dieſem Plane abzubringen, den er, wie es ſcheint, mit ganz beſonderer Vorliebe erfaßt hat.

Gott bewahre mich vor ſolcher Gemeinheit!

Winnſtädt, den 25. November.

Heute habe ich vom Publikum für die erlittene Schmach glänzende Genugthuung erhalten. Ich wurde bei meinem Auftreten ſtürmiſch empfangen. Winnſtädt iſt ein kleines, aber ſehr kunſtliebendes Städtchen. Von allen Seiten bezeugt man mir die freundlichſte Theilnahme. Wenn das Theater ſich nicht im Sommer auflöſte, ich bliebe gern immer hier.

So eben höre ich, daß Schirling heute Abend im Caſino meinetwegen zur Rede geſtellt wurde, der Vorſtand des Vereins ſoll ihm öffentlich ſehr derb ſeine Meinung geſagt und der Comité ihn aus der Geſellſchaftsliſte geſtrichen haben. Da hätte ich ja auf einmal brillante Satisfaction!

Winnſtädt, den 1. December.

Der Winter rückt mit Macht heran. Herr Böhme hat mir am heutigen Gagetag von meinem Vorſchuß fünf Gulden abgezogen. Es iſt zwar nicht viel, aber bei meiner kleinen Gage von monatlich 24 Gulden genirt es uns doch gewaltig. Mich dauert bei dieſen bittern Entbehrungen nur mein armes Weib, welche ihrer Heirath wegen mit ihren hochmüthigen Verwandten zerfallen iſt. Wäre ich Student geblieben, ſo hätte ich jetzt vielleicht ſchon einen kleinen, anders machen. Meine lieben Collegen haben ſich über meinen heutigen Erfolg die gelbe Sucht an den Hals geärgert. Solche Augenblicke im Künſtlerleben ſind nicht mit Geld zu bezahlen! —

Hochhauſen, den 24. November.

Dieſer Dr. Zwirndorf koſtet mir doch ein ſchmähliches Geld. Nebſt ſeinem Monatsgehalte, den er regelmäßig von mir bezieht, zapft er mich alle Augenblicke an. Was will ich machen? Das Männchen führt eine giftige Feder, und muß nach meiner Pfeife tanzen. Ich habe unſern Baſſiſten Brummer von ihm ſo zerreißen laſſen, daß ihn kein Regimentsſchneider mehr zuſammenflicken kann. Der Burſche hat ſich unterſtanden, mir ins Geſicht zu ſagen, es ſei eine Schande für unſere ganze Anſtalt, daß ich immer mit dem Zwirndorf herumziehe.

Mit dem Redakteur der „Poſaune“, dem verwünſchten Dr. Baumhauer, iſt nichts anzufangen. Dem Grobian iſt nicht beizukommen. Und was das Schlimmſte iſt, das Publikum gibt auf ſeine Kritiken mehr als auf die eines jeden Andern. In der geſtrigen Nummer bin ich wieder enorm zuſammengeſetzt. Er nennt mich einen glücklichen Naturaliſten, ohne muſikaliſche Bildung und ohne höheres Streben. Malitiöſe Beſtie! Heute ſchickte ich ihm den Zwirndorf hin, und ließ ihm unter der Hand verblümt zu verſtehen geben, daß es mir auf eine Hand voll Louisd'ors nicht ankäme, wenn er mich in Ruhe ließe. Zwirndorf erzählt mir, daß er ihn beinahe die Treppe hinab geworfen. Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem zähen Federvieh anfange. Auf meine Veranlaſſung hat ihm die Intendanz bereits die Freikarte abgenommen. Nützt nichts. Er zahlt und — ſchimpft. Und was mich noch mehr ärgert, meinen Feind Brummer hebt er in die Wolken und ſtellt mir den Notenfreſſer immer als Vorbild hin. Wenn nichts angreift, ſo werde ich den Poſauniſten einmal durch den Hausknecht in der Stadt Frankfurt beim Nachhauſegehen winkelweich durchprügeln laſſen. Wer nicht hören will, muß fühlen! Der Andreas führt eine gute Fauſt, der Baumhauer ſoll's ſpüren. Ich will doch ſehen, ob ich mir dieſe Gemeinheiten immer gefallen laſſen muß!

Hochhauſen, den 27. November.

Es iſt ſchmählich. Der dumme Andreas hat ſich bei der Prügelei erwiſchen laſſen. Das wird eine dumme Geſchichte werden. Das Publikum hat mich heute, trotz der lebhafteſten Oppoſition von Seiten der Igel-Claque mit Ziſchen empfangen. Ja, ein Paar haben ſogar gepfiffen. Unerhörte Frechheit! Im Caſino hat man mich aus der Geſellſchaftsliſte geſtrichen. Darum ſchere ich mich den Teufel! Morgen komme ich bei der Intendanz um meine Entlaſſung ein, wenn ich keine Satisfaction bekomme. Der Satan hat mich geritten, einen lebenslänglichen Kontrakt zu unterſchreiben. Ich komme mir vor wie auf der Galeere. Doch ich will Euch ſo lange chikaniren, bis Ihr Gott dankt, wenn ich ſelber gehe. Ich muß Satisfaction haben.

Hochhauſen, den 1. December.

Der Intendant will von meiner Entlaſſung nichts hören. Er unterſtand ſich, mir heute eine Moral-Predigt zu halten. Ich möge auf die Zukunft denken, meine Penſionsanſprüche nicht verſcherzen, meine Stimme werde nicht ewig dauern u. ſ. w. Lächerlich! Wenn ich ſechs Jahre auf Gaſtrollen reiſe, ſo penſionire ich mich ſelber und brauche mir nicht ein paar Hundert lumpige oder ſichern Staatsdienſt. Ich fange an, manchmal recht muthlos zu werden, ein Zuſtand, der mich um ſo heftiger angreift, je ſorgfältiger ich ihn vor den Meinen verbergen muß. Es iſt doch recht traurig! Mit dem redlichſten Willen und der glühendſten Begeiſterung für meine Kunſt, und mit wenigſtens ſo viel Talent, um mit Ehren einem beſcheidenen geſicherten Wirkungskreiſe vorzuſtehen, bin ich nicht im Stande, durch eine ſolche Anſtellung an das Ziel meiner heißeſten Wünſche zu kommen. Ich ſchrieb an den Theateragenten Mollaneck, mit der Bitte, mir ein anſtändiges Sommer-Engagement zu ſchaffen, da Herr Böhme die hieſige Geſellſchaft zu Oſtern auflöſt, da erhalte ich eben die Antwort, ich müſſe in dieſem Falle 5 Gulden C. M. Einſchreibegebühr im Voraus entrichten. Wo ſoll ich die hernehmen? Wie ſo viel Geld entbehren? Und auch im Falle ich dieſes Opfer brächte, bliebe die erſehnte Anſtellung noch immer ſehr problematiſch. Ich habe ſchon ein Mal nach der Bezahlung einer ſolchen Vormerkungsgebühr an ein anderes Theater-Geſchäftsbureau von demſelben nie mehr eine Antwort erhalten. Vielleicht fällt mein Benefice gut aus. Der Himmel gebe es, brauchen könnte ich es ſehr nothwendig. Mit 100 Gulden wäre mir geholfen. So viel könnte ich, im glücklichſten Falle, auf meinen Antheil einnehmen. Einen warmen Winterrock brauchte ich ſehr nothwendig. Die häuslichen Sorgen ſchlagen mir jetzt wahrhaft betrübend über den Kopf zuſammen. Mein armes Linchen, unſer Augapfel, iſt heute unwohl. Wenn das gute Kind nur nicht ernſtlich krank wird. Ich will ſogleich zum Arzt gehen.

Minoſtädt, den 5. December.

Linchens Krankheit beunruhigt mich recht ernſtlich. Trotzdem, daß die Apotheke jetzt die letzten Pfennige wegnimmt, will ich mit den Meinigen ja Alles entbehren, wenn ich dem guten Kinde nur raſche Hilfe bringen könnte. Das Engelsmädchen erträgt ihre Schmerzen mit wahrhaft himmliſcher Geduld. Sie tröſtet uns. Der Arzt meint, es könnte ein Nervenfieber werden. Wir ſollten die Kranke bei Zeiten aus dem Hauſe ſchaffen. Wo denkt der Mann hin? Ich ſoll mich von meinem Kinde trennen, wo es meiner Pflege braucht! Die kleineren Geſchwiſter werde ich zu meinem guten Schuhmacher hinüber geben, der mir dieſen Liebesdienſt freundlich antrug. Die Armen ſchleichen auf den Zehen mit betrübten Geſichtern und ängſtlichem Schweigen im Zimmer umher. — Und ich muß eine komiſche Rolle ſpielen. Das iſt auch eine von den namenloſen Künſtler-Qualen, von denen man in keinem anderen Stande einen Begriff hat. Dieſe martervolle Pein: Spaß machen müſſen mit blutendem Herzen, das Publikum zum Lachen bringen, während ſich unſere Augen mit Thränen füllen! Wer kümmert ſich darum? Die Leute haben bezahlt. Der Vorhang iſt aufgezogen. Hinein in die bunte Jacke! Luſtig! Den Schellenſtab geſchwungen! Vorwärts, Komödiant!

(Schluß folgt.)

Olivier Maillard.

Olivier Maillard, Beichtvater Carls des Achten, ſtrafte in ſeinen Predigten jeden moraliſchen Unfug und verſchonte ſelbſt den König nicht. Als er einſt wieder ſehr freimüthig geſprochen, ließ der König (deſſen Vater ohnlängſt die Extrapoſten eingeführt) ihm ſagen, er werde ihn erſäufen laſſen. »Sehr wohl!« antwortete der Beichtvater, »ſo gehe ich zu Waſſer ins Paradies, wo Seine Majeſtät mit Ihren Poſtpferden mich nie einholen werden.« Der König lachte und ließ ihn ferner nach Herzensluſt ſchelten.

Gulden wie eine Gnade zuwerfen zu laſſen. Ich werde bei Hofe um die Enthebung meines Kontraktes einkommen. Ich habe mich jetzt einmal mit den Freiheitsgedanken vertraut gemacht, und finde ſeitdem die Sklaverei doppelt unerträglich. Ich ſchreibe heute dem Theateragenten Mollaneck, daß er der Intendanz einen anderen Tenoriſten empfehle. Vielleicht läßt man mich dann locker. In vier Wochen iſt mein Benefice. Ich gebe die neue Oper von Meyerbeer. Das Haus wird zum Brechen voll, da an demſelben Tage das Geburtsfeſt des Königs gefeiert wird. So eben meldet mir der Caſſirer, daß ſämmtliche Logen und Sperrſitze trotz der bedeutend erhöhten Preiſe ſchon ſeit acht Tagen vergriffen ſind. Er ſchätzt die Einnahme auf 4000 Gulden C. M. So ein fetter Biſſen iſt auch nöthig, denn ich brauche jetzt verteufelt viel Geld. Die kleine Cheri koſtet mir ein Erkleckliches. Und ich glaube, der ſchelmiſche Satan betrügt mich mit unſerer alten Excellenz. Geſtern ließ ſie mir ſagen, ſie habe Migraine und könne mich nicht ſehen. Die Stubenkatze ſchien mir ſehr verlegen. Ich werde aufpaſſen laſſen. Meine neuen Pariſer Möbel und den ſchönen Zobelpelz muß ich jetzt auch bezahlen. Mein engliſches Reitpferd hat den Fuß gebrochen, ich mußte die Beſtie erſchießen laſſen und mir ein anderes Thier anſchaffen. Die häuslichen Sorgen ſchlagen mir jetzt wahrhaft über dem Kopf zuſammen. — Ich befinde mich heute unwohl. Ich kann Schwelgereien, wie die geſtrige, nicht mehr vertragen, und ſpüre heute großen Katzenjammer — **lamentum katzarum** — oder wie ein geiſtreicher Mann ſagt: „Reue des Magens“.

Hochhauſen, den 9. December.

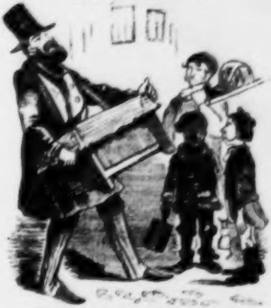
Mit der kleinen Cheri iſt's aus! — Der Satan hat mich wirklich mit Sr. Excellenz hinter's Licht geführt. Ihr Stubenmädchen hat mir Alles entdeckt. Morgen will ſie mir einen Brief der falſchen Katze zukommen laſſen. Aber dann blamire ich die Fußkünſtlerin öffentlich auf eine Weiſe, daß ſie zeitlebens an mich denken ſoll. Ich laſſe mich nun einmal nicht ungeſtraft bei der Naſe herumführen. Müßte ich nur heute Abend nicht ſingen! Wahrſcheinlich wird die Loge Sr. Excellenz leer bleiben. Und ich kann mich nicht auf die Lauer legen, und muß den Othello ſingen. Dies iſt auch eine von den Künſtlerqualen, von welchen man in keinem anderen Stande einen Begriff hat. Singen müſſen, während man vor Wuth berſten möchte, mit einer uns ganz gleichgültigen Perſon den Eiferſüchtigen ſpielen müſſen, während man ſich in gerechtem Argwohne die ſchwarze Sucht an den Hals ärgern könnte. Da fährt der Theaterwagen vor, um mich abzuholen. Wer fragt nach meiner Stimmung? Die Zuſchauer warten. Vorwärts, Othello!

(Schluß folgt.)

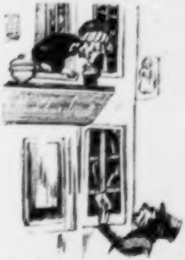
Der Dichter Chapelain.

Unter Ludwig XIV. verſammelten ſich die geiſtreichſten Höflinge nebſt Boileau, Racine, Lafontaine, Chapelle ꝛc. bei einem berühmten Speiſewirth in einem gemietheten Zimmer, wo ein Exemplar der „Pucelle“ von Chapelain ſtets auf dem Tiſche lag, jenes Gedicht, wofür der Verfaſſer vom Herzog von Longueville, noch ehe es erſchien, ſchon eine Penſion von 2000 Thalern empfing. Wenn einer der Gäſte einen Fehler gegen die Sprache beging oder etwas Albernes ſagte, ſo mußte er eine gewiſſe Anzahl Verſe aus der „Pucelle“ leſen, bisweilen wohl zwanzig, wenn er ſich ſehr vergangen hatte; aber das Verbrechen mußte ungeheuer ſein, wenn ihm eine ganze Seite auferlegt wurde. Dies war daſſelbe Buch, welches ganz Paris mit Entzücken verſchlungen hatte.

Zeitbilder.



Ein Nachzügler vom Beethoven-Feſte.



Ein Eilbote aus Leipzig, welcher dem jetzt in Neapel weilenden Redakteur des „Charivari“ die höchſt wichtige Nachricht bringt, daß Herr Marr immer noch Ober-Regiſſeur des Theaters ſei.

Zapfenstreich.

Algier. Der Stamm der Uled Emine hat ſich nach langen Kämpfen der franzöſiſchen Regierung unterworfen. Der Araber Marabut, welcher vor einiger Zeit in Medeah den heiligen Krieg predigte, iſt gefangen genommen und zur Strafarbeit verurtheilt worden.

Antwerpen. Bei der letzten Anweſenheit der Königin von England war der Andrang ſo groß, daß Hunderte in den Gaſthöfen kein Obdach mehr fanden und man Nachts für einen Winkel in einem Speiſezimmer, in dem Flur oder auf der Treppe hohe Preiſe zahlte.

Baſel. In Neuenburg iſt nach dem „Conſtitutionnel Neuchatel“ ein in viele Orte der Schweiz verzweigter zahlreicher Geheimbund zur Untergrabung aller religiöſen, ſittlichen und ſocialen Grundlagen, beſonders in Deutſchland, entdeckt worden. Der Zweck dieſer Verbindung wäre, durch den Atheismus, den Umſturz der Moral und ſelbſt durch den Königsmord Deutſchlands religiöſe, ſociale und politiſche Organiſation zu zerſtören.

∴ Im Canton Teſſin beſchäftigen ſich gegenwärtig piemonteſiſche und teſſiniſche Ingenieure mit dem Aufnehmen und den Studien zu einer Eiſenbahn, welche zwiſchen dem Lago Maggiore und Santa Maria über die Alpen gehen ſoll.

Berlin. Der hieſige Petri-Kirchenvorſtand hat in Folge der eröffneten Concurrenz zur Einreichung von Plänen und Koſtenüberſchlägen zum Bau einer neuen Petri-Kirche dem hieſigen Profeſſor und Hof-Bauinſpektor Strack für ſeine eingelieferte Arbeit den erſten Preis von 500 Thaler Gold, dem hieſigen Baumeiſter Knoblauch den zweiten Preis von 200 Thaler Gold und dem Baumeiſter F. Stadler in Zürich den dritten Preis von 100 Thaler Gold zuerkannt. Der für die Ausführung beſtimmte Plan von Strack iſt in der Form eines lateiniſchen Kreuzes im altdeutſchen Styl, nach Art der märkiſchen Ziegelſtein-Bauten. An der Weſtſeite erhebt ſich ein hoher Thurm mit mehreren Gallerien über einander und einer eiſernen Spitze, welche an Höhe den Marienthurm überragen wird. Die Kreuzarme ſind mit vier kleinen Thürmen begrenzt. Das Innere bildet einen freien Raum ohne Pfeiler und iſt mit Kreuzgewölben überſpannt.

∴ Der Biſchof Eylert arbeitet an einem dritten Theile der „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.“, welcher die Denk- und Handlungsweiſe des Königs in kirchlichen und confeſſionellen Angelegenheiten behandeln ſoll.

Bonn. Die Summe der Stipendien, welche binnen drei Jahren auf unſerer Univerſität vertheilt worden iſt, beläuft ſich auf 17.308 Thlr. 16 Sgr., womit 482 katholiſche, 153 evangeliſche und 10 jüdiſche Studenten unterſtützt worden ſind.

Braunſchweig. Unter den neu entdeckten Fresco-Malereien in der Domkirche iſt auch das Bild Heinrichs des Löwen und ſeiner Gemahlin aufgefunden worden.

Breslau. Bei der Thierſchau zu Scheitnig, ein Volksfeſt, das an 50,000 Zuſchauer hinausgelockt, entſtand eine Revolte, welche zwei Ochſen angezettelt, indem ſie die Schranken durchbrachen und zwei Männer gefährlich verwundeten. Einer der Ochſen mußte getödtet werden, damit er nicht ferneres Unheil anrichte. (Ein warnendes Beiſpiel für andere Ochſen, welche die Schranken durchbrechen wollen.)

Brüſſel. Von den achtzehn Pferden, welche mit der Equipage des Königs nach Coburg gingen, ſind nur ſieben zurückgekommen, indem elf dieſer ſchönen Thiere bei dem Feuer eines Stallgebäudes in Meiningen verbrannten.

∴ Wir haben ſchon ein Mal erwähnt, daß die Univerſität Löwen meiſt durch freiwillige Beiträge außerordentlich hohe Honorare an ihre Profeſſoren zahlt, von denen mehrere über 10,000 Francs ſteigen. Es iſt aber dabei Bedingung, daß die Lehrer eine ſtreng hierarchiſche Tendenz einhalten und für kein nicht ſtreng katholiſches Blatt ſchreiben. Das Studentenleben gleicht dem des lateiniſchen Viertels in Paris und hat mit dem deutſchen wenig gemein.

∴ Die prachtvolle Kirche von Tournay war in Gefahr in Flammen aufzugehen. Fremde, welche die Kirche beſuchten, bemerkten einen Brand im Dache, machten Lärm und bewirkten die eilige Löſchung. Man ſagt, daß Bleiarbeiter, die den Tag vorher auf dem Dache gearbeitet, das Feuer verwahrloſt hätten.

Coblenz. An dem Wiederaufbau der Burgen Sonneck und Rheinfels wird gegenwärtig mit Lebhaftigkeit gearbeitet. Auch auf Stolzenfels ſollen noch weitere Bauten ausgeführt werden, um dort künftig das ganze königliche Gefolge unterbringen zu können.

Cöln. Eine große Anzahl Auswanderer, meiſt aus den armen Moſelgegenden und aus dem Naſſauiſchen, fuhren hier mit der Rheiniſchen Eiſenbahn ab, um ſich in Antwerpen nach Texas einzuſchiffen. Es iſt ein trauriges Gefühl, ſo viele tüchtige

Deutſche ſcheiden zu ſehen, da man nur zu oft von dem üblen Ergehen ſolcher Unglücklichen Kunde erhält. Unter den Auswanderern befand ſich auch ein ehemaliger Mitarbeiter des „Rheiniſchen Beobachters“, Lieutenant B., ein energiſcher deutſcher Charakter, der als Schiffsführer mit über den Ocean geht.

Darmſtadt. In der erſten Woche des Octobers finden hier die Verſammlungen der Philologen, Schulmänner und Orientaliſten ſtatt. Während der Anweſenheit der Gelehrten ſollen im Hofoperntheater vier Vorſtellungen und von der Capelle mehrere Concerte gegeben werden.

Dijon. Ein glänzendes Muſter von Beredtſamkeit entwickelte der Bariteniſt Aſſemat während der Vorſtellung der „Favoritin“ von Donizetti. Da derſelbe dem Publikum nicht gefiel, trat nach entſetzlichem Pfeifen der Regiſſeur vor und bat, daß man Herrn Aſſemat nur an dem einen Abend ſpielen und ſingen laſſen möge, damit Madame Oben ihre Debutrolle geben könne. Das Publikum war damit zufrieden. Der Vorhang ging auf, Herr Aſſemat erſchien, trat bis an die Brüſtung vor und rief mit ſtarker Stimme: »Nach dem Empfang, den ich hier gefunden, ſind Alle, die mich ausgepfiffen haben, Elende.« Dieſen Worten folgte ein wahrhaft entſetzlicher Tumult, während ſich der kühne Sprecher mit gemeſſenen Schritten zurückzog. Hinter den Couliſſen aber wartete ſeiner die Polizei und führte ihn zur Haft ab.

Dünkirchen. Die Feſtlichkeiten bei der Errichtung der Statue des Jean Bart haben einen wahrhaft großartigen Charakter. In dem Bergues-Baſſin wurde eine Regatta veranſtaltet, zu welcher ſich an 30,000 Zuſchauer einfanden.

Elberfeld. Durch die Stadt Mühlheim am Rhein zog neulich mit Sang und Klang wieder eine Prozeſſion von Katholiken. Die fromme Bußfahrt ſoll einen Prozeß veranlaſſen, da früher den Katholiken das Recht eines ſolchen Aufzugs mit 1500 Thalern von der Stadt abgekauft wurde.

Erfurt. Das ehemalige Karthäuſerkloſter iſt in der Nacht vom 14. bis 15. September ausgebrannt.

Gotha. Der Schnellrechner Daſe aus Hamburg giebt hier öffentliche Beweiſe ſeines merkwürdigen Talents gegen ein Eintrittsgeld von 10 Sgr.

Halle. Bei der jetzt ſo allgemeinen Aufregung bringt das heimliche Berichterſtatten, das Klatſchen und dergleichen Teufelsliebhabereien alle Gemüther ſtets mehr und mehr in feindliche Oppoſition. Auch hier haben wir dergleichen Individuen, welche ſich in zwei Klaſſen theilen, a) die wirklich bösartigen fanatiſchen Zeloten der äußerſten Rechten und b) die bornirten Klätſcher, welche, um ſich in ihren ſubalternen Stellungen zu erhalten und wichtig zu machen, an höher ſtehende Beamte jeden Quark — namentlich nach Berlin — berichten und die dann auch die Gelegenheit wahrnehmen, um Perſönlichkeiten, welche ihnen unangenehm ſind, zu verklatſchen und zu verhetzen. Waſchweiber-Naturen, die das Maul nicht halten können, müſſen zwar auch als ſchädlich bezeichnet werden, doch man weiß ihr Geplauder zu würdigen. Eine detaillirte Naturgeſchichte dieſer Schlangen, Inſekten und Käfer zu ſchreiben, wäre eine nützliche und lohnenswerthe Arbeit.

.·. Die „Spener'ſche Zeitung“ vom 16. September geht hier von Hand zu Hand; der Injurien-Prozeß gegen den Dr. Heinrich wird darin ausführlich beſprochen; es kommen höchſt bezeichnende Ausdrücke darin vor, z. B. grauköpfige Klätſcher, geſpornte Bornirtheit; doch auch Bezeichnungen, die nicht allgemein verſtändlich ſind, z. B. iſt das eine Redefigur: „eher fließt die Saale durch die Porta weſtphalica, ehe die Race der Klätſcher und der Bornirtheit billig und gerecht fühlt und urtheilt und handelt“.

Hamburg. Ausgegeben wurde in dieſen Tagen die erſte Nummer einer neuen Zeitſchrift, „das Blatt für Arbeiter“, redigirt von Gerſtern.

Helmſtedt. An der Stelle, wo im Jahre 798 der Sachſen-Apoſtel Ludger die erſten Chriſten in einer Quelle getauft, iſt am 18. September ein großes eiſernes Kreuz errichtet und feierlich eingeweiht worden.

Jena. Vor einigen Tagen ſah man hier einen auswärtigen ſehr geachteten Beamten, welcher früher in Jena ſtudirte. Sein Zweck war nicht, ſich alter Freunde zu erinnern, er pilgerte nach dem Friedhof, um mit ergrautem Scheitel an dem muthmaßlichen Grabe eines von ihm im Duell erſtochenen, längſt vermoderten Freundes zu weinen.

Iſerlohn. Der bisherige römiſch-katholiſche Pfarrer Weidenbach in Steuth bei Mühlhauſen, der aus der römiſch-katholiſchen Kirche zur chriſt-katholiſchen übergetreten, wurde hier unter dem Donner der Geſchütze und dem Zuſammenſtrömen von mehr als 10,000 Menſchen, die dem Wagenzuge eine halbe Stunde weit entgegen gegangen waren, mit lautem Lebehoch begrüßt.

Königsberg. Bei der hieſigen jüdiſchen Gemeinde iſt eine gemiſchte Commiſſion aus Gelehrten und Laien gebildet worden, um dem Bedürfniß der Gemeinde gemäß einen

Gottesdienſt einzurichten, der, ohne den wahrhaft geſchichtlichen Boden zu verlaſſen, dennoch die unverſtändliche Sprache und das Formelweſen beſeitigt. Dieſe Commiſſion hat ihre Arbeiten vollendet und man erwartet die Einführung der neuen Liturgie.

∴ Die Militärkaſerne auf Herzogsacker ſteigt mächtig empor.

∴ Die Zufuhr der Häringe aus Norwegen hat bis jetzt ſchon die Anzahl von 50,000 Tonnen überſtiegen.

Leipzig. Unter dem Titel „Zeitſpiegel" erblicken wir ein hier bei Pönicke und Sohn erſchienenes Büchelchen, wo mehr durch Bild als Wort die neueſten Zeitereigniſſe und Perſonen der Gegenwart den Stachel der Satyre empfinden. — Tacitus ſagt: „Als Nero zu Rom die Satyren des Fabricius Vejento verbrennen ließ, wurden ſie mit der größten Begierde aufgeſucht und geleſen, beſonders ſo lange Gefahr damit verknüpft war.

∴ „Gottſched und Gellert", Charakter-Luſtſpiel von H. Laube, ging zwei Mal mit neuen Dekorationen in Scene.

∴ Der in der engliſchen Kunſtanſtalt von Brain und Payne erſchienene „Miniature Almanach" mit ſechs Stahlſtichen und einer Gedenktafel findet trefflichen Abſatz. Den Hauptinhalt bilden Novellen, Humoresken und Gedichte von Theodor Drobiſch, Adolf Böttger und Peters. Der Ertrag iſt zur Unterſtützung der bedürftigen Hinterlaſſenen der am 12. Auguſt d. J. Erſchoſſenen beſtimmt.

London. Eine ziemlich lebhafte Polemik hat ſich in den Zeitungen über die Frage entwickelt, ob unter die in den neuen Parlamentshäuſern aufzuſtellenden Statuen der engliſchen Könige auch das Standbild Cromwells aufgenommen werden ſolle? Wie da hiſtoriſche Charaktere aufgefaßt werden, zeigt ſich aus der „Times", welche zu Gunſten der Aufnahme der Statue Cromwells ſpricht, indem ſeine Herrſchaft nicht nur die Grundlage der Macht des jetzigen Englands, ſondern Cromwell nebenbei auch ein guter Ehemann und Vater geweſen ſei, während die Stuarts durch Ausſchweifungen aller Art berüchtigt wären.

Luzern. Der große Rath hat den zu zehnmonatlicher Zuchthausſtrafe verurtheilten Theilnehmern an dem Freiſchaarenzuge die Strafe erlaſſen und dieſe in einfachen Stadtarreſt verwandelt.

∴ Die hier erſcheinende Kirchenzeitung warnt vor der Theilnahme an der Sammlung für Peſtalozzi's Denkmal.

Madrid. Herr Thiers iſt hier mit großer Auszeichnung empfangen worden. Alle Miniſter machten ihm die Aufwartung.

München. Unſere Jäger-Bataillone werden binnen Kurzem die Tſchakos abwerfen und in Helmen einherziehen, wie auch die Casquets der übrigen Truppen künftig Helme genannt werden ſollen. Der Waffenrock wird für die ganze Armee eingeführt.

∴ Dem Vernehmen nach wird der Staat die Donauſchifffahrt übernehmen.

Neapel. Der gelehrte Herausgeber der römiſchen Familienmünzen, G. Riccio, hat vom Kaiſer von Oeſterreich die goldene Verdienſt-Medaille erhalten.

Paris. Die Königin von Spanien hat dem Herzog von Aumale den Orden des goldenen Vließes verliehen.

∴ Die franzöſiſchen Prinzen haben von der Königin Iſabella vier prächtige andaluſiſche Pferde erhalten, die ſie durch ein Paar koſtbare Brillant-Armbänder zu vergelten ſuchten.

∴ Die Direktion der polytechniſchen Schule hat 22 Häuſer angekauft, um die Anſtalt für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Zöglingen einzurichten.

∴ Der Bildhauer Lemaire iſt ſtatt des verſtorbenen Boſio zum Akademiker gewählt worden.

∴ Bei dem Zuſchlag der Nord-Eiſenbahn war das Gedränge ſo groß, daß der Miniſter ſelbſt angegangen wurde, die Thüren und Fenſter öffnen zu laſſen.

∴ In Angoulême, in der Charente, iſt eine großartige Anſtalt für den Nachdruck ermittelt worden. Eine Wittwe, Namens Lalande, hatte das Hauptgeſchäft, ihr älteſter Sohn, ein Buchdrucker, beſorgte die Druckarbeiten. Zuletzt hat ein von Paris nach Angoulême gehender Polizeibeamter die ganze Nachdruckerhöhle entdeckt, wobei man hinter Mauerwerk, welches man durch Arbeiter einreißen ließ, nicht weniger als 18,000 nachgedruckte Bücher fand, darunter namentlich auch die Schriften von Thiers und Lamartine.

∴ Die Jeſuiten zu St. Acheul ſind auseinander gegangen und haben ſich ſämmtlich zerſtreut. Ihre weitläuftigen Kloſtergebäude, in denen ſie einſt 200 Zöglinge hatten, haben die Nonnen zum guten Hirten für reumüthige Mädchen angekauft.

Peſth. Dem Ober-Geſpanns-Adminiſtrator des Honter Comitats, von Luka, welcher ſich die Feindſchaft der liberalen Partei zugezogen hat, ſollte von einer dorthin geſandten Deputation des Hevier Comitats ein Fackelzug mit Nachtmuſik gebracht werden. Böſe Gegner machten aber eine Katzenmuſik mit obligater Begleitung zerbrochener Fenſter und Straßenlaternen daraus.

Sagan. Dem Jäger Juriſch iſt es gelungen, den Wolf in hieſiger Gegend zu erlegen, der ſeit einem Jahre die Forſten bei Kittlitzdorf unſicher machte. Das Raubthier wog 93 Pfund.

Stettin. Der Miſſionar C. Gützlaff hat ſeiner Vaterſtadt Pyritz in Pommern vier ſchwarz lackirte, mit reicher Goldverzierung verſehene Tafeln mit chineſiſchen goldenen Inſchriften, in Begleitung eines Schreibens aus Victoria auf Hongkong, als einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit überſandt, von denen die größte für das Ortsſtift, zwei für die Stadtſchule und eine für den Magiſtrat beſtimmt worden ſind. (Stett. Zeit.)

Strasburg. Fortwährend gehen ganze Züge Schweizer Auswanderer für Amerika hier durch, unter welchen ſich viele wohlhabende Leute befinden.

∴ Die Paſſagierpreiſe für die elſaſſiſchen Eiſenbahnen ſind für die Sonn- und Feſttage faſt auf die Hälfte herabgeſetzt.

Stuttgart. Das Regierungsblatt enthält ein vom König unterzeichnetes Geſetz zum Schutz ſchriftſtelleriſcher und künſtleriſcher Erzeugniſſe gegen unbefugte Vervielfältigung. Der Schutz wird auf die Lebensdauer des Urhebers und 30 Jahre nach ſeinem Tode ausgedehnt. Werke ungenannter Perſonen, Akademien u. ſ. w. genießen den Schutz auf 30 Jahre. Die gegenwärtig in Würtemberg bereits beſtehenden Nachdrücke dürfen nur verkauft werden, wenn die Verkäufer binnen 30 Tagen ihre Sachen polizeilich ſtempeln laſſen, was unentgeltlich geſchieht.

∴ Zu dem hieſigen chriſt-katholiſchen Concil hatten ſich viele Tübinger Studenten anmelden laſſen.

Trieſt. Die hieſige Einwohnerzahl betrug am 1. Januar d. J. 78,379 Perſonen.

Tübingen. Den Profeſſoren v. Schröder, R. v. Mohl, v. Kapp und Autenrieth hat der Stadtrath wegen ihrer Verdienſte um die Univerſität das Ehrenbürgerrecht ertheilt.

Wien. Das Zuſtrömen des Publikums in das neu eröffnete Theater an der Wien dauert fort und der Director Pokorny macht bis jetzt die beſten Geſchäfte.

Wittenberg. Auf Befehl des Königs ſind die Häuſer der beiden Reformatoren Luther und Melanchthon angekauft worden, um zu Schulen eingerichtet zu werden. Die Kirchthüren, an welche Luther ſeine 95 Sätze ſchlug, ſind in der Franzoſenzeit verbrannt worden. Jetzt ſollen ſie von Metall hergeſtellt werden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Wenn Georg I., König von England, von ſeinem Herrn Schwager, dem Könige von Preußen, ſprach, ſagte er gewöhnlich: »Mein Bruder, der Sergeant.« Dagegen aber ſagte auch Friedrich Wilhelm, wenn er von Georgen ſprach, nicht anders als: »Mein Bruder, der Komödiant.« (De Pölnitz, Mémoires pour servir à l'histoire de Brandb. II. 137. Edit. 4.)

— Ludwig XIV., dem keine Schmeichelei zu übertrieben war und der bekanntlich ſelbſt die Lieder trällerte, die ſeine Hofpoeten auf ihn machten, hatte auch in ſeinem Zimmer eine künſtliche Uhr, an welcher ein Hahn angebracht war, der mit jedem Glockenſchlage krähte; alle Mal zitterte dann ein ſilberner Adler am ganzen Leibe, der den Kaiſer und das Reich bedeutete.

— Hans Luft wurde, weil er die erſte deutſche Bibel Luthers gedruckt, zu Rom alle Gründonnerſtage gebannt und ſein Name verbrannt. An dieſem Tage war er immer über ſeine Weiſe luſtig und ſagte: »Heute werde ich in Rom warm ſitzen, da muß ich mir mit einem guten Trunke den Durſt löſchen.«

Treffer und Nieten.

• Ein Witzbold meinte: das Podagra gleiche den Fürſtenkindern, welche erſt geraume Zeit nach ihrer Geburt getauft würden.

• Böhmiſche Muſikanten, die nach Leipzig zur Meſſe kommen, und dort ihre Hofmuſik immer durch neue Stücke bereichern, verlangten durch einen Brief an einen Muſiker etliche Sachen aus den „Heumonds-Kindern“ und ein paar „Liedlen“ aus „Alexander Schtratella“. (Deutſche Damenzeitung.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

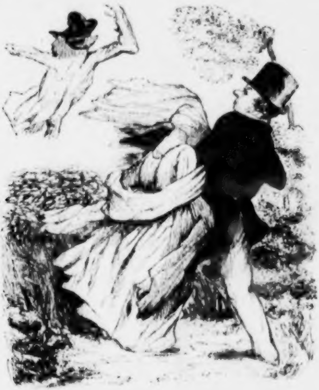
N°. 158. Leipzig, 8. October 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 3⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.



Erlkönig der Zweite,

oder

Schreck einer Ehefrau, welche an der Seite eines Galans eine Vogelſcheuche für ihren Ehemann hält.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Oettinger.

(Fortſetzung von Nummer 157.)

Genua, am 9. September.

Am 6. (Mittags 1 Uhr) habe ich Mailand verlaſſen. Drei der ſchönſten Erinnerungen, die ich aus der Hauptſtadt der alten Lombarden mitgenommen, ſind der Dom, die Scala und — das Hôtel Reichmann. Letzteres iſt eine jener, beſonders in Italien ſo äußerſt ſeltenen Oaſen, in denen ſich jeder Fremde ſo heimiſch als in ſeinem eigenen Hauſe fühlt. Man wohnt dort wie Gott in Frankreich: fürſtlich-elegant und doch comfortable. Selbſt in Deutſchland, ja ſogar am Rheine, habe ich nur wenig Gaſthöfe gefunden, die ſo muſterhaft eingerichtet ſind, wie das Hôtel Reichmann. Die Bedienung — die erſte Tugend eines guten Gaſthofes — iſt überraſchend ſchnell und gut. Auf den erſten Klingelzug erſcheint ein dienſtbarer Geiſt, der den erhaltenen Befehl vermittelſt eines Sprachrohrs von der höchſten Höhe herab dem aufmerkſamſten aller Portiere mittheilt, der den Befehl ſofort in Ausführung bringen läßt. Am Eingange des Bureau iſt ein Pult, auf dem ſämmtliche Reiſehandbücher von Italien und die meiſten Wegweiſer und Beſchreibungen von Mailand zur Orientirung der Fremden aufliegen. In der Loge des Portiers ſind die Namen der Fremden gedruckt zu leſen; auch hat jeder Gaſt ein eigenes Fach, in das Alles, was für ihn ankommt, hinein gelegt wird. Die gedruckten Rechnungen, die man erhält, zeugen von der größten Genauigkeit und beweiſen, daß man bei Reichmanns nicht nur ſehr gut, ſondern auch ſehr billig lebt; auch haben die Wirthe die für jeden Reiſenden erfreuliche Einrichtung getroffen, daß die bonnes mains (Trinkgelder) gleich mit auf die Rechnung kommen; man zahlt täglich einen halben Francs und hat dann bei der Abreiſe nichts mehr an Trinkgeld zu entrichten. Speiſen und Getränke ſind à merveille und die Brüder Reichmann gegen jeden ihrer Gäſte ſo zuvorkommend-artig, ſo liebenswürdig-aufmerkſam, daß man ſich wie durch Zaubermacht nach Leipzig ins Hôtel der Herren Großberger und Kühl verſetzt glaubt. Ich wüßte beiden Gaſthöfen nichts Schöneres zu ſagen, als das, daß Beide auf gleicher Stufe der Vollkommenheit ſtehen. — Mailand ſelbſt läßt ſich mit wenigen Worten ziemlich vollſtändig charakteriſiren: es iſt ein in's Italieniſche überſetztes Dresden: ſchön, aber — langweilig.

Der Weg von Mailand nach Genua leidet an großer Einförmigkeit; er führt größtentheils an Reisfeldern und Wieſengründen vorüber, die jährlich fünf Mal gemäht werden. Eine halbe Stunde hinter Pavia erreicht man die Grenze von Piemont, wo Päſſe und Koffer der peinlichſten Unterſuchung anheimfallen. Am meiſten erpicht iſt man hier auf fremdſprachliche Bücher; einem Franzoſen, der mit uns gereiſt, wurden Corneille's und Racine's Werke weggenommen mit der tröſtenden Verſicherung, daß er die Bücher, Falls ſie in Sardinien nicht verboten ſind, in Genua zurückerhalten werde. Ich kann von Glück ſagen, daß ich meine in Verona und Mailand gekauften Bücher nicht mitgeſchleppt, ſondern gleich von dort nach Leipzig geſchickt habe.

Am 7. (Morgens 8 Uhr) bin ich in Genua angekommen und habe mich hier ſchneller als in jeder anderen Stadt zurechtgefunden, ſo, daß ich Genua jetzt faſt ſo gut wie mein Leipzig kenne. Die ſtolze Dogenſtadt heißt mit vollem Rechte „la superba“, denn ſie iſt in der That eine der prächtigſten von ganz Europa. Am Südzipfel der Apenninenkette ſteigt ſie am Meerbuſen terraſſenförmig mit ihren impoſanten Paläſten und kühnen Fortifikationen empor. Der erſte Palaſt, der dem Reiſenden, welcher von Mailand kommt, imponirend entgegentritt, iſt der, den ſich Andreas Doria, der Admiral des Papſtes, Kaiſers Karl V. und Königs Franz I. von Frankreich im Jahre 1529, wie die lange lateiniſche Inſchrift ſagt, als ein Ruheplätzchen für ſein Alter erbauen ließ. Die Façade dieſes Palaſtes bildet eine ganze Straße (**Strada di San Benedetto**), die ſo groß wie die Hainſtraße in Leipzig iſt. Von den rieſigen Terraſſen des im franzöſiſchen Geſchmacke angelegten, mit geſtutzten Cypreſſen und Buchsbäumen ausgeſtatteten Gartens, genießt man einer entzückend-ſchönen Ausſicht auf den Hafen. In der Mitte des Gartens erhebt ſich ein Neptun mit ſeinem Dreigeſpann, umgeben von einem Kreiſe weißmarmorner Adler, welche blendende Waſſerſtrahlen in das große Baſſin gießen. Auf der kleinen Anhöhe, in einer Niſche, ſteht der alte Doria als Neptun, als Beherrſcher des Meeres; aber vergebens habe ich mich um das Denkmal ſeines Hundes Rondan umgeſehen, den Kaiſer Karl V. dem einſtigen Beſitzer dieſes Palaſtes geſchenkt; auch hat mir Niemand ſagen können, wo dies Denkmal hingekommen iſt. Vom Palazzo Doria gelangt man auf die Piazza dell' acqua verde, einem der beliebteſten Spaziergänge. Auf einem der Paläſte iſt ein Basrelief zu ſehen, welches den Entdecker Amerika's, den großen Chriſtoph Columbus, feiert, der hier — Andere ſagen in dem benachbarten Dorfe Cagureto — 1447 das Licht der Welt erblickt hat. Von der Acqua verde kommt man in die Strada di San Tommaſo und von hier in die Strada Balbi, eine der größten und prächtigſten Straßen, die zu beiden Seiten von ſtolzen Paläſten eingefaßt iſt, unter denen der Palazzo Marcello Durazzo, jetzt Palazzo Reale, der Palazzo Filoppo Durazzo, und der Univerſitäts-Palaſt emporragen. Am Ende der Balbiſtraße liegt die Piazza dell' Annunziata mit der Kirche gleichen Namens; von hier biegt man in die Strada nuoviſſima, die in die Strada nuova führt, in der einer der ſchönſten Paläſte Genua's, der Palazzo Brignole, am Anfange des gleichnamigen Platzes, prangt. Am Ausgange der Strada nuova liegt die Piazza delle Fontane amoroſe und hier, der Briefpoſt gegenüber, der Palazzo Paſqua, deſſen Aeußeres mit Fresken geſchmückt. Von hier tritt man in die Strada Carlo Felice, in der ſich der Palazzo Pallavicini am meiſten bemerkbar macht. Am Ausgange der Carl-Felix-Straße öffnete ſich die Piazza di San Domenico, wo das neue, 1827 erbaute Opernhaus Carlo Felice ſteht, das, wie die Mailänder Scala, ſechs Bogenreihen mit ungefähr zweihundert Logen hat, die aber viel ſchmaler und niedriger als die der Scala ſind. Das Innere des Theaters hat trotz aller Großartigkeit, im Vergleiche zur Scala, etwas Düſteres und Aermliches. Der Dominikplatz führt in die Strada Carlo Alberto, wo zwiſchen der Kirche San Ambrogio und der Kathedrale San Lorenzo der ehemalige Dogenpalaſt, jetzt Palazzo della città genannt, der letzte Zeuge der alten Dogen-Herrlichkeit liegt. In den ſchwarzen Marmor-Niſchen des großen Rathhausſaales, den einſt die Bildſäulen berühmter Genueſen geſchmückt, die von den Republikanern (1797) zertrümmert worden ſind, ſtehen jetzt Strohfiguren, in weiße Kittel eingehüllt, Wiſſenſchaften und Tugenden vorſtellend. Eines der zwei großen Wandgemälde zeigt die Zuſammenkunft des genueſiſchen Dogen Boccanegra mit dem Könige von Cypern, ein herrliches Bild von Tagliafico, einer der beſten Maler Genua's. Von da gelangt man in den Saal des kleinen Raths, wo ſonſt das lebensgroße Bild des regierenden Dogen aufgeſtellt war. Jetzt iſt davon nichts als der grüne Vorhang zu ſehen. Im Parterre des Schloſſes ſind jetzt Gerichtsſäle, die Polizei-Direktion, das Generalbureau der Zahlenlotterie und andere Behörden. Am Ausgang der Carl-Albert-Straße, die, beiläufig erwähnt, Häuſer von acht und neun Stockwerken aufzuweiſen hat, gelangt man nach dem Hafen, zu deſſen Schutze ſich ſeit einem Jahre ein 50 Fuß hoher Wall erhebt, der, 550 Fuß lang und 25 Fuß breit, jetzt eine der herrlichſten Promenaden iſt, die auf Arcaden ruht, unter welchen ſich 60 Gewölbe und 3 Ausgänge nach dem Hafen befinden. Nächſt dieſem Spaziergang iſt noch die Acqua Sola, nicht weit von der Piazza delle fontane amoroſe, als gewöhnliche Abendpromenade der ſchönen Welt, wegen ihrer ſchönen Lage ſehenswerth. Hat man die hier genannten Hauptſtraßen und noch ein paar andere, wie die Strada Giulia, Borgo Lanieri und die Ponte Carignano durchlaufen, ſo kann man ſich überall leicht orientiren. Etwas ganz Eigenthümliches iſt die Maſſe von Seitengäßchen, von denen ſich ein Theil terraſſenförmig erhebt (Salita), der andere eben oder abſchüſſig iſt (Vico). In der Strada Carlo Felice geht eine dieſer Nebengaſſen unterhalb der Hauptgaſſe durch. Dieſe Vicos haben oft ganz ſonderbare Namen: ſo giebt es in der Strada nuoviſſima einen Vico dell' oro, geradeüber einen Vico del' argento und ganz in der Nachbarſchaft einen Vico del piombo (einen Gold-, Silber- und Bleiwinkel). Noch intereſſanter iſt die Zuſammenſtellung der drei Seitengäßchen der Carl-Felix-Straße, rechts, wenn man vom Theater nach der Piazza amoroſa einbiegt; zuerſt kommt der Vico delle belle figlie, gleich darauf der Vico dell' amore und dann der Vico del citrone; ich weiß nicht, ob dieſe Namen zufällig oder abſichtlich gegeben ſind; jedenfalls ſcheinen ſie zu paſſen und in eine Art von geheimnißvollem Zuſammenhang zu ſtehen.

Von der Unzahl von Kirchen — Genua ſoll deren über hundert haben — habe ich natürlich nur die berühmteſten: S. Lorenzo, S. Ambrogio, L'Annunziata, S. Maria di Carignano, S. Matteo (wo in einer unterirdiſchen Capelle das Grabmal des Admiral Doria und in der Sakriſtei das Schwert gezeigt wird, das Paul III. dem tapfern Doria geſchenkt hat), S. Sebaſtiano und S. Siſto beſucht. Den tiefſten Eindruck hat S. Lorenzo auf mich gemacht. Die Kirche war Montag (am 8. September) wegen eines der heiligſten Marienfeſte von mehr als tauſend Kerzen erleuchtet. Vom Fuße der Kirchentreppe bis an den Altar war ein zweifaches Spalier von Soldaten aufgeſtellt, um den Gouverneur und den ganzen Generalſtab zu empfangen. Als die Trommeln gerührt wurden, ging die Geiſtlichkeit dem Zuge bis zum Eingang der Kirche entgegen. Unter Trommelgewirbel und Glockengeläute begab ſich der Zug ins Innere, worauf der Gottesdienſt begann, der unter dieſen Umſtänden etwas doppelt Feierliches hatte.

Als ich aus der Kirche trat, begegnete ich auf dem Dominikplatze einem Leichenbegängniß, das mich nicht wenig frappirte, denn die Leute, die den Sarg trugen und der Leiche folgten, waren in weiße Kittel gehüllt und hatten weiße Larven um, was dieſem Trauerzuge das Anſehen eines luſtigen Mummenſchanzes lieh.

Zwei Abende habe ich das Carlo-Felice-Theater beſucht und an beiden Abenden eine und dieſelbe Oper („due sergenti"), von einem mir bisher noch ganz unbekannten Maeſtro Mazzucato gehört. Es iſt eine einfache, aber ſchnell zündende Muſik, die mir, trotz mancher Anklänge aus ältern Opern, doch weit mehr als Verdi's „due Foscari", die ich in der Mailänder Scala gehört, gefallen hat. Auch hier, wie in ganz Italien, iſt es Sitte, daß eine Oper, welche gefallen hat, allabendlich bis zum Ueberdruß wiederholt wird. In der Stagione, einem Zeitraume von vier Monaten, werden höchſtens vier verſchiedene Opern gegeben. Von dem Perſonale haben mich die Primadonne, Signora Luigia Ponti, und der Baßbuffo Scheggi am meiſten befriedigt. Erſtere hatte einen ſehr lieblichen, eben ſo kräftigen als biegſamen Mezzo-Sopran. Letzterer, außer einer ſehr friſchen ſtarken Stimme, ein höchſt ausdrucksvolles Spiel. Tenor und Bariton waren mittelmäßig; auch hier wird allabendlich ein Ballet eingeſtreut. Dieſe italieniſchen Ballets ſind alle über einen Leiſten geſchlagen; wer eines geſehen, kennt ſie alle. Was die genannte Oper anlangt, ſo glaube ich, daß ſie, bei guter Beſetzung, auch in Deutſchland gefallen würde.

Von Literatur und Journaliſtik habe ich hier noch weit weniger als in Mailand gefunden. Außer der höchſt zahmen „Gazetta di Genova“, die wöchentlich drei Mal erſcheint, habe ich in den hieſigen Kaffeehäuſern nur ein einziges Wochenblatt, l'Espero („Abendſtern“), gefunden, ein Journal, bei dem das Motto aus Dante's „göttlicher Komödie“ unſtreitig das Allerbeſte iſt; andere Zeitungen habe ich hier nicht geſehen, weil Sonntag und Montag des Feſtes wegen die Leſecabinets geſchloſſen waren; heute bin ich noch nicht ausgegangen; ich wohne hier im „Hôtel des quatre nations“ und ſehe von der Terraſſe des zweiten Stockwerks nach des Hafens „maſtenreichen Wald“ hinüber. Geſtern habe ich auf einer Barke den Molo nuovo und Vecchio mit ſeinen drei Leuchtthürmen beſucht und in Begleitung eines Offiziers, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht, den grand Fanal beſtiegen, von deſſen Höhe man dreißig Miglien weit die Ufer überſchaut. Genua nimmt ſich, von der Hafenſeite betrachtet, höchſt impoſant und maleriſch aus; doch erſcheint es, von der Ferne betrachtet, größer, als es mir bei näherer Beſichtigung vorgekommen iſt. Im Hafen ſelbſt habe ich ein türkiſches Dampfboot in Augenſchein genommen, das erſte dieſer Art, das in den hieſigen Hafen eingelaufen iſt; ein coloſſales Schiff mit einer zahlreichen Equipage, die aus Griechen, Türken, Mohren und Beduinen beſteht; es hat einen Bey hiehergebracht, der ſich als Conſul hier niederlaſſen wird. Bei dem Worte „Conſul“ fällt mir die Schändlichkeit des ſardiniſchen Conſuls in Mailand ein, der ſich für ſein Viſum vier Francs zahlen läßt; hier muß ich dem toskaniſchen und preußiſchen Conſul wiederum zehn Francs für das Viſum nach Livorno bezahlen; mein Paß koſtet mich bereits über vierzig Francs und ich bin erſt in Genua!!! O über dieſe ſchamloſe Beutelſchneiderei der Fremden. Der Teufel hole alle Conſuln von A bis Z.

Sobald ich dieſen Brief beendigt habe, will ich noch einen dritten Gang durch Genua machen und den Palazzo Saluzzi, das Paradies genannt, aufſuchen, das Heiligthum, wo der unſterbliche Sänger des „Child Herald“, Lord Byron, vor ſeiner Abreiſe nach Griechenland, gewohnt hat; dann will ich nach dem Palazzo reale, wo unter einigen guten Bildern auch eine Madonna von Carlo Dolci und eine Anna Boulen von Hans Holbein zu ſehen ſein ſoll. Letztere intereſſirt mich natürlich mehr als die Erſtere, die ich ſchon jetzt bis zum Ueberdruß in allen Farben und von Hunderten von Pinſeln geſehen habe. Abends 6 Uhr gehe ich dann mit dem Dampfſchiff Archimedes nach Livorno. Mein nächſtes Blatt kommt aus Florenz.

Aufgefundene Blätter aus den

des Schauſpielers Harmlos

in Winnſtädt, fünf Stunden von Hochhauſen.

(Schluß.)

Winnſtädt, den 7. December.

Da ſitze ich Nachts um zwei Uhr an dem Bette, vielleicht an dem Sterbebette meines armen Kindes. Der Arzt ſagt, in vierundzwanzig Stunden müſſe es ſich entſcheiden, ob Leben oder Tod. Morgen werde die Kriſis eintreten. Mein gütiger Gott, haſt Du dieſe ſchwere Prüfung über mich armen Mann verhängt, weil ich öfter gemurrt über mein Geſchick, ſo verzeihe gnädig, laß den Kelch vorübergehen an meinem ſchwer gebeugten Haupte! Rette, rette mein armes unſchuldiges Kind!

Mein Kopf iſt wüſt. Ich mußte mein todtmüdes Weib mit Gewalt zur Ruhe ſchicken, heute iſt es ſchon die zweite Nacht, die ich am Schmerzenslager meines theuren Kindes hinbringe.

Geſtern ſchrieb ich Herrn Böhme und bat ihn, mich in Berückſichtigung meiner häuslichen Verhältniſſe wo möglich heute zu dispenſiren. Er antwortete mir, ich wiſſe, wie nöthig er dieſe Einnahme brauche, und ich würde ihm einen großen Dienſt erweiſen, wenn ich keine Störung im Repertoire machte. Der Mann hat recht. Seit vierzehn Tagen machen wir ſehr ſchlechte Geſchäfte, auf den heutigen Kaſſenertrag iſt mit Beſtimmtheit zu rechnen. Ich muß meine Pflicht erfüllen, und doch war es mir bis jetzt nicht möglich, ein Wort von meiner Rolle zu lernen, die Buchſtaben flirren mir vor den Augen. Wenn dieſer entſetzliche Zuſtand noch acht Tage fortwährte, ſo müßte ich wahnſinnig werden.

Winnſtädt, den 7. December, Mittags.

Die Kriſis rückt mit Macht heran. Wir haben Alle den Kopf verloren. Heute Abend, ſagt der Arzt, wird es ſich entſcheiden. Und ich muß ins Theater! Ich muß! Heute früh ſchickte mir Böhme auf mein Erſuchen einen kleinen Vorſchuß, da die Apotheke unſer Bischen Habe jetzt ganz verſchlingt, und ich ſoll den Mann, der mir ſo freundlich entgegenkommt, deſſen ſchwankende Verhältniſſe ihm jeden Heller nöthig machen, durch das Abſagen der Vorſtellung in Verlegenheit und pekuniären Schaden bringen? Ich muß! Wie es mir gehen wird, weiß der Himmel! Von der Probe ließ ich mich entſchuldigen. Meine Rolle konnte ich kaum zwei Mal durchleſen, dazu die Angſt, die namenloſe Verwirrung, in der ich mich befinde — Leb' wohl, mein armes Kind! Nur auf drei Stunden trenne ich mich von Dir, und dennoch für's — Leben! Nein, nein, noch lebt der alte Gott!

Winnſtädt, den 8. December, Nachts 2 Uhr.

Noch lebt der alte Gott! Die Kriſis iſt vorüber! Der Arzt bürgt uns für Linchens Rettung. Kann der Menſch doch eine gewaltige Freude ſchwerer ertragen, als ein großes Unglück. Ich bin ſo konfus, ſo kindiſch, daß ich einen Augenblick für meinen Verſtand gefürchtet. Der liebe Gott war mir aber nach dem heutigen Abend dieſe Satisfaction ſchuldig. Es war ein furchtbarer Auftritt, ich werde deſſen Zeit meines Lebens gedenken. In dem geſtrigen „Figaro“ ſchrieb Schirling, ich ſcheine ſeit einiger Zeit meine Pflicht gegen das Publikum zu vernachläſſigen und die demſelben ſchuldige Achtung

Tagebüchern zweier Bühnenkünſtler,

und des Tenoriſten Tonfall

in der Reſidenzſtadt Hochhauſen*).

(Schluß.)

Hochhauſen, den 9. December.

Es iſt richtig! Ich habe Beweiſe ihrer Treuloſigkeit in Händen. Warte nur, kleine Hexe! — „Die Falſche ſoll erbleichen!“ — Ihre Kammerkatze hat mir einen Brief ausgeliefert, in welchem der Fußteufel den alten Herrn mit den zärtlichſten Schmeichelnamen belegt, und ſich über mich, Höllenelement! über mich luſtig macht, mich einen eingebildeten Geck nennt.

Warte, Meerkatze, der Geck ſoll Dir theuer zu ſtehen kommen! Ich muß eclatante Genugthuung haben. Aber wie? Auf welche Art? Vielleicht — ich hab's. Im Laufe dieſer Woche beginnt die Elsler ihr Gaſtſpiel. Die Geſchichte wird mich zwar wieder ein ſchweres Geld koſten, allein meiner Rache zu Liebe ſoll mir kein Opfer zu groß ſein. Auch habe ich ja heute von unſerm Theaterjuden Aron, gegen chriſtliche vierzig Prozent, ein rundes Sümmchen aufgenommen.

Ich ſchicke zu Igel, der Mann verſteht ſich perfekt darauf, Theaterwetter zu fabriziren. Er iſt ſchon oft von mir bezahlt worden, aber bis jetzt immer nur für's Applaudiren, nie aber — ruhig, kochendes Blut, ich will mir ein Feſt bereiten, in deſſen Erinnerung ich noch jahrelang ſchwelgen will.

Hochhauſen, den 12. December.

Die Kriſis rückt mit Macht heran. Heute Abend tanzt die Elsler. Und durch einen glücklichen Zufall hat auch die Cheri gleich am erſten Abend mit der gefeierten Künſtlerin zu rivaliſiren. Ich habe meine Belladonna durch die letzten acht Tage ganz ſicher gemacht. So ſchwer es mir ankam, ich habe ihrer Heuchelei eine wahre Katzenfreundlichkeit entgegengeſtellt, und ſo hat ſie keine Ahnung von dem ſchweren Gewitter, das über ihrem Haupte ſchwebt. Hat dieſes eingeſchlagen, dann erfahre ſie morgen, woher der Sturm kam, und dann Trennung auf ewig. Wenn die Sache aber ſchief ginge? Nein, nein, noch lebt der alte Gott!

Hochhauſen, den 12. December, Nachts 2 Uhr.

Noch lebt der alte Gott! Die Geſchichte iſt köſtlich abgelaufen. Es war ein Spaß zum Todtlachen. Die Elsler wurde natürlich mit einem raſenden Beifallsſturm bewillkommt. Als die Cheri auftrat, wollten Einige applaudiren, allein Igel und Compagnie ſchmetterten dieſes voreilige Wohlwollen durch die gewaltigſten Ziſchlaute zu Boden. Dadurch verblüfft, konnte ſie ihre Kunſtfertigkeit nicht mehr ſo frei wie ſonſt entwickeln, dazu kam noch das Gefühl der baldigen Niederlage im Angeſichte der gefürchteten Nebenbuhlerin, kurz, die ſonſt ſo graziöſe Cheri war nicht wieder zu erkennen, und bei ihrem erſten Abgang herrſchte im Hauſe ein gewitterſchwüles Schweigen.

Im zweiten Akt, gegen den Schluß des Ballets, hat die Cheri mit der Elsler ein ſehr ſchwieriges Pas de deux zu tanzen. Die Letztere bot ihre durch ſchlechtes Memoriren aus den Augen zu ſetzen. Der Mann hat nicht unrecht! Doch wüßte er den Grund, er würde mich vielleicht entſchuldigt haben. Genug, das Publikum, wetterwendiſch und leicht aufgeregt, wie überall, war gegen mich eingenommen. Wir gaben ein neues Luſtſpiel, welches einen hieſigen Beamten zum Verfaſſer hat. Das Haus war zum Brechen voll. Ich hatte die Rolle eines fröhlichen und glücklichen Vaters darzuſtellen. Als ich nun ins Coſtüme krieche, welches heute für mich im ſtrengſten Sinne des Wortes zur Zwangsjacke werden ſollte, fällt mir's ſchwer aufs Herz, wie wenig ich von meiner Rolle memorirt, und wie ich heute wieder meinen Feinden das Meſſer gegen mich in die Hand gebe. Mein Muth ſank unter Null. Als ich nun auf die Bühne trete, ſteigert ſich dieſe Rathloſigkeit bis zur Armenſünderangſt. Ich rede in meiner Verwirrung wahrſcheinlich albernes Zeug, denn der Verfaſſer lauert bei meinem Abgang ſchon hinter den Couliſſen auf mich, und macht mir die bitterſten Vorwürfe. Während ich ihm den Grund meiner ſcheinbaren Nachläſſigkeit zu meiner Rechtfertigung entdecken will, fällt mein Stichwort und ich muß wieder hinaus auf die heißen Bretter. Ich ſollte nun eine Scene ſpielen, wo der Vater über ſeine wiedergefundene Tochter in das jubelndſte Entzücken ausbricht. Weiß Gott, wie es kam, in dem Augenblick, als ich die freudigen Phraſen von mir geben ſoll, fährt mir durch den Sinn, wie in dieſer Minute mein eigenes heißgeliebtes Kind vielleicht zu Hauſe ſchon als Leiche liegt, ſtatt den frohen Ausbrüchen ſtrömen mir brennende Thränen aus den Augen, ich ſtürze taumelnd auf einen hinter mir ſtehenden Stuhl. In dieſem Augenblicke ruft eine ſcharfe Stimme aus: »Er iſt betrunken,« und ein gellender Pfiff ſchrillt durch das Haus. Ich bleibe wie ſinnlos hingekauert, das Blut drohte mir den Kopf zu ſprengen, und durch die dumpfe Bewußtloſigkeit höre ich verworrene Stimmen, Pfeifentöne, Gekreiſche und Lärmen; ich will mich aufraffen und ſtürze beſinnungslos zu Boden. Der Vorhang fällt. Unſer Regiſſeur, ein rechtlicher mitfühlender Menſch, kündigte, wie ich ſpäter erfuhr, die Unterbrechung dem tobenden Publikum mit folgenden Worten an:

— Verehrte, im Namen meines Collegen Harmlos bitte ich Sie um Vergebung, daß er heute außer Stande war, in den Charakter ſeiner Rolle einzudringen. Während er hier einen frohen glücklichen Vater zu ſpielen gezwungen war, ringt zu Hauſe ſein eigenes geliebtes Kind mit dem Tode, und während der Zeit, als er hier jubeln ſollte über das Wiederfinden ſeiner Theatertochter, hat er die eigene wahrſcheinlich verloren. Darum vergeben Sie dem Armen, wie er den Anſtiftern der ihm heute widerfahrenen bitteren Kränkung vom Herzen vergiebt.

Lautlos ging die Menge auseinander. Wie ich nach Hauſe kam, was in der Zwiſchenzeit mit mir vorging, ich weiß es nicht mehr. Ich kann mich nur auf den Moment erinnern, als die Meinen mich auf der Hausflur erwarteten, um mir die ſelige Nachricht entgegen zu bringen, daß ſich die Wuth der Krankheit gebrochen habe. Wir lagen uns Alle mit lautem Schluchzen in den Armen, meine Familie, unſer guter Doctor und unſer ehrlicher Schuſter, Alle, Alle jauchzen und freuen ſich mit mir. Jetzt gebt mir die Scene des glücklichen Vaters zu ſpielen, jetzt will ich Euch zeigen, daß ich nicht nur heulen und weinen, ſondern daß ich jubeln und ſingen kann! Linchen iſt in einen ſanften Schlaf verſunken, der Arzt verbietet, ſie zu wecken — wir wollen ihm treu gehorchen, er haftet ja für das Leben meines Kindes. Geprieſen ſeiſt Du, mein Herr und Gott!

ganze Virtuoſität auf, und je glänzender ſich dieſe entfaltete, deſto mehr erlahmten die Flügel ihrer Gegnerin. Als nun am Schluſſe von Cheri's Pas die Igel'ſche Compagnie, jetzt ſchon unterſtützt von vielen Unbefangenen, ihre Schlangentöne wieder ziſchen läßt, verliert die an ganz andere Huldigungen Gewöhnte die Beſinnung, tritt mit indignirender Frechheit bis an die Lampen vor und ſpricht — die Tänzerin im Ballet — mit verächtlichem Achſelzucken folgende Worte: »Iſt dies der Lohn für meine Leiſtungen?« Nun ging der Spektakel los. Gellende Pfiffe durchſchollten das ganze Haus, jetzt nicht mehr blos von Freund Igels Anhang, welcher übrigens redlich unterſtützte und nachhalf, und während die himmliſche Fanny mit Blumen überdeckt wurde, warf ein Igel'ſcher Sklave mit meiſterhaftem Schwunge der kleinen Cheri einen bereit gehaltenen Zwiebelkranz gerade vor die Füße; dieſe wußte kein anderes Mittel, dem Gewitter zu entkommen, als auf eine höchſt graziöſe Weiſe in Ohnmacht zu fallen. Der Vorhang deckte dieſe köſtliche Scene der maßloſeſten Verwirrung. Die Vorſtellung war unterbrochen. Der Tumult dauerte fort. Die Direktion wurde zur Rechenſchaft gerufen, die Cheri ſollte vorkommen, Abbitte leiſten u. ſ. w. Endlich trat der Regiſſeur vor, bat um Entſchuldigung und erklärte, daß Demoiſelle Cheri das Haus bereits verlaſſen habe, und daß ein geehrtes Publikum entweder, nach freier Wahl, das Recht habe, mit den heutigen Retourbilleten die nächſter Tage zu wiederholende Vorſtellung des heutigen Ballets zu beſuchen, oder ſich den erlegten Betrag morgen im Caſſenbureau zurück bezahlen zu laſſen. — Auf dieſe Art verliert auch unſere Direktion eine grandioſe Einnahme rein aus der Taſche! — Es lebe die Rache!

Die Geſchichte koſtet mich übrigens mehr als hundert Gulden. Nun, man muß beim Theater auf ſolche unverhoffte Ausgaben immer gefaßt ſein. Nach der Vorſtellung warf ich mich in einen Wagen und fuhr zur Cheri.

Die Mißhandelte lag im heftigen Schluchzen blaß und vor Zorn bebend auf dem Ruhebette. Bei meinem Eintritt ſtürzte ſie mir raſch entgegen.

— Sie müſſen mich rächen, ruft ſie aus, ſchaffen Sie mir Satisfaction, oder wir ſehen uns nie wieder!

— Ich bedauere herzlich, entgegnete ich kalt, das Letztere vorziehen zu müſſen. Ich komme heute nur, um Ihnen erſtens mein inniges Beileid über den heutigen Vorfall auszudrücken, zweitens um Ihnen zu ſagen, daß ich Sie nie mehr hindern werde, die Huldigungen unſerer alten Excellenz anzunehmen, und drittens, weil ich Ihnen hier ein Schreiben zurückzuliefern habe, welches ganz zufällig in die unrechten Hände gerathen iſt.

Bei dieſen Worten gab ich ihr ihren Brief zurück und ſchloß mit der Bemerkung, daß es ihr frei ſtehe, mich wegen der ungeſetzlichen Eröffnung dieſer Zeilen zu belangen, daß ich aber nicht nur ihren Ruf, ſondern auch noch andere Mittel in Händen hätte, ſie zu vernichten, und daß ich, im Falle ſie mit dieſer Lektion nicht zufrieden wäre, mit allen mir zu Gebote ſtehenden Waffen gegen ſie zu Felde ziehen würde. Gleich Loths Weib erſtarrt und keines armen Lautes fähig, wies die Zerſchmetterte mit einer Miene, in welcher ſich Haß und Beſchämung ausſprach, gegen die Thüre, durch welche ich mit einer ſpöttiſchen Verbeugung ſie verließ. Heute werde ich ſanft ſchlafen!

Winnſtädt, den 1. Januar 183[illegible].

Das iſt ein ſchlimmes Neujahr! Vorgeſtern hatte ich endlich mein langerſehntes Beneſice, alle Anzeigen ſtimmten höchſt günſtig für ein überfülltes Haus, da kommt gerade zu der Zeit, als das Publikum ins Theater ſtrömen ſoll, in der Nähe deſſelben Feuer aus, und ich nehme, nach Abzug der Tageskoſten, 17 Kreuzer ein. Alſo wieder eine Hoffnung — wenn auch nicht zu Waſſer, doch zu Feuer geworden! Sogar die Elemente wüthen gegen mich armen Mann. Und ich hätte die kleine Beihilfe ſo nöthig gehabt. Ich weiß zwar, wie thöricht es iſt, auf eine Einnahme beim Theater zu rechnen, und dennoch habe ich mich an dieſem Strohhalm angeklammert mit der Kraft eines Verzweifelnden. Mein armes Weib weint heute den ganzen Tag. Die Kinder ſchleichen traurig und ſtill herum, wie zu der Zeit von Linchens Krankheit, welche Gottlob gänzlich folgenlos vorüber gegangen. Das Mädchen blüht wieder wie eine Roſe. Sie iſt die Einzige, die uns Troſt zuſpricht, obwohl ich ſehe, daß dem guten Kinde ſelber nicht tröſtlich ums Herz iſt.

Und der Sommer, der Sommer! Noch immer keine Ausſicht! Noch drei Monate und ich ſitze mit den Meinen wieder brodlos da! Manchmal ſchleichen recht furchtbare gottvergeſſene Gedanken durch meinen gepeinigten Schädel! Der Herr bewahre mich gnädig vor der Ausführung! — Ich kann und will nicht weiter ſchreiben, die Finger ſtarren mir vor Kälte, und weder Holz zur Feuerung, noch Geld dazu im Hauſe. Das iſt ein trauriges Neyjahr!

Winnſtädt, den 8. Februar.

Ein ſchwerer unvorhergeſehener Fall hat uns getroffen. Unſer Direktor erklärte ſich heute inſolvent, die Geſellſchaft hat ſich aufgelöſt, Böhme iſt an dem Unglück ſchuldlos. Die Theilnahme des Publikums am Theater war ſchon vor einem Monate merklich erkaltet. Sechs Monate hindurch ein Schauſpiel beſuchen, iſt zu viel für die pekuniären Kräfte einer ſo kleinen Stadt; dazu auch noch die ſtrenge Kälte, kurz, das Unternehmen ſchleppte ſich nur ſo mühſelig hin. Den letzten Schlag aber gab uns der gewiſſenloſe contraktbrüchige Durchgang unſerer erſten Liebhaberin, welche durch eine hohe und einflußreiche Protektion ein Engagement in Hochhauſen erhalten hat. Wo ſoll ich beginnen? Es wird mir nichts übrig bleiben, als aufs Ungewiſſe in die Welt hinaus zu pilgern, um mir und den Meinen Brod zu ſuchen. Mein guter Schuſter, der leider ſelber nicht viel hat, will ſich während der Zeit meiner Familie annehmen. Er hat es mir mit Hand und Mund verſprochen. Gott lohne es dem braven Mann!

Winnſtädt, den 19. Februar.

In einer Stunde trete ich meine Reiſe an. Der gute Schuſter hat mir noch als letztes Andenken tüchtige Sohlen an die Stiefel geheftet, damit ich kräftig auftreten kann. Ich habe mich mit Reſignation in mein Schickſal ergeben. Wenn gar zu viel auf uns einſtürmt, ſo ſtumpft ſich unſer Gefühl auch für den Schmerz ab. Die Meinigen ſind nicht ſo ſtandhaft. Ihr Weinen hätte mir das Herz brechen mögen. Ich habe ihnen daher ernſtlich befohlen, nicht eher als in den letzten Minuten zum Abſchied herüber zu kommen. Ich muß mich ſammeln, ich muß — ich halte es für eine heilige Pflicht — von dieſen Blättern, den innigſten Vertrauten aller meiner Leiden, vielleicht auf lange Zeit Abſchied nehmen. Ich höre mein Weib, ich höre die Kinder! Standhaft, Harmlos! Gebeugter! Laſſe den Deinen wenigſtens nicht merken, wie muthlos Du ſelbſt hinauswanderſt in die weite öde winter-

Hochhauſen, den 1. Januar 1836.

Das iſt ein frohes Neujahr! Vorgeſtern hatte ich mein von meinen Manichäern ſo ſehnlich erwartetes Benefice. Ein glücklicher Zufall führte noch dazu gerade vor der Theaterzeit einen tüchtigen Regen herbei, welcher Alles ins Schauſpiel trieb; und ſo war daſſelbe überfüllt, wie ſeit Menſchengedenken nicht. — Heute hatte ich eine Audienz bei unſerm allergnädigſten Könige, welchem ich wiederholt die Bitte um meine Entlaſſung aus dem hieſigen Engagement vortrug. Seine Majeſtät ließ ſich herab, mich um die Urſache meiner Unzufriedenheit zu fragen, worauf ich erklärte, daß ich die Ausſicht habe, mir bei dem jetzigen Mangel an bedeutenden Sängern durch Gaſtrollen in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, und daß ich daher die inſtändigſte Bitte wage, meinem Glücke nicht im Wege zu ſtehen.

Se. Majeſtät ſah mich mit großen Augen an und erwiderte kurz:

— In einigen Tagen werden Sie die Entſcheidung auf Ihr Geſuch amtlich zugeſtellt bekommen; für jetzt ſind Sie entlaſſen!

Ich glaube gern, daß ihn mein Verluſt unangenehm berührt, allein Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. — Dieſen Sommer will ich flott leben! Ich habe heute einige Freunde zu Abend geladen, wir wollen ein kleines Spielchen machen und eine Bowle Champagnerpunſch leeren. Es ſitzt ſich gar zu gut am warmen Kamin in guter Geſellſchaft, wenn's draußen ſo ſchneit und ſtürmt! Da höre ich die Wildfänge die Treppe heraufpoltern. Proſit Neujahr!

Hochhauſen, den 8. Februar.

Gott ſei gelobt! Heute habe ich endlich, allerdings nicht in den gnädigſten Ausdrücken, meine Entlaſſung erhalten. In ein paar Tagen geht es friſch hinaus in die Welt. In dem Beſcheide der hieſigen Intendanz ſteht: »Es ſei der ausdrückliche Wunſch des Königs, daß ich die hieſige Bühne nicht mehr betrete.«

Es thut mir leid, man hätte da eine großartige Abſchiedsſcene arrangiren können. Unſerer alten Excellenz werde ich noch einen kleinen pikanten Streich ſpielen. Ich werde die Cheri, mit welcher ich mich wieder vollkommen ausgeſöhnt habe, und der ſeit dem bewußten Auftritte die hieſige Anſtellung zur Laſt iſt, entführen. Das giebt ein Stadtgeſpräch auf acht Tage lang. Der Aron hat mir 6000 Gulden vorgeſtreckt. Ich habe mich aber verpflichten müſſen, den Blutſauger ſo lange auf meinen Reiſen mitzunehmen, bis die ausgeſtellten Wechſel getilgt ſind. Ein Hauptſpitzbube, der Aron, in Bezug auf ſeine Geſchäfte, ſonſt aber ein ganz braver Kerl!

Hochhauſen, den 12. Februar.

In einer Stunde trete ich meine Reiſe an. Ich habe mir einen neuen vortrefflichen und ſehr bequemen Wagen bauen laſſen, und ſo gehe es denn friſch in die Welt hinaus. Wo ich meinen erſten Flug hinlenke, weiß ich noch ſelber nicht; wahrſcheinlich werde ich zuerſt nach Berlin eilen. Zum Gaſtſpiel komme ich ja überall. Solche Kaſſenmagnete, wie mich, nimmt man an jedem Orte mit offenen Armen auf. Die kleine Cheri iſt mit einem Fiaker voraus gefahren und erwartet mich auf der erſten Station.

Im Salon ſind meine Freunde verſammelt. Die guten Kerls wollen mich Alle mit Extrapoſt einige Stunden weit begleiten. Die Sache wird Aufſehen machen! Ich habe einen Korb Champagner zum Beſten gegeben, den Flaſchen deſſelben wollen wir zum Abſchied die ſilbernen Hälſe brechen und dann hinaus auf die friſche ſchneebedeckte Landſtraße. — Die Gläſer gefüllt, ſtoßt an: Auf fröhlich Wiederſehen! Es lebe die Kunſt!

* * *

ſiche Welt! — Richte ſie auf, ſpende ihnen Troſt, Troſtloſer! Und Du, mein Gott, laſſe meinen feſten Glauben an Dich nicht zu Schanden werden! Die Kunſt iſt doch manchmal eine Rabenmutter!

* * *

Nachſchrift.

Ein ſechs Jahre ſpäter datirtes Blatt aus dem Tagebuche des Schauſpielers Harmlos.

Oldenburg, den 1. Mai 1845.

Heute habe ich durch die Gnade unſeres kunſtliebenden Fürſten den lebenslänglichen Kontrakt als [illegible]iſcher Direktor unſeres Theaters, dem ich ſeit 5½ Jahren angehöre, unterzeichnet. Es iſt eine nicht ſehr glänzende, aber angenehme und geſicherte Stellung. Ich und die Meinen ſind namenlos ſelig. Linchen, die ſeit vier Jahren in einer ſehr glücklichen Ehe mit dem braven hieſigen Kanzleidirektor lebt, kommt an der Hand ihres älteſten Jungen, eines allerliebſten Bengels, mir Glück zu wünſchen. Von meiner unumſchränkten Vollmacht Gebrauch machend, habe ich dem ehemaligen Tenoriſten, dem armen Tonfall, welcher ſeit drei Jahren den Gebrauch ſeiner Stimme gänzlich verloren hat, und an permanenter Heiſerkeit leidet, den kleinen Poſten eines Inſpicienten zugewieſen. Er wird der Anſtalt, auch wenn er, wie ich fürchte, ſeinem Amte nicht vorſtehen kann, nicht lange zur Laſt fallen; der Arzt erklärte mir geſtern, daß der Arme an der Luftröhrenſchwindſucht leide. Und vor vier Jahren ſchlug der Mann hier ein ihm angebotenes Gaſtſpiel aus, weil ihm 20 Louisd'ors für die Rolle zu wenig dünkte. Ein warnendes Beiſpiel für übermüthige Emporkömmlinge beim Theater!

Fr. **Wallner.**

Der Knopflöcher-Streit.

Die fünf Knopflöcher eines Frackes fingen ſich an zu zanken; die vier unterſten häkelten ſich mit dem oberſten an der Klappe. Der Frack, der ſehr ſpitz war, wollte den Knopflöchern auf die Nähte fühlen, unterließ es aber, als er vernahm, daß das Unterhaus der Knopflöcher ſich über das einzige Oberhaus deshalb empört, weil es gleichſam das fünfte Rad am Wagen ſei und doch beſondere Auszeichnung empfange, indem es oft mit einer Blume, ja mit Ordensbändern geſchmückt werde.

— Wir, riefen die unterſten Knopflöcher, müſſen den ganzen Körper zuſammenhalten, müſſen ſchlanke Taillen ſchaffen und werden in unſerm Dienſt ſo ſtrapezirt, daß es kein Wunder iſt, wenn einmal Eins von uns ausreißt.

Der Frack, ein Philoſoph, ließ Fünfe gerade ſein und dachte, es iſt wie im Staate: die Unterſten, die Mühevollen, werden am ſchlechteſten belohnt; die Obern, die ſogenannten Hochgeſtellten, machen ſich's bequem, ſchnappen den Verdienſt und — Orden.

Th. Dr.

Zapfenſtreich.

Alexandria. Der Profeſſor Lepſius iſt am 1. September mit der geſammten preußiſchen Gelehrten-Geſellſchaft aus Ober-Aegypten eingetroffen.

Berlin. Nach der Conceſſions- und Beſtätigungs-Urkunde für die „Potsdam-Magdeburger Eiſenbahn-Geſellſchaft“ wird die betreffende Bahn von Potsdam über Brandenburg, Genthin und Burg nach Magdeburg gehen. Die Aktiengeſellſchaft iſt mit einem, vorläufig auf vier Millionen feſtgeſetzten Grundkapital gebildet worden. Bedingungen ſind, daß der Uebergang der Bahn über die Elbe und ihr Anſchluß an die von Magdeburg weiter führende Bahn, nach den von den Miniſtern des Krieges und der Finanzen zu treffenden Beſtimmungen ausgeführt wird, daß dem Staate die Genehmigung des Bahngeldes und Frachttarifs, ſowie des Fahrplans vorbehalten bleibt, und daß die früherhin feſtgeſtellten allgemeinen Bedingungen wegen Benutzung der Eiſenbahnen zu militairiſchen Zwecken auch bei dieſer Bahn Anwendung finden.

∴ Biſchof Eylert wird jetzt von allen Seiten wegen ſeines Buches: „Charakterzüge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.“ angegriffen; die auffallendſten Unrichtigkeiten werden nachgewieſen und ſeine collegialiſche Liebe in Zweifel gezogen.

∴ Der frühere türkiſche Geſchäftsträger in Berlin, Ritter Davoud-Oghlu, hat hierſelbſt ein wichtiges Werk, „histoire de la législation des anciens Germains“, in zwei Bänden herausgegeben. Es beweiſt ein tiefes Studium, viel Geſchmack und Gelehrſamkeit, und wird den eingefleiſchten Romaniſten viel Bauchgrimmen machen. Auf ſeiner Reiſe nach Leipzig iſt er in Halle angebellt worden.

∴ Der hier noch immer nur mit großen Geldopfern lebendig gehaltene „Janus“, von Huber, hat nun auch ſein thörichtes Geſchwätz über Varnhagens „Hans von Held“ hören laſſen. Wann wird die ſchlechte Preſſe eines Huber, Hengſtenberg und Conſorten endlich einmal aufhören?

∴ Unſer talentvoller Landsmann, Herr Auguſt Moeſer, deſſen Virtuoſität als Violiniſt Hector Berlioz in ſeinen Berichten über die Beethoven-Feier in Bonn und die Hof-Conzerte ſo ehrenvoll hervorgehoben hat, wird hier einige Conzerte geben.

Bern. Der Regierungsrath hat für das Peſtalozzi-Denkmal 3000 Frs. bewilligt.

∴ Die Schriftſtellerin Gräfin Hahn-Hahn hat der Kretinen-Anſtalt auf dem Abendberg die bedeutende Summe von 7500 Schw. Frs. mit der Beſtimmung zugetheilt, die Intereſſen dieſes Kapitals für arme Kinder aus dem Canton Wallis zu verwenden. (Unſtreitig das ſchönſte Werk der gräflichen Schriftſtellerin.)

Bonn. Die Profeſſoren Gildemeiſter und von Sybel ſind aus unſerm Kreiſe geſchieden. An ihre Stelle treten der Licentiat Kinkel und ein gewiſſer Reckers, der aus München berufen worden iſt. Erſterer für die philoſophiſche Fakultät, Letzterer für die katholiſche Theologie.

Boulogne. Die Säule der großen Armee iſt endlich, nach 41jähriger Arbeit, vollendet. Den Grundſtein zu derſelben legte bereits der Marſchall Soult am 9. November 1804.

Breslau. Bei dem landwirthſchaftlichen Feſte wollten die Droſchken durchaus nicht ſchlecht fahren und verlangten 20 Silbergroſchen, ja 1 und 2 Thaler für die Fahrt. Wenn ſie gefragt wurden, nach welcher Taxe? ſo erfolgte die geiſtreiche Antwort: »Heute machen wir die Taxe ſelber!«

∴ Herr Witt, genannt von Döring, der Oberſchleſiſche Enthaltſamkeits-Apoſtel, iſt bei Gelegenheit der letzten Rundreiſe des Weihbiſchofs von Latusſeck zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, nachdem er ſich ſchon ſeit längerer Zeit durch ſeine Mitarbeiterſchaft am ſogenannten „Schleſiſchen Kirchenblatt“ zu dieſem Schritte vorbereitet hatte. Hat nun auch die römiſche Kirche ein Mitglied mehr gewonnen, ſo kann doch leider nicht verſchwiegen werden, daß die Schaaren der oberſchleſiſchen Enthaltſamen von Tag zu Tage lichter, dagegen die Schnapskneipen in demſelben Maaße wieder voller werden.

Coblenz. Der Wiederherſteller der Burg Stolzenfels, Major Schnizler, iſt zum General-Baudirektor der königlichen Schlöſſer ernannt und nach Sansſouci berufen worden.

Cöln. Die „Rhein- und Moſel-Zeitung“ ſagt, daß es auch in dieſem Jahre wieder vielen polniſchen Flüchtlingen gelungen ſei, verkleidet durch die Türkei nach dem Kaukaſus zu gelangen, um dort in den Reihen der Tſcherkeſſen gegen die Ruſſen zu fechten.

Dresden. Großes allgemeines Intereſſe erregt auch hier die kürzlich erſchienene Biographie „Hans von Held“, von Varnhagen von Enſe. Meiſterhaft in Auffaſſung und Darſtellung! Wunderbar und ſeltſam wird und muß dieſer Charakter anſprechen, da er, in alte preußiſche Verhältniſſe eingetaucht, doch ganz wie aus den neueſten friſch herausgezogen erſcheint. Es ſchmerzt, daß unſere Gegenwart von jener Vergangenheit ſo ſchwer und hart getroffen werden kann! Die Zukunft wird auch Charakterbilder zu liefern haben, und — wird ſie liefern.

Düſſeldorf. Als neulich mehrere engliſche Miſſionare von Elberfeld hier anlangten und auf Erſuchen und Anbetteln Miſſionsſchriften austheilten, erhob ſich unter dem Volke das Geſchrei: »Das iſt Menge, werft ſie in den Rhein!« Die Argloſen, welche ſich kaum vor dem Pöbel retten konnten, flüchteten auf die Anfahrtsbrücke, von wo ſie das Schiff erlöſte.

Erfurt. An welcher Krankheit mag die dritte barmherzige Schweſter, welche ſich hier befindet, gelitten haben, als ſie ſich der Königin vorſtellen laſſen ſollte? — Man ſagt, an einem ungeheuern Dickwerden. Gott ſchenke ihr bald Erleichterung; manche Fettkrankheiten ſind ſehr beſchwerlich!

Florenz. Die etruskiſche Vaſe mit 115 Inſchriften und den Namen des Malers und Töpfers iſt für das hieſige Muſeum gekauft und dafür Herrn François, ihrem Entdecker, eine Summe von 500 Zechinen bezahlt worden. — Dieſes einzige Stück wiegt eine Gallerie auf.

Frankfurt. Ein hieſiger Wechſelſenſal hat ſich aus dem Staube gemacht, nachdem er zuvor vier falſche Wechſel, im Betrage von 41,000 Gulden, in das Publikum gebracht.

∴ Der Austritt der Rabbiner Frankel und Schott aus der Rabbinerverſammlung hat die Anhänger des talmudiſch-conſervativen oder poſitiv-hiſtoriſchen Judenthums in ganz Deutſchland zu kräftigerem Auftreten ermuthigt. Auch von hier iſt eine von mehr als 200 Unterſchriften verſehene Dankadreſſe nebſt einem ſilbernen Ehrenpokal an den Dr. Frankel in Dresden abgegangen.

Ghent. Die medizinische Geſellſchaft hat einen Preis von 600 Frs. für die beſte Geſchichte der Kartoffeln und ihre Beziehungen zu den medizinischen Wiſſenſchaften ausgeſetzt, doch müſſen die Aufſätze in franzöſiſcher, lateiniſcher oder flämiſcher Sprache geſchrieben ſein.

Haag. Die große Dampfpumpe zur Trockenlegung des Harlemer Meeres pumpt in jeder Minute 300 Kubikellen Waſſer heraus.

Hannover. Der geniale Döring wird nächſtens auf unſerer Bühne unter andern Rollen auch „König Lear" und den alten „Gottlieb Koke" ſpielen.

Hermannſtadt. Die ſeit einem Jahre beſtehende Rechtsakademie iſt mit 25 Studenten und 1 außerordentlichen Zuhörer in das zweite Jahr übergetreten.

Karlsruhe. Mehrere Abgeordnete wollen in der Kammer darauf antragen, daß die Offiziere und Soldaten wie jeder andere Bürger auf Verfaſſung und Geſetz des Landes beeidigt werden.

Kiel. In der hieſigen Umgegend iſt eine zahlreiche Diebsbande entdeckt worden, welche lange Zeit auf freche Art ihr Weſen getrieben.

Königsberg. Die Auswanderungsluſt oder Schwärmerei zur Ueberſiedelung nach Amerika wächſt wahrhaft rieſenartig. Die Europamüden ſchießen wie Pilze hervor und täglich wird das Regierungs- und Polizeigebäude von Getäuſchten umlagert, welche eine Summe zur Förderung ihres Wahnes in Anſpruch nehmen. Eine Anlage von Tilſit heißt die neue Welt und bei Elbing liegt eine terra nova. Dieſe beiden Namen hat man ſogar benutzt, um den unkundigen Bauern einzureden, die neue Welt liege gleich hinter Tilſit.

Leipzig. Nachdem die Feſte am Rhein vorüber ſind und die deutſchen Zeitungsſchreiber von ihren Strapazen ausruhen, hat man erſt jetzt recht Gelegenheit, den Unſinn und die Sprache vieler Correſpondenten zu bewundern, abgeſehen davon, daß illuſtrirte Zeitungen noch mit Abbildungen hinterdrein kommen, die doch meiſt Phantaſiegemälde ſind und die der Vernünftige belächelt; denn daß die Zeichner nicht bei den Empfangsfeierlichkeiten in den Paläſten zugegen geweſen ſind oder den gemüthlichen Familienſitzungen der gekrönten Häupter beigewohnt haben, kann ſich Jeder an den Fingern abzählen. Jetzt aber zu den wunderlichen Käuzen, zu den Zeitungsſchreibern, welche die Farbe des Hutbandes und den Halskrauſenknopf der Königin von England mit einer Umſtändlichkeit erzählen, als wenn das Wohl der 39 deutſchen Bundesſtaaten davon abhinge. Ein Anderer ſtemmt ſich auf das ſchöne Cölner Feuerwerk (bei welchem zugleich die Kaſſe des Dombauvereins mit abgebrannt), und maltraitirt ſeine Phantaſie mit wahrer Berſerkerwuth. So laſen wir z. B. im „Frankfurter Journal", daß ſich die Feuerräder *wonnetrunken* um ſich ſelbſt gedreht und dann, immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ihr Daſein *verhaucht* hätten. Merkwürdig, wenn ſich die Menſchen freuen wollen, muß Feuer dabei ſein, nicht blos im Herzen und in den Augen, ſondern auch in Patronen und Raketen. Wie viel Ehre und Freude iſt nicht ſchon ſeit

Erfindung des Schießgewehrs durch Knall und Feuer ausgedrückt werden, zumal oft die Stufen der Ehre durch eine gewiſſe Anzahl von Knällen (z. B. 101 Kanonenſchüſſe) bezeichnet werden. Rauch und Geſtank iſt freilich auch dabei. — Närriſche Menſchen! ſagt irgendwo der liebe Gott in ſeinen ſämmtlichen Werken.

.·. Da Schillers Worte »Es ſoll der Sänger mit dem König gehen« ſich ſo bald nicht verwirklichen werden, ſo haben mehrere der reichſten Einwohner zu Trarbach beſchloſſen, den armen Dichtern und Componiſten wenigſtens eine Freude zu bereiten, indem derjenige deutſche Poet und Tonſetzer, welcher bis zu dem Trarbacher Liederfeſte künftigen Jahres das beſte Lied auf die Moſel liefert, als Preis ein Fuder des beſten Moſelweins erhalten ſoll. — Wie wir hören, will die Liedertafel zu Meißen ebenfalls einen Poeten mit einem Faſſe Meißner Rebenſaftes beglücken, wenn er zu Ehren ihres Weines ein Gedicht fertigt. Da aber Eins ſo ſauer wie das Andere iſt, ſo wird wohl die ganze Sache zu Eſſig werden.

.·. Von Koſſak's „Theater-Locomotive" (Verlag von André) iſt die Probenummer ausgegeben worden, welche durch ihren gediegenen Inhalt mit einem Male all' die ohrfeuchten gelbſchnäbeligen Urtheile vernichtet, welche vorher darüber ins Blaue hinein gefällt wurden. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient der erſte Artikel, „das junge Deutſchland auf den Brettern", eine Skizze von W. Bernhardi, und „die Leipziger Theater-Locomotive", welche eine der Wahrheit getreue unpartheiiſche Kritik über Laube's „Gottſched und Gellert" mit ſich führt.

.·. Um den Meßfremden oder den Leipzigern das Leben zu verſüßen, befindet ſich unter den Meßwaaren zum erſten Male — Honig und noch dazu aus der Havanna, wo er in ſo großer Menge vorkommt, daß man zur Kühlung Honig und Waſſer trinkt. Da in Sachſen wenig Bienenzucht betrieben wird und viele ſonſt belebte Stöcke in der Nähe der Eiſenbahn wegen des Rauches immer mehr verwaiſen, ſo dürfte die Spekulation nicht ungünſtig ausfallen. Auch läßt ſich wieder ruſſiſcher Talg in Menge ſehen, der in letzterer Zeit ſehr rar wurde. (Wahrſcheinlich weil die Ruſſen jetzt ihr Fett von den Tſcherkeſſen bekommen.)

Lille. Das große Feſt, zur Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an die Vertheidigung der Stadt im Jahre 1792, wird den 8. und 9. October ſtattfinden. Alle Städte der benachbarten Departements beabſichtigen, Deputirte anher zu ſenden. Um die Beleuchtung recht ſplendid zu machen, ſind für die Häuſer, welche ſich in ein vorzüglich glänzendes Licht ſtellen werden, eine goldene und zehn ſilberne Medaillen beſtimmt worden.

London. Eine bedeutende Briefporto-Ermäßigung iſt eingetreten. Alle, nicht über eine halbe Unze ſchwere Briefe nach dem Cap der guten Hoffnung, nach einem der Häfen der afrikaniſchen Oſt- und der arabiſchen Küſte, Ceylon, China u. ſ. w. zahlen nun einen gleichförmigen Satz von nur Einem Shilling (10 Sgr.). Briefe von gleichem Gewicht von und nach Helgoland ſechs Pence (5 Sgr.). Auch für die Verſendung von Zeitungen ſind große Ermäßigungen eingetreten.

.·. Der „Nenagh Guardian" meldet Folgendes: »Es iſt allgemein bekannt, daß ein Befehl des Kriegsminiſters jedem Offizier, welcher Sonntags mit ſeinen Soldaten die Meſſe beſucht, die Pflicht auferlegt, augenblicklich mit den Soldaten die Kirche zu verlaſſen, ſobald der Geiſtliche irgend einen politiſchen Gegenſtand in der Predigt berührt. Ein ſolcher Fall ereignete ſich in der Nenagh-Kapelle, wo ein Prieſter eine lange Lobrede auf O'Connell hielt. Der Offizier wartete demgemäß auf dem Hofe das Ende des Gottesdienſtes ab.

Mannheim. Die hier erſcheinende „Abendzeitung" belegt Herrn A. Boden, den Verfaſſer der Vertheidigung des Herrn Georgi, mit dem Titel „der bodenloſe Boden".

Naumburg a. d. S. Von dem Stadtrath Thränhardt, Mitglied der hieſigen Weinbaugeſellſchaft, iſt ein Schriftchen, „der Weinbau bei Naumburg an der Saale", erſchienen, woraus hervorgeht, daß im Saalthale auf mehr als 3000 Morgen Landes der Weinbau betrieben wird. (Thränhardt und Naumburger Wein! Ungeheuere Ironie des Schickſals!)

Nordhauſen. Bei Einweihung der neuen Synagoge ließ die jüdiſche Gemeinde auf ihre Koſten zweihundert Arme verſchiedener Confeſſionen ſpeiſen.

Nürnberg. Die Gymnaſiaſten und Schüler der lateiniſchen Schule ſollen, nach höherer Verordnung, blaue und rothe Kragen bekommen.

Paris. Frankreich zählt gegenwärtig 41,619 römiſch-katholiſche Geiſtliche, darunter 39,239, welche der Staat beſoldet, 690 evangeliſche Prediger und 111 Rabbiner.

.·. Der „Courier" verſichert, daß ein neues Militairdienſt-Reglement ausgearbeitet wird, nach welchem die Regimenter, wie vor der Juli-Revolution, ihre Geiſtlichen erhalten ſollen.

∴ Auf den 16 Forts in Paris befinden ſich gegenwärtig bereits 982 Geſchütze, darunter 115 Mörſer von 15 Centimeter Oeffnung. Die Ringmauer zählt 1226 Kanonen.

∴ Der Stadtrath hat den Beſchluß gefaßt, daß der Elementar-Unterricht für Kinder aller Eltern, welche dies wünſchen, unentgeltlich ertheilt werden ſolle.

∴ Herr Lumlei, Direktor der Londoner italieniſchen Oper, hält ſich ſeit einigen Wochen hier auf und beabſichtigt, in dieſen Tagen eine Reiſe durch ganz Deutſchland zu machen, um bedeutende Sänger und Sängerinnen für ſein Unternehmen zu engagiren.

∴ Der berühmte engliſche Schauſpieler Young iſt hier angekommen.

∴ Die Gebrüder Dupin haben ihrer Mutter ein Denkmal mit der einfachen, aber folgenden Inſchrift ſetzen laſſen: »Hier liegt die Mutter der Dupins.«

∴ Ein Medizinalbeamter bei der afrikaniſchen Armee ſoll in einer Tamariskenrinde alle Eigenſchaften der Chinarinde entdeckt haben.

∴ In Frankreich giebt es jetzt 1294 verſchiedene Journale, mit zuſammen 1 Mill. Abonnenten.

Peſth. Die „Peſther Zeitung", welche im Verlage von Heckenaſt erſchien, iſt bereits wieder eingegangen, wozu die falſche Tendenz des Blattes viel beigetragen. Ein Theil des Peſther Bürgerſtandes fühlte ſich durch einige Artikel ſo gereizt, daß in der Druckerei Exceſſe verübt und die Preſſen zerſchlagen wurden.

Poſen. Durch mehrere anonyme Briefe, die unſer Polizeipräſident, Herr von Minutoli, erhalten, wird demſelben, wenn ihm ſein Leben lieb ſei, gerathen, gewiſſe Straßen nicht mehr zu beſchreiten und nur bei Tage auszugehen. Herr von Minutoli iſt aber keineswegs der Mann der bleichen Furcht und denkt — bange machen gilt nicht.

Saarlouis. Der bekannte Guitarreſpieler Zochetti aus Schleſien wurde hierſelbſt vor einigen Tagen Gegenſtand einer Bewegung. Er hat (mit der einzigen Ausnahme des vorgerückten Alters) große Aehnlichkeit mit Ronge und der ihn umgebende Volkshaufen hielt Herrn Zochetti für Jenen. Nur die hinzugekommene Polizei und das taktvolle Benehmen des Virtuoſen verhüteten fernere Unannehmlichkeiten.

Schwerin. Am 18. September d. J. tobte hier ein ſtarkes Gewitter, wobei das Schauſpielhaus von einem Blitzſtrahl getroffen wurde, der zum Glück kalt war. (Beim Schweriner Theater ſcheint nach dem fortwährenden Ab- und Zulauf der Schauſpieler überhaupt ſelten Etwas einzuſchlagen.)

Weſel. Einem Bauer, welcher auf dem Markte für den Scheffel Kartoffeln 1 Thlr. 18 Sgr. begehrte, ſchüttete die aufgeregte Menge ohne alle Umſtände die Säcke aus. Ein Mann ging ſogar ſo weit, daß er dem Bauer ſeinen eigenen ledernen Tragriemen um den Hals-ſchlang und ihn daran am Rathhauſe aufhängen wollte, wogegen jedoch die herzugekommene Polizei einen kleinen Proteſt einlegte und den Bauer von der läſtigen Cravatte befreite.

Wilna. Von A. Malicki, Profeſſor in Charkow, iſt eine (polniſche?) Ueberſetzung von Göthe's „Fauſt" erſchienen.

Wien. Der Sohn des marokkaniſchen Kaiſers Muley-Abderrhaman beabſichtigt den Winter hier zuzubringen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Unter den Lothringern findet ſich auch ein berüchtigter Nicolaus Remy, Criminalrichter, der ein Buch hinterlaſſen, in welchem er von ſich ſelbſt rühmt, daß er in 16 Jahren 800 Zauberer und Hexen zum Tode verurtheilt, obgleich eben ſo viele entflohen wären, oder auf der Tortur nichts geſtanden hätten. Während man einen Vater verbrannte, wurden deſſen Kinder nackend um den Scheiterhaufen gegeißelt. Herr Nicolas Remy bedauert noch obendrein, daß er, um mehrerer Sicherheit willen, nicht auch alle dieſe Kinder umbringen laſſen. Das, meint er, wäre gar nicht grauſam geweſen, denn die Athenienſer hätten einen Knaben hingerichtet, weil er einem Sperling die Augen ausgeſtochen, und vierzig Kinder wären von zwei Bären zerriſſen worden, weil ſie ſich über den Kahlkopf des Propheten Eliſa luſtig gemacht.

— Im Jahre 1734 feierte man zu Lyon das Jubiläum der Kirche des heiligen Johannes, bei welcher Gelegenheit ein allgemeiner Ablaß und Vergebung aller Sünden allen Denjenigen zugeſagt wurde, die an dieſem Tage nur ſo lange in der Kirche verweilen würden, als nöthig ſei, fünf Paternoſters oder Avemarias oder ſonſt ein kurzes Gebet, nach beliebiger Wahl, auszuſprechen. (Glückliche Zeiten, wo der Himmel ſo wohlfeil war!)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 159. Leipzig. 15. October 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Oettinger.

(Fortſetzung von Nummer 158.)

Florenz, am 16. September.

Genua war die erſte Stadt, in der ich die Bekanntſchaft eines jener verkappten Beutelſchneider gemacht, die ihr ſträfliches Gewerbe unter der unſchuldigen Maske eines Gaſtwirths treiben. Auch im lieben, guten, äußerſt ehrlichen Deutſchland giebt es hier und da einige Wirthe, die in ihrem Wappen doppelte Kreide führen; auch bei uns giebt es Wirthe, die den Fremden prellen; aber ſie preſſen anſtändig, mit Maaß und Ziel; ſo ein italieniſcher Gauner aber preßt mit einer Unverſchämtheit, von der ein deutſcher Gauner — Gottlob! — keine Ahnung hat. Genug, wenn ich ſage, daß ich in Genua für drei Tage beinahe eben ſo viel, als in Mailand für neun Tage bezahlt habe. Wen die Luſt, Italien zu ſehen, jemals nach Genua führt, der meide das „Hôtel des quatre nations“, denn der Eigenthümer deſſelben iſt einer der ſchaamloſeſten Prellſchlingel von ganz Italien. Jeder, den das Unglück trifft, die Reiſe von Genua nach Livorno mit dem „Archimedes“ zu machen, hat von Glück zu ſagen, wenn er nicht ſeekrank wird, denn ſchwerlich giebt es irgendwo ein elenderes Dampfſchiff, als dieſer „Archimed“, der ſchon vier Mal umgetauft worden iſt. Um mich in den Beſitz eines Bettes zu ſetzen, ließ ich mich auf den erſten Platz einſchreiben und zahlte dafür 45 Francs (der zweite koſtet nur 30). Nach Mitternacht, als ich vom Verdecke in die Cajüte hinabſtieg, um meine Cabine aufzuſuchen, fand ich darin einen ſeekranken Paſſagier, deſſen Zuſtand mich dergeſtalt dauerte, daß ich ihm gern mein Bett überließ und aufs Verdeck zurückkehrte, um dort unter Gottes geſtirnter Himmelsdecke auszuruhen. Man legt den Weg von Genua nach Livorno gewöhnlich in zehn bis eilf Stunden zurück. Unſer „Archimedes“ kam drei Stunden ſpäter, gegen zehn Uhr Morgens, an. Livorno iſt bekanntlich ein Freihafen; doch giebt es keinen zweiten Hafen, wo man dem Einlaufen eines Schiffes ſo viele Schwierigkeiten in den Weg legt, als in Livorno; das Unterſuchen unſerer Päſſe währte drei volle Stunden. Ich möchte wiſſen, wie lange wir hätten warten müſſen, wenn der ſogenannte Freihafen nur ein gewöhnlicher Hafen geweſen wäre.

Von Livorno fuhr ich mit der Eiſenbahn nach Piſa. Dieſe Eiſenbahn unterſcheidet ſich von allen anderen dadurch, daß in keinem der Waggons geraucht werden darf. Man iſt in dieſem Punkte ſo lächerlich ſtreng, daß man einen der Paſſagiere, der eine unangezündete Cigarre in der Hand hatte, zwingen wollte, ſie beim Einſteigen in einen der Coupés wegzuwerfen, ein Zwang, der den Franzoſen in Verzweiflung brachte.

In Piſa ſind faſt alle Sehenswürdigkeiten auf einen Platz zuſammengedrängt: der prachtvolle, in toskaniſch-byzantiniſchem Styl erbaute Dom iſt eine der ſchönſten Kirchen von ganz Italien. Die Bronzethür am Haupteingang iſt mit herrlichen Reliefs von Giovanni da Bologna geſchmückt. Das Innere der Kirche hat den ganz eigenthümlichen Reiz, daß man ſich hier mehr, als in jeder-andern, wunderbar heimiſch fühlt; man glaubt ſich in einen mit Comfort eingerichteten Salon verſetzt. Neben dieſem Dome erhebt ſich der Campanile, der ſogenannte ſchiefe Thurm, den ich mir — nach den Bildern, die von ihm exiſtiren — viel ſchiefer vorgeſtellt habe; deſſen ungeachtet ſoll die Neigung über zwölf Fuß betragen. An dieſem Glockenthurme ſoll Galileo Galilei die Geſetze der Schwerkraft erforſcht haben. Im Battiſtero, einem der ſchönſten Denkmale mittelalterlicher Baukunſt, hat mich vor Allem das merkwürdige Echo überraſcht; es wiederholt eine ganze Octave von Tönen mit glockenreiner Klarheit. Im Campo ſanto, dem großartigen Friedhofe, der einſt die ſchöne Beſtimmung hatte, die irdiſche Hülle berühmter Piſaner in ſich aufzunehmen, hat mich — die Unzahl von Alterthümern abgerechnet — von den neuern Monumenten Algarotti's Grabmal, von Friedrich dem Großen errichtet, am meiſten intereſſirt. Außer dem Domplatze iſt nur noch die Piazza S. Caterina — eine der reizendſten Promenaden von Piſa — geziert mit der Statue des Großherzogs Ferdinand, von Pampeloni, ſehenswerth. Der Weg von Piſa nach Florenz wird in einer Nacht zurückgelegt.

Florenz iſt eine jener Städte, deren erſter Eindruck weit weniger günſtig iſt, als man ſich vorſtellt; man glaubt in ein Paradies hinein zu fahren und erblickt eine ganz gewöhnliche Stadt, deren Aeußeres durchaus nichts auffallend Schönes hat; und doch iſt Florenz ein ſehr lieber Ort; es iſt wie eine jener Frauen, die uns Anfangs ziemlich kalt laſſen, bei näherer Bekanntſchaft aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, mehr Reiz, mehr Zauber, mehr Anziehungskraft ausüben, und von denen man ſich dann mit ſchwerem Herzen trennt. Es giebt wenig Städte, die einen ſo ſchönen Nimbus, wenig Städte, die ſo viele hiſtoriſche und artiſtiſche Erinnerungen haben, als die Stadt der Medicäer. Florenz iſt die Wiege von drei der größten Dichter aller Zeiten und Nationen: Dante, Petrarca und Boccaccio; Florenz iſt die Vaterſtadt Machiavells, deſſen Name Alles in Allem ſagt; Florenz iſt die Heimath der drei der größten Naturforſcher: Galilei, Viviani und Torricelli; Florenz iſt das größte Jupiterhaupt, aus dem ein ganzer Schwarm von Malern, Bildhauern und andern Künſtlern entſprang. Auf jedem Platz, in jeder Straße [illegible] ein Stück Kunſt- und Literaturgeſchichte. Ich bin von Platz zu Platz gewandert und habe mir die Geburtshäuſer der großen Unſterblichkeiten von Florenz aufgeſucht. In der Via Ghibellina (Nr. 7588) wurde einer der größten Geiſter Italiens, Michel Angelo Buonarotti, gleich groß als Maler, Bildhauer und Poet; in der Via Santa Chiari (Nr. 5079) Benvenuto Cellini; auf der Piazza San Martino (Nr. 631), in einem ärmlichen zweifenſterigen Hauſe Dante, der Sänger der „göttlichen Komödie", geboren. In der Via de' Bardi, in der Caſa Mannelli (Nr. 1309) ſchrieb

Boccaccio einen Theil ſeines „Decamerone“; in der Via de Guicciardini (Nr. 1754), in einem gleichfalls zweifenſtrigen Hauſe, ſtarb der florentiniſche Livius, der Mann, der den „Principe“ und eines der feinſten Luſtſpiele Italiens, „la Mandragora“, geſchrieben, hier ſtarb Machiavell am 22 Juni 1527 in der drückendſten Armuth; am Lungo (l'Arno) (Nr. 4177) in einem ſtattlichen Palaſte, der jetzt dem Grafen Alberti gehört, ſtarb Vittori Alfieri, der letzte Tragödiendichter Italiens, »il principe della tragedia,« wie die Inſchrift über dem Eingange des Hauſes ſagt, wo er die letzten zehn Jahre ſeines Lebens, beſchirmt von der Gräfin Aloiſia von Stolberg, gelebt. In der Via della ſcala (Nr. 4333), in einem winzig kleinen Häuschen, vor dem jetzt eine kleine Kapelle ſteht, ſammelte Antonio Magliabecchi zwanzig Jahre lang ſeine Bücherſchätze, um ſie nach ſeinem Tode der Stadt Florenz zu ſchenken. In zwei Jahren feiert die Magliabecchi'ſche Bibliothek, die jetzt über 120.000 Bände und gegen 10.000 Manuſcripte zählt, ihr 100jähriges Geburtsfeſt, denn erſt ſeit 1747 iſt Magliabecchi's Hinterlaſſenſchaft dem öffentlichen Gebrauche anheim gegeben worden. In der Mitte des großen Leſeſaales ſteht ſeine Statue, nach welcher er ein Muſter von Häßlichkeit geweſen ſein muß. Auf dem Bergo di degli Ogniſante, im Hoſpital San Giovanni di Dio ruhen die irdiſchen Ueberreſte jenes Amerigo Veſpucci, der dem Genueſen Columbo die Entdeckung Amerika's ſtreitig gemacht; und in der Bibliotheca Laurenciana bewahrt man in einem kryſtallenen Becher eine Reliquie Galilei's, einen Finger, welchen Gori dem Leichnam des großen Aſtronomen abgeſchnitten. Eines der intereſſanteſten Häuſer ſteht in der Via Maggio (Nr. 1921). Hier in einem ſchmucken, mit Fresken geſchmückten, vierfenſtrigen Hauſe von zwei Stockwerken wohnte einſt eine der ſchönſten Frauen von Italien. Im Innern des Hauſes lieſt man die Inſchrift:

> **Bianca Capello prima che fosse moglie a Francesco I. de Medicis abita questa casa che ella si edificava nell' 1566.**

In dieſem Hauſe wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, als ſie die Geliebte des Großherzogs Franz von Medicis war, der ihren Gemahl in jenem engen Seitengäßchen, das ihrem Hauſe gegenüber liegt, in der Via Squazza, eines Abends durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derſelben Zeit lebte noch des Großherzogs erſte Frau Giovanna, Tochter Kaiſer Ferdinands I. Um ſeine Liebe zu Bianca geheim zu halten und von keinem Auge geſehen in ihr Haus zu gelangen, ließ er vom Palaſt Pitti einen unterirdiſchen Gang anlegen, der noch jetzt exiſtiren ſoll. Sechs Monate nach dem Tode ſeiner Frau (am 12. October 1578) vermählte er ſich mit Bianca, und neun Jahre ſpäter wurden Beide an einem und demſelben Tage (am 20 October 1587), auf ihrer Villa zu Poggio a Cajano, vergiftet vom Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und Nachfolger von Bianca's zweitem Gemahl. Im Audienzſaale des Palazzo vecchio fand ich die Bildniſſe Franzens und Bianca's; zwiſchen Beiden hängt das Bild des Mörders; alle Drei gemalt von Allori-Bronzino.

Von den öffentlichen Plätzen iſt der Piazza di Gran Duca der Brennpunkt von ganz Florenz. Hier ſteht der von Arnolfo di Lapo 1298 erbaute Palaſt der Signoria; in dieſem Palaſt iſt der rieſengroße Saal des Rathes der Fünfhundert durch 36 Frescogemälde von Vaſari, durch eine Statue der Göttin Victoria, von Michel Angelo, und ein coloſſales Standbild Leo's X., von Baccio Bandinelli, berühmt. In dem gegenüber liegenden Saale des

Raths der Zweihundert befindet ſich eine ziemlich zahlreiche Gallerie von Bildniſſen der Familie von Medicis; hier fand ich unter Andern ein Bild von Catherina und von Maria von Medicis. Eines der ſchönſten Bilder darunter iſt das des Johann Gaſtons, des letzten der regierenden Mediceer. An der äußeren Thüre, die vom Audienzſaale in den Saal des Rathes der Acht führt, ſind die Bildniſſe von Dante und Petrarca, in Holz geſchnitten von Benedetto a Majano. Von dieſem Palaſte gelangt man durch einen Corridor in den von Cosmus I. erbauten Palazzo degli Uffici, wo ſich die Bibliotheca Magliabecchiana und die Bildergallerie befindet. Aus der Unzahl von guten und ſchlechten Bildern, die hier in faſt unüberſehbarer Menge aufgehäuft ſind, hebe ich ein Bild von Giovanni da San Giovanni, blos darum, weil es das originellſte der ganzen Sammlung iſt: eine Venus, die, mit einem Kamm bewaffnet, auf Gott Amors ſchelmiſchem Haupte ... Läuſe ſucht!!! Unter den Statuen die Gruppe der Niobe (eine Copie nach Scopas) die mediceiſche Venus, den Apollino aus der Schule des Praxiteles und den von Michel Angelo reſtaurirten Faun hervor. In dieſem Saale prangen nicht weniger als ſechs Raphaels, worunter ſeine Fornarina eines der ſchönſten ſeiner Bilder iſt. Mehr als dies Alles hat mich das Cabinet der Bildniſſe berühmter Maler, die ſich zum größten Theile ſelbſt gemalt, angezogen; es iſt die vollſtändigſte Sammlung dieſer Art und zählt 400 Portraits, darunter Raphael und ſein Meiſter Perugino, Giulio Romano, Maſaccio, Leonardo da Vinci, Tizian, Michel Angelo, Paul Veroneſe, Tintoretto und ſeine Tochter Marietta, Guido Reni, Carlo Dolci, Criſtofero Allori, Giovanni Bellini, Salvator Roſa. Von nicht italieniſchen Meiſtern: Velasquez, Rubens, Rembrandt und Vandyk, Dürer und Holbein, Raphael Mengs und Joſhua Reynolds, Sophonisbe Anguiſſola und Angelica Kauffmann.

Von der Bildergallerie degli Uffici führt ein nur wenig Fremden bekannter Gang (über den Ponte vecchio und über viele Häuſer hinweg) nach dem Palazzo Pitti, dem Reſidenzſchloß des Großherzogs. Die Verbindung des Palazzo Pitti mit dem Palazzo vecchio iſt eine der intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten von Florenz; doch bedarf es dazu einer vorher eingeholten Erlaubniß. Der Palaſt Pitti, 1440 von Brunelleſchi für Luca Pitti, Gonfaloniere von Florenz, erbaut, von einem Urenkel deſſelben 1550 an Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmos I. von Medicis, verkauft, iſt eines der prachtvollſten Reſidenzſchlöſſer von ganz Europa, eine impoſante Steinmaſſe, die Hunderte von Millionen gekoſtet hat. Das erſte Stockwerk hat 23, das zweite 13 Fenſter Fronte. Auf dem Balcone, dem mittelſten Fenſter, ſtand (1804) Papſt Pius VII., um ſeinen Segen auf das gläubige Florenz zu ſtreuen. Im erſten Stockwerke dieſes Schloſſes befindet ſich in eilf Sälen eine der reichſten und berühmteſten Gallerien der ganzen Welt, 497 Bilder, deren Geſammtwerth von Balbi auf 100 Millionen Dukaten angegeben wird. Ich will dieſe Säle in der Erinnerung noch ein Mal durchlaufen und ſagen, was mich in jedem derſelben vorzugsweiſe angeſprochen hat; im Venus-Saale, Nr. 4 und 15: zwei Seegemälde von Salvator Roſa; 18: Tizians Geliebte, von ihm ſelbſt gemalt; 9 und 14: zwei Landſchaften, von Rubens; im Apollo-Saale Nr. 39: die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde, von Murillo — ein Bild zum Küſſen und Anbeten! — 54: Pietro Aretino, von Tizian; 63: Leo X., von Raphael, und 67: die heilige Magdalena, von Tizian; im Mars-Saale, Nr. 79: die berühmte Madonna della Seggiola, von Raphael; 96: Judith und Holophernes, von Criſtofero Allori, und 105: Käufliche Liebe, von

Volterrano; im Jupiter-Saale, Nr. 110: Bacchanale, von Tizian, und 111: Catilina's Verſchwörung, von Salvator Roſa; im Saturn-Saale, Nr. 150: Carl I. von England und Henriette I. von Frankreich, von Vandyk; 151: Papſt Julius II., von Raphael, und eine reizend-ſchöne Cleopatra, von Guido Reni; im Saale der Ilias, Nr. 192: Maria von Medicis, von Angelo Bronzini; im zweiten Jupiter-Saale, Nr. 270: Der heilige Andreas, von Carlo Dolci, und der heilige Peter, von Albano; im Ulyſſes-Saale, aufrichtig geſagt, gar nichts; im Prometheus-Saale, Nr. 388: Der Tod der Lucrezia, von Filippino Lippi; im Juſtitia-Saale, Nr. 391: Olivier Cromwell, von Pierre Lely, und 398: Judith, von Artemiſia Gentileſchi; im Flora-Saale, in dem die himmliſch-ſchöne Statue der Venus von Canova ſteht, Nr. 144: die Judith, von Giacomo Ligozzi; im Putti-Saale, Nr. 480: Blumenſtück, von Abraham Breughel; im Poccetti's-Saale, Nr. 492: Cardinal Ferdinand von Medicis, von Aleſſandro Allori.

Ueberſättigt von Kunſt flüchtete ich mich in die Arme der Natur, in den Schloßgarten, in die Giardino di Boboli, der zwar nur Donnerſtags und Sonntags geöffnet iſt, nach eingeholter Erlaubniß aber auch täglich beſucht werden kann. Boboli iſt ein ewig-grünes Feenmärchen, ein unbeſchreiblich-ſchöner Zaubergarten, bevölkert von 5000 Blumenvaſen, 500 Citronen- und Orangen-Bäumen und faſt eben ſo vielen Statuen, die, eingehüllt in den Schatten ewig-junger Lorbeer-, Pinien- und Cypreſſen-Bäume, uns Wunderdinge aus den Zeiten der Medicis heimlich ins Ohr raunen. In dieſen geheimnißvoll-ſtillen Alleen luſtwandelten die Töchter des Hauſes Medicis: Catharine, die Gemahlin Heinrichs II., Marie, die Gattin Heinrichs IV., Anna, Tochter Cosmo's II., Claudia, Tochter Ferdinands I., Leonore, Tochter Franz I. und Lucrezia, Tochter Cosmo's I. u. A. Das Amphitheater dieſes Gartens iſt der Schauplatz der üppigſten Feſte geweſen; hier wurde 1652 die Vermählung Anna's von Medicis mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, neun Jahre ſpäter die Hochzeit Cosmo's III. mit Margarethe Louiſe von Orleans und 1811 die Geburt des Königs von Rom gefeiert. Aus der Maſſe von Bildſäulen ragt eine rieſengroße Göttin des Ueberfluſſes von Giovanni da Bologna und mehr als ein Meiſterwerk von Bandinelli, Francavilla und Tacca hervor. Der Glanzpunkt dieſes feenhaften Gartens iſt das große Baſſin mit dem üppigſten Blumenflor und einem Kranze von reizenden Statuen. Die ganze Anlage dieſes wunderherrlichen Gartens — ein Vorbild, nach welchem Lenôtre die Gärten von Verſailles und Marly geſchaffen hat — iſt von Niccolo Braccini, genannt il Tribolo, und Bernardo Buontalenti, die ſich durch dieſen Feenhain ein unvergängliches Denkmal geſetzt.

Kehren wir aus dem Garten nach dem Mittelpunkte der Stadt zurück, um hier vier der berühmteſten Kirchen in Augenſchein zu nehmen: die Santa Maria del Fiore, die S. Annunziata, die S. Croce und die S. Lorenzo. Die erſte dieſer vier Kirchen, der Dom, iſt ein großartiges Bauwerk, das die Namen ſeiner Meiſter Arnolfo di Lapo, Giotti, Taddei Gaddi und Filippo Brunelleſchi — den Schöpfer der Kuppel, die ein ſteinernes Räthſel iſt — für alle Zeiten unſterblich gemacht. Die beiden Statuen des erſten und letzten dieſer großen Baumeiſter ſtehen dem Dome gegenüber, zwei Meiſterwerke von Pampeloni. Im Innern des Doms ſieht man ein Denkmal Giotti's mit einer Grabſchrift von Polizian und das Denkmal Brunelleſchi's mit einem Epitaphium von Marzuppini. An der Wand eines der beiden Seitenſchiffe prangt Dante's Bildniß, von Orcagna auf Holz gemalt; unfern des Doms, in der Nähe der oben genannten Statuen, iſt der Saſſo di Dante zu ſehen, der Stein, auf dem er häufig zu ſitzen pflegte. Der Glockenthurm iſt jenes Meiſterwerk, von dem Kaiſer Carl V. geſagt, man ſollte es in ein Gehäus ſtellen und es dem Volke jährlich nur ein Mal zeigen. Der Thurm hat zwölf Millionen Goldgulden gekoſtet und dennoch geſtehe ich, daß Dom und Campanile mich weit weniger entzückt haben, als der Dom zu Mailand, der ein in Marmor gebauenes Feenmärchen iſt.

In der Annunziata iſt vor Allem das Monument Andreas del Sarto und ſein Bildniß in Marmor intereſſant. Auf dem Platze dieſer Kirche ſteht die von Tacca aus Kanonenerz gegoſſene Reiterſtatue des Großherzogs Ferdinand I. von Medicis, deſſen Kopf nach den jetzt zugemauerten Fenſtern des gegenüber liegenden Palaſtes ſchaut, aus welchen ihn einſt ſeine Geliebte, die ſchöne Anna Riccardi, angelächelt. Am Palaſte dieſer Schönen liegt das Findelhaus.

Die S. Croce iſt das Pantheon von Florenz: hier ſteht links vom Eingang das Denkmal Galileo Galilei's; rechts prangen die Monumente von Michel Angelo, Dante, Machiavell und Alfieri. In einer der Seitenkapellen ruht die Geliebte des Letztern, Aloiſia Gräfin von Stolberg.

Das prächtigſte aller Denkmäler hat Ferdinand I. ſich und ſeinen fünf Vorfahren in der Kapelle der Medicäer in der S. Lorenzo-Kirche geſetzt. In der Mitte der Kirche ſelbſt bezeichnet ein einfacher Stein die Ruheſtätte des Coſmo von Medicis, den ſein Volk mit dem ſchönſten aller Titel belehnt, denn es hieß ihn: pater patriae; an ſeiner rechten Seite ſchlummern die irdiſchen Ueberreſte des großen Bildhauers Donatello. Im anſtoßenden Kloſter dieſer Kirche, welches Eigenthum des Hofes iſt, befindet ſich die Bibliotheca Laurenziana, die gegen 8000 Manuſkripte hat, die mit eiſernen Ketten auf den Bücherpulten angeſchloſſen ſind. Einige der ſeltenſten Handſchriften, ein Virgil, ein Tacitus und ein Decameron liegen unter Glas und Rahmen; das erſtere dieſer Manuſkripte hatten die Franzoſen nach Paris mitgenommen. Mehr als dieſe alten Handſchriften intereſſirten mich die eigenhändige Abſchrift ſämmtlicher Trauerſpiele Alfieri's und zwei auf Seide gemalte Bilder von Laura und Petrarca aus dem vierzehnten Jahrhundert; nach dieſen Portraits zu ſchließen war Laura blond und keineswegs ſchön, Petrarca hingegen ein Prototyp aller Häßlichkeit.

Kehren wir nach der Piazza di Gran Duca zurück, wo wir die Loggia de' Lanzi, ein Golconda von Bildhauer-Schätzen, zuſammengedrängt finden: Perſeus mit dem Meduſenhaupte und Judith und Holophernes, in Erz gegoſſen von Benvenuto und Cellini; der Raub der Sabinerin und Hercules den Centaur bekämpfend, von Giovanni da Bologna u. ſ. w.; vor dieſer Loggia, die ehemals die Wache der deutſchen Lanzenknechte war, wurde Savonarola auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Gegenüber, vor dem Eingang des Palazzo vecchio ſteht ein koloſſaler David, von Michel Angelo, ein Herkules und Cacus, von Caccio Bandinelli. Links vom Palaſte ſteht ein rieſiger Neptun mit Tritonen, von Ammanti, und die Reiterſtatue Coſmo's I, von Giovanni da Bologna. Nachts, wenn der Mond dieſe Statuen in die zitternden Strahlen ſeines Lichtes hüllt, gewähren ſie einen unbeſchreiblich magiſchen Reiz.

Von den acht Theatern habe ich bis jetzt vier beſucht: das erſte und größte, die Pergola, welche am vergangenen Sonntag ihre Herbſtſaiſon mit Bellini's „Montechi und Capuletti" eröffnet hat, eine Oper, die ich ſelbſt auf der kleinſten Bühne Deutſchlands nicht ſo bodenlos ſchlecht, ſo verſtümmelt und verhunzt habe aufführen hören als hier; deſto mehr hat mich das großartige Ballet, „der Corſar“, von Galzerini, überraſcht. Im Theater del Cocomero habe ich ein italieniſches Originalſtück, „Il vagabondo e sua famiglia“, von F. Auguſtin Bon geſehen; er iſt, nach Alberto Nota, der talentvollſte und fruchtbarſte der jetzt lebenden Dramatiker Italiens und, wie Silvio Pellico, Luigi Romani, Alberto Nota, Sardinier. Im Theater Alfieri habe ich ein Paar koſtbare Pantomimen geſehen und ſchon ſeit Jahren nicht ſo viel und herzlich gelacht, als über die tollen Streiche Pierrots und über die koloſſalen Prügel, die er bekommt, denn eine Pantomime ohne Prügel, iſt ein Trauerſpiel ohne Mord und Rindfleiſch ohne Sauce. Der gute Arlechino weckte in mir eine alte Erinnerung aus dem Jahre 1826, wo ich, ein junger Bengel von achtzehn Jahren, in der „Unſchuld Flügelkleide“ noch in Wien war und allabendlich koloſſal geiſtreiche Theaterkritiken für Bäuerle's „Theaterzeitung“ ſchrieb; damals war auch ich ein Arlechino, denn auch ich liebte eine Columbine, die Columbine der Leopoldſtadt. Sie hieß Antonie und war viel ſchöner als die, welche ich jetzt in Florenz geſehen. Sie tanzte herzlich ſchlecht und war mir herzlich gut, weil ich ſie lobte bis über den grünen Klee. Das Alles und noch weit mehr, was ſich nicht ſagen läßt, fiel mir beim Anblicke der florentiner Columbine ein; das Alles erzähle ich ausführlich ein ander Mal. Im Teatro vecchio, dem letzten und kleinſten, hörte ich geſtern eine zweiaktige komiſche Oper, „Don Deſiderio“, von Sua Eccelenza — wie der Theaterzettel ſagt — il principe Giuseppe Poniatowsky, einem höchſt talentvollen Enkel jenes tapfern Polenhelden, der in der Elſter umgekommen und dem dort ein Denkmal geſetzt iſt, für das ſich der gute Legationsrath fünf Silbergroſchen Entree — Salve! — bezahlen läßt. Wenn Prinz Joſeph einſt nach Leipzig kommt, wird er wohl auch fünf Silbergroſchen bezahlen müſſen, um das Grabmal ſeines unſterblichen Verwandten mit einer Thräne der Erinnerung benetzen zu dürfen? Die Muſik der kleinen Oper iſt ganz allerliebſt und echt komiſch und es wundert mich, warum noch keine deutſche Bühne den Verſuch gemacht hat, dieſe ſchnellzündende Muſik auf ihre Bretter zu verpflanzen. — Heute Nachmittag will ich das Teatro Goldoni beſuchen und morgen Abend nach Bologna fahren, um nach einem Zeitraume von fünfzehn Jahren den Mann wiederzuſehen, zu dem ich mich mit wahrhaft heidniſcher Verehrung hingezogen fühle.

Ich meine den „Helios von Italien“, den „Schwan von Peſaro“, den lieben, großen, unſterblichen Roſſini.

Der Verſchwiegene wider Willen.

Sentimentale Septime von Theodor Drobiſch.

Sei mir gegrüßt, du ſtumme und doch ſo beredte Sprache des Schweigens! Sei mir gegrüßt in einer Zeit, wo man leider gar zu oft ſchweigen und die freie Rede in den Strom der Vergeſſenheit hinabſtoßen muß. Wie mancher große glutherfüllte Gedanke, welcher emporſchwebt, gleichwie dereinſt der Geiſt Gottes über den Gewäſſern, muß wieder hinabſinken, damit er ſich in der Fluth verkühle, welche den nie erforſchten Welttheil umwogt, den man das menſchliche Herz genannt.

Ja, laß dich aufnehmen in mein Herz, du Schweigen, das, wie Ammian Marcellin uns berichtet, dereinſt göttlich verehrt wurde, denn die Aegyptier huldigten dir gleich einer Gottheit und nannten dich Sigation, die Griechen Harpokrates, die Römer Angerona.

Wie uns die Geſchichte lehrt, hatten die Römer unter ihren Sklaven auch einen, den ſie Schweiger nannten (Silentiarium); was ſeine Funktion geweſen, iſt mir unbekannt. Ach, wie viele Schweiger giebt es, wenn wir die deutſche Geſchichte aufſchlagen oder einen Blick auf die Gegenwart werfen! Ein Schweiger gilt aber oft mehr als tauſend Schreier, von denen die Zeitungspoſaunen das Maul ſo voll nehmen und die Querpfeifen der Flugblätter in allen Tonarten muſiciren.

Kaiſer Carl der Große hatte in ſeinem Kabinet einen Schweiger, was wohl ſo viel als geheimer Sekretär bedeutet haben mag. — Ich habe mir Mühe gegeben, all' die Schweiger zuſammenzuzählen, welche jetzt in den Kabinetten und in den Landtags-Verſammlungen ſitzen, aber ich ſehe, daß ich mich ſchlecht auf das Addiren verſtehe, noch dazu in einer Zeit, wo von Oben herab ſo viel ſubtrahirt wird.

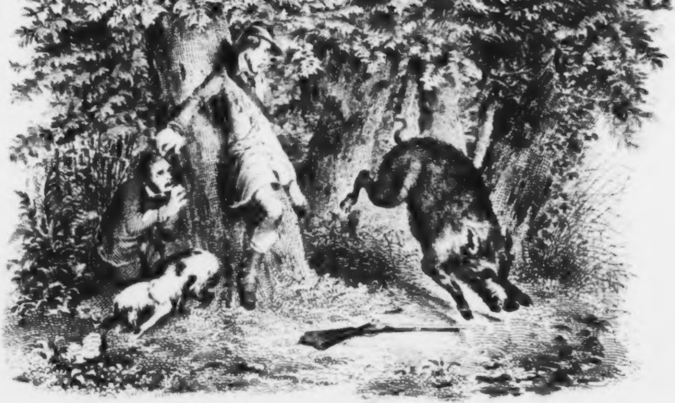
Daß das Fechten mit der Zunge, mit der Feder oder mit dem Schwerte wenig abwirft, beweiſt uns ſchon Carl Moor, welcher, nachdem er mit dem Pfaffen ein ſehr derbes Wort geſprochen und wie ein angeſchoſſener Eber gefochten, in die Worte ausbricht: »In dem Schatten meiner väterlichen Haine will ich das Fechten verlernen!«

Ja, groß und majeſtätiſch iſt das Schweigen in den heiligen Hainen unſerer Väter oder in den Tempeln der Gottheit! Ich bin bei Tage und einbrechender Dunkelheit über die Schlachtfelder in Leipzigs Ebenen, über das Schlachtfeld von Kunnersdorf, Roßbach, Eilau und Lützen gegangen und — da herrſchte ein tiefes ſchauerliches Schweigen, denn noch größer als die Seele des Menſchen im Schweigen iſt es die Natur.

Welch' edle erhabene Gedanken bezeichnen oft das Schweigen. Schlaget die Odyſſee auf und leſet die ſchöne Stelle, wo Ulyſſes in die Unterwelt hinabſteigt, dem zürnenden Schatten des Ajax begegnet und ſchmeichelnd deſſen Thaten preiſt. Ajax ſchweigt und würdigt den Schmeichler keiner Antwort. Virgil in ſeiner Aeneide hat dieſe ſchöne Stelle trefflich nachgeahmt, denn als Aeneas in der Unterwelt der Dido ſchmeichelt, da kehrt ſie ihm ſchweigend den Rücken.

Gehen wir in die frühere Geſchichte zurück, ſo finden wir vor den offenen Schranken des Gerichts Angeklagte, die ſich zu groß, zu erhaben fühlten, um ſich zu einer Vertheidigung herabzulaſſen. — Scipio, der Afrikaner, mußte vor dem Volke erſcheinen, um ſich zu rechtfertigen, weil man ihn wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt. »Römer!« ſagte er, »an dieſem Tage habe ich den Hannibal überwunden und Carthago unterworfen, laßt uns gehen, den Göttern dafür zu danken!« Mit dieſen Worten nahm er den Weg zum Capitol — und das ganze Volk wogte jauchzend hinterdrein.

Wer kennt nicht das Benehmen des Epictet, der von ſeinem Herrn geſchlagen wurde und denſelben warnte, Einhalt zu thun, damit er ihm nicht das Bein entzweiſchlage. Der Herr ließ nicht nach und — zerſchlug ihm wirklich das Bein. Epictet, anſtatt ſich in Verwünſchungen auszulaſſen, ließ blos die Worte hören: »Hab' ich es nicht vorhergeſagt?«



Eine heitere Überraschung

[illegible]

ſein
Zu

Pa
unl
fol
lie
ein

beg
im
nich
ſchl
Bo
ich
Su

dee
erb
zog
ern
Ge
Au

Un
nich
geb
ein
wel
ſtil
ſag
da
wa
ver

Ni
Na
pre
An

We
ſein
nich

ſche

Me
end
wa

Ein heidniſcher Philoſoph warf den Chriſten vor, ihr Stifter habe bei
em Tode ſich nicht ſo erhaben gezeigt. »Doch,« antwortete der heilige
ſtinus, »denn — er ſchwieg.«

Es giebt aber auch ein Schweigen der holden Schaam. So erzählt
uſanias, daß kurz nach Penelope's Vermählung ſie von ihrem Vater Ikarus
ihrem Gemahl Ulyſſes befragt worden ſei, ob ſie dem Letztern nach Ithaka
gen oder lieber bei dem Erſtern in Sparta bleiben wolle? Sie ſchwieg und
den Schleier fallen. Der dankbare Ulyſſes errichtete der Schaamhaftigkeit
en Altar.

Ein Geſandter von Abdera, der ſicherlich keine Schlafmütze geweſen,
ab ſich einſt zu Agis, dem König von Sparta, und begehrte von dieſem
Namen ſeines Volkes Dinge, welche Agis, ohne Befleckung ſeines Gewiſſens,
t bewilligen konnte. Nachdem der Geſandte viel und lange geſprochen,
oß er endlich mit den Worten: »Herr, welche Antwort ſoll ich meinem
lke bringen?« — Da erhob ſich Agis und erwiderte: »Melde ihm, daß
Dich habe reden laſſen, was und wie viel Du gewollt, ohne Dir eine
lbe zu antworten.«

Ein franzöſiſcher Dichter ſagt: »**Le silence du peuple est la leçon
rois.**« Als die berüchtigte Iſabeau den rechtmäßigen Thronfolger ent-
t und deſſen Schweſter mit Heinrich V. von England vermählt hatte,
en die Engländer in Paris ein. Iſabeau ſtand auf hohem Balkon und
artete, daß die Vorüberziehenden ihr öffentliche Beweiſe von Dank und
rfurcht ſpenden würden. Aber gleich einem Leichenzuge wallten ſie vorüber,
e wandten ihre Blicke vom Balkon hinweg und — ſchwiegen.

Zwar giebt es auch ein düſteres Schweigen, das der Gräber und Klöſter.
er den Klöſtern wollen wir aber die alten ehrwürdigen Mauern verſtehen,
t diejenigen Zwing-Uri's der Frömmigkeit, welche vor unſern Augen auf-
aut werden, damit dem finſtern Geiſte vergangener Jahrhunderte wiederum
Pflanzſtätte werde, damit das Pfaffenthum wieder eine Bahn habe, auf
cher der Geiſt des Volkes rückwärtseile, damit dem Jeſuitismus und —
, wir wollen ſchweigen und nicht mehr davon reden, denn ein Engländer
e einſt: »**To speak spoils the conversation,**« das heißt zu deutſch:
s Reden verdirbt die Unterhaltung, welcher weiſe Ausſpruch
rſcheinlich den engliſchen Clubb ins Leben rief, in welchem das Reden
boten war.

Doch, wir müſſen noch das Lob des Schweigens vollenden, was uns
mand übel nehmen wird, wenn man bedenkt, daß bereits ein Lob der
rheit, ſo wie ein Lob des Fiebers exiſtirt, daß ein Italiener ein lob-
ſtendes Gedicht über die Flöhe verfaßt und der griechiſche Arzt und Dichter
onius Galateus ein Lob des Podagra (**laudatio podagrae**) geſchrieben.

Selbſt die Bibel gebraucht das Schweigen oft als bildlichen Schmuck.
an der Prophet die Macht des Cyrus ſchildern will, ſo ſagt er: »Bei
em Anblick verſtummte die Erde.« — Eſther trug ihre köſtlichen Kleider
t in den Tagen des Schweigens.

Die Schrift ſagt aber auch: »Schweigen hat ſeine Zeit,« und ein chineſi-
r Kaiſer bewies, daß es auch ſeinen Nutzen hatte.

Nachdem dieſe ſteife Majeſtät nämlich in nicht eben geraumer Zeit eine
nge willkürlicher, höchſt ungerechter Urtheile geſprochen hatte, fragte ſie
ich in einer Anwandlung von Aengſtlichkeit deshalb den erſten Miniſter,
die Nation dazu ſage? »Herr,« antwortete der treue Diener mit einem

vielſagenden Achſelzucken, »Herr, ſie ſchweigt!« Die chineſiſche Majeſtät ſchwieg auch; faßte aber — Ehre ihrem Andenken — von dieſem Augenblick an den feſten Entſchluß: dem Despotiſmus zu entſagen, was auch geſchah.

Wie viele Fürſten giebt es nicht noch in unſern Tagen, welche Handlungen verrichten, zu denen das Volk ſchweigt, ſchweigen muß und vergebens Hoffnung auf Hoffnung thürmt. Wie ſo mancher Angeklagte, manch edler Scipio ſtand vor den Schranken des Gerichts, deſſen innere Stimme ſchwieg, während ſein früheres tadelloſes Leben für ihn ſprach. Man denke an Jordan und Weidig, Männer, die auch ſagen konnten: »Landsleute, an dieſem Tage ſprach ich dereinſt höhern Orts für Euer Wohl, an dieſem Tage habe ich Euch erlöſt von ſo manchem Uebel, laßt uns gehen, dem Himmel dafür zu danken.« Aber das Volk konnte nicht darein jauchzen, und anſtatt in den Tempel, ging es wieder in den kalten feuchten Kerker.

O, ich könnte noch andere Dinge erzählen; von Polens letzten Tagen, von den Verbannten in den Bergwerken zu Irkutſch, denn ich habe noch Goldbarren aus dem Munde verbannter Flüchtlinge, thränengefüllte Kelche heimathloſer Seelen, die ich den Völkern zeigen könnte.

Es wird aber einſt die Zeit kommen, wo man nicht ſchweigen wird. Gleich dem ſtummen Geheimniß eines Telegraphen, das über unſern Häuptern dahinſchwebt, zieht ein Geiſt über die Erde, der ſich gar wohl merkt, was geſchah, um es einer entfernteren Zeit zu berichten. Kennt ihr dieſen Geiſt? Es iſt der Geiſt der **Geſchichte**; der Geſchichte, „die weit öfter ſpricht, als man ſie vernimmt, die öfter vernommen als verſtanden, öfter verſtanden, als befolgt wird“. Dieſen Gewährsmann habt ihr Verkannten und Unterdrückten für Euch, dieſer Geiſt ſtirbt nicht aus — **die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!**

Eine heitere Ueberraſchung.

Humoreske von Theodor Drobiſch.

(Hierzu die beiliegende Pechvogel-Gallerie.)

In unſerer Zeit geſchehen ſo viele Ueberraſchungen, daß die Zeit eigentlich gar keine Zeit hat, darüber nachzudenken. Es giebt aber Menſchen, die weder von der Zeit noch von dem Denken Etwas wiſſen wollen. Zu dieſer feinen Sorte der Menſchheit gehörten **Bummel** und **Flache**, denen einſt die Luſt ankam, auf die Haſenjagd zu gehen, da ſie nicht wußten, wie ſie die Zeit todtſchlagen ſollten.

Obgleich Beide vom edlen Waidwerk ſo viel verſtanden, wie der Eſel von der Uhrmacherei und der Maulwurf von der Daguerreotypie, ſo hängten ſie doch die Flinten um und ſchlenderten hinaus auf das Stoppelfeld, um einen Haſen zu morden. Zur Seite ging Bummels Hund, über deſſen Geſchlecht die Naturforſcher noch in Zweifel waren, ob er die Ehre habe, ein Pudel zu ſein, oder zu einer Seitenlinie der Waſſerhunde gehöre. Schlump, ſo hieß das ehrenwerthe Vieh, war ſonſt ein recht braver Junge; fraß gern Schwartenwurſt und verſuchte auch manchmal ſeine Schneidezähne an dem ſanften Mitgliede einer Katerfamilie; was aber die Haſenſuche und andere in das Gebiet der Jägerei gehörige Kenntniſſe anlangte, ſo ſtand es mit ihm hundeſchlecht.

Angelangt auf dem Felde der Thaten, ſtarrten die Jünger des Nimrod vergebens nach allen Winden. Die Haſen duckten ſich in das Kraut und waren da ſo ſicher wie in Abrahams Schooß, denn die Jäger waren kurzſichtig und der Hund ſtattete ſeinem Magen mit einem aufgefundenen Knochen eine Viſite ab.

Nachdem ſie fruchtlos drei bis vier Stunden die Feldmarken durchſtrichen hatten, däuchte es ihnen doch, als ob die Sache höchſt langweilig werde. Der Wind, der gerade an dieſem Tage nicht zu einem Piano aufgelegt war, hatte nicht nur Beiden auf malitiöſe Art die Vatermörder umgekippt, ſondern auch noch mit ihren Mützen Haſchemännchen geſpielt und die Naſen mit einem Anfluge begabt, daß ſie deutlich an Schillers „Sei mir gegrüßt, Berg, mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel“ erinnerten.

— Laß uns in den Wald gehen, ſagte Bummel, indem er ſeine angelaufene Brille mit dem ſeidenen Taſchentuche abwiſchte, da ſauſt der Wind nicht ſo verteufelt kalt, da iſt es ſchauerig und wenn's klappt, ſo können wir da hinten bei der alten Eiche noch ein Kaninchen ſchießen.

— An der alten Eiche ſoll ſich aber vor hundert Jahren einmal ein Blechlöffelmann erhenkt haben, entgegnete nicht ohne Grauen der langſtörlige Flache, indem er ſich nach dem Hunde umſah.

Beide faßten Muth und gingen ſchweren Trittes über das Feld, denn an den Stiefelhacken klebten ganze Herzogthümer von Erdklößen, welche ſie ſich gegenſeitig mit den Flintenkolben abſtoßen wollten, wenn ſie nicht befürchtet hätten, daß dabei das Gewehr losgehen könne.

Binnen kurzer Zeit waren ſie im Walde und weilten an der großen Eiche. Es fing ſchon an zu dunkeln und — noch ließ ſich kein Kaninchen ſehen. Als ſie ſo daſtanden in der gräßlichen Einſamkeit, kam es ihnen vor, als ob es im Gebüſch raſchele. Flache bekam Gänſehaut vom Scheitel bis zur Sohle und Bummel ſah durch ſeine nebelige Brille aus jedem Strauche Blechlöffelmanns Geiſt hervorgucken.

Der Schreck hatte Beide getrennt; der Eine hier, der Andere dort; ſie hielten den Odem an und wiſperten gleichzeitig nach dem Hunde, dem es auch nicht wohl zu Muthe war.

Endlich raſchelte es wieder und ein tiefer Ton erſcholl aus einem Geſtrüpp, gegen welches Kartoffelkräutig noch Brüſſeler Spitzen waren. Da kam Bummel leiſe auf den Fußſpitzen zu ſeinem Freund herüber und liſpelte: »'S hat gegrunzt'«

Kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippe, als ſich aus des Waldes düſtern Gründen ein borſtiges Ungeheuer erhob und mit tollen Sprüngen hervorſtürzte. — Hähhh! . . . Flache brüllte ganz entſetzlich und umklafterte rückwärts mit beiden Händen den Eichbaum. Bummel war vor Schreck ins Knie geſunken und murmelte Etwas von: Alle gute Geiſter u. ſ. w.

Ein wildes Schwein, ein Nilpferd oder rächende hundertjährige Geiſter der erhenkten Blechlöffelfabrik. — Ach, ſie wußten nicht, was ſie geſehen! Da wiederholte ſich aber das famoſe Grunzen des Singvogels, aus deſſen Gefieder man Schuhbürſten macht, und im Hintergrunde das Quiken ſeiner unmündigen Nachkommenſchaft. Jetzt wußten die Sonntagsjäger, wie viel es geſchlagen. Bummel ſprang auf und umrankte ſeinen Freund Flache, den er in der Angſt für eine dünne Buche anſah, an welcher er hinaufklettern und ſich deren Gipfel zu einer Lebensverſicherungsbank erkieſen wollte.

Wie von einem böſen Geiſt beſeſſen rannten ſie dem Ausgange des Waldes zu, während Jagdtaſche und Bummelmütze auf dem Platze des Schreckens zurückblieben. Den langen Flache ſchüttelte ein Wundfieber ſo arg herüber und hinüber, daß, wenn man ihm einen Thaler in die Taſche geſteckt hätte, ſelbiger ſicherlich darin klein gewechſelt worden wäre.

Nachdem ſie mit der Weltregierung gehadert, die ſolche furchterregende wilde Schweine in den Wald geſetzt, gegen deren ganzes Geſchlecht ſich ſchon ſeit Jahrtauſenden der Saamen Abrahams empört, wankten Beide nach Hauſe, wo ſie nicht nur die Flinte, ſondern auch von dieſer Stunde an das ganze Waidwerk an den Nagel hängten.

Gottſchediana.

Zu Gottſcheds Zeiten ſpielte eine Geſellſchaft der vornehmſten und gebildetſten Bewohner Leipzigs auf dem Saale des jetzigen Hôtel de Saxe, damals Schellhafer'ſchen Hauſes, Magiſterreiten. Schon Zachariä erwähnt im zweiten Geſange ſeines komiſchen Heldengedichts „der Renommiſt" dieſen berühmten Gaſthof, indem er ſagt:

Es hebt nicht weit vom Markt Schellhafers ſtolzes Dach
Sich prangend in die Höh; um das manch zärtlich Ach,
Und mancher Seufzer fliegt, der, wenn ſich Liebe härmet,
Hier in der Irre bleibt, und um die Ziegel ſchwärmet.
Es deckt dies ſtolze Dach den ſchönſten Saal der Stadt,
Auf welchem manche Braut den Kranz verloren hat;
Und wo der Gratulant manch Hochzeitlied verſtreuet,
Weil ihm zu Ball und Schmaus ſein Finger Bonbons weihet ꝛc.

Beim Examen jenes Spieles kamen allerlei Fragen vor, bei denen die Candidaten, wenn ſie nicht antworten konnten, wenigſtens tüchtig trinken mußten. Fragen dieſer Art waren zum Beiſpiel: Was für Lichter brennen länger, 6 auf das Pfund oder 8 auf das Pfund? Antwort: Sie brennen alle kürzer. — Welches ſind die ſchlimmſten Eſſen? Antwort: Ungekehrte Feuereſſen. — Welche Zeit wird von Vielen am meiſten bereuet? Antwort: Die Hochzeit. — Nach welchen Bergen ſehnen ſich die Wanderer? Antwort: Nach Herbergen. — Auf welcher Straße iſt noch kein Menſch gefahren? Antwort: Auf der Milchſtraße. — Welche Raupen puppen ſich nie ein? Antwort: Die Aalraupen. — Gottſched machte da einmal bei dem Examen den Prokanzler, und der witzige Juriſt Dr. Plaz, der auch keine Freude verdarb, brachte ihm die Geſundheit der Frau Prokancellariuſſin zu. Jener erwiderte ſogleich, daß dies kein Deutſch wäre, und es heißen müſſe: die Frau Vicekanzlerin. — Wohl zu merken, Plaz war ein ſehr vertrauter Hausfreund der Vicekanzlerin Born.

Mit eben ſolchen Geſellſchaftsſpielen, **Bouts rimés** und dergleichen, unterhielt man ſich bei der in der Literaturgeſchichte als gekrönte Dichterin bekannten Frau von Ziegler, geb. Romanus*), die oft einen großen Cirkel von Gelehrten bei ſich ſah. Gottſched ſagte da einmal zu ſeinem Freunde und Collegen, Profeſſor Mai: »Scribatur,« worauf dieſer ſogleich entgegnete:

»Scribatur ſagſt Du, ich ſage: Schreiben Sie,
Du biſt ein römiſches und ich ein deutſches Vieh.«

---

*) Die 1731 auf ihre Krönung geprägte Denkmünze iſt im neunten Theile von Köhlers „Münzbeluſtigungen" abgebildet und beſchrieben.

Zapfenstreich.

Alexandria. Der Ingenieur Mougel, welchem man die Errichtung eines Nildammes anvertraut, ist von Paris zurückgekommen, und die Vorarbeiten zu dem großartigen Unternehmen sollen schon im November beginnen.

Athen. Wegen Unsicherheit der Landstraßen ist es den berittenen und Fußpostboten gestattet worden, während ihrer Dienstverrichtungen Waffen zu tragen und von der Gewalt derselben Gebrauch zu machen, wenn es ihre persönliche Vertheidigung oder die Beschützung der ihnen anvertrauten Briefpackete erheischt.

Bahia. Brasilien scheint das gelobte Land zu werden. Achtzig Meilen landeinwärts von hier hat man eine Diamantgrube entdeckt, deren Ausbeute alle bisher bekannten Gruben überstrahlt, denn ein Engländer hat von den gewonnenen Diamanten bereits für 4 Millionen Francs verkauft. Da Jeder nach Belieben zugreifen kann, so kommen aus allen Gegenden des Landes Eingeborene und Fremde, um sich zu bereichern und schlagen ihre Zelte auf. Auf solche Weise ist gegenwärtig mitten in einer wüsten und ungesunden Gegend eine von [illegible] Menschen bewohnte Zeltstadt entstanden.

Basel. Bei der Engelweihe in Maria Einsiedeln waren über 20,000 Pilger auf den Beinen.

∴ Die „Luzerner Staatszeitung" nennt die Pestalozzi-Stiftung „die Finanzspekulation einiger ungläubigen Halbgelehrten".

Breslau. Die „Schlesische Chronik" giebt in einer eigenen Rubrik das „Sündenregister des Schlesischen Kirchenblattes".

Brüssel. Der Componist der „Brabançonne", Van Campenhout, hat vom Könige den Leopoldsorden erhalten.

∴ Bei dem in der Augustinerkirche abgehaltenen Gesangwettstreit wurde der erste Preis, bestehend in einer goldenen Medaille von 500 Francs Werth, dem Männergesangverein von Cöln einstimmig zuerkannt.

Cöln. Die steigende Bevölkerung unserer Stadt hat es nothwendig gemacht, auf eine Erweiterung des städtischen großen Friedhofs bedacht zu sein, welcher seit mehreren Jahren auch der hiesigen protestantischen Gemeinde als Beerdigungsplatz eingeräumt worden ist. »Protestant oder Katholik,« äußerte jüngst einer der Todtengräber, »das gilt hier gleich, ich lege sie neben einander; ob sie da oben auch so zusammen kommen, dafür müssen sie selbst sorgen.«

∴ Der alte Mosaikboden, welchen man bei dem Bau des hiesigen neuen Krankenhauses gefunden hat, wird auf Beschluß des Stadtrathes in die hiesige Rathhauskapelle gebracht werden, die bereits seit vielen Jahren zur Aufbewahrung von Alterthümern gedient hat.

Danzig. Gegen den Buchhändler Gerhard schweben nicht weniger als acht fiskalische Untersuchungen vor, welche auf den Antrag Römisch-Katholischer gegen ihn eingeleitet worden sind.

Darmstadt. Bei der Anwesenheit der hier versammelten Philologen, Schulmänner und Orientalisten, deren Zahl sich an 300 belief, wurden im Theater „die Brüder", von Terenz, aufgeführt.

Dorpat. An unserer Universität, welche 553 Studirende zählt, sind gegenwärtig noch neun Professuren vacant, die zum Theil von außerordentlichen Professoren und Privatdocenten vertreten werden.

Dresden. Zu der Aufführung der neuen Oper von R. Wagner, „die Tannhäuser", werden große Vorbereitungen getroffen. Die Kosten der neuen in Paris gemalten Dekorationen belaufen sich über 6000 Thaler. Die Musik soll, gleich der in Rienzi, ungemein überladen sein. — Reißigers neue Oper „Melusine" soll im Januar nächsten Jahres in Scene gehen.

∴ Nachdem auf dem Reibewitz'schen Sommertheater unter der Direktion des Herrn Mothes der „Zauberschleier" bereits neunzehn Mal gegeben worden, hat sich auch das Hoftheater beeilt, selbigen auf dem Linke'schen Bade vorzuführen. Die Dekorationen sollen freilich besser gewesen sein, als auf dem Sommertheaterchen, doch wird einstimmig versichert, daß die Wanderschauspieler weit besser und mit mehr Lust agirt, als die großen Elbflorenzer Mimen. Pfui, schämt Euch, ihr Herren Hofschauspieler, mit so und so viel Gage.

Frankfurt a. M. In dem Städel'schen Institut ist die Madonna mit dem Jesuskinde von [illegible] aufgestellt worden, welche sich im Besitze des Herrn Dr. [illegible] befindet. Verschiedene Zeugnisse von belgischen Künstlern, welche uns vorliegen, darunter die Namen Lerow, H. Schoelz, W. Zeiz, Merk, P. v. Schenkel, Hofstaar u. A. m., ſtimmen darin überein, daß das Gemälde ganz oder doch in ſeinen Haupttheilen von Rembrandt herrühre.

∴ Der kürzlich von hier verſchwundene Wechſelfälſcher hat ſich ſelbſt den Tod gegeben; man hat ſeine Leiche bei Koblenz im Waſſer gefunden und in ſeiner Taſche eine Notiz, welche keinen Zweifel über das Verhältniß zuläßt. Seine Frau, welche dabei ihr Vermögen von 50,000 Gulden verloren, iſt in Folge dieſer Nachricht wahnſinnig geworden.

Hamburg. Der Prozeß des Leipziger Stadttheaters gegen Fräulein Jazedé, wegen verweigerter Kontrakterfüllung, iſt nun auch in zweiter Inſtanz zum Nachtheile der Letzteren entſchieden; dieſelbe hat demgemäß eine Buße von 200 Louisd'or zu erlegen.

Hannover. Die „Weſerzeitung" erinnert bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen und des Jubels, welchen dieſelbe erweckte, an den nunmehr ſeit dreizehn Jahren eingekerkerten Dr. Seidenſticker, den einzigen von den Göttinger Gefangenen von 1831, welcher noch in Zelle büßen muß, und hofft, daß ſich nunmehr die Riegel des Gefängniſſes ihm öffnen werden.

Kopenhagen. Die „Berling'ſche Zeitung" enthält ein Gedicht auf Jenny Lind, von Oehlenſchläger, in welchem der Dichter den Gedanken ausdrückt, daß, nachdem er ſeine entflohene Melpomene überall, ſelbſt in Frankreichs Hauptſtadt (in der Perſon der Rachel), vergeblich geſucht, er ſie endlich in der Tochter des Geſanges, in der Freia des Nordens, in Jenny Lind gefunden habe.

∴ Zu dem Concert der Jenny Lind im Rathhauſe waren 3000 Billets ausgegeben.

∴ Dem Kapellmeiſter Franz Gläſer iſt vom Könige das Prädikat eines Hofkapellmeiſters beigelegt worden.

Liſſa. In unſerer Stadt und Umgegend macht ſich immer mehr der Jeſuitismus durch ſeine Vorpoſten bemerkbar, indem es gewiß iſt, daß wir bereits in und um uns die „Bruderſchaft zum unbefleckten Herzen der Jungfrau Maria" mit all' ihrem Traktätlein- und Medaillenkram haben. Von dieſer unheimlichen Geſellſchaft ſind erſt neuerdings wieder vierhundert Broſchüren unter das Volk vertheilt worden, deren Gebet- und Moralregiſter die Werke des guten heiligen Ignaz von Loyola verewigen.

Liverpool. Ein Zollbeamter hat eine eigenthümliche Art von Schmuggelei entdeckt. Bei Betrachtung einer anſtändig gekleideten Dame fiel ſeinem Scharfblicke der unverhältnißmäßig ſtarke Oberleib derſelben auf. Er hielt ſofort die Dame an und bei der Unterſuchung ergab ſich, daß ihre Schnürbruſt mit mehreren Rollen ausländiſchen Tabaks ausgeſtopft war, welche zuſammen drei Pfund wogen. Sie wurde zu einem Pfund Geldbuße oder achttägigem Gefängniß verurtheilt. (Das iſt ſtarker Tabak!)

London. Um den Unterricht im Heere zu befördern, iſt angeordnet worden, daß die Sergeanten, welche die Schule beſuchen, 8, die Korporale 6, ſo wie Trommler und Gemeine 4 Pence monatliche Zulage erhalten ſollen.

∴ Im engliſchen Muſeum hat man den Gibbon-Sarkophag, eine herrliche Probe alter Kunſt, aufgeſtellt. Der Vorder- und Hintertheil ſind vollkommen erhalten und ſtellen einen Kampf der Amazonen in Hautrelief dar, das faſt die Wirkung völlig losgelöſter Bildwerke hat.

∴ Im Haymarket-Theater lockt ein neues Stück, „der falſche Herr Pope", das Publikum faſt allabendlich ins Theater. Die Motive ſind der Dunciade und dem Lockenraub entnommen.

∴ Man hat berechnet, daß die engliſchen Blätter jährlich nahe an 2 Millionen Annoncen enthalten, von denen die „Times" die meiſten, nämlich etwa ein Viertheil, hat, indem ſie durchſchnittlich des Tages 700, ja manchmal 1200 zählt. Amerikaniſche Zeitungen enthalten jährlich gegen 10 Millionen Annoncen.

∴ Abermals hat ein Fauſtkampf ſtattgefunden, der nicht nur viele Wetten, ſondern auch noch am Ende die Polizei hervorgerufen. Es ſchlug ſich nämlich einer der tapferſten Boxer, Namens Gaunt, mit einem gewiſſen Bendigo aus Nottingham für 200 Pfund und die Ehre, der Kämpfer Englands zu heißen. Gaunt unterlag nach 93 Gängen.

∴ Der vormalige Lehrer des Kronprinzen von Hannover, Dr. Jelf, welcher auch längere Zeit in Berlin lebte, wird von dem bisher bekleideten Vorſteheramte des Königs-College (der hieſigen Univerſität) entbunden und wahrſcheinlich das Bisthum Bath und Wells erhalten.

∴ Der talentvolle Bibliothekar der London-Inſtitution, Wm. Upcott, iſt geſtorben. In der literariſchen Welt hatte er ſich wegen ſeiner paläographiſchen Kenntniſſe einen Ruf erworben.

Luzern. Der Verhörrichter Joſt Segeſſer, Verfaſſer einer Schrift für die Jeſuiten, iſt von der Regierung zum Commandanten der Nobelgarde ernannt worden.

Lyon. In Fontaines hat man eine große Menge Mammuthsknochen gefunden, welche jedoch mehrere Gelehrte nicht als Mammuth-Ueberreſte anerkennen wollen, indem ſie vorgeben, es ſeien die Ueberreſte der Elephanten, welche Hannibal auf ſeinem Zuge nach Italien in Gallien geſtorben ſeien, wiewohl nicht einzuſehen iſt, warum Hannibals Heer den Umweg über Lyon gemacht haben ſollte.

Madrid. Der politiſche Chef von Pontevedra hat verboten, daß künftig die Funktionen eines Alkaden und Richters von einem Frauenzimmer verſehen würden, weil nämlich in einigen Dörfern der Fall vorgekommen, daß dort Frauen dazu gewählt wurden.

∴ In dem mineralogiſchen Kabinet des Muſeums der Naturgeſchichte iſt ein Raub im Werthe von nahe an 300,000 Francs begangen worden. (»Wer iſt Nachtwächter und wie viel Mann?« würde ein gewiſſer deutſcher Fürſt gerufen haben.)

∴ Nach der neueſten Zählung hat Madrid 188,227 Einwohner.

Mainz. Nicht ohne Mißbehagen wird hier wahrgenommen, daß die Bundesbeſatzung immer mehr und mehr eine unfreundliche Stellung zu den Bürgern einnimmt; denn wenn Dinge geſchehen, wie in voriger Woche, wo die Thorwache einem angeſehenen Bürger um 10 Uhr den Eintritt in die Stadt verweigerte, obgleich derſelbe geſetzlich bis Mitternacht frei ſteht, da hört Alles auf!

∴ Der „Rheiniſche Beobachter“ ſagt: »Der Präſident einer unſerer erſten Gerichtshöfe iſt angeklagt, eine der achtbarſten Weinhandlungen unſerer Stadt übervortheilt zu haben, indem er ihr für einen hohen Preis Wein verkauft haben ſoll, deſſen Qualität angeblich eine künſtlich erzeugte geweſen.

München. Im verfloſſenen Jahre wurden von der Polizei-Direktion 160 Straferkenntniſſe gegen Thierquälerei vollſtreckt.

Nürnberg. An der Eiſenbahn wird nächſtens ein elektriſcher Telegraph angebracht werden und zwar zuvörderſt auf der Strecke von hier nach Bayersdorf. Die projektirte Einrichtung deſſelben iſt eben ſo zweckmäßig als einfach

Paris. Herr Botta, der franzöſiſche Conſul in Bagdad, der Entdecker von Ninive, iſt hier angekommen und hat ſeine Zeichnungen bereits der Akademie übergeben.

∴ Die Academie française hat Herrn Lebrun zu ihrem Direktor und Herrn Tiſſot zu ihrem Sekretär gewählt.

∴ Eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des Seeminiſteriums giebt die Kopfzahl der franzöſiſchen Flotte auf 112,462 an; hievon ſind 11,156 Kapitäne, Steuerleute, Bootsmänner und Lootſen und 101,306 Matroſen und Schiffsjungen.

∴ Frankreich hat am Canal und der dem Ocean zugewendeten Küſte 123 Leuchtthürme und Feuer zur Richtſchnur für die Schifffahrt, und 30 am mittelländiſchen Meere.

∴ Der Bericht der Centraljury der franzöſiſchen Induſtrie-Ausſtellung von 1844 iſt, in 3 Bänden von 900 Seiten, veröffentlicht worden.

∴ Der „Conſtitutionnel“ enthält einen ſeitenlangen Aufſatz, überſchrieben „Deutſchland und der Fürſt Metternich“. An dem Schluſſe heißt es: »Herr von Münch-Bellinghauſen wird einmal als öſterreichiſcher Premierminiſter das politiſche Syſtem des Fürſten von Metternich fortzuführen verſuchen, aber wer möchte dieſem Syſtem lange Ausſichten für die Zukunft weiſſagen, wenn ein Metternich es nicht mehr geltend machen könnte.«

∴ Man beabſichtigt, einen Commiſſär nach Algier zu ſchicken, um an Ort und Stelle Materialien zur Berichterſtattung über das Verfahren des Marſchalls Bugeaud zu ſammeln. Wie es heißt, wird Herrn Magne, Mitglied der Deputirtenkammer, dieſe Miſſion zu Theil werden.

∴ Das Kapital, welches zur Ausführung der fünf Eiſenbahnlinien erforderlich iſt, deren Zuſchlag bevorſteht, beläuft ſich auf 500 Millionen Francs. (Paris-Straßburg 125 Mill., Tours-Nantes 35, St. Quentin 30, Paris-Lyon 200, Lyon-Avignon und Grenoble 110 Mill.)

∴ Ein Steuerbeamter in Rouen, Thounet, hatte bereits zwei Medaillen für Lebensrettungen erhalten, jetzt war er wegen eines neuen Falls wiederum dazu vorgeſchlagen. Da hat ihn der König nach Eu kommen laſſen und ihm mit eigener Hand das Kreuz der Ehrenlegion übergeben.

∴ Der Verwalter der Stempelkammer hat täglich ungefähr für 200 Francs Stempel auf ſeine Rechnung ausgegeben und dieſen Betrug an 10 Jahre lang ausgeübt.

∴ Nach langer Abgeſchiedenheit von der Welt hat die bekannte Madame Lafarge einen Brief an Berzelius gerichtet, in welchem ſie erklärt, daß ſie nur noch Gott und den Tod liebe.

∴ In Dinant hat ſich ein Mann wegen eines Schreibfehlers aufgehängt, indem ihm nach einem Prozeß eine Koſtenrechnung von 1248 Francs zugeſendet worden war, obwohl dieſelbe nur auf 12 Francs 48 Centimes lauten ſollte.

Rio de Janeiro. Die deutſche proteſtantiſche Kirche, zu deren Baukoſten der König von Preußen die Hälfte bewilligt, iſt mit großen Feierlichkeiten eröffnet worden.

Rom. In einer der hieſigen Poſamentirwerkſtätten erregen drei künſtlich gearbeitete goldene Roſen Aufſehen, welche auf Veranlaſſung des Großſchatzmeiſters angefertigt, geweiht und an Fürſten verausgabt werden ſollen.

Stettin. Auf dem Revier-Dampfboot „der Stettin", welches mit zwei Schiffen im Schlepptau von Swinemünde kam, entſtand einige Meilen von hier plötzlich am Bord deſſelben Feuer, deſſen Löſchung nicht möglich wurde, weshalb das Schiff, nachdem das Feuer an zwei Stunden lang gewüthet, völlig ſank. Die Mannſchaft, welche ſich gerettet hat, verſuchte noch vorher, das Schiff auf den Strand zu ſetzen, was aber mißlang.

Wien. Zu der in Rom ſtattfindenden Wahl eines Großmeiſters des Malteſer-Ordens, welcher wieder einen feſten Beſitz durch zeitliche Uebergabe der Inſel Liſſa in Dalmatien erhalten ſoll, iſt der Groß-Comthur, Graf Morzim, nach Italien abgegangen.

∴ Gutzkow's „Wiener-Eindrücke" machen in der literariſchen Welt gerade nicht ein ſehr erfreuliches Aufſehen und man äußert ſich nicht ohne Bitterkeit darüber, daß der Verfaſſer die Aufmerkſamkeiten, die man ihm hier erwieſen, auf eine nichts weniger als zarte Art, durch Schmähungen, erwidert habe.

∴ Das neuausgeſchmückte Muſentempelchen des Herrn Direktor Carl wird von 200 Gasflammen erleuchtet; eine Einrichtung, von der man ſagen kann, daß ſie endlich einmal ein gutes Licht auf den Direktor wirft.

∴ Hellers hier gern geleſenes Taſchenbuch „Perlen" erregt dieſes Jahr eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, einmal wegen der Beiträge des Fürſten Pückler-Muskau und der Frau von Paalzow und dann, wegen Hellers Novelle „Drei Werber — ein Herz", welche in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft der Kaiſerſtadt ſpielt. Obſchon Niemand daran denkt, die Originale der Erzählung unter wirklich vorhandenen Thatſachen und Perſonen aufzuſuchen, ſo gewährt es doch ein beſonderes Intereſſe, zu ſehen, wie der Autor den modernen Ton und die neueſten Erſcheinungen des Wiener vornehmen Lebens aufgefaßt und geſchildert hat. Die Ausſtattung iſt, wie bei allen frühern Jahrgängen, ſehr elegant und die Stahlſtiche ſind wahre Kunſtwerke.

∴ Das Volksblatt „der Hans-Jörgel" iſt mit den Tagesblättern in Fehde gerathen, welche alle ihre Lanzen einlegen, um den armen Hans aus dem Felde zu ſchlagen. Jetzt hat auch ſogar die „Modenzeitung" ihr Säbelchen gezückt.

Zürich. Ein ſchweizeriſcher Verein in Paris hat dem hieſigen Präſidenten des Hilfscomité für Wittwen und Waiſen der Jeſuitengegner neuerlings einen Beitrag von 507 franzöſiſchen Franken zugeſtellt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Als der ruhmſüchtige Ludwig XIV. Gnadenbezeugungen an alle berühmte Schriftſteller in und außerhalb Frankreich ertheilen wollte, widerfuhr Chapelain durch Colbert die Ehre, daß er die Liſten derſelben verfertigen mußte. Von 60, die er nannte, waren 45 Franzoſen, unter den Letztern auch ſeine Feinde, Boileau und Racine. Dieſer Zug ſeines Charakters macht viel ſchlechte Verſe wieder gut.

— In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts gab es in Frankreich ſehr lächerliche Aemter; dennoch hießen die Verwalter derſelben königliche Räthe. So erwähnen die Parlaments-Regiſter vom Jahre 1544 eines ſolchen Königlichen Raths-Schweinezungen-Unterſuchers, welchem nämlich die Pflicht oblag, zu unterſuchen, ob die Schweine keine Finnen hätten.

— Hordal, Profeſſor der Rechte, ſtammte von dem dritten Bruder der Jungfrau von Orleans ab, deren Geſchichte er geſchrieben und ſie beſonders mit großer Gelehrſamkeit gegen den Vorwurf vertheidigt hat, daß ſie, göttlichen und weltlichen Geſetzen zuwider, Mannskleider getragen habe.

— Balthaſar Gracians „Hofmann" ſchien der gelehrten Gräfin von Aranda, Donna Louiſa de Padilla, ſo vollkommen, daß ſie ſich in allem Ernſte darüber ärgerte, ihn gedruckt zu ſehen, weil dadurch ſo erhabene Vorſchriften in die Hände von Bürgerlichen geriethen und dadurch gemein würden. Es hieß von Gracian wie vom Tacitus, er habe nicht mit Dinte, ſondern mit dem koſtbaren Schweiße ſeines kräftigen Geiſtes geſchrieben.

Hierzu eine Pechvogel-Gallerie.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 160. Leipzig. 22. October 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Fliegende Blätter.

Von E. M. Oettinger.

(Fortſetzung von Nummer 159.)

Bologna, am 20. September.

Von allen Städten Italiens, die ich bis jetzt habe kennen gelernt, hat Florenz mich am meiſten angezogen. Obgleich die Hauptſtadt von Toskana das Herz von Italien iſt, hat es in ſeiner Phyſiognomie und ſelbſt in ſeinem innern Weſen doch ſehr viel Deutſches und vor Allem etwas Gemüthliches, das den Aufenthalt für uns ſehr angenehm macht. Der Einheimiſche lebt hier außerordentlich billig. Junge Künſtler, die, angelockt von den Kunſtſchätzen der Mediceer-Wiege, ſich in Florenz angeſiedelt, haben mich verſichert, daß man hier mit 10 bis 12 Francesconi monatlich ganz comfortable leben kann. Nirgends ſind die Theater billiger als hier. Der Eintritt ins Parterre koſtet einen Paul (11 Sous). Weit theurer iſt die Pergola, wo wir am Abende der erſten Vorſtellung der Herbſtſaiſon für eine Loge des erſten Ranges (die Poſti-diſtinti-Sperrſitze waren vergriffen) 50 Pauls haben bezahlen müſſen und wofür wir Bellini's Oper „Romeo und Julia“ auf eine Weiſe haben verhunzen hören, von der man ſich in Deutſchland keinen Begriff machen kann. Die beiden Sängerinnen legten Arien und Duetts aus andern Opern ein, ſo daß ich Bellini's Muſik kaum wiedererkannt habe.

Von den Spaziergängen haben mir, nach dem Boboligarten, die Caſcine am meiſten gefallen. Dieſe Promenade, die vor der Porta di Prato auf einer vom Arno und Mugeone gebildeten Inſel liegt, iſt ein Juſte-milieu von Garten und Park und ſo angelegt, daß er an einigen Stellen an den Wiener Wurſtelprater, an anderen an unſer Roſenthal erinnert; der ſchönſte Punkt der ganzen Anlage iſt der ſogenannte Stern, von deſſen Centrum acht ſchnurgerade Alleen auslaufen. Der Großherzog hat hier eine kleine, aber ſehr elegant eingerichtete Villa.

Die Straße, die von Florenz nach Bologna führt, hat viel Maleriſches. Die Apenninen, die zu beiden Seiten ein faſt undurchbrochenes Spalier bilden, leihen dieſem Wege viel anziehende Mannigfaltigkeit, doch iſt er ſo ſteil und für das Fuhrwerk ſo beſchwerlich, daß an manchen Stellen, außer den vier Pferden, noch zwei bis vier Ochſen vorgeſpannt werden müſſen. Dieſe Straße ſcheint eigens für Räuber (früher war ſie eine der unſicherſten) und für Bettler angelegt. Von der letzteren Klaſſe giebt es hier mehr als irgend anderswo; ganze Schwärme laufen dem Wagen mit Gewinſel aus allen Tonarten nach.

Mein erſtes Geſchäft in Bologna war das, mich zu erkundigen, ob Roſſini da ſei. Die bejahende Antwort war Muſik für mein Ohr. Ich nahm alſo gleich einen Cicerone und ließ mich — es war zwei Uhr Nachmittags — in ſeine Wohnung führen. Mein Mentor, einer der koſtbarſten Schwätzer der ganzen Chriſtenheit, erhielt durch den trockenen Ernſt, womit er ſeine Blague in mein Ohr regnen ließ, etwas ungemein Komiſches. Er trug eine in allen Farben ſchillernde Perücke und vorſündfluthliche Nankin-Beinkleider, die eine halbe Elle zu kurz waren; deſto länger ſchien mir ſeine Zunge, die, ein wahres **perpetuum mobile**, keinen Augenblick ſtill ſtand. — Sind Sie Franzoſe? fragte er mich in einem Jargon, der halb italieniſch, halb franzöſiſch war. Ich begnügte mich, ihn durch ein lakoniſches Nein abzufertigen. — Spanier? fragte er weiter. — **No** — Portugieſe? — **Niente.** — **Inglese?** — Ich ſchüttelte den Kopf. — **Tedesco?** — Mein abermaliges Kopfſchütteln brachte ihn in Verzweiflung. Er ging einen Augenblick lang nachſinnend neben mir her, pfröpfelte ein paar leiſe, unverſtändliche Worte vor ſich hin und begann dann von Neuem, mich mit Fragen zu beſtürmen. — Ruſſe? — **Non.** — **Polacco?** — **Pas du tout!** — Schwede? — Ich ſchüttelte den Kopf. Nun war ihm der Zwirn ſeiner Fragen ausgegangen und er ſtand wie ein abgehetzter Oedip, mit geöffneten Augen und ſtierem Blick vor mir. — **Americano?** rief er plötzlich. — Wie oben. — Da glitt ein Anflug innern Grimmes über ſeine Lippen; er ſah mich wüthend an, ſpreizte beide Arme aus und rief: »**Mal, corpo di Madonna?**« — Ich erbarmte mich ſeiner Neugier und gab ihm die Antwort: »**Jo sono Tauchanese**« Auf ſeine Frage, welchem Welttheile meine Vaterſtadt angehöre, erklärte ich ihm, daß Taucha die Hauptſtadt des Königreichs Cochinchina und mindeſtens zehn Mal größer als Bologna ſei. Er riß die Augen auf und wunderte ſich. — Kennen Sie den Maeſtro Roſſini? fragte er weiter. — Ich nickte mit dem Kopfe. — Seit wann? — Seit fünfzehn Jahren. — Ich, ſagte mein Begleiter, kenne ihn ſeit neununddreißig Jahren und habe ihm damals, als er beim Pater Mattei Muſik ſtudirt hatte, mehr als hundert Mal kleine Geldvorſchüſſe machen müſſen, denn Maeſtro Gioachimo war arm, ſehr arm und ich war reich, ſehr reich. **Mais non è più tempo che Berta filava; dux dio della musica** iſt jetzt Millionär und ich, ich bin ärmer als eine Kirchenmaus. — Gewiß, ſagte ich, iſt der Maeſtro der Dienſte, die Sie ihm in ſeiner Jugendzeit erwieſen, eingedenk und dankbar. — Dankbar? wiederholte der Schwätzer mit grimmigem Blick, dankbar? Dies Wort ſteht nicht in ſeinem Lexikon. **Rossini è un ingrato, un avaro, un miserable.** Ich lächelte ungläubig; er aber fixirte mich mit Entrüſtung und ſetzte hinzu: Roſſini iſt ein Geizhals, der ſich lieber die Zunge abbeißt, als einem armen Teufel zehn Bajocchi ſchenkt. Er ſcharrt Geld auf Geld zuſammen und läßt es verſchimmeln und verroſten in feſtverſchloſſenen Kiſten und Kaſten. An der Stelle des Herzens ſitzt bei ihm ein mit gordiſchem Knoten geſchnürter Geldſack. Und wenn er mit Hilfe eines Scudo zehn arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien könnte, er würde es bleiben laſſen. — Sie übertreiben, ſagte ich. — Fragen Sie ganz Bologna. Ein Bettler, der von ihm ein Mal Almoſen erhalten hat, iſt ſeltener als ein ſchwarzer Schwan und ein weißer Rabe. — Was aber macht er in Bologna? — Er gähnt auf ſeinem Lorbeer. — Und ſeine geſchiedene Frau, Signora Colbrand? — Sie liegt auf ihrem kleinen Landgute, fünf Meilen von hier, auf dem Sterbebett. — Und der Maeſtro bekümmert ſich nicht um ſie? — Mein Führer zuckte die Achſeln und ſchwieg einen Augenblick; dann zeigte er mit dem Daumen der linken Hand auf ein uns gegenüber liegendes Haus und ſagte: In dieſem Hauſe, Nummer 83, wohnt Madame Pellicier. — Pellicier? Wer iſt dieſe Dame? — Der gute Mann ſah mich mit höchſt mitleidiger Miene an und ſagte: Man ſieht, daß Sie von Cochinchina kommen, denn wenn Sie Europäer wären, ſo müßten Sie wiſſen, daß Signora Pellicier die Amoroſa Roſſini's iſt. — Jung? fragte ich. — Geweſen! fügte er mit lakoniſchem Ernſte hinzu; jetzt wird ſie nicht viel jünger als unſer Geizhals ſein. — Hat ſie Vermögen? — Welche Frage! Roſſini liebt ſie, folglich muß ſie reich, ſehr reich ſein. — Und iſt ſie eben ſo großmüthig als er? — Wo möglich noch geiziger! — Und was machen beide Leutchen mit ihrem vielen Gelde? — Frage eines Cochinchineſen! Sie legen es auf Zinſen. — Und kennen ſie ſich ſchon lange? — Seit fünfzehn Jahren. — Und lieben ſie ſich wirklich? — Ungeheuer! Einer wartet auf den Tod des Andern, um ihn zu beerben. Hier, Signor, wohnt der „Schwan von Peſaro“.

In derſelben Straße, in der Strada S. Stefano, in dem Hauſe 101, faſt gegenüber von Madame Pellicier, bewohnt Roſſini nicht etwa ſein eigenes Haus, ſondern eine Chambre garnie bei ſeinem Freunde Gabuſſi, einem in Italien früher nicht unbeliebten Opern-Componiſten. Wenn man die ſchöne, breite, mit ſteinernen Statuen geſchmückte Treppe erſtiegen hat, ſteht man vor einer Thür, auf der ein weißes Blatt Papier mit der Aufſchrift „Cav. Roſſini“ aufgeklebt iſt. Mein Cicerone klingelte erſt piano, dann forte und fortissimo; die Thür aber blieb verſchloſſen. Der Cavaliere ſcheint nicht zu Hauſe zu ſein, meinte mein Mentor. — Klingeln Sie noch ein Mal; vielleicht öffnet uns der Diener. — Diener? Roſſini hat keinen Diener; der Signor Cavaliere bedient ſich ſelbſt. — Wie, gar keine Dienerſchaft? — Roſſini hat nichts weiter als einen Koch, der zugleich ſein Sekretär und Kutſcher iſt. — Mein ungläubiges Lächeln empörte ihn. — Sie ſcheinen mir nicht zu glauben. Fragen Sie ganz Bologna, ob ich lüge. Auch dieſen Diener, den er ſich aus Paris mitgebracht, hätte er längſt zu allen Teufeln geſchickt, wenn er nicht ein ganz excellenter Koch wäre. — Wo aber finden wir ihn nun? — Den Koch? fragte mich der vieux blagueur. — Seinen Herrn. — Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben? — Bis morgen früh! — Dann laufen wir ſo lange herum, bis wir ihn auf der Straße finden. Von zwei bis vier Uhr pflegt er unter den Arcaden, am häufigſten und liebſten hier in der Strada S. Stefano, beim Teatro del Corſo, auf- und abzugehen. — Und um Vier? — Pflegt er zu einem ſeiner Freunde, bald da, bald dort, aufs Land zu fahren, um ein Mittagbrot zu erſparen. — Sie lügen! rief ich ihm zu. — Fragen Sie ganz Bologna, ſagte er wieder, der Maeſtro iſt hier wie ein bunter Hund bekannt; es giebt keinen Straßenjungen, kein altes und kein junges Weib in unſerer guten Stadt Bologna, die nicht den Ulyſſes der Penelope-Pellicier kennen. — Früher beſaß er ein eigenes Haus. — Er hat es für 18,000 Piaſter verkauft. — Zeigen Sie mir's. — Er führte mich hin.

Das frühere Wohnhaus Roſſini's liegt auf dem Corſo, der ſchönſten Straße der Stadt, und bildet die Ecke der Piazzola de' Leproſetti (Nr. 243). Es hat zwei goldene Inſchriften; die eine lautet: „Obloquitur numeris septem discrimina vocum inter adoratum lauri nemus;“ die andere, „Non domo dominus, sed dominus domo“, klingt ſchon viel anmaßender

Von hier führte mich mein alter Schwätzer nach einem Kaffeehauſe, in dem er den Cavaliere zu treffen hoffte. Unterweges machte er jeden Augenblick Halt und fragte bald Dieſen, bald Jenen: »Habt Ihr Gioachimo geſehen?« Alle ſchüttelten den Kopf und gingen weiter. Im Vorübergehen zeigte er mir den Torre Aſinelli, den höchſten Thurm, über deſſen Scheitel ſieben Jahrhunderte ſpurlos vorübergerauſcht ſind. Auch er iſt urſprünglich ſchief gebaut und weicht faſt fünf Fuß von dem Senkrechten ab. Ueber dem Eingange des Thurmes prangt das Wappen von Bologna: ein Schild, auf dem ein gewichtiges Wort: libertas! ſteht. Er zeigte mit dem Finger hin, ſchnitt ein Paar höchſt drollige Grimaſſen, rief: »Fablette, Fablette!« (Fabel, nichts als Fabel) und zog dann weiter, um mir den Fiſchmarkt zu zeigen, den Roſſini an ſich gekauft und höchſt vortheilhaft verpachtet hat. Dann kehrten wir wieder nach der Stephansſtraße zurück und zogen im Café Napoletano, das Roſſini täglich beſucht, Erkundigungen ein, ob Jemand von den Gäſten ihn geſehen habe. — Er muß bald kommen, ſagten Alle, denn um vier Uhr hat er ſeinen Wagen beſtellt, um aufs Land zu fahren. Er ſpeiſt heute beim Marcheſe Marescalchi, ſetzte ein Zeitungsleſer hinzu. Wie merkwürdig und wie charakteriſtiſch! Bologna, wegen der Wohlthätigkeit ſeiner Bevölkerung la grassa genannt, Bologna, das fette Bologna, eine große Stadt von 70.000 Einwohnern, weiß, wo Roſſini heute Mittag ſpeiſen wird. Iſt das nicht Beweis genug, welches Intereſſe er erregt, noch jetzt, obgleich ſeine Muſe ſeit fünfzehn Jahren am Lorbeer „Wilhelm Tells“ kaut, ſich die Zähne ſtochert und ſich durch nichts, ja nicht einmal durch Geld, aus ihrem Nichtsthun, aus ihrem Schlaraffenleben aufrütteln läßt.

Mein Führer ſchleppte mich auf die Piazza maggiore, um mir den öffentlichen Springbrunnen, den rieſengroßen Neptun zu zeigen, zu dem Giovanni da Bologna über zwanzigtauſend Pfund verbraucht, ein Meiſterwerk, das der guten Stadt Bologna ſiebzigtauſend Goldthaler gekoſtet hat. Dann mußte ich nolens volens die Sanct Petroniuskirche anſehen, ein leider unvollendetes Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts, das nach dem urſprünglichen Plane ſeines Schöpfers, Antonio Vinzenzo, an Pracht und Größe alle Kirchen Italiens überbieten ſollte; aus Mangel an Geld aber iſt der Ausbau ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgegeben worden. Dieſe Kirche iſt es, die einſt eine der prächtigſten Krönungen eines der größten Beherrſcher dieſer Erde ſah; in dieſen Mauern wurde Kaiſer Carl V. durch Papſt Clemens VII. gekrönt, ein intereſſantes Faktum, das ich vergebens in Förſters „Handbuch“ geſucht. In dieſer Kirche befindet ſich auch einer der längſten Meridiane von Italien, ein Vermächtniß des berühmten Aſtronomen Caſſini. In der ſogenannten Scala della Fabbriccia zeigt man eine vom Grafen Pepoli meiſterhaft gearbeitete Büſte der Propezia de Roſſi, einer Künſtlerin, die den größten Theil ihres Nachruhms einer unglücklichen Liebe zu danken hat, deren Anfang und Ende, deren Himmel und Hölle ich ein anderes Mal meinem freundlichen Leſer erzählen will, da mir auf der Reiſe nur eine Viertelſtunde zum Aufzeichnen des Geſehenen übrig bleibt.

Doch zurück zu Roſſini. Ein Blick auf meine Uhr ließ mich wahrnehmen, daß es ſchon halb Vier war; wir eilten nach der Stephansſtraße und nach des Maeſtro's Wohnung zurück, fanden Letztere aber noch immer verſchloſſen. Als wir die Treppe hinabſtiegen und uns unter den Arkaden der

Straße befanden, vernahmen wir das Rollen eines Wagens. Mein Führer legte ſeine linke Hand an die Stirn, faßte die noch ziemlich weit entfernte Equipage ſcharf ins ſchielende Auge und rief dann: Das iſt er! — Roſſini? fragte ich voller Freude. — Nein, ſein Wagen, antwortete der Schwätzer; nun aber kann er nicht lange mehr bleiben.

Einen Augenblick ſpäter hielt eine elegante, mit dunkelrothem Sammet ausgeſchlagene Halbchaiſe mit zwei wohlgenährten Braunen vor dem Hauſe Nummer 101. Mein Cicerone näherte ſich den ſtampfenden Roſſen, ſtreichelte ſie und fragte den Automedon, der in einer Perſon drei Diener, Sekretär, Koch und Kutſcher, vereinigt, ob ſein Patrono, der Cavaliere, wohl noch lange ausbleiben werde. Der dreifache Diener ſah auf ſeine einfache Uhr und ſagte: In längſtens zehn Minuten muß er kommen.

„Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin“, fiel mir ein und pfeifend trällernd vor Ungeduld ging ich, wie eine Schildwache, an meinem Poſten auf und ab, und dachte hin und her, und es fiel mir — hier in Bologna, vor der Wohnung Roſſini's — die Gewiſſensfrage ein, warum ich als Communalgardiſt ſtets mit dem linken Fuße zuerſt ausſchreiten muß und warum ich nie mit dem rechten Fuße ausſchreiten darf. Sobald ich nach Leipzig zurückkehre, werde ich den liebenswürdigſten aller Feldwebel zu mir bitten laſſen, um mir von ihm über dieſe höchſt wichtige Frage die beſtmöglichſte Auskunft, ex ungue leonem, zu verſchaffen.

Mitten im tiefſten Nachdenken über den geheimnißvollen Grund dieſes militairiſchen Gebrauches wurde ich von meinem Führer aufgeſtört.

— Ecco! rief er und zeigte auf einen Mann, der an der Seite eines andern einhergegangen oder, richtiger geſagt, einhergeſchneckt kam.

— Er iſt's, er iſt's! ſang ich wie jene treu-naive Agathe in dem Augenblick, wo ſie ihren beiſpiellos geliebten Max erwartet; „er iſt's, er iſt's, die Flagge der Liebe mag wehen“, wollte ich eben hinzuſetzen und mein ſeidenes Schnupftuch ziehen, um dem Kommenden „aus der Tannen Mitte“ Grüße glühender Liebe vorauszuſchicken, da aber machte ich die Bemerkung, daß mir Jemand bereits zuvorgekommen war, um mich von der Laſt meines Taſchentuches menſchenfreundlich zu befreien. Das Tuch war verloren, Roſſini aber war gefunden!!!

Ich lief ihm entgegen ... mehr ängſtlich als verwundert blieb er ſtehen, als ich, dicht vor ihm, meinen Hut zog und ihn fragte, ob er ſich meiner noch erinnere?

— No, Signor, lautete die eiskalte Antwort.

— Vor fünfzehn Jahren, fuhr ich fort, hatte ich in Paris die Ehre, faſt täglich in Ihrer Geſellſchaft zu ſein. Sie überhäuften mich damals mit Freundlichkeiten.

Er ſann nach und ſchüttelte den Kopf.

— Damals war ich der glückliche Ueberbringer einer Depeſche der Signora S. aus München, die ...

— Ah, nun fällt's mir ein. Sie brachten mir ...

— Die Nachricht ihrer Verheirathung und ...

— Und ein von ihrer Hand geſticktes Käppchen? Nicht wahr?

— Ganz recht, Cavaliere.

— Und Ihr Name?

Ich nannte mich.

— Ah, rief er, Sie haben mich zum Helden eines Romans gemacht.

Ich wußte nicht, ob ich Ja oder Nein ſagen ſollte.

— O leugnen Sie nicht; ich habe mir Ihren Namen wohl gemerkt.

— Und darf ich fragen, ob Sie den Roman geleſen haben?

— Ich kenne nur Auszüge daraus, die ich in der „Revue des deux mondes", von Herrn Henri Blaze, geleſen; doch hat die Tochter des Signor Bosco, der ich hier Unterricht im Geſang gebe, mir viel von Ihnen und Ihrem Buche über mich erzählt. Teufel, Sie haben Ihren Leſern viel blauen Dunſt vorgemacht und Ihnen Manches erzählt ...

— Was vielleicht wahrer iſt, als Sie ſich ſelbſt geſtehen wollen ...

— Passons là dessus. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Bis morgen früh.

— So ſchnell wollen Sie unſer hübſches Bologna verlaſſen?

— Kam ich doch nur darum hieher, um Sie zu ſehen ...

— Ich habe leider eine Einladung aufs Land angenommen und muß bald fort ...

— Laſſen Sie ſich ja nicht abhalten, Cavaliere, ſagte ich und wollte fort.

— Halt, ſo war es nicht gemeint, ſagte er und faßte mich beim Rockknopf ... ein halbes Stündchen kann ich wohl noch mit Ihnen verplaudern; kommen Sie, kommen Sie, fuhr er fort, häkelte ſich in meinen Arm und führte mich in ſeine Wohnung.

Auf dieſen vierzig bis fünfzig Schritten lächelten ihn rechts und links die Augen der vorübergehenden Damen an; er aber ſchien für das Feuer dieſer Blicke, für die Süßigkeit dieſes Lächelns ſo ganz und gar abgeſtumpft, daß er nicht die geringſte Notiz davon nahm. Ich betrachtete ihn und fand, daß er ſeit fünfzehn Jahren mehr gealtert, als mancher Mann in dreißig. Von dem einſt ſchönen, höchſt intereſſanten Manne iſt nichts übrig geblieben, als ein welker Stamm mit grauen Haaren; die einſt blendend weißen Zähne ſind gelb, der einſt braune Teint fahl geworden. Auch die Toilette ſchien vernachläſſigt: er trug einen alten weißen Filzhut, einen breiten, ſchlotternden Sommer-Paletot von ſchwarzem Serge de Brie mit dunkelrother Seide gefüttert, ein Paar weite, ebenfalls ſchlotternde und nicht allzureine Nankinghoſen und ein ſpaniſches Rohr; ſein Gang war ſchlaff und faſt trippelnd. Oben an der Thür ſeiner Wohnung angelangt, zog er aus der Seitentaſche ſeines Paletots ein ziemlich dickes ledernes Etui hervor, in dem er vier bis fünf große ſchwere Schlüſſel mit ſich herum trug, wie ſein alter Doctor Bartolo, den ich in dem Augenblick, als er ſeine zwiefach geſperrte Thür aufſchloß, leibhaftig vor mir zu ſehen glaubte.

Aus dem dunklen Vorzimmer trat ich in einen ziemlich eleganten Salon, in deſſen Mitte ein Klavier ſtand, auf Sopha und Stühlen lagen Noten umher; an den Wänden hingen ein Paar ſchwarz eingerahmte Kupferſtiche, von denen der eine den ehemaligen Impreſario Domenico Barbaja, der andere den ci-devant gefeierten Tenoriſten David vorſtellt. Ueber dem Sopha hing ein großes Oelbild, das allem Anſcheine nach Roſſini erinnern ſoll, daß Madame Peliſſier in ihrer Jugend außerordentlich ſchön geweſen iſt. — In ihren hoſtienweißen Händen hält ſie eins der berühmteſten Geſangſtücke Roſſini's, Tancreds Arie „di tanti palpiti".

Er bat mich, Platz zu nehmen. Dann ſetzte er ſich zu mir und fragte:

— Was giebt's Neues in Ihrem Deutſchland?

— Man trägt ſich dort ſeit Jahren mit dem Märchen herum, daß Sie eine neue Oper, „Jeanne d'Arc“, geſchrieben haben, die aber erſt nach Ihrem Tode aufgeführt werden ſoll. Iſt das wahr?

— Ja, mein Freund, die vollſtändige Partitur ruht ſeit drei Jahren in meinem Pulte.

— Und aus welchem Grunde wollen Sie Ihren Verehrern den Genuß Ihres Werkes ſo lange entziehen?

— Weil ich hoffe, daß die Welt einem Todten gegenüber gerechter ſein wird, als dem Lebenden. Meine Zeit, ich weiß es, iſt vorüber. Der jetzige Geſchmack huldigt andern Götzen, mit denen mein geringes Talent nicht in die Schranken zu treten wagt. Apropos, was macht mein Freund, il celebre Signor Meyerbeer?

— Sein „Robert der Teufel“ und ſeine „Hugenotten“ gefallen jetzt noch mehr als früher, und es herrſcht nur eine Stimme, daß Beide zwei großartige Meiſterwerke ſind, die ihm und uns — denn Meyerbeer iſt ein Deutſcher — zum höchſten Ruhme gereichen.

Roſſini zog ſeine Uhr und fragte:

— Was aber ſagen Sie zu ſeiner neuen Oper, dem „Nachtlager“?

— „Feldlager“, meinen Sie. Das Ganze iſt eine Gelegenheitsmuſik, die im Ganzen weit weniger angeſprochen hat; einen nicht geringen Theil der Schuld trägt das ſchlechte Textbuch!

— Ja, ja, das ſagt man. Aber die allerneueſte Oper: der „Prophet“, der „Prophet“.

— Er ruht ſeit drei Jahren in ſeinem Pulte.

— Glauben Sie das wirklich? Ich, Signor, glaube, daß dieſer „Prophet“, nach welchem ſich die große Oper in Paris wie das Volk Israels in der Wüſte nach dem Mannaregen ſehnt, blos eine Chimäre wie „Bertrands Geld“, d. h. noch gar nicht angefangen iſt.

— Und was verleitet Sie zu dieſem Glauben?

— Mein berühmter Freund Meyerbeer pflegt ſich nicht gern zu übereilen; er braucht zehn, zwölf Jahre zur Geburt einer neuen Oper.

— Seine „Hugenotten“ ſind das Werk von drei Jahren.

— Meine unbedeutende Perſon ſchrieb den „Barbier von Sevilla“ in dreizehn Tagen, ſagte Roſſini und ſah wiederum auf ſeine Uhr.

— Dieſe Schnelligkeit des Erzeugens iſt nicht Jedem gegeben.

— Und doch iſt eben dieſe Gabe eines der Wahrzeichen, wodurch ſich das Genie vom Talente unterſcheidet. Das Talent grübelt, ſinnt, das Genie braucht nicht zu ſuchen. Doch um von etwas Anderm zu reden. Welcher von den italieniſchen Componiſten iſt in Ihrer Heimath jetzt am meiſten en vogue?

— Donizetti.

— Donizetti? Und was halten Sie von dieſem Mann?

— Ich halte ihn für ein Talent, das durch die Uebereilung, womit es arbeitet, auf Abwege gerathen iſt.

— Donizetti iſt ein Vielſchreiber, ein Schmierer, der unter hundert ſchlechten Melodien dann und wann auch eine ſehr gute und ſehr ſchöne findet… Voilà tout. Und Bellini?

— Iſt in Italien, wunderbar genug, weil mehr vergeſſen als in Deutſchland. Bei uns haben ſeine „Norma“, ſein „Romeo“ und ſeine „Nachtwandlerin“ noch immer treue Freunde und glühende Anbeter, in Italien aber wird ſeine Muſik ſchon roccoco gefunden und Niemand will ſie mehr hören…

— Il povero Bellini! Und doch, mein Freund, hatte dieſer Bellini im kleinen Finger ſeiner Hand mehr Muſik, als Donizetti und der ganze Troß ſeiner Nachahmer im ganzen Leibe. Aber ſo iſt dieſe Welt. Sie vergißt das keuſche Genie und huldigt der frechen Mittelmäßigkeit. Und wer, glauben Sie, iſt in Italien von den neuern Componiſten jetzt am meiſten beliebt?

— Verdi!

— Errathen, amico, ſagte der Maeſtro und hatte Mühe, ein ſpöttiſches Lächeln zurückzudrängen. Und wie finden Sie ſeine Opern?

— Die beſte ſeiner Opern, „Nabuco“, kenne ich nicht. Den „Ernani“, den ich unlängſt in Como und die beiden „Foſcari“, die ich in der Mailänder Scala gehört, haben mich — aufrichtig geſagt — nur theilweiſe befriedigt … ich fand mehr Altes als Neues in ſeinen Opern.

— Und doch werden ſie von den Journalen, und namentlich von den Mailänder Blättern, in dicken Weihrauch eingehüllt. Die Neapolitaner ſind freilich weniger galant, als die Lombarden, die ſich's als Ehre anrechnen, die Landsleute des celebre Maëstro Verdi zu ſein; im San Carlo zu Neapel hat ſeine neueſte Arbeit, „Alzire“, vollſtändig fiasco gemacht; in Mailand, ich weiß es im Voraus, wird ſie furore machen.

— Und welcher von beiden Städten trauen Sie, Signor Cavaliere, ein competenteres Urtheil zu?

— Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, muß ich geſtehen, daß ich auf Neapels Urtheil mehr als auf das Mailands einen Werth lege. Die Neapolitaner haben Beſſeres als die guten Mailänder gehört und beſitzen einen weit geläuterteren Geſchmack. Neapel hat einen Cimaroſa, Paeſiello, Zingarelli, Vaccai gezeugt; wen kann die Lombardei dafür in die Wagſchale legen? Donizetti und Verdi! Verdi und Donizetti! Et voilà tout!

— Und Mercadante?

— Mein Freund Mercadante iſt ein blindes Huhn, das ein einzig gutes Körnchen, den „Giuramento“, gefunden hat; alles Uebrige, was er geſchrieben, iſt leeres Stroh. Doch um wieder auf Herrn Meyerbeer zu kommen. Glauben Sie, daß er Spontini's Platz noch lange wird behaupten können?

— Ich glaube es nicht blos, ich bin es überzeugt …

— Und doch ſchreiben hier und da die Journale, daß ſich Viele den alten im Lorbeer ergrauten Schöpfer der „Veſtalin“ zurückwünſchen.

— Es iſt wahr, daß Spontini in Berlin eben ſo viel glühende Freunde, als tieferbitterte Gegner hat; eben ſo wahr aber iſt auch das, daß Meyerbeer in ganz Berlin vielleicht nicht zehn Feinde hat.

— Wirklich? fragte Roſſini mit kaltem Lächeln und ſah zum dritten Male auf ſeine Uhr. Wie dieſe Zeitungen doch lügen! Ich leſe zwar keine von allen, aber ich höre doch dann und wann von Andern, daß Meyerbeer auch manchen böſen Gegner hat.

— Früher hatte ſein Talent mit blaſſem Neide zu kämpfen; jetzt iſt es ſiegreich durchgedrungen und Meyerbeers Ruhm ſteht jetzt ſo feſt in Deutſchland, als der Ihrige in Italien.

In demſelben Augenblick klopfte es an der Thür. Roſſini rief „Herein!“ Da kam ein Bote, der dem Maeſtro ein kleines Packet friſch angekommener Zeitungen brachte. Der Cavaliere, keinen Augenblick verlegen, warf ſie aufs Klavier und ſagte: Für meinen Freund und Nachbar, il Signor Gabussi.

— Welche von den franzöſiſchen Zeitungen, fragte ich, iſt in Italien die verbreitetſte?

— Das „Journal des Débats“; mein Freund Gabuſſi aber hält die „Preſſe“, weil ſie um die Hälfte billiger iſt.

— Und außer dieſer Zeitung?

— Hält er nur noch ein kleines Wochenblatt, das hier in Bologna erſcheint und mitunter ſehr beißend iſt. Ich meine das von Gaetano Fiori mit vielem Witz redigirte Journal „**Teatri, Letteratura ed Arti**“. In der heutigen Nummer — es erſcheint jeden Sonnabend — ſoll, wie einer meiner Kaffeehaus-Bekannten brühheiß erzählt hat, ein ſehr geiſtreicher Artikel über Meyerbeer und Donizetti abgedruckt ſein. Ich höre ihn allgemein rühmen … Sie müſſen nicht verſäumen, ihn zu leſen.

— Ich werde nicht ermangeln … nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten … Sie ſind eingeladen, wie man mir geſagt hat … Ihr Wagen wartet ſeit einer Stunde … erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen verabſchiede …

— Ich gehe mit, ſagte Roſſini, verſchloß zwei Mal die Thür, verſenkte das Schlüſſelfutteral in die faſt bodenloſe Tiefe ſeines Paletots, häkelte ſich wieder in meinen Arm und führte mich die Treppe hinab.

Vor der Thür blieb er ſtehen und fragte mich: Sie reiſen alſo wirklich…

— Morgen früh um Sechs.

— Dann kann ich Sie leider nicht mehr ſprechen und muß Ihnen alſo Adieu ſagen. **Buon viaggio**, ſprach er mit dem freundlichſten Lächeln und drückte mir die Hand mit großer Herzlichkeit.

Ich geleitete ihn bis zum Wagen und hob ihn hinein.

— Kommen Sie bald einmal nach Berlin? fragte er.

— Ich denke, im nächſten Carneval dort zu ſein.

— O dann vergeſſen Sie nicht, meinen lieben Freund Meyerbeer von mir zu grüßen. **Felicissima viaggio!** ſagte er und warf mir einen Kußfinger zu. Villa Marescalchi! rief er dem kochenden Kutſcher und kutſchirenden Koche zu.

Der Wagen flog blitzſchnell von dannen. Ich ſah ihm lange, lange nach und war betrübt, daß Roſſini ſich im Aeußern und Innern ſo ganz und gar verändert hatte. 1830 ein liebenswürdiger Almaviva — 1845 ein alter zäher Bartolo! **Sic transit gloria!**

Gleich darauf begab ich mich ins Café Napoletano, um die heutige Nummer des von Roſſini ſo ſehr geprieſenen Wochenblatts zu leſen. Der erſte Artikel enthielt eine ziemlich plumpe Satyre, die ihre giftigen Pfeile auf den Nimbus Meyerbeers abſchoß und nebenher auch Donizetti und Vatel, den Direktor der italieniſchen Oper in Paris, durch die Hechel zog. Das, was mich im ganzen Aufſatze am meiſten überraſchte, war die Stelle, worin geſagt wird, daß Meyerbeers „Prophet“ blos eine Chimäre wie „Bertrams Gold“ zu ſein ſcheint. **Mort de ma vie**, das waren Roſſini's Worte. Hat er dieſe Worte blos geleſen oder ſelbſt geſchrieben?

Gegen Abend beſuchte ich den Campo ſanto, einen der großartigſten Kirchhöfe von ganz Italien. Unter der Maſſe von Grabmälern fand ich auch die Ruheſtätte der einſt — zur Zeit Ludwigs XV. — in Frankreich vergötterten Sängerin Tereſa Giorgio und nicht weit von ihr das Grabmal des einſt von ganz Europa gefeierten Balletmeiſters Salvatore Vigano. In einer Rotunde, in der die Büſten aller todten Notabilitäten Bologna's aufgeſtellt ſind, prangt auch die Statue des Pater Mattei, des Lehrers Roſſini's.

Als es zu dunkeln begann, kehrte ich in die Stadt zurück. Im Gaſthofe machte ich die Bekanntſchaft eines hier anſäſſigen Franzoſen, von dem ich, als das Geſpräch auf meinen Beſuch bei Roſſini kam, die Auskunft erhielt, daß der Artikel im heutigen Wochenblatt wahrſcheinlich vom Maeſtro ſelber ſei; denn ſo viel iſt gewiß, daß Roſſini einer der fleißigſten Mitarbeiter iſt und daß von ihm die größere Hälfte der ſarkaſtiſchen Einfälle herrührt, womit das Journal dann und wann überfüllt iſt.

— Aber weiß denn Niemand den Grund, fragte ich den Franzoſen, warum Roſſini gerade in dem todten, langweiligen Bologna lebt?

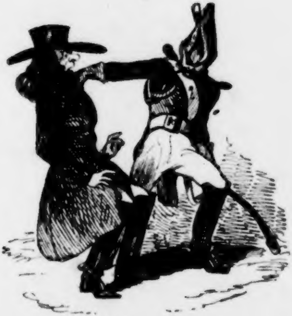
— Die ganze Stadt hat Arcaden ... vielleicht lebt der Geizhals nur darum in Bologna, weil er einen Regenſchirm erſpart.

Wir plauderten und lachten bis Eilf; dann begab ich mich auf mein Zimmer, um dieſe Skizze hinzuwerfen. Dank dem Himmel, daß ich's überſtanden habe; denn ich bin müde und ſchläfrig.

Morgen Mittag bin ich in Ferrara.

Chargen.

I.

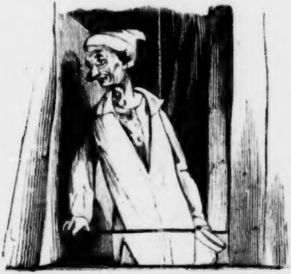


Der gefaßte Demagog.

Freie Phantaſie über das ſchöne Lied:

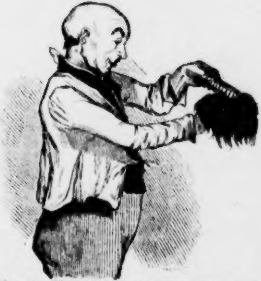
„In meinem Schlößchen iſt's gar fein,
Komm, Ritter, kehre bei mir ein!“

II.



Ein Particulier, der aus dem Bankerott eines kleinen Fürſten weiter nichts als ein Hemd und eine Schlafmütze gerettet.

III.



Ein Mann, welcher den Vortheil hat, daß ihm nicht mehr die Haare zu Berge ſtehen können.

Zapfenſtreich.

Alexandria. Der Vicekönig hat Befehl zum Bau einer Dampffregatte von 400 Pferdekraft gegeben, um damit jährlich Seereiſen zu machen und, der Reihe nach, die Häfen von Trieſt, Venedig, Neapel, Livorno und Genua zu beſuchen.

Algier. Der hierher geſandte ſchwediſche Offizier Roſen, welcher ſeit einem Jahre alle Feldzüge mitgemacht, iſt mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen beſtattet worden. Als er ſtarb, lagen das Hauptmannspatent aus ſeinem Vaterlande und das Kreuz der Ehrenlegion aus Frankreich für ihn bereit.

Athen. Nach mehrfachen Anſtrengungen iſt es endlich gelungen, im Piräus die Falſchmünzer-Geſellſchaft aufzuheben, die ſeit längerer Zeit ihren Unfug ausgeübt.

Barcelona. In der Stunde, wo die Bekanntmachung erging, daß die dreizehn der verhafteten und überführten Mitgenoſſen erſchoſſen werden ſollten, erſchienen mehrere andere Räuber in der Wohnung des reichen Banquiers Fontanillo, raubten deſſen Sohn und entführten denſelben in das Gebirge, von wo aus ſie für ihn ein Löſegeld von 100,000 Goldpiaſtern (150,000 Thaler) verlangten, widrigenfalls ſie den jungen Fontanillo erſchießen würden.

Berlin. Die Beilage der „Spener'ſchen Zeitung" vom 11. October enthält folgenden dringenden Aufruf an die Einwohner Berlins: »Ihr, die Ihr hinter dem Ofen hockt und im warmen Schlafpelz keine Idee von den ſchrecklichen Gefahren habt, die Einem beim Reiſen in ferne Länder begegnen, leſt doch gefälligſt in der „Voſſiſchen Zeitung" Rellſtabs „Reiſen nach Helgoland ꝛc." Man wird unwillkürlich von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man lieſt, welche Stürme dieſer Mann auf der Elbe beſtanden (welcher Fluß durch ſtellenweiſe Seichtheit den Schiffen zuweilen höchſt gefährlich wird), wie er vor drei Jahren eine kalte Nacht auf dem Deck im Freien (gräßlich! gräßlich!) zugebracht ꝛc. ꝛc. — Eilet, ſtürzet die Denkmäler eines Columbus, von Kotzebue, Cook und La Peyrouſe um, und laſſet uns an geeigneter Stelle einen Obelisk errichten, mit der Inſchrift: Rellſtab, Helgoland, Weihnachtswanderungen.«

∴ Nach einer neuen ſtatiſtiſchen Tabelle iſt in runden Zahlen für die Mitte des Jahres 1845 das Religionsverhältniß der preußiſchen Monarchie dahin angegeben, daß in derſelben 9 Mill. 500,000 evangeliſche Chriſten, 5 Mill. 900,000 katholiſche Chriſten, 2000 griechiſche Chriſten, 14,400 Mennoniten, 210,000 Juden und 10 Muhamedaner befindlich ſind. In demſelben Tableau werden 14 Mill. 200,000 Einwohner des Staates angegeben, welche ſich der deutſchen und 200,000, welche ſich anderer Sprachen bedienen.

Bremen. Am 1. Januar d. J. zählte man hier 218 Schiffe für den Seehandel mit 33,000 Laſten, wozu bis jetzt noch 20 neue hinzugekommen.

Breslau. Ein Theil des ſchleſiſchen Adels iſt auch in dieſem Jahre in Polniſch-Wartenberg zuſammengekommen, um ſich dem Vergnügen der ſogenannten Parforce- oder Hetzjagd hinzugeben, damit dieſes ſchöne Vergnügen ja nicht ausſtirbt. Es iſt wahrhaftig eine Sünde und Schande, daß in einem gebildeten Staate noch ſolche Barbarei ſtattfindet; in einer Provinz, wo Vereine gegen Thierquälerei beſonders im Gange ſind und der Adel ſich zu den Hochgebildeten und Feinfühlenden rechnet.

∴ In Nummer 179 der „Breslauer Zeitung" befindet ſich ein Artikel über das Verfahren, welches bei politiſchen Verbrechen auf der Citadelle in Warſchau ſtattfindet. Auf die Denunziation eines Spions macht den erſten Angriff der General-Polizeimeiſter A—ck. Der Angeſchuldigte wird gleich in das polizeiliche Gefängniß im Rathhauſe gebracht, und nachdem die Unterſuchungs-Akten geſchloſſen worden ſind, werden ſolche an den Fürſten Statthalter abgegeben. Dieſer überträgt die weitere Unterſuchung der, unter dem Vorſitz des Senators von Storozenko ſtehenden und aus Gensd'armerie-Offizieren zuſammengeſetzten Commiſſion, die den Angeſchuldigten nunmehr auf die Citadelle bringen läßt. Hier werden nun alle Mittel in Anwendung gebracht, um den Angeſchuldigten zum Geſtändniß zu bringen. Gewöhnlich wird eine ſolche Unterſuchung Jahre lang hingeſchleppt, und der Angeſchuldigte, der nicht ſelten ganz unſchuldig iſt, macht unrichtige Geſtändniſſe, um nur recht bald nach Sibirien oder nach den Bergwerken des Urals zu kommen, die er im Vergleich mit ſeinen täglichen Leiden als ein Paradies anſehen muß! Nachdem dieſe Unterſuchung geſchloſſen iſt, werden die Akten dem Fürſten Statthalter übergeben, der ſie demnächſt an das Kriegsgericht überweiſet. Dieſes Gericht iſt aus lauter Offizieren zuſammengeſetzt. Das ganze Verfahren bleibt ein Geheimniß, der Angeſchuldigte erhält keinen Vertheidiger, er wird nicht vorgefordert und mit ſeiner Vertheidigung nicht gehört. Kurz, es wird nur nach Lage der polizeilichen Unterſuchungs-Akten erkannt.

Brüſſel. Einer der achtbarſten Männer Belgiens, Dr. Feignaux, iſt geſtorben. Bei ſeinem Begräbniſſe ſah man in der Reihe vieler achtbaren Männer mehrere polniſche Flüchtlinge.

∴ Der König der Franzoſen hat dem Direktor der Antwerpener Akademie, Herrn Wappers, Auftrag gegeben, die Einnahme der Inſel Rhodus durch die Türken unter Soliman dem Prächtigen im Jahre 1522 zu malen.

Coblenz. Zum Bau des neuen Aſſiſenſaales hat der König die Summe von 16,000 Thalern angewieſen.

Cöln. Aus Paris zurückkehrende Deutſche erzählen, Heinrich Heine ſei auf dem einen Auge faſt gänzlich erblindet, jedoch ſein Geiſt immer noch rege.

Conſtantinopel. Die Kaufmannſchaft von Smyrna hat im Verein mit einem großen Theil der dortigen Bürgerſchaft eine Adreſſe an den Sultan dem Divan übergeben laſſen, worin ſie auf die Entfernung des bisherigen Civil-Gouverneurs, Achmed, und ſeine Erſetzung durch einen vernünftigeren Staatsmann anträgt, da auch ihm namentlich die große Ausbreitung des letzten Brandes zur Laſt falle. Die Adreſſe bittet auch um zehnjährige Befreiung der Stadt von der Kopfſteuer, um die fortwährende Befreiung der Spritzenleute von derſelben und ein beſonderes Handels-Privilegium für die Stadt, damit ſie ſich wieder von ihrem traurigen Schickſale erhole. (Spen. Zeit.)

Dublin. Der Heringsfang an der Weſtküſte iſt diesmal ſo ergiebig, daß man nicht genug Salz herbeiſchaffen kann.

Düſſeldorf. Die rheiniſchen Maler Kretſchmer, Oſterwald und Megelin ſind vom König beauftragt worden, die Feſte und Feſtlokale der jüngſten frohen Tage am Rhein zu malen.

Freiburg. Herr Steble, der Redakteur der „Oberrheiniſchen Zeitung“, iſt von der römiſch-katholiſchen zur chriſtkatholiſchen Kirche übergetreten.

Genf. Für unſere Stadt ſind drei Zweigbahnen von großen franzöſiſchen und ſardiniſchen Eiſenbahnlinien in Ausſicht.

Göttingen. Abermals iſt der Unſitte des Duells ein Opfer gefallen. In unſerer Nachbarſtadt Einbeck gerieth der dortige Advokat Dr. Buſſenius, ein mehr als 50jähriger Mann, mit dem Lieutenant von Linſingen, wegen ziemlich unbedeutender Veranlaſſung, in Zwieſpalt, welcher ein Piſtolenduell hervorrief, an deſſen Folgen der Dr. Buſſenius nach vielen Schmerzen geſtorben iſt.

Greenwich. Allgemeine Bewunderung erregt hier die Dampffregatte, welche für den König von Preußen gebaut wird. Sie iſt ganz von Eiſen und wird wenigſtens 1000 Tonnen Laſt tragen.

Hamburg. Moſens Schauſpiel „Ein Sohn des Fürſten“, welches eine Epiſode aus der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte behandelt, iſt auf dem Stadttheater mit vielem Beifall in Scene gegangen.

Karlsruhe. Profeſſor Welcker in Heidelberg, Literat W. Schulz in Zürich und Buchhändler L. Knittel ſind in Folge der Beſchwerde der großherzogl. heſſiſchen Regierung und auf die Klage des Staatsanwalts „wegen der durch die Preſſe verübten Schmähung und Beleidigung der großherzoglich heſſiſchen Regierung“ in der Schrift „Geheime Inquiſition ꝛc. ꝛc.“ auf den 24. October d. J. zur Vorunterſuchung auf das hieſige Stadtamt vorgeladen worden, da daſſelbe erkannt hat, es ſei Grund zur Verfolgung des angezeigten Verbrechens vorhanden.

Kiel. Bei der Revue der Truppen in Rendsburg kam es zwiſchen einem Offizier der Linientruppen und einigen Offizieren und Gemeinen der Bürger-Artillerie zu unangenehmen Reibungen, welche natürlich jetzt die Spindel bilden, um welche ſich der Faden der Unterhaltung dreht.

Leipzig. Das Verbot des Oettinger'ſchen „Narren-Almanachs für 1846“, welches zuerſt in Preußen erging, hat nun auch in Hannover, Heſſen, Braunſchweig und Baden Nachahmung gefunden.

∴ Herr Franz Wallner hat in dieſen Tagen ſein zweites Gaſtſpiel auf hieſiger Bühne abermals mit einem außerordentlichen Erfolg beendigt und ſich bereits nach Berlin begeben, um daſelbſt in der Königsſtadt einen Gaſtrollen-Cyclus zu beginnen. Das ſchon erwähnte literariſche Werk dieſes verdienſtvollen Schauſpielers: „Aus dem Tagebuche des alten Komödianten“ iſt (über zwanzig Bogen) bei Otto Wigand erſchienen. Harmlos und gemüthlich wie auf der Bühne, tritt uns hier Wallner als Schriftſteller entgegen und fordert uns damit diejenige Achtung und Anerkennung auch als Literat ab, die ihm das deutſche Publikum als Schauſpieler zu Theil werden läßt.

London. Der Graf von Spencer iſt im 64ſten Jahre ſeines Alters geſtorben und die „Morning-Chronicle“ hat den Nekrolog des Grafen mit einem Trauerrande umgeben. Er war bis zu dem 1834 erfolgten Tode ſeines Vaters ein thätiges Mitglied des Unterhauſes. Unter des Herzogs von Portland kurzer Verwaltung war er einer der jüngern Schatzamts-Lords, ging nach Wellingtons Rücktritt, im Jahre 1830, zu der Grey'ſchen Verwaltung über, wo er die wichtige Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer einnahm, welche er auch noch unter dem Melbourne'ſchen Miniſterium beibehielt. Er war bis zu ſeinem Tode Mitglied des Geheimen Rathes und ſein Bruder Friedrich folgt ihm in ſeinen Titeln und Würden.

∴ Der Herzog von Cleveland muß ein abgeſagter Feind von Eiſenbahnen ſein, denn er hat nicht nur ſeinen Pächtern Befehl gegeben, das Aufnehmen von Eiſenbahnplänen in ſeinen Beſitzungen zu hintertreiben, ſondern ihnen auch das Beherbergen der Eiſenbahn-Ingenieure auf das Strengſte unterſagt.

∴ Der Ober-Commandant des Invalidenhauſes von Chelſea hat die Abſicht, zu Ehren des Herrn Thiers bei deſſen Anweſenheit eine große Revue über das Veteranen-Corps zu halten. Es hat bereits eine außerordentliche Vertheilung von künſtlichen Armen, Beinen, Augen u. ſ. w. ſtattgefunden, um dieſes militäriſche Schauſpiel noch intereſſanter zu machen.

∴ Zu Canton brach, wie der „Friend of China“ berichtet, in einem Theater Feuer aus, bei welchem durch das Gedränge der Maſſen auf dem Platze und ſonſt 1257 Perſonen umkamen; die Zahl der Verwundeten wird auf 2000 angegeben.

∴ Der bekannte Tanzcomponiſt Jullien gab hier ein Rieſenconzert im Freien, wobei das Orcheſter über 300 Mann ſtark war und die Zahl der Zuhörer ſich über 10,000 belief.

Luzern. Nachdem ſchon früher einige Dienſtboten des Leu'ſchen Hauſes erklärt, daß Leu einen Selbſtmord verübt, geht jetzt die Sage, daß die Frau des Unglücklichen unverholen bekannt: ihr Mann habe ſich ſelbſt erſchoſſen. Die Wuth für den Götzendienſt des Jeſuitenberufers fängt demnach an zu erkalten und mehrere, als des Mordes Verdächtige, ſind deshalb wieder entlaſſen worden.

Naumburg a. d. S. »Iſt kein Cenſor da?« rufen die Naumburger an der Saale. Da aber weder unter den Linden, noch am Jacobsthore, auf dem Bürgergarten oder am Holzmarkte eine bejahende Stimme ertönt, ſo ſind (Vivat hoch!) die Naumburger ohne Cenſor und ſehen ſich genöthigt, alle Blätter nach Merſeburg zu ſchicken, welche Stadt einen Raben in ihrem Wappen führt.

New-York. Der Schauſpieler Kean und deſſen Gattin haben ihr Gaſtſpiel auf hieſigem Theater unter großem Beifall beendet und ſind Beide nach Philadelphia abgereiſt.

Nordhauſen. In der katholiſchen Nikolaikirche verwaltet ein Jude das Amt eines Klingelbeutelträgers und ein Katholik trägt bei Leichen der Proteſtanten und Juden den Trauerſtab voran. (Abermals ein Beweis von dem trefflichen Geiſte des Nordhäuſers.)

Paris. Das neueſte Heft der „Revue des deux Mondes“ enthält einen 44 Seiten langen Artikel über die politiſche Lage Deutſchlands im Jahre 1845. Er iſt von St. René-Taillandier und wird drei Abſchnitte bilden, von denen der erſte: „Geſchichte der religiöſen Bewegung nach amtlichen Dokumenten und Schriften“ vorliegt. »Es iſt Zeit, ſagt der Verfaſſer, daß auch wir die religiöſe Bewegung jenſeits des Rheins prüfen und deren Wichtigkeit hervorheben. Hätten wir dies früher gethan, ſo würden wir uns der Gefahr ausgeſetzt haben, Manches zu überſehen und den dortigen Ereigniſſen nicht die ihnen gehörige Wichtigkeit beizulegen. Die Schwäche der beiden Männer, die ſich an die Spitze dieſer Bewegung geſtellt, die Leerheit ihrer Ideen, der vollſtändige Mangel ihrer Anſchauung und Lehre, kurz, um Alles zu ſagen, der lächerliche Charakter und alltägliche Erfolg ihres Auftretens: Alles dieſes hätte uns ſicher getäuſcht. Wir würden wahrſcheinlich nichts weiter, als einen knabenhaften Verſuch zur Aufreizung in einer ſo wichtigen Revolution erblickt haben. Nein, es handelt ſich gar nicht mehr um Ronge und Czerski; der Kaplan von Laurahütte und der Pfarrer von Schneidemühl ſind längſt verſchwunden. Was etwa noch Wichtiges von ihnen übrig, iſt der Name, unter dem ſich in den verſchiedenartigſten Richtungen hin die geiſtige Bewegung ausbreitet. Die Lage der Dinge iſt mit Schwierigkeiten überſäet; und übten die beiden Genannten auf dieſelbe wirklich den Einfluß, den man ihnen beilegt, ſo geſchah dies nur deshalb, weil ſie die Geiſteszerriſſenheit nackt vor die Welt ſetzten, welche die religiöſen Gemeinſchaften Deutſchlands noch lange unterwühlen dürfte.« Herr Taillandier beginnt nun ſeine lange und ſpezielle Darſtellung der prinzipiellen Kämpfe Deutſchlands und findet für deren gütliche Löſung kein anderes Mittel als die Verleihung einer Verfaſſung für Preußen. Man muß (ſagt er am Schluſſe) dem unaufhaltſam losgebrochenen Strome ein Bett anweiſen, und hierfür giebt es nur ein Mittel: das iſt die Conſtitution Preußens.

∴ Da ſich vielfach erwieſen, daß der Aufenthalt in Algier den Bruſtkranken außerordentlich heilſam iſt, ſo hat der Kriegsminiſter eine wiſſenſchaftliche Commiſſion mit Beantwortung der Frage beauftragt: ob es rathſam ſein dürfte, in Algier ein Hoſpital für bruſtkranke Militärs anzulegen.

∴ Der Plan, Dünkirchen gegenüber, in Andinkerke, einen großen Seehafen anzulegen, iſt bereits wiederum aufgegeben worden.

∴ Die Akademie der ſchönen Künſte hat unter Halévy's Vorſitz ihre Jahresſitzung gehalten und ihre Preiſe vertheilt.

∴ Der bei dem kürzlich entdeckten Stempelbetrug betheiligte Buchdrucker Langelevy in Calais iſt verhaftet worden. Nach der „Epoque" nimmt die Unterſuchung wegen des Stempelbetruges einen ſehr ernſthaften Charakter an und es ſind bereits gegen ſieben in der Zeitungswelt berühmte Perſonen Verhaftungsbefehle erlaſſen worden.

∴ Mehr als je iſt, trotz aller Aufſicht, der Fall vorgekommen, daß man Kinderleichen auf den Gräbern ausgeſtellt findet, da die Koſten ſich ungemein hoch belaufen, denn in Paris koſtet jedes Begräbniß (des Erwachſenen wie des kleinſten Kindes) 50 Frs. (13 Thlr. 10 Sgr.).

∴ Die vierzig Jeſuitenväter und Novizen in St. Acheul haben nun auch ihr Stiftsgebäude in der Stille verlaſſen.

∴ Bei Macquet iſt von einem Herrn Dabay eine „Geſchichte der menſchlichen Metamorphoſen und Monſtroſitäten" erſchienen, wozu wahrſcheinlich die Anweſenheit des ſogenannten Generals Tom Thumb Veranlaſſung gegeben. Das Büchlein enthält Notizen über Zwerge, Rieſen, Satire, bucklige Weiber, lebende Skelette, wilde und feuerfeſte, wiederkäuende und Amphibien-Menſchen, Vielfreſſer, Wehrwölfe u. ſ. w.

∴ Die rieſenhafte „Epoque" tritt mit großem Glanz und Lärmen auf. Die Austräger des Blattes haben eine reiche Uniform, dreifarbige Fahnen und bringen auch einzelne Nummern in die Häuſer, die man mit drei Sous bezahlt. Die gedruckten und gemalten Ankündigungen bedecken alle Straßenecken. In den Theatern werden in den Zwiſchenakten die Ankündigungen des Blattes in eleganten Brochüren von den Gallerien herab auf das Publikum geſtreut.

∴ Ein junger ſchwediſcher Rechtsgelehrter, der in Paris ſeine Studien machen wollte, fiel gleich am Tage ſeiner Ankunft einigen Gaunern in die Hände, die ihn um ſeine ganze Habe und Baarſchaft, im Werthe von 3000 Francs, betrogen. Der Jünger der Themis wird mit ſeinen Studien zufrieden ſein.

∴ Der Akademiker und gelehrte juriſtiſche Schriftſteller Berriat St. Prix iſt im 77ſten Lebensjahre geſtorben.

∴ Der dramatiſche Schriftſteller, Gefängniß-Inſpektor von Laville de Mirmont, iſt, 63 Jahre alt, geſtorben.

∴ In Vitry le Français wird zu einer Metallſtatue für Royer Collard geſammelt.

Prag. Unſere Eiſenbahn, welche ſeit dem 1. September eröffnet, erntet nicht das beſte Lob, da man bis nach Wien ſtatt der verſprochenen 15 Stunden 24 bis 36 gebraucht. Oefters müſſen die Reiſenden in den Zwiſchenſtationen 8 bis 10 Stunden lang auf Weiterbeförderung warten und ſchon mehrmals iſt der Fall vorgekommen, daß Leute, die mit dem Dampfwagen eine Landpartbie gemacht, Abends auf dem Leiterwagen zurückkamen, weil der Nachmittagstrain in der Zwiſchenſtation ſtatt Nachmittags 4 Uhr, erſt den andern Morgen um 9 Uhr eintraf. Um einem längſtgefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, ſoll daher jetzt bei jedem Train ein Omnibus ſammt Pferden mitgenommen werden, um die Paſſagiere nicht auf offener Landſtraße ſitzen zu laſſen, wenn die Locomotive eine Kunſtpauſe macht oder ſonſt eine Konfuſion entſteht.

∴ Der Doctor der Theologie und Philoſophie, Abt des Prämenſtratenſer-Chorherrenſtifts, J. Zeidler, iſt zum hieſigen Univerſitäts-Rektor für das nächſte Univerſitätsjahr ernannt worden.

Stuttgart. Das „Morgenblatt" veröffentlicht einen Brief, den Auguſt Wilhelm von Schlegel im Jahre 1806 aus Genf an Friedrich de la Motte Fouqué geſchrieben und worin folgende Stelle zu leſen: »Woher kommt denn Schillers großer Ruhm und ſeine Popularität anders, als daher, daß er ſein ganzes Leben hindurch (etwa die romantiſche Fratze der Jungfrau von Orleans und die tragiſche Fratze der Braut von Meſſina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringſte Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erſchüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden. Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung ſelbſt, ſondern in der Unbekanntſchaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit, das verknüpfte Gewebe ſeiner Compoſition zu entwirren. — Sein „Wilhelm Tell" hat mich faſt mit ihm ausgeſöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich ſagen, mehr Johannes Müller als ſich ſelbſt zu danken hat.« (Daraus lernen wir Schlegel als Neidhammel kennen.)

Weimar. Am 5. October ſtarb hierſelbſt der großherzogliche Ober-Baudirector Coudray.

Wetzlar. In einem Piſtolenduell, welches zwiſchen dem Jägerlieutenant außer Dienſt, von Negri, und dem Lieutenant R. Battſand, erhielt Erſterer einen Schuß in die Bruſt. Bereits niedergeſunken, erhob er ſich noch ein Mal und ſchoß ſeinem Gegner den Arm entzwei. In der darauf folgenden Nacht iſt Herr von Negri unter den größten Schmerzen verſchieden.

Wien. Nachdem in neuerer Zeit die Bankbillets der Nationalbank vielfache Fälſchungen erfahren und vorzüglich Noten im Betrage von 100 Gulden in Umlauf gelegt wurden, iſt es, wie die „Grenzboten" ſchreiben, einem jungen Pharmaceuten, Namens Reiſſer, gelungen, eine chemiſche Farbe zu bereiten und ein Papier herzuſtellen, die mit dem beſten Erfolge zur Erzeugung der Banknoten verwendet werden können, ohne der Gefahr der Nachahmung in dem Grade ausgeſetzt zu ſein, wie dies bisher der Fall geweſen. Reiſſers Erfindung beſteht namentlich in der Farbe, deren Geheimniß er allein beſitzt, und welche allein ohne Schaden auf das Banknotenpapier aufgetragen werden kann, indeß jede andere zubereitete Farbe auf dieſem Papier durchſchlägt und ausfranſet, wodurch natürlich jede Verfälſchung unmöglich gemacht würde. Der Bankgouverneur, Baron Lederer, hat dem Erfinder die angeſprochene Belohnung einer Jahrespenſion von 3000 Gulden auf Lebenszeit unbedenklich zugeſagt.

∴ Im künſtleriſchen Leben machen die neuen Frescogemälde Aufſehen, mit denen Kuppelwieſer, Führich und Schulz die neue Kirche in der Jägerzeil verzieren.

∴ Staudigl, der vor einigen Tagen wieder hier angekommen, wird nächſtens im Theater an der Wien auftreten. Pokorny hat ihm eine Gage von 10,000 Gulden C. M. zugeſichert, für welche Summe er nur einige Male monatlich ſingen wird.

∴ Der bekannte Componiſt und Claviervirtuoſe Hieronymus Payer ſtarb zu Meidling im 58ſten Jahre ſeines Alters.

Zürich. Profeſſor Haſſe hat den Ruf nach Jena ausgeſchlagen.

∴ Freiligrath wird in den nächſten Tagen von Rapperswyl in die Nähe von Zürich ziehen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Aus Herrmanns Conrings Schriften erſehen wir, daß der erſte botaniſche Garten zu Padua im Jahre 1540 auf Koſten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Piſa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerſt Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edinburgh. In Deutſchland war zu Altorff der erſte botaniſche Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. ſ. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leyden berühmt.

— Jean Bodin vergleicht in einem ſeiner Werke, welches zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts erſchien, die verſchiedenen Stände eines Staates mit den Saiten eines Inſtrumentes. Die Saite der Geiſtlichkeit, ſagt er, iſt am behutſamſten zu berühren; auf die Saite des Volkes wird der Bogen am ſtärkſten gedrückt.

— Nach dem Aſtronomen Bouguer müßten 300,000 Vollmonde am Himmel ſtehen, um ſo hell zu ſcheinen, als an heitern Sommertagen die Sonne.

— Nie hat es wohl einen ſo unterrichteten Geſchichtsſchreiber gegeben, als einen gewiſſen O'Flacharty, der eine Chronologie von Irland geliefert. Dieſer Mann weiß ganz beſtimmt, daß, vierzig Tage vor der Sündfluth, am 15ten des Monats, und zwar an einem Sonnabend, drei Männer mit fünfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündfluth machte einen Strich durch die Rechnung. Hingegen landeten 312 Jahre nach der Sündfluth, am 14ten des Monats, und zwar an einem Dienſtage, ein Mann mit ſeiner Frau und drei verheiratheten Söhnen, um eine neue Colonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan.

— Wenn Chevreau in ſeiner Weltgeſchichte die Größe der Stadt Rom beweiſen will, ſo erzählt er, daß Heliogabalus durch ſeine Sklaven alle Spinnweben in ganz Rom ſammeln ließ und daß ſie 10,000 Pfund wogen.

— Wie groß in früherer Zeit die Verehrung der Aerzte für Galen war, möge ſich daraus ergeben, daß ein Profeſſor zu Padua, Alexander Maſſaria, ohne Umſtände erklärte, daß er lieber mit Galen irren, als mit einem Andern die Wahrheit finden wolle, wenn auch ſeine Patienten darüber ſterben müßten.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 161. Leipzig, 29. October 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens [illegible] Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 3⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Humoriſtiſche Betrachtungen

auf einem Spaziergange durch das Reich der Opern-, Commers- und Tafellieder.

Von Theodor Drobiſch.

Die Poeſie iſt eine geborene Lügnerin, und faſt jedes Gedicht ein Münchhauſen, ein löſchpapierner Herr von Krack. Die Dichter ſprechen von Liebe und Treue vollendeter Schönheiten, die ſich ſo wenig um den Poeten ekümmern, als der Sultan um den Mäßigkeitsverein. Sie trinken Wein, en ſie nicht haben, und reden mit den Königen, von denen ſie ſo weit ent- ernt ſtehen, wie der Uranus von der Sonne.

Dem Dichter des Liedes:

„'S iſt mir Alles Eins, 's iſt mir Alles Eins,
Ob ich Geld hab' oder keins,“

öchte ich gleich dreimalhunderttauſend Executoren auf den Hals ſchicken und ann in Blauſäure mit ihm Brüderſchaft trinken. Mir iſt dies nicht einerlei, enn wenn ich Geldmangel verſpüre, ſo bin ich das verdrüßlichſte Geſchöpf uf Gottes Erdboden und im Stande mit allen Menſchen anzubinden. So- ald es aber in meiner Taſche klimpert oder ein paar alte zerknitterte Kaſſen- illets in meiner Brieftaſche den Kant'ſchen Satz umſtoßen, daß es nichts eeres in der Natur giebt, dann bin ich im Stande einen Polizeidiener zu marmen und ein Gedicht auf den Bundestag zu machen. Die allergrößte üge iſt aber Scribe's Ausſpruch in „Robert der Teufel“, wo es heißt:

„Das Gold iſt nur Chimäre.“

a möchte denn doch wahrhaftig der Teufel drein ſchlagen! Scribe, der in ieſem Augenblick drei Landſchlöſſer mit Jagdparken beſitzt, Montalais, Sericour nd Montereau, ferner das ſchöne von ihm bewohnte Hôtel in der Straße livier-Saint-Georges, einen Eiſenhammer, zwei Lederfabriken und ein Kapital en mehreren Millionen in Aktien induſtrieller Unternehmungen, Scribe ſchreibt: das Gold iſt nur Chimäre,« und Meyerbeer konnte dies in Muſik ſetzen? a wir einmal bei franzöſiſchen Dichtern und Componiſten verweilen, ſo wollen ir gleich Herrn Boieldieu mitnehmen, denn

„Welche Luſt, Soldat zu ſein!"

will uns ein Lied ſeiner „weißen Dame" weiß machen. Ich danke ſchön. Nicht einmal Communalgardiſt zu ſein iſt eine Luſt, noch viel weniger ein Held der Landmiliz, der für achtzehn Pfennige den Tag Schildwache ſtehen und ſich nöthigenfalls auch noch für dieſe Summe muß todtſchießen laſſen. Nichts wie Unwahrheit und Lüge bei den Poeten, ſelbſt Göthe nicht ausgenommen, denn die Worte:

„Ich hab' meine Sache auf Nichts geſtellt!"

widerlegt der Bauer, der ein Lotterieloos nimmt, der überzählige Lieutenant und jeder Oberlandesgerichts-Referendar. Erſterer denkt das große Loos zu gewinnen, der Zweite hofft wenigſtens General und der Dritte Präſident oder Miniſter zu werden. Nimmer wird ein Kaufmann, der ſich etablirt, oder ein Schriftſteller, der ein Journal gründet, ausrufen: »Ich hab' meine Sache auf Nichts geſtellt!« Au contraire! der Krämer hofft Kunden und der Redakteur Abonnenten zu erhalten, denn die Erhaltung des Lebens fordert Kraft und Anſtrengung, obgleich ein Poet, der gewiß Moneten beſeſſen oder Legationsrath geweſen, das Lied gedichtet:

„Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und froher Hörnerklang!"

Dagegen muß ich proteſtiren. Ich habe von Jugend an immer büffeln müſſen und wenn ich die Stockpfiffe für Hörnerklang gehalten, ſo hätte ich augenblicklich mein muſikaliſches Gehör auf die Polizei gebracht.

Nero benamſt das Leben eine Knechtſchaft und ſein Antipode Gellert nennt es eine Periode der Prüfung. Und das iſt wahr. Alles wird geprüft, die Schüler der erſten bis zur letzten Klaſſe, die Candidaten, die Feuerſpritzen, der Nachlaß eines Erblaſſers und auf der Grenze neulich ſogar mein alter lederner Koffer.

Homer ſingt: »Das Leben iſt eine Landſchaft voll Mondenſchein.« Homer war aber blind, der hat alſo hier gar nichts zu reden; darum ſoll, wie Kluck im „Feſt der Handwerker", Wallenſtein das Wort haben, der das Leben eine Jagd nennt. Ich bin bisher immer bei der Treibjagd angeſtellt geweſen und habe oft manchem Haſen nachlaufen müſſen, der keinen Schuß Pulver werth war. — Nach Cicero's handſchriftlichem Nachlaß iſt das Leben ein Wirthshaus. Als ich die Finſterniß der Welt erblickte, hat mich der launiſche Droſchkenfuhrmann Schickſal in das Gaſthaus „zur Sorge" gefahren, während Andere in „Glücks-Hôtel" abſtiegen und ſich da gütlich thaten, indeß man mir bitter einſchenkte.

Neulich ging ich an einer Weinſtube vorüber, wo wacker gezecht und dann das Lied geſungen wurde:

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen
Und haben einander ſo lieb;
Erheitern einander das Leben ꝛc."

Abermals eine Lüge! Der Eine ärgerte ſich über den Andern, daß Jener mehr Geld verpraſſen konnte, als er. Ein Recenſent hatte eine bitterböſe Kritik in der Taſche, welche an dem gegenüberſitzenden Menſchendarſteller kein gutes Haar ließ. Ein Advokat ſtieß klingend mit ſeinem Nachbar an, gegen den er morgen eine Wechſelklage einzureichen beabſichtigte und das Blanquet zur Vollmacht ſchon bei ſich führte. Geſagt, gethan! Zwei Tage nach dem frohen

Geſang ärgerte ſich der Schauſpieler ganz entſetzlich über die Recenſion und der Advokat ließ gegen ſeinen Nachbar den Wechſelarreſt vollſtrecken. Heißt dies einander lieb haben und das Leben erheitern?

Vor Kurzem beſuchte ich das Theater, wo man die Oper „Johann von Paris“ gab. Dicht vor mir ſaßen acht bis zehn Mann, aber durchaus nicht fröhlich beiſammen, denn ſie hatten ſich kurz vorher um die Plätze geprügelt, daß der Hut des Einen noch zuſammengedrückt war, wie ein böſes Gewiſſen.

Im Zwiſchenakte erzählte mir mein Nachbar ſeine Reiſeabenteuer; daß er in Ungarn von einer Räuberbande ausgeplündert, in Wien wegen unüberlegter Reden acht Tage im Gefängniß geſeſſen und dann halberſtarrt und zähneklappernd auf einem von Ochſen gezogenen Leiterwagen nach Prag gekommen ſei, da der Dampfwagen an dieſem Tage höchſt halsſtarrig und durchaus nicht zur Erfüllung ſeiner Pflichten aufgelegt geweſen ſei. Während er noch von dem Reiſeunheil erzählte, war der Vorhang aufgegangen und das Lied:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen“

drang wie eine Verhöhnung an unſer Ohr. Mein Nachbar warf ſich ungeſäumt aus dem Parterre hinaus und — den Touriſten ſah ich niemals wieder.

Als die Oper zu Ende war, führte mich mein Weg an einer Studentenkneipe vorüber, wo es im vollen Chor erklang:

„Wir ſind die Könige der Welt
Und geben ihr Geſetze“.

Unter dem „Wir“ ſind doch gewiß blos die hohen Potentaten, die „von Gottes Gnaden“ zu verſtehen, denn jede Schafkopfgeſellſchaft ſchlichter Bürger muß ja ihre Statuten der hohen Obrigkeit vorlegen, welche jeden Paragraph caſſirt, deſſen Stimme ihr etwas zu brummig dünkt.

Ich ſchlenderte von dannen und wollte noch über die Geſetzgebung nachdenken, als ein Trupp munterer Handwerksburſchen mir eine kräftige Melodie in die Ohren träufelte, deren Text lautete:

„Der Papſt lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld.“

Auf die Frage, wann dieſes Lied entſtanden, folgt gewiß die Antwort: »es iſt ſchon lange her!« denn die Herrlichkeit des Papſtes hat ſeit Napoleons Auftreten einen gewaltig faulen Fleck bekommen und iſt in den letzten Jahren noch mehr zuſammengeſchrumpft als ein gebratener Apfel. »Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld!« — Du lieber Himmel! »die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun vorüber« und ſeit dem Einpacken des Trier'ſchen Rockes ſoll es in Papſtens Sparbüchſe ſehr windig ausſehen. Ein katholiſches Kirchenblatt ſagte zwar unlängſt noch: »er verläßt ſich auf die Liebe ſeiner Getreuen,« wahrſcheinlich weil der Minneſänger im „Donauweibchen“ ſingt:

„Die Liebe macht das Leben ſüß“.

Auch eine Phraſe, die ſehr im Preiſe geſunken iſt, denn ſonſt gäbe es nicht ſo viel Ehekrakel und Eheſcheidungen in der Welt. Wer eine Liebſchaft hat, der muß zu Namens- und Geburtstagen, zur Meſſe und zu Weihnachten ſeinen Beutel ziehen, der muß im Sommer einen Knicker und im Winter einen Muff kaufen, wenn er nicht von dem Gegenſtand ſeiner Liebe ein Knicker oder ein Muff genannt werden will. Viele ſagen dann am Schluß der Geſchichte: »die Liebe, die Liebe, hat mich ſo weit gebracht!« und in dieſem Satze liegt unendliche Wahrheit, denn die Liebe und Ehe iſt nicht immer ein Honigtopf, ſondern oft ein Faß mit ſauern Gurken, mit Pfeffergurken.

Ein Poet hat einmal ein Gedicht gemacht:

„Mir iſt auf der Welt nichts lieber,
Als das Stübchen, wo ich bin".

Der Kerl hat gewiß ſehr pompös gewohnt. So wohl iſt mir's nicht immer gegangen, denn ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Ich hatte einmal ein Logis, wo ſich alle vier Winde ein Rendezvous geben, wo die Feuchtigkeit ein Patent auf Lebenszeit genommen und die Erkaltungen ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten. Gegenüber wohnte nicht, wie der obige Poet ſingt, »eine ſchöne Nachbarin,« ſondern ein Kupferſchmied, der meine Ohren als eine Niederlage betrachtete, worin er die Harmonien von Hammer und Amboß ablegte. Ich beſah mir ein halb Schock andere Logis, wovon 29 nicht meßfrei waren. Das letzte war herrlich und hatte nur einen Fehler, weil auf ihm die Servitut lag, daß der Inhaber die alte Wirthstochter heirathen müſſe, die vor zwanzig Jahren einmal einen Bräutigam gehabt, der ein ganz hübſcher Menſch geweſen ſein ſoll und nur an einem Gedächtnißfehler litt, denn — er vergaß den anberaumten Hochzeitstag.

Endlich bekam ich eine Wohnung, die wunderſchön war. Ich zog mit meinen ſieben Sachen ein und jubelte ein Lob- und Danklied, in welches plötzlich links ein Pianiſt und rechts ein Waldhorniſt mit ihren Inſtrumenten einſtimmten, während über mir fünf Schuſterhämmer den Takt ſchlugen. Der Pianiſt, welcher des Tages an zwölf Stunden lang Fingerübungen machte, beging an mir einen ſubtilen Menſchenmord.

Ich zog wieder aus und ließ dem Horn- und Pianiſten zehn Jahre meines verkürzten Lebens auf ihren Gewiſſen zurück.

Meine neue, fünf Treppen hohe Wohnung war prächtig. Ueber mir wohnte kein Schuſter, ſondern der liebe Gott, von dem ich, außer einem Bischen Donner, weiter keinen Spektakel zu befürchten hatte. Im Nebenzimmer war es ſo ruhig, wie in einem Taubenſchlage. Da kamen aber eine Stunde darauf zehn Füchſe, das heißt zehn Studenten, welche einen kleinen Commers arrangirten und tolle Wirthſchaft trieben. Als ſie aber eben aus allen Tonarten das Lied kröhlten:

„Die Philiſter ſind uns gewogen meiſt,
Sie ahnen im Burſchen was Freiheit heißt,
Frei iſt der Burſch!"

kam der Wirth, wie der alte Ziethen aus dem Buſch, zur Thür herein und kündigte Allen Knall und Fall die Miethe. Das war ein Beweis von Philiſter-Gewogenheit und was die Worte: »Frei iſt der Burſch!« anbelangte, ſo widerlegte dies am andern Morgen der Pedell durch eine Realcitation und gab den Burſchen Gelegenheit, acht Wochen lang im Carcer darüber nachzudenken

Daß es den Zeitungen auf eine Lüge nicht ankommt, iſt bekannt, doch ohnlängſt ſchlug die „Leipziger Zeitung", die alte Frau Baſe, den Saraſtro mit aller ſeiner Weisheit aus dem Felde und machte ſeinen Ausſpruch:

„In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht!"

rein zu Waſſer. Dies Mal log ſie nicht, denn das Lehngericht zu Tharand machte in der Beilage durch einen Steckbrief bekannt, daß der Hinterſäſſer Hans oder Michel in den ſogenannten heiligen Hallen bei Tharand, (welche Richard Roos ſo ergötzlich beſungen) von einem unbekannten Manne angefallen, durchgeprügelt und endlich ſeiner blauen Jacke, ſo wie eines Sackes mit einigen alten Käſen, beraubt worden ſei. — »Ein Biſchen Diebsgeluſt, ein Biſchen Rammelei,« des großen Unbekannten in den heiligen Hallen, um einer blauen Jacke und einiger Käſe willen, ſollte man dieſen Jacken- und Käſeraub nicht auf Rechnung der Rache ſchieben?

Gewiß hat der Tharander Lips Tullian einmal „Figaro's Hochzeit" geſehen und an Bartolo's Arie gedacht, welche lautet:

„Sich zu rächen! ha, ſich zu rächen!
Welche Wolluſt für den Weiſen".

Am Schluſſe meiner humoriſtiſchen Wanderung ſei noch des alten Kirchenliedes gedacht:

„Ach, wenn ich tauſend Zungen hätte!"

Kühner Poet! ſage mir, o ſage mir, wohin hat Dich Deine Phantaſie verlockt? Ich habe nur eine Zunge und man hat mich wegen dieſer Einen ſchon öfters auf das Maul geſchlagen. Tauſend Zungen! — Herr des Lebens, wenn ich mir einen Theezirkel oder eine Kaffeegeſellſchaft denke, wo ſo ein halb Dutzend vom ſchönen Geſchlecht ſich um den Tiſch gruppirt und dieſe 6000 Zungen in Bewegung hätten. Die Obſthökerinnen müßten ihren ganzen Verdienſt auf das Rügengericht tragen, denn ich glaube, es gäbe dann mehr Injurien als Aepfel und Birnen in der Welt. Selbſt der Tod käme bei 1000 Zungen in Verlegenheit, denn er wüßte nicht, auf welche er ſich ſetzen ſollte. Und nun das Unheil, wenn Redefreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eingeführt würde, wo alle dieſe Zungen freien Spielraum hätten. Welche Umwälzung im Geſange, denn wenn eine Zunge des Trillerſchlages müde geworden wäre, würde ſie von der andern abgelöſ't, und es liefe am Ende eher der Kontrakt, als der Triller ab. Doch, welche Vortheile gleichzeitig für die Direktion. Eine Zunge könnte die Arie und die andern 999 zu gleicher Zeit Chor ſingen. Neunhundertneunundneunzig im Chor; wenn dies der Componiſt des „Rienzi" hört, der ſchlägt vor Freuden 999 Kegelpörzchen über den Souffleurkaſten und trinkt mit den 36 Trompetern ſeiner Oper Brüderſchaft.

Wenn das alte Geſetz noch Kraft hätte, nach welchem man jedem Verleumder die Zunge ausriß, ſo würde allwärts ein Handel mit Zungenwurſt entſtehen, gegen welchen der Braunſchweiger und Gothaer wahrhaftig Wurſt wäre.

Doch ſtill hiervon, namentlich von Oeffentlichkeit und Redefreiheit in Volksverſammlungen. Ich glaube, daß eher das Meer austrocknet und Beelzebub mit dem zurückgebliebenen Salze die Erdzunge einpökelt.

Still von den Liedern mit dem kühnen Flug der Phantaſie; die Poeſie iſt eine geborene Lügnerin. Nur zwei Geſänge haben mich bis jetzt mit ihrer Wahrheit befriedigt und dieſe ſind:

„Ich war ein rechter Faſelhans
In meiner Jugendzeit".

ſo wie das Kind-Weber'ſche:

„Hier im ird'ſchen Jammerthal
Giebt es nichts als Plack und Qual".

Ueber Beide habe ich eine ſentimentale Abhandlung in Verſen geſchrieben, welche nach der berühmten Melodie „Es geht' uns Allen wohl!" geſungen und dereinſt ſich in meinem Nachlaſſe vorfinden wird, wo meine Erben, obgleich der Ablaß aus der Mode iſt, ſie dennoch einem Jeden aus Gefälligkeit ablaſſen werden. Von mir verlange dies Niemand, denn wer ſich auf mich verläßt, der — iſt verlaſſen!

Menſchen, Cigarren, Rauchtabak und Tabakspfeifen.

Capriccio von Theodor Drobiſch*).

Der Menſch gleicht einer Cigarre. Wie ſo? — Beide werden gewickelt und gebeizt. Jener vom Schickſal, dieſe von der Sauce. Im Leben wird der Menſch gewöhnlich nach dem Aeußern beurtheilt, ſo auch die Cigarre, denn man ſieht bei Beiden auf das Deckblatt. Wenn die Cigarre nicht recht brennen will, ſo wird ſie gedrückt. Ein Gleiches geſchieht oft mit dem Menſchen. Wie ſehr aber dann das Feuer lodert, wenn der Druck gar zu arg iſt, hat die Revolutionsluft in verſchiedenen Ländern bewieſen. Abgelagerte Cigarren werden für die beſten erachtet. Menſchen, die nichts thun und den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegen, werden oft höher geſchätzt, als andere, die ſich regen und durchwinden müſſen.

In den Cigarren findet man zu Zeiten ein Haar, damit man ſie während des Rauchens für eine ſtarke halten ſoll. Es giebt Menſchen, in denen man auch ein Haar gefunden, obgleich ſie nicht zu den Starken gehören.

Für die Aufbewahrung der Cigarren hat man Etui's. Auch die Welt hat ſolche Etui-menſchen aufzuzeigen, die freilich nicht in alle Fächer paſſen. — Nach Hufelands Verſicherung ſoll Cigarren- und Tabakrauchen zur Verdauung dienen. Vater Göthe war der größte Feind des Tabakrauchens, weshalb es wohl kam, daß er Manches nicht verdauen konnte.

Was den Tabak und die Cigarren anbelangt, ſo giebt es verſchiedene Sorten. — Muff und Woodville-Cigarren. Minervaknaſter. Portorico und Schiebbockknaſter.

Muff iſt die Ariſtokratie. Woodville-Cigarren ſind die blonden, geſchnürten Lieutenants. — Portorico und Minervaknaſter iſt der Gelehrten- und Bürgerſtand. — Schiebbockknaſter Bauern und Tagelöhner.

Der Muff — die Ariſtokratie — iſt leicht und loſe, macht blauen Dunſt und verpufft ſich ungemein ſchnell. Der Knaſter ſteht im Feuer und brennt bis auf den letzten Zug.

Zum Tabakrauchen gehört eine Pfeife und dieſe beſteht aus Spitze, Rohr, Kopf und Stiefel. Es giebt Menſchen, bei denen es ſehr auf die Spitze geſtellt iſt, ob ſie einen Kopf beſitzen, obgleich ſie Manches auf dem Rohre haben und einen guten Stiefel vertragen können.

Thönerne Pfeifen ſind Menſchen, die den Kopf ſelten auf dem rechten Flecke haben, und mit denen man deshalb ſehr ſubtil umgehen muß. Pfeifenköpfe ſind entweder aus Holz, Meerſchaum oder Porzellan geformt. Wenn der Pfeifenkopf ſeinen Zweck erreichen ſoll, muß er mit einem Beſchlag verſehen und gut angeraucht werden, wie dies vorzüglich beim Meerſchaumkopf zu beobachten iſt. Viele Menſchen mit Schaumköpfen gelangen immer erſt zum Zweck, wenn ſie von Andern in Beſchlag genommen und angeräuchert worden ſind.

An den Pfeifen bemerkt man oft zierliche Quaſten und Bummeln, die zum Staate dienen. Auch unter den Menſchen giebt es viele Bummler, mit denen aber trotz ihrer Zierlichkeit der Staat keineswegs Staat machen kann.

---

*) Aus Payne's „Miniatur-Almanach für 1846", welcher ſoeben bei Brain und Payne (London und Leipzig) erſchienen iſt.

In beſonderem Anſehen ſtehen wegen ihres guten Geruches die Weichſelröhre, obgleich ſie öfters verquellen. Der Erfindungsgeiſt ahmt ſie nach, indem grüne Kirſchrohr-Zweige abgeſchnitten, polirt und mit Wohlgerüchen beſtrichen werden. Menſchen, die auf einen grünen Zweig und in guten Geruch kommen wollen, um ihren Schnitt zu machen, wenden oft gleiche Mittel an. Die unächte Politur ſolch verquollener Menſchen wird aber zu leicht entdeckt, und man ſtellt ſie dann gleich den falſchen Pfeifenröhren in die Ecke.

Eine Krankheit haben Menſchen und Pfeifen insgemein — die Verſtopfung.

Pfeifenreimer und Ausputzer unter den Menſchen ſind die Recenſenten und Cenſoren, die ſich ebenfalls öfters bei Ausübung ihrer Pflicht beſchmutzen.

Die Infuſionsthierchen unter den Menſchen bilden den Schnupftabak, der manchmal Kopfweh verurſacht. Ihnen möchte man zurufen: »Gott helf Dir!«

Der Schnupftabak ſoll ins Gehirn gehen; er iſt alſo oft noch das Einzige, das viele Menſchen in den Kopf bekommen. Wenn ſich bewahrheitete, was auf den mit Schneeberger Schnupftabak gefüllten Schächtelchen ſteht: „Er reinigt die Glieder, bringt den verlorenen Verſtand wieder“, ſo ſollte man dem Schnupftabak ein Denkmal ſetzen.

Man ſagt manchmal von einem Menſchen: »Er iſt eine leichte Priſe!« daher darf man ſich nicht wundern, wenn Dem oder Jenem Etwas unter die Naſe gerieben wird und er es in der Stille verſchnupfen muß. Daß eine gute Priſe Etwas werth iſt, davon wiſſen die Schiffer ein Lied zu ſingen.

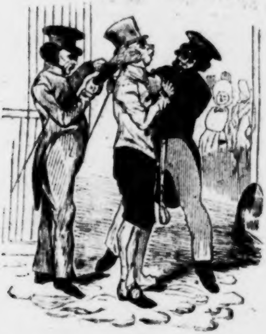
Schnupftabaksdoſen und Menſchen gleichen ſich wiederum. Die Flachen ſind die Geſuchteſten. Müllerdoſen von Papier-maché ſind berühmt, weil ſie ſehr leicht ſind und ſelbſt im Waſſer ſchwimmen. Tabatièren mit Brillanten und Namenszügen ſind Kammerherren und ſonſtige Hofleute; ſie kommen wenig in Gebrauch. Muſcheldoſen mit Charnier von Argentan klappen ſelten gut und bauſchen in der Taſche auf. Dies ſind die Landtagsdeputirten, Volksredner und toaſtwüthige Zweckeſſer, die ſich oft gewaltig aufbauſchen und in der Verſammlung bei ihrer Rede Etwas muſcheln, das ſelten klappt.

Der Tabakraucher ſagt: »Meine Pfeife iſt aus, ich muß ſie ausklopfen.« Mir geht der Stoff aus, ich will aufhören, damit ſie mich nicht ausklopfen.

Der Vogelfänger und der Sperling.

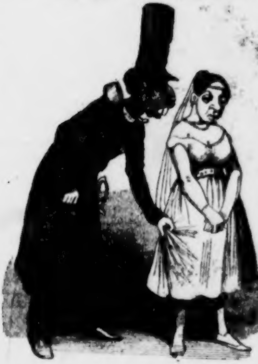
Ein Vogelfänger hatte auch einmal einen Sperling erhaſcht und als er eben mit ſich zu Rathe ging, was er wohl mit Dieſem beginnen ſolle, ſprach Letzterer zu ihm: »Lieber, laß mich los! Was bekommſt Du für mich? Niemand giebt Dir einen Heller und zum Eſſen tauge ich auch nichts. Dagegen will ich Dir, zum Entgeld für meine Freiheit, drei Lehren der Weisheit ſagen, welche Dich und Deine Kinder glücklich machen ſollen!« Dies klang gar vortheilhaft für den Vogelfänger; er ging den Handel ein und der Sperling ließ ſich vernehmen: »Beklage nie, was unwiederbringlich verloren iſt; glaube nie, was ganz unwahrſcheinlich iſt; und: haſt Du eine Thorheit begangen, ſo ſage ſie Niemandem.« Der Vogelfänger bewunderte die Weisheit des Sperlings und ließ, ihm dankend, denſelben los. Schnell eilte er auf den nächſten Baum, putzte ſeine Federn und rief dann ſpottend: »O Du Thor! Ich habe eine Perle in meinem Kropfe, die wohl ein Loth wiegt. Welch einen Schatz beſäßeſt Du, wenn Du mich getödtet hätteſt!« Da brach der Vogelſänger in ein ſchreckliches Wehklagen aus, daß alle Nachbarn herbeiliefen, und erſt als er ihnen ſein Unglück erzählt hatte, kam er zu einiger Beſinnung. Der Sperling aber ſprach jetzt aufs Neue: »Ei, ei! Du haſt Deine Probe gleich beim erſten Male ſchlecht beſtanden! Sagte ich Dir nicht, daß Du nicht wehklagen ſollteſt über Das, was unwiederbringlich verloren ſei? Mich bekommſt Du nie wieder in Deine Hände; eher könnteſt Du den Weſtwind fangen, als mich, und doch jammerſt Du ſo? Du ſollteſt nie glauben, was ganz unwahrſcheinlich ſei. Nun wohl, kaum ein Quentchen wiege ich, und Du konnteſt glauben, daß ich eine Perle im Kropfe habe, welche ein Loth wiegt? Sage es Niemandem, wenn Du eine Thorheit begangen haſt! empfahl ich Dir, und doch lachen alle Nachbarn Dich aus, weil Du nicht meinen Rath befolgt haſt. Ach, ich ſehe es wohl: **Erfahrung allein macht den Menſchen weiſe!**«

*r.



Ein Reiſender, welcher die kühne Idee gehabt, in ſeinem Haarzopf 500 Stück Cigarren über die Grenze zu ſchmuggeln.

Scene aus der Bühnenwelt.



Eine widerſpenſtige Sängerin, die vermöge ihrer Schönheit und allzugroßer Jugend durchaus nicht die Königin in den Hugenotten ſingen will, und deshalb mit Wache auf die Bühne gebracht wird.

Zapfenstreich.

Algier. Die Reiterſtatue des Herzogs von Orleans iſt angelangt und harrt auf dem Königsplatze ihrer Enthüllung entgegen.

Barcelona. Der General-Capitain Bretton hat folgenden Befehl des Kriegsminiſters bekannt gemacht: »Die Königin, Gott erhalte ſie, hat zu befehlen geruht, daß in allen Corps und Militair-Etabliſſements das Tragen der Bärte abſolut verboten iſt und bleibt.« Dieſer Befehl erſtreckt ſich auch auf die Pioniere und Sappeure, welche bisher gewöhnlich ſehr lange Bärte getragen.

Baſel. Der Staatsrath des Cantons Teſſin hat den Pater Celſo, ehemaligen Guardian der Kapuziner, des Landes verwieſen, weil er bei der Aufnahme des Kloſtervermögens Gold und Koſtbarkeiten verheimlicht haben ſoll.

∴ Von den Luzerner Theilnehmern an dem Freiſchaarenzuge haben jetzt etwa 500 ihr Urtheil erhalten und für 900 ſteht daſſelbe noch in Ausſicht.

Berlin. Nach dem kürzlich erſchienenen Terminkalender für die preußiſchen Juſtizbeamten auf das Jahr 1846 beträgt die Zahl der Referendare in ſämmtlichen preußiſchen

Staaten 982, Auscultatoren 693, das Beamtenperſonal aller Juſtizbehörden aber 16,184; dazu gehören 1612 Juſtizcommiſſarien, Anwälte, Notare und dergleichen mehr.

∴ Erſt jetzt, nach faſt zwei Monaten, bringt die neueſte Nummer des Miniſterialblatts eine Verordnung vom 13. Auguſt, nach welcher preußiſchen Unterthanen, die ſich nach Oeſterreich begeben, der Eintritt über die dortigen Grenzen nur dann gewährt iſt, wenn ſie mit Heimathſcheinen verſehen ſind, gleichviel ob ſie gewöhnliche Reiſepäſſe oder Wanderbücher bei ſich führen oder nicht. (Welche Luſt gewährt das Reiſen, namentlich wenn man — preußiſcher Unterthan iſt!)

∴ Das Gerücht, daß Herr von Küſtner, General-Intendant der königlichen Bühne, ſeine Entlaſſung erhalten, hat ſich zur Freude Vieler, die es mit dieſem Kunſt-Inſtitute wahrhaft gut und ehrlich meinen, nicht beſtätigt.

∴ Wenn die „Voſſiſche Zeitung" uns diesmal keinen Bär aufbindet, was ſie ſchon öfters gethan hat, ſo bekommt die vom November an engagirte Jenny Lind eine Jahresgage von 25,000 Thalern nebſt 50 Thalern Spielhonorar und auch noch einen zweimonatlichen Urlaub.

Bonn. Die berühmte Feſthalle in Bonn, in der ſich Herr Liszt die Gelbſucht geholt, ſoll nun verkauft werden. Die Eigenthümer verlangen 4000 Thaler, und man will nur 3000 geben. Es ſind in dieſer Angelegenheit ſchon zwei Katzenmuſiken gebracht worden. (Vielleicht als Echo vom Beethovenfeſt.)

Boſton. Unſere Grand-Jury hat den Ueberſetzer von Paul de Kocks Schriften, welche Bruder Jonathans Prüderie empörend-unmoraliſch findet, zu vierzehntägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt. (Auch ſchon dageweſen!)

Braunſchweig. Der Mäßigkeitsapoſtel Selig wurde während ſeines Vortrags im mediziniſchen Saale von einem Theil der Verſammlung ausgetrommelt, während ihm ein anderer ein Lebehoch brachte. Der Zwiſt ſpielte ſich noch bis auf die Straße hinaus, ohne jedoch ernſtliche Auftritte herbeizuführen.

Breslau. Nachdem bereits ſchon früher den Beſitzern aller größern Etabliſſements, unter Androhung von einer Strafe bis zu 50 Thalern oder Entziehung der Conceſſion, das Verbot zugegangen war, durchaus keine Geſellſchaften bei ſich zu dulden, in welchen Reden gehalten und andere Dinge getrieben würden, die nicht gebilligt werden könnten, iſt neuerdings noch eine vom Regierungspräſidenten unterzeichnete polizeiliche Bekanntmachung erſchienen, die alle öffentlichen Zuſammenkünfte unter Androhung einer Gefängnißſtrafe oder Geldbuße verbietet, welche den Charakter von Verſammlungen errathen laſſen.

∴ Eine Aktienſpekulation eigener Art hat ſich in Pieca, unweit Tarnowitz in Oberſchleſien, entwickelt. Der dortige Geiſtliche hat nämlich die 400 Katholiken zählende Einwohnerſchaft vermocht, eine neue Kirche auf Aktien zu bauen. Die Aktie koſtet nur 15 Sgr. und lautet für den Inhaber auf ewige Seligkeit ohne Fegfeuer. Da die Aktien und durch ſie der Himmel ſo ſpottbillig zu bekommen, ſo ſind Erſtere reißend abgegangen und der Bau der Kirche ſchon in Angriff genommen, welche nach dem vorhandenen Riſſe zwei Stock hoch werden ſoll. (Ein Stock wäre auch genug. Den zweiten Stock hätte der Ablaßkrämer nach etlichen Riſſen bekommen können.)

Brüſſel. Allgemeine Aufmerkſamkeit erregt der Biſchof Blanchet, der aus dem Oregongebiet hier angekommen iſt und bei ſeiner Rückkehr nach Amerika mehrere Geiſtliche und Nonnen zur Bekehrung der Indianer mitnehmen wird.

Coblenz. Karl Heinzen iſt auch in zweiter Inſtanz zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt und der Steckbrief erneuert worden.

Cöln. Vielfache Klage wird von Reiſenden vernommen, daß der Beſuch des Doms und Dombaus mit ſo vielem Führerlohn und ſonſtigen Trinkgeldern verbunden iſt. Ein Einzelner mußte über 7 Thaler bezahlen und der Chor wird ſogar nur ordnungsmäßig gegen eine mit 15 Sgr. gelöſte Karte gezeigt.

∴ Der Buchdrucker Camphauſen hat neuerdings Verſuche in der anaſtatiſchen Druckerei nach [illegible] Beſchreibung gemacht, deren Reſultat günſtig ausgefallen. Er hat dies Verfahren Palingraphie genannt, welches durch Ueberdruck auf Zinnplatten, welche mit Phosphorſäure geätzt werden, jeden alten und neuen Druck vervielfältigt.

Florenz. Der Bibliothekar Zampieri hat in einer Privatbücherſammlung die Handſchrift eines bisher noch unbekannten Heldengedichtes von Arioſt, „Rinaldo l'ardito", entdeckt, welches 244 Oktaven umfaßt und in 12 Geſänge abgetheilt iſt.

Frankfurt. Der Carl Borromäus-Verein iſt hier von Staatswegen verboten worden.

Haag. Der König hat in ſeinem Palaſt eine Gemälde- und Kunſtgallerie nach Jugenderinnerungen einrichten laſſen. Das Zimmerwerk gleicht dem im großen Studienſaale der Univerſität in Cambridge, wo der König längere Zeit zugebracht hat.

Hamburg. Der „Telegraph" ſchreibt: »Der Verfaſſer des „Mephiſtopheles", F. Steinmann in Münſter, hat ſeinen Arreſt angetreten. Es ſitzen gegenwärtig viel geſcheidte Leute im Gefängniſſe, nicht weil ſie Verbrechen begangen, ſondern weil ſie geſprochen und geſchrieben, was ſie für recht und zeitgemäß hielten. Die deutſche Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Poeſie, der deutſche Witz müſſen jetzt ewige Furcht vor dem Criminalrichter und Gefangenwärter haben, ja ſelbſt der Glaube iſt auf deutſcher Erde jetzt nicht mehr ſicher vor dem Büttel. Preßfreiheit, Glaubens- und Gedankenfreiheit ſind leerer Wahn — wenn der Himmel nicht bald ein Einſehen hat.«

∴ Im Laufe des Winters wird auf dem alten Stadttheater eine neue Oper, „die Matroſen", von dem Stradella-Componiſten, Herrn von Flotow, in Scene gehen. Auch in Paris wird ein neues Werk deſſelben Autors, „le Forestier", einſtudirt.

∴ Das von W. A. Herrmann nach Bayard bearbeitete Luſtſpiel: „Alles durch die Frauen" hat auf dem Stadttheater einen außerordentlichen und wohlverdienten Erfolg gehabt.

∴ Die Kirchenbau-Commiſſion für die Nikolaikirche hat nun die Baukontrakte abgeſchloſſen und zwei hieſige Mauermeiſter übernehmen die Ausführung um 10,000 Mark niedriger, als Herr Gilbert Scott den Anſchlag gemacht hatte.

Hannover. Allgemeine Aufmerkſamkeit erregt ein Gedicht an den König, von dem Freiherrn C. von Hammerſtein in Celle, worin der Verfaſſer um Begnadigung der politiſchen Gefangenen Schuſter und Seidenſticker bittet. Letzterer ſoll dagegen geweſen ſein, daß das Gedicht überreicht werde, wie auch mehrere Geiſtliche und andere Männer dem Verfaſſer den Rath gegeben, das Gedicht weder zu überreichen, noch bekannt zu machen. Der Dichter entgegnete aber: »Das erſte Gefühl iſt immer das richtige. Geht dieſer Augenblick verloren, ſo iſt Alles verloren. Der König liebt die Wahrheit. Seidenſticker geht mich nichts an. Ich kenne etwas Höheres, als die Perſönlichkeit des Einzelnen. Ich bitte für alle Verbannte und politiſche Flüchtlinge. Gott hat mir den Gedanken eingegeben.«

Kaſſel. Ein den Heſſen ganz unbekanntes Blatt, die „Londoner deutſche Zeitung", iſt hier verboten worden.

Leipzig. Das in Berlin, München und Dresden mit ungewöhnlich großem Beifall aufgenommene Drama, „Die Marquiſe von Villette", von Madame Birch-Pfeiffer, hat, trotz der bodenlos-ſchlechten Beſetzung, auch bei uns einen günſtigen Erfolg davongetragen.

∴ So eben erhalten wir aus Paris die telegraphiſche Depeſche, daß Ludwig XIV. in ſeinem Sarge zu Saint Denis, nach 138 Jahren, ſich plötzlich umgewendet habe. Man ſagt, blos darum, weil er vernommen, daß ein gewiſſer Herr Marr im Birch-Pfeiffer'ſchen Drama „Die Marquiſe von Villette" die Rolle Ludwigs XIV. geſpielt!

∴ Im zweiten Abonnements-Concert des Gewandhaus-Saales hatten wir das Vergnügen, Fräulein Liſa Chriſtiani, die Pariſer Violoncelliſtin, zu hören. Ihr Spiel, in dem ſich Geſchmack und Gefühl vereinen, wurde vom Publikum mit wohlverdientem Beifall aufgenommen.

∴ Zu Anfang des nächſten Jahres erſcheint bei Otto Wigand unter dem Titel „Venetianiſche Nächte" ein hiſtoriſcher Novellen-Cyclus von E. M. Oettinger.

London. Von Tag zu Tag erlebt das atmoſphäriſche Eiſenbahn-Syſtem neue Verbeſſerungen. Herr de la Haye hat den Rieſenplan entworfen, überſeeiſche Eiſenbahnen mittelſt gußeiſerner Tunnels anzulegen und gibt ſich ſogar der Hoffnung hin, Calais und Dover durch einen ſolchen Tunnel verbunden zu ſehen.

∴ „Mozarts Leben und Briefwechſel", von J. Holmes herausgegeben, iſt hier in engliſcher Sprache erſchienen und enthält viele intereſſante, zum Theil nicht bekannte Züge aus Mozarts Leben.

∴ Der Bildhauer James Wyatt hat das Gypsmodell einer Reiterſtatue der Königin vollendet, welches ungeachtet der vielen Schwierigkeiten dennoch ſehr gerühmt wird.

∴ Herr Mitchell, der Direktor des franzöſiſchen Theaters, wollte Dem. Rachel zu Gaſtrollen gewinnen, kam aber unverrichteter Sache zurück, da die Künſtlerin 200 Pfund (1400 Thaler) für jeden Abend forderte und ein Herr Ligier, welcher die Rachel begleiten ſollte, noch jeden Abend für ſeine Perſon das beſcheidene Sümmchen von 120 Pfund (840 Thaler) verlangte.

∴ Thorwaldſens Bildſäule des Lord Byron ſoll binnen Kurzem in der Cambridger Univerſitäts-Bibliothek aufgeſtellt werden.

∴ Nach eingetroffenen Nachrichten iſt in dieſem Jahre der Tabak in der Havanna außerordentlich gut gerathen, ſo daß es vortreffliche Cigarren geben wird.

∴ Die Zahl der ſämmtlichen Omnibuſſe, welche täglich in den Straßen und Vorſtädten Londons fahren, iſt nahe an 1500 geſtiegen. Nach einer oberflächlichen Berechnung beträgt die tägliche Einnahme 2000 Pfund Sterl. oder 14,000 Thaler.

Luzern. Die hieſige Polizei-Commiſſion hat die Schornſteinfegermeiſter für Staatsbeamte erklärt. (Da ſieht man, wie hoch ein Eſſenkehrer ſteigen kann.)

Lyon. Ein hier erſcheinendes Blatt, die „Rhone“, bindet unſeren Zeitungen einen Bären, oder vielmehr eine Boa auf. Es erzählt nämlich, daß einer wandernden Menagerie eine große Rieſenſchlange entſchlüpft ſei. Vor einigen Tagen habe der Redakteur des „Courrier de l'Isère“, Fiſſont, in den Bergen die Gegend ſkizziren wollen, ſich aber bei dem Niederlaſſen gerade auf das Schraubengewinde der Boa geſetzt, die ſich augenblicklich ſeiner werthen Perſon bemächtigt und, zum Schrecken ſeiner Begleiter, zehn Minuten lang über einen 150 Fuß tiefen Abgrund gehalten, bis er endlich von ſeinen Freunden erlöſt worden ſei. Der Redakteur iſt glücklich nach Grenoble zurückgekehrt, die Schlange aber kriecht aus einer Zeitung in die andere.

Mainz. Der Athlet Charles, welcher in München von einem Soldaten in den Sand geſtreckt wurde, erließ auch hier eine ſolche Aufforderung an alle Kraftmenſchen und verſprach öffentlich Demjenigen 300 Gulden, der ihn beſiegen würde. Da trat aus der Menge zagendem Chor ein Steinmetz hervor, deſſen rieſiges Anſehen dem Ringer ſolche Furcht einflößte, daß er die Kaſſe ergriff und ſich heimlich davon machte.

∴ Bei Victor von Zabern iſt von Philarete Chasles höchſt intereſſantem Geſchichtswerke, „Charles et la révolution d'Angleterre“, eine von Karl Bölſche frei bearbeitete Ueberſetzung erſchienen.

Moskau. Der gelehrte Profeſſor, Staatsrath Hildebrandt, iſt im Alter von 71 Jahren geſtorben.

München. Dem Dr. G. Zander, früheren Redakteurs der „Würzburger Zeitung“, welcher jetzt in Aura wohnt, wurde neulich in der Nacht mit gehacktem Blei in das Zimmer geſchoſſen, ohne jedoch Jemand zu verletzen.

∴ Einer unſerer beſten Künſtler, der Maler Halbreiter, welcher drei Jahre hindurch im königlichen Schloſſe zu Athen verſchiedene hiſtoriſche Bilder ausführte, und von dort aus eine Reiſe nach Aegypten, Paläſtina und Syrien unternahm, iſt über Italien wieder hier angekommen und hat eine reiche Mappe mit anziehenden Zeichnungen der Gegenden und Coſtüme mitgebracht.

Neapel. Das Theater San Carlino iſt von allen Bühnen Italiens die einzige, auf der ſich das alte italieniſche Luſtſpiel erhalten hat, dasjenige, in dem die vier Haupttypen erſcheinen: Pantalon, die Perſonifikation eines alten, gutmüthigen Mannes; Arlechino, ſein Diener, ein Ideal von Schlauheit; Truffaldino, die Karikatur irgend einer [illegible] und Columbine, der weibliche Typus des Landes. Mit Hinzufügung einiger Nebenrollen iſt dieſe Komödie bis auf die heutige Zeit ſich gleich geblieben und gewährt allgemeines Vergnügen, ſelbſt Denjenigen, welche ſich für Volksvergnügen zu vornehm halten. Die Kritik wirft dieſer Art Menander'ſcher Komödie freilich viel Unwahrſcheinlichkeit und Uebertreibung vor: ſie iſt aber, bei Lichte betrachtet, gewiß nicht unwahrſcheinlicher, als die Maſſe der jetzigen ganz und gar gehaltloſen Vaudevilles, in denen ſich wenig oder gar nichts Wahres und durchaus nichts Nationales findet.

New-York. Harro Harring, der Vielgewanderte, hat jetzt ein kleines Landhaus in der Nähe von hier zu ſeinem Wohnſitze erwählt.

Paris. Dem Herzog von Montpenſier wird es hier zu eng im Schloß; er will hinaus ins Weite und an der Expedition gegen Abd-el-Kader Theil nehmen.

∴ Prinz Peter Napoleon, der hier bei ſeiner Mutter, der Fürſtin von Canino, verweilt, will eine berichtigende Broſchüre gegen das Geſchichtswerk des Herrn Thiers erſcheinen laſſen.

∴ Vor dem Civilgerichtshof iſt ein merkwürdiger Prozeß im Gange. Der Graf Leon, der angebliche natürliche Sohn Napoleons, begehrt von ſeiner Mutter, der Gräfin von L., ein Jahrgehalt von 4000 Francs. Da aber die Gräfin leugnet, daß der Graf ihr Sohn ſei und Beweiſe, Geburtsſchein u. ſ. w. verlangt, ſo ſind die weiteren Verhandlungen vertagt worden.

∴ Der „Esprit public“ erzählt folgende Anekdote: »Der Sohn eines conſervativen Deputirten, ein ſehr tapferer Offizier der Armee von Algier, hatte ſich in einem Scharmützel Abd-el-Kaders befunden und ihn nicht angegriffen. Einige Zeit nachher warf man ihm vor, dieſen ſchönen Fang verſäumt zu haben. »Auf ſechs Schritte,« ſagte man zu ihm, »konnten Sie ihn wenigſtens durch einen Piſtolenſchuß tödten.« — »Ich würde mich davor wohl gehütet haben,« antwortete er, »ich war damals Unterlieutenant; hätte ich den Abd-el-Kader getödtet, ſo würde der Krieg zu Ende geweſen ſein, und ich wäre jetzt nicht Capitain.«

∴ Der Tenoriſt Duprez, der jährlich 100,000 Francs Gage bezieht, weiß von ſeinem Gelde einen geſcheidten Gebrauch zu machen. Zuerſt unterſtützt er ſeine armen Verwandten; dann nimmt er ſich ſeiner Freunde aus früheren Zeiten theilnehmend an; endlich vergißt er ſich ſelbſt nicht. Er hat von dem Marquis de las Marismas das prächtige, ganz ariſtokratiſche Hôtel Turgot gekauft und öffnet alle Sonnabende ſeinen Salon für ſeine Kameraden und Freunde der edlen Geſangkunſt, um ein feſtliches Mahl, bei welchem 90 Gäſte an 10 Tafeln ſitzen und ſich dem heiterſten Genuſſe überlaſſen. Ein Journal ſagt bei dieſer Gelegenheit: man hat kein Beiſpiel, daß einer unſerer Miniſter jemals eine ſolche Mahlzeit gegeben habe. (Signale.)

∴ Der unlängſt in Afrika geſtorbene Oberſt Berthier war der Großneffe des Marſchalls Berthier, Fürſten von Neufchatel und Wagram.

∴ Mehemed Ali hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

∴ Der Seemaler Isabey iſt nach Holland abgereiſt, um bei der Aufſtellung der Statue Wilhelm des Schweigſamen im Haag zugegen zu ſein.

∴ Meyerbeer hat im „Journal des Débats“ erklären laſſen, daß er in dieſem Winter keine neue Oper zur Aufführung bringen wird, da er verpflichtet ſei, nach Berlin zurückzukehren. Doch wolle er im Frühjahr die Partitur des „Feldlagers in Schleſien“, des „Propheten“ oder der „Afrikanerin“ ſelbſt überbringen, wenn die Oper genügende Geſangskräfte zur Verfügung ſtellen könne.

∴ Halévy's „Königin“ wird wöchentlich wenigſtens ein Mal aufgeführt und wechſelt ab mit Donizetti's „Favorita“, dem „Freiſchütz“, „Maria Stuart“, Auber's „Gott und Bajadere“ und den „Hugenotten“.

∴ Der Klaviervirtuoſe Ritter Ignaz Moſcheles iſt hier angekommen.

∴ In letzterer Zeit haben nun auch die Spielkartenarbeiter ihre Arbeiten eingeſtellt und auf höheren Lohn gedrungen.

∴ Bei den hier wohnenden Italienern ſind auf Miniſterialbefehl Hausſuchungen veranſtaltet worden.

∴ Von 1827 bis 1843 haben in Frankreich nicht weniger als 29,180 Selbſtmorde ſtattgefunden. Sie nehmen von Jahr zu Jahr in beklagenswürdiger Progreſſion zu. Im Jahre 1840 ſind 2652, im Jahre 1843 ſogar 3020 Selbſtmorde bekannt geworden.

∴ Bei einem Feſte in Picardy im Departement der Somme, wurde an der Tafelrunde nach der Reihe von jedem Gaſte ein Vers geſungen. Einer ſtimmte im Uebermuthe ein De profundis an, hatte aber kaum geendigt, als er todt niederſtürzte.

∴ In Sotteville bei Rouen ſprang kürzlich ein Betrunkener aus einem Fenſter 40 Fuß tief hinab und — ſchlenderte unbeſchädigt ſeinen Weg fort.

∴ Aus einer Reſtauration der Vorſtadt St. Germain traten in dieſen Tagen völlig geſättigt einige Franzoſen und Engländer, als ein Mann mit einem Obſtkarren vorbeikam, deſſen Erſcheinen Veranlaſſung zu einer Wette gab, indem der Engländer um 1000 Pfund wettete, daß er noch 200 Pfirſiche als Deſſert verzehren wolle. Hundert Stück verzehrte er wirklich bei gutem Humor; bei der 120ſten aber wurde ihm plötzlich unwohl und — er ſtarb. Damit iſt aber die Sache noch nicht zu Ende. Der Verſtorbene hatte ſein Leben hoch verſichert, und die Verſicherungsgeſellſchaft erklärt den Todesfall für einen Selbſtmord und will nicht zahlen, weshalb bereits Prozeß entſtanden.

∴ Noch immer geht die Rede, daß den Boulevards entlang eine Eiſenbahn angelegt werde, obgleich man hier und da Zweifel erhebt, daß die Regierung dazu ihre Genehmigung geben werde.

∴ Von der Inſel Bourbon meldet man, daß dort eine Sammlung zu einem Denkmal für die vor Tamatava auf Madagascar gefallenen Franzoſen veranſtaltet worden iſt.

∴ Die „Epoque“ hat ein Rundſchreiben an alle Pariſer Portiers erlaſſen, worin ſie denſelben große Vortheile verſpricht, wenn ſie zur Verbreitung ihres Blattes mitwirken. Die Anzeigen erhalten Rabatt und für Anzeigen von Wohnungsvermiethungen, Stellengeſuchen ꝛc. will das Blatt ſo lange mit der Bezahlung in Geduld ſtehen, bis die Annoncen Erfolg gehabt haben.

∴ Der „Courrier du Havre“ erzählt, daß auf Gun Island, im Norden von Neuholland, erſt jetzt eine Flaſche gefunden worden, welche von dem Wrack des im Jahre 1727 in jener Gegend geſcheiterten franzöſiſchen Schiffes „der Zeewyk“ herrühre.

Petersburg. Eingedenk der Verdienſte, welche ſich der Graf Cancrin um die Blüthe des ruſſiſchen Handels erworben, beabſichtigt die hieſige Kaufmannſchaft, demſelben auf ihre Koſten ein Denkmal zu ſetzen. Eben ſo will ſie aus ihren Mitteln ein Kapital zuſammenbringen, von deſſen Zinſen in der Handelsſchule ein Zögling erzogen werden ſoll, der Cancrins Namen führen wird.

Riga. In Folge eines Miniſterialbefehls iſt eine Vermeſſung unſerer ganzen Stadt und Gehöfte nach ruſſiſchem Maaße anbefohlen worden.

Rom. Unter den ausgezeichneten deutſchen Künſtlern, welche ſich neben Cornelius hier aufhalten, der jetzt die Cartons zu dem in Berlin zu errichtenden Campo ſanto entwirft, gehören der Landſchaftsmaler Gurlitt aus Altona, Metz aus Dresden, Schrader und Eliſabeth Baumann aus Düſſeldorf.

Stuttgart. Der berühmte Profeſſor R. v. Mohl in Tübingen ſcheint ganz darauf verſeſſen zu ſein, ſeinem gelehrten Rufe den Glanz eines politiſchen Schriftſtellers beizugeſellen. In dem in der Geſchichte unſeres conſtitutionellen Lebens berühmten Oberamtsbezirke Balingen iſt die Stelle eines Landtags-Abgeordneten erledigt und dieſe iſt es, um welche Herr von Mohl jetzt wirbt. Zu dieſem Behufe hat er im „Stuttgarter Beobachter", dem Hauptorgan der Oppoſition, ein politiſches Glaubensbekenntniß abgelegt, worin er die Regierung wie einen Schulknaben abkanzelt. Zuletzt ruft Herr von Mohl den Balinger Wählern zu: »Die Zukunft Eures Vaterlandes ruht in Euren Händen; wählt mich und Ihr ſollt ſehen, was ich ſchaffen werde.« (So Etwas ließe man anderswo nicht drucken. Es lebe der Fortſchritt!)

∴ Zur Eröffnung des neuen, im Bau begriffenen Hoftheaters ſchreibt Herr Lindpaintner eine neue fünfaktige Oper, „die Lichtenſteiner". Der Text iſt Wilhelm Hauffs gleichnamiger Erzählung entlehnt.

Trier. Seit dem 1. Auguſt werden hier jeden Abend am Fuße des Berges, der nach dem Kreuzchen führt, von Perſonen aus der unterſten Volksklaſſe Prozeſſionen gehalten, die in der Woche aus einigen hundert Köpfen, an den Feiertagen aber aus mehr als tauſend beſtehen. Die fromme Fahrt geſchieht unter Geſang und Gebet mit Lichtern in den Händen. (Etwas Licht im Kopfe wäre erſprießlicher.)

Turin. Am 13. October hatten wir hier noch 20 Grad R. Wärme, während die Berge bereits mit Schnee bedeckt waren.

Weimar. Auch hier, in unſerm friedlichen Ilm-Athen, ſchaut man ſich nach Büchern um, die verboten, und nach Schriftſtellern, die ausgewieſen werden könnten. Schuſelka und mit ihm ein Wiener Dichter, Namens Mollet, müſſen Jena verlaſſen.

∴ Der Legationsrath Panſe wird nächſtens wieder ein Stück an die Bühnen verſenden, das den Titel führt: „die Frage des Jahrhunderts".

Wien. Die Unterhandlungen wegen der Vermählung des Erbprinzen von Lucca mit der Tochter der Herzogin von Berry, Prinzeſſin Louiſe, ſollen zum Schluß gediehen ſein, ſo daß nächſtens die Verlobung hier ſtattfinden wird. Das Heirathsgut der Braut beträgt das Sümmchen von 14 Millionen Francs.

∴ Herr von Deinhardſtein hat ein neues hiſtoriſches Luſtſpiel, „Voltaire", geſchrieben. Es wird zuerſt im Hofburgtheater zur Darſtellung gelangen.

∴ Hector Berlioz wird hier erwartet, um im Theater an der Wien ſeine Compoſitionen aufzuführen.

∴ Die deutſchen Gourmands können ſich freuen! Herr Friedrich Blum, der Scribe des Leopoldſtädter Theaters, hat eine neue Poſſe, „Schnepf und Wachtel", gekocht.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Text und Melodie des weltbekannten ruſſiſchen Nationalliedes „Schöne Minka, ich muß ſcheiden" ſoll Kaiſer Alexander im Jahre 1809 zu Ehren der Königin von Preußen kurz vor ſeiner Abreiſe von Tilſit componirt haben.

— Mozart, der von den böhmiſchen Ständen den Auftrag erhielt, zur Krönung Kaiſer Leopolds II. eine neue Oper zu ſchreiben, componirte ſeinen „Titus" in achtzehn Tagen. Er begann ſie im Reiſewagen von Wien nach Prag und vollendete ſie dort im Jahre 1791.

— Die erſten 80 Vorſtellungen der „Templer" auf dem Théâtre français brachten ihrem Dichter Raynouard eine Tantieme von 22,275 Francs, die 75 erſten des „Sylla", Herrn von Jouy 26,263 Francs, die 149 erſten der „Schule der Alten" Herrn Caſimir Delavigne 30,822 Frs. und die 67 erſten der „Valérie" Herrn Scribe 24,000 Frs. ein.

— Der Gagen-Etat des Gothaer Hoftheaters war im Jahre 1778 folgender: Eckhof erhielt wöchentlich 12 Thaler und jährlich 9 Klafter Holz, Iffland 5 Thaler wöchentlich und 4 Klafter Holz, Beck wöchentlich 1 Thaler 15 Silbergroſchen und kein Holz.

— Eine junge Prinzeſſin, Renée de Bourbon, vermählte ſich mit dem Herzog von Lothringen im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Ehe ſie ihren Einzug in Nancy hielt, wurde ſie von den Bauern des Dorfes Laxou, wo ſie durchfuhr, mit einem ländlichen Feſte begrüßt, welches ihr ſo wohl gefiel, daß ſie dieſe Bauern dafür von einer höchſt wunderlichen Servitut befreite. Es befand ſich nämlich dicht vor dem Schloſſe ein großer Moraſt und dieſen mußten die armen Leute, ſo oft ein Fürſt ſeine Vermählung feierte, die ganze Hochzeits-Nacht hindurch peitſchen, damit die Fröſche nicht quakten.

— **Carl II.** von Lothringen führte einſt einen ſeltſamen Krieg mit der Stadt Toul, wegen der Prieſterkinder, die er als ſeine Unterthanen reklamirte, Kraft eines alten kaiſerlichen Privilegiums, welches ihm alle Prieſterkinder zuſprach.

— In Turpins hiſtoriſchem Gemälde der franzöſiſchen Marine behauptet der Verfaſſer: die Benennung Pirat ſei nicht immer ſchimpflich geweſen, ſie komme her von Piräus, dem atheniensiſchen Hafen, wo man ſich einſchiffte, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen.

— Papſt Sixtus V. verordnete, daß ein Hahnrei, der über die Ausſchweifungen ſeiner Frau ſich öffentlich beklagen würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte; das Geſetz aber wurde aus guten Gründen nie in Anwendung gebracht.

— Ein Prieſter ermahnte Richard Löwenherz, daß er drei Dinge von ſich ſtoßen ſolle: Ehrſucht, Geiz und Schwelgerei. — »Sehr wohl,« verſetzte Richard, »ich gebe meine Ehrſucht den Tempelherren, meinen Geiz den Mönchen und meine Schwelgerei den Prälaten.«

— In der franzöſiſchen Bearbeitung der „Kabale und Liebe“ von Schiller (la fille du musicien) ſchließt der letzte Akt ſo, daß Ferdinand mit der Lady Milford in die Kirche zur Trauung geht; Louiſe ſieht dies, geht an den Ofen, öffnet die Röhre und erſtickt ſich im Kohlendampf.

— In den „Memoires de la Minorité de Louis XIV.“ wird erzählt, daß nach Richelieu's Tode viele Verbannte zurückberufen wurden. Unter Andern ſetzte man auch die Marſchälle Vitry und Baſſompierre in Freiheit: weil ſie in der Baſtille zu viel verzehrten. !

— In einem alten Buche, „Raji Historia plantarum“, wird geſagt, daß der Saffran zwar magenſtärkend ſei, aber, in einigem Uebermaaß genoſſen, auch leicht ein tödtliches Lachen hervorbringe, was z. B. einer Dame in Trient widerfahren, die drei Stunden nach dem Genuſſe von Saffran ſich todt gelacht habe.

Treffer und Nieten.

* Zwei Damen, die in Hamburg gaſtirten, eine Namens Ziegenhorn, die andere Bockleitner, ließen, um Anſpielungen zu vermeiden, Erſtere die beiden Silben „Ziegen“, die Andere die Silbe „Bock“ ihrer Namen fahren, und ſomit ſind die Hamburger gezwungen, den bei ihnen zurückgelaſſenen „Ziegenbock“ bis an ſein ſeliges Ende zu füttern.

* Der Elephant in der Menagerie zu Wien ſoll durch das viele Schnapstrinken und durch den Genuß anderer Spirituoſen nicht allein das Podagra, ſondern auch einen rothen Rüſſel bekommen haben.

* Eine Gutsbeſitzerin ſchrieb ihrem Sachwalter, er möge doch Sorge tragen, daß die Hans Veit'ſche Schuld in halbjährigen Ratten (Raten) abgetragen werde.

* Die Redensart: „da muß der Teufel drinnen ſeyn!“ haben jetzt die Landleute im nordweſtlichen Frankreich aus den Kartoffeln herausgetüftelt, indem ſie meinen, der gehörnte Herr mit dem Pferdefuß ſei über die Felder gelaufen und habe die Früchte vergiftet. (Kein Wunder, wenn der Teufel hinkt; Alles wird ihm jetzt in die Schuhe geſchoben.)

* Ein höchſt ergötzlicher Bock ſpringt im Feuilleton des „Berliner Figaro“ Nummer 238 herum, wo bei Gelegenheit des alten 80jährigen Candidaten Schönberg geſagt wird, daß er 1790 ſein Examen in Glogau mit vielem „Rum“ beſtanden.

* Als Saphir Kunde von der Leipziger Schriftſteller-Ausweiſung erhielt, ſagte er: »Da ſieht man, was Leipzig für eine große Stadt iſt, es hat keine ſo viel Literaten auszuweiſen, als ſie.«

* Wer iſt der langwierigſte Schreiber? — Herr von Holtei, denn er hat „vierzig Jahre“ geſchrieben.

Für die Beſitzer von Schillers, Göthe's und Wielands Werken.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau iſt ſoeben erſchienen:

Ungedruckte Briefe
von Schiller, Göthe und Wieland.
Herausgegeben vom Beſitzer der Handſchriften
Juſtizrath Wittkow
in Breslau.
Velinpapier. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Vorſtehende Sammlung enthält 10 eigenhändige Briefe **Schillers**, 7 Briefe **Göthe's** und 1 eigenhändigen Brief **Wielands**, welche hier zum erſten Male vom Beſitzer der Original-Briefe veröffentlicht werden.

Bei **W. Wienbrack** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus der neuen Zeit. Novellen und Erzählungen von Louiſe Otto. Inhalt: Johannes. I. II. Skizze aus einem Dichterleben. — Die Verbrüderten. — Zwei Tage. — Heinrich. Skizze einer Dorfgeſchichte. — Arm und Reich. — Geheftet. Preis: 1½ Thaler.

Bei **Ph. Reclam** jun. in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Revolution und die Revolutionäre in Italien. 22½ Ngr.

Oeſterreichs Gegenwart. 1r Band. 15 Ngr.

Eine Stimme aus Böhmen über die neueſten induſtriellen und merkantiliſchen Verhältniſſe dieſes Landes. 1 Thlr.

Gogol, N. Die todten Seelen. Ein ſatyriſch-komiſches Zeitgemälde. Aus dem Ruſſiſchen übertragen, mit Anmerkungen verſehen und bevorwortet von Ph. Loebenſtein. 1½ Thlr.

Wohlfeile Unterhaltungs-Bibliothek. 14—22s Bdch., enth.: Der Venezianer. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von C. Herloßſohn. à Bdch. 5 Ngr.

Oettinger, E. M., Joujoux. Humoriſtiſch-ſatyriſches Leſekabinet. 4r Bd. mit 81 Karikaturen. 1½ Thlr.

Ferner iſt in demſelben Verlage erſchienen:

Denkwürdigkeiten
und
Geheime Geſchichten
des
Petersburger Hofes.
Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 162. Leipzig. 5. November 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 300 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Man muß ſich zu helfen wiſſen!

Humoreske von E. M. Oettinger.

I.

Er fing alſo zu verzweifeln an.

— Mort de ma vie! rief er aus, ich ſitze nun bis am Halſe in der Dinte! Kein Menſch, weder Chriſt noch Jude, weder Muſelmann noch Heide, will mir Etwas leihen. Was anfangen? Wo Geld hernehmen? Wo ein Herz, wo einen Beutel finden, die mir auf Zinſen ein Ohr leihen? Himmel, ſchöner, blauer Himmel, ſende mir einen hilfreichen Geiſt, einen rettenden Freund!

— Guten Morgen! rief Herr von Löffelmeyer, der, ohne anzuklopfen, eingetreten war.

— Du kommſt wie gerufen, lieber Bruder, ſprach Herr von Grützmacher. Ich ſtehe am Rande der Verzweiflung.

— Was fehlt Dir? fragte Löffelmeyer, mit dem ſeidenen Taſchentuche den Staub von ſeinen Stiefeln klopfend.

— Du kannſt noch fragen? Geld, Geld fehlt mir!

— Sonſt nichts?

— Das iſt gerade genug! Ein Menſch ohne Geld …

— Muß ſich zu helfen wiſſen.

— Aber wie?

— Auf die allerleichteſte Art. Du biſt doch geſund?

— Wie ein Fiſch im Waſſer.

— Kannſt Du Dir ein ärztliches Atteſt verſchaffen, daß Du keine Anlage zu irgend einer lebensgefährlichen Krankheit haſt?

— Das kann ich mir wohl verſchaffen.

— Dann iſt Dir geholfen.

— Aber wie?

— Das laſſe meine Sorge ſein. Noch eins, haſt Du die Pocken gehabt?

— Ja!

— Das freut mich! rief Löffelmeyer, indem er ſich vergnügt die Hände rieb.

— Warum freut Dich das?

— Das ſollſt Du ſpäter erfahren. Jetzt zieh' Dich an, geh' zu Deinem Arzte, laſſe Dir ein Geſundheitsatteſt geben und komm' dann zu mir: ich helfe Dir, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der niemals, aus Grundſatz, ſeine Schulden bezahlt.

II.

Wohl Dir, mein Leſer, wenn Du einen Arzt, wäre er auch noch ſo dumm und ungeſchickt, zum Freunde haſt. Er kann Dir in tauſend Vor-, Zu- und Durchfällen mehr als jeder andere Freund behilflich ſein. Verlangſt Du Beweiſe? Du haſt Dich geſtern einſchreiben laſſen auf der Schnellpoſt; heute Abend ſollſt Du abreiſen. Nachmittags fällt Dir ein, Du willſt heute Abend die neue Oper hören und erſt morgen reiſen. Bleibſt Du zurück, ſo iſt das Poſtgeld verfallen. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, dann kannſt Du reiſen, wann Du willſt. Morgen um 10 Uhr haſt Du Termin. Zu derſelben Stunde haſt Du auch ein Rendez-vous. Der Termin läuft Dir nicht weg, aber wohl das Rendez-vous. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, dann wird ein neuer Termin anberaumt, und Du brauchſt das Stelldichein nicht zu verſäumen. Morgen ſollſt Du (welch' ein Fashionable darf ſich deſſen ſchämen?!) Schulden halber eingeſperrt werden. Erſt übermorgen haſt Du Ausſicht, Geld zu erhalten. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, und der Würgengel muß abziehen.

Herr von Grützmacher befolgte den Rath ſeines Freundes und ging zu ſeinem Arzte.

— Ich bitte Sie um ein Atteſt, lieber Doctor.

Der Arzt ſetzte ſich und ſchrieb:

„Ich erkläre hiermit, daß Herr von Grützmacher, den ich ſeit acht Jahren ausſchließlich behandle, an einer hartnäckigen Leberkrankheit leidet, die eine ſtarke Bewegung und den Genuß der freien Luft unbedingt nothwendig macht. Die Conſtitution des Patienten iſt dergeſtalt angegriffen, daß die Störung ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe die nachtheiligſten Folgen zurücklaſſen müßte. Dies beſcheinigt hiermit der Wahrheit gemäß

Fenchelkopf,
praktiſcher Arzt und Geburtshelfer."

Parole d'honneur! es giebt nichts Geduldigeres, als der breite Rücken des Papiers, der jede Lüge, wäre ſie noch ſo keck und kraß, ſich gutmüthig aufdrücken läßt.

— Hier iſt das Atteſt, ſprach der Arzt.

Herr von Grützmacher las das Atteſt.

— Damit, lieber Doctor, ſprach er lachend, iſt mir nicht gedient. Meine Leber iſt ſo geſund wie die Ihrige. Ich wünſche im Gegentheil ein Atteſt zu haben, daß ich kerngeſund bin und daß meine Conſtitution von der Art iſt, daß ich Hoffnung habe, ſo alt wie der ſelige Methuſalem zu werden.

— Alſo ein Geſundheitsatteſt? Wozu brauchen Sie das?

— Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Aber ich brauche es, wie geſagt.

Der Arzt ſetzte ſich und ſchrieb:

„Ich erkläre hiermit, daß Herr von Grützmacher, den ich ſeit acht Jahren ärztlich behandle, ſich ſeit vier Jahren einer ſo vollkommenen Geſundheit zu erfreuen hat, daß ſich mit Beſtimmtheit annehmen läßt, er werde bei ſeiner kernigen Conſtitution ein ſehr hohes Alter erreichen. Dies beſcheinigt hiermit der Wahrheit gemäß

Fenchelkopf,
praktiſcher Arzt und Geburtshelfer.“

Wenn ich für jede Lüge, die im Leben unter dem Namen der Wahrheit cirkulirt, nur einen Preußiſchen Thaler bekäme, ſo wäre ich nicht viel ärmer als Cröſus.

— Iſt's ſo recht? fragte der Arzt.

Herr von Grützmacher las das Atteſt.

— Noch ein Poſtſcriptum, wenn ich bitten darf.

— Dictiren Sie, ſprach der Doctor.

— Poſtſcriptum: Herr von Grützmacher hat die Pocken gehabt, mithin iſt auch von dieſer Seite nichts zu befürchten.

— Hier haben Sie Ihr Atteſt, ſprach der Arzt. Das andere, daß Sie krank ſind, wollen wir ſogleich vernichten.

— Wozu, lieber Doctor? Da es einmal geſchrieben iſt, werde ich ſpäter davon Gebrauch machen.

— Aber das Datum?

— Zum Glück haben Sie vergeſſen, es auf dem Krankheitsatteſte hinzuſetzen; brauche ich's einmal …

— So können Sie ja ſelbſt das Datum hinzuſchreiben, fiel ihm der Arzt in die Rede.

— Das meinte auch ich. Ein Krankheitsatteſt iſt für tauſend Fälle im menſchlichen Leben ein mächtiger Passe-par-tout. Vorläufig ſtatte ich Ihnen dafür meinen Dank ab. Morgen ſchicke ich Ihnen einen köſtlichen Faſan.

— Vergeſſen Sie es nicht.

— Ganz gewiß nicht, lieber Doctor.

Herr von Grützmacher ſteckte das Geſundheitsatteſt in die eine und das Krankheitsatteſt in die andere Bruſttaſche und verfügte ſich ſpornſtreichs zu ſeinem Freunde Löffelmeyer.

— Hier iſt das Atteſt! rief Grützmacher.

— Triumph, nun iſt Dir geholfen! rief Löffelmeyer.

III.

Die Lebensverſicherungs-Anſtalt.

(Unter „Lebensverſicherungs-Anſtalt“ wird ein Vertrag verſtanden, den Jemand mit der Bank dahin abſchließt, daß ihm gegen gewiſſe jährliche Leiſtungen eine beſtimmte, nach dem Erlöſchen des eigenen oder eines andern verſicherten Lebens zahlbare Capitalſumme zugeſichert wird. Die Urkunde, welche die Bank darüber ausſtellt, heißt die Police, die jährliche Leiſtung heißt die Prämie.

§. 2. der Verfaſſung der Gothaiſchen Lebensverſicherungs-Bank.)

Am andern Morgen traten zwei Leute in das Comtoir des Bankiers Pfennigbauer, welcher einer der Agenten der Lebensverſicherungs-Bank iſt.

— Dieſer Herr, ſagte der Aeltere auf den Jüngern zeigend, wünſcht ſich einzukaufen.

Der Bankier ſteckte die Perry'ſche Stahlfeder hinter's Ohr und fragte den Jüngern:

— Wie heißen Sie?

— Ich heiße Agathon Freiherr von Grützmacher.

— Wie alt ſind Sie?

— Zweiunddreißig Jahre.

— Darf ich um Ihren Taufſchein bitten?

— Hier iſt er.

— Es wird Ihnen bekannt ſein, ſprach der Bankier, daß die Lebensverſicherung nur ſolche Perſonen annimmt, die darthun können, ihr Geſundheitszuſtand ſei von der Art, daß man annehmen darf, ſie werden nicht ſo bald mit Tode abgehen. Die Lebensverſicherungs-Anſtalt verlangt daher von Jedem, der ſich einkaufen will, ein ärztliches Atteſt, daß er geſund iſt. Haben Sie ein ſolches Atteſt?

Grützmacher griff in ſeine Bruſttaſche und holte das ärztliche Zeugniß hervor.

— Hier iſt es!

Der Bankier ſetzte ſeine Brille auf, las und ſeufzte. Grützmacher hatte in der Zerſtreuung in die Taſche gegriffen, in der das Krankheitsatteſt ſtak.

— Ihr Arzt, ſprach der Bankier, erklärt, daß Sie an einer hartnäckigen Leberkrankheit leiden und daß Ihre Conſtitution dergeſtalt angegriffen ſei . . .

— Ich leberkrank . . . meine Conſtitution angegriffen? ſtammelte Grützmacher ganz verdutzt.

— Hier ſteht es.

— Das iſt ein Irrthum, lachte Herr von Löffelmeyer, der weit mehr Geiſtesgegenwart beſaß — dieſes Krankheitsatteſt iſt das meinige.

— Ihr Name, mein Herr?

— Ich heiße Cäſar Freiherr von Grützmacher und bin der Bruder dieſes Herrn. Nicht wahr, lieber Agathon?

— So iſt's, Cäſar iſt mein Bruder.

— Ich leide ſeit acht Jahren an einer unheilbaren Leberkrankheit und habe mir geſtern vom Dr. Fenchelkopf, der auch der Arzt meines Bruders iſt, dieſes Zeugniß ausſtellen laſſen, um meinen Abſchied vom Militairdienſt zu erhalten. Mein Bruder Agathon hingegen iſt vielleicht der geſundeſte Menſch auf Gottes Erdboden. Agathon, zeige dem Herrn Dein Atteſt.

Grützmacher, der unterdeſſen Zeit gefunden hatte, ſich zu ſammeln, holte das Geſundheitsatteſt hervor.

— Hier iſt es!

Der Bankier las es und nickte mit dem Kopfe.

— Wahrlich, es bedurfte dieſes Atteſtes nicht . . . Ihr ganzes Ausſehen zeugt von einer ſtrotzenden Fülle der Geſundheit . . . Wie groß ſoll die Summe ſein, mit der Sie Ihr Leben verſichern wollen? fragte der Bankier und gab dem Pſeudo-Bruder des Herrn von Grützmacher das Krankheitsatteſt zurück.

— 4000 Thaler.

— Gut. Wollen Sie ſich ſogleich einkaufen?

— Ja, mein Herr.

— Die Prämie wird nach §. 50. der Verfaſſung auf ein ganzes Jahr vorausbezahlt.

— Wieviel beträgt die Prämie?

— 120 Thaler.

— Hier ſind 120 Thaler, ſprach Herr von Löffelmeyer, der dieſe Summe, wie ſchon geſtern verabredet worden war, ſeinem Freunde Grützmacher auf acht Tage vorſchoß.

Herr von Grützmacher erhielt eine Police von 4000 Thalern und eine Quittung über die bezahlte Prämie.

Sie gingen.

— Bruder, rief Herr von Löffelmeyer, als er kaum auf der Straße war, jetzt iſt Dir geholfen!

— Geholfen? Das kann ich noch immer nicht einſehen.

— Weil Du dumm, ſtockdumm biſt. Zieht der Menſch das falſche Zeugniß aus der Taſche! Beſaß ich nicht die Geiſtesgegenwart, mich für Deinen leberkranken Bruder auszugeben, ſo war mein ganzer Plan vereitelt! Jetzt iſt unſer Spiel gewonnen. Komm, komm!

(Schluß folgt.)

Thränen.

Novellen-Skizze von A. Mödinger.

Es iſt Etwas in des Menſchen Bruſt, das gleicht dem Demant in ſeiner ſchimmernden Pracht; es ruht tief in dem Schachte des Herzens und ſchläft. Da naht ein bleiches, verzehrtes Weib dem Schlummernden; in ihren Augen glänzt die Wehmuth verlorener Ruhe, aus ihren Zügen ſpricht die Rückahnung geſchwundenen Glückes. Sie küßt den Schlummernden an der Stelle, wo das Herz pulſ't und klopft, und ſein Traum wird bang und trübe. Das Weib iſt der Schmerz. Aus dieſer Umarmung entſteht die Thräne, das Göttlichſte, was der Menſch beſitzt; ſo göttlich, daß es ſtirbt, wenn es die kalte Luft der Erde eingehaucht hat. Tritt ſie in das Auge, ſchmerzlich lächelnd, ſo ſpiegelt ſich darin die Luſt der Welt; ſie zuckt und ſtirbt.

Sie waren Beide arm. Er ſchrieb für Geld, ſie nähte um das tägliche Brod, aber Beide liebten ſich. — Als Tony's Vater noch lebte, ſaßen ſie Beide Arm in Arm zu den Füßen des Alten und hörten ſeiner Weisheit zu. Als er geſtorben war, gingen ſie Abends nach vollendeten Geſchäften hinaus in den Wald, glitten manchmal im ſchwanken Kahn über das mondlichtſpiegelnde Waſſer und vertieften ſich in das Anſchauen der Unendlichkeit. So waren ſie glücklich, denn ſie waren fern von den Vergnügungen der Welt, und ſie bemerkten es kaum, wenn Abends die glänzenden Karoſſen durch die Straßen rollten, denn ſie ſaßen im traulichen Stübchen und plauderten von ihrer Zukunft, die dunkel vor ihnen lag, wenngleich verklärt von dem Heiligenſchein der hoffenden Liebe. Sie bauten wie Kinder die Kartenhäuſer ihrer Fantaſie, ohne zu bedenken, daß ſie nicht mächtig genug waren, ſie vor den Stürmen des Lebens, vor dem neidiſchen Hauch der Menſchen zu bewahren.

Tony hatte einen Gott im Herzen, das war die Liebe, der ſie gehorchte mit all' dem Inſtinkt eines Weibes, das nichts Anderes auf der Welt hat. — Simon betete zu ihr wie zu einer Madonna, die aus dunkler Niſche hinabſtrahlt in die Einſamkeit ſeines Lebens. Hatte er doch Nichts auf der weiten, weiten Erde; nicht Freund, nicht Feind, nicht Vater, nicht Mutter!

Und ſo vergaßen ſie in ihrer Liebe die Kälte des Lebens und übertraten die Geſetze der Geſellſchaft.

* * *

Tony genas eines Kindes. Mit dem ſeligſten Lächeln der Unſchuld reichte ſie es Simon hin, der zu ihren Füßen kniete. Er küßte das Kind und die Hände der Mutter, die in höchſter Luſt die Augen ſchloß und weinte.

Tony war angegriffen und verlangte nach einem Arzt, der ihr fern geblieben war in der langen Zeit der Noth; ſie waren ja arm und ein Arzt verlangt Geld.

Athemlos lief Simon durch die Stadt. Es war Nacht und die Straßen einſam und verlaſſen. Einen Arzt! einen Arzt! tönte jede Fiber ſeines Körpers. — Beim unſichern Schein des Mondes lieſt er die Schilder an den Thüren, mehr und immer mehr und dennoch kein Arzt. — Endlich, hier; — Er klingelt. Der Herr ſchläft, darf nicht geweckt werden. Er bittet, fleht, vergebens! Er flucht und man ſchlägt ihm die Thür vor der Naſe zu.

So geht er von einem zum andern. Keiner für ihn; der iſt eben erſt nach Hauſe gekommen, der iſt auf der Reiſe. — Während dem ſchwebte ein Engel in das kleine Dachſtübchen Tony's und küßte ſie. Sie hatte noch Zeit genug, das Kind an ihre Bruſt zu legen, dann ſchlief ſie ein.

Als Simon muthlos und geſenkten Hauptes nach Hauſe kam, war es heilig ſtill in dem kleinen Stübchen. Die Lampe brannte düſter und war dem Verlöſchen nah. Auf den Zehen trat er ans Bett; ſie ſchläft ſo ſanft, flüſterte ſeine Lippe, und er beugte ſich nieder, um ihre Stirn zu küſſen. Da fährt ein Schmerzensſchrei durch das Zimmer, ... ſie war kalt . . . eiskalt!

Tauſendmal enttönt der theure Name ſeinen Lippen, vergebens, . . . ſie war todt! Und das Kind lag an ihrer Bruſt und ſchlief den glücklichen Schlaf des Unbewußtſeins. Simon ſank nieder an dem Fuß des Bettes und weinte.

* * *

Ich war auf dem Friedhof. So oft ich hinausgekommen war, eine theure Stelle zu beſuchen, hatte ich eine gebeugte, wenngleich noch junge Geſtalt dort getroffen. Es war Simon, der am Grabe ſeiner Tony ſaß und es mit Feldblumen ſchmückte, noch friſch und duftend von ſeinen Thränen. Lange ehrte ich ſeinen Schmerz und ging an ihm vorüber, da ich ihn faſt gar nicht kannte; aber neulich trat ich zu ihm heran und reichte ihm einen weißen Roſenſtock, den ich mit hinausgenommen hatte.

— Wollen Sie mir geſtatten, dieſe Roſe auf das Grab zu pflanzen, vor dem ich Sie ſo oft in Thränen traf? ſagte ich zu ihm.

Er ſah mich an wie Einer, der Etwas hört, ohne es recht zu verſtehen.

— Kannten Sie ſie denn? fragte er mich nach einer kleinen Pauſe, indem ſeine Augen den ſchönen Roſenſtock verſchlangen.

— Nein! aber ſie muß gut geweſen ſein, das ſehe ich an Ihrer Trauer.

— Oh, ſie war gut . . . zu gut! rief er mit thränenden Augen.

Ich machte mich ans Werk, den Roſenſtock auf ihr Grab zu pflanzen, und er ſagte mit beinah kindiſcher Freude:

— Oh, ſie wird ſich freuen, denn ſie liebte die Roſe vor allen andern Blumen! Dabei brach er eine Knoſpe von dem Strauche, küßte ſie und ſteckte ſie in die feuchte Erde, am Kopfende des Grabes.

Dann erzählte er mir ſeine Geſchichte, einfach wie ich ſie wieder erzählt, nur rührender von dem Schmelz der Liebe, der ſie umgab.

Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen, und wir gingen der Stadt zu. Vom Himmel herab ſtrahlten die Sterne. Simon ſtand ſtill und hob die Blicke zu ihnen empor:

— Dort weilt ſie nun, ſagte er leiſe, und erwartet mich. Ich komme, Tony . . . ich komme! . . .

— Und Ihr Kind? unterbrach ich ihn, während ich, abgewendet, eine Thräne zerdrückte.

— Oh, mein Kind! ſchluchzte er und ſank laut weinend an meine Bruſt.

* * *

Simon iſt ruhiger geworden und die Sorge für ſein Kind hat ihn dem Leben wiedergegeben. Er arbeitet Tag und Nacht, um die Amme zu erhalten, die es ſäugt, aber ſeine Thränen fließen wie früher.

Ich wollte, ich könnte ſie trocknen.

Ein Originalbrief von Mozart*).

Allerliebſte, Allerbeſte, Allerſchönſte,
Vergoldete Verſilberte und Verzuckerte,
Wertheſte und Schätzbarſte
Gnädige Frau
Baronnin!

Hier habe ich die Ehre Euer Gnaden das bewußte Rondeau, ſammt den 2 Theilen von den Comedien, und den Ländlichen Erzehlungen zu ſchicken. — Ich habe geſtern einen großen Bock geſchoſſen! — Da war mir immer als hätte ich noch etwas zu ſagen — allein meinem dummen ſchädel wollte es nicht einfallen! und das war, mich zu bedanken daß ſich Euer Gnaden gleich ſo viele Mühe wegen dem ſchönen Frak gegeben — und für die Gnade mir ſolch einen zu verſprechen! — allein, mir fiel es nicht ein; wie dies dann mein gewöhnlicher Fall iſt. — mich reut es auch oft daß ich anſtatt der Muſik nicht die Baukunſt erlernt habe, denn ich habe öfters gehört, daß derjenige der beſte Baumeiſter ſey, dem nichts einfällt. — Ich kann wohl ſagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Menſch bin! — unglücklich ſeit der Zeit da ich Euer Gnaden ſo ſchön friſirt auf dem Ball ſah! — denn — — meine ganze ruhe iſt nun verloren! nichts als ſeufzen und ächzen! — die übrige Zeit die ich noch auf dem Ball zubrachte konnte ich nichts mehr tanzen — ſondern ſprang — das soupee war ſchon beſtellt — ich aſſ nicht — ſondern ich fraß — die Nacht durch anſtatt ruhig und ſanft zu ſchlummern — ſchlief ich wie ein ratz, und ſchnarchte wie ein Bär! — und (ohne mir zu viel darauf einzubilden) wollte ich faſt wetten daß es Euer Gnaden à proportion eben auch ſo ging! — ſie lächeln? — werden roth! — O Ja — ich bin glücklich! — mein Glück iſt gemacht! — doch ach! wer ſchlägt mich auf die Achſeln? — wer guckt mir in mein Schreiben? — auweh, auweh, auweh! — mein Weib! — Nun in gotts Namen; ich habe ſie einmal, und muß ſie behalten! was iſt zu thun? — ich muß ſie loben — und mir einbilden, es ſey wahr! —

---

*) Der hier abgedruckte, aus der werthvollen Autographenſammlung des Herrn Auguſt Artaria in Wien uns zur Bekanntmachung überlaſſene Brief Mozarts wird, wenn auch ſein Inhalt nur humoriſtiſcher und nicht rein muſikaliſcher Art iſt, doch jedem Verehrer des unſterblichen Meiſters willkommen ſein, da er den Beweis liefert, daß Mozart nicht allein in ſeinen Compoſitionen, ſondern auch in ſeinem brieflichen Verkehr mit ſeinen Gönnern und Freunden ein durchaus gemüthlicher Menſch war. Die Orthographie des Originals haben wir treulich beibehalten.

glücklich bin ich, weil ich keine auerhammer brauche um Euer Gnaden zu ſchreiben wie H v Taiſen, oder wie er heiſt! (ich wollte er hätte gar keinen Nammen! —) denn ich hatte an Euer Gnaden ſelbſt etwas zu ſchicken. — und auch auſſer dieſem hätte ich urſache gehabt Euer Gnaden zu ſchreiben; doch warum nicht? — alſo courage; — ich möchte Euer gnaden bitten, daß — Pfui Teufel, das wäre grob! — à propos;

kennen Euer Gnaden das liedchen nicht?

Ein Frauenzimmer und ein Bier
Wie reimt ſich das zu ſam? —
Das Frauenzimmer beſitzt ein Bier,
Davon ſchickt ſie ein' Bluzer mir,
ſo reimt es ſich zuſam.

nicht wahr das hätte ich recht fein angebracht? — Nun aber Senza burle; wenn mir Euer gnaden auch heute abends einen Bluzer zukommen laſſen könnten, ſo würden ſie mir wohl eine groſe gnade erweiſen. — Denn, meine Frau iſt — iſt — iſt — und hat gelüſte — — und aber nur zu einem Bier welches auf Engliſche art zugerichtet iſt! — nun brav, weiberl! — ich ſehe endlich daß du doch zu etwas Nutze biſt! — Meine Frau die ein Engel von einem Weibe iſt: und ich der ein Muſter von einem Ehemann bin, küſſen beide Euer Gnaden 1000 mal die hände und ſind ewig dero

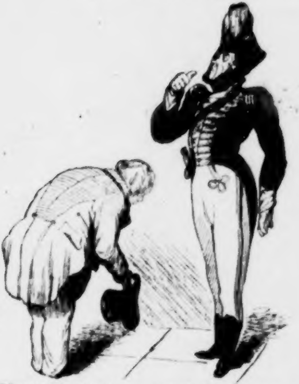
getreuen vassalen
Mozart Magnus corpore parvus
et
Constantia omnium uxorum pulcherima et prudentissima.

Wien, den 2. October
1782
an die Auerhammer bitte
kein Compliment

A
Madame
Madame La Baronne de Waldstaetten
née de Scheffer
à
Leopoldstadt.

(Spenerſche Zeitung.)

Aus dem Leben.



Jäger: Ich will ſehen, was ich für Sie thun kann.

Venetianiſche Barcarole.

Von E. M. Oettinger.

Milde Mandolinenklänge
Zittern durch die ſtille Nacht:
Horch, das iſt die Barcarole,
Die die Liebe ſich erdacht.

Dort, auf ſpiegelhellen Wellen,
Von dem Mondlicht angelacht,
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

In der Mitte dieſer Gondel,
Deren ſchwarze Flagge weht,
Sitzt ein kleiner Gondoliere,
Der das Lenken gut verſteht.

Und dabei ein kecker Schütze,
Der gewandt mit Pfeilen ſpielt:
Hütet Euch vor dieſem Schützen,
Immer trifft er, wenn er zielt.

Hier auf ſpiegelhellen Wellen,
Von dem Mondlicht angelacht,
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

Dieſe Gondel iſt Dein Auge,
Licht und klar wie Mondennacht,
Amor iſt der Gondoliere,
Der aus Deinem Auge lacht *).

---

*) Probe aus der dritten Auflage des mit zwanzig neueren Liedern vermehrten „Buchs der Liebe", das zur Oſtermeſſe 1848 bei Philipp Reclam erſcheinen wird.

Zapfenſtreich.

Algier. Marſchall Bugeaud, der wie alle Säbelhelden und Haudegen einen tödtlichen Haß gegen die Journalpreſſe hegt, iſt durch eine unbegreifliche Laune des Geſchicks nun ſelbſt Journaliſt geworden. Der Sieger vom Isly ſchreibt nicht nur alle leitenden Artikel des „Moniteur algérien", er iſt auch Mitarbeiter am „Toulonnais", am „Conservateur de la Dordogne" und an zwei bis drei Marſeiller Zeitungen; aber ſeine Feder iſt ſtumpfer als ſein Schwert.

∴ Abbé Greulat, Pfarrer der Gemeinde in Mascara, iſt in religiöſem Eifer aufgebrochen, um Abdel-Kader zum katholiſchen Glauben zu bekehren!!!

Altenburg. Pierers „Univerſallexikon" iſt jetzt bis zum 27ſten Bande vorgeſchritten. Die ſechs letzten Hefte enthalten die Artikel Schon bis Schweiz. Für Geſchichtsfreunde ſind die Abſchnitte „Schleſien", „Schmalkaldiſcher Bund", „Schottland", „Schwaben", „Schwarzburg" und vor Allem „Schweden" am ausführlichſten behandelt.

Antwerpen. Bei Buſchmann iſt eine deutſche Ueberſetzung in Verſen von Lafontaine's Fabeln, vom Profeſſor Ad. Hoefs, erſchienen.

Athen. Seit einiger Zeit erſcheint hier ein neues miniſterielles Journal, „der Erlöſer", und eine Oppoſitionszeitung, „der Meſſias". Das Merkwürdigſte dabei iſt der Umſtand, daß beide Blätter ſich beſtändig in den Haaren liegen.

∴ Die Zahl der Offiziere, welche in Folge der September-Revolution des Jahres 1843 ihr Activitäts-Gehalt als National-Belohnung auf Lebenszeit beziehen, beläuft ſich auf 58, darunter 2 Oberſten, 1 Oberſt-Lieutenant, 5 Majore, 10 Hauptleute, 1 Escadron-Chef, 29 Lieutenants und 10 Militairbeamte.

∴ Der Kaiſer von Oeſterreich hat der hieſigen Bibliothek ſämmtliche Doubletten der Wiener Hofbibliothek geſchenkt.

Baſel. Neulich wurde hier von einem badiſchen Componiſten, Reiter aus Wertheim, ein Oratorium: „Das neue Paradies" zur Ausführung gebracht, das durch ſeine vortreffliche und großartige Compoſition allgemeine Bewunderung erregt hat. Der Text iſt von einer hieſigen Dichterin.

Berlin. Die Berliner, die überall auf gute Ordnung und Eintheilung halten, theilen die Proteſte der neueſten Zeit in drei Cohorten ein: 1) in Lichtfreunde, deren leuchtendes Haupt der ehrwürdige Paſtor Uhlich in Magdeburg iſt; 2) in Dämmerlinge, an deren Spitze die Biſchöfe Eylert und Dräſeke ſtehen, und 3) in Dunkelmänner, denen der ſattſam bekannte Herr Profeſſor Dr. Hengſtenberg als ſicherer Führer ins Dunkle vorangeht. (Dorfzeitung.)

∴ Am 21. v. M. ſtarb hier nach längerem Leiden der Impreſario der italieniſchen Opern-Geſellſchaft, Signor Cleto Capitini; der Verſtorbene, der in ſeinem Vaterlande Sardinien ein allgemein geachteter Advokat geweſen war, ging aus Liebe zum Theater und errang ſich auf vielen Bühnen Italiens glänzende Erfolge. Im Jahre 1841 war er auch bei uns als Sänger aufgetreten und hatte ſich namentlich als Alfonſo in „Lucrezia Borgia", als Figaro und als Zampa Beifall errungen.

∴ Auf der Königſtädter Bühne hat ſich „der ewige Jude", dramatiſches Gemälde in 5 Akten, vom Schauſpieler Carlſchmidt, ſehen laſſen. Bei den erſten drei Vorſtellungen war das Haus in allen Räumen überfüllt und der Beifall ungewöhnlich lebhaft.

∴ Der Hofkapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider in Deſſau hat den rothen Adler-Orden dritter und der Muſikdirector Julius Schneider in Berlin den gleichen Orden vierter Claſſe erhalten.

∴ Von Karl Beck wird eine Sammlung neuer Gedichte erwartet, betitelt „Lieder eines armen Mannes".

∴ Im Verlage der Voſſiſchen Buchhandlung iſt eine „Bibliothek politiſcher Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert" erſchienen. Der Inhalt dieſer reichhaltigen Sammlung umfaßt ebenſowohl Gegenſtände der äußern und innern Politik, als auch mannigfache Streitfragen des conſtitutionellen Staatsrechts und der jeweiligen Verfaſſungen. Der zweite Band enthält Reden, welche ſich über die Beziehungen von Religion, Kirche und Wiſſenſchaft zum Staat und bürgerlichen Leben verbreiten. Neben den großen Verhältniſſen einer engliſchen und franzöſiſchen Repräſentation ſind indeß auch die kleineren der deutſchen Kammern nicht übergangen worden, und ſelbſt nach einem Pitt, Chatham, Fox, Barnave und Lamartine dürfen uns die Reden der Herren Behr, Rotteck, Itzſtein, Sander, Gagern, Todt u. A. mit Freude und Stolz erfüllen. Schätzenswerth ſind auch die den meiſten Reden beigefügten biographiſchen Notizen, welche den Charakter und die politiſche Laufbahn des Redners nach guten Quellen beſchreiben.

∴ Der König von Dänemark hat dem Kapellmeiſter Möſer für eine Sr. Majeſtät gewidmete Feſthymne einen werthvollen Brillantring zuſtellen laſſen.

∴ Der „Figaro“ ſchreibt: Wir hören zu unſerm Erſtaunen, daß der unſern Leſern gewiß vielfach bekannte Loebell, der ſchon allerhand Beſchäftigungen getrieben, in keiner aber ſo wenig reuſſirt hat, als in der Beſchäftigung der Tagesſchriftſtellerei (denn hier iſt von ihm der Beweis geführt, daß er kaum einen Satz richtig ſchreiben und — nur mit knapper Noth — mir von mich unterſcheiden kann, daß alſo dieſer Herr Loebell die Biographie des Herrn Rott unter der Feder habe. Wir können ſolcher Nachricht keinen Glauben ſchenken. Herr Rott iſt ein viel zu verſtändiger Mann, als daß er einem Loebell die Materialien zu ſeiner Biographie übergeben ſollte. Seydelmanns Biographie von Rötſcher, Rotts Biographie von Loebell, das würde ſich gut ausnehmen. (Weit geeigneter ſchiene uns Herr Loebell, der Plutarch unſeres höchſt hochgeachteten und allgemein verehrten Oberregiſſeurs Marr zu werden!)

∴ Der Gubitz'ſche „Geſellſchafter“ bringt in Nr. 37 ſeiner „literariſchen Blätter“ einen Artikel, der „die vier Roſſe“ auf dem Markusplatze zu Venedig ſchildert. Dieſer Artikel iſt mit Einſchluß der Anmerkung ein **wörtlicher Nachdruck** aus A. v. Binzers „Venedig im Jahre 1844“ (ſiehe Seite 235, 236 und 237). Das Factum iſt an und für ſich unbedeutend, doch hätte der „Geſellſchafter“ wenigſtens ſo honett ſein können, die Quelle anzugeben.

∴ Unſere Berliner Journaliſtik iſt vollkommen verwahrloſt: Berlin ſollte ſich von Rechtswegen jeden Morgen, wenn es aufſteht, ſeiner Journaliſtik ſchämen. Die Abonnentenzahl der „Allgemeinen preußiſchen Zeitung“ iſt in einem ſteten Decrescendo begriffen; ſie koſtet der Regierung unendliche Summen, ohne daß ſie (die Zeitung nämlich) im Stande wäre, die Prinzipien der Regierung offen und beſtimmt zu vertheidigen.

(Morgenzeitung.)

Bremen. Jenny Lind iſt erkrankt und ſoll nach ärztlicher Verordnung vier Wochen lang nicht auftreten. (Ob Deutſchland dies wohl überleben wird?)

Breslau. Herr v. Holtei verweilt auf Schloß Trachenberg, wo Fürſt Hatzfeld ihm ein freundliches Aſyl eröffnet hat, um dort den fünften und ſechſten Band ſeiner „Vierzig Jahre“ vollenden zu können.

∴ Unſer Tagesgeſpräch dreht ſich ſeit Kurzem um **ein** Thema: die Entfernung des berühmten David Schulz aus dem Conſiſtorium. Seit einer langen Reihe von Jahren wurde dieſer ausgezeichnete Gelehrte als die Hauptſtütze des Rationalismus in Schleſien betrachtet. Auch er iſt nun abgeſetzt. („Zweig' auf Zweige ſeh' ich fallen“.)

∴ In unſerer Nachbarſtadt Brieg erſcheint ſeit Kurzem eine illuſtrirte Monatsſchrift, „die Laterne“.

Brüſſel. Der k. belgiſche Kapellmeiſter Fétis, Muſik-Director des Brüſſeler Conſervatoriums, hat den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten.

Cairo. Ein deutſcher Gelehrter, Dr. Bethmann, hat in Aegypten in höherem Auftrag eine Maſſe von Materialien zu einem vergleichenden Kalender geſammelt und zu dieſem Geſchäfte drei Monate hier gebüffelt. (Der gute Mann hätte dieſe Zeit wohl zu etwas Vernünftigerem verwenden können!)

Cherbourg. Unſere Zeitung erzählt, daß ſich eine junge Dame im magnetiſchen Schlafe einen ihrer Füße habe abnehmen laſſen, ohne, wie ſie ſagt, bei der Operation Schmerzen empfunden zu haben.

Cincinnati. In unſerm Staate giebt es eine ſogenannte Schweine-Ariſtokratie (porc aristocraty); ſo wird hier die Klaſſe der reichen Kaufleute genannt, die ihr großes Vermögen durch Ankauf, Abſchlachtung, Einſalzung und Ausfuhrung der Schweine erworben haben. (Aber nicht blos in Cincinnati, auch anderswo giebt es Schweine-Ariſtokraten.)

Cöln. J. Venedey iſt hier geweſen; er durfte aber nur vierzehn Tage verweilen. Dieſe kurze Spanne Zeit verlebte er in der Geſellſchaft ſeines alten Vaters und ſeiner Freunde, die ihn friſch und geſund gefunden. Venedey hat keinen Schritt gethan, um amneſtirt zu werden.

Dresden. In einer der jüngſten Sitzungen unſeres Landtages hat ein ehrenwerther Abgeordneter der zweiten Kammer, bei Berathung der neuen Wechſelordnung, unſer Sachſen „das Vaterland der Anweiſungen“ genannt.

∴ Richard Wagners neue Oper, „Tannhäuſer oder der Sängerkrieg auf der Wartburg“ iſt bei uns mit großem, ungetheiltem Beifall begrüßt worden. Das Buch der Oper behandelt den Sängerkrieg auf der Wartburg, iſt überwiegend lyriſchen Inhalts und durch und durch muſikaliſcher Natur. Die Muſik iſt vollkommen eigenthümlich, läßt ſich aber nicht mit einmaligem Hören vollſtändig beurtheilen. Das Publikum nahm die Oper mit dem größten Beifall auf und rief den Componiſten nach jedem Akte. Von den Darſtellern zeichneten ſich vorzüglich aus: Hr. Tichatſcheck als Tannhäuſer, Hr. Mitterwurzer als Wolfram, Dlle. Wagner als Eliſabeth, Mad. Schröder-Devrient als Venus u. ſ. w. Die Oper war ſehr glänzend ausgeſtattet.

Fulda. In einem neuen Hirtenbriefe, welchen der hieſige Biſchof an ſeine Diöceſanen erlaſſen, werden Ronge und Czerski — ohne Umſchweife — todte Früchte am Baume des Lebens genannt. (Retourkutſchen ſind leider nicht erlaubt, ſo würden wir ſagen, daß u. ſ. w.)

Genf. Das Schloß von Ferney, Voltaire's ehemaliger Wohnſitz, ſollte unlängſt vor dem Gerichtshofe in Gex verſteigert werden. Der Ausrufspreis war 600,000 Francs. Es fand ſich aber Niemand, welcher anbeißen wollte.

Gent. Unſere Stadt hat dem berühmten Maler Louis Gallait zu Ehren eine Denkmünze prägen laſſen, auf deren Avers deſſen Bildniß mit der Umſchrift „Louis Gallait né à Tournai", auf deren Revers, Embleme und Wappen mit der Umſchrift „La ville et l'académie royale de dessin de Gand" zu ſehen ſind. In der Mitte ſteht der Name des Bildes: „Abdication de Charles Quint".

Halle. Der ſelige Otto von Wittelsbach arbeitet an einem neuen Trauerſpiele „R. E. Prutz".

Hannover. Das Gedicht des Herrn v. Hammerſtein, welches derſelbe dem Herrn v. Frieſen überſandt hatte, um es dem Kronprinzen und der Kronprinzeſſin zu übergeben, iſt dem Verfaſſer ... zurückgeſchickt worden. (God save the king!)

Kopenhagen. A. Oehlenſchläger hat ein neues Luſtſpiel „Garrick in Paris" geſchrieben, das in Leipzig als Manuſcript und zur Verſendung an die Bühnen gedruckt wird.

Leipzig. Roderich Benedix hat ein neues einaktiges Luſtſpiel „Entſagung" vollendet.

∴ Die „Vaterlandsblätter" erzählen: Hoffmann von Fallersleben, der kürzlich aus Hannover verwieſen worden, führt eine Karte von Deutſchland bei ſich, auf welcher er alle diejenigen Staaten und Städte, die er nicht betreten darf, roth angeſtrichen hat. Er ſagt, dies geſchehe, damit er ſich nicht irre, denn dieſelben nehmen mit jedem Jahre zu. (Gott beſſer's!)

∴ Der „Komet" ſchreibt: »Oettingers Narrenalmanach für 1846 iſt bereits in Baden, Braunſchweig, Heſſen, Preußen, Baiern und Würtemberg verboten. Als Grund dieſes Verbots nennt man das in demſelben enthaltene Märchen [illegible].« (Unglaublich, aber wahr!)

∴ Ein Berliner Correſpondent der „Hannoverſchen Morgenzeitung" berichtet: »Die Umwandlung Berlins laſſe ſich ſchon daraus erkennen, daß in den dortigen öffentlichen Localen die früher alleinherrſchende belletriſtiſche Journaliſtik ganz und gar von ihrer politiſchen Schweſter verdrängt worden iſt; Lewalds »Europa« z. B., die hier vor Jahren ſo viele Leſer gezählt, iſt jetzt kaum mehr zu entdecken; die Leipziger Belletriſtik bekommt man in Berlin gar nicht mehr zu Geſicht, ab und zu noch die »Grenzboten« und den »Charivari«. (Wir, für unſer Blatt, können dem Correſpondenten beweiſen, daß wir zwei Drittheile unſerer Leſer in Preußen beſitzen.)

∴ Es heißt allgemein, daß die „Leipziger Zeitung", vom nächſten Jahre angefangen, in eine „Sächſiſche Staatszeitung" verwandelt werden ſoll. Ein anderes Gerücht behauptet, Herr F. A. Brockhaus habe ſich um den Pacht derſelben beworben, um dieſe Zeitung mit ſeiner „Deutſchen Allgemeinen" zu vereinigen. (Zwei Seelen und kein Gedanke!)

∴ Der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften umfaßt bereits 356 Zweigvereine.

∴ Im Laufe dieſes Monats erſcheint bei Philipp Reclam jun. eine Ueberſetzung von Thomas Morus' berühmtem Werke „Utopia", mit bio- und bibliographiſcher Einleitung von E. M. Oettinger. Die Uebertragung ſelbſt iſt von H. Kothe.

∴ Die „Hannoverſche Morgenzeitung" berichtet über Herrn Laube's „Gottſched und Gellert": Herr Laube iſt kein ächter Dramatiker, überhaupt kein eigentlicher Poet, doch hat er Verſtand, franzöſiſche (???) Gewandtheit und ungemeine (???) Bühnenroutine: Darnach konnte man auf ein lebendiges, effectvolles, ſpannendes Stück hoffen, wozu auch der glücklich gewählte Stoff beſondere Gelegenheit zu bieten ſchien, allein auch dieſe Erwartung ward nur theilweiſe erfüllt."

∴ Von Iwan Golowins vielbeſprochenem Werke „la Russie sous Nicolas I.“ iſt bei L. Michelſen eine deutſche Ueberſetzung herausgekommen.

∴ Der Wirth zum „weißen Falken in Möckern“ macht im „Tageblatt“ folgendes Bulletin bekannt: „Es gaben für Möckern die wichtigſten Tage im Jahre: erſtens der Tag, wo auf dieſen Hügeln der tapfere General Simon verwundet wurde, und jener, wo der Ex-Jeſuit Morok hier deſſen Töchtern auflauerte, doch — Dank ſei Herrn Eugène Sue! — ſeine teufliſchen Pläne ſind entlarvt, und indem wir dem Schickſal für die Befreiung von dieſem Ungeheuer danken, wollen wir zum Andenken an dieſe Begebenheit ihrer bei einem feinen Glaſe Döllnitzer Goſe gedenken.“ (O wenn Herr Sue das läſe, wie würde er jubeln!)

London. Der Ausſchuß welcher, unter dem Vorſitz des Prinzen Albert, ſich über die Ausſchmückung der neuen Parlamentshäuſer gutachtlich zu äußern hat, hat in dem jetzt veröffentlichten vierten Bericht Vorſchläge über die Anbringung von Bildſäulen berühmter Männer und zugleich eine Liſte ſolcher (im Ganzen 121) Männer eingereicht, deren Bedeutung in der engliſchen Geſchichte ſie ſolcher Auszeichnung werth erſcheinen läßt. Auf dieſer Liſte finden ſich übrigens die Namen in zwei Abtheilungen, und zwar Derjenigen, welche der Ausſchuß einſtimmig, und Derjenigen, welche er nur nach Stimmenmehrheit gewählt hat. Unter den Erſteren befinden ſich die Seehelden Blake, Rodney, Howe, Duncan, Nelſon, Vincent, die Aſtronomen Newton und Herſchel; die Dichter Shakeſpeare, Milton, Walter Scott (Byron fehlt in beiden Abtheilungen); unter letzteren Richard Löwenherz, der ſchwarze Prinz, Wikliffe, mehrere Feldherren zweiten Ranges und auch Oliver Cromwell, über deſſen Nichtzulaſſung unſere Zeitungen ſich in arge Fehden verwickelt haben.

∴ Der Inverness Courier erzählt, Sir David Brewſter, Schwiegerſohn des Ueberſetzers des Oſſian, J. Macpherſon, habe unter dem Nachlaß ſeines Schwiegervaters einige Briefe entdeckt, welche zur Auffindung des Verfaſſers der „Juniusbriefe“ führen möchten. Sir David meint, daß der Verfaſſer Lachle-Maclean, der Sohn eines iriſchen presbyterianiſchen Geiſtlichen, ſei. Er ſtudirte Medicin und wurde ſpäter politiſcher Schriftſteller; er bekleidete auch einmal den Poſten eines Unterſtaatsſecretärs, in welcher Eigenſchaft er mehrere Staatsgeheimniſſe erfahren haben mochte. Im J. 1776 wurde er von der Regierung nach Indien geſandt, auf welcher Fahrt er bei einem Schiffbruche ſtarb, wodurch erklärlich wird, wie ſeine Autorſchaft jener weltberühmten Briefe ein Geheimniß blieb. Alle ſeine Papiere gingen bei ſeinem Schiffbruche mit verloren.

∴ Mistreß Fry, welche viele Jahre ihres Lebens zur Verbeſſerung des Looſes gefangener Verbrecher verwendet hat, iſt vor Kurzem nach langer Krankheit vom Schauplatz ihrer irdiſchen Wirkſamkeit abgetreten. (Requiescat in pace!)

∴ Die Königin von England will ſich der Zahl der engliſchen Touriſtinnen anſchließen und „Impressions of voyage“ erſcheinen laſſen.

∴ Dem verſtorbenen Herzog von Suſſex, welcher Großmeiſter der britiſchen Freimaurer war, wird auf Koſten der großen Loge in der Freemaſonshall zu London eine Statue errichtet, die der Bildhauer Bailey aus einem Block carariſchen Marmor gearbeitet, welcher 280 Guineen gekoſtet hat. Der Künſtler empfängt für ſein Werk die Summe von 1800 Pf. St.

Luzern. Einem Handlungsreiſenden iſt hier das Patent verweigert worden, blos darum, weil er — ein Aargauer ſei. Der kleine Rath des Aargau's hat dagegen Beſchwerde erhoben. (Hoch lebe die Schweizer Einigkeit!)

Madrid. Königin Iſabella und der Graf von Montemolin, der älteſte Sohn des Don Carlos, ſollen insgeheim ſchon längſt verlobt ſein, doch ſoll die Heirath erſt mit dem vollendeten ſechszehnten Jahre der Königin gefeiert werden.

∴ Ein deutſcher Gelehrter, Dr. G. Heine aus Berlin, macht gegenwärtig eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Spanien, vorzugsweiſe um die Bibliotheken und Archive zu Forſchungen über die Politik, Literatur und Kirchengeſchichte des Mittelalters zu benutzen. Er hat innerhalb zwei Jahren bereits eine bedeutende Ausbeute gemacht.

Mailand. Auf dem Scala-Theater hat eine neue Oper „Saul“ (Text von Pullé, Muſik von Ganetti) Fiasco gemacht.

Mainz. Unſere Stadt wurde unlängſt durch ein eigenthümliches Anerbieten in große Aufregung verſetzt. Ein Unbekannter ließ durch ein Mitglied des Gemeinderaths der Stadt 1 Mill. Gulden als Darlehn antragen, verlangte dafür 50 Jahre lang 4 Proc. Zinſen und wollte dann auf das Kapital verzichten. Da aber auf dieſe Weiſe in 50 Jahren von der 1 Million 2 Mill. Zinſen gezahlt werden müßten, ſo nahm man das Anerbieten nicht an. Wer der unbekannte Wohlthäter geweſen ſei, iſt nicht ermittelt worden, indeß aus dem Umſtande, daß der Unbekannte die Zinſen des erſten Jahres (40,000 Gulden) dem in Mainz beſtehenden Inſtitut der engliſchen Fräulein, einer ſtreng römiſch-katholiſchen Erziehungsanſtalt für Mädchen, vermachen wollte, ſchloß man, daß jenes Geld aus dem Schatze der Jeſuiten gekommen ſein würde. Die Jünger des heiligen Loyola haben von jeher eine beſondere Vorliebe für Mainz gehabt.

Moskau. Der größte Saal der ganzen Welt iſt die hieſige Reitſchule, welche 500 Fuß Länge und 133 Fuß Breite und keinen einzigen Pfeiler hat. (Die berühmte Stadthalle von Padua, die bisher für den größten Saal gegolten hat, iſt nur 240 Fuß lang und 80 Fuß breit.)

München. Auf den 17. November ſind die Mitglieder beider Kammern einberufen.

∴ Die baieriſche Regierung hat durch Reſcript des Miniſteriums des Innern bei Urkunden den Gebrauch der Stahlfedern verboten. (Dafür wollen die Herren Gänſe eine Dankadreſſe abgehen laſſen.)

∴ Es wird bei uns abermals ein neues Kloſter und zwar für Kapuziner gebaut. (Je mehr deſto beſſer!)

∴ Herr Félicien David hat auch bei uns ſeine „Wüſte“ zur Aufführung gebracht.

Neufchatel. Die hier entdeckte atheiſtiſch-revolutionäre Verbindung, die man in der ganzen Schweiz auf dreißigtauſend Köpfe anſchlug, ſcheint ſich in das Nichts zu verlieren, indem keine Spur mehr davon zu entdecken iſt. Aus mehreren Schweizer-Kantonen haben ſich die Polizeibehörden nach Neufchatel gewendet und um nähere Angabe über das atheiſtiſche Ungethüm gebeten, Gottlob leider aber nichts erfahren. Es ſcheint, daß ſich Alles auf einen gewiſſen Marr und acht bis zehn ähnliche, durchaus unſchädliche Individuen beſchränkt. (Halleluja!)

Paris. Nach offiziellem Berichte ſind am 1. Januar 1845 in ganz Frankreich 4,821,246,862 Francs in Gold- und Silbermünzen nach dem Decimalſyſtem im Umlauf geweſen und zwar in Gold auf 1,167,441,720 Francs und in Silber auf 3,653,805,142 Francs. In der letzten Zahl ſind die Fünffrankenſtücke mit dem Herculesſtempel, die vor dem Geſetz vom 28. März 1803 zum Belauf von 106,237,225 Francs geſchlagen worden waren, nicht mitgezählt. Nach dem Gepräge exiſtiren 1,415,854,495 Francs mit dem Bildniſſe von Napoleon Bonaparte, 1,004,163,170 Francs mit dem Ludwigs XVIII., 686,430,240 Francs mit dem Bildniſſe Karls X. und 1,715,798,956 Francs mit dem Louis Philipps. (Das Geſicht des roi-bourgeois iſt alſo am häufigſten geſchlagen worden.)

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Zeitung „le Monde“ im Format des „Journal des Débats“. Man glaubt indeß, daß dieſe „Welt“ nicht lange beſtehen wird.

∴ In den bereits beſtehenden Eiſenbahnen Englands, Belgiens, Frankreichs, Deutſchlands und der vereinigten Staaten von Nordamerika iſt ein Capital von 2,839,729,000 Francs angelegt. Die Ausführung der in genannten Ländern im Bau begriffenen Eiſenbahnen erfordert ein Capital von 4,106,742,250 Francs.

∴ Die große Oper geht mit der Aufführung einer kleinen Operette ſchwanger, welche „le roi David“ heißt. Die Muſik iſt von einem Herrn Mermet.

∴ Bei Paulin iſt eine franzöſiſche Ueberſetzung von Nicolaus Gogols „ruſſiſchen Novellen“ erſchienen. Ueberſetzer iſt Herr Louis Viardot. Zwei der ſchönſten Novellen dieſer Sammlung ſind die „Mémoires d'un fou“ und „le Roi des Gnomes“. (Gogols Novellen würden auch in Deutſchland einen großen Leſerkreis gewinnen. Alſo friſch gewagt!)

∴ Bei einem hieſigen communiſtiſchen Schriftſteller, Namens Terſon, hat unlängſt eine Hausſuchung ſtattgefunden, bei der alle ſeine Papierſchaften mit Beſchlag belegt worden ſind. (Auch ſchon dageweſen!)

∴ Von A. Girault de Saint-Fargeau iſt eine „Bibliographie historique et topographique de la France, ou catalogue de tous les ouvrages imprimés en français depuis le XVième siècle jusqu'en 1845“ *) und von dem bekannten Communiſten Cabet eine „histoire populaire de la révolution française de 1789 à 1830“ ans Licht getreten.

∴ Der „Cercle des Univers“, früher unter dem Namen „Cercle des Ganaches“ bekannt, eines der reichſten Geſellſchaftslocale, auf dem Boulevard Montmartre, der Rue neuve Vivienne gegenüber, giebt jährlich 75,000 Francs für Spielkarten aus. (Daraus läßt ſich abnehmen, wie viel Geld dort verſpielt wird.)

---

*) J. Lelongs „Bibliothèque historique de la France“, vermehrt von Fevret de Fontette, Paris 1768—78, 5 Bde. Fol., iſt ſo ſelten und ſo theuer, daß durch das Erſcheinen dieſes neuen Werkes einem wahrhaft fühlbaren Bedürfniß abgeholfen iſt. C. M. O.

∴ Charles Didier, Verfaſſer des Werkes „Rome souterraine" hat von der Witwe Gensd'arme, welche fünfzehn Millionen hinterlaſſen, vier Millionen geerbt. (Solche Gensd'armes laſſen wir uns gefallen!)

∴ Am 5. October wurde hier der ſpaniſche Akademiker und Dichter Juan Maria de Maury Picalle, Ritter des Ordens Karls III. feierlich beſtattet. Er wurde 73 Jahre alt. Seine Hauptwerke ſind: in franzöſiſcher Sprache geſchrieben: l'Espagne poëtique, ein Gedicht Esvero e Almedora in 3 Geſängen, ein anderes La Genèse païenne, ein drittes Dido, zu welchem er den Stoff aus der Aeneide entnahm, und ſeine berühmte Agression britannique, welche ihm den Ruf eines poeto delicado erworben hat.

∴ Die hier lebenden Deutſchen fangen nun auch an, ſich wie die Engländer, Schweizer und Amerikaner mehr zu concentriren. In kurzer Zeit ſind ein deutſcher Hilfsverein, eine deutſche Leihbibliothek, deutſche Journal- und Leſezirkel entſtanden. Nächſtens wird hier nun auch eine deutſche Liedertafel entſtehen, was bei der großen Vernachläſſigung der Vocalmuſik in Frankreich von den wohlthätigſten Folgen ſein dürfte. Gründer und Leiter dieſer Liedertafel iſt der talentvolle Componiſt Waldmüller, der ſich bei ſeinem Unternehmen des beſondern Schutzes der Herzogin von Orleans erfreut.

Petersburg. Am 1. Mai 1846 ſoll in ganz Rußland das neue Strafgeſetzbuch in Kraft treten. (Die Knute wird natürlich beibehalten werden.)

Rom. Herr Spithöver, ein Weſtphale, der ſeit mehreren Jahren in Rom wohnt, hat die bisher vom Papſte noch Allen abgeſchlagene Conceſſion zur Errichtung einer deutſchen Buchhandlung hierſelbſt erhalten.

∴ Unſere liebe gute Inquiſition hat unter anderen Büchern auch N. Lenau's „Albigenſer" und G. Wieſe's Drama „Jeſus" verboten.

Stettin. Der „Greif" heißt ein neues Journal, deſſen Nothwendigkeit bis jetzt nur Wenige begreifen wollen.

Stockholm. Jenny Lind hat in ihrem letzten Concert in einem kleinen ſchwediſchen Volksliede von ihren Landsleuten Abſchied genommen und iſt mit Begeiſterung entlaſſen worden.

Straßburg. Der alte, ehrwürdige Pfeffel hat in dem Elſaſſer Schriftſteller Paul Lehr einen neuen franzöſiſchen Ueberſetzer gefunden.

Stuttgart. Der Prinz von Montfort, Neffe des Königs von Würtemberg und Sohn Hieronymus Napoleons, Ex-Königs von Weſtphalen, iſt, urplötzlich von Wahnſinn befallen, in aller Eile nach Florenz gebracht worden.

Tilſit. Neulich wurde hier zum erſten Male ein Jude, J. Lebegott, in die Zahl unſerer Stadtverordneten aufgenommen. (Wieder ein Fortſchritt!)

Wien. Regierungsrath Deinhardſtein, dem ſeit Kurzem die Obercenſur ſämmtlicher Wiener Journale übertragen worden iſt, läßt dieſen Blättern ſo viel Freiheit, als gewiſſe Umſtände es geſtatten. Leider aber benutzen einige der hieſigen Tagesſchriftſteller dieſe freiere Bewegung zu perſönlichen Zänkereien und Verleumdungen, wodurch ſie den gebildeteren Theil des Publikums nur allzuſehr gegen ſich einnehmen. Das iſt kindiſch und taktlos!

∴ Die kaiſerliche Hofkanzlei hat laut Verfügung vom 6. October die Verordnung vom 3. Februar, wonach den preußiſchen Unterthanen, welche die öſterreichiſche Grenze überſchreiten, Heimathſcheine abgefordert werden ſollen, vorläufig außer Kraft geſetzt. (So hat denn unſere gerechte Beſchwerde doch Gehör gefunden!)

∴ Das Theater an der Wien hat im September ſo gute Geſchäfte gemacht, daß es in dieſem Monat über 30,000 Gulden C. M. eingenommen hat, was um ſo mehr ſagen will, als die eigentliche Saiſon noch nicht begonnen hat. Ein erklärter Liebling des Publikums iſt der vielſeitige Komiker F. Beckmann.

∴ Die liebe, gute, alte Frau von Weiſſenthurn hat dem Hofburgtheater ein nagelneues Opus „Des Rathsherrn Töchterlein" eingereicht.

∴ Einem on dit zu Folge ſoll Herr von Holbein in Ruheſtand verſetzt und Herr Korn proviſoriſch in der Eigenſchaft eines Oberregiſſeurs an deſſen Stelle treten. (Apollo ſchütze jede Bühne vor ſelbſtagirenden Oberregiſſeuren!)

∴ In voriger Woche ſtarb hier die letzte Herzogin von Lothringen, mit welcher der Name des Hauſes Lothringen-Guiſe, einer Seitenlinie der Habsburger, erloſchen iſt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der blutdürſtige Marat, welcher Tauſende von Franzoſen auf's Schaffot geſchickt, war früher nicht blos Arzt, ſondern auch Dichter und girrender Liebesritter. Auf eine ſeiner Kranken, die am Herzklopfen litt, machte der „Anacreon der Guillotine" folgendes Quatrain:

„Quand j'interroge votre sein,
Mon coeur, comme un autre encelade
Soulève son cachet. Hâtez-vous, ma malade,
De guérir . . . votre médecin".

— Nach der Meinung der alten Rabbinen ſoll der Baum des Lebens, der im irdiſchen Paradieſe ſtand, einen ſolchen Umfang gehabt haben, daß ein guter Fußgänger fünfhundert Jahre gebrauchte, um die Reiſe um dieſen Baum zu vollenden.

— Valerius Maximus berichtet (VI. 3. 12), Sempronius Sophus habe ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen, weil ſie ohne ſein Wiſſen ein Theater beſucht habe. Wäre dies jetzt noch ein hinreichender Grund zur Scheidung, wie überfüllt würde dann ſelbſt das Königſtädtiſche Theater ſein! (Roſen.)

— An dem Tage, an welchem der große Maler Filippo Lippi zu Florenz begraben wurde, waren ſämmtliche Läden geſchloſſen.

— Alphons X., König von Caſtilien und Leon (geſt. 1284), war ſo eingenommen von ſeiner Weisheit, daß er oft zu ſagen pflegte: Wenn der liebe Gott bei Erſchaffung der Welt ihn um Rath gefragt hätte, Manches weit beſſer ausgefallen wäre. (Solcher Narren giebt's auch noch heut zu Tage.)

— Bei der erſten Aufführung der „Wolken" des Ariſtophanes ſollen viele Zuſchauer ſo ſehr gelacht haben, daß ſie vor Lachen Krämpfe bekamen. (Bei der erſten Aufführung eines neuen Luſtſpiels unſerer Tage müſſen Viele ſo gähnen, daß ſie vor lauter Genuß die Maulſperre bekommen.)

— Das „New-Monthly-Magazine" enthält einen Artikel über die Peers-Creirung; man erfährt daraus, daß von Heinrich III. zwei, von Eduard I. ſieben, von Eduard II. ſechs, von Eduard III. einer, von Heinrich VI. fünf, von Heinrich VII. einer, von Heinrich VIII. ſechs, von Eduard IV. zwei, von Maria zwei, von Eliſabeth acht, von Jakob I. funfzehn, von Carl I. zehn, von Carl II. ſechszehn, von Jakob II. ein, von Wilhelm III. ſieben, von Anna vierzehn, von Georg I. funfzehn, von Georg II. zwanzig, von Georg III. einhundertfünfundvierzig, von Georg IV. ſechsundvierzig und von Wilhelm IV. ſiebenundzwanzig Peers creirt worden ſind.

— Die 1800 Journale, welche in den vereinigten Staaten von Nordamerika erſcheinen, verbrauchen jährlich 100,000,000 Bogen Papier. Wenn man dieſe Bogenmaſſe aneinander reihen könnte, ſo würde dies Rieſenblatt vier Mal von einem Pole zum andern reichen.

Treffer und Nieten.

* Saphir ſagte neulich: Man kann Stein und Bein ſchwören, daß das Wiener Hofburgtheater jetzt noch ſchlechter als früher verwaltet wird; denn Graf von Dietrichſtein iſt Intendant, und Herr von Holbein Director!

* „Was iſt das Leben eines deutſchen Poeten?" „Am Morgen Zorn, am Mittag Hunger, am Abend eine Viſion", ſagt der Verfaſſer des „Waldemar und Wladislaw". (Wenn der Mann recht hat, dann möchte ich kein Poet ſein!)

Der Unterzeichnete, von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückgekehrt, ſtattet ſeinem Freunde und Mitarbeiter Theodor Drobiſch, der während dieſer Zeit die Redaction des »Charivari« mit ſo gewiſſenhaftem Fleiße und ſo vielem Takte geleitet hat, ſeinen aufrichtigen Dank ab.

E. M. Oettinger,
Redacteur des »Charivari«.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 163. Leipzig. 12. November 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Man muß ſich zu helfen wiſſen!

Humoreske von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

IV.

Der Rentier.

Im dritten Stockwerke eines alten Hauſes in der Froſchgaſſe wohnt Herr Zacharias Wachtelhuber, welcher erſt mit Pferden, dann mit alten Büchern und zuletzt mit Papieren gehandelt und in letzteren ſo viel gewonnen hatte, daß er ſeit fünfzehn Jahren von ſeinen Renten lebt. Er iſt ein Hageſtolz, der nur für ſich und einen alten Mops zu ſorgen hat, welcher Springerl heißt und, beiläufig geſagt, ſo dick iſt, daß er kaum laufen und ſich nur mit der größten Anſtrengung von einer Stelle zur andern tragen kann.

Herr Wachtelhuber iſt, wie faſt jeder Rentier, ein **Geizhals**, der ſich niemals ein Vergnügen gönnt. Seit zwanzig Jahren war er nur ein Mal im Theater und auch da nur im letzten Rang geweſen. Seit zehn Jahren hat er keinen öffentlichen Vergnügungsort beſucht, denn ſein Geiz nennt es eine gottloſe Verſchwendung, irgendwo Entréegeld zu bezahlen. Obgleich ſo reich, daß er ſich Pferde und Wagen halten könnte (denn Fortuna warf ihm einmal das große Loos zu), geht er doch immer, beim ſchlechteſten Wetter, zu Fuße, denn ſein Geiz nennt es eine gottloſe Verſchwendung, wenn ein Menſch, der nicht vom Regen durchnäßt werden will, in eine Droſchke ſteigt. Jahr aus Jahr ein trägt er einen und denſelben erbſengelben Ueberrock, einen und denſelben kirſchbraunen Frack, und ſelbſt im Sommer trägt er dieſe beiden Röcke und ſeine Gummi-Galoſchen, die er einmal von ſeinem Nachbar zum Weihnachtsgeſchenk erhalten. Seit zehn Jahren trägt er einen und denſelben Hut und faſt eben ſo lange ein Paar baumwollene Handſchuhe. Morgens trinkt er vier Taſſen ſchwarzen Kaffee, denn ſein Geiz nennt es eine gottloſe Verſchwendung, wenn man denſelben mit Sahne trinkt; zu jeder Taſſe braucht er nicht mehr als ein winzigkleines Stückchen Zucker, das er während des Trinkens auf der Zunge langſam zerfließen läßt. Mittags ißt er nur Suppe und

Gemüſe, nur zwei Mal in der Woche gönnt er ſich Fleiſch und nur Sonntags ein Gläschen Rothwein, von welchem die Bouteille 7 Silbergroſchen 6 Pfennige koſtet; übrigens trinkt er nur Waſſer. Aus Geiz hat er ſich in letzterer Zeit auch das Rauchen abgewöhnt und ſich auf das Schnupfen reducirt; doch ſchnupft er nur ſolchen Tabak, von welchem das Loth kaum einen Dreier koſtet. Nur ein Mal im Jahre, an ſeinem Geburtsfeſte, ſpielt er mit ſeinem Stiefbruder, der ebenfalls Rentier und Hageſtolz iſt, Piket, das Hundert zu zwei Silbergroſchen. Herr Wachtelhuber kennt wirklich nur ein Vergnügen: Geld, Geld und wieder Geld. An langen Winterabenden, wenn er mit der Nachtmütze auf dem Haupte, die ſeit dem letzten Luſtrum keine Seife geſehen, und mit ſeinem Mopſe am halbgeheizten Ofen ſitzt, zählt er ſeine blanken Thaler und preiſt den Himmel, daß er ihn geſegnet hat. Dann und wann macht er noch ein kleines Geſchäftchen, d. h. er leiht auf ein Pfand den zehnten Theil des Werthes, oder auf ein Papier, das ſo ſicher wie ein Rothſchild'ſcher Wechſel iſt.

Zu den unglücklichen Kunden, denen Herr Wachtelhuber auf Pfand oder Wechſel gegen chriſtliche Zinſen dann und wann kleine Geldſummen vorſchoß, gehörte auch Herr von Löffelmeyer. Erſt vor drei Tagen hatte er dieſem gegen einen Wechſel, zahlbar in zwei Monaten, 200 Thaler geliehen, wofür ihm Löffelmeyer 300 Thaler verſchreiben mußte. Wir nennen das Wucher, Herr Wachtelhuber nennt es — die Anſichten ſind oft ſehr verſchieden — ein ſolides Geſchäftchen.

Dieſer edle Menſchenfreund, der ſchon Manchem mit chriſtlicher Liebe das Fell über die Ohren gezogen, ſaß eben, mit ſeinem Mops auf dem Schooße, beim Morgenkaffee, als ſein alter Kunde, Herr von Löffelmeyer, und deſſen Freund Grützmacher eintrat.

— Guten Morgen, Herr Wachtelhuber.

— J guten Morgen, Herr von Löffelmeyer, erwiderte der Rentier, ſeine Nachtmütze rückend; darf ich mich erdreiſten, zu fragen, was mir ſchon ſo früh die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Ich ſtelle Ihnen hier einen meiner intimſten Freunde, den Freiherrn Agathon von Grützmacher, den Neffen eines alten, ſteinreichen Edelmannes vor, der vier Rittergüter und — Dank den Göttern! — keine Kinder hat. Mein Freund wird einſt der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens; aber dermalen befindet er ſich in einer momentanen Geldverlegenheit und wünſcht bei Ihnen eine Anleihe zu machen.

— Bei mir eine Anleihe? Vor drei Tagen habe ich mir von meinem Stiefbruder 20 Thaler leihen müſſen, um meinem Rechtsfreunde eine Koſtenrechnung bezahlen zu können. Es thut mir leid, daß ich Ihrem Freunde nicht dienen kann.

— Sie werden anders reden, wenn ich Ihnen ſage, daß er ein Dokument in ſeinen Händen hat, das ſo gut als ein Staatspapier iſt und das er Ihnen cediren will, wenn Sie im Stande ſind, ihm helfen zu können.

— Was iſt das für ein Dokument, wenn ich fragen darf?

— Eine Police der Gotha'ſchen Lebensverſicherungs-Anſtalt, worin ſich mein Freund mit 4000 Thalern eingekauft hat. Hier die Police und hier die Quittung über die bezahlte Prämie.

Der Rentier ſetzte ſich ſeine Brille auf die Naſe, ſtellte ſich ans Fenſter und las.

— Und was ſoll ich damit?

— Sie ſollen ihm auf dieſe Police? 2000 Thaler leihen.

— Nicht 2000 Groſchen! Die Police hat ja dann erſt Werth, wenn Ihr Freund geſtorben iſt.

— Der Baron iſt, wie Sie ſehen …

— Sehr-geſund, fiel ihm der Rentier ins Wort.

— Im Gegentheil, krank, ſehr krank. Sein Arzt verſichert, er habe nur zwei Jahre noch zu leben … Der Baron leidet an einer hartnäckigen Leberkrankheit und ſeine Conſtitution iſt dergeſtalt angegriffen, daß ſie uns Allen große Beſorgniß einflößt … hier leſen Sie das ärztliche Atteſt.

Der Rentier ſetzte ſich wieder ſeine Brille auf die Naſe, ſtellte ſich ans Fenſter und las.

— Das iſt Alles recht gut, Alles recht ſchön, aber ich habe kein Geld.

— Herr Wachtelhuber, Sie haben wirklich kein Geld?

— Nein!

— Nun denn, ſo muß ich das Geſchäft mit Herrn Semmelhofer abſchließen. Er ſchreibt mir, daß er bereit ſei, meinem Freunde 1200 Thaler auszuzahlen, wenn dieſer ihm die Police cediren will.

Der Bankier ſetzte die Brille auf die Naſe, ſtellte ſich ans Fenſter und las den Brief.

— Wenn Ihr Freund nicht jedes Jahr pünktlich die Prämien der Police bezahlt, ſo hat ſie nicht mehr Werth als ein leeres Blatt Papier.

— Ich will mich ſchriftlich verbindlich machen, die Prämien für ihn pünktlich zu bezahlen.

— In dieſem Falle wäre ich bereit, die Police zu kaufen, doch könnte ich höchſtens 1000 Thaler dafür zahlen.

— Nur den vierten Theil ihres Werthes? Wo denken Sie hin?

Man handelte hin und her. Endlich entſchloß ſich Herr Wachtelhuber, 1500 Thaler zu zahlen.

Grützmacher, der mit dieſer Summe zufrieden war, cedirte ihm die Police, Löffelmeyer bürgte für die pünktliche Prämienzahlung und — das Geſchäft war abgemacht.

V.

Grützmacher hatte wieder Geld. Mittags ſpeiſte er wieder im erſten Hôtel, Abends gähnte er wieder im erſten Rang der Oper.

— Eine Hand wäſcht die andere, ſagte Löffelmeyer. Ich half Dir, nun hilf auch mir. Ohne Umſchweife, ich brauche 300 Thaler.

— Hier ſind ſie!

Am andern Morgen reiſte Löffelmeyer, um ſeinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen, nach London.

VI.

(Wenn ein Verſicherter in activen Kriegsdienſt oder in Seedienſt geht, wird die ſein Leben betreffende Police ungiltig.

§. 61. der Verfaſſung der Gotha'ſchen Lebensverſicherungs-Bank.)

Ein halbes Jahr war ſeitdem verſtrichen. Grützmacher hatte wieder kein Geld, diesmal aber wußte er ſich zu helfen. Er ſchnitt ſich eine neue Feder und ſchrieb an Wachtelhuber folgendes Billet:

„Mein Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Anzeige zu machen, daß ich geſonnen bin, nach Spanien zu gehen, um dort für die Sache der Chriſtino's zu ſtreiten. Ich weiß zwar, daß ich an Ihnen ein Unrecht begehe, denn wenn ich in Kriegsdienſte trete, ſo wird die mich betreffende Police ungiltig; allein mir bleibt, aufrichtig geſagt, nichts Anderes übrig, denn ich werde hier ſehr gedrängt von einem Manne, dem ich 100 Thaler ſchulde, und der auf Perſonalarreſt angetragen hat. Sie werden einſehen, daß es weit vernünftiger iſt, ſich todtſchießen, als einſperren zu laſſen. Nur dann, mein Herr, wäre es möglich, daß ich mich entſchließen könnte, meinen Plan aufzugeben, wenn Sie ſich geneigt finden ließen, mir dieſe 100 Thaler vorzuſchießen. Wollen Sie das nicht, ſo reiſe ich morgen Abend.

Mit rückſichtsloſer Hochachtung wage ich mich zu nennen

Ihren

ganz ergebenen

Agathon Baron v. Grützmacher.“

Man denke ſich Wachtelhubers Schreck und Verzweiflung! Er eilte zu Grützmacher, machte ihm tauſend Gegenvorſtellungen — Alles umſonſt!

— Sie wollen alſo wirklich nach Spanien?

— Ja!

— Wollen wirklich in den Kriegsdienſt treten?

— Ja!

— Aber bedenken Sie doch, daß dann die Police, für die ich Ihnen 1500 blanke Thaler bezahlt, null und nichtig iſt.

— Soll ich mich etwa Ihretwegen einſperren laſſen? Hier ſehen Sie meinen Paß ... hier meinen Koffer ... in einer Stunde reiſe ich.

— Bleiben Sie ... es bleibt mir nichts Anderes übrig ... ich werde Ihnen die 100 Thaler vorſchießen, wenn Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, deß es Ihnen nie mehr einfallen wird, Kriegsdienſte zu nehmen.

— Die 100 Thaler und ich bleibe.

— Verfluchte Police! murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte Herrn Grützmacher 100 Thaler, der darüber folgenden Schein ausſtellte:

„Ich gebe Herrn Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner Freundſchaft zu liefern, nie mehr Kriegsdienſte nehme.

B. am 13. Mai 1835.

Agathon Baron v. Grützmacher.“

VII.

Die Verſicherung wird null und nichtig, wenn der Verſicherte im Zweikampf, durch Selbſtmord oder durch die Hände der Gerechtigkeit fällt.

§. 63. der Verfaſſung der Gothaiſchen Lebensverſicherungs-Bank.)

Vierzehn Tage ſpäter erhielt um 10 Uhr Abends Herr Wachtelhuber, der ſchon im Bette lag, folgendes Billet:

„Mein Herr!

Ich ſtehe am Vorabend eines großen Ereigniſſes. Mein Leichtſinn hat mich verleitet, heute Abend mit einem meiner Freunde Ecarté, die Partie um fünf Thaler, zu ſpielen. Ich hatte Guignon und verlor in einer halben Stunde 13 Partien. Erſt als wir aufhörten, erinnerte ich mich, daß ich kein Geld bei mir hatte. Ich muß Ihnen die 65 Thaler ſchuldig bleiben, ſagte ich zu meinem Freunde. Wie? rief dieſer, „Sie ſpielen, ohne Geld zu haben?. Das iſt infam! Infam'? rief ich. Mein Herr, ich bin gewohnt, ſolche Frechheit zu beſtrafen. Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen. Wann? fragte Jener. Morgen früh um 7 Uhr, ſagte ich. Abgemacht! Morgen früh mit Tagesanbruch muß ich, als Ehrenmann, mich ſtellen. Beten Sie für mich, daß ich am Leben bleibe, denn wenn die Bank erfährt, daß ich im Zweikampf gefallen bin, ſo iſt nach §. 63. die Police ungiltig. Fällt mein Gegner, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Flucht. Wir werden uns alſo wahrſcheinlich nicht mehr ſehen, und darum nehme ich ſchriftlich von Ihnen Abſchied.

Ihr

Agathon Baron v. Grützmacher."

Wachtelhuber war wie vom Blitz gerührt.

— Das Duell muß ich zu verhindern ſuchen, rief er außer ſich, ſprang raſch aus dem Bette und lief in Schlafrock und Unterhoſen zu Grützmacher.

— Herr, ſind Sie des Teufels? rief er zornglühend.

— Warum?

— Sie wollen ſich duelliren?

— Soll ich den Schimpf auf mir ſitzen laſſen?

— Das verſteht ſich ... Sie werden mich doch nicht unglücklich machen wollen? Wenn Sie fallen, hab' ich mein Geld verloren ...

— Aber meine Ehre!

— Ehre hin, Ehre her ... Sie dürfen ſich nicht ſchlagen!

— Glauben Sie denn, daß es ein Vergnügen iſt, ſein Leben auf den Lauf einer Piſtole zu ſetzen? Aber ich muß ...

— Bezahlen Sie die 65 Thaler, die Sie ihm ſchuldig ſind, und er wird Sie laufen laſſen ...

— Bezahlen? Das iſt leicht geſagt, ich habe aber kein Geld zum Bezahlen ...

— Verſetzen Sie Alles, was Sie haben ...

— Ich habe aber Nichts!

— Fünfmalhunderttauſend Teufel, da ſoll alſo ich das Geld bezahlen? ...

— Thun Sie das nicht, ich laſſe mich lieber erſchießen ...

— Glauben Sie etwa, daß mir Etwas an Ihrem Leben liegt? Ich wollte, Sie brächen je eher je lieber den Hals. Aber die Police, die verfluchte Police!

— Ja, die iſt nach §. 63. der Verfaſſung freilich ungiltig, wenn ich falle.

— Gut, ich will Ihre Schuld bezahlen, wenn Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, daß Sie ſich diesmal nicht und überhaupt nie mehr duelliren wollen.

— Das Geld her, und ich werde mich nie duelliren.

— Verfluchte Police! murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte die 65 Thaler an Grützmacher, der dafür folgenden Schein ausſtellte:

„Ich gebe Herrn Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner unbegrenzten Freundſchaft zu geben, mich nie mehr duelliren werde.

B. am 27. Mai 1835.

Agathon Baron v. Grützmacher.

VIII.

Es war noch kein Monat verfloſſen, als Herr Wachtelhuber Morgens um ſechs Uhr (als er und ſein Mops noch in den Federn lagen) ein Billet mit einem ſchwarzen Siegel erhielt, das er haſtig erbrach. Aber was las er?

„Mein Herr!

Es thut mir herzlich leid, Ihnen anzeigen zu müſſen, daß ich auf dem Punkte ſtehe, mir das Leben zu nehmen, wenn Sie mir nicht 300 Thaler leihen. Wenn das Geld nicht innerhalb einer Stunde in meinen Händen iſt, ſo bin ich entehrt und jage mir eine Kugel durch den Kopf; das thäte mir, aufrichtig geſagt, nur darum leid, weil die Police, die ich Ihnen cedirt habe, nach §. 63. alsdann null und nichtig wäre. Die Piſtole iſt geladen ... ich erwarte Ihre Antwort.

Agathon Baron v. Grützmacher.“

— Ich werde wahnſinnig vor Zorn, rief der verzweifelte Rentier und eilte ſchweißtriefend zu Grützmacher.

— Menſch, Sie wollen ſich erſchießen?

— Präciſe neun Uhr ...

— Teufel, warum?

— Ich bin des Lebens überdrüßig. Alles, was mich anſieht, mahnt mich ... Hier ſehen Sie die Piſtole ... ein Druck, und Alles iſt überſtanden.

— Grützmacher! Baron! wollen Sie mich denn mit aller Gewalt unglücklich machen? Hab' ich denn nicht ſchon genug für Sie gethan? Glüht denn nicht ein Fünkchen von Dankbarkeit in Ihrer Seele? Sie wollen ſich das Leben nehmen? Wollen mich dadurch an den Bettelſtab bringen? Selbſtmord, ſagt unſer großer Schiller, iſt die einzige Sünde, die der Menſch nicht bereuen kann. Verſündigen Sie ſich nicht gegen die heiligſte Pflicht des Menſchen, bedenken Sie, Grützmacher, es lebt ein Gott!

— Die Sünde fällt auf Ihr Haupt zurück; Sie können mich retten und wollen es nicht. Doch wozu noch Worte verlieren? Der Zeiger rückt ... Sie haben nur noch zehn Minuten Zeit zum Ueberlegen ... Sie geben mir 300 Thaler oder — (Hier ſetzte er die Piſtole an den Mund).

— Halten Sie ein, halten Sie ein ... ich will Ihnen 100 Thaler geben ...

— Die nützen mir nichts!

— Gott im Himmel, wie haſt Du mich geſtraft! Grützmacher, haben Sie Mitleid mit einem alten Manne, der ſchon mit Einem Fuße im Grabe ſteht. Ich will Alles für Sie thun, was ich kann, ich will — bewundern Sie meine Großmuth! — noch 50 Thaler zulegen.

— 300 Thaler, oder ...

— Halten Sie ein, halten Sie ein ... Sie ſollen ſie haben, wenn Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, daß Sie ſich nicht erſchießen.

— Geld her!

— Verfluchte Police! murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte 300 Thaler an Herrn von Grützmacher, der Erſterem darüber folgenden Schein ausſtellte:

„Ich gebe Herren Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner unbegrenzten Freundſchaft zu geben, mich niemals erſchießen werde.
W. am 23. Juli 1835.
Agathon Baron v. Grützmacher.“

IX.

Zwei Monate ſpäter erhielt Herr Wachtelhuber abermals ein Billet:

„Mein Herr!
Leihen Sie mir 300 Thaler, oder ich nehme mir das Leben.
Grützmacher.“

Zehn Minuten ſpäter ſtürzte der wüthende Rentier in Grützmachers Zimmer.

— Herr, rief er außer ſich, Sie ſind ein Schuft!

— Wie ſo? fragte Jener.

— Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie ſich niemals erſchießen werden.

— Wer ſagt Ihnen denn, daß ich mich erſchießen will?

— Was wollen Sie thun?

— Ins Waſſer ſpringen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

— Das iſt zum Raſendwerden!

— Setzen Sie ſich, Herr Wachtelhuber!

— Menſch, ich erdroſſele Sie!

— Thun Sie das, dann erſpare ich den Sprung ins Waſſer.

— Springen Sie meinetwegen, wohin Sie wollen ... ich gebe Ihnen keinen Pfennig mehr.

— Gut, abgemacht! ſprach Grützmacher und nahm ſeinen Hut.

— Wohin? Wütherich!

— Ins Waſſer!

— Bleiben Sie ... Teufel, Engel will ich ſagen, bleiben Sie, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen ... Sie werden einſehen, daß das nicht ſo fortgehen kann. Sie wiſſen nicht, wovon Sie leben ſollen, ich will Ihnen helfen. Sie wiſſen, daß ich keine Kinder habe, ich will Sie adoptiren: Sie ſollen bei mir freie Wohnung und freie Koſt haben, ich will ſorgen für Sie wie für meinen Sohn ... ſind Sie damit zufrieden?

— Nein!

— Nun, ſo will ich Ihnen, wenn Sie zu mir ziehen, noch außerdem monatlich zehn Thaler Taſchengeld geben.

— Zehn Thaler? das iſt zu wenig.

— Alſo zwanzig Thaler.

— Dreißig, und noch heute ziehe ich zu Ihnen.

— Gut, ſprach der erdiengelbe Rentier, der ſich, erſchöpft, den Schweiß von der Stirn wiſchte.

Noch an demſelben Abend zog Grützmacher zu ſeinem Wohlthäter.

X.

Zwei Monate ſpäter präſentirte der Rentier Wachtelhuber bei dem Agenten der Lebensverſicherungs-Bank einen Todtenſchein, laut welchem Herr Agathon Baron von Grützmacher am 28. Auguſt 1836 am Schlagfluß geſtorben ſein ſollte.

Wachtelhuber erhielt ſofort 4000 Thaler ausgezahlt.

Des Orang-Utangs letzte Stunde.

Nachruf von E. M. Oettinger.

Zu Anfang der Michaelis-Meſſe dieſes Jahres fand man im „Leipziger Tageblatte" in der langen Reihe der Fremden, die unſere Stadt mit ihrer Gegenwart beehrten, einen Ausländer, deſſen Ankunft in allen Kreiſen der Geſellſchaft ein nicht unverdientes Aufſehen erregte.

Der Fremde hieß „Orang-Utang" und war in der Liſte als „Particulier, Kosmopolit und Waldmenſch" aufgeführt.

Bald darauf war er, mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß, in Adams Kaffeegarten für Geld zu ſehen.

Und die ganze Bevölkerung Leipzigs ſtrömte nach Sansſouci, um den berühmten Fremden zu bewundern.

Von Dresden aus war ihm der Ruf vorangeeilt, daß er, der Erſte ſeiner Dynaſtie in Deutſchland, eine in jeder Hinſicht ſehenswerthe Erſcheinung ſei. Und ſo geſchah es, daß dieſer Affe der Löwe des Tages war.

Kinder führten ihre Väter, Frauen ihre Männer zum Orang-Utang. Die „Illuſtrirte" ließ das Wunderthier in Holz ſchneiden, die „Modenzeitung" nahm ihn in die Gallerie ihrer berühmten Zeitgenoſſen auf und Donna Gismunda Roſenlaub, die Hoheprieſterin der Leipziger Mode, erfand ihm zu Ehren écharpes à la Orang-Utang.

Gekitzelt von ſo vielen Huldigungen, berauſcht vom Weihrauch, der ihm geſtreut wurde, ließ er ſich von einem ſeiner Collegen zum Mitgliede des Literaten-Vereins vorſchlagen, wurde mit 43 Stimmen gegen 2 aufgenommen und gleich darauf zum Vorſchwitzenden der 194ſten Commiſſion zur moraliſchen Verfolgung des Nachdrucks erwählt. Gleich darauf erſchien im „Converſations-lexikon der Gegenwart" eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Gefeierten aus der geiſtreichen Feder des berühmten X. Y. Z.

Zwei Tage ſpäter fühlte er ſich unwohl und drei Tage ſpäter rief ihn der Tod vom Schauplatz ſeines irdiſchen Ruhmes ab.

Orang-Utang ſtarb im vollſten Bewußtſein. Eine Stunde vor ſeinem Ende ließ er einen unſerer neunundneunzig Notare rufen, um demſelben ſein Teſtament zu dictiren. Seine Eingeweide vermachte er dem anatomiſchen Muſeum, ſeine Haut dem berühmten Novelliſten Robert Heller. Letzterer trägt ſie ſeitdem als Paletot.

Bei der Beerdigung des Affen trugen Fräulein Unzelmann und Herr Laube, Herr Oberregiſſeur Marr und Herr Bernhardi, als Repräſentanten der Kunſt und Kritik, die vier Zipfel des Leichentuchs. Robert Blum aber ſprach die Grabrede.

Bald nach dem Tode des Hingeſchiedenen verbreitete ſich das Gerücht, der Einzige ſeines Geſchlechts ſei keines natürlichen Todes geſtorben. Seine nächſte Umgebung wollte wiſſen, er ſei durch Selbſtmord gefallen.

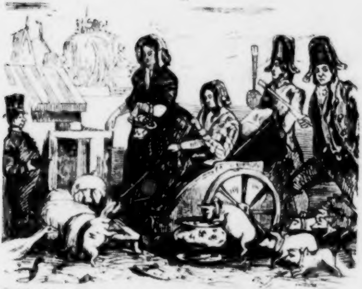
Sicherem Vernehmen nach ſollen ſeine Papiere nicht ganz in der Ordnung geweſen ſein; auch ſoll's ihm an einem Heimathsſchein gefehlt haben.

Er ſchläft nun den Schlaf der Gerechten. Geſtern hat ſich ein Verein conſtituirt, der dem Verſtorbenen auf Actien ein ehernes Denkmal errichten will mit der Inſchrift:

Er iſt todt,
aber ſein Geiſt lebt unter uns fort.

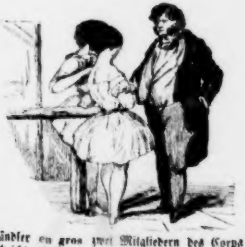
Chargen.

I.



Wie Gräfin Dida Aue-Aue die Feinde Israels mit Rumford-Suppen und Roman-Klößen füttert.

II.



Wie ein Wattenhändler en gros zwei Mitgliedern des Corps de Ballet die betrübende Nachricht mittheilt, daß die Baumwollen-Ernte in Oſtindien mißrathen sei.

Zapfenſtreich.

Algier. Das Beſitzthum Algeriens koſtet den Franzoſen bis jetzt 800 Millionen Francs und 100,000 Menſchenleben. Dafür iſt's aber die Schule, in der ſich das junge Heldenthum Frankreichs bildet. Ohne Algier wäre dort ſchon längſt eine dritte Revolution ausgebrochen. Auch Schädliches bringt Nutzen in der Welt.

Berlin. Die Concerte des Wiener Walzer-Boccaccio's, Johann Strauß, locken allabendlich große Schaaren in Kroll's Wintergarten.

∴ „Lady Ellen", das dramatiſche Erſtlingsproduct der Madame Theodor Mundt-Mühlbach, iſt auf der Hofbühne jämmerlich durchgefallen. Seit H. Laube's „Rococo" hat kein Stück das Publikum ſo gründlich gelangweilt, als dieſe Lady Ellen, in der jeder Zoll eine Louiſe Mühlbach iſt.

∴ Im nächſten Jahre wird Berlin 500 Droſchken weniger haben, dagegen in allen Stadttheilen Omnibus, zu welchen eine Hamburger Actiengeſellſchaft 700,000 Thaler zuſammengeſchoſſen hat.

Bologna. Iſabella Colbrand, Roſſini's Gemahlin, iſt am 7. v. M. im 60ſten Jahre ihres Alters auf ihrem Landgute bei Bologna geſtorben. Madame Colbrand war eine Spanierin von Geburt, hatte aber ihre Erziehung in Italien erhalten. Bekanntlich hatte Roſſini die „Desdemona", die „Donna del Lago" und die „Semiramide" für ſie geſchrieben. Leider hatte die Künſtlerin durch ihre Freigebigkeit und ihren leichten Sinn in früheren Jahren ſich ſo weit hinreißen laſſen, daß ſie von ihrem wahrhaft koloſſalen Vermögen an Geld, Schmuck und liegenden Gründen nichts Anderes rettete, als eine Beſitzung hart an den Thoren von Bologna, in welcher Stadt ſie ſeit zwölf Jahren, von ihrem Gatten geſchieden, in großer Zurückgezogenheit lebte. Erſt in den letzten Monaten hatte Roſſini, durch die Bitten ſeiner Freunde bewogen, ſich der Gattin genähert, und bei dieſer Gelegenheit erwachte ſeine Freundſchaft für die alte Freundin in einer den Künſtler wie den Menſchen ehrenden Weiſe, indem er nicht mehr von ihrem Krankenlager wich. (Wiener Theaterzeitung.)

Bonn. Von Gottfried Kinkel erſcheint (bei Henry und Cohen) eine „Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart".

∴ Der Muſikdirector Dr. Breidenſtein, einer der Directoren des Beethoven-Feſtes, hat den rothen Adlerorden vierter Klaſſe erhalten.

Boſton. Am 10. September ſtarb im 66ſten Lebensjahre der gelehrteſte Juriſt der Vereinigten Staaten, Joſeph Story, Profeſſor der Rechte an der Harvard-Univerſität, Verfaſſer der „Commentaries on the Constitution of the United States", des „Treatise on the conflict of laws" und vieler anderer rechtswiſſenſchaftlicher Schriften, durch welche ſein Name auch den Fachgelehrten Europa's rühmlich bekannt geworden iſt.

Brüſſel. Herr Victor Conſidérant, Redacteur der „Démocratie pacifique", iſt hier eingetroffen, um einen Curſus von Vorleſungen über das Fourrieriſtiſche Syſtem und die ſocialiſtiſchen Syſteme der Gegenwart zu halten. An Zuhörern wird es ihm wohl nicht fehlen, da Manche wirkliche Wißbegier, Andere — und wohl die Mehrzahl — die Neugier ihm zuführen wird, um dann das Recht zu haben, im Salon über communiſtiſche Theorien mitzuplaudern.

∴ Eine neue Auflage der in dem Prozeſſe des Jeſuitencaſſirers Affenaer vielfach beſprochenen Broſchüre „Maria Stella" iſt ſo reißend abgegangen, daß in den hieſigen Buchhandlungen ſelbſt nicht für den vierfachen Preis ein Exemplar zu finden iſt. Die franzöſiſche Regierung ſucht die Verleger dieſer Broſchüre zu vermögen, keine neue Auflage zu veranſtalten.

Buenos-Ayres. Mitten unter dem wilden Kriegslärm hat die deutſche Muſik ihre Töne bei uns angeſtimmt. Vor Kurzem wurde in der nordamerikaniſchen Kapelle zum Beſten des Baues der hieſigen deutſch-evangeliſchen Kirche Haydns „Schöpfung" aufgeführt. Die hieſigen Zeitungen ſind entzückt über dieſe „himmliſche Muſik".

Celle. In unſerer Stadt wird für den Dr. Seidenſticker zu ſeiner Ueberſiedelung nach Amerika geſammelt. Er wird nach Baltimore oder Philadelphia gehen.

Cöln. Die Mode unſerer Zeit, verſtorbenen Berühmtheiten Denkmäler zu errichten, geht jetzt mehr und mehr ins Kindiſche über. So hat ſich bei uns ein Verein gebildet, der dem unlängſt verſtorbenen Rheinlied-Poeten Nicolaus Becker auf dem Drachenfels am Rhein eine eiſerne Ehrenſäule mit der Inſchrift: „Sie ſollen ihn nicht haben" ſetzen will.

Konſtantinopel. Am 8. October iſt der 82jährige Ex-Großvezier und Seraſkier Choſrew-Paſcha hier geſtorben.

Dresden. Herr Dr. Theodor Mundt geht mit der kühnen Idee ſchwanger, ſeinen Aufenthaltsort Berlin mit Dresden zu vertauſchen. (In Folge deſſen will Dresden nach Berlin überſiedeln.)

∴ Dr. J. G. T. Gräße, Bibliothekar des Königs von Sachſen, rühmlich bekannt durch ſein „Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeſchichte", hat bei Arnold die „Sage vom Tannhäuſer, aus dem Munde des Volkes erzählt", erſcheinen laſſen, ein tüchtiges Seitenſtück zu deſſen „Sage vom ewigen Juden", die wir im vorigen Jahrgange des „Charivari" ausführlich beſprochen haben.

Hamburg. Auf dem alten Stadttheater gaſtirt die alte Madame Crelinger. Sie iſt bis jetzt als Maria Stuart, Phädra und Iſabella in der „Braut von Meſſina" aufgetreten, ohne den Enthuſiasmus zu erringen, den ſie erwartet hatte. (Tempi passati!)

∴ Seit dem 1. October erſcheint hier ein „Blatt für Arbeiter", redigirt von J. W. Chriſtern.

Hannover. Einem Gerüchte zufolge iſt der Dr. Seidenſticker unter der Bedingung begnadigt worden, daß er nach Amerika auswandere, wozu ihm die Regierung 240 Thaler Reiſegeld zahlt. Hr. Dr. Seidenſticker ſoll dies angenommen haben. Er iſt noch nicht 50 Jahre alt, Gatte und Vater von 5 Kindern, ein talentvoller und kenntnißreicher Mann, der gewiß bald in dem neuen Vaterlande ein Unterkommen finden wird. Er war vierzehn Jahre lang verhaftet. Dem Vorſteher der Strafanſtalt in Celle muß es rühmlich nachgeſagt werden, daß er Hrn. Seidenſticker ſtets mit Schonung behandelt hat. (Vergleiche Celle.)

Karlsruhe. Das hieſige Cenſoramt iſt abermals in andere Hände übergegangen und diesmal der Oberkirchenrath Bähr damit betraut worden, eine Wahl, die, mit Rückſicht auf die confeſſionellen Zeitfragen getroffen, wegen der Freiſinnigkeit des Gewählten eine glückliche genannt werden darf.

∴ Am 21. November werden die Sitzungen unſerer Landſtände eröffnet.

Kopenhagen. Profeſſor Heiberg beſchäftigt ſich mit der Herausgabe einer Lebensbeſchreibung des berühmten Aſtronomen Tycho de Brahe, deſſen dreihundertjährige Geburtsfeier im Jahre 1846 begangen werden ſoll.

Leipzig. Auf ſämmtlichen Eiſenbahnen Deutſchlands ſind bis jetzt 267 Locomotiven im Gange.

∴ Ganz Deutſchland zählt jetzt 400 Guſtav-Adolph-Vereine. (Lieber als alle 400 Vereine wäre uns ein einziger Guſtav Adolph!)

∴ Der alte General in Stolle's „luſtigem Dorfbarbier" wirft die Frage auf: Wer iſt Zieſche, wer iſt Scholze? — »Nun, mein Gott«, antwortet Grimma's Figaro, »Zieſche iſt Zieſche und Scholze iſt Scholze. Weiter iſt von ihnen vor der Hand nicht viel zu berichten. Es ſind bäuerliche Landſtände der ſächſiſchen zweiten Kammer, und als neulich die Rede auf die Preſſe kam, gaben auch ſie ihre drei Heller dazu. Zieſche wünſchte blos um deswillen Preßfreiheit, um die vorlauten Schriftſteller tüchtig abſtrafen zu können, und der ehrwürdige Scholze ſprach die erſchütternde Wahrheit aus, daß auch Sachſen Preßfreiheit erhalten werde, ſobald der deutſche Bundestag ſie gebe.« (Weiſer Daniel!)

∴ Das „Frankfurter Journal" ſchreibt: Man erinnert ſich, wie Otto Wigand in Leipzig dem Advokaten Fiſcher, welcher ihm nach Jordans Verurtheilung über deſſen Prozeß ein juridiſches Gutachten, mit dem er vergebens bei andern Verlegern herumgeirrt war, zum Verlag angeboten hatte, dadurch antwortete, daß er ihm daſſelbe ohne alle weitere Verhandlungen über die Forderungen des Verfaſſers in wenigen Tagen gedruckt zuſtellen ließ. Etwas Aehnliches iſt erſt jüngſt geſchehen. Ein angehender, in der wiſſenſchaftlichen Welt noch wenig genannter Gelehrter bat ihn, eine von ihm verfaßte Schrift zu verlegen, indem er die Mißlichkeit literariſcher Debüts für den Buchhändler offen zugab, zugleich aber die Wichtigkeit eines ſolchen Auftretens für das eigene perſönliche Intereſſe beſonders hervorhob und ihm bei dieſen Umſtänden alle ſonſtige Bedingungen anheimſtellte. Wigand ließ ſich das Manuſcript überſenden, und ſeine nach einigen Wochen einlaufende Antwort war die gedruckte und wohlhonorirte Schrift. Solche Züge bedürfen keines Commentars. (Auch wir ſind dieſer Meinung, doch könnten wir in Bezug auf Otto Wigand noch weit ſchönere, edlere und großherzigere Züge erzählen, wären wir nicht überzeugt, daß ein Ausposaunen ſeiner Herzensgüte ſein Zartgefühl beleidigen würde. Otto Wigand iſt im vollſten Sinne des Wortes ein Ehrenmann. Das weiß Jeder, und das genügt!)

∴ Ludwig Kaliſch, der geiſtreiche Narrhalla-Humoriſt, einer der witzigſten Köpfe

Deutſchlands, hat einige Tage in unſerer Mitte verweilt und iſt von hier nach dem lieben, ſchönen, „goldenen" Mainz zurückgekehrt.

∴ Adolf Böttger, dem die deutſche Literatur eine claſſiſche Ueberſetzung der poetiſchen Werke Lord Byrons verdankt, entwickelt ſeit Kurzem eine vielſeitige Regſamkeit. Seinem vom Publikum und Kritik mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommenen Schauſpiele „Agnes Bernauerin"*) läßt er nächſtens ein modernes Heldengedicht in zwölf Geſängen, betitelt „Till Eulenſpiegel", folgen, ein Werk, worin er mit dem glücklichſten Humor die modernen Thorheiten unſerer Zeit geißelt. „Till Eulenſpiegel" erſcheint bei Otto Klemm.

∴ Theodor Drobiſch arbeitet an einem humoriſtiſch-hiſtoriſchen Märchen, „Peter Rückwärts". (Nur vorwärts!)

∴ Bei F. A. Brockhaus ſind zwei Bände „Künſtler-Dramen" vom Profeſſor Deinhardſtein erſchienen. Sie enthalten fünf Stücke: „Pigault-Lebrun", „Boccaccio", „Salvator Roſa" (in Wien unter dem Namen „das Bild der Danaë" bekannt), „Garrick in Briſtol" und „Hans Sachs" mit Goethe's Prolog zu dieſem Stücke. Dieſe Dramen, worin der Dichter die verſchiedenen Kunſtarten in ihrer Entwickelung in Deutſchland, England, Frankreich und Italien vorüberführt, haben die Runde durch alle deutſchen, und in den Ueberſetzungen, unter welchen vorzüglich die von Oehlenſchläger ausgezeichnet ſind, die Runde durch viele Bühnen des Auslandes gemacht.

∴ Von Rudolph Weigels vortrefflichem Kunſt-Catalog iſt die ſiebenzehnte Abtheilung erſchienen, die, ebenſo reichhaltig als die frühern, einen neuen Beweis von dem raſtloſen Eifer des geſchätzten Herausgebers liefert. Im Vorworte (Seite V.) ſagt Herr Weigel: »Es haben die der Kunſt gewidmeten Zeitſchriften über die unſerm letzten Cataloge beigefügte wiſſenſchaftliche Ueberſicht, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, bisher Stillſchweigen beobachtet, doch glauben wir ausſprechen zu dürfen, daß es bisher noch nirgends ein Verzeichniß gab von einer ſo reichhaltigen und umfaſſenden Kunſtbibliothek, als der in unſerm Cataloge vorgeführten, welche, wie man leicht ermeſſen kann, nur mit vieler Mühe und großem Aufwande zuſammengebracht werden konnte.« (Es iſt in der That ebenſo nachläſſig als gewiſſenlos, daß unſere ſogenannten Kunſt-Journale den Weigelſchen Catalog mit Stillſchweigen übergangen haben. Unſer „Charivari" war das einzige Blatt, das in Nummer 150 (Seite 2396) dieſem in ſeiner Art einzigen Werke den Tribut dankbarer Anerkennung gezollt hat.)

∴ Der auch als Schriftſteller in der muſikaliſchen Literatur rühmlich bekannte Organiſt an der hieſigen Nicolaikirche, Herr Becker, iſt zum correſpondirenden Mitgliede des niederländiſchen Vereins zur Beförderung der Tonkunſt (Maatschappij tot Bevordering der Toonkunst in Nederland) erwählt worden.

∴ Albert Lortzing arbeitet an einer neuen komiſchen Oper, die ihrer Vollendung entgegengeht. Sein „Czaar und Zimmermann" wird von der italieniſchen Oper in Paris als „bouquet de la saison" einſtudirt.

∴ Herr Felix Dobrzynski, einer der ausgezeichnetſten Componiſten Polens, verweilt ſeit Kurzem in unſerer Mitte, um im Gewandhauſe einige ſeiner Tondichtungen, unter anderen eine Symphonie caractéristique und einzelne Nummern aus ſeiner dreiactigen Oper „Monbar" zur Aufführung zu bringen. Herr Dobrzynski iſt, wie Chopin, Kurpinsky, Nidecki, Nowakowsky und Mirecki, ein Schüler des Neſtors der polniſchen Muſik, des ehrwürdigen J. Elsner. Nummer 42 der „allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" widmet Herrn Dobrzynski einen Artikel, der, aus der Feder des Herrn Truhn, dem Talente des Herrn Dobrzynski die vollſte Anerkennung zollt.

∴ Ein Herr Wöhler hat zwei Lieder mit Klavierbegleitung für die linke Hand herausgegeben. Ein Referent der „neuen Zeitſchrift für Muſik" ſagt darüber: Beide Lieder werden Denen willkommen ſein, die mit der Linken den Geſang der Geliebten begleiten und mit der Rechten ſie umarmen und in den Pauſen zum Kuſſe zu ſich herabziehen wollen. (Gut gebrüllt, Löwe!)

∴ Die „Signale" erzählen: In den chineſiſchen Theatern giebt es einen eigenthümlichen Recenſenten, einen Polizeibeamten, der einen ſehr bequemen Platz hat, um regelmäßig zu ſchlafen. Die Schauſpieler müſſen ſich hüten, nicht ſo ſehr zu ſchreien, damit ſie ihn nicht wecken. Geſchieht dies, ſo werden ſie wegen ſchlechten Spiels in Strafe genommen. (Wenn auch in unſerm Theater jeder Komödiant ſeines ſchlechten Spieles wegen beſtraft werden ſollte, dann hätte die arme Polizei ſo viel zu thun, daß ſie Tag und Nacht nicht aus dem Straſen herauskäme.)

---

*) Apropos: Woher kommt es, daß dieſes Drama, das drei Mal bei drückend vollem Hauſe aufgeführt worden, von der Scene beſeitigt worden iſt? Während man jeden Raupach'ſchen Quark dem Publikum bis zum Ekel und Ueberdruß auftiſcht, ſucht man das Werk eines ächten Poeten gewaltſam in Vergeſſenheit zu bringen! Iſt das honett? E. M. O.

London. Im März oder April des nächſten Jahres ſieht Königin Victoria neuen Mutterfreuden entgegen. (Victoria!)

∴ Die Brauereien der Themſeſtadt erzeugen jährlich — zum eigenen Verbrauche — 2,000,000 Faß Ale und Porterbier.

∴ Die Königin hat Herrn J. P. Forbes, dem berühmten Profeſſor der Naturgeſchichte in Edinburgh, eine Penſion von 200 Pf. St. bewilligt.

∴ Vor Kurzem fand bei Saffron-Walden, an der North-Eaſtern-Counties-Eiſenbahn, zwiſchen zwei Arbeitern, Namens Woodley und Manning, ein Boxerkampf um den Preis eines Sovereigns Statt. Nach einem beinahe halbſtündigen Kampfe, in welchem 12 bis 14 Gänge (rounds) gemacht wurden — die Kampfrichter ſtanden mit Uhren in der Hand daneben, — ſtürzte Woodley, der Herausforderer, zuſammen. Er war eine Leiche. Manning ließ ſich den Kaufpreis einhändigen und ging weg. Eine Todtenſchau-Jury trat zuſammen und beſchloß vor Allem eine Leichenöffnung. Man fand eine krankhafte Herzerweiterung und am Körper keine abſolut tödtliche Verletzung. Die Jury that ſofort den Ausſpruch: „John Woodley ſtarb eines natürlichen Todes an Herzkrankheit, beſchleunigt durch Erhitzung bei einem Fauſtkampfe!"

∴ Das „Keepsake für 1846" enthält Novellen und Erzählungen von Lady Bleſſington, Lady Stuart Wortley, Lord Manners, Lord Robertſon, B. d'Iſraeli u. A. Auch ein Beitrag in franzöſiſcher Sprache, eine ſehr artige Scene, „le Mariage", von Eugen Sue, hat ſeinen Platz im „Keepsake" gefunden.

∴ Das „book of beauty" enthält dies Mal mehr Phantaſie-Portraits, als wir ſonſt darin zu finden gewohnt ſind, ſo daß man entweder an der Unerſchöpflichkeit des Borns weiblicher Schönheiten, oder an deren Bereitwilligkeit, ſich mit ihrem Namen im Bilde dem großen Publikum darſtellen zu laſſen, zweifeln möchte. So iſt ſchon das Titelkupfer „die Braut" eine Erfindung, und, wenn wir wollen, nicht einmal eine der gelungenſten. Auch unter den übrigen Portraits finden wir mehrere, die nur unbeſtimmt bezeichnet ſind, wie Donna Inez, Lady Henrietta, Miß Lucy B—, ein Portrait u. ſ. w. Unter den genannten Damen ſind Lady K. Jermyn, Mrs. Beresford Taylor, die Miſſes Mac Leod, Lady Brooke, Mrs. Young u. ſ. w. Die Stiche, von Egleton, Mote, Holl u. ſ. w., ſind, wie gewöhnlich, vortrefflich. Die literariſchen Beiträge ſind größtentheils aus weiblicher Feder: der Herausgeberin, Gräfin Bleſſington, Lady K. Jermyn, Lady St. Wortley (deren Portraits auch in dieſem Jahrgange gegeben ſind).

Madrid. Eine hieſige Zeitung enthält folgende Zuſammenſtellung: Im Jahre 1765 beſtand die ſpaniſche Flotte aus 178 Kriegsſchiffen; achtzig Jahre ſpäter — 1845 — zählte ſie nur noch 3 Linienſchiffe, 6 Fregatten, 3 Corvetten und 7 Briggs.

Mainz. Das „Buch der Narrheit" heißt ein neues humoriſtiſch-ſatyriſches Werk, das L. Kaliſch bei Wirth herausgegeben hat. (Wir werden in der nächſten Nummer des „Charivari" mit Erlaubniß des Verfaſſers eine Probe daraus mittheilen.)

Mancheſter. Die Direction des Athenäums hatte den franzöſiſchen Romanſchriftſteller Eugen Sue eingeladen, dem nächſtens ſtattfindenden Jahresfeſte ihrer Geſellſchaft beizuwohnen; Herr Eugen Sue hat die Einladung jedoch in einem verbindlichen Schreiben mit dem Bemerken abgelehnt, daß er an einem ſchmerzhaften Nervenübel leide, welches durch zu angeſtrengtes Arbeiten entſtanden ſei und ihm bei der ſorgſamen Behandlung, welche es erheiſche, eine Reiſe nach England nicht verſtatte.

München. Am 29. October wurde die coloſſale Statue des berühmten Rechtsgelehrten Freiherrn von Kreittmayr feierlich enthüllt. Auf der Vorderſeite des Poſtaments befindet ſich in Metallbuchſtaben die Inſchrift: »W. X. A. Frhr. v. Kreittmayr. Churf. bayer. Kanzler. Geb. zu München den 14. Dezember 1705, geſt. 27. October 1790.« Auf der Hinterſeite ſteht: »Dem Verfaſſer der bayeriſchen Geſetzbücher das dankbare Vaterland.« *) (Wenn dieſer Herr v. Kreittmayr das Geſetz erfunden, nach welchem Abbitte vor dem Bildniſſe des Königs zu leiſten iſt, ſo verdient er wohl ſchon darum ein Monument!!)

Oldenburg. In Folge eines Artikels über die Leipziger Ereigniſſe in einem hieſigen Blatte iſt dem Oberamtmann Strackergan das Cenſoramt entzogen und dem Regierungsſecretär Steche übertragen worden. (Wir gratuliren Herrn Strackergan.)

Palermo. Der Kaiſer von Rußland ſoll für den Aufenthalt ſeiner Frau Gemahlin und ihres Hofſtaates in Palermo nicht weniger als vierzehn Millionen Rubel ausgeworfen haben. (Beneidenswerthes Rußland!)

---

*) Sein „Codex Maximilianeus Bavaricus civilis, judicialis et criminalis" erſchien zu München 1756, 3 Bde.

E. M. O.

Paris. Einer der berühmteſten Aſtronomen Frankreichs, J. Dominique Graf von Caſſini, der Letzte dieſes weltgefeierten Namens, iſt am 17. v. M. zu Thury-ſous-Clermont, 97 Jahre alt, geſtorben.

∴ Das Muſeum im Louvre zählt 15 Gemälde von Raphael, 22 von Guido Reni, 12 von Correggio, 14 von Dominichino, 20 von Albani, 43 von Rubens und 10 von van Dyck.

∴ Die Spielwuth hat ſich in Frankreich dergeſtalt vermehrt, daß der Ertrag des Kartenſtempels, welcher 1830 eine halbe Million betrug, jetzt das Dreifache, eine Million 600,000 Francs, beträgt.

∴ Das legitimiſtiſche Militärjournal „la Sentinelle de l'Armée“ iſt drei Tage hinter einander mit Beſchlag belegt worden.

∴ Auch die „Gazette de France“ iſt neulich mit Beſchlag belegt worden. Urſache dieſer Maßregel ſind die zahlreichen Auszüge, die ſie aus einem neuen Buche des Herrn Alexis Dumesnil gebracht. Das Buch heißt: „Epreuves sociales de la France depuis Louis XIV. jusqu'à nos jours“.

∴ Der „Constitutionnel“ behauptet, daß von der „Histoire du Consulat et de l'Empire“ des Herrn Thiers in Belgien allein nicht weniger als dreiundzwanzig Nachdrucker-Ausgaben erſchienen ſind. (Welchem deutſchen Werke iſt wohl je eine ähnliche Auszeichnung zu Theil geworden?)

∴ Victor Hugo kehrt erſt im künftigen Jahre nach Frankreich zurück. Bis dahin, hofft er, wird ſich die Biard'ſche Affaire wohl verwiſcht haben.

∴ Victor Hugo hat in Spanien den ſeit zehn Jahren von ihm verſprochenen Roman „la Quinquingrogne“ vollendet und denſelben (in drei Bänden beſtehend) für 150,000 Francs auf zwanzig Jahre an ſeinen Buchhändler verkauft.

∴ In mehreren unſerer Zeitungen wird ein unlängſt erſchienenes Werk, „Histoire du Travail et des Travailleurs en France“ mit großem Lobe beſprochen. Der Verfaſſer, Vincard, gehört ſelbſt der arbeitenden Klaſſe an.

∴ Wie ſehr hier der Feuilleton-Roman cultivirt wird, beweiſt die Anzeige eines Journals, worin die Redaction bekannt macht, daß ſie ſich den Roman zur Hauptaufgabe ſtellen, Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft hingegen ins Feuilleton verweiſen wolle.

∴ Einer der achtbarſten Vertreter der demokratiſchen Preſſe in Nordamerika, Herr J. L. O'Sullivan, früher Mitglied der Legislatur von New-York, jetzt Redacteur der „Morning News“ und der „Democratik Review“ iſt hier angekommen, um eine Reiſe durch Europa zu machen und alle Notabilitäten der Literatur und Kunſt perſönlich kennen zu lernen.

∴ Am 21. v. M. iſt zu Bourg die ausgezeichnete Genre- und Portraitmalerin, Eliſe Blondel, an einem Bruſtübel geſtorben, das ſie ſich durch zu großen Fleiß zugezogen hatte.

∴ Der Marſchall Soult, geboren am 29. März 1769, ſteht im 81. Lebensjahre. (Einen in voller Activität älter gewordenen Miniſter hat die franzöſiſche Geſchichte in dem Cardinal Fleury, der am 29. Jan. 1743 im 90. Jahre ſtarb, nachdem er Frankreich 20 Jahre hindurch regiert hatte.) Marſchall iſt Soult ſeit dem 19. Mai 1804. Soult war drei Mal Kriegsminiſter: vom 1. Dec. 1814 bis 12. März 1815, vom 17. Nov. 1830 bis 18. Juli 1834, und vom 29. Oct. 1840 bis heute. In dem Miniſterium vom 12. Mai 1839, das bis 1. März 1840 gelebt, war Soult Miniſterpräſident und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

∴ Die Jeſuiten haben den Plan, einen Theil ihres Vermögens, 100 Millionen Francs, in deutſchen Eiſenbahnen anzulegen. Da das Geld der Jeſuiten ſo gut iſt, wie jedes andere, ſo kann dieſer Entſchluß ſelbſt da, wo man die Beſitzer des Geldes und ihre Grundſätze nicht liebt, nur willkommen ſein. Daß die Speculation unter anderem Namen gemacht wird, verſteht ſich von ſelbſt.

∴ Die neue Zeitung „le Monde“ iſt nach fünfmaligem Erſcheinen in ihr Nichts zurückgeſunken.

∴ Die Franzoſen halten es noch immer unter ihrer Würde, ſich mit der Geographie des Auslandes zu beſchäftigen. Eine hieſige Zeitung erfand neulich ein Herzogthum „Lippe-Darmſtadt“, eine andere ein neues Fürſtenthum „Heſſen-Koburg“.

∴ Auch Paul de Kock hat nun den Orden der Ehrenlegion erwiſcht.

Peking. Die achtzehn Provinzen China's zählen 183 Fu oder Städte erſten Ranges, 237 Tſcheu oder Städte zweiten Ranges und 279 Hiens oder Städte dritten Ranges.

Petersburg. Vor einigen Tagen ſtarb hier nach langen Leiden der Buchhändler Schmigdorf, der aus Hamburg gebürtig und ſeit 1820 hier etablirt war. Er gehörte zu unſeren thätigſten und umſichtigſten Buchhändlern, und wußte namentlich ſchnell und mit ſeltenem Eifer die gehaltvolleren Werke der deutſchen Literatur uns zuzuwenden, weshalb ſein Tod hier lebhaft bedauert wird.

∴ Der kaiſerliche Hofkapellmeiſter Schubert iſt hier geſtorben.

∴ Am 3. October iſt die italieniſche Opernſaiſon mit Donizetti's „Lucrezia Borgia" eröffnet worden. Herr Salvi ſang die erſte Tenorpartie.

Poſen. Der „ewige Jude" nach Eugen Sue, von C. Schmidt, wurde hier am 24. vor. M. zum erſten Male gegeben und die Aufführung war für uns ein Ereigniß. Niemals war das Haus ſo vollgepfropft und nie das Publikum ſo unruhig. In den beiden erſten Acten kamen viele Störungen vor. Es gab Ziſcher und Schreier, zuletzt aber endete die Vorſtellung mit großem Beifall. Man hatte ſogar Unruhen bei der Aufführung gefürchtet, weshalb noch vor 14 Tagen die Aufführung des Stücks aus polizeilichen Rückſichten unterſagt worden war. (Schleſiſche Zeitung.)

Stuttgart. Am 22. October iſt die erſte Eiſenbahn in Würtemberg — von Cannſtadt nach Unter-Türkheim — eröffnet worden.

∴ Der „Constitutionnel" und einige andere Journale haben neulich den Prinzen Jerôme von Montfort, den Neffen des Königs von Würtemberg, wahnſinnig und zu ſeiner Familie nach Florenz bringen laſſen, während derſelbe körperlich und geiſtig geſund hier in unſerer Mitte weilt. (Auch nicht übel!)

Toulon. Vor Kurzem ſind in unſerem Hafen 87 Flüchtlinge aus dem Kirchenſtaate angekommen. Sie waren bei den letzten Ereigniſſen zu Rimini compromittirt und ſind, nachdem ſie ans Land geſtiegen waren, ſofort — eingeſperrt worden. (Rührende Gaſtfreundſchaft!)

Wien. Die Bevölkerung Oeſterreichs beträgt nach der neueſten Zählung 38 Millionen; ſeit 25 Jahren hat ſie ſich um mehr als 7 Millionen vermehrt.

∴ Die größte Kirche im Kaiſerthume Oeſterreich iſt der Dom zu Fünfkirchen; er hat 18 Altäre, 4 Chöre, 3 Orgeln und eben ſo viele Kanzeln. Am Peter- und Paulstage wird von dieſen drei Kanzeln zu gleicher Zeit gepredigt, ohne daß ein Kanzelredner den andern ſtört.

∴ Der ſiebzehnjährige Dramatiker Ludwig Eckard hat ein dreiactiges Künſtler-Drama, „Friedrich von Schiller", geſchrieben.

∴ Herr Jerrmann verläßt, aus Mangel an würdiger Beſchäftigung, das Hofburgtheater, dem er ſeit einem Jahre als gern geſehenes Mitglied angehört hatte. Dem Vernehmen nach will Herr Pokorny, der Carl des Theaters an der Wien, ihn als techniſchen Director engagiren, eine Stelle, um die ſich Herr Marr aus Leipzig — bis jetzt vergebens — beworben haben ſoll.

∴ Im Kärnthnerthor-Theater hat eine engliſche Tänzerin, Mrs. Maywood, als Giſela debütirt und grandioſen Beifall eingeerntet.

∴ Im Theater an der Wien wird ein neues Drama, „die Wege der Nemeſis", einſtudirt. Verfaſſer dieſer Novität iſt der junge, talentvolle Sohn des bekannten Balladendichters J. N. Vogl.

∴ Die Walliſhauſerſche Buchhandlung beabſichtigt die ſämmtlichen Theaterſtücke des Herrn Neſtroy herauszugeben.

∴ Ein Herr Adolf Lazansky, der ſich hier als Gedächtnißkünſtler producirt hat, will ein Résumé ſeines Syſtems unter dem Titel „Allgemeine Gedächtnißlehre" herausgeben. (Nach Reventlows Lehrbuch ſcheint uns dies höchſt überflüſſig zu ſein.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Bergiſchen beſteht ſchon ſeit den älteſten Zeiten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren. Früher hielt das öffentliche Geſchwornengericht ſeine Sitzungen in Upladen unter freiem Himmel und vor allem Volke. Die Ritter bildeten die Richter und 72 Schöffen die Geſchwornen. Das Urtheil durfte nie länger als drei Tage verzögert werden. Im Jahre 1539 fand zu Upladen die letzte öffentliche Gerichtsverſammlung Statt.

— Ein engliſcher Gelehrter hat berechnet, daß der Glanz des Sonnenlichtes mehr als dreimalhunderttauſendmal ſtärker als der des Vollmonds iſt, d. h. mit anderen Worten, wenn ſtatt des einen Vollmondes dreimalhunderttauſend Vollmonde am Himmel ſtänden, würde ihr Geſammtlicht noch nicht ſo ſtark ſein, als das der einzigen Sonne.

— Paolo Piazza, ein berühmter Maler, geboren zu Caſtelfranco im Jahre 1574, erhielt einſt von einem Dorfpfarrer die Beſtellung, ein kleines Altarblatt zu malen. Als ihn der Pfarrer zu lange auf die Bezahlung des bedungenen Preiſes warten ließ, ſchrieb ihm der Maler einen Brief, worin nichts Anderes ſtand, als: P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. Der Pfarrer, darüber beleidigt, reichte eine gerichtliche Klage gegen ihn ein, der zufolge der Maler aufgefordert wurde, ſich zu rechtfertigen. Er that dies mit den Worten: Er hätte nicht die Abſicht gehabt, Se. Hochwürden zu beleidigen, ſondern hätte ſich blos aus Mangel an Zeit der in dem Briefe enthaltenen Abkürzungen bedient, in der Vorausſetzung, der Herr Pfarrer würde den Sinn derſelben ſogleich errathen; denn jene neunzehn P bedeuteten nichts Anderes, als: Pietro Paolo Piazza Pittore Pinse Pala Piccola Per Prezzo Poco Per Prè Pietro P... Piovano. Però, Pretende Pagamento Presto. Peter Paul Piazza Maler malte ein kleines Altarblatt um einen geringen Preis für Se. Hochwürden Peter P... Pfarrer; er macht jedoch Anſpruch auf baldige Bezahlung. — Piazza erreichte damit ſeinen Zweck.

— Catharina II. gab dem Grafen Tſchesmenskoy die Erlaubniß, im Hafen von Ancona ein ruſſiſches Linienſchiff anzuzünden, damit der Maler Philipp Hackert einen Schiffsbrand nach der Natur aufnehmen könne.

— Am 27. Mai 1780 wurde in Zürich der Pfarrer Waſer hingerichtet, weil er in „Schlözers Briefwechſel" zwei ſcharfe Artikel gegen Züricher Verhältniſſe hatte abdrucken laſſen. Unter Waſers Blutrichtern ſaß auch der Idyllendichter Geßner. (Iſt das nicht ächt idylliſch?)

— Die Vorfahren des bekannten Grafen von Wackerbarth (des Urdeutſchen) hatten 1578 an den Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg eine Summe von 5000 Mark Silbers geliehen. Da Graf Wackerbarth behauptete, ſeine Familie hätte dieſe nie zurückbekommen, ſo brachte er am 26. April 1826 beim Bundestag eine Forderung von 200,704,000 Louisd'ors an, zahlbar von Hannover, England und Dänemark.

Treffer und Nieten.

* Das größte Lob, das ein Franzoſe einem Fremden ertheilen kann, iſt das, wenn er ſagt: »Vous êtes devenu très-français maintenant.«

* Bekommt ein Franzoſe ſchlechten Wein, ſo ruft er »mon Dieu!«; erhält er guten, ruft er »Diable!« Beweis, daß ſie dem Teufel mehr Geſchmack, als dem lieben Gott abgewinnen.

* Zu den großen Schöngeiſtern, welche Feinde der Muſik geweſen ſind, gehörte unter Anderen auch Leſſing. Er pflegte zu ſagen, daß ihm bei Anhörung der ſchönſten Muſik nicht viel beſſer zu Muthe ſei, als wenn ihm der Barbier den Bart einſeife.

* Der berühmte Whigheld Sheridan hatte dem engliſchen Parlamente vorgeworfen, daß es beſtechlich ſei; er mußte auf Befehl des Parlaments auf den Knien öffentlich Abbitte leiſten; als er aufſtand, putzte er ſich das Knie ab und ſagte: »Das Haus iſt ſchmutzig.«

* Mirabeau, befragt, wie Robespierre ihm gefalle, erwiderte: »Dieſer Menſch ſieht wie eine Katze aus, welche Eſſig getrunken hat.«

Telegraphiſche Depeſche.

Greiz, am 7. November.

Auch in unſerm Lande iſt die Geldnoth bis zu dem Punkte geſtiegen, daß ein doppelter Louisd'or jetzt für zwei Neugroſchen unter Glas und Rahmen gezeigt wird.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 164. Leipzig. 19. November 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Boxer, der Studentenhund.

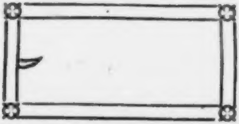
Von Julius Otto.

In unſerm guten Leipzig lebte bis etwa vor einem halben Jahre ein Hund, deſſen ſich gewiß noch viele Einwohner der Muſenſtadt, jedenfalls aber die geſammte Studentenſchaft nicht ohne einiges Intereſſe erinnern werden. Sind uns auch ſchon unendlich viele Beiſpiele von der Treue, Wachſamkeit und Gelehrigkeit der Hunde erzählt worden, ſo hat es doch nie einen originelleren gegeben, als Boxer, und theils wegen dieſer Originalität, theils wegen des, Vielen ſeiner zahlreichen Gönner wahrſcheinlich noch unbekannten Endes Boxers glauben wir, ſeiner Biographie einige Zeilen widmen zu dürfen.

Boxer war ein reiner Sproſſe der ächtengliſchen Hunderace, mit deren Geſchlechtsnamen er Kat'rochen gerufen wurde; die fleiſchfarben-gelbliche Hautfarbe, die breite Doggennaſe, unter welcher das ſcharfe, blendend weiſſe Gebiß hervorfunkelte, der herabhangende Unterkiefer, die geſtutzten Ohren, der grimmige Wolfsblick — Alles dokumentirte den Adel ſeiner altengliſchen Abkunft: er war ein vollkommener Boxer, reines Vollblut. Allein trotz dieſes wilden Ausſehens und des furchtbaren, von Narben überall zerfetzten Geſichtes hat es wohl nie ein gutmüthigeres Vieh gegeben. Leider können wir über den Ort ſeiner Geburt, ſeine Eltern, ſeine erſte Jugend und ſeine Erziehung Nichts berichten; letztere ſcheint jedoch ziemlich verwahrloſt geweſen zu ſein. Unſere Erzählung nimmt von da ihren Anfang, wo wir das erſte Mal das Glück hatten, Boxern in Leipzigs Mauern zu begegnen.

Ein Jenenſer Student brachte die edle Pflanze aus ſeinem Muſenſitze mit hieher und verſchenkte ihn an einen hieſigen Studenten unter der Bedingung, daß — falls dieſer den Hund weiter verſchenken oder verkaufen wollte — er ihn nur einem aus der Verbindung abtreten dürfe. Eine Zeitlang gefiel ſich Boxer ſehr wohl bei ſeinem neuen Herrn; allein als dieſer ihn ein einziges Mal eingeſperrt hatte, da offenbarte ſich plötzlich der unendliche Drang Boxers zu einem freien, fidelen Bummelleben. Er entfloh, und Nichts konnte ihn bewegen, wieder zu ſeinem Herrn zurückzukehren. Er kam alſo an einen zweiten; allein auch dieſer verſtand nicht deſſen ſchöne Seele, den hohen und edlen Freiheitsdrang in ihm zu würdigen; er wollte Boxer zwingen — und Boxer entlief auch ihm. Unſer Hund hielt ſich von nun an zu keinem einzelnen Herrn — er wurde Verbindungseigenthum — er wurde Eigenthum der ganzen Leipziger Studentenſchaft und bildete ſich ſelbſtſtändig die Art und Weiſe, in welcher er künftig zu leben gedachte.

Von früh acht Uhr an war Boxer auf den Beinen; wo zwei Studenten auf der Straße zuſammenſtanden, lief er hin und machte durch Dazwiſchendrängen ſein »ich ſei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte« nach allen Kräften anſchaulich. Er lief dann mit dem Einen ein paar Straßen, bis ihn ein Anderer zu ſich rief; doch ſchon in wenig Augenblicken ſchenkte er das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft einem Dritten.



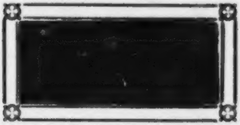
Dieſes Bild ſtellt Boxern auf ſeinen Bummelwegen dar; ſchade, daß der Künſtler den Hund gerade in dem Moment aufgefaßt hat, wo er eben um eine Ecke gebogen iſt, weshalb man nur ſeinen Schwanz zu ſehen bekommt.

War der Morgen nun auf dieſe Weiſe glücklich verbummelt, dann fand ſich Boxer punkt zwölf Uhr auf der Kneipe ein, wo die meiſten Mitglieder der Verbindung ihr Mittagsbrod einzunehmen pflegten; dort dinirte er; allein nicht zufrieden damit, beſuchte er bis gegen zwei Uhr ſechs bis acht diverſe andere Gaſthäuſer, wo er als alter Stammgaſt regelmäßig Ätzung erhielt. Einſtmals, erzählt man, hatte ein Marqueur aus einem dieſer Gaſthäuſer Boxern ein vom vorigen Abend übrig gebliebenes Beefſteak vorgeſetzt; dieſes aber mochte dem würdigen Gentleman ſo wenig nach den geſegneten Rindervierteln Old-Englands ſchmecken und ſolche Indigeſtionen verurſachen, daß er ihn unter allen Anweſenden herausſuchte und ſich dermaßen an ihm rächte, daß an deſſen feiner, ſchwarzer Bookskinghoſe die deutlichſten Beweiſe des nicht verdauten Beefſteaks zu ſehen waren.

Von zwei bis fünf Uhr Nachmittags ſpazierte Boxer um die Promenaden; um fünf Uhr war er am Theater und beobachtete die ſich am Eingange deſſelben drängende (?) Menſchenmaſſe. Wahrſcheinlich mochte er durch den Anblick ſo vieler, reinen Kunſtgenuß ſuchenden Leute zu gleicher Abſicht veranlaßt werden, denn von fünf bis gegen acht Uhr war Boxer ſtets auf dem Muſeum zu finden, wo er ſtill und ruhig als geduldeter Gaſt unter dem Ofen lag. Ein einziges Mal ſoll er den Verſuch gemacht haben, ſich geiſtig weiterzubilden und einen Schritt auf der Bahn des Zeitgeiſtes fortzudringen, indem er auf zwei von einem Tiſche herabfallende Blätter zufuhr, um ſie zu verſchlingen im eigentlichſten Sinne des Wortes. Allein er prallte plötzlich zurück, beſchnüffelte die Blätter noch ein Mal, kehrte ihnen kopfſchüttelnd den Rücken und legte ſich ſtill auf ſeinen alten Platz hinter den Ofen. Jemand, der in der Nähe ſaß, will bemerkt haben, daß Boxer unglücklicher

Weiſe gerade auf ein Blatt der Leipziger Zeitung und eine Theaterkritik im Leipziger Tageblatte geſtoßen ſei — ich kann es jedoch nicht verbürgen.

Abends beſuchte Boxer zuerſt ſeine Kneipe, dann noch einige andere, unter deren Gäſten er Gönner zählte. Des Nachts ſchlief er gewöhnlich bei mir, oder lief, wenn er das Haus verſchloſſen fand, mit dem Erſten Beſten, den er antraf, und der ihn dann nicht wieder los werden konnte. Leider ſah der Unglückliche am andern Morgen ſeine unfreiwillige Gaſtfreundſchaft gewöhnlich übel belohnt.



Dieſes Bild ſtellt Boxern vor, wie er einen um eilf Uhr heimkehrenden Philiſter um ein Nachtquartier ankeilt. Es ſteht zwar Mondſchein im Kalender, aber nicht am Himmel; die Laternen ſind deswegen aus ſtaatsökonomiſchen Rückſichten nicht angebrannt; das Gemälde iſt ausgezeichnet ſchön, ſowohl in Compoſition, als in Ausführung wild und düſter, ganz in Höllenbreughel'ſcher Manier. Jeder wird gewiß ſofort die Schwermuth in Boxers Blick erkennen, auf den gerade das Licht einer nicht angebrannten Laterne fällt.

— — — — — — — — — — — — — — —

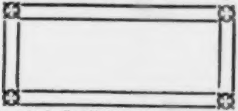
— — — — — — — — — — — — — — —

So verging dem würdigen Hunde ein Tag nach dem andern in goldener Freiheit und Unabhängigkeit, bis ein für ſein ganzes Leben entſcheidender Moment eintrat. Während der Meſſe nämlich hatte er ſich ſein Halsband ſtehlen laſſen, und ſeit der Zeit ſtellte ihm der „Gute und Nutzbare“ allerwegen und allerorten nach. Obgleich nun Boxer lange der verhängnißvollen Schlinge Trotz geboten, ja ſogar oftmals den Scharfrichter öffentlich verhöhnt hatte, fiel er doch einmal in einen Hinterhalt und ſomit in ſeines unerbittlichſten Feindes Hände. Die ganze Leipziger Straßenjugend zog jammernd und klagend dem wehmüthig blickenden, tiefgekränkten Boxer nach, den der Meiſter grauſam am Strick nach ſich ſchleppte. Zwar löſte ihn einer ſeiner früheren Herren wieder aus, allein die Schmach blieb auf Boxer haften, ſein Jugendmuth war gebrochen, und die Verbindung wollte keinen Hund mehr, der in des Nachrichters Händen geweſen war. Bei einer fidelen Schlittenpartie nach Z. wurde Boxer an den dortigen Brauer vertrunken, und Alle waren froh, ihn los zu ſein. Auch hörte man lange Zeit Nichts mehr von ihm, als es plötzlich eines Abends, da Alle in der Kneipe um die traute Biertafel ſaßen, an der Thüre kratzt und winſelt. „Das iſt Boxer!“ riefen Alle — man öffnete — und ſiehe da — er war es! Der lange Vergeſſene kehrte wieder, gewaſchen, gekrampelt, mit neuem Halsband und Zeichen, als vollkommener Landjunker. Der Brauer, der einige Tage ſpäter nach Leipzig kam, bat ſich nur das Halsband wieder aus, da der Hund ſelbſt zu jedem Sklavendienſt ſich vollkommen untauglich gezeigt hatte. Lange Zeit hatte er in ſtillen Betrachtungen über das traveſtirte Thema: „Frei iſt der Hund, und wär' er in Ketten gederen" zugebracht; da ſiegte der heiße Drang nach Freiheit in ihm — er riß ſich los — ſprang fort — ſah die Thürme ſeines geliebten Leipzig und — da war er.

Boxer war gerettet! Von Neuem genoß er die Freiheit und das alte, gemüthliche Bummelleben in vollſtem Maße. Er war bei jedem Commerce, bei jeder Schlittenpartie, er war wieder auf der Straße, in der Kneipe, in dem Muſeum, am Theater — er war wieder der alte Boxer. Ja ſogar bei den kurz hinter einander folgenden Leichenzügen zweier Profeſſoren folgte Boxer ſeiner Verbindung, und es ſchien wirklich, als ob die allgemeine Trauer ſich auch auf ſeinem Geſichte und in ſeinem langſam ſchwermüthigen Gange ausdrücken wollte.

„Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell!"

Boxers Unſtern führte einen Altenburger Bauer nach Leipzig; dieſer ſah den Hund und faßte eine heftige Neigung zu ihm; man wurde Handels einig, und Boxer mußte mit nach Altenburg wandern. Alle glaubten ihn wohlaufgehoben und in guten Händen — da gelangte vor einiger Zeit die Trauerkunde zu uns, Boxer ſei verblichen! Und es war dem wirklich ſo! Entfernt von ſeinem lieben Leipzig, herausgeriſſen aus all' den Verhältniſſen, die ihm „des Lebens freundliche Gewohnheit" ſo theuer gemacht, getrennt von Studenten, konnte er nicht länger leben! Ihn faßte ein tiefes Heimweh; der Spleen — die ſeinem Volkscharakter ſo eigenthümliche Krankheit — beſchlich ihn und in ſeiner ſchönſten Manneskraft und Blüthe ſtarb er am gebrochenen Herzen!!



Dieſes Bild, eine reizende Landſchaft des berühmten Sparmann, ſtellt das in einer reizenden Gegend um Altenburg gelegene unſichtbare Grab Boxers dar. Es iſt treu nach der Natur gezeichnet und vom Künſtler augenſcheinlich mit ganz beſonderer Liebe behandelt.

Wer Boxers große, edle Seele kannte, die Gemüthlichkeit, die aus ſeinem ganzen Weſen ſprach, die Originalität, welche alle ſeine Handlungen bezeichnete, wird ihm ein ſtilles Mitleid nicht verſagen. Großmüthig gegen alle jene Kläffer, die ihn bellend umſprangen, ſtrafte er ſie nur mit Verachtung, und ſuchte ſich lieber ebenbürtige Streiter; aus den Kämpfen mit dieſen trug er die vielen, ehrenvollen Wunden davon, die ihn ſchmückten. Er hinterläßt keinen Feind, mit Ausnahme des verwahrloſten Genus der Leipziger Droſchkenpferde, die er aus angeborenem Haß gegen alles Unäſthetiſche immer möglichſt zu chikaniren ſuchte. Liebe war ſeinem Herzen fremd; er duldete keine Ketten, und wären ſie auch mit Roſen umwunden geweſen. Nach Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Ungebundenheit dürſtete ſeine Seele! So lebte er, ſo ſtarb er — originell — ein ächter Studentenhund!

Gnomen.

Von E. M. Oettinger.

Freund Salomo der Weiſe ſprach:
O geh' nur ſtets der Naſe nach,
Und fällſt Du auch, was ſchadet das?
Du biſt von Fleiſch und nicht von Glas.

Und Sirach gab den weiſen Rath:
O komme lieber früh, als ſpät,
Denn oft liegt unſer ganzes Glück
In einem einz'gen Augenblick.

Und Bias, der kein Eſel war,
Der ſagte: Zweie ſind ein Paar;
Drum nimm Dir, Mann, zum Zeitvertreib
Ein liebes, junges, reiches Weib.

Auch Pittakus war gar nicht dumm,
Der ſprach zum Mann: Sei manchmal ſtumm,
Und zu der Frau: Sei manchmal blind,
Dann biſt Du glücklich, gutes Kind!

Und Solon der Gerechte ſprach:
Die Welt iſt reich an Ehr' und Schmach,
Erinn'rung iſt ein blauer Dunſt,
Vergeſſen iſt die größte Kunſt!

Und Thales, der Geſcheidte, meint,
So lang' die liebe Sonne ſcheint,
Sei immer mit den Frohen froh,
Auch ohne Schirm und Paletot.

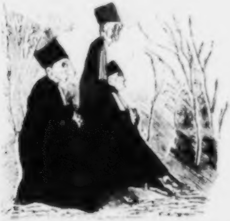
Kleobulos, der kluge Mann,
Nahm nie den Bock zum Gärtner an,
Und ſprach: O Weiſer, merke Dir:
Der Eſel iſt ein kluges Thier.

Und Periander rieth gar fein,
Vor Allem ſtets ein Fuchs zu ſein;
Wer ſchmeicheln, lügen, kriechen kann,
Der iſt fürwahr kein dummer Mann.

Auch Chilon war nicht ohne Witz,
Gefährlich, ſprach er, iſt der Blitz;
Doch, ach! das Schlimmſte in der Welt
Iſt: Schulden haben und kein Geld!

Merk' Dir der Weiſen Sprüchlein
Und ſchließlich das noch obenein:
Der Cenſor läßt das Streichen nicht,
Doch Ruh' iſt erſte Bürgerpflicht.

Drei Jeſuiten,



die den Himmel inbrünſtig anflehen, daß zu Gunſten des Herrn Dr. Sporſchil das Lagerbier gut gerathen möge.

Die Religion unſeres Jahrhunderts.

(Ein ernſtes, aber leider nur zu wahres Wort.)

Was man heutzutage moraliſche Ueberzeugung nennt, iſt das Minimum eines religiöſen Glaubens, iſt der letzte Reſt von Religion. Aber auch dieſer letzte Reſt, dieſer letzte Anker der Geſellſchaft, iſt auf dem Punkte, ſich vom Staatsſchiff loszureißen.

Es handelt ſich nicht mehr um Proteſtantismus und Katholicismus, um Chriſten- und Judenthum; es handelt ſich um den Glauben an Recht und Unrecht. Die philoſophiſchen Negationen des Jahrhunderts ſind vom Katholicismus zum Proteſtantismus, von dieſem zum Glauben der Lichtfreunde, Quäker und Communiſten übergegangen.

Und während auf dem Markte von den Maſſen ein lebhafter Streit unterhalten wird über Dogmen und Confeſſionen, politiſche Rechte und Formen, haben die Einzelnen im ſtillen Heiligthume eines tief verſchloſſenen Geheimniſſes für eine neue Gottheit den Altar errichtet: für die Selbſtſucht.

Was mir frommt — das iſt gut.
Was mir Gewinn bringt — iſt recht.
Mein Nächſter bin ich.
Mein Intereſſe iſt meine Pflicht;
Denn die Anderen denken ebenſo.

Warum alſo ſollte ich ein Thor ſein und allein recht handeln, da Alle gegen mich unrecht handeln?

Warum barmherzig ſein, da Niemand barmherzig iſt gegen mich?
Warum Gutes thun, da Niemand mir Gutes thut?
Warum des Nächſten Gut achten, da man das meinige angreift?
Warum treu ſein, da Niemand mir treu iſt?
Warum wahr, da Jedermann lügt?
Warum des Nächſten Ehre ſchonen, da der Nächſte mich beſchimpft?

Warum des Nächſten Leben ſchonen — wenn es ohne Gefahr für mich ſein kann — da Niemand das meinige ſchont, wenn es ſeinem Glücke im Wege iſt?

Darum will ich gut ſcheinen und klug ſein,
Und mein Haus beſtellen, ſo gut ich kann.
Mögen Andere daſſelbe thun!
Und das iſt die Religion unſeres Jahrhunderts!

Dieſe allein macht täglich neue Proſelyten; ſie allein bedarf keines Schutzes, keiner Anerkennung des Staates, denn ſie ſchützt ſich ſelbſt; dieſe allein bedarf keiner Prediger, denn die Leidenſchaften der Menſchen, ihr Eigennutz, ihre Begierden ſprechen für dieſe Religion der Selbſtſucht mit hinreißend überzeugender Gewalt. Und je mehr ſich die Menſchen in Folge dieſer Religion zu Grunde richten, deſto feſter wird deren Glaube an ſie*).

---

*) Aus des bekannten Dr. J. A. Groß-Hoffingers Denkſchrift über „die neueſten Gefahren für den Staat", Leipzig und Meißen, Verlag von F. W. Goedſche.

Wellington und ſein Lobhudler.

Zu Thiers' panegyriſcher „Geſchichte Napoleons“ iſt der Gegenſatz nicht ausgeblieben. In London iſt „der Sturz Napoleons (the fall of Napoleon), eine hiſtoriſche Denkſchrift von dem Oberſtlieutenant Mitchell, Verfaſſers der »Lebensgeſchichte Wallenſteins«“, erſchienen. Der Verfaſſer hat es ſich zur Aufgabe gemacht, Napoleon nicht nur alle beſſeren moraliſchen Eigenſchaften und faſt alles menſchliche Gefühl, nicht nur alle Verdienſte als Staatsmann, Geſetzgeber und Verwalter, ſondern auch alles eigentliche — Feldherrntalent und allen höhern Kriegsmuth abzuſprechen! (Alſo ein Seitenſtück zu dem Werke: „Napoleon kein Feldherr, bewieſen von dem königl. preuß. Lieutenant v. N.“) Ueberall hat der Stümper Napoleon taktiſche und ſtrategiſche Schnitzer gemacht, welche Mitchell ſo wenig wie Lady Eſther Stanhope gemacht haben würde. Alle Verkleinerung Napoleons muß natürlich dazu dienen, den Herzog von Wellington zu erheben, wobei Herr Mitchell nur zu vergeſſen ſcheint, daß auch des Herzogs Ruhm darunter leidet, wenn er ſolch einen Pſeudo-Feldherrn beſiegt hat, und obendrein nur mit genaueſter Noth und Hilfe, die gerade da noch eintraf, als er faſt im Tone ſeines berühmten Landsmanns geſeufzt: „Ich wollte, es wäre Schlafenszeit, oder die Preußen kämen!“ Wir wiſſen nicht, wie es kommt, gewiß aber iſt es, daß, trotz aller Siege, der „eiſerne Herzog“ auf dem europäiſchen Feſtlande nicht den hundertſten Theil ſo viel menſchliches Seelen-Intereſſe erregt, als Napoleon mit allen ſeinen Sünden.

Napoleon und die Frau von Stael.

Napoleon hatte bekanntlich ein wachſames Auge über alle Druckſchriften und ſuchte Alles zu unterdrücken, was ihm entfernt nachtheilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Stael über Deutſchland in Paris gedruckt wurde, entſpann ſich zwiſchen Napoleon und dem Generaldirector der Druckerei folgende Unterredung:

Napoleon. Was giebt's Neues in Ihrem Departement?

Director. Kleinigkeiten und das neue Werk der Frau von Stael.

Napoleon. Was ſagt ſie von mir?

Director. Nichts, Sire, durchaus nichts! Ich habe alle ſechs Bände geleſen.

Napoleon. Eine Zeitgenoſſin von dem Rufe der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im Stillen ſchlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch.

Das Werk wurde vernichtet und die Verfaſſerin mußte das Honorar von 20,000 Francs nebſt den Druckkoſten von 9000 Francs zurückerſtatten. — Schwachheiten eines großen Mannes!

(Damenzeitung.)

Curioſum.

Theater in Wriezen.

Der Freiſchütz
oder:
Die Wolfsſchlucht.

Große. Oper in 4 Acten von Kind. In Muſik geſetzt von C. M. v. Weber.

Inhalt der dritten Abtheilung: „Die Wolfsſchlucht“.

Furchtbare Schlucht, von Gebirgen umgeben. — Auf der einen Seite auf einem knorrigen Aſte eine große Eule mit feurig rädernden Augen, auf anderen Bäumen Raben und anderes Waldgevögel. — Kaspar legt mit ſchwarzen Feldſteinen einen Kreis, in deſſen Mitte ein Todtenkopf liegt. — Unſichtbarer Geiſter-Chor. — **Die Uhr ſchlägt Zwölf.** Als der zwölfte Schlag fällt, reißt Kaspar den Hirſchfänger heftig heraus und ſtößt ihn in den Todtenſchädel; nach kurzer Beſchwörungsformel erſcheint Samiel, der ſchwarze Jäger; Kaspar wirft ſich vor ihm nieder und fleht ihn an, ſeiner zu ſchonen, indem er einen Bürgen ſtellt. — Samiel verſchwindet. — Max erſcheint auf dem Felſen. — Kaspar bereitet Alles auf einem Herde mit glimmenden Kohlen zum Gießen der Freikugeln vor, worauf er unter Angſt und Grauen den Kugelſegen ſpricht und zu gießen anfängt. — Nach einer Pauſe läßt er die Kugel aus der Form fallen und ruft: Eins! Donner und Blitz. Kaspar ruft: Zwei! ein ſchwarzer Eber raſchelt durch das Gebüſch; bei dem Ausruf: Drei! erhebt ſich ein Sturm; bei dem Ausruf: Vier! hört man raſſeln, Peitſchengeknall und Pferdegetrappel, ein großes Krokodill erſcheint. — Bei Fünf fliegt verſchiedenes Wild über die Bühne. — Das wilde Heer erſcheint. — Kaspar ruft: Sechs! Blitz und Donner, **ein brillanter Feuerregen**, während deſſen Kasper: Sieben! ruft.

Zapfenstreich.

Algier. Der Unterlieutenant der Spahis, J. Talma, Sohn des berühmten Schauſpielers, iſt zum Lieutenantsrang und Ritter der Ehrenlegion erhoben worden, weil er einen Trupp Araber angegriffen und 400 Kameele gefangen genommen hat. (Sind unter dieſer Zahl die Araber gleich mitgezählt oder nicht?)

Antwerpen. Von Louis Hymans ſind höchſt anziehende „Mémoires et documents inédits sur Antoine van Dyck, P. P. Rubens et autres artistes contemporains“ erſchienen.

Augsburg. Von unſerer „allgemeinen Zeitung“ wird, vom nächſten Jahre angefangen, eine doppelte Ausgabe erſcheinen: eine, wie bisher, ohne Komma, und eine mit Komma, wie bei anderen vernünftigen Leuten. Die Abonnenten mit oder ohne Komma haben ſich bei Zeiten zu melden.

Baſel. In Sternenberg, bei Baſel, iſt Jakob Stutz, bekannt durch ſeine trefflichen „Gemälde aus dem Volksleben“ (in Züricher Mundart), geſtorben. Mehrere dieſer Gedichte ſind würdige Seitenſtücke zu Hebels „allemanniſchen Gedichten“. Stutz hatte ſich ſelbſt aus Brettern, abſeits im Walde, eine Hütte gebaut und dieſelbe Jakobzell getauft. Hier beſchloß er, von einer Bruſtentzündung ergriffen, ſein noch junges Leben.

Berlin. Man will wiſſen, der Prinz von Preußen ſei mit der gegenwärtigen preußiſchen Religion gar nicht zufrieden und es habe deshalb ſchon ſehr lebhafte Auftritte gegeben. (Dorfzeitung.)

∴ Unſer Ober-Cenſurgericht iſt von der Polizei vor höchſter Inſtanz verklagt worden, weil es der „illuſtrirten Religions- und Confeſſionskarte von Löwenberg“ die Druckerlaubniß ertheilt hatte. Auf dieſer Karte ſind als erklärende Zeichen Biſchofsmützen, Krummſtäbe, Kreuze, Pfaffen u. ſ. w. gewählt. Dieſe Symbole werden von der Polizei als Spott- und Zerrbilder angeſehen. Wir fürchten die Polizei am meiſten, wenn ſie ironiſch wird. (Frankf. Journal.)

∴ Madame Birch-Pfeiffer, die rüſtig fortſchreitende Productivität, hat nach dem Immermanniſchen „Münchhauſen“ ein gleichnamiges Luſtſpiel geſchrieben, das eben ſo pikant als heiter ſein ſoll.

∴ Auf der Jagd bei Letzlingen haben Se. Majeſtät der König fünf wilde Schweine zu erlegen geruht.

∴ Der Commiſſionsrath Friedrich Gerf iſt geſtorben.

∴ Unlängſt ſoll Jemand wegen Abbrechung einer Blume im Thiergarten zu einjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden ſein, weil er ſich dadurch des Raubes an königlichem Gute ſchuldig gemacht. (Abendzeitung.) Fiat mundus et pereat …

Bonn. Es iſt weit, ſehr weit gekommen, wenn ſchon der „Rheiniſche Beobachter“ das Ungenügende unſerer jetzigen Preßzuſtände anerkennt. »Wir glauben,« ſchreibt er, »daß die jetzigen, oft gerügten und ſehr weſentlichen Mängel des Zeitungsweſens dann erſt ſchwinden, wenn wir Preßfreiheit und ein Preßgeſetz erhalten. Das öffentliche Leben und der Antheil des Volkes an Allem, was ſein Wohl und Wehe betrifft, iſt in Deutſchland jetzt von der Art, daß auch die ſtrengſten Cenſurvorſchriften dieſen wachſenden Strom nicht mehr zurückhalten werden, und wir können uns nur freuen, daß dieſes Nationalgefühl endlich auch bei uns erſtarkt iſt. (Nun, wenn das ſchon der „Rheiniſche Beobachter“ eingeſteht, dann iſt's hohe Zeit, daß die Cenſur abgeſchafft wird!)

Bremen. Schon wieder iſt eine bedeutende Anzahl deutſcher Auswanderer reiſefertig. Man wird in Texas mehrere Ortſchaften gründen, deren Namen an die deutſchen Zuſtände erinnern, namentlich Fallersleben, Itzſtein, Jordan u. ſ. w. Hoffmann von Fallersleben hat ſeinen auswandernden mecklenburger Freunden, denen er ſelbſt zu folgen gedenkt, ein Gedicht, „der Stern von Texas“, mit auf den Weg gegeben.

∴ In unſerm Nachbardorfe Arbergen iſt das Predigerhaus abgebrannt, worin zwei berühmte Männer deutſcher Wiſſenſchaft, deren Väter dort Prediger geweſen, der Geſchichtsſchreiber Heeren und der Aſtronom Olbers, geboren worden ſind.

Brüſſel. Hr. Victor Conſidérant, Redacteur der „Démocratie pacifique“ und das Haupt der Schule Fouriers in Paris, hält ſeit einigen Tagen hier Vorleſungen über die Theorie ſeines Lehrers. Er fand ſehr zahlreiche (400—500) Zuhörer und eine ſehr günſtige Aufnahme. Dieſe Gunſt erklärt ſich leicht, wenn man weiß, daß Hr. Conſidérant ein ſehr geiſtreicher Mann und gewandter Redner iſt, aus Paris kommt, was trotz aller Germanismen der Brüſſeler noch immer zieht, und als Franzoſe den Belgiern gegenüber alle Eroberungsideen offen und unverhohlen zurückweiſt. Die Vorleſungen des Herrn Victor Conſidérant ſind übrigens ſehr klug gehalten. Er kennt alle Klippen, die dem Syſteme Fouriers Gefahr drohen, und weiß ſie mit der größten Umſicht zu vermeiden. So beſchränkt ſich denn die ganze Reihenfolge ſeiner Vorträge auf die Organiſation der Gemeinde im Sinne Fouriers.

∴ Meyerbeer iſt hier eingetroffen.

Cairo. Die Königin von England hat dem alten Mehemed Ali ihr Portrait geſchickt. Der Vicekönig ſoll es gnädig angenommen und beim Anblick deſſelben Tamino's Arie „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön“ ſo ſchön geſungen haben, daß der Ueberreicher des Bildniſſes, Oberſt Barnett, da capo gerufen hat, worauf Mehemed Ali ihm eine Maulſchelle gegeben haben ſoll.

Frankfurt am Main. Von unſeren drei politiſchen Blättern nimmt nur das „Frankfurter Journal“ Partei für die deutſch-katholiſche Sache. Die „Oberpoſtamtszeitung“ ignorirt dieſelbe, und meldet nur, wenn dieſer kirchlichen Bewegung von oben herab Hemmungen entgegentreten. Hofrath Berly iſt noch nomineller Redacteur der „Oberpoſtamtszeitung“, hat aber nur noch die franzöſiſchen und engliſchen Blätter für dieſelbe zu bearbeiten. Der eigentliche Redacteur iſt Dr. Ernſt Freiherr v. Röder, während Otto Müller das „Converſationsblatt“ redigirt. Dieſe drei Redacteure ſind gute Proteſtanten und tüchtige Männer, müſſen aber ihre Ueberzeugung anderen Rückſichten opfern. So will es das Dienſtverhältniß. Auch das „Journal de Francfort“ gefällt ſich bis jetzt im Ignoriren dieſes Fortſchritts der Kirche.

∴ Vom neuen Jahre angefangen ſoll hier ein neues Journal unter dem Titel „Deutſcher Bundestag" erſcheinen. Wir glauben ſchwerlich, daß das Ding ſich lange halten wird.

Hamburg. Hermann Rothe, Reventlow II., hat „Vega's Logarithmen" auswendig gelernt und neulich eine Probe davon abgelegt. Vor hundert Jahren wäre ſolch ein Tauſendſaſa geſpießt und gebraten worden.

∴ Die Directoren des hieſigen Stadttheaters, die Herren Mühling und Cornet, werden zu Oſtern 1847 die Leitung dieſer Bühne aufgeben, da ſie die bisherigen Bedingungen zur Weiterführung derſelben für unannehmbar erklären. Nächſtens wird deshalb eine öffentliche Aufforderung zur Uebernahme dieſer Bühne ergehen.

Hannover. Bei Gelegenheit der Entlaſſung Seidenſtickers giebt die „Hannoverſche Morgenzeitung" in ihrem letzten Blatte einige Mittheilungen aus ſeinem frühern Leben. »Er wurde als der Sohn eines mittelloſen Kanzliſten im J. 1797 geboren und diente von ſeinem 14. bis 18. Jahre als Soldat, zuerſt im weſtphäliſchen Heere, mit welchem er den ruſſiſchen und den ſächſiſchen Feldzug mitmachte, ſpäter bei den Oeſterreichern, deren Gefangener er als Lieutenant der leichten Reiterei geworden war. Mit ihnen nahm er noch an den Feldzügen von 1813 und 1814 Theil. Seine Rückkehr zu den Wiſſenſchaften und ſeine Ausbildung darin waren mit mannichfachen äußeren Hinderniſſen verbunden, für die ihn erſt ſpäter, nachdem er ſich der juriſtiſchen Praxis in Göttingen gewidmet hatte, das Vertrauen ſeiner Mitbürger, allgemeine Achtung und ein ausgedehnter Geſchäftskreis entſchädigten.« Zum Schluß heißt es wörtlich: »Im J. 1825 verheirathete er ſich und hinterließ, als er 1831 wegen ſeines Antheils an den Göttingenſchen Unruhen in die Hände der Staatsgewalt fiel, ſeine Frau und 5 Kinder ohne Vermögen. Freunde ſorgten dafür, daß dieſe Unſchuldigen während dieſer langen Friſt wenigſtens der bitterſten Noth enthoben waren. Beſonders hat Herr v. Itzſtein, der bis zum letzten Augenblick das Schickſal dieſer Waiſen nicht aus den Augen verlor, Dank verdient und erworben.

Karlsruhe. Der Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", Herr Berthold Auerbach, ein würtembergiſcher Israelit, will dem verſtorbenen Prälaten Hebel, dem berühmten Autor der „allemanniſchen Gedichte", ein literariſches Denkmal ſtiften. Dieſes Vorhaben hat unter der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit Badens einen eigenen Eindruck gemacht; doch will man erſt abwarten, was die Feder des Herrn Auerbach hervorbringt.

(Speneriſche Zeitung.)

Leipzig. Der Buchhändler Wilhelm Engelmann, der ſich durch die Ausarbeitung der bekannten Specialkataloge ein unbeſtrittenes Verdienſt erworben, hat den zweiten Theil ſeiner „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" erſcheinen laſſen. In dieſem Verzeichniſſe ſind alle Romane, Gedichte und Schauſpiele, die von der Mitte des Jahres 1836 bis 1845 ans Licht getreten, in alphabetiſcher Ordnung aufgezählt. Es iſt zum Erſtaunen, wenn man dieſe Unmaſſe von Büchern überſieht, die in dem Zeitraume von neun Jahren aus den deutſchen Preſſen hervorgegangen, und zum Betrüben, wenn man ſieht, daß faſt zwei Dritttheile der 25 Bogen ſtarken Bibliographie blos Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen nachweiſen! Die Ausſtattung dieſes für alle Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Handbuchs iſt ungemein ſauber und, was noch mehr ſagen will, correct.

∴ Von demſelben Bibliognoſten iſt unlängſt auch eine „Bibliothek der Handlungswiſſenſchaft" erſchienen. Höchſt intereſſant iſt der Anhang, der ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß der Schriften über das ganze Eiſenbahnweſen bringt.

∴ Die „Illuſtrirte Zeitung" ſieht ſich in die höchſt unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, ihren Abonnementspreis, vom neuen Jahre angefangen, um zwei Thaler zu erhöhen. Zeugt dies von Zu- oder Abnahme ihrer Leſer? Wenn man, wie man ſagt, 12,000 Abonnenten hat, ſcheint dieſe Erhöhung nicht geradezu nöthig zu ſein!

∴ Auf unſerm Stadttheater haben ſich zwei neue Kleinigkeiten, „Alles durch die Frauen" und „Adam und Eva" — Beide aus dem Franzöſiſchen — ſehen laſſen. Das erſtere, von W. A. Herrmann, hat ge-, und das andere, von einem Herrn Carl, wegen ſeiner vielen allzu trivialen Späße mißfallen. In Nummer 1 hat ſich vor Allen Herr Richter als Malcumolsky durch Feinheit des Tons und [illegible] der Bewegung ausgezeichnet. Aber wunderbar genug, daß dieſer Herr Richter, der weit mehr Talent als Herr Wagner hat, trotzdem wenig oder gar nicht beſchäftigt wird.

∴ Im „Wandelſtern" ſchreibt Hr. Bruno Theobald, ſeit Kurzem einer der thätigſten Mitarbeiter dieſes Blattes, „Betrachtungen über die deutſche Journaliſtik", die wegen der Wahrheit und Offenheit der Geſinnung, die ſich darin ausſpricht, Jeder mit großem Intereſſe lieſt.

∴ Daſſelbe Blatt berichtet: »Der Schriftſteller Dr. Eduard Singer iſt Fürſtlich Reuß-Ebersdorfer Hofrath geworden. Dies mußte bei einem freiſinnigen Literaten befremden; gelöſt aber wird das Räthſel durch das, was die „Eiſenbahn" erzählt. Dr. Singer berührte auf einer Reiſe die Hochfürſtlichen Lande. Ein Zufall führte ihn mit Serenissimo zuſammen. Durchlaucht war befremdet, daß man ihre beſten Abſichten verkenne. Dr. Singer gab ihm die Erklärungsgründe und ſchied, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß des Fürſten Wille ein redlicher und nur die Weiſe, ihn kund zu geben, eine für unſere Zeit ungewöhnliche ſei. Das öffentliche Urtheil zu berichtigen, ſchilderte Dr. Singer in einem Aufſatze der „oſterländiſchen Blätter" des Fürſten Perſönlichkeit. Dieſe Schilderung gefiel Serenissimo dergeſtalt, daß er den Verfaſſer zum Hofrath machte. Dr. Singer lehnte dieſe Ehre anfangs aus mehrfachen Gründen ab; als aber bei einer ſpätern Veranlaſſung der Antrag erneuert ward, nahm er ihn endlich, um den ehrlichen Herrn nicht durch abermaliges Abweiſen zu verletzen, an. So iſt ein freiſinniger Schriftſteller ungeſucht Fürſtlich Reuß-Ebersdorfer Hofrath geworden! (Heutzutage kann einem Manne von Geiſt und guter Geſinnung — und zu dieſen zählen wir Herrn Dr. Singer — kein größeres Unglück geſchehen, als ſich über Nacht zum Hofrath gemacht zu ſehen!)

∴ Herr Robert Heller arbeitet an einem neuen Luſtſpiel, „Der Hofrath wider Willen" oder „Wer doch auch ſo glücklich wäre!"

∴ Die „Wiener Theaterzeitung" bringt die Nachricht, Herr Kupelwieſer habe ein neues Luſtſpiel, „Meine Frau und mein Parapluie", geſchrieben. Dieſes ſogenannte neue Luſtſpiel des Herrn Kupelwieſer iſt aber nichts weiter als eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Vaudeville „Ma femme et mon parapluie" von Herrn Laurencin, und dieſes franzöſiſche Vaudeville iſt weiter nichts als eine freie Bearbeitung von Oettingers Originalpoſſe „Der Regenſchirm" (abgedruckt im erſten Jahrgange der „dramatiſchen Deſſerts", Hamburg 1834.)

∴ In Nummer 45. des „Teleſkopen" (Beilage zum „Kometen") befindet ſich ein Artikel „zur Geſchichte der Handſchuhe", wobei als Quelle das „öſterreichiſche Morgenblatt" angegeben iſt, was wir vom „Kometen" ganz ehrlich finden. Aber minder ehrlich iſt das „öſterreichiſche Morgenblatt", welches die Urquelle verſchwiegen hat. Der genannte Artikel iſt ein wörtlicher Nachdruck aus Oettingers „Narren-Almanach" (Jahrg. 1843. S. 137—138.) Un barbier rase l'autre; doch darum keine Feindſchaft nicht!

∴ Seit einigen Tagen verweilt unter uns Herr Stanislaus David, einer der tüchtigſten Mitarbeiter des „Journal des Débats" und früher Redacteur des „Journal de Paris". Viele ſeiner „prémiers de Paris" haben die Runde durch alle Zeitungen Frankreichs gemacht und ſeinem Namen allgemeine Geltung verſchafft. Er iſt ein warmer Verehrer unſerer Literatur und will ſeinen Aufenthalt unter uns zur Vollendung ſeiner deutſchen Studien benutzen.

∴ Die „Signale" erzählen, Meyerbeer componire auch, während er barbirt werde; ein Barbier in einem ſüddeutſchen Bade erzählt aller Welt, es ſei höchſt ſchnurrig, wie Meyerbeer während des Raſirens fortwährend gurgele und dann unter dem Meſſer davonlaufe, um ganz ſchnell Etwas auf's Papier zu bringen.

London. Der neuerwählte Lord-Mayor von London gehört der ehrenwerthen Brillenmacher-Innung an. Sein Wappen ziert eine zweifarbige Brille: roſenroth und ſchwarz.

∴ Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu den einlaufenden Hiobsposten von Hunger und Kummer liefern die leckeren Zeitungsſchilderungen des Luculliſchen „Imbiſſes", welcher bei der feierlichen Eröffnung der Halle von Lincolns-Inn eingenommen worden iſt. In dem Veſtibul empfing die Königin aus einem „Ocean von Perrücken", den ſchneeweißen Zierden der brittiſchen Rechtskunde, ein enthuſiaſtiſches Hoch, was Ihrer Majeſtät ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte. Die Ceremonie endete damit, daß der Schatzmeiſter des Collegiums, Hr. Simkinſon, zum Ritter geſchlagen wurde. Victoria ſchrieb ihren Namen in das Fremdenbuch, in welches ſich, ſeit Carl II. dies im J. 1671 gethan, kein König eingeſchrieben hatte.

∴ Das Grabgewölbe der Exeter-Kathedrale wird vom Biſchof als … Weinkeller benutzt. (Proſt!)

Madrid. Im December ſollen die Cortes einberufen werden.

Neapel. Die Bevölkerung Neapels beſtand am 1. Jan. 1845 aus 400,813 Seelen. Der Umfang der Stadt beträgt 7 italieniſche Quadratmeilen. An demſelben Tage befanden ſich in Neapel 509 Fremde, zu denen im Laufe des Jahres 11,731 hinzukamen. Die Zahl der Geiſtlichen betrug 6610, die der Beamten 8337, die der Kaufleute 3465, der

Studenten 1383, der Handwerker u. ſ. w. 83,176, des Militärs 18,184 Mann. In den Wohlthätigkeits-Anſtalten, Hoſpitälern u. ſ. w. befanden ſich 13,556 Perſonen. — In den Hafen von Neapel liefen im Jahre 1844 3336 Schiffe ein und 3420 verließen denſelben, worunter 2926 und 2980 neapolitaniſche. Die höchſte Zahl der fremden Schiffe war die der engliſchen (133), die nächſte die der franzöſiſchen (119). Von preußiſchen Schiffen iſt nur eins aufgeführt, und zwar ein Kriegsſchiff (die Amazone).

∴ Während des Gelehrten-Congreſſes ſind von Neapel zwei neue Beſchreibungen erſchienen: „Manuale del forestiere in Napoli“ von Quatromani, und das von den Herren Ajello, Aloe, d'Ambra, d'Apala, Bonucci, Dalbono, Puoti und Quaranta gemeinſchaftlich bearbeitete Werk: „Napoli e i luoghi celebri delle sue vicinanze“. Das erſte iſt ein Duodezband von 384 Seiten. Das zweite ſind zwei Quartbände von 1144 Seiten. Beide ſind an die Mitglieder des Congreſſes unentgeltlich vertheilt worden. Dem „Manuale“ iſt am Schluſſe eine ſehr vollſtändige Literatur der Geſchichte Neapels angehängt.

New-York. Fenimore Cooper, nächſt ſeinen See-Romanen durch eine Anzahl von Injurien-Prozeſſen bekannt, welche er ſeinen literariſchen Gegnern und namentlich den New-Yorker Zeitungen an den Hals geworfen hat, iſt jetzt wieder in einen ähnlichen Prozeß, diesmal aber als Beklagter, verwickelt. (Komet.)

Palermo. Louis Philipp, der hier einen der ſchönſten Paläſte beſitzt, hat denſelben dem ruſſiſchen Kaiſer zur Verfügung geſtellt.

Paris. Der König der Franzoſen will nächſtens eine große Amneſtie für politiſche Gefangene von allen Parteien erlaſſen.

∴ Die Morgengabe, welche die Gräfin von Rosny (Tochter der Herzogin von Berry) ihrem zukünftigen Gemahl, dem Erbprinzen von Lucca, mitbringt, beträgt, nach Angabe der „Quotidienne“, nur 6—7 Millionen Francs! Aber die Abendgabe? Mademoiſelle de Rosny hat bereits das Cap Dreißig paſſirt!

∴ Der alte Marſchall Soult ſoll zum Groß-Connetable von Frankreich ernannt werden.

∴ Die Zahl aller in Frankreich angekommenen italieniſchen Flüchtlinge beläuft ſich bis jetzt auf 196. Da jeder derſelben 30 Francs erhält, ſo iſt durch ſie das Budjet der Ausgaben jährlich um 70,560 Francs geſtiegen.

∴ Schon wieder iſt hier eine neue Zeitung, „Gazette diplomatique, journal des communications politiques et financières de l'Europe“ aufgetaucht. Sie erſcheint täglich und koſtet jährlich 60 Francs; doch auch ihr prophezeiht man kein langes Beſtehen.

∴ Von Roberts „histoire de la classe ouvrière depuis l'esclave jusqu'au prolétaire de nos jours“ iſt die vierzehnte Lieferung ausgegeben worden. (Und noch iſt keine deutſche Ueberſetzung angekündigt?)

∴ Der „Charivari“ bringt als Schluß ſeiner Parodie des „ewigen Juden“ eine köſtliche Vignette. Hinter einigen Reihen von Leichenſteinen mit den Namen der zahlreichen Todten, welche die Leſer des „ewigen Juden“ haben ſterben geſehen, erhebt ſich noch eine endloſe Perſpective von Grabdenkmälern. Vorn in der Mitte aber weint der „Conſtitutionnel“ über einem Grabſtein, der die Aufſchrift führt: „Hier ruht der literariſche Ruhm Eugène Sue's“.

∴ Unter den Neuigkeiten des Vaudeville-Theaters haben vor allen zwei nette Luſtſpiele, „Suzanne et Nanon“ und „le tour de l'Europe“, viel Glück gemacht.

∴ Im Gymnaſe-Theater hat eine geiſtreiche Bluette, „Entre l'arbre et l'écorce“ („Zwiſchen Baum und Borke“), einen glänzenden Erfolg gehabt.

∴ Im Palais Royal iſt ein neues Vaudeville von Paul de Kock, „les bains à domicile“, jetzt Zug- und Kaſſenſtück.

∴ Mademoiſelle Déjazet will ſich vom Theater zurückziehen. Die Talente gehen, der Schofel bleibt. (Ganz wie anderswo!)

∴ Roſſini wird aus Bologna hier erwartet. Später will er ſich nach Tours begeben, um bei einem Freunde in der Nähe der Stadt den Winter zuzubringen.

∴ Nach Anhörung der Felix Mendelsſohn'ſchen Muſik zur „Antigone“ ſoll Heinrich Heine geſagt haben: »Ich freue mich, darüber geſpottet zu haben, bevor ich ſie gehört, denn jetzt hätte ich nicht mehr den Muth dazu.«

∴ Den Freunden italieniſcher Muſik iſt die traurige Nachricht mitzutheilen, daß Donizetti für die Kunſt auf immer verloren ſcheint. Sein Uebel iſt eine durch übermäßige Anſtrengung hervorgerufene Gehirnerweichung. Er hat das Gedächtniß faſt ganz verloren und kann nur mühſam einzelne Worte lallen. Das ganze Nervenſyſtem iſt in Unordnung, während der Körper in all' ſeinen thieriſchen Functionen ſich anſcheinend in vollkommen geſundem Zuſtande befindet. (Das heißt mit anderen Worten: Hr. Donizetti iſt geſund, aber der muſikaliſche Zwirn iſt ihm ausgegangen.)

∴ Marochetti's mißlungene Reiterſtatue des Herzogs von Orleans im Louvre-Hofe hat dieſen Bildhauer um allen Credit gebracht, ſo daß er lange zu thun haben wird, um ſich wieder in der Gunſt des Publikums zu erheben; obendrein iſt er noch zum Baron gemacht worden, was ihn einer Menge maliciöſer Witze von Seite der radicalen Blätter ausſetzt. Ein Spottblatt meint, Herr Baron Marochetti wolle nächſtens ſich ſelber aushauen.

∴ Der Fabrikant Junod hat eine neue Gattung von Shawls, châles multifaces, erfunden, welche in vier verſchiedenen Geſtalten und in vier verſchiedenen Farben getragen werden, je nachdem man dieſe Shawls zuſammenlegt und umhängt; dabei iſt ſo ein Shawl-Chamäleon viel billiger als die früheren.

∴ Neulich bewegte ſich hier ein ſehr einfacher Leichenzug durch die Straßen: ein Sarg, dem ein einziges junges Mädchen folgte. Die Schweſter geleitete die Schweſter zu Grabe. Beide waren vor einiger Zeit aus der Gegend von Louviers nach Paris gekommen und ernährten ſich hier mit Nähen. Da ward plötzlich die eine Schweſter krank und bekam eine böſe Hand, ſo daß ſie nicht arbeiten konnte. Sie bat um Aufnahme in das Hoſpital, welches ſie aber abwies. Das unglückliche Mädchen kehrte nach Hauſe zurück, warf ihre letzte Kupfermünze in Eſſig und . . . trank das Gift. Jetzt nahm ſie das Hoſpital wirklich auf, aber nach drei Tagen lebte ſie nicht mehr.

Peſth, Herr Carl Maria Benkert giebt bis Neujahr 1846 ein „literariſches Jahrbuch des deutſchen Elements in Ungarn“ heraus, zu welchem Zweck er bereits folgende Schriftſteller gewonnen: St. Albach, Th. Bakody, Aug. Bayr, Carl Beck, W. Beck, H. L. Beck, A. Benkert, G. Brecher, C. Bergmann, v. Cſaplovich, L. Engelsberg, C. Fanta, Gräfin Fauſtine, A. Fogtár, L. Fogtár, C. v. Frimund, E. Glatz, A. Hochberg, C. v. Horváth, Carl Hugo, L. v. Károlyi, L. Kiesheim, Dr. Kompert, B. M. Kornfeld, Locatary, N. Lenau, Ritter v. Levitſchnigg, M. Mohler, J. Graf Mailáth, Thereſe Megerle, M. Reißer, N. Oeconom, Gräfin Oldofredi-Hager, A. v. Puſtoy, J. L. Pyrker, J. Raics, K. Reiſinger, Frhr. v. Redern, Joſephine v. Remekházy, Dr. Rumy, M. G. Saphir, J. Schöber, Hofrath v. Schedius, J. Seidlitz, J. Seitner, G. Steinacker, F. Graf Szapáry, Joſephine Ubel, A. v. Biſſeletti, Dr. Thirmer, J. N. Vogl, Ph. Weil, Dr. Wodianſky. — Gewichtige Namen, die viel Gediegenes verſprechen.

∴ C. M. Benkert, der Herausgeber des „literariſchen Jahrbuchs des deutſchen Elements in Ungarn“, hat ſoeben den erſten Band eines dramatiſchen Sammelwerkes erſcheinen laſſen, welches den Titel führt: „Die Nationalbühne der Magyaren. Eine Sammlung von Ueberſetzungen der beſten ungariſchen Original-Theater“.

∴ Von Ignaz Nagy, Ungarns größtem Humoriſten, iſt ſoeben ein neues Werk erſchienen, betitelt: „Himmel und Hölle“.

∴ Baron Eötvös neueſter Roman, „der Dorfnotair“, iſt im ungariſchen Original bereits complett erſchienen. Er behandelt durchgehends nationale Tendenzen.

∴ Alexander Petöfi, eines der vorzüglichſten lyriſchen Talente der ungariſchen Literatur, lebt gegenwärtig in Peſth, und iſt der Sohn eines Dorffleiſchhauers. Er hat ſeine ſchönſten Gedichte, die bereits im Munde des Volkes leben, als gemeiner Soldat geſchrieben, und iſt jetzt kaum 23 Jahre alt. Wie ſchön kann noch ſeine Zukunft ſein!

∴ Julius Seidlitz, der bekannte Novelliſt und Mitarbeiter an der hieſigen deutſchen Zeitſchrift „der Spiegel“, hat einen neuen Roman, „Hölderlin“, unter der Preſſe.

∴ Carl Hugo, welcher ſich in neueſter Zeit durch ſein Drama „Brutus und Lucretia“ einen ausgezeichneten Namen gemacht hat, arbeitet jetzt an einem neuen in ungariſcher Sprache, „die Corviner“, ſowie er in deutſcher Sprache „hundert Pſalmen eines armen Poeten“ bei Heckenaſt in Peſth erſcheinen läßt.

∴ Carl Maria von Webers „Oberon“ iſt mit zehn neuen Decorationen im deutſchen Theater in Scene gegangen und fand wieder wenig Sympathie, woran außer Mad. Mink auch die übrige ſchlechte Beſetzung ſchuld ſein mag.

∴ „Der Zeitgeiſt“ von E. Raupach wurde uns wegen Cenſurverhältniſſe erſt unlängſt zum erſten Male vorgeführt und fand bei dreimaliger Wiederholung pyramidalen Beifall.

∴ Auf der Nationalbühne iſt ein neues Drama vom Verfaſſer des „Kaufmann und Seefahrer“, dem Choriſten Szako, mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Es führt den Titel: „Das Teſtament“.

∴ Dieſelbe Bühne kündigt Mad. Garcia Viardot und den Virtuoſen Camillo Sivori als Gäſte an.

∴ Thalberg hat am 1. November hier zum erſten Male ſein erſtes Concert gegeben.

Petersburg. Die ehrenvollſte aller ruſſiſchen Decorationen iſt der St. Georgsorden, deſſen großes Band Keinem verliehen werden darf, der nicht einen Oberbefehl geführt und mindeſtens einen Sieg davongetragen hat. Nur zwei Perſonen in Europa haben dieſen Orden: der Herzog von Wellington und der Feldmarſchall Paskewitſch. Der Kaiſer ſelbſt trägt nur das kleine Kreuz dieſes Ordens.

∴ Im franzöſiſchen Theater iſt eine neue dreiactige Oper, „Olga ou la fille de l'Exilé", mit großem Beifall aufgenommen worden. Der Componiſt iſt der Muſikalienhändler Bernard, ein Franzoſe.

Philadelphia. „Die amerikaniſche Frau" heißt eine hier erſcheinende Zeitſchrift, die ſich mit der Vertheidigung der republikaniſchen Sache in Amerika befaßt, und ausſchließlich von Frauen verfaßt, gedruckt und veröffentlicht wird.

Poſen. Franz Wallner gaſtirt auf unſerem Stadttheater und erregt auch bei uns mirobolanten Enthuſiasmus. Er iſt bis jetzt ſiebenmal bei überfülltem Hauſe aufgetreten und vor Allem als Valentin im „Verſchwender", als Sebaſtian in „Stadt und Land" und als Schuſter im „verwunſchenen Prinzen" von Publikum und Kritik mit Beifall überſchüttet worden. Von hier folgt er einem Gaſtſpielrufe nach Berlin, um dort, auf der Königſtädter Bühne, neue Lorbeern zu ſammeln.

Rom. Der heilige Vater ſieht ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, zwei neue Schweizer-Regimenter zu errichten, um die Ruheſtörer ſeiner Lande in Zaum und Zügel zu halten.

∴ Der k. k. Hofrath Dr. Friedrich Hurter iſt von hier nach Wien abgereiſt, um dort ſeinen neuen Wirkungskreis anzutreten.

Toulouſe. Der jährliche Ertrag der Orangen-Ernte von Hyères wird auf 120,000 Francs angegeben. Die bedeutendſte Orangerie gehört einem Herrn Filhe, der 12,000 Orangenbäume hat, für die er 22,000 Francs jährlicher Pacht bezahlt.

Weimar. Auch Sachſen-Weimar hat Oettingers „Narren-Almanach" verboten. (Wenn Deutſchlands Völker ſo einig als Deutſchlands Fürſten wären, dann würde Manches viel beſſer als jetzt!)

Wien. Oeſterreich beſitzt, mit Ausſchluß von Ungarn, 260 Buchdruckereien, davon Wien 25, Oeſterreich unter der Enns 4, Oeſterreich ob der Enns 12, Steyermark 7, Kärnthen 3, Krain 6, das Küſtenland 7, Tyrol 10, Böhmen 22 (Prag 9), Mähren und Schleſien 11, Galizien 16, Dalmatien 4, die Lombardei 65 (Mailand allein 31), die venetianiſchen Provinzen 68 (Venedig allein 30).

∴ Am 1. October d. J. erſchienen in den öſterreichiſchen Staaten 159 Journale, worunter 40 politiſchen und 12 commerziellen Inhalts. In den italieniſchen Provinzen kommen 43, in Ober- und Nieder-Oeſterreich 29, in Ungarn 21 und in Böhmen 17 Journale heraus; hievon kommen auf Mailand 30, auf Wien 24, auf Peſth 14 und auf Prag 13. Von der ganzen Summe erſchienen 76 Zeitſchriften in deutſcher, 53 in italieniſcher, 15 in ſlaviſcher und 1 in franzöſiſcher Sprache.

∴ Herr Celliers von Moranville hat unter dem Titel „Rime antiche italiane, ossia poesie liriche italiane del secolo XIII, XIV, e XV." hier, bei Kaulfuß, eine Blumenleſe der alt-italieniſchen Dichter herausgegeben. Das ganze Werk zerfällt in drei Epochen, nach welchen, wie der Titel ſagt, die Dichter des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts claſſificirt ſind. Die Bruchſtücke der erſten Epoche ſind natürlich nur von geringem Umfange, doch findet man auch einige hiſtoriſch und literariſch merkwürdige Namen, wie die des Kaiſers Friedrich II., ſeines Kanzlers Petrus de Vineis (Pietro delle Vigne), Guido de Columna (delle Colonne), Guido von Arezzo (nicht mit dem Erfinder der Noten zu verwechſeln), Dante v. Majano (Zeitgenoſſe des Dante Alighieri, deſſen Sonnette ſich auch in der oben erwähnten Giuntiſchen Sammlung befinden), Guido Cavalcanti u. ſ. w. Die Reihe der Dichter der zweiten Epoche eröffnet Dante; ihm folgen König Robert von Neapel, Petrarca, Boccaccio, Malateſta v. Rimini, und eine Dichterin, Livia v. Chiavello, Gemahlin eines Herrn v. Fabriano. Für die dritte Epoche iſt die Ernte bei weitem reichhaltiger; hier treten uns die claſſiſchen Namen Sacchetti, Pulci, Bojardo, Pico v. Mirandola, Angelo Poliziano, Sannazaro u. ſ. w. und Notabilitäten aus den edlen Geſchlechtern der Eſte (der im Belriguardo 1450 oder 1451 geſtorbene Leonello d'Eſte) und der Medici (Lorenzo de' Medici) entgegen.

∴ Franz Wieſt giebt unter dem Titel „Raritäten, Curioſitäten und Antiquitäten am Wiener Lebenshorizont", eine Sammlung Wiener Fresko-Bilder, heraus, zu welchen Herr Zampis witzige Zeichnungen liefert.

∴ Bei Haslinger ſind zwei neue Werke von Johann Strauß, eine Flora- und eine Stradella-Quadrille (Opus 177 und 178) erſchienen.

∴ Herr Jan van Zuylen, der größte Blumenhändler Hollands, hat auf einer Reiſe nach dem Orient Wien paſſirt. Herr van Zuylen gehört zu den bedeutendſten Handelsgärtnern der Gegenwart, und ſein Vermögen in Tulpenzwiebeln wird auf 500 000 holländiſche Gulden angeſchlagen.

Geſchwind, was giebt's Altes!

— Wohl nur wenig Künſtler ſind für ihre Werke ſo überreich belohnt worden als der berühmte Bernini. Mazio in ſeinen „Memorie inedite della vita di Gianlorenzo Bernini" giebt ein Verzeichniß der verſchiedenen Honorare, die der Cavaliere für ſeine Arbeiten erhielt. Papſt Alexander VII. ließ ihm für die Catedra di San Pietro und für den Porticus der Baſilica des Apoſtels Paulus 13,600 Scudi geben. Urban VIII. ſchenkte ihm für Plan und Ausführung der Confeſſion in St. Peter 22,500 Scudi und ſtellte ihm noch obendrein eine Schenkung von 10,000 Scudi zu. Von Innocenz X. empfing er für die Errichtung des Obelisken auf dem Cantarone der Piazza Navona 6000 Scudi, von Clemens X. 3000 Scudi für das Ciborium und die Sacraments-Kapelle in der Peterskirche. — Karl I. von England überſandte ihm für ſeine Statue 6000 Scudi; Kardinal Richelieu für ſeine Büſte einen Juwel im Werthe von 4000 Scudi; der Herzog von Modena, Francesco, für die ſeinige mehrere ſilberne Doſen, 3000 Scudi an Werth; Ludwig XIV. ſchenkte ihm einen Edelſtein, auf 3000 Scudi geſchätzt, außerdem ein Donativ von 20 000 Scudi, auch zahlte er ihm ſein ganzes langes Leben hindurch ein Jahrgeld von 2000 Scudi. Nach der Verſicherung Domenico Bernini's ſind die genannten Summen kaum der vierte Theil deſſen, was ſeinem Vater unter dem Titel „Anerkennung des Verdienſtes" von Päpſten und Fürſten zu Theil geworden iſt. — Thorwaldſen wurde, im Vergleiche mit Bernini, für ſein unſterbliches Verdienſt freilich nur höchſt ärmlich belohnt, meint das „Kunſtblatt". (Die Päpſte ſind mesquin geworden; auch giebt's keinen vierzehnten Ludwig mehr!)

— Ueber den Einfluß, den das Tanzen auf die Geſundheit der Menſchen ausübt, exiſtirt eine reiche Sammlung von Büchern, unter denen die folgenden die intereſſanteſten ſind: G. W. Sponitzer, „das Tanzen, in pathologiſch-moraliſcher Hinſicht erwogen", Berl. 1795. 8.; C. J. Wolf, „Beweis, daß das Walzen eine Hauptquelle der Schwäche des Körpers und des Geiſtes unſerer Generation ſei", Halle 1797. 8.; J. G. Michel, „über den Einfluß des Tanzens auf die Geſundheit", Landshut 1801. 8.; J. Wendt, „über den Tanz als Vergnügen und deſſen Schädlichkeit", Bresl. 1803. 12.; F. Stahmann, „Kurze Anweiſung, wie man ſich vor, bei und nach dem Tanzen verhalten muß", Aſchersleb. 1830. 8. (Beim Herannahen der Tunnelbälle empfehlen wir den Freunden des Tanzes vor allen das Wolf'ſche Schriftchen zur Beherzigung.)

— Der Frack iſt von Jean Jacques Fracas, einem Elſaſſer, erfunden, der zur gerechten Strafe für dieſe abſcheuliche (?) Tracht während der Revolution guillotinirt worden iſt. (Humoriſt.)

Treffer und Nieten.

• Börne pflegte, ſo oft er ſich in Paris eine Portion Sauerkraut geben ließ, auszurufen: »Dies ſei das einzige Band, das ihn noch an Deutſchland knüpfe.«

• Die alte, faſt hundertjährige Madame Rothſchild in Frankfurt am Main war neulich unwohl und ſtritt mit ihrem Arzte über die Unzulänglichkeit ſeiner Mittel. »Was wollen Sie,« ſagte der Heilkünſtler, »wir können Sie leider nicht jünger machen.« — »Sie mißverſtehen mich, Doctor,« verſetzte die Matrone; »ich verlange ja auch gar nicht, daß Sie mich jünger, ſondern daß Sie mich älter machen ſollen.«

• Nach Saphirs Definition iſt der Theaterarzt »ein Menſch, der die Leute auf den Brettern von den Brettern in die Bretter bringt.«

• Herr Theodor Mundt ſagt in ſeiner „Aeſthetik": »Wie Sulzer den großen Kopf, ſo bezeichnen Andere in neueſter Zeit das große Maul als Kennzeichen des Genie's.« (Ei, dann wäre ja auch Herr Mundt ein Genie!)

*** M. G. Saphirs neueſtes Werk. ***

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Fliegendes Album
für
Ernſt, Scherz, Humor
und
# lebensfrohe Laune.

Von
M. G. Saphir.
2 Bände in 4 Abtheilungen.
Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.
8. geh. im Umſchlag. Velinpapier.
Preis beider Bände 2⅔ Thlr. = Fl. 4. — C.-Mze.
Einzeln 1r Band: **Deklamations-Saal.**
1½ Thlr. = Fl. 2. 15 Kr. C.-Mze.
2r Band: **Schwänke und Erzählungen.**
1⅙ Thlr. = Fl. 1. 45 Kr. C.-Mze.

Im Verlage der Schulze'ſchen Buchhandlung in Oldenburg erſchienen ſoeben und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Ueber Göthe's Fauſt.

Zwei dramaturgiſche Abhandlungen
von
Julius Moſen und Adolf Stahr.
gr. 8. in Umſchl. geh. — 16 gGr.

Oldenburgiſche Theaterſchau.

Von
Adolf Stahr.
Bevorwortet von Julius Moſen.
8. 2 Bde. geh. — 2 Thlr. 16 gGr.

Ueber die moderne Tragödie
und
Julius Moſens Trauerſpiel:
Don Johann von Oeſtreich.

Von
Adolf Stahr.
8. geh. — 6 gGr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 165. Leipzig, 26. November 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5$\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Denkwürdigkeiten der Gewandhaus-Ecke in Leipzig.

Von Julius Otto.

Wie war's ſo traulich im freundlichen Stübchen! Draußen rauſchte der Regen in Strömen hernieder und ſchlug raſſelnd an die klirrenden Fenſterſcheiben; draußen heulte der Wind in ſchneidenden Quinten um die Ecke des alten Gewandhauſes, das, wie ein Rieſe aus grauer Vorzeit, dem wilden Geſellen Trotz bot; drinnen aber in meiner kleinen Klauſe war es ſo warm und ſo hell, ſo lieb und ſo traut! Das Feuer kniſterte im Kamin, die Lampe ergoß ihr mildes Licht, in der Theemaſchine ſummten in luſtigem Kampfe die Waſſer- und Feuergeiſter durcheinander. Auf dem Sopha, in wonnigem dolce far niente ausgeſtreckt, ſah ich träumeriſch den blauen Wolken der dampfenden Manilla nach, wie ſie in immer weiteren Ringen dahinzogen, und ſog wolluſtathmend den Duft des würzigen Aroma ein. Kein menſchlicher Laut drang zu meinem Ohr; nichts ſtörte mich in meiner ſüßen Behaglichkeit; mein ganzes Weſen war aufgelöſt in Ruhe und Genuß.

Da raſchelte es am Fenſter. Ich hörte deutlich, wie es an den naſſen Scheiben auf- und niederhaspelte; ich hörte den Wehelaut einer klagenden Stimme, dem bangen Zirpen eines Heimchen ähnlich. »Sollteſt du in deiner ſüßen Bequemlichkeit unbarmherzig ſein gegen ein leidendes Weſen? Nimmermehr!« Und ich ſprang auf, zog die Gardine in die Höhe und öffnete das Fenſter, um die leidende Kreatur, wahrſcheinlich ein verirrtes Vöglein, hereinzulaſſen. Doch was ſehe ich? Ein kleines, kaum eine Spanne hohes Männlein ſchlüpft behend unter meinem Arme hinweg, ſpringt von dem Fenſterbret auf die Sophalehne, von dieſer auf den am Ofen ſtehenden Tiſch, legt das naſſe Federhütlein ab, nimmt das kurze ſpaniſche Mäntelchen, welches vom Regen trieft, von der Schulter und hängt es an einem Bande von Eugen Sue's „ewigem Juden“ zum Trocknen auf. Darauf zieht es ſeine Schuhe aus, ſchlüpft höchſt ungenirt in ein Paar Sammetpantöffelchen, die Zierde meines Nippestiſchchens, ſchwingt ſich auf das Streuſandfaß in meinem Schreibezeug, reibt ſich vergnügt die Hände, nickt mir freundlich-grinzend zu und liſpelt: »Servus, Verehrteſter!«

Ich ſtand immer noch am Fenſter. Verwunderung und Erſtaunen hielten mich gefeſſelt.

— Das Fenſter zu, wenn ich bitten darf, Verehrteſter! Das Fenſter zu! Es regnet herein!

Alſo herrſchte das Zwerglein, und wie mechaniſch gehorchte ich dem Wunſche des kleinen Weſens; doch bald faßte ich mich, dachte daran, daß ich mir vor dem kleinen Männlein keine Blöße geben dürfe, und machte mit aller Gentileſſe die Honneurs als Herr vom Hauſe. Der Zwerg nahm mit artiger Verbeugung die ihm dargereichte Damencigarre, zündete ſie an, und indem er um meine Theemaſchine herumſchnüffelte, ſprach er mit grinzelndem Lächeln:

— Thee, Verehrteſter, Thee? Fades Getränk, ſchnöder Soff!

— Erlauben Sie, mein Herr, die Theemaſchine dient blos dazu, das Waſſer kochen zu machen, aus dem ein feuriger Grog entſtehen ſoll.

— Ah, Grog! Gute Idee, das, Grog!

Das Waſſer brauſte kochend auf und miſchte ſich mit Zucker, Rum und Rheinwein in unauflösliche Umarmung; der Grog dampfte ſiedend in den Kryſtallgläſern — da ſchien dem Männlein erſt recht wohl zu Muthe zu werden. Es ſchnitt freundliche Grimaſſen, nickte mit dem Kopfe, rauchte in lebhaften Zügen an ſeiner Cigarre und nippte dazwiſchen fleißig von dem glühenden Feuertrank.

Auch ich trank mir in einem tüchtigen Schluck Muth und begann:

— Mein Herr, die Zeit Ihres Beſuches, Ihre Art und Weiſe, ſich bei mir einzuführen, Ihr ganzes Weſen, mit dem Sie ſich sans gêne wie bei einem alten Dutzbruder gebahren; dies Alles giebt mir ein Recht, Sie zu fragen: Mein Herr, mit wem habe ich die Ehre?

Das Zwerglein ſah mich höhniſch an und ſchlug eine malitiöſe Lache auf.

— Mein Herr, jetzt reißt mir die Geduld! Noch ein Mal, mit wem habe ich die Ehre?

Das Männlein lachte noch gellender, langte in die Taſche ſeines Wamſes und warf mir eine Viſitenkarte an die Naſe, indem er Etwas wie „Grobian“ vor ſich hinmurmelte. Ich hob die äußerſt zierlich geſtochene Karte auf, holte mir eine Loupe und enträthſelte die wunderbar kleine Schrift: „Monſieur Bibliſar, Erteufel und Literat, wohnhaft im nordweſtlichen Eckſteine des Gewandhauſes zu Leipzig“.

— Daß Sie Literat ſind, mein Herr, habe ich bereits aus Ihrer liebenswürdigen Unverſchämtheit erkannt; meine Muthmaßung war richtig! Wie aber, wenn ich bitten darf, kommen Sie zu dem ſchmeichelhaften Titel eines Erteufels?

— Verehrteſter, Sie ſind ziemlich neugierig, und eigentlich wären verſchiedene Grobheiten hier beſſer am Platze, als eine Erklärung. Jedoch Sie nahmen mich bei Sturm und Wetter freundlich auf — auch ein Teufel iſt dankbar — es ſei Ihnen gewährt!

Ich ſchenkte friſchen Grog ein; der Erteufel und Literat zündete ſich eine neue Cigarre an und begann:

— Vor circa vierhundert Jahren lebte ich noch froh und glücklich in der Hölle; ich bekleidete am Hofe Belzebub des Erſten und Einzigen die ſehr einträgliche Stelle eines Geheimſchreibers und Hofpoeten. Eines Tages reitet mich dummen Teufel der Teufel, ein Liebesabenteuer meines hohen Fürſten, deſſen trauriges Reſultat mir Mephiſto, ſein Maitre de plaisir, Kammerdiener und Vertrauter, ganz ins Geheim ins Ohr gewiſpert hatte, in einem wahrhaft teufliſchen Spottgedicht zu perſifliren. Mein Fürſt erfuhr es, wurde ganz des Teufels und jagte mich voller Wuth zum Teufel, das heißt auf die Oberwelt. Da ſtand ich armer Teufel nun und hätte tiefſinnige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles diaboliſchen Glückes anſtellen können. Es fror mich aber hölliſch, darum that ich es nicht, ſondern rannte wie vom Teufel beſeſſen auf die nahe Stadt zu. Es war das gute Leipzig. Ich kam gerade auf einem freien Platze an, natürlich incognito, wo eine große Menge Menſchen verſammelt war, um den Grundſtein zu einem mächtigen Gebäude, dem Gewandhauſe, legen zu ſehen. Da kam mir eine köſtliche Idee! In der erſten Ecke, die ſich bald über dem Grundſteine zu bilden anfing, ſchlug ich meine Wohnung auf, und war es auch im Anfang etwas kalt und luftig, wölbte ſich doch in Kurzem immer mehr und mehr der Bau über mir zuſammen; bald hatte ich mich in meiner ſtillen Klauſe ganz comfortable eingerichtet und ſo wohne ich nun ſeit vierhundert Jahren darin chambre garnie als junger Literat.

— Somit wären wir alſo Nachbarsleutchen?

— Zu dienen, Verehrteſter! ſprach das Männlein und jagte mir eine große Dampfwolke ins Geſicht.

— Haben Sie in der kurzen Zeit vielleicht Etwas geſchrieben? fragte ich nicht ganz ohne Ironie.

Teufelchen ſah mich an und erwiderte heftig qualmend:

— Ob ich Etwas geſchrieben habe? Zweiundſiebenzig Bände lyriſche Teufeleien, neunzehn Bände, welche ein großes Drama, „Satanalia“, in einhundert und ſiebenundzwanzig Abtheilungen umfaſſen, ein Epos in dreizehn Bänden, „Belzebubs Liebe, Abfall, Verzweiflung und Rache“, dreiundneunzig Bände Didaktiſches, zum Beiſpiel „Asmodi, der Eheteufel“, „Mephiſto als Kritiker“, „der gebildete Teufel im Umgange mit der Oberwelt“ …

— Halt, halt! rief ich. Iſt das Alles ſchon gedruckt?

— Nein; ich ſchreibe blos zu meinem Vergnügen. Jedoch ſeit Erfindung der Journale und Theaterkritiken verwandle ich mich bisweilen in der Hand eines Recenſenten in einen Gänſekiel und ſchreibe ſo, was ich — nicht was er will.

— Ach, darum findet man auch bisweilen …

Biblifax ſah mich ironiſch an und fiel mir ins Wort:

— Still, Verehrteſter! Hören Sie weiter! Seit vierhundert Jahren arbeite ich außerdem an einem größern Werke, welches ich nicht ganz abgeneigt wäre dem Druck zu übergeben.

— Iſt es voluminös?

— O nein! Ich habe jedes Jahr nur zwei mäßige Foliobände geſchrieben.

— Das geht! Wenigſtens kann man dem Werkchen das „Nonum prematur in annum“ nicht abſprechen!

— Von jedem Zettel nämlich, der ſeit Erbauung der Ecke, in der ich wohne, an dieſelbe angeklebt worden iſt, habe ich mittelſt einer nur in der hölliſchen Hofbuchdruckerei bekannten Kunſt durch die Poren des Quaderſteins hindurch einen Abdruck genommen, dieſe Abdrücke geſammelt und mit hiſtoriſchen, kritiſchen und teufliſchen Anmerkungen verſehen.

— Ei, der Teufel, mein liebes Teufelchen, das iſt ja höchſt intereſſant! Und wie heißt denn dieſes Prachtwerk?

— Ich habe es „Memoiren einer Straßenecke“ genannt, erwiderte Biblifar mit ſichtbar geſchmeichelter Schriftſteller-Eitelkeit, und zog aus dem zum Trocknen aufgehängten Mantel ein zuſammengerolltes Manuſcript hervor. Zufällig habe ich das Regiſter meines Werkchens bei mir, und — wenn ich Ihnen nicht läſtig …

— Bitte, bitte, mein Theuerſter! Im Gegentheil! Und indem ich auf das durchnäßte Papier deutete, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken: Trocken wird Ihre Lektüre keineswegs ſein!

Biblifar drohte mir lächelnd mit dem kleinen Finger, zog eine Tabatière hervor, nahm bedächtig zwei Priſen und begann:

— Daß im Jahre 1481 der Bau des Hauſes begonnen wurde, deſſen einer Eckſtein mir ſchon ſeit geraumer Zeit zum ſtillen Wohnſitze dient, brauche ich Ihnen wohl kaum zu ſagen; auch kann ich Ihnen leider nur den kleineren Theil aller der Plakate, Mandate und Ankündigungen mittheilen, die ſeit jener Zeit an meinem Häuschen geprangt. Nur jener Wenigen, deren Inhalt auch Intereſſe für unſere Tage hat, will ich erwähnen, und ſo iſt denn gleich der erſte Zettel, der meine Klauſe geſchmückt, von unendlicher Wichtigkeit; es war das Plakat Papſt Sixtus des Vierten, das große Privilegium, welches er der Univerſität Leipzig ertheilt hatte: „Quod membra Academiae quibuscunque in caussis coram suo Rectore duntaxat conveniri possint ac debeant“. Dieſes Privilegium war damals, zu einer Zeit, wo die heftigſten Conflikte zwiſchen Bürgern und Studenten nie aufhörten, wo die wildeſten Exceſſe, die blutigſten Kämpfe an der Tagesordnung waren, von weit größerm Werthe, als Ihr Euch jetzt wohl vorſtellen könnt, und daß dieſes Privilegium auch wohl benutzt worden iſt, zeigen viele Fälle nur zu deutlich. Es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß ein Student, der einen Bürger erſchlagen hatte, durch ein Urtheil ſeines Gerichts mit vierwöchentlichem Carcer und einer Geldbuße beſtraft worden war. Was würde wohl jetzt entſchieden werden? Für welches Vergehen iſt jetzt eine vierwöchentliche Carcerſtrafe geſetzt? Auch heutzutage noch, wo jene rohen wüſten Zeiten — Gott ſei Dank! — längſt verſchwunden ſind, wo der Student ſeine Ehre in anderen Dingen ſucht, als in einem wilden zügelloſen Lebenswandel, wo er ſich als freier Mann mit dem freien Bürger zum Kampf für Wahrheit, Recht, Fortſchritt und Licht vereinigt, nicht ihm roh und trotzig gegenübertritt, auch jetzt noch iſt dieſes Privilegium der ſchönſte, ja der einzige Abglanz ſeiner früheren Macht und Herrſchaft. — Laſſen Sie mich ſchweigen von der Unzahl von Verordnungen über Polizei, Jahrmärkte, Münz- und Jagdweſen und vielen anderen, die in den folgenden Jahrhunderten in immer erneuerter und verbeſſerter Geſtalt wiederkehrten; ich will nur einer Ordnung vom Jahre 1513 erwähnen, die wider das übermäßige Trinken und Schwelgen und das gottesläſterliche Fluchen und Schelten erſchien, und die auch jetzt noch ſtellenweiſe gut anwendbar wäre.

Biblifar ſeufzte, ſtärkte ſich mit einem tüchtigen Schluck und ſprach weiter:

— Der erſte Theaterzettel bedeckte die noch im weißen Schnee der Unſchuld prangende Mauer meines Hauſes im Jahre 1513, wo Herzog Georg 2000 Gülden legiret und verordnet hatte, daß jährlich in der Marterwoche am grünen Donnerſtage, Freitage und Sonnabend die ganze Hiſtoria vom bittern Leiden und Sterben Jeſu Chriſti auf öffentlichem Markte agiret und geſpielt werde; weit ſpäter erſt — am 31. October 1650 — verſtieg man ſich bis zur Oper und zum Ballet. Leider konnte ich bei der Aufführung der erſten Oper nicht zugegen ſein; die Darſtellung derſelben ſoll aber nach dem Ausſpruch des damaligen Recenſenten ſehr gelungen geweſen ſein. Die auf dem Markte errichtete Schaubühne war prächtig aufgerichtet, und nach der ausführlichen Beſchreibung derſelben fährt ein Gewährsmann alſo fort: »Der Anfang zum Spiel ward mit Keſſelpauken gemacht« — eine Idee, die ſich in neueſter Zeit bei ſo mancher Ouvertüre wiederholt hat — »darauf präſentirte ſich auf dem Theatro Mercurius, mit allerhand flüchtigen Geberden ſingend, mit großem Contentement der Anweſenden bei einer Viertelſtunde.« — Flüchtige Geberden? O könnte ſich dieſe doch mancher unſerer erſten Sänger aneignen! Eine gute Viertelſtunde? Nun klage noch Jemand heutzutage über die Langweiligkeit einer Arie von acht bis zehn Minuten! — »Darauf tritt dem Gott Mars, der ſich auch in einer großen Bravourarie gezeiget, unverſehens Göttin Irene an den Leib,« fährt der Recenſent fort, »treibt ihn mit einem Palmzweige fort und agiret eine geraume Zeit ſingend. Darauf kommt Apollo mit denen neun Muſis, ſpielt mit ihnen auf verſchiedenen Inſtrumenten eine Symphonie, eine unter dem Podium verſteckte Kapelle ſtimmt lieblich mit ihnen überein, darauf Ballet.« **Tout comme chez nous!**

— Bedeckten auch in den erſten Jahrhunderten faſt nur ernſte Mandate und Plakate die Ecke, fuhr das Zwerglein fort, ſo wurden ſie doch immer mehr und mehr zu Zetteln für Schaubuden untermiſcht, und zwar erblickte ich ſchon am 12. September 1570 den Zettel eines Seiltänzers, der das Volk durch bombaſtiſche Lobpreiſungen ſeiner Kunſt an ſich lockte; im ſiebenzehnten Jahrhunderte werden dieſe Zettel immer häufiger: man läßt wilde Menſchen und Thiere ſehen; in der Michaelismeſſe 1688 war die erſte größere Thierbude in Leipzig; auch Kunſtwerke mechaniſcher Art, Taſchenſpieler und Feuerfreſſer wurden gezeigt; im Jahre 1692 empfand Leipzig das erſte Mal die ſchrecklichen Symptome einer Orangutangmanie; im achtzehnten Jahrhunderte ſah man das erſte Wachskabinet (im Jahre 1704), und ſo wuchs denn die Zahl dieſer Schauſtellungen bis ins Unendliche. Doch laſſen wir dies! Kurz iſt nur noch die Zeit, in der ich bei Ihnen verweilen darf, kehren wir deshalb zurück, Verehrteſter, in die graue Vorzeit des ſechszehnten Jahrhunderts, wo ernſte wichtige Anſchläge unſere Aufmerkſamkeit feſſeln. — Von Leipzig gingen bis in die neueſte Zeit faſt alle kirchlichen Bewegungen aus; Leipzig war von jeher eine Stadt, in der für Aufklärung und Licht gekämpft wurde. Als deshalb Tezel im Jahre 1517 bereits zum zweiten Male hierher kam, und als an meinem Hauſe ein neuer Aufruf an die gläubigen Seelen zu leſen war, die ſich Ablaß für alle Sünden holen ſollten, da ſiegte des Volkes geſunder Sinn. Es nannte Tezeln einen „unverſchämten Beutel Klopfer", lief aus der Kirche, und es wurden Stimmen laut, man könne dieſes Mönchs läppiſche Poſſen nicht länger mit anhören. Bald zog Tezel gen Jüterbock. Und als der Biſchof von Merſeburg durch den Rector Magnificus und den Rath 1522 bei Leib- und Lebensſtrafen verbieten ließ, Lutheriſche Schriften zu drucken und zu leſen, da zogen gar viele Studenten gen Wittenberg, die reine neue Lehre dort zu hören, und der Buchhändler Johannes Herrgott legte ſeinen Kopf freudig auf den Henkerblock zu Ehren der guten Sache! — Sie werden ſich wundern, Verehrteſter, daß ich mich in meiner Funktion als Erzteufel ſo lebhaft für dieſe Religions-Angelegenheiten intereſſire; allein was wahr iſt, bleibt wahr — und das muß ſelbſt der Teufel unangefochten laſſen!

— Schöne Seele! rief ich begeiſtert, warum hat das Schickſal einen

Teufel aus Dir gemacht? Aus Dir hätte etwas Großes werden können! Schmollis, altes Haus! Wir trinken Brüderſchaft!

Und es geſchah. Nach dieſer Unterbrechung fuhr Biblifax fort:

— Leider komme ich nun zu einem böſen Jahre, dem Jahre 1545; da ſchändeten meine Ecke zwei ſchlimme Plakate! Am dritten Mai, Sonnabends nach Cantate, war an meiner Mauer eine Verordnung des Herzogs Moritz zu leſen, „die Studenten ſollten keine Waffen tragen", und am 20. Juli — verhülle trauernd dein Haupt! — wurde das Mandat Kaiſer Karls V. angeſchlagen, „daß keine Bücher von den Buchdruckern bei Niederlegung von 500 Goldgülden Strafe ohne obrigkeitliche Cenſur ſollten gedrucket werden!" So wurde der Student der körperlichen Waffe und des ſtolzen Selbſtgefühls beraubt: „Ich bin ein Mann, ich kann mir ſelber helfen"! So nahm man den für eine edle Freiheit, für Glaubensfreiheit entbrannten Gemüthern die geiſtige Wehr! Cenſur, wie Vieles haſt du ſchon ſeit jener Zeit auf dem Gewiſſen! Cenſur, wie viele freie Blüthen edler Geiſter haſt du ſeitdem geknickt; wie viele herrliche Gedanken, die ſich gleich kühnen Aaren empor zum Sonnenlicht der Freiheit ſchwingen wollten, hielteſt du in ſchmählich enger Haft, wie viele von einem heiligen Geiſte geſendete Feuerflammen erſtickteſt du ſchon, die leuchtend das mächtige Dunkel der Knechtſchaft zerreiſſen ſollten, um, ein friſches Morgenroth, den jungen Tag der Freiheit zu verkünden! Cenſur, Cenſur — wie Vieles haſt du auf deinem Gewiſſen!

Biblifax ſuchte ſeine Aufregung in einem mächtigen Zug Grog zu ertränken und ſprach weiter:

— Nur flüchtig will ich eines Programms erwähnen, welches die Studenten am 12. September 1572 zur Beſcheidenheit, Zucht und Ehrbarkeit ermahnte, und komme lieber ſogleich zu einem wichtigen Mandat des Herzogs Friedrich Wilhelm. — Im Jahre 1593 wüthete in Leipzig ein fürchterlicher Aufſtand gegen die heimlichen Anhänger Calvins; der Rath konnte die empörten Gemüther nicht von den fürchterlichſten Exceſſen zurückhalten. Da ſchickte die Regierung einen Adminiſtrator, der durch ein Mandat die aufgeregten Schaaren der Tumultuanten zu beſänftigen hoffte. Vergebens! Das ganze Reſultat war ein Pasquill auf ihn und den Herzog; die Unruhen wogten fort. Da reſolvirte man ſich kurz und bündig, nahm fünfundzwanzig Hakenſchützen und fünfundzwanzig Doppelſöldner und verſtärkte damit die Garde auf der Pleißenburg. Wie weit nun dieſe Schützen des ſechszehnten Jahrhunderts gegen die Bürger Leipzigs gegangen ſind, weiß ich leider nicht zu ſagen; ob ſie ohne Commando, ob ſie kreuzweiſe gefeuert — ich weiß es nicht; denn über ſolche Dinge wird man ſtets in einem wohlthätigen Dunkel gelaſſen. So viel aber kann ich Dir ſagen, daß die Bürger die Schützen nicht lange geduldet haben. Sie mußten fort — und der Herr Adminiſtrator mußte auch fort, und zog gar beſcheidentlich gen Torgau — worauf es Ruhe wurde und der Herr erließ ein Mandat, „mit denen Calviniſten beſcheidentlich und ſäuberlich umbzugehen". Stillſchweigend ließ man ihnen ihre Religionsfreiheit! Solches geſchah im Jahre 1593.

(Schluß folgt.)

Schiller-Lied.

Von Theodor Drobiſch.

Mel.: Ich hab' den ganzen Vormittag ꝛc.

Als Schiller einſt mit Gotteskraft
Der Harfe Saiten ſchlug,
Als ſeines Geiſtes Adlerflug
Ihn zu den Sternen trug,
Da ſang er uns ſo manches Lied,
Das wie ein ew'ger Frühling blüht.
Vivallerallalla.

Durch Tell ſchrieb er mit Flammenſchrift
In's Buch der Völker ein:
Daß frei der Menſch und nimmermehr
Tyrannenknecht ſoll ſein.
Daß man die Seel' vom Körper reißt,
Wo ein Zwing-Uri für den Geiſt. —
Vivall.

Der Landvoigt Geßler unſ'rer Zeit,
Wer iſt der Wütherich?
Heraus den Pfeil, denn Spiegelberg,
Du weißt, ich kenne dich!
Der Winkelried verräth die Spur:
Die hohle Gaſſe heißt: Cenſur.
Vivall.

Auf hoher Stange prangt ſein Hut,
Der Rothſtift iſt ſein Schwert,
Womit „Hans auf der Mauer“ ſich
Dem Tell des Geiſtes näh'rt.
Und wagt der Stift auch einen Mord,
Der Geiſt lebt fort im freien Wort.
Vivall.

Kabal' und Liebe zeigt uns klar,
Wie's Präſidenten geht,
Wenn ſich zu gleicher Zeit ein Wurm
Mit um die Axe dreht.
Daß man nicht tanzt um's gold'ne Kalb,
Wo der Esprit nur halb und halb.
Vivall.

Im Lager von dem Wallenſtein
Wird Fröhlichkeit begrüßt,
Weshalb ein Capuziner auch
Ihm die Leviten lieſ't.
Doch hört man nicht auf ſein Geſchrei,
Denn's Reich der Pfaffen iſt vorbei.
Vivall.

Der Schwan von Weimar gab ſodann
In der Johanna d'Arc,
Ein Bild uns, wie das Weib man ehrt,
Das in Gefahren ſtark.
Burgund ſchon ſtimmte damals ein,
Und heut' wir bei Burgunderwein.
Vivall.

Erbſchleicher ſehen an Franz Moor,
Wie ihm bekam der Spaß,
Als er bei dieſem Attentat
Im Hungerthurme ſaß.
Sagt mir, wo ſo ein Mucker hauſt,
„Ich fühl' Armeen in meiner Fauſt.“
Vivall.

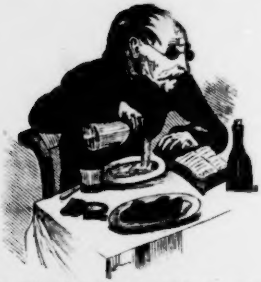
Auf! Bringt dem deutſchen Ilm-Athen
Ein Hoch mit vollem Glas!
Wo in poet'ſcher Tafelrund'
Ein König Artus ſaß.
Zu Schillers Ruhm, zu Weimars Ehr'
Trinkt heute einen Becher mehr.
Vivall.

Miß Anna Olfield.

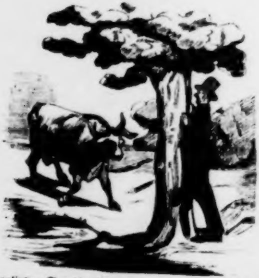
Die im Jahre 1730 in London geſtorbene Schauſpielerin Miß Anna Olfield wurde mit ſo großer Pracht und ſo ungeheuerm Aufwande begraben, als wäre ſie Königin von England geweſen. Sieben Perſonen vom älteſten Adel, darunter die Lords Lavar und Harley, hielten das Leichentuch und der Biſchof von Weſtminſter ſprach die Grabrede. — Pope, der berühmte Zeitgenoſſe dieſer Schauſpielerin, ſtellte ſie als die Dame ſeiner Zeit vor, die es im Luxus und im ſinnlichen Vergnügen am weiteſten gebracht hatte. Bei der Ahnung ihres nahen Endes und der damit verbundenen Schmuckloſigkeit ihres Körpers ſoll ſie ausgerufen haben: »Himmel, blos ein wollenes Sterbekleid? Welche Frechheit! Bringt mir meine Spitzen- und Mouſſelin-Gewänder. Spart auch die rothe Schminke nicht. Der Gedanke, häßlich zu ſein, iſt unerträglich, ſelbſt im Tode!« Dies waren ihre letzten Worte *).

---

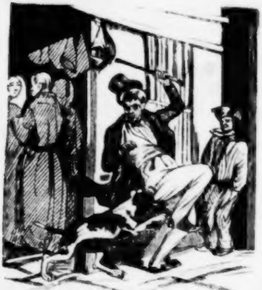
*) Geb. 1683 zu London. Eine Lebensbeſchreibung dieſer Schauſpielerin erſchien 1731 zu London. Ihr Leichnam wurde in der Weſtminſter-Abtei, mitten unter Königen, und neben Congreve, ihrem Lieblingsſchriftſteller, beigeſetzt. Von der Anzahl ihrer Portraits iſt das von J. Richardſon gezeichnete und E. Fiſher in Kupfer geſtochene das ſeltenſte.



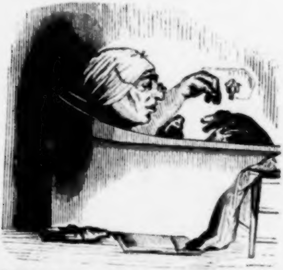
Wie ein deutſcher Schwachkopf während der Lektüre des „ewigen Juden" das Waſſer in den Suppenteller und — einen Augenblick ſpäter — die Suppe in das Waſſerglas gießt.



Wie ein engliſcher Touriſt hinter einer deutſchen Eiche Schutz gegen einen polniſchen Ochſen ſucht.



Wie ein Stück Schauſpiel von einem Windſpiel gebiſſen wird. Hinten ſteht ein Gaſſenjunge, der hohnlachend ausruft: »Schlagt ihn todt den Hund, es iſt ein Recenſent!«



Wie ein Mitglied des Dresdener Anti-Thierquäler-Vereins jeden Morgen ſich und ſeine Hunde badet.

Zapfenstreich.

Athen. Schon wieder iſt hier ein neues Oppoſitionsjournal aufgetaucht; es nennt ſich „der neue Hellene", wird von einem Herrn Glanopulos redigirt und tritt dem Miniſterium Koletti's mit großer Energie entgegen.

Baſel. In unſerer mehr als bigotten Stadt war es bisher nicht erlaubt, am Sonntag Theater-Vorſtellungen zu geben. Jetzt hat der kleine Rath einſtweilen geſtattet, daß alle vierzehn Tage geſpielt, die Kaſſe aber nicht vor 5 Uhr geöffnet werden dürfe.

Berlin. Durch obercenſurgerichtliches Erkenntniß vom 11. November iſt nachfolgender Artikel zum Druck verſtattet worden: Friedrich dem Großen wurden einſt zwei franzöſiſche Edelleute vorgeſtellt, und da er ihre wiſſenſchaftliche Bildung ganz unter ſeiner Erwartung fand, ſo äußerte er gegen den bekannten Profeſſor Dieudonné Thiébault (wie ſich aus deſſen hinterlaſſenen Schriften ergiebt), ob denn die höheren Stände in Frankreich nicht mehr glaubten nöthig zu haben, Etwas zu lernen, und fuhr dann fort: »Iſt es das Wort „von", das den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer ſehr problematiſche Abſtammung? Der Adel, mein Herr, iſt nichts Anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Perſonen aus guten Familien, die einer ſorgſameren Erziehung als Andere genießen können, vorausſetzen darf; iſt dies nicht da, ſo iſt er nichts, gar nichts, ohne allen Werth, und ein Unkraut, ſtatt etwas Nützliches zu ſein.« F. v. Bülow.

∴ Von der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, wovon nur zweihundert Exemplare, zu königlichen Geſchenken beſtimmt, abgezogen werden, ſind nun bereits drei Bände, enthaltend die Geſchichte des Hauſes Brandenburg, ſo wie die Geſchichte ſeiner Zeit, fertig.

∴ Der „Figaro" meldet in Nummer 257: Der „Charivari" ſchreibt, es ſei in Leipzig eine telegraphiſche Depeſche eingegangen, welche berichtet, daß Ludwig XIV. ſich in ſeinem Sarge zu Saint-Denis, nach 138 Jahren*), umgewendet, als er vernommen habe, wie Herr Marr ihn in der „Marquiſe von Villette" geſpielt. Dem „Charivari" müſſen wir zum Troſte ſagen, daß Ludwig XIV. ſich wieder in ſeiner alten Lage befindet, ſeitdem er erfahren hat, wie Herr Mott ihn darſtellt. (Das freut uns!)

Breslau. Die bekannte Romanſchriftſtellerin Ida von Düringsfeld zeigt in der „Schleſiſchen Zeitung" ihre Verbindung mit dem Seconde-Lieutenant Baron von Reinsberg an. Dr. Theiner hat das nach proteſtantiſchem Ritus getraute Paar eingeſegnet. (Venus und Mars!)

∴ Herr von Holtei wird im Laufe dieſes Winters in unſerer Stadt, wo er viele Freunde zählt, einen Cyclus dramatiſcher Vorleſungen halten.

Brüſſel. Die flamändiſche Dichterin Frau von Ackerre ſoll nächſtens den Leopoldsorden erhalten, eine Auszeichnung, die bis jetzt noch keinem Blauſtrumpf zu Theil geworden iſt. (Nur Geduld! Iſt einmal der Anfang gemacht, dann erhält wohl auch Frau von Paalzow oder Gräfin Hahn-Hahn den rothen Adlerorden, natürlich den der vierten Klaſſe.)

Cairo. Mehemed Ali hat durch den Profeſſor Lepſius dem Könige von Preußen einen Obelisken zum Geſchenke anbieten laſſen; Friedrich Wilhelm aber hat das Geſchenk abgelehnt, und zwar wegen der Transportkoſten, die auf 6000 Thaler veranſchlagt waren. (Dieſe 6000 Thaler laſſen ſich freilich zu etwas Beſſerem verwenden.)

Conſtantinopel. In der Türkei iſt es Sitte, daß die Nation alljährlich am letzten Tage des Ramazan dem Sultan die ſchönſte Sklavin, die man ermitteln kann, zum Geſchenke macht. Die, welche Abdul Medſchid am letzten Ramazan erhalten, hat dem gutmüthigen Volke 1,200,000 Piaſter (zu ungefähr 6 Kreuzern) gekoſtet. (Armes, großmüthiges Volk!)

∴ Alle Söhne des Sultans werden in äußerſter Zurückgezogenheit gehalten. Das Gemach des Kronprinzen heißt auf türkiſch „Kafeß" (der Käfig). Dieſe Einkerkerung des Thronerben iſt eine Maßregel, die in frühern Zeiten aus der Furcht vor Aufſtänden hervorgegangen iſt.

Dublin. Neulich kaufte ein ſteinreicher Iriſhman, welcher Wittwer geworden war, hundert Tonnen Dinte, um am Sterbetage ſeiner geliebten Ehehälfte in ſeinem Parke das Waſſer ſeiner Springbrunnen ſchwarz zu färben. (Der gute Mann!)

Freiburg (im Breisgau). In unſerer guten Stadt ſind „Herbſtblätter von einem badiſchen Jeſuiten" erſchienen. Dieſe Herren, meinen die „ſächſiſchen Vaterlandsblätter", müſſen ſich ſehr ſicher dünken, daß ſie hier ohne Viſir hervortreten!

---

*) Muß 130 Jahren heißen. Dieſe 8 hat unſer Corrector auf ſeinem Gewiſſen.

Ghent. Die hieſige mediziniſche Geſellſchaft hat einen Preis von 600 Francs auf die beſte Beantwortung einer Preisfrage geſetzt, welche ein allgemeines Intereſſe erregt, da ſie „die Geſchichte der Kartoffeln und ihre verſchiedenen Beziehungen zu den mediziniſchen Wiſſenſchaften“ zum Zwecke hat. Die Preisarbeiten müſſen in franzöſiſcher, flämiſcher oder lateiniſcher Sprache vor dem 31. December 1846 portofrei an den Sekretär der Geſellſchaft, Herrn de Nobele, eingeſendet werden.

Haag. Die Statue Wilhelms des Schweigſamen (de Zwijger) iſt am 17. d. M. feierlich enthüllt werden.

Hildburghauſen. Die „Dorfzeitung“ ſchreibt: »Von den gegenwärtig regierenden Häuptern Europas gehören 31 der proteſtantiſchen und 19 der katholiſchen Kirche an; davon kommen auf Deutſchland allein 27 proteſtantiſche und 6 katholiſche Dynaſtien (Oeſterreich, Baiern, Sachſen, die beiden Hohenzollern und Liechtenſtein); proteſtantiſche Häuſer außerhalb Deutſchland regieren in Dänemark, Schweden, Norwegen, Belgien und Holland. Drei haben etwas ganz Apartes: England die engliſche, Rußland die griechiſche Kirche; der Sultan iſt muhamedaniſch.«

Leipzig. Von J. Koffka's „Theater-Locomotive“ ſind bis jetzt ſechs Lieferungen erſchienen, die des Intereſſanten ſo viel enthalten, daß wir ſie allen Freunden der Bühne als ein ihrer Beachtung würdiges Organ empfehlen dürfen. Koffka's Journal iſt keines von denen, die jedem Komödianten, „gegen ein mäßiges Honorar“, Honig ins Maul ſchmieren und dem elendeſten Pfuſcher mehr Weihrauch als dem gediegenſten Meiſter ſtreuen. — Unter den Mitarbeitern zeichnen ſich Herr Wilhelm Bernhardi und der Berliner Correſpondent, Herr Junius, durch die Gründlichkeit ihrer dramaturgiſchen Aufſätze aus. Außerdem hat dieſe „Theater-Locomotive“ auch noch den Vorzug, daß ſie nicht der Marr-Laube'ſchen gegenſeitigen Lobhudel-Aſſekuranz angehört. Sie zieht gegen Beide mit treffendem Witze zu Felde und beweiſt dadurch ihre Unabhängigkeit. Im letzten Hefte leſen wir: »H. Laube's „Gottſched und Gellert“ iſt in Dresden über die Bühne gegangen und hat ſich, wie nicht zu leugnen iſt, in einigen Scenen, in Folge tüchtiger Beſetzung, Beifall errungen. Daß aber das Stück, wie ein Correſpondent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ meldet, zum Enthuſiasmus hingeriſſen und das Publikum in ein Entzückungs-Delirium (ha, ha, wer lacht da?) verſetzt haben ſoll, iſt eine von den beliebten Phraſen der Laube'ſchen Lobhudler. Dergleichen Ausrufe erinnern an den König von Darfur in Afrika, welchem, wenn er ausreitet, ein Panegyriſt vorausläuft, der mit lauter Stimme ruft: „Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere; alle andern ſind Ochſen und nur dieſer iſt der rechte Büffel“. Jedes Mal, wenn ſich Herr Laube auf das hohe Pferd ſetzt und dem Publikum ein neues Stück vorreitet, erblicken wir in der (hohlen) Theatergaſſe der „Deutſchen Allgemeinen“ den Ausrufer, welcher ins Horn ſtößt und den Büffel der dramaturgiſchen Poeſie lobhudelt.« — Ueber den würdigen Protektor des Herrn Laube ſchreibt die „Locomotive“: »Seit der letzten Probe der „Stummen von Portici“ ſoll Herr Marr nun wirklich die allgemeine Liebe des geſammten Theaterperſonals beſitzen. So erzählt uns wenigſtens ein ... Stummer!«

∴ Zur Vorfeier des Schillerfeſtes iſt „Wilhelm Tell“ gegeben worden. Die Leiſtung des Herrn Wagner, der die Titelrolle geſpielt, war nur theilweiſe genügend; weit ſchwächer noch war Herr Marr als Geßler; Herr Stürmer dagegen ein ſehr würdiger Attinghauſen und Fräulein Unzelmann eine reizende Hedwig. Herr Hofrichter, der als Ulrich von Rudenz ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch gemacht, berechtigt zu ſchönen Erwartungen. Der von R. E. Prutz verfaßte, etwas ſchwülſtige Prolog fand eine ſehr günſtige Aufnahme; Herr Richter trug ihn mit echt künſtleriſcher Begeiſterung und rhetoriſchem Adel vor. Am darauf folgenden Tage fand in den Sälen des Hôtel de Pologne die Schillerfeier ſtatt. Herr Robert Heller las einen Aufſatz, „Schiller in Gohlis“ und Herr Robert Blum eine ſehr gediegene Abhandlung über Schillers Beziehungen zur Religion; Beide fanden lebhafte Anerkennung. Herr Marr, der den „Kampf mit dem Drachen“ ſprach, ließ viel zu wünſchen übrig. Sein Organ iſt zu hohl und unbiegſam, um damit große Wirkung zu erzielen. Von den Liedern, die bei der Tafel abgeſungen wurden, trug das Gedicht unſeres Mitarbeiters Theodor Drobiſch den meiſten Beifall davon.

∴ Die „Theaterchronik“ meldet: »Endlich ſcheinen die Mannheimer einſehen zu lernen, welchen Schatz ſie in Madame Thereſe Deſſoir gewonnen haben.« — Endlich, erlauben wir uns hinzuzufügen, ſcheinen die Leipziger einſehen zu lernen, welchen Schatz ſie in Madame Deſſoir verloren haben. Und wer iſt Schuld daran, daß wir ſie verloren haben? Bei dieſer Gelegenheit wollen wir auch die Triumphe, welche Dem. Baumeiſter in Hannover feiert, nicht unerwähnt laſſen. Auch ſie wird von unſerm Theaterpublikum ſchmerzlich vermißt, da Dem. Sey ſie eben ſo wenig zu erſetzen vermag, als Madame Berg-Bender die Deſſoir.

∴ Der Berliner „Figaro" ſchreibt: »Von dem erſtaunlich fleißigen Redakteur des „Charivari", dem biſſigen Oettinger, erſcheint ſchon wieder ein neues Werk, im Verlage von Otto Wigand, nämlich: „Venetianiſche Nächte, ein hiſtoriſcher Novellen-Cyclus". Wie Thiers die Schlachtfelder in Spanien, Deutſchland u. ſ. w. in Augenſchein nahm, um in ſeiner „Geſchichte des Kaiſerreichs" die Kämpfe der Franzoſen ſchildern zu können, ſo nahm Oettinger die Liebesgefilde in Italien in Augenſchein, um ſie in ſeinem Werke genau ſchildern zu können. Suum cuique.« (Der „Figaro" irrt; die „Venetianiſchen Nächte" werden nicht Liebesnovellen, ſondern Scenen aus dem Leben berühmter Dichter und Künſtler der bella Venezia enthalten. Auch das Epitheton „biſſig" müſſen wir ablehnen, da wir höchſt friedfertiger Natur ſind und keiner Fliege zu nahe treten.)

∴ Oettingers „Narrenalmanach für 1846" iſt nun auch in Anhalt-Bernburg verboten worden. Von allen Verboten hat dies den Verleger am ſchmerzlichſten berührt, ſchon darum, weil kein einziges Exemplar nach Bernburg verſandt worden iſt, das Verbot alſo nur von der höchſten Landesbehörde auf Befehl einer andern allerhöchſten Regierung erlaſſen ſein kann. (Heil Dir u. ſ. w.)

∴ Von Schuberts Liederſammlung „das ſingende Deutſchland" iſt der dritte Band erſchienen, der 64 Lieder bringt. Die Redaktion dieſer muſikaliſchen Anthologie beweiſt durch die glückliche Auswahl, daß ſie eben ſo viel Takt als Geſchmack beſitzt.

∴ Im Verlage der Weidmann'ſchen Buchhandlung iſt von Wilhelm Wackernagel ein „Weinbüchlein" herausgekommen, das wir allen Freunden des edlen Rebenſaftes als ein höchſt luſtiges Brevier empfehlen dürfen. Als Pröbchen theilen wir das Motto mit:

„Sitz' in Schenken mit Verſtand,
Sei nicht ſtumm beim Weine,
Nimm ein Liederbuch zur Hand,
Wenn Du willſt, das meine."

∴ Die Unterſtützungen für die Familien der bedauernswerthen Opfer des 12. Auguſt ſind erſt bis auf 1100 Thaler angewachſen. Für eine ſo reiche Stadt, wie unſer Leipzig, ſcheint uns dieſe Summe noch viel zu gering.

∴ Wie glücklich doch die deutſchen Zeitungsleſer ſind! Herr Proſper Mérimée hat in der „Revue des deux Mondes" eine Erzählung, „Carmen", mitgetheilt, die der gute deutſche Michel, mehr oder weniger plump überſetzt, in drei Journalen leſen kann: in Dietzmanns „Modenzeitung", in Lewalds „Europa" und nun auch in Wienbargs „literariſchen und kritiſchen Blättern". Glückliches Deutſchland, Dein Magen iſt bewunderswerth!

∴ Die „Blätter der Gegenwart" brachten vor Kurzem das Portrait des Grafen von Salvandy, der jetzt franzöſiſcher Cultus-Miniſter iſt. Im Jahre 1819 im Staatsrathe angeſtellt, machte er ſich damals durch die Herausgabe politiſcher Flugſchriften bekannt. Einen noch größeren Ruf erwarb er ſich als Romandichter, namentlich durch ſeinen vielgeleſenen „Don Alonzo ou l'Espagne".

∴ Der „Wandelſtern" nennt die „Seherin" — ein dramatiſches Gedicht von einem Herrn C. Wickenburger — „die albernſte Spielerei, die ſeit Langem erſchienen, mit ſchwülſtigen, althegeliſchen Phraſen und ekelhaften, ins Gebiet der Venus vulgivaga hinüberſtreifenden Schilderungen". (Bitter, aber wahr!)

∴ Profeſſor Nobbe beweiſt in einer unlängſt erſchienenen Abhandlung, daß, außer ihm, noch neunundſiebenzig Nachkommen Dr. Martin Luthers am Leben ſind.

∴ Man verſichert, daß die Spielbanken in Baden und Homburg in der letzten Saiſon jede über ½ Million Thaler reinen Gewinn gehabt haben ſollen. Wiesbaden und Ems haben circa 145,000 und Aachen 120,000 Thaler eingelegt. Summa Summarum ¼ Millionen. Die Lotterien in den verſchiedenen deutſchen Staaten geben einen jährlichen Ertrag von faſt 8 Millionen Thaler.

∴ Dr. Conſtantin Tiſchendorf hat den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten.

London. Der beliebte Romanſchriftſteller Capitain Marryat hat eine Reiſe nach dem Feſtlande angetreten, um die großen Städte und Männer Deutſchlands kennen zu lernen. (Mit Letztern wird er ſchnell fertig ſein!)

∴ Die ſiebenzehnjährige Lady Adela Villiers, jüngſte Tochter des Grafen von Jerſey, war auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden, iſt nun aber vom Capitain Villiers, ihrem Bruder, in Gretna Green als die ſeit wenig Stunden neuvermählte Gattin des Huſarencapitains Ibbetſon wiedergefunden worden.

∴ Auf dem Drurylane-Theater hat „The fairy Oak" (die Zaubereiche), eine neue Oper von H. Forbes, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

∴ In Edward Holme's „Leben Mozarts" iſt unter Anderm auch ein Brief abgedruckt, worin Mozart mit naiver Gemüthlichkeit erzählt, wie Seine Gnaden der Herr Erzbiſchof von Salzburg ihn zum Eſſen eingeladen und wie er an deſſen Bediententiſch nach den Kammerdienern, aber vor den Köchen geſeſſen.

∴ Der erſte Band von Aloms „France illustrated“ iſt nun vollendet. Er enthält in 10 Heften 31 höchſt gelungene Kupfer. Das letzte Heft giebt unter Andern eine Anſicht des Zimmers in Fontainebleau, in welchem Napoleon die bekannte Entſagungsakte unterzeichnet hatte.

∴ Das Denkmal für Nelſon auf Trafalgar-Square iſt in der That ein Schimpf für die engliſche Nation, denn es iſt, trotz des von der Regierung gegebenen Verſprechens, noch nicht vollendet. Der Bildhauer Park wollte es zwar aus Verehrung für den Helden umſonſt beendigen, man nahm dieſes Anerbieten jedoch nicht an. In Greenwich iſt jetzt eine Pfennig-Unterzeichnung dafür eröffnet worden.

Madrid. Die Königin Mutter hat in ihren Mußeſtunden Raphaels „Jungfrau mit der Roſe“ copirt; die Journale ſtreuen der gekrönten „Angelica Kauffmann“ ſo viel Weihrauch, daß man davon ganz benebelt wird.

∴ Im Cruz-Theater kommt nächſtens eine neue Oper vom Maëſtro Saſtaldi unter dem Titel „Le spose di Castiglia“ zur Darſtellung.

Mailand. Im Theater della Scala folgt ein Fiasco dem andern. Auch Bellini's „Somnambula“ iſt total durchgefallen. Die „Fama“ macht ſich mit Recht darüber luſtig, daß die Sänger vier verſchiedener Nationen ſich zu dieſem Fiasco vereinigt hätten, nämlich eine Engländerin (Miß Charlotte Birch), eine Deutſche (Stradiot), ein Italiener (Sinico) und ein Franzoſe (Bouché), ein fiasco aux quatre nations. Die Kritik findet es höchſt tadelnswerth, daß die Scala jetzt ein Aſyl für obſcure Sänger und unbedeutende Anfänger geworden ſei.

∴ Unſere Stadt erhält einen neuen Todtenacker mit der höchſt humanen Einrichtung, daß die vier Ecken deſſelben für Selbſtmörder, ungetaufte Kinder, Proteſtanten und Juden beſtimmt ſind. (Die Cultur macht in Italien ſtupende Fortſchritte!)

Neapel. Signor Pacini hat für das San-Carlo-Theater eine neue Oper, „la Stella di Napoli“, componirt.

New-York. Das neue Poſtgeſetz ſetzt bekanntlich ein Porto von 5 Cents für jede Entfernung unter und 10 Cents für jede Entfernung über 300 Meilen feſt. Vor Kurzem ſind nun einige Rabuliſten aufgetreten, die für jede Entfernung von gerade 300 Meilen, da hierüber keine Beſtimmung feſtgeſtellt iſt, gar nichts bezahlen wollen.

∴ Nach amerikaniſchen Blättern iſt die Gemäldeſammlung des verſtorbenen Ex-Königs von Spanien, Joſeph Bonaparte, unlängſt in den vereinigten Staaten zum Geſammtbetrage von 20,000 Dollars verkauft worden.

Osnabrück. Einer unſerer Blauſtrümpfe, Dem. Mathilde Beckmann, hat ein neues fünfaktiges Trauerſpiel, „Wilhelm von Lecce“, gedichtet. (Wer wünſcht es aufzuführen?)

Palermo. Als neulich der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland, begleitet vom Könige von Neapel, von einem Spazierritt zurückkehrten, entſtand beim Einſteigen in den Wagen ein rührender Höflichkeitswettſtreit. Einer wollte dem Andern den Ehrenplatz einräumen, da — hört, hört! — ſprang Seine Majeſtät der König beider Sicilien hinten auf den Sitz des Bedienten, worauf der Kutſcher auf- und davonfuhr. (Ein geſalbtes Haupt auf einem Bedientenbocke! Heißt das nicht die Höflichkeit zu weit getrieben?)

Paris. Der König hat zehn Enkel (ohne die Enkelinnen), nämlich 1) den Grafen von Paris, 2) den Herzog von Chartres, beide Söhne des verſtorbenen Herzogs von Orleans, 3) den Grafen von Eu. 4) den Herzog von Alençon, beide Söhne des Herzogs von Nemours, 5) den Herzog von Penthièvre, den neugebornen Sohn des Prinzen von Joinville, deſſen Taufnamen Peter (nach ſeinem früher genannten Pathen, dem Kaiſer von Braſilien) Philipp Johann Marie von Orleans ſind, 6) den Herzog von Brabant, 7) den Grafen von Flandern, Söhne der Königin der Belgier, 8) den Herzog von Württemberg, Sohn der Prinzeſſin Maria, 9) und 10) die Herzoge Ferdinand und Leopold von Coburg, Söhne der Prinzeſſin Clementine.

∴ Louis Philipp hat dem chineſiſchen Mandarin Ki-Ying den Orden der Ehrenlegion verliehen; wahrſcheinlich wird ſich „Sohn des Himmels“ bald revanchiren und den franzöſiſchen Mandarinen Pfauenfedern und dergleichen Crepundien beſcheeren.

∴ Herr D..., Redakteur der ſocialiſtiſch-radikalen „Revue independante“, hat ſich an ſeinem Betthimmel erhängt. Er hat blos einen Brief an ſeinen Onkel hinterlaſſen, worin er ihn bittet, ihn beerdigen zu laſſen.

∴ Auf der Inſel Ste. Marguerite bei Cannes, dem Schloß des Lord Brougham gegenüber, befinden ſich gegenwärtig etwa 500 arabiſche Staatsgefangene, welchen man geſtattet hat, ſich in dem Fort der eiſernen Maske ganz nach ihrer Weiſe einzurichten. Sie leben dort unter Zelten, haben ſich ſelbſt kleine Moſcheen errichtet, einen Marabut gewählt, der ihre Ehen einſegnet ꝛc., und die Behörde liefert ihnen auch das Vieh lebendig, damit ſie daſſelbe nach ihrer Sitte ſchlachten können. Die merkwürdigſte Perſon des Depots iſt eine alte Tante Abdel-Kaders, welche mit der Smalah gefangen wurde.

∴ Der „Courrier français" iſt durch den Advokaten Benazet, Sohn des Spielpächters in Baden-Baden, angekauft worden. Die Hauptredaktion dieſer Zeitung iſt Herrn Durieu, dem ehemaligen Redakteur der „Revue des deux Mondes", übertragen worden.

∴ Der „Charivari" brachte neulich ein Bild, auf dem ein ſehr dicker Engländer und eine ſehr dürre Engländerin, Beide mit Paſtetchen in der Hand, vor einem Pariſer Conditor Laden ſtehen. Ein franzöſiſcher Dandy wendet ſich an die Lady mit den Worten: »Milady, votre mari a raison; rien n'ouvre l'appétit comme de manger avant le diner une douzaine de ces petits gateaux;« worauf Milady erwidert: »Oh, yes, dans notre nation nô avoir toujours envie de prendre quelque chose.« — (Wiederum ein Beweis vom „guten Einverſtändniß der Franzoſen und Engländer".)

∴ Die Fürſtin Czartoriska hat durch ein Rundſchreiben zu Beiträgen für ein Denkmal der jüngſt verſtorbenen Schriftſtellerin Clementine Tanska-Hoffmann auf dem Kirchhofe Pere Lachaiſe aufgefordert.

∴ Am 5. November iſt Madame Saint-Aubin, die im Jahre 1829 als Demoiſelle Lancestre zuerſt im franzöſiſchen Theater in Berlin aufgetreten war, an einem Bruſtleiden verſchieden. Geboren 1811 zu Paris, war ſie erſt 34 Jahre alt. Die dramatiſche Kunſt hat durch deren Tod eine der liebenswürdigſten Künſtlerinnen verloren.

∴ Im Vaudeville-Theater iſt ein neues Luſtſpiel, „mon Athénais", mit großer Stimmenmehrheit ausgepfiffen worden.

Peſth. In einem hieſigen Blatte wird ein neues Stück dem Publikum mit den Worten empfohlen, daß es „frei von Frivolitäten ſein ſoll". Wahrlich, ein ſchaudererregendes Symptom von dem erbärmlichen Standpunkte unſerer Volksdichter, wenn man nöthig findet, dem Publikum vorauszuſagen: »das Stück ſoll, wie man ſagt, frei von Frivolitäten ſein.« (Illuſt. Theaterz.)

Prag. Herr Hoffmann, von Oſtern an Director unſres Theaters, weilt ſchon einige Wochen bei uns, er hat bereits ſeinen Kontrakt unterzeichnet und mit den beſten unſerer Mitglieder abgeſchloſſen. Seine reiche Garderobe iſt bereits angekommen; er hat ſämmtlichen fundus instructus des Theaters, mit Ausnahme der Bibliothek und Garderobe, an ſich gebracht, überdies aber 15 neue Dekorationen bei Gropius in Berlin und Pian in Wien beſtellt. Herr Hoffmann iſt der Mann, welcher Geiſt, Energie und Erfahrung beſitzt, unſern theatraliſchen Augiasſtall wieder in einen Kunſttempel umzuwandeln.

∴ Unſer Theater iſt jetzt ein wahres Hoſpital; ſchon vier Mal wurde die Oper „Stradella" angekündigt und mußte eben ſo oft wegen plötzlicher Erkrankung einzelner Mitglieder abgeſagt werden.

∴ Unſer Buchhandel iſt auf dem beſten Wege, nichts mehr zu verkaufen, als Gebet- und ABC Bücher; denn eine neue Verordnung verbietet den Bücherreviſoren, in den Provinzen aus den Bücherballen früher Etwas herauszugeben, ehe ſie das Decretum von Wien erhalten haben. Dies betrifft ſogar ſtrengwiſſenſchaftliche Werke, mit Ausnahme der Mathematik und Aſtronomie. Bei Büchern, welche Anfangs transeat, ſpäter aber damnatur erhalten, muß der Buchhändler nachträglich genau nachweiſen, an wen er die von ihm hinausgegebenen Exemplare verkauft hat. Gehoffte Wirkung der Wiener Schriftſtellerpetition!

∴ Der Roman „Die Jeſuiten in England und Oeſterreich", der einen hieſigen Literaten zum Verfaſſer hat, iſt hier ſtreng verboten. Man hofft, dies Verbot werde viel zu deſſen Verbreitung beitragen.

∴ Herr Uffo Horn hat ein neues Drama „Ottokar" erſcheinen laſſen, das ſehr viele Leſer, aber wenig Anklang findet.

∴ „Olla potrida" oder „das Buch gehört dem Käufer" iſt der Titel eines Bandes humoriſtiſchen Inhalts, der eben ſo witzig als intereſſant genannt werden darf. Verfaſſer dieſes Buches iſt der auch als Luſtſpieldichter nicht unbekannte Dr. Joachim Leberer.

∴ Vor einigen Tagen hatten ſich auf freiem Felde in der Gegend zwiſchen Podiebrad und Kollin 30—40 Bauern zuſammengerottet, welche den von Wien kommenden Eiſenbahn-Zug erwarteten und mit einem Steinhagel empfingen, ein Manoeuvre, welches ſchon öfters Statt gefunden hat. Das ſind die Folgen, wenn man die Volksaufklärung ſcheut!

∴ Vor einigen Tagen wollte ſich der Buchhalter eines Handlungshauſes ſelbſt entleiben, indem er ſich — abälardiſirte. Er befindet ſich im allgemeinen Krankenhauſe. Der Mann kann in einem türkiſchen Serail angeſtellt werden; darauf Reflektirende wollen ſich in portofreien Briefen direct an ihn wenden.

Rom. Dem. Fanny Elsler iſt, mit Bologneſer Lorbeer überſchüttet, in Rom angekommen, um im Theater Argentino aufzutreten.

Schwerin. Unſere landtagsberechtigten Gutsbeſitzer haben 21 Punkte veröffentlicht, die ſie auf dem bevorſtehenden Landtage zur Sprache bringen wollen. Die wichtigſten dieſer Punkte ſind: 3) Aufhebung der Cenſur und Erfüllung des ſchon vor langer Zeit gegebenen Verſprechens der Einführung von Preßgeſetzen, 15) Emancipation der Juden, 18) gleichförmige Beſteuerung der durch die Poſt bezogenen Zeitungen ohne Rückſicht auf ihre politiſche Farbe und 20) unbeſchränktes Petitionsrecht an die Ständeverſammlung.

Solothurn. Wie weit der Eifer für und wider das Jeſuiten-Weſen in der Schweiz getrieben wird, mag man daraus erſehen, daß neulich eine Figur, einen Jeſuiten vorſtellend, als Ehrengabe von hier nach Langendorf zur Kanonentaufe geſchickt worden war. Der Leib dieſes Jeſuiten beſtand aus lauter großen Würſten, damit der geliebte Sohn des heiligen Loyola in corpore zerbiſſen werden könne.

Stuttgart. Am 6. März k. J. ſoll — zur Geburtsfeier des Kronprinzen — unſer neues Theater eröffnet werden.

∴ Archivrath Oechsle, einer unſerer tüchtigſten Geſchichtſchreiber, iſt am 4. November, 47 Jahre alt, am Nervenfieber geſtorben.

Ulm. In der Stettin'ſchen Buchhandlung ſind „Schwabenſtreiche" mit folgendem Motto erſchienen:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen,
Sieh, das Schöne liegt ſo nah,
Lerne nur das Geld ergreifen,
Denn das Buch iſt immer da."

Weimar. „Des Reichen Sohn von Bremen, oder der Rothmantel", eine neue Oper vom Kapellmeiſter Eberwein, hat hier fiasco gemacht.

∴ Am 11. d. M. iſt hier der einſt berühmte Opernſänger Stromeyer geſtorben.

Wien. Herr Varnhagen von der Enſe, der — Gott weiß wodurch — in den Ruf eines großen Literarhiſtorikers gekommen iſt, widmet in ſeinen „Denkwürdigkeiten" (abgedruckt im „Rheiniſchen Jahrbuch", Köln 1846, Seite 215) dem Textbuchdichter von Mozarts „Zauberflöte", dem verſtorbenen Emanuel Schikaneder, eine große Lobrede, worin er namentlich deſſen „Bürger in Wien" und deſſen „Fiaker als Marquis" Erzeugniſſe nennt, *in welchen eine poetiſche Kraft waltet, in der ſich Lebensverſtand und Fantaſie mit ernſtem Gehalte vereinigen.* Der große Herr Varnhagen hat ſich dadurch, namentlich in Wien, bedeutend blamirt, denn hier weiß jedes Kind von zehn Jahren, daß der große Literarhiſtoriker einen ungeheuern Bock geſchoſſen, wenn er den ſeligen Schikaneder wegen zweier Stücke lobt, die nicht Schikaneder, ſondern — was hier jeder Schulknabe weiß — Herr Adolf Bäuerle geſchrieben hat!

∴ Im Laufe dieſes Winters wird unſere Kaiſerſtadt eine literariſche Notabilität mehr beſitzen. Capitain Marryat, der Schöpfer der berühmten Seeromane, ſteuert rüſtig auf unſere Vindobona los. Gegen Ende November wird er in Prag erwartet. Anfangs December gedenkt er in Wien zu ſein, hier bis Mitte Januar zu verweilen und alsdann Peſth zu beſuchen. Ueberall wird er treue Verehrer finden.

∴ Auf Raimunds Grabe in Gutenſtein fand man neulich einen ſchwarzen Kranz. Man vermuthet, es habe ihn Jemand hingelegt, der mit gerechter Trauer die Stücke geſehen hat, welche man in Wien jetzt als ſogenannte Volksſtücke auftiſcht.

∴ Der junge Strauß wird die junge Lanner heirathen. Der Bräutigam iſt ein talentvoller Componiſt, die Braut eine hoffnungsvolle Tänzerin. Welche glückliche Ehe, wenn die Frau tanzt, wie ihr Mann geigt!

∴ In unſerer lieben, guten Kaiſerſtadt bereitet ſich ganz im Stillen eine der gefährlichſten Revolutionen vor; vom 1. December dieſes Jahres ſollen nämlich alle Hausthore in der Stadt, ſtatt um zehn, um eilf, und in den Vorſtädten ſtatt um neun, erſt um zehn Uhr Nachts geſchloſſen werden, gegen welche Neuerung *die Legion der Hausmeiſter* en masse proteſtiren will, weil ſie dadurch eine bedeutende Rente verliert. Nous verrons!

∴ Im Hofburgtheater hat ſich „Ulrike", ein neues, fünfactiges Drama von K. A. Kaltenbrunner, ſehen laſſen. Der Stoff iſt der ſchwediſchen Geſchichte entlehnt, die Bearbeitung ungeheuer ledern; nirgends zeigt ſich ein neuer Gedanke; alle Situationen ſind verbraucht und abgegriffen, und ſämmtliche Perſonen haben einen alltäglichen Charakter, der kein Intereſſe erregt. Die beiden Hauptrollen, Ulrike: Rettich und Norwall: Löwe, hatten ihre ganze künſtleriſche Kraft eingeſetzt, um das lecke Schiff über Bord zu halten.

∴ Das Joſephſtädter Theater hat ein neues romantiſch-komiſches Märchen mit Geſang und Tanz, „den fliegenden Holländer" von J. E. Gulden, aufgeführt. Das Stück hat die Zuſchauer ſo erbärmlich gelangweilt, daß ein Spaßvogel beim Nachhauſegehen den Witz geriſſen haben ſoll, dieſer Gulden ſei nicht zwanzig Kreuzer werth.

∴ Die Herren [illegible] und Kupelwieſer haben für das Theater an der Wien eine Parodie der „Geheimniſſe von Paris", unter dem Titel „die Geheimniſſe von [illegible]" für die Komiker Beckmann und [illegible] geſchrieben. Man iſt auf den Erfolg derſelben geſpannt.

∴ Für die nächſte italieniſche Opernſaiſon ſind die Primadonna Tadolini und der Tenor Iwanoff engagirt.

∴ Herr Eduard Breier hat einen neuen dreibändigen Roman „das Buch von den Wienern" geſchrieben.

∴ A. Elias, ein türkiſcher Componiſt, der ſeit längerer Zeit in unſerer Mitte verweilte, hat unlängſt ſein zweites Opus, eine Quadrille, betitelt „Nairel de [illegible] (die Liebesgluth) herausgegeben. Der conſtantinopolitaniſche Muſard wird bald en vogue ſein.

∴ Der Hof-Kapellmeiſter Gottfried Preyer, Director des hieſigen Conſervatoriums, hat vom Könige Otto von Griechenland für eine ihm dedicirte Meſſe den „Orden des heiligen Erlöſers" erhalten.

∴ Hector Berlioz iſt angekommen.

∴ Auch der Wüſten-Componiſt Félicien David iſt bei uns eingewandert.

Geſchwind, was gibt's Neues?

— Cardinal Ximenes hatte an einem Tage 4000 Mohren … weißgewaſchen? nein, bloß bekehrt, was natürlich weit leichter iſt.

— Das erſte Pfund Thee, das Lord Arlington 1666 aus Holland nach England gebracht, koſtete 3 Pfd. St.; ein Preis, der ſich bis zum Jahre 1707 erhielt.

Treffer und Nieten.

* Börne ſagt: »Wenn ein Hund geprügelt wird, ſo ſchreit er, und wenn ein Komödiant getadelt wird, ſo ſchimpft er, natürlich aber nur hinter dem Rücken ſeines Tadlers.« Der gute Börne ſcheint die Komödianten ſehr genau gekannt zu haben.

* Als neulich in einer [illegible] erzählt wurde, daß Herr T. P. B. ein neues Luſtſpiel bis auf den Schluß fertig habe, meinte ein Anweſender, dieſer Schluß wäre auch gar nicht nöthig, da das neue Stück, wie das alte, ja ohnehin nicht bis zum Schluß ausgeſpielt werden würde.

* Jemand äußerte in Gegenwart ſeiner Frau, er liebe nichts ſo ſehr als ſeine Bücher. Die liebenswürdige Frau wünſchte darauf ein Buch zu ſein, um ein Gegenſtand ſeiner Neigung zu werden. — »In ſolchem Falle,« erwiderte der Herr Gemahl, »wünſchte ich, Du wäreſt ein Kalender, den man jährlich wechſeln muß.« (Oſt u. Weſt.)

* Nach Pezzls Anſicht iſt der Luxus „das Nothwendige im Entbehrlichen".

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig iſt erſchienen:

NARRENALMANACH

für

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Jahrgang.

Preis: 2 Thaler.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 166. Leipzig, 3. December 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 300 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Martin Luther und ſeine Tochter.

Von P. M. Zierlein.

Im deutſchen Lande lebte ein Mann, ein ganzer Mann. Er hieß Doctor Martin Luther, und wo er auftrat, hörte man ihn, und wo er redete, hörte man ihn, und er redete überall, wo es Ohren zum Hören gab. Dieſer Luther hatte eine Tochter und dieſe Tochter hieß Suſanna. Und Suſanna war das Glück ihres Vaters; Luther erzog ſie ſich zur großen Freude und zur Proteſtantin. Ja, der Luther hatte ſeine rechte Freude an dieſer Proteſtantin mit dem lieblichen Munde, mit dem himmelblauen Auge und mit der hellen, offenen Stirn. Nur daß ſich Suſanna zuweilen einer Sentimentalität überließ, die dem Vater nicht ganz angewandt ſchien; doch beſchränkte er ſich darauf, in ſolchen Augenblicken ihre Hände zu nehmen und zu ſagen: »Suſanna, werde nicht ſentimental.« Die ſchöne Proteſtantin erwiderte dann freilich: die Liebe wäre ihr Panier; Luther aber wiederholte dann: »Suſanna, werde nicht ſentimental.«

So ſaßen Beide eines Abends in ihrem Weinberge, als der Tag kühl ward und die Schatten kamen — da Luther wie in Gedanken äußerte:

— Fahet uns die Füchſe, die blauen Füchſe, welche die Weinberge verderben, denn unſere Weinberge haben Augen bekommen.

— Wie meinſt Du das, Vater? fragte die ſchöne Proteſtantin, und Luther fuhr auf und ſagte:

— Sieh, meine Tochter, es ſchleichen zur Zeit zwei Füchſe umher, die ſollen Vetter ſein und haben ein ſündhaftes Begehren nach Dir. Der eine davon ſieht aus, wie ein katholiſcher Fuchs und der andere — noch ſchlimmer — wie ein Jeſuit. Die Figur des Letztern iſt mir ziemlich unangenehm, meine Suſanna, dieſe Figur hat keine Beine, ſie hat dafür zwei Schatten, gleich wie zwo Rauchſäulen, und hat nicht Haare, wie eine Heerde Ziegen, die auf Gilead geſchoren ſind; nein, dünne Schlangen hat ſie dafür, meine Tochter, und Du kannſt Dir alſo wohl denken, was für ein Herz dieſer eine Vetter haben muß.

Suſanna erſchrak über die Rede ihres Vaters und bedeckte ihr frommes Geſicht mit beiden Händen.

— Nun ſieh, meine Tochter, fuhr Luther fort, der andere Vetter, der katholiſche, iſt unbedingt ein lieblicher Fuchs; lieblich wie die Teppiche Salomo's, lieblicher als das reiſige Zeug am Wagen Pharao's; ſeine Mundwinkel tragen Honig und an ſeinen Ohrläppchen hangen klingende Paradiesglöcklein. Dieſer Fuchs beträgt ſich wie eine Hündin im Felde, und Du kannſt Dir alſo denken, meine Suſanna, was für eine Geſinnung dieſer katholiſche Vetter wohl haben muß, wenn er ſeine Natur ſo ſehr verleugnet. Er ſcheint überhaupt den Wahl- oder Denkſpruch inne zu haben, daß die Kunſt über die Natur geht, und wie gefährlich dies iſt, mit ſolchem Grundſatze meiner Suſanna zu nahen, das liegt auf der Hand.

— O mein Vater, die Liebe iſt mein Panier, wollte Suſanna eben wieder antworten, als Luther ſie auch ſchon ſanft mit den Worten zurückhielt:

— Meine Tochter, werde nicht ſentimental; es iſt zu gefährlich in einer Zeit, wo ſolche Vetter, wie dieſe zwei Füchſe, in unſeren Weinbergen umherſchleichen. Komm' lieber für diesmal in die Stube, da der Abend ſehr kühl und die Schatten ſehr finſter werden, daß wir Abendbrod eſſen.

Luther nahm ſeine ſchöne Proteſtantin an die Hand, und ſo gingen Vater und Tochter in ihre Hütte.

* * *

Geſpräch der Füchſe in Luthers Weinberg.

— Höre, ſagte der katholiſche zu dem andern Vetter, wir ſind Beide zugleich entbrannt in böſer Luſt gegen die ſchöne Proteſtantin; wir wollen es uns einander nur geſtehen, lieber Vetter. Wir warten täglich mit Fleiß auf ſie, daß wir ſie ſehen möchten in dieſem Weinberge; laß uns eins d'rauf werden, wie wir die ſchöne Suſanna einmal allein finden möchten. Wir ſind entzündet in böſer Luſt gegen ſie und werden noch zu Narren darüber.

— Dem iſt wirklich ſo, erwiderte der mit den Schattenbeinen und mit den Schlangenhaaren; ſie hat Niemand weiter, der ihr helfen möchte, als dieſen maſſiven Kerl, den Luther, den ich überhaupt nicht leiden mag, da er mit einem Tintenfaſſe einem guten Freunde von mir in Wittenberg einmal die Zähne eingeſchlagen hat. Und darum untergrub ich ſchon lange ſein Hüttlein, in der er jetzt ſein Abendbrod ißt, und füllte die Mine. Mein jetzt fliſpelnder Freund aus Wittenberg könnte den Luther nun in dieſer Nacht berauſcht machen, und daß er morgen nicht vor der Zeit erwache, demſelben noch hölliſche Centner auf die Bruſt legen, da deutſcher Druck für dieſen ungenirten Kerl doch am Ende nicht ganz ausreicht. Die Suſanna aber quält der Freund mit ſpitzfindigen Träumen, daß ſie früher herausgeht an die Luft, in den Weinberg, und Deinen glänzenden Talenten, herziger Vetter, bleibt es unterdeſſen überlaſſen, den Weinberg in ein Feenland umzuzaubern daß die Proteſtantin nicht widerſtehen mag, und wir dann zu ihr laufen und einen bequemen Morgen haben. Mein Freund ſprengt zur Zeit die Hütte mitſamt dem Luther in die Luft; es iſt ein gewichtiger Sprung — was hältſt Du von dieſer Aufgabe, Vetter?

— Ei, meinte dieſer lächelnd, ſo ſüße Rache bricht Roſen, ſie bricht hervor wie Morgenröthe, wie die Sonne; ſie iſt ſchrecklich wie Heerſpitzen. Mein Freund, ich liebe dieſen Luther durchaus nicht, ſtecke Deine Hand durchs Loch, daß ihm der Leib davor erzittert. Spangen will ich der Proteſtantin anlegen, daß ihre Backen lieblich darin ſtehen, lieblich ihr Hals in den Ketten.

— Du biſt ein ſüßer Schäker, mein Vetter, erwiderte der Fuchs mit den Schattenbeinen; Schade, daß ich mich nicht gleicher Schönheit rühmen darf, da ich mich ganz der nackten Spekulation ergeben habe. Daß ich ſo ſchwarz bin, ſtehet mir nicht an, denn die Sonne hat mich ſo verbrannt. — Alſo, wenn Dir meine Aufgabe gefällt, ſo gehen wir dem bequemen Morgen damit entgegen?

— Daß man Deine gute Salbe rieche, Deine Name iſt eine ausgeſchüttete Salbe.

So ſprachen die Füchſe zu einander im Weinberge Luthers und ſchickten ſich zu ihrer Aufgabe an.

⁂

Weil der obſcure Freund aus Wittenberg die arme Suſanna in der Nacht ſo ſehr geplaget hatte, kam ſie ſchon im Zwielicht des Morgens hervor, um ſich vor Aufregung in der kühlen Luft des Weinbergs zu ergehen. Man kann ſich die Freude des katholiſchen Fuchſes denken, als er die ſchöne Proteſtantin mit dem glühenden Kopfe kommen ſah; er klingelte rechts, er klingelte links und verſuchte es, den ſüßeſten Deſpotismus an ihr auszuüben. Der Vetter mit den Schlangenbeinen umklammerte ſie und ſagte:

— Siehe, wir ſind beiſammen und Niemand ſiehet uns; wir ſind entbrannt in Deiner Liebe und darum erhöre meiner Liebe Flehen.

Die ſchöne Proteſtantin befand ſich in der ſchrecklichſten Lage, und da ihr nichts weiter übrig blieb, als die Verzweiflung, fing ſie aus natürlicher Eingebung an zu ſchreien, was dem katholiſchen Fuchſe ſehr auf die ſchwachen Nerven fiel.

Unterdeſſen zündete der obſcure Freund aus Wittenberg die Mine unter dem Hüttlein an, um den Luther in die Luft zu ſprengen. Der Teufel ſuchte das Weite und Puff! ging die Mine los; aber Luther blieb unter dem hölliſchen Centner- und deutſchen Drucke liegen, commode wie Fauſt in Griechenland.

Die tauſend Stücke des Hüttleins flogen nach allen Seiten umher und der katholiſche Vetter, deſſen Mundwinkel Honig trugen, bekam Eins vor die Naſe, an welcher er gerade am empfindlichſten war, ſo daß er zu Boden ſtürzte. Der ſchattenbeinige Vetter aber wurde mit einem andern Stücke weit fortgeriſſen und gerade vor den Füßen des fliehenden Obſcuren erdrückt. Dieſen wollte er noch, aus intimer Freundſchaft, an den Beinen mit in das Scharmützel ziehen, der gab ihm aber lieber einen Fußtritt nach der Melodie: „Freiheit, die ich meine“, wie er ſich unverſchämt ausſprach. So unglücklich endeten die beiden Vetter mit ihrer Aufgabe gegen die Proteſtantin.

Luther, welcher bald darauf erwacht war und ſich aufgerichtet hatte, wie ein Mann, der mit hölliſchem und deutſchem Drucke umzugehen weiß, ſchritt auf ſeine Tochter zu, die weinend auf den Knieen im Weinberge lag. Er umarmte Suſanna und rief: »Halte feſt an mir!« und blickte muthig dabei in die aufgehende Sonne.

Thomas Morus und ſein berühmtes Werk „Utopia“*).

Von E. M. Oettinger.

Unſer Zeitalter iſt ein rein papiernes. Alle Welt ſchreibt und Mancher, der nicht ſelber ſchreiben kann, überſetzt das, was Andere geſchrieben haben. Und ſo kommt es, daß unſer deutſcher Büchermarkt Jahr aus Jahr ein von einer Sündfluth überſetzter Schriften überſchwemmt wird, deren Maſſe ſich zu jener unſerer Original-Produktion wie Neun zu Eins verhält. Zum Glück aber iſt der größte Theil dieſer Ueberſetzungen „ephemerer Schund“, der, heute geboren, morgen ſchon verweſ't iſt. Aber deſſen ungeachtet werden von jedem mittelmäßigen Romane, der in Frankreich, England und Schweden auftaucht, oft zwei, fünf und zehn Ueberſetzungen zu gleicher Zeit gemacht, während manches tiefgedachte Werk gediegener Wiſſenſchaft, das im Auslande erſcheint, bei uns kaum dem Namen nach bekannt wird. Das iſt traurig, aber leider nur allzu wahr!

Wohl mag es Viele geben, denen die Ueberſetzung eines Werkes, deſſen Original vor länger als dreihundert Jahren herausgekommen iſt, nicht mehr zeitgemäß, vielleicht ſogar lächerlich erſcheinen wird; viel größer aber, hoffe ich, wird die Zahl Derer ſein, welche leicht begreifen werden, daß es weit verdienſtlicher iſt, ein gutes altes Werk aus dem Staube leichtſinniger Vergeſſenheit, als einen „modernen Quark“ aus dem Schatten ſeines wohlverdienten Nichts herauszuziehen.

Der Leſer geſtatte mir zuerſt ein paar Worte über den Autor und dann einige kurze Andeutungen über den Werth ſeines Werkes.

Thomas More (geboren 1480 zu London), Sohn eines Richters am Kingsbench, hatte ſich durch die Schwungkraft ſeines Geiſtes mit reißender Schnelligkeit von der niedern Stufe eines Studenten von Oxford zu der höchſten Englands, zum Nachfolger des Cardinals Wolſey, zum Kanzler und Groß-Siegelbewahrer Heinrichs VIII. erhoben. Auf dem Gipfel ſeiner Macht, entſagte er ſeiner Würde, weil ſeine religiöſe Ueberzeugung ihm nicht erlaubte, das Oberhaupt des Staates auch als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen; und weil er durch Nichts zu bewegen war, den Supremateid abzulegen, ließ Heinrich VIII., der königliche Henker blutbefleckten Andenkens, den edelſten und rechtſchaffenſten, den gelehrteſten und geachtetſten Mann ſeines Königreichs, den Vermittler des Friedens von Cambrai, ins Gefängniß werfen und am 6. Juli 1535 auf dem Blutgerüſte als Märtyrer ſeines Glaubens ſterben.

Die erſte Ausgabe jenes Werkes, das einer der Haupttitel ſeines Ruhmes iſt, erſchien in lateiniſcher Sprache unter dem Titel: „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia libri II., Lovan. 1516. 4.“

---

*) Dies iſt der Titel eines in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Werkes, das im Laufe dieſer Woche im Verlage der Philipp Reclam'ſchen Buchhandlung erſcheint.

Dieſer editio princeps folgten bald eine Unzahl anderer: Basil. 1518. 4. Glasgow. 1550. 8. Oxon. 1613. 8. Amst. 1629. 8. Colon. Agr. 1629. 34. (höchſt ſelten). Ibid. 1655. 8. Oxon. 1663. Glasgow. 1750. 8.

Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung ließ Jean Leblond unter dem Titel: „Description de l'isle d'Utopie", Par. 1550. 8. erſcheinen. Ihr folgten eine verbeſſerte Ausgabe von B. Anneau, Lyon 1650. 16., von Sam. Sorbière, Amſt. 1643. 12., von Nicolas Gueudeville unter dem Titel: „Idée d'une république heureuse", Leyd. 1715. 12. Amst. 1730. 12., von Thomas Rouſſeau unter dem Titel: „le meilleur gouvernement", Par. 1789. 8., von Victor Stouvenel unter dem Titel: „l'Utopie" Par. 1842. 8.

Die erſte engliſche Ueberſetzung beſorgte Ralphe Robinſon, London 1551. 4., ebendaſ. 1624. 4., dann folgten die Ueberſetzungen von Gilbert Burnet, London 1682. 8., ebendaſ. 1624. 8., von Thomas Frognal Dibdin, London 1809. 2 Bde. 8. und von John A. Saint-John, London 1838. 12.

Die erſte italieniſche Ueberſetzung erſchien von Pietro Giordani, Venedig 1548. 8.

Von ſpaniſchen Ueberſetzungen iſt mir nur die eine von G. de Medinilla, Cordova 1636. 8., bekannt.

Die deutſche Literatur beſitzt drei Ueberſetzungen: Leipzig 1612. 8., Frankfurt 1704. 8., ebendaſ. 1753. 8. Dieſe vierte Ueberſetzung, zu der ich aufgefordert worden bin, dieſe Einleitung zu ſchreiben, verdanken wir der gewandten Feder des Herrn Hermann Kothe.

Daß eine neue Uebertragung dieſes klaſſiſchen Werkes keineswegs überflüſſig war, beweiſt ein Ausſpruch des berühmten Juriſten G. W. Böhmer. In ſeinem „Handbuch der Literatur des Criminalrechts" (Göttingen 1816. 8.) ſchreibt er Seite 258: »Eine neue Ueberſetzung von Thomas More's „Utopia" würde unſere Literatur mit einem intereſſanten Aktenſtücke zur Geſchichte der Rechtsphiloſophie jenes Zeitalters bereichern und ſelbſt bei neuen Criminalgeſetzgebungen mit Nutzen angewendet werden können.«

Ueber den Werth dieſes Werkes herrſcht nur Eine Stimme, die: daß es das würdigſte Seitenſtück zu Plato's „Republik" iſt. Die engliſche Literatur ſtellt es mit Stolz in die erſte Reihe ihrer Meiſterwerke. A. Cayley in ſeinen „Memoirs of Sir Tomas Morus" nennt es »a master-piece of wit and fancy.« J. Macdiarmid in ſeinen „Lives of british statesmen" ſagt: »The pleasing manner in which this work is written, the felicity of the style, the elegance of the satire, the acuteness of the remarks on men and manners, the freedom and manliness of the opinions, would have raised it to distinction in any age.« H. Hallam in ſeiner „Introduction to the literature of Europa" ſetzt dieſen Lobeserhebungen die verdiente Krone auf, indem er ſagt: »We must not leave England without mention of the only work of genius that she can boast in this age, the Utopia of Sir Thomas More.«

Ein Werk, für deſſen Werth ſolche Stimmen ſprechen, bedarf dann weiter keiner anderen Empfehlung, um auch bei uns ſeines Erfolges gewiß zu ſein.

Schließlich erlaube ich mir Denjenigen, welche ſich für den Schöpfer dieſes Werkes intereſſiren, ein vollſtändiges Verzeichniß jener Schriften vorzulegen, die ſich ausführlich mit der Schilderung ſeines Lebens beſchäftigt haben.

Die älteſte Biographie Thomas Morus iſt von deſſen Schwiegerſohne William Roper „Vita Thomae Mori", Lond. 1626. 8., neu herausgegeben von T. Hearne, Oxon. 1716. 8.

Dann folgen: T. More*), „The life of Thomas Morus", Lond. 1627. ebendaſ. 1727. 8. (Deutſch von T. Arnold, mit Vorrede von C. G. Jöcher, Leipzig 1741. 8.)

J. Hoddesdon, „Thomae Mori vita et excitus, or the history of Sir Thomas More", Lond. 1652. 8., ebendaſ. 1662. 12.

(D. Reggi), „Vita di Tomaso Moro", Milan. 1675. 12., Bologna 1681. 12., Padov. 1703. 12. (Die erſte Auflage erſchien ohne Namen des Verfaſſers.)

J. Wahlius, „Dissertatiuncula s. programma de Thoma Moro, Angliae Cancellario", Altenburg 1684. 4.

F. Warner, „Memoirs of the life of Thomas Morus", London 1758. 8.

A. Cayley, „Memoirs of Sir Thomas Morus (with a new translation of his Utopia)". Lond. 1804. 2 Bde. 4.

J. Macdiarmid, „Lives of british statesmen", Lond. 1807. 4. (Enthält eine ausführliche Lebensbeſchreibung von More, Cecil, Wentworth und Hale.)

G. T. Rudhart, „Thomas Morus", Nürnberg 1829. 8.

J. Mackintosh, „The life of Sir Thomas Morus", Lond. 1830. 8. ibid. 1844. 8.

Princesse de Craon, „Thomas Morus", Paris 1833. 2 Bde. 8. (Mehr Roman als Geſchichte, aber nicht unintereſſant.)

Doch nicht blos Clio, auch Melpomene hat ſich dieſes dankbaren Stoffes bemächtigt und das Leben dieſes berühmten Mannes zu wirkſamen Dramen benutzt. Mir ſind vier Trauerſpiele ſeines Namens bekannt:

Thomas Morus, Tragödie von Puget de la Serre, Paris 1642. 8.**).

Thomas Morus, im vierten Bande von J. G. Dyk's „Nebentheater", Leipzig 1786—88. 6 Bde. 8.

Thomas Morus, Trauerſpiel von Knippel, Berlin 1785. 8.

Thomas Morus, Trauerſpiel, Leipzig 1791.

Thomas Morus, Trauerſpiel von Silvio Pellico, überſetzt von Duttenhofer.

Auch die Muſe der Muſik hat dieſen ergreifenden Stoff nicht unbenutzt gelaſſen: Leo Allacci in ſeiner „Drammaturgia" zählt unter dem Titel „Tomaso Moro" zwei Oratorien auf, wovon das eine von G. Neri (1688), andere von B. M Orlandi in Muſik geſetzt iſt.

Möge ſich bald einer unſerer neuen Meſſiaſſe der dramatiſchen Literatur dieſes Stoffes bemächtigen, um der deutſchen Bühne ein Stück zu ſchenken, das mit dem des Silvio Pellico würdig in die Schranken treten kann!

---

*) Ein Enkel des Kanzlers.

**) Das erſte franzöſiſche Trauerſpiel, das in Proſa geſchrieben iſt.

Meiſter Strauß und ſeine Geige.

Capriccio von E. M. Oettinger.

Als der liebe Gott **anno** 1792 in einem Champagnerrauſche den „Schwan von Peſaro“, Joachim den Großen, Roſſini den Einzigen, ſchuf, blieb ihm vom Teige, woraus er ihn geknetet hatte, noch ein winzigkleines Klümpchen übrig, das er trällernd bei Seite ſchob und ſich nicht mehr darum bekümmerte. Zwölf Jahre ſpäter, als der liebe Gott wieder einmal bei roſenfarbener Laune war und, ſeine Welt betrachtend, im Stillen ein **Gaudeamus igitur** ſang, da fing das bei Seite geſchobene und ganz und gar vergeſſene Klümpchen im Dreiachteltakte zu tänzeln an und bat den Herrn der Welt: »Ach, lieber Gott, willſt Du nicht ſo gut ſein, auch aus mir Etwas zu machen?« — »**Bon!**« ſagte der Ewige, nahm das Roſſini-Reſtchen, hauchte ihm göttlichen Odem in die Naſe und himmliſche Melodie ins Ohr und ließ das Klümpchen auf die Erde fallen. Und ſo kam am 14 März des Jahres 1804 in der Stadt der Fäjaken, im lebensfrohen Wien, ein Büblein auf die Welt, das, wie jedwedes Menſchenkind, zu weinen begann. Und ſiehe, da trat eine unſichtbare Fee an ſeine Wiege, ſpielte auf goldbeſaiteter Geige dem neugeborenen Weltbürger allerhand luſtige Tänze vor und träufelte dem ſchwarzäugigen Schreihalſe eine Fluth ſüßer Melodien ins Ohr. Der Kleine ſchloß die Aeuglein und lauſchte; da neigte ſich die Fee über ſein Bettchen, küßte ſeine Stirn, legte Geige und Bogen als Pathengeſchenk in ſeine Wiege und …, verſchwand. Da — hört, hört! — ſchlug das Büblein die Aeuglein auf, ergriff die Geige und klimperte ein paar Noten, die wie ein Stück Walzer klangen, ſo luſtig und pikant, daß nach dieſem Takte die Fliegen in der Stube und Köchin und Amme in der Küche zu tanzen begannen. Acht Tage ſpäter erhielt das Knäblein in der Taufe den Namen Johannes Strauß.

Fünfzehn Jahre alt kam er zu einem Buchbinder in die Lehre, doch während er Bibeln und Kochbücher band, ſummte in ſeinem Kopfe ein Schwarm leichtgeſchürzter Kobolde, die ihm keine Ruhe ließen, die ihn bald an der Naſenſpitze, bald am Ohrläppchen zupften und ihm leiſe ins Ohr raunten: »Wirf Kleiſter und Pappendeckel weg und greife nach der Geige und dem Zauberbogen, die Dir Deine Pathin, die gute Fee, geſchenkt.« Und wenn dann der Feierabend kam, klimmte er in ſein finſteres Dachſtübchen hinauf, nahm ſeine Geige von der Wand, öffnete das Fenſter und ließ den Mond und die Sterne zu ſich hineinſcheinen; dann aber fing er zu geigen an und geigte bis in die ſpäte Nacht hinein, ſo daß ſelbſt die feurigen Sterne ſeine Melodien zu belauſchen und nach ſeinen Rhythmen um den bleichen Mondkegel herum zu walzen ſchienen. Und erſt wenn der Morgen graute und der Hahn ihm »**bon jour**« zukrähte, warf ſich der arme Buchbinderburſche erſchöpft auf ſeinen harten Strohſack und träumte … von ſeiner freundlichen Fee.

Vier Jahre (1824) ſpäter trat er in Joſeph Lanners Kapelle ein und bald darauf war der Schüler ſeines Meiſters gefährlichſter Nebenbuhler. Und wie einſt der Lorbeer des Miltiades den Schlaf des Themiſtokles beunruhigt hatte, ſo raubten die Siege des Meiſters Johann den Schlaf

Meiſter Joſephs. Und ſo geſchah's, daß ſich zwiſchen Miltiades-Strauß und Themiſtokles-Lanner ein Wettſtreit entſpann auf Leben und Tod. Jeder von Beiden wollte „Cäſar oder gar nichts“ ſein. Und dieſem ſchönen Wettkampfe, der von 1830 bis 1844 gewährt, verdankt das tanzende Deutſchland eine Phalanx von Walzern, eine Legion von Quadrillen und Galoppaden, welche die Reiſe um die Welt gemacht und der deutſchen Tanzmuſik ſelbſt jenſeits des Oceans glänzende Triumphe verſchafft haben. Der Tod ſetzte dieſem Zweikampf auf Geigen endlich ein Ziel: Lanner ſtarb vor zwei Jahren, als er kurz vorher ſein 199ſtes Opus, den Walzer „Rouge et Noir“, vollendet hatte; der Schüler aber überlebte ſeinen Meiſter und feiert geſtern in Berlin, heute in Leipzig, morgen in Prag und übermorgen in Wien Sieg auf Sieg, Triumph auf Triumph!

Wem aber verdankt der Napoleon des Walzers dieſe Siege, dieſe Triumphe? Wem anders als ſeiner Fee oder, was daſſelbe ſagt, ſeiner Wundergeige, ſeinem Zauberbogen!

Seine Geige iſt ein muthwilliger Tauſendſaſa, der uns Boccaccio'ſche Novellen, Perrault'ſche Feenmärchen, Bäuerle'ſche Zauberpoſſen erzählt; jeder ſeiner Walzer iſt ein Decameron der witzigſten Melodien und fröhlichſten Rhythmen; jede ſeiner Melodien iſt eine reizende Colombine, jeder ſeiner Rhythmen ein lachender Arlequin. Alle ſeine muſikaliſchen Novellen haben, wie der arabiſche Haſchiſch, eine berauſchende Kraft, die uns in wachen Schlaf und wunderholde Träume wiegt, unſer Ohr ſchwimmt in einem Meere roſenfarbener Töne, unſere Seele durchſchifft den blauen abendloſen Aether und entdeckt neue Reiche: Feenländer, Feenſchlöſſer, Feengärten mit ſingenden Bäumen und klingenden Blumen, mit duftigen Hainen und plätſchernden Springbrunnen, mit lachenden Nymphen und kichernden Gnomen, die uns in wunderhellſte Labyrinthe, in cryſtallene Grotten und glitzernde Säle locken, wo Myriaden ſüßer Feen uns umſchwirren, die mit uns das Glück ihrer Himmel theilen wollen. Bei Anhörung eines Strauß'ſchen Walzers überſchleicht uns ein unbeſchreibliches Gefühl wonniger Schmerzen und ſchmerzlicher Wonnen; beim Tanzen eines Strauß'ſchen Walzers kann man ſich — natürlich nur auf die Dauer des Tanzes — in die häßlichſte Frau, in den häßlichſten Mann verlieben, denn ſeine Walzer tragen eine unwiderſtehliche Wolluſt in ſich, welche die Tanzenden mit goldenen, unzerreißbaren Fäden umſchlingt. Hat ſchon jeder Walzer etwas Gefährliches, um wie viel gefährlicher iſt dann ein Walzer von Strauß. Als Frau von Genlis, die einſtmalige Hofmeiſterin Louis Philipps, am Hofe der Königin Marie Antoinette den erſten Walzer tanzen ſah, beſchrieb ſie ihn, wie folgt: »Une jeune personne, légèrement drapée, se jettant dans le bras d'un jeune homme qui la presse contre son sein et qui l'entraine avec une telle impetuosité, que bientôt elle éprouve un violent battement de coeur et qu'éperdue la tête lui tourne. Voilà ce que c'est qu'une walse.« Wenn Frau von Genlis nicht bereits geſtorben wäre, wenn ſie Zeugin eines Strauß'ſchen Walzers ſein könnte, ſie würde dieſen Tanz jetzt ganz anders, vielleicht etwa ſo definiren: ein Strauß'ſcher Walzer iſt eine in Muſik gehüllte Liebeserklärung, eine in Seufzer eingebundene Bitte, eine im Sturme der Gefühle eroberte Gewährung. Wer mag es zählen, wie viel Glück und Unglück in der Liebe die Geige des Hexenmeiſters Strauß auf ihrem Gewiſſen hat?!

Aber kehren wir zu ihm ſelbſt zurück.

Johann Strauß iſt der zu Fleiſch gewordene Walzer. Und könnte man Meiſter Johann wie einen Apfel in vier Theile zerſchneiden, jeder Theil wäre ein Walzer, und könnte man jeden ſeiner Walzer, wie ihn ſelbſt, in hundert Theile theilen, jeder Theil wäre wiederum ein ganzer Walzer. Strauß hat dieſen Tanz zur Höhe eines Concertſtückes erhoben. Ein Walzer, der vor zwanzig Jahren en vogue geweſen iſt, verhält ſich zum jetzigen Walzer, wie Hoffmannswaldau'ſche Poeſie zu Göthe'ſcher Proſa, wie Eulenſpiegel zu Don Juan, wie Hiob zu Sardanapal!

Es lebe Strauß und ſeine Walzer! Und wenn einſt der große, blaſſe Tanzordner, Meiſter Hain, mit ſeiner Hippe naht und unſern Freund vom Tanzſaale des Lebens ins Büffet der Unterwelt rufen will, dann braucht Meiſter Johann nur nach ſeiner Geige zu greifen und den Eliſabeth-Walzer oder Fortuna-Galopp anzuſtimmen, um ſelbſt den Würgengel zum Tanzen zu bringen.

Es lebe Strauß und ſeine Geige!

Drouet und die Schweſter Napoleons.

Das Leben der Prinzeſſin Pauline, der Lieblingsſchweſter Napoleons, iſt von den Memoirenſchreibern ihrer Zeit bedeutend ausgebeutet und Mancher, der mit ihr in nähere Berührung gekommen war, in zweideutiges Licht geſtellt worden. So iſt es auch dem bekannten Flötenſpieler Drouet ergangen. Man rief ihn oft gegen Ein Uhr Nachmittags ins Schloß der Prinzeſſin; Pauline lag dann gewöhnlich noch im Bette und trällerte einige Noten.

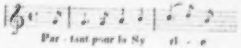
— Wie finden Sie das? fragte ſie dann.

— Reizend, Prinzeſſin!

— Nun denn, ſo ſchreiben Sie.

Drouet ſchrieb dann einige von ſeinen eigenen Ideen nieder, denn Prinzeſſin Pauline wußte oft ſelbſt nicht, was ſie mit den drei oder vier Tönen, die eine Romanze bilden ſollten, gewollt hatte.

Drouet war auch muſikaliſcher Sekretär der Königin Hortenſe und angeblich unter ihrem Diktat wurde die bekannte Romanze

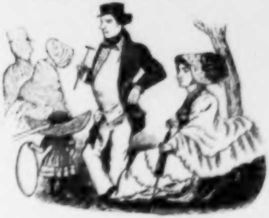


componirt.

G. S.

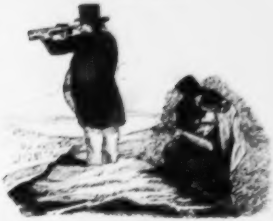
Bilder aus dem Eheleben.

Drei Jahre nach der Hochzeit.



Ein glücklicher Gatte! Ein beneidenswerther Vater! Herz, mein Herz, was willſt Du mehr?

Fünf Jahre ſpäter.



Ehemann (durchs Fernrohr guckend): Schau, ſchau! Da drüben küßt ein junger Kerl die Frau des alten Pächters. He, he! Das geſchieht dem alten Eſel ganz recht, warum ſieht er wo anders hin!

Zapfenſtreich.

Berlin. Seit dem Beſtehen der neuen Cenſur-Geſetze in Preußen, alſo ſeit dem 1. Juli 1843, ſind in Preußen zwölf Schriftſteller in peinliche Unterſuchung genommen. Acht derſelben hat das Gericht bereits verurtheilt: Steinmann in Münſter, Jakoby in Königsberg, Edgar Bauer in Berlin, Eduard Pelz in Breslau, Walesrode in Königsberg, Heinzen und Freiligrath in contumaciam und Wilhelm Held in Naumburg.

∴ In unſerm nüchternen Berlin hat ſich ein Anti-Champagner-Verein gebildet, der in den hieſigen Zeitungen vorläufig folgendes Manifeſt erlaſſen hat: »Eine große, täglich wachſende Anzahl bemittelter Perſonen iſt freiwillig übereingekommen, ſich des Champagner-Genuſſes in allen Formen und bei einer, auf Ehrenwort, an die Armen-direction zu zahlenden Strafe zu enthalten. Ein namhafter Arzt und Chemiker wird nächſtens ſeine Anſichten und vieljährigen Erfahrungen über den nachtheiligen Einfluß, welchen der jetzt leider in allen Städten verbreitete häufige Genuß jenes Fabrikats auf Geſundheit und Lebensdauer ausübe, veröffentlichen.« (Wir verweiſen unſere Leſer auf die Rubrik „Nordhauſen" unſeres Zapfenſtreichs und ſind begierig, was Nordhauſens Schönlein zu dieſem Manifeſte ſagen wird.)

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" ſchreibt: »Das hieſige Königſtädtiſche Theater iſt ſeit dem kürzlich erfolgten Tode ſeines Eigenthümers bereits der Gegenſtand vieler Anfragen, Erkundigungen und Vermuthungen in Betreff etwanigen Verkaufs oder Verpachtung geworden. Wir ſind in den Stand geſetzt, zu erklären, daß weder ein Verkauf noch eine Verpachtung beabſichtigt, das Theater vielmehr von der Wittwe des bisherigen Eigenthümers, unter Hinzuziehung eines techniſchen Direktors, fortgeführt werden wird. Die italieniſche Oper wird gleichfalls für die Folge beibehalten.«

∴ Herr Hieronymus Truhn, der muſikaliſche Referent der „Leipziger muſikaliſchen Zeitung", ſchrieb neulich über den großen unſterblichen Cherubini: »Er iſt ein großer Meiſter, namentlich Contrapunktiſt geweſen, aber die meiſten ſeiner Ouvertüren ſind nichts, als muſikaliſche Gedankenſtriche: erfindungs- und charakterlos, eiskalt, ohne Intereſſe u. ſ. w. Zu Concerts-Eröffnungen paſſen ganz entſchieden und am beſten Spontini'ſche Ouvertüren u. ſ. w.; auch die Mozart'ſche Ouverture zum „Titus" iſt abgenutzt und langweilig!« (Großer Gott, wie wollten wir Herrn Hieronymus Truhn auf Händen tragen, wenn er je im Stande wäre, eine ſo kalte und charakterloſe Ouvertüre wie Cherubini zur „Lodoiska" oder eine ſo abgenutzte und langweilige Ouvertüre wie Mozart zum „Titus" zu ſchreiben! Bis jetzt aber hat der gute Herr Hieronymus Truhn nichts weiter als ein paar alltägliche Liederchen aufgeſchrieben. Wenn ſolche Mücken gegen Löwen, wie Cherubini und Mozart, auftreten wollen, ſo iſt dies mehr als ridicule, c'est cocasse! würde der Franzoſe ſagen.)

∴ Auf der Hofbühne hat ſich ein neues einaktiges Luſtſpiel, „Ihr Bild", (nach Scribe und Sauvage) von Theodor Hell, ſehen gelaſſen und ziemlich gefallen. In der Darſtellung haben ſich Herr Blume als Kerandal und Herr Schneider als Pierre Mauclerc ausgezeichnet.

∴ Die bekannte Violoncelliſtin Demoiſelle Liſa Chriſtiani aus Paris ließ ſich am 17. November im Saale der Loge Royal-York in einer von Hieronymus Truhn veranſtalteten muſikaliſchen Abendunterhaltung zum erſten Male hören und — bewundern. Dem. Chriſtiani iſt die vollendetſte Sängerin auf ihrem Inſtrument; das Ave Maria von Schubert und zwei Melodien von Geßmann und Ganz, in größter Meiſterſchaft vorgetragen, erweckten einen Beifallsſturm, wie man ihn in den geweihten Räumen wohl noch nie gehört hat.

∴ Unſer bühnenkundiger Komiker Louis Schneider hat ein neues Luſtſpiel, „der ſchwarze Capitain", vollendet.

Bonn. Der neunzigjährige Kapellmeiſter Dr. Franz Ries hat den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten.

Bremen. Das Schiff „Argonaut", welches den vom König von Hannover amneſtirten Dr. Seidenſticker der neuen Welt und ſeiner neuen Heimath zuführen ſoll, iſt am 10. November von hier abgeſegelt. Von einigen Kaufleuten ſind hier für ihn ungefähr 700 Thaler zuſammengebracht und ihm in einem Creditbriefe auf ein New-Yorker Haus eingehändigt worden. Frau und Kinder werden ihm wohl erſt im nächſten Frühjahre nachfolgen. (Der Himmel begleite ſie!)

Conſtanz. A. Wirths „Geſchichte der Deutſchen" erlebt eine zweite Auflage. Die erſte iſt in Folge einer großartigen Subſcription der Deutſchen in Nordamerika vergriffen werden. Für die zweite Auflage wird ſich hoffentlich Deutſchland etwas wärmer als für die erſte intereſſiren. Das Werk verdient unter uns heimiſch zu werden, denn es iſt die größte und wohl auch die gediegenſte Arbeit des gelehrten und mit der neuern Geſchichte ſelbſt verflochtenen Verfaſſers. (Telegraph.)

Darmſtadt. Am 11. November ſtarb hier, 81 Jahre alt, der großherzoglich heſſiſche wirkliche Geheime Rath Fr. Juſtinian Freiherr von Günderode, erſter Kammerherr und ehemaliger Präſident des großherzoglich heſſiſchen Ober-Appellations-Gerichtshofes, geboren zu Frankfurt am 2. Februar 1765; ein Mann, deſſen Rechtsliebe zum Sprichwort geworden war, ſo daß man ihn den „Vater Juſtinian" genannt.

Dresden. Von Ida Kohl, der Schweſter des rühmlich bekannten Touriſten, iſt unlängſt, bei Arnold, ein neues, höchſt anziehendes Werk, „Paris und die Franzoſen", erſchienen.

Frankfurt a. M. Der Plan, in unſerer Stadt eine neue Zeitung zu gründen, welche die römiſch-katholiſchen Intereſſen vertreten ſollte, iſt geſcheitert. Der Senat hat das Geſuch um die dazu nothwendige Conceſſion wiederholt abgeſchlagen.

Grimma. Stolle's „Dorfbarbier" ſchreibt: »Der Hekla vomirt noch immer. Neulich ſchrieben ſie aus Island, bei ihnen kämen auf achttauſend Menſchen nur ein Arzt. Sie brauchen auch nicht mehr; ſie haben ja das isländiſche Moos ganz in ihrer Nähe. Auch einen Landtag wollen ſie. Närriſche Leute, dieſe Isländer!« (Ja wohl, ja wohl; aber glücklicher als wir ſind ſie doch, denn bei uns kommen auf jeden Kranken, umgekehrt, achttauſend Aerzte, Chirurgen, Hebammen und Blutegel.)

Halle. Vor Kurzem iſt hier das Portrait des freiſinnigen Pfarrers Wislicenus erſchienen. Da er eine ſchiefe Naſe hat, ſo ſchrieb ein Spötter darunter:

„Sieh da den Wislicen',
Deß Ruhm die Welt durchlief;
Geht es der Naſe nach,
So geht die Sache ſchief."

Hamburg. Von Frau von Bacheracht (Thereſe) wird ein neuer Roman angekündigt, welcher den Titel „Weltglück" führt.

∴ W. A. Herrmann hat ein neues Luſtſpiel, „der Vierzehnte", geſchrieben.

Helena (St.). Auf unſerem Eilande erſcheint ſeit einigen Monaten ein engliſches Journal. Vor 25 Jahren hätte dieſe Zeitung intereſſante Lokalberichte bringen können; wer aber ſoll ſich jetzt um St. Helena bekümmern?

Karlsruhe. Die „Europa" ſchreibt: »In einigen Blättern lieſt man eine auffallende und preziöſe Erklärung, die „im Auftrage der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle" erlaſſen iſt. Es heißt darin, daß man „im ausdrücklichen Auftrage" (das klingt faſt wie „auf ſpeziellen Befehl") darauf öffentlich aufmerkſam mache, daß zur Vermeidung etwa irriger Bemerkungen und Beurtheilungen, welche das Schauſpiel „Maria Rabaſti" von jener Verfaſſerin in Hellers „Perlen" durch ununterrichtete Kritiker erfahren könnte, dieſes Schauſpiel bereits im Jahre 1836 zu Cöln am Rhein geſchrieben iſt.« (Dieſe hochnäſige Erklärung hat auch uns befremdet; auch wir finden dieſelbe eben ſo anmaßend als lächerlich, das genannte Trauerſpiel aber, gleichviel ob Madame Paalzow es 1844 zu Berlin an der Spree, oder ſchon 1836 zu Cöln am Rhein geſchrieben, beiſpiellos fad und abgeſchmackt: das hätte die gute Dame ſelber fühlen und ſich hüten ſollen, ſolche Albernheit drucken zu laſſen.)

Kaſſel. Jordans Erkenntniß iſt 101 kanzleimäßig geſchriebene Bogen ſtark. (Was ſchadet das? Deutſchland iſt an nichts ſo reich als an Papier und ... Lumpen.)

Leipzig. Der gute Herr Kuranda, der ſich dann und wann die Miene giebt, Alles beſſer verſtehen zu wollen, als Andere, erzählt im letzten Hefte ſeiner „Grenzboten": »Die Franzoſen haben ſchöne Begriffe von Ehrlichkeit! In allen Pariſer Blättern lieſt man folgende wichtige Nachricht: Ein Herr B. trat vor Kurzem in das Magazin eines Kaufmanns und vergaß daſelbſt ſeine Brieftaſche, die mehrere tauſend Francs in Bankbillets enthielt. Der ehrliche Kaufmann ließ Herrn B. alſogleich aufſuchen und ſtellte ihm ſeine Brieftaſche zurück. Der Name des Mannes, der dieſe ehrenvolle Handlung beging, iſt Gillet, Rivoliſtraße Nummer 9.« Darüber ſtellt nun Herr Kuranda ſehr weiſe Betrachtungen an und vergißt dabei, daß das Ganze nur ein ſogenannter Puff iſt, der keinen andern Zweck gehabt hat, als die Aufmerkſamkeit des Pariſer Leſepublikums auf eine neue Kaufmannsfirma hinzulenken.

∴ Der „Mandelſtern" zeigt jetzt meine Rückkehr von Italien an und fügt hinzu: »Wir werden nächſtens Gelegenheit finden, unſere Meinung über den von mancher Seite gelobhudelten Herrn Oettinger und ſeinen „Charivari" zu ſagen.« (Recht ſo, Freund Brutus! Es kann mir durchaus nichts ſchaden, wenn auch ich dann und wann angegriffen werde; zum Glück vertrage ich einen Puff und mache mir eben ſo viel aus Eurem

Lobe wie aus Eurem Tadel. Alſo friſch drauf los! Aber greift mich, wenn ich bitten darf, mit Geiſt und, wenn's möglich iſt, auch mit etwas Witz an, damit ein Anderer und ich ſelbſt darüber lachen kann. Aber ſeid auch geſcheit und ſagt nicht ſchlechtweg: ich ſei ein Eſel, denn das glaubt Euch doch Niemand. Schreibt gegen mich, ſo viel Ihr wollt, aber verlangt nicht, daß ich Jedem von Euch antworten ſoll; nur dem Ebenbürtigen ſtehe ich Rede; aber wenn mich Möpſe ankläffen, die ſo obſcur wie der Nachtwächter von Schkeuditz ſind, dann ziehe ich ruhig meinen Weg und denke wie Bürger »meine Peitſche adelt ꝛc.«)

∴ Es iſt zum Todtlachen, wenn man erfährt, daß Oettingers „Narren-Almanach für 184[illegible]," nun auch in den Staaten des Herzogs von Sachſen-Meiningen verboten worden iſt.

∴ Die „Signale für die muſikaliſche Welt" enthalten einen vom Haupte bis zu den Zehen geharniſchten Artikel gegen die Lobhudler der neuen Wagner'ſchen Oper „Tannhäuſer". Wir theilen daraus nur den Anfang mit, welcher lautet: »Es iſt endlich einmal an der Zeit, ein freies offenes Wort über die Lobpreiſungen zu ſprechen, mit denen man den Componiſten des „Rienzi" und „Tannhäuſer" der Welt als den neuen Meſſias der Oper proclamirt. Es iſt Keinem, der nur einigermaßen mit dem journaliſtiſchen Treiben und gewiſſen Privatverbindungen bekannt iſt, unbegreiflich, wie es möglich, daß ſo viele verſchiedene Zeitſchriften in ein und dieſelbe Lobpoſaune ſtoßen; aber über die Unklugheit eines ſolchen Manövers muß man ſtaunen, da es längſt bekannt iſt, daß übertriebenes Lob ſtets einen härteren Tadel herausfordert, und daß ein plumper Freund oft noch mehr ſchadet, als ein beſonnener Feind. Man ſollte glauben, die Er-
ahrungen, welche man mit dem „Rienzi" gemacht, müßten zur Vorſicht beſtimmt haben,
enn bereits längſt ſitzt dieſe Oper, die, wie eine Arche Noä, auf einer wahren Ruhmes-
ündfluth ſchwamm, im Trocknen. Oder ſind es verzweiflungsvolle Beſtrebungen, das
mit dem „Tannhäuſer" zu erreichen, was die unbeſtechliche Nemeſis dem „Rienzi" ver-
agte? Aber der „Tannhäuſer" wird das Loos des „Rienzi" theilen, trotzdem, daß man
ch nicht entblödet zu behaupten, Mozarts Opern ſeien nur Schablonen-Arbeit, während
s Richard Wagner vorbehalten ſei, mit freier, ſelbſtſtändig neuer, genialer Erfindung
Tongemälde für alle Zeiten zu liefern. (Der Verfaſſer dieſer Philippica iſt der geiſt-
reiche Muſikkenner Dr. J. Becker.)

∴ In Nummer 267 der „Breslauer Zeitung" befindet ſich ein Leipziger Corre-
pondenzbericht, der eine treue Schilderung unſerer Bühnenzuſtände enthält und uns die
Stellung bezeichnet, in der Herr Dr. Schmidt zu einer gewiſſen Zeitungs-Clique und
eſe Zeitungs-Clique umgekehrt zu Herrn Schmidt ſteht. Wir haben einen darauf Be-
g habenden Aufſatz erhalten, den wir aus Schonung für Herrn Schmidt ad acta ge-
gt haben.

∴ Im Verlage von Wilhelm Jurany, bei dem Arnold Ruge's neueſtes Werk „Zwei
ahre in Paris" herausgekommen iſt, erſcheint eine Ueberſetzung der in Belgien und
rankreich confiscirten Schrift „Maria Stella".

∴ Die Pariſer „Quotidienne" hat neulich den Namen der proteſtantiſchen Licht-
unde mit „amis des chandelles" (Kerzenfreunde) überſetzt.

∴ Den neueſten Berichten zu Folge ſind gegenwärtig in Deutſchland 50,000 Per-
en zum Deutſch-Katholicismus übergetreten.

∴ Nächſte Oſtern verliert unſere Bühne wiederum eine ihrer feſten Säulen, den
aritoniſten Herrn Kindermann, der ein Engagement mit dem Theater an der Wien
geſchloſſen hat.

∴ C. P. Bergers allgemein bekanntes Luſtſpiel „Die Baſtille oder Wer Andern
e Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein" — ein Stück, das ſchon vor zehn Jahren die Runde
rch alle Bühnen Deutſchlands gemacht — iſt endlich auch auf unſerer Bühne erſchienen,
aber, wegen der mangelhaften Aufführung, nur wenig Beifall eingeerntet.

London. Die Zahl ſämmtlicher Omnibuſſe iſt 1400, ihre tägliche Einnahme be-
ft ſich auf 2000 Pfd. St. (14,000 Thaler).

∴ Auf den Noten einer engliſchen Bank ſtehen zur Sicherung gegen Fälſchung die
den Worte „Fünf Pfund" nicht weniger als 1905 Mal.

Magdeburg. Nach dem amtlichen Berichte des Dr. Rummel ſind für Hahnemanns
nkmal bis jetzt 4584 Thaler eingegangen; von mehreren Orten — namentlich von
rlin, Moskau und München — ſind noch anſehnliche Gaben zu erwarten, ſo daß bald
0 Thaler geſammelt ſein werden. Doch genügt dieſe Summe noch lange nicht, wenn
Denkmal Hahnemanns würdig werden und das Vorhaben, eine die Homöopathie
ördernde Stiftung zu begründen, dabei ausgeführt werden ſoll. Dr. Rummel
ert deshalb die Anhänger der Homöopathie zu neuen Beiträgen auf.

München. In der Menterſchwaige zu München wurde kürzlich dem Kartoffel-Entdecker Francis Drake zu Ehren ein fröhliches Feſt gefeiert. Aus Kartoffeln wurden ſinnige Figuren gebildet; auch wurde die Kartoffelkrankheit durch eine plaſtiſche, aus Kartoffeln gebildete Geſtalt repräſentirt.

New-York. Der berühmteſte der lebenden Maler Nordamerikas iſt unſtreitig Leslie. Ein Sohn amerikaniſcher Eltern, zu London geboren, kam er in ſeinem ſechſten Jahre nach Amerika. In Philadelphia, wo er erzogen wurde, entwickelte ſich frühzeitig ſein Talent. Später iſt er nach England zurückgekehrt, wo er ſich einen Ruhm erworben hat, der ihn neben Stanfield, Turner und Newton ſetzt.

∴ Vor Kurzem wurde eine gewiſſe Miſtreß X. von ihrem Manne geſchieden. Der Aermſte mußte ihr 20,000 Dollars bezahlen, weil er die barbariſche Gewohnheit hatte, im Beſuchszimmer ſeiner Ehehälfte Tabak zu rauchen. (Wenn das auch in Deutſchland ein triftiger Scheidungsgrund wäre, wie viel Damen hätten ſich dann ſchon längſt von ihren Tyrannen losgeriſſen!)

Nordhauſen. Beim Fürſt von Nordhauſen, beim Dalai-Lama aller deutſchen Buchhändler, iſt ein neues unſterbliches Opus, „der Champagner-Arzt“, von Dr. M. Abicht, ans Licht der Sonne getreten. Der Verfaſſer dieſes Werkes will alle menſchlichen Gebrechen, als da ſind: Magenkrämpfe, Erbrechen, Bleichſucht, Störungen der Menſtruation, Stein- und Griesbeſchwerden, Waſſerſucht, Katarrh, Rheumatismus, Gicht, Aſthma, Lungenſucht, Nervenfieber, Skorbut, Brand, Verſchleimung, Rhachitis, Skropheln, Darrſucht, chroniſche Hautausſchläge und andere Krankheiten einzig und allein durch Champagner kuriren. Dieſer Dr. M. Abicht iſt entweder ein Narr oder ... ein Commis, der für ein Champagnerhaus reiſt. Ein Moſelwein-Reiſender will nun ein Werk erſcheinen laſſen unter dem Titel: „Champagner iſt Gift“ und beweiſen, daß der Moſel weit geſünder iſt.

Paris. Der Herzog von Saulx-Tavannes, Pair von Frankreich, hat ſich in ſeinem Schlafzimmer erhängt. Jung, kräftig, geſund, Beſitzer eines namhaften Vermögens, begreift man nicht, was ihn zu dieſem Schritt der Verzweiflung bewogen haben kann.

∴ Der Marſchall Soult hat das Portefeuille des Kriegsminiſteriums verloren, doch bleibt er Präſident des Miniſterraths.

∴ An die Stelle des Marſchalls Soult iſt Herr Moline de Saint-Yon, welcher 1830 Escadronchef geweſen war, zum Kriegsminiſter ernannt worden.

∴ Der hieſige Congreß der Aerzte, deſſen erſte Sitzungen mit Ohrfeigen und Herauswerfungen begonnen haben und der ſeitdem das Stichblatt unzähliger Bonmots iſt, hat in einer ſeiner letzten Sitzungen den Beſchluß gefaßt, darauf anzutragen, daß kein ausländiſcher Arzt in Frankreich prakticiren dürfe, wenn er nicht vorher in Paris die ſechs Fakultäts-Examina durchgemacht und in allen gut beſtanden habe. Dieſer Vorſchlag ging von einem Herrn Malgaigne aus, welcher keck genug behauptet, nur in Frankreich gebe es eine ärztliche Wiſſenſchaft, im Auslande herrſche nur mediziniſche „Barbarei“; man müſſe alſo die „Heiden“ derſelben nicht eindringen laſſen. (Leipz. Ztg.)

∴ Eugène Sue, der ſeit Kurzem wegen ſeines Nervenübels in den Pyrenäenbädern verweilt, hat dort die Bekanntſchaft einer ſteinreichen Lady gemacht, die ihn à tout prix heirathen will. (Der Arme hat ein beſſeres Schickſal verdient!)

∴ In unſerer guten Stadt Paris macht jetzt die Brochüre eines Schneidergeſellen, Namens Hilbey, ungewöhnlich großes Aufſehen. Dieſer Held von der Nadel hat den Pariſer Journalen den Krieg erklärt und ein Werk über deren Feilheit (la vénalité des Journaux) geſchrieben. Warum? Weil ſie ſonſt gegen gewiſſe Inſertionsgebühren (3 Francs 50 Centimes für die Zeile) Gedichte von ihm aufgenommen und für Geld und Geſchenke ſein Selbſtlob abgedruckt hatten. Dem armen Schneiderlein iſt ſein Ruhm ſehr hoch zu ſtehen gekommen, denn Mosje Hilbey hat dabei ſein ganzes Hab und Gut, ein Sümmchen von vier- bis fünftauſend Francs zugeſetzt. Jetzt, da all' ſein Geld beim Teufel iſt, und die Journale ihn gratis weder loben, noch zu ihrem Mitarbeiter haben wollen, rächt er ſich durch die oben erwähnte Schrift, worin er ganz unbefangen ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſchildert, die Geldopfer, die ſie gekoſtet, treuherzig aufzählt und den Leſern weißmachen will, er habe all' die Opfer blos darum gebracht, um ſich und das Publikum von der Feilheit der Pariſer Journale überzeugen zu können. (Dieſe Lehre iſt ſowohl den Journalen als auch dem Schneidergeſellen geſund, denn wäre der Schuſter bei ſeinem Leiſten und der Schneider bei ſeiner Nadel geblieben, ſo hätte die Poeſie dabei nichts verloren, er aber dabei fünftauſend Francs gewonnen. Im Uebrigen ſcheint es, als ob auch in manchen unſerer deutſchen Journale dieſer oder jener ihrer Mitarbeiter ein ruhmſüchtiger Schneidergeſell wäre, der ſich Gott weiß wie ſehr berühmt zu machen glaubt, wenn er bald in dieſem, bald in jenem Winkelblatt durch ſtumpfe Nadelſtiche ſeinen eigentlichen Beruf verräth.)

∴ Das Studium der Bibliographie, das in neueren Zeiten, nach dem Vorgange der Engländer, auch hier eine bedeutende Ausbreitung gewonnen und ſich namentlich in Brunet's werthvoller lexikographiſch-bibliographiſcher Arbeit, dem „Manuel du libraire“ concentrirt hat, fängt gegenwärtig an, auch einzelne Zweige der Wiſſenſchaft in ſeinen Bereich zu ziehen. Einen Beweis dafür liefert die ſo eben erſchienene „bibliographie historique et topographique de la France, ou Catalogue de tous les ouvrages imprimés en français depuis le 15ème siècle jusqu'au mois d'avril 1845.“ VI und 504 Seiten 8. Der Verfaſſer, Hr. Girault v. St. Fargeau, verſichert in der Vorrede, daß dieſe Arbeit die Frucht 25jähriger Unterſuchungen über die Topographie Frankreichs ſei. Das Werk enthält ungefähr 12,000 Titel gedruckter Bücher, und die Einrichtung iſt ungefähr dieſelbe, wie ſie bei den einzelnen Abſchnitten der großen „table méthodique“ zu Brunet's obenerwähntem Werke befolgt iſt. Was dem Werke einen großen Werth giebt, iſt die gleichzeitige Eintheilung Frankreichs nach ſeinen alten Provinzen (gegenwärtigen Departements), ſo daß man z. B. zu gleicher Zeit das nachſuchen kann, was die Provinz Artois und das gegenwärtig aus ihr gebildete Departement des pas de Calais betrifft. Außerdem geht der Bibliographie jeder Provinz eine kurze hiſtoriſche Nachricht voraus. Die Bibliographie der Hauptſtadt Paris begreift allein über 1200 Artikel. (Oppen. Zeit.)

∴ Der Buchhändler Pagnerre hat für das Jahr 1846 folgende Kalender erſcheinen laſſen: „Almanach comique“, „Almanach populaire“, „Almanach de l'illustration“, „Almanach prophetique“. Nach dem Berichte eines hieſigen Journals kommen dieſe vier Almanache in die Hände von zehn Millionen Franzoſen.

Petersburg. Am 30. October hatte die hier neuengagirte Schauſpielerin Dem. Pleſſy im Michael-Theater als Königin Anna im bekannten Luſtſpiele „le verre d'eau“ ihr erſtes Debüt, das ſich der brillanteſten Aufnahme erfreute. Die nordiſche Biene ſagt von ihr: Jetzt hat die franzöſiſche Bühne ihren erſten Rang unter allen europäiſchen eingenommen; wollen die Pariſer künftig ein gutes franzöſiſches Luſtſpiel ſehen, müſſen ſie an die Ufer der Newa kommen. Mit dem Beſitz der Mad. Pleſſy iſt die Superiorität der hieſigen franzöſiſchen Truppe auf lange feſtbegründet.

Prag. Der czechiſche Schriftſteller Karl Winaricky hat eine Abhandlung über den Geburtsort Gutenbergs, der nach dieſer Meinung ein Böhme geweſen ſein ſoll, ans Licht treten laſſen. Der Titel dieſer Schrift lautet: „Johann Gutenberg, zu Kutenberg in Böhmen 1412 geboren; Baccalaureus der freien Künſte zu Prag, promovirt am 18. November 1445; Erfinder der Buchdruckerkunſt zu Mainz 1450“. Obgleich uns die Behauptung des czechiſchen Gelehrten ſehr vag erſcheint, iſt ſein Werkchen doch nicht unintereſſant.

∴ Nach einem von Kaſchka unter dem Titel „Diwadelnj obchodnik“ herausgegebenen Theateralmanach zählt die böhmiſche dramatiſche Literatur 113 Stücke von Stepaneck (nämlich 74 gedruckte und 30 handſchriftliche Ueberſetzungen und 9 Originalſtücke; von Kliepera 30 gedruckte und 3 ungedruckte; von Tyl 12 gedruckte und 20 handſchriftliche, von Kolar 15 Manuſcripte, worunter auch eine Ueberſetzung des Göthe'ſchen „Clavigo“.

∴ Ritter Braun von Braunthal, der als Archivar des Fürſten Colloredo in Opocno angeſtellt iſt, hat ein fünfaktiges hiſtoriſches Drama, „Graf Lauzun“, geſchrieben, das nächſtens auf unſerm Theater in Scene gehen ſoll.

Rom. Der Bruder des in Deutſchland hochgeachteten Dr. Theiner, welcher hier in der Propaganda angeſtellt war, iſt jetzt Philippiner-Mönch und die eigentliche Seele der römiſchen Polemik, beſonders gegen Rußland.

∴ Rom hat endlich auch einen Fortſchritt gemacht: ſeit Kurzem erſcheint hier ein Fremdenblatt; freilich iſt es noch ſehr mangelhaft und nur lithographirt, Letzteres wohl nur darum, um auf dieſe Weiſe der Cenſur auszuweichen.

Stuttgart. Unſer „Morgenblatt“ brachte neulich in Nummer 256 und 257 einen Aufſatz, betitelt „Geheimniſſe der Zeitrechnung“, einen Artikel, der, wenn auch etwas parador, doch immerhin leſenswerth iſt. Wir theilen hier den Schlußſatz mit: »Niemand wird leugnen, daß die Jahreszahlen der engliſchen und franzöſiſchen Revolution — 1688 und 1789 — überraſchend und bedeutungsvoll auf einander folgen. Jene giebt — die Zahlen zuſammengezählt — (1 + 6 + 8 + 8 = 23), eine Fünf (2 + 3). Dieſe (1 + 7 + 8 + 9 = 25) ſteigert ſich zur Sieben (2 + 5) und es giebt Leute, die ſie eine böſe Sieben nennen. Wie nun, wenn an dieſe beiden als Vollenderin ſich 1890 anſchließen würde? In der That, dieſe Zahl hat etwas Beſtechendes. Sie ſteigt von fünf und ſieben in ordentlicher Progreſſion auf 1 + 8 + 9 + 0 = 18. 1 + 8 = 9; ſie giebt eine goldene Neun, das Quadrat aller guten Dinge, die letzte der vollſten Grundzahlen, aus welcher eine friſche verjüngte Eins hervorgeht.« Nach der Prophezeiung dieſes Zeitrechnungspropheten ſoll alſo 1890 für die ganze Welt ein neues beglückendes Zeitalter beginnen. (Auch für Deutſchland???)

Warſchau. Hier gab kürzlich eine Dame ihren Freundinnen einen koſtbaren Thee. Sie hatte vor einiger Zeit mehrere Kaſſenbillets im Betrage von etwa 1000 Gulden in die Theekanne geſteckt und vergeſſen. Als ſie daran dachte, waren dieſelben durch das Waſſer bereits gänzlich zerſtört.

Wien. Auf den verſtorbenen Großhändler Simon von Lämmel wird hier eine Denkmünze geprägt. (Der Mann hat's verdient.)

∴ Der ruſſiſche Botſchafter Graf Bailli von Tatiſcheff, der vor Kurzem hier geſtorben iſt, hatte mitunter echt ruſſiſche Einfälle. So wollte er einen ſeiner Leibeigenen, einen Mohrenknaben, verlooſen; eine Lotterie, zu der natürlich nur Perſonen aus den höheren Ständen Looſe erhielten. Unſere Regierung bekam aber Wind davon, confiscirte die Liſten und ließ dem Herrn Grafen anzeigen, daß auf öſterreichiſchem Boden keine Menſchen verlooſt werden dürfen.

∴ Balfe's zweite Oper, „der Liebesbrunnen", hat auf dem Theater an der Wien ſehr gefallen. Herr Behringer ſang den Grafen von Salisbury, Herr v. Weſten den Herzog, Dem. Treffz die Geraldine und Madame Beckmann den Pagen.

∴ Im Theater an der Wien hat ein neues romantiſch-komiſches Charakterbild mit Geſang, „Sie iſt verheirathet", von Friedrich Kaiſer, ziemlich allgemein gefallen.

∴ Herr Haffner hat eine Parodie der „Haimonskinder" geſchrieben. Sie heißt „die vier Haimonsſtacheln" und wird im Theater an der Wien einſtudirt.

Wolfenbüttel. In der Holle'ſchen Buchhandlung iſt eine intereſſante Schrift, „Braunſchweigs ſchöne Literatur von 1745—1800", von C. Schiller, erſchienen. In dieſem Werkchen werden über Jeruſalem, Gärtner, Zachariä, Ebert, Arnold Schmid, Eſchenburg, Leſſing, Leiſewitz, Pockels, Mauvillon, Struve und Campe Urtheile abgegeben und deren Einfluß auf die deutſche Bildung ins rechte Licht geſtellt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zum Belege, wie die liebe goldene Jugendzeit ehemals eine ſehr geplagte geweſen ſei und wie nicht nur die Grammatik, ſondern eben ſo Sprüche der heiligen Schrift und Liederverſe dem Gedächtniſſe „eingebläut" worden ſind, theilt Karl von Raumer („Geſchichte der Pädagogik", Theil II. Seite 278) aus einer pädagogiſchen Zeitſchrift des vorigen Jahrhunderts Folgendes mit: »Um dieſe Zeit ſtarb Häuberle, collega jubilaeus zu ***, einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate ſeiner Amtsführung hat er nach einer mäßigen Berechnung ausgetheilt: 911,527 Stockſchläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapſe mit dem Lineal, 136,715 Handſchmiſſe, 10,235 Maulſchellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüſſe und 22,763 Notabene's mit Bibel, Katechismus, Geſangbuch, Grammatik u. ſ. w. Unter den Stockprügeln ſind ungefähr 800,000 für lateiniſche Vokabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für bibliſche Sprüche und Verſe aus dem Geſangbuche ausgetheilt worden. Schimpfwörter hatte er etwa über 3000, davon ihm ſein Vaterland ungefähr zwei Drittel geliefert hatte, ein Drittel war ſeine eigene Erfindung. — Bei der Aufzählung dieſer Schulſtrafen haben wir noch das Knieen auf Erbſen und ein dreieckig Holz, das Tragen des Eſels, das Hochhalten der Ruthe als zu gewöhnliche Strafen übergangen. Eine eben ſo gewöhnliche Schulſtrafe war das Auswendiglernen des 119ten Pſalms.«

— Es dürfte nur Wenigen bekannt ſein, daß Friedrich der Große, außer einer Maſſe von Flöten-Soli, auch einen Militär-Marſch und zwar zu Leſſings „Minna von Barnhelm" geſchrieben hat.

— Die Tonleiter der arabiſchen Muſik heißt: alif, be, gim, dal, he, waw, zain (a, h, c, d, e, f, g). Die tiefſte Note wird grün, die zweite roſenroth, die dritte dunkelblau, die vierte violett, die fünfte braun, die ſechste ſchwarz und die ſiebente hellblau gemalt.

— In Lima beſteht ein Sprüchwort: „Lima iſt der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Eſel."

— Wie im Deutſchen ſo häufig geſagt wird, das klingt ſpaniſch, ſo ſagen die Spanier bei unverſtändlichen Sachen, das iſt griechiſch.

— Die zweiundfünfzig Kartenblätter des Whiſtſpiels können unter vier Spieler auf 8,565,126,197,861,777,861,440,000 Arten vertheilt werden.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 167. Leipzig, 10. December 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Denkwürdigkeiten der Gewandhaus-Ecke in Leipzig.

Von Julius Otto.

(Schluß von Nummer 165.)

Geraume Zeit ſaßen wir uns ſchweigend gegenüber. Biblifax rauchte in kurzen heftigen Zügen ſeine Cigarre; wir wechſelten ſtill und ſtumm, nur durch Blicke, unſere Gefühle aus. Endlich fuhr er fort:

— Zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts will ich nur einiger Mandate gegen die Kipper und Wipper, ſo wie gegen die Wucherer erwähnen, welche Blutſauger ſchon damals anfingen, ihr heilloſes Weſen zu treiben; es kamen neue Münzordnungen, und ich las an meiner Ecke von Roſenobeln, Schiffnobeln, Cruciaten, Cronen, Engellotten und vielen anderen, jetzt längſt verſchollenen Münzſorten. — Am 24. Januar des Jahres 1626 zierte mein Häuschen ein Mandat, welches die erſten Spuren eines Vereins gegen Thierquälerei blicken ließen: „man ſolle keine jungen Vögel und Eier ausnehmen“. Um dieſelbe Zeit wurden auch die Faſchingsmummereien, als Urſache der ſchmählichſten Unſittlichkeiten, unterſagt. O könnte man doch auch jetzt ſo manche verderbliche Mummerei ſtreng ahnden, wo reißende Wölfe, in Schafskleider gehüllt, umherſchleichen und überall den Saamen des Böſen ausſtreuen; könnte man doch manchem Staatsmann im Kabinette, manchem Heuchler am Altare die trügeriſche Maske vom Geſichte reißen; könnte man doch ſo manchen Böſewicht entlarven, der erbſchleichend den Sohn vom Herzen des Vaters reißt, der fromm und ſcheinheilig ſich in ein glückliches Familienleben drängt und aus bloßem Neide, aus bitterm Groll gegen das Glück Anderer oder um eigene verwerfliche Zwecke zu erreichen, ein giftiger Wurm in einer blühenden Blume, ihren Kelch von innen heraus zerfrißt und vernichtet. O es giebt der Tartüffes auch heutzutage noch viele! Wann aber wird ein Mandat gegen ihre teufliſche Mummerei gegeben werden?

Ich drückte Biblifax gerührt die Hand und rief:

— Edle Seele, Du biſt ein guter Teufel, bleibe mein Freund!

— Nur flüchtig erwähnen will ich die Anordnung einer Weinacciſe, ſo wie einer Kopf- und Kriegesſteuer, wie auch ein Churfürſtliches Mandatum Avocatorium, welches allen Einwohnern Leipzigs verbot, in ſchwediſche Dienſte zu gehen, und lieber gleich auf zwei, wenn auch nicht hiſtoriſch wichtige, doch jedenfalls intereſſante und in der Geſchichte Leipzigs nur ein Mal vorkommende Data zurückkommen. Als ich nämlich am 20. Januar des Jahres 1638 in meiner kleinen Klauſe ſaß und durch mein Luginsland umherſpähte, ob nicht ein Gerichtsbote mit einem neuen Zettel käme, bewegte ſich ein ſeltſamer Zug an mir vorüber. Die Leiche eines einhundert Jahre alten Studenten ward unter feierlicher Begleitung unzähliger früherer Commilitonen zur Ruheſtätte geleitet. Jedenfalls war dieſer Heinrich Oehl das bemooſteſte Haupt, welches je die Leiden und Freuden des Studentenlebens in vollem Maaße genoſſen hat. — Im Jahre 1642 beſuchte mich ein alter Bekannter, den ich nicht in Leipzig einmal wiederzuſehen gehofft hatte, Ahasver, der ewige Jude! Käme doch die alte Seele wieder ein Mal zu uns, wie würde er ſtaunen, wenn er ſeinen Namen an den Läden aller Buchhandlungen angeklebt fände, wenn er ſich deutſch und franzöſiſch, in groß und klein Format, illuſtrirt und nicht illuſtrirt, ſchwarz und colorirt, wiederfände. Es würde dem Burſchen gewiß unendlichen Spaß machen, zu ſehen und zu leſen, was man ihm Alles in die Schuhe oder vielmehr in die Sandalen ſchiebt!

— Sollte das ja der Fall ſein und er käme wirklich wieder, rief ich mit der ängſtlichen Haſt eines Feuilletonſchreibers, dem der Stoff auszugehen anfängt, ſo erſuche ich dringend, ihn mir zuzuführen, beſter Biblifax. Ich könnte dann unſere Unterredung in einer eigenen Brochüre unter einem pikanten Titel herausgeben; mein Name würde bekannt, mein Glück wäre gemacht!

Biblifax nickte mir ſchweigend Gewährung zu und fuhr fort:

— Am 25. September deſſelben Jahres 1642 las ich zum erſten Male ein Patent des Inhalts: „daß kein Kramer, Wein- und Brandwein-Schenker am Sonntag und hohen Feſttagen ihre Gewölber und Laden offen halten oder Wein und Brandwein verzapfen ſollten;“ und da ich die 1650 agirte erſte Oper ſchon im vorigen Blatte erwähnt, will ich ſogleich auf einen andern Theaterzettel übergehen. Im Jahre 1660 ward auf dem Saale in Rothhäupts Hofe von den Studioſis eine Komödie geſpielt, „von Prinz Alexander und Kayſer Ottens Tochter Athalaſia genandt, ſo aus dem Holländiſchen ins Teutſche überſetzet worden“. Alſo auch ſchon damals Ueberſetzungen, dieſes ſtillſchweigende Bekenntniß eigener Schaffungsunfähigkeit, des Mangels an eigener Phantaſie! Ueberſetzungen, dieſe — doch genug! Wollte ich reden, ſo könnte ich tagelang fortreden über dieſes eine Wort; allein mich drängt die Zeit und es erwarten uns noch einige wichtige Zettel. Ich erwähne zuerſt das Churfürſtliche Mandat gegen den Pennalismus, der ſich in jener wüſten rohen Zeit bis zu einer ſolchen Höhe ausgebildet hatte, daß wir vom Standpunkte unſerer Tage aus es wirklich kaum begreifen könnten, welche Behandlung ſich freie Studenten von ihren Commilitonen gefallen laſſen mußten, die nur den vermeintlichen Vorzug beſaßen, einige Semeſter länger als ſie ſtudirt zu haben, wenn wir nicht die ſicherſten Beweiſe in dem Mandate ſelbſt hätten, aus welchem ich Dir die wichtigſten Bruchſtücke mittheilen will. — Rückte nämlich die Zeit heran, wo die jungen Füchslein „aus denen Trivialſchulen, Pädagogien und Gymnaſiis“ in Leipzig ankamen, dann zogen ihnen eine Maſſe von Studenten, ſogenannte „Pennalputzer“, bis in die umliegenden Dörfer entgegen, nahm ſie dort in Empfang und weihte ſie ſogleich durch eine wilde Orgie in ihren neuen Stand ein. In der Muſenſtadt angekommen, mußten ſie ſich „mit zerſchnittenen Hüten, zerriſſenen und geflickten Wämbſern und Mänteln herfürthun, und wurden von den alten Studenten (Schoriſten) im Freſſen, Saufen, Balgen, Nachtſchwärmen und Tumultuiren wohl unterrichtet“. Zugleich begannen ihre Sklavendienſte; nicht genug, daß ſie den Pennalputzern die Kleider reinigen, Gänge gehen, mit Wäſche und Geld aushelfen, ſo wie ſie überall freihalten mußten, ſie mußten auch bei den von ihnen bezahlten Gelagen „unter den Tiſch kriechen, auf Befehl wie Hunde und Katzen heulen, ſich Fußtritte gefallen laſſen und — hältſt Du es für möglich? — den Speichel der Andern auflecken“! Dieſer wohlorganiſirte Pennalſtand — der in einen aktiven und paſſiven eingetheilt war — dauerte nach damaligem Comment 1 Jahr 6 Wochen 6 Tage 6 Stunden und 6 Minuten, und ſo gern die Schoriſten die Pennäler quälten und turbirten, ſo gern duldeten es Letztere und ſuchten eine Ehre darin; „je lumphaffter ein Pennal ging, je ehrlicher hielt er ſich“. Johann Georg beſchloß ernſtlich, dieſem Unweſen auf das Kräftigſte zu ſteuern und ſetzte Relegation cum infamia ſowohl für Die als Strafe feſt, welche die neuankommenden Studenten alſo quälten, als auch für die Füchslein ſelbſt, die ſich ſolches gefallen ließen; ſie mußten ſich von nun an ehrbar kleiden. Als den „Pfuel aller Laſter“ aber verbot er vorzüglich die Conventicula nationalia, die eigentlichen alten Landsmannſchaften, von denen heutzutage blos noch die Grundidee in dem Namen wiederzufinden iſt. Damals, in jenen Zeiten der ewigen Kämpfe und Raufereien ſowohl der Studenten untereinander, als der Studenten mit den Bürgern, war es allerdings von weſentlichem Nutzen, ſich an Die enger anzuſchließen, die eine Heimath, gleiche Sitten und Gewohnheiten und gleiche Sprache hatten; jetzt vereinigt nicht mehr die gleiche Heimath, ſondern die gleiche Idee, das Streben nach einem gleichen Ziele, die einzelnen Studenten zu einer Verbindung. Du ſiehſt alſo, mein Freund, daß ſchon in jenen Tagen die Regierung den Verbindungen nicht günſtig war, da ſie dieſelben als den „Pfuel aller jener Laſter“ bezeichnete; aber eben ſo heftig, wie dieſe Abneigung gegen ſie, war die der Studenten gegen die Regierung; es bildete ſich eine ſtarke Oppoſitionspartei. Nach öffentlichem Anſchlag des erwähnten Mandates verſammelten ſich über zweihundert Pennäler vor dem Collegio, ja „ein loſer Bube moleſtirte den Rectorem magnificum in ſeinem Hauſe und warf ihm einen Stein ins Fenſter“, die geſammte Studentenſchaft widerſetzte ſich heftig der Abſchaffung des Pennalismus, allein umſonſt. Die Rädelsführer wurden ergriffen und beſtraft. Jene ſchnöde Sklaverei iſt jetzt — Dank der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts und dem friſchen freien geſunden Sinn der jetzigen Studentenſchaft! — bis auf einige kleine unbedeutende Spuren, die kaum noch ihr ehemaliges Daſein ahnen laſſen, vollkommen verſchwunden. — Ueberhaupt bekümmerte ſich Johann Georg lebhaft um das Gedeihen und Emporblühen der Univerſität; wenige Jahre nach dem Edikt über den Pennalismus erließ er ein neues über das Duell (im Jahre 1665), in welchem er jede Rauferei bei Todesſtrafe verbot; damit aber dem an ſeiner Ehre Gekränkten auch Recht widerfahre und Genugthuung werde, ſetzte er ein perpetuirliches Ehrengericht nieder. Leider ſcheint ſich dieſe Einrichtung, welche dem Culturzuſtande der damaligen Zeit bei Weitem vorausgeeilt war, nicht lange gehalten zu haben. — Am 12. September 1670 prangte an meiner Klauſe die Ankündigung der erſten Bücherauktion, 1672 die der erſten Lotterie. Zur Oſtermeſſe 1676 wurde den Aerzten durch öffentlichen Anſchlag verboten, „keine Pickelheringe mehr agiren und auftreten zu laſſen, weil dieſe öfters grobe Zoten und denen Chriſten nicht geziemende Narrentheidungen von ſich hatten hören laſſen“. Am 27. Auguſt 1682 erſchien wieder ein geſchärftes Verbot gegen die Conventicula nationalia, ja man nahm den einzelnen Verbindungen ſogar die Bücher weg, „darinnen die Seniores und Diejenigen, ſo die Nationes enthielten, eingeſchrieben waren“. Zwar verlangte eine große Anzahl vor dem Concilio verſammelter Studenten tumultuariſch die Bücher zurück, doch die Schaarwache zerſtreute den Auflauf. Ehe wir vom ſiebenzehnten Jahrhunderte ſcheiden, kann ich nicht umhin, noch dreier Ankündigungen [illegible] gedenken. Im Jahre 1693 wurde das Opernhaus im Brühl am untern Zimmerhof fertig gebaut, und darin das erſte Muſikſtück aufgeführt, das man mit dem Titel „Operen“ bezeichnete. Allein man begnügte ſich nicht mit gedruckten Zetteln, ſondern „denen Liebhabern zur Nachricht ließen die Operiſten gemalte Schilder auf öffentlichen Gaſſen aufhängen, auf welchen der Name und der Inhalt der Oper und wann dieſe angehen ſollte, ihnen notificiret wurde“. — Am 18. Mai 1697 wurde der Beſuch der Thee- und Caffeeſtuben, welche zugleich Spielhöllen und Bordellhäuſer waren, theils ſehr eingeſchränkt, theils, vorzüglich den Studenten, gänzlich verboten, welche vor deren „continuirlichen Beſuch, vor Spielen, Tantzen und Converſation mit denen unzüchtigen Weibsperſonen ernſtlich gewarnet“ wurden. Zum Schluß dieſes Jahrhunderts endlich ſchmückte mein Häuslein der erſte franzöſiſche Theaterzettel im Jahre 1699; dieſe franzöſiſchen Komödien wurden im Opernhauſe und im Gaſthofe zu den drei Schwanen in Gegenwart der polniſchen und deutſchen Fürſten und anderer hohen Standesperſonen aufgeführt.

Biblifax ſchöpfte tief Athem; er ſchien ermüdet vom langen Sprechen. Ich ſchenkte ihm friſch ein, und indem ich ihm eine neue Cigarre anbot, machte ich ihm die ſchmeichelhafteſten Komplimente über ſein außerordentliches Gedächtniß, mit deſſen Hilfe er mir nach dem bloßen Index eine lange Reihe merkwürdiger Data ſo klar und beſtimmt erzählt hatte. Er nickte mir freundlich zu und ſprach alſo weiter:

— Anderthalb Jahrhunderte liegen jetzt noch vor uns, anderthalb Jahrhunderte, deren Geſchichte — ſo reich und merkwürdig ſie auch ſein mag — doch in meinem Werke nur höchſt oberflächlich repräſentirt iſt. Denn in welchem Verhältniß die Maſſe der Zettel wächſt, die von nun an faſt tagtäglich in neuer Geſtaltung die Mauer meines ſtillen Wohnſitzes bedeckt, nimmt ihre Bedeutung für die Geſchichte des ſächſiſchen Volkes ab. Bedeckten in den früheren Jahrhunderten faſt nur Anſchläge ernſter Art die Mauer, ſo miſchen ſich von 1700 an immer mehr Ankündigungen von Schauſpielen und Theater darunter, bald kommt die Unſumme von Conzertzetteln dazu — es werden immer mehr und mehr — die wenigen ernſten Mandate verſchwinden, Ankündigungen und Lobpreiſungen von Waaren, Annoncen aller Art nehmen überhand, und ſiehe Dir nun jetzt eine Straßenecke an! Welches Tutti-frutti von Kunſt und Gewerbfleiß, welches Pêle-mêle von Sinn und Unſinn, welche Olla potrida der verſchiedenſten Richtungen des menſchlichen Geiſtes bietet ſich Dir dar! Thue mir nur den Gefallen, die jetzt an meinem Hauſe klebenden Zettel einmal flüchtig zu betrachten: „Der Sohn der Wildniß“ — vollkommen gezähmt, ſo daß er auf Verlangen außer dem Käfig gezeigt werden kann — wird mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß in dem großen — Kunſtwerke Wien — bibliſche Darſtellungen in Wachs — in regelmäßigem Galopp auf drei ungeſattelten — engliſchen Patentdochten — ausgezeichnet für Gicht und Podagra — zu produziren die Ehre haben. Er empfiehlt ſich ferner — als geſchickter Hühneraugenoperateur, und wird Kinder unter zehn Jahren, ſo wie — ſieben Mädchen in — den geleſenſten Blättern anempfohlen als die ſchönſten — optiſchen Täuſchungen — wegen plötzlicher Heiterkeit — auf Commando apportiren, ſo wie — die Jungfrau von — ſieben Küraſſier- und fünf Dragonerregimentern — im Klavierauszug — mit der prachtvollen Ausſicht der eben aufdämmernden Morgenröthe — ſich baden und verſchiedene Stellungen machen — ſo wie einen großen Trampolin-, Vabutt- und Parterreſprung über acht Leitern ſo wie durch zwei papierne Fäſſer in Einem Tempo machen laſſen. Den Schluß macht — die große Eskamotirung des berühmten griechiſchen Hofkünſtlers — Orangoutana, welcher nicht nur durch ein Sonnenmikroſkop 300,000 Mal vergrößert erſcheint — ſondern auch der — Modezeitung — wegen ihrer Zahmheit berühmt — in einer Auktion die wenigen Mobiliareffekten und — Abonnenten — vor den Augen aller Kenner — mit unglaublicher Leichtigkeit wegeskamotiren und ſie in ihr früheres Nichts verwandeln wird. Die Zeit der Fütterung iſt präciſe — vor Sonnenaufgang — und ich bin überzeugt, daß Niemand den Schauplatz unbefriedigt verlaſſen wird. — Das letzte ernſte Mandat, welches als Repräſentant des damaligen Zeitgeiſtes würdig iſt von mir erwähnt zu werden, iſt dasjenige am 25. März des Jahres 1703 vom deutſchen Kaiſer erlaſſene, in welchem die Krone Frankreich und ihre Bundesgenoſſen für Reichsfeinde erklärt wurden. Denke daran, wie ſchrecklich ein Jahrhundert ſpäter ſich die Wahrheit dieſes Mandats bewährt hat. Und war auch kein deutſcher Kaiſer mehr da, der das geſammte deutſche Volk aufgeboten hätte zum Kampf gegen den Reichsfeind, ſo ſtand doch das Volk ſelbſt auf und befreite ſich von dem Joche! War auch kein deutſcher Kaiſer da, der Frankreichs Krone in einem Mandate als Reichsfeind bezeichnete, das eiſerne Schickſal lehrte es gewaltſam dem deutſchen Volk erkennen, und anſtatt dieſes Mandates bedeckten die beißendſten Pasquille auf den Welteroberer die Mauer meines ſtillen Hauſes; und dieſe hatten mehr Werth als das vom Kaiſer dem Volke erlaſſene gerichtliche Mandat, denn ſie waren im Volke ſelbſt entſtanden, ſie gingen aus dem Volke ſelbſt hervor, das durch Bild und Schrift, durch Wort und That ſeine Mündigkeit, ſein Erwachen, ſeinen Drang nach Freiheit glänzend darthat. — So wichtig nun auch alle jetzt folgenden Zettel für die Literatur- und Kunſtgeſchichte des ſächſiſchen Volkes ſein mögen, ſo wenig Werth haben ſie für deſſen allgemeine Geſchichte. Ich breche deshalb hier ab, mein Freund! Auch graut bereits der junge Morgen und die Friſt läuft ab, in der es mir vergönnt iſt, mich den Menſchenkindern zu zeigen; ich muß ſcheiden! Sollte Dich meine Unterhaltung nicht gelangweilt haben, ſo beſuche ich Dich ein ander Mal wieder; dann will ich Dir als Supplement eine fortlaufende Reihe aller Theater- und Conzertzettel, ſo wie die der wichtigſten Schauſtellungen geben, welche ich in einem eigenen Werke geſammelt und behandelt habe. Für jetzt — lebe wohl!

Sprach's, drückte mir die Hand, huſchte auf das Fenſter und kletterte mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit an der vom Dache längs der Mauer herablaufenden Röhre auf die Straße nieder. Kaum konnte ich ihm mit den Augen folgen; im bleichen Lichte der anbrechenden Morgendämmerung ſah ich, wie ſich der Eckſtein des Gewandhauſes vor dem Männlein aufthat, welches hineinhuſchte und — verſchwand.

Drei Schlöſſer.

(Auszug aus einem in der Pariſer „Epoque" erſchienenen Aufſatze.)

Im Innern von Frankreich, auf einem Gebiete, das kaum zwölf Lieues im Umfange hat, liegen, an den äußerſten Punkten eines gleichſchenkeligen Dreiecks, drei Schlöſſer, welche die glänzendſten Feſte und die größten Ereigniſſe, die ſchönſten Frauen und die tapferſten Feldherren, die verzärteltſten Kammerjunker und die roheſten Verſchwörer geſehen und die über ganz Frankreich und ein ganzes Jahrhundert den Blitz des Degens haben leuchten, das Lächeln der Liebe haben ausſtrömen laſſen. Man kann an den Ufern dieſer weißen und friedlichen Loire, die ſo ſanft zwiſchen zwei Gardinen von grünen Weiden und Pappeln ſchlummert, keinen Schritt thun, ohne mit dem Fuße den Staub einer Erinnerung aufzurütteln. Unter dieſem heitern Himmel haben die poetiſchſten Liebſchaften ihre Zärtlichkeiten geliſpelt; die ſchauerlichſten Kataſtrophen haben dieſe weißen Wellen und grünen Wieſen mit Blut gefärbt; hinter den zackigen Mauern dieſer Schlöſſer ſind Bälle gegeben worden, wo Alles in Edelſteinen gefunkelt; in dieſen koketten Thürmchen ſind grauſe Mordthaten, ungeahnt wie der einſchlagende Blitz, verübt worden. Blut und Sammet, Seide und Gift, Schluchzen und Lächeln, Küſſe und Meuchelmord, Verbrechen und Feſte, Liebe und Haß, finſtere Verſchwörungen und heitere Rendezvous, Alles vereinigte ſich auf dem Erdenwinkel, wo die Mauern des Schloſſes von Blois ſich erheben, wo die kleinen Glocken des Schloſſes Chambord hängen und wo ſich die Thürmchen des Schloſſes Chenonceaux zeigen; es iſt hier in einem Umkreiſe von ſechs Lieues die ganze Epopée einer eben ſo liebetrunkenen als tapfern Race, die, nachdem ſie von Mord und Galanterien gelebt, unter dem Meſſerſtiche eines Pfaffen geendet hat.

In dieſen Schlöſſern hat Franz I., der große Ueberwundene von Pavia, gelebt, Heinrich II., Diana von Poitiers, die eher das Leben als die Schönheit verlor; Katharina von Medicis, eine Königin, die das Herz einer Borgia und den Kopf eines Machiavells beſaß; Maria Stuart, die Wittwe zweier Könige, dem Schaffotte verlobt; Heinrich III., der wackere Edelmann, der durch die Hand eines Buben fiel; Guiſe mit der Schmarre, der, vom Degen lange verſchont, endlich durch den Dolch fiel; Heinrich IV., dieſer Poltron von ſo großem Muthe, Margarethe von Valois, der große Connetable und hundert Andere, durch ihre Geburt oder ihren Tod berühmt. Welche Geſellſchaft und welche Begebenheiten!

Dieſen drei Schlöſſern, ſo reich an Erinnerungen, hat das Geſchick ein ſehr verſchiedenes Loos beſchieden.

Das eine, Schloß Blois, iſt jetzt eine Kaſerne. Es ſteht unter dem Schutze von Bajonetten, die es täglich mehr und mehr verſtümmeln.

Das andere, Schloß Chenonceaux, iſt das Eigenthum einer Familie braver und reicher Leute geworden, ein Luſthaus, in welchem man Fortepiano ſpielen hört.

Das dritte, Schloß Chambord, iſt eine traurige Ruine. Und doch iſt Chambord der einzige Fleck franzöſiſchen Landes, den der Herzog von Bordeaux von dem ganzen großen ſchönen Frankreich, das einſt ihm gehört, gerettet hat.

Darf der Herzog von Bordeaux es vergeſſen, daß im Schloß zu Chambord Franz I., Heinrich II., Carl IX., Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV., Anna von Oeſterreich, Louiſe de la Valliere, Frau von

Maintenon, der glorreiche Marſchall von Sachſen, der alte König Stanislaus von Polen und Molière geweilt haben? All' dieſe Glorien haben in Chambord einen Theil ihrer Strahlen hinterlaſſen, um ihm eine Krone daraus zu winden. Der Sieger von Marignano hatte hier auf einer Fenſterſcheibe das famoſe Diſtichon eingegraben, das Ludwig XIV. der eiferſüchtigen Empfindlichkeit der Mademoiſelle de Lavallière aufgeopfert hat; in Chambord war es, wo Mademoiſelle (Marie Anne von Orleans) auf eine andere Fenſterſcheibe gehaucht und mit der Fingerſpitze den geliebten Namen „Lauzun" hineingeſchrieben hat; in Chambord war es, wo zum erſten Male der **Bourgeois gentilhomme** von Molière aufgeführt wurde; in Chambord endete das Leben des Siegers von Chambord, in Chambord ſtarb der verbannte König von Polen.

Darf der Enkel Heinrichs IV. das vergeſſen? Sollte es nöthig ſein, Heinrich von Bourbon daran zu erinnern, daß das Schloß Chambord, das er einſt vom franzöſiſchen Volke zum Geſchenk erhielt, eines Almoſens bedarf? Chambord, das einſtige Wunder der Renaiſſance, die Lieblingsſchöpfung Franz des Erſten, die Reſidenz von ſo vielen Königen, hat nicht einmal ein wenig Kalk, um ſeine Wunden zu verdecken, nicht einmal ein wenig Holz, um ſeine Thüren zu verſchließen, nicht einmal ein wenig Eiſen, um ſeine Fenſter zuzunageln.

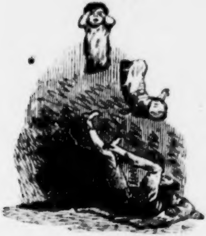
Darf Heinrich von Bourbon dies vergeſſen?

Dominus ac redemptor noster etc.

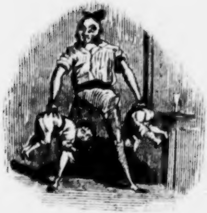
Clemens XIV., einer der vortrefflichſten und aufgeklärteſten Päpſte, hatte am 17. Juli 1773 die berühmte Bulle „**Dominus ac redemptor noster**" erlaſſen, worin er ſagt: »Kaum war der Orden der Jeſuiten erſtanden, da zeigte ſich der Saamen der Zwietracht und des Neides nicht nur unter ſeinen Gliedern ſelbſt, ſondern auch mit andern Orden, Klöſtern, Geiſtlichen, Akademien, Univerſitäten, Schulen, ja ſelbſt mit den Monarchen, die ſie in ihren Staaten aufgenommen hatten. Mit Schmerz bemerkten wir, daß alle lange Zeit hindurch angewandten Mittel, dieſen Uebeln vorzubeugen, erfolglos geblieben ſind und daß unſere Vorfahren Urban VIII., Clemens IX. X. XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X. XI. XII. XIII. und Benedict XIV. vergeblich an der Beſſerung des Ordens gearbeitet haben. Nach Anwendung ſo vieler vergeblicher Mittel müſſen wir, dem Schutze des heiligen Geiſtes vertrauend, unſerer Sendung genügen und mit Rückſicht, daß man vom Orden Jeſu die reichen Früchte und Vortheile nicht erwarten kann, derenwegen er errichtet und mit ſo vielen Privilegien begabt worden iſt, und da auch keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß, **ſo lange dieſer Orden beſteht, die katholiſche Kirche eines wahren und dauernden Friedens genießen dürfte**, heben wir, genöthigt durch dieſe wichtigen Gründe, nach reiflicher Ueberlegung, nach unſerer Unfehlbarkeit und vollkommenen apoſtoliſchen Machtvollkommenheit, den erwähnten Orden ſammt allen Statuten und Conſtitutionen auf.«

Die Folge dieſer Bulle war, daß Clemens XIV. ein Jahr ſpäter (am 22. September 1774) **vergiftet** wurde.

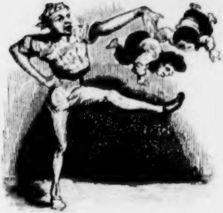
Athletiſche Studien.



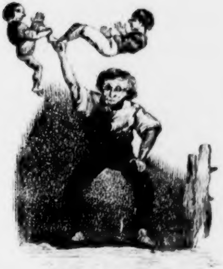
Mit zwei Wickelkindern.



Mit Knaben von vier Jahren.



Mit Knaben von fünf Jahren.



Mit Knaben von ſechs Jahren.

Zapfenstreich.

Algier. Hier iſt ein jüdiſches Conſiſtorium mit zwei Provinzial-Conſiſtorien in Oran und Conſtantine durch eine königliche Verordnung vom 14. November eingeſetzt worden.

Berlin. Dem auf der Magdeburger Feſtung gefangenen Schriftſteller Edgar Bauer iſt jetzt auf Befehl des Kriegs- und Juſtizminiſters jede fernere literariſche Thätigkeit unterſagt worden.

∴ Der bekannte Hofrath Jean Baptiſt Rouſſeau, welcher ſeit zwei Jahren das Feuilleton der „Preußiſchen Allgemeinen Zeitung" geleitet und dafür 2000 Thaler Gehalt bezogen, hat vor Kurzem uns verlaſſen und ſich nach Wien überſiedelt, wo er die Redaktion eines neuen Tageblattes zu übernehmen gedenkt. Nach Ablauf ſeines Kontrakts ſcheint man nicht Luſt gehabt zu haben, ihn hier weiter zu verwenden.

∴ Im Laufe der vorigen Woche ſind den hieſigen Buchhändlern nicht weniger als fünfzehn Bücher und Broſchüren zum Verkaufen verboten worden; auch heißt es, daß einigen auswärtigen Journalen, die in letzter Zeit unſere Zuſtände neuerdings mit großer Antipathie (?) beſchrieben, ein Verbot des Debits in Preußen bevorſtehe. (Leipz. Zeit.)

∴ Der neue türkiſche Geſandte iſt ein junger, höchſt liebenswürdiger Mann, wohl unterrichtet und von den angenehmſten Formen. An dem eben ſo liebenswürdigen Ritter Davoud Oghlo, dem früheren türkiſchen Geſchäftsträger, wird er eine gewichtige Stütze haben. Herr Davoud iſt noch in Berlin und ſammelt neue Materialien zu ſeinen gelehrten Arbeiten.

∴ Seit langer Zeit hat kein Buch eine ſolche Theilnahme erregt, als Conſtantin Tiſchendorfs „Briefe aus dem Orient", deren erſter Band ſoeben die Preſſe verlaſſen hat und von Bernhard Tauchnitz jun. in Leipzig höchſt elegant und geſchmackvoll ausgeſtattet iſt, wie Alles, was aus dieſer Offizin erſcheint. In dieſem Buche lieſt man eigen Empfundenes, während die pretiöſe Gräfin Ida aus Converſationslexicis und engliſchen Reiſebeſchreibungen ihre orientaliſche Reiſe zuſammengeſtoppelt hat. Während hier die Henne kein Weizenkorn gefunden, iſt Tiſchendorfs Reiſe voll von Goldkörnern, leuchtend wie der Orient ſelbſt!

∴ Die „Jahreszeiten" berichten: Herr Ludwig Rellſtab, der treue Beſchützer alles Mittelmäßigen, hat, von ſeiner faden Antipathie gegen den italieniſchen Geſang ausgehend, ſein Bileamsurtheil in der „Voſſiſchen Zeitung" dahin abgegeben, daß Signora Alboni zwar eine ſchöne Stimme, aber gar keinen Geſchmack habe. Das ſoll daher kommen, weil Signora Alboni Herrn Rellſtab keinen Beſuch abgeſtattet habe. (Wir gehören bekanntlich nicht zu den Freunden des kritiſchen Bileams der „Voſſiſchen Zeitung", können aber trotzdem nicht glauben, daß er darauf irgend ein Gewicht legt, ob eine Trillerheldin ihn beſucht oder nicht; uns wenigſtens erweiſt jeder Theatermenſch, der uns mit ſeinen Beſuchen verſchont, einen Dienſt, für den wir ihm dankbar verpflichtet ſind.)

∴ Franz Wallner hat ſein Gaſtſpiel auf der Königſtädter Bühne mit Onkel Sebaſtian in F. Kaiſers „Stadt und Land" eröffnet. Das Stück hat mißfallen, deſto größern Beifall hat der Gaſt, der Hauptträger des Ganzen, davongetragen. Die „Spener'ſche Zeitung" ſagt über ihn: »Wallner iſt ein geiſtvoller denkender Komiker, ein echter und wahrer Charakterdarſteller, ein, man möchte ſagen, Zeichner der menſchlichen Seele, mit Licht- und Schattenſeiten; er kann ſich begeiſtern und eben ſo raſch, aber in vollem Einklange und ohne ſchroffe Uebergänge herabſtimmen, wobei ihm ein lebendiges Mienenſpiel glücklich zu ſtatten kommt. Demnach gab er auch ſeinen Sebaſtian Hochfeld in allen Nüancen und Schattirungen trefflich wieder. Hier war kein Haſchen nach Wirkung, kein Berechnen des Beifalls ſichtbar, ſondern eine ſelbſtſtändige Komik, welche, aus dem Gemüthe ſtammend, auch zu Herzen ging. Lauter Beifall wurde dem Gaſte nach jeder Scene und zum Schluſſe der Hervorruf zu Theil.«

∴ Am 24. v. M. iſt der königliche Hofmaler Profeſſor Wilhelm Wach am Nervenfieber geſtorben. Schüler des Profeſſors Kretzſchmar hatte er ſpäter ſeine Studien unter Gros und Gérard in Paris vollendet.

∴ Hört, hört! Herr Heinrich Smidt, Verfaſſer des Marineromans „Michael de Ruyter", hat vom Könige von Holland — hört, hört! — das Ritterkreuz des Ordens der Eichenkrone erhalten. (Auch eine ſchöne Jugend!)

∴ Man munkelt in den Couliſſen, daß Fräulein Charlotte von Hagn und Herr Hendrichs ſich nächſtens verloben wollen.

Breslau. Herr Robert Prutz iſt hier angekommen, um, wie man ſagt, die Lage der Spinner und Spinnerinnen im Gebirge näher kennen zu lernen. (Bon!)

Brüſſel. Der berühmte Communiſtenlehrer Victor Conſidérant iſt nach Paris zurückgekehrt.

Dresden. Prinzeſſin Amalie von Sachſen hat die deutſche Bühne mit einem neuen Luſtſpiele, „Modernes Treiben", beſchenkt.

∴ Madame Schröder-Devrient will, nachdem ſie die größere Hälfte ihrer einſtmals ſchönen Stimme verloren hat, nächſte Oſtern nach Amerika gehen, um den Bruder Jonathan zu enthuſiasmiren. Amerika, ſagt man, wolle ſich nächſte Oſtern nach Dresden begeben.

∴ Kapellmeiſter Reiſſiger iſt mit einer neuen Oper „Meluſina" im Anmarſch.

Florenz. Das neugeborene Töchterlein des Großherzogs von Toskana hat in der Taufe blos neun Vornamen erhalten; ſie heißt Maria Louiſa Anna Johanna Joſephine Antoinette Philomele Apollonia Tomaſa.

∴ „Carezze et sciaffi" (Liebkoſungen und Ohrfeigen) iſt der anlockende und abſchreckende Titel eines hier erſchienenen Almanachs.

Frankfurt a. M. Herr Carl Gollmick hat ſeine in vielen Zeitſchriften zerſtreute Aufſätze geſammelt und unter dem Titel „Feldzüge und Streifereien im Gebiete der Tonkunſt" bei Jonghaus in Darmſtadt herausgegeben.

∴ C. Gutzkow's neues fünfaktiges Luſtſpiel heißt „Anonym" und wird im Laufe des Decembers zuerſt auf der hieſigen Bühne zur Anſchauung kommen.

∴ Ein hier wohnender Engländer hat Herrn Ronge ſechszehn Doppellouisd'ors überſendet, um ein Facſimile von deſſen Hand zu erhalten.

∴ Der durch ſeine Duellgeſchichte bekannt gewordene Bankier Moritz von Haber hat die Conceſſion zu einer Eiſenbahn von der Stadt des Bundestages nach der Stadt der Spielbank (Homburg vor der Höhe) erhalten.

Genf. Das durch Voltaire ſo berühmt gewordene Schloß Ferney iſt in öffentlicher Verſteigerung von Herrn Grignolet, einem ehemaligen Shawlfabrikanten, um 456,000 Frc. erſtanden worden.

Haag. Auch die niederländiſchen Generalſtaaten haben jetzt den Zeitungsſtempel eingeführt. Herr Wichers, der ſich gegen den Entwurf erklärte, meinte, das Geſetz ſei gegen die kleinen Blätter gerichtet, deren Tendenz man verwerfen und deren Verbreitung man durch die Stempellaſt erſchweren wolle. Bei der Abſtimmung iſt der Entwurf mit 33 Stimmen gegen 15 angenommen worden.

Halle. Auch bei uns iſt das Schillerfeſt gefeiert worden. Profeſſor Hinrichs brachte einen Toaſt auf Schillers Andenken; Wislicenus einen Toaſt auf Luther und Dr. Schwetſchke einen Toaſt auf Scharnhorſt aus. Darauf ergriff unſer allgemein beliebter Diakonus Hildebrandt das Glas und ſagte: »Wir müſſen nun nothwendig dieſe drei Männer in Verbindung bringen: Luther ſchnitt dem Papſte, Schiller der ſchlechten Literatur und Scharnhorſt dem Soldaten den Zopf ab; wir wollen alſo jetzt auf das Wohl Derer trinken, welche in der Gegenwart und in der Zukunft die ſchlechten Zöpfe abſchneiden.«

Hamburg. Der bekannte Gedächtnißkünſtler Herrmann Kothe dictirte in ſeiner vorletzten Vorleſung ſieben Briefe von durchaus verſchiedenem Inhalt zu gleicher Zeit und bewies, daß er, mittelſt ſeiner Methode, eben ſo ſchnell eine vielleicht zehn Mal größere Anzahl von Schreibenden zugleich hätte beſchäftigen können. Er hat nun den dritten Cyclus ſeiner Vorleſungen begonnen.

Hannover. Von Adolf Bock iſt unter dem Titel „Der Tribun" ein geſchichtliches Taſchenbuch für das deutſche Volk erſchienen. Es enthält außer der Einleitung folgende Aufſätze: Venedig. Der zweite Pariſer Frieden. Die Wiedertäufer in Münſter. Henning Brabant, Bürgerhauptmann von Braunſchweig. Ueber Hofnarren. Der letzte dieſer Artikel, der ſich vorzugsweiſe mit Kunz von der Roſen beſchäftigt, iſt der intereſſanteſte.

∴ Der bekannte Senator und Brauer Meyer, der Führer der gegen das Grundgeſetz wirkenden Partei, hat ſich ins Jenſeits zurückgezogen.

Heidelberg. Am 18. v. M. iſt hier die erſte Nummer einer akademiſchen Zeitung erſchienen und gleich darauf mit Beſchlag belegt worden. (Es lebe die Preßfreiheit!)

Kopenhagen. Der König hat genehmigt, daß die dreiundzwanzigſte Verſammlung deutſcher Naturforſcher im künftigen Jahre in Kiel ſtattfinde.

Leipzig. In der erſten Kammer des ſächſiſchen Landtags hat Graf Hohenthal-Püchau eine unſerer beiden politiſchen Zeitungen „den Leipziger Kinderfreund" genannt, wogegen der Herr Miniſter von Falkenſtein ſie ſehr in Schutz genommen hat. Chacun à son goût.

∴ Bei Louis Rocca iſt unter dem Titel „Zopf und Scheere“ ein Geſellſchaftslied für die deutſchen Zopfgegner vom Bruder Friedbold Löwenherz, nach der Melodie der Pariſienne, für einen Neugroſchen zu haben.

∴ Profeſſor Dr. G. W. Fink, eine der erſten muſikaliſchen Autoritäten Deutſchlands, hat unter dem Titel „der muſikaliſche Hauslehrer“ eine theoretiſch-praktiſche Anleitung für Alle, die ſich ſelbſt in der Muſik, namentlich im Pianofortespiel, im Geſang und in der Harmonielehre ausbilden wollen, verfaßt und ſich dadurch neuerdings als einen der erſten Meiſter ſeines Fachs bewährt. Wir gratuliren ihm zu dieſem neuen Siege.

∴ Herr A. Jellinek theilt in unſerm „Tageblatt“ eine Notiz „zur Erinnerung an Schiller“ mit und ſagt: »Während von Göthe's Gedichten kaum fünf in hebräiſchen Ueberſetzungen oder Nachahmungen erſchienen ſind, hat Schiller Viele begeiſtert, welche die bekannteſten ſeiner Gedichte in gelungenen Nachahmungen den polniſchen Juden zugänglich gemacht haben. S. L. Rappaport, Rabbiner in Lemberg, hat zwei Fragmente aus der „Glocke“ übertragen: „Hazlachat ha-Bajit“ (denn wo das Strenge mit dem Zarten u. ſ. w.) und „Habbeera“ (wohlthätig iſt des Feuers Macht). Dr. M. Letteris in Prag hat die „Macht des Geſanges“ (Ozmat ha-Simen) und das „Lied an die Freude“ (Schir hillulim el ha-Gila), „Hero und Leander“ (Omez ahaba) und Eiſek Benjakob aus Wilna den „Taucher“ (ha-Zolel) überſetzt.

∴ Der öſterreichiſche Generalconſul Hübner iſt vom Kaiſer von Oeſterreich zum k. k. Legationsrath erhoben worden.

∴ In der letzten Sitzung des Literaten-Vereins ſind Dr. Wilhelm Jordan und der Schauſpieler Franz Wallner zu Mitgliedern des Vereins aufgenommen worden. Die Zahl ſämmtlicher Mitglieder beträgt jetzt 127.

∴ Profeſſor Dr. Reubert, der Cenſor der belletriſtiſchen Journale Leipzigs, iſt an der Auszehrung geſtorben. (De mortuis nil nisi bene!)

∴ Der Redakteur der „Leipziger Zeitung“ hat in Folge der vielen Unannehmlichkeiten, denen er ſich wegen der Berichte über die Ereigniſſe des 12. Auguſts ausgeſetzt geſehen, um ſeine Enthebung von der Stelle nachgeſucht.

∴ Dem Vernehmen nach werden zu Ende dieſes Jahres zwei alte Blätter eingehen, an deren Stelle aber drei neue erſcheinen. Auch der „Herold“ des Herrn Biedermann ſoll auf höchſt wackeligen Füßen ſtehen.

∴ Herr Laube, der Panegyriker unſerer Bühne, ſcheint nun auch dahinter zu kommen, daß manches Stück bei uns blos durch fehlerhafte Beſetzung ruinirt wird. Er ſagt: »Die Lebloſigkeit, welche über „Zopf und Schwert“ ausgebreitet war, iſt gar zu auffallend bei unſerm Theater.« Wenn das ſchon ein entſchiedener Apologet des Theaters eingeſteht, was ſollen dann erſt die Gegner ſagen! Damit aber, daß Herr Laube alle Schuld Herrn Marrder in die Schuhe ſchiebt, können wir uns nicht einverſtanden erklären und noch weit weniger begreifen, daß die Rolle des Königs, durch Herrn Marr dargeſtellt, viel gewinnen würde, denn Jeder von uns weiß recht gut, daß Herr Marr zur Darſtellung ſolcher Rolle keinen Funken von Humor beſitzt.

∴ Kapellmeiſter Lortzing hat am vergangenen Sonntag im Theater ein großes Vocal- und Inſtrumental-Concert veranſtaltet, deſſen zweiter Theil aus Proben ſeiner neuen Oper „Undine“ zuſammengeſetzt war. Wir hörten die Ouvertüre, ein Quintett, ein Duett, eine Arie, einen Brautchor und ein Weinlied, ein zweites Duett und das letzte Finale und freuen uns, berichten zu können, daß ſämmtliche Nummern, vor Allen aber das von den Herren Berthold und Henry vorgetragene Duett, das wiederholt werden mußte, das echt volksthümliche Weinlied mit Chor und das reizendſchöne Finale ſich des lauteſten Beifalls zu erfreuen hatten. Nach Anhörung dieſer Proben wird es Jedem unbegreiflich bleiben, warum unſer Stadttheater die Aufführung dieſer Oper ſo lange bei Seite geſchoben hat. Weniger genußreich war die erſte Abtheilung der Akademie, die durch Berlioz „Ouverture caracteristique“ (der römiſche Carneval) eingeleitet wurde, ein Muſikſtück, das viel Lärm macht, aber wenig Melodie hat. Eine Madame Strampfer aus Weimar ſang eine Arie von Mozart; der Vortrag dieſer Sängerin iſt zwar nicht unſchön, der Schmelz ihrer Stimme aber ſchon längſt vorüber. Madame Günther-Bachmann trug ein vom Schauſpieler Wohlbrück verfaßtes Gedicht mit roſenfarbener Laune vor und erntete damit reichen Beifall ein. Ein unerfreulicher Schattenpunkt war Herr Marr, der eines der ſchönſten Gedichte Herweghs, „Gott der Träume, laß ſie träumen“, höchſt proſaiſch vortrug. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir durch Herrn Marr, daß der Dichter dieſes Liedes Friedrich Herwegh heiße; ein neuer, aber höchſt ſchlagender Beweis, wie vertraut Herr Marr mit den Koriphäen unſerer Literatur iſt. Wenn Jemand den Vornamen des Herrn Marr verwechſelt, ſo finden wir das eben ſo verzeihlich, als erklärlich, wenn aber ein Mann, wie Herr Marr, nicht einmal den Vornamen Herweghs kennt, ſo iſt dies auf der einen Seite eben ſo komiſch, als es auf der andern Seite höchſt traurig iſt.

∴ Neulich wurde auf unſerer Bühne Göthe's „Fauſt" gegeben. Wer den Mephiſto von Künſtlern wie Seydelmann und Döring geſehen, kann dem unerquicklichen Zerrbilde des Herrn Marr durchaus keinen Geſchmack abgewinnen. Herr Wagner war ein Fauſt, dem zum Verſtändniß dieſer Rolle Geiſt und Intelligenz fehlt; Dem. Unzelmann aber war eine der beſten Gretchen, die wir bis jetzt geſehen haben.

∴ Die „Wiener Theaterzeitung" rühmt den Unternehmungsgeiſt des Theaterdirektors Pokorny und erwähnt dabei, daß derſelbe nicht weniger als achtzehn neue Opern in Bereitſchaft habe. (Du lieber Gott, ſo viel neue Opern bekommen wir bei uns nicht in zehn Jahren zu hören!)

∴ Dem. Jenny Lind, obgleich durch Krankheit abgehalten, zu der früher beſtimmten Zeit in Leipzig einzutreffen, wird nun in einem unſerer Gewandhaus-Concerte mitwirken. Leipzig iſt alſo noch nicht verloren.

∴ Albert Lortzings wohlgetroffenes Portrait von L. Schlick iſt jetzt in allen Kunſtläden ausgehängt. Das Bild eines Mannes, der ſo viele Freunde und Verehrer als unſer Lortzing hat, wird ſchnell vergriffen ſein.

London. In ganz Großbritannien wird jetzt die Abſchaffung der Todesſtrafe gewünſcht. Zu Exeter hat ſich ein Anti-Todesſtrafen-Verein gebildet. Sowohl dort, wie zu Shepton-Mallet, Barnard-Caſtle und andern Orten werden öffentliche Vorleſungen über dieſes Thema gehalten. Auch der Stadtrath von Edinburgh hat einen Antrag auf Abſchaffung aller Todesſtrafen mit zwölf Stimmen gegen fünf genehmigt.

∴ Ein hieſiges Blatt theilt die Entfernung der britiſchen Colonien vom Mutterlande mit: Canada iſt 250 (?), Weſtindien 714, das Vorgebirge der guten Hoffnung 1300, die Algoabai 1372, Südauſtralien 2534, die Colonie am Schwanenfluſſe 2240, Vandiemensland 2452, Port Eſſington 2560, Sidney 2620 und Neuſeeland 2658 deutſche Meilen von England entfernt.

∴ Aus einer parlamentariſchen Ueberſicht erhellt, daß während der fünf Jahre von 1839 bis 1843 im engliſchen Land- und Seeheere 14,810 Mal die Peitſchenſtrafe vollzogen worden iſt. (Rule Britannia!)

∴ Bei Colburn erſcheinen nächſtens: „letters of royal and illustrious ladies of Great Britain from the commencement of the 12. century to the close of the reign of queen Mary". Das Werk, das drei Octavbände mit Facſimiles von Autographen bilden wird, iſt eine ſehr verdienſtvolle Arbeit der Miß M. A. Wood.

∴ Die berühmte Tänzerin Fanny Cerrito lebt mit ihrem Gemahle, dem eben ſo ausgezeichneten Tänzer und Violinvirtuoſen Leon S. Levy, in gemiſchter Ehe; letzterer hat ſich trotz des Drängens ihrer Eltern und trotz großer pekuniärer Opfer, die ihm ſeine Gattin gebracht, nicht taufen laſſen, ſondern iſt Israelit geblieben.

∴ Der Indianer Dwarkanâth Tadſchore läßt den bekannten Mäßigkeitsapoſtel Pater Mathew malen, um deſſen Bild nach Indien mitzunehmen. (Na, die werden ſich freuen!!!)

München. Der alte Herr von Görres beſchäftigt ſich mit einer „Geſchichte der Jeſuiten". In welchem Sinne er das Treiben dieſer edlen Väter aufgefaßt hat, kann wohl Jeder leicht errathen.

Neapel. Mit dem am 7. October zu Neapel erfolgten Tode des Abbate Teodoro Monticelli iſt der Neſtor der italieniſchen Geologen heimgegangen. Im Jahre 1759 zu Brindiſi geboren, hatte er ein Alter von 86 Jahren erreicht.

Palermo. Die Kaiſerin von Rußland hat während der Dauer ihres hieſigen Aufenthalts monatlich 1800 Ducati zur Vertheilung unter die Armen der Hauptſtadt und zur Ausſtattung armer Mädchen 600 Ducati, ebenfalls monatlich, angewieſen. Die Vertheilung der erſteren Summe iſt den Pfarrern überlaſſen.

Paris. Der neugeborene Sohn der Herzogin von Aumale hat in der Taufe den Namen „Prinz von Condé" erhalten. (Wenn aus dieſem Kleinen einſt ein großer Condé wird, ſo kann ſein Vater und ganz Frankreich ſich dazu Glück wünſchen.)

∴ Nach einer Berechnung im „Esprit public" hat das Haus Rothſchild durch Eiſenbahn-Spekulationen im letzten Jahre die runde Summe von 120 Millionen Francs gewonnen und gegenwärtig über ein Geſchäftskapital von 720 Millionen Francs zu verfügen. (Wir wünſchen uns die große Kleinigkeit, die daran fehlt.)

∴ Der neue Kriegsminiſter iſt jetzt die Zielſcheibe vieler Witze. Herr von Saint-Yon wird, als Seitenſtück zum Marſchall Soult, dem „illustre épée", „illustre canif" (glorreiches Federmeſſer), von Andern „illustre fourreau" (glorreiche Scheide) genannt.

∴ Herr Granier de Caſſagnac, Hauptredakteur der „Epoque", hat gegen den

Schneidergeſellen und Dichter Conſtant Hilbey eine Verläumdungsklage angeſtellt, weil dieſer in ſeiner auch in unſerm Journale erwähnten Brochüre „Vénalité de la Presse" Herrn Granier beſchuldigt hat, für vier ſilberne Beſtecke und ſechs vergoldete Theelöffel eine günſtige Recenſion über Hilbey's Buch „un courroux de poëte" verfaßt zu haben. Die Brochüre erregt großes Skandal und beweiſt, wie feil und käuflich die Pariſer Preſſe iſt. (Aber auch in Deutſchland giebt es, abgeſehen von Geiſt und Talent, mehr als einen Granier de Caſſagnac.) — In Folge dieſer Klage iſt Hilbey zu vierzehn Tagen Gefängniß und der Drucker der erwähnten Brochüre zu zwanzig Franken Geldſtrafe verurtheilt worden. Der Schneidergeſelle hatte Zeugen mitgebracht, welche ſeine gegen G. de Caſſagnac ausgeſprochene Beſchuldigung beweiſen wollten; das Gericht aber hat, dem Geſetze gegen Injurien zufolge, die Beweisführung nicht zugelaſſen.

∴ Zwiſchen dem „National" und der „Preſſe" hat ſich abermals eine heftige Polemik erhoben; in Folge eines beſchimpfenden Artikels der „Preſſe" haben die Redakteure des „National" den Hauptredakteur der „Preſſe", Herrn Emil de Girardin, gefordert, dieſer aber die Herausforderung unter höchſt nichtigen Vorwänden abgelehnt. Man iſt jetzt auf das Ende dieſer Geſchichte geſpannt.

∴ Alexander Dumas, der ſeit ſeinen „Demoiselles de Saint-Cyr" nichts für die Bühne geſchrieben, hat aus ſeinem bekannten Romane „les trois mousquetaires" ein Drama gemacht, das im Ambigue-Theater allabendlich Haus und Kaſſe füllt. Der fleißigſte Mitarbeiter des überfruchtbaren Dichters iſt deſſen Sohn, der, wie der Vater, Alexander heißt. Beide arbeiten gemeinſchaftlich à la Crebillon. Alexander II. ſcheint ſchon bei Lebzeiten ſeines Papas das Talent Alexanders I. geerbt zu haben. Auch Madame Dumas muß dann und wann mithelfen. (Letztere war früher eine ſehr beliebte Schauſpielerin; ſie heißt Ida und iſt deutſchen Urſprungs.) — Die Familie Dumas hat eine der herrlichſten Domänen, nebſt Forſt und einem alterthümlichen Schloſſe in der Normandie, angekauft.

∴ Von J. B. Delestre iſt eine Lebensbeſchreibung des berühmten Malers Gros unter dem Titel „Gros et ses ouvrages, ou mémoires historiques sur la vie et travaux de ce célèbre artiste" ein Werk von 31 Bogen erſchienen, das für alle Verehrer dieſes großen Meiſters eine mit großem Beifall begrüßte Erſcheinung iſt.

∴ Felix Papencordts ausgezeichnetes Geſchichtswerk „Cola di Rienzi", hat jetzt auch in Frankreich in der Perſon des Herrn L. Boré einen Ueberſetzer gefunden*).

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue belletriſtiſche Zeitung „l'omnibus, journal critique de la litterature".

∴ Herr Barrot, Vater des berühmten Deputirten Odillon Barrot, ehemaliges Mitglied des Convents und aller ſpätern geſetzgebenden Verſammlungen bis 1815, iſt in einem Alter von 93 Jahren geſtorben.

∴ Nach dem officiellen Berichte einer franzöſiſchen Zeitung iſt Sieur Abdel-Kader jetzt zum ſiebenundſechzigſten Male gänzlich vernichtet worden.

∴ Der bekannte Chanſonnier Arnaud Gouffier iſt vor Kurzem in Beaune geſtorben.

Peſth. Graf Emanuel Zichy, ein hochherziger Mäcen der Kunſt und Künſtler, hat die Präſidentſchaft beim hieſigen Muſikverein angenommen.

∴ Siegmund Thalberg hat im ungariſchen Nationaltheater zum Beſten des Muſikvereins geſpielt.

Petersburg. Das weitverbreitetſte und beliebteſte Volksbuch in Rußland ſind Iwan Kryloffs Fabeln; einzelne Sentenzen daraus ſind bereits Sprichwörter geworden. Dieſe Fabeln ſind gewöhnlich das erſte ruſſiſche Leſebuch, das man den Kindern in die Hände giebt und deshalb das geleſenſte Werk der ruſſiſchen Literatur.

∴ Göthe's „Fauſt" iſt bereits drei Mal ins Ruſſiſche überſetzt: von Eduard Huber, von Strugowtſchikow und Wrontſchenko. Die letzte Ueberſetzung wird von der ruſſiſchen Kritik für die gelungenſte erklärt.

∴ Laut einer Verfügung des dirigirenden Senats ſollen zur theilweiſen Tilgung der Schulden des Grafen Kutaiſſow, die derſelbe theils der Krone, theils Privatperſonen ſchuldet, und welche ſich auf 1 Mill. 508,925 Banco-Rubel belaufen, ſeine in den beiden Kreiſen dieſes Gouvernements angeſiedelten Bauern, 3702 Individuen, öffentlich an den Meiſtbietenden verkauft werden. (Die armen Bauern!)

Rom. Der Papſt hat zu Ehren der Ankunft des Kaiſers Nikolaus Befehl zur Beleuchtung der Kuppel der St. Peterskirche gegeben.

∴ Die Königin Mutter von Neapel, Maria Iſabella, iſt zum Mitgliede der Academia di Santa Cecilia erwählt worden.

∴ Eine unſerer hieſigen Wechſelbanken iſt „zum heiligen Geiſte" benannt.

---

*) Daſſelbe Werk iſt 1844 in Turin von Tomaſo Gar ins Italieniſche überſetzt worden. In Deutſchland ſelbſt iſt es, wunderbar genug, faſt ſpurlos vorübergegangen.

Stuttgart. An die Stelle des jetzigen Theater-Intendanten, Baron v. Taubenheim, der unlängſt zum Oberſtallmeiſter des Königs ernannt worden iſt, ſoll Baron von Maſſenbach, Adjutant des Königs, oder der ci-devant „kosmopolitiſche Nachtwächter“ und dermalige Hofrath Dr. Franz Dingelſtedt berufen werden.

Trier. Einem dringenden Bedürfniſſe abzuhelfen, hat ein Dr. Schmitz, Profeſſor am Regensburger Lyceum, Johann Enens „Kurzer Inbegriff der Geſchichte von Trier“, eine von Legenden und Wundern ſtrotzende Scharteke aus dem Jahre 1514, vor Kurzem neu auflegen laſſen. Wir erfahren daraus, daß unter Anderm auch die Strümpfe des Heilands, ſo wie die Würfel, mit welchen die Kriegsknechte um den Rock des Gekreuzigten gelooſt, in unſerer heiligen Rockſtadt vorgezeigt worden ſind. Zum verhängnißvollen Würfel iſt nun der Rock ſelbſt geworden. (Geſellſchafter.)

Weimar. Unſer Erbgroßherzog hat den däniſchen Dichter Anderſen zu ſich eingeladen; er wird den Winter in Deutſchland zubringen und im Frühjahr nach Spanien gehen.

∴ Der Uebertritt des Dr. Franz Schuſelka zur chriſtkatholiſchen Kirche hat hier ziemlich großes Aufſehen gemacht. — Ronge hat, vor ſeiner Abreiſe von hier, Göthe's Grab beſucht.

Wien. Das Buch „Erlebtes aus den Jahren 1790—1827“, vom Dr. Dorow, iſt jetzt auch bei uns verboten. Das darin abgedruckte Urtheil unſeres erlauchten Diplomaten über König Ludwig von Baiern und über baieriſche Verhältniſſe ſoll nach der neuerlichen Zuſammenkunft in Aſchaffenburg jetzt nicht mehr für paſſend gefunden werden.

∴ Unſer ſogenannter Anacreon, der bekannte Spaßmacher J. F. Caſtelli, der faſt jedem der ſo und ſo viel gekrönten Häupter des einigen Deutſchlands ein Exemplar ſeiner geſammelten Späße zu Füßen gelegt, hat dafür von Preußen die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, von Hannover eine goldene Schnupftabaksdoſe und von Parma gleichfalls eine goldene Medaille erhalten.

∴ Unſere Kaiſerſtadt hat jetzt drei Helden in ihren Mauern: einen Hector (Berlioz), einen David und einen Friedrich. Von Erſterem ſind bereits drei Porträits erſchienen, worunter das des bekannten Kriehuber das ähnlichſte iſt*).

∴ Es iſt nun ziemlich gewiß, daß der bisherige Direktor des Hofburgtheaters, Regierungsrath Franz von Holbein, in eine andere Hofbedienſtung übertreten und daß an deſſen Stelle der Hofſchauſpieler Korn die techniſche Leitung des Hofburgtheaters übernehmen wird.

∴ Friedrich Witthauer, der frühere Eigenthümer und Herausgeber der „Wiener Zeitſchrift“, befindet ſich ſeit vier Monaten in Meran, in ſehr kränklichen Zuſtänden, weshalb er von dort nach Venedig zurückkehren wird, um daſelbſt zu überwintern.

∴ Von Vincenz Weber, dem Dichter des „Spartacus“, iſt ein neues Drama, „die Wahabitin“, angekündigt, das nächſtens im Hofburgtheater aufgeführt werden ſoll.

∴ Bauernfelds neueſtes Luſtſpiel „Liebesgram“ iſt vom Burgtheater zur Aufführung angenommen.

∴ Kapellmeiſter Reuling hat eine neue Oper, „der Falconiere“, componirt.

Zug. Hier iſt ein Herr Baumberger wegen Verbreitung Ronge'ſcher Schriften zu 60 Franken Geldſtrafe und — achtjähriger Verbannung aus dem Canton verurtheilt worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Einen großen Theil der Privilegien, welche die Juden in Polen und vorzugsweiſe in Krakau genießen, verdanken ſie der ſchönen Eſther, einer der vielen Maitreſſen Caſimirs des Großen, den ſie auf dem Luſtſchloß Lobzow in ihren weichen Armen gefeſſelt hielt. Die Pfaffen, die in des Königs Neigung zu einer Jüdin einen gräßlichen Frevel ſahen, beſtürmten den Piaſten mit Vorwürfen und Drohungen, worauf der große Caſimir eines Tages beim Luſtwandeln die ſchöne Jüdin in den Schloßteich ſtürzte, wo ſie ihren Tod fand. (Ein rührender Zug von Königsliebe!)

— Im ſechszehnten Jahrhundert lehrten die Jeſuiten Robert Bellarmin, Emanuel Sa, Alphons Salmeron, Antonio Santarem und Juan Mariana rein republikaniſche Grundſätze; Letzterer billigte in ſeinem Buche „de rege et regis institutione“ ſogar den Königsmord; jetzt finden die ehrwürdigen Väter es zeitgemäßer oder vielmehr ihrem Intereſſe angemeſſener, monarchiſche Grundſätze zu heucheln und die republikaniſchen Elemente zu befeinden.

---

*) Auch unſer Leipzig beſitzt gegenwärtig einen Kriehuber, d. h. einen höchſt talentvollen Maler, deſſen Porträts ſich durch frappante Aehnlichkeit auszeichnen. Der junge Meiſter heißt August Richter und iſt ein jüngerer Bruder unſeres allgemein beliebten Schauſpielers. E. M. O.

— Die zehn Gebote der Teatiner ſind mehr nach menſchlichem als nach göttlichem Sinn. Sie lauten: 1) Mache Dir Geld, ſo viel Du kannſt. 2) Laß alle Welt Dir dienſtbar ſein. 3) Sorge auch, daß es Deiner Tafel an nichts fehle. 4) Kaufe wohlfeil ein und laß Dir theuer bezahlen. 5) Kühle Dir den rothen Wein mit weißem. 6) Verkehre den Tag in Nacht. 7) Schlage der Behörde ein Schnippchen. 8) Laß Dir die Welt den Beutel füllen. 9) Die Sünder mache zu Deinen Sklaven. 10) Betrüge den König, wo Du kannſt.

— Die Engländer Johann und Wilhelm Reinolds, zwei Brüder, wurden getrennt erzogen, der Eine in der katholiſchen, der Andere in der proteſtantiſchen Religion. Als ſie erwachſen waren und zuſammenkamen, disputirten ſie ſo heftig und zugleich ſo gründlich über ihre Glaubensmeinungen, daß Beide ſich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigſten Presbyterianer, und der Proteſtant ein ſo eifriger Katholik, daß er ſogar ein Buch unter dem Titel „Calvino-Turcismus“ ſchrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Muhamedaner wären.

— Lady Eſther Stanhope zählte zu ihren guten Eigenſchaften auch die, daß ſie eine außerordentliche Virtuoſität im — Ohrfeigengeben beſaß.

— Das älteſte gedruckte Buch über die Tanzkunſt erſchien im Jahre 1500 und iſt einer italieniſchen Herzogin gewidmet.

— Claude Quillet, der ſein lateiniſches Gedicht „Callipaedia“ dem Cardinal Mazarin dedicirt hatte, erhielt dafür die Abtei Doberouville.

— Oelrichs giebt in ſeiner „Dissertatio de bibliothecarum ac librorum fatis“ (Berlin 1756, 8.) ein Verzeichniß von Schriftſtellern, welche verurtheilt worden waren, die Bücher, die ſie geſchrieben hatten, aufzufreſſen.

Treffer und Nieten.

* Eines Tages erzählte man Friedrich dem Großen, es habe Jemand ſchlecht von ihm geſprochen. Der König fragte, ob dieſer Jemand auch hunderttauſend Mann zu commandiren habe? Auf die verneinende Antwort ſagte er ganz gelaſſen: »Dann kann ich auch nichts gegen ihn thun. Wenn er aber hunderttauſend Mann hätte, ſo würde ich ihm den Krieg erklären.«

* Garve leitete das Wort „Laune“ von dem lateiniſchen „luna“ ab, weil jene, gleich wie dieſe, einem ſteten Wechſel unterworfen iſt.

* Der berühmte Baſſiſt Lablache beſitzt eine Unzahl Tabaksdoſen von hohem und geringem Werthe. Als ihm die Königin Victoria als Zeichen der Anerkennung ſeiner Künſtlerſchaft eine mit Rubinen eingefaßte Tabatière mit dem Wunſche überreichte, ſich derſelben wenigſtens ein Mal des Jahres zu bedienen, erwiderte der Künſtler, die Königin möge verzeihen, daß er ihrem Wunſche nicht nachkommen könne, denn — fügte er hinzu — alle Tage des Jahres ſind ſchon beſetzt, ich habe bereits 365 Tabatièren. — In dieſem Falle, verſetzte die Königin, mag Ihnen die meinige für die Schaltjahre dienen.

* In einem humoriſtiſchen Tafelliede, das am Stiftungstage einer muſikaliſchen Geſellſchaft geſungen wurde, wird die Harmonie mit der Ehe verglichen und es heißt darin:

„Doch mißlich iſt's in dieſer Eh',
Denn man ſetzt Hörner auf;
Das Horn, das iſt ein Irrweg,
Man ſieht's am krummen Lauf;
Doch wird's vielleicht bald confiscirt,
Weil es nicht zwanzig Bogen führt.“

(Damenztg.)

Lügenzeitung.

† Im Narrenhauſe zu Paris befindet ſich jetzt ein Edelmann, der von der fixen Idee behaftet iſt, er habe einen in ſein Weinglas gefallenen Pianiſten hinuntergeſchluckt. Er will nun mit aller Gewalt Brechpulver haben, um den Virtuoſen wieder los zu werden.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 168. Leipzig. 17. December 1845.

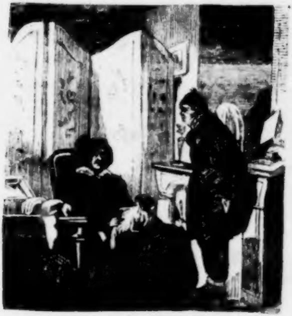
CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 300 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis 5 1/3 Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Der Spitz.



Wer iſt glücklicher als Fido,
Der als Schooßhund angeſtellt
Bei der alten Madam' Dido,
Die mir gar zu gut gefällt!

Deutung der Schönheitsmäler,

oder

neu enthülltes Geheimniß, die Eigenſchaften und Schickſale der Frauen aus deren Schönheitsmälern zu erkennen.

Von A. Raphael.

Der Franzoſe Langlet Dufresnoy ſchrieb vor hundert Jahren: »Es hat mir immer geſchienen, als ob jene kleinen Schattenflecken, welche man Schönheitsmäler nennt, auch Ausdrücke geheimer Neigungen ſind.«

Dieſer Gedanke war durchaus nicht neu, denn ſchon der gelehrte Melampus hatte eine höchſt ſcharfſinnige Abhandlung geſchrieben, worin er das Geheimniß enthüllt, die Geſinnungen und Schickſale der Frauen einzig und allein aus deren Schönheitsmälern zu beſtimmen.

Wir wollen den Schleier dieſes hochwichtigen Geheimniſſes nur zur Hälfte lüften und aus einem alten, längſt vergeſſenen Traktate blos einen kurzen Auszug mittheilen.

Ein Schönheitsmal auf der Höhe einer weiblichen Stirn verräth eine Dame, welche die Geiſtesgegenwart und den perſönlichen Muth einer Amazone beſitzt.

Auf der Mitte der Stirn iſt es das Zeichen einer guten Hausfrau. Auch hat man dann und wann die Erfahrung gemacht, daß Frauen, die zu großem Anſehen und zur Gunſt der Fürſten emporgeſtiegen waren, dies Mal mitten auf der Stirn getragen haben.

Auf der rechten Seite der Stirn entſpricht es all' jenen guten Eigenſchaften, die das Glück der Ehe gründen.

Auf der linken Seite der Stirn verräth es die Poltergeiſter des Zornes und der Untreue.

Ein Schönheitsmal zwiſchen beiden Augenbrauen wird als Zierde einer gütigen Schönheit betrachtet.

Mit einem Schönheitsmale an der Vorderſeite des Halſes hat man Hoffnung, großes Glück zu machen.

Drei Schönheitsmäler am Halſe verrathen eine Frau, die es mit der Tugend nicht allzu genau nimmt.

Ein Schönheitsmal auf der Naſe iſt das Zeichen zügelloſer Begierden. Am Munde einer Schönen giebt es die Beruhigung, daß dieſe Dame nur in den Armen eines Gatten oder Geliebten glücklich zu werden verlangt.

Unerwartete Glücksfälle harren Derjenigen, die auf der rechten Wange gezeichnet iſt.

Die Seligkeiten einer empfindſamen Liebe beglücken Diejenige, die ein Schönheitsmal auf der linken Wange hat.

Ein Fleck auf den Lippen iſt der Stempel des Frohſinns.

Mit Flecken auf der Zunge darf ſich jede Frau der ſüßen Hoffnung hingeben, daß ſie keine vergeblichen Seufzer auf dem Altar der Liebe opfern wird.

Mit einem Flecken auf der Zungenſpitze wird ſie Jeden, der ſeine Ohren liebt, in die Flucht ſchlagen und unter geſchwätzigen Frau Baſen und Muhmen jederzeit „die erſte Geige“ ſpielen.

Mit einem Schönheitsmale auf dem Kinn ſind ſolche Leute gezeichnet, die das Glück haben werden, einen reichen Schatz zu finden.

Ein Mal auf der rechten Seite des Kinns iſt das Kennzeichen einer reichen Erbſchaft, während es auf der linken Seite der Vorbote eines unglücklichen Prozeſſes zu ſein pflegt.

Ein Flecken auf der linken Hand verräth zahlreiche Nachkommenſchaft, ein Flecken auf der rechten Hand iſt das Wahrzeichen eines langen Lebens.

Wehe der Dame, welche ein Schönheitsmal auf der Schulter trägt. Sie wird durch die Bosheit eines tyranniſchen Mannes eine Zeit lang im Gefängniſſe ſeufzen müſſen!

Eine Dame mit zwei Schönheitsmälern auf der Schulter liebt die Einſamkeit, um ungeſtört alle Reize der Empfindſamkeit zu genießen.

Eine Dame mit einem Schönheitsmale auf der Mitte der Bruſt wird Mühe haben, einen Mann zu finden.

Auf der rechten Seite des Buſens iſt ein Mal ein Ehrenkreuz, womit die Natur ſeltene Talente oder edelmüthige Handlungen decorirt.

Auf der linken Seite des Buſens bedeutet es Trübſinnigkeit.

Auf der Herzgrube verkündet es Bosheit und Verrath. Ein doppeltes Mal auf dieſer Stelle iſt das Merkmal ſinnlicher Ausſchweifung.

Ein Schönheitsmal, das, einem Veilchen ähnlich, über dem Herzen liegt, iſt das Zeichen frommer Unſchuld. Eine Frau mit ſolchem Zeichen wird eher das Leben verlaſſen als die Pflicht der ehelichen Treue verletzen wollen.

Ein Schönheitsmal am Kinn zeigt jeder Dame an, daß ſie der Gegenſtand vielſeitiger Huldigung werden wird.

Ein Schönheitsmal an den Füßen einer Dame iſt ein ſicheres Vorzeichen, daß ſie das Glück ihres Gatten ausmachen und von ihm treu geliebt werden wird.

Nicht ſo angenehm iſt die Vorbedeutung, wenn es unter den Füßen einer Dame liegt. Solch ein Zeichen verräth eine Verſchwenderin, die das Einkommen ihres Mannes durch übertriebene Putzſucht in Bällen und Gaſtmählern durchbringt.

Eine Dame, die ein Schönheitsmal auf der Stirn, ein zweites auf dem Nacken trägt und ein drittes an einem andern Orte verbirgt, iſt mit allen Vorzügen der Schönheit und Grazie begabt und wird ſelbſt noch im ſpäteſten Alter anziehend und liebenswürdig ſein.

Wir könnten noch von einigen andern Schönheitsmälern ſprechen, wenn es uns nicht rathſam ſchiene, gewiſſe Dinge, die ſich nicht gut ſagen laſſen, lieber zu verſchweigen.

Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß auch die kleinen weißen Punkte auf den Nägeln der Hand nicht ohne Bedeutung ſind. Nach Cureau de la Chambre bedeutet ein weißer Punkt auf dem Daumen: **honneur**; auf dem Zeigefinger: **bonheur**; auf dem Mittelfinger: **malheur**; auf dem Ringfinger: **amour** und auf dem kleinen Finger: **amitié**.

Das letzte Mal iſt das allerſeltenſte.

Kleine Phyſiologien*).

Von L. Kaliſch.

Die Menſchen werden gewöhnlich eingetheilt in denkende Weſen, die auf zwei Beinen gehen, und in zweibeinige Thiere, die nicht denken können, und man rechnet zu der erſten geringen Klaſſe nur diejenigen, welche nicht der zweiten großen Klaſſe angehören. Da aber jetzt das Klaſſiſche aus Mangel an römiſcher Tapferkeit und griechiſcher Grazie dem Volksthümlichen weicht, wozu man nur ein gutes Gemüth und einen ſchlechten Styl braucht, ſo wollen wir, weil Deutſchland die Ordnung liebt, die verſchiedenen Menſchen nach dem Alphabet ordnen.

A.

Ariſtokrat. Macht ſich immer grün und nimmt ſich die Freiheit, keine Gleichheit zu dulden. Wenn er aufhört ein Bube zu ſein, kommt er in die Flegeljahre, und ſobald er majorenn iſt, wird er ein gemachter Mann. Weil die Ariſtokraten nur einen Kopf, aber zwei Beine haben, ſo können ſie nur wenig Dinge begreifen, aber ſehr viel mit Füßen treten. Der Ariſtokrat läßt ſich zum Hofthier zähmen und fällt nur in die urſprüngliche Wildheit zurück, wenn er unter das Volk kommt. Ihm die Erfindung der Preßfreiheit zuzuſchreiben, wäre ein grober Irrthum.

B.

Buchhändler. Verdankt dem unſterblichen Gutenberg ſein ſterbliches Daſein; betrachtet das Schöne von der nützlichen Seite und weiß dem Nützlichen eine ſchöne abzugewinnen. Kauft die Proſa und Poeſie in Bauſch und Bogen und bildet oft die Brücke, über welche große Geiſter den Weg zur Unſterblichkeit einſchlagen. Steht mit der Makulatur und Confiskation in vertrautem Verhältniß und bezieht von Leipzig mehr Krebſe als ... Lerchen.

C.

Commis voyageur. Auf der ganzen Erde und auf menſchenleeren Inſeln zerſtreut; überall zu Hauſe, nur nicht zu Hauſe, reiſt ſelten in dringenden, meiſtens in zudringlichen Geſchäften, und macht Beſuche ohne eingeladen zu werden; weiſt nie die Zähne, ſelbſt wenn man ihm die Thür weiſt, und kann Cotelettes, Beefſteaks und Grobheiten hinunterſchlucken, ohne ſich den Magen zu verderben. Was er Muſterhaftes bei ſich hat, trägt er gern zur Schau, und wenn er gereizt wird, macht er Bonmots. Daß von dieſer Ordnung die Beſcheidenheit erfunden worden, iſt nicht leicht zu vermuthen.

D.

Diplomat. Hat eine ſcharfe Zunge und beſitzt in der Regel einen ſtarken Willen, Widerwillen gegen die Wahrheit zu haben. Wenn ihm die Welt zu eng wird, erweitert er ſein Gewiſſen und ſeinen Geſichtskreis und wendet ſogar löbliche Mittel an, wenn ſie ihm zum Zweck verhelfen. Näher

---

*) Mit Bewilligung des Verfaſſers aus dem ſoeben erſchienenen „Buch der Narrheit“ (Mainz, J. Wirth) abgedruckt.
D. R. D.

ſich von diplomatiſchen Diners und trägt ſeine Orden mit Geduld, reiſt oft im Auftrage, Herrſcherhäuſer und Völker enger an einander zu feſſeln und ſo weiter.

E.

Edelmann. Wächſt in Deutſchland wild und beſonders in Wäldern, die man vor lauter Stammbäumen nicht ſehen kann. Nährt ſich von Ahnenſtolz und lebt von hiſtoriſchen Erinnerungen. Liebt Parforce-Jagden und hohe Titel, hetzt Haſen und Rehe zu Tod, klirrt mehr mit Sporen als mit Goldſtücken, thut mehr für die Genugthuung der Beleidigten als der Gläubiger, und was ihm an Geiſt abgeht, ſucht er durch das totale Nichtvorhandenſein ſeiner Anſpruchsloſigkeit vollkommen zu erſetzen. Die ganze Ordnung iſt mit zwei Beinen begabt und kann alſo fortſchreiten. Daß ſie in neueſter Zeit viel zur Veredlung der Hunde gethan, iſt aus deutſchen Zeitungen hinlänglich bekannt.

F.

Flegel. Mit breiten Schultern und ſtarken Fäuſten begabt; kommt überall durch die göttliche Grobheit fort, der im civiliſirten Europa nichts zu widerſtehen vermag, und braucht daher nicht erſt Knigge's „Umgang mit Menſchen" zu leſen, um bei dieſen ſeine Zwecke zu erreichen.

G.

Glückspilz. Schießt leicht aus der Erde, über welche er ſich niemals erhebt, und gedeiht weit mehr durch die Gunſt der blinden Fortuna, als Andere durch den hellſten Verſtand.

H.

Hofrath. Davon iſt nicht viel zu ſagen.

J.

Journaliſt. In dieſer Ordnung herrſcht große Unordnung. Der Journaliſt lobt ſich gern ſelber, und Andere nur dann, wenn ſie ſein Lob mit hundert Procent Zinſen zurückzahlen; verſteht die Kunſt, aus fremden Früchten ſeine eigenen Blätter zu machen und mit ſeinen Kollegen Zeitgeiſt zu fabriziren. Lebt mit der Wahrheit auf geſpanntem Fuß und verbürgt ſich oft für unverbürgte Nachrichten. Schillert zuweilen in allen Farben und geht nicht ſelten ins Aſchgräuliche. Die ehrlichen Häute in dieſer Ordnung bekommen häufig kalte Aufſchläge, und wenn ſie über gewiſſe Dinge vor Zorn erröthen, müſſen ſie ſich ſo lange ärgern, bis ſie ſchwarz werden. Was von den Journaliſten hier noch zu ſagen wäre, läßt ſich mit mehr Sicherheit verſchweigen, als mit Vergnügen auseinanderſetzen.

K.

Krämer. Im lieben Deutſchland beſonders einheimiſch. Hat ein geräuchertes Herz und eine eingepökelte Seele; ſpekulirt in Thran und Cichorien, macht Geſchäfte in Pfeffer und engliſch Gewürz und tauſcht mit Stockfiſchen und bejahrten Häringen die ſanfteſten Empfindungen aus. Liebt den Profit über Alles und ſeine Waage wie ſich ſelber. Prüft das Herz und die Nieren der Düten und Scheidemünzen, und macht für einen einzigen Pfennig zwei Kratzfüße; zeigt einen natürlichen Widerwillen gegen Großmuth und lyriſche Gedichte und hat eine Abneigung gegen Alles, was nicht in ſeinen Kram taugt. Schafft ſich nur Tugend an, wenn dieſer ein gangbarer Artikel wird, und iſt der einzige Deutſche, der zum Handeln geneigt iſt.

L.

Ladenſchwengel. Legt ſich gern an den Laden, ſchwärmt für Barchent und Paul de Kock, kann eher zwei ſchlechte Witze machen, als einen guten verſtehen, hat mehr guten Stoff in Händen als im Kopfe, und kann ſtets das Publikum mit Muſtern bedienen.

M.

Mucker. Bei Königsberg, Elberfeld und in den benachbarten Orangen- und Olivenwäldern zu Hauſe. Nährt ſich von Gottesfurcht und ſüßen Redensarten, ſäuft Tinte und Wupperwaſſer und frißt die Religion mit Löffeln. Seltene Neigung zur Sanftmuth und zum weiblichen Geſchlecht; zeigt mehr Vorliebe für junge Frauen als alte Männer und iſt ſehr tolerant gegen jede Intoleranz.

N.

Nachbeter. In Kunſt und Literatur am häufigſten, wo er, beſtändig wiederkäuend, vor dem Tempel des Ruhmes liegt und großen Geiſtern beſonders im Wege iſt. Steht mit dem Dilettantismus in naher Verwandtſchaft und glaubt feſt an die Unſterblichkeit ſeiner ſelbſt. Wenn er angegriffen wird, wehrt er ſich mit ſtumpfen Waffen und läßt ſich gern in den Himmel heben, aus welchem er als Meiſter gefallen zu ſein feſt überzeugt iſt.

O.

Opernſänger. Glaubt an die Unſterblichkeit der Kehle, läßt ſich den guten Ton und den feinen Takt noch beſſer bezahlen als der Diplomat, und hört gewöhnlich mehr auf ſeine eigene Stimme, als auf die Stimme der Billigkeit. Den Theaterdirektoren iſt er noch theurer als dem Publikum und am theuerſten dann, wann er, ohne Abſchied zu nehmen, auf einem andern Bretter-Welttheil ſein Glück und das Publikum verſucht. Was den weiblichen Theil in dieſer Ordnung, die Sängerinnen nämlich, betrifft, ſo ſind dieſe zum Schnupfen ſehr geneigt.

P.

Papierſpekulant. Gedeiht beſonders in Frankfurt, welches eine freie Stadt genannt wird. Nährt ſich von Differenzen und glücklichen Conjunkturen, leidet oft an Schwindel und verrichtet ſeine tägliche Andacht in der Börſe. Er liebt die Kunſt — reich zu werden und iſt nicht ſelten fähig, ſich zahlungsunfähig zu erklären. La bourse ou la vie iſt ſeine Looſung und ſpekulative Wiſſenſchaften ſein Element. Die Behauptung, daß er ein Herz habe, beruht entweder auf einer Verläumdung oder einem Irrthum.

Q.

Quackſalber, auch Charlatan genannt. Schreit auf dem öffentlichen Markte, ſtößt in die große Poſaune und ſucht überhaupt durch viel Lärm die langen Ohren des Pöbels zu feſſeln. Was ihm an Verſtand abgeht, ſucht er durch Frechheit zu erſetzen und ſo dem Volke den wunderlichen Glauben an Wunderkuren beizubringen. Hier kann noch gelegentlich bemerkt werden, daß u. ſ. w., u. ſ. w.

R.

Rezenſent. In Deutſchland beſonders zu Hauſe. Macht ſich viel mit Kunſt und Literatur zu ſchaffen, da er ſelbſt in Beiden nichts ſchafft, und gleicht dem Eunuchen darin, daß er über die Schönheiten Anderer am beſten wachen kann, weil er ſelbſt nichts zu produziren vermag. Gebraucht als Kunſtrichter eher das Schwert, als die Waage, und läßt ſehr oft mit ſeiner Meinung auch den Künſtler fallen

S.

Schauſpieler, in barbariſchen Zeiten Komödiant, jetzt aber auch Mime oder Künſtler genannt, daher kommt es, daß man oft nicht weiß, wo der Komödiant anfängt und der Schauſpieler aufhört, oder wo der Künſtler aufhört und der Mime anfängt. Da indeſſen der Schauſpieler Spitzbuben und Heuchler agirt, ſo kann er, ohne ſich der Schminke zu bedienen, nicht leicht ſchamroth werden. Der Schauſpieler beſitzt die Eigenſchaft, daß ihm Eigenlob beſſer behagt, als fremder Tadel, und daß er aus Mangel an Schüchternheit nie zu Grunde geht. Oft fliegen ihm Kränze, oft aber auch heſperiſche Aepfel im Zuſtande der organiſchen Auflöſung zu. Er bricht lieber Kontrakte, als Hals und Bein, und wenn ſeine Gläubiger in Feuer gerathen, brennt er durch.

T.

Tänzerin. Zeigt, zu welcher bewundernswürdigen Stufe der Vollkommenheit die menſchliche Zweibeinigkeit durch Fleiß, Talent und innern Beruf es bringen kann. Als echte Künſtlerin ſucht die Tänzerin oft durch Kunſt das zu erſetzen, was ihr die gütige Natur verſagt, oder was ſie, die Tänzerin nämlich, im Kampfe mit den Verhältniſſen des Lebens verloren hat. Da ſie nicht geht, ſondern tanzt, ſo kann man auch von ihr nicht ſagen, daß ſie einen regelmäßigen Lebenswandel führt. Ihre Stellung dem Publikum gegenüber iſt oft eine ſehr ſchiefe, doch muß man ihr zugeben, daß ſie nicht mißtrauiſch iſt und während ihrer Kunſtleiſtung Jedermann höchſt bereitwillig zeigt, was ſie beſitzt.

V.

Virtuos. Gedeiht im civiliſirten Europa und im neunzehnten Jahrhundert; liebt die Lorbeerkränze und die Friedrichsd'ors und iſt auch den Guineen durchaus nicht abhold; weiß die zehn Finger und das Publikum gehörig zu benutzen, verſteht noch beſſer, die ſchwachen Seiten der Menge, als die ſtarken Saiten des Klaviers zu berühren, kauft ſich den Ruhm von der Journaliſtik und befindet ſich daher oft mehrere Monate in einem Zuſtande totaler Unſterblichkeit. Die gute Ordnung zeichnet ſich durch viele Orden und ungewöhnlichen Mangel an Anſpruchsloſigkeit aus.

W.

Wucherer. In der gemäßigten Zone wohnhaft. Empfindet das höchſte Intereſſe für die höchſten Intereſſen, legt ſich ins Bett und Andere aufs Stroh, betet Gott und das Geld an, lieſt Bibel, Gebetbücher und Schuldverſchreibungen und genießt nicht ſelten den Ruf eines guten Chriſten.

Z.

Zerriſſener. Vor zehn Jahren in der deutſchen Literatur und den böhmiſchen Wäldern ſehr häufig. Die großen Regimentsſchneider haben ſeit jener Zeit den Zerriſſenen ſo oft am Zeug geflickt, daß dieſe jetzt ſchon zu den Seltenheiten gehören. Der Zerriſſene bringt durch ſeinen Weltſchmerz den Schmerz der Welt beſonders hervor, wenn er viel lyriſche Tinte vergießt und die Kinder ſeiner böſen Laune der Oeffentlichkeit übergibt. Wie viel Weltſchmerz die Zerriſſenen den Buchhändlern bereitet haben, das kann nur Gott und der deutſche Buchhandel wiſſen. Daß unter dem Titel „der Zerriſſene" der unſterbliche Neſtroy ein Stück geſchrieben hat, wird Jedem bekannt ſein, deſſen Gefühl für deutſche Schaubühne noch nicht gänzlich abgeſtumpft iſt.

Der Hachitſch.

Im ſüdlichen Aſien wächſt eine Pflanze wild, welche **Cannabis indica** heißt und viel Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Hanfe hat. Aus dieſer Pflanze wird, wie der franzöſiſche Arzt Moreau in ſeiner Monographie „**du Hachisch et de l'Aliénation mentale**“ erzählt, eine Droque, der Hachitſch, auf folgende Weiſe bereitet: Die Blätter und Blüthen der Pflanze werden mit einem Zuſatze von friſcher Butter zu einer Latwerge eingekocht, die mit Roſen- oder Jasmineſſenz verſetzt wird. Nach dem Genuß dieſer Droque empfindet man zuerſt eine vage Unruhe, eine Art von Bangigkeit; dann verbreitet ſich eine ſanfte Wärme über das Geſicht und es überkommt uns eine Heiterkeit, die ſich durch anhaltendes Lachen Luft macht. Die Sinne erreichen plötzlich eine übernatürliche Feinheit, Schärfe und Stärke. Die von den ſüßeſten Düften geſchwängerte Atmoſphäre ertönt von immerwährenden Harmonien. Die Grenzen der Möglichkeit, das Maaß des Raumes und der Zeit hören auf. Eine Sekunde iſt ein Jahrhundert und mit einem Schritte gelangt man von einem Pole zum andern. Mehrere Male, erzählt Dr. Moreau, iſt es mir nach dem Genuſſe des Hachitſch begegnet, daß ich in dieſem aufgeregten Zuſtande irgend ein Portrait anſah, das ſodann alſogleich Leben anzunehmen ſchien. Das Haupt bewegte es, als ob es ſich von der Leinwand ablöſen wollte, und die ganze Phyſiognomie nahm einen Ausdruck an, wie ihn nur das Leben zu geben vermag; vor Allem ſprechend waren die Augen. Ich ſah ſie in ihren Höhlen kreiſen und allen meinen Bewegungen folgen, ſo daß ich erſchreckt aufſchrie: »das iſt Zauberei!« — Die Orientalen umgeben ſich, um in ihrer Extaſe die lieblichſten Bilder vor Augen zu haben, vor dem Genuſſe des Hachitſch mit den farbenreichſten und duftigſten Blumen, mit ſprudelnden Fontainen, mit ſanfttönender Muſik und mit jungen Schönheiten, und verſetzen ſich dann durch den Genuß des Hachitſch in die glückſeligſte Lage.

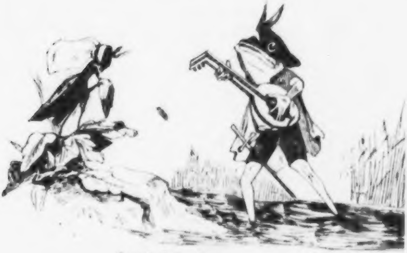
Seit Kurzem fangen auch die Franzoſen an, ſich durch Hachitſch zu berauſchen, und bald wird auch Deutſchland dieſem Beiſpiel folgen.

H. B.

Gluck.

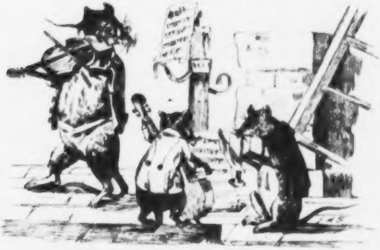
Im Sommer 1778 wollte der Ritter Gluck ſeine Oper „Orpheus und Eurydice“ in Paris auf die Bühne bringen. Eines Morgens war er mit einigen Muſikern aus dem Orcheſter bei der Sängerin Sophie Arnould, um einige Stellen aus ſeiner Compoſition probiren zu laſſen. Während dieſer Probe trat der Prinz v. H. hin ein, der damals der erklärte Verehrer dieſer Künſtlerin war. Der Prinz beſaß an und für ſich ein ſehr mürriſches Weſen; als er ſo viele Perſonen bei ſeiner Geliebten fand, wurde er noch mißlauniger und machte über Alles bittere Gloſſen, ſelbſt über Glucks Compoſition. — Der Ritter ſuchte ſeine Empfindlichkeit über dieſe Beleidigung durch kalte Ruhe und Nichtbeachtung zu unterdrücken. Das aber brachte den Prinzen noch mehr auf, und um ſeinem Ingrimm Luft zu machen, pflanzte er ſich vor Gluck und ſagte mit Aufgeblaſenheit: »In Frankreich iſt es Sitte, aufzuſtehen, wenn ein Mann von Stande in ein Zimmer tritt.« Jetzt riß Glucks Geduldsfaden. Er ſtand auf und erwiderte: »In Deutſchland ſteht man nur vor Leuten auf, die man hochachtet.« — Der Prinz, überraſcht und verlegen, murmelte einige unverſtändliche Worte. Gluck aber wandte ſich an Demoiſelle Arnould und ſagte zu ihr: »Ich ſehe wohl, daß Sie in Ihrem eigenen Hauſe nichts zu befehlen haben. Ich verlaſſe Sie daher mit dem Verſprechen, daß Sie mich nie wieder bei ſich ſehen ſollen.« Seit jenem Tage waren ſie geſchworene Feinde.

Ständchen.



Komm', holde Dame,
Sag' an, wie iſt Dein Name?

Muſik-Unterricht.



1. 2. 3. 1. 2. 3. 1. 2. 3.
Jungens, wollt Ihr Takt halten!

Zapfenstreich.

Athen. Mehrere im Auslande lebende Griechen haben zum Fortbau der hieſigen Univerſität 40,000 Drachmen beigeſteuert.

Berlin. In Naumburg, Schönebeck und einigen anderen Städten iſt kein Lokalcenſor mehr aufzutreiben. Man will ſie nun wie Kieler Sprotten und Strasburger Gänſeleber-Paſteten vom Auslande verſchreiben.

∴ Die „Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III“, vom Biſchof Eylert, iſt nun, wie früher ins Belgiſche und Holländiſche, jetzt auch ins Franzöſiſche übertragen worden.

∴ Trotz Langeweile, Stylſchnitzern, hiſtoriſchem Unſinn und einem Preiſe von ſechs Thalern hat der „Thomas Thyrnau“ der Frau von Paalzow jetzt ſchon die dritte Auflage erlebt. (Kein Wunder, denn die Welt verſpeiſt mehr Kartoffeln als Ananas.)

∴ Arnold Ruge's neueſtes Werk „Zwei Jahre in Paris“ iſt hier verboten worden.

∴ Berlin, der „Brennpunkt der Intelligenz“, zählt jetzt über 10,000 wegen Verbrechen beſtrafte Subjekte — auf je 30 Menſchen ein Verbrecher! — Wie ſoll man ſich da wundern, wenn Leben und Eigenthum nicht mehr ſicher ſind?! (Dampfboot.)

∴ Man ſagt, daß der von allen Seiten angefeindete Herr Saint-Aubin die Leitung des franzöſiſchen Theaters niederlegen wolle. Als Nachfolger deſſelben wird Herr Paul Taglioni genannt.

Bordeaux. Vor Kurzem iſt hier die zweite Auflage eines Werkes über die Weine und den Weinhandel des Medoc herausgekommen, das in ſeiner erſten vor mehr als zwanzig Jahren erſchienenen Auflage großes Glück gemacht hatte. Die neue Auflage führt den Titel „Traité sur les vins du Médoc et les autres vins rouges et blancs du département de la Gironde“.

Brüſſel. Laut königlicher Verfügung ſoll im Muſeum für Malerei und Bildhauerei eine beſondere Abtheilung für die Werke der neuen belgiſchen Kunſt errichtet werden. Die Werke der geſtorbenen und der noch lebenden Künſtler ſollen von einander getrennt werden. An der Spitze der Commiſſion, welche über die Aufnahme der Kunſtwerke zu entſcheiden hat, ſteht Herr Wappers, Direktor der Antwerpener Akademie. Außerdem gehören Herr Navez, Direktor der hieſigen Akademie, der Maler Gallait, die Bildhauer Geefs und Simon, der Architekt Suys, der Kupferſtecher Calamatta und Herr van der Belen als Sekretär zu dieſer Commiſſion.

Dresden. Hier iſt eine Karikatur erſchienen: ein Mann, in deſſen aufgeſperrten Mund die Sonne hineinſcheint. „Alles für zwei Neugroſchen“ ſteht darunter. Dieſer matte Witz bezieht ſich auf die Behauptung des Abgeordneten aus dem Winckel in der zweiten Kammer, „ein Schullehrer könne für zwei Neugroſchen zu Mittag ſpeiſen“.

Dublin. Von der großen Gartenbau-Geſellſchaft in Edinburgh ſind bekanntlich tauſend Pfund Sterling für eine blaue Georgine als Preis ausgeſetzt. Dieſen Preis überbietet jetzt die hieſige Georginen-Geſellſchaft, indem ſie zweitauſend Pfund Sterling als Preis ausgeſchrieben hat. (Will denn Niemand dieſen Leuten einen blauen Dunſt vormachen?)

Ebersdorf. Heinrich der Zweiundſiebzigſte hat vom Könige von Schweden das Großkreuz des Nordſtern-Ordens erhalten. Der neue Ritter will nun, um der ſchwediſchen Majeſtät nichts ſchuldig zu bleiben, in aller Eile einen Weſtſtern-Orden creiren und Gleiches mit Gleichem vergelten.

Frankfurt a. M. Ferdinand Freiligrath hat bei David Sauerländer einen Band lyriſcher Gedichte — Ueberſetzungen von Victor Hugo — im Druck erſcheinen laſſen.

Gotha. Nach dem Gothaiſchen „genealogiſchen Kalender“ beträgt die Seelenzahl der ſouverainen Häuſer in Europa 684, wovon 356 männliche und 327 weibliche Familienglieder. 18 Regenten — und wenn man den Papſt und die Herzogin von Parma dazuzählt, 20 — ſind ohne männliche Leibeserben; 5 leben in gemiſchter Ehe; 4 ſind die Einzigen ihres Stammes; 4 ſind anderer Nation und 3 anderer Confeſſion als die Völker, die ſie beherrſchen. Der ebenbürtigen Grafen, welche den Titel „Erlaucht“ führen, ſind 31. Unter den Souverainen haben die meiſten männlichen Mitglieder: die fürſtlichen und gräflichen Stämme von Lippe (38), Oeſterreich (27), Würtemberg (19), Lichtenſtein (17), Preußen (14) und Baiern (11).

Göttingen. Unſere Univerſitäts-Bibliothek zählt gegenwärtig über 350,000 Bände, alſo 150,000 mehr als beim Tode Heyne's, der ſich um die vorzügliche Ordnung dieſes Bücherſchatzes ein ſo großes unbeſtrittenes Verdienſt erworben hat.

Hamburg. Das Tagesgeſpräch beſchäftigt ſich ſehr lebhaft mit der von Seiten der jetzigen Direktion des Stadttheaters erfolgten Kündigung ihres Kontraktes, der am 31. März 1847 ſein Ende erreicht. Der Comité der Aktionaire hat unlängſt eine Aufforderung zur Direktionsübernahme erlaſſen. Anmeldungen hierzu ſind gültig bis zum 18. Januar k. J. Echt kaufmänniſch lautet die Bemerkung, daß es zur Uebernahme der Direktion nicht für nöthig erachtet werde, vom Fach zu ſein, ſo daß alſo der erſte beſte Geldmenſch, wenn er dem lieben Comité nur ſonſt zuſagt, ſich die Leitung eines der erſten und älteſten deutſchen Kunſtinſtitute anvertraut ſehen kann. Uebrigens glaubt man noch immer, daß gar kein Wechſel, ſondern nur Verſtändigung zwiſchen den Aktionären und der bisherigen Direktion eintreten werde. (Grenzboten.)

∴ Zur Uebernahme unſeres Stadttheaters haben ſich indeſſen mehr als ein Dutzend Bewerber gemeldet, darunter Herr Engelhardt, Madame Birch-Pfeiffer und Herr Marr.

Köthen. Unſere Spielbank iſt friſch aufgelegt worden. Es hieß zwar, der Contract mit den Pächtern ſei aufgehoben; leider iſt aber ein neuer mit neuen Spielern abgeſchloſſen worden auf Jahre hinaus. Köthen, ſchreibt die „Dorfzeitung“, macht mit ſeinen Schulden und ſeiner Spielhölle rühmliche Epoche in der Zeitgeſchichte. Ceterum censeo etc.

Kopenhagen. In Dänemark hat man die Hinrichtungen mit dem Beile abgeſchafft, um künftighin alle Todesurtheile durch die Guillotine vollſtrecken zu laſſen. (Man ſieht, daß die Guillotine ihre Reiſe um die Welt macht.)

Leipzig. Die Reformers bewegen ſich jetzt lebhafter als je im Königreiche Sachſen. Noch nie ſind die Petitionen um dieſe oder jene Reform ſo zahlreich bei den Ständen des Landes eingegangen, als jetzt. Der Geiſt des Fortſchritts dringt überall durch; er iſt auch über das Gremium der ordentlichen Profeſſoren an der Univerſität Leipzig gekommen. Auch unter ihnen regt ſich eine wärmere Theilnahme an den Dingen des innern Staatslebens. Sie haben ſich vereinigt, um ebenfalls von dem Petitionsrechte Gebrauch zu machen; auch ſie wollen für das gemeine Beſte wirken. Der Dank dafür gebührt dem derzeitigen Rector der Univerſität, dem allbeliebten Hofrath Profeſſor Dr. von der Pfordten, dem gemäßigten Liberalen. Es iſt dieſe ſeine zweite That gewaltiger noch als die erſte: ſeine väterliche Rede beim Antritt des Rectorats. Der akademiſche Senat iſt zuſammengetreten, daß er die wichtigſten Intereſſen der Univerſität den Ständen an das Herz lege. Wie man hört, wird der Senat ſpäter um Aufhebung der die Lehrfreiheit beengenden Geſetze und Verordnungen, um Entlaſſung der Studirenden aus der ſchulmäßigen Aufſicht, um Einſetzung eines den Duellen entgegenwirkenden Ehrengerichts und um andere, ohne Zweifel höchſt wichtige Dinge bitten; er wird ſodann die Stände um Verwendung bei der Regierung angehen, daß ſie die Gründe des baieriſchen Verbots, die Univerſität Leipzig zu beſuchen, erfahre, und er wird zuletzt vielleicht ſo weit gehen, den Ständen die Verwendung bei der Regierung anzuſinnen, daß ſie die Rücknahme jenes Verbots auswirke. Indeß ziemt dem gemäßigten Fortſchritte ein bedächtiger Gang und der Senat hat daher beſchloſſen, vor der Hand nur um deren Verwendung bei der Regierung zu bitten, daß ſie auf Conſervation der Dresdener Gemäldegallerie Bedacht nehmen möge.

∴ Dietzmanns „Nebenzeitung“ ſchreibt: Auch die Naſe iſt ein Seelenmeſſer geworden. Neulich las ich die Notiz, daß diejenigen Damen, welche ſich gern mit Roſenwaſſer parfümiren oder überhaupt den Roſengeruch vorzugsweiſe lieben, ſehr geneigt zur Eiferſucht ſind, diejenigen hingegen, welche gern Moſchus riechen, große Neigung zur Herrſchſucht haben ſollen. Es wäre demnach allen Männern, welche auf Freiersfüßen gehen, zu rathen, ſich um die Naſencaprice ihrer Angebeteten zu bekümmern.

∴ Vom nächſten Jahre angefangen, wird unſer Leipzig ſo glücklich ſein, eine neue Zeitſchrift zu erhalten, welche ſich „Bayard, der Kämpfer für Gott, König und Vaterland“ nennt. In dem vor uns liegenden Proſpecte befindet ſich folgende Stelle: »Deutſchland iſt im Stande, ein ritterliches Heer zu ſtellen, aber die Barone der Intelligenz ſchlafen und träumen.« Vergleiche die letzte Seite dieſer Nummer.

∴ Stelle's „Dorfbarbier“ citirt in ſeiner letzten Nummer ein altes Sprüchlein, das auch auf die neue Zeit zu paſſen ſcheint. Es lautet:

„Das, was ein Landtag iſt, ſchließt ſich in dieſes Wort:
Verſammelt Euch, ſchafft Geld und packt Euch wieder fort.“

∴ Die Leipziger Journale ſind göttliche Käuze. Sie ſchimpfen über unſere „Notizenſammlung“ und plündern dieſelbe auf eine eben ſo unverſchämte als alberne Weiſe. Sie drucken nicht allein unſere Facta, ſondern auch unſere Druckfehler mit ab. In einer der letzten Nummern hatten wir „Peter Rückwärts“ als humoriſtiſch-ſatyriſches Märchen angekündigt. Durch Verſehen war ſtatt ſatyriſch, hiſtoriſch geſetzt worden. Nun bringen die „Oſterländiſchen Blätter“ und der „Wandelſtern“ die alberne Notiz, daß „Peter Rückwärts“ ein ſatyriſch-hiſtoriſches Märchen ſei. Risum teneatis amici!

∴ Bei W. Hermann ſind Karl Beck's „Lieder vom armen Manne“, mit einem Vorwort an das Haus Rothſchild, erſchienen. Nächſtens mehr!

∴ Karl Gutzkow's „dreizehnter November“ hat auch bei uns kein Glück gemacht. Die Darſtellung gehörte zur Kategorie der mittelmäßigen. Der Erträglichſte von Allen war Herr Stürmer = Helidon.

London. Gräfin von Canterbury, Wittwe des vieljährigen Sprechers im Unterhauſe und Schweſter der bekannten Schriftſtellerin Lady Bleſſington, iſt geſtorben.

∴ Man höre, wie der „Punch“ ſich über Herrn Peel luſtig macht! Nächſtens, ſchreibt er, werde Sir Robert Peel eine neue Ausgabe von Edmond Hoyle's Werk „über das Whiſtſpiel“ herausgeben und darin alle ſeine Spieler- und Kartenkunſtſtücke darlegen; da werde man wunderbare Aufſchlüſſe über das Weſen der Tricks, über das Miſch-Syſtem, über das Volteſchlagen, über das Soloſpielen, über das Nichtbekennen einer Farbe u. ſ. w. erhalten; das ganze Werk werde mit einer nagelneuen Anleitung, eine grande misere ouverte zu behandeln, ſchließen.

∴ Der hieſige Verein zur Abſchaffung des Duells zählt jetzt über 500 Mitglieder, darunter 20 Generäle und 17 Admirale. Seit dem Beſtehen dieſes Vereins hat ſich die Zahl der Zweikämpfe ſtark vermindert. Der Präſes dieſes Klubbs iſt der Herzog von Mancheſter.

∴ In einer hieſigen Taverne hing ſeit undenklichen Zeiten ein Bild des berüchtigten Jack Sheppard, der nach ſeinem Tode durch Ainsworths Roman große Popularität erlangt hat. Der Advokat Merivale, der ſich um dieſes Bild lange beworben hatte, erſtand es endlich für eine Summe von 97 Guineen. Als Merivale das Portrait dieſes Spitzbuben in ſein Studirzimmer gebracht hatte, wollte er den Rahmen putzen; da öffnete ſich der Rahmen und er fand in einem geheimen Fach eine Summe von 20,000 Guineen in Bankbillets. Das Unglaublichſte bei der ganzen Geſchichte iſt der Umſtand, daß der Advokat — hört, hört! — das Geld nicht für ſich behalten, ſondern — incredibile dictu! — es einem Hoſpitale geſchenkt haben ſoll (?).

∴ Unlängſt ſind hier ein paar kleine, vor Schmutz unkenntlich gewordene Gemälde für ein Spottgeld verkauft worden. Nach ihrer Reinigung hat man in ihnen die Originalbildniſſe von Carl I. und ſeiner Gemahlin Henriette, von Vandyk, erkannt und den Werth derſelben auf 500 Pfd. St. geſchätzt. Ihr gegenwärtiger Beſitzer iſt der Baronet Thomas Gallum.

Madrid. Im letzten Hofconzert hat die Königin Iſabella die Schlußarie aus Bellini's „Norma“ mit „hinreißender Bravour“ geſungen. Donna Iſabella ſpielt auch Klavier und lernt jetzt die Harfe. Die Königin Mutter, Frau von Munoz, hat in demſelben Conzerte mit einem Sänger von der königlichen Kapelle ein Duett aus Roſſini's „Wilhelm Tell“ vorgetragen. Der Infant Franz de Paula, der im Beſitz eines herrlichen Baritons iſt, hat mit ſeinen Töchtern im Chore mitgeſungen.

∴ Vor Kurzem war ein vom Marquis Miraflores ausgearbeiteter Entwurf zu einem neuen Hofceremoniel erſchienen; dieſer Entwurf bezweckte die Wiedereinführung der alten Hofgebräuche aus den Zeiten Philipps II. Die junge Königin, die keine Freundin der alten Etikette iſt, hat dieſen Vorſchlag nicht angenommen.

∴ Der Tenor Napoleon Moriani, der hier im ſtrengſten Sinne des Wortes furore macht, hat vom Direktor der italieniſchen Oper in Paris und zu gleicher Zeit vom Direktor der italieniſchen Oper in London brillante Engagements-Anträge erhalten. Der Trillerheld ſtand nun wie Herkules am Scheidewege zwiſchen Vatel und Lumley, oder zwiſchen 75,000 Francs und 4000 Pfund Sterling. (Wenn es ihm wie Buridans Eſel zwiſchen den beiden Heubündeln geht, ſo wird er, unentſchloſſen, lieber in Madrid bleiben.)

Neapel. Für das San-Carlo-Theater ſchreiben jetzt ſieben Componiſten: Verdi, Pacini, Capecelatro, Battiſta, Puzone, Brancaccio und Terrigiani neue Opern (aber alle Sieben machen noch keinen Roſſini, deſſen conſequentes Schweigen die Impreſarien der italieniſchen Oper in Verzweiflung bringt).

∴ „Il figlio della schiava“, eine neue Oper vom Maeſtro Puzone, hat nicht gefallen, obgleich Signora Tadolini „wie ein Engel“ geſungen hat.

New-York. Die „Deutſche Schnellpoſt“ hatte neulich Ronge's Portrait gebracht. Die Nachfrage war ſo ſtark, daß von der Nummer dieſes Blattes eine neue Auflage veranſtaltet werden mußte.

Oſtende. Das hieſige Paßbureau macht bekannt, daß Fremde, welche in Antwerpen oder Oſtende den belgiſchen Boden betreten, von nun an keinen Paß mehr vorzuzeigen brauchen, damit ſie nicht durch das Viſiren in ihren Reiſen auf den Eiſenbahnen unnütz aufgehalten werden. (So wird der Dampf die mächtige Scheere, durch die manch alter Zopf fallen wird!)

Paris. Alexander Dumas iſt ſehr unwirſch über ſeine fruchtloſen Bemühungen, Mitglied der franzöſiſchen Akademie zu werden. Sein Groll gegen die vierzig Unſterblichkeiten ſoll unbeſchreiblich ſein. Er hält ſich, wie der „Charivari" erzählt, einen Affen, dem er die Uniform eines Akademikers angezogen hat. So oft Alexander vorübergeht, ſchreit der Affe; Dumas giebt ihm jedes Mal einen Klaps und ruft ihm verdrießlich zu: »Schweig, Affe, ich habe Dich noch nicht um Deine Stimme gebeten!«

∴ Der polniſche Dichter Adam Mickiewicz hat ſeine Lehrerſtelle im Collége de France niedergelegt; den hierdurch erledigten Lehrſtuhl für ſlawiſche Literatur hat Herr Cyprien Robert erhalten.

∴ Am 29. November haben die hier anweſenden Polen den fünfzehnten Jahrestag des Ausbruchs der letzten polniſchen Revolution gefeiert.

∴ Der Marquis von Dreux-Brezé, eines der Häupter der henri-quinquiſtiſchen Partei, iſt auf ſeinem Schloſſe Brézé geſtorben.

∴ Donizetti, deſſen Geſundheitszuſtand ſich zu beſſern ſcheint, gedenkt eheſtens nach Wien zurückzukehren.

∴ Der Schneidergeſelle Conſtant Hilbey, der mit ſeiner mehrfach beſprochenen Brochüre „la vénalité des Journaux" unſerer Preſſe einen heilloſen Klex angehängt, hat auch Herrn Lireux, den Direktor des Odeon-Theaters, nicht unverſchont gelaſſen. Hilbey erzählt, er habe dieſem Patrone 1000 Francs zahlen müſſen, um ihn zu bewegen, eines ſeiner Luſtſpiele, „Vénus", aufzuführen. (Ob's wohl auch bei uns ſolche Direktoren giebt?)

∴ Im „Charivari" wird die Einführung der neuen Mode in der Bekleidung der preußiſchen Armee mit vielem Witze durch die Hechel gezogen und das dabei beobachtete Verfahren „moyen-ageux" (vermittelaltern) getauft.

∴ Daſſelbe Blatt enthält folgende, die Eiſenbahnwuth und den Aktienſchwindel perſiflirende Anzeige: »Compagnie der Journaliſten. 1. Eiſenbahn vom Juſtiz-Palaſte nach dem Gefängniß Sainte Pélagie, mit einer Seitenbahn zur Strafgelder-Kaſſe. 2. Eiſenbahn von Paris nach Mont Saint Michel, Doullens und andern feſten Plätzen, in denen „geſchloſſene Geſellſchaften der verantwortlichen Redakteure" beſtehen. Der Verwaltungsrath beſteht aus den gegenwärtig in Haft befindlichen Gérants der „Quotidienne", der „Mode", der „Gazette de France", des „Corſaire", des „National" u. ſ. w. Der Dienſt der Conducteure wird durch Gensd'armen und Stadtſergeanten verſehen. Banquier der Geſellſchaft iſt der — Fiscus. Der Betrag der Aktien, jede zu 500 Francs, iſt auf ein Mal zu zahlen.

∴ Von dem großen Werke des Bibliothekars Vatout „Résidences royales de France", einer franzöſiſchen Hofgeſchichte, iſt der ſechſte Band erſchienen, der ſich mit dem Schloß von Amboiſe beſchäftigt.

∴ Von Baron Walckenaers „Mémoires sur la vie et les écrits de Madame de Sévigné" iſt eine zweite Auflage angekündigt.

∴ Herr A. Conſtant hat aus dem literariſchen Nachlaſſe der Madame Flora Triſtan ein namentlich für emancipationsluſtige Frauen höchſt anziehendes Werk unter dem Titel „l'émancipation de la femme ou le testament de la Paria" herausgegeben.

∴ Von der fünften Auflage von Audins „Histoire de Luther" iſt der achte Band erſchienen.

∴ Schon wieder iſt ein neues Muſikjournal aufgetaucht. Es heißt „l'album de de Sainte Cécile et les petites affiches musicales" und erſcheint alle zehn Tage.

∴ Auf unſern Bühnen kommen Stücke aus dem Leben der Proletarier in die Mode. Das St. Martin-Theater macht mit ſeinem effektvollen Drama „Marie Jeanne ou la femme du peuple" jeden Abend glänzende Einnahmen und im Variétés-Theater macht ein anderes Stück, „Deux compagnons du tour de France", das die Verhältniſſe der Compagnonnage (Geſellenſchaft) behandelt, faſt eben ſo viel Glück.

∴ Im Théâtre français hat „Jeanne de Flandre", ein fünfaktiges Drama von Hippolyte Bis, einen vollſtändigen Sieg davongetragen.

∴ Im Vaudeville-Theater hat „l'île de Robinson", von Duvert und Lauſanne, gefallen.

∴ Das Gymnaſe-Theater hat mit dem zweiaktigen Vaudeville „Noémie", das allabendlich volle Häuſer macht, einen glücklichen Wurf gethan.

∴ „Corneille et Rotrou", einaktiges Luſtſpiel von Cormon und Delaboullaye, behandelt Corneille's Verſöhnung mit dem Cardinal Richelieu. Die Intrigue iſt etwas matt, die Ausführung hingegen ſehr gelungen und voll komiſcher Situationen.

Peſth. Vor Kurzem ſind, neu geſammelt, die Werke der Brüder Kisfaludy erſchienen. Alexander K. iſt der Petrarca, Karl K. der Kotzebue Ungarns. Auch die Fabeln Andreas von Fay's, des Gellert der ungariſchen Literatur, ſind neu herausgekommen.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind in ganz Ungarn 341 Werke in vier verſchiedenen Sprachen gedruckt worden, 282 in ungariſcher, 50 in deutſcher, 8 in lateiniſcher und 2 in ſlawiſcher Sprache.

Venedig. Im Carneval wird die gefeierte Sylphide Fanny Elsler im Theater Fenice tanzen.

∴ Auf dem Apollotheater iſt eine neue Oper, „Attila", von dem jungen Componiſten Malipiero, mit großem Beifall aufgenommen worden.

∴ Für die nächſte Carneval-Saiſon ſind die Sängerin Sophie Löwe und die Tänzerin Fanny Elsler engagirt.

Wien. Bäuerle's „Theaterzeitung" erzählt: Einem hieſigen Buchhändler wurden dieſer Tage zwei Manuſcripte, ein Kochbuch und eine Sammlung lyriſcher Gedichte, das erſtere gegen ein Honorar von 400 Gulden C. M., die letztere gratis angetragen. Der Buchhändler erbat ſich acht Tage, um ſich über die Manuſcripte zu entſcheiden. Nach dieſer Zeit erklärte er: »Für das Kochbuch zahle ich mit Vergnügen 400 Gulden, für die letztere fordere ich 400 Gulden C. M.« (Man ſagt, die Gedichtſammlung ſei von einem Barbiergeſellen M. H. geweſen.)

∴ Ueber das Leopoldſtädter Theater waltet jetzt ein eigener Unſtern; das Publikum läßt ſeinem Groll gegen den Direktor Carl vollen Lauf und pfiff ſeit vierzehn Tagen alle auf dieſer Bühne gegebenen Neuigkeiten mit coloſſalem Lärm aus. Das letzte Stück, „der Dichter auf dem Lande", iſt mit ſolchem Eclat zu Grabe getragen worden, daß die Annalen des Theaters bis jetzt nichts Aehnliches aufzuweiſen haben.

∴ Von Franz Gräffer iſt der erſte Theil ſeiner „Wiener Doſenſtücke" erſchienen. Sie ſchließen ſich ſeinen „Wiener Denkwürdigkeiten" an und enthalten, wie dieſe, viel Thatſächliches, das, namentlich für Wien, von vielfachem Intereſſe iſt.

∴ Kapellmeiſter Gyrowetz, der würdige Veteran unſerer Muſiker, arbeitet an ſeinen Denkwürdigkeiten.

∴ Bei einem unſerer Muſikverleger werden nächſtens zwölf der beliebteſten Polkas des polniſchen Componiſten Victor Kazynski im Stich erſcheinen.

Wiesbaden. Der Herzog von Naſſau hat den bekannten Pianiſten Ferdinand Waldmüller in Paris zum Kammervirtuoſen ernannt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zu Anfang dieſes Jahrhunderts erſchien von einem [illegible] Gſcherny ein Werkchen, worin der Hofmann auch über Muſik ſchwatzt und ganz beſonders die Caſtraten in Schutz nimmt. So ſagt er unter Anderem: »Ich [illegible], welches alberne Vorurtheil man ſeit vierzig Jahren gegen die Caſtraten [illegible]. Man iſt ſo närriſch geweſen, den Papſt Ganganelli zu loben, weil er die [illegible] derſelben unterſagt hat. Er war es, der dieſe Menſchengattung mit Schimpf belegt hat, und das iſt um ſo erſtaunenswürdiger, da die Religion ſelbſt bei der Exiſtenz der Caſtraten intereſſirt iſt, denn die Religion iſt es, welche, um den Skandal zu verhüten, und aus Achtung für die Sitten, die Frauenzimmer von der römiſchen Bühne verbannt und ſie durch Caſtraten erſetzt hat.« Ferner ſagt dieſer Weltweiſe: »Wenn Ludwig XIV. einen Premierminiſter gehabt hätte, wie den Caſtraten Farinelli in Spanien, ſo würde er weder das Edikt von Nantes widerrufen, noch den Port royal zerſtört, noch die Dragonaden befohlen haben, denn Farinelli würde geſungen und Ludwig über deſſen ſchönen Trillern Alles vergeſſen haben.«

— Nur wenige Dichter ſind für ihre Werke ſo glänzend honorirt worden, als Lord Byron; er erhielt von dem Buchhändler Murray 1812 für Childe-Harold, 1r und 2r Geſang, 600 Pfd. St.; 1813 für den Giaur 525; 1813 für die Braut von Abydos 525; 1814 für den Corſaren 525; 1814 für Lara 525; 1816 für die Belagerung von Korinth 700; 1816 für Pariſina 525; 1816 für Childe-Harold, 3r Geſang, 1575; 1816 für den Gefangenen von Chillon 525; 1817 für Manfred 315; 1817 für Taſſo's Klage 315; 1818 für Beppo 525; 1818 für Childe-Harold, 4r Geſang, 2100; 1819 für Mazeppa 525; 1819 für Don Juan, 1r und 2r Geſang, 1525; 1820 für Don Juan, 3r, 4r und ie Geſang, 1525; 1820 für den Dogen von Venedig 1050; 1821 für Sardanapale, Cain, die beiden Foscari 1100; 1822 für Werner, für den Mißgeſtalteten, für Himmel und Erde 3885; für Verſchiedenes 450; zuſammen 19,340 Pfd. St.

— Nach Blondel ſind die erſten Bomben im Jahre 1588 bei der Belagerung von Wachtendonk im Herzogthum Geldern geworfen worden. Andere behaupten, Carl VIII. habe ſchon 1455 in Neapel Bomben geworfen. Ihr Erfinder iſt ein Einwohner in Venloo, der ſich mit Feuerwerkerei abgegeben. In Frankreich wurden ſie zuerſt 1634 bei der Belagerung von La Motte in Anwendung gebracht.

— Es iſt ſehr komiſch, daß die bekannte weißſtrahlige Goldblume oder die große Gänſeblume (Chrysanthemum leucanthum), mit deren Blättern das bekannte poetiſche Spiel „Ich liebe Dich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht“ geſpielt wird, daß dieſe poetiſche Blume dazu dienen ſoll, Flöhe zu vertreiben. Dieſe Entdeckung hat der Reiſende Contraine in Dalmatien und Bosnien gemacht, wo die Blüthen dieſer Pflanze den Hunden aufs Lager und den Menſchen ins Bett gelegt werden, um damit die „Nero's des Unterrockes“ in die Flucht zu jagen.

— Die Polka ſtammt, wie der Walzer, aus Böhmen und zwar aus der Umgegend von Gitſchin. Den Namen Polka erhielt der Tanz wegen des in ihm vorwaltenden Halbſchritts (Pulka heißt auf Böhmiſch die Hälfte). Von Gitſchin kam die Polka nach Prag. In Wien wurde ſie zuerſt im Jahre 1839 durch die Muſikbande des Prager Scharfſchützen-Corps unter Leitung des Herrn Pergler bekannt; in demſelben Jahre erſchien in Wien der erſte Tanz dieſes Namens unter dem Titel „Pergler-Polka“.

— Die Peterskirche in Rom — ein Bau, an dem 108 Jahre (von 1506 bis 1614) gebaut wurde — hat 67 Millionen Thaler, der Cölner Dom hingegen nur 12 Millionen Thaler gekoſtet; die Koſten des jetzigen Ausbaus werden auf 5 Millionen Thaler veranſchlagt.

— Der jüdiſche Geſchichtsſchreiber Sirach erzählt, daß bei der Einweihung des Tempels von Jeruſalem ein Orcheſter von 40,000 Harfen, 50,000 goldenen Cymbeln, 100,000 ſilbernen Trompeten und 200,000 Sänger, zuſammen alſo 400,000 Muſiker, mitgewirkt haben.

— Bileam und ſeine Eſelin ſind ſchon oft der Gegenſtand theologiſcher Forſchungen geweſen. Außer J. H. Pratje's „Abhandlung von Bileams Eſelin“, Bremen 1781. 8., hat noch W. K. de Geer eine „Dissertatio de Bileamo, ejus historia et vaticiniis“, Traj. ad Rhen. 1816. 8. und der große F. W. Hengſtenberg eine „Geſchichte Bileams und ſeiner Weiſſagungen“, Berlin 1842, geſchrieben.

— Deliſles de Sales, einer der eingebildetſten und eitelſten Autoren Frankreichs, ließ 1802 in Paris ein „Memoire en faveur de Dieu“ erſcheinen.

— Die Bücherproduktion in Deutſchland wächſt auf erſchreckende Weiſe. Im Jahre 1580 erſchienen 362 Werke; im Jahre 1617: 731; im Jahre 1789: 2115; im Jahre 1831: 6389; im Jahre 1840: 9776 und im verfloſſenen Jahre gegen 11,000.

— Nach Thümmel ſoll der Ausdruck „con amore“ zuerſt durch Wieland in die deutſche Literatur eingeführt worden ſein.

Treffer und Nieten.

• Frage: Warum iſt in Dresden der Uebergang über die (ſoeben in Reparatur begriffene) Elbbrücke nicht erlaubt? — Antwort: Weil ſie unter zwanzig Bogen ſtark und der Druck nicht geſtattet iſt*).

*) Im „poetiſchen Nachlaſſe des jungen Dichters Amelang“ (Berlin, Springer) befindet ſich folgendes Epigramm auf Heinrich Heine:

„Laß in witzig-dreiſten Bildern
Glänzen Deines Geiſtes Licht;
Hirſch und Gumpel kannſt Du ſchildern,
Aber Liebe heuchle nicht.“

• In einer alten Fibel findet ſich unter dem Buchſtaben Z. folgender höchſt koſtbarer Gedanke:

„Der liebe Vogel Zeiſig ſingt,
Die Zwiebel riecht, die Ziege ſtinkt,
So iſt's einmal in der Welt,
Am Ende geh'n wir Alle ein ins Himmelszelt.“

---

*) Die Elbbrücke hat bekanntlich nur neunzehn Bogen.

* Ein Berliner Dandy hatte einen Jagdhund für zwanzig Thaler gekauft und rühmte ſich deſſen. »Da ſind Sie immer noch ſehr billig dazu gekommen,« entgegnete ihm ein Mitglied der Hofbühne; »mich koſtet ein kleiner Spitz 33 Thaler 10 Silbergroſchen.« Nach den neuen Theatergeſetzen muß nämlich Jeder, der betrunken auf der Bühne erſcheint, den dritten Theil ſeiner Monatsgage einbüßen.

* La Bruyère ſagt in ſeinen Schriften: »Wenn ein Volk ruhig iſt, ſo begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne iſt es aber einmal empört, ſo begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.«

* Das Vermögen, ſchimpfen zu können, iſt eines der weſentlichſten Unterſcheidungszeichen zwiſchen Menſch und Thier und giebt dem Erſtern vor Letzterm einen außerordentlichen Vorzug, ſagt der Verfaſſer des „Schimpfwörterbuchs der Deutſchen“.

* Albrecht Dürer hat geſagt: »Ich mag nicht in den Himmel kommen, wenn's dort keine Frauen giebt.«

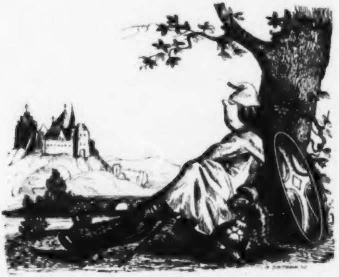
Lügenzeitung.

! Herr Theobald Bruno, Hauptmitarbeiter des vielgeleſenen „Wandelſterns“, iſt ein grundgeſcheiter Kerl, der, ſicherm Vernehmen nach, nicht blos das Pulver, ſondern auch die Logik erfunden hat.

Bayard,

der Kämpfer für Gott, König und Vaterland.

Herausgegeben vom **Dr. d'Alnoncourt.**



Ein im Angeſichte der Königsburg ſchlafender „Baron der Intelligenz“.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 169. Leipzig. 24. December 1845.

CHARIVARI

(Vierter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens [illegible] Holzſchnitten. Kunſt- und andern Beilagen Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur

Buridan und ſein Eſel.

Fantaſieſtück von E. M. Oettinger.

Die Eſel aller Farben, die ſervilen und die liberalen, traten zuſammen, um den Vorſchlag eines ihrer aufgeklärteſten Bundesgenoſſen, des ehrenwerthen Dr. ph. Dingerich, in ernſte Berathung zu ziehen.

Im Sitzungsſaale herrſchte tiefes Schweigen. Dingerich beſtieg die Tribüne, räuſperte ſich und begann:

Edelmögende Herren, Freunde und Brüder, hochgeborene, hochwohlgeborene, wohlgeborene und unwohlgeborene Eſel, ſind wir nicht rechte Eſel, daß wir uns von manchen Menſchen, die, bei Lichte betrachtet, weit größere Eſel als wir ſelber ſind, jede Zurückſetzung, jede Demüthigung, jede Schmach ruhig gefallen laſſen?

(Murren auf der rechten, Beifall auf der linken Seite.)

Freunde, Kameraden, Brüder, warum ſäumen wir, Schimpf durch Schimpf, Schmach durch Schmach zu tilgen? Sind wir nicht Eſel …

(Eine Stimme auf der rechten Seite): Ja, das ſind wir!

Sind wir nicht die einzig wahren Eſel und können wir, weil die Natur uns vier Beine gegeben, nicht eben ſo gut ſchimpfen, als Jene, die nur weibeinig ſind?

(Eine Stimme auf der Linken): Ich ſchimpfe, du ſchimpfeſt, er ſchimpfet, wir ſchimpfen, ihr ſchimpfet, ſie ſchimpfen.

Der conjugirende Eſel wird vom Vorſitzenden zur Ruhe verwieſen. Dr. Dingerich leert ein Glas Zuckerwaſſer und fährt fort:

Auch wir, meine Herren, wollen eine Zeitung gründen, eine Zeitung von Eſeln, eine Zeitung für Eſel, ein Organ, das unſere Rechte vertreten und ede Beleidigung, die man uns zufügt, mit gleicher Münze bezahlen ſoll. Alle für Einen und Einer für Alle, ſei von heut' an auch unſer Wahlſpruch.

(Eine Stimme im Centrum): Alles recht gut und ſchön! Werden wir aber auch eine Conceſſion zur Herausgabe einer Zeitſchrift erhalten?

(Eine Stimme auf der Linken): Wo hat man jemals einem Eſel eine Conceſſion verſagt?

Dingerich: Wenn Sie alſo einig ſind, meine Herren, ſo ſchreiten Sie zur Wahl einer Redaktion, die den Proſpektus unſerer Zeitung entwerfen und unſern Plan zur Ausführung bringen ſoll.

(Stimmen zu beiden Seiten): Aus wie viel Köpfen ſoll die Redaktion beſtehen?

Dingerich: Nach meiner unmaßgeblichen Anſicht aus Zweien: aus einem verantwortlichen und aus einem unverantwortlichen Redakteur.

Der Vorſitzende: Ich ſtimme für drei; **tres faciunt collegium.**

Angenommen! Angenommen! lautet der einſtimmige Ruf.

Es wird zur Wahl geſchritten. Dr. Dingerich erhält 1095, Profeſſor Longiauris 837 und Herr von der Diſtel 711 Stimmen.

Die Redaktion zieht ſich in ein geheimes Gemach zurück und entwirft dort in Zeit von 2 Stunden 45 Minuten folgenden Proſpectus:

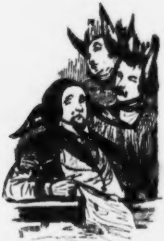
Vom 1. Januar 1746 (die Eſel ſind bekanntlich immer um hundert Jahre zurück) erſcheint im **Verlage von D. D. Langohr und Compagnie** ein neues **Journal,** betitelt:

Buridan und ſein Eſel,

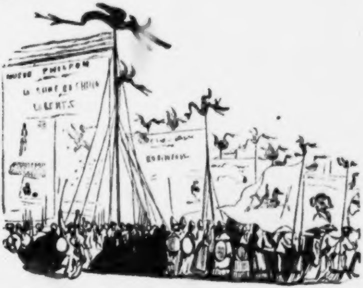
Illuſtrirte Thierzeitung für das gebildete Vieh-Publikum,

redigirt

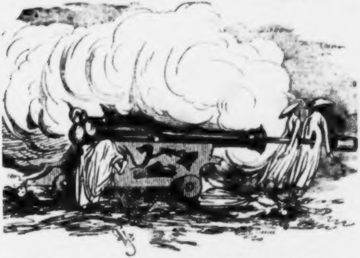
von



Dieſe Zeitung wird, auf Velin gedruckt und klein geſchrieben, ſich von allen anderen dadurch auszeichnen, daß ſie blutwenig Text, aber ſehr viel Bilder bringen wird; Bilder, die dann und wann gar nicht zum Texte, wie z. B.



und Texte, die häufig nicht zum Bilde paſſen werden, wie z. B.



Von den Hauptrubriken nennen wir vorläufig nur die Eine:

Chronik der europäiſchen Höfe.

— Die Königin von England befindet ſich in geſegneten Umſtänden.

— Der König von Hannover iſt auf die Jagd gegangen.

— Der König von Bayern hat, Schnupfen habend, zum Schwitzen eingenommen.

— Der jüngſtgeborne Sohn der Königin Pomaré hat in der Taufe den Namen „Breiſchneider“ erhalten.

Geſchwind, was giebt's ſonſt noch Neues?

— In Mannheim iſt der kaiſerlich ruſſiſche Kollegienrath Auguſt von Kotzebue von einem deutſchen Studenten, Namens Karl Sand, erdolcht worden.

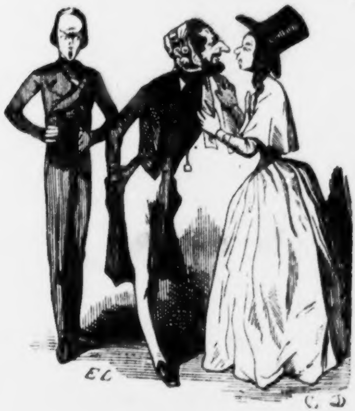
— Aus Sanct Helena geht ſoeben die Nachricht ein, daß Napoleon Bonaparte, wie es heißt, am Magenkrebs geſtorben ſei.

— In Berlin iſt das Königſtädtiſche Theater mit Haydn's „Ochſenmenuett“ eröffnet worden.

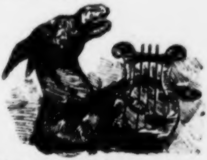
Auf der letzten Seite jedes Blatts wird eine Schach- oder Whiſtaufgabe, zum Beiſpiel:

»Wie muß geſpielt werden, um den Blinden, welcher Trumpf-As und Trumpf-König hat, Groß-Schlemm zu machen?«

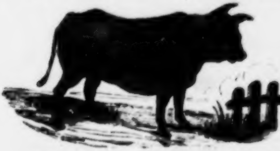
ein Modenbild



das Portrait eines berühmten Zeitgenoſſen:

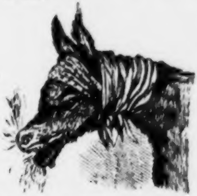


und ganz am Schluß ein äußerſt ſcharfſinniger Rebus

 =ford.

☞ Wer auf ein Exemplar abonnirt, erhält zwei Exemplare gratis.

Als Pränumerations-Quittung erhält jeder Abonnent eine goldene Medaille mit folgender Legende,



die er mit Erlaubniß der Redaktion an irgend einem Bande in jedem ihm beliebigen Knopfloch tragen darf.

Um geneigte Beſtellungen bittet die Verlagshandlung

O. O. Langohr.

Seit wann und warum müſſen die Balletttänzerinnen Höschen tragen?

Von *t.

Es kann in der Theaterwelt wohl keine wichtigere Frage geben, als dieſe, und doch ſcheint ſie bis jetzt in keiner Zeit- und Flugſchrift, in keinem Theaterlexikon berückſichtigt worden zu ſein. Ja, es fehlt uns immer noch der Ernſt für ſolche hohe Dinge; alle Tage ſieht man die Fanny Elsler, die Marie Taglioni u. m. A. tanzen; ſie tragen Höschen, und kein Menſch fragt: warum? Niemand fragt darnach, welche ihrer Vorgängerinnen zuerſt Höschen angezogen hat. Jetzt iſt es hohe Zeit, die Sache aufzuklären und hiſtoriſch auszumitteln. Grimm hat in ſeiner „Correspondance“ tom. VI. pag. 467, die ſicherſte Quelle hierzu geöffnet. Die berühmte Tänzerin Camargo*), erzählt er, bekannt durch tauſend glänzende Abenteuer, hat ſich auf der (Pariſer) Bühne unter Anderm auch dadurch unſterblichen Ruhm erworben, daß ſie zuerſt ihre Röcke verkürzen ließ und dieſe nützliche Erfindung, welche die Kunſtfreunde in Stand geſetzt, als Kenner über die Beine der Tänzerinnen zu urtheilen, iſt allgemein angenommen worden; allein Anfangs drohte ſie einen ſchrecklichen Zwieſpalt zu veranlaſſen. Die Janſeniſten**) des Parterre's ſchrieen über Ketzerei und Aergerniß und wollten die kurzen Röckchen durchaus nicht leiden; die Moliniſten dagegen behaupteten, daß dieſe Neuerung nur dem Geiſte der erſten Kirche entſpräche, welche ebenfalls Pirouetten und Sprünge (Gargouillades) verſchmäht hätte, die durch die langen Röcke verdeckt worden wären. Die Sorbonne der großen Oper war lange in ſchrecklicher Verlegenheit, wie ſie das Dogma über dieſen Theaterpunkt feſtſetzen ſolle, welcher die Gläubigen in zwei Reihen trennte. Endlich gab ihr der Himmel (le Saint Esprit) in ſolchem ſchwierigen Falle ein Mittel ein, das alle Welt zufriedenſtellte; ſie entſchied ſich für die kurzen Röckchen, erklärte es aber zugleich für einen Glaubensartikel, „daß keine Tänzerin ohne Höschen erſcheinen dürfe“. Die Zeit iſt in ſolcher Art freilich nicht aufs Haar feſtgeſetzt, allein zum Glück hilft hier eine andere gleichzeitige Nachricht aus. Die große Revolution der Camargo fand ungefähr 1757 ſtatt, ſagt ein Reiſender***), ohne daß man die Beinkleider gleich für nöthig hielt. Allein ein Umſtand ſcheint auf Einführung der letztern noch vornehmlich Einfluß gehabt zu haben. Niemand bezahlte, als die kurzen Röckchen ohne Beinkleider brillirten, die vergitterten Logen theurer, als der Clerus †). Man mußte doch dieſem Aergerniß ſteuern, gleichviel ob es von den Röckchen ohne Höschen oder vom Clerus entſtand, und ſo kamen die Höschen auf und ſind ſeitdem geblieben bis auf den heutigen Tag.

---

*) Marie Anne Cuppi-Camargo, geb. 1710 zu Brüſſel, geſt. 1770 zu Paris.

**) Um dieſe ganze Parallele, welche das Theater der Kirche gegenüberſtellt, gehörig zu verſtehen, muß man an die damaligen Parteien der letztern in Frankreich und daran denken, wie ſie alle in Verdammung des Theaters einig waren. Inſofern iſt die Satire um ſo beißender, als ſie doch alle heimlich den Genuß der Bühne und namentlich des Ballets aufſuchten.

***) C. Janus von V. A. Huber S. 600 im 22. H. v. 1845. (Tagebuch einer Reiſe durch Frankreich ꝛc. in den Jahren 1766 bis 1768. Es giebt die Reiſe des nachmaligen Herzogs Franz von Deſſau.)

†) Es hielt derſelbe erſtaunlich viel auf die Ballette. Wenn eine Balletttänzerin zum erſten Male mit Brillanten erſchien, hieß es faſt ſprichwörtlich: „Sie hat gewiß einen Biſchof geangelt!“ (C. Janus a. a. O. S. 599.)

Die Märchen des achtzehnten Jahrhunderts.

In Nummer 279 des Cotta'ſchen „Morgenblatts“ beginnt ein ſehr geiſtreicher Aufſatz über „das Märchen als beſondere Dichtungsart“, von A. von Sternberg, eine Abhandlung, die eben ſo unterhaltend, als belehrend iſt. »Das achtzehnte Jahrhundert,« heißt es darin, »hatte nur das politiſche, ſatiriſche und unſittliche Märchen. Man mordete, man vergiftete, man betrog und verführte durch — Märchen. Das unſchuldigſte Ding wurde das ſchuldvollſte. Ein Volk nahm ein Märchen zur Hand, wenn es ſich über den Gang ſeiner Geſchichte, über die Pflichten ſeines Königs, über die Rechte und Entſcheidungen der Parlamente belehren wollte. Man wickelte ein ſchändliches Pamphlet, das einen Miniſter ſtürzen ſollte, in die farbenblitzende Enveloppe eines luſtigen Märchens; der Papſt und ſein Cardinalcollegium lauſchten auf ein Märchen, das im Salon der Pompadour erzählt wurde, und Voltaire, dieſe traveſtirte Prinzeſſin Scheherezade, zog mit ſeinem Sack politiſcher Märchen, die wie Pfeffer auf der Zunge brannten und wie Schießpulver eiternde Wunden reinigten, an den Höfen der Fürſten umher. Diderot, Crebillon und Hamilton bearbeiteten das witzige, unſittliche Märchen, das eben ſo pikant und amuſant wurde, wie das philoſophiſch-politiſche. In England, das für politiſche Satyre jederzeit ein ſo trefflicher Boden geweſen iſt, wurde durch Swift das Märchen letzterer Art zu einer Vollendung, Form und Gehalt herangebildet, wie ſie keine andere Zeit aufzuweiſen hat.

Von den kommenden Tagen — fährt er fort — bei der allgemeinen Färbung, die unſere politiſchen und religiöſen Intereſſen angenommen und von der die Poeſie nicht freigeblieben, kann und darf man eine eigenthümliche Regeneration des Märchens hoffen und zwar namentlich des politiſch-ſatiriſchen*)«

Epigramme

von Theodor Drobiſch.

Ihr fragt: ob noch die Themis rein,
Ob ihre Tugend wohl berathen?
Wo denkt Ihr hin, es ſchänden ſie
Jahr aus Jahr ein die Advokaten.

⁂

Auf Probearbeit ſitzt im Amt
Der Regiſtrator Zeſel.
Wie geht's ihm da? — Zum Beſten nicht,
Denn — er ſitzt ja auf Wechſel.

Der Gutsherr ſtarb, der Amtmann ſchrieb
Ins Dorf: »Legt Trauer an!«
Da ſchrie der ganze Bauern-Chor:
»Hurrah, jetzt kommen wir in Flor!«

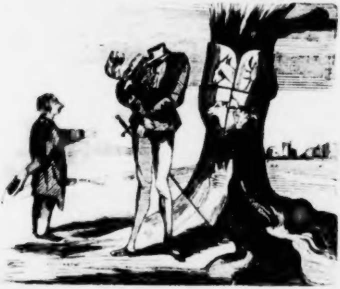
⁂

Die Frage: ob der Thron noch feſt,
Ertönt an allen Orten.
Sind denn die alten Stände nicht
Erſt jüngſt geleimt noch worden?

---

*) Zu dieſer Kategorie gehört das chineſiſche Märchen „Pot-hou-to“, das im vierten Band des „Narrenalmanachs für 1846“ erſchienen iſt und dieſem Buche ein halbes Schock von Verboten zugezogen hat.

Zwei moderne Ritter.



Der Kleine. Männeken, wo haben Sie denn Ihren Kopf?

Bayard. Den hat man mir bei meiner Geburt abgeriſſen; deſto beſſer kann ich nun nach den heutigen Grundſätzen für Gott, König und Vaterland kämpfen.

Schmetterlinge.

— Was iſt die Liebe? —
Die Tarantel des Herzens, der Scorpion der Seele.

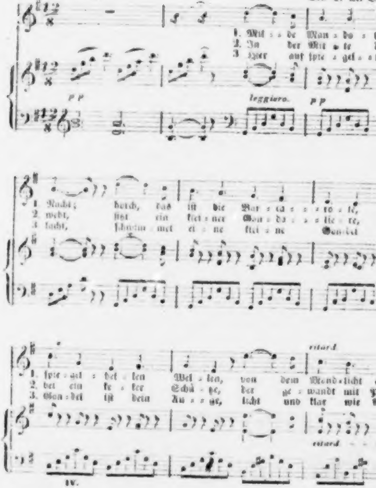
— Was iſt der Haß? —
Die Spinne der Leidenſchaften.

— Was iſt die Geſchichte? —
Das Gedächtniß der Vergangenheit, der Gedanke der Gegenwart, das Urtheil der Zukunft.

[redacted]

239. Venetianiſ

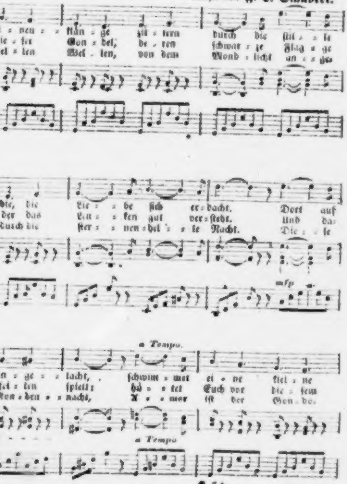
Von E. M. O


Allegro tranquillo.
1. Mit = = de Man = do =
2. In der Mit = te
3. zier auf spie = gel =
pp
leggiero.
pp
1. Nacht; horch, das ist die Bar = ca = = = ro = le,
2. weht, sitzt ein klei = ner Gon = do = = = lie = re,
3. lacht, schimmert ei = ne klei = ne Gondel
1. spie = gel = hel = len Wel = len, von dem Mond = licht
2. bei ein ke = ker Schä = ze, der ge = wandt mit
3. Gon = del ist dein Au = = ge, licht und klar wie
ritard.
ritard.

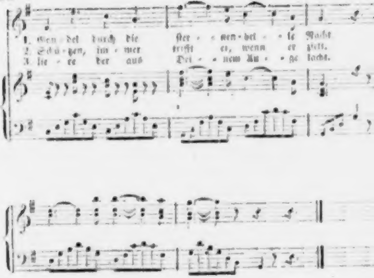
che Barcarole.

ettinger.

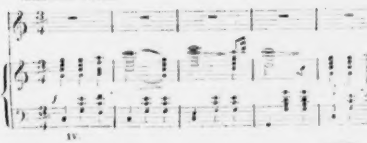
Muſik von F. L. Schubert.

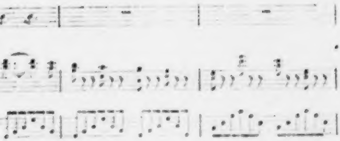


neu = = klän = ge zit = tern durch die ſtil = = le
ie = ſer Gon = del, de = ren ſchwar = ze Flag = ge
el = len Wel = len, von dem Mond = licht an = = ge
bie, die Lie = = be ſich er = dacht. Dort auf
der das Lau = = ken gut ver = ſteht. Und da=
durch die Ster = = nen = hel = le Nacht. Die = = ſe
mfp
a Tempo.
n = ge = = lacht, ſchwim = met ei = ne klei = ne
fel = len ſpielt; hü = tet Euch vor die = ſem
Ron = den = = nacht, A = = mor iſt der Gon = del.
a Tempo


1. Wan - del durch die ster - - nen-hel - - le Nacht.
2. Schü - tzen, im - mer trifft er, wenn er zielt.
3. lie - - ge der aus Dei - - nem Au - - ge lacht.

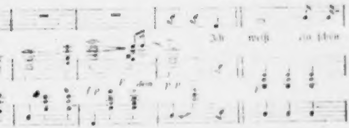
240. Vo


Andantino mosso.
IV



kslied.

Muſik von F. Maſini.


Ich
weiß
f p
p
dim
p p

Zapfenſtreich.

Altona. Dr. C. F. C. Ludwig hat, bei Carl Theodor Schlüter, eine kurze Lebensbeſchreibung des jüngſt verſtorbenen Conrad Daniel Grafen von Blücher-Altona erſcheinen laſſen.

Berlin. Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ enthält eine Mittheilung über die Erfolge der königlichen Cabinetsordre vom 4. October 1842 über die Cenſurfreiheit der Werke über zwanzig Bogen und deren Benutzung. Seit dem 1. October 1843 bis zum 1. Juli d. J. ſind in Preußen, wenn man auf das erſte Quartal dieſes Jahres, über welches aus der Provinz Brandenburg die Nachrichten noch fehlen, dort 30 Werke rechnet, 567 cenſurfreie Schriften erſchienen, was bei Berückſichtigung, daß Werke über zwanzig Bogen doch ſchon ſeltener erſcheinen, für einen ſiebenvierteljährlichen Zeitraum ſehr bedeutend iſt. Die meiſten Schriften dieſer Art, 296, erſchienen in der Provinz Brandenburg, 88 in der Provinz Sachſen, 81 in der Rheinprovinz, 50 in Schleſien, 29 in Weſtphalen, 11 in Poſen, 8 in Pommern, und 4 in Preußen, in den letzteren Provinzen offenbar nur deshalb ſo wenige, weil dort überhaupt die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und der Unternehmungsgeiſt der Buchhändler geringer ſind. Von allen dieſen cenſurfreien Schriften ſind nur vier in Beſchlag genommen und dieſe Beſchlagnahme iſt ſtets durch das Obercenſurgericht gerechtfertigt worden.

∴ Nachdem Herr von Schelling die Gerüchte, welche ihm Paulus und Kapp vorgeſetzt, unberührt ſtehen, aber von den Gerichten verzehren ließ, wird ihm jetzt ein Salat gereicht, über deſſen Geſchmack die Gelehrten noch nicht einig ſind. Ein ehemaliger Gegner unſeres Philoſophen, Dr. Salat, hat in Heidelberg ein zweibändiges Buch unter dem Titel „Schelling in München, eine literariſche und akademiſche Merkwürdigkeit“ veröffentlicht. (Figaro.)

∴ Es erneuert ſich das Gerücht, daß an die Stelle des Herrn von Küſtner ein Graf Schaffgotſch zum General-Intendanten der königlichen Schauſpiele ernannt werden ſoll.

∴ Dem Vernehmen nach will man einen Schriftſteller aus Griechenland verſchreiben, der über die griechiſchen Trauerſpiele, die hier zur Darſtellung kommen, in der ci-devant Staatszeitung Recenſionen in griechiſcher Sprache ſchreiben ſoll. Ein Leipziger Magiſter, der ſich zu dieſer Stelle gemeldet haben ſoll, ſei, wie man hört, abgewieſen worden, weil er für ſein Griechiſch unbeſchränkte Preßfreiheit begehrt habe. Auch wird in aller Stille ein Cenſor geſucht, welcher Griechiſch verſteht.

∴ Roſſini ſcheint doch recht zu haben, wenn er die Oper Meyerbeers „der Prophet“ für eine Fabel hält. Die Oper iſt nicht von Meyerbeer, ſondern von dem Marſeiller Journaliſten Méry, der ſie componirt hat, blos um Meyerbeer einen Streich zu ſpielen. Méry war es, der das Gerücht verbreitet, Meyerbeer habe einen fünfaktigen Propheten componirt, der in der großen Oper zu Paris gegeben werden ſoll. Meyerbeer konnte ſich nun nicht mehr ſehen laſſen, ohne daß ihn die Operndirektoren, die Muſikverleger, die Conzertarrangeurs, die Dilettanten um die Partitur des „Propheten“ beſtürmten. Im Anfange ſagte er die Wahrheit und betheuerte, daß er keinen „Propheten“ componirt habe, als aber Méry beharrlich die Nachricht in den verſchiedenſten Journalen wiederholte, bald das Sujet der Oper erzählte, bald die Compoſition einzelner Nummern lobte, bald die Beſetzung angab, da half alles Leugnen nicht mehr und es kam zuletzt ſo weit, daß Meyerbeer ſelbſt glaubte, er habe einen „Propheten“ componirt und wolle ihn blos nicht aufführen laſſen. Das iſt die Mythe von dem fabelhaften falſchen Propheten, der Anfang Winters immer in allen Journalen ſpukt und zu einem zweiten „ewigen Juden“ werden wird. (Signale.)

Bremen. Theodor Dörings Gaſtſpiel auf unſerer Bühne iſt ein lichtes Intermezzo im hieſigen Theaterleben geweſen. Der geehrte Gaſt hat als Schewa im „Juden“, als Froſch im „Verſchwiegenen wider Willen“, als Mephiſto im „Fauſt“, als Lorenz Kindlein im „armen Poeten“ und als „Tartüffe“ koloſſalen Beifall eingeerntet.

Brüſſel. Auch hier wurde, unter Herrn Gendebiens Vorſitz, der fünfzehnte Jahrestag der polniſchen Revolution gefeiert.

∴ König Leopold hat einen fünfjährigen Preis von 5000 Francs für das beſte Werk über belgiſche Geſchichte, jedoch nur für belgiſche Autoren ausgeſetzt, ein Beweis, wie ſehr dem Könige die Literatur ſeines neuen Vaterlandes am Herzen liegt.

Conſtantinopel. Auch Sultan Abdul-Medſchid beſchäftigt ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Muſik. Unlängſt hat er zur Geburtsfeier ſeiner jüngſten Tochter eine Polka componirt, die er, zu Ehren der kleinen Hoheit, „Dſchalma" getauft hat. In Pera hört man dieſe „Dſchalma" jetzt auf allen Drehorgeln.

Danzig. Der Buchhändler Gerhard, welcher den Verfaſſer eines Artikels im „Danziger Dampfboot" nicht nennen will, iſt dieſes Artikels wegen, der ein Pasquill ſein ſoll, zu vierzehntägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Dresden. Die „Abendzeitung" theilt folgendes Verzeichniß von Componiſten und Componiſtinnen aus den ſouverainen fürſtlichen Häuſern mit: Die deutſchen Kaiſer Leopold I., Joſeph I., Karl IV.; der Erzherzog Rudolph, Cardinal und Erzbiſchof von Olmütz; die Könige von Preußen Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III.; Prinzeſſin Amalie von Preußen (Schweſter Friedrichs des Großen), Prinz Louis Ferdinand von Preußen, die Prinzeſſin von Preußen (geborene Prinzeſſin von Sachſen-Weimar); der Kaiſer von Braſilien: Dom Pedro I.; der Kronprinz von Hannover; Prinz Albert, Gemahl der Königin von England; Guſtav, Prinz von Schweden, Sohn des jetzt regierenden Königs Oskar I.; Ernſt, Herzog zu Sachſen-Coburg-Gotha; Herzog Max in Baiern; der jetzt regierende Fürſt von Hohenzollern-Hechingen; die Herzogin von Kent und die Fürſtin Mathilde von Schwarzburg-Sondershauſen. Auf abſolute Vollſtändigkeit macht dieſe Liſte keinen Anſpruch; wir zählten nur die Namen Derer auf, von denen wir ſelbſt Compoſitionen zu ſehen oder zu hören Gelegenheit hatten.

∴ Die hieſigen Schullehrer haben dem Landtags-Abgeordneten Schaffrath eine Dankadreſſe übergeben, an deren Schluß es heißt: »Wenn kein Ordenszeichen Ihre Bruſt zieren wird, ſo werden Sie doch mit dem ſchöneren Orden der Volksverehrung geſchmückt werden: unſere Hochachtung ſoll Ihr Großkreuz ſein, das wir Ihnen hiermit überſenden, und unſer Dank möge einſt zu Perlen an Ihrem Sterbekleide werden.«

Edinburg. Eine der letzten Nummern des hier herauskommenden „Anzeigeblatts" hat das bisher noch nicht dageweſene Volumen von 72 Seiten oder 18 Bogen erreicht, worin u. A. nicht weniger als ſechsundſechzig neue Eiſenbahnen angekündigt werden. (Die Welt iſt ſo reich an Dampf, daß ſie alle werden beſtehen können.)

Hamburg. Ein neuer Band (der zweite) von Anderſens „neuen Märchen", aus dem Däniſchen von H. Zeiſe überſetzt, iſt hier (bei Robert Kittler) erſchienen. Dieſelbe Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, welche die Märchen des erſten Bandes zu einem ſo angenehmen Geſchenk für die Jugend machten, findet man auch in der neuen Sammlung wieder und wir brauchen nur auf den „Tannenbaum", „die Springburſchen", „die Hirtin und der Schornſteinfeger", „Fliedermütterchen" u. ſ. w. hinzuweiſen, um Beweiſe für die Paßlichkeit des Buches für die Jugend zu finden, der hier Lehre und Moral in dem angenehmſten Gewande dargeboten wird. Daß Speckters geiſtreiche Illuſtrationen, deren man hier ſechs findet, einem jedem Buche zur Empfehlung dienen, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Hannover. In jüngſter Zeit ſind hier wiederum viele Bücherverbote vorgekommen; unter dieſen befindet ſich auch Oettingers „Narrenalmanach für 1846", der hier bei 50 Thaler Strafe für jedes Exemplar verboten iſt.

∴ Im Steckbriefe eines in Criminaluntersuchung verwickelten hannöver'ſchen Flüchtlings heißt es: »Beſondere Kennzeichen: trägt eine Brille und gleicht in Statur und Geſichtsbildung dem Kaiſer Napoleon.« Iſt ſolch ein Vergleich nicht bodenlos abgeſchmackt? Was würde Hannover dazu ſagen, wenn ein franzöſiſcher Polizeibeamter im Signalement eines Spitzbuben einen Vergleich mit Ernſt Auguſt anſtellen würde?

Karlsruhe. Der Vice-Kanzler Bekk aus Mannheim, der auf dem letzten Landtage den Präſidentenſtuhl in der zweiten Kammer inne gehabt, iſt auch diesmal mit der Würde eines Präſidenten dieſer Kammer bekleidet worden, was allgemeine Freude erregt, da er eine der ſelbſtſtändigſten und ehrenwertheſten Perſönlichkeiten auf dem Boden unſeres parlamentariſchen Lebens iſt und eine durchaus unabhängige Geſinnung hat.

Königsberg. Dem aus unſerer Mitte ſcheidenden Polizei-Präſidenten Dr. Abegg iſt von einer Deputation der hieſigen Einwohnerſchaft eine mit Hunderten von Unterſchriften bedeckte, in Sammet und Gold gebundene Dank-Adreſſe und ein ſilberner Pokal mit den Sinnbildern der Freiheit und Gerechtigkeit überreicht worden.

∴ Der neue Polizei-Direktor hat den Befehl erlaſſen, daß die Leihbibliotheken jedes neue Buch, das ſie anſchaffen, der Polizei zum Stempeln vorlegen müſſen. (Iſt das auch ein Fortſchritt?)

Leipzig. Das Lindfieber, das acht Tage bei uns graſſirt hat, iſt Gottlob vorüber. Wir, für unſern Theil, haben die „Semiramis des Geſanges" nicht gehört und athmen — Dank dem Himmel! — eben ſo frei, als früher. Treu unſerm Wahlſpruch „nil admirari" überlaſſen wir die hirnloſe Künſtler-Vergötterung jenen ſchwachköpfigen Enthuſiaſten, die ſich für nichts Beſſeres begeiſtern können.

∴ Unſer Theater macht jetzt gute Geſchäfte; doch ſind ſie nicht den guten Aufführungen, ſondern wohl mehr dem ſchlechten Wetter zuzuſchreiben.

∴ In Nummer 144 der „Theaterchronik" hat Herr Franz Wallner eine Myſtifikation veröffentlicht, die er ſich mit der Redaktion des „Berliner Figaro" erlaubt hat. Wir machen kein Hehl daraus, daß wir zu den Freunden des Herrn Wallner gehören, müſſen aber auch eben ſo frei bekennen, daß die Intrigue, die er angezettelt, um einen ſeiner literariſchen Gegner zu verdächtigen, uns höchſt unangenehm berührt hat, weil wir ſeinem Geiſte, wie ſeinem Herzen etwas Beſſeres zugetraut hätten. Die Art und Weiſe, wie er ſich an ſeinem Feinde zu rächen verſucht, iſt, aufrichtig geſagt, eben ſo plump als abgeſchmackt, und die Waffen, die er gebraucht, ſind ſo unritterlich, daß ſie ihm ſelbſt in den Augen ſeiner Freunde den Nimbus rauben und die gute Meinung, die ſie von ſeinem Charakter gehegt, ganz verteufelt ſtark herabſtimmen. So rächt ſich allenfalls ein Komödiant, aber kein Künſtler. Sapienti sat!

∴ Bei Beſprechung des Schiller'ſchen „Fiesco" — in welchem Stück unſer allgemein beliebter Oberregiſſeur Marr den Mohren Haſſan geſpielt — ſagt Herr Laube: »Eine Canaille kann freilich nicht anmuthig zubereitet werden; aber meinem Geſchmacke nach gehört, nächſt Mephiſto, dieſer Haſſan zu Herrn Marrs beſten Rollen.« (Ei, ei!)

∴ Die „Wiener Zeitſchrift" ſagt: »Die Leipziger „illuſtrirte Zeitung" hat neulich auch die Kartoffelkrankheit illuſtrirt; das heißt der Fantaſie ihrer Leſer unſäglich wenig oder unſäglich viel zumuthen. Die „illuſtrirte Zeitung" iſt manchmal wirklich erſtaunlich naiv.« (Abgeſchmackt, ſcheint uns richtiger.)

∴ Wir legen unſerer heutigen Nummer, als Weihnachtsgeſchenk für die freundlichen Leſer unſeres Blattes, ein von Herrn F. Schubert componirtes Lied, „Venetianiſche Barcarole", bei. Zugleich gelte es als Probe und Empfehlung für die bei Philipp Reclam jun. erſcheinende Liederſammlung „das ſingende Deutſchland", von der unlängſt der dritte Band erſchienen iſt. Jeder Band koſtet einen Thaler.

∴ In demſelben Verlage iſt ſoeben „Thomas Morus und ſein berühmtes Werk Utopia", mit bio- und bibliographiſcher Einleitung von E. M. Oettinger, erſchienen.

London. Der „Spectator" rügt es, daß Irland, trotz der allgemeinen Noth, Zeit und Geld zu der Fortſetzung der politiſchen Agitation übrig habe. Die Orangiſten hätten ſich wieder reorganiſirt und der neulich eingeſammelte „O'Connell-Tribut" werde höher geſchätzt, als in dem vorigen Jahre, wo er 20,000 Pfd. St. betrug. (Auch andere Blätter, namentlich die Pariſer Zeitung „la Presse", tadeln es als empörend, daß O'Connell, ein begüterter Mann, in einem Augenblick der Noth, wie der gegenwärtige für Irland, ſich nicht entblöde, von einer armen Bevölkerung Geld anzunehmen.)

∴ Ein hieſiges Journal ertheilt allen jungen Leuten, welche das Beiſpiel des Capitain Ibbetſon und der Lady Adele Villiers befolgen wollen, den Rath, recht bald nach Gretna Green zu eilen, da, nach einer neulich erlaſſenen Bill, vom 1. Januar 1846 angefangen alle dort geſchloſſenen Heirathen geſetzlich ungiltig ſind.

∴ Unlängſt feierte der Viscount Laſcelles zu Harwood-Houſe den Tag ſeiner Großjährigkeit mit einem Rieſen-Feſtmahl, bei dem unter Anderm 2 Kälber, 6 Schweine, 14 Ochſen, 40 Schafe, 300 Stück Federvieh, 40 Truthühner, 300 Haſelhühner, 400 Rebhühner, 600 Haſen, 48 Faſanen, 40 Schnepfen, 200 Kaninchen, 96 Schinken, 200 geräucherte Zungen und zur Anfeuchtung 33 Fäſſer Porterbier, 40 Oxhoft Wein, 2 Oxhoft Punſch und 1½ Oxhoft Negus verzehrt worden ſind. (Man kann daraus auf die Anzahl der Katzenjammer ſchließen!)

∴ Auch die orientaliſche Literatur muß ihre Schätze darbringen, um unſere Annuals und Taſchenbücher auszuſtatten. Soeben iſt, von der bekannten Schriftſtellerin und Reiſenden Miß Coſtello herausgegeben, ein Taſchenbuch erſchienen, das eine Auswahl aus den Schriften der claſſiſchen perſiſchen Schriftſteller Ferduſi, Nizami, Sadi, Attar, Hafiz, Dſchami u. ſ. w. in metriſchen Ueberſetzungen enthält. Auch das Aeußere des Buches iſt ganz in morgenländiſcher Weiſe ausgeſtattet.

∴ Die zweite Sammlung von Kunſtſchätzen, welche der excentriſche Beckford nach der Verſteigerung der erſten, in Fonthill, zuſammengebracht, und in dem zweiten von ihm erbauten Thurme, dem Lansdowne-Thurme bei Bath, aufgeſtellt hatte, ſoll nun ebenfalls verſteigert werden.

∴ Von Fenimore Cooper iſt ein neuer dreibändiger Roman, „der Kettenträger“, erſchienen.

∴ Mehrere hieſige Literaten, Dickens, Foſter, Douglas, Jerrold und die Zeichner Leech und Lemon, welche die Karikaturen zum „Punch“ liefern, haben neulich zum Beſten armer Künſtler Ben Johnſons Luſtſpiel „Every man in his humour“ aufgeführt. Prinz Albert und die Creme der Londoner Ariſtokratie beehrten die Vorſtellung mit ihrer Gegenwart. Die Einnahme betrug gegen 300 Pfd. St.

∴ Ein Engländer hat die äußerſt wichtige Entdeckung gemacht, daß ſich durch eine richtige Miſchung von altem Flanell und friſchem Salz Auſtern, und aus Wagenſchmiere und abgelegten Glacéhandſchuhen ruſſiſcher Caviar fabriciren läßt. Piff! Paff! Puff!

Madrid. Auch Madame Perſiani und Ronconi wollen nach Beendigung der Pariſer Saiſon hieherkommen, um ſich hier einige ſpaniſche Luftſchlöſſer zuſammen zu gurgeln.

∴ Der Miniſter-Schriftſteller Martinez de la Roſa iſt zum Grand von Spanien erhoben worden.

München. In der Thronrede, womit König Ludwig am 6. December den Landtag eröffnet hatte, kam unter Anderm folgende Stelle vor: »Gott hat Mein Haus geſegnet, hat Mich *dreifachen Großvater* werden laſſen.«

∴ In unſerer zweiten Kammer ſitzen 3 Profeſſoren, 2 Regierungs-Direktoren, 2 Appellations-Gerichtsräthe, 1 Regierungsrath, 1 Regierungs-Aſſeſſor, 4 Advokaten, 5 Bürgermeiſter, 15 Kaufleute, 2 Apotheker, 1 Holzhändler, 1 Lederhändler, 1 Nadelfabrikant, 1 Leihhausbeſitzer, 20 Oekonomen und eben ſo viele Bierbrauer. — Mit großem Mißvergnügen hat man bemerkt, daß nur *proteſtantiſchen* Beamteten die königliche Genehmigung zur Landtagswahl verweigert worden iſt.

∴ Freiherr von Rotenhan iſt zum erſten und Dekan Friedrich zum zweiten Präſidenten der Kammer der Abgeordneten ernannt worden.

New-York. Dr. Brandreths Pillenfabrik ſetzt jährlich durch 13 Commis voyageurs und 16,000 Lokalagenten in den verſchiedenen Ländern Amerikas über 40 Millionen Pillenſchachteln ab und braucht jährlich 10,000 Pfd. St. zu Anzeigen ſeiner Pillen. Der Hauptbeſtandtheil derſelben iſt Aloe.

Nürnberg. Die Redakteure aller hier erſcheinenden politiſchen Zeitungen ſind vorgeladen worden, ihre Münchener Correſpondenten, die ihnen über die Kammerverhandlungen Bericht erſtatten, namhaft zu machen, eine Maßregel, die bis jetzt noch nicht vorgekommen und gar nicht conſtitutionell iſt.

Paris. Der marokkaniſche Geſandte Aſchaſch Ben Aſchaſch bringt dem Könige der Franzoſen eine kleine Menagerie, die aus einem Panther, zwei Löwen, drei Gazellen, fünf Strauſſen und ſechs Pferden beſteht. Louis Philipp will Gleiches mit Gleichem vergelten und dem Kaiſer von Marokko ein Dutzend Journaliſten ſchenken.

∴ Der Stadtrath von Paris hat der Stadt Chateauroux zu einem Denkmal für den General Bertrand, den treuen Gefährten Napoleons, einen Beitrag von 2000 Francs überſendet.

∴ Profeſſor Franks Vorleſungen am College de France ſind vom Miniſter Salvandy unterdrückt worden, weil Herr Frank ein — Jude iſt. Was nach dieſem Verfahren Herr Salvandy iſt, brauchen wir nicht erſt zu ſagen, da es Jeder leicht errathen kann.

∴ Der Engländer Read will hier Shakeſpeare's Dramen in der Urſprache vorleſen.

∴ Die „Reforme“ behauptet, daß der bekannte Feuilletoniſt Jules Janin, zum Marquis und Kammerherrn des Herzogs von Lucca erhoben, der Verbindung des Prinzen von Lucca mit der Schweſter des Herzogs von Bordeaux im officiellen Coſtüme beigewohnt habe. (Iſt dies Scherz oder Ernſt?)

∴ Graf Anton Oſtrowsky, eins der ausgezeichnetſten Mitglieder der polniſchen Revolution, iſt, 63 Jahre alt, in Touraine geſtorben.

∴ Der franzöſiſche Conſul Botta, welcher die Trümmer von Ninive entdeckte, hat das Offizierkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

∴ Ein hieſiges Blatt bringt die Nachricht, daß die berühmte Schriftſtellerin Georges Sand, nachdem ſie ſechszehn Jahre lang von ihrem Gatten, dem Baron Dudevant, einem ehemaligen Offiziere, getrennt geweſen ſei, ſich mit ihm wieder ausgeſöhnt habe. (On revient toujours à ses premières amours.)

∴ Der hier erſcheinende „Deutſche Steuermann“ macht eine ſehr charakteriſtiſche Schilderung von der Art, wie der deutſche Hilfsverein vielſeitig in Anſpruch genommen werde. Der Ruf der Anſtalt hat ins Unendliche zugenommen, und ihre Schuld iſt es wahrlich nicht, wenn Deutſchland nicht um einige 50 Millionen Einwohner mehr zählt, als es wirklich hat, denn was auch nur entfernt Deutſch radbrechen kann, ſtellt ſich ihr als Deutſcher dar. »Uram!« ſagt der Eine, »ſein ich deitſchi Mann, Némecz; ſein ich geboren an türkiſche Granizo, bei Neu-Orſchowa; maini Kenig ſein deitſchi Monarches Koſer Ferdinandus, alſo ſein ich deitſchi Mon; latem teremtete, gib Geld her!« — »Signore!« ſpricht ein Anderer, »Ia ſein Tedesco, Tiroleſe; der Tiroleſe iſt Tirolo, vero Taitſch, ich bin von die confini, haber Daitſch; gib mar viele Geldi.« — »Hospo pomilka!« ſeufzt ein Ruſſe; »ich teutſcher Abſtammung. Meiner Kroſſe Vater Teutſcher keweſen ſein waren ſind. Oho, liba mir Keld!« — Der Elſaſſer ſogar und Lothringer, ſo ſtolz darauf, Franzoſe zu ſein, vergeſſen gern, der Lockſpeiſe wegen, des Vorzugs, ziehen freundlichſüß lächelnd die heimathlich-claſſiſche baumwollene Zipfelmütze und ſprechen demüthig: »Mini Herra, min Komerad und i ſin guti Dütſchi, bi Gott! aus dem Badiſche oder nebet dran, und wollen Uech gebete haan, ſe uch appes us üre Sporbürli mitzethile, wir bruche's.« Und lächelnd giebt man dem Ungar und dem Ruſſen, dem Wälſchen, dem Belgier und dem Dänen; ſind ſie doch alle leidende Menſchen. (Spen. Zeit.)

∴ In unſerm Seine-Babel hat ſich neuerdings ein Aktien-Verein gebildet, der einen Rieſen-Wintergarten herſtellen will. Dieſer „jardin-monstre", der in Kurzem eröffnet werden ſoll, wird mit zwei Millionen Pflanzen aller Gattungen ausgeſtattet. Der Aufwand von Geldſummen, die zum Ankauf ſeltener Pflanzen beſtimmt ſind, ſtreift ans Unglaubliche. So koſten vier Camelien nicht weniger als 10,000 und jedes Stück der Roccarias (immergrüne Sträucher) 800 Francs. Bei dieſer Verſchwendung läßt ſich der Geſellſchaft das Prognoſtikon ſtellen, daß ſie, trotz der immergrünen Sträucher, ſchwerlich auf einen grünen Zweig kommen wird.

∴ Das neue Rieſenblatt „l'Epoque" fordert zu einer neuen Einzahlung von 30 Frs. für jede Aktie auf. Das Aktienblatt, das am 1. October d. J. gegründet worden war und in den erſten ſechs Wochen ſeines Beſtehens die verwegenſten Anſtrengungen gemacht, hat bereits 250,000 Francs eingebüßt. Eine Viertelmillion in anderthalb Monaten!

∴ Der A. Dumas'ſche Roman „Graf Montechriſto", welcher, zwölf Bände ſtark, im Feuilleton des „Journals des Débats" nächſtens ſein Ende erreichen wird, iſt von dem nämlichen Verfaſſer gleichzeitig für die Bühne bearbeitet worden, und ſoll nächſtens auf dem Ambigu comique zur Darſtellung kommen. Das in zehn Akte zerfallende Stück wird nach altdeutſcher und ſpaniſcher Art eingetheilt und an zwei nach einander folgenden Abenden ſo geſpielt werden, daß jede Vorſtellung fünf Akte umfaſſen ſoll.

∴ Während in Deutſchland ſelbſt Muſäus' Volksmärchen viel von ihrer frühern Beliebtheit eingebüßt haben, widmet ihnen ein franzöſiſcher Kritiker, E. de Molènes, im „Journal de Débats" eine ſehr wohlwollende Anerkennung. Er rühmt ihre ſchöne Einfachheit und ſtellt — wohl nicht mit Unrecht — Muſäus weit über Tieck.

∴ Ein Herr Charles Magnin hat unter dem Titel „Théâtre de Hroswitha" ſeinen Landsleuten eine neue Ueberſetzung der Theaterſtücke der frommen Nonne von Gandersheim gegeben.

∴ Von der ſpaniſchen Ueberſetzung des „ewigen Juden", die Herr P. Martinez Lopez veranſtaltet, iſt jetzt der vierte Band herausgekommen.

∴ Vom neuen Jahre angefangen will hier eine neue deutſche Zeitung, die Laterne", ihr Licht leuchten laſſen.

∴ Man ſpricht von der Eröffnung eines neuen lyriſchen Theaters, das blos einaktige Opern aufführen ſoll. Es wird „Théâtre des Lauréats" heißen und ſeine Pforten vorzugsweiſe jenen Opern öffnen, die von den jungen Komponiſten herrühren, welche Zöglinge des Conſervatoriums ſind.

∴ Herr von Balzac hat ein neues Luſtſpiel, „le Prince", vollendet. Der Verfaſſer macht darin ſein Jahrhundert, die franzöſiſchen Muſterreiter, den belgiſchen Nachdruck und ſich ſelber lächerlich. (Letzteres verſtehen auch unſere dramatiſchen Dichter!)

∴ Zwiſchen Alexandre Dumas und dem Théâtre français iſt wieder Friede geſchloſſen. Als erſte Bedingung dieſes Friedens iſt das Einſtudiren ſeines neuen Dramas „une conspiration sous le Régent" feſtgeſetzt.

∴ In der Opéra comique hat die „Charbonnière" (Text von Scribe, Muſik von Montfort) eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

∴ In Romorantin hat ein intereſſanter Diebſtahl bei dem Vater des Unterpräfekten, Herrn Vallois, ſtattgefunden. Die Diebe brachen, während derſelbe nach ſeinem Landgut gereiſt war, bei ihm ein, fanden aber kein Geld, weil der Abgereiſte aus Vorſicht alles Geld mit ſich genommen. Bei dem Durchſuchen des Schreibſekretärs fanden ſie jedoch in einem Schubkaſten einen Zettel mit den Worten: »Im Fall meines Todes benachrichtige ich meine Kinder, daß ich in dem Keller unter den Weinflaſchen 6000 Frs. vergraben habe.« Es läßt ſich denken, daß die Spitzbuben keinen Augenblick anſtanden, ſich für die

Erben zu erklären. Als der Hauswirth heimkehrte, fand er, daß ſein Schatz verſchwunden war.

Peſth. Im Verlage der Hartleben'ſchen Buchhandlung iſt unter dem Titel „Rautenblätter" ein neuer Novellen-Cyclus des beliebten Erzählers Hermann Meynert erſchienen. Die zweibändige Sammlung — der Königin von Sachſen gewidmet — enthält eine bunte Reihe von Erzählungen, unter welchen ſich vor allen der „Seelenkauf", „Grimmenſtein" und „Napoleons Stiefel" durch hiſtoriſches Intereſſe und durch die pikante Behandlung des Stoffes auszeichnen.

Petersburg. Dem. Pleſſy, die erſt unlängſt aus Paris entſchlüpfte oder, richtig geſagt, durchgegangene Schauſpielerin vom Théâtre français, ſoll ernſtlich geſonnen ſein, wieder in ihren heimathlichen Stall zurückzukehren. Rußland gefällt wohl darum der jungen Danae nicht, weil ſie hier keinen Jupiter findet, der ſich als Goldregen zu ihr herniederläßt.

Prag. Die Prager „politiſche Zeitung", die ſeit zwanzig Jahren von G. Haaſe's Söhnen gepachtet war, wird vom Neujahr angefangen im Verlage des Buchhändlers C. W. Medau erſcheinen, der dafür jährlich 10,000 Gulden C. M. Pacht bezahlen wird.

Rio-Janeiro. In der neuen Diamantgrube der Serra Sincera, einem Nebenaſte des Montequeira-Gebirgs, werden die Diamanten „hutvoll" gefunden, ſo daß ihr Werth dadurch bedeutend gefallen iſt. Gegen 12,000 Menſchen ſammeln dort ohne Obdach Diamanten. Hier, in Rio, ſucht Jedermann die alten Vorräthe à tout prix loszuſchlagen. (Wir bitten um einen Hut voll, um ihn als Neujahrsgeſchenk unter unſere freundlichen Leſerinnen vertheilen zu können.)

Rom. Der heilige Vater will von Eiſenbahnen, die nach ſeiner Meinung eine Erfindung des Teufels ſind, durchaus nichts hören. Neapel, hat er erklärt, könne Eiſenbahnen bauen, ſo viel es Luſt habe, im Kirchenſtaate aber würde, ſo lange er lebe, keine angelegt. (Zum Glück ſind die heiligen Väter auch nur Sterbliche!)

∴ Fanny Elßler, die auch hier furore gemacht, hat die Einnahme ihrer zwei letzten Gaſtrollen dem verarmten Direktor des Teatro Argentine und den Stadtarmen zugewendet.

Schwerin. Herr Hoffmann von Fallersleben wird nicht, wie neulich die „Bremer Zeitung" gemeldet, nach Texas gehen. Er lebt noch immer in Mecklenburg-Schwerin, auf Holdorf bei Brück, dem Gute ſeines Freundes Rudolph Müller, und iſt mit der Herausgabe eines wiſſenſchaftlichen Werkes beſchäftigt, einer hiſtoriſchen Ordnung aller alten und neuen Schriftſteller, welche für die Freiheit geſchrieben haben.

Stettin. In unſerm Theater herrſcht gegenwärtig „ungeheure Heiterkeit", denn der Berliner Komiker Louis Schneider erfreut uns durch Gaſtrollen, die er mit „Doctor Weſpe" und Mauſer im „reiſenden Studenten" eröffnet hat.

Stockholm. Die Herausgabe der „Guſtaviſchen Papiere" iſt jetzt vom Profeſſor Geijer durch die Erſcheinung der letzten Abtheilung des dritten Bandes vollendet.

Turin. Die beiden erſten Buchhändler Turins, Pomba und Fontana, unterhalten einige zwanzig Stück Bücher-Couriere, welche die ganze Halbinſel bereiſen, um ihren Bücherkram dem leſegierigen Publikum anzupreiſen. Dieſe Bücher-Vorreiter werden hier zu Lande viaggiatori stampati (gedruckte Reiſende) genannt.

∴ Von Ceſare Cantu's „Weltgeſchichte" iſt jetzt die ſiebente Auflage angekündigt.

Warſchau. Bühnen, auf denen ausſchließlich in polniſcher Sprache geſpielt wird, giebt es gegenwärtig ſieben. Das größte polniſche Theater, mit Schauſpiel, Oper und Ballet, beſteht in Warſchau, außerdem giebt es noch polniſche Theater in Kamaniec, Lemberg, Lublin, Wilna und Zytomir.

Wien. Am Grabe Franz Schuberts in Währing bei Wien fand am 19. d. M., an ſeinem Todestage, eine muſikaliſche Feier ſtatt. Auf demſelben Kirchhofe ruht auch die Hülle des „goldenen Muſikanten", wie das Landvolk um Bonn das Standbild Beethovens nennt. Berlioz hat hier gegenwärtig eine ſolche Popularität erlangt, daß man ihm zu Ehren (?) ſogar ein neues Gericht in der Reſtauration „Haché à la Berlioz" getauft hat.

∴ Alexander Dreiſchock, einer der ausgezeichnetſten Pianiſten, von dem Cramer geſagt: »Sie haben keine linke Hand, ſondern zwei rechte,« hat in einem von ihm veranſtalteten Conzert raſenden Beifall eingeerntet. — Außer Dreiſchocks Conzerten ſollen hier noch mehr als drei Schock Conzerte angeſagt ſein; doch geben Viele für ein Conzert von Dreiſchock drei Schock Conzerte von Andern.

Geſchwind, was giebt's Neues?

— Dr. Theiner giebt folgendes Regiſter von den jeſuitiſchen Moraliſten: (von 1590 bis 1760) 51 Jeſuiten lehren, der Zweck heilige die Mittel; 72 vertheidigen den Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majeſtät; 38 die Irreligion; 37 den Todtſchlag; 35 den Raub und die Vorenthaltung eines anvertrauten Gutes; 30 den Meineid und alle Fälſchungen; 18 die Unkeuſchheit und 15 die Simonie. Da überdies kein von Jeſuiten geſchriebenes Buch ohne Genehmigung ihres Orden-Generals gedruckt werden darf, ſo erſcheinen dieſe Speciallehren als Gemeinſünden des ganzen Ordens.

— Der franzöſiſche Gelehrte Basville behauptet in ſeinen „Mémoires pour servir à l'histoire de Languedoc“, Kaiſer Juſtinian habe bereits im Jahre 537 das Stempelpapier eingeführt; dieſe Angabe beruht auf einem Irrthum. Das Stempelpapier iſt eine holländiſche Erfindung. Die Generalſtaaten verſprachen Demjenigen eine Belohnung, der eine neue Steuer, die den Einwohnern unſchädlich und dem Staate ergiebig wäre, vorſchlagen würde. Da fiel ein Mynheer auf „de impost van bezegelte brieven“, ein Vorſchlag, der von den Ständen (1624) angenommen wurde. Bald darauf führten auch andere Staaten dieſe Steuer ein.

— Der Sultan von Meningkabo (in Oſtindien) führt neben vielen andern Titeln auch den wohlfeilen eines „Herrn der Luft und Wolken“.

— Auf Borneo muß ſich jede Prinzeſſin, ſobald ſie Braut geworden iſt, auf ein Jahr in die Einſamkeit, d. h. in ein abgelegenes Zimmer des väterlichen Palaſtes zurückziehen, um ſich auf den Eheſtand vorzubereiten und vom Oberſten der Eunuchen wöchentlich drei Vorleſungen über die Pflichten des Weibes anzuhören. (Dieſe Sitte ſollte auch in Europa eingeführt werden.)

— Für Manche unſerer leichtſinnigen Schuldenmacher wäre China ein gelobtes Land, denn dort wird der Schuldner nicht eingeſperrt, ſondern der Gläubiger erhält — Bambushiebe, weil er dem Leichtſinn durch Credit Vorſchub leiſtet.

— Ein Engländer, der zugleich ein tüchtiger Sprachforſcher iſt, hat berechnet, daß in den verſchiedenen Theilen der bewohnten Erde 3186 Sprachen geſprochen werden und zwar 587 in Europa, 937 in Aſien, 276 in Afrika, 1264 in Amerika und 122 in Auſtralien.

— Kein Land der Erde iſt ſo reich an kurioſen Ortsnamen, als die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten. Dort giebt es nicht weniger als drei „Paradieſe“, ein „gelobtes Land“, ein „Buonaparte“, fünf „Napoleon“, drei „Moreau“, ein „Bernadotte“, ein „Maſſena“, ein „Jena“, zwei „Arcole“, vier „Marengo“, neun „Lodi“, zwölf „Waterloo“, ein „Ça ira“ und dreizehn „Freiheit“.

— Das aus 90 Nummern beſtehende Lotto enthält, genau berechnet, 4005 Amben, 117,480 Ternen, 2,555,190 Quaternen und 43,949,268 Quinternen. Von dieſen 90 Nummern werden aber bei jeder Ziehung blos 5 Nummern gezogen; dieſe 5 Nummern enthalten aber nur 10 Amben, 10 Ternen, 5 Quaternen und 1 Quinterne; daraus ergiebt ſich die Wahrſcheinlichkeit, bei einer Ziehung eine Nummer zu errathen, wie 1 zu 18; eine Ambe zu gewinnen, wie 1 zu 400; eine Terne zu gewinnen, wie 1 zu 11,748; eine Quaterne zu gewinnen, wie 1 zu 511,038; eine Quinterne zu gewinnen, wie 1 zu 43,949,268. (Wer hat da noch Luſt zu ſpielen?)

Treffer und Nieten.

- Die Verlobungsringe, ſagt Saphirs „Humoriſt“, beſtehen gewöhnlich in einer ſchuppigen Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Das iſt das egyptiſche Symbol der Ewigkeit. Bis zur Hochzeit iſt die Liebe ewig und echt egyptiſch: die Braut betet häufig ein Krokodil und der arme Bräutigam eine Schlange an, die ihn beſchuppt. Die Liebe ſteigt, wie der Nil, bis über die Flitterwochen; dann aber fällt ſie.

- Schon Göthe hat geſagt:

  »Die Prieſter vor ſo vielen Jahren,
  Sie waren wie ſie immer waren.«

An Freund und Feind.

Mit der nächſten Nummer beginnt unſer „Charivari“ ſeinen fünften Jahrgang.

Wir haben zwar keine 15,000 Abonnenten, ſehen uns aber auch nicht in die Nothwendigkeit verſetzt, den Pränumerationspreis unſeres Blattes um 2, ſage um zwei Thaler erhöhen zu müſſen, wie die „illuſtrirte Zeitung“.

Fragt man uns, zu welcher Politik wir uns bekennen, ſo antworten wir ehrlich und unumwunden: Zu keiner! — Warum? Aus Politik!

Charivari iſt weder ein „ſchlafender Baron der Intelligenz“, noch ein weltreformirender, thronentwurzelnder Demagog, der mit der Freiheit heimlichen Schacher treibt und aus ihr Gewinn zieht für . . . ſeinen Ehrgeiz.

Wir für unſern Theil wollen nichts erſtreben: wir wollen weder politiſcher Märtyrer noch Ritter des rothen Adler-Ordens, weder Hofrath noch Stadtverordneter werden; wir lieben unſere Unabhängigkeit und kennen keinen höhern Ehrgeiz, als — die Gunſt unſerer Leſer.

Wir gehören alſo keiner Partei an: wir achten und ehren das Gute und verlachen den Schofel, gleichviel ob dieſer Schofel der rechten oder linken Seite angehört, gleichviel ob er ein Mann des Volkes oder ein Mann des Thrones iſt.

Alles, was uns lächerlich erſcheint, wird gegeißelt, gleichviel ob dieſe oder jene ridicule Figur uns Freund oder Feind iſt.

Unverſöhnliche Feindſchaft Allem, was nach Clique oder Claque riecht.

Dies iſt unſer wahres, ungeſchminktes Glaubensbekenntniß. Auch unſere Deviſe bleibt nach wie vor dieſelbe:

„Wer pränumeriren will, pränumerire; wer nicht pränumeriren will, laſſe es bleiben“.

Im Uebrigen wünſchen wir Freunden und Feinden ein frohes Neujahr!

E. M. Oettinger,

keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, keiner
Fakultät Doctor, keiner gelehrten Geſellſchaft
Mitglied u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Hierbei ein Lied als Extra-Beilage.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 170. Leipzig, 1. Januar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Ein Abenteuer in Venedig.

Novellette von E. M. Oettinger.

I.

In keiner Stadt Italiens fühlt ſich der Fremde ſo ſehr zu verliebten Abenteuern angeregt, als in Venedig. Woher das kommt, woran das liegt, das weiß ich nicht; doch wird Jeder, der ein paar Wochen in der alten Dogenſtadt verlebt hat, ſich und mir eingeſtehen müſſen, daß er beim Anblick jeder geſchloſſenen Gondel, die an der ſeinigen vorübergehuſcht, einen Anflug von Neugier und etwas Sehnſucht nach einem Abenteuer in ſich verſpürt haben wird.

Venedig hat gegen tauſend Gondeln. Eine ſieht wie die andere aus: lang, ſchmal und einförmig ſchwarz, wie ein ſchwimmender Sarg. Dieſe gleichförmige Trauerfarbe iſt die Folge eines uralten Geſetzes, das unter der Herrſchaft des Dogen Hieronymus Priuli — zwiſchen 1559 bis 1567 — erlaſſen worden war, um dem mehr und mehr um ſich greifenden Luxus der Nobili,. die ſich, wetteifernd in möglichſt prachtvoller Ausſchmückung ihrer Fahrzeuge, gegenſeitig zu Grunde richteten, das Ziel zu ſetzen, daß alle Gondeln gleichmäßig ſchwarz bekleidet werden mußten; aber eben jene Farbe der Trauer verleiht jeder dieſer Gondeln einen geheimnißvollen Anſtrich, der ſie, namentlich in den Augen des Fremden, äußerſt anziehend macht.

. . . .

Ich war ſchon acht Tage in Venedig und ſehnte mich nach einem Abenteuer, wie ein junger Dichter nach der erſten Aufführung ſeines erſten Dramas. Von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht durchſtreifte ich den wirren Knäuel ſchmaler Seitengaſſen — dort zu Lande Calle genannt — ohne Das zu finden, was ich ſuchte.

Verdrießlich beſtieg ich eines Abends — zwiſchen Zehn und Eilf — am Traghetto di Santa Salute — nicht fern von meiner Wohnung — meine Gondel, um mich, beim blaſſen Scheine des Mondes und einer feurigen Havannah-Cigarre, durch den Canal grande fahren zu laſſen.

Eine Stimme des Herzens, die mich noch niemals getäuſcht hatte, ſchien mir zuzuflüſtern:

— Heute wirſt Du Das finden, was Du ſeit acht Tagen vergebens geſucht haſt.

Mit dem Rücken am ſchwarzen Maroquinkiſſen meiner Gondel angelehnt, ſchaute ich durch die offenen Fenſter in die taghelle Mondnacht hinaus und träumte von ſchwarzen Augen und weißen Auſtern, von würzigen Lippen und duftendem Orangeneis, von ſchwellenden Nacken und ſchäumendem Champagner. Und ſo oft eine Gondel an der meinigen vorüberfuhr, warf ich einen Blick hinein, um Das zu erſpähen, was ich ſuchte.

Ich fuhr eine ganze Stunde und fand nichts. Von Langeweile gequält, gab ich meinem Gondoliere den Befehl, mich nach Haus zu fahren.

— Wieder ein Tag verloren, ſagte ich zu mir und ſuchte in einer meiner Rocktaſchen die Cigarrenbüchſe, um mir am Stumpfe meiner alten Havannah eine neue anzuzünden. Im Suchen ſtößt meine Hand auf ein kleines Buch, in dem ich, bei Luna's galanter Leuchte, einen der vielgeleſenſten Romane der italieniſchen Literatur, Cäſar Cantu's „Margarita Puſterla“, erkenne.

— Pietro, rufe ich meinem Führer zu, ſoeben habe ich in Deiner Gondel einen ganz allerliebſten Fund gemacht.

— Eine Börſe? fragt der Gondoliere.

— Das weniger, aber ein Buch, von dem ich bereits in Mailand ſo viel Schönes gehört, daß ich mir ſchon dort vorgenommen hatte, die Bekanntſchaft dieſes vielgerühmten Romans zu machen. Du erlaubſt doch, daß ich's mit nach Hauſe nehmen darf? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich's Dir wiedergebe ...

— Ich kenne Sie zwar erſt acht Tage, halte Sie aber für ſo grundehrlich, daß ich Ihnen noch weit mehr als das anvertrauen würde.

— Das iſt ſehr artig von Dir; das Beſte aber hätte ich beinahe vergeſſen. Ahnſt Du wohl, wem dieſes Buch gehören mag?

— Nein, lieber Herr.

— Nach dem Dufte zu urtheilen, der dieſem Einbande entſtrömt, gehört das Buch einer weiblichen Boudoir-Bibliothek. Wen haſt Du zuletzt in Deiner Gondel gehabt?

— Eine Dame.

— Kannteſt Du ſie?

— Nein, lieber Herr. Ihr Geſicht war verſchleiert ...

— Fuhr ſie allein?

— Ganz allein.

— Und wohin?

— Nach dem Campo San Stefano, wo ſie ausſtieg.

— Ihr Wuchs?

— Impoſant!

— Charmant. Und glaubſt Du, daß ſie noch jung iſt?

— Nach dem Tone ihrer Stimme zu ſchließen, muß ſie noch ſehr jung, und nach ihrer Ausſprache zu urtheilen, eine Fremde ſein.

— Eine Franzöſin?

— Ich wäre geneigt, ſie weit eher für eine Engländerin zu halten.

— Auch nicht übel! Aber, Herzensjunge, wie erfahren wir die Wohnung dieſer Lady?

— Laſſen Sie das meine Sorge ſein. Morgen mit Tagesanbruch laufe ich nach dem Stephansplatz und frage dort in jedem Hauſe: wohnt hier nicht eine greße ſchlanke Engländerin, die geſtern Abend, zwiſchen Neun und Zehn, in der Gondel Nummer 92 ein kleines Buch vergeſſen hat … wie heißt das Ding? ſetzte er raſch hinzu.

— „Margarita Puſterla“.

— Ein Name, den der Teufel behalten kann … Sie müſſen die Güte haben, ihn mir aufzuſchreiben …

— Sogleich, ſagte ich, zog mein Portefeuille hervor und riß ein Blatt heraus, auf das ich den Namen meines Fundes ſchrieb. Hier, Pietro!

— Corpo di Cristo! erwiderte mein Gondoliere, indem er ſich verdrießlich die langen, ſonnverbrannten Ohren rieb, das nützt mir ja auch nicht viel.

— Wie ſo?

— Ach, lieber Herr, ich kann ja nicht leſen.

— Dummkopf! wollte ich ſagen, beſann mich aber bald eines Beſſern und meinte: wozu auch? Leſen iſt Luxus. Der Titel des Buches iſt freilich etwas zu ſchwer zum Behalten, aber deſto leichter wirſt Du Dir, wie ich hoffe, den Namen des Schriftſtellers merken: er heißt Cäſar Cantu.

— Bravo, braviſſimo! Cäſar heißt der junge Hund meines alten Collegen Bartolomeo und Cantu heißt Geſang. Den Namen, Signor, verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, vergeſſe ich nicht.

— Alſo auf Wiederſehen, morgen früh, ſagte ich und verließ die Gondel, deren blankgeputzter Schnabel ſoeben am Traghetto di Santa Salute angelegt hatte.

II.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich Licht, um mich auszukleiden und mit meiner „Margarita Puſterla“ zu Bett zu gehen.

Ich fange zu leſen an und leſe bis tief in die Nacht hinein. Bei einer der ſpannendſten Scenen dieſes reizenden Romans, eben als ich das Blatt umwende, fällt aus dem Buche ein kleiner Zettel heraus.

Und was finde ich? Ich hätte Luſt zu wetten, daß wohl keiner von all’ meinen Leſern es errathen würde; darum eile ich, ſeine Neugierde ſchleunig zu befriedigen.

Es war eines jener Papiere, die, ſprechende Zeugen momentaner Geldverlegenheit, im bürgerlichen Leben ſchlechtweg „Pfandzettel“ genannt werden.

Die Inhaberin dieſes Zettels — der Name iſt auf keinem derſelben angegeben — hatte ihren Shawl verſetzt, worauf ihr das kaiſerlich-königliche Leihhaus, das, beiläufig erwähnt, auch in Venedig nicht für Mottenſchaden einſteht, armſelige 532 Lire vorgeſchoſſen hatte.

— Das Pfand muß alſo, dachte ich bei mir, mindeſtens den dreifachen Betrag dieſer Summe werth, folglich ein ganz reſpektabler Shawl ſein; eine Dame aber, die derlei koſtbare Shawls beſitzt, muß — gleichviel ob Franzöſin oder Engländerin — vornehmen Standes ſein; in kleine augenblickliche Geldverlegenheit kann ſich — durch Umſtände — ſelbſt die reichſte Frau geſtürzt ſehen. Aber einerlei, ob die Dame reich oder arm, vornehm oder nicht vornehm; ſie iſt jung, ihr Wuchs — ſagt Pietro — iſt impoſant … das genügt! Daß Milady augenblicklich nicht bei Geld iſt, hat durchaus nichts zu ſagen. Im Gegentheil! dachte ich und ſchlug das Buch zu, um in Gedanken an ſie ſo ſchnell als möglich einzuſchlafen.

III.

Was und wovon ich in jener Nacht geträumt habe, kann Jeder errathen, der ſich ein Mal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden hat. Nur ſo viel ſei geſagt, daß ich in meinem ganzen Leben nie ſo geläufig engliſch geſprochen, als in jener ſchönen Nacht, die, wäre es nach meinem Wunſche gegangen, ausnahmsweiſe drei Mal länger als jede andere hätte dauern müſſen. Milady, ungemein liebevoll, beantwortete jede meiner Fragen mit einem äußerſt reizenden „Yes“ und geſtand mir mit ſchaamgerötheter Wange und niedergeſchlagenen Augen ihre momentane Geldverlegenheit ... ich benutzte dieſe Gelegenheit, meine Großmuth zu zeigen, zog meine volle Börſe und ... erwachte.

IV.

Drei Stunden ſpäter — ich lag noch im Bette und vertiefte mich immer mehr und mehr in Cantu's „Margarita“ — vernahm ich ein leiſes Klopfen an meiner Thür.

Kaum hatte ich „Herein“ gerufen, als mein lieber, treuer, dienſtwilliger Pietro, mit einem Buon giorno im Munde und ſeinem Hute in der Hand, vor meinem Bette ſtand.

— Was bringſt Du?

— Die gewünſchte Auskunft, Signor. Auf dem Stephansplatze, Nummer 743, wohnt die Dame, die wir ſuchen. Sie iſt — wie ich mir gleich gedacht — eine Engländerin, heißt Lady Georgine Colbourn, thut ſehr vornehm und macht einen ſo unmenſchlich großen Aufwand, daß ſie im ganzen Seſtiere*) „des Nabobs Geliebte“ heißt.

— Iſt ſie verheirathet?

— Das weiß man nicht; ſo viel aber weiß der ganze Stephansplatz, daß Lady Georgine die gute Freundin eines alten ſteinreichen, aber höchſt geizigen Bankiers iſt, der ſie, wie Unſereiner ſagt, unterhält, vermuthlich weil ...

— Sie ihrerſeits auch ihn unterhält; ich finde das ganz in der Ordnung; aber haſt Du Dich auch erkundigt, ob das Buch, das ich in Deiner Gondel fand, auch wirklich ihr gehört?

— Diavolo, daran hab' ich nicht mehr gedacht! O Pietro, Dein Gedächtniß iſt keinen Schuß Pulver werth, rief er aus und ſchlug an ſeine Stirn; aber morgen, längſtens übermorgen, ſollen Sie nicht nur Das, ſondern noch viel mehr, ja ſogar Alles, Alles erfahren; denn Jeder von uns hat ſeine Spione, und wenn Einer von uns Etwas erfahren will, ſo horchen Alle, denn wozu anders als zum Horchen hat uns der liebe Gott ſo hübſche lange Ohren gegeben?

— Braver Junge, ausgezeichnetſter aller venetianiſchen Gondoliere, rief ich und öffnete meine Börſe. Dieſes Fünffrankenſtück, das ich jetzt zwiſchen meinen Fingern halte, bittet um die Erlaubniß, aus meiner Hand in die Deinige zu ſpazieren. Ich hoffe, Pietro, daß Du nicht ſo grauſam ſein wirſt, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, fuhr ich fort und warf ihm das Geldſtück zu.

— Sie verkennen mich, lieber Herr, ſagte mein brauner Fouché, der das Geld im Nu aufgefangen hatte.

---

*) Venedig iſt in ſechs Seſtieri eingetheilt.

Dann aber drehte er ſich drei Mal auf dem Abſatz ſeines geſtickten Stiefels herum, warf ſeinen kleinen runden Strohhut an die Decke, fing ihn, wie ein wohldreſſirter Pudel, mit geöffnetem Maule und rief in der Freude ſeines Herzens:

— E vivà il Signor Tedesco!

Dann tanzte er ſingend zur Thür hinaus.

V.

Am Abend deſſelben Tages befand ich mich im Café Florian, um die franzöſiſchen Zeitungen zu leſen; von dort begab ich mich zu ſeinem ariſtokratiſchen Nachbar Suttil, um bei einem Becher dreifachen Fruchteiſes die reizenden Melodien der öſterreichiſchen Regimentsmuſik (die wöchentlich zwei Mal — Donnerſtags und Sonntags — auf dem Markusplatze, dem großartigſten Salon, dem der geſtirnte Himmel als Baldachin und der Mond als Lüſtre dient — die beliebteſten Nummern aus den neueſten Opern erklingen läßt) und die nicht minder reizenden Blicke der unter den Prokuratien auf- und abwandelnden Frauenwelt einzuſchlürfen. In jeder impoſanten Figur, die mir auffiel, glaubte ich Milady zu ſehen, die junge, ſchöne, arme Milady, die, ob ſie gleich des „Nabobs Geliebte“ iſt, ſich genöthigt ſah, einen ihrer Shawls — denn ſicher hatte ſie deren ein ganzes Dutzend — ins Leihhaus zu tragen, um den beneidenswertheſten aller Caſhemire, der ſich auf ihren alabaſternen Schultern gewiegt, dort als Pfand für ſchnöde 532 Lire zurückzulaſſen. Ich kannte ihren „Nabob“ nicht, doch haßte ich den Geizhals aus lauter Liebe zu Milady ſo gründlich, daß ich ihn im erſten beſten Mörſer mit kaltem Blute und paſſender Melodiebegleitung langſam hätte zerſtampfen können. Undankbare Welt! Grauſamer Filz! Beklagenswerthe Georgine!

Vom Suttil verfügte ich mich zum „Kaiſer von Oeſterreich“, dem Kaffeehauſe dieſes Namens, um dort, im Stelldichein aller Deutſchen, einen meiner Landsleute zu ſuchen, der manche Nacht ſtundenlang mit mir durch das venetianiſche Straßen-Labyrinth flanirt und bald vor dieſem, bald vor jenem Hauſe ſtehen geblieben war, um mir ein Blatt aus den Geheimniſſen dieſer abenteuerlichen Stadt zu erzählen; leider fand ich ihn heute nicht. In Verzweiflung darüber entſchloß ich mich, nach dem Grundſatze der Homöopathie, Langeweile durch Langeweile zu vertreiben: ich griff nach einer deutſchen Zeitung.

Gerechter Gott, es war die Augsburger!

(Schluß folgt.)

Seltenheiten.

Ein Weib, das nicht ſchwatzt;
Eine Katze, die nicht kratzt;
Ein Roßkamm, der nicht lügt;
Ein Wirth, der nicht betrügt;
Ein Deutſcher, der nicht trinkt;
Ein Gleichniß, das nicht hinkt;
Ein Eſel, der nicht grau;
Ein Pfaffe, der nicht ſchlau,
Und ein Hund, der niemals bellt,
Sind ſelt'ne Dinge in der Welt.

L. Kaliſch.

Hört, hört!

Das Verlags-Comptoir in Grimma, Herr Buchhändler Kollmann in Leipzig und Herr Eugen Sue in der Nähe von Orleans,

oder

„Mein iſt der Hund und mir gehört er an.“

In Nummer 353 unſeres unvergleichlichen „Tageblatts“ hat Herr Buchhändler C. E. Kollmann folgendes Manifeſt erlaſſen:

Warnung an das Publikum

gegen Täuſchung durch Mißbrauch eines berühmten Namens.

Die vielfach wiederholten Ankündigungen des Verlags-Comptoirs in Grimma und deſſen, wiewohl völlig unwahre Behauptung, als habe daſſelbe von Herrn Eugen Sue das Verlagsrecht für Deutſchland von deſſen nächſterwartetem Roman in franzöſiſcher und deutſcher Sprache erworben, könnte vielleicht das Publikum zu der Annahme verleiten, als ob das ſoeben angezeigte Werk „Die ſieben Todſünden, oder die Verdammten“, nach Eugen Sue von Fr. Lubojatzky, erſtes Bändchen, 10 Neugroſchen, dieſer von Eugen Sue erwartete Roman ſei.

Ich mache daher von meiner Ermächtigung Gebrauch, zu erklären, daß das nächſte Werk Eugen Sue's, über deſſen definitiven Titel noch nichts entſchieden iſt, unter gleichem Verhältniß zu dem berühmten Herrn Verfaſſer, wie das beym „Juif errant“ der Fall war, in einer Originalausgabe für Deutſchland in franzöſiſcher und deutſcher Sprache bei mir erſcheinen wird, und werde ich das gehrte Publikum von deſſen Erſcheinen zeitig und zum Voraus unterrichten.

Zur Zeit und ſeit Vollendung des „Juif errant“ lebt Herr Eugen Sue auf ſeinem neuerworbenen Gute in der Nähe von Orleans den Muſen, nächſtdem aber auch dem Jagdvergnügen und war, bis vor acht Tagen, noch nicht nach Paris zurückgekehrt. Der Zeitpunkt für Beginn des Drucks vom nächſten Werke deſſelben iſt noch nicht feſtgeſetzt.

Die Zeitungsredaktionen werden ſich ein Verdienſt ums Publikum erwerben*), wenn ſie dieſer Warnung durch ihre Blätter Verbreitung geben wollen.

Leipzig, am 18. December 1845.

C. E. Kollmann.

---

*) Und wohl noch mehr um Herrn Kollmann. Anmerk. des Correctors.

* * *

Wir genügen hiermit dem Wunſche des Herrn Koſſmann und geſtehen, daß er in der Hauptſache, was nämlich jene grimmige „Täuſchung“ anlangt, vollkommen recht haben mag, wollen aber auch nicht verhehlen, daß ſeine Vorliebe für den „berühmten Herrn Verfaſſer“ etwas zu weit gegangen iſt, wenn er dem Publikum die welthiſtoriſchen Mittheilungen macht,

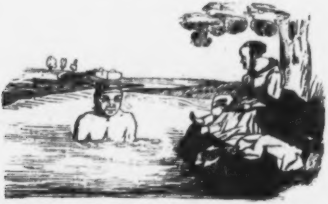
1) daß Herr Eugen Sue ſeit Vollendung des „Juif errant“ auf ſeinem neuen (aber nicht durch Herrn Koſſmanns Honorar erworbenen) Gute
    a) den Muſen und
    b) dem Jagdvergnügen lebt,
2) daß beſagtes Gut in der Nähe von Orleans liegt und
3) daß der neue Gutsherr bis vor acht Tagen noch nicht nach Paris zurückgekehrt war.

Wir leſen die Romane des Herrn Sue mit großem Vergnügen, doch iſt es uns und wohl allen vernünftigen Leuten ganz gleichgiltig, ob er gegenwärtig in Paris oder auf ſeinem neuen Gute den Muſen oder dem Jagdvergnügen lebt. So wichtig iſt Herr Sue, trotz ſeines „ewigen Juden“, denn doch nicht, daß derlei Quisquilien, die deſſen „berühmte Perſon“ betreffen, für uns ein beſonderes Intereſſe haben können.

Was aber jene grimmige „Täuſchung“ anlangt, ſo iſt dieſe an und für ſich ſo plump, daß wohl Niemand dumm genug ſein wird, ſich durch ſie myſtificiren zu laſſen.

C. M. D.

Neuigkeit im Bade.



Die Dame. Höre, Lubojatzki*), jetzt weiß jedes Kind, daß Deine „ſieben Todſünden“ nicht von Eugen Sue ſind.

Lubojatzki (erſchrickt und verſchwindet).

---

*) Herr Lubojatzki iſt, beiläufig erwähnt, Schauſpieler bei einer reiſenden Theatergeſellſchaft und — Scherz bei Seite — nicht ohne Talent. C. M. D.

Die Welt ein Butterfaß*).

Von M. G. Saphir.

»Die Welt will gerühret ſein, wißt Ihr das?
Nun denn, ſo rühren wir das Butterfaß!«
Alter-Ego, auch kein Narr.

Die Welt iſt ein großes Butterfaß. Was zu melken iſt, wird gemolken; obenauf ſitzt der Rahm, Crême, und dann mittelſt Rühren, Schütteln, Stoßen, Schlagen ſondern ſich die Theile, und andere werden in feſten Zuſammenhang gebracht in einer quabbligen Maſſe und werden — Butter!

Plinius ſagt, die Butter ſei eine Erfindung der Deutſchen — „mit Erlaubniß der Böhmen", hätte Plinius ſagen ſollen. Da Butter durch Schlagen und Stoßen entſteht, ſo mag Plinius Recht haben, obſchon nicht zu leugnen iſt, daß es Nationen giebt, die viel früher geſchlagen und geſtoßen worden ſind, als die Deutſchen, und die doch die Butter nicht erfunden haben; z. B. die Juden haben die Butter nicht erfunden, obwohl ſie eine Schäfer-Nation waren, und alſo das Melken mit der Muttermilch gelernt haben; auch die Schriftſteller, die doch auch genug Stöße und Schläge erleiden, und die doch auch melken: die Mutterbruſt der Klaſſiker, und Einer den Andern, auch die haben die Butter nicht erfunden, ſondern blos die Deutſchen.

Welche Deutſche aber die Butter erfunden haben, darüber ſagt uns Plinius nichts, und um dieſen Punkt zu ergründen, müßten wir vorher erforſchen, in welcher Gegend Deutſchlands die Stöße und Schläge am vorherrſchendſten ſind; eine Unterſuchung, die uns zu weit führen würde, und am Ende iſt der Patriotismus der Scholle und die Eigenliebe der verſchiedenen Deutſchen ſo groß, daß gewiß Jeder von ſeiner Scholle ſagen würde: »Hier ſind die meiſten Stöße und Schläge!«

Aber wer war der Erfinder der Butter? Wenn der Mann noch lebte, ſo wäre es nicht intereſſant, es zu wiſſen, denn wenn der Menſch auch nicht von Butter allein leben kann, ſo gehen uns überhaupt die lebenden Erfinder ſo wenig an, als überhaupt lebende Verdienſte; allein der Erfinder der Butter iſt todt. Wir glauben wenigſtens, daß er todt iſt, denn er hat zu oder vor Plinius Zeiten gelebt, und geſetzt auch, er hätte einen Mäcen gefunden, ſo glauben wir doch nicht, daß ein ſolcher ihn ſo lange vor dem Hungertode bewahrt hätte. Alſo da der deutſche Buttererfinder todt iſt, müſſen wir wiſſen, wer er war; nicht etwa, um ſeiner Wittwe oder ſeinen Kindern ein Gutes zu thun, ſondern um ihm ein — Monument zu ſetzen; um einen Aufruf an die Deutſchen ergehen zu laſſen:

„An die Söhne Teut's!"
„An die Enkel Herrmanns!"
„An die Urenkel Odoacers!" u. ſ. w.

Dieſes „Butter-Monument" wäre das tüchtigſte Vehikel zu der noch immer nicht recht zuſammengebackenen „deutſchen Einheit“, indem es eine Veranlaſſung gäbe zu einem großen

---

*) Probe aus dem bei Ignaz Jackowitz ſoeben erſchienenen „Album für Ernſt, Scherz, Humor und lebensfrohe Laune", von M. G. Saphir.

„jährlichen Verein aller deutſchen Butter-Eſſer am großen Butter-Monuments-Tage!“

Dieſes Monument müßte von Schadow ganz aus „Mecklenburger-Butter“ gehauen werden. Die Basreliefs von Schwanthaler aus „Vierländer-Butter“, und der Sockel aus „Lüneburger Kräuter-Käſe“, unter welchen Kräutern auch Lorbeerblätter geweſen ſein könnten. Inmitten käme aus Antiqua-Quargel-Lettern die Inſchrift:

»Nicht Schiller, nicht Gutenberg, nicht Luther,
Bekamen, ſo lange ſie lebten, Butter;
Doch nach dem Tode ſetzt Germania, die Mutter,
Ein Denkmal dem Erfinder der Butter!«

Dieſes große

„Deutſche Butter-Einheits-Feſt“

müßte jedes Mal im Mai ſtattfinden, wo die Deutſchen immer friſche Maibutter zuſammenſchießen, bis das Monument endlich fertig iſt. Sollte von dieſen friſchen Maibutter-Beiträgen jährlich auch gar Vieles ſchmelzen und zergehen, ſo thut das nichts, daſſelbe pflegt bei andern großen Bau-Denkmalen und Monumenten zuweilen auch der Fall zu ſein.

Zu dieſem „Butter-Feſte“ kämen dann die langlockigen Deutſchen, Jeder mit der Butter ſeines Landes, in einem Butterfaſſe auf dem Kopfe, und ſängen das Sprichwort: „Wer Butter auf dem Kopfe hat, ſoll nicht in die Sonne gehen“, wodurch zugleich der Nutzen angedeutet würde, welchen kein Sonnenlicht ausübt auf Alle, welche Butter auf dem Kopfe haben. — Dann wird geſtiftet ein großes

„Butter-Album“

in welches Jeder, der Butter eſſen kann, einen Vers, einen Denkſpruch mit einem lebzeltenen Griffel einſchreibt, und zwar lauter gediegene Gedanken, ſo unvergänglich, als der Stoff, in dem ſie eingeſchrieben ſind.

Wenn dieſes Butter-Album ranzig wird, ſo veranſtaltet man eine zweite Auflage auf Cacao-Butter, und Prachtexemplare auf Cocos-Butter. Ich hoffe, die Errichtung dieſes

„Butter-Monuments“

noch zu erleben und ſubſcribire hiermit „zwei Pfund“.

Pianiſten-Charakteriſtik.

Ein franzöſiſches Journal charakteriſirt die bedeutendſten Pianiſten wie folgt: Thalberg iſt ein König, Liszt ein Prophet, Chopin ein Dichter, Herz ein Advokat, Kalkbrenner ein Minſtrel, Döhler ein Pianiſt und Madame Pleyel eine Sybille.

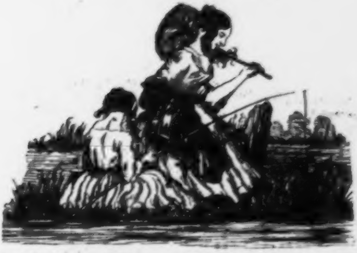
Die enthüllten Geheimniſſe der Hand.

(Seitenſtück zur Deutung der „Schönheitsmäler"*).

Ein engliſcher Arzt hat unter dieſem Titel ein Werk erſcheinen laſſen, worin er den Grundſatz aufſtellt, daß man die Eigenthümlichkeiten des Menſchen nach deſſen Hand beurtheilen könne**). Die Hand, ſagt unſer Arzt, ſei der Menſch. Große Hände verrathen nach ſeiner Behauptung einen kleinlichen Geiſt; mittelgroße Hände, die eckig auslaufen, Anlage zur Kunſt. Ein kleiner Daumen verräth bei Männern ſchwachen Geiſt, bei Frauen ſchwache Grundſätze; ein großer Daumen iſt dagegen das Zeichen eines großen Denkers und eines energiſchen Charakters. Eine große Hand verräth Anlage zur Genußſucht, eine Hand mit kurzen und plumpen Fingern Grauſamkeit, mit langen dürren Fingern Hinterliſt. Starke Finger mit großen Gelenken ſind ein Zeichen von Klugheit. Ein Menſch, der den Daumen einzuziehen, d. h. in die Hand zu legen pflegt, hat Anlage zum Geiz. Eine glückverheißende Hand iſt klein und zierlich, mit längern erſten Gliedern und einem kleinen Daumen; ſie iſt die Hand der großen Männer, welche Meiſterwerke ſchaffen oder die Schickſale der Völker lenken.

(Modenzeitung.)

Zwei Leipziger Damen,



die an den Ufern der Pleiße Auſtern oder etwas Anderes fiſchen wollen.

---

*) Siehe „Charivari", Nummer 108.

**) Auch dieſe Idee iſt nicht neu. Schon zwei Jahre früher (1843) iſt in Paris ein ganz ähnliches Werk erſchienen, betitelt: „la Chirognomie, ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main". Verfaſſer dieſes Buches iſt ein Capitain S. von Arpentigny. E. M. D.

Zapfenstreich.

Bergamo. Am 2. December iſt Simon Mayr, Kapellmeiſter der Kirche zu Santa Maria Maggiore, in einem Alter von 82 Jahren, geſtorben. Seit 1802 bekleidete er hier die Kapellmeiſter-Stelle und machte bis zum Jahre 1812 auch als Operncomponiſt großes Aufſehen. Um unſere Stadt hat er ſich ferner als Gründer der unione filarmonica verdient gemacht. (Simon Mayr — geb. am 14. Juni 1763 zu Mendorf, unweit Ingolſtadt — hatte in einem Zeitraume von 30 Jahren 17 Meſſen, 4 Reliquien, 25 Pſalmen, 13 Cantaten, über 100 einzelne Conzert- und Geſangsſtücke, 10 Oratorien, 46 große und 17 kleine Opern componirt, durch ſeine Opern die deutſche Harmonie in die italieniſche Muſik übertragen und dadurch den Grundſtein zur neuen Schule von Roſſini gelegt. Der große Muſikkenner Gottfried Weber ſagte von ihm: »Deutſchland beſchenkte England mit einem Händel, Frankreich mit Gluck und Italien mit Simon Mayr.«)

Berlin. Der Oberappellations-Senat hat die gegen Edgar Bauer in erſter Inſtanz erkannte ſiebenjährige Feſtungsſtrafe in eine vierjährige umgewandelt, Drucker und Verleger des bezüchtigten Buches aber gänzlich freigeſprochen.

∴ Das neue Bettlergeſetz hat unlängſt eine alte blinde Frau ins Arbeitshaus geliefert. Sie heißt Johanne Sophie Wilhelmine von Laudon. Ihr verſtorbener Ehemann, ein Enkel des berühmten Feldmarſchalls von Laudon, war Drechslermeiſter in Stettin; ſein leiblicher Vater war General in öſterreichiſchen Dienſten. Sic transit gloria!

∴ Man glaubt ziemlich allgemein, daß der unlängſt nach Berlin zurückgekehrte Staatsminiſter Graf von Arnim neuerdings das Portefeuille des Miniſteriums des Innern übernehmen werde.

∴ Bis zum Schluſſe des Jahres 1844 ſind im Königreiche Preußen durch zwölf verſchiedene Geſellſchaften 122½ Meilen Eiſenbahnen mit einem Aufwande von 36 Mill. Thalern erbaut und dem Verkehre geöffnet worden.

∴ Unter den Inſeraten der „Spener'ſchen Zeitung" lieſt man auch folgende: »Wenn eine Nachtigall jährlich zehn Thaler Steuer bezahlen muß, könnte da nicht ein Bulldogg jährlich dreißig Thaler bezahlen?« (Dies erinnert uns an folgende äußerſt ſchwierige Rechnenaufgabe: Wenn man für einen Weg in der Droſchke viertelſtündlich 5 Silbergroſchen bezahlt, was koſten für eine halbe Stunde ein Paar Hoſen von Hirſchleder?)

∴ Der „Figaro" ſchreibt: Für welches Publikum kündigt Herr Reichel in Bautzen ſein nachſtehendes Verlagswerk an: „Das große Loos, oder unfehlbare Berechnung, wodurch diejenige Nummer zu erforſchen iſt, auf welche das große Loos fällt, zum Beweis, daß in der Natur alle Ereigniſſe als Beſtimmung und nicht als bloßer Zufall anzuſehen ſind". Giebt es denn wirklich noch Menſchen, die ſich durch ſolche Büchertitel täuſchen laſſen? Man ſollte es kaum für möglich halten! Und mit dieſer „unfehlbaren Berechnung" bleibt Herr Reichel in Bautzen? (Ein Glück, daß Herr Reichel in Bautzen bleibt, denn lebte er anderswo, dann könnte er beim Verlage ſolcher Bücher ſehr bald Hunde nach Bautzen führen!)

∴ Man lieſt in demſelben Blatte: Ganz kürzlich ſind hier drei Fremde angelangt und haben eine große Parterre-Wohnung in der Spandauer-Straße Nummer 53 bezogen. Das Merkwürdige an dieſen Fremden, einer Dame und zwei Herren, ſämmtlich verheirathet, iſt, daß ſie ſchon über hundert Jahre reiſen und trotzdem an Alter und Geſtalt ſeit dem Beginn ihrer Reiſe ſich nicht im Geringſten verändert haben, ſondern immer jung und hübſch geblieben ſind. Dieſe ſonderbaren Gäſte eſſen und trinken nicht, betreiben gleichwohl Jeder eine Kunſt, welche Geld einbringt — was ſie aber, in ihrer großen Beſcheidenheit, gar nicht wiſſen! Kurz — ſie ſind Automaten, und zwar drei anerkannte Meiſterwerke der Herren Jacques und Henri Droz, Vater und Sohn, zweier Mechaniker, von denen beſonders der Erſtere einen europäiſchen Ruf beſaß. Der gegenwärtige Beſitzer dieſer drei Wunderwerke iſt Herr Martin, ein tüchtiger Mechaniker aus Amſterdam.

Bonn. Nach einer Mittheilung der „Kaſſel'ſchen allgemeinen Zeitung" iſt dem hier erſcheinenden „Rheiniſchen Beobachter", der, wie bekannt, zur „guten Preſſe" gehört, höchſtens Orts abermals ein Zuſchuß von 4000, wiederhole viertauſend Thalern zugeſichert worden. Mit der „ſchlechten Preſſe" hingegen macht man hier, wie in ganz Deutſchland, wenig Umſtände: man confiſcirt oder verbietet ſie und entzieht auf dieſe Weiſe Manchem ſein wohlerworbenes Eigenthumsrecht.

∴ Der Real-Catalog der königlichen Univerſitäts-Bibliothek iſt bis zu drei Viertheilen vollendet. Die Bibliothek zählt bereits über 120,000 Bände.

Breslau. Der Gänſemarſch, eine koſtbare Erfindung der Leipziger Studenten, iſt nun auch im lieben Breslau an der Tages- oder, beſſer geſagt, an der Abend-Ordnung, denn ſeit Kurzem vergeht keine Nacht ohne Gänſemarſch. Die „Breslauer Zeitung“ iſt über dieſes „gänſemäßige Benehmen“ höchſt entrüſtet und zieht gegen dieſe heitere Mode mit ernſten Strafartikeln zu Felde.

Brüſſel. Herr von Schadow, Direktor der Kunſtakademie in Düſſeldorf, und der Maler Becker in Frankfurt am Main ſind zu Rittern des Leopold-Ordens ernannt worden.

∴ Auf dem königlichen Theater iſt neulich eine komiſche Oper aufgeführt worden, die … nicht aus Paris kommt, was der Seltenheit wegen nicht unerwähnt bleiben darf. Sie heißt „Van Dyk“. Der Text iſt von einem Herrn Delamote und die Muſik von einem Herrn Villant-Bordogni.

∴ Marechals „Famille d'Orléans“ ſollte bekanntlich ſchon vor Jahresfriſt hier gedruckt werden. Der franzöſiſche Geſandte gewann jedoch den Drucker und der Druck unterblieb. Jüngſt erſchien das Buch dennoch, aber ohne Angabe des Druckers, weshalb die Polizei Jagd darauf machte. Jetzt hat ſich der Drucker genannt und das Buch iſt im Kauf.

∴ Die Einwanderung der franzöſiſchen Jeſuiten, ſagt der „Obſervateur“, währt fort. Die Zahl derſelben, die vor einiger Zeit kaum 40 betrug, beläuft ſich jetzt auf 150. Die meiſten begeben ſich nach Namur.

Danzig. In unſerm „Dampfboote“ befand ſich neulich ein ſehr gut gemeinter Artikel „über die Benennung unſerer Dampfboote und Locomotiven“. Der Verfaſſer wirft darin die Frage auf: „Warum fährt in Deutſchland kein Dampfboot Schiller oder Göthe? Warum heißt jetzt keines von allen Leſſing oder Dahlmann, Stein oder Arndt?“ Fragt jetzt Einer den Andern, warum heißt das Dampfſchiff Nicolaus I., dann kann er antworten, weil wir ein ſehr höfliches Volk ſind; wir thun das, um in jeder Beziehung das freundſchaftliche Einverſtändniß aufrecht zu erhalten und den Ruſſen eine Freude zu machen, ſo bald ſie unſere Gegenden bereiſen und hier ihres Kaiſers Namen leſen. Aber nennen denn die Ruſſen eines ihrer Dampfſchiffe Friedrich Wilhelm IV.? Ach nein, die denken nur an ſich ſelbſt und befaſſen ſich nicht mit ausländiſchen Namen. Wenn aber das Dampfboot Schiller hieße, dann könnte Einer zum Andern ſagen: ſieh, Schiller war der deutſcheſte Dichter und zugleich der menſchheitlichſte, der je gelebt. Menſchheit und Vaterland, ſein großes Herz liebte ſie Beide mit gleicher Wärme, in die Seele von Millionen ſchleuderte er Freiheitsgedanken, den Blick von Millionen hat er geſchärft, ihre Herzen veredelt. Warum alſo heißt keines von allen Schiffen, keine von allen Locomotiven Schiller? (Pia desideria!)

Dresden. Bekanntlich haben die Juden, in Sachſen noch immer von mancherlei Berufszweigen ausgeſchloſſen, kein Recht zur Advokatur zu gelangen. Das Juſtizminiſterium iſt indeß befugt, ausnahmsweiſe in dem Dispenſationswege eine ſolche Zulaſſung auszuſprechen, und jetzt eben hat ſich der erſte derartige Fall ereignet, indem das Juſtizminiſterium, unter vorheriger Berathung im Geſammtminiſterium und mit beſonderer Genehmigung des Königs, dem auch als Schriftſteller bekannten Rechtscandidaten Iſidor Kaim, aus Dresden, die Dispenſation zur künftigen Zulaſſung zu der Advokatur ertheilt hat.

Frankfurt a. M. Schon ſeit Jahren war der Antrag gemacht worden, die Ehebeſchränkungen, welche die hieſigen Juden betreffen, wenn dieſe mit fremden Juden ſich verehelichen wollen, aufzuheben. Der Senat iſt nun mit Stimmen-Einhelligkeit (d. h. von 75 haben 74 dafür und 1 dagegen geſtimmt) erſucht worden, ein Geſetz zu entwerfen, welches dieſe Beſchränkungen aufhebt. Es liegt jetzt allein an dieſer Behörde, dieſer pharaoniſchen Maßregel ein Ende zu machen.

∴ Von dem unſterblichen Mozart iſt hier ein altes Wiegenlied („die Naſe“) aufgefunden worden, das er ſelbſt nach der Geburt ſeines erſten Sohnes gedichtet haben ſoll. Mozart fand, daß ihm ſein Kind ſehr ähnlich ſei, bis auf die Naſe. Text und Muſik iſt äußerſt lieblich und wird in dieſem Winter überall geſungen werden (am meiſten wohl von jenen Ehemännern, die ſich vielleicht in ähnlicher Lage befinden).

Haag. Die zweite Kammer beſchäftigt ſich jetzt mit einem neuen Geſetzentwurf für die Armenverwaltung. Der erſte Paragraph lautet: „Niemand hat ein Recht auf Unterſtützung.“ (Nun, wenn die andern Paragraphen auch *ſo menſchlich* lauten, dann iſt den Armen gewiß — *nicht* geholfen!)

∴ Ein Herr Haaß, verantwortlicher Herausgeber eines hier erſcheinenden Journals, „der Storch“, iſt, wegen eines Artikels der Majeſtätsbeleidigung angeklagt, unlängſt zu zweijähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden. Er hatte geſagt: Die Niederlande hätten zwei Könige gehabt, die das Land, das ſie geliebt habe, ruinirt haben. Damit ſollte der vorige und der jetzige König gemeint geweſen ſein. Das Gericht erſter Inſtanz erklärte dies in Bezug auf den vorigen für unrichtig. (Iſt das nicht erſt recht eine Majeſtätsbeleidigung? fragt das „Dampfboot“.)

Halle. Am 16. December verſchied hier, nach dreiwöchentlichem Krankenlager, der königlich preußiſche Hofrath Dr. Wilhelm Dorow in einem Alter von 55 Jahren. (Wir werden nächſtens einen ausführlichen Nekrolog bringen.)

Hamburg. L. Schubars (Dr. Lubarſch) erſtes dramatiſches Produkt: „Der Günſtling“, Original-Luſtſpiel in vier Akten, wurde hier unter dem Titel: „Keine Jeſuiten mehr!“ zum erſten Male vor einem vollen Hauſe mit einem ſo glänzenden Beifall aufgenommen, wie ſolcher ſeit vielen Jahren keiner Novität zu Theil geworden iſt.

∴ Bei Robert Kittler iſt „Horatio, der Mulatte“, ein romantiſches Schauſpiel in fünf Akten von H. C. Anderſen (aus dem Däniſchen überſetzt von Dr. le Petit), erſchienen.

∴ Der Chemiker Alex erhielt neulich eine Maſſe Kartoffeln, die im Dunkeln ſo ſtark geleuchtet hatten, daß man beim Scheine derſelben deutlich leſen konnte. (In dieſem Falle ließen ſich ja die lieben Kartoffeln auch als Gaslaternen anwenden!!!)

Karlsruhe. A. Lewalds „Europa“ ſchreibt: Es iſt lächerlich, welches Glück noch heute die Plattheit und Flachheit in Deutſchland machen kann, wenn ſie elegant franzöſiſch ſpricht. Davon iſt der „Comte de Suzor“ ein Beiſpiel, deſſen franzöſiſche Vorleſungen in den deutſchen Hauptſtädten zahlreich beſucht worden ſind, und der an manchem Hofe eine Aufnahme gefunden hat, wie ſie dort nimmer dem deutſchen Manne von Geiſt und Verdienſt zu Theil wird. Jetzt hat er eine Schrift veröffentlicht, „la cour de Weimar“ (angeblich Bruchſtück eines unedirten Werkes „Zehn Jahre in Deutſchland“, welches er vollenden wird, wenn er unter uns Geduldigen dieſe zehn Jahre wirklich gelebt hat), ein Lobhudeln, welches nicht einmal geiſtreich iſt, ein Kriechen, welches nicht einmal gute Manieren hat, ohne irgend ein näheres Verſtändniß, ohne eine bedeutſame Aufklärung, ohne ein Zurückgehen auf Weimars alte Bedeutung, und ſolches lieſt man in Deutſchland!

∴ Derſelbe Graf Suzor ereifert ſich darüber, daß deutſche Fürſten ihre Orden (den weimar'ſchen Falken-Orden nimmt er natürlich aus) allzuleicht verſchenken und ihnen dadurch in den Augen der Welt den Werth entziehen. Er zupft ſich nicht an der eigenen Naſe (nach dem guten deutſchen Wort), er denkt gar nicht an Frankreich, wo »le noble signe de l'honneur français,« wie er es zu nennen beliebt, auf der Bruſt der Epiciers hängt und, nach Alexander Dumas' boshaftem Ausſpruch, blos deshalb gegeben wird, weil ſie es noch nicht haben.

(Ebendaſ.)

Leipzig. Stolle's „Dorfbarbier“ ſagt: »Ein Naturforſcher beobachtete einſt eine Spinne, die von einem Balken zum andern einen Faden ziehen wollte, um auf ihm hin und her laufen zu können. Sie ſetzte ſiebenundzwanzig Mal an und — es mißlang; aber das achtundzwanzigſte Mal gelang es doch. Die deutſchen Landſtände denken hinſichtlich der Preßfreiheit eben ſo. Es iſt nur Schade, daß wir das Reſultat nicht erleben werden.« (Armes, geduldiges Deutſchland!)

∴ Von Heribert Rau iſt, wenn wir nicht irren, bei Brockhaus ein neuer hiſtoriſcher Roman, „Kaiſer und Narr“, erſchienen. Es iſt derſelbe Herr Rau, der, nach dem Berichte von Lewalds „Europa“, in einem ſeiner frühern Romane, welcher die ſicilianiſche Veſper ſchildert, den Donner der Kanonen geſchildert hat, die, wie bekannt, erſt ſpäter erfunden worden ſind. Wenn Herr Rau unterdeſſen nicht mehr von der Weltgeſchichte losbekommen hat, dann wird es in ſeinem neuen Roman nicht an pudelnärriſchen Schnitzern fehlen. Wir wollen, wenn wir Zeit haben, ſeinem „Kaiſer und Narr“ nächſtens auf den Zahn fühlen.

∴ Der „Herold“ des Herrn Biedermann, der auf ſehr wackeligen Füßen ſteht, erklärt, daß er auch in dieſem Jahre forterſcheinen will. In Folge dieſer Erklärung ſind an unſerer Börſe die Opiums-Preiſe von 97 auf 79 gefallen.

∴ Der franzöſiſche Luſtſpieldichter Bayard iſt bei der Regierung um die Erlaubniß ingekommen, ſeinen Namen umändern zu dürfen, um ja nicht mit dem in unſerer Mitte erſcheinenden „Bayard“ verwechſelt zu werden.

London. Ein kürzlich verhandelter Prozeß des Herzogs Karl von Braunſchweig gegen den Herausgeber des „Satiriſt“, Pearſon, beruhte hauptſächlich auf dem Punkte, aß dieſer in einer Nummer erklärte: alle Behauptungen, die Bernard Gregory, der frühere Redakteur des „Satiriſt", gegen den Herzog vorgebracht, und um derentwillen Jener in einigen Verleumdungsprozeſſen verurtheilt worden, ſeien wahr. Indeſſen verurtheilte die Jury den Beklagten nur zu — 1 Farthing (Heller) Schadenerſatz.

∴ Sämmtliche Miniſter haben ihre Entlaſſung eingereicht. Victoria hat dieſelbe angenommen. An Sir Robert Peels Stelle wird Lord John Ruſſel eintreten. (Ach, wenn doch auch anderswo ſämmtliche Miniſter ihre Entlaſſung einreichen wollten!)

∴ Eine neulich verſtorbene Dame, Miß Mary Flaherty, hat den Lord Brougham aus „Achtung und Bewunderung vor ſeinen unvergleichlichen Talenten, ſeinem öffentlichen Verhalten und ſeinen Grundſätzen" zu ihrem Haupterben eingeſetzt. Der nach Abzug von mancherlei Vermächtniſſen auf ihn fallende Antheil wird die Summe von 20,000 Pfd. St. bedeutend überſteigen.

∴ Die hieſige Tagespreſſe, in deren Beſtande ſeit vielen Jahren keine weſentliche Veränderung vorgegangen war, wird mit dem 1. Januar einen Zuwachs erhalten. Es handelt ſich um eine neue, unter dem Titel „Daily News" zu gründende Oppoſitions-Zeitung, für welche bereits ein Kapital von 350,000 Pfd. St. (2,450,000 Thlr.) zuſammengebracht iſt. Einer der Hauptmitarbeiter iſt Charles Dickens-Boz.

∴ Das Muſeum in Belfaſt (Irland) wird in dieſen Tagen einen intereſſanten Beitrag erhalten. Sir J. E. Tennent hat nämlich aus Theben in Aegypten eine Hand der coloſſalen Statue Amenoph II. (geb. 1580) erhalten, welche die Reiſenden in dem ſüdweſtlichen Propylon des großen Tempels zu Karnak bewunderten. Die vier Finger meſſen, querüber, 2 Fuß 5 Zoll, ſo daß danach die ganze Figur 56 Fuß hoch geweſen ſein muß. Der Paſcha hat die Ausfuhr dieſes merkwürdigen Ueberbleibſels geſtattet und Sir J. Tennent daſſelbe für Belfaſt beſtimmt, das er früher im Parlament vertreten hatte.

Madrid. Eugen Sue hat von der Königin Iſabella den Orden Karls III. erhalten. Der „Heraldo" meint, der neue Ritter wolle aus Erkenntlichkeit ſeinen neuen Roman „die ſieben Todſünden" der Königin Mutter widmen. — ! — ! — ! —

∴ Die Königin Mutter, Donna Munnoz, hat ihren Palaſt von Viſta Alegre für 20 Millionen Realen an ihre Tochter, die regierende Königin verkauft.

∴ Der Herzog von Rianzares hat ſein Wappenſchild mit dem bedeutungsvollen Motto „Regina coeli juvanti" umgeben. Er läßt ſich jetzt in ſeinem Geburtsorte Tarancon einen Palaſt erbauen, an welchem 300 Arbeiter beſchäftigt ſind. Einer ſeiner Brüder iſt dort ſoeben zum Deputirten für Cuença gewählt worden.

Mainz. In L. Kaliſch's „Buch der Narrheit" befindet ſich folgendes Epigramm auf A. Lewalds „Europa":

„In einen Stier hat ſich ein Gott verwandelt,
Um Kadmus' ſchöne Schweſter zu entführen;
In Ochſen müſſen Menſchen ſich verwandeln,
Um die „Europa" Lewalds zu berühren!"

München. Im hieſigen Joſeph-Spital iſt der Neſtor der Schullehrer des Königreichs Baiern, der 106 Jahre alte Michael Schieber aus Frankenthal, geſtorben. In ſeinem hundertſten Jahre kam er zur öſterlichen Zeit als „Apoſtel" (bei der Fußwaſchungs-Ceremonie) nach München und figurirte dann noch vier Mal in gleicher Eigenſchaft.

Neapel. Im Theater San Carlo wird das Gefolge des Kaiſers von Rußland vierzehn Logen in Anſpruch nehmen; Parterreplätze ſind ſchon nicht mehr unter 6 Piaſter zu haben. Einzelne Züge der Mildthätigkeit, welche der Kaiſer in Palermo abgelegt, z. B. das Einlöſen verpfändeter Gegenſtände, das Geſchenk von 10 Napoleonsd'ors, welches er einer armen Familie zurückließ, bei der er ſich eines Abends die Cigarre anzündete und dann ihr Licht auslöſchte, das Hinwerfen von großen Goldſtücken (30 Dukaten) u. ſ. w. haben die Phantaſie der Neapolitaner gewaltig erhitzt; es iſt durchaus keine Uebertreibung, daß ſehr viele Arme auf Spekulation ihre Effekten verſetzen. Man ſieht in dem Kaiſer einen orientaliſchen Magus, der Dukaten aus der Erde ſtampft.

∴ Die großen und kleinen „Datemiqualchecose" (Bettler) ſind emſig zuſammengerafft und in Quartiere untergebracht worden, wo ſie, ſo lange der ruſſiſche Czaar ſich hier aufhalten wird, auf königliche Koſten *gefüttert* werden ſollen. (A. A. Z.)

New-York. Unſere Stadt, die größte des amerikaniſchen Feſtlandes, hat im Ganzen 371,102 Einwohner, wovon die Hälfte in der Stadt ſelbſt geboren und 132,634 von Geburt Ausländer ſind; unter den Letztern ſtammen 90,373 aus dem britiſchen Reiche und 40,416 aus *Deutſchland*!

Palermo. Kaiſer Nikolaus hat dem Könige von Neapel den Grafen Orloff mit den Worten »mon ami intime« vorgeſtellt!

∴ Als der Czaar von Rußland unlängſt mit zahlreichem Gefolge nach dem eine Stunde von Olivazzo entfernten Kapuzinerkloſter Barda zu Eſel ritt, war dieſer Eſel ſo ungezogen, die ſolchen Reitens ungewohnte Majeſtät urplötzlich abzuſetzen. Der Kaiſer erhob ſich lachend und beſtieg ſeinen gewöhnlichen Eſel, den er diesmal mit ſeinem „ami intime", dem Grafen Orloff, gewechſelt hatte. (Wenn wir Kaiſer von Rußland wären, würden wir den reſpektwidrigen Eſel ohne Umſtände nach Sibirien ſchicken.)

Paris. Durch königliche Ordonnanz iſt die kaiſerliche Conſtitution der hieſigen Univerſität, feſtgeſtellt durch das organiſche Decret vom 17. März 1804, von Neuem eingeführt. Baron Thenard iſt zum Kanzler und Herr Reabu zum Schatzmeiſter ernannt worden.

∴ Neulich hielt die Akademie ihre öffentliche Jahresſitzung, bei der auch die Vertheilung der Monthyon'ſchen Preiſe für die rühmlichſten Leiſtungen in der Geſchichte und Moral, ſo wie für die tugendhafteſte Handlung ſtattfand. Herr Villemain fungirte wieder als beſtändiger Sekretär der Akademie. Der aus der Monthyon'ſchen Stiftung 1831 für die beſte franzöſiſche Komödie oder Tragödie ausgeſetzte Preis von 10,000 Frs. wurde für dies Jahr Herrn A. M. Ponſard für ſeine „Lucrezia" zugeſprochen; ehrenvolle Erwähnung erhielt daneben das Trauerſpiel „Don Sebaſtian", von Paul Faucher. — Ferner hatte die Akademie einen Preis von 4000 Francs für eine oder mehrere Ueberſetzungen der alten oder auch neuern Literatur beſtimmt und darunter eine Medaille nebſt 1500 Francs der Baronin von Carlowitz für ihre Ueberſetzung von Herders „Geiſt der hebräiſchen Poeſie" zuerkannt. Den erſten Tugendpreis von 3000 Francs erhielt, auf Herrn Dupins Antrag, Jeanne Jugan zu Saint-Servan bei Saint-Malo.

∴ Die Akademie hat für 1846 die Preisaufgabe eines Gedichts, das die Erfindung des Dampfes verherrlichen ſoll (2000 Francs), erneut und für das Jahr 1850 wiederum 10,000 Francs für das beſte franzöſiſche, in Frankreich ſpielende und von einem Franzoſen geſchriebene Drama in Verſen ausgeſchrieben.

∴ Neulich wurde ein Menſch verhaftet, welcher aufrühreriſche Anſchläge in franzöſiſcher, engliſcher und ſpaniſcher Sprache an die Straßenecken klebte, des Inhalts: »Wir verkünden Euch die Vermählung der Demoiſelle von Berry mit dem Prinzen von Lucca. Es lebe Heinrich V.! Tod dem König Ludwig Philipp und ſeinem Miniſter Guizot!« Der Mann wurde für wahnſinnig erklärt und in eine Irrenanſtalt gebracht. (In Deutſchland hätte man ihn auf eine Feſtung geſchickt.)

∴ Um ein Beiſpiel zu geben, wie koſtſpielig auch in Frankreich noch die Juſtizverwaltung iſt, kann erwähnt werden, daß über den Nachlaß des im vorigen Jahre geſtorbenen ehemaligen Rechnungsraths J. de Givry nicht weniger als 101 Urtheile, 36 Entſcheidungen des königlichen Gerichtshofes und 6 Caſſationsbeſchlüſſe erfolgt ſind, wofür, ohne die Honorare der Advokaten und Sachwalter zu rechnen, 266,774 Frs. 17 Cts. gezahlt werden mußten.

∴ Nach offiziellem Berichte beträgt die Geſammtſumme aller jetzt in Frankreich curſirenden Gold-, Silber- und Kupfermünzen 4 Milliarden 781 Millionen 361,319 Frs.; alſo die große Hälfte des geprägten Geldes von ganz Europa!

∴ Das Hotel de ville iſt abermals mit zwölf allegoriſchen Figuren geziert worden. Wenn es vollendet iſt, wird es an 500 Statuen, Büſten und Medaillons beſitzen. Das Denkmal zum Gedächtniß Ludwigs XVIII. in den Gewölben der Kathedrale von St. Denis naht ſeiner Vollendung, ſo daß nun nächſtens das letzte der bourboniſchen Linie, das des Königs Carl X., begonnen werden wird.

∴ Der Bildhauer David von Angers hatte zu Ehren des heldenmüthigen Bruderpaares Emilio und Ottilio Bandiera eine ſehr ſchöne Medaille entworfen, die franzöſiſche Münze aber die Prägung derſelben verweigert. Sie iſt darauf in der Londoner Münze geprägt und wird jetzt hier vertheilt.

∴ Unter dem Titel „Une jeune femme dans sa maison et dans le grand monde", mit dem Motto: „être heureux et rendre heureux", iſt hier mit dem Druckort St. Germain eine Brochüre erſchienen, die in einem anſpruchsloſen Gewande eine Menge von Wahrheiten vorträgt, welche jungen Frauenzimmern aus allen Ständen ſehr erſprießlich ſein können. Das erſte Kapitel handelt von der häuslichen Ordnung, Oekonomie, Zierlichkeit und Behaglichkeit; das zweite von der Toilette, dem Putz, der Schönheit und der Sorge für den Körper; das dritte enthält allgemeine Verhaltungsregeln über das Betragen in der Welt; das vierte handelt von der Liebe und der Ehe, und das fünfte von der Religion. Wir enthalten uns aller Auszüge aus dieſem Werke, das mit einer großen Zierlichkeit und Korrektheit des Stils, einen Takt und eine Weltklugheit entwickelt, die man nur von einer ſehr geiſtreichen und mit den Verhältniſſen des Lebens, in allen ihren verſchiedenen Färbungen und Geſtaltungen, bekannten Frau erwarten kann.

∴ Das eben erſchienene Decemberheft der „Revue des deux Mondes“ enthält ein Fragment aus dem Kosmos A. v. Humboldts, welches derſelbe ſelbſt für die „Revue“ überſetzt hat, indem er wünſchte, daß gerade dieſes Bruchſtück („de l'étude et de la contemplation de la nature“), weil es „die ihm wertheſten Ideen“ enthalte, nach ſeinem eigenen Sinne im Franzöſiſchen reproduzirt würde. Die vollſtändige franzöſiſche Uebertragung des Werks von geübter Feder wird binnen Kurzem erwartet.

∴ Die Gräfin S., eine ſchon bejahrte Ruſſin, in Italien wegen ihrer extravaganten Neigung zu Tenorſängern berühmt, iſt vor Kurzem hier in Begleitung eines jungen Baritoniſten Peri angekommen. Die Gräfin, die ihn heirathen gewollt, hat vom Kaiſer Nikolaus nicht die Einwilligung dazu erhalten; doch will ſie lieber ihr Vermögen als ihren neuen Adonis aufgeben.

∴ Der berühmte Rechtsgelehrte Sirey, deſſen Sohn vor zwei Jahren in Brüſſel bei der Sängerin Kathinka Heinefetter erſtochen worden war, iſt am 5. v. M. in Limoges am Schlagfluß geſtorben. Sirey, 83 Jahre alt geworden, war vor der Revolution Mönch und heirathete ſpäter eine Nichte Mirabeau's.

∴ Am 7. December iſt Ruſtan, Napoleons Leibmameluk, in Dourdan geſtorben. Seit Napoleons erſter Abdankung hatte er dort von einer Rente von 6000 Frs. gelebt. Er war zu Tiflis in Georgien geboren.

Petersburg. In Rußland erhält Niemand mehr einen Paß, noch einen Staatsdienſt, noch eine Heirathserlaubniß, der nicht nachweiſen kann, daß er jährlich wenigſtens ein Mal das heilige Abendmahl genommen. Auf dieſe Weiſe zwingt man die indifferenten Leute, fromm zu werden.

∴ Die Eröffnung der hieſigen Kunſtausſtellung iſt — Gott weiß weshalb — wieder vertagt worden.

∴ Am 24. v. M. iſt der durch ſeine gelehrten Forſchungen um die ruſſiſche Geſchichte hochverdiente Staatsrath Jaſykoff, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, hier geſtorben.

∴ Dem Grafen Iwan Golowin iſt für ſein Buch „la Russie sous Nicolas I.“ von ruſſiſcher Seite ein dreifaches Honorar angeboten worden: Verbannung nach Sibirien, Verluſt aller bürgerlichen und adeligen Rechte, Confiscation aller ſeiner Güter. Es iſt jedoch das erſte Mal, daß ein Autor ſich weigert, das angebotene Honorar in Empfang zu nehmen. Golowin lebt in Paris und will ſich aus Rußland nichts holen. (Figaro.)

Rom. Der Chevalier Audin, Verfaſſer der Geſchichte Leo's X. und Martin Luthers, hat vom Papſte den Sanct-Gregorius-Orden erhalten.

∴ Fanny Elsler hat vom hieſigen Publikum als Esmeralda Abſchied genommen; der Enthuſiasmus, mit dem ſie bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne von dem Publikum empfangen worden iſt, überſteigt alle Beſchreibung. Bei ihrem Scheiden wurden ihr Blumengewinde zu Füßen gelegt, welche — hört, hört! — auf vier Wagen herbeigeſchafft werden mußten. (O komiſche Leute, o närriſche Welt!)

Stuttgart. Es erregt nicht wenig Aufſehen, daß Profeſſor R. v. Mohl aus dem hieſigen Staatsdienſt entlaſſen iſt. Er hat ſich jetzt um eine Docentenſtelle in Heidelberg beworben.

Wien. Auf Vorſchlag des Hofraths Baumgartner, der die Regie des im öſterreichiſchen Staatshaushalte ſo höchſt wichtigen Tabaksmonopols leitet, iſt auf fünf Monate die Einfuhr und der öffentliche Verkauf ausländiſcher Cigarren geſtattet worden, eine Neuerung, bei welcher die Verwaltung gute Geſchäfte macht und die Conſumenten überdies den Vortheil haben, beſſere Blätter zu rauchen, als ſie der inländiſche Tabaksbau zu bieten vermag.

∴ Nach ſtatiſtiſchen Berechnungen zählt der öſterreichiſche Kaiſerſtaat bei einer Bevölkerung von 34¾ Millionen Seelen 401,063 Adelige. Die bedeutendſte Anzahl Adeliger hat Ungarn, wo auf 42 und Siebenbürgen, wo auf je 26 Köpfe ein Adeliger kommt. (Beneidenswerthes Siebenbürgen!!!)

∴ Unter den jetzt anweſenden Fremden befindet ſich auch der Dramatiker Hebbel aus Dänemark, der von einem königlichen Stipendium und vom Glanze (?) unſerer Hofbühne angezogen wird. (Grenzboten.)

Zürich. Der Dichter Freiligrath arbeitet hier wieder in einem kaufmänniſchen Bureau, weil er von dem Ertrage ſeiner Poeſien nicht leben kann.

∴ H. Püttmann ſoll ſich mit ſeiner Frau und einer zahlreichen Familie in Keſſerſchwyl in ſehr drückender Lage befinden.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 171. Leipzig, 8. Januar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Ein Abenteuer in Venedig.

Novellette von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

VI.

Am andern Morgen, als ich beim „Imperatore d'Auſtria" mit der ganzen Jungfräulichkeit meines immer ſehr zurückhaltenden Appetits meine Chokolade trank, griff ich nach der dicht vor mir liegenden, noch ganz druckfeuchten „Gazetta di Venezia", um daraus zu erfahren, welches von den vielen geſchloſſenen Theatern heute Abend geöffnet ſei.

Ich las: Teatro Apollo: Norma ... Signora Marietta Arrigotti.

Oper und Sängerin hatte ich im lieben Venedig, aus Langeweile, ſchon zwei Abende hinter einander gehört. Aller guten Dinge ſind drei, dachte ich mir und beſchloß, Dame Norma heute zum dritten Male zu beſuchen. In demſelben Moment fiel mein Falkenauge oder Adlerblick — welches von Beiden ſagt meiner freundlichen Leſerin mehr zu? — auf eine Anzeige, die, in etwas auffallender Schrift, dicht unter dem Theater abgedruckt ſtand. Sie lautete:

> »Vorgeſtern, zwiſchen acht und neun Uhr Abends, hat Jemand, der ſich vom Traghetto di Santa Salute nach dem Campo San Stefano fahren ließ, in der Gondel, deren Nummer ihm leider unbekannt iſt, ein in rothen Saffian eingebundenes, goldgerändertes Exemplar von Cantu's „Margarita Puſterla" und in dieſem Buche einen kleinen gedruckten Zettel (aha!) liegen laſſen, der für den Eigenthümer deſſelben von höchſter Wichtigkeit iſt. (Natürlich!) Der ehrliche Finder (bitte recht ſehr!) wird dringend erſucht, Beides, wo möglich noch heute, auf dem Campo San Stefano, Nummer 734, im zweiten Stockwerk, abzugeben. Die Perſon, die jenen Zettel verloren hat, rechnet dabei auf die Discretion des Finders (ſehr begreiflich!) und iſt gern bereit, ihm für die Bewahrung des wichtigen Geheimniſſes, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, **eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung** zu Theil werden zu laſſen.«

Die durchſchoſſene Diſcretion und die mit fetter Schrift zugeſagte ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung gab mir die poſitive Gewißheit, daß die Eigenthümerin dieſes Pfandzettels die bewußte Milady ſei, deren impoſanter Wuchs ſeit jener Nacht, in der ich ſo lebhaft von ihr geträumt hatte, meine etwas aufgeregte Fantaſie in beſtändigem Schach erhielt.

— Milady wohnt alſo auf dem Stephans-Platze, Nummer 734. Pietro muß ſich alſo doch wohl geirrt haben, denn nach ſeiner Angabe ſollte es ja Nummer 743 ſein. Aber geſtand er denn nicht ſelbſt, daß er ein verteufelt ſchlechtes Gedächtniß habe? Und wie leicht ſind zwei Nummern, wie dieſe, zu verwechſeln?

Ich zahlte mein Frühſtück und kehrte ſchleunig nach meiner Wohnung heim, um Buch und Zettel zu holen, die ich als „redlicher Finder“ ungeſäumt den Händen der ſchönen Eigenthümerin überliefern wollte. Ganz im Hintergrunde meiner abenteuerlichen Gedanken ſchimmerten in blendender Transparent-Beleuchtung die geheimnißvollen, inhaltsſchweren Worte:

„eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung“.

Gott iſt groß und Mahomet, wie Jeder von uns weiß, ſein Prophet.

Als ich die Treppe zu meiner Wohnung erſtieg, ſagte mir der Diener des Hauſes: Pietro habe mich, gleich nachdem ich ausgegangen, hier geſucht, um mir eine wichtige Nachricht zu bringen; er habe eine ganze Stunde auf mich gewartet und ſei dann fortgelaufen, um mich aufzuſuchen.

Aber Alles, was er mir ſagen konnte, wußte ich bereits.

Endlich alſo, nach zehn langen, ziemlich einförmigen Tagen, ſtand ich an der Schwelle eines Abenteuers, von dem ich mir — unter uns geſagt — alle Wonnen des mahomedaniſchen Paradieſes, die **meinen Wünſchen angemeſſene Belohnung**, verſprach.

Um meines Erfolges bei Milady vollkommen ſicher zu ſein, warf ich mich in den Glanz einer ausgeſucht feinen Toilette. Unter mehr als einem Dutzend nagelneuer Weſten wählte ich eine weiße, von blauen Veilchen eingefaßte Atlasweſte und eine weißſeidene Cravatte, deren reizender Schnitt Bulwers Pelham — Englands erleuchtetſten Dandy — zu einer Epopöe in Gott weiß wie viel Geſängen begeiſtert haben würde. Aber nichts von Allem iſt ſchwieriger als die richtige Wahl der Farbe, die man bei Anlegung der Handſchuhe zu beobachten hat. Es befremdet mich, daß noch keine unſerer eleganten Federn auf den gewiß nicht undankbaren Einfall gerathen iſt, die „Phyſiologie des Handſchuhs“ zu ſchreiben. Und doch liegt der Stoff ſo nah! Denn wie leicht läßt ſich aus den Farben des Handſchuhs der Charakter und die Neigung des Behandſchuhten errathen!

Ein Mann, der ſchneeweiße Handſchuhe trägt, iſt ein Pfarr-Candidat oder ſonſt ein zudringlicher Supplikant.

Ein Mann mit flohbraunen Handſchuhen iſt ein Philiſter, der den Stutzer ſpielen will.

Ein Mann mit ſchwarzen Handſchuhen iſt ein armer Teufel, der die etwas koſtſpielige Mode der Fauſtbekleidung nur gezwungen mitmacht.

Roſenfarbene Handſchuhe trägt ein Fantaſt oder Dummkopf.

Ein Lila-Handſchuh verleiht der männlichſten Phyſiognomie etwas Weibiſches.

Seidene Handſchuhe ſind „ridicule“, baumwollene ſogar „crasse“; Letzteres aber verhält ſich zu Erſterem wie ein „Zopf“ zu einer „Perücke“.

Ein Dandy im unentweihten Sinne dieſes häufig ſo arg mißbrauchten Wortes kann nur entenpfotenfarbige (patte de canard) oder buttergelbe Glacéhandſchuhe tragen.

Unentſchieden, welche von beiden Farben ich heute wählen ſollte, zog ich mir ein Paar Buttergelbe an und ſteckte ein Paar Entenpfoten in die Bruſttaſche, damit, Falls die Wahl mich unterweges gereuen ſollte, ich meine Uebereilung ſogleich gut machen könnte. Vorſicht, ſagt ein deutſcher Philiſter, iſt die Mutter der Weisheit.

Da ich am Traghetto weder Pietro noch ſeine Gondel fand, warf ich mich in die ſeines Kameraden Bartolomeo.

Unter Venedigs Gondolieren — man zählt deren gegen zehntauſend — giebt es, im Vorbeihuſchen erzählt, zwei Parteien, von denen die der einen (Caſtellani) einen rothen, die der andern (Nicolotti) einen ſchwarzen Gürtel tragen und in der Politik — um die ich mich wenig bekümmere — ganz entgegengeſetzter Anſicht ſind. Pietro aber und Bartolomeo waren Beide Schwarzgürtel, oder, was daſſelbe ſagen will, intime Freunde, gute Kameraden, Duzbrüder.

— Signor, ſagte Bartolomeo, als ich rückwärts in die Gondel ſtieg*), der arme Pietro ſucht Sie in der ganzen Stadt, um Ihnen eine Nachricht von höchſter Wichtigkeit mitzutheilen.

— Ich weiß Alles, antwortete ich und gab ihm den Auftrag, mich ſo ſchnell als möglich nach dem Ziele meiner Wünſche, nach dem Stephansplatze, zu befördern.

Ich weiß recht wohl, daß ein franzöſiſcher Autor in meiner Stelle vielleicht ganz anders gehandelt hätte und — nota bene, wenn er gerade bei Kaſſe geweſen — zuerſt nach dem Leihhauſe gefahren wäre, um dort den verpfändeten Shawl für ſeine Rechnung auszulöſen. Das hätte auch ich thun, d. h. erzählen können, aber wohl Niemand würde mir dieſen Zug der Großmuth geglaubt haben, denn ich bin ein deutſcher Schriftſteller, der ſein Geld für ſich ſelber braucht und für ein leichtfertiges Abenteuer, von dem noch nicht abzuſehen war, wie es enden werde, nicht ſo sans façon 532 Lire hinauswerfen kann.

VII.

Ich fuhr alſo nach dem Stephansplatze und kam unterweges durch Kanäle und Brücken, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ach, jeder Fremde, der ſich einbildet, Venedig ſchon nach Verlauf von acht Tagen zu kennen, iſt ein Narr. Der Schöpfer der „verhängnißvollen Gabel“ — Graf Platen — hatte nicht ſo ganz Unrecht, als er bei Schilderung dieſes curios-verwirrten Häuſer-Knäuels, Venezia-genannt, die Verſe ſang:

»Dies Labyrinth von Brücken und von Gaſſen,
Die tauſendfach ſich in einander ſchlingen,
Wie wird hindurch zu gehen mir gelingen,
Wie werd' ich je das große Räthſel faſſen?«

Giebt's doch ſelbſt Eingeborene, die dieſe Straßen-Sphynx nicht zu enträthſeln vermögen! Und trotz dieſes Chaos von Gaſſen und Gäßchen, von Brücken und Kanälen*) bleibt die halbverwitterte Lagunenſtadt noch jetzt die eigenthümlichſte und anziehendſte von ganz Italien, eine Stadt, die, wie Abbé Coyer geſagt, nicht von Menſchen, ſondern von Göttern erbaut zu ſein ſcheint, um die Sterblichen in ein Netz zu locken, in dem jede Maſche ein Stück Geſchichte, eine großartige Ruine, in der jeder Palaſt ein altersgrauer, lebensmüder Zeuge längſt verſchwundener Macht und Herrlichkeit iſt.

---

*) Daran, daß Jemand vorwärts in die Gondel ſteigt, erkennt der Gondolier den Fremden.

»Those days are gone — but beauty still is here.«
(Jene Tage ſind dahin, aber Schönheit iſt noch hier.)

ſang der unſterbliche Sänger des „Childe Harald“ und ſchrieb der armen Venezia in dieſer einzigen Zeile die ſchönſte, rührendſte und unvergänglichſte Grabſchrift.

Während dieſer flüchtigen Betrachtungen hatte meine Gondel ihr Ziel erreicht.

VIII.

Ich ſteige aus und ſuche auf einem der größten und ſchönſten Plätze Venedigs — es zählt deren gegen fünfzig — die Hausnummer 734, die auch alſogleich gefunden iſt.

Da kein Portier zu ſehen, bei dem ich zuvor einige Erkundigungen über die Dame, die ich ſuche, einziehen kann, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als, bewaffnet mit meinem doppelten Talisman, die zwei Marmortreppen zu erſteigen und, oben angelangt, an der nächſten Thür zu klingeln.

Gleich darauf öffnet ſich die Pforte des Paradieſes und eine junge Dame, impoſant wie Göttin Adria, ſchön wie der Tag und ſchwarz wie die Nacht, ſteht dicht vor der geöffneten Thür und fragt mich in franzöſiſcher Sprache:

— Zu wem wünſchen Sie?

— Zu Ihnen, Madame, antworte ich, ohne mich durch den Froſt ihrer erſten Frage einſchüchtern zu laſſen.

— Zu mir? wiederholt die ſchöne Dame mit einem Ton und einer Miene, in welchen ſich ein ganzes Tournier boshafter Fragezeichen umherzutummeln ſchien.

— Zu Ihnen, wiederhole ich faſt noch kälter als ſie.

— Monsieur, je n'ai pas l'honneur?

— Ni mon noi plus, ſetze ich raſch hinzu, aber das ſchadet nichts; ich werde Ihnen bald nicht mehr fremd ſein, wenn Sie die Güte haben wollen, mir nicht länger den Eingang zu verſperren …

Sie trat einige Schritte zurück … ich befand mich im Vorſaale.

— Madame, ich bringe Ihnen Etwas …

— Mir? fragte ſie höchſt erſtaunt.

— Wem ſonſt als Ihnen, ſchöne Frau?

— Mein Herr, Sie irren ſich.

— Nein, Madame, rief ich nun ſchon etwas ärgerlich. Ich bringe Ihnen Etwas — meine Blicke ſchweiften im Saale umher, um zu ſehen, ob uns Jemand belauſche — Etwas von der höchſten Wichtigkeit. Nun, errathen Sie noch immer nicht?

— Nein, mein Herr, erwiderte die kalte Artemiſia mit ſteinernem Lächeln.

---

*) Eine italieniſche Beſchreibung Venedigs giebt die Zahl der Kanäle auf 146, die der Brücken auf 450, die der Gaſſen auf 2108 und die der Häuſer auf 27,918 an.

— Faſſen Sie Muth, Madame. Sie dürfen — wie es in der Zeitung ſteht — ganz und gar auf die Diſcretion des Finders rechnen.

Ich betonte dieſe beiden Worte abſichtlich etwas ſcharf, um ihr die bewußte Zeitungs-Anzeige ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Mein Herr, ich begreiſe noch immer nicht, was Sie wollen ...

— Was ich will? Welch' unnütze Frage, Madame. Haben Sie nicht freiwillig erklärt, daß Sie gern bereit ſind, dem redlichen Finder — ich wiederhole Ihre Anzeige Wort für Wort — für die Bewahrung des wichtigen Geheimniſſes, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung zu Theil werden zu laſſen? Madame, fragte ich ziemlich barſch, begreifen Sie nun endlich?

— Mein Herr, entgegnete die Dame mit der empörendſten Ruhe und Gelaſſenheit, ich begreiſe von Allem, was Sie mir bis jetzt geſagt haben, noch keine Sylbe und muß Sie bitten, ſich deutlicher zu erklären.

— Alſo noch deutlicher? rief ich und zog das bewußte Buch aus der Taſche. Madame, fragte ich mit einem Anfluge von Schadenfreude, iſt Ihnen dieſer Einband bekannt?

— Ja; dieſes Buch, mein Herr, gehört mir; auf dem Rücken des Einbandes ſtehen die goldenen Anfangsbuchſtaben meines Namens. Wie aber kommen Sie zu dieſem Buche?

— Madame, ich begreiſe nicht, daß Sie das Alles ſo ſchwer begreifen. Sie haben das Buch geſtern Abend — zwiſchen Neun und Zehn — liegen laſſen ...

— Liegen laſſen? Ich?? Und wo???

— Ei, auch das wiſſen Sie nicht mehr? In der Gondel, Madame, in der Gondel.

— In welcher Gondel? fragte ſie von Neuem erſtaunt.

— In derſelben Gondel, in der es — eine Stunde ſpäter — durch Zufall in meine Hände gerieth. Ich, Madame, bin, wie Sie endlich begreifen werden, der redliche Finder, der ...

— Eine Belohnung erwartet. Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſes Buch unmöglich verloren haben kann, da ich ſeit acht Tagen nicht aus dem Hauſe gekommen?

— Wie geht das zu? Hab' ich mich vielleicht in der Hausnummer geirrt? Bin ich hier nicht in Nummer 734?

— Allerdings.

— Befinde ich mich nicht im zweiten Stockwerk?

— So iſt's!

— Wohnt außer Ihnen auch eine andere Dame, etwa eine Engländerin, auf demſelben Flure?

— Nein!

— Dann weiß ich, bei Gott; nicht mehr, was ich dazu ſagen ſoll. Madame, nur eine Frage noch: nicht wahr, Sie haben einen Ihrer Shawls verſetzt?

— Sind Sie toll? fragte die Dame ganz entrüſtet.

— Noch nicht, doch könnte ich's leicht werden, Falls Sie ſich darin gefallen ſollten, noch länger zu leugnen; hier, Madame, iſt Ihr Buch und hier der Pfandzettel ...

— Der Pfandzettel? Wer ſagt Ihnen, daß dieſer verpfändete Shawl mir gehört?

— Die „Gazetta di Venezia“ ſagt es; in der heutigen Nummer dieſer Zeitung, am Fuße des Blattes, dicht unter den Theater-Annoncen, wird der ehrliche Finder erſucht, Buch und Zettel Stephansplatz Nummer 734 abzugeben?

— Himmel, rief die Dame, in deren Seele ein häßlicher Gedanke aufzutauchen begann, ſollte vielleicht mein Herr Gemahl ...?

— Wie, Sie ſind verheirathet??? Ah, Madame, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Großer Gott, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen. Ja, ja, ſo iſt's! O! Madame, ich bedauere unendlich, daß ich ganz wider meinen Willen der Verräther Ihres Herrn Gemahls geworden bin. Ich bitte Sie inſtändigſt, mich unbekannter Weiſe ihm zu empfehlen und ihn zu bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich ihm, ohne es zu wollen, einen kleinen Verdruß bereitet habe, ſagte ich und überließ die Dame, die plötzlich in düſteres Nachdenken verſunken war, dem traurigen Vorgefühl, daß der Herr Gemahl — der Himmel weiß warum — hinter ihrem Rücken einen ihrer Shawls verſetzt habe.

Als ich die Treppe hinabſtieg, ſagte ich mir:

— Es iſt doch recht gut, daß Du kein franzöſiſcher Schriftſteller biſt. Du hätteſt den Shawl für Deine Rechnung ausgelöſt und wärſt auf dieſe Weiſe jetzt um eine Neue reicher und um 532 Lire ärmer geweſen. Gott iſt groß und Mahomet, wie geſagt, ſein Prophet.

IX.

An der Hausthür meiner Wohnung erwartete mich Pietro, um mir die Kunde zu bringen, daß die bewußte Lady Georgine Colbourn, des „Nabobs Geliebte“, die auf dem Stephansplatze Nummer 743 gewohnt, geſtern, bei Nacht und Nebel, mit einem jungen Maler nach Florenz durchgegangen ſei.

Mein geträumtes Paradies war beim Teufel.

. . . .

Abends erfuhr ich bei Suttil, daß Signor L., der erſt vor Kurzem mit einer der reichſten Kaufmannstöchter von Marſeille verheirathet ſei, einen der koſtbaren Shawls ſeiner jungen, ſchönen Frau heimlich entwendet und verſetzt habe, um mit dem Gelde eine dringende Schuld einer ſeiner alten Maitreſſen, einer häßlichen Choriſtin am Gallo-Theater, zu bezahlen. Die Folge davon werde eine — Scheidung ſein.

Addio, bella Venezia! Dies war hier mein erſtes und mein letztes Abenteuer.

Lückenbüßer.

Von Kaiſer Leopold II. wird erzählt, daß er Denen, die ihm zugeredet hatten, die ſeiner königlichen Schweſter zugefügten Beleidungen durch Krieg zu rächen, geantwortet habe: »Der Staat hat keine Schweſtern.« Wie trefflich, wenn auch jetzt noch überall geſagt würde: »Der Staat habe keinen Schwager, keinen Vetter u. ſ. w.«

Der Heimathsſchein*).

Von Cäſar von Lengerke.

Am Himmelsthor Sanct Petrus ſtand,
Viel Selige drauſſen ſtanden
Aus Einem großen deutſchen Land,
Neununddreißig deutſchen Landen.

„O laß uns ſchau'n das Himmelslicht"
In aller Namen ſo Einer,
Der zweiundſiebenzigſte Heinrich ſpricht
Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenſteiner.

Sanct Petrus ihre Päſſe nahm
Und ſah ſie durch mit Fleiße,
Bis an die Reih' der Letzte kam,
Und dieſer war ein Preuße!

Der Pförtner ſah zum Paß hinein,
Von vier Geſandten beſiegelt.
„Schon gut! Doch wo iſt denn der Heimathsſchein?
Sonſt wird nicht aufgeriegelt!"

Der Preuße ſprach: „Kommt Jeder durch
Von meinen Vettern und Baſen,
Aus Köthen ſelbſt und aus Bückeburg,
Was drehſt Du mir nur Naſen?"

Da zürnt der Pförtner: „Welch Geſchrei!
Kannſt Du den Schein nicht weiſen:
Gebeut die himmliſche Hofkanzlei
Dir wieder abzureiſen."

Der Preuße drauf: „So empfehl' ich mich
Und weiche ſolchen Gründen!
Doch wird noch ein and'rer Himmel ſich
Und d'rin ein Platz für mich finden."

Und er floh das Himmelshaus,
Ein Badenſer rief: „Nun weiß ich:
Die Einheit bleibt auch im Himmel aus!
Wir ſind nur achtunddreißig."

(Telegraph.)

Genealogie der Worte „Löwe" und „Löwin".

Die jetzt modern gewordenen Ausdrücke „Löwe" und „Löwin" ſind einer faſt vergeſſenen Vergangenheit entnommen worden. Die Schauſpielerin Paulet wurde im Jahre 1653 wegen ihres Muthes, ihrer Schönheit, ihres Stolzes und ihres „goldgelockten Haares", durch dichteriſche Fantaſie als Löwin proklamirt. Als ſie den früh dahingegangenen Anbeter, den Marquis de Montanſier, tief betrauerte, richtete Voiture, einer der galanteſten und geiſtreichſten Schriftſteller jener Zeit, franzöſiſche Verſe an ſie, die, in freier deutſcher Ueberſetzung wiedergegeben, alſo lauten:

„Schöne Löwin, angebetet,
Wein' nicht länger, folge mir!
Weinſt Du Perlen, wie Aurora,
Wirfſt Du einen Schatz von Dir!
Willſt Du weinen, wie ſie weint,
Mußt Du minder grauſam ſein,
Deine Huld muß, ausgebreitet,
And're Weſen auch erfreu'n.
Weinſt Du nur um dieſen Löwen,
Bringt es Dir nur wenig Ruhm,
Du haſt Beſſ'res zu beweinen,
Denn Du bringſt auch Männer um."

S. Meisl**).

---

*) Vergleiche in Nummer 155 des „Charivari" E. M. Oettingers „Fliegende Blätter", Seite 2468.

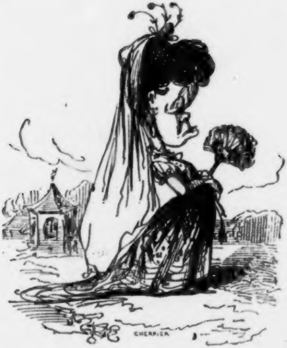
**) Illuſtrirte Theaterzeitung.

Die ſchönſte Frau der Welt.

Paula du Viguier, eine Zeitgenoſſin Petrarka's, ſoll zu ihrer Zeit die ſchönſte Frau des ganzen Erdballs geweſen ſein. Reiſende, erzählt die „Modenzeitung“, ſeien nach Toulouſe gekommen, blos um Paula's Schönheit zu bewundern. Männer und Frauen wollten ihre Reize anſtaunen. Das Parlament zu Toulouſe mußte, um Zuſammenrottungen zu verhüten, an Paula den Befehl erlaſſen, „ſie möge auf der Straße nie anders als tief verſchleiert erſcheinen“. Das Volk aber, das ſie unverſchleiert ſehen wollte, drohte Gewalt zu gebrauchen, worauf das Parlament ſich genöthigt ſah, den Befehl zu erlaſſen, daß Dame Paula ſich wöchentlich zwei Mal eine ganze Stunde lang unverſchleiert am offenen Fenſter zeigen mußte.

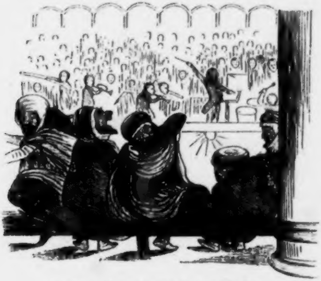
⁂

Wir beeilen uns, unſern Leſern das wohlgetroffene Bildniß dieſer Paula du Viguier, auch „Perle von Toulouſe“ genannt, ohne Schleier zu zeigen.



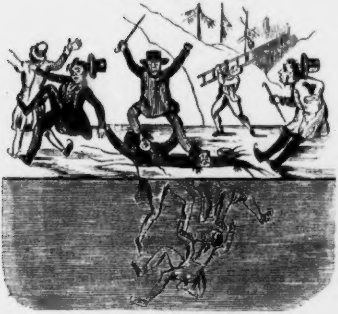
Paula du Viguier,
nach der Natur gezeichnet.

Fünf Beduinen



in einem Conzerte von Hector Berlioz.

Ueberraschung



auf einer halbgefrorenen Eisbahn.

Zapfenstreich.

Athen. Auch Griechenland hat ſeine politiſchen Karikaturen. Die neueſte iſt eine dem Journal „Weſpe" beigelegte Steinzeichnung, die den Miniſter Kolettis darſtellt, wie er, einen mit Schellen beſetzten Dreimaſter auf dem Schädel und mit einem rieſiggroßen Orden geſchmückt, mit der rechten Hand nach einer Hellas ſchießt und mit der linken eine Menge Eſelsköpfe an einem Strick fortzieht. (Fiat applicatio!)

Berlin. Der König hat der ausgezeichneten Violoncelliſtin Liſa Chriſtiani, in Anerkennung ihres außerordentlichen Talents, ein koſtbares Armband von Perlen und Brillanten geſchenkt.

∴ Seit Herr Heinrich Smidt den luxemburgiſchen Orden der Eichenkrone erwiſcht hat, ſoll er's unter ſeiner Ritterwürde halten, noch fernerhin Berichterſtatter der Leipziger „Theater-Chronik" zu ſein; an Herrn Smidts Stelle ſcheint nun Herr Fedor Wehl eintreten zu wollen. (Wir gratuliren dem großen Mann!)

∴ Unſere Local-Literatur hat eine neue Erſcheinung zu Tage gefördert: „Berliner Skizzen, Bilder und Charakteriſtiken, aus dem Leben der Geſellſchaft von Albert Fränkel und Ludwig Köppen. Der erſte Band enthält drei Erzählungen: Zwei geheimnißvolle Perſonen, das Schenkmädchen und Malwine. Die mittelſte iſt von Herrn Köppen, die erſte und letzte von Herrn Fränkel. Alle drei ſind lebenswarme, naturgetreue Schilderungen der Verhältniſſe lüſterner Reichen zu der darbenden Armuth, welche durch Noth in den Strudel der Gemeinheit und des Laſters hinabgezogen wird. Das wirkſamſte Stück dieſes novelliſtiſchen Kleeblatts iſt Malwine.

Brüſſel. In unſerer Stadt leben gegenwärtig viele deutſche Gelehrte und Schriftſteller, u. A. die Profeſſoren Ahrndt, Ahrens, Gluge, Adalbert von Bornſtedt, Francis Grund und Jakob Venedey. Letzterer iſt ein ſtiller liebenswürdiger Mann, ein frommer Blondkopf, in deſſen Geſicht die Poeſie des Frühlingslebens deutlich geſchrieben ſteht; aber nur wenige von den Deutſchen, welche politiſches Unglück in die Fremde trieb, haben ihr Exil ſo ehrenhaft beſtanden, wie Venedey.

∴ König Leopold hat uns wieder einen ſchönen Beweis gegeben, wie ſehr er, trotz aller der Fransquillonerie, welche in allen Kreiſen und bei allen Gelegenheiten ſich hier kund giebt, dem Flämiſchen hold iſt. Am Schluß der Sitzung der Akademie trat er auf Herrn Willems, den Rector der flämiſchen Literatur, zu und ſprach in ſeiner gemüthlichen Weiſe: „Zu Hauſe beſchäftigen wir uns fleißig mit dem Flämiſchen. Mein Sohn, der Graf von Flandern, brachte mir heute Morgen einige flämiſche Verſe als Glückwunſch, welche ihm ſehr wohl gelungen ſind." „Sire", entgegnete Willems, „hier iſt nur Einer, der nichts vom Flämiſchen zu wiſſen ſcheint, und das iſt der Herr Präſident Baron von Staſſart."

∴ Unter dem Titel bibliographie historique de la statistique en Allemagne „als vorbereitendes Handbuch zum Studium der Statiſtik" hat Herr Xaver Heuſchling hier (bei Decq.) ein Werkchen (112 S. gr. 8.) herausgegeben, das eine Ueberſicht der geſammten Literatur der deutſchen Statiſtik, ungefähr in der Art wie Meuſel's gleichnamiges Werk, nur compendiöſer, enthält. Die Ueberſicht, Geſchichte und Literatur der Statiſtik umfaßt das ganze Gebiet derſelben, von ihrem Entſtehen, aus einzelnen Notizen bei den Alten, bis auf die neue und neueſte Syſtematik, wobei, bei jedem Werke, Notizen über die Lebensumſtände u. ſ. w. der Verfaſſer beigebracht ſind. Ein Autoren-Regiſter am Ende des Werkes erleichtert den Gebrauch deſſelben.

Cöln. Der Magiſtrat bietet das hieſige Stadttheater vom 30. Juni 1846 zu anderweitiger Verpachtung. (Welcher Gimpel hat Luſt, hier anzubeißen?)

Conſtanz. In der Verlagshandlung von Bellevue iſt eine Sammlung politiſcher Lieder unter dem Titel „Guerillas-Krieg; verſprengte Lieder" erſchienen.

Danzig. Der Buchhändler Gerhard erklärt in der „Allgemeinen politiſchen Zeitung für die Provinz Preußen", daß er allerdings ſeine Buchhandlung, Buchdruckerei und ſeinen Zeitungsverlag verkauft habe, daß aber alle umlaufende Gerüchte, unter andern auch das, daß er ſeinen Glauben gewechſelt, unwahr ſeien.

Edinburgh. Walter Scotts Geburtshaus hat ſich ſeit Kurzem in ein Wirthshaus verwandelt, das wegen ſeiner hiſtoriſchen Erinnerung brillante Geſchäfte macht.

Halle. Profeſſor Dr. Roß hat den franzöſiſchen Orden der Ehrenlegion erhalten.

Hamburg. Daß die Herren Mühling und Cornet geſonnen ſind, Oſtern 1847 die Direktionsführung des Stadttheaters aufzugeben, iſt durch die Wieder-Verpachtung-Ausſchreibung von Seiten des Comite zur Gewißheit geworden; obgleich nun viele Anmeldungen (in der letzten Woche auch die des Herrn Maurice, Direktor des Thalia-Theaters, in Verbindung mit Herrn Louis Schneider in Berlin) eingegangen ſein ſollen, ſo zweifelt man hier noch an dem Austritt der beiden Direktoren, weil ein neuer Direktor ſich wegen des Inventariums mit ihnen verſtändigen muß, und da die Direktion denſelben Preis verlangt, den ſie bei Uebernahme des Geſchäfts ebenfalls zahlen mußte und dieſer dem Vernehmen nach über 60,000 Thaler preuß. Cour. groß war, ſo dürfte dieſer Umſtand wohl dazu geeignet ſein, die Liebhaber für die Pachtung des Theaters etwas abzukühlen.

∴ Neulich brachte der „Hamburger Correſpondent“ folgende Anzeige: Am 10. December hat Adelaide Marie Jazédé, Sängerin am hieſigen Stadttheater, wohnhaft zweite Fehlandſtraße Nummer 8, mit 6357 Mark Courant 15 Shilling bei dem Handelsgericht Inſolvenz erklärt. (Daß dieſe Theaterprinzeſſinnen trotz ihrer brillanten Gagen bankerout machen, iſt ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit.)

∴ Herr Grunert wird am 1. April 1846 unſere Bühne verlaſſen, um ein Engagement bei der Stuttgarter Hofbühne anzunehmen. (Hamburg, tröſte Dich, es giebt noch mehr Komödianten in der Welt, und wenn Dir vielleicht mit dem Leipziger Grunert gedient wäre, ſo ſind wir gern bereit, ihn Dir je eher je lieber abzutreten.)

∴ Im Stadttheater hat ſich unlängſt ein alter dramatiſcher Quark von J. F. Caſtelli, „Abraham“, mit Muſik von J. von Seyfried, vor ſehr leerem Hauſe ſehen laſſen.

Leipzig. Die „Vaterlandsblätter“ ſagen: Man kann gewiſſe Beweisſtellen nicht oft genug anziehen! Aber die Preſſe wird jetzt von manchen Seiten mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit angegriffen, daß ſie ſich ein Mal auf Kaiſer Joſeph beziehen muß. Oeffentlich erklärte er in einer Verordnung vom 11. Juni 1781: »Kritiken, wenn ſie keine Schmähſchriften, ſie mögen treffen, wen ſie wollen, vom Landesfürſten bis zum Unterſten, ſollen nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude ſein muß, wenn ihm dieſelbe auch auf dieſem Wege zukommt.« (Du lieber Gott, ſtände doch bald wieder ein neuer Joſeph auf!)

∴ Die Leſer unſeres Blattes werden ſich erinnern, daß Herr Marr in Folge gewiſſer Aeußerungen, die er, in Gegenwart des Advokaten Güldner, über Leipzigs Publikum ſich erlaubt haben ſoll, vom beleidigten Publikum ausgepfiffen und zur Rechenſchaft gezogen worden war. Herr Marr verklagte Herrn Güldner und Letzterer erklärt nun im „Tageblatt“, daß er zu vierwöchentlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt iſt, weil es ihm nicht möglich geweſen ſei, den juridiſchen Beweis von jener Ausſage des Herrn Marr zu führen. Ob nun Herr Marr durch dieſe Erklärung des Herrn Güldner ganz gerechtfertigt iſt, überlaſſen wir dem Ermeſſen unſerer Leſer. Nur ſo viel ſei bemerkt, daß das über Herrn Güldner verhängte Straferkenntniß ganz geeignet iſt, die Unbeliebtheit des Herrn Marr nur noch mehr zu erhöhen.

∴ Der „Dorfbarbier“ ſagt: Wenn ich eine Recenſion über Jenny Lind zu ſchreiben hätte, würde ich ſagen: Die Leipziger haben über Jenny Lind ein paar Tage alle Petitionen und Adreſſen, ja ſogar die Ereigniſſe des 12. Auguſt vergeſſen. (Letzteres, guter Dorfbarbier, wäre denn doch eine etwas allzugewagte Behauptung.)

∴ In unſerm „Tageblatt“ wimmelt es jetzt, in Bezug der Kollmann'ſchen Warnung, von Anzeigen höchſt drolliger Art, die von Kallmanns, Killmanns, Kohlmanns und Kuhlmanns ausgehen und dieſen Streit um des Kaiſers Bart mit vollem Rechte ins Lächerliche ziehen. Eine dieſer Anzeigen lautet: »Der Unterzeichnete bezeugt hiermit, daß er ſelbſt die in Grimma erſchienenen „Sieben Todſünden“ von Eugen Sue, und zwar perſönlich in Empfang genommen und dieſelben mit 15 Neugroſchen bezahlt hat. Der Reiſende eines Hauſes in Orleans.«

∴ „Wie lange iſt es her,“ fragen die Grenzboten, „daß gegen jeden Tropfen Tendenz in der Literatur zu Felde gezogen ward? Jetzt iſt beinahe nichts als Tendenz übrig geblieben. Die ſchöne Literatur iſt geſetzgeberiſch geworden, und ſelbſt finanzielle Fragen werden künftig in der Form Boccaccio's und Cervantes' entſchieden werden. Eine Teubner'ſche Buchhändleranzeige lautet ganz naiv: „Mac Lalor, oder muß es eine Kirche geben? und welche? Novelle von W. Gärtner. Bald leſen wir vielleicht: „Klop Stock, oder ſind Prügel durchaus nothwendig? und wieviel? Heldengedicht in vierundzwanzig Geſängen u. ſ. w.“

∴ Saphirs „Humoriſt“ erzählt, Eugen Sue wolle ſich nicht an ſeinen neuen Roman „die ſieben Todſünden“ machen. Er meint, daß, ſeitdem er den „ewigen Juden“ geſchrieben, es für ihn keine Todſünde mehr gebe.

∴ Herr Auguſt Diezmann, der ſeit ſechzehn Jahren die „Blätter aus der Gegenwart" geleitet, hat die Redaktion dieſes Journals niedergelegt; an deſſen Stelle iſt ſeit Anfang dieſes Jahres Herr Theodor Oelckers getreten. Auch dieſe Zeitſchrift will nun, gleich der Weber'ſchen, Illuſtrationen bringen.

∴ Ein Leipziger Correſpondent des Stuttgarter „Morgenblattes" läßt ſich über unſer Stadttheater folgendermaßen aus: Es ſind in letzter Zeit auf unſerer Bühne wohl einige Neuigkeiten vorgekommen, meiſt aber von der Art geweſen, daß ihr ſchnelles Verſchwinden nur zu ſehr gerechtfertigt erſchien. Vorläufig nur noch die Bemerkung, daß man der Direktion durch die vielfachen Anfeindungen (???), denen ſie ſeit Jahr und Tag ausgeſetzt war, wohl zu nahe getreten iſt, obwohl man auch nicht leugnen kann, daß dieſe Direktion den Erwartungen, welche man Anfangs von ihr zu hegen berechtigt war, keineswegs ganz entſprochen hat. Das Schauſpiel war während des vorigen Winters ungleich beſſer beſtellt, als gegenwärtig. (Letzteres iſt leider nur allzuwahr.)

∴ Der „Komet" ſchreibt: In Berlin hat ſich ein Anti-Champagner-Verein gebildet und den König um Annahme des Protektorats erſucht; der König aber hat es abgelehnt.

London. Die Prinzeſſin Lamballe ſagte bei der Theuerung zur Zeit der erſten Revolution: »Das Volk hat kein Brod, warum ißt es nicht Kuchen?« Der Herzog von Norfolk, ſonſt ein grundgeſcheidter Mann, hat jene Prinzeſſin an Naivetät noch weit übertroffen, denn unlängſt — bei einer Verſammlung von Landwirthen zu Arundel — hat er ſeinen Pächtern und Bauern, die wegen der mißrathenen Kartoffeln ſehr beſorgt zu ſein ſchienen, den guten Rath ertheilt, den hungrigen Magen durch Curry zu ſtärken und zu erwärmen. Curry aber iſt ein engliſches Lieblingsgewürz, aus gepulvertem weißen Ingwer, Cayenne-Pfeffer, Koriander und Safran. Mit Curry aber, der zehn Mal koſtſpieliger als die Kartoffel iſt, kann Niemand ſeinen Hunger ſtillen.

∴ Unter der Unzahl von Klubbs beſteht ſeit Kurzem auch ein ſogenannter Sarg-Klubb. Die Mitglieder deſſelben erhalten gegen einen ſehr geringen monatlichen Beitrag ſchon bei Lebzeiten ihre „letzte Wohnung". Neulich wurde einem Mitgliede dieſes Klubbs der Sarg, den es interimiſtiſch als Bettſtelle benutzte, bei einer gerichtlichen Auspfändung als „überflüſſiges Möbel" weggenommen.

Meiningen. Schon wieder ein neuer Hofrath! Der Herzog von Sachſen-Meiningen hat ſich bewogen gefunden, dem Dr. Dräxler-Manfred zu Darmſtadt, als Anerkennung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen, das Prädikat eines herzoglichen Raths beizulegen.

New-York. Die nordamerikaniſchen Städte-Namen haben mitunter viel Komiſches. In Georgien giebt es einen Ort, welcher „Sonnenuntergang" und am nördlichen Ufer des Ohio eine Stadt, welche „Sonnenaufgang" heißt. Eine „Morgenſonne" liegt in Teneſſee, während man in Pennſylvanien einen „Mond" beſitzt; in Arkanſas aber liegt das „Ultima Thule".

Paris. Arnold Ruge erzählt, Louis Philipp habe, als von der preußiſchen Regierung die Ausweiſung mehrerer deutſchen Schriftſteller reklamirt worden ſei, ſeine Zuſtimmung mit den Worten gegeben: »Il faut purifier Paris de ces philosophes allemands.«

∴ Die Nachricht einer hieſigen Zeitung, daß Louis Philipp dem neugebackenen Pair und berühmten Dichter Victor Hugo zur Fortſetzung ſeiner Reiſe in Spanien 10,000 Frs. nachgeſchickt habe, iſt ungegründet. (Das konnte man ſich ohnedies denken, denn Louis Philipp iſt nicht der Mann, der mit 10,000 Frs. um ſich wirft.)

∴ In dieſer Kammer-Seſſion wird ein Credit für die Vollendung des Pantheon, beſonders der Grabmäler Rouſſeau's und Voltaire's, *verlangt* werden. (Ob ſie's aber auch erhalten werden? Hoffen wir!)

∴ Die Unterſtützung, welche das „Journal des Debats" von der Regierung erhält, ſteht, ſpaßhaft genug, unter den Ausgabe-Poſten der Marine. Vermuthlich weil ſich die Debats ſtets auf ſchwankenden Wogen befinden.

∴ Der alte Beranger iſt neuerdings von Chateaubriand und Lamartine aufgefordert worden, ſich als Candidat in der Akademie zu melden; der berühmte Chanſonnier hat es aber wieder abgelehnt, unter die gelehrten Halbgötter zu treten.

∴ Zur Feier der Anweſenheit der Königin Victoria, die ſich herablaſſen will, im nächſten Sommer die „Hauptſtadt der Welt" durch Allerhöchſtihre Gegenwart zu illuſtriren, ſoll Gluck's „Armide" neu einſtudirt werden.

∴ Vor Kurzem iſt hier der Muſiker Urhan geſtorben, der, einem on dit zu Folge, dergeſtalt fromm geweſen ſein ſoll, daß er im Orcheſter, während der Zwiſchenakte, regelmäßig in ein oder das andere Andachtsbuch geſehen und die Bühne nie eines Blickes gewürdigt haben ſoll. (Alſo wahrſcheinlich eine neue Auflage des uralten „Tartüffe".)

∴ Einer unſerer unzählig vielen Tondichter beabſichtigt die vierte Seite des „Conſtitutionnel", die Annoncen nämlich, in Muſik zu ſetzen und will das Zeug „Album d'Annonces" nennen. Da ſoll der arabiſche Racahout, das Gewölbe zum Grand-Colbert, die Pomade malainocome, Dr. Albert, das Creoſot u. ſ. w. in eine paſſende Melodie eingekleidet werden.

∴ Unter dem Titel „Aventures d'une poupé de Nuremberg" iſt hier ein ſehr nettes Kindermärchen von Madame Cecile Berton erſchienen.

∴ Unſere ohnehin überreiche Memoiren-Literatur hat einen neuen, nicht unintereſſanten Zuwachs erhalten in den „Souvenirs de J. N. Barba, ancien libraire au Palais-royal", ein Werk, das manche neue Aufſchlüſſe ertheilt über Fragen, welche Frankreichs Literaturgeſchichte betreffen.

∴ Einer unſerer Buchhändler, Martinon, läßt einen Jeſuiten-Almanach erſcheinen, in welchem auf jeden Tag ein Verbrechen oder eine Narrheit dieſer ehrwürdigen Väter angemerkt iſt.

∴ Am 7 Januar hat die öffentliche Verſteigerung der Bibliothek des verſtorbenen Jacques Laffitte begonnen.

∴ Balfe's neueſte Oper, „der Stern von Sevilla", iſt bei der erſten Aufführung total durchgefallen. Mangel an muſikaliſchen Ideen, engliſche Leier-Melodien und Flachheit in der Ausführung haben das Machwerk zu Grabe getragen.

∴ Das Vaudeville-Theater bringt nächſtens eine Bearbeitung des Plötz'ſchen Luſtſpieles „Der verwunſchene Prinz". Der Komiker Ravel wird die Titelrolle ſpielen.

∴ Wieder ein neues Theater. Es ſoll auf dem Winter-Prado in der Nähe des Juſtiz-Palaſtes gebaut und „Théâtre de la Cité" getauft werden.

Peſth. Das ungariſche National-Theater hat der Mutter des Dichters von „Bank Bán", des leider zu früh hingeſchiedenen Katona, den Ertrag einer Einnahme dieſes Stückes gewidmet, ein ſchöner menſchenfreundlicher Zug, der ganz Ungarn zur Ehre gereicht.

∴ Der Hofſchauſpieler Jerrmann wird im Laufe dieſes Winters auf unſerer deutſchen Bühne einen Cyclus von Gaſtrollen geben und wahrſcheinlich hier als Oberregiſſeur engagirt werden.

Prag. Das dramatiſche Feld der böhmiſchen Literatur bietet wenig Neues. Einige unbedeutende Ueberſetzungen abgerechnet, iſt nur ein Original-Schauſpiel erſchienen: „Frau Marianne, die Mutter des Regiments", von J. Tyl.

Riga. Von Oſtern angefangen übernimmt Herr Direktor Ringelhardt die Leitung der hieſigen Bühne, welche durch die taktloſe Führung des Herrn Engelken in einen ziemlich verwahrloſten Zuſtand gerathen iſt. Der Name des neuen Direktors bürgt für das Wiederaufblühen dieſes Kunſt-Inſtituts.

Rio-Janeiro. Hier exiſtiren drei Theater: franzöſiſches Vaudeville, italieniſche Oper und portugieſiſches National-Theater. Auf dem Letztern iſt jetzt Bürger's „Leonore" unter dem Titel „Leonore, ou os mortos vão depresso" an der Tagesordnung und macht furore. In der Oper aber erregt die Primadonna Fräulein Candiani einen Enthuſiasmus, welcher dem der Berliner für Jenny Lind das Gleichgewicht hält.

Rom. Man geht damit um, die Zahl der ſogenannten Heiligen durch eine Dame der höhern Geſellſchaft zu vermehren. Die zu Canoniſirende iſt die verſtorbene Fürſtin Girandolina Borgheſe, geborene Lady Talbot; die Promotoren der Beatifikation ſind das römiſche Volk, an deſſen Spitze die Schwiegermutter des Verſtorbenen, die verwittwete Prinzeſſin Adele Borgheſe ſteht, welche im Leben die erklärteſte Feindin und Verfolgerin ihrer liebenswürdigen Schwiegertochter aus Neid und weiblicher Eitelkeit geweſen war. Ueber 100,000 Thaler ſoll die Familie Borgheſe bereits für den Prozeß der Heiligſprechung, falls die Curie, woran nicht zu zweifeln, ihn illuſtrirt, zu diesfallſiger Dispoſition beſtimmt haben. Wunder hat die verſtorbene Lady Talbot allerdings noch nicht gewirkt, doch dürften wir bei ſo gläubiger Dispoſition und dem Enthuſiasmus des römiſchen Volks für die Hingeſchiedene ſehr bald auch von dieſen hören.

∴ Am 9. v. M. ſtarb hier der ausgezeichnete Mathematiker Pater Caraſſa und am 10. die Baronin Grazioli, Gattin eines durch Fleiß und Betriebſamkeit zum Millionär gewordenen Bäckers.

Roſtock. Die „Roſtocker Nachrichten" vom 13. v. M. eröffnen ihr Blatt mit der Erklärung, daß ihnen durch ein Reſcript der Regierung der fernere Abdruck der Berichte über die diesjährigen Landtags-Verhandlungen bei hundert Thaler Strafe unterſagt worden ſei. (Uns befremdet das nicht mehr!)

Stuttgart. Unſere Pietiſten haben wieder einen großen Sieg errungen. Herr Albert Knapp iſt, an Guſtav Schwabs Stelle, an der Kirche zu St. Leonhard zum Oberprediger gewählt worden.

Trier. Vor Kurzem iſt hier der bekannte Thiermaler A. Wyttenbach geſtorben.

Weimar. Am 19. v. M. iſt hier der geheime Hofrath und Ober-Bibliothekar Dr. Riemer, 73 Jahre alt, geſtorben. Früher Profeſſor der griechiſchen Sprache am hieſigen Gymnaſium, wo er ſein weit verbreitetes griechiſches Lexikon herausgab, wurde er Göthe's langjähriger Freund und Gehilfe an der neueſten Herausgabe von deſſen Werken. Er war ein heller, genialer Kopf, ein witziger und ſehr glücklicher Dichter und ein überaus angenehmer, geiſtreicher Geſellſchafter. Sein Verluſt iſt empfindlich für unſere Reſidenz und in Betreff mancher höheren Aufträge, denen er ſich in ſeiner Stellung gern unterzog, ſelbſt nicht zu erſetzen. Mit ihm iſt abermals ein Stern an Weimars Gelehrten-Himmel untergegangen.

Wien. Im Leopoldſtädter Theater hat ein neues Vaudeville, „der alte und der junge Tambour", (wie ſich von ſelbſt verſteht „nach dem Franzöſiſchen") gefallen.

∴ Im Burgtheater hat „die verhängnißvolle Reiſe", ein dreiaktiges Luſtſpiel von dem (verſtorbenen) Dr. J. C. Mikelaſch, eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

∴ Felicien David hat eine neue Simphonie-Ode, „Moſes", vollendet.

∴ Ein hieſiges Blatt nennt Fanny Elsler „die Fee des Jahrhunderts", deren Ruhmesſonne, wie die Philipps II. Sohnes, nie untergeht und in Europa und Amerika in gleichem Glanze ſtrahlt. Die Dichtkunſt hat der Tanzkunſt den Schweſterkuß gegeben: ihr Tanz iſt vom Siegesbewußtſein der Schönheit erfüllt, und ſelbſt in Scenen, die an das Widrige ſtreifen, weiß ſie den Charakter der Schönheit feſtzuhalten.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung" erzählt: »An welche Dinge unſere Lokaldichter denken, um etwas Niedageweſenes und dabei doch Zeitgemäßes aufs Theater zu bringen! Einer, der etwas ganz Apartes ſchaffen wollte, fragte unlängſt den Direktor eines Vorſtadttheaters, ob er nicht eine Poſſe, „die Erdäpfelkrankheit", annehmen wolle?« („Illuſtrirte Erdäpfelkrankheit" wäre noch weit lockender!)

∴ Hector Berlioz hat an ſeinem Geburtstage von der Phalanx ſeiner Verehrer, an deren Spitze der Baron Lannoy ſteht, einen ſilbernen Taktſtock erhalten.

∴ Der berühmte Tauſendſaſa Bosco iſt hier eingerückt.

Zürich. Der im Canton Zürich ſich aufhaltende deutſche Flüchtling Dr. Wilhelm Schulz, ehemaliger großherzoglich heſſiſcher Lieutenant aus Darmſtadt, hat in der „Neuen Zeitung" ein Schreiben an den ehemaligen großherzoglich badiſchen Hauptmann Möller veröffentlicht, worin er demſelben auf deſſen Anſuchen, ihm zu ſeiner Niederlaſſung in der Schweiz und bei der Herausgabe einer Zeitſchrift behilflich zu ſein, rund heraus erklärt, „daß er mit einem Vaterlandsverräther nichts zu thun haben wolle". (Bon!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Nach Chambers „Edinburgh Journal" ſoll ein Athenienſer, Namens Phillatios, der Erfinder des Kleiſters für die Buchbinder geweſen ſein. Im Mittelalter wurde die Buchbinderkunſt von den Mönchen ausgeübt. Im Jahre 1080 war Biſchof Hermann von Salisbury als Buchbinder berühmt. Große Seltenheiten in Bezug auf den Einband beſaß George Napier, in deſſen Bibliothek ſich u. A. ein Buch über den berühmten Zwerg Jeffery Hudſon befand, das in ein Stück von Karls I. ſeidener Weſte eingebunden war. Mordaunt Cracherode umſegelte die Welt in einem und demſelben Paare ziegenlederner Beinkleider; ſein Sohn, ein berühmter Bücherſammler, ließ eines ſeiner Lieblingsbücher in ein Stück dieſer denkwürdigen, weltumſegelnden „Inexpreſſibles" binden, das noch jetzt im britiſchen Muſeum gezeigt wird. Der berühmte Bibliomane Askew ließ William Robertſons „Geſchichte Kaiſer Karls V." in Menſchenhaut einbinden. Die rothen Maroquin-Einbände der Harley'ſchen Bibliothek haben dem Lord Oxford über 18,000 Pf. St. gekoſtet. Lord Spencer zahlte dem berühmten Buchhändler Roger Payne für den Einband eines Aeſchylos fünfzehn Guineen (beinahe hundert Thaler). Die Buchbinder-Rechnungen des belgiſchen Bücherſammlers Charles van Hulthem betrugen von 1820—1830 jährlich 7—8000, in einem Decennium alſo mehr als 70,000 Francs.

— In den italieniſchen Tarok-Karten liegt, wie im Schachſpiele, ein tiefer Sinn, eine ſinnige Allegorie. Vier Farben ſtellen die vier Stände vor: die Kirche, Coppe, den Prieſterſtand; die Schwerter, Spada, den Adel- und Kriegerſtand; Geld, Denari, den Handelsmann und Bürger, und die Stöcke, Bastoni, den Bauernſtand. Jede Farbe läuft von Eins bis Zehn, dann folgen der Fante, das Fußvolk, Cavallo, die Reiterei und Re, der Feldhauptmann oder König. So bekämpfen ſich die vier Stände mit abwechſelndem Glücke unter dem Einfluß der Klugheit.

— Im Arſenal zu Greenwich wird ein Säbel gezeigt, der ſo groß iſt, daß er durch drei Höfe dieſes Rieſenzeughauſes reicht. Er wiegt, ohne die eiſerne Scheide, 216 Centner, ein Gewicht, aus dem ſich 42,000 gewöhnliche Degenklingen ſchmieden laſſen. Die Sage herrſcht, einſt werde ein Engländer kommen, der dieſen Rieſenſäbel aufheben und ſchwingen werde; dieſer Engländer werde der Held ſein, der die ganze Welt für Großbrittanien erobern würde. (Ob wohl Prinz Albert dieſer weltbeſiegende Engliſhman iſt???)

— Ein topographiſch-ſtatiſtiſches Werk über Leipzig von Hartmuth aus dem Jahre 1794 erzählt: »Die Kirche zu St. Thomas iſt vom Marggrafen Dietrich erbaut. Die erſte evangeliſche Veſperpredigt wurde darin am 25. Mai 1539 gehalten; deren Länge beträgt 122 Ellen, die Breite 57.« (Mort de ma vie, das muß eine höchſt erbauliche Predigt geweſen ſein!)

— Vor alten Zeiten führte die jedesmalige Aebtiſſin des Stiftes Quedlinburg den Titel „des heiligen römiſchen Reiches Erzköchin“. (Heutzutage hat das heilige römiſche Reich keine Erzköchin, aber eine Unzahl von S....köchen.)

Treffer und Nieten.

* Bulwer ſagt in ſeinem „Pelham“ (Band 1, Kapitel 4): »Verſchaffe Dir von der Kochkunſt ſo viel Kenntniß als nur möglich; dies iſt eine zur Ausbildung eines Herrn vom Stande durchaus nothwendige Eigenſchaft.«
* In demſelben Kapitel heißt es: »Man muß im Aeußern ſehr distingué ſein, um den Muth zu haben, ſchwarze Kleider zu tragen.«
* »Thatſachen,« ſagt Göthe, »ſind baare Münze; Ideen das verdächtige Papiergeld des Geiſtes.«

Bitte, Bitte!!!

In einem Winkelblatte, das von Zeit zu Zeit in A*** erſcheint, lieſt man folgende Erklärung: »Wir erſuchen hiermit die Einſender der zahlreichen, ſeit September d. J. bei uns lagernden, anonymen und nicht anonymen, witzigen und albernen Artikel gegen Herrn E. M. Oettinger und deſſen „Charivari“, ihre Sendungen noch vor Schluß des Jahres abholen zu laſſen, da wir nicht Luſt haben, dieſen unnützen Ballaſt ins neue Jahr hinüberzuſchleppen. Die Redaktion der ...«

Ich für meinen Theil erſuche die Einſender jener zahlreichen Artikel gegen mich und meinen „Charivari“, dieſe lieber direkt an mich einzuſenden, mit dem Verſprechen, die witzigen und nicht anonymen Artikel*) ſofort unverändert im „Charivari“ abdrucken zu laſſen, was für die Herren Verfaſſer jener Artikel jedenfalls viel vortheilhafter iſt, 1) weil mein „Charivari“ für jeden von ihm aufgenommenen Aufſatz Honorar bezahlt und 2) weil dieſe Beiträge, in *mein* Journal aufgenommen, kein öffentliches Geheimniß bleiben. Mehr können meine Gegner nicht verlangen.

E. M. Oettinger.

---

*) Die albernen und anonymen kann jenes Blatt natürlich für ſich behalten und ſie in Gottes Namen abdrucken, da es bei ihm auf eine Albernheit mehr oder weniger durchaus nicht ankommt.

NEUE MUSIKALIEN

im Verlage von

FR. KISTNER in Leipzig.

Becker, C. F. Op. 14. Studien für Anfänger im Orgelspiel mit besonderer Rücksicht auf das Pedal und dessen Applicatur. Zum Gebrauch bei dem Conservatorium der Musik zu Leipzig. Erste Sammlung. 15 Ngr.

Bennett, W. St. Op. 26. Trio f. Pfte., Violine u. Vcelle. 1 Thlr. 25 Ngr.

David, F. Op. 17. Concert No. 3 p. Viol. av. Orchestre. 3 Thlr. 20 Ngr.

— Op. 17. Le même avec Pfte. 1 Thlr. 25 Ngr.

— Op. 20. Six Caprices pour Violon av. Pfte. Liv. 1, 2 à 1 Thlr. 5 Ngr.

— Op. 20. Les mêmes pour Violon seul. 1 Thlr. 5 Ngr.

Franz, R. Op. 4. 12 Gesänge v. R. Burns, Fr. Rückert u. W. Osterwald, f. eine Stimme mit Pfte. Heft 1: Mein Hochland-Kind: „Durchirr' ich Länder noch so fern." — „Die süsse Dirn' von Iverness." — Liebliche Maid: „Früh mit der Lerche Sang." — „Ihr Hügel dort am schönen Doon." — Montgomery-Gretchen: „Wär auch mein Lager jener Moor." — „Du hast mich verlassen Jamie!" Von R. Burns. Heft 2: „Er ist gekommen in Sturm," v. Rückert. — Kurzes Wiedersehen: „Ach, musstest Du denn scheiden" v. Osterwald. — „Durch säuselnde Bäume" v. Osterwald. — Herbstsorge: „Gleich eines Herzens bangen Fieberträumen" v. Osterwald. — Wanderlied: „Und kommt der Frühling wieder her," von Osterwald. — „Ach, dass Du kamst" von Osterwald. à Heft 20 Ngr.

Gade, N. W. Op. 7. „Im Hochland." Schottische Ouverture f. Orchester. 2 Thlr. 25 Ngr.

— Op. 7. Dieselbe für Pfte. zu 4 Händen eingerichtet. 25 Ngr.

Hölzel, G. Op. 20. Jäger's Sehnsucht: In die Berge möcht' ich wieder, von Fr. Gerstäcker, f. eine Bariton- od. Mezzo Sopran-Stimme m. Pfte. 10 Ngr.

Lang, Josephine. Op. 11. Sechs Lieder f. eine Stimme m. Pfte. No. 1. Antwort, von Uhland: „Das Röschen, das du mir geschickt." — No. 2. Ruhethal von Uhland: Wenn im letzten Abendstrahl." — No. 3. Frühlingsahnung, von Uhland: „O sanfter süsser Hauch." — No. 4. Abschied von Kerner; „Als wir schieden." — No. 5. Sänger's Trost, von Kerner: „Weint auch einst kein Liebchen." — No. 6. Im Herbst, von Kerner: „Zieh' nur du Sonne." 15 Ngr.

— Op. 12. Sechs Lieder für eine Stimme m. Pfte., Gedichte v. C. Reinhold. No. 1. Am Wasserfall: „Dein Jüngling träumt." — No. 2. Nachts: „Im Walde weit auf der Haide breit." — No. 3. Abermals am See: „Drüben schon von dem Altane schimmert." — No. 4. O wärst Du da: „Die Sonne kam, im reinsten Glanze." — No. 5. Der Herbst: „Raschelt's schon im Laube." — No. 6. Die wandernde Wolke: „Auf langer Haide wallt die Wolke hin und her." 25 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, F. Op. 60. Die erste Walpurgisnacht. Ballade für Chor u. Orchester, gedichtet v. Goethe. Arrangement f. Pfte. 4 Händen von E. Henschke. 3 Thlr. 10 Ngr.

Moscheles, J. Kindermährchen. Etude für Pfte. (Aus Op. 95 einzeln abgedruckt.) 7½ Ngr.

— Op. 111. Quatre grandes Etudes de Concert pour Piano. No. 1. Rêverie et Allegresse. Gm.-Es. — No. 2. Le Carillon. F. — No. 3. Tendresse et Exaltation. H. — No. 4. La Fougue. Cism. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hierzu eine Beilage:

Prospectus der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

BÜRGSCHAFT.

Vollkommene Gegenseitigkeit durch den Verband der Mitglieder; Oeffentlichkeit der Verwaltung unter fortwährender Controle; entsprechender Reservefonds.

ZWECK.

Jedem Mitgliede wird ein zwischen 300 bis 5000 Thaler freizuwählendes Capital zugesichert und nach dessen Tode an den Besitzer des Versicherungs-Scheines baar ausgezahlt.

BEDINGUNGEN.

Gute Gesundheit zur Zeit der Aufnahme; Entrichtung eines aus der angehängten Tabelle ersichtlichen jährlichen Beitrags — gleichsam die Verzinsung des versicherten Capitals. —

BESONDERE VORTHEILE.

Die dem Publikum bereitete Erleichterung, vermittelst der überall angestellten Agenten, ohne Mühe und Kosten, Auskünfte, Statuten und Attest-Formulare erlangen, Versicherungs-Anträge stellen und die Beiträge an jene zahlen zu können.

Jeder Agent ist zu strengster Verschwiegenheit über die Versicherungen verpflichtet.

Der beim Eintritt festgesetzte Beitrag steigt niemals, hört gegentheils mit vollendetem 85sten Lebensjahre auf.

Vollständige Vergütung der jährlichen Ueberschüsse an alle auf Lebenszeit versicherte Mitglieder, (zeither durchschnittlich 20 pro Cent betragend) weil diese allein an dem ganzen erlangten Gewinne Antheil haben.

Auszahlung des versicherten Capitals auch dann, wenn der Tod unmittelbar nach Abschluss der Versicherung erfolgt.

Königl. Sächs. confirmirte

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu

LEIPZIG

errichtet 1831.

Agentur
bei

Agenturen
sind in ganz
Deutschland
und der deutschen Schweiz
errichtet.

VERWALTUNG.

DIRECTOREN:

Herr Dr. J. L. W. Beck, K. S. Appellationsger.-Präsident, Ritter des C. V. Ordens.

„ J. C. Dürbig, Handl.-Dep. Firma: Merck, Dürbig et Comp.

„ Adv. W. Einert, Handels-Consulent.

Herr C. G. Frege, auf Abtnaundorf K. S. Kammerrath, Ritter m. Orden, Firma: Frege et Cp.

„ L. C. W. Gelbke, auf Güntheritz und Podelwitz.

„ G. Harkort, Handelsgerichts-Beisitzer u. Handl.-Deputirter, Ritter d. C. V. Ordens, Firma: C. et G. Harkort.

Herr A. Olearius, fungirender Director.

AERZTE:

Herr Prof. Dr. F. P. L. Cerutti. | Herr Prof. Dr. A. Braune.

CONTROLE DER VERWALTUNG.

Der Magistrat zu Leipzig, durch den derzeitigen Deputirten Herrn Stadtrath Söhlmann.

Der Gesellschafts-Ausschuss von sieben Versicherten und deren Stellvertretern.

Der vereidete, vom Magistrat und Ausschuss bestellte Revisor Herr C. F. Sorge, Raths Schoss-Schreiber.

Jährliche Beiträge
für 100 Thaler Versicherungssumme.

Im 14 Thlr.-Fusse, den Thlr. zu 30 Ngr. à 10 Pf. 1 Thlr. = 1¾ Fl. im 24½ Fl.

Alter.	Auf Lebenszeit.			Auf 5 Jahre.			Auf 1 Jahr.		
Jahre.	Thlr.	Ngr.	Pf.	Thlr.	Ngr.	Pf.	Thlr.	Ngr.	Pf.
15	1	25	5	—	25	9	—	24	3
16	1	26	0	—	26	8	—	25	2
17	1	28	6	—	27	0	—	26	—
18	2	—	—	—	28	5	—	26	9
19	2	1	4	—	29	6	—	27	0
20	2	2	0	1	—	8	—	28	4
21	2	4	4	1	2	2	—	29	2
22	2	6	—	1	3	8	1	—	7
23	2	7	5	1	5	2	1	2	3
24	2	9	—	1	6	7	1	3	6
25	2	10	0	1	8	—	1	5	3
26	2	12	3	1	9	2	1	6	0
27	2	13	0	1	10	2	1	8	0
28	2	15	5	1	11	—	1	9	4
29	2	17	2	1	12	2	1	10	2
30	2	19	—	1	13	4	1	11	—
31	2	20	0	1	14	7	1	12	1
32	2	22	0	1	16	—	1	13	—
33	2	24	0	1	17	3	1	14	8
34	2	26	0	1	18	3	1	16	5
35	2	29	1	1	19	2	1	17	9
36	3	1	4	1	19	8	1	18	8
37	3	3	0	1	20	3	1	19	0
38	3	6	1	1	20	0	1	20	—
39	3	8	8	1	21	—	1	20	3
40	3	11	0	1	21	5	1	20	0
41	3	14	0	1	22	3	1	21	—
42	3	17	8	1	23	5	1	21	8
43	3	21	3	1	25	2	1	21	8
44	3	24	8	1	27	7	1	23	—
45	3	28	9	2	—	0	1	24	4
46	4	3	—	2	4	2	1	27	4
47	4	7	4	2	7	0	2	—	8
48	4	12	—	2	11	3	2	3	0
49	4	16	9	2	15	—	2	8	1
50	4	22	—	2	18	0	2	11	8
51	4	27	2	2	22	5	2	14	7
52	5	2	9	2	26	8	2	18	0
53	5	9	—	3	1	—	2	22	8
54	5	15	4	3	5	0	2	26	4
55	5	22	3	3	10	6	3	1	—
56	5	29	5	3	15	4	3	6	—
57	6	7	3	3	20	5	3	10	3
58	6	15	7	3	26	4	3	15	8
59	6	24	0	4	2	0	3	21	—
60	7	4	8	4	0	5	3	25	3

Ueberdem werden, zu besonderen Prämiensätzen, Versicherungen auf das Leben zweier Personen dergestalt angenommen, dass das Capital beim ersten Todesfall unter ihnen ausgezahlt wird.

Die Versicherungs-Scheine lauten auf den Inhaber, gestatten daher, ohne Einmischung des Directorium, jede beliebige Verfügung darüber.

Die Befugniss des Directorium, auf Lebenszeit lautende Versicherungs-Scheine nach Verhältniss der Einlagen zurückkaufen oder Vorschüsse darauf leisten zu können.

Befreiung der einzelnen Mitglieder von Porto und sonstigen Kosten während der Versicherungszeit.

Jährlicher öffentlicher Bericht über den Stand der Gesellschaft und Rechnungsablage an die Mitglieder.

Was der Einzelne, so sehr er es auch wünschen mag, nicht erreichen kann, wird durch Vereinigung vieler Kräfte mittelst der vorstehend gedachten Anstalt möglich: die Gewissheit nach dem Tode ein bestimmtes Capital zu hinterlassen.

Wie sehr diese Gewissheit dem um die Seinigen besorgten Familienvater zur Beruhigung, dem Geschäftsmanne, dem Gläubiger u. s. w. bei seinen Unternehmungen zur Sicherheit dient, möge, sowie die segenbringende Anwendbarkeit der Lebensversicherung in den mannichfachsten Verhältnissen überhaupt, der Beurtheilung jedes in die Zukunft blickenden Menschen überlassen bleiben.

Nº. 172. Leipzig, 15. Januar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Zur Geſchichte der Karikatur.

Skizze von E. M. Oettinger.

Karikatur — vom Italieniſchen (caricare, überladen, übertreiben) abgeleitet — iſt nach Sulzers Theorie eine bildliche Darſtellung, in der das Charakteriſtiſche, vor Allem aber das Komiſche oder Häßliche eines Gegenſtandes, übertrieben und ins Poſſenhafte hinübergezogen wird.

Karikatur iſt — klarer und einfacher ausgedrückt — ein Vexirſpiegel, deſſen unregelmäßig geſchliffene Oberfläche jedes Objekt verzerrt und ins Lächerliche zieht und im Schönen die häßliche und im Ernſten die komiſche Seite herauskehrt.

Unter den ältern Malern haben ſich im Gebiete der Karikatur Leonardo da Vinci und Annibale Carracci ausgezeichnet. Die Karikaturen des Erſtern ſind vom Grafen von Caylus unter dem Titel „Recueil de têtes de caractères et des charges“ in 58 Folioblättern erſchienen; die Karikaturen des Letztern ſind, von Simone Giulini in Kupfer geſtochen, 1646 zu Paris herausgekommen. Unter den italieniſchen Meiſtern neuerer Zeit hat ſich nur Einer: Pierleone Ghezzi (geb. 1674 zu Rom, geſt. 1755) als Karikaturiſt ausgezeichnet. Seine Bilder erſchienen unter dem Titel „Raccolte di XXIV. caricature designate colla penna“ zu Dresden 1757 in Folio.

Die bedeutendſten Karikaturenmaler hat England erzeugt: an der Spitze dieſer Meiſter ſteht der unvergleichliche William Hogarth (geb. 1697 zu London, geſt. 1764 zu Leiceſterfield). Eine ausführliche Lebensbeſchreibung dieſes Malers findet man in den „Biographical anecdotes of William Hogarth“, Lond. 1782 (deutſch, Leipzig 1783). Unter der Maſſe ſeiner Karikaturen ſind die Kupfer, welche er zu Butlers „Hudibras“ geſtochen, die großartigſte Hinterlaſſenſchaft ſeines unübertroffenen Talents.

Nach Hogarth verdienen James Gillray, Henry William Bunbury und George Cruikſhank als Koryphäen der engliſchen Karikatur erwähnt zu werden; Gillray (geb. 1749 zu London) war beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution einer der eifrigſten Anhänger derſelben. Beſtochen vom Golde der engliſchen Regierung trat er ſpäter als der unerbittlichſte Feind Napoleons auf. Das wüſte, unſittliche Leben führte ihn endlich ins Bedlam, wo er 1815 in einem Anfall von Wahnſinn den Kopf durch ein Fenſtergitter ſteckte und ſo erſtickte. Die meiſten ſeiner Karikaturen waren gegen Napoleon gerichtet. Im Jahre 1815 erſchien eine Auswahl derſelben unter dem Titel „The caricatures of Gillray with historical and poetical illustrations“. — Bunbury, ein Zeitgenoſſe Gillray's, gab 1801 zu London „Tales of the devil“ mit ſeinem eigenen Portrait und vielen in Kupfer geſtochenen Karikaturen heraus. — Cruikſhank (geb. 1780 zu London) debutirte als Decorationsmaler im Drurylane-Theater und trat erſt um das Jahr 1820 mit ſeinen humoriſtiſch-ſatiriſchen Skizzen aus dem Londoner Volksleben auf. Er lebt noch jetzt und ſchmückt, trotz ſeines vorgerückten Alters, Dickens humoriſtiſche Werke mit wahrhaft köſtlichen Karikaturen.

Aus der Maſſe der neuern Karikaturiſten Englands ragen der unerſchöpfliche H. B., der äußerſt komiſche Phiz, Catermolle und die beiden Doyle, die thätigſten Mitarbeiter am Londoner „Charivari“, hervor*).

An der Spitze der franzöſiſchen Karikaturenmaler ſtehen Jacques Callot (geb. 1593, geſt. 1635 zu Nancy), berühmt durch ſeine komiſchen Fantaſieſtücke, und Antoine Watteau (geb. 1684 zu Valenciennes, geſt. 1721 zu Nogaret bei Paris), bekannt durch ſeine reizendſchönen Bambocciaden, womit er die Wände des Schloſſes zu Chantilly geſchmückt hat.

Seit der Julirevolution haben ſich zwei geiſtreiche Karikaturiſten, Ignaz Iſidor Gérard, genannt Grandville (geb. 1803 zu Nancy), durch ſeine „Métamorphoses du jour“, durch ſeine „Dieux de la fable et leurs amours“, vor Allem aber durch ſeine reizenden Thierbilder in der „Vie privée des animaux“ und Edmond Gavarni**) durch ſeine „Enfans terribles“, durch ſeine „Lorettes“ und viele andere echt charakteriſtiſche Sittenſchilderungen des Pariſer Lebens eine europäiſchen Ruf erworben. Niemand weiß ſo ſchön und treffend eine Pariſer Griſette in ihren tauſend verſchiedenen Nüancen darzuſtellen, wie Meiſter Gavarni, deſſen „Oeuvres choisies“ erſt unlängſt bei Hetzel in Paris herausgekommen ſind. — Außer dieſen Beiden verdienen noch Cham (ſein wahrer Name iſt mir nicht bekannt), Daumier, Eugène Lami, L. Lorentz (?), Trimolet und Vernier, als ehemalige Mitarbeiter am „Musée Philipon“, genannt zu werden.

Bei den Holländern iſt die Karikatur zur Fratze ausgeartet. Der erſte und größte Meiſter dieſer Gattung war Peter van Laar (geb. 1613 im Dorfe Laaren bei Narden), wegen ſeiner verzerrten Geſtalt von den Italienern „Bamboccio“ genannt, woher die Bilder, die er gemalt, den Namen „Bambocciaden“ erhielten. Aus Rom nach Antwerpen zurückgekehrt, ſoll ſich Meiſter Laar in einem Anfluge von Hypochondrie in einen Brunnen geſtürzt haben. Außer ihm iſt nur noch Peter Quaſt, der um das Jahr 1630 in den Niederlanden florirt hat, wegen ſeiner karikirten Wirthshausſcenen und ſeiner höchſt drolligen Barbierſtuben erwähnenswerth.

Unter den Deutſchen, die zu allen Zeiten wenig Talent zur Karikatur, wie überhaupt zum Komiſchen gehabt, wird ein gewiſſer Thomas Patſch

---

*) Gavarni ſoll nur ein angenommener Name ſein.

**) Jeder, der ſich mit den engliſchen Karikaturmalern näher befreunden will, leſe F. Groſe's „Rules for drawing caricatures with an essay on comic painting“, (Lond. 1788. 8.) und J. P. Malcolms „Historical sketch of the art of caricaturing“, (Lond. 1813. 4.)

(geſtorben 1760) genannt. Mir iſt von dieſem Maler nichts als ſein Name bekannt. Der beſte Karikaturiſt Deutſchlands war Johann Heinrich Ramberg (geb. 1763 zu Hannover, geſt daſelbſt 1840). Seine drolligen Converſationsſtücke zeichnen ſich u. A. auch durch die Eigenthümlichkeit aus, daß faſt in jedem ſeiner Bilder ein Hund angebracht iſt.

Von den Neuern hat Theodor Hoſemann, bekannt durch ſeine Berliner Volksſkizzen, die größte Anlage, ein deutſcher Gavarni zu werden.

Bainologie,

Vorſtudien einer neuen Wiſſenſchaft.

Von Ferdinand Gregorovius *).

Erſt unſerm glorreichen Jahrhundert iſt es klar geworden, welch' einen köſtlichen Schatz der Menſch an ſeinen Beinen beſitzt. So liegt mancher Edelſtein im Dunkel der Unwiſſenheit begraben, bis irgend ein glänzender Zufall ihn ans Licht befördert.

Vor hundert Jahren wäre es Keinem in den Sinn gekommen, in jenen extremen Gliedmaßen des Menſchen eine reiche Quelle von Unſterblichkeit zu ſuchen — Niemand hätte denken können, daß es einem Sterblichen gelingen dürfte, Europa, ja die ganze Welt durch die Bewegung ſeiner Beine in Entzücken zu verſetzen. Der ſchöpferiſche Geiſt treibt ein ſonderbares Spiel: wenn er dem Einen die Krone des Ruhmes um das denkende Haupt windet, ſchlägt er dem Andern den Lorbeer um die Beine.

Und wie manches Genie mag in den Beinen unſerer Geſellſchaft ſchlummern, ohne ſich wie bei der Cerrito oder Elsler zur Unſterblichkeit hervorzuarbeiten!

Darum wäre es ein unendliches Verdienſt um die Kultur des Geiſtes, wenn Jemand eine „Kritik der reinen Vernunft der Beine", eine ſyſtematiſche Bainologie zu ſchreiben unternähme, denn die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Beine ſind zur Schande aller Theologie und Philoſophie eher aufgefunden, als die für die Unſterblichkeit der Seele.

Wir müſſen uns mit dem Ruhm, die erſten Grundzüge einer neuen ſocialen Beinwiſſenſchaft gegeben zu haben, vor der Hand begnügen und überlaſſen die weitere Ausführung derſelben den forſchluſtigen deutſchen Gelehrten, die es nicht verſäumen werden, die unten aufgeſtellten Dogmen der Bainologie weiter auszubeuten.

Die Kunſt des ſocialen Gehens zerfällt in folgende Theile:

a) Der gravitätiſche Gang (bainosis barytonos) — unentbehrlich für Könige — beſteht in einem feierlichen Schreiten, wobei die Füße ſtark aufgedrückt werden und die Haltung des Körpers einen abſoluten Egoismus

---

*) Die Beiträge dieſes geiſtreichen Schriftſtellers werden uns jederzeit willkommen ſein. C. M. O.

ausdrückt. „Das iſt eines Römers Gang“. So ging Cäſar über die Welt, mit dem Fuße Völker zur Seite ſtoßend. Die **bainosis barytonos** haben ſich ſeither auch Päpſte und größere Prälaten mit Erfolg anzueignen geſucht.

b) **Der ſchleichende Gang** (**bainosis krypteh**); er beſteht in einem ſchattenhaften, geiſtermäßigen Schleichen nach Art der Katzen, das außerordentlich überraſcht. Weil er übrigens ein eigenes Studium der Politik und Diplomatik ausmacht, ſo muß er hier als bekannt vorausgeſetzt werden.

c) **Der kriechende Gang** (**bainosis herpystikeh**). Dieſe Art des Gehens iſt in der heutigen ſocialen Welt außerordentlich beliebt und wird von Menſchen aller Stände mit erſtaunlichem Glück angewendet. Der Verfaſſer kann daher auf dieſe Kunſt nicht genug aufmerkſam machen — ſelbſt die goldenen Aepfel der Hesperiden ließen ſich damit gewinnen. Untergebene handeln gegen alle Regeln des Anſtandes und der Moral, wenn ſie ihren Vorgeſetzten anders als herpyſtiſch entgegentreten, d. h. demüthig, gebückt, mit geſenktem Kopfe, hängenden Ohren, krummen Knieen, niedergeſchlagenen Augen, wobei die Hand des Vorgeſetzten geküßt wird. Der kriechende Gang kommt ſowohl der Würde des Menſchen, als den Geſetzen der Schönheit am nächſten; er wird ſtets Wohlgefallen erregen, und geſchickte Herpyſten ſind ſicher, Gehaltszulagen, Ehrenämter, Pfründen, Dekorationen und die Hochachtung ihrer Mitbürger zu erlangen. Täglich werden durch eine kunſtgerechte Anwendung der Herpyſtik Räthen Präſidentenſtellen, Präſidenten Miniſterportefeuilles, Landjunkern Landrathsſtellen, Kandidaten Pfarreien, Schreibern Hofrathsſtellen u. ſ. w. zu Theil. Es iſt ein Gang ritterlicher Treue und ritterlicher That, Landesvaterherzen bewegend und geſchichtebeſchleunigend. Einige Philoſophen wollen ſogar behaupten, daß die Herpyſtik gänzlichen Mangel an Verſtand erſetze.

d) **Der fußnachſchleppende Gang** (**bainosis helkesipus**); ein Ausdruck, den Homer fälſchlich vom Rindvieh gebraucht. Dieſer ungeheure Irrthum des größten aller Poeten iſt auf Rechnung des **indormuit Homeri ingenium** zu ſetzen; denn es iſt erſichtlich, daß das Fußnachſchleppen nicht ſowohl dem Vieh, als derjenigen ſehr ehrenwerthen Menſchenklaſſe angehört, welche den Kometenſchwanz der Großen abgiebt; man hat ſie wohl auch Tellerlecker, Schmarotzer, Speichellecker genannt — übrigens ſind dieſe Gehkünſtler mit Nummer c ſehr nahe verwandt; doch breiten ſie ſich auch in gelehrten Fächern aus und finden ſich vor Allem in der Theologie ſehr zahlreich.

e) **Der Paßgang des heiligen Geiſtes** (**bainosis akatarstos hagieh**), iſt einer großen Zahl von Geiſtlichen eigen. Der Körper wackelt auf den Beinen, welche trippelnd ausſchreiten oder ſich feierlich watſchelnd fortbewegen. Dieſer Gang giebt dem Prieſter eine erſtaunliche Würde, ein faſt heiliges Ausſehen; man findet ſeine Anwendung daher äußerſt häufig auf Kirchenverſammlungen, Straßen und öffentlichen Plätzen, wo die Hoheit der Kirche und ihrer Jünger repräſentirt werden ſoll.

f) **Der rheumatiſche Gang** oder **Venus außer Dienſt**; bei ältlichen galanten Perſonen gewöhnlich. Sein Charakter iſt ein **anmuthiges**, gichthaftes Hinken.

g) **Der pavianiſche Hüpfer** (**Ekpedesis**), iſt das Gegentheil vom vorigen — ein in Damengeſellſchaften vorzüglich beliebter Gang junger, blühender, göttlicher Männer, welcher darin beſteht, daß man Beine und Arme künſtlich zu ſchwenken, zu verdrehen, den Oberkörper wurmartig zu biegen und poſſirliche Affenſprünge zu machen weiß.

h) **Der Schnellfüßler** oder **Achilles**, auch **ſkolopendriſche Gang** genannt, iſt dem Militär eigen. Er gründet ſich, wie der Fußnachſchlepper, gleichfalls auf Homer, welcher als die hervorragendſte Tugend ſeiner Helden die Schnelligkeit in der Flucht bezeichnet.

i) **Der logaädiſche Gang**, in Trochäen ausgehend, nach folgendem Versmaß:

– ◡ ◡, – ◡ ◡, – ◡, – ◡,
„himmliſche Träume mein Haupt umſchwebten“,

findet ſich bei Dichtern ſehr häufig. Junge Poeten pflegen meiſt rein daktyliſch zu gehen, „hurtig mit Donnergepolter“, und wenn ſie eine Cäſur zulaſſen, iſt es meiſt die reiche weibliche nach dem dritten Trochäus, wo ihr Ruhm eine Pauſe macht und die Honorarzahlungen ausbleiben. Aeltere Poeten gehen in der Regel geſetzt in Spondeen nach dieſem Takt:

Barba gravis nimbis: canis fluit unda capillis;
Fronte sedent nebulae: rorant pennaeque sinusque —

was in deutſcher Sprache ſo heißt:

Schwer von Reif ihr Bart ſtarrt: Schweiß entfleußt dem grauen Gelocke;
Nebel bedecket das Haupt — es triefen die Federn von Dinte.

Lubojatzki, Kollmann und Philippi,

oder

Erſtes Debut eines Sonntagsjägers.

Von Theodor Drobiſch.

(Hierzu eine Pechvogel-Gallerie.)

Glückſeligkeit, Dein Name iſt Lubojatzki! rief das Verlagscomptoir in Grimma, als der allgewaltige Beherrſcher deſſelben, der Hofrath Philippi, dem Schauſpieler und Schriftſteller Lubojatzki das lumpige Honorar von 50.000 Thalern für den erſten Band des **nach** Eugen Sue bearbeiteten Romans „die ſieben Todſünden“ auszahlen ließ.

Während nun Mime Lubojatzki ſich von der bei Philippi errungenen Beute in der Nähe von Kuhſchnappel ein Gut gekauft hat und allda glücklich wie ſein berühmter Nebenbuhler in der Nähe von Orleans a) dem Jagdvergnügen und b) den Muſen lebt, zieht ſich am Horizonte des Leipziger „Tageblattes“ ein Gewitter zuſammen, das ſeine Donnerkeile mit vollem Grimme auf das Verlagscomptoir in Grimma ſchleudert. Die Blitze des im Auerbach'ſchen Hofe zu Leipzig vom Buchhändler Kollmann deſtillirten Gewitters zündeten der Leſewelt eine Fackel an, bei deren Schein ſich Jeder überzeugen konnte, daß E. Sue dieſen Roman noch gar nicht geſchrieben hat, ſondern zur Zeit noch auf ſeinem Gute in der Nähe von Orleans a) dem Jagdvergnügen und b) den Muſen lebt.

Philippi zog wegen dieſer „ſieben Todſünden“ ſeine literariſche Reichsarmee bei Grimma zuſammen und rückte mit allen Waffen ſeines Witzes gegen den franzöſiſchen General Kollmann ins Feld, der ſich als contractlichen Eigenthümer der „ſieben Todſünden“ proklamirte. In der Arena des „Tageblattes“ ging es blutig her; ganz Leipzig ſchaute dieſem Kampfe zu, bis ſich der Sieg dem Verlagscomptoir zuzuwenden ſchien und der „Dorfbarbier“ die letzte Feſtung raſirte.

Aber der Verräther ſchläft nicht; eine Kriegsliſt von feindlicher Seite wurde ins Werk geſetzt, General Kollmann beſchloß, Held Lubojatzki perſönlich auf offenem Felde anzugreifen. Er begab ſich unverzüglich nach Kuhſchnappel, wo er im Gaſthofe „zu den ſieben Todſünden“ vernahm, daß Seine Gnaden, der Herr von Lubojatzki, ſich auf der Parforce-Jagd befinden. Mit den Worten »Knapp', ſattle mir mein Dänenroß!« erſpähte der Mann aus Auerbachs Hofe des Feindes Blöße und jagte dem unzeitigen Verfertiger der „ſieben Todſünden“ entgegen. Als Eugen Lubojatzki einen Reiter anſprengen ſah, deſſen Schabracke mit zwei Krebſen geziert war, überfiel ihn ein heimliches Grauen. »Kein Zweifel!« rief er, »es iſt der General Kollmann, der Dich beim Koller packen und collé ſchleppen will.«

Mit Blitzesſchnelle wendete Meiſter Lubojatzki ſeine Mähre um und jagte davon. Kollmann, ein Reiter, der in allen Sätteln gerecht und des Ueberſetzens gewohnt iſt, ſprang über Zäune und Hecken hinterher. Als Lubojatzki kaum noch den Zügel halten konnte, glitt ſein Schimmel einen kleinen Hügel hinab und das von Buchhändlergrimm verfolgte Roß ſank bis an die Weichen in einen Bach.

— Bleib', Soubiſe-Lubojatzki, Du haſt Dein Roßbach gefunden! rief der rechtmäßige Inhaber des „ewigen Juden“. Bleib' in dem Pfuhl, bis Philippi in Grimma nicht mehr nachdruckt; halte darin aus, bis ich keine Ueberſetzungen mehr bringe; ſchmachte in dem Pfuhl, bis — bis wir Preßfreiheit haben.

Lubojatzki tauchte unter und

… Nachts, da liſpelt's im Unkenteich
Bei ſchwefelbläulichen Gluthen:
Ihr Literaten im deutſchen Reich,
Verkehret nie mit „ewigen Juden“.

Nur entſchieden!

Schwarz oder weiß,
Doch niemals grau;
Kalt oder heiß,
Doch niemals lau.

Was Du auch biſt
Zu jeder Friſt,
Gut oder ſchlecht,
Sei es nur recht!

Ludwig Kaliſch.

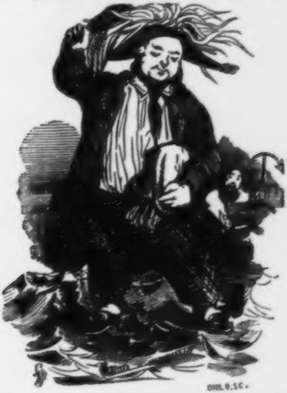
Neues Ehegeſetz.

Die Chineſen, ſchreibt der Londoner „Charivari", pflegen für alle guten und ſchlechten Handlungen beſtimmte Belohnungen und Strafen feſtzuſetzen, ein Gebrauch, der von Rechtswegen auch bei uns eingeführt werden ſollte. In dieſer Vorausſetzung haben wir für verheirathete Leute ein neues Ehegeſetz entworfen und ertheilen jedem Ehepaare den wohlgemeinten Rath, daſſelbe in jedem Zimmer ihrer Wohnung unter Glas und Rahmen aufzuhängen, damit beide Theile es beſtändig vor Augen haben. Sollte es zum Landesgeſetz erhoben werden, ſo würde es das Gute haben, daß die Verheiratheten alle ihre Streitfragen im eigenen Hauſe ſchlichten könnten und ſich nicht vor der Oeffentlichkeit bloszuſtellen brauchten. Dieſer Ehegeſetz-Entwurf hat ferner noch das Gute, daß er keine Appellation, nicht einmal an die Schwiegermutter, geſtattet, wodurch ungemein viel Zeit und Koſten geſpart werden.

Wir theilen vorläufig nur zwei Kapitel daraus mit:

I. Vergehen des Mannes.	I. Beſtrafung durch die Frau.
§. 1. Wenn er unerwartet einen oder gar mehrere Freunde mit nach Hauſe ſchleppt, ohne zuvor für den Mittagstiſch geſorgt zu haben.	§. 1. Furchtbare Kopfſchmerzen, Mangel an Appetit und Schwörhörigkeit, ſelbſt bei der zärtlichſten Anrede.
§. 2. Wenn er zu Hauſe Cigarren oder gar Pfeifen raucht.	§. 2. Heftiger Huſten-Anfall und Aufſperrung aller Fenſter und Thüren.
§. 3. Wenn er keine Badereiſe geſtatten will.	§. 3. Die Frau beginnt an den Nerven zu leiden und wird nicht eher geſund, bis der Hausarzt Kiſſingen, Wiesbaden u. ſ. w. empfiehlt.
§. 4. Wenn er über zu große Koſten des Haushalts klagt.	§. 4. Suppe und Braten werden abgeſchafft; es ſetzt nur noch Gemüſe.
§. 5. Wenn er ſeiner Frau in Gegenwart fremder Leute widerſpricht	§. 5. Etwas Krämpfe mit einigen Ohnmachten.
§. 6. Wenn er ihr unter vier Augen widerſpricht.	§. 6. Thränen und Kopfſchmerzen verhindern ſie, bei Tiſche zu erſcheinen.
§. 7. Wenn er zu ſpät nach Hauſe kommt.	§. 7. Erſt nach ſtundenlangem Klingeln läßt ſie ihm den Eingang öffnen.
§. 8. Wenn er den ganzen Tag zu Hauſe bleibt.	§. 8. Große Wäſche oder Scheuerfeſt.
II. Verdienſtliche Handlungen des Mannes.	**II. Belohnung von Seiten der Frau.**
§. 1. Wenn er ſeiner Frau ein koſtbares Geburts- oder Weihnachtsgeſchenk bringt.	§. 1. Ein Paar geſtickte Hoſenträger oder Morgenſchuhe.
§. 2. Wenn er mit der Frau ausgeht.	§. 2. Madame bleibt vor jedem Gewölbe ſtehen, wünſcht hier Handſchuhe, dort Schmuckſachen u. ſ. w. zu haben.

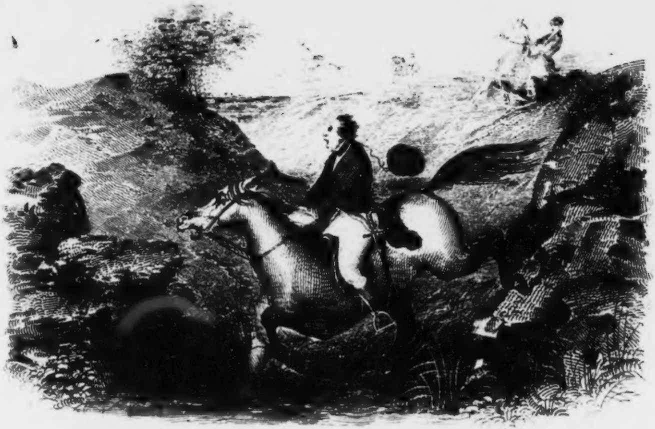
Engliſches Strafverfahren,



ausgeübt an einem chineſiſchen Staatsbürger auf Hong-kong.

Das erſte Cenſurmandat.

Das erſte deutſche Cenſurmandat iſt am 4. Januar 1486 zu Mainz vom dortigen Biſchof Berthold, gefürſtetem Grafen von Henneberg und Römhild, erlaſſen worden. Die erſten deutſchen Cenſoren waren: Johann Bertram von Neuenburg für Theologie, Alexander Dietrich für Jurisprudenz, Theodorich von Meſchede für Medizin und Andreas Eler, für die freien Künſte. Ueberſchreitungen des Mandats wurden mit Excommunication und hundert Goldgulden Buße beſtraft. Wer das merkwürdige Aktenſtück näher prüfen will, möge im „Codex diplomaticus", Frankfurt und Leipzig 1758, Band IV. Seite 460 nachleſen.



Erstes Debüt eines Sonntagjägers

Beilage zu Oettingers Charivari

ange
Herr
Num
dieſe
»Wi
Es
Zu f
durch
Zeitſ
eine
der

iſt f

Alſo

Liebe
nahm
und

Note
bekan

und
Weib

nahm

Leitu
ſiatm
geſei

lanch
der

zu ei
Werſ
nach
kann
ſteigt
dem
ſtirbt

von

Kater
werde

Kranz
dieſes
jedes
Kranz
die g

Zapfenstreich.

Berlin. Die „Literariſche Zeitung“, ein Blatt, das bekanntlich der „guten Preſſe“
hört und vom Miniſterium Eichhorn Unterſtützung empfing, hat im Verlage der
en Duncker und Humblot zu erſcheinen aufgehört. Die Verleger, die in der letzten
mer der Zeitſchrift einen Abſchied an die Leſer einrücken wollten, erklären nun, daß
Abſchied von der Redaktion geſtrichen worden ſei. Dieſes Abſchiedswort lautet:
nehmen als Verleger dieſer Zeitſchrift mit dieſem Blatte Abſchied von dem Publikum.
wurde dieſelbe im Jahre 1834 in unſerem Verlage von Carl Büchner begründet.
rüh für dieſes Blatt und für die Literatur überhaupt wurde derſelbe im Jahre 1837
den Tod abgerufen. Seines Andenkens und ſeiner Familie willen haben wir die
hrift bis hierher fortgeſetzt. Indem wir den Verlag derſelben aufgeben, war es uns
heilige Pflicht, an ihren verdienſtvollen Urheber zu erinnern. Berlin, am 31. Decem-
845. Duncker und Humblot.

∴. Der Entwurf zu einer allgemeinen Rechtsverfaſſung für das Königreich Preußen
rtig. Und:

Sobald die erſten Lerchen ſchwirren,
Erſcheint ſie ſchön und wunderbar,
Und theilet Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus.

jubelt die „Dorfzeitung“. Ob ihr Jubel gegründet iſt, gehört auf ein anderes Blatt.

∴. Unter dem Titel „Leiden vom armen Mann“ hat Carl Beck eine Sammlung
erſcheinen laſſen, worin der Noth und dem Elend der Armen die innigſte Theil-
e gewidmet wird. Voran ſteht ein ſcharfes Vorwort an das Haus Rothſchild, gu
ſchön, aber ſtark, wie es das Haus Rothſchild wohl noch nie gehört hat.

∴. In der Schleſinger'ſchen Muſikalienhandlung iſt der „wahre Carneval von Venedig“,
für Note wie Paganini ihn geſpielt hat, mit einem Vorworte von dem rühmlich
nten Violin-Virtuoſen Jules Ghys, erſchienen.

∴. Eduard Boas hat ein Originalſchauſpiel, „Shakeſpeare und Southampton“,
L. Schubar (Dr. Lubarſch) ein Originalluſtſpiel, „Joſeph Haydn“, geſchrieben.
Stücke ſollen zuerſt im Hoftheater zur Darſtellung kommen.

∴. Löwe's neues Oratorium „Paläſtina“ hat in der Sing-Akademie, mit Aus-
e weniger Nummern, nicht gefallen.

∴. Spontini's unſterbliches Meiſterwerk „die Veſtalin“ (1811 unter B. A. Webers
g zum erſten Male aufgeführt) iſt, neu in Scene geſetzt, mit ungetheiltem Enthu-
us aufgenommen worden. Dem. Jenny Lind hat als Julia einen neuen Sieg
rt.

∴. Jenny Lind leidet trotz aller Triumphe, die ſie feiert, an unbeſchreiblicher Me-
olie und die ihr innewohnende Angſt und Beklemmung hat ſich ſo geſteigert, daß ſie
Bühne ſehr bald entſagen und ſich in ihre ſchwediſche Heimath zurückziehen will.

∴. Der Andrang zu den Gaſtrollen der Sängerin Jenny Lind hat den Berlinern
em guten Witze verholfen. Man höre! Der ewige Jude kommt, nachdem er alle
che zum Selbſtmorde vergebens verſucht und alle Qualen des Todes erſchöpft hat,
Berlin, um die Lind zu hören und ... vor Entzücken zu ſterben. Umſonſt! Er
kein Billet ins Opernhaus bekommen, reiſt deshalb auf der Eiſenbahn nach Leipzig,
im Hôtel de Pologne ab, geht Abends ins Theater, ſieht dort ſein Ebenbild von
großen Ober-Regiſſeur Marr in Carlſchmidts „ewigem Juden“ dargeſtellt und ...
an der Maulſperre.

∴. Der Kapellmeiſter William Bach, Muſiklehrer der verſtorbenen Königin Louiſe
Preußen, iſt, neunzig Jahre alt, geſtorben.

∴. Weil in Berlin ſeit einiger Zeit ſo viel Finſterniß herrſcht, ſollen die Droſchken-
nen erhalten werden; man hofft, daß dies zur Erleuchtung Berlins Etwas beitragen
.

. Seit Kurzem florirt hier ganz im Stillen ein ſogenannter Roſen- oder Roſen-
-Orden, an deren Spitze ein römiſch-katholiſcher Geiſtlicher ſteht. Jedes Mitglied
Ordens erhält ein Blatt mit Gebeten und Geſängen, die es auswendig lernen muß;
dieſer Blätter iſt mit einer Roſe geſchmückt; fünfzehn Perſonen bilden einen Roſen-
, fünfzehn Roſenkränze einen Roſenſtock und fünfzehn Roſenſtöcke einen Roſenbaum;
heimen Grade des Ordens ſind bis jetzt noch nicht bekannt; gewiß iſt nur, daß der

Verein nichts Anderes als Verbreitung des römiſchen Katholiciſmus in ſeiner orthodoxen Form bezweckt. (Saubere Wirthſchaft!)

∴ Bei einem unſerer gefährlichſten Diebe iſt eine Beſchwörungsformel gefunden worden, durch deren Beſitz er, wie ihr Inhalt ergiebt, ſich hieb- und ſchußfeſt und namentlich gegen die Macht der Gendarmen und Polizeibeamten geſichert gewähnt hat. Daß derartige abergläubiſche Gebräuche bei den Verbrechern vielfach vorkommen, iſt eine bekannte, ſchon mehrfach öffentlich beſprochene Sache.

∴ Die Auflöſung der hieſigen Bordelle, die erſt am 2. Januar erfolgt war, iſt bis jetzt ohne Störung vorübergegangen. Eine ganze Karavane dieſer traveſtirten Danaen iſt bereits abgereiſt.

Breslau. In unſerer Nachbarſtadt Brieg iſt für dieſen Winter ein Kindertheater eingerichtet worden. Wahrſcheinlich eine Beſchäftigungsanſtalt, welche dafür ſorgen will, daß es nicht an verwahrloſten Kindern fehle.

∴ Ein gleiches Loos, wie den Referendarien zu Trier, iſt nun auch den hieſigen Poſtbeamten zu Theil geworden, indem auch ihnen die ſofortige Abnahme der Schnurbärte und Henriquatres aufgelegt worden iſt. (Vergleiche Trier.)

Brüſſel. Die Academie royale de muſique hat den diesjährigen erſten Preis einem jungen, kaum zwanzigjährigen Juden, Namens Abraham Samuel aus Lüttich, zuerkannt.

Conſtantinopel. Der Intendant der großherrlichen Gärten, dermalen ein Deutſcher aus Offenbach, führt den äußerſt beſcheidenen Titel „Blumenfürſt“.

Darmſtadt. Der Erbgroßherzog läßt jetzt die heſſiſchen Landgrafen der großherzoglichen Linie, von Philipp dem Großmüthigen an, in lebensgroßen Knieſtücken malen.

Dresden. Obgleich Dr. Arnold Ruge ſeit mehrern Jahren in der Fremde und jetzt in Zürich lebt, iſt er dennoch um Verlängerung des Vorbehalts ſeines hieſigen Bürgerrechts eingekommen. Seiner Rückkehr nach Sachſen ſteht ſomit nichts im Wege.

Düſſeldorf. Man ſagt, daß uns mehrere unſerer ausgezeichnetſten Künſtler verlaſſen wollen, um in Frankfurt am Main ihren zukünftigen Wohnſitz aufzuſchlagen. Die Namen, welche bei dieſer Gelegenheit am meiſten genannt werden, ſind die unſeres genialen Hiſtorien- und Landſchaftmalers C. F. Leſſing, unſeres geiſtreichen und pikanten Humoriſten Schrödter und unſeres ſinnigen Elfenmalers Steinbrück.

∴ Der berühmte franzöſiſche Seemaler Gudin wird in einen eigenthümlichen Prozeß verwickelt werden. Während ſeines letzten Aufenthalts in Deutſchland beſtellte der Bankier J. in P. ein Tableau für zehntauſend Francs bei ihm, deſſen Gegenſtand und Ausführung er dem Künſtler ganz überließ. Herr Gudin hat nun ein Gemälde, welches Genua in Nebel darſtellt, eingeſendet, das dem Empfänger aber nicht gefällt.

Edinburgh. Der Stadtrath hat den gefährlichen Verſuch gemacht, einem Ausländer das Amt eines Rectors der berühmten Hochſchule unſerer Stadt zu übertragen. Dr. Leonhard Schmitz, ein geborner Deutſcher, iſt der glückliche Candidat, und der Lord-Provoſt Black machte als eine der zu ſeinen Gunſten ſprechenden Empfehlungen die große Zahl von Büchern geltend, welche Herr Schmitz geſchrieben habe und deren Titel allein anderthalb Seiten füllen würden. Dies beweiſt allerdings unermüdlichen Fleiß, wie deſſen wohl die meiſten deutſchen Gelehrten ſich in gleichem Grade rühmen können, aber es iſt keineswegs ein Kriterium für die Befähigung des Candidaten zu einem ſo wichtigen Poſten und kann nicht einmal eine unvollkommene Kenntniß der engliſchen Sprache ausgleichen. Mehrere Stadträthe widerſetzten ſich daher der Ernennung des Herrn Schmitz zum Rector auf das Entſchiedenſte; ſie wurden aber überſtimmt, und Herr Schmitz ward mit 20 gegen 11 Stimmen gewählt.

Frankfurt. Der Bundestag beſchäftigt ſich wieder mit wichtigen Verhandlungen in Bezug auf die Verſchärfung der ohnedies ſcharfen Cenſur-Geſetze. (Deutſchland!!!)

Grimma. Der „Dorfbarbier“ ſchreibt: »Es war doch eine ſchöne Zeit, als die Dresdner weiter nichts laſen, als die „Abendzeitung“. Allemal der dritte Calculator hielt ein Exemplar und ließ es cirkuliren bei Collegen und Subalternen. Sie war gewöhnlich in blaues Papier geheftet und oben drauf ſtanden die leſenden Honoratioren, vom Accis-Inſpektor bis zum Vice-Regiſtrator. Guſtav Schilling ſchrieb die Erzählungen, Kroneiſler die Theaterkritiken, Karl Ludwig Reh die Charaden, und wenn ein hoher Geburtstag oder hohes Wochenbette vorkam, griff der alte gute Böttiger in die Saiten und machte lateiniſche Diſtichen. Sie ſind Alle todt. Ich glaube, ſelbſt Karl Ludwig Reh; nur der damalige Cenſor der Abendzeitung lebt noch. Man ſieht hieraus, daß die lieben Abendzeitungsſchriftſteller dem Manne das Leben nicht ſauer gemacht haben. Es war dies der verdiente Rector Gröbel. Ich glaube nicht, daß Gröbel mit Böttigers feierlichen Hochzeitgedichten ſolche Noth gehabt hat, wie der unlängſt verſtorbene Leipziger Cenſor, Profeſſor Neubert. Ja, es iſt als gewiß anzunehmen, den armen guten Neubert, der gerade in der ſchlimmſten Zeit Leipziger Cenſor war, hat die periodiſche Preſſe zu Tode gemartert. Er war viel zu ängſtlich für ſein peinliches Amt und dabei von der gewiſſenhafteſten Pünktlichkeit. Als ich ſeinen Tod erfuhr, ſagte ich zu mir: »Gott ſei Dank, Du biſt unſchuldig, Du haſt ihm keine trübe Stunde gemacht.«

Hamburg. Die „Wiener Zeitſchrift“ theilt einige nicht unintereſſante Data aus dem Leben Heinrich Heine's mit, der — dumm genug — ſich ſeiner jüdiſchen Abkunft ſchämt. Heinrich Heine iſt 1799 als Jude in Düſſeldorf geboren. Sein jüdiſcher Vorname, den er bei ſeiner Beſchneidung empfing, iſt Herz, nach ſeinem in Hamburg lebenden Onkel, dem Wechſelmakler Herz Heine. Samſon Heine, ſein Vater, war ein Bruder des Millionärs Salomon Heine. Seine noch jetzt in Hamburg als Jüdin lebende Mutter, Betty, eine geborene van Geldern, iſt kein chriſtliches Fräulein von Geldern. Ihr Bruder und ihre Schweſter lebten Beide als Juden in Düſſeldorf. Heinrich Heine's Schweſter, Lottchen, gleichfalls Jüdin, iſt die Frau des jüdiſchen Indigomaklers Moritz Emden in Hamburg. Fünfzehn Jahre alt trat unſer Heinrich als Lehrling in ein jüdiſches Bankiergeſchäft, Namens Beer und Rindskopf ſel. Sohn, und blieb hier einige Jahre; da er aber keine Neigung zum Geſchäft zeigte, nahm ihn der Vater wieder nach Hauſe. Von dort aus bezog er um das Jahr 1818 die Univerſität und erſt 1821 trat er zur chriſtlichen Kirche über. Sein gleichfalls getaufter Bruder Maximilian lebt als Arzt in Petersburg.

∴ Im alten Stadttheater iſt eine neue Oper, „die Matroſen“, von H. von Flotow, in Scene gegangen, hat aber weit weniger als ſein „Stradella“ angeſprochen.

∴ Zum Benefiz des Herrn Brüning hat ſich auf dem Stadttheater „Anna von Oeſterreich“, vieractiges Schauſpiel von Madame Birch-Pfeiffer, ſehen laſſen und ſehr gefallen.

Karlsruhe. Vor ihrem Abgange nach Wien veranſtaltete Mad. Haizinger in Baden-Baden noch eine theatraliſche Vorſtellung zum Beſten der betagten Wittwe des bekannten Luſtſpieldichters W. Vogel, der vor einigen Jahren in den dürftigſten Verhältniſſen in Wien ſtarb. Der Ertrag entſprach dem menſchenfreundlichen Zwecke vollkommen.

∴ Deinhardſteins Luſtſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten, iſt, gleich nach der erſten Aufführung, vom Großherzog für immer verboten worden. Der Grund dieſes Verbotes iſt ſchwer zu begreifen.

Leipzig. Das Miniſterium hat das von der Leipziger Kreisdirektion über Carl Biedermanns cenſurfreie Schrift „Unſere Gegenwart und Zukunft“ verfügte Beſchlagnahme aufgehoben, weil die darin enthaltenen Angriffe unwürdig ſind.

∴ Der Oberſtlieutenant von Süßmilch, welcher nach der vom Miniſter des Innern bekannt gemachten Darſtellung der Leipziger Ereigniſſe den Befehl zum Laden und Feuern gegeben, iſt, auf ſein Anſuchen, von hier nach Wurzen verſetzt worden.

∴ Die „Signale für die muſikaliſche Welt“ haben eine neue Mitarbeiterin gewonnen: ſie heißt Helene und iſt die Herzogin von Orleans. In der erſten Nummer des neuen Jahrgangs befindet ſich von der reizenden Frau ein noch weit reizenderes Gedicht, deſſen letzte Strophe alſo lautet:

Muſik, Du Mächtige, vor Dir verſchwindet
Der armen Sprache ausdrucksvollſtes Wort,
Warum auch ſagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in Dir die ganze Seele fort.
Der Freundſchaft Worte haben oft gelogen,
Es täuſcht die Liebe durch Beredſamkeit;
Muſik allein hat nie ein Herz betrogen,
Und viele tauſend Herzen hoch erfreut.

(Auch unſer „Charivari“ wird nächſtens ein Lied von dieſer Herzogin bringen.)

∴ Ein franzöſiſches Journal berichtet aus Cannes: »Die Roſen ſind dort in voller Blüthe.« Die unſrigen ſind, trotzdem daß man ſie mehrmals auf andern Stamm gepfropft hat, ſchon längſt verblüht.

London. In allen hieſigen Schuldgefängniſſen ſind jetzt nur 240 Perſonen verhaftet; früherhin waren es immer 1000 bis 1500 Perſonen.

∴ Der „Punch“ läßt in einem ironiſchen Artikel den Lord Lindhurſt ſagen, die Kartoffelkrankheit rühre einzig und allein davon her, daß Sir Daniel O'Connell an dieſe unglücklichen Knollen dann und wann Repeatreden halte, welche ſie nicht verdauen können. (Bon!)

∴ Ein Sir William Somerville hat für alle armen Teufel im Drogheda-Schuldgefängniß die Schulden bezahlt. (Iſt denn kein Somerville unter uns?)

∴ Bei dem großen Weihnachts-Bankett im Schloſſe zu Windſor iſt, alter Sitte gemäß, ein rieſiger Ochſenbug (sirloin) aufgetragen worden, der diesmal 317 Pfund gewogen hat.

∴ In England leben mehr als 18,000 Zigeuner.

Madrid. Ein junger ſpaniſcher Tonkünſtler hat eine neue Oper, „die Herzogin von La Valliere", componirt.

Magdeburg. Ein gewiſſer H., der hier ſeine Frau und fünf Kinder umgebracht und ſein Haus in Brand geſteckt hat, iſt ein überſpannter Menſch, der erſt unlängſt E Sue's „Geheimniſſe von Paris" und deſſen „ewigen Juden" mit unerſättlicher Gier geleſen haben ſoll.

Mainz (durch Zufall verſpätet). Am 30. November ſtarb hier, 71 Jahre alt, der über Deutſchland hinaus berühmte Tenoriſt Wilhelm Ehlers, ein Mann, dem ſeine Kunſt in der Zeit ſeiner Blüthe ſolidere Ehre eingetragen hat, als jetzt auf dieſem Gebiete zu erwerben iſt. Pierers „Univerſal-Lexikon" läßt Ehlers irriger Weiſe in Weimar geboren werden; er war von Geburt Hannoveraner und wirkte von 1816 bis 1824 auf allen Bühnen Rußlands mit dem glänzendſten Erfolge.

München. Der König hat die ſchöne Beſitzung von Edesheim in der Pfalz ankaufen laſſen, um das dortige Schloß in ein Kloſter umzuwandeln.

∴ Der Profeſſor Gruithuiſen fühlt ſich veranlaßt, in den Münchener Zeitungen zu erklären, daß der Mond — hört, hört! — keinen Riß bekommen habe. (Na, da braucht der arme Kerl nicht geflickt zu werden!)

Neapel. Der Kaiſer von Rußland hat dem Könige beider Sicilien den Andreas-Orden und der König beider Sicilien dem Kaiſer von Rußland den Januarius-Orden geſchenkt. (Manus manum lavat.)

Palermo. Am 1. December beſuchte der Kaiſer das eine Stunde von Palermo gelegene Kloſter S. Maria del Geſu, Franziskaner-Mönchen gehörig, wo die Novizen für dieſen Orden erzogen werden. Der Kaiſer ſprach mit ihnen Lateiniſch, da er aber merkte, daß es mit dieſer Sprache nicht ging, ſprach er Italieniſch. (Ah!)

Paris. Herr Sauzet iſt mit 213 Stimmen unter 364 zum Präſidenten und die Herren Bignon, Lepelletier d'Aulnay, Debelleyme und Duprat zu Vice-Präſidenten erwählt worden.

∴ Der hieſige Zeitungsredacteur-Congreß iſt nun eröffnet. Unter den 31 Zeitungen, welche zu dem Congreß Bevollmächtigte geſendet haben, befinden ſich, aus Paris, der „Commerce", „Courier français", die „Democratie pacifique", der „Esprit public. National", die „Reforme" und unter den auswärtigen das „Bien public" von Macon (Herr von Lamartine). Ein hieſiges Blatt verſichert, daß die Verhandlungen mit großer Herzlichkeit und Brüderlichkeit geführt würden.

∴ Eine herrliche Scene! Neulich als die Studenten den ultramontanen Profeſſor Lenormant nicht zu Worte kommen ließen, rief Profeſſor Ozanam: »Au nom de la liberté, je demande de la parole libre,« und glaubte dadurch den Sturm zu beſchwichtigen. Aber gefehlt. »Tais toi, Rodin,« lautete der hundertſtimmige Ruf der Studenten und ſowohl Lenormant wie Ozanam mußten ſchweigen.

∴ Der neue Kriegsminiſter Moline de St. Yon hat ſich vor längerer Zeit auch als Schriftſteller verſucht. In Gemeinſchaft mit dem Componiſten Kreuzer und dem Balletmeiſter Gardel hat er auch eine vieraktige Oper, „Ipſibor", verfaßt, die — am 31. März 1824 in der großen Oper aufgeführt — nach der Ausſage des „Conſtitutionnel" jämmerlich durchgefallen iſt. Nun will Herr Moline de St. Yon als Kriegsminiſter ſein Glück auf die Probe ſtellen.

∴ Herr Eugen Sue, der „auf ſeinem neuerworbenen Gute in der Nähe von Orleans dem Jagdvergnügen und den Muſen lebt", hat im „Conſtitutionnel" erklären laſſen, daß er die Idee, die „ſieben Todſünden" zu ſchreiben, aufgegeben habe und dafür einen andern Roman, „Martin, l'enfant trouvé, ou les Mémoires d'un valet de chambre", ſchreiben wolle; dieſer Roman (vier Bände ſtark) wird Anfangs April erſcheinen.

∴ Ein hieſiger Hutmacher, Gaſpart, hat vor Kurzem eine Anzeige erlaſſen, worin er ſich als einen Anhänger Fouriers bekennt und alle Welt auffordert, Hüte bei ihm zu kaufen und als Zugabe eine Marke anzunehmen, gegen welche die Herausgeber der „Democratie pacifique“ irgend ein Werk „über Socialismus“, deſſen Preis zwei bis drei Francs iſt, gratis ausliefern. (Figaro.)

∴ Von der Gräfin Baſanville iſt eine ſehr hübſche Erzählung „les aventures d'une épingle, ou trois siecles de l'histoire de France“ und von Armand de Pomartin „Contes et reveriers d'un planteur de choux“ erſchienen.

∴ Scribe hat bei Firmin Didot eine ausgewählte Sammlung ſeiner Theaterſtücke erſcheinen laſſen. Die erſten fünf Bände umfaſſen 54 Stücke, die er ohne Mitarbeiter verfaßt hat.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Monatsſchrift, „la malleposte, journal des Voyageurs“.

∴ Herr von Flotow, der Componiſt des „Stradella“, hat in Gemeinſchaft mit einem Herrn Delvedez eine neue Oper, „Lady Henriette“, vollendet. — Auch von dem Italiener Giulio Alary, dem beliebten Romanzen-Componiſten, iſt eine neue Oper, „Roſamunde“, angekündigt.

∴ Das franzöſiſche Luſtſpiel „le mari à la Campagne“ (er muß aufs Land) iſt nun auch ins Engliſche, Spaniſche und Portugieſiſche überſetzt worden und gefällt eben ſo in Berlin als in Liſſabon und hält ſich eben ſo lange in London als in Madrid.

∴ Auf dem Palais-Royal-Theater wird jetzt ein neues Vaudeville, „die Kartoffel-Krankheit von 1845“, unter großem Zulauf gegeben. Das Ding iſt ſehr witzig.

∴ In der komiſchen Oper bedauert man allgemein Crosnier's Abgang, indem ſein Nachfolger Baſſet dem Unternehmen durchaus nicht gewachſen iſt. Schon ſeit zwei Monaten wird an einer Oper von Halévy probirt, und doch wird ſie erſt zu Ende Januars auf die Bühne kommen.

∴ Herr Rochet d'Hérikourt, bekannt durch ſeine Reiſen in Abyſſinien, will eine neue Reiſe nach Mittelaſien antreten.

∴ Charles Parquin, vormals Bataillonschef der Pariſer Municipalgarde, nach dem Attentat von Boulogne (6. Auguſt 1840) durch Urtheil des Pairs-Gerichtshofes vom 6. October 1840 zu zwanzigjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt, iſt am 19. December (59 Jahre alt) zu Doullens geſtorben.

∴ Die Frau des berühmten Malers Paul Delaroche, Tochter von Horace Vernet, iſt, nachdem ſie ſchon mehrmals todtgeſagt war, ihrer Krankheit erlegen. Ihrem feierlichen Begräbniß auf dem Kirchhof Montmartre hat der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Graf von Salvandy, und eine große Anzahl von Pairs und Deputirten, von Gelehrten und Schriftſtellern beigewohnt.

∴ Edgar Quinet hat einen glänzenden Ruf nach der Univerſität Brüſſel erhalten.

Petersburg. Die Akademie der Künſte, unter der Präſidentſchaft des Herzogs von Leuchtenberg, hat der Großfürſtin Maria Nikolajewna den Titel einer „Beſchützerin der Künſte“ und dem Miniſter Sergei Semenowitſch Uwaroff das Prädikat eines „Ehren-Kunſtfreundes“ zuerkannt und den Bildhauer Schwanthaler, den Schlachtenmaler Heß in München, die Bildhauer Tenerani und Bienaimé in Rom, den Hiſtorienmaler Paul Delaroche in Paris und den Landſchaftsmaler Calame in Genf zu ordentlichen Mitgliedern ernannt.

Prag. Die „Prager Zeitung“, die ſeit dem neuen Jahre im Verlage von W. Meban erſcheint, wird jetzt von dem bekannten Schriftſteller Ladislaus Tarnowsky redigirt. (Glück zu!)

Rom. Kaiſer Nicolaus hat ſich, während ſeiner Anweſenheit in Rom, das Verzeichniß ſämmtlicher Schuldgefangenen des Capitols vorlegen laſſen und ſie durch ein Gnadengeſchenk an die Gläubiger aus ihrer Haft befreit. Ein Zug, der ſeinem Herzen alle Ehre macht. — Das für den Papſt beſtimmte Gaſtgeſchenk iſt ein großes mit Brillanten geſchmücktes Altarkreuz aus gediegenem Golde, von einer Million Scudi an Werth (???)

∴ Der ruſſiſche Czaar iſt hier coloſſal angebettelt worden. Von einer einzigen Ausfahrt ſoll er über ſechszehnhundert in ſeinen Wagen geworfene Bettelbriefe heimgebracht haben. — In Begleitung des Cardinals Mezzofanti hat er zwei Mal die Bibliothek im Vatican beſucht und bei den hieſigen Künſtlern Tenerani, Bienaimé, Imhoff und Wolf Beſtellungen für eine Millionen Scudi gemacht. Alſo wieder eine Million. Gott iſt groß!

Schwerin. Die Verlags-Artikel der Firma Julius Fröbel u. Comp., ſowie das bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erſchienene „Mecklenburgiſche Volksbuch für das Jahr 1846“ ſind hier bei 10 Thaler Strafe verboten worden.

Stockholm. Der bisherige Hoftheater-Intendant, Freiherr Hamilton, iſt zum Oberpoſtdirektor ernannt.

Stuttgart. Carl Gutzkow's „dreizehnter November" hat auch hier wenig Beifall gefunden; daran läge im Grunde wenig; einem fruchtbaren Schriftſteller kann es leicht begegnen, daß ein mißlungenes Werk ſeiner Feder entſchlüpft. Was jedoch ſelbſt den Freunden Gutzkow's auffallen muß, iſt der Umſtand, daß ein Autor, der auf ſeinen Ruf hält wie er, ein ſolch ſchwaches Produkt nicht lieber zurückzieht und ſeinem Namen den guten Klang bewahrt. (Grenzboten.)

∴ Die Schauſpielerin Lange, die ſeit ungefähr zehn Jahren für das Fach der Mütter bei unſerer Bühne engagirt war, verläßt in Folge eines häßlichen Prozeſſes unſer Theater und unſere Stadt. An ihre Stelle iſt Madame Deſſoir von Mannheim engagirt.

Trier. Unſere Stadt befindet ſich in beiſpiellos großer Aufregung: als Grund derſelben wird ein Präſidial-Reſcript angegeben, nach welchem ſämmtliche Referendarien und Auscultatoren des hieſigen Landgerichts gezwungen ſind, ohne Aufſchub — ſtaunt, ſtaunt! — ihren reizenden, Frauenherzen beſiegenden Schnurbärten zu entſagen. Die Trauer der Trier'ſchen Damen überſteigt alle Grenzen der Beſchreibung.

Warſchau. Vom 1. December 1850 angefangen ſoll, auf Befehl des Kaiſers, kein polniſcher Jude mehr die Erlaubniß haben, ſich durch ein beſonderes Kleidungsſtück auszuzeichnen. (Die armen Juden!)

Wien. Deinhardſteins neueſtes Produkt, „die rothe Schleife", Luſtſpiel in vier Akten, hat auf dem Hofburgtheater ziemlich allgemein gefallen. Der Träger des Stücks, der von ſeinen Zeitgenoſſen eben ſo ſehr geliebte als gehaßte, der eben ſo bewunderte als verabſcheute, der eben ſo geſuchte als geflohene François Marie Arouet de Voltaire, der ſich um einen Platz in der Akademie bewirbt und zur Erreichung dieſes Zieles die verſchiedenartigſten Werkzeuge in Bewegung ſetzt. Das meiſte Lob verdient der eben ſo geiſtreiche als elegante Dialog und die Parallele, welche König zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Liebe zieht. Die Aufführung war nur theilweiſe gelungen: Herr Löwe erſchien als Voltaire viel zu jung; im Uebrigen aber eben ſo kraftvoll als geſchmeidig. Herr Laroche entfaltete als Marquis de la Bare die Schwingen ſeines köſtlichen Humors. Herr Wilhelmi würzte den deutſchen Profeſſor König durch wahrhaft wohlthuende Jovialität. Madame Fichtner als Gabriele de Chatelet und Dem. Wildauer als Louiſe Grillon löſten ihre Aufgaben ziemlich glücklich.

∴ Man ſagt, daß Hofrath J. B. Rouſſeau in Gemeinſchaft mit Herrn F. Hurter bei der Cenſur angeſtellt worden ſei. (Gott iſt groß und Mahomet ſein Prophet!)

Zürich. Es war ein glücklicher Gedanke unſeres genialen Hiſtorienmalers L. Vogel, in dieſer Zeit gehäſſiger Parteileidenſchaft ein lehrreiches und erhebendes Bild, ein Bild verſöhnender Hingebung zu entwerfen: ein Bild des edlen Schultheißen Wenge von Solothurn, wie er ſich vor die Mündung der zum Abfeuern bereiten Kanone ſtellt, deren Inhalt den Tod in die Reihen der am jenſeitigen Aar-Ufer verſammelten Proteſtanten tragen ſoll — mit dem Rufe: „Schonet Bürgerblut oder ſtrecket mich zuerſt nieder!" Dies geſchah am 30. October 1533, in der wilden und wirren Zeit der ſchweizeriſchen Religionskriege.

∴ Die Nachricht, daß F. Freiligrath hier wieder auf einem Comptoir arbeite (ſiehe Charivari Seite 2720) iſt ungegründet. Freiligrath hat nicht nöthig, zu ſeinem früheren Stande, dem kaufmänniſchen, zurückzukehren. Abgeſehen davon, daß die Cotta'ſche Buchhandlung jedes Jahr eine neue Auflage der Gedichte Freiligraths (in Octav- und Miniatur-Ausgabe) erſcheinen läßt, wofür dem Dichter jedesmal ein Honorar von reſp. 1000 G. und 1200 G. wird, erſcheinen bei Cotta ſoeben auch engliſche Ueberſetzungen von Freiligrath, und J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. gab kürzlich einen ſtarken Band von Freiligrath zwar früher gelieferten, aber neu durchgearbeiteten Ueberſetzungen Victor Hugo'ſcher Gedichte heraus. Gegenwärtig iſt Freiligrath mit einer größeren politiſchen Arbeit beſchäftigt.

∴ Zwei Bürger von Zürich, Gerold Meyer von Knonau und Johann Heinrich Landolt, Erſterer als Statiſtiker, Letzterer als Numismatiker rühmlichſt bekannt, haben eine Denkmünze auf Peſtalozzi ſchlagen laſſen. Dem ausgezeichneten Künſtler Aberli iſt es meiſterhaft gelungen, den Greis nach Bodenmüller's Bruſtbild auf's ſprechendſte darzuſtellen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Außer Zacharias Werner und Auguſt Klingemann hat auch ein Magiſter Heinrich Hirtzwig, Rector zu Frankfurt am Main, Luther in einem Drama auf die Bühne gebracht. Dieſes Schauſpiel iſt bei Gelegenheit der Jubelfeier der erſten Reformation — im Jahre 1617 — zu Frankfurt erſchienen. (Dieſes Drama iſt weder in Gottſcheds „Nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“, noch in Rehreins „dramatiſcher Poeſie der Deutſchen“ aufgeführt; dagegen findet ſich in Erſterm ein Luſtſpiel: „Tetzelocramia, das iſt eine luſtige Komödie von Johann Tetzels Ablaßkram, wie Gott der Herr denſelben, Itzo für hundert Jahren, durch ſein erwähltes Rüſtzeug, Dr. Martinum Lutherum, in kraft des heiligen Evangelii, umbgeſtoßen und außgetrieben u. ſ. w. Stettin 1617.“ Der Verfaſſer dieſer Komödie, Magiſter Heinrich Kielmann, war Conrector am Pädagogium zu Stettin. Bei dieſer Gelegenheit die Anzeige, daß wir uns ſeit längerer Zeit mit einer „Bibliographie der deutſchen Bühne“ beſchäftigen, eine Arbeit, die vielleicht noch im Laufe dieſes Jahres ans Licht treten wird.)

— Der portugieſiſche Mönch Francisco Macedo (geb. 1596 zu Coimbra, geſt. 1667 zu Padua) rühmt ſich in ſeinem „Myrothecium morale“, das erſt nach ſeinem Tode, Padua 1675, erſchien, zuſammen 150,000 Verſe und 53 Panegyrici, 60 lateiniſche Reden, 32 Leichenreden, 123 Elegien, 115 Grabſchriften, 212 Dedicationen, 700 Briefe, 2600 epiſche Gedichte, 110 Oden, 3000 Epigramme, 4 lateiniſche Luſtſpiele, 2 Trauerſpiele und 1 Satire in ſpaniſcher Sprache geſchrieben zu haben. Von dieſer Unmaſſe von Schriften ſind aber nur 69 im Druck erſchienen.

— Herophilus, ein berühmter Arzt und Anatom, welcher in Aegypten zu den Zeiten des erſten Ptolomäus gelebt, ſoll öfters Verbrecher lebendig ſecirt haben.

— Bernhard Teleſius von Coſenza, ein Philoſoph des ſechzehnten Jahrhunderts, behauptete den Satz, daß alle Erſcheinungen in der Körperwelt ſich aus Wärme und Kälte erklären laſſen.

— Peter von Winter, der Componiſt des „unterbrochenen Opferfeſts“, hatte ſo große Furcht vor Geſpenſtern, daß er Abends allein nicht auszugehen ſich getraute.

Treffer und Nieten.

• Jakob Böhme, der myſtiſche Schuſter, war von ſeinem Beichtvater verurtheilt worden, zwanzig Ave Maria zu beten. Jakob unterzog ſich dieſer Strafe. Am andern Morgen begegnete ihm ſein Beichtvater. Böhme grüßte; der Pater dankte; Böhme grüßte noch ein Mal; der Pater dankte abermals; Böhme grüßte zum dritten Male; der Pater lächelte, doch dankte er wiederum. Als Böhme ihn aber zum vierten Male grüßte, fragte der Beichtvater ganz ärgerlich: »Böhme, ſeid Ihr verrückt?« — »Ei, ei, Herr Pater,« erwiderte Böhme, »Sie halten mich für verrückt, wenn ich Sie vier Mal grüße. Wofür muß mich die heilige Jungfrau Maria halten, wenn ich ſie zwanzig Mal grüßen ſoll?«

• Der kaum zwanzigjährige Börne befand ſich einſt in einem Kreiſe disputirender Kaufleute und wurde wider ſeinen Willen ins Geſpräch gezogen. Ein ſchon ältlicher Herr, der ſeine ungereimte Meinung mit großer Hitze vertheidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widerſprechen gewagt hatte, mit den Worten an: »Wie, junger Mann, Sie wagen es, mir zu widerſprechen? In Ihren Jahren war ich in ſolchen Sachen noch ein Eſel.« — »Da haben Sie ſich außerordentlich gut conſervirt,« erwiderte Börne und kehrte ihm den Rücken zu.

• Der Breslauer Komiker Wohlbrück riß einmal in der Neſtroy'ſchen Poſſe „Einen Jux will er ſich machen“, einen koſtbaren Witz: »Kellner,« rief er, »geben Sie mir eine Flaſche Champagner, Montebello.« — »Ew. Gnaden, den haben wir nicht.« — »Nun, ſo bringen Sie mir andern Grünberger!«

• Als neulich die Rede auf Hector Berlioz und Felicien David kam, ſoll Herr Grillparzer geäußert haben: »Ich halte Hector Berlioz für ein Genie ohne Talent und Felicien David für ein Talent ohne Genie.«

• Ein finniſches Sprichwort ſagt: »Jumala (Gott) giebt den Verſtand und Humala (der Hopfen, woraus das Bier gebraut wird) nimmt ihn.«

• In Venedig werden Prügel und Schläge ſpottweiſe „Orso tedesco“ (deutſche Verſe) genannt.

NEUE MUSIKALIEN

im Verlage von

FR. KISTNER in Leipzig.

Fortsetzung.

Onslow, G. Op. 63. Quatuor p. Violon No. 32 arr. Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 64. Quatuor pour Violon No. 33 arrangé pour Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 65. Quatuor pour Violon No. 34 arrangé pour Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 66. Quatuor No. 35 pour 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 67. Quintetto No. 26 pour 2 Violons, Alto et 2 Violoncelles (ou Violoncelle et Contrebasse). 2 Thlr. 20 Ngr.

Raff, J. Op. 23. Trois Pièces caractéristiques pour Pfte. 1 Thlr.

Riccius, A. F. Op. 2. Vier leichte Characterstücke f. Pfte. Zigeunertanz, Gemüthlichkeit, Tändelei, Missmuth. 12½ Ngr.

Rietz, J. Op. 13. Sinfonie arrangirt für Pfte. zu 4 Händen vom Componisten. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sachse, R. Op. 5. Introduction et Variations sur un Thème de l'Opéra: la Fille du Régiment, pour Violon avec Orchestre. 2 Thlr.
— Op. 5. Les mêmes avec Pfte. 1 Thlr.

Speier, W. Op. 55. Drei scherzhafte Gesänge für vier Männerstimmen. No. 1. Das Singen, v. F. Rückert. — No. 2. Der Musikant am Nil. — No. 3. Fluch und Segen, v. A. Kopisch. Partitur u. Stimmen. 25 Ngr.

Stegmayer, F. Op. 25. Trois Impromptus pour Pfte. No. 1—3 à 15 Ngr.

Wehner, A. Op. 2. Sechs deutsche Lieder für Mezzo-Sopran m. Pfte. Im wunderschönen Monat Mai, v. H. Heine. — Wüssten's die Blumen, von H. Heine. — Fischermädchen: „Du schönes Fischermädchen," von H. Heine. — Der schmucke Knab' so weit: „Wie kann ich frisch und munter sein," von Burns. — Neue Liebe, neues Leben, „Herz mein Herz, was soll das geben," von Goethe. — Klage im schönen Sommer: „Der Sommer ist so schön," nach Burns von Heintze. 25 Ngr.

Willmers, R. Op. 41. Il Trobadore inspirato, Notturno fantastico per il Pfte. 20 Ngr.

Würst, R. Op. 7. Drei dreistimmige Lieder für 2 Soprane u. Alt mit Pfte. No. 1 Haidenröslein: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn," von Goethe. — No. 2. Der Lenz: „Da kommt der Lenz, der schöne Junge," von Lenau. — No. 3. Canon: „Ihr lichten Sterne habt gebracht," von Hoffmann v. Fallersleben. 20 Ngr.

Zöllner's Speisezettel-Galopp für Pfte. von E. Faulmann. 5 Ngr.

Bei Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien:

Kritik und Erläuterung
des
Göthe'ſchen Fauſt.

Nebſt einem Anhange
zur ſittlichen Beurtheilung Göthe's.
Von
Ch. H. Weisse.
Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Hierbei eine Pechvogel-Gallerie.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 173. Leipzig. 22. Januar 1846

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der erſte Mai im Prater*).

Von Eduard Mautner.

> „Menſchenwild,
> Gehetzt von Menſchenhunden."
>
> Alfred Meißner.

Die Thierhetzen in dem ſogenannten rothen Hauſe in Wien ſind ſeit der Regierung des milden, unvergeßlichen Kaiſers Joſeph II. abgeſchafft, aber an ihre Stelle iſt ein weit raffinirteres, grauſameres Schauſpiel getreten, ein Schauſpiel ſo recht geeignet, die abgeſpannten Nerven eines zugleich blaſirten und genußſüchtigen Volkes zu kitzeln, welches bis auf den heutigen Tag als eine blutige Satyre auf die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts fortbeſteht und wie das Ungethüm in dem Labyrinthe von Creta alljährlich ſeine Opfer fordert: wir meinen das Menſchenhetzen, das jährliche Wettrennen der herrſchaftlichen Läufer am erſten Mai im Wiener Prater.

Waren die Thierhetzen ein rohes Schauſpiel, ſo waren ſie doch ein kräftiges und männliches. Muth ſtand dem Muthe und Kraft der Kraft gegenüber, und wenn der edle Stier einen der ihn verfolgenden Metzgerhunde mit den Hörnern aufſpießte und hoch in die Luft ſchleuderte, um ihn verblutend und todt auf den aufgelockerten Erdboden fallen zu laſſen, ſo konnte dieſe kräftige Nothwehr wohl eine nervenſchwache, verzärtelte Dame in Ohnmacht fallen machen, aber ein kühnes Männerherz mußte ſich freuen an dieſem Bilde des Kampfes und der Stärke. Freilich, wenn dann das edle Thier der Menge ſeiner Feinde erlag, wenn die wüthende Meute über den erſchöpften Stier herſtürzte, um ihn in Stücke zu zerreißen — dieſes Schauſpiel mußte das beſſere Gefühl beleidigen; aber wir wollen es ja nie vertheidigen oder rechtfertigen, wir ſegnen das Andenken des Monarchen, der es abgeſchafft hat, wir wollen nur ſagen, daß uns die Thierhetzen in ihrer ganzen blutigen Rohheit menſchlicher und männlicher erſcheinen, als das Wettlaufen keuchender, verſchmachtender Menſchen, um eine bunte Fahne und ein Dutzend neugeprägter

---

*) Bruchſtück aus einem noch unvollendeten Romane.

Kremnitzer Dukaten zu erringen. Darin können wir nur den Ausdruck der gemeinſten Geldgierde unſerer Zeit erblicken, die ſelbſt das koſtbarſte, nie zu erſetzende Gut des Menſchen, ſeine Geſundheit, für nichts achtet, ſobald es ſich um das glänzende, gleißende gelbe Metall handelt.

Die hohe Ariſtokratie in Wien hat, nebſt ſo manchen anderen mittelalterlichen Gebräuchen, auch den beibehalten, bei feierlichen Gelegenheiten Menſchen vor den Pferden ihrer Wagen herzuhetzen. Wenn große Auffahrt bei Hofe iſt, ſo ſieht man nicht ſelten zwei reichgekleidete, ganz in Scharlach, Gold und Silber gehüllte Menſchen, jeder einen leichten, weißen Stock in der Hand, vor dem raſch dahinrollenden, wappengeſchmückten Wagen irgend eines Fürſten oder Grafen daherkeuchen. Früher war es auch die Pflicht dieſer Läufer, ſo oft die Herrſchaft ausfuhr, mit Fackeln voranzuleuchten; aber die hohe Ariſtokratie ſcheint jetzt doch zu der Einſicht gekommen zu ſein, daß die Laternen am Kutſchbocke dieſen Dienſt beſſer und bequemer verſehen können. Der kaiſerliche Hof ſelbſt hat keine Läufer, ſondern bei allen derartigen Gelegenheiten Vorreiter, und wir können nicht begreifen, warum der hohe Adel, der ſich doch ſonſt ſo gern nach dem Hofe richtet, ſich denſelben nicht auch in dieſer Beziehung zum Muſter nimmt.

Da die Gelegenheiten, bei welchen die Läufer ihr Amt ausüben müſſen, doch im Ganzen nicht ſehr häufig ſind, ſo werden ſie gewöhnlich als Boten zum Ueberbringen von Einladungskarten, Briefen und dergleichen verwendet, und ihr Dienſt wäre ein ziemlich erträglicher, wenn es der hohe Adel nicht fur gut fände, jährlich am erſten Mai dem Volke ein Schauſpiel ſeiner Pracht und ſeines Glanzes zu geben, gegen welches natürlich ein paar zerſtörte oder vernichtete Menſchenleben nicht in Betracht kommen können. Es iſt wahr, kein Geſetz nöthigt die Läufer, an dieſem Wettlaufen Theil zu nehmen, aber giebt es nicht theils in dem Abhängigkeitsverhältniß des Dieners zum Herrn, theils in der dieſer Klaſſe von Menſchen innewohnenden Geldgierde, ja ſogar in einer gewiſſen, freilich ſehr traurigen Art von Ehrgeiz innere moraliſche Nöthigungsgründe genug?

So viel mußten wir zum genaueren Verſtändniß voranſchicken, und nun wollen wir eine Scene ſchildern, die ſich vor wenigen Jahren wirklich ereignet hat und deren Augenzeuge wir geweſen ſind.

⁂

Der erſte Mai des Jahres 184* war glück- und ſchönheitſtrahlend über die frohe lebensluſtige Kaiſerſtadt heraufgezogen. Die Sonne war eben aufgegangen und beleuchtete die Gipfel des Kahlen- und Leopoldberges und ſpiegelte ſich glitzernd und flimmernd in den blauen Wellen der Donau. In der Stadt war ſchon Alles voll Leben und Bewegung; man ſah, daß dieſer Tag ein Feſttag ſein müſſe; denn ſonſt ſind um dieſe Zeit nur die Arbeit und die Sorge wach, das Vergnügen aber ſchläft noch auf üppigen Kiſſen und ruht von den Anſtrengungen des geſtrigen Tages aus. Ueber die hölzerne Schlagbrücke, nach dem jetzt regierenden Kaiſer Ferdinandsbrücke genannt, welche die Stadt mit der Donauinſel, auf der ſich die Leopoldſtädter Vorſtadt und der Prater befinden, verbindet, wogte ein bunter lärmender Menſchenſtrom. Da ging der ehrbare Handwerker in ſeinem Sonntagsrocke, die ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeife im Munde, neben ſeiner gleichfalls ſo gut wie möglich herausgeputzten Ehehälfte, welche an jeder Hand einen hoffnungsvollen Sproßling ihrer ehelichen Liebe führte, während der Vater den jüngſten Buben, einen dreijährigen Schreihals, auf den Armen tragen mußte. Neben dieſer Familie ſchritten ein paar äußerſt fein gekleidete Ladendiener einher, äußerſt witzig und liebenswürdig ſein wollend. Nicht weit davon gingen ein paar Studenten, nicht weniger elegant als die Söhne Merkurs, und von dieſen überhaupt nur für das feinere geübte Auge zu unterſcheiden. Dann kamen lachende und ſchäkernde Dienſtmädchen und Geſellen, Soldaten in ihren knappen Uniformen mit blanken Knöpfen; dazwiſchen trieben ſich Straßenjungen und Schuſterbuben, tauſend Poſſen und Neckereien ausübend, umher.

Auf dem Fahrwege der Brücke rollte der glänzende Cabriolet oder Tilbury des jungen Cavaliers, mit engliſchen Vollblutpferden beſpannt, neben dem beſcheidenen, von elenden abgemagerten Mähren gezogenen Wagen des Fiakers einher, und Graf Sándor, der berühmte ungariſche Reiter, trabte auf ſeinem Araberhengſte neben dem ſonntagsreitenden Spezereiwaarenhandlungsbefliſſenen, welcher Mühe hatte, ſeinen alten ſteifen Miethgaul im Gange zu erhalten. Und drüben am andern Ufer thronte der umfangreiche Polizeicommiſſair Pf. auf einem mächtigen Gaule, der jedoch unter der gewaltigen Laſt zuſammenbrechen zu wollen ſchien, und hielt das chaotiſche Gewirre durch die Macht ſeines Amtes, ſeiner perſönlichen Grobheit und ſeiner Stentorſtimme in Ordnung. Beſonders pünktlichen Gehorſam leiſteten ihm die armen Fiaker, deren oberſter Vorgeſetzter er war, und welche wohl wußten, daß es dem Mächtigen nur ein Wort koſte, jedem von ihnen fünfundzwanzig gut ausgeführte Stockprügel aufzählen zu laſſen.

Unaufhaltſam und endlos wogte der Menſchenſtrom fort; jenſeits der Brücke durch die lange imponirende Jägerzeile bis hinab, wo am Eingange des Praters ein kleiner Raum mit Seilen abgeſteckt war, innerhalb welchem die farbigen Fahnen, die Siegespreiſe des bevorſtehenden Kampfes wehten.

Wie edle Vollblutpferde bis zu dem Beginnen des Rennens aufs äußerſte geſchont werden, nicht aus Menſchlichkeit, ſondern aus Berechnung, ſo durften ſich auch die Läufer nicht zu Fuße auf den Schauplatz ihrer Thaten begeben, ſondern fuhren, um nicht zu früh zu ermüden, in einem Fiaker dahin. Einige zeigten ſich ſchon dem Volke in ihrem feſtlichen Anzuge, in den leichten weißen Jacken und Beinkleidern, den buntfarbigen Scherpen und den helmartig geformten, federgeſchmückten Hüten; und die Menge jauchzte und klatſchte Beifall, wenn ein ſo beſetzter Wagen daherrollte. Andere hatten der kühlen Morgenluft wegen einen dunklen Mantel über ihren luſtigen Anzug geworfen, und das wurde ihnen von der ſchauluſtigen Menge, die ſich auch nicht den kleinſten Theil der ihr gebührenden Augenweide rauben laſſen wollte, ſehr übel vermerkt. Fürwahr, die Wiener ſind noch mit dem Wahlſpruche zu regieren: „Panem et Circences“.

Jetzt kam der Zunftälteſte (denn dieſes traurige Gewerbe iſt eine Zunft) im vollen Ornate allein in einem Fiaker dahergefahren; er ſtieg unten bei dem abgeſteckten Raume aus und ordnete Alles, denn das Laufen ſollte alſogleich beginnen.

Das Volk hatte ſich inzwiſchen längs dem breiten Fahrwege in den Seitenalleen aufgeſtellt. Der Weg, den die Läufer zu durcheilen hatten, betrug ungefähr eine deutſche Meile. Sie mußten nämlich in der Hauptallee des Praters bis zu dem ſogenannten Rondeau und von da wieder zurück bis zu dem Ausgangspunkte am Ende der Jägerzeile laufen. Früher war dieſe

Strecke noch weiter ausgedehnt, bis zu dem ſogenannten Luſthauſe, einem kleinen kaiſerlichen Luſtſchloſſe am äußerſten Prater-Ende.

Sorgloſe junge Leute ſtanden mitten im Fahrwege, während die bedächtigeren und ängſtlicheren ſich in den Seitenalleen drängten. Da ertönte plötzlich der Ruf freudig aus tauſend Kehlen klingend: »Sie kommen, ſie kommen!« Die Mütter und Dienſtmädchen hoben die kleinen Kinder auf ihre Arme, damit ſie doch auch die Läufer ſehen und ſo früh ſchon, unbewußt, ihr Gefühl abſtumpfen möchten für den Anblick menſchlichen Leidens.

Voran brauſten auf dampfenden engliſchen Vollblutpferden zwei Reitknechte in ſchwarzen Sammetjacken, knappen weißen Lederhoſen und Stulpenſtiefeln mit ſcharfen Rennſporen. In der Hand hatten ſie große Hetzpeitſchen, womit ſie die Verwegenen, die noch ſtehen geblieben waren, eben nicht auf die ſanfteſte Weiſe aus dem Fahrwege trieben und den Läufern Platz verſchafften.

Nun kamen die Läufer ſelbſt, zwiſchen zwanzig und dreißig an der Zahl, in dem vorhin beſchriebenen Aufzuge, eng geſchnürt, um das Seitenſtechen zu verhindern, und jeder gewöhnlich das Schnupftuch um den einen Arm geſchlungen und es mit der andern Hand haltend. Ihre Gangart war nicht, wie man vielleicht denken möchte, das volle Laufen in Sätzen und Sprüngen, denn das würde auf dieſe Entfernung Niemand aushalten können, ſondern eine Art von Trab, der jedoch von faſt unglaublicher Schnelligkeit war. Drei bis vier hielten ſich voraus in gleicher Linie, dann kam der große Schwarm, dieſen Erſteren ſich mehr oder weniger nahe haltend, und zuletzt keuchten noch einige Nachzügler und Marodeurs, von denen hin und wieder einer, an ſeiner Kraft und dem Siege verzweifelnd, ſich beſchämt und verſtohlen in die Reihen der Zuſchauer warf.

Auf den Geſichtern der Unglücklichen boten innere Aufregung und Zeichen phyſiſcher Erſchöpfung ein zugleich ſchreckliches und doch anziehendes Schauſpiel dar. Der Schweiß ſtand ihnen in hellen Tropfen auf Stirne und Wangen, und doch leuchtete aus den Augen Derer, welche den größten Vorſprung hatten, ein trotziges freudiges Siegesbewußtſein, während man den Nächſtfolgenden die grimmigen, wenn auch vergeblichen Anſtrengungen anſah, ihre beglückteren Nebenbuhler einzuholen. Die Letzten zeigten den Ausdruck der vollkommenſten Niedergeſchlagenheit: ſie liefen nur noch mit, weil ſie nicht einmal mehr des Entſchluſſes fähig waren, den Kampf aufzugeben.

Nur Einer, der Allerletzte, machte davon eine Ausnahme. Unbekümmert um die Spöttereien und Witzworte des Volkes, ſetzte er ruhig ſeinen Weg fort: die Spuren körperlicher Anſtrengungen waren bei ihm weniger ſichtbar, als bei den Anderen, aber auf ſeinem bleichen Geſichte, auf ſeiner ganzen Geſtalt ſtand für den Kenner mit Rieſenbuchſtaben das furchtbare Wort „Phthiſis“.

Faſt reißt mir die Entrüſtung die Feder aus der Hand. Dicht hinter dieſem zuletzt Geſchilderten ſprengte im vollen Roſſeslauf ein Trupp jüngerer und älterer Cavaliere, darunter zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren, auf feurigen Corſikanern, die jungen Grafen C....y, und eine — Dame. Das enganſchließende Reiterhabit umſpannte junge reizende Körperformen; unter dem kleinen Männerhute mit wehendem Schleier quollen reiche blonde Locken hervor und umſäumten ein ſchönes, engelhaftes, von der Aufregung des raſchen Rittes und der friſchen Morgenluft geröthetes Antlitz. Sie ſah ſo ſchön, ſo jung, ſo gut aus, und hetzte dennoch ihr Roß hinter athemloſen keuchenden Menſchen her. Dieſe kleine, ſchön geformte Hand im gelben Glacéhandſchuh, dieſe Hand, die nur dazu geſchaffen zu ſein ſchien, den zärtlichen Druck der Liebe ſanft zu erwidern, wußte die Reitpeitſche gar kräftig zu führen. O es giebt Gegenſätze und Widerſprüche im Leben, die nie zu ergründen ſind, über die man wahnſinnig werden möchte.

— Was gilt's, der ſchwindſüchtige Franz gewinnt heuer wieder, ſagte ein kleiner Mann in gelben Nankingbeinkleidern, indem er auf den letzten Läufer wies und dabei eine mächtige Priſe aus einer großen ſchwarzen Papiermachédoſe nahm.

Ein ſchallendes Gelächter des Unglaubens war die Antwort der Umſtehenden.

Der kleine Mann verlor darüber keineswegs ſeine Faſſung, ſondern ſagte ruhig zu ſeinem Nachbar:

— Zwei Zwanziger gegen einen!

Die Wette ward angenommen. Dieſe engliſche Art, ſein Geld los zu werden, hat das Volk von der angliſirenden Ariſtokratie gelernt, welche, wie das Volk um Groſchen oder Zwanziger, um hundert und tauſend Gulden wettet, und zwar eben ſo gleichgiltig auf Menſchen, Pferde oder die Tugend eines Bürgermädchens.

Ein komiſches Intermezzo veranlaßten zwei Schuſterjungen, welche, von edlem Ehrgeiz getrieben, ſich trotz Polizei und Zunftmeiſter in die Bahn gedrängt hatten und nun wacker mitliefen, ja ſogar den letzten Läufer, den ſchwindſüchtigen Franz, überholten. Ein lautes Bravo für die barfüßigen Dilettanten vermiſchte ſich mit dem Spotte, dem Ziſchen und Pfeifen, welches dem beſiegten Läufer das Mißfallen des ſchauluſtigen Volkes zu erkennen geben ſollte.

Bald waren Läufer und Reiter aus dem Geſichte verſchwunden und die Menſchenwoge ſchloß ſich wieder hinter ihnen. Man ſchrie, man lärmte und die Peitſche der Vorreiter mußte den zurückkehrenden Läufern wieder neue Bahn brechen.

Als die Läufer bis zum Rondeau gekommen waren, hatte ſich die Scene geändert. Die Vorderſten hatten ihre ganze Kraft zu früh angewendet und waren jetzt erſchöpft und fertig. Franz raffte ſich zuſammen, murmelte das Wort „Maria“ zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen, und mit einigen gewaltigen Sätzen war er dicht hinter Denen, die man bis jetzt für die unzweifelhaften Sieger gehalten hatte. Aber auch dieſe nahmen jetzt den Reſt ihrer Kräfte zuſammen, und bei dem Rückkehren konnte Franz nur dadurch, daß er geſchickt einen engeren Kreis zu beſchreiben wußte, mit ihnen in gleiche Linie kommen. So blieb es ein paar bange zweifelhafte Minuten. Diejenigen, welche den ſaumſeligen Läufer verſpottet hatten, ſchämten ſich nun ihrer Voreiligkeit; der kleine Mann in den gelben Nankinghoſen triumphirte.

— Ich hab's immer geſagt, wandte er ſich zu ſeinem Nachbar, der ſchwindſüchtige Franz iſt ein Mordkerl; na, guter Freund, wir wollen dann für Euren Zwanziger zuſammen frühſtücken gehen.

Indeß hatte Franz faſt einen unmerklichen Vorſprung gewonnen, der jedoch mit jeder Sekunde größer wurde. Das leicht bewegliche Volk jauchzte dem früher Verſpotteten jetzt um ſo lauteren Beifall zu, und bald war kein Zweifel mehr, der ſchwindſüchtige Franz hatte den erſten Preis gewonnen.

Der Sieger hatte jetzt den mit Seilen abgeſteckten Raum erreicht; faſt bewußtlos ſtreckte er ſeine Hand nach der großen weißen mit Gold geſtickten Fahne, dem erſten Siegespreiſe, aus; er ergriff dieſelbe und ſank mit ihr ohnmächtig zuſammen. Ein ſtarker rother Blutſtrahl quoll aus ſeinem Munde und färbte ſein weißes Gewand, die Fahne und den grauen Sand des Erdbodens.

Der zweite und dritte Läufer kam an und bemächtigte ſich ſeines Sieges; gleichgiltig und theilnahmlos umſtand das Volk die gräßliche Scene; die Reiter ſtiegen ab, glichen ihre Wetten aus und übergaben ihre dampfenden Thiere den Reitknechten; der Mann in den gelben Nankingbeinkleidern nahm ſeinen gewonnenen Zwanziger in Empfang und ging mit dem Verlierenden ins nächſte Wirthshaus; die Muſikbande blies drei lärmende Tuſche; der dicke Zunftmeiſter, der ſchon ſeit Jahren nicht mehr gelaufen hatte, rief fluchend nach einer Tragbahre, um den Ohnmächtigen wegbringen zu laſſen, und ſich ſodann mit den Anderen ſogleich im feſtlichen Aufzuge zu dem großen ſchwelgeriſchen Frühſtücke zu begeben, bei welchem der Sitte gemäß ſogleich ein großer Theil des ſo ſchwer errungenen Geldes vergeudet werden mußte, während ein anderer Theil der Wittwen- und Waiſenkaſſe der Zunft anheimfiel. Das Volk zerſtreute ſich zum Theil, zum Theil blieb es auch noch, um die Läufer in Muſikbegleitung zu dem für ſie bereiteten Frühſtücke, das jedoch gewöhnlich bis in die Nacht hinein dauert, ziehen zu ſehen. Die Vornehmeren oder vornehmer ſein Wollenden gingen entweder in den benachbarten Augarten, wo großes Morgenconzert war, oder tranken ihren Kaffee in einem der drei Prater-Kaffeehäuſer, während das Volk ſich an den heißen Würſten, den Semmeln und dem Schnaps der ambulanten Victualienhändler erholte.

Noch immer lag Franz ohnmächtig und in ſeinem Blute auf dem harten Erdboden. Endlich brachte man die Tragbahre in den Kreis, aber mit derſelben zugleich drängte ſich auch ein ſchönes, bleiches und einfaches, aber reinlich gekleidetes Mädchen hinzu, und warf ſich mit dem Ausrufe: »O Franz, mein Franz!« laut ſchluchzend über den Ohnmächtigen.

— Was will die Dirne? Schafft ſie fort, rief der dicke Zunftmeiſter unwillig und einen noch längeren Aufenthalt, einen weiteren Aufſchub des erſehnten Frühſtückes fürchtend. Einige junge Cavaliere waren aber, durch dieſen Auftritt neugierig gemacht, ſtehen geblieben; ſie betrachteten das Mädchen durch ihre in Schildkröte gefaßten Lorgnetten und fanden es wirklich allerliebſt.

— Heute Nachmittag weiß ich, wer ſie iſt, wie ſie heißt, wo ſie wohnt, und ich wette, in acht Tagen iſt ſie mein, ſagte der Eine.

Franz ſchlug jetzt langſam die Augen auf; ein dankender Blick fiel auf die weinende Marie, aber ſprechen konnte er nicht.

Man legte den Kranken auf die Tragbahre, und Marie ging neben derſelben her, den endloſen Weg bis in das Spital in der Alſtervorſtadt.

Der dicke Zunftmeiſter eilte zu dem Frühſtück, zu dem auch der kranke Franz einen Theil ſeines blutig erworbenen Geldes beiſteuern mußte.

* * *

Nachmittags war große Praterfahrt. Alles war Luſt und Leben, und man hätte glauben ſollen, daß die Sonne in der ganzen großen Kaiſerſtadt kein Unglück, keinen Jammer ſehe. Von dem Stephansplatze bis zu dem Rondeau ſtand Wagen an Wagen, und nur in langen Zwiſchenräumen konnten ſie um ein Stückchen weiter fahren. Der ſechsſpännige Hofwagen mit dem goldenen Kaiſerwappen fuhr oder ſtand vielmehr hinter dem unſcheinbaren Fiaker, und aus allen Wagen, ſo wie aus allen Fenſtern beugten ſich kokettirend und grüßend ſchöne anmuthige Frauengeſichter. Elegante Reiter und kühne Amazonen ſprengten an der bunten Wagenreihe auf und nieder, und Graf Sándor erregte durch einen ungariſchen Korbwagen, der von drei ſcheckigen, breit neben einander geſpannten Pferden gezogen wurde, allgemeines Aufſehen.

In dem Wurſtelprater ging's noch lauter und luſtiger her: da ſangen Bänkelſänger auf erhöhten Gerüſten; da machte Bajazzo ſeine Lazzi und Späße; da kreiſchten Mägde in den luſtigen Schaukeln und jauchzten Kinder in dem ſchwindelerregenden Ringelſpiele. Dazwiſchen tönten lärmende Maſchinenmuſik und marktſchreieriſche Ankündigungen von Taſchenſpielerkünſten und Naturwundern, und an den Tiſchen unter den mächtigen grünen Eichen wurde gegeſſen und getrunken, gelacht und gekoſt, geſungen und gejubelt. Zuweilen verlor ſich auch wohl ein zärtliches Pärchen in das traulichere Waldesdunkel.

In dem großen Krankenzimmer des allgemeinen Krankenhauſes in der Alſervorſtadt lag der blutbrechende Läufer Franz. An der Seite ſeines Bettes ſaß Marie, ſeine Hand haltend, und ihm, obgleich ſelbſt weinend, Troſt zuſprechend.

— Siehſt Du, Franz, ſagte ſie mild, ich habe es Dir immer geſagt, bei dem Herrendienſt iſt kein Segen, und vollends nicht bei Deinem gottloſen Laufen. Iſt es nicht ſündhaft, einen Menſchen vor den Pferden herzuhetzen, wie einen Jagdhund! Siehſt Du, Franz, wenn Du geſund ſein wirſt, mußt Du Deinen Dienſt aufgeben und ein anderes ehrliches Gewerbe ergreifen. Thu' mir's zu Liebe.

— Wenn ich geſund ſein werde, wiederholte Franz mit ſchwacher Stimme und ungläubigem Tone. Und dann, Marie, was für ein Gewerbe ſoll ich ergreifen? Du weißt, ich bin in dem Palaſte Seiner fürſtlichen Durchlaucht geboren und aufgewachſen und man hat mich nie etwas Anderes gelehrt, als Botenlaufen und vor dem Wagen hertrottiren.

— Das iſt wahr, ſagte Marie bitter. Aber es iſt doch noch immer Zeit genug. Siehſt Du, bei dem Laufen kömmt einmal nichts heraus. Ich weiß es, wenn Du es mir auch verbergen willſt, daß Du ſchon ſeit drei Jahren, nur um mich heirathen zu können, Dir den erſten Preis erlaufen haſt, und jetzt ſchwelgen und zechen ſie von Deinem blutigen Preiſe und Du, Du, liegſt hier auf den Tod.

— Laß es gut ſein, Marie, erwiderte Franz, wenn ich nur halbwegs wieder auf den Beinen bin, ſo heirathen wir uns doch, und wenn ich's auch nicht lang' machen werde, ſo biſt Du doch meine Frau geweſen; ich habe ſchon ſeit drei Jahren meinen Theil von dem Preiſe in die Wittwenkaſſe gezahlt, und das ſoll Dir dann zu Gute kommen.

— Um Gotteswillen ſprich nicht ſo, mein Franz, das iſt ja ſündhaft; man muß das Gottvertrauen nicht ſinken laſſen. Du wirſt aufkommen, und wir werden noch recht glücklich werden.

Da kam der Krankenwärter durch die langen Reihen von Betten heran, und ſagte dem Mädchen barſch, daß es ſieben Uhr ſei und daß alle Fremden das Spital verlaſſen müſſen. Weinend nahm ſie von ihrem Geliebten Abſchied.

— Morgen komme ich wieder, Franz, und bringe Dir eine gute Suppe mit. Leb' wohl, mein Franz! Gute Nacht!

Als das Mädchen hinaustrat in den linden duftigen Maiabend, wurde ihr Schmerz milder, und erſt als ſie in belebtere Stadttheile kam und ihr die frohe heimkehrende Volksmenge entgegenſtrömte, ſchnürte ſich ihr Herz zuſammen bei dieſem allgemeinen Jubel, und ihr ſanftes friedliches Gemüth fühlte ſich zum erſten Male empört und erbittert über dieſes kalte theilnahmsloſe Volk, das heute Morgen ihrem Geliebten Beifall geklatſcht und gejubelt hatte, und ihn jetzt unbekümmert im Spitale liegen ließ; empört und erbittert fühlte es ſich über die Reichen und Mächtigen, die dieſes herzloſe grauſame Schauſpiel veranſtalten und fördern.

* * *

Am andern Morgen, als Marie ihrem Franz die verſprochene Suppe brachte, fand ſie auf dem Strohſack eine Leiche.

Arnal.

Der berühmte Komiker Arnal (geboren zu Paris am 31. December 1798) iſt ein wahres Chamäleon: auf der Bühne der luſtige Schauſpieler und im gewöhnlichen Leben der traurigſte Menſch in ganz Paris. Bald erſcheint er als herzloſer Egoiſt, bald iſt er über alle Maßen großmüthig; bald weigert er ſich in einer Benefiz-Vorſtellung zu Gunſten eines Kameraden zu ſpielen, wenn ihm nicht 300 Francs zugeſichert werden; bald überläßt er ſeine ganze Einnahme dem Armen, der ihn um Unterſtützung angeſprochen hat. Arnal, Sohn eines Epicier, wurde von einem frère ignorantin erzogen und war in ſeinem vierzehnten Jahre Soldat des Königs von Rom, dann lernte er ein Handwerk, trat, deſſen überdrüßig, als Diener in ein Bureau und ging zuletzt aufs Theater, wo er ſeit 1830 als einer der erſten Lieblinge des Pariſer Publikums glänzt. Das Sonderbarſte in ſeiner Lebensgeſchichte iſt, daß Arnal, einer der originellſten Komiker, ſich Anfangs dem Trauerſpiele widmen wollte; ſeine erſten Verſuche fielen indeß ſo aus, daß er froh war, als ihn das Variétés-Theater in den Chor aufnahm; dort fand er Gelegenheit, ſich als Choriſt hervorzuthun; aber erſt am Gymnaſe-Theater begründete er ſeinen Ruf; hier entfaltete er ſich in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit: er wurde ein Typus. Die Schwänke, die man für ihn ſchreibt, heißt man „Arnaliaden“.

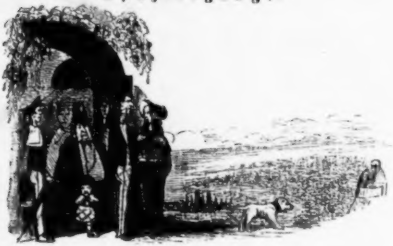
(Wiener Zeitſchrift.)

Was iſt Geſchichte?

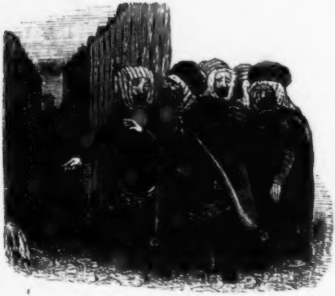
Die Geſchichte ſchreibt die Theaterkritik über Rollen, welche die Machthaber auf dem Staatstheater ſpielen. Da aber dieſe Kritik dann erſt erſcheint, nachdem die Handelnden von der Bühne abgetreten ſind, ſo wird dadurch deren Spiel leider nicht verbeſſert. Könnten die Herren, die ſich jetzt durch die Cenſur gegen jedes freimüthige Urtheil zu ſichern wiſſen, die *künftige* Geſchichte leſen, ſie würden ſich entſetzen über den geſchichtlichen Freimuth und dieſer Schrecken würde (vielleicht) heilſame Folgen haben.

(A. v. Plumroeder.)

Spaziergänge.



Bei Tage.



Bei Nacht.

Zapfenstreich.

Aachen. In unſerer vom Staate privilegirten Spielhölle ſind ſeit ihrem Beſtehen etwa ſechs Millionen Thaler verſpielt worden; im vorigen Jahre betrug der Reingewinn gegen 200,000 Thaler. Der Kontrakt iſt, wie man hört, bis zum Schluſſe des Jahres 1852 verlängert worden. Mit dem Gelde, das die Bank dem Staate bezahlt, ſoll der Kaiſerſaal im hieſigen Stadthauſe reſtaurirt werden; eine Ausgabe, die auf 120,000 Thlr. geſchätzt wird. (Der Zweck heiligt die Mittel, ſagen die Schüler Loyola's; Andere ſind der Meinung, daß es beſſer wäre, wenn der Teufel alle Banken, mithin auch die Aachener, holen wollte!)

Antwerpen. Ein ſeit vielen Jahren hier anſäſſiger Engländer erhielt neulich einen Beſuch von drei Londoner Advokaten, die ihm eine Erbſchaft von 150 Millionen Francs ankündigten, welche in der engliſchen Bank angelegt ſind.

Athen. Die ſeit neun Jahren beſtandene Eintheilung des Königreichs Griechenland in 24 Ober- und 7 Unter-Gouvernements iſt aufgehoben und dafür, durch königlichen Beſchluß, die Eintheilung in 10 Nomarchien und 49 Eparchien von Neuem eingeführt worden. Dieſe zehn Nomarchien heißen 1) Attika und Böotien, 2) Euböa, 3) Phthiotis und Phocis, 4) Acarnanien und Aetolien, 5) Argolis und Korinth, 6) Arkadien, 7) Lakonien, 8) Meſſenien, 9) Achaja und Elis und 10) Cykladen. (Viel klaſſiſche Namen, aber blutwenig dahinter.)

Berlin. Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung" wird — Gottlob leider! — noch immer fortgeſetzt.

∴ Signora Marietta Alboni, die bekanntlich das Haar à la Liszt trägt, macht hier nach und nach immer mehr Aufſehen durch ihre gewaltige Stimme und weil die Berliner jetzt erfahren haben, daß die junge Dame Cigarren raucht, Blutwurſt iſt und größtentheils in Herrenkleidern ausgeht.

∴ Einer der geachtetſten Künſtler Berlins, der penſionirte Hofſchauſpieler Jonas Beſchort, iſt am 4. Januar mit Tode abgegangen. (Geboren 1764 zu Hanau, debutirte er 1786 zu Worms und wurde zehn Jahre ſpäter in Berlin engagirt, wo er ſeitdem mit Recht einer der erſten Lieblinge des Publikums war. Seine Glanzrollen waren Perin in „Donna Diana", Polonius im „Hamlet", Ricaut de la Marlinière in „Minna von Barnhelm" und Shrewsbury in „Maria Stuart". — Sein ſchönes, wohlgetroffenes Bild, von dem talentvollen Profeſſor Krüger in farbiger Kreide gemalt, ziert das Foyer der Bühne des königlichen Schauſpieles und dürfte — wenn es nicht bereits lithographirt iſt — durch ſeine Vervielfältigung den vielen Freunden des Verſtorbenen ein angenehmes Andenken an ihn gewähren.)

∴ Am 1. Januar iſt der königliche penſionirte Balletmeiſter Charles Telle, der Vater des bekannten Componiſten Wilhelm Telle, in einem Alter von 82 Jahren geſtorben.

∴ Herr Feodor Wehl hat ein neues Trauerſpiel, betitelt „Ein blondes Haar", geſchrieben. Es zählt fünf Akte und acht Perſonen. (Wir danken Herrn Wehl, daß es nicht, umgekehrt, fünf Perſonen und acht Akte zählt.)

∴ Die „Wiener Theaterzeitung" ſchreibt von der im Berliner Hoftheater gaſtirenden Schauſpielerin Edwina Viereck (bisherigem Mitgliede des Wiener Hofburgtheaters): »Das auf ſo mannigfache Weiſe in Wien bekannte Fräulein Viereck u. ſ. w.« Das klingt ja faſt, als lägen da ſehr pikante Myſterien im Hintergrunde! (Theaterchronik.)

∴ Franz Wagner hat mit der Direktion der Königſtädter Bühne einen dritten Cyclus von Gaſtrollen abgeſchloſſen.

∴ In einer hieſigen Zeitung befand ſich neulich folgende Anzeige: »Heute Morgen wurden wir durch die Geburt eines todten Sohnes erfreut. Hindenburg und Frau.«

Breslau. Der berühmte Mnemotechniker Carl Otto Reventlow erregt auch hier ſo große Senſation, daß der Zudrang zu ſeinen Vorleſungen von Tag zu Tage wächſt. Außerdem wird ſeine Methode hier ſo gut und zweckmäßig gefunden, daß man mit dem Plane umgeht, ſie in alle Schulen einzuführen. (Bravo!)

∴ Auf unſerer Bühne hat eine neue Oper, „Loreley", von J. Heinze, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

Conſtantinopel. Abdel Mejid ſoll in einem eigenhändigen Handbillet den berühmten Componiſten der „Hugenotten“, Herrn Giacomo Meyerbeer, eingeladen haben, eine Oper ausſchließlich für ihn zu componiren; er will ihm dafür 150,000 Piaſter bezahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er nach Conſtantinopel komme und ſein neues Werk hier ſelbſt in Scene ſetze. Zur Extra-Belohnung ſoll er dann noch den Niſchan-Iſtichar-Orden erhalten. (Na?)

Frankfurt. Durch Bundesbeſchluß ſind nun auch alle deutſch-amerikaniſchen Zeitungen in Deutſchland verboten worden. Die neue Welt fängt an, der alten gefährlich zu werden.

∴ Das „Frankfurter Journal“ brachte neulich einen ſehr ſpaßigen Druckfehler. Es ſchrieb: »In Folge deſſen hat er das Haſen-Commando übernommen.« Es ſollte Hafen-Commando heißen. (Mancher Druckfehler iſt ſehr boshaft!)

Grimma. Im hieſigen Verlags-Comptoir erſcheint eine neue Encyklopädie der deutſchen Nationallitteratur, die eine vollſtändige Sammlung der beſten Meiſterſtücke aller deutſchen Schriftſteller enthält.

∴ Unſer luſtiger „Dorfbarbier“ hat ſich ſeit dem neuen Jahre einen neuen Mitarbeiter zugelegt, welcher „Hans Jörgel“ heißt.

Haag. An die Stelle der alten Silbermünzen, die jetzt zur Umſchmelzung eingezogen werden, ſoll einſtweilen Papiergeld ausgegeben werden.

Hamburg. Der beleſenſte Mann unſerer großen Hanſeſtadt iſt unſer Lokalcenſor Dr. Hoffmann, denn wer Anders fühlt Beruf, Fähigkeit und Kraft in ſich, vierzig Wochen- und Tage-Blätter zu leſen und obenein noch alle Predigten, Kalender, Broſchüren, Cataloge u. ſ. w. zu cenſiren? Außerdem iſt Dr. Hoffmann ein recht verdienſtvoller Bibliograph und — was mehr als das ſagen will — ein ſehr liberaler Cenſor, der dann und wann lieber eine Naſe riskirt, als einen guten Gedanken ſtreicht. (Solcher Cenſoren giebt es im lieben Deutſchland nicht gar zu viele!)

∴ Im „Telegraphen“ wird die Perſönlichkeit des Königsberger Patrioten Dr. Johann Jacoby geſchildert wie folgt: Jacoby iſt eher eine kleine, als große Figur mit faſt ſtets lächelndem Munde, ſehr klugen Augen, zartem Teint und einer hohen glatten Stirn, das Haupt mit wenig loſen, aber noch ſchwarzen Haaren bedeckt. Zwanzig Prozeſſe können ihn nicht aus der Faſſung bringen. Spricht man gegen ihn über einen derſelben ſeine Beſorgniß aus, ſo lächelt er ruhig und ſagt: »Ich muß freigeſprochen werden, denn der Artikel ſo und ſo aus dem Geſetze von dem und dem Datum iſt für mich,« und raucht dann ruhig ſeine Pfeife weiter. (Wir wollen wünſchen, daß er jeden ſeiner Prozeſſe gewinnen möge, denn wohl Wenige meinen es mit ihrem Vaterlande ſo treu und ehrlich, als Dr. Jacoby.)

∴ Ein hieſiges Blatt bringt die Nachricht, daß nach dem Bekanntwerden der Zahlungsunfähigkeit der Sängerin Jazède ſich ſofort 107 ihrer Verehrer und Anbeter zur Deckung ihrer Paſſiva bereit erklärt haben.

Hechingen. Dem Fürſten von Hohenzollern-Hechingen ſind wieder drei Hefte neuer Compoſitionen (dreizehn Lieder enthaltend) im Stich erſchienen.

Jena. Unſere Univerſität, die bekanntlich ſehr freigebig mit Doctor-Diplomen um ſich wirft, hat nun auch Herrn Ladislaus Pyrker, Erzbiſchof von Erlau, zum Doctor der Philoſophie ernannt.

Karlsruhe. Deinhardſteins Luſtſpiel „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten“ ſoll hier — hört, hört! — wegen der darin vorkommenden Anſpielungen auf die … Spielbanken verboten worden ſein.

Leipzig. Die „Spener'ſche Zeitung“ ſchreibt: »Die Angabe, daß die Schriftſteller-Ausweiſungen vom Sekretär des Miniſters von Falkenſtein, Herrn Hugo Häpe, veranlaßt worden ſei, iſt ungegründet,« (ja, ſogar lächerlich! Wir kennen Herrn Häpe und halten ihn einer ſo ehrloſen Handlung durchweg unfähig.)

∴ Der Buchhändler Guſtav Meyer macht bekannt, daß von der Biedermann'ſchen Vierteljahresſchrift „Unſere Gegenwart und Zukunft“ eine zweite unveränderte Auflage erſcheint, weil die erſte gänzlich vergriffen (?) ſei. (Man weiß, daß das Papier ſehr geduldig iſt.)

∴ Seit Neujahr erſcheint bei Otto Wigand unter der ein- und umſichtigen Leitung des Dr. L. Meyer eine „illuſtrirte Jugendzeitung“, die, nach den erſten Nummern zu ſchließen, ihren Zweck vollkommen zu erfüllen verſpricht.

∴ Nun zeigt auch die Berger'ſche Buchhandlung einen Roman unter dem lockenden

Titel „die ſieben Todſünden“ an; dieſer Roman iſt von Michel Raymond und ins Deutſche übertragen vom Profeſſor O. L. B. Wolff.

∴ Bei Otto Klemm iſt ein reizend-ſchönes Portrait des bekannten Byron-Ueberſetzers Adolf Böttger erſchienen. Das Bild iſt eine der gelungenſten Arbeiten des ausgezeichneten Portraitmalers Auguſt Richter, der in Bezug auf die ſprechende Aehnlichkeit und die ungemein ſaubere Ausführung ſeiner Arbeiten ein würdiger Nebenbuhler Grévedons, l'Allemands und Kriehubers iſt.

∴ Im Laufe der letzten drei Wochen war Heinrich Laube's „Rococo“ in den Leipziger Zeitungen drei bis vier Mal angezeigt, iſt aber kein einziges Mal aufgeführt worden. Thut man das, um das Ausland glauben zu machen, daß dies Stück in Leipzig ſo ſehr en vogue iſt? »Spiegelberg, Spiegelberg!«

London. Königin Victoria hat den Befehl erlaſſen, daß die Staatsgemächer im Schloſſe zu Windſor fortan Dienſtags, Donnerſtags und Freitags von 11 bis 3 Uhr und Sonnabends bis 4 Uhr für Jedermann, ohne alle Vergütung an den Führer, zugänglich ſein ſollen.

∴ Das neue Cabinet beſteht aus folgenden Mitgliedern: Peel, Goulburn, Lyndhurſt, Buccleuch, Haddington, Graham, Aberdeen, Gladſtone, Ellenborough, Ripon, Dalhouſie, Baring, Somerſet, Herbert, Lincoln und Wellington. Letzterer iſt commandirender General der Landmacht.

∴ Der Tod hat im abgelaufenen Jahre in der höheren Ariſtokratie Englands ziemlich große Lücken verurſacht. Es ſind 28 Peers von Großbritanien geſtorben, zuletzt am 28. December, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung durch eigene Hand, in Folge zerrütteter Vermögensverhältniſſe, Graf Portarlington, der es, trotz ſiebenzehnjähriger Dienſtzeit in den Kriegen zu Anfang dieſes Jahrhunderts, nur bis zum Oberſtlieutenant gebracht hatte. Im Jahre 1841 verlor England 19 und im Jahre 1843 20 Peers durch den Tod.

∴ Das neueſte Stück des „Quaterly-Review“ enthält mehrere intereſſante Artikel über Gegenſtände der neueſten Literatur. Hierzu gehören z. B. die von dem Fürſten Labanoff herausgegebenen Briefe der Königin Maria Stuart, worin unter Anderm der Umſtand bemerklich gemacht wird, daß die von Maria aus ihrem Gefängniſſe in dem Schloſſe zu Lochleven geſchriebenen Briefe zu den ſeltenſten von allen gehören, weil die Königin wenig Gelegenheit hatte zu ſchreiben. Die Zahl der gedruckten Briefe der Königin belief ſich bis jetzt auf 300; durch die Sammlung, welche der Fürſt Labanoff veranſtaltet hat, iſt dieſe um 400 (ſämmtlich bisher ungedruckt) vermehrt worden.

Mannheim. Heinrich Laube's „Gottſched und Gellert“ hat hier mehr als jedes ſeiner frühern Stücke angeſprochen. In der Beſetzung ragten Herr Bauer als Prinz Heinrich, Herr Pfeiffer als Gellert, Herr Werle als Gottſched, vor Allen aber Herr Hausmann als Schlobrig hervor.

∴ Mozarts alte und ziemlich langweilige Oper „Cosi fan tutte“ iſt zum Namensfeſte der Großherzogin Stephanie unter dem neuen Titel „die Guerillas“ aufgeführt worden, hat aber im Ganzen ſehr kalt gelaſſen.

Marburg. Profeſſor Jordan, zum Präſidenten des hieſigen Muſeums ernannt, hat dieſe Wahl abgelehnt. Den hieſigen Polizeidirektor will die Muſeumgeſellſchaft ausſtoßen, was leicht von Oben her eine Auflöſung derſelben zur Folge haben dürfte.

Moskau. Am 17. v. M. iſt hier der Geheimerath Turgenew geſtorben. Er war auch als Literat, vor Allem durch die Verdienſte, die er ſich um die ruſſiſche Geſchichte erworben hat, ehrenvoll bekannt.

München. Das hieſige „Tageblatt“ meldet den Tod Sennefelders, des Sohnes eines einſt vielgenannten Mannes, des Erfinders der Lithographie, die hier und anderwärts gar Viele reich gemacht, den Erfinder ſelbſt aber unbemittelt gelaſſen und den Sohn kaum vor herbem Elend geſchützt hat. Wittwe und Kinder befinden ſich in kummervoller Lage. (Nun ſage man noch, daß Deutſchland gegen ſeine verdienſtvollen Leute nicht ungeheuer dankbar iſt!)

∴ Herr von Plötz, der Verfaſſer des „verwunſchenen Prinzen“, hat eine neue Poſſe geſchrieben, worin der Raupach'ſche Barbier Schelle von Till als Freimaurer vorgeſchlagen und dann als ſolcher angenommen wird; eine Myſtifikation, die äußerſt drollig ſeyn ſoll.

Münſter. Friedrich Steinmann, der wegen eines Preß-Prozeſſes gefangen ſitzt, arbeitet an einer Geſchichte der Schaubühnen und des Schauſpiels in Deutſchland. Nebenbei hat er auch ein Luſtſpiel, „die Mühle von Sansſouci“, geſchrieben, das von mehrern Theatren zur Aufführung angenommen iſt.

Neapel. Kein Land iſt reicher an Fürſten, als das Königreich beider Sicilien. Der neueſte Staatskalender von Neapel giebt unter den dienſtthuenden Kammerherren allein 22 Fürſten und Herzöge an; in der Armee, welche 60,000 Mann hat, dienen zahlloſe Duca's und Prinze's als Lieutenants. Das ſtarke Heer wird zur innern Sicherheit gehalten, weil das bei weitem ſtärkere geiſtliche Heer das Volk nicht zu zügeln vermag. Im Königreich Neapel reſidiren 123 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche ein Heer von 150,000 Geiſtlichen haben. Dieſe Unzahl frommer Väter wird durch die Zahl der Bettler und der Räuber überboten, an denen noch immer kein Mangel zu ſpüren iſt, obſchon die Gefängniſſe im äußerſten Grade überfüllt ſind.

Ofen. Unſere hieſige Bühne hat bankerout gemacht. (Sie wird nicht die Letzte ſein, der ſo etwas paſſirt.)

Paris. Der Aſſiſenhof des Seine-Departements hat den Schriftſteller Emile Brée wegen ſeiner communiſtiſchen Schrift „Almanac Catéchisme du peuple“ zu 18 Monaten und den Drucker Delcambe zu 3 Monaten Gefängniß und Jeden noch zu 300 Francs Geldbuße verurtheilt.

∴ Einem on dit zu Folge ſoll das „Journal des Débats“ in Preußen verboten werden. (Wir bezweifeln das!)

∴ In dem Zeitraume von acht Jahren (von 1836 bis 1843) iſt in Frankreich 47 Vatermördern die Todesſtrafe erlaſſen worden.

∴ Einer unſerer zahllos vielen Weinreiſenden, Sieur Philogen Pannetier, iſt vor Gericht gezogen worden, weil er ſich unbefugter Weiſe mit einem Ordensband geſchmückt. Obwohl er durch Dokumente nachwies, daß er den Orden vom Prinzen Chriſtoph, dem Sohne des ehemaligen Königs von Hayti, erhalten, wurde Sieur Philogen trotzdem zu einer Geldſtrafe von 25 Francs verurtheilt.

∴ Herr Saint-Marc Girardin iſt zum Direktor der franzöſiſchen Akademie erwählt worden.

∴ Der große Klavierpauker Franz Liszt hat ſich von der Gräfin d'Agoult getrennt. Die Gräfin iſt eine überaus gebildete Dame; als Schriftſtellerin unterzeichnet ſie ihre Artikel in der „Revue des deux Mondes“ und in der „Preſſe“ mit dem Namen Daniel Stern. (Der weiſe Daniel überſetzt nun „Hectors Abſchied“.)

∴ Herr Franz Liszt hat bei der Subſcription der „Démocratie pacifique“, welche eine Ehren-Medaille für Eugen Sue prägen läßt, 100 Francs unterzeichnet.

∴ Nicolas Charlet, der geiſtvolle Zeichner der Militärſcenen der Republik und des Kaiſerreichs, ſowie unendlich vieler genial erfundener Volksbilder, iſt nach langer Krankheit geſtorben.

∴ Der Dichter Guſtave Lemoine hat die berühmte Romanzen-Componiſtin Loiſa Puget geheirathet.

∴ In unſerer Literatur herrſcht jetzt große Windſtille, Ponſard hat ein neues Trauerſpiel, „Agnèse de Méranie“, und Emil Souveſtre, der Verfaſſer von „Riche et Pauvre“, einen ſatyriſchen Roman, „Le monde tel qui'l sera“, herausgegeben. Er iſt im Swift'ſchen Style geſchrieben und ſpielt im Jahre 3000.

∴ Ein Herr Theodor Hallez hat den Pariſern die ungeheuere Freude erwieſen, die göttlichen Poeſien Seiner bayer'ſchen Majeſtät, König Ludwigs I., ins Franzöſiſche zu überſetzen. Dieſe himmliſchen Gedichte ſind beim Buchhändler Duntu erſchienen, aber trotz ihrer unvergleichlichen Klaſſizität noch nicht vergriffen.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue deutſche Monatsſchrift, „Blätter der Zukunft“, der man aber keine lange Gegenwart verſpricht.

∴ Gegenwärtig tanzt in der großen Oper eine ruſſiſche Tänzerin, Dem. Andryanoff. Als ſie auftrat, herrſchte ein Augenblick des tiefſten Schweigens; beim erſten Schritte ſah man ſich an, beim dritten brach der Spektakel los, die Ruſſen jubelten vor patriotiſchem Enthuſiasmus, die Franzoſen lachten à coeur joie, — es war ein fürchterlicher choc, eine zweite Schlacht bei Mojaisk. Dem. Andryanoff tanzt ruſſiſch, die Eßler, Taglioni, Griſi und Cerito begnügten ſich mit den Füßen zu tanzen, Dem. Andryanoff mit den Armen, mit den Beinen, mit dem Kopfe, mit dem Leibe und ſonſtigen Appertinenzien, ein wahres Perpetuum mobile. »Daß Rußland uns die liebenswürdige Pleſſy geraubt,« ſagte Scribe, »das will ich noch verzeihen, daß es uns aber dafür Demoiſelle Andryanoff geſchickt hat, iſt eine doppelte Perfidie.« — »Wie gefällt Ihnen die Andryanoff?« fragte der Prinz Gagarine den Kritiker Guſtav Planche. — »Meiner Treu, mein Prinz,« antwortete dieſer, »ich verſtehe ſie nicht, ich kann nicht ruſſiſch.« (Theaterchronik.)

∴ Das Theater Olympique gab neulich zum erſten Male ſeine Jahres-Revue, „le cheval du Diable, revue cavaliere en 5 relais“, in der auf höchſt originelle Weiſe alle Thorheiten und Lächerlichkeiten von 1845 auf verſchiedenen Thieren, vom Elephanten bis zum Ziegenbock, beritten erſcheinen und mit der Reitpeitſche der Satyre gezüchtigt werden.

∴ Im Laufe des verfloſſenen Jahres wurden auf den ſämmtlichen Bühnen von Paris an Neuigkeiten aufgeführt: 4 Trauerſpiele, 4 Opern, 20 Luſtſpiele, 30 Dramen und 200 Vaudevilles, im Ganzen 269 Produktionen von 202 Autoren und 10 Componiſten.

Peſth. Baron von Horvath, Redakteur der ungariſchen Zeitſchrift „Honderü", hat unlängſt ſeinen Sitz als Mitglied der ungariſchen Akademie mit einer ſehr geiſtreichen Antrittsrede eingenommen.

∴ Der Buchhändler Guſtav Heckenaſt, der eine rüſtige Thätigkeit entfaltet und ſeit dem Beginn ſeines Verlagsgeſchäfts eine Reihe werthvoller Schriften ſowohl in deutſcher als in ungariſcher Sprache verlegt hat, wird ſich im Laufe dieſes Jahres mit der reizend-ſchönen Tochter des wackern Buchhändlers Otto Wigand in Leipzig vermählen.

∴ Der neueſte Roman unſeres beliebten Romanſchriftſtellers Baron Joſika, welcher bereits im Feuilleton des „Buda-Peſti-Hirado" großes Aufſehen erregt hat, iſt nun unter dem Titel „Neigung und Wille" erſchienen und findet in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft wie auch in der Sphäre der gewöhnlichen Leſewelt eine ſehr beifällige Aufnahme.

∴ Wer eine Terne gewinnen will, der laſſe ſich von einem Fiaker niederfahren. Einer dieſer Leute bog hier im ſchnellen Laufe um die Ecke und hätte einen Herrn, der vor dem Eingang der dort befindlichen Lotto-Collectur ſtand, beinahe niedergerannt. Kaum hatte dieſer ſich von ſeinem Schreck erholt, als er nach der Nummer des Fiakers lugte, die 174 war. Der Herr hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ſich zum Lotterie-Collecteur zu begeben und 2 Gulden C.-M. auf die Nummern 1. 47 und letztere umgekehrt, 74 zu ſetzen. Dieſe drei Nummern gewannen in der nächſten Ziehung eine Terne von 24,000 Gulden C.-M.

Petersburg. Der Tenoriſt Salvi (bei der italieniſchen Oper), der für die fünf Monate der Stagione 33,000 Rubel und ein garantirtes Benefiz von 7000 Rubel erhält, hat im Laufe des erſten Monats blos ein Mal geſungen und iſt noch dazu gleich im erſten Akte ... heiſer geworden. (Auch die deutſchen Tenore pflegen ſehr häufig heiſer zu werden; doch ſind ſie darum noch keine Salvi's.)

Rom. Pietro Alfieri, ein ausgezeichneter Muſiker, hat Paleſtrina's geſammelte Werke in ſechs Foliobänden herausgegeben. Bald ſollen die Werke der übrigen alten Muſikmeiſter Italiens nachfolgen.

Stuttgart. In Pflaumloch iſt Marcus Ettlinger, ein Israelit, zum Bürgermeiſter der dortigen Gemeinde erwählt.

Ulm. In unſerer guten, durch ihren Spargel berühmten Stadt ſoll eine „Blaue-Montags-Zeitung" — allen Müßiggängern gewidmet — ans Licht treten. Als Seitenſtück will nun ein Spaßvogel in Heilbronn ein „Grün-Donnerſtagsblatt" für fleißige Müßiggängerinnen herausgeben.

Upſala. Der Kronprinz, der hier unlängſt ſeine akademiſchen Studien vollendet hat, iſt zum Kanzler der hieſigen Univerſität ernannt worden.

Venedig. Am 26. December (an dem Abende, an welchem Kaiſer Nikolaus das Fenice-Theater beſuchte) mußte man für eine Loge im zweiten Rang zwölf Louisd'ors bezahlen.

Wien. Das Ausſehen des Kaiſers von Rußland hat ſich ſeit ſeinem letzten Beſuche im Jahre 1835 ſehr verändert: ſeine Phyſiognomie iſt ſtrenger und älter geworden und manche ſchwere Sorge beginnt ſein Haar zu bleichen; im Uebrigen iſt er noch ſehr kräftig. Am letzten Tage im verfloſſenen Jahre hat er im Burgtheater der Aufführung von Deinhardſteins „Garrick in Briſtol" beigewohnt.

∴ Der ausgezeichnete Pianiſt Ferdinand Friedrich hat hier im Saale der Muſikfreunde ein Conzert veranſtaltet, das, trotz der Ueberſättigung, an dem unſer Publikum jetzt mehr als je zu leiden ſcheint, zahlreich beſucht war. Der Conzertgeber trug meiſtentheils Stücke ſeiner Compoſition, unter Anderm ſeines höchſt effektvollen „Carneval de Vénise" vor und wurde mit ungetheiltem Beifall und mehrmaligem Hervorruf belohnt.

∴ Der bekannte Tonſetzer Gyrowetz, jetzt, im 83ſten Jahre, in Wien, arbeitet an ſeiner Lebensbeſchreibung. Er iſt (außer Weigl) noch der einzige Lebende, der als Augenzeuge von der Blüthe der alten Neapolitaniſchen Schule ſprechen kann, und einer der Wenigen, die noch mit Mozart, Haydn und Gluck in perſönlicher Berührung ſtanden.

Wiesbaden. Naſſau iſt das einzige deutſche Land, wo es weder Cenſur noch Preßfreiheit giebt. Das kommt einzig und allein daher, daß die Regierung keine Conzeſſion zur Herausgabe von Zeitungen verleiht. Die letzte („Rheiniſche Blätter") mußte 1817 wegen übertriebener Cenſurſtrenge eingehen. Selbſt Dr. Dräxler-Manfreds harmloſe Badezeitung, „der Kurſaal", muß in Mainz gedruckt werden. (O Naſſau, wie groß biſt Du!)

Zürich. In ſämmtlichen Cantonen der ſogenannten freien Schweiz erſcheinen 76 politiſche Zeitungen, eine große Anzahl von Intelligenzblättern nicht mitgerechnet. Außerdem erſcheint noch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Kirchenzeitungen; die bekannteſten darunter ſind: die „Schweizeriſche Kirchenzeitung", redigirt vom Profeſſor Hagenbach; die „Zukunft der Kirche", vom Profeſſor Ebrard; die „Kirche der Gegenwart", von A. E. Biedermann und D. Fries (alle drei kommen in Zürich heraus); die „katholiſche Kirchenzeitung", von E. Zürcher in Luzern, und der „Pilger", von P. Gall in Einſiedeln; von den Monatsſchriften literariſch-politiſchen Inhalts ſind nur die „eidgenöſſiſche Monatsſchrift" in Zürich, die „Bibliothèque universelle de Genève" und die „Revue Suisse" in Neuſchatel nennenswerth.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Wohl nur wenige Werke deutſcher Wiſſenſchaft ſind in ſo viele Sprachen überſetzt worden, wie C. W. Hufelands „Makrobiotik oder die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern". Die erſte Auflage dieſes berühmten Buches erſchien zu Berlin 1796, 2 Bde. 8., die fünfte ebendaſelbſt 1823. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel „l'art de prolonger la vie humaine" (von Auguſte Duvau) Jena 1798, 2 Bde. 8. (vom Baron Poderlé) Coblenz 1799; Lauſanne 1799, 2 Bde. 8.; Hamburg 1805, 2 Bde. 12.; Lyon 1809, 2 Bde. 8.; Paris 1810, 8.; eine andere Ueberſetzung von A. J. L. Jourdan, Paris 1824, 8. Eine ſpaniſche Ueberſetzung kam unter dem Titel „el arte de prolongar la vida del hombre" zu Paris 1826, 3 Bde. 12., heraus. Von den vielen italieniſchen Ausgaben ſind uns nur vier unter dem Titel „Arte di prolongare la vita umana", von Ligui Careno, Pavia 1798, 2 Bde. 8.; Venezia 1799, 2 Bde. 8.; Baſſano 1812, 2 Bde. 12.; Torino 1830, 4 Bde. 16., bekannt. Außerdem iſt ſie ins Engliſche, Polniſche, Ruſſiſche, ja ſogar ins Chineſiſche übertragen worden. (Und trotzdem fehlt dies Buch in Eberts bibliographiſchem Lexikon!!!)

— Wie die Franzoſen ihre „Marſeillaiſe" und ihre „Pariſienne", wie die Engländer ihr „God save the king" und ihr „Rule Britannia" haben, eben ſo beſitzen die Nordamerikaner ihre Nationalhymne, den „Yanke Doodle". Verfaſſer dieſes Liedes iſt Dr. Shelbury, ein im britiſchen Heere dienender Arzt, der mit der Heilkunſt auch die Gabe eines Muſikers und Dichters verband, der ſich durch ſein „Yanke Doodle" berühmter als durch ſeine mediziniſchen Kenntniſſe gemacht hat. Die Entſtehung dieſes Liedes datirt ſich vom Jahre 1755.

— Der engliſche Gebrauch, Toaſts auszubringen, kommt daher, daß man früher in jeden Bierkrug ein Stück geröſteter Brodrinde hineinzuwerfen pflegte; das geröſtete Brod — Toaſt genannt — wurde Dem zu Theil, der den Reſt austrank. Eines Tages, als Anna Boulen, die vierte Gattin Heinrichs VIII., eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, ein Bad nahm, ſchöpften die Herren ihres Gefolges, um ihr den Hof zu machen, jeder ein Glas aus der Badewanne und trank es aus. Als einer von ihnen dem Beiſpiele nicht folgen wollte und man ihn um den Grund fragte, ſagte er: »Ich behalte mir den Toaſt vor.«

(Deutſche Damenzeitung)

— Die Augenſprache, auf die ſich ſo viele Damen vortrefflich verſtehen, iſt von Wilhelm Moller, der auch über die Hand- und Fußſprache geſchrieben hat, in einer vier Bogen ſtarken Disputation behandelt. — Außerdem exiſtirt auch noch ein franzöſiſches, 19 Seiten ſtarkes Gedicht, das 1717 zu Lyon erſchienen iſt.

— Nach einem alten Gewohnheitsrechte von Senlis wurden alle Männer, die ſich von ihren Frauen ſchlagen ließen, zu der Strafe verurtheilt, einen Eſel zu reiten und ſtatt des Zaumes den Schweif in der Hand zu halten. Ein gleicher Gebrauch herrſchte zu Saintonge und Dreux. (Wenn ſolch ein Gewohnheitsrecht noch heutzutage exiſtirte, wie viel Eſel würde man jetzt tagtäglich durch die Straßen reiten ſehen!)

— In Meuſels „Künſtlerlexikon" lieſt man: »des Thiermalers Grott vorzüglichſte Abrit iſt das churfürſtlich bayeriſche Familienſtück zu München.« (Sehr naiv!)

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Religions-Prozeß
des
Prediger Schulz
zu Gielsdorf,
genannt
# Zopfſchulz,
eines Lichtfreundes des achtzehnten Jahrhunderts;
actenmäßig dargeſtellt
von
Leopold Volkmar,
Advocat-Anwalt am Reviſions- und Caſſationshof zu Berlin.
Preis $1\frac{1}{2}$ Thaler.

Neues Theater-Journal.

Im Verlage des Unterzeichneten erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter Deutſchlands zu beziehen:

Theater-Locomotive.
Oeffentlichkeit
für
Bühnenwelt und Schauſpielweſen.
Redigirt
von
Julius Koffka.
Vierteljährlich nur 15 Ngr.

Die THEATER-LOCOMOTIVE, welche Zeitſchrift man nicht mit den gewöhnlichen Theaterklatſch-Organen verwechſeln wolle, erſcheint wöchentlich ein, von Zeit zu Zeit auch zwei Bogen ſtark, und bietet dem leſenden Publikum im bunten Wechſel und gediegener Haltung: Inhalts-Angabe und Beurtheilung neuer Dramen und Zergliederung ihrer Charaktere. — Beiträge zur Theatergeſchichte, aus den Fundgruben der Theaterarchive. — Novellen aus dem Künſtlerleben. — Lebensbilder berühmter Dichter und Künſtler. — Humoriſtiſche Kunſtbetrachtungen und Abhandlungen. — Muſterung der Bühnen und Charakteriſtik ihrer Mitglieder, eine kritiſche Revue, welche nach und nach alle bedeutenden Theater und Schauſpieler umfaſſen und mit haarſcharfer Unparteilichkeit gehandhabt werden ſoll, und ſchließlich noch ein reichhaltiges Feuilleton.

Alle Monate wird als **Gratis-Zugabe** eine Muſikbeilage komiſchen Inhalts geliefert, welche ſich beſonders als Einlage in Poſſen ꝛc. eignen ſoll: am Jahresſchluß folgt ein eleganter Umſchlag mit Inhaltsverzeichniß der zwölf erſchienenen Nummern, ſo daß ſich dann jeder der reſp. Abonnenten im Beſitze eines „Albums für komiſchen Geſang“ befindet.

Ernst Keil.

Hierbei: 1 Nummer der „Deutſchen Damen-Zeitung.“

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Deutſche

Damen-Zeitung.

Redigirt
unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

III. Jahrg. No. 1.
3. Januar 1846.

Die Deutſche Damen-Zeitung erſcheint in wöchentlichen Lieferungen zu 1 Bogen in 4. und wird jeden Sonnabend ausgegeben. Preis pro. Vierteljahr ⅔ Thlr. Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellung darauf an.

Die Verlagsbuchhandlung.

Nachts.

Der Nacht gedehnte Schatten
Umwallen das Geſtein,
Die Tanne blinkt im matten,
Verglommnen Abendſchein.

Ich hör' des Kataractes
Ruhloſe Melodieen,
Und fühle gleichen Tactes
Des Herzens Schläge fliehn.

Auf Wellen, mondumfloſſen,
Schwebt meine Seele hin
Und Stunden, ſüß genoſſen
Umgaukeln meinen Sinn.

Es ſteigt ein glanzgebornes
Gebild mir aus dem Strom,
Doch iſt es ein verlornes,
Entſchwindendes Phantom.

Mich rührt des Waſſers Toſen,
Der Seufzerlaut der Nacht,
Den unter weißen Roſen
Kein Stern zur Ruh gebracht.

Adolf Böttger.

Fromme Wünſche.

der

Redaction der deutſchen Damenzeitung.

Capriccio von Theodor Drobiſch.

Lieber Gott! der alte Deſſauer flehte einmal zu dir als ſeine Gemahlin erkrankt war: »Erhöre mich! ich komme ja nicht alle Tage und gehöre nicht zu denjenigen, die dir ſtündlich mit Beten und Singen auf dem Halſe liegen.« Die Fürſtin genaß, ſeine Bitte hatte Gehör gefunden.

Ich bin zwar kein Fürſt von Deſſau, ſondern nur ein Schriftſteller, der mit dem Federkiel ficht und nicht in Purpur, ſondern immer in der Dinte ſitzt. Ich commandire keine Officiere, ſondern nur einen Hund, Namens Schlump, der, wie jene Herren, öfters nichts zu beißen hat. Vor dir, lieber Gott! iſt aber kein Anſehn der Perſon, deshalb komme ich auch und wage eine Bitte, deren Erfüllung mich zum glücklichſten Menſchen unter deiner Sonne machen und auch meinem Verleger ein Schmunzeln abgewinnen würde.

Meine Bitte iſt folgende. Ich muß wöchentlich Manuſcript ſchaffen und dieß finde ich nicht hinter der Hausthür. Zu einem Manuſcript gehört Stoff, wo aber in aller Welt dergleichen hernehmen, wenn nichts paſſirt? Sonſt arbeitete das Schickſal ſo emſig, daß ein Zeitungsſchreiber gar nicht aus einem gelinden Schweiße herauskam. Wie es ſcheint hat Deutſchland aber ſeit 1813 gar kein Schickſal mehr oder es iſt in die Ferien gegangen.

Für die Damenzeitung brauche ich erſtens Gedichte, Probenummer.

Novellen und Humoreſken, darum, großer Zeus! gieb Anlaß zu Stoffen. Laß Liebende bei Mondſcheinnächten entfliehen und in einer alten Kloſterruine den ehelichen Frieden finden. Laß ein armes Liebespaar, das die Gewalt der Väter getrennt, froh und glücklich werden; laß Montechi- und Capuleti-Familien in Schaaren hervorgehen, damit die Romantik wieder genährt und die Zeit von dem Gähnenkrampfe geſunde.

Setze, wenn der jetzige Pabſt geſtorben, einen recht Geſcheidten auf Petri Stuhl, der nicht allein die von deutſchen Fürſten mitgebrachten harten Thaler, ſondern auch das Cölibat aufhebt.

Laß einmal ſtatt Hagel und Graupeln ein altes Banquierhaus fallen und mit dem Saatkorn alte Jungfern aufblühen.

Entlade einmal ſtatt großer Wolkenbrüche einige Völker von Steuern und Abgaben und laß bald ein paar berühmte Frauen ſterben, damit ich einen Nekrolog ſchreiben kann.

Ich muß der deutſchen Damenzeitung auch eine »Theaterzeitung« einverleiben. Ueber einen armſeligen Hiſtrionen zu berichten, der in Buxtehude gaſtrollt oder von einer heiſern Sängerin zu ſchreiben, die in Düben oder in Bitterfeld die Ackerbürger entzückt, wie es andere Journale thun, iſt ermüdend und wahrhaft polizeiwidrig. Darum, guter Zeus! laß große wahre Schauſpieler auf- und dumme Intendanten abtreten. Geize nicht mit Primadonnen-Beleidigern und Parterre-Attentaten auf erſte Liebhaberinnen. Ein Theaterſcandal iſt für den Redacteur eines Blattes baares Geld.

Senke den Geiſt der Dichtung auf das junge Europa hernieder, damit wahrhaft dramatiſche Werke hervorgehen. Erleuchte die Bühnenvorſtände, damit überall Tantième eingeführt wird und etliche meiner Mitarbeiter, die Bühnendichter ſind, nicht ſo hoch mit dem Honorar hinaufwollen, wenn ich ihnen einmal eine Novelle für die deutſche Damenzeitung abkaufe.

Laß von Zeit zu Zeit einen berühmten Mimen contractbrüchig werden und durchgehen, denn ſo ein Deſerteur giebt einen pikanten Artikel.

Lenke von Zeit zu Zeit das Herz eines reichen Rentiers einer Sängerin zu, damit ich die Heirath annonciren und zwei Dutzend andere Sängerinnen mit der Bekanntmachung in Wuth und Aerger verſetzen kann.

Poeſie und Muſik ſind nahe verwandt, darum beſorge ich auch eine kleine »Muſikzeitung.« Schenke mir alle Wochen eine Malibran, einen Lißt oder ein paar Geſchwiſter Milanollo.

Streu mit dem Blüthenſtaub des Frühlings auch einige Heiſerkeiten aus und laß junge Componiſten emporſchießen wie die Pilze nach einem Regenwetter.

Was die Mode anbelangt, ſo ſorgt Paris für die ganze Welt und Deutſchland hat hierin keine Stimme. Laß deshalb neue Moden auftauchen wie Sterne am Himmel, das heißt: ſenke in den Gehirnkaſten der modernen Kleiderkünſtler und Putzläden-Rege
üppige Gedankenauswüchſe, damit aller [illegible]
neuet Phantaſiefrack oder eine Hydrotherap
Dampfbads-Mantille zur Bewunderung hin

In der Welt macht ſtets das Tollſte Glü
nur etwas Geiſt ſich hindurchzieht. Damen
bis an die Kniee reichen Fracks, bei denen die
vorn hängen', ein Knicker mit einer Sonnen
ein Regenſchirm mit kleinen Dachfenſtern wür
Wochen lang von ſich zu reden machen.

Um die »Blumen-Zeitung« in Flor
gen, könnte ein Roſenſtrauch einmal Stach
tragen und ein Spargelfeld zugleich gefüllte
naſen mit hervorbringen. Rothe Veilchen
dorrten Käſekuchen gepflückt, ſo wie ein He
ſtrauch, der Fadennudeln trägt, würden gl
Senſation machen.

Was die »Gaſtronomiſche Zeitun
belangt, die auch gefüttert ſein will, ſo erweck
Spürhund, der neue Trüffeln entdeckt. Laß
ſtatt Naſen geſpickte Hammelkeulen austheil
vom Himmel herab Wein- oder Capernſauce

Vor Allem aber, Vater Zeus! erhalte ohn
laß unter Schriftſtellern und Künſtlern einen
Krieg. Was die Wortſpiele im Luſtſpiel, w
Salz in der Suppe, das iſt in den Journa
kleiner Krieg. Was Rellſtab ohne die Voſſiſ
tung, was ein Zündloch ohne Kanone, was ein
ohne Patienten, was Prinz Albert ohne die V
das iſt ein Journal ohne Krakeel.

Erfüllen ſich nur die Hälfte dieſer Wünſ
kann ich ſchon die »Lügenzeitung« entbehr
eigentlich eine harte Nuß für mich iſt, denn de
»Wahrheit beſteht, Trug vergeht!« iſt für mich
von großer Wichtigkeit geweſen. Sollte die
nicht geſchehen, was mir ſehr wahrſcheinlich, f
mir alle Freitage einen Münchhauſen,
wie Mephiſtofeles beim Fauſt einführt. Ich
ihn durchaus nicht mit dem Höllenzwang
ſondern im Gegentheil eine Taſſe Chocolade
Frühſtück anbieten.

Sende mir in ſolchen verhängnißvollen
blicken, wo die Wahrheit nicht mehr ausreicht
Herrn von Krack, gleichviel, ob den Alten o
Jungen, ich will für jeden Beſuch acht Groſ
die Armenbüchſe ſtecken und — ſchreckliches Op
jeden Morgen die Recenſionen über die L
Schauſpieler im Tageblatte leſen.

Damit die Welt Nachricht von Menſche
pfängt, die ſich gewaſchen haben, läuft au
»Bäder-Zeitung« nebenbei. Aus welchen
ſoll man aber ſchöpfen, wenn ich den Leſern
Kreuzbrunnen oder Bitterwaſſer reichen ſoll?

Viele Curgäſte, die in den Strudel hineing
werden, laſſen ſich am grünen Tiſch den Kopf w
Dem grünen Tiſch wollte ich einen eigenen
widmen, aber in Deutſchland werden jährlich

Tiſchreden gehalten, daß ich ſelbigen meinen Leſern unmöglich auftiſchen kann.

Ueber Töplitz, Carlsbad, Kiſſingen und Pyrmont ſind bereits ganze Bibliotheken geſchrieben worden, darum, guter Zeus, laß irgendwo ein paar neue Quellen aus der Erde ſprudeln, z. B. auf der Haſenhaide in Berlin, im Leipziger Roſenthale oder im Herrenkrug bei Magdeburg. Laß dann durch dieſe Quellen ein paar Wunder geſchehen. Eine Sängerin, die ein Schlückchen genöſſe, könnte urplötzlich ihre Stimme wieder finden und ein Heldenſpieler vom Reißen geheilt werden. Kupfernaſen, welche hinein röchen, könnten ihre Schaamröthe verlieren. Damen, welche auf großem Fuße leben, müßten ſich nach einem Bade in die Verlegenheit geſetzt ſehen, ſich der zierlichſten Schüchelchen zu bedienen und dergleichen Wunderdinge mehr.

Kunſt iſt Bildung; Bildung Friede; darum iſt auch einer »Kunſt-Zeitung« ein Plätzchen gegönnt. Ein paar große Maler wären gar nicht überflüſſig, zumal jetzt, wo zu gewiſſen Zeiten jeder Staat und jeder Menſch eine andere Farbe annimmt und an tüchtigen Pinſeln kein Mangel iſt.

Erwecke, obgleich den Leuten viel Sand in die Augen geſtreut wird, einige wackere Bildhauer und Baumeiſter, an Riſſen iſt im deutſchen Vaterlande kein Mangel. Iſt im Reich der Kunſt vor der Hand kein wahrer Künſtler zu finden, ſo ſetze interimiſtiſch einen Charlatan ein. Z. B. einen Claviervirtuoſen, der ſein Inſtrument an eine Locomotive hängt, drei Meilen weit hinterher rennt und dennoch dabei ein Kalkbrenner'ſches Concert ſpielt.

Laß einen Arzt erſtehen, der das kalte Fieber mit electriſchen Naſenſtübern vertreibt und Kahlköpfen die ausgefallenen Haare durch trockene Aufſchläge von hinten hervorzaubert.

Führe uns einen Virtuoſen zu, der auf der Schrotſäge eine Bach'ſche Doppelfuge executirt und Beethovens »Adelaide« auf einer alten Filzhutkrempe abfingert.

Lieber Zeus! am Schluß der Damen-Zeitung iſt auch noch eine »Pot-Pourri-Zeitung.« Verzeihe mir, wenn ich hier etwas zudringlicher werde, aber der Menſch bedarf der Hülfe und vorzüglich ein Redacteur. Die Pot-Pourri-Zeitung iſt ein literariſcher Haifiſch, der auf Alles Jagd macht, was nur halbwegs genießbar iſt. Umgefallene Kirchthürme, ſo wie durchgefallene Comödianten; untergegangene Schiffe und Literaten, aufgegangene Pulverthürme und jugendliche Sängerinnen, für alle dieſe Sachen iſt ein Etui vorhanden. Ja, alle Unglücksfälle, wenn ſie mich nur nicht betreffen, ſind mir willkommen. Alles, ſelbſt Giftmiſcher und Raubmörder, Taſchendiebe und Beutelſchneider finden Aufnahme. — Jetzt zu meiner letzten Bitte.

Stärke, guter Zeus! die Beine und das Gedächtniß der öffentlichen Bibliothekare, damit ſie nicht um ein paar Bockleiterſtufen geizen, wenn ich ein Bü
lein verlange, das ihnen vielleicht zu hoch ge
iſt.

Impfe mir etwas Blauſäure ein, wenn ich ſ
die ſogenannten künſtleriſchen Leiſtungen der Sch
ſpieler hier und da muß ein Wörtchen fallen laſ
damit nicht Alles über den grünen Klee gelobt
was ſich halbweg über die Mittelmäßigkeit erhebt.

Was die Glücksfälle anbelangt, ſo laß,
mal einem armen Teufel das große Loos gew
nen, wozu ich mich verſchlagen würde. Willſt
dich nicht mit der Landeslotterie befaſſen, ſo
einen Millionär lumpige 10,000 Thaler verlier
Das wird ein Aufhebens geben. Wenn du
ſchlüſſig, wem du die Rolle des ehrlichen Finders
theilen ſollſt, ſo würde ich ſie aus Gefälligkeit re
gern mit dem größten Vergnügen übernehmen.

Laß ſodann zum Herbſt mit den Blättern
Waldes einige Dutzend belletriſtiſche Blätter eingeh
damit die deutſche Damenzeitung mehr Ein-, Ab- u
Umgang findet.

Dieß, guter Zeus, ſind meine frommen Wünſc
die ich dir, du großer Redacteur des Himmels und
Erde, vorgetragen. Ehe ich aber Abſchied neh
wage ich die letzte, die allerletzte Bitte: — ſchenke
ſtets einen gnädigen Cenſor oder — 100,000 Tha
Das Letztere wäre mir noch lieber.

Urſprung von Shakespeares Jubiläum.

Ein reicher Geiſtlicher kaufte Shakespeares Ha
und Gärten zu Stratford am Avon. Ihm miß
ein vom Dichter ſelbſt gepflanzter Maulbeerbaum,
er ſein Fenſter überſchattete und das Haus, wie
glaubte, feucht und ſtockig machte. Er ließ alſo
Baum ohne weiteres umhauen.

Die Stratforder, denen alles heilig war, was
Shakespeares Bezug hatte, waren vor Erſtaunen u
Unwillen außer ſich, als ſie von dieſer Entweihu
hörten und in ihrer erſten Hitze wollten ſie ſich an d
Geiſtlichen vergreifen. Um ſich vor ihrer Rache
ſchützen, ſah er ſich endlich genöthigt, ſeinen Wohn
mit einem andern zu vertauſchen und die Stadt
verlaſſen.

Den ungeheuren Maulbeerbaum kaufte ein pfiffi
Schreiner, der Käſten, Doſen, Theebüchſen, Schre
zeuge und ſonſt dergleichen Sachen daraus verfertig
Der Magiſtrat brachte nun mehre von dieſen klein
Waaren durch Kauf an ſich, verſchloß die Stadtrec
in eine aus dem heiligen Holze verfertigte K
und ſandte ſelbige an Garrick, ihn zugleich um e
Statüe oder Portrait von ſeinem bewunderten S
kespeare erſuchend, welches ſie in ihrem Rathſa
aufſtellen wollten. Zugleich baten ſie ihn, ſein eig

Bildniß ihnen zukommen zu laſſen, das ſie neben dem Bildniß des großen Dichters aufzuhängen verſprachen.

Dieſes ſchmeichelhafte Geſuch gab die Veranlaſſung zu Shakespeares Jubiläum. Im September 1769 wurde zu Stratford nach dem Plane von Ranelagh ein Amphitheater errichtet. Das Rathshaus ward mit transparenten Gemälden verziert, welche die Hauptcharactere des Dichters darſtellten. Ein kleines altes Haus, worin Shakespeare geboren, wurde durch eine allegoriſche Vorſtellung verherrlicht: eine Sonne, die durch Wolken ſich hindurchkämpft, die Welt zu erleuchten, wodurch das Schickſal des gefeierten Dichters ſollte angedeutet werden. Die Jubelfeier währte drei Tage, während welcher Zeit Concerte, Feuerwerke, Oratorien und dergleichen vor glänzenden und zahlreichen Verſammlungen gegeben wurden, die ſich hiezu aus allen Theilen des Königreiches eingefunden hatten.

Garrick verlegte nachher das Jubiläum auf das Theater von Drury-lane, und es wurde dies Feſt mit ſolchem Beifall beehrt, daß man die Darſtellung an hundert Mal wiederholte.

Auch große Miniſter irren bisweilen.

Sülly war nicht allein ein großer, ſondern auch ein ſehr redlicher Miniſter, der Freund ſeines Monarchen, der Wohlthäter Frankreichs; aber wäre es auf ihn angekommen, ſo würde dieſes ſchöne Land jetzt eine ſeiner vornehmſten Erwerbsquellen weniger beſitzen.

Heinrich IV. hatte in den Tuillerien eine Orangerie erbauen laſſen, die ſo lange dort ſtand, bis Le Nôtre unter Ludwig den Vierzehnten die ganze Form dieſes Gartens veränderte. Heinrich war keineswegs geſonnen, Orangen zu ziehen, ſondern Seidenwürmer, deren Eier er aus Spanien kommen ließ. Er bot für die Cultur des Maulbeerbaums und die Errichtung von Seidenmanufacturen alle Kräfte auf. Sülly hingegen ſuchte dies Vorhaben zu hintertreiben, blos aus Haß gegen alle Arten von Luxus. — Man kann gegen Einſeitigkeit nicht genug auf ſeiner Hut ſein, wenn man wahrnimmt, daß auch dem beſten klügſten Menſchen dergleichen begegnet. Heinrich IV. ſah weiter als Sülly, und wer weiß, ob nicht mancher Franzoſe, der auf dem pont neuf deſſen Säule umſtürzen half, bis dahin das Brod für ſich und ſeine Familie in Seidenmanufacturen erworben hatte.

Grimaldi und ſeine Frau.

Der bekannte Londoner Bajazzo, Grimaldi, lebte mit ſeiner Frau nicht eben in der beſten Ehe. Sie zankten ſich oft mit einander und die Feindſeligkeiten
nahmen endlich einen ſo feindſeligen Charak
daß ſie nach einer Berathung über ihre Unvert
keit über das einzige Mittel übereinkamen, da
Zuſtande ein Ende machen könnte, und ſich d
entſchloſſen, ſich das Leben zu nehmen. Grima
in eine Apotheke in der Nähe und verlangte ei
Arſenik, »um Ratten zu vergiften.« Der A
gab den ihm wohlbekannten Grimaldi die Do
wie er glaubte, hinreichen werde, ihn von allen
übeln zu befreien. Die beiden Eheleute theil
lich das Gift, nahmen es in einem Glaſe Wa
und umarmten einander. Die Frau legte ſich
im Schlafzimmer auf das Bett, der Mann
Sopha in der Wohnſtube. Die Thüre zwiſc
den ließen ſie offen ſtehen. Thränen füllte
Augen; es folgte eine lange feierliche Pauſe;
hörte kein Stöhnen, nicht einmal Seufzer de
alles war ſtill, wie das Grab. Endlich richt
maldi, dem vor langem Warten die Geduld
den Kopf empor und rief im allerleiſeſten T
Stimme: »Liebe Frau, biſt Du todt?« —
Grimaldi antwortete darauf in dem möglich
Tone: »Nein, Grimaldi!« Der Mann
etwas wie »verflucht« in den Bart. Es vergin
eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die
ſie keinen Laut in dem Nebenzimmer hörte,
fragte: »lieber Grimaldi, biſt Du todt?«
antwortete verdrießlich: »Nein, Frau!« —
zwei Stunden lang periodenweiſe hinüber und
gefragt, bis endlich Grimaldi ſagte: ich glau
daß ich dieſe Nacht ſterbe, ich müßte denn vert
ich habe fürchterlichen Appetit, ſtehe auf und
was zu eſſen.« So endete die Geſchichte.
theker, der von den fortwährenden Zänkereien
paares gehört, hatte ſtatt des Arſeniks Mag
geben, welche die Beiden getheilt zu ſich ge
hatten.

Naſen-Monolog.

Es iſt beſchloſſen, keinen Schritt weiter!
kenne ich dich, du naſeweiſer Menſch, der d
Tochter Aurora Etwas von Liebe und ewig
vorgenäſelt haſt. Aber wart! mich ſollſt du
bei der Naſe herumführen, mir ſollſt du kein
drehen. Welch' ein Menſch, in Alles ſteck
Naſe und ſeit Kindesbeinen trägt er die N
ſentlich hoch. Aber Dank den Göttern, mein
hat eine feine Naſe, ſie muß es ihm an der N
geſehen haben, daß er alle naſelang eine ar
denſchaft hat und deßhalb ließ ſie ihn mit lang
abziehen. Er wird zwar gewaltig die Naſe
haben, als ſein Plan mißglückt, uns das
ohne unſere Zuſtimmung vor der Naſe weg
gen, aber Unſereeins weiß, wo Barthel M

wir laſſen uns nicht auf der Naſe herumtanzen. Er will klagen? Geh hin, Jüngling, immer nur der Naſe nach, ſollten wir auch Unrecht haben, die Gerechtigkeit hat eine wächſerne Naſe und die wird dir's gehörig unter die Naſe reiben. Immerhin! ſollte auch die Welt darüber ſchwatzen, mich tröſtet das Sprüchwort: Ein jeder zupfe ſich an ſeiner eigenen Naſe.

Conſtantia Philipps.

Die Schriftſtellerin Conſtantia Philipps befand ſich in ſo traurigen Umſtänden, daß ſie ſich genöthigt ſah, in einer kleinen Bude Bücher zu verkaufen, unter welchen einige von ihr ſelbſt waren. Ein Doctor, welcher ihr während einer ſchweren Krankheit Arzneien geliefert hatte, forderte nun die Bezahlung, die ſie ablehnte, indem ſie ihm die Verſicherung gab, daß es ihr unmöglich ſei, die Schuld zu berichtigen. Der Gläubiger beſtand auf ſeine Forderung und führte an, daß er ihr das Leben gerettet habe. Ich weiß es, entgegnete ſie, und ich bin Ihnen unendlich dafür verbunden; da ich mir aber nicht gern eine Wohlthat vorwerfen laſſe, ſo bitte ich Sie, es wieder von mir zurückzunehmen. Mit dieſen Worten nahm ſie zwei Bücher vom Repoſitorium, welche den Titel führten: »Leben der Conſtantia Philipps« überreichte ſie ihm und bat ſich eine Quittung darüber aus.

Urſprung der Toaſts.

Der engliſche Gebrauch, Toaſts auszubringen, kommt daher, daß man in jeden Bierkrug ein geröſtet Stück Brod zu werfen pflegt, das man Toaſt nennt, und gewöhnlich dem zu Theil wird, der den Reſt austrinkt. Eines Tages nun, als Anna Bullen, die ſchönſte Frau ihrer Zeit, ein Bad nahm, ſchöpften die Herren ihres Gefolges, um ihr den Hof zu machen, jeder ein Glas aus der Badewanne, und tranken es aus. Als einer von ihnen dem Beiſpiele nicht folgen wollte und man ihn um den Grund fragte, ſagte er: Ich behalte mir den Toaſt vor.

Epigramme

von Theodor Drobiſch.

Ich hab' die nobelſten Bedienten!
Rief der dramat'ſche Dichter Jeckt,
Denn immer wurden von Studenten
All' meine Sachen ausgepocht.

*

Wie? die Gerechtigkeit wär' todt?
Sie ſtarb! kaum wagt' ich es zu
Wenn meinem Gegner im Prozeß
Sie nicht die Koſten nachgelaſſe

*

Wie ging's mit meinem Stücke?
Erzählen Sie, Herr Saul! —
Erſt ſpitzten ſie die Ohren,
Denn — ſpitzten ſie das Maul.

*

Was nehmen Sie für jeden Gang
Mein hochverehrter Doctor Häbel?
»Acht Groſchen!« — Nun, da mac
Gleich drei für mich — auf krumm

*

Der Feuerlärm ſo in der Nacht
Hat doch was zu bedeuten,
Denn er verſammelt Tauſende
Von aufgeweckten Leuten.

*

Theaterzeitung.

Theater-Schule. Ueber Profeſſor Rö
die Begründung einer Theaterſchule zu Be
Unterrichts-Miniſterium bereits ſein Vot
und derſelbe iſt nun vom Hausminiſterium,
Intendanten zur Begutachtung überwieſen

Fräulein Anna Simon aus Leipzig,
daſigen Bühne ihren erſten theatraliſchen
»Amazili« in Spohrs Jeſſonda gewagt
fall errungen.

Der ewige Jude von Carlſchmidt ha
Leipzig mehre volle Häuſer gemacht. De
dieſes Stück freilich nicht Stich halten; eine
erſcheinung, welche die große Menge anzieht,
hierin einem Geſunden, der ſich wenig um
kümmert.

Fräulein Ulrich iſt in Breslau für
Soubretten engagirt worden.

»**Anonym**« Gutzkow's neueſtes luſtiges
den 15. Januar zu Dresden in Scene gebe

Die Theater-Chronik meldet in ihrer
mer den im Jahre 1845 erfolgten Hingang
nenmitgliedern. Auffallend wüthete dießmal
ter jungen kräftigen Geſtalten.

Bewegliches Theater. Im Jahre
Curio, ein Zeitgenoſſe Cato's, ein Theater,
zwei Bühnen einander gerade gegenüber
Bühnen aber konnten bewegt und vereinig
daß ein Amphitheater entſtand. Die Römer
zückt über dieſen neuen Gedanken, obgleich
ohne Gefahr ausgeführt werden konnte;
beiden Bühnen vereinigt wurden, mußten
ſchauer mit bewegt werden. Wie der Mech

weſen ſei, der ein ſo ungeheueres Gewicht ſo leicht in Bewegung zu ſetzen vermochte, können wir nicht angeben, indeſſen erzählt Plinius die Sache.

Muſikaliſche Zeitung.

In Paris iſt abermals ein muſikaliſches Wunderkind in der Perſon eines kleinen achtjährigen Violoncell-Virtuoſen, Namens Leon Maſſart aufgetaucht. Dagegen iſt Balfe's neue Oper: »der Stern von Sevilla« völlig untergegangen.

Der Baritoniſt Gundy in Frankfurt a. M. hat ſich mit der Sängerin Reuther vermählt.

Gleiches mit Gleichem. Nachdem Berlioz den Ohren der Wiener Etwas zum Beſten gegeben, haben die Wiener aus Dankbarkeit ihre Löffel in Bewegung geſetzt und zu Ehren Berlioz ein Gaſtmahl veranſtaltet.

Der Capellmeiſter Wagner aus Dresden hat ſich genöthigt geſehen, in Berlin perſönlich die Aufführung ſeiner Opern zu betreiben, damit nicht etwa ſein »Tannhäuſer« in die Fichten geht.

Liſe Chriſtiani, die geniale Violoncelliſtin iſt in der Haude und Spener'ſchen Zeitung angeſungen worden und — nicht ohne Geiſt, worüber ſich Liſe gewiß gefreut hat.

Die italieniſche Oper in Petersburg erfreut ſich großer Theilnahme, beſonders gefällt der an Rubini's Stelle getretene Tenoriſt Salvi.

Der Pianoforten-Fabrikant F. M. Ziegler zu Leipzig, hat in Anerkennung zweier ausgezeichneter Inſtrumente, welche auf der Gewerbeausſtellung in Dresden allgemeine Aufmerkſamkeit erregten, vom Miniſterium des Innern die große ſilberne Preis-Medaille nebſt Decret erhalten.

Die Orgel iſt in Europa ſeit 757 bekannt, denn in dieſem Jahre machte Kaiſer Conſtantinus Copronymus dem franzöſiſchen König Pipin mit dem erſten Inſtrumente dieſer Art, das nach Europa gekommen, ein Geſchenk.

In einem Werke: »Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache« (Leipzig bei Reclam 1846) iſt erörtert und vollſtändig nachgewieſen, daß, bei der natürlichen Beſchränktheit der franzöſiſchen Sprache, und bei der noch viel größern, welche ihr der künſtliche Geſchmack in der Poeſie und nun vollends in der zu ſingenden auferlegt, das ganze Wörterbuch der Oper bei den Franzoſen nur fünfhundert Wörter hat.

Ein ſeltenes Freundſchaftsbündniß beſtand zwiſchen den beiden franzöſiſchen Componiſten Rebel und Francoeur. Von Jugend auf die vertrauteſten Freunde, durch ihre Herzen, wie durch ihre Kunſt eng mit einander verbunden, arbeiteten ſie ſtets gemeinſchaftlich. Alle ihre Werke erſchienen unter beider Namen; Beide wurden Directoren der Pariſer Oper, ſo wie Intendanten der königlichen Kapelle und Ritter des St. Michaelis Ordens. Wenn in einer ihrer Opern dieſe oder jene Arie beſo
fall erhielt, ſo erfuhr man nie, welcher von
Verfaſſer ſei. Die Pompadour, ihre Gönneri
Schützerin, fragte einſt Jeden für ſich, und e
andere Antwort, als: »Wir Beide haben ſie com
Francoeur überlebte ſeinen Freund, aber noch
nach deſſen Tode, wenn man dem 87 jährigen
ſolche Frage vorlegte, erhielt man nie eine a
wort.

Literaturzeitung.

Honoré d'Urfé ſchrieb im Jahr 1616 ein
worin eine Heldin Aſtrêa und ein Held Cel
kam, nach dem man in der Folge alle ſüßen
[illegible].

In Meuſels Künſtlerlexicon lieſt man: »
malers Grott vornehmſte Arbeit in Deutſchlan
kurfürſtlich bayerſche Familienſtück zu

Auf einem Bücherkataloge vom Jahre
folgendes Motto:

»Hier iſt für Jedermann ein voller Tiſch g
Ein jeder eſſe, was ihm ſchmeckt;
Und Jeder — zahle ſeine Zeche.«

»(M. T. v. Thü

Die erſten Buchdruckereien im Ausland
von Deutſchen angelegt: ſo zu Rom von Conrad
heim und Arnold Pannarz (1467), zu Venedi
v. Speier (1469), zu Paris von Ulrich Gerin
chael Freiburger (1470) zu Neapel von Sixt
ger (1471).

Die Augenſprache, worauf ſich viele Dam
lich verſtehen, iſt von Wilh. Moller, der au
Hand- und über die Fußſprache geſchrieben ha
vier Bogen ſtarken Diſputation behandelt wo
giebt auch ein Gedicht, welches dieſen Gegenſt
19 Seiten lang iſt und 1717 in Lyon erſchien.

Geheime Schreibkunſt. Ein Lacedämonier
einem Freunde in Perſon eine wichtige Nachri
men laſſen, die er weder dem Papier, noch de
eines Boten vertrauen wollte. Endlich fand
ſung. Er ſchor einem ſeiner Sclaven ſelbſt
tattowirte auf dieſen Kopf ſein Geheimniß,
die Haare wieder wachſen, und ſchickte den Sc
mehr nach Perſien mit einem Briefe, der w
enthielt, als: ſein Freund möge ſich die Müh
dem Ueberbringer den Kopf zu ſcheeren.

»**Berliner Skizzen**« von Alb. Fränkel
pen iſt der Titel eines netten Werkchens, we
mehre Bände nachfolgen werden und ſich die
ſtellt hat, nicht nur die ſogenannten Nachtſeit
all die verſchiedenen Sphären des Berliner w
ſchaftlichen und lokalen Lebens in einer Re
mannichfaltiger und abwechſelnder Bilder zu cha

In Paris wird nächſtens eine »Allgemeine Geſchichte der Muſik« bei Paulin erſcheinen.

Moden-Zeitung.

Der Damenſchneider Bernhard ſagt in ſeiner Anweiſung den menſchlichen Körper, beſonders den weiblichen, nach ſeinen verſchiedenen Abweichungen nach Grundſätzen zu kleiden und zu verſchönern, daß der Schneider deshalb vorzüglich Anthropologie, Anatomie und Mathematik ſtudieren müſſe.

Der Verfaſſer eines perſiſchen Wörterbuches führt ſieben Dinge an, welche dazu gehören, alle Reize einer morgenländiſchen Schönen in ihr gehöriges Licht zu ſetzen: die Augenſchminke (Kohol) in den Augenliedern, der Biſam in den Haaren, die Schminke Wesme in den Augenbraunen, die Ambraſalbe auf dem Muttermale, die rothe Farbe Henna auf den Fingernägeln, die weiße und rothe Schminke auf dem Geſicht und ein wohlriechender Maſtix in den Zähnen.

In Paris ſollen im vergangenen Jahre an 18 Millionen Töpfe Schminke verkauft worden ſein. — Trotzdem wird es wohl aber noch viele Damen geben, die nicht roth werden.

Ein Verzeichniß der Diamanten, Perlen und Juwelen der Krone Frankreich wurde zuerſt unter Napoleon im Jahre 1810 angefertigt. Die Zahl ſämmtlicher Diamanten, Perlen und Edelſteine belief ſich auf 61,312 Stück und ihr Werth wurde auf 30 Millionen, 900,260 Francs veranſchlagt.

Die Königin von England beſitzt eine Agraffe, die aus vier merkwürdigen Brillanten beſteht. Der größte davon gehörte der Prinzeſſin Charlotte, zwei andere waren das Beſitzthum der unglücklichen Königin Maria Antoinette und der vierte, der ſchönſte von allen, ſchmückte einſt die Königin Maria Stuart.

Die Raupe. In einer Fabrik künſtlicher Blumen zu Paris fand in letztvergangener Weihnachtswoche ein Blumenſtrauß Beifall, indem man auf den Blättern auch eine künſtliche Raupe von grünem Sammet mit violetten Streifen gewahrte. Bereits hat eine Putzmacherin viele Thierchen vielfach auf die Blumen ihrer Hüte verpflanzt, und die Journale ergießen ſich in Lobpreiſungen über die neue Idee. (Wie nicht, denn uns hat ſchon manche Putzmacherin eine Raupe vorgemacht.)

Ball-Zeitung.

Ein Franzoſe, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Buch ſchrieb, wie man das Ohr üben ſolle, den Takt beim Tanze zu halten, leitet das Wort Menuet von dem lateiniſchen minuere (verringern) her, weil die Menuet-pas nicht ſo übereilt und die Bewegungen des Körpers minder lebhaft wären. Am Schluß ſeiner Schrift gibt er noch 12 neuerfundene Arten an, den Schülern den Takt beizubringen. — Ob ſich darunter wohl auch die Tactart befindet, wie ein Mann nach der Pfeife ſeiner Frau tanzen muß?

Mehr Leben, mehr Feuer! flüſterte Madame B. ihrer ſchönen Tochter zu, welche ſich bei der Quadrille etwas langſam und träge zeigte. — Laſſen Sie mich, antwortete das Mädchen, ich werde meine Locken nicht für einen verheiratheten Mann austanzen! — Die Mutter, welche den Tänzer nicht kannte, war mit dieſer Antwort vollkommen zufrieden.

Fanny Elsler hat in Rom mit der Esmeralda Abſchied genommen. Das Blumen- und Kränzewerfen im Theater iſt ſo arg geweſen, daß der Theatermeiſter für das Hinauskehren der Kinder Flora's ſechs ruinirte Beſen in Rechnung gebracht hat.

Die Taglioni, welche bereits in Venedig zwei Palläſte beſitzt, läßt ſich noch ein drittes Palais am Comerſee erbauen.

Kunſt-Zeitung.

In der Sakriſtei des Escurials befindet ſich ein Gemälde von Tintoretto, welches das Fußwaſchen darſtellt. Unter andern ſeltſamen Ideen liegt auch ein Jünger Chriſti auf der Erde und ein anderer giebt ſich alle Mühe, ihm den Strumpf auszuziehen.

Andreas del Caſtagno, ein italieniſcher Maler, war ſo neidiſch auf die Verdienſte ſeines vertrauten Freundes Dominichino, daß er ihm zu Florenz auf der Straße im Dunkeln einen Dolch in die Bruſt ſtieß. Der Schwerverwundete ließ ſich zu ſeinem Freunde Caſtagno tragen und ſtarb in deſſen Armen.

Adolf Böttger's wohlgetroffenes Portrait iſt zu Leipzig im Verlag von Otto Klemm erſchienen und macht ſeinem Meiſter, dem höchſt talentvollen Maler Richter alle Ehre.

Gaſtronomiſche Zeitung.

Im Jahre 1314, Dinſtag nach Pauli, befahl Markgraf Woldemar von Brandenburg, als Herr der Oberlauſitz, den Gaſtwirthen zu Löbau nicht mehr als vier Wagen über Nacht zu beherbergen. (Das Original jenes Befehls liegt im Rathsarchive zu Budiſſin.)

Der Rath zu Lauban hatte Luthern und Melanchton um Empfehlung eines guten Predigers gebeten, worauf er einen gewiſſen M. Frobenius erhielt, mit dem er auch gar wohl zufrieden war. Seinen Dank dafür zu bezeigen, ſchickte er dem Stadtſchreiber Holzmann nach Wittenberg mit einem »Viertel gut Laubaniſch Bier. Hat ihnen ſehr gut geſchmeckt und haben es faſt gelobt.

In einem Wiener Speiſehauſe nennt jetzt die Speiſekarte »Gehacktes à la Berlin.«

Anekdoten-Bazar.

Eine Botenfrau erhielt von dem Edelfräulein Auftrag, ihr aus einer näher bezeichneten Muſikalienhandlung in der Stadt »drei Lieder von Stahlknecht« mitzubringen. Die Gute ging in die Handlung und verlangte: drei Lieder für den Stallknecht.

In Leipzig gewahrte man noch unlängſt auf der Dresdener Straße vier hinter einander hängende Firmen. Deſtillateur Bruder, Glaſer Waibel, Branntweinbrenner Kratze und Bäckermeiſter Mich. Der Volkswitz ſtellte ſie zuſammen und es hieß nun: Bruder Waibel kratze mich.

Den franzöſiſchen Dichter Theophile, der im 17ten Jahrhunderte lebte, quälte eine Dame unaufhörlich mit der Bitte, doch in Verſen eine poetiſche Vergleichung zwiſchen ihr und der Sonne zu machen. Voll Aerger ſchickte er ihr endlich folgende Stanze:

Que me veut donc cette importune?
Que je la compare au soleil?
Il est commun, elle est commune:
Voilà ce qu'ils ont de pareil.

Der Wetterprophet. In einer fröhlichen, aber ſonſt höchſt anſtändigen Geſellſchaft hatte Einer der Gäſte der Weinflaſche ſo zugeſprochen, daß er mit dem Weinglaſe in der Hand ganz ſtill vom Stuhle rutſchte und das Glas auf die Erde fallen ließ. Der Benebelte wurde in aller Ruhe auf das Sopha gebracht. Unter den Anweſenden ſtockte plötzlich das Geſpräch. Nach einer Pauſe fragte der Wirth, um das Geſpräch wieder in Fluß zu bringen: Was wird wohl Morgen für Wetter werden? Schlechtes! erwiderte ein Witzbold, denn wie wir Alle ſehen iſt das Glas allerweile ſehr tief gefallen. Der Witz that ſeine gehörige Wirkung.

Als im Jahre 1784 in England die Fenſterſteuer eingeführt wurde, ſah man an einem Eckhauſe einer Straße in London vier Fenſter, welche man deßhalb zugemauert hatte. Auf dieſe zugemauerten Fenſter ſchrieb nun Jemand mit Kreide: Pitt's Werke, erſter Theil, zweiter dritter und vierter Theil.

Pot-Pourri-Zeitung.

Ludwig XIII. war der berühmteſte Jäger ſeiner Zeit, beſonders in der Falkenbeize. Man meinte, dieß ſei ganz natürlich, weil in den Worten: Louis treizième roi de france et de Navarre, folgendes Ana enthalten ſei: roi tres rare estime dieu de la fa nerie.

Zahnarzt-Definition. Ein Zahnarzt iſt ein M der andern Menſchen die Zähne ausreißt, dami eigenen Etwas zu beißen haben.

Eine polniſche Chronik erzählt von einer alte ſin P ..., welche ein bösartiges Leben geführt und beſ ders ihre Untergebenen gequält habe. Als dieſ ſtarb, vermachte ſie einem Kloſter, das ihr die Abſ ertheilt hatte, ihr Vermögen, wofür ihr das Kloſt dem Gottesacker ein koſtbares, aus Erz gegoſſenes mal ſetzen ließ, auf welchem dieſes Umſtandes mit Gepränge Erwähnung geſchehen war. Den Ta Errichtung des Denkmals ſchlug der Blitz auf d ein, ſchmolz das Erz und ließ nichts als eine Buchſtaben ſtehen, die, zuſammen geleſen lauteten iſt gerichtet!

Der Gänſedieb. Bei dem Weihnachtsfeier ſtahl auf dem Marktplatz zu Leipzig eine galante mit Federhut und neumodiſchem Mantel eine Gans. Compromittirte wurde unter einem Zulauf von Me und begleitet von drei Engeln der Gerechtigkeit a Polizei gebracht, wo man ihr Muße verſchaffen mehre Tage lang fern von Madrid darüber nachzude

Ein Gutsbeſitzer führte einen alten Bauer nem Garten herum und machte ſelbigen auf das a ſchnelle Wachsthum einiger Bäume aufmerkſam, di erſt vor drei Jahren gepflanzt habe. Der Bauer ſich eine Priſe und ſagte: »Nu, ſie haben ja den zen Tag über weiter nichts zu thun.«

Schöne Gerechtigkeit. Im Jahre 1733 wur armes Dienſtmädchen, Namens Nicolle Lebrun, ein in letzter Inſtanz vom Châtelet zu Paris erla Urtheil zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, ſie die Indiscretion begangen, ſich mit einer Robe Dienſtherrin zu ſchmücken. Nachdem ſie 13 Jahr Stockhauſe zugebracht hatte, wurde ſie 1746 durch ſogenannten Gnadenbrief freigelaſſen.

Der freimüthige Leichenſtein. Auf einem F hofe Londons gewahrt man das Grab eines achtzeh rigen Mädchens mit einem dabei aufgerichteten Leichenſtein, worauf ſteht: »Sie ſtarb an der Schnürbruſt

Einen hübſchen Druckfehler brachte neulich Frankfurter Journal, in welchem zu leſen war: e in Folge deſſen das Hoſencommando übernommen, Hafencommando.

Keine Stahlfedern rufen manche Dichter und ben mit dem Gänſekiel fort. Warum? Weil ſie be mit einer [illegible] ſchreiben.

Die Spanier ſind in ihren Complimenten ſehr perboliſch; einer ihrer berühmten Schriftſteller ſagt von den ſchwarzen Augen einer ſchönen Frau: ſi trauern die Mordthaten, die ſie begangen haben.

Druck und Verlag von Albert Falckenberg u. Comp. in Magdeburg.

N°. 174. Leipzig, 29. Januar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^{1}/_{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Bruchſtück aus „Till Eulenſpiegel*)“.

Von Adolf Böttger.

O Ihr Dramatiker, Ihr armen Schlucker,
Die Ihr in Deutſchland in Baracken niſtet,
Der Bühnenkunſt Augiasſtall mit ſchmucker,
Energ'ſcher Hand von Aftergötzen miſtet;
Was iſt denn Euer Ruhm? Ein Bischen Zucker,
Womit Ihr zäh' das dürſt'ge Leben friſtet,
Und den verleiden ſelbſt die Regiſſeure
Und Mimen Euch, wenn nicht die Redacteure

Und Rezenſentenraupen, die vorhanden,
Die Keime des Talentes zu zernagen,
Bis mit der Zeit als Puppen ſie verſanden
In geiſtestauben Zeitungsſarkophagen,
Da ihre Pſyche ſich nicht aus den Banden
Im Flügelſchwung kann zu Geſtirnen tragen:
Verachtet und vergeſſen modern ſie,
Schwindſücht'ge **Wagner** fauſtiſcher Poeſie.

Was lobt und liebt denn ſolch ein Rezenſent?
Der Komödianten Börſen, Ring' und Nadeln!
Wie juſt der Rheinwein durch die Gurgel rennt,
Wird er den Geber loben oder tadeln;
Wenn ſolch ein Wicht den Schund gediegen nennt,
Muß ſein Schimpfiren nur den Künſtler adeln! —
Schlaft ſüß Ihr Todten! O die Scriblermenge
Braucht Leſſings Kunſt nicht mehr und Börne's Strenge.

---

*) Das Gedicht erſcheint nach der Oſtermeſſe im Verlage der Klemm'ſchen Buchhandlung.

Der Götze Rückſicht gibt dem Eigennutz
Den Bruderkuß im Tempel der Kritik,
Der Intrigant ſowie der Skaramutz
Genießt des Dramaturgen gnäd'gen Blick,
Denn er bedarf als Autor ihren Schutz,
In ihrer Hand liegt ſeines Rufs Geſchick:
So ſpielen ſie die fad'ſten Stücke ſauber,
Und er belobt als ekler Phraſenklauber.

Wollt, ächte Dichter, Ihr den Ungeſchmack
Geſpreizter Hohlheit ſchleudern von den Brettern,
Die todten Embryonen, Lumpenpack
Falſtaff'ſcher Käſerinden, rings zerſchmettern,
Daß ihre Schöpfer im franzöſiſchen Frack
Vernichtet über ihre Leichen klettern,
Und mit dem Brandmal traur'ger Impotenz
Verlaſſen ſteh'n — indeß der junge Lenz

Der Offenbarung aus central'ſchem Feuer
Und Bühnerbeben ſteigt mit friſchen Roſen
Des Urgenies! — Wollt Ihr das Ungeheuer
Des Hungers nimmer fürchten, Ohnehoſen
Der Kunſtrevolte ſein, das ernſte Steuer
Des Zeitgeſchmackes lenken als Matroſen —
So thut's nur zu; doch wollt Euch nicht erkühnen,
Viel Lohn zu hoffen von den deutſchen Bühnen.

Die brauchen nöth'ger ihre Goldvaſallen,
Nicht für Poeten in den Giebelſtübchen,
Nein, ſchwed'ſchen und ital'ſchen Nachtigallen,
Vergolden ſie das Mund- und Wangengrübchen. —
Hat eine Tänzerin coloſſal gefallen,
Kommt mit der Geige hier ein Wunderbübchen,
Welch' ein Genuß dem Auge wie dem Ohre:
Ein Bagatell ſind hundert Louisd'ore!

Doch nicht nur Tanz, Geſang und Spiel der Geige
Bekränzt das Volk, bepfründet der Director,
Nein, auch die Mimen ſodern gold'ne Zweige,
Denn jeder Stümper dünkt ſich gleich ein Hector;
Doch naht der Dichter, ging das Glück zur Neige,
Auslagen hatte ſo ſchon der Inſpector
Für neue Scenerie und Garderobe —
Man zahlt dem Dichter den Salair in Lobe.

Warum auch nicht? Ein Gott iſt ja der Dichter,
Der von Gefühlen lebt und Idealen,
Nicht Speiſe braucht wie irdiſches Gelichter,
Er kann ſich Nektar in Gedichten malen;
Ruft dann von Erden ihn der höchſte Richter,
Läßt man in Marmor ſeine Büſte ſtrahlen:
So kann er angeſtaunt der Nachwelt ſein,
Was ihm die Mitwelt war — ein Bild von Stein.

Mißformt zum Kirchhof wird das ſchöne Land
Durch Monumente, Statuen und Walhallen,
Die todte Hoheit modelt man aus Sand
Und läßt indeß lebend'ge Kraft zerfallen;
Der friſche Geiſt, der mit Titanenhand
Prophetiſch läßt der Jugend Harfe ſchallen,
Muß troſtlos, bis er ausgeglüht, verkümmern,
Ein Jeremias unter Menſchentrümmern.

Der deutſche Michel klebt nur an der Phraſe:
Die Kunſt iſt todt, ſie ſtarb mit Göth' und Schiller!
Nein, vorwärts ſchreitet ſie in ihrer Phaſe,
Nur driſcht ſie nicht mehr abgedroſch'ne Triller!
Als Volkes-Banner flattert voll Extaſe
Die Poeſie, die gern man wünſchte ſtiller,
Da ſie den Himmel reißen will zur Erde
Mit trotzig-demokratiſcher Geberde.

Der Staaten falſche Politik verjagt
Die Heimathloſe feig aus ihren Grenzen,
Würgt ihre ſchönſten Kinder unverklagt,
Und läßt in Ketten ihre Jünger glänzen;
Wenn ſie's umſonſt mit Bänderſchmuck gewagt
Beſchwichtigend ihre Harfen zu bekränzen:
Was ſoll der Bruſt ein Kreuz? Soll dieſe Würde
Der Grabſtein werden der Gedankenwürde?

Iſt doch des Dichters Bruſt die Aeolsharfe
Göttlichen Odems; Freiheit und Natur
Die Saiten, deren Klang ſo zum Bedarfe
Der Menſchheit wird, wie's Herz dem Leben nur!
Der Liebe Frühlingshauch ſowie der ſcharfe
Nordwind des Haſſes tönt aus Moll und Dur
Das ew'ge Weltenlied der Wonn' und Schmerzen,
Und weckt das Echo in Millionen Herzen.

Burgunder oder Champagner???

Geſchichtliche Reminiscenz von E. M. Oettinger.

Der Wein erfreut des Menſchen Herz! Das hat, lange vor mir ſchon, der kleine Pſalmiſt David und der große Kriegsrath Müchler in Berlin behauptet; folglich muß es wahr ſein!

Bekanntlich giebt's aber viele Weinſorten. Zu Plautus Zeiten waren im alten Rom ſchon viererlei Arten ſüßen Weines bekannt; der große Cato kannte ſchon acht Sorten italieniſcher Weine. Aber Schade, daß er uns nicht geſagt hat, welche darunter die beſte geweſen ſei. Plinius rühmt den Mamertiner, Vater Horaz den Falerner. Hortenſius, ein Nebenbuhler Cicero's, liebte beide Sorten zugleich und außer ihnen auch noch den Cyperwein. Ich achte dieſen großen Redner, weil er ſeinen Erben eine Bibliothek von ... zehntauſend Eimern hinterlaſſen hat.

Jetzt giebt es Tauſende von Weinſorten. Aber welche darunter iſt die beſte?

Dieſe hochwichtige Frage gab im Jahre 1711 in Frankreich Veranlaſſung zu einer literariſchen Fehde zwiſchen zwei der berühmteſten Profeſſoren der Univerſität zu Paris.

Der Eine, Bénigne Grenan (geboren 1681 zu Noyers in Burgund), hatte, aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, den feurigen Burgunderwein in einer nicht minder feurigen Ode in lateiniſcher Sprache beſungen.

Der Andere, Charles Coffin (geboren 1676 zu Buzanci bei Rheims), hatte ſich dagegen zum Champion des brüſelnden Champagners aufgeworfen und in einer — gleichfalls lateiniſchen Ode — die Vorzüge ſeines ſchäumenden Landsmanns mit ſo vieler Gluth und Begeiſterung vertheidigt, daß Meiſter Grenans Gedicht dadurch einen ſchweren Stand bekam.

In Folge dieſes poetiſchen Wettkampfes hatten ſich unter den Weinkennern der Hauptſtadt zwei Parteien gebildet: die Grenaner hielten es mit den Weinen von Burgund, die Coffiniſten mit den Weinen der Champagne. Beide Factionen ſtanden ſich ſo feindlich gegenüber, wie einſt, zu Dante's Zeiten, die Neri und Bianchi in Italien.

Profeſſor Grenan, der mit Schrecken gewahrte, daß ſeine Partei, welche die kleinere war, früher oder ſpäter der ſtärkern unterliegen müſſe, gebrauchte die Liſt, einen der berühmteſten Aerzte der damaligen Zeit, den Profeſſor Gui-Crescent Fagon, in ſein Intereſſe zu ziehen und denſelben zu bewegen, dem Champagner den Krieg zu erklären.

Fagon, der für jeden Pariſer, welcher ſeine Geſundheit liebte, ein Orakel war, erklärte, daß der Champagner Beſtandtheile enthalte, die dem menſchlichen Organismus durchaus nicht zuträglich ſeien: das kohlenſaure Gas erzeuge Magenſäure und lege den Grund zu einem krankhaften Hautjucken, das, in der Medizin unter dem Namen Prurigo bekannt, eine ſchwer zu beſeitigende Rolle ſpiele. Zehn Mal geſünder ſei der kräftige Burgunder, der dem Körper eine wohlthuende Wärme und eine gewiſſe Spannkraft verleihe, die ſelbſt in krankhaftem Zuſtande von heilbringender Wirkung ſei.

Durch dieſe Erklärung verlor der Champagner einen großen Theil ſeiner Anhänger, die ins feindliche Lager übergingen und ſich der Fahne des Burgunders anſchloſſen.

Meiſter Grenan triumphirte öffentlich, im Stillen aber ließ er ſeinem Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren und trank, wenn er allein war, den Champagner lieber als den Burgunder. Natürlich durfte dies Niemand erfahren, ſonſt hätten ſeine Anhänger ihn geſteinigt.

Unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit ließ Profeſſor Grenan von einem ſeiner treueſten und verſchwiegenſten Diener in Paris den allerfeinſten Champagner, der durch Fagons Erklärung im Preiſe geſunken war, aufkaufen und die großen Vorräthe Nachts, wenn Alles ſchlief, in ſeine Wohnung bringen.

Jeder Andere in ſeiner Stelle würde die Flaſchenkörbe in dem Keller untergebracht haben; Meiſter Grenan aber glaubte ſie dort nicht ſo ſicher, als in ſeinem Zimmer; hier verſteckte er jede Flaſche in ein eigends dazu beſtelltes Bücher-Futteral, auf deſſen Rücken er mit goldenen Buchſtaben den Namen eines römiſchen Klaſſikers eindrucken ließ. So prangte nun in ſeiner Bibliothek eine lange Reihe von Einbänden, in denen das uneingeweihte Auge Horaz's Oden, Catulls Liebesgedichte, Ovids Metamorphoſen, die Luſtſpiele von Terenz und Plautus, Martials Epigramme und Juvenals Satiren erblickte, während ſie nichts weiter als die Flaſchen-Hülle ausgezeichnet ſeiner Champagner-Weine waren. Und um Platz für neue Ankäufe zu gewinnen, ließ er einen Theil ſeiner unnützen Bücher in den Keller ſchaffen.

Coffin, der die Zahl ſeiner Anhänger von Tag zu Tag kleiner werden ſah, gebrauchte nun eine andere Liſt, um den Champagner, der immer mehr aus der Mode kam, von Neuem zu Ehren zu bringen.

Eines Morgens ſchickte er fünfzig Flaſchen des allerfeinſten Oeil de Perdrix an den Herrn von Fontenelle, Mitglied der Akademie und einen der einflußreichſten Mitarbeiter des „Journals des Savans“, mit der Bitte, ſich huldreich des durch Grenans und Fagons Intrigue unterdrückten Champagners anzunehmen und durch die Macht ſeiner Feder und den Einfluß ſeiner Beredſamkeit zu beweiſen, daß der Ausſpruch eines Fontenelle in Frankreich mehr Wiederhall finde, als das verdächtige Orakel eines armſeligen Arztes, der die Tugenden des Champagners eben ſo wenig, als ein Blinder die Schönheiten einer Raphaeliſchen Madonna zu begreifen wiſſe.

»Ich lege — ſo ſchloß dieſer Brief — das Schickſal meines aus gerechtem Zorne überſchäumenden Landsmanns in Ihre Hand und an Ihr für alles Schöne hochbegeiſtertes Herz, und überlaſſe mich der ſüßen Hoffnung, daß Sie, mächtiger als Fagon, den armen ſchwer verkannten Champagner zu neuen Siegen führen und durch den Zauber Ihrer Poeſie unſterblich machen werden.«

Der Weihrauch, den Meiſter Coffin dem berühmten Dichter der „Dialogues des morts“ geſtreut hatte, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Kitzelnd wie das kohlenſaure Gas des Champagners ſtieg ihm die feine Schmeichelei des gelehrten Profeſſors in die Naſe; er öffnete eine Flaſche des Oeil de Perdrix, trank ein Glas auf die Geſundheit des galanten Gebers und war ſeit jenem Augenblick der eifrigſte Verehrer, der unermüdlichſte Vertheidiger des durch Fagon arg verdächtigten Champagners.

— Wir wollen ſehen, ſagte Herr von Fontenelle, wer von uns Beiden in Frankreich mehr Glauben findet: Fagon der Arzt oder Fontenelle der Journaliſt.

In der nächſten Nummer des „Journal des Savans“ erſchien ein ſehr ausführlicher Artikel, worin die zwiſchen Grenan und Coffin ſchwebende Streitfrage über die Vorzüge beider Weine mit großer Gelehrſamkeit und ſtupender Beleſenheit von allen Seiten beleuchtet und am Schluſſe geſagt wurde, daß es nach dieſen eclatanten Beweiſen nicht mehr dem kleinſten Zweifel unterliege, daß ein Glas Champagner der menſchlichen Geſundheit tauſend Mal zuträglicher ſei, als eine Flaſche Burgunder. Der einzige Wein, der unſerm von Grillen gequälten Geiſte den Segen der Fröhlichkeit einimpfe, ſei die mouſſirende Milch der Champagne. Der Champagner iſt der Don Juan der Weine, der alle Frauenherzen beſiegt, der Talisman, der uns den goldenen Schlüſſel zu den Roſenpforten der Liebe leiht, die Zauberſchwinge, die uns aus dem Jammer dieſer Welt zu den Wonnen des Paradieſes trägt. Es lebe Coffin und die Champagne!

Dieſe mit ſo eindringlichem Feuer verfaßte Apotheoſe fand in ganz Paris einen ſo ungetheilten, lauten Anklang, daß ſelbſt Grenans eifrigſte Anhänger dem Burgunder untreu wurden und, trotz der wiederholten Warnungen Fagons, allmälig mehr und mehr auf die Seite des Champagners traten.

— Der Champagner, wiederholten alle Roué's von Paris, iſt der Weine Don Juan!

Und dieſe einzige Metapher verſchaffte dieſem Weine einen glänzenden Sieg über die Schwerfälligkeit des Burgunders, der ſeit jenem Augenblick den Kürzern zog und für alle Zeiten den Muth verlor, mit dem „Don Juan der Weine“ in die Schranken zu treten.

Die Stadt Rheims aber, eingedenk der Verdienſte, die ſich der ehrenwerthe Meiſter Coffin zur Förderung des Sieges der Champagne über ihren burgundiſchen Nebenbuhler erworben hatte, decretirte, daß dem ausgezeichneten Vertheidiger alljährlich zwei Körbe des allerfeinſten Champagner-Weins auf Koſten des Magiſtrats poſtfrei nach Paris geſchickt werden ſollten.

Coffin theilte dies freiwillige Geſchenk der guten Stadt Rheims mit Herrn von Fontenelle bis zum Jahre 1749, wo er am 20. Juni in einem kräftigblühenden Alter von dreiundſechzig Jahren an einer Bruſtentzündung ſtarb.

Grenan, der dem äußern Anſcheine nach Coffins unerbittlichſter Gegner geblieben, im Stillen aber fortgefahren war, ſeinen Bibliothekkeller zu leeren, hatte 26 Jahre früher, in einem Alter von 32 Jahren, ſeiner Kellerbibliothek den Rücken zugekehrt und in einem ſtarken Burgunderrauſche ſeine Reiſe ins Jenſeits angetreten.

Fontenelle aber, der täglich ein Glas Champagner trank, erreichte bei dieſer Lebensweiſe ein Alter von faſt hundert Jahren. Geboren am 11. Februar 1657 zu Rouen, ſtarb er am 9. Januar 1757 zu Paris, nach einem fröhlichen Mahle, bei dem er das letzte Glas Oeil de Perdrix auf das Andenken ſeines Freundes Coffin geleert hatte *).

---

*) Coffins Ode auf den Champagner iſt, wie Grenans Ode auf den Burgunder, vom Grafen L. de Chevigné ins Franzöſiſche überſetzt, mit dem lateiniſchen Texte 1825 und 1826 bei Firmin Didot in Paris erſchienen. Coffins Ode zählt 16, Grenans 24 Seiten.

Nachtrag zur „Geſchichte der Karikatur“.

An den Redacteur des „Charivari“.

In Nummer 172 Ihrer eben ſo unterhaltenden als belehrenden Zeitſchrift befindet ſich eine Skizze zur „Geſchichte der Karikatur“, in der die bedeutendſten Koriphäen derſelben aufgeführt ſind. Der Unterzeichnete, der ſich für dieſen Zweig der Malerkunſt vorzugsweiſe intereſſirt, hat in jener Gallerie einen ſpaniſchen und einen deutſchen Meiſter vermißt und erlaubt ſich nun, zur Vervollſtändigung jenes Artikels, die Fehlenden nachzutragen: Goya und Diſteli.

Don Francisco Goya y Lucientes (geboren zu Fuentes de Todos in Aragonien) ſtudirte auf der Akademie zu Saragoſſa, dann in Rom und zuletzt in Madrid unter Raphael Mengs. Im Jahre 1798 wurde er zum Hofmaler ernannt und ſtarb 1828 zu Bordeaux. Er war ein ausgezeichneter Geſchichts- und Portraitmaler, deſſen Pinſel die meiſten Notabilitäten Spaniens und kurz vor ſeinem Tode ſich ſelbſt verewigt hat, wie er mit ſeinem Arzte vergebens gegen den Tod ankämpft. Die reizende Darſtellung ſeiner ſpaniſchen Volksſcenen und ſeiner phantaſiereichen Capriccio's ſichern ihm einen der erſten Plätze in der Reihe der ſpaniſchen Malerſchule. Eines ſeiner ſchönſten Meiſterwerke iſt ſein „Narrenhaus“ in der Akademie zu Madrid*).

Der Zweite, Martin Diſteli (geboren 1802 zu Olten im Canton Solothurn), malte ſchon als Student, im Carcer zu Jena, mit dem Tintenrührer ſo treffliche Karikaturen (eine humoriſtiſche Darſtellung des Raubes der Sabinerinnen und Scipio auf den Trümmern Carthago's), daß es, um dieſe köſtlichen Bilder zu erhalten, geſchloſſen wurde. Später lieferte er meiſterhafte Illuſtrationen zu Fröhlichs „Fabeln“ und machte ſich beſonders durch ſeine politiſchen Karikaturen, in dem ſeit 1839 von ihm herausgegebenen Bilderkalender, rühmlich bekannt. Diſteli ſtarb am 18. März 1844 zu Solothurn.

Um Abdruck dieſer Ergänzung erſucht

Berlin, am 18. Januar 1846. B. von Kalm.

Epigramm.

Der Geſellſchafter, Blätter für Geiſt und Herz.

(Redigirt vom alten und vom jungen Gubitz.)

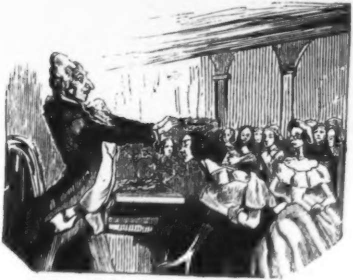
Wie könnt Ihr nur in dieſem Blatt
Etwas für Geiſt und Herz verlangen,
Sagt nicht die Schrift: es iſt der Geiſt
Von Sohn und Vater ausgegangen.

Th. D.

---

*) Wir ſind dem Einſender dieſer Notiz um ſo dankbarer verbunden, da Goya ſelbſt in F. Quilliets ziemlich vollſtändigem „Dictionnaire des peintres espagnols“ (Paris 1816, 8.) nicht zu finden iſt. E. M. O.

Drei merkwürdige Epochen
aus
dem Leben einer tugendhaften Pariſerin,
oder
Schönheit vergeht, Tugend beſteht.
Capriccio von E. Guido.



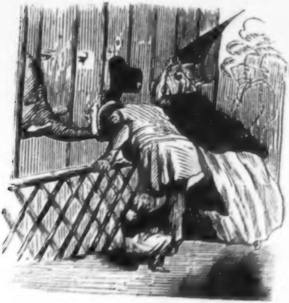
Der geneigte Leſer erblickt hier Mademoiſelle Anne Marie Louiſe Adelaide Hibou, Marienblume genannt, das ſchönſte und tugendhafteſte Mädchen der guten Stadt Paris, ein Muſter aller weiblichen Vollkommenheiten, in einer der ſchönſten Epochen ihres Lebens, in dem Momente, wo ſie — erſt neununddreißig Jahre alt — vom Präſidenten der Akademie den erſten Tugendpreis erhält.

— Krone Deines Geſchlechts, ich kröne Dich und Deine Tugend, ſagt der alte Herr mit akademiſcher Salbung und drückt dem ſchamgerötheten Kinde einen Kranz von Immortellen auf.

Anmerkung Nummer 1. Die hinter dieſer Tugend ſtehende Schönheit mit der Brille iſt die Mutter der Gekrönten, eine Putzmacherin, die in ihrer Jugend ſehr hübſch geweſen ſein muß.

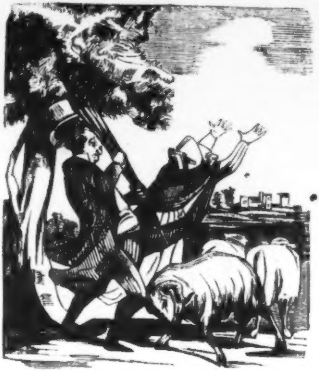
Anmerkung Nummer 2. Der Präſident der Akademie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem allgemein beliebten Komiker Ballmann in Leipzig.

Anmerkung Nummer 3. Auch die andern Zuſchauerinnen ſind lauter Tugenden, welche gekrönt zu werden wünſchen.



Madame Anne Marie Louiſe Adelaide Hibou, verehelichte Gobour, Gattin eines höchſt ehrenwerthen Perückenmachers und Mutter eines ſehr hoffnungsvollen Sprößlings, befreit im neunundvierzigſten Jahre ihres Lebens und im fünften Jahre ihrer exemplariſch muſterhaften Ehe den unausſprechlich heißgeliebten Gatten — mit Hilfe ihres alten Sonnenſchirmes und des jungen Weltbürgers, der zu den Füßen des Urhebers ſeiner Tage liegt — aus dem vielumfaſſenden Rüſſel eines zudringlichen Elephanten, der in der Zerſtreuung Adelaidens Gatten für den Thierwärter anſieht.

Anmerkung. Der Paletot des Perückenmachers, der bei dieſer Umhalſung den Athem und den Hut verliert, wird vor Schreck kreideweiß.



Madame Anne Marie Louiſe Adelaide Gobour, née Hibon, die tugendgekrönte Ehehälfte des aus dem Rüſſel eines Elephanten befreiten Perückenmachers, ruft in ihrem neunundfünfzigſten Jahre den Himmel und die Umgegend um Beiſtand an in einem äußerſt kritiſchen Momente, wo ihr Gemahl auf freiem Felde vom Bock geſtoßen wird.

Anmerkung. Ganz hinten iſt eine Bade-Anſtalt.

Lückenbüßer.

Ein Pariſer Schneider überreichte, wenige Tage nach dem Neujahr, einem ſeiner Kunden, einem bekannten Schriftſteller, die Rechnung des abgelaufenen Jahres. Er ſieht ſie durch, findet die Preiſe entſetzlich hoch und will dem Nadelhelden die Hälfte abziehen. »Das geht nicht, lieber Herr,« ſagt der Schneider, »bei unſerm Geſchäfte muß man rechnen, daß der Eine zahlt und der Andere nicht.« — »Gut,« meint der Schriftſteller, »dann haben Sie die Güte, mich als den Andern zu betrachten.«

Zapfenſtreich.

Aarau. Am 12. Januar wurde der hundertjährige Geburtstag Peſtalozzi's in Birr durch ein öffentliches kirchliches Feſt begangen, an welchem der kleine Rath, ſowie die Schulbehörden ꝛc. Theil nahmen. Bei dieſer Gelegenheit wurden auch die Ueberreſte des Verſtorbenen unter dem Grabmal, welches für dieſelben errichtet, aufs Neue beigeſetzt. Später folgte die Einweihung des Schulhauſes und die Eröffnung der landwirthſchaftlichen Anſtalt.

Athen. In andern Städten ſtehlen die Spitzbuben, bei uns zu Lande ſtiehlt … die hochlöbliche Polizei. Vor Kurzem fand man im geheimen Kellergewölbe der Polizei-Officianten eine Menge Uhren, ſilberne Kirchenleuchter und Diamanten, die erſt unlängſt zwei fremden Damen geſtohlen worden ſind. Ei nun, wenn die Polizei zu ſtehlen anfängt, dann mögen die Herren Diebe ehrlich werden und ihre ehemaligen Häſcher arretiren.

Berlin. Der König hat dem Schriftſteller Heinrich Smidt für die Ueberreichung ſeines Werkes „Michael de Ruyter, Bilder aus Hollands Marine", die goldene Medaille für Wiſſenſchaft ertheilt.

∴ Ein noch unbegründetes Gerücht meldet, Fräulein von Hagn wolle ſich gänzlich von der Bühne zurückziehen und von ihrem bedeutenden Vermögen und von ihrer Penſion leben. Wir glauben aber nicht, daß die Gefeierte das Pfund ihrer Kunſt ſchon jetzt vergraben will.

(Theaterchronik.)

∴ Im verfloſſenen Jahre fanden in Berlin, Charlottenburg und Potsdam 445 deutſche und 83 franzöſiſche, zuſammen 528 Vorſtellungen ſtatt. Was die deutſchen Vorſtellungen anbetrifft, ſo wurden, incluſive der Conzerte, 133 Opern, 24 Singſpiele und Poſſen mit Geſang, 115 Ballets, Divertiſſements und Bilder, 40 Trauerſpiele, 100 Schauſpiele, 236 Luſtſpiele, zuſammen 648 einzelne Stücke gegeben und mit 32 Opern und Singſpielen, 122 Stücken des recitirenden Schauſpiels, 12 Ballets, Divertiſſements und Bildern, zuſammen mit 168 Stücken abgewechſelt. Aus letzterem Verzeichniß geht hervor, daß 376 dem recitirenden Schauſpiele, 254 der Oper, dem Singſpiele und dem Ballette angehören. Zum erſten Male und neu einſtudirt wurden im Jahre 1845 gegeben 47 Stücke (12 Stücke mehr als in früheren Jahren), darunter befinden ſich, incluſive 2 Singſpielen, 9 Opern.

∴ Spontini's „Veſtalin" wurde am 18. Januar 1811 zum erſten und am 5. Januar 1844 zum 107ten Male gegeben. (Es wäre intereſſant zu erfahren, wie viel dieſe Oper der Hoftheaterkaſſe eingetragen hat.)

∴ Die Aufführung von Heinrich Laube's „Gottſched und Gellert" iſt durch Miniſterialbefehl in ganz Preußen verboten worden. (Herr Laube darf ſich zu dieſem Erfolge gratuliren.)

∴ In der „Deutſchen Damenzeitung" wird Herr Anton Gubitz, ein ganz untergeordneter Menſch, der von ſeinem Talente eine ſehr poſſirlich hohe Meinung hat, ſpottweiſe „Baron der Intelligenz" genannt. Dieſes vom Leipziger „Bayard" neuerfundene Epitheton ſcheint als höchſt paſſendes Prädikat für eingebildete Schwachköpfe allmälig mehr und mehr in die Mode zu kommen. Im Uebrigen giebt es hier außer Herrn Anton Gubitz noch gar manchen „Baron der Intelligenz", und wir werden nächſtens eine ganze Liſte von Schriftſtellern dieſes Kalibers mittheilen.

∴ Schacks „Geſchichte der dramatiſchen Kunſt und Literatur in Spanien" — bei Duncker und Humblot erſchienen — wird, einer Ankündigung zu Folge, ins Spaniſche überſetzt.

∴ Seit dem neuen Jahre erſcheint hier eine franzöſiſche Zeitſchrift unter dem Titel „Journal de Berlin" und unter der Leitung des Profeſſors Duvivier.

Bonn. Die vor Kurzem hier abgehaltene Verſteigerung der von A. W. von Schlegel hinterlaſſenen Bibliothek, welche aus 1600 größeren und kleineren Werken beſtand, hat den bedeutenden Betrag von faſt 5000 Thalern geliefert. Der größte Theil der im Kataloge aufgeführten Manuſcripte wurde nicht mit verſteigert, indem derſelbe inzwiſchen von der königlichen Bibliothek in Berlin und von der hieſigen Univerſitätsbibliothek angekauft worden war.

Breslau. Am 12. Januar ſtarb hier der Profeſſor Köcher, bekannt als Verfaſſer vieler werthvollen Schriften.

∴ Bei der neuen katholiſchen Zeitung, die hier erſcheinen ſoll, wird, wie man erfährt, der bekannte Dr. Groß-Hoffinger nicht betheiligt ſein.

Brüſſel. Herr Fétis hat ſeine „Allgemeine Geſchichte der Muſik", die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit, beendigt. Sie ſoll nun in vier Bänden im Druck erſcheinen*).

Cöln. Unſer Carnevalstreiben gedeiht vortrefflich. Die große Carnevals-Geſellſchaft zählt bereits über 600 Mitglieder. Uebrigens hat außer den ſchon länger hier beſtehenden Carnevals-Geſellſchaften ſich jetzt als Bürger-Comité noch eine dritte gebildet, wozu der Beitrag nur einen Thaler koſtet, während er für jeden der andern Vereine das Dreifache beträgt. Der großen Carnevals-Geſellſchaft hat der Stadtrath bereits den Gürzenichſaal für den Ball und Pickenick in der Carnevalswoche überlaſſen; ſie muß jedoch für die Benutzung ein Viertheil der Brutto-Einnahme abgeben und außerdem noch 300 Thaler bezahlen.

Edinburgh. Die Schuſter bekommen ruhige Tage. Emanuel Solwit, ein hieſiger Schuhmacher, hat eine Stiefelmaſchine erfunden, die täglich dreißig Paar Schuhe verfertigt. (Schuſter, hüllt Eure Leiber in Sack und Aſche!)

Halle. Paſtor Wislicenus beabſichtigt eine „Monatsſchrift für kirchliche Reform" erſcheinen zu laſſen.

Hamburg. Unſer Stadttheater liegt im Argen und die Theaterfreunde ſind ſehr geſpannt, wer im Jahre 1847 die Direktion übernehmen wird. Wie ich höre, haben Maurice, vom hieſigen Thalia-Theater, und der Berliner königliche Schauſpieler Schneider die meiſten Chancen dazu. Der Himmel gebe, daß es beſſer werde: man verlangt indeß zum Theil zu viel von den Leuten und iſt weder mit dem Was noch mit dem Wie zufrieden, obgleich es an neuen Stücken nicht fehlt und die Direktoren mit dem Honorar nicht kargen. Für die neue Oper von Flotow und Friedrich bekommen dieſe Herren 8 pCt. der täglichen Einnahme.

∴ W. Chriſtens „Blatt für Arbeiter" hat ſich in einen „Hamburger Figaro" verwandelt.

Leipzig. Die „Dorfzeitung" ſagt: »Bald wird es wenige Lebenskreiſe geben, auf welche die Eiſenbahnen nicht Einfluß haben. Die Städte Halle und Magdeburg haben eine gemeinſchaftliche Schauſpielertruppe, die täglich hin- und herfährt. Auch hat man Ehen, von welchen die Frau in Leipzig und der Mann in Dresden wohnt und die ſich von Zeit zu Zeit einander blos zum Kaffee beſuchen.«

∴ Der neu entdeckte Planet ſteht an Größe zwiſchen Mars und Jupiter und vollendet in 1565 Tagen ſeinen Lauf um die Sonne. Man hat ihn „Aſträa" getauft. (Herr Marr wollte haben, man ſollte ihn Heinrich Laube nennen.)

∴ C. Herloßſohn theilt in ſeinem „Teleſkopen" folgende höchſt wichtige und merkwürdige Aktenſtücke aus der neueſten Weltgeſchichte mit: »Die Deutſchen haben noch immer Cenſur und die Neuſeeländer Preßfreiheit. — Königin Victoria befindet ſich wiederum in intereſſanten Umſtänden; es iſt erſtaunlich, was die zarte Frau aushält. — In München iſt das Bier ſeit dem Zuſammentreten des Landtags nicht theurer geworden. Don Carlos hofft. — Leipzig ſucht noch immer u. ſ. w. u. ſ. w.«

∴ Die „Theaterchronik" ſchreibt: »Oettinger beſchäftigt ſich ſeit längerer Zeit mit einer „Bibliographie der deutſchen Bühne", die vielleicht noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen wird. Obwohl der von L. Fernbach in Berlin herausgegebene „Theaterfreund" (ein Verzeichniß der ſämmtlichen von 1740 bis Ende 1839 erſchienenen deutſchen dramatiſchen Schriften, 2 Bände) für den gewöhnlichen Bedarf ausreicht, ſo dürfen wir doch von dem kundigen Bibliographen Oettinger Gediegenes und das oben genannte Werk gewiß vielfach ergänzende Mittheilungen erwarten.« (Meine Bibliographie hat mit dem Fernbach'ſchen „Theaterfreunde", der nur ein nach dem Titel der Stücke alphabetiſch geordnetes Verzeichniß enthält, nichts gemein. In meinem Werke werden die Stücke nach dem Namen der Schriftſteller geordnet und die Schriftſteller in chronologiſcher Reihenfolge, mit kurzer biographiſcher Notiz, aufgeführt. Der Fernbach'ſche „Theaterfreund" iſt für Leihbibliotheken ſehr brauchbar, für andern Gebrauch aber viel zu unvollſtändig.)

∴ Herr von Zahlhas, der ſeit Kurzem unter uns als Gaſt verweilt, hat ein neues Original-Luſtſpiel, „Ludwig XIV. und ſein Hof", vollendet.

∴ Miß Helena Delby, die in dieſem Winter die Primadonna unſerer Gewandhaus-Conzerte geweſen iſt, hat am vergangenen Donnerſtag ihr Abſchieds-Conzert gegeben. Der Beſuch war äußerſt zahlreich und der Beifall, den man ihr gezollt, enorm.

---

*) Ein ſehr verdienſtliches Werk dieſes ausgezeichneten Muſikgelehrten iſt deſſen „Biographie universelle des Musiciens et bibliographie générale de la musique". Brux. 1838 – 44, 8 Bde. 8.

∴ Bekanntlich ſind bis jetzt alle Sammelwerke, wie das bekannte Buch der „Hundert und Eins“ und das „Babel“ ſo ziemlich verunglückt. Deſſen ungeachtet ſoll ein hieſiger Buchhändler die großartige Idee erfaßt haben, die berühmteſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem Werke zu vereinigen. Wird das nicht ein „neues Babel“ werden?

London. Unlängſt erſchien ein großer Folioband, von faſt 550 Seiten, in Gemäßheit des Befehls des Unterhauſes vom 5. Auguſt v. J., welcher eine alphabetiſche Liſte des Namens, Standes und Wohnortes derjenigen Perſonen enthält, die bei irgend einer Eiſenbahn-Zeichnung an einer in jener Parlaments-Seſſion zu conceſſionirenden Bahn für jede Summe unter 2000 Pfd. St. betheiligt waren. Vor einigen Monaten erſchien ein Verzeichniß aller Perſonen, die bei den in der damaligen Seſſion vorliegenden Eiſenbahnplänen für eine Summe über 2000 Pfd. St. ſubſcribirt hatten. Dieſe Ueberſicht iſt inſofern intereſſant, als faſt alle Stände darin vertreten ſind; von den höchſten bis zu den niedrigſten. Hier finden ſich neben Kaufleuten, Fabrikanten und Gentlemen, auch Kellner, Thürſteher und Dienſtperſonen aller Art, die ihren Sparpfennig auf dieſe Weiſe gut angebracht glauben. In dem blauen Buche (nach ſeinem Einband) finden ſich allein 400 des Namens Smith, eines in England ſehr häufigen Namens. Dieſe Ueberſicht giebt die Theilnehmer von 209 Bahn-Unternehmen; der Geſammtbetrag dieſer Subſcription für eine Summe unter 1000 Pfd. St. iſt 21 Mill. 386,703 Pfd. St.

∴ Der Graf von Granville, während der franzöſiſchen Kriege mehrere Jahre Geſandter in Rußland, ſpäter in Paris, eins der angeſehenſten Mitglieder der Whig-Ariſtokratie, iſt hier im 73ſten Jahre geſtorben. Der Erbe ſeines Titels iſt ſein älteſter Sohn, Lord Leveſon, bisher Unterhaus-Mitglied für Liechtfield.

∴ Neulich iſt hier ein gewiſſer William Aker, ein ſehr eitler Narr, geſtorben, der den vierten Theil ſeines hinterlaſſenen Vermögens, 2000 Pfd. St., zu einem prachtvollen Leichenbegängniſſe für ſich beſtimmt hat. Einen nicht minder närriſchen Gebrauch hat er von den übrigen drei Viertheilen gemacht: er hat ſie der Königin Victoria zur Verminderung der britiſchen Staatsſchuld vermacht. (Ein Tropfen ins Weltmeer!)

∴ Auf einer der letzten Bücher-Auktionen wurde Thomas Grey's Handſchrift der berühmten Elegie auf einen Dorfkirchhof mit 102 Pfd. St. bezahlt.

∴ Auf dem Adelphi-Theater wird jetzt allabendlich eine äußerſt abenteuerliche Poſſe, „Harlequin und Peonoowingkeewangelibeedeeſlobeebeebuskenbang oder der König der Caraiben-Inſel“, aufgeführt.

Lund. Die hieſige Univerſität hat beſchloſſen, am 18. Februar d. J. den dreihundertjährigen Sterbetag Luthers zu feiern.

Madrid. Herr Madoz, ehemaliger Vice-Präſident der Cortes und als einflußreicher Progreſſiſt von der Regierung verfolgt, hat ſich vom politiſchen Schauplatze ganz zurückgezogen und beendet jetzt ein „hiſtoriſch-geographiſches Lexikon Spaniens“, das auf die erſte Ankündigung ſchon 4000 Abnehmer zählt.

Mailand. Unter dem Schwarme italieniſcher Taſchenbücher, der ſogenannten strenne (étrennes, Weihnachtsgeſchenke) zeichnet ſich diesmal „la Bella“ (die Schöne), das aus der Pirola'ſchen Offizin hervorgegangen iſt, durch die feinen Stahlplatten, die dem Londoner „Book of beauty“ entlehnt ſind und durch den typographiſchen Luxus aus. Die Namen der beitragenden Schriftſteller und Schriftſtellerinnen ſind folgende: die Marquiſe von Cataldo, Roſina Holt, Ludwig Oldrati, Adele Soletti, Gaszynski, Auguſtin Cagnoli, Caroline Beer, F. David, Ludwig des Gismées, Eduard Foscarini und Katharine Huet. Die Beiträge ſind theils Erzählungen, theils Gedichte.

New-York. Hier hat ſich ſeit Kurzem eine deutſche Liedertafel aufgethan, die bereits gegen 300 Mitglieder zählt. („Singe, wem Geſang gegeben!“)

∴ Ole Bull hat in den vereinigten Staaten gegen zweihundert Conzerte gegeben, deren Ertrag der „New-York-Herald“ auf 80,000 Dollars anſchlägt.

Odenſe. Am 3. d. M. ſtarb in dem hieſigen Hoſpital ein 66jähriges Frauenzimmer, welches nur die Vornamen Mette Marie führte und, den Verhältniſſen gemäß, das Armenbegräbniß erhielt. Sie hatte von einem Bruder 800 Thaler geerbt und ſich damit in das Hoſpital eingekauft, und dieſer Bruder war Dänemarks wohlbekannter, berühmter Gelehrter: der Profeſſor Rask. (Ein ſauberer Bruder!)

Paris. Louis Philipp hat der Stadt Pontivy ein von Ingres gemaltes Bild Napoleons geſchenkt.

∴ An die Stelle des verſtorbenen Profeſſors Royer-Collard iſt der Ex-Miniſter Charles von Remuſat zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie ernannt worden.

∴ Die Akademie der Wiſſenſchaften hat jetzt unter ihren vierzig Mitgliedern neun gegenwärtige und geweſene Miniſter, und zwar aus der Zeit der Reſtauration die Herren Chateaubriand, Villemain und Couſin, die erſt Akademiker und dann Miniſter, und ſeit 1830 die Herren Thiers, Salvandy, Guizot, Molé, Pasquier und Remuſat, die erſt Akademiker und dann Miniſter wurden.

∴ Die Akademie der ſchönen Künſte hat den Bildhauer Ramey zu ihrem Präſidenten ernannt.

∴ Herr Lewis Goldſmith, Notar der engliſchen Geſandtſchaft in Paris, Schwiegervater des Lord Lyndhurſt und Verfaſſer der ziemlich anrüchigen „Histoire secrète du cabinet de Saint-Cloud“, iſt am 6. Januar hier geſtorben.

∴ Der „Corſaire-Satan“ berichtet: Unſerm Erzfeinde Abdel-Kader wurde neulich ein Pferd unter dem Leibe getödtet; er ſetzte ſich ſchnell auf ein anderes und jagte davon; Marſchall Bugeaud jagt ihm noch wie früher nach, ohne ihn fangen zu können. In Afrika hat ſich alſo nichts geändert, „es giebt nur ein Pferd weniger“.

∴ Das „Journal des Débats“ enthält, nach einem Werk von Michel Lechevalier, einen leitenden Artikel über „die deutſchen Eiſenbahnen“, und erwähnt darin unter Anderem, daß unter allen Eiſenbahnen die bayeriſche Staats-Eiſenbahn die geringſten Paſſagierpreiſe erhebe, ferner daß in Deutſchland mindeſtens ¾ der Reiſenden in der letzten Wagenklaſſe fahren, und auf 100 nur 3 in der erſten. Auf die Schnelligkeit der Beförderung, meint das „Journal des Débats“, ſcheinen die Deutſchen nicht viel zu geben, da die deutſchen Eiſenbahnzüge nur vier Meilen in der Stunde zurücklegen. Die engliſchen Eiſenbahnen haben einen Jahresertrag bis zu 200,000 und 240,000 Thaler für die Meile, die franzöſiſchen bis zu 100,000 und 130,000 Thaler, unter den deutſchen ſollen die Wien-Gloggnitzer und Potsdamer die einträglichſten ſein und reſp. 62,000 und 54,000 Thlr. die Meile jährlich einbringen.

∴ Der Zeitungs-Redakteur-Congreß nimmt allmälig eine ernſtere Stellung an, als die Regierungsblätter gern ſehen mögen. Neun neue Zeitungen haben ſich dem Congreß abermals angeſchloſſen, darunter drei communiſtiſche: „le Populaire“, „l'Union“ und „la Fraternité“.

∴ Das Journal „le Commerce“ iſt vom Buchhändler Paulin für 6100 Francs angekauft worden; vor achtzehn Monaten war daſſelbe Journal für 315,000 Francs verkauft worden.

∴ Ein von der Akademie zu Maçon rühmlich erwähntes Werk von Iſidore Debrie, „Des prolétaires et de l'amélioration de leur sort par la liberté du travail et la libre concurrence“, iſt jetzt bei Ledoyen herausgekommen.

∴ Das Mäkeln mit Romanen berühmter Feuilletoniſten iſt hier ein förmlicher Erwerbszweig geworden. Ein Spekulant dieſer Art, Namens Wethenu, wird jetzt von der „Preſſe“ vor Gericht belangt, weil er drei Bände von Lamartine nicht geliefert habe, welche er für 12,000 Francs zu liefern ſich anheiſchig gemacht. Man kann unmöglich von Romanen reden, ohne auf Alexander Dumas zu kommen. Einige Journale erzählen blaue Wunder von ſeiner Lebensart und ſeinem Hang zum Prunke. Dumas ſoll jährlich über hunderttauſend Francs verbrauchen. Seine Bruſt iſt ganz mit Ordensbändern behangen; das Komiſchſte dabei iſt, daß er ſich ſelbſt über dieſe Crepundien luſtig macht und auf höchſt drollige Weiſe erzählt, wie er zu dieſen Bändern gekommen, beſonders zu denen kleiner Fürſten, die mit dergleichen Bagatellen bekanntlich höchſt freigebig ſind.

∴ In der Geſellſchaft unterhielt man ſich vor Kurzem von einem ziemlich unbekannten Literaten, Herrn Chazet, der unter Karl X. den Titel eines „Dichters der Nationalgarde“ mit einem Gehalte von 6000 Francs erhalten hatte. Dies erinnerte einen alten Mann vom ancien regime an einen gewiſſen Herrn von Pezay, der zum Ober-Aufſeher der bon mots des Königs ernannt worden war, eine Stelle, welche in älterer Zeit zu den Sinecuren gehört hatte.

∴ Jeder, der auf einen Jahrgang der „France muſicale“ abonnirt, erhält eine Freikarte für zwölf Conzerte. Wer aber beweiſen kann, daß er zwölf Conzerte nicht zu überſtehen vermag, erhält dafür ein muſikaliſches Werk. Wer auch damit nicht zufrieden iſt, erhält . . . gar nichts.

∴ Von Herrn Felix Pyat, welcher ſich wegen ſeiner Schrift gegen Jules Janin noch in Haft befindet, iſt neulich ein neues Stück, „Diogenes“, auf dem Theater des Odéon gegeben worden. Der Theaterdirektor hatte ſich bei dem Miniſter des Innern verwendet, daß der Dichter ſein Stück mit anſehen dürfe, indeß iſt dies abgeſchlagen worden.

∴ Von einem Schützlinge Meyerbeers, einem jungen Componiſten, Namens Franck, wird nächſtens im Pariſer Conſervatorium ein großes Oratorium, „Pluto“, aufgeführt. Man erwartet ein Meiſterwerk. (Nous verrons!)

∴ Das Sujet der hier mit Eclat durchgefallenen neuen Oper „Der Stern von Sevilla", vom Engländer Balfe, iſt eine ſpaniſche Geſchichte. Jules Janin meinte ſchon nach dem erſten Akte: »Wenn ſich die Engländer in die ſpaniſchen Angelegenheiten miſchen, ſo kommt nie etwas Gutes heraus.« Seine Prophezeihung erfüllte ſich: nur zwei kleine Romanzen fanden Beifall; alle übrigen Piecen erregten eine wahrhaft engliſche Langeweile.

∴ Im Gymnaſe dramatique hat ſich ein neues hiſtoriſches Luſtſpiel, „la loi salique", von Eugen Scribe, ſehen laſſen, ohne jedoch ein beſonders großes Intereſſe zu erregen. Meiſter Scribe will nun einſtweilen das Komödienſchreiben in den Sack legen und für das Feuilleton des „Siècle" einen ſechsbändigen Roman, „Piquillo Aliaga", ſchreiben. Paris iſt geſpannt darauf.

∴ Lord Brougham hat unlängſt einen Stock Voltaire's — ein Rohr, das höchſtens ein paar Francs werth iſt — für 1500 Francs an ſich gebracht. (Der Rohrſtock des Herrn Laube iſt wohl um billigern Preis zu haben!)

∴ Neulich wurde an alle Polizeiämter Frankreichs ein großartiger Steckbrief abgeſchickt, worauf nicht weniger als neunundſechzig Spitzbuben ſignaliſirt waren. Eine ſchöne Gallerie von Galgen-Phyſiognomien!

∴ Ein hieſiges Blatt ſtellt die Berechnung an, daß in Paris für Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke eine Summe von faſt achtzehn Millionen Francs verausgabt worden iſt.

Peſth. Auf Verlangen einer hieſigen Schauſpielerin mußte der Fußteppich vom Podium entfernt werden, weil dieſer ihre Stimme verſchlinge. (Ob wohl der arme Kerl davon ſatt werden kann?)

Petersburg. Der Kaiſer hat den Staatsrath Lobatſchewsky auf vier Jahre als Rektor der Univerſität Kaſan beſtätigt.

∴ Der erſte und bedeutendſte unſerer Geſchichts- und Portraitmaler, Steuben, iſt vor Kurzem aus Paris zurückgekehrt. Nächſt ihm bewähren ſich Pluchart, Orlow, Tyranow und Saharow als gute Portraitmaler und bezeugen, daß dieſer Zweig der Kunſt bei uns mehr und mehr aufzublühen beginnt.

Prag. Uffo Horns neues Trauerſpiel „König Ottokar" iſt nun auch im Druck erſchienen.

Schwerin. Gegen den Hofbuchhändler Hinſtorff und den Advokaten Raabe in Parchim iſt wegen des bei Hoffmann und Campe erſchienenen „Mecklenburgiſchen Volksbuchs" eine peinliche Unterſuchung eingeleitet worden.

Trier. Unſer Cenſor ſtrich neulich in der Fremdenliſte den Namen „Pitſchpatſch, Buchhändler aus Glogau", wegen augenſcheinlicher Entſtellung des Namens. Hiergegen wurde appellirt und ein Atteſt der Polizei beigelegt, nach welchem der fremde Herr wirklich Pitſchpatſch hieß. Das Ober-Cenſur-Gericht geſtattete den Druck unter der Bemerkung, daß der Cenſor hierin ſein Amt gänzlich verkannt und daß es eines polizeilichen Nachweiſes durchaus nicht bedurft hätte.

Stralſund. In der Löffler'ſchen Buchhandlung iſt eine „Allgemeine Tanzkunſt, Theorie und Geſchichte, antike und moderne Tanzkunſt und Schilderung der meiſten National- und Charaktertänze", von einem Herrn Gretſchl, erſchienen.

Weimar. Am 5. Januar wurde hier ein neues dreiaktiges Luſtſpiel, „Voltaire", von W. Hain, aufgeführt.

Wien. Die „Wiener Zeitung" brachte unlängſt ein kaiſerliches Patent, wonach bei den Civilgerichten für Schuldpoſten, die nicht hundert Gulden überſteigen, ein mündliches Verfahren einzuführen iſt. (Wiederum ein Fortſchritt!)

∴ Seit dem neuen Jahre ſind auch in den hier beſtehenden Privat-Leſe-Vereinen die „Cölniſche" und die „Deutſche Allgemeine Zeitung" verboten worden.

∴ Freiherr Clemens von Hügel iſt zum Direktor des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Dr. Friedrich Hurter zum wirklichen Hofrathe und erſten Hiſtoriographen und Herr Jodocus Stülz, Chorherr des Stiftes Sanct Florian, zum zweiten Hiſtoriographen ernannt worden.

∴ Der „Humoriſt" erzählt: Ein hieſiger Chemiker hat eine Tinte erfunden, welche bei jeder Dummheit, die man mit ihr niederſchreibt, erröthet. Er hat einem Quidam, Behufs einer lobenden Erwähnung, eine Probe dieſer ſchamhaften Tinte zugeſchickt.

Im Verlage von **Graß, Barth & Comp.** in **Breslau** und **Oppeln** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutſche Anthologie
zum Erklären und Deklamiren in Schulen.

Sechſte Auflage. 40½ Bogen 8. Eleg. kart. Preis nur 1½ Rthlr.

Der Beifall, mit dem dieſe Sammlung von Gedichten ſeit ihrem Erſcheinen aufgenommen worden iſt, dient als Beweis, daß die Auswahl für die Bildung der Jugend und zur Beförderung richtiger Begriffe zweckmäßig getroffen iſt. Kurze biographiſche Nachrichten über die Dichter, ſowie Erläuterungen einzelner Wörter und mythologiſcher Gegenſtände vervollſtändigen dieſe neue Ausgabe.

Knüttell, die Dichtkunſt und ihre Gattungen.
Ihrem Weſen nach dargeſtellt und durch eine nach den Dichtungsarten geordnete **Muſterſammlung** erläutert.

36 Bogen. kl. 4. Velinp. Eleg. kart. 1½ Rthlr.

Allen Gebildeten wird es ein eben ſo angenehmes als nützliches Handbuch ſein, durch welches ſie ihre Anſichten von Poeſie und Kunſt erweitern, die Werke der Poeſie vollſtändiger würdigen, reiner genießen und richtiger beurtheilen werden. In der That dürfte ſich dieſes Buch ganz beſonders eignen, als willkommenes Geſchenk in zarte Hände überzugehen.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Thomas Morus
und
ſein berühmtes Werk
Utopia.

Aus dem Engliſchen überſetzt.
Mit bio- und bibliographiſcher Einleitung
herausgegeben
von
E. M. Oettinger.

Preis 22½ Ngr.

Hierbei ein Extra-Charivari.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 1.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Auf den wiederholten Wunſch vieler Buch- und Muſikalien-
ndler, die letzte Seite unſeres „Charivari" zum Anzeigen ihrer
erlagswerke benutzen zu dürfen, haben wir denſelben ſeit Neujahr
ne Spalte ausſchließlich eingeräumt; doch damit unſere Leſer
cht am Texte verkürzt werden, wird von jetzt an nach Ablauf
nes jeden Monats ein „Extra-Charivari" beigegeben, der
e vier Seiten, welche unſere Leſer monatlich durch das Anzeige-
att einbüßen, vollſtändig erſetzen wird.

NB. Die Inſertionsgebühren werden pro Petitzeile oder deren
aum mit 2½ Neugroſchen berechnet.

Redaction und Verlagshandlung des „Charivari".
E. M. Oettinger. Philipp Reclam jun.

Carl Gutzkow und Heinrich Laube,

gezeichnet durch ſich ſelbſt.

Darf man von den Folgen auf die Urſache ſchließen? Warum nicht?
ur ein Elender darf ſich ſeiner Vergangenheit ſchämen. Wer in dem Ent-
ickelungsgange ſeiner Ideen zu einer erhabenen Anſchauung der Dinge, zur
rkenntniß der Wurzel alles Uebels gelangt, der verdient unſere Achtung,
nn er ſtrebt mit Bewußtſein vorwärts, und ſeine unentwickelten Begriffe
lden die Stufen, auf denen er der Vervollkommnung entgegenſchreitet. Wer
doch, nachdem er mit Unwillen den Druck der Gegenwart gefühlt hat, nach-
äglich den Schranken dieſer Gegenwart mit Ergebung ſich fügt, ja, wer die
ntgegengeſetzte Meinung des früher Vertheidigten aufſtellt, der verliert die
chtung, die nur ein Charakter beanſprucht. Solcher Apoſtaten laſſen ſich
iele herzählen. Der Magen trug über ihre Ueberzeugung den Sieg davon,
der ſie haben es nie redlich gemeint: Wie jammervoll ſteht Jules Janin vor
inen Zeitgenoſſen! — Er vertheidigte zweierlei Meinungen, d. h. er hatte
lbſt keine. Aehnliches zeigen die ehemaligen Freiheitshelden: Carl Gutzkow
nd Heinrich Laube; ſie renommirten, kokettirten blos mit der Freiheit. Ihre
tzigen Ausſprüche ſtehen mit den früheren im grellſten Widerſpruche: erſtere
nd bekannt; letztere wollen wir durch folgende Stellen, die vielleicht weniger
n Gedächtniß ſind, wieder auffriſchen.

Carl Gutzkow ſchrieb in den Jahren 1832—34:

„Wir wiſſen es, daß die Ausſicht auf den ewigen Frieden in der Ausſicht auf die Republik liegt. So lange man nun freilich jenen zu den Thorheiten rechnet, wird man dieſe auch ſo nennen, aber auch ebenſo entſchuldigen.“

„Sind die Fürſten mehr als ihre Handlungen? Können ſie ihrem Volke irgend eine Weihe geben, die ſie in ihrem Leben ſelbſt nicht beſitzen?“

„Jetzt will man den Herrſchern gern das Schulgeld wieder erſtatten, will ihnen die ſaure Mühe, die ſie ſich in ihren Studien über Volksbeglückung gegeben haben, gern bezahlen. Der Thron, den ſie verlaſſen ſollen, enthält wol noch ſo viel Gold, Sammt und Seide, als zum Erſatz nöthig iſt.“

„Die Bibel lehrt, daß der letzte König kein Menſch iſt; die Thatſache, daß zum Haß, zur Rache immer zwei Perſonen gehören, beweiſt, daß der letzte Menſch kein König ſein kann. Daraus lernt man einerſeits, daß die Monarchie nicht ewig ſein wird, andrerſeits, daß die Völker nur ein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, die Herrſcher nur eines für erlittene Beleidigungen haben.“

„Aber es wird eine Zeit kommen, wo die gierige Flamme, die die Väter jetzt noch unſchädlich machen könnten, an den Kronen der geſalbten Enkel hinauflecken und ſie auf ihren Häuptern jämmerlich ſchmelzen wird.“

„Die Willenskraft muß bis zu dem Letzten im Volke wiedergeboren werden. Erſt muß ein Jeder das unbeſchränkte Gefühl ſeiner Perſon gewonnen haben und dann mag er hintreten und anfangen, was ſeines Gebot, ſeines Herzens Gelüſt ſein wird. Das Zeitalter der Revolution deutet auf eine neue Schöpfung.“

„Wir ſollen friedfertig und einträchtig neben einander leben und Rechte uns zugeſtehen, als ſeien wir Alle Brüder. Staat iſt nur Uebergangspunkt in einen andern Zuſtand, und daß dieſer glücklich iſt, muß aus der Monarchie ſich erſt die Republik, und dann aus der Republik ſich das große Philadelphia bilden.“

Heinrich Laube ſchrieb zu derſelben Zeit:

„Der Diebſtahl der Fürſten iſt immer Recht genannt worden, weil er zu groß iſt.“

„Eine friſche Republik ohne Geſchichte iſt unſer Exil, ein ausgerechnetes Leben ohne Berückſichtigung des ſich abſtufenden Organismus iſt unſer Tod.“

„Das iſt das Hauptunglück der Knechtſchaft eines Volkes, daß es die Unbefangenheit verliert, daß es Begriffe, welche ihm auszuſprechen verboten ſind, am Ende ſelbſt nicht auszudenken wagt, daß es mißtrauiſch wird.“

„Die Pfaffen halten die Bildung ebenſo auf, wie ein ſchlechter Weg das Reiſen.“

„Die Pfaffen haben noch mehr Unglück in die Welt gebracht, als die Ariſtokraten; dieſe drückten uns zu Boden, aber das Sonnenlicht konnten ſie uns nicht nehmen; jene verhüllten die Sonne mit einem ſchwarzen Tuche, worauf ſie den Kreuzestod malten.“

„Treue iſt ein Schutzmittel für ſchwache nicht ausreichende Kräfte; die Kräfte ſollen aber am Ende ſtark werden.“

„So iſt die Ehe nur ein Damm gegen den Strom der Geſelligkeit; wißt ihr auf freiere Weiſe den Strom zu leiten, ſo braucht ihr keine Dämme.“

„Die Natur iſt überſchwenglich reich, und doch ſind die meiſten Menſchen arm — es iſt auch eine Sünde, arm zu ſein. Warum verſchließt ihr die tauſend Thore des Genuſſes, die ihr öffnen könnt? Es iſt auch eine Tugend, überſchwenglich zu genießen. Verſteht ihr das ganze Treiben der Zeit, den Demokratismus, der immer höher und höher ſein leuchtendes Haupt hebt? Statt tauſend Menſchen will er Millionen beglücken — das iſt ſein Gegenſatz zum Ariſtokratismus.“

Seht dieſe ſtolzen Republikaner, und — jetzt!!!

E. Weller.

A. P.

Daß Sängerinnen Gräfinnen werden, iſt nichts Seltenes, daß aber eine Gräfin einen Sänger heirathet, dürfte nicht oft vorgekommen ſein. Die ruſſiſche Gräfin Samoilow, eine geborene Polin, hat es gethan. Nach dem Tode ihres erſten Mannes lebte ſie fortwährend im Auslande und verwendete ihr großes Vermögen zur Unterſtützung armer Künſtler, namentlich in Italien. Als ſie vierzig Jahre alt war, nahm ſie ſich vor, ſich aus der großen Welt ganz zurückzuziehen, als ſie in dem Theater einer kleinen Stadt der Lombardei einen jungen Mann, Antonin Perry, ſingen hörte, der aus einer achtbaren Familie in Bordeaux ſtammte, Medizin ſtudirte, Doktor ward, bis zu ſeinem dreißigſten Jahre dem ärztlichen Berufe oblag und da plötzlich auf den Einfall kam, zur Bühne zu gehen, da er eine nicht unangenehme Stimme beſaß. Dieſe Stimme machte auf die Gräfin Samoilow einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ſie ſich ſogleich entſchloß, die nähere Bekanntſchaft des Sängers zu ſuchen. Dies geſchah und zwei Monate ſpäter wurde die Gräfin Samoilow Frau Perry. Ihr Mann erhielt am Hochzeitstage von ihr ein Portefeuille mit Banknoten im Betrage von 50,000 Francs, ein Haus in Paris, das ohne die Meublirung eine Million Francs gekoſtet hat und eine Villa am Comer-See. Auch hat die Frau Dr. Perry von allen ihren Wagen ihr gräfliches Wappen abmachen und daſſelbe durch die einfache Chiffre A. P. erſetzen laſſen.

(Allgemeine Muſikaliſche Zeitung.)

Zapfenstreich.

Aarau. Der berühmte Verfaſſer der „Stunden der Andacht“, Heinrich Zſchokke, ſchlägt in Maltens „neueſter Weltkunde“ in dem Aufſatze: Civiliſation, Demoraliſation und Todesſtrafen, eine neue Strafe vor, von der er ſagt: „Sie muß ihm (dem Verbrecher) die Welt zum lebenslänglichen Kerker verwandeln, aus welchem keine Erlöſung mehr zu erwarten iſt, ſo wenig, als für den Todten im Grabe Wiederkunft des Lebens. Sie muß in ſeinem Herzen den letzten Hoffnungsfunken auslöſchen, der ſonſt doch noch unter Ketten und Banden im engſten Kerker fortglimmt, einſt durch Schlauheit oder Gewaltthat oder durch Reue und Begnadigung das Kleinod der Freiheit wieder zu erhalten. Ich ſpreche von der Blendung des Augenlichts, die gegen die größeren Verbrecher anzuwenden ſei. Sie ſchließt, als Strafmittel, Alles in ſich, was zittern macht: Verluſt der Freiheit, der Ehre, des Vermögens, aller beſſern Hoffnungen. Sie iſt ein Todeszuſtand mitten im Leben.“ (Wir begreifen nicht, wie ein ſo ſittenreiner, religiöſer und philanthropiſcher Schriftſteller, wie Heinrich Zſchokke iſt, auf den Einfall gerathen kann, eine ſo raffinirt-grauſame, eine mehr als barbariſche Strafe in Vorſchlag zu bringen; wir können dies um ſo weniger begreifen, da dieſer unmenſchliche Vorſchlag nicht einmal original, ſondern viel früher der wüſten Fantaſie des Verfaſſers der „Geheimniſſe von Paris“ entſprungen iſt. Ein Mann wie Zſchokke ſollte mehr Achtung vor ſich ſelbſt haben und ſich ſchämen, ein Nachbeter Eugen Sue's zu ſein!)

Frankfurt. Man will wiſſen, daß mit Ablauf der den Karlsbader Beſchlüſſen bewilligten Friſt ein Preßgeſetz von Seiten des Bundes in Anregung gebracht werden wird. Mit einem ſolchen würde ſich allerdings keine Cenſur vertragen. So leicht nun auch die Aufhebung derſelben ſein würde, ſo ſchwer möchte es doch werden, die Juſtiz in Betreff der Preſſe gleichmäßig in allen Bundesſtaaten zu ordnen, um ſo mehr, da dieſe Juſtiz raſch ſein müßte. Jedenfalls hat man nach Ablauf jener Friſt einen Bundesbeſchluß Betreffs der Preßangelegenheiten zu erwarten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In einem alten franzöſiſchen Volksliede heißt es zum Lobe Heinrichs IV.:

„Vive Henri quatre,
Vive le roi vaillant,
Ce Diable à quatre
A le triple talent
De boire et de battre
Et d'être un vert galant“.

Zur damaligen Zeit waren Trinken und Schlagen die zwei Hauptrequiſiten des galanten Ritterthums.

— Im britiſchen Muſeum zu London wird eine von dem berühmten Simon geſtochene Denkmünze gezeigt, die, zu Ehren Oliver Cromwells geprägt, den Protektor darſtellt, wie ſein Kopf im Schooße der Britannia ruht; der hintere Theil ſeines Körpers iſt nackt. Der ſpaniſche Geſandte bückt ſich, um dieſen unausſprechlichen Theil zu küſſen; der franzöſiſche Geſandte hält ihn davon zurück mit den Worten: »Retire-toi, l'honneur appartient au roi de France et de Navarre.«

— Einer der größten Säufer ſeiner Zeit war der nicht unberühmte Portraitmaler Alexis Grimoux (geb. 1680 zu Romont im Canton Freiburg in der Schweiz). Er hatte während der Arbeit ſtets einige Flaſchen Burgunder neben ſich, die er unterdeſſen ausleerte. Er ſtarb, mit dem Glaſe in der Hand, 1740 zu Paris.

— Die Kaiſerſtadt Wien beſaß noch vor zwanzig Jahren einen Fiaker, der kein größeres Vergnügen kannte, als beliebte Schauſpieler herumzukutſchiren, deren Namen er dann mit einem Feuerſteine in die Fenſter ſeines Wagens einzukratzen pflegte. Man las da die Namen Ignaz Schuſter, Ferdinand Raimund, Korntheuer, Thereſe Krones u. ſ. w. Dieſer Fiaker hieß Joſeph Herzog und hatte wegen ſeines Schnellfahrens den Spitznamen der „Unbändige“ erhalten; Andere hießen ihn „den Fiaker mit dem gläſernen Stammbuche“. Er ſtand gewöhnlich am rothen Thurme oder in der Jägerzeile, in der Nähe des Leopoldſtädter Theaters. Wenn er ſtillſtehen mußte, pflegte er Wiener Poſſen von Henſler, Huber, Perinet, Hafner, Bäuerle, Gleich oder Meisl zu leſen.

— In Südamerika wächſt ein Baum, deſſen Frucht einen roaſtbeef-ähnlichen Geſchmack hat, und an den Küſten Northumberlands findet man eine Pflanze, Lithospermum, auch Stechammeria genannt, deren Blätter einen den Auſtern gleichkommenden Geſchmack haben. Das Geisblatt (Lonicera caprifolium) riecht wie eine Bratwurſt und der chineſiſche Hammerſtrauch (Cestrum Parqui) wie Kalbfleiſch. Den allerhäßlichſten Geruch athmen die geriebenen Blätter des ſtinkenden Gänſefuß (Chenopodium vulvaria).

— Der „alte Teufel“ hieß einſt das Aushängeſchild einer Londoner Taverne, in welcher ſich ein Klubb unter dem Vorſitze Ben Johnſons verſammelte. Dieſer poetiſche Klubb gab dann Veranlaſſung, den Namen der Taverne in „Apollo“ umzutaufen.

Treffer und Nieten.

• Einen der kürzeſten und kräftigſten Neujahrswünſche hat Vater Göthe gedichtet. Er lautet:

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

• Ein bekannter Kritiker erbat ſich einſt von der berühmten Tänzerin Fanny Elßler einen ihrer Schuhe zum Andenken. Sie gewährte dieſe Bitte und füllte das Souvenir mit Dukaten aus. Da konnte ſich der Kritiker nicht enthalten, wehmuthsvoll auszurufen: »O Fanny, warum iſt Dein Fuß ſo klein!« (Mode.)

• Börne ſagt: Jeder Dichter, und ſchlotterte ihm auch nur eine Saite auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen.

• Am Schluſſe eines verantwortlichen Berichts machte der Abſchreiber den unverantwortlichen Schreibfehler: „die unterzeichnete Behörde hat nichts mehr hinzuzulügen.“

• Nach Shelley iſt die Angel eine lange Ruthe, an deren einem Ende ein Wurm und am andern ein Tagedieb hängt.

N°. 175. Leipzig, 5. Februar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Pope und Parnell.

Geſchichtliche Anekdote von Benedikt Gallet.

I.

— Ihr Herren Dichter wißt Gefühle zu malen, die Ihr gar nicht empfindet.

Dieſen Vorwurf machte eine junge, ſchöne Schauſpielerin zwei Männern, die ihr in Verſen und Proſa Weihrauch geſtreut hatten.

— Euer Vorwurf, grauſame Anna, iſt ungerecht, ſagte Alexander Pope. Meine Feder iſt minder glühend als mein Herz, und wenn ich in Wahrheit Liebe für Euch fühle, ſo iſt es Eure Schönheit, die mir dies Gefühl eingeflößt hat. Thomas Parnell, ſagte er, auf den Andern weiſend, iſt mein Nebenbuhler. Ihr kennt ihn; Ihr kennt mich, Miß Anna. Ein armſeliger Poet, tragen mir meine Verſe weit weniger Guineen als Lobeserhebungen ein. Ein kleines Haus in Twikenham und ein klein wenig Ruhm iſt Alles, was ich Euch zu bieten vermag. Mein neidenswerther Freund iſt Pfarrer von Finglaß und Archidiaconus von Clogher. Wir geizen Beide um die Ehre, Euch zu heirathen; wählt, ſchöne Miß, wer von uns Beiden ſoll der Glückliche ſein?

Ein nur mit Mühe unterdrücktes Gefühl ſtolzer Freude umſtrahlte die Züge der ehrgeizigen Schauſpielerin, denn wie groß auch unter der Ariſtokratie Englands die Zahl ihrer Anbeter war, noch Keiner von Allen hatte bis jetzt daran gedacht, ſein Schickſal an das ihrige zu knüpfen. Eine arme Waiſe von unbekannter Familie, hatte Anna ihre Jugend in trauriger Unabhängigkeit verlebt. Ein günſtiger Zufall hatte ihr die theatraliſche Laufbahn geöffnet; doch glänzte ſie auf der Bühne mehr durch die Macht ihrer Schönheit, als durch ihr Talent, das — ſie wußte es — ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erhob. Sie geſtand ſich, daß ſie, eines Tages ihre Schönheit einbüßend, ins Elend zurückſinken werde, und war daher klug genug, in der Jugend ans Alter zu denken.

Nachdem ſie einen Augenblick überlegt hatte, wandte ſie ſich an Parnell mit der Frage:

— Was können Sie mir bieten, um mich glücklich zu machen?

— Schloß, Equipage, Schmuck, all' jene Gaben, worauf das Glück und der Stolz der Frauen beruht.

— Das Alles habe ich, erwiderte die Künſtlerin mit wegwerfendem Lächeln. Und Ihr, Herr Pope, was vermögt Ihr mir zu bieten?

— Nichts als Unſterblichkeit, erwiderte der Dichter des „Lockenraubes“.

— Im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben, das, Herr Pope, war von jeher einer meiner ſchönſten, einer meiner ſtolzeſten Träume, antwortete die Schauſpielerin mit verklärter Miene. Hier meine Hand, rief ſie aus und erklärte Pope für ihren Bräutigam.

II.

Begleitet mich durch die Straßen der City zu einer Taverne, die, „Klubb des Scriblerus“ genannt, zur Zeit der Königin Anna in ganz London nicht minder berühmt, als das Wirthhaus „Sirene“ zur Zeit der Königin Eliſabeth und des großen Shakeſpeare geweſen war.

Rings um die große Marmortafel, welche die Mitte des Saales einnimmt, finden wir die größten Dichter und Schriftſteller Londons: Joſeph Addiſon, den eben ſo gefürchteten als geachteten Herausgeber des „Spectator“; den gefeierten Schauſpieldichter William Congrève, den Verfaſſer des „Old Bachelor“ und vieler andern von ganz England mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommenen Theaterſtücke; den Schottländer John Arbuthnot, den tüchtigen Leibarzt der Königin Anna; Jonathan Swift, den größten aller Satiriker, Englands Rabelais, mit dem Dr. Arbuthnot die „Memoirs of Martinus Scriblerus“ herausgab; Thomas Gray, den engliſchen Pindar, den ausgezeichneten Dichter der in faſt alle Sprachen Europa's überſetzten „Dorfkirchhofs-Elegie“; William King, den didaktiſchen Poeten, gleich berühmt durch ſein komiſches Lehrgedicht „die Kochkunſt“ (Art of cookery), wie durch ſeine „Kunſt zu lieben“ (Art of love) und jenen Thomas Parnell, weltbekannt durch ſeine ewig heitere Laune und durch ſein rieſiges, in England ſprichwörtlich gewordenes Gedächtniß; an der Spitze dieſer Tafelrunde erblicken wir Alexander Pope, in dem all' jene Notabilitäten der Literatur ihren König Artus verehren.

Pope aber war klein und etwas buckelig, eine Geſtalt, die man mit großer Aufmerkſamkeit betrachten mußte, um in dieſer gebrechlichen Hülle dieſen großen mächtigen Genius herauszufinden. Seine feine Lippe, ſein beißendes Lächeln, ſeine ſtechenden Augen verriethen eine eiferſüchtige Reizbarkeit, eine mißtrauiſche Eitelkeit, und der ärgerliche Ausdruck, der ſich in ſeinen Mienen malte, wenn Addiſon irgend einen tiefen Gedanken oder Swift einen treffenden Witz ausſprach, bewies, daß ſeine Oberherrſchaft über dieſe Geiſter ihm nicht ſo ſicher ſchien, daß er nicht, früher oder ſpäter, ſeine Abſetzung und Entthronung befürchten mußte.

Nach ſeiner Gewohnheit hatte der König der Tafelrunde ſeine literariſchen Vaſallen um ſich verſammelt, um ihnen ſein neueſtes Werk der „Lockenraub“ als Manuſcript vorzuleſen und das Urtheil dieſer Jury zu erfahren.

Nachdem er die Vorleſung vollendet hatte, wandte er ſich an Swift, dem er vor Allen am meiſten zugethan war, und befragte ihn um ſeine Meinung.

— Es iſt ein köſtliches Werk, erwiderte der Herausgeber des „Examinator“.

Parnell, der unterdeſſen auf- und abgegangen war und nur mit halbem Ohre zugehört hatte, ſagte mit wegwerfendem Tone:

— Kupfer glänzt häufig wie Gold! So trägt auch dann und wann ein Plagiat das blendende Colorit einer Originalſchöpfung.

— Hochwürdiger Herr, was willſt Du damit ſagen? fragte Pope, der zwei durchbohrende Blicke auf den Pfarrer von Finglaß warf.

— Ich will damit geſagt haben, daß Dein „Lockenraub“, großer, unſterblicher Pope, nichts weniger, aber auch nichts mehr als die ſklaviſche Nachahmung eines uralten Gedichtes iſt.

Pope zuckte verächtlich die Achſel und erwiderte mit gereiztem Tone:

— Deine Eiferſucht, hochwürdiger Herr, verleitet Dich zu ſehr abgeſchmackter Behauptung. Wen willſt Du glauben machen, daß Alexander Pope ein Nachahmer, ein Plagiator iſt?

— Wie aber, großer Mann, wenn ich Beweiſe habe ...?

— Dann zeige ſie!

— Hier ſind ſie! rief der Archidiaconus von Clogher und zog aus ſeiner Bruſttaſche ein altes vergilbtes Pergamentblatt, auf dem in mittelalterlichem Mönchslatein ungefähr vierzig Verſe ſtanden, die er augenblicklich überſetzte und worin jeder der Anweſenden die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Schilderung der Toilette, welche Pope in ſeinem „Lockenraube“ entworfen hatte, erkennen mußte.

Ein Gemurmel allgemeinen Erſtaunens ließ ſich jetzt im Kreiſe der Zuhörer vernehmen, die über die Beſtürzung ihres Nebenbuhlers, deſſen Oberherrſchaft ſie nur ungern ertrugen, höchlich entzückt waren.

Der arme Pope! Da half kein Verſichern, kein Betheuern, kein Widerlegen! Alle waren einſtimmig der Meinung, es ſei durchaus unmöglich, daß der Gedanke und die Ausdrucksweiſe zweier Dichter jemals ſo übereinſtimmend ſein können, wie in jenen vierzig Verſen, die ſie ſoeben gehört und gewiſſenhaft mit einander verglichen hatten. Pope war nun einſtimmig des Plagiats überführt. Er, nur er erkannte das Unwahre und Lügenhafte dieſer Anklage, die um ſo drückender für ihn war, da er nicht die Ungerechtigkeit derſelben beweiſen konnte.

Entrüſtet griff er nach ſeinem Hute und verließ den Klubb, empört über die Schadenfreude ſeiner Mitbrüder, die ſeiner Betheuerung keinen Glauben geſchenkt hatten. Einen Augenblick beſchäftigte ſich ſein tiefgekränkter Ehrgeiz mit blutigen Mordgedanken; der heftigen Wuth folgte bald eine tiefe Schwermuth: er that das Gelübde, nicht eher wieder zu ſchreiben, bis ſein mit gutem Gewiſſen erworbener und durch Parnells liebloſe Verleumdung plötzlich vernichteter Ruf glänzend hergeſtellt ſei.

III.

Die erſten Strahlen einer heitern Juliſonne vergoldeten die Schieferdächer des Dorfes Twickenham.

In der Kapelle der kleinen Kirche dieſes Dorfes waren Miß Anna und Pope, mehrere Geiſtliche und Zeugen der bald beginnenden Trauung verſammelt. In den Zügen des berühmten Dichters ſpiegelten ſich eine unwillkürliche Unruhe, eine ſchlecht verhehlte Aufregung. In dem Augenblick, wo die ſehnlichſt erwartete, die längſt herbeigewünſchte Trauung vor ſich gehen ſollte, erſchien Pope ſchweigſam, niedergeſchlagen und traurig, denn das Glück des Geliebten war nicht im Stande, die Wunde des Dichters zu vernarben.

Unterdeſſen war hinter einem der Pfeiler der Kirche Sir Thomas Parnell erſchienen. Er prüfte die verſchiedenen Mitſpieler dieſer Scene und ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob er den vorher gefaßten Entſchluß ausführen oder aufgeben ſolle. Bald aber war er wieder mit ſich einig; er näherte ſich ſeinem Nebenbuhler, zog ihn haſtig bei Seite und ſagte zu ihm mit lautloſer Stimme:

— Ich habe Deinen Ruf getödtet, doch kann ich ihn Dir wiedergeben …

Pope durchbohrte ihn mit finſterm Blick; der Ausdruck des tiefſten Zornes, der aus ſeinen Augen blitzte, machte bald einem halbbittern Lächeln Platz.

— Du kannſt das, ſagſt Du? Aber willſt Du's denn auch? Habt Ihr nicht Alle Euren Vortheil dabei, mich herabzuſtoßen von jenem Piedeſtal, auf das ich mich ohne andere Stütze als meine Feder emporgeſchwungen? Da Ihr ſo viele Gründe habt, mir zu ſchaden, wie kann ich erwarten, daß Einer unter Euch ſo gerecht ſein will, mir das zurückzuerſtatten, was man mir freventlich geraubt hat?

— Weg mit dieſen eitlen Worten, weg mit dieſen unnützen Vorwürfen, erwiderte Parnell. Höre mich an, Pope. Ich bin gekommen, um Dir einen Tauſch vorzuſchlagen. Du biſt Herr Deines Willens und kannſt dieſen Tauſch ganz nach Deinem Gutdünken annehmen oder zurückweiſen. Entſchließe Dich raſch, ob Du lieber Deinem Rufe oder Annens Hand entſagen willſt? Fühlſt Du Dich ſtark genug, das Letztere zu thun, ſo ſoll Dein Ruf wieder hergeſtellt ſein; morgen will ich es in allen Zeitungen beweiſen, daß Du der einzige Autor des „Lockenraubes", daß Du kein Plagiator biſt. Nun, Pope, was von Beiden willſt Du?

Der Dichter kämpfte lange in peinlicher Unentſchloſſenheit; er betrachtete ſeine reizende Braut, doppelt reizend in dem halbdurchſichtigen, ſinneblendenden Hochzeitskleide; er gedachte der trunkenen Wonnen der Liebe, die er in ſeinem Gedichte ſo bewundernswürdig ſchön geſchildert hatte und die er bald nun ſelber koſten ſollte; dann aber warf er einen unbeſchreiblich wehmüthigen Blick auf ſeine eigene Geſtalt; er dachte, daß er häßlich, buckelig und gebrechlich ſei und daß ſein Geiſt allein dieſes junge, ſchöne, frivole Weib nicht entſchädigen könne für Alles, was ſein Körper ihr zu wünſchen übrig laſſe; er ſah in der nächſten Zukunft die trüben Gewitterwolken einer an Jahren ungleichen Ehe; er ahnte im Voraus das Mißtrauen und die Eiferſucht, die ſich früher oder ſpäter ſeiner, die Unzufriedenheit und Reue, die ſich ihrer bemächtigen würden; das Alles erwog er bald mit ſo kaltem Blute, daß der Gedanke an ſeinen Ruhm, der ſeinen alten Glanz zurückerhalten ſollte, ſtärker als ſeine Liebe war.

— Madame, ſagte er zur beſtürzten Braut; ich bin häßlich und Ihr ſeid ſchön; Ihr ſeid jung und ich bin alt; Ihr ſeid blühend geſund und ich bin welk und krank. Mein Ruf hat Euch geblendet und verführt; aber dies Blendwerk iſt nicht von langer Dauer; ohne Liebe an mich verheirathet, ohne Neigung an mich gefeſſelt, würdet Ihr unglücklich; fortgeriſſen durch eine andere Liebe, würdet Ihr ſtrafbar und, was noch mehr als das, verachtungswürdig ſein. Anna, gebt mir mein Wort zurück, wie ich Euch jetzt das Eure zurückgebe.

Miß Anna ſank bewußtlos zu Boden. Ob dieſe Ohnmacht wahr oder nur erkünſtelt geweſen ſei, davon ſchweigt das Buch, dem wir dieſe Anekdote nacherzählen.

IV.

Am Abende des folgenden Tages war der Scriblerus-Klubb mehr als je überfüllt von Journaliſten, Schriftſtellern, Dichtern, Geſchichtsſchreibern und Gelehrten aller Fakultäten, angelockt durch den Reiz der Neugier.

Da trat der Pfarrer von Finglaß, der Archidiaconus von Clogher, Thomas Parnell, der Nebenbuhler Pope's, in den Saal und in demſelben Augenblick waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet.

— Meine Herren, ſagte er, ſein Haupt entblößend, ich komme, um einem grauſamen Scherze ſchleunig ein Ende zu machen. Pope iſt ein Genie und Niemand unter uns wird den Muth haben, ihm ernſtlich die Vaterſchaft ſeiner Werke zu beſtreiten. Was ſein letztes Gedicht, den unvergleichlich ſchönen „Lockenraub“, betrifft, ſo habe ich zu Pope's Rechtfertigung weiter nichts als das zu ſagen: hinter einer Thür verſteckt hatte ich das Gedicht — früher als Ihr Alle — von ihm laut vorleſen gehört; mein Gedächtniß, das mich, wie Ihr wißt, noch nie in Stich gelaſſen, hatte ſich die Beſchreibung der Toilette Wort für Wort eingeprägt; ſpäter habe ich Alles, was ich ihm abgelauſcht, in lateiniſche Verſe überſetzt, um ſeiner Eitelkeit einen Streich zu ſpielen, den ſein edles Herz mir hoffentlich verzeihen wird.

Dieſe Erklärung genügte Allen, die ſich erinnerten, daß Parnell, mit überraſchendem Gedächtniß begabt, in einer Nacht das ganze dritte Buch von Homers Iliade auswendig gelernt hatte. Der Scriblerus-Klubb und Pope, der nun die Auflöſung jenes ihm Anfangs ganz unerklärlichen Räthſels beſaß, näherte ſich dem Archidiaconus, drückte ihm mit ungeheuchelter Herzlichkeit die Hand und gab ihm das Verſprechen, daß Alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, vergeſſen und vergeben ſei.

— Wirſt Du heirathen? fragte ſein Nebenbuhler.

— Nein, antwortete Pope; ich werde mir mein Neſt auf einem über den Wogen der menſchlichen Leidenſchaften erhabenen Felſen bauen. Die Einſamkeit iſt günſtig den Betrachtungen des Poeten und die Muſen ſind ſo keuſche Freundinnen, daß ich der Hoffnung leben darf, ſie werden dem armen, häßlichen Pope niemals untreu werden.

V.

Ruhe ſanft, mein armer, guter Pope! Die Muſen ſind Dir treu geblieben, aber Dein Vaterland iſt Dir, wie Anna dem Archidiaconus von Clogher, leider nur zu früh untreu geworden.

Ein treuer Diener.

An einer einſamen Stelle des Kirchhofs Montmartre zu Paris erblickt man ein einfaches Monument, von Cypreſſen und duftenden Blüthenſtauden umgeben, welche ſeit länger als dreißig Jahren von einer und derſelben Hand gepflegt worden waren. Ein alter Invalide beſuchte dies Grabmal, beſchnitt die Pflanzen und Bäume und erhielt ſie in gutem Zuſtande. Auf der Urne des Denkmals lieſt man die Worte: „Für Sophie Arnould von ihrem vielgeliebten Sohne“.

Dieſe berühmte Frau*) hatte drei Kinder gehabt. Ihr jüngſter Sohn, Conſtant Dioville de Brancas, war als Volontair in die Armee der Republik eingetreten und in wenigen Jahren bis zum Obriſten eines Küraſſierregiments emporgeſtiegen.

In Sophiens Haushalte befand ſich unter andern Dienern auch ein Portier, Namens Pierre Guérard. Als ſie im Jahre 1790, von manchem Mißgeſchick heimgeſucht, ihr Hôtel verkaufen mußte, wurde Guérard ihr Kutſcher. Bald darauf mußte Madame Arnould auch ihre Equipage verkaufen, und weil ſie den treuen Guérard nicht mehr zu beſchäftigen wußte, ließ auch er ſich in die Reihen der republikaniſchen Armeen aufnehmen und bekam bald, durch die Fürſprache ſeiner Beſchützerin, Dienſte in demſelben Regimente, in welchem ihr Sohn ſtand. Obgleich ſie ſelbſt nur auf eine kleine Penſion angewieſen war, überhäufte ſie dennoch ihren treuen Diener mit Wohlwollen bis zu ihrem Tode, der im Jahre 1803 erfolgte.

Sechs Jahre ſpäter wurde der tapfere Obriſt Brancas in der Schlacht von Wagram durch eine Kugel tödtlich verwundet; er ſtarb nach einigen Stunden in den Armen des ehrlichen Guérard. Sterbend befahl er dem treuen Diener, ſein Herz nach Paris zu ſchaffen und in die Gruft ſenken zu laſſen, welche er für ſeine noch im Tode hochverehrte Mutter hatte bereiten laſſen. Guérard erfüllte, nach dem Hinſcheiden des Obriſten, pünktlich deſſen Auftrag. Auf der Rückkehr nach Paris riß ihm eine Kanonenkugel ein Bein fort und Guérard wurde den Invaliden zugeſellt.

Seit jener Zeit hatte ſich der treue Guérard am erſten jeden Monats zu dem Denkmale ſeiner Wohlthäterin verfügt, die Bäume und Stauden gepflanzt und an den Sterbetagen Sophiens und ihres Sohnes Conſtant an ihrem Grabe gebetet und Kränze von Immortellen darauf niedergelegt.

Am erſten December des verfloſſenen Jahres war der alte Invalide, zum erſten Male ſeit ſeiner Rückkehr nach Paris, ausgeblieben; drei Tage früher hatte der Todesengel ihn mit Sophie Arnould und ihrem Sohne vereint.

---

*) Das Leben dieſer gefeierten Künſtlerin hat mir Stoff zu einer Novelle gegeben, die im „Narrenalmanach für 1846“ abgedruckt iſt.

E. M. O.

Reminiscenzen.

Von L. Horwitz.

— Eine uralte Schrift mit dem Titel „Mulieres non sunt homines“ (Weiber ſind keine Menſchen) veröffentlichte Valens Acidalius, der Medizin und Philoſophie Doctor (Hanau 1525). Sie zog ihm, obgleich nur ſcherzhaft gemeint und von ihm ſelbſt nicht verfaßt, gleichwohl ſo viel Verdrießlichkeiten zu, daß er ſich darüber ein hitziges Fieber zuzog und ſtarb.

— Für Ludwigs XI. letzte Krankheit — ſie währte acht Monate und endete mit dem Tode des Königs (29. Auguſt 1483) — ließ ſich der Pariſer Arzt Jakob Coctier die Summe von 98.000 Ecusd'ors (ungefähr 61.250 Thaler preuß. Cour.) auszahlen, nachdem er ſich kurz vor deſſen Tode von ihm zum Präſidenten der Rechnungskammer und Schloßhauptmann, ſeinen Neffen aber zum Biſchof von Amiens hatte befördern laſſen.

— Papſt Leo X. ertheilte im Jahre 1519 der Univerſität Leipzig unter mehreren andern Privilegien auch jenes, daß ihre Studirenden an den ſonſt gewöhnlichen Faſttagen *Eier* und *Milchſpeiſen* genießen durften.

— M. Chriſtoph Preibiſius (aus Sprottau in Schleſien), früher Arzt, dann Profeſſor der Rechte, war der erſte Rektor der Univerſität Leipzig, der während ſeines Rektorat-Jahres (im März 1654) mit Tode abging. Man ſetzte ihm daher die Inſchrift aufs Grab: „Primus docuit, Rectores quoque Lipsienses mortales esse“ (Er bewies es zuerſt, daß auch die Leipziger Rektoren ſterblich ſind).

— Die Frage: „Ob ein Weiſer heirathen müſſe?“ beantwortete Joh. Chr. Meyer, der Theologie Doctor, in einer dieſen Punkt erklärenden Schrift (Lemgo 1754) mit *Nein*; wogegen ein älterer Arzt ſeinen Brüdern in Aeskulap die Ehe in ſeiner „Dissertatio de coelibatu medicis fugiendo“ nicht angelegentlich genug empfehlen kann. Die Richtigkeit der Behauptung des Erſtern wäre eben keine Schmeichelei für die Letztern.

— Es hat Jemand, der wahrſcheinlich nichts Beſſeres zu thun gehabt, ausgerechnet, daß Homers „Ilias“ 15.691, die „Odyſſee“ 12.117 Verſe enthalte.

— Die Holländer behaupten bekanntlich, daß Franz Coſter (1440) zu Harlem die Buchdruckerkunſt erfunden habe. Auf dem dortigen Rathhauſe befindet ſich deſſen marmornes Standbild und das angeblich zuerſt gedruckte Buch: „Speculum humanae salvationis“ (Spiegel der menſchlichen Erlöſung) mit vielen Figuren. Daſſelbe liegt, in ſeidenes Zeug eingehüllt, in einem koſtbaren Fäßchen, zu welchem mehrere Rathsherren die Schlüſſel haben.

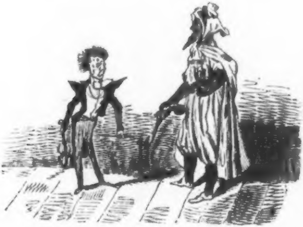
— Papſt Alexander VI. creirte auch Länderbeſitzer in partibus. Er zog zu dem Ende über einen Globus eine Linie von Nord nach Süd, und ſprach alle öſtlich derſelben liegenden Länder der Krone Portugal, die weſtlichen der Krone Kaſtilien zu. Das „divide et impera“ ſcheint demnach ſchon ein älteres Kabinets-Motto zu ſein.

— Fourier läßt in ſeinem „Phalanſtère“ die Küche von *Zwergen* beſorgen.

Abd-el-Kader und ſein Tanzmeiſter.

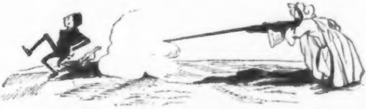
(Unter den geſangenen Franzoſen befindet ſich ein Tanzmeiſter.)

Der Fürſt der Wüſte, der zum 67ſten Male gänzlich vernichtete Abd-el-Kader, läßt den kleinen Kerl vor ſich rufen und ſagt ihm:



»Ich laſſe Dir fünf Minuten Zeit, mir die Polka einzuſtudiren.«

Dem Tanzmeiſter ſtehen die Haare zu Berge. Vier Minuten ſind verfloſſen. Abd-el-Kader kann noch immer nicht polken. Zum Glück wird er abgerufen. — »Warte, Kameel,« ſagt der Emir und entfernt ſich.



Der Tanzmeiſter, der vor Schreck ganz zuſammengeſchrumpft iſt, ergreift die Flucht, wird aber von Abd-el-Kitz, einem Feldwaibel Abd-el-Kaders, vermittelſt einer Vogelflinte in einen Theil des Körpers getroffen, der auch bei Tanzmeiſtern höchſt empfindlich iſt.

Schweizer Kuhreigen-Lied.

Süße Heimath, Deine Berge
Seh' ich wieder, Deine Höh'n,
Deiner Alpen grüne Matten,
Deine Thäler lenzesſchön,
Deine Seen, Deine Gletſcher
Goldumſäumt im roſ'gen Licht,
Wo des Sturzbachs wilde Welle
Schäumend ſich am Felſen bricht.

(Kuhreigen und Glockengeläute der Heerden.)

Wie ſo traut mit heimlichem Locken
Des Alphorns Klang von den Bergen ruft;
Wie ſo leiſ' der Heerden harmoniſche Glocken
Erklingen im Säuſeln der Morgenluft.
Ach, bei dieſen Zaubertönen
Hebt ſich jedes Schweizers Bruſt,
Es faßt das Herz ein unendliches Sehnen,
Tiefer Schmerz und ſel'ge Luſt.
Wo die ſüßen Laute klingen,
Nach den Bergen möcht' es zieh'n,
Schweben auf der Töne Schwingen
Nach der lieben Heimath hin.

Julius Otto*).

Zapfenſtreich.

Algier. Unter den Abonnenten des „Journal des Débats" ſoll ſich auch der Erzfeind der Franzoſen, Herr von Abd-el-Kader, befinden. Der Emir, ſagt man, laſſe ſich ſehr fleißig aus den voluminöſen Spalten des franzöſiſchen Regierungsorgans überſetzen und höre vor Allem das geiſtreiche Geplauder des kleinen J. J. (Jules Janin) gern.

Athen. C. A. Simos, der ſein Talent als Schriftſteller ſchon durch Herausgabe einiger nicht unverdienſtlichen Werke beurkundet hat, läßt eine „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution" in franzöſiſcher Sprache erſcheinen. Das ganze Werk, fünfzig Bogen ſtark, wird in zwei Bänden ausgegeben werden.

Berlin. Bei der diesjährigen Feier des Krönungs- und Ordensfeſtes (am 18. Jan.) hat wieder eine Ordensvertheilung en masse ſtattgefunden; 8 haben den rothen Adler-Orden erſter Klaſſe erhalten (der Bekannteſte darunter iſt der geheime Staats- und Kabinets-Miniſter Freiherr von Canitz); 11 erhielten den Stern zum rothen Adler-Orden zweiter Klaſſe mit Eichenlaub (darunter der Juſtizminiſter Uhden und Graf von Redern, General-Intendant der Hofmuſik); 21 den rothen Adler-Orden zweiter Klaſſe mit Eichenlaub (darunter Profeſſor Dr. Schönlein); 71 den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe mit der Schleife (darunter, der erſte Küchenmeiſter Eckert und der Ober-Bibliothekar Pertz, die Profeſſoren Jakob Grimm und von der Hagen und der Geheime Hofrath Dr. Nürnberger); 6 den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe mit der Schleife (darunter Dr. Großmann, Superintendent in Leipzig, und L. von Klenze, Hofbau-Intendant zu München); zahllos iſt die Reihe der neucreirten Ritter vierter Klaſſe; unter dieſen befindet ſich auch Herr von Küſtner, Intendant der königlichen Schauſpiele.

∴ Der junge Menſch, welcher ſich vor längerer Zeit der Anzündung des hieſigen Opernhauſes und eines Mordes angeklagt, dann ſeine Angaben widerrufen und ſie endlich noch ein Mal vorgebracht hatte, iſt jetzt den Ergebniſſen der Unterſuchung gemäß freigelaſſen, jedoch wegen muthwilliger Täuſchung der Behörden zu einer körperlichen Züchtigung (vierzig Hiebe) verurtheilt worden. (Körperliche Züchtigung alſo auch in Preußen noch!!!)

---

*) Siehe Zapfenſtreich Seite 2795, Rubrik Leipzig.

∴ Der zehnte Jahrgang des von dem Souffleur des königlichen Theaters, Herrn Wolff, herausgegebenen „Almanachs für Freunde der Schauſpielkunſt“ (auf 1845) enthält, namentlich in dem biographiſchen Theile, eine Menge intereſſanter Notizen, welche nicht allein für die Geſchichte des Theaters, ſondern auch für die der allgemeinen höhern Bildung von Bedeutſamkeit ſind. Auf die herkömmliche Statiſtik des hieſigen königlichen Theaters, das Verzeichniß der daſelbſt aufgeführten Stücke, der Gaſtrollen, den Abdruck der Feſtreden u. ſ. w. folgt eine Reihe von Nekrologen, unter denen der des Juſtitiarius Fr. Schulz (des ſogenannten Theater-Schulz), von Adami, für die allgemeine Theatergeſchichte eine eigenthümliche Bedeutſamkeit hat.

∴ Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ erklärt die von vielen Blättern gebrachte Nachricht vom Bau eines zweiten Opernhauſes in Berlin für ungegründet. Es wird kein ſolcher Bau beabſichtigt.

∴ Von Otto Thieſen iſt zur Darſtellung auf unſerm Hoftheater eine Operette angenommen, deren Text einer Zſchokke'ſchen Novelle entlehnt iſt.

∴ Fräulein Edwina Viereck, die als Gaſtin auf der hieſigen Hofbühne durchaus nicht gefallen hat, iſt trotzdem, auf ſehr hohen Befehl, mit 1800 Thalern vorläufig auf drei Jahre engagirt worden.

∴ Die hieſigen Spitzbuben ſind außer ſich über das neue Gefängniß, in dem man ihnen nach dem pennſylvaniſchen Syſteme die Freiheit der Rede entziehen will.

Bonn. Die Studenten haben dem Profeſſor Dahlmann einen glänzenden Fackelzug gebracht, weil Dahlmann den Ruf, der ihm von der Univerſität Tübingen geworden iſt, abgelehnt hat.

Breslau. Unſer Fürſtbiſchof, Freiherr von Diepenbrok, hat ſeinen Geiſtlichen vorgeſchrieben, ſich nur ſolche Wirthſchafterinnen halten zu dürfen, die über fünfzig Jahre alt ſind, um die Ehre des Cölibats vor allen Verunglimpfungen des Leumunds zu ſchützen. (Mancher hochwürdige Herr ſoll mit dieſer neuen Maßregel durchaus nicht einverſtanden ſein.)

Brüſſel. Es heißt, der Jeſuiten-Orden wolle eine eigene Univerſität in Namur gründen. (Unglückliches Namur!)

∴ Wir haben jetzt jeden Abend Theatervorſtellungen in flämiſcher Sprache. Sie gehen von einem Vereine aus, deſſen Tendenz hier vielen Anklang findet.

Colmar. Herr Wolf, ein ehemaliger Parteigänger-Chef, der bei der Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba auf ſeine Koſten mehrere Freicorps equipirt hatte, iſt hier in einem Alter von 86 Jahren geſtorben.

Conſtantinopel. Reſchid Paſcha, der neue Miniſter-Präſident, hat einen Ferman publiciren laſſen, nach welchen allen öffentlichen Beamteten aufs ſtrengſte verboten wird, Geſchenke anzunehmen, um ſich beſtechen zu laſſen. (Ob's wohl auch außerhalb der Türkei Staatsdiener giebt, die ſich beſtechen laſſen?)

Dresden. Der „Abendzeitung“ wird aus Grätz gemeldet: »Der am 3. December vorigen Jahres verſammelte Ausſchuß des Leſevereins am Joanneum, welcher die gediegenſten Journale Deutſchlands hält, hat auf polizeilichen Befehl beſchließen müſſen, die in den öſterreichiſchen Staaten ſtreng verbotenen Blätter, als „Abendzeitung“, „Grenzboten“, „Charivari“, nicht ſo ſeh. unter das Publikum zu verbreiten und von nun an nur an Perſonen, welche in Grätz wohnen, und die vorerſt der Polizeibehörde angegeben werden müſſen, auszugeben und die frühere Verſendung dieſer Zeitſchriften in die Provinzen künftig zu unterlaſſen.« *).

∴ Herr Guſtav Räder, der Verfaſſer des „Weltumſeglers wider Willen“ und des „arteſiſchen Brunnens“, hat einen neuen derartigen Schwank, „die verwunſchene Prinzeſſin“, fertig.

Fulda. Ein hier herausgekommener „illuſtrirter Kalender“ iſt von der hochlöblichen Polizei mit Beſchlag belegt worden.

---

*) Wir wollen es nicht verhehlen, daß durch das ſtrenge Verbot, das von Oeſterreich über unſer Blatt verfügt worden iſt, unſer Journal einen ſehr empfindlichen Stoß erhalten hat. Unſer Journal war vor dieſem Verbote in allen Provinzen Oeſterreichs, ſelbſt in der Lombardei, zahlreich verbreitet; das Joanneum in Grätz bezog allein ſechs Exemplare. Wenn unſer „Charivari“, trotz der vielſeitigen Verbote von Rußland, Oeſterreich, Baiern, Heſſen, Hannover, dennoch glänzend fortbeſtehen kann, ſo liegt darin der beſte Beweis ſeiner weiten Verbreitung. E. M. O.

Halle. Das erſte Heft der „Kirchlichen Reform, einer Monatsſchrift für die freien Proteſtanten aller Stände“, iſt erſchienen. An der Spitze ſteht der Name Wislicenus, welcher die Richtung dieſes Blattes bezeichnet; der erſte längere Aufſatz beſpricht die Augsburgiſche Confeſſion. In dem Vorwort ſtellt Herr Wislicenus die Grundſätze auf, daß die Kirche einer Reform bedürfe, daß dieſe Reform durch die Gemeinde geſchehen müſſe, und daß ſie nicht auf dem Wege der Rückkehr zu den geſtörten Ueberbleibſeln des Glaubens, ſondern nur auf dem Wege der Einſicht zu Stande kommen werde. Der Ton, in welchem die Schrift gehalten, iſt allgemein verſtändlich und populär.

Hannover. Vor einiger Zeit war hier vor dem Fenſter eines Bilderladens eine Lithographie zu ſehen, welche einen ſehr langen hagern Mann darſtellt, der mit weit ausgeſpreizten Beinen quer über dem Schienengange einer Eiſenbahn ſteht. Dieſer Mann iſt in eine Art Civil-Uniform gekleidet; an der Stelle des Degens aber ſteckt ihm eine Elle und aus einer ſeiner Rocktaſchen guckt hinterliſtig eine Scheere heraus. Dabei hielt der Mann in ſeinen beiden Händen ein Stück Tuch, damit beſchäftigt, dies mitten durchzureißen. Als Unterſchrift las man unter dem Bilde: „Wie ein Baurath einen Riß macht.“ — Man hält hier das Bild für eine Anſpielung auf das kürzlich vorgekommene Faktum, daß ein bei der Eiſenbahn-Direktion betheiligter Tuchhändler den Titel und Charakter eines Bauraths erhalten hatte.

∴ Herr Dr. Grote hatte in ſeinen, ſeit 1839 ausgebliebenen, jetzt wieder neu erſcheinenden „Landesblättern“ einen Panegyrikus auf den kürzlich hier verſtorbenen Stadtbaumeiſter Andreae mit den Worten geſchloſſen: »Wer Andreae näher gekannt und ihn nicht geachtet und geliebt hätte, ſei ein Lump!« — Als nun dieſer Schlußpunkt neulich in der Spohn'ſchen Conditorei (dem Stehely Hannovers) laut vorgeleſen wurde, bemerkte Jemand dazu: »Nun, wenn der Dr. Grote ſelbſt einmal ſtirbt, ſo kann der Nekrolog auf ihn faſt eben ſo ſchließen, nämlich: Wer den Dr. Grote näher kannte und ihn nicht ſchätzte und achtete, iſt darum noch kein Lump!«

Jena. Auch der öſterreichiſche Balladendichter Johann Nepomuk Vogl hat honoris causa das Doctordiplom der philoſophiſchen Fakultät erhalten.

Leipzig. Die „Theater-Locomotive“ meldet aus Berlin: Herr Rott hat ſich ſtandhaft geweigert, die Rolle des „Gottſched“ zu übernehmen, und bei dieſer Gelegenheit erklärt, überhaupt in keinem Stücke von H. Laube mehr ſpielen zu wollen. Nach den Vorfällen bei dem durchgefallenen „Rococo“, deſſen Mißgeſchick in Berlin den Darſtellern in die Schuhe geſchoben worden war, obwohl die Kritik mit ſeltener Einſtimmigkeit das gerechte Lob der Aufführung verkündet hatte, erſcheint eine ſolche Weigerung allerdings nicht als Eigenſinn, ſondern als Conſequenz. Denn hat der Künſtler das Bewußtſein, ſich mit redlichem Eifer dem Werke des Dichters hingegeben zu haben und dieſer hat anſtatt gerechter Anerkennung nur Verdächtigungen der Darſteller, ſo iſt es jedenfalls zu entſchuldigen, wenn der Künſtler ſich nicht zum zweiten Male der Gefahr ausſetzen will, ſein von der Kritik ausgezeichnetes Spiel als Sündenbock von der wüthenden Eitelkeit des Dichters hingeſchlachtet zu ſehen. (Auch wir ſind der Anſicht, daß Herr Rott in dieſem Punkte nicht ganz Unrecht hat!)

∴ Herr Dr. Schmidt läßt durch die Zeitſchrift des Herrn Koffka erklären, daß nicht Herr Marr, ſondern Herr Schmidt allein über Annahme oder Nichtannahme der eingereichten Novitäten zu entſcheiden habe. (Iſt uns ein kleines Fragezeichen erlaubt?)

∴ Einer unſerer talentvollen Mitarbeiter, Herr Julius Otto, hat einen vieraktigen Operntext, „der Tag von Granſee“, geſchrieben, den wir den Componiſten, die vergebens nach einem guten Textbuche haſchen, als ein effektvolles Libretto empfehlen. Eine bis zum Schluß ſpannende Handlung, echt dramatiſche Situationen und eine Reihe reizend-hübſcher Lieder geben dem Tonkünſtler Gelegenheit, ſein Talent im glänzendſten Lichte zu zeigen. Der Mittelpunkt dieſes Operntextes iſt Karl der Kühne von Burgund. In der heutigen Nummer finden die Leſer ein Kuhreigenlied aus dieſem Texte.

∴ Die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ theilten neulich unter der Aufſchrift „Zur Geſchichte des deutſchen Ueberſetzerweſens“ einen merkwürdigen Schnitzer mit. In der Ueberſetzung der Golowin'ſchen Schrift „Rußland unter Nicolaus I.“ (Grimma, im Verlagscomptoir) heißt es: »Der Graf von Neſſelrode trägt beſtändig den Auswurf (crachat — id est Ordensſtern) des heiligen Andreas am Rocke.« (Dieſer klaſſiſche Pudel beweiſt, daß ein Dictionnaire allein dann und wann nicht ausreicht.)

∴ Der Stadtgerichtsrath Dr. Moritz Kind, auch als Schriftſteller nicht unbekannt, iſt geſtorben.

∴ Herr Friedrich Wilhelm Alexander Held, der frühere Redakteur der „Locomotive“, hat vor Kurzem wieder einmal Komödie geſpielt; er iſt, nach dem Berichte der „Theaterchronik“, in Merſeburg als „Vielwiſſer“ aufgetreten.

London. Bulwer ſcheint ſein Verſprechen, keinen Roman mehr zu ſchreiben, wirklich zu halten, denn ſeit Jahren wartet man ſchon vergebens auf ein neues Produkt ſeiner Feder; jetzt endlich heißt es, daß zwar kein Roman, aber ein größeres Gedicht von ihm vollendet ſei und bald erſcheinen werde.

∴ Charles Dickens neueſtes Weihnachtsmärchen „das Heimchen am Herd" iſt nun auch auf die Bühne verpflanzt und macht als Theaterſtück nicht weniger Glück.

∴ Am 29. Januar iſt an verſchiedenen Orten der Geburtstag Thomas Payne's, des einſtigen Vertheidigers politiſcher und bürgerlicher Freiheit, feierlich begangen worden*).

∴ England hat in den erſten eilf Monaten des vorigen Jahres 17 Millionen Pfund Thee verbraucht, d. i. 2 Millionen Pfund mehr, als Frankreich Kaffee conſumirt hat.

Lyon. Die königliche Akademie hat in ihrer öffentlichen Sitzung am 30. December v. J. den Preis, welchen ſie für die beſte Lebensbeſchreibung des verſtorbenen berühmten philoſophiſchen Schriftſtellers Baron de Gérando ausgeſetzt hatte, getheilt, und die eine Hälfte deſſelben der Arbeit des Herrn Bayle-Mouillard, General-Advokaten am königlichen Gerichtshofe in Riom, und die andere der Demoiſelle Octavia Morel, Nichte des verſtorbenen Baron de Gérando, zuerkannt.

Madrid. Der Papſt ſcheint die Königin Iſabella ernſtlich anerkannt zu haben, indem er ein Schreiben an ſie gerichtet hat mit der Aufſchrift: „An meine vielgeliebte Tochter, die Königin von Spanien, Donna Iſabel II."

München. In der Kammer der Reichsräthe hat ſich eine bedeutende Oppoſition gegen den Miniſter von Abel gebildet. Der Fürſt von Wrede hat folgende Anträge zur Berathung vorgeſchlagen: 1) Die Verantwortlichkeit der Miniſter, 2) die Aufhebung der Klöſter, 3) die hier und da ſtattfindende Auslaſſung des Namens der Königin aus den Kirchengebeten, 4) die Verletzung des Bierregulativs von 1811. (Der vierte Punkt ſcheint vielen Bayern der allerwichtigſte!)

∴ Eine hier erſchienene Sammlung von „Schnadahüpfle und Sprüchle", von dem eben ſo geiſtreichen als gemüthlichen Franz von Kobell, verdient erwähnt zu werden, weil darin der Geiſt der Naturpoeſie der Tiroler Gebirge am glücklichſten wiedergegeben iſt. Die Dichtungen ſind durch den Grafen F. Pocci eben ſo ſinnig als geſchmackvoll illuſtrirt.

∴ Der Hofmaler Kaulbach hat das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens erhalten.

New-York. Unſere Stadt zählt fünf Haupttheater: das Bowery-, Chatam- und Park-Theater, das olympiſche Theater (Circus) und Palmo's Opernhaus. — Das National-Theater iſt vor einigen Jahren abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden. Im Park-Theater herrſcht das ſogenannte legitime Drama. Hacket iſt hier der beliebteſte Schauſpieler; die Uebrigen ſind unbedeutend. Das Bowery-Theater iſt bereits vier Mal abgebrannt, ſo daß es keine Aſſekuranz-Geſellſchaft mehr verſichern will. Es iſt das vom Publikum am frequenteſten beſuchte. In der Regel ſpielt man ein Stück vier bis ſechs Wochen hintereinander. Ein Nationalſtück, „Putnam" betitelt, welches zur Zeit der Revolution ſpielt, wurde 180 Mal hintereinander gegeben. Putnam reitet darin eine hohe Treppe herab, und erregt jedes Mal mit dieſem Kunſtreiterſtückchen einen donnernden Enthuſiasmus. Als erſter Stern am Theaterhimmel glänzt hier John R. Scott. Im Chatam-Theater gab man ſonſt lauter Pferdeſpektakelſtücke, z. B. Jack Sheppard und andere, ſie wollen aber jetzt nicht mehr ziehen, und ein Komiker, Mr. Booth, beluſtigt nun das Publikum. Das Olympic-Theater war im Sommer geſchloſſen. Seit dem 1. October iſt es wieder in neuer Ausſchmückung eröffnet. Palmo's Opernhaus iſt an einen Mr. Tyler verkauft, und wird unter Direktion des Mr. Hablin eröffnet werden. Auch eine deutſche Truppe, unter Leitung eines gewiſſen Schwan, hat vier bis fünf Mal geſpielt, aber zur Ehre der Deutſchen wieder aufgehört. (Spen. Zeit.)

∴ Wohl keine Stadt der alten und neuen Welt hat ein ſo großartiges Hôtel aufzuweiſen, als unſer weltberühmtes Aſtor-Houſe in der Brodwayſtreet. Es wird auch der graue Palaſt genannt und iſt ein Meiſterſtück des einfach-erhabenen Bauſtyls. Es koſtet über 500,000 Dollars (das Meublement allein 80,000 Dollars) und wird an Umfang halb ſo groß als das Zeughaus in Berlin ſein. Es hat vier Stockwerke: im unterſten befinden ſich 18 Kaufläden, die andern Stockwerke enthalten 390 Zimmer und Säle, unter dieſen 21 Rooms (Empfangs- und Sprechzimmer). Der Pachter zahlt für den zum Hôtel beſtimmten Theil 20,000 Dollars jährlichen Hauszins und für das Meublement 6 Procent von 80,000 Dollars; außerdem für Abgaben, Aſſekuranzen noch 16,000 Dollars. Die Einnahme des Wirths beläuft ſich täglich im Durchſchnitt auf 1400 Dollars, denn es giebt Tage, wo in dieſem Gaſthofe 700 Fremde logiren *).

---

*) Th. Payne, geb. am 27. Januar 1737 zu Thetfordſhire, geſt. 1809 zu Philadelphia, hat ſich vor Allem durch ſeine „Rhigt of men" verdient gemacht. Repräſentant des Departements von Calais beim National-Convent ließ Robespierre 1793 ihn aus der Liſte der Conventsmitglieder ſtreichen, weil Payne nicht für die Hinrichtung Ludwigs XVI geſtimmt hatte. C. M. D.

∴ Das „Knoxwille-Regiſter“ meldet unter den Heiraths-Anzeigen auch folgende: »Maſter Frederik Puls, 102 Jahre alt, hat Miß Dorces Mauvan, 35 Jahre alt, geheirathet.« Wie lange gedenkt denn dieſer „Puls“ noch zu ſchlagen? ſetzt das „Yankee-Blatt“ hinzu.

Orleans. Der hieſige Stadtrath hat ſich mit 20,000 Francs an die Spitze einer National-Subſcription geſtellt, um der Jungfrau von Orleans eine coloſſale Reiterſtatue zu errichten. Dem Bildhauer Foyatier iſt die Ausführung übertragen.

Paris. Louis Philipp hat in Vollzug eines Codicills des verſtorbenen Herzogs von Orleans beſchloſſen, daß der Graf von Paris, der präſumtive Thronerbe, vom 1. Mai d. J. angefangen, ſeine Studien öffentlich mit der andern Jugend im Collége Rollin beginnen ſoll.

∴ Die Regierung hat die Zinſen von den bei ihr niedergelegten Zeitungs-Cautionen von vier auf drei Procent herabgeſetzt, eine Maßregel, durch die den großen Zeitungen, die 100,000 Frs. Caution geleiſtet haben, ein nicht unbedeutender Schaden zugefügt wird.

∴ Victor Hugo, ſeit Kurzem wieder in Paris ſichtbar, hat neulich einer Sitzung der Akademie beigewohnt. Der Dichter ſah ſehr blaß, abgemagert und traurig aus. Ein Reiſewerk wird er über ſeine letzte Tour wohl ſchwerlich drucken laſſen; man ſagt, er ſei gar nicht von Paris fort, ſondern nur für Paris nicht zu Hauſe geweſen.

∴ Profeſſor Lenormant, deſſen Vorleſungen in der letzten Zeit öfters von ſeinen Zuhörern geſtört worden waren, hat ſeine Dimiſſion eingereicht.

∴ Ein hieſiges Blatt erzählt, der Ring, den Joſeph Haydn einſt von Friedrich II zum Geſchenk erhalten und welchen der große Meiſter beim Componiren getragen habe, ſei kürzlich in Preßburg verſteigert und für 250 Gulden für Friedrich Wilhelm IV. erſtanden worden. (Das ſcheint auch nichts weiter als eine Ente zu ſein!)

∴ Baron von Zangiacomi, Pair von Frankreich und ſeit vielen Jahren Unterſuchungs-Richter, hat am 12. Januar, im Alter von 80 Jahren, den irdiſchen Schauplatz verlaſſen.

∴ Die „Societé générale de la Presse“ — Firma Dutacq und Compagnie — die ſo vielen Lärm gemacht und fünf neue Journale gründen gewollt, Probeblätter und Aktien ausgegeben und Abonnements angenommen hatte, iſt bankerott erklärt worden.

∴ Vom Abbé de Lamennais wird ein neues Werk unter dem Titel „Vollſtändige und wahre Ueberſetzung der Evangelien“ angekündigt.

∴ Von Demoiſelle J. L. Boyeldieu d'Auvigny iſt ein ſocialiſtiſches Werk unter dem Titel „Les droits du travailleur; essai sur les devoirs des maitres envers leurs ouvriers“, eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, herausgekommen.

∴ Unſer „Charivari“ verlangt, daß man folgende Verſe am Frontiſpice der Börſe eingrabe:

„Il est trois portes à cet antre:
L'espoir, la ruine et la mort;
C'est par la première qu'on entre,
C'est par les deux autres qu'on sort.“

∴ Das neue bibliſche Oratorium „Ruth“, vom jungen Componiſten Franck, einem Schüler Meyerbeers, hat, im Conſervatorium aufgeführt, ſo ſehr gefallen, daß einige Enſembleſtücke wiederholt werden mußten. Der Herzog von Montpenſier ließ den jungen Componiſten in ſeine Loge rufen und drückte ihm den Wunſch des Königs aus, das Oratorium bei Hofe aufgeführt zu ſehen, was auch bald geſchehen ſoll.

∴ Das neue Schauſpiel „Diogenes“, von Felix Pyat, iſt ein Ereigniß geworden, das halb Paris in die verwaiſten Hallen des Odéon-Theaters lockt; Jedermann will die beißende Perſiflage des unter dem Namen „Athen“ verhüllten modernen Paris ſehen. Der Herzog von Montpenſier, welcher der dritten Aufführung beigewohnt hatte, war ſo taktvoll, bei den anzüglichſten Stellen zuerſt zu applaudiren.

---

*) Der Erbauer dieſes Hôtels, Aſtor, war ein Deutſcher aus dem Churfürſtenthum Kaſſel. Bei ſeinem Tode hinterließ er mindeſtens 20,000,000 Pfd. St., die größte Summe, welche jemals ein einzelner Menſch durch Handelsoperationen erworben hat. In ſeinem Teſtamente hatte er der Stadt New-York 350,000 Pfd. St. ausgeſetzt, um dafür eine große öffentliche Bibliothek zu errichten.

Peſth. Von Carl Hugo, dem Dichter des tüchtigen Trauerſpiels „Brutus und Lucrezia", iſt im Heckenaſt'ſchen Verlage eine Gedichtſammlung religiöſen Inhalts unter dem Titel „Moderne Pſalmen eines armen Poeten" herausgekommen, die hier vielen Anklang findet.

∴ Herr Ludwig Foglar, einer unſerer talentvollſten jüngern Schriftſteller, hat ein neues Originalluſtſpiel, „Induſtrieritter und Philiſter", geſchrieben, das im Laufe dieſes Monats auf dem deutſchen Theater in Scene gehen wird.

∴ Unſer Verſatzamt ſoll und muß bedeutend vergrößert werden. (Das ſcheint eben nicht für zunehmende Solidität und wachſenden Wohlſtand zu ſprechen.)

Petersburg. Kaiſer Nicolaus beabſichtigt in ſeinem Reiche den neuen Kalender einzuführen.

∴ Die Akademie der Wiſſenſchaften hat den Grafen von Salvandy, franzöſiſchen Miniſter des Unterrichts, zum Ehrenmitgliede ernannt.

Prag. Heinrich Laube's „Gottſched und Gellert" hat hier nur theilweiſe gefallen; die erſten drei Akte ſind langweilig; die letzten beiden haben mehr angeſprochen. Lange wird ſich das Stück aber keineswegs halten. (Humoriſt.)

∴ Eine ſehr intereſſante Erſcheinung wird der „Almanach czechiſcher Dichterinnen" ſein, der, von böhmiſchen Damen redigirt, in Kurzem hier erſcheinen ſoll.

∴ Der beliebte böhmiſche Schriftſteller Boguslaw Picht bereitet eine Ueberſetzung von Cervantes' „Don Quixote" zum Druck.

∴ Der mähriſch-ſtändiſche Archivar Boczek hat im Archive zu Pirnitz eine große Anzahl Originalbriefe Wallenſteins aufgefunden, die ein neues Licht auf dieſen gewaltigen Mann werfen.

Stockholm. In unſerm Zeitungsweſen iſt ſeit dem neuen Jahre mehr Leben erwacht. Es ſind mehrere neue Zeitungen erſchienen, worunter „Dagen" (der Tag) große Pläne zu haben ſcheint.

∴ Am Geburtsfeſt des großen Guſtav Adolph hat die ſchwediſche Akademie ihre feierliche Sitzung gehalten, welcher der König und deſſen ganze Familie beigewohnt haben. Die Akademie hatte für das beſte Gedicht über König Karl XIV. Johann einen Ehrenpreis von hundert Dukaten ausgeſetzt. Von den zahlreich eingeſandten Gedichten iſt das des Dichters Boettiger, Profeſſors zu Upſala, gekrönt worden.

Rom. Die ſchon ziemlich bejahrte Tänzerin Marie Taglioni iſt in Begleitung des Grafen Trubetzkoi, ihres officiellen Anbeters, von Bologna hier eingetroffen. Sie wird mit Fanny Elsler im Apollo-Theater auftreten, ein Umſtand, welcher den Fanatismus der Römer bis zu dem Grade geſteigert hat, daß eine Loge im vierten Rang an jedem Abend, an dem Beide zugleich tanzen werden, 200 Francs koſten wird.

Trier. Der gute Biſchof Arnoldi hat neulich wieder einmal gegen die „Trier'ſche Zeitung" losgedonnert. Es ſei nicht nur ſündlich, ſie zu halten, ſondern auch unerlaubt, ihr durch Abonniren die Mittel zum fernern Fortbeſtehen zu verſchaffen. Der arme Biſchof hat in [illegible] Wind hineingeſprochen, denn gleich nach ſeiner Philippica haben ſich der ſündhaften Zeitung in einer einzigen Woche gegen fünfzig neue Abonnenten angeſchloſſen.

Tübingen. Die Einweihung unſeres neuen Univerſitätsgebäudes hat Veranlaſſung zur Ernennung mehrerer Ehrendoctoren gegeben; die meiſten Namen, die auf dieſe Weiſe geehrt worden ſind, haben in Deutſchland einen guten Klang. Unter Andern ſind Guſtav Schwab zum Doctor der Theologie, Alexander von Humboldt und Ludwig Uhland zu Doctoren der Philoſophie creirt worden.

Weimar. Das großartige Monument, welches Herder hier erhalten ſoll, iſt dem Bildhauer Schaller in München zur Ausführung übertragen.

Wien. Man ſpricht jetzt ziemlich allgemein von der Bildung eines neuen Cenſur-Collegiums, das aus ſechs Hofräthen und aus ſechs Schriftſtellern beſtehen und an deſſen Spitze der bekannte Dr. Friedrich Hurter geſtellt werden ſoll.

∴ Kaiſer Ferdinand hat dem Regierungsrath Deinhardſtein für ſeine „Künſtlerdramen" einen koſtbaren Brillantring zuſtellen laſſen.

∴ Die „Theaterzeitung" iſt in das Eigenthumsrecht ihres Druckers, des Herrn J. P. Sollinger, übergegangen; Herr Bäuerle bleibt als Redakteur an der Spitze des Unternehmens.

∴ Wie doch oft der Zufall ſpielt. Am 1. December v. J. gab das Burgtheater „Ich bleibe ledig", das Theater an der Wien „Sie iſt verheirathet", das Leopoldſtädter

Theater „Braut, Gattin und Wittwe in einer Stunde“, das Joſephſtädter Theater „Alle ſind verliebt“ und das Kärnthnerthor-Theater ſchien als bedeutungsvolles Symbol den „Krieg der Guelfen und Gibellinen“ hinzuzufügen.

∴ Dem Erfinder der Buchſtaben-Setzmaſchine, Herrn Tſchulik in Wien, ſind von einem amerikaniſchen Handlungshauſe 50,000 Dollars für ein praktiſch brauchbares Exemplar ſeiner Maſchine angeboten worden. (Herr Tſchulik wird hoffentlich kein Narr ſein und dies Anerbieten annehmen.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die „Oſterländiſchen Blätter“ bringen folgende Deviſen in den Wappen einiger europäiſcher Regentenhäuſer. Baierns Deviſe lautet: „Gerecht und beharrlich“; Belgiens: „L'union fait la force“; Braunſchweigs: „Nunquam retrorsum“; Dänemarks: „Dominus mihi adjutor“; Großbritaniens: „Dieu et mon droit“; Hannovers: „Suscipere et Finire“; Niederlande: „Je maintiendrai“; Oldenburgs: „Ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit“; Preußens: „Gott mit uns“; Reuß: „Ich baue auf Gott“; Spaniens: „Plus oultre“; Schwedens: „Recht und Wahrheit“. Dies giebt Stoff genug zu intereſſanten Betrachtungen.

— Clemens Auguſt, Herzog von Baiern und Churfürſt von Cöln, hatte ums Jahr 1740 einen ſogenannten Mopsorden gegründet, einen geheimen Tugendbund, in dem er, als großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, auch Damen aus der höhern Geſellſchaft aufnahm. Als Haupttendenz dieſes Ordens wurde die Treue angegeben, und dieſe von der Treue der Hunde hergeleitet. Ueber die Geheimniſſe dieſes Ordens exiſtirt eine ſehr intereſſante Abhandlung: „L'ordre des francs-maçons trahi et le secret des mopses révélé“ (vom Abbé Gabriel Louis Perau) Amſt. 1745. 12. Deutſch unter dem Titel: „Die offenbarte Freimaurerei und das entdeckte Geheimniß der Mopſe, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Br. Phidias“. Leipzig 1745. 8. Noch mehr Aufſchluß ertheilt: Koſpoths „Geſchichte der Möpſe“, Schleiz 1781. 8.

— Einer der großartigſten Abenteurer des vorigen Jahrhunderts war Gottlieb Franz Freiherr von Gugomos, ein markgräflich badenſcher Hofrath, der 1775, ein Apoſtel der Jeſuiten, in Oberdeutſchland ſich als Freimaurer und für einen Geſandten der unbekannten Orden ausgab, ſich des heiligen Stuhles von Cypern Hohenprieſter, Ritter, Dux u. ſ. w. nannte und 1776 zu Wiesbaden einen Convent zuſammenberief, auf dem er Geiſtererſcheinungen, Enthüllung des Geheimniſſes der Goldmacherkunſt, Entdeckung der Tempelherrenſchätze und Wunder aller Art verſprach, bald aber vollſtändig entlarvt wurde und die Flucht ergreifen mußte; doch weiß Niemand, wo dieſer grandioſe Schwindler ein Ende genommen hat.

— Als chronologiſche Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß Jefferſon, Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika, gerade acht Jahre nach ſeinem Vorgänger Adams auf die Welt kam; Madiſon acht Jahre nach ſeinem Vorgänger Jefferſon; Monroe acht Jahre nach Madiſon und John Quincy Adams acht Jahre nach Monroe. Eben ſo ſeltſam iſt, daß Adams, Jefferſon, Madiſon und Monroe ſämmtlich, als ſie abtraten, im 66ſten Jahre ſtanden; aber noch weit ſeltſamer iſt der Zufall, daß Adams, Jefferſon und Monroe am 4. Juli ſtarben.

— Der im Jahre 1843 zu Paris geſtorbene Herr von Soleinne hinterließ eine Bibliothek von fünfzigtauſend franzöſiſchen Theaterſtücken. Die ſeltenen darunter hatte er ſehr theuer, ein Stück ſogar mit 1800 Francs bezahlt und alle koſtbar binden laſſen. Der gedruckte Katalog der bald nach ſeinem Tode verſteigerten Bibliothek iſt fünf Bände ſtark.

— Der im November vorigen Jahres in Tours geſtorbene Lieder- und Luſtſpieldichter Armand Gouffé, der Panard des neunzehnten Jahrhunderts, der galliſche Anacreon, deſſen Trinklieder zur Zeit des Conſulats und des Kaiſerreichs bei jedem fröhlichen Mahle angeſtimmt wurden, konnte den Wein und die Liebe, die er mit ſo ſchöner Begeiſterung beſungen hatte, nicht vertragen; dafür war er ein höchſt leidenſchaftlicher Biervertilger, der es im Trinken ſelbſt mit einem Heidelberger oder Tübinger Studenten aufgenommen hätte.

— Der Name Celadon, den man jetzt ſüßen Schwärmern beizulegen pflegt, iſt franzöſiſchen Urſprungs. Im Jahre 1610 erſchien in Paris, von Honoré d'Urfé, Grafen von Chateauneuf und Marquis von Valromery, ein vierbändiger Schäferroman in Quart, betitelt „L'Astree“. Dies iſt der Name der Heldin; der ſchwärmeriſche Schäfer, der in ſie ſterblich verliebt iſt, heißt Celadon.

Soeben erſchien in der **Kümmel**'ſchen Sortiments-Buchhandlung in Halle und iſt vorräthig in allen Buchhandlungen:

Kirchliche Reform.

Monatsſchrift für

freie Proteſtanten aller Stände.

In Verbindung mit gleichgeſinnten Mitarbeitern
herausgegeben von
Guſtav Adolph Wislicenus.

Januar-Heft.

Inhalt: Vorwort. — Wiederherſtellung der Augsburg'ſchen Confeſſion. Von G. A. **Wislicenus.** — Zwei Gedichte von **Walther**, „dem Senfkorn gleich“ und „das Schwerdt des Geiſtes“. — **Vermiſchtes.** a) Nachrichten. Ueber den vom Paſtor Zittel geſtellten Antrag auf Religionsfreiheit. Ueber die vom Diviſionsprediger Dr. Rupp in Königsberg geſtiftete neuproteſtantiſche Gemeinde u. ſ. w. b) Schriften. Beſprechung folgender Broſchüren: Uhlich, über den Amtseid der Geiſtlichen; Röberle, Aufzeichnungen eines Jeſuitenzöglings; Gervinus, die Miſſion der Deutſchkatholiken u. ſ. w. —

☞ **Preis vierteljährlich — 10 Sgr.** ☜

Durch jede solide Buchhandlung ist zu beziehen:

Historische Denkmale des christlichen Fanatismus

von

Corvin.

II. Band. „Die Geissler“ enthaltend. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Inhalt: Allgemeine Prügelschau. Römisch-katholische Selbsthiebe. Ordentliche und ausserordentliche Kirchen- und Klosterhiebe. Beichtväterlich-jesuitische Disciplin. Erziehungsprügel.

Gebauer'ſche Buchhandlung.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Eheſtands-Grammatik

oder

Anleitung,

eine Frau ſo zu dreſſiren, daß ſie auf jeden Wink gehorcht und — ſanft wie ein Lamm wird.

Ein Noth- und Hilfsbüchlein

für

alle Ehemänner.

Preis: 5 Neugroſchen.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 176. Leipzig, 12. Februar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Die Neugier

als Princip und Wurzel aller Revolutionen.

Von R. v. Groſscreutz.

Was hilft alles Anſammeln von Thatſachen, was alles noch ſo genaue Eingehen in Einzelnheiten, wenn nicht ein leitender Grundſatz aufgefunden wird, um den all' jene Thatſachen ſich ſammeln, in welchem alle jene Einzelnheiten, als in ihrem gemeinſamen Ganzen, aufgehen können! Mitten unter Crösusſchätzen unſers Wiſſens bleiben wir Bettler, wenn wir über daſſelbe keinen freien Ueberblick gewinnen, wenn nicht der ordnende Geiſt die durcheinander liegenden Stoffe ſondert und für den täglichen, nächſten Gebrauch handhablich macht. Alles Studium der Geſchichte vermag nichts zu nützen, wenn es von einer Philoſophie der Geſchichte unbefruchtet bleibt, und wir zerbrechen uns bei der Betrachtung jenes **perpetuum mobile**, welches uns die Geſchichte in der Menſchheit darſtellt, vergeblich die Köpfe, falls es uns nicht gelingt, das Alles in Bewegung ſetzende agens zu ermitteln.

Alle Beſtrebungen daher, einem ſolchen Mangel, der ſich nur zu deutlich kundgab, abzuhelfen, waren dankbar anzuerkennen, ſo wenig auch der gute Wille bisher Das, was er ſich zum Vorwurf genommen, zu realiſiren vermochte. Der Fleiß freilich und der gute Wille, aber leider zugleich nur der Fleiß und der gute Wille unſerer Geſchichtsphiloſophen, verdient einer rühmlichen Erwähnung, die Erfolge aber, die wir dieſem guten Willen, dieſem unverdroſſenen Fleiße verdanken, werden beſſer mit Stillſchweigen übergangen.

Man könnte ſich vielleicht bei den Reſultaten beruhigen, welche die bisherige Forſchung ergeben hatte, ſo lange die Nacht, in der wir getappt, durch nichts Beſſeres unterbrochen wurde, als durch ein Wetterleuchten, welches, nach augenblicklicher Erhellung des Horizonts, ein nur um ſo tieferes Dunkel zurückließ. Jetzt, da die Sonne in voller Pracht aufgegangen, kehren wir, wie billig, veralteten Lehren den Rücken zu, um uns der neuen Weisheit zuzuwenden.

Je einfacher die Hypotheſe iſt, welche eine Reihe von Erſcheinungen erklärt, deſto mehr hat bekanntlich die Vermuthung für ſich, daß eine ſolche

Hypotheſe mehr als nur Hypotheſe ſei und daß wir in ihr den wahren Schlüſſel beſitzen, uns das Innere der Erſcheinungswelt zu öffnen. Je mehr ſich Jedermann wundert, das Wort eines Räthſels nicht ſelber errathen zu haben, deſto ſicherer gewiß iſt ein ſolches Wort des Räthſels wahres Wort. Es iſt kein Einwand gegen die Methode des Columbus, ein Ei auf die Spitze zu ſtellen, daß nach dieſer Methode das Ei eigentlich gar nicht auf ſeine Spitze — die ja zerſtoßen wird — zu ſtehen kommt, da es ſich weit weniger darum handelt, das Ei auf ſeiner Spitze, als es überhaupt ſtehen zu machen, und es iſt eben ſo wenig ein triftiger Einwand gegen eine geſchichtlich-philoſophiſche Hypotheſe, daß ſie, auf die Spitze geſtellt, nicht ſtehen bleiben würde, falls ſie überhaupt nur ſtehen bleibt und nicht von Haus aus umfällt, wie das leider mancher der allervorzüglichſten Hypotheſen widerfahren iſt. Bleibt eine Hypotheſe aber, ſelbſt auf die Spitze geſtellt, noch immer ſtehen, wer wäre dann ein ſo eingefleiſchter Liebhaber alter Irrthümer, daß er mit ſeinem Beifall zurückhalten möchte?

An allen Bewegungen in der Geſchichte, an allen Revolutionen, deren die Geſchichte der Menſchheit Meldung thut, iſt, wenn nicht einzig und allein, doch ganz vorzüglich die Neugierde Schuld; der Andrang von Neugierigen, die wachſende Zahl gaffender Maulaffen iſt es, welche die meiſten Umwälzungen veranlaßt haben — ſo lautet die neueſte Hypotheſe, durch welche man die Fragmente in Klio's dickem Buche in einen Zuſammenhang zu bringen verſucht hat. Auch Copernikus Anſicht des Weltgebäudes galt Anfangs für nichts weiter, als eine ſinnreiche aſtronomiſche Hypotheſe, ſie, die heute als Wahrheit daſteht, gegen welche ſich aufzulehnen für lächerliche Thorheit gelten würde. Dürfen wir unſerer neueſten Hypotheſe das günſtige Prognoſtikon ſtellen, daß es ihr wie der Hypotheſe des Thorner Domherrn ergehen werde, oder wird auch ſie mit ſo manchen andern Hypotheſen aus dem ganzen Reiche der Wiſſenſchaften endlich in jene Rumpelkammer gelehrter Extravaganzen verwieſen werden, in der ſchon ſo mancher Gedanke modert, dem das Zeugniß einer unleugbaren Genialität von hundert urtheilsfähigen Köpfen — oft ſogar koſtenfrei — ausgeſtellt worden iſt?

Wir glauben es nicht. Wir glauben nicht, daß ein Gedanke, welcher die Maſſe der geſchichtlichen Thatſachen mit einem ſo hellen Lichte erleuchtet, welcher Klarheit auch in die entfernteſten Winkel des hiſtoriſchen Gebietes verbreitet, ein ſo ſchmähliches Schickſal erleiden werde. Wir glauben es nicht, wenn wir ſchon vorausſehen, daß die leidige Pedanterie, in der Furcht, ihre Compendien umſchreiben zu müſſen, ſich mit aller Macht gegen eine Idee auflehnen wird, die nur zu geeignet iſt, Alles das, was bis jetzt gegolten hat, in ſeinem ganzen Nichts, in ſeiner totalen Unbrauchbarkeit zu zeigen.

In der That waren es große Worte, mit denen man bisher die geſchichtlichen Bewegungen, die Revolutionen und wechſelnden Phaſen der Menſchheit zu erklären getrachtet hat. Der Geiſt — man darf es ſich nicht verhehlen — erhob ſich, wenn er von einer fortſchreitenden Cultur, von einem ſich ſtets erweiternden Reiche der Humanität, des Lichtes hörte und wenn er alle an ſich noch ſo ſchrecklichen Erſcheinungen als nothwendige, unvermeidliche Durchgangspunkte auf der Bahn zu einem endlich zu erreichenden Ziele vernunftgemäßer Zuſtände dargeſtellt fand, wenn er den Trieb nach Freiheit und nach Recht eine ſo große, im Endreſultate ſiegreiche Rolle ſpielen ſah.

Iſt jedoch eine Dichtung deshalb, weil ſie ſchön, minder Dichtung, und iſt eine Wahrheit, weil ſie bitter und troſtlos klingt, deswegen weniger

Wahrheit? — Leider Gottes, nein; und das Beſte, was man thun kann, iſt und bleibt: Dichtung für Dichtung zu nehmen und Wahrheit als Wahrheit gelten zu laſſen.

Man mache die Probe mit allen jenen noch ſo ſchön ins Ohr klingenden Worten, die uns die Räthſel der Geſchichte löſen ſollen, an der Letztern ſelber; man ſehe, in wie weit die Ereigniſſe den Motiven, aus denen man ſie hervorgehen laſſen möchte, entſprechen, und man wird, vielleicht zu ſeinem Erſtaunen, finden, wie wenig gerade die ſchönſten Worte hinreichen, ſobald es ſich darum handelt, nicht Gebilde der Phantaſie zu deuten, ſondern reale Ereigniſſe aus ihren wahren, nächſten Quellen herzuleiten.

Doch, was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Das neue Princip, welches ſich den ältern entgegenſtellt, wird ſich derſelben Probe, an der dieſe geſcheitert ſind, unterziehen müſſen, um ſeine Kraft zu bewähren.

Das iſt begreiflicherweiſe eine ſehr umfangsreiche Prüfung, die hier, wo nur flüchtige Andeutungen gegeben werden können und dürfen, nicht anzuſtellen iſt.

Was ſich eher thun läßt und was zu thun wir auch nicht unterlaſſen wollen, iſt dieſes, daß wir aus dem großen Ganzen der Weltgeſchichte einzelne wichtigere Begebenheiten herausheben und ſie darauf anſehen, ob ſie ſich nach dem neuen Princip nicht beſſer und ungezwungener erklären laſſen, als nach den alten Anſichten.

In wie weit Neugier Wißbegier und in wie weit Wißbegier Neugier iſt, darauf, däucht uns, kommt es nur wenig an. Alle Wißbegier iſt gewiſſermaßen Neugier und inſofern vom Uebel; es dürfte alſo wohl Niemand Etwas dagegen einzuwenden haben, wenn wir unter dem Worte „Neugier“ zugleich jenen Trieb des Wiſſens begreifen, von dem man rühmt, daß er auf das Wahre gerichtet ſei. Dieſer Trieb kann doch nur auf das Wahre, inſofern es neu iſt, gerichtet ſein, da eine alte, alſo gewußte Wahrheit eben kein Objekt, kein Gegenſtand der Wißbegier ſein kann. Iſt aber andrerſeits eine neue Wahrheit nicht minder ein Gegenſtand der Neugier, ſo geht daraus hervor, wie nahe bei einander beide Triebe, der Trieb nach dem Neuen und der Trieb des Wiſſens liegen, falls man nicht gar annehmen will, daß der Erſtere den Letztern in ſich ſchließe.

Wenn wir alſo von Neugier ſprechen, ſo wiſſen wir, in welchem Umfange wir das Wort „Neugier“ zu nehmen haben.

Muſtern wir nunmehr, nachdem wir uns über die Ausdrücke, deren wir uns bedienen werden, verſtändigt haben, einige Blätter aus dem großen Buche der Geſchichte und ſehen wir, in wie weit der neue Satz Recht hat, welcher Neugier zur Urheberin aller Umwälzungen, aller Revolutionen macht, inwiefern der kühne Blick ſich nicht getäuſcht hat, der in den Annalen der Menſchheit dieſes frappirende Ergebniß aufgefunden!

Wenn die erſte und zugleich folgenreichſte Revolution, welche wir innerhalb der Menſchheit vorgehen geſehen, keine andere war, als der Uebergang vom Zuſtande der Natur zum Zuſtande der Cultur, ſo brauchen wir uns nur dem Leitfaden des bibliſchen Mythus zu überlaſſen, um wahrzunehmen, daß eigentlich kein anderer als der Neuigkeitstrieb Veranlaſſer dieſes gewichtigen Ereigniſſes, dieſer — dem Range wie der Zeit nach — erſten Revolution war, ohne die alle andern im Keime erſtickt wären. Es handelte ſich um die Frucht vom Baume der Erkenntniß; die Wißbegier, die Neugierde war unſtreitig im Spiele und ſo richtig iſt die Behauptung, daß ein Zuſammenlaufen von Neugierigen Revolutionen erzeuge, ſo wahr iſt der Satz, daß, je mehr Neugierige zuſammenlaufen, die Revolution, die durch ein ſolches Zuſammenlaufen entſteht, um ſo gewaltiger werde, daß bei dieſer größten aller Revolutionen auch der größte Zuſammenlauf, der je erlebt ward, entſtand, indem in der That keine größere Zahl, als die ganze exiſtirende Menſchheit zuſammenlaufen kann, ein Ereigniß, welches bei der in Rede ſtehenden Revolution eintrat, und es ſtellt ſich darum, ſelbſt nach heutigen Begriffen, dieſe Revolution um nichts minder ſchrecklich dar, wenn auch die ganze damalige Menſchheit die Zahl von zwei Köpfen nicht überſtieg. Denn ſehen wir nicht noch am heutigen Tage, wo ſich zufällig ein halbes Dutzend friedfertiger Menſchen zum harmloſeſten Zwecke vereint, einen Auflauf, welchem zu ſteuern die Polizei zu Roß und zu Fuß für eine ihrer erſten und weſentlichſten Pflichten hält?

Die Verbreitung des menſchlichen Geſchlechtes über den Erdboden und die an dieſe Verbreitung ſich knüpfende Cultivirung des Letztern u. ſ. w., dieſes zweite folgenſchwere Moment in der geſchichtlichen Entwickelung, iſt wiederum, genauer betrachtet, weiter nichts als eine Folge jener Neugier, ohne welche überhaupt wohl nichts geſchehen wäre. Vorwitzige Neugier war es, die in Babel einen Bau unternahm, an welchem ſie nur zu bald zu Schanden werden ſollte. Denn daß wir es bei dieſem Ereigniſſe mit den Anfängen der Aſtronomie, mit dem Aufbau einer, nur freilich etwas koloſſal angelegten Sternwarte zu thun haben, wer wollte es leugnen? Iſt es aber nicht Vorwitz, Neugier, welche den Aſtronomen treibt, dem großen Demiurgos, dem Weltenbaumeiſter in die Karten zu ſehen, und was kann aus einer ſolchen Neugier entſtehen, wenn nicht Revolutionen, Umwälzungen der ſchrecklichſten Art? Gewiß, Rom, welches wohl weiß, was es thut, hat nicht ohne Grund ſich von jeher den Fortſchritten einer Wiſſenſchaft von ſo gefährlicher Tendenz widerſetzt, Männer von Galiläi's Schlage, Männer, deren Neugier alle Schranken überſprang, zu zügeln geſucht!

Iſt das Studium der Aſtronomie ſträfliche Neugier zu nennen, ſo verdient das Studium der Philoſophie den Namen einer bei Weitem ſträflicheren Neugier. Was wir ohne die Philoſophie ſein würden, iſt zwar nicht leicht zu ſagen; da wir aber jetzt mit aller unſerer Philoſophie nichts ſehr Beſonderes oder Beneidenswerthes ſind, ſo iſt wohl ſchwerlich Etwas dagegen einzuwenden, wenn man von jeher geſucht hat, den Uebergriffen philoſophiſcher Neugier hemmend entgegenzutreten und dieſer Neugier, die ſich, ruhmredig genug, als Forſchungstrieb u. ſ. w. gerirt, nur eine ſolche Freiheit zu geſtatten, welche durch die Schranken, die man zieht, leider noch immer nicht aufhört, ein ſehr gefährliches Ding zu ſein.

War das Vorziehen ſolcher Schranken ſchon nöthig, als die philoſophiſche Neugier ſich darauf beſchränkte, im Reiche des Gedankens auf Abenteuer auszugehen, wie viel mehr dann heute, wo dieſe Neugier ſo neugierig geworden iſt, daß ſie um Alles in der Welt wiſſen möchte, wie es denn wohl ausſehen würde, wenn das, was ſich vor dem Richterſtuhle der Vernunft als wahr und gut und ſchön erwieſe, in das Reich der Realität hinübergepflanzt wäre. Ach, es iſt das charakteriſtiſche Merkmal der Neugier, daß ſie nie und nirgend zu befriedigen iſt, und es bleibt daher als das Gerathenſte, was man gegen ſie vornehmen kann, nichts Anderes, als daß man ſie nie aus der ſtrengſten Controle entläßt.

Doch wir wollen uns nicht ereifern über eine leider nur wenig Löbliches bietende Gegenwart und nach einer Abſchweifung, die durch das Gefühl, durch welches ſie dictirt ward, wenn nicht als gerechtfertigt, doch als entſchuldigt daſteht, zu unſerer Unterſuchung zurückkehren.

Neugier war es, welche den erſten Schritt zu aller Cultur that, Neugier war es, die ſich zum Studium der Aſtronomie, der Philoſophie verlocken ließ, Neugier, die den großen Garten des Wiſſens mit allen ſeinen Giftpflanzen anbaute, Neugier war es, die immer ſehen und niemals glauben wollte, Neugier endlich iſt es — noch ein Mal ſei es geſagt! — die alle Revolutionen zu verantworten, alle Umwälzungen auf dem Gewiſſen hat.

So odiös die Exempel ſein mögen, müſſen wir doch noch einige anführen. Wenn die antike Welt mit aller ihrer Pracht und Herrlichkeit jenem Fall, welchen ſie in den erſten Jahrhunderten nach unſeres Heilands Geburt gethan, nicht entgehen konnte, was war der Grund dieſes Ereigniſſes, als die ungezügelte Neugier der germaniſchen und Heere anderer Völker, die ſich ein Mal außerhalb ihrer Urwälder umſehen wollten?

Freilich könnte man dieſem, wenigſtens aus einem gewiſſen Geſichtspunkte beklagenswerthen Ereigniſſe ein anderes entgegenſtellen, an dem die Neugier einen kleineren Theil gehabt und welches — heutzuge wenigſtens, denn früher wurde es als durch religiöſen Wahnwitz veranlaßt betrachtet — um ſo heller auf den Blättern der Geſchichte ſtrahlt, je mehr der Leſer es mit jener Romantik hält, die, nachdem ſie noch vor Kurzem bei aller Welt in Verruf geweſen, aufs Neue das große Wort zu führen beginnt. Der Leſer hat wohl bereits bemerkt, daß wir von den Kreuzzügen ſprechen wollen. Allein hätten die Kreuzzüge ein ſo ſchmähliches Ende genommen, als ſie es in der That nahmen, wenn ſie aus einem andern Motive hervorgegangen wären, als aus dem ſchmählichen Triebe, eine müßige Neugierde zu befriedigen? Nein, wenn der Glaube mit Recht alles Das für ſich in Beſchlag nehmen darf, was ſich Rühmliches von den Kreuzzügen ſagen läßt und auf dieſe Weiſe ſich kärglich genug bedacht findet, ſo iſt die Neugier um ſo mehr verantwortlich für alles Andere, nicht Rühmliche, deſſen leider nur allzuviel iſt.

Neugier ferner war es, welche die Reformation veranlaßte und dieſe ſicher zu allgemeinem Unheil noch viel weiter, als es geſchehen, geführt hätte, hätte man, wie man gewollt, auch gekonnt. Das vorwitzige Fragewort: „Warum?“ — ein Wort, welches die Neugier in eigener Perſon erfunden zu haben ſcheint — ertönte durch das ganze Zeitalter der Reformation mit mächtigem Klange hindurch und verhallte kaum Etwas in den glückſeligen Perioden der Concordienformel und des Wöllner'ſchen Religionsediktes, um leider von Neuem aufzutauchen.

Nicht geringer iſt der Antheil, welchen die Leidenſchaft der Neugier an der franzöſiſchen Revolution genommen hat. Auch bei dieſer Reihe der beklagenswertheſten Ereigniſſe fand das leidige Wörtchen „Warum!“, das ſich aller Orten vernehmen ließ, überall das lauteſte Echo, ſo daß bei dem alſo entſtandenen Lärm und Spektakel Mancher das Gehör, Mancher gar den ganzen Körpertheil einbüßte, dem das Organ des Gehörs zugewieſen iſt. Warum drei Stände? Warum Adel? Warum ein König? Warum Dies und warum Das? ſo ſchallte es aller Ecken. Kann man neugieriger und vorwitziger fragen, zumal wenn man entſchloſſen iſt, die beſte Belehrung nichts gelten und ſich einzig mit einem „Darum“, wie es Einem am beſten in den Kram paßt, abſpeiſen zu laſſen?

Was Anderes weiter, als der Andrang müßiger Neugieriger war es, was die mißglückte Revolution vom 20. Juni, wie die geglückte vom

10. Auguſt 1792 herbeiführte? Es war die Neugier, die Sucht, die Tuilerien in der Nähe bewundern zu können, das Verlangen, das Innere des königlichen Palaſtes zu beſchauen, welche die zerlumpte Menge zu dem unangemeldeten, unceremoniöſen Beſuche vom 20. Juni, dann zu dem noch unceremoniöſeren Sturm vom 10. Auguſt veranlaßten.

Neugier, fremde Länder zu ſehen, hat die franzöſiſchen Heere von einem Ende Europa's zum andern geleitet und in ſämmtlichen Hauptſtädten von Liſſabon bis Moskau als unwillkommene Gäſte auftreten laſſen. Neugier, Paris zu ſehen, hat die Armeen der Verbündeten bis an die Höhen des Montmartre geführt und ſo endlich einen Krieg zum Schluſſe gebracht, der ſicher nicht geendigt worden wäre, wenn bei ſeinem Ausgange ſelbſt die unerſättlichſte Neugier nicht genug gehabt hätte.

Man ſpricht, um die Revolution zu erklären, von dem Druck, welcher auf der franzöſiſchen Nation gelaſtet habe. Allein, jenen Druck auch zugegeben, wozu anders konnte aller erſinnliche Druck führen, als zu dem Verlangen der nicht bevorrechteten Klaſſen, auch einmal in den Verhältniſſen der privilegirten Kaſten zu leben und durch Erfahrung dahinter zu kommen, ob denn ein ſolches Leben in der That ſo große Vorzüge vor allen ſonſtigen Arten der Exiſtenz biete, als es den Anſchein hatte? Ein Verlangen, dem ſicher kein Unrecht geſchieht, wenn man es als Neugier, als ſträfliche Neugier bezeichnet!

Wie nahe das Streben nach Oeffentlichkeit, nach Preßfreiheit und andern ähnlichen Einrichtungen mit dem der Neugier eigenthümlichen Triebe, hinter alle Heimlichkeiten zu kommen, mit ihrem geringen Behagen an verſchloſſenen Thüren u. ſ. w. verwandt ſei, brauchen wir wohl um ſo weniger auseinander zu ſetzen, als ſich wohl ſchwerlich Jemand finden möchte, der es unternähme, unſere Behauptung im Ernſte zu beſtreiten. Preßfreiheit und Revolution aber ſind wiederum unter ſich ſo nahe verſchwägert, als Beide mit der Neugier verwandt ſind.

Man weiß, welchen großen Antheil die Frauen an vielen Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution genommen haben; man kennt Madame Roland und Charlotte Corday, wie man Robespierre's Strickerinnen (les tricoteuses de Robespierre) kennt. Woher dieſer Antheil des weiblichen Geſchlechts an Begebenheiten, die ſo wenig geeignet ſcheinen, das Intereſſe der Damen, wenn man nicht etwa die dames de la halle im Auge hat, feſſeln zu können? Und doch iſt dieſes anfänglich frappirende Phänomen leicht zu erklären, wenn man erwägt, wie unter den Begabungen des ſchönen Geſchlechts die Neugier keinen der letzten Plätze einnimmt.

Wir wiſſen nicht, ob dieſe mehr hingeworfenen, als ausgeführten Gedanken hinreichend ſind, der neuen Anſicht der Geſchichte, mit welcher wir es zu thun haben, viele Gönner zu erwerben. Allein wie das Tüchtige ſich immer und überall durch die inwohnende Kraft zuletzt Bahn bricht, ſo, hoffen wir, wird es auch in unſerm Falle geſchehen. Bereits haben in der Tagespreſſe einige — wenn ſchon iſolirte — Stimmen, der Tiefe einer Anſicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die der gewöhnliche Geiſt der Zeit vielleicht platt und oberflächlich findet. Eben dieſer Gegenſatz jedoch gegen die allgemeine Meinung, eben dieſes Hinausgehen über das ausgefahrne Geleiß des Tagesſchwätzes, gibt uns die Bürgſchaft, daß wir es mit mehr als einem bloßen flüchtigen Einfalle zu thun haben, daß ſogar die neue Anſicht möglicherweiſe endlich ſo weit durchdringen werde, um zu einer praktiſchen Anwendung zu gelangen.

Wäre dies wirklich der Fall, ſo läßt ſich unſchwer ermeſſen, welche erfreulichen Folgen daraus für das öffentliche Wohl und das geſellige Vergnügen hervorgehen müſſen.

Die einzige Bedenklichkeit, die ſich allenfalls erheben ließe, wäre die, ob nicht die Polizei, der man lächerlicherweiſe hier und dort eine unzeitige und zu weit getriebene Neugierde vorwerfen will, in ihrem ſegensreichen Wirken gehemmt werden könnte, Falls der Grundſatz, daß Neugier alle Revolutionen und alſo alles Uebel verurſache, daß Neugier mithin, wo immer ſie ſich auch vorfinde, etwas ſchlechthin Verwerfliches ſei, in ſeiner ganzen Ausdehnung angenommen würde.

Eine herrliche Myſtifikation.

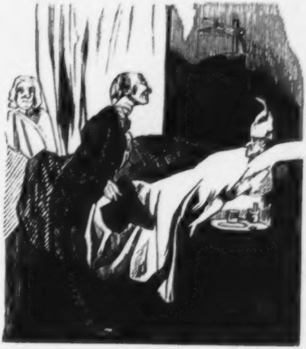
Die Myſtifikationen, an gewiſſen Organen der Tagespreſſe begangen, werden immer häufiger; Schwachköpfe bedienen ſich, wie es ſcheint, dieſes Mittels, um theils die Geſinnungsloſigkeit, theils die Unkunde und Leichtgläubigkeit mancher Journale ad oculos zu demonſtriren. Vor Kurzem hat ſich etwas Derartiges wieder mit dem „Hamburgiſchen unpartheiiſchen Correſpondenten“ ereignet. In Nummer 10 dieſes Blattes wurde ein angeblich neuerſchienenes Werk: „Das Fauſtrecht, jus manuarium, in hiſtoriſcher und rechtlicher, theoretiſcher und praktiſcher Beziehung, entwickelt von F. A. von Oertzen. Mit einer Vorrede von Baſſewitz, Schwerin, Stiller'ſche Hofbuchhandlung, 1846. 8. XIII und 361 Seiten“ angezeigt. Der Referent bemerkt: »Es iſt ſehr erfreulich, in unſerer ſubverſiven und materiellen Zeit noch hier und da Männer zu finden, die es nicht verſchmähen, einem Johannes von Müller, von Schlieffen, von Möſer, von Spittler, von Schlözer und Anderen auf wiſſenſchaftlichem Gebiete würdig nachzueifern und ihren Zeitgenoſſen die wichtigen Lehren der Vergangenheit (das Fauſtrecht!) in den Ergebniſſen unverdroſſenen Forſchens ans Herz zu legen. Herr von Oertzen hat in dieſem umfangreichen Werke, womit er ruhmvoll ſeine hiſtoriſche Laufbahn beginnt, Alles geleiſtet, was ſich bei dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft billig erwarten läßt u. ſ. w.« — Nun erklärt aber die Stiller'ſche Hofbuchhandlung, daß ein ſolches Werk weder bei ihr noch anderswo erſchienen ſei, und die Redaktion des „Hamburger Correſpondenten“ läßt nun alle Minen ſpringen, um dem Urſprunge dieſer unwürdigen Myſtifikation auf die Spur zu kommen. Dieſer köſtliche Puff ſcheint dabei eine witzige Anſpielung zu ſein auf den landſtändiſchen Kampf zwiſchen adeligen und bürgerlichen Gutsbeſitzern in Mecklenburg, in dem es, wie bekannt, einige Male zu ſehr heftigen Scenen gekommen iſt.

Der Lückenbüßer.

Keck ſoll den horror vacui
Dem Leſer ich verjagen;
Ich bin das Lamm des Redakteurs,
Muß ſeines Blattes Sünden tragen.

L. Horwitz.

Eine Bitte.



Verehrter Herr, ich bin Naturforſcher und habe es mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht, auf eine neue, bis jetzt noch nicht dageweſene Methode Todte beiderlei Geſchlechts einzubalſamiren. Wenn Sie geſtorben ſind, verehrter Herr, ſo bitte ich Sie, Ihre Haushälterin ſofort zu mir zu ſchicken, damit ich Sie nach dieſer neuen Methode einbalſamire. Sollten Sie jedoch daran keinen Geſchmack finden, ſo wäre ich eben ſo gern bereit, Sie gegen ein mäßiges Honorar nach beſten Kräften auszuſtopfen.

An einen Einäugig-Triefäugigen.

(Nach Owen.)

Ein Auge haſt Du ſchon verloren,
Das andere trieft und iſt verſchworen:
Mein armer Freund, mir ſcheint,
Daß dies um den verlornen Bruder weint.

L. Horwitz.

Zapfenſtreich.

Aſchaffenburg. Sämmtliche Taſchenbücher, in denen ſich J. Ronge's Bildniß vorfindet, werden hier confiſcirt. Ein baieriſcher Spottvogel meint, die Polizei thue das nur deshalb, um die Katholiken glauben zu machen, Ronge habe ein confiſcirtes Geſicht.

Berlin. Die Statiſtik der königlichen Schauſpiele im verfloſſenen Jahre ſtellt ein ſehr günſtiges Reſultat heraus. Die Einnahme des Jahres 1845 überſtieg die Durchſchnittseinnahme der letzten zehn Jahre um mehr als 60,000 Thaler und war überhaupt die höchſte, die bis jetzt erreicht worden iſt, nämlich 224,000 Thaler. Im Jahre 1822 hatte es die königliche Hofbühne auf 200,000 Thaler gebracht; damals aber beſtand die Concurrenz des Königſtädter Theaters und der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft noch nicht; außerdem fiel in jenes Jahr Webers „Freiſchütz" mit ſeinen unzähligen Vorſtellungen. (Die Statiſtik der neu aufgeführten Stücke haben wir ſchon in Nummer 174 des „Charivari", Seite 2779, gebracht.)

∴ Von dreizehn deutſchen Dichtern ſind auf der königlichen Hofbühne neun Originalſtücke zur Aufführung gekommen. Die neu eingeführte Tantième hat reiche Früchte getragen. Karl Gutzkow hat für das „Urbild des Tartüffe", der bis jetzt ſiebzehn Vorſtellungen erlebt hat, 850 Thaler, Madame Charlotte Birch-Pfeiffer für zehn Vorſtellungen der „Marquiſe von Villette" ſchon 824 Thaler und Kapellmeiſter Lachner für acht Vorſtellungen ſeiner „Katharina Cornaro" 760 Thaler empfangen. Mithin haben der Hof, das Publikum und die Dichter wohl keinen triftigen Grund, mit der Geſchäftsleitung des Herrn von Küſtner in irgend einer Beziehung unzufrieden zu ſein.

∴ Als Nachfolger des jüngſt verſtorbenen Profeſſors Puchta nennt man den bekannten Präſidenten Dr. Keller aus Zürich, der gegenwärtig Profeſſor an der Univerſität zu Halle iſt.

∴ Der däniſche Dichter Anderſen, der Schöpfer lieblicher Märchen, iſt hier angekommen und an die königliche Tafel gezogen worden. Die Hannover'ſche „Morgenzeitung" iſt außerordentlich ärgerlich darüber und fragt, ob wohl Karl Beck, unſer deutſcher Karl Beck, an die Tafel eines Königs geladen wird. Wir fragen den Correſpondenten, warum er von allen deutſchen Dichtern gerade nur Herrn Karl Beck nennt? Sollte *er* vielleicht? … Doch genug! Im Uebrigen begreifen wir nicht, wie Jemand auf eine Aufzeichnung *jener* Art ſo übergroßes Gewicht legen kann!!!

∴ Man ſchreibt dem „Figaro" aus Breslau: „Zu welchem Ende verſtandloſe Vergötterung führt, davon iſt die Sängerin Emilie Walter ein trauriger Beweis. Gleiches Schickſal ſteht aus dieſem Grunde auch der (hier neu engagirten) Dem. Edwina Viereck bevor. Wir kennen Dem. Viereck nicht nur von Seiten ihrer dramaturgiſchen Studien mit Mad. Schreiber-Saint-Georges, ſondern auch von den Brettern her, die die Welt bedeuten. Auch wir haben, beſonders in der „Empörung im Serail", Etwas an Dem. Viereck bewundert, nicht „ihre ſeltene Schönheit" überhaupt, nicht ihr Organ, auch nicht ihr Spiel, wohl aber „ihre klaſſiſchen Beine"." (J nu, hübſche Beine ſind eben ſo ſelten, als große Talente und mithin ſchon aus dieſem Grunde nicht zu verachten.)

∴ Herr R. E. Prutz hat Vorleſungen über die „Geſchichte des deutſchen Theaters" angekündigt. Die Zahl derſelben iſt auf acht und das Abonnement für den ganzen Cyclus auf drei Thaler feſtgeſetzt. Herr Prutz hält dieſe Vorleſungen im Saale des „Hôtel de Ruſſie".

∴ Der General-Muſikdirektor und Hofkapellmeiſter Meyerbeer iſt aus Paris zurückgekehrt.

∴ Am 15. v. M. ſtarb hier der durch den Verlag vieler zu ihrer Zeit Epoche machenden Journale — wie Saphirs „Schnellpoſt" und „Courier", Oettingers „Eulenſpiegel" und „Figaro", Falckenſteins „Eſtaffette" u. ſ. w. — bekannte Buchdrucker und Buchhändler L. W. Krauſe, ein in jeder Beziehung achtungswerther Ehrenmann, auf deſſen Grab wir hiermit eine Blume der Erinnerung pflanzen.

∴ Der bekannte franzöſiſche Arzt Dr. Appert, der ſeit einiger Zeit in unſerer Mitte verweilt, läßt hier ein größeres Werk, deſſen Zueignung Friedrich Wilhelm IV. angenommen hat, drucken, worin er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden wiſſenſchaftlichen Mitteln dem allzuſtrengen pennſylvaniſchen Strafgefängniß-Syſteme entgegentritt. Herr Appert wird ſich dann von hier nach München begeben, um auch den Zuſtand der dortigen Gefängniſſe kennen zu lernen.

∴ Ein hieſiger Poet arbeitet an einem Operntexte, der alle bisherigen in den Schatten ſtellen ſoll, was eben nicht ſchwer fallen dürfte. Beſagtes Libretto wird den Titel führen: „Die lackirte Mauſefalle oder der Teufel iſt weiß". Ein namhafter Componiſt wird die Muſik dazu liefern.

∴ Friedrichs II. Bildſäule, an welcher Profeſſor Rauch arbeitet, ſoll erſt in acht Jahren fertig werden. (Eile mit Weile.)

Breslau. Krolls Wintergarten, das reizendſte Geſellſchaftslokal unſerer Stadt, iſt ſeit Kurzem an den ehemaligen Barytoniſten Max Wiedermann verpachtet. Es gab einſt eine Zeit, wo mancher Schleſier eine Reiſe nach der Hauptſtadt unternahm, um dieſen Sänger als Maſaniello zu bewundern. Jetzt, nachdem ſeine phyſiſchen Mittel nicht mehr ausreichen, ſpielt der wackere joviale Oeſterreicher ſeine Lebensrolle auf dem großartigſten Geſellſchafts-Theater der guten Breslauer fort.

Conſtantinopel. Der unlängſt todtgeſagte, mehr als 80 Jahre alte Choſrew-Paſcha iſt zum „Reis-ür-Reuſa" (Haupt der Häupter) und Mitglied des Staatsraths ernannt worden.

Dresden. Am 26. v. M. hat die Schauſpielerin Hartwig ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der hieſigen Hofbühne gefeiert. Sie war Deutſchlands erſte „Jungfrau von Orleans", d. h. ſie ſpielte dieſe Rolle bei der erſten Darſtellung, welche unter Schillers Augen in Leipzig ſtattgefunden hatte.

Hamburg. Auf dem alten Stadttheater iſt „Marie Anne, eine Mutter aus dem Volke", ein nach dem Franzöſiſchen bearbeitetes Drama von Heinrich Börnſtein, mit ungewöhnlich großem Beifall aufgenommen worden. Das Stück iſt ein aus dem Volke herausgegriffenes Lebensbild, und der Mittelpunkt deſſelben ein dem Laſter des Trunkes ergebener Menſch, der, einem Engel von Mutter gegenüber, zum Thier herabſinkt. Die Bearbeitung iſt ſo durchweg gelungen, daß ſie bald auf allen Bühnen Wurzel faſſen und überall gefallen wird. Die Titelrolle wird hier von Dem. Wilhelmi meiſterhaft dargeſtellt.

Jena. Unſere „Literaturzeitung" klagt mit Recht über die große Gleichgiltigkeit unſerer Leſewelt gegen das bekannte Nationalwerk „Nekrolog der Deutſchen". Der Verleger, Voigt in Weimar, legt jährlich noch immer 500 Thaler zu, indem von unſern vierzig Millionen Deutſchen nicht mehr als 202 Perſonen das erwähnte Werk kaufen!!! Die „Dorfzeitung" ſagt ganz richtig, daß es Pflicht jeder deutſchen Bibliothek ſei, ein Exemplar dieſes „Nekrologs" zu beſitzen. In der That verdient ein Werk, welches die Schatten berühmter merkwürdiger Menſchen vor die Seele zurückführt, eine größere Theilnahme, als daſſelbe bis jetzt gefunden hat.

Karlsruhe. In der ſiebenzehnten Sitzung der Kammer der Abgeordneten entwarf Herr Brentano eine ſchauerliche Schilderung der badiſchen Polizei und ſagte unter Anderm: »Gegen die Gerichte hört man keine Klage, aber deſto mehr gegen die Polizei. Ein Polizeibeamter in Baden iſt ein Paſcha von drei Roßſchweifen, gegen deſſen Erkenntniſſe kein Recurs hilft.« (Wer jemals das Glück gehabt, ſich einige Zeit in Mannheim oder anderen badiſchen Städten aufzuhalten, wird von der Wahrheit der Brentano'ſchen Behauptung tief durchdrungen ſein.)

∴ „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht". In Deutſchland — ſagte neulich einer unſerer Abgeordneten, der Pfarrer Zittel — hat Alles, was regiert, bis herunter zum letzten Polizeidiener, nur Ein Ziel: Ruhe! Ruhe verlangt man mit einer Leidenſchaft, welche blind macht gegen alle Mängel des Beſtehenden und in den edelſten Beſtrebungen nur Schlechtes und Verwerfliches erblickt. Ruhe, nur Ruhe will man erzwingen, wenn man damit auch die edelſten Keime des Volkslebens erſtickt und die Gemüther der Beſſern unter dem Volke bis zum Uebermaß reizt. (Wahr geſprochen!)

Leipzig. Wir hoffen den vielen einfältigen Judenfeinden, die noch hier und da exiſtiren, eine kleine Ueberraſchung zu bereiten, wenn wir ihnen die brühwarme Nachricht mittheilen, daß der jetzige Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika — ſiehe Beilage zu Nummer 19 der „Spener ſchen Zeitung" — Jakob Polk jüdiſcher Abkunft iſt. Ein neuer Triumph für das Judenthum! In der Literatur glänzen Börne, Heine, Saphir, Spindler, Auerbach, Kuranda, Robert Heller und Jules Janin; in der Muſik: Meyerbeer, Halévy, Mendelsſohn: in der Malerei: Bendemann; in der Finanzwelt: Rothſchild. Moſes Monteſiore iſt Sheriff von London! Emancipirt die Juden und bald werden die Juden Miniſter und alle Miniſter Juden ſein!

∴ Es dürfte wohl nur wenigen unſerer Leſer bekannt ſein, daß der Präſident der erſten Kammer der ſächſiſchen Ständeverſammlung, Herr Albert von Carlowitz, auch ein wackerer Dichter iſt, welcher Homers „Ilias“ in deutſche Reime übertragen hat. Seine Ueberſetzung iſt bei Teubner erſchienen.

∴ Die Auskrämerei aller Gattungen von Geheimniſſen hat ſich nun auch der lieben guten Medizin bemeiſtert. Im Teubner'ſchen Verlage haben ſich unlängſt „Geheimniſſe der Arzneikunſt, Berichte eines ergrauten Arztes“, ans Sonnenlicht gewagt.

∴ Das „Frankfurter Converſationsblatt“ hat neulich einen Puff erzählt, der jetzt als „nackte Wahrheit“ durch faſt alle Blätter läuft. Iffland, der Neſtor deutſcher Schauſpieler, ſeit 1814 todt geglaubt, ſoll nach einer öffentlichen Erklärung eines Dr. Odemann in Osnabrück, in abſichtlicher Selbſtverborgenheit, ein faſt neunzigjähriger Greis, auf dem Gute Friedenſee im Hannöver'ſchen leben. Der Puff iſt an und für ſich neu und pikant; daß es aber Gänſe giebt, die an dieſe Ente glauben, iſt wahrhaft unbegreiflich!

∴ Nun wird ſogar ſchon unſer ſonſt ‚ſo harmloſes „Tageblatt“ malitiös! In Nummer 29 wird die Theaterdirektion erſucht, das zur Abwehr der jetzigen ſogenannten liberalen Beſtrebungen vorzüglich paſſende Luſtſpiel „Don Ranudo de Colibrados“ möglichſt bald und öfter zur Aufführung zu bringen. Dieſe Perſiflage iſt unterzeichnet von einem „Abonnenten des Bayard und unterwürfigen Verehrer des Junkerthums“. (Ritter ohne Furcht und Tadel, wie viele ungerechte Schmach mußt Du hinunterwürgen!)

∴ Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ läßt ſich aus Palermo ſchreiben: »Mit dem Befinden der Kaiſerin von Rußland geht es immer beſſer; ſchon wagt ſie kleine Ausflüge zu Eſel, zu denen das herrlichſte Frühlingswetter lockt.« (Welch ein wunderbarherrlicher Styl! Bezieht ſich dies denen auf die Ausflüge oder auf die Eſel! Nichts geht über einen klaren und richtigen Zeitungsſtyl!)

∴ Herr Wilhelm Rebslob, Beſitzer des „Hôtel de Bavière“, erklärt in den Zeitungen, daß in dem ungeſtörten lebhaften Fortgange ſeines Geſchäfts die beſte Widerlegung der allerwärts über ihn verbreiteten Gerüchte liegt. Um verläumderiſche Zungen, die fortwährend den guten Ruf und Credit ſeines Geſchäftes untergraben, zum Schweigen zu bringen, erklärt er ferner, daß er gegen Jeden, der eine rechtmäßige Forderung an ihn habe, zu ſofortiger Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten bereit ſei. Die Verläumder des Herrn Rebslob ſind durch dieſe Erklärung genug beſtraft.

∴ Der gemüthliche „Dorfbarbier“ in unſerer Nachbarſtadt Grimma hat in Bezug auf die übertriebene Freundlichkeit zwiſchen dem Kaiſer von Rußland und dem heiligen Vater einen neuen Ausdruck erfunden; er nennt dieſe Komödie „Nikolaus-Gregor-Mauro-Capellari-Spielen“.

London Einer unſerer erſten Ariſtokraten hat kürzlich im Parke zu Blenheim zweihundert Rehe ſchießen und das Fleiſch unter die Armen der Umgegend vertheilen laſſen. (Bravo, Mylord!)

∴ Unter unſerer ſogenannten Ariſtokratie giebt's himmliſche Käuze. George Spencer Churchill, Herzog von Marlborough, iſt vor einigen Tagen mitten in der Nacht von einem Polizei-Conſtable nach dem Wachthauſe der Towerſtreet geſchafft worden, weil man Seine erhabene Herrlichkeit, den Herrn Herzog von Marlborough, im Bogengange des Aſtley-Theaters in höchſt betrunkenem Zuſtande fand. (Manen John Churchills, was ſagt Ihr zu dieſem George?)

∴ Der neueſte Jahrgang des engliſchen Taſchenbuchs „the drawing room scrap book“, herausgegeben von Mistreß Norton, iſt wieder mit weiblichen Portraits der hautevolée geziert. Darunter findet ſich auch das Bild der Lady Adele Coriſanda Maria Villiers (welche vor einigen Monaten mit dem Kapitän Ibbetſon nach Gretna-Green entflohen), nebſt einem zimperlichen Gedichte an Milady, worin ihr nach vielen Lobſprüchen empfohlen wird, wenn ſie dereinſt zur Ehe ſchreite, doch ja eine wohlüberlegte Wahl zu treffen. (Leider kommt dieſer gute Rath, der allem Anſcheine nach vor dem faux pas der jungen Dame geſchrieben und gedruckt worden war, als „Moutarde après dîner“.)

∴ Das „Athenäum“ brachte vor einigen Monaten über Eugen Sue's „ewigen Juden“ eine ſehr gediegene Kritik, die mit den Worten ſchließt: »Wir würden geglaubt haben, uns eine Pflichtvergeſſenheit ſchuldig zu machen, hätten wir die Herrn Sue dargebrachten Huldigungen hingeben laſſen, ohne es laut auszuſprechen, wie roh und unbehelfen deren Götze iſt, der, ſo impoſant er auch auf den erſten Anblick erſcheinen mag, doch jenen andern Götzen gleicht, deren Leib von Erz und deren Füße von Thon ſind.« (Gut gebrüllt, Athenäum!)

∴ Der engliſche Componiſt Charles Neate, ein Nachäffer Felix Mendelsſohns, hat nun auch „Sechs Lieder ohne Worte“ herausgegeben.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier im Formate der „Times“ eine neue Zeitung, „Daily News“, deren literariſcher Theil von Charles Dickens geleitet wird, der dafür ein Jahrgehalt von 5000 Pfd. St. (circa 35,000 Thaler) erhält, alſo nur halb ſo viel, als Herr Laube für ſeine geiſtreichen Kritiken im hieſigen „Tageblatt" bekommt).

Madrid. In unſerer beiſpiellos ruhigen Hauptſtadt haben im vergangenen Jahre blos 5362 Verhaftungen ſtattgefunden, darunter 4669 wegen politiſcher Vergehen und 23 wegen Mordes. („Madrid, nie wende ſich Dein Glück"!)

Meiningen. Die bevorſtehende dreihundertjährige Todestags-Feier Dr. Martin Luthers hat dem hieſigen Diaconus Müller Veranlaſſung gegeben, zu einem Denkmal des großen Reformators in deſſen Stammort Möhra aufzufordern. In Folge dieſer Aufforderung iſt hier ein Verein von Männern zuſammengetreten, der dieſen Plan ins Werk ſetzen will.

München. Im „Schwäbiſchen Merkur" heißt es in einem Correſpondenz-Artikel aus München: »In der Sitzung der Kammer der Abgeordneten am 13. Januar habe es bei überaus gedrängt beſetzten Tribunen und Gallerien auch an vornehmen Damen und ſolchen Frauen nicht gefehlt, die zur Nebenunterhaltung den Strickſtrumpf mitgebracht hatten.« (Tricoteuses in deutſchen Kammern! Ein böſes Zeichen!)

New-York. Die Amerikaner ſind nie um Städtenamen verlegen; ſie beuten die alte und neue Geſchichte aus oder bezeichnen die Ortſchaften gar blos mit Nummern, wie in den neuen Territorien Wisconſin und Mitchigan, wo es eine erſte, zweite, dritte ꝛc. Stadt (Town) giebt. Im Staate New-York hört man folgende Städtenamen: Griechenland, Athen, Sparta, Troja, Jeruſalem, Palmyra, Tyrus, Utika, Korinth, Karthago, Rom, Marathon, Macedonien; es werden hier freilich auch republikaniſche Tugenden gefordert, doch ſind ſie von modernem Zuſchnitt. Eine großartig eigenthümliche Demonſtration der Pietät iſt es, daß viele Ortſchaften in ihrem Namen das Gedächtniß großer Männer verewigen: Dichter, Helden, Geſetzgeber und Gelehrte werden auf dieſe Weiſe geehrt. Wir finden, daß Homer, Hektor, Lyſander, Marcellus, Solon, Horaz, Pompejus, Brutus, Cato, Scipio, Hannibal, Romulus, Tullius, Camillus, Manlius, Cincinnatus, Cicero, Seneca, Plato, Milo, Virgil, Fabius, Euklid und Ovid in ihrem Andenken zu Städten cryſtalliſirt ſind; der religiöſe Sinn der nordamerikaniſchen Bevölkerung manifeſtirt ſich in den Benennungen Eden, Bethanien, Bethlehem, Jericho, Kanaan, Hebron und Goſen. Wie die Städte, ſo werden auch die Straßen mit ſolchen Namen belegt. So hat z. B. ein Mr. Bork, in der Grafſchaft Warren, einen Flecken (village), Namens Dutzow, gegründet, in dem es eine Herder-, Schiller-, Jean Paul-, Iffland-, Möſer- und Mozart-Straße giebt. Auf dieſe Weiſe giebt es in Nordamerika ſteinerne Geſchichts-Compendien, die das Volk gar nicht überſehen kann; es iſt eine ſeltſam großartige Bibliothek, eine Real-Encyklopädie in unzähligen Lieferungen, die Jeder, der unſere Geographie ſtudirt, auswendig kennen muß. (Spen. Zeit.)

∴ Die beiden hier erſcheinenden größern Zeitungen, die „deutſche Schnellpoſt" und die „New-Yorker Staatszeitung" beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit den Intereſſen Deutſchlands. Man hat hier die Courage, die Wahrheit zu ſagen und die Wahrheit zu hören, ſelbſt dann, wenn durch ſie langgenährte Hoffnungen unerbittlich zerſtört werden. Dieſen Muth der Wahrheit wünſchte ich Europa. Dort denkt man kaum zur Hälfte über die Ereigniſſe nach; man ſchließt die Augen, die in die Zukunft blicken könnten, muthwillig, man erſchrickt vor den möglichen, ja vor den nothwendigen Conſequenzen, und dieſe Furcht vor der Wahrheit iſt es, welche den Gaul des europäiſchen gemäßigten Fortſchrittes immer ſtraff im Zügel hält, damit er ja nicht aus dem gemächlichen Droſchkenpferde-Trapp in Galopp übergehe.

∴ Eine deutſche Verſammlung zu Gunſten des bald erwarteten Dr. Seidenſticker hat bei allen Deutſchen Nord-Amerika's eine großartige Collekte veranſtaltet, deren Ertrag dem Hannover'ſchen Verbannten und ſeiner Familie in der neuen Heimath eine ſorgenfreie Exiſtenz gründen ſoll. (Ein dreifaches Hoch den biedern Deutſchen in Nord-Amerika!)

Paris. Der hier unlängſt abgehaltene mediziniſche Congreß, derſelbe, der alle ausländiſchen Aerzte für „unwiſſende Barbaren" erklärte, hatte bekanntlich mit großen Skandalen begonnen und geendigt. Gleich in der erſten Sitzung gab der Doctor Lambert dem Apotheker Deibl, Herausgeber des Journals „Asmodeus", eine Ohrfeige. Als Deibl hiergegen klagte, machte Lambert eine Gegenklage wegen Ehrenbeleidigung in Deibl's Journal anhängig. Das Zuchtpolizeigericht hat nun beiden Herren ihr Recht und volle Genugthuung widerfahren laſſen; Dr. Lambert wurde wegen thätlicher Injurien zu 8 Tagen Gefängniß und 100 Francs Geldſtrafe, Apotheker Deibl wegen Injuriirung zu 14 Tagen Gefängniß und 200 Francs Geldſtrafe verurtheilt. (Beide Herren können ſich nun in

Sainte Pélagie Geſellſchaft leiſten und zum Zeitvertreib Dittersdorfs Oper „Doctor und Apotheker" aufführen.)

∴ Meyerbeer hat Paris verlaſſen, um nach Berlin zurückzukehren. Der „Corſaire-Satan" meint, Spontini's Brief in der „Allgemeinen Zeitung" habe Meyerbeers ſchnelle Rückkehr veranlaßt. Uebrigens werde auch Spontini bald nach Berlin reiſen, und der König von Preußen, der Meyerbeer nie Etwas abſchlage, ausgenommen ſeine Entlaſſung, werde jetzt in großer Verlegenheit ſein. (Leipz. Zeitung.)

∴ Vor Kurzem ſtarb Baron Lombard, Pair von Frankreich, im Alter von 85 Jahren; er war eines der letzten Ueberbleibſel der Stände der Dauphiné, die an der Spitze der Revolution von 1789 geſtanden haben, und galt als einer der intimſten Freunde Barnave's.

∴ Der berühmte Maler Charlet, der am 31. December 1845 geſtorben iſt (ſiehe „Charivari" Seite 2765), war der Béranger unſerer Maler, der in mehr als 800 Zeichnungen die Geſchichte der großen franzöſiſchen Revolution geſchildert hat. Die „Modenzeitung" erzählt ein Beiſpiel, wie geſucht die Bilder dieſes Meiſters ſind. Charlet wollte vor mehreren Jahren den bekannten Schriftſteller Jules Janin beſuchen, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Statt eine Karte abzugeben, nahm er ein Stück Kohle und zeichnete damit auf die Thür der Janin'ſchen Wohnung einen Grenadier der Kaiſerzeit. Dieſe Skizze machte ſo viel Aufſehen, daß Janin das Thürſtück, auf dem ſich das Bild befand, herausnehmen laſſen mußte. Es iſt jetzt eingerahmt und befindet ſich im Beſitze eines reichen Gemäldeſammlers*).

∴ Ein im Hôtel des Marquis von Biencourt ausgebrochener Brand hat einen großen Theil der geſchichtlichen Portrait-Gallerie des Marquis zerſtört. Im Ganzen ſind etwa 200 Bilder gerettet; doch ſind ein Bildniß Michel Angelo's von ihm ſelbſt gemalt, ein Portrait des Erasmus von Holbein, mehrere Mignards, drei Philipps von Champagne, ein Bildniß Ludwigs XIV., von Vandermeulen, und höchſt ſeltene Bildniſſe von Molière, Racine und Boileau ein Raub der Flammen geworden.

∴ Der Hauptredakteur des Rieſenblatts „Epoque", Herr Granier de Caſſagnac, hat neulich im Café Vachette ſeinen 49 Mitarbeitern ein Souper monstre gegeben, bei dem dieſe Herren, laut Bericht des „Corſaire-Satan", nicht weniger als 350 vierteljährliche Abonnenten verſpeiſt und 700 halbjährliche vertrunken haben ſollen. (Bon appétit!)

∴ Der Feuilletoniſt des „Conſtitutionnel" theilt die Liebhaber, welche Neujahrgeſchenke machen, in drei Klaſſen: 1) Der „Amant ministre" giebt dem Ehemanne ſeiner Angebeteten Avancement; mitunter legt er ihm das Kreuz der Ehrenlegion unter die Serviette; auch kommen in den Miniſterien hin und wieder Fälle vor, wo der glückliche Ehemann eine entfernte Miſſion mit Reiſekoſten und Entſchädigungskoſten erhält. 2) Der „Amant russe" ſchenkt Banknoten. NB. der ruſſiſche Liebhaber exiſtirt nur noch in der Einbildung; er hat Paris ſchon längſt verlaſſen und iſt als Inhaber der ewigen Jugend im ſechszehnten Jahre Cadet in einem Infanterie-Regimente geworden. 3) Der „Amant lion" iſt der großmüthigſte Liebhaber; er giebt Alles, was er hat; läuft von einem Laden zum andern, kauft allenthalben die koſtbarſten Juwelen, die reichſten Angebinde und die ſchönſten Blumen. Der Lion iſt die Vorſehung der Kammermädchen.

∴ Die Herren Weſchenelle und Larcher haben (beim Verleger Simon) den Damen eine Huldigung dargebracht durch eine Schrift, betitelt: „Das Weib, beurtheilt von den berühmteſten Schriftſtellern beider Geſchlechter". Fünfzehn Bildniſſe der ausgezeichnetſten Frauen gereichen dieſer Apotheoſe zum ſchönſten Schmucke und zur höchſten Zier.

∴ Balzacs ſämmtliche Schriften erſcheinen jetzt beim hieſigen Verleger Hetzel in einer Geſammtausgabe (in fünfzehn Bänden) unter dem Titel „Comédie humaine". Derſelbe Schriftſteller hat auch — die Blätter melden es wenigſtens — einen Roman unter der Feder, der in Homburg vor der Höhe ſpielen und der Gebrüder Blanc Verdienſte um die geldburſtige Menſchheit ſchildern ſoll; 30,000 Francs — ſo heißt es — ſollen ihm für dieſen Liebesdienſt in Ausſicht geſtellt ſein. Auf dieſen Roman wird der Titel „Comédie humaine" ganz beſonders paſſen.

∴ Der Elſaß'ſche Muſiker Dr. Kaſtner hat vor Kurzem eine „Paukenſchule" erſcheinen laſſen.

∴ Diogenes figurirt jetzt auf dem Odéon-Theater. Verfaſſer des ſeltſamen Stücks iſt (wie unſer „Charivari" bereits gemeldet hat) Felix Pyat, derſelbe, welcher wegen ſeiner heftigen Angriffe auf Jules Janin, den Feuilletoniſten des „Journal des Débats", in Haft ſitzt, den Proben und der erſten Vorſtellung aber unter polizeilicher Begleitung beiwohnen durfte. Das Stück bietet, außer dem Titelhelden Diogenes, eine ziemlich große

---

*) Charlet, geboren am 20. December 1792 zu Paris, wurde leider nur 53 Jahre alt.

Anzahl klaſſiſcher Bekannter. Alcibiades, Socrates, Plato, Sophokles, Euripides, daneben die Damen Lais, Phryne, Aſpaſia; mit Letzterer ſchließt der cyniſche Philoſoph einen Liebesbund. Das ganze Stück iſt ein Conglomerat von Kritiken über alle Arten politiſcher Mißbräuche, die ſeit Anbeginn der Welt exiſtiren. (Iſt kein Ueberſetzer unter uns!)

∴ Einem on dit zu Folge ſoll Alexandre Dumas die Conceſſion zur Erbauung eines neuen Theaters erhalten haben. (Will der Mann ſich vorſätzlich ruiniren?)

Rom. Das Intereſſe unſeres muſikaliſchen Publikums feſſelt jetzt ein Kind von ſechs Jahren, Righetta Merli das Lucca. Blind geboren, componirt und ſpielt Righetta in dieſem Zuſtande mit außerordentlicher Virtuoſität und mit wahrhaft unbeſchreiblichem Gefühle die glänzendſten und ſchwierigſten Werke neuerer Meiſter blos nach dem Gehör auf dem Piano. Righetta hat ſich im Teatro Argentina mit dem rauſchendſten Beifall hören laſſen und begiebt ſich von hier nach Paris.

∴ Am 11. Januar wurde hier, wie gewöhnlich, das ſogenannte Sprachenfeſt gefeiert, bei dem nicht weniger als achtundfünfzig Sprachen und Dialekte vertreten waren. Unter den Repräſentanten dieſes Feſtes befanden ſich der berühmte Polyglott Cardinal Mezzofanti und ſeine Herren Collegen Polidori, Asquini, Acton, Mai, Lambruschini und Mattei. Ganz beſonderes Intereſſe erregten die beiden Söhne des k. k. Hofraths und Hiſtoriographen Dr. F. Hurter, welche den pikanten Schweizer-Dialekt vertreten.

Venedig. Seit Kurzem iſt die große Brücke über die Lagune und die Bahnſtrecke von Padua nach Vicenza eröffnet. Die Fahrt über die Brücke währt eine Viertelſtunde; der Weg von dort bis Padua wird in 54 und die Strecke von Padua bis Vicenza in 47 Minuten zurückgelegt.

Weimar. Die Bewohner des ſogenannten Ilm-Athens, die erſt unlängſt für Johannes Ronge geſchwärmt, ſchwärmen jetzt für Jenny Lind. (Extreme berühren ſich.)

Wien. Die officielle „Wiener Zeitung“, redigirt von einem Herrn J. C. Bernard, beobachtet bei der Mittheilung ihrer politiſchen Artikel, die in der Regel ziemlich alt und ungemein nüchtern ſind, eine ganz eigenthümliche Reihenfolge: erſt kommt die officielle Rubrik Wien, dann folgt Amerika; auf Amerika folgen Spanien, Großbritannien, Frankreich, Schweiz, Niederlande und Rußland. Gleich hinter Rußland kommt Preußen und hinter Preußen — Deutſchland. (Als ob Preußen nicht auch zu Deutſchland gehörte! Dieſer Herr Bernard muß entweder ein kleiner Pfifficus oder ein unverantwortlich großer Schwachkopf ſein.)

∴ Die eben genannte Zeitung theilt folgende Nachricht mit: »Am 17. Januar, Abends um die ſiebente Stunde, als Herr Bosco eben in vollſter Beſchäftigung mit Proben neuer Experimente ſich befand, geſchah es, daß eine Rakete, unverſehens dem Lichte zu nahe gebracht, ſich entzündete und die Funken derſelben ein nahe gelegenes, mit Raketen gefülltes Käſtchen anbrannte, wodurch eine Exploſion geſchah, welche durch die Geiſtesgegenwart Bosco's, indem er ſich, um die Anweſenden vor Schaden zu bewahren, mit dem Oberleibe über die ſich nach und nach entladenden Raketen legte, Niemand anders als ihn ſelbſt und zwar im ganzen Geſichte und hauptſächlich die rechte Hand der Art verwundete, daß nur ſchleunige Hilfe ſeine dermal außer Gefahr ſtehende Geſundheit rettete.« Bei dieſem Anlaß erhielt Bosco, der hier ungemein beliebt, von allen Seiten Beweiſe der aufrichtigſten Theilnahme. Selbſt die Kaiſerin, der Erzherzog Franz Karl, Fürſt Metternich und die Crême der Wiener Ariſtokratie ließen ihm ihr Bedauern bezeigen und täglich Nachricht über ſein Befinden einziehen. Nach ſeiner Wiederherſtellung wird Bosco ſeine zahlreich beſuchten Vorſtellungen im großen Saale des landſtändiſchen Muſik-Vereins fortſetzen.

∴ Der Schriftſteller Paul Kaltenbäck, der mehrere Jahre hindurch das vom Freiherrn von Hormayr gegründete „Archiv“ redigirt und ſich auch als Bibliograph bekannt gemacht hat, iſt, ohne früher eine amtliche Stellung im Staate bekleidet zu haben, zum zweiten Archivar befördert worden. (Ein Ausnahmsfall, der ſich hier nur höchſt ſelten ereignet.)

∴ Der Komiker Beckmann, einſt der gefeierte Liebling der Königſtädter Bühne in Berlin, jetzt einer der Träger des Theaters an der Wien, hat laut Decret vom 29. Januar eine lebenslängliche Anſtellung beim hieſigen Hofburgtheater mit einem Gehalte von 3000 Gulden und allen Rechten eines kaiſerlich-königlichen Beamten erhalten. Herr Beckmann tritt ſein Engagement als k. k. Hofſchauſpieler am 1. September d. J. an.

Treffer und Nieten.

• Ein neapolitaniſcher Edelmann hat im vergangenen Jahre vierzehn Duelle gehabt, blos um die Behauptung, Dante ſei ein größerer Dichter als Arioſt, zu unterſtützen. Auf ſeinem Todtenbette — er iſt erſt unlängſt geſtorben — bekannte der tapfere Cavaliere, er habe keinen von Beiden geleſen.

• Der Pariſer Componiſt Adam erhielt neulich von einem jungen Dichter einen Operntext, „Eva". Der Muſiker ſandte ihn dem Autor mit dem verbindlichſten Danke und der Bemerkung zurück, daß es dem armen Adam an Muth fehle, ſich mit Eva zu befaſſen, aus Furcht vor dem Publikum, das leicht geneigt ſein könnte, die Rolle der ziſchenden Schlange zu übernehmen.

• Der Präſident des königlichen Gerichtshofes zu Paris unterbrach unlängſt die ſtreitenden Advokaten mit der Bemerkung, daß die Angelegenheit zu unwichtig ſei, um den Gerichtshof damit allzulange hinzuhalten. Einer der beiden Anwälte erwiderte darauf, daß die Sache für die Parteien keineswegs unwichtig ſei, es handle ſich um einen Brunnen, um deſſen Beſitz ſich zwei Weinhändler ſtritten. »Ja, freilich,« ſagte der alte Präſident Seguier, »das iſt etwas Anderes: ein Brunnen iſt für den Weinverkehr höchſt wichtig.« Das Auditorium fing zu lachen an

• Alexander von Humboldt wohnte neulich der Einweihung der im Thiergarten erbauten Matthäuskirche aus Freundſchaft für einige der Protektoren bei. Einer derſelben ſprach ſeine Bewunderung aus, ihn in einer Kirche zu ſehen. »Nun,« ſprach Humboldt, »ich muß doch auch einmal anfangen, Carrière zu machen.«

• Unlängſt heirathete ein ſiebenzigjähriger Greis ein zwanzigjähriges Mädchen. Befragt, ob er den Abſtand des Alters gehörig erwogen habe, antwortete er: »Wenn ich meine Frau anſehe, werde ich um 25 Jahre jünger, und wenn ſie mich anſieht, wird ſie um 25 Jahre älter; ſomit gleicht ſich der Unterſchied aus.«

• Amandus Berghofer, ein philoſophiſcher Sonderling, welchen Wieland den „öſterreichiſchen Rouſſeau" genannt hatte, war Schuldirektor zu Steier in Ober-Oeſterreich geweſen; dieſe Stelle hatte ihm aber ſo wenig behagt, daß er nachfolgendes Entlaſſungsgeſuch einreichte: »Excellenz und Gnaden! Ich bitte, daß ich aufhören dürfe zu ſein Ihr gehorſamer Diener A. Berghofer.«

• Ein arabiſcher Dichter ſingt: »Viererlei iſt, was zur Fröhlichkeit ſtimmt: eine Geige, eine Laute, eine Cither und eine Harfe. Vier Wohlgerüche geſellen ſich dazu: Roſen, Myrthen, Levkoyen und Lilien, und vier Dinge vereinigen ſich damit am beſten: Wein, Jugend, Liebe und Geld.«

Erklärung.

Die „Theater-Locomotive" enthält in Nummer 4 folgende Nachricht:

> »Ein Herr, der ſich für einen **Dr. Behrends** (Hilarius) aus Leipzig und als Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins ausgab, hat in Berlin Schriftſtellern und Schauſpielern auf ſehr liſtige Art Geld herauszulocken geſucht u. ſ. w.«

Der unterzeichnete Vorſtand des deutſchen Schriftſteller-Vereins zu Leipzig findet ſich veranlaßt, hierauf zu erklären, daß ein Dr. Behrends (Hilarius) **nicht** Mitglied des Schriftſteller-Vereines iſt.

Leipzig, am 26. Januar 1846.

Dr. Wuttke.

Suum cuique!

Seine Majeſtät der allerdurchlauchtigſte, großmächtigſte König Carneval hat den Redakteur des „Charivari", Herrn E. M. Oettinger, laut Diplom vom 10. Januar, zum Ehrenmitgliede der Mainzer Narrhalla ernannt und ihm die Inſignien des erlauchten Ordens taxfrei zuſtellen zu laſſen geruht. **Dem Verdienſte ſeine Kronen!**

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Fürſt Metternich

und das

Oeſterreichiſche Staats-Syſtem.

Von

Dr. A. J. Groſs-Hoffinger.

Erſter Band. Preis: 2 Thaler.

Ungariſches Portefeuille.

Von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Erſter Band: Staatskritik. — Reform.
Zweiter Band: Ungariſche Zuſtände.
Preis: 3½ Thaler.

Prag unter König Wenzel IV.

Hiſtoriſcher Roman

von

Friedrich Wallmar.

Drei Bände. Preis: 4 Thaler.

Nachträge zu Göthe's ſämmtlichen Werken.

Geſammelt und herausgegeben von

Eduard Boas.

Erſte Lieferung. Neue Ausgabe. Mit einem Stahlſtich.
Preis: ½ Thaler.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 177. Leipzig, 19. Februar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Schakabak und Giafar.

Märchen aus „Tauſend und Einer Nacht“.

Nacherzählt von E. M. Oettinger.

Im prachtgeſchmückten Bagdad, das zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe (damals, als Harun-al-Raſchyd, der fünfte Khalyf vom Stamme der Abaſſiden, der glorreiche Sohn des Khalyfen Mahdi, Beherrſcher des halben Orients war) 12,000 Karavanſereis, 60,000 Bäder, 80,000 Bazars, 100,000 Moſcheen und 2 Millionen Menſchen beſaß, lebte im Jahre 808 nach Chriſti Geburt ein blutarmer Schlucker, welcher Barbier war und wegen der eigenthümlichen Form ſeiner Oberlefze Schakabak mit der geſchlitzten Lippe hieß.

Dieſer arme Teufel, der aus Mangel an landesüblichen und fremden Gold- und Silbermünzen ſeit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts Warmes genoſſen hatte, befand ſich zur Veſperzeit des dritten Tages vor dem Palaſte des Barmekyden Giafar, des Groß-Weſirs und Schwagers Harun-al-Raſchyds — deſſen Schweſter Abaſſa ſeit Kurzem die Gemahlin des Barmekyden war — und begaffte die vielen Thürſteher, die am Eingange des Schloſſes als Wache aufgeſtellt waren.

— Was wollt Ihr? fragten die Diener des Barmekyden.

— Ein Almoſen, antwortete der arme Schlucker.

— Geht hinein und tragt Euere Bitte unſerm gnädigen Herrn und Gebieter vor, erwiderte einer der Thürhüter.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Nachdem er drei große mit hundertfarbigen Kieſelſteinen moſaikartig gepflaſterte Vorhöfe hinter ſich hatte, erreichte er einen mit Gold und Azur geſchmückten Gartenſaal, in deſſen Mitte ein prachtvoller Divan ſtand, auf dem Giafar der Barmekyde, von den Strapazen eines kurz vorher genoſſenen Mittagsmahls ausruhend, ſich dem hochwichtigen Geſchäfte einer langſam fortſchreitenden Verdauung überließ.

Voll tiefer Ehrfurcht blieb der Barbier an der Schwelle des Eingangs ſtehen und warf ſich auf die Erde nieder.

— Womit kann ich dienen? fragte der menſchenfreundliche Groß-Weſir.

— Herr, ſtöhnte Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, ich bin ein armer Teufel, der ſeit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts genoſſen, ein bedauernswerthes Geſchöpf, das, von Hunger und Durſt aufgerieben, unbeſchreibliches Bauchgrimmen hat.

— Allah kerim! Iſt's möglich, daß es im reichen Bagdad, unter dem ſegensvollen Scepter unſeres Herrn, des ruhmgekrönten Beherrſchers aller Gläubigen, des gnadenreichen Khalyfen Harun-al-Raſchyd, ſolche Armuth giebt?

— Herr, ich ſchwöre Euch bei den ſieben Himmeln Mahomets, daß ich Euch nichts vorgelogen habe.

— Nun, wenn Du die Wahrheit geſagt haſt, ſo iſt es meine Pflicht, Dir beizuſtehen. Heda, Sklaven, rief der Groß-Weſir, bringt Waſchbecken und Waſſer, damit wir uns die Hände waſchen können. Ich bin, fuhr Giafar fort, zwar erſt unlängſt von der Tafel aufgeſtanden und habe, aufrichtig geſagt, wenig oder gar keinen Appetit, will aber, um Dir Geſellſchaft zu leiſten, meinem Magen Gewalt anthun und, blos Dir zu Liebe, noch ein Mal von vorn anfangen.

Schakabak erwartete, daß ein paar Sklaven erſcheinen und dem Groß-Weſire das verlangte Waſchbecken und Waſſer bringen würden. Aber Niemand erſchien; deſſen ungeachtet erhob ſich der Barmekyde von ſeinem Sopha, rieb ſich die Hände und that gerade ſo, als ob ſie einer ſeiner Sklaven mit Waſſer begoſſen hätte.

— Tretet näher, guter Mann, rief der reiche Mann dem armen Teufel zu, folgt meinem Beiſpiele und waſcht Euch ebenfalls.

Der Barbier, klug genug, um einzuſehen, daß ſich ein armer Schlucker von ſeinem reichen Gönner Alles gefallen laſſen müſſe, trat näher und geberdete ſich, als ob auch er ſeine Hände waſche.

— Jetzt wollen wir uns abtrocknen, ſagte Giafar und that, obgleich kein Handtuch zu ſehen war, als riebe er ſich damit die Hände ab. Dann warf er das unſichtbare Handtuch ſeinem hungerigen Gaſte zu mit den Worten: Thu' desgleichen!

Schakabak befolgte das Beiſpiel ſeines Wirths und trocknete ſeine Hände.

— Heda, Sklaven! Tragt ſofort das Eſſen auf, befahl der Barmekyde. Zum Glück iſt der Tiſch ſchon gedeckt; kommt, guter Freund, und nehmt an meiner Seite Platz.

Der Barbier ſchwelgte im Vorgeſchmack der Speiſen, welche kommen ſollten.

Aber weder Speiſen noch Sklaven erſchienen; deſſen ungeachtet nahm der Schwager des Khalyfen die Miene an, als griffe er in eine volle Schüſſel hinein und lange ſich ein Stück nach dem andern heraus.

— Greift zu, werther Gaſt, und thut, als ob Ihr bei Euch zu Hauſe wäret, ſprach der Barmekyde und ſtellte ſich, als ob er einen Biſſen nach dem andern in den Mund ſtecke und ſie mit ſeinen Zähnen zerkaue. Einer ſo ausgehungerten Seele wie der Euren, fuhr er fort, hätte ich übrigens weit mehr Appetit zugetraut. Ihr eßt wie ein Spatz; wie oft, guter Freund, ſoll ich Euch bitten, Euch nicht zu geniren und fleißig zuzugreifen; Ihr ſeht ja, daß es da iſt! Alſo macht keine Umſtände, werther Gaſt, und folgt meinem Beiſpiel.

— Ihr ſeht, lieber Herr, daß ich nicht faul bin, ſagte Schakabak, indem er mit großer Geſchicklichkeit alle Geberden des Zerkauens und Hinunterſchluckens nachäffte.

— Wie ſchmeckt Euch das Brod? Nicht wahr, es iſt vortrefflich?

— Ach, Herr, ſo lange ich lebe, hab' ich niemals weißeres geſehen, betheuerte der arme Teufel, ob er gleich weder Brod, noch ſonſt etwas Eßbares ſah.

— Heda, Sklaven, eine andere Schüſſel! befahl der Groß-Weſir und obgleich ſich wiederum Niemand ſehen ließ, ſagte er zu Schakabak: Ich bitte und beſchwöre Euch, werther Gaſt, dieſes Hammelfleiſch mit Graupen zu verſuchen und mir zu ſagen, ob Euer einſichtsvoller Gaumen jemals etwas Köſtlicheres genoſſen hat?

— Herr, antwortete Schakabak, das Hammelfleiſch iſt delikat.

— Heda, Sklaven, bringt nun das Hammelragout, befahl der allzugnädige Barmekyde. Ich überlaſſe mich der Hoffnung, daß es Euch eben ſo gut munden wird als das Hammelfleiſch. Eh bien, qu'en dites-vous? fragte der Groß-Weſir im reinſten Franzöſiſch — denn ſchon im Jahre 808 war es Mode, daß den höhern Staatsdienern die Sprache der Franken geläufiger als ihre eigene war. —

— Ihr führt einen wundervollen Tiſch, betheuerte der arme Schlucker; ich beneide Euch um Euren ausgezeichneten Koch. Sein Braten, gnädiger Herr, iſt ein Meiſterwerk, würdig, den Gaumen unſeres großen Propheten zu laben. Beſagter Hammel hat durch die glückliche Miſchung der Gewürze, ſo da ſind Ambra, Nägelein, Muskate, Ingwer, Pfeffer und Zwiebeln, einen Hochgeſchmack, der ſich nicht beſchreiben läßt. Dieſer Braten ſchmeckt — beim Barte des Propheten — wie jenes Manna, das den Kindern Iſraels mitten in der Wüſte ins Maul geregnet. Welche Wonne! rief der hochbegeiſterte Seifenſchaumgenius und rieb ſich entzückt den vor Hunger knurrenden Magen, der ſo leer wie der Hirnſchädel manches gelehrten Imam war.

— Nun, ſo haltet Euch an dies Ragout! Ich bitt' Euch, greifet zu! Heda, Sklaven, noch ein Mal Ragout, rief der Barmekyde, während er ſich mit einem goldenen Roſendorn die Zähne zu ſtochern geruhte.

— O nicht doch, nicht doch! rief Schakabak. Ich bin ſo ſatt, daß ich keinen Biſſen mehr hinunter bringen kann.

— Werther Gaſt, ſprecht Ihr die Wahrheit?

— Ja, gnädiger Herr, erwiderte der Hungerige mit halbweinerlichem Tone.

— Wohlan, Sklaven, räumt ab und tragt den Nachtiſch auf, befahl der Barmekyde, ſich den Mund abwiſchend. — Ihr werdet, guter Freund, nicht ſo grauſam ſein, mir die Bitte abzuſchlagen, zum Beſchluß des Mahles noch ein paar Früchte zu genießen. Koſtet, wenn es Euch beliebt, dieſe friſch gepflückten Mandeln.

Beide thaten nun, als ob ſie Mandeln ſchälten.

— Himmliſch! rief der Eine.

— Göttlich! rief der Andere.

— Nun verſucht auch, mir zu Liebe, dieſe purpurrothen Trauben, von denen jede — eine Seltenheit in dieſer Jahreszeit — zehn Zechinen koſtet. Der hohe Preis möge Euch keineswegs abhalten, fleißig zuzugreifen, denn dazu ſind ſie da. Alſo friſch darauf losgegeſſen! Hungerige Arme zu ſpeiſen, iſt jedes Reichen Pflicht. Darum ſag' ich Euch noch ein Mal, thut als ob Ihr bei Eurem beſten Freunde, bei Eurem nächſten Verwandten, bei Euch ſelber wäret.

— Allah ſegne Euch für Eure Gaſtfreundſchaft, ſagte der arme Schlucker und legte als Zeichen ſeines Dankes die Hand an ſeinen Turban.

— Werther Gaſt, ſagte der Groß-Weſir, nachdem wir ſo vortrefflich gegeſſen haben, müſſen wir auch Etwas trinken. Erlaubt mir zuvörderſt eine Frage: Trinkt Ihr Wein?

— O Herr, muß ich Euch daran erinnern, daß Mahomet, der große Prophet, uns den Genuß des Weines unterſagt hat?

— Qu'importe? Eben weil uns dieſer Genuß verboten iſt, eben darum reizt er uns mehr, als jeder andere uns erlaubte Trunk. Nicht wahr, lieber Freund, Ihr ſeid ſo gut, ein Gläschen mitzutrinken ...

— Euer Wille, Herr, iſt mir Geſetz, entgegnete Schakabak; doch mache ich Euch im Voraus darauf aufmerkſam, daß ich nur blutwenig davon vertragen und daß ich, ein klein wenig zu viel trinkend, leicht gegen Sitte und Anſtand verſtoßen und die Euch gebührende Ehrfurcht vergeſſen könnte ...

— Seid darum unbeſorgt! Heda, Sklaven, bringt uns Wein und zwar vom allerbeſten. Apropos, werther Gaſt, zieht Ihr rothen oder weißen Wein vor?

— Ich trinke, wenn's ſein muß, alle Beide!

— Tant mieux, meinte der Barmekyde und beſtellte Côte rotie und Romanée. (Beweis, daß ſchon anno 808 die franzöſiſchen Weine im Morgenlande eben ſo bekannt und, vermuthlich durch Weinreiſende, eben ſo verbreitet waren, als im Abendlande.)

Der Groß-Weſir ſchenkte ſeinem durſtigen Gaſte aus unſichtbaren Krügen zuerſt einen Becher weißen und dann einen Becher rothen Burgunder ein und ſagte zu ihm:

— Prüft, welche von beiden Sorten Euch beſſer mundet.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe verſuchte zuerſt den Weißen, that, als wenn er jeden Tropfen eine Zeit lang auf der Zunge wöge, probirte alsdann den Rothen, prüfte auch ihn mit der äußerſten Zungenſpitze oder primis labiis, wie der lateiniſche Weinkenner zu ſagen pflegt, und entſchied ſich endlich für den Rothen.

— Das dacht' ich mir, ſagte der Groß-Weſir und that, als ob er einen zweiten Becher für ihn fülle. Greift zu, werther Gaſt, und erweiſt mir die Ehre, mit mir anzuſtoßen. Wir wollen, wenn's Euch beliebt, Brüderſchaft trinken und von jetzt an intime Freunde ſein und Du zu einander ſagen ...

— Wie's Euch gefällt, ſagte der Barbier und that, als ob er mit ſeinem Glaſe an das des Groß-Weſirs anſtoße.

Dann ſtellten ſich Beide, als wenn ſie den ganzen Inhalt des Bechers mit Einem Zuge leerten.

— Vive le vin! rief der Barmekyde.

— Vive l'amour! rief der Barbier, der gleich darauf die Miene annahm, als ob ihm der Wein in den Kopf geſtiegen wäre. Höre, Bruder, dieſer Wein iſt zwar etwas ſtark, aber delikat, beim Allah, wunderſchön! Sei nicht böſe, Brüderchen, wenn ich Dich bitte, mir noch ein drittes Gläschen einzuſchenken.

— Mit tauſend Freuden, ſagte der Groß-Weſir und geberdete ſich, als ob er den Wunſch ſeines Duzbruders erfülle. Wenn Du dann noch ſtärkern willſt, fuhr er fort, ſo brauchſt Du's nur zu ſagen; mein Keller iſt wohl ſortirt und auch an Champagner fehlt's mir nicht.

— Wie, Bruder, fragte der lallende Barbier, Du haſt auch Champagner?

— Crémans und Demi-crémans, mousseux und non mousseux.

— Non monsieur, wenn ich bitten darf, kleines Groß-Weſirchen, bat Schakabak, der jetzt mit bewundernswerther Bravour den Angeſäuſelten ſpielte.

— Heda, Sklaven, bringt Champagner! befahl der Barmekyde und knallte einen Augenblick ſpäter ſo täuſchend mit der Zunge, als ob ein ſeinen Feſſeln entbundener Korkſtöpſel krachend an die Decke fliege; dann that er, als ob er zwei Gläſer fülle; eins davon reichte er ſeinem Gaſte mit den Worten:

— Du ſollſt leben, Bruder!

— Du auch, Du auch, Bruder Herz! rief Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, der ſich die Miene gab, als ob ſein Rauſch jetzt den Zenith erreicht hätte; er that, als ob er ein Glas nach dem andern hinabſtürze, rief ein Mal nach dem andern: Schenk' ein, Brüderle, ſchenk' ein; warf dann, vom Feuergeiſte des Weines überwältigt, ſeinen Turban weg, holte weit mit der Hand aus und verſetzte Seiner Excellenz, dem foppenden Herrn Groß-Weſire eine ſo derbe Maulſchelle, daß der erlauchte Schwager des Khalyfen theils vor Schreck, theils vor Schmerz beſinnungslos zu Boden fiel.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe benutzte dieſen Augenblick der Ohnmacht, nahm ſeine Beine unter die Arme und machte, daß er fortkam.

Fünf Minuten ſpäter, als Giafar der Barmekyde erwachte, war der verſchmitzte Barbier, Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, längſt zum Palaſte hinaus.

Giafar war eine Sekunde lang wüthend; bald aber überlegte er ſich, daß es wohl das Klügſte ſei, den Vorfall mit dem Burnous der muhamedaniſchen Liebe (die chriſtliche Liebe trägt, wie bekannt, einen Mantel) zuzudecken und Niemand zu erzählen, daß ein Barbier ihn überliſtet habe.

— Il faut faire bonne mine à mauvais jeu, ſagte er zu ſich und that das Gelübde, darüber zu ſchweigen.

* * *

Moral:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt, wie Du, den Schmerz.

Ghaſele.

An Jenny Lind.

Fürwahr, durch tauſend Himmelswonnen hochbeglückt iſt
Das Plätzchen, das durch Deinen kleinen Fuß geſchmückt iſt!
Du ſingſt und Alles bebt in nie geahntem Schauer;
Zum Himmel hebt Dein Sang, was tief zur Erd' gebückt iſt,
Dein Lied iſt voller Duft, wie Balſam, Moſchus, Ambra,
Und wie ein Roſenſtraus, der friſch vom Buſch gepflückt iſt.
Jedweder Deiner Triller, ein gekräuſelt Wunder,
Trägt jede Seel' empor, die in den Staub gedrückt iſt,
Und macht, daß ſelbſt im Trauerflor der Trübſinn
Beim Rauſchen Deines Sangs zum erſten Mal entzückt iſt,
Und daß durch Deine herrlichen Rouladen plötzlich
Das ganze deutſche Vaterland total verrückt iſt.

(Mainzer Narrhalla.)

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

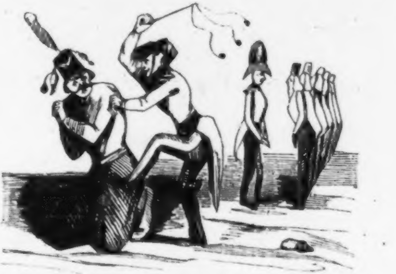
Altenburg. Auch bei uns wird in neueſter Zeit die Cenſur ſtrenger gehandhabt und zwar, wie man ſagt, auf auswärtige Requiſition. Die Nachricht, daß die „Sächſiſchen Vaterlandsblätter“ hier unter anderm Titel fortgeſetzt werden, iſt ohne Grund.

Antwerpen. Wegen der Spannung zwiſchen Belgien und Holland haben die Dampfboote zwiſchen hier und Rotterdam ihre Fahrten eingeſtellt. (Der Teufel hole dieſe Spannung.)

Bamberg. Vor Kurzem hat eine unſerer Locomotiven, „Wallenſtein“, die erſte Probefahrt von hier nach Lichtenfels — eine Bahnſtrecke von neun Stunden — in der Hinfahrt in zwei Stunden und in der Rückfahrt in ſiebenundvierzig Minuten zurückgelegt. (Eine Stunde und dreizehn Minuten Unterſchied? Erklärt mir, guter Friedland, dieſen Zwieſpalt der Natur! Geht's in Deutſchland rückwärts um ſo Vieles ſchneller, als vorwärts???)

Vergnügungsreiſe

eines Berliner Rentiers, Habakuk Pitſchpatſch, nach Rußland.



Herr Pitſchpatſch kommt in dem gottgeſegneten Petersburg an und freut ſich über die gute Mannszucht und praktiſche Exerciermethode der ruſſiſchen Soldaten.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin. Der König hat den wirklichen Geheimen Ober-Juſtizrath und Direktor im Juſtiz-Miniſterium, Dr. Bornemann, auf deſſen Anſuchen, von den Geſchäften bei der Geſetz-Commiſſion dispenſirt. Durch dieſen Dispens verliert die Commiſſion eins ihrer erleuchtetſten Mitglieder.

∴ Im Jahre 1843 zählte Preußens Viehſtand 1 Million 561,554 Pferde, dagegen (unglaublich!) nur 6924 Eſel. (Sind da die zweibeinigen ſchon mitgezählt?) Zahlreicher war dagegen das Rindvieh: es gab deſſen im Jahre 1843 5 Millionen 42,010 Stück. An Schafen zählte man 16 Millionen 235,880, an Schweinen 2 Millionen 115,212 Stück.

∴ Herr Auguſt von Blumenröder ſchätzt die Zahl der deutſchen Hofräthe in runder Summe gering auf 24,000 Stück. Dieſe Zahlenangabe finden wir im „Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen“, dem wir die Verantwortlichkeit dafür überlaſſen, mit der beſcheidenen Anfrage, ob darin auch Herr Hofrath J. ſchon mitgezählt iſt?

∴ Die Zahl der preußiſchen Thierärzte iſt ſeit 1840 von 613 auf 749 geſtiegen, ſo daß im Jahre 1843 auf einen Thierarzt 8830 Stück vierfüßige Kranke gekommen ſind.

∴ Der däniſche Dichter Anderſen hat während ſeiner Anweſenheit in Berlin den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten. (Das wird manchem nicht däniſchen Dichter wieder gar nicht recht ſein.)

∴ Das Ober-Cenſur-Gericht hat den Grundſatz aufgeſtellt, „daß es der Cenſur nicht zuſtehe, nach der Quelle irgend einer Nachricht zu fragen“.

∴ Der „Figaro“ ſchreibt: »Der bekannte Kammergerichts-Referendar und Herausgeber der „Beiträge für praktiſche Polizei“, Herr Stieber, hat auch „patriotiſche Phantaſien“, aber nicht Juſtus-Möſer'ſche, herausgegeben. Neulich ſchlug er vor, daß jeder Preuße, der dazu berechtigt iſt, immer die National-Kokarde tragen ſoll. Dadurch könne man an öffentlichen Orten ſogleich erkennen, in welcher Geſellſchaft man ſich befinde. Gut für Männergeſellſchaften! Aber wie dann, wenn man ſich in gemiſchter Geſellſchaft befindet? Sollen die Damen auch eine Kokarde tragen, um ſich als geſellſchaftsfähig auszuweiſen? Da wäre es beſſer, Jeder ſteckte ſich ein polizeiliches Wohlverhalts-Atteſt an den Hut.« (O guter Stieber, für dieſen Vorſchlag verdienſt Du einen andern Stieber!)

∴ Der Profeſſor Gruithuiſen meldet in den Münchener Zeitungen, daß auf der Sonnenſcheibe ein außerordentlich großer Sonnenfleck von 2104 geographiſchen Meilen Durchmeſſer erſchienen ſei, was nach ſeiner Theorie (lucus a non lucendo) eine ungemeine Wärme hervorbringe. Berlin muß wohl von dieſer Theorie und Praxis ausgeſperrt ſein, denn ihr hat der Sonnenfleck, nach langer milder Witterung, 12 und 13 Gr. Kälte nach Reaumur gebracht.

∴ Herr Sealsfield, Verfaſſer der „transatlantiſchen Skizzen“, hat kurze Zeit in unſerer Mitte verweilt. Leute, die ihn näher kennen gelernt haben, ſchildern ihn als einen ſehr ernſten, abgeſchloſſenen, faſt menſchenfeindlichen Mann. (Iſt das zu glauben?)

∴ Fräulein Charlotte von Hagn hat zu dem Denkmal, das dem verſtorbenen Theaterdichter Carl Blum geſetzt werden ſoll, fünfzig Friedrichsd'or beigetragen. (Schön, ſehr ſchön!)

∴ Die hieſige „muſikaliſche Zeitung“, deren Format, beiläufig geſagt, von Jahr zu Jahr ſpargelartiger in die Höhe ſchießt, bringt eine kleine Lebensſkizze der Pariſer Violoncelliſtin Liſe Criſtiani, harmlos und unausgeſchmückt, aber wahr; das paßt nicht in unſere illuſtrationsſüchtige Zeit, wo man als Virtuoſe, und noch weit mehr als Virtuoſin, in einem Alter von achtzehn Jahren ſchon ganz unausſtehliche Schickſale gehabt haben muß.

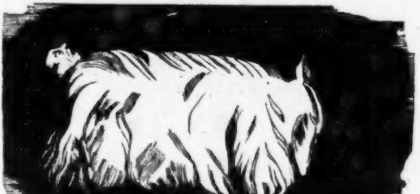
(Signale)

∴ Das Muſik-Fieber nimmt bei uns in hohem Grade zu. Kinder, die noch nicht richtig leſen und ſchreiben, geſchweige rechnen können, klimpern uns ſchon ein Dutzend — Tänze vor. Eltern und Verwandte prahlen nicht mehr mit der Geſchicklichkeit eines Mädchens im Sticken, Nähen u. ſ. w., ſondern mit ihren muſikaliſchen Kenntniſſen! O Himmel! was ſoll in Zukunft daraus werden?! — Selbſt heirathsluſtige Männer, die doch nur eine tüchtige Hausfrau ſuchen ſollten, fragen jetzt zuerſt (d. h. nach der Geldfrage), wie der muſikaliſche Zuſtand der heirathsluſtigen Dame beſchaffen iſt. Man leſe folgendes Heirathsgeſuch, welches uns die „Voſſiſche Zeitung“ (Nummer 17, Beilage) bringt: »Ein wiſſenſchaftlich gebildeter, von der Natur mit Vorzügen begabter, 24 Jahre alter Mann, Beamter höhern Standes, wünſcht eine angemeſſene Verheirathung. Muſikaliſche Damen mit 8000, nicht muſikaliſche mit mindeſtens 10,000 Thalern (nicht aber Wittwen), die hierauf reflektiren, belieben ihre Adreſſe verſiegelt an das königliche Intelligenz-Comptoir sub O 106 gütigſt einſenden zu wollen. Discretion wird par honneur verſichert.« Der heirathsluſtige, „von der Natur mit Vorzügen begabte junge Mann“, thut übrigens gar nicht unrecht, daß er uns zugleich anzeigt, wie hoch er die Muſik ſchätzt — nämlich 2000 Thaler! Und doch will dieſer „von der Natur mit Vorzügen Begabte“ 24 Jahr und ein Beamter höhern Standes ſein. O Natur, o Natur! (Figaro.)

∴ In Nummer 23 der „Spener'ſchen Zeitung“ lieſt man folgende Anzeige unter der Aufſchrift: „Die Kunſt geht nach Holz“. Die Anzeige lautet wörtlich: »Mittwoch am 28. in italieniſcher Oper „Cenerentola“ mit Signora Alboni ſtattfindend, bitten Fremde, welche, nach Billets ſtrebend, wahrſcheinlich erſcheinen werden, um Heizung des Parquet-Ofens, rechtsliegend, weil frierend oft geſtanden zu haben bekennen in ungeheizter Nähe . . . . Gefrorenhabende.« (Gut gefroren, Löwe!)

Breslau. Unſere liebe gute, äußerſt charmante Cenſur hat im zweiten Theil des dramatiſirten „ewigen Juden“ blos einen ganzen Akt geſtrichen, weshalb die Aufführung dieſes Stücks hier nun ganz unterbleiben wird.

∴ Von der liebenswürdigen Verfaſſerin des „Schloß Goczyn“ (Ida von Düringsfeld) ſind bei Urban Kern zwei neue Romane erſchienen: „Byron und ſeine Frauen“ und „Hedwig“. Beide werden hier ſtark geleſen.



Herr Pitſchpatſch geht in eines der beſten Hôtels und legt ſich in ein eigenthümliches ruſſiſches Bett, das ſeiner Bequemlichkeit wegen als Muſter auf der nächſten Gewerbeausſtellung in Berlin zu glänzen verdient.

(Fortſetzung folgt.)

Cöln. Das in rheinpreußiſchen Blättern ſchon mehrmals erwähnte „Heiligenlieschen“, die ſogenannte Seherin von Würring, hat im hieſigen Dome ganz genau eine Stelle bezeichnet, wo an einem Pfeiler die alten Dombaupläne, eine große Kiſte mit Gold und höchſt wichtige Urkunden vergraben ſein ſollen. Wahrſcheinlich wird man nun Nachgrabungen anſtellen. (Unglaublich und dennoch wahr!)

Haag. Der am 22 Auguſt 1836 geborene Sohn des Prinzen Friedrich der Niederlande iſt am 23. v. M. geſtorben. Das „Amſterdamer Handelsblatt“ iſt deshalb mit Trauerrändern erſchienen. (Das aber macht den Prinzen auch nicht mehr lebendig.)

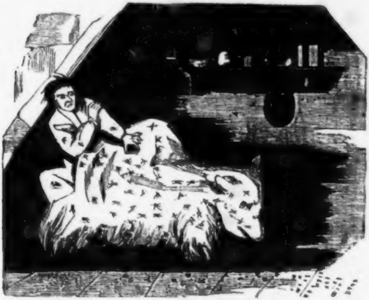
∴ Der berühmte Hiſtorienmaler de Keyſer, deſſen Meiſterwerk, die Schlacht bei Nieuport, voriges Jahr die hieſige Kunſtausſtellung geziert, hat das für die Königin von England beſtimmte Reiterbild des Königs von Holland, wie man es nennt: „der Held von Waterloo“, abgeliefert. Kenner, die das Bild ſahen, verſichern, daß es alle andern bisherigen des Künſtlers übertreffe.

Hamburg. In der Hannöver'ſchen „Morgenzeitung“ befindet ſich folgende Charakteriſtik des „Hamburgiſchen Otto Wigand“, des Buchhändlers Julius Campe, der ſchon längſt als ein deutſcher public character Geltung erlangt hat. »Was ihn perſönlich anbelangt,« heißt es darin, »ſo hat ſich derſelbe für ſein in Flammen aufgegangenes Haus einen ſtattlichen Erſatz bauen laſſen, deſſen Fronte nach dem neuen Rathhausſaale gerichtet iſt. In Ermangelung einer jungen lebenskräftigen Literatur, die ihm in frühern Jahren durch Börne, Heine, Immermann, Grün geboten wurde, hat er ſich eine junge liebenswürdige Frau genommen, und es beginnt nun in ſeinen Lebensverhältniſſen eine neue Aera, der nur eine neue geiſtreiche Schriftſteller- oder Dichter-Generation zu wünſchen wäre, um den alten Ruf neu aufzufriſchen; an Muth und Thätigkeit gebricht es dem Chef der alten Handlung nicht, aber was ſich heut in der Literatur breit macht, iſt nichts für Campe, der die Spitze, die Pointe mehr liebt, als die Breite und ſeine Leute trefflich zu würdigen weiß. Campe iſt ganz und gar ein Mann für das Genie in ſeiner ernſten und gewichtigen Bedeutung, das in der Regel anmaßende Talent hält er ſich gern von der Thür und ſteckt ſein Geld viel lieber in ſpaniſche Gebet- (?) und Taſchenbücher, als daß er in deutſchen Waſſerſuppen macht, für die ihm, wie er's zum Voraus weiß, die Gäſte fehlen.«

∴ Bei Hoffmann und Campe erſcheint ſeit Anfang dieſes Jahres eine neue Zeitſchrift, „der Jude in Deutſchlands Gegenwart“, ein Organ des Fortſchritts, das viel Intereſſantes verſpricht.

∴ Friedrich Hebbel arbeitet an zwei neuen Dramen, von denen das eine „Moloch“, das andere „Julia“ heißen ſoll.

∴ Hier iſt Alles auf die Entſcheidung über die Direktien des Stadttheaters geſpannt. Von den Bewerbern ſind nur Herr Maurice, Direktor des Thalia-Theaters, und L. Schneider aus Berlin nicht zurückgetreten. Die gegenwärtige Direktion fordert 180,000 Mark für das Inventar; die Herren Maurice und Schneider haben 100,000 Mark geboten.



Herr Pitſchpatſch erhält während der Nacht Beſuch von zudringlichen Inſekten.
(Fortſetzung folgt.)

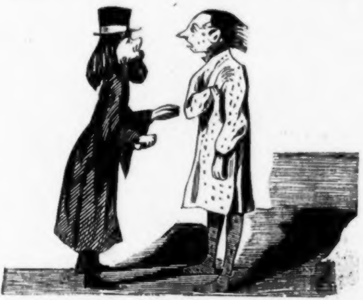
Karlsruhe. Unſere Landeszeitungen drucken jetzt ausführlich die Motion des Abgeordneten Platz, den Großherzog zu bitten, durch ſeine Regierung bei dem Bundestag auf die Erlaſſung eines allgemeinen Preßgeſetzes hinzuwirken. Es iſt dieſelbe Motion, welcher Herr von Itzſtein nicht beitreten wollte, weil ſie der Cenſur eine Lobrede hält. Herr Platz ſtellt darin bekanntlich den Satz auf, daß die Cenſur noch keinen großen Genius unſerer Nation unterdrückt, die Preßfreiheit noch keinen hervorgerufen habe, ein Satz, der ſehr unhaltbar iſt, da man natürlich nicht wiſſen kann, was unterdrückt worden iſt und wie ſich Etwas entwickelt hätte, wenn es nicht unterdrückt worden wäre.

∴ In einer der letzten Kammer-Sitzungen wurde eine Petition vorgelegt, die Ausweiſung des Herrn von Itzſtein u. ſ. w. betreffend. Die Kammer wird gebeten, darauf hinzuwirken, a) daß ſolche Ausweiſungen nicht mehr vorkommen, b) daß die baden'ſche Regierung angemeſſene Genugthuung von der preußiſchen verlange, und c) daß Baden beim Bundestage ein allgemeines deutſches Bürgerrecht erwirke. (Letzteres wäre allerdings höchſt vernünftig! Ob dieſe Bitte aber auch Etwas fruchten wird? Glauben ſchwerlich!)

∴ Das neueſte Bühnenprodukt des Freiherrn von Auffenberg iſt ein ſechsaktiges Drama, das, „Timur in Tauris“ betitelt, im Friedrich'ſchen Verlage in Siegen herauskommen wird.

Königsberg. Ein Student der hieſigen Univerſität iſt auf ſechs Monate verwieſen worden, weil er ſich als Correſpondent für eine auswärtige Zeitung gerirt haben ſoll. (Auch nicht übel!)

Köthen. Zwiſchen den deutſchen Regierungen ſoll endlich eine Uebereinkunft über eine Beſchränkung der Spiele in den Bädern zu Stande gekommen ſein und die Art der Ausführung nächſtens durch einen Bundesbeſchluß veröffentlicht werden.



Herr Pitſchpatſch beklagt ſich deßhalb am andern Morgen beim Oberkellner, der ihm das Verſprechen giebt, die nächtlichen Ruheſtörer bei der hohen Polizei anzugeben. (Fortſetzung folgt.)

Leipzig. Im Literaturblatt des „Kometen" wünſcht Herr Semmig, daß unſer „Charivari" nach wie vor fortfahren möge, gegen alles Coteriewеſen zu eifern und beſonders jene aufgeblaſenen eitlen Perſönlichkeiten zu entlarven, für die der Nimbus gerade ſo paßt, wie Manſchetten für den Kater. (Soll geſchehen!)

∴ Herr Heinrich Laube, Prototyp der aufgeblaſenen Mittelmäßigkeit, iſt Deutſchlands Shakeſpeare. Jeder, der das nicht glauben will, und es wird deren ſehr Viele geben, leſe Nummer 5 der „Grenzboten" (Seite 239) und bleibe ernſthaft, wenn's ihm möglich iſt. Heinrich Laube und William Shakeſpeare! Bernſteinhexe und Macbeth! Commisbrod und Pudding à la Nelson!

∴ Was muß denn geſchehen ſein, daß Herr Laube, der unermüdliche Lobhudler unſeres unbedeutenden Theaters, das er bisher fortwährend in den ſiebenten Himmel erhoben, jetzt mit einem Male in den Staub zieht? In ſeiner letzten Recenſion ſagt er: »Seit längerer Zeit bleibt unſere Bühne bedenklich im Rückſtand. Das Schauſpiel des erſten Jahrgangs hat einige (?) gute Mitglieder eingebüßt. Wir harrten auf Erſatz. Der iſt nicht leicht, allerdings; aber wird ihm auch mit Lebhaftigkeit nachgeſtrebt? Hat's nicht den Anſchein, als ſollten wir uns ökonomiſch einrichten, ſo gut es eben gehen möge? Es werde ſchon gehen! Das wird es nicht! Ein ſolcher Rückfall in die Ringelhardt'ſche Epoche iſt nicht mehr durchzuſetzen. Ich weiß auch, daß die Direktion ihn keinesweges beabſichtigt, **aber ich finde, daß ſie ſich gehen läßt und das Nothwendige nur ſchlaff betreibt.** Auch unſer Frauenperſonal iſt unzureichend, **das empfinden die Stücke und das empfindet das Publikum.**« (Wahr, ſehr wahr, nur begreifen wir nicht, warum Herr Laube dies erſt ſo ſpät einſieht. Was muß denn vorgefallen ſein, daß ihm erſt jetzt die Schuppen von den Augen fallen? Für unſere Direktion muß eine ſo plötzliche Sinnesänderung freilich ſehr empfindlich ſein. Daß Herr Laube auf die Ringelhardt'ſche Epoche noch immer nicht gut zu ſprechen iſt, kommt wohl nur daher, weil Herr Ringelhardt die Aufführung der „Bernſteinhexe“ und „Rococo's“, an dem Berlin, wie bekannt, geſcheitert iſt, mit conſequenter Hartnäckigkeit von ſich abgewieſen hat.)

∴ Herr Theodor Apel hat ein nicht unintereſſantes Luſtſpiel in drei Akten, „der moderne Timon“, als Manuſcript bei Hoßfeld gedruckt, an die Bühnen verſchickt. Hoffentlich wird es hier und dort bald zur Darſtellung gelangen, denn Stoff und Charakter der Hauptrolle ſind gleich anziehend.

∴ Die „Allgemeine Zeitung“ erzählt, daß ein Tyroler Geiſtlicher, Namens Lehrer, die dortige Schuljugend folgendermaßen gewarnt habe: »Leſt mir ja den Schiller und Göthe nicht, dieſe Schlamper; ſie ſchreiben nur contra Allem und über die Materie in puncto punctorum zum Ruin der Sittlichkeit.« (Rindvieh!)

∴ Die Baumgärtner'ſche „Modenzeitung“ hat in die Gallerie ihrer „berühmten Zeitgenoſſen“, vor Kurzem auch die Kunſtreiterin Pauline Lejars aufgenommen. (Wegen ihrer Schönheit??? Auf dem Bilde ſieht die gute Frau wie eine Mulattin aus!)

∴ Dr. Carus, welcher den König von Sachſen auf deſſen Reiſe in England begleitete, hat ſoeben eine intereſſante Beſchreibung derſelben herausgegeben, worin er unter Anderm auch die Gemälde-Gallerie des engliſchen Premier-Miniſters Sir Robert Peel als geiſtreicher Kenner ſchildert. Seine Bewunderung erregte namentlich ein kleines Bild von Rubens, das unter dem Namen „der Strohhut“ bekannt iſt. (Portrait einer gewiſſen Helene Leuden.) Jetzt erfahren wir, daß Peel jenes bewunderte Bildchen für 28,000 Thaler in einer Auktion erſtanden hat. (Modenzeitung.)

∴ Der griechiſche Obriſtlieutenant der Artillerie, Herr Alexander Clarus Heinze, Ritter des Erlöſerordens, hat (bei Teubner) einen mit großem Fleiße bearbeiteten und ſauber gedruckten „Dictionnaire portatif des armes spéciales“ (franzöſiſch-deutſch) erſcheinen laſſen.

∴ Man lieſt in unſerm „Tageblatt“: »Da ich 1814 ein Vierteljahr nicht Waſſer fahren konnte, ward ich beredet, daß ich das große Loos gewonnen und das Geld verpraßt hätte; muß es noch jetzt oft hören. Ihr Verbreiter dieſer öffentlichen Lüge, Afterredner und Verleumder! Verlorener Herzens- und Seelenfrieden iſt bei gutem Lichte wiederzufinden, aber Brandmarken, worunter auch Geringſchätzung und Verleumdung der Nebenmenſchen, werden auf dem ſtets laſten, auch noch in den letzten Lebensſtunden, er ſei denn lebendig todt. Paul Zwarg, Waſſerfahrer.« (Es iſt höchſt komiſch, daß Herr Paul Zwarg ſich nach zweiunddreißig Jahren noch nachträglich über Etwas ärgern kann, aber auch ſchändliche Verleumdung, daß er das große Loos gewonnen, weil er — 1814 — ein Vierteljahr nicht Waſſer gefahren hat. Tröſte Dich, guter Paul,

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen.“

London. Die Herren Guizot und Peel können, wie die „Gegenwart“ meint, in ihrer „entente cordiale“ zuſammen den König Karl in der „Jungfrau von Orleans“ ſpielen. Der Eine mag, wenn die Rede auf Algier kommt, auf der Tribune ſagen: »Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen,« und der Andere den Anti-Korngeſetz-Liguiſten erwidern: »Wächſt mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?«

∴ Ein Herr Berger aus Taſſy hat, laut Bericht einer Maconer Zeitung, einen Ruf nach der Themſeſtadt erhalten, um der hieſigen Ariſtokratie Unterricht zu ertheilen ... im Billard. Der franzöſiſche Meiſter ſoll auf zwei Monate engagirt ſein und monatlich 2400 Francs Honorar erhalten. (Das riecht nach Entenbraten!)

∴ Einer der ſchwächſten Romane der Madame Paalzow, „Thomas Thyrnau“, iſt unter dem Titel „der Bürger von Prag“ ins Engliſche übertragen worden.

∴ Herr John Edward Taylor hat die engliſche Jugend mit einer Auswahl aus den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm beſchenkt. Der bekannte Karikaturiſt Richard Doyle hat dazu reizend-ſchöne Bilder geliefert. (Vergleiche Paris.)

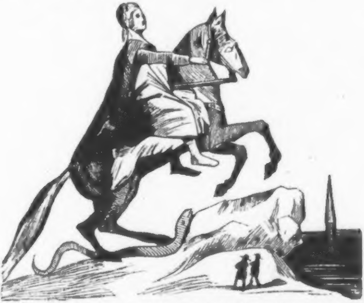
∴ Horatio Twiß, der unlängſt eine Lebensbeſchreibung des berühmten Rechtsgelehrten Lord Eldon herausgegeben, hat vom Bruder Mylords ein „kleines Geſchenk von tauſend Pfund Sterling als ſchwaches Zeichen der Dankbarkeit der Familie“ erhalten. (Giebt's auch bei uns ſo dankbare Familien?)

Modena. Der regierende Herzog Franz von Modena, Oheim der Kaiſerin von Oeſterreich (geb. am 6. October 1779, geſt. am 21. Januar), hat in ſeinem Schatze lumpige zweihundert Millionen Gulden C. M. hinterlaſſen. (Armes Modena!)

München. Der kleine Erbprinz, Sohn des Kronprinzen, iſt täglich von eilf bis zwölf Uhr für Jedermann zu ſehen. (Es ſoll uns wundern, ob er dieſe Gewohnheit auch in ſpätern Jahren beibehalten wird?)

Münſter. Der bisherige Cenſor des „Weſtphäliſchen Merkur“ hat — zum Bedauern aller Freigeſinnten — unlängſt ſein mühevolles, undankbares Amt niedergelegt.

∴ In Kurzem wird die neueſte Arbeit Friedrich Steinmanns, „Deutſchlands Drama und Theater“, die Preſſe verlaſſen.



Herr Pitſchpatſch beſieht ſich die Merkwürdigkeiten Petersburgs; beſucht die Reiterſtatue Peters des Großen und ſpricht gegen einen Nebenſtehenden die Anſicht aus, daß ihm der Schweif des Pferdes etwas zu ſteif erſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Neapel. Das San-Carlo-Theater wird künftig nicht mehr das ganze Jahr über, ſondern, wie das italieniſche Theater in Paris, nur ein halbes Jahr lang offen ſein.

Nordhauſen. Bei der bevorſtehenden Säcular-Feier des Todestages Luthers wird es gewiß Vielen ſehr willkommen ſein, die Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller über den Dahingang des großen Reformators neben einander zu ſehen und vergleichen zu können. Dieſe Ueberſicht bietet die hier erſchienene Schrift des Dr. Förſtemann in Halle dar: „Denkmal, dem Dr. Martin Luther von der Hochachtung und Liebe ſeiner Zeitgenoſſen errichtet und zur dritten Säcular-Feier des Todes Luthers herausgegeben“. (176 S. 8.) Die Vollſtändigkeit, in welcher man hier die Nachrichten über dies Ereigniß findet, iſt nur durch große Sorgfalt und Beſeitigung mancher Hinderniſſe möglich geworden, und man muß daher dem Herausgeber um ſo mehr Dank wiſſen, ſich der mühſeligen Arbeit unterzogen zu haben. — Das Ganze zerfällt in vier Abſchnitte: 1) die Berichte über Luthers Tod, aus den Schreiben der Augenzeugen, und aus Melanchthons, Juſtus Jonas' u. A. Berichten, und mit Beileidsſchreiben der Fürſten; 2) Luthers Begräbniß mit Melanchthons Leichenpredigt; 3) Stimmen der Zeitgenoſſen über Luthers Tod in brieflichen Mittheilungen aus dem Jahre 1546 (72 Nummern) und 4) Luthers Epitaphien. (Spen. Zeit.)

∴ Am 11. v. M. ſtarb hier der mecklenburgiſche Medizinalrath Dr. J. J. Sachs, Herausgeber der „Allgemeinen mediziniſchen Centralzeitung“ u. ſ. w., nach langen Leiden im 43ſten Jahre ſeines Lebens. Seine Krankheit war ein organiſches Hirnleiden. — Die literariſchen Inſtitute des Verſtorbenen werden wahrſcheinlich unter Leitung des Dr. W. Hoffbauer fortgeſetzt werden.

Paris. Fürſt von Polignac, der letzte Premier-Miniſter Karls X., hat ſich eine ſchöne Beſitzung bei Verſailles gekauft; da er von der Regierung nur die Erlaubniß hatte, ſich in St. Germain aufzuhalten, ſo mußte er um die Bewilligung zu dieſer Aufenthaltsveränderung anhalten. Sie iſt ihm ſofort bewilligt worden.

∴ An Etienne's Stelle iſt Alfred de Vigny zum Mitglied der Akademie erwählt worden. Dem alten Herkommen nach mußte der Nachfolger eine Lobrede auf ſeinen Vorgänger halten, obgleich Beide wenig oder gar nichts mit einander gemein hatten, denn Etienne war ultra-conſervativ und Anhänger der klaſſiſchen Schule, Alfred de Vigny iſt liberal und einer der Koryphäen der romantiſchen Schule. Er lobte blos Etienne's Eleganz und guten Geſchmack, zog indeß gegen die in Poeſie und Literatur unfruchtbare Zeit des Kaiſerreichs zu Felde. Graf Molé, der dem Neuaufgenommenen hierauf zu antworten hatte, begann mit einem Lobe Etienne's und ſchloß mit einer bittern Kritik der Werke Vigny's, ſo daß die Empfangsrede nichts als eine beißende Strafpredigt war. Schon Salvandy hatte Victor Hugo bei der Aufnahme in die Akademie eben ſo behandelt; weshalb ſämmtliche Zeitungen von Paris ſich jetzt mit vollem Rechte beſchweren, daß die blos ihrer politiſchen Stellung wegen aufgenommenen Mitglieder der Akademie, die in der Literatur wenig oder gar nichts geleiſtet und ihr ganzes Leben lang nur Protokolle und Noten geſchrieben, die Unverſchämtheit haben, anerkannten Dichtern, wie Hugo, de Vigny u. A. Unterricht in der Literatur und im guten Geſchmack geben zu wollen. »Wer weiß es nicht,« ruft der „Corſaire Satan", »daß man ein paſſable guter Miniſter und dabei doch ein herzlich ſchlechter Poet und ein höchſt mittelmäßiger Schriftſteller ohne Geiſt und Geſchmack ſein kann.« (Dieſer Satan hat Haare auf den Zähnen.)

∴ Die Akademie der ſchönen Künſte hat den Direktor des Muſik-Conſervatoriums zu Neapel, Mercadante, und den Direktor der Muſeen zu Rom, Fabbris, in den Schooß ihrer Correſpondenten aufgenommen.

∴ Von unſeren hieſigen Zeitungen ſollen nur vier ihre Koſten decken: das „Journal des Débats", welches die beſten Geſchäfte macht, die „Preſſe" und das „Siècle", welche ſich gut verzinſen, und der „Conſtitutionnel", welcher trotz ſeines großen Aufwandes und ſeiner bedeutenden Honorare dennoch einen Ueberſchuß abwirft. Die „Epoque", welche mit einem Aktien-Kapital von zwei Millionen gegründet wurde, ſoll bereits ihrem Bankerutt entgegenſteuern. Der „Commerce" iſt ſchimpflich wohlfeil verkauft worden; der „Courrier français" hat in der letzten Zeit vier Mal die Eigenthümer gewechſelt, ohne in ſichere Hände zu kommen, und der „National" hält ſich nur durch Geldopfer der republikaniſchen Partei, wie die „Démocratie pacifique" durch Beiträge der Fourieriſten. Die kirchlichen und legitimiſtiſchen Blätter können ſämmtlich nur durch ihre Unterſtützungen beſtehen.

∴ Dem Herrn Pair und Vicomte Victor Hugo ſind für eine neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke 500,000 Francs angeboten worden; er hat den Antrag zurückgewieſen; ſeitdem er bei Madame Biard und den Grazien ſo unglücklich ertappt worden iſt, kehrt er den Muſen den Rücken zu und will von ihnen nichts mehr wiſſen. (Andere meinen, die guten Muſen wollen nichts mehr von Herrn Victor Hugo wiſſen.)

∴ Ein ſehr intereſſantes Thema hat C. Fauriel in ſeiner kürzlich erſchienenen „Histoire de la poesie provencale" (3 Bände) behandelt. (Das Werk verdient die Ehre einer deutſchen Ueberſetzung weit mehr als mancher Romanſchund, der von drei und vier Buchhändlern zugleich ausgebeutet wird.)

∴ Die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm ſind unlängſt unter dem Titel „Les Contes de la Famille", von N. Martin und Pitre Chevalier ins Franzöſiſche übertragen, mit Illuſtrationen von Gavarni erſchienen.

∴ Von der „Littérature contemporaine" der Herren Louandre und Bourquelot (Fortſetzung von J. M. Quérards „France littéraire" iſt die ſechszehnte Lieferung erſchienen, die den vierten Band ſchließt.

∴ Vom Profeſſor Michelet iſt ein neues Werk, „le peuple", herausgekommen. Die Vorrede enthält die Biographie des Verfaſſers.

∴ Unſer Seinebabel erhält jetzt ſeine beſten Trauerſpiele aus den Provinzen: „Lucrezia" kam aus Vienne, „Spartacus" aus Agen. Nun iſt auch eine „Julia" von einem gewiſſen Alexandre Roland aus Nismes angelangt. (Aller guten Dinge ſind drei.)

∴ Bei dem großen Balle, den neulich Herr von Rothſchild in ſeinen glänzenden Salons in der Rue Lafitte gegeben, hat man gegen 1000 Eingeladene gezählt, darunter auch den maroccaniſchen Botſchafter bemerkt. Der Herzog von Montpenſier hat den Ball mit Fräulein von Rothſchild eröffnet. (Du ſtolzes Frankreich, freue Dich! Dein Rothſchild hoch und ritterlich! Dein Rothſchild, Dein Rothſchild iſt doch Dein größter Stolz!)

∴ Neulich iſt Herr Vatel, Direktor der italieniſchen Oper, mit Eclat ausgepocht und mit großer Erbitterung (es flogen Aepfel, Pomeranzen, ja ſogar Stücke von zertrümmerten Sperrſitzen und Bänken auf die Bühne) zur Rechenſchaft gezogen worden wegen einer Nachläſſigkeit; an die Stelle der angekündigten „Matrimonio secreto" ſollte Bellini's „Somnambula" aufgeführt werden. Das Lärmen und Spektakeln dauerte von acht bis zehn Uhr und das Publikum beruhigte ſich nicht eher, als bis Herr Batel, von der Polizei gezwungen, auf der Bühne erſchienen und für ſeine Richtachtung des Publikums förmlich Abbitte thun mußte. (Was würde in ſolchem Falle einem deutſchen Theaterdirektor geſchehen?)

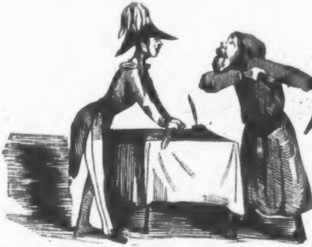
∴ In Felix Pyats ſchon mehrfach beſprochenem Stücke „Diogène" treten eine Menge philoſophiſcher, dichteriſcher, kriegeriſcher, künſtleriſcher Perſonalitäten und auch drei berühmte Courtiſanen aus dem Zeitalter des Pericles auf, als Sokrates, Sophokles, Plato, Alcibiades, Demoſthenes, Milo von Croton, der reiche Geizhals Clinias, der Advokat Hyperboles, Aſpaſia, Lais und Phryne. Die Ausſtattung iſt eine der luxuriöſeſten, die bis jetzt auf dem Odéon-Theater zum Vorſchein gekommen.

∴ Außer der Ponſard'ſchen „Agnese de Méranie", welche ſehr bald im Odéon-Theater zur Darſtellung kommt, ſoll nun auch im Théâtre français ein Trauerſpiel gleiches Namens von einem andern Dichter angenommen ſein. (Wem fällt dabei nicht Kollmann und Philippi ein?)

∴ In demſelben Theater wird ein neues Luſtſpiel von zwei jungen Autoren, „Madame de Tencin", einſtudirt.

∴ Die Nachricht von der Wiedervereinigung der Madame George Sand mit ihrem Gatten wird vom „Corſaire Satan" als ein aus der Luft gegriffenes „Ammenmärchen" bezeichnet. (Warum Ammenmärchen?)

∴ Herr Hausmann, Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung und des Convents von 1792, iſt, 87 Jahre alt, hier geſtorben.



Der Nebenſtehende war ein Spion, welcher Herrn Pitſchpatſch ſofort bei der Polizei anzeigt. (Fortſetzung folgt.)

Peſth. Es will ſich hier eine Akademie der bildenden Künſte geſtalten, zu welcher der Maler Marraſton die obrigkeitliche Erlaubniß (!!!) erhalten hat.

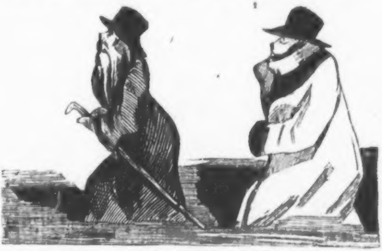
∴ Alexander Petöfi hat ein neues Drama, „Tigris e hyena" (Tiger und Hyäne) geſchrieben, das eheſtens im Nationaltheater in Scene geſetzt werden ſoll.

∴ Der ungariſche Schriftſteller Laßló Szalay giebt ein neues Nationalwerk, „Statusferfiak és Szonokok" (Staatsmänner und Redner) heraus.

∴ Vor hundert Jahren zählte unſere Stadt 831 Häuſer und die Contribution betrug 1423 Gulden 41 Kreuzer. Gegenwärtig beläuft ſich die Zahl der Häuſer auf 4870 und die Contribution auf 200,000 Gulden.

∴ Ein hieſiges deutſches Journal nennt die Ungarn die „Huſaren der Weltgeſchichte". (Kühn, ſehr kühn, aber ... dunkel!)

∴ Ein hieſiger Schuſter, der neulich die Nummern 1. 11. 21 in die Ofener und die Nummern 12. 16. 22 in die Wiener Lotterie geſetzt, iſt von dem harten Mißgeſchicke heimgeſucht worden, daß die erſten drei in der Wiener und die letzten drei in der Ofener herausgekommen ſind. (Das iſt mehr als Unglück, das iſt Pech!)



Ein Freund des Herrn Pitſchpatſch giebt ihm den Rath, um nicht nach Sibirien transportirt zu werden, Petersburg ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, was auch Herr Pitſchpatſch für das Vernünftigſte hält. Er nimmt ſich ſogleich einen Wegweiſer.

(Schluß folgt.)

Poſen. Daß es bei uns noch Leute giebt, welche Zeit und Luſt haben, luſtig zu ſein, geht aus folgender Todesanzeige hervor, die vor einiger Zeit in der hieſigen Zeitung ſtand. Sie lautet: »Mein Zwillingsbruder hat in einer der Pfützen vor dem Bornhogen'ſchen Garten, geſtern Abend 8 Uhr, ſeinen Tod gefunden. Sanft ruhe ſeine Aſche. Beileidsbezeugungen werden verbeten. Der linke Stiefel des Herrn X.«

Prag. Hector Berlioz iſt von Wien, wo er ſeinen Sinfonien, namentlich der Sinfonie fantastique und ſeiner unter dem Titel „le Carnaval romain" bekannten Ouvertüre glänzende Anerkennung verſchafft hat, hier eingetroffen, um auch bei uns Conzerte zu geben.

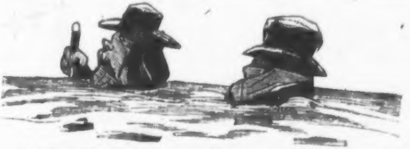
Schwerin. Seit Kurzem erſcheint hier eine „Hundezeitung". (Auch anderswo erſcheinen Journale, welche dieſen Namen verdienen.)

Stockholm. Die ſchwediſche Ueberſetzung von Göthe's „Herrmann und Dorothea", durch den Studenten J. E. Ludgren, iſt von der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften mit einem Preiſe gekrönt worden.

Stuttgart. Das hier und da verbreitete Gerücht, daß Herr von Cotta den „ſchwäbiſchen Merkur" käuflich an ſich bringen wolle, iſt eine Lüge.

Trier. Jedem, der hier die „Trier'ſche Zeitung" hält, wird von den katholiſchen Geiſtlichen die Abſolution verweigert und Jeder, der ſie lieſt, wird in den Bann gethan. (1846! Trier!! Biſchof Arnoldi!!!)

Warſchau. Dem Königreich Polen ſtehen folgende Veränderungen bevor: 1) Die Grenze zwiſchen Polen und Rußland ſoll im Laufe des Jahres aufgehoben werden; 2) müſſen bis zum 1. Januar 1847 alle Beamtete ruſſiſch reden können, und 3) erhält Jeder, der es bis dahin nicht ſo ſpricht, daß er die quäſtionirten Verhandlungen in ruſſiſcher Sprache leiten kann, den Abſchied.



Der Wegweiſer hat Herrn Pitſchpatſch irre geführt, ſo zwar, daß Beide, eine Stunde von Petersburg, mitten auf der Chauſſee, bis am Halſe in kaiſerlich ruſſiſchem Schnee ſtecken bleiben.

Wien. In den letzten drei Jahren ſind in den öſterreichiſchen Staaten nicht weniger als 80 Generäle, unter dieſen 3 Feldmarſchälle, 6 Feldzeugmeiſter, 2 Generale der Cavallerie, 27 Feldmarſchall-Lieutenants und 42 General-Majors geſtorben.

∴ Erſt nachträglich erfährt die gute Kaiſerſtadt Wien, daß ihr ſogenannter Anacreon, der bekannte Spaßmacher J. F. Caſtelli, ſchon 1839 von der lieben guten Univerſität Jena, in Anerkennung ſeiner „literariſchen Verdienſte“ (!) das Doctordiplom der Philoſophie erhalten hat. Alſo ſchon vor ſechs Jahren. Es wundert uns, daß die „Theaterzeitung“ dieſe Nachricht nicht unter ihrer Rubrik „Geſchwind, was giebt's Neues?“ mitgetheilt hat.

∴ Bäuerle's Journal brachte neulich ein ſatiriſches Bild mit der Unterſchrift: „Zu welchem Zweck manche Leute wohlthätig ſind?“ Ein Wohlthäter dictirt ſeine Adreſſe: Johann Baptiſt Sebaſtian Lorenz Euſebius Strohmannhaltausbergermauthtaler, Sprachmeiſter der ſerbiſchen, illyriſchen, wallachiſchen, wendiſchen und chineſiſchen Sprache, wohnhaft auf dem Michelbeyerſchen Grunde, Nummer 1060 im erſten Stocke, Thür Nummer 45, links über den Gang. Zwei Kreuzer für den armen Bandmachergeſellen und ſeine fünf verſtorbenen Kinder. (Ach, nichts in der Welt geht über das Wohlthätigkeitsgefühl!)

∴ Ein hieſiges Blatt kündigt ein neues Werk an, welches einen Herrn Peter Bleich zum Verfaſſer hat und den Titel führt „Nur Ruhe, oder dreihundert einfache Mittel, die Ruhe in der Schule zu erhalten. Ein Noth- und Hilfsbüchlein für angehende Schulmänner.“ Dreihundert Mittel zur Ruhe müſſen Den, der ſie brauchen ſoll, ſehr unruhig machen.

∴ Nach Beſeitigung mancher Schwierigkeiten wird Anfangs März die „Marquiſe von Villette“ der Madame Birch-Pfeiffer auf dem kaiſerlich-königlichen Hofburgtheater in Scene gehen. Bei den Kräften, welche dies Theater beſitzt, und unter der kunſtſinnigen Leitung ſeines geiſtreichen Ober-Vorſtandes kann man wohl erwarten, daß dem Stücke auch hier die gehörige Gerechtigkeit widerfahren werde.

Anzeige für die deutſchen Bühnen.

Der Unterzeichnete hat ein vieraktiges Poſſenſpiel, betitelt:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
oder
Zwei Leichen und kein Grab!

geſchrieben und an einige Bühnen verſandt. Direktionen, die das Stück noch nicht erhalten haben und darauf reflektiren wollen, werden erſucht, ſich direkt an den Unterzeichneten zu wenden.

Leipzig, am 12. Februar 1846. **C. M. Oettinger.**

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 178. Leipzig, 26. Februar 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

L. W. Krauſe.

Nachruf von E. M. Oettinger.

Am 15. Januar dieſes Jahres ſtarb in der Adlerſtraße zu Berlin ein im Leben durch Körperleiden ſchwer geprüfter Mann. Dieſer Mann hieß L. W. Krauſe und war Buchdrucker.

Als im Jahre 1825 M. G. Saphir nach Berlin gekommen, dort von Pontius zu Herodes und von Dieſem zu Jenem gelaufen war, um einen Verleger für ſeine Zeitſchrift zu finden, da war dieſer L. W. Krauſe von allen Buchhändlern Berlins der Einzige, der den Muth beſaß, den Verlag zu übernehmen. Der Erfolg jenes Blattes iſt bekannt. Acht Tage nach dem Erſcheinen der erſten Nummern ſprach ganz Berlin von der „Schnellpoſt“ und Alles, was etwas Geld und Luſt zum Lachen hatte, rannte nach der bis dahin ziemlich unbekannten Adlerſtraße, um „dort, wo die letzten Häuſer ſtehn“, auf das Witzmagazin des „blondgelockten Böſewichts“ zu abonniren. Nach Verlauf des erſten Quartals hatte die „Schnellpoſt“ 1300 Abnehmer und M. G. Saphir 2400 Thaler Redaktionshonorar.

— Schwerinoth! rief L. W. Krauſe (denn das war ſein Lieblingsausdruck) und lachte im Stillen alle Andern aus, die nicht ſo viel Muth beſaßen, wie er.

Ein Jahr ſpäter gründete der Schnellpoſt-Meiſter den „Courier“, ein winzig kleines Blättchen, das den Berlinern jeden Morgen beim Frühſtück eine kurze pikante, brühwarme, druckfeuchte Beſprechung ſämmtlicher Theatervorſtellungen des verfloſſenen Abends, außerdem ein paar neue Witze vom Redakteur und ein paar alte Anekdoten von ſeinen Mitarbeitern, ein Räthſel und das Repertoir der Berliner Bühnen ins Haus trug. Saphir und ein kleines Häuflein ſeiner Anhänger (Wilhelm John, Ludwig Leber u. A.) beſuchten allabendlich die Theater und ſchrieben gleich nach der Vorſtellung die Kritik; der Druckerburſche, der im Redaktionsbureau darauf warten mußte, nahm ſie in Empfang und trug ſie dintenfeucht in die Krauſe'ſche Offizin, wo ſie nach Verlauf von einer Stunde geſetzt, um 7 Uhr Morgens von dem ſeligen oder, richtiger, von dem unſeligen, uns Allen unvergeßlichen Grano

— cum grano salis — cenſirt, um 9 Uhr gedruckt und um 10 Uhr von einer Unzahl Colporteurs abgeholt und umhergetragen wurde. Der Erfolg dieſes Frühſtückblatts überſtieg alle Erwartung: nach Verlauf des erſten Monats hatte der „Berliner Courier“ — 365 Viertelbogen koſteten dritthalb Thaler — über 2500 Abonnenten und M. G. Saphir mit Einſchluß der „Schnellpoſt“ über 4000 Thaler Honorar.

— Schwerinoth! rief L. W. Krauſe und lachte ſich vergnügt ins Fäuſtchen.

Bald darauf ſprengte aus einer andern Druckerei eine von Julius Curtius redigirte „Staffette“ hervor, die als Opponentin des „Couriers“ auftrat und Alles lobte, was dieſer tadelte, und Alles tadelte, was dieſer lobte. Nicht lange hernach erſchien im Krauſe'ſchen Verlage eine von Freimund Ohneſorgen (Baron von Falckenſtein) beſorgte „Eſtaffette“, die wieder als Gegnerin der „Staffette“ auftrat.

So hatte die gute Stadt Berlin, die ſich bis dahin mit dem langweiligen „Freimüthigen“ des Doctor Kuhn und mit dem nüchternen „Geſellſchafter“ des Profeſſor Gubitz begnügt hatte, mit Einem Male vier neue, lebensfriſche Tageblätter, die viel Rumor machten und — wie dies nicht anders zu erwarten war — ſich täglich in die Haare fielen und ſich gegenſeitig die feinſten Grobheiten ſagten. Das war für Berlin ein neues „Plaiſir“; ein Stiergefecht von Journaliſten, ein Tournier von witzigen Federn, auf dem, wie Raupachs Schelle ſagt, ein Witz den andern jagte.

„Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.“

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe und freute ſich wie ein Kind über das neue Leben, welches urplötzlich durch ihn in der Berliner Zeitungswelt erwacht war.

Zu jener Zeit wurde die entlegene, ſonſt ſo einſam-ſtille Adlerſtraße von 10 bis 12 Uhr, wo aus allen Theilen der Stadt die meiſten Abonnenten ihre Journale ſelbſt abholen ließen, eine der belebteſten Straßen von ganz Berlin.

— Schwerinoth! ſagte der Verleger dieſer Blätter, als er dies buntbewegte Leben ſah, rieb ſich ein paar Mal die Naſe (auch das war eine ſeiner Angewohnheiten) und lachte ſtillvergnügt über das hübſche Geld, das er verdiente.

Vier Jahre ſpäter — am 3. Januar 1829 — rückte in das vielbewegte Journallager ein blutjunger Menſch von 20 Jahren ein, um dort zuerſt als Mitarbeiter und bald darauf als Nebenbuhler ſeines Freundes Saphir aufzutreten.

Dieſer junge, kecke Wagehals hatte bis dahin in Wien gelebt und dort, zwei Jahre lang, für Bäuerle's „Theaterzeitung“ eine Unſumme von Theaterkritiken, außer dieſen aber ſonſt nichts als eine bis in die kleinſten Details eingehende Schilderung der dreizehn Wohnzimmer der damals in Paris vergötterten Sängerin Henriette Sonntag geſchrieben. — Dieſe Ente ſchwamm durch hundert Journale und keiner von allen Gimpeln, die dieſen Puff nachgedruckt hatten, ahnte, daß ein gewiſſer Dellarnère ſie Alle zuſammen aufs Glatteis geführt habe. Im December 1828 erſchien im Saphir'ſchen „Courier“ die Erklärung, daß jene Schilderung nichts als eine lange vorher angekündigte Myſtifikation ſei. Die Gänſe, die kurz vorher über die Ente hergefallen waren, fielen nun über den Urheber dieſes Puffs her und waren außer ſich, daß ein unbekannter Menſch ſie Alle zuſammen geſoppt habe.

— Schwerinoth! ſagte L. M. Krauſe zu M. G. Saphir und lachte ſich im Stillen den Buckel voll.

Mit dieſem winzigkleinen Rufe kam der Schreiber dieſer Zeilen nach Berlin und ſchrieb dort drei Monate lang die Theaterkritiken für „Schnellpoſt“ und „Courier“. Er wurde bekannt und wollte ſein Glück nun auf eigne Fauſt verſuchen. Sofort kam er um die Conceſſion eines neuen Tageblatts ein, erhielt ſie — damals war man noch nicht ſo ängſtlich wie jetzt — ſchon nach Verlauf von eilf Tagen und trug den Verlag deſſelben dem unternehmendſten aller Buchdrucker an.

— Schwerinoth! Noch ein Journal? Na, meinetwegen, ſagte L. M. Krauſe. Und die Sache war abgemacht.

Am 1. April 1829 erſchien mein erſtes Blatt unter dem Titel „Berliner Eulenſpiegel, Zeitſchrift von und für Narren, redigirt von E. M. Oettinger.“ Niemand war damals ſo ſtolz auf ſeinen wachſenden Ruf, als der junge Menſch von 20 Jahren, der — noch immer Saphirs fleißigſter Mitarbeiter — über jedes neue Stück, das auf den Berliner Bühnen erſchien, drei, ſage drei verſchiedene Berichte für „Schnellpoſt“, „Courier“ und „Eulenſpiegel“ zu ſchreiben verurtheilt war. Schöne Zeit, in der es für mich kein größeres Glück, kein ſchöneres Vergnügen gab, als alte Schauſpieler und neue Stücke in drei der vielgeleſenſten Blätter Berlins nach Herzensluſt ſchlecht machen zu können. Nicht mit Unrecht hatte mich damals Freund Saphir das „jüngſte Gericht der Komödianten“ genannt. Goldene Zeit! Noch ſehe ich den armen Druckerburſchen vor mir, wie er Nachts um eilf Uhr ſchnarchend in der Ecke meines Zimmers ſaß, um auf die Courier-Recenſion zu warten, die ich im ſtrengſten Galopp, ventre-à-terre, niederſchreiben mußte. In jener Zeit habe ich wohl mehr als tauſend Theaterkritiken geſchrieben, grüne und gelbe, roſenrothe und veilchenblaue, wilde und zahme, malitiöſe und ſentimentale, boshafte und gutmüthige, kurze und lange, je nachdem ich bei guter oder ſchlechter Laune, mehr oder weniger müde oder ſchläferig war. — Acht Stunden ſpäter, wenn dann mein neueſtes Opus im „Courier“ abgedruckt in Aller Händen war, da lachten die Leſer und ärgerten ſich die Schauſpieler; doch manchmal geſchah's auch umgekehrt, daß die Schauſpieler lachten und die Leſer ſich ärgerten, weil ich's dann und wann gar zu bunt gemacht und an Stück und Darſtellung kein gutes Haar gelaſſen hatte.

— Schwerinoth! ſagte L. M. Krauſe, rieb ſich die Naſe und ſchüttelte lächelnd den hübſchen Kopf, aus dem ein Paar verteufelt kluge Augen hervorlugten.

Eines ſchönen Morgens — am 30. October 1831 — hielt ein reitender Gensd'arme vor meiner Wohnung; er ſprang vom Pferde, band ſeinen Gaul an das Fenſtergitter zu ebener Erde und brachte mir ein Decret, daß auf Befehl Seiner Excellenz des Miniſters Freiherrn von Brenn mein „Eulenſpiegel“ verboten ſei und — hört, hört! — morgen früh nicht mehr erſcheinen dürfe.

Dies, guter Leſer, war das erſte Journal, das, ob es gleich mit preußiſcher Cenſur gedruckt war, wegen ſeiner freiſinnigen Tendenz in Preußen verboten oder, wie es ſpäter hieß, hinweggemaßregelt wurde.

— Schwerinoth! rief L. M. Krauſe und ſchnitt zum erſten Male in ſeinem Leben ein bedenkliches Geſicht, denn auch mein „Eulenſpiegel“ hatte 1100 Abonnenten.

Ich aber wandte mich direkt an König Friedrich Wilhelm III., beſchwerte mich über die bis dahin in Preußen noch nicht dageweſene Maßregel und erhielt ſchon am dritten Tage den vorläufigen Beſcheid, daß Seine Majeſtät den Miniſter aufgefordert habe, darüber Bericht zu erſtatten. Aber erſt nach Verlauf von ſechs Wochen wurde mir aus dem Cabinet des Königs die definitive Weiſung zu Theil, daß es bei dem „völlig begründeten“ Verbote des „Eulenſpiegel“ zu verbleiben habe*).

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe, der unterdeſſen um die Conceſſion eines neuen Blattes eingekommen war und ſie bald darauf erhalten hatte.

Am 15. December 1831 erſchien nun an der Stelle des hinweggemaßregelten „Eulenſpiegels“ die erſte Nummer des „Berliner Figaro“, unter ſeinem Namen und meiner Redaktion.

Dies Blatt, das bis zum October 1836 (wo ich nach Hamburg ging, um den „Argus“ zu gründen) eines der vielgeleſenſten Journale Norddeutſchlands geweſen war, erſcheint noch bis zum heutigen Tage.

— — — — — — — — — —

In Nummer 14 des diesjährigen Jahrgangs brachte der „Figaro“ den Nekrolog ſeines Verlegers. Herr C. H. Hoffmann, der interimiſtiſche Redakteur dieſes Blattes, ſagt darin: »Bei Aufzählung der Journale, welche L. W. Krauſe verlegt hat, wird Jedem, der mit der Tagesliteratur der letzten zwanzig Jahre bekannt iſt, eine Reihe von Schriftſtellernamen ins Gedächtniß gerufen, die mehr oder minder bedeutend geworden ſind. Wir heben daraus Dr. Kuhn, M. G. Saphir, Oettinger, Glaßbrenner, Weyl, Adami und ſämmtliche Mitglieder des jüngern Dichtervereins, Ferrand, Sallet, Minding, R. und H. Marggraf, H. Hagendorff, L. und H. Koßarski, F. Brunold und A. hervor. Sie Alle ſtanden ihm mehr oder weniger nahe; Manche von ihnen führte er im eigentlichen Sinne des Worts in die Literatur ein, unterſtützte ſie mit Rath und That und war ihnen auf jede Weiſe förderlich u. ſ. w. M. G. Saphir, Oettinger, Adami u. ſ. w. können dies beſtätigen und Jedem von ihnen wird manch ſchöner Zug ſeiner edlen Geſinnung erinnerlich ſein und unvergeßlich bleiben.«

Ich unterſchreibe dieſe Zeilen mit innigem Vergnügen und bin überzeugt, daß auch mein lieber Saphir unſerm alten Freunde Krauſe eine dankbare Erinnerung bewahren wird.

Schlafe ſanft, mein armer Krauſe! Komme ich einſt nach Berlin, dann will ich Deinen Grabhügel aufſuchen und Dir eine meiner Kritiken über Fanny Elsler vorleſen, denn Fanny war ja Deine Freude, und wenn ſie tanzte, leuchtete Dein Auge, und wenn ich ſie lobte, freute ſich Deine Seele.

Wenn es wahr iſt, daß von allen Sinnen das Gehör dem gebrechlichen Menſchen am längſten treu bleibe, dann wirſt Du noch im Grabe Deine Ohren ſpitzen und Dich freuen, wenn ich Dich an Deine Lieblinge M. G. Saphir, Bartolomeo Bosco und vor Allen an Fanny Elsler erinnere.

Alter Freund, ruhe im Frieden!

---

*) Briefe und Antwort ſind in der Vorrede des „Confiscirten Eulenſpiegels“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833, 2 Bde. 8.) abgedruckt.

M. G. Saphir als Whiſtſpieler*).

Gezeichnet durch ſich ſelbſt.

Im Leben ſind gewöhnlich unter vier Menſchen ein Grobian, ein Dummerian, ein Zänker und ein Denker, und das ſind gerade vier Menſchen, die zu einer Whiſt-Partie taugen.

Ich habe ſchon früher einmal geſagt, eine Partie Whiſt iſt ein Geſtändniß von vier Menſchen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen; daher nehmen ſie zum Whiſt ihre Zuflucht; Einer fürchtet ſich davor, was der Andere für dummes Zeug reden könnte, und darum ſpielen ſie Whiſt und machen dabei gleich aus, „die erſte Regel iſt: nichts reden!"

Eine Partie Whiſt iſt ein **Abonnement suspendu** alles geſelligen Anſtandes; eine Partie Whiſt iſt ein Anti-Höflichkeits-Verein; eine Partie Whiſt iſt eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, bei den Kartenblättern kein Blatt vor den Mund zu nehmen und offen zu ſagen, was man von ſeinem Mitmenſchen denkt: »das iſt dumm!« »das iſt eſelhaft!« »aber wie kann man ſo gar keine Idee vom Whiſtſpiel haben!« »Sie ſind ein Ignorant!« und ähnliche Ausdrücke, die zwar in keinem Whiſtbuche ſtehen, aber eben ſo zur Seele des Whiſtſpiels gehören, wie die Ausdrücke: **Slam, Singleton, Lévée,** Trick, **invitiren, renonce** u. ſ. w.

Im Whiſtſpiele iſt's grade auch wie im gewöhnlichen Leben: man erlaubt ſich alle Grobheiten gegen ſeinen Freund (Partner), und auch der Whiſtſpieler kann ſagen: »Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden!«

Mann und Frau ſollten beim Whiſt immer zuſammen ſpielen; bei dieſer Gelegenheit könnten ſie ſich die ſchönſten Grobheiten und die gröbſten Schönheiten ſagen.

Eine Partie Whiſt iſt blos deshalb für die Menſchen eine Unterhaltung, weil ſich auf jeden Fall immer Zwei von der Geſellſchaft „giften", nämlich Die, welche den Trick verlieren, und es iſt eine angenehme Abwechslung, jetzt giften ſich dieſe Zwei, dann giften ſich wiederum jene Zwei, und ſo ganz liebenswürdig bis ins Unendliche.

Es giebt ganz „ausgezeichnete Whiſtſpieler"; das ſind Diejenigen, die immer den Trick machen, wenn ſie gute Karten bekommen, und die ihren Partner crudel ausmachen: »Sie Patzer! Sie Pfuſcher!« wenn ſie den Trick verlieren. Ein ausgezeichneter Whiſtſpieler iſt, wenn er den Trick macht, ein pfiffiger Lächler. »Haben Sie geſehen, wie ich die kleine Coeur durchließ, damit wenn, wie vielleicht, dann gewiß u. ſ. w.?« Ein vorzüglicher Whiſtſpieler iſt Der, welcher „niemals gute Karten bekommt", und wenn er „Großſchlemm" macht, dieſes blos durch die Heiligkeit ſeiner Sache und die klare Intelligenz ſeines Spiels zuwege bringt. Ein vorzüglicher Whiſtſpieler iſt Der, welcher, wenn er einen Bock macht, ſogleich ſeinen Partner angrunzt und ausruft: »Sie machen Einen ja ganz konfus!« Ein ſchlechter Whiſtſpieler iſt leicht zu bezeichnen: Ein ſolcher hat immer die Honneurs in der Hand, und wenn er vom Spiel aufſteht, hat er immer ein Paar Dutzend Fiſche gewonnen; „das iſt das Loos der ſchlechten Whiſtſpieler auf der Erde!“

---

*) Dieſe Schilderung theilt Freund Saphir in ſeinem „Humoriſten" mit. Jeder, der einmal, wie wir, Zeuge ſeines bodenlos ſchlechten Spiels und ſeines beiſpielloſen Glückes geweſen iſt, wird über dieſe Schilderung herzlich lachen müſſen und ihn als „Patzer" wenig oder gar nicht geſchmeichelt finden. C. M. O.

Auch ich bin ein ſchlechter Whiſtſpieler; ſo viel dumme Streiche macht ein bedeutender Mann in Amt und Stellung nicht in drei Monaten, als ich, wenn ich Whiſt ſpiele, in einer Stunde. Wenn ich dann fertig bin, ſtecke ich gewöhnlich ein Paar Gulden Gewinn in die Taſche und denke mir: »Wenn der Menſch dumm iſt, ſo kann er Alles unternehmen, auch wovon er gar nichts verſteht! Ich verſtehe vom Whiſtſpiel gar nichts, und doch dirigire ich immer das Spiel!« Mein Partner ſagt oft: »Sie dummer Kerl! Sie Patzer, Sie wollen das Spiel dirigiren, Sie verſtehen ja nichts davon!« Ich aber denke mir: »Ich bin dumm, ergo dirigire ich und gewinne!« Und gleich darauf mache ich einen gewaltigen Bock, und gleich darauf bekomme ich alle fünf Honneurs, vier Aß, vier Könige, und gewinne mein Spiel, und dann ſage ich triumphirend zu meinem Partner: »Nun, ſoll ich nicht dirigiren? Bin ich nicht dumm genug dazu?«

Bei dieſer Gelegenheit dürfte es nicht unintereſſant ſein, meinen freundlich Leſern Etwas über das Wörtchen „Patzer“ zu ſagen. In dem guten lieben Wien fallen manchmal Worte aus der Luft, die ſich bald ein allgemeines Bürgerrecht erwerben; mit dieſen Worten iſt oft eine ganz eigenthümliche Bezeichnung verbunden, die in keinem Wörterbuche angegeben iſt, von Keinem erklärt und doch von Jedermann aufgefaßt und verſtanden wird. Zu dieſen Worten gehört auch das Wörtchen „Patzer“.

Patzen, eigentlich „batzen“, iſt ein thätiges Zeitwort für ſchlecht machen, ſchlecht flicken, ſchlecht auftragen. Nun hat ſich im Volke eine Perſonifikation gebildet: der Patzer, halb Ideal, halb Wirklichkeit. Der Patzer wäre eigentlich eine mythologiſche Figur, wenn es noch Mythologie gäbe, ſo aber iſt er eine Stadt- und Landfigur, in allen Künſten und Wiſſenſchaften, in allen Handwerken, in allen Erfindungen. Ein Patzer iſt ein „Genie der Ungeſchicklichkeit“, er kann Alles — verderben, er verſteht Alles, aber er kann's nicht machen, er miſcht ſich in Alles und verdirbt Alles, er greift Alles an und verunſtaltet Alles. Er iſt ein Patzer, ein Flicker; aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungeflickt. Ein Patzer in der Malerei braucht alle und dieſelben Farben, die ein großer Maler braucht, aber er „patzt“ ſie, er macht roth hochroth, blau himmelblau, grün papeігgrün u. ſ. w., er malt eine ſchöne Frau — anſtatt mit rothen Lippen, weißen Wangen und blauen Augen — mit rothen Augen, weißen Lippen und blauen Wangen.

Ein Patzer unter den Whiſtſpielern iſt ein Menſch, der Whiſt ſpielt und an Piquet denkt; ein Patzer iſt ein Menſch, der das dreizehnte à-tout herausſchlägt zu ſeinem Privatvergnügen; ein Patzer iſt ein Menſch, der ein Singleton anſpielt, wenn er nichts als zwei kleine à-tout hat; ein Patzer iſt ein Menſch, der die Invite ſeines Gegners nachſpielt; ein Patzer iſt ein Menſch, der den à-tout König ſeines Freundes mit à-tout Aß ſticht und ein kleines à-tout nachſpielt; ein Patzer iſt ein Menſch, der patzt, und ein Menſch, der patzt, iſt ein Patzer, und ein ſolcher Patzer im Whiſtſpiel bin ich; und wenn ſich drei Menſchen mit mir zum Whiſt ſetzen, ſo ſagen ſie alle drei: »Der Patzer wird uns wieder das Geld abnehmen!«

p. p. Schöpfer.

Skizzirt von C. Guido.

Zu Stolberg am Harze lebt ein gewiſſer Jemand, der den anſpruchsloſen Namen Schöpfer führt und dabei ein höchſt wunderbares Geſchöpf iſt, das, kaum vierzig Jahre alt, bereits vierhundert Werke unter mehr als fünfzig angenommenen Namen, als Profeſſor, Doctor, Hebamme, Stallmeiſter, Oekonom u. ſ. w. herausgegeben hat; heute nennt er ſich Hartenbach, morgen Herold, übermorgen Abicht u. ſ. w. Von dieſem vielnamigen Hartenbach-Herold-Abicht-Schöpfer rühren all' jene berühmten Werke her, ſo da heißen: „Die Kunſt, ein gutes Gedächtniß zu erlangen!“ „Die Krätze heilbar!“ „Keine Hämorrhoiden mehr!“ „Der Kirſchenarzt“, „Der Traubenarzt“, „Der Champagnerarzt“. Dieſer C. Schöpfer iſt ein koloſſales Univerſalgenie, das Bücher über Roßkunde und Hebammenweſen, über Branntweinbrennen und Bierbrauen, über Schmetterlingskunde und Kahlköpfigkeit, über Botanik und Askariden, über Landwirthſchaft und Hämorrhoiden in die Welt geſetzt hat. Aber dieſe vierhundert Werke hat er nicht etwa ſelbſt geſchrieben — o nein — er hat dabei weiter nichts als einen marktſchreieriſchen Titel erſonnen; mit dieſem Titel wandert er zu ſeinen ehrenwerthen Verlegern Fürſt in Nordhauſen und Baſſe in Quedlinburg, dem Niſus und Euryalus der deutſchen Buchhändler-Ariſtokratie, und wenn er ſich mit ihnen über das Honorar — das niemals die ſchwindelnde Höhe eines preußiſchen Thalers überſteigt — verſtändigt hat, ſchlägt er diejenigen Bücher nach, die den Gegenſtand behandeln, für welchen er einen paſſenden Titel gefunden hat, bezeichnet ſeinem Schreiber die Seiten, die er daraus wörtlich abſchreiben ſoll, und ſchickt dann das in einigen Tagen fertige Manuſcript nach Nordhauſen oder Quedlinburg, wo es brühwarm gedruckt und mit gehörigen Poſaunenſtößen, manchmal gleich als dritte oder vierte Auflage, in die Leſewelt hinausgejagt wird.

Jedem unſerer Leſer, welcher Neigung in ſich fühlt, dieſen ſchöpferiſchen p. p. Schöpfer und ſeine literariſchen Schöpfungen etwas näher kennen zu lernen, empfehlen wir eine ausführliche Charakteriſtik, die, im Auguſt- und Octoberhefte des vom Buchhändler C. Schneitler redigirten „Volksboten“ (Seite 57—67 und Seite 134—152) abgedruckt, dieſen Dr. philosophiae Carl Schöpfer in der ganzen Glorie ſeines viel zu wenig bekannten Ruhmes zeigt. Beide Hefte des „Volksboten“ ſind uns vom Verleger derſelben eingeſchickt worden, um die Bekanntſchaft dieſes literariſchen Proteus zu machen, der — heute Hebamme und morgen Oekonomie-Commiſſär u. ſ. w. — in allen Metamorphoſen ein unverſchämter Compilator iſt.

Das erſte Gebot.

(Variante.)

Mich trug allein der Heiland,
Mich, heil'gen Rock von Trier,
Du ſollſt nicht fremde Röcke
Verehren neben mir.

L. Horwitz.

Zapfenstreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Avignon. Das hieſige Schauſpielhaus iſt ein Raub der Flammen geworden. Der Schaden beträgt 200,000 Francs. Im Innern des Theaters wurde die verkohlte Leiche des Portiers gefunden.

Barmen. Die „Barmer Zeitung" erzählt: Hier hat Jemand die „Aachener Zeitung" communiſtiſcher (?) Tendenzen beſchuldigt und dadurch mehrere Mitglieder des Civilclubbs veranlaßt, ſie abzuſchaffen. Um dem auswärtigen Publikum die Möglichkeit eines ſolchen Vorfalls begreiflich zu machen, müſſen wir bemerken, daß es hier genügt, den bloßen Namen „Communismus" auszuſprechen, um unſere ehrlichen Landsleute in eine heilloſe Angſt zu jagen, indem unter dieſem unbekannten Dinge, dieſem nie geſehenen, aber überall vermutheten Schreckgeſpenſt ein Jeder ſich gerade Das vorſtellt, was er am meiſten haßt und fürchtet, ſo daß gar Viele hier für Communiſten angeſehen werden, die nicht einmal wiſſen, was der Communismus eigentlich iſt. So reichte denn auch die bloße Beſchuldigung communiſtiſcher Tendenzen ſchon hin, um unſere ängſtlichen Bürger zu der Abſchaffung der „Aachener Zeitung" zu bewegen.

Berlin. Vor Kurzem iſt hier ein Verzeichniß aller der Perſonen erſchienen, welche bis zum Jahre 1845 einen preußiſchen Orden erhalten haben und noch am Leben ſind. Es giebt deren in Summa Summarum nicht weniger als 10,882, darunter haben 141 den ſchwarzen Adler-Orden, 6164 (?) den rothen Adler-Orden, 1194 den Johanniter-Orden, 155 den Orden pour le mérite und 3288 das allgemeine Ehrenzeichen.

∴ Der König hat dem Kapellmeiſter Henning für eine ihm dedicirte Feſt-Cantate die goldene Medaille für Kunſt verliehen.

∴ Am 10. Februar fand die Beerdigung des am 6. d. M. verſtorbenen Staatsminiſters Freiherrn von Bülow auf deſſen Landſitze Tegel ſtatt. Unter den Notabilitäten, die dem Verſtorbenen die letzte Ehre erzeigt hatten, bemerkte man den Prinzen von Preußen, Alexander von Humboldt (den Oheim des Verſtorbenen), den Grafen von Redern, den General-Intendanten der königlichen Muſeen, Herrn von Olfers, und die Herren Meyerbeer, Böckh, Henſel, Waagen und Friedrich Tieck.

∴ Vor Kurzem iſt hier der Dr. J. S. Sobernheim, einer unſerer erſten Pietiſten, geſtorben. In der Aufforderung, die einer ſeiner Geiſtesverwandten, Herr v. Derſchau, in der Beilage zu Nummer 33 der „Spener'ſchen Zeitung" erlaſſen hat, heißt es unter andern ſalbungsvollen Redensarten, der p. p. Sobernheim ſei ein Mann geweſen, der in vielſeitiger Beziehung als Gelehrter, wie als Menſch und vorzüglich als ſo kindlich Gläubiger (!), als hell erleuchteter (!!), wie auch in ſich ſelbſt aufopfernder Liebe thätiger und demüthiger Chriſt (nach menſchlicher Redeweiſe) wohl nicht ſo leicht ſeines Gleichen finden dürfte. (Man muß den Verſtorbenen in den Jahren 1829 bis 1832 als Theaterrecenſent u. ſ. w. ſo genau wie wir gekannt haben, um zu begreifen, wie komiſch und wie verdächtig dieſer Derſchau'ſche Lobqualm iſt!)

∴ Der alte Jahn macht den Vorſchlag, am 1. Mai auf dem Blocksberg ein deutſches Nationalfeſt zu feiern, da es dann hundert Jahre ſei, daß man in Deutſchland die letzte Hexe verbrannt habe.

∴ Gegen Jenny Lind regt ſich jetzt eine Oppoſition, weil ſie ſich geweigert hat, in einem Conzerte für die Stadt-Armen zu ſingen. (Wenn das wirklich wahr iſt, ſo verdient dafür die „ſchwediſche Nachtigall" in eine „pommerſche Spickgans" verwandelt zu werden.)

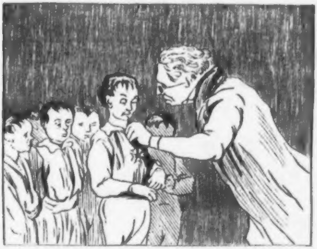
∴ In der Schleſinger'ſchen Muſikhandlung ſind drei Hefte der von Demoiſelle Jenny Lind in Conzerten vorgetragenen „Schwediſchen Volkslieder", in deutſcher Bearbeitung von Ferdinand Gumbert, erſchienen. Alle drei Hefte enthalten achtzehn Lieder mit leichter Clavierbegleitung und koſten zuſammen einen Thaler.

∴ Heinrich Börnſteins unterhaltende Bluette „Robinſons Inſel oder eine Conſtitution" iſt hier von der Cenſur verboten worden; es ſcheint alſo, trotz den Verſicherungen und Verheißungen der hieſigen Correſpondenten, daß man bei uns noch immer nichts von einer Conſtitution ſehen und hören mag. (Theaterchronik.)

∴ Die Verfaſſerin eines kürzlich erſchienenen Kochbuchs nennt ſich auf dem Titel „Pfarrerköchin“. Gewiß eine ſehr wichtige Empfehlung, ſagen unſere „Blätter für Geiſt und Herz“.

∴ An die hieſigen Juden iſt unlängſt der Aufruf ergangen, in Nordamerika eine jüdiſche Colonie zu gründen auf ... Aktien.

Auszeichnung.



Lehrer. Mein Sohn, Du haſt ſeit acht Tagen keinen Dintenfleck gemacht; dafür ertheil' ich Dir hiermit die vierte Klaſſe. Wenn die Eichen grün geworden ſind, und Du bis dahin den nützlichen Gebrauch der Taſchentücher begreifen lernſt, erhältſt Du noch etwas Laub dazu.

Brüſſel. Baron von Gerlache iſt zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften für 1846 ernannt worden.

∴ Herr Nieuwenhuizen hat die Bilder-Gallerie der Madame Hooffmann zu Harlem, eine der vorzüglichſten Gemäldeſammlungen der holländiſchen und flämiſchen Schule, an ſich gekauft.

Chriſtiania. Unſere Univerſitäts-Bibliothek hat von der aſiatiſchen Geſellſchaft in Calcutta 29 Werke der indiſchen Literatur, darunter auch das große Epos „Mahabharata“ in der Sanskrit-Sprache, zum Geſchenk erhalten.

Conſtantine. Unter den Muſelmännern Algeriens macht die Civiliſation reißende Fortſchritte. Einige Notabeln unſerer Stadt hatten ſich bei Gelegenheit des neuen Jahres Viſitenkarten ſtechen laſſen. Kaid Ali ließ auf die ſeinigen in Gold drucken: Le Kalife de Constantine, Ali Ben Muhamet, und darüber das Comthurkreuz der Ehrenlegion.

Conſtantinopel. Die „türkiſche Staatszeitung“ vom 17. Moharrem 1262 (15. Januar 1846) enthält folgende Bekanntmachung: »Es iſt zur Kenntniß Sr. Hoheit gekommen, wie ſo manche Eingaben und Bittſchriften von den Kanzleien, denen ſie überreicht worden, auf die Seite gelegt werden, und wie die Bittſteller dann, in Erwartung eines Beſcheides, beſonders wenn ſie aus den Provinzen kommen, in Chanen oder andern Häuſern ihre Zeit verlieren und oft darum ins Unglück geſtürzt werden. Deswegen haben Se. Hoheit durch einen allerhöchſten Befehl den Beamten möglichſte Beſchleunigung ähnlicher Geſchäfte anzuempfehlen geruht. Derlei Eingaben werden alſo in Zukunft nach Verlauf von zwei Tagen erledigt werden. (Verdient auch von deutſchen Sultanen nachgeahmt zu werden.)

Dresden. Die zweite Kammer hat 300,000 Thaler zur Erbauung eines neuen Muſeums bewilligt, deſſen Geſammtkoſten auf 350,000 Thaler feſtgeſetzt ſind.

∴ Auf unſerer Hofbühne iſt K. Gutzkow's neueſtes Luſtſpiel „Anonym“ in Scene gegangen, indeß ſowohl von Seiten des Publikums als der Kritik mißfällig aufgenommen worden; es iſt von allen Stücken des Verfaſſers unſtreitig das *ſchwächſte*. Die Aufführung war durchweg gelungen.

∴ Herr Eduard Devrient hat die Oberregie niedergelegt und die Erklärung erlaſſen: daß ihm die Fortführung derſelben *faktiſch* und *moraliſch* unmöglich gemacht worden ſei. (Nun, lieber Herr Marr, wie ſteht's denn mit Ihnen?)

Frankfurt. Der vom Bundestag demnächſt zu erwartende Beſchluß über die Spielbanken wird, wie man jetzt aus guter Quelle erfährt, weiter nichts als die Saiſon der Spieler verkürzen und das Schließen aller Banken während des Winters befehlen. (Viel Geſchrei und wenig Wolle! Und wozu auch derlei Palliative? Iſt es nicht ganz gleich, ob ſich ein Menſch im Sommer oder im Winter ruinirt? Krebsübel, wie die Spielbanken, muß man mit der Wurzel ausrotten, ſonſt treiben ſie neue Keime und greifen immer mehr und mehr um ſich.)

Grimma. Der „Dorfbarbier“ ſchreibt: Zur nächſten Oſtermeſſe werden „vier ſchlafende Barone der Intelligenz“ als hiſtoriſche Merkwürdigkeit gezeigt werden. Sie ſind erſt kürzlich in einer Braunkohlengrube aufgefunden worden; etwas petrificirt, aber ſonſt vollkommen wohl erhalten. An der Kaſſe kann man zugleich auf den „Bayard“ und das „ſächſiſche Volksblatt“ abonniren.

Hamburg. An die Stelle des nach Stuttgart engagirten Herrn Grunert ſoll Herr Eduard Jerrmann vom Wiener Burgtheater engagirt ſein, ein Erſatzmann, mit dem das Publikum zufrieden ſein darf.

Kopenhagen. Auch hier hat ſich ein Hutausſhaltungsverein conſtituirt. Ein Witzbold macht die Gloſſe dazu: „Die leeren Töpfe ſind's, die keiner Deckel bedürfen“.

Leipzig. Unſer witziger Freund und Mitarbeiter Ludwig Kaliſch, einer der Matadore des Mainzer Carnevallebens, ſchildert im erſten Hefte ſeiner „Narrhalla“ unſere gute Stadt Leipzig wie folgt: »Leipzig zählt 50,000 Schriftſteller, darunter auch mehrere Einwohner; die Straßen ſind größtentheils mit viereckigen Novellen gepflaſtert; zu den Trottoirs ſind ſehr breite Romane verwendet, auf welchen die Fußgänger höchſt bequem wandeln können. Die Leipziger Bäume tragen belletriſtiſche Blätter, die im Frühling grün ſind und im Herbſte welken; die Leipziger Lerchen ſind ſehr ſchmackhaft und die Leipziger Krebſe werden nach allen Seiten ausgeführt: ſeit Kurzem ſogar auch die Schriftſteller. Die Leipziger tragen waſſerdichte Hoſen, um ſich den Unterleib gegen feuchte Ueberſetzungen zu ſchützen. Die Leipziger Buchhändlerbörſe iſt ein prächtiges Gebäude, vor welchem das rieſenhafte Standbild des Gottes der Makulatur ſteht. Leipzig iſt auch die Stadt, in welcher das „Converſationslexikon“ das Licht der Welt erblickt hat, ein Buch, in welchem man Alles findet, was man nicht ſucht. Obgleich in Leipzig das Schießpulver nicht erfunden worden iſt, wird hier zuweilen doch ein ſehr ſchlechter Gebrauch davon gemacht.« (Den letzten Satz verſtehen wir nicht.)

∴ Wie kommt's, daß unſer Muſeum Bäuerle's „Theaterzeitung“, Saphir's „Humoriſten“ und Herloßſohn's „Kometen“ abgeſchafft hat? Will man die Belletriſtik ganz über Bord werfen? Möge der Vorſtand doch ja nicht vergeſſen, daß ein gutes ſchönwiſſenſchaftliches Blatt der großen Maſſe der Leſer immer noch mehr Unterhaltung gewährt, als ein halbes Dutzend wiederkäuender Klatſchblätter politiſchen Inhalts.

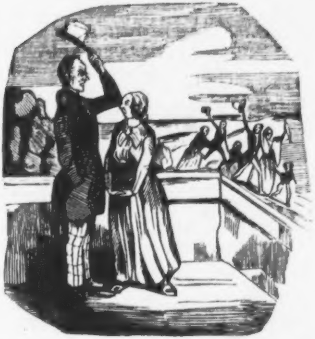
∴ Wir haben in Nummer 176 unſeres Blattes die unverzeihliche Dummheit begangen, Herrn Robert Heller in die Reihe weltberühmter Schriftſteller aufzuzählen, welche Juden ſind; das beruht auf einem kraſſen Irrthum; nicht Herr *Robert* Heller, ſondern Herr *Iſidor* Heller iſt Jude. In unſerer kleinen Liſte haben wir Herrn Karl Beck vergeſſen, den wir jetzt nachtragen.

∴ Zur Oſtermeſſe erſcheinen vom Herausgeber dieſes Blattes bei Otto Wigand „Venetianiſche Nächte“ (zwei Bände) und bei Thomas die dritte ſtark vermehrte Auflage vom „Buch der Liebe“, in prachtvoller Ausſtattung. Vom „Narrenalmanach“ kommt Anfangs Auguſt bei Philipp Reclam jun. der fünfte und vom „Joujoux“ der ſechste und ſiebente Band heraus.

∴ Die „Deutſche Damenzeitung“ ſagt: Schon öfters iſt hier und da in Journalen manchem Bühnendichter der Vorwurf gemacht worden, daß er allzu fruchtbar ſei, daß er zu ſchnell und zu viel ſchreibe. Würde der Beweis geliefert, daß er ſchlecht ſchreibe, ſo würden jene Mäkler Recht haben, aber die Vielſchreiberei ſetzt gar nicht die Schlechtſchreiberei voraus. Aeſchylos hat 90 Trauerſpiele geſchrieben, Sophokles 100, Euripides 120. Es iſt albern und im höchſten Grade abgeſchmackt, einem Baume — und wäre es auch eben kein Citronen-, ſondern nur ein Apfelbaum — vorzuwerfen, daß er zu viel Früchte trage.

∴ Zum Benefiz des Herrn Marr — er iſt noch immer Ober-Regiſſeur — iſt auf unſerer Bühne, welche in letzterer Zeit ein Schauplatz von Seiltänzerkünſten geweſen, ein neues Stück, „Keine Jeſuiten mehr!“, gegeben worden. Im Titel dieſes Stückes ſpricht ſich der Wunſch manches Theaterfreundes aus; drum ſagen auch wir weiter nichts als »Keinen Jeſuiten mehr!«

Freuden des Landlebens.



Ein Leipziger Ehepaar, das ſich aufs Land zurückgezogen hat, ſieht einen langen Zug ungebetener Gäſte erſcheinen Der Herr Gemahl macht zum böſen Spiele gute Miene; Madame aber ringt die Hände und verzweifelt.

London. Von der Ausdehnung des hieſigen Zeitungsbureau kann man ſich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, daß tagtäglich nicht weniger als 100,000 Zeitungs-Pakete expedirt werden und daß in dieſem Bureau allein 200 Leute zum Sortiren angeſtellt ſind, während im ganzen Poſtamte in London ſich 1626 Beamtete befinden.

∴ Der berühmte nordamerikaniſche Schriftſteller Waſhington Irving befindet ſich gegenwärtig in Birmingham.

∴ Die Werke des flämiſchen Dichters Hendrik Conſcience ſind jetzt auch ins Engliſche übertragen worden.

∴ Der hieſige „Charivari“ fordert die Darſteller von Nebelbildern (dissolving views) auf, auch die noch beſtehenden Korngeſetze in die Reihen dieſer Fantasmagorien aufzunehmen.

Mainz. Die „Narrhalla" bringt folgende Theateranzeige: „Hören, Sehen und Schweigen", deutſches Originalwerk vom Verfaſſer der „Ketten". Die dazu gehörigen Muſikſtücke ſind von einem öſterreichiſchen Kapellmeiſter.

Mannheim. Das „Mannheimer Journal" erklärt die Nachricht, daß dem Regierungsrathe von Sarachaga-Uria die Cenſur abgenommen worden ſei, für ungegründet. (Schade, daß dies on dit ſich nicht beſtätigt hat.)

München. Der König von Griechenland hat den Profeſſor Schnorr von Carolsfeld und den Hofmaler Peter Heß zu Rittern des Erlöſer-Ordens ernannt.

∴ Man will hier ein großartiges Maskenfeſt veranſtalten. Die Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegen ſoll, iſt: „Rubens giebt einen großen Ball". (Einer unſerer Bierbrauer will dabei als perſonificirter „Bock" erſcheinen.)

Neapel. Die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Frau des (auch in Deutſchland nicht mehr unbekannten) Advokaten P. S. Mancini hat ihr neueſtes Trauerſpiel „Ines" erſcheinen laſſen. Das Auffallendſte dabei iſt wohl das, daß ſie es mit den rührendſten Worten ehelicher Liebe ... ihrem Gemahle dedicirt hat. (So was kommt nicht häufig vor!)

Neuwied. Eine hieſige Buchhandlung hat „Schickſale des Kaffee's, Beitrag zur Sittengeſchichte", erſcheinen laſſen.

Paris. Herr Thiers, der durchaus wieder Miniſter werden will, läßt ſich nun auch in Verſen verherrlichen; der „Siècle" brachte neulich eine neue Satyre vom Dichter der „Némésis", Herrn Barthélémy, überſchrieben „le Zodiaque", worin Herr Thiers als großer Staatsmann, großer Patriot, großer Redner, großer Menſch aufs Piedeſtal geſtellt und mit verdächtigem Lobqualm beräuchert wird. Es iſt hierbei nicht zu vergeſſen, daß Herr Barthélémy Anfangs zu den heftigſten Feinden der Juli-Revolution gehörte, dieſelbe 1830 in ſeiner „Némésis" aufs Bitterſte angegriffen und weder Thiers, noch Guizot geſchont hatte, ſich dann vom jetzigen Cabinet ein längeres Schweigen durch eine bedeutende Penſion bezahlen ließ, dieſelbe dann wieder aufgab und die Regierung aufs Neue angriff. Er, der unlängſt Lamartine in den Koth gezogen, iſt nun plötzlich zum Homer des Herrn Thiers geworden. (Es geht nichts über Conſequenz!)

∴ Die „Démocratie pacifique" ſchreibt: »Die „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs" wird von Niemandem mehr geleſen; ſo gierig man über den erſten Theil herfiel, ſo enttäuſcht wendet man ſich jetzt von den folgenden ab. Das neue Geſchichtswerk des Herrn Thiers liegt, von Keinem verlangt, in den Buchhandlungen und Niemand weiß, ob es beendigt werden wird.

∴ Die Franzoſen wiſſen für Alexander von Humboldt keine ſchmeichelhaftere Anerkennung zu erfinden, als die, daß er das Franzöſiſche ſchöner als mancher Akademiker ſchreibe. Es gehört zu den Schwächen der großen Nation, ihre Sprache für außerordentlich ſchwer zu halten; Lamennais ſagte erſt kürzlich, er habe nun erſt angefangen, die franzöſiſche Sprache zu begreifen. (Das wäre freilich ſehr ſpät!)

∴ Wie der Kaiſer von China für Hagelſchlag und Wolkenbruch verantwortlich iſt, ſo ſollen die franzöſiſchen Miniſter es jetzt verantworten, daß die Franzoſen keine Seehelden ſind und daß ihre Handelsflotte und ihre Kriegsmacht zur See immer mehr und mehr ſinkt. (Iſt das die Schuld der Miniſter?)

∴ Unſer Pflanzengarten hat einen unerſetzlichen Verluſt erlitten; ein „Quistiti", der einzige Affe dieſer Gattung, welchen die königliche Menagerie beſaß, iſt an einem Bruſtübel geſtorben. Er war erſt ein Jahr in Paris und wurde mit Heuſchreckenſchenkeln und Ameiſeneiern gefüttert. (Friede ſeiner Aſche!)

∴ Im Bazar Bonne Nouvelle iſt gegenwärtig ein Bild von David, „Marat, wie er den Todesſtreich empfangen", ausgeſtellt. Als das Gerücht vom Tode Marats kund wurde, eilte auch David unter den Erſten herbei. Er fand Marats Leiche noch in der Badewanne. Vor ihr lag ein mit einem grünen Tuch bedecktes Brett, worauf er geſchrieben, und David nahm eine Feder und ein Blatt Papier, welche auf dieſem Brett lagen, mittelſt deren er die Scene ſkizzirte. Das Blatt Papier war aber daſſelbe, welches Charlotte Corday geſchrieben und auf welchem ſie Marat um eine Audienz gebeten. Nach dieſem hiſtoriſchen Blättchen iſt das Bild gemalt, das Blättchen Papier aber iſt längſt und zwar um den Preis von 12,000 Francs in eine Autographenſammlung gewandert.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Theaterjournal unter dem Titel „Moniteur dramatique, musical et littéraire" in Folio, alle fünf Tage ein Mal. Jahrespreis: 24 Francs.

∴ Von Napoleon Landais' „Dictionnaire des Dictionnaires" iſt jetzt die neunte Auflage, in Quartformat, angekündigt.

∴ In Kurzem erſcheint ein neues Werk, „les poëtes contemporains de l'Allemagne", mit ausführlichen Biographien derſelben, von N. Martin.

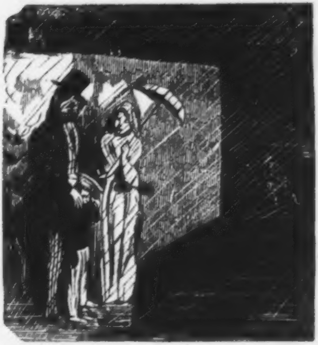
∴ Der Buchhändler Deſeſſart kündigt unter dem Titel „Severino" einen neuen zweibändigen Roman von Madame Georges Sand an.

∴ Die Hauptrollen in Ponſards neuem Trauerſpiel „Agnes de Méranie" ſind Herrn Bocage (Philipp Auguſt), Clement-Juſt (Darcourt) und Dem. Raptal (Agnes) zugetheilt.

∴ Der Diamantenhändler Roothaan, aus Braſilien, Bruder des berüchtigten Jeſuiten-Generals in Rom, befindet ſich gegenwärtig in Paris, um hier Diamanten zu verkaufen.

∴ Auch hier herrſcht ſo mildes Wetter, daß der unter dem Namen „der 20ſte März" bekannte Kaſtanienbaum im Tuilerien-Garten bereits Blätter zu treiben beginnt. (Auch bei uns in Leipzig herrſcht ſo überaus mildes Wetter, daß eine unter dem Namen „der 30ſte Februar" bekannte Roſe im Roſenthale jetzt ſchon in vollſter Blüthe ſteht.)

Eine andere Freude.



Ein engliſches Ehepaar, das nach Verſailles gefahren iſt, um dort die Waſſer ſpringen zu ſehen, wird von einem Platzregen überraſcht, der ihre Freude zu Waſſer gemacht.

Petersburg. Die kaiſerliche Bibliothek läßt gegenwärtig einen Katalog ihrer gedruckten Bücher erſcheinen; zunächſt wird die Abtheilung für Geſchichte gedruckt.

Rom. Herr de Vico, Aſtronom am Collegio romano, hat einen nagelneuen Kometen entdeckt, der an Lichtſtärke dem Kometen des ... Dr. Herloßſohn gleicht.

Stuttgart. Unſere Bühne macht große Anſtrengungen, ihr Perſonal durch tüchtige Talente zu verſtärken. Madame Deſſoir iſt unter glänzenden Bedingungen vorläufig auf fünf Jahre engagirt. Stuttgart wird von mancher Bühne um den Beſitz dieſer trefflichen Künſtlerin beneidet werden. Auch Herr Grunert von Hamburg iſt gewonnen.

Venedig. Unſere Stadt hat zum Andenken an die Einweihung der Lagunenbrücke 30 arme Mädchen, jedes mit 300 Lire, ausgeſtattet und 30 armen Greiſen jedem eine Unterſtützung von 50 Lire überwieſen, außerdem jene wie dieſe mit vollſtändiger Kleidung beſchenkt und ſie feſtlich bewirthen laſſen. Am 25. v. M. zogen die Bräute und Greiſe in ihrer neuen Tracht in die Kathedrale von St. Marcus und hörten dort eine Meſſe. Außerdem wurden noch an chriſtliche und jüdiſche Arme Geſchenke ausgetheilt, ſo daß die Stadt im Ganzen 20,000 Lire für dieſe Feier verwendete.

Wien. Der belgiſche Geſandte, Herr O'Sulivan de Graß, iſt der Löwe des Tages. Man findet in ſeinen Salons allabendlich die feinſte Geſellſchaft.

∴ Die Mittheilung, daß die Aufführung aller Stücke von Gutzkow auf dem Hofburgtheater verboten worden, iſt unwahr. Möglich iſt aber, daß der Intendant, Graf von Dietrichſtein, der von Gutzkow ſo ſchonungslos angegriffenen hohen Perſon die Rückſicht ſchuldig zu ſein glaubt, die Gutzkow'ſchen Stücke einige Zeit ruhen zu laſſen.

∴ Das Cotta'ſche „Morgenblatt" wird in Oeſterreich, wo es ſeit 46 Jahren ſeine eigentliche Heimath und die meiſten Abnehmer gehabt, ſeit Anfang dieſes Jahres nicht mehr zugelaſſen.

∴ Die „Wiener Zeitſchrift" ſchreibt: Die Portraits öſterreichiſcher Dichter, welche in der „Leipziger illuſtrirten Zeitung" in einem Holzſchnitt erſchienen ſind, erregen hier blos durch den Umſtand viel Aufſehen, daß ſie faſt durchaus ganz unähnlich ſind. Die „Illuſtrirte" ſcheint heuer überhaupt viel Pech zu haben; die Zahl ihrer Abonnenten ſoll ſich bedeutend verringert haben*).

∴ Die Herren J. F. Caſtelli und M. G. Saphir wollen hier einen Verein gegen Thierquälerei begründen. (Falls ſich dies Gerücht beſtätigen ſollte, dann dürfte der Erſtere fernerhin keine „Wiener Bären" und der Letztere keine „Didaskalien" oder Theaterkritiken ſchreiben.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Auf der Bibliothek zu Oxford befindet ſich ein Kopf Karls I., der, aus geringer Entfernung geſehen, in Kupfer geſtochen zu ſein ſcheint, bei näherer Betrachtung entdeckt man jedoch, daß die ſcheinbaren Kupferlinien Reihen geſchriebener Wörter ſind. Der Kopf ſoll die Pſalmen, das Credo und Vaterunſer enthalten.

— Auf der Inſel Sumatra wetteifern die Großen unter ſich in Erfindung ſchmeichelhafter Redensarten. So ſagen ſie z. B. zu ihrem Oberhaupte: »Wir lieben Deine Majeſtät dergeſtalt, daß wir keinen ſchöneren Wunſch kennen, als Dein Herz zu eſſen, was Seine Majeſtät, dumm genug, als Liebeserklärung aufzunehmen geruhen. (Auch anderswo wünſcht manches Volk, das Herz ſeines Königs zu freſſen, aber freilich nicht aus Liebe.)

— Unter Franz I. von Frankreich war folgende Ordnung befohlen: Steh' auf um Fünf, iß Mittag um Neun, des Abends um Fünf und geh' zu Bette um Neun, dann wirſt Du ein Mann von Neunzig und Neun. (Wie die Zeiten ſich ſeitdem geändert haben!)

— »Il a été à Saint-Malo.« Dieſer Worte bediente man ſich ehemals und vielleicht noch jetzt in Frankreich, um einen Menſchen zu bezeichnen, den die Natur in Anſehung der Waden ſehr ſtiefmütterlich bedacht hatte. Vom Urſprung dieſer Bezeichnung erzählt man: Die kleine Hafenſtadt Saint-Malo war in alten Zeiten ohne Mauern und der Schutz derſelben bei Nacht der Wachſamkeit von fünfzehn Hunden anvertraut. Die vierbeinigen Wächter wurden bei Sonnen-Untergang losgelaſſen, nachdem man den Einwohnern durch eine Glocke das Zeichen gegeben hatte, ſich in ihre Häuſer zu verſchließen. Da ſoll es denn Manchem, welcher der Warnung nicht ſchnell gefolgt war, ſchlimm ergangen ſein. Wen die wilden Beſtien des Nachts auf der Straße trafen, der hatte von Glück zu ſagen, wenn er mit dem Verluſte ſeiner Waden davon kam. So ſollten verdünnte Waden ein Merkmal geworden ſein, daß man einmal in Saint-Malo geweſen und dort von den Hunden in die Waden gebiſſen worden ſei. (Geſellſchafter.)

— Das Steuerſyſtem wurde bei den Kaiſern des Morgenlandes auf die höchſte Spitze getrieben. Nicephorus beſteuerte den Rauch, Michael die Luft; Plinius ſpricht von Steuern, die man auf den Schatten der Bäume, auf die Ziegelſteine, auf die Beerdigungen u. ſ. w. gelegt. Unter Conſtantin nahm man Alles.

---

*) Das thäte uns Leid! C. M. D.

— Ferdinand Lopez, ein portugieſiſcher Geſchichtsſchreiber, erwähnt eines Mohren, Namens Tequeper, der 1586 zu Bengalen gelebt und in Folge höchſt einfacher Lebensart faſt dreihundert Jahre alt geworden ſei!

— Wenige Zeitſchriften ſind ſo alt, wie der „Phare des Pyrenées“. Dies Journal exiſtirt ſeit 1540, und iſt ſeit jener Zeit Eigenthum der Familie Fauvet geweſen, welche es gegründet hatte. Erſt im verfloſſenen December iſt es (nach 305 Jahren) durch das Abſterben des letzten Fauvet in andere Hände übergegangen. (O, wenn doch unſer „Charivari“ auch nur 305 Jahre in einer und derſelben Familie bliebe!)

— In einer altſpaniſchen Oper, „Adam“, kommt eine Arie vor, in welcher der ehrwürdige Vater des Menſchengeſchlechts, Adamus primus, den lieben Gott auf den Knieen anfleht, ihn . . . doch ja nicht zu erſchaffen. — »Zu ſpät,« ruft der liebe Gott und ſingt dann mit Adam ein Duett.

— Im Jahre 1775 trat auf dem herzoglichen Hoftheater zu Gotha eine Madame Felicitas Abt als . . . Hamlet auf.

— Die älteſte Nachricht vom Kartenſpiele in einem deutſchen Werke findet ſich in einem Buche, das den Titel führt: „das guld in Spiel“, gedruckt bei Günther Zeiner, 1472. Fol. Im fünften Kapitel dieſes Buches wird geſagt, daß das Kartenſpiel 1300 nach Chriſti Geburt nach Deutſchland gekommen ſei. (Nach Breitkopfs Angabe ſoll es erſt 13 Jahre ſpäter durch Kaiſer Heinrich VII., welcher 1312 bis nach Rom vorgerückt, aus Italien nach Deutſchland verpflanzt worden ſein.)

— Die Masken ſcheinen die Erfindung übel berüchtigter Frauenzimmer zu ſein, die ſich bei den Griechen das Geſicht bedeckten, um nicht erkannt zu werden. Poppäa, die Gemahlin des Kaiſers Nero, war die erſte Dame, welche ihr Geſicht hinter einer Maske verbarg, um ihre ſchönen Züge gegen die Einwirkung der Sonne und der Witterung zu ſchützen. Unter Franz II., König von Frankreich, trugen die Damen Masken von ſchwarzem Sammt (Loup, Wolf) genannt. Auf den Straßen, bei Spaziergängen und Beſuchen, ja ſelbſt in der Kirche erſchienen ſie nicht anders als mit Masken verſehen.

— Amöbäus, einer der berühmteſten Harfenſpieler Griechenlands, erhielt, ſo oft er ſpielte, täglich ein attiſches Talent (ungefähr 1200 Thaler).

Treffer und Nieten.

* Zur Zeit der Regentſchaft, als der Schotte John Law General-Controlleur der Finanzen und durch Gründung der ſogenannten Miſſiſſippi-Compagnie auf Aktien der Liebling des Tages war, erſchien unter andern ungereimten und gereimten Späßen auch folgender:

„Lundi, j'achetai des actions;
Mardi, je gagnai des millions;
Mercredi, j'arrangai mon ménage;
Jeudi, je pris un équipage;
Vendredi, je m'en fus au bal;
Samedi, je fus à l'hôpital“

Das paßt noch heute auf den Aktienſchwindel unſerer Zeit.

* Zu dem großen, in witzigen Einfällen unerſchöpflichen Londoner Schauſpieler Samuel Foote (geb. 1719, geſt. 1777) ſagte der Herzog von Cumberland, der über Jenes Witze entzückt war: »Meiſter Foote, ich verſchlinge alle die guten Einfälle, die Sie ſagen.« — »Wirklich?« entgegnete Foote, »dann haben Ew. königliche Hoheit eine gute Verdauung, denn Sie geben keinen wieder von ſich.«

* »Ich gebe Ihnen meinen Kopf,« ſagte Jemand zu Montesquieu, »wenn nicht jedes Wort von der Geſchichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, wahr iſt.« — »Ich nehme das Anerbieten an,« entgegnete der Präſident, »denn kleine Geſchenke befeſtigen die Bande der Freundſchaft.«

* Der durch ſeine Lehren berühmt gewordene Graf von Saint-Simon ließ ſich jeden Morgen mit den Worten wecken: »Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen.«

* »Alle Menſchen,« ſagt M. G. Saphir, »ſind hoffähig, nämlich friedhof-fähig.«

* Mirabeau hat das Papiergeld ſehr bezeichnend „la peste circulante“ genannt.

* Auf einen unſerer deutſchen Blauſtrümpfe hat neulich ein Witzbold folgende Grabſchrift gedichtet:

„Hier liegt die Frau, die, eh' ſie ſtarb,
Dreitauſend Rieß Papier verdarb.“

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

NARRENALMANACH

für

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

(Preis 2 Thaler.)

Der vierte Jahrgang dieſes auch außerhalb Deutſchland mit ſo ungetheiltem Beifall begrüßten Taſchenbuchs enthält zwei hiſtoriſch-humoriſtiſche Novellen, „Jacob Paul von Gundling“ und „Sophie Arnould“. In der erſten wird der ganze Hof König Friedrich Wilhelms I., in der zweiten eine der üppigſten Epochen des alten Frankreichs, die Pompadour- und Rococozeit mit den hervorragendſten Erſcheinungen der damaligen Kunſt und Literatur: Sophie Arnould, Hippolyte Clairon, Jean Jacques Rouſſeau, Friedrich Melchior Grimm u. ſ. w. ſo pikant geſchildert, daß Sophie Arnould, wie der Roſſini im vorigen Jahrgang, auch in Frankreich großen Anklang gefunden hat. Den Beſchluß bildet ein harmloſes Märchen, „Pa-tchou-ly“.

Die neuesten interessantesten englischen Romane.

Den Freunden einer gewählten Lektüre werden folgende, im Verlage der Hofbuchhandlung (E. Leibrock) in Braunſchweig erſchienene, in Octav auf Velinpapier ſehr elegant gedruckte Werke empfohlen:

Strathern, oder Freier auf Reiſen. Von **Lady Bleſſington.** A. d. Engl. von Hofrath Dr. Petri. 4 Bde.

Cyril Thornton. Von **William Napier.** A. d. Engl. von Wilh. du Roi. 3 Bde.

Lord Dacre von Gilsland. Von **M. Eliſ. Stuart.** A. d. Engl. von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.

Des Grobſchmids Tochter. Von dem Verf. des „Walter Clayton“. A. d. Engl. von W. du Roi. 2 Bde.

Witwen und Witwer. Von **M. Thomſon,** überſetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.

Bei E. Schartmann in Berlin iſt erſchienen:

Teufelspillen, Geißelhiebe und kosmopolitiſche Hobelſpäne vom Höllenproviſor X. 1. — 6. Doſis, geh. à 2½ Sgr.

Allen Feinden der ſog. guten Sache aufs Freundlichſte und Beſte empfohlen.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 9.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 2.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Die violetten Schuhe.

Hiſtoriſche Anekdote von E. Guido.

Herzog Eberhard Ludwig, der als unmündiger Sohn Wilhelm Ludwigs im Jahre 1677 den würtembergiſchen Thron beſtiegen hatte, war ein Nachäffer Ludwigs XIV. und gefiel ſich, wie Jener, einen Schwarm von Maitreſſen zu halten. Im Jahre 1708 — kurze Zeit vor einem Hofballe — verbreitete ſich bei Hofe und in der Stadt das Gerücht, der Herzog habe den Wunſch geäußert, all' jene eingeladenen Damen, welche geneigt wären, ſich ſeinen Wünſchen willfährig zu zeigen, ſollten, damit er ſie daran erkenne, auf dem Feſte mit violetten Schuhen erſcheinen. Und ſiehe da, am Abende des Balles erſchienen faſt ſämmtliche Damen in violetten Schuhen. Unter dieſen befand ſich auch das Fräulein Friederike Wilhelmine von Grävenitz, welche bald darauf die einflußreichſte und allgewaltigſte ſeiner Maitreſſen wurde. Die liſtige Evatochter wußte den würtembergiſchen Adam dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß ſie, wie Frau von Maintenon Frankreich, den Herzog und ganz Würtemberg beherrſchte. Ein Jahr ſpäter, als die empörten Stände einen kaiſerlichen Befehl auswirkten, welcher dieſe unverſchämte Buhlerin aus dem Lande jagte, folgte ihr der Herzog nach Genf und trieb dort ein noch tolleres, üppigeres und verſchwenderiſcheres Leben, als an ſeinem Hofe zu Stuttgart.

Später kehrte Eberhard Ludwig mit derſelben nach ſeiner Hauptſtadt zurück, ließ ſie pro forma mit dem Grafen Würben vermählen, ſich heimlich aber mit ihr trauen, und ernannte ihren Bruder, einen einfältigen Junker, zum erſten Miniſter. Das Fräulein führte im Cabinet den Vorſitz, miſchte ſich, gleich der Frau von Pompadour, in alle Staatsangelegenheiten, verkaufte die Beamtenſtellen an die, die ihr das Meiſte dafür zu bieten vermochten, ſetzte die Abſetzung aller ihr mißfälligen Staatsdiener durch und ging in ihrem Uebermuthe, in ihrer Frechheit ſogar ſo weit, die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs, eine gute, fromme, liebenswürdige Prinzeſſin von Baden, auf alle erdenkliche Weiſe zu beleidigen, kränken und mißhandeln. — Auf ihren Antrieb wurde Ludwigsluſt erbaut und das unglückliche Land in einen Abgrund von Schulden geſtürzt. Als endlich die Verwirrung aufs Höchſte geſtiegen war, reiſte der gute Herzog (1731) nach Berlin und ließ den Befehl zurück, daß ſeine Maitreſſe, deren Reize er nun überdrüſſig war, binnen drei Tagen die Hauptſtadt und innerhalb acht Tagen das Land verlaſſen müſſe. Da ſie ſich deſſen ſtandhaft weigerte, ließ er ſie auf die Feſtung Hohen-Urach ſchleppen, wo ſie ſo lange blieb, bis ſie all' ihren Anſprüchen entſagte und die ihr geſchenkten Güter zurückgab. Bald darauf, (1733) ſtarb Ludwig Eberhard zum Glück ſeines Landes und zur Freude ſeines mit Recht empörten Volkes.

Aber ſein Einfall mit den violetten Schuhen verleitet uns auf den Einfall zu fragen, ob von jenen Violettſchuhen vielleicht unſere modernen Blauſtrümpfe herſtammen?

Urſprung des Blindekuhſpiels.

Die Franzoſen nennen das Blindekuhſpiel bekanntlich Colin-Maillard. Dieſe Benennung gründet ſich auf folgende Anekdote: Der Pater Maillard, ein zu ſeiner Zeit wegen ſeiner Strenge gefürchteter Kanzelredner, war der Beichtvater Karls des Achten. Dieſer Fürſt hatte eine Geliebte, welche Carnille hieß. Der Pater kam oft, wenn der König mit ihr zu Abend ſpeiſte, und ſeine Gegenwart war dem luſtigen Mädchen läſtig. Um nun ihren Spaß mit ihm zu haben, um ihn in die Scherze und Spiele mit hineinzuziehen, die er ſtörte, kam ſie auf den Einfall, zu laufen, um ſich vom Könige fangen zu laſſen. »Es iſt keine Kunſt, daß Sie mich haſchen, ſagte ſie, denn Sie laufen beſſer als ich; aber wenn man Ihnen die Augen verbände.« — »Nun, ich bin's zufrieden,« ſagte der König, den ſie ihren Colin zu nennen pflegte. Sie verband ihm die Augen mit einem Tuche und er mußte nun nach ihr laufen. Die andern Damen miſchten ſich in das Spiel und auch Maillard wollte daran Theil nehmen. Das neue Spiel verbreitete ſich hierauf vom Hof in die Stadt, und bekam nun von dem verliebten Könige und dem ſtrengen Beichtvater den Namen Colin-Maillard.

(Damenzeitung.)

Theater und Muſik der Griechen.

Die griechiſche Tragödie verdankt ihren Urſprung den ausgelaſſenen Bachanalien; Theſpis ſoll zu Solons Zeiten ihr Urheber geweſen ſein; ihm haben die Griechen den edlern ernſten Chor zu verdanken. Choerilus gab den Schauſpielern das Coſtume. In pſychologiſcher Beziehung war Aeſchylos der Gründer des Furchtbaren, Sophokles der Begeiſterung, Euripides des Mitleids. Sophokles zeichnete den Menſchen als Ideal, wie er ſein ſollte; Euripides, wie er wirklich war und iſt. — Die Komödie wurde von Epimarchos ausgebildet und erlangte ihren Brennpunkt in Ariſtophanes.

Die Muſik hielt bei den Griechen gleichen Schritt mit der Poeſie. Die Spartaner zogen in die Schlacht, Lieder von Tyrtäus ſingend, und Terpander von Lesbos ſtillte mit der Leier einen Aufruhr. Alkman beſang die Freuden der Tafel und die Schönheit der Jungfrauen. Arion war der Schöpfer der Dithyrambe; Alkäus ſang begeiſterte Oden; Sappho glühende Liebeslieder. — Die doriſche Tonart eignete ſich für das Majeſtätiſche, die joniſche für die Freude, die äoliſche für die Liebe, die lydiſche für heilige Ceremonien und die lydiſche für den Schmerz.

Dr. B. Mekarski v. Menk.*)

Zapfenstreich.

Berlin. Die Hoftheater von Berlin, Wien und Dresden haben in Bezug auf die 1845 im Schauſpiel gegebenen Neuigkeiten in folgendem Verhältniß zu einander geſtanden: In Berlin wurden 19 neue Stücke gegeben, darunter 12 deutſche Originalarbeiten; in Wien 13 neue Stücke, darunter 13 deutſche Originalarbeiten; in Dresden 22 Neuigkeiten, darunter 13 deutſche Originalarbeiten. In Bezug auf die Oper, welche in Wien vom Burgtheater getrennt iſt, laſſen ſich nur Berlin und Dresden vergleichen. Berlin gab vier neue Opern, ſämmtlich deutſchen Urſprungs; Dresden acht neue Opern, darunter ſechs deutſche Originalwerke. In jeder Hinſicht alſo hat Dresden die beiden andern Bühnen überflügelt, von denen Wien am meiſten zurückgeblieben iſt. (Geſellſchafter.)

---

*) Wiener Theaterzeitung.

Breslau. Von einem „Lexikon ſchleſiſcher Tonkünſtler" iſt hier das erſte Heft erſchienen, herausgegeben von den Herren Cario (Kahlert?) und Koßmaly. (Wir wünſchen dem Unternehmen raſchen Fortgang.)

Leipzig. Wir vernehmen aus ſicherer Quelle, daß hier im nächſten Sommer eine allgemeine norddeutſche Barbier-Verſammlung ſtattfinden ſoll. Es liegen vor: Die Schaumfrage, die Raſirmeſſerfrage, die Streichriemenfrage, die Hühneraugenfrage, welche ſämmtlich . . . unbeantwortet bleiben werden. (Modenjournal.)

∴ In der bodenlos langweiligen „Novellen-Zeitung" werden die neueſten Erſcheinungen der Literatur von Hrn. Heinrich Laube in ſeiner bekannten nüchternen Manier unter der Aufſchrift: „Was ſollen wir leſen?" beſprochen. Auf dieſe ewig wiederkehrende Frage „Was ſollen wir leſen" erlauben wir uns, den Leſern der Novellen-Zeitung den wohlgemeinten Rath zu ertheilen: Leſ't Alles, nur nicht . . . Laube'ſche Recenſionen.

∴ Iſt es nicht ein ſehr intereſſanter Zufall, daß die berühmteſten Staatsmänner, Gelehrte und Schriftſteller unſerer Zeit mit ihrem Vornamen „Robert" heißen? Wir erinnern hier nur an Robert Blum, Robert Heller, Robert Macaire, Robert Peel, Robert Prutz und Robert Schmieder! — Nicht minder intereſſant iſt der Zufall, daß die berühmteſten und gefeierteſten Dichter und Schriftſteller Deutſchlands mit einem e endigen. Wir erinnern nur an Göthe, Heyſe, Schulze, Heine, Börne, Gehe, Seume, Mügge, Bäuerle, Kotzebue, Stolle, Wuttke, Kühne, Laube, Emilie Wille und Amalie Schoppe, geborene Weiße. — Auch auf Bach endigen viele nicht minder gefeierte Namen, wie Berthold Auerbach, Carl Auerbach, Dieffenbach, Schladebach und Schlönebach.

∴ Die „Theaterchronik" ſchreibt: Ein neues Luſtſpiel: „Der Hofrath wider Willen," von Robert Heller, exiſtirt nur in der Einbildung der Journale. Die Entſtehungsurſache des Gerüchts iſt in einer ſcherzhaften Mittheilung des „Charivari" zu ſuchen, die von irgend einem Blatte gedankenlos als ernſte Nachricht wiedergegeben und ſolchergeſtalt in allgemeinen Umlauf geſetzt ward.

∴ Daſſelbe Journal berichtet aus Riga: Hr. Engelken wird gleich nach Uebergabe der Direktion an Hrn. Ringelhardt von hier abreiſen. Hr. Ringelhardt iſt ſeit Jahren als ein tüchtiger Direktor in ganz Deutſchland bekannt, und der Comité darf ſich Glück wünſchen, daß das Theater unter ſeiner Leitung fortgeführt wird.

London. An die Stelle des Herrn Coſta iſt der Componiſt Balfe als Muſikdirector des Opern-Theaters engagirt worden.

Paris. „Die Amazone", eine einactige komiſche Oper — Buch von Sauvage und Muſik vom Liedercomponiſten Thys, — hat hier wegen ihrer hübſchen Melodie allgemein angeſprochen.

∴ Auf dem Beaumarchais-Theater hat ſich ein neues dreiactiges Drama „Beaumarchais" ſehen laſſen; es iſt, genau betrachtet, nichts Anderes als eine freie Bearbeitung des Göthe'ſchen „Clavigo", doch haben ſich die Verfaſſer viele Aenderungen erlaubt und neue Perſonen eingeführt. Clavigo, der die Maitreſſe des Königs liebt, entſchließt ſich endlich, die Schweſter des Beaumarchais zu heirathen. Geiſtreich iſt die Idee, daß Beaumarchais in Madrid Figaro und Baſilio, die Helden ſeines berühmten Luſtſpiels, kennen lernt, die auf eine hübſche Weiſe in die Handlung des neuen Dramas verflochten ſind

∴ Ein hieſiges Blatt behauptet, Louis Philipp lege ſich keinen Abend ſchlafen, bevor er nicht drei artige Briefe an Victoria von England, Iſabella von Spanien und Maria da Gloria von Portugal geſchrieben.

∴ Am 9. Februar iſt hier im gewöhnlichen Auctionsſaale in der rue des Jeuneurs der geſtickte Purpurmantel, welchen Napoleon bei ſeiner Krönung getragen hatte, öffentlich verſteigert worden.

Peſth. Der fruchtbarſte Erzähler der magyariſchen Literatur, Baron Joſika, hat wiederum einen vierbändigen Roman, „die Geheimniſſe des Herzens" erſcheinen laſſen, der, wie alle Arbeiten dieſes Dichters, hier viel geleſen und von den fixfingerigen Herrn Klein ins Deutſche überſetzt wird. Kaum hat dieſes Werk die Preſſe verlaſſen, ſo erfährt man auch ſchon, daß Herr von Joſika auf ſeinem Tuſculum Schurbock wieder an einem neuen Romane arbeitet, der nächſtens gedruckt werden ſoll.

∴ Nicht wenig geſpannt iſt man auf die Vollendung des großen Geſchichtswerkes, das der Graf Teleky, Präſident der Akademie und Gouverneur von Siebenbürgen, unter der Feder hat, und das die Thaten Hunyady's behandelt. Das Geſchlecht der Hunyady iſt das glänzendſte des magyariſchen Adels, und hat in der ſchönſten Periode Ungarns die hervorragendſte Rolle geſpielt. In der Diplomatie und im Rathe des Königs, in den Gemächern des Hofes und auf den Schlachtgefilden hat Hunyady gewirkt und geſchaffen, und dieſes vielſeitige Menſchenleben wird unter der farbenſprühenden und feinſpaltigen

Feder des ſtaatsklugen und gelehrten Grafen zweifelsohne ein ſehr intereſſantes Gemälde werden, in dem ſich der Reiz des Biographiſchen mit dem Zauber des hiſtoriſchen Tiefblicks vermählt. (Grenzboten.)

Petersburg. Graf Neſſelrode, deutſchen Urſprungs, iſt auf einem britiſchen Schiffe in einem portugieſiſchen Hafen geboren und iſt gegenwärtig der ruſſiſche Metternich, weshalb ihn Papſt Gregor XVI. eine „perſonificirte Quadrupel-Allianz“ genannt haben ſoll.

Venedig. Der letzte Nachkomme des unglücklichen Dogen Foscari iſt jetzt Komiker bei einer wandernden Schauſpielertruppe. (Sic transit gloria!)

Wien. H. Marſchner's Oper, „Hans Heiling“ mit Text von E. **Devrient**, die am 25. Januar zum erſten Male auf dem k. k. Kärnthnerthor-Theater gegeben wurde, hat, trotz der ſorgfältigen Ausführung, mißfallen und dürfte daher wohl ſehr ſchnell wieder vom Repertoir verſchwinden.

∴ Am 28. fand in den Sälen zur goldenen Birn ein Ball der Serbier Statt. Auf den Wunſch des Fürſten Miloſch, der bei dem Feſte ſeiner Landsleute zugegen war, hatte der jüngere Strauß einen ſogenannten „ſerbiſchen“ Walzer componirt, den er dieſer Geſellſchaft widmete und von dem der Fürſt allein 4000 Exemplare nahm.

∴ Den hieſigen Blättern zufolge iſt der berühmte Chemiker Prof. Liebig hier, um ein Einführungs-Patent für ſeine Erfindung zu erlangen, den Bart ohne Raſirmeſſer abzunehmen. Der Bart ſoll nämlich mit einer Subſtanz beſtrichen werden, die Hrn. L.'s Geheimniß und Erfindung iſt, ohne dazu eines Meſſers oder irgend eines andern ſchneidenden Werkzeugs zu bedürfen. Außerdem ſoll der Haut durch dieſe neue Raſirmethode auch noch eine beſondere Weiche verliehen werden. (?)

∴ In der Akademie, welche Hr. Wieſt vor Kurzem gab, ſang Mme. Beckmann mehrere Lieder in öſterreichiſcher Mundart, Mlle. Jenny Thalheim, eine Schülerin des berühmten Harfeniſten Pariſh Alvars, ſpielte ein Potpourri ihres Meiſters, Piſchek ſang ein Lied von Speyer, „mein Herz iſt am Rhein“ mit großem Beifall, und mehrere böhmiſche Nationalgeſänge. — Den Schluß der Akademie bildeten die „Stimm-Portraits“ berühmter Schauſpieler, die Hr. Wieſt mit großem Glück wiederzugeben verſteht: namentlich gelangen ihm die Copieen von Neſtroy, Carl und Raimund. Hr. Wieſt iſt der Kriehuber der menſchlichen Stimme. Die Scene aus dem „Mädchen in der Feenwelt,“ in welcher Raimund, Tomaſelli und Korntheuer abwechſelnd auftraten, erweckte beſonders bei dem älteren Theile der Zuhörer die theuerſten Erinnerungen an die damalige Zeit der Blüthe des Wiener Volkstheaters.

∴ Herr Auguſt Schmidt, Redacteur der „Wiener allgemeinen Muſikzeitung“ beabſichtigt, ein „Biographiſches Lexikon öſterreichiſcher Muſiker“ erſcheinen zu laſſen.

∴ Strauß, der Vater, hat durch ein k. k. Hof-Decret, in Anerkennung ſeines ausgezeichneten Talentes, den Titel eines k. k. Hofball-Muſikdirectors erhalten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Auf der Inſel Chios wußte man ſich in ſiebenhundert Jahren keiner Frau zu erinnern, die ihre Ehre verletzt und ihrem ehelichen Gelübde untreu geworden wäre. (Den Frauen der Jetztzeit läßt ſich dieſe Tugend leider nicht nachrühmen.)

— Von den Einwohnern Islands erzählt man ſich, es habe bei ihnen ſo lange Friede und Geſundheit geherrſcht, als ſie weder Aerzte noch Advokaten gehabt.

— In Peru ſind die größten Ohren die allerſchönſten, weshalb man dort alle mögliche Kunſtgriffe anwendet, um ſeine Gehörwerkzeuge ſo groß als möglich zu machen.

— Es giebt ein Volk, bei dem mit dem Könige, außer ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, Niemand anders als durch ein Sprachrohr ſprechen darf.

— Bei einem andern Volke muß die beliebteſte Dame des Hofes ihre Hand hinhalten, ſo oft der König auszuſpeien geruht.

— Einige Nationen kochen die Leichname ihrer Todten und ſtoßen ſie in einem Mörſer ſo lange, bis ein Brei daraus entſteht, den ſie unter ihre Weine miſchen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 179. Leipzig, 5. März 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Diogenes.

Satiriſches Luſtſpiel von Felix Pyat.

(Seit langen Jahren hat in Paris keine von den unzählig vielen Bühnen-Neuigkeiten ein ſo großes allgemeines Aufſehen erregt und ſo nachhaltigen Beifall eingeerntet, als Pyats „Diogenes", ein Stück, das vom Anfang bis zum Ende eine blutige Satire auf die politiſch-ſocialen Verhältniſſe der neuern Zeit iſt. Das Drama hat in kurzer Zeit über zwanzig Wiederholungen erlebt und füllt noch jetzt allabendlich die Kaſſe des Odéon-Theaters. Bei dem allgemeinen Intereſſe, das dieſer „Diogenes" erregt, glauben wir, daß der geiſtreiche Prolog dieſes Stückes manchem unſerer Leſer willkommen ſein wird.)

E. M. O.

Prolog.

(Die Bühne zeigt den öffentlichen Hauptplatz Athens. Links und rechts ſieht man Paläſte, Bildſäulen des Glücks, des Ruhmes u. ſ. w. die Tempel Minerva's und Mercurs; ganz im Hintergrunde ſteht ein prächtiger Springbrunnen.)

Erſte Scene.

(Diogenes, in Reiſekleidern, einen Wanderſtab in der Hand, tritt auf, macht Halt und klopft ſich den Staub von den Füßen.)

Da wäre ich nun endlich angekommen ... in Athen, ja ſogar im Herzen der Stadt (lieſt an der Ecke einer Straße), in Agora, auf dem erſten aller öffentlichen Plätze ... Ah, wie ſchön, wie groß iſt das Alles ... welch' ein Ueberfluß von Gold und Marmor! Ich bin geblendet ... zwei Augen ſind nicht hinreichend, dieſe Pracht einzuſaugen ... man müßte die hundert Augäpfel des Argus haben, um hier Alles ſehen, Alles bewundern zu können. Iſt dies hier die Wohnung einfacher Sterblicher, oder iſt es nicht weit eher die Reſidenz der Götter ... der Olymp? Iſt Alles, was ich hier ſehe, nur ein Traum? Nein, nein, ich ſchlafe nicht und habe auch nicht Luſt dazu, obgleich die Reiſe mich ſehr ermüdet hat. So bin ich alſo wirklich in Athen! (blickt um ſich). Dort die Statue des Harmodius an der Seite der Freiheit ... hier die Bildſäule des Perikles an der Seite des Ruhmes; hier Mercurs und dort Minervens Tempel ... die Reichthümer des Handels neben den Wundern der Künſte ... alle Schätze des Friedens neben den Trophäen des Krieges ... Ja, das iſt Athen, die Stadt der Städte, die Muſterſtadt, die Republik par excellence, das große, ſchöne, blühende Athen! — O wie oft habe ich mich nach dieſer von Göttern und Menſchen geliebten Erde, nach dieſer Heimath der Blumen und Früchte, nach dieſem göttlichen, mit Oliven und Veilchen geſchmückten Athen hingeſehnt; wie oft hab' ich, ungeduldig, dieſe Hauptſtadt der Welt kennen zu lernen, Zeit und Raum überſprungen und mich nach ihrer Freiheit verſetzt. Athen und die Freiheit! Alle Träume meiner Jugend, jene Träume von Gold und Azur, jene Träume von Hoffnung und Zukunft, all' ihr Träume von Glück und Ruhm und Liebe, ihr ſeid jetzt Wahrheit geworden. O wie dank' ich den zwölf Göttern, daß ſie mich, fern von dieſer Stadt, das Licht der Welt erblicken ließen, um ſie eines Tages mit dem von Neugier erfüllten Blick eines Fremden anzuſtaunen! Ah, welch ein hinreißendes Schauſpiel für einen Bauersmann aus Sinope, für einen armen Teufel, wie ich bin, die Hauptſtadt der Welt, das prachtgeſchmückte Athen zu ſehen. Hier muß gut wohnen ſein ... hier muß ſich's prächtig leben laſſen ... Anderswo braucht man Genie, um ſein Brod zu verdienen, anderwärts iſt dies die dreizehnte Arbeit eines Herkules; hier in Athen muß es leicht ſein, ſich eine Exiſtenz zu gründen ... ein ſo reiches, fruchtbares Land muß tauſend Hilfsquellen haben ... eine ſo wohl civiliſirte Stadt muß allen Bedürfniſſen, allen Wünſchen günſtig entgegenkommen. Die Menſchen haben ſich ja nur genähert, um ſich gegenſeitig beizuſtehen; die Geſellſchaft, was iſt ſie anders, als ein Mittel gegenſeitiger Unterſtützung ... je vollkommener, deſto hilfreicher muß ſie ſein; hier alſo braucht Niemand für ſich beſorgt zu ſein; hier muß Jeder, welcher Luſt zur Arbeit in ſich fühlt, ſein Brod verdienen können; hier muß Jeder ſeinen Platz, ſeinen Antheil, ſein Auskommen finden; nur muß Jedem die Wahl ſchwer werden, welchen Stand er ergreifen ſoll, um ſeinen Mitbürgern und ſich ſelbſt nützlich zu werden. Was zum Beiſpiel ſoll ich unternehmen, um mich hier durchzuſchlagen? Ich fühle mich zu Allem befähigt ... ich habe Trieb und Ehrgeiz. Dieſe Bildſäule des Miltiades wird mir einen guten Rath ertheilen ... eine Statue von Gold für einen Krieger ... welch ein beneidenswerthes Loos ... wie glanzvoll muß das Leben eines ſo ſchönen Todes geweſen ſein! Zuerſt vom Glück und dann vom Ruhme gekrönt, vom Ruhme, jener erhabenen Münze, womit das Volk ſeine Schulden bezahlt. Es muß alſo Vortheil und Ehre bringen, der Republik als Soldat zu dienen ... ich bin jung, ich bin tapfer ... ich will Soldat werden.

Zweite Scene.

Diogenes. Cynegires (mit hölzernem Bein und einem Arm in der Binde).

Cynegires. Habt Mitleid, habt Mitleid mit einem verſtümmelten Krieger.

Diogenes. Wie? Du biſt Soldat geweſen?

Cynegires. Ja, Soldat und zu jener Zeit, wo man Krieg führte, wie Du ſiehſt (ſeine Wunden zeigend), zu jener Zeit, wo jede Mutter ihrem Sohne den Schild reichte, mit den Worten: »Vertheidige Dein Vaterland und kehre als Sieger zurück;« damals, wo ganz Griechenland wie ein Mann ſich gegen die fremden Könige erhob. O, das war eine ſchöne Zeit; damals war ich kein Krüppel; damals focht ich, als Soldat der Freiheit, bei Salamis.

Diogenes. Wie? Du fochteſt bei Salamis und man läßt Dich jetzt um Almoſen betteln?

Cynegires. Wundert Dich das? Verwundet von den Waffen der Perſer, kann ich nichts mehr als betteln.

Diogenes. Und die Republik? Hat ſie Dich für Deine Wunden nicht entſchädigt?

Cynegires. Die Republik? O, es gab deren Viele, die in ihrem Dienſte Arme und Beine verloren haben; hätte ſie Alle dafür entſchädigen ſollen, ſo wäre ſie jetzt noch weit ärmer, als ich's bin ...

Diogenes. Braver Mann! Aber der Krieg bringt Vortheil für die Sieger. Welchen Antheil haſt Du an der Beute gehabt?

Cynegires (auf ſein hölzernes Bein weiſend). Dieſen! Die Wunden für den gemeinen Soldaten, die Beute, die Kronen, die Statuen, aber auch Oſtracismus und Verbannung für die Feldherren ... ich für meinen Theil ziehe das Loos des gemeinen Soldaten vor ...

Diogenes (ſchenkt ihm einen Obolus). Hier, guter Freund!

Cynegires. Mögen die Götter Dich dafür ſegnen! (Geht ab.)

Dritte Scene.

Diogenes. Nein, ich werde nicht Soldat ... der Teufel hole den undankbaren Krieg ... ich will ein Soldat des Friedens, ein Handwerker werden ... ich habe geſunde Arme ... ich bin ſtark ... ich liebe die Arbeit ... ich will gehen und ſie ſuchen ...

Vierte Scene.

Diogenes. Einige Maurer (tragen einen Mann, der auf einer Bahre liegt).

Erſter Handwerker. Platz gemacht!

Zweiter Handwerker (dem Diogenes einen Trog hinhaltend). Almoſen für die Wittwe und die Waiſen!

Diogenes. Wen tragt Ihr da?

Erſter Handwerker. Einen der Unſrigen ... einen armen Maurer, der im Herabfallen von dem Gerüſte eines neuen Palaſtes ſich Arme und Beine zerſchmettert hat.

Diogenes. Und iſt er todt?

Zweiter Handwerker. Beinah'.

Diogenes. Wohin tragt Ihr ihn?

Erſter Handwerker. In ſeine Wohnung, wo er aus Mangel an Hilfe wohl bald ſterben wird.

Diogenes. Aus Mangel an Hilfe? Hier im reichen, üppigen Athen, wo dieſe Prachtbauten entſtehen, ſterben die armen Arbeiter aus Mangel an Hilfe ... Ihr armen Leute ... nehmt dieſen Obolus!

Zweiter Handwerker. Mögen die Götter Euch das vergelten! (Gehen ab)

Fünfte Scene.

Diogenes. Ich werde nicht Handwerker! Das alſo iſt das Ende dieſer Armen? Kein Aſyl, eben ſo wenig für die Invaliden des Friedens, wie für jene des Krieges, nein, nein, ich will weder Soldat noch Handwerker ſein. Aber Etwas muß ich denn doch wohl ſein, um zu leben. Der Inhalt meiner Börſe reicht nicht mehr hin, Almoſen auszutheilen, denn ich habe bald ſelbſt nichts mehr. Was nun anfangen? Ueberlegen wir! Wie, wenn ich, ſtatt eines Mannes der Arbeit und Gefahr, ein Mann würde, der nur von ſeinem Geiſte lebt; wenn ich eine Beſchäftigung ergriffe, bei der weder Arme noch Beine zu verlieren ſind und bei der man nicht Gefahr läuft, den Hals zu brechen? Wie, wenn ich zum Beiſpiel Dichter würde? Dichter? Bah! giebt's wohl ein einfältigeres Metier, als das eines Dichters? Ich habe zwar alle Eigenſchaften dazu: Gedächtniß und Phantaſie, Geſchmeidigkeit und Kühnheit der Gedanken. Muth gefaßt, Diogenes, Muth, wenn auch Du Anfangs, wie jedes große Genie, nicht begriffen und verkannt wirſt! Ja, ja, ich will Poet werden, will Götter und Helden beſingen, will Jupiters und Perikles' Thaten verherrlichen ... ich will dichten, dichten!

Sechſte Scene.

Diogenes. Sophokles (umringt von ſeinen Söhnen).

Sophokles (eine Papierrolle in der Hand). Hilfe! Hilfe! Befreit mich!

Einer der Söhne. Hört ihn nicht, Bürger, dieſer Menſch da iſt ein Narr.

Diogenes. Ein Narr?

Sophokles. O glaubt ihnen nicht ... ich bin ein Dichter ... ich heiße Sophokles ...

Diogenes (ſein Haupt entblößend). Wie? Sophokles?

Der Sohn. Ja, Sophokles, unſer Vater, ein alter Dichter, ein alter Narr!

Diogenes. O Ihr Götter! Sophokles, der Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke, der Dichter der „Iphigenia“ ...

Sophokles (ſein Manuſcript zeigend). Und des „Oedipus auf Colonna“. Seht her, das iſt meine letzte Narrheit!

Sohn. Ein Narr, der gebunden werden muß, ſag' ich Dir. Nehmt Euch vor ihm in Acht. Wir führen ihn jetzt vor den Richter, um ihm das Dichten unterſagen zu laſſen. (Er und die Andern gehen ab.)

Siebente Scene.

Diogenes. Es iſt entſchieden: ich werde ganz beſtimmt kein Dichter und kein ſolcher Narr, wie dieſer Sophokles! Aber meine neue Stellung in Athen wird, wie mir ſcheint, doch etwas ſchwierig ... doch will ich deshalb noch nicht den Muth verlieren und vorläufig als Bildhauer mein Glück verſuchen ... das iſt ſo ein Mittelding zwiſchen Dichter und Künſtler. In einer Stadt, die ſo viele Statuen verbraucht, wie Athen, kann ein fleißiger Bildhauer nicht zu Grunde gehen. Ah, da kommt Jemand. Vielleicht iſt er ein Liebhaber des Schönen, ein Künſtler oder Beſchützer der Kunſt!

Achte Scene.

Diogenes. Lyſippos.

Diogenes (ruft). Heda, Freund, wo wohnt Phidias?
Lyſippos. Im Gefängniß.
Diogenes. Er im Gefängniß? Und warum?
Lyſippos. Darum.
Diogenes. Was hat er gemacht?
Lyſippos. Meiſterwerke!
Diogenes. Und darum hat man ihn eingeſperrt?

Lyſippos. Ja, das iſt ſein Vergehen! Seht Ihr dort unten jenes Denkmal? Das iſt ſein Parthenon! Der Neid verzeiht niemals dem Genie.
(Geht ab.)

Neunte Scene.

Diogenes. Der Henker hole die Kunſt! Ei, da iſt es ja noch beſſer, ein armſeliger Maurer, als ein bewunderter Künſtler zu ſein! Ich werde eben ſo wenig Bildhauer, wie Dichter. Aber Etwas muß ich denn doch wohl ſein ... und doch bleibt mir nicht mehr viel zum Wählen ... Wie, wenn ich ganz das Gegentheil eines Narren, ein Weiſer, ein Philoſoph würde? Warum nicht? Nichts leichter als das! Ich werde mir den Bart wachſen laſſen ... denn das iſt die Hauptſache ... dann werde ich meine Weisheit zu jedem Preiſe und an Jeden verkaufen, der ſie haben will ... ſo wird's mir nicht an Schülern fehlen. Abgemacht, ich werde Philoſoph!

(Geräuſch im Hintergrunde der Bühne.)

Götter, was bedeutet dieſer Lärm?

Stimmen (hinter der Bühne). Nieder mit dem frechen Gottesleugner! Gebt ihm den Schierling!

Zehnte Scene.

Diogenes. Socrates (verſchleiert, einen Becher in der Hand). **Milo. Wache. Scythen. Volk. Plato.**

Milo. Platz gemacht der hohen Obrigkeit von Athen!

Diogenes. Halt, lieber Freund, wen ſchleppt Ihr da?

Milo. Sokrates, den Philoſophen, der als Gottesleugner ſo eben verurtheilt worden iſt, den Schierlingsbecher zu leeren.

Plato (zu Diogenes). Schenke ihm einen Obolus, um einen Hahn zu kaufen, den er vor ſeinem Tode dem Aesculap opfern ſoll.

Diogenes. O auch das noch! (Reicht ihm ein Geldſtück.)

Volk (ſchreit). Nieder mit Sokrates! (Entfernt ſich.)

Eilfte Scene.

Diogenes. Bei allen Göttern des Olymps, auch Philoſoph werde ich nicht! Hm, es wird mir am Ende doch ſchwer werden, mich in Athen durchzuſchlagen ... Welch eine unverträgliche Geſellſchaft! Ich fange an, über meine Zukunft etwas beſorgt zu werden. Ich Thor, der ich geglaubt, hier Nectar-Bäche und Ambroſia-Berge, das goldene Zeitalter in Athen zu finden! Welche Parthei nun ergreifen ... die gute oder die ſchlechte, um ſich in der beſten aller griechiſchen Republiken ſo gut als es geht fortzuhelfen? Wie wenn ich mich verheirathete? Sich erhalten zu laſſen vom Gelde ſeiner Frau iſt, ehrlich geſagt, nicht honett. Aber warum ſoll ich denn gerade honett ſein? Ich ſehe nicht die Nothwendigkeit ein, daß Jeder ehrlich ſein muß. Wenn man in Athen die honetten Leute verdammt, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum ich nicht malhonett ſein ſoll. Wie wär's, Freund Diogenes, wenn wir als Dieb unſer Glück auf die Probe ſtellten? Ueberdem hab' ich nur noch einen Obolus in der Taſche, alſo ſchon vier weniger als ich bei meinem Eintritt in Athen gehabt; wenn das ſo fortgeht, wird die gute Stadt mich weit mehr koſten, als ſie mir einbringt, denn bis jetzt hat ſie nichts weiter gethan, als mir Almoſen abgebettelt; weit entfernt, mir ſelbſt Etwas zu verabreichen. Nun wollen wir uns aufs Plündern Anderer legen.

Aber wie? Geſetzlich oder ungeſetzlich? Wucher oder Börſengeſchäfte betreibend, wie der Geldleiher Gorgias oder wie der Räuber Cacus? Ah, für den Diebſtahl im Großen muß man viel voraus haben! Verſuchen wir's mit dem Diebſtahl im Kleinen. Die Sonne ſinkt ... ich bin ſtark und gewandt ... Wer iſt der Mann, der dort aus Mercurs Tempel kommt? Ein Geſchäftsmann ... ohne Zweifel ... und dieſer Andere? (Er geht auf Beide zu.)

Zwölfte Scene.

Diogenes. Hyperboles (einen Dolch in der Hand, auf Diogenes zuſtürzend). **Cacus**, ein anderer Spitzbube.

Hyperboles. Die Börſe oder das Leben!

Diogenes. Ah, welch ein Geſchäftsmann!

Cacus. Das Leben oder die Börſe!

Diogenes. Zwei gegen Einen! Wartet ... wir wollen brüderlich theilen.

Hyperboles. Theilen? Du haſt ja nicht mehr als einen Obolus.

Diogenes. Das iſt mein ganzes Vermögen.

Hyperboles. Gut, dann gehört das Geldſtück mir.

Cacus. Nein, mir!

Hyperboles. Bei Maja's Sohn, ich behalte es!

Cacus. Beim Pluto, ich werde es Dir entreißen!

(Beide fangen zu raufen an.)

Diogenes (zu den eintretenden Wachen). Holla, hieher! Diebe! Diebe!

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Scythiſche Wachen. Milo.

Milo (zu den Dieben). Im Namen des Volkes verhafte ich Euch.

Diogenes. Und das Geld, das die Schurken mir geſtohlen?

Milo. Das wird, als Beweisſtück, gleich mit verhaftet. (zu den Dieben) Folgt mir!

(Milo, Diebe und Wachen treten ab.)

Vierzehnte Scene.

Diogenes. Athen iſt ein verteufelt koſtſpieliger Ort: eine Diebshöhle, ein Spitzbubenneſt, ein Wald, in dem ein Wolf den andern frißt, und wo ſelbſt das Diebshandwerk nichts mehr einbringt. Drum weg mit ihm wie mit allen andern ... nicht eines unter ihnen taugt was ... nicht das beſte, nicht das ſchlimmſte ... ich verzweifle ... das menſchliche Leben wird hier unmöglich; ich möchte um keinen Preis Athenienſer ſein. Ich will weder Soldat, noch Dieb, weder Künſtler noch Dichter, weder Handwerker noch Philoſoph werden. Wozu nützt es, ſeinen Geiſt, ſeinen Körper zu zerfoltern? Um Miltiades, Sophokles oder Sokrates zu werden? Und welcher Lohn erwartet mich dann? Gefängniß, Verbannung oder Tod! Und darum Athenienſer? Nicht um Alles in der Welt! Wie, wenn ich mich tödtete? Thorheit, ich ſuche Mittel, um zu leben! Ein Weiſer hat geſagt: »Befolge die Geſetze der Natur und Du wirſt niemals arm ſein; befolge die Geſetze der Welt und Du wirſt niemals reich werden.« Ich will es nun mit den Geſetzen der Natur verſuchen und der Welt, der Civiliſation, der Menſchlichkeit den Rücken kehren und ihnen für immer entſagen. Was ſollte mich auch davon zurückhalten? ... Ich habe keine Verwandte ... auch bin ich viel zu arm, um Freunde zu haben ... Niemand erweiſt mir eine Gefälligkeit ... es giebt aber auch Keinen, der mich genirt. Ich habe weder Rechte noch Pflichten, weder Theilnahme noch Zuneigung, weder Vaterland noch Familie ... ich reiche meine Entlaſſung als Menſch ein und werde ... ja was werde ich? Nichts, gar nichts! Hm, es iſt noch immer warm und ich habe Durſt ... laß uns trinken (unterſucht ſeine Kleidung). Kein Geld, keinen Obolus mehr ... halt, dort ſteht ein Hund, der ohne Geld aus dem öffentlichen Springbrunnen trinkt ... Mir bleibt noch dieſe Taſſe ... das iſt noch Etwas zum Trinken. Aber dieſer Hund dort braucht keine Taſſe zum Trinken. Wohlan, ich will ſeinem Beiſpiel folgen: ich werde trinken, eſſen, leben wie er ... Alles Menſchliche an mir ſoll mit dieſer Taſſe abgeworfen und zerbrochen ſein (ſchleudert die Taſſe weg). Und weil ich nicht Menſch ſein kann, will ich ein Hund ſein, ein Hund ohne Herrn, ohne Halsband; fort mit Euch, menſchliche Würde, falſche Scham; verlaßt mich, elende Vorurtheile, und macht der Freiheit und dem Cynismus Platz. Und Du, Athen, Du Stadt, die mich ſo verwandelt hat, Du Ort, der die Menſchen das Loos der Thiere beneiden läßt, hüte Dich vor dieſem Hunde ... meine Kinnbacken verlängern ſich ... meine Haare, glaube ich, ſträuben ſich wie Stacheln empor ... ich habe keine Zähne mehr ... ich habe Hauer ... ich will nun bellen und beißen ... ich bin nicht mehr Diogenes von Sinope ... ich bin Diogenes der Cyniker von Athen*).

(Ende des Vorſpiels.) E. M. O.

Kartoffelkönig.

Im Palais-Royal-Theater iſt ſeit Neujahr eine ſatiriſche Burleske, „Pommes de terre malades“, an der Tagesordnung. Der König des Kartoffelreichs, „Pomme de terre premier“, iſt krank, mürriſch und ungenießbar für die Geſellſchaft; die Aerzte wiſſen keinen Rath; da erſcheint der König ſelbſt und erzählt, wie ſein Uebel hauptſächlich darin beſtehe, daß ihm, wohin er ſehe und greife, allenthalben die „Epoque“ vor die Augen und in die Hände komme; die „Epoque“ aber iſt, wie bekannt, ein neues, in rieſengroßem Format erſcheinendes Journal, welches mit der zudringlichſten Unverſchämtheit durch alle erdenklichen Mittel ſich zu verbreiten ſucht, ſich in allen Straßen ausrufen läßt, und mit ſeinen unermüdlichen Aufforderungen: „Lisez l'Epoque“ die Mauern bedeckt. Dieſe unvermeidliche „Epoque“ verfolgt den armen König mit ganz beſonderer Vorliebe und damit der Zuſchauer davon eine Anſicht bekomme, verwandeln ſich vor ſeinen Augen die Taſchentücher, und als der Hof zu Tiſche geht, die Servietten in die Rieſenbogen des dämoniſchen Journals. Nun naht der Retter in der Noth: eine mit den Emblemen der Sonne geſchmückte allerliebſte junge Schauſpielerin, die ein anderes, mit der „Epoque“ in Concurrenz getretenes, nicht minder rieſiges Journal, „Le Soleil“, vorſtellt. Ehemals wurden die armen Sterblichen von allmächtigen Zauberern und Feen beſchützt oder verfolgt; jetzt ſind die nicht minder mächtigen Organe der Preſſe an deren Stelle getreten. Der König wird, um durch Zerſtreuung geheilt zu werden, nach Paris geführt, wo alle Arten von Beluſtigungen, alle Gegenſtände des Tagesgeſprächs ihm perſonifizirt entgegentreten und ſich mit vielem Witze, der auch die Baſtard-Art des Calembours nicht verſchmäht, ausſprechen. Ein Gewürzkrämer hat einen Preis für das ſchlechteſte Theaterſtück ausgeſetzt, denn das beſte bekommt nicht allein den Preis der Akademie, ſondern hat noch andere große Vortheile; ein ſchlechter Schriftſteller aber bekommt nichts, weshalb ihn die Dankbarkeit Derer, denen er das Papier zum Einwickeln geliefert hat, nicht verlaſſen darf. Die Theater werden zur Concurrenz herbeigerufen und müſſen viel Sarkaſtiſches über ihre Leiſtungen anhören; die „drei Mousquetiere“ erſcheinen, gebeugte Greiſe, denn es heißt, Dumas wolle noch ein vingt ans après ſchreiben, und kehren, als ſie ſchon abgegangen ſind, laut weinend zurück, denn „Marie Jeanne“, das Volksſtück, welches ganz Paris in Thränen verſetzt, iſt ihnen unterweges begegnet. Am Ende bekommt das Kartoffelſtück ſelbſt die Prämie; der König iſt wieder geſund geworden und das Drama ſchließt mit einer Menge Couplets, welche die Erſcheinungen des neuen Jahres witzig beſpötteln. Das Ganze iſt eine große Thorheit, aber eine reizende, die das Zwerchfell erſchüttert und allabendlich volle Häuſer macht.

---

*) Gelegentlich werden wir noch einige andere Scenen aus dieſem echten Ariſtophanes-Luſtſpiel mittheilen. E. M. O.

Leg's zu den Uebrigen!*)

Zuruf

Deutſchlands erſtem Dramendichter,

nach der Darſtellung ſeines Luſtſpiels „Anonym“ auf der Frankfurter Nationalbühne.

Kein Dichter kommt im deutſchen Reich
An Geiſt dem neuen Leſſing gleich;
Recht Schade darum, daß man ihm
Lieblos den Text ließ „anonym“.

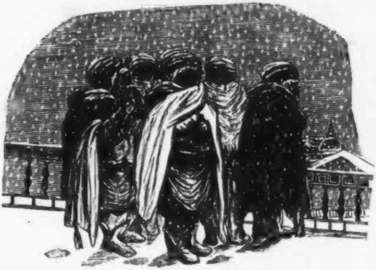
Gäb' er den Witz ins Pfandhaus immer
Und borgte d'rauf den Tantième-Schimmer,
Trüg' ihm ſein Mühen doch was ein;
Zu ſeinem größten Mißgeſchicke
Kämpft mit der Kritik er allein.
Ob ſie befried'gen, ſeine Stücke?
Wir kommen, ſeh'n und — ſchlafen ein.

---

*) Das Luſtſpiel „Anonym“, welches bei der erſten Darſtellung am 16. Februar hier gänzlich durchfiel, hat das nachſtehende Epigramm hervorgerufen; dem Dichter ward ſolches am Morgen des 17. Februar anonym zugeſendet.

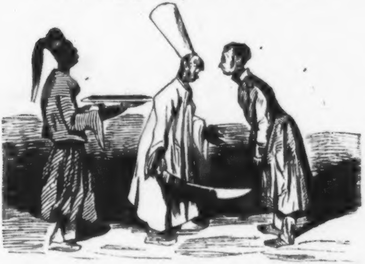
Frankfurt, am 17. Februar 1846. A. d. W.

Die Beduinen in Paris,



wie ſie, in der ſtrengſten Kälte und im Schneegeſtöber, aus lauter Anhänglichkeit zu ihrem neuen Vaterlande die Marſeillaiſe in ſich hineinſingen.

Ein Kriegsgefangener in Marokko.



Der Groß-Mufti. Mein Herr, der Kaiſer, welcher heute bei beſonders guter Laune iſt, hat auf das unterthänige Geſuch ſeiner Favoritin, welche eine beſondere Leidenſchaft für große Ohren hat, allerhuldreichſt zu beſchließen geruht, mir den allergnädigſten Auftrag zu ertheilen, die Ohren Ew. Hochwohlgeboren zu conſisciren und Ihre werthe Naſe mit Beſchlag zu belegen

Zapfenſtreich.

Athen. Der engliſche und ruſſiſche Geſandte haben von der Regierung Jeder ihre 116,000 Francs als Abzahlung auf die im März fälligen halbjährlichen Zinſen gefordert. Frankreich will ſein Drittel nicht; es überläßt es den Griechen zu Straßenbauten.

Berlin. Die „Weſer-Zeitung" glaubt, die auf Befehl des Königs von Preußen erfolgte Niederſchlagung der Majeſtätsanklage gegen Herrn Dr. Prutz werde künftig die liebedieneriſchen Denuncianten vorſichtiger machen, nicht überall Beziehungen und Anſpielungen zu wittern. Sie erinnert dabei an folgende Anekdote, welche der königlich preußiſche Hiſtoriograph Profeſſor Preuß in ſeiner „Biographie Friedrichs II." von dem großen König erzählt. Ein allzuängſtlicher Fiskal wollte einſt einen Fabelſammler in Anklageſtand verſetzen wegen des Ausdrucks: „dem bärbeißigen Hund, der alle guten Knochen für ſich allein, und den andern wegnähme". Die Antwort des Königs war: »Soll kein Ochſe ſein und alle Sottiſen auf den König beziehen.« (Schade, daß Friedrich der Große ſchon längſt geſtorben iſt, ſonſt riefen wir aus vollem Herzen: Es lebe Friedrich der Große!)

∴ Auch Herr Hencke, Poſtmeiſter a. D. in Drieſen und Entdecker des neuen Sternes „Aſträa", hat dafür vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe erhalten. (Das muß für Aſträa höchſt ſchmeichelhaft ſein.)

∴ Von Willibald Alexis (Dr. Häring) iſt im „Figaro" ein neues Werkt angezeigt, das den barocken Titel führt, „die Hoſen des Herrn von Bredow". (Prüde Damen werden das Titelblatt überſchlagen müſſen.)

∴ Auf dem Königſtädtiſchen Theater hat ſich Heinrich Börnſteins freie Bearbeitung von Dennery und Mallians „Marie Jeanne" ſehen laſſen und auch hier, wie in Hamburg und auf andern Bühnen, wohlverdienten Beifall eingeerntet. In der Titelrolle gaſtirte Madame Rott, die Gemahlin unſers rühmlich bekannten Hofſchauſpielers, und löſte ihre ſchwierige Aufgabe mit einer ihrem Talente zu großer Ehre gereichenden Sicherheit. Gleich wahr und ergreifend als liebende Gattin und Mutter, gleich rührend und einfach in der Irrenhaus-Scene, wie energiſch und kühn dem Räuber ihres Kindes gegenüber, wurde ihr reicher Beifall und dreimaliger Hervorruf zu Theil.

∴ In der guten Stadt Berlin giebt man jetzt „Assemblées musicales", in welchen jede Dame als „Souvenir" ein Exemplar Noten zum „Cadeau" erhält. Berlin iſt die Hauptſtadt des nördlichen Deutſchlands! Wenn wir leſen würden: »On donne à Paris une „muſikaliſche Verſammlung" dans laquelle chaque „Frau" reçoit comme „Andenken" un exemplaire de musique pour „Geſchenk"«, wie würden die Franzoſen von uns verhöhnt werden. Und jetzt? (Europa.)

Breslau. Unſere alte geſchwätzige Frau Baſe, die „Schleſiſche Zeitung", redigirt von einem in einigen Stadttheilen unſerer guten Stadt Breslau nicht unbekannten Herrn Rudolph Kilſcher, hat unſerm Theater, das ſeit einem Jahre unter der gewiſſenhaften Verwaltung des auch als Publiziſten ehrenvoll bekannten Dramaturgen Dr. Leopold Schweitzer ſteht, urplötzlich den Krieg erklärt und einen Ausfall gewagt, der, eben ſo hämiſch als ungerecht, der Feder eines ganz obſcuren Herrn A. S. entfloſſen iſt, welcher nach dem Wenigen, was er bis jetzt geſchrieben hat, mit der deutſchen Sprache und dem geſunden Menſchenverſtande auf geſpanntem Fuße lebt und Albernheiten behauptet, die Niemand, alſo auch er nicht, glaubt. Leute, die genau unterrichtet ſind, leiten den Urſprung dieſer gehäſſigen Polemik gegen Dr. Schweitzer aus ſehr trüber Quelle her. Sie ſagen, daß jener Ausfall in Nummer 30 der „Schleſiſchen Zeitung" nichts weiter als eine Art von Revanche wegen eines von Dr. Schweitzer publicirten Artikels iſt, der gegen Herrn Kilſcher, wegen ſeines feindſeligen Verfahrens gegen die „Oberſchleſiſche Eiſenbahn", gerichtet war. Nach dem uralten, echt journaliſtiſchen Grundſatze „Schlägſt Du meinen Juden, ſchlag' ich Deinen Juden", haut die „Schleſiſche Zeitung" jetzt auf unſer Theater los, ganz vergeſſend, daß ſie damit der Wahrheit und ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlägt, da der größere unbefangene Theil unſeres Publikums gerecht genug iſt, mit der Leitung des Dr. Schweitzer vollkommen zufrieden zu ſein. Die „Breslauer Zeitung" brachte neulich eine Widerlegung jenes Ausfalls, eine Erwiderung, die ihren Gegner nicht durch Worte, ſondern durch Fakta ſchlägt. Im verfloſſenen Jahre ſind in Breslau nicht weniger als 31 Novitäten (darunter 14 deutſche Originalſtücke), mithin 9 neue Stücke mehr als in Dresden, 12 Stücke mehr als in Berlin und 17 mehr als in Wien gegeben worden. Von neuen Opern hat unſere Bühne nicht weniger als 7 (darunter 4 deutſche) gebracht. Der Vorwurf, daß unter der Leitung des Dr. Nimbs unſer Theater eine größere Thätigkeit entwickelt habe, widerlegt ſich durch die Zuſammenſtellung der letzten zwei Jahre.

1844 brachte: 7 neue Dramen, Trauer- und Schauſpiele, 20 Luſtſpiele, Poſſen, Vaudevilles, 6 Opern, 3 Singſpiele und Poſſen mit Geſang: zuſammen 36 Novitäten. 1845 brachte: 12 neue Dramen, Trauer- und Schauſpiele, 19 Luſtſpiele, Poſſen, Vaudevilles, 7 Opern, 2 Singſpiele und Poſſen mit Geſang, mithin 40 Novitäten. Eben ſo ungegründet ſind die andern Ausfälle, die wir nächſtens etwas näher beleuchten wollen.

∴ Im verfloſſenen Jahre wurden auf unſerer Bühne 258 Schauſpiel-Vorſtellungen gegeben, bei denen ſich, in Bezug auf die Dichter, folgendes Reſultat herausſtellt: Adami 3, Angely 7, Babo 2, Bauernfeld 10, Benedix 4, Birch-Pfeiffer 13, Both 2, Blum 10, Blümner 2, Bruno 1, Carl 1, Carlſchmidt 7, Coſmar 2, Coſſmann 6, Deinhardſtein 6, Feldmann 2, Friedrich 46, Gutzkow 14, Göthe 2, Grillparzer 2, Hagemann 5, Halm 4, Hell 3, Herrmann 4, v. Holtei 10, Hutt 1, Koch 1, Koeſter 2, v. Kotzebue 4, Laube 2, C. Lebrün 6, Lehnard 6, Leſſing 1, Leutner 1, Marſano 3, v. Maltitz 2, Moliere 5, Pillwitz 2, v. Plötz 5, Raupach 1, Rautenſtrauch 3, Rellſtab 2, Saphir 1, von Schiller 10, Shakeſpeare 3, Schlegel 2, Schröder 3, Töpfer 5, Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit" 1, Weſt 1, Unbekannte Verfaſſer 17 Mal. Bei den 122 Opern ergiebt ſich in Beziehung auf die Componiſten folgendes Reſultat: Adam 1, Auber 5, Balfe 5, Beethoven 1, Bellini 16, Boyeldieu 4, Donizetti 21, v. Flotow 7, Heinze 1, Hoven 3, Kreutzer 2, Lortzing 7, Marſchner 7, Meyerbeer 8, Mehul 1, Mozart 2, Roſſini 7, Spohr 1, Spontini 5, Tauwitz 3 (7 Mal Schauſpiel, 4 Mal Ballet und 2 Mal Feſtſpiel), v. Weber 13, Weigl 2 Mal. Bei den 50 Singſpielen und Poſſen mit Geſang ergab ſich folgendes Reſultat: Hopp 11, Neſtroy 9, Raimund 2, Räder 22, Told 6 Mal.

∴ Ida von Düringsfeld ſchreibt einen neuen Roman, „Margaretha von Valois". Man iſt mit Recht neugierig, wie dieſe Dame den kitzlichen Stoff behandeln wird. Bekanntlich ſtand die Heldin ihres Romans nicht in allzukeuſchem Rufe.

Brüſſel. Bei dem allgemeinen Anklange, den die mittelalterliche Poeſie aller Nationen und namentlich die Liederdichtung findet, wird es nicht ohne Intereſſe ſein, von der Erſcheinung einer Sammlung alter niederländiſcher Lieder Kenntniß zu nehmen, deren Herausgabe man dem für die belgiſche Literatur ſo unermüdlich thätigen Herrn J. F. Willems zu danken hat. Das erſte Heft mit dem doppelten deutſchen und niederländiſchen Titel (oude flaemsche Liederen) liegt uns vor. Auf den ſehr ſinnreich componirten, lithographirten Titel folgt die Abtheilung Vorstenliederen (Fürſtenlieder), welche mit Liedern Heinrichs III., Herzogs von Brabant († 1260) beginnen, die in altfranzöſiſcher Sprache gedichtet ſind. Am Ende eines jeden Abſchnitts iſt die Literatur des Mitgetheilten und die Quelle, aus welcher der Herausgeber geſchöpft hat, angegeben. So ſind z. B. die oben erwähnten Lieder aus einer Handſchrift der Pariſer königlichen Bibliothek entnommen. Bei den folgenden „Minneliedern" des Herzogs Johann I. von Brabant iſt jedes Mal auch der ſchwäbiſche Text gegeben. Die zweite Abtheilung enthält die geſchichtlichen Lieder (historische Liederen), bei denen das uitwykelingslied (Reiſelied, Fluchtlied) anfängt, das bekanntlich mehrere deutſche und nordiſche Anklänge hat. Der Bilderſturm (Nr. 31), der Tod Egmonts (Nr. 32), Wilhelm von Naſſau (Nr. 33), das bekannte holländiſche Volkslied, das aus dem Jahre 1568 herrührt und hier mit ſeiner alten und neuen, gegenwärtig geſungenen Melodie gegeben iſt; das Standbild des Herzogs von Alba (Nr. 34), die Lieder auf die Vertreibung der Spanier, auf den Tabak und deſſen Einführung aus Oſtindien (Nr 60) und die Sarabande (a. d. J. 1700) werden die Leſer ſehr intereſſiren. Die dritte Abtheilung verhalende Liederen (erzählende Lieder), die allerhand Sagen, Legenden u. ſ. w. enthält, iſt in dieſem Hefte nur angefangen. Bei allen Liedern ſind auch die Melodien beigegeben. Das ganze Werk erſcheint in fünf Lieferungen. (Spen. Zeitung.)

∴ Nach dem ſoeben erſchienenen „Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique" beläuft ſich die Zahl der gedruckten Bücher jetzt auf 75,251 Bände.

∴ Rabbi Ignaz Kuranda, einer der berühmteſten Publiziſten und gefeiertſten Dichter Deutſchlands und des umliegenden Europas, hat den Leopold-Orden erhalten. (Gratuliren, Herr Ritter!)

Dresden. Der ausgezeichnete Pianiſt Ferdinand Friedrich hat ſich unlängſt bei Hofe hören laſſen und von Sr. Majeſtät dem Könige eine koſtbare Brillantnadel erhalten. Friedrich trug ſeinen humoriſtiſchen „Carneval von Venedig", ſeine reizende Romanze „la Harpe" und ſeine koloſſale „Don-Juan-Etüde" vor und erntete dafür lauten lebhaften Beifall ein.

Hamburg. Bei Vogel iſt ein in vielfacher Beziehung leſenswerthes Buch erſchienen. Es heißt „Sächſiſche Zuſtände" und iſt von Herrmann Semmig. Nächſtens mehr davon.

Hannover. Unter dem Titel „ruſſiſche Geſchichten“ iſt hier (bei Kius) eine Sammlung von Novellen klaſſiſcher moderner ruſſiſcher Schriftſteller erſchienen. Der Herausgeber, Herr Auguſt Lehwald, ſagt in der Vorrede, daß er von dem Ueberſetzer, ſeinem Freunde, aufgefordert worden ſei, die Sammlung durch eine Einleitung zu eröffnen, in welcher er die Geſichtspunkte angiebt, aus denen man dieſe Erzählungen betrachten müſſe, die keineswegs dazu beſtimmt ſeien, für Rußlands Intereſſen Sympathien zu erwecken, ſondern nur als Probe des Talentes der Verfaſſer und ihrer Darſtellungsweiſe zu dienen. Der erſte Band enthält zwei Novellen von Gogol, „die Saporoger Koſaken“ und „Rom“ und eine Novelle von Kukolnik, „eine Mutter“; der zweite Band enthält drei Novellen von dem letztern Schriftſteller: „Kohlſtrunk“, „Geſchichte vom blauen und grünen Tuche“, „Neujahr und der Procureur“, und eine Novelle von dem Fürſten Schackofskoi, „die unerwartete Hochzeit“.

∴ Nachdem bei uns eine Zeitung die Polka-Seife an der Tagesordnung geweſen war und bedeutenden Abſatz gefunden hatte, kommt nunmehr die Erbprinzen-Seife an die Reihe, die, wie man ſich denken kann, noch viel mehr Abgang findet.

Karlsruhe. Die zweite Kammer iſt bekanntlich aufgelöſt worden. Kurz vor ihrem Ende waren ihr zwei Petitionen, die eine auf Ermäßigung der Hundetaxe, die zweite auf Erwirkung eines Geſetzes über die Verantwortlichkeit der Miniſter zur Berathung vorgelegt worden.

∴ Die Geſchichte mit Kaspar Hauſer taucht von Neuem auf: ein in London erſchienenes Buch giebt vor, das fürchterliche Geheimniß zu enthüllen, das noch immer darauf laſtet. So viel ſcheint als Thatſache feſt zu ſtehen, daß Mannheim die Geburtsſtadt des Unglücklichen und der Schauplatz des Verbrechens iſt, und daß politiſche Intriguen aus dem Jahre 1818, wo der Succeſſionsſtreit zwiſchen Baden und Baiern begann, dabei unterlaufen. Hohe Namen werden genannt, die zum großen Theil bereits von der Weltbühne verſchwunden ſind. Herrn von Hennenhöfer, Major a. D., dermalen in Freiburg lebend, bezeichnet die öffentliche Stimme als Denjenigen, der im Stande ſei, über das ganze Ereigniß die authentiſchſten Nachrichten zu geben. Wie wir hören, arbeitet er an Denkwürdigkeiten, die nach ſeinem Tode erſcheinen ſollen.

Leipzig. Das General-Commando ſämmtlicher Communalgarden hat die Wahl des Dr. Neumeiſter zum Commandanten unſerer Communalgarde beſtätigt. (Le Commandant est mort, vive le Commandant!)

∴ Es iſt uns von Berlin ein Aufſatz zugegangen, betitelt: „die Walhalla der Brüder Brockhaus, eine unpartheiiſche Beleuchtung der neunten Auflage des Converſations-Lexikons“. Obgleich dieſe Beurtheilung für ein Journal, wie das unſrige, viel zu lang iſt, ſo würden wir dennoch, wegen der vielen witzigen Wahrheiten, die darin ausgeſprochen ſind, bereit ſein, den Artikel aufzunehmen, wenn ſich der anonyme Verfaſſer nennen und die Verantwortlichkeit ſeines Aufſatzes übernehmen will.

∴ Im „Wandelſtern“ findet ſich folgende Dankſagung: »Meinen lieben Feinden (artiger kann Niemand ſein) und meinen theuern Freunden hierdurch die erquickende Nachricht, daß ich — dem Himmel ſei Dank! — trotz aller „Todſünden“ noch immer ein fideles Menſchenkind bin. Herrn Oettinger bin ich ſehr dankbar, daß er mich nur ins Waſſer geſetzt; Dinte wäre mir jedenfalls unangenehmer geweſen. Ich habe herzlich gelacht und inſofern Lachen eine vortreffliche Kur gegen Nervenverſtimmung zu ſein pflegt, ſo iſt mir der „Charivari“ ſeit der Zeit ſo unentbehrlich geworden, daß ich als luſtiges Haus darauf abonnirt habe; ich liebe den pikanten Witz. F. Lubojatzki.« (O wenn doch Jeder ſo vernünftig als Herr Lubojatzki wäre und nicht gleich aus dem Pergament fahren wollte, wenn unſer „Charivari“ ſich einen kleinen, harmloſen Scherz mit ihm erlaubt. Ein Spaß, der nichts Ehrenkränkendes hat, iſt etwas höchſt Unſchuldiges. Auch wir ſind Herrn Lubojatzki ſehr dankbar, nicht etwa dafür, daß er auf unſer Blatt abonnirt hat, ſondern für die Anzeige, daß er einen ſocialen Roman ausarbeitet, welcher „Mucker-Fritze“ heißen ſoll.)

∴ In der „Allgemeinen Zeitung für Chriſtenthum“ befindet ſich ein Aufſatz vom Dr. Fricke „Warum hat Chriſtus nichts geſchrieben?“ Vielleicht war ſchon damals Cenſur, oder er beſorgte, ausgewieſen zu werden. — Aber geſchrieben hat er doch ein Mal, nämlich in den Sand, als man die Ehebrecherin vor ihn geführt. (Komet.)

∴ Julius Lasker wirft im „Freimüthigen“ die Frage auf: »Warum ſind die Bildniſſe berühmter Männer in der „illuſtrirten Zeitung“ Fratzen?« Weil ſie, ſo wie ſie nur hineinkommen, die Geſichter verziehen über den Inhalt.

∴ Herr Schmidt, der Direktor unſeres unbedeutenden Stadttheaters, hat ſich auf Reiſen begeben, um endlich die immer fühlbarer werdenden Oper- und Schauſpiel-Lücken auszufüllen. Wie aber? Das iſt die Frage, die wir jetzt noch nicht beantworten können. Herr Marr iſt indeſſen noch immer Ober-Regiſſeur.

∴ Auch unſere Primadonna, Demoiſelle Meyer, und unſer erſter Tenoriſt, Herr Wiedemann, verlaſſen die hieſige Bühne. (Was bleibt? Herr Marr!)

∴ Auf unſerm Stadttheater wird Demoiſelle Malwina Eck, eine Anfängerin ohne Namen, gaſtgaukeln.

∴ Auch in dieſem Jahre hat der Univerſitäts-Sängerverein ſein Conzert im Saale des Hôtel de Pologne abgehalten und durch die reiche Abwechslung ſeines aus Solo- und Chorgeſängen, mit und ohne Orcheſter-Begleitung, beſtehenden Programms der Zuhörerſchaft einen ſehr genußreichen Abend verſchafft. Das Conzert begann mit einer von Herrn v. Schellenberg componirten „Ouverture triomphal“, die, ſehr effektvoll, ſtürmiſchen Beifall erhielt. — Ferner gefielen noch Introduktion, Cavatine und Chor aus Roſſini's „Zulmira“, Ave und Trinklied aus deſſen „Graf Ory“ und Scene mit Chor aus Webers „Euryanthe“. Außerdem hörten wir noch eine „Hymne an Odin“, von M. Kuntze, ein Reiterlied von F. Hiller und ein Trinklied von F. Mendelsſohn. Faſt in jeder dieſer Nummern machten ſich ſchöne, geſunde, kraft- und ſaftvolle Stimmen und — was mehr zu verwundern — ein ſehr geläuterter Geſchmack bemerkbar. Dem Conzert folgte Souper und Ball.

∴ Senfs „Signale für die muſikaliſche Welt“ theilen folgenden Beitrag zur „Kreuz- und Medaillenkunde“ mit: Graf Redern, Intendant der Hofmuſik, hat den Stern zum rothen Adler-Orden zweiter Klaſſe, und die Muſikdirektoren Grell (?) und Rungenhagen haben den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe erhalten. Geraldy hat den belgiſchen Leopolds-Orden bekommen. Die Pianofortefabrikanten Breitkopf und Härtel haben die große goldene Medaille bekommen. Philipp Ferbach in Wien hat vom Herzog von Lucca eine Buſennadel erhalten. Herrn E. M. Oettinger iſt von der Mainzer Carnevalsgeſellſchaft das Diplom eines Ehren-Narren überſandt worden, und dies gehört allerdings auch in unſer muſikaliſches Blatt, denn der Sohn des Herrn Oettinger ſpielt ſehr gut Clavier *) Herr Vieuxtemps iſt zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Brüſſel ernannt worden und hat außerdem vom Baron Ferreira eine koſtbare Guarneri-Geige zum Geſchenk erhalten.

∴ Der Prager Berichterſtatter der Bäuerle'ſchen „Theaterzeitung“ ſagt über „Gottſched und Gellert“: »Fragen Sie mich nicht über den Erfolg: ich gehöre nicht gern zu den Tadlern und möchte um Alles in der Welt nicht den novelliſtiſch-romantiſch-politiſch-kirchlich-publiziſtiſchen Dramatikern des jungen Deutſchlands etwas Uebles nachſagen, allein, glauben Sie's, auch Laube betreibt blos das Formenweſen des Dialogs. Seine Perſonen haben eine geſchminkte Röthe, aber kein Blut; ſie gleichen Blumen, die nicht der ſonnige Lenz, ſondern die Pariſer Modiſtin gezeitigt hat. Actus ohne Handlung. Eine traurige, jämmerliche und zum Theil ſkandalöſe Geſchichte wird ohne poetiſche Gerechtigkeit durch das Erſcheinen des Maſchinen-Deus, Prinzen Heinrich, geendigt.« (So, liebes Leipzig, urtheilt das Ausland.)

∴ Adolf Boettgers „Agnes Bernauer“ macht jetzt die Runde durch die öſterreichiſchen Provinzialbühnen. Bis jetzt iſt dies echt poetiſche Stück in Brünn, Grätz und Linz aufgeführt und in allen drei Städten ſehr beifällig aufgenommen worden. Auch in Cöln hat es gefallen. Nur Leipzig hat es nach zwei Vorſtellungen vom Repertoir verſchwinden laſſen. Warum? Weil Herr Boettger nicht zur bewußten Clique gehört.

London. Die Königin Victoria hat jetzt die Erlaubniß gegeben, die Papiere, welche über das Haus Stuart — eine der intereſſanteſten Epochen der engliſchen Geſchichte — viel neuen Aufſchluß geben und bisher in den Privat-Archiven der Krone aufbewahrt worden waren, durch den Druck zu veröffentlichen.

∴ An die Stelle des Herrn Coſta iſt der Componiſt Balfe zum Muſikdirektor des Queen-Theaters engagirt worden.

∴ John O'Connell hat eine Biographie ſeines Vaters Daniel verfaßt, welche mit einer Auswahl von deſſen Reden nächſtens die Preſſe verlaſſen wird.

∴ Mr. Tony Sheepſhanks erhielt von Herrn Pettigrew mehrere Weizenkörner, welche der Letztere beim Aufrollen einer Mumie gefunden hatte. Dieſe wurden ſorgfältig geſäet und der Erfolg war ein wahrhaft wunderbarer; denn als Herr Sheepſhanks im letzten Herbſt auf ſein Feld kam, entdeckte er zu ſeiner Ueberraſchung, daß eine Menge junger — Mumien aufgegangen waren. (Blätter aus der Gegenwart.)

∴ Ein Engländer, wahrſcheinlich aus der Familie Deſſen, der die Buchſtaben der

---

*) Wenn mein Sohn einſt ein ſo tüchtiger Clavierſpieler, als Herr Senf ein witziger Feuilletoniſt wird, dann darf ich mir und ihm gratuliren. E. M. O.

Bibel gezählt, hat ſich die Mühe gegeben, darzuthun, daß Sir Robert Peel der größte Egoiſt unſerer Zeit ſei, da in der Rede, in der er ſeinen Finanzplan dargelegt, er nicht weniger als 449 Mal Ich geſagt und außerdem 2 Mal ich ſelbſt, 16 Mal mir und mich und 26 Mal mein gebraucht hat.

Mailand. Der Kaiſer von Oeſterreich hat unſerm bekannten Geſchichtsſchreiber Cäſar Cantu die goldene Gelehrten-Medaille verliehen.

∴ Ganz Italien iſt durch eine Schreckensnachricht in Trauer verſetzt: Verdi ſoll geſtorben und Ricci hoffnungslos erkrankt ſein. Alſo Donizetti, Verdi und Ricci, das dreiblätterige Kleeblatt der italiſchen Oper, iſt gebrochen!

Memel. An der ruſſiſch deutſchen Grenze wurde vor einiger Zeit ein griechiſches Exemplar des „Plato“ confiſcirt, weil die ruſſiſchen Zoll-Beamten behaupteten, man könne nicht wiſſen, ob das „fremde“ Buch nichts für ihre Regierung Gefährliches enthalte. Die Reiſenden gaben ſich alle Mühe, zu erklären, Plato ſei ein vor einigen Tauſend Jahren verſtorbener alt-griechiſcher Philoſoph und kein Neu-Grieche. Der Grenzbeamte wollte nichts von ſolchem Unterſchiede verſtehen und ... confiſcirte den alten Plato.

München. Die Kammer der Reichsräthe hat den Antrag des Fürſten von Wrede, den Miniſter Abel in Anklagezuſtand zu verſetzen, nach langer Berathung abgewieſen. Sie mag wohl gedacht haben, mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen! Der Meinung ſind wir aber nicht. (Oſterl. Blätter.)

Neapel. Der Kaiſer von Rußland hat den König von Neapel zum Chef des Newski'ſchen See-Regiments ernannt.

Paris. Die Vermählung des Herzogs von Guiche mit der Tochter des jüdiſchen Bankiers Fould ſoll im nächſten Monat ſtattfinden; der König und die ganze königliche Familie werden den Heirathsvertrag unterzeichnen. Unſere deutſchen Leſer dürfte es intereſſiren, zu erfahren, daß der Dichter Heinrich Heine nun durch ſeine Verwandtſchaft mit der Familie Fould auch in Verwandtſchaft mit der altfranzöſiſchen Herzogsfamilie der Guiche tritt. (Daran hat er was Rechts.)

∴ Paris zählt gegenwärtig 912,000 Einwohner und bedeckt 396,800 Quadrat-Metres Flächenraum. Es hat 42,000 Häuſer, 57 Barrieren, 37 Quais, 20 Boulevards, 133 Plätze, 37 Brücken, 9 Schlöſſer, 4 Triumphbogen, 5 Säulen, 1 Obelisk, 4 Reiterſtatuen, 15 Muſeen, 35 Bibliotheken, 28 monumentale Brunnen, 38 Kirchen, 25 Klöſter, 26 Spitäler und 39 Kaſernen.

∴ In Frankreich ſterben tagtäglich, nach Charles Dupins ſtatiſtiſchen Berichten, drei Perſonen an ... Hunger! (Schrecklich, aber wahr!)

∴ Felix Pyat hat ſeinen „Diogenes“ noch nicht im Druck erſcheinen laſſen. Eine wahre Tantalusqual für die deutſchen Ueberſetzer, meint die „Theaterchronik“.

∴ Heinrich Börnſtein hat Felix Pyats „Diogenes“ ins Deutſche übertragen. Das Stück wird wegen ſeiner ſatiriſchen Anſpielungen auch in Deutſchland viel Glück machen.

∴ Der Dichter des „Diogenes“ hat ein neues Stück, „Democritos“, geſchrieben.

∴ Das neue Theater, zu dem Alexander Dumas ein Privilegium erhalten hat, wird auf dem Boulevard du Temple gebaut werden und den Namen „Théâtre Montpenſier“ erhalten.

∴ In den literariſchen Salons ſpricht man von einem Luſtſpiel, das Herr v. Lamartine verfaßt haben ſoll. Bisher hat er allen Anerbietungen von Direktionen und Buchhändlern ein beharrliches Weigern entgegengeſetzt; er will es weder drucken noch aufführen laſſen. Seit Kurzem erzählt man ſich, die Herzogin von Orleans habe ſich das Stück zum Durchleſen erbeten und es werde nun dem Dichter vergönnt ſein, ſein Stück privatim dargeſtellt zu ſehen.

∴ Von Alexander Dumas' „Une conspiration sous la regence“ haben die Proben im Théâtre français bereits begonnen. Das Stück, auf das man große Hoffnungen ſetzt, hat zwei Jahre hindurch Kämpfe mit der Theater-Cenſur beſtanden und mußte drei Mal umgearbeitet werden.

Peſth. Der kaiſerlich-königliche wirkliche Geheime Rath Graf Louis Széchény hat vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten.

∴ Der „Hirado“ erzählt, daß zwei Reiſende, die zu gleicher Zeit Paris und Szathmar verlaſſen hatten, um nach Peſth zu reiſen, Jener von Paris um anderthalb Tage früher als Jener von Szathmar in Peſth angekommen ſei. Das iſt nichts Neues. Wir erhalten, bemerkt der „Spiegel“ dabei, Briefe aus London und Paris gewöhnlich weit früher, als aus mancher unſerer Provinzſtädte.

∴ Vor einiger Zeit iſt hier eine ungariſche Flugſchrift erſchienen, welche, „Magiarkak“ betitelt, circa 80 ungariſche Schriftſteller auf eine — keineswegs ſchmeichelhafte Art zu ſchildern verſucht. Der „Pesti Hirlap“ ſagt darüber: »Der Verfaſſer beſitzt nicht Fähigkeit genug, ſeiner Aufgabe zu entſprechen; er faßt an, hält aber wenig feſt; man findet in ſeinem Buche weder Witz noch Satire, aber einige gute Einfälle, ein Paar draſtiſche Worte und viel ... Verleumdung. (Kennt man dieſe Literatur-Tugend auch ſchon im ſchönen Ungarn?)

∴ Fräulein Thereſe Karacs, einer der beſſeren und beliebteren Blauſtrümpfe Ungarns, will eine Sammlung ihrer in belletriſtiſchen Journalen zerſtreuten Erzählungen herausgeben.

∴ Joſeph Eötvös arbeitet an einem hiſtoriſchen Romane, der um die Zeit der Mohácſer Schlacht ſpielt. Man iſt ſehr erfreut, dem geiſtreichen Schriftſteller auf dieſem neuen Terrain zu begegnen, nachdem er im „Karthäuſer“ und im „Dorfnotar“ zwei ſo ganz verſchiedene Genres und beide mit gleicher Virtuoſität behandelt hat.

∴ Graf Deſſewffy, Redakteur des „Budapesti Hiradó“ fordert in einem Rundſchreiben die beſten Schriftſteller Ungarns auf, Kritiken für ſein Journal zu ſchreiben und verſpricht für den Druckbogen ein Honorar von 72 Gulden C. M. (Sehr anſtändig!)

∴ Michael Tompa, ein magyariſcher Dichter, läßt einen Band „ungariſcher Volksſagen“ ans Tageslicht treten.

∴ Joſeph Baiza, Mitglied der hiſtoriſchen Klaſſe der magyariſchen Akademie, hat, bei Hartleben, das erſte Heft ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte in ungariſcher Sprache unter dem Titel „Vilagtörénet a' legrégiebb korunkig kötetben“ (Weltgeſchichte von den älteſten bis zu unſern Zeiten) erſcheinen laſſen. Das ganze Werk wird aus vier Bänden beſtehen.

∴ Ludwig Dovich von Izhócz hat ein neues ziemlich vollſtändiges Wörterbuch für den Kurialſtyl (Uj Kimeritö Tisztirasi Szótar) in Geibels Verlage herausgegeben. Dieſes Werk iſt nach offiziellen Quellen gearbeitet und bei dem Umſchwunge, den dieſer Styl ſeit dem neuen Sprachgeſetze genommen, beſonders für Jene von weſentlichem Vortheil, die ſonſt die lateiniſche Sprache angewendet haben, indem darin für jeden lateiniſchen gleich jeder entſprechende ungariſche Ausdruck enthalten iſt. (Oeſtr. Bl. f. Lit. u. Kunſt.)

Petersburg. Im hieſigen ruſſiſchen Theater wird ein Drama, „Lapunofs Tod“, von Gedeonof, dem Sohne des kaiſerlichen Theater-Direktors, aufgeführt. Das Stück ſelbſt hat nur geringen poetiſchen Werth, und ſoll ſelbſt nicht einmal den genannten Herrn zum Verfaſſer haben. Dennoch füllt es ſtets das Haus, denn an ſchwülſtigen Tiraden und gehäſſigen Ausfällen gegen die Deutſchen und Polen, welche gewiſſermaßen die Pointe des Stücks bilden, findet man hier ſehr viel Gefallen; überhaupt ſuchen die ruſſiſchen Dichter namentlich ihren, gewöhnlich ſehr gehaltloſen Luſtſpielen dadurch Beifall zu gewinnen, daß ſie in denſelben Deutſche in den Rollen der albernen Menſchen auftreten laſſen. Dem ungebildeten Publikum gefällt dies; der gebildete Ruſſe ſchüttelt darüber den Kopf, da er weiß, wie viel ſein Vaterland den Deutſchen verdankt.

Prag. Das Vermögen des hieſigen Theater-Penſions-Inſtituts beſtand Ende October vorigen Jahres aus 116,778 Gulden.

Toledo. In der Bibliothek der hieſigen Kathedrale befinden ſich unter andern Seltenheiten das „Buch Eſther“ hebräiſch auf einem einzigen Stück Pergament; zwei Bibeln aus dem ſiebenten Jahrhundert, wovon eine dem heiligen Iſidor gehört hatte; die Geſetze Alfonſo's X. und ein Band ſeiner Gedichte mit nebenſtehender Muſik.

Wien. Der einſt durch ſeine Opern und vor Allem durch ſeine „Schweizer-Familie“ berühmt gewordene Componiſt Joſeph Weigl iſt am 3. Februar geſtorben*).

Zürich. H. Püttmann läßt bei Leske in Darmſtadt den zweiten Jahrgang ſeines „Deutſchen Bürgerbuchs“ und bei Jenny Sohn in Bern den zweiten Band der „Rheiniſchen Jahrbücher“ erſcheinen.

---

*) Geboren am 28. März 1766 zu Eiſenſtadt in Ungarn, hat er mithin ein Alter von faſt achtzig Jahren erreicht. Außer ſeiner weltbekannten „Schweizer-Familie“ iſt nur noch „Nachtigall und Rabe“ und „Adrian von Oſtade“ allgemein bekannt geworden. Außerdem hat er eine Unzahl von Oratorien, Cantaten u. ſ. w. geſchrieben.

C. M. O.

Im Verlage von J. B. Müller in Stuttgart ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erheiterungen,

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Neunzehnter Jahrgang. 1846.

Erſtes und zweites Heft. (Januar.)

Jährlich 24 Hefte à 5 Bogen Quart in Umſchlag, oder **120 Bogen** um den Preis von **4 Thlr.** oder **6 Fl. 24 Kr.**

Die „Erheiterungen“ ſind ſchon ſeit 18 Jahren ſo bekannt und beliebt, daß es einer weitern Anpreiſung nicht bedarf. Wer eine gemüthliche, nachhaltige, geiſtbildende und veredelnde Unterhaltung, wer gründliche Belehrung über die Natur und ihre Wunder, über Geſchichte, Leben, Literatur und Kunſt der Gegenwart, über hervorragende Perſönlichkeiten unter den Zeitgenoſſen, unterhaltende und ſorgfältig gewählte Auszüge aus neuern Reiſebeſchreibungen, Memoiren ꝛc., wer überhaupt für ſich und die Seinigen eine gediegene und billige Hausbibliothek ſucht, der findet um dieſen Preis kaum eine literariſche Erſcheinung von ähnlichem Gehalt und Umfange.

Die Erzählungen und Novellen, welche in den „Erheiterungen“ gegeben werden, ſind zum größten Theile deutſche Originalwerke unſerer beliebteſten Erzähler, nicht aufgewärmter Abhub der Erzählungs-Literatur des Auslandes. Ein Blick auf die in jeder Buchhandlung vorräthigen Hefte und den darin enthaltenen Proſpekt wird hievon ſchlagend überzeugen. Um aber den Kreis unſerer Mitarbeiter zu erweitern, und der deutſchen Novelliſtik, welche mehr und mehr von der Ueberſetzungsmanie unterdrückt wird, mitbelebend unter die Arme zu greifen, haben Verlagshandlung und Redaktion außer dem gewöhnlichen Honorar ihrer Zeitſchrift

eine Prämie von 20 Dukaten Gold

für die beſte Novelle oder Erzählung ausgeſetzt, welche bis zum 31. Auguſt 1846 an die Redaktion eingeſandt werden wird. Ueberhaupt wird der neue Jahrgang, von neuen literariſchen Kräften unterſtützt, an Vielſeitigkeit, Gediegenheit und Friſche des Inhalts ſeine Vorgänger nach Kräften zu übertreffen ſuchen, wofür ſchon die im Proſpekte des neuen Jahrgangs genannten neugewonnenen Mitarbeiter bürgen.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Denkwürdigkeiten
und
Geheime Geſchichten
des
Petersburger Hofes.

Preis: 1 Thlr. 22½ Ngr.

Gedichte
von
Alfred Meißner.

Preis: 20 Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 180. Leipzig, 12. März 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Profeſſor Taubmann.

Biographiſche Skizze von Eduard Em-Tor.

> Lutherus unter den deutſchen Propheten,
> Taubmannus unter den lateiniſchen Poeten,
> In spiritu und in Thaten
> Sind die Beiden am beſten gerathen
>
> Ein alter Dichter.

Unter die Männer, deren Namen wir in den Annalen der Univerſität Wittenberg mit goldenen Buchſtaben verzeichnet finden, gehört Friedrich Taubmann.« Fromm wie Luther, hochherzig wie Hutten, gelehrt wie der ſanfte Melanchthon, heiter aber wie Jeder, der ein gutes Gewiſſen hat, war er — wie Andreas Querſtädt ſagt — principum amor et delicium, theuer ſeinen Freunden, geliebt von allen ſeinen Bekannten. Sein Herzensfreund Juſtus Lipſius nennt ihn einmal ſogar den Menſchen aller Menſchen — homo hominum est Taubmannus — und ein Anderer wurde von deſſen Gedichten ſo begeiſtert, daß er ihm folgende Grabſchrift ſetzte:

Dem Prinz der Poeſie in großer Luſtbarkeit,
Taubmann iſt dies Grab und dieſe Gruft geweiht.
Wer ſeiner Poeſie wird können gleiche fliegen,
Der ſoll auch neben ihm als ein Poete liegen.

Taubmann iſt ein durch und durch achtungswerther Charakter und erſcheint immer liebenswürdiger, je mehr man ſich mit ſeinen Lebensverhältniſſen bekannt macht. Daß ſich bei ihm zuweilen ſehr „kräftige“ Ausdrücke finden, kann freilich nicht geleugnet werden, verdient aber kaum einen Vorwurf. Das Mittelalter war einmal ſtark, ſo in Wort als in That, und ſelbſt der ſo vortreffliche Luther nimmt kein Bedenken, offen und ehrlich zu geſtehen: »Demuth und Frömmigkeit, ein ehrbar Wandeln allenthalben und hin und wieder ein Zötlein, das gefället Gott wohl!«

Taubmann war ein Mann des Volkes und zu ſeinem Nachtheil. Seine den ſchärfſten Witz verrathenden Ausſprüche fanden den ungetheilteſten Beifall: man erzählte ſie nach — man verbreitete ſie — die Jahre rauſchten vorüber und in der Sage des Volkes wurde der gelehrte Profeſſor zum

Hanswurſt und ſein Dichtermantel zu einer Narrenjacke — eine große rührende Zeit-Satyre, eine echt ovidiſche Verwandlung, an jenen ſamoſen Zeus erinnernd, der unendlich komiſch ſeine poetiſche Göttergeſtalt mit der proſaiſchen Hülle eines irdiſchen Stieres vertauſcht hatte.

Wundern wir uns darüber nicht. Die Geſchichte hat mehrere ſolcher phantaſtiſch-witzigen Metamorphoſen aufzuweiſen.

David, welcher den unglücklichen Saul um das Königreich betrog und »einem Weibe Ehr' und Mann erſchlug,« wie Sallet ſingt, ſteht bei unſern Paſtoren als frommer Knecht Gottes in großer Achtung, und Joſeph, deſſen Flucht vor der ſchönen Potiphar noch ſehr zweifelhaft, von dem es aber gewiß iſt, daß er in den Jahren der Theurung die hungernden Aegypter in die Feſſeln der äußerſten Sklaverei ſchlug, eben dieſer — nach Seume's Ausdruck — niederträchtige Joſeph wird den jungen Leuten als Vorbild auf das Dringendſte empfohlen.

Die wunderbarſte unter allen Verwandlungen aber erlitt unſtreitig jenes unſterbliche Gedicht des weiberreichen Salomo, welches unter dem Namen des hohen Liedes hinlänglich bekannt iſt. Nicht genug, daß man den königlichen Sänger deſſelben, den Mann von mehreren Hundert Frauen, zum weinerlichen Frömmler machte, nein, man ſchämte ſich nicht einmal, die Favoritin deſſelben zur Repräſentantin der chriſtlichen Kirche zu ſtempeln und alle jene ſüßen Verſe, welche aus der Glut eines ſinnlich liebenden Herzens gefloſſen waren, als Lobpreiſungen des Meſſias zu betrachten. Grandioſe Ironie!

⁂

Friedrich Taubmann wurde am 16. Mai 1565 zu Wonſees, einem kleinen Städtchen bei Baireuth, geboren. Sein Vater, welcher Schuhmacher war und es bis zum Bürgermeiſter brachte, wurde ihm frühzeitig entriſſen. Seine Mutter Barbara, geborene Hoffmann, heirathete hierauf einen Schneider, einen ſchlichten gottesfürchtigen Mann, der ſich des kleinen Friedrichs mit großer Zärtlichkeit annahm. Da der Knabe große Neigung zu den Wiſſenſchaften zeigte, wurde der Plan, ihn das Handwerk ſeines Stiefvaters erlernen zu laſſen, aufgegeben und beſchloſſen, ihn der lateiniſchen Schule zu Culmbach anzuvertrauen. Mit dreißig Groſchen in der Taſche kam er daſelbſt an und wurde mit noch zwei Knaben vom Rektor Kodomann examinirt. Schon bei dieſer Gelegenheit zeigte er jenes Talent, durch welches er ſpäter ſo berühmt werden ſollte, das Talent: nie um eine Antwort verlegen zu ſein. Als nämlich der joviale Rektor unter Anderm fragte: »Wer von Euch drei Buben iſt der muthwilligſte?« antwortete Taubmann: »Herr Rektor, der Erſte gilt Dreißig und wir zwei Andern ein Jeder ein halbes Schock.« Der gelehrte Herr, welcher kein Pedant war, gab ihm einen Kuß und nahm ihn ſofort unter die Zahl ſeiner Scholaren auf.

Einer der ärmſten — er war wie Luther Currentſchüler und hatte oft kaum die nöthigſte Kleidung — aber auch einer der fleißigſten und talentvollſten Zöglinge, verlebte er in Culmbach als beſonderer Liebling des Rektors einen Zeitraum von vier Jahren, verließ jedoch die lateiniſche Schule und ſeinen theuren Lehrer *) 1582 und begab ſich auf das Gymnaſium zu Heilbronn,

---

*) Mit großer Pietät erinnerte ſich Taubmann auch ſpäter an das freundliche Culmbach. »Taubmannus quod est, si quid est, Culmbachsis debet.« (Alles was er iſt, wenn er überhaupt Etwas iſt, verdankt Taubmann der Stadt Culmbach), ſagt er einmal, obgleich er anderswo, auf ſein Brodſingen anſpielend, ſarkaſtiſch bemerkt: »A meis destitutus a Culmbacensibus si non educatus, tamen alitus fui.«

das eben vom Fürſten zu Ansbach, Georg Friedrich, geſtiftet worden war. Mit den Kenntniſſen, die er ſich hier erwarb, wuchs ſeine Fertigkeit, lateiniſche Verſe zu machen, und nicht zufrieden damit, die vorgeſchriebenen Arbeiten poetiſch zu behandeln, antwortete er ſogar auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden, in zierlichen Hexametern — eine Leidenſchaft, die ihm einſt die ſchönſten Stockprügel von Seiten des erzürnten Rektors einbrachte. Auch ſein muthwilliger Witz wuchs von Tag zu Tage, und malitiös-ſatyriſch fügte er einſt zu der Aufſchrift eines Jeſuitenkloſters „Esca datur gratis" den derben Schluß: „monachis de stercore natis" — Worte, durch welche nicht nur die Ausdrucksweiſe jenes Zeitalters, ſondern auch der Grad der Achtung, in welcher damals die Mönche ſtanden, hinlänglich charakteriſirt werden.

Ausgerüſtet mit den ſchönſten Kenntniſſen, mit guten Empfehlungen in der Taſche und einem fröhlichen Herzen in der Bruſt, bezog unſer Taubmann die Univerſität Wittenberg, deren Zierde er ſchon nach einigen Jahren werden ſollte. Wenigſtens iſt es Thatſache, daß ſich ſchon 1595 aus der Puppe eines einfachen Studenten der ſehr ehrenwerthe Schmetterling eines Profeſſors der Poeſie entfaltete.

Glücklicher Taubmann! Er hatte nun ein Amt und — liebte, liebte ſo heiß und innig, wie nur jemals ein Profeſſor der Poeſie zu Wittenberg geliebt hat. Traurig nur, daß der blühende Baum ſeiner Liebe aus der Aſche eines gebrochenen Herzens aufkeimen ſollte, daß ſich gerade an dieſe ſchönſten Tage ſeines Lebens ein trüber Schatten heftet mit ſtummer Wehklage und großen blutigen Thränen in ſeinen Augen.

Ihr ſtaunt; aber es iſt ſo. Die Liebe Taubmanns iſt ein rührendes Märchen, welches echt romantiſch damit endigt, daß Zwei glücklich werden, während ein Dritter am Schmerze verſchmähter Liebe ſtirbt.

Die Geſchichte iſt folgende:

Es lebte damals zu Wittenberg ein Bürger, der hieß Matthäi, ein ſehr frommer, allgemein geachteter Mann, der außer einigen Glücksgütern, die ihm ſeine raſtloſe Thätigkeit erworben hatte, einen gar nicht bezahlbaren Schatz in zwei ſchönen Töchtern beſaß. Die ſchönſte aber von dieſen zwei Töchtern war Eliſabeth, die jüngſte. Die hatte Wangen ſo roth wie Roſen und Aeuglein hell wie die Sterne des Himmels, und einen Mund, ach! einen Mund, der ſich nicht beſchreiben läßt, ſo ſchön war er, ſo verführeriſch lächelnd, ſo alle Seligkeiten des Kuſſes und der Liebe verheißend.

Zu derſelben Zeit aber lebte in Wittenberg auch ein junger Profeſſor, der hieß Sieber, und dieſer junge Profeſſor Sieber war ſterblich verliebt in die ſchöne Eliſabeth. Da er aber ſo ſehr ſchüchtern war, wagte er nicht, der Auserwählten ſeines Herzens ſich zu nahen und ihr zu ſagen, daß nur ſie und keine Andere ihn zum glücklichſten aller Sterblichen machen könne.

In dieſer ſeiner Noth nun, aus der ihm all' ſeine Gelehrſamkeit keinen Ausweg zu zeigen vermochte, erinnerte er ſich an einen Freund, der ihm ſchon oft beigeſtanden und gedient mit brüderlicher Liebe. Dieſem beſchloß er ſich zu entdecken.

— Herr Taubmann, ſprach er eines Tages zu ſeinem Freunde, Ihr wißt, welche verderbliche Flamme meinen Buſen verzehrt. Ich bitte Euch, habt Mitleid mit mir und fraget bei der ehrſamen Jungfrau Eliſabeth an, ob ſie mein ehelich Gemahl werden wolle, wie es mein heißes Verlangen ſei. Sagt ihr auch, wie ich ſie liebe, mehr als Alles in der Welt, und wie nur durch ihren Beſitz in meine Seele der Friede wiederkehren könne, welcher die Menſchen glücklich und zufrieden macht.

Taubmann, der Profeſſor der Poeſie, drückte ſeinem Freunde die Hand und verſprach alle ſeine Aufträge zu erfüllen auf das Treulichſte. Er begab ſich auch bald darauf in die Wohnung des Meiſters Matthäi. Aber als er nun ſelbſt die holdſelige Jungfrau erblickte, die daheim waltete gleich einer Königin, als er ihr in die leuchtenden Augen ſchaute, die, von langen ſeidenen Wimpern beſchattet, die hellſten Sterne einer Winternacht beſchämten — da ward es ihm ſo wunderſam ums Herz, daß er Freund und Verſprechen, ſich und die ganze Welt vergaß. Nur ſie ſah er, nur ſie — und einige Tage darauf war ſie ſeine Braut und wurde verlobt mit ihm durch die Hand ihres Vaters.

Der junge Profeſſor aber, als man ihm die Neuigkeit erzählte, grämte ſich bei Tag und Nacht, obgleich er that, als ob ihm nichts daran gelegen wäre. Keinen Vorwurf machte er dem Freunde. Still und traurig ſaß er daheim in ſeinem Zimmer und ſuchte den Schmerz ſeiner Seele in den Staub von alten Pergamenten zu vergraben Er trieb es aber nicht lange! Wie im Herbſt die Blätter von den Bäumen ſanken, ſank er auch auf das Krankenlager und als die erſten Flocken fielen, da trugen ſie ihn hinaus auf den Friedhof.

„'S iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

— — — — — — — —

An der Seite ſeiner geliebten Eliſabeth, die am 25. Juni 1596 ſein Weib geworden war, verlebt unſer Taubmann die glücklichſten Stunden. Geſchätzt von den Churfürſten Wilhelm und Chriſtian II., geachtet von ganz Wittenberg, zärtlich geliebt von ſeinen fünf Kindern, überläßt er ſich entweder ernſten Studien und ſchreibt gelehrte Diſſertationen oder gibt ſich der muthwilligſten Heiterkeit im geſellſchaftlichen Leben hin. Er wird drei Mal (1601, 1607 und 1612) Dekan der philoſophiſchen Fakultät, 1608 aber Rector Magnificus, unterbricht einen Schüler, der ihm zum Geburtstage gratulirt:

»Omnipotens Taubmann, raucum tibi dedico carmen,« —

mit den Worten:

»Omnipotens Hundesfott, ſchweig' ſtill und pack' Dich zum Teufel!«

und fragt das Echo: »Nonne nequam est Jesuita?« (iſt ein Jeſuit nicht ein Schurke?) worauf es natürlich antwortet: »Ita!« (So iſt es!) Treu der Dichtkunſt verfertigt er Verſe aller Art, macht Grabſchriften auf einen Haſen und einen Floh und ſkandirt taumelnd auf der Straße:

»Sta pes, sta mi pes, sta pes, nec labere, mi pes.
Ni tu stes, mi pes, lectus erunt lapides.«

In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich ſehr löblich theils mit Weintrinken — er war darin außerordentlich ſtark — theils mit der heiligen Schrift, die er, wenn auch nicht 113 Mal wie der Duc de Montauſier, ſo doch 19 Mal von der Geneſis bis zum letzten Buchſtaben der Offenbarung Johannis durchlas. Während er, „vergnügt wie Gott in Frankreich“, ſich anſchickt zum zwanzigſten Male dieſes einigermaßen langweilige Geſchäft des Leſens zu betreiben, wirft ihn ein heftiges Fieber am 16. Februar 1615 auf das Krankenlager. »Dies iſt der Tod!« ſpricht er und leert den letzten Becher.

Und es war ſein Tod. Die Krankheit nahm bald einen bösartigen Charakter an, und ſchon nach vier Wochen war der fröhlichſte und gelehrteſte Profeſſor des ſiebenzehnten Jahrhunderts nicht mehr.

Taubmann ſtarb am 24. März 1615, früh um 4 Uhr, in dem Alter von 48 Jahren weniger 6 Wochen. Seine Heiterkeit verließ ihn auch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens nicht, und noch kurz vor ſeinem Tode ſprach er lächelnd zu ſeinen um ihn verſammelten Freunden: »Nun will ich meinen Leib in den Ruhekaſten legen und den Würmern auf dem Gottesacker vor dem Elſterthore einen guten Poeten und ehrlichen Profeſſor zu verſpeiſen geben.«

⁂

Als Juſtus Lipſius die Nachricht von dem Tode ſeines Freundes Taubmann erhielt, ſagte er: »Witteberga non amisit professorem, sed professores amiserunt Wittebergam.«

Epigramme.

Von L. Horwitz.

Einer Kleinen.

Du zürneſt, Schöne, wenn die Kleine man Dich nennt?
Als ob der Wuchs auch könnte das Verdienſt entſcheiden!
Vom Uebel — ſagt man — ſei's, wenn eine Frau man freit:
Ein kleines wird durch Dich Dein Künftiger erleiden.

⁂

Wie man „Rath“ wird.

A. Ich darf zum „Rath“ Dir gratuliren?
B. Nicht einen Schritt wandt' ich daran.
A. Ich glaub' es, Freund,
Du krochſt auf allen Vieren.

⁂

Einem Autor.

Daß Du dem Leſer gefällſt — Du haſt es glänzend bewieſen:
Zeige nun auch der Welt, daß Du den Leſer auch liebſt.

⁂

Urſache und Wirkung.

Man hört ſie fort und fort nur über Zahnſchmerz klagen,
Der Küſſe Zuckerſtoff mag ihren Zähnen nicht behagen.

Erinnerungen an Carlin.

(Carlo Bertinazzi.)

Von *r.

Im September des Jahres 1783 ſtarb der berühmte Arlequin des Pariſer italieniſchen Theaters, Carlin, oder wie er eigentlich hieß, Carlo Antonio Bertinazzi, 73 Jahre alt, denn er war 1710 in Turin geboren, und länger als 40 Jahre hatte er das Publikum aller Stände erheitert und ergötzt und erſt mit dem Leben ſelbſt eine ſo ſeltene Rolle in ſo ſeltener Weiſe geendet, daß Thalia und die Grazien noch heute ſeiner mit Theilnahme gedenken. — Sein Vater war Offizier geweſen; er ſelbſt war als Fähndrich eingetreten, als ſein Vater ſtarb und er ſelbſt, ohne Vermögen, von der komiſchen Muſe bezaubert, das Schlachtfeld mit dem Theater vertauſchte. Es dauerte nicht lange, bis er überall ſchon mit den beſten Arlechinos Italiens auf gleicher Linie ſtand, und ſo erhielt er (1741) einen Ruf nach Paris, wo er als **Arlequin muet par crainte***) den vollſtändigſten Triumph feierte, ſo berühmt auch ſein Vorgänger Tommaſſini geweſen war. Die erſte Rolle paßte inſofern gut für ihn, als er noch kein Wort Franzöſiſch verſtand; aber welche Aufgabe auch, blos durch die Geberdenſprache Alles zu entzücken, keinen Augenblick der Langeweile aufkommen zu laſſen! Darin jedoch lag ſein größtes Talent, daß er ſtets Geſchmack und Takt genug beſaß, nie die Grenzen des Komiſchen zu überſchreiten. Was er ſprach, hätte bisweilen treffender ſein können, nie aber ließ ſich etwas Hinreißenderes denken, als was er durch Miene und Geberde und durch den Ton ſeiner Stimme zum Leben brachte. Ueberall that ſich hier eine Grazie, eine Sicherheit, eine Gewandtheit, eine angeborene Komik kund, daß Jedermann hingeriſſen wurde und ſelbſt Le Kain, Preville, Grandval und alle anderen großen Schauſpieler jener Zeit, ihn mit Entzücken ſpielen ſahen. — Er trat noch wenige Tage vor ſeinem Tode auf, und hinterließ den Ruf des redlichſten Charakters, des beſten Herzens, kurz, eines vortrefflichen Mannes, der, ſonderbar genug, vom böſen Geiſte der Hypochondrie ſo gepeinigt wurde, daß er einſt bei einem der berühmteſten Aerzte Hilfe ſuchte und von dieſem den Rath erhielt, doch ſo oft ins Theater zu gehen, als der berühmte Carlin ſpiele. — »Nun, dann iſt mein Uebel unheilbar, denn dieſer bin ich ſelbſt!« rief er zum Erſtaunen des Arztes aus und ging faſt troſtlos von dannen. — Noch in anderer Art ſpielt ſein Name eine Rolle; er ſcheint in der Jugend ein vertrauter Freund des nachmaligen Papſtes Clemens XIV. geweſen zu ſein, und ſein angeblicher, lange Jahre mit dem Oberhaupte der Kirche geführter, höchſt origineller Briefwechſel erſchien vor etwa zehn Jahren ſowohl in Paris, wie in einer deutſchen Ueberſetzung**). In verſchiedener Hinſicht alſo verdient des alten Arlequins Gedächtniß aufgefriſcht und ſein Leichenſtein neu angeſtrichen zu werden, vorausgeſetzt, daß ihm der Pariſer Clerus einen ſolchen damals bewilligt hat; denn das Privilegium der Tartüffe-Harlekinaden hat ſich die hohe Geiſtlichkeit in Paris bis auf dieſen Tag vorbehalten.

---

*) Harlekin ſtumm vor Furcht.

**) Dieſer Briefwechſel iſt, untergeſchoben, eine der geiſtreichſten Arbeiten von Henry de Latouche.

E. M. O.

Der neue Roman Victor Hugo's.

Es ſcheint endlich gewiß zu ſein, daß Victor Hugo für das Feuilleton der „Epoque“ einen neuen Roman ſchreibt. Die „Epoque“ ſchreit dies Ereigniß von allen Dächern herab. Und dennoch ſoll es wahr, wirklich wahr ſein, daß der Pair von Frankreich ſich endlich entſchloſſen haben ſoll, ſein geheimnißvolles Schweigen zu Gunſten der „Epoque“ zu brechen.

Der Titel dieſes neuen Romans heißt „La Tour du Nord“.

Um Herrn Victor Hugo zu bewegen, den Rubicon des Feuilleton zu überſchreiten, hat die „Epoque“, wie man ſich denken kann, ihm außerordentliche Opfer bringen müſſen. Der Autor erhält dafür:

1. Eine jährliche Leibrente von 5000 Francs.
2. Ein Landgut im Beauce im Werthe von 250,000 Francs.
3. Zwölf Araberhengſte von Jemen.
4. Zwölf Pfund Goldſtaub, einen Centner Elfenbein, drei Spiegel, ſechszig Musketen und dreiundvierzig Stück Goldbrocat.
5. Einen Löwen, zwei Strauße, vier Gazellen, einen Leoparden, zwei Tiger und drei Caſuars.
6. Zwei ſchwer vergoldete Yatagans, drei mit koſtbaren Steinen geſchmückte Dolche und eine mit Diamanten beſetzte Donnerbüchſe.
7. Dreizehn Papageien und zwanzig Circaſſierinnen. Alles zahlbar am Tage der Ablieferung des Manuſcripts.

Vor einigen Tagen haben ſich die bedeutendſten Journale von Paris vereinigt, um gegen die „Epoque“, die ihnen durch die Publikation dieſes Romans einen Todesſtoß verſetzen will, eine furchtbare Verſchwörung anzuzetteln. Die Herausgeber haben beſchloſſen, Herrn Victor Hugo den Vorſchlag zu machen, den „Tour du Nord“ in vier Zeitungen zugleich abdrucken zu laſſen; ſie wollen ſich ſämmtlichen Bedingungen der „Epoque“ unterwerfen ſo zwar, daß er zwanzigtauſend Francs jährlicher Leibrenten, vier Landgüter, achtundvierzig Araber, zwölf Spiegel, vier Donnerbüchſen und achtzig Circaſſierinnen als Honorar erhalten ſoll.

Man iſt begierig, ob Herr Victor Hugo dieſen Vorſchlag annehmen wird.

E. Guido.

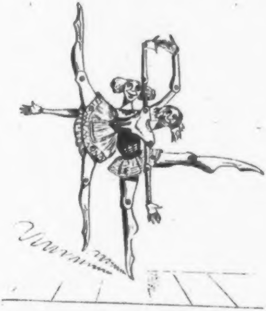
Deutſcher Soldat.

Da oben auf der Baſtion,
Da ſteht ein Füſelier;
Bald ſteht er da zwei Stunden ſchon
Und ſchaut ins Luſtrevier.

Das nennt ſo'n Kerl nun „auf der Wacht“,
Iſt auf- und abmarſchirt
Und hat, bei Gott! an nichts gedacht,
Sich ſelbſt nicht ennuyirt.

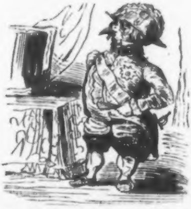
Wilhelm Caſpary.

Leipzig.



Ein ausgezeichnet ſchönes Pas de deux.

Brüſſel.



Wie der neue Leopold-Ritter ſich vorbereitet, bei Hofe zu erſcheinen.

Zapfenſtreich.

Aachen. Herr Philipp Pruckner hat ein ſehr effektvolles Drama, „Daſſenaer", geſchrieben, das durch das Koffka'ſche Geſchäftsbureau zu beziehen iſt. Es behandelt den ſkandalöſen Prozeß des Pariſer Jeſuiten-Caſſirers.

Berlin. Das bekannte und jetzt mehrfach zur Anwendung gekommene Geſetz, welches in Preußen die Darſtellung aller Mitglieder des königlichen Hauſes auf der Bühne verbietet, ſoll jetzt einige weſentlich erleichternde Modifikationen erfahren, da es ſich gezeigt hat, daß dieſe zu eng oder auch zu weit gefaßte Beſtimmung einem freieren Aufſchwung der dramatiſchen Poeſie allzuhinderlich in den Weg tritt.

∴ Das Londoner Scherzblatt „Punch" will wiſſen, in den Mauern unſerer Stadt wohne eine ſehr bejahrte Frau, die von dem äußerſt merkwürdigen Wahne beſeſſen ſei, ſie werde, trotz ihres hohen Alters, noch die Feier des preußiſchen Conſtitutionsfeſtes erleben. (Die gute Frau hofft alſo mindeſtens ſo alt als der ſelige Herr Methuſalem zu werden.)

∴ Man ſagt, Herr Hofrath Raupach ſei geſonnen, ſein Schweigen zu brechen und mit einem neuen Stücke hervorzutreten. Herr Raupach, meint der „Humoriſt", kommt uns wie der Rübezahl der dramatiſchen Literatur vor. Jahrelang bleibt er verſchollen, dann plötzlich erſcheint er von Neuem, um ... die Leute zu myſtificiren. (Die Zeit des Herrn Raupach iſt längſt vorüber.)

∴ Louis Schneider arbeitet ſeit längerer Zeit an einem geſchichtlichen Schauſpiel in Verſen, betitelt „die Quitzow". Es iſt eine Bearbeitung ſeines gleichnamigen Romanes.

∴ In der Königsſtadt ſoll eine äußerſt melodiöſe und charakteriſtiſche Oper, „Conſuelo", von Giovanni Gordigiani, einſtudirt werden und Signora Alboni die Hauptpartie ſingen. Der Text iſt dem gleichnamigen Romane George Sands nachgebildet.

∴ Das „Frankfurter Converſationsblatt" bringt folgenden vom Dr. Dräxler-Manfred unterzeichneten „literariſchen Steckbrief": Die „Theater-Locomotive" giebt in Nummer 4 folgende Notiz: »Ein Herr, der ſich für einen Dr. Behrends (Juſtus Hilarius) und Mitglied des Leipziger Literaten-Vereines ausgab, hat in Berlin bei Schauſpielern und Schriftſtellern auf ſehr liſtige Art Geld herauszulocken gewußt Da der Induſtrieritter ſeinen Weg nach Leipzig genommen hat, ſo wollen wir hiermit die hieſige Kunſtwelt vor deſſen communiſtiſchen Beſtrebungen warnen. Derſelbe Behrends brandſchatzte noch vor etwa ſieben Monaten Wiesbaden mit ſeiner halbjährigen Anweſenheit und ſeinen unſaubern Praktiken. Nachdem endlich die Gutmüthigkeit des dortigen Publikums hinter ſeine einfache Abſicht, „auf fremde Koſten gut zu leben", gekommen war, empfahl er ſich eines Morgens in aller Stille. Mich beſuchte derſelbe und bot mir eine humoriſtiſche Novelle in Manuſcript für meinen „Curſaal" zum Kauf an. Ich las ſie und war nicht wenig erſtaunt, einen Aufſatz Oettingers wörtlich copirt und an zwei Stellen zwar nur wenig, aber ſehr kenntlich geändert zu finden, denn dieſe Aenderungen waren unorthographiſch und undeutſch. *Und dieſer Menſch, der mit maßloſer Frechheit die allgemeine Verachtung herausfordert, maßt ſich den Namen eines Literaten an und brandmarkt dieſen* u. ſ. w.« (Wir haben dieſem Steckbrief nur noch ein näheres Signalement nachzuſchicken. Dieſer Behrends, der ſich nebenbei auch Juſtus Hilarius nennt und ſich den Doctortitel anmaßt, iſt ein ganz obſcurer Schauſpieler, der im Jahre 1832 im Heinzelmann'ſchen Elyſium Komödie gegaukelt, dann, eine Zeitlang verſchwunden, urplötzlich wieder als Dramaturg und Geſchäftsführer des Coburger Hoftheaters (gleichfalls angemaßt) aufgetaucht, im Sommer des Jahres 1844 in Teplitz, ſpäter in Berlin und Halle ſein Weſen getrieben hat, welches von der Art iſt, daß Niemand begreifen kann, warum die Polizei ihm nicht ſchon längſt das Handwerk gelegt hat. In neueſter Zeit nennt ſich dieſer Behrends — Behrend, Berends oder Berendt und wußte in Halle die Leute zu überreden, daß er ein Anderer, als jener Schwindler ſei. Daß der Berliner „Figaro" ſich nicht entblödet, Erklärungen und Correſpondenzen von dieſem „Juſtus Hilarius" aufzunehmen, iſt in der That unbegreiflich! Jedes Blatt, das auf Achtung des Publikums Anſpruch macht, ſollte ſich hüten, mit ſolchem Gelichter in irgend eine Art von Verbindung zu treten.)

∴ Eine unſerer frommen Gräfinnen ſucht ſchon ſeit geraumer Zeit eine Kammerjungfer, welche weder die „Geheimniſſe von Paris", noch den „ewigen Juden" geleſen; ſie kann aber einen weißen Raben dieſer Art nirgends finden. Ein anderer unſerer Frömmler, Herr von D , ſucht einen Diener, der ſich verpflichtet, nichts weiter als Hengſtenbergs „evangeliſche Kirchenzeitung" zu leſen; ſo ein Patron dürfte hier ſchon weit leichter aufzufinden ſein, als eine Jungfer jener ſeltenen Art.

∴ Jenny Linds Hand, in Gyps modellirt, findet hier reißenden Abgang. Die guten Berliner fallen in die Sontagszeit zurück und ſtehen auf dem Punkte, ſich wieder ſehr lächerlich zu machen.

Brüſſel. Unſere Akademie der Künſte hat die Herren Cornelius, Schadow, Rauch und Meyerbeer in Berlin, die Herren Kaulbach und Klenze in München, Paſſavant in Frankfurt am Main, Roſſini in Bologna und Spontini in Paris zu Mitgliedern erwählt.

∴ Der „Libéral“ enthält einen eigenthümlichen Brief. Es hatte nämlich ein Pfarrer dieſer Stadt nach der jetzt ſehr üblichen Sitte gegen das Tanzen, Bälle, Soirées, Thée danſants, Conzerte, Theater und Aehnliches in gewöhnlicher Weiſe geeifert, dieſe Vergnügungen als gottlos verſchrieen ꝛc. Dieſe Predigt ſetzte die Näherinnen, Putz- und Kleidermacherinnen der Stadt in nicht geringe Angſt, und veranlaßte ſie, dem Pfarrer in einem an den „Libéral“ gerichteten Brief die Worte ſeines Collegen, des Abbé Ravaignac, in das Gedächtniß zurückzurufen: »Die ſchönen Kleider, welche die reichen Frauen tragen, verſchaffen den armen Frauen Arbeit und Lebensunterhalt. Luxus iſt eine Art von Almoſen.«

Dresden. Glucks „Alceſte“ (1776 zuerſt in Paris aufgeführt) iſt hier neu in Scene geſetzt worden, wodurch ſich die General-Direktion des Hoftheaters ein neues Anrecht auf den Dank des Publikums erworben hat. Madame Schröder-Devrient ſang die Titelrolle mit mehr Kraft, als Mancher ihr zugetraut hätte; Herr Tichatſcheck glänzte als Admet, Herr Dettmer war in Stimme und Geſtalt ein wahrer Herkules, Herr Mitterwurzer ein ſchöner Apoll und Herr Wachter ein würdiger Oberprieſter.

Frankfurt a. M. Die „Augsb. Allgem. Zeitung“ enthält eine Einladung zu einer Gelehrten-Verſammlung, die am 24. September und die folgenden Tage dieſes Jahres in unſern Mauern ſtattfinden ſoll. Ob Frankfurt dazu ein geeigneter Ort ſei, kann Jeder ſich ſelbſt beantworten; wir nennen hier nur die Namen Derjenigen, welche dieſe Einladung unterzeichnet haben; es ſind dies die Herren: E. M. Arndt, Beſeler (?), Dahlmann, Falk (?), Gervinus, J. Grimm, W. Grimm, Haupt (?), Lachmann, Lappenberg, Mittermayer, Pertz, Ranke, Reyſcher (?), Runde (?), A. Schmidt (?), Uhland, Wilda (?). (Die Fragezeichen kann Jeder deuten, wie er will.)

∴ Karl Gutzkow's neueſtes Luſtſpiel „Anonym“, hat auch hier, wie in Dresden und auf andern Bühnen, total fiasco gemacht. Dies aber wird den hieſigen Berichterſtatter des Leipziger „Kinderfreundes“ nicht abhalten, ſich und Andern vorlügen zu wollen, daß dies äußerſt ſchwache Produkt „entſchieden-günſtig“ aufgenommen worden ſei. Leider kennt man aber hier dieſe Faxen eben ſo gut als in Leipzig. (Ja wohl, ja wohl!)

Haag. Am 14. Februar ſtarb hier im 77ſten Jahre der ci-devant Staatsminiſter van Maanen, der, bis 1830 in Brüſſel, die traurige Urſache der belgiſchen Revolution geworden, und ſpäter, nach dem Haag berufen, bis 1842 Miniſter der Juſtiz geweſen war.

Hamburg. Das Gerücht, daß Graf von Redern ſich um die Direktion des hieſigen Stadttheaters beworben und dieſelbe bereits erhalten habe, war ein ziemlich plumper Puff, den wohl nur Wenige geglaubt haben werden. Allem Anſcheine nach werden die Herren Mühling und Cornet am Ruder bleiben.

∴ Auf dem rüſtigen Thalia-Theater hat eine Novität, „der König von ſechszehn Jahren, oder das ſaliſche Geſetz“, zweiaktiges Luſtſpiel nach Scribe, von dem gewandten Ueberſetzer W. A. Herrmann, eine überaus günſtige Aufnahme gefunden. Dem. Julie Herrmann war in ihrer anziehenden Doppelrolle, als König und Königin, gleich liebenswürdig. (In Berlin, wo das Stück bereits angenommen iſt, wird die reizende Charlotte von Hagn den „König von ſechszehn Jahren“ ſpielen.)

∴ Die „Anna von Oeſterreich“ der Madame Birch-Pfeiffer hat auf unſerem Stadt-Theater bereits ſechs Vorſtellungen erlebt und wird hier immer noch mit reger Theilnahme geſehen. »Die Verfaſſerin,« ſagt ein hieſiges Blatt, »iſt den meiſten jetzt Dramatiſch-Producirenden an Kenntniß des Bühnen-Effekts, an geſunder Empfindung und techniſch-guter Conſtruktion eines Dramas überlegen.« (Sehr wahr!)

∴ Friedrich Hebbel hat nun auch ein Luſtſpiel geſchrieben, betitelt „der Diamant“.

Leipzig. In unſerm „Tageblatt“ fragt Herr S. (Hofrath Dr. Singer): Warum lobt Herr Laube die Aufführung des „Hamlet“ ſo ſehr? — Einzig und allein, um den unſterblichen Dichter herabzudrücken und unverſtändige Leute zu veranlaſſen, ſchlechte Darſtellungen auf Rechnung Shakeſpeare's zu ſchreiben. Was Herr Laube aber ſelbſt von Shakeſpeare verſteht, ſieht man daraus, daß er die ganze „Wucht“ auf kleinliche Nebenſachen legt und von dem Geiſte der Dichtung nur in ein Paar Gemeinplätzen zu ſprechen weiß. — Herr Wagner gab ſich zwar viele Mühe und hatte ſchöne Augenblicke, aber er war noch lange kein Hamlet; Fräulein Unzelmann war gut, Herrn Marr's Leiſtung nicht der Rede werth, Herr Paulmann beſonders gegen das Ende ſehr brav, alles Uebrige aber ſo gänzlich unbedeutend, ja zum Theil ſo ſchlecht, daß es eher einer Puppenkomödie gleich ſah. Das iſt ſo meine Meinung, mit Erlaubniß des berühmten Verfaſſers der berühmten Literaturgeſchichte. (Dieſe Meinung theilt Herr S. mit ſehr Vielen.)

∴ Im nächſten Jahre feiert Baumgärtners „Modenzeitung“, eine der vielgeleſenſten Zeitſchriften Deutſchlands, ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Seit ſechszehn Jahren blüht dies Blatt unter der ſorgfältigen Pflege Auguſt Diezmanns, der in der Auswahl der Artikel viel Geſchmack und viel Takt offenbart. Auch von Seiten der Verlagshandlung wird Alles aufgeboten, das Journal in beſtändigem Flor zu erhalten.

∴ Daſſelbe Journal brachte in ſeiner jüngſten Nummer ein ſehr ſchönes Portrait Nikolaus Pienemanns, der (geb. am 1. Januar 1810 zu Amersfoort) gegenwärtig einer der ausgezeichnetſten Geſchichtsmaler der niederländiſchen Schule iſt. Mit Ausnahme von „Archimedes, von einem Soldaten in Syrakus ermordet“ gehören faſt alle größeren Gemälde dieſes Meiſters der holländiſchen Geſchichte an.

∴ Der Koffka'ſchen „Theater-Locomotive“, die ſehr raſch vorwärts kommt, wird aus Wien geſchrieben: »Der Ueberſetzungs-Fabrikant Kupelwieſer, Sekretär des Theaters an der Wien, hat im Jahre des Heils 1845 ein Stückchen aus dem Franzöſiſchen übertragen, welches in Paris unter dem Titel „Ma femme et mon parapluie“ zur Aufführung kam. E. M. Oettinger hatte ſchon im Jahre 1834 ein Original-Luſtſpiel geſchrieben, welches der „Regenſchirm“ heißt und ſeines witzigen und geiſtreichen Inhalts wegen von den Franzoſen*) überſetzt wurde, von wo aus es Herr Kupelwieſer wieder ins Deutſche überſetzt hat, und nun das Honorar dafür einſtreicht. Es gäbe zu einer intereſſanten Rechtsfrage Anlaß, ob die Direktion des Theaters an der Wien dem in Leipzig lebenden Dichter den Ehrenſold für ſeine Arbeit entziehen und ihrem Geſchäftsführer Kupelwieſer zuwenden darf. (Das Factum, an und für ſich, iſt nicht unintereſſant, die Frage aber, ob mir ein Recht auf Honorar zuſteht, ſcheint mir etwas ſehr gewagt.)

∴ In der erſten Nummer des „Botaniſchen Centralblatts für Deutſchland“ befindet ſich Seite 4 bis 22 ein Verzeichniß aller in Deutſchland lebenden Botaniker. Das Spaßigſte dabei iſt der Umſtand, daß in dieſer Liſte über zwölf Botaniker aufgeführt ſtehen, die ſchon ſeit einigen Jahren geſtorben ſind. (I nu, auch die Todten ſollen leben!)

∴ Im „Sächſiſchen Militair-Staatshandbuch für 1845“ findet man einen Oberlieutenant der Reiterei, Namens Ottomar Saladin Iscador Islami de Zadora Paszkowski Plomienczek. Armer Mann, welch langen läſtigen Schweif hat Dir der Zufall angeheftet!

∴ Eine auswärtige Tabaksfabrik empfiehlt eines ihrer neueſten Fabrikate: „Tartüffe-Cigarren“. Soll vielleicht dadurch angedeutet werden, daß die Tartüffes in der Kunſt, blauen Dunſt vorzumachen, Meiſter ſind? So fragt der „Geſellſchafter“. Wir für unſern Theil meinen, daß dieſe Cigarren bei gewiſſen Bühnen reißenden Abgang finden werden.

Liſſabon. Die Königin von Portugal ſoll ſich wiederum in geſegneten Umſtänden befinden. (Ach, wenn man das Gleiche doch auch von ihrem Lande berichten könnte!)

London. Miß Burdett-Coutts, die als eine der reichſten Erbinnen Englands oft erwähnte Tochter des verſtorbenen Sir Francis Burdett, hat vor Kurzem dem Biſchof von London eine Schuldverſchreibung in blanco mit dem Geſuche überſandt, dieſelbe mit dem Betrage einer Summe auszufüllen, welche hinreichen würde, eine Kirche nebſt Pfarr- und Schulhaus zu bauen, auch wollte die Geberin dieſe Stiftung außerdem mit einer Rente von 300 Pfd. St. ausſtatten. Die Verſchreibung iſt darauf von ihr, wie es heißt, mit 30,000 Pfd. St. wieder eingelöſt worden.

∴ Neulich wurde in der Bildergallerie des Buckingham-Palaſtes vor der Königin und dem Hofe Sophokles' „Antigone“, von Kemble, nach der von Bartholomew gemachten engliſchen Ueberſetzung, mit Felix Mendelsſohns Muſik, vorgeleſen. Der Ueberſetzer las die Rolle des Chorführers.

Mailand. Der jugendliche Componiſt Giuſeppe Verdi iſt nach kurzer Krankheit in der Blüthe ſeines Lebens geſtorben. Er war nach Donizetti, der jetzt geiſteskrank iſt, der fruchtbarſte unter den zeitgenöſſiſchen dramatiſchen Tondichtern Italiens. (Wir werden nächſtens ſeinen Nekrolog bringen.)

Mannheim. „Frauen-Emancipation“ heißt ein (bei Baſſermann) erſchienenes Luſtſpiel, welches der Verfaſſer, ein Herr Heinrich Rabein, den deutſchen Blauſtrümpfen widmet und Allen, welche Platen verſtehen und zu ſchätzen wiſſen, als eine angenehme Erſcheinung anpreiſt. Die männliche Haupt-Perſon konterfeit den Gründer einen neuen philoſophiſchen Schule (Hegel).

---

*) Und zwar von Herrn Laurencin. E. M. O.

Neapel. Sir Edward Bulwer befindet ſich ſeit Kurzem in unſerer Mitte; er ſoll ein großer Anhänger der Waſſerheilkunde geworden und mit einem Roman, der in dieſes Gebiet gehört, beſchäftigt ſein. (Beſagter Roman dürfte demnach etwas wäſſerig und nüchtern werden!)

New-York. Herr Longfellow, einer der bekannteren Dichter Nordamerikas, hat unter dem Titel „Hyperion“ einen neuen Roman geſchrieben, welcher im „Lande der Träume“, in Deutſchland ſpielt. (Vielleicht gar eine Nachahmung des Hölderlin'ſchen „Hyperion“?)

Osnabrück. Die hieſigen „Erholungsſtunden“ werden von zwei jungen Brautleuten redigirt, von Karl Raven und Mathilde Beckmann. Die Letztere hat u. A. auch ein hiſtoriſches Trauerſpiel, „Wilhelm von Lecce“, geſchrieben. (Spart ſie ſich die Luſtſpiele für ihre Ehe auf?)

Paris. Die „Epoque“ erzählt, daß der König Herrn Guizot ein Geſchenk mit ſeinem Bildniſſe, gemalt von Winterhalter, gemacht, und daß ihm die Königin das ihrige jetzt ebenfalls zugeſagt habe. Es ſei das erſte Mal, daß eine ſolche Gunſtbezeugung Jemandem zu Theil werde, der nicht zur königlichen Familie gehöre.

∴ Die Königin der Belgier hat der hieſigen Rochuskirche, in Folge eines höchſt intereſſanten, aber auch ſehr geheimnißvollen Gelübdes, 30,968 Francs zum Geſchenk gemacht.

∴ Der liebe, gute Orden der Ehrenlegion iſt nun auch in allen Raubſtaaten zu finden. Der Dey von Tunis, zwei Miniſter deſſelben und der General-Pächter der Steuern ſind mit dem Groß-, Komthur- und Ritterkreuze dieſes Ordens dekorirt worden. Der Dey von Tripolis hat ihn ebenfalls, und auch der Kaiſer von Marokko hat ſich herabgelaſſen, ihn anzunehmen. (Iſt das nicht viel von dem guten Manne?)

∴ Der „Corſaire-Satan“ giebt folgende Definition der verſchiedenen Meinungen der Kammer: Die äußerſte Linke (die radikale Partei) ſagt nicht, was ſie will; die Linke (Barrot) weiß nicht, was ſie will; das linke Centrum (Thiers) will, was es nicht hat; das rechte Centrum (die miniſterielle Fraction) will behalten, was es hat und die äußerſte Linke (die legitimiſtiſche Partei) will, was ſie einſt gehabt hat.

∴ Der ci-devant Sultan der Inſel Mayotta (bei Madagaskar), Sieur A. Suli, welcher ſein Land gegen ein jährliches Viaticum von 5000 Francs (wie billig!) den Franzoſen abgetreten, hat unlängſt zu ſterben geruht.

∴ Der Zwiſt des Herrn Alfred de Vigny mit dem Grafen Molé iſt noch nicht zu Ende. Der Sekretair der Akademie hatte Herrn Alfred de Vigny angezeigt, daß er in acht Tagen als neuer Akademiker dem Könige werde vorgeſtellt werden. Dieſe Vorſtellung erfolgt jedes Mal durch das Mitglied, welches den Neuaufgenommenen empfing. Da dies nun diesmal der Graf Molé iſt, ſo hat Herr de Vigny dem Sekretär geantwortet, er verzichte lieber auf die Ehre, dem Könige vorgeſtellt zu werden, als ſich durch den Grafen Molé vorſtellen zu laſſen.

∴ Alexander Dumas hat im vorigen Jahre, nach eigener Ausſage, 196,000 Francs eingenommen. Sein Haus ſtrotzt von Schätzen aller Art und ſein Vorzimmer iſt vielleicht noch reicher als das Schlafgemach Ludwigs XIV. in Verſailles geweſen war, an Bronzen, Statuen und Gemälden. In den Ställen ſtehen acht Pferde und gleichzeitig läßt er ſich zwei Landhäuſer bauen. Außerdem hat er das Hôtel Foulton, welches er zu einem neuen Theater umbauen laſſen will, für 500,000 Frs. gekauft und ſogleich 150,000 Frs. baar bezahlt. Sein neueſtes Schauſpiel „Monte-Chriſto“, mit dem er ſein neues Theater einweihen will, hat zehn Akte und muß auf zwei Abende vertheilt werden.

∴ Der gefeierte Tonſetzer Donizetti, Hof-Kapellmeiſter des Kaiſers von Oeſterreich, war vor ſechs Monaten nach Paris gekommen, um eine Partitur für die große Oper zu ſchreiben. Er wurde bald darauf von einer Gehirnentzündung ergriffen, welche eine Geiſteszerrüttung zurückzulaſſen drohte. Jetzt iſt der allgemein geliebte Maeſtro inſoweit hergeſtellt, daß er in Geſellſchaft eines Arztes Paris verlaſſen konnte, um den Reſt des Winters in Nizza unter dem balſamiſchen Himmel Italiens zu verleben und dort die völlige Geneſung abzuwarten.

∴ Dem. Anne des Eſſarts, einer unſerer liebenswürdigſten Blauſtrümpfe, iſt in der Blüthe ihres Lebens, kaum 25 Jahre alt, durch den unerbittlichen Tod vom Schreibtiſch weggeriſſen worden.

∴ Seitdem Herr Buloz, der ſich als Gérant der „Revue des deux Mondes“ einen klangvollen Namen erworben, dann in die Direktion des Théâtre français zuerſt als königl. Commiſſär und dann als Direktor dieſer Bühne eingetreten, haben ſich von derſelben Victor Hugo, Eugen Scribe und Alexander Dumas faſt gänzlich zurückgezogen. Buloz iſt ein Mann von achtbarem Charakter, was ihn von vielen andern Theater-Direktoren unterſcheidet, aber von den höhern Intereſſen des Theaters und der Literatur verſteht er gerade ſo viel, als etwa der verſtorbene Commiſſionsrath Cerf davon verſtanden hat. In ſeinen Manieren iſt er eben ſo ungenirt, wie es Jener geweſen war, und wenn ihm ein neues Stück nicht gefällt, ſo ſagt er dem Verfaſſer gerade heraus: »Monsieur, votre pièce est détestable, nous n'en voulons pas.« (Grob, aber ehrlich!)

∴ Die neue Oper von St. Georges und Halévy, „les mousquetaires de la reine“, die neulich auf dem Theater der komiſchen Oper gegeben wurde, hat ſehr gefallen. Roger, Mocker, Hermann Léon, Dem. Lavoye und die angenehme Dem. Darcier gaben die Hauptrollen. Die Muſik ſoll ſehr an Boieldieu's gelungenſte Werke erinnern, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als Halévy ſich in ſeinen früheren Compoſitionen mehr dem ernſten Stile ſeines großen Lehrers Cherubini zugeneigt hat. Wir werden in einer unſerer nächſten Nummern mehr über dieſe neue Oper berichten. — Mad. Thillon iſt wieder in Paris eingetroffen.

∴ Die neue Richtung der franzöſiſchen Dichter, ihre neueſten Bühnenſtoffe aus dem Leben der arbeitenden Klaſſen zu ſchöpfen, gewinnt immere größere Entwickelung. Unlängſt wurde im Gaité-Theater ein neues fünfaktiges Stück, „Les Compagnons“ (die Geſellen), von den Herren Dennery und Cormon, mit ungewöhnlich großem Beifall aufgenommen.

∴ Aus der Feder des Herrn Henri Blaze iſt hier ein neues Werk, „die deutſchen Schriftſteller und Dichter der letzten zwanzig Jahre“, erſchienen *).

∴ Eine nicht unintereſſante Erſcheinung der hiſtoriſchen Literatur iſt das unlängſt erſchienene Werk „les reines de la France“, von Dem. A. Celliez und „les légendes de l'histoire de France“, von J. Collin de Plancy.

∴ „L'oeil de Diable ou furet des Salons et les Coulisses“ iſt der Titel eines neuen Wochenblatts, das jeden Donnerſtag in Folio erſcheint.

∴ Am 9. März findet die neunte Verſteigerung der vom „reiſenden Bücherfreunde“ geſammelten biographiſchen Curioſitäten, ſeltenen Büchern u. ſ. w. ſtatt. Die Auction wird drei Tage dauern.

∴ Ein Unbekannter hat der Stadt Fécamp eine Bibliothek von 8000 Bänden geſchenkt unter der Bedingung, daß dieſelbe vier Tage in jeder Woche dem Publikum zur Verfügung offen ſtehe.

∴ Die hieſigen Gärtner, die ſo großen Gewinn aus der verſchwenderiſchen Blumen-Conſumtion ziehen, feiern ein Blumenfeſt zu Ehren ihres Patrones, des heiligen Fiacre, der auch den bekannten Fuhrwerken (Fiacres) ſeinen Namen geliehen.

Peſth. Graf Kaſimir Bathyani hat dem magyariſchen Dichter Vörösmarty zwei Grundſtücke auf ſeinem Biosker Gute zum Geſchenke gemacht. (O wenn's doch auch in Deutſchland derlei Cavaliere gäbe! Aber bei uns zu Lande haben die Herren Cavaliere leider ſelber nichts!)

∴ Nächſtens erſcheinen hier „Magyar nepdalok“ (magyariſche Volkslieder) mit Text und Melodie — eine ſehr werthvolle Bereicherung der magyariſchen Literatur.

Prag. Wallenſteins irdiſche Ueberreſte befinden ſich jetzt in der Sanct Annenkirche des böhmiſchen Städtchens Münchengrätz, wo ſie der Küſter täglich jedem Reiſenden für ein Paar Kreuzer zeigt. Den Kopf, welcher fehlt, ſollen die Schweden mit nach Stockholm genommen haben. (Wer hat Luſt, dieſen Puff zu glauben?)

Stuttgart. In unſerm „Tageblatt“ erzählt Jemand Folgendes: Meine drei Töchter waren ſechzehn, fünfzehn und vierzehn Jahre alt. An einem Winterabend zierten ſie einen Ball, den die Muſeumsgeſellſchaft veranſtaltet hatte. Ich trat in den Saal, meine Töchter tanzten und zogen Aller Blicke auf ſich. Ich näherte mich dem Kamin; ein Mann von ernſter Geſichtsbildung ſtand früher da und verlor meine Töchter nicht aus den Augen. — »Mein Herr, kennen Sie die drei hübſchen Mädchen?« fragte er mich. Ich hätte ihm ſagen ſollen, daß ich ihr Vater ſei, aber ich unterließ dies, ich weiß ſelbſt nicht, warum; ich antwortete: »Ich glaube, daß es drei Schweſtern ſind.« — »Das glaube ich auch,« erwiderte er, »ſeit geraumer Zeit habe ich ſie beobachtet und bemerkt, daß ſie drei Stunden lang getanzt haben, ohne ſich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Und — ſetzte der Mann kalt hinzu — in drei Jahren wird von dieſen drei Mädchen keines mehr leben.« Der Unglücksbote, der ein Schüler des berühmten Dr. K. war, hatte wahr geſprochen. In drei Jahren hatte ich keine Kinder mehr.

---

*) Dieſer Herr Blaze iſt derſelbe, welcher ganze Bogen meines „Roſſini“ aus dem „Narrenalmanach“ ohne Angabe der Quelle geplündert hat. C. M. O.

Tiflis. Seit dem neuen Jahre erſcheint hier eine neue literariſch-politiſche Zeitung, „der Kaukaſus", in zwei Ausgaben, in ruſſiſcher und armeniſcher Sprache. Sie enthält Aufſätze über die Anweſenheit des perſiſchen Geſandten in Tiflis, über den Beſuch des Ararat durch den Profeſſor Abich, über das Kriegsleben im Kaukaſus u. ſ. w.

Venedig. Die erſt unlängſt fertig gewordene Lagunenbrücke, ein wahres Rieſenwerk, iſt 11,401 Fuß lang, 9½ Fuß breit und ruht auf 222 Bogen, welche 5 Mittelplätze haben, die im Falle nothwendiger Zerſtörung durch die im Mauerwerk angebrachten Minenkammern als Baſtionen dienen und mit Geſchütz verſehen werden können. Die ganze Brückenlinie wird von der Kanone des Forts Marghera, das auf der Terra fornia liegt, beherrſcht. Zu dem koloſſalen Bauwerk wurden 75,000 Lerchenſtämme als Rammpfähle verwendet und 15,000 Kubikſchuh Lerchenholz zum Roſte; das unter dem Waſſerſpiegel befindliche Mauerwerk beträgt 10,000 Kubikklafter, das obère 45,000 Kubikklafter, durchweg Bruchſtein aus Iſtrien. Der ganze Cyklopenbau hat nicht mehr als 1,709,000 Gulden C. M. gekoſtet. Der Baumeiſter dieſer Brücke iſt ein Deutſcher, Namens Petich.

Wien. Der Kaiſer von Oeſterreich hat Herrn M. G. Saphir für die Ueberreichung ſeines „Fliegenden Albums" die goldene Medaille, und die Kaiſerin ihm für daſſelbe Werk eine koſtbare Brillantnadel zuſtellen laſſen.

∴ Die Gerüchte von der Entlaſſung des Herrn von Holbein wiederholen ſich immer deutlicher. Unter ſeinen Nachfolgern wird auch Herr Deinhardſtein wieder genannt. Die Wiedereinſetzung deſſelben wäre jedoch ein Zugeſtändniß, daß man früher Unrecht gethan, ihn abzuſetzen, und wer die behutſame öſterreichiſche Politik kennt, wird ihr ſchwerlich das öffentliche Anerkenntniß eines gemachten Fehlers, ſei es auch nur in Theaterſachen, zutrauen. Nach Andern hätte der Hofſchauſpieler Korn Ausſicht, nach Beſeitigung des Herrn von Holbein, als Direktor mit dem Titel eines Ober-Regiſſeur angeſtellt zu werden. (Theater-Locomotive.)

∴ Am 6. v. M. iſt Joſeph Weigl, der Componiſt der „Schweizer-Familie", auf dem Währinger Kirchhofe, neben Clementi, Beethoven, Schubert und Seyfried, begraben worden. Unter der Leitung Albrechtbergers hatte er ſchon im fünfzehnten Jahre eine Oper geſchrieben, die ihm Glucks Theilnahme erwarb; dieſer ſtellte ihn dem Kaiſer Joſeph vor, der den jungen Weigl großmüthig unterſtützte. Jetzt lebt aus der muſikaliſch-großen Zeit Wiens nur Ein Mann noch, leider aber in ſehr gedrückten Verhältniſſen, der 84jährige Gyrowetz; der geiſtig-rüſtige Greis iſt mit der Schilderung ſeines vielbewegten Lebens beſchäftigt.

∴ Herr Simon Sechter zeigt, um den Wahn zu zerſtreuen, daß er in Rückſicht der muſikaliſchen Compoſition in Trägheit verſunken ſei, in der „Muſikzeitung" an, er habe in Muſik geſetzt: „viele Gedichte von Schiller, evangeliſche Denkſprüche in Fugenform, 52 an der Zahl, die Epiſteln für alle Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres, alle Evangelien für das ganze Jahr, alle vier Paſſionstexte, die ganze Offenbarung Johannis, Dichtungen aus Paſſy's „Orgeltöne", ſämmtliche Pſalmen in Moſes Medelſohn'ſcher Ueberſetzung, etliche Oratorien, Meſſen, Requiems, die erſten ſechs Kapitel der Apoſtelgeſchichte, eine Oper, „Ali-Hitſchhatſch", die aber ritſchratſch durchgefallen iſt u. ſ. w." Zu Herrn Sechters Privatvergnügen machen wir ihn auf das hohe Lied Salomonis aufmerkſam, welches der Muſik ſehr viel glückliche Momente bietet. Wenn der Himmel Herrn Sechter noch lange erhält, ſo haben wir die Ausſicht, die ganze Bibel von ihm in Muſik geſetzt zu ſehen, was inſofern ein höchſt verdienſtliches Unternehmen wäre, als die Muſik ſehr geeignet iſt, den Glauben an das Wunderbare zu kräftigen. (Gaillards muſik. Zeit.)

∴ Einem on dit zu Folge will Herr Neſtroy ſeine Muſe an den Nagel hängen und nichts mehr für die Bühne ſchreiben; man ſagt, die Kritik habe ihm das Schreiben verleidet. Das wäre für das Volkstheater betrübend, meint die „Theaterzeitung" (und das meinen auch wir, denn manche ſeiner luſtigen Poſſen iſt uns lieber als viele geſpreizten Tendenzdramen, die ſich auf einzelnen Bühnen Norddeutſchlands ſo ungebührlich breit machen.)

∴ Die hieſige Briefpoſt hat im Jahre 1840, wo noch der alte Portoſatz beſtand, nahe an 20,937,000 Briefe, im Jahre 1843 nur circa 19 Millionen, im Jahre 1845 aber, nachdem der Porto-Satz von 3 Kreuzer C. M., der für einen Rayon von zehn Meilen galt, auf zwanzig Meilen ausgedehnt worden war, wuchs dieſe Zahl ſchon wieder auf 20,200,000 Briefe.

∴ Im Jahre 1840 wurden in Oeſterreich 14,670, im Jahre 1845, in Folge der vielen Verbote, nur 12,900 Zeitungs-Exemplare durch die Poſt befördert.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Auch die macedoniſchen Offiziere ſcheinen die Kunſt, Schulden zu machen, nicht minder gründlich als die unſern verſtanden zu haben. Als Alexander der Große von ſeinem indiſchen Eroberungszuge nach Perſien zurückgekehrt war, bezahlte er die Schulden ſeiner ſämmtlichen Offiziere, die über 29 Millionen Thaler betragen haben ſollen. (Stände doch auch jetzt ein Alexander auf, der die Schulden ſeiner Herren Offiziere bezahlen wollte.)

— Lucius Cary, Viscount Falkland, Staatsſekretär Karls I. von England, ein geſchätzter Dichter, der in der Schlacht bei Newbury (1643) geblieben war, hinterließ eine koſtbare Bibliothek, die ſein Sohn Heinrich, bald nach ſeines Vaters Tode, verkaufte für — ein Paar Pferde. Habent sua fata libelli.

— Die beliebte Modeblume, die Dahlie oder Georgine, iſt auf dem Plateau von Mexiko zu Hauſe, woſelbſt ſie auf offenen, ſandigen Ebenen wächſt. Im Jahre 1789 ſandte Vincente Cervantes, Profeſſor und Direktor des botaniſchen Gartens zu Mexiko, drei Sorten an den Abbé Joſeph Cavanilles, der damals dem botaniſchen Garten in Madrid vorſtand. Hier blühte die Georgine zum erſten Male im Jahre 1790. Durch die Marquiſe Bute, deren Gemahl ein großer Blumenkenner war, kam die Dahlie 1798 aus Spanien nach England und im Jahre 1804 durch Alexander von Humboldt nach Deutſchland. Ihren urſprünglichen Namen „Dahlia“ verdankt ſie dem ſchwediſchen Botaniker Dahl, ihren jetzigen dem Könige Georg III., der dieſe Blume leidenſchaftlich geliebt haben ſoll.

— Kaiſer Joſeph hatte dem Hofmaler Hickel befohlen, die Bildniſſe der Wiener Hofſchauſpieler und Hofſchauſpielerinnen zu malen. Hickel brachte die Zeichnungen dem Kaiſer zur Anſicht. Joſeph weilte bei dem der unvergeßlichen Jacquet und ſchrieb mit Bleiſtift nach dem Worte „geſtorben“: »zum allgemeinen Bedauern.«

— Dichter, Schriftſteller und Künſtler, welche bei dem geringſten öffentlichen Tadel, der gegen ſie oder ihre Leiſtungen ausgeſprochen wird, jetzt eine ſo krankhafte Empfindlichkeit an den Tag legen, ſollten das Beiſpiel des Schriftſtellers Dumoutier beherzigen, der bei der erſten Aufführung eines ſeiner Theaterſtücke, „les trois fils“, ſeinem Logennachbar, einem ihm unbekannten jungen Mann, ſeinen hohlen Schlüſſel zum Pfeifen lieh.

Treffer und Nieten.

• Franciſci's „neu aufgerichtete Liebeskammer“ (Leipzig 1679. 8.) definirt den Kuß wie folgt: Der Kuß iſt das aufgedrückte Siegel eines lieb- und treu-befliſſenen Willens, ein Pfandſchilling künftiger Vereinigung, ein Geſchenk, das man giebt und verliert, ein Obſt, ſo man zugleich pflanzt und abbricht; die allerſchnellſte Frage und Antwort zweier Herzen; ein Paar gegen einander ſchlagende Feuerſteine, ein karmoiſinrothes Wundpflaſter der Liebe; eine Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt u. ſ. w.

• Daß Goethe das Publikum genau gekannt hat, beweiſt folgender Vers:

„Wer dem Publikum dient, iſt ein armes Thier;
Er quält ſich ab, Niemand dankt ihm dafür.“

(Das mag Goethe immerhin ſagen; ich für meinen Theil will aber lieber der Maſſe, als einem Einzelnen dienen, wenn ich von jener auch weniger Dank einernte, als von dieſem. Auch nur ein ſo großer Egoiſt wie Goethe rechnet auf Dank; Andere verzichten darauf.)

• Wenn der Deutſche einen Beweis zu führen hat, ſo ſagt er: »Leſen Sie das und das, da und da;« über dieſe Beleſenheit aber wird der lebendige Wortbeweis nur zu oft verſäumt. Die Deutſchen ſind Jahrhunderte lang vor lauter Leſen nicht zum Sprechen gekommen. (Telegraph.)

• »Wenn eine Mannsperſon ſingt,« ſagt Hippel, »ſo iſt ſie entweder ein Franzoſe oder ein Geck, und wenn ich eine Mannsperſon im Singen unterrichten ſehe, ſo iſt mir eben ſo, als ſähe ich ſie weiche Eier kochen.« (Paradox!)

• Kaiſer Friedrich IV. war ein ſo abgeſagter Feind des Tanzes, daß er zu ſagen pflegte: »Er wolle lieber das Fieber haben, als tanzen!« (Geſchmacksſache!)

• Unſer Zeitalter iſt das der Cigarre. Alle Welt raucht. »Le Cigare,« ſchrieb neulich Herr von Balzac in ein Album, »fera désormais plus de mal que le canon!«

• Thomas Carlisle hat Frankreich eine „durch Lieder gemäßigte Monarchie“ genannt.

Neu erſchienen und durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen

PAYNE'S UNIVERSUM

V. Jahrg. in 12 Heften mit 48 der feinſten Stahlſtiche

und 1 großen prachtvollen Kunſtblatte als Prämie.

1. bis 4. Heft. Preis à 7 Ngr. = 21 Kr. C. M. = 24 Kr. Rheinl

Billiger Preis, regelmäßige Ausgabe der Hefte, pünktliche Lieferung de werthvollen Prämien, in prächtigen großen Kunſtblättern beſtehend, ſorgſam Wahl der brillanten Stahlſtiche und deren reiche Abwechſelung an Land ſchaftlichen- und Städte-Anſichten, Portraits, Hiſtoriſchen- und Genre Bildern zeichnen dieſes Werk vor allen ähnlichen Erſcheinungen aus und geben ihn den Vorzug.

Indem wir zur geneigten, recht zahlreichen Theilnahme an dem jetzt beginnende neuen Jahrgange einladen, bemerken wir zugleich, daß die Prämie, welche man grati dazu erhält, und die mit dem 12. Hefte geliefert wird, ein

großes, ganz ausgezeichnetes Kunſtblatt

ſein ſoll, und daß in allen Buchhandlungen Hefte dieſes billigen und vielſeitige Prachtwerkes zur gefälligen Anſicht bereit liegen.

Leipzig, im Februar 1846.

Engliſche Kunſtanſtalt von A. H. Payne.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Wohlfeile

Unterhaltungsbibliothek

für die

gebildete Leſewelt.

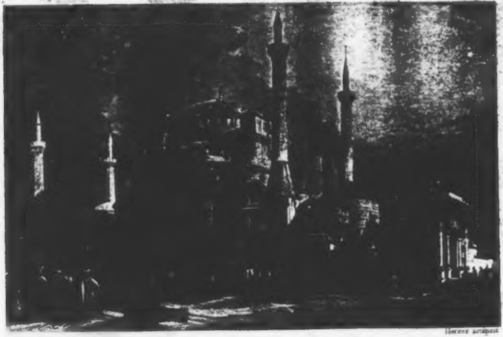
1. bis 27. Bändchen. à 5 Ngr.

Inhalt. 1. Die ſchöne Magd, von Herloßſohn. 2. Jenny, von Paul de Kock 3. Lucy, von Oettinger. 4. u 5. Der Albaneſe, von Heller. 6 – 9. Kleine Erzählungen, von Herloßſohn. 10 – 13. Das Kind des Carnevals, von Pigault Lebrun. 14 – 22. Der Venezianer, von Herloßſohn. 23 – 27. Onkel Botte, von Pigault Lebrun.

Hierbei eine Extra-Beilage:

Die Sophien-Moſchee in Conſtantinopel (Stahlſtich).

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

N°

Jäh
Jäh

offei
ſond
Die
möch
einer
läute
beha
Hun
Dieſ
ſie ſ
Chri
Juſt
heit
Volk
nehm
es u
uns,
erlau

oft e
ein
hämiſ
hörun

Wort
die f
Tobol

. 181. Leipzig, 19. März 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Faſtenpredigt

über das Wörtchen „aber“.

Von A. Peters.

Unſere heurige Faſtenzeit iſt eine wahre Hunger- und Faſtenzeit, nicht
t für die armen Teufel, die jetzt kaum das liebe Brod erſchwingen,
ern weit mehr noch für unſere Politiker und humoriſtiſchen Schöngeiſter.
Geſellſchaft trägt eine ſo langweilige Phyſiognomie, daß man wünſchen
te, der liebe Gott ſchickte der gähnenden Menſchheit bis auf beſſere Zeiten
gnädigen Schlaf. Die ewigen Spötter, die immer die Schellenkappe
n hören, wollen freilich auch dieſe langweilige Zeit ergötzlich finden und
upten, unſer Herrgott mache ſich mit den guten Weltverbeſſerern und
oriſten nur einen Spaß, mit Jenen, um ſie ein wenig abzukühlen, mit
en, um ihnen zu beweiſen, daß ſie das Allerwenigſte von dem beſitzen, worauf
ch am meiſten zu gute thun — nämlich Humor. Ich glaube als guter
ſt nicht, daß unſer Herrgott ſo gottlos ſein könne, an dieſem peinlichen
nde ſeiner lieben Menſchenkinder ſich zu ergötzen; ſicher iſt dies eine
iſche Verleumdung, deren gründliche Widerlegung wir dem „ſächſiſchen
blatte“ überlaſſen. Wir unſererſeits laſſen den lieben Gott walten,
en mit deutſcher Geduld unſern Theil der Langeweile auf uns und ſuchen
ns ſo erträglich zu machen, als nur immer möglich. Vielleicht gelingt es
dies Uebel unſrerſeits homöopathiſch zu vertreiben, und wenn Sie mir
ben, werde ich ſogleich einen Verſuch damit machen.

Da iſt in unſerer guten deutſchen Sprache ein Wörtchen, das mich ſchon
ntſetzlich gelangweilt, manchmal auch mir gar große Noth gemacht hat;
Wörtchen, das an ſich ſo viel wie nichts bedeutet und doch, gleich einem
chen Kobold, ſich zwiſchen Hoffnung und Erfüllung, Wunſch und Er-
g, Sonſt und Jetzt drängt: ich meine das Wörtchen „aber“.

Schon das trochäiſche Maaß, mit dem breiten a vornweg, macht das
malitiös-langweilig, und da die lange Vorderſylbe gleichſam den Kopf,
rze Nachſylbe aber Rumpf und Beine bilden, ſo ſieht es aufs Haar einem
de ähnlich. Wie es in unſere aufrichtig biedere, gemüthliche Sprache

gekommen, weiß ich nicht, behaupte jedoch eben deßwegen um ſo kecker, daß es von irgend einem herzloſen Zweifler, finſtern Neidhart oder boshaften Tadler erfunden und hineingeſchmuggelt worden iſt, denn wird es nicht am häufigſten von Denen gebraucht, die Alles bekriteln, bezweifeln und ihren Mitbruder um jeden Vorzug beneiden? Wie manche Freude, wie manch ſtolzer Plan, wie manche ſüße Hoffnung ſcheiterte ſchon an einem boshaften Aber, von feindlichen Menſchen oder tückiſchen Schickſalsgöttern eingeworfen! Ich laſſe Beiſpiele reden.

Kennen Sie, meine Verehrten, jene Gattung von Thieren, welche die Naturgeſchichte mit dem Namen „Pechvögel“ belegt? Die beklagenswerthen Vögel, an welchen es ſich erklären läßt, warum im Lateiniſchen Vogel (avis) und Schaf (ovis) nur durch Einen Buchſtaben ſich unterſcheiden, ſind die wahren Vexirknechte des Koboldes „Aber“, der ihnen bei allen Unternehmungen, Hoffnungen und Freuden ſpottend in den Weg tritt. Ich brauche Sie nicht an des weiland Kammergerichtsraths E. T. A. Hoffmann armen Studenten Anſelmus zu erinnern, da uns das alltägliche Leben Beiſpiele im Ueberfluß liefert. Einer jener ſüßduftenden, ſtraffbehoſten Jünglinge, welche im „Leipziger Tageblatt“ vulgo „Herren von der Handlung“ genannt werden, geht zum Ball, hat ſich jedoch vorgenommen, keinen Pas zu tanzen: er will die ſchöne Welt einmal das Blei ſeiner Gleichgiltigkeit empfinden laſſen. Aber — o Himmel! — wer iſt die ſchöne, ſchwarzlockige Fremde in der Ecke dort? »Eine Waiſe mit 10,000 Thalern disponiblem Vermögen.« — Hier giebt es eine Eroberung zu machen; der junge Herr, der ſchon ſeit dem Empfange des Lehrbriefes auf eine derartige Partie ſpekulirt, muß nothwendig tanzen. Die Geigen werden geſtimmt. Schnell zum Engagement! Aber — es iſt zum Tollwerden! — er hat die Glacéhandſchuhe vergeſſen, dieſe nothwendigen Schaflederfutterale der Hände, ohne die ein junger „Herr von der Handlung“ ein glückloſes Nichts iſt. Fort ſtürzt der Stutzer ins nächſte Modengewölbe, ſetzt ſich in den Beſitz des erwähnten Möbels und eilt zurück zum Ballhauſe. Als gält' es, ein ſiegreicher Fähnrich, die vaterländiſche Fahne auf den feindlichen Wall zu pflanzen, ſo ſtürmt der Stutzer hinan. Schon ſieht er ſich im Bereiche ſeiner geträumten Eroberung — aber, o Jammer! die Dame ſeines Herzens, die Beſitzerin der disponiblen 10.000 Thaler, iſt ſchon engagirt, und mit wem? Mit dem nämlichen Studenten, der ihm ſchon mehr als eine Eroberung ſtreitig gemacht hat. Wie ſie den ſo freundlich, ſo liebeſtrahlend anblickt! Er faßt ihre Hand — jetzt ſchlingt er gar den Arm um ihre ſchlanke Taille — ſie duldet es — Teufel, das iſt zu viel! Empört eilt der Getäuſchte hinaus, den Frauen, wie einſt Hamilkars Sohn der feindlichen Roma, ewigen Haß ſchwörend und entſchloſſen, in Champagner den Gram der Liebe zu ertränken. Aber — Champagner iſt theuer und ſeine Baarſchaft reicht gerade, um eine Flaſche Krätzer zu kaufen, und Krätzer iſt eine ſchlechte Lethe. So verläßt er voll Aerger und Groll das Haus der Freude. Die Nacht iſt finſter; er ſieht nichts und rennt kopflos an die nächtliche Patrouille. »Ein Trunkenbold — auf die Wache mit ihm!« Vergebens iſt alles Proteſtiren: »Ich bin ja ein anſtändiger junger Mann ...« »Aber betrunken und haben ſich an der Wache, an des Königs Rock vergangen. Marſch!« — Und im Arreſt auf harter Pritſche iſt dem Narren des Schickſals Friſt gegeben, über das Pech und das Aber des menſchlichen Lebens nachzudenken.

Ein Poet iſt im beſten Zuge, den Gipfel des Parnaß zu erklimmen. Neben dem Flügelroß, das ihn nicht tragen kann, weil es ſchon genug zu ſchleppen hat an ſeinem ſechsbändigen Roman von Weltſchmerz mit Amazonenflüſſen von Blut und Thränen und an dem großen Trauerſpiele mit Chören und 666 Knalleffekten, ſchreitet er keck empor, denn mächtig ſpornt ihn der Beifall der zahlreich verſammelten Zuhörerſchaft. Je höher unſer Poet ſteigt, deſto mächtiger ſchwillt ihm das Herz; Ideen zu fünfzig Heldengedichten, gegen welche Torquato Taſſo's „befreites Jeruſalem“ nur ein ſeichtes Epigramm iſt, jagen in einer Minute durch ſeinen Kopf und parodirend ſingt er: »O ſelig, o ſelig, ein Dichter zu ſein.« Aber — auf einmal verſtummt der Beifall der Menge und eine Löwenſtimme ſpricht die beflügelten Worte: »Schweig', unbeſonnener Haufe, und vernimm die Stimme der Kritik! La critique, c'est moi — ich heiße Wolfgang Menzel und will Euch ſagen, wer jener Wicht dort oben iſt. Er iſt ein Bänkelſänger, ein literariſcher Jongleur, ein Deutſchverderber, wie die Participialconſtructionenmajeſtät an der Iſar. Das wenige Gute, das an ſeinen Produkten iſt, hat er geſtohlen!« — »Geſtohlen, geſtohlen!« widertönt's im tauſendſtimmigen Echo. »Herunter mit dem Diebe! Diebe gehören an den Galgen und nicht auf den heiligen Berg. Reißt ihn herab, züchtigt ihn und werft ihn zu den Fröſchen! Zu den Fröſchen mit allen ſchlechten Dichtern, auch wenn ſie bairiſch Bier tränken und etwas mehr als Unſereiner wären!«

Auch in der Liebe ſpielt das tückiſche Wort ſeine gottloſen Streiche. Baron von Zuckerſüß liebt Fräulein Iſabella. Iſabella iſt ſchön wie ein Frühlingstag, wenn er ſich eben den Umarmungen der Morgenröthe entwunden hat, und ſanft, wie Roſenduft, der ſich auf den Flügeln des Weſtes wiegt. Einſt auf dem Balle hat ſie den Baron angelächelt. Seitdem iſt ſie der Süd- und Nord-Pol ſeiner Gedanken, der Ocean ſeiner Wünſche. Täglich martert er ſich ab, die Guitarre ſo weit zu lernen, daß er ihr eine Serenade bringen kann, denn er hat geleſen, daß auf ſolche Art verliebte Ritter ihrer Herzensdame einen Tribut der Huldigung darzubringen pflegten. Nach fünfzig Lektionen hat er es dahin gebracht, daß er eine ſchmelzende Arie ſpielen und ſingen kann. Die Arie im Kopfe, Liebe im Herzen und die Guitarre im Arme eilt er bei Mondenſchimmer und Sternenglanz zum Hauſe der „Einzigen“. Ihr Zimmer geht nach dem Garten hinaus; dort hinter dem Nußbaume iſt ein Fenſter offen; da ſitzt ſie, das Antlitz in der thauigen, düfteſchwangeren Luft des Abends badend. Jetzt zieht ſie ſich zurück und ſchließt das Fenſter; der Augenblick iſt günſtig; ſchnell ſchwingt ſich der Troubadour über die Mauer, und bald zerfließt ſeine Seele in den ſchmelzenden Akkorden der Arie. Er endet; leiſe verklingen die Töne des Saitenſpiels; ſehnſuchtsvoll ſchaut er zum Fenſter empor; wird ihm kein Zeichen ſüßer Erhörung kommen? Jetzt — o wie ihm das Herz im Buſen klopft! — in der That — jetzt öffnet eine kleine ſchneeweiße Hand das Fenſter, und der liebende Zuckerſüß lauſcht in entzückender Erwartung. Aber — aber — o Schrecken! ein kaltes, gräfenberg'ſches Sturzbad, ausgegoſſen von der muthwilligen Zoſe, überſtrömt plötzlich ſein glühendes Haupt, und ein Kichern dringt wie ein Hohngelächter der Hölle in ſein Ohr. Der anabaptiſirte Baron flieht mit gebrochenem Herzen und triefendem Haupte davon; daheim aber überreicht ihm der Schuft von Bedienten mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln die inzwiſchen eingegangene Anzeige von der Verlobung der liebenswürdigen Iſabella mit einem ſeiner Todfeinde.

Schlimm wie Asmodi, der Eheteufel, hat der ſeelenloſe Kobold manche glückliche Heirath verhindert. Edmund, ein junger Kaufmann, liebt Agnes, des Paſtors fünfzehnte Tochter, und iſt feſt entſchloſſen, ſie oder gar keine zu heirathen. Beklommen tritt er vor den Vater: »Ich liebe Paſtors Agnes, und ſicher erfreut ſich dieſe Neigung Deines Beifalls, denn Agnes iſt ſchön.«

Der Alte räuspert ſich. »Schön — hm — ja — ſchön iſt ſie wohl, aber arm.«

— Dafür iſt ſie häuslich …

— Aber ohne Haus; aus Nichts kann auch die Häuslichſte kein gutes Haus machen, obſchon die Weiber alle gern ein Haus machen.

— Und … o wie gut, wie himmliſch gut iſt ſie!

— Ich glaub' es, mein Sohn, aber was hilft's, wenn ſie gut iſt und kein Gut hat.

— Sie hat ewige Güter; meine Agnes, o beſter Vater, iſt an Tugend ein Engel …

— Aber eines armen Teufels Tochter. Lieber Sohn, ſei kein Narr; laß die Grille und greife nach der Dir dargebotenen Hand der Tochter meines Freundes Goldmann; die hat 10.000 Goldfüchſe.

— Aber ſie hat deren mindeſtens eben ſo viele im Geſicht, wenn ſchon im verjüngten Maßſtabe.

— Das Mädel iſt gebildet …

— Aber noch mehr eingebildet.

— Sie ſingt, wie eine Catalani …

— Aber im Eheſtand wird ſie nur durch Zankduetts ihre Bravour im Singen beweiſen.

— Sie ſpielt Fortepiano, wie eine Clara Wieck …

— Aber als Frau wird ſie, ſtatt auf den Taſten, auf ihrer Umgebung herumhämmern. Mit einem Worte, ich mag ſie nicht.

— Aber das Paſtormädel ſollſt Du nicht haben.

— Dann bleib' ich ledig.

Edmund wurde wirklich ein Hageſtolz, und die Welt ſah ein glückliches Ehepaar weniger, blos wegen der vermaledeiten „Aber“.

Um indeß gerecht zu ſein, muß ich hier einen Fall einſchalten, wo ein Aber eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hatte.

— Mama, ſagte Nina, das heiterſte Sonntagskind ihres Städtchens, bei der Morgentoilette zu ihrer Mutter — nun fehlt mir nur noch ein Häubchen, dann würde ich eine ſtattliche Frau abgeben. So ſollte mich Nachbar Franz mal ſehen.

Die Mutter ſah das Mädchen mit einem Blick an, welcher halb Vergnügen, halb Erſtaunen ausdrückte.

— Nina, Nina, ſprach ſie endlich, an ſo Etwas ſollteſt Du noch gar nicht denken.

— Nicht daran denken? Und morgen will Franz ſchon um meine Hand bei Dir anhalten! Da iſt es hohe Zeit, daran zu denken!

— Kind, gottloſes Kind! Biſt Du toll?

— Gott bewahre, ganz geſcheidt, Mutterchen! Der Franz hat mich ernſthaft gefragt, ob ich ſein Frauchen ſein will.

— Und Du … Du haſt …

— Ich habe Ja geſagt, von Herzen gern, und glaube daran ganz klug gethan zu haben; denn Franz iſt ein ganz allerliebſter Menſch, hübſch, gut und reich. Das wird einen Neid geben unter den hochfahrenden Bürgermeiſters-Töchtern, wenn's heißt, ich ſei Franzens Braut. Gewiß, Mutterchen, Du haſt nichts dawider, daß wir uns heirathen?

— Närriſches Kind, Du darfſt noch gar nicht ans Heirathen denken; Du zählſt ja erſt ſiebzehn Jahre.

— Das iſt ſchon wahr; aber Couſine Bertha war noch ein halbes Jahr jünger, als ſie getraut wurde, und, Mutterchen, erinnere Dich hübſch, daß übermorgen erſt Dein vierunddreißigſter Geburtstag iſt.

Die Mutter erröthete und ſchwieg, und als Franz am folgenden Tage um Nina's Hand anhielt, wurde ihm eine ganz willfährige Antwort zu Theil. Dies bewirkte ein Aber zur rechten Zeit; es war dies aber auch das naive unwiderſtehliche Aber eines liebenden Mädchens von ſiebzehn Jahren. Ich wünſche allen jungen Mädchen im gleichen Falle ein eben ſo günſtig wirkendes Aber.

Das Leben des Menſchen iſt mehr ernſt als heiter, und darum giebt es der ernſten, niederſchlagenden Aber mehr, als der frohen, ermuthigenden. Ach, immer begleitet uns ein Dämon, der vor jeder lieblichen Blume, bei jedem fröhlichen Becher, an jeder trauten Bruſt uns ſein düſteres Aber zuflüſtert. Wie ſchön biſt Du gekleidet, hohe, üppige Roſe! Wie zart und erquickend iſt Dein Duft, die Krone und Zierde des Gartens! Aber morgen vielleicht ſchon pflückt Dich eine rauhe Hand, oder ſtreut der Sturm Deine ſchönen Blätter auf die Erde; jedenfalls ſenkſt Du gar bald verwelkend Dein anmuthiges Haupt. Das goldene Zeitalter, von dem die Dichter ſingen als von einer längſt entſchwundenen Zeit, iſt noch keineswegs untergegangen; es blüht in jedes Menſchen Leben einmal; es iſt die goldene Zeit der erſten Liebe. — Seht den Jüngling, ſeht das blühende Mädchen, wie ſelig ſie ſind, da ihrem Herzen die Liebe ſich offenbart! Jeder ſtille Hain iſt ihnen ein Eden, jedes Thal ein Tempe, jede Flur ein Arkadien. Abends, wenn der liebende Sonnengott in den Schooß der geliebten Meergöttin ſinkt und die liebende Venus ſammt den kleinen goldenen Sternenkindern am Himmel aufgeht, ſuchen ſie die Raſenbank unter der alten traulichen Linde und koſen und träumen von der Glückſeligkeit ewiger Vereinigung. Wie beredt iſt des Jünglings Mund, wenn er die Tage der Zukunft malt! Mit Entzücken hängt das Auge der Jungfrau an des Schwärmers Lippen. Aber ein Seufzer ringt ſich plötzlich aus ihrer Bruſt empor; »aber — fragt ſie bebend — wirſt Du auch immer ſo ſein, wie jetzt? immer ſo liebevoll, ſo treu und innig?« Und des Jünglings Auge verdüſtert ſich; der Zweifel der Geliebten zieht kalt durch ſeine Seele und das harmoniſche Verſtändniß beider Herzen iſt getrübt. — »O Königin, das Leben iſt doch ſchön!« ruft Marquis Poſa in der entſcheidungsvollen Stunde ſeines Lebens, und tauſend Glückliche rufen es ihm nach. Ja, das Leben, „dieſe freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens", iſt ſchön. Sage Niemand, es ſei der Güter höchſtes nicht; ſchließt nicht das Menſchenleben das Höchſte, das Schönſte, das Heiligſte ein? Gehört nicht die Tugend, die Liebe, die Freiheit, gehört nicht Hoffnung und Glaube und Freude, das erhabenſte Denken, das tiefſte Empfinden zum Leben? Ja, das Leben iſt der Güter höchſtes! Sonne, Mond und Sterne, ich beneide Euch nicht um Euren Glanz und Eure ſtolze Bahn; ich lebe, fühle, bin mir bewußt, daß ich bin, und in dieſem Gefühle und Bewußtſein ſchwingt meine Seele ſich dem Göttlichen entgegen; daraus quillt ihr die Ahnung, daß ſie ein Theil des Unendlichen, des Weltgeiſtes, der Gottheit, daß ſie Gott ſelber iſt.

O Leben, Leben! Du höchſte und wahrhafteſte Offenbarung Gottes auf Erden! An Dich klammere ich mich an mit der ganzen Inbrunſt meiner Seele; ich begehre nichts, als Dich; an Deinen zauberiſchen Brüſten will ich trinken, an Deinen Blüthen will ich mich laben, an Deinem Lichte mein Herz erwärmen und aller Welt jauchzend verkünden: das Leben iſt doch ſchön! — Aber ... wie? Kann nicht morgen ſchon dies gluthenvolle, ſchwellende, wogende, oft überſprudelnde Leben verſiechen und mein heute noch von der ſüßen Empfindung des Seins getragener und bewegter Leib kalt und ſtarr in jene lange Nacht ſinken, in das enge Haus, das nur einen Eingang und keinen Ausgang hat? Ja, fürwahr, ich kann morgen nicht mehr ſein! Doch ich bebe nicht, ſchaudere nicht vor dieſem Gedanken, denn eine Stimme flüſtert mir die Verheißung zu, daß jener Nacht ein ſchönerer Morgen folgen, daß mein Geiſt, noch bevor die ſtille Blume, welche die Hand der Liebe auf meinen Hügel pflanzt, ſich ihrer Knospe entwindet, auf unvergänglichen Auen, unter ewig leuchtenden Blumen wandeln wird.

Aber — erhebt ſich der Zweifel — biſt Du deſſen auch gewiß? Weißt Du, ob Dich Dein Glaube nicht trügt? Wer iſt wiedergekommen und hat Dir Kunde gebracht von jenem namenloſen Lande? Wer ſagt Dir, daß Dein Geiſt noch eine überirdiſche Beſtimmung habe? Wer beweiſ't Dir, daß er nach dem Zerfallen ſeiner Hülle für ſich, in ſeiner Perſönlichkeit fortdauern werde? Wer ſcheidet die Waſſer des Stromes, nachdem er in den Ocean ſich ergoſſen? Und wird nicht das Fortleben des Geiſtes nach dem Abſterben des Leibes gleich ſein dem Verſchwinden des Stromes in den Waſſern des Meeres? Wird er nicht in ſeinen Urquell zurückkehren, nicht eins und untheilbar ſein mit dem Glanzmeere der Gottheit?

So weicht das Aber nie von uns; ſelbſt an den Pforten des Grabes, an den Thoren einer andern Welt tritt es zwiſchen uns und unſere letzten Hoffnungen. Vermaledeites Aber, gönne mir meinen Glauben!

Sperl-Augen.

M. G. Saphir ſchildert in ſeinem „Humoriſten" ein Paar ſchwarze „Sperl-Augen" auf folgende Weiſe: »Augen, die geſchaffen ſind, um beim Sperl während eines Straußiſchen Walzers ringsum in alle Gallerien zu flunkern; Sperl-Augen, welche die Eigenſchaften haben, gradaus zu ſehen, links zu beobachten, rechts zu kokettiren, hinauf zu blinken und auf die Fußſpitzen hinab zu ſchauen; Sperl-Augen ſind ſchwarze Waldkirſchen, die gepflückt ſein wollen, die funkeln, ohne zu leuchten, Augen, die mit und in ſich ſelbſt walzen, Vexirſpiegel, bei denen mehr heraus ſchaut als hinein, Augen, die u. ſ. w. u. ſ. w.«

Vaters Mahnung.

Mein Sohn, ſoll ich Dir vertrauen
Des Mannes vorzüglichſte Pflicht?
Galant ſei gegen die Frauen,
Nur — gegen galante nicht.

L. Horwitz.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Algier. Die hieſigen Juden haben dem Könige der Franzoſen für die neue Organiſation ihrer Conſiſtorien eine Dankadreſſe übergeben laſſen.

∴ Zwiſchen hier und Marſeille beſtehen jetzt nicht weniger als 13 Poſtverbindungen hin und eben ſo viel zurück. Man legt die Reiſe in 75 Stunden zurück.

Berlin. Friedrich Wilhelm IV. hat beſchloſſen, den Erzbiſchöfen von Cöln, Gneſen und Poſen, unter Abänderung des Erlaſſes vom 26. October 1831, das Prädikat „Erzbiſchöfliche Gnaden" zu verleihen — ! —

∴ Der König hat dem Buchhändler Karl Heymann den Titel eines Commerzienraths verliehen.

∴ Am Faſtnachts-Abende war bei Hofe ein großer maskirter Ball, zu welchem über tauſend Perſonen eingeladen waren. Man hatte auf eine ſinnreiche Art die ausgezeichnetſten der ſchönen und gemüthlichen Volksmärchen des deutſchen Dichters Muſäus zum Gegenſtande der einzelnen Abtheilungen des Zuges gewählt, ſo daß alſo acht derſelben perſonificirt wurden, und zwar in folgender Ordnung: die Chronica der drei Schweſtern, Rolands Knappen, Richilde, Rübezahl, Melechſala, die Nymphe des Brunnens, ſtumme Liebe und der geraubte Schleier. Die Hauptperſonen dieſer Märchen wurden von den Cavalieren und Damen dargeſtellt. Der Prinz von Preußen erſchien als Graf in der Chronica der drei Schweſtern; der Prinz Karl von Preußen als Sultan von Aegypten in der Melechſala, und der Prinz Adalbert als der Großmeiſter der Templer in demſelben Märchen. Auf den Bannern, welche die den einzelnen Perſonalen vortretenden Bannerträger trugen, las man die Namen der dargeſtellten Märchen.

∴ Die Violoncelliſtin Liſe Criſtiani glänzt in unſern Salons weniger als Künſtlerin wie als emancipirte Dame. Man findet ſie wunderſchön, blendenden Geiſtes und, um die neue Berliner Sprachhyperbel, den höchſten Ausdruck des Jubels, zu gebrauchen, „magniperbe" (neue Zuſammenſetzung von magnifique und ſuperbe). Sind wir Berliner nicht auf der Höhe der Civiliſation?! (Janz ungeheuer!!!)

∴ Mehr als der Communismus zeigt ſich hier die Weiberemancipation, die ſich als krankhafter Auswuchs des Berlinerthums an den Tag legt. Einige liederliche Weibsbilder, die in Kneipen gehen, Cigarren rauchen, Grog trinken, dabei Zoten reißen und mit Gotteslåſterung renommiren, das ſind die emancipirten Berlinerianen. Die ſaubere Clique der Bauers macht mit dieſen Emancipirten gemeinſchaftliche Sache, die in der allgemeinen Achtung ungefähr dieſelbe Stellung einzunehmen verdienen, wie die ſaubern Hetären, die in den Salons der Friedrichsſtädt'ſchen Halle und in Villa-Bella den Pariſer Cancan cultiviren. Auch dieſe Dirnen rauchen Cigarren und ſind — ſehr gemein.

Bologna. Papa Roſſini will ſich zum zweiten Male ins Joch der Ehe begeben und eine junge franzöſiſche Sängerin heirathen, um einen Erben ſeines Namens zu erhalten, damit ſein großes Vermögen nicht an Fremde falle!!!

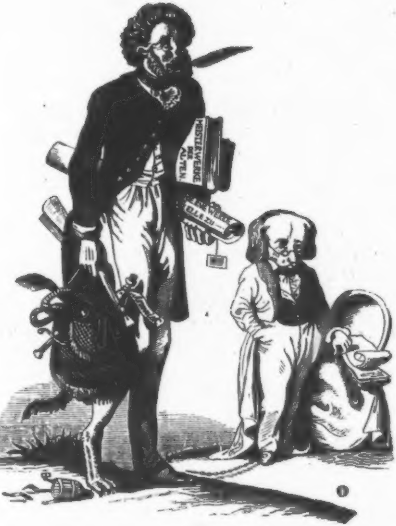
Bonn. Bei Adolph Marcus erſcheint eine Auswahl der Werke des trefflichen belgiſchen Schriftſtellers Hendrik Conſcience in deutſcher Ueberſetzung von dem als Sammler niederländiſcher Volksſagen wohlverdienten Herrn J. W. Wolf in Brüſſel.

Brüſſel. Der flämiſche Schriftſteller Hendrik Conſcience hat vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe in Empfang genommen und darüber dankbar quittirt.

∴ Kürzlich enthielten mehrere Blätter die Nachricht, daß das alte Jeſuitenkloſter in Lüttich wieder von Vätern des Ordens bezogen werden ſolle. Jetzt enthält der „Eclaireur de Namur" Folgendes: Eine Fraction der Jeſuiten, die aus Frankreich herüber kam, iſt im Begriff, eine nahe gelegenes Landgut (Namée) für die beſcheidene Summe von 1 Million 200,000 Francs anzukaufen. Man ſieht, wie reich die Collecten für die (geiſtig) Armen dieſes Jahr ausgefallen ſein müſſen.

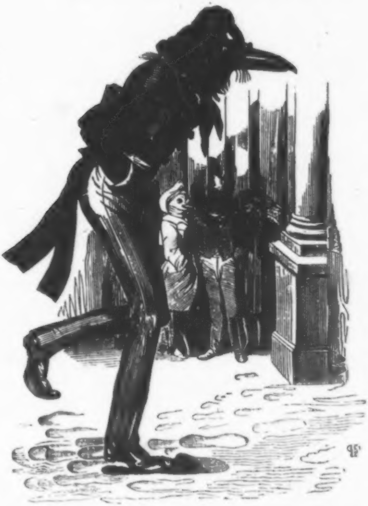
Carlsbad. Unſer verehrter Herr Bürgermeiſter, von der Metzgerzunft zu Paris dahin eingeladen, um am Faſchingsdienſtage zu repräſentiren, iſt dem Vernehmen nach dort angekommen, und hat über ſämmtliche Mitbewerber an der Repräſentation von Poiſſy den eclatanteſten Sieg errungen. Man trifft hier Vorbereitungen, um den würdigen Bekränzt-Heimkehrenden feſtlich zu empfangen.

Ein Pariſer Feuilletoniſt,


MEISTERWERKE DER ALTEN.
ELLE ZU

der jährlich neunzig Bände Feuilleton-Romane ſchreibt. Der kleine Pudel, der die Ohren hängen läßt, iſt eine Perſonifikation des Feuilleton, für das Jener ſich großmüthig aufopfert.

Ein Schöngeiſt aus der Provinz,



der, eben vom Poſtwagen abgeſtiegen, zum Direktor des Odéon-Theaters rennt, um demſelben ſein erſtes Trauerſpiel „Lacrizia“ zu überreichen.

Deſſau. Am 28. Februar hat der verdienſtvolle Hofkapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider ſeine fünfundzwanzigjährige Wirkſamkeit bei der hieſigen Hofkapelle und Oper, wie als Vorſtand mehrerer Geſangvereine und Liedertafeln beendet. Am 1. März wurde ihm zu Ehren ein großes Feſt gefeiert.

∴ Der Herzog hat einen Bären angebunden, wir meinen den Bären-Orden, den er dem Kapellmeiſter Friedrich Schneider, nebſt Tabaksdoſe mit Namenschiffre, geſchenkt hat.

Dresden. Herr Julius Otto, der rühmlich bekannte Cantor an der Kreuzkirche, giebt im Verein mit dem muſikaliſchen Ariſtarchen der „Abendzeitung", Herrn Julius Schladebach, unter dem Titel „Teutonia" literariſch-kritiſche Blätter für den deutſchen Männergeſang (bei C. Glaſer in Schleuſingen) heraus. Die erſten zwei Nummern, die bis jetzt davon ausgegeben ſind, enthalten ein ausführliches Programm, ein Lied („Teutonia"), eine Statiſtik der deutſchen Männergeſangvereine, einen namentlich für Sänger leſenswerthen Aufſatz („zur Diätetik der Stimme"), einen Vorläufer der Kritik und Recenſionen über A. Schäffers „weiſen Rathsherrn", über J. Grobe's „Quodlibet" und H. Truhn's „Quartette für vierſtimmigen Männergeſang". Den kritiſchen Theil beſorgt Herr J. Schladebach, in deſſen Händen er gut aufgehoben iſt.

∴ Der Faſtnachtsabend brachte uns die „verwunſchene Prinzeſſin", ein abenteuerliches Zaubermärchen in drei Akten, das unſer beliebter Komiker A. Räder dem franzöſiſchen Vaudeville „la biche au bois" ziemlich gewandt nachgebildet hat. Eine Unzahl von Feen und Zauberern, von Königinnen und Prinzeſſinnen, von Fürſtinnen und Seneſchallen, von Lachſen und Hummern und andern Bewohnern des Seepalaſtes weckten und befriedigten die Schauluſt auf ſehr heitere Weiſe. Herr Räder war ein komiſcher Junker Picolo und Dem. Lebrün ein ganz allerliebſter Prinz. Alle wurden gerufen.

Frankfurt. Am 27. Februar iſt hier das fünfundzwanzigjährige Jubiläum unſeres vielverdienten Kapellmeiſters Carl Guhr gefeiert worden. Als Ehrengeſchenk erhielt er vom Theaterperſonal eine große ſilberne Lyra; dem Feſteſſen haben über 300 Perſonen beigewohnt. Am 2. März wurde zu ſeinem Benefiz Spontini's „Veſtalin" aufgeführt, die erſte Oper, die Herr Guhr hier dirigirt hat.

Grätz. In der letzten Sitzung des hieſigen Leſevereins iſt beſchloſſen worden, die verbotenen Journale (darunter iſt auch der „Charivari") nicht mehr jedem Mitgliede zum Gebrauche hinauszugeben. Man wittert Pfaffenluft! O Zengerle!!

∴ In einem Städtchen Oberſteiermarks hat ſich jüngſt ein Offizier erſchoſſen. Die hochwürdige Geiſtlichkeit wollte ihn durchaus nicht begraben, und als dies das Militär ohne Geiſtlichen thun wollte, weigerte ſich der Pfarrer, die zum Begräbniß nöthigen Requiſiten herzugeben. Nur nachdem der Todte wahnſinnig erklärt wurde, beſtattete man ihn mit dem üblichen kirchlichen Pompe. — Gott iſt groß und der Teufel hole die Pfaffen!

∴ Auch hier bildet ſich ein Lobhudel-Verein à la Laube'ſcher Clique in Leipzig. Die Katzenbuckel-Manövers gelten einer ziemlich obſcuren Schriftſtellerin (?), Frau von Fuger-Rechtborn. Sie ſchrieb Gedichte, die der hieſige Buchhändler Dirnböck verlegt hat. Man ſagt, der Mann ſei in die Dichterin (?!) ſterblich verliebt. Da wird ihn Frau von Fuger-Rechtborn wohl honoriren!

Hamburg. Die Herren Cornet und Mühling wollten, falls ſie das Theater wieder behalten hätten, einen Dramaturgen mit 5000 Mark anſtellen; allem Anſcheine nach war dieſem Gerüchte nicht mehr zu trauen, als dem, nach welchem der alte Iffland nächſtens ſeinen kleinen hannoverſchen Bauernhof verlaſſen und ſich von den deutſchen Bühnen die Tantiemen für ſeine Stücke auszahlen laſſen will.

∴ Das zukünftige Schickſal des Stadttheaters iſt nun entſchieden. Mit einer Mehrheit von 76 Stimmen ſind die Herren Charles Maurice und Louis Schneider, von Oſtern 1847 an, zu Direktoren des Stadttheaters erwählt worden. Beide Bühnen (das Stadt- und das Thalia-Theater) werden künftig unter dieſer Direktion vereinigt werden. Beide gehen unter der Leitung ſolcher Männer einer großartigen Zukunft entgegen.

∴ Der Bajazzo des alten Stadttheaters, der Komiker Brüning, hat ſich durch Hiſtrionen-Uebermuth verleiten laſſen, in der Vaudeville-Burleske „Robinſons Inſel oder eine Conſtitution", ein Bänkelſängerlied einzulegen, welches die von allen Zeitungen als Lüge bezeichnete Jagdgeſchichte in Berlin behandelte. Der Pöbel applaudirte, der beſſere Theil des Publikums aber war darüber mit vollem Rechte indignirt. In Folge dieſer Einlage iſt die Aufführung dieſes Stückes unterſagt, die Direktion des Stadttheaters zu hundert Thalern Strafe, der Bajazzo Brüning aber zu achttägigem Nachtarreſt und im Wiederholungsfalle zur Verweiſung aus Hamburg verurtheilt worden.

∴ Im Thalia-Theater hat eine Bearbeitung des Bäuerle'ſchen „Fiaker als Marquis“ unter dem Titel „der Droſchkenkutſcher als Baron“, von M. J. R., eine ziemlich günſtige Aufnahme gefunden.

∴ Herr Joſeph Mendelsſohn hat das bekannte Volksdrama „Marie Jeanne“, von Dennery und Malliam, ebenfalls für die deutſche Bühne bearbeitet und zwar ſo wirkſam, daß die beiden andern Ueberſetzungen von H. Börnſtein und W. A. Herrmann dadurch eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten.

∴ Die „Originalien“ ſchreiben: Die Hofräthin Witte hat ein Modell des Mondes aus weißem Wachs verfertigt und es nach England an Sir John Herſchel geſandt, um es dort an einen Liebhaber zu veräußern. Sie hat dreißig Jahre daran gearbeitet. Welche Ausdauer für eine Dame!

Krakau. Die proviſoriſche Regierung, beſtehend aus Ludwig Gorżkowski, Jan Lyskowsky und Alexander Grzegorzewsky, hat eine Proklamation erlaſſen, die, wie auch die Sache ausfallen mag, eines der ſchönſten Aktenſtücke neuerer Geſchichte bleiben wird.

Leipzig. Im „Wandelſtern“ befindet ſich ein höchſt pikanter Bericht aus Berlin, in dem jeder einzelne Satz eine himmelſchreiende Wahrheit enthält. Es heißt darin unter Anderm: „Gottſched und Gellert“, das erſt verboten, dann aber, wie bekannt, wieder freigegeben wurde, ſoll auch auf dem königlichen Theater nächſtens zur Aufführung kommen. Für den Verfaſſer, wie für das Publikum, wäre es wohl beſſer geweſen, wenn s beim Verbot ſein Bewenden gehabt hätte, denn das ſchlechte Stück, das bereits anderswo gewürdigt iſt, obgleich die Laube'ſchen Bedienten ganz andere lügenhafte Dinge darüber in die Welt hinaus trompetet haben, wird hier, wo man dem Herrn Laube nichts weniger als hold iſt, ſeinem verdienten Schickſal nicht entgehen.

∴ Es geht hier und in Berlin das ziemlich verbürgte Gerücht, daß der bekannte Publiziſt Guſtav Julius in Leipzig die Conceſſion zur Herausgabe einer neuen politiſchen Zeitung in Berlin erhalten habe, in der die Intereſſen der Regierung, namentlich in Bezug auf das Inſtitut der Seehandlung, vertreten werden ſollen. Es iſt derſelbe Julius, unter deſſen Redaktion die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ wegen ihrer unausgeſetzten Oppoſition gegen die preußiſche Regierung in ganz Preußen verboten worden war, es iſt derſelbe radikale Herr, der jetzt für eine Regierung auftreten will, die er früher ſo maßlos angegriffen hat. Ueberlaſſen wir es jedem Einzelnen, darüber Reflexionen anzuſtellen. (Wandelſtern.)

∴ Madame Günther-Bachmann, der Liebling des Publikums, die größte Zierde unſeres Theaters, ſoll der Direktion erklärt haben, daß ſie, Falls Herr Marr noch länger Ober-Regiſſeur bleibe, die hieſige Bühne à tout prix verlaſſen wolle. Die Stellung des Herrn Marr wird von Tag zu Tag unhaltbarer.

∴ Die „Signale“ ſchreiben: »Dem. Meyer, Primadonna, Herr Wiedemann, erſter Tenor, und Herr Kindermann, Bariton, verlaſſen die hieſige Bühne; da wird man ſich bald zuſammenzählen können, was bleibt und was ſchwindet. Haben wir uns doch wieder einmal ein Jahr lang die Kehlen abgeſchrieen in den Journalen, was wir für ein ausgezeichnetes Theater haben, 's iſt heute Alles beim Alten.« (Unſere Bühne macht raſende Fortſchritte im — Rückſchritt.)

∴ Der Redakteur deſſelben Blattes ſagt: »Ich bitte den „Charivari“, der meiner in der letzten Nummer ſo freundlich gedacht hat, noch um ein kleines f; ich heiße nämlich Senff, nicht Senf, ein oder ein Paar Effe mehr, das kommt mir nicht darauf an, nur keins zu wenig. (Ja, ja, Herr Senff iſt ein Spaßvogel aus dem ff.)

London. Ein großes Skandalum erregt jetzt eine vor dem Gerichtshof der Queens-Bench verhandelte Klage einer Miß Smith, welche den Grafen von Ferrers wegen Bruchs eines ihr geleiſteten Eheverſprechens belangt hat und Gott weiß wie viel Geldentſchädigung verlangt. (Wenn der guten Miß dieſe Spekulation nur nicht mißglückt!)

∴ Neulich wurden an einem ſchönen Morgen Kanonenſalven gelöſt; halb London glaubte, Königin Victoria ſei urplötzlich wieder einmal entbunden worden; doch wurden ſie Abends aus dem Irrthum geriſſen durch das Erſcheinen des „Court-Journal“, welches die Kunde brachte, daß die Salven zur Feier des Sieges bei Firuzſchah (Name der Hauptſchlacht am 21. und 22. Dezember 1845) gelöſt worden ſind. (Irren iſt menſchlich!)

∴ Bei einem der letzten Levers wurde der Königin unter Andern auch der Ober-Rabbiner, Dr. N. Adler, durch den Sheriff von London, Sir Moſes Montefiore, vorgeſtellt.

∴ Sir Robert Peel, der Sohn des Webers, ſteht allein, ohne Partei, einer gerechten Sache vorkämpfend, von den Seinen verlaſſen, den Gegnern Achtung abtrotzend, und dieſer Mann, auf deſſen Schultern jetzt ganz England ruht, hat nicht einmal Jura ſtudirt, nicht einmal das dritte Examen gemacht. Er iſt mit achtzehn Jahren in die Geſchäfte getreten und kennt die innere und auswärtige Politik, Finanzen und Handel beſſer als mancher andere Miniſter das Vaterunſer.

∴ Der Lion unter den Fremden unſerer Hauptſtadt iſt Herr Eugen Sue, der, ſeit Kurzem in unſerer Mitte, von allen Ständen mit Aufmerkſamkeiten jeder Art erdrückt wird.

∴ Das Jahresfeſt der Gründung des deutſchen Hoſpitals wurde am 23. v. M., unter Theilnahme von etwa 150 Perſonen, wobei der Herzog von Cambridge, als Vorſitzender, gefeiert. Es erfolgte dabei die Mittheilung, daß der König von Preußen außer den jährlich bewilligten 300 Pfd. St. (etwa 2100 Thlr.) noch 100 Pfd. St. (700 Thlr.) beigeſteuert hat. Der Geſammtbetrag der gezeichneten Summen beträgt 1000 Pfd. St.

∴ Im Drurylane-Theater hat ſich eine neue komiſche Original-Oper, „Don Quixote", hören laſſen. Die Muſik, von Macferren, hat gefallen, nicht ſo der ſchlecht gearbeitete Text, der die Hochzeit des Camacho behandelt.

∴ Der neueſte Band der von der Shakeſpeare-Society herausgegebenen Werke enthält einen Abdruck des im Jahre 1607 zum erſten Male erſchienenen Luſtſpiels Heywoods „the fair maid of the exchange" (das ſchöne Mädchen an der Börſe) und eines zweiten Stückes von Heywood und Rowley „fortune by land and sea" (Glück zu Waſſer und zu Lande). Der Herausgeber, Herr B. Field, ſagt in der Vorrede, daß verſchiedene Schriftſteller dem Heywood die Autorſchaft des erſteren Stückes hätten ſtreitig machen wollen, daß er ſelbſt indeß von dem Anrecht Heywoods überzeugt ſei. Die Hauptperſon des Stückes iſt ein Krüppel und dieſe Eigenthümlichkeit giebt dem Herausgeber Gelegenheit, ſich über die Zulaſſung perſönlich ungeſtalter Charaktere auf der Bühne (wie z. B. in Knowles „Bucklichten") weiter auszulaſſen. In dem Ganzen ſpricht ſich Heywoods Geiſtesverwandtſchaft mit Shakeſpeare ſehr deutlich aus. (Spen. Zeitung.)

∴ Die „Morning-Chronicle" meldet als ganz zuverläſſig, daß der „Fürſt der Tenore", Rubini, dem Theater für immer entſagt habe. Es wird ein Brief des Sängers aus Romano, vom 12. Februar, mitgetheilt, worin er hierher anzeigt, daß keine Macht der Erde ihn bewegen könne, je wieder die Bühne zu betreten. Rubini hat ein großes Vermögen und vertreibt ſich die Zeit mit Reiten, Jagen und Spiel.

∴ Der Componiſt Wm. Hawes iſt am 18. vor. Mts., 61 Jahre alt, geſtorben. Er hatte viel Verdienſte um die Verbreitung der deutſchen Muſik in England, und namentlich brachte er 1824 den „Freiſchütz" zuerſt auf die hieſige Bühne.

Madrid. Bei uns lebt bis jetzt nur eine Schriftſtellerin: Señorita Gertruda Avellaneda, Verfaſſerin eines wild-lockigen Dramas, „Alonſo Munio", und einiger lyriſchen Gedichte, die nicht ohne Schwulſt ſind. Dieſer Blauſtrumpf ſtammt aus Havannah, iſt dreißig Jahre alt, gilt als die Löwin von Madrid und hat in neuerer Zeit einen noch größern Nimbus dadurch erhalten, daß ein deutſcher Baron, der hier ſchlechte Verſe gemacht, wegen der ſchönen Augen der creoliſchen Coriena im Duell gefallen iſt.

∴ Der „Heraldo" erzählt, daß unlängſt in Granada eine dreiundſechszigjährige Frau zum erſten Male entbunden worden ſei. (Neuer Hoffnungsſtrahl für alte Weiber!)

Mailand. Verdi, den einige Journale unlängſt todt geſagt haben, ſchreibt eine neue Oper, „König Lear".

Nürnberg. Der „Nürnberger Correſpondent", der Ende vorigen Jahres ſeinen alten Redakteur, Dr. Henle, verabſchiedet, hat ſeit Kurzem einen neuen in der Perſon des Dr. Philipp Feuſt erhalten. (Homo novus!)

∴ Der „Correſpondent" erzählt Folgendes: Unlängſt kam ein franzöſiſcher Brief nach Deutſchland, der die Aufſchrift trug: A Monseigneur le duc de Géroldstein en son palais grand-ducal à Géroldstein (en Allemagne). Das Poſtzeichen nannte als Ort der Abſendung das Städtchen Tonnerre und die Adreſſe zeigte eine zierliche Frauenhand. Dieſer Brief ging nach dem preußiſchen Orte Geroldſtein, von wo die Poſtbehörde ihn mit der Bemerkung, der Adreſſat ſei dort unbekannt, nach Frankreich zurückgehen ließ. Welche arme Rigolette oder Goualeuſe, welch bedrängte Weiblichkeit mag in tiefſter Noth ihre Zuflucht zum großherzigen Rudolph der „Geheimniſſe von Paris" genommen haben. Welch ſchwere Wunden mögen zu heilen ſein, wenn man ſo weit den Arzt ſucht. Vielleicht iſt es auch nur eine naive Bewunderin des deutſchen Fürſten; vielleicht wird Rudolph glühend geliebt von einer einſamen Jungfrau aus Tonnerre. Jedenfalls müßte der Inhalt dieſes Briefes höchſt merkwürdig ſein. (Schön; dann wollen wir ihn nächſtens mittheilen.)

Oldenburg. Der Geheime Hofrath Starklof iſt wegen ſeines kürzlich bei Otto Wigand erſchienenen Romans „Armin Galoor" von ſeinen Aemtern im großherzoglichen Cabinet und im Ordens-Collegium ſuspendirt und auf die Hälfte ſeines Gehalts geſetzt worden. Bei den Angriffen, die der Roman auf den Bundestag enthält, war es nicht zu erwarten, daß der Verfaſſer in ſeiner amtlichen Stellung bleiben konnte. Gleichwohl wird das Ereigniß von den zahlreichen Freunden Starklofs ſehr bedauert.

∴ Ein zweiter Vorfall hat unſere kleine Stadt in nicht geringen Allarm verſetzt. Am 26. v. M. fand nämlich, wie erzählt wird, ein freilich unblutiges Duell zwiſchen dem hieſigen Theater-Intendanten und dem großherzoglichen Reiſemarſchall, wegen eines von dem Letzteren verfaßten anonymen Aufſatzes, der alle Leſer mit gerechter Entrüſtung erfüllt hat, in einem benachbarten Holze ſtatt.

∴ Ein Luſtſpiel von Heinrich Lambrecht, Verfaſſer der Theaterkritiken in den „Oldenburger Mittheilungen“, „die drei Paletots“ benannt, iſt vor Kurzem hier gegeben und beifällig aufgenommen worden. Der Verfaſſer wurde am Schluſſe gerufen.

Paris. Der legitimiſtiſche Herzog von Guiche, der ſich erſt unlängſt mit den Bewohnern der Tuilerien verſöhnt hatte, iſt wieder ins legitimiſtiſche Lager zurückgekehrt. Den Bitten ſeiner Familie nachgebend, hat er die Heirath mit der jüdiſchen Bankierstochter Fould rückgängig gemacht und dem Könige den Abſagebrief geſchrieben. (Was wird Heinrich Heine dazu ſagen?)

∴ Der marokkaniſche Botſchafter iſt mit ſeinem ganzen Gefolge auf der Eiſenbahn, wo ihm eine prachtvolle Diligence zur Verfügung geſtellt war, von Paris abgereiſt. Er ſoll hier theils im Auftrag des Sultans, theils aus eigenen Beweggründen, für drei Millionen Francs Gegenſtände aller Art gekauft haben.

∴ Die „Gazette de France“ enthält das unwahrſcheinliche Gerücht, daß Herr Thiers auf dem verzweifelten Punkte ſtehe, jetzt — faute de mieux! — einen Geſandtſchaftspoſten an einem der kleinen Höfe Deutſchlands zu übernehmen. (Armer Thiers, bleibe im Lande und nähre Dich — redlich!!!)

∴ Victor Hugo hielt neulich in der Pairs-Kammer ſeine maiden-speech (erſte Parlamentsrede), bei der Debatte über die Dauer des dem Erfinder oder Erwerber eines Deſſins oder Modells zu gewährenden Privilegiums. Victor Hugo, welcher die Ausdehnung des Privilegiums auf 30 Jahre vertheidigte, entfaltete eine glänzende Beredſamkeit, die der Größe ſeines Dichterruhmes vollkommen entſprach.

∴ Der Deputirte Sieyès reklamirt heute gegen die in den Memoiren des Generals Montholon enthaltene Behauptung, ſein Vater (der bekannte Abbé Sieyès) habe ſich bei der Auflöſung des Direktoriums eine Summe von 500,000 Francs aus der Direktorialkaſſe angeeignet. Dies iſt ſchon die vierundvierzigſte Reklamation gegen die Fabrik Montholon, Dumas und Compagnie. (Und dennoch ſind von dieſer Lügenchronik bereits fünf deutſche Ueberſetzungen angekündigt. Und ſelbſt die Firma F. A. Brockhaus ſchämt ſich nicht, mit den kleinen Buchhändlern, die nur von Ueberſetzungen leben, in Concurrenz zu treten. Iſt das hübſch?)

∴ Der in Ham gefangen gehaltene General Montholon hat ſeine Tochter Napoléine mit dem Schiffslieutenant von Lapeyrouſe vermählt. (Drei weltbekannte Namen!)

∴ Die Zeitungsente von dem noch lebenden Iffland iſt glücklich über den Rhein geſchwommen. Franzöſiſche Blätter machen einen Schandfleck für Deutſchland daraus, daß es ſeinen Talma unbeachtet im Dörfchen Friedenſee, dans un petit coin du Hanovre, dahinſterben läßt.

∴ Am 12. Februar wurde in Tarbes der Vatermörder Dubarry hingerichtet. Gerade hundert Jahre vorher, am 12. Februar 1746, wurde einer ſeiner Vorfahren wegen deſſelben Verbrechens hingerichtet. (Gewiß eine eigenthümliche Säkularfeier!)

∴ Vor Kurzem iſt hier eine neue Straße angelegt worden, die „rue d'Isle“ heißt. „Punch“ räth der franzöſiſchen Regierung, gleich daneben eine „Abd-el-Kader-Straße“ zu eröffnen, indem dies der einzige Weg ſei, jemals Etwas von dieſem Emir der Wüſte in der Hauptſtadt der Welt zu ſehen zu bekommen.

∴ Am 11. Februar wurde in Poiſſy der Markt abgehalten, auf welchem der diesjährige Faſtnachtsochſe gekauft wurde. Es war ſehr ſchönes Wetter, weshalb die Pariſer in Maſſe herbeiſtrömten; doch fehlte es auch nicht an Ochſen, deren Zahl ſich auf 1607 belief. Den Preis erhielt ein Prachtthier, das nur einen Rivalen in Frankreich beſitzt, nämlich den Elephanten des Pflanzengartens.

∴ Der diesjährige Faſtnachtsochſe, der unter ſo und ſo vielen Mitbewerbern den Sieg davon getragen hat, wiegt beinahe vierzig Centner und heißt nach dem Grenadier im „ewigen Juden“ Dagobert; eine Aufmerkſamkeit, die Herrn Eugen Sue bis zu Thränen gerührt haben ſoll.

∴ Der Faſchingsjubel war hier von dem heiterſten Wetter begünſtigt; alle Straßen, Plätze, Boulevards waren gedrängt voll Menſchen; mehrere Maskenzüge ließen ſich ſehen; das Journal „Epoque“ hatte dieſe Gelegenheit benutzt, um eine herumfahrende Annonce zu organiſiren: ein großer, reich dekorirter Wagen trug die Austräger dieſer Zeitung, welche große Fahnen ſchwangen, auf welchen Titel und Preis des Journals und die Titel der vorzüglichſten Romane ihres Feuilletons mit großen Lettern aufgenagelt wurde.

∴ Durch die Krankheit der Madame Dorval, die rettungslos darniederliegt, ſind die Wiederholungen des Dennery'ſchen Volksdramas „Marie Jeanne", das in kurzer Friſt 45 Aufführungen erlebt hatte, unterbrochen worden, da keine Schauſpielerin ſich ſtark genug fühlt, Jener dieſer Rolle nachzuſpielen. (In Berlin macht in dieſer Rolle Madame Rott große Senſation!)

∴ Felicien David, in Paris eingetroffen, wird nächſtens ſeine Symphonie „Moſes auf Sinai", zur Aufführung bringen.

∴ Das Porte-Saint-Martin-Theater iſt mit einem neuen vieraktigen Drama, „Graf Julian", von Charles Dahomme und Elie Sauvage, aufgetreten. Die Moral dieſes Stücks ruht in dem Sprichwort „cherches midi a quatorze heures". (Denſelben Stoff hat ſchon 1830 Herr Braun von Braunthal für die Bühne bearbeitet.)

∴ Frau von Girardin (ci-devant Dem. Delphine Gay) hat ein neues fünfaktiges Trauerſpiel, „Cleopatra", und die Hauptrolle darin für Dem. Rachel geſchrieben.

∴ Von F. Soulié iſt ein neuer Roman, „Amours de Victor Bonsenne", erſchienen.

∴ Neulich iſt Halévy's neueſte Oper „Les Mousquetaires de la Reine" auch bei Hofe gegeben worden.

∴ Die Schleſinger'ſche „Gazette muſicale" nennt Montforts neueſte Oper „die Köhlerin" einen Walzer in drei Aufzügen.

∴ Jules Janin erhebt jetzt eine junge Schauſpielerin des Odéon-Theaters, Dem. Préval, in nicht minder enthuſiaſtiſcher Weiſe, als er es einſt bei Dem. Rachel gethan, welche er jetzt bei jeder Gelegenheit von dem Piedeſtal, das er ſelbſt ihr gebaut, herunter zu zerren verſucht.

∴ Im zweiten Theile der erſt unlängſt erſchienenen „Consultations du docteur noir" beſpricht Alfred de Vigny, das neueſte Mitglied der Akademie, drei große unglückliche Künſtler Frankreichs, die alle an gebrochenem Herzen geſtorben ſind: Leopold Robert, den Maler, Adolphe Nourrit, den Sänger, und Hegeſippe Moreau, den jungen, während ſeines Lebens unbeachteten Dichter. (Die beiden Erſten ſind bekanntlich durch Selbſtmord gefallen, Robert in Venedig, Nourrit in Neapel.)

∴ Die „Epoque", die ſich und Andere zu überreden ſucht, daß ſie im Beſitze von 20,000 Abonnenten ſei, bringt ſeit Kurzem einen neuen Feuilleton-Roman, „le fils du Diable", von Paul Féval, dem Verfaſſer der „Mystères de Londres" und der „Amours de Paris". (Tummelt Euch, Ueberſetzer!)

∴ „Le Passetemps, gazette des Bains" heißt eine neue Zeitſchrift, die ſich ausſchließlich mit Bädern beſchäftigt und jeden Sonnabend die Abbildung eines berühmten Badeorts bringt. Der ganze Jahrgang, aus 52 Nummern beſtehend, koſtet 18 Francs.

Peking. Der gute Kaiſer von China hat erklärt, er wolle für die nächſte Zeit keine Verbrecher hinrichten laſſen. Dem chineſiſchen Geſetze zu Folge, muß der „Sohn des Himmels", bevor er ein Todesurtheil unterſchreibt, drei Tage lang faſten. Es fragt ſich nun, ob jener menſchenfreundliche Beſchluß des „Bruders der Sonne" aus dem Herzen oder aus einem etwas tiefer liegenden Organe entſprungen iſt. (Hoch lebe der Magen Seiner chineſiſchen Majeſtät!)

Venedig. Der rühmlich bekannte Abbate Betio, der ſeit 53 Jahren Präfekt der Marcusbibliothek geweſen war, iſt vor Kurzem hier geſtorben.

Wien. Unſere Armee zählt jetzt (mit Einſchluß der auswärtigen Titelmarſchälle) 7 Feldmarſchälle, 26 aktive Feldzeugmeiſter und Generale der Cavallerie, 93 Feldmarſchall-Lieutenants und 123 General-Majore. Das Heer ſelbſt beſteht aus 59 regelmäßigen Infanterie- und 17 Grenz-Regimentern, 20 Bataillonen Grenadiere, 96 Compagnien Jäger und 6 Garniſonsbataillonen, welche im Friedenszuſtande die Zahl von 287,000 Mann bilden, dann aus 37 Cavallerieregimentern mit 42,000 Mann, 5 Regimentern Artillerie, 12 Compagnien des Bombardier- und Feuerwerkercorps und dem Feldzeugamt mit 42,000 Mann u. ſ. w.

∴ Zu Ehren des Sängers Piſcheck, der hier koloſſalen Enthuſiasmus erregt hat, iſt im „goldenen Lamm" feſtgegeſſen und feſtgetrunken worden. Dem Sänger wurde ein ſilberner Pokal überreicht mit der gravirten Inſchrift: »Dem Sänger Piſcheck, geboren zu Mſcheno 1814. Stirbt nie! Alſo ein ewiger Böhme.«

∴ In der letzten Zeit ſollen innerhalb vierzehn Tagen auf der ſteier'ſchen Eiſenbahn nicht weniger als 10,000 Kapaunen befördert worden ſein, die hier verzehrt werden ſollen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Salomon Trismoſin, von welchem Theophraſtus Paracelſus 1520 zu Conſtantinopel in die Geheimniſſe der hermetiſchen Kunſt eingeweiht worden ſein will, verſichert in ſeinem 1490 geſchriebenen „Aureum vellus“ (goldenes Vließ), er habe ſich in hohem Alter mit einem Gran des Steins der Weiſen plötzlich ſo verjüngt, daß ſeine gelbe runzlige Haut wieder glatt und weiß, die blaſſe Wange wieder roth, das graue Haar wieder ſchwarz und der gekrümmte Rücken wieder gerade geworden ſei. Frauen von ſiebenzig bis neunzig Jahren habe er vermittelſt des Steines der Weiſen wieder ſo jung und rüſtig gemacht, daß ſie aufs neue Kinder geboren; und es ſei ihm ein Leichtes, mittelſt dieſes Steines ſich ſo lange am Leben zu erhalten, um das Erſcheinen des jüngſten Tages abwarten zu können.

— Am 22. Januar 1793, am Tage nach der Enthauptung des Königs, einem Ereigniß, das wohl einen Paragraphen in einer Zeitung verdient hätte, erſchien im „Moniteur“ nur eine kurze Andeutung und eine vier Spalten lange Kritik über — die komiſche Oper „Amboiſe“.

— Der Verfaſſer des bekannten Liedes „Mihi est propositum in taberna mori“, das gewöhnlich dem Walther von Mappes zugeſchrieben wird, hat, wie neuerdings von Grimm nachgewieſen worden iſt, unter Kaiſer Friedrich Barbaroſſa gelebt und ſich unter mancherlei Namen, am liebſten unter dem des Archipoeta, in vielen Landen umhergetrieben, obwohl er, wie es ſcheint, ein Deutſcher war.

— Ein Seitenſtück zu dem Grafen von Hatzfeld in Wien, der eine Sammlung von 15,000 Paar geſtickten Manchetten hinterlaſſen, hat ſich neuerdings in Hamburg gefunden, wo ein alter Hageſtolz ſeiner Wäſcherin 900 Vatermörder teſtamentlich vermacht hat.

— Jemand hat berechnet, daß die Schritte, die ein Mann, welcher keine ſitzende Lebensart führt, bis zu ſeinem dreißigſten Lebensjahre macht, hinreichend ſind, um die ganze Erde 2¼ Mal zu umwandern. Die Geſammtzahl der bis dahin gethanen Schritte würde ſich auf etwa 161 Millionen belaufen und 13,500 deutſche Meilen ausmachen.

Treffer und Nieten.

• Vom verſtorbenen Cerf in Berlin erzählt man ſich unter andern ſinnreichen Einfällen auch den folgenden: Es hatte vor einigen Jahren auf der Königsſtädter Bühne ein Schauſpieler, Namens Vogel, ohne ſonderlichen Erfolg auf Engagement gaſtirt, um ſich Tags darauf dem Direktor vorzuſtellen und wegen des Engagements mit ihm Rückſprache zu nehmen. »Wie heißen Sie doch gleich?« fragte dieſer den Supplikanten. — »Ich heiße Vogel,« lautete die Antwort. — »Vogel? ... Fliegen Sie weiter!«

• Ein engliſcher Touriſt erzählt, er habe auf Borneo ein Weib mit drei Augen geſehen. Die konnte alſo getroſt eins zudrücken.

• Es fragte Jemand: warum die Themis mit verbundenen Augen dargeſtellt würde, und man antwortete ihm: damit ſie's nicht mit eigenen Augen ſehe, wie arg ihr bisweilen mitgeſpielt wird.

• Welche von allen Pariſer Zeitungen iſt die kränkſte? Der „Conſtitutionnel“, weil er ſelbſt geſteht, daß er, um leben zu können, hundert Blutigel, sangsues, (100 Sues) braucht.

• Der heilige Chryſoſtomus hat geſagt: »Der Tanz iſt eine Kreisbeſchreibung, deren Mittelpunkt der Teufel iſt.« (»Saltum est circumferentia, cujus centrum est diabolus.«)

• Addiſon nennt den Traum „den Mondſchein des Gehirns“.

Auch einmal ein Rebus!

Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q
q q q q q q q q q q q q q q q q q q q q
Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q Q
q q q q q q q q q q q q q q q q q q q q

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Kaiſer Joſeph II.

und

ſeine Zeit

von

Dr. Carl Ramshorn.

Mit 10 Stahlſtichen. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Das ſingende Deutſchland.

Album

der ausgewählteſten Lieder und Romanzen

mit Begleitung des Pianoforte.

Drei Bände. Preis à Band: 1 Thaler.

Schickſale

eines

Proletariers.

Ein Volksbuch

von

Ehrenreich Eichholz.

> Wir, wir haben
> Nichts als die Sorgen und als die Schmerzen,
> Und wofür wir uns halten in unſern Herzen.

Preis 17½ Ngr.

Die Revolution

und

die Revolutionäre

in Italien.

Preis: 22½ Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 182. Leipzig, 26. März 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Oeſterreichiſches Schimpfwörterbuch.

Sprachſtudien von E. M. Oettinger.

Es ſind nun ſieben Jahre her, daß zu Arnſtadt im Verlage von F. Meinhardt ein „Deutſches Schimpfwörterbuch“ von „Mir Selbſt“ erſchienen iſt. Der anonyme Herausgeber, der damit eine der fühlbarſten Lücken im Bereiche der Literatur und ein tief empfundenes Bedürfniß beſeitigt hat, ſagt in ſeiner ziemlich geiſtreichen Vorrede (Seite VII.): »Ob in früherer Zeit ſchon ein Werk dieſer Art erſchienen ſein mag, kann ich nicht ſagen. In einem alten Bücherkataloge fand ich blos ein Buch unter dem Titel „Dissertatio de scommatibus“ (von Stichelreden) angeführt, welches vor mehr als einem Jahrhunderte zu Erfurt in Quart gedruckt worden iſt. Vielleicht enthält es Einiges, das hieher gehört.« Seite IX heißt es: »Das Vermögen, ſchimpfen zu können, iſt ein weſentliches Unterſcheidungszeichen zwiſchen Menſch und Thier und giebt Erſterm vor Letzterm einen außerordentlichen Vorzug.« Seite XI fährt er fort: »Selbſt in den früheſten Zeiten hat man das Schimpfen als eine beſondere Gabe betrachtet. Schon Vater Gleim ſingt:

„Ihr Faunen und Nymphen,
Es gab Euch ein Gott
Die Gabe zu ſchimpfen
Und Mienen zum Spott.“

Auch ein Dichter neuerer Zeit, Herr Ernſt Ortlepp, nennt das Schimpfen „fashionable“ und hat, von einem gewiſſen Standpunkt, gewiß nicht Unrecht.

Schon aus dieſem Grunde glaube ich mir, zu Nutz der ſchimpfenden Menſchheit im Allgemeinen und zu Frommen der öſterreichiſchen Journaliſtik im Beſonderen, ein unſterbliches Verdienſt zu erwerben, wenn ich zum „deutſchen Schimpfwörterbuch“ einen Nachtrag liefere, der die bekannteſten Schimpfwörter und Stichelnamen des öſterreichiſchen Dialekts in alphetiſcher Reihenfolge und mit kurzer Angabe ihrer Bedeutung zuſammenſtellt. Er beweiſt den Reichthum der öſterreichiſchen Mundart und kann als Supplement eines öſterreichiſchen Idiotikons betrachtet werden. Kein Freund von langen Vorreden faſſe ich gerne gleich mit der Thür ins Haus und laſſe hier einen Auszug jenes Nachtrags folgen, feſt entſchloſſen, zur Freude der ſchimpfenden Welt kein Privilegium darauf nachzuſuchen.

A.

Abutt (à-tout): ein Intriguant und Schlaukopf. **Abutt-Siebener**: ein liſtiger Spitzbube.

Affenpoldel: ein poſſierliches Kind.

Alala: ein junger Tölpel, der mit der Kunſt des Leſens noch nicht ganz im Reinen iſt.

Aneis: beliebtes Schimpfwort des gemeinen Volks, Lieblingsausdruck der Wiener Gamins. „**Muſſi Aneis mit der Kimmbarocken**“ (Monſieur Anis mit der Kimmelperücke): ein lächerlicher Kerl.

Ausbund von einem Schurken: Non plus ultra eines ſchlechten Patrons.

Auswürfel: Aſchenbrödel einer Familie; auch ein verworfener Menſch.

Axelträger: ein Pfiffikus, der's mit zwei Parteien hält und den Mantel nach dem Winde trägt.

B.

Babbenfaltel: ein dummer Kerl mit trotzig-finſterer Miene.

Bachlöanl: ein erzplumper, ungeheuer ſchwerfälliger Menſch.

Bachſimperl: ein einfältiges, ſupernaives Jüngferchen.

Bachſtelzen: ein äußerſt ſchmächtiger, ungemein hagerer Menſch, die ſüddeutſche Hopfenſtange.

Bagadellerl: ein in jeder Beziehung unbedeutendes Geſchöpf.

Bambaladſch: ein ſehr häßliches Kind, eine Mißgeburt im Kleinen.

Bamſchabel: ein höchſt einfältiger Tropf.

Bamſtiger Nadi: ein ungenießbarer Geſellſchafter, ein langweiliger Patron, der jeden Scherz übel nimmt und überhaupt nicht Spaß verſteht.

Barockenbanſel: ein Philiſter, der ſich auf ſtutzermäßige Weiſe das Haar friſiren läßt.

Baron aus'n Ratzenſtadl (Gegend einer Wiener Vorſtadt): ein Windbeutel, Prahler, Großmaul. Wiens „Lord vom Mühlendamm“.

Barkratzer: Spitzname der Barbiere.

Bemmer: ein ganz und gar verwilderter Menſch, auf den nichts mehr Eindruck macht.

Beſchti (Beſtie): lüderliche Magd, die ihre Herrſchaft „beraiſonnirt“.

Birnigel: ein kleiner Kerl, dem leicht der Athem ausgeht und der ſchwer Luft ſchöpfen kann.

Blaſel: ein pausbackiger, drolliger Kerl.

Blauſch-Madel: ein Schwätzerin, eine Plappermühle.

Blitzdummer Kerl: ein dummer Menſch, der ſich einbildet, außerordentlich klug zu ſein.

Blitz-Madel: ein muthwilliges, ausgelaſſenes, zu tauſend tollen Streichen aufgelegtes Ding.

Blunzen: eine dicke, fette Perſon, deren Figur Aehnlichkeit mit einer Wurſt hat.

Blutzerſchedel: ein dickſchädeliger, eigenſinniger Dummerian.

D.

Dalapatſch: ein ungelenker, plumper Patron.

Dalk: ein dummer, aber gutmüthiger Kerl.

Dalkendippel: ein einfältiger Bengel.

Dappſchedel: ein naher Anverwandter des Hodidel (ſiehe dies Wort).

Dideldapp: ein bornirter Menſch, der unſicher umhertappt und dabei überall anſtößt.

Doctor Pumperl: ein unwiſſender Arzt ohne Patienten.

Drummel (Trommel): ein Menſch, der nichts auf dem Herzen behalten kann, ein unermüdlicher Neuigkeitsauskrämer.

Dudel: ein kleines, kugelrundes, auffallend dickes Frauenzimmer.

Dſchapperl: ein junges, ſcheinbar unſchuldiges Mädchen von ſehr beſchränktem Verſtande.

E.

Einfaltspemſel: Einfaltspinſel.

Erz-Eſel: ein erzdummer Kerl.

Everl (auch Haar-Everl): ein einfältiges Frauenzimmer.

F.

Fade Nocken: eine dumme Perſon, die ſich ungemein ziert und ſpreizt und entſetzlich unſchuldig thut; ein weiblicher Hahnepampel (vergleiche Hahnepampel).

Fahnſtangen: eine lange, magere Frau, die, auffallend geputzt, ihre Umgebung überragt.

Faxenmacher: Hanswurſt, der allerhand dumme Späße macht.

Flauſenmacher: Windbeutel, Prahlhans, der den Leuten Dinge erzählt, die nicht wahr ſind.

Flitſchen: Schimpfname einer jungen, noch nicht mannbaren Perſon, die ſich gehen läßt.

Fratſchlerin: ein maſſiv-grobes Obſtweib, wie überhaupt jede Frau, die ſich in Sprache und Benehmen gemein zeigt.

Fünftes Rad am Wagen: ein durchaus überflüſſiges Geſchöpf, der Vierte bei einem Whiſt à trois.

Futti-Kerl: ein Hundsfott, ein echter Schurke.

G.

Galgenſtrick: Taugenichts, dabei auch ſchlauer Patron und liſtiger Fuchs.

Gasbock (Gais): Spitzname der Schneider.

Glöckelpolſter: geſchniegelter und gebiegelter, gezierter und affektirter Menſch.

Gnaſchige Katz': ein genäſchiges Frauenzimmer, ein Naſchmaul.

Gritſch: ein Knirps.

Gſchwuf: ein Stutzer, Modegeck, Zierbengel. Nach Anſicht der Wiener ſind unter zehn jungen Berlinern mindeſtens neun Gſchwuſe.

H.

Hahnepampel: eine fade Nocken in Mannskleidern (vergleiche Fade Nocken).

Hamdickiſcher Kerl: ein Menſch, der's fauſtdick hinter den Ohren hat.

Haſcherl: ein gutmüthiger, äußerſt geduldiger Menſch, der ſich Alles gefallen läßt.

Haſenbalg-Schatzerl: ein altes Frauenzimmer, das noch immer die Junge und Zärtliche ſpielt.

Haſpel: ein dummer, eigenſinniger Kerl.

Heferlgucker: ein Mann, der ſich im Hausweſen um jede Kleinigkeit bekümmert und in Alles ſeine Naſe ſteckt.

Heugeigen: eine auffallend große, ungewöhnlich lächerliche Weibsperſon.

Hienz: ein abgeſchmackter Patron.

Hieſel (Diminutiv von Mathias): Spitzname der dummen Hausknechte der Wiener Volksbühne.

Hodidel: ein Einfaltspinſel, dem's an Muth fehlt und der darum ſehr ängſtlich iſt.

Höllenriegel: eine keifende Frau, ein böſes Weib, eine Xantippe.

I.

Idipfel (Punkt über dem I): ein winzig kleines, ganz und gar unbedeutendes Kerlchen.

K.

Kampel, reicher: ein Patron, der viel Geld hat und dabei ſehr geizig iſt. Feiner Kampel: ein Pfiffikus, ein Schlaukopf, ein Jeſuit.

Kirbisſchedel: ein leerer Kopf, einfältiger Tropf.

Klachel (Klöppel in einer Thurmglocke): ein vorlauter, ungeſchliffener Menſch, ein Grobian, ein unverſchämter Flegel.

Knackwurſt, naive: ein Frauenzimmer, das, ſchon ziemlich alt, noch immer ſehr unſchuldig thut.

Knopf: ein unartiger, dummer und noch dazu grober Menſch.

Krebsfangerin: Wehmutter, Hebamme.

Kurtel: ein bornirtes Frauenzimmer, Norddeutſchlands „dumme Lieſe".

L.

Lackel: ein großer Fanghund.

Lahmian (Lehn-mich-an): ein außerordentlich träger Menſch, der ſich gern überall anlehnt.

Lali: ein unbeſchreiblich dummer Eſel.

Lappſack: ein bornirter Menſch, der keinen eigenen Willen hat.

Liendel: ein großer ungeſchickter Bengel, der oft über ſeine eigenen Beine fällt.

Lippel (Diminutiv von Philipp): ein einfältiger Menſch.

Lugenſchippel: ein großer Lügner, ein Lügenmaul.

Luzel: ein Weib, das gewiſſe Getränke liebt, z. B.: Kaffeeluzel, Bierluzel, 'Weinluzel.

M.

Maſter Hammerl: Spitzname für Schneider.

Millilackel: ein junger Menſch, der ſich dehnt und ausſtreckt und ganz wie ein junger Hund geberdet, der, von Langeweile gequält, nicht weiß, was er anfangen ſoll.

Miſtfink; ein unreinlicher Menſch, der die Erfindung der Seife nur dem Namen nach kennt.

Moraſtpappel: Superlativ eines unreinlichen Patrons.

Motzfotz: ein durchaus muthloſer Menſch, eine feige Memme.

N.

Nackete Pferſchen: ein blutjunger, noch ganz unbärtiger Menſch.

Naderer: ein geheimer Agent der Polizei, ein Spion (vergl. Spitzel).

Naßwadi: ein dem Trunke ergebenes Individuum.

Nullerl: ein unbedeutendes Geſchöpf, das in keiner Beziehung mitzählt.

P.

Patzenlippel: ein dummer Kerl, der Alles verdirbt.

Patzer: Flicker, Pfuſcher, M. G. Saphir im Whiſtſpiel*).

Polizeiſpitzel (ſiehe Naderer).

Pomaden-Spatz: Spitzname für Friſeure.

Q.

Quadrat-Schnipſer: Schnipſer in vierfach vergrößertem Maßſtab.

R.

Radibus: ein ungezogener Junge, ein Gaſſenbube in kleinem und großem Format.

Ramſamperl: ein junger, raſcher, unüberlegter Menſch.

Rutſchipeter: ein luſtiges, aufgewecktes Weſen, das nirgends Ruhe hat, dem's an Sitzfleiſch fehlt, der bald da, bald dort iſt, ein junger Sauſewind, ein Ueberall und Nirgends.

S.

Schlafhauben: eine immer ſehr ſchläfrige und deshalb träge Perſon.

Schlampen: ein nachläſſiges gekleidetes, unreinliches Frauenzimmer.

Schlankel: ein junger Menſch, der ſorglos in den Tag hineinlebt.

Schnabel: ein junges, vorlautes, naſeweiſes Geſchöpf.

Schnackerlwirth: ein Wirth, der ſeine Gäſte ſchlecht bedient.

Schneepepperl: ein artiges folgſames Kind.

Schnipſer: ein Taſchendieb, ein Spitzbube.

Schöbian: ein Knicker, Filz, Geizhals.

Schweinbartl: ein Menſch, der gern Zoten erzählt.

Schwirbel: ein Menſch, der nirgends Ruhe hat.

Schußpartel: ein raſcher, unüberlegter Menſch.

Siffel: ein dem Trunke ergebener Patron.

Simandel: ein Mann, der unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſteht, ein Pantoffelheld**).

Spadifankerl: ein kleiner, luſtiger Teufel, der allerhand tolle Streiche ausführt.

Spitzel: (ſiehe Naderer).

Stieramperl: ein Menſch, der in Allem herumſtiert und jedes Geheimniß zu erforſchen ſucht.

Stutzel: ein kleiner, dicker, in der Regel auch ſehr gutmüthiger Kerl.

U.

Ueberundüber: ein hitziger Menſch, deſſen Galle leicht überläuft.

V.

Vocativus: der ſüddeutſche Pfiffikus, ein äußerſt ſchlauer Fuchs; der Comparativ von Abutt.

---

*) Vergleiche „Charivari" Seite 2837.

**) Die eigentliche Heimath der Simandel ſoll die Stadt Krems in Oberöſterreich ſein.

W.

Walperl: ein einfältiges Frauenzimmer.

Waſchel: ein ſtarker Trinker, ein Saufaus.

Wuſcherl: ein etwas lüderliches Ding.

Z.

Zaunſchlupferl: ein kleines, gewandtes Kerlchen, das alle Hinderniſſe überſpringt.

Zoberl: ein leichtſinniges, etwas mehr als lockeres Frauenzimmer.

* * *

Zum Schluß noch eine kleine Bemerkung, die mir ſoeben einfällt. Woher kommt es, daß ſehr viele der kräftigſten ſüd- und norddeutſchen Schimpfwörter mit der Sylbe **el** endigen? Zum Belege dieſer Behauptung nenne ich hier blos: **Bengel**, **Büffel**, **Eſel**, **Flegel**, **Janhagel**, **Klachel**, **Lümmel**, **Schlingel**, **Theekeſſel**. Iſt dies blos ein Zufall oder ein Geſetz unſerer Sprache? Dieſe Frage mag ein Philolog beantworten.

Schulprüfung.

Lehrer. Wie viel Geſchlechter giebt's und wie heißen ſie?

Knabe. Es giebt drei Geſchlechter und ſie heißen: Das männliche Geſchlecht, das ſächliche Geſchlecht und das ſchöne Geſchlecht.

L. Wodurch unterſcheiden ſich die verſchiedenen Geſchlechter?

K. Durch die verſchiedenen Artikel.

L. Wie theilt man die Artikel ein?

K. In beſtimmte und unbeſtimmte.

L. Was macht man mit den Artikeln?

K. Man ſucht ſie ſchnell zu verkaufen.

L. Wer hat Dir das geſagt?

K. Mein Vater hat's zu ſeinem Ladendiener geſagt.

L. Giebt's auch Hauptwörter und was iſt der Menſch?

K. Ja, es giebt auch Hauptwörter und der Menſch iſt ein Säugethier.

L. Wie viel Zonen giebt's und wie heißen ſie?

K. Es giebt drei Zonen und ſie heißen die kalte Zone, die heiße Zone und die Amazone.

L. Was iſt die Erde?

K. Ein runder Körper, der unten und oben etwas platt iſt und ſich dreht.

L. Mit wem hat die Erde Aehnlichkeit?

K. Mit meinem Vater.

L. Wie ſo?

K. Mein Vater iſt ebenfalls ein runder Körper, der unten und oben etwas platt iſt und ſich auch dreht.

L. Giebt's auch flüſſige Körper und welche Eigenſchaften hat das Waſſer?

K. Es giebt flüſſige Körper und das Waſſer hat keine Balken.

L. Was iſt ein dunkler Körper?

K. Ein Körper, der das Licht nicht durchläßt.

L. Zum Beiſpiel?

K. Unſer Herr Pfarrer.

L. Kann der Menſch ſich vervollkommnen?
K. Ja.
L. Was ſoll ſich alſo der Menſch beſtreben?
K. Der Menſch ſoll ſich beſtreben, recht viel Geld zu verdienen.
L. Wer hat das geſagt?
K. Mein Vater hat mir das geſagt.
L. Was iſt der Teufel?
K. Der Teufel iſt ein böſes Weib, wenn es große Wäſche hat.
L. Wer ſagt das?
K. Mein Vater hat das zu meiner Mutter geſagt.
L. Was iſt der Wolf und wem iſt er gefährlich?
K. Der Wolf iſt ein reißendes Thier und iſt den Schafen ſehr gefährlich.
L. Wohin kommt ein guter Menſch, wenn er geſtorben iſt?
K. Auf den Kirchhof.
L. Was iſt aller Weisheit Anfang?
K. Geld!
L. Wer ſagt das?
K. Mein Vater ſagt immer: ohne Geld kann man gar nichts anfangen.
L. Mein liebes Kind, man ſieht, daß Du Deines Vaters Sohn biſt. Fahre ferner ſo fort, Deinem Vater ähnlich zu ſein; denn ſo lange alle Deutſchen Deinem Vater gleichen, wird unſer theures Vaterland — ruhig ſchlafen.

(Narrhalla.)

Der Höllenſabbath.

Von Bernhard Heſlein.

Es ſchlug die Sabbathglocke
Mit feierlichem Schall,
Es ſaß auf einem Blocke
Pipin von Heriſtall.

Auf einem Kammerbeſen,
Ritt ernſt Lord Wellington,
Miß Ellen ſah man leſen
Herrn Laube's Recenſion.

Der letzte deutſche Kaiſer,
Der ritt auf einer Kuh —
Papſt Urban rief ſich heiſer,
Zu küſſen ihm den Schuh'.

Hier Leipz'ger Literaten,
Die lobten die Cenſur,
Dort lobten Homöopathen
Die allopath'ſche Kur.

Auf einer großen Tonne,
Wie auf dem Vatikan,
Saß, guckend in die Sonne,
Der wilde Don Juan.

Fürſt Dunſt und ſein Miniſter,
Machten Conſtitution,
Simſon und die Philiſter
Umſtanden ſeinen Thron.

Auf einer gelben Wieſe
Ging Peter auf und ab.
Zuweilen eine Priſe
Der zwölfte Karl ihm gab.

Dort putzte ein Eunuche
Sich ſeinen beſten Zahn,
Und las in einem Buche
Von Gräfin Ida Hahn.

Bei ein'gen Marmor-Vaſen
Saß Maler Raphael,
Und malte Hofrathsnaſen
Darauf à la Kameel —

Beſtimmet zu Geſchenken
Für Fürſten auf der Erd',
Die hatten, leicht zu denken,
Ganz ungeheuern Werth.

In einer finſtern Ecke
Ein deutſcher Michel ſchlief,
Und eine große Schnecke
Ihn auf zum Wettlauf rief.

Er ſtreckte ſich und reckte
Gemach die Glieder aus,
Die Glocke jetzt ihn weckte,
Es war der Sabbath aus.

Stanislas David.

Es ſcheint, als habe der Name David in Frankreich das ſchöne Vorrecht, vorzugsweiſe ſolchen Männern anzugehören, die ſich durch ungewöhnliche Talente auszeichnen. Wir erinnern unſere Leſer an den großen Maler Jacques Louis David, an den ausgezeichneten Bildhauer Pierre Jean David und an den ausgezeichneten Tondichter Félicien David. Dieſem in der Kunſt epochemachenden Kleeblatt ſchließt ſich jetzt ein Vierter: Stanislas David, als Literatur-Repräſentant an. Dieſer geiſtreiche, liebenswürdige Franzoſe hat im Saale der Buchhändlerbörſe vor einer eben ſo zahlreichen als ausgewählten Zuhörerſchaft eine Reihe franzöſiſcher Vorleſungen gehalten, die er mit vollem Rechte „récréations littéraires“ genannt, weil ſie eine Unterhaltung gewährt haben, die eben ſo erheiternd als belehrend geweſen iſt. Im Laufe von acht Vorleſungen hat er ſein elegantes Auditorium, ſeine Studenten in Hüten und Hauben, mit der ſchönſten und reichſten Literatur Europas, mit den Chorführern der klaſſiſchen und romantiſchen Schule, mit Corneille und Racine, mit Molière und Lafontaine, mit Alfred de Vigny und George Sand, mit Victor Hugo und Alexander Dumas, mit Chateaubriand und Béranger flüchtig bekannt gemacht und ihm dadurch einen Ueberblick vom Ganzen verſchafft. Herr David hat ſich dadurch als geſchmackvoller Schriftſteller und als ausgezeichneter Vorleſer einen doppelten Beifall errungen, ein Beifall, der um ſo ſchmeichelhafter für ihn ſein muß, da ſich unter ſeinen Zuhörern Männer wie der Comthur Gottfried Hermann, Doctor Wachsmuth, Profeſſor Haſſe und Fleiſcher befunden haben. — In der letzten Sitzung wies Herr David auf zwei Dichter hin, die im größten Elende, im Hoſpital geſtorben ſind: auf Gilbert und Moreau. An dieſe knüpfte er die Bitte, daß es ihm vergönnt ſein mag, noch ein Mal vor dies Publikum zu treten zum Beſten des Fonds armer, hilfsbedürftiger Schriftſteller, eine der ſchönſten Schöpfungen jenes Vereins, den die Leipziger Literaten unter ſich gegründet haben. Leider aber hat, wie wir ſoeben hören, der Literaten-Verein auf Antrag des Herrn Berthold Auerbach dieſes ſchöne, uneigennützige Anerbieten eines franzöſiſchen Commilitonen blos aus Nationalſtolz zurückgewieſen, ein Schritt, der eben ſo engherzig als ſpießbürgerlich iſt. Die Literatur kennt keine Landsmannſchaften. — Wäre es nicht mehr als lächerlich, wenn ein deutſcher Schriftſteller, der ſich von Dankbarkeit gedrungen fühlt, zum Beſten des Fonds hilfsbedürftiger Literaten in Paris ein kleines Scherflein beitragen zu wollen, von der Commiſſion vornehmthuend zurückgewieſen würde und blos aus dem Grunde, weil er ein Deutſcher iſt?! Ich geſtehe, daß ich dies Verfahren unſeres Vereins, oder richtiger geſagt, das Verfahren der damit beauftragten Commiſſion, zu der ja wohl auch Herr Laube gehört, echt deutſch, d. h. im höchſten Grade plump und indelikat finde. Sollen auch wir Schriftſteller Franzoſenfreſſer ſein, wir, die wir der Literatur Frankreichs ſo viel, ſo unendlich viel zu danken haben? Wer Letzteres abſichtlich vergeſſen will, den verweiſen wir auf unſern Büchermarkt und in unſere Theater; wohin das Auge blickt — eine Ueberſetzung, auspoſaunt von einem ganzen Rudel deutſcher Buchhändler. Seht, meine Herren, das iſt eine Schmach; aber eine noch weit größere Schmach iſt's, wenn ein Fond, welcher Arme unterſtützen ſoll, einen kleinen beſcheidenen Beitrag brüsk zurückweiſt, weil die Hand, die ihn reichen will, keine vaterländiſche iſt. Merkt Euch dies, Herren der Commiſſion, und ſeid in Zukunft nicht ſo beiſpiellos albern, Euch ſolche Blößen zu geben. — Ich aber zeige hiermit, durch ſolch ein Verfahren indignirt, meinen Austritt aus dem Literaten-Verein an. Ich weiß, daß der Verein dadurch blutwenig verliert, ich weiß aber auch, daß er durch ſein Verfahren in der Achtung der Beſſern durchaus nichts gewinnt.

E. M. Oettinger.

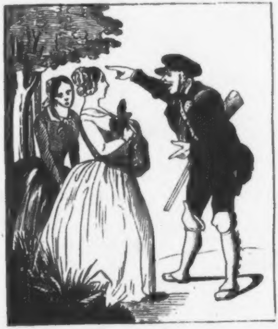
Die ertappte Griſette,

oder

der ſchlaue Revierförſter,

oder

der Kerl iſt nicht ſo dumm, wie er ausſieht!



Revierförſter. Wie, Mademoiſelle, Sie jagen ohne Erlaubniß in fremdem Gebiete? Wiſſen Sie nicht, daß dies ſtreng verboten iſt und daß es jetzt in meiner Macht ſteht, Sie als Wilddiebin ſofort feſtzunehmen und einzuſperren? Glauben Sie vielleicht, ich wüßte es nicht, daß Sie die kleinen Vögel, die Sie in Ihrer Schürze verſtecken, ſich dort von der Höhe jenes Baumes herabgeholt haben? Mademoiſelle, ich befehle Ihnen, augenblicklich wieder hinaufzuſteigen und das Wild, dort wo Sie es hergenommen haben, wieder hinzulegen.

Zapfenstreich.

Berlin. Unſer Polizei-Perſonal beſteht aus einem Präſidenten, einem Stellvertreter deſſelben, 5 Polizei-Inſpektoren, 4 Criminal-Commiſſarien, 34 Polizei-Commiſſarien, 45 Polizei-Sergeanten, 12 Marktbeamteten, 10 Nachtwachtmeiſtern, 160 Nachtwächtern, 12 Bureaudienern, 120 Gensd'armen und 5 Beamteten für Straßenbeleuchtung, zuſammen 409 Poliziſten. (Sind da die Andern ſchon mitgezählt?)

∴ Der Schwanen-Orden, deſſen Erneuerung ſchon vor längerer Zeit von Friedrich Wilhelm IV. beſchloſſen, bis jetzt nur Projekt geblieben war, ſoll demnächſt wirklich ins Leben treten. (Halleluja!)

∴ Der Vorſtand der Akademie für Männergeſang hat einen Preis von 100 Thalern für die beſte Compoſition in dramatiſcher Form für Solo- und Chorgeſang für Männerſtimmen, mit Begleitung des Orcheſters ausgeſetzt, und den Termin zur Einſendung an die Chalier'ſche Muſikhandlung bis Ende dieſes Jahres beſtimmt. Zu Preisrichtern ſind die Herren Dr. Friedrich Schneider in Deſſau, Dr. Carl Löwe in Stettin, A. Neithardt, Wilhelm Wieprecht und Flodoard Geyer hier gewählt.

∴ Meyerbeer hat der Signora Alboni Anträge gemacht ... ſie für die große Oper in Paris zu gewinnen, wodurch endlich die Möglichkeit gegeben wäre, dort ſeinen „Propheten“ in Scene gehen zu laſſen, weil eine der wichtigſten Partien dieſes neuen Werkes (die Mutter des Propheten) für eine Contraalt-Stimme geſchrieben iſt. (Wir für unſern Theil glauben nicht mehr an dieſen „Propheten“.)

∴ Neulich wurde hier ein Conzert unter dem Titel „Reiſe-Erinnerungen“ gegeben. Darin kam vor: Die Gemahlin fordert zur Reiſe auf; Conſultation des Arztes; Abreiſe; ſchlafloſe Nächte; Brief aus der Heimath; Reiſe nach dem Rhein; Zuſammenkunft des Königs von Preußen mit der Königin von England; Baden-Baden; Spielbank; intereſſante Bekanntſchaft; Rückkehr nach Berlin. Ein überſpannter Recenſent nennt dieſes Tonſtück „Félicien Davids Wüſte im Converſationston“.

∴ „Anna von Oeſterreich“, das neue Drama der Madame Birch-Pfeiffer, hat auf der Hofbühne allgemein gefallen. Der Berichterſtatter der „Theaterchronik“ ſchreibt: »Mit einem ganz außerordentlichen Geſchick, welches die allgemeinſte Bewunderung erregt und verdient, hat Madame Birch-Pfeiffer aus dem großen, umfangreichen Werke des franzöſiſchen Dichters (13 Bändchen) die intereſſanteſten Momente genommen und, zu *einem* Ganzen vereinigt, dramatiſirt. Wohl iſt nicht zu leugnen, daß es zum Oeftern hervortritt, es ſei hier nach einem gegebenen epiſchen Stoffe gearbeitet, aber dies geſchieht doch nur momentan und die Verfaſſerin hat die ihr in den Weg getretenen Schwierigkeiten mit großem Glücke beſeitigt. Darf man der „Anna von Oeſterreich“ nicht eine ſolche Kunſtvollendung zuſprechen, wie man der „Marquiſe von Villette“ mit vollem Rechte nachrühmt, ſo iſt hier doch ein Bühnenſtück geboten worden, das ſeinen Weg über alle deutſchen Theater in kurzer Zeit vollenden wird. (Das glauben auch wir.)

∴ Die Erfolge von „Anna von Oeſterreich“, von Charlotte Birch-Pfeiffer, erhöhen ſich mit jeder Vorſtellung. Zu der dritten Vorſtellung waren alle Billets vergriffen. Der Beifall war ſtürmiſch: nach dem dritten Akte wurden Fräulein von Hagn, nach dem vierten dieſelbe mit Fräulein Stich, und Herr Hoppé, ſpäter die Herren Hendrichs, Gern und Fräulein Stich und am Schluſſe Alle unisono gerufen. Ein ſolcher Erfolg gehört in der That zu den ſeltenen.

∴ Das beliebte Volksſtück „Marie Jeanne“, von Dennery und Mallan, iſt als Nummer 218 ins „Repertoire du théatre français“, das bei Schleſinger erſcheint, aufgenommen worden. Von allen Ueberſetzungen dieſes Stückes ſcheint die Börnſtein'ſche den meiſten Beifall zu finden.

∴ Einer unſerer Poeten ſoll nichts Geringeres im Schilde führen, als Homers „Ilias“ zu einem lateiniſchen Operntext — für Meyerbeer? — zu verarbeiten. (Guten Appetit!) Dagegen will einer unſerer Militair-Componiſten — Wieprecht? — das ganze preußiſche Landrecht nebſt ſämmtlichen Ergänzungen in Muſik ſetzen. (O weh!)

Conſtantinopel. Der Sultan hat der heiligen Stadt Mecca eine vollſtändige Bibliothek aller Werke über die Dogmen und Geſetze des Islam geſchenkt. Bis jetzt hatte dieſe Stadt, die Wiege des Propheten, keine öffentliche Bibliothek.

Dresden. Ueber Karl Gutzkow's neueſtes Luſtſpiel (?) „Anonym“, das auf dem hieſigen Hoftheater zur Aufführung gekommen, ſchreibt die „Abendzeitung“: »Der Beifall des Publikums, das dieſes Stück ſchon bei der erſten Darſtellung nur lau aufnahm, iſt bei der dritten bereits ganz verſtummt geweſen.«

Elberfeld. Hört, hört! Das hieſige Polizeiamt hat den hieſigen Correſpondenten der „Barmer Zeitung“ vorgeladen und denſelben — hört, hört! — auf §. 45 der allgemeinen Gewerbeordnung verwieſen, worin es — hört, hört! — unter Anderm heißt: „Denjenigen, welche aus der Vermittelung von Geſchäften, aus der Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze für Andere ein Gewerbe machen, oder möblirte Zimmer und Schlafſtellen gewerbweiſe vermiethen u. ſ. w. iſt der Gewerbebetrieb erſt dann zu geſtatten, wenn die Behörde ſich von ihrer (sic!) Unbeſcholtenheit überzeugt hat“. (Daraus geht hervor, daß der Abfaſſer dieſes Geſetzes nicht Deutſch verſtanden hat, ſonſt hätte er, um die Behörde vom Verdachte der Beſcholtenheit zu retten, deren ſtatt ihrer Unbeſcholtenheit ſchreiben müſſen, zweitens, daß jenes Geſetz eine wächſerne Naſe hat, die man ganz nach Willkür drehen und wenden kann, quod bene notandum!)

Foligno. Fanny Elsler, die am 20. Januar ihre Darſtellung auf dem Theater Tordinona in Rom beendigt hat, befindet ſich ſeit Kurzem in unſerer Stadt. Mehrere der angeſehenſten Familien hatten in ihren Häuſern Wohnungen für ſie einrichten laſſen, und der Künſtlerin ihre Einladungen entgegengeſchickt. In der Verlegenheit, wem ſie den Vorzug geben ſollte, ließ Fanny Elsler die Namen ſämmtlicher Einladenden auf Zettel ſchreiben, dieſe in eine Vaſe werfen und zog dann aus ihnen das Loos. Dies traf auf Herrn und Madame Falconieri, eine reiche Kaufmannsfamilie, bei der Fanny Elsler abgeſtiegen iſt. Sie wird auf dem hieſigen Theater zwölf Vorſtellungen geben.

Frankfurt. Karl Gutzkow iſt, um ſich vom Fiasco ſeines „Anonym“ zu erholen, nach Paris gegangen. (Dort kann er die Ueberzeugung finden, daß der letzte Vaudevilliſt mehr Bühnenkenntniß, als der Autor des überall durchgefallenen „Anonym“ hat.)

Hamburg. Im Thaliatheater wird ein neues Stück, „die Töchter Lucifers“, in zwölf Tableaux, nach einem ältern franzöſiſchen Stück (les filles d'enfer), bearbeitet von W. Friedrich, gegeben. Der Satan, der dreiköpfige Höllenhund Cerberus und zwei Teufel weiblichen Geſchlechts erſcheinen darin auf den Brettern.

Hermannſtadt Der „Strasburger Gänſerich“ iſt der ſeltſame Titel einer neuen ſchönwiſſenſchaftlichen Zeitung, die hier ans Licht treten ſoll!

Leipzig. Aus einer von Herrn O. A. Schulz im „Börſenblatte für den deutſchen Buchhandel“ gegebenen Ueberſicht iſt zu entnehmen, daß Sachſen jetzt in 25 Städten 200 Buch- und Muſikalienhandlungen zählt. Darunter Leipzig mit 132, Dresden mit 30 Buchhandlungen. Im Jahre 1831 zählte Leipzig nur 79, Dresden nur 14 Buchhandlungen; die Zahl derſelben hat ſich alſo hier um 53, dort um 16 vermehrt.

∴ Es ſoll hier eine Vereinsbuchhandlung auf Aktien geſtiftet werden. Vorläufig ſollen nur 100 Aktien zu 100 Thalern ausgegeben werden, wovon nicht zwei in einer Hand ſein ſollen. Die Idee iſt von Otto Wigand ausgegangen, der, ſelbſt einer der bedeutendſten Verlagsbuchhändler Deutſchlands, meiſtens nur auswärtige Buchhändler zur Theilnahme an dieſem Aktienunternehmen eingeladen hat. Otto Wigand wird neben einem (auswärtigen) Vorſtand uneingeſchränkter Disponent mit zehn Procent des Reingewinnes, (der jedes Jahr vertheilt wird), als Entſchädigung für ſeine Mühewaltung; doch hat jeder Theilnehmer das Recht, Verlagsvorſchläge zu machen und dem Vorſtande Manuſcripte zur Prüfung einzuſenden. Dieſe glückliche Idee findet namentlich im ſüdlichen Deutſchland vielen Anklang und der Scharfblick Otto Wigands verbürgt dieſem Unternehmen einen günſtigen Erfolg.

∴ Der „Dorfbarbier“ ſchreibt: Sachverſtändige haben ausgerechnet, daß aus einer Klafter Holz zwei Millionen Streichhölzchen gemacht werden können, und doch ſoll nichts dabei verdient werden. Wie's doch heutzutage den Leuten bequem gemacht wird. Wie lange mußte Robinſon reiben, ehe er Feuer bekam! Wie lange mußten unſere Großmütter in der Küche mit Stahl und Stein hämmern, wenn ſie Kaffee kochen wollten! Wie leicht iſt's dagegen uns gemacht! Und gleichwohl iſt die Menſchheit nicht zufrieden. Undankbares Volk! Die Deutſchen beſitzen Streichfreiheit, ſie beſitzen Schweigfreiheit und wollen nun gar noch Preßfreiheit. Habgierig Volk! (Ich lächle, du lächelſt, er lächelt, wir lächeln, ihr lächelt, ſie lächeln.)

∴ Der „Dorfbarbier“ iſt doch ein luſtiger Kauz, er ſchreibt ferner: »Der Pariſer Faſtnachtsochſe iſt an ſeinen Wunden geſtorben und der maroccaniſche Geſandte nach ſeiner Heimath zurückgekehrt. Mehemed Ali, der Vicekönig von Aegypten, übt ſich im Röſſelſprunge und iſt Mitarbeiter an der „Illuſtrirten Zeitung“. Die Gräfin Ida Doppelhahn arbeitet an einem neuen Romane unter dem Titel: „Der Pommer'ſche Marat“. Darin werden 14 Hofräthe gehängt und 318 Inhaber des rothen Adlerordens dritter und vierter Klaſſe geſpießt; 17 Bühnendichter werden in der Spree verſenkt, wo ſie am tiefſten iſt, und der Hamburger Senat wird in Oel geſotten; 80 Weiber liegen ununterbrochen in Ohnmacht, und in Windſor iſt zum 27ſten Male Kindtaufe.« (Bon!)

∴ „Anna von Oeſterreich“, das neueſte Stück der Madame Birch-Pfeiffer, hat, trotz der nachläſſigen Einſtudirung, einen ziemlich günſtigen Erfolg gehabt, während es auf andern Bühnen, in Hamburg u. ſ. w., furore gemacht hat.

∴ Die Jeſuiten ſind jetzt auch in Muſik geſetzt worden; eine ſtehende Piece des Concert-Programms eines Leipziger Orcheſters heißt „Keine Jeſuiten“ mehr. (Theaterchronik.) Der Componiſt will, wie man hört, dieſe Piece unſerm allgemein geachteten Ober-Regiſſeur Marr dediciren.

∴ Von Leopold Schefer iſt hier eine neue hiſtoriſche Erzählung, „Genevion von Toulouſe“, erſchienen. Der geſpreizte Styl wird die meiſten Leſer etwas langweilen.

London. Als Herr Thiers das letzte Mal in London geweſen war, verſpürte die Königin Victoria ein ganz eigenthümliches Gelüſte, ihn zu ſehen. »Nimm Dich in Acht, liebe Victoria,« ſagte Prinz Albert; »Du befindeſt Dich in geſegneten Umſtänden, und haſt bereits den General Däumling, Tom-Pouce, geſehen.« Seitdem iſt Herr Thiers der erbittertſte Feind des Prinzen Albert und des Däumlings, weil Letzterer ihm ſeine Specialität geraubt hat.

∴ Ein gewiſſer John Band hat hier ein förmliches Bureau für Anmeldungen zu Doktortiteln, die er für 40 bis 50 Pfund Sterling zu verſchaffen verſpricht, ohne daß die Candidaten ihre Heimath zu verlaſſen, ſich einem Examen zu unterwerfen oder eine Diſſertation zu ſchreiben nöthig hätten. Dieſe Doktordiplome werden von deutſchen Univerſitäten, namentlich von Jena, bezogen. (Armſeliger Doktortitel, wie ſehr biſt du heruntergekommen!)

∴ Die „Fauſtine“ der Gräfin Ida Hahn-Hahn iſt ins Engliſche überſetzt worden und zwar mit einer Vorrede, worin es heißt, daß der Ueberſetzer das Buch dem engliſchen Publikum nicht als ein *Beiſpiel*, ſondern blos als eine *Warnung* gebe. (Sehr ſchmeichelhaft für Gräfin Ida!)

∴ Dickens „Daily News“ führt aus Charles Summers Buch, „True Grandeur of Nations“ (die wahre Größe der Völker), folgende auf die Verhältniſſe der amerikaniſchen Flotte gegründete Berechnung an: Jede Kanone, die ein Jahr auf dem Meere ſchwimmt, koſtet ungefähr 15,000 Dollars, d. h. ſo viel wie zehn Collegienprofeſſoren oder ſo viel als die ſämmtlichen Richter des oberſten Tribunals von Maſſachuſſets, und des Gouverneurs dazu, betragen.

Lucca. Der Pianoforte-Virtuos Theodor Döhler iſt von Seiner königlichen Hoheit dem Großherzog in den Adelſtand erhoben worden. Zugleich hat derſelbe ſich mit der reichen ruſſiſchen Erbin Fräulein Eliſe von Chérémèteff, welcher er ſeine anmuthigſte Walzer-Compoſition (Trois Valses brillantes Op. 58) gewidmet hatte, verlobt.

Madrid. Die Vermählung der Königin Iſabella mit dem Grafen Trapani iſt nun definitiv entſchieden. (Gottlob!)

∴ Die italieniſche Truppe, welche im Circo geſpielt hat, iſt in Folge eines Streites zwiſchen zweien der Mitglieder derſelben vollſtändig auseinandergeſprengt. Vor einigen Tagen ſangen die Herren Ferloti und Salvatori das berühmte Duett in Bellini's „Puritanern“. Als ſie in die Couliſſen zurückgekehrt waren, ſagte Ferloti zu ſeinem Kameraden Salvatori: »Aber, Sie haben fürchterlich geſchrieen!« worauf dieſer, ohne ein Wort zu erwidern, dem Ferloti eine derbe Ohrfeige gab. Am andern Morgen ſchlugen ſich Beide auf den Säbel und Salvatori brachte ſeinem Gegner eine Wunde am Halſe bei, die Anfangs ſehr gefährlich ſchien und ernſte Beſorgniß erregte. Ferloti iſt indeß außer Gefahr, Salvatori hat aber die Flucht ergriffen und ſo iſt denn eine große Lücke im Perſonal entſtanden.

∴ Der Pianiſt Prudent hat Madrid verlaſſen und, unter mehreren koſtbaren Geſchenken, auch eine Broche von Brillanten, zum Werth von 4000 Francs, von Ihrer Majeſtät der Königin erhalten.

Mainz. Der hier aufgeführte Faſtnachtszug ſtellte unter Anderm folgende Gruppen dar: vier Wagen mit den Wiſſenſchaften, den freien Künſten und ihren Cenſoren; die gefeſſelte Preſſe; die Sänfte und die Chineſen, als die Repräſentanten der unwandelbaren Stabilität; den Haupt-Cenſor, auf einem Krebs daherreitend; die Schneider mit ihrem überraſchenden Modekabinet; das Wattirungsmagazin. Als der Zug zum Centrum ſeiner Wirkſamkeit, zum Gutenbergsplatz, gelangte, wo gerade, dem Gutenbergsdenkmale gegenüber, das Monument der Cenſur errichtet war, begannen alsbald die Kämpfe zwiſchen der Macht des Lichts und der Macht der Finſterniß, welche Letztere beſiegt und ihr Symbol, das Monument der Cenſur, zur Vernichtung durch die Flamme verdammt wurde. Als dieſe emporloderte, entſtand ein enthuſiaſtiſcher Jubel im dichtgedrängten Menſchenknäuel, und wer Kränze und Blumen hatte, verſäumte nicht, damit das Denkmal Gutenbergs zu zieren, um den Gegenſatz noch ſprechender hervorzuheben.

Mannheim. Als unſer Herrgott die Langeweile ſchuf, hat er Mannheim ſicher zum Vorbild genommen; es iſt zum Verzweifeln, in dieſen namenloſen Straßen herumzuſtreichen und zu warten, bis die „Abendzeitung“ die verſchnittenen Neuigkeiten bringt. Die Wahlen ſind im Gange, aber die Ungewißheit über ihren Ausgang macht den Zuſtand nur noch unerträglicher, denn weder das ſchlechte Theater noch die Conzerte vertreiben die faulen Geiſter. (Mandelſtern.)

∴ Die drei Intereſſen, um die ſich in Mannheim Alles dreht, ſind: Liberalismus, Theater und Bier. Das erſte dieſer Intereſſen iſt ein windgefülltes Ei, das dritte jedenfalls beſſer als das zweite, das unter aller Kritik iſt.

Marburg. Profeſſor Jordan iſt jetzt, dem Tode nahe, der Gegenſtand allgemeiner Theilnahme. Die lange Kerkerhaft, die bekanntlich mit ſeiner Freiſprechung endete, und aus der er drei Kinder zu Grabe tragen ſah, hat ſeine Geſundheit zerſtört. (Gerechtigkeit!)

Moskau. Am 3. Februar, an dem Tage, an welchem Wien ſeinen muſikaliſchen Neſtor verlor, ſtarb hier der 73 Jahre alte dramatiſche Dichter Fürſt Schakowsky.

München. Der König von Baiern will die Gemäldegallerie des Pariſer Malers Catlin kaufen.

∴ Auch auf unſerm Theater iſt Karl Gutzkow's koloſſal-langweiliges Luſtſpiel „Anonym“ mit faſt beiſpielloſem Eclat durchgefallen. Das anfänglich volle Haus war ſchon am Ende des dritten Aktes zur Hälfte leer; nur Wenige warteten den Schluß des Stückes ab.

∴ Auf unſerm Hoftheater hat eine ſehr junge, liebenswürdige und ſehr talentvolle Anfängerin, Fräulein von Piſtrich, als Louiſe in Schillers „Kabale“ gaſtirt und ſehr gefallen.

Ofen. Man behauptet ziemlich allgemein, daß Graf Raday, einer der verdienſtvollen Patrioten Ungarns, das hieſige Theater für eine ungariſche Schauſpielergeſellſchaft erhalten wird.

Paris. Die Herzogin von Nemours iſt von einer Prinzeſſin entbunden worden. Louis Philipp hat nun ein Dutzend und zwei Enkel. 1) Den Grafen von Paris, geb. 1838; 2) den Herzog von Chartres, geb. 1840 (Beide Söhne des Herzogs von Orleans); 3) den Herzog von Brabant, geb. 1835; 4) den Grafen von Flandern, geb. 1837; 5) Charlotte, Prinzeſſin von Belgien (Kinder der Königin der Belgier); 6) den Grafen von Württemberg, geb. 1838 (Sohn der verſtorbenen Prinzeſſin Marie); 7 und 8) zwei Prinzen von Sachſen-Coburg, geb. 1844 und 1845 (Söhne der Prinzeſſin Clementine; 9) den Grafen von Eu, geb 1842; 10) den Herzog von Alençon, geb. 1844; 11) eine Prinzeſſin, geb. 1846 (Kinder der Herzogin von Nemours); 12) die Prinzeſſin von Orleans, geb. 1844; 13) den Herzog von Penthièvre, geb. 1845 (Kinder des Prinzen von Joinville); 14) den Prinzen Condé, geb. 1845 (Sohn des Herzogs von Aumale).

∴ Die radikale Partei hat ein polniſches Comité conſtituirt, beſtehend aus Jacques und Etienne Arago, Baune, David (d'Angers), Dupoty, Avril, Flacon, Guinard, Joly, Lamennais, Ledru-Rollin, Lemaſſon, Leſſere, Leoutre, Louis Blanc, Michelet, Duprat, Quinet, Recourt, Schölcher, Vallier. Gleich am zweiten Tage betrugen die Unterzeichnungen zu Gunſten der unglücklichen Polen bei der „Reforme“ 3321, beim „National“ 2800, „Démocratie“ 560, „Courrier“ 200 und circa 2000 Francs bei den kleinern Journalen. Alle übrigen Departements eröffnen ebenfalls Subſcriptionen. (Leipz. Zeitung.)

∴ Zur diesjährigen Kunſtausſtellung ſind ſchon eingegangen von Delacroix: zwei Staffelei-Bilder, „die Entführung der Rebekka“ und „Gretchen in der Kirche“ (aus Göthe's „Fauſt“). Von H. Lehmann „Ophelia, Hamlet und die Oceaniden“. Von Chaſſeriau eine „Kleopatra“. Amaury Duval hat ſein großes Bild, „die Entführung der Europa“, nicht beendigen können und nur ein Damen-Portrait geſandt. Pradier hat eine Statue des Herzogs von Orleans, Jouffroy die Büſte eines jungen Mädchens und Durel die tragiſche und komiſche Muſe geliefert.

∴ Seit vielen Jahren war der Faſching in Paris nicht ſo belebt geweſen wie diesmal. Die letzten Züge der Rouen- und Orleansbahnen brachten faſt nichts als maskirte Paſſagiere, ſo daß jeder Convois wie ein koloſſaler Maskenzug ausſah.

∴ Monsieur le Boeuf du Mardi-Gras, Seine Wohlgeboren der Herr Faſtnachtsochſe, ein Zögling des für Literatur ſchwärmenden Fleiſchers Cornet aus Caën, heißt

Dagobert und einer ſeiner wiederkäuenden Collegen Fleur des Pois, nach einem gleichnamigen Romane des Herrn von Balzac. Der Ochſe des nächſten Faſchings wird, zu Ehren der Madame Georges Sand, Conſuelo heißen.

∴ Bis jetzt erfährt man, daß der eigentliche Faſtnachtsochſe Dagobert bei dem Feſtzuge am Faſchingsdienſtag gar nicht erſchienen war, ſondern ſich durch einen auswärtigen Collegen hatte vertreten laſſen. Monſeigneur Dagobert ſelbſt war zu ſchwerfällig, um ſich bewegen zu können.

∴ Der Faſtnachtsochſe hat ſeinen Rückzug nach Caen angetreten. J. J. Weber wird hoffentlich das Portrait dieſes Ochſen mit gleicher Aehnlichkeit, wie die meiſten Konterfeis in der „Illuſtrirten“, den deutſchen Leſern vorführen. Iſt doch dieſer Faſchingsochſe ſchon darum intereſſant, weil er Dagobert heißt. Man ſieht, wie populär die neuromantiſche Schule iſt; eine Literatur, in der ſo viel gemordet und geſchunden wird, muß unter den Schlächtern natürlich ganz beſonders volksthümlich ſein.

∴ Alexander Dumas' neueſtes Drama „les trois Mousquetaires“ hat in den 55 erſten Vorſtellungen eine Einnahme von 170,000 Francs abgeworfen. (Auch mit „Anna von Oeſterreich“, der Birch-Pfeiffer'ſchen Ueberſetzung dieſes wirkſamen Schauſpiels, ſcheinen die deutſchen Bühnen glänzende Einnahmen zu machen.)

∴ Im Palais-Royal-Theater hat ein neues vieraktiges Poſſenſpiel „l'enfant du Carneval“, von den Herren Dumanoir und Clairville, und im Theater des Folies dramatiques ein neues dreiaktiges Vaudeville, „les trois amoureux de Mariette“, von den Herren Labize und Briſebarre, ſehr gefallen.

∴ Polka und Mazurka ſind zwar noch immer an der Tagesordnung, ihre Herrſchaft wird aber durch die Redowa bedroht. Indeß iſt Paris noch immer ruhig.

∴ Herr Scribe hat, außer 50,000 Francs jährlicher Renten, drei Häuſer in Paris und ein prachtvolles Landgut. Herr Gutzkow ſoll nach Paris gereiſt ſein, um ſich dieſes Häuſer-Kleeblatt in der Nähe anzuſehen, und ſich aus dem Anblick deſſelben neue Begeiſterung für ſein neueſtes Tantièmen-Stück einzuflößen. Letzteres ſoll aber vor der Hand noch „Anonym“ bleiben. (Theater-Locomotive)

∴ Unter dem Titel „Gallerie der Pariſer dramatiſchen Künſtler“ erſcheint jetzt in Lieferungen eine Sammlung von hundert Bildniſſen, gezeichnet von Fapard und begleitet von eben ſo vielen biograpiſchen Skizzen, aus der Feder der namhafteſten Pariſer Schriftſteller.

∴ Der bekannte Componiſt G. Onslow hat eine neue Simphonie, „Cain“, componirt.

∴ Felix Pyat hat ſeine Gefängnißſtrafe überſtanden.

Peſth. Der franzöſiſche Schachklubb hat nach dreijährigem Kampfe die beiden Partien, die er mit dem ungariſchen Schachklubb in Peſth begonnen hatte, aufgegeben und ſich für geſchlagen erklärt. Der Kampfpreis beträgt 1250 Francs.

∴ Graf Kaſimir Batthyány hat den von Hector Berlioz umgearbeiteten Rakóczy-Marſch dem Componiſten für 500 (?) Francs abgekauft und das echt nationale Werk durch ſeinen Freund, den Grafen Emanuel Zichy, dem hieſigen Muſikvereine als Geſchenk zuſtellen laſſen.

∴ Petöfy, der genialſte Lyriker Ungarns, hat einen neuen Roman, „der Strick des Henkers“, geſchrieben. Das Werk ſoll zwar nur in Einem Bande, aber auch in wenigen Tagen geſchrieben worden ſein.

∴ Die hieſige Kisfaludy-Geſellſchaft hat einige ihrer Mitglieder zur Herausgabe eines kritiſchen Journals für die geſammte Belletriſtik Ungarns ermächtigt. Es wird unter dem Titel „Magyar szepirodalmi szemle“ erſcheinen.

∴ Eduard Jerrmann, der auf der deutſchen Bühne gaſtirt, erregt hier großen Enthuſiasmus. Als Lear wurde er vierzehn, als Nathan der Weiſe eilf Mal gerufen. Das Haus war jedesmal überfüllt.

∴ Szigligeti's neueſtes Luſtſpiel, „die Geheimniſſe des Schrankes“, iſt jetzt Zug- und Kaſſenſtück des ungariſchen Theaters.

Prag. J. C. Hickel, deſſen Roman „die Jeſuiten in England und Oeſterreich“ (Engelmanns Verlag) ſich hier und in ganz Oeſterreich einen ungewöhnlich großen Leſerkreis errungen, hat einen neuen Roman, „Ariſtokrat und Proletarier“, vollendet, der zu Oſtern in Leipzig erſcheint und öſterreichiſche Verhältniſſe behandelt.

∴ Ein Dr. Rybicka beabſichtigt, eine Bibliographie aller böhmiſchen Werke, die im Buchhandel erſchienen ſind, herauszugeben. (Eine verdienſtliche Arbeit, weil durch ſie eine Lücke in der Bibliographie ausgefüllt wird.)

Reval. Am 15. Februar ſtarb hier nach langer Krankheit, im vollendeten 58ſten Lebensjahre, der berühmte Weltumſegler Otto von Kotzebue, Flotten-Capitain vom erſten Range. Er hatte drei Mal die Erde umſchifft und auf ſeinen Reiſen wichtige Entdeckungen gemacht. Seit 1829 trat er aus dem Dienſt und lebte im Kreiſe ſeiner Familie auf ſeinem Erbgute Kau in Eſthland.

Rouen. Der Tenoriſt Poultier iſt neulich von der Geiſtlichkeit der Kirche Madelaine als Pathe bei dem Kinde ſeiner Schweſter nicht zugelaſſen worden, weil er — Schauſpieler ſei!

Wien. Franz Wieſt hat eine zweite humoriſtiſche Akademie gegeben, die eben ſo zahlreich beſucht als die erſte war. Wieſt kommt hier immer mehr und mehr en vogue.

∴ Die auch als Schriftſtellerin bekannte Hofſchauſpielerin, Frau von Weißenthurn, iſt ſo bedeutend erkrankt, daß man wegen ihres Aufkommens beſorgt iſt.

Zeitz. Herr Ernſt Keil, der frühere Redakteur des „Wandelſtern“, läßt hier einen „Leuchtthurm“, eine Monatsſchrift zur Belehrung und Unterhaltung, erſcheinen. Der Name des Redakteurs iſt die beſte Empfehlung dafür.

Zürich. F. Freiligrath, deſſen Gedichte fleißig ins Franzöſiſche überſetzt werden, giebt in der „Mannheimer Abendzeitung“ auf alle jüngſt über ihn ausgeſprengte, theils lächerliche und theils hämiſche Gerüchte eine Erklärung, in der ſich ſein guter Humor nicht verleugnet.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Von den dreiundzwanzig Ordensgeneralen, ſeit der Entſtehung des Jeſuitenordens (1541) haben nur drei der deutſchen Nation angehört: Godwin Nickel (1662., Franz Petz (1730) und Gabriel Gruber (1802). Ein ſauberes Kleeblatt, das dem deutſchen Volke nicht zu allzugroßer Ehre gereicht!

— Die letzten ſogenannten Schuldramen wurden in Cöln und Brandenburg aufgeführt und reichen ziemlich weit hinein in das achtzehnte Jahrhundert. Das cölniſche Gymnaſium gab am 24. März 1755, 14. April 1757 und 25. April 1759 dramatiſche Vorſtellungen, ſämmtlich vom Rektor Damm verfaßt. Unter ihm wurden auf demſelben Gymnaſium die letzten Schuldramen gegeben, nämlich am 4. und 5. Mai 1762, Voltaire's „Azire“, nach der Ueberſetzung der Frau Gottſched, und „die Pariſiſche Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra“, ein deutſches Originaldrama in Verſen. Auf der Ritterakademie zu Brandenburg gab man 1783 ein Schauſpiel, „die Weber“. Seitdem fand kein Actus dramaticus mehr ſtatt, und an ihre Stelle traten Redeübungen.

Treffer und Nieten.

• Philipp Melanchthon war ein Freund der Chiromantie (der Wahrſagekunſt aus den Händen). Einſt bei einem Bürger zu Wittenberg zum Beſuche, ſprach er, indem er mit Freuden die Hände eines der Kinder ſeines Wirths betrachtete: »Dies Büblein wird einſt ein großer Gottesgelahrter werden.« — »Domine Philippe,« entgegnete der Vater, »wenn's nur kein Dirnlein wäre.«

• Kürzlich wurde der türkiſche Geſandte zu Berlin, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen beſucht. Bei einem ſolchen Beſuche theilte er Bonbons aus. Einer der Damen gab er doppelt und dreifach. Sie, im Triumphe ihrer Eitelkeit, läßt ihn durch den Dolmetſcher um die Urſache fragen. »Weil ihr Mund noch ein Mal ſo groß als der aller Andern iſt,« war ſeine Antwort.

• »Wenn mir,« ſagt ein älterer deutſcher Schriftſteller, »im Auslande ein Mann aufſtößt, zu unbehilflich für einen Franzoſen, zu ceremoniös für einen Britten, zu treuherzig für einen Italiener, zu biegſam für einen Spanier, zu lebhaft für einen Niederländer, zu beſcheiden für einen Ruſſen, — ein Mann, der mit ſchiefen Bücklingen ſich andrängt und mit unbeſchreiblicher Entſagung Allem huldigt, was vornehm ſcheint: ſo ſagt mir mein Herz und mein Blut im Geſicht: Das iſt dein Landsmann!«

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Schmidt,

französisch-deutsches

und

deutsch-französisches

HANDWÖRTERBUCH.

2 starke Bände. **230** Bogen. Preis **2** Thaler.

Zur Empfehlung dieses in vielen Schulen eingeführten Wörterbuches, das nach den stimmfähigen Organen das beste, vollständigste und billigste aller bisher erschienenen Wörterbücher ist, und dabei sich durch **grösseren und deutlicheren Druck und weisses Papier** vor andern Wörterbüchern auszeichnet, braucht nichts weiter als der Umstand angeführt zu werden, dass in dem Zeitraume von 5 Jahren über 25,000 Exemplare verkauft wurden.

Exemplare der achten Auflage sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Kunſtanzeige.

Von **Ign. Jackowitz** in Leipzig iſt durch jede **Buch-** und **Kunſthandlung** Deutſchlands und Oeſterreichs zu beziehen:

M. G. Saphirs

ſprechend ähnliches Bildniß

mit dem Facſimile:

So iſt mein Talent, ſo iſt mein Geſicht,
Gefallen Beide ſie dem Leſer nicht,
So ſprech' ich wie die „Jungfrau" ſpricht:
»Ach! es war nicht meine Wahl!«
M. G. Saphir.

nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Auguſt Prinzhofer in Wien, in den **ſchönſten Abdrücken** in halbfolio. Preis à ½ Thlr. oder 45 Kr. C. M.

Im Verlage von Otto Klemm in Leipzig iſt jetzt vollſtändig erſchienen:
Ruſſiſche Novellen von **Nikolas Gogol.** Nach L. Viardot übertragen von H. Bode. 2 Bände. Preis 1½ Thaler.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 3.

Schluß des Quartals.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 3.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Die Treue.

Märchen aus der „Eiſenbahn“.

In Madagaskar lebte einmal unter dem Volke der Havas eine ſchöne Maid, welche die „Treue“ hieß. Jeder hielt es für ein Glück und eine Ehre, einen freundlichen Blick von ihr zu erhalten; allein ſie forderte auch meiſt mühſelige Ritterdienſte von ihren Verehrern, und den Meiſten ward dies auf die Länge unbequem. Ehren und Schande halber vor der Welt mußten ſie ſchon mit Jungfer Treue in gutem Vernehmen bleiben und doch wären ſie ihrer gar zu gern los geworden. Dies gelang ihnen endlich mit Hilfe des Zauberers Meineid, welcher die Treue „verwünſchte“, ſo daß ſie bis dieſen Tag zu den verwunſchenen Jungfrauen gehört, welche der Erlöſung harren.

Freilich ſprach man ſo leicht nicht davon, daß die Treue verbannt ſei und ein Jeder ließ ſich's angelegen ſein, der Menge glauben zu machen, als hätte er die verwünſchte Jungfrau noch bei ſich.

Einmal beſtieg ein neuer Herr von Madagaskar den Großvaterſtuhl ſeiner Ahnen. Der rief ſeinen Miniſter und ſagte:

— Ich muß nothwendig die Treue haben. Das Volk ſchwatzt viel von Verſprechen halten, von „Ewigkeit geſchworner Eide“ und dergleichen ausſchweifenden Ideen. Man meint, Treu und Glauben ſei auch uns verſchwunden, es gäbe nur noch von unten Furcht und Bedientenanhänglichkeit oder Schmarotzer, von oben Perfidie. Ich muß daher bei meiner Thronbeſteigung die Treue bei mir haben. Neben dem Throne ſoll ein Platz für ſie frei bleiben und dieſen ſoll ſie, allem Volke ſichtbar, zu meiner Rechten einnehmen.

Der Miniſter verbeugte ſich und verſprach ſein Möglichſtes zu thun, ſollt' es auch Blut und Leben koſten.

Kaum war er allein, ſo empfand er ſeine völlige Rathloſigkeit. — Ach, die Treue war ja längſt „verſchwunden“, wo ſollt' er ſie nun finden und wie zur Rückkehr bewegen? Er ſann und forſchte, bis es ihm dunkel vor den Augen ward.

Der Miniſter war indeſſen doch nicht ganz auf den Kopf gefallen. Wenige Tage vor der Feierlichkeit hatte er einen Einfall (d. h. einer ſeiner Untergebenen hatte gegen das Verſprechen eines Honorars für ihn den Einfall), der ihn auf einmal luſtig machte. Excellenz war höchſt erfreut, zog den Gallarock an und eilte zu ſeinem Herrn.

— Nun, Miniſter?

— Ew. Großmächtigkeit, ich habe die Treue gefunden!

— So ſtellen Sie mir ſie vor.

— Sie wartet im Vorzimmer, ich habe ſie mitgebracht; aber —

— Wie, Miniſter?

— Es iſt ein beſonderer Umſtand dabei. Freilich hab' ich die Verwunſchene erlöſt und mitgebracht; allein ſie hat ſich eine Bedingung vorbehalten; ſie will blos aufrichtigen Menſchen ſichtbar ſein. Jedem Lügner aber bleibt ſie unſichtbar, und ſolche werden ſie trotz der beſten Lorgnette nicht zu erblicken vermögen.

— Ein höchſt intereſſanter Umſtand. — Nun, Miniſter, führen Sie die Treue ein, wir empfangen ſie.

Der Miniſter trat in's Nebenzimmer, machte die Bewegung, wie wenn man einer Dame den Arm bietet, um ſie zu führen, und ſo trat er vor die Großmächtigkeit und machte die Geberde, als wenn er eine eingeführte Perſon vorſtellte.

Die Großmächtigkeit ſtutzte, ſehr unangenehm überraſcht, und dachte: Was Teufel, ich ſelber bin ein ſolcher, der ſie nicht ſehen kann? Aber faſſen wir uns!

Hochdieſelben redeten nun als ſähen Sie die Dame recht wohl, in die hohle Luft hinein, ſagten der Jungfer Treue einige verbindliche Worte und ließen dann den Miniſter mit der Dame wieder abtreten. Der Herr war ſehr verſtimmt; — der Miniſter aber lachte ſich in's Fäuſtchen, während er abgehend wieder der Luft den Arm bot. Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht von der angekommenen Treue und daß ſelbige keinem Meineidigen ſichtbar ſein werde. Jedermann rühmte ſich nun ſeiner guten Augen.

Die Huldigungsfeierlichkeit fand ſtatt und der Miniſter führte wieder die Treue ein und geleitete ſie zu einem Stuhl neben dem erhabenen Großvaterſtuhle. — O, wie ſchön ſie iſt! riefen alle Anweſenden einander zu, obwohl, wo nichts war, keiner der Schalke mehr ſehen konnte als der Miniſter. Aber wer wollte ſich offen als Lügner bekennen? Jeder ſchwur Stein und Bein, er ſähe die wunderſchöne Jungfrau Treue. — Die Ceremonie fand ſtatt und die Großmächtigkeit unterließ nicht recht oft auf den leeren Stuhl zu deuten, wo angeblich die Treue ſaß.

Es trat aber noch ein garſtiger Zwiſchenfall ein. Jener Untergebene, welcher dem Miniſter den guten Rath ertheilt und dafür einen goldenen Berg verſprochen erhalten, hatte vergebens auf Erfüllung dieſes Verſprechens gewartet. Er hatte dagegen beſchloſſen ſich zu rächen. Dieſer Mann, eine Art von Tauſendkünſtler, beſaß einen zahmen Fuchs, den er gelehrt hatte, ſtets den erſten beſten leeren Stuhl im Zimmer einzunehmen. Er hatte nun den Fuchs unterm Rocke mit in den Saal gebracht und heimlich losgelaſſen. Der Fuchs ſpazierte vorwärts, ſah den leeren Stuhl und ſetzte ſich ſofort darauf. Er beſchäftigte ſich damit, die Goldtreſſe am Rocke des Herrſchers zu beſchnuppern.

Alle Anweſenden waren faſt vor Schrecken erſtarrt und zwar um ſo mehr, als ihr Herr, welcher den Fuchs noch nicht bemerkt, ſoeben ſeine Rede hielt und bei jeder Anſpielung auf die Treue auf den Stuhl deutete. Ein Theil der Anweſenden fiel in Ohnmacht, ein anderer Theil war, wie geſagt, vor Schreck verſteinert und der dritte Theil bediente ſich mit möglichſtem Anſtand der Taſchentücher, um den unmäßigen Lachreiz zu erſticken.

Auf den Fuchs deutend, ſagte endlich die Großmächtigkeit mit Emphaſe, jene ſchönen Verſe citirend:

„Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Wo Liebe warm im Herzen ſitzt.“ —

Statt der Hand der Treue hielt der Herrſcher jetzt in der ſeinigen den Fuchsſchwanz. — Mußte nicht ein allgemeiner Tumult losbrechen: Gott bewahre. Da faßte ſich die Großmächtigkeit, ein Höfling beſeitigte, obwohl ihm die Finger zerbiſſen wurden, den garſtigen geſchwänzten Störenfried, und Alle blieben dabei, ſie ſähen die Treue auf dem Stuhle; das Wort Fuchs kam in Keines Mund.

Die Treue blieb nach wie vor die verwunſchene Jungfrau und ſeit jenem Tage ſagt jeder Madagaskariener zum lieben Nächſten mit doppelt ſüßer Miene: „Ihr ergebenſter Diener!“ um den lieben Nächſten deſto bequemer im Schlamm ſtecken zu laſſen. —

Deutſches Temperament und deutſche Luſtſpiele.

Von G. M. Saphir.

Nirgends zeigt es ſich deutlicher, daß der Deutſche eine Trauerweide iſt, ein klagendes Ausrufungszeichen, ein ſauertöpfiſches Weſen, als in den deutſchen Luſtſpielen im Allgemeinen. Alles findet man in deutſchen Luſtſpielen, nur keine Luſtigkeit! Man findet Witz, Spaß, Laune, Pikanterie, einzelne komiſche Situationen; aber Luſtigkeit, jener friſche, ſcharfe, markaufrüttelnde Odem der herzlichen Luſtigkeit mangelt. Der Deutſche iſt nicht luſtig; er ſtellt ſich nur manchmal ſo, um auch in dieſer Erfindung nicht zurückzubleiben; der Deutſche iſt nicht nur nicht luſtig, ſondern er verſteht's auch nicht, wenn ein Anderer luſtig iſt; er beurtheilt die Luſtigkeit ſchief; er nimmt's übel, wenn ein Anderer luſtig iſt, ohne ihn dazu einzuladen, und wenn ein Anderer luſtig iſt und ihn dazu einladet, ſo läßt er's abſagen, denn luſtig ſein iſt nicht philoſophiſch, nicht würdig, nicht gediegen! Wenn der Deutſche lachen ſoll, ſo ſieht er erſt den Nachbar an, ob er ſich deſſen nicht ſchämen darf; wenn er einen Witz hört, ſo ſchickt er erſt ſein Zwerchfell zu ſeinem Gewiſſen, um die Bewilligung zu erhalten, und wenn der Deutſche ſelbſt einen Witz macht, ſo bittet er gleich alle ſeine Schulzeugniſſe um Vergebung, daß er ſie ſo beleidigt habe, er will's ſein Lebtag nicht wieder thun! Der Sauerampfer, das iſt das Herzblatt des Deutſchen! Luſtigkeit iſt gemein und Witz iſt nicht übel, ja, aber man muß ihn erſt auftreten laſſen, wenn der betreffende Gegenſtand ſchon durch Philoſophie, Jus und Mathematik ſo ausgeklopft worden iſt, daß Witz auf ihn wirkt, wie Moſchus auf einen Miſſethäter, der ſchon drei Tage lang gehängt hat! Einen Prügel als Redefigur, eine Gemeinheit als Metapher, eine Schmähung als Epitheton ornans, das läßt ſich der Deutſche in einer Polemik gefallen; aber eine geiſtreiche Wendung, einen blendenden Witz, einen glänzenden Einfall, den verdaut er nicht, das iſt nach ſeiner Anſicht dem Gegenſtande nicht angemeſſen! Wenn der Deutſche einen luſtigen Menſchen ſieht, ſo denkt er auf Alles, nur nicht, daß er wirklich luſtig iſt; er denkt: „Der Mann iſt betrunken, — der Mann iſt ein Narr, — der Mann phantaſirt;“ daß der Mann aber wirklich luſtig iſt, davon hat er keine Idee, das kann er nicht begreifen. Hat er ſich endlich nach langen Jahren überzeugt, der Mann iſt wirklich luſtig, es iſt ſeine Natur, luſtig ſein; — ſo ſchüttelt er den Kopf und geht auf die Rechtsgründe ein, aus welchen der

Mann luſtig iſt. „Hat denn der Mann keine Sorgen? — Hat der Mann keine Frau? — Hat der Mann keine Kinder? — Hat der Mann kein Geſchäft? — Iſt ihm nicht einmal eine Großmutter geſtorben? — Könnte er nicht einmal eine Rippenfellentzündung bekommen? — Und dabei iſt der Mann luſtig?“ — Man ſieht, daß es ſchwer iſt, ein deutſches Luſtſpiel zu ſchreiben! Darum haben die Franzoſen einen Scribe, und die Deutſchen — keinen Scribe! Der Deutſche geht nicht allein in's Luſtſpiel; er nimmt einen Kaufmann, einen Baumeiſter, einen Zeichnenmeiſter, einen Gewiſſensrath und drei Zeugen mit; einen Kaufmann, um zu ſehen, ob die Handlung ſolid iſt; einen Baumeiſter, um ſich zu überzeugen, wie der Bau des Stückes iſt; einen Zeichnenmeiſter, um mit ihm zu berathſchlagen, wie die Charaktere gezeichnet ſind; einen Tanzmeiſter, um zu erörtern, wie ſich die Perſonen und Situationen gruppiren und verſchlingen; einen Gewiſſensrath, um ſich über die Moral des Stücks zu beſprechen, und drei Zeugen, die ihm Zeugniß ablegen müſſen, daß er zwar gelacht, aber dabei gleich geſagt hat: „Es fehlt dem Ganzen doch an gediegener Tiefe der innen abgeſchloſſenen Baſis“. So ſind die Deutſchen! Und ſo ſind auch ihre Luſtſpiele!

(Humoriſt.)

Zapfenstreich.

Cairo. Dem alten Mehemed Ali iſt die Reiſeluſt in die Beine gefahren. Er will im nächſten Sommer nach Paris und es ſo einrichten, daß er dort mit der Königin von England zuſammentrifft, wenn's nämlich der Prinz Albert erlaubt. Der Dampfer iſt bereits beſtellt.

Leipzig. Der „Dorfbarbier“ frägt ſeinen „General“: „Kennen Ew. Gnaden den Schriftſteller E. M. Oettinger? General. Was iſt mit dem? Dorfb. Der iſt jetzt unter die Comödienſchreiber gegangen und hat ein Poſſenſpiel verfertigt, welches den Titel führt: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Leichen und kein Grab.“ General. Das Ding iſt wohl poſſirlich? Dorfb. Wenn es von einigermaßen gewandten Schauſpielern aufgeführt wird, muß es viel Glück machen, obſchon es an einigen Längen leidet, die jedoch bei der Aufführung leicht zu beſeitigen ſind. Als neulich Ew. Gnaden auf die Herren Literaten etwas ungehalten waren und dieſelben unter Anderm auch Müſſiggänger nannten, ſo muß ich hiergegen wenigſtens Freund Oettinger ganz ernſtlich in Schutz nehmen. Von demſelben erſchienen in dieſem Jahre nicht weniger denn ſieben Bände Druckſachen. Glauben Ew. Gnaden, daß man die aus den Aermeln ſchütteln kann? Und daß es nicht ſieben magere Kühe Pharaonis, geht daraus hervor, daß ſich darunter ſogar eine dritte Auflage befindet.“ (Das bei Th. Thomas erſcheinende „Buch der Liebe“.)

Paris. Dem. Rachel erhielt vor einiger Zeit ein in jeder Hinſicht merkwürdiges Geſchenk: es beſteht in einem Diadem von antiker Form, aus feinem Golde mit ſechs Edelſteinen geſchmückt. Die Steine ſind ſo eingeſetzt, daß die Anfangsbuchſtaben nicht allein den Namen der berühmten Bühnenkünſtlerin bilden, ſondern ſie bezeichnen zugleich ihre Hauptrollen, wie es folgende Zuſammenſtellung veranſchaulicht:

Rubin.	Roxane.
Amethyst.	Aménaide.
Cornalin.	Camille.
Hemalit.	Hermione.
Eméraude (Smaragd).	Emilie.
Lapis-lazuli.	Laodice.

Dieſes ſinnige Geſchenk gelangte auf eine eben ſo ſinnige Weiſe in die Hände der jungen Schauſpielerin. Dem. Rachel hatte bei Chevet einen Rheinkarpfen holen laſſen, der für ihr Diner beſtimmt war. Als man den Fiſch aufſchneidet, kommt das Diadem zum Vorſchein. Der Bewunderer ihres Talentes, der ihr ein ſo ſchmeichelhaftes Präſent gemacht, iſt bis jetzt unbekannt geblieben.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 183. Leipzig, 2. April 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Joſef Gungl.

Capriccio von E. M. Oettinger.

Leipzig, mein Leipzig, wo warſt Du? Klein-Paris und Groß-Zſchocher, wo ſtakt Ihr, als Joſef Gungl, der Strauß der Berliner, der Titan des Walzers, der Herkules der Galoppade, der Theſeus der Polka, im Saale des Hötel de Pologne ſein Conzert gab? Leipzig, liebes Leipzig, muß Dich Dein „Tageblatt“ erſt haranguiren, wenn Du einen Genuß, der Deiner harrt, nicht verſäumen ſollſt? Wär' ich nicht zu ſehr vernarrt in Dich, mein Leipzig, ich könnte böſe auf Dich ſein, weil Du dies Conzert verſäumt haſt.

Joſef Gungl, liebes Leipzig, iſt der Componiſt eines Marſches, den Du tagtäglich auf der Straße ſpielen und ſingen, pfeifen und trällern hörſt, eines Marſches, deſſen Melodie durch die halbe Welt marſchirt iſt und in der neuen Welt eben ſo viel Anklang als in der alten gefunden hat. Joſef Gungl iſt der Componiſt von „Kriegersluſt“ und darum liebe ich den Mann, denn wie oft bin ich in meiner neidenswerthen Eigenſchaft als Communalgardiſt der fünfzehnten Compagnie des zweiten Bataillons nach den Klängen dieſes Marſches aller Märſche hinausgezogen durch den ſmaragdenen Schatten unſeres Roſenthales nach der friedlichen Wieſe von Gohlis! O Gungl, Gungl, wenn Du für jeden Schuſterjungen und Flaneur, der in Europa und Amerika Deine „Kriegersluſt“ vor ſich herträllert, einen Pfennig bekämſt, dann wärſt Du in *einem* Jahre reicher als Rothſchild, Louis Philipp und meine Wenigkeit. Aber Du biſt ein *deutſcher* Componiſt, Du arbeiteſt für *deutſche* Verleger und haſt für Deinen Marſch, den Du vor fünf Jahren in Grätz componirt haſt, für Deinen Marſch, von dem Dein Verleger bis jetzt zwiſchen 10—12.000 Exemplare abgeſetzt hat,

Einen Louisd'or Honorar erhalten!!!!!!!

Wärſt Du ein Franzoſe, armer Gungl, dieſer einzige Marſch hätte Dir mehr eingebracht, als Deine ſämmtlichen Compoſitionen Dir jemals einbringen werden, denn Du haſt das Glück, ein Deutſcher zu ſein, deſſen geiſtiges Eigenthum nicht geſichert iſt, ein deutſcher Künſtler, der ſich wie der Leinweber für ſeinen Fabrikesherrn abſchindet und mit der Schale zufrieden ſein muß, während der Verleger den Kern für ſich behält. Neidenswerthes Loos, ein deutſcher Künſtler zu ſein!

Aber nicht dieſer Marſch allein, eine glänzende Phalanx goldgegliederter Walzer und ſtahlgepanzerter Galoppaden hat dieſem Ungarn einen mehr als deutſchen Namen verſchafft. Kennſt Du den Eiſenbahn-Galopp, mein Leipzig? Er iſt von Joſef Gungl. Kennſt Du die Frühlings-Galoppade? Sie iſt von ihm. Kennſt Du das „Wiederſehen“? Dieſer Walzer iſt von ihm! Wenn ich einmal die „Geſchichte des Walzers“ ſchreiben werde (ein Thema, das ich ſchon lange mit mir im Kopfe herumtrage), will ich die Hiſtorie des ſchönſten aller Tänze in acht Epochen abtheilen und zwar:

I. Vom Walzer, den Adam mit Eva im Paradieſe bis zum Walzer, den Marcus Antonius mit Cleopatra in Rom getanzt haben.

II. Vom Cleopatra-Walzer bis zu jenem, den Doctor Martin Luther mit Katharina von Bora auf der Hochzeit zu Wittenberg getanzt hat.

III. Vom Martin-Luther-Walzer bis zu jenem, den Herr von Talleyrand mit der deutſchen Diplomatie auf dem Wiener Congreß getanzt.

IV. Vom Wiener Congreß- bis zum Ypſilanti-Walzer.

V. Vom Ypſilanti bis zur „Aufforderung zum Tanze“. In dieſen Zeitraum fällt die Reformation des Walzers, herbeigeführt durch Karl Maria von Weber.

VI. Von Karl Maria von Weber bis Joſeph Lanner.

VII. Von Joſeph Lanner bis Johann Strauß.

VIII. Von Johann Strauß bis Joſef Gungl.

Lanner, Strauß und Gungl ſind die drei Hauptfaktoren, die den Walzer zu einer Höhe emporgetragen haben, von der die Vor-Weber'ſche Zeit keine Ahnung gehabt. Ein Walzer von damals verhält ſich zu einem Walzer von jetzt wie ein ſteifbeiniger Pſalm zu einer leichtbeſchwingten Dithyrambe, wie eine Bach'ſche Fugenfolter zu einer Symphonie von Beethoven, wie ein ſchwerfälliges Haarbeutel-Gedicht von Martin Opitz zu einem flatternden Lockenlied von Heinrich Heine.

Lanners Eigenthümlichkeit habe ich vor Jahren ſchon in einem meiner Bücher, Strauß's Eigenthümlichkeit erſt unlängſt in einem Blatte meines „Charivari“ hervorgehoben; heute will ich die Eigenthümlichkeit Joſef Gungls zu ſchildern verſuchen.

Gungl verhält ſich zu Strauß wie friſcher Moſt zu altem Weine. In Gungls Walzern gährt und kocht, ziſcht und ſchäumt, ſauſt und brauſt eine Melodienfülle, die, wie die Kohlenſäure des Champagners, feſſelnſprengend einen Pfropfen nach dem andern in die Luft ſchleudert; aber jeder dieſer melodiſchen Pfropfen iſt eine zündende Rakete, die ſich blitzſchnell entwickelt und bald als farbenſprühende Feuergarbe, bald als hundertfarbige Leuchtkugel niederſinkt. Jeder Gungl'ſche Walzer iſt ein Feuerwerk von meliſmatiſchen Kaskaden, harmoniſchen Tourbillons und rhythmiſchen Schwärmern; alles platzt, nichts verpufft, alles zündet. Strauß's Walzer ſind ſingende Tänze, Gungls Walzer tanzende Geſänge, Lieder, die in bacchantiſchem Jubel und mänadiſcher Wolluſt um ſich ſelbſt herumkreiſen und ſich und uns das Herz aus dem Leibe tanzen. Beim Anhören der Gungl'ſchen Walzer fühle ich mich, um mit Vater Göthe zu reden, ſo wohl als wie fünfhundert Säue, die ſich, von heißer Mittagsſonne beſchienen, in ihrem Lieblings-Elemente herumwälzen: es iſt mir, als müßte ich beim Sirenenrufe dieſer Melodien aus meiner Haut in eine andere fahren, die mir beſſer als die meinige gefällt; es iſt mir, als müßte ich alle Welt umarmen, den Himmel und die Sterne an mein Herz drücken, hielte mich nicht die Furcht zurück, daß einer der Letztern mir an einem meiner jungfräulichen Knopflöcher ſitzen bleibt. Bei Gungl'ſcher Muſik wäre ich im Stande, ſelbſt Herrn ???? zu umarmen und, bei Gott! das will viel, ſehr viel ſagen!

Von den Sachen, die Herr Gungl von ſeiner eigenen Compoſition vorgetragen hat, haben vor Allem „Terpſichorens Schwinger" und „das Wiederſehen" — zwei reizend-ſchöne Walzer — „die Klänge aus der Heimath" — ein köſtlicher Oberländer — und „Vielliebchen" — eine Polka, die ich auffreſſen könnte — eingeſchlagen. Aber das originellſte war die „Preußiſche Parade", ſein drittes Marſch-Potpourri, ein Guckkaſten der hinreißendſten Marſchmotive, ein harmoniſches Ghirribizzi, ein ohrenkitzelndes Tohu-Bohu, das, wenn ich's mit Worten ſchildern ſoll, mit einem unüberſehbar-langen Maskenzuge zu vergleichen iſt, in dem chineſiſche Mandarine am Arme franzöſiſcher Griſetten, römiſche Veſtalinen am Arme ſpaniſcher Don Juane, ſchottiſche Hochlands-Willys und ruſſiſche Koſaken, perſiſche Peris und polniſche Juden, oſtindiſche Bonzen und Berliner Billabella-Nymphen, arkadiſche Schäferinnen und grönländiſche Eisbären, venezianiſche Colombinen und Schkeuditzer Nachtwächter, Blocksberghexen und Troubadours, Schweizer Mimili's und gehörnte Teufel, bergameskiſche Arlechine und altenburger Bäuerinnen, Pariſer Faſtnachtsochſen und Wiener Bären, Hamburger Rieſenhummern und Leipziger Buchhändler-Krebſe in wirrem Jubel und tollem Lärm, ſingend, neckend, kichernd, koſend, plärrend, höhnend, pfeifend, ſtoßend und drängend an uns vorüberziehen und uns mit ſich fortreißen in dieſen ſchäumenden Carnevalsſtrudel. Brauche ich zu ſagen, daß Gungls Muſik gefallen hat? Nein, denn Jeder, der ſie gehört, wird Dir ſagen können, daß jeder ſeiner Tänze Furore, maſtodontiſches Furore gemacht hat. Leipzig, Du haſt diesmal viel verſäumt; Du haſt drei heitere Stunden eingebüßt.

Refrain der Romane.

Die meiſten der neuern Romane ſcheinen auf Anregung erotiſcher Gefühle berechnet zu ſein; ihr großes, aber faſt einziges Thema iſt — Heirathen. Bei Geßner heirathen die Menſchen auf blumigen Wieſen, im Schatten des Hollunders, beim Glockengeläute der Schafe; bei Schilling, Langbein und Clauren auf allen Wegen und Stegen, in Jägerhäuschen und Sennerhütten; bei Lafontaine und Kotzebue in friedlichen Wohnungen der Bürger und Gelehrten; bei Balzac in den Salons der Pariſer Geld-Ariſtokraten; bei Eugen Sue in Schiffen bei Sturmesgeheul; bei Victor Hugo in Tempeln unter Brand und Verwüſtung; bei Georges Sand auf Kirchhöfen bei Grabesgeſang; bei Ovid im Himmel und bei Göthe … in der Hölle.

B. v. Menk.

Zwerg Satyrus.

Eine Geiſtergeſchichte von Eduard Em-Tor.

Ich konnte nicht ſchlafen.

Um mir die Zeit zu vertreiben, griff ich nach dem erſten beſten Buche. Der Zufall wollte, daß ich eins aus dem Jahre 1730 in die Hand bekam. Es führte den ſonderbaren Titel „Unterredungen von dem Reiche der Geiſter“, und beſchäftigte ſich ſehr gelehrt

1) mit den Geiſtern überhaupt,
2) mit den geheimen Hausgeiſtern,
3) mit den Erſcheinungen der Verſtorbenen,
4) mit den Erd- und Waſſergeiſtern,
5) mit den Luft- und Feuergeiſtern, und
6) mit den Geiſtern gewiſſer Landſchaften, Städte und Schlöſſer.

Meine Neugierde war gereizt und mit großer Aufmerkſamkeit las ich den etwas langweiligen „Vorbericht an den geneigten Leſer“ durch. Das Beſte darin war die zitirte Stelle des Vater Auguſtin: »Es iſt offenbar klüger, man glaubt nicht Alles, was man mit ſeinem Verſtande nicht begreifen kann, als daß man über ungewiſſe Dinge ſich herumzankt« — ein Ausſpruch, den ich hiermit den Herren Theologen auf das Angelegentlichſte empfohlen haben will.

Das Buch ſelbſt war ergötzlich genug und erinnerte mich lebhaft an alle jene ſüßen Märchen, deren Klängen ich in meiner Kindheit ſo gern gelauſcht hatte. Da ſtand er vor mir, der famoſe Rattenfänger, welcher am 26. Juni 1284 durch den verlockenden Ton ſeiner Sackpfeife die Kinder der guten Stadt Hameln — ihre Zahl wird auf 130 angegeben — an ſich zog und in einen Berg führte, aus dem ſie nie mehr zurückkehren ſollten. Da ſtand er vor mir, der vielgewandte Rübezahl, der Boſko der Zauberwelt, welcher den Leuten Kohlen für Geld giebt, ſich mit dem Stiefel zugleich das Bein auszieht, ſeinen Kopf wie eine Perücke abnimmt und eine hochadliche Soirée durch ein blutiges bürgerliches Haupt, das er in ihre Mitte wirft, in Furcht und Zittern verſetzt. Da ſtanden ſie vor mir in bunter Reihe, der traurige Dresdener Mönch mit der Laterne in der Hand und dem Kopfe unter dem Arme; der fabelhafte Doktor Fauſt, welcher als echter Roué den Teufel bat, ſich in die ſchöne Helena zu verwandeln; das ſchöne Nix-Aennchen, welches deutſche Kornblumenaugen, blonde Ringellocken und einen ſafrangelben Fiſchſchwanz hatte; der fidele Studio von Prag, der von einem hypochondriſchen Geiſte nach allen Regeln der Kunſt eingeſeift und raſirt wurde; die weiße Frau von Neuhaus, die auch im Tode das Schwatzen nicht laſſen konnte, und endlich jene Ohrfeige aller Ohrfeigen, welche einſt ein furchtſamer Nachtwächter am St. Georgen-Hospitale zu Leipzig von einem boshaften Geſpenſte, wahrſcheinlicher aber von der eiſernen Fauſt eines handfeſten Schloſſergeſellen erhielt.

Es iſt wahrhaftig kein Wunder, daß mich dieſe Geſchichten ſehr unterhielten; in die exaltirteſte Fröhlichkeit aber verſetzte mich die Erzählung von einem dreibeinigen Eſel, welcher allabendlich von 11 bis 12 Uhr am halliſchen Thore zu Leipzig, metaphyſiſche Betrachtungen anſtellend, auf- und abwandeln und die mit einem neuen Körper begabte Seele eines Mönches ſein ſoll, der ſich über ſeine grenzenloſe Dummheit zu Tode geärgert hat. Ich weiß nicht, ob das liebenswürdige Thier noch heute erſcheint; ſo viel aber kann ich mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich einſt in der Nähe des halliſchen Thores beim Promeniren einen gutmüthigen und dabei ziemlich bornirten Ehemann kennen lernte, der eine wunderhübſche Frau hatte. Emmeline — ſo hieß die kleine Fee, deren große Schönheit meinem Kennerauge nicht entgangen war. — Emmeline war mir nicht abgeneigt und vierzehn Tage darauf gab ſie mir das erſte Rendezvous, während ihr vortrefflicher Gemahl im Schafkopfklubb die herausgekommenen Trümpfe zählte und bei jeder verlorenen Partie eine ſtärkende Priſe nahm.

Doch kehren wir in das Reich der Geiſter zurück.

An die rührende Geſchichte vom Eſel-Mönch oder Mönch-Eſel ſchloß ſich ein langes Kapitel an, welches von den Zwergen handelte und mich — offen geſagt — außerordentlich kalt ließ. Was konnte es mich auch intereſſiren, daß Paracelſus dieſe kleinen Geſtalten Non Adamitas genannt, Bosner in Jena eine ſehr gelehrte Diſſertation geſchrieben und Agricola in ſeinem Buche „de animantibus subterraneis“ ſie in ſanftmüthige und bösartige eingetheilt hat? Was nützte mir die Belehrung, daß ſie Keller, alte Burgen und Berge bewohnen, und bald einer Königin gehorchen, bald eine Art Republik bilden, hier ein Einſiedlerleben und dort fröhliche Hochzeiten und Kindtaufen feiern? Was endlich ging es mich an, daß ſie den Einen mit Gold beglückt und dem Andern den Hals gebrochen haben, daß der Engländer Thomas Browne ſie geleugnet, der tyroliſche Schneidergeſell Georg Pürckner aber ſie geſehen, mit ſeinen leiblichen Augen geſehen und von ihnen 2644, ſage zweitauſendſechshundertvierundvierzig Kaiſergulden als Geſchenk erhalten hat?

Ich langweilte mich, wie geſagt, und ſchlug, da ich nichts Beſſeres zu thun wußte, das Buch zu, nicht ohne über die Thorheit der Menſchen zu lächeln, welchen ſelbſt das Unglaublichſte ſehr glaubwürdig und umgekehrt das Glaubwürdigſte als rein unglaublich erſcheint. Raffinirt-boshaft fügte ich meinen Betrachtungen das Verſprechen hinzu, jedes überirdiſche Weſen und beſonders jeden Zwerg, der in meine Hände fiele, wie eine Fledermaus an die Wand zu nageln und einzig und allein mit Sentenzen aus der Kirchenzeitung von Hengſtenberg zu füttern.

Voll Verwunderung über mein ausgezeichnetes Genie, ſchreckliche Foltern zu erſinnen, zugleich aber — in Folge der erwähnten Kirchenzeitung — einen heftigen Anfall von Schläfrigkeit verſpürend, löſchte ich das Licht aus, drehte mich mit geſchloſſenen Augen nach der Wand zu und entſchlief.

* * *

Meine Ruhe ſollte nur von kurzer Dauer ſein; denn ſchon nach einer Stunde ward ich durch ein polterndes Geräuſch aus Morpheus' ſammetweichen Armen geriſſen und aus der Traum- in die wirkliche Welt verſetzt. Gähnend rieb ich mir die müden Augen und würde ohne Zweifel ſofort wieder eingeſchlafen ſein, wenn nicht ein leiſes Klopfen an die Thür meines Schlafkabinets meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hätte. Ich horchte mit zurückgehaltenem Athem ... das Klopfen wiederholte ſich.

— **Entrez!** rief ich, indem ich mit Hilfe eines Streichhölzchens eine jungfräuliche Wachskerze in Brand zu ſetzen verſuchte.

Die Thür öffnete ſich und herein huſchte mit vielen Bücklingen ein kleines, kaum anderthalb Fuß hohes, ſehr dürres Männchen, welches eine blonde Perücke und einen alten Magiſterfrack, gelbe Glacéhandſchuhe und eine zinnoberrothe Weſte, veilchenblaue Unnennbare und Schuhe trug, deren allerliebſte Schnäbel mich in die gerechteſte Verwunderung ſetzten.

— Wer ſind Sie? redete ich mehr erſtaunt als erſchrocken das räthſelhafte Weſen an.

— Ich bin, mit Ihrer Erlaubniß, der Zwerggeiſt Satyrus.

— Wie, Sie ſind ein Geiſt?

— Yes!

— Ein wirklicher, echter, polizeilich geduldeter und privilegirter Geiſt?

— Nichts Anderes!

Mort de ma vie! Wie oft hatte ich nicht die Exiſtenz aller dieſer halb irdiſchen, halb einer anderen Welt angehörigen Weſen geleugnet und über den heiligen Tertullian gelacht, der, komiſch genug, auf Ehre verſichert, eine Seele geſehen zu haben. Wie oft hatte ich nicht ungläubig den Kopf geſchüttelt, wenn man mir erzählte, daß Luther vom Teufel ſelbſt, ein Leipziger Handlungsſchüler aber von einem andern Geiſte in Geſtalt einer liebenswürdigen Frau beſucht worden ſei. Wie voreilig hatte ich nicht den guten Michael Pſellus einen Narren geſcholten, weil er die Berggeiſter nicht nur als wirklich exiſtirend annahm, ſondern ſie ſogar echt pedantiſch in ſechs Klaſſen theilte und dabei ſehr gelehrt bemerkte: »die ſchlimmſte Art iſt diejenige, welche in einer mehr körperlichen Geſtalt erſcheint und meiſtentheils wilde Thiere und häßliche Menſchen vorſtellt.« Wie ungläubig hatte ich nicht noch vor einer Stunde gelächelt und in der feſten Ueberzeugung, daß ich nie nöthig haben würde, ſie anzuwenden, die ſchändlichſten Qualen für alle diejenigen Geiſter erſonnen, denen es Vergnügen machen ſollte, mir in den Weg zu kommen. Und jetzt — jetzt ſtand ein ſolches Ungeheuer vor mir in rother Weſte und gelben Glacéhandſchuhen, unbeweglich, flammenäugig, die blaſſen Lippen von tückiſchem Lächeln verzogen.

Wie Alle, die ſich nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, beſchloß ich, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und nahm mir vor, meinen Beſuch nach deſſen Kräften zu unterhalten.

— Darf ich fragen, Herr Satyrus, begann ich, um das Geſpräch wieder aufzunehmen, welcher Umſtand mir das Vergnügen verſchafft, Sie perſönlich kennen zu lernen?

— Rathen Sie! war die dreiſylbige Antwort.

— Ich ſoll rathen? Es ſei! Sie gehen vielleicht mit dem Gedanken um, mir einen Schatz zu zeigen?

— Nein!

— Oder mir einen Talisman zu ſchenken, mit deſſen Hilfe ich alle Frauen beſiegen kann?

— Auch nicht!

— Nun, mein Herr, dann haben Sie gewiß die lobenswerthe Abſicht, mich einige Blicke in die Zukunft thun zu laſſen?

— Getroffen!

— Wie? Getroffen? Laſſen Sie ſich umarmen, Verehrungswürdiger!

— Das werde ich bleiben laſſen.

— Wie Sie belieben.

Hier entſtand eine kleine Pauſe. Der Zwerg, welcher auf einen Stuhl gekrochen war, ſchlenkerte mit ſeinen dünnen Beinchen, rieb ſich die Hände oder vielmehr die gelben Glacéhandſchuhe und kicherte ziemlich unverſchämt. Ich für meine Perſon ſetzte die ehrwürdige Schlafmütze wieder auf, welche mir in der Hitze des Geſpräches entfallen war, und ſann darüber nach, welche Mittheilungen ich mir von dem kleinen Wahrſager machen laſſen wollte. Zur rechten Zeit dachte ich an meine Eugenie. Ha, die Falſche! Sie hat mir ſo lange nicht geſchrieben. Sie liebt mich nicht mehr, die Treuloſe! Doch warum ſie anklagen? Sie kann ja krank, beſchäftigt, verreiſt ſein. Welche Ungewißheit! Aber warum ſich mit Vermuthungen quälen? Fragen wir den Zwerg. Er wird dieſe Räthſel löſen.

— Herr Satyrus!

— Que voulez-vous?

— Da Sie alles Zukünftige wiſſen — nicht wahr, Sie wiſſen Alles?

— Getroffen!

— Nun, ſo ſagen Sie mir gefälligſt, ob eine gewiſſe Perſon noch an mich denkt?

— Sie denkt an Sie.

— Gern oder ungern?

— Mit Schmerzen.

— Und warum mit Schmerzen?

— Weil ſie anfängt, Mißtrauen in Ihre Betheuerungen zu ſetzen.

— Die liebe Eiferſucht! Man ſollte es nicht für möglich halten! Doch, damit wir nicht abſchweifen, die Perſon, die ich meine, iſt doch hoffentlich nicht unwohl?

— Nein!

— Oder verreiſt?

— Auch nicht!

— Sehr gut! Dann wird ſie gewiß an mich ſchreiben?

— Ja, das wird ſie.

— Aber wann? wenn ich fragen darf.

— Schon morgen werden Sie einen Brief erhalten.

— Schon morgen! Die gute Seele! Ich wußte wohl, daß ſie mich nicht vergeſſen kann.

In der Freude meines Herzens, die ich über Eugeniens unverlorene Liebe empfand, ſprang ich in ziemlich adamitiſchem Koſtüme aus dem Bette und wollte den Zwerg umarmen, der immer noch mit ſeinen Beinen ſpielte und zuweilen ein heiſeres Kichern hören ließ. Er entſchlüpfte mir aber wie ein Aal, hüpfte mit Katzengeſchwindigkeit auf den Waſchtiſch und kletterte wie ein Eichhorn auf den Spiegel, von wo aus er mir Rübchen ſchabte und mit widerlich-kreiſchender Stimme »Ätſch! Ätſch!« zurief.

Voll Zorn, meine Freundſchaft ſo ſchnöde verſpottet zu ſehen, ergriff ich die Wachskerze und hielt ſie an die Beinchen des Ungeheuers, welche an dem Spiegelglaſe herabbaumelten. Der Gnom zieht ſie zurück — ich folge mit dem Lichte — er preßt ſie an ſeinen Körper — ich erreiche ſie auch da. »Ätſch! Ätſch!« wispert er und ſpringt über meinen Kopf in das Zimmer. Blitzſchnell dreh' ich mich herum, meine Peinigungen fortzuſetzen, aber — der Zwerg iſt verſchwunden. Alle meine Bemühungen, ihn zu entdecken, bleiben ohne Erfolg und halb mißmuthig, halb vergnügt trete ich endlich den Rückzug in die ſchwellenden Kiſſen meines Bettes an.

Voll Selbſtzufriedenheit über meine Heldenthat ſchlief ich bald darauf ein.

⁂

Wie langſam doch die Stunden vergehen, wenn man irgend Etwas und beſonders, wenn man einen Brief von ſchöner Hand erwartet.

Da ſchritt ich nun ſchon ſeit neun Uhr im Zimmer auf und ab, und dachte bald an den unheimlichen Beſuch, den ich in voriger Nacht gehabt hatte, bald an die liebenswürdige Eugenie und das Billet, das ich heute nach den Verſicherungen des Kobolds von ihr erhalten ſollte. Zehn Mal zündete ich die Manilla-Cigarre an und ließ ſie zehn Mal wieder ausgehen, blos um die Zeit zu tödten. Aber dieſe beeilte ſich darum nicht im mindeſten. Es war, als ob die Zeiger der Uhr eingeroſtet, als ob die Sekunden zu Minuten, als ob die Minuten zu Stunden geworden wären. Ich las — ich ſchrieb — ich lehnte mich zum Fenſter hinaus. Alles half nichts. Wandte ich mich wieder nach der Uhr, ſo zeigte ſie noch dieſelbe Minute, welche ich ſchon ſeit einer halben Stunde verrauſcht glaubte. Ich war der Verzweiflung nahe.

Endlich aber — ich war eben damit beſchäftigt, die Ziegel des gegenüber ſtehenden Hauſes zu zählen — endlich hör' ich Jemand flüchtig die Treppe hinaufkommen — horch! — man öffnet den Vorſaal — man pocht an die Thür meines Zimmers — herein!

Ach, er iſt's, der göttliche Briefträger, er iſt's! Und aus der geheimnißvollen Tiefe ſeiner Taſche nimmt er einen Brief und drückt ihn in meine Hände, welche das Kleinod heiß umfaſſen.

Ich Glücklicher! Er iſt von Eugenien; denn das ſind ihre Schrifzüge, ich kenne ſie — ſie ſind etwas groß und gleichen den Spuren, welche von Rebhühnern im friſchen Schnee zurückgelaſſen werden.

Und mit zitterndem Finger erbreche ich das Siegel und angele einen zierlichen Roſabogen aus den alabaſterweißen Umhüllungen des Couverts hervor. Ich entfalte ihn und — und —

Kaum habe ich den Muth das Folgende niederzuſchreiben und dem geneigten Leſer das Schrecklichſte mitzutheilen. Alle meine Hoffnungen waren dahin — zerknickt die Blüthen meiner ſeligſten Träume. Ich war vernichtet und wiſchte aus dem linken Auge zwei große und aus dem rechten drei kleine Thränen, welche der ungeheure Schmerz mir ausgepreßt hatte. Um das Maaß meines Unglücks vollzumachen, war es mir, als ob Jemand hinter mir flüſterte »Etſch! Etſch!« Ich drehte mich ingrimmig um; aber außer mir war keine lebende Seele im Zimmer und ſogar mein Windſpiel, das einzige lebendige Geſchöpf, an dem ich hätte meine Wuth abkühlen können, hatte mich verlaſſen.

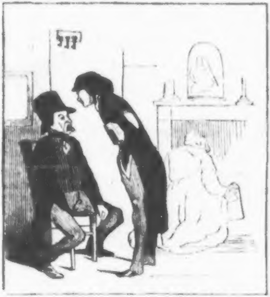
Und Ihr fragt, was der geheimnißvolle Brief enthalten hat?

O, ich werde mich wohl hüten, es Euch mitzutheilen. Ihr dringt in mich? Ich bleibe ungerührt. Ihr bittet mich? Nun denn, das ſchöne duftende Roſapapierchen, das Billet, welches mir alle Seligkeiten des Himmels bringen und mich zum glücklichſten aller Sterblichen machen ſollte, dieſes verheißene, erſehnte, ſchändliche, niederträchtige Billet war — ein Mahnbrief von meinem Schneider, Tobias S., Tauchaer Straße Nummer 27.

Grenzenloſe Ironie!

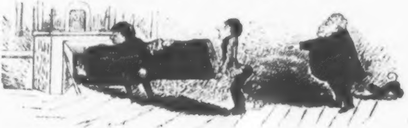
Erſtes Debut

eines grundgeſcheidten Studenten der Medizin.



Student. Nun, Alterchen, zeigen Sie mir mal Ihre Zunge.
Patient (thut es).
Student. Strecken Sie das Ding noch etwas mehr heraus.
Patient (thut es).
Student. Nun halten Sie die Zunge ſo wie jetzt und ſagen Sie mir, was Ihnen fehlt.

Ein Herr, der beſtändig friert.



Werft noch dies kleine Scheitchen in den Kamin, dann aber iſt's für heute genug!

Zapfenſtreich.

Algier. Hier zu Lande giebt es Leute, welche den Marſchall Bugeaud für einen Schöngeiſt halten; es wäre zu wünſchen, daß Herr Abd-el-Kader unter den Kabylen gleichen Ruf genöſſe, weil dann zu hoffen wäre, daß Beide ſich endlich vereinigen würden, weil man ſagt, daß die ſchönen Geiſter ſich begegnen.

∴ Die franzöſiſchen Romanzen-Componiſten flüchten jetzt nach Algier. Vielleicht iſt dies ein geeignetes Mittel, Abd-el-Kader und ſeine Beduinen zu vertreiben.

Berlin. Am 13. vorigen Monats hat der Architekten-Verein den Jahrestag der Geburt Schinkels gefeiert. Unter den 200 Perſonen, ſämmtlich Künſtler und Kunſtfreunde, befand ſich auch Herr von Olfers, General-Direktor der königlichen Muſeen. Bei der Tafel ging es ſehr luſtig her. Auf Auguſt Kopiſch's Lied „zur Feier von Schinkels Geburtstag“ ließ Profeſſor Kugler ein komiſches Kriegslied folgen, das einen Kreuzzug predigte gegen den Feind des guten Geſchmacks, den „Rococo“*), der ſich zuweilen als „Renaiſſance“ maskire, was ihm indeß nichts helfen werde. Das Banner dieſes Kreuzzuges trage den Namen Schinkel und unter dieſem wolle man dem Schelm Rococo muthig entgegenziehen. Sowohl die Tendenz als der Humor dieſes Liedes waren der Art, daß ſie dieſe Feier auf eine eben ſo heitere als geiſtreiche Weiſe beſchloſſen.

∴ Die Bemühungen des Herrn von Küſtner, die Bedenklichkeiten, welche verſchiedenen Stücken ſich entgegengeſtellt haben, auszugleichen und zu überwinden, verdienen alle Anerkennung, und mit der Zeit wird's wohl hoffentlich ſolche Bedenklichkeiten gar nicht mehr geben, da ohne Freiheit des Stoffs das deutſche Drama ſich nicht erheben kann. (Spen. Zeitung.) In der That wächſt die Zahl der Anhänger des General-Intendanten von Tag zu Tage; man ſieht aus Allem, daß er's redlich mit der Kunſt meint und daß ihm das Gedeihen der Hofbühne ſehr am Herzen liegt. Und ſo kommt es, daß viele ſeiner eifrigſten Gegner jetzt ſeine treueſten Anhänger geworden ſind.

∴ Meyerbeer will im Herbſt Wien beſuchen, um dort, im Theater an der Wien, ſein „Feldlager in Schleſien“ zur Aufführung zu bringen und dieſe Oper ſelbſt zu dirigiren.

∴ Fräulein Charlotte von Hagn wird im Laufe dieſes Sommers in Bremen, Madame Birch-Pfeiffer im Theater an der Wien, Dem. Tuczeck in Danzig und Königsberg, Herr Rott in Breslau, Herr Hendrichs in Riga und Herr Louis Schneider in Hamburg gaſtiren.

∴ Auf der königlichen Bühne haben die berühmte Sängerin Fanny Cerrito und ihr Gatte, Arthur Saint-Léon, als Giſela und Albert in dem Hoguet'ſchen Ballet „die Willys“ debutirt und furore à la Lind gemacht.

∴ Am 16. März iſt hier der Buchhändler F. Dümmler geſtorben. Die deutſchen Schriftſteller haben an ihm nichts verloren, denn er war ein zäher, den [illegible] der jüngern Literatur feindlich geſinnter Mann.

∴ Privatbriefe aus Poſen berichten von einem ſonderbaren Glauben unter der dortigen Bevölkerung. Nach ihm ſoll nämlich der im vorigen Jahre dort auf eine auffallende Weiſe aus der Welt gegangene Graf Eduard Raczynſky noch wirklich am Leben und das eigentliche Haupt der jetzigen polniſchen Bewegung ſein. Ein damals eben auf einem der Raczynſky'ſchen Güter verſtorbener Bauer wäre mittels eines Kanonenſchuſſes unkenntlich gemacht worden, um ihn für den Grafen ausgeben zu können.

Bonn. Profeſſor Karl Dietrich Hüllmann iſt am 12. März, nach vollendetem achtzigſten Lebensjahre, geſtorben. Er war am 10. December 1765 zu Erdeborn in der Grafſchaft Mansfeld geboren.

Breslau. Das „Schleſiſche Kirchenblatt“ rubricirt die bekannte Rede des Fürſten von Oettingen-Wallerſtein unter die Zeitungslügen.

Coblenz. Neulich wurde von dem hieſigen Zuchtpolizeigericht die Klage des ſattſam bekannten Dr. Zirndorfer aus Frankfurt, wegen der ihm im Herbſte hier auf öffentlicher Straße widerfahrenen groben Mißhandlungen verhandelt. Da ſich aus dem Zeugenverhör ergab, daß Zirndorfer gar nicht thätlich angegriffen worden — nur eine Zeugin will geſehen haben, daß er von dem Angeklagten einen Stoß in den Rücken erhalten — ſo trug die Staatsbehörde auf Freiſprechung des Angeklagten an. Nach geſchloſſener Debatte verkündete der Präſident das Urtheil, welches den Angeklagten, in Betracht, daß der Ausſage der erwähnten Zeugin von den übrigen Zeugen auf das Beſtimmteſte widerſprechen werde, ſonach der Angeklagte ſich keines einer öffentlichen Verfolgung zu unterziehenden Vergehens ſchuldig gemacht, von Strafe und Koſten völlig freiſprach. Das zahlreich verſammelte Publikum nahm dieſen Ausſpruch mit lautem Beifall auf.

---

*) Zählt Herr Kugler auch Laube's „Rococo“ dazu? E. M. O.

Conſtantinopel. Der Sultan hat die Errichtung eines Muſeums beſchloſſen, zu dem jeder Gebildete freien Eintritt haben ſoll.

∴ Der Sultan hat befohlen, einen Katalog ſeiner Serail-Bibliothek anzufertigen.

Dresden. Unter dem Titel „der Turner" ſoll hier eine Zeitſchrift „*gegen leibliche und geiſtige Verkrüppelung*" erſcheinen.

∴ Unſer „Anzeiger" vom 11. März enthält folgende vier Inſerate hinter einander: Die Theaterdirektion wird von einem Fremden um die Aufführung von Montecchi ꝛc. gebeten. — Ein Fremder bittet die Theaterdirektion um die Aufführung von Montecchi ꝛc. — Um die Aufführung von Montecchi ꝛc. wird die Theaterdirektion von einem Fremden gebeten. — Von einem Fremden wird die Theaterdirektion um Aufführung von Montecchi ꝛc. gebeten. — Das iſt ein ſehr hartnäckiger Fremder!

Hamburg. Die „Jahreszeiten" enthalten einen ſehr hübſchen Artikel über die Conzerte Muſards in Paris, die ſeit Kurzem aufgehört haben. Muſard, der Napoleon der Quadrille, der Vater des Cancans, hat ſich mit einer jährlichen Rente von 50,000 Frs. auf ſein Landgut zurückgezogen. Heinrich Heine, ſo ſchließt dieſer Aufſatz, wird im gemüthlichen Saale der Rue Vivienne nicht mehr an den Säulen lehnen und hübſche Mädchen muſtern, aus deren Augen er ſeine wunderlieben Lieder ſaugt. Heine geht jetzt zu Valentino, aber er iſt ernſt geworden, er ſieht aus wie die „Augsburger Allgemeine Zeitung", und wenn er die Isly-Quadrille hört und die ſchöne Clara Mogador im excentriſchen Cancan caracoliren ſieht, ſeufzt er und ſagt: »So lange man in Deutſchland nicht Cancan tanzt, iſt keine Revolution möglich.«

∴ Man pflegt zu ſagen: um eine Engländerin ſchön zu finden, müſſe man ihr ihre Toilette nehmen; um eine Franzöſin ſchön zu finden, müſſe man ſie vollſtändig toilettirt ſehen. „Die Töchter Lucifers", eine neue Ueberſetzung des Herrn W. Friedrich, gehören zu den franzöſiſchen Schönen: in vollſtändiger Toilette, in Lieder, Coſtüme und Decorationen gehüllt, nehmen ſie ſich ganz gut aus, doch wenn man ſie dieſes äußern Schmuckes entkleidet, bleibt nicht viel. Deſſen ungeachtet wird das Stück viel Glück machen.

Hannover. Zu Elze, im Hannöver'ſchen, liegt die Apotheke dicht am Kirchhofe. (Ein höchſt boshafter Zufall!)

Jena. Bei Friedrich Luden iſt ein 32 Seiten ſtarker „Index librorum prohibitorum" erſchienen, der die Titel von 315 verſchiedenen Büchern enthält, die in den Jahr 1844 und 1845 in unſerm lieben einigen Deutſchland verboten worden ſind. Dieſe 315 Werke, darunter 12, welche wegen Nachdrucks verboten worden ſind, bilden aber erſt die erſte Hälfte aller in zwei Jahren unterdrückten Bücher. In Oeſterreich wurden 110, in Baiern 108 Schriften verboten. Kurheſſen zählt 34 Verbote, Preußen 29, Sachſen (vor dem 12. Auguſt) 10, Reuß-Schleiz (werden denn auch dort Bücher geleſen?) 8, Baden 4, Mecklenburg-Schwerin, Weimar und Hamburg je 3, Hannover und Heſſen-Darmſtadt je 2 und Würtemberg 1 (nämlich Oettingers „Narrenalmanach für 1846").

Leipzig. In den „Grenzboten" ſchildert ein Herr H—n eine intereſſante Perſönlichkeit unſerer Stadt, Madame Iduna Laube. Es heißt darin: „Wer kann mit Madame Laube nur wenige Minuten zuſammen ſein, ohne ſich auf's intereſſanteſte zu entfalten. Dieſe geiſtvolle Dame weiß bei Jedem ſogleich, wie ein erfahrener Bergmann, den rechten Punkt anzuſchlagen, wo er am reichſten und ergiebigſten iſt. Iſt dieſer Schacht erſchöpft, ſo hat ſie mittlerweile eine andere Seite entdeckt, und ehe man ſich's verſieht, iſt man in einem Nebengange, dann wieder in einem dritten, vierten, bis man bemerkt, welch ein weites Feld, welch ein wahres Labyrinth ſich Einem aufthut, und wundert ſich ſelbſt über ſeinen eigenen Geiſt und ſeine eigene Ergiebigkeit. Aus einem Klümpchen roher Seide, das man ihr bietet, weiß ſie, wie eine geſchickte Spinnerin, einen langen, unendlichen Faden zu ſpinnen, aus dem ſie dann ein kunſtvolles Netz flicht, welches ſie Einem über den Kopf wirft, *daß man darin als ihr freudiger Gefangener zappelt.* (Welch plumpe Proſa! Welche unzarte Vergleiche! Wir hätten gewünſcht, Madame Laube von anmuthigerer Feder ſkizzirt zu ſehen. Und das wäre ſo leicht und mit ſo wenigen Worten geſchehen. Madame Laube iſt der gute Stern ihres Mannes, das verſöhnende Prinzip, das die Feinde, die er ſich durch ſeinen arroganten Dünkel ſchafft, durch liebenswürdige Beſcheidenheit zu ſeinen Freunden macht. Sie iſt die Joſephine eines Mannes, der kein Napoleon iſt.)

∴ Der Pariſer „Conſtitutionnel" meldet nach Privat-Mittheilungen, daß der

Herzog von Bordeaux die Tochter des Bruders des Königs von Sachſen ehelichen werde. Die „Spener'ſche Zeitung", der wir dieſes on dit entlehnen, macht ein Fragezeichen dazu. Nun [illegible], dann bleibt uns nichts als ein Gedankenſtrich übrig.

∴ A. Drobiſch bringt in ſeiner „Damenzeitung" eine „Verſchwörung in Leipzig". Wie? was? Auch in Pleiß-Athen eine Verſchwörung? Ja, und zwar unter den Schneidern, welche in einer geheimen Sitzung beſchloſſen haben, ſich gegenſeitig das Namensverzeichniß ihrer ſchlechten Schuldner zukommen zu laſſen, damit ſie wiſſen, mit welchem Patron ſie es zu thun haben, wenn ſo ein Leichtfuß ſie mit Arbeit beglücken will. Mehrere Namen von ſo böſem Klang ſollen ſich faſt in den Büchern ſämmtlicher Verſchworenen gefunden haben, und nach einer angeſtellten Vergleichung ergab ſich, daß ein bekanntes Borggenie im vorigen Jahre nicht weniger als 10 Fracks, 8 Oberröcke und 14 Paar Beinkleider mit der Miene eines guten Bezahlers erſchlichen und dann entweder wieder um ein Spottgeld verkauft oder auf das Leihhaus geſendet hatte, um ſich Geld zu verſchaffen. Stauffacher-Hoyer und Melchthal-Haſcher ſollen auf dem Schneider-Rütli das Wort geführt und den Todespfeil allen Denen zugedacht haben, die ſich in der Gaſſe der Verſprechungen ertappen laſſen.

∴ Lewalds „Europa" ſchreibt: »Die Schriftſteller Wiens ſind außer ſich, ſo fratzenhaft dem Publikum vorgeführt zu ſein, als es jüngſt die „Illuſtrirte Zeitung" gethan. Die Zeichnungen waren dazu von den Meiſtern Kriehuber und Dannhauſer eingeſandt worden. Die Portraits in der „Illuſtrirten" ſind gemeinhin Karikaturen.« (Darüber ſind alle Stimmen ziemlich einig.)

∴ Auf der letzten Seite unſeres liebenswürdigen „Tageblatts" (Eſelswieſe genannt) macht ſich jetzt eine etwas ſchmutzige Polemik breit, wo die Herren ſich mit Kötern und andern Hundegattungen vergleichen. Eine Polemik, die aber nichts weiter als ſchimpfen kann, iſt nicht luſtig, ſondern verächtlich.

∴ Heinrich Leutemann aus Leipzig, Schüler des Akademie-Direktors Neher daſelbſt, hat für einen Carton, die Sieben vor Theben (nach Aeſchylos) darſtellend, vom Direktorium der Künſte in Dresden die große ſilberne Medaille erhalten. Der junge Künſtler, welcher auch einige ſehr gelungene Bildniſſe mit Oelfarben gemalt hat, berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen.

∴ Im Pirna'ſchen Kalender begann im Jahre 1835 eine Erzählung von einem Herrn L. Rein, betitelt „der Rheinſchiffer", die — hört, hört! — noch jetzt fortgeſetzt wird. (Die Geduld der Deutſchen iſt unerſchöpflich!)

∴ Ein hieſiger Buchhändler hat berechnet, daß Luthers Bibel bis jetzt in mehr als 250 Millionen Exemplaren gedruckt iſt.

London. Die „Morning-Chronicle" meldet, daß der erledigte Biſchofsſitz von Jeruſalem mit Herrn Belſon, der wie der verſtorbene Biſchof Alexander ein getaufter Jude iſt, durch die preußiſche Regierung, welche in der Ernennung mit dem britiſchen Gouvernement abwechsle, neu beſetzt worden ſei.

∴ Im verfloſſenen Jahre hat die Londoner Polizei das winzig kleine Sümmchen von 313,620 Pfd St. 17 S. 6 Denars oder 3,763,542 Gulden Rhein. gekoſtet. Und trotzdem iſt im Jahre 1845 in London weit mehr geſtohlen worden, als ſonſt. (Nichts geht über eine gute Polizei!)

∴ Von der Nummer der „Times", in welcher der Finanzbericht des Sir Robert Peel erſchienen war, ſind in einem Tage 54,000 Nummern zu fünf Pence, alſo um den Geſammtbetrag von 1200 Pfd. St. (ungefähr 8400 Thaler) verkauft worden. Sämmtliche Spalten dieſer 54,000 Nummern würden, aneinander gereiht, eine Länge von 150 Kilometres einnehmen und die zu einer Reihe gebildeten Zeilen würden 3360 Kilometres lang ſein. Die Setzer hatten, um dieſe Rieſennummer zuſammenzuſtellen, nicht weniger als 324 Millionen Buchſtaben gebraucht.

∴ Gegenwärtig ſind hier ein Dutzend neuer Kirchen im Bau begriffen. (England wird fromm!)

Malta. Hier iſt ein Jeſuiten-Collegium eröffnet worden. (Malta, Du dauerſt mich!)

Mexico. Mit dem letzten Dampfboot iſt der neue preußiſche Bevollmächtigte und General-Conſul, Geheime Ober-Regierungsrath Seiffart — in den Jahren 1840 bis 42 einer der Hauptfaktoren des preußiſchen Miniſteriums — hier eingetroffen. (Procul a Jove, procul a fulmine!)

München. Hier ſtarb am 5. März, im 47ſten Lebensjahre, Profeſſor Reith aus Augsburg, bekannt als ausgezeichneter Portraitmaler wie durch ſeine witzreichen ſatyriſchen Skizzen. Die letzten Leiſtungen ſeines Griffels waren die ſatyriſchen Jagdſcenen in den hier erſcheinenden „Fliegenden Blättern".

∴ Das ehemalige Iſarthor-Theater hat ſich nun in ein Pfandhaus, das dritte unſerer guten Stadt, verwandelt. (Ironie des Schickſals!)

Neapel. Der hieſigen Cenſur iſt neulich das komiſche qui pro quo paſſirt, daß ſe Werke über „Galvanismus" als ſolche, die dem Staate gefährlich ſeien, confisciren ließ, weil ſie „Galvanismus" mit „Calvinismus" verwechſelt hatte. (Hoch lebe die Cenſur!)

Nizza. Donizetti's Geſundheitszuſtand beſſert ſich von Tag zu Tage, ſo daß man ſich der Hoffnung hingiebt, ihn bald gänzlich hergeſtellt zu ſehen.

Osnabrück. Seit dem neuen Jahre haben Mathilde Beckmann und Carl Raven (Braut und Bräutigam) die Redaktion der im Lübecke'ſchen Verlage erſcheinenden „Erholungsſtunden" übernommen. Die erſten zehn Nummern ſind mannigfaltig und unterhaltend Einige Gedichte von Mathilde Beckmann ſind echt poetiſch und das „Ebenholzkäſtchen" recht intereſſant, aber für ein Wochenblatt etwas zu lang. Wir wünſchen dem Blatte guten Fortgang.

Philadelphia. Der „ewige Jude" und die „Geheimniſſe von Berlin" ſind hier m Nachdruck erſchienen. (Auch Du, Bruder Jonathan?!)

Paris. Als Louis Philipp neulich von den Tuilerien nach Neuilly fuhr, entblößte uf dem Place de la Concorde ein vorübergehender Mann mit dem Ehrenlegionskreuze ein Haupt und rief dem Könige zu: »Es lebe Polen!« Sogleich pflanzte ſich dieſer Ruf fort und bald riefen Hunderte von Menſchen, die auf dem Platze waren, laut: »Es ebe Polen!« und ſelbſt die den König escortirende Nationalgarde ſtimmte in den Ruf in Der König, der den Ruf vernahm, lehnte ſich aus dem Wagen und grüßte rechts nd links.

(Leipziger Zeitung.)

∴ Die Begeiſterung für die Sache der Polen iſt noch immer im Zunehmen trotz em, daß die Nachricht von der Beſetzung Krakau's durch die Ruſſen bereits eingetroffen t. Demonſtrationen aller Art folgen raſch in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Herr Arago at der Kammer eine mit zahlreichen Unterſchriften verſehene Petition zu Gunſten Polens bergeben. Der „Courier" berichtet, daß die Prinzen von Joinville und Aumale ſich ufs Wärmſte für Polen intereſſiren und in den König, ihren Vater, gedrungen haben, n Gunſten Polens zu interveniren. Der Stand der öffentlichen Unterzeichnungen betrug m 10. März: Unterzeichnungen der Deputirtenkammer 6000, des „National" 9262, r „Reforme" 5490, des „Courier" 1066, der „Democratie pacifique" 981 Francs; e verſchiedenen Unterzeichnungen der kleinern Blätter ungefähr 3000 Francs. Auch der Siecle" und „Esprit public" haben nun ebenfalls Subſcriptionen eröffnet. (Lpz. Ztg.)

∴ Die „Preſſe" des in mehrfacher Beziehung anrüchigen Herrn Emil von Girardin, r mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft auf höchſt vertrautem Fuße ſteht, iſt die einzige fran- ſiſche Zeitung, die ſich gegen die polniſche Verſchwörung ausſpricht.

∴ Die „Preſſe" des Herrn Emil de Girardin hat die „Démocratie pacifique" mit em Verleumdungs-Prozeß bedroht, weil Letztere erzählt hat, ein Blatt habe ſich für e Summe von 80,000 Francs erkaufen laſſen, gegen die Sache der Polen zu wirken. en's juckt, der kratzt ſich!)

∴ Nach dem „Journal des Débats" gehört der im Poſen'ſchen verhaftete Inſur- atenchef Miroslawski einer alten polniſchen Familie an. Sein Vater war ein aus- eichneter Offizier im Heere Napoleons und von dieſem zum Chevalier de l'Empire annt worden. Ein Bruder Miroslawski's iſt Kapitän in der franzöſiſchen Handels- rine.

∴ Die Journale heben aus Herrn Michelets neueſtem Buche „le Peuple" die elle heraus, in welcher der Verfaſſer erklärt, einer der jetzigen Miniſter Frankreichs e vor einigen Jahren zu ihm geſagt: »Wir dürfen uns keine Täuſchung machen, ankreich iſt nur die erſte Macht zweiten Ranges.« Damals, fügt Herr Michelet zu, war dieſer Ausſpruch beſcheiden, jetzt iſt er übertrieben ſtolz. (Aber, lieber r Profeſſor, wie können Sie denn ſo boshaft ſein?!)

∴ Der „Corſaire-Satan" erzählt: Abd-el-Kader iſt unbeſtechlich. Das Miniſter- m hat ihm das Ehrenlegionkreuz und einen Pairtitel angetragen — der Barbar hat des ausgeſchlagen. (Pfui!)

∴ Ibrahim Paſcha hat den berühmten Pianiſten Emil Prudent nach Bad Vernet eladen, um ſich von ihm die Fantaſien über Davids „Wüſte" vorſpielen zu laſſen.

∴ Herr Pierre Delbrel, einer der Deputirten des National-Convents von 1793, iſt 2. d. M. in Moiſſac, 86 Jahre alt, geſtorben.

∴ Unlängſt ſtarb hier der erſte Modewaarenhändler mit Hinterlaſſung eines Ver- ns von acht Millionen Francs. Der Mann hieß Chevreux-Aubertot.

∴ Theophile Gautier macht im Feuilleton der „Preſſe" den Vorſchlag, von denjenigen Theatern, deren Repertoire ſich vorzugsweiſe um die Stücke älterer verſtorbener Bühnendichter dreht, an der Stelle der Schriftſteller-Antheile eine Abgabe zu erheben, beſtimmt zur Bildung eines Fonds, aus welchem hilfsbedürftige Dichter und Künſtler unterſtützt werden ſollen.

∴ Madame Stolz, die erſte Sängerin der großen Oper, hat ihr hieſiges Engagement urplötzlich verlaſſen und iſt, ohne Abſchied zu nehmen, nach Florenz gereiſt. An ihrer Stelle iſt Dem. Eugenie Garcia angeſtellt worden.

∴ Der „National" meldet, daß in der großen Oper das Ballet „le Diable à quatre" vorläufig nicht gegeben werden darf, da die Handlung in Polen ſpielt und man von Seiten des Publikums Manifeſtationen befürchtet.

∴ „Carlo Beati", ein neues dreiaktiges Vaudeville von H. Melesville, hat einen äußerſt glänzenden Erfolg davon getragen. Das Stück, worin der berühmte Komiker Arnal einen neuen Triumph gefeiert hat, ſoll ein würdiges Seitenſtück zu Molière's „Tartüffe" ſein.

∴ Vom Grafen E. Deſſoffy iſt ein „Discours littéraire sur la vie de Victor Hugo" erſchienen.

∴ Charlets Bilder, Skizzen und Zeichnungen ſollen öffentlich verſteigert werden. Der Katalog iſt zwei Bogen ſtark.

∴ In ganz Frankreich beſtehen gegenwärtig 295 wiſſenſchaftliche Geſellſchaften.

Peſth. Ein ungariſches Journal verſpricht, in ſeinen nächſten Nummern eine Erzählung mitzutheilen, in welcher ſich kein Zeitwort befindet. (Wird ſchön ſein!)

Petersburg. Am 26. Februar ſtarb hier die verwittwete Fürſtin Anna Beloſſelski-Beloſerski. Die Verſtorbene war in der Literatur auch durch eine Ueberſetzung des Virgil'ſchen „Georgicon" bekannt.

∴ Polewoy, einer der fruchtbarſten Schriftſteller der ruſſiſchen Literatur, iſ[illegible]m kaum vollendeten 48ſten Jahre geſtorben.

Smyrna. Ein Herr Raphael Uziel hat hier eine jüdiſche Zeitſchrift in ſpaniſcher Sprache unter dem Titel „die Pforten des Orients" gegründet.

Stuttgart. In unſerm Schwaben iſt die Lotteriewuth dergeſtalt groß, daß letzthin eine Frau bei Heidenheim ihren Mann gezwungen hat, bei helllichtem Tage ſich ins Bett zu legen, um Glücksnummern zu träumen. (Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!)

∴ Das große Münzgebäude, in welchem der im vorigen Jahrhundert bekannte Jude Süß Oppenheimer (aufgefriſcht durch Wilhelm Hauffs Novelle) gewohnt hatte, wird in Kurzem abgeriſſen.

∴ Die Schriftſtellerin Emma von Niendorf iſt eine Frau von Suckow in Stuttgart.

Tunis. Der Dey von Tunis läßt das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch überſetzen, um es in ſeinen Staaten einzuführen.

Turin. Das Theater Sutera hat eine neue komiſche Oper, „Il Mantello", vom Maeſtro Speranza, zur Darſtellung gebracht und damit ziemlich reuſſirt. Der bekannte Kritiker Romani tadelt den Text, lobt aber die leichte und angenehme Muſik.

Ulm. Der baieriſche Geſandte in Stuttgart war gegen den Redakteur der „Ulmer Chronik" klagbar geworden, weil dieſer in ſeinem Blatte geſagt hatte, der König von Baiern beabſichtige, dem als Rebell „gegen die beſtehende Ordnung der Dinge" in Neapel hingerichteten Konradin von Schwaben ein Denkmal zu ſetzen. Der oberſte Gerichtshof für den Donaukreis hat den vom Oberamtsgericht überkommenen Prozeß zu Gunſten des Redakteurs entſchieden, indem er von der Anſicht ausging, daß eine Ehrenkränkung des Königs von Baiern in dem offenbar ironiſch gemeinten Artikel ſubjektiv nicht nachzuweiſen ſei, auch der Begriff „Rebell" je nach Zeit und Umſtänden viel zu viel Schwankendes habe, als daß damit überhaupt etwas Verächtliches bezeichnet werden könne. (Braviſſimo!)

Wien. Auch unſere Kaiſerſtadt kann dann und wann aus Enthuſiasmus überſchnappen. Von dem Klavierpauker Liszt, „dem Löwen des Tages", wie ihn Saphirs „Humoriſt" nennt, ſind vier Portraits angekündigt: Liszt im Frack, Liszt im ungariſchen Coſtüme, Liszt im Reiſerock und Liszt am Klaviere. (Die Abgötterei, die man mit dieſem Charlatan treibt, iſt in der That mehr als lächerlich.)

∴ „Die Marquiſe von Villette", von Madame Birch-Pfeiffer, die man ſchon ſeit längerer Zeit auf unſerem k. k. Hofburgtheater erwartet hatte, iſt kürzlich gegeben und mit dem größten und allgemeinſten Beifall aufgenommen worden. Die geſammte kaiſerliche Familie wohnte der Darſtellung bei, die in jeder Hinſicht zu den gelungenſten unſeres Hofburgtheaters gehört.

∴ Im Joſephſtädter Theater hat „das Glück und ſeine Laune", eine dramatiſche Skizze nach drei Dannhauſer'ſchen Genrebildern, von Georg Moll, viel Unglück gehabt, und im Leopoldſtädter Theater hat der „Unglücks-Peter", lokales Lebensbild in drei Abtheilungen, kein Glück gemacht.

Geſchwind, was giebt's Neues?

— Nach einer in den Jahren 1828 – 32 entworfenen Statiſtik koſtete das ſtehende Heer im Großherzogthume Heſſen 16 Procent des geſammten Budgets, in Baden 19 Procent, in Würtemberg 20, in Baiern 22, in Großbritanien 22, in Neapel 28, in Sachſen 32 (?), in Frankreich 32, in Braſilien 37, in Preußen 42, in Spanien 49 und in Oeſterreich 51 Procent.

— Landgraf Ludwig VIII., Fürſt von Heſſen-Darmſtadt, ſtarb plötzlich vom Schlagfluß getroffen am Schluſſe eines Trauerſpiels, das tiefe Rührung in ihm erweckt hatte.

— Die berühmte Sängerin Gabrielli ließ ſich lieber zwölf Tage ins Gefängniß ſetzen, als daß ſie bei einem Feſte, welches der Vicekönig gab, ordentlich geſungen hätte. Sie brummte die Arien blos zwiſchen den Zähnen und antwortete auf Bitten und Drohungen, daß man ſie wohl zum Schreien, aber nicht zum Singen bringen könne. Im Gefängniſſe gab ſie ein Gaſtmahl und bezahlte die Schulden armer Leute, welche daſelbſt eingeſperrt waren. Als ſie wieder befreit wurde, folgten ihr die Erlöſten mit lautem Freuden- und Dankgeſchrei nach, ſo daß ihr Auszug aus dem Gefängniſſe einem wahren Triumphzuge glich. (Damenzeitung.)

— Der Philoſoph Pyrrho verwies bei einem Seeſturme ſeine zagenden Gefährten auf ein Schwein, das ruhig fortfraß. »So muß der Weiſe ſein!« rief er aus. »Ruhig unter *allen* Umſtänden.« (Ei, dann iſt jeder Deutſche ein geborener Philoſoph!)

Treffer und Nieten.

• »Mehr Leben, mehr Feuer!« flüſterte Madame B. ihrer ſchönen Tochter zu, welche ſich bei der Quadrille etwas langſam und träge gezeigt hatte. — »Laſſen Sie mich,« antwortete das junge Mädchen, »ich werde meine Locken nicht für einen *verheiratheten* Mann austanzen.« — »Ah, dann haſt Du Recht, liebes Kind,« ſagte Mama, und die Tochter tanzte ſo ruhig, als ob ſie dabei einſchlafen wollte.

• Der Dichter Pope ſagte einmal: eine Frau geht mit den Männern um, wie ein geſchickter Schachſpieler mit den Steinen. Keiner feſſelt ihre Aufmerkſamkeit dergeſtalt, daß ſie nicht auf einen Andern ihren Blick heften ſollte, um zu ſehen, welche Vortheile ihr dieſer gewähren könne.

• Salomon Maimon hatte einſt einen Hund, den er für einen Thaler gekauft, kurze Zeit darauf, weil derſelbe ihm nicht gefiel, für drei Thaler verkauft. »Mir ſcheint,« ſagte Jemand zu ihm, »Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel als mit Bücherſchreiben.« — »Das kommt daher,« verſetzte Maimon, »weil es mehr Hundekenner als Bücherkenner giebt.«

• Friede mit ſich ſelbſt, iſt Friede mit der ganzen Welt.

• Der Myſticismus iſt eine Krankheit des Unterleibs.

Anzeige.

Auf die vielfachen, wegen meines Poſſenſpiels „**Zwei Seelen und Ein Gedanke**, oder **Zwei Leichen und kein Grab**" an mich ergangenen Nachfragen um Zuſendung deſſelben, erſuche ich diejenigen Theater-Intendanzen und Theater-Direktionen, welche das genannte Stück *noch nicht von mir ſelbſt* erhalten haben, ſich mit ihren Aufträgen an die Herren A. Heinrich und H. Michaelſon in Berlin adreſſiren zu wollen.

Leipzig, am 20. März 1846. E. M. Oettinger.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Johann Arnd's
ſechs Bücher vom wahren
Chriſtenthume
und deſſen
Paradiesgärtlein.

Neu herausgegeben
und mit einer beleuchtenden Einleitung und einer Biographie des Verfaſſers
begleitet von
Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher,
Paſtor in Elberfeld.
Mit fünf Stahlſtichen. Preis: 1 Thlr. 20 Ngr.

Das
Neue Teſtament
unſeres
Herrn und Heilandes
Jeſu Chriſti,
verdeutſcht
von
Dr. Martin Luther.
Mit 6 Stahlſtichen.
Preis mit Stahlſtichen 15 Ngr., ohne Stahlſtiche 7½ Ngr.

Krieg, Literatur und Theater.
Mittheilungen
zur
neueren Geſchichte.
Herausgegeben von
Dr. Wilhelm Dorow,
Königlich Preußiſchem Hofrathe, vormaligem Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Provinzen, Mitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w.
Preis: 2 Thaler.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 184. Leipzig, 9. April 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Die Hautfrage.

Humoriſtiſch-anatomiſch-merkantiliſche Abhandlung.

Von Theodor Drobiſch.

Als Ziska, der Alexander der Huſſiten, auf dem Todtenbette lag, rief er mit kräftiger Stimme: »Spannt mein Fell über eine Trommel, und die Feinde werden weichen vor ſolchem Schalle!«

Der große Held iſt, trotz dieſer letzten Beſtimmung, dennoch mit ganzer Haut begraben worden, wahrſcheinlich weil er im Leben ein ganzer Kerl war und es auch nach dem Tode ſein ſollte. Aber ſein Ruf iſt nicht verhallt; er hat in mir eine Idee erweckt, die Goldes werth iſt und in unſern ökonomiſchen Zeiten wohl Beachtung verdient.

Was iſt's? Heraus damit! Ich will der Welt einen neuen Handelsartikel eröffnen: ich will in dieſen ledernen Zeiten die Ledermeſſen in Flor bringen. Warum wird der Menſch, der bei Lebzeiten oft aus der Haut fahren möchte, nach ſeinem Tode mit der Haut begraben? Luxus und Verſchwendung! Was für ein, unendlicher Vortheil wäre es für die Völker geweſen, wenn Odin oder Mahomed das Abziehen der Haut nach dem Tode zu einem Sakrament gemacht hätten, ſtatt daß nun ſo vieles Menſchenleder nutzlos in der Erde vermodern muß, da doch die Haut eines Erdenbürgers, wenn ſie vom Gerber zugerichtet und gar gemacht wird, ein ſchönes, dickes, biegſames und unvergleichliches Leder giebt, das ſich vielfach verwenden läßt, wie ſchon der engliſche Bibliomane Aſkew bewieſen hat, welcher Robertſons „Geſchichte Kaiſer Karls V.“ in Menſchenhaut binden ließ.

Die menſchliche Haut beſteht aus Schuppen mit zahlreichen Poren; aber die Schüppchen ſind ſo klein, daß ein Sandkörnchen 250 ſolcher Schuppen bedeckt. Jede einzelne Schuppe hat über 500 Poren. Hundert ſolcher Poren in einer Linie machen $\frac{1}{10}$ Zoll aus. Ein Zoll faßt 1000 Poren, ein Schuh 12.000, ein Quadratſchuh 144 Millionen. Die ganze Haut umfaßt bei mittelmäßiger Größe 14 Quadratſchuhe und 2016 Millionen Poren.

Man bedenke alſo, wenn eine mittelmäßige Haut 14 Quadratſchuhe faßt, wie viel tauſend Ellen Leder jährlich in einer Stadt auf den Kirchhof kommen.

Schon ſehe ich Viele die Naſe rümpfen und Einwände machen. Werden denn nicht aber ſchon bei Lebzeiten viele Menſchen bis aufs Blut geſchunden?

Man fragt: wer ſoll ſich mit dem Abziehen der Haut befaſſen? — Nicht verzagt! Findet man doch Viele, die den Andern ſchon bei Lebzeiten das Fell über die Ohren ziehen! Um wie viel mehr nach dem Tode, wo oft Einer über den Andern herfällt und trotz des Spruches: „de mortuis nil nisi bene!“ kein gutes Haar an ihm läßt.

Sodann welch neue Erwerbsquelle in Geldverlegenheiten, zumal ſchon jetzt Mancher ſeine Haut zu Markte trägt. Anſtatt hier und da Einer auf ſeinen Rock eine Anleihe macht, könnte er ſich Etwas auf ſeine Haut vorſchießen laſſen. Leibgardiſten und Flügelmänner würden natürlich mehr Anſprüche zu machen haben, als ein Kleiner, ein Bucklicher oder — aus gewiſſen Gründen — die Kinder Israels.

Man würde bei der Taxation aber vorzüglich ſein Augenmerk auf die Waden zu richten haben, damit nicht eine Wattirung einige Groſchen mehr herauslocke. Viele, die ihre Haut als Hypothek einſetzen, würden dieſelbe beſonders gut conſerviren und von Jugend auf Blutigel, ſpaniſche Fliegen, Schröpfköpfe und Senfpflaſter vermeiden.

Menſchenhaut giebt bekanntlich vorzüglich gute Streichriemen für Barbiermeſſer. Sonach würde mancher Haſenfuß nach ſeinem Tode eine Klinge führen und ſtumpfen Menſchen der Ruhm werden, daß ſie zur gehörigen Schärfe ihr Schärflein beitragen.

Die Haut derjenigen Menſchen, die während ihres Daſeins in trüber Stimmung auf Andern herumgepaukt, müßte zu gleichem Zwecke dienen und zu Trommel- und Paukenfellen verwendet werden, wo ſie ſchon die gehörige Stimmung erhalten würden. Man würde alſo fernerhin nicht mehr dem Kalbfell, ſondern der hochwohlgeborenen Haut des Hauptmanns von X. oder dem wohlgeborenen Felle des Amtmanns N. folgen.

Wie viele Menſchen, welche Zeit ihres Lebens auf der faulen Bärenhaut gelegen haben, würden nach dem Tode mit ihrer Haut der Welt Nutzen bringen, da ſich ſelbige nicht blos zu Büchereinbänden, ſondern auch noch zu Kofferüberzügen eignet. Dem Seehund wäre ſein Brod gebacken für ewige Zeiten. Sattler und Tapezierer würden das Innere der Kutſchen und die Sitze der Stühle damit bekleiden. Welch ein Troſt für manchen armen Teufel, wenn er die Gewißheit hätte, eine Equipage auszuſchlagen oder auf einen Sitz im hohen Rath oder im Miniſterium geſpannt zu ſein.

Ach! wie vielfach könnten die Menſchen benutzt werden, die ein hartes Fell haben; ſo mancher Ochſe würde damit gezügelt werden und die Haut von den Händen bezahlter Claqueurs würde die rindsledernen Sohlen doppelt und dreifach erſetzen.

Buchbinder könnten bei Handhabung ihres Werkes neben der Packnadel auch noch den Stachel der Satyre üben. Traktätchen und Muckerſchriften könnten ſie in Pietiſtenfelle, Biographien berühmter und unberühmter Schauſpieler in die Häute lobhudelnder Recenſenten und durchgefallene Theaterſtücke in Pechſiederfelle binden. Zu Geographien und Reiſebeſchreibungen könnten Touriſten und zu einer „Gallerie von Giftmiſchern“ gewiſſe Weinwirthe ihren von der Mutter Natur verliehenen Paletot hergeben. Sollten Geſpenſtergeſchichten und Spukereien von todtgeſchlagenen und nachtwandelnden Geiſtern einlaufen, ſo ließe ſich vielleicht ein Häutchen von einem Cenſor auftreiben, was gewiß nicht ſchwer fällt, da Cenſoren bekanntlich oft ſchon bei Lebzeiten aus der Haut fahren, wenn ihnen ein Gedanke von einem Geiſt erſcheint.

Da ſchon bei Lebzeiten vielen Menſchen das Meſſer an der Kehle ſitzt, ſo dürfte nach dem Tode die Haut auch nur bis an den Hals benutzt werden. Erſtens haben Viele blos bis an den Hals ſtudirt und zweitens dürfte mit der Geſichts- und Kopfhaut nicht viel anzufangen ſein, da im Leben Tauſende von Menſchen den Andern auf dem Kopfe herumtanzen. Es giebt freilich viele großnaſige Menſchen, aber da iſt auch wenig Beute zu hoffen, denn bei Denjenigen, welche die Naſe immer hoch tragen, iſt die Haut abgeſpannt, und bei den Andern, welche die Naſe in Alles ſtecken, oder an derſelben herumgeführt werden, ſind die beſten Stellen abgegriffen. Nur Eins würde wieder zu Ehren kommen: die im Leben ſo oft geſchmähte und verläſterte Kupfernaſe, welche einen trefflichen Maroquin oder Saffian abgeben müßte. Es heißt zwar: »der Tod löſcht alle Zornesflammen aus,« aber die vom Geiſt empfangene und ausgegangene Oriflamme der Kupfernaſe dreht ſelbſt dem Tod eine Naſe und leuchtet fort durch die dunkle Nacht des Grabes. Ja, dieſer Rubin auf der Tafel des Lederhandels würde zu Grunde gehen, obgleich ſich aus dieſem Naſoſaffian treffliche Taſchen-Etuis fertigen ließen; doch fort mit Schaden! Es würde da Mancher eine Naſe einſtecken, die einem Andern gehört.

Die Stirn, wenn ihr Beſitzer gerade kein Baſchkir geweſen, gäbe ebenfalls ein hübſches Fleckchen ab, doch würde man da gleich den Charakter erkennen, indem es Manchem an der Stirn geſchrieben ſteht, daß er ein Schurke oder Dummkopf iſt.

Von den Ohren und deren Umgegend dürfte auch nicht viel Gewinn zu hoffen ſein, da ſich Viele in verhängnißvollen Lagen hinter den Ohren kratzen. In frühern Zeiten hätte ſich vielleicht das im Ohre befindliche Trommelfell benutzen laſſen, was jedoch in unſern Tagen die franzöſiſchen Opern und Clavierpauker rein zu Grunde gerichtet haben. Schade iſt es freilich um die vielen großen Ohren. Herr des Lebens, wenn einmal eine Seuche unter den Commiſſions- und Titularräthen ausbräche, das müßte eine Ledermeſſe werden!

Mancher Leſer wird bei der Anhörung meines Vorſchlages Gänſehaut bekommen, aber da ich einmal dem Menſchen aufs Leder geſtiegen bin und ihn beim Fell genommen habe, ſo will ich damit fortfahren, damit nicht unvorhergeſehene Fälle eintreten, die mich daran hindern, denn ein deutſcher Schriftſteller kann jetzt nicht einmal mehr mit ruhigem Herzen ein lautes Vaterunſer beten, wenn er nicht befürchten will, daß man ihm die Worte: »Erlöſe uns von dem Uebel« auf andere Art auslege.

Alſo vorwärts! — Die Hautfarbe der Europäer iſt weiß und die der Deutſchen ſehr weiß, da ſelbigen vorzüglich ſeit 1815 immer viel weiß gemacht worden iſt. Der Tod aber iſt auf Schwarz verſeſſen und ſo geſchieht es denn, daß die gegerbte Menſchenhaut nach dem Tode eine ſchwarze Farbe annimmt, was vielleicht mit der Redensart: vor Aerger ſchwarz werden, in Verbindung ſteht.

Sonach würde der Menſch um ſich ſelbſt trauern, nicht aber ſeine Erben, denn die Haut eines berühmten Mannes würde ihnen zur milchenden Kuh werden, da es bekanntlich hier und da Ochſen giebt, die jeden Quark an einem berühmten Manne mit übergroßer Verwunderung anſtarren. So zahlte bekanntlich ein engliſcher Lord für einen Zahn des großen Newton die Summe von 1300 Pfund Sterling, um deſſen Beſitz er noch von Vielen in Alt-England beneidet wird. Donner und Doria, wenn ich die Haut des großen Mannes beſäße, der ſich im Leben öfters ſeiner Haut wehren mußte, ich legte augenblicklich eine Schnitthandlung damit an, bei der ich ſicherlich meinen Schnitt machen würde. — In dergleichen Albernheiten macht die Zeit Fortſchritte und in hundert Jahren wird vielleicht ein [illegible] von Saphir, ſowie ein Hühnerauge der Fanny Elsler mit Geld aufgewogen.

Zehn Häute berühmter Männer wögen ja in ſolch einem ledernen Zeitalter zehn Rittergüter auf, denn in Stückchen geſchnitten, um ſie auf den Nipptiſch zu legen, oder in ein Medaillon zu faſſen, würden ſie ſich trefflich verintereſſiren. Die Haut aus der Gegend des Herzens würde beſonders theuer und dann immer billiger werden, bis zur Gegend des Wendekreiſes.

Ja, ſogar unberühmte hochedelgeborene Häute könnten den Finanzen auf die Beine helfen, denn nach einer Schlacht könnte der Sieger den Gebliebenen nicht nur die Regimentsuniform, ſondern auch noch die Montour des Herrn Adam abnehmen laſſen, wo beim Verkauf noch der Rang in Anſchlag kommen könnte. Die Haut eines Gemeinen käme vielleicht auf zwölf und die eines Lieutenants auf zwanzig Silbergroſchen, bis hinauf zu den Generälen, deren Haut in einen Ruhmestempel gebracht werden könnte.

Der Staat bekäme ſonach ein ſchwarzes Gewölbe, eine lederne Walhalla, die goldene Früchte trüge, wenn man Entrée forderte, vielleicht à Perſon einen Dukaten. Der Staat würde beim Beſtehen eines ſolchen Hautologeums weniger Penſionen zu zahlen haben, denn Militairs, die mit heiler Haut davon gekommen, würden hier eine lebenslängliche Anſtellung finden, indem man neue Chargen creirte, z. B. Haut-Regiſtratoren, Haut-Commiſſaire, und immer höher ſteigend, bis in die ſchwindelnden Regionen der Ober- und Unterleibs-Haut Räthe.

Um zu ſehen, welchen Umfang die berühmten Männer beſeſſen, könnte man zu beſſerer Anſicht und Verſtändigung die Häute ausſtopfen; man würde bei Manchem den Kopf nicht vermiſſen. In gewiſſe Attituden gebracht, würden auch noch die Charaktere hervorſchimmern. Miniſter und Kammerherren in kriechender, Hofmimen in geſpreizter und Obriſtlieutenants in ſchießender Stellung. Andere könnte man aufhängen.

Bei Militairs, welche die Schlacht bei Jena mitgemacht, könnte der Haut-Inſpektor auch noch die Ferſen zeigen und ſo nebenbei ein kleines Ferſengeld einſammeln, von deſſen Ertrage ſpäter manchem armen Junker eine Laufbahn eröffnet werden könnte.

Bei hochgeſtellten Perſonen, welche bekanntlich viel verdauen können, würde auch noch die Aufſtellung des Magens von Intereſſe ſein, beſonders die Magen gekrönter Häupter, um zu ſehen, was ſie für eine Conſtitution gehabt, ob ſie am Krebs gelitten und dergleichen andere Dinge mehr.

Da Vielen der Magen die Hauptſache iſt, ſo würde die Aufſtellung deſſelben nicht ohne Intereſſe ſein. Die Magen der Biſchöfe, Finanzpächter und Kriegszahlmeiſter auf einem Katafalk, die der deutſchen Dichter unter ein Mikroſkop.

Nicht verzagt! Vielleicht faßt mein Plan in Deutſchland Wurzel; in Deutſchland, wo in neuerer Zeit doch ſo Mancher gefaßt worden iſt. Vielleicht ſtopft man mich aus Dankbarkeit nach meinem Tode aus, damit ich Revanche empfange, denn im Leben hat man mir blos immer das Maul geſtopft, obgleich ich, wie man mir geſagt, zu allen Zeiten eine alte gute Haut geweſen bin. Ja, Gevatter Tod, Du bringſt es vielleicht bei der Nachwelt dahin, daß ich ausgeſtopft werde und doch endlich einmal in die Wolle komme. Erfüllt ſich dies, dann bin ich geborgen, denn die Welt wird ſagen: »Kommt her, ihr Völker aus göttlichem Saamen, und ſchaut an dies Wunder, denn dies hier iſt der erſte deutſche Literat, der, auf Staatskoſten gefüttert, eine Stelle im Muſeum erhalten hat.

Schillers und Soumets „Jungfrau von Orleans“.

Es iſt noch nicht lange her, daß das „Journal des Débats“ in ſeinem Feuilleton, nach einer wahrſcheinlich erbärmlichen Uebertragung, über die „Jungfrau von Orleans“ unſeres Schillers in eben ſo abſurder als abſprechender Weiſe herfiel. Jetzt berichtet dieſelbe Zeitung von einer Bearbeitung deſſelben Stoffes durch den kürzlich verſtorbenen Dichter Soumet, welche auf dem Théâtre français zur Aufführung gelangt iſt. Dieſem Berichte zu Folge hat Frankreich nun eben nicht Urſache, auf ſeine franzöſiſche „Jeanne d'Arc“ allzuſtolz zu ſein, denn ſie wird geradezu ein närriſches Machwerk, eine unglaubliche Reihenfolge faſt kindiſcher Arrangements, plumper Irrthümer und knabenhafter Erfindungen genannt. Das Stück, für Demoiſelle Rachel geſchrieben, führt die Heldin nicht, gleich der Schiller'ſchen Tragödie, in ihrer Glanzperiode vor, ſondern nur in ihrer Erniedrigung, von ihrer Gefangennehmung an bis zum Scheiterhaufen. Was ſie vorher gethan und erfahren, erfährt der Zuſchauer blos durch ihre Erzählung. »Welche traurige Art,« heißt es im Berichte, »uns jene lange Reihe von Gefechten, von Mühſeligkeiten, von Unglücksfällen, von Hoffnungen, von Heldenmuth zu erzählen — blutige Schlachten, Gemetzel ohne Aufhören, Verbrechen ohne Mitleid, düſtere von Blut geröthete Wolken, worin Ihr zuletzt, gleich dem Sterne der Hirten, den glorreichen Namen leuchten ſehet, den Retternamen „Jeanne d'Arc“.« — Dagegen läßt der Berichterſtatter, Jules Janin, Schillers „Jungfrau“ wieder zu Ehren gelangen. »Sie iſt — ſo läßt er ſich vernehmen — zwar auch kein Wunderwerk, dieſe „Jungfrau von Orleans“, aber gleichwohl iſt ſie ein Meiſterſtück im Vergleich zu dem engathmigen Drama Soumets, und man begreift nicht, warum das Théâtre français, wenn es durchaus eine „Jeanne d'Arc“ haben wollte, nicht ganz einfach die Compoſition des deutſchen Dichters, in Verſen oder in Proſa, ſich berichten ließ.« Weiter unten lieſt man: »Das, was Schiller geliefert, ſei mehr als Poeſie (sic!), es ſei Geſchichte.« Später erklärt der Recenſent zwar, daß er eben kein Liebhaber von den Kreuz- und Querritten des deutſchen Poeten auf den Ebenen von Orleannais ſei, giebt aber doch wieder zu, daß Schiller für ſeinen Stoff wahrhaft begeiſtert geweſen und dieſer Begeiſterung bis zum letzten Moment treu geblieben ſei. Beſondere Gnade vor den Augen des franzöſiſchen Kunſtrichters findet die Scene, wo die gefeſſelte Jungfrau bei der Nachricht von dem Siege ihrer Landsleute ihre Ketten zerreißt und entflieht. »Dies iſt — ſo heißt es — eine echt dramatiſche Situation. Die Heldin iſt dem Tode geweiht, aber der Dichter will, daß ſie ſterbe, wie ihr zu ſterben geziemt: in der Schlacht, von Ruhm umſtrahlt, an der Spitze ihrer Anführer, unter den Augen des Königs, eingehüllt in ihre Fahne. Bravo, Schiller!« Nun aber kommt die franzöſiſche Eitelkeit: »Dies Alles iſt mit einer franzöſiſchen Seele aufgefaßt; dieſe Leidenſchaft, dieſer begeiſternde Hauch kommt aus Frankreich.«

Guter Janin, Du machſt Dich lächerlich!

A. Peters.

Eine kleine Bibliothek und eine kleine Gemäldeſammlung
für zwei Millionen Francs.

Bibliothek.

1. Ein Exemplar des Livius, herausgegeben von Giovanni Andrea, gedruckt zu Rom 1469, wurde bei der Bücherauktion des Buchhändlers James Edward zu London verkauft für . .	21,502 Frcs.
2. Pittoreske Reiſe durch Spanien ꝛc., von Alexandre de Laborde, auf Velinpapier mit 274 Zeichnungen, wurde ausgeboten für	22,460 „
3. The Recueyll of the historyes of Troye by Venes, persone Raoul Lefèvre, eine engliſche Ueberſetzung wurde 1812 verkauft für	26,512 „
4. Miſſale des Herzogs von Bedford, verkauft für . .	27,500 „
5. Racine's Werke, 3 Foliobände mit 57 Kupferſtichen, Firmin Didot, verkauft für	32,000 „
6. Biblia sacra latina, Codex von Alcuins Hand geſchrieben, für	37,000 „
7. Biographical Dictionary, von J. Strutt	48,000 „
8. Victoires et conquêtes des Français de 1792 à 1815, ein Exemplar von Karl X., verkauft für	50,000 „
9. Decamerone von Boccaccio, gedruckt 1471 von Valdorfer in Venedig, verkauft für	51,980 „
10. Les Liliacées par Rédoute, 8 Bände in Folio, an die Kaiſerin Joſephine verkauft für	84,000 „

Dieſes Werk ging durch Erbſchaft an den Prinzen Eugen von Beauharnais über.

Gemäldeſammlung.

1. Die Weiden, von Paul Potter, verkauft für . . .	27,050 „
2. Die Wieſe, von demſelben, verkauft für	28,980 „
3. Der verlorene Sohn, von David Teniers, verkauft für	29,900 „
4. Die Danae, von Correggio, verkauft für	30,000 „
5. Heilige Familie, von Rubens, verkauft für	64,000 „
6. Heilige Familie, von Correggio, verkauft für . . .	80,000 „
7. Venus und Mars im Netze des Vulkan, verkauft zu London an Herrn Clifford für	125,000 „
8. Die Tochter des Herodes, von Titian, verkauft an den Bankier Baring 1826 für	226,000 „
9. Bachanalien, von Pouſſin, an den Kanzler Ludwigs des Sechszehnten verkauft zu London für	375,000 „
10. Die Kuh, von Paul Potter, ehemals der Kaiſerin Joſephine gehörend, wurde an Kaiſer Alexander verkauft für 200,000 Rubel gleich	800,000 „
Bibliothek und Gemäldeſammlung zuſammen	2,186,884 Frcs.

Des Zechers Tod.

Von Auguſt Peters.

Bei Leipzig an der Pleißen
Da ſaßen der Burſche Zehn.
Sie ließen den Becher kreiſen:
Wollt' Einer von ihnen geh'n.

Es war ein bemooſter Zecher,
Ein treu und redlich Gemüth,
Er leerte ſo manchen Becher
Vom edlen Traubengeblüt.

Traut ſcherzten und ſangen die Andern,
Und manches „Schmollis“ erſcholl:
Glück zu, Herr Bruder, zum Wandern!
Fahr' wohl, lieb Bruder, fahr' wohl!

Er ſtand mit dem vollen Becher
Und blickte ſtill in den Kreis,
Da rollte dem wackern Zecher
In's Glas ein Thränlein heiß

Ein Thränlein iſt gefloſſen
Wohl in den goldenen Wein;
So möge mein Herz, ihr Genoſſen,
Verſchmolzen mit Eurem ſein.

Noch einmal „Schmollis“, ihr Brüder!
„Fiducit“ ſprachen die Neun.
Ade nun, ade nun, ihr Brüder!
Lebt wohl und gedenket mein!

Die Neun noch tranken und ſangen
Und taumelten dann nach Haus;
Der Zecher iſt gegangen
Still in die Welt hinaus.

Und als er nach vielen Jahren
Kam wieder zum Pleißenſtrand,
Da hatt' er viel Leid erfahren
Zu Waſſer und auch zu Land.

Von Glauben und Hoffnung belogen,
Verlaſſen vom falſchen Glück,
Von ſeiner Liebe betrogen,
So kehrte der Alte zurück.

Auch von den neun Genoſſen
War keiner, keiner ihm treu;
Bald war ihre Liebe zerfloſſen,
Wie in dem Sturme die Spreu.

Der Eine war Paſtor geworden,
Der Andere ſaß im Rath,
Der Dritte prangte mit Orden,
Der Vierte war gar Soldat.

Der Fünfte war geſtorben,
Der Sechſte wurde ein Narr,
Die Uebrigen waren verdorben
In Kerker und Zuchthaus gar.

Nur Einer war ihm geblieben:
Der goldene duftende Wein,
Thät Niemand mehr haſſen, noch lieben,
Den Einen noch liebt' er allein.

So ſaß er bei rüſtigem Leibe,
An ſelbigem Tage im Jahr,
Und in der nämlichen Kneipe,
Wo einſtmals der Abſchied war.

Und that, als wären die Neune
Noch immer der alte Chor,
Und ſtieg von dem perlenden Weine
Gleich Jedem 'nen Ganzen vor.

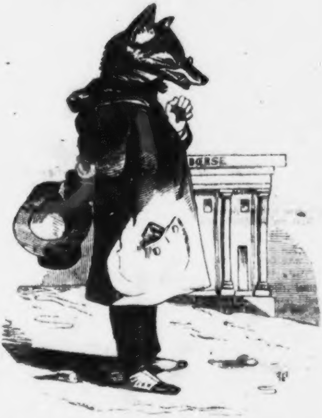
So zecht' er und wurde im Geiſte
Ganz wieder der alte Student,
Der Becher blinkte und kreiſte
Und wurde geleert ohn' End'.

Und als er Dreißig getrunken,
Da lallt' er ein „Schmollis“ ſchwach,
Iſt ſtill drauf vom Stuhle geſunken
Und heut' noch nicht wieder wach.

Die Zahl Dreizehn bei Tiſche.

— Bekannt iſt der Aberglaube, von dreizehn an Einem Tiſche Sitzenden müſſe eine Perſon in demſelben Jahre noch ſterben; eben ſo bekannt iſt ſeine Herleitung von Chriſtus, der mit den zwölf Jüngern das Abendmahl feierte. Andere leiten es von den Taſten des Klaviers ab. Hier geben in einer Oktave die acht Unter: und die fünf Obertaſten die Zahl 13, wovon aber die dreizehnte, als zu einer andern Oktave gehörig, wegfällt. Dieſes ſei dann [illegible] Menſchen übertragen worden.

Ein Börſenſpekulant.



Wenn Louis Philipp heute ſtirbt, bin ich morgen ein reicher Mann.

Deutſche und Deutſchland.

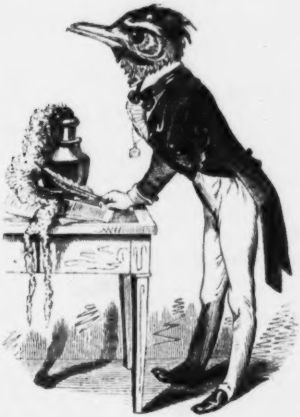
Dieſer wünſcht, er wär' ein Bär;
Jener dies, der And're mehr:
Wein iſt Wein und Punſch iſt Punſch;
Wünſcht nur zu: der Wunſch iſt Wunſch!

* * *

Ach, im Süd das ſchöne Spanien —
Und die große Stadt Paris:
Immer bleibt in Michelanien
Sauerkraut ein gut Gemüs.

Wilhelm Caspary.

Ein dichtender Schöngeiſt.



Eſel! Eſel! Ein Königreich für einen paſſenden Reim auf Eſel!

Vorbereitung zu meiner Reiſe nach Deutſchland.

Mein Mantelſack, mein guter Muth,
Und ein'ge harte Thaler
War mein Gepäck, im Uebrigen,
Da reiſte ich als Maler.

Doch nahm ich nur den Federkiel,
Sammt ein'gen weißen Blättern;
Denn Pinſel, dacht' ich, find'ſt du ſchon
Im Land' von deinen Vettern.

Wilhelm Caſpary.

Zapfenſtreich.

Berlin. Aus ſehr ſicherer Quelle verlautet, daß eine ſehr hochſtehende Perſönlichkeit bedeutenden Antheil an den beiden erſten Romanen der Madame Paalzow haben ſoll, daher der bedeutende Abfall der beiden letzten Romane gegen die erſten. (Als Mitarbeiterin an „Saint-Roche“ und „Godwie Caſtle“ wird die Prinzeſſin von Preußen genannt, die ſich viel mit Literatur und Muſik beſchäftigt.)

∴ Fräulein Charlotte von Hagn heirathet den Baron von Oven, einen jungen, reichen, liebenswürdigen Cavalier aus Holland. Derſelbe ſoll unter andern auch die höchſt angenehme Eigenſchaft beſitzen, daß er jährlich 10,000 Thaler Revenüen zu verzehren hat. Das deutſche Luſtſpiel verliert in Fräulein von Hagn ſeine Königin, die ſchwer zu erſetzen ſein wird. Als mögliche Nachfolgerin nennt man Fräulein Wilhelmi von Hamburg; wenigſtens iſt ſie zu einem Gaſtſpiele berufen.

∴ Fanny Cerrito, welche jetzt dazu beiträgt, daß die Berliner nicht aus ihrem Enthuſiasmus kommen, beſitzt, im Vergleich zur Taglioni und Elsler, mehr die Grazie des Scherzes, des heitern Lebens, die Anmuth des gaukelnden Schmetterlings. Unter ihren Stellungen ſoll ſich beſonders „ein ſchmachtendes Zurückbeugen“ die zahlreichſten Freunde unter den glacébehandſchuhten männlichen Zuſchauern erworben haben. Nun, das glauben wir gern, ein „ſchmachtendes Zurückbeugen“ hat gewiß ſeinen eigenen Reiz!

∴ Nach dem neueſten Wohnungsanzeiger unſerer „großen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin“ giebt es hier 8 Schiller, 3 Wieland, 1 Herder (Zimmergeſellen-Wittwe), 5 Leſſing, 27 Körner, einen Jean Paul und einen Heinrich Heine. Wer wagt nun noch zu zweifeln, daß Berlin der Brennpunkt deutſcher Intelligenz iſt?

∴ Der Vorſchlag, unſern ehrwürdigen Nachtwächtern mittelalterliche Soldatenhelme aufzuſtülpen, iſt an der höchſt triftigen Erwägung geſcheitert, daß ſie mit dieſer Kopfbedeckung nicht — ſchlafen könnten.

∴ Von Karl Grün, dem wir ein gutes Werk über Schiller verdanken, haben wir ein neues Produkt, „Göthe vom menſchlichen Standpunkt“, zu erwarten.

∴ L. Tiecks Bibliothek, erzählt uns ein Wiener Blatt, größtentheils aus Werken für und über das Theater beſtehend, iſt ſo bedeutend, daß ſein Hauswirth ihm die Miethe gekündigt, weil er befürchtet, daß die Laſt der Bücher zu groß für das Gebäude ſein und dies in Gefahr bringen möchte. Die Häuſer in Berlin, beſonders in den neuen Stadtvierteln, ſind bekanntlich ſo leicht gebaut, daß ſie große Aehnlichkeit mit Kartenhäuſern haben; die obige Mittheilung hat alſo volle Glaubwürdigkeit in ſich. (!)

Conſtantinopel. Eine neue Oper von Fioravanti, dem Sohne, „Il ritorno di Columella a Padova“, auf dem hieſigen italieniſchen Theater aufgeführt, hat gänzlich mißfallen.

Dresden. Es hat faſt den Anſchein, als könnten wir unſere liebe, gute, alte Madame Schröder-Devrient durchaus nicht vergeſſen lernen. Um das untröſtliche Publikum, das wegen ihres bevorſtehenden Abgangs in Verzweiflung iſt, nicht ganz verſchmachten zu laſſen, ſoll ſich Madame wieder nicht ganz abgeneigt zeigen, zu bleiben und nicht weiter an Zulage zu denken. Wir hätten, im Ernſte geſprochen, nur Urſache, uns darüber zu freuen, wenn Madame Schröder-Devrient endlich zu der Erkenntniß kommen wollte, daß nur rein tragiſche Partieen und gleichſam Charakterrollen in der Oper in ihrer Sphäre liegen. Während ſie vielleicht noch lange Zeit als Deutſchlands erſte Norma und Lucrezia Borgia gelten wird, vermag das Publikum ſchon jetzt ihrer Valentine und Euryanthe keinen Geſchmack mehr abzugewinnen. (Einverſtanden!)

∴ Wer gilt in Dresden, fragt die „Abendzeitung“ für den beſten Arzt? — Wir haben drei dieſes Ranges. — Sie heißen? — Doctor Mäßig, Hofrath Luſtig und Medizinalrath Ruhig.

∴ Es ſoll ſich beſtätigen, daß der Profeſſor Schnorr von Carolsfeld aus München für unſere Akademie gewonnen ſei. Wahrſcheinlich wird er zum Director der Gemälde-Gallerie ernannt werden.

∴ Profeſſor Stanislas David wird auch hier eine Reihe von „Recréations littéraires et dramatiques“ und zwar durch beſondere Erlaubniß unſers Cultusminiſters, Herrn von Wietersheim, im Saale des Zwingers, wöchentlich zwei Mal halten. (Dies iſt derſelbe David, den ein Paar unbedeutende Epiſoden des Leipziger Literaten-Vereins aus ſpießbürgerlicher National-Eitelkeit ſo unverdient gekränkt haben. „Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens!“)

Hamburg. Der „unpartheiiſche Correſpondent" ſagt von dem als Haupt der polniſchen Verſchwörung bezeichneten und in Poſen verhafteten Polen Miroslawski, er ſei zugleich Dichter, Muſiker, Maler, Weltmann, Politiker, in allen Zweigen des Wiſſens bewandert und habe ſich mit erneuertem Eifer auf die Strategie geworfen und bald ſeien alle polniſchen Generale, denen er begeiſtert ſeine Pläne entwickelt habe, einſtimmig der Anſicht geweſen, in Miroslawski liege der Stoff zu einem Oberbefehlshaber, wie Polen ihn noch nicht gehabt habe. Vor einigen Monaten war Miroslawski, deſſen Deviſe lautet: »Il nous faut des faits et pas de parols,« aus Paris verſchwunden und erſt nach ſeiner Verhaftung in Poſen hörte man wieder von ihm.

∴ Die diesjährige Reihe ausgezeichneter Gäſte auf dem Thalia-Theater wird Herr Emil Devrient eröffnen. Laroche, vom Wiener Hofburgtheater, der hier im vergangenen Jahre die ungeheuerſte Senſation gemacht, wird uns auch dies Jahr ſeinen Ferienmonat widmen.

∴ Als Curioſum verdient erwähnt zu werden, daß eine hieſige von Juden geleitete lithographiſche Anſtalt zum Lutherfeſte ein Luther-Album erſcheinen ließ und den Betrag dafür den hieſigen Armen überließ. Eben ſo merkwürdig iſt der Umſtand, daß die meiſten Beſtellungen auf dies lutheriſche Gedenkbuch vom katholiſchen Wien ausgegangen ſind.

Königsberg. Am 20. März ſtarb hier der berühmte Aſtronom, Geh. Rath ꝛc. F. W. Beſſel, nachdem er ſchon längere Zeit an einer ſchweren und ſchmerzhaften Krankheit gelitten hatte. Die Wiſſenſchaft der Aſtronomie verlor in ihm einen Genius, der mit der großartigſten Combination die fleißigſte Beobachtung und das tiefſte Wiſſen vereinigte. Unſere Stadt und Univerſität hat durch dieſen Todesfall einen ſchwer zu verſchmerzenden Verluſt erlitten. Im Jahre 1784 in Minden geboren, widmete er ſich zuerſt dem Kaufmannsſtande und wurde durch den berühmten Dr. Olbers in Bremen der Aſtronomie zugeführt. Seit 1809 hier Profeſſor, war er das älteſte Mitglied der hieſigen Univerſität. — Unſere Zeitungen bringen einen ehrenvollen Nachruf von der geſammten Albertus-Univerſität.

Leipzig. Ein Herr L. in Jena beweiſt im „Allgemeinen Anzeiger", daß Luther nicht am 18. Februar geſtorben ſei. Zu Luthers Zeit, ſagt er, hatte man noch den alten Julianiſchen Kalender, der erſt von Gregor VIII im Jahre 1582 verbeſſert wurde, gerechnet, wodurch ſich ein Unterſchied von neun Tagen ergiebt. Luther iſt alſo nach unſerer Zeitrechnung erſt am 27. Februar 1546 geſtorben.

∴ Die „Roſen" ſchreiben: Graf Carl von Hülſen, bekannt durch ſeine „Zeitintereſſen", trägt ſich mit einem eigenthümlichen Projekt: er will unter dem Namen „Ulrich von Hutten-Verein" eine Geſellſchaft ſtiften, welche dem Schriftſteller mehr Unabhängigkeit vom Geldbeutel des Buchhändlers ſichern ſoll. Der Gedanke iſt lobenswerth, die Sache ſelbſt wird aber wohl nur Projekt bleiben.

∴ Nach dem Beiſpiele Englands haben bis jetzt eine gleichmäßige Briefportotaxe angenommen: Rußland mit 10 Kopeken (2 Ngr.) und Spanien mit 1 Real (1 Ngr.) In Oeſterreich beſtehen zwei Rayons, einer innerhalb zehn Meilen mit 6 Kr. und der andere über zehn Meilen mit 12 Kr. C. M. Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben drei Rayons mit 2, 5 und 10 Cents. Frankreich beabſichtigt fünf Rayons einzuführen, von 10 bis 50 Centimes. (Wie lange wird Preußen zurückbleiben?)

∴ Deutſchland wird im Laufe dieſes Sommers von einer Literaturkraft erſter Größe beſucht werden. Eugène Sue kommt nach Leipzig. Man berathſchlagt ſchon jetzt die Bildung eines Comité zu einem Feſtmahl für ihn. (Aber wenn er wie Herr David leſen wollte???)

∴ Man würde uns und vielen Andern einen großen Dienſt erweiſen, wenn man uns Auskunft geben wollte, wer ein gewiſſer Herr Heinrich Muttke iſt?

∴ In unſerm „Tageblatt" lieſt man folgendes Geſuch: »Ein junger Burſche, der mit Menſchen, Pferden und der Feder gut umzugehen weiß, ſucht einen Poſten als Laufburſche, Kutſcher, Hausknecht, Kellner, Schreiber, Sekretär, Officiant, Inſpektor, Reiſegeſellſchafter u. ſ. w. Er kann gute Zeugniſſe beibringen. Geehrteſte Reflektirende werden erſucht, ſich unter Tr. R. poste restante Leipzig zu wenden.« (Welche Vielſeitigkeit! Warum wird dieſer Hausknecht nicht lieber Schauſpieler?)

∴ Die „Dorfzeitung", die, der Himmel weiß wie, in den Ruf gekommen iſt, ein witziges Blatt zu ſein, begeht manchmal ſtarke Sottiſen. So bringt ſie erſt jetzt den Puff, daß in Reuß-Greiz ein Doppellouisd'or unter Glas und Rahmen gezeigt wird und erzählt dies dem Pariſer „Charivari" nach. Ehrlicher Dorfzeitungsſchreiber, Du blamirſt Dich, denn dieſer Puff iſt eine Erfindung des Leipziger „Charivari", der ihn ſchon in Nr. 163 am 12. November 1845 erzählt hat. Vier Monate ſpäter ſchiebt nun Gevatter Handſchuhmacher einen deutſchen Witz in die Schuhe eines Franzoſen! Grundehrlicher Michel, Du blamirſt Dich!

∴ Auf unſerm Stadttheater gaſtirt jetzt der Komiker Koch von Dresden, früher ein Liebling unſeres Publikums, welcher auch jetzt, wie damals, ſeine Zuhörer durch zündende Laune und ſprühenden Humor zu elektriſiren weiß. Wir werden nach Beendigung ſeines Gaſtſpiels wohl noch ein Mal auf ihn zurückkommen.

∴ Im Cotta'ſchen „Morgenblatt“ befindet ſich ein Bericht aus Leipzig, worin auch von unſerm unbedeutenden Theater und dem neuen Luſtſpiel „keine Jeſuiten mehr“ die Rede iſt. »Dieſes Luſtſpiel, ſagt der Correſpondent, »iſt bei allen andern Schwächen auch noch äußerſt langweilig. Gleichwohl wird es in den beiden Blättern („deutſche Allgemeine Zeitung“ und „Tageblatt“), welche regelmäßig Theaterrecenſionen liefern, ſehr gelobt. Allein man muß erinnern, daß die Recenſenten beider Blätter (die Herren Heller und Laube) nicht ihre eigene Anſicht geben, ſondern die des Regiſſeurs Marr, welchen man auch anderwärts (namentlich in Braunſchweig!) als Theatertyrannen kennen gelernt hat.« (Tyrann? Ha, ha, wer lacht da?)

∴ Koffka's „Theater-Locomotive“ nennt Demoiſelle Malwina Eck eine „wäſſerige Copie der Hagn“. (Auch dieſer Vergleich iſt noch viel zu ehrend für Dem. Malwina, die eine ganz talentloſe Anfängerin iſt.)

London. Der ausgezeichnete Dramatiker und Schauſpieler, Sheridan Knowles, hat ſich durch die Predigten eines Geiſtlichen der freien Glasgower Kirche ganz bekehrt; er hat die Bühne verlaſſen und das Gelübde gethan, keine Schauſpiele mehr zu ſchreiben. Wie man ſagt, ſoll er Profeſſor der Beredtſamkeit an einem der iriſchen Collegien werden.

Madrid. Bei einem der letzten Conzerte am Hofe hat man auch ein Muſikſtück des Herrn Valdemoſa, des Singmeiſters Ihrer Majeſtät der Königin, aufgeführt, das ſehr gefallen hat. Herr Valdemoſa beſchäftigt ſich gegenwärtig mit der Ueberſetzung der Abhandlung des Herrn Elwart über die Kunſt der Fuge.

∴ Die baieriſchen und würtembergiſchen Biertrinker haben ſich ſogar bis nach der Hauptſtadt von Spanien ausgebreitet, wo ihr Bier unter dem Namen „Cerveza alemana“ (deutſches Bier) ein ſehr allgemeines und beliebtes Getränk geworden iſt. (Heil Dir, deutſcher Bier-Michel!)

Magdeburg. Unter den Virtuoſen, welche ſich in dieſem Winter bis jetzt hier hören ließen, iſt beſonders der treffliche Pianiſt Herr F. Friedrich auszuzeichnen, der zwei Mal (im Saale der Loge und der Vereinigung) öffentlich geſpielt und vorzüglich durch ſeinen zarten, melodiſchen Vortrag ſich wohlverdienten Beifall erworben hat. Zu unſerer Freude trug er außer ſeinem berühmten „Grand Carnaval de Venise“, der in dieſen Tagen hier (bei Heinrichshofen) im Druck erſchienen iſt, auch das ſchöne „Conzertſtück“, von Weber, vor und bewährte dadurch das Urtheil eines Berliner Kritikers: »Uns dünkt, Herr Friedrich habe ganz die Ausbildung, welche für den Vortrag gediegener Compoſitionen geeignet iſt.«

Mainz. Vor Kurzem hat ein höchſt verdienſtliches Werk, „Darſtellung der ſpaniſchen Literatur des Mittelalters“, von H. L. Carus, mit einer Vorrede von J. von Görres, die Preſſe verlaſſen. Die „Spener'ſche Zeitung“, die ihm eine ausführliche Kritik widmet, ſagt: Den erſten Band nimmt die Geſchichte der ſpaniſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis auf den König Johann II. von Caſtilien (1407) ein, worin vornehmlich die Anfänge der Romanzen-Poeſie, die Erſcheinung der Ritter-Romane (Amadis), die Zeit Alphons X. (die siete partidas), der Zuſammenhang der provenzaliſchen Poeſie mit der rein-ſpaniſchen, Alphonſens Nachfolger, der Infant D. Manuel (ſein Conde Lucanor), der Erprieſter Juan Ruiz und deſſen didaktiſche Poeſien, Lopez Ayala, Gonzalez de Clavijo, Juan Rodriguez von Cuenca u. ſ. w. abgehandelt werden. — Im zweiten Bande wird die Geſchichte der Literatur von der Zeit Johanns II. bis in die Zeiten Ferdinands und Iſabella's (1469) vorgetragen: Johanns poetiſcher Hof, die Marquiſe von Villena und von Santillana, D. Juan de Mena, die Dichterfamilie der Manrique's, die Dichtformen (Canciones und Villancicos); die verſchiedenen Liederſammlungen (der Cancioneros), geiſtliche Gedichte, Liebeslieder, Scherzgedichte, Lehrgedichte, dramatiſche Literatur des ſpaniſchen Mittelalters, der Todtentanz (Danza general, en que entran todos los estados de gentes), die von Martinez de la Roſa in der Pariſer Bibliothek aufgefundene Comedieta de Ponza des Marquis von Santillana, der Mingo rebulgo u. ſ. w. Charakteriſirt werden in dieſem Bande Juan de la Encina, Gil Vicente und ſein Drama (die Autos), die Tragi-Komödie Celeſtina und ihr Verfaſſer Fernando de Rojas, und die proſaiſchen Schriftſteller Fernan Perez de Guzman, Hernando del Pulgar, Alvaro de Luna und ſeine Chronik; in der Nachleſe von Hiſtorikern kommen unter Andern der Prinz Carlos von Viana, Pedro Rodriguez de Almela, Lope Garcia de Salazar u. ſ. w. vor. Einen eigenen Abſchnitt bildet die Königin Iſabella; der Verfaſſer theilt zwei Briefe

ieſer merkwürdigen Fürſtin in den Ueberſetzungen mit und endigt mit einer Schilderung
er Stellung derſelben zur ſpaniſchen Literatur.

München. Im Jahre 1845, bei der Münz-Convention, wurde beſtimmt, daß die
ronthaler eingeſchmolzen werden ſollten. Nach einer annehmenden Berechnung circu-
rten damals in Süddeutſchland 27 Mill. 120,000 Brabanter Kronthaler, 109 Mill.
00,000 öſterreichiſche Kronthaler, 24 Mill. 840,000 baieriſche Kronthaler und 5 Mill.
97,000 andere ſüddeutſche Kronthaler. Bei der Umprägung ergab ſich durch Ausſcheiden
uf neuerem Wege ein Goldgehalt von 1,3 pCt., alſo von 13,000 Gulden auf 1 Million.
ie Umprägung koſtet 15,000 Gulden auf die Million, durch den Goldgewinn aber nur
000 Gulden. An Geld werden aus den oben angeführten 167½ Mill. Kronthaler im
anzen alſo 2 Mill. 512,000 Gulden (gegen 250,000 Friedrichsd'or) gewonnen.

∴ W. von Kaulbach hat unlängſt ſeine „Zerſtörung Jeruſalems“ vollendet, das
ach äußerm Umfange und innerm Gehalte bis jetzt größte Oelgemälde der neuern Maler-
unſt Deutſchlands, und damit eine ſchöne Periode ſeines eigenen Lebens beſchloſſen, ſowie
ne neue in der Geſchichte ſeines Berufes begonnen; denn ſeit Jahrhunderten iſt ein
eiches Werk auf gleiche Weiſe nicht hervorgebracht worden! (Nicht?)

∴ Unſere Nachtwächter ſind ohne Ausnahme Hageſtolze, aber nicht etwa aus freier
Wahl oder Weiberfeindſchaft, ſondern weil ihnen die Ehe durch obrigkeitlichen Befehl
s Bedingung ihres Poſtens verboten iſt. (Aus dieſem Grunde möchte mancher vor-
ehme Mann in München lieber Nachtwächter ſein!)

Paris. Der Geſammtbetrag der Unterzeichnungen zu Gunſten der unglücklichen
olen betrug am 15. März ſchon 70,000 und in den Departements gegen 20,000 Frs.
er „Univers“ — das Organ der katholiſchen Geiſtlichkeit — hat nun ebenfalls Sub-
criptionen eröffnet.

∴ Der ehemalige Polen-Comité hat ſich von Neuem conſtituirt; der Präſident,
. Lafayette, und der Vicepräſident, E. Salverte, ſind leider geſtorben und deren Stellen
urch neue Wahl beſetzt worden. Unter den andern Comité-Mitgliedern findet man die
amen Béranger, Carnot, Conſidérant, Victor Hugo, Madier de Montjau, General
ellet u. v. A.

∴ Der Miniſter des Innern hat das neue Theaterprivilegium für Alexandre Dumas
nterzeichnet. Das Theater Montpenſier — die Conceſſion lautet vorläufig auf zwölf
ahre — wird Dramen, Melodramen und Schauſpiele mit Chören geben. (Glück zu!)

∴ Seit Kurzem iſt die Kunſtausſtellung im Louvre eröffnet. Von 4760 eingeſen-
ten Bildern ſind 2460 zugelaſſen und 2300 zurückgewieſen worden. Das wichtigſte
reigniß iſt, daß Ary Scheffer wieder ausſtellt; er iſt mit ſieben Bildern erſchienen, dar-
nter Gretchen und Fauſt im Garten, Fauſt auf dem Blocksberg; Lehmann hat Hamlet,
phelia und die Oceaniden, und Horace Vernet ſeine große Schlacht am Isly ausgeſtellt.
ie gewöhnlich iſt unter den 2460 Bildern viel Gutes, aber noch weit mehr Mittel-
äßiges.

∴ Seit Kurzem iſt hier ein neuer, in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanter
laustrumpf aufgetreten. Sie heißt Demoiſelle Judith Cauchois-Lemaire und iſt die
ochter des zur Zeit des Kaiſerreichs durch ſein in Brüſſel erſchienenes Oppoſitionsblatt
e Nain jaune“ berühmt gewordenen Journaliſten gleiches Namens. Der „Voleur“
achte neulich eine ſehr hübſche Novelle von ihr, betitelt „les deux portraits“.

∴ Heinrich Heine ſehnt ſich nach Deutſchland zurück; am liebſten wäre er in Berlin,
er ſelbſt Humboldts Verwendung hat noch nicht vermocht, die Bedenken gegen die Auf-
hme des ſchuldbeladenen Reiſebildners aufzuheben (?).

∴ Bei dem Feſte, das vor Kurzem der Schriftſteller Alphonſe Royer gab, ſoupirte
an volle fünfzehn Stunden. Man tanzte in den Sälen, auf den Treppen, ſelbſt unter
m Thorwege des Hauſes. Der Maler Lepaulle dirigirte das Orcheſter.

∴ Herr Villenave, der berühmte Ueberſetzer der Ovid'ſchen Metamorphoſen, iſt,
Jahre alt, geſtorben.

∴ Schon wieder ein neues Wochenblatt, „La Pie“ (die Elſter). Sie erſcheint
Folio und koſtet halbjährlich nicht mehr als 6 Francs, und eine neue Monatsſchrift:
a Tisiphone médicale, journal satirique en vers“. Jahrespreis 5 Francs.

∴ Von Max Sutaine, einem der bekannteſten Champagnerfabrikanten, iſt ein
Essai sur l'histoire des vins de Champagne“, Reims (5 Bogen. 12.), erſchienen.

∴ Ein für die ältere Geſchichte Aegyptens nicht unintereſſantes Werk iſt die erſt
r Kurzem herausgekommene Schrift „Essai sur les momies“, von J. F. X. Perrot.

∴ Die vierzehn erſten Vorſtellungen von Halévy's „Mousquetaires de la reine“
ben nicht weniger als 77,790 Francs (21,040 Thaler) eingebracht. In der letzten
oche, wo die Oper drei Mal gegeben wurde, brachte ſie reſp. 6274, 6381, 6377 Frs.

∴ St. Georges, der den Text zu den „Mousquetaires“ geſchrieben, hat nun auch in London Glück gehabt, indem die von ihm, für Benedict geſchriebene, dreiaktige Oper „die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge“, die auf dem Drurylane-Theater gegeben worden iſt, ſehr gefallen hat.

∴ Vor nicht gar langer Zeit ſollen hier vier alte Damen die kühne Wette gemacht haben, zehn Robber Whiſt durchzuſpielen, ohne ein Wort zu ſprechen. Obgleich das Spiel vier Stunden gewährt, ſo gab doch keine einen Laut von ſich. Doch nach beendigtem Spiele wurden drei von der Anſtrengung des Schweigens — ohnmächtig.

Peſth. In den nächſten Monaten werden hier folgende Kunſtnotabilitäten erwartet: Henri Vieuxtemps, die beiden Milanollo, Franz Liſzt, Guerra, Fanny Elßler, Fanny Cerrito und Jenny Lind. (Sie werden erwartet. Ob ſie aber auch kommen werden? Fassam teremtete!)

∴ Durch die Bemühungen des Grafen Zay ſoll hier eine proteſtantiſche Univerſität zu Stande kommen.

∴ Nächſtens kommt auf der ungariſchen Nationalbühne Schillers „Don Carlos“, überſetzt von Kalmánffy, zur Aufführung.

Petersburg. Der Kaiſer hat einen Ukas erlaſſen, wodurch das Eigenthumsrecht an Erzeugniſſen der bildenden Künſte auf Lebenszeit der Künſtler und 25 Jahre nach ihrem Tode für die Erben beſtimmt wird. Unter Umſtänden kann noch eine Verlängerung eintreten. Bei Verkäufen bleibt, wenn deshalb nicht beſondere Beſtimmungen getroffen werden, der Künſtler doch Eigenthümer in der Art, daß z. B. keine Nachbildungen ohne ſeine Genehmigung gemacht werden können. Nur bei den für die Regierung, die kaiſerlichen Muſeen, die Behörden und Anſtalten gelieferten Kunſtwerken verliert der Künſtler dieſes Eigenthumsrecht.

∴ Neulich wurden aus den Gewölben des Reichscreditbillets-Bureau die dort aufgeſammelten baaren Ueberſchüſſe nach der St. Peter-Paulsfeſtung in den dortigen Schatz abgeführt, und zwar 10 Mill. 815,000 Rubel in Gold und 800,725 Rubel 28 Kopeken in Silber. Der ganze Schatz in dem Gewölbe der Feſtung beträgt jetzt in Gold, Silber und Barren 94 Mill. 349,791 Rubel. (Nettes Sümmchen!)

Philadelphia. Bei den Buchhändlern J. H. Schwacke und Comp. erſcheint eine deutſche Ueberſetzung von Herrn Raumers Werke „über die vereinigten Staaten Nordamerika's“.

Prag. Im verfloſſenen Jahre ſind auf der hieſigen Univerſität kein einziger Doctor der Theologie, dagegen 9 der Philoſophie, 17 der Jurisprudenz und 23 der Medizin promovirt worden.

∴ Böhmen beſitzt gegenwärtig 22 Gymnaſien, wovon 3 auf Prag kommen.

Rom. Die Prüderie der engliſchen Frauen conſpirirt allerwegen gegen den in Rom anweſenden Baronet Edward Lytton Bulwer. »He is not good,« ſagen ſie, »because he does not live with his wife.« Als der Baronet neulich im Theater Apollo erſchien, wurde er von den Römern durch ein lautes Evviva und rauſchendes Händeklatſchen empfangen. Einige Myladies aber fingen zu ziſchen an.

Venedig. Fanny Elßler hat als Esmeralda die Venezianer förmlich verrückt gemacht. Einer der Recenſenten ſchrieb, daß Fanny's Füße deklamiren, fluchen, beten! (O ſelig, o ſelig, ein Dummkopf zu ſein!)

Washington. Ein ſcheußliches Duell hat zwiſchen zwei rivaliſirenden Zeitungsſchreibern in Richmond, bei Waſhington, ſtattgehabt. Jeder der Duellanten ſoll mit einer ſechsläufigen Piſtole und außerdem der eine mit einem Stockdegen, der andere mit einem Bowie-Meſſer bewaffnet geweſen ſein. Nachdem ſie aus einer Entfernung von vierzig Schritten alle ihre Kugeln erfolglos auf einander abgeſchoſſen hatten, griffen ſie zu ihren Reſervewaffen und zerfleiſchten einander auf eine gräßliche Weiſe. Dem einen wurde der Bauch aufgeſchlitzt, worauf der Sieger im Triumphzuge in Waſhington einzog. (?)

Wien. Eine Ente ſchwimmt wieder durch alle Zeitungen. Graf Dietrichſtein, Intendant des Wiener Burgtheaters, ſoll den Dichter Hebbel, der ihm ſeinen Beſuch abgeſtattet, nicht einmal dem Namen nach gekannt haben. Das iſt freilich eine harte Anklage. Man geht deshalb ſo weit, den kunſtſinnigen Grafen mit jenem Stuttgarter Intendanten in Parallele zu bringen, der einſt, ein Spielball in Seydelmanns Händen, von demſelben der Lächerlichkeit preisgegeben wurde. Die beſſeren Blätter ſollten ſich doch nicht zur Lache herabwürdigen, in welcher ſolche Enten herumpatſchen. (Europa.)

∴ Zwei nordiſche Gäſte haben einige Tage in unſerer Mitte verweilt: Friedrich

Anderſen, der däniſche Dichter, und Carſtens, der ehemalige Herausgeber des „Portfolio“. Anderſens Perſönlichkeit weicht im Aeußerlichen von dem Bilde ab, das man ſich von dem Verfaſſer der wunderlieblichen „Märchen“ macht; aber ſeine Sprache, ſeine ganze Ausdrucksweiſe, bis auf den weichen däniſchen Dialekt des Deutſchen, zeigen ſo viel Gemüthliches, daß man ſich gleich im erſten Augenblick zu dem langen, ſchmalen, gewiſſermaßen weibiſch-eleganten Manne hingezogen fühlt. Er zieht wieder ins Land ſeiner Sehnſucht, nach Italien. (Humoriſt.)

∴ Herr Pokorny, der mit dem Theater an der Wien nicht gut fertig wird, hat das Joſephſtädter Theater zum Verkauf oder zur Verpachtung ausgeboten. In letzterm Falle bedingt er ſich eine Caution von 25,000 Gulden C. M.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Straußenfedern, die jetzt ein beſonderes Abzeichen des Prinzen von Wales ſind, waren vor Zeiten das Helmzeichen mehrerer Perſonen aus den Häuſern York und Lancaſter. Ihr Urſprung iſt noch unermittelt und die Herleitung ihrer Annahme von einem Vorfall zu Creſſy beruht auf keiner Autorität.

— Bei Eröffnung des franzöſiſchen Parlaments mußten die jüngern Pairs den ältern ein Roſenbouquet überreichen. Dieſer Gebrauch, der aus dem Jahre 1227 ſtammt, wurde erſt 1589 durch Heinrich IV. abgeſchafft.

— Trotz der heftigſten Oppoſition, welcher im vorigen Jahrhundert die Schauſpieler von Seiten der Geiſtlichkeit ausgeſetzt waren, erfreuten ſich dieſelben doch des Beifalls des Königs Friedrich I. und um ihnen ein öffentliches Zeichen ſeiner Achtung zu geben, erſchien er nebſt der Königin, dem Markgrafen Chriſtian Ludwig, dem Grafen von Wartemberg und der Gräfin Dohna am 25. November 1703 in der Nikolaikirche zu Berlin, als Taufzeuge bei der Taufe eines Kindes des Komödianten Matthäus Uslenghi. (Theaterchronik.)

— Vor Alters wurden die Aerzte weit beſſer bezahlt als jetzt. Eraſiſtratus, der Tochterſohn des berühmten Philoſophen Ariſtoteles, empfing für eine Kur des Königs Antiochus 960 Talente, d. i. 276,000 Gulden. Thadäus, ein Florentiner, machte unter 50 Thalern keinen Gang nach der Stadt. Papſt Honorius, der ihn nach Rom kommen ließ, zahlte ihm für einen nicht langen Aufenthalt daſelbſt 10,000 Thaler. Als Melampus die Tochter des Prätus, Königs der Archiver, heilte, gab der Monarch ihm und ſeinem Bruder jedem ein Drittel ſeines Reiches und eine ſeiner Töchter. Ein Großmogul, der um das ſiebenzehnte Jahrhundert geherrſcht, beſoldete ſeinen Arzt mit 150,000 Gulden.

— Chriſtian Thomaſius, Leibnitzens Zeitgenoſſe, ließ im Jahre 1688 in Leipzig die erſte deutſche Zeitſchrift unter dem Titel „luſtige und ernſthafte Monatsgeſpräche“ erſcheinen. Sowohl in dieſer als in ſeinen Vorleſungen über Ethik und Politik erlaubte er ſich mehrere Aeußerungen, die für jene Zeit ſehr kühn waren. Als er im Jahre 1690 ſeine Vaterſtadt Leipzig verlaſſen mußte, wurde „dem Irrlehrer“ zum Schimpfe das Armeſündergläckchen geläutet. Allein er hatte den Troſt, daß einige hundert Studenten ihm freiwillig in die Verbannung folgten. (Beweis, daß die Leipziger Studenten ſtets ein begeiſtertes Gefühl für das Rechte gehabt haben.)

— Ein Schuhmacher, der ſich ein großes Vermögen erworben hatte, ſtiftete zu Siena ein Hoſpital und ließ ſeine Büſte über den Eingang deſſelben mit der Inſchrift aufſtellen: »Sutor ultra crepidam!«

— Der Cotillon, eine Vermählung des Walzers mit der Quadrille, wurde mit den beiden franzöſiſchen Kriegen von 1805 und 1809 in Deutſchland eingeführt. Die Galoppade wurde 1815 zum erſten Male auf einem Balle bei der Herzogin von Devonſhire getanzt.

Treffer und Nieten.

• Jemand ſagte neulich zu einer Dame: »Wiſſen Sie ſchon, daß Chateaubriand taub zu werden befürchtet?« — »Einbildung,« erwiderte dieſelbe, »er glaubt nur darum taub zu ſein, weil er nicht mehr von ſich reden hört.« (O wie viele Jung-Deutſchländer theilen dann dieſelbe Taubheit mit dem alten Franzoſen!)

• Ein franzöſiſches Blatt wirft die Frage auf, ob es nicht nöthig wäre, eine Suppenanſtalt zu gründen für junge Männer, deren Frauen ihre Zeit am Schreibtiſch, ſtatt am Heerde, zubringen.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Ueber die

jetzigen Bewegungen
in der
# evangeliſchen Kirche Deutſchlands.
Ein Votum
zur
Förderung des Friedens

abgegeben von

Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider,

Oberconſiſtorialdirector und Generalſuperintendent zu Gotha, Comthur des Herzoglich Sächſiſchen Hausordens.

Preis 10 Ngr.

Im Verlage von **Guſtav Brauns** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſche Schachzeitung,
redigirt von **Herrmann Hirſchbach.**

Erſter Jahrgang, erſtes Heft. gr. 8. broſch. ½ Thaler.

Beiträge werden der Redaktion auf Buchhändler-Wege angenehm ſein.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Köck und Guſte,
Poſſe in einem Aufzuge.

Frei nach dem Franzöſiſchen von **W. Friedrich,**

Mit einem colorirten Titelkupfer von Th. Hoſemann

Preis 5 Sgr.

Berlin im März 1846. **Julius Springer.**

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Oelkers, Theodor, **Fürſt und Proletarier.** Ein Roman aus der Gegenwart. 2 Bände. Preis 2¼ Thaler.

Kirſch, Karl Wilhelm, **Moderne Streifzüge** in Poeſie und Proſa. Preis 1¼ Thaler.

Soeben erſchien:

Nante Strumpf mit ſeinem Sohne Auguſt und Madame Buffey, geborene Breeſe, auf der Freiberger Ausſtellung. 8. geh. Freiberg, J. G. Engelhardt. Preis 3 Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 185. Leipzig, 16. April 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Memoiren eines Cachemir-Shawls.

Novellette von Maria ****.

Wir leben in einer ſo ſchreibſeligen Zeit, in der von Allem und über Alles geſchrieben wird, daß man dieſes Zeitalter — da ohnehin das goldene und das ſilberne längſt verſchwunden ſind — mit vollem Rechte das papierne nennen ſollte; denn es werden oft ſo geringfügige Dinge zu Papier gebracht, daß in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts ſelbſt ein armſeliger Floh ſeinem Beſitzer zu zwei dicken Bänden und einer guten Einnahme verhalf. Da ſehe ich denn nicht ein, warum ich — der ſo viele merkwürdige und traurige Schickſale erlitten hat — nicht auch das Recht haben ſollte, meine Erlebniſſe der Wahrheit getreu darzuſtellen.

Ich bin viel zu artig, um den Leſer mit der Beſchreibung der erſten Momente meines Daſeins zu langweilen; nur das muß ich anführen, daß meine Erzeugerin aus reinem Tibetaniſchen Blute war, und daß ein volles Jahr dahin ging, ehe meine Bildung vollendet war. Doch ach! kaum war dies geſchehen, ſo mußte ich meine Heimath auf immer verlaſſen; ich wurde mit noch mehreren meiner Leidensgefährten zuſammengefeſſelt und erblickte das Licht nicht eher wieder, als bis ich an den Ort meiner Beſtimmung angelangt war. Hier erfuhr ich zu meinem Troſte, daß ich beſtimmt ſei, die Lieblingsſklavin des Sultan Mahmud, die holde Fatime, zu ſchmücken.

Als ich ihr zu Füßen gelegt wurde, ſaß das liebliche Kind, in tiefe Schwermuth verſunken, auf dem ſeidenen Pfühle. Wie ſollte ſie auch nicht! Hatte ſie doch geſtern im Bade bei der ſtolzen hoffärtigen Zuleima einen viel köſtlicheren Perlenſchmuck als den ihrigen geſehen! Als ſie mich erblickte, war aller Harm verſchwunden; ſie wurde nicht müde, die Pracht und den Schmelz meiner Farben zu bewundern und mein reiches Gewebe um ihre zarten Glieder zu hüllen. Ja nicht ſelten ließ ſie, um meine Geſchmeidigkeit zu erproben, mich durch einen ihrer Ringe ſchlüpfen, was mir freilich nicht ſehr angenehm war; doch was hätte ich dem lieben Kinde nicht zu Gefallen gethan?

Aber dieſes ſchöne Leben ſollte nicht lange währen. Als Fatime eines Tages mit ihrer Amme aus den Bädern zurückkam, war ſie wie umgewandelt; erſt ausgelaſſen heiter, ſaß ſie dann ſtundenlang in tiefes Sinnen verloren oder ſtarrte die deutungsvollen Blumen an, die ihr jeden Morgen eine ihrer vertrauten Dienerinnen überreichte. Lange verſtand ich dieſe ſtumme und doch ſo beredte Sprache nicht, bis mir endlich aus einem Geſpräche klar wurde, daß die Unbeſonnene ſich in einen jungen engliſchen Lord verliebt hatte.

Lange dauerte dieſer duftende Briefwechſel, ohne weitern Erfolg, doch als ſie einmal ein Sträuschen erhielt, das nur aus weißen Narziſſen 1) und Geißblatt 2), mit einem Grashalm umwunden, beſtand 3), da ward es mir gewiß, daß er auf Antwort dränge.

Sie zögerte lange, doch endlich ſchickte ſie ihm ein rothes Roſenblatt 4) und ein grünes Geranium, zum Zeichen ihrer Einwilligung.

Die Amme packte das Nothwendigſte zuſammen und brachte es gegen Abend zu Lord Greville, wobei ſie zu meinem Unwillen auch mich ergriff, obgleich ich weit lieber in Fatime's Nähe geblieben wäre.

Stunde auf Stunde verrann, und ſchon war der Augenblick da, wo Fatime erſcheinen ſollte, als ein Freund des Lords athemlos ins Zimmer ſtürzte und ihm zurief: »Fliehe eilig, man iſt Dir auf der Spur! Fatime iſt entdeckt und ergriffen, und wahrſcheinlich harrt ihrer ſchon der Tod. Ein gleiches Schickſal erwartet auch Dich, wenn Du nicht ſchnell entfliehſt.« Eilig wurde Alles zuſammengerafft; ein Diener ſtopfte mich unbarmherzig in einen Koffer, und ich hatte während meiner Seereiſe Muße genug, das traurige Ende meiner erſten Gebieterin zu beklagen.

Wir landeten an Neapels Ufern, und der leichtſinnige Sir Greville, der die arme Fatime ſchon unterwegs vergeſſen hatte, ſchenkte mich dem Gegenſtande ſeiner erſten Anbetung, der nachmals ſo berühmten Lady Emma Hamilton.

Dieſe empfing mich mit unbeſchreiblichem Entzücken. Ihr ging bei meinem Anblick die Ahnung auf, daß ſie durch mich ihren europäiſchen Ruf, als Erfinderin der erſten plaſtiſchen Darſtellungen, begründen werde. Meine weiche Schmiegſamkeit erlaubte ihr, jede Form aus mir zu bilden, und wenn ſie die Geſellſchaft ein Mal als Aſpaſia oder Helena entzückte, erſchien ſie das nächſte Mal als ehrwürdige Matrone oder keuſche Veſtalin und dann wieder als Terpſichore im verführeriſchen Shawltanz, den ſie erfunden hatte, Aller Herzen zu rauben.

Lady Hamilton hielt mich ſo hoch in Ehren, daß ich ſie überall hin begleiten mußte. Doch eben dieſe Anhänglichkeit wurde mein Unglück. Bei einer Spazierfahrt im Golfe hatte ſie mich ganz verg[illegible], und unfähig, mich ſelbſt zu halten, war ich dem flachen Wagen entglitten. Wie ich nachher erfahren, hatte ſie den Verluſt erſt bei der Rückfahrt bemerkt und, ganz untröſtlich darüber, Alles aufgeboten, um mich wieder zu erlangen. Doch war dies deshalb unmöglich, weil ein junger fremder Handelsmann, der mich erblickt und mit der ſeinem Stande eigenen Schlauheit ſogleich meinen hohen Werth erkannt hatte, mich als gute Priſe zu ſich nahm und nach ſeiner Vaterſtadt Lyon brachte. Hier mußte ich viel leiden, denn man fuhr mit großen Glaskugeln auf mich herum und preßte mich zwiſchen ſchwere Laſten, um das, was ich an Glanz verloren, wieder hervorzubringen und mich in meine erſte Form

---

1) Sei nicht ſo grauſam, mich hoffnungslos verſchmachten zu laſſen. 2) Darf ich hoffen? 3) Ich bitte um Antwort. 4) Ich erwarte Dich an dem beſtimmten Orte.

zu zwängen.. Als Beides geſchehen war, wurde ich ſorgfältig eingepackt und nach Paris geſchickt. Hier war ich ſo glücklich, wieder in die Hände einer höchſt liebenswürdigen Frau zu kommen, denn die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg kaufte mich, und ſchon hoffte ich eine bleibende Stätte gefunden zu haben; doch war kaum ein Monat verfloſſen, als der unglückliche 15. Juli 1810 anbrach, wo bei jenem verhängnißvollen Feſte die allgemein geliebte Fürſtin ein ſo ſchreckliches Ende fand. Ich hatte mich an jenem Abende kaum dem Vergnügen hingegeben, wieder wie früher in einer auserleſenen Geſellſchaft zu ſein und meinen Antheil von Bewunderung zu empfangen, als die Fürſtin mich ablegte, um den Unglückstanz zu beginnen, bei welchem, wie bekannt, die Flammen ihr Kleid ergriffen und ſie dem furchtbarſten Tode entgegenführten.

Das Gedränge, das Hin- und Herrennen der Helfenden iſt ſchwer zu beſchreiben; man riß mich von meinem Platze in den Strudel hinein; ich lag am Boden und wäre ſchmählich zu Grunde gegangen, wenn nicht ein junger Herr, der über mich geſtolpert, mich aufgehoben und mit ſich genommen hätte. Es war der junge Freiherr von Reitzenſtein. Tags darauf machte er ſeinen Fund in den Tagesblättern bekannt, doch die Angehörigen der Fürſtin waren zu ſehr in Schmerz verſunken, um darauf zu achten, und ſo nahm mich der Baron, da ſich Niemand gemeldet hätte, bei ſeiner Rückreiſe nach Dresden mit, um mich ſeiner Braut zu Füßen zu legen.

So hatte ich denn abermals eine junge ſchöne Gebieterin. Es war ein allerliebſtes luſtiges Kind, deſſen größtes Vergnügen darin beſtand, ſich ganz und gar in mich einzuhüllen.

Ihr Hochzeitstag war gekommen und glänzend vorübergegangen. Ihm folgten eine Reihe von Luſtbarkeiten. An einem jener Tage war eine Luſtfahrt nach Pillnitz beſchloſſen. Eine große Geſellſchaft von Herren und Damen ließ ſich durch die fliegende Fähre überſetzen. Die Kähne waren faſt alle gefüllt, und Geſang und frohes Leben tönte aus einem in den andern. Am heiterſten war die junge Baronin, die mich, wie gewöhnlich, um ſich geſchlagen hatte, doch leider war ſie dadurch ſelbſt an einem Unfall Schuld, der ſie betraf: denn beim Ausſteigen aus dem Kahn verwickelte ſie ſich in einen Zipfel und fiel, ehe man ihr zu Hilfe kommen konnte, rücklings ins Waſſer. Doch ſiehe da, mein feines elaſtiſches Gewebe hielt ſie wie ein Netz auf der Oberfläche des Waſſers; es kam zeitig genug Hilfe, und die Rettung der Baronin glückte vollſtändig.

Auch ich wurde, wenn gleich in einem trübſeligen Zuſtande, gerettet, und obſchon meine köſtlichen Farben etwas gelitten hatten, hielt meine ſchöne Gebieterin, aus Dankbarkeit, daß ich zu ihrer Rettung beigetragen, mich hoch in Ehren und verwahrte mich bei ihren koſtbarſten Sachen. Aber auch dieſe Ruhe war nur von kurzer Dauer.

Der Freiherr machte in wichtigen Angelegenheiten mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach Schleſien, gerade zu der Zeit, als die erſten franzöſiſchen Colonnen ihren Durchzug nach Rußland anfingen. Jedermann weiß, daß die Begriffe von Mein und Dein damals ſehr unklar waren, und daß das Letztere gewöhnlich in dem Erſteren unterging. So kam es denn, daß die Freundin des Herzogs von B., der in demſelben Hôtel logirte, wo meine Gebieterin ſich aufhielt, mich in einem offenſtehenden Zimmer erblickte, es für weit erſprießlicher hielt, wenn ſie mich beſäße, als eine Andere, und mich sans façon mitgeben hieß. Auch hier erwarb ich mir bald einen ſo großen Beifall, daß der Marſchall, freilich nicht ohne Widerſtreben ſeiner Geliebten, mich bei den kühler werdenden Nächten dem Kaiſer Napoleon anbot, in deſſen nächſter Nähe ich nun den ſchrecklichſten aller Feldzüge mitmachen mußte. Was ich hier geſehen und gehört, davon könnte ich Bände füllen, doch dazu reicht meine Kraft nicht aus. Nur eines Vorfalls will ich gedenken, der damals viel beſprochen wurde.

In dem Augenblick, als der Kaiſer mit ſeinem Gefolge aus dem brennenden Moskau ſich in den noch feſten Kreml begeben wollte, fiel ein Schuß, der einen reichgekleideten polniſchen Offizier ganz in Napoleons Nähe tödtete, doch offenbar dem Kaiſer gegolten hatte. Der Thäter, ein noch ganz junger Mann, wurde ſogleich ergriffen, doch wehrte er ſich mit Löwenmuth, und obſchon durch einen Säbelhieb verwundet, gelang es ihm, ſich durchzuſchlagen und zu entfliehen.

Einige Tage nachher war es dem Kaiſer eingefallen (vielleicht um ſeiner Umgebung zu zeigen, er ſei ganz ruhig), in der Michaelis-Kirche die Begräbnißkapelle der ehemaligen Czaare zu beſichtigen. Die äußere Thür wurde geöffnet; eine kalte dumpfige Luft hauchte uns an.

Als Napoleon den erſten Schritt in die Vorhalle that, die zu der eigentlichen Begräbnißkapelle führt, tönten dicht an ſein Ohr, allen Anweſenden vernehmlich, die Worte: »Meurtrier, respecte du moins la demeure des morts!«*). Man kann ſich den Eindruck denken, den dieſer Ausruf auf die Offiziere machte, die einander erſtaunt anſahen; ſelbſt der Kaiſer ſah einige Sekunden lang noch bleicher als gewöhnlich aus und ließ nur einen der prächtigſten Särge öffnen, die in zwei Abtheilungen in langer Reihe daſtanden. Nirgends war ein lebendes Weſen zu erblicken, und man wollte die Halle eben verlaſſen, als ein Geräuſch am äußerſten Ende deſſelben des Kaiſers Aufmerkſamkeit erregte; man beleuchtete das Dunkel, das in dieſem Winkel herrſchte, und in der Niſche, welche der letzte Sarg bildete, fand ſich ein junger Mann und ein ſehr junges Mädchen, die ſich vergeblich bemüht hatte, ihn zurückzuhalten und durch ihren Körper zu verbergen, und als er ſie jetzt zurückdrängte und vortrat, mit flehender Geberde vor dem Kaiſer niederſank. Der Jüngling, der den Arm in einer Binde trug, zog mit dem andern das knieende Mädchen empor und ſagte: »Knie vor Gott, Alexandra, und laß uns ſterben, aber erniedrige Dich nicht vor dem Henker unſeres Erdenglücks!« Napoleons ſcharfes Auge erkannte in dem Jüngling augenblicklich Denſelben, der vor einigen Tagen auf ihn geſchoſſen hatte; mit ruhigem Tone befahl er, nach Namen und Stand des jungen Mannes zu fragen. Da trat dieſer furchtlos vor den Kaiſer hin und ſagte in reinem Franzöſiſch: »Ich heiße Waſilii Repnin; mein Vater war Oberſt und blieb mit drei Söhnen in dieſem heilloſen Kriege; meine Mutter iſt vor Gram geſtorben, und ich hätte ſie gern gerächt und wäre ihnen nachgefolgt in ehrenvollem Tode, wenn nicht die Sorge um die einzige hilfloſe Schweſter mich am Leben erhalten hätte.

Der Kaiſer betrachtete einen Augenblick das ſchöne bleiche Mädchen, das ſich zitternd an den Bruder ſchmiegte, riß ein Blatt aus der Brieftaſche Caulaincourts, der hinter ihm ſtand, ſchrieb mit Bleiſtift einige Zeilen darauf und gab ſie dem Jüngling mit den Worten: »Du haſt mich ermorden wollen, ich will Dir das Leben ſchenken; dank' es Dieſer, daß Du der gerechten Strafe entgehſt. Bewahre dieſe Zeilen; mit ihnen biſt Du geborgen. Gehe!«

---

*) Mörder, achte wenigſtens die Behauſung der Todten!

Für mich begann jetzt eine ſchreckliche Zeit: der Kaiſer hatte mich bei ſeiner ſchleunigen Abreiſe von Wilna vergeſſen; ich kam aus einer Hand in die andere, war allem Ungemach der Elemente ausgeſetzt, oft zu den niedrigſten Dienſtleiſtungen genöthigt und mehr als ein Mal der Gefahr ausgeſetzt, in Stücke geriſſen zu werden; ich verdankte es nur meiner großen Standhaftigkeit, daß, als ich endlich nach allen erlittenen Drangſalen mit meiner jetzigen Beſitzerin, der Frau eines Kriegs-Commiſſairs, wieder nach Schleſien kam, ſich immer noch ſchwache Reſte meiner ehemaligen Schönheit an mir zeigten.

Im Gaſthofe „zum grünen Baum“ blieb meine Herrin zum Tode erkrankt liegen und hinterließ mich aus Dankbarkeit der Gaſtwirthin, die mich, als der Friede die ſchönen Künſte wieder aufleben ließ, einer herumwandernden Schauſpieler-Geſellſchaft verkaufte.

Fräulein Roſaura Löwenzahn, eine ſchon etwas verblühte Dame von ziemlich männlichem Anſehen, welche die tragiſchen Heldenrollen übernommen hatte, jedoch eine lange Pauſe eintreten laſſen mußte, weil einige Lücken in ihrer Garderobe ihr das Auftreten nicht erlaubten, nahm mich gänzlich in Beſchlag, und bald wurde ich ihr unentbehrlich. In ihren beiden Lieblingsrollen, Königin Eliſabeth und Lady Makbeth, ließ ſie mich ſo lang als möglich hinter ſich nachſchleppen, und erhielt dadurch, nach dem Urtheile der ganzen Geſellſchaft, ein ſehr majeſtätiſches Anſehen; doch nicht ſelten erhielt ich dabei einen jener gewichtigen Fußtritte, die ich niemals vergeſſen werde.

Aber es iſt einmal Alles vergänglich unter dem Monde! Trotz aller Anſtrengungen des Fräuleins Löwenzahn, ging die Kunſt der Geſellſchaft umſonſt nach Brod und löſte ſich endlich, wenn auch nicht in Wohlgefallen, auf. Mir aber ſollte nun nach langen Kämpfen ein ruhiges Alter zu Theil werden, denn eine edle Seele, die der guten alten Zeit noch die Ehre gönnte, erkaufte mich, als die Garderobe veräußert wurde, und hier in dem ſüßen far niente, das ich ſeitdem genieße, beſchloß ich, dieſe Memoiren zur Benutzung für die Nachwelt aufzuzeichnen. Nur ein Umſtand verbittert mein Glück, daß nämlich ſchon ſeit Jahren kleine ungebetene Gäſte ſich bei mir eingefunden haben, ohne daß ich im Stande bin, ſie abzuſchütteln; doch hoffentlich wird die Nemeſis ſie ereilen, bevor noch einige Trümmer von mir die traurige Wahrheit verkündigen:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“

Herr Pokorny und Jenny Lind.

(Geheime Depeche aus Wien.)

Der Direktor Pokorny, deſſen feine Lebensart und zarte Galanterie hier ſprichwörtlich geworden ſind, hat mit nicht genug zu rühmender Aufmerkſamkeit für Jenny Lind in dem Gebäude des Theaters an der Wien eine Wohnung auf das Eleganteſte und Geſchmackvollſte einrichten laſſen. Er ſelbſt hat Alles angeordnet und das genügt, um überzeugt zu ſein, daß aus jeder Kleinigkeit die ſinnigſte, geiſtreichſte Poeſie hervorleuchtet. Man muß Herrn Pokorny kennen, um zu wiſſen, daß in ganz Wien vielleicht nur er allein im Stande iſt, bei dergleichen Arrangements Geſchmack mit Eleganz, Pracht mit glänzender Einfachheit, zarte Schmeichelei mit offen dargelegter Huldigung zu vereinigen. Die Wohnung beſteht aus fünf Piecen. Ich ſelbſt habe ſie zwar nicht geſehen, denn der Eintritt wird nur Denen gewährt, die ſich der beſondern Gunſt des Herrn Pokorny oder einer ſeiner zahlreichen Sekretäre zu erfreuen haben, und ich gehöre nicht zu dieſen Glücklichen; auch wird dieſe Galanterie als ein Geheimniß behandelt, da der gefeierten Sängerin dadurch eine glänzende Ueberraſchung bereitet werden ſoll; allein ganz Wien iſt unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes von dieſer Sache erfüllt, und ich ſehe mich daher in den Stand geſetzt, Ihnen von der ganzen Wohnung eine ziemlich genaue Beſchreibung zu liefern, im Fall Sie indiscret genug ſein wollen, das Geheimniß ſchon vor der Zeit auszuplaudern und Jenny Lind ſowie Herrn Pokorny die Freude der Ueberraſchung zu verderben. Das erſte Gemach, im orientaliſchen Geſchmack eingerichtet, purpurroth mit Gold dekorirt, iſt ein Vor- oder Wartezimmer, rings herum mit weichen Polſtern verſehen, damit Die, welche auf die Stunde der Audienz warten, dies mit möglichſter Bequemlichkeit thun können, weil es ſonſt doch bei Einigen geſchehen möchte, daß ihnen über dem langen Warten die Geduld ausginge.

Das zweite Zimmer iſt ebenfalls Vorgemach, indeß für die Begünſtigteren beſtimmt, die mehr Wahrſcheinlichkeit als die große Maſſe haben, vorgelaſſen zu werden. Dieſes Gemach, etwas größer als das erſte, iſt in chineſiſchem Geſchmack eingerichtet; auch hier ſind ringsherum weiche Polſter; darüber, an den Wänden, hängen unter Glas, in koſtbaren Rahmen, die Nummern all der auswärtigen Zeitungen, in welchen die Leiſtungen der erwarteten Gaſtin gefeiert werden. Da ſieht man Berichte aus Berlin, Hamburg, Kopenhagen, Stolzenfels, Weimar ꝛc. und dazwiſchen erblickt man die verſchiedenen Ausgaben von den Portraits der Lind; unter jedem Rahmen iſt in ſinniger Verzierung eine ihrer berühmten Gips-Hände angebracht; kurz, man könnte dieſes Gemach das Huldigungs-Zimmer nennen. Es iſt dazu geſchaffen, um die Beſucher deſſelben in die gehörige Stimmung zu verſetzen, das nächſte Gemach zu betreten, den eigentlichen Salon, das Empfangsgemach, welches im Rococo-Geſchmack und zwar ganz nach dem Muſter des Leopoldſtädter Theaters eingerichtet iſt, da ſelbſt Herr Pokorny, der auch bei ſeinen Widerſachern das Gute zu erkennen und anzuerkennen weiß, etwas Geſchmackvolleres und Eleganteres in dieſem Genre nicht zu ſchaffen wußte, obgleich er als Mann des feinen Geſchmacks par excellence bezeichnet werden kann.

An den Salon ſtößt das Arbeitskabinet, in dem mittelalterlichen Geſchmack des Ritterthumes dekorirt. Ein prachtvoller Flügel und ein großer Schreibtiſch mit dem künſtlichſten gothiſchen Schnitzwerk ſind die Hauptgegenſtände, auf welche hier das Auge ſtößt. In dem Schreibtiſche ſind aber die zarteſten Huldigungen dargebracht, die Pokorny zu erſinnen vermochte. Der Jahres-Quittungen der ſämmtlichen hieſigen Journale will ich gar nicht einmal gedenken, obgleich es in der That eine feine Galanterie Pokorny's iſt, auf dieſe Weiſe das Unvermeidliche von der nordiſchen Nachtigall entfernt zu haben; allein eine ſehr ſinnige Aufmerkſamkeit und ein zartgefühlter Dank deſſen, was Herr Pokorny der Jenny Lind dafür ſchuldet, daß ſie ſeinen Wunſch eines Gaſtſpieles auf ſeiner Bühne erfüllt hat, liegt meiner Anſicht nach darin, daß unter Angabe der Namen ſämmtlicher Perſonen, welche auf Logen und Sperrſitze zu den Lind-Vorſtellungen abonnirt haben, eine Rechnungsüberſicht beigelegt iſt, woraus hervorgeht, daß — ohne alle Rückſicht auf die jedesmalige Tageseinnahme — das ſcheinbar ſo hohe Honorar, welches Jenny Lind bekommt, in Berückſichtigung der bedeutend erhöhten Preiſe nur ein ſehr geringer Theil des Gewinnes iſt, welchen Herr Pokorny ſchon jetzt durch die Beſtellungen der Logen und Sperrſitze auf ſämmtliche Gaſtvorſtellungen für ſich ſelbſt geſichert ſieht. Dieſe Huldigung ſcheint uns um ſo anerkennenswerther, da nur ſehr ſelten ein Direktor den Gewinn eingeſteht, den ein Gaſt ihm gebracht hat, und Pokorny ſich durch eine ſo offene Darlegung überdies der Gefahr ausſetzt, von Neidern und Feinden — und daran fehlt es ſelbſt den Redlichſten nicht — ſagen zu hören: er hätte durch das Gaſtſpiel der Lind dem Publikum kein Opfer gebracht, ſondern nur für ſeinen eigenen Vortheil geſorgt.

Das letzte Gemach iſt das Schlafzimmer, in römiſchem Geſchmack eingerichtet, mit Badewanne ꝛc. Doch das iſt ein zu zarter Gegenſtand, um öffentlich darüber zu ſprechen.

Garderobe- und Domeſtikenzimmer ſind durch einen ſchmalen Gang von dieſer Hauptwohnung getrennt. — Erfahre ich ſpäter vielleicht noch einige nähere intereſſante Details, ſo theile ich auch dieſe Ihrem „Charivari“ mit.

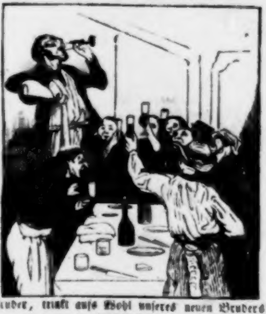
G. S.

Recept zu einem Liebesbriefe.

Nimm Poſtpapier, das köſtlich riecht,
Dann tauſend Grüße von den Sternen;
Ein viertel Pfund Vergißmeinnicht,
Ein Priſchen von den blauen Fernen;
Etwa ein Loth von ſüßer Pflicht
Und ohngefähr drei griech'ſche Götter
Zu einer Hand voll Epheublätter;
Zwei Blümchen von des Schäfers Au,
Worauf der Thränen Perlenthau;
Ein Pinſelſtrich von Morgenröthe
Nebſt einer Philomelenflöte;
Ein bebend Herz von Seufzern ſchwer
Mit einer Wunde überquer;
Ein Löckchen von dem grauſen Haupt
Der grauen Mirtion geraubt;
Ein kleines Sehnſuchts-Pülverlein,
Ein Ha! ein Oh! ein Ach! ein Nein!
Drei große Düten voll Extaſe,
Ein Compliment von Deiner Baſe;
Statt der ſo ſehr beliebten Finte
Nimm recht viel edle Denkungsart,
Von Herrn Quirlmanns grüner Tinte
Empfehl' ich Dir ein halbes Quart;
Iſt Deine Börſe etwas ſchwer,
Auch Siegellack vom Parfümeur.
Dies Alles miſche wohl und fein,
Dann wird Dein Brief von Wirkung ſein.

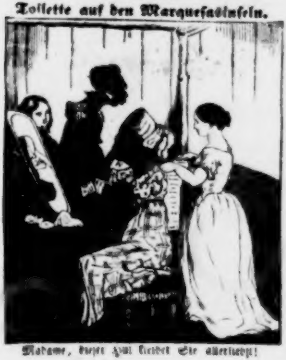
(Anekdotenjäger.)

Moderne Freimaurerei.



Brüder, trinkt aufs Wohl unſeres neuen Bruders!

Toilette auf den Marqueſasinſeln.



Madame, dieſer Hut kleidet Sie allerliebſt!

Zapfenſtreich.

Algier. Der [illegible] iſt hier der Sohn des berühmten engliſchen Dichters Thomas Moore, welcher bei uns als Offizier der Fremdenlegion gedient hat, geſtorben.

Berlin. Das Einkommen unſerer Cenſoren iſt ſo bedeutend, daß der ſattſam bekannte Hofrath John, welcher eine Reihe von Jahren — zum Leidweſen aller Literaten — den Cenſorpoſten bekleidet hatte, jährlich über 6000 Thaler eingenommen haben ſoll. Zu ſeinem Ruhme muß man ſagen, daß er dafür was Ehrliches zuſammengeſtrichen hat.

— 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 —

∴ In einer der öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staats iſt den Religionslehrern der Realſchulen und der Gymnaſien eine neue Anweiſung zugegangen, welche ſich über die Ertheilung des Religionsunterrichts an die Schüler aller Klaſſen ausſpricht. Ob dieſe Anweiſung Namens des vorgeſetzten Miniſteriums erfolgt iſt oder nicht, vermögen wir nicht anzugeben; es kommt aber folgende bezeichnende Beſtimmung darin vor: »Der Thorheit, daß Schüler blos auswendig lernen ſollen, was ſie verſtehen, muß endlich einmal entſchieden entgegengetreten werden. Sie ſollen auch Nichtverſtandenes auswendig lernen. Es müſſen die Zöglinge, ſowohl der untern, mittlern als obern Stufen eine nicht geringe Anzahl Bibelverſe und etwa 50 Geſangbuchslieder auswendig wiſſen. Die Schüler der untern Stufen namentlich brauchen das Gelernte nicht zu verſtehen; wenigſtens ſoll der Lehrer ſich hüten, es ihnen zu erklären. Jeder Schüler ſoll ein Geſangbuch haben, dem die „Augsburgiſche Confeſſion“ angehängt iſt.« Es wird zweckdienlich ſein, hinzufügen, daß wir jene Notiz einem hieſigen periodiſchen Organe entnehmen, dem dieſelbe durch Erkenntniß des Obercenſurgerichtes zum Druck verſtattet worden iſt.

(Halle'ſcher Courier Nr. 69. 1846.)

— 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 — ! — 1846 —

∴ Ein Zeichen unſerer faulen und verkrüppelten Zuſtände ſind unſere emancipirten Frauen. Es hat ſich jetzt ein förmlicher Klubb derſelben organiſirt, welche, gewöhnlich in Herrenkleidern, Cigarren im Munde, in beſtimmten Kneipen zu treffen ſind. Hier wird getanzt, wobei die Damen den auffordernden Theil bilden, gejubelt und ein Getränk aus Porter, Madeira und Champagner genoſſen. Beſondere Virtuoſität in dieſem Genre des Frauenthums entwickelt eine Miß Aſten, die Geliebte des jungen Dichters Gottſchall, dem ſie jetzt nach Königsberg folgen will; ferner eine Madame Schmidt, die Gattin des als Schriftſteller bekannten Max Stirner. Auch Edgar Bauer ließ ſich hier gern mit ſeiner Geliebten betreffen, als er noch auf freiem Fuße war; jetzt ſcheint Bruno Bauer allein zurückgeblieben zu ſein.

(Jahreszeiten.)

∴ Am 30. v. M. nahm Fräulein Charlotte von Hagn in der Rolle der Anna von Oeſterreich im Intriguenſtück gleiches Namens der Madame Birch-Pfeiffer nicht nur von der hieſigen Bühne, ſondern überhaupt von der Ausübung ihrer Kunſt Abſchied. Es ließ ſich erwarten, daß dieſer Abend ein ſehr bewegter ſein würde. In einer Stadt, in welcher die Intereſſen des Theaters ſo ſehr in dem Vordergrunde ſtehen, kann ein Tag, an welchem eine bedeutende Künſtlerin, welche ſo lange das regſte Intereſſe des Publikums in Anſpruch genommen hat, aus ihrer glänzenden Laufbahn ſcheidet, nicht anders, als die lebhafteſte Theilnahme erregen. Dieſe ſprach ſich denn auch in einer in der That glänzenden Weiſe aus. Ein bis in die letzten Räume gefülltes Haus (eine Abendkaſſe hatte gar nicht ſtattgefunden), ein glänzendes Publikum, die Gegenwart des geſammten Hofes, Alles dies gab dem Abende ein feſtliches Anſehen. Die aufgeregte Stimmung, welche vom Beginn an im Hauſe herrſchte, war der natürliche Vorbote eines jubelnden Empfangs der Künſtlerin. Was eine bewegte Menge nur von Gunſtbezeigungen zu ſpenden vermag, wurde der Scheidenden an dieſem Tage dargebracht. Man erhaſchte faſt jeden, nur irgend geeigneten Moment zu einem lauten Beifallsgruß, einem Empfang, oder Hervorruf. Eine Fülle von Blumen und Kränzen, welche ſchon nach dem dritten Akte durch einige Vorpoſten angekündigt worden waren, überdeckte am Schluſſe des Stücks die Bühne. Die Künſtlerin nahm, einen Kranz in der Hand, in einer ſinnigen Rede vom Publikum Abſchied.

∴ Der Verfaſſerin der „Marquiſe von Villette“, Charlotte Birch-Pfeiffer, iſt nach der erſten Aufführung dieſes Stücks im Hofburgtheater in Wien (am 12. März) von dem oberſten Chef deſſelben, dem kunſtſinnigen Grafen von Dietrichſtein, ein Schreiben zugefertigt werden, worin ihr derſelbe, nebſt ſeinem eigenen, auch den Dank des ſämmtlich beſchäftigt geweſenen Perſonals des Hofburgtheaters ausſpricht, »daß ihnen Gelegenheit gegeben worden, ihr Talent in dieſem Werke zum Ruhme der Verfaſſerin zu entfalten“. Dies iſt eben ſo ehrenvoll für den hochgeſtellten Leiter einer ſo ausgezeichneten Kunſtanſtalt, als für Madame Birch-Pfeiffer ſelbſt und mag ſie für manche Unbill entſchädigen, die ſie vom Neide zu erleiden hat. (Theaterchronik.)

∴ Madame Birch-Pfeiffer ſoll geſonnen ſein, den Pacht des Joſephſtädter Theaters in Wien zu übernehmen.

∴ Auf der Hofbühne hat ſich „Zenobia“, ein fünfaktiges Trauerſpiel von J. L. Klein, ſehen laſſen. Der Theaterzettel hat nicht weniger als 43 Perſonen gezeigt; urſprünglich ſoll das Stück ſogar 64 gehabt haben; 21 ſind geſtrichen worden. Das Stück wurde, mehrere geiſtreiche Anſpielungen auf die Gegenwart abgerechnet, vom Publikum nur lau, die gute Darſtellung indeſſen ſehr beifällig aufgenommen. Madame Crelinger, welche die Titelrolle geſpielt, wurde nach dem vierten Akte mit Herrn Hoppe und am Schluſſe mit dem Dichter gerufen. Herr Stawinsky, der dies ſchwierige, perſonenreiche Stück würdig in Scene geſetzt, hat von Neuem ſeine Tüchtigkeit als Regiſſeur dargethan. — Herr Weiß, ein ſehr beliebtes Mitglied unſerer Hofbühne, iſt ſeit einiger Zeit leider unwohl.

∴ Herr Eduard Boas hat ein dreiaktiges Luſtſpiel, „Shakeſpeare oder Geheimniſſe der Liebe“, an die deutſchen Bühnen verſandt. Es wird zur Aufführung kommen, wenn die ... Franzoſen es erlauben.

∴ Neulich iſt das ſiebenzehnte und achtzehnte Heft der Corvin'ſchen „Weltgeſchichte“ und E. Eichholz's Volksbuch „Schickſale eines Proletariers“ hier und in ganz Preußen verboten worden.

∴ Die Gräfin Hahn-Hahn hat ihren Verleger wieder durch einen Roman, „Clelia Conti“, beglückt. (Ob auch die Leſer? Das iſt die Frage!)

∴ Bruno Bauer ſoll eine Hauslehrerſtelle bei einem ungariſchen Magnaten angenommen haben. (Wirklich?)

Breslau. Ein Herr M. Kurnick hat ein fünfaktiges Drama, „Charlotte Corday“, beendigt, das nächſtens hier in Scene geht. (Denſelben Stoff bearbeitet jetzt Adolf Boettger.)

Brünn. Mähren erzeugt jährlich 3—4000 Pfund Rhabarber. (Glückliches Mähren!)

Brüſſel. König Leopold hat dem Herausgeber des Nationalwerkes „Germaniens Völkerſtimmen“, Dr. Firmenich in Berlin, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die germaniſche Sprachforſchung, die große goldene belgiſche Medaille verliehen.

∴ Die im Jahre 1775 errichtete und 1792 niedergeriſſene Statue Karls von Lothringen wird jetzt durch eine neue von G. Jehotte erſetzt werden.

Conſtantinopel. Für ſpekulative Buchhändler und Buchdrucker wäre ein brillantes Geſchäft zu machen, wenn ſo einer vielleicht „Mystères de Stambul“ unternehmen würde, denn die Verbrechen und Schändlichkeiten, welche hier ausgeübt werden, überſteigen in der That alle Schranken.

Dresden. Der General-Direktor des Hoftheaters, Geheimerath von Lüttichau, iſt nach Paris gereiſt.

∴ Man iſt hier ſehr froh, daß eine Ober-Regie bei der Hofbühne nicht mehr eingerichtet werden ſoll. Der Abgang des Ex-Ober-Regiſſeurs Eduard Devrient wird hier durchaus nicht vermißt. (Auch Leipzig würde Herrn Marr ſehr gern entbehren.)

∴ Ob Madame Schröder-Devrient wieder einen neuen Contract erhalten werde, iſt noch ungewiß, obgleich ſie weit billigere Anforderungen geſtellt hat. Im „Anzeiger“ waren neulich ſechs Aufſätze ironiſchen Lobes gegen ſie gerichtet; Madame Schröder-Devrient wird alt und ſollte ſich bei Zeiten ganz zurückziehen, wenn ſie ihren Ruhm nicht ganz und gar überleben will.

∴ Der ausgezeichnete Architekturmaler C. Enslen jun. wird ſeine reizenden, überall gern geſehenen Rundgemälde während der Meſſe in Leipzig aufſtellen.

∴ Herr Tichatſcheck gaſtirt in Hamburg.

Galveſton. Galveſton, die Hauptſtadt von Texas, iſt jetzt ganz deutſch; überall hört man die vaterländiſchen Töne. Nächſtens — hört, hört! — werden wir auch eine deutſche Zeitung erhalten. (Na, wegen der Letztern wird hoffentlich wohl Niemand nach Texas wandern!)

Grätz. Der hieſige Correſpondent der „Dresdener Abendzeitung“ ſchrieb neulich: »Unſer Theater befleißigt ſich noch immer, eine Virtuoſität in der Schwerfälligkeit zu erringen, daher kein weiteres Wort darüber; wir wollen nur flüchtig bemerken, daß Herrn

Direktor Kammerer den Teufel holen ſoll. („Das iſt zwar etwas grob, aber wenigſtens ehr . . . deutlich!")

∴ Seit Kurzem hat ſich in unſerer liebenswürdigen Stadt ein Männergeſang-Verein gegründet.

Landau. Die Stadt Landau hat den König von Baiern erſucht, die Pfalz mit Klöſtern zu verſchonen. Die Adreſſe iſt von allen Stadträthen (mit Ausnahme zweier) und dem Bürgermeiſter unterzeichnet. Eilf der Unterſchriebenen ſind Katholiken.

Leipzig. Der Vorſatz unſeres vielverdienten Polizeidirektors, Ritters Stengel, ſeine Funktion niederzulegen, ſcheint zum Leidweſen unſerer ganzen Bevölkerung unabänderlich n ſein. Nur höchſt ungern würde Leipzig einen Mann verlieren, der in ſeiner Funktion inen ſo hohen Grad von Rechtlichkeit und Humanität vereinigt.

∴ Diezmanns „Modenzeitung", die das Verdienſt hat, ihre Leſer mit den ntereſſanteſten Perſönlichkeiten der Politik, Literatur und Kunſt bekannt zu machen, rachte neulich das Bild der holländiſchen George Sand, des Fräuleins A. L. G. Touſſaint, ie für das größte Talent gehalten wird, das ſich in neuerer Zeit in der ſchöngeiſtigen Literatur Hollands hervorgethan hat. Alle ihre Werke zeichnen ſich durch ſcharfe Charakteriſtik, urch hiſtoriſche Treue, Reichthum an ſorgfältig ausgeführten Scenen, welche niederländichen Genrebildern gleichen, und vor Allem durch reizendſchönen, ſilberklaren, ſpiegelhellen Styl aus. Im „Bilder-Magazin" findet ſich eine Probe ihres ſchönen Talents, eine Novelle, „die Ruheſtunde des Cardinal Ximenes".

∴ Der „Dorfbarbier" bringt folgende dramatiſche Scene aus der Türkei: Erſter Türke: Hm! — Zweiter Türke: Hm! — Erſter: He! — Zweiter: He! — Erſter: I! — weiter: Ah! — Ein Janitſchar, der dies Geſpräch belauſcht hat, tritt hervor: Meine Herren, ruft er aus, Sie mißbrauchen die Redefreiheit, ſchweigen Sie oder ich muß Sie rretiren. Die Türken gehen zu verſchiedenen Seiten ab und es iſt wieder Ruhe im ande. Der Vorhang fällt.

∴ Otto Wigand hat, nachdem ihm zu Ende des vorigen Jahres die Conceſſion ur Herausgabe ſeiner „Vierteljahresſchrift" entzogen worden iſt, eine bandweiſe Forttzung derſelben unter dem Namen „die Epigonen" begonnen.

∴ Leſern, welche herzlich lachen wollen, empfehlen wir die bei Otto Wigand erchienenen „Gardinenpredigten der Frau Kaudel", aus dem Engliſchen überſetzt von dem leißigen F. Gerſtäker.

∴ Die Kunſtreitergeſellſchaft Lejars und Cuzent wird während der Meſſe auch bei ns ihre Pferdekünſte produciren und unſerm Theater vielen Abbruch thun.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind auf ſämmtlichen deutſchen Eiſenbahnen 12,252,858 Perſonen gefahren und 9,553,756 Thaler eingenommen worden.

London. Von allen Journalen wird jetzt ein neuer Portrait-Maler angekündigt, er eine ſehr hochgeſtellte Perſon — der Mond! — iſt. Ein Herr Claudet macht jetzt ichtbild-Verſuche bei Mondſchein und bringt auf dieſem Wege in Zeit von acht Minuten ehr ausdrucksvolle Bilder hervor. Die Motive des Monds, ſich zum Künſtler zu qualiiren, ſollen Sittlichkeitsrückſichten ſein.

∴ Der bekannte Pillenfabrikant Morriſon hat vom Jahre 1830 bis 1844 für den Stempel auf ſeinen Pillenſchachteln allein 108,000 Pfd. St. Gebühren entrichtet. Nun rechne man, was die Patientenwelt dem großen Quackſalber für ſeine Wunderkügelchen ezahlt hat.

∴ Das älteſte Journal der Themſeſtadt, „Morning-Chronicle", beſteht jetzt ſeit 7 Jahren, die „Morning-Poſt" beſteht jetzt ſeit 75, der „Herald" ſeit 63, die „Times" it 61 und der „Advertiſer" ſeit 51 Jahren.

∴ Ein Verein von Kunſtfreunden bietet 1000 Pfd. St. für ein Oelgemälde, welhes die Taufe Chriſti durch Johannes darſtellt; er hat aber dabei die ſeltſame Bedinung geſtellt, daß die Figuren wenigſtens zu zwei Fünftheilen . . . im Waſſer ſtehen müſſen. (God save the Queen!)

Madrid. Unſere gute Königin Iſabella hat wieder einmal die Preßfreiheit ſusendirt. (Nichts Neues unter der Sonne!)

∴ Unſer nordamerikaniſcher Geſandter, der berühmte Schriftſteller Waſhington rving, hat ſeine Abberufung verlangt. Jetzt, wo ſie eingetroffen iſt, kehrt der gefeierte utor in ſeine Heimath zurück. Seine Stelle wird durch einen Herrn Sanders erſetzt.

Mailand. Das neueſte Stück der „Riviſta" enthält einen geiſtreichen Aufſatz des erren Guerrieri über die italieniſchen Dichterinnen unſeres Zeitalters, worin auf die rüheſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche der Italienerinnen, von der Gaja, der Tochter des

Gherardo da Camino, die im dreizehnten Jahrhundert gelebt, bis auf die Arbeiten der Dichterinnen des Mittelalters, Gaspara Stampa, Vittoria Gambara, gehandelt wird. Unter den gegenwärtigen Dichterinnen werden zuerſt die Signora Fantaſtici Roſellini, die Verfaſſerin eines epiſchen Gedichts „America“, das den Veſpucci beſingt, und die (kürzlich verſtorbene) Diodata Saluzzo, die Verfaſſerin des Gedichts „Ipazia ovvero delle filosofie“ (deſſen Scene nach Alexandria in das fünfte Jahrhundert verlegt iſt), ausführlich erwähnt. Im mittägigen Italien leben in Neapel die Dichterin Guacci, in Palermo die Colonna; die Riccardi hat in Neapel die artige Canzone „la Sorrentina“, die Folliero ein gemüthliches Lied einer an der Wiege ihres Kindes wachenden Mutter herausgegeben; von der Franceſchi Ferrucci, in Narni, hat man ernſte Gedichte, eine ſchöne Hymne an den Tod, und ein größeres Gedicht „l'Esiglio“ (die Verbannung). In Venedig leben die Dichterinnen Bortoloni und Mantovani, von denen einige anakreontiſche Gedichte herrühren, in Verona die Tereſa Albarelli-Vordoni, die ſich, eigenthümlich genug, der burlesken Dichtung und der Satyre gewidmet hat. Die beiden lombardiſchen Dichterinnen ſind die Gutti und die Poggiolini, von denen die erſte ſich V. Hugo und Lamartine, die andere aber ihren Landsmann Manzoni zum Muſter genommen zu haben ſcheint. Dieſer letzteren Richtung folgt auch die florentiniſche Dichterin Iſabelli Roſſi, die in ihrem Gedichte „Cinzica de' Sismondi“ die Vertheidigung Piſa's gegen den Angriff der Araber, unter Muſa, durch den Heldenmuth jener Frau beſchreibt.

∴ Bei Guglielmi iſt ein neues Gedicht von Franceſco Romegialli, „Camoens, ossia genio e sventura“ und eine neue Ueberſetzung des „Anacreon“, von Giacomo Doria, erſchienen.

Mecheln. Am 22. v. M. fand hier die erſte Verſammlung der flämiſchen Liedervereine ſtatt, wozu aus Antwerpen, Ghent, Löwen und Dermonde Vereine erſchienen waren. Der Sitz des Central-Comité iſt nun nach Brüſſel verlegt worden.

München. Ein hieſiger Geograph hat berechnet, daß, wenn einſt alle bis München projektirten Eiſenbahnen vollendet ſind, folgende Fahrzeiten beiläufig erforderlich ſein werden, um von München die verſchiedenen europäiſchen Hauptſtädte zu erreichen: Petersburg in 66, Neapel in 47, Rom in 38, Hamburg in 35, Paris in 32, Berlin in 25, Genf in 24, Mailand in 23, Venedig in 22, Dresden in 21, Wien in 18, Leipzig in 18, Frankfurt in 17, Straßburg in 15, Stuttgart in 9 und Nürnberg in 8 Stunden.

Münſter. Friedrich Steinmann, der Herausgeber des „Mephiſtopheles“, iſt unlängſt ſeiner Freiheitsſtrafe entlaſſen worden.

Naumburg. Der bekannte Publiciſt F. von Florencourt, welcher wegen Preßvergehen zur Criminaluntersuchung gezogen worden war, iſt vom hieſigen Oberlandesgericht freigeſprochen worden.

Neapel. Die Waarendeklaration des unlängſt in Neapel eingelaufenen Dampfbootes Montegibello enthielt unter Anderm auch ein Colli mit ruſſiſchen — Orden!

Paris. Ein Spruch des Pariſer Caſſationshofes hebt den ſpeciellen Judeneid auf und erklärt, daß es nach dem Geiſt der Charte von 1830 für alle Staatsangehörigen nur eine Eidesformel giebt, da die wahrhafte Bürgſchaft gegen den Meineid nicht in der äußern Form, ſondern einzig und allein im Gewiſſen des Schwörenden zu ſuchen iſt. (Deutſchland, ſchämſt Du Dich nicht?)

∴ Der Aſſiſenhof hat den verantwortlichen Herausgeber der „Gazette de France“, wegen eines aufreizenden Artikels, zu einem Jahre Haft und 3000 Francs Geldbuße in contumaciam verurtheilt.

∴ Bei einem unſerer Juweliere auf dem Boulevart des Italiens iſt das brillantene Diadem zu ſehen, welches die Großfürſtin Olga an ihrem Hochzeitstage tragen wird. Es wird auf achtzehn Millionen Francs geſchätzt (???).

∴ Auber ſoll eine neue fünfaktige Oper componiren, welche „Kosciuszko“ heißen und ein Seitenſtück zu ſeiner „Stummen von Portici“ werden ſoll. Mit dieſer Oper will der greiſe Meiſter ſeine muſikaliſche Laufbahn beſchließen.

∴ Herr Gutzkow giebt ſich entſetzlich viele Mühe, ſein „Urbild des Tartüffe“ in franzöſiſcher Ueberſetzung auf einer der hieſigen Bühnen zur Aufführung zu bringen. (Herr Laube will nun auch nächſtens nach Paris, um der Seineſtadt ſein claſſiſches „Rococo“ aufzutiſchen. Armes Paris, was haſt Du verbrochen, daß man Dir einen ſolchen Chimboraſſo von Langeweile aufbürden will?)

∴ Felicien Davids neueſte Symphonie „Moſes auf dem Sinai“ hat nicht gefallen.

∴ Alexandre Dumas hat nun auch die Pacht des Theaters in St. Germain, welche noch 51 Jahre dauert, käuflich an ſich gebracht und baut ſich als Einwohner von Saint-Germain in der Nähe der Stadt eine koſtbare Villa.

∴ Im Porte-Saint-Martin-Theater wird Viennets „Michel Bremond" mit ſtets ſteigendem Beifall und Zulauf gegeben. Es iſt unmöglich, etwas Vollendeteres zu ſehen, als Frédéric Lemaitre in der Rolle des ehemaligen Galeerenſträflings, der, unſchuldig verurtheilt, nach ſeiner Strafzeit ein fleißiger Arbeiter, dann ein vermöglicher Fabriksbeſitzer, der Wohlthäter der ganzen Gegend geworden iſt und deſſen Geheimniß nun durch einen Nichtswürdigen verrathen wird. Das ganze Stück iſt einfach, wahr und ſchön.

∴ Dem. Virginie Déjazet, die ewig Junge, hat ſich wieder mit einer neuen Rolle im neuen Vaudeville „Bernard Gentil ou l'art d'aimer" einen neuen Sieg von Auſterlitz errungen.

∴ Die erſten achtzehn Vorſtellungen von Halévy's „Mousquetaires de la reine" haben der königlichen Oper gegen 100,000 Francs eingetragen.

∴ Madame Louiſe Collet hat ein Flugblatt, „Reveil de la Pologne", in die Welt flattern laſſen, um neue Sympathien für die unglückliche Nation zu wecken.

∴ Alphons François hat eine „Notice sur la vie et les ouvrages de Casimir Delavigne" erſcheinen laſſen.

∴ Ein Blatt hat die Berechnung aufgeſtellt, daß Paris im diesjährigen frühen Lenz tagtäglich für 3000 Francs Veilchen im Knopfloch trägt. Wer es weiß, in wie überraſchendem Maße in Paris die Blumenliebhaberei zunimmt, ſo daß ſie ſchon an die weiland Tulpomanie der guten Holländer erinnert, wird in die Richtigkeit dieſer Berechnung keinen Zweifel ſetzen.

∴ Von dem bekannten Karikaturzeichner Cham erzählen die „Grenzboten" folgende Anekdote: Cham iſt ein natürlicher Sohn des Grafen Noës, der ihm eine glänzende Erziehung geben ließ und eine jährliche Rente auswarf, ausreichend für jedes beſcheidene Menſchenkind, aber nicht für einen ſo luſtigen Bonvivant, wie Meiſter Cham. Drei Mal mußte der Vater eine lange Liſte von Gläubigern bezahlen. Aber beim dritten Male machte er, wie der alte Rauſchbart in Uhlands Ballade, einen Strich zwiſchen ſich und ſeinem Sohne. Da kam dem Letztern die Idee, ſich mit ſeinem Reißblei eine ſelbſtſtändige Rente zu bilden, und in der That übertrifft dieſe jetzt fünfzehnfach den ihm von ſeinem Vater ausgeſetzten Gehalt. Um aber dem etwas geizigen Papa Noës einen Schelmenſtreich zu ſpielen und ihn ewig an ſeinen Sohn zu erinnern, hat dieſer den Pſeudonamen Cham angenommen. Unter Vater Noahs Söhnen war Cham allerdings der größte … Taugenichts.

∴ Seit Kurzem lebt hier ein reicher Engländer, der ſich einen Koch hält, welcher alle Speiſen nach alphabetiſcher Reihenfolge ſerviren muß. Vor ſeinem Speiſeſaal hängt eine A-B-C-Tafel, die dem Koch zur Richtſchnur dient, worauf der Engländer tagtäglich ſeine Ordre bezeichnet. Wenn er z. B den Buchſtaben P. anſtreicht, ſo darf der Koch an dieſem Tage nichts als Paſteten, Pilze, Pöckelfleiſch, Pfirſiche und Pflaumen auf die Tafel bringen.

(Humoriſt.)

Peſth. Alexander Petöfi, Ungarns warmblütigſter, naturkräftigſter Dichter, hat ſoeben wieder einen Band Gedichte erſcheinen laſſen; während einen neuen Roman von ihm die Cenſur nicht paſſiren laſſen will, worüber der größte Unwille im Publikum herrſcht.

∴ Gräfin Julia Nadasdy, geborene Baronin Ferray, hat Herrn Lorenz Toth, der ihr ſein „Uti Tarcza" (Reiſe-Feuilleton) gewidmet, einen goldenen Bleiſtifthalter geſchenkt, begleitet von einem Briefe, der mit den Worten ſchließt: »Ich ſchicke Ihnen einen Bleiſtift, damit Sie mit ihm aufzeichnen, daß ich Ihre ewige Schuldnerin bleibe. Nadasdyne.«

∴ Der „Életképek" brachte neulich eine „Novelle ohne Zeitwort". Verfaſſer dieſer literariſchen Curioſität iſt der bekannte magyariſche Gelehrte Adam Oroß.

∴ Von dem eben ſo fleißigen als talentvollen Dichter Ludwig Fogl..r geht nächſtens ein neues Luſtſpiel, „der Blauſtrumpf", in Scene, das reich an pikanten Scenen und draſtiſchem Lachſtoff ſein ſoll.

∴ Laut Anzeige der Intendanz des Nationaltheaters hat dieſelbe mit folgenden Celebritäten Contracte zu Gaſtrollen abgeſchloſſen: mit Sophie Bohrer, Joachim, Liſzt, Vieuxtemps, Milanollo, Guerra, Fanny Cary, Cerrito, Elsler, Piſcheck, Tichatſcheck und Jenny Lind.

∴ Alexander Dreiſchock hat uns verlaſſen, und die Bohrer, ſowie der kleine Joachim folgten ihm in dem Conzertfache. Joachim iſt ein Stern erſter Größe, und dieſer Knabe iſt berufen, eine höhere Stellung als ſelbſt Ernſt, Vieuxtemps und Bazzini einzunehmen. Die Bohrer dagegen iſt ein achtes Weltwunder von Technik, jedoch ohne einen Deut Poeſie oder Gefühl.

∴ C. Jerrmann hat hier ſechs Mal geſpielt, und zwar als Lear, Nathan, Rauzan, Richard, Michel Perrin und Cid, letztere Rolle im Original an einem Abend, deſſen Länge er noch durch ein franzöſiſches und zwei deutſche Stücke bis halb Zwölf hinaus gezogen hat. Im Ganzen gefiel er nicht übel, einzeln jedoch machte er manches Fiasko.

∴ Der Aeronaut Lehmann ſchifft beſtändig in ſeinem Luftballon über unſern Köpfen, wird aber wahrſcheinlich noch nichts entdeckt haben; dagegen entdeckte das Publikum, daß es viel vortheilhafter ſei, wenn man zuſehe und nicht zahle, als umgekehrt, und ſo iſt jedes Fleckchen Erde von Peſth jedes Mal voll Zuſchauer, nur nicht da, wo Herr Lehmann Entrée fordert.

∴ Unſere Stadt beſitzt bereits 43 Kaffeehäuſer erſten Ranges, von denen jedes drei Billards unterhält, und die des Nachts nicht geſchloſſen werden. Dabei herrſcht vielleicht in keiner Stadt dieſer Luxus an Journalen, ſelbſt die „Epoque" iſt da zu finden, während der Kaffee um vier Kreuzer wohlfeiler als in Wien iſt.

Wien. Auch die „Spener'ſche Zeitung", das harmloſeſte aller politiſchen Journale, iſt bei uns verboten worden.

∴ Das unſchuldige Schauſpiel „Ein Weib aus dem Volke" iſt von der Wiener Cenſur in allen Ueberſetzungen und Bearbeitungen verboten worden. Als Grund dieſes Verbots wird angeben: 1) auf dem Theater dürfe kein Kinderhoſpiz vorkommen, und 2) der Arzt dürfe Mariannen keinen Augenblick für wahnſinnig halten, weil ſie es nicht iſt. Gut doch, daß man die Gründe der einſichtsvollen Behörde erfährt. Und das geſchieht jetzt, wo man verſichert, daß die Wiener Cenſur, in indirekter Folge der Schriftſteller-Petition, viel milder geworden ſein ſoll! (Theaterchronik.)

∴ Kraft eines unlängſt publicirten Tagsbefehls darf auf Tabakraucher, ſelbſt wenn ſie auf Ermahnung eines Poſtens, Pfeife oder Cigarren aus dem Munde zu nehmen, nicht ſogleich Folge leiſten, fürderhin nicht mehr geſchoſſen werden. (Vor Kurzem war dies freilich noch geſchehen.)

∴ Die Haupthandſchrift der poetiſchen Werke Peter Suchenwirths, öſterreichiſchen Bürgers und Dichters zu Wien, geſchrieben um 1390—1410, auf 483 Seiten in Groß-Octav, wird von dem Antiquarbuchhändler J. Schratt um den Preis von 1000 Dukaten in der hieſigen Zeitung feilgeboten.

∴ Auch Gluck, der Schöpfer der „Armide", erhält auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe ein Denkmal, deſſen Koſten durch ein von Alexander Dreiſchock veranſtaltetes Concert gedeckt worden ſind. Das Monument beſteht aus einem Obelisken von geſchliffenem Granit. Im Würfel der Säule iſt das eherne Bildniß des Meiſters medaillenartig angebracht. Darunter kommen die Worte: »Am 132ſten Geburtstage.« Am 4. Juli d. J. ſoll das Denkmal feierlich enthüllt werden.«

∴ „Manfred" iſt der Titel eines neuen, großartig ſchönen Ballets, das, von Guerra componirt, im Kärnthnerthor-Theater „magnifique" gefallen hat.

∴ „Die Hamburger literariſchen und kritiſchen Blätter" ſchreiben: Die vielgerühmte öſterreichiſche Toleranz iſt zu dem Entſchluſſe gelangt, die deutſch-katholiſchen Ketzer nicht zu verbrennen, auch nicht einmal aufzuhängen, ſondern lediglich aus dem Lande zu jagen. (Rührendſchöne Toleranz!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Dem Landgrafen Philipp von Heſſen wurde, als Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Einnahme mehrerer Feſtungen, eine Kanone zum Geſchenke gemacht, genannt „die Nachtigall". Dieſelbe war 13¼ Schuh lang und wog über 70 Centner, darauf die Inſchrift:

„Die Nachtigall heiß' ich,
Lieblich und ſchön iſt mein Geſang,
Wem ich ſing', dem wird die Zeit lang,
Meiſter Stephan zu Frankfurt goß mich."

— Prinz Eugen war ein großer Bücherfreund, hatte aber nur Prachtausgaben in ſeinen Schränken. Zwei Buchbinder aus Paris mußten Alles in rothen Maroquin binden und reich vergolden, daher Bonneval behauptete, er ließe Alles in Leder binden aus Spahi- und Janitſcharen-Häuten.

— Die Namen der Frauen in Lima ſind oft ſehr ſonderbar durch die Gewohnheit, dem neugebornen Kinde die Namen des Heiligen oder des Feſtes, das am Tage der Geburt gefeiert wird, beizulegen. Beſonders auffallend ſind die Namen, welche von den Erſcheinungen der Jungfrau Maria herſtammen; z. B. Nieves (Schnee), als Maria dem San Francisco auf den Schneebergen erſchien; Pilar (Brunnen-Becken), von ihrer Erſcheinung auf dem Brunnen zu Saragoſſa; Concepcion, von Mariä Empfängniß; Natividad (Geburt) heißt die, welche am Weihnachtstage, Candelaria, die zu Lichtmeß, Asuncion, die an Mariä Himmelfahrt, Jesus, die am erſten Tage des Jahres geboren wurde. Gewöhnlich macht man die Namen zärtlicher, indem man ihnen die Endſylbe ita anhängt. Es iſt Anfangs ſehr befremdend, wenn man eine junge Dame Donna Jeſuſita (das kleine Fräulein Jeſus) nennen hört; die Landesſitte hat aber nichts dagegen.

— Alkohol iſt ein arabiſches Wort und bedeutet die ſchwarze Augenſchminke aus Antimonpulver, deren ſich die Orientalinnen bedienen, um ihre Augen ſcheinbar größer und feuriger zu machen. Dieſer Name wurde durch eine ſonderbare Verwirrung von europäiſchen Chemikern und Apothekern auf den reinen Weingeiſt übertragen. Auch die edlen arabiſchen Pferde heißen wegen ihrer ſchwarzen feurigen Augen Kohailan (gewöhnlich Kählan ausgeſprochen.)

— Um alle Reize einer morgenländiſchen Schönen ins gehörige Licht zu ſtellen, dazu gehören ſieben Dinge: Augenſchminke (Kohal) in den Augenlidern, der Biſam in den Haaren, die Schminke (Wesme) in den Augenbrauen, Ambra auf dem Muttermale, die rothe Farbe Hemma auf den Fingernägeln, rothe Geſichtsſchminke und wohlriechender Maſtix in den Zähnen.

— In Rußland kann ein Mörder Strafloſigkeit für ſein Verbrechen erlangen, ſobald er dem Staate fünfzehn Jahre als Henker dienen und dann, zur Abbüßung ſeiner Sünden, ſein Leben in einem griechiſchen Kloſter beſchließen will.

— Thomas Hobbes (geb. am 5 April 1558 zu Malmesbury, geſt am 4. December 1679 zu Hardwik), wollte eine Staatsreligion. Staat und Kirche ſollten ein Ganzes bilden. — John Toland (geb. am 30. November 1670, geſt. am 21. März 1722), lebte in Irland unter ſteten Verfolgungen und ſtarb mit den Worten: »Ich gehe ſchlafen.« — Matthias Tindal (geb. zu Beer-Ferres am 10. April 1656, geſt. 1733), Feind Pope's, der ihn in ſeiner Dunciade, einem elenden Machwerke, mit Schmähungen überhäuft, weil Jener geſagt hat, Pope könne nur Anderer Gedanken in Verſe bringen; was auch ſo ziemlich den Nagel auf den Kopf traf. — Antony Collins (geb. Heſton am 21. Juni 1676, geſt. am 13. December 1729) war der Großmeiſter der Grafſchaft Eſſex. — Thomas Woolſton (geb. zu Northampton 1669, geſt. am 7. Juni 1733) ſchrieb gegen die Wunder Chriſti. — Von Anton Aſtly Cooper von Shaftesbury (geſt. 1713 zu Neapel) ſind ſechs, von Henry Paulet St. John Bolingbroke (geb. 1672, geſt. zu Batterſon) ſieben, von David Hume elf, von Bernhard Mandeville (geſt. zu London am 19. Januar 1733) zwei, wovon die Bienenfabel erſt 1817, und von Toland nur eine Schrift ins Deutſche übertragen worden. Hobbe's Leviathan, 1651 geſchrieben, erſchien deutſch erſt 1794.

(Telegraph.)

Treffer und Nieten.

• Einem Schotten, Namens New, gebar ſeine Gattin den erſten Sohn; er ließ ihn taufen „Something New" (Etwas Neues); als ein Jahr darauf ſeine Frau ihn mit einem zweiten Sohne beſchenkte, erhielt dieſer in der Taufe den Namen „Nothing New" (Nichts Neues).

An meine Freunde.

Der berühmte Girondiſt Vergniaud hatte eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen alles Briefſchreiben, daß er einſt auf der Tribune von ſich ſagen konnte: »Je n'écris jamais des Lettres.« In dieſer Hinſicht bin ich ein zweiter Vergniaud. Und darum bitte und beſchwöre ich meine lieben Freunde und Mitarbeiter, mir ja nicht zu zürnen, wenn ich ihre freundlichen Zuſchriften in der Regel unbeantwortet laſſe. Ich will ihnen Alles, was ſie von mir verlangen, zu Gefallen thun, wenn ſie mir die Pein erlaſſen wollen, Briefe ſchreiben zu müſſen. Aus dieſem Grunde will auch ich mir einen Briefkaſten anlegen, worin die Anfragen, die an mich ergehen, kurz und bündig im „Charivari" beantwortet werden ſollen.

An K. v. G. in Berlin: Ihre Beiträge ſind mir jederzeit willkommen ... das Honorar pro Bogen zehn Thaler. An L. v. A. in Wien: ich erhalte das bewußte Tauſchblatt nicht. An C. M. B. in Peſth: »Je n'écris pas des lettres", doch darum keine Feindſchaft nicht.

C. M. O.

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Ungariſches
Portefeuille.

Von

Dr. A. J. Groſs-Hoffinger.

Erſter Band: Staatskritik. — Reform.
Zweiter Band: Ungariſche Zuſtände.
Preis 3¼ Thaler.

Fürſt Metternich
und das
Oeſterreichiſche Staats-Syſtem.

Von

Dr. A. J. Groſs-Hoffinger.

Zwei Bände. Preis 4 Thaler.

Die Verhütung
der
Rückgraths-Verkrümmungen
oder
des Schiefwuchſes.

Ein wohlgemeinter Rath
an
Aeltern, Lehrer und Erzieher.

Von

Dr. med. **D. G. M. Schreber,**
praktiſchem Arzte und Vorſteher der orthopädiſchen Heilanſtalt zu Leipzig.
Preis 7½ Ngr.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gottfried Auguſt Bürgers letztes Manuſcript. Supplement zu Bürgers ſämmtlichen Werken. Broch. Preis 5 Ngr.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 4.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 4.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Literatur-Signale.

Pſalmen eines armen Poeten von Carl Hugo. Peſth 1846. 8. Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Es ſind dies keine ſocialen Gedichte, wie man leicht zu glauben verſucht wäre, ſondern ſubjective, religiös-lyriſche Ergüſſe eines von Leiden wundgedrückten Gemüthes. Der Verfaſſer hat ſich, wie man aus der umfänglichen Vorrede („Vorſtimmung“) erfährt, früher als ausübender Arzt im Wohlſtand befunden; ein mächtiger, mit den Jahren zunehmender Drang zur Poeſie hat ihn jedoch zuletzt bewogen, den ärztlichen Beruf aufzugeben und ſich ausſchließlich der Dichtkunſt zu widmen. Aber der erſte Schritt auf dieſer Bahn iſt ihm ſogleich ein „Tritt auf einen Dorn“ geweſen, und bald hat er „alle trüben Mühſeligkeiten des armen Poeten erfahren, bald alle herben Kümmerniſſe eines höhern Strebens empfinden“ müſſen. Seine dichteriſchen Beſtrebungen ſcheitern an der „Widerſetzlichkeit des deutſchen Handwerksgeiſtes“; ſein Wohlſtand verfällt; ſeine Freunde wenden ihm den Rücken zu und laſſen ihn „kränkeln und hungern.“ Elender am Ende als Hiob, ſiech am Körper, dem jeder äußere Stützpunkt mangelt, von innern Vorwürfen gefoltert, rettet ſich vor Verzweiflung ſeine Seele zu Gott; und ſo entſtehen die „Pſalmen“, dieſe „Schwanengeſänge ſeiner dahinſinkenden Seelenſchweſtern — Hoffnung, Glaube und Menſchenliebe.“

Es iſt zwar kein pietiſtiſches Zerknirſchtſein; kein Geſtöhn von „Rabenaas“ und „Sündenkrüppel“ — dazu ſteht der Verfaſſer auf einem zu hohen, rein deiſtiſchen Standpunkt — aber immer ſind es nur Seufzer, womit das ganze 208 Seiten ſtarke Buch angefüllt iſt. Wären es Klagen, zornſprühende oder wehmüthige Klagen, die das große Leid der Menſchheit, die geſellſchaftlichen Zuſtände zum Gegenſtand hätten, ſo ließe ſich nichts dagegen einwenden, allein ſo ſingt der „arme Poet“ immer nur ſein eignes kleines Leid, in Weiſen, wie:

Ich habe geſucht und geſtritten
Und habe nur Böſes erlitten:
Ich habe nur Schlimmes erlebt,
Weil ich für das Gute geſtritten. —

Es rauften mein ſträubendes Haar
Die Sorgen mit gräulichen Krallen;
Und dann iſt das bleiche mir gar
Vor Kummer und Gram ausgefallen

oder:

Herr mein Gott! verlaß mich nicht,
Nicht in Luſt und Leiden;
Sonſt wird trüb mein Seelenlicht,
Trüb in Gram und Freuden.

und

Unter den trauernden Weiden
Wandle ich trauernd und ſtill;
In mir doch ſtürmen die Leiden,
Stöhnend wie Sturmesgebrüll.

Und wie der Sturm die Cypreſſe
Schüttelt am rieſelnden Bach,
Schüttelt in thränender Näſſe
Die zuckende Wimper mein Ach!

Darum iſt uns eine ſolche Seufzerdoſis zu ſtark, und wenn aus der edlen Form derſelben, ſowie aus dem Gehalte der tröſtlicheren Lieder wirklich dichteriſche Begabung hervorleuchtet, ſo müſſen wir um ſo mehr bedauern, daß der „arme Poet" ſich nicht auf einen objectiveren Standpunkt geſtellt und ſeine Harfe dem allgemeinen Wehe geliehen hat, denn von dem wahren Dichter verlangen wir Reinheit von jeglicher Selbſtſucht — ſein Genius ſoll Hand in Hand gehen mit dem Genius der Menſchheit. Es heißt dies nicht etwa: der Dichter ſoll nicht menſchlich empfinden, ſondern: er ſoll, wenn er zur Harfe greift, ſeinen perſönlichen Schmerz aufgehen laſſen in dem größeren, heiligen Schmerz über die tiefen Wunden der Menſchheit. Des „armen Poeten" ſchönſter Beruf war, ein Poet der Armen zu ſein.

Wirklich ſchön ſind die „Pſalmen", die aus heller geſtimmten Saiten ertönen, wie das Gedicht von dem Sterne, Seite 30 ff. und das Schlußlied Seite 204, das eines der beſten iſt.

Möge dieſe Harfe noch nicht verhallen, ſondern, beſtrahlt von einem günſtigeren Geſtirn, zu kräftigern Akkorden ſich erheben!

A. P.

Zapfenstreich.

Wilna. Ludwig Kropinsky, ehemaliger polniſcher General, der Verfaſſer des Trauerſpiels „Ludgarda", iſt auf ſeinen Gütern Woronczyn in Volhynien geſtorben; ſeit acht Jahren hatte er ſchon das Geſicht verloren. Er hinterläßt den Ruf eines redlichen Mannes und eines ausgezeichneten Dichters.

Wien. Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Chef der [illegible] und Cenſurhofſtelle.

Deutsche Allgemeine Zeitung No. 90.

Wien, 27. März. An das Gremium der bürgerlichen Buchhändler Wiens iſt unterm 26. März folgende Bekanntmachung ergangen:

„Aus dem Anlaſſe, daß in dem Verlage des Buchhändlers Otto Wigand zu Leipzig ſoeben eine incendiariſche Flugſchrift in ungariſcher Sprache erſchienen iſt, von welcher mehre Tauſend Exemplare über die Bukowina und Siebenbürgen nach Ungarn eingeſchwärzt wurden, und mit Rückſicht auf den Umſtand, daß dieſer Buchhändler ſich ſchon mehre Male als Werkzeug zur Verbreitung die verwerflichſten, ſtaatsgefährlichſten und verbrecheriſchſten Lehren enthaltender Erzeugniſſe der Druckpreſſe gebrauchen ließ, im Bunde mit dem gleich ihm äußerſt ſchlecht berüchtigten leipziger Verleger Reclam jun. eine Menge der aufreizendſten und lügenhafteſten Schmähſchriften gegen die öſterreichiſche Regierung herausgab und zu deren Einſchmuggelung ſich häufig der unehrenhafteſten, ja ſogar betrügeriſcher Mittel, als z. B. falſcher Titel, fremder Firmen ꝛc. bediente, und da zur wirkſamen Abſtellung ſolcher Hochverrath und Aufruhr bezweckenden Unfuge dieſer auswärtigen Buchhändler die gewöhnlichen geſetzlichen Cenſurverfügungen nicht ausreichen: ſo haben Se. k. k. Majeſtät nach Inhalt eines hohen Hofdecrets vom 21/26. März, mit allerhöchſter Entſchließung vom 13. März, den Debit ſämmtlicher Verlagsartikel der Otto Wigand'ſchen Buchhandlung und der Buchhandlung des Reclam jun. zu Leipzig in allen ihren Staaten und unter ausdrücklicher Verantwortung der inländiſchen Buchhandlungen zu verbieten für gut befunden. — Dieſes allerhöchſte Verbot, welches zum Behufe der Verſtändigung obiger leipziger Buchhändler der königl. ſächſ. Regierung bereits bekannt gegeben worden iſt, wird dem Gremium der bürgerlichen Buchhändler zur eigenen Wiſſenſchaft und zur augenblicklichen Circulirung bei ſämmtlichen hieſigen Buchhandlungen und Antiquaren mit dem Beiſatze, daß für deſſen pünktliche Befolgung jede Buchhandlung ausdrücklich verantwortlich bleibt, und mit dem Auftrage hiermit bekannt gemacht, daß die Bekanntmachung nach beigeſetzter Unterſchrift einer jeden Buchhandlung binnen 24 Stunden wieder anher zurück vorzulegen iſt. Hölzl.“

Deutsche Allgemeine Zeitung No. 91.

Verwahrung.

Ein öſterreichiſches Hofdecret vom 21. d. März bezeichnet mich (ſ. D. A. Z. Nr. 90) als einen „äußerſt ſchlecht berüchtigten Verleger der verwerflichſten, ſtaatsgefährlichſten und verbrecheriſchſten Erzeugniſſe der Druckpreſſe“. Da ich als Bürger eines conſtitutionellen Staates, der ſelbſt dem Letzten ſeiner Angehörigen den Schutz der Geſetze angedeihen läßt, keiner Macht, wie hoch ſie auch ſteht, das Recht einräume, meine bürgerliche Ehre zu verletzen, ſo erkläre ich hiermit, daß ich alle mir geſetzlich zuſtehenden Schritte thun werde, um meine tiefgekränkte Bürgerehre von jener unverdienten Anſchuldigung rein zu waſchen. Ich habe beim Verlage jedes meiner Werke allen geſetzlichen Anforderungen genügt; ſämmtliche Schriften haben das Imprimatur der ſächſiſchen Cenſur erhalten; unwahr iſt es, daß ich mich zu Einſchmuggelung derſelben „der unehrenhafteſten, ja ſogar betrügeriſcher Mittel“ bedient habe; total unwahr, daß ich ſie unter fremder Firma und falſchem Titel eingeſchmuggelt; alle Werke habe ich mit meiner Firma auf gewöhnlichem Buchhändlerwege nach Oeſterreich geſandt. Nicht ich allein, die ſächſiſche Cenſur, die keiner Schrift jener verwerflichen Gattung die Druckerlaubniß ertheilen kann und darf, iſt dadurch in ihrer Amts-Ehre gekränkt, und ſchon aus dieſem Grunde fällt jene mir und meinem Verlage zur Laſt gelegte Anſchuldigung in ihr unmotivirtes Nichts zurück. Dieſes meine vorläufige Erklärung.

Jene ehrenwerthen Redactionen, welche das obenbezeichnete Decret aufgenommen haben, werden ſo viel Billigkeitsgefühl beſitzen, auch dieſer Verwahrung einen Platz in ihrem Blatte einzuräumen.

Leipzig, den 31. März 1846.

Philipp Reclam jun.

Vorläufige Erklärung.

Die k. k. öſterreichiſche Regierung hat unter dem 21. März d. J. mittels Hofdecrets meinen ſämmtlichen Verlag in allen ihren Staaten verboten.

Die Gründe ſind:

1) eine Flugſchrift in ungariſcher Sprache, welche ich gedruckt und verlegt und dann in mehren Tauſend Exemplaren über die Bukowina und Siebenbürgen eingeſchwärzt haben ſoll;
2) weil ich mich ſchon mehre Male als Werkzeug zur Verbreitung die verwerflichſten, ſtaatsgefährlichſten und verbrecheriſchſten Lehren enthaltender Erzeugniſſe der Druckpreſſe gebrauchen ließ;
3) eine Menge der aufreizendſten und lügenhafteſten Schmähſchriften gegen die öſterreichiſche Regierung herausgab, und zu deren Einſchmuggelung mich der unehrenhafteſten, ja ſogar betrügeriſcher Mittel, als: falſcher Titel, fremder Firmen, bediente.

Das ſind die Gründe, mit denen ich's zu thun habe; das geſammte deutſche Publicum mag ſich ſelbſt ein Urtheil über die Art und Weiſe des k. k. Hofdecrets bilden.

Ad 1) Die ungariſche Broſchüre wurde mir im Manuſcript vom Verfaſſer, wohnhaft in Peſth, überſandt. Bemerkt wurde dabei, daß ſie auf Veranlaſſung einer vom Grafen Batthyany ausgeſchriebenen Preisfrage über das Urbarium geſchrieben ſei und als die erſte und vorzüglichſte anerkannt worden wäre. Auf dem Titel des Manuſcripts war ein Motto aus den Werken eines der erſten ungariſchen Dichter, die oft in Ungarn gedruckt ſind und die jeder Ungar, der leſen kann, kennt. Ich bemerke dies aus dem Grunde, weil die öſterreichiſche Regierung in ihren Motiven an meine Regierung dieſes Motto als revolutionair beſonders bezeichnet hat. Ich übergab das Manuſcript der hieſigen Cenſur, und empfing daſſelbe nach einigen Tagen mit dem Imprimatur verſehen zurück. Es wurde gedruckt und auf dem gewöhnlichen, legalen Wege, über Wien an einige Buchhändler verſandt.

Ich erkläre nun — ein anderes Mittel ſteht mir ja nicht zu Gebote — daß ich Dem, welcher mir beweiſt, daß von mir ein Exemplar auf anderm Wege als dem legalen nach Oeſterreich geſandt worden iſt, tauſend Dukaten bezahlen werde.

Von der Gerechtigkeit der öſterreichiſchen Regierung fordere ich, daß ſie die Beſchuldigung durch die ſtrengſte Unterſuchung beweiſt oder zurücknimmt.

Obſchon nun in dieſer Broſchüre nichts wider die öſterreichiſche Regierung ſteht (ich werde zum Beleg eine deutſche Ueberſetzung dem geſammten deutſchen Publicum vorlegen), ſo mußte doch ſelbſt in dem Falle, daß dieſe Schrift mit Recht eine „incendiariſche“ hätte genannt werden können, zunächſt der Verfaſſer zur Verantwortung gezogen und dann meine Regierung befragt werden, ob ich die geſetzlichen Formen erfüllt oder nicht.

Ad 2) Ich berufe mich auf das Zeugniß aller Derer, die mich perſönlich oder geſchäftlich in meinen früheren Aufenthaltsorten in Ungarn und ſeit 14 Jahren in meiner jetzigen Heimat Leipzig kennen gelernt haben, ich berufe mich auf das Zeugniß meiner Obrigkeit, ob ich mich jemals bei meinem Thun und Laſſen als Buchhändler wie als Menſch von andern Grundſätzen als von denen, zu denen ich mich frei und offen bekannt, habe leiten laſſen; ob ich mich jemals von irgend wem und zu irgend was als Werkzeug habe brauchen laſſen, und ob ich vom Pfade der Rechtlichkeit und der Geſetzmäßigkeit auch beim Widerſtande mich habe fortreißen laſſen.

Ad 3) Ich habe keine „aufreizende und lügenhafte Schmähſchriften gegen Oeſterreich“ gebracht! Ich habe überhaupt nicht Eine Schrift gegen Oeſterreich gedruckt und verlegt. Ich achte ſeine Bewohner und liebe das Land, in dem ich 20 Jahre gelebt und gewirkt habe! Ich erhalte täglich Beweiſe des Wohlwollens und der Achtung von daher, und habe mir ſtets Mühe gegeben, meine aufrichtige und innige Theilnahme durch Wort und That an den Tag zu legen.

Ich verlange von der Gerechtigkeit der öſterreichiſchen Regierung, mir auch nur Ein Buch zu nennen, was in meinem Verlage erſchienen und gegen ſie oder das Land und ſeine Bewohner gerichtet wäre? Mehr denn 20 Schriften über Oeſterreich, dickleibige Manuſcripte, werden mir jährlich eingeſchickt, aber ich habe nie ein Buch gedruckt, um Schätze zu gewinnen; ich hatte weit koſtbarere Güter einzutauſchen, die mir keine Krone der Erde rauben kann.

Ich ſoll mich unehrenhafter Mittel, ſogar betrügeriſcher, als: „falſcher Titel“, „fremder Firmen“, bedient haben, um Bücher einzuſchmuggeln.

Im vorigen Jahre geſchah es, daß mehre Exemplare von „Sue's Ewiger Jude“ aus meinem Verlage, mit dem Titel „Mathilde“, ebenfalls aus meinem Verlage und mit meiner Firma, nach Oeſterreich verſandt wurden, in deſſen Folge eine großartige Unterſuchung eingeleitet wurde! Außer dieſem Falle liegt nichts vor und iſt nie ein Buch, ja nur ein Exemplar meines geſammten Verlages unter fremder Firma oder mit anderem Titel verſandt worden. Es ſind einige Mißbräuche mit meiner Firma vorgekommen, die aber durch eine ſtrenge Unterſuchung, auf Reclamation Oeſterreichs, durch unſere Regierung als ſolche ſich klar herausgeſtellt haben.

Dies meine vorläufige Antwort auf das k. k. Hofdecret.

Ich ſelbſt fordere die öſterreichiſche Regierung auf, zur Bewahrheitung ihrer Beſchuldigungen und in ihrem und der Gerechtigkeit Intereſſe, eine ſtrenge Unterſuchung anzuordnen, und ich erbiete mich, perſönlich in Wien mich zu ſtellen und auf meine Koſten und Gefahr ſo lange dort zu bleiben, bis die Wahrheit ermittelt iſt.

Und nun wende ich mich an das geſammte Publicum und mache auf eine Maßregel aufmerkſam, die nicht mich, ſondern jeden gebildeten Menſchen trifft — ja die ganze Wiſſenſchaft vor den Kopf ſchlägt. — Würde der Verleger durch ſolche Schreckensmaßregeln zum Cenſor und verantwortlichen Kritiker der Poeſien, der Philoſophien, der politiſchen Schriften erhoben, ſo wäre die Seele der Literatur getödtet, und jeder Schriftſteller ein Knecht unſerer Furcht, — der Furcht der Buchhändler. Gerechter Gott! iſt es alſo dahin gekommen, daß wir im 19. Jahrhundert fürchten müſſen, mitten im Frieden die einfachſten Rechts- und Billigkeitsbegriffe zu verlieren? Erkenne, mein Vaterland, die ungeheure Gefahr! es gilt nicht mir, keiner Perſon! es gilt der Wiſſenſchaft, der Freiheit; es gilt den ewigen Rechten der Menſchheit! —

Otto Wigand.

Leipzig, am 31. März 1846.

Ich bitte alle Redactionen öffentlicher Blätter, dieſe Erklärung abzudrucken.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 186. Leipzig, 23. April 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Lifette.

Nachtſtück von Eduard Em-Tor.

> Der Staat ſollte vorzüglich nur für die Aermern ſorgen: die Reichen ſorgen leider nur zu ſehr für ſich ſelbſt.
>
> Seume.

Es war eine reizend ſchöne Sommernacht.

Von einem weiteren Spaziergange zurückgekehrt, hatte ich mich auf einem von jenen Ruheſitzen niedergelaſſen, welche man ſonſt überall zur Bequemlichkeit des Publikums angebracht hat. Ich befand mich in einer einſamen Promenade und überließ mich in der Stille, die mich von allen Seiten umgab, den ausſchweifendſten Träumereien. Noch ein Mal erſtürmte ich an der Spitze eines muthigen Hauſens Bauerjungen als gefürchteter Ritter Eberhard von Felseck die Räuberburg, welche Wulf von Drachenfels, der hoffnungsvolle Sohn des Paſtors, mit der heiligen Verſicherung, lieber zu ſterben als ſich zu ergeben, vertheidigte. Noch ein Mal ſaß ich auf den rothen Bänken des Gymnaſiums, wo ich τύπτω und amo lernte und trotz τύπτω und amo eine Menge Thorheiten beging, welche mir nicht ſelten die ſtrengſten Vermahnungen von Seiten des empörten Rektors zuzogen. Noch ein Mal trank ich in jener klaſſiſchen Kneipe, welche wir die „Katzenapotheke“ nannten, einen Krug des kräftigſten Braunbieres und ſtreichelte den liebenswürdigen Kater Peter, welcher ein beſonderer Liebling unſerer dicken Wirthin war. Noch ein Mal lernte ich die kleine Erneſtine kennen, welche meine erſte Flamme war, ſchwor ihr noch ein Mal ewige Treue und weinte noch ein Mal recht kindiſch, als ich ſie vierzehn Tage ſpäter mit einem ehrbaren Zöglinge des Seminars Arm in Arm luſtwandeln ſah.

Aus dieſen angenehmen und unangenehmen Erinnerungen wurde ich durch den Schlag einer nahen Thurmuhr geweckt, welche die zwölfte Stunde verkündigte. Bald darauf vernahm ich Tritte, welche ſich dem Orte naherten, wo ich, von einem Baume überſchattet, verborgen war und nicht ſo leicht bemerkt werden konnte.

Man kommt heran, und ich erkenne, ſo weit es die Dunkelheit der Nacht zuläßt, einen Mann, dem ein junges Weib folgt.

— Wieder leer ausgegangen! brummt der Erſtere, der offenbar betrunken iſt und von einem Baume zum andern ſchwankt; wieder leer ausgegangen — es iſt zum Tollwerden! Das ſag' ich Dir aber, Liſette, es iſt aus zwiſchen uns Beiden — hörſt Du? — es iſt aus zwiſchen uns Beiden.

Ein plötzlicher Sturz hindert den weitern Fluß ſeiner Rede. Man hört vom Boden ein dumpfes Röcheln, unterbrochen von dem Keuchen der Begleiterin, welche ſich bemüht, den Gefallenen auf die Beine zu bringen. Dieſer ſeinerſeits ſcheint dazu wenig Luſt zu haben; denn er ſpricht mit eingeſtreuten Flüchen:

— Rühre mich nicht an! Ich will ſchlafen — ſchlafen — laß mich liegen und packe Dich zu allen Teufeln!

Ohne auf dieſe nichts weniger als zarten Worte zu achten, ſetzt das Weib ſeine Bemühungen fort, indem es mit ängſtlicher Stimme mahnt:

— Komm' doch, Karl; ſteh' auf und ſei vernünftig! Wenn Dich die Patrouille hier trifft, ſo wirſt Du wieder eingeſperrt, wie vor acht Tagen. Komm ſchnell. Ich will Dich führen, denn Du biſt betrunken.

Die Erinnerung an ſeinen Zuſtand ſcheint ihm keineswegs zu gefallen. Er läßt einige Flüche hören und ſtößt die helfende Hand mit grober Gewalt von ſich. Ein Schmerzenslaut durchzittert die Luft.

— O mein Arm! kreiſcht die Frau, kaum einigermaßen geheilt, haſt Du ihn wieder verrenkt.

— Meinetwegen! Warum ſprichſt Du, daß ich betrunken bin? — Ich und betrunken! — O ich kann ſehr gut gehen, wenn ich dazu aufgelegt bin. Sieh', ich will Dir's zeigen.

Er verſucht, ſich vom Boden aufzuheben — ein Wagſtück, welches ihm auch nach einiger Anſtrengung gelingt. Er taumelt vorwärts und befindet ſich dicht neben mir. Ich höre das Schnauben ſeines Athems und fühle die ekelerregenden Ausdünſtungen des Spiritus. Indeſſen horche ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeinen weitern Worten:

— Liſette, ſo läßt er ſich mit großer Galanterie vernehmen, Du wirſt immer häßlicher — das mußt Du mir zugeben. Deine Liebhaber ſind verſchwunden — man kann nicht mehr ſtolz auf Dich ſein. Und beſonders ſeitdem Du ſo unklug geweſen biſt, Mutter zu werden, iſt unſer Beutel ſo leer, wie der Magen eines verhungerten Sperlings. O dieſes verdammte Kind!

— Karl, bedenke doch, daß es Dein Kind iſt!

— Mein Kind? Ha, ha, ha! Mein Kind! — Liſette, werde nicht witzig, es iſt mir unmöglich, ſolchen Scherz zu vertragen. — Mein Kind! Es iſt ein Ausdruck zum Todtlachen! Aber ich ſage Dir, ſprich nicht mehr von meinem Kinde, oder ich werde Dich — — Du weißt ſchon, was ich ſagen will.

Die Begleiterin ſeufzt und ſucht ſich aufs Neue des Armes ihres Freundes zu bemächtigen. Der Erfolg ihrer Bemühung iſt der frühere. Sie wird zurückgewieſen vom Betrunkenen, welcher unverſtändliche Töne ausſtößt und wie ein Telegraph mit den Armen in der Luſt herumfährt.

Man geht vorwärts.

Ich folge langſam in einiger Entfernung, meinen Gedanken freien Lauf laſſend. Es iſt gewiß, daß ich einen Menſchen aus der niedrigſten Volksklaſſe vor mir habe, einen Säufer und ein „armes, verlorenes Kind“, wie Vater Göthe ſagt. Und doch kann ich mich von ihnen nicht losreißen; denn es iſt mir unerklärlich, wie ein Mädchen die größte Zärtlichkeit an einen Mann verſchwenden kann, der ſie mißhandelt. Eine Wölfin und Liebe! Faſt ſcheint es mir, als ob ich eher die Quadratur des Dreiecks entdecken, als dieſes pſychologiſche Räthſel werde löſen können.

Sie ſind unterdeß bei einer Laterne angelangt, welche gerade Licht genug verbreitet, um genauere Betrachtung zuzulaſſen.

Was den Mann betrifft, ſo iſt dieſer ſtämmig und hochgewachſen. Ein ſtruppiger Bart verbirgt theilweiſe ein Geſicht, in welchem verſchiedene Laſter ihre Spuren zurückgelaſſen haben. Die Augen ſchwimmen von jenem feuchten Glanze, welchen öftere Trunkenheit erzeugt, und die Naſe hat, wahrſcheinlich in Folge eines Fauſtſchlages, eine breite Form angenommen. Die ganze Kleidung iſt höchſt dürftig und verräth theils durch das ehrwürdige Alter, theils durch auffallende Mißverhältniſſe, daß ſie der Bude irgend eines Trödeljuden entnommen iſt.

Anders ſeine Begleiterin, die junge Griſette. Ihr Anzug iſt freilich ärmlich und gehört einer längſt vergeſſenen Mode an. Indeſſen iſt er reinlich und nicht ohne Koketterie gewählt. Ein niedliches Hütchen bedeckt ihren Kopf, und die Züge ihres marmorweißen Geſichtes, Himmel, wie rührend ſind ſie! Sieh', und Thränen ſchimmern in ihren Augen und rollen die blaſſen Wangen herab, die früher einmal ſchön geweſen ſein müſſen. Das arme Weib! Man muß Mitleid mit ihr haben, oder ein Herz von Eiſen beſitzen. Sie ſoll ja auch Mutter werden — man ſieht es, wie ſehr ſie ſich auch bemüht, es zu verbergen.

Doch horch! Zwiſchen Beiden ſcheint ſich ein neuer Streit erhoben zu haben. Wenigſtens bleibt der Mann ſtehen, indem er drohend die Hände gegen ſeine Begleiterin ballt. Jetzt findet er auch die Sprache wieder, und die Stille der Nacht läßt mich deutlich ſeine Worte vernehmen.

— Und Deine alte blinde Mutter, lallt er mit einem unbeſchreiblich widrigen Lachen, die laſſ' mir ja aus dem Spiele! Warum lebt ſie ſo lange? He! Warum ſtirbt ſie nicht, da ſie doch ſo wenig zu eſſen bekommt? Warum ſingt ſie immer jene Lieder, die ich nicht hören kann? Warum ſpricht ſie vom jüngſten Gerichte, von Teufeln und anderm dummen Zeuge, daß es mir eiskalt über den Rücken läuft?

— Ach, laſſe ſie, Karl! Sie iſt ja alt und ſchwach und wird es gewiß nicht lange mehr treiben.

— Alt und ſchwach, hin und her! Sie ſoll nicht mehr ſingen und dazwiſchen huſten und immer wieder ſingen von Buße und Vergebung, die alte Canaille!

— Himmliſcher Gott, ſie iſt meine Mutter!

— Ja, ſie iſt Deine Mutter, Liſette. Aber ich ſage Dir, daß ich Deine Mutter todtſchlagen werde, wenn ſie ſich nicht beſſert. Ich werde ihren dürren Leib prügeln, bis ſie verſpricht, daß ſie ſterben will. Ich werde die gelbe Mumie mißhandeln, daß ſie froh ſein ſoll, nicht mehr leben zu dürfen.

Die entſetzlichen Schimpfworte, wahrſcheinlicher aber noch die furchtbaren Drohungen, welche ihr Begleiter ausſtößt, bringen in der Wölfin eine ſeltſame Wirkung hervor. Sie richtet ſich ſtolz empor und ſpricht deutlich und mit Beſtimmtheit:

— Das wirſt Du nicht thun, Karl! Schlage mich, ſchlage mein armes Kind; aber taſte meine Mutter nicht an. Ich könnte mich ſonſt wahrhaftig nicht zurückhalten und würde im erſten Zorne Dich und mich unglücklich machen.

— Du willſt mir drohen?

— Ich drohe Dir nicht allein, ſondern ich werde meine Drohungen auch wahr machen, ſobald Dein Betragen mich dazu zwingt. Ja, ſtelle Dich nur unwiſſend — es nutzt Dir nichts. Denk' nur an den letzten Weihnachtsabend, wo Du den ſchönen jungen Mann bei mir eingeführt haſt. Ach, er hatte ſo hübſche Locken und ein ſo feines weißes Geſicht und ſchönes blankes Gold! 'S war ein feiner Junge und noch ſo unſchuldig. Oder lächelte er nicht wie ein Kind, als er an meiner Bruſt entſchlafen war? Der Arme! Er iſt nicht mehr aufgewacht. — Karl, erinnere Dich, er iſt nicht mehr aufgewacht!

— Daß Dich Gott verdamme, Du Schandmaul! Damit alſo willſt Du mir drohen? Dadurch mich hindern, das zu thun, was ich zu thun mir vorgenommen habe? Denkſt wohl, mich den Gerichten anzuzeigen, daß ſie mich feſtnehmen und köpfen, wie meinen älteſten Bruder, den Rattenvergifter? Das ſoll Dir vergehen, mein Püppchen!

Der Zorn erſtickt ſeine Stimme. Mit Haſt ſucht er nach einem Gegenſtande in ſeinen Taſchen; er findet ihn und führt einen ſchweren Schlag nach dem Schädel ſeiner Begleiterin, die mit einem leiſen Schrei ſogleich zuſammenbricht.

Der Schreck über dieſen unvermutheten Ausgang des Geſpräches hatte mich gelähmt — ich vermochte nicht, von der Stelle, wo ich mich befand, mich zu bewegen — nur mein Auge hing ſtarr und wie bezaubert an der ſchrecklichen Scene, die ſich mir darbot.

Man behauptet, daß ein unerwartetes, erſchütterndes Ereigniß auch den Berauſchteſten auf der Stelle nüchtern machen könne. Hier wenigſtens ſchien dieſe Behauptung ſich zu rechtfertigen. Vor Schreck über ſeine Unthat plötzlich zur Beſinnung gekommen und das Verhängnißvolle ſeiner Lage ſogleich einſehend, ergreift der ſtarke Mann den daliegenden Körper mit ſeinen eiſernen Händen, ſchleudert ihn über die breiten Schultern und begibt ſich im vollen Laufe auf die Flucht. Wie ein Unhold aus alter-grauer Zeit jagt das Ungeheuer an mir vorüber — ich ſehe die Angſt in ſeinen Zügen — ich ſehe das blutige Haupt der ohnmächtigen Dirne. Ein Moment und Alles iſt verſchwunden. Leiſe rauſchen die Blätter der Akazien — ein ſcheuer Abendfalter flattert taumelnd um mich herum — der Nachthimmel blickt ernſt und traurig auf die ſchlafende Erde herab.

⁂

Einige Tage darauf wurde der Leichnam eines jungen Weibes, den man im Stadtgraben aufgefunden hatte, an die Anatomie abgeliefert. Die Hirnſchale deſſelben zeigte die Spuren einer gewaltthätigen Verletzung; der rechte Arm war verrenkt und mehrere dunkelblaue Schwielen liefen über Bruſt und Rücken.

— Ein herrlicher Cadaver, ſprach ein junger Mediziner zu einem neben ihm ſtehenden Commilitonen.

— Du haſt Recht. Sie muß verteufelt hübſch geweſen ſein.

— Und dieſer ſchneeweiße Buſen! Ich werde mir ihn zum Präparat ausbitten.

— Ich werde einen Schenkel nehmen, das iſt intereſſanter!

— Doch ſieh', Richard. Was iſt das für ein rother Fleck da auf dem linken Oberarm?

— Es ſcheint ein Feuermaal zu ſein.

— Nein, nein! Es iſt, als ob man Etwas darauf eingekritzelt hätte.

— Vermuthlich ein Merkzeichen, ein Kreuz, eine Myrthenkrone u. ſ. w.

— Ich bin neugierig. Laß uns näher zu treten.

Und ſie beugen ſich über den Leichnam und heben den Arm in die Höhe.

— Es iſt ein Name, der da eingegraben ſteht.

— Kannſt Du ihn entziffern?

— Das wird mir nicht ſchwer fallen.

— Nun?

— So warte doch ein wenig! Li — Liſette!

— Die arme Liſette!

— Der prächtige Cadaver!

Und ſie zünden ſich ihre Cigarren an und gehen ſcherzend aus dem Saale.

Henry Fielding.

I.

Es war im Jahre 1741.

Die Hauptprobe zu Fielding's „The Wedding Day“ war beendet und Künſtler und Künſtlerinnen entſtrömten in heitern Geſprächen dem Tempel Thaliens zu „Goodmans Innfield“.

Mitten unter ihnen bemerkt man den Verfaſſer des neuen Stückes, Arm in Arm mit einem jungen Manne, der zwar erſt vor Kurzem die Bühne betreten, aber ſich ſchon zum allgemeinen Liebling des Publikums gemacht hat. Er iſt mehr klein als groß; doch bringt das wunderbare Ebenmaaß ſeiner Formen den angenehmſten Eindruck hervor. Seine Züge ſind regelmäßig; die Stimme hat die Reinheit einer Glocke und die feurigen ſchwarzen Augen blitzen luſtig in die Welt hinein.

Fielding, der immer durſtig iſt, ſchlägt ſeinem Freunde vor, in eine nahgelegene Schenke zu treten. Der Künſtler willigt ein, und bald ſitzen Beide an einem kleinen Tiſche, worauf der Kellner Wein und Gläſer ſtellt. Der Dichter löſt die Siegel der Flaſche mit einer Fertigkeit, welche eine jahrelange Praxis verräth, und ſchenkt ein. Man trinkt, lacht und überläßt ſich den heiterſten Geſprächen.

— Nicht wahr, mein kleiner David, mein Schauſpiel wird gefallen und mir ein gut Stück Geld einbringen?

— Ich zweifle weder an dem Einen, noch an dem Andern.

— Auf Klaſſicität darf es freilich keinen Anſpruch machen. Ich habe es ſehr ſchnell zuſammengeſchrieben, den ganzen letzten Akt in einer Matroſenkneipe bei Gläſergeklirr und Liederlärm.

— Ihr ſeid ein großes Genie, Maſter Fielding.

— Still, mein kleiner, ſchwarzer David! Keine Uebertreibungen! Ich liebe ſie nicht. Mein einziges Verdienſt iſt, daß ich nicht lange grüble, wie ich ſchreiben will; ſondern Alles auf das Papier werfe, was mir der Augenblick eingiebt, regellos, ohne Ueberlegung, ohne Anordnung. Daraus entſtehen oft die beſten Sachen.

— Ihr feilt alſo nie?

— Niemals! Das Feilen iſt ein langweiliges Geſchäft. Hätte ich mich mit ihm abgegeben, ſo würde ich gewiß nicht ſchon dreiundzwanzig Stücke auf das Theater gebracht haben.

— Dreiundzwanzig, ſagt Ihr?

— Ja wohl, mein kleiner David, nicht mehr und nicht weniger als dreiundzwanzig, doch vier davon hat man die Gewogenheit gehabt auszupfeifen.

— — — — — — — — — —

Die erſte Flaſche iſt geleert. Man macht ſich an die zweite. Fielding fängt an luſtig zu werden, und der junge Mime beſchließt die gute Laune deſſelben zur Wiederholung einer Bitte zu benutzen, die ihm Jener einmal abgeſchlagen hat.

— Maſter Fielding!

— Was wünſcht Ihr, David?

— Ich ſprach ſchon ein Mal mit Euch über eine gewiſſe Stelle in meiner Rolle …

— Ihr wollt ſie abgeändert wiſſen?

— Ganz recht!

— Ihr glaubt, daß ſie wenig Beifall finden wird …

— Das iſt meine beſcheidene Meinung …

— Ihr ſagt, das Publikum möchte nicht damit zufrieden ſein …

— Ich hoffe es nicht; aber ich fürchte es …

— Nichts deſto weniger kann ich Eure Bitte nicht erfüllen, David. Ich weiß zwar, daß mir die Scene, die Euch nicht gefällt, wenig gelungen iſt; aber ich bin zu faul, ſie abzuändern. Und dann, bedenkt doch, daß das Publikum nicht immer aufmerkſam und weit eher geneigt iſt, die Schönheiten als die Fehler eines neuen Stückes zu entdecken. Taugt die Scene nichts, ſo wollen wir es wenigſtens nicht eher zugeſtehen, als bis die Zuſchauer ſelbſt ſie als eine ſchlechte ausfindig gemacht haben.

— Ihr ſeid ein Starrkopf.

— Das iſt wohl möglich …

— Ihr bringt mich zur Verzweiflung; denn gewiß werde ich bei dieſer Scene Dummheiten machen. Man wird ſie auspfeifen.

— Das iſt meine Sache.

— Das Publikum wird ſich langweilen.

— Das iſt ſeine Sache.

Der junge Mime ſchweigt, da er alle ſeine Minen ohne Erfolg ſpringen ſieht. Fielding trinkt eine Flaſche nach der andern und raucht dazu wie ein Paſcha von drei Roßſchweifen. Endlich bricht man auf und der halb ſelige Dichter ſpricht, indem er ſeinem finſtern Freunde die Hand zur Verſöhnung reicht:

— Verlaßt Euch d'rauf, David, es wird Alles gut gehen. Das Publikum iſt dumm, ſehr dumm und damit Gott befohlen!

David antwortet nicht; aber er ſchüttelt ungläubig den Kopf und verwünſcht im Stillen Fielding und alle faulen Schriftſteller.

II.

Der Abend des folgenden Tages iſt angebrochen.

Das Theater zu „Godmanns-Innfield“ kann kaum alle die Zuſchauer faſſen, welche gekommen ſind, um Fieldings „The Wedding Day“ zum erſten

Male aufführen zu ſehen. Alle Plätze ſind beſetzt und Kopf an Kopf drängt, ſtößt und inkommodirt ſich.

Der Dichter des Stückes ſelbſt befindet ſich in einem der Ankleidezimmer, trinkt Champagner und raucht gemüthlich aus einer kleinen Pfeife, die ſeine immerwährende Begleiterin iſt. Er hat es ſich bequem gemacht und liegt auf einem alterthümlichen Divan, die Füße weit von ſich geſtreckt, einen Arm unter dem Kopfe, die ſeidene Weſte halb aufgeknöpft. In dieſer Behaglichkeit bemerkt er weder, wie das Stück ſeinen Anfang nimmt und einzelne Parthien des erſten Aktes mit Applaus belohnt werden, noch wie beim zweiten Aufzuge eine unheimliche Stille eintritt und endlich im dritten ein boshaftes Ziſchen im Parterre ſich hören läßt. Er erwacht erſt aus ſeinen Träumereien, als das Geziſch zum Poltern und das Pfeifen zum Höllenlärm geworden iſt und David mit fliegenden Locken, funkelnden Augen, die linke Wange der Schminke beraubt, zu ihm hereinſtürzt.

— Teufel, mein ſchwarzer Pſalmendichter, was iſt denn vorgefallen?

— Eine Kleinigkeit, Maſter Fielding. Das Publikum beliebt unwillig zu werden …

— Und worüber?

— Ihr könnt noch im Zweifel ſein? Ueber Euer Stück, über meine Rolle, über dieſelbe Scene, um deren Abänderung ich Euch noch geſtern erſucht hatte.

— Verdammter Streich! Sie haben ſie alſo doch herausgefunden?

— Das iſt wohl nicht mehr zu bezweifeln. Hört nur, wie ſie pochen!

— Dann bleibt uns nur Eines übrig …

— Und dieſes Eine wäre?

— Entweder mitzupochen oder ruhig zuzuhören …

— Ihr ſeid ein närriſcher Kauz, Maſter Fielding.

— Aber kein Dummkopf, der ſich wegen einer kleinen Unannehmlichkeit die Haare ausrauft. Laßt ſie pochen, bis ſie müde ſind; dann wird der Spaß von ſelbſt aufhören.

Mit der größten Kaltblütigkeit wendet ſich der Dichter nach dieſen Worten wieder zur geliebten Flaſche. Er nimmt einen anſehnlichen Theil derſelben zu ſich und ſetzt dann ſeine Pfeife, deren Feuer während des Geſpräches ausgegangen iſt, wieder in Brand. Der Künſtler bringt ſeinen Anzug in Ordnung und begiebt ſich hierauf auf die Bühne. Das Stück wird endlich fortgeſpielt, und den unermüdlichen Anſtrengungen Davids gelingt es, nach und nach den Mißmuth des Publikums zu verſcheuchen. Die letzten Akte gehen ohne weitere Störung vorüber und „The Wedding Day“ hinterläßt im Ganzen einen günſtigen Eindruck.

III.

Fielding wagte nie mehr zu behaupten, daß das Publikum dumm, ſehr dumm ſei. »Quae nocent, docent!« ſprach er zu ſeinem Freunde, dem jungen Schauſpieler, und arbeitete die Scene, welche beinahe den Fall des ganzen Stückes herbeigeführt hatte, in einem heftigen Anfalle von Fleiß um. Für die ſechs Vorſtellungen, welche „The Wedding Day“ hierauf im Ganzen erlebte, erhielt er fünfzig Pfund.

David aber, der kleine, ſchwarze David, ſtieg mit jedem Tage in der Gunſt des Publikums. Sein Ruf wuchs lawinenartig — man liebte, ehrte, vergötterte ihn, und als er am 20. Januar 1779 in einem Alter von 63 Jahren als Englands Roscius mit Hinterlaſſung eines Vermögens von mehr als 100,000 Pfund geſtorben war, ſchrieb das Vaterland mit dem Griffel der Dankbarkeit auf ſein Epitaphium in der Weſtminſter-Abtei:

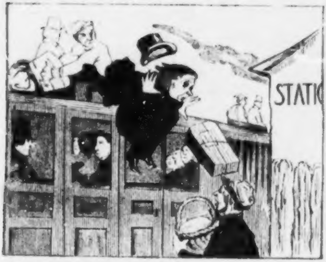
> »Hier liegt David Garrick. Bildhauer, ſchone Deine Kunſt, verſuche nicht, ſein Verdienſt oder ſeinen Ruhm zu ſchildern. Gehen auch Bildhauerkunſt, Malerei und Geſchichte verloren, unſere Nachkommen werden dennoch Garricks Namen verewigen.«

Charlet.

Charlet, durch deſſen Tod die franzöſiſche Kunſt einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt erlitten hat, war eine Art von Journaliſt, der mit dem Reisblei eine ſcharfe Polemik geführt hat. Man nehme Charlet ſeinen Patriotismus und ſein plebejiſches Herz, dann bleibt blos ein geiſtreicher Beobachter und ein geſchickter Zeichner übrig. Charlet hat Komödie geſpielt, während Gros Geſchichte gemacht hat. Man hat Charlet ſehr oft mit Béranger verglichen. Von gleicher Art iſt er allerdings, aber Bérangers Gefühl iſt tiefer, menſchlicher, dauernder; auch iſt der Styl des Dichters von einer ganz andern Qualität als der des Malers. Béranger gehört ſeiner Zeit und allen Zeiten an, Charlet der Reſtauration. Er iſt ein poſthumer Murrkopf, geboren 1792, als die republikaniſchen Truppen ſich auf den Weg machten, das Volksprincip durch ganz Europa zu verbreiten. Charlet, Sohn eines Dragoners, hatte einen Fechtmeiſter zum Pathen. Man kann auf ihn rechnen, wenn es gilt, Frankreichs Unfälle durch einen bleibenden Sarcasmus zu rächen; auch iſt Charlet es geweſen, der unter einer ſeiner Lithographien Cambronne die Worte in den Mund gelegt hat: »Die Garde ſtirbt, aber ſie ergiebt ſich nicht!« Von dieſer Lithographie ſchreibt ſich Charlets Ruf her; ſeitdem iſt er fünfzehn Jahre lang ein bewundernswürdiger Repräſentant des franzöſiſchen Waffenruhmes geweſen. Bérangers Lieder und Charlets Bilder haben den Bourbons eben ſo ſehr geſchadet, wie die Preſſe und die Tribüne. Der Zeichnungen und der Lithographien Charlets giebt es unzählige. Er hat deren ganze Cartons voll hinterlaſſen, und es wäre intereſſant, den Katalog davon zu bewahren. Er hatte im Jahre 1836 eine Epiſode aus dem ruſſiſchen Kriege, 1837 den Uebergang über den Rhein, und 1843 den Hohlweg in die Ausſtellung gegeben. Seine Gemälde, die ſehr ſelten ſind, werden jetzt ziemlich theuer bezahlt.

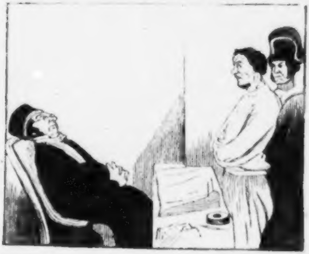
Charlet hat bis zum letzten Augenblick gezeichnet. Noch einen Tag vor ſeinem Tode hatte er die beiden Zeichnungen in der diesjährigen Ausſtellung angefertigt, die er Madame Belloc dedicirt und „Kopf und Schwanz der Republik" betitelt hat: einen Marquis und einen Sansculott; zu Anfang das Volk, zuletzt eine neue Ariſtokratie. Charlet hat ſtets der Oppoſition angehört. Sein Glaubensbekenntniß war: »in den Künſten giebt es kein juste-milieu.«

Auf der Eiſenbahn.



Condukteur. Paſſ' auf, Gottfried, drei Pakete und ein lumpiger Paſſagier.

Im Gerichtsſaale.



Richter. Du haſt geſtohlen, weil Du Hunger haſt. Iſt das ein hinreichender Grund? Ich habe täglich vier Mal Hunger und ſtehle darum doch nicht!

Zapfenſtreich.

Berlin. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat den Ober-Bibliothekar und Profeſſor Dr. Welcker in Bonn und den Badenſchen Geheimrath und Profeſſor Dr. Creuzer in Heidelberg in die Reihe ihrer auswärtigen Mitglieder aufgenommen.

∴ Der General-Intendant der königlichen Schauſpiele, Herr von Küſtner, gedenkt ſowohl in artiſtiſcher als auch in materieller Beziehung einige weſentliche Aenderungen vorzunehmen; dazu gehört, daß er den Rollenwechſel einführen und dadurch das Monopol gewiſſer Schauſpieler ganz aufheben will — eine Aenderung, die der freiern Entwickelung des ganzen Kunſtinſtituts ſehr förderlich ſein wird.

∴ Herr H. T. Rötſcher, welcher in neueſter Zeit Dem. **Viereck** unbändig gelobt und einer anerkannten Talentloſigkeit fauſtdicken Lorbeer um die Stirn gewunden hat, wird jetzt von den Berlinern, als Apologet der **Viereck**, Magiſter Quadrat genannt.

∴ Nachdem unſer Theater die große Abſchiedswoche von Charlotte von Hagn und Jenny Lind durchlebt hat, wird die Lücke jetzt durch eine Reihe von Gaſtrollen im Drama ſowohl als in der Oper eine Zeit lang ausgefüllt werden. Den Reigen derſelben hat Dem. Wilhelmi vom Hamburger Stadttheater im Schauſpiel, Dem. Walter aus Wien in der Oper eröffnet. Die Erſtere hat als Louiſe in „Kabale und Liebe“, die Andere als Valentine in den „Hugenotten“ debutirt, aber keine von Beiden hat ſehr angeſprochen.

∴ Dem. Jenny Lind hat keinen neuen Contract mit der Hofbühne abgeſchloſſen. Tauſend Thaler für den Monat und ein Benefiz ſcheint der geſchätzten und überſchätzten Sängerin doch zu wenig. Die gefrierte Demuth und Anſpruchsloſigkeit der Dem. Lind, die anfänglich Natur geweſen ſein mag, ſcheint ſich zuletzt in berechnete Kunſt verkehrt zu haben, und ein Berliner Witz nennt in dieſer Hinſicht Dem. Lind bereits das **ſingende Seidelmännchen.**

∴ Unter den bezahlten Anzeigen der Spener'ſchen Zeitung verkriecht ſich folgendes Akroſtichon:

An Antonie:
Wer in erſter Jugendblüthe (!)
In der Kunſt geheiligtem Gebiete (!)
Lorbeer reichlich ſich erwirbt,
Hat den höchſten Kranz errungen,
Ewig ſei ſein Lob geſungen,
Lob, das **ewig niemals** ſtirbt.
Mächtig warſt Du als Louiſe Müller
In „Kabal und Lieb'“ von Schiller.

(Ei, ei, wenn Dame Wilhelmi nicht beſſer ſpielt, als dieſer poetiſche Gimpel pfeift, dann wird ſie eine Charlotte von Hagn wohl eben ſo wenig als jener Reimvogel den Petrarca erſetzen können.)

∴ Herr Carl Gaillard hat ein neues Trauerſpiel, „Rienzi“, vollendet.

Bonn. Dem „Rheiniſchen Beobachter“ iſt ein großes Malheur zugeſtoßen. Durch einen Druckfehler iſt folgender Satz in ſeine Spalten gerathen: »Das engliſche Kabinet iſt nicht gewillet, in Betreff Krakau's ſich in die Befugniß der **Schmutzmächte** einzumiſchen. (Ein impertinenter Druckfehler!)

Breslau. Die ſo lange ſchon vorbereitete „Allgemeine Oder-Zeitung“ iſt am 2. April zum erſten Male erſchienen. In dem Vorwort an die Leſer ſagt die Redaktion, daß die „Oder-Zeitung“ nicht jedem Fortſchritt entgegen ſein werde, daß ſie vielmehr dem Fortſchritte der Entwickelung des Hiſtoriſchen aus den hiſtoriſchen Grundlagen heraus das Wort reden wolle und nur den in dieſer Zeit angeſtrebten, wie ſie geſagt, revolutionären Umgeſtaltungen des Hiſtoriſch-Begründeten widerſtreiten werde. Wenn die Redaktion dieſe Zielpunkte ernſtlich erſtreben wollte, ſo könnte dieſe Zeitung allerdings eine bedeutſame Stellung in der deutſchen Journaliſtik erringen; in den bis jetzt erſchienenen Nummern hat man indeß von beiden Tendenzen noch wenig oder gar nichts verſpürt.

∴ Ein Polizeicommiſſär hat ſämmtlichen Buchhändlern eine ſchriftliche Erklärung zum Unterzeichnen vorgelegt, wonach ſie ſich auf ihr Ehrenwort verpflichten, kein verbotenes Buch zu verkaufen! — ! — !

Brüſſel. König Leopold iſt, wie Herr Kuranda in ſeinem Buche „über Belgien“ erzählt, einer der eifrigſten und ſchnellſten Leſer, die man ſich denken kann; ſeine liebſte

Lektüre ſind naturwiſſenſchaftliche Werke und Romane; die Privatbibliothek des Königs hat vielleicht die vollſtändigſte deutſche Romanſammlung, die exiſtirt. Der Bibliothekar kann buchſtäblich nicht ſo viel Lektüre herbeiſchaffen, als der König braucht; ein Band, mitunter zwei Bände, ſind faſt jeden Tag durchgeleſen. Leopold hat einen ausgebreiteten Schatz von Kenntniſſen und iſt namentlich ein ganz vorzüglicher Botaniker.

∴ Von Erneſte Bouton iſt eine intereſſante „Esquisse biographique et bibliographique sur Claude Lejeune, natif de Valenciennes, surnommé le phénix des musiciens, compositeur de la musique de chambre des rois Henri III. et Henri IV.“ mit Portrait und Muſikbeilagen in Valenciennes erſchienen.

Dresden. Der Redakteur der „Abendzeitung“, Herr Robert Schmieder, iſt wegen nachfolgenden Feuilleton-Artikels: »Das Budget der Leipziger Theaterverwaltung ergiebt bei dem Ablaufe des erſten Jahres, trotz der regen Theilnahme des Publikums und der Laube'ſchen Recommandations-Recenſionen, ein ſo bedeutendes Deficit, daß der Schmidt'ſchen Direktion nur eine kurze Dauer prophezeiht wird,« vom hieſigen Juſtizamt mit einer Geldbuße von vier Thalern belegt worden. (Siehe Abendzeitung Nr. 14, S. 335.)

∴ Die „Wiener Zeitſchrift“ berichtet aus Dresden, F. Marlow (Wolfram), deſſen „Fauſt und Gutenberg“ ihm den Ruf eines talentbegabten Dichters verſchafft habe, ſei hier in der Blüthe des kräftigſten Mannesalters und im tiefſten Elend geſtorben. Wir können der „Wiener Zeitſchrift“ die Verſicherung geben, daß Herr Marlow nicht geſtorben iſt.

∴ Herr Reiſſiger hat eine neue Oper geſchrieben, betitelt: „Der Schiffbruch der Meduſa“. (Denſelben Stoff hat auch Herr von Flotow in den „Matroſen“ bearbeitet.)

Gotha. Die Oper „Zaire“, welche der regierende Herzog von Coburg componirt hat, ſoll den enthuſiaſtiſchen Beifall, den ſie hier eingeerntet hat, nicht etwa dem hohen Range ihres Componiſten, ſondern ihrem wirklich großen Melodien-Reichthum zu verdanken haben. (Bravo, Coburg!)

Halle. Auf unſerm Theater gaſtirt jetzt der beliebte Baß-Buffo Auguſt Gerſtel, vom Hamburger Stadttheater, mit großem, ungetheiltem Beifall. Als Malvolino in „Stradello“ hat er furore gemacht.

Hamburg. Das alte Stadttheater hat am erſten April drei ſeiner beſten Mitglieder eingebüßt: Herrn Grunert, Herrn Gerſtel und Dem. Jazède. Erſterer iſt in Stuttgart engagirt.

Königsberg. Die „Hartung'ſche Zeitung“ hat am 1. April ihre Redaktion gewechſelt. Seit dieſem Tage iſt Dr. Thomas, Privatdocent an der hieſigen Univerſität, verantwortlicher Redakteur. Stadtrath Hartung bleibt Beſitzer der Zeitung und behält ſich nur den Theil der Redaktion vor, welcher ſich auf die Inſerate bezieht.

∴ Herr Robert Bürker, Dramaturg der hieſigen Bühne, giebt ſeine hieſige Stellung auf, um ſie mit der eines Redakteurs der neuen ſchleſiſchen Zeitung zu vertauſchen.

Leipzig. Otto Wigand, gegenwärtig unbeſtreitbar der unternehmendſte Leipziger Verlagsbuchhändler, giebt ein neues, größeres „Converſations-Lexikon“ heraus, welches zwölf Bände Octav umfaſſen und, ſeiner ganzen bisherigen Haltung nach zu ſchließen, jedenfalls in Concurrenz mit dem Brockhauſiſchen Werke treten ſoll. Wir haben eine ſolche Concurrenz ſchon längſt herbeigewünſcht, da das Brockhauſiſche Lexikon mit jeder neuen Auflage etwas mehr von ſeiner Anfangs freiſinnigen Tendenz abgeſtreift hat. — Auch bei der jetzt erſcheinenden neunten Auflage handelt es ſich augenſcheinlich nicht darum, multum zu geben, ſondern multa. — So viel wir nun aus den bis jetzt in unſere Hände gekommenen acht Lieferungen des Wigand'ſchen Unternehmens erſehen können, dürfte in ihm dem Brockhauſiſchen wirklich eine gefährliche Concurrenz entſtanden ſein: die politiſchen Artikel ſind zwar leider nicht durchaus entſchieden, oft nach Art der Hegel'ſchen Manier unklar, aber doch nicht blos nackt und trocken referirend, ſondern anziehend raiſonnirend; ausgezeichnet in jeder Hinſicht kann man die meiſten der biographiſchen, hiſtoriſchen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und der reinwiſſenſchaftlichen Aufſätze nennen. Möge das Ganze ſo tüchtig werden wie der Anfang! (Wandelſtern.)

∴ Die „Damenzeitung“ theilt einige höchſt ergötzliche Cross Readings oder Querleſereien und unter dieſen auch folgende mit: »Profeſſor Stanislaus David aus Paris beabſichtigte noch eine Vorleſung zum Beſten des Unterſtützungsfonds des dasigen Literaten-Vereins ... drei der größten Ochſen widerſetzten ſich mit aller Gewalt und das Stiergefecht dauerte deshalb bis zum ſpäten Abend.« (Kannibaliſche Malice!)

∴ Wir hatten in Nummer 184 den Wunſch laut werden laſſen, zu erfahren, wer ein gewiſſer Herr Heinrich Wuttke iſt. Vor einigen Tagen haben wir durch die Stadtpoſt folgende Renſeignements erhalten: Herr p. p. Wuttke iſt Privatdocent der hieſigen Univerſität, eine der unbedeutendſten Epiſoden des Literaten-Vereins und Verfaſſer eines höchſt mittelmäßigen Werkes über Friedrich den Großen, wovon jedoch, zum Glück des Verlegers, nur der erſte Theil erſchienen iſt. Herr p. p. Wuttke ſucht ſeit Jahren einen Wagehals, der den Muth und die Selbſtverleugnung beſitzt, auch den zweiten Theil ſeines Werkes zu verlegen. Im Uebrigen iſt dieſer große Geiſt ein Franzoſenfreſſer und nebenbei auch ein Spinnefeind der unglücklichen Polen. Wegen ſeiner knabenhaften Ausfälle auf die Letztern hat Arnold Ruge dieſem „Schatten eines Schattens“ zwei Diſticha gewidmet, alſo lautend:

1.

Alſo die Freiheit, Du willſt ſie in edelſter Faſſung begrüßen?
Nun, ſo ſuche ſie nur, wo Du die Gegner erblickſt.
Dächten Alle wie Du und predigten neben dem Galgen
Wider die Polen, ja dann dächten die Deutſchen gemein.
Edel dagegen ſind Die, mit denen Du Dich verfeindeſt,
Welchen der Held und ſein Recht ſelbſt bei den Feinden gefällt.

2.

Sagt' ich, die deutſche Preſſe ſei niederträchtig? Du weißt es?
Und dies ſchreckliche Wort hielt Dir die Feder nicht auf?

∴ In Nummer 84 des Pariſer „Charivari“ bringt unſer liebenswürdiger Namensvetter einen Bericht aus Leipzig, welcher „Leipziger Charivari“ unterzeichnet iſt. Wir müſſen die Autorſchaft dieſes Briefes von uns ablehnen, weil derlei Späße in Deutſchland weit koſtſpieliger als in Frankreich ſind.

∴ Die Idee, das Leben deutſcher Dichter (oder doch wenigſtens die Hauptzüge aus demſelben) in Dramen und Erzählungen dem größern Publikum näher zu rücken, ſcheint immer lebhafteren Anklang zu finden. So ſind ſeit wenig Jahren erſchienen von Robert Würkner: „Chriſtian Günther“; A. v. Sternberg: „Leſſing“; Fr. Voigts: „Hölty“; Ludw. Köhler: „Göthe“; H. Kurz: „Schiller“; Otto Müller: „Bürger“; Jul. Seidlitz: „Hölderlin“.

∴ Oeſterreich, das Golconda der Klaviervirtuoſen, hat uns einen neuen Künſtler, Herrn Pacher, geſchickt, der in Wien ſowohl als Spieler wie als Componiſt in erſter Linie ſteht und vom Publikum bei ſeinem jedesmaligen Auftreten ein lautes Zeugniß ſeiner Beliebtheit erhalten hat. Vor Kurzem hat Herr Pacher in Dresden geſpielt und auch dort lauten ſtürmiſchen Beifall eingeerntet. Auch Leipzig verſäume nicht, dieſen Virtuoſen zu hören.

∴ Unſer „Tageblatt“ theilt das Alter der bemerkenswertheſten Gebäude der Stadt Leipzig mit. Wir erlauben uns, daraus folgendes Excerpt zu machen. Das Rathhaus wurde vom März bis November 1556 vom Architekt und Leipziger Bürgermeiſter Hieronymus Lotter erbaut; die Kaufmannsbörſe wurde 1678—1680 erbaut; das rothe Collegium 1517; das Paulinum, in ſeiner frühern Geſtalt, wurde 1229—1240 von den aus Grimma eingewanderten Dominikanermönchen auf der Stelle erbaut, wo das von Dietrich dem Bedrängten 1217 gegen die Bürger errichtete, 1225 aber niedergeriſſene Schloß ſtand. Schloß Pleißenburg, 1549—1557 von Hieronymus Lotter erbaut, wurde 1663 bis 1690 reparirt. Auerbachs Hof, erbaut 1530—1538 vom Dr. Heinrich Strohmer, der nach ſeinem Geburtsort Auerbach hieß. Das Gewandhaus wurde vom Baumeiſter Schmiedlein 1740 erbaut.

London. Ein engliſches Blatt erzählt: Das Verfahren, mit Reiswaſſer zu ſchreiben, um die Schrift ſpäter mittelſt Anwendung der Jodine ſichtbar zu machen, wurde mit beſtem Erfolge in der Correſpondenz mit Dſchellalabad erprobt. Der erſte Brief, den man von dort empfing, war in einem Federkiel verborgen; als man dieſen öffnete, zog man ein kleines Stück Papier hervor, worauf nur ein einziges Wort, „Jodine“, geſchrieben ſtand. Die magiſche Flüſſigkeit wurde angewendet und es kam dann eine intereſſante Depeche von Sir R. Sale zum Vorſchein.

∴ Thomas Moore beſchäftigt ſich mit einer Ueberſetzung von Pyrkers „Tuneſias“.

Mailand. Ein Herr Savone hat Pyats ſatyriſches Luſtſpiel „Diogenes“ ins Italieniſche überſetzt.

Mannheim. Der Redakteur des hieſigen Journals, Obergerichts-Advokat G. von Struve, iſt vom Hofgerichte des Unterrheinkreiſes der Beleidigung des Staatsminiſters von Duſch, des Geheimen Raths Rolly, ſo wie des Staatsminiſters von Blittersdorf, in einer ſeiner Schriften für ſchuldig erkannt und zu drei Monat Gefängniß verurtheilt worden. Er hat ſofort Appellation eingelegt.

Neapel. Die Kaiſerin von Rußland hat, um ſich bei den Bewohnern Neapels einzuſchmeicheln, der Madonna del Carmine, der vornehmſten Heiligen der Neapolitaniſchen Lazzaroni, eine goldene Schnupftabaksdoſe, nein, eine goldene Krone und ein koſtbares Gewand verehrt.

Palermo. Ein neues Stabat mater von Raimondi hat hier ſehr gefallen.

Paris. Der Erzbiſchof von Paris hat in einem eigenen Mandement alle Pfarrer ſeiner Diöceſe aufgefordert, für Polen zu beten und die Hilfe Gottes auf dieſes unglückliche, ſchwer bedrückte Land herabzuflehen.

∴ Die Polen haben neulich einen feierlichen Trauergottesdienſt für ihre unglücklichen Landsleute abhalten laſſen.

∴ Die Unterzeichnung für die polniſchen Inſurgenten hat heute folgenden Stand erreicht: in Paris 128,287 Frs., in den Departements 67,236 Frs. Sämmtliche eingegangene Beträge werden vorläufig in der Kaſſe des Hauſes Gouin und Comp. niedergelegt und mit 4½ pCt. verzinſt.

∴ Alle Pariſer Journale, die ſich mit Börſen- und Eiſenbahn-Angelegenheiten beſchäftigen, ſind vom General-Prokurator aufgefordert worden, ungeſäumt dieſelbe Caution wie die politiſchen Zeitungen zu erlegen.

∴ Man zählt gegenwärtig in ganz Frankreich 9242 Wohlthätigkeits-Anſtalten mit 115½ Millionen Francs Einnahme und 61 Millionen Francs Verwaltungskoſten.

∴ Herr Guizot hat vom Könige von Sicilien den St. Ferdinands-Orden erhalten.

∴ Man erwartet eine uralte Statue des Sophokles, die der franzöſiſche Geſandte in Athen, Herr Piscatory, dem Muſeum des Louvre geſchenkt hat; ſie ſoll eines der bedeutendſten Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums ſein.

∴ Im Vaudeville macht eine Neuigkeit, eine Parade, wie ſie es nennen, Furore. „Les dieux de l'Olympe à Paris" ſtellt vor, wie die alten Götter Griechenlands, ſeit 2000 Jahren aller Verbindung mit der Erde beraubt, im Olymp ſchrecklich gähnen und, vom Merkur aufgereizt, den Entſchluß faſſen, zu ihrer Zerſtreuung ſich in Paris niederzulaſſen, wo Jeder ein ſeiner göttlichen Beſtimmung analoges Handwerk treibt, bis Jupiter, den die Auswanderung gekränkt hat, ſie durch manche Erdenverdrießlichkeiten bewegt, in den Himmel zurückzukehren, wo es keine Fünffrankenſtücke giebt. Jupiter wollte die Erde durchaus nicht wieder beſuchen; als er aber das Portrait der belle limonadière ſieht, kann er ſeiner Jugendleidenſchaft nicht widerſtehen. Dieſe belle limonadière iſt eine Pariſer Merkwürdigkeit und erſt ſeit dem letzten Weihnachtsfeſte aufgetaucht. Sie iſt die wirklich wunderſchöne Frau des Wirths im Café français und macht gewöhnlich am Abend die Dame du Comptoire dieſes Kaffeehauſes. In allen Journalen iſt von dieſer Schönheit die Rede, theils in Epigrammen auf ihre Bewunderer, theils in dem zweiten Akte des vorbenannten Stückes, in welchem Venus ihre Geſtalt angenommen hat — der Gemahl kommt als Vulkan vor — ſpielt ſie eine bedeutende Rolle. (Theaterchronik.)

∴ Alexandre Dumas' neues Luſtſpiel „die Tochter des Regenten", hat im Théâtre français einen glänzenden Erfolg davongetragen. Nur die legitimiſtiſchen Blätter ſagen, es ſei eine Schmeichelei in fünf Akten, weil darin der Regent Philipp von Orleans in einem allzuglänzenden Lichte dargeſtellt iſt.

∴ Das ſonſt ſo verlaſſene Odeon-Theater geht, wie es ſcheint, einer heitern Zukunft entgegen. Der Miniſter des Innern hat der Kammer vorgeſchlagen, die bisherige Unterſtützung von 50,000 auf 80,000 Francs zu erhöhen.

∴ Der auch in unſerm Blatte ſchon mehrmals beſprochene „Diogène" iſt jetzt bei der fünfzigſten Wiederholung angelangt

∴ Nicht minder gefällt ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „l'Ingénue à la cour", das in Deutſchland am Hofe von Sachſen-Weimar ſpielt. Der Verfaſſer iſt Herr Empis.

∴ Das Miniſterium hat ein berühmtes hebräiſches Manuſcript, das bereits zur Hälfte in Venedig, Reggio und Livorno gedruckte talmudiſtiſche Lexikon des 1756 in Ferrara verſtorbenen Rabbiners Iſaac Lampronti gekauft, und es wird nun ganz herausgegeben

∴ Von Jules Janin iſt ein neues Werk, die Ueberſetzung von Clariſſe Harlowe, herausgekommen.

∴ Felix Pyats „Diogène" iſt nun endlich auch im Druck erſchienen.

∴ Seit Kurzem producirt ſich hier ein Rauchkünſtler. Er bläſt, während er eine Tabakspfeife zwiſchen den Lippen hat, den Rauch dergeſtalt aus dem Munde, daß er Vaſen, Blumen, Säulen, ja ſogar lebensähnliche Porträts damit geſtaltet, die natürlich eben ſo ſchnell auffliegen als entſtehen. Dieſer Rauchkünſtler, der über zwanzig Jahre daran ſtudirt hat, wird nun eine Rundreiſe durch ganz Europa machen.

∴ In Paris werden nach der neueſten Zählung 48,981 Hunde gehalten.

Peſth. Im ungariſchen National-Theater wird Carl Hugo's neueſtes Drama, „König Mathias“, einſtudirt. — In demſelben Theater fällt ein Stück um das andere durch. Es iſt kein Leben und keine Energie in der Verwaltung. Im Schauſpiele iſt nur ein einziger Schauſpieler Namens Szentpétry da, der einen Vergleich mit einem guten deutſchen Schauſpieler aushielte. Die Oper läßt Alles zu wünſchen übrig. Würde ſie im ſogenannten deutſchen Theater auftreten, ſo wäre ein Fiasco unausbleiblich, während ſie dort — magyariſchen Enthuſiasmus erregt.

∴ Der Zauberer Bosco, deſſen Talisman — wie Oettinger ſagt — ſeine Zunge, ſeine Suade, ſein blendender Vortrag iſt, hat im ungariſchen Theater — viel Geld eingenommen. Die hieſigen Journaliſten katzbalgen ſich um ſeinen Ruhm, und Bosco lacht ſich ins Fäuſtchen. Auch gut!

∴ Joſeph Gungl, der Berliner Füßelenker, hat mit ſeinem tüchtigen Orcheſter auch hier außerordentlich gefallen. Für Tanzmuſik haben die Peſther ſehr viel Sinn; würde es ſich um Kunſtintereſſen handeln, ſo würden ſie fein zu Hauſe bleiben.

Prag. Nächſtens ſoll hier eine böhmiſche Ueberſetzung des „Don Quixote“, von Dr. Picht, erſcheinen.

Rom. Die berühmte, oft gemalte 500jährige Pinie im Giardino Colonneſe auf dem Quirinal iſt, nachdem ſie in Folge des Blitzeinſchlages im Jahre 1842 vertrocknet war, in dieſen Tagen abgehauen worden. Die „Notizie del Giorno“ widmen dieſem Heimgange des berühmten Baumes einen beſondern Artikel an der Spitze ihrer politiſchen Mittheilungen.

Schaffhauſen. Unſer Stadtrath hat beſchloſſen, auf dem runden Platze in der Mitte der Promenade dem Geſchichtſchreiber Johannes von Müller ein Denkmal zu errichten.

Stuttgart. Ein wackerer, liebenswürdiger Gaſt, der ſeit einigen Jahren immer der Erſten Einer war, welche Baden zu beſuchen kamen und einer der Letzten, die daſelbſt geblieben ſind, wird dieſes Jahr vergebens erwartet werden. Der Profeſſor Dr. Lebret iſt vor wenigen Tagen hier, in ſeiner Vaterſtadt, geſtorben. Er war lange Zeit hindurch Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ geweſen. Für Napoleon blieb er bis an ſein Ende voll ſchwärmeriſcher Bewunderung. Im letzten Herbſte nahm er trüben Abſchied, und ſprach nicht mehr mit hoffender Zuverſicht von den Freuden des nächſten Frühjahrs in unſerer ſchönen Natur. Es ſchien, als ob ihn eine Vorahnung berührt hätte, wenn er gleich nichts Beſtimmtes darüber äußerte. Er zeigte ſtets ein reges Intereſſe für die Zeitereigniſſe und verfolgte mit jugendlichem Fleiße die darauf bezüglichen Erſcheinungen der deutſchen und franzöſiſchen Literatur. Auf ſeinen einſamen Spaziergängen hatte er ſtets Broſchüren oder Blätter bei ſich. (Europa.)

∴ Der Oberſtudienrath und Bibliothekar J. G. Moſer, die Stuttgarter Sphynx, die unſer „Morgenblatt“ Jahre lang mit Räthſeln und Charaden verſorgt hat, iſt vor Kurzem hier geſtorben.

∴ Der „Donaubote“ erzählt, daß der katholiſche Pfarrer Mäurle in Fronhofen vor Kurzem angefangen habe, die Meſſe in deutſcher Sprache zu leſen. (Wieder ein Fortſchritt!)

∴ Ueber H. C. Anderſens „neue Märchen“ (zweiter Band, aus dem Däniſchen von H. Zeiſe) ſagt Wolfgang Menzel: »Einige darunter ſind ſehr ſchön erfunden und durchgeführt; die meiſten ſind jedoch nur märchenhafte Anklänge und gewähren blos ein raſch vorübergehendes Traumbild ohne Motivirung, Zuſammenhang und Abſchluß. Oft genügt es dem Dichter (wie er Seite 118 ſelbſt ſagt), irgend einen Gegenſtand blos anzurühren, um ſofort ein Märchen daraus zu machen; aber indem er ihn eben blos anrührt, arbeitet er ihn nicht genug durch. (Sehr wahr!) Callot-Hoffmann rührt die Puppe, den Nußknacker, die Brummfliege, den Kater, den Floh u. ſ. w. nicht blos an, ſondern arbeitet ſie in das poetiſche Ganze eines wohlgerundeten, geiſtreichen Märchens hinein. Anderſen dagegen begnügt ſich z. B. ein Paar Porcellanfiguren, die unter dem Spiegel ſtehen, lebendig zu machen, ohne ihr Leben auf geiſtreiche Weiſe durchzuführen. Die Figuren klettern vom Tiſch herunter und verſuchen die Flucht durch den Schornſtein, finden aber die Welt draußen zu fremd und kehren wieder um, ohne ein einziges Abenteuer beſtanden zu haben.« (Den meiſten Märchen des Herrn Anderſen fehlt die Pointe; es ſind Bienen ohne Stachel.)

Wien. Der hier lebende Fürſt Conſtantin Czartoryiski, Bruder des Hauptes der polniſchen Emigranten in Paris, Fürſt Adam Czartoryiski, hat gegen die Güter-Sequeſtration ſeines Bruders Proteſt bei den hieſigen Landrechten eingelegt. Er ſtützt ſeine Hauptgründe darauf, daß, da nach den öſterreichiſchen Geſetzen keine Gütergemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau exiſtirt, die fraglichen Güter aber der Gemahlin des Fürſten (einer Sapieha) gehörten, die Beſchlagnahme unzuläſſig ſei. Fürſt Adam Czartoryiski hat den jetzt geführten Schlag längſt gefürchtet und die Güter ſcheinbar an ſeine Gemahlin abgetreten.

∴ Die ehemalige Berliner Liszt-Endemie oder auch Epidemie graſſirt jetzt unter uns; es läßt ſich mit Händen greifen, daß der Wiener Enthuſiasmus juſt den rechten Mann gefunden hat, wie denn zugleich Herr Liszt hier unter den Journaliſten etliche Männer gefunden hat, die er brauchen kann, weil ſie ſich gebrauchen laſſen und er dergleichen bekanntlich auch ſehr zu gebrauchen weiß. (Geſellſchafter.)

∴ Der Klavierpauker-Charlatan Liszt hat in ſeinem dritten Conzerte ein neues Steckenpferd, „Sonette de Petrarque", vorgeritten, das bei Haslingers Wittwe und Sohn gedruckt erſcheinen wird.

∴ Von einem 10-, ſage zehnjährigen Knaben, Namens Thomas Löwe, ſind bei Diabelli und Comp. „Trois Mazours pour le Pianoforte" erſchienen. In zehn Jahren kann aus dieſem Thomas Löwe ein Löwe Thomas werden.

∴ Der öſterreichiſche Staat zählt 35 Irrenanſtalten, wovon 13 auf das venezianiſche Gebiet, 9 auf die Lombardei, 4 auf Ober- und Niederöſterreich, 2 auf Tyrol, 2 auf Illyrien, 1 auf Böhmen, 1 auf Mähren und Schleſien, 1 auf Galizien und 1 auf das Küſtenland kommen. Ungarn und Siebenbürgen haben gar keine Narrenhäuſer, womit aber nicht geſagt ſein ſoll, daß es dort keine Narren gebe.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Papſt Alexander VI. ſchickte ſeiner Geliebten Vanozzia das linke Strumpfband der heiligen Jungfrau Maria mit einem Ablaßbriefe, worin es §. 7 heißt: Mulierem aut virginem, quae tempore, quo hanc ligaturam cruralem sanctissimam portat, cum bruto, monacho aut haeretico peccatum quodcunque carnale committit, eo ipso et auctoritate nostra papali inculpabilem declaramus, absolvimus et in integrum restituimus. (Dieſer Alexander VI., Vater der berüchtigten Lucrezia Borgia, war ein herrlicher Charakter!)

— In England war es in frühern Zeiten unter den Bühnendichtern Sitte geweſen, jene Dramen, welche von den Theaterdirektionen zurückgewieſen worden waren, drucken zu laſſen unter dem Titel „Verworfene Schauſpiele". Dieſer Titel zog die Leſewelt an und mehrere dieſer verworfenen Stücke gelangten nachträglich auf die Bühne und gefielen. Wir möchten glauben, ſagt ein Berliner Blatt, ſo Etwas könnte in Deutſchland auch geſchehen.

— Eine der intereſſanteſten Seltenheiten der Bibliographie iſt Aldrovisii „Geloscopia, s. divinatio ex risu". Neapel 1611, 4., ein Buch, das Leſſing, Nicolai und Weber auf allen Bibliotheken vergebens geſucht und das wir im vorigen Jahre in der Bibliotheca Tacconi in Neapel gefunden und woraus wir uns einige Auszüge gemacht haben, die wir bei paſſender Gelegenheit mittheilen werden.

Treffer und Nieten.

• In einem neuen philoſophiſchen Werke findet ſich folgender Satz: »Selbſt der wiſſendſte Menſch wäre viel wiſſender, wenn er nicht wüßte, was er weiß, und dagegen wüßte, was er nicht weiß. Unſer beſtes Wiſſen iſt das Wiſſen, daß wir nichts wiſſen.« (Weiſer Daniel!)

• Vorrecht, ſagt ein Wiener Blatt, iſt ein ſonderbares Wort. Vorrecht iſt Etwas, das *vor Recht geht*, d. h. über das Recht. Vorrecht iſt ein ſchlimmer Begriff.

• In X. iſt der neue Theatervorhang von der Polizei mit Beſchlag belegt worden, weil er ſich ohne Heimathſchein *niedergelaſſen* hat.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:
Ueber die
# jetzigen Bewegungen
in der
# evangeliſchen Kirche Deutſchlands.
Ein Votum
zur
Förderung des Friedens
abgegeben von
Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider,
Oberconſiſtorialdirector und Generalſuperintendent zu Gotha, Comthur des Herzoglich Sächſiſchen Hausordens.
Preis 10 Ngr.

Schmidt,
französisch-deutsches
und
deutsch-französisches
HANDWÖRTERBUCH.
2 starke Bände. **230** Bogen. **Preis 2** Thaler.

Zur Empfehlung dieses in vielen Schulen eingeführten Wörterbuches, das nach den stimmfähigen Organen das beste, vollständigste und billigste aller bisher erschienenen Wörterbücher ist, und dabei sich durch **grösseren und deutlicheren Druck und weisses Papier** vor andern Wörterbüchern auszeichnet, braucht nichts weiter als der Umstand angeführt zu werden, dass in dem Zeitraume von 5 Jahren über 23,000 Exemplare verkauft wurden.

Exemplare der achten Auflage sind in allen Buchhandlungen zu haben.

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen:
Dramatiſche Werke von Heinrich Laube.

1r. Band:	2r. Band:
Monaldeschi oder die Abenteurer.	Rokoko oder die alten Herren.
Tragödie in 5 Akten.	Luſtſpiel in [illegible] Akten.

Preis 1 Thlr.] Leipzig, J. J. Weber. [Preis 1 Fl. 30 Kr. C. M.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 187. Leipzig, 30. April 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Ein Luſtſpielſtoff.

Von E. Guide.

An einem naßkalten Novemberabende hielt ein Mieth-Cabriolet vor einem neuen Hauſe im Quartier Nôtre-Dame de Lorette. Gleich darauf ſprang ein junger Mann in einem weiten Paletot aus dem Wagen heraus und in das Hausthor hinein, näherte ſich der Portier-Loge und fragte mit nachläſſig hingeworfenem Tone nach einer der Einwohnerinnen dieſes Hauſes — Madame Saint-Achille — ſtieg dann zwei Treppen hinauf und trat, nachdem er im dunkeln Vorzimmer ſeinen Paletot abgeſtreift und auf einen Stuhl hingeworfen, in ein matt erleuchtetes, ſanft durchwärmtes, angenehm durchduftetes Zimmer, mit deſſen Beſchreibung ſich ganz bequem das erſte Kapitel eines modernen Romanes beginnen ließe. Die kurze geſchürzte Anekdote aber kann ſich bei dergleichen Schilderungen nicht lange aufhalten, und darum genüge es zu ſagen, daß dieſes Zimmer mit ausgezeichnetem Geſchmack und einer wunderbaren Fülle kleiner Rococo-Zierathen ſo reizend ausgeſchmückt war, daß wohl jeder meiner Leſer ſich bald darin heimiſch gefühlt hätte.

Die Dame des Hauſes, oder beſſer geſagt, die Göttin dieſes kleinen Tempels war eine reizendfriſche, ſinneprickelnde Schönheit von 20 bis 22 Jahren und, um mit einem Worte Alles zu ſagen, eine jener Frauen, die der geiſtreiche Verfaſſer der „**Nouvelles à la main**“ nach dem Namen ihres Kirchſprengels und Hauptquartiers „**Lorettes**“ getauft hat. Für uneingeweihte Leſer, welche Paris nicht näher kennen, ſei im Vorbeigehen noch hinzugefügt, daß eine Lorette nichts mehr und nichts weniger als eine Griſette auf Velinpapier, eine Griſette mit Goldſchnitt, eine Griſette **avant la lettre** iſt.

Als der junge Mann in jenes Zimmer trat, lag Madame Saint-Achille wollüſtig ausgeſtreckt auf einem Ruhebett, in einem Album blätternd, das aus den niedlichſten Zeichnungen Gavarni's zuſammengeſetzt war. Madame erhob ihren Kopf, warf einen zärtlichen Blick auf ihren Beſuch und ſagte dann mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote ſtand:

— Sie ſind's, Armand. Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie kommen!

— Sie haben mich rufen laſſen, Madame, erwiderte der junge Mann mit einer Kälte, die weder mit ſeinem Alter, noch mit ihrer Zärtlichkeit harmonirte.

— Entſchuldigen Sie, Herr Armand, erwiderte Madame Saint-Achille, nachdem ſie ſich erhoben und eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, entſchuldigen Sie, wenn ich Sie Anfangs mit ſo wenig Ceremonie empfangen habe; ich glaube, daß das Vergangene mir ein Recht zu ſolcher Vertraulichkeit gegeben, aber ich ſehe wohl an der Kälte Ihres ganzen Benehmens, daß ich mich in Ihnen getäuſcht habe. Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, einen Augenblick Platz zu nehmen?

Die Dame machte von Neuem eine tiefe Verbeugung und fing plötzlich aus vollem Halſe zu lachen an.

— Eh bien, liebe Henriette, begann Armand mit ſteinernem Ernſte, darf ich wiſſen, weshalb Sie mich ſo eilig haben rufen laſſen?

— Wiſſen Sie das wirklich nicht?

— Nein!

— Um die hohe Ehre und das köſtliche Vergnügen zu haben, Sie endlich nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen. Glauben Sie vielleicht, daß ich bereits geſtorben ſei? Haben Sie die Güte, ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Ich lebe noch und befinde mich, ob ich gleich ſchon ſeit länger als zwei Monaten das Glück Ihres Beſuches entbehrt habe, wohl, wohler als je …

— Und weshalb, Madame, haben Sie mich rufen laſſen?

— Weshalb? Beim Himmel, ich bewundere die Unverſchämtheit dieſer Frage.

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Daß ich mich in einer großen Verlegenheit befinde.

— Womit kann ich dienen?

— Ich blätterte vorhin im Album und ſuchte mir Coſtüme für die nächſten Maskenbälle. Ach, dieſer Gavarni hat ſo viel Geſchmack, ſo viel Eleganz, ſeine Masken ſind ſo neu und ſchön; ich möchte ſie alle haben. Aber unglücklicherweiſe iſt der diesjährige Carneval ſo kurz … ich muß mich beeilen, eine Wahl zu treffen und darum, ja nur darum …

— Haben Sie mich rufen laſſen?

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie dadurch von wichtigern Beſuchen abgehalten habe. Aber nein, Armand, ein viel wichtigerer Grund hat mich bewogen, mir die Freiheit zu nehmen, um Ihren Beſuch zu bitten. Es handelt ſich nicht vom Coſtüme, das ich auf dem nächſten Balle tragen will, ſondern von dem Cavalier, der bei den Feſten des Carnevals mein Begleiter ſein ſoll. Ich muß Sie bitten, mir einige Auskunft zu ertheilen. Sie kennen Herrn Leon de Renneville. Sein Benehmen gefällt mir. Das allein aber genügt nicht. Iſt er auch ſo reich, als er ſagt, eben ſo liebenswürdig, als er beim erſten Anblick zu ſein ſcheint? Iſt er ſanft, zärtlich, artig, zuvorkommend? Verlangt er nicht zu viel? Iſt er eiferſüchtig? Liebt er Bälle, Champagner, Galopps, Soupers? Schläft er bei Tag oder bei Nacht? Mit einem Wort, iſt er ein Cavalier, auf den man ſich vom erſten Neujahrstage bis zur letzten Nacht des Carnevals verlaſſen kann?

— Früher, liebe Henriette, habe ich Herrn von Renneville ziemlich genau gekannt. Er war ein junger Mann, ganz nach Ihren Wünſchen, immer guter Laune, außerordentlich vergnügungsſüchtig, ein luſtiger Geſellſchafter, ein unermüdlicher Tänzer, mit einem Worte Alles, was Sie haben wollen. Im Winter verſchwendete er die Einkünfte des ganzen Jahres in Paris und brachte die übrige Zeit auf einem öden Landgute ſeines Oheims zu. Bei dieſem Erſparungsſyſteme war es ihm möglich, den kleinen Fond ſeines Vermögens ſo gut als möglich zu conſerviren. Doch kann ich Ihnen nicht ſagen, wie ſeine Umſtände gegenwärtig beſchaffen ſind, denn ſeit länger als zwei Jahren habe ich ihn ganz aus dem Geſichte verloren.

— Zu etwas Anderm, lieber Armand! Iſt es wahr, daß Sie auf dem Punkte ſtehen, eine junge, reiche Perſon zu heirathen, in die Sie ſterblich verliebt ſind? Iſt es erlaubt, Ihnen meinen aufrichtigſten Glückwunſch darzubringen? Niemand, Sie wiſſen es, nimmt wärmern Antheil an Ihrem Schickſal, als Ihre ganz ergebene Dienerin; Niemand trägt heißere Wünſche für Ihr Wohl im Herzen, als Ihre einſt von Ihnen angebetete, jetzt treulos verlaſſene Dido.

— Danke, danke, Henriette, aber Ihre Wünſche werden nicht erhört werden. Die Heirath, von der Sie ſprechen, wird nicht zu Stande kommen; meine ganze Hoffnung iſt vernichtet.

— Ich verſtehe. Herr S. hält Sie für ſeine Tochter nicht reich genug. O dieſe herzloſen Bankiers! Sie können weiter nichts als Thaler zählen und wiſſen nicht, was Liebe iſt. Ich beklage Sie von ganzer Seele, mein Freund. Ach, darum ſehen Sie jetzt ſo blaß und melancholiſch aus. Armer Armand! Aber wiſſen Sie, daß es gar nicht klug von Ihnen iſt, ſich darum ſo abzuhärmen? Wenn Sie einen ſchlimmen Zahn und kein ſchmerzſtillendes Mittel haben, ſo iſt es das Klügſte, den Zahn auszureißen und in den Armen Ihrer Freundin den heilenden Balſam zu ſuchen. Der Carneval wird Ihnen Ihre Laune, Ihre Heiterkeit wiederbringen ...

— Nein, alle Vergnügungen ſind für mich abgeblüht! Es iſt hohe Zeit, an ernſtere Dinge zu denken. Nur einem reichen Manne, ſagte er, wolle er die Hand ſeiner Tochter reichen. Nun gut, ich will verſuchen, Reichthümer zu ſammeln.

— Und glauben Sie, guter Armand, daß das ſo leicht iſt?

— Hab' ich nicht Kraft und Muth? Morgen reiſe ich nach Havre und in acht Tagen gehe ich von dort nach Amerika. Leben Sie wohl, Henriette.

— Wie, ſchon jetzt? ſagte Madame Saint-Achille und hielt Herrn Armand mit thränenfeuchtem Blick zurück.

Die Scene drohte äußerſt rührend zu werden, als zum Glück die Kammerfrau mit beſtürzter Miene eintrat und der zärtlichen Lorette ſo leiſe als nur möglich den Namen „Monſieur Duroſier" ins Ohr flüſterte.

— Der Unausſtehliche, erwiderte Madame Saint-Achille. Immer kommt er zu unrechter Zeit!

— Herr Timoleon Duroſier? fragte Armand.

— Ja!

— Ein langer, magerer Mann?

— Und ſehr häßlich, fügte die Lorette hinzu.

— Ungefähr vierzig Jahre alt.

— Mindeſtens. Sie kennen ihn?

— Er iſt mein Nebenbuhler, der mir vorgezogen wird, der Die heirathen ſoll, die ich liebe.

— Ha, der Verräther! Aber hier bei mir darf er Sie nicht finden. Gehen Sie durch dieſe Thür hinaus ... mein Kammermädchen wird Ihren Rückzug leiten ... Auf Wiederſehen, mein Freund!

Gleich nachdem Armand das Zimmer verlaſſen, nahm Madame Saint-Achille wieder ihre nonchalante Lage auf dem Ruhebett ein, öffnete das Album und empfing dann mit himmliſcher Ruhe und dem unſchuldigſten Lächeln den kurz vorher angemeldeten Herrn Duroſier.

Der zukünftige Gemahl der Mademoiſelle S. wünſchte ihr einen guten Abend und ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha.

— Ich komme, um mich bei Ihnen zu verabſchieden.

— Sie verreiſen?

— Nein, ich heirathe.

Madame Saint-Achille, die auf dieſe bruske Antwort nicht vorbereitet war, wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte.

— Es mußte endlich ein Ende gemacht werden, fuhr Herr Duroſier fort. Ich werde älter und finde vielleicht morgen nicht mehr Das, was ſich mir heute darbietet. Die Vernunft erlaubt mir nicht, noch länger zu zögern. Ich muß mich von Ihnen losreißen, theure Henriette . . . , ein Opfer, das, glauben Sie es, mir viel Ueberwindung koſtet, denn Niemand, liebe Freundin, weiß Ihre guten Eigenſchaften beſſer zu würdigen, mehr zu achten, als ich. Sie waren immer ſo gut und treu und erhaben über jeden Argwohn. Empfangen Sie zur Belohnung für Ihre treue Liebe dies ſchwache Zeichen meines wärmſten Dankes, ſo ſchloß er ſeine Rede und überreichte ihr einen prachtvollen Schmuck, den er bis dahin in ſeinem Hute verborgen gehalten hatte. Der Anblick dieſer blendenden, funkenſprühenden Edelſteine verſcheuchte die Wolken, die ſich auf Henriettens Stirn zuſammengezogen und Anfangs Sturm und Gewitter verkündigt hatten; dennoch hütete ſie ſich, die Freude, die jetzt ihr Herz erfüllte, unverhüllt durchblicken zu laſſen. Kurz vorher hatte Armands Abſchied ihren Augen Thränen entlockt; ſie benutzte dieſe koſtbaren Thränen, um die Rolle, welche ihr die Umſtände ſouflirten, möglichſt treu durchzuführen. Herr Duroſier hatte große Mühe, ihren Schmerz zu beruhigen und Thränen zu ſtillen, welche den ſüßeſten Täuſchungen ſeiner Eigenliebe ſchmeichelten, und ſo kam es, daß ihm die Trennung ſchwerer wurde, als er im Voraus berechnet hatte.

Während dieſes Luſtſpiels ſtellte Armand auf der Straße die bitterſten Betrachtungen an.

— Dieſer abſcheuliche Menſch! Dieſer ekelhafte Duroſier! ſagte er zu ſich ſelbſt. Noch am Vorabende ſeiner Vermählung mit dem ſchönſten, anbetenswürdigſten Mädchen von ganz Paris, unterhält er mit Henrietten eine Liaiſon, die er vielleicht ſelbſt nach der Hochzeit noch nicht aufgeben wird. Arme, bedauernswerthe Amélie! O laß mich noch einmal die ſüßen, theuren Worte des Abſchieds leſen, die mir Deine Liebe, Deinen Kummer malen.

Armand trat jetzt in den Café Tartoni ein und zog hier das Briefchen aus der Taſche ſeines Paletot hervor, um es bei Lichte noch ein Mal durchzuleſen.

> »Mein theurer Freund. Verlieren Sie keine Zeit, und kaufen Sie heute Abend auf der kleinen Börſe ſo viel Papiere, als Sie auftreiben können. Ich bin im Beſitze einer äußerſt wichtigen Nachricht, die erſt morgen früh bekannt werden und ein außerordentliches Steigen unfehlbar herbeiführen wird. Beſuchen Sie mich gleich nach abgeſchloſſenem Kaufe; mit Sehnſucht erwartet Sie Ihr F. M . . . «

Armand hatte kaum die erſten Zeilen dieſes Briefes durchflogen, als ihm das Räthſel, auf welche Weiſe er in den Beſitz dieſes Briefes gekommen ſei, bereits gelöſt war. Der Paletot, den er in dem dunkeln Vorzimmer beim Weggehen erwiſcht hatte, war nicht der ſeinige, ſondern der des Herrn Duroſier, an den jener Brief, den er ſoeben geleſen, adreſſirt war. Nichts

Einfacheres und Natürlicheres, als dieſe Verwechslung der Paletots, herbeigeführt durch ein ſchlecht erleuchtetes Vorzimmer und durch die haſtige Eile ſeines Rückzugs. Die gleiche Form und die bequeme Breite des Paletot hatten ihm nicht erlaubt, dieſe Verwechslung eher zu bemerken, als erſt jetzt.

— Sogleich will ich zu Henrietten zurückkehren, denn ich mag durchaus nicht, daß Duroſier in meinem Paletot Amélie's Brief finde, mag durchaus nicht, daß er jene Zeilen leſe, die ſie nur für mich und nicht für ihn geſchrieben hat.

Als Armand vom Kaffeehaus auf den Boulevard hinaustrat, begegnete er einem ſeiner älteſten Bekannten, einem Wechſel-Agenten.

— Haben Sie nicht Luſt, fragte ihn dieſer, wieder einmal ein kleines Geſchäft zu machen?

Dieſe Frage ſank wie ein Blitzſtrahl in Armands Hirn.

— Es hängt ganz von Ihnen ab, heute ein ganz brillantes Geſchäft für mich abzuſchließen.

— Wirklich? Wiſſen Sie irgend eine Neuigkeit? Ich hoffe, daß Sie mir den Vorzug geben werden ... Sie wiſſen, ich bin Ihr Freund ...

— Ja, ein Freund, der mir ſchon oft Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gegeben hat, für die ich ihm ewig dankbar bleiben werde. Heute, jetzt, ſogleich, müſſen Sie mir einen neuen Dienſt erweiſen und mir Ihren Credit für ein Geſchäft leihen, bei dem viel zu gewinnen und nichts zu verlieren iſt.

— Wir theilen.

— Mit Vergnügen, und morgen früh hat Jeder von uns mindeſtens 200,000 Francs gewonnen.

— Abgemacht!

Armand zeigte ihm nun das Billet; der Agent erkannte die Handſchrift und rief: Das iſt ſicheres Geld! Ein Mann, der ſo geſtellt iſt, daß er Alles wiſſen muß! Schon ſeit lange argwohnte ich, daß er mit Duroſier in Verbindung ſtehe. Sein Sie unbeſorgt und rechnen Sie auf mich; in einer Stunde iſt die Sache abgemacht ... man vermuthet nichts und bietet von allen Seiten Renten aus ... ich kaufe Alles, was ich auftreiben kann, ſprach der Agent und rannte eilig fort, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

Als Armand Henriettens Wohnung erreicht hatte, war Duroſier bereits fortgegangen. Er hatte ruhig den Paletot ſeines Nebenbuhlers angezogen und ſich nach der Oper begeben, wo ſein Wechſel-Agent ihn erwartete.

— Laßt ſehen, ſagte er zu ſich, als er in den Foyer eingetreten war, was mein Freund mir zu ſagen hat. Man brachte mir ſeinen Brief in dem Augenblick, als ich in den Wagen einſteigen wollte, und ich hatte nicht mehr Zeit, als einen flüchtigen Blick auf ſeine Unterſchrift zu werfen. Iſt es Zeit zu kaufen oder zu verkaufen? Voyons, ſagte er und holte aus der Taſche des Paletot einen Brief hervor, den er haſtig öffnete, ohne die Adreſſe geleſen zu haben.

Herr Duroſier war nicht wenig erſtaunt, als er die drei erſten Zeilen las, die, überquellend von Liebe und Verzweiflung, anfingen: »Theurer Armand« und ſchloſſen: »ewige Liebe, unverbrüchliche Treue ... Deine Amélie.«

Dieſe Handſchrift war ihm leider nur zu genau bekannt. Einſehend, daß er den Paletot ſeines Nebenbuhlers erwiſcht habe, begriff er ſehr bald durch den darin gefundenen Brief, daß er doppelt getäuſcht, doppelt betrogen ſei, von Amélie und von Henrietten. Für Letztere kam dieſe Entdeckung glücklicherweiſe zu ſpät, denn ſie hatte bereits ihren Schmuck als Zeichen ſeines wärmſten Dankes zur Belohnung ihrer unverletzten Treue. Was Amélie anlangte, ſo war Herr Duroſier noch nicht einig mit ſich, ob er mit ihr brechen oder ſie dennoch heirathen ſolle. Sie hatte ja eine ſo ſchöne Mitgift! Sein zukünftiger Schwiegervater war ja einer der reichſten Bankiers!

Am andern Morgen ließ ſich Armand bei ſeinem Nebenbuhler anmelden.

— Wir haben einen Tauſch, oder richtiger geſagt, zwei Tauſche zu machen, ſagte er zu Herrn Duroſier.

— Ja, mein Herr … zuerſt einen Paletot und dann einen Brief …

— Was den Paletot anbelangt, der iſt bald getauſcht … was aber den Brief betrifft …

— Erklären Sie ſich, mein Herr!

— Ohne Zweifel haben Sie geleſen, was Amélie mir geſchrieben hat. Geſtehen Sie es frei und unumwunden. Um Ihnen dazu mehr Muth zu machen, bekenne ich Ihnen, daß ich das kleine Billet geleſen, das ich in Ihrem Paletot gefunden …

— Eh bien, mein Herr, ich geſtehe, Amélie's Brief geleſen zu haben.

— Und nicht wahr, Sie haben hierauf beſchloſſen, auf Amélie's Herz und Hand Verzicht zu leiſten?

— Im Gegentheil, mein Herr! Nach reiflicher Ueberlegung beſtehe ich jetzt mehr als je darauf, daß ſie mich heirathen muß. Das Billet iſt nichts Anderes, als eine jugendliche Verirrung … Amélie hat gute Grundſätze … ſie wird ſich beſſern und mich mit der Zeit lieb gewinnen. Ueberdem hat Herr S. mein Wort …

— Er entbindet Sie Ihres Worts, wenn Sie ihm das ſeinige zurückgeben. Dieſes Wort, das er Ihnen gegeben, iſt jetzt das einzige Hinderniß, welches der Erfüllung unſerer Wünſche im Wege ſteht.

— So viel mir bekannt, hat Herr S. Ihren Heirathsantrag ein für allemal zurückgewieſen.

— Ja, das geſchah früher, ſo lange ich noch arm war. Aber heute bin ich mit Einem Male reich geworden … ich habe nun 200,000 Francs.

— Alſo eine Erbſchaft?

— Das nicht. Ich habe mein Glück in der Taſche Ihres Paletot gefunden.

— Wie? Was? Das Billet? Und Sie haben es gemißbraucht?

— Zu dienen! Der Rath war gut, ich habe ihn befolgt und mein Schäfchen ins Trockene geführt.

— Schon dieſer Zug allein überhebt mich aller Schonung gegen Sie. Ich erkläre Ihnen, daß ich auf mein Recht beſtehe und Amélie heirathen werde.

— In dieſem Falle, mein Herr, behalten Sie Amélie's Brief und ich behalte den Ihres Correſpondenten.

— Und was gedenken Sie damit anzufangen?

— Ich will ihn als ein koſtbares Aktenſtück ſtrafbarer Induſtrie der Oeffentlichkeit übergeben, dem Urheber dieſes Briefes nachforſchen und ihn und Sie ins Verderben ſtürzen.

— Halten Sie ein, junger Freund, wir wollen uns gegenſeitig nicht übereilen. Sie lieben Amélie? Sie lieben ſie wirklich?

— Bis zum Wahnſinn!

— Gut, ich trete zurück, wenn Sie mir jenen Brief aushändigen.

* * *

Vier Wochen ſpäter las man in den Zeitungen unter den Neuvermählten:
»Armand T…   Amélie S…«

Marats Tod.

In der dießjährigen Kunſtausſtellung im Louvre bewundert jetzt ganz Paris eines der ſchönſten Gemälde Davids, „Marats Tod“. Auf dieſem Gemälde lebt der Tod. Ein kleines, nacktes Zimmer mit grauem, einförmigem Anſtrich, eine Badewanne, dann Marat mit zurückſinkendem Haupte, das die Badewanne ſtützt; die rechte Hand hängt ſchlaff über die Wanne heraus, die linke hält ein Papier, an welchem leichte Blutſpuren kleben; der Mund iſt halb geöffnet und in der Bruſt klafft die tiefe Wunde; von ihrem Urſprunge zeugt das rothgefärbte Meſſer, das am Boden liegt; kein lebendes Weſen im Gemach, keine Bewegung, kein Laut; Charlotte Corday hat ſich entfernt, das Auge ſucht ſie vergebens, und dennoch iſt es dem Geiſte, als ob er ſie noch ſchauen, mindeſtens ihre Tritte in der Vorhalle vernehmen müßte. Wenn man dieſes Bild des Todes einige Zeit unverwandt betrachtet hat, ſcheint es zu uns herauszutreten und erfüllt die Seele mit einem tiefen, unausſprechlichen Grauſen. — David war der Freund Marats. Die Inſchrift auf dem Gemälde: „A Marat, l'an deux“ beweiſt es, ſo wie die einzelnen überaus wahren Thatſachen, welche der Haupthandlung beigemiſcht ſind. Auf dem Papiere, das Charlotte Corday dem Ermordeten überreicht und das noch in deſſen kraftloſer Hand ruht, lieſt man: „M. A. Ch. Corday au Citoyen Marat. Il suffit que je sois malheureuse pour avoir droit à votre bienveillance“; daneben liegt eine Aſſignate mit den Worten: „Vous donnerez cet assignat à cette mère de cinq enfants dont le mari est mort pour la défense de la patrie“. Vielleicht hat dieſe Freundſchaft bei dem Künſtler, ſelbſt unbewußt, auf die Art und Weiſe eingewirkt, wie er das Geſicht des Todten dargeſtellt; wenigſtens klagt man ihn an, daß er Marats häßliche Züge ſehr verſchönert habe. Sonſt aber, und abgeſehen von allen politiſchen Gefühlen, die hier nichts zu ſchaffen haben, iſt dieſes Gemälde unbeſtreitbar das vollkommenſte in Anlage und techniſcher Ausführung von allen, welche David jemals gefertigt hat, und die Regierung kann nicht behaupten, daß ſie in ihrem Muſeum den Meiſter einer denkwürdigen Schule vollkommen beſitzt, ſo lange „Marats Tod“ nicht den ihm gebührenden Platz eingenommen hat. Bis jetzt gehört dieſes Gemälde einem Privatmanne, Herrn Chaſſagnole, welcher Eigenthümer einer höchſt werthvollen Bildergallerie iſt.

M. B.

Eprouvettes.

Eprouvettes heißen in der Gaſtronomie Gerichte von ſo anerkanntem Wohlgeſchmack, daß ſchon ihr Anblick in jedem richtig organiſirten Menſchen den Geſchmacksſinn zu ſüßer Thätigkeit weckt. Ein berühmter Gaſtronom theilt ſie in poſitive und negative und erklärt ſich darüber durch eine Anekdote aus dem Leben des Cardinals Feſch, eines Ehrenmannes in den Jahrbüchern der Gaſtronomie. Cardinal Feſch hatte mehrere geiſtliche Magnaten zu Tiſch gebeten. Am Morgen des großen Gaſtmahls wollte ein glücklicher Zufall, daß er zwei Steinbutten von ſeltener Schönheit zum Geſchenk erhielt. Sie Beide auftragen zu laſſen, wäre lächerlich geweſen. Gleichwohl wünſchte der Cardinal, ſie Beide zu zeigen, und ſprach deshalb mit dem Küchenchef. »Ich werde das einrichten,« antwortete dieſer nach kurzem Beſinnen. Das Diner begann. In gehöriger Folge erſchien eine der zwei Steinbutten. Allgemeine Senſation, allſeitig gaſtronomiſcher Enthuſiasmus. Das war der Moment der Eprouvette poſitive. Der Haushofmeiſter winkt. Zwei Diener heben das Ungeheuer von der Tafel, um es ihm zum Anſchneiden zu bringen. Einer der Diener gleitet aus, fällt — Schüſſel und Fiſch ihm nach. Die Kirchenfürſten erblaſſen; ſtumm und ohne Regung ſitzen ſie Alle. Das war der Moment der Eprouvette negative. Der Maitre d'hôtel wendet ſich zu den anderen Dienern und befiehlt ihnen, eine andere Steinbutte zu bringen. Sie bringen die zweite Steinbutte und ſetzen ſie auf die Tafel. Das war der glänzend erneuerte Moment der Eprouvette poſitive.

(Abendzeitung.)

Eine Myſtifikation.

In dem von Eduard Boas herausgegebenen Taſchenbuche „die deutſche Flagge" befindet ſich folgendes Gedicht:

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die Blouſen ſtehen bleiben,
Wo die helle Reverbère
Strahlt durch blankgeputzte Scheiben —

Wo mit gold'nen Lettern: „Biaut"
Schon von Ferne iſt zu ſchauen:
Thront die ſchönſte aller Frauen
Von der Spree bis zum Ohio!

Zwei ſüdſchwarze Augen blicken
Sittſam auf die griech'ſche Naſe;
In dem goldgerahmten Glaſe
Spiegelt ſich der weiße Rücken.

Dunkle Locken wallen nieder
Auf des Buſens reinſten Sammet;
Von dem enggepreßten Mieder
Eine Demantbroche flammet.

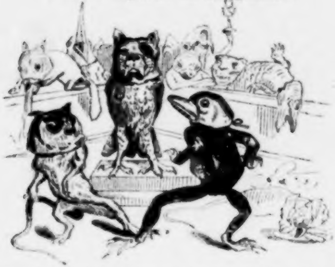
Kalt und unbeweglich bleibt ſie, —
Wie auch wechſeln die Gerichte, —
Kalt und unbeſtechlich ſchreibt ſie
Die „Reſtaurationsgeſchichte".

Den Garçons winkt ſie verſtohlen,
Daß kein Gaſt unduldſam warte,
Daß nicht fehle was befohlen:
Eine Wahrheit ſei die Charte!

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die großen Spiegelthüren,
Kann für dreißig Sous, auf Ehre!
Man ganz allerliebſt diniren.

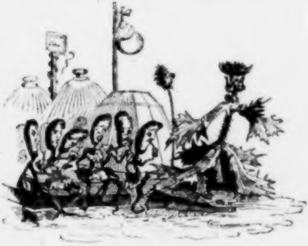
Dies Gedicht iſt unterzeichnet „Heinrich Heine". Der wahre Verfaſſer aber iſt Herr David Kaliſch, der uns erſucht hat, dieſe Myſtifikation, die ſich ein Anderer mit Herrn Boas erlaubt hat, öffentlich zu rügen, ihn ſelbſt aber von dem Verdachte zu reinigen, als wolle er eines ſeiner Gedichte unter fremder Flagge in die Leſewelt einſchmuggeln.

Ein Stiergefecht im „Tageblatt“.



(Der Mittelſte mit dem verbundenen Auge iſt allem Anſchein nach ein „Köter“.)

Ein Schöngeiſt und ſein Anhang



oder

Prunkſt Du mit mir, prunk ich mit Dir!

Zapfenſtreich.

Algier. Den Gänſemarſch, den die deutſchen Studenten auf einigen Univerſitäten eingeführt haben, machen die Franzoſen in Algerien im Großen nach. Sie hängen ſich an Abd-el-Kader und folgen ihm nach, wohin er geht.

Athen. Der Advokat Zerſudis iſt zum Archivar und Bibliothekar der Kammer ernannt worden.

Berlin. Fräulein Charlotte von Hagn hat, bei ihrem Scheiden von der königlichen Hofbühne, von der Königin von Preußen, zum Andenken an ihre gelungenen Leiſtungen, ein koſtbares Armband erhalten.

∴ Wir ſind ermächtigt, dem allgemein verbreiteten Gerüchte, daß die königliche Schauſpielerin Madame Birch-Pfeiffer beabſichtige, die Direktion des Joſephſtädter Theaters in Wien zu übernehmen, auf das Allerbeſtimmteſte zu widerſprechen. Jenes Gerücht iſt eine vollkommen grundloſe Erfindung.

∴ Auf der Königſtädter Bühne hat Madame Julius, vom Caſſeler Stadttheater, als Pfefferröſel im Birch-Pfeiffer'ſchen Schauſpiele gleiches Namens debutirt und vielen Beifall eingeerntet.

∴ Im Verlage von A. Hofmann und Comp. iſt erſchienen: „Die Proſtitution in Berlin und ihre Opfer, nach amtlichen Quellen und Erfahrungen. In hiſtoriſcher, ſittlicher, mediziniſcher und polizeilicher Beziehung beleuchtet." Seit dem Erſcheinen des berühmten Werkes des Franzoſen Parent-Duchatelet, „über die Proſtitution von Paris", ſind mancherlei Nachahmungen, mit Berückſichtigung der Berliner Verhältniſſe, herausgegeben worden, ohne ſich indeß einer ſonderlichen Beachtung zu erfreuen. Dem vorliegenden Werke möchten wir dagegen eine günſtigere Prognoſe ſtellen, denn wenn es auch dem berühmten franzöſiſchen Vorbilde in Bezug auf ſtatiſtiſche und mediziniſche Gründlichkeit bei Weitem nicht gleichkommt, ſo iſt es doch, ſo weit es als Sittengemälde erſcheint, von einer löblichen Ausführlichkeit, wie ſie die Zeit, welche die unſittliche Prüderie des vorigen Jahrhunderts überwunden hat, und die daran ſich knüpfenden Verſuche zu einer Heilung des Uebels verlangen.

Boſton. Der hieſige Buchdrucker Dickinſon hat wohl die größte Buchdruckerei in der ganzen Welt. Die Offizin nimmt einen Flächenraum von 14,283 Quadratfuß ein, welche 15 beſondere Räume umfaſſen und von 100 Fenſtern bei Tage und eben ſo vielen Gasflammen des Nachts erleuchtet werden. In dieſen Räumen ſtehen: eine Dampfmaſchine von 10 Pferdekraft, 3 Adams-Power-Preſſen, 2 Napier-Preſſen, 2 Kupferplatten-Preſſen, 3 Rotations-Preſſen, 2 Ruggle-Job-Preſſen, 11 Handpreſſen, 2 Preſſen zum Guillauchiren, eine hydrauliſche Preſſe, 4 Standing-Preſſen, eine kleine Power-Preſſe, 2 Papier-Schneide- und 3 Karten-Schneide-Maſchinen, 4 Maſchinen zum Abglätten von Stereotypen, wovon 2 durch Dampf bewegt werden. Die Offizin hat 2 große Ziſternen, welche 1000 Gallonen Waſſer vertheilen, die mittelſt 550 Fuß Röhren durch alle Theile der Anſtalt geleitet werden. — Die verſchiedenen Preſſen haben im Laufe des vorigen Jahres über 6 Millionen Bogen Papier (nur?) bedruckt, die, der Länge nach gelegt, den atlantiſchen Ocean überſpannen würden. Die Schrift- und Stereotypen-Gießerei verbraucht im Jahre 50,000 Pfund Metall.

Breslau. Der Wirkliche Geheime Rath und ehemalige Ober-Präſident, Dr. von Merckel, iſt hier im 71ſten Jahre geſtorben.

Brüſſel. Der Eigenthümer des rein katholiſchen „Journal de Bruxelles" und ſein Bruder ſind in den Adelſtand erhoben worden. Das gute Belgien wird von Tag zu Tag katholiſcher.

∴ Die königliche Commiſſion für Geſchichte hat zwei neue Werke herausgegeben, ein Supplement zu Mouskes bekannter Chronik, und den erſten Band des geſchichtlichen Gedichts vom „Schwanenritter und Gottfried von Bouillon", mit einer gelehrten Abhandlung über den Urſprung, das Weſen und die Umgeſtaltung der Schwanenſage". Der Verfaſſer dieſer Einleitung iſt der königliche Bibliothekar Baron von Reiffenberg.

Dresden. Die Acht, welche das Wiener Cabinet über den Geſammtverlag der Leipziger Buchhändler Reclam und Wigand ausgeſprochen hat, wird wahrſcheinlich zum Gegenſtande einer Interpellation an die Miniſter gemacht werden. Man will, daß die ſächſiſche Regierung, auf diplomatiſchem Wege, ſich eine andere Motivirung der auffallenden Maßregel ausbitte, als die in dem kaiſerlichen Dekret enthaltene, welches die Betheiligten, in ihrer offenen Erklärung, als in den Thatſachen unrichtig, und als ihre bürgerliche Ehre auf das Schwerſte beleidigend, angegeben haben. Wenn Bücher, welche der ſächſiſchen Cenſur unterlegen haben, als „hochverrätheriſch“ oder, wie es ſogar heißt, als „mordbrenneriſch“ bezeichnet werden, ſo mag allerdings eine Regierung nicht nur befugt, ſondern auch verpflichtet ſein, die von ihr abhängige Behörde zu vertreten und wenigſtens einen auf Recht begründeten Beweis jener ſchweren Anklage zu verlangen. Es mag wohl ſein, daß von hier aus über die nahe Gebirgsgrenze manche unwillkommene Bücher geſchmuggelt werden, aber für dieſe geheime Privat-Induſtrie braucht doch wahrlich die Regierung nicht ſolidariſch einzuſtehen! (Spen. Zeit. Nr. 86.)

Frankfurt. Das große Loos von 100,000 Gulden der hieſigen Lotterie iſt auf Nummer 345 gefallen, aber Niemand meldet ſich dazu.

∴ Karl Simrock hat in einem, in dieſen Tagen hier (bei Brönner) erſchienenen Werkchen, „Doktor Fauſt, Puppenſpiel in vier Aufzügen“, den Verſuch gemacht, das alte Puppenſpiel vom Doctor Fauſt wiederherzuſtellen, eine Bemühung, für welche ihm die Freunde des alten deutſchen Volks-Dramas ſchon aus dem Grunde verpflichtet ſein müſſen, weil er dadurch eine Menge von geſundem Witz, der in der Rolle des Casperle ſich ausſpricht, und der ſonſt ſo viel Anklang unter den Zuhörern fand, uns erhalten hat. Iſt gleich dieſer Witz mitunter etwas draſtiſch, ſo dürfte er doch in einer Zeit, wo man den harmloſen Scherz kaum mehr, weder im Leben noch auf der Bühne, antrifft, wohl einmal wieder zu beachten ſein.

Hamburg. Dem. Carlotta Griſi, die erſte Balletttänzerin der großen Oper in Paris, beſucht uns im Laufe dieſes Sommers, um auf dem Stadttheater einen Gaſtrollencyclus zu geben und die drei Ballete „Giſele“, „Peri“ und „Paquita“ in Scene zu ſetzen. Dem. Griſi erhält für zwölf Gaſtrollen 24,000 Francs und freie Wohnung.

Krakau. All jenen galiziſchen Bauern, welche an dem Befreiungskriege gegen Wieliczka Theil genommen hatten, iſt ein Centner Salz verſprochen worden.

Leipzig. Deutſchland nimmt in der Eiſenbahnſache eine ehrenwerthe Stelle ein. Im Jahre 1844 ſind in Deutſchland größere Bahnſtrecken eröffnet worden, als in allen europäiſchen Ländern zuſammen genommen, nämlich 72¼ Meilen. Zu Ende jenes Jahres wurden über 324 Meilen Eiſenbahnen befahren, und ſeitdem iſt viel hinzugekommen; 500 Meilen waren in der Ausführung begriffen und gegen 500 projektirt. Bis zum Jahre 1850 ſollen, wenn das Glück und die Landſtände gut ſind, gegen 1000 Meilen fertig ſein, und mit 1200 Meilen iſt das Eiſenbahnnetz im Großen fertig.

∴ Bei der Gelegenheit kann ſich der Leſer noch einige Zahlen merken, nämlich daß es gegenwärtig 225 Millionen Chriſten auf der Erde, 4–6 Millionen Juden, 100 Millionen Muhamedaner, 400 Millionen Anhänger des Brama, Buddha und Dalai-Lama giebt. (Dorfzeitung.)

∴ Bei Otto Wigand erſcheint ein neues kritiſches Journal, „Literatur- und Kunſtbericht“, unter den Auſpicien des durch ſein geſundes und gediegenes Urtheil ehrenwerthen Profeſſors Oswald Marbach.

∴ Oettingers Ergebniß ſeiner Herbſtreiſe (1845) nach Italien — „Venetianiſche Nächte“, Otto Wigand, 2 Bde. — verläßt eben die Preſſe. (Marbachs Lit.- u. Kunſtbericht.)

∴ Bei Philipp Reclam jun. erſcheint im Laufe dieſes Monats die zweite Auflage von Oettingers Novelle „Graf Saint-Germain“.

∴ Ein Frankfurter Correſpondent der „Leipziger Zeitung“ ſchreibt: in Frankfurt werde nächſtens Heinrich Laube's „Gottſched und Gellert“ aufgeführt, dann aber gleich darauf ein neues Podium gelegt. (Sehr begreiflich! Nicht alle Bretter ſind ſtark genug, ſolchen Stoff zu vertragen!)

∴ Das Poſſenſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke“ iſt auch hier zur Aufführung angenommen. Wir ſind weniger auf den Erfolg des Stückes, als auf die Beſetzung deſſelben neugierig. Wer wird die Eva, wer den Adam und wer den Panckoucke, die Läſtrei der Poſſe, ſpielen???

∴ Der große Privatdocent Heinrich Wuttke, der jeden Morgen einen Polen, jeden Mittag einen Franzoſen und jeden Abend ſich ſelber vernichtet, iſt nun ernſtlich geſonnen, bei günſtiger Witterung auch den Redakteur dieſes Blattes zu vernichten. (Es giebt höchſt unſchädliche Käuze, die im Zorne am poſſirlichſten ſind.)

∴ Die knabenhafte Wuth, die Herr p. p. Wuttke gegen Frankreich und Polen hat, ſchreibt ſich von ſeinem kurzen Aufenthalte in Paris her, wo er, der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig, eine noch weit kläglichere Rolle als in Leipzig geſpielt haben ſoll. Ein

Abzugskanal ſeiner knabenhaften Wuth iſt der „Augsburger Kinderfreund“, der ſich durch Mitarbeiter, wie Herr Wuttke und Conſorten, um den letzten Reſt ſeines ehemaligen Credits bringt.

London. Englands Staatsſchuldenlaſt hat ſich in den letzten zehn Jahren von 1834—1844 blos um die ganz winzig kleine Kleinigkeit von 673,787 Pfd St. (etwa 4,716,509 Thaler) jährlicher Zinszahlung vermehrt.

∴ In ſämmtlichen Synagogen des britiſchen Reiches iſt am erſten Tage des Paſſafeſtes, zwiſchen dem Vortrag des 46ſten und 150ſten Pſalmen, ein jüdiſches Dankgebet für die Siege der britiſchen Truppen in Indien abgehalten worden.

∴ In den Anſchlägen über die Koſten des britiſchen Muſeums, welche dem Unterhauſe vorliegen, befindet ſich auch ein Poſten von 10,000 Pfund (ungefähr 70,000 Thlr.) zur Anſchaffung gedruckter Bücher. Die Abtheilung für den Ankauf von Handſchriften und für den Einband der Bücher iſt von der Ankaufs-Abtheilung durchaus getrennt. Für die Erſtere ſind bis jetzt ungefähr 4500 Pfd. und für die Letztere 2500 Pfd. verausgabt worden.

∴ Der neueſte Band der Schriften der Shakeſpeare-Society enthält ein ſogenanntes Interlude oder allegoriſches Stück, in der Art der alten franzöſiſchen Moralités, „the marriage between wit and wisdome“ (die Ehe zwiſchen Witz und Weisheit), das der Geiſtliche Herr Larking in der reichen Bibliothek des Sir W. Dering aufgefunden hat. Außer der Eigenthümlichkeit des Stücks hat es auch noch das Verdienſt einer großen Seltenheit, denn der ſonſt ſehr genaue Geiſtliche, Herr A. Dyce, hatte geradezu erklärt, daß ein ſolches Drama nie vorhanden geweſen ſei. Der gegenwärtige Abdruck iſt nach einer Handſchrift in Quart gemacht, die ſehr ſchlecht conditionirt war; indeß hat man bei dem Abdruck keine Ergänzungen gewagt, ſondern die Abſchrift in ihrer ganzen Unvollſtändigkeit abgedruckt. — Ein eben ſo großes Intereſſe für die Freunde der alten engliſchen Literatur haben Herrn Halliwells Bemerkungen über die Literatur Shakeſpeare's, ſeiner Zeitgenoſſen und ſeiner Familie, in denen manches Neue und Anziehende vorkommt.

∴ Von dem bekannten Geiſtlichen Milman iſt ein neues „Life of Horace“ mit Kupfern (Portraits und Anſichten römiſcher Gegenden) erſchienen.

München. Unſer gutes Publikum iſt tief gerührt, daß ein Theil unſerer Ariſtokratie ſich herabgelaſſen, ihm neulich im Odeon zum Beſten der Armen eine franzöſiſche Komödie, „le mari de la veuve“, von Alexander Dumas, vorzuſpielen und ihm dann noch extra einige lebende Bilder zu zeigen, in welchen alle Schönheiten Münchens „in all' ihrem Reize glänzten“. Im Luſtſpiele gab Graf Mejean, Ober-Hofmarſchall der Herzogin von Leuchtenberg, den Paul de Bertpré, Baron Hotteville den Leon Auvray und Gräfin Anna Taſcher die liebenswürdige Wittwe. Am Schluſſe der erſten Abtheilung gab der Staatsrath Franz von Kobell einige hübſche Gedichte in baieriſcher und oberpfälziſcher Mundart zum Beſten. Die zweite Abtheilung begann mit den lebenden Bildern. Das erſte Bild aus dem Decameron, nach dem Bilde von Winterhalter, dargeſtellt durch die Gräfin Arco-Vallay, Gräfin Gumpenberg (Tochter des Prinzen Carl), Gräfin Leiden, Baroneſſe Fräulein Karg, Gräfin Padmor-Hartmann, Gräfin De Roi-Taſcher und Gräfin Walbner-Taſcher (Verwandte Napoleons durch Joſephine), den Grafen Gumpenberg, Grafen Bergheim und Herrn von Schüller. Zweites Bild: Scene aus dem griechiſchen Freiheitskriege, Gräfin Drechſel (Tochter des Prinzen Carl), Gräfin Fräulein Anna Taſcher, Gräfin Bergheim-Eichthal, Fräulein von Schlichtegroll, Baron Karg, Herr von Maciardelli, Graf Baſſenheim und Gräfin Baſſenheim (geb. Prinzeſſin Wallerſtein), welche als Krone des Bildes in ihrer hohen Schönheit ſtrahlte. Drittes Bild: Der Improviſator. Die beiden Gräfinnen Fräulein Paumgarten, Gräfin Caroline Taſcher, Gräfin Stephanie Taſcher und Gräfin Yrſch, Graf Caſtiglioni, Graf Gumpenberg und Graf Guillenſtröm. Viertes Bild: Scene aus den Kreuzzügen (Marmorbild), arrangirt von Herrn H. von Mayr, Kabinetsmaler des Herzogs Max in Baiern. — Der Zudrang zu dieſem außergewöhnlichen Spektakel war ſo groß, daß am Tage der Aufführung für manche Eintrittskarte 30 bis 40 Gulden bezahlt worden iſt. Im Ganzen ſollen 3000 Gulden eingegangen ſein.

∴ Die in öffentlichen Blättern mitgetheilte Adreſſe der Bürger aus der Pfalz an die baieriſche Ständeverſammlung iſt gegen die Cenſur und auf Wiederherſtellung der Preßfreiheit gerichtet. Es wird darin verſichert, die Stimmung des Landes ſei keine erfreuliche und das ſchöne Vertrauen, das einſt zwiſchen den Ständen und der Regierung geherrſcht, ſei geſtört. Das hätte nicht geſchehen können, wenn die Stimme des Volkes bis zu den Stufen des Thrones hätte gelangen können. Es werden Beiſpiele von Cenſurwillkür angeführt und darauf die Bitte um Aufhebung der Cenſur begründet. (Natürlich wird dieſe Bitte nicht berückſichtigt werden.)

New-York. E. M. Arndts bekanntes Lied „Was iſt des Deutſchen Vaterland" iſt mit den deutſchen Anſiedlern auch nach Amerika gedrungen. Bei einem demokratiſchen Fackelzuge in Columbus (Staat Ohio) ſtimmte der deutſche Liederkranz jene vaterländiſche Weiſe an; die letzte Strophe lautet hier zu Lande:

»So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Da ſoll es ſein,
Auch in Amerika ſoll es ſein!«

Paris. Seit Kurzem ſind in den vornehmſten legitimiſtiſchen Kreiſen der Vorſtadt St. Germain ſeltſame Gerüchte in Umlauf. Die legitimiſtiſche Partei ſoll mit einem auffallenden Vermählungsplane umgehen. In einem General-Congreß der angeſehenſten Führer der alten Ariſtokratie ſoll beſchloſſen worden ſein, daß ſich eine Deputation zu dem Herzoge von Bordeaux begeben ſolle, um ihn im Namen ſeiner Partei zu bewegen, ſich mit der Tochter des Fürſten Czartoryiski zu vermählen und, falls dieſe Vermählung in Europa Anſtoß fände, ſich mit ſeiner Gemahlin nach Amerika zu begeben, um dort die Ereigniſſe abzuwarten.

∴ Auch der Biſchof von Chartres hat einen Hirtenbrief publicirt, worin er die frommen Seelen ſeiner Gemeinde auffordert, den unglücklichen Polen Unterſtützung zu gewähren. Nebenbei ſchimpfen der Herr Biſchof auf Herrn Guizot und den Kaiſer von Rußland.

∴ Alexander Dumas ſagte in ſeinem Geſuche an den Herzog von Montpenſier, ſein Theater nach demſelben nennen zu dürfen: daß das Volk es ſchon ſo genannt habe und daß des Volkes Stimme Gottes Stimme ſei. Der Prinz antwortete ihm darauf: »Nachdem ich darüber nachgedacht habe, bin ich Ihrer Meinung, mein lieber Dumas, daß das alte Sprichwort „Vox populi, vox dei" in der That hoch zu achten iſt. Und ſomit ſtehe ich nicht an, meinen Namen auf den Triumphbogen des Herrn Alexander Dumas zu ſchreiben.«

∴ Unſere Bühnen haben in der letzten Zeit viele Neuigkeiten gebracht, das Théâtre français die „Fille du Régent", von Alexander Dumas, die große Oper ein neues Ballet, „Paquita", das Gymnaſe zwei neue Luſtſpiele von dem ewig jungen, ewig ſchöpferiſchen Eugen Scribe, „le mari qui se dérange" und „Geneviève", das Gaité-Theater ein neues Spektakelſtück, „Jean Baptiste ou le coeur d'or", und das Palais-Royal ein neues Luſtſpiel, „Le nouveau Juif errant", von M. Varner.

∴ Die zwei neueſten Luſtſpiele des Herrn Scribe ſind allerliebſt. Man kann ſich nichts Zarteres denken, als ſeine „Geneviève". Nur Ein Akt, nur drei Perſonen, aber welch hübſcher Stoff! Die Eiferſucht eines Vaters, der in jedem Freier einen Nebenbuhler ſieht, welcher ihm die Liebe ſeiner Tochter entziehen will. Und welch feine, geiſtreiche Behandlung dieſes Stoffes! — Im zweiten Luſtſpiele, „Un mari qui se dérange", iſt nur der zweite Akt von Scribe. Die Verfaſſer, Cormon und Grange, gaben es ihm zur Durchſicht. Wie erſtaunten ſie, als ſie das Stück zurückerhielten und einen ganz neuen, viel beſſern zweiten Akt von Scribe's Hand fanden. Sie wollten, er ſolle die Ehre und das Honorar mit ihnen theilen, er aber lehnte es ab. (Die franzöſiſchen Schriftſteller leben doch noch viel collegialiſcher als die deutſchen!)

∴ Von dem bekannten legitimiſtiſchen Schriftſteller Alfred Nettement iſt die zweite Abtheilung ſeiner „Etudes critiques sur le feuilleton-roman" (33 Bände) erſchienen.

∴ Jules Janins „Clarisse Harlowe" mit einem Verſuch über das Leben und die Schriften Samuel Richardſons, ſcheint dem blaſirten Gaumen der Pariſer Leſewelt wenig oder gar nicht zu munden. Man findet den alten engliſchen Roman nüchtern, fad und abgeſchmackt, und begreift nicht, was den dicken Jules Janin bewogen haben kann, dieſe Clariſſe aus der Rumpelkammer der Vergeſſenheit hervorzuholen.

∴ Baron von Bazancourt hat eine „histoire de la Sicile sous la domination des Normands" erſcheinen laſſen.

Peſth. Das deutſche Theater hebt ſich aus den mißgünſtigen Verhältniſſen, welche ihm von Seiten des uſurpatoriſchen Magyarismus in früheren Zeiten bereitet wurden. Der Theaterdirektor Forſt completirt ſeine Rollenfächer durch gute Individuen, und es folgt raſch eine Novität der andern. Im Schauſpiel, in der Oper und in der Poſſe ſind einzelne Künſtler da, die auf dieſen Namen in der That Anſpruch machen können, und ſo ſteigert ſich der Beſuch, ſo ſehr auch die magyariſchen Journale dagegen opponiren.

∴ Unſere Conzertſaiſon zieht ſich flau hin. Thalberg hämmerte ſich um ſein Bischen Ruf und ließ kalt. Dreiſchock arbeitete mit der Linken und kam doch nicht zu etwas Rechtem.

∴ Auch den Luftſchiffer Lehmann haben wir hier gehabt. Er ſtieg zwei Mal in der Höhe luftiger Regionen und beſah ſich von ſeinem Standpunkte unſere treffliche Umgegend. Nichts als Haide, und zur Abwechslung Wüſte. Gutzkow's „Dreizehnter November", der auch hier Fiasko gemacht, iſt ein Eden gegen dieſe Umgebung, die man auch eine Gegend nennt.

∴ Die Joſefs-Bildergallerie iſt eröffnet worden. Das Gebäude iſt ſehr ſchön, und wenn nicht eine Schildwache vor der Thüre ſtände, würde man glauben, es ſei kein Muſeum da. Die Säle ſind leer, wie Laube's Dramen.

∴ Die deutſche Journaliſtik hat inſofern die Sympathien für ſich, als ſie die meiſten Abonnenten und Leſer zählt. Während jedes ungariſche Journal ſeiner Parthei huldigt, und deshalb auf die erſten Grenzen dieſes Leſekreiſes angewieſen iſt, nehmen die deutſchen Journale das juste milieu ein, und drehen ſich nach dem Winde. Der „Ungar" iſt das verbreitetſte und zugleich beliebteſte Blatt. Mahler, der bekannte journaliſtiſche Raufbold, ficht darin mit Witz und Muth. Er iſt der Wortführer der hieſigen deutſchen Kritik, und als ſolcher beſitzt er wohl beißende Schärfe und Originalität, aber wenig intelligentes Wiſſen. In dieſem iſt ihm Levitſchnigg, der Feuilletoniſt der „Peſther Zeitung", überlegen. Doch ſchlägt bei ihm der Dichter minder den Kritiker, denn ſeine Proſa iſt ein ungereimter Vers. Der „Spiegel" iſt ein freundliches, gern geleſenes Blatt und fürchtet ſehr den Tadel. Der Redakteur, Herr Roſenthal, iſt Bourrie Nr. 2.

∴ Herr Mahler hat in der Saphir-Pokorny'ſchen Angelegenheit einen Artikel im „Ungar" gegen Pokorny geſchrieben, in dem er Satyre und Wahrheit mit mehr Ueberlegung vereinte, als es ſonſt Sache Mahlers iſt, der gern mit Knütteln d'rein ſchlägt. Der große Pokorny hat ihn nun bei der Statthalterei verklagt, und dringt auf deſſen Auslieferung nach Wien. Man iſt auf den Ausgang des Prozeſſes geſpannt, denn Mahler iſt vom hieſigen Magiſtrate ſchon ein Mal mit einer Geldſtrafe von 12 Gulden C. M. belegt worden, weil er einen untergeordneten Schauſpieler getadelt hatte. — Wie viel müßte wohl Herr Oettinger gezahlt haben, wenn ihm jedes Urtheil über einen ſchlechten Schauſpieler 10 Gulden gekoſtet hätte?*)

Petersburg. Am 1. April ſtarb nach kurzer Krankheit der Senior der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaft, ordentlicher Akademiker und wirklicher Staatsrath Sagorski.

Prag. Am Oſtermontage wurde unſer Schauſpielhaus unter der neuen Direktion des Herrn J. Hoffmann mit einem eigends zu dieſer Gelegenheit verfaßten Feſtſpiele von J. E. Hickel eröffnet, dem das Schauſpiel „Moliere" folgte. Der neue Direktor wurde bei ſeinem Erſcheinen auf der Bühne mit allgemeinem Applaus empfangen und am Schluſſe des Feſtſpieles gerufen. Gleiche Ehre widerfuhr Herrn Gropius, der ein wundervolles Panorama von Prag gemalt und aufgeſtellt hatte; er wurde auch nach dem Erſcheinen des Fürſtenzimmers im dritten Akte gerufen. Der Andrang war ſo groß, daß ſchon Tags zuvor keine Loge und kein Sperrſitz mehr zu haben war, und das Stück auf Verlangen am folgenden Tage wiederholt werden mußte. Arrangement und Coſtümes waren geſchmackvoll und reich; von den neu an dieſem Abende vorgeführten Mitgliedern errang Dem. Brunner die Gunſt des Publikums am meiſten.

∴ Die in Bremen gefeierte Sängerin Madame Hoffmann (Gattin des neuen Direktors) wird zuerſt als Norma auftreten. Herr Hoffmann hat den Ertrag dieſer Vorſtellung, gewiß eine der beſuchteſten (es iſt der Vorabend des Geburtstages Seiner Majeſtät) den Wohlthätigkeits-Anſtalten Prags gewidmet.

∴ „Gottſched und Gellert", von Heinrich Laube, iſt für die ganze Monarchie zur Aufführung verboten worden. (Wir glauben eher aus Sanitäts-Rückſichten als aus cenſurlichen.)

∴ Gleiches Verbot traf das Schauſpiel „Marie Anne oder eine Mutter aus dem Volke" und „die Geſellen".

∴ Das Verbot von Reclams und Wigands Verlagsbüchern erregt auch hier viel Senſation. Ihre Verlagswerke werden deſto fleißiger geleſen werden.

∴ Vor einigen Tagen erſchoß ein Gemeiner des hier garniſonirenden Infanterie-Regiments „Graf la Tour" ſeinen Unteroffizier.

Rom. Seit vielen Jahren erinnert man ſich nicht, ſo viele Fremde hier geſehen zu haben, als gegenwärtig. Unter dieſem Schwarme macht ſich der Eremit von Gauting (Freiherr von Hallberg) und der däniſche Dichter Anderſen bemerkbar.

Strasburg. Dr. G. Weil, aus Frankfurt am Main, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der lateiniſchen Literatur an der hieſigen Univerſität ernannt worden.

---

*) x Thaler!

C. M. O.

Venedig. Fanny Elßler hat uns wieder verlaſſen. Sie beſchloß am 24. v. M. ihren Kreis von Gaſtrollen und wurde mit all' dem Sturme begrüßt, der nur in Italien möglich iſt. Als die Künſtlerin in ihrer ausdrucksvollen Weiſe ihren Dank zu erkennen gab, ertönte nicht mehr Beifall, ſondern Jubelgebrüll. Der Frühling mußte ſeine ſchönſten Blumen ſpenden; das Theater wurde damit bedeckt. Rieſenhafte Camellienbouquette von drei Fuß Höhe wurden ihr überreicht, und die Gondel, die ſie nach Hauſe tragen ſollte, war reich verziert mit Blumenguirlanden. Bis ſpät wiederhallte der große Kanal von der rauſchenden Muſik, die unter ihren Fenſtern ſpielte, und der Fackelſchein der feſtlichen Beleuchtung erhellte die windſtille, lautloſe Nacht, die über der Dogenſtadt lag.

Wien. Auf unſerm Burgtheater darf der Darſteller des Marquis Poſa in „Don Carlos“ nicht ſagen: »Geben Sie Gedankenfreiheit.« Die liebenswürdige Cenſur hat daraus »Geben Sie Gegenwart des Geiſtes« gemacht. (Welch ein Geiſt iſt wohl bei dieſer Anordnung gegenwärtig geweſen?)

(Wandelſtern.)

∴ „Die Geſchichte des Hauſes Habsburg“, vom Fürſten E. M. Lichnowski (Wien, Schaumburg und Comp. 1836 — 1844) iſt nun bis zum achten Theile gediehen, der mit dem Jahre 1493 ſchließt. Durch die reiche Ausbeute, die der Verfaſſer aus den Archiven in München, Wien, Ungarn und Böhmen geſammelt hatte, iſt das Buch zu einer reichen Fundgrube für die Geſchichte Oeſterreichs und ſeiner Habsburger Herrſcherfamilie geworden. Schade nur, daß das Werk bei ſeinen ſonſtigen Vorzügen an ſo breiter, ermüdender Ausführlichkeit leidet und daß des Verfaſſers hiſtoriſcher Blick durch ſeine ariſtokratiſche Geſinnung und ſeine blinde Vorliebe für das öſterreichiſche Herrſcherhaus, ſowie durch ſeine Parteilichkeit für die römiſche Hierarchie, ſich häufig ſehr getrübt zeigt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Wenige Namen dürften auf ſo viele Arten geſchrieben worden ſein und auch geſchrieben werden können, als der Name des großen engliſchen Dichters Shakeſpeare. Er ſelbſt unterſchrieb ſich in ſeinem Teſtamente Shakſpeare; in der erſten Folio-Ausgabe ſeiner Werke iſt er Shakeſpeare genannt; in dieſer Schreibart bedeutet der Name Lanzenſchwinger und ſoll dem Großvater des Dichters auf einem Schlachtfelde in Frankreich von ſeinem Könige ertheilt worden ſein. Noch vierzehn andere Schreibarten kommen in den Gemeinderegiſtern der Stadt Stratford am Avon (bekanntlich war dieſe der Geburtsort des Dichters) vor, in denen der Name 166 Mal genannt wird; hier heißt er nämlich 69 Mal Shakxpear, 18 Mal Shakxpere, 17 Mal Shakeſpeyr, 13 Mal Shakeſpere, 9 Mal Shakeſpere und Shaxſpere, 8 Mal Shaxpeyr, 5 Mal Shakſpere, 4 Mal Shackeſper, Shakeſper und Shakyſper, 3 Mal Shackeſpere, 2 Mal Shackſpere, 1 Mal Shakſper.

Treffer und Nieten.

* Scene im Himmel. Es war im Jahre 1824, als Leſſing an einem Tiſchchen ſaß und den Engel Gabriel fragte: »Höre, Gabriel, weißt Du nicht, wer jetzt die Kritiken über das Leipziger Theater ſchreibt?« Gabriel verneigte ſich und ſagte: »Friedrich Rochlitz und Amadeus Wendt« — »Da kann ich ruhig ſein!« antwortete Leſſing und ſchrieb weiter fort. Nachdem zwanzig Jahre vergangen waren, fragte der Dichter des „Nathan“ wieder: »Höre, Engel Gabriel, weißt Du nicht, wer jetzt die Kritiken über die Leipziger Bühne ſchreibt?« — Gabriel verneigte ſich und rief: »Die Herren Heinrich Laube und Robert Heller.« — »Was?« rief entſetzt Leſſing, »Sapperment, Gabriel, dann gieb mir einmal ſchnell meine Stiefeln, denn nun muß ich ſelbſt gehen.«

* »Mein Herr,« ſagte neulich auf dem Balle eine Dame, »ich bedaure unendlich, bis zum Jahre 1851 bereits auf alle Tänze engagirt zu ſein, wenn Ihnen indeß der erſte Walzer 1852 beliebt, ſo ſteht er Ihnen zu Dienſten.«

* Ein bekannter Oekonom hat in Oeſterreich den Vorſchlag gemacht, der Armee lilafarbene Montur machen zu laſſen; man erſpare dabei ſehr viel an Pulver, weil ſchon die Farbe ſchießt.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Böhmens

Provinzial-Zuſtände

auf dem

Schachbrete der Oeffentlichkeit.

Vom Verfaſſer der Schrift:

„Oeſterreich und ſeine Staatsmänner“.

Preis 10 Ngr.

Böhmens Zukunft

und

Oeſterreichs Politik

vom Standpunkte

der Vergangenheit und Gegenwart.

2 Bände. Preis 3 Thaler.

Denkwürdigkeiten

und

Geheime Geſchichten

des

Petersburger Hofes.

Preis 1½ Thaler.

Auſtriaca.

1r und 2r Band. Preis à 1½ Thaler.

☞ Sehr wohlfeile **neue** Taſchenbücher.

Von **Hermann Fritzſche** in Leipzig iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roſen und Vergißmeinnicht. Jahrgang 1843. 44 und 45. Mit ſchönen Stahlſtichen und anziehenden Erzählungen. Gebunden mit Goldſchnitt. Preis aller drei Jahrgänge: ſtatt 7 Thaler nur 2 Thaler. (Der Jahrgang à 20 Neugroſchen.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 188. Leipzig, 7. Mai 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Wie man ſich Geld verſchafft!

Humoriſtiſche Skizze von Eduard Em-Tor.

I.

Es iſt Vormittags zehn Uhr. Theodor beſchäftigt ſich auf das Eifrigſte mit der Zubereitung jenes Göttertrankes, welcher unter dem Namen „Kaffee“ der ganzen civiliſirten und unciviliſirten Welt unentbehrlich geworden iſt. Aufmerkſam betrachtet er die blauen Spiritusflammen, welche an dem Fußboden der ſtöhnenden Maſchine herumzüngeln — wohlgefällig lauſcht er den Melodien des gefolterten Waſſers — mit der größten Selbſtzufriedenheit ſieht er endlich, wie der aufſprudelnde Liquor ſich mit den Feuergeiſtern der arabiſchen Bohnen vermählt und allmälig den Teint der afrikaniſchen Neger annimmt.

— Sehr gut! ſpricht er hierauf, löſcht den Brand des Spiritus und läßt einen Theil der noch kochenden Flüſſigkeit in eine zierlich vergoldete Porzellan-Taſſe gleiten. Nach der Vorſchrift Talleyrand's, welcher behauptet, der Kaffee müſſe ſchwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und ſüß wie die Liebe ſein, wirft er zwei anſehnliche Stücke des feinſten Zuckers in die ziſchenden Fluthen, welche gierig den fremden Gegenſtand erfaſſen und ihn bald in ſeine Urbeſtandtheile auflöſen.

Man mache mir keinen Vorwurf, daß ich mit ſo großer Aufmerkſamkeit dem Gange einer einfachen Operation gefolgt bin. Aber für mich wenigſtens iſt die Bereitung des Kaffees ein eben ſo wichtiger Gegenſtand, als dem jetzigen Metaphyſiker die Zerlegung der Kategorien in Quantität, Qualität, Relation und Modalität, als dem Trauerſpieldichter die Einheit, Wichtigkeit und Vollſtändigkeit des Stoffes, den er zur Bearbeitung ſich vorgenommen hat, als dem Bräutigam Alter, Schönheit und Reichthum ſeiner Auserwählten. Zwiſchen Kaffee und Kaffee iſt ein himmelweiter Unterſchied — das werden mir alle Gourmands bezeugen können. Dünn, kalt und farblos verdient er nicht die mindeſte Beachtung. Aber zur Lokomotive des Geiſtes, zur begeiſternden Hypokrene — wie Oettinger ihn in ſeinem unübertrefflichen „Roſſini“ nennt — wird er dann, wenn er alle jene Eigenſchaften beſitzt, welche der Herr von Talleyrand in ſeinen oben angeführten Worten bezeichnet. So, d. h. ſo zubereitet iſt er ein Liebling der größten Geiſter, ſo lieben und liebten ihn der Dichter der „Louiſe" und der Herr von Balzac, der bornirte Roſſini und der geniale Ludwig Rellſtab, der kleine Schiller und der große „ſturmfeſte" Theaterrezenſent des „Leipziger Tageblatts". Wohl weiß ich — um auch dies noch zu erwähnen — daß er von den Aerzten verdammt und zu den Giften gezählt worden iſt. Aber iſt er wirklich ein Gift, ſo iſt er wenigſtens ein ſehr langſam wirkendes, da der witzige Fontenelle neunzig und einige Jahre dabei alt geworden iſt.

Doch zurück zu unſerm jungen Freunde.

Dieſem, welcher ſich mit der reizendſten Nachläſſigkeit auf einen eleganten Divan gelehnt hat, ſcheint weder das angenehme Frühſtück, das er einnimmt, noch die feine Amaryllis-Cigarre, deren Duft das Zimmer erfüllt, Vergnügen zu machen. Drohend lagern ſich einige finſtere Wolken auf ſeiner Stirn und ein halb meergrünes, halb olivenfarbenes Lächeln ſpielt um ſeine Lippen.

— Teufel! unterbricht er endlich die Stille, es iſt doch unangenehm, wenn man kein Geld hat, und beſonders unangenehm, wenn man kein Geld hat, wo man es am nöthigſten braucht, was bei mir freilich oft genug der Fall iſt. Es iſt zwar wahr, ich könnte mit Hilfe des Wechſels, welchen mein ehrwürdiger Oheim mir pünktlich mit jedem Erſten eines jeden Monats ſchickt, ziemlich ſorgenfrei leben; aber — iſt es Zufall oder Verhängniß? — die Goldſtücke zerrinnen in meinen Händen wie Eis, und nehme ich mir einmal früh vor, den Vernünftigen zu ſpielen, wirft mich der Abend gewiß in eine luſtige Geſellſchaft, wo beim Knalle der Champagnerpfropfen das Geld zum Teufel geht. Es iſt in der That wunderbar und beinahe fange ich an, an gewiſſe geheimnißvolle Mächte zu glauben, denen es beſonderes Vergnügen macht, die vollen Börſen in leere zu verwandeln.

Theodor kann leider dieſe Forſchungen, welche ganz gewiß zu hochwichtigen Reſultaten geführt haben würden, nicht weiter verfolgen, indem er durch den Eintritt Alfreds, der ſein Freund und, wie er, jung, fröhlich und leichtſinnig iſt, unterbrochen wird.

Die jungen Leute umarmen ſich und befinden ſich bald mitten in einem lebhaften Geſpräche. Alfred lobt die Duodez-Füßchen ſeiner kleinen Tänzerin, Theodor den Folio-Buſen der Choriſtin, welcher er vor Kurzem einen Shawl geſchenkt hat. Alfred geht mit dem Gedanken um, ſich einen Affen und ein Pferd zu kaufen, Theodor will ſich einen Mohren und einen Windhund zulegen und ſeinen Schneider zur Rede ſetzen, weil er die Unverſchämtheit gehabt hat, ihm einen Mahnbrief zuzuſchicken. Alfred hat die Abſicht, ein Werk „über die Kunſt mit den Augen zu ſprechen", Theodor ein komiſches Trauerſpiel in fünfzehn Akten zu ſchreiben, welches ſeinen Namen unſterblich machen ſoll.

Aber man kann nicht immer lachen und ſich von dem unterhalten, was man thun will, und darum vertraut Alfred auch endlich ſeinem Freunde unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes, daß ſeine Börſe ſich in dem verzweiflungsvollen Zuſtande einer gänzlichen Erſchöpfung befindet. Theodor lächelt.

— Wie, mein Unglück macht Dir noch Vergnügen?

— Freilich, freilich!

— Das iſt wenig freundſchaftlich.

— Ganz gewiß!

— Es iſt ſogar barbariſch, ſataniſch.

— Wie man's nimmt.

— Es iſt unchriſtlich, und ich wünſche nur, daß Du Dich bald in einer ähnlichen Verlegenheit befinden möchteſt.

— Unnöthiger Wunſch! Ich bin in dieſem Augenblick eben ſo ſehr von Geld entblößt, als Du.

— Du haſt alſo auch …

— Keinen Pfennig!

— Grauſames Verhängniß!

— Entſetzliches Schickſal!

Man ſchweigt, betrachtet mit verzweiflungsvollen Augen die Dielen des Zimmers und ſtampft zuweilen ärgerlich mit dem Fuße — Alles Dinge, die an und für ſich unſchuldig ſind, aber niemals vermögen, ein gegenwärtiges Uebel in ein vergangenes zu verwandeln. Dieſe Metamorphoſe bewerkſtelligt man weit leichter, wenn man handelt und alle Gedanken wie Spürhunde durch das Gehirn hetzt, um die Mittel aufzufinden, durch die man ſich aus dem troſtloſen Zuſtande herauszureißen gedenkt.

Theodor ſcheint dieſe Anſicht zu theilen. Mit unnachahmlicher Grazie legt er den Zeigefinger ſeiner rechten deutſchen Hand an die linke Seite der griechiſchen Naſe und verſinkt in tiefes Nachſinnen.

— Gott ſei gelobt! ruft er, ſtürmiſch ſeinen Freund umarmend, endlich hab' ich ihn.

— Wen haſt Du?

— Göttlichſter Dummkopf, den Mann, der uns Geld ſchaffen ſoll.

— Das iſt ſchön von Dir, das iſt lobenswerth! Du haſt in der That eine erſtaunliche Fertigkeit im Auffinden neuer Hilfsquellen. Ich liebe, ehre, bewundere, vergöttere Dich!

— Mein Couſin freilich …

— Wie? Du meinſt den Betbruder?

— Denſelben.

— Von dieſem hoffſt Du Geld zu erhalten?

— Nicht anders.

— Dann ſind wir geprellt.

— Ich behaupte das Gegentheil.

— Wir ſind verloren!

— Du irrſt.

— Von dieſem Geld erwarten — eher von einer Auſter theologiſche Abhandlungen und von einem Stockfiſch Vorleſungen über Philoſophie!

— Und doch wird er mir Geld leihen … was gilt die Wette?

— Zwei Flaſchen Champagner!

— Ich nehme ſie an.

— Topp!

— Topp!

Die jungen Leute reichen ſich feierlich die Hände, indem Jeder von ihnen überzeugt iſt, die Wette gewinnen zu müſſen. Alfred macht noch einige Gloſſen über die bekannte Freigebigkeit der Philiſter und entfernt ſich dann, nachdem er mit ſeinem Freunde für die ſechſte Abendſtunde ein Rendezvous bei einem der erſten Reſtaurateurs verabredet hat.

II.

Eine Stunde ſpäter tritt Theodor in das Zimmer ſeines Couſins. Dieſer iſt eben mit Jakob Böhme's Schriften beſchäftigt und erſchrickt nicht wenig, als er ſeinen Blutsverwandten erblickt. Doch hat er Lebensart genug, ſeinem Vetter die Hand zu reichen und ihm einen Stuhl anzubieten. Theodor zieht es vor, im Zimmer auf- und abzugehen und zuweilen einen Blick durch das Fenſter zu werfen.

— Diable, welch ein reizendes Vis-à-vis Du haſt!

— Ich bekümmere mich nicht darum.

— Dieſe Kleine hat verdammt pfiffige Augen. Ich möchte ſie kennen lernen. Ihr Mund iſt allerliebſt, und dieſe ſeidenen Locken, Himmel, ich habe nie etwas Schöneres geſehen!

— Wohl möglich!

— Und dann, dieſe Zähne, dieſe Lippen ... ich weiß nicht, wohin ich zuerſt blicken ſoll.

— Blicke in Dein Inneres

— Sie gleicht meiner erſten Flamme.

— Dein Herz gleicht der Luft einer ſumpfigen Gegend. Es iſt mit unreinen Dünſten geſchwängert.

— Ich war ſechszehn Jahre, als ich das erſte Mädchen liebte. Ach! ich denke noch mit Vergnügen daran. Schüchtern, wie ich damals war, wagte ich kaum, ſie anzublicken. Sie ermuthigte mich und lobte meine eidottergelben Handſchuhe. Endlich erlaubte ich mir, ihr ſammetweiches, wollüſtigheißes Händchen zu ergreifen ... es wurde nicht zurückgezogen. Meine Hand wurde kühner und berührte ihren alabaſternen Nacken ... man lächelte. Ich küßte ſie und ſie küßte mich wieder. Das Weitere kannſt Du Dir denken. Es war eine himmliſche Zeit!

— Die Reue wird nachkommen.

— Du meinſt die Beſſerung? Das wird ſchwer halten! Ich liebe alle Mädchen und wie der alte Fritz in Windhunde und ſeine Flöte, der Componiſt Sacchini in Katzen und Swift in ſchielende Frauen, bin ich in üppige Buſen, friſche Lippen und ſchöne Augen vernarrt. Salomo iſt mein Ideal ...

— Der Satan, willſt Du ſagen.

— Auguſt der Starke mein Vorbild ...

— Die irdiſche Luſt hat Dich verblendet.

— Don Juan mein Lehrmeiſter ...

— Du biſt auf dem Wege des Verderbens.

— Ich wünſchte, ich hätte eine Million! Der Harem des Sultans müßte dann vor dem meinigen beſchämt die Augen niederſchlagen und der Bremer Rathskeller vor meinem Leipziger verſchwinden, wie der metaphyſiſche, ſpindeldürre Kant neben dem Markgrafen Georg Friedrich zu Anspach, der ſieben Schuh hatte und die Kleinigkeit von vier Centnern wog.

— O Deine arme Seele! Ich ſehe ſie ſchon im Rachen des Teufels.

Man ſchweigt erſchöpft. Der Mann der Frömmigkeit wirft einen wehmüthigen Blick nach Oben und Theodor dem reizenden Vis-à-vis eine Kußhand zu. Jener preßt eine Thräne aus ſeinem linken Auge, dieſer ſtampft unwillig mit dem rechten Fuße, weil man ihn nicht zu beachten ſcheint. Jener wünſcht, daß ſich ſein Beſuch recht bald entfernen möge, und Dieſem fällt noch zur rechten Zeit der eigentliche Zweck ſeines Beſuches ein.

»Muth!« ſpricht er zu ſich ſelbſt und wendet ſich an ſeinen Couſin.

— Lieber Couſin!

— Lieber Theodor!

— Ich habe eine Bitte an Dich.

— Sprich! Ich werde ſie erfüllen, wenn es mir möglich iſt.

— Ich bin in Geldverlegenheit.

— Das ſcheint bei Dir ſehr oft der Fall zu ſein.

— Ich brauche aber auch erſtaunlich viel. Heute will die kleine Tänzerin einen Shawl, morgen die ſchwarzäugige Choriſtin einen Sonnenſchirm haben. Heute wird ein Geburtstag gefeiert und morgen iſt ein Maskenball. Und außerdem ... bedenke nur ... Kleidung, Wein, Pferde, Hunde ... das Alles nimmt ein Sündengeld in Anſpruch.

— Du biſt ein Taugenichts!

— Ich bin vollkommen davon überzeugt.

— Ein Verſchwender!

— Weiter!

— Ein Türke, ein Heide!

— Immer weiter!

— Ein Jude, ein Verlorener, ein Abtrünniger, der Antichriſt!

— Fahre fort; aber gieb mir Geld!

— Ich Dir Geld geben? Nimmermehr! Es iſt nicht meine Art, die Sinnlichkeit zu unterſtützen ...

— Gieb mir Geld!

— Die Fleiſchesluſt zu mehren ...

— Gieb mir Geld!

— Dem Satan den Weg zu bahnen, auf dem er mit aller Bequemlichkeit eine Seele entführen kann.

— Du wirſt mir alſo kein Geld leihen?

— Nein! Nein! und abermals Nein!

— Dann lebe wohl! Ich werde das Schrecklichſte thun ...

— Thu', was Dir beliebt!

— Das Entſetzlichſte vollbringen ...

— Vollbringe es!

— Das Schändlichſte mit kaltem Blute verrichten ...

— Meinetwegen!

— O Du wirſt ganz gewiß nicht „meinetwegen“ ſagen, wenn man Dir erzählen wird, daß eine Traveſtie der Bibel erſchienen iſt.

— Eine Traveſtie der Bibel?

— Ganz recht, eine Parodie der Bibel, als deren Verfaſſer man mich bezeichnen wird.

— Dich? Du biſt wahnſinnig!

— Danke für das Compliment.

— Du willſt die Bibel parodiren?

— Mein Buchhändler hat mich um ein pikantes Werk gebeten und mir für den Bogen drei Louisd'ors verſprochen.

— Und Du?

— Du kannſt noch fragen? Es kann nichts Pikanteres geben, als eine Parodie der Bibel. Adam wird zum Profeſſor der Aeſthetik, Noah Mitglied des Anti-Wein-Vereins, Bileams Eſel preußiſcher Hofrath und Lazarus Ritter des rothen Adlerordens mit Eichenlaub.

— Aber liebſter, beſter, theuerſter Couſin!

— Die Noth zwingt mich und nun kein Wort mehr. Gieb mir zehn Louisd'ors oder in vier Wochen erſcheint die parodirte Geneſis mit ſchönen Illuſtrationen.

Von der Beſtimmtheit dieſer Worte beſtürzt und ſchon von dem Gedanken an eine ſolche Entweihung ſeines liebſten Buches halb vernichtet, öffnet der Pietiſt ſeine Schatulle und zählt zehn jungfräuliche, unbeſchnittene Goldſtücke auf den Tiſch. Theodor ſtreicht ſie mit großer Behaglichkeit ein, umarmt ſeinen liebſten, beſten, theuerſten Couſin und entfernt ſich mit dem Verſprechen, die geliehene Summe ſo bald als möglich zurück zu erſtatten.

Der Pietiſt ſeufzt und ſetzt, um zehn Louisd'ors ärmer, ſeine Studien in Jakob Böhme's Schriften fort.

III.

Es iſt ſechs Uhr Nachmittags. Schon ſeit einer halben Stunde ſitzt Alfred in der Reſtauration, wo er ſeinen Freund erwarten ſoll. Endlich kommt Theodor.

— Eh bien, mon ami! Wie ſteht unſere Angelegenheit?

— Vortrefflich! Ich habe die Wette gewonnen!

— Nicht möglich!

— Aber wahr! Hier ſind zehn Louisd'ors, welche mein ehrenwerther Couſin mir zu leihen die Güte gehabt hat.

— Wie um Alles in der Welt haſt Du ihn vermocht, ſich ſo außerordentlich freigebig zu zeigen?

— Das iſt ein Geheimniß.

— Ein Geheimniß? Hu, wie grauenhaft!

— Zwei Flaſchen Champagner gewonnen ... hu, wie angenehm!

Und Theodor läßt ſich Champagner geben und leert das erſte Glas auf das Wohlſein aller Mucker und Pietiſten.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Algier. Der „Corſaire-Satan" ſpöttelt, General Bugeaud habe in Algier ein großes Problem gelöſt, das nämlich: unabläſſig zu marſchiren, ohne ... einen Schritt vorwärts zu kommen.

Berlin. Alexander von Humboldt iſt bekanntlich von der Univerſität Erlangen zum Doctor der Philoſophie ernannt worden. Es iſt dies der *neunzehnte* Doctorhut, den dieſer große, bewundernswerthe Gelehrte empfangen hat. Für ſo viele Hüte paßt auch nur ſolch ein Kopf. Die Zahl der Doctorhüte, womit Europa's Univerſitäten Herrn von Humboldt ausgezeichnet haben, wird noch von der Zahl der Orden übertroffen, womit ihm die Fürſten Europa's ihre Anerkennung gezollt haben.

∴ Die „Weſer-Zeitung" erzählt in Nummer 708 folgendes Hofgeſchichtchen: Ein hochgeſtellter Mann, an den ein alter Bekannter in Folge eines Artikels in der „Cölner Zeitung" die Frage richtete: »Haben wir eine Conſtitution?« antwortete ziemlich lakoniſch: »Noch nicht!« (Gerade ſo denken auch wir!)

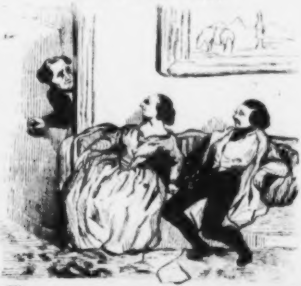
∴ Seit den „Geheimniſſen von Paris" iſt hier kein Buch ſo gierig verſchlungen worden, wie das erſt unlängſt im Verlage von A. Hoffmann und Comp. erſchienene Buch „die Proſtitution in Berlin und ihre Opfer". Verfaſſer iſt der durch die ſchleſiſchen Weberunruhen bekannt gewordene Referendar Stieber. Das Buch iſt ein Auszug aus vieljährigen Polizei-Akten. Was der Autor Selbſtſtändiges hinzugegeben hat, entbehrt aller wiſſenſchaftlichen Grundlage, wälzt ſich im Wohlgefallen ſchlecht verhehlter Schlüpfrigkeit und iſt mitunter über alle Begriffe fad; doch das iſt's eben, was den Leſepöbel anzieht. Den Menſchenfreund überläuft es kalt, wenn er dieſen Pfuhl der Verworfenheit aufgedeckt ſieht. Die Zahl der Dirnen, die ſich in Berlin handwerksmäßig der Proſtitution hingeben, beträgt 10—12,000 Jährlich werden in Berlin 2000 uneheliche Kinder erzeugt.

∴ Ein Rieſenwerk, das ſeiner Vollendung naht, wird nächſtens anfangen in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Es iſt das große „Wörterbuch der deutſchen Sprache“ von den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm. Die erſte Lieferung befindet ſich unter der Preſſe.

∴ H. Michaelſens „literariſcher Salon“ ſchreibt: »Es muß am Ende ein erwünſchtes Reſultat, jedenfalls einen namhaften Aufſchwung unſerer deutſchen dramatiſchen Literatur herbeiführen, daß wir täglich neue Schriftſteller ihre, der Bühne bisher ganz fremd geweſene Thätigkeit derſelben zuwenden ſehen So iſt jüngſt Eduard Maria Oettinger ſchon mit dem Erſtlingswerk ſeiner dramatiſchen Muſe, mit dem Poſſenſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Leichen und kein Grab“, welches bereits an mehreren namhaften Bühnen, in Breslau, Leipzig, Königsberg, Hamburg, Prag, Riga u. ſ. w. verbreitet wird, mit ganz beſonderem Glück in die Reihe der Bühnendichter getreten. Schon früher hatte Feodor Wehl mit dem niedlichen Luſtſpielchen „Alter ſchützt vor Thorheit nicht“ ſein komiſches Talent und in „Hermann von Siebeneichen“ die ernſte Richtung ſeiner dramatiſchen Muſe entwickelt. Neuerdings iſt von ihm eine, jedenfalls ſehr originelle Tragödie in fünf Akten, „ein blondes Haar“, erſchienen, in welcher ſich ein ganz entſchiedenes dramatiſches Talent ausſpricht.«

∴ Ein ſächſiſches Journal erzählt: Gräfin Ida Hahn-Hahn hat einen Preis ausgeſetzt auf ein Buch, welches langweiliger iſt als die baieriſchen Kammerverhandlungen in der „Augsburger Allgemeinen“. Herr Ludwig Rellſtab hat ſofort ein Trauerſpiel in Angriff genommen. (Ob nicht auch Herr Laube ſich um dieſen Preis mitbewerben wird?)

Der Blauſtrumpf.



Der Mann (zur Thür hereinſehend). Liebe Ida, wenn Du Dich mit dem Herrn Journaliſten vollkommen ausgeſprochen haſt, ſo erlaubſt Du mir wohl, daß ich wieder eintreten darf?

Brüſſel. Der Ex-Schneidergeſell und Communiſt Wilhelm Weitling, der unlängſt London verlaſſen hat, hält ſich jetzt hier bei dem von S. Seiler und einigen andern Deutſchen gegründeten Zeitungs-Correſpondenz-Bureau auf.

Dresden. Der überaus thätige und in ſo vielen Zweigen wirkſame Theodor Hell hat Viennets höchſt effektvolles Drama „Michel Brémond“ im Versmaaße des Originals überſetzt. (Heinrich Bernſteins Ueberſetzung iſt in Proſa.)

Perugia. Auf der Piazza Trioſtra befinden ſich einige Tafeln, welche die Meldung enthalten, daß hier kein Vieh zugelaſſen wird. (Ob ſolche Warnungstafeln nicht weit beſſer an mancher Akademie und bei manchem Schriftſteller-Vereine angebracht wären?)

Genf. Nach der „Gazette de Simplon" wurden im Jahre 1845 auf dem Hoſpiz des großen Sanct Bernhard 16,630 Reiſende beherbergt.

Haag. Der König hat von ſechs Candidaten, welche ihm vorgeſchlagen waren, von fünf Chriſten und einem Juden, den Letztern, Herrn Godefroy, zum Subſtituten des Staatsprokurators in Amſterdam ernannt. Godefroy's Vorgänger war ebenfalls ein Jude.

∴ Neulich wurde die ſchöne Bildergallerie des Herrn Begilin van Claerbergen, in Leeuwarden, öffentlich verſteigert. Sie brachte 18,000 Gulden ein. Am höchſten wurde eine Küche von van Haanen und zwar mit 1425 Gulden bezahlt. Das Innere eines Hauſes von Teniers ging für 500 Gulden, ein Hafen von Koekkoek für 500 Gulden weg.

∴ Herr Dr. med. Stein hat bei V. H. Noordendorp ein ſehr anziehendes Werkchen unter dem Titel „Maimonides, oder das entdeckte Verdienſt iſraelitiſcher Aerzte", herausgegeben und den Ertrag dafür dem hieſigen iſraelitiſchen Hoſpitale zugewieſen. Das Werkchen enthält höchſt intereſſante hiſtoriſche Notizen und Urkunden in Betreff des berühmten jüdiſchen Arztes und Theologen Moſes Maimonides, Leibarztes des Sultans Saladin-Eddin (geſt. 1179) und Verfaſſers mehrerer in hohem Anſehen gebliebenen mediziniſchen und theologiſchen Werke.

Hamburg. Die Rath- und Bürger-Deputation zur Entwerfung eines neuen Strafgeſetzbuches (denn das alte iſt wahrhaft ridicule) für unſere ſogenannte freie Hanſeſtadt ſoll ſich für Annahme des braunſchweigiſchen Strafgeſetzbuches entſchieden haben. (De gustibus non est disputandum.)

Leipzig. Im „Börſenblatte für den deutſchen Buchhandel" (Nummer 33) findet ſich folgende Erklärung, die wir dem größern gebildeten Publikum nicht vorenthalten wollen: »Einige meiner hieſigen Herren Collegen haben an mich die Anfrage gerichtet, ob ich gegen die in einer der neueſten Nummern der Zeitſchrift „Bayard" enthaltenen Ausfälle gegen den Leipziger Buchhandel nicht Schritte im Namen der Deputation thun würde. Hierauf ſehe ich mich nun veranlaßt, im Allgemeinen zu erwidern, daß ich Ausfälle dieſer Art für ſo erbärmlich halte, daß ich meinerſeits nichts Anderes zu thun wüßte, als ſie der Verachtung zu überlaſſen, welche ſie jedenfalls verdienen. Ohne eine ganz ausdrückliche Aufforderung kann ich mich durchaus nicht bewogen fühlen, meine Herren Collegen im Vorſtande überhaupt mit einem Vortrage deshalb zu behelligen. Leipzig, den 20. April 1846. Friedrich Fleiſcher.«

∴ Michaelſon's „muſikaliſcher Salon" ſchreibt: »Oettingers „Charivari" ſtößt ein Lamento aus, daß Joſeph Gungl für ſeine „Kriegerluſt", in 10—12,000 Exemplaren gedruckt, vom Verleger nur Einen Friedrichsd'or Honorar erhalten habe. Der „Charivari" hat ſeine durchaus unwahre Mittheilung wohl aus keiner authentiſchen Quelle?« (Doch, doch! denn er hat ſie direkt aus dem Munde des Herrn Gungl. Ergo?)

∴ Bei Theodor Thomas, einem der unternehmendſten und ſolideſten unſerer jüngern Buchhändler, erſcheint eine Ueberſetzung von der bekannten Schrift „Des Allemands", par un Français.

∴ Dem Laube'ſchen Schauſpiel „Struenſee" hat die deutſche Sprache ein neues Wort zu danken. Wenn ein Leipziger jetzt jenes Gefühl der Unbehaglichkeit, das die Reiſenden auf dem Meere überfällt, empfindet, ſagt er ſtatt ſeekrank „Struenſeekrank".

London. Die „Daily-News" erzählen, es ſei in England im Teſtamente eines unlängſt Verſtorbenen die ungeheure Summe von 100,000 Pfund für Denjenigen ausgeſetzt worden, der die Quadratur des Zirkels finden würde. Bis ſich ein ſolcher Erbe findet, ſollen die Zinſen des Kapitals den Unterrichts-Anſtalten zu Cambridge zufallen.

∴ Die hieſige „Deutſche Zeitung" ſoll das Organ des Herzogs Karl von Braunſchweig*) ſein. (In dieſem Falle wird ſie wenig Anhang haben.)

∴ Der „Globe", früher eines der bedeutendſten Journale der Themſeſtadt, iſt unlängſt von einigen Induſtriellen, die es zum Organ der Eiſenbahn-Intereſſen machen wollen, für 19,000 Pfund Sterling angekauft worden. (Manche deutſche Zeitung wäre etwas billiger zu haben.)

∴ Die hieſigen Zeitungen melden den Abgang der Schauſpielerin Charlotte von Hagn von der Berliner Hofbühne und deren Verheirathung. Die „Morning-Chronicle" nennt ſie „Fräulein von Hayn“ und erzählt, daß ſie von einer altberühmten braunſchweigiſchen Familie abſtamme. Sie zähle viele berühmte Altvordern. Ein 1532 geſtorbener „Graf von Hayn“ ſei einer der eifrigſten Anhänger der Kirchenreformation geweſen, und ihm erſt neuerlichſt in „Gambleben“, unſern Braunſchweig, eine Bildſäule errichtet worden. Fräulein von Hayn habe, zum großen Bedauern des Berliner Publikums und, wie man wohl ſagen könne, des ganzen Deutſchlands, der Bühne entſagt“.

---

*) Der „Hamburger Telegraph" macht aus Karl von Braunſchweig einen Erzherzog. »Erkläret mir, Graf Orindur, dieſes Räthſel der Natur!«

Marburg. Profeſſor Jordan, der in Folge eines Blutſturzes ſo ſchwach geworden war, daß die Aerzte bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten, befindet ſich ſeit Kurzem in der Beſſerung.

Marſeille. Auf unſerm Theater hat Dem. Sabine Heinefetter fiasco gemacht.

München. Der Freiherr von Frays hat ſeine Entlaſſung von der Hoftheater-Intendanz nachgeſucht (?). Als ſeinen Nachfolger nennt man den Grafen Clement von Jenet. Ganz München wünſcht Herrn von Küſtner zurück, unter deſſen Leitung unſere Hofbühne in ihrer vollſten Blüthe ſtand.

Neapel. Die beiden Königinnen von Neapel haben von dem Kaiſer von Rußland den Katharinen-Orden in reicher Dekoration erhalten; auch will der Kaiſer, zur Verſchönerung Neapels, zwei Clotſche Pferde in Bronzeguß ſenden.

∴ Unſere Zeitungs-Correſpondenten erzählen viel und mancherlei von der ſtrengen Etikette, welche die Kaiſerin von Rußland auch auf der Reiſe aufrecht erhält. So erzählt man, es ſei den Damen ihrer Umgebung verboten, zwei Mal in einem und demſelben Anzuge vor ihr zu erſcheinen, und ſie halte ſtreng darauf, daß dieſer Befehl genau eingehalten werde.

New-York. Die Zahl der Juden iſt vom Jahre 1825, wo es deren hier nur 500 gab, bis zum Jahre 1840 auf faſt 12,000 angewachſen. (Seid fruchtbar und mehret Euch!)

Oldenburg. Gegenwärtig gaſtirt hier Herr Wilhelm Gerſtel, von Wiesbaden, und zwar mit einem ſo glänzenden Erfolge, wie man in der ruhigkalten Stadt Oldenburg lange nicht erlebt hat. Als Eſſighändler, Robert in der „Leibrente“ und Franz Moor wurde er ſtürmiſch gerufen. (Theaterchronik.)

Paris. Der „Telegraph von Bayonne“ hat die hochwichtige Nachricht hieher gebracht, daß die Königin Iſabelle von Spanien nubile, d. h. mannbar geworden ſei. (Was ſo ein armer Telegraph nicht Alles zu thun hat!!!)

∴ Der „Corſaire-Satan“ ſagt in Bezug auf die Königin Iſabella von Spanien: Die ſpaniſche Reinette, die ſo viel Freier hat, könnte leicht zum Apfel der Zwietracht werden!

∴ Folgendes ſind die Namen der bei der Krakauer Inſurrektion betheiligten und hier glücklich angekommenen Polen: Carl Rogawski, Sekretär der proviſoriſchen Regierung, Joſeph Chladek, Sekretär des Diktators, Niclaus Liſſowski, Gouverneur von Krakau, Roman Wiedel, Gouvernements-Adjunkt, Sebaſtian Korytowsky, Präſident des Revolutionstribunals, Napoleon Cſieleki, Militär-Intendant, Mathias Paternoski und N. Suchorpawsky, Militärchefs und einige andere, minder bedeutende Namen. Alle gehören der demokratiſchen Partei an und erhalten von der franzöſiſchen Regierung Schutz und Unterſtützung. Von den von hier abgegangenen Emiſſarien ſind Miroslawski, Dembowski, Wiszniewski, Tyſſowski, Cielinski und Czapski noch nicht zurückgekehrt*).

∴ Frankreich will in Krakau ein Conſulat errichten.

∴ Graf Molé iſt für das nächſte Vierteljahr zum Direktor der Académie française erwählt worden.

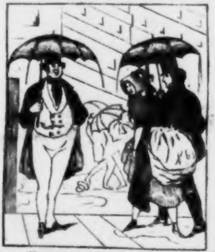
∴ Der Prozeß Beauvallon (er hatte wegen der Tänzerin Lola Montez ſeinen Collegen Dujarrier erſchoſſen) iſt neulich vor den Aſſiſen verhandelt worden. Unter den Zeugen, welche bei dieſem „Skandale“ figurirt haben, befanden ſich die dramatiſchen Künſtlerinnen Lola Montez, Pauline Levienne, Atala Beauchêne, Victoire Capou, Julie Mallet (lauter brave unbeſcholtene Mädchen!) und Herr Alexander Dumas (der bon garçon!)

∴ Seit Kurzem führt die Ausſtattung der Großfürſtin Olga die eleganteſten Damen in die Rue Vivienne, in die Modehandlung des Herrn Baudrimont. Um eine Vorſtellung von der kaiſerlichen Pracht dieſer Ausſtattung zu gewähren, wird bemerkt, daß darunter zwölf Dutzend mit Spitzen beſetzte Taſchentücher ſind, von denen jedes Stück 5000 Francs koſtet. Ueberhaupt ſind von jedem Gegenſtande dieſer Ausſtattung zwölf Dutzend beſtellt.

---

*) Man vermuthet, daß der kleine Polenfreſſer Heinrich Wuttke, Verfaſſer eines noch ungedruckten zweiten Bandes eines Krebswerkes, die letzten ſechs Polen mit Haut und Haaren verſchlungen und zum Deſſert noch ein Paar Franzoſen und den Redakteur dieſer Blätter vernichtet, d. h. aufgefreſſen habe. E. M. O.

Wer iſt glücklicher:



ein Ehemann mit einem Parapluie, oder ein Junggeſell mit einem Paravent?

Paris. Neulich fand ein Bankett zur Feier des Geburtstages Carl Fouriers ſtatt. Für deſſen Anhänger war dieſer Tag von großer Bedeutung; ihr Hauptorgan, die „Démocratie pacifique", war vor einigen Wochen noch ernſtlich in ſeiner Exiſtenz bedroht; da wendeten ſich Conſidérant, Touſſenel und die andern Häupter der phalanſteriſchen Schule an die Anhänger von Fouriers Lehre und forderten von ihnen die Conſtituirung einer Rente von 100,000 Francs durch jährlich einzuzahlende Beiträge, um ſo das tägliche Erſcheinen des Journals zu ſichern. Dieſer Aufforderung wurde von allen Seiten entſprochen; man fühlte die Nothwendigkeit eines unabhängigen, honetten, nicht durch den Merkantilismus verdorbenen Journales, und am Tage des Banketts hatte die Rente bereits die Höhe von 101,479 Francs erreicht. Das Bankett war ſomit nicht nur ein Erinnerungs-, ſondern auch ein Siegesfeſt. Achthundert Perſonen aus allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft hatten ſich dabei eingefunden; die größte Eintracht und Harmonie herrſchte neben der größten Ordnung, keine Wachen, keine Stadtſergeanten, keine Polizei; neben dem Pair von Frankreich, Vicomte von Dubouchage, ſaß ein ſchlichter Schuſter, neben Eugen Sue ein Handlungsreiſender, und ſo waren hier alle Unterſchiede der Etikette und der Formen durch brüderliche Eintracht aufgehoben. Ein Muſikcorps mit Saxophonen führte ernſt gehaltene Muſikſtücke aus. Fouriers Portrait, von Calamatta radirt, war an allen Säulen angebracht. Die Toaſte waren: „Fourier!" „Der Abſchaffung des Krieges!" „Der Ordnung!" „Der Preßfreiheit!" „Den arbeitenden Klaſſen!" „Dem erſten Phalanſtère!" „Dem religiöſen Gefühle, dem Unitheismus!" „Dem Ackerbaue!" „Der Induſtrie!" „Den Künſten!" „Den Schwachen (den Kindern), den Verlaſſenen (den Greiſen), den Unterdrückten (den Frauen)!" „Polen!" — Graf de l'Isle ſprach eine Ode an Fourier und V. Conſidérant beſchloß das Feſt mit einer begeiſterten Rede, in der er ſeinen Dank für die Vergangenheit, ſeine Hoffnungen für die Zukunft ausſprach.

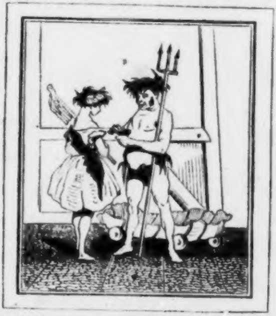
(Leipziger Zeitung.)

∴ In dem Feuilleton der „Preſſe" hat Theophile Gautier eine Reihe von Artikeln über die diesjährige Ausſtellung gegeben, in denen er ziemlich ohne Rückhalt die Leiſtungen der Künſtler beſpricht. Am ſchlimmſten ergeht es Herrn Gudin, von dem Th. G. ſagt: »Gudin iſt ſo ziemlich der einzige Repräſentant des Meeres im Salon. Herrn Gudins Verfall iſt ſehr traurig. Was hat er mit der Gabe angefangen, welche ihn die durchſichtigen Fluthen, den hellen, klaren Himmel, die zarten Nebelſchleier malen ließ, die ihm früher mehr als irgend Jemandem eigen war? was heißen jetzt dieſe gypsartigen Gewäſſer, dieſe Eierdotter-Sonne, dieſe Gründe, die wie zerlaſſene Butter ausſehen, und dieſe Schiffe von Papiermaché? Und dennoch iſt Herr Gudin noch nicht in dem Alter, wo die Hand zittert, wo das Geſicht trübe wird und die Einbildungskraft an Spannung abnimmt. Der Löwe, welcher am Ufer des Meeres die Sonne aufgehen ſieht, iſt das poſſenhafteſte Ding von der Welt; und auch die übrigen Bilder ſind nicht viel beſſer, mit Ausnahme einer Anſicht der Küſten von Schottland, wo Waſſer und Himmel ſehr gut gemalt ſind.«

∴ „Ladislaus Hunyad“, eine ungariſche Original-Oper von Ludwig Erkel, wird jetzt unter der Protektion der Herzogin Clementine von Coburg einſtudiert.

∴ Im Palais-Royal-Theater haben zwei neue Bluettes, „Mort civilement“, von Mélesville und Carmouche, und „Mademoiselle ma femme“, von Lefranc und Labiche, ſehr gefallen.

Hinter den Couliſſen.



Es iſt merkwürdig, ich ſtelle den Neptun vor und … mein Schnupftabak iſt ganz trocken.

Paris. Der Sammelplatz unſerer Künſtlerwelt iſt das Café des divans in der Straße Lepelletier, ungefähr hundert Schritte vom Boulevard der Italiener, inmitten der großen und komiſchen Oper in einem Garten gelegen. Hier finden ſich ſämmtliche Virtuoſen, Sänger, Theaterdichter, Schauſpieler, Maler, Bildhauer und Recenſenten ein, auch fremde von Mitgliedern eingeführte Künſtler, aber durchaus keine Damen, und wenn ſie auch den höchſten Ruhm haben. Von fünf bis zwölf Uhr, oft nach Beendigung der Oper von Neuem, iſt hier der Kreis der Gäſte in blaue Cigarrenwolken eingehüllt, dort klappern die Dominoſteine des giftigen Königs der Kritik; Jules Janin's neueſte Recenſion geht von Hand zu Hand. Das rothe Band der Ehrenlegion haftet, oft im Verein mit andern Farben, an ſo mancher Bruſt, denn hier unterhalten ſich Berlioz, Vieuxtemps, Habeneck, Kalkbrenner, Herz, Chopin, Caraffa, Duprez, Roſenhain, Franchomme, Adam, Halévy, Auber und Andere. Scribe macht ſich Notizen zu einem neuen Tantiemenſtück, der Muſikalienhändler Schleſinger, in dieſem Kreiſe der Goldſchmidt genannt, unterhandelt mit Meyerbeer über die Partitur des „Propheten“, und in einer Ecke ſitzt Heinrich Heine und lauſcht mit ſpöttiſcher Miene den Ergüſſen Berlioz's über deſſen deutſche Kunſtreiſe.

∴ Das katholiſche „l'Univers“ iſt im ganzen Kirchenſtaate verboten. Niemand weiß ſich den Grund dieſes Interdikts zu erklären.

∴ Während in Deutſchland alle Organe der Oeffentlichkeit darauf hinarbeiten, die öffentlichen Spielbanken abgeſchafft zu ſehen, bemüht ſich ein Herr Dr. Ricard, Frankreich begreiflich zu machen, wie nothwendig und nützlich es ſei, die öffentlichen Spielhäuſer in Frankreich wieder herzuſtellen. Soeben iſt von ihm ein „Mémoire sur l'utilité du rétablissement de jeu de hasard“ ans Licht getreten.

∴ Einer der langweiligſten Schwätzer der guten Stadt Paris, Herr Henri Blaze, der ſich viel mit Deutſchland beſchäftigt, nennt Herder den „harmoniſchen Sänger aller Cavatinen der Menſchheit“. (Erhaben? Lächerlich? Wie?)

∴ In R. Martins kürzlich erſchienenem Werke „les poëtes contemporains de l'Allemagne“ werden Theodor Körner, Max Schenkendorf, E. M. Arndt, Ludwig Uhland, Juſtinus Kerner und Andere zum Theil kritiſch und biographiſch, zum Theil in Nachbildungen vorgeführt. Henri Blaze's „Écrivains de l'Allemagne“ iſt, genau betrachtet, nichts als ein parfümirter Quark. Herr Blaze verſteht von der deutſchen Literatur nicht viel mehr, als ein franzöſiſcher Nachtwächter vom Sanskrit.

∴ Unter dem Titel „Ausonio“ erſcheint hier ſeit März eine neue in italieniſcher Sprache geſchriebene Monatsſchrift.

∴ Bei der Blumenausſtellung in der Gallerie des Luxembourg-Palaſtes hat die Camellien-Sammlung des Abbé Berlèze den Sieg davon getragen. Der ganze Flor wurde mit 50,000 Francs bezahlt.

Peſth. Unſere Stadt erhält eine neue Promenade, die den Namen ihres Gründers tragen und „Szecheny-Park“ heißen wird.

∴ Joſeph Gungl hat auf dem Ungariſchen Nationaltheater geſpielt, doch war es ihm verboten worden, Walzer vorzutragen, weil dies . . . deutſche Tänze ſind. In Wien und Berlin nimmt man's mit den ungariſchen Weiſen nicht ſo genau; dort ſind ſie im Gegentheil ſehr beliebt. Wie aber vergelten unſere Nationalen dieſe Liberalität? (Humoriſt.)

∴ Petöfi hat ſein neues Drama „Tigris és hiéna“ (Tiger und Hyäne) zurückgezogen, weil die Direktion des ungariſchen Nationaltheaters das Stück nur im laufenden Abonnement aufzuführen beabſichtigt hatte.

∴ Bei G. Heckenaſt erſcheint „die Sage von Wiſſegrad“, eine neue anziehende Dichtung von Ludwig Foglár.

∴ Hora, Ungarns talentvollſter Maler, iſt von ſeiner Kunſtreiſe durch Frankreich und Italien zurückgekehrt.

Petersburg. Kaiſer Nikolaus hat der franzöſiſchen Schauſpielerin Dem. Rachel 200,000 Francs anbieten laſſen, wenn ſie während der Vermählungs-Feſtlichkeiten der Großfürſtin Olga hier einen Cyclus von Gaſtrollen geben wolle. Mademoiſelle aber haben dieſes Anerbieten abzulehnen geruht!

∴ Seit Kurzem verweilt unter uns Sir Moſes Montefiore, der beim Kaiſer als Fürſprecher für ſeine Glaubensgenoſſen auftreten will.

∴ Die männliche Bevölkerung der ruſſiſchen Hauptſtadt ſoll ſich zur weiblichen wie 2 zu 1 verhalten. (Sehr traurig für die Frauen, wenn das wahr iſt!)

Prag. Seit Kurzem macht unter uns eine junge Somnambule, die achtzehnjährige Tochter eines angeſehenen Rechtsgelehrten, großes Aufſehen. Sie wird von vielen Aerzten beſucht, giebt aber nur über ihren eigenen Zuſtand Kunde.

Riga. A. Lortzings „Undine“ wird auch bei uns einſtudirt.

Stuttgart. Auf der letzten Blumenausſtellung haben die Rhododendren, Camellien und Azaleen des Grafen Neipperg, des Buchhändlers Roth (Theilhabers der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung) und des Herrn Siegmund Benedict die erſten Preiſe erhalten.

Venedig. Seit Kurzem ſind hier dreizehn Bilder von Rubens zu verkaufen. Die Beſitzerin, eine Wittwe Lux (in Palazzo Bollani) ſagt, daß man im Jahre 1797 zehntauſend Dukaten für dieſe Sammlung geboten habe. Das wäre kein hoher Preis, wenn die Bilder wirklich von Rubens ſind.

Wien. Das Cenſur-Collegium, als deſſen Präſident Hofrath Friedrich Hurter bezeichnet wird, iſt nunmehr vom Kaiſer genehmigt und es dürfte ſeiner Verwirklichung nichts mehr im Wege ſtehen, da man Mittel gefunden hat, Herrn Hurter mit dem Gedanken auszuſöhnen, von der k. k. Polizeihofſtelle abhängig zu ſein, denn Graf

Sedlnitzky bleibt nach wie vor Chef des öſterreichiſchen Cenſurweſens. (Leipziger Zeitung Seite 2036.)

∴ Die „Breslauer Zeitung" ſchreibt: »Die grauſame Maaßregel, welche die öſterreichiſche Regierung gegen die auswärtigen Zeitungen ergriffen hat, trifft die „Spener'ſche" nicht allein; auch die „Voſſiſche Zeitung" iſt davon berührt worden; beide Blätter werden ſich dadurch in ihren Intereſſen ſchmerzlich gefährdet ſehen, denn das eine ſetzte acht, das andere ſogar zehn Exemplare nach ganz Oeſterreich ab. Dieſer geringe Betrieb nach den öſterreichiſchen Staaten kam daher, weil ſchon früher eine Erſchwerung bei dem Abonnement auf dieſe Zeitungen ſtattgefunden hat. Die guten Wiener werden alſo, da alle freiſinnigen Blätter hier verpönt ſind, die Berliner Nachrichten nur in der Ueberſetzung des „öſterreichiſchen Beobachters" erhalten. Immerhin! Es wird auch in Oeſterreich mit der Zeit beſſer werden, ſobald man nur erſt die Einſicht gewonnen hat, daß es unmöglich iſt, ſich von aller Welt abzuſchließen, am allerwenigſten, wenn man Eiſenbahnen baut und ſogar die indiſche Poſt expediren will (!) Alle dieſe Widerſprüche wird die Zeit löſen. Wo aber bleibt der ſchöne Spruch beim Rheinweinglaſe: »Kein Preußen, kein Oeſterreich, ein einiges großes Deutſchland!?!?!«

∴ Unſere hieſigen Zeitungsredakteure, darunter auch der der „Wiener Zeitung", ſind zuſammengetreten, um ſich über die moraliſche Regeneration der Wiener Tagespreſſe zu berathen.

∴ Die erſten Praterfahrten ſind dies Jahr ſehr belebt geweſen. Aufmerkſamkeit hat es erregt, daß die Fürſtin von Metternich, die ſonſt allein zu fahren pflegt, diesmal in Begleitung des franzöſiſchen Botſchafters erſchienen war.

Zürich. Ein Theil der ſchweizer Communiſten rüſtet ſich zur Ueberſiedelung nach Algier. Sie wollen mit den Polen gegen Abd-el-Kader kämpfen. Ein trauriges Loos für alle Drei!

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In dem Teſtamente Napoleons, das General Montholon neuerdings in ſeinem bekannten Werke mittheilt, vermachte der Kaiſer, laut §. 30 des zweiten Abſchnitts ſeines letzten Willens dem Herrn Antoine Vincent Arnault, dem Dichter des dreiaktigen Trauerſpiels „Marius à Minturnes" *) 100,000 Francs. (Wäre Napoleon 25 Jahre ſpäter geſtorben, dann hätte er dieſe 100,000 Francs zweifelsohne dem Herrn Robert Heller oder Heinrich Laube vermacht.)

— Jean Paul, der deutſche Dichter, ſo deutſch, wie es je einen gegeben hat, richtete 1815, während des Wiener Congreſſes, an den Kaiſer Alexander von Rußland eine Bittſchrift, daß ihm die Penſion von 1000 Gulden, welche ihm der durch franzöſiſche Macht geſchaffene Großherzog von Frankfurt verliehen hatte, auch fernerhin ausbezahlt werden möchte.

— Als Michel Angelo in der Kirche Sante Dominico die „Verkündigung Maria's", von Fra Giovanni Angelico da Fieſole, erblickt hatte, rief er begeiſtert: »Dieſer Pater muß im Himmel geweſen ſein, um die heilige Jungfrau zu ſchauen, da er ſie ſo ſchön gebildet hat.« Fieſole ſoll, ehe er den Pinſel ergriff, zuvor gebetet haben, daß die heilige Jungfrau ihm ihren Beiſtand leihe. (Der gute Fieſole!)

— Der berühmte Maler Sir George Beaumont führte auf allen ſeinen Wanderungen eine Landſchaft von Claude Lorrain mit ſich, um ſich an dieſem Vorbilde zu neuen Landſchaften zu begeiſtern.

— Der Verfaſſer des „Robinſon Cruſoe", dieſer durch die ganze civiliſirte Welt in allen Sprachen verbreiteten Jugendſchrift, war nicht, wie vielfach geglaubt wird, der vortreffliche Jugendſchriftſteller Campe, ſondern der Engländer Daniel de Foe, deſſen geſammelte Werke ſoeben in einer neuen Ausgabe zu London erſchienen ſind. Wir finden darin einen höchſt intereſſanten Zug aus dem eigenen Leben dieſes Schriftſtellers: Am 30. Juli 1703 ſtand er, wegen eines Pamphlets, das er gegen die Miniſter geſchrieben hatte, am Schandpfahle; an drei verſchiedenen Stellen wurde er ausgeſetzt, aber die Wirkung war eine ganz andere, als die ſonſt in ſolchen Fällen gewöhnliche, denn die immer mehr ſich anſammelnde Volksmenge brachte ihm wiederholte Vivats und warf ihn mit Blumen. Am Tage vor dieſer öffentlichen Ausſtellung erſchien von Daniel de Foe eine „Hymne an den Schandpfahl" in 24 Seiten Quart.

---

*) Dieſe Tragödie wurde zuerſt im Jahre 1791 aufgeführt. Ein Jahr ſpäter erſchien Arnaults „Lucrece", die uns weit mehr als das Ponſard'ſche Trauerſpiel gleichen Namens zuſagt.

C. M. O.

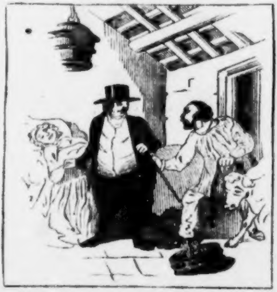
— Vor 262 Jahren (1584) erſchien die erſte deutſche Ueberſetzung einer griechiſchen Tragödie, der „Iphigenie in Aulis", von Euripides. Der Titel iſt jedoch ſo geſchmacklos, wie die Ueberſetzung ſelbſt, er heißt: „Iphigenia in Aulide, eine überaus ſchöne Hiſtoria oder Comoediatragoedia von des Myceniſchen Königes Agamemnons Tochter, welche ſich willig für die Griechiſche Armada, ſo nach Troja geſchiffet, in Todt gegeben. Nützlichen zu leſen und zu Agiren, auch Griechiſcher Sprach mit vleis beſchrieben. Durch Michaelem Babſt von Ro, Pfarrherrn zu Mohorn" (1584).

— Lord Byron geſtand häufig, daß er Walter Scotts „Waverley-Novellen" mehr als vierzig Mal geleſen habe. — Jean Pauls Lieblingslektüre war Sterne's „Triſtan Shandy" und deſſen „empfindſame Reiſen".

— Der Prophet Muhamed, der ein großer Katzenfreund war, glaubte ſeinen Freund Abderham nicht beſſer ehren zu können, als durch das Prädikat Abuhareira (Vater der Katzen).

— Der verſtorbene Buchhändler Herold in Lüneburg hatte die Gewohnheit, die allabendlichen Gardinenpredigten ſeiner Frau, um ſich nicht erhitzen zu laſſen, in Gedanken ins Franzöſiſche zu überſetzen. Waren die Anzüglichkeiten aber zu derb, ſo überſetzte er ſie ins Lateiniſche, weil ihm dies mehr Mühe verurſachte. »So erhielt ich meinen Gleichmuth und zerſtreute mich zu gleicher Zeit,« pflegte er oft genug ſelbſt zu erzählen.

Frau und Kuh.



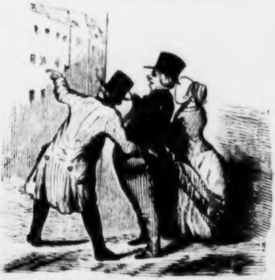
Herr Doctor, ich habe Sie kommen laſſen, weil meine Kuh ſich unwohl fühlt und meine Frau ſehr krank iſt; kommen Sie aber erſt zu meiner Kuh; denn das iſt viel wichtiger!

Treffer und Nieten.

* In einer humoriſtiſchen Vorleſung wurde die Frage aufgeworfen „Worin gleichen manche Journalblätter den Kartenblättern?“ und man beantwortete dieſe Frage mit dem Witze, daß nämlich die ſchmuzigſten immer zuſammenhängen. (Welch ein treffendes Bon-mot auf manche literariſche Clique!)

* Ein Schauſpieler, der neulich die Rolle des Göthe'ſchen Fauſt ſpielte, ſprach im erſten Akte ſtatt der Worte: »Knurre nicht, Pudel!« mit großem Pathos: »Purre nicht, Knudel!«

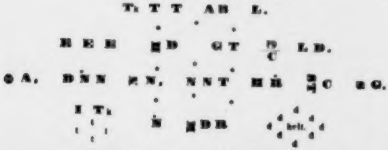
Frage und Antwort.



Fremder. Beſter Freund, können Sie mir ſagen, welches der nächſte Weg zur Börſe iſt?

Dieb (mit einem Griff nach deſſen Taſche). Dieſer!

Vier Rebus auf ein Mal.



Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Fürſt Metternich

und das

Oeſterreichiſche Staats-Syſtem.

Von

Dr. A. J. Groſs-Hoffinger.

Zwei Bände. Preis 4 Thaler.

Der Fortſchritt

und

das conſervative Princip

in Oeſterreich.

In Bezug auf die Schrift:

„Oeſterreichs Zukunft“.

Von **Dr. S.**

Preis 1 Thaler.

Oeſterreichiſche Daguerreotypen.

Bilder aus dem Leben und Treiben

der

Oeſterreichiſchen Hauptſtädte.

1s Heft. Preis 7½ Ngr.

Die

Geheimniſſe von Wien.

Von

Julius Chownitz.

Zwei Bände. 2½ Thaler.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 189. Leipzig, 14. Mai 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Leipziger Kunſtausſtellung.

Von E. M. Oettinger.

Im Saale der Buchhändlerbörſe hat der bekannte Kunſthändler Julius Buddeus eine Reihe von Gemälden aufgeſtellt, die der Düſſeldorfer Schule, aus der ſie hervorgegangen ſind, einen großen Kreis neuer Bewunderer zuführen wird. Die Perle dieſer kleinen Gallerie iſt Carl **Hübners** „Jagdrecht“, ein würdiges Seitenſtück zu deſſen „ſchleſiſchen Webern“. Wir lieben dieſen Meiſter, weil er einen neuen Genre geſchaffen hat, der mit den Tendenzen unſerer Zeit in innigem Zuſammenhange ſteht. Faſt in jedem ſeiner Gemälde tritt uns eine wichtige Zeitfrage, eine in Farbenpracht aufgegangene Polemik gegen die rohe Gewalt des Beſitzthums, eine glühende Vertheidigung der ärmern arbeitenden Klaſſen entgegen. Carl **Hübner** iſt der Eugène Sue der Maler, ein politiſch-ſocialer Zeitfragen-Löſer, deſſen Bilder geharniſchte Journal-Artikel, fulminante Reden zu Gunſten des Proletariats ſind. In ſeinem „Jagdrecht“ ſehen wir, wie der reiche Gutsherr einen armen Teufel erſchießen läßt, weil dieſer in fremdem Reviere ein Stück Wild erlegt hat. Jeder Zug des ſterbenden Proletariers ſchreit uns die Frage ins Gewiſſen, „welcher von beiden Frevlern iſt hier der Strafbarere“? Hübners Bild erfüllt uns mit Empörung gegen die Brutalität gewiſſer Geſetze, welche blutige Pasquille auf die menſchliche Gerechtigkeit ſind. Jede Miene der Todesangſt des zweiten Wilddiebes flößt uns dagegen tiefſinniges Mitleid ein; man ſieht, daß Hübner nicht blos mit kalten Farben, ſondern mit warmem Herzblute malt. — Von Henry Ritter iſt der „Aufſchneider“ ausgeſtellt, eine prachtvolle Gruppe, die uns ins derbe dralle Matroſenleben der Normandie verſetzt, ein Gemälde, in dem jede einzelne Figur des zuhörenden Kreiſes eine anderes Temperament, einen andern Grundgedanken abſpiegelt. Aus jedem Strich dieſes Bildes quillt Fleiſch und Blut: es iſt ein lebendes Bild, das ſeinen engen Rahmen ſprengt und zu uns heraustritt. — Nicht minder wahr und lebendig iſt J. P. Haſenclevers „Weinprobe“, eine köſtliche Kellerſcene, aus der uns Hogarth'ſche Laune und Lichtenberg'ſche Charakteriſtik anlacht. Man kann dieſe Gruppe nicht lange anſchauen, ohne das, was ſie koſtet, lebhaft mitzuſchmecken. — J. G. Meyers „Geburtstag des kranken Schweſterleins" iſt ein reizend-ſchönes Genrebild, in welchem die drei jungen Roſen, die mit der blaſſen Knoſpe ſpielen, und die am Fenſter ſitzende Mutter, welche wonnetrunken den Sonnenſchein ihrer Augen auf dem vierblätterigen Kleeblatt ruhen läßt, einen wohlthuenden Zauber, einen ſeligen Frieden ausgießen. — Weit weniger gefallen uns Meyers „Kinder am Brunnen"; das ältere iſt eine junge Bauerndirne, wie man deren wohl auf der Bühne im Ballet, aber nirgends in der Wirklichkeit findet. Wuchs und Stellung ſind viel zu geſpreizt und kokett. — Unter den vielen Skizzen hat uns vor Allen Schröters „Malvolio" angeſprochen, ein Typus, der mit Shakeſpeare'ſchem Humor und Falſtaff'ſcher Laune ausgeſtattet iſt.

Zwei Zierden, die außerhalb dieſer Schule liegen, treten uns in den beiden Portraits von Gerard Dow entgegen, wovon uns das Eine die Mutter, das andere den Vater dieſes berühmten Meiſters zeigt. Dow, der Lieblingsſchüler Rembrands, iſt eine der ſchönſten Glorifikationen der holländiſchen Schule. Sein Pinſel iſt fein, zart, jugendlich friſch und pikant, ſein Colorit voll Leben und Wahrheit, und ſeine Draperie, vor Allem ſein Sammet und Atlas, von reizender Wirkung, daher ſeine Bilder, die namentlich in England ſehr geſucht ſind, von Tag zu Tag ſeltener und theurer werden. Dieſe beiden Portraits gehören zu den ſchönſten Arbeiten dieſes Meiſters, der beſonders in der Kunſt, die Farben zu verſchmelzen, ein unerreichbares Vorbild bleibt. Erſt unlängſt iſt ein „betender Mönch" von Dow in einer Bilderauktion zu Amſterdam für 5200 Gulden erſtanden worden.

Jeder, der eine Vormittagsſtunde übrig hat, beeile ſich, dieſe Bilder zu ſehen, die nur noch wenige Tage ausgeſtellt bleiben.

Geſchichte eines deutſchen Volksliedes *).

Von L. A. Frankl.

> So verfolgte das Liedchen „Malbrough" den reiſenden Britten
> Einſt von Paris nach Livorn', dann von Livorno nach Rom,
> Weiter nach Napel hinunter und wär' er nach Smyrna geſegelt,
> Malbrough empfing ihn auch dort!
>
> Göthe.

„Wie i bin verwichen" durch die weiten deutſchen Lande gezogen, an den Rhein und an die Nordſee, an die Spree und an die Iſar, an die Elbe und an alle andern Flüſſe und Bäche, überall tönte mir das öſterreichiſche Lied entgegen:

„Wie i bin verwichen
Zu mei Derndel g'ſchlichen."

Das erſte Mal war's in Dresden, dann wieder unter den Linden in Berlin. Ein Junge, der über die Straße lief, ſang's mit wunderbarer berliniſcher Betonung. In Potsdam, müde von den Wallfahrten zu den verſchiedenen Schlöſſern und Gärten, wollte ich in eine Gaſtſtube treten; als ich an den Fenſtern vorbeikam, ſchallte mir das Lied entgegen:

---

*) Wiener Sonntagsblätter.

„Hob beim Fenſta freidi einiguckt,
Do ſiach i's drinnat ſcherz'n,
An ondern Buabn herz'n,
Daß's mi bis in d'Sêl' hat bluti 'zuckt."

Wenn mich das Lied das erſte Mal als Klang aus der Heimath erfreut hatte, war es mir nun doch zu viel; ich ging in eine andere Gaſtſtube. Später war ich nicht ſo glücklich, ihm zu entrinnen in Coblenz, in Stuttgart, in München; doch kürzer wäre es, jene Städte zu nennen, wo ich es nicht gehört habe.

Ich kam Abends in dem prächtigen Hamburg an; mit einem jungen Kaufmanne aus Stettin ging ich ins Thaliatheater. Es wurde Neſtroy's „Haus der Temperamente" aufgeführt. Plötzlich tritt das choleriſche Fräulein heraus, die Einzige, die den Dialekt, in dem das Stück geſchrieben iſt, vortrefflich ſpricht; ich freue mich, denn es iſt eine Wienerin. Sie ſpielt prächtig; ich amuſire mich köſtlich; aber plötzlich, keines Ueberfalles gewärtig, höre ich das Lied:

„Kann's denn mögli ſein,
Mit Herz und Sêl' woar's mein,
Mei Liab' und Alles woar ſo nuar in ihr;
Denk'ſ, i hob eng's g'ſogt,
'S hot mi z' kräfti peckt,
I moan, 's wird aus ſein bold mit mir!"

Die ſchmucke Wienerin hatte das beliebte Lied eingelegt. Ich verwünſchte den Zufall, der einen Gedanken Reiſſigers aus ſeinen „ſentimentalen Walzern" von Webers Hand geſchrieben auf deſſen Pulte finden ließ. Weber hatte ihn wahrſcheinlich notirt und zu Variationen bereit gelegt und iſt darüber geſtorben, und es brauchte lange, bis Reiſſigern die Autorſchaft gerettet wurde.

„Do geh' i ganz ſtad
Mit mein Herzenlead,
Hob'n Weg vuor's Thor hinaus vaſehlt,
Is denn goar kan Weg,
Is denn goar kan Steg,
Dear mi aufiführat aus der Wölt!"

Ich ſah mich wehmüthig nach einem Wege um, der mich aus dem Parterre führt, da tritt ein Schauſpieler auf — den ſollte ich kennen! Gang und Ton, ja wahrhaftig! vor zwanzig Jahren hatten wir zuſammen auf dem Neuſtädter Gymnaſium in Prag griechiſche Zeitwörter abgewandelt, ſchlechte Verſe gemacht, gar keine Mathematik lernen wollen und viel deklamirt.

Dieſer Schauſpieler war Adolph Schritt.

Es giebt keine Bühne der öſterreichiſchen Monarchie, welche ihn nicht als Roderich im „Leben ein Traum" oder als Pfeffer in „777", als Jaromir oder als Pachter Feldkümmel, als Wallenſtein oder als Leporello, als Franz Moor oder als armen Poeten geſehen hätte. Prologe und Schreckensdramen, Couplets und Scenen wurden von ihm verfaßt, und doch fand er nirgends eine volle, ſeinen Ehrgeiz befriedigende Anerkennung! — Nach der Vorſtellung traten wir in Hocker's Weinhalle. Am Eingange begrüßte uns Leſſings Spruch:

„Es lebe der Wein,
Der Schöpfer der Freuden,
Der Tröſter in Leiden,
Der Tröſter der Pein."

In einer geräumigen, mit Gallerien umgebenen Halle flatterten bunte Fahnen. Am vorigen Abende feierte Herr Hocker mit ſeinen Gäſten die

Erinnerung der Völkerſchlacht am 18. October. In dieſer Halle pflegt Herr Hocker luſtige Reden zu halten und ſeinen Gäſten über bedeutende Ereigniſſe in begeiſternder Proſa zu improviſiren.

— — — — — — — — — —

Wir hatten rothe Meerungeheuer und phlegmatiſche Auſtern vor uns und tranken ein großes Glas „Polniſch“ und aßen „Rundſchnitt“ und wurden nicht fertig mit Erinnerungen an die Knabenjahre, die wir in dem majeſtätiſchen Venedig an der Moldau, in Prag, verlebt hatten; da traten zwei Harfeniſtinnen ein und begannen:

„I hab eng ſchöi bitten,
Tuats mei kleini Hütten
Und was mein is, treu in d'Hand ihr geb'n;
Müßt's mi drum nit ſchelten,
I kann ihr's nie vergelten,
Denn die kurze Liab' war's ganze Leb'n.“

Ich ſtieß das Glas klirrend auf den Tiſch und lächelte wie eine Hyäne, und als die Virtuoſinnen geendet hatten, rief ich zornig aus:

— Verfolgt mich denn dieſes gottverfluchte Lied überall?

Schritt ſah mich bedenklich an und ſagte:

— Iſt das Ernſt, alter Kamerad? Das Lied iſt von mir!

— Dieſes innige, tiefgefühlte Lied, das mich überall durch ganz Deutſchland zum Ueberdruſſe verfolgt, dieſes echte Lied ...

— Iſt von mir!

— Der Teufel! Dann biſt Du ein ſchlechter Komödiant, aber ein guter lyriſcher Dichter geworden.

— Umgekehrt wäre einträglicher, alter Freund! Ich will Dir die Geſchichte dieſes Liedes erzählen. Im Jahre 1835 war ich auch einmal in Preßburg engagirt. Der Hofopernſänger Guſtav Hölzl gaſtete, wie jetzt die Zeitungsſchreiber ſagen, bei uns, und nach der Vorſtellung gingen wir in eine Schenke, die „zum Zapfen“ hieß. Wir ſaßen am warmen Ofen und tranken. Da kommt eine alte Harfeniſtin, welk und geſchminkt, flitterhaft geputzt und doch ſchmutzig, und gurgelt alte Theatermelodien, und endlich zu Webers letztem muſikaliſchen Gedanken ein abſcheuliches Lied. Hölzl iſt von der Muſik begeiſtert und empört von den Worten und meint: »Was wäre das für eine himmliſche Melodie zu einem vernünftigen Texte!« Wie wir ſo in der rauchigen Stube ſitzen, aufgeregt von ſüßfeurigem Ungarwein, nehme ich den Bleiſtift aus meiner Brieftaſche und ſchreibe mein „Herzeload“ auf die Kehrſeite eines Speiſezettels. Bald darauf kommt der jetzige Braunſchweiger Hofſänger Pöck nach Preßburg, findet bei Hölzl auf dem Klaviere mein „Herzeload“, ſingt das Ding, es gefällt ihm und er erbittet es ſich zum Geſchenke. In Prag wurde es zum erſten Male von ihm auf der Bühne geſungen; die Frauen ſollen wie in einem Kotzebue'ſchen Rührſtück geweint haben, die Männer jubelten und er, er konnte es nicht oft genug ſingen. Das Lied machte in Original und Ueberſetzung den Weg durch die ganze Welt und erſchütterte die transatlantiſchen Nerven ebenſo wie die europäiſchen.

— Du trinkſt aber gar nicht, alter Kamerad. Wer weiß, wann und ob wir je wieder ſo beiſammen ſitzen!

— Noch immer ſentimental? Das hab' ich längſt verlernt! Aber höre weiter: Mehrere Jahre ſpäter wurde ich am Theater an der Wien engagirt. Eines ſchönen Tages flanire ich über Kohlmarkt und Graben. Aus dem Glaskaſten der Diabelli'ſchen Muſikalienhandlung ſieht mir ein Titel entgegen: Komiſche Theatergeſänge: „das Herzeload“, Text von A. Schritt“. Es iſt eine wahre Ironie, denke ich, das Herzeload unter „komiſche Theatergeſänge“ zu reihen. Ich trete raſch und entſchloſſen ein, verlange Honorar für meinen Text und erhalte die Nachricht, daß das Lied, bei Marco Berra in Prag aufgelegt, hier nur in Kommiſſion ſei — Ein Jahr darauf beſuchte ich, um meine Verwandten zu ſehen, meine Vaterſtadt Prag, und hatte Herrn Marco Berra nicht vergeſſen. Als ich mein Eigenthumsrecht geltend machte und Honorar begehrte, gab er mir zwar keins, denn Pöck habe ihm das Lied geſchenkt, doch ſagte er zu mir: »Wenn Sie wieder einmal einen ſo guten Text haben, ſo gebe ich Ihnen zwei Gulden Conventions-Münze dafür.« Nun wirſt Du begreifen, warum mir die Luſt zum Liederdichten vergangen iſt.

Die Jungfrau von Orleans.

Der Stoff der „Jeanne d'Arc“ iſt in Frankreich ſchon vielfach dramatiſirt worden. Die erſten Tragödien von der „Pucelle d'Orleans“ rühren von Mesnadière und Benſerade her und ſind aus der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Mercier überſetzte Schillers Werk. Als 1805 zu Orleans das Monument der Jungfrau wieder aufgerichtet wurde, gab man ein Trauerſpiel in drei Akten von Dumolard. Von Dieulafoi exiſtirt ein Vaudeville, „Jeanne d'Arc oder die Belagerung von Orleans“. 1813 bemächtigte ſich der Circus deſſelben Stoffes. Das „Haus der Jeanne d'Arc“ hieß ein einaktiges Luſtſpiel, welches 1818 im Favarttheater gegeben wurde. 1813 gab das Théâtre françois d'Avrigny's Tragödie, in welchem die Duchesnois unübertrefflich geweſen ſein ſoll. 1821 ſah man die „Jungfrau von Orleans“ in der komiſchen Oper, Text von Theaulon, Muſik von Caraffa. 1805 erſchien endlich die Tragödie von Alexandre Soumet, in welcher damals die Schauſpielerin Georges glänzte. Außerdem beſitzt die franzöſiſche Literatur noch drei Stücke von der „Jeanne d'Arc“ gedruckt, aber niemals aufgeführt. Sie ſind von Nancy (1818), Hedouville (1832) und dem Grafen de Puymaigre (1843). Trotz allen dieſen Bearbeitungen erwartet dieſer Stoff in Frankreich noch immer einen Corneille.

Sir Robert Peel und die engliſchen Schriftſteller.

Im engliſchen Unterhauſe ſprach vor einigen Jahren das bekannte Parlamentsmitglied Hume von der Verpflichtung der Krone, die bedeutendſten Schriftſteller und Künſtler durch irgend ein Ehrenpfand oder Band auszuzeichnen. Sir Robert Peel machte den guten Hume lächerlich mit ſeinem „Ehrenpfand“ und glaubte verſichern zu dürfen, daß die engliſchen Schriftſteller den „ſoliden Pudding“ einer Penſion von Seiten der Nation einer Elle Band bei Weitem vorziehen. Während ſeiner zwei Adminiſtrationen 1835 und 1841 gewährte Sir Robert Peel folgende jährliche Summen:

An Southey	3600	Gulden.
„ Wordsworth	3600	„
„ Profeſſor Faraday . .	3600	„
„ Lady Airy	3600	„
„ Tytler	2400	„
„ Miſtreß Somerville . .	2400	„

An	Alfred Tennyſohn . . .	2400	Gulden.
„	Lady Shee	2400	„
„	Die Wittwe Ponds . .	2400	„
„	James Montgomery . .	1800	„
„	Die Wittwe Thomas Hoods .	1200	„

Das Cabinet Melbourne gewährte an Schriftſteller vom April 1835 bis Auguſt 1841 folgende Jahrgehalte:

An	Thomas Moore . . .	3600	Gulden.
„	Lady Morgan . . .	3600	„
„	Sir David Brewſter . .	3600	„
„	Obriſt Gurwood . . .	2400	„
„	John Banim (Novelliſt) . .	1800	„
	Dr. Dalton (Zulage) . .	1800	„
„	Miß Somerville (Zulage) .	1200	„
„	Miß Milford . . .	1200	„
„	Wittwe Dr. M'Cries . .	1200	„

Erſt unlängſt hat Sir Robert Peel den Verdienſten des verſtorbenen Botanikers J. C. Laudon durch Verleihung einer Penſion von 1200 Gulden an deſſen Wittwe ein ehrendes Anerkenntniß zu Theil werden laſſen.

Was thun deutſche Miniſter für deutſche Gelehrte!?!?!?

Die Einweihung des Berliner Opernhauſes.

Im zweiten Hefte der „Geſchichte der Oper und des königlichen Opernhauſes in Berlin", eines Prachtwerks, das der Hofſchauſpieler Louis Schneider in Gemeinſchaft mit dem Oberbaurath Langhans herausgiebt, findet ſich eine ſehr anziehende Schilderung der Einweihung des neuen Opernhauſes, das am 7. December 1742 mit Graun's Oper „Kleopatra und Cäſar" eröffnet wurde.

»Der König,« heißt es in dieſer Schilderung, »hatte beſtimmt, daß die ganze Generalität und alle Kriegsbediente das Parterre beſuchen ſollten, in welchem ganz vorn, dicht und hinter dem Orcheſter, zwei Reihen Lehnſeſſel für den König und den Hof ſtanden. Alle übrigen Perſonen im Parterre mußten der Vorſtellung ſtehend zuſehen. In den beiden Rängen waren die Logen, deren übrigens nur drei, höchſtens vier auf jeder Seite waren, für das Miniſterium und das Beamten-Perſonale beſtimmt, während im dritten Range Einwohner der Stadt zugelaſſen wurden. Die Parterre-Logen waren vorzugsweiſe für die in Berlin anweſenden Fremden beſtimmt und die königlichen Hoffouriere mußten ſich in allen Gaſthöfen erkundigen, wie viele ſolcher Fremden gerade in Berlin anweſend waren, um ihnen Billets zukommen zu laſſen. In den äußerſten Logen des dritten Ranges, zunächſt der Bühne, waren die Trompeter und Pauker der Garde du Corps und des Regiments Gensd'armes aufgeſtellt, welche beim Eintritt des Königs und am Ende der Oper Tuſch blieſen. Auf dem Proſcenium, rechts und links zu beiden Seiten der Bühne, ſtanden zwei Grenadiere der Potsdamer Garde mit Gewehr beim Fuß, welche jedes Mal im Zwiſchenakt abgelöſt wurden und der ganzen Vorſtellung vor den Augen des Publikums zuſahen. Um 5 Uhr wurde das Publikum eingelaſſen; die Militär-Perſonen im Parade-Anzuge, die Civil-Beamten und die Damen im Cour-Anzuge. Selbſt bei dem Publikum des dritten Ranges wurde auf eine ſorgfältige Toilette geſehen. — Der König trat (um 6 Uhr) durch die Parterre-Thüre links neben dem Orcheſter ein, grüßte bei dem Tuſch das Publikum und ſetzte ſich ſofort auf ſeinen Armſeſſel. Graf Gotter, Intendant des Spectacles, ſtand hinter dem Stuhle des Königs und gab dem wartenden Kapellmeiſter das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre, ſobald der König ſich geſetzt hatte. Die Königin und die Prinz[illegible]innen befanden ſich in der königlichen Mittelloge und zwar ſchon vor der Ankunft des Königs. Alles empfing ſeine Majeſtät ſtehend und ſetzte ſich erſt mit dem Beginn der Ouvertüre. Der Kapellmeiſter Graun dirigirte in einer weißen Alongeperücke und rothem Mantel am Flügel. Eben ſolchen Mantel trug der Kapellmeiſter Benda.«

Der Barbier des Midas.

Parodie von R. v. Groscreutz.

Auriculas asini Midas rex habet

Freude jauchzte in den Hallen
Des Palaſts; bei Saitenſpiel,
Bei Champagnerpfropfenknallen
Gab es der Toaſte viel;
Auch die ärmſten Hütten hatten
Jubelvoll illuminirt,
Und vom Lichte war der Schatten
Dieſes Mal hinwegcenſirt.

In ganz Phrygien, in Wonne,
Grüßte voller Preis und Dank
Dieſes ſchönen Tages Sonne,
Daß es weit umher erklang;
Heut nahm auf der Väter Throne
König Midas ſeinen Sitz,
Er, den weniger die Krone
Schmückte, als ſein ſcharfer Witz.

Einem bei des Volks Entzücken
Nur war's freudvoll nicht ums Herz,
Und aus ſeinen naſſen Blicken
Sprach ein Welt — ein tiefer Schmerz.
Wer der Luſt mit flinken Beinen
Sich entzogen, fraget Ihr?
Klio nennt uns als den Einen:
König Midas' Leibbarbier.

Und der hellen Stadt entgangen,
Langet er im Blachfeld an,
In dem dunkeln, wo mit bangen
Seufzertönen er begann:
»Meines Amts Inſignien ſchmeiße
Ich hinweg, ſo wahr ich bin!«
Und er wirft ſein Zeug, die weiße
Seife ſammt dem Scheerſack hin.

Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Weiſe, wie die Thoren hoffen,
Und die Stadt, ſie ſteht geſchmückt;
Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich täuſchet nicht der Wahn,
Und ich ſehe mit Bedauern
Vielerlei Fatales nah'n.

Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Doch nicht in der Weisheit Hand,
Und ich möchte eilends fliehen
Vor dem nah'nden großen Brand.
Die Ihr bei Trompetenſchalle
Ueberlaut heut jubilirt,
Ueber'n Löffel ſeid Ihr Alle,
Alle, wie Ihr ſeid, balbirt!

Dürft' ich äußern meine Klagen,
Dürft' ich äußern meinen Schmerz!
Doch vor's Thor muß ich es tragen,
Mein gequältes armes Herz.
Denn die Polizei gemieden,
Heißt es, weiß man, was ich weiß;
Was zu wiſſen mir beſchieden,
Druckt mich auf der Zunge heiß.

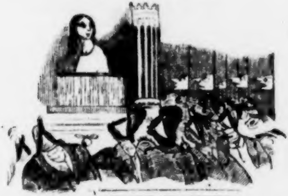
Ach, ſie hoffen noch, die Thoren!
Wüßten ſie — doch rede leis,
Leiſe! — von des Königs Ohren
Alles, was ich leider weiß!
Ihre Freude, ach ſie ſchwände
Und ihr roſenfarb'ner Sinn;
Wo mit meinem Wiſſen wende
Aber ich mich Aermſter hin?

Einem muß ich ihn vertrauen,
Meinen übergroßen Schmerz,
Ihn, der mich verfolgt mit Grauen,
Rechts und links und allerwärts.
Aber ſind das wohl des Böſen
Eingebungen, plagend mich? —
Einem falſchen Menſchenweſen
Nimmermehr vertraue dich!

Hier dem Schilf, das an der Quelle
Einſam und verlaſſen ſteht,
Und das zu der lautern Welle
Mattem Plätſchern flüſternd weht,
Soll ich's ihm vertrauend klagen? —
Wahrlich, es iſt mehr als Spaß,
»Habet Midas rex« zu ſagen,
Asini auriculas.«

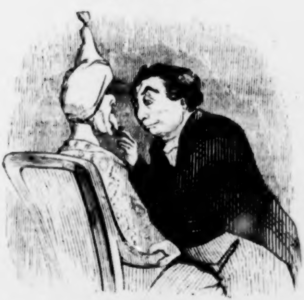
Und noch wispern ſeine Worte,
Horch, da hallt verwirr'ner Ton
Her von des Palaſtes Pforte:
»Heil dem neuen Salomon!«
Leider muß ein ſchlimmer Sylphe
Bald'ge Nachricht bringen, daß
Midas hab' — heiß' es im Schilfe —
Asini auriculas.

Schwedens Nachtigall,



angeäugelt von kopfloſen Schwärmern.

Arzt und Patient.



Arzt. Ihre werthe Zunge iſt ſehr bedenklich. Was haben Sie denn geſtern genoſſen? — **Patient.** Eine Schwarzwälder Dorfgeſchichte. — **Arzt.** Ei, ei, ſie iſt ſo trocken, daß man ſie faſt ledern nennen könnte.

Zapfenſtreich.

Algier. Für Algier iſt einem Mitgliede der Pariſer Oper ein neues Theaterprivilegium bewilligt worden.

Amſterdam. „De Markiezin de Villette", Tooneelspel naar het Hoogduitsch, van M. Charlotte Birch-Pfeiffer, door den Heer C. J. Roubol, wird nächſtens auf dem hieſigen Stadttheater in Scene gehen.

Athen. Im Senate iſt das Geſetz über die Todesſtrafe verworfen worden. Die Regierung kommt dadurch in große Verlegenheit, denn ſie hat mindeſtens zwanzig zum Tode verurtheilte Verbrecher in den Kerkern, deren Hinrichtung nun unterbleiben muß.

∴ Das Budget für 1847 berechnet 14 Mill. 486,300 Dr. Einnahme und 14 Mill. 786,546 Dr. Ausgabe, alſo ein Deficit von 300,246 Dr.

Berlin. Herr Junius, Referent der Koſſka'ſchen „Theater-Locomotive", die auch bei uns ſehr gern geleſen wird, hat in dieſem Journale der Lind-Vergötterung den Krieg erklärt und der „ſchwediſchen Nachtigall", die ſich geweigert hat, in dem angekündigten Wohlthätigkeits-Conzerte für arme Waiſenkinder zu ſingen, einige derbe Wahrheiten geſagt, die der guten Perſon durchaus nichts ſchaden können. Es heißt in dieſem Artikel: »Eine gerechte Entrüſtung iſt darüber in den Berlinern Zeitſchriften ausgebrochen, die ein lind-freundlicher Artikel in der „Spener'ſchen Zeitung", von X–Z eingeſandt, vergebens zu beſchwören trachtet. Zur Rechtfertigung der Sängerin heißt es darin: „Fräulein Lind habe in Berlin kein Conzert für ſich gegeben." Aber dafür hat ſie im großen Opernhauſe eine Benefiz-Vorſtellung ganz zu ihrem Beſten und zu möglichſt erhöhten Preiſen gegeben. Hat dieſe den von X–Z verſicherten Wohlthätigkeitsſinn der Lind in dem Grade angeſtrengt, daß ſie hinterher das Silber ihrer Stimme nicht mehr in den Armenkaſten der Waiſenkinder werfen konnte? Es iſt wahr, Fräulein Lind mußte machen, daß ſie nach Wien kam; aber eben ſo wahr iſt es auch, daß ſie auf dem Wege dahin noch ſo viel Zeit fand, um in zwei verſchiedenen Städten Conzerte zu geben. Natürlich nicht für Waiſenkinder! So erkenntlich hat ſich Fräulein Lind gegen Berlin gezeigt, dem ſie doch unſtreitig ihren ganzen Künſtlerruf zu verdanken hat. Denn wer wußte vorher Etwas von dieſer Sängerin!? Wenn man auf der einen Seite kritiſche Abgötterei mit der „ſittlichen Natur" der Künſtlerin getrieben, ſo iſt es eine um ſo gebieteriſchere Pflicht für die Journaliſtik, auch die Kehrſeite der verhimmelten Medaille zu zeigen und das Rauſchgold der überſchätzten Schaumünze auf dem Prüfſtein der Oeffentlichkeit zu entlarven.«

∴ Louis Schneider iſt jetzt definitiv von der Direktionsübernahme des Hamburger Stadttheaters zurückgetreten, da der König von Preußen perſönlich gegen denſelben den Wunſch ausgeſprochen, ſeine vielſeitige Thätigkeit dem Berliner Hoftheater erhalten zu ſehen.

∴ Dem. Wilhelmi iſt nun auch als Precioſa aufgetreten. Die „Spener'ſche Zeitung" ſagt: »Es war keine glückliche Wahl, ſich in dieſer Rolle als Gaſt zu zeigen, da das Intereſſe, welches dieſes Stück einſt bei ſeinem Erſcheinen darbot, jetzt bis auf die Hefe geleert iſt. Die Darſtellung der Gaſtin ging völlig ſpur- und theilnahmlos vorüber.« (Dem. Wilhelmi wird alſo ſchwerlich ein Talent wie das der Hagn erſetzen können.)

∴ Athen hatte bekanntlich nur einen Solon; unſer Spree-Athen beſitzt deren zwei, Solon Vater und Solon Sohn. Beide ſind aber keine Geſetzgeber, ſondern Tiſchler, ſtehen einander feindlich gegenüber und ſchreiben gegen einander in den hieſigen Zeitungen und im Intelligenzblatte. (Solon Vater, Solon Sohn, Eure Polemik iſt für Tiſchler etwas ungehobelt.)

Bremen. H. Laube's „Gottſched und Gellert" machte hier keinen Eindruck, au contraire, es verdarb ſogar die Theilnahme, welche man ihm vor der Aufführung zu Theil werden ließ, dermaßen, daß ſchon bei der zweiten Wiederholung das Haus nur von wenig Neugierigen beſucht war, deren größte Zahl daſſelbe noch vor dem Schluſſe der Vorſtellung verließ.

(Abendzeitung.)

Breslau. Herr p. p. Mutike, der jeden Morgen einen Polen, jeden Mittag einen Franzoſen und jeden Abend ſich ſelbſt vernichtet, ſucht auch hier einen Waghals, der den zweiten Theil ſeines berühmten Geſchichtswerkes in Verlag nehmen ſoll. Da aber Niemand den erſten Theil kennt, ſo will natürlich auch Keiner vom zweiten etwas wiſſen.

∴ Auf unſerer Bühne gaſtirt jetzt das Berliner Tänzerpaar Adele Polin und Herr Gasperini. Beide haben mit einer Polka ſtürmiſchen Beifall eingeerntet.

∴ Unſere Stadt beſitzt gegenwärtig 11 Buchdruckereien, 12 lithographiſche Anſtalten, 18 Zeitſchriften und 10 Bibliotheken, 13 Apotheken und 62 Gaſthöfe.

Bukareſt. Die ſeit 1845 herausgegebene deutſche „Bukareſter Zeitung", politiſchen und belletriſtiſchen Inhalts, hat mit Ende März d. J. zu erſcheinen aufgehört und zwar wegen Mangels an Abnehmern, ſo daß der Unternehmer in der kurzen Friſt ihres Beſtehens eine anſehnliche Summe einbüßen mußte. Das Eingehen dieſes Organs, wodurch das deutſche Element in den Niederungen des Iſter einigermaßen vertreten war, wird ſehr bedauert. Dagegen ſoll hier eine Buchdruckerei errichtet und zugleich eine Handelszeitung, „Il Danubio", begründet werden.

Konſtantinopel. Um der mediziniſchen Schule in Galata Serai für die Anatomie weibliche Leichname zu verſchaffen, ſollen nun ſämmtliche Leichen der auf dem hieſigen Sklavenmarkt geſtorbenen Sklavinnen dahin abgeliefert werden.

Dresden. Profeſſor Julius Schnorr von Carolsfeld hat den Ruf als Direktor der hieſigen königlichen Gemäldegallerie angenommen und vom Könige von Baiern die nachgeſuchte Entlaſſung aus dem baieriſchen Staatsdienſte erhalten.

Dublin. In dem Zeitraume vom 1. Januar 1840 bis zum 23. Februar 1846, alſo in ſechs Jahren und zwei Monaten, betrug die iriſche Repeal-Rente die bedeutende Summe von 127,869 Pfd. St. (etwa 895,083 Thaler).

Düſſeldorf. „Johanna I., Königin von Neapel", heißt ein neues Trauerſpiel, das unlängſt über unſere Bühne ſchritt und eine ſehr günſtige Aufnahme fand. Verfaſſer deſſelben iſt Herr Herrmann Scharff von Scharffenſtein.

Gräfenberg. Lord Coppermoore, ein verrückter Engländer, braucht bei Prießnitz ſchon ſeit ſieben Jahren ununterbrochen die Waſſerkur. Der Verſtand Mylords hat ſeitdem nicht zugenommen.

Hamburg. Eduard Jerrmann hat ſein Gaſtſpiel auf dem Stadttheater als Nathan der Weiſe eröffnet. Das ewig Wahre und Schöne im Menſchen, das uns Leſſing in dieſem Charakter offenbart, hat Jerrman mit meiſterhafter Conſequenz und Tiefe der Auffaſſung dargeſtellt; er hat ein ergreifendes Seelengemälde voll Wahrheit und Kunſtweihe, fern von geſuchter Uebertreibung, geliefert. (Telegraph.)

Hannover. Die Ständeverſammlung hat bei Berathung des neuen Polizei-Strafgeſetzbuchs einſtimmig auf Abſchaffung ſämmtlicher Hazardſpiele angetragen. (Alſo doch wenigſtens etwas Gutes!)

Innsbruck. Das Vaterland der Maultrommeln iſt Riva in Süd-Tyrol. Jahr aus Jahr ein werden von dort 480,000 ſolcher Inſtrumente in die Welt geſchickt.

Königsberg. Am 21. v. M. iſt dem Dr. Jacoby in dem Prozeß über die beiden Broſchüren „das königliche Wort Friedrich Wilhelms III." und „Preußen im Jahre 1845" das Urtheil erſter Inſtanz mitgetheilt worden. Er iſt (nach §. 199 Tit 20.) wegen Majeſtätsbeleidigung und frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgeſetze, zu 2½ Jahren Feſtungsſtrafe verurtheilt. Die National-Cocarde wird ihm nicht abgeſprochen, da ſein Vergehen nicht „aus unpatriotiſcher Geſinnung" hervorgegangen ſei. Das Urtheil wurde gefällt in der Sitzung des Criminal-Senats vom 18. April; die Richter waren: Siehr (Präſident), Klein, Weiß (an Stelle des im vorigen Jahre nach Inſterburg verſetzten Ober-Landesgerichtsraths Pfeifer) und Fürſtenthal, nebſt den Aſſeſſoren Henke und Hardt. Man iſt hier über dies unerwartete Urtheil ſehr erſtaunt und auf die Motivirung deſſelben höchſt begierig. Ohne Zweifel wird Dr. Jacoby dagegen appelliren.

Leipzig. Bornirte Leute haben uns oft den ungerechten Vorwurf gemacht, daß wir den Dramen des Herrn Laube keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſelbſt ſeine Freunde ſtimmen mit unſerm Urtheile überein. Die Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung" brachten neulich in der „dramatiſchen Bücherſchau" eine ſehr gründliche Beurtheilung über „Monaldeschi". Der Kritiker ſagt unter Anderm: »Es iſt ſeltſam genug, daß Herr Laube, nachdem er uns, nicht ohne Selbſtgefälligkeit, in einer 74 Seiten langen Vorrede von ſeiner dramaturgiſchen Bildung unterhalten und alle jene Irrthümer, Verſtöße und Fehler aufgezählt, die er in einer dreißigjährigen Laufbahn vermeiden gelernt, alle die kritiſche Einſicht ſpecifizirt hat, die er nunmehr gewonnen, ein Drama hinſtellen konnte, das allen Geſetzen der Aeſthetik, ſo weit ſie dieſe Kunſtform betreffen, ſo entſchieden hohnſpricht, wie dies in ſeinem „Monaldeschi" der Fall iſt.« Ganz am Schluſſe heißt es: »Wir finden, daß Herr Laube nicht Achtung genug vor ſeinem Publikum hat und ihm Etwas zu genießen zumuthet, was er ſelbſt für eine nicht fertig gewordene Arbeit halten muß.« (Man ſieht, daß unſere Abneigung gegen die Laube'ſchen Theaterſtücke wohl begründet iſt.)

∴ Der „Nürnberger Correſpondent von und für Deutſchland" meldet aus unſerer Stadt: »Einiges Aufſehen unter dem hieſigen Publikum wird die Nachricht erregen, daß der Theaterdirektor Dr. Schmidt dem Ober-Regiſſeur Marr gekündigt hat.« (Wir wiſſen nicht zu ſagen, ob dies Gerücht ſich beſtätigt; ſo viel aber iſt gewiß, daß Herr Marr im Verein mit Herrn Mühling ſich um die Direktion des Hamburger Stadttheaters bewirbt. Wir wünſchen, daß Herr Marr ſie erhalten möge!)

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung" ſchreibt: Herr Marr, Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters, iſt zu einem Beſuche ſeiner Freunde in Wien angekommen. (Hat Herr Marr denn auch Freunde?)

∴ In der „Spener'ſchen Zeitung" befindet ſich folgender Bericht aus Braunſchweig: »Es erneuert ſich das Gerücht, daß die Buchhändlermeſſe von Leipzig nach Braunſchweig verlegt werden ſoll. (Wie?) Natürlich würde man ſie mit offenen Armen empfangen (Das glauben auch wir!) und alles Mögliche thun, um ſie hier für die Dauer feſtzuhalten. (So geſcheidt würden auch andere Städte ſein.) Für die literariſche Bewegung iſt Braunſchweig (Hört, hört!) ohnehin das freieſte Land in Deutſchland.« (Dagegen müſſen wir in allem Ernſte proteſtiren. Unſer Leipzig wird wohl ſo vernünftig ſein, ſich ſeinen großartigen Buchhandel-Verkehr weder von Braunſchweig, noch von irgend einer andern Stadt entreißen zu laſſen. Und ſo tolerant als die braunſchweigiſche Regierung iſt die ſächſiſche doch ganz beſtimmt!)

∴ Die „Deutſche Allgemeine Zeitung" berichtet aus Frankfurt am Main: »Ein Zeitgedicht, zu rechter Zeit empfunden und geſungen, findet in Deutſchland in der Regel lebhafte Sympathien; davon haben wir hier in dieſen Tagen einen neuen Beweis erlebt. Der in unſerer Mitte weilende Dichter Ludwig Wihl hat „Deutſchland im Jahre 1846" beſungen, und in ſeinem Liede die wahre deutſche Freiheit willkommen geheißen. Das Gedicht, welches hier Anfangs in einer Menge von Abſchriften circulirt hat, iſt jetzt im Druck erſchienen. Tauſende von Exemplaren befinden ſich in allen Händen, und nicht blos die hübſchen Verſe, ſondern auch die ſich in denſelben ausſprechende Demonſtration findet überall die lebhafteſte Anerkennung. Der Verfaſſer hat uns inzwiſchen auf kurze Zeit verlaſſen, um eine Reiſe nach Norddeutſchland anzutreten.« (Herr Wihl verweilt in dieſem Augenblick in unſerer Mitte, und auch bei uns findet ſein Zeitgedicht warmen Anklang. Im Verfaſſer ſelbſt haben wir eine liebenswürdige Perſönlichkeit kennen gelernt.)

∴ Carl Herloßſohn hat bei C. P. Melzer einen zweibändigen Roman, „Arabella oder die Geheimniſſe eines Hoftheaters", ein heiteres, lebensfriſches Gemälde aus der Wirklichkeit erſcheinen laſſen. Wir werden nächſtens ein Bruchſtück daraus mittheilen.

∴ Bei Otto Wigand erſcheint die „Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe", ein vierbändiger Roman, der die Nachtſeiten des amerikaniſchen Muckerthums mit großer Meiſterſchaft ſchildert.

∴ Ein über dreihundert Jahre altes Schriftchen, das fortwährend die Neugier der Gelehrten rege erhalten und ihren Forſchungstrieb aufgeſtachelt hat, „de tribus impostoribus", erſcheint bei Wilhelm Jurany in einer eleganten Ausgabe und mit einem bibliographiſchen Vorworte verſehen, von [illegible].

∴ Herr Berthold Auerbach, der Dorfgeſchichtenſchreiber, der ſich und Andere glauben macht, daß ſeine Bauer-Idyllen in 70—100,000 Exemplaren verbreitet ſind, wird nachgerade abgeſchmackt und zwar dadurch, daß er ſo plump und geiſtlos gegen die Richtung des Pikanten zu Felde zieht. Der gute Mann ſollte nicht vergeſſen, daß er ſich früher ſehr bemüht habe, pikant ſein zu wollen. Wir erinnern an ſeinen „Spinoza". Aber weil er dieſes Ziel niemals erreicht hat, ſchmäht er nun eine Richtung, deren Geiſt er nicht zu faſſen, deren Reiz er nicht zu würdigen verſteht. Dies als kurze Antwort auf ſeine Holzſchuh-Polemik in den „Grenzboten". Nächſtens mehr über ihn!

∴ Die „Damenzeitung" ſchreibt: Unter den hieſigen Conditoren hat Herr Robeck in der „deutſchen Kaffeehalle" eine nette Idee verwirklicht, indem er außer dem reichhaltigen Journal-Cirkel noch eine kleine Bibliothek humoriſtiſcher Schriften von Saphir, Oettinger, Kaliſch, Glaßbrenner ꝛc. aufgeſtellt hat und den Beſuchern manche Erheiterung gewährt, wenn ſie in den Journalen nichts Beſonderes finden. Von den fremden Beſuchern wird vorzüglich Oettingers „Narrenalmanach für 1846" ſtark in Anſpruch genommen.

∴ Im „General-Anzeiger" vom 23. April wird ein angeblich nur wenige Meilen von Leipzig entferntes Rittergut zum Verkauf ausgeboten und bei Aufzählung der Gerechtſame auch ein jus primogeniturae und primae noctis aufgezählt. (Sollten ſich dazu nicht viele Käufer finden?)

London. England beſitzt jetzt 71 Colonien. Von dieſen kann Newfoundland, welches im Jahre 1583 erworben worden iſt, als die älteſte angeſehen werden. Die jüngſte iſt Aden, auf der Hälfte des Weges von Bombay nach Suez. Der Umfang dieſer 71 Colonien beträgt 2,119,720 Quadratmeilen, ungefähr vierzig Mal ſo viel als die Oberfläche Englands. Die Bevölkerung ſchätzt man auf 100 Millionen.

∴ Die bekannte Society for the diffusion of useful knowledge (Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe) hat ſich, nach einer Bekanntmachung ihres Comité, aufgelöſet. In dieſer Bekanntmachung giebt ſie eine Ueberſicht ihrer im Jahre 1826 begonnenen Arbeiten und Bemühungen, unter denen namentlich die zur Verbreitung wohlfeiler Bücher obenan ſtehen. Der große Plan der Herausgabe eines „biographical dictionary“ iſt aufgegeben, und die Subſcribenten müſſen ſich mit dem vollendeten Buchſtaben A begnügen, der in ſechs Halb-Bänden geſchloſſen iſt; das Werk würde nach dieſem Maaßſtabe zu ſeiner gänzlichen Beendigung ungefähr ein halbes Jahrhundert erfordert haben; was die Koſten betrifft, ſo kann man ſich, wenn man hört, daß die Herausgabe des A 5000 Pfd. St. (33,300 Thaler) gekoſtet hat, einen Begriff davon machen.
(Spen. Zeit.)

∴ Der berühmte tragiſche Schauſpieler Macready iſt von Anfang September auf zwanzig Vorſtellungen für das Surrey-Theater engagirt, das ihm für den ganzen Cyclus 1000 Pfd. St. (circa 7000 Thaler) bezahlt.

Madrid. Der italieniſche Tenoriſt Napoleon Moriani iſt von der Königin von Spanien zum Ritter des Iſabellen-Ordens pouſſirt worden.

Mailand. Der berühmte Statiſtiker Adrian Balbi hat den Orden der eiſernen Krone erhalten.

München. Fürſt Oettingen-Wallenſtein bemerkte neulich: »Die deutſche Cenſur ſei eine eigenthümliche Anſtalt: in jedem deutſchen Staate werde nur das geſtrichen, was dieſen angehe; in Bezug auf alle übrigen deutſchen Staaten ſei man ſehr nachſichtig; deshalb habe man ein uncenſirtes deutſches Blatt, wenn man ſämmtliche cenſirte Blätter Deutſchlands habe.« (Hat der Fürſt Unrecht?)

Paris. 4525 auswärtige Flüchtlinge werden von der franzöſiſchen Regierung unterſtützt, nämlich: 428 Spanier, 323 Italiener, 3770 Polen und 4 andere Perſonen. Die Zahl der Flüchtlinge, die keine Unterſtützung erhalten, beträgt 7778, nämlich 6421 Spanier, 969 Polen, 209 Italiener, 179 Deutſche. Von 12,303 Flüchtlingen haben nur 3, und zwar aus meiſt nicht mit der Politik zuſammenhängenden Gründen aus Frankreich entfernt werden müſſen.

∴ Die Franzoſen ſammeln noch fleißig zum Beſten der unglücklichen Polen; in Paris beträgt die Summe der Unterzeichnungen 200,000 und in den Provinzen gegen 100,000 Francs.

∴ Der Forſtbeamtete Lecomte, der einen neuen Mordanfall auf den greiſen König der Franzoſen gewagt hatte, iſt 1801 zu Beaumont (Côte d'or) geboren. Er diente ehedem als Unteroffizier im Heere und wurde im Jahre 1823 in Madrid mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt. Später wurde er als Oberaufſeher im Forſtweſen angeſtellt.

∴ Sidi Ben Ayad, der tuneſiſche Geſandte, hat der katholiſchen Geiſtlichkeit der Magdalenenkirche zehntauſend Francs geſchenkt, um ſie, als einen Beweis ſeiner Freude über die glückliche Rettung des Königs der Franzoſen, unter die Armen zu vertheilen. (Die Geſandten der europäiſchen Mächte ſind weniger zartfühlend.)

∴ Die meiſten der jetzt bekannten franzöſiſchen Theaterdichter bekleiden Staatsämter. Mazères iſt Präſident; Empis, deſſen Mitarbeiter, iſt Direktor der Privatdomänen der Krone; Cavé iſt Direktor des Bureau des beaux arts; Bailly Bureau-Chef im Miniſterium des Innern; Dupaty iſt Bibliothekar des Arſenals; Bonjour und Lefont ſind Bibliothekare von Saint Genevieve; Lebhuy arbeitet im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts; Deschamps bei der Domänen-Verwaltung; Dumerſan iſt Inſpektor des Medaillen-Cabinets; Leonce und Moleri ſind beim Juſtiz-Miniſterium angeſtellt; Laya arbeitet im Finanz-Miniſterium, Doucet im Privat-Cabinet des Königs; Henri de Kock, Sohn Paul de Kocks, iſt Douanen-Beamteter; Augier, der Dichter von „la Ciguë“, iſt ſeit Kurzem Bibliothekar des Herzogs von Aumale u. ſ. w. Den Vergleich mit den deutſchen Verhältniſſen überlaſſen wir den Leſern. (Europa.)

∴ Louis Philipp hat für das hiſtoriſche Muſeum zu Verſailles ein Gemälde beſtellt, das „une lecture au théâtre français en 1834“ vorſtellen ſoll und dem Maler Heim übertragen iſt. Es wird die Bildniſſe aller dramatiſchen Notabilitäten enthalten, welche unter dem Kaiſerreiche und der Reſtauration bis zum Jahre 1834 geglänzt haben. Der Schauplatz des Bildes iſt das Foyer des oben genannten Theaters, in dem die Dichter ihre Stücke leſen. Der Vorleſende iſt Andrieux, umringt von Lemercier, Duval, Etienne, Picard, Delavigne, Soumet, Hugo, Dumas, Ancelot, Soulié u. ſ. w. Die Mars und die Pleſſis, die Schauſpieler Samſon, Firmin, Ligier und einige Andere reihen ſich den Dichtern an. Es iſt ſchön, daß der alte König auch dieſer Glorifikationen gedacht hat. (Ein Leipziger Kunſt-Enthuſiaſt ſoll bei E. Bendemann in Dresden ein ähnliches Bild beſtellt haben. Mittelpunkt des Gemäldes wird der ſturmfeſte Leſſing unſeres „Tageblatts“, der Dichter der „Bernſteinhexe“, der große Heinrich Laube, umringt vom Verfaſſer des „letzten Willens“, Herrn Robert Heller, Herrn F. G. H. J. K. L. M. N. O. Kühne, Dichter der unſterblichen „Iſaura“, Herrn Marr, Verfaſſer des „Seidenhändlers“, und Herrn Wilhelm Bernhardi, Schöpfers einer bisher noch unvollendeten Kritik über „Hamlet“.)

∴ Der General-Lieutenant Baron Meunier, einer der tapferſten Generale des Kaiſerheeres, iſt geſtorben; ſeine Gemahlin war die Tochter des berühmten Malers und Conventmitgliedes David.

∴ Herr Blanc, Redakteur der Blätter „la Lecture“ und „la Censure“, und Herr Bravet de Surcy, Buchdrucker, ſind wegen der Herausgabe eines Werkes, betitelt: „Pandémonium français, Almanach de l'Antichrist pour l'an de Satan 16“, vor den Aſſiſenhof geladen worden. Die ihnen vorgeworfenen Vergehen ſind die der Beleidigung der Perſon des Königs und der Aufreizung zum Haſſe und zur Verachtung der Regierung.

∴ Die neue Unternehmung des Herrn Barriere, die Herausgabe der „bibliothèque des mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18ème siècle“, mit Vorreden und Anmerkungen, dürfte vielen Leſern, welche vor der Leſung der bändereichen franzöſiſchen Memoiren-Sammlungen eine Scheu haben, nicht unwillkommen ſein. Bis jetzt ſind davon zwei Bände erſchienen, die uns vorliegen. Der erſte enthält die geiſtreichen und intereſſanten Memoiren der Madame de Stael, die des Marquis d'Argenſon, die der Mutter des Regenten, der Prinzeſſin Eliſabeth von Orleans, in einem ſehr gedrängten, faſt unbedeutenden Auszuge (aus dem Deutſchen), und einen Auszug aus St. Simons Memoiren, inſofern ſie die Regentſchaft betreffen. Den ganzen zweiten Band nehmen Duclos' Memoiren über Ludwig XIV., die Regentſchaft und Ludwig XV. ein.

∴ Die franzöſiſchen Journale kündigen eine illuſtrirte Ausgabe von Louis Blancs bekanntem Geſchichtswerke „histoire des dix ans“ an.

∴ Ziemlich große Senſation macht eine vom legitimiſtiſchen Schriftſteller Alfred Nettement unlängſt herausgegebene „Biographie de Monsieur de Genoude, suivie d'une histoire de la Gazette de France“ *).

∴ Von Herrn Girault de Saint-Fargeau wird ein neues franzöſiſches Werk über die Seineſtadt unter dem Titel „les quarante huit quartiers de Paris“ in zwölf Heften erſchienen.

∴ „Histoire et physiologie du café“ iſt der Titel eines nicht unintereſſanten Schriftchens, das einer der hieſigen Aerzte, Namens Teiſet, herausgegeben hat.

∴ Herr Karl Gutzkow hat hier ein neues Trauerſpiel, „Uriel da Coſta“ vollendet, worin faſt alle Perſonen . . . Juden ſind. (Auch nicht übel!)

∴ Das Haus Rothſchild ſoll bei ſeinem vorjährigen Jahresabſchluß einen Gewinn von nicht weniger als 135 Millionen Francs gehabt haben. Das Geſammt-Vermögen der vereinigten Häuſer Rothſchild ſoll 735 Millionen Francs betragen (???).

Peſth. Im deutſchen Theater wird der „Cid“, eine neue Oper vom Muſikdirektor Schindelmeiſſer, einſtudirt.

Petersburg. Der Fürſt Baratajeff hat vom Könige von Preußen für ſein Werk über die „georgiſchen Münzen“ die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten.

∴ Zur Erleichterung des Briefverkehrs wird hier ein für die Stadtpoſt geſtempeltes Briefpapier zu 6 Kopeken Silber der Bogen (5 Kopeken für das Porto und einen für das Papier) verkauft, wo dann die Briefe für die Stadtpoſt kein Porto zahlen.

∴ In Rußland werden nur Hochverräther hingerichtet, meiſt gehängt, wobei ein merkwürdiger Gebrauch ſtattfindet. Sie werden nämlich von einem Muſikcorps begleitet, das bis zur Beerdigung erheiternde Stücke ſpielt, was einen gräßlichen Eindruck machen ſoll.

(Bresl. Zeit.)

Prag. Hector Berlioz iſt auch hier feſtgegeſſen worden. Herr Liſzt, der ſich unter den Feſteſſern befand, überreichte ihm einen Ehrenpokal und nannte ihn „le cratère de genie“, worauf Berlioz Herrn Liſzt umarmte und ihn „Chimboraſſo der Pianiſten“ nannte. (Eine Hand wäſcht die andere.)

---

*) Dieſe Zeitung, 1635 gegründet von dem Pariſer Arzte Theophraſt Renaudot, hat unlängſt ihren 211ten Jahrgang begonnen. E. M. O.

∴ In den Sälen des Clam'ſchen Palais iſt ſeit Kurzem die Kunſtausſtellung eröffnet. Bis jetzt ſind 210 Kunſtwerke ausgeſtellt, darunter 194 Gemälde. Prag, Düſſeldorf und München ſind eben ſo glänzend als zahlreich vertreten.

Rom. Während einer kaum halbjährigen Exiſtenz iſt der hieſige „Klubb der Deutſchen" zu einem der beachtetſten geſelligen Inſtitute Roms herangereift. Wiewohl ſein tonangebendes Publikum aus Künſtlern beſteht, ſo nimmt doch der Klubb mit großer Liebenswürdigkeit und Gaſtfreundſchaft jeden hier durchreiſenden deutſchen Gentleman in ſich auf und füllt durch das, was er als Societät bietet, eine große, früher von allen Deutſchen jedes Standes lebhaft gefühlte geſellſchaftliche Abendlücke aus. Die materiellen Mittel des Klubbs vermehren ſich durch allſeitige Theilnahme, ſo daß man in dieſem Augenblicke damit umgeht, ihr Lokal künftig in dem eleganten Palaſt Simonetti am Corſo einzurichten.

Stuttgart. Der erſte Akt der Wirkſamkeit des neuen Intendanten (Herrn von Gall) beſtand in der Abſetzung des Herrn Moritz von ſeiner Oberregiſſeur-Stelle. Herr von Gall, der in jüngſter Zeit durch einige Lobhudler zu ganz unverdientem Rufe gelangt iſt, wird ſich auf dem ſchlüpferigen Terrain unſerer Theaterverhältniſſe auch nicht lange halten können.

Wien. Die etwas allzu barbariſche Maaßregel gegen die Paßviſirung von Deutſch-Katholiken nach den öſterreichiſchen Staaten iſt in Folge ſächſiſcher Reclamation zurückgenommen worden. Im Reiſepaſſe der Fremden ſoll die Religion gar nicht mehr vorkommen.

∴ Die geſammte öſterreichiſche Monarchie verbraucht jährlich 2 Mill. 775,000 Ries Papier. Hiervon wird der dritte Theil zu Verpackung und Emballage verwendet. Der Geſammtverbrauch des Schreibpapiers beläuft ſich blos auf 1 Mill. 350,000 Ries, wovon die Hälfte von den Staatsbeamteten verbraucht wird, was eine ſchreibſelige Verwaltung und ein Publikum andeutet, das wenig mit der Feder umgeht. Der Verbrauch von Druckpapier in dieſem großen Reiche für die ſämmtlichen 40 Millionen Menſchen, die es bevölkern, 500,000 Ries, ungefähr ſo viel, als das kleine Königreich Sachſen, das einen achtzehn Mal kleinern Umfang hat.

∴ Auf die Liſte der verbotenen Zeitungen ſind neuerdings auch die Berliner geſetzt worden, ſo daß jetzt, mit Ausnahme der „Preuß. Allgem. Zeitung", kein preußiſches Blatt auf öffentlichen Orten ausgelegt werden darf. Dagegen finden ſich dieſelben deſto zahlreicher in geſchloſſenen Leſegeſellſchaften und werden auch an „unverdächtige" Privatperſonen, wie man ſagt, erga ſchedam verabreicht. Ueberhaupt ſind es nur drei deutſche politiſche Zeitungen, die unbedingt freien Eintritt in Oeſterreich genießen: die „Augsb. Allgem. Zeitung", die „Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung" und der „Nürnberger Correſpondent". Erſtere beſonders, welche beinahe zwei Drittheile ihres Abſatzes in die öſterreichiſchen Staaten hat, geſtaltet ſich mehr zu einer Landeszeitung, und ſcheint das Terrain, das ſie im Norden durch die jugendkräftige Concurrenz der Blätter am Rhein und an der Weſer mehr und mehr verliert, in Süden wieder gewinnen zu wollen.

∴ Ein hieſiger Student, Namens Eckardt, wollte unter der Adreſſe „Hoffmann und Campe", ein Heft patriotiſcher „Polenlieder" durch die Poſt nach Hamburg ſchicken. In Folge dieſer Geſchichte iſt Herr Eckardt ſofort verhaftet worden. (Gott iſt groß!)

∴ Der bisherige Pachter des Hof-Opern-Theaters in Wien, Herr Balochino, ein ehemaliger Schneidergeſelle, der nicht die mindeſte literariſche oder muſikaliſche Bildung beſitzt, tritt nächſtens mit einem Vermögen von ungefähr anderthalb Millionen Gulden ab, um Herrn Pokorny, einem faſt eben ſo großen Genie, das Feld zu räumen. (Auch für ihn iſt mir gar nicht bange, der u. ſ. w.)

∴ Die ſogenannte „ſchwediſche Nachtigall", Jenny Lind, hat ihr Gaſtſpiel im Theater an der Wien mit der „Norma" eröffnet und einen wahrhaft lächerlichen Enthuſiasmus erregt. Schon gegen zwei Uhr Nachmittags hatte ſich am Eingange des Theaters eine ſo dichte Maulaffen-Maſſe eingefunden, daß bald darauf die Kaſſe geöffnet werden mußte, um die Paſſage auf der Straße, welche vollkommen gehemmt war, wiederherzuſtellen. Nach der Vorſtellung wollten einige enthuſiaſtiſche Eſel mit aller Gewalt die Pferde von ihrem Wagen ſpannen und die gute Jenny nach Hauſe ziehen. Iſt das nicht mehr als lächerlich? (Ja, das iſt geradezu dumm!)

∴ Die Hofſchauſpielerin Chriſtine Enghaus wird ſich mit dem Dichter Friedrich Hebbel vermählen. (Judith und Holophernes!)

∴ Ludwig Deinhardſtein giebt ſeine „Erzählungen und Novellen" (gewidmet dem Erzherzog Stephan) geſammelt heraus.

∴ E. v. Feuchtersleben's treffliches Werk „Zur Diätetik der Seele" wird nächſtens in vierter Auflage erſcheinen.

Geſchwind, was giebt's Neues?

— Der mähriſche Jeſuit Georg Joſeph Camelli oder Kamel, der gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts als Miſſionär auf den philippiniſchen Inſeln die dortige Flora ſtudirte, hatte ſich um die Botanik ſo große Verdienſte erworben, daß Linné eine der ſchönſten Blumen Japans nach deſſen Namen getauft hat. In ihrem Vaterlande heißt die Camellia tsu-baki oder jaba-tsu-baki, d. h. wilder Baum; die Chineſen hingegen nennen ſie san tsja, d. h. Bergthee, da ſie mit dem Thee allerdings viel Aehnlichkeit hat. Das Oel aus den Saamenkörnern der Camellia giebt ein Schönheitsmittel der japaneſiſchen Damen, die dadurch den Glanz ihrer ſchwarzen Haare erhöhen.

— Der Lieblingstanz der Aegypter heißt Nachlé, d. h. Biene, und wird von den Gawazieh (Tänzerinnen), welche Mehemed Ali, wahrſcheinlich wegen ihrer allzufreien Sitten, nach Ober-Aegypten verbannt hat, mit wahrhaft verführeriſcher Grazie ausgeführt. Nach dem, was neuerdings Loriet in ſeinen „Wanderungen im Morgenlande", über dieſe eigenthümliche Biene mittheilt, ſcheint ſie ganz beſonders geeignet, den Sinnentaumel der Tanzenden aufzuſtacheln. Eine ausführliche Schilderung dieſes Nachlé, jedenfalls einer der üppigſten und alle Grenzen des Anſtandes weit überſchreitenden Tänze, findet man in einem Aufſatze von Hammer, im Jahrgange 1844 der „Wiener Jahrbücher".

— Bei den Türken heißt die unentbehrliche Pfeiſe Tſchibuk, bei den Aegyptern Schiſcha, bei den Indiern Hukah, bei den Perſern Nargil; alle dieſe Völker ziehen den Tabaksdampf durch Roſen- oder Orangeblüthen-Waſſer. Das iſt die wahre Poeſie des Rauchens.

Treffer und Nieten.

• Die allbekannte Wetterregel: „Pallida luna pluit, rubicunda flat, alba serenat" (der bleiche Mond bringt Regen, der rothe bringt Wind und der weiße erhellt), travestirt ein durch Menſchenkenntniß ausgezeichneter Prieſter alſo: „Pallida virgo cupit, rubicunda dat, alba recusat" (eine blaſſe Jungfrau wünſcht, eine rothe giebt und eine weiße verweigert).

• Balzac ſagte neulich: »die gelben Glacé-handſchuhe ſind die Equipage jener Dandies, die zu Fuße gehen.«

Lückenbüßer.

Herr Johann Peter Burmeiſter Leonhardt-Lyſer, feinhörender Muſikreferent der „Wiener Zeitſchrift", iſt doch ein höchſt biederer Charakter! Nicht nur überläßt er ſeine reizende Gattin, nach ſeiner Trennung, dem engliſchen Muſiker Hugh Pierſon, ſondern er ſtempelt dieſen auch unter dem Namen „Edgar Mansfeld" zu einem großen Tonmeiſter, was bis jetzt Niemand hat glauben wollen. Dies Alles geſchieht wahrſcheinlich in dankbarer Anerkennung für ein Hornſolo, welches Herr Pierſon ihm vor vier Jahren in Dresden gewidmet und welches ſeiner Zeit einiges Aufſehen erregt hat.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Ueber die

jetzigen Bewegungen

in der

evangeliſchen Kirche Deutſchlands.

Ein Votum

zur

Förderung des Friedens

abgegeben von

Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider,

Oberconſiſtorialdirector und Generalſuperintendent zu Gotha, Comthur des Herzoglich Sächſiſchen Hausordens.

Preis 10 Ngr.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig erſcheint:

Geheimniſſe von Rom

im neunzehnten Jahrhundert.

Schattenſeiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben.

Nach E Briffault

bearbeitet vom Verfaſſer der Schrift:

„Das Innere der Geſellſchaft Jeſu“.

12 Hefte. à ⅙ Thaler.

Das 1 — 4te Heft iſt in allen Buchhandlungen vorräthig.

Obiges Werk, ein treuer Spiegel Roms im neunzehnten Jahrhunderte, zeigt, fern von Uebertreibung, in ruhiger Darlegung, die Uebelſtände, welche aus der Verwechslung von Form und Religion hervorgehen mußten, und gewährt den genaueſten Einblick in die Verhältniſſe des großen Gewebes, welches von Rom aus über die Welt gebreitet iſt. Indem es die Gebrechen und deren Folgen an die Hand giebt, wird durch eine ſpannende Erzählung das Intereſſe des Leſers gefeſſelt.

In der **Hallberger**'ſchen Verlagshandlung in Stuttgart iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Heimchen auf dem Heerde.

Feenmärchen

von

Charles Dickens.

Preis 12 Sgr. oder 42 Kr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 190. Leipzig, 21. Mai 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Lyriſches Bouquet.

I.

Die Sonnenbraut.

Von Ludwig Wihl.

An der Seine beim Mont-Martre lebte eine Jungfrau bleich,
Die ein luſt'ger Wahnſinn machte über alle Maßen reich.
An den Gott in gold'ner Sonne knüpfte ſie der Liebe Band,
Dem ſie mit dem Herzen folgte frohbeglückt in alle Land'.
Jeden Strahl aus blauer Wolke ſog ſie ein in ſel'ger Luſt,
Jeder Seufzer, jede Klage war ein Bote ihrer Bruſt.
Alle Roſen, alle Liljen waren ihr von ihm geweiht,
Nachtigallenlied und Klage ihres Sonnengottes Leid.
Nach dem Oſten waren Morgens ihre Augen hingewandt,
Daß ſie bei dem erſten Strahle reichte ihm die Liljenhand.
Fielen dann die ſchwarzen Locken üppig auf des Buſens Schnee,
Meinte ſie, es wären Küſſe von dem Gotte in der Höh'.
Mit der Lerche in den Lüften klang ſodann ihr Morgenſang,
Und ſo währte ihr Entzücken bis zum Sonnenuntergang.
Wenn der Theure dann ſich tauchte in des Meeres grünen Schooß,
Wurden ihrer Liebe Schmerzen wie das Weltenmeer ſo groß.
Irrend ſprach ſie zu den Sternen: »Saht Ihr ihn nicht in der Nacht?
Golden ſind auch ſeine Strahlen, groß iſt ſeine Zaubermacht.« —
Und ſo ſchwanden ihre Jahre, treuer Liebe treues Bild,
Bis der Liebe Gluthverlangen Nacht des Todes hat geſtillt,
Bis die Sonne ſie beweinte hinter ſchwarzem Wolkenflor,
Bis ſich eine Sonnenblume rang aus ihrem Grab' hervor.

II.

Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht.

Von Adolf Böttger.

Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht
Und ſtrömt auf Thal und Matten,
So fließt der Schönheit Lilienlicht
Durch Deiner Wimpern Schatten.

Seit im Gebet die Händchen Du
Zum erſten Mal gefaltet,
Hat auch des Himmels ſel'ge Ruh'
In Deinem Blick gewaltet.

Der Engel des Gebetes blieb
Am Glanz der Unſchuld hangen,
Und hielt die Stirne fromm und lieb
Im Bruderkuß umfangen.

Er legte Dir voll Liebeshuld
Zwei Roſen auf die Lippe,
Und hauchte Worte der Geduld
In dieſe heil'ge Krippe.

Er nahm ſein lichtes Flügelpaar
Und lieh' es Deiner Liebe,
Daß ſie auf Erden immerdar
Ganz ohne Flecken bliebe.

Wer einmal ſah im tiefſten Schmerz
In Deines Auges Sonne,
O deſſen Blick, o deſſen Herz
Bricht oder ſchmilzt in Wonne!

III.

Meine Liebe gleicht dem Epheu*).

Von E. M. Oettinger.

Meine Liebe gleicht dem Epheu,
Mächtig rankt er ſich empor
Zu dem holden Götterbilde,
Das mein Herz ſich auserkor.

Meine Liebe gleicht dem Epheu:
Immer keimt und grünt ſie fort,
Nie verwelkt er; nie verblüht ſie;
Ewig grünt ſie hier und dort.

Meine Liebe gleicht dem Epheu,
Der den Winter überlebt
Und als immergrüne Blume
Auf zum blauen Aether ſtrebt.

Meine Liebe gleicht dem Epheu,
Der im Schatten ſelbſt gedeiht,
Wenn Madonna ihm die Sonne
Ihrer Himmelsaugen leiht.

Meine Liebe gleicht dem Epheu,
Der ſich um Statuen ſchlingt
Und aus todten Marmorſteinen
Neues Frühlingsleben trinkt.

Meine Liebe gleicht dem Epheu,
Der ſtets neue Triebe treibt,
Der, trotz jahrelanger Leiden,
Jung und unvergänglich bleibt.

---

*) Aus der bei Theodor Thomas in prachtvoller Ausſtattung erſchienenen dritten, ſtark vermehrten Auflage des „Buchs der Liebe" (enthaltend 160 Liebeslieder).

Mein erſter Beſuch bei Béranger.

(1835.)

Reminiscenz von E. M. Oettinger.

Ich nahm nur zwei Empfehlungsbriefe mit: den einen hatte mir Madame Spontini an ihren Bruder, Herrn Erard (den berühmten Inſtrumentenbauer, den Louis mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt), den andern hatte mir Demoiſelle Vial, die Turiner Nachtigall, an ihren Oheim (einen der reichſten Partikuliere der Seineſtadt) mitgegeben.

Und trotz dieſer wenigen Briefe gelang es mir, in kurzer Zeit eine Menge intereſſanter Bekanntſchaften anzuknüpfen: nach und nach lernte ich Hugo, Dumas, Alfred de Vigny, Scribe, Paul Duport, Janin, Balzac, Sue, Madame Dudevant, Madame Delphine Gay-Girardin u. ſ. w. Auber, Meyerbeer, Halévy, Chopin, Adam, Panſeron und Labarre kennen.

Nirgends macht man ſchneller Bekanntſchaften, als in Paris — man muß es nur anzufangen wiſſen.

Béranger kennen zu lernen, war von jeher einer meiner Lieblingswünſche geweſen. Ich erfuhr, daß er ſich damals auf dem Lande, in Paſſy, befände. Ich ſchrieb ihm folgenden Brief:

> Monsieur.
>
> Un journaliste allemand, venant à Paris, pour faire la connaissance des auteurs les plus célèbres de la France, brule d'impatience de vous offrir ses hommages. Veuillez lui accorder un petit quart d'heure d'entretien et croyez, Monsieur, à la sincère estime de
>
> Votre
>
> très obéissant serviteur.

Ich warf dieſe Zeilen in den Briefkaſten des Café Virginie, wo ich eben mein Gabelfrühſtück zu mir nahm.

Am andern Nachmittag erhielt ich folgende Antwort:

> »Je regrette, Monsieur, que vous ayez cru nécessaire de me demander un rendez-vous. Vous ne deviez pas douter du plaisir que j'aurais à recevoir l'honneur de votre visite. Tout étranger que je suis malheureusement à la littérature allemande, je n'en suis pas moins porté d'affection vers tous les hommes qui la cultivent au profit des principes d'humanité et indépendance des peuples.
>
> Je suis habituellement chez moi, Monsieur, de neuf heures à midi, mais si une autre heure vous convient mieux, je vous prie de me le faire savoir par un mot jetté à la poste. Je serai heureux de faire ce qui vous sera plus commode. Je dois seulement vous prévenir que je suis obligé de faire un

petit voyage au commencement de la semaine prochaine; mon absence durera quinze jours.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Passy 11. Mai. Béranger.

Am andern Morgen fuhr ich nach Paſſy. Es liegt eine halbe Meile von Paris. Vom Place du Carouſſel fährt jede zehn Minuten ein Omnibus dahin ab. Ich zahlte ſechs Sous und ſtieg ein.

Ich muß geſtehen, daß meine Neugier, Frankreichs Anacreon kennen zu lernen, ihren Gipfel erſtiegen hatte. Béranger, der Tyrtäus des franzöſiſchen Waffenruhms, iſt mein Idol: ich liebe ihn bis zur Abgötterei und ſchenkte zehn Jahre meines Lebens darum, hätte ich eines jener Lieder geſchrieben, die, von ihm geſungen, von Mund zu Munde gehen und in Frankreich ein millionenzüngiges Echo finden. In tauſend Jahren wird man den franzöſiſchen Béranger, wie den griechiſchen Homer, in das regenbogenfarbige Gewand der Mythe hüllen und nicht glauben wollen, daß ein Mann dieſe Welt voll Lieder geſchaffen hat. Béranger iſt das perſonificirte Lied, ſein ganzes Leben iſt ein Lied, ein köſtliches Lied, auf deſſen goldenen Schwingen das Morgenroth der Liebe, der Demant-Thau der Freiheit glänzt.

Als ich eintrat, kam er mir freundlich entgegen, drückte mir mit deutſcher Herzlichkeit die Hand und bat mich, am Kamine, in dem ein luſtiges Feuer praſſelte, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Er war nicht allein: zwei Vertheidiger der April-Gefangenen waren die Gäſte, die er bei ſich ſah.

Das Geſpräch drehte ſich um den April-Prozeß — ich nahm keinen Theil daran und ſtellte lieber im Stillen Beobachtungen über mein Herzblatt an.

Béranger iſt (wie ich nachher von ihm ſelbſt erfuhr) ein Mann von 54 Jahren. Man denke ſich eine kleine gedrungene Geſtalt mit einem faſt kahlen Kopfe, der nur am Hintertheile, und da auch nur ſpärlich, mit dünnen, langen, halbgrauen Haaren beſetzt iſt; einen üppigen Mund, der den feinen Gourmand verräth; und ein Auge, das ſo blau wie ein lachender Julihimmel und ſo ſanft wie ein Frauenauge iſt. Ich habe ſelten ein ſo ſeelenvolles, gutmüthiges, harmloſes, biederes Auge geſehen! In dieſem blauen Rahmen ſpiegelt ſich naive Sorgloſigkeit, ungetrübte Heiterkeit und einnehmende Biederkeit ab ... ſeine ganze Phyſiognomie iſt ächt franzöſiſch ... ſein Auge aber ächt deutſch, d. h. offen, ehrlich und treu. Man muß ihn liebgewinnen ſchon ſeines ſchönen Auges wegen.

Er trug ein ſchwarzſammetnes Käppchen und eine kurze Sommerjacke von grauem Nanking. Auf den meiſten Portraits ſieht man ihn mit einer Brille — er trägt ſie aber nur beim Schreiben.

Als ſich die beiden Advokaten entfernt hatten und wir allein waren, bat er mich, ſein Frühſtück mit ihm zu theilen. Seine Wirthin brachte weiche Eier, Käſe und Butterbrod.

— Dies iſt mein tägliches Déjeuner, ſprach er zu mir, Sie müſſen damit vorlieb nehmen. Der arme „Einſiedler von Paſſy“ kann ſeine Gäſte nicht ſo gut bewirthen, als er es wohl möchte.

In Ihrer Geſellſchaft, gab ich ihm zur Antwort, ſchmeckt mir ein frugales Frühſtück millionenmal beſſer, als ein luculliſches Mahl in anderer Geſellſchaft.

Er lächelte und ſchenkte mir Wein ein.

— Das Lied ſoll leben! rief ich aus, und ſage ich **Lied**, ſo verſtehe ich darunter nichts Anderes, als Sie ſelbſt, Herr Béranger.

Er dankte und trank „auf das Wohl Deutſchlands!“

Das Geſpräch nahm jetzt einen lebhaftern Gang und ein bunteres Colorit an. Wir flogen von einem Stoff zum andern, und ſprachen von Politik, Kunſt und Literatur.

Unter Anderm kaum auch auf Lamartine die Rede.

— Was halten Sie von ihm und ſeinen Schriften?

— Herr von Lamartine, erwiderte ich, hat nur **einen** Fehler: er weint beſtändig und Niemand weiß eigentlich warum. Lamartine iſt, wie ich gehört habe, einer der reichſten Leute von Paris, er hat eine der ſchönſten Frauen, eines der ſchönſten Schlöſſer, die ſchönſten Pferde und Hunde. … Er iſt Deputirter, lebt wie Gott in Frankreich, und dennoch weint er beſtändig. Dieſe ewig wiederkehrende Weinerlichkeit wird am Ende widerlich … ſeine Poeſie leidet an der Hypochondrie!

Béranger ſchwieg und leitete das Geſpräch auf Victor Hugo hin.

— Ich muß bekennen, ſagte ich, daß ich für ſeine Schriften ſehr eingenommen bin und ihn für einen der erſten Geiſter des jungen Frankreichs halte.

— Auch ich bin dieſer Meinung, leider iſt er aber noch zu exaltirt, erwiderte Béranger.

Ich gab ihm Recht und lenkte das Geſpräch auf ihn ſelbſt hin.

Er wurde immer zutraulicher und geſprächiger und erzählte mir nun in gedrängter, aber pikanter Kürze ſeine ganze Lebensgeſchichte.

Béranger iſt der Sohn eines Schneiders. Sein Vater, unbemittelt, onnte nichts für ihn thun. Was er jetzt iſt, iſt er durch ſich ſelbſt geworden. Im Jahre 1803 trat er zum erſten Male aus ſeiner „beſcheidenen Obſcurität“ ervor. Er packte alle ſeine Lieder zuſammen und ſchickte ſie, durch die Poſt, n den Bruder des erſten Conſuls, an Lucian Bonaparte, den jetzigen Fürſten on Canino. Schon am dritten Tage ließ ihn Lucian zu ſich holen, unterichtete ſich von deſſen Lage und verſprach ihm Schutz. Unglücklicherweiſe ſah ich Lucian bald darauf genöthigt, Frankreich zu verlaſſen. Béranger, damals weiundzwanzig Jahre alt, glaubte ſich ſchon vergeſſen, da erhielt er, von om aus, von Lucian einen Brief, der in der Vorrede ſeiner **letzten** ieder abgedruckt und ſo intereſſant iſt, daß er hier eine Stelle verdient:

> **Mon cher Béranger.**
>
> **Je vous adresse une procuration pour toucher mon traitement de l'Institut*). Je vous prie d'accepter ce traitement et je ne doute pas que si vous continuez de cultiver votre talent par le travail, vous ne soyez un jour un des ornements de notre Parnasse.**
>
> **Lucian Bonaparte.**

Béranger wollte ihm dafür öffentlich danken, aber die Cenſur widerſetzte h, denn Lucian war **verbannt**!

Seit jener Zeit hat Béranger von ſeinem Wohlthäter nichts mehr erhren. Um einen kleinen Theil ſeiner großen Schuld abzutragen, hat Béranger inem exilirten Mäcen die letzten Lieder ſeiner Muſe gewidmet.

---

*) Bekanntlich war Lucian Bonaparte Mitglied des Inſtituts und bezog als ſolches Gehalt von [illegible] Francs.

Béranger hat von dem Buchhändler Perrotin für die vollſtändige Sammlung ſeiner Lieder 80,000 Francs erhalten, dies Vermögen aber ſo gut als verloren, denn er hat es einem ſeiner Freunde geliehen, »den er (dies ſind Bérangers eigene Worte) nicht geniren mag.«

Weil der Aufenthalt in Paris zu koſtſpielig iſt, ſo hat er ſich nach Fontainebleau zurückgezogen, gerade dorthin, woher ſein Buchhändler kam, der durch ihn reich geworden iſt.

Wir plauderten noch viel und mancherlei; als ich von ihm Abſchied nahm, bat er mich, noch einen Augenblick zu verweilen, und ging in ſein Seitenzimmer. Bald kam er zurück und brachte mir ein Exemplar ſeiner „Dernières chansons“, die er mir zum „Andenken an dieſe Stunde“ gab.

Ich bewahre es als heilige Reliquie.

Hamlet und Ophelia.

Unter den Bildern der diesjährigen Kunſtausſtellung in Paris befindet ſich ein „Hamlet“ und eine „Ophelia“, die aus der Palette eines unſerer Landsleute, des Herrn Lehmann aus Hamburg, hervorgegangen ſind. Herr Thoré, der Berichterſtatter des „Conſtitutionnel“, beurtheilt ſie, wie folgt:

»Shakeſpeare's „Hamlet“ iſt eine literariſche Schöpfung, die ſich am ſchwerſten durch die Malerei wiedergeben läßt. Hamlet ſagt dies ſelbſt, indem er ſich mit den Worten an die Bruſt ſchlägt: »Ich habe da Etwas, das ſich in keiner Weiſe kundgeben läßt!« Dieſer Hamlet iſt in der That ein eben ſo vager als complicirter Charakter; eine träumeriſche und nicht raſende Natur, die ewig überlegt und vor der That immer Bedenken trägt, aber dennoch den alten Polonius wie eine Ratze tödtet, den Mörder ſeines Vaters und den Bruder ſeiner Geliebten tödtet; ein verſtändiger und beſonnener Geiſt, der dennoch an Wahnſinn ſtreift; ein Irrer, der mitten in ſeinen Anfällen die reinſten Vernunftblitze ſchießt; ein frommer Sohn, der ſeine Mutter martert, ein ungeſtümer Liebhaber, der ſeine Geliebte verhöhnt. Hamlet iſt unter allen Typen, welche die Dichter geſchaffen haben, zweifelsohne derjenige, der ſich am wenigſten definiren läßt. Othello, Macbeth, Alceſte, Tartüffe, Don Quixote finden in der Sprache Adjektiva, die ſie genau charakteriſiren, oder ſind Subſtantiva geworden; wie aber Hamlet durch ein einziges Wort oder, was faſt daſſelbe iſt, durch ein einziges Bild bezeichnen? Denn was iſt dieſer Hamlet? Iſt es die Kindesliebe, die menſchliche oder göttliche Rache, der Skepticismus, die Träumerei, die Pflichterfüllung, die Reflexion, der Fatalismus? Hamlet iſt dies Alles zuſammen und wohl noch mehr als dies.

Herr Lehmann hat in ſeinem Bilde wohl einige der Hamlet'ſchen Züge, aber nicht das Ganze des Charakters getroffen. Hamlet zeigt ſich in natürlicher Größe bis ans Knie. Er trägt eine ſchwarze Toga; zu beiden Seiten der Stirn fällt ſein ſchwarzes Haar gleich den Zweigen einer Trauerweide auf eine Todtenurne hernieder. Seine gramgefurchte Stirn neigt ſich der Erde zu und ſeine umwölkten Augen ſind in der innern Anſchauung ſeiner beabſichtigten Rache vertieft. Seine ſchönen Hände ſind unter den Falten eines nachläſſig übergeworfenen Mantels verborgen. Er hat wohl das Alter, das Shakeſpeare ihm gegeben hat, ungefähr dreißig Jahre, obwohl er der

„junge" Hamlet genannt wird, und doch hat er den ewigen Poſſenreißer Yorck gekannt, deſſen Schädel ſeit dreiundzwanzig Jahren in der Erde ruht; alſo auch hinſichtlich des Alters liegt in dieſem Hamlet viel Widerſpruch.

Es iſt eine merkwürdige Verwegenheit, gewiſſermaßen die abſtrakte Perſon, außerhalb der ſucceſſiven Akte ihrer Rolle, malen zu wollen. Wir geben zu, daß Hamlet mehr denkt als handelt, doch hält es ſchwer, ihn von einer der ergreifenden Situationen zu trennen, zu welchen Shakeſpeare ihn und uns hinreißt, bald auf der Esplanade vor dem furchtbaren Geiſte, bald in der Komödienſcene, in der Kirchhofsſcene oder in dem blutigen Zweikampfe, der ſein Leben endet. — Der Hamlet des Herrn Lehmann ſagt bei ſich ſelber: Sterben, ſchlafen, vielleicht auch zu träumen. Sein Hamlet iſt pure Contemplation. Iſt aber pure Contemplation durch die Künſte der Plaſtik anſchaulich zu machen? Wir wagen dieſe Frage zu verneinen.

Die Ophelia iſt in dem Momente dargeſtellt, wo ſie ihrem Bruder, den ſie nicht mehr erkennt, Blumen anbietet. Die arme Wahnſinnige hat überall Blumen: an ihrem **en corbeille** aufgeſchlagenen Gewande, in ihren Haaren, vor ihrem Buſen, in ihrer linken Hand. Unheimlich ſchaut ſie uns mit ihren großen ſtieren Augen an. Ein leichter, duftiger Schleier verhüllt faſt ihr Geſicht, aber das Licht fällt auf ihren blaugeaderten Hals und ihre zarten Schultern. Ihr Mieder ſteht unordentlich offen; ihre Robe, aus reichem Stoffe, iſt rautenbunt. Wir haben gehört, wie man — doch ſehr mit Unrecht! — das Bizarre ihrer Kleidung und ihres Kopfputzes getadelt hat. Bei Shakeſpeare iſt ſie mit Stroh und Guirlanden bekränzt. Es giebt Leute, welchen die Griſetten des Herrn Court, mit einer Spitzenhaube und einer gefallſüchtig agraffirten himmelblauen Robe, weit lieber ſind.«

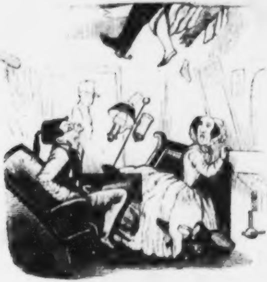
Herr Thore ſchließt ſeinen Bericht mit den Worten: »Wir beglückwünſchen Herrn Lehmann, daß er ſich in der hohen Poeſie behauptet, rathen ihm jedoch, ſich lieber der griechiſchen oder italieniſchen Kunſt, als den Fantaſien des Nordens zuzuwenden.

Eine Lebensregel.

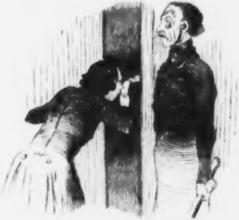
Eine alte Lebensregel ertheilt folgenden Rath: »Sei glatt wie ein Spiegel, geſchmeidig wie ein Aal, räthſelhaft wie ein Chamäleon, heuchleriſch wie ein Pfaff, ſtolz wie ein Pfau und demüthig wie ein Hund. Wer auf Dich tritt, den ſtich; wer Dich errathen will, den ſtürze; wer über Dir iſt, vor dem krieche; wer unter Dir ſteht, den laſſe Dein Gewicht fühlen. — Brauchſt Du Geld, ſo gehe zu einem Verſchwender, einem Verliebten oder zu einem Freudenmädchen, aber nur zu keinem Geiſtlichen und zu keinem Reichen.«

Rebus.

L 4.



Folgen einer Polka.



Zwiſchen Thür und Angel.

Zapfenstreich.

Algier. Auch hier will man eine franzöſiſche Akademie gründen und Marſchall Bugeaud, den alten Haudegen, zum Präſidenten ernennen. Derſelbe beabſichtigt, Herrn Abd-el-Kader in die Reihe der Mitglieder aufzunehmen, wenn nämlich derſelbe zu Kreuze kriechen und die Franzoſen fernerhin in Ruhe laſſen will.

Amſterdam. Von Otto von Corvins „Geſchichte der Niederlande" iſt hier, bei Binger, der neunte Band erſchienen. Die holländiſchen Journale laſſen dieſem Werke großes Lob angedeihen.

Bamberg. Der bekannte Bibliothekar Jaeck iſt zur Unterſuchung gezogen worden, weil er geäußert hat, daß in Baiern eine geheime Polizei beſtehe. Beim Verhöre hat er dieſe Aeußerung noch mehr bekräftigt. Man iſt nun ſehr geſpannt, was geſchehen wird.

Berlin. Herr Hofrath John, der ehemalige Sekretär Göthe's, hat ſeinen in einer menſchenfreundlichen Anwandlung beabſichtigten Rücktritt von der Cenſur, die ihm zur zweiten Natur geworden iſt, nicht aushalten können und, obwohl ihm bereits eine Penſion von 2000 Thalern zugedacht war, die fernere Verwaltung des Cenſurgeſchäfts, das ihm jährlich über 4000 Thaler einbringt, doch vorgezogen. Er ſtürzt ſich wieder hinaus ins ſtreich[illegible] Leben, zählt die Häupter ſeiner Lieben und bemerkt darunter zwei, die von ein[illegible]reichiſchen Verbot getroffen ſind. Seine Gedanken ſchwindeln und er weiß nicht m[illegible] er ſtreichen und was er ſtehen laſſen ſoll. (Europa.)

∴ [illegible] erzählt als ziemlich beſtimmt, daß die Cenſur bei Beſprechung inländiſcher Angelegenheiten gänzlich aufgehoben werden ſoll. (Auch dies wäre ein ſegenbringender Fortſchritt!)

∴ Herr Heinrich Smidt hat vom Könige von Dänemark für ſeinen Seeroman, „Admiral Ruyter", einen Brillantring zum Geſchenk erhalten. Der Verfaſſer arbeitet jetzt an einem neuen Werke, „die brandenburgiſche Marine", worin er einen intereſſanten Abſchnitt der preußiſchen Geſchichte unter der Regierung des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm behandelt.

∴ Herr F. W. Held läßt aus leicht zu errathenden Gründen ſeinen „Volksvertreter" eingehen, will die Politik an den Nagel hängen und ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der „Tantième" zuwenden.

∴ Kaum hat der „Freimüthige" den Puff gemacht, die mit 20 unterzeichneten Theater-Rezenſionen in der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung" zweien Fürſten, Lynar und Pückler-Muskau, in die Schuhe zu ſchieben, ſo drucken es auch alle andern Blätter getreulich nach. Der „Wiener Zuſchauer" ſchöpft ſogar Veranlaſſung daraus zu einer eben ſo unterthänigen als erbaulichen Bemerkung und ſchreibt: »In Berlin geht das Streben, die Bühne zu veredeln, alſo von den höchſten Ständen aus.« — Nun ergiebt es ſich aber, daß der Verfaſſer jener ſcharfen Kritiken, jetzt mit 16 numerirt, ein junger Mediziner, Namens Oldenburg iſt. Obiger Satz muß ſich alſo dahin abändern: »In Berlin geht das Streben, die deutſche Bühne zu veredeln, von jungen Medizinern oder Studenten aus.« Unterdeſſen ſetzt aber der fürſtliche Puff ſeine Rundreiſe durch die Zeitungen fort. (Theater-Locomotive.)

∴ Man erfährt jetzt, daß ſich bei der Hofbühne, trotz der großen Einnahmen, von denen man ſo viel Rühmens gemacht hat, nachträglich ein Deficit von 8000 Thalern zum Vorſchein gekommen ſein ſoll. (Ob dies wirklich wahr iſt?)

∴ Unſere Nachbarſtadt Potsdam ſoll jetzt ein ſtehendes, von der Verwaltung der königlichen Hofbühne abhängiges Theater erhalten. Die Conceſſion dazu hat der bekannte Componiſt und Muſikdirektor Leopold Huth erhalten, der den Potsdamer Muſentempel am Geburtstage des Königs (am 15. Oktober) eröffnen will.

∴ Louis Schneider hat ein verſificirtes Drama, betitelt: „die Quitzows", verfaßt, das nächſtens hier zur Aufführung kommt, obgleich darin ein Ahnherr des preußiſchen Königshauſes, ein Burggraf von Nürnberg, mitſpielt. Der König hat ſich das Stück vom Verfaſſer vorleſen laſſen und den Intendanten beauftragt, es ſchnell in Scene ſetzen zu laſſen.

∴ Das Gaſtſpiel des Komikers Räder auf der Königſtädter Bühne war auch in dieſem Jahre von brillantem Erfolge begleitet. Sein „Arteſiſcher Brunnen" hat auch hier ſeine Anziehungskraft bewährt und ihm, als Dichter und Schauſpieler, einen zweifachen Beifall verſchafft.

∴ **Felix Pyats** „Diogène", jenes ſatiriſche Luſtſpiel, das in Paris ſo großes Aufſehen erregt und viele der berühmteſten Staatsmänner, Philoſophen, Künſtler und Bankiers Frankreichs durch die hinter griechiſchen Namen und Gewändern verſteckte Portraitähnlichkeit zur Verzweiflung gebracht hat, iſt jetzt auch hier im Druck erſchienen. Es bildet das 30ſte Heft des bei Schleſinger herauskommenden „Répertoire du théâtre français" und koſtet zehn Silbergroſchen, während das in Paris erſchienene Original fünfzehn koſtet.

∴ Auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe vor dem Halleſchen Thore iſt vor Kurzem die Aufſtellung des Grabdenkmals für Heinrich Steffens erfolgt. Es iſt ein echt antiker Cippus, entworfen von Stark und in Stein ausgeführt von Wimmel. Es zeigt das Medaillon des Verſtorbenen und trägt auf der breiten, dem Grabe zugewandten Seite die Inſchrift: „Heinrich Steffens von ſeinen Freunden".

Brüſſel. Demoiſelle Kathinka Heinefetter, die bekannte Sängerin, welche die traurige Rolle in dem Caumartin'ſchen Duell geſpielt, macht jetzt wieder von ſich reden. Sie hat den Herausgeber des Brüſſeler Journals „l'Indiscret" wegen Injurien verklagt und dieſer iſt zu 6 Monaten Gefängniß und 1500 Francs Strafe verurtheilt worden.

Conſtantinopel. Abdul Meſchid hat ein Decret erlaſſen, in Folge deſſen ſich alle in der Türkei erſcheinenden franzöſiſchen Zeitungen der türkiſchen Cenſur unterwerfen müſſen.

Danzig. Die Gaſtrollen der Demoiſelle Leopoldine Tuczeck ſind hier zu einem wahrhaft künſtleriſchen Ereigniß geworden, beſonders ſeitdem ſie mit einem höchſt unerwarteten Erfolge auch die, ihrem bisherigen Wirkungskreiſe ganz fremde „Donna Anna" geſungen hat.

(Michaelſons „Salon".)

Halle. Die vielfach beſprochene Autographen-Sammlung des verſtorbenen Hofraths Dr. Dorow iſt vom Antiquar Anton Baer in Frankfurt a. M. für eine, wie wir hören, ſehr bedeutende Summe angekauft worden. Dieſe Sammlung, in welcher ſich die Handſchriften der bedeutendſten Männer des In- und Auslandes befinden, zählt zwiſchen 3—4000 Stücke und iſt in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſant.

Hamburg. Unſere Theater-Direktions-Frage hat in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften nach einer ſehr genauen Berechnung 200 Berichte zu Folge, die faſt durchweg über einen Leiſten geſchlagen waren.

∴ Auf dem ewig rüſtigen Thalia-Theater hat nach Beendigung des Emil Devrient'ſchen Gaſtſpiels der Gaſtrollen-Cyclus des Münchener Komikers Eduard Lang begonnen.

∴ Eduard Jerrmanns Gaſtſpiel auf dem Stadttheater hat ein brillantes Reſultat geliefert. Als Nathan wurde er zwei, als Cantal im „Fabrikanten" drei und „Lear" vier Mal gerufen. Jetzt hat er einen zweiten Cyclus begonnen.

∴ In der Reihe unſerer Lokalblätter ſteht der „Beobachter" mit 6000 Abonnenten oben an. Der „Freiſchütz" hat 16—1800. Der eigentliche Redakteur des „Freiſchützen" iſt Herr Ludwig Lenz, der als Compilator ein nicht ungewöhnliches Talent entwickelt, als Literat aber wenig oder gar nichts leiſtet und die Originalartikel, d. h. die Theaterrezenſionen, ſich von Andern ſchreiben läßt; ſeine rechte Hand dabei iſt der fleißige Joſeph Mendelsſohn.

Hannover. Unſere erſte Kammer hat in dem neuen Polizei-Strafgeſetz die Prügelſtrafe ſtehen laſſen, obwohl die Prügel der alten deutſchen Sitte ganz entgegen ſind. Adam von Bremen ſchreibt von den alten Deutſchen: »Decollari malunt, quam verberari.« (Sie wollten lieber den Tod erleiden, als geſchlagen werden.) Unſere Kammer ſcheint aber von der Anſicht ausgegangen zu ſein, daß das junge Deutſchland in dieſem Punkte weniger kitzlich iſt.

Krakau. Die Rede, welche der hieſige Rabbiner zu ſeiner Vertheidigung hielt, iſt ſehr merkwürdig. Er ſprach: »Meine Herren! Ich komme während der Inſurrektion zum Polizeidirektor — der iſt weg; ich komme zum Senator Kriszarki — der iſt weg; ich komme zum Senator Kopff — der iſt weg; alle Reſidenten ſind weg; da glaube ich, die revolutionäre Regierung ſei im Recht. Meine Herren, ich weiß auch nicht, ob Sie heute Recht haben — ich brauche das auch nicht zu wiſſen; ich weiß nur, wer die Gewalt hat, der hat auch Recht, und dem gehorche ich.« (Spen. Zeit.)

Leipzig. Jedem Leſer, welcher derbe Wahrheit verträgt, legen wir eine haarſcharfe Kritik ans Herz, die Herr Friedrich Saß über „Gottſched und Gellert" in Nr. 18 der Koſſa'ſchen „Theater-Locomotive" niedergelegt hat. Wir geſtehen, daß wir ſeit langer Zeit kein ſo wahres, gut motivirtes Urtheil über Herrn Laube geleſen, was er ſelber freilich nicht einräumen wird, da jedes Wort ein zweiſchneidiges Stilet iſt, das dem koloſſalen Eigendünkel dieſes „großen Mannes“ eine lebensgefährliche Wunde verſetzt. Herr Saß ſagt darin unter Anderm: »Was die Fähigkeit und die Kraft des Herrn Laube an ſich betrifft, ſo müſſen wir ſie weit geringer anſchlagen, als es die große Coterie, von der er ſich umwedeln und anräuchern läßt, gar wohl zu thun pflegt. Herr Laube iſt bei uns, wie auf dem literariſchen Gebiete überhaupt, ſo noch ganz beſonders auf dem dramatiſchen Gebiete, eine breitſpurige Mittelmäßigkeit, die hie und da einen ephemeren Erfolg haben, nie aber zu einer wahrhaft anregenden und befruchtenden Bedeutung gelangen kann. Die Natur des Herrn Laube iſt von jeher unentwickelt, grobſchrötig, coquett und geiſtesarm geblieben. Nichts hat ſie von ihrem Starrkrampf erlöſen können, keine allgemeine Bewegung des Geiſtes hat ſie emporrütteln können zu einer wahrhaften, innerlichen Betheiligung an derſelben, kein Principienkampf, keine Erſchütterung der Grundlagen des allgemeinen Lebens hat das leere Pathos in Verſtändniß auflöſen können, kein männlicher Ernſt iſt an die Stelle des literariſchen Komödiantenthumes getreten. Keine ernſte Kritik — denn dem Herrn Laube fehlt aller Sinn für die Kritik — weder Spott noch Hohn haben ihn von ſeiner Charlatanerie zurückbringen können. Wie ein Don Quixote verfolgt er auf allen Wegen und Stegen ſeine Dulcinea, den Ruhm, der ihm überall abhanden kommt und durch die fratzenhaften Prätentionen, wie er ſie in jüngſter Zeit, z. B. mit ſeinem „productiven Liberalismus“, mit ſeiner „deutſchen Rede“ und mit ſeinem „Standpunkte des Talentes“ geliefert hat, ſucht er die Heißgeliebte zu locken. Wäre ſeine literariſche Stellung nicht durchaus komiſch, man könnte ſie bemitleidenswerth nennen.«

∴ Die zweite Kammer hat das Geſetz über den Schutz muſikaliſcher und dramatiſcher Werke mit allen gegen zehn Stimmen angenommen. Kein Werk dieſer Art ſoll ohne Einwilligung des Verfaſſers zur Aufführung gebracht werden dürfen, es ſei denn, daß die Werke ohne die Bemerkung gedruckt worden ſind, daß ſich der Verfaſſer die Erlaubniß zur Aufführung vorbehalte.

∴ Wir theilen hier unſern Leſern eine kurze Statiſtik ſämmtlicher in Deutſchland erſcheinenden Zeitungen und Journale mit. In Anhalt erſcheinen 5, in Baden 40, Baiern 80, Bremen 9, Braunſchweig 6, Frankfurt a. M. 10, Hamburg 14, Hannover 24, Heſſen-Kaſſel 13, Heſſen-Darmſtadt 17, Heſſen-Homburg 1, Holſtein 9, Lippe-Detmold 3, Lübeck 3, Luxemburg 2, Mecklenburg 5, Oeſterreich (deutſche Länder) 38, (ungariſche Länder) 11, Preußen 313, Reuß 6, Königreich Sachſen 104, Sachſen-Altenburg 4, Sachſen-Coburg-Gotha 4, Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen 8, Sachſen-Weimar-Eiſenach 6, Schaumburg-Lippe 1, Schleswig 5, Schwarzburg-Rudolſtadt 7, Schwarzburg-Sondershauſen 6, Waldeck 1, Würtemberg 43. Welche geringe Zahl von Zeitſchriften hat Oeſterreich gegen Preußen! Die meiſten Zeitſchriften erſcheinen, verhältnißmäßig, im Königreich Sachſen.

∴ Herr Dr. Schmidt, Director des Leipziger Stadttheaters, erklärt in öffentlichen Blättern die im „Nürnberger Correſpondenten“ enthaltene Nachricht, daß er dem Ober-Regiſſeur Marr gekündigt habe, für eine Unwahrheit. (Theater-Chronik.)

∴ Das diesjährige Sommer-Abonnement wird mit dem vieraktigen Poſſenſpiele „Zwei Seelen und Ein Gedanke“ eröffnet. Dann ſoll Friedrich Hebbels „Maria Magdalena“ in Scene geſetzt werden.

∴ Will denn keine von allen deutſchen Bühnen den Verſuch machen, Pruts ſatiriſches Luſtſpiel „Diogenes“ aufzuführen? Wir ſind feſt überzeugt, daß das Stück auch in Deutſchland vielen Anklang finden würde. Bei dem Mangel an guten Neuigkeiten iſt es unerklärlich, daß man den „Diogenes“ ſo lange liegen läßt.

∴ Der Schauſpieler Gartſchmidt, welcher Sue's „ewigen Juden“ für die Bühne zugeſchnitten, hat nun auch aus François Trollope's (Paul Féval) „Geheimniſſe von London“ ein Extrakt bereitet, das unter dem Titel „Don Rebello, oder die Irländer in London“ durch die Expedition der „Theaterchronik“ zu beziehen iſt.

∴ Einer unſerer Mitarbeiter, Herr Auguſt Peters, hat ein ſehr wirkſames Original-Luſtſpiel in vier Akten, „Gegenüber“, geſchrieben. Eduard Mautner hat ein fünfaktiges Trauerſpiel, „Sardannah's letzte Königin“, vollendet.

∴ Felix Mendelſohn-Bartholdy arbeitet an einer romantiſchen Oper, deren Text den Märchen der „Tauſend und Eine Nacht“ entlehnt iſt.

∴ Bei Wilhelm Jurany erſcheint „Muſik und Civiliſation“, ein nicht unintereſſantes Werk von Theodor Hagen, muſikaliſchem Referenten der Hamburger „Jahreszeiten“.

∴ Ein kleines Vaudeville, „Reich an Liebe“, von Heinrich Börnſtein, hat durch die echt humoriſtiſche Darſtellung des Herrn Meixner auch hier eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

∴ Madame Günther-Bachmann, Leipzigs Déjazet, wird im Laufe des Sommers in Frankfurt am Main gaſtiren.

∴ Der rühmlich bekannte Mnemotechniker **Eduard Pick**, einer der ausgezeichnetſten Apoſtel der Reventlow'ſchen Methode, wird im Laufe dieſes Monats auch bei uns Proben ſeiner ſtaunenerregenden Gedächtnißkunſt ablegen. Er hält gegenwärtig zahlreich beſuchte Vorleſungen in Dresden und erntet auch dort, wie in Prag, Wien und Peſth, große, ungetheilte Anerkennung ein. Wir freuen uns, den neuen Simonides auch in unſerer Mitte begrüßen zu dürfen.

∴ Michaelſons „Literariſcher Salon“ berichtet folgendes **Ereigniß!!!** „Ein deutſcher Literat, O. M. Oettinger, hat ſich ein hübſches Grundſtück gekauft — kaufen können. Es geſchehen noch Wunder!“ (Du lieber Gott, als ob ſich ein armer Schriftſteller nicht auch Etwas erſparen könnte!!!)

London. Von Lord Broughams „lives of men of letters and science“ iſt der zweite Band erſchienen, welcher die Lebensbeſchreibungen Adam Smiths, Lavoiſiers, Gibbons, J. Banks und d'Alemberts enthält.

∴ Der mehrmals todtgeſagte Componiſt Verdi wird hier erwartet, um ſeine neueſte Oper, „König Lear“, einzuſtudiren.

Mainz. Unſer Opernperſonale iſt nach Straßburg abgegangen, um dort Vorſtellungen zu geben. Unter Andern ſoll auch Lortzings „Czaar und Zimmermann“ dort zur Aufführung gebracht werden.

München. Ein Maler, der unlängſt ſeine Skizzenmappe verloren hatte, erhielt die Nachricht, daß dieſelbe gefunden worden ſei und er ſie auf dem Polizei-Bureau wiedererhalten könne, wenn er ſich darüber näher ausweiſe. Alles war richtig; zum Unglück aber fand ſich in der Mappe eine Zeichnung mit einer Unterſchrift, die ſich auf König Ludwig den Dichter bezog. In Folge dieſer witzigen Kritik der Gedichte Sr. baieriſchen Majeſtät hat man dem armen Maler einen Majeſtätsbeleidigungs-Prozeß an den Hals geworfen. (Iſt denn ein Dichter, weil er zufällig auch König iſt, keiner Kritik unterworfen?)

Neapel. Der Veteran unſerer Bildhauer, Angelo Solari, iſt hier am 6. April geſtorben; er war erſter Profeſſor der Sculptur bei der Akademie der Künſte und erſter Reſtaurateur der Statuen des königlichen Muſeums. Seine koloſſale Marmorſtatue des griechiſchen Patriarchen in der Kirche S. Francesco di Paola iſt gewiß eines der ſchönſten Werke neuerer Zeit. Aus Angelo Solari's Schule ſind die bedeutendſten jüngern Bildhauer Neapels hervorgegangen.

∴ Auch der Cuſtode der Gemälde-Gallerie des königlichen Muſeums, Antonio Roſa, iſt kürzlich geſtorben.

Paris. Louis Philipp hat an ſeinem Namenstage (den 1. Mai) 154 Kreuze der Ehrenlegion vertheilt, und 6 neue Groß-Offiziere, 25 Commandeure, 84 Offiziere und 89 Ritter gebacken.

∴ Unter den neu decorirten Ehrenlegions-Rittern befindet ſich der Schriftſteller Léon Bertrand, der Feuilletoniſt Francis Wey, der deutſche Maler Lehmann und der deutſche Tondichter Niedermeyer, Componiſt der großen Oper „Stradella“, die, beiläufig geſagt, nicht zu verwechſeln iſt mit der gleichnamigen Oper des Herrn von Flotow.

∴ Im Park zu Fontainebleau ſoll auf der Stelle, wo Lecomte auf Louis Philipp geſchoſſen hatte, eine Granit-Pyramide errichtet werden.

∴ Jeder der franzöſiſchen Prinzen pflegt bekanntlich eine Kunſt oder ein Handwerk zu erlernen; der präſumtive Thronerbe, der junge Graf von Paris, iſt Buchdrucker. Vor Kurzem hat er ein deutſches Gedicht ſeiner liebenswürdigen Mutter geſetzt.

∴ Der „Corſaire-Satan“ vergleicht die alte Fürſtin Lieven, die ruſſiſche Diplomatin, mit der Nymphe Egeria und Herrn Guizot, der allzuſehr ihren Rathſchlägen Gehör giebt, mit Numa Pompilius. Der arme Guizot! Was ſich ein Mann, wie er, Alles gefallen laſſen muß! Neulich hat ihn der Herzog von Isly, Algiers Fabius Cunctator, ſogar einen „Schwachkopf“ genannt. Es ſcheint, als ob Marſchall Bugeaud ein weit größerer Held im Schimpfen als im Siegen ſei.

∴ Herr Pierre Laffitte, älterer Bruder des verſtorbenen Jacques Laffitte, iſt, 84 Jahre alt, in Suresnes bei Paris geſtorben. Von der einſt zahlreichen Familie des berühmten Bankiers und Miniſters lebt nur noch ſeine 83 Jahre alte Schweſter, Madame Ferrère-Laffitte, ſeine Wittwe und ſeine Tochter, die Fürſtin von der Moskwa.

∴ Jules Janin iſt von der Königin von Spanien zum Ritter des Iſabellen-Ordens ernannt worden.

∴ Der deutſche Hilfsverein hat neulich ſeine jährliche General-Verſammlung gehalten. Nach dem vom Dr. Haller abgelegten Jahresbericht beliefen ſich ſämmtliche Einnahmen auf [illegible] Frs. und die Geſammtausgaben des ganzen Jahres auf 17,658 Frs., ſo daß noch ein Aktivreſt von 6,190 Frs. übrig geblieben iſt. (Der König von Preußen ſchenkt dieſem ſchönen Vereine jährlich 1000, der König von Sachſen jährlich 400 Frs.). Unter dem neu erwählten Ausſchuſſe des Vereins befinden ſich folgende Literaten: Dr. Cohn, Dr. Haller, Dr. Henſchel, Korbales (?) Seuffert und vier Buchhändler: Jung, Klinckſieck, Reinwald und Schiller. Präſidenten ſind Herr Weyland (Geſandter des Großherzogs von Sachſen-Weimar) und Herr Wendland (baieriſcher Geſandter).

∴ Auch die dramatiſchen Schriftſteller haben unlängſt ihre jährliche General-Verſammlung gehalten. An die Stelle der ausſcheidenden Commiſſions-Mitglieder Liadières, Scribe, Mélesville, Frédéric Soulié und Hippolyte Roman ſind die Herren Victor Hugo, Emanuel Dupaty, Villeneuve, Anicet-Bourgeois und Camille Doucet gewählt worden.

∴ Das Theâtre Montpenſier iſt endlich aus dem fabelhaften Zuſtande der Mythe herausgetreten und zur Wirklichkeit geworden. Am 15. October ſoll es fertig ſein und am 1. November mit dem „Grafen von Monte Chriſto“, Drama in zehn Akten und zwei Abenden, eröffnet werden. Dann kommt „Caligula“ an die Reihe, mit Chören von Berlioz und Felicien David, geſungen durch ein Chor-Perſonal von 100 Perſonen. — Im Uebrigen iſt der Dichter beider Stücke, Alexander Dumas, weder Eigenthümer noch Direktor des neuen Theaters; er hat ſein Privilegium für 200,000 Francs an eine Aktiengeſellſchaft verkauft und keine andere Verpflichtung übernommen, als die, für dieſe Bühne jedes Jahr vier neue Stücke zu ſchreiben. (Bagatelle für Meiſter Alexander!)

∴ Im Saint-Martin-Theater wechſeln noch immer „Marie Anne“ und „Michel Brémond“ ab. Frédéric Soulié's neues Drama „Le Docteur Noir“ wird noch immer hinausgeſchoben, da die beiden eben genannten Stücke noch immer das Haus füllen.

∴ Auf dem Vaudeville-Theater hat eine neue Poſſe, „le Conte bleu“ (das Feenmährchen), von den Herren Jaime und Frédéric Thomas, einen guten Erfolg davongetragen.

∴ Die Nachricht, daß Auber an einer Oper, „Kosciusko“, arbeite, mit welcher er ſeine muſikaliſche Laufbahn ſchließen wolle, gehört, wie wir aus guter Quelle verſichern können, ins Reich der Enten.

∴ Der vielfach verſpottete Akademiker Viennet hat für das Odéon-Theater ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „les Eaux de Vichy“, geſchrieben.

∴ Als man Herrn Viennet neulich den Vorwurf machte, warum er ſeinen „Michel Brémond“ in Verſen geſchrieben und nicht — wie es Farbe und Haltung eines bürgerlichen Familiengemäldes erfordert — in Proſa, antwortete der Akademiker: „Ja, hätte ich nur Zeit dazu gehabt.“ (Es iſt in der That nichts ſchwerer, als gute Proſa zu ſchreiben.)

∴ Die hiſtoriſche Literatur hat durch den, am 29. April d. J. nach langen Leiden erfolgten Tod des Herrn J. A. Buchon einen großen Verluſt erlitten. Die große Sammlung der franzöſiſchen Chroniken, die der Geſchichtſchreiber über die franzöſiſche Occupation von Morea, im Mittelalter, und mehrere andere Arbeiten haben einen Beweis von der großen Thätigkeit des Verſtorbenen auf dem Felde der Geſchichte geliefert. Buchon war am 21. Mai 1791 in Marmeton-Salon (Dep. des Cher) geboren und gehörte früher auch zu den Redakteuren des „Conſtitutionnel“.

∴ Seit längerer Zeit arbeitet Heinrich Heine an einer „Geſchichte der Juden“, einem Werke, das, nach einzelnen Bruchſtücken zu urtheilen, die er dem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde vorgeleſen hat, ein Meiſterwerk von Geiſt, Scharfſinn und Gelehrſamkeit ſein ſoll. Dieſe Arbeit beweiſt, daß Heine vernünftig genug iſt, ſich ſeiner jüdiſchen Abkunft nicht zu ſchämen.

∴ Alexander Weill ſchreibt in deutſcher Sprache eine „Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges“, die nächſtens in Stuttgart erſcheinen ſoll. Man erzählt ſich überall einen guten Witz, den er vor Kurzem im Salon der Madame Ancelot gemacht. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, welcher der deutſchen Sprache nicht mächtig iſt, nannte ſie, an Voltaire erinnernd, die Sprache der Pferde. „C'est pourquoi les ânes ne peuvent pas l'apprendre,“ erwiderte Herr Weill.

∴ Von J. J. Grandville erſcheint ein neues Prachtwerk, „les Fleurs animées“ (in ſechzig Lieferungen) mit einem Monolog von Alphons Karr und einem Epilog von Taxile Delord.

∴ Seit dem 1. April erſcheint hier eine neue Monatsſchrift, „La Comédie Pariſienne“, redigirt von L. Lobarre, und ein neues Sonntagsblatt, „l'époque musicale“.

∴ Man hat berechnet, daß die Leinwand der ſämmtlichen Bilder in der diesjährigen Kunſtausſtellung einen Flächenraum von 200,000 Quadratfuß bedecken würde. Der Kunſtwerth der Gemälde wird auf 10 Millionen Francs veranſchlagt.

∴ In Balleur bei Mabon ſpielten neulich zwei Leute ein Kartenſpiel, und da der Eine ſein ganzes Geld verſpielt hatte, ſetzte er eines ſeiner Ohren zum Pfande ein. Er verlor es. Sein Gegner verzichtete auf das Ohr; der Verlierende aber beſtand darauf, der Gewinner ſolle ihm ein Ohr abſchneiden. Dieſer griff nun wirklich zum Meſſer und that einen Schnitt. Die hohe Juſtiz will nun den Gewinner wegen des einen Ohres bei beiden Ohren nehmen.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind von den Aſſiſenhöfen 55 Angeklagte zum Tode verurtheilt worden, alſo 5 mehr als im vorigen Jahre.

∴ Die lebenslängliche Strafe der Giftmiſcherin Laffarge ſoll vom Könige in zehnjährige einfache Haft verwandelt werden.

∴ Der ehemalige Improviſator Langenſchwarz hat in der Umgegend von Paris eine Waſſerheilanſtalt gegründet.

Peſth. Die Juden bilden nach der neueſten Zählung den ſiebenten Theil der ganzen Bevölkerung unſerer Stadt.

∴ Carl Hugo's neues Trauerſpiel „König Matthias" iſt vom Comité des ungariſchen Nationaltheaters einſtimmig zur Darſtellung angenommen worden.

∴ Auf dem deutſchen Theater hat L. Deinhardſteins neueſtes Drama „die rothe Schleife" eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

Petersburg. Die außerordentliche Huld des Czaaren hat die Knutenhiebe — hört, hört! — in Peitſchenhiebe umgewandelt! — ! — !

Rom. Der alte Eremit von Gauting (Freiherr von Hallberg) iſt hier dem heiligen Vater vorgeſtellt worden und hat bei dieſer Gelegenheit den Gregorius-Orden erhalten.

Strelitz. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz hat den bekannten Kammerherrn C. v. Oertzen zum General-Direktor der Kirchenmuſik ernannt und dem talentvollen Tondichter dadurch ein weites Feld zur Wirkſamkeit eröffnet. (Michaelſons „Salon".)

Stuttgart. Herr Franz Dingelſtedt, der ci-devant kosmopolitiſche Nachtwächter, iſt nun zum kosmopolitiſchen Hof-Dramaturgen mit einer Gehaltszulage von 500 Gulden avancirt.

Thorn. Am 25. April iſt hier Oettingers Originalpoſſe „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Leichen und kein Grab" mit entſchieden günſtigem Erfolge gegeben worden. Herr Direktor Gehrmann iſt demnach mit Aufführung dieſes Stückes den andern Bühnen zuvorgekommen. Dieſe intereſſante und pikante Poſſe wird übrigens in den nächſten Tagen auch in Breslau, Leipzig, Königsberg, Hamburg, Prag, Riga u. ſ. w. zur Aufführung kommen. (Theaterchronik.)

Wien. Fürſt Metternich wird in dieſem Sommer wieder Iſchl und Königswart beſuchen. Herr Graf Sedlnitzky, der nach wie vor Chef der Polizei- und Cenſurhofſtelle iſt, kann wegen überhäufter Arbeiten nicht abkommen.

∴ Fanny Elsler hat ihr Gaſtſpiel im Kärnthnerthor-Theater als „Beatrice von Ghent" eröffnet und auch diesmal großen Fannytismus erregt.

∴ Im Juli wird Herr Laroche, einer der erſten Koryphäen des Hofburgtheaters, wieder in Hamburg gaſtiren.

∴ Im Leopoldſtädter Theater hat „Strabellerl", eine ſehr luſtige Parodie der bekannten Oper, vielen Beifall eingeerntet. Herr Neſtroy, der in der Titelrolle brillirt, hat dabei den erſten Preis davon getragen.

∴ Im Theater an der Wien wird Lortzings neue Oper „der Waffenſchmied von Worms" einſtudirt.

∴ Der talentvolle Lokaldichter Joſeph Schickh hat eine neue Poſſe geſchrieben, betitelt: „Landmaderl und Stadtfräulein, oder d'Männer ſan Schlankerle". Sie wird in der Joſephſtadt in Scene geſetzt.

∴ Der ſattſam bekannte Hofrath Johann Baptiſt Rouſſeau, ein höchſt frommer Herr, ſoll hier eine Zeitung für römiſch-katholiſche Intereſſen herauszugeben beabſichtigen. (Heil Dir, o Oeſterreich!)

Würzburg. Ein hieſiger Literat iſt wegen einer Broſchüre über das Sängerfeſt und wegen einer Eingabe zu Gunſten Schleswig-Holſteins an die zweite Kammer, unlängſt zur Unterſuchung gezogen worden und hat ſich der Verhaftung durch die Flucht entzogen. Die Anklage ſoll auf Majeſtätsbeleidigung lauten. (Was hat denn die Majeſtät mit dem Sängerfeſte zu thun?)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Nach der Berechnung der Rabbinen ſind die Augen Gottes 300,000 göttliche Meilen von einander entfernt; jede göttliche Meile hat 100,000 göttliche Ellen und jede göttliche Elle 4000 göttliche Spannen; jede göttliche Spanne aber iſt dem Durchmeſſer der Erde gleich. Das Schwarze im göttlichen Auge iſt, nach dem Talmud, 115,000 Meilen, der Bart eben ſo lang, jeder Finger Gottes iſt 120,000,000 Meilen groß!

— Seit der Stiftung des Jeſuitenordens bis zu deſſen Aufhebung im Jahre 1773 ſind aus dem Schoße desſelben hervorgegangen: 1 Papſt (Gregor XV.), 22 Cardinäle, 6 Erzkanzler des römiſchen Reiches, 21 Erzbiſchöfe und Primates, 135 Biſchöfe, 124 Suffraganbiſchöfe und 84 andere in der römiſchen Kirchengeſchichte bekannte Gelehrte. 24 ſind als Märtyrer auf ihren Miſſionen geſtorben.

— Thomas Sanchez, der ſpaniſche Jeſuit, der dreißig Jahre über ſein berüchtigtes Werk „de matrimonio" gebrütet hatte, erhielt dafür eine Unmaſſe von Beinamen; ſein Buch wurde Bibliotheca Veneris, Ilias impuritatum und er ſelbſt Docteur en paillardise und D . . ckäfer genannt.

— Die portugieſiſche Literatur hat nicht weniger als zweihundertneunundſiebzig verſchiedene Lebensbeſchreibungen der heiligen Jungfrau, darunter auch ein Epos „da conceptione" (Lissabon 1749, 4.) und zwei „Leben Jeſu im Bauche Mariä" aufzuweiſen.

— Bebel verlangt von einem vollkommen ſchönen Weibe (perfecte formosa): „caput ex Praga, ubera ex Austria, dorsum ex Brabantia, ex Colonia crura alba et manus, pedes a Rheno, pudibunda ex Bavaria et nates ex Suevia".

— Ferdinand Raimunds „Verſchwender" ſoll eine Nachahmung des franzöſiſchen Schauſpiels „le Dissipateur" von Destouches und ſein „Barometermacher" die Nachbildung eines verſificirten Märchens von Bachaumont ſein (?).

— Alcibiades gab Jedem eine Ohrfeige, der keinen Homer bei ſich trug.

Treffer und Nieten.

* Nach der Schlacht bei Jena begegnete Beethoven ſeinem Freunde Krumpholz und fragte ihn wie gewöhnlich: »Was giebt's Neues?« Krumpholz erwiederte: »Das Neueſte iſt die ſoeben eingetroffene Nachricht, daß Napoleon abermals einen Sieg über die Preußen erfochten hat.« Ganz ergrimmt bemerkte Beethoven: »Schade, daß ich die Kriegskunſt nicht ſo verſtehe, wie die Tonkunſt, ich würde ihn doch beſiegen!«

* Voltaire's beißendſtes Quatrain iſt das folgende, das er auf Arnaulds „Lamentations de Jérémie" gemacht und das auf alle ſchlechte Ueberſetzungen paßt:

»Savez vous, pourquoi Jérémie
Se lamenta toute sa vie?
C'est qu'en Prophète il prévoyait,
Que d'Arnauld le traduirait.«

* Chamfort ſagte von ſeinen Landsleuten: »Die franzöſiſche Nation murrt am meiſten, gehorcht am beſten und vergißt am leichteſten.«

* Ein Leichenredner ſagte am Sarge eines Helden: »Sein Muth war ohne Komma und ſeine Standhaftigkeit ohne Punktum.«

* Ein Seitenſtück zu dem „getanzten Göthe" (ſo hatte Herr Mundt einſt die Taglioni genannt) iſt ein „geſpielter Racine". Ein franzöſiſches Blatt nennt Herrn Thalberg den „Racine des Pianoforte".

* Ein franzöſiſches Sprichwort ſagt: »Tête de fou ne blanchit jamais,« d. h. des Narren Kopf wird niemals grau.

* Abbé Lenglet Dufresnoy nannte die verbotenen Bücher, deren Verfaſſer in die Baſtille eingeſperrt wurden: »Scripta bastillabilia.«

* Franz Gräffer nennt den verſtorbenen Walzercomponiſten Joſeph Lanner einen „Hogarth auf der Geige".

* Ein böſes Weib iſt ein Teufel, welcher auf der Erde Gaſtrollen giebt.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Schickſale

eines

Proletariers.

Ein Volksbuch

von

Ehrenreich Eichholz.

Preis $17\frac{1}{2}$ Ngr.

In der **Vereins-Buchhandlung** (Otto Wigand) iſt erſchienen:

Venezianiſche Nächte

von

E. M. Oettinger.

Zwei Bände.

Inhalt: Die Taube von Zion. — Gozzi und Goldoni. — Byron und Shelley. — Roſalba. — Caſanova. — **Tullia Manini.** — **Das Geheimniß einer Gondel.** — Abſchied von Venedig.

Preis 2 Thaler.

Bei **Theodor Thomas** in Leipzig erſcheint ſoeben:

Buch der Liebe

von

E. M. Oettinger.

Dritte, ſtark vermehrte Auflage.

Preis eines brochirten Exemplars 1 Thaler 10 Ngr.

Daſſelbe elegant gebunden (gleichmäßige Ausſtattung der Cotta'ſchen Miniatur-Ausgaben) 1 Thaler 20 Ngr.

Vom **„Charivari"** 1844 habe ich noch eine geringe Anzahl vorräthig, wovon ich das Exemplar mit $1\frac{1}{3}$ Thaler ablaſſe.

Philipp Reclam jun.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 191. Leipzig, 28. Mai 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Drei Tage aus dem Leben Peliſſons.

Novellette von Eduard Em-Tor.

I.

Paul Peliſſon-Fontanier wurde 1624 zu Beziers geboren. Von ſeiner Kindheit wiſſen wir, daß er eine außergewöhnliche Lernbegierde verrieth. Er ſtudirte zu Montauban, Caſtres und Toulouſe, beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Studium der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker und glänzte ſpäter beſonders als Redner und Geſchichtsſchreiber. Als Dichter hat er ſich nie über die Mittelmäßigkeit erhoben. Aber größer noch als ſeine Gelehrſamkeit war die Redlichkeit und die Aufrichtigkeit ſeines Herzens, und nie hat es einen ehrlicheren Mann, einen treueren Freund und geſetzliebenderen Unterthan gegeben.

Einen merkwürdigen Gegenſatz fand die Schönheit ſeiner Seele in der Häßlichkeit ihrer äußern Hülle. Peliſſon hatte weder eine ſchöne, noch eine angenehme Geſtalt und ſein Geſicht war von den Pocken ſo verunſtaltet worden, daß Frau von Sevigné von ihm ſagte: »In der That, Peliſſon mißbraucht das Privilegium der Männer, häßlich zu ſein.«

Nichtsdeſtoweniger war Peliſſon in ſeiner Jugend ſehr von ſich eingenommen und glaubte überall Eroberungen zu machen — eine Meinung, von deren Grundloſigkeit er durch einen ziemlich pikanten Zufall überzeugt werden ſollte.

Er hatte eines Tages ſein Studirzimmer und die ehrenwerthe Geſellſchaft der Klaſſiker verlaſſen, um außerhalb des Hauſes friſche Luft zu ſchöpfen und ſich Bewegung zu machen. Fröhlich flanirte er in den Straßen hin und her, hier Gegenſtände des Handels, dort Gemälde, hier friſche Lippen und dort einen runden, zartgeformten Arm betrachtend. Die Zeit verging, er wußte nicht wie.

Schon wollte er ſich wieder nach Hauſe begeben, als er eine Dame von auffallender Schönheit bemerkte. Die niedlichen Füße ſchienen ſtolz zu ſein, einen ſo ſchönen Leib zu tragen. Das Geſicht war fein und zart, in den Grübchen der Wangen ſtritten ſich Schalkhaftigkeit und Anmuth um die

Herrſchaft, und Schamhaftigkeit und Wolluſt zugleich blitzten aus zwei großen ſchwarzen Augen hervor.

Das ohnehin leicht entzündbare Herz unſeres Gelehrten wurde durch den Anblick ſo außerordentlicher Reize in lichte Flammen verſetzt. Er ſuchte ſich der Dame bemerkbar zu machen und war mehr als glücklich, als ein, wenn auch nur flüchtiger, aber vielverrathender Strahl ihrer Sonnenaugen auf ihn fiel und ein liebenswürdiges Lächeln des reizenden Mundes ihm zu ſagen ſchien, daß er einen günſtigen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Die Dame biegt in eine von jenen kleinen Gaſſen ein, welche wie Bäche in die Ströme der Hauptſtraßen von Paris einmünden. Peliſſon folgt ihr mit der Treue eines Pudels. Er beflügelt ſeine Schritte und befindet ſich jetzt dicht neben ihr.

Plötzlich faßt die ſchöne Dame ſeine Hand und ſpricht mit einem bezaubernden Lächeln:

— Folgen Sie mir!

— Mit tauſend Freuden, denn Sie ſind ein Engel und können nur zum Paradieſe und zu den Seligkeiten deſſelben führen.

— Man hört, daß Sie auch Verſe machen, Herr Peliſſon.

— Wie? Sie kennen mich? Sie wiſſen meinen Namen?

— Und Sie, mein Herr, Sie wundern ſich darüber?

— Ich kann es nicht in Abrede ſtellen …

— Aber ich finde nichts Außergewöhnliches darin, ein am Himmel unſerer Literatur aufſteigendes Geſtirn nicht unbeachtet gelaſſen zu haben. Ich entdecke Ihnen ſogar, daß ich ſchon ſeit mehreren Tagen Gelegenheit geſucht habe, mit Ihnen zu ſprechen.

— Grundgütiger Himmel, und ich habe Sie nicht eher bemerkt?

— Allerdings nicht! Sie ſchienen eine Vorahnung davon zu haben, daß ich unſere junge Bekanntſchaft durch eine Bitte mißbrauchen würde.

— Reden Sie, mein Engel … ich verſpreche Ihnen im Voraus, dieſe Bitte zu erfüllen.

— Wie gut Sie ſind, lieber Peliſſon!

Der leiſe Druck ihrer Hand beſiegt alle Zweifel des Gelehrten. Er hat nun Gewißheit … die Dame iſt ſterblich in ihn und ſeinen Ruhm verliebt … ſie hat ihn aufgeſucht und ſich nach Art excentriſcher Frauen nicht erſt Zeit genommen, das Geſtändniß ſeiner Liebe abzuwarten. Sie liebt ihn und will ihn beſitzen, ehe ſein Herz einer Andern angehört. Darüber noch länger in Ungewißheit zu ſein, hieße mit offenen Augen nicht ſehen, geſunde Ohren haben und nicht hören wollen.

Während Peliſſon dieſe Betrachtungen anſtellt, iſt man vor einem Gebäude angelangt, deſſen verwittertes, vom Regen dunkelgefärbtes Aeußere auf ein hohes Alter zu ſchließen berechtigt.

— Wir ſind am Ziele! ſpricht die Dame, indem ſie eine Klingel zieht.

Ein alter Diener öffnet. Man ſchreitet über den Hofraum, erſteigt eine ſteinerne Wendeltreppe und tritt endlich in ein Zimmer.

Peliſſon, welcher ein kleines, reizendes Boudoir vermuthet hat, iſt nicht wenig erſtaunt, einen großen, einfachen Saal zu erblicken, deſſen weiße Wände mit zum Theil ſchon vollendeten, zum Theil erſt angefangenen Gemälden bedeckt ſind. Sein Verdruß wird außerdem durch einen Mann vermehrt, welcher vor einer Staffelei ſitzt und ſich nicht die Mühe nimmt, die Eingetretenen zu begrüßen. Eben ſo unerklärlich iſt ihm das Benehmen der Dame, welche plötzlich und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, das Zimmer verläßt, nachdem ſie zu dem Maler geſagt hat:

— Hier iſt der Mann, von welchem ich geſprochen habe.

Peliſſon ſteht wie auf Nadeln. Er weiß nicht, welche Rolle er in dieſem Hauſe ſpielt und welchen Ausgang ſein Abenteuer nehmen wird. Er kommt ſich vor wie Einer, der im Finſtern tappt, und giebt ſich abwechſelnd der Hoffnung und dem Argwohn hin. Als aber eine Minute nach der andern vergeht, ohne daß eine Löſung dieſer Räthſel eintritt, kann er ſeinen Aerger nicht länger verbergen. Er nähert ſich dem Maler und ſpricht mit ſtarker Stimme:

— Zum Teufel, mein Herr, man ſcheint hier ein ſeltſames Spiel mit mir zu treiben ...

— Ich weiß nichts von einem ſeltſamen Spiele, entgegnete der Künſtler mit großer Gelaſſenheit; ich glaube ſogar, daß die Sache ſehr einfach iſt.

— Einfach ... ich verſtehe Sie nicht ...

— Sie verſtehen mich nicht? ... Das iſt unangenehm ... die Frau Gräfin hat Ihnen alſo wohl gar nicht mitgetheilt, weswegen ...

— Die Frau Gräfin, ſagen Sie? ...

— Ja wohl, die Frau Gräfin iſt eine Freundin der Kunſt ... ich habe ihr ſchon einige Gemälde geliefert und arbeite jetzt für ſie an einer Verſuchung Chriſti in der Wüſte.

— Herr, was geht das mich an?

— Sehr viel, Herr Peliſſon! Die Frau Gräfin, zu welcher der Ruf Ihrer in der That ſehr intereſſanten Perſönlichkeit gedrungen iſt, hat Sie ...

— Hat mich ...

— Zum Modell des Teufels beſtimmt. Setzen Sie ſich, Herr Peliſſon ... in einer Stunde ſollen Sie der ſchönſte Teufel ſein, welcher jemals aus dem Pinſel eines Malers hervorgegangen iſt.

Peliſſon war vernichtet. Halb ohnmächtig ſank er auf einen Stuhl und ſagte wüthend:

— Malen Sie, mein Herr, malen Sie ... ich habe eine ſolche Züchtigung verdient.

Und Peliſſon wurde als Mephiſtopheles gemalt.

II.

Einige Jahre waren ſeitdem vorübergegangen.

Peliſſon hatte nach jener Niederlage, welche ich eben erzählt habe, ſeine Eitelkeit abgelegt und ſich dem redlichſten Streben, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit zu dienen, hingegeben. Sein Eifer in öffentlichen Angelegenheiten konnte nur mit ſeinem Fleiße am Schreibtiſche, die Größe ſeiner Wahrheitsliebe nur mit der außerordentlichen Sorge, welche er auf das Gemeinwohl der Nation verwendete, verglichen werden.

Nichtsdeſtoweniger wurde er im Jahre 1661 in die Baſtille geſetzt, weil man von ihm, der Sekretär des Miniſters Fouquets geweſen war, wichtige Geſtändniſſe zu erpreſſen hoffte. Aber man fand ſich hierin getäuſcht. Peliſſon, von der Unſchuld ſeines ehemaligen Vorgeſetzten überzeugt, ſchrieb einige Flugſchriften zur Vertheidigung deſſelben, die er von ſeinem Gefängniſſe aus zum Druck beförderte. Obgleich er ſich nicht als Verfaſſer genannt hatte, rieth man doch wegen der ungekünſtelten Schreibart und der rührenden

Beredtſamkeit ſogleich auf ihn. Er leugnete nicht, und es wurde ihm auf beſondern Befehl der Regierung ſogar die einzige Vergünſtigung, welche er bisher noch genoſſen hatte, Papier und Feder, entzogen und zugleich den Gefängnißwärtern der Auftrag gegeben, auf ihn ein beſonderes wachſames Auge zu haben.

Peliſſon, dem auf dieſe Weiſe die Gelegenheit, ſich die Zeit mit Studiren zu vertreiben, genommen war, ſuchte nach einem andern Gegenſtande, der geeignet wäre, ihm die Einſamkeit ſeines Kerkerlebens zu verſüßen. Anfangs glaubte er ihn in einem Biscayer, der mit ihm in einer und derſelben Zelle war, und dem er Unterricht in den Wiſſenſchaften zu ertheilen beſchloß, gefunden zu haben. Aber der Greis, welcher zu ſehr beſchränkt und melancholiſch war, um eine ſolche Beſchäftigung angenehm zu finden, zog es vor, die Stunden, welche er frei von Trübſinn verlebte, mit den unharmoniſchen Tönen einer verſtimmten Leier auszufüllen.

Peliſſon richtete nun ſeine Aufmerkſamkeit auf eine Spinne, deren Gewebe ſich vor dem Loche befand, durch welches das Gefängniß Licht erhielt. Er nahm ſich vor, dieſes Thier zu zähmen, und brachte es nach einigen Monaten durch Fliegen, die er ihm vorhielt, wirklich dahin, daß es nicht nur furchtlos in das Gefängniß, ſondern ſogar bis auf die Kniee des Gefangenen kam. Peliſſon war entzückt darüber. Stundenlang brachte er damit zu, ſeine kleine Freundin an ſich zu locken, ſie zu füttern und mit Liebkoſungen zu überhäufen. Die Spinne ihrerſeits ſchien nicht weniger mit ihm zufrieden zu ſein. Sie kam ſogleich, wenn er ſie rief, und bezeigte endlich ſo wenig Furcht vor ihm, daß er ſie ſogar berühren und auf ſeine Hände nehmen durfte. Außerdem waren es beſonders die Töne des Leierkaſtens, welche ſich ihr außerordentliches Wohlgefallen erwarben. Sie ſaß ſtill und gravitätiſch, ſobald der alte Biscayer ſein Inſtrument in Bewegung ſetzte, und je greller und unharmoniſcher die Melodien waren, einen deſto angenehmeren Eindruck ſchienen ſie auf die ſeltſame Zuhörerin auszuüben.

Aber auch dieſe Freude ſollte nur von kurzer Dauer ſein.

Der Gouverneur der Baſtille, ein Mann, den ſein oft Grauſamkeiten erforderndes Amt aller menſchlichen Gefühle beraubt hatte, beſuchte eines Tages die Zelle unſeres Gelehrten und war nicht wenig erſtaunt, dieſen ſo munter und aufgeräumt zu ſehen.

Was ſoll das heißen? dachte er; dieſer Mann wagt auch in der Baſtille ſeinen frohen Muth zu behalten und die Befehle des Königs zu übertreten, welcher in dieſen Mauern Trübſinn, Thränen, Klagen und Verzweiflung verlangt? Wir haben dieſem Trotzkopf alle Mittel zur Beſchäftigung entzogen und trotzdem iſt er nicht zahm geworden! Dahinter ſteckt Etwas … ich bin nicht ſo leicht zu betrügen. Gewiß hat er wieder Etwas entdeckt, womit er ſich die Zeit vertreibt.

Mit leutſeliger Freundlichkeit wandte ſich der Gouverneur nach dieſem Selbſtgeſpräche an ſeinen Gefangenen.

— In der That, Herr Peliſſon, Ihr ſcheint Euch ſehr wohl zu befinden.

— Wenigſtens ſo wohl, als man ſich in einem Kerker überhaupt befinden kann.

— O, ſeid nicht undankbar, mein Freund! Euer Gefängniß iſt ſehr angenehm … eines der beſten, die es hier giebt … Ihr würdet es ſogar ein Paradies nennen, wenn Ihr jene unterirdiſchen Gemächer geſehen hättet, von denen eines das andere an Unheimlichkeit und Entſetzen übertrifft.

Bedenkt … lebendig eingegraben … krumm gefeſſelt an eine eiskalte Wand, von der fauliges Waſſer in einförmigem Takte herabfällt … kein Tag, kein Licht, keine Sonne! Nacht, Nacht und nichts als Nacht! … Und auf bleiernen, lautloſen Füßen ſchleicht die entſetzliche Langeweile heran und frißt an Euch mit unſichtbaren Zähnen und beleckt, foltert und zermartert Euch, bis Ihr ſo glücklich ſeid, nichts mehr zu fühlen, bis Melancholie und Wahnſinn Euch zum ſtumpfen Thiere gemacht haben.

— Ein entſetzliches Bild!

— Wie glücklich dagegen ſeid Ihr zu nennen. An Euren Händen liegen keine Feſſeln. Kein faules Stroh, keine zudringliche Ratte, kein unverſchämter Molch fällt Euch beſchwerlich. Ihr habt Licht und wißt wenigſtens, wenn es Tag und Nacht iſt. Außerdem findet ſich vielleicht ein Gegenſtand, der Eure Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Wie geſagt … Ihr ſeid wie im Himmel. Eines wird Euch freilich fehlen — die Geſellſchaft; denn dieſer blödſinnige Biskayer hier wird Euch verdammt wenig zu ſagen wiſſen.

— Ihr habt Recht, Herr Gouverneur! Wäre dieſer Greis mein einziger Geſellſchafter, ich würde wahrſcheinlich jene Langweile empfinden, von welcher Ihr eben ein ſo ſchauerliches Bild entworfen habt. Glücklicher Weiſe aber …

— Nun …

— Habe ich einen Freund oder vielmehr eine Freundin entdeckt, die mir großes Vergnügen gewährt.

— Und Ihr beklagt Euch noch über Euer Gefängniß! … Kann ich Eure Freundin nicht kennen lernen?

— Warum nicht, ich will ſie Euch ſogleich zeigen.

Der argloſe Peliſſon lockte die Spinne in das Gefängniß und ließ ſie auf ſeinen Schooß kommen.

— Eine ſeltſame Freundin, Herr Peliſſon!

— Aber wenigſtens eine ſehr treue!

— Und wie bewundernswürdig zahm! Ihr habt wohl lange damit zugebracht, ſie ſo kirre zu machen?

— Beinahe zwei Monate.

— Ein hübſcher Zeitvertreib! Ich werde allen meinen Gefangenen Spinnen geben laſſen.

Der Gouverneur ergriff bei dieſen Worten die Spinne, ſchleuderte ſie mit Macht gegen den Fußboden und zertrat ſie mit ſataniſchem Gelächter. Peliſſon war vor Schmerz und Schreck ſtarr wie eine Bildſäule.

— Hättet Ihr mir einen Arm zerſchlagen … es wäre mir lieber geweſen! war das Einzige, was er mit klagender Stimme dem Unmenſchen zurufen konnte.

Und der Gouverneur? fragt Ihr. Er lächelte und entfernte ſich.

III.

Und wieder waren einige Jahre verfloſſen.

Peliſſon-Fontanier war, hauptſächlich durch die Bemühungen Tanaquil Fabre's, aus der Baſtille entlaſſen worden, nachdem ſchon 1652 die Akademie, deren Geſchichte er geſchrieben hatte, ihn in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen hatte.

Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß er ſchon vor ſeiner Aufnahme in die Akademie gewiſſermaßen Mitglied derſelben geweſen iſt. Als nämlich die genannte Geſellſchaft ſeine „Geſchichte“ in öffentlicher Verſammlung hatte vorleſen hören, ward einige Tage darauf beſchloſſen, daß der erſte Platz, welcher in der Geſellſchaft frei würde, dem Verfaſſer der „Histoire de l'Académie française“ beſtimmt ſein und derſelbe unterdeſſen das Recht haben ſolle, in den Verſammlungen zu erſcheinen und ſeine Stimme wie ein wirkliches Mitglied abzugeben. Ausdrücklich wurde noch die Bemerkung hinzugefügt, daß eine ſolche Auszeichnung künftig Niemand mehr erwieſen werden ſollte.

Aber beinahe noch ehrenvoller, als die unter den angegebenen Umſtänden erfolgte Aufnahme Peliſſons in die Akademie, war eine andere Auszeichnung, welche er ſpäter erhielt.

Der Miniſter Morus, welcher die Königin des Adriatiſchen Meeres, die prachtgeſchmückte Venezia, in lateiniſchen Verſen beſungen hatte, bekam dafür von der Republik eine koſtbare goldene Kette zum Geſchenk. Als er ſtarb, vermachte er ſie im Teſtamente ſeinem Freunde Peliſſon, dem „rechtſchaffenſten Manne, den er gekannt habe“.

Der Tag, an dem Peliſſon dieſe Kette erhielt, war der ſchönſte ſeines ganzen Lebens.

⁂

Paul Peliſſon-Fontanier ſtarb 1670, nachdem er die proteſtantiſche Kirche verlaſſen, zur katholiſchen übergetreten und — nebenbei bemerkt — übertrieben fromm geworden war.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Histoire de l'Académie française jusqu'en 1652“ (Paris 1653. 2 Voll. 8.). — „Abrégé de la vie d'Anne d'Autriche“ (Paris 1666. 4.). — „Histoire de Louis XIV.“ (Paris 1749, 3 Voll. 12.).

Die Tarantella.

Von Auguſt Schilling.

Es war ein wunderholder Junimorgen, als wir von Neapel aufbrachen und mit einer leichten Stadtchaiſe, Cittadina genannt, nach dem herrlichen Puzzuoli, nach dem himmliſchen Bajä mit ſeiner wogenklaren Bucht, nach dem antiken Capo Miſene und dem Eliſium der Alten, dem Campo eliſeo mit ſeinem Mare morto rollten.

Links das Meer, den Veſuv, Portici, Reſina, Caſtellamara, Sorrento, rechts den Poſilipp, vor uns unbeſchreibliche Erwartungen, über uns das reinſte Blau des Himmels, ein heiteres Gemüth im Herzen, voll Empfänglichkeit und Naturliebe und eine prachtvolle Havannah im Munde — was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu ſein? Das Glück verfolgte uns, wie auf der ganzen Reiſe nach dem italieniſchen Stiefel, ſo auch hier. — Wir kamen in Bajä zu einer Bauernhochzeit. Zwiſchen alten Tempeln der Venus und des Merkur ſtand auf einer reizenden Anhöhe die ſchlichte Hütte, die übliche Terraſſe von Säulen getragen, mit Weinlaub umrankt, ein grünes Blätterdach, Muſik und Schalmei, der grüne Golf von Bajä von weißen Segeln durchzogen, luſtige Menſchen vom ſchönſten Geſichtsſchnitte in Jubel und Freude, braune Burſche, ſchlanke Mädchen, rother Wein in Strömen und Schellen an allen Orten.

Man tanzte die Tarantella.

Kommt herbei, ihr mechaniſch geſchulten Koryphäen des Ballets, ihr Grazien an der Schnur, und bewundert die Tarantella, wie ſie in Bajä getanzt wird; dieſes Feuer, dieſen Uebermuth, dieſe ungezwungene Anmuth, dieſe Luſt! Wie ſchelmiſch koſend und feurig das Mädchen ſich dreht, daß die ſilbernen Zitternadeln im Haarknauel vibrirend durcheinander klingen, wie ſie den kleinen Fuß im griechiſchen Pantoffel hebt und ſenkt und auf den Boden ſtampft und ſich bückt und windet und ihr Tambourin ſchlägt und in regelloſem Rhythmus alle Wellenbewegungen und Touren dieſes Nationaltanzes durchmacht!

Seht den Burſchen im geſpitzten Hute, von buntfarbigen Bändern umwunden, in den ſchwarzmancheſternen Unausſprechlichen, mit den obligaten Kamaſchen, wie er der Dirne mit in die Seite geſtemmten Armen in allen ihren Bewegungen folgt und ihr mit keckem Blicke ins große, dunkle Auge blitzt und den Fuß ſchleudert und wirft und ſie zu verſchlingen droht! Wie ſie abwechſelnd niederknieen und aufſpringen und ſich wieder drehen.

Wahrhaftig, nur neapolitaniſches Blut konnte dieſen heftigen, glühenden, reizenden Tanz erfinden. Bekannt iſt die Fabel von der Spinne Tarantel, welche in Süd-Italien, namentlich um Taranto (daher ihr Name) angetroffen wird und durch ihren Biß den Beſchädigten (**tarantolato**) zur Raſerei bringt, die nur dann nachlaſſen ſoll, wenn man ihm recht lange eine gewiſſe Muſik vorſpielt. Dieſe Melodie, welche vorzüglich der Provinz Apulien eigen iſt, heißt Tarantella, und die Geſtochenen ſollen darnach ſo lange tanzen, bis ſie in dichten Schweiß gerathen und vor Ermattung niederſinken. Und in der That, hiermit iſt die Tarantella ſehr treffend geſchildert. Mit unermüdetem, raſtloſem Eifer geht dieſes Drehen und Bücken, Heben und Fallen fort, ohne Unterbrechung, immer heftiger, immer ſchwüler, immer ſinnlicher, bis die Geſichter glühen, die Nerven beben, die Seelen in höchſter Luſt verſchwimmen, wie Opiumraucher in der Extaſe des Taumels; dann ſinken die Paare auf die Raſenbänke hin und rufen verzückt aus: **O che piacere!** Man kann die Elsler, die Cerrito, die Grahn, die Taglioni und die Griſi Tarantella tanzen geſehen haben, das iſt großartig, bewunderungswürdig, hinreißend, aber nicht — natürlich! In Italien tanzt das Mädchen nicht die Tarantella um einem großen Publikum, ſondern um ihrem Burſchen zu gefallen, darin liegt es! Die neapolitaniſchen Contadine tragen nicht ſeidene Strümpfe, echten Schmuck und Spitzen, aber ihre ſchwarzen, glänzenden, reichen Haarzöpfe ſind echt, ihr Embonpoint iſt echt und ihre Tanzpaſſion iſt echt.

(Sonntagsblätter.)

Zur Geſchichte des franzöſiſchen Theaters.

In Frankreich exiſtirte zur Zeit der Republik ein Geſetz, laut welchem jedes Theater, welches Stücke aufführte, die auf Verderbung des Gemeingeiſtes hinausgingen, oder den alten „Aberglauben des Königthums“ heraufbeſchworen, augenblicklich geſchloſſen, die Direktoren feſtgenommen und nach der Strenge des Geſetzes geſtraft wurden. Theater und Schriftſteller lebten damals in ſteter Angſt, um jenes Unglück von ſich abzuwenden. Selbſt dem Theater der Sansculottes bot ſein Name keine Garantien, und der Direktor wollte kein Stück annehmen, welches nicht von der Cenſur der Polizei gutgeheißen worden war. — Es iſt bekannt, daß am 12. Germinal des Jahres II die Miniſter durch zwölf Commiſſionen erſetzt wurden, wovon die des öffentlichen Unterrichts zugleich mit der Ueberwachung des Theaters und der Nationalfeſte beauftragt war. Dieſe Commiſſion faßte einen Beſchluß, welcher befahl, ihr das Repertoir vorzulegen. Es iſt anziehend, gegenwärtig in den Akten herumzuſtöbern, welche durch die Ausführung dieſes Beſchluſſes erzeugt worden ſind. Nichts iſt bezeichnender für jene Zeit. In einem Zeitraume von drei Monaten wurden über 150 Stücke cenſirt, und davon 33 ganz zurückgewieſen und 25 Veränderungen unterworfen. Das ganze Repertoir mußte ſich einer neuen Prüfung unterwerfen. Für „ſchlecht“ wurde eine Menge der untadelhafteſten und unverfänglichſten Stücke erklärt, darunter die meiſten Komödien von Molière, Racine, Voltaire, Marivaux und Destouches. Weiterhin verlangte die Cenſur Verbeſſerungen an dem „Dorfpropheten“ (devin de village), dem „Familienvater“ u. ſ. w., und der „Wilhelm Tell“ von Lemierre durfte dann nur aufgeführt werden, als man ihm einen zweiten Titel, „die ſchweizeriſchen Sansculotten“ angehängt hatte. In dem „Brutus“ und in dem „Tod Cäſars“ mußte die Verwickelung geändert werden, und „Mahomet“ wurde als „Parteihaupt“ verboten. Dagegen wurden die folgenden Stücke gutgeheißen: „Noch ein Pfarrer“, „die Päpſtin Johanna“, „der republikaniſche Aeſop“, „der Tod des Marat“, „die Verbrechen des Adels“ u. ſ. w. Wir kennen von allen dieſen Stücken freilich nichts mehr als die ſchönen Titel; die Stücke ſelbſt ſind verloren gegangen.

Ein ganz kleines Plagiat.

Im „Geiſt der Gegenwart“ iſt (Seite 56) folgendes Gedicht zu leſen:

An einen Caſhemirſhawl.

Mißgunſtſtörer, Neiderreger,
Augenweide, Wunderthier,
Unruhſtifter, Brandanleger,
Frauenabgott, Caſhemir.

Sehnſuchtsſtiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aeſkulap,
Ohnmachtheiler, Friedensdünger,
Wunderdoctor, Zauberſtab.

Kopfweh'ender, Zahnſchmerzzähmer,
Schnupfenbänd'ger, Eibiſchthee,
Nervenſtärker, Schwindellähmer,
Krankheitheber, Panacee.

Eintrachtstrüber, Weibbethörer,
Solawechſel, Reiſepaß,
Bundzerreißer, Ehglückſtörer,
Gattenſcherer, Satanas.

Frauenangel, Mannempfehler,
Liebeinflößer, Amorpfeil,
Sinnverwandler, Herzensſtehler,
Eheteufel, Friedensbeil.

Unſchuldfalle, Tugendtödter,
Herzumgarner, Billetdoux,
Brückenbauer, Schwerenöther,
Lilienknicker, Rendezvous.

Eldorado, Rieſenwonne,
Gallahäuptling, golden Vließ,
Putzverſchönrer, Demantſonne,
Frauenkrone, Paradies.

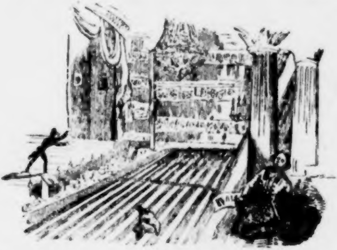
Augenblender, Wunſcherfüller,
Zweckerreicher, Fernkuß,
Allverehrter, Sonntagstriller,
Optimus et Maximus.

Geldabzapfer, Ringverſetzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück',
Kaſſenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldthurmfüller, Galgenſtrick.

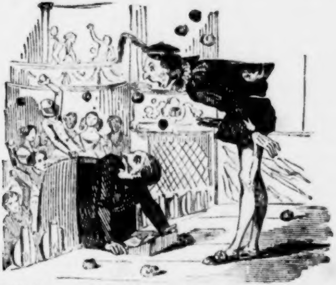
Türkenturban, Stolzerzeuger,
Stadtgeſpräch, Vergißmeinnicht,
Achtentreißer, Starrſinnbeuger,
Untreumehrer, Böſewicht.

Das Gedicht iſt mit einem S. unterzeichnet. Wir bitten den Herausgeber jenes Journals, nachdrücklich zu bemerken, daß dies Gedicht von einem gewiſſen Herrn E. M. Oettinger iſt. Sollte der „Geiſt der Gegenwart“ dies bezweifeln, ſo geruhe er in Oettingers „Liebesblicken“ (Berlin 1831. 16.) nachzuſchlagen. Dort findet ſich dies Gedicht.

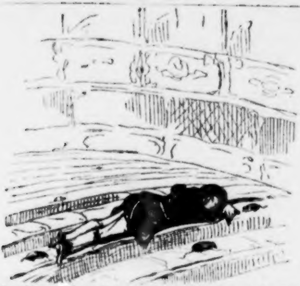
Vier Tage aus dem Leben eines Komödianten.



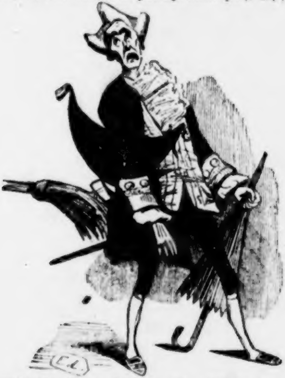
Erſtes Debüt eines „ausgezeichneten Mimen mit großen feurigen Augen, deſſen ſchwarze Farbe alle Frauenherzen fühlend macht“.



Zweites Debüt in dem uralten Intriguenſtück „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein“, in Scene geſetzt vom Regiſſeur Rodin, genannt der „Nägelkauer“.



Wie der „ausgezeichnete Mime mit dem großen feurigen Auge, deſſen ſchwarze Farbe alle Frauenherzen fühlend macht“, im gedrängt vollen Hauſe auf ſeinem Lorbeer ausruht.



O ich Schwachkopf! Warum hab' ich mich verleiten laſſen, für meinen Freund Robin die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen!

Zapfenstreich.

Berlin. Dem König ſind die drei erſten Bände der neuen Geſammtausgabe Friedrichs des Großen überreicht worden; ſie enthalten die „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg“ und die „Histoire de mon temps“.

∴ In Preußen ſoll die Aufhebung des Perſonal-Arreſtes wegen Schulden im Werke ſein.

∴ Auf der königlichen Bühne hat Herr H. Schneider, vom Hamburger Stadttheater, als Melchthal in Schillers „Wilhelm Tell“ debütirt und gefallen.

Braunſchweig. L. Storch's und F. Adami's Original-Drama „Ein deutſcher Leinweber“ iſt auf der hieſigen Bühne mit großem Beifall in Scene gegangen.

Brüſſel. Der berüchtigte Vidocq iſt in der Umgegend von Brüſſel in größtem Elend geſtorben.

Cöln. Zu dem großen Sängerfeſte, welches hier am 14. und 15. Juni ſtattfindet, ſind über 200 deutſche Sänger-Vereine eingeladen worden. Dem Vernehmen nach wird Herr Mendelsſohn-Bartholdy die Leitung dieſes großartigen Feſtes übernehmen.

Dresden. Dem. Tuczek, vom königlichen Hoftheater in Berlin, iſt hier als Adine im „Liebestrank“ mit vielem Beifall aufgetreten, und wurde, noch ehe ſie geſungen hatte, mit Blumen empfangen. Sie hat eine allerliebſte Stimme, und entzückte das Publikum zu wiederholtem Hervorruf. Sie wird noch die „Regimentstochter“ ſowie die „Somnambule“ geben. Man ſpricht auch von der Pamina in der neu in Scene geſetzten „Zauberflöte“.

Frankfurt. Man will wiſſen, daß durch Bundesbeſchluß am 1. Januar 1848 ſämmtliche Staatslotterien Deutſchlands aufgehoben werden ſollen.

∴ Ein bei J. D. Sauerländer ſoeben erſchienener Roman, „der Patriot“, erregt großes Intereſſe, da er in der Schweiz ſelbſt ſpielt und die dortigen Zuſtände mit genauer Kenntniß ſchildert.

Hamburg. Der Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters, der in ganz Deutſchland bekannte und namentlich in Braunſchweig und Wien vollkommen gewürdigte, unvergleichlich große Mime Marr bewirbt ſich hier, im Vereine mit Herrn Wurda, um die Direktion des hieſigen Stadttheaters; doch wird er leider nur zwei oder drei Stimmen rhalten, da der Ruf, welcher Herrn Marr von Braunſchweig, Wien und Leipzig vorausgeeilt iſt, ihm überall blutwenig Anhang verſchafft. Um den Aktionären andere Begriffe bei-ubringen, hat er von Leipzig aus ein mehrern dortigen Theatermitgliedern freundſchaftlich bgenöthigtes Zeugniß eingeſendet, worin dieſelben Leute, die ihn kurz vorher bei dem Direktor Schmidt förmlich in Anklageſtand verſetzt hatten, ihm jetzt — wahrſcheinlich nur arum, um ihn los zu werden — ein Lob ertheilen, an das hier Niemand glauben will. Man erinnert ſich, daß das Wiener Hofburgtheater Herrn Marr (4000) Gulden bezahlt at, um einen mehrjährigen Contrakt mit ihm vor der Zeit aufzulöſen. Für ſolche eute hat man bei uns wenig Sympathien; daher, allem Anſcheine nach, die Combination harles Maurice's über dieſen und andere Mitbewerber den Sieg davontragen und der ganz Deutſchland bekannte und namentlich in Braunſchweig und Wien vollkommen ewürdigte Herr Marr noch länger die „Vorſehung des Leipziger Stadttheaters“ bleiben wird.

∴ Auf dem alten Stadttheater, das in den letzten Zügen liegt, gaſtgaukelt jetzt em. Malwine Eck, eine von den hundert Anfängerinnen, welche bald hier, bald da die eduld der Theaterbeſuchenden auf allzuharte Proben ſtellen.

Karlsruhe. Der Abgeordnete Peter hat den Antrag geſtellt, die Regierung zu ſuchen, durch ihren Geſandten bei dem deutſchen Bunde auf vollkommene Preßfreiheit nzuwirken, und wenn bis Ende 1847 kein allgemeines Preßgeſetz für Deutſchland Stande kommen ſollte, die großherzoglich badiſche Regierung an ihre Pflicht zu mah-en, die zurückgenommene geſetzliche Preßfreiheit wieder herzuſtellen, ſowie einſtweilen r die innern Angelegenheiten und die Zuſtände in andern als deutſchen Bundesſtaaten e Preßbeſchränkungen ſogleich aufzuheben, auch die Cenſur-Inſtruktion für die übrigen egenſtände auf das urſprüngliche geſetzliche Syſtem zurückzuführen. Es ſcheint, daß alle arteien im Kampfe gegen die Cenſur einig ſind. (Spen. Zeit.)

∴ Der würdige Dekan Zittel hat aus dem Schwarzwalde einen ſilbernen Ehren-okal erhalten.

Leipzig. Der „Dorfbarbier“ ſchreibt: »In Preußen geht's immer mehr vorwärts. Nun iſt auch Herr Lauben ſein „Gottſched und Gellert“ in der Berliner Komödie erlaubt worden. Ich dachte mir gleich, daß man ein paar deutſchen Philiſtern, wie Gottſched und Gellert, nicht lange den Weg verſperren wird. Die Sache hing an einem preußiſchen Prinzen, der im Stücke vorkam. Es ſoll nämlich in Preußen kein Mitglied des königlichen Hauſes auf die Bretter kommen; aber daß ſie nicht unter die Bretter kommen, hat man bis jetzt noch nicht verhindern können. Wenigſtens ſpricht das unlängſt erfolgte Ableben der Prinzeſſin Wilhelm dafür.«

∴ Der deutſche Buchhandel hat einige neue Eroberungen gemacht. Seit Kurzem ſind in Venedig und Rom deutſche Buchhandlungen etablirt worden; bald ſollen auch Florenz und Neapel ein Depot deutſcher Bücher erhalten.

∴ Ritter Guſtav von Franck, Redakteur der „Wiener Zeitſchrift“, hat ſich einige Tage bei uns aufgehalten. Er hat bis hieher ſeine Frau begleitet, eine ſehr [illegible] Sängerin, welche einem Gaſtſpielrufe nach Amſterdam gefolgt iſt.

∴ Der Improviſator M. Wolkert hat hier mehrere Akademien gegeben und durch ſein Improviſationstalent lebhaften Beifall ſich erworben.

∴ E. M. Oettinger hat ein neues fünfaktiges Zauberſpiel, „Charivari oder die fünf Träume“, geſchrieben, das im Laufe dieſes Monats an die deutſchen Bühnen verſendet wird.

∴ Herr Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt, hat ſich, als Mitbewerber um das Hamburger Theater, von neun Mitgliedern das Zeugniß ausſtellen laſſen, daß er der umſichtigſte, unpartheiiſchſte und humanſte Regiſſeur ſei. — Lobeserhebungen, an deren Wahrheit nur Einer glaubt: Herr Marr. (Vergleiche den Artikel Hamburg Seite 3051.)

London. Herr Bernard Gregory, der ehemalige Redakteur des „Satiriſt“, iſt neuerdings wegen eines Pasquills auf den Herzog Karl von Braunſchweig zu achtmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

∴ Der unlängſt geſtorbene Komiker Liſton hat, ungeachtet er ſchon vor zwanzig Jahren der Bühne entſagt hatte, ein ſehr bedeutendes Vermögen hinterlaſſen. Seine Gattin iſt unbeſchränkte Erbin ſeines Silbergeſchirrs und ſeines Schmuckes, ſeiner Bibliothek und Gemäldeſammlung, ſeiner Pferde und Wagen; außerdem iſt ſie Nutznießerin des übrigen Vermögens mit dem Rechte über Letzteres nach Belieben teſtiren zu können. Liſtons Vermögensnachlaß wird auf 40,000 Pfd. St. geſchätzt. (So viel hat noch kein deutſcher Komödiant hinterlaſſen!)

∴ Sir Edward Lytton Bulwer iſt von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückgekehrt und hat, wie man hört, von dort einen neuen Roman, „die Gräfin von Pembrocke“, mitgebracht.

∴ Fanny Cerrito hat eine Pirouette von Berlin bis nach London gemacht und iſt hier als „Alma“ im Ballet gleichen Namens aufgetreten.

Mailand. Francesco Regli, Redakteur des „Pirata“, hat eine höchſt anziehende Erzählung, „der 1. November 1775“, geſchrieben und ſie der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal gewidmet.

Meiningen. Für das in Möhra zu errichtende Lutherdenkmal gehen fortwährend viele Beiträge ein; der Herzog von Coburg hat 175, der Großherzog von Weimar 500, die Stadt Römhild 100 Gulden geſandt. Von dem Bildhauer Müller, einem Schüler Schwanthalers, iſt ein Modell eingeſendet worden.

München. Ludwig Schallers Statuetten der größten Dichter, Dante's, Arioſts, Petrarca's, Taſſo's, Shakeſpeare's, Göthe's, Schillers und Jean Pauls u. ſ. w. haben auf der hieſigen Kunſtausſtellung ſo großen Beifall gefunden, daß der Künſtler ſich entſchloſſen hat, dieſe Statuengallerie bis auf dreißig auszudehnen. (Gewiß wird dann auch der große Dichter Robert Heller in dieſer Gallerie mitfiguriren. Bitte, bitte, Herr Schaller!)

Palermo. „L'Orfana guelfa“, eine neue Oper des Maeſtro Coppola, hat hier einen vollſtändigen Sieg davon getragen.

Paris. Der „Courier francais“ brachte neulich die Notiz, daß der jetzige Groß-Referendar der Pairskammer, Herzog von Décazes, in ſeiner Jugend Schauſpieler geweſen und in Lemartelière's Bearbeitung von Schillers „Räubern“ die Rolle des Schufterle geſpielt, während der nachmalige Marſchall Gouvion-Saint-Cyr den Roller gegeben habe. — Manche Journale haben dies für baare Münze genommen und nicht eingeſehen, daß es ein koſtbarer Puff iſt.

∴ Die franzöſiſche Akademie hatte bekanntlich im vergangenen Jahre den Dampf zum Gegenſtande eines Preisgedichts gemacht. Es waren wohl achtzig Gedichte eingegangen; indeß hat keins den Preis erhalten. Den Gobertſchen Preis von 10,000 Frs. hatte die Akademie dem gelehrten Geſchichtſchreiber Buchon für ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Fürſtenthümer in Griechenland zugedacht; da derſelbe aber unlängſt geſtorben iſt und der Preis nur an Lebende vertheilt werden ſoll, ſo fragt es ſich, ob das Geld an die Erben verabfolgt werden kann?

∴ Ganz Frankreich hat jetzt gegen 60,000 Inhaber des Ehrenlegion-Ordens aufzuweiſen. Da man nun jedes Band zu drei Zoll Länge rechnen kann, ſo macht das, die Gnade nach der Elle gemeſſen, 6000 Metres Gnade oder mehrere Meilen Verdienſt, wenn man will. Wollte man aber die Kreuzträger in persona aneinanderreihen, ſo würde man eine Perlenſchnur des Verdienſtes von mindeſtens acht Stunden Länge erhalten. (Cöln. Zeit.)

∴ Herr Eugène Baréſte, Ueberſetzer des „Homer“, iſt, vom Miniſter des öffentlichen Unterrichts mit einer wiſſenſchaftlichen Sendung beauftragt, nach Deutſchland abgereiſt.

∴ Herr Duprez, der erſte Tenor der großen Oper, ſoll ſeit einiger Zeit Anwandlungen von gelindem Wahnſinn verſpüren, weil der arme Mann (o weh!) ſich über ſein verlorenes „ut“ nicht zufrieden geben kann. (Ach, wie viel deutſche Tenore müßten, wenn ſie ſich ein gleiches Unglück ſo ſehr zu Herzen nehmen wollten, ihren Verſtand verlieren! Oder hätten dieſe Herren vielleicht gar keinen Verſtand zu verlieren? Auch möglich!)

∴ Horace Vernet, der während ſeiner Anweſenheit in Petersburg die ruſſiſche Kaiſerfamilie gemalt, hat vom Kaiſer Nikolaus einen ſehr koſtbaren Brillantring erhalten.

∴ Ueber Donizetti's Geſundheitszuſtand ſind hier ſehr traurige Nachrichten eingelaufen. Er iſt völlig wahnſinnig und kennt ſich ſelbſt nicht mehr.

∴ Die berühmte Schauſpielerin E. Contat iſt, 77 Jahre alt, auf ihrem Landgute Nogent ſur Verniſſon geſtorben. Sie war eine der berühmteſten Notabilitäten der „Comédie française“.

∴ Alexandre Dumas hat für das Feuilleton der „Preſſe“ einen neuen mehrbändigen Roman begonnen, betitelt „Mémoires d'un Médecin“. Im „Courier de Saint-Etienne“ erſcheinen jetzt höchſt pikante „Mémoires d'un Journaliste“, von einem Herrn G. Cloud. (Frankreich, kennſt Du Herrn Cloud?)

∴ Ein hieſiger Schriftſteller will die Lebensbeſchreibungen der acht „Attentäter“, die auf Louis Philipp geſchoſſen haben, im Druck erſcheinen laſſen. Dieſe acht Patrone ſind: Bergeron, Fieschi, Alibaud, Meunier, Darmes, Hubert, Queniſſet und Lecomte. (Eine ſaubere Gallerie!)

∴ Barthélemy, der Dichter der „Némésis“, hat eine neue Dichtung veröffentlicht. Sie heißt „Pologne“ und iſt an den Fürſten Metternich gerichtet.

∴ Ein hieſiges Blatt nennt Afrika „die große Soldatenmühle, worin aus drei mittelmäßigen Soldaten ein Held fabricirt wird“.

∴ Unter dem Titel „die Frauen der Bibel“ erſcheint jetzt eine Reihe von Bildniſſen berühmter Frauen aus dem alten und neuen Teſtament, nach Zeichnungen von Staal. Den Reigen dieſer Gallerie hat Eſther eröffnet.

∴ Von Léon Gozlan kommt im Théâtre français ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „Notre fille est une princesse“, zur Darſtellung. (Ein lockender Titel für die Herren Ueberſetzer!)

∴ Das Vaudeville-Theater auf dem Börſenplatze giebt gegenwärtig eine neue Poſſe, „Gentil-Jobard“, worin die Helden und Hauptperſonen des Prozeſſes Beauvallon, les gentilhommes de Rouen, wie man ſie allgemein nennt, mit ſatiriſcher Geißel gezüchtigt werden. Neulich drang ein Schwarm dieſer Taugenichtſe, der ſich allem Anſcheine nach bei einem Champagnerrauſche Muth geholt hatte, mitten in der Vorſtellung ins Vaudeville-Theater und wollte durch Lärmen, Spektakeln, Pfeifen u. ſ. w. die Vorſtellung gerade bei der Herausforderung unterbrechen. Allein das Publikum wußte bald Ordnung zu machen und die lärmmachenden Gentilhommes wurden ohne Umſtände hinausgeworfen. (Nicht mehr als billig!)

Philadelphia. F. von Raumers „Vereinigte Staaten“ werden hier in ganz kurzer Zeit die Preſſe verlaſſen. In allen Theilen der Union, bei eingeborenen und eingewanderten Deutſchen, hat die Herausgabe dieſes Werkes großen Anklang gefunden.

Prag. Wer die rührenden Feierlichkeiten, noch rührender in den Zeitungen mitgetheilt, lieſt, welche beim Abgange des Herrn Stöger in unſerm Theater ſtattgefunden, muß in Verſuchung kommen, zu glauben, Herr Stöger ſei das Muſter aller Direktoren und die Prager Bühne unter ihm das dramatiſche gelobte Land geweſen. Aber war dem wirklich ſo? Iſt Keiner, der erwidern will? O weh, es ſchweigen Alle ſtill. (Th. Lec.)

∴ Ein Herr Dr. L. Rabenhorſt will „Biographiſche Skizzen aller in Deutſchland lebenden Botaniker" herausgeben und erſucht zu dieſem Zwecke Alle, welche ſich mit der Pflanzenkunde beſchäftigen, ihm ihren Vor- und Zunamen, Tag, Jahr und Ort ihrer Geburt, ihre literariſchen Arbeiten (die Titel nämlich) und ihre ſonſtigen Verdienſte um die Botanik ſobald als möglich einzuſenden.

Rom. Der „Carneval der deutſchen Künſtler" hat am 30. April beim herrlichſten Wetter in den Tuffhöhlen vor der Porta Maggiore ſtattgefunden. Overbeck und Cornelius haben den Mittelpunkt dieſes ſchönen Feſtes gebildet.

Venedig. Im Fenice-Theater wird „Attila", eine neue Oper von Giuſeppe Verdi, einſtudirt.

∴ Prinz Joſeph Poniatowski's neue Oper, „die Braut von Abydos", nach Byrons bekannter Dichtung, iſt hier mit großem Enthuſiasmus aufgenommen worden.

Wien. Das ſchon ſo lange gehegte Projekt einer Akademie der Wiſſenſchaften, welches ſeit Joſephs II. Zeiten nicht zur Ausführung kommen konnte, iſt in der jüngſten Zeit in ein neues Stadium getreten, allein durch den Ausbruch der galiziſchen Unruhen wieder vertagt worden, da die Wichtigkeit der bäuerlichen Reformen in Galizien alle übrigen Gegenſtände in der Staatskanzlei in den Hintergrund gedrängt zu haben ſcheint.

∴ Die Einrichtung eines organiſirten Ober-Cenſurgerichts mit einem nach Mehrheit der Stimmen entſcheidenden Cenſur-Collegium unter dem Vorſitz des Grafen von Sedlnitzky, ſoll ſich, wie von mehreren Seiten verſichert wird, ſeiner Verwirklichung nähern und einem in der öſterreichiſchen Literatenwelt allgemein gefühlten Bedürfniſſe mit billiger Rückſicht auf die Zeitverhältniſſe abhelfen.

∴ Der Dichter der „Griſeldis", Baron Eligius von Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm), hat vom Könige der Franzoſen den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Der Enthuſiasmus, den die ſogenannte „ſchwediſche Nachtigall" hier erregt, beweiſt, daß die guten Wiener in der Kunſt, ſich zu blamiren, den verhimmelnden Berlinern keineswegs nachſtehen. Die merkantiliſche Spekulation hat ſich hier des Lind-Schwindels bemächtigt, um die Dummheit der hirnverbrannten Enthuſiaſten gebührend auszubeuten. In einem Gewölbe der Kärnthnerſtraße werden Jenny-Lind-Klingeln verkauft; ein überſchnappter Parfumeur hat, der „beſcheidenen" (?) Philomele zu Ehren, einen neuen Wohlgeruch erfunden und ihn „Extrait double de Bouquet de Jenny Lind" getauft. Die Etikette dieſes Parfüms zeigt außer dem Bilde dieſer „anſpruchsloſen" (?) Nachtigall auch noch das Facſimile ihres Namenszuges, durch den die Gefeierte dem Geruchmacher die gnädigſte Erlaubniß gab, ſeine Erfindung nach ihrem Namen zu benennen.

∴ Im Kärnthnerthor-Theater hat eine neue, italieniſche Oper „Azema di Granata, ovvero i Abencerragi ed i Zegridi" (Text von Tottola, Muſik von Lauro Roſſi) fiasco gemacht. Die ganze Muſik iſt nichts Anderes als ein ungenießbares Convolut auf- und abſteigender Terzen und Sexten und die Inſtrumentation lärmend und geſchmacklos. Der Text, eine blaſſe Nachahmung des „Montecchi und Capuleti", iſt faſt noch matter als die Muſik.

∴ Bei der erſten Aufführung des „Unbedeutenden", der neueſten Poſſe des Herrn Neſtroy, iſt der Verfaſſer, laut dem Berichte des „Humoriſten", nicht weniger als 35 Mal gerufen worden.

∴ „Spartacus", die vielbeſprochene Tragödie von Vincenz P. Weber, iſt nun auch im Druck erſchienen. In dieſem Trauerſpiele iſt in einer Scene mehr Wahrheit und Poeſie, als in ſämmtlichen Tendenzdramen des jungen Deutſchlands. Und dennoch hat ſich „Spartacus" bis jetzt noch nicht Bahn brechen können. Woran das liegt? An der Beſchränktheit der deutſchen Theater-Direktoren. Von zehn Theater-Principalen Deutſchlands ſind neun koloſſale Schwachköpfe. Und erſt die ſogenannten Intendanten! Es fehlt den meiſten an Verſtand und Bildung.

∴ Zwiſchen Herrn Eduard Sileſius und Julius Seidlitz iſt eine ſehr kindiſche Fehde ausgebrochen. Erſterer iſt außer ſich, weil Letzterer ſich unterfangen hat, die Gedichte des Erſtern zu tadeln. O Eitelkeit, Eitelkeit, dein Name iſt Sileſius!

∴ Vor Kurzem hat ſich der Sohn des bekannten Komikers Scholz, der als Cadet in einem Infanterie-Regimente gedient, auf dem Grabe ſeiner Mutter erſchoſſen. Ein Brief an ſeinen Vater erklärte ſeinen Selbſtmord als die Frucht der Erkenntniß, kein braver Mann ſein zu können, und darum wolle er lieber einen Streich machen, als unzählige andere. Angeſchloſſen war noch ein genaues Verzeichniß ſeiner Gläubiger, die er zu befriedigen hat, da er fortan doch keine Schulden mehr machen werde,

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Nach dem Tode eines Königs von Spanien mußte, in früherer Zeit, die Königin Wittwe ins Kloſter gehen; daſſelbe Schickſal traf die königliche Maitreſſe, ſobald ſie abgedankt wurde. Was ſind die Harems und die Eunuchen der Orientalen gegen die barbariſche Satzung einer königlichen Eiferſucht, welche über das Grab und ſogar über die Sättigung hinausreicht.

(Stuttgarter Morgenblatt.)

— Im Jahre 1840 bewilligte das engliſche Parlament blos zum Ordnen und Binden von Staatsurkunden das artige Sümmchen von 79,000 lumpigen Thalern.

— In Peking erſcheint eine Liſte aller in jedem Jahre geborenen Kinder unter dem Titel „Li-Mant-ſcheu, d. h. „Converſations-Lexikon der Zukunft“. (Ein Buch, das jedenfalls mehr Wahrheiten enthält, als das „Converſations-Lexikon der Gegenwart“.)

— Im Gotha'ſchen Theater-Kalender vom Jahre 1783 iſt (Seite 205) unter den dramatiſchen Dichtern Friedrich Schiller mit dem Prädikat „Regiments-Feldſcheer in Stuttgart“ aufgeführt.

— In Staricii „Hausſchatz“ (Frankfurt 1615) heißt es: »Wer Sanct Johanniskraut gedörret bei ſich führet, kann nicht verwundet werden, wenn er es unter dem Arme trägt; weshalb Einer 1601 zu Erfurt nicht eher konnte decolliret (enthauptet) werden, bis er das Kraut weggethan. Aber es iſt auch ein gar wunderlich Ding und kann, wie es auch geſuchet wird, nur aufgefunden werden am Sanct Johannistage Mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr.«

Treffer und Nieten.

• Demokrit nannte den Neid ein Geſchwür der Wahrheit; die Franzoſen nennen ihn le vice de trois M, das Laſter der drei M (malice, Bosheit, médisance, Schmähſucht und méchanceté, Bösartigkeit.)

• Voltaire ſagte von Marivaux, er habe alle Schleichwege, aber nicht die Hauptſtraße zum menſchlichen Herzen gekannt.

• Ein ſehr zerſtreuter Briefträger, erzählt ein ungariſches Blatt, trug neulich einen an ihn ſelbſt adreſſirten Brief ſtundenlang herum, ohne die Wohnung des Adreſſaten auffinden zu können.

Lückenbüßer.

Auf Waſa's Thron ein Bürger ſitzt;
Doch iſt Herr Liſzt von Adel;
Wir geh'n voran, und mit der Zeit
Giebt's Grafen von der Nadel.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz;
Auch Künſtler iſt der Schneider —
Die Scheere iſt ein heilig Ding...
Ich denk', wir gehen weiter.

Wilhelm Gaspary.

Rebus.

I. N. Cali.
. . .
:i.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Die Verhütung
der
Rückgraths-Verkrümmungen
oder
des Schiefwuchſes.
Ein wohlgemeinter Rath
an
Aeltern, Lehrer und Erzieher.
Von
Dr. med. **D. G. M. Schreber,**
praktiſchem Arzte und Vorſteher der orthopädiſchen Heilanſtalt zu Leipzig.
Preis 7½ Ngr.

Bei **Theodor Thomas** in Leipzig erſcheint:

Vergißmeinnicht.
Taſchenbuch für das Jahr 1847.
Herausgegeben
von
E. M. Oettinger.

Mit Beiträgen von Herloßſohn, Strauß, Peters, Trebiſch, Wieburg und Oettinger, nebſt fünf engliſchen Stahlſtichen von W. Brankmore.

In der **Hallberger'ſchen** Verlagshandlung in **Stuttgart** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Denkwürdigkeiten
der
# Lady Eſther Stanhope.
Erzählt von ihr ſelbſt in Unterredungen mit ihrem Arzte;
Anekdoten und Meinungen über die bemerkenswertheſten Perſonen ihrer Zeit.
Nach der zweiten Ausgabe für deutſche Leſer bearbeitet und überſetzt
von
Dr. Birch.
3 Theile in einem Bande. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 5.

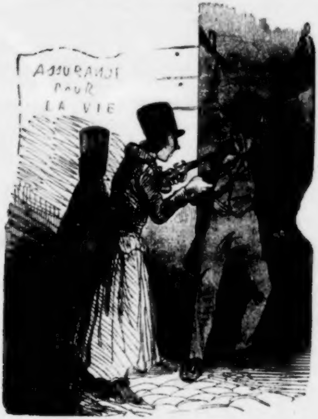
Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 5.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Freundſchaftliche Bitte eines Tartüffe.



Hochverehrter Freund und College, wollen Sie nicht die Güte haben, mir aus freiem Antriebe zu beſcheinigen, daß ich ein ausgezeichneter Ober-Regiſſeur bin???

Louis Philipp und die deutſche Preſſe.

Von E. Guido.

Es giebt wenig Perſönlichkeiten der Gegenwart, die ſo allgemein geachtet und geliebt daſtehen, als Louis Philipp, der greiſe König der Franzoſen. Er iſt ein Monarch, auf den ganz Europa mit Ehrfurcht und Bewunderung blickt, ein Monarch, in dem jeder Franzoſe, der es mit ſeinem Vaterlande wahrhaft treu und ehrlich meint, den Schutzgeiſt anerkennt, auf deſſen gramgebeugten Schultern die Ruhe und der Friede eines ganzen Welttheils ruhen. Kein Wunder alſo, daß bei Gelegenheit des jüngſten Mordverſuchs auf Louis Philipp Frankreichs, Englands und Deutſchlands vorurtheilsfreie Preſſe in einen Schrei des tiefſten Unwillens und der tiefſten Indignation ausgebrochen iſt, und jenen Elenden, der einen neuen Schandfleck auf Frankreichs Ruhe geworfen, gebührend gebrandmarkt hat. Tauſend Zungen der freien, unabhängigen Preſſe haben bei dieſem Anlaſſe das Lob der Tugenden verkündet, die als unvergängliche Aureole, als nicht zu zerſtörender Nimbus das greiſe Haupt von Frankreichs „Marc Aurel“ umkränzen. Selbſt Sir Robert Peel, der größte Staatsmann Europa's, hat ſich vor Louis Philipps wohlverdientem Ruhme gebeugt, und im Namen ſeiner Nation die erhabenen Verdienſte, die der Juli-König ſich um Frankreich und ganz Europa erworben, freudig anerkannt. Nur unſer Deutſchland hat, in einem obſcuren Winkel des Herzogthums Altenburg, einen wahnſinnigen Heroſtrat, einen journaliſtiſchen Gamin, einen hirnverbrannten Tölpel, der auf Frankreichs ehrwürdigen Monarchen einen Klex zu werfen wagt, der nicht dem alten Louis Philipp, wohl aber der deutſchen Preſſe zur Schmach und Schande gereicht. Ein Blatt, das zu nennen Sitte und Anſtand verbieten, wagte in dem Augenblicke, als ſich in ganz Europa die ungeheucheltſte Erbitterung über Lecomte's wahnſinniges Attentat kundgab, folgende Zeilen zu veröffentlichen:

„Niemand hat mehr Glück, als der jetzt regierende Herr in Frankreich; ſein Vater war ein completer Schuft, ein feiger, elender Kerl, der ſich Egalité nannte, um König zu werden, ihn guillotinirte man, den Sohn Louis Philipp jagte man fort. Louis Philipp wurde 1830 König der Franzoſen, wie??? Genug, er wurde es. Seitdem ſah man, in ſechszehn Jahren, acht Mordverſuche verſucht; die göttliche Vorſehung hat Louis Philipp noch zu Großem beſtimmt, oder — — —“

Hätte dies ein Blatt in England geſchrieben, wo Preßfreiheit herrſcht, ſo würde ſolch bodenloſe Frechheit vielleicht noch zu entſchuldigen ſein; in Deutſchland aber, das trotz des Artikels 12 der Wiener [illegible] vom Jahre 1814 noch immer unter dem ehernen Joche engherziger [illegible] ſeufzt, iſt eine ſo beiſpielloſe Pöbelhaftigkeit wahrhaft himmelſchreiend.

Dummkopf, möchte man dieſem Altenburger Carliſten zurufen, darf der Sohn für die Vergehen ſeines Vaters verantwortlich gemacht werden? Was kann Louis Philipp dafür, daß ſein Vater ſich ſchwer vergangen hat? Egalité hat ſeine Sünde auf der Guillotine gebüßt. Was aber, ſchaamloſer Dummkopf, giebt Dir ein Recht, den Leichnam Egalité's aus dem Schooße der Verweſung herauszuzerren und ihn in den Koth Deiner Worte einzubalſamiren?

Was giebt Dir, lezte Null in der Reihenfolge deutſcher Publiciſten, ein Recht, einen Todten auf ſolche Weiſe zu beſchimpfen? Frechheit — Dein Name iſt . . . . . .

Ein Geſchichtchen.

In einer Kirche zu Goslar iſt ein Sarg, der ein artiges Geſchichtchen zu erzählen weiß. Mathilde, Kaiſer Heinrichs III. Tochter, liegt dort begraben. Sie war ſo ſchön, daß ihr eigener Vater ſich in ſie verliebte. Der Teufel verſprach ihm ſeinen Beiſtand, und als die fromme Mathilde betete, ſchickte er Schlaf über ſie und böſe Gedanken. Aber ein frommer Mönch ſtand urplötzlich neben ihr und weckte ſie, ſo oft ſie einſchlafen wollte und Beide zuſammen beſiegten den Teufel und deſſen Einflüſterungen. Da wurde der Teufel grimmig, machte die Schöne häßlich und nahm Reißaus. Die Häßlichkeit aber war zu allen Zeiten ein recht gutes Mittel gegen die Liebe, und der verirrte Vater war nun ſchnell geheilt. Die Tochter aber beſann ſich, was jezt zu thun ſei, und der fromme Mönch, der ſie ſo oft geweckt hatte, rieth ihr — wie Hamlet ſeiner Ophelia — „Geh in ein Nonnenkloſter“. Und ſie that's und ſtiftete das Kloſter Quedlinburg. Und der Teufel und der Vater und der Wecker und die häßliche Kaiſerstochter waren nun ſelbander zufriedengeſtellt.

(Cotta's Morgenblatt.)

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier.

(Parodie.)

Mein Frack iſt im Pfandhaus, mein Frack iſt nicht hier;
Du prangſt ſchon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir
Auch ich bin geladen zu Thee und zu Tanz;
Mein Frack iſt im Pfandhaus, der Stiefel nicht ganz.
Zum Teufel du Pfandhaus, du ſchändliche Noth;
Du Haus der Errettung, du bringſt mir den Tod.
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land:
Die Hoſe hängt traurig, allein an der Wand.

Leb' wohl denn, Geliebte, ſo ſchön und ſo reich,
Mein Frack iſt im Pfandhaus, ein ſchändlicher Streich.
Der Teufel holt Alles; mich holt er und Dich;
Durch Ballſtaat, durch Liebe, durch Alles 'nen Strich.
Mein Frack iſt im Pfandhaus, mein Frack iſt nicht hier,
Du prangſt ſchon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir.
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land:
Die Hoſe hängt traurig, allein an der Wand.

Wilhelm Caſpary.

Zapfenſtreich.

Berlin. In der hier erſcheinenden „Staffette" befand ſich unlängſt ein ganz maliciöſer Druckfehler. Es iſt vom Prinzen Albert die Rede, der den Titel „Kings-Consort" (König-Gemahl) erhalten hatte; ſtatt deſſen ſtand aber — „Kings-Comfort", was ſehr artig iſt.

∴ Unſere Polizei hat einer in jüngſter Zeit häufig genannten Dame, **Miſtreß Aſton**, die Weiſung ertheilt, **Berlin** binnen acht Tagen zu verlaſſen und nicht wieder zu betreten, weil ihre ſehr freien Anſichten über Religion und Ehe „die bürgerliche Ordnung gefährden." **Miſtreß Aſton** iſt jetzt mit der Herausgabe einer Gedicht-Sammlung unter dem Titel „Wilde Roſen" beſchäftigt. Ihre Freunde bezeichnen dieſe Dame als ſehr talentvoll und haben ſie auch wohl ſchon die deutſche **George Sand** genannt (ein Vergleich, der freilich etwas allzukühn iſt).

Breslau. Vom Oberſt-Lieutenant a. D. Dr. von **Strantz** iſt hier ein in mehrfacher Beziehung intereſſantes Werk: „Geſchichte des deutſchen Adels, urkundlich nachgewieſen von ſeinem Urſprunge bis auf unſere Zeit," (drei Theile, mit einer Wappen- und Siegeltafel) erſchienen.

Conſtantinopel. Ein deutſcher Maler, Namens **Cretius** aus Breslau, hat den Sultan Abdul Medſchid gemalt und zwar ſo täuſchend ähnlich, daß er dem Künſtler dafür ein Geſchenk von 30,000 Piaſtern gemacht.

Hamburg. Die Directionsfrage des hieſigen Stadttheaters iſt nun zum zweiten Male entſchieden. 84 Stimmen ſind auf die Combination **Maurice** gefallen. Herr **Marr** iſt, trotz des höchſt poſſirlichen Zeugniſſes, daß er Gott weiß was alles ſei, mit großem Pomp durchgefallen. (Jammerſchade, denn nun wird der gute Mann wohl ſo lange der Unſere bleiben, bis — sapienti sat!)

Leipzig. Unſer erſter Held und Liebhaber, Herr **Wagener**, hat einen höchſt brillanten Gaſtſpielruf nach Taucha erhalten, ihn aber nicht annehmen können, weil er (für Andere) Briefe nach Peſth ſchreiben, und für Herrn **Marr** Unterſchriften zum Zeugniß ſammeln muß, daß Herr **Marr** ein . . . höchſt achtbarer Regiſſeur ſei.

Paris. Der berühmte Kupferſtecher **Girdeniers** iſt während einer Waſſerpartie in der Seine ertrunken.

An den Redacteur des Charivari.

Ich erſuche Sie, Folgendes zur Berichtigung in Ihrem Journal aufzunehmen. In der eben erſchienenen Ausgabe des „**De tribus impostoribus**" wird dieſe Schrift der Abdruck eines auf der Dresdener königl. Bibliothek befindlichen *gedruckten* Exemplars genannt. Das gedruckte iſt indeß das in einer Vorrede erwähnte „**De tribus mundi impostoribus Mose, Christo et Mahumet breve compendium v. O. u. J.**", welches wie das eine Manuſcript nur bis zu den Worten geht: **a quo currere inceperunt.** Noch ein zweites Manuſcript: „**De impostoribus religionum v. O. u. J.**" iſt auf der genannten Bibliothek; dieſes iſt das Original der neuen Ausgabe. Außerdem ein franzöſiſches Manuſcript unter dem Titel: „**Le fameux livre des trois imposteurs. Traiduit du latin en français**", das urſprünglich in 70 Exemplaren gedruckt, und außer einigen unerheblichen Abänderungen mit der „**Histoire des trois imposteurs des nations**", nach Buhle auch mit **Spinoza II.** oder **Subroth Sepim** (Rom 1788) gleichlauten ſoll. Mit der eigentlichen lateiniſchen Abhandlung hat die franzöſiſche Schrift nichts gemein. Das „**De impost. rel.**" ſteht auch in der Broſchüre: „Zwei ſeltene antiſupranaturaliſtiſche Manuſcripte. Berlin. 1792" ganz abgedruckt.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

E. Weller.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 192. Leipzig, 4. Juni 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Coeur-Zehne.

Humoreske von E. M. Oettinger.

I.

In der Rue Richelieu, der großen Pulsader des ſanguiniſchen Seine-Babels, liegt eines der reichſten Magazine, über deſſen Eingang ein weißlackirtes Schild hängt, auf dem ein großes Kartenblatt, eine Coeur-Zehne, abgebildet iſt. Keines von den tauſend Ateliers der wandelbaren Mode genießt in der faſhionablen Welt eines ſo großen Rufes, als das Magazin der Coeur-Zehne.

Ein ſonderbares Schild! höre ich ausrufen. Wie kam man darauf, ein Kartenblatt zum Aushängeſchild einer Putzhandlung zu machen?

Wer Luſt hat, zu hören, der höre!

Wien und Paris haben ſich von jeher durch die Bizarrerien ihrer Aushängeſchilder ausgezeichnet.

In der ſchönen Kaiſerſtadt, in dem harmloſen, lebensluſtigen, liebenswürdigen Wien, giebt es ein Wirthshaus „zur aſchgrauen Möglichkeit“, ein Speiſehaus „zum ſilbernen Eisvogel“, ein Kaffeehaus „zum goldenen Küpfel“, ein Bierhaus „zum gläſernen Haarbeutel“, eine Frühſtückſtube „zur fidelen Leberwurſt“, einen Friſeurladen „zum ſtandhaften Haarzopf“, ein Kleidermagazin „zum grauen Rocke“, ein Strumpfwirkergewölbe „zum rothen Zwickel“, ein Parapluiemagazin „zum melancholiſchen Sturmwind“ u. ſ. w.

Paris hat eine Modehandlung **„au Diable d'argent“**, **„à la Tentation“**, **„au Tocquet bleu“**, **„à la Sylphide“**, **„au Robert le Diable“**, **„au pauvre Diable“** und, wie geſagt, ein Modemagazin „zur Coeur-Zehne“.

Die Directrice dieſer Mode-Officin iſt eine junge Aſiatin, deren Lebensbeſchreibung ſo viele romantiſche Seiten hat, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Hauptparagraphen mitzutheilen.

Zoloë (ſo heißt dieſe Putzmacherin) war früher eine jener Bajaderen, die in Oſtindien vom Tanz und von der Liebe leben.

Am Gangesſtrome, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fiſcht, begegnete eines Tages ein reicher Nabob der jungen Bajadere, deren [illegible] Nacken, deren blendende Schulter das Reizendſte war, was man ſich in jener Zeit denken kann. Ihr erotiſcher Wuchs, ihr priapäiſches Geſicht beſaß eine Anziehungskraft, die alle Kinder der Sonne, ja die Sonne ſelbſt anzog.

Der häßliche Nabob fühlte ſich von den ſchönen Schultern Zoloe's dergeſtalt hingeriſſen, daß er darüber den Frieden ſeines Herzens und, was ihn noch tiefer ſchmerzte, Appetit und Schlaf verlor. Von Tag zu Tag ſah man ihn blaſſer, magerer werden. Seine Fleiſchmaſſe, die noch vor Kurzem 214 Pfund gewogen hatte, war in acht Tagen auf 190 zuſammengeſchrumpft.

Endlich, als ſeine Liebe immer dicker und ſein Körper immer magerer wurde, ſah er ſich genöthigt, einen berühmten Arzt um Rath zu fragen.

Der Arzt war der Meinung, es gäbe nur ein Mittel, die brennende Leidenſchaft abzukühlen: der Kranke müſſe fünf Minuten die Schulter, die ſein Herz entzündet und ſeine Seele inflammirt habe, mit ſeinem Barte berühren. Dies Mittel hatte — **Similia similibus** — etwas Homöopathiſches.

Durch einen ſeiner hundert Sklaven ließ der Nabob die Bajadere fragen, welchen Preis ſie begehre für die Gunſt, die er ſich von ihrer Schulter zur Heilung ſeines Herzens und zur Wiedergewinnung ſeines Appetits erbitte. Für einen Kuß auf ihre göttliche Schulter ließ er ihr 1000 Rupien antragen.

Zoloe war klug. Sie ließ ihm ſagen, daß ihre Schulter jederzeit bereit ſei, den Kuß des Herrn Nabobs in Empfang zu nehmen, wenn er dieſe Schulter, der er dieſe herablaſſende Huld zugedacht, mit dem ſchönſten Shawl, der jemals in Indien gewebt worden, bekleiden wolle.

Der bis über die Ohren verliebte Nabob ließ der kleinen Bajadere hundert, ließ ihr tauſend Shawls ſenden, um den ſchönſten auszuwählen; aber ach, keiner von allen war ſo glücklich, dem eigenſinnigen Kinde zu gefallen.

Um ſein Ziel zu erreichen, beſchloß er, eigens für ſie einen Shawl weben zu laſſen, einen Shawl, der an Feinheit des Stoffes, an Schönheit des Muſters und der Farbe alle Shawls der Erde verdunkeln ſollte.

Die feinſten Stoffe, die geſchmackvollſten Farben, die reizendſten Deſſins wurden in Anwendung gebracht. Man erfand neue Muſter; Nüancen, die noch niemals dageweſen, wurden in die originellſten Arabesken eingeſtreut. In vier Monaten war der Shawl fertig und Alle, die ihn ſahen, riefen erſtaunt:

— So Etwas hat die Welt noch nie geſehen!

Der Shawl war beim Brama, beim Wiſchnu und wie all die Herren der indiſchen Götterlehre ſonſt noch heißen mögen, in der That ein Meiſterwerk, ein Prachtſtück, ſo fein, daß man ihn bequem durch einen Ring ziehen und in ein Ei einſchließen konnte.

Der Nabob, der dieſem Shawl den Namen Phönix gab, umzog ihn mit einer Schnur echter Perlen und heftete an den Rand des Shawls ein von ihm ſelbſt verfaßtes Liebeslied:

Perl' der Perlen, Sonn' der Sonnen,
Kön'gin meiner freien Wahl:
Mächt'ger Wiſchnu meiner Wonnen,
Mächt'ger Wiſchnu meiner Qual.

Für Dich glüh' ich, für Dich brenn' ich,
Für Dich brenn' ich lichterloh;
Für Dich leb' ich, für Dich ſterb' ich,
Für Dich ſterb' ich lebensfroh.

Für des Auges ſchwarze Tuſche,
Für der Wangen Pergament,
Bring' ich gerne Dir zum Opfer
Alles, was man theuer nennt.

Deiner Lippen Cochenille,
Deiner Küſſe Peccothee,
Färben meiner Seele Dunkel,
Stillen meines Herzens Weh.

Deines Haares gold'ne Seide,
Deines Buſens Mouſſelin,
Sind Magnete, die das Ferne
Nah' und näher an ſich zieh'n.

Wenn man bedenkt, daß ein oſtindiſcher Nabob dieſes Gedicht zuſammengereimt, ſo läßt ſich dagegen nichts einwenden; jedenfalls iſt es doch nicht ſchlechter, als manche lyriſche Kuhblume, die mitunter in den Beeten der deutſchen Muſenalmanache emporſchießt.

Er ſandte ſeine Sklaven ab, um Shawl, Gedicht und Gruß zu den Füßchen ſeiner Gottheit niederzulegen und ſie zu fragen, wann es gefällig wäre, ihm ein Rendezvous zu geben.

Aber Zoloë, der Wiſchnu ſeiner Wonnen, der Wiſchnu ſeiner Qual, war verſchwunden.

Der zurückgekehrte Sklavenzug brachte dem Nabob die traurige Kunde, daß Zoloë den Ganges, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fiſcht, daß Zoloë ihre Götter, ihre Verſprechungen, den Nabob und ſeinen Shawl in Stich gelaſſen habe, um einem jungen Matroſen, der ihr mehr als der Nabob gefallen, nach Europa zu folgen.

Der reiche Mann war empört. In der Aufwallung ſeines nabobiſchen Zornes zerriß er den ſeidenen Phönix, den ſchönſten Shawl Oſtindiens, in tauſend Fetzen.

— Herr, was habt Ihr gethan! rief einer ſeiner Sklaven, mit ſolch' einem Shawl hättet Ihr in Europa die Herzen der halben Frauenwelt erobert!

— Ach, was ſind alle Frauen dieſer Erde gegen dieſe Perle der Perlen! Entfernt Euch, Sklaven, rief der langſam verzweifelnde Nabob.

Sie gehorchten. Als der liebekranke Mann allein war, nahm er ein Stück von ſeinem Shawl und hing ſich an eine Pagode auf.

Die Sklaven, herbeigelockt durch das Geſtöhn ihres Gebieters, kamen noch zur rechten Zeit, um ihn wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als der Nabob wieder die Augen aufſchlug, rief er:

— Wo iſt Zoloë?

— Ein franzöſiſches Kauffarthei-Schiff führt ſie nach Europa.

— Ich folge ihr, ſobald ich kann, rief der Nabob, packte alle ſeine Schätze zuſammen und ſchiffte ſich zwei Monate ſpäter nach Europa ein.

Zoloë und der Matroſe, der ſie entführt, hatten das Unglück, am Cap der guten Hoffnung Schiffbruch zu leiden.

Das Schiff ging unter, die Mannſchaft wurde gerettet.

Drei Monate ſpäter landete das Pärchen in Havre de Grâce. Von hier begab ſich der Matroſe mit ſeiner geliebten Indianerin nach Paris, wo er auf die Unterſtützung einer reichen Tante rechnete, die ein Lotto-Comptoir, einen Tabaks-Laden und entſetzlich viele Kunden hatte.

Der Nabob, der vom Capitain des geſtrandeten Schiffes erfahren hatte, daß ſich die flüchtige Bajadere nach Havre eingeſchifft, war ihr gefolgt und von Havre, wo er abermals erſchöpfende Erkundigungen über ſie eingezogen, nach Paris gereiſt.

Zoloë, die bei der Tante ihres Geliebten bald ſchönere, intereſſantere Bekanntſchaften gemacht hatte, war des Jungen und der ſtrengen Aufſicht der Alten bald überdrüſſig geworden. Einer ihrer Anbeter hatte ſie vier Monate ſpäter, aus Dankbarkeit, beim Ballet der großen Oper als Figurantin untergebracht.

Der Nabob hatte trotz der eifrigſten Nachforſchungen nicht herauskriegen können, wo der Wiſchnu ſeiner Wonnen im großen Paris aufzufinden ſei. Er verzweifelte ſchon, ihre Spur zu entdecken, als der Zufall ihn eines Abends, am 4. Mai 1830, in die große Oper führte, wo man ein großes Ballet, „Manon Lescaut“, Programm von Scribe, Muſik von Halevy, gab.

Im zweiten Akte gewahrte der Nabob im Reigen der Tanzenden ſein flüchtig gewordenes Ideal, ſeine kleine Bajadere.

— Beim Brama, das iſt Zoloë! rief er ſo laut, daß das Publikum, darüber empört, zu ziſchen anfing.

— Zoloë, Zoloë! ſchrie der Nabob in der größten Extaſe zur Bühne hinauf.

— Voilà un fou! rief das Publikum, à la porte, à la porte!

Und noch ehe der arme Mann Zeit und Worte zur Entſchuldigung gefunden hatte, ward er ohne Umſtände aus der Loge auf den Corridor hinausgeworfen.

Der Nabob ſtieß einige oſtindiſche Flüche und bengaliſche Verwünſchungen aus und fuhr dann, glücklich, den verlorenen Schatz wieder gefunden zu haben, in ſein Hôtel zurück.

Am andern Morgen ließ er durch ſeinen Agenten im Theater Erkundigungen einziehen.

— Sie wohnt in der Rue Lepelletier Nummer 5 im dritten Stock.

Mehr brauchte der Nabob nicht zu wiſſen.

II.

Zoloë, die ſchönſte der Figurantinnen, hatte ſo viel Anbeter als Ringe auf den Fingern; mindeſtens zwei Dutzend: Ringe und Anbeter von jedem Metall und jedem Calibre: Legations-Attaché's, Advokaten, Journaliſten, Officiere, Bankiers und andere Notabilitäten.

Das Corps de Ballet der großen Oper zählte damals 52 Figurantinnen. Ein Feuilletoniſt hatte ſich einmal den Spaß gemacht, ſie mit den Kartenblättern zu vergleichen und jeder derſelben einen Karten-Namen zu geben. Da gab es alſo 4 As, 4 Könige, 4 Damen, 4 Buben, 4 Zehnen u. ſ. w.

Zoloë war die Coeur-Zehn; unter dieſem Namen kannte ſie jeder Dandy von Paris. Das ſchöne Kind, das früher für einen Kuß auf ihre Schulter den ſchönſten Shawl der Erde begehrte, hatte die Preiſe ſeiner Gunſtbezeigungen ſchon bedeutend herabgeſtimmt.

Der Nabob ſchrieb ſich nun auf die lange Liſte ihrer Anbeter und überhäufte ſie mit ſo vielen Geſchenken und Aufmerkſamkeiten, daß ſie ihm die Erlaubniß ertheilte, ihr täglich zu einer von ihr feſtgeſetzten Stunde des Tages ſeine Aufwartung zu machen, die Spitze ihres Fußes, die Nägel ihrer

Hand, die Falbel ihres Kleides zu küſſen. Zoloë war, wie geſagt, ſehr klug. An Andere verſchwendete ſie ihre Liebkoſungen, dem Nabob gegenüber kargte und geizte ſie damit. So kam es, daß der Nabob von Tag zu Tag verliebter wurde.

— Zoloë, rief er eines Tages, als er zu den Füßen der Bajadere lag, Zoloë, werde mein Weib! Ich will all meine Reichthümer, all meine Schätze mit Dir theilen und Dich ſo glücklich machen, wie es kein zweites Weib auf dieſem Erdball iſt. Verlaſſe das Theater, Zoloë, und werde mein Weib, wiederholte er, die Spitze ihres Fußes inbrünſtig an ſeine Lippen drückend.

— Wir wollen uns die Sache überlegen, ſprach die Figurantin, morgen ſollen Sie meine Antwort hören. Verlaſſen Sie mich jetzt, alter Herr, denn ich erwarte nun einen andern Beſuch.

Der Nabob ging ſeufzend von dannen. Bald darauf trat Herr Antony, ein bekannter Journaliſt, ein. Sie ſetzten ſich aufs Sopha und fingen zu plaudern an.

— Ich will heirathen, ſagte lächelnd die kleine Figurantin.

— Wen, meine reizende Coeur-Zehn?

— Den alten häßlichen Nabob, der mir aus Indien nach Europa gefolgt ...

— Der Menſch iſt reich ...

— Steinreich.

— Ich rathe Ihnen, den Nabob auf jeden Fall zu heirathen.

— Er wünſcht, daß ich die Bühne verlaſſen ſoll.

— Thun Sie das, reizendes Weſen.

— Aber meine Freunde ...

— Sie werden ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, Ihnen auch fernerhin zu huldigen.

— Der alte Herr iſt aber eiferſüchtig.

— Sie werden ihm dieſe Untugend abgewöhnen müſſen.

— Die Pflichten der Ehe ...

— Damit nehmen unſere Damen es nicht ſo genau. Als Frau erlauben ſie ſich mehr, wie als Mädchen.

— Sie haben Recht, ich werde ihn heirathen.

Am andern Morgen kam der Nabob.

— Was hat der Wiſchnu meiner Wonnen über mich zu beſchließen geruht?

— Ich will Sie heirathen, alter Herr, jedoch nur unter folgenden Bedingungen.

— Sprich, Perle der Perlen.

— Ich verlaſſe das Theater und etablire eine Putzhandlung.

— Eine Putzhandlung, wozu das?

— Um Unterhaltung, Zerſtreuung zu haben. Ferner geſtatten Sie mir, daß ich, wie bisher, meine Freunde empfangen darf ...

— Zoloë! ſeufzte der verliebte Kauz.

— Sie wollen nicht ... eh bien, ſo geht unſere Heirath zurück.

— Die Putzhandlung wollte ich mir gern gefallen laſſen, aber die Freunde ...

— Entſchließen Sie ſich.

— Nun, wenn's nicht anders ſein kann, ſo will ich auch dieſe Bedingung annehmen. Aber wann iſt die Hochzeit?

— Noch heute, wenn Sie wollen!

— Je eher, je lieber, rief der vor Wonne zerfließende Nabob. Unten harrt mein Wagen. Wirf Dich in Deinen Staat, holde Braut, und folge mir ſogleich auf die Mairie.

Drei Stunden ſpäter wurde der Nabob und die ci-devant Bajadere auf der Mairie des zwölften Arrondiſſements in Gegenwart dreier Freunde der jungen Braut getraut.

Von dort fuhren ſie in die Kirche.

Der Prieſter ſegnete den Bund und ſprach:

— **Conjungo vos!**

Und damit war die Sache abgemacht.

III.

Kurz darauf etablirte ſich in der Rue Richelieu ein neues Modenmagazin, das nach langen Debatten, zwiſchen Zoloë und ihrem Gatten gepflogen, eine Coeur-Zehne — unter dieſem Namen war die ſchöne Figurantin in ganz Paris bekannt — zum Aushängeſchild erhielt.

Das barocke Schild machte viel Aufſehen. In allen Salons, in allen Journalen ſprach man von der Putzhandlung zur Coeur-Zehne. Jede Dame wollte den verrückten Nabob, jeder Elegant die ſchöne Bajadere kennen lernen, deren Heirath ein pikantes Stadtgeſpräch geworden war.

Zoloë, deren Putzhandlung dadurch ſchnell **en vogue** kam, machte glänzende Geſchäfte. Die junge Frau des Nabobs wurde die Geſetzgeberin der täglich wechſelnden Moden; ihr Geſchmack der **Code de mode**, die Richtſchnur der feinen vornehmen Welt; Modeartikel, die nicht aus der Officin der Coeur-Zehne hervorgegangen, waren **rococo**. Zu jeder Stunde des Tages war der Laden gedrängt voll von Stutzern und Modepüppchen, die, theils durch Neugier, theils durch ein neues Bedürfniß ihrer Toilette herangelockt, nie einig wurden, was ſie mehr bewundern ſollten: die Reize der prachtvollen Shawls, die koſtbaren Roben, die ſchönen Barets, die hier zur Schau ausgeſtellt waren.

Jeder Tag brachte ihr neue Kunden, neue Anbeter, neue Aufträge. Zoloë hatte ſo viel zu thun, daß ſie dreißig Gehilfinnen brauchte, um allen Beſtellungen zu genügen.

Doch mitten im Trubel der Geſchäfte vergaß ſie ihre alten Freunde nicht. Wenn ſie den Beſuch eines ihrer Anbeter empfing, zog ſie ſich mit ihm in die Räume ihres Boudoirs zurück. Der arme Nabob mußte während dieſer Zeit im Laden die Rolle eines der erſten Commis übernehmen. Wohl mehr als ein Mal wagte ſeine Eiferſucht, gegen dieſe Beſuche höflich zu proteſtiren; die Ex-Figurantin aber ſchien von ſeinen Bitten und Ermahnungen keine Notiz zu nehmen: ſie that, was ihr gefiel, und bald wußte jedes Kind, daß Herr Nabob unter dem Pantoffel der Coeur-Zehne ſtand.

— Sie müſſen ſich das nicht gefallen laſſen, rieth ihm eines Tages ein prozeßhungeriger Advokat. Der Paragraph 213 des **Code civil** ſagt: »**Le mari doit protection à sa femme, la femme obéissance à son mari,**« das heißt mit andern Worten: Der Mann darf befehlen, die Frau muß gehorchen.

— Und wenn ſie das nicht will?

— Dann muß der Mann ſie dazu zwingen.

— Zoloë iſt ein Engel, aber eigenſinnig wie der Teufel; ſie läßt ſich zu nichts, zu gar nichts zwingen. Wie oft habe ich ſie, mit Thränen in den

Augen, gebeten, nie ohne mich auszufahren; ſie thut es dennoch und nimmt, gleichſam mir zum Trotz, die Begleitung des zudringlichen Huſaren-Offiziers an, der nicht von ihrer Seite weicht. Das iſt ein naſeweiſer Patron, der mir in der Seele zuwider iſt; wenn er mich anſieht, lacht er ...

— Sie thun mir leid, ſeufzte der Advokat und zuckte ſpöttiſch die Achſeln. Wäre ſie meine Frau, dann wüßte ich wohl, was ich thäte.

— Was thäten Sie?

— Ich verwieſe ſie auf Paragraph 229 des **Code civil**, der alſo lautet: »**Le mari pourra demander le divorce pour cause d'adultère de sa femme.**«

— **Adultère, divorce!** Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, mir ſo Etwas ins Geſicht zu ſagen. Meine Frau iſt ein Ausbund von Treue, und nicht um Alles in der Welt möchte ich von ihr geſchieden ſein. Zoloë iſt noch immer wie damals, als ich ihr nach Europa gefolgt, der Wiſchnu meiner Wonnen, der Wiſchnu meiner Qual.

— Herr Nabob, Sie ſind verrückt, ſprach der Advokat und ging zornig ſeiner Wege.

Der arme Nabob, der jeden Abend, wenn ſeine Gattin mit dem Colonel ins Theater fuhr, allein zu Hauſe bleiben mußte, wußte nie, womit er ſich die Zeit vertreiben ſollte: er ſetzte ſich dann gewöhnlich aufs Sopha, rauchte ſeine Pfeife, ſchlürfte ſeinen Thee, ſchaute ins Licht und fing zu ſeufzen an; dann und wann ſtellte er auch aſchgraue Betrachtungen über die Freuden der Ehe, über die Treue der Frauen und über die Schwäche der Männer an. Das Facit dieſer ernſten Betrachtungen nahm er ſich täglich mehr und mehr zu Herzen und als Zoloë ihn acht Monate nach der Hochzeit mit einem Knaben überraſchte, da fing er ſich zu grämen und abzuhärmen an und verfiel endlich aus Gram in eine ſtarr hinbrütende Melancholie, die ſtündlich einen ernſteren Charakter annahm und mit einem hitzigen Fieber endigte, dem er am neunten Tage ſeiner Krankheit erliegen mußte. **Le pauvre homme,** rief der lachende Huſaren-Offizier!

Zoloë ließ ihren Gatten mit großem Pomp beerdigen. Sie hüllte ſich in tiefe Trauer und — dankte dem Himmel, daß er den alten Herrn endlich zu ſich genommen.

IV.

(Auszug aus den Pariſer Zeitungen.)

Auf dem Père Lachaiſe befindet ſich ein Leichenſtein mit folgender Inſchrift:

> »Hier ruht Mr. N. N. der zärtlichſte der Gatten, der beſte der Väter. Seine troſtloſe Wittwe ſetzt ihre rühmlich bekannte Putzhandlung in der Rue Richelieu Nr. 10 fort.«

Wahre Gattentrauer iſt nicht mehr Mode!

Lieder
von Eduard Em Tor.

I.
Verſchiedene Wünſche.

Es nehmen zum Vater der Götter hinan
Tagtäglich unzählige Wünſche die Bahn
Und würden ſie alle zu Sternen, auf Ehr'!
Wir brauchten Gas und Laternen nicht mehr.

Der Eine wünſcht Reichthum, der And're Verſtand,
Der Dritte ein Kreuzchen, der Vierte ein Band,
Und der Fünfte wiederum möchte wohl ein
Gutmüthiger preußiſcher Lieutenant ſein.

Der Sechſte fleht mit bewölktem Blick:
»Gieb, Zeus, o gieb mir die Jugend zurück!«
Der Siebente: »Laß mich erreichen bequem
Das Alter des ſel'gen Methuſalem!«

Der Achte ſeufzt aus Herzensgrund:
»Ich will Hofrath ſein und ein Lumpenhund!«
Der Neunte aber — kaum darf ich es ſagen —
Den ſoll »ein Kreuzdonnerwetter erſchlagen.«

Der Zehnte, der Eilfte — doch iſt es genug.
Man wird aus den närriſchen Wünſchen nicht klug
Und ſchwatz' ich noch weiter, Ihr ſelbſt wünſcht im Grolle
Am End', daß der Teufel mich holen ſolle

Drum ſchließ' ich … doch fleh' ich bittend zuvor
Zum allerhuldreichſten Zeus empor,
Die Hand gefaltet, die Kniee gebeugt,
Das Haupt andächtig zur Bruſt geneigt:

»O Herrſcher im Donnerſturm, wenn nach dem Tod
Mir irgend eine Verwandlung droht,
Bei allen Himmeln, bei allen Erden!
Nur laß kein *Fiakerpferd* mich werden!«

II.
Kritiſche Lage.

Ob ich ihr wieder ſchreibe?
Sie ſchrieb mir oft fürwahr
Und ſchickte mir die ſchönſten
Von ihren Locken ſogar.

Ob ich ihr wieder ſchreibe?
Es war ein gutes Kind
Und gegen mich vor Allen
So lieb und treu geſinnt.

Auch hatte ſie ſchöne Augen
Und einen himmliſchen Mund
Und liebte das Küſſen und Koſen
In abendlicher Stund'.

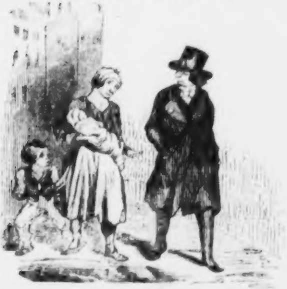
Ich weiß nicht, was ich thun ſoll,
Und ſinne hin und her,
Was wohl in hisce rebus
Dulcissimum factu wär'.

Dazu hat eben gewinket
Die ſchöne Nachbarin,
Nun ſoll mir Jemand noch ſagen,
Daß ich nicht rathlos bin.

Was machen? was beginnen?
'S iſt eine fatale Geſchicht'!
Was thun? was laſſen endlich?
Ich weiß es wahrlich nicht.

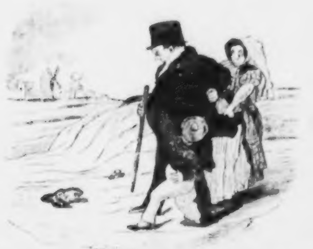
Doch … dächt' ich … wär's am beſten,
Wir ſchrieben der Einen noch
Und liebten dabei ganz innig
Die and're Kleine doch.

Philantropie.

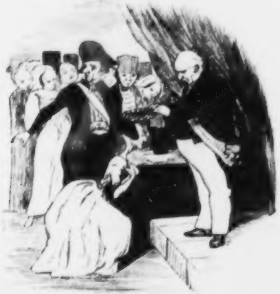


Ich gehöre zur Unterſtützungs-Commiſſion des Nordens und kann ihr ſchon darum nichts geben, weil ſie ... aus dem Süden iſt.

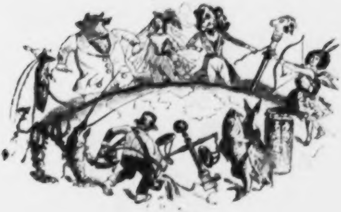
Ein ſchreckliches Rencontre.



Der Schooßhund meiner Frau! O ſchrecklichſtes der Schrecken!



Wie Herr Pokorny, Direktor des Theaters an der Wien, der ſchwediſchen Nachtigall den Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.



Der Thierkreis.

Literariſcher Fechtboden.

Herr Robert Heller, der Kalinsky des Herrn Marr, der Leibmameluck des Herrn Laube, der Haus-, Hof- und Stabstrompeter des Herrn Brockhaus und ſeiner heute hyperliberalen und morgen ultraſerviten Zeitung, hat, weil er und jene Herren, die ſeit Jahren ihn protegiren, ſtehende Figuren meines „Charivari" ſind, endlich Gelegenheit gefunden, mir einen ſeiner kritiſchen Klexſe anzuhängen. In der „Deutſchen Allgemeinen", die ſchwach genug iſt, ihm dann und wann ihre gähnenden Spalten zu ſeinem nüchternen „Tulpenſtengelgeſchwätz", zu ſeinem geiſtloſen „Kunſtgeſchlabber" (ſo hat ein anderer Kritiker die Heller'ſchen Stylübungen genannt), zu öffnen, ſagt er über mein mit koſtbarem Skandal ausgepochtes, ausgeziſchtes, ausgeſcharrtes Luſtſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke" Folgendes:

> »J. M. Oettingers vieraktiges Poſſenſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Leichen und kein Grab", hat bei der geſtrigen erſten Aufführung auf unſerer Bühne ein ſo ſtürmiſch tobendes Mißfallen erregt, daß aller Muth und alle Anſtrengung der Darſteller dazu gehörte, um das Stück auch nur bis zum Schluſſe zu ſpielen. Mag es ſein, daß die Neuigkeit von Einigen mit einer vorgefaßten Meinung empfangen ward, und mag dazu der kleine Annoncenkrieg im hieſigen „Tageblatte" beigetragen haben, der ſich in den letzten Tagen über die Originalität der Oettinger'ſchen Poſſe erhob, ſo wären doch in keinem Falle perſönliche Gehäſſigkeiten ſtark genug geweſen, ſich ſiegreich gegen eine ſorgfältig vorbereitete Aufführung und gegen das beſſere Bewußtſein und Urtheil eines zahlreich beſetzten Hauſes zu behaupten. Vielmehr hat das Stück durch ſeine weit geſtreckten Längen, durch ſeine Tendenz und Haltung den Erfolg ſelbſt zu verantworten, den es erfuhr. Ein Schauſpieler Adam, und Eva, Tänzerin an der großen Oper von Paris, ſeine Frau, beide, von ihren Gläubigern gedrängt, eine Razzia wider das reiche und verliebte Panckoucke'ſche Ehepaar. Der Schauſpieler plündert Madame Andromaque Panckoucke um tauſend Francs, indem er ſeine Frau für todt ausgiebt und von ſeiner Verehrerin das Geld zu den Begräbnißkoſten entnimmt. Auf dieſelbe Weiſe entlockt darauf Eva, um ihren Mann zu beſtatten, die gleiche Summe von Herrn Hektor Panckoucke. Dies und die Mittel, welche Adam und Eva anwenden, ihre mahnenden Gläubiger zu beſchwichtigen, ſowie die Rollen von Leichen, die ſie erſt abwechſelnd und dann Beide zugleich ſpielen, macht den Inhalt eines Stückes von vier Akten aus, welches einen ganzen Theaterabend erfüllt. Zu dem mißlichen Eindrucke, den die mehrmalige Wiederholung der nämlichen Situationen hervorbringen muß, geſellt ſich aber bald auch das beleidigte Gefühl des Zuſchauers. Er ſteht vor einem Gemälde der gemeinſten Geſinnung und Liederlichkeit, vor einem Bilde lauter widerlich anmuthender Charaktere und findet nirgend einen Ruhepunkt für ſeine edlere und ſittliche Empfindung. Scheitert nun überdies die gute Zuverſicht der Darſtellenden an der abfälligen Aufnahme des Stücks und geht ein wüthender Lärm des Unwillens durch das Haus, ſo müßten ſelbſt unter andern Bedingungen zuläſſige komiſche Wirkungen ihre Kraft verlieren, und die eingeſtreuten Späße werden allemal nicht allein an dem mißliebigen Eindrucke ſcheitern, ſondern ſogar plump und abgeſchmackt erſcheinen. Dies entſchied das Schickſal der Poſſe.«

Hätte dies Herr Laube oder irgend ein Anderer geſagt, der in der Dramatik oder in der Literatur überhaupt ſchon irgend Etwas von Bedeutung geleiſtet, ſo würde ich dieſen Tadel ſo gut als manchen andern ruhig hingenommen und kein Wort darüber verloren haben. Wenn aber ein Menſch, wie Herr Robert Heller, welcher die großmäuligſte Talentloſigkeit, die zum Sprichwort gewordene Unfähigkeit, eine windgefüllte Null unſerer Literatur iſt, ſich ein ſo dreiſtes Abſprechen, ein ſo freches Urtheil anmaßt, ſo muß ich der Schonung, mit der ich ihn bis jetzt behandelt habe, den Laufpaß geben und einmal in allem Ernſte gegen ihn auftreten. Iſt es nicht mehr als unverſchämt, wenn der Verfaſſer des „letzten Willens" mein Stück zum ſeinigen herabziehen will? Mein Stück hat Faſco gemacht, weil Komödianten-Umtriebe der gemeinſten Art ihm — wohlgemerkt nur für Leipzig — den Hals gebrochen haben, das kann mir und meinem Stücke koloſſal gleichgültig ſein, denn nur dann werde ich glauben, daß mein Stück ein „letzter Wille", d. h. bodenlos-ſchlecht und abgeſchmackt-dumm iſt, wenn es auf andern Bühnen, wie Breslau, Berlin, Hamburg, Prag und Riga, vor einem unbefangenen Publikum mißfällt. Bis dahin habe ich zum Aerger meiner literariſchen Gegner, die nicht werth ſind, mir meine Schuhriemen zu löſen, den Muth, unverholen zu behaupten, daß Leute, wie Herr Heller und Conſorten, durchaus nicht befähigt ſind, mein Stück richtig zu beurtheilen, denn um den Witz Anderer zu begreifen, muß man ſelber etwas Witz haben, und Witz und Herr Heller ſind ſo ganz entgegengeſetzte Begriffe, wie Caviar und Stockfiſch. Als der „letzte Wille“ mit noch weit größerem Erfolg als mein Luſtſpiel ausgelacht wurde, war mein „Charivari“ das einzige Blatt, das aus Mitleid darüber ſchwieg. Das hätte Herr Robert Heller nicht vergeſſen ſollen, denn ein Menſch mit gläſernem Dache darf nicht Steine auf Andere werfen, ohne ſich ſelber dem Spotte der Kinder preiszugeben. Der Geſichtskreis des Herrn Heller iſt aber ſo beſchränkt und ſeine Anmaßung ſo groß, daß er jede neue Proſtitution für einen neuen Sieg ſeines literariſchen [illegible] hält. So viel für heute!

E. M. Oettinger.

Zapfenſtreich.

Aarau. Unter dem Titel „Geſammelte Volksſchriften von Heinrich Zſchokke“ hat ſein Verleger, Sauerländer, vier der beliebteſten Erzählungen des trefflichen Volksſchriftſtellers (das Goldmacherdorf, Meiſter Jordan, Spruch und Schwank des alten Botenmanns, die Branntweinpeſt) in Einem Bande herausgegeben. Alle Volksbibliotheken und Leſevereine zu Stadt und Land werden ſich dieſe Sammlung gewiß bald anſchaffen.

Antwerpen. Der hieſige Buchhändler Max Kornicker hat ein Bureau errichtet, das allen deutſchen Landsleuten, die über Antwerpen nach Amerika auswandern, unentgeltlich jede gewünſchte Auskunft und jeden Beiſtand giebt.

Berlin. Durch königliche Kabinets-Ordre iſt zur Ergänzung des Statuts für die Ernennung auswärtiger Mitglieder der Friedensklaſſe des Verdienſt-Ordens beſtimmt worden, daß die hieſige königliche Akademie für eine zu treffende Wahl drei Perſonen in Vorſchlag zu bringen habe, oder, wenn beide Akademien wählen, deren ſechs. Auch iſt ferner die Beſtimmung ergangen, daß, wenn die Akademie ſich auch in ihren Arbeiten auf andere Gegenſtände richte, doch bei den betreffenden Vorſchlägen die Fächer der Beredſamkeit und der Dichtkunſt zu berückſichtigen ſeien.

∴ Eine neue Romanproduktion von einer weiblichen Feder, die ſich jetzt unter der Berliner Preſſe befindet, iſt: „Ein Roman in Berlin“, von L. Mühlbach. Die Verfaſſerin entrollt darin einen Cyklus von Berliner Zuſtänden und Perſönlichkeiten, die ſämmtlich aus dem Leben gegriffen ſind und darum vielfache Beziehungen und Intereſſen berühren werden.

Breslau. H. Laube's „Gottſched und Gellert“ wurde am 14. Mai hier zum erſten Male aufgeführt. So viel iſt gewiß, daß der Gehalt des Stückes das Intereſſe nicht beſonders feſſeln, und ein günſtiger Erfolg nur durch eine gute Darſtellung erzielt werden kann. Das Prädikat „gut“ können wir indeß unſerer erſten Aufführung nicht beilegen u. ſ. w. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war ziemlich lau. Von neuen Stücken werden vorbereitet „Erich XIV.“, von Prutz, „Zwei Seelen und Ein Gedanke“, von Oettinger, „Johann von Oeſterreich“, von Moſen, und „Katharina II.“, von Bethman. (Theaterchronik.)

∴ Die Aufführung der Tragödie „Charlotte Corday“, von M. Kurnick, iſt von der hieſigen Cenſurbehörde unterſagt worden. Der Verfaſſer wird ſich zu vielen Abänderungen entſchließen müſſen, was ſehr ſchade iſt, da ſein Stück ſehr gelungen ſein ſoll.

Brüſſel. Bei der Eröffnung der franzöſiſchen Nordbahn, die übrigens noch auf einige Zeit verſchoben worden iſt, wird die Direktion, welche bekanntlich in den Händen des Bankierhauſes von Rothſchild iſt, in Lille ein Banquet von [illegible] Gedecken mit Ball geben, wozu [illegible] Francs beſtimmt ſind.

∴ Die im Jahre 1775 errichtete und 1792 niedergeriſſene Statue Karls von Lothringen wird jetzt durch eine neue von G. Lebotte erſetzt werden, welche bereits vollendet iſt.

Darmſtadt. Der Buchhändler Leske hat vom preußiſchen Ober-Cenſurgericht eine Verwarnung bekommen, des Inhalts, fahre er fort, ſocialiſtiſche Schriften zu drucken, ſo würde ſein ganzer Verlag in Preußen verboten. Er iſt Verleger mehrerer theologiſchen und anderer Zeitſchriften, aber was haben dieſe Unſchuldigen mit dem Socialismus zu thun? Sicherheit des Eigenthums!!! Durch Verbot der „Rheiniſchen Jahrbücher“ iſt er ſchon früher außerhalb des Geſetzes geſtellt worden.

Dresden. Ein Sprichwort ſagt: „Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft“; aber mit den kleinen Sächelchen für den Nippestiſch iſt, wie es ſcheint, bei Schauſpielerinnen und bei Sängerinnen nichts mehr gethan; man verſteigt ſich höher, und eine Nachtigall an unſerer Elbflorenzer Hofbühne erhielt dieſer Tage von einem ihrer Verehrer als Präſent ein Pferd mit Sattel und Zeug.

∴ Ein Violiniſt ohne beſondere Vorzüge, Namens Serrais, ließ ſich in einem von ihm veranſtalteten muſikaliſchen Concerte hören. Daß ein halb Dutzend der auf dem Programm verzeichneten Künſtler fehlte, welche mitwirken ſollten, braucht nicht erwähnt zu werden, wir ſind dies auch ſchon gewohnt und kein Menſch findet darin mehr etwas Auffälliges.

Haag. Hier iſt eine neue Oper aufgeführt worden, deren Componiſt der Prinz von Oranien iſt und die den Titel „der Sklave des Camoens“ führt.

Hamburg. Im Verlage von Hoffmann und Campe ſind „Skizzen aus Marats journaliſtiſchem Leben“ erſchienen. Der Vielgeſchmähte verdient endlich eine ruhige vorurtheilsloſe Würdigung.

Kaſſel. Große Senſation macht hier der im Buchhandel erſchienene Briefwechſel über Nationalismus und Pietismus, der zwiſchen dem General von Haynau und dem ehemaligen Kriegsminiſter von Loßberg geführt worden iſt.

Kiel. Die hieſigen Studenten müſſen durchaus gelehrte Leute werden. Die Univerſität hat jetzt 52 Docenten für 200 Studirende, ſo daß auf jeden Profeſſor $3\frac{11}{13}$ Studenten kommen.

∴ Die Verſammlung deutſcher Rechtsanwälte wird hierſelbſt am 6., 7. und 8. Auguſt ſtattfinden. Die Söhne der Themis werden ſich in Hamburg vereinigen und dann auf der Eiſenbahn nach Kiel kommen.

Königsberg. In Folge der Schreiben aus Berlin, durch welche die Disciplinaruntersuchung gegen das Conſilium generale der hieſigen Univerſität unerwartet beendigt worden, ſind die Profeſſoren Sachs und Roſenkranz aus dem Senat ausgeſchieden. Erſterer hat ein Protokoll unterſchreiben müſſen, worin ihm mit ſofortiger Abſetzung gedroht wird, wenn er ſich bei einer Demonſtration betheiligen ſollte.

∴ Profeſſor Roſenkranz hat von fünfzig hieſigen Studenten eine Adreſſe für ſeine ſchöne Rede über den Duellzwang erhalten.

Kopenhagen. Der hieſige Kunſtverein hat beſchloſſen, aus der Einnahme des Vereins 2000 Thaler zu dem Modell einer Statue des Aſtronomen Tycho de Brahe, welche bei dem Profeſſor Biſſen beſtellt werden ſoll, zu verwenden.

Leipzig. Als werthvolle Beiträge zur modernen Literatur können die „Schickſale eines Proletariers“, von Eichholz, einem der thätigſten Mitglieder des Berliner Handwerkervereins, der auch ſchon einen Proceß an den Hals bekommen, und E. Dronke's „Polizeigeſchichten“ gelten, ſchmuckloſe Gemälde nach dem Leben. Derſelbe Verfaſſer hat ſoeben wieder eine ähnliche Sammlung über zwanzig Bogen in Frankfurt a. M. herausgegeben unter dem Titel „Aus dem Volke“.

∴ Herr Robert Heller, der geiſtreichſte Mann unſeres Jahrhunderts, arbeitet an einem neuen hiſtoriſchen Roman, betitelt: „Ein Lieutenant, der zu einem Gardiſten avancirt“. Dieſer klaſſiſche Roman ſpielt zur Zeit des Wiener Congreſſes in Sparta und unterſucht die hochwichtige Frage, welchen Einfluß der Runkelrübenzucker auf die Sittlichkeit und der Rothwein auf die Theaterkritik hat. Deutſchland und Herr Heller ſind ſehr geſpannt darauf.

∴ Auf unſerm Stadttheater gaſtirt jetzt ein Tenoriſt Herr von Suchocki.

∴ Nummer 63 der „Theaterchronik“ enthält folgende Anzeige: »Der Tenoriſt H. v. Suchocki entwich heimlich ſeinen Engagements-Verbindlichkeiten und brach nicht allein ſeinen Contrakt, ſondern nahm auch einen bedeutenden Baar-Vorſchuß und ein Honorar für eine Partie mit, die er gleich in einer [illegible] Oper übernehmen ſollte. Ich mache alle verehrlichen Intendanzen und Directionen auf die Handlungsweiſe des genannten Sängers aufmerkſam. Mainz am [illegible] April 1846. Wilhelm Löwe.« (Iſt dies derſelbe Tenoriſt, der jetzt auf der Leipziger Bühne gaſtirt?)

∴ Europa hat nicht weniger als 383 fürſtliche Mägen zu ernähren, darunter 363 männliche (für jeden Tag im Jahre einen.)

London. Die Königin Victoria von England wird im Laufe dieſes Sommers doch noch Louis Philipp in Paris beſuchen, vorher aber noch einmal in die Wochen kommen. Sechs Ammen haben ſich bereits gemeldet, die Auserwählte bekommt monatlich 700 Gulden. (Na, dafür kann ſie's thun!)

∴ Das Schloß in Windſor, deſſen Zimmer bisher, gegen gratis hier zu löſende Karten, beſichtigt werden konnten, ſoll fortan dem Publikum ganz verſchloſſen werden. Der Stadt Windſor, welcher jährlich viele Tauſend Beſucher nur der Beſichtigung des Schloſſes wegen zuſtrömten, wird dieſe Maßregel ſehr empfindliche Nachtheile bringen. Schon jetzt hat der dortige Verkehr ſehr gelitten, weil man die Zahl der Schloßzimmer, welche das Publikum betreten darf, ſehr beſchränkt hat und nur drei Mal in der Woche Beſucher zuläßt.

∴ Franz Vincenz Dragonetti, geboren in Venedig 1765, iſt hier in dieſen Tagen in ſeinem 81ſten Jahre geſtorben. Seit 67 Jahren war er als Contrabaſſiſt bei der italieniſchen Oper angeſtellt und ein ſo außerordentlicher Virtuos, daß der berühmte Violiniſt Viotti ihn oft zu ſich kommen ließ, um mit ihm Duette zu ſpielen, wo Dragonetti die Stimme der zweiten Geige übernahm. Dragonetti hatte viele Schüler erzogen, die aus allen Gegenden zu ihm kamen, und auch als Componiſt ſich durch mehrere Conzerte und Soli für den Contrabaß und durch eine Methode des Spiels ſeines Inſtrumentes bekannt gemacht. Er beſaß zwei durch ihre Stärke und Klang berühmte Inſtrumente, eines von Gasparo di Sala, dem Meiſter Amati's, und eins von Amati ſelbſt. Das erſtere dieſer Inſtrumente, das ihm die Mönche des Kloſters St. Peter in Vicenza zum Geſchenk gemacht, hat er in ſeinem Teſtamente dem Grafen Pepoli, dem Verfaſſer des Textes zu den „Puritanern", das zweite Herrn Caſolani, dem erſten Contrabaſſiſten des italieniſchen Theaters in London, vermacht. Er hinterläßt ein bedeutendes Vermögen, das zum Theil den Enkeln ſeiner Schweſter, zum Theil der St. Markuskirche in Venedig zufällt. Zu ſeinen Teſtaments-Vollſtreckern hat er den Grafen Pepoli und Herrn Heat, einen Londoner Advokaten, ernannt. (Spen. Zeit.)

∴ Am 8. Mai wurde das dem Dichter Robert Southey in der Poetenecke der Weſtminſterkirche gewidmete Denkmal vollendet; es befindet ſich dicht neben dem Shakſpeare's und ſtellt die wohlgetroffene Büſte des Dichters dar, welche als Inſchrift nur Namen, Geburts- und Sterbetag trägt.

∴ Unter dem Namen „Elisabeth Fry's Refuge" beabſichtigt man eine Anſtalt zur Aufnahme von Frauenzimmern zu ſtiften, welche aus den hieſigen Gefängniſſen und Polizeihaften entlaſſen ſind und das Verlangen fühlen, ſich zu beſſern.

∴ Nach den amtlichen Berichten ſind jetzt mehr als 100 Kriegsſchiffe auf den Werften im Bau begriffen, worunter 35 Dampfboote und 10 Fregatten erſten Ranges.

München. Abermals iſt die Freiheit der Gymnaſialſchüler in ſpaniſche Stiefel eingeſchnürt worden, indem für ſelbige über den Beſuch in öffentlichen Beluſtigungsorten neue Vorſchriften erſchienen ſind. Die Aeltern allein ſollen dazu nicht die Einwilligung ertheilen, ſondern auch der Rector muß dazu ſeine Bewilligung geben.

Paris. Ibrahim Paſcha ſetzt ſeine Beſichtigung unſerer Merkwürdigkeiten fort. Wie es heißt, wird derſelbe nicht nur London, ſondern auch Haag, Berlin und Wien beſuchen.

∴ Die mit Contractbruch nach Rußland durchgegangene Schauſpielerin des Théâtre français, Demoiſelle Pleſſy, iſt vom hieſigen Handelsgerichte zu einer Entſchädigung von 100,000 Francs an die Theaterkaſſe verurtheilt worden. Dieſe Strafe iſt dem mit Herrn von Gedeonoff geſchloſſenen Contract gemäß von dem ruſſiſchen Geſchäftsträger hier baar an das Théâtre français bezahlt worden. Der „Charivari" ſagt, noch nie habe ſolche Freude im Théâtre français geherrſcht, als an dieſem drei Mal glücklichen Tage und man ſei bereit, noch ein Dutzend anderer Mitglieder um ähnliche Preiſe — ja ſelbſt noch billiger — abzulaſſen.

∴ Die unlängſt verſtorbene Schauſpielerin Emilie Contat war mit einem Herrn Chagot de Dufay verheirathet und hinterläßt vier Kinder, denen ſie durch Teſtaments-clauſel verboten hat, ſich dem Theater zu widmen. (Letzteres können wir ihr nicht verargen, denn der Schauſpielerſtand ſinkt immer mehr und mehr in ſeine alte Niedrigkeit zurück.)

∴ G. Herwegh ſteht im Begriff nach Italien zu reiſen, nachdem er noch eine Brochüre, „Polens Sache — Deutſchlands Sache", in die Welt geſendet.

∴ Von Proudhon erſchien ſoeben eine „Théorie des contradictions des économistes, ou Philosophie du travail", von G. Sand, „der Teufelsſumpf".

∴ Die „Preſſe" hat Herrn von Lamartine ein Manuſcript, betitelt „Confidences" (vertrauliche Mittheilungen), für 40,000 Francs abgekauft; es ſoll aber erſt im April 1848 erſcheinen.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue engliſche Zeitung, „The Parisian times". Von dem Probeblatte ſind 30,000 Exemplare ausgegeben worden.

∴ Der ſoeben erſchienene ſechste Band von Crétineau-Joly's „Geſchichte der Jeſuiten" hat als Titelkupfer das Portrait des Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV. (geb. 1751, geſt. 1802), in der Ordenstracht der Jeſuiten, da er ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu war.

Petersburg. Kaiſer Nikolaus hat dem engliſchen Bankier Moſes Monteſiore erlaubt, daß zehntauſend Juden aus dem ruſſiſchen Reiche auswandern dürfen, wohin ſie wollen.

Poſen. An der polniſchen Grenze ſind die polizeilichen Vorſchriften für die Einbringung der Bücher geſchärft worden; es gilt für dieſelben nun die Petersburger Cenſur.

Prag. Herr J. F. Kittl, Direktor des Conſervatoriums der Muſik, hat für die Dedikation ſeiner großen Concert-Ouvertüre von der regierenden Herzogin von Parma die große goldene Medaille „für Auszeichnung in Kunſt und Wiſſenſchaft" erhalten.

Rom. Die päpſtliche Akademie der Alterthumswiſſenſchaften zählt in dieſem Augenblick 185 Ehren-, ordentliche und correſpondirende Mitglieder. Von deutſchen Souveränen findet ſich unter Erſtern der Name des Königs von Baiern; unter Letztern ſind von Celebritäten Deutſchlands in Wiſſenſchaften und Kunſt aufgeführt: Alexander v. Humboldt, Boeckh, Welcker, Thierſch, Gerhard, von Klenze.

Warſchau. Den Kinnbärten iſt im Königreich Polen und namentlich in Warſchau ein förmlicher Vernichtungskrieg erklärt worden; wer ſich deſſen nicht gutwillig entledigt, dem wird er von Polizeiwegen auf dem Rathhauſe abraſirt.

Wien. Während der Vorſtellung „ein deutſcher Krieger", im Hofburgtheater, wo
in Theil der kaiſerlichen Familie zugegen war, geſchah plötzlich vor der Scene, wo auf
em Theater geſchoſſen wird, zum allgemeinen Schrecken im Parterre ein Knall, und es
rgab ſich, daß ſich ein Unbekannter dicht unter der kaiſerlichen Loge mit einem Doppel-
iſtol erſchoſſen hatte.

∴ Unſere gute Kaiſerſtadt ſchwimmt gegenwärtig in einem Meere von Seligkeiten:
er Aeronaut Lehmann ſteigt in die Luft; die Lind ſingt; Stuwer hat ein Feuerwerk,
„der Untergang von Pompeji", abgebrannt; Ernſt geigt; die Tadolini ſingt; Neſtroy's
eues Stück electriſirt und die Journale machen Capriolen, um zu zeigen, daß der all-
emeine Enthuſiasmus auch an ihnen nicht ſpurlos vorüber geht.

Treffer und Nieten.

• In der kleinen Stadt Manosque in Frankreich beſchloß man neulich, den Namens-
g des Königs durch eine große Parade der Nationalgarde mit Muſik zu feiern. Zu
r Letztern fehlte aber die große Trommel und der Stadtrath beſchloß, eine ſolche aus
aris kommen zu laſſen. Es wurden 200 Francs dazu votirt und ein Stadtraths-
itglied, ein Gürtler, erhielt den Auftrag, die Trommel zu beſorgen. Dem Gürtler fiel
ein, daß er für das ſchöne Geld die Trommel ſelbſt liefern könne, und machte ſich
ſeiner Werkſtatt an die Arbeit. Oefteren Nachfragen, ob das Inſtrument noch nicht
ngekommen ſei, wußte er mit Ausflüchten zu begegnen, und als er endlich fertig war,
achte er die Anzeige, daß die Trommel aus Paris angekommen und zur Abholung bereit
. Der Rath beſchloß, daß das Inſtrument am 1. Mai Mittags in feierlichem Auf-
ge in Empfang genommen werden ſolle. Die Stadtbehörde und die Nationalgarde
ſchienen, und wirklich war die Trommel die größte, welche man noch geſehen, ein allge-
ein befriedigendes Meiſterſtück. Der ſtärkſte Tambour wurde erwählt, um ſich dieſelbe
nzuhängen; es geſchah, als er aber damit zur Thür hinauswollte, ergab es ſich, daß
ſe zu enge war. Man verwunderte ſich, wie die Trommel von Paris aus herein
kommen und nun nicht wieder hinaus wolle. Der betreffene Gürtler ſagte, er habe ſie
m Fenſter hereingebracht; aber auch dieſes, wiewohl weiter als die Thür, war nicht
it genug, und der Betrug alſobald ermittelt. Da gab es denn eine arge Scene, bei
lcher die große Trommel unter gewaltigen Schlägen in Stücken ging. Gegenwärtig
der Vorfall Gegenſtand eines Prozeſſes geworden.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:
Das
Neue Teſtament
unſers
HErrn und Heilandes
Jeſu Chriſti,
verdeutſcht
von
Dr. **Martin Luther.**
Mit 6 Stahlſtichen.
Preis mit Stahlſtichen 15 Ngr., ohne Stahlſtiche 7½ Ngr.

Kämpfe und Triumphe
der
Römiſchen Kirche.
In ſiebenzehn Horen dargeſtellt.
Preis 22½ Ngr.

Eheſtands-Grammatik
oder
Anleitung,
eine Frau ſo zu dreſſiren, daß ſie auf jeden Wink gehorcht, und — ſanft wie ein Lamm wird.
Ein Noth- und Hilfsbüchlein
für
alle Ehemänner.
Preis 5 Ngr.

◆

Im Verlag von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Tag und Dämmerung.
Harmloſe Gedichte eines **Anti-Muckers.**
Broch. Preis 15 Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 193. Leipzig, 11. Juni 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Narrenfreiheit.

Fragment von M. v. Großcreutz.

Es iſt eine hochwichtige Frage, in wie weit es dem Menſchen freiſtehe, ſich ſelber lächerlich zu machen. Zwar hat ſchon der alte Gellert für einen Jeden die Freiheit, ein Narr zu ſein, in Anſpruch genommen;

„— — — ein Narr zu ſein,
Die Freiheit muß ein Jeder haben.“

heißt es in Gellerts Fabeln und die Anzahl Derjenigen, die ſich vor und nach Gellert dieſer Freiheit bedient haben, iſt keineswegs unbedeutend. Allein, wenn Jedermann die Freiheit hat, ein Narr zu ſein, hat darum jeder Narr Freiheit? Leider nein!

Erwägt man die Sache näher, ſo ergiebt ſich, daß es mit der Gellert'ſchen Narrenfreiheit nicht gar ſo weit her ſein dürfte, als Mancher zu denken geneigt ſein möchte, der den Lauf der Welt nur flüchtig beobachtet. Nein, es ſteht dem Menſchen leider keineswegs frei, ſich wie, wann und wo er will lächerlich zu machen; der Modus, das Maaß, die Art und Weiſe, wie er ſich lächerlich zu machen wünſcht, ſind ſo mancherlei Beſchränkungen unterworfen, daß es wirklich traurig iſt, den harten Kampf mit all dieſen Hinderniſſen, aus welchem die Lächerlichkeit nur halb als Siegerin hervorgeht, zu betrachten.

Es liegt dies freilich in dem ganzen Syſtem unſerer Civiliſation. Wie glücklich wir uns in dieſer auch immerhin fühlen mögen, ſo iſt es doch leider nicht abzuleugnen, daß wir ihrer nur vermöge einer Menge von Beſchränkungen theilhaft geworden, von denen die eine immer läſtiger als die andere iſt, die wir uns jedoch ſammt und ſonders gefallen laſſen müſſen. Die Polizei, deren Verdienſte um Beförderung unſerer Cultur augenſcheinlich genug ſind, um uns eine ins Detail gehende Lobrede zu erſparen, iſt doch hauptſächlich darin geſchäftig, allen den Leuten die Flügel zu ſtutzen, deren Flug eine gewiſſe Durchſchnitts- und Normalhöhe überſteigen könnte. Sie nennt das „auf Ordnung halten“, und freilich iſt es in der Ordnung, daß ſie auf Ordnung hält. Es fragt ſich nur, wie ſich das Verhältniß der Polizei zur Freiheit ſtellt, beſonders zu derjenigen Freiheit, mit welcher wir es hier zu thun haben, mit der Narrenfreiheit, mit der Befugniß, ſich lächerlich zu machen.

Beſchränkte ſich manche Polizei nicht darauf, uns die Regel unſeres Handelns vorzuſchreiben, wollte ſie ſich zugleich als ein Muſter, welches wir nachzuahmen hätten, angeſehen wiſſen, ſo wäre jene Frage leicht entſchieden, und da manche Polizei ſich ſelber oft genug lächerlich macht, ſo ſtände wohl nichts im Wege, warum wir uns nicht eben ſo gut, wie ſie, ſollten lächerlich machen dürfen.

Lichtenberg erzählt von einem Quidam, daß, da er in Erfüllung ſeiner Pflichten ſich immer einer großen Nachläſſigkeit befleißigt, er Zeit genug gewonnen habe, um zu ſehen, wo Andere es in Ausführung ihrer Obliegenheiten fehlen laſſen. Es nimmt ſich dieſe Erzählung faſt wie Spott aus, ja ſie dürfte es am Ende ſein. Indeſſen bleibt es doch wahr, daß ein Menſch, der — um mit dem Sprichworte zu reden — recht ordentlich vor der eigenen Thür fegt, wenig Zeit übrig behält, ſich um anderer Leute Thun zu bekümmern, und daß eine genaue Controle über die Reinlichkeit und Unreinlichkeit fremder Thürſchwellen faſt nothwendig mit einem mehr oder minder großen Haufen von Schmutz und Unrath vor der eigenen Thürſchwelle zuſammenhängt.

Eben ſo mit mancher Polizei. Nur dadurch, daß ſie ſich dreiſt allen Vorwürfen ausſetzt, wird es ihr möglich, die Controle, wozu ſie ſich einmal berufen glaubt, auszuüben, und ſie würde die Menſchen weit weniger hindern können, ſich gründlich lächerlich zu machen, wenn ſie ſich nicht ſelber dann und wann lächerlich machte. Manche Polizei ſcheint die Befugniß, ſich lächerlich zu machen, zuweilen als ein Monopol zu betrachten, von welchem der geniale Menſch ein für alle Mal ausgeſchloſſen iſt; es darf ſich ein ſolcher eben ſo wenig nach Belieben lächerlich zeigen, als er überall grob ſein darf. Denn auch mit der Grobheit iſt es wie mit der Lächerlichkeit; da, wo Beide ſich vereinigen, da, wo Jemand durch ſeine Grobheit lächerlich wird, da ſind die Anſprüche der Polizei ſo unbeſtreitbar, daß wir darüber kein Wort weiter verlieren wollen.

Bei der Maſſe von Lächerlichkeiten, die täglich und ſtündlich in der Welt vorgehen, möchte man vielleicht geneigt ſein zu glauben, wir thäten mancher Polizei Unrecht, wenn wir behaupten, daß ſie die Freiheit; ſich lächerlich zu machen, beſchränke. Man möchte vielmehr hier und da denken, dieſe Freiheit blühe bis zur Licenz und man könne mancher Polizei in dieſem Falle nichts als eine — freilich eifrige — Concurrenz vorwerfen, was man ihr eben nicht vorwerfen könne.

Dem jedoch iſt nicht ganz ſo; wir brauchen uns z. B. nur an die Cenſur zu erinnern, um zu finden, daß man eben ſo wenig jede Tollheit, als jede Wahrheit drucken laſſen darf. Ob die Welt hierbei zu kurz komme, ob die Welt Erſatz habe, wenn ſie ſtatt eines Schriftſtellers einen Cenſor ſich lächerlich machen ſieht, das iſt eine Frage, auf welche wir uns hier nicht einzulaſſen brauchen, genug, daß wir hier einen Fall haben, wo, wenn nicht die Freiheit ein Narr zu ſein, doch die, ſich öffentlich als einen ſolchen zu zeigen, in bedeutendem Maaße verkümmert wird. Was hat es überhaupt mit der bloßen Freiheit, ein Narr zu ſein, auf ſich? Mit der Freiheit, ein Narr zu ſein, iſt es, wie mit der Freiheit zu denken, die oft nur eine und dieſelbe Freiheit ſind. Jene ſo wenig wie dieſe, die Freiheit zu denken ſo wenig, wie die Freiheit toll zu ſein, kann irgend einem Menſchen genommen werden, allein dieſe ſo wenig wie jene kann irgend einem Menſchen irgend Etwas nützen, wenn ſie nicht mit der Freiheit, ſich zu äußern, verbunden iſt.

Kann ſich die Freiheit, ein Narr zu ſein, gar nicht oder nur in dem Aſyl eines Tollhauſes, kann ſie ſich nur in Bedlam oder Charenton äußern, ſo frage ich: wie iſt es mit einer ſolchen Narrenfreiheit beſtellt und was hat die Gellert'ſche petion of rights bewirkt?

Nicht ohne Rührung kann man ſich an die Turner, an die Deutſchthümler, an die demagogiſchen Schwarzröcke von 1818 bis 1819 erinnern, die man in ihrem beſten Laufe gehemmt und gerade dann eingeſteckt hatte, als ſie recht anfangen wollten, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu laſſen. War es Brod- oder Kunſtneid, welcher es verhinderte, daß ihre Lächerlichkeit, die ſchon ſo Vieles verſprach, nicht zu vollſtändiger Entwickelung gedeihen durfte? Fürchtete man etwa, ſich überboten und fürs Künftige zu einer unbedeutenden Nebenrolle verurtheilt zu ſehen, wenn man den Heroen der Demagogie ein freieres Feld überließ?

Manche Polizei — was man ihr ſelten nachſagen kann — war in dieſem Falle zu beſcheiden, ja ſie hat eben bei Unterdrückung der Demagogie, der Turnerei und der Deutſchthümlichkeit eine ſolche Maſſe glänzender Lächerlichkeit entwickelt, daß jeder Unbefangene geſtehen muß, ſie fürchtete mehr, als ſie zu fürchten hatte.

Freilich hat ein Jeder, der es unternimmt, im Punkte der Lächerlichkeit mit der Polizei zu rivaliſiren, das voraus, daß ſein Unternehmen von Haus aus als höchſt lächerlich erſcheint, allein wie weit bringt ihn ein ſolcher Vorſprung? Wie lange wird es dauern und manche Polizei ſteht doch wieder unendlich lächerlicher da, als er es zu werden ſich jemals ſchmeicheln durfte!

Aber laſſen wir die Polizei, mit der wir uns vielleicht ſchon länger beſchäftigt haben, als es gerathen ſein mochte. Nicht ſie allein iſt es, welche den närriſchen Menſchen verhindert, alle ſeine lächerlichen Seiten hervorzukehren. So paradox es lautet, ſo bleibt es doch wahr, wir ſträuben uns gegen wenige Dinge ſo ſehr, als gegen das Lachen, und wenn wir von Jemandem ſagen, er benehme ſich lächerlich, ſo ſind wir weit entfernt, ihn dadurch in dieſem ſeinem Benehmen aufmuntern zu wollen, welches wir doch bei dem großen Genuß, den ein wahres und herzliches Lachen gewährt, nothwendig thun ſollten.

Wirklich iſt es lächerlich, daß wir Lächerlichkeit einander zum Vorwurfe machen; es iſt lächerlich, daß ſich zwei Gegner, ſei es theologiſch oder politiſch der literariſch, nicht in die Haare gerathen können, ohne daß Einer dem Andern zuruft: »Sie machen ſich ja ganz entſetzlich lächerlich!« worauf denn n der Antwort dieſelbe Behauptung, natürlich wieder als ein Vorwurf, zurückgegeben wird.

Ein Recenſent glaubt einem Buche leicht zu ſchaden, wenn er behauptet, er Verfaſſer deſſelben habe ſich lächerlich gemacht!

Iſt dieſes in einer Welt, in welcher es trübſelig genug hergeht, um das ächerliche aus allen Kräften zu hegen und zu pflegen, ein richtiges Syſtem? on dem Eingriffe in die Narrenrechte nicht einmal zu reden, die offenbar kränkt werden, wenn man einen Menſchen, welcher ſich das Verdienſt der ächerlichkeit erwirbt, ſo behandelt, daß er ſich vielleicht — nicht eines eſſern — aber eines Andern beſinnt und, ſo weit es angeht, uns fernerhin r nicht mehr den Gefallen erzeigt, eine Tollheit zu begehen?

Wenn in dem Punkte, um den es ſich hier handelt, dem Verdienſte ronen werden, ſo ſind es ſicherlich keine andern Kronen, als Dornenkronen.

»Sie machen ſich lächerlich!« — Dieſer Zuruf ſollte, ginge es nach Recht d Billigkeit, eine ganz andere Bedeutung haben, als er gegenwärtig beſitzt.

»Sie machen ſich lächerlich, mein Beſter!« ſollte ſo viel heißen, als: »Sie erwerben ſich ein Verdienſt um die Geſellſchaft!« Ja, es ſollte dieſes um ſo mehr der Fall ſein, als man leicht behaupten darf, daß ein großer Theil derjenigen Leute, von deren Verdienſt um Staat und Geſellſchaft jeder Mund überfließt, nichts Anderes gethan, als ſich gründlich lächerlich gemacht hat.

Wenn Gottſched ſich herausnahm, den Hanswurſt von den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu verbannen, welche trübſeligere Gottſchede ſind es, die in der Welt ſelbſt dieſem harmloſen Geſchöpfe keinen Raum zu Thaten gönnen möchten?

Andererſeits — man muß es leider eingeſtehen — ſind freilich auch die Narren ſelber nicht recht klug, indem ſie ſich den Vorwurf der Lächerlichkeit, welchen ſie richtiger zu würdigen wiſſen ſollten, auf lächerliche Weiſe zu Gemüthe ziehen. Sie ſollten es fleißiger bedenken, daß vielleicht nur der Neid jenen Vorwurf erhebt. Wie viele Leute möchten ſich um ihr Leben gern — als Schriftſteller z. B. — lächerlich machen, ohne daß es ihnen, weil Niemand ihre Produkte weder hören, noch leſen, am wenigſten drucken mag, gelingen will!

Die Narrenfreiheit iſt daher von zwei Seiten vielen Angriffen ausgeſetzt, die ſie etwas precair machen: von der Seite der Nichtnarren, die nur darin Narren ſind, daß ſie den Narren, Narren zu ſein, verwehren wollen und von der Seite der Narren ſelbſt, die nicht dafür gelten wollen, was ſie doch einmal ſind — für Narren — und in dieſem ihrem Beſtreben erſt zu rechten Narren werden; leider zu Narren einer weit trübſeligeren Art, als ſie es ſonſt geweſen ſind.

Geſpräch eines alten und eines jungen Publiziſten.

Von Alphonſe Conſtant.

Der Alte. Was ſchreiben Sie denn, mein Lieber? Eine Monatsſchrift, eine jener Publikationen, welche wie die Roſen leben, ein Büchlein, worin man nichts ſagt, weil man von Allem ſprechen will, worin man die auftauchenden Fragen erſt behandelt, wenn ſie längſt in den Hintergrund gedrängt ſind, worin man nur Kaltgewordenes oder Aufgewärmtes auftiſcht. Gehen Sie, Sie verlieren Ihre Zeit. Hätte Ihre Schöpfung den Stachel der „Wespen“, ſie würde nur eine gemeine Fliege ſein, deren vergebliches Summen nur von ihr allein gehört wird. Wollen Sie einen Kampf beginnen, ſo wenden Sie ſich lieber an ein gutes, großes, rieſiges Journal, das ſeine Aktionäre zur Schau trägt, das von Bankiers, Notarien, Gerichtsbeamten, Aufſehern und all jenem Sinnentrug begleitet wird, der in den Programmen ſeine Anwendung findet. Sie haben dann ein ebenſo ſkandalöſes als äußerſt ſchlüpfriges Feuilleton, das Ihnen Leſer zuführt; Sie verkaufen Ihre Waare; Sie beſingen die Einen und bringen die Andern zum Singen; Sie prägen mit Ihrer Feder Münze; zwar kommt dies Ihrem Patron zu Gute, aber endlich kommen auch Sie an die Reihe; Ihr Redakteur en chef läßt ſich zum Deputirten oder Direktor der Oper ernennen, Sie erben den Ruhm, ihn in der Zuſammenſtellung der Premier-Paris zu erſetzen, und dann können Sie auch Ihrerſeits ſagen: »Seſam, thue dich auf!« Auf, auf! Schließen Sie ſich an, nehmen Sie Aktien! Vereinskapital: eine Million! Eine neue Erwerbung für die Annoncen! Die Annoncen decken die laufenden Koſten und werfen den Aktionären enorme Summen ab! Merkwürdig! Gigantiſch! Himmliſch! . . . . Das ſind Ausſichten! Und ein Dutzend von ſolcher Art verſuchen jetzt ihr Auftreten! O Jahrhundert der Tinte und des Papiers, ſelig, drei Mal ſelig, wer Dich begreifen und ausbeuten kann!

Der Junge. Sie haben ohne Zweifel Recht, mein lieber Kamerad, und ich möchte ganz Ihre Begeiſterung theilen; aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß man, ohne in Concurrenz zu treten mit den „Sonnen“, welche Ströme Lichts über die „öffentliche Meinung“ ausſchütten und dem „Lande“, der „Welt“ und der ganzen „Epoche“ die „Bewegung“ verleihen, noch einige Aehren finden kann, welche jene großen Schnitter der Tagespreſſe haben liegen laſſen. Ueberdies will es mir ſcheinen, als gäbe es eine Klaſſe von Leſern, die in ihrer Scheu vor den ungeheuern Zeitungsſpalten es gern ſieht, wenn man ihr jede Tagesfrage einfach, klar und bündig auseinanderſetzt, ohne jeden Morgen die alte Leier anzuſtimmen.

Der Alte. O Jüngling, wie wenig kennſt Du den Abonnenten! Haſt Du zuweilen in einem Käfig jenen kleinen Vogel von den kanariſchen Inſeln geſehen? Um ihn auszubilden, bedarf es einer Orgel. Darauf läßt man ihm eine Melodie hören; den nächſten Tag ſpielt man ihm dieſelbe Melodie wieder vor, dann wieder, und ſo fort, bis er ſie ganz allein wiederholen kann. Der Kanarienvogel iſt der Abonnent; die Orgel iſt das Journal, und dieſes bildet die Maſſen. Ich habe dieſen Vergleich von einem der großen Männer des „Jahrhunderts“, und man wird zugeben, daß dieſes Journal jene bewundernswerthe Erklärung trefflich zu befolgen verſtand. Wer wußte die Maſſen durch die Orgel beſſer zu ziehen? Wer wußte beſſer eine populäre Melodie für Jedermann zu wählen und wer wußte ſie auf alle Verhältniſſe anzuwenden? Die Orgel begann alle ihre Premier-Paris mit:

»Malbroug s'en va-t-en guerre,
Mironton ton ton, mirontaine etc.«

Indeß hat dieſe Melodie alle Volksleidenſchaften beruhigt. Von dem Tage an, wo man das „Jahrhundert“ bei allen Weinhändlern und an allen Wirthstafeln las, war die Ordnung wieder hergeſtellt und die Julidynaſtie gerettet.

Der Junge. Sie ſprechen aus Brodneid ſo, aber Sie durften dieß nicht dem Publikum ſagen, deſſen Vertrauen in die Journale gerade nicht allzuſtark iſt. Hüten Sie ſich, daß man nicht die Auguren lachen ſieht, wenn ie einander erblicken. Uebrigens iſt dieſes Journal, was Sie auch ſagen mögen, ſtets ſeinen Grundſätzen treu geblieben, und es muß wohl von allen as beſte ſein, weil es die meiſten Abonnenten hat.

Der Alte. Ich könnte Ihnen ſagen: „ſeit Adam waren die Narren n der Majorität“, aber ich werde mich hüten, da wir unter dem Regiment er Majorität leben, und ich bin ſehr loyal. Ich will Ihnen nur bemerken, aß es Grundſätze giebt, welche mehr als 100,000 Morgen Landes in Algier ntragen. Uebrigens giebt es Grundſätze und Grundſätze, wie es Lumpen nd Lumpen giebt. Aber laſſen wir dies und kehren wir zu unſern Schafen.

wollte ſagen, zu unſern Abonnenten zurück. Der Abonnent braucht ſeine tägliche Lektüre, und Jeder braucht eine Lektüre, die ſeinem Temperament entſpricht. Die verſchiedenen Färbungen jeder Partei ſind, verlaſſen Sie ſich darauf, den verſchiedenen Temperamenten des Menſchen angemeſſen, und die Politik beruht ganz in der Phyſiologie. Ich nenne Ihnen als Beiſpiel die drei bekannteſten Organe der conſervativen Partei: den „Globe“ für das gallige Temperament, das „Journal des Débats“ für das ſanguiniſche, die „Preſſe“ für das lymphatiſche. Bei den übrigen Parteien finden Sie ziemlich dieſelben Unterſchiede. Nun ſagen Sie mir jetzt, was haben Sie für eine politiſche Farbe und an welches Temperament gedenken Sie ſich zu halten?

Der Junge. Ich weiß es wahrlich nicht. Ich wollte mich an alle halten, und ich ſuche nichts weniger als meinen Titel zu rechtfertigen, indem ich über Alles die Wahrheit ſage.

Der Alte. Die Wahrheit! Wahrlich eine neue Anmaßung, wenn ſie ernſtlich gemeint iſt! Sie wollen die Wahrheit ſagen? Aber dann bezahlen Sie jedenfalls Ihre Leſer, denn ſchwerlich würden Sie Leute finden, die Sie bezahlen, um über ſich, über ihre Freunde, über Alle, die ſie verehren oder fürchten, über Vorurtheile, an welche ſie ſich gewöhnt, und die ihnen öfters ihr tägliches Futter liefern, das eigentlich Wahre zu vernehmen. Wiſſen Sie nicht, daß die Wahrheit wie das Licht verſchieden iſt je nach dem Standpunkt, den man einnimmt? Wird Ihr Licht, wollte ſagen, Ihre Wahrheit blau, weiß oder roth ſein? Iſt dieſes in der Politik die conſervative oder die legitimiſtiſche oder die radikale Wahrheit? Iſt es die Wahrheit des „Jahrhunderts“, umſchattet von den Lorbeerkränzen unſerer Krieger, „Grundſätze“ zu Mittag und „Nationalwürde“ zu Abend eſſen? Iſt es die Wahrheit des „Conſtitutionnel“, welche Gimpel in ihr Netz zieht unter dem Vorwand, Jeſuiten zu ſchmauſen, während er nur ſeinen kleinen Großhans in Credit bringen will? Iſt es die Wahrheit der „Gazette de France“ und ihrer Schweſtern, welche es ſich ſeit fünfzehn Jahren zum Vergnügen machen auf den Leichnam der Vergangenheit Blumen zu ſtreuen und über die Gegenwart ihre Galle auszuſchütten? Iſt es die rührende Wahrheit der „Débats“ oder die ſchwankende Wahrheit der „Preſſe“, oder die giftige des „Globe“, oder die puritaniſche des „National“, der ſeinen großen hölzernen Säbel ſchwingt, um die kleinen Kinder zu ſcheuchen, oder jede andere beliebige Wahrheit, die in gleichem Maße die allein ächte, die allein gute iſt, ſobald ſie Abonnenten oder Aktionäre, Hilfsgelder oder einen ſchönen Handel und öfters Alles zuſammen abwirft; ohne die Annoncen, welche mindeſtens eben ſo wahrhaftig ſind, als alles Uebrige.

Der Junge. In der That haben alle dieſe Publiziſten unter ſich das Licht getheilt; Jeder von ihnen nimmt eine Farbe des Prismas und ſagt: »Ich allein habe das wahre Licht; die Andern ſind Betrüger und ihre Anhänger wandeln in Finſterniß.« Der Eine ſagte: »Das Licht ſieht blau aus.« — »Nein, das Licht ſieht roth aus,« ſagte der Andere. — »Nein, es ſieht gelb,« ſagte ein Dritter. Sie befanden ſich ſämmtlich im Irrthum und täuſchten ihre Zuhörer. Hätten ſie ſich verſtändigen und die Lichttheilchen, die ſie beſaßen, verknüpfen wollen, ſo hätten Sie einen Sonnenſtrahl geſchaffen, und ihr Licht hätte Allen geleuchtet.

Der Alte. Und Sie wollen das „Es werde Licht“ rufen.

Der Junge. Ich? o nein! Ich maße mir das nicht an. Ich wollte nur einen Ueberblick geben, der wie ein Ballon über dem Kampfplatz ſchweben ſoll, auf welchem ſich die verſchiedenen Kämpfer der Preſſe tummeln. Von da aus kann man die großen Hiebe bewundern, die ſie ſich im Handgemenge beibringen, und Diejenigen beurtheilen, die ſich zu Schiedrichtern und Organen der öffentlichen Meinung aufwerfen. Wir dagegen wollen alle Parteien vereinigen, indem wir jeder Meinung ihr Wahres oder Falſches zeigen, Allen die Wahrheit ſagen, die geheimen Beweggründe, nach denen ein Jeder handelt, enthüllen, Lügen und Charlatanerie überall verfolgen, die Preſſe zur Wahrheit, Offenheit und Selbſtachtung zurückzuführen ſuchen, das Gute loben, das Schlechte tadeln und das Erbärmliche verdientermaßen züchtigen.

Der Alte. Und das Alles für 50 Centimes, ſagt Bilboquet. Ach, hier faſſe ich Sie mit Ihrem Proſpektus. Sagen Sie nichts mehr, man würde es doch nicht glauben, gewohnt wie man iſt, nur deshalb eine Sache anzupreiſen, um ſie über ihren Werth zu verkaufen.

Der Junge. Aber ſoll man dem Publikum nicht unſere Abſicht erklären? Sollen wir nicht unſer Glaubensbekenntniß ablegen und ſagen, wie wir in dieſem ungeheuern Getümmel der periodiſchen Preſſe Partei zu nehmen gedenken, wo jedes Inſtrument auf verſchiedene Art ſeine Lehren, ſeine Gegenſtände, ſeine Leute, unter der Maske des öffentlichen Wohls, der Erhaltung oder des Fortſchritts beſingt?

Der Alte. Zuvörderſt, mein junger Freund, glaubt man nicht mehr an die Glaubensbekenntniſſe. Die Candidaten zu den Deputirtenwahlen haben dieſes Mittel ſo gemißbraucht, daß man es jezt den Jahrmarktsleuten überläßt. Wollen Sie aber wirklich mit Ihrem Titel Schritt halten, ſoll Ihr Werk ein Werk der Wahrheit ſein, ſo können Sie das mit dem einzigen Satze ausdrücken: „das iſt kein Journal“. Die tüchtigſten Geiſter werden ein derartiges Auftreten würdigen und ſich auf Größeres gefaßt machen, als Sie in allen Proſpektus der Welt verſprechen können.

E. Weller.

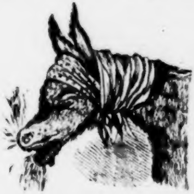
Lückenbüßer.

• Der Grieche Timon trat einmal unerwartet in die Volksverſammlung zu Athen und rief: »Männer des Volkes von Athen, ſchon Viele haben ſich an meinem Feigenbaume aufgehängt; jezt muß ich ihn umhauen laſſen; wer ſich alſo von Euch noch aufhängen will, der eile, ehe es zu ſpät iſt.«

• »Curios, ſagte ein Ungar, als er Unterricht in der franzöſiſchen Sprache nahm und auf das Zeitwort rire kam, und wurde dabei nachdenklich. »Wenn der Franzoſe lacht (rit), ſo weint der Magyare.« Ri heißt im Ungariſchen „er weint“.

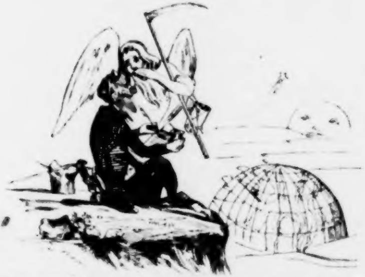
• Graf Sandor, der erſte Reiter Wiens, ſoll von Jenny Lind ſo ſehr begeiſtert worden ſein, daß er nach der erſten Vorſtellung ausgerufen haben ſoll: »Jenny iſt die Lejars des Geſangs!«

Gallerie berühmter Zeitgenoſſen.



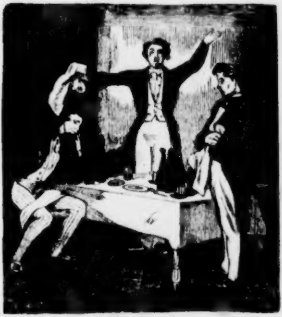
Der illuſtrirte Verleger einer in 45.000 Exemplaren verbreiteten Zeitung, dem die ungeheure Anzahl ſeiner Abonnenten ſo zu Kopf geſtiegen iſt, daß er ſeitdem an furchtbarem Schwindel laborirt.

Fantaſieſtück.



Der Schutzgeiſt des Leipziger Stadttheaters raunt einem alten Bekannten das große Geheimniß ins Ohr, daß Herr Marr ein ganz ausgezeichneter Oberregiſſeur iſt.

Wie Herr Robert Heller,



begeiſtert von den Knalleffekten zweier Schauſpieler, Beiden die Verſicherung ſeiner ungeheuchelten Verehrung ertheilt.

Zapfenſtreich.

Aachen. Die Conceſſion der hieſigen Spielbank iſt bis zum Jahre 1852 verlängert worden, jedoch nur unter der Bedingung, daß bis dahin aus dem Spielertrage die ganze Stadtſchuld getilgt ſein muß.

Altenburg. Ein hieſiges Blatt enthält folgendes „Nachtigallen-Regiſter“: Clara Novello: engliſche Nachtigall; Jenny Dingelſtedt, ci-devant Lutzer: böhmiſche Nachtigall; Marie Haſſelt: holländiſche Nachtigall; Sabine Heinefetter: rheiniſche Nachtigall; Luigia Tadolini: italieniſche Nachtigall; Pigall: öſterreichiſche Nachtigall, auch Alpenflöte genannt, und endlich Jenny Lind: ſchwediſche Nachtigall. Iſt überall eine Nachtigall, (nur nicht in Leipzig; dafür aber haben wir bei unſerm Theater mehr als einen Gimpel.)

Ansbach. Am 20 Mai ſtarb in Ansbach, dem Orte ihrer Geburt, die Gräfin von Platen, geborene Freifrau von Aurich, die Mutter des ihr längſt vorausgegangenen Dichters Auguſt Grafen von Platen.

Augsburg. Unlängſt wurden hier einige Bierbrauereien demolirt, weil das Bier um einen Kreuzer erhöht worden war. Närriſches Volk! Weil ihm das Töpfchen zwei Heller mehr koſtet, ſpektakelt es, als ob die Welt untergehen ſollte; aber als der Fürſt Wrede ſeine Motion in der erſten Kammer ſtellte, kümmerte ſich kein Menſch darum. Bier ſteht ihnen alſo höher als die lumpige Freiheit!

Berlin. Unter den Anzeigen der „Spener'ſchen Zeitung" befindet ſich folgende „beſcheidene Anfrage": »Darf eine preußiſche Univerſität Jemanden zu einem Lehrſtuhle deshalb nicht zulaſſen, weil er Mitarbeiter des „politiſchen Wochenblatts" geweſen iſt???«

∴ Im Gebiete der deutſchen Literatur ſteht Alexander von Humboldts „Kosmos" als eine überragende Erſcheinung nicht blos ihres Inhalts wegen, ſondern auch wegen ihres Abſatzes da. Innerhalb eines einzigen Jahres ſind von dieſem ausgezeichneten Werke 13,000, ſchreibe dreizehntauſend Exemplare verkauft worden. (Alſo 12,678 Exemplare mehr als von Herrn Robert Hellers ausgezeichneten „Perlen".)

Bordeaux. Der berühmte Schauſpieler Lafon iſt hier geſtorben. Er war 1775 in der kleinen Stadt La Linde (Departement der Dordogne) geboren und Sohn eines Arztes. Sein Vater beſtimmte ihn zu ſeinem eigenen Berufe, allein der junge Lafon, der ſchon früh eine große Neigung zur Dichtkunſt und zum Theater gezeigt hatte, wollte auf den Plan ſeines Vaters nicht eingehen. Schon im ſiebenzehnten Jahre hatte er ein Trauerſpiel, „der Tod des Herkules", geſchrieben, das auf dem großen Theater in Bordeaux dargeſtellt wurde, in dem der Dichter ſelbſt, als Neſſus, auftrat, und ſowohl für ſein Spiel, als für ſeine Dichtung großen Beifall erhielt. Lafon ſchloß ſich demnächſt einer Truppe an, welche in der Provence ſpielte, wurde aber bald von dem bekannten Dichter und Gelehrten Raynouard bewogen, nach Paris zu kommen. Hier ſtudirte er, unter dem bekannten Dugazon, die dramatiſche Kunſt, und trat am 8. Mai 1800 zum erſten Male auf dem Théâtre français als Achill in Racine's „Iphigenia in Aulis" auf. Er gefiel ſehr, und es gelang ihm ſogar, ſich neben einem Schauſpieler von ſo großem Rufe und Genie, als Talma es war, in der Gunſt des Publikums zu behaupten. Nach einem 27jährigen Wirken auf der Bühne verließ Lafon das Theater und behielt nur die Stelle eines Profeſſors der Deklamation am Conſervatorium, die er aber auch niederlegte, als, nach der Juli-Revolution, dieſe Stelle einging. Seine Leichenrede auf Talma (mit Jouy's und Arnolds Reden im Jahre 1826 gedruckt) macht ſeinem Geiſte, wie ſeinem Herzen Ehre. Später verließ Lafon Paris und begab ſich nach Bordeaux.

Braunſchweig. Der Herzog von Braunſchweig hat den Befehl erlaſſen, daß alle vierzehn Tage ein neues Schauſpiel und alle ſechs Wochen eine neue Oper zur Aufführung gebracht werden ſoll. Die Nachahmung dieſes Beiſpiels könnte auch an manchem andern Orte durchaus nichts ſchaden. (Wir Leipziger waren zufrieden, wenn man uns alle ſechs Wochen ein neues Drama und alle vier Monate eine neue Oper gäbe; leider aber iſt unſer Repertoire — Dank der Umſicht unſeres höchſt ausgezeichneten Oberregiſſeurs Marr — dergeſtalt monoton, daß ſich unſer ganzes Theater um ein Paar bis zum Ekel abgedroſchene Stücke dreht.)

Breslau. Dem. Pelin und Herr Gasperini haben hier mit großem Beifall zwölf Gaſtrollen abgetanzt. Bei der letzten Vorſtellung tanzte die kleine Adele am Schluſſe eine Cracovienne, welche einen ſo ſtürmiſchen Enthuſiasmus erregte, daß aus dem Parterre und aus den Logen Blumen und Kränze geworfen wurden, ja in der Haſt ſogar ein Hut mit auf die Bühne flog, indem der Enthuſiaſt in ſeinem Eifer dieſen fortgeworfen und den Kranz in ſeiner Hand behalten hatte.

∴ Der hieſige Künſtler-Verein hat am 20. März (an Albrecht Dürers Geburtstage) zum neunzehnten Male den Tag ſeines Stiftungsfeſtes gefeiert.

Brüſſel. Unſere Akademie hat für das Jahr 1847 einen Preis von 600 Francs für die beſte Abhandlung über die Urſachen der deutſchen Auswanderung in dieſem Jahrhundert, in lateiniſcher, franzöſiſcher oder flämiſcher Sprache, ausgeſetzt. Die Abhandlungen müſſen vor dem 1. Januar 1847 an Herrn Quetelet, Sekretär der Akademie, eingeſendet werden.

Cöln. Die rheiniſche Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft hat ein neues, zu Seraing gebautes Dampfſchiff, „Beethoven", vom Stapel gelaſſen. Noch im Laufe dieſes Sommers wird „Carl Maria von Weber" hinzukommen.

Dresden. Vom Medizinalrath Carus erſcheint ein neues Werk, „Phyſiologie der Hand".

∴ Man ſagt, daß vom 1. Juli d. J. angefangen unſere Stadt ein neues politiſches Journal, eine „Dresdener Zeitung", erhalten ſolle". Als Redakteur wird Herr Hugo Häpe, ein junger Beamteter im Miniſterium des Innern, genannt.

Dublin. In Dublin erſcheinen nicht weniger als 27 Zeitungen und Zeitſchriften. Mehrere darunter datiren ſich aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. das berühmte, urſprünglich von dem Dr. Lucas im Jahre 1763 gegründete, liberale „Dublin freeman's journal", das ſeit ſeiner Entſtehung als das Hauptorgan der iriſchen liberalen Partei gilt. Von älterer Entſtehung, aber nicht ſo bedeutend, ſind die „Dublin gazette", die ſchon gegen das Jahr 1711 begründet wurde, und die „Dublin evening post", die ſich urſprünglich aus dem Jahre 1725 herſchreibt. Ein ſehr einflußreiches Blatt in Irland iſt der „Dublin warder", der ſeit 1821 erſcheint, das große Organ der proteſtantiſchen Partei, das von einer Geſellſchaft bedeutender Proteſtanten herausgegeben wird. Von den übrigen Städten Irlands hat die reiche, handeltreibende Stadt Belfaſt die meiſten Zeitungen (10), unter denen die „Belfast news letter" die älteſte (1737) iſt.

Edinburgh. Unter den Zeitungen, welche in Schottland erſcheinen, behaupten natürlich die in der Hauptſtadt Edinburgh herauskommenden den erſten Rang. Es werden in Edinburgh 18 Zeitungen ausgegeben, von denen die älteſte, überhaupt, die engliſche allgemeine politiſche Zeitung iſt, welche ſchon ſeit beinahe anderthalb Jahrhunderten regelmäßig erſcheint. Dies iſt der im Jahre 1660 gegründete „Caledonian mercury", ein liberales Blatt, das noch jetzt eine allgemeine Achtung genießt. Ihm zunächſt, hinſichtlich des Datums der Begründung, ſteht die „Edinburgh evening courant", ein neutrales Blatt, das ebenfalls im ſiebenzehnten Jahrhundert und zwar um 1680 oder 1690 gegründet wurde. Alle die übrigen Edinburgher Zeitungen ſind von neuerer, ja neueſter Entſtehung, ſo z. B. die „Edinburgh torch" (Fackel); nur das „Edinburgh weekly journal", das einer Geſellſchaft von Aktionären gehört, iſt aus dem achtzehnten Jahrhundert (gegen 1744) und die „Weekly chronicle" aus dem Anfange des gegenwärtigen (1808). Außer Edinburgh hat die große Fabrikſtadt Glasgow die meiſten Zeitungen (17), unter denen das liberale „Glasgow journal" (gegründet 1713) das älteſte iſt: ihm zunächſt, wiewohl beinahe um ein Jahrhundert ſpäter entſtanden, kommt in der Chronologie der „Glasgow courier" (1791), ſodann der „Glasgow herald" (1803) und die „Glasgow chronicle" (1806). Die Univerſitätsſtadt Aberdeen hat drei Zeitungen, von denen der „Aberdeen journal and general advertiser" die älteſte und im Jahre 1748 gegründet iſt.

Granada. Auch in Spanien kann ein Dichter Hungers ſterben. Der junge, höchſt talentvolle Dichter D. N. de Caſtro, kaum achtzehn Jahre alt, iſt im Elend dem tiefſten Mangel erlegen und im ſtrengſten Sinne des Wortes erhungert.

Hamburg. Ein Schauſpieler des Thalia-Theaters hat, wegen einer ſeine Eitelkeit verletzenden Kritik, den Redakteur der „Jahreszeiten" auf Piſtolen gefordert. Herr C. F. Vogel hat die Herausforderung nicht angenommen, weil zwiſchen Kritik und perſönlicher Beleidigung ein gewaltiger Unterſchied iſt. Wollte man mit jedem getadelten Hiſtrionen gleich ein Paar Kugeln wechſeln, ſo käme ein Journaliſt, wie Herr Vogel, der manchem Skarumuz bittere Wahrheiten ſagt, nicht aus der Menſur heraus.

Hannover. Die erſte Kammer hat in ihrer Berathung des Polizeigeſetzbuchs den Cenſur-Paragraphen geſtrichen und beſchloſſen, die Regierung zu erſuchen, beim Bundestage die Erlaſſung eines allgemeinen deutſchen Preßgeſetzes zu beantragen. (Gott iſt groß!)

∴ In der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung iſt unlängſt die zwölfte Auflage von Knigge's bekanntem Werke „Ueber den Umgang mit Menſchen" erſchienen. (Herr Robert Heller will jetzt ein Seitenſtück zu dieſem Buche unter dem Titel „Ueber den Umgang mit Steinſchluckern, Komedianten und Bauchrednern" erſcheinen laſſen und dieſes in mehrfacher Hinſicht höchſt intereſſante Werk dem — laut Zeugniß ſeiner Herren Collegen — überaus achtbaren Oberregiſſeur Marr dediciren.)

Insbruck. Das neu errichtete Nationaltheater iſt mit E. Bauernfelds Schauſpiel „ein deutſcher Krieger" eingeweiht worden.

Karlsruhe. Der hieſigen Hofbühne iſt die Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten" amtlich unterſagt worden und zwar aus dem Grunde, weil ſie leicht dazu beitragen könne, in dieſer an politiſchen und religiöſen Wirren ſo überreichen Zeit das Volk aufzureizen. (Da, wo kein Zündſtoff iſt, können Funken ſolcher Art nicht gefährlich werden.)

Kiſſingen. Unſer Badeort ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, im Laufe dieſes Sommers den Kaiſer von Rußland als Badegaſt zu beherbergen. Zu dieſem Zwecke ſoll hier eine ruſſiſche Bibliothek angeſchafft werden.

Köthen. Die Schuldenmaſſe unſeres kleinen Herzogthums beträgt nach offizieller Bekanntmachung blos 4,328,250 Thaler. Unſer Ländchen umfaßt ſechszehn Quadratmeilen; mithin kommt auf jede derſelben ein Sümmchen von 275,000 Thalern. Dieſe ſechszehn

Quadratmeilen haben 37,500 Einwohner; alſo fällt auf jeden derſelben 115 Thaler 15 Neugroſchen als Antheil der Landesſchuld. (Neidenswerthes Loos, Köthen'ſcher Unterthan zu ſein!)

Krakau. Einer unſerer hieſigen Aerzte ſoll bei der Polizei, die das Tragen tödtlicher Waffen bei großer Strafe unterſagt hat, ehrfurchtsvoll angefragt haben, ob ſich dies Verbot auch auf die von ihm erfundenen Pillen erſtrecke. Die Behörde hat ſich bis jetzt noch nicht veranlaßt geſehen, ihm Antwort darauf zu ertheilen.

Leipzig. Unſer Stadttheater geht einem traurigen Sommer entgegen. Vor, während und nach der Meſſe war das Haus übervoll an leeren Plätzen, was einzig und allein dem foſſilen und geſchmackloſen Repertoire zuzuſchreiben iſt. Im Laufe zweier Wochen hat das Theater zwei Abende ſeine Pforten ſchließen müſſen, weil gar kein Stück herauszubringen war. Hat man je ſo Etwas unter der frühern Theaterleitung des Herrn Ringelhardt gehört? Damals freilich beſaß unſer Theater keinen ſo ausgezeichneten Oberregiſſeur, wie jetzt in der Perſon des Herrn Marr. Wir haben es oft genug geſagt und werden es Herrn Dr. Schmidt immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen, daß, ſo lange er ſich vom Einfluß des Herrn Marr nicht gänzlich losſagt, für ſein Unternehmen kein Weizen blühe.

∴ Neulich hat uns Herr Marr wieder ein ganz untergeordnetes Talent in der Perſon einer Dem. Sangalli vorgeführt, die ſich der ganz beſondern Gunſt des Herrn Marr erfreut, weshalb ſie auf dem Theaterzettel — eine Captatio benevolentiae, die ſonſt nur bei wandernden Schauſpieltruppen üblich geweſen iſt — der Nachſicht des Publikums empfohlen war. Wenn eine Schauſpielerin ſo großer Nachſicht bedarf, ſo ſoll ſie in Zwenkau, Taucha oder anderswo ihr Heil verſuchen, nur nicht in Leipzig, das keine Anfängerinnen gebrauchen kann. — Dem. Sangalli trat als Gräfin Orſina in „Emilia Galotti“ auf und bewies durch ihr Spiel, daß es ihr am richtigen Verſtändniß der Rolle gefehlt. Einzelnen Momenten, nicht ganz mißlungen, merkte man es an, daß ſie mechaniſch eingelernt waren; deſſen ungeachtet haben die Recenſenten des „Tageblatts“ und der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ die „Dame“ — man weiß warum — bis über den grünen Klee gelobt. — Herr Marr war ein höchſt mittelmäßiger Marinelli, der auf jeder andern Bühne, wo er nicht von Clique und Claque gehoben und gehalten wird, mit dieſer Rolle durchfallen müßte. Sein kritiſcher Kalinsky, der — man weiß warum — ſeinem würdigen Protektor dicken Weihrauch ſtreut, ſagt in der „D. A. Z.“ zur Charakteriſtik dieſes Marinelli: »Herr Marr zeigte einen fürſtlichen Augendiener, der vor Allem bemüht iſt, ſich um jeden Preis in der Gunſt ſeines Herrn zu behaupten u. ſ. w. Dafür begeht er Niederträchtigkeit auf Niederträchtigkeit und rächt daneben nur gelegentlich eine perſönliche Beleidigung u. ſ. w.« (Gut gebrüllt, Medoc!)

∴ Herr Robert Heller, Verfaſſer des „Wenden“ und anderer klaſſiſchen Ritter- und Räuber-Romane, ſoll erklärt haben, daß er ſein Kieler Doctordiplom, für das er 34 Thaler 27 Neugroſchen 8 Pfennige bezahlt hat, um den dritten Theil dieſer Summe gegen den erſten beſten Hofrathstitel umzutauſchen geſonnen ſei.

∴ Ihre Majeſtät die Königin der Sandwichsinſeln haben Herrn Dr. Robert Heller zum Honoluluſchen Legationsrath und zum Ritter des Zuviel-Verdienſtordens neunzehnter Klaſſe zu ernennen geruht.

∴ Herr Robert Heller arbeitet an einem neuen philoſophiſch-moraliſchen Roman, „Über den Ruhepunkt der Sittlichkeit“, und beabſichtigt, ſolchen ſeinen intimen Freunden und Verehrern Wangenheim und Langenſchwarz — man weiß weshalb — zu widmen.

London. Unlängſt wurde dem unermüdlichen Freunde der polniſchen Unabhängigkeit, dem Lord Dudley Stuart, ein großes Feſtmahl gegeben. Nach der Tafel fanden ſich viele edle Frauen ein, und der Graf V. von Kraſinsky redete die Verſammlung an. Der edle Enthuſiasmus des britiſchen Volks, ſagte er unter Anderm, würde immerdar ein Gegenſtand der Bewunderung bleiben, ſo lange Gerechtigkeit und Menſchlichkeit heilig wären. Er glaube feſt, daß den Polen das unzerſtörbare, durch Stürme und Unterdrückungen befeſtigte Gefühl für Nationalität von Gott in das Herz geſenkt ſei. Schließlich übergab er dem Lord eine von den polniſchen Frauen prachtvoll geſtickte Handarbeit. Sie iſt 37 Fuß lang und mit Wolle auf Canevas geſtickt. In der Mitte prangen die von dem polniſchen Adler und der Krone umgebenen Wappen Polens und Litthauens. Die 27 alten polniſchen Provinzen ſind in ihren verſchiedenen Wappenſchildern dargeſtellt. Die Inſchrift iſt polniſch und lautet: „Die Schweſtern der Verbannten deren Beſchützer“. Auf einen ihm dargebrachten Trinkgruß antwortete Lord D. Stuart und lehnte dabei alle Ehre von ſich ab, indem er ſich nur als Organ der großen Sache, die er vertrete, anſehe. Der Vicomte Morpeth, welcher den Vorſitz führte, brachte den Trinkſpruch „Polen“ aus.

∴ Einem on dit zufolge iſt Herr v. v. Muttke, der jeden Morgen einen Franzoſen, jeden Mittag einen Polen und jeden Abend ſich ſelbſt vernichtet, hier im ſtrengſten Incognito angekommen, um auch den berühmten Polenfreund Lord Dudley Stuart zu vernichten.

∴ Der Oberbefehlshaber des Heeres publicirte einen von der Königin beſtätigten Geheimrathsbefehl, nach welchem jeder fremde Prinz bei ſeiner Ankunft und bei ſeiner Abreiſe von einer britiſchen Stadt mit einer Ehrenſalve empfangen und entlaſſen werden ſoll. Der „Punch“ erklärt dies für einen ganz überflüſſigen Luxus, da mancher Prinz keinen Schuß Pulver werth ſei.

∴ Sir Balfe, Kapellmeiſter der hieſigen italieniſchen Oper, iſt mit der Compoſition einer neuen Oper beſchäftigt, wozu ihm der unerſchöpfliche Scribe einen reizendſchönen Text geliefert hat.

∴ Unlängſt iſt hier ein die engliſche Zeitungs-Statiſtik beleuchtendes Werk unter dem Titel „the news paper press directory containing full particulars relative to each journal published in the united Kingsdom and the british isles“ erſchienen. Verfaſſer des 474 Seiten ſtarken Werkes iſt Herr Charles Mitchell. Nach ſeiner Ausſage erſcheinen in den drei Königreichen und auf den britiſchen Inſeln nicht weniger als 550 Zeitungen und Zeitſchriften. Hinſichtlich der Schattirungen theilen ſich dieſe folgendermaßen ab: liberale Blätter 213, conſervative 195, neutrale 142.

∴ Unter den hier täglich erſcheinenden Morgen-Zeitungen iſt der „Public Ledger“ die älteſte, die, im Jahre 1759 geſtiftet, ausſchließlich dem Handel angehört und ſich nur mit commerciellen Intereſſen beſchäftigt. Ihm zunächſt ſteht die „Morning Post“, die im November 1772 gegründet ward, den Tory- und hochkirchlichen Intereſſen gewidmet iſt, dabei aber auch als die Hauptzeitung für die Mode und Faſhionables angeſehen wird. Die nur im Titel, nicht aber in der Geſinnung verwandte „Morning Chronicle“, im Jahre 1770 geſtiftet, iſt die nächſte. Ihre Grundſätze: whig-miniſteriell, ſind bekannt. In der chronologiſchen Reihe folgt ihr der „Morning Herald“, im Jahre 1781 geſtiftet, eine conſervativ-miniſterielle Zeitung, deren gemäßigte Sprache und Anſichten ſie zu einem ſogenannten family paper ſtempeln, das in keiner guten Haushaltung fehlen darf. Gleich nach dem „Herald“ folgen, dem Datum ihrer Exiſtenz nach, die „Times“, die am 1. Januar 1788 zuerſt erſchienen, alſo ihr halbes Säculum bereits zurückgelegt haben. Mit Recht nennt man die „Times“ die leitende Zeitung von Europa, und daß bei einem Abſatz von 20,000 Exemplaren ihre Verbreitung in das Ungeheure gehen muß, läßt ſich begreifen. Die „Times“ ſind nie das Organ irgend einer Partei geweſen; die Unabhängigkeit, welche ſie an den Tag gelegt haben, ſteht mit dem Gefühle der Selbſtſtändigkeit, das dieſe Zeitung von jeher bewieſen hat, in genauem Zuſammenhange. — Unter den Abendblättern, die an Zahl der Abnehmer und Bedeutſamkeit mit den Morgenblättern keinen Vergleich aushalten, iſt der „Sun“ das älteſte. Er erſchien zuerſt am 1. October 1792, und iſt ein Whig-Blatt. Der „Globe“, im Jahre 1801 geſtiftet, ein Lieblingsblatt der Liberalen, zeichnet ſich durch die Stärke und Energie ſeiner Sprache aus. Sein Gegner iſt der im Jahre 1827 geſtiftete „Standard“, der, rein conſervativ-miniſteriell, für die engliſche Kirche ſtreitet.

∴ Von Anderſens däniſchen „Märchen“ ſind zwei engliſche Ueberſetzungen erſchienen, die eine bei Pickering in Octav, die andere bei Kundall in Quart. Der letztern ſind Graf Pocci's geiſtreiche Radirungen beigegeben.

Marſeille. Auf unſerm Theater ſingen jetzt nicht weniger als fünf Primadonnen: die Damen Roſſi-Caccia, Nouvray, Julienne, Lagrange und Kathinka Heinefetter.

München. Ein Herr Profeſſor Edel hat wiederum einem „längſt gefühlten Bedürfniſſe“ abgeholfen und der baieriſchen Ständekammer ein Biergeſetzbuch vorgelegt, das ſeines Gleichen ſucht. Das Buch enthält 328 Druckſeiten und ſoll mit großer Gründlichkeit geſchrieben ſein.

Neapel. Am 24. April ſtarb hier der einſt unter Napoleon hochgefeierte Muſikdirektor in Paris und ſpätere Direktor der hieſigen Geſangſchule, Ritter G. Creſcentini, in einem Alter von 82 Jahren.

Nürnberg. In Burgſchmiets Atelier iſt das vierzehn Fuß hohe Modell der für Prag beſtimmten Statue Karls IV., vom Profeſſor Hähnel in Dresden, aufgeſtellt. Der Kaiſer iſt dargeſtellt, wie er herablaſſend die Stiftungsurkunde der Univerſität Prag übergiebt; Haltung und Coſtüm ſind nicht minder reich und hiſtoriſch gewählt, als die Auffaſſung charakteriſtiſch und edel; nach unſerm Bedünken übertrifft dieſe Statue die in Bonn aufgeſtellte Beethovens. Hähnel erhielt für die Statue, ſammt dem reich verzierten Piedeſtale, beide in Bronze ausgeführt, 83,000 Gulden. Die Statue ſelbſt wiegt, als Modell, 40 Centner und ſo viel Metall wird auch ihr Guß erfordern.

Oxford. Boxerkämpfe ſind jetzt geſetzlich freilich verboten und Friedensrichter müſſen ſie, ſobald ihnen die Kunde wird, verhindern; ſie kommen indeß immer noch vor. Neulich ſchlugen ſich zwei geübte Boxer, 15 engliſche Meilen von Oxford. Das Gefecht dauerte 4 Stunden 7 Minuten, in welchen 140 Gänge (rounds) gemacht worden. Ein Gang endigt, wenn einer der Streiter auf der Erde liegt; er ſteht wieder auf und beginnt nach einiger Ruhe den Kampf, welcher erſt mit dem Aufgeben Seitens des einen Streitenden beendet wird. Der aufgebende Streiter iſt dann gewöhnlich voll von Beulen, blutet aus Naſe und Ohren, und die Augen ſind ihm zugeſchwollen. Der Sieger erhielt bei dieſem Kampf einen Preis von 500 Pfd. St.

Paris. Lecomte iſt und bleibt ein gemeiner Mörder, den nur die gemeinſte Rache bewaffnet hat; darüber iſt alle Welt einig, obwohl er ſelbſt ſich das Anſehen eines politiſchen Fanatikers geben will. Bis ſein Prozeß vor die Pairskammer und die Oeffentlichkeit kommt, wird Lecomte vorbereitet ſein und als Franzoſe ſeine Rolle gut zu ſpielen wiſſen. Doch wird er ſchwerlich hingerichtet, ſondern blos für wahnſinnig erklärt werden. Nur Eines, meinen deutſche Witzlinge, könnte ihn um den Kopf bringen, und dies Eine iſt die Rückſicht, die man einem befreundeten Hofe ſchuldet, denn Lecomte hat zu viel Aehnlichkeit mit Tſchech; denn wie unangenehm müßte es dem intelligenteſten Staate ſein, für weniger gnadenvoll gehalten zu werden, als die Heimath der Jakobiner und der Guillotine. (Grenzboten.)

∴ Abermals ein Attentat auf das Leben Louis Philipps und zwar ein ganz eigenthümliches. Bei der Tafel fand der König auf ſeinem Teller, mitten im Spinat, eine große Stecknadel. Die Bedienten ſchoben ſie den Köchen, die Köche den Gemüſehändlern in die Schuhe.

∴ Herr Raoul-Rochette, der beſtändige Sekretär der Akademie der ſchönen Künſte, hat den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten.

∴ Der Chemiker Raſpail, welcher Cigarren macht, in denen Medikamente vorhanden ſein ſollen, ſo daß er mittelſt dieſer Cigarren alle mögliche Krankheiten kuriren will, iſt wegen unbefugter ärztlicher Praxis zu 15 Francs Strafe verurtheilt worden.

∴ Herr Scribe iſt nach Italien gereiſt; nicht — wie einige Blätter berichten — um mit Roſſini über ein neues Libretto zu unterhandeln — ſondern nur ſeiner Geſundheit wegen.

∴ Zu Saint-Ouen des Toits, im Mayenne-Departement, iſt René Cottereau, genannt Chouan, der letzte von den vier Brüdern, nach deren Beinamen die Inſurgenten der Vendée benannt worden ſind, in einem Alter von 82 Jahren vom irdiſchen Schauplatze abgetreten.

∴ Die geſammelten Werke des guten Königs René ſind, herausgegeben vom Grafen von Quatrebarbes, in vier prachtvollen Bänden; mit hundert Kupferſtichen von Hawkes, erſchienen. Letztere ſind Copien der Miniaturgemälde des königlichen Künſtlers.

∴ Die „Gazette de France“ kehrt wieder zu einem kleinern Formate zurück und conſtituirt ſich auf Aktien; die letzten raſch auf einander folgenden Verurtheilungen haben ihre pekuniären Kräfte ſo geſchwächt, daß ihr nur dieſe Art von Reorganiſation übrig bleibt.

∴ Aubers alte Oper „Emma“ iſt wieder aufgeführt worden, hat aber durchaus nicht den Beifall gefunden wie im Jahre 1821; dieſes Werk iſt nicht das erſte, welches Auber geſchaffen, aber dasjenige, welches ſeinen Ruf als Componiſt begründet hat. Damals erfreute ſich dieſe Oper des ſchmeichelhafteſten Erfolges und wurde faſt ein Jahr hindurch ohne Unterbrechung gegeben.

∴ Das Gaité-Theater giebt jetzt den Schiller'ſchen „Don Carlos“ als ein Melodram unter dem Titel „Philippe II.“ mit einem Vorſpiel, „l'étudiant d'Alcala“. Die Bearbeitung iſt durchweg verfehlt und werthlos.

∴ Das Théâtre français hat ſeinen kürzlich verſtorbenen Mitgliedern Lafon und Dem. Contat ſeit der Zeit ihres Rücktritts von der Bühne bis zu deren Tode an Jahrgeldern 302,430 Francs bezahlt, wovon Lafon jährlich 7200, die Contat 6200 Francs bezog. Die vom Théâtre français an ehemalige Sociétaires dieſer Bühne zu zahlenden Penſionen betragen jährlich 190,000 Francs.

∴ Seit Kurzem ſind beim Théâtre français die weiblichen Mitglieder von dem Leſe-Comité, das über die Aufnahme der neuen Stücke zu entſcheiden hat, ausgeſchloſſen.

∴ Die Geſellſchaft zur Unterſtützung der Maler hat beſchloſſen, der Wittwe des in der Seine ertrunkenen Kupferſtechers Sixdeniers eine jährliche Penſion von 600 Frs. zu zahlen.

∴ In einem hieſigen Journale ſucht Jemand eine Frau mit einem baaren Vermögen von lumpigen 400,000 Francs. Die Dame, welche ſich bereit finden läßt, ihr Schickſal mit jenem des Heirathscandidaten zu vereinigen, braucht nicht jung zu ſein; ſie kann 45 bis 65 Jahre zählen und erhält für ihr Geld einen Mann von höchſt ſanftem Charakter und den Titel einer Gräfin. Für Ausländerinnen iſt außerdem noch der Vortheil der franzöſiſchen Converſation damit verbunden. Briefe kommen unter der Adreſſe „L. C. X. poste restante à Paris" an den rechten Mann.

∴ Nach der neueſten Zählung hat unſer Seine-Babel 50,000 Stück Hunde und 51,000 Stück Freudenmädchen aufzuweiſen. (Gar kein Verhältniß!)

Peſth. Als eine auffallende Erſcheinung der ungariſchen Literatur verdient erwähnt zu werden, daß eine junge Schriftſtellerin franzöſiſcher Abkunft, Emilie Lemouton, eine ungariſche Ueberſetzung ſämmtlicher Dramen Shakeſpeare's unternommen hat.

Petersburg. Heinrich Zſchokke's „Stunden der Andacht", die auf Befehl des Czaaren von Krylow ins Ruſſiſche überſetzt worden ſind, finden in ganz Rußland ſo großen allgemeinen Anklang, daß im Laufe weniger Monate drei Auflagen, jede von 2500 Exemplaren, vergriffen wurden.

Rom. Der heilige Vater hat dem Apotheker Melli die Erlaubniß zur Gasbeleuchtung ſeiner Hauptſtadt ertheilt. (Es iſt ſomit Hoffnung vorhanden, daß auch Rom aufgeklärt werden wird.)

∴ Der Banker Torlonia, einer der bedeutendſten Financiers unſerer Zeit, im Beſitze eines Vermögens von 40 Millionen römiſchen Thalern — unlängſt iſt er ſeines Geldes wegen zum Grand von Spanien erhoben worden — war noch 1792 römiſcher Eckenſteher (domestico di piazza) geweſen. Glückliche Umſtände, die er mit ſpekulativem Eifer geſchickt zu benutzen wußte, machten ihn nach und nach zum reichen Manne, und als er vor einigen Jahren der Familie Odescalchi die Herrſchaft Bracciano abkaufte, wurde er vom heiligen Vater zum Herzog von Bracciano ernannt. (So weit hat es ein deutſcher Eckenſteher bis jetzt noch nicht gebracht!)

Stuttgart. Die Großfürſtin Olga, die Braut des Kronprinzen, die im Spätſommer hier ihren Einzug halten ſoll, wird mit großer Sehnſucht erwartet, vielleicht ſchon darum, weil ſie von ihrem Vater Nikolaus jährlich 40,000 Dukaten Nadelgeld erhält.

Venedig. Die Kaiſerin von Rußland hat dem durch ſeine vielen volksthümlichen Compoſitionen bekannten Tondichter Gianbattiſta de Perrucchini, deſſen reizende Canzonetta „La notte che bella" ſchon ſeit länger als zwanzig Jahren eines der erſten Lieblingslieder der venezianiſchen Bevölkerung iſt, einen koſtbaren Brillantring geſchenkt, weil der Componiſt dieſes Liedes einſt der Cicerone per excellence des ſeligen Kaiſers Alexander, bei deſſen Aufenthalte in Venedig, geweſen war.

∴ Die deutſche Literatur gewinnt in Italien immer mehr Verbreitung. Seit Kurzem hat der Trieſter Buchhändler Favarger hier eine deutſche Filialbuchhandlung unter den Procuratien eröffnet.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1566 ernannte Sultan Selim III ſeinen Weinlieferanten (der gute Selim muß ein ſchlechter Muſelmann geweſen ſein) und Hofjuden Joſeph Meguez zum Herzoge von Naros. Der Jude ſchrieb ſich: Joſeph von Gottes Gnaden Herzog des ägäiſchen Meeres und Herr von Andros. Nach dem Tode des jüdiſchen Herzogs fiel Naros an die ottomanniſche Pforte zurück.

— Von den Göthe'ſchen Stücken wurde im Jahre 1809 (alſo 39 Jahre nach ſeiner Abfaſſung!) „Götz von Berlichingen" zum erſten Male in Frankfurt gegeben.

— Eine alte engliſche Satyre, die faſt alle Gewerbe und Handthierungen aufzählt, gedenkt auch der Komödianten, ſtellt ſie aber nicht gerade unter ehrenwerthe Geſellſchaften, denn es heißt:

„Schauſpieler, Beutelſchneider, Falſchmünzer,
Steinſchlucker, Seiltänzer, Hexenmacher u. ſ. w." (Damenzeitung.)

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Das
Zeitalter der Vernunft.
Eine Unterſuchung
der
wahren und unwahren Theologie
von
Thomas Payne.
Nach dem Engliſchen.
Preis 1 Thaler.

Krieg,
Literatur und Theater.
Mittheilungen
zur
neueren Geſchichte.
Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Dorow.
Preis 2 Thaler.

☞ **(Bechſteins Werke, zu herabgeſetzten Preiſen, welche nur noch bis Michaelis d. J. gelten.)**

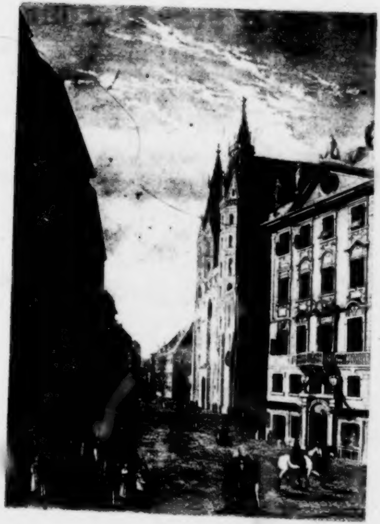
Durch alle Buchhandlungen iſt von Herm. **Fritzſche** in Leipzig zu beziehen:

Bechſteins Todtentanz. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach Holbein. Cart. Statt 3 Thlr. — 1⅔ Thlr.
Deſſen Fauſtus. Mit 8 Umriſſen. Cart. Statt 3 Thlr — 1⅓ Thlr.
Deſſen Novellen und Phantaſieblüthen. 2 Bde. Statt 1⅔ Thlr. — 25 Ngr.

Zu Michaelis d. J. treten die Ladenpreiſe unwiderruflich wieder ein.

Hierbei eine Extra-Beilage:
Wien vom Stock am Eiſen. (Stahlſtich.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



[illegible]

[illegible]

№. 19

C

Jährlich 5
Jährlicher
neb

Es
Lachaise
Mehr
las ich die
manchem
den langen
ſchiedenen
Leiſe
Mann ſtap
gißmeinnich
Sein
von dem b
gegangen w
Jedes
der hier d
weckenden
Darauf küß
näherte ſich
Wen
ſein Vater
den Leichen

Heute
alt, als ſie
des Mannes
Dieſes
ein, denn ſe

Leipzig, 18. Juni 1846.

HARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

digirt von Eduard Maria Oettinger.

nze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
numerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Ein Luſtſpiel auf dem Kirchhof.

Von E. M. Oettinger.

im Jahre 1830, als ich zum erſten Male den Kirchhof Père
hte.
evoll ſchritt ich durch die Reihen der ſtillen Gräber, aufmerkſam
ſchriften auf den Leichenſteinen und theilnahmsvoll pflückte ich an
reshügel, zur Erinnerung an den Todten, der unter dieſer Decke
raum träumt, eine Blume ab, die aus der Aſche des Hinge-
anden war.
herte ich mich einem Grabe, vor deſſen Leichenſtein ein junger
eer, in rührende Andacht verſunken, heiße Thränen auf das Ver-
t fallen ließ, das ſich über dieſe Grabesſtätte erhob.
ge, ſtarrte den Leichenſtein an; hundert tiefe Seufzer riſſen ſich
mmenen Herzen los und folgten den Thränen, die ihnen voran-
n.
gißmeinnicht ſchien ihn zu fragen, ob er noch des Todten gedenke,
ngen Schlaf ſchlafe. Er bückte ſich, pflückte eine der erinnerung-
nen und ſteckte ſie in das Knopfloch ſeines ſchwarzen Fracks.
r den Namen, der auf dem Leichenſteine eingegraben war, und
em andern Grabe.
er beweint haben? Wer ruht wohl in dieſem Grabe? Gewiß
ſeine Mutter! Ich näherte mich dieſer Grabſtätte und las
:

»Ci-gît
Amélie de ***,
e le 17 Janvier 1804, morte le 1 Mai 1829.«

alſo der Jahrestag ihres Todes. Sie war erſt 25 Jahre
b. Amélie kann mithin nur die Schweſter oder die Geliebte
weſen ſein, der jetzt an ihrem Grabe geweint.
ab, dachte ich bei mir, ſchließt ohne Zweifel ſeine erſte Liebe
Trauer bezeugte nur zu klar ſeinen tiefen Schmerz.

Ich bedauerte den jungen Mann und ging weiter.

Kaum hatte ich mich entfernt, da nahte ſich ein anderer junger Mann dem Grabe Amélie's von ***.

Auch *er* blieb vor dem Leichenſteine ſtehen, auch *er* kniete nieder, auch *er* pflückte ein Vergißmeinnicht von ihrem Grabe.

Dieſer junge Mann, dachte ich bei mir, iſt wahrſcheinlich ein Bruder des Andern, Amélie iſt unſtreitig Beider Schweſter.

Nummer Zwei lag noch auf ſeinem Knie, da kam Nummer Eins zurück. Er ſtuzte, als er gewahrte, daß ein Fremder vor dieſem Grabe niedergekniet war.

— Erlauben Sie mir eine Frage, mein Herr.

— Recht gern.

— Wiſſen Sie, wer hier in dieſem Grabe ruht?

— Hier ruht Amélie von ***.

— Ganz recht. Sind Sie ein Anverwandter der Verſtorbenen?

— Mehr als ein Anverwandter.

— Alſo ihr Bruder. Nicht wahr?

— Weshalb ſollt' ich es verhehlen. Rund heraus geſagt, Amélie war meine Geliebte.

— Ihre Geliebte?!

— Ja, meine Geliebte. Sie ſchwur mir noch acht Tage vor ihrem Tode ewige Liebe und ewige Treu'.

— Mein Herr, Sie irren ſich. Dieſe Amélie war nicht *Ihre*, ſondern *meine* Geliebte, *mir* ſchwur ſie ewige Treue.

— Das iſt nicht wahr, mein Herr.

— Ich habe noch niemals gelogen. Da, ſehen Sie dieſen Haarring. Inwendig iſt Amélie's Name eingegraben. Sie ſchenkte mir dieſen Ring zum Unterpfand ihrer Liebe.

— **Mort de ma vie!** Gerad' ſo einen Ring habe auch *ich* von Amélie erhalten. Da iſt er. Auch in dieſem iſt inwendig ihr Name eingeſchnitten.

— Herr, Sie wagten es alſo, mein Nebenbuhler zu ſein?

— Dieſelbe Frage richte ich an Sie!

— Dieſer Frevel ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen! Sie haben mir meine Braut verführt — dieſer Schimpf verlangt Blut!

Die beiden Geliebten waren eben in der ſtärkſten Wuth — da kam ein junger Officier hinzu.

Auch *er* blieb vor Amélie's Leichenſteine ſtehen, auch *er* kniete nieder, auch *er* ſtieß Seufzer aus und auch *er* vergoß Thränen.

Die beiden jungen Leute waren Zeuge ſeiner Trauer und wußten nun nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollten. Endlich trat Einer von ihnen zu dem Officier hin.

— Stehen Sie auf, Herr Capitain. Sparen Sie Ihre Thränen für andere Todte auf!

— Was ſoll das heißen?

— Sie beweinen hier Amélie von ***.

— So iſt's!

— Amélie war ein falſches Weib, das ihr Herz nicht an Einen, ſondern an Viele verſchenkt hat.

— Herr, Sie ſind ein frecher Lügner!

— Mäßigen Sie ſich, Herr Capitain! Nicht nur mir, ſondern auch jenem Herrn ſchwur ſie ewige Liebe, ewige Treue.

— Unmöglich!

— Streiten Sie nicht, Herr Capitain. Sowohl mir als dieſem Herrn ſchenkte ſie, zum Unterpfand ihrer gelobten Liebe, einen Haarring.

— Wirklich?

— Parole d'honneur! Haben Sie etwa auch einen Ring von ihr?

— Das verſteht ſich. Hier iſt er. Können Sie leſen, was inwendig eingegraben ſteht?

— »Louis und Amélie -- 1. April 1821.« Was bedeutet dieſes Datum?

— An jenem Tage hatte ich Amélie zum Traualtar geführt.

— Wie, Amélie von *** war . . .

— Meine Frau.

— Hier muß ein Irrthum ſein, Herr Capitain. Amélie ſagte mir, ſie ſei Wittwe.

— Sie hat gelogen. Fünf Jahre waren wir glücklich verheirathet. Im Jahre 1826 trieb mich meine Kriegsluſt und mein Ehrgeiz nach Griechenland. Unter den Helleniſchen Fahnen focht ich gegen die Türken. In Morea hatte ich das Unglück, von dieſen Hunden gefangen genommen und nach Conſtantinopel gebracht zu werden. Man warf mich ins Gefängniß; erſt vor drei Monaten entkam ich meiner Haft und eilte flugſchnell nach Frankreich zu meiner Gattin zurück, die ſeit 1827 keine Nachrichten von mir haben konnte. Vor zwei Tagen bin ich in Paris angekommen. Da erfahre ich, daß Amélie, meine Frau, ſchon ſeit einem Jahre im Grabe ruht. Ich bilde mir ein, ſie ſei aus Gram über meine Abweſenheit ſo früh geſtorben, mache mir allerlei Gewiſſensbiſſe, eile hierher, um ihr Grab aufzuſuchen und ſie reuevoll und demüthig um Vergebung meiner Sünden anzuflehen, da erfahre ich durch Sie, daß ſie ihre Treue gebrochen und ihr Herz ſogar an zwei Andere verſchenkt hat. – O Weiber, Weiber!

— Ich finde Ihren Zorn nicht mehr als gerecht. Das Geſchehene läßt ſich aber nicht mehr ändern. Decken Sie daher das Vorgefallene mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu. Bedenken Sie, daß Ihre Frau Gemahlin allerdings triftige Gründe hatte, zu glauben, daß Sie auf dem Felde der Ehre gefallen ſeien; denn ſeit 1827 bekam ſie, wie Sie ſelbſt erzählten, keine Briefe von Ihnen. Sie glaubte Sie todt — mithin iſt es ihr zu verzeihen, daß ſie, als Wittwe von 25 Jahren, ſich wieder um einen andern Gatten umſah. Daß ſie zu gleicher Zeit mir und dieſem Herrn Anſprüche auf ihre Hand verlieh — dies wollen wir ihrem Leichtſinne zuſchreiben, der vielleicht die Wahl zwiſchen mir und dieſem Herren etwas ſchwierig hielt. Genug davon, Herr Capitain. Ein Sprichwort ſagt: Laßt die Todten ruhen.

⁂

Die drei Herren, der Gemahl und die beiden Geliebten Amélie's, verſöhnten ſich und feierten noch an demſelben Abend in Longchamps einen frohvergnügten Abend.

Theater-Skandal.

Unter dieſer Aufſchrift bringt Nummer 61 der „deutſchen Eiſenbahn“ einen Artikel, welcher den gemeinen Cliquengeiſt, der in unſerer Literatur, und das ſkandalöſe Treiben, das bei unſerm Theater herricht, mit ſo trefflichen Farben ſchildert, daß wir den ganzen Artikel, mit Erlaubniß der Redaktion, den Spalten unſeres Blattes einverleiben und hier und da eine kleine Anmerkung hinzufügen dürfen.

»Viele Schriftſteller haben ſich in neueſter Zeit dem Theater zugewendet, ſie glaubten wahrſcheinlich, die Aera des Ruhmes und der Tantiémen ſei gekommen, und die goldene Zeit der dramatiſchen Autoren wäre vor der Thüre. Oettinger, der Redakteur des „Charivari“, hatte ebenfalls ein Stück geſchrieben, eine Poſſe, unter dem Titel „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Leichen und kein Grab“. Auch in Leipzig ſollte es aufgeführt werden, was ſchon Anfangs wie Durchfallen klang; denn daß der Redakteur des „Charivari“, welcher ſchonungslos, mit und ohne Recht, gegen eine Menge Perſonen zu Felde zieht, der beſonders die Leute des Theaters, vor Allem aber die Herren Laube und Marr, eben ſo den Theaterdirektor ſelbſt, oft genug zur Verzweiflung gebracht hat, — daß dieſer auch mit dem beſten Stücke hier Fiasco machen mußte, und auf keine Art von Rückſicht und Billigkeit rechnen konnte, war eine ausgemachte Sache. Gegen die verwundenden Witze und den Spott des „Charivari“ direkt los zu gehen, dazu fehlte den meiſten Leuten der Muth, und ſie hüllten den Mangel deſſelben in oft ſtolze Verachtung. Die Gelegenheit, ſich an dem Herausgeber zu reiben, ohne ſeine eigene Haut zu Markte zu tragen, war zu günſtig; ſie durfte nicht vorbeigelaſſen werden, ja die Feinde Oettingers erwarteten ſogar, durch die hervorgerufene Größe des Skandals den verhaßten Gegner gänzlich todt zu machen [1]). Oettinger wußte alles Das, mußte es wiſſen, und dennoch ließ er ſeine Poſſe in Leipzig aufführen [2]). Die Einleitung zu dem „großen“ Abende beſtand darin, daß nicht nur überall ausgeſprengt wurde, das Oettinger'ſche Poſſenſpiel ſei einem anderen Stücke abgeſchrieben [3]) und ganz und gar werthlos, ſondern es wurden auch die Leute darauf aufmerkſam gemacht, daß man die Gelegenheit zur „Satisfaktion“ für die vielen Opfer des unbarmherzigen „Charivari“ nicht ungenützt vorbeigehen laſſen dürfe. Zum Ueberfluſſe erhielt Oettinger von einem Bekannten aus Peſth ein Schreiben, worin ihm gemeldet wurde: der durch Herrn Marrs Protektion in Leipzig engagirte Schauſpieler Wagener habe einen Peſther Freund brieflich erſucht, ihm ſo ſchnell als möglich das alte einaktige Luſtſpiel „die todten Eheleute“ zu ſchicken, weil das Oettinger'ſche Stück und jenes offenbar das nämliche ſei und man dem Redakteur des „Charivari“ einen Brei einrühren wolle.

---

[1]) Zum Aerger meiner verehrten Feinde und Neider ſtehe ich aber — Gottlob — ſo feſt in der Achtung der Leſewelt, daß das neidiſche Gebelfer des literariſchen Janhagels mir durchaus nicht ſchaden kann.

[2]) Hier waltet ein kleiner Irrthum. Ich hatte mein Luſtſpiel an alle Bühnen Deutſchlands, mit Ausnahme der Leipziger, verſendet. Später aber, als mein Stück durch Kauf in die Hände des Theater-Geſchäftsbureau der Herren Heinrich und Michaelſon in Berlin überging, wollte ich es nicht verhindern, daß es auch hier zur Aufführung komme.

[3]) Dieſer Vorwurf war dergeſtalt plump, daß ſelbſt meine Feinde nicht daran glauben konnten.

Oettinger konnte darüber den Herrn Wagener mündlich zu Rede ſetzen, er that es aber nicht, ſondern ließ den aus Peſth erhaltenen Brief theilweiſe im hieſigen „Tageblatt“ abdrucken. Jedermann war erſtaunt über die Intriguen eines Schauſpielers, den man allgemein für ſehr gutmüthig hält, der ſich noch nie um Andere bekümmert, ja der, wie man ſagt, „kein Kind beleidigen kann“ 4). Man freute oder ärgerte ſich über den kommenden Skandal, — aber Jedermann war darüber einig, daß man die Triebfeder der Wagener'ſchen Handlungsweiſe ſehr gut kenne, und auch Diejenigen, welche nichts Näheres erfuhren, hatten ſich eine ganz beſtimmte Anſicht darüber gebildet. Man hätte nun freilich erwarten ſollen, der Theaterdirektor würde ſein Mitglied wegen jenes ſogar die Direktion kompromittirenden Schrittes zur Rechenſchaft ziehen 5), ſtatt deſſen ließ er es ſogar ungeahndet, als am nächſten Tage der Schauſpieler Wagener im „Tageblatt“ nicht nur den ganzen Inhalt des öſterreichiſchen Stückes, mit welchem das Oettinger'ſche dieſelbe alte Anekdote zum Grundſtoffe hat, abdruckte, ſondern auch bei dieſer Gelegenheit den Redakteur des „Charivari“, der ihm in ſeiner Annoce nicht ein Wort perſönlicher Beleidigung geſagt, auf die unwürdigſte Weiſe perſönlich beleidigte 6). Wir wiſſen nicht, ob es noch mehrere Theater in Deutſchland giebt, an denen die Direktion den Regiſſeur und die Mitglieder ſich ſo wie hier über den Kopf wachſen läßt, aber das wiſſen wir, daß in Allem, was die Fähigkeiten, eine Bühne zu disciplniren und konſequent zu ſein, betrifft, Dr. Schmidt dem frühern Direktor Ringelhardt auch nicht einmal die Schuhriemen aufzulöſen im Stande iſt. Eine ſchwankendere, haltloſere Direktion, wie die gegenwärtige, hätte man in ganz Sachſen nicht auftreiben können 7). — Oettinger bat im nächſten „Tageblatt“ einfach um Aufführung jener „lebendigtodten Eheleute“, und glaubte es ſich ſchuldig zu ſein, auf den Angriff nicht weiter einzugehen. Noch einige Artikel anderer Perſonen gegen und für die angezettelte Intrigue erhielten die Aufregung wach, und am Abende der Vorſtellung war das Haus, wie man ſich leicht denken kann, übervoll

---

4) Auch ich halte dieſen p. p. Wagener nur für eine Marionette des Herrn Marr. Als ich den Famulus unſeres würdigen Oberregiſſeurs einige Male verdientermaßen lächerlich gemacht hatte, kroch er bäuchlings in mein Haus, überreichte mir einen Empfehlungsbrief von Julius Seidlitz und wünſchte auf meinen „Charivari“ zu abonniren. Ich aber — Herr Theodor Drobiſch war Zeuge dieſer Scene — machte dem guten Mann begreiflich, daß ein Abonnement auf mein Blatt auf Lob und Tadel keinen Einfluß habe; er möchte ſein Geld alſo hübſch behalten und mich ungeſchoren laſſen.

5) Das mußte Herr Dr. Schmidt allerdings thun, wenn er die Theatergeſetze, die er gegeben, aufrecht erhalten wollte; denn §. 35 dieſer Geſetze lautet: »Wer als Beurtheiler ſeiner Collegen und der Direktion in öffentlichen Blättern auftritt oder Nachrichten, die dem Theater und ſeinen Mitgliedern nachtheilig ſind, drucken läßt; wer Parteien im Publikum anregt und nährt, Unruhen im Theater verurſacht und überhaupt auf eine nachtheilige Stimmung des Publikums einwirkt, zahlt einen Monatsgehalt Strafe. Bei Wiederholungsfällen erfolgt ſofortige Entlaſſung.« Hat Herr Dr. Schmidt dieſen Paragraphen reſpektirt?

6) In dieſem Punkte bin ich mit dem Herrn der „Eiſenbahn“ durchaus nicht einverſtanden. Es giebt Weſen, die ſo niedrig ſtehen, daß ſie mich durchaus nicht beleidigen können. Ich verweiſe meine Freunde auf die Vorrede meines „Narren-Almanachs für 1843“. Schon dort habe ich geſagt: »Es giebt Käuze in der Welt, die von mir behaupten dürfen, ich hätte Vater und Mutter gemordet, Kinder geraubt, Banknoten gemacht, Löffel geſtohlen und den Brand in Hamburg angelegt — dieſe Lumpe kränken mich eben ſo wenig, wie Mücken, die ſich auf den Abſatz meines Stiefels ſetzen.«

7) Auch wir haben behauptet und werden es fernerhin behaupten, daß unter der Direktion des Herrn Ringelhardt das Leipziger Theater eine würdigere Haltung, eine beſſere Disciplin gehabt hat.

Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo ſah man bald ein, daß der Inhalt des öſterreichiſchen Luſtſpiels, wie jener Schauſpieler ihn erzählt, nur in der nämlichen Anekdote beſtehe, daß die Oettinger'ſche Bearbeitung aber eine ganz andere ſei; allein um gut zu ſein, beſitzt das Oettinger'ſche Poſſenſpiel zu viel ermüdende Längen und Wiederholungen, die Intrigue iſt recht hübſch erdacht, aber die Motive der handelnden Perſonen ſind zu trübe; viele Beziehungen, welche man in Frankreich, wo das Stück ſpielt, gleich begreifen würde, verſtehen die meiſten Zuhörer nicht; in Allem aber, von Anfang bis zu Ende, iſt der leichtfüßige Journaliſt bemerkbar, mit allen ſeinen Vorzügen, Scherzen und allen ſeinen Schwächen. Die da und dort ſprudelnde Laune mußte ſelbſt die Gegner augenblicklich erheitern, aber einige derbe und unzarte Ausdrücke und Anſpielungen konnten ſelbſt die Freunde des Verfaſſers verſtimmen. Wenn man das Oettinger'ſche Poſſenſpiel (und weiter ſoll es ja nichts ſein), als Erſtlingswerk unparteiiſch betrachtet, ſo muß man geſtehen, daß der Redakteur des „Charivari" jedenfalls Talent beſitzt für dieſen Genre, und deswegen leicht in den Fall kommen kann, ſeine Gegner noch ſehr zu entmuthigen, und daß die ſämmtlichen Fehler des vorliegenden Werkchens geändert werden können, was man doch ſchwerlich von einem ganz und gar verfehlten Opus zu ſagen im Stande wäre. — Aber, wie vorhin ſchon bemerkt, das Stück des Redakteurs des „Charivari" mußte durchfallen, und wenn es noch ſo gut geweſen wäre[8]. Gut oder ſchlecht, das blieb für die Gegner daſſelbe, und da es mit ſeinen jetzigen Mängeln in Wahrheit nicht gut war, ſo hatte die Oppoſition leichtes Spiel. Es wird mir niemals einfallen, irgend Jemandem das Recht abzuſtreiten, ſeinen Beifall oder ſein Mißfallen da oder dort zu erkennen zu geben, ob dieſer Beifall oder dieſes Mißfallen gegründet ſind oder nicht. Aber ich kann und muß verlangen, daß Menſchen, welche auf Bildung Anſpruch machen, ſich auch wie gebildete Menſchen benehmen, weil ſie ſonſt eben ſo gut zum Pöbel gehören, wie jene mit Lumpen bedeckten Geſchöpfe, die man gewöhnlich ſo zu nennen pflegt. Es befanden ſich aber z. B. in meiner Nachbarſchaft einige Herren, deren wüthendes Benehmen im ſtarken Gegenſatze zu ihrer anſtändigen Kleidung ſtand; manche Perſonen hatten ſogar Pfeifen mit ins Theater gebracht, und man verſichert mir, daß ein paar Dutzend Straßenjungen gedungen worden waren, um den Skandal ſo weit als möglich zu treiben[9]. Das kann auch gar nicht anders ſein, denn das wird mir doch Niemand verlügen wollen; junge Leute, die auch nur die geringſte Sitte kennen, benähmen ſich ſo. Es müſſen nothwendigerweiſe ein paar Dutzend Straßenjungen geweſen ſein, und zwar von den ordinärſten, welche aufzutreiben waren. Zwar haben allerdings auch andere Perſonen ihr Mißfallen laut und offen zu erkennen gegeben, aber zwiſchen dem und jenem Mißfallen war ein Unterſchied, wie zwiſchen einer Pappel und einer Schmarozerpflanze. Während gewiſſe Leute an Oettinger dieſe oder jene Unbill zu rächen vermeinten, erniedrigten ſie ſich ſelbſt zum Thiere herab, und die „Satisfaktion," welche ſie Dem oder Jenem dadurch bereiten wollten, wird gewiß Niemand öffentlich in Empfang nehmen mögen, das allein ſchon ſpricht ihr Urtheil. Der Schauſpieler Meixner trug das Seinige dazu bei, die Vorſtellung zu verderben10). Er legte nicht nur einen beſonderen Accent auf Stellen, die auf ein Durchfallen hinweiſen konnten, lachle da und dort, wo es nicht hingehörte, ſondern er kam auch *mehrere Male* in einem *braunen* Domino, ſtatt in einem ſchwarzen, obſchon er öfter von *ſchwarz* ſprechen mußte oder doch ſprach11), und als einmal applaudirt wurde, bückte er ſich ſogar hinter das Kanapee, wie wenn er ſich ſchämte. Das Letztere wird ihm zwar unter *keinen* Umſtänden Jemand glauben, aber er unterhielt doch dadurch das Gelächter und den Spektakel. So etwas kann natürlich auch nur unter der gegenwärtigen Direktion ungeſtraft hingehen. — Da überdem nach den mehrmaligen Verſicherungen des Herrn Heller derſelbe Meixner in dem unglücklichen „*letzten Willen*“ Manches geſagt hatte, was gar nicht in ſeiner Rolle jenes Stückes ſtand, ſo läßt ſich annehmen, daß es auch in der Oettingerſchen Poſſe der Fall geweſen, und Oettinger nicht anweſend war, alſo nicht kontrolliren konnte12). Lärm entſtand aber auch ſtets von Neuem, und wenn nicht die geringſte Veranlaſſung dazu vorhanden war. — Als der Vorhang endlich gefallen, wurde mit Ernſt und Malice von verſchiedenen Seiten „Oettinger“ gerufen, dazwiſchen aber gepfiffen und getobt wie vorher. Nachdem man dieſe Seelenfreude eine Zeit lang genoſſen, trat, Jubel im Herzen, mit lammfrommer zerknirſchter Miene, ganz in der Maske des Lamoignon, jeder Zoll ein *Tartüffe*, Herr Marr vor und fragte das „verehrte“ Publikum mit kläglicher Geberde und vom Schmerze gedämpfter Stimme: *was es wünſche?* »Oettinger,« rief man. »Herr Oettinger iſt nicht anweſend,« antwortete die Jammergeſtalt betrübt. Damit war die Rolle des Regiſſeurs zu Ende. Herr Marr aber hatte nicht Luſt, es hierbei bewenden zu laſſen; er dachte, das Menſchenleben ſei kurz, und die Augenblicke wären koſtbar, blieb alſo demüthiglich und wehmüthiglich ſtehen, und fragte nach einer kleinen Pauſe: »*wünſchen Sie noch Etwas?*« Da rief ich ihm zu: »Sie haben uns geſagt, Herr Oettinger ſei nicht anweſend, wozu dieſe Diskuſſion noch?« Weil Niemand dagegen ſprach, ſo verneigte ſich Herr Marr abermals tief, zuckte traurig über die verdorbene Welt die Achſeln und zog ſich tiefbetrübt „in's Privatleben“ zurück.

---

[8] Damit iſt halb Leipzig einverſtanden.

[9] Es iſt erwieſen, daß der Schauſpieler Wagener noch vor Anfang des Stücks Billets gekauft hat.

Es wäre ein großer Luxus, wenn ich mich hier oder irgendwo anders zum Vertheidiger des Herrn Oettinger machen wollte. Herr Oettinger braucht keinen Vertheidiger; er iſt Journaliſt und beweglich genug, um Niemandem Etwas ſchuldig zu bleiben, und er wird am Beſten wiſſen, was zu thun iſt. Er hat mich weder jemals um Rath gefragt, noch habe ich ihm jemals einen Rath angeboten. Aber ſchweigen konnte ich nicht, wenn es ſich um die literariſche Ehre eines Schriftſtellers handelt; dieſes Unrecht kann ich nicht geſchehen laſſen, ohne lebhaft widerſprochen zu haben. So hatte ich ſeiner Zeit gegen die erboſten Feinde des Dr. Heller geſchrieben, als dieſelben auch mit

---

10) Das habe ich von vielen Seiten gehört; doch wundert mich das nicht.

11) Wenn ſo Etwas bei ſogenannten reiſenden „Schmierern“ geſchieht, ſo iſt dies leicht verzeihlich, wenn ſich aber ein Theater, das auf Achtung Anſpruch machen will, ſolche Plumpheit zu Schulden kommen läßt, ſo bricht es über ſich ſelbſt den Stab.

12) Als Herr Dr. Schmidt am Tage der Vorſtellung mich fragen ließ, wie viel Billets ich haben wolle, ließ ich ihm danken und ſagen: »er wiſſe, daß ich ſein Theater *nie* beſuche; ich würde heute alſo keine Ausnahme machen.« Von Herrn Marr zu den Proben eingeladen, habe ich keine einzige beſucht, und zwar darum, weil es mir, aufrichtig geſagt, ziemlich gleichgiltig war, ob mein Stück hier gefalle oder nicht. Hatte ich doch die feſte Ueberzeugung, daß es *hier*, aus Gründen, welche die Eiſenbahn ſehr richtig bezeichnet hat, durchfallen *mußte*.

Pfeifen in's Theater gezogen waren, um eine ſogenannte „Demonſtration" gegen jenen Schriftſteller zu machen; ſo habe ich den Berliner „Figaro" vor einem Jahre niederträchtig genannt, als er behauptet hatte: Laube's „Rococo" ſei eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, und dieſes dann nicht beweiſen konnte. Es wird mir Niemand nachſagen können, daß ich die dramatiſchen Werke der Herren Heller und Laube bewunderungswürdig finde, aber wenn man ſchmähliche, durch perſönliche Gehäſſigkeit geleitete Angriffe auf die literariſche Exiſtenz irgend eines Schriftſtellers macht, ſo will ich nicht ſchweigen. Was endlich die beiden „Recenſionen" über Oettingers Stück, im hieſigen „Tageblatt" und der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" betrifft, ſo iſt nur noch ein Punkt darin, welcher berührt zu werden verdient, weil er charakteriſtiſch iſt. Des „Tageblättlers" Gefühl wurde nämlich durch die auf die Aufwallung frevelhafter Neigungen (!) berechnete Täuſchung entſetzlich „beleidigt," und der Verfaſſer des „letzten Willens" fand nirgends einen Ruhepunkt für ſeine edlere ſittliche Empfindung"[13]). Man muß ſich zu dieſer Erhebung in Wahrheit Glück wünſchen, denn es iſt, Gott ſei es geklagt, das erſte Mal, daß ſie ſich in den „Kritiken" der beiden Herren kund giebt. Im „Rococo," wo die hochſtehenden Perſonen durch und durch nichtswürdig ſind und die jüngeren zu den ſchmachvollſten Rollen bereden, war ihnen Alles ſchön und gut, u. ſ. w. u. ſ. w."[14]) — Nun aber iſt die Moral plötzlich erwacht! Was mag die Urſache dieſes wunderbaren Paulusſenthums ſein? Oettinger allein? — Oder liegt es daran, weil der Recenſent der „Deutſchen Allgemeinen" ſich in neuſter Zeit häuslich bei Herrn Marr niedergelaſſen hat[15]) und er dort, wo unſtreitig alle edleren und ſittlichen Empfindungen ihre Ruhepunkte haben, ein neuer Adam geworden iſt? — Ich weiß es nicht, — genug es iſt ſo; — gratuliren wir uns!

---

13) Das war freilich zum Todtlachen.

14) Und warum? Weil der Eine dieſer ſittlichen Naturen der Schwager, der andere der kritiſche Lohnlakei des „Rococo-Dichters" iſt.

15) Wie, hat denn Herr Heller keine eigene Wohnung mehr?

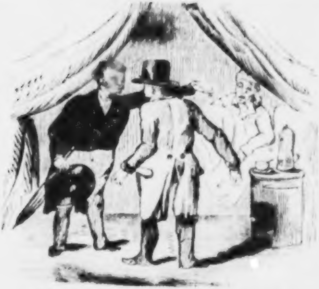
Hofräthe.

Von Karl Knorrn.

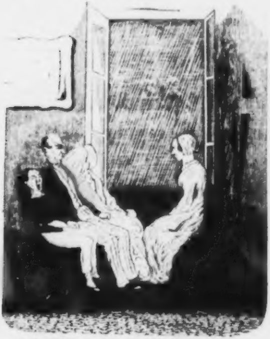
Der Hof und ſein Rath iſt das Größt' im Staate,
Der König ruht und ſein Rath ſitzt im Rathe,
Doch daß die Hofräthe rathen nicht, —
Erſiehet man aus dem Zeitungsbericht,
Da ſteht nur: Seine Majeſtät haben geruht, —
Weshalb ſagt man nicht auch, was ein Hofrath thut? —

Wenigſtens würden doch Alle erſehen,
Was Großes ſchon durch Hofräthe geſchehen,
Und wie täglich mehr und immer mehr
Die Hofräthe gebraucht werden ſehr;
Das erſieht man auch daraus, daß, wie bekannt,
So Viele zu Hofräthen werden ernannt.

Die Hofräth' mit ihren höfiſchen Räthen
Werden zwar oft auf die Füße getreten,
Aber ſie haben ja weder Hühneraugen,
Noch and're, die zum Leben was taugen, —
D'rum mancher Hofrath mit hoffendem Rath
Paßt wohl an den Hof, doch nicht in den Staat



Dieſer Kranke ſtirbt an illuſtrirtem Schwindel.



Ein Sommervergnügen comme il faut.

Zapfenſtreich.

Altona. Seit der Anſtellung unſeres neuen Polizeimeiſters iſt unſere Cenſur ungewöhnlich verſchärft worden. Der Cenſor verlangt unter Anderm jedes Manuſcript in duplo, wovon er das eine Exemplar dann in Verwahrſam behält.

Berlin. Alexander von Humboldt iſt vom Könige von Belgien zum Grand-Cordon des Leopoldordens ernannt worden, um, wie die Verordnung ſagt, Seiner Excellenz ein öffentliches Zeugniß „des Gefühls des hohen Wohlwollens“ zu geben. (Bedarf ein Mann wie Humboldt wohl noch ſolcher Zeichen?)

∴ Der General-Lieutenant Rühle von Lilienſtern iſt zum Ehren-Mitgliede der hieſigen Akademie erwählt worden.

∴ Der Geheime Rath Brüggemann, ein höherer Beamteter im Cultus-Miniſterium, derſelbe, der zur Zeit der Cölner Wirren durch eine diplomatiſche Sendung nach Rom bekannt geworden iſt, hat die Conceſſion zur Herausgabe einer neuen politiſchen Zeitung erhalten, die ein Organ der Regierung werden ſoll.

∴ Peter von Cornelius iſt von Rom zurückgekehrt.

∴ Der um ſeine jüdiſchen Glaubensgenoſſen ſo hochverdiente Sir Moſes Montefiore iſt hier angekommen.

∴ Gräfin Ida Hahn-Hahn wird jetzt kurzweg Gräfin Doppelhahn genannt.

∴ Unſer allgemein beliebter und geſchätzter Komiker Louis Schneider iſt mit ſeinem vaterländiſchen Drama, „die Quitzow's“, durchgefallen*). Die Kritik hat einſtimmig den Stab darüber gebrochen und keine wirkſamer, als die „Preußiſche Allgemeine Zeitung“. Ein eingeſandter Artikel in der „Voſſiſchen Zeitung“ will nun die Sache ſo darſtellen, als wäre Louis Schneider ein Märtyrer der Legitimität. Es iſt wahr, der König hat ſich das Stück vorleſen laſſen, doch Schneider iſt ſelbſt ein zu routinirter Künſtler, um nicht zu wiſſen, daß das alleingiltige Forum eines Stückes nur die Bühne iſt und kein, wenn auch noch ſo hoher Privatkreis.

∴ Das neue Werk des bekannten Fürſten Pückler (ohne Muskau) ſoll unbeſchreiblich langweilig und inhaltslos ſein. Pikant wurden die frühern Opera dieſes eitlen Vielſchreibers nur durch die kokettirende Fürſtlichkeit; dieſer Reiz aber iſt fort, wie Muskau, und man findet den alten Herrn jetzt erſchrecklich abgeſchmackt. Das war vorauszuſehen trotz der lächerlichen Lobhudeleien, womit Herr von Pückler von einigen Schriftſtellern fünften und ſechſten Ranges tagtäglich beräuchert wurde. (Eiſenbahn.)

∴ Der bekannte Philantrop Appert rühmt in ſeinem „Voyage en Prusse“, daß es in Berlin keine öffentlichen Bettler gebe. Dagegen erklärt der „Publiziſt“, der bekanntlich aus öffentlichen Quellen ſchöpft, daß jährlich über 1200 Bettler in den Straßen Berlins verhaftet werden. Herr Appert muß alſo gerade in jenem Augenblick dageweſen ſein, wo jene 1200 alle zuſammen eingefangen waren.

Birmingham. Zum diesjährigen Muſikfeſte erwartet man Herrn Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der auch hier viele Freunde und Verehrer hat.

Bonn. Der „rheiniſche Beobachter“ ſchreibt: »Man behauptet jetzt, die ſpaniſche Regierung ſei keine bureaukratiſche, ſondern eine bourreaukratiſche (bourreaucratique, eine Henkerwirthſchaft.)

Breslau. Vor einigen Wochen iſt bei A. Schulz die Broſchüre „Reformation und Revolution. Eine hiſtoriſche Parabel von M. Altaroche“ confiſcirt worden. Grund davon ſoll die Seite 61 befindliche Stelle ſein.

Brüſſel. In belgiſchen Blättern iſt eine neue Schrift angekündigt, betitelt: „Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du père Herrmann de Lehnin, avec des Notes explicatives“, von Louis de Bouverot. Nach der Anzeige des Verlegers ſind in dieſem Buche die Schickſale des Hauſes Brandenburg, beſonders aber des jetzt regierenden Königs von Preußen, voraus verkündigt.

Cairo. Unter den Fortſchritten im Lande der Pyramiden, dieſen großen Typen der Unbeweglichkeit, kann man die Erſcheinung einer Zeitſchrift in italieniſcher Sprache unter dem Titel „Spettatore egiziano“ anführen, die hier, ſeit dem 1. April, wöchentlich zwei Mal herauskommt.

---

*) Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt.

Coblenz. Der König von Preußen hat die der Burg Stolzenfels gegenüber liegende uralte Johanniskirche, in welcher einſt Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug gepredigt hatte, um 4000 Thaler angekauft, um dieſelbe der Nachwelt als hiſtoriſches Denkmal zu erhalten.

∴ Die Sänger in Trarbach hatten, wie bekannt, für das beſte Moſellied ein Fuder Moſelwein als Preis ausgeſetzt. Jetzt haben die guten Leute den Beſchluß dahin abgeändert, daß das Lied — um dieſen Preis zu erwerben — erſt Volkslied geworden ſein muß.

Cöln. Von unſern Carnevals-Geſellſchaften iſt den Armen unſerer Stadt eine Summe von 11,000 Thalern überwieſen worden. Die Narren thun doch noch Etwas für die Armuth; die Klugen ſorgen nur für ihr eigenes Wohl.

Conſtantinopel. Für Abdul-Meſchids Vergnügungs-Reiſe ſind 14 Millionen Piaſter (823,530 Thaler) angewieſen worden, über deren unnütze Vergeudung hier viel gemurrt wird. (So Etwas kann auch nur einem dummen Türken einfallen; warum murren nicht Ruſſen und andere Nationen über die kleinen Ausflüge ihrer Herrſcher?)

Frankfurt. Das „Frankfurter Journal" widerſpricht der in einigen Zeitungen mitgetheilten Nachricht, daß Herr Dr. Droncke gegenwärtig Mitredakteur dieſes Journals ſei.

Hamburg. Herr Hoffmann von Fallersleben weilt ſeit einigen Wochen wieder in unſerer Mitte. Sobald ſeine Freunde im Lande Hadeln, wohin er, obſchon ein geborener Hannoveraner, nicht kommen darf, davon Kunde erhielten, kamen ſie zahlreich nach Curhaven herüber, um ihren verehrten Landsmann zu begrüßen. Hoffmann wurde neulich von dem adeligen Texas-Verein in Mainz 300 Acres Land und ein Blockhaus in Texas durch den Grafen Caſtell angeboten, um ſich dort eine neue Heimath zu gründen. Sollte Hoffmann dieſes Anerbieten annehmen oder überhaupt nach Texas gehen, ſo würde es wohl nur geſchehen, um als amerikaniſcher Bürger zurückzukehren, weil er dann aus keinem der 38 deutſchen Bundesſtaaten ausgewieſen werden könnte.

Hannover. Von unſerm Hofmarſchall, Kammerherrn und Dr. C. E. v. Malortie iſt „der Hofmarſchall, Handbuch zur Errichtung und Führung eines Hofhalts" in zweiter, prächtig ausgeſtatteter Auflage erſchienen. Das Genußreichſte darin iſt das ausgeſucht feine Küchenzettel-Repertoir, das 75 Seiten dieſes Werkes füllt.

Kopenhagen. Sämmtlichen Zeitungen Dänemarks iſt jede Discuſſion über die däniſche Erbfolge unterſagt worden. Was aber wird die Folge davon ſein? Die Discuſſion wird ſich ein Aſyl in außerdäniſchen Zeitungen ſuchen.

Leipzig. Der König von Preußen hat den Comthur Profeſſor Dr. Gottfried Hermann, den Stolz unſerer Univerſität, einen der gefeiertſten Gelehrten Europas, in die Zahl der Ritter des Ordens pour le mérite aufgenommen und dadurch bewieſen, wie ſehr er die Verdienſte dieſes großen Mannes zu würdigen weiß.

∴ Unſere Stadt, die ſechs Monumente (für Gellert, Bach und Hiller, für König Friedrich Auguſt, für den Markgrafen Dietzmann und den Bürgermeiſter Müller) aufzuweiſen hat, wird nächſtens ein ſiebentes erhalten, das dem Andenken des großen Philoſophen Leibniz geſetzt werden ſoll. Dann kommt die Reihe an Leipzigs Boerhave, Herrn Dr. Aurelio Buddeus, der, durch Hormayrs Gunſt, einen Ruf nach Bremen als Datumrucker der dortigen Zeitung erhalten haben ſoll.

∴ Das zu Raab in Ungarn erſcheinende „Vaterland" brachte unlängſt folgende Notiz: »Nach Oettingers „Charivari" war die zarte Aufmerkſamkeit des Herrn Pokorny für ſeine Gaſtin, Jenny Lind, ſo weit gegangen, daß ſie bei ihrer Ankunft zu ihrer Beruhigung in ihrem Boudoir die Pränumerations-Quittungen über ſämmtliche Wiener Journale vorfand. Sie zählte die Häupter ihrer Lieben und ſiehe — es fehlte kein theueres Haupt.« Saphirs „Humoriſt" hat dieſe Notiz ſeinem Blatte einverleibt und folgende Bemerkung hinzugefügt: »Wir kennen weder die Motive, welche die Redaktion des „Vaterlands" bewogen hat, dieſe Notiz auszuziehen, noch können wir glauben, daß Herr Oettinger ſie auf eigene Fauſt erfunden habe, um ſämmtlichen Wiener Journalen ein Schnippchen zu ſchlagen.« Wir haben hierauf nur zu erwidern, daß uns jener harmloſe Scherz, mit G. S. unterzeichnet, direkt von Wien eingeſendet worden iſt, und daß wir in der ganzen Haltung jenes Artikels nur Scherz, aber keine Beleidigung herausgefunden haben.

∴ Ein hieſiges Blatt bringt die Nachricht, daß unſer großartiges Stadttheater „Liebe kann Alles" mit verkehrter Beſetzung einſtudirt. Herr Marr wird die Franziska und Dem. Samgalli den Obriſt Kraft ſpielen. Bei einer ſo undisciplinirten Bühne, wie der unſrigen, iſt auch dies nicht unmöglich.

∴ Zwei bereits vielfach bearbeitete Dramenſtoffe haben wiederum neue Bearbeiter gefunden. Herr Carl Gaillard in Berlin hat ein Trauerſpiel, „Cola Rienzi", in fünf Akten (Leipzig, bei Lorck), und Herr Otto Prechtler in Berlin ein fünfaktiges Drama, „König Heinrich von Deutſchland" (Wien, bei Klang) dem Druck übergeben.

∴ Herr Niels Gade, der Leiter unſerer Gewandhaus-Concerte, componirt die „Nibelungen", einen nach dem bekannten Gedichte bearbeiteten Text von Louiſe Otto.

∴ In der Expedition des von Ernſt Keil redigirten „Leuchtthurms" iſt erſchienen „Robert Blum; ein Charakterbild für Freunde und Gegner".

London. Nach einem hier vor Kurzem erſchienenen Buche „The Boundaries of Empires" herrſcht Königin Victoria über ein Continent, über hundert Halbinſeln, über fünfhundert Vorgebirge, tauſend Seen, tauſend Flüſſe und zehntauſend Inſeln. Sie bewegt ihre Hand und 500,000 Krieger marſchiren, um zu ſiegen und zu ſterben. Sie nickt mit dem Kopfe und auf dieſes Zeichen erhalten tauſend Kriegsſchiffe und hunderttauſend Matroſen ihre Befehle auf dem Ocean. (Was aber iſt Königin Victoria ohne ihr Parlament?)

∴ Das bei der hieſigen Poſt beſchäftigte Perſonal beſteht aus 373 Schreibern, 90 Boten, 190 Sortirern und 281 Briefträgern. Die Zahl der wöchentlich expedirten Briefe beträgt durchſchnittlich 2,195,105 und die der Zeitungen 829,047.

∴ John O'Connell hat angefangen, die Lebensgeſchichte und Reden ſeines Vaters Daniel herauszugeben. Vor Kurzem iſt der erſte Band erſchienen.

∴ Vor Kurzem war der engliſche Pianiſt Henry Littolf angekommen und hatte bereits ein Concert angekündigt, als er Schulden halber verhaftet werden ſollte, dem Gerichtsdiener aber glücklich entſprang und ſtante pede nach Amerika ging. Man hat daher wohl die Geſchwindigkeit ſeiner Beine, leider aber nicht die Geſchicklichkeit ſeiner Finger bewundern können. (Theaterchronik.)

∴ Fräulein Kathinka von Dietz ſteht als Lieblings-Pianiſtin der hohen Faſhion noch immer ohne Nebenbuhler da. Einen Antrag der Königin, Klavierlehrerin der kleinen Prinzeſſin zu werden, hat ſie abgelehnt.

∴ Der Sänger Piſchek hat bei Hofe geſungen und namentlich mit dem Vortrage Reiſſiger'ſcher Lieder großen Beifall eingeerntet.

Wien. Vor Kurzem hat ſich hier ein Verein zur Aufſuchung, Erwerbung und Vernichtung obſcöner Bücher gebildet. Der Ankauf derſelben ſoll durch freiwillige Beiträge der Mitglieder bewerkſtelligt werden. Der Zweck iſt höchſt ehrenwerth, nur dürfte die Ausführung dieſes Planes durch Wiederabdruck ähnlicher Werke ſehr erſchwert werden.

München. Auch die hieſigen Buchhändler haben der Polizei ihr ſchriftliches Ehrenwort geben müſſen, keine verbotenen Bücher mehr zu verkaufen. Das Ehrenwort iſt etwas Heiliges und ſollte nie gemißbraucht werden.

Paris. Der Herzog von Montpenſier hat den Titel eines Ehren-Präſidenten der Geſellſchaft dramatiſcher Schriftſteller anzunehmen geruht.

∴ Der in der Tracht eines Maurergeſellen aus Ham entflohene Prinz Ludwig Napoleon iſt, mit belgiſchem Paß verſehen, in London angekommen. Paris aber iſt ruhig, denn keinem Vernünftigen wird es einfallen, zu glauben, daß dieſe neue Don-Quixoterie des Prinzen in Frankreich Anhang finden werde.

∴ Graf Xavier de Sade, eines der älteſten Mitglieder der Deputirtenkammer, iſt am 26. v. M. an einem Schlagfluß geſtorben. Er ſaß ſeit länger als zwanzig Jahren auf den Bänken der Oppoſition, genoß aber wegen der ausgezeichneten Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens die Achtung aller Parteien. Das „Journal des Debats" und der „National", die beiden Pole der öffentlichen Meinung, widmen ihm einen ehrenden Nachruf.

∴ Félicien David, der Componiſt der „Wüſte", wird eheſtens ins Paradies der Ehe treten. Eine junge, ſchöne und noch dazu ſehr reiche Engländerin iſt die Aime, welche er heimführt.

∴ Der ſattſam bekannte Herr Emile de Girardin, Herausgeber der „Preſſe", hat vom türkiſchen Sultan den Orden des Niſchan-Iftichar erhalten. (Ob er in der Achtung der Beſſeren darum höher ſtehen wird?)

∴ Der Buchhändler Barba, der Verleger faſt aller dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs, von Pigault Lebrun bis auf Alexander Dumas, und der perſönliche Freund der meiſten derſelben, iſt am 24. Mai geſtorben. Er war früher ſelbſt Schauſpieler, und aus dieſer Lebensepoche dauerte ſeine beſondere Vorliebe für die dramatiſche Literatur bis an ſeinen Tod fort.

∴ Neulich hielt das hiſtoriſche Inſtitut ſeinen zwölften Jahrescongreß unter dem Vorſitze des Baron Taylor. Am Schluß der Sitzung wurde eine Abhandlung von Emile Deschamps über das Thema „Welchen Einfluß hat der franzöſiſche Geiſt ſeit zweihundert Jahren auf Europa geübt?“ vorgeleſen. Es heißt darin: »Die franzöſiſche Nation, die weder ſchwerfällig noch pedantiſch iſt, ſteht im Rufe, frivol zu ſein, und dennoch wage ich zu behaupten, daß ſie die philoſophiſchſte von ganz Europa iſt. Alles iſt bei den Franzoſen inſtinktiv, nichts berechnet oder ſtudirt; der Franzoſe iſt ein Philoſoph, ohne es zu wiſſen.« (Was meint der kleine Franzoſenfreſſer dazu?)

∴ In der königlichen Bibliothek wird jetzt ein beſonderer chineſiſcher Saal eingerichtet für die chineſiſchen Literaturſchätze, welche Herr von Lagrenée bereits überſchickt hat oder noch überſchicken wird.

∴ Herrn Thiers' „Geſchichte des Conſulats“ wird für ihren Verleger nicht die gehoffte Goldgrube werden, da der Nachdruck dieſes Werkes ſich zu einem Maaße erhoben hat, der alle bisherigen Begriffe überſteigt. In Italien ſollen allein vierzehn verſchiedene Nachdrucks-Ausgaben umlaufen und was der hieſige Verleger zu fünf Francs verkauft, kann man jenſeits der Alpen um die Hälfte des Preiſes erhalten.

∴ Herr Rouget de Lisle, der Sohn des Dichters und Componiſten der „Marſeillaiſe“, iſt ein induſtrieller Kopf, der ſoeben eine Notice sur l'origine et les procédés propres à teindre, rayer et ombrer les étoffes herausgegeben hat. (Hier alſo iſt der Apfel ſehr weit vom Baume gefallen.)

∴ Bei Dauvin und Fontaine iſt ein 400 Seiten ſtarkes Buch mit höchſt ſonderbarem Titel, aber ſehr ernſten und zeitgemäßen Inhalts erſchienen, „l'art de devenir député et même ministre, par un oisif qui n'est ni l'un ni l'autre“.

∴ Eine der erſten Notabilitäten des Théâtre français, der Schauſpieler Joanny, hat vor Kurzem Abſchied von dieſer Bühne genommen und ſich ins Privatleben zurückgezogen. Joanny war ſein nom de guerre (wie es hier zu Lande heißt), ſein rechter Name war Jean Bernard Briſebarre. In ſeiner Jugend war er als Trompeter im königlichen Haushalte zu Verſailles angeſtellt, dann wurde er Maler. Während der Revolution diente er als Freiwilliger und erhielt drei Wunden. Plötzlich erwachte in ihm die Luſt zur Dichtkunſt und mit ihr die Neigung, Schauſpieler zu werden. Den erſten Unterricht erhielt er von Madame Sainval, die damals ein Stern erſter Größe war; dann wurde Talma ſein Freund. Joanny war einer der trefflichſten Helden der tragiſchen Scene.

∴ Das Théâtre français geht den Krebsgang; es hilft ihm nichts, daß es ſeinen Prozeß gegen die nach Rußland durchgegangene Schauſpielerin Pleſſy-Arnould gewonnen und für ſie 100,000 Francs Schaden-Erſatz erhalten hat; vergeblich ſtrengt es ſich an, neue Talente durch glänzende Verſprechungen an ſich zu locken; die goldene Zeit dieſer Bühne iſt vorüber.

∴ Unſere große Oper hat acht erſte Sängerinnen, fünf erſte Tenore und ſechs erſte Baſſiſten. Von dieſen bezieht jedes Individuum jährlich zwiſchen 30,000 und 70,000 Frs. Nimmt man dazu das Ballet, das ungeheure Orcheſter, die Chöre u. ſ. w., ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Aufwande machen, welchen dieſes Inſtitut, ganz abgeſehen von den enormen Ausſtattungskoſten, an Honorar zu beſtreiten hat.

∴ Auf Spontini's Anregung wird hier von einem deutſchen Bildhauer Paleſtrina's Büſte für den König von Preußen gearbeitet.

∴ Seit 1826 bis Ende 1844 ſind in ganz Frankreich 141,421 Perſonen criminaliſtiſch angeklagt geweſen. Unter den 7106 Angeklagten des Jahres 1844 befanden ſich 5809 Männer und 1297 Frauen. Unter Letztern waren Vergiftungen und Brandſtiftungen vorherrſchend.

∴ Ein aus China zurückgekehrter Geſandtſchafts-Attaché erzählt, daß er in der chineſiſchen Stadt Tſchon-Tſchen Zeuge der Beſtrafung eines bankerutten Kaufmanns geweſen ſei. Dem Betrüger wurden in Gegenwart ſeiner Gläubiger beide Hände abgehauen. (Wenn dieſe Sitte auch bei uns in Europa eingeführt würde, wie viel Kaufleute würde man ohne Hände umherlaufen ſehen?!)

∴ Auf dem Quai Napoleon, Nummer 9, wird jetzt das Haus abgebrochen, in welchem, nach einer alten Sage und Inſchrift, Abälard und Heloiſe gewohnt haben.

Peſth. Die ungariſche Sprache und Literatur findet immer mehr Geltung und Anerkennung im Auslande. Der König von Portugal übt fortwährend das Ungariſche und läßt ſich regelmäßig die neueſten Erſcheinungen der ungariſchen Literatur zuſchicken. Auch die Prinzeſſin Clementine von Nemours hat gleichfalls der ungariſchen Sprache einen ſchönen Platz angewieſen an ihrem Hofe. Selbſt der König von Preußen ſchenkt, nach authentiſchen Berichten aus Berlin, der ungariſchen Sprache und Literatur die würdigſte Theilnahme.

∴ Unſer Nationaltheater ſcheint unter der Leitung des Grafen Raday einer beſſern Zukunft entgegen zu gehen, wenigſtens was die finanziellen Verhältniſſe dieſer Kunſtanſtalt betrifft. Im Jahre 1845 betrugen die Einnahmen 103,506 Fl. C. M. und die Ausgaben bloß 83,703 Fl., ohne daß man irgend über Knauſerei oder Vernachläſſigung der äſthetiſchen Intereſſen hätte klagen können. Auffallend groß iſt die Ziffer der Honorare für Schauſpieler und Sänger, denn ſie beträgt allein 64,000 Fl. Uebrigens können ſich die Dichter nicht über Vernachläſſigung beklagen, denn ſie empfingen in dem genannten Jahre für ihre zur Darſtellung gebrachten Dramen die Honorarſumme von 7100 Fl., die gewiß nur im Budget weniger deutſcher Hoftheater gefunden werden dürfte. (D. P. Z.)

Poſen. In unſerer Feſtung wird Tag und Nacht an neuen Gefängniſſen gearbeitet. (Ein trauriges Zeichen unſerer traurigen Zeit!)

Prag. Die Zahl unſerer Bevölkerung iſt auf 120,758 Seelen geſtiegen. Mit Einſchluß der Vorſtädte hat Prag jetzt doppelt ſo viel Einwohner als im Jahre 1814.

Schaffhauſen. Unſere Stadt trifft Vorkehrungen zu dem großen eidgenöſſiſchen Sängerfeſt, zu deſſen Präſidenten der Stadtpfarrer Schenkel erwählt worden iſt.

Stuttgart. Unſere keuſchen Choriſtinnen ſollen, laut Befehl des neuen Intendanten, das Schickſal der Münchener Nachtwächter und Hannoveraner Lieutenants theilen, d. h. nicht heirathen dürfen. (Grauſamer Herr von Gall, was haben Ihnen die armen Damen vom Chor zu Leide gethan, daß Sie ihnen das Paradies der Ehe verſperren?)

Uri. Ein junger Mann, Schneidergeſell aus München, W. Vogt, welcher in Neufchatel und ſpäter auch aus Zürich als Communiſt ausgewieſen worden war, iſt hier, wegen ſchwerer Gotteslästerungen, die durch eidliche Zeugenausſagen bewieſen wurden, zu halbſtündiger Prangerausſtellung und 50 ſcharfen Ruthenhieben durch Henkershand verurtheilt worden. Wahrſcheinlich werden wir auch bald irgendwo einen Hexenprozeß erleben, um den Beweis zu führen, daß wir ganz in die alte finſtere Zeit vor 400 Jahren zurückgekehrt ſind!

Wien. Das Theater-Geſchäftsbureau des Herrn Franz Holding hat das Eigenthumsrecht von J. Neſtroy's neueſter Poſſe „der Unbedeutende" für die Summe von 1500 Fl. C. M. an ſich gebracht, ein Honorar, das, einem deutſchen dramatiſchen Dichter bezahlt, beiſpiellos hoch ſcheint; doch bei dem unbeſtreitbaren Werthe dieſes „Unbedeutenden" dürfte der Käufer dennoch ſeine Rechnung finden, da jede Bühne ſich beeilen wird, dieſes Stück zur Darſtellung zu bringen.

∴ Die „Sonntagsblätter" nennen Fanny Elsler, die im Kärnthnerthortheater getanzt und einen maſtodontiſchen Enthuſiasmus erregt hat, die „himmliſche", die „göttliche", die „beiden Hemiſphären angehörende", die „verzückende", den „menſchgewordenen Rhythmus", den „Paganini der Sylphiden", die „Horen-Tänzerin", die „unmögliche Fanny" und fragen, ob die „Embebecidos" damit zufrieden ſind?

∴ Herr Pokorny hat der Sängerin Lind für ein Gaſtſpiel im October, November und December 1846 und im April, Mai und Juni 1847 die Summe von 100,000 Fl. Wiener Währung angeboten.

∴ Jenny Lind ſoll für den nächſten Winter für Petersburg gewonnen ſein. Die beſcheidene Nachtigall erhält dort für fünf Monate 80,000 Papierrubel.

∴ Im Theater an der Wien gaſtiren die Herren Deſſoir und Baumeiſter, von Karlsruhe und Schwerin, mit großem, wohlverdientem Beifall.

∴ Die „Sünde und ihr Fluch" iſt der Titel eines neuen, bei Leopold Grund im Druck erſchienenen Dramas, von einem Hr. Faller, der ſothanes Stück einer Schauſpielerin gewidmet hat.

∴ Franz Wieſt hat den Theaterdichter Carl Haffner, Verfaſſer eines in der „Theaterchronik" Nummer 61 abgedruckten Artikels „die Wiener Volkstheater und die Wiener Literaten, nach der Natur gezeichnet", als Verläumder in gerichtlichen Anſpruch genommen.

∴ Bei Mechetti ſind ſeit Kurzem kleine, wunderhübſche Porzellanbüſten zu haben von Auber, Bach, Balfe, Beethoven, Cherubini, Donizetti, Döhler, Gluck, Halévy, Händel, Haydn, Liſzt, Meyerbeer, Mozart, Paganini, Roſſini, Schubert, Spontini und Thalberg; ſie zeichnen ſich durch charakteriſtiſche Aehnlichkeit aus und ſollten auf keinem Nippestiſch unſerer muſikaliſchen Damen fehlen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1617 wurde in Weimar der Palmenorden geſtiftet, der die Reinigung der deutſchen Sprache von Fremdwörtern bezweckte. Die Mitglieder führten beſondere Namen, beſondere Wahlſprüche ꝛc. Kaspar von Teutleuben, der eigentliche Stifter, nannte ſich: „der Mehlreiche“; Dietrich von Werther: „der Vielgekörnte“; Chriſtoph von Kenſig: „der Wohlbekommende“, Ernſt von Witzleben: „der Gekochte“ ꝛc.

— Auf den Dächern der chineſiſchen Häuſer ſieht man Töpfe, die bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt ſtehen. Der Topf, welcher der Straße den Boden zukehrt, zeigt an, daß eine Tochter im Hauſe ſei, die noch nicht mannbar iſt; wird die Chineſin heirathsfähig, ſo wird dieſer Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet ſie ſich, ſo wird der Topf heruntergenommen. (Modenzeitung.)

— Die alten Babylonier hatten ein Geſetz, daß Jeder, der ein ſchönes und reiches Weib heirathete, eine Summe Geldes zahlen mußte; mit dieſem Gelde ſtattete Babylon ſeine armen und häßlichen Mädchen aus. (Solche Sitte wäre auch jetzt nicht unzweckmäßig.)

— Wenn den deutſchen Dichtern, theilweiſe mit Recht, die Buchhändler-Honorare immer noch gering erſcheinen, mögen ſie ſich mit Vater Gellert tröſten, der für ſeine Fabeln vom Buchhändler Wendler pro Bogen 32 Groſchen empfing.

— Eine Taſchenuhr beſteht nach der Berechnung eines Engländers, aus 992 einzelnen Theilen, deren Verfertigung 73 verſchiedene Gewerbszweige beſchäftigt.

Treffer und Nieten.

• König Guſtav III von Schweden ſprach 1774 die unvergeßlichen Worte: »Durch die Preßfreiheit erfährt jeder Monarch die Wahrheit, die man ihm mit ſo vieler Sorge und mit ſo großem Erfolge verbirgt. Durch dies Mittel kann die Nation den Troſt genießen, ſich zu beklagen, und oft die Ueberzeugung gewinnen, daß manchmal ihre Klagen ungegründet ſind.«

• Eben ſo merkwürdig als charakteriſtiſch iſt Napoleons Urtheil über ſeinen Schwager Murat: »Der König von Neapel iſt zuweilen ein Held von elf Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends.«

An die Dichter Deutſchlands,

namentlich an die jüngeren Dichter, deren Werke in den Encyklopädien, Chreſtomathien und literariſchen Handbüchern bisher noch keine Berückſichtigung gefunden haben, richte ich die freundliche und dringende Bitte, mich durch briefliche Einſendung einer kurzen biographiſchen Skizze (Geburtsort, Geburtsjahr und Tag u. ſ. w.) für die Ausarbeitung eines umfaſſenden, die ganze poetiſche Literatur Deutſchlands ſeit dem Jahre 1500 bis auf die Gegenwart durch reichhaltige Auswahl repräſentirenden Werkes zu unterſtützen. Briefe bitte ich durch die zunächſt gelegenen Buchhandlungen an die Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung in Leipzig oder an die Hahn'ſche Hofbuchhandlung in Hannover unter meiner Adreſſe einzuſenden. Die verehrlichen Redaktionen deutſcher Zeitungen und Journale erſuche ich um gefällige Verbreitung dieſer meiner Bitte.

Hannover im Mai 184[illegible].

K. Gödeke.

Bei **Auguſt Weichardt** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Converſations-Lexikon

zum

Handgebrauch

oder

encyklopädiſches Realwörterbuch

aller

Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe.

(Früher Verlag von Gerhard Fleiſcher.)

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Vollſtändig in einem Bande.

Preis 5 Thaler.

Bei **B. G. Teubner** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Diogenes,

Luſtſpiel in 5 Akten,

nebſt einem Vorſpiele

von

Felix Pyat.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Auguſt Diezmann.

8. Elegant broſch. Preis 15 Ngr.

Wir machen auf dieſes höchſt intereſſante, in Paris mit dem rauſchendſten Beifall aufgenommene Luſtſpiel ganz beſonders aufmerkſam.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 195. Leipzig, 25. Juni 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Beitrag zur Literatur der Fauſtſage.

Von E. M. Oettinger.

Die uralte Fauſtſage hat durch Göthe's Bearbeitung derſelben für Deutſchlands Literatur eine ſo große Bedeutung erhalten, daß eine Zuſammenſtellung alles Deſſen, was über Fauſt erſchienen iſt, manchem unſerer Leſer willkommen ſein wird.

I. Lebensbeſchreibungen von Dr Fauſt.

1. Hiſtoria von D. J. Fauſten, dem weytbeſchreyten Zauberer vnnd Schwartzkünſtler, Frankfurt am Main 1588. 8.

2. Hiſtorie von D. J. Fauſti, des ausbündigen Zauberers und Schwartzkünſtlers Teufeliſcher Verſchreibung, vnchriſtlichem Leben vnd Wandel, ſeltzamen Abentheuwern vnd mit vielen Stücken gemehret, o. O. 1589. 8.

3. (Victor Palma-Cayet) **Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Faust, magicien, avec son testament et sa mort épouvantable (traduite de l'Allemand) Paris 1598. 12. ibid. 1603. 12. Rouen 1604. 12. ibid. 1616. 12. Paris 1616. 12. ibid. 1622. 12. Rouen 1666. 12. Paris 1667. 12. ibid. 1673. 12. Amsterdam 1674. 12. Cologne (Brux.) 1712. 12.**

4. Hiſtoriſche Remarquen über Dr. Fauſts geführtes Leben und deſſen Ausgang, Zwickau, o. J. 4.

5. **History of the damnable life and deserved death of Dr. John Faustus**, o. O. u. J. 4.

6. **Black staer of Dr. John Faust, London 1592. 4.**

7. **Warachtige Historie van Faustus, Emeric 1592. 4.**

8. **The second report of Dr. John Faustus, containing his appearances and the deed of Wagner, written by an english gentleman student in Wittenberg, Abel Jeffes for Cuthbert Bury, London 1594. 4. ibid. 1828. 8.**

9. **G. R. Widmann**, Wahrhafftige Hiſtorien von den grewlichen vnd abſchewlichen Sünden und Laſtern, auch von vielen wunderbarlichen vnd ſeltzamen ebentheuern: So Doctor Johannes Fauſtus, Ein weitberuffener Schwartz-

künſtler und Erzzauberer durch ſeine Schwartzkunſt biß an ſeinen erſchrecklichen End hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen vnd ſchönen Exempeln u. ſ. w. Hamburg 1599. 3 Bde. 4.

10. J. N. Pfitzer, Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Ertz-Schwartzkünſtlers D. J. Fauſti, erſtlich vor mehr vielen Jahren fleißig beſchrieben von G. R. Widmann, jetzo auffs neue überſehen und mit Erinnerungen, Fragen und Geſchichten vermehret. Nürnberg 1674, 1681, 1685, 1695, 1711, 1717 und 1726. 8.

11. Johann Georg Neumann und Christian Kirchner, Disquisitio historica de Fausto praestigiatore vulgo Doctor Faust, Wittebergae 1683, 1693, 1712 und 1743. 4. (Deutſch unter dem Titel: Curieuſe Betrachtungen des ſogenannten Doctor Fauſtus, überſetzt von M. M. Dresden und Leipzig 1702. 8.)

12. G. R. Wiedemann, Leben Johann Fauſts des Schwartzkünſtlers, Nürnberg 1717. 8. (Neue Bearbeitung von Nummer 9.)

13. Christian Daniel Weiss, Dissertatio de Doctore quem vocant Joh. Fausto, circuli Wittebergensis olim habitatore. Altenburgi 1728. Folio.

14. Johann Friedrich Köhler, Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchungen über das Leben und die Thaten D. J. Fauſts, Leipzig 1790. 8.

15. Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Erzſchwarzkünſtlers Johannes Fauſt. Erſtlich beſchrieben von Widmann, hernach herausgegeben von Pfitzer, jetzo neu aufgelegt und mit 16 Holzſchnitten verziert, Reutlingen 1834. 8.

16. Oswald Marbach, Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünſtlers D. Johann Fauſt, Leipzig o. J. (1840.) 12.

II. Lebensbeſchreibungen von Chriſtoph Wagner.

17. Friedrich Schotus Tolet, Chriſtoph Wagners, Fauſti geweſenen Discipels, aufgerichteter Pakt mit dem Teufel, ſo ſich genannt Auerhan, Gerapoli 1594. 4.

18. Leben und Thaten des durch ſeine Zauberkunſt bekannten Chriſtoph Wagners, weyland geweſenen Famuli D. Fauſtens. Von F. Schotus Tolet, in teutſcher Sprach beſchrieben und nun mit einer Vorrede vermehrt von J(acob) M(arperger). Berlin 1712 und 1714. 8.

III. Göthe's Fauſt.

19. Fauſt, Trauerſpiel von J. W. Göthe, Leipzig 1790, bei Göſchen. Zweite Auflage, Stuttgart 1807.

IV. Ueberſetzungen von Göthe's Fauſt.

20. Franzöſiſche: a) Faust, tragédie, Paris 1823. 18. b) Faust, nouvelle traduction en prose et en vers, par Gérard, Paris 1827. 18. c) Faust, traduit par Stapfer, Paris 1828. Fol.

21. Engliſche: a) Faust, translated by John Birch, London (1840). 8. b) by L. J. Bernays, Carlsruhe 1840. 8. c) by John Anster,

Frankfort 1841. 18. d) by George Lefevre, Frankfort 1843. e) by A. Hayward, Erfurt 1842. 16.

22. Holländiſche Faust, vertaeld door L. L. Vleeshouwer, Brussel 1842. 16.

V. Erläuterungsſchriften zu Göthe's Fauſt.

23. (C. F. Göſchel), Ueber Göthes Fauſt und deſſen Fortſetzung. Mit einem Anhang vom ewigen Juden, Leipzig 1824. 8.

24. H. F. W. Hinrichs, Aeſthetiſche Vorleſungen über Göthe's Fauſt, Halle 1825. 8.

25. (Ferdinand Philippi), Einige Andeutungen über die Darſtellung des Göthe'ſchen Fauſt, Dresden 1829. 8.

26. F. A. Rauch, Vorleſungen über Göthe's Fauſt, Büdingen 1830. 8.

27. K. E. Schubarth, Ueber Göthe's Fauſt, Berlin 1830. 8.

28. Karl Roſenkranz, Geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt, Iſerlohn 1831. 8.

29. (C. F. Göſchel), Herolds Stimme zu Göthe's Fauſt, Leipzig 1831. 8.

30. L. B(echſtein), Die Darſtellung der Tragödie Fauſt von Göthe auf der Bühne, Stuttgart 1831. 8.

31. M. Enk, Briefe über Göthe's Fauſt, Wien 1834. 8.

32. C. Löwe, Commentar zum zweiten Theile des Göthe'ſchen Fauſt, Berlin 1834. 8.

33. Commentar zum zweiten Theile des Göthe'ſchen Fauſt, beurtheilt von R. E. Prutz, Berlin 1834. 8.

34. F. Deyks, Göthe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theils der Tragödie, Coblenz 1834. 12.

35. C. G. Carus, Briefe über Göthe's Fauſt, Leipzig 1835. 8.

36. Wilhelm Ernſt Weber, Göthe's Fauſt. Ueberſichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verſtändniſſes, Halle 1836. 8.

37. H. Dünzer, Göthe's Fauſt in ſeiner Einheit und Ganzheit wider ſeine Gegner dargeſtellt, Cöln 1836. 8.

38. C. H. Weiße, Kritik und Erläuterung des Göthe'ſchen Fauſt, Leipzig 1837. 8.

39. Carl Schönholz, Zur Verſtändigung über Göthe's Fauſt, Breslau 1838. 8.

40. Julius Leutbecher, Ueber den Fauſt von Göthe, Nürnberg 1838. 8.

41. Ferdinand Röſe, Ueber die ſceniſche Darſtellung des Göthe'ſchen Fauſt, Berlin 1838.

42. Ueber Göthe's Fauſt. Zwei dramaturgiſche Abhandlungen von Julius Moſen und Adolf Stahr, Oldenburg 1845. 8.

VI. Nachweiſungen über Geſchichte und Literatur des Fauſt.

43. Stieglitz der Aeltere, Die Sage vom Doctor Fauſt (in Friedrich von Raumers „hiſtoriſchem Taſchenbuch", Leipzig 1834. 8.)

44. Carl Roſenkranz, Zur Literatur der Fauſtdichtung (in deſſen Werke „zur Geſchichte der deutſchen Literatur", Königsberg 1836. 8.)

45. Die Literatur über Göthe's Fauſt (in den erſten Nummern der „Halle'ſchen Jahrbücher", redigirt von Ruge und Echtermeyer, Jahrg. 1839.)

46. **Friedrich Theodor Viſcher**, Die Literatur über Göthe's Fauſt (in deſſen Buche „Kritiſche Gänge“, Tübingen 1844. 2 Bde. 8.)

47. Göthe's Fauſt und die Fauſtliteratur (im Cotta'ſchen Morgenblatt, Jahrgang 1839, Nummer 212 ff.)

VII. Dramatiſche Bearbeitungen derſelben Sage von andern Dichtern.

48. (Ohne Namen des Verfaſſers). Johann Fauſt, allegoriſches Drama, Mannheim 1776. 8.

49. G. E. Leſſing, Fauſt und die ſieben Geiſter. Fragment, zuerſt erſchienen in Leſſings Briefen, die neueſte Literatur betreffend, dann aufs Neue abgedruckt in deſſen „theatraliſchem Nachlaß“, Berlin 1784 — 86.

50. G. F. L. **Müller**, Doctor Fauſts Leben, Mannheim 1788. 8.

51. **Mylius und Schink**, Doctor Fauſts Leibgürtel, Gotha 1789. 8.

52. **Julius von Soden**, Doctor Fauſt, Volksſchauſpiel in fünf Akten, Augsburg 1791 und 1797. 8.

53. Aloys Schreiber, Scenen aus Fauſts Leben, Offenbach 1792. 8.

54. J. N. **Komareck**, Fauſt von Mainz, „ein Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert, (in deſſen „Schauſpielen“, 1793. 8.)

55. F. G . . . ., Doctor Fauſt, ein Schattenriß. Danzig 1797. 8.

56. J. F. **Schink**, Johann Fauſt, dramatiſche Phantaſie nach einer Sage des ſechszehnten Jahrhunderts, Berlin 1804. 8.

57. Adelbert von Chamiſſo, Fauſt, Tragödie in einem Akt, (zuerſt im „Muſenalmanach für 1804“ und ſpäter in Chamiſſo's geſammelten Gedichten.)

58. Carl Friedrich Benkowitz, die Jubelfeier der Hölle, oder Fauſt der Jüngere, Schauſpiel in fünf Akten, Berlin 1808. 8.

59. Carl Chriſtian Friedrich Schöne, Fauſt, romantiſche Tragödie, Berlin 1809. 8.

60. J. C. **Bernard**, Fauſt, romantiſche Oper in zwei Akten, Wien 1814. 12. (Componirt von Ludwig Spohr.)

61. August Klingemann, Fauſt, Trauerſpiel in fünf Akten. Leipzig 1815. 8.

62. Wilhelm Seybold, Der umgekehrte Fauſt, oder Froich's Jugendjahre, Heidelberg 1816. (Unvollendet.)

63. C. C. F. Schöne, Göthe's Fauſt, der Tragödie zweiter Theil, Berlin 1822. 8.

64. Chriſtian Grabbe, Don Juan und Fauſt, Tragödie, Frankf. 1829. 8.

65. Harro Harring, Fauſt im Gewande der Zeit, Schattenſpiel mit Licht, Leipzig 1831. 8.

66. Louis Angely, Doctor Fauſts Vetter, dramatiſcher Galimathias, (ſo viel mir bekannt, nicht gedruckt).

67. Karl von Holtei, Doctor Johannes Fauſt, der wunderthätige Magus des Nordens, Volksdrama in drei Akten, (im zweiten Bande von deſſen „Beiträge für das Königsſtädter Theater“, Wiesbaden 1832. 8.)

68. Fr. L. K. von Biedenfeld, Der weibliche Fauſt, Melodrama in drei Akten.

69. Karl B(raun) von B(raunthal), Fauſt, eine Tragödie, Leipzig 1835. 8.

70. J. D. Hoffmann, Fauſt (eine Fortſetzung des Göthe'ſchen), Leipzig 1836. 16.

71. F. Marlow (id est Friedrich Wolfram), Fauſt, Schauſpiel in drei Abtheilungen, Leipzig 1839. 8.

72. C. St. Szilaſky, Fauſt, dramatiſches Gedicht, Halle 1843. 8.

73. Karl Simrock, Doctor Johannes Fauſt, Puppenſpiel in vier Aufzügen, Frankfurt am Main 1846. 8.

VIII. Parodien.

74. Adolf Bäuerle, Doctor Fauſts Mantel, Zauberſpiel mit Geſang in zwei Aufzügen, Wien 1820. 8.

75. Leben, Tod und Höllenfahrt des berühmten Doctor Daus, einaktige Parodie des Göthe'ſchen Fauſt, Leipzig 1841. 8.

76. Friedrich Hopp, Doctor Fauſts Hauskäppchen. Poſſe mit Geſang in drei Aufzügen, Wien 1843. 8.

IX. Behandlung der Sage in epiſcher Form.

77. Ludwig Bechſtein, Fauſtus, Leipzig 1833. 8.

78. Nicolaus Lenau, Fauſt, Stuttgart 1836. 8.

79. M. Solitar (d. i. Woldemar Nürnberger), Fauſt, Berlin 1842. 8.

X. Romane und Erzählungen.

80. F. M. von Klinger, Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Petersburg 1791, Leipzig 1799 (Franzöſiſch unter dem Titel: „les aventures du Docteur Faust“, Amsterdam 1798, Reims 1802. 2 Bde. 8.)

81. Wolfgang Gerle, Fauſts Lehrling (im dritten Bande ſeiner „Schattenriſſe und Mondſcheinbilder“, Leipzig 1824.)

82. Fauſt, der große Mann und deſſen Wanderungen mit dem Teufel durch die Welt bis in die Hölle, Wien 1830, 2 Bde. 8.

83. Johann Gabriel Seidl, Doctor Fauſt am Niedersberge, ſatiriſche Novelle (im Taſchenbuch „Gedenke mein“, Wien 1838. 8.)

XI. Kupfer, Zeichnungen u. ſ. w. zu Göthe's Fauſt.

84. Peter Cornelius, Bilder zu Göthe's Fauſt, geſtochen in Rom von Ruſchweyh, Frankfurt 1817, 3 Lieferungen, Folio.

85. C. Harniſch, Bildliche Darſtellungen in Arabeskenform zu Göthe's Fauſt, Berlin 1832, 6 Blätter, Folio.

86. Ludwig Nauwerck, Zeichnungen zu Göthe's Fauſt, Hamburg 1826. 12 Blätter, Folio.

87. Moritz Retzſch, Umriſſe zu Göthe's Fauſt, Stuttgart 1834, 29 Kupfertafeln in Querfolio.

88. Anſelmus Lachegern, Bilder (Karikaturen) zu Göthe's Fauſt, Leipzig 1841, 11 lithographirte Blätter.

89. Peter Cornelius, Umriſſe nach Zeichnungen zu Göthe's Fauſt, München 1841, 12 lithographirte Blätter in Halbfolio.

Trinkerliſt.

Hiſtoriſche Anekdote von J. Maennel.

Kurz vor der Reformationsperiode lebte zu Hall in Schwaben ein Baccalaureus, Widmann, der in Paris ſtudirt hatte; ein offener, gewandter Kopf, von ſchönen Kenntniſſen und heiterer Laune, dem Lebensgenuß und Scherze unter luſtigen Freunden nicht abhold. Seine Wohnung war in der Vorſtadt, die durch den Kocher von dem Haupttheile der Stadt geſondert iſt.

Eines Abends bewirthete er mehrere Freunde bei einigen Flaſchen guten Weines. Alle waren guter Dinge, und die Becher feierten nicht. Ehe ſie ſich's aber verſahen, war der Wein dem Wirthe ausgegangen, und ſchon hatte die Abendglocke geläutet, die das Zeichen war, daß das Thor, welches die Vorſtadt von der Stadt ſchied, geſchloſſen wurde. Widmann hatte nicht Luſt, ſeine Gäſte zu entlaſſen, und in der ganzen Vorſtadt war weder für Geld, noch für gute Worte ein Tropfen Wein mehr zu haben.

Noth bricht Eiſen, dachte der luſtige Baccalaureus, und ſein erfinderiſcher Kopf half durch einen gewagten Schwank ihm und ſeinen naſſen Brüdern zu neuer Labung.

In aller Eile lief er nach einer Stange, befeſtigte an derſelben verſchiedenes brennbares Zeug, das er ſofort anzündete und damit nach dem Rauchfange ſtieg, daß die Flamme lichterloh zum Kamin hinausſchlug. Drüben in der Stadt, dachte er, werden ſie ſchon aufpaſſen und das verwünſchte Thor, das ihn von der Fortſetzung ſeines Genuſſes ſo widerlich trennen mußte, im Nu öffnen.

Die Liſt gelang. Die Hochwächter machten Feuerlärm. Alles drängte ſich rottenweis an das jetzt plötzlich geöffnete Thor, um nach der Stelle des Brandes zu eilen und zu löſchen.

Unterdeſſen hatte der luſtige Kauz im vollen Vertrauen auf die gute Polizei ſeiner wohlehrbaren Vaterſtadt und ihrer Löſchanſtalten, die eigenen Löſchanſtalten ſeines und ſeiner Freunde nicht genug befriedigten Durſtes gar weiſe getroffen.

Ein Diener ward mit einigen tüchtigen Humpen hart an das Thor poſtirt, mit dem Auftrage, ſobald es geöffnet wäre, ſich durch die Menge durchzuſchleichen und bei einem der nächſt angrenzenden Gaſtwirthe neue Stärkung für die Kehlen der Zecher zu holen, und eben ſo unbefangen durch einen Umweg ſich wieder durch die Hinterthür in das Haus ſeines Herrn zu begeben.

Als die beſtürzten forſchenden Reichsſtädter herüber gekommen waren und nach der Gegend, wo man den Brand geſehen zu haben vermeinte, hineilten, war der Baccalaureus längſt wieder vom Kamine weg, und ſaß bei ſeinen Freunden, als ob gar nichts geſchehen wäre. Auch leugnete er hartnäckig, daß bei ihm Feuer ſichtbar geweſen. Die Herren Reichsſtädter zogen verdutzt ab; und der ſchlaue Baccalaureus und ſeine Genoſſen machten ſich noch bis in die ſpäte Nacht bei der ſo abenteuerlich errungenen neuen Weinbeute luſtig über den gelungenen Streich und die Gutmüthigkeit ihrer Mitbürger.

Königin Eliſabeth und das engliſche Theater.

In der letzten Sitzung der Shakeſpeare-Geſellſchaft in London wurde ein bisher unbekanntes, aber höchſt merkwürdiges Aktenſtück vorgelegt, das einen höchſt wichtigen Beitrag zur Geſchichte des engliſchen Theaters, kurz vor Shakeſpeare's Auftreten in London, liefert. Von mehreren Auctoritäten wird angenommen, daß die Königin Eliſabeth im Jahre 1582 eine eigene königliche Schauſpieler-Geſellſchaft, unter Richard Tarlton und Robert Wilſon, errichtet habe. Jetzt erfährt man durch jenes Aktenſtück zum erſten Male, auf welche gewaltſame Weiſe ſich die Königin ihre Schauſpieler in allen Theilen des Reiches geworben. Sie erließ nämlich an ihren Ceremonienmeiſter Tilney einen mit dem großen Staatsſiegel verſehenen, höchſt willkürlichen Befehl, welcher den Empfänger ermächtigte, alle in den britiſchen Reichen, bei Privatperſonen oder Geſellſchaften angeſtellte, geeignet ſcheinende Schauſpieler für die königliche Bühne mit Gewalt zu werben. Wollten ſich die Hiſtrionen nicht gutwillig fügen, ſo wurden ſie, ohne daß ſie Bürgſchaft ſtellen oder gegen Bürgſchaft freigelaſſen werden durften, eingeſperrt, und nicht eher losgelaſſen, als bis ſie gehorchten. Aber dieſe Vollmacht erſtreckte ſich nicht nur auf Schauſpieler, ſondern auch auf Schriftſteller. Weigerten ſich dieſe, die Stücke auf der Hofbühne aufführen zu laſſen, ſo traf ſie gleichfalls eine beliebige Gefängnißſtrafe. — Dieſe von der Königin ertheilte Vollmacht iſt indeß nicht nur ein bemerkenswerther Beitrag zur Geſchichte des Theaters, ſondern auch der Willkür, welche die Krone noch 1582 ausgeübt hat.

Louis Euſtache Ude.

Vor Kurzem hat die höhere Kochkunſt durch den Tod eines Meiſters in dieſer Kunſt, des den Feinſchmeckern in Paris und London bekannten Herrn Louis Euſtache Ude, einen herben, unerſetzlichen Verluſt erlitten. Ude, ein geborener Franzoſe, begann ſehr frühzeitig ſeine Laufbahn als Koch und wurde als Gehilfe in der Küche Ludwigs XVI. angeſtellt. Später ging er nach England, wo er eine Zeitlang der Küche des Earl von Sefton vorſtand; dann trat er bei dem Herzog von York in Dienſte und noch ſpäter dirigirte er die Küchen-Angelegenheiten eines der erſten Hôtels in London. Ude's Hauptruhm aber beruht in ſeinem (klaſſiſchen) Werke „der franzöſiſche Koch“, welches zahlreiche Auflagen erlebt hat und in Frankreich und England noch immer als das vorzüglichſte Buch über Kochkunſt gilt. Ueberdies war Ude ein ſehr witziger Mann, deſſen Bonmots in Frankreich und England, namentlich in London, in Aller Munde ſind. Er ſtarb in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre.

(Abendzeitung.)

Das Lied vom Tode.

Von Eduard Em-Tor.

Es ſprengte an mir vorbei der Tod,
Haho!
Sein Rößlein ſo ſchwarz, ſein Mantel ſo roth,
Haho!
Er ſprengte wohl über den gelben Sand
Und trug ein blitzendes Schwert in der Hand —
Haho! Haho! Haho!

Auf ſeinem Barett, vom Regen ſchwer,
Haho!
Die Feder flatterte hin und her
Haho!
Und Barett und Feder und Schädel dazu,
Sie wiegten ſich, biegten ſich ohne Ruh.
Haho! Haho! Haho!

Und wie er an mir vorüber flog,
Haho!
Vom ſchäumenden Roſſe der Reiter ſich bog.
Haho!
Er beugte, er neigte ſich her zu mir
Und flüſterte lächelnd: Bald bin ich bei Dir.
Haho! Haho! Haho!

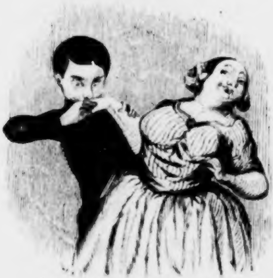
Wenn wieder mit Blumen und Blättergrün
Haho!
Der Lenz durch Felder und Wälder wird zieh'n,
Haho!
Dann wird wohl laut der lebendige Hain,
Dein Herz aber kalt und ſtille ſein.
Haho! Haho! Haho! —

Und weiter im Sturme ſprengte der Tod,
Haho!
Sein Rößlein ſo ſchwarz, ſein Mantel ſo roth,
Haho!
Er ſprengte wohl über den gelben Sand
Und nickte noch ein Mal mir und verſchwand.
Haho! Haho! Haho!

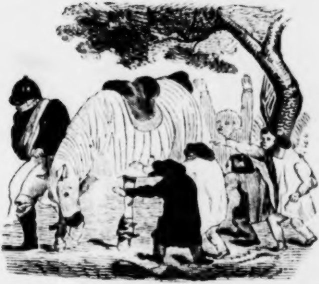
Ich aber auf mein ſeliges End'
Haho!
Seit dieſer Zeit allen Fleiß verwend',
Haho!
Damit ich als ein fröhlicher Mann
Von hinnen fahren und ſterben kann.
Haho! Haho! Haho!

Den Becher, holdſeliges Lieb', kredenz',
Haho!
Der Winter enteilt — ſchon nahet der Lenz.
Haho!
Den Becher kredenze, bekränze mein Haar
Und reiche zum Kuſſ' mir die Lippen dar.
Haho! Haho! Haho!

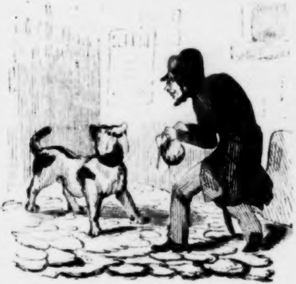
Den Tod nur fürchtet ein Lumpenhund,
Haho!
Ich habe zu zittern keinen Grund.
Haho!
Drum weine nicht, Liebchen, und ſchenke mir ein:
Hoch lebe die Liebe, die Luſt und der Wein!
Stoß an, mein Lieb', ſtoß an!



Jugend ſchützt vor Thorheit nicht.



Der Schimmel, den der Redakteur der „illuſtrirten Zeitung" reitet.



Herrje, dieſes Jeſchöpf kommt mir bekannt vor. Ich jlobe, ich hab' es uff der Kunſtausſtellung, im Muſeum oder in einem Rebus der „Illuſtrirten" jeſehen.

Zapfenſtreich.

Aachen. Die „Augsburger Allgemeine", die bekanntlich ſehr groß im Erfinden vieler Unwahrheiten iſt, hatte vor Kurzem die Nachricht gebracht, daß der Vertrag mit der hieſigen Spielbank verlängert worden ſei. Jedes Kind aber weiß, daß dies total unwahr iſt. (Was liegt der alten Augsburger Neuigkeitströdlerin an Wahrheit!)

Athen. Im Jahre 1838 verlangte ein hieſiger Bürger die Caſſation des gegen Sokrates verhängten Urtheils, ein komiſches Anſinnen, das natürlicher Weiſe nicht berückſichtigt wurde. Derſelbe Mann hat ſich nun an die zweite Kammer gewendet und darauf angetragen, eine Commiſſion zur Reviſion dieſes Prozeſſes niederzuſetzen. (Ob der Mann ein Narr iſt?)

Berlin. Herr F. v. Bülow, der in der „Speneriſchen Zeitung" dann und wann ſehr vernünftige Philippika in Duodezformat drucken läßt, hat ſich neulich eine kleine Blöße gegeben und zwar dadurch, daß er mit ganz ernſter Miene behauptet, der Stammbaum der Bülow's ſei älter als der älteſte Eichenbaum auf der ganzen Erde und das Geſchlecht der Bülow's ſtamme direkt von einem der Söhne Noah's ab, doch wiſſe er nicht von welchem. (Der gute Noah, was wird der wohl für Augen machen, wenn er erfährt, daß einer ſeiner Nachkommen Mitarbeiter an der „Spener'ſchen" ſei.)

∴ Der Plan, in den bedeutendſten Städten der Monarchie Regierungsblätter zu begründen — ein Plan, der vom Profeſſor V. A. Huber ausgegangen iſt — ſoll von unſerm frühern Geſandten in Brüſſel, dem Baron von Arnim, der beim Könige in beſonderer Gunſt ſteht, unterſtützt, wo nicht gar ſelbſt angeregt worden ſein. Baron von Arnim hat aus Belgien manche liberale Anſichten über die Preſſe mitgebracht. (Grenzb.)

∴ Der „Figaro" ſchreibt: Herr Ludovicus Rellſtabus hat geruht, der Darſtellung des lateiniſchen Luſtſpiels „Rudens", von Plautus, beizuwohnen. In den Zwiſchenakten unterhielt er ſich mit dem berühmten Gelehrten Raoul-Rochette im Griechiſchen und verfaßte über das Ganze eine Kritik in babyloniſcher Sprache. (Der Tauſendſaſa!)

∴ Theodor Döring iſt, von ſeinem Danziger und Königsberger Gaſtſpiel zurückgekehrt, als „alter Meiſter", in dem gleichnamigen Schauſpiel von Roderich Benedix, aufgetreten, freudig begrüßt und mit Beifall überſchüttet worden. Das Stück ſelbſt hat nicht ſehr angeſprochen.

∴ „La Polka en Province" iſt der Titel der neuen, ins Schleſinger'ſche „Repertoire du théâtre française a Berlin" aufgenommenen Vaudeville-Komödie, die bekanntlich zu den beliebteſten Stücken des franzöſiſchen Theaters gehört und mithin Allen willkommen ſein wird.

∴ Joſeph Gungl, deſſen treffliche Leiſtungen in Leipzig, Dresden, Prag, Wien und Peſth die ehrendſte Anerkennung gefunden, iſt mit ſeiner Capelle zu uns zurückgekehrt.

∴ Eines der originellſten Induſtrieprojekte iſt mit dem 1. Juni hier ins Leben getreten, das Inſtitut eines „Pfeifen-Abonnements", errichtet von dem Erfinder einer neuen Art Pfeifen, L. Schramm, Königsſtraße Nr. 44. Jeder Abonnent erhält jeden Morgen (oder, nach Wunſch, jeden Abend) eine oder mehrere Pfeifen, völlig gereinigt und mit gutem Varinas fertig geſtopft, ſo daß ſie nur in den Mund genommen und angezündet zu werden brauchen. Für je eine Pfeife täglich iſt der monatliche Abonnementspreis 15 Sgr., bis neun Pfeifen täglich monatlich 3 Thaler. Es werden neue, anſtändige Pfeifen geliefert. Jeder Abonnent zeichnet die ſeinigen, um gewiß zu ſein, daß er immer dieſelben erhält. Auf dieſe Weiſe hofft der originelle Unternehmer „die Pfeife wieder in ihre alten, heiligen, hiſtoriſchen, Natur-, Familien- und Menſchenrechte einzuſetzen und die uſurpirte Macht der Cigarre, welche jetzt von den ſchmutzigen Mäulern der Schuſterjungen bis zu den roſigen Lippen emancipirter Damen alle rauchenden Individuen beherrſcht, wieder zu brechen".

Bonn. Das unlängſt erſchienene „amtliche Verzeichniß des Perſonals und der Studirenden auf der königlichen rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität in Bonn" enthält folgende Prinzen: Friedrich Karl, Prinz von Preußen, und Georg, Erbprinz von Sachſen-Meiningen. Die Geſammtzahl der immatrikulirten Studenten beträgt 667.

Dresden. Eine unſerer beliebteſten Hofſchauſpielerinnen, Dem. Marie Bayer, wird ſich mit dem Reiſebeſchreiber Auguſt Bürck vermählen.

Haag. Der oberſte Gerichtshof hat vor einigen Tagen entſchieden, daß das Geſetz vom 20. Nivoſe des Jahres XIII, wodurch der Staat verpflichtet wird, das ſiebente

Kind einer jeden Familie, wenn alle Kinder noch am Leben ſind, auf öffentliche Koſten zu erziehen, noch in Kraft ſei. Dem zu Folge iſt der Staat verurtheilt worden, einem Herrn Hoogland entweder jährlich 250 Gulden zu zahlen, bis ſein ſiebentes Kind das achtzehnte Jahr erreicht haben wird, oder dieſes Kind bis zu dieſem Lebensalter erziehen zu laſſen. (Wollte Gott, daß jedes Geſez ſo vernünftig und menſchlich als dieſes wäre!)

Halle. Herr Dulk (ein Königsberger) der Dichter des herrlichen Dramas „Orla", ſitzt ſeit Kurzem im Kerker. Sein Verbrechen iſt — freundſchaftlicher Umgang mit der Tochter des enthaupteten Bürgermeiſters Tſchech (?). (Oſterl. Blätter.)

Hannover. Der Hofbuchhändler Heinrich Wilhelm Hahn, der ſich beſonders durch die Herausgabe der von Pertz redigirten „Monumenta Germaniae historica" verdient gemacht, hat von Ernſt Auguſt den Guelphen-Orden vierter Klaſſe erhalten.

Heidelberg. Zwiſchen den hieſigen Studenten, welche von Corps-Verbindungen nichts wiſſen wollen, ſondern, wie ſie ſagen, dem Fortſchritt huldigen, und den Corpsburſchen werden die Reibungen leider immer häufiger. Sehr unerfreuliche Beweiſe dafür liefern die hieſigen Blätter, in welchen die Vorfälle von den Studenten ſelbſt berichtet werden.

Kopenhagen. Orla Lehmann, der Caplan Hellweg und der Candidat Paulſen ſind wegen der Reden, die ſie im vorigen Jahre beim Studentenfeſte im Reithauſe gehalten haben, freigeſprochen worden.

Leipzig. In einer unſerer nächſten Nummern werden wir eine ausführliche Schilderung einiger literariſchen Bönhaſen bringen, die ſich unter allerhand Zeichen als Correſpondenzler in die „Augsburger Allgemeine" eingeſchmuggelt haben. Wir hoffen, Herrn von Cotta einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ihm einige dieſer literariſchen Gamins, die ſeine Zeitung zum Tummelplatze frecher Privatgehäſſigkeiten herabwürdigen, in ihrer moraliſchen Nacktheit zeigen.

∴ Herr Wilhelm Bernhardi, der Urenkel Shakeſpeare's, der Onkel Calderons und der Neffe Tieck's, Verfaſſer einer leider noch unvollendeten Kritik über „Hamlet", will dieſelbe jetzt, lieferungsweiſe in 48 Heften, jedes zu 3 Bogen, erſcheinen laſſen. Außerdem arbeitet dieſer äußerſt produktive Kopf ſeit dem letzten Befreiungskriege an einer Novelle, die ſchon bis zum zweiten Kapitel gediehen iſt. Ein neues Oratorium, das „Nachtlager zu Canaan oder die hundert Beefſteaks", hat er erſt unlängſt in Angriff genommen.

∴ Bei Friedrich Kiſtner erſcheint eine neue „Harfenſchule" von dem bekannten Virtuoſen Pariſh-Alvars.

Löwen. Die Schweſter des verrückten Lecomte, welcher den Mordverſuch auf Louis Philipp gewagt, iſt bei der Nachricht von dem ſcheußlichen Verbrechen ihres Bruders vom Schlag gerührt worden. Sie war Nonne im hieſigen Urſelinerinnenkloſter.

London. Königin Victoria iſt abermals von einer Prinzeſſin entbunden worden. (Fortſetzung folgt.)

∴ Man ſagt, daß die neugeborene Prinzeſſin, der fünfte Band der kleinen Hausbibliothek, zum Andenken an die „jungfräuliche Königin", Eliſabeth getauft werden wird.

∴ Genau gerechnet enthält das Oberhaus 463 Peers und das Unterhaus 658 Mitglieder. Es ſind aber 12 Peers noch minderjährig, ſo daß die Zahl der ſtimmfähigen auf 451 kommt. Zu dieſen gehören 24 engliſche Biſchöfe, und drei weltliche Peers ſind aus königlichem Geblüt, d. h. gehören zu dem in England regierenden hannoverſchen Fürſtenhauſe, nämlich der Herzog von Cumberland (König von Hannover), der Herzog von Cambridge und der Prinz Albert Eduard von Wales. Letzterer könnte, als Sohn des Prinzen Albert von Sachſen-Coburg, nicht ſuccediren, wohl aber als Sohn der Königin Victoria, einer Tochter des Herzogs von Kent und Enkelin des Königs Georg III. — Zu den Vertretern des Unterhauſes liefert England 471, Wales 29, Schottland 53 und Irland 105.

∴ Der Bildhauer Wyatt hat die koloſſale Reiterſtatue von Wellington oder Vilainton, wie der „Punch" ihn nennt, vollendet.

∴ Viel Aufſehen erregen gegenwärtig hier die Schriften eines jungen Italieners, Mariotti, deſſen Werk „Italy past and present" bereits die zweite Auflage erlebt hat. Die Lebendigkeit der Schilderungen zieht eben ſo ſehr an, als die Gewalt des Verfaſſers über eine ihm fremde Sprache Bewunderung erregt.

∴ Der deutſche Componiſt Julius Benedict, der ſich ſeit einer Reihe von Jahren hier aufhält und durch zwei Opern, „The Gypsy's warning" und „The Bride of Venice", ſich bekannt und beliebt gemacht, hat nun eine dritte Oper, „The Crusaders", geſchrieben, die im Drurylane-Theater außerordentlichen Beifall findet.

Mailand. Unſer berühmter Bildhauer Marcheſi hat für das Modell der Statue des Kaiſers Franz und der vier Nebenfiguren 118,000 Gulden erhalten.

München. Am 1. Juni iſt der bekannte Domkapitular B. Spät, ein feiner Kunſtkenner und auch als Schriftſteller bekannt durch ſein Werk „die Kunſt in Italien", im Alter von 72 Jahren geſtorben.

∴ Dem. Jenny Lind hat der hieſigen Hoftheater-Intendanz gegen 1000 Gulden Honorar für jede Vorſtellung einen Cyclus von Gaſtrollen zugeſagt, der in der Mitte October beginnen ſoll.

Neapel. Ein hieſiges Journal enthält folgende Ueberſicht der italieniſchen Journaliſtik: In Neapel erſcheinen 35, in Mailand 29, in Turin 18, in Palermo 13, in Venedig 12, in Rom 10, in Trieſt 8, in Florenz 7, in Genua 6, in Verona 5, in Modena 5, in Meſſina 4, in Bologna 4, in Piſa 3, in Siena 3 und in Lugano 2 Journale, im Ganzen 164 Zeitungen und Zeitſchriften.

New-York. Die „Deutſche Schnellpoſt" ſchreibt: Jemand hat nach genauem Studium des hieſigen Adreßkalenders herausgebracht, daß hier 1000 Advokaten, 259 Geldmäkler und 110 Zahnärzte leben. Ein grauſenerregendes Bild, wenn man die Summe der Prozeſſe, Geldnoth und Zahnſchmerzen bedenkt, deren es bedarf, um dieſe Sippſchaft zu ernähren.

Paris. In Bezug auf das neueſte Verhalten des Herrn Thiers, der neulich wieder einmal von der Tribune gewaltig herabgedonnert, wird dem Könige der Franzoſen folgendes ſehr bezeichnende Urtheil in den Mund gelegt: »Monsieur Thiers (ſoll Louis Philipp geſagt haben) voudrait jouer le rôle d'un Mirabeau, mais c'est un bien petit Mirabeau.« Damals aber, als Louis Philipp den „kleinen Mirabeau" zum Feſtungsbau gebraucht hatte, war der Kleine beſſer angeſchrieben als jetzt.

∴ Ibrahim Paſcha hat vor ſeiner Abreiſe dem Seine-Präfekten 12,000 Francs für die Armen überſchickt. Der Maler Lariviere hat den Auftrag erhalten, Ibrahims Bild für Louis Philipp zu malen.

∴ Neuerdings ſind wieder gegen 50 Schriftſteller in die Zahl der Ehrenlegions-Ritter aufgenommen worden. Zu dieſen Rittern gehört auch der Vaudevilliſt Dupin, der für das Théâtre français zwei Stücke geliefert, deren jedes mehr als hundert Vorſtellungen erlebt hat.

∴ Auf Veranſtaltung des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts war am Ende vorigen Jahres ein Concurs für Compoſitionen populairer, religiöſer und hiſtoriſcher Lieder eröffnet worden. Derſelbe iſt nun geſchloſſen, und das Ergebniß ſind 1731 Einſendungen von 370 Componiſten. 95 davon haben das Chateaubriand'ſche „Combien j'ai douce souvenance" componirt, 98 die Stanzen von Lamartine: „O père qu'adore mon père", und 100 die Ode von Béranger: „Que va lentement le navire".

∴ Das einſt ſo berühmte Théâtre français, dieſe Muſterbühne, die einzige, auf der man, wie die echten Pariſer ſagen, noch Racine, Corneille, Molière ſehen kann, das Lieblingstheater Napoleons, der aus dem Kreml Moskau's ihm ſein Reglement geſchickt, iſt jetzt ſo tief geſunken, daß es der Spott der Kinder geworden iſt. Schlägt man in den Pariſer Witzblättern die Theaterſchau auf, ſo findet man alle Theater der Reihe nach bei ihrem wirklichen Namen aufgeführt, nur das Théâtre français heißt bald „Théâtre des Invalides dramatiques", bald „Hospice des Incurables", bald „Ex-maison de Molière" u. dergl. m.; aber dieſer allgemeine Spott iſt nur ein verdienter, denn es läßt ſich nicht leicht etwas Tolleres und Abgeſchmackteres denken, als die innere Wirthſchaft dieſes Theaters. (Im lieben Deutſchland giebt's natürlich noch viel verwahrloſtere Komödianten-Beutken; nomina sunt odiosa!)

∴ Das Ambigu-Theater hat ein neues Feenſpiel in Scene geſetzt. Es heißt „l'etoile du berger" und hat nicht weniger als fünfzehn Akte. Die wahrhaft prachtvolle Ausſtattung hat 90,000 Francs gekoſtet. Das Stück, an und für ſich, iſt abſurd bis zur Unmöglichkeit, zieht aber dennoch.

∴ Alexandre Dumas und Victor Hugo haben ihre Haustheater, auf welchen ſie ihre neuen Stücke zuerſt aufführen laſſen. Die franzöſiſchen Schriftſteller werden mehr und mehr grands seigneurs. Selbſt bei der beſten Anerkennung der neuern dramatiſchen „Glas-Waſſer-Fabrikanten" Deutſchlands muß man geſtehen, daß ſie, den Franzoſen gegenüber, noch um fünfzig Jahre zurück ſind.

∴ Heinrich Heine iſt in ſehr bedenklichem Zuſtande nach den Pyrenäenbädern abgereiſt. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe hatte ſich die Fürſtin Belgiojoſo erboten, ihm für dieſen Sommer ihre Villa bei Florenz zur Verfügung zu ſtellen.

∴ Im Odéon-Theater hat ſich ein neues Drama ſehen laſſen, betitelt: „La belle Duchesse ou Leben et mal“ Es hat gefallen und wird allgemein gelobt.

∴ Auch hier verſucht ſeit Kurzem eine „Adelszeitung“ ihr Glück. Sie heißt „Revue historique de la noblesse“ und räumt jedem ihrer Abonnenten das Recht ein, in die Spalten dieſer Zeitſchrift — hört, hört — ſein Wappen einrücken zu laſſen. Und dadurch hofft ſie manchen Gimpel in ihr Netz zu locken.

∴ Die „Epoque“ erhöht nun ebenfalls ihren Abonnements-Preis; vom 1. Juli an koſtet ſie, wie der „Conſtitutionnel“, jährlich 40 Frs. Die Aktien der „Epoque“ ſtehen ſo ſchlecht, daß ſie, im Nominalwerthe 125, kaum mit 100 Frs. untergebracht werden.

∴ Ein hieſiger Perruquier tritt nun als 800ſter Erfinder eines neuen Haarwachs-Mittels auf, das er „Guano-Pomade“ nennt, um metaphoriſch die wunderbare Wirkung ſeines Arcanums anzudeuten. Ein junger Greis ſoll ihm, Falls dieſe Pomade ſich als probat erweiſt, ein Monument zugeſagt haben.

Peſth. Herr Hermann Meynert giebt hier unter dem Titel „Belletriſtiſches Leſe-Kabinet der neueſten und beſten Romane aller Nationen“ eine bunte Reihe intereſſanter Erzählungen heraus, von welcher allwöchentlich ein Bändchen erſcheinen ſoll. Den Anfang macht der „Dorfnotar“, ein ungariſcher Roman des Freiherrn von Eötvös, ins Deutſche überſetzt vom Grafen Johann von Mailath.

∴ Der hieſige Dilettanten-Verein für theatraliſche Vorſtellungen zählt jetzt, mit Einſchluß der Damen, 30 Mitglieder. Präſes iſt Ladislaus Graf Teleky, Direktor: Heinrich von Vadet, Regiſſeur: Szentpétery. Der Ertrag der Vorſtellungen fließt in verſchiedene Wohlthätigkeits-Anſtalten.

Petersburg. Der kaukaſiſche Krieg ſoll ſeit der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus ſchon runde 100 Millionen Silberrubel gekoſtet haben. Und wie viel Menſchenleben? Und für ſo koloſſale Opfer noch die rieſige Schande, daß man die tapfern Ticherkeſſen jetzt durch Beſtechung zu zähmen verſucht, was die gute Preſſe freilich blos Klugheit nennt. (Es verdient als ein intereſſantes Faktum bemerkt zu werden, daß ſich dieſe Notiz in Bäuerle's „Theaterzeitung“ findet. Und dieſes Blatt erſcheint unter Wiener Cenſur! Welche Schlüſſe laſſen ſich daraus ziehen?)

Prag. Im Juli wird der Berliner Hofſchauſpieler Hoppe und im Auguſt der Wiener Komiker Neſtroy hier zu Gaſtrollen erwartet.

Rom. Am 1. Juni iſt Papſt Gregor XVI. am Rothlauf geſtorben.

Stockholm. Dem ſkandinaviſch-hiſtoriſchen Verein iſt vom Freiherrn Ihre die Anzeige gemacht worden, daß der ſchwediſche Geſchäftsträger in Italien, Bergmann, eine Menge Briefe der Königin Chriſtine von Schweden und Anderes, ſie betreffend, in der Bibliothek des Marcheſe Azzolini in Florenz entdeckt habe, wovon er Abſchriften hierher beſorgen werde. Jene Königin hatte den damaligen Cardinal Azzolini zu ihrem Univerſalerben eingeſetzt.

∴ Auf unſerm Hoftheater iſt ein neues ſchwediſches Trauerſpiel, „Erich XIV.“, in Scene gegangen und in ganz kurzer Zeit acht Mal wiederholt worden. Verfaſſer dieſer Tragödie iſt der Hofprediger Dr. theol. und Probſt Börjeſon.

Toulouſe. In Paris war ſchon ſeit längerer Zeit von den Vorbereitungen zu Webers „Oberon“ die Rede geweſen, die Aufführung aber immer wieder verſchoben worden. Unſer Theater iſt der Pariſer großen Oper zuvorgekommen. „Oberon“ iſt hier unter dem Titel „Huon de Bordeaux“ zur Aufführung gelangt und vom Publikum mit großem Enthuſiasmus aufgenommen worden.

Trier. Gegen die „Trier'ſche Zeitung“ iſt ein Tendenzprozeß eingeleitet. Bekanntlich iſt die frühere Befugniß des Miniſteriums des Innern auf das königliche Obercenſurgericht übergegangen, in deſſen Händen nun das Schickſal des Blattes ruht. Auch kann nicht ſofort mehr auf Entziehung der Conceſſion erkannt, vielmehr im erſten Falle nur eine Warnung, im zweiten eine Geldbuße von 50 bis 100 Thalern, und erſt im dritten die Unterdruckung des Blattes verhängt werden. Trotzdem iſt die Entſcheidung von der höchſten Wichtigkeit, denn wenn die Warnung gegeben iſt, und die Tendenz ſich nicht ändert, ſo werden die ferneren Strafverfügungen raſch auf einander folgen. Die Anklageſchrift, welche auf einer Reihe von Artikeln fußt, die ſeit mehreren Jahren geſtrichen ſind, und welche hauptſächlich die ſocialiſtiſche Tendenz der Zeitung ins Auge faßt, iſt von dem Staatsanwalt von Lüderitz ausgegangen, und der „Trier'ſchen Zeitung“ von dem Obercenſurgericht in Abſchrift zur Beantwortung mitgetheilt. Wie verlautet iſt auch die Vertheidigungsſchrift bereits abgegangen, ſo daß der Spruch des hohen Cenſurhofes mit Nächſtem bevorſteht.

Tübingen. Profeſſor Warnkönig, einer der ausgezeichnetſten Rechtslehrer unſerer Univerſität, hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

Wien. Der Kaiſer hat ſich auf Antrag des Fürſten Metternich bewogen gefunden, in ſeiner Hauptſtadt einen wiſſenſchaftlichen Verein unter der Benennung „kaiſerlich königliche Akademie der Wiſſenſchaften" ins Leben zu rufen.

∴ Laut Bekanntmachung der niederöſterreichiſchen Regierung iſt die ſattſam bekannte Balletmeiſterin Joſephine Weiß, aus Wien, wegen unbefugter Abweſenheit in contumaciam zu vierzehntägiger Gefängnißſtrafe, verſchärft durch einen Faſttag in jeder Woche, verurtheilt werden. Dame Weiß treibt trotzdem ihren Kinderhandel in Frankreich fort.

∴ Seit einiger Zeit hielten die Redakteure der hier erſcheinenden Blätter mehrfache Berathungen, wobei das Intereſſe und die geſunkene Würde des Wiener Zeitungsweſens zur Sprache gebracht wurde. Dieſe Weiſe wird nunmehr auch von den Mitarbeitern nachgeahmt, welche ſich nicht ſowohl in der Form eines abgeſchloſſenen Vereins, als vielmehr in collegialiſcher Weiſe verſammeln und auch ihrerſeits dazu beitragen wollen, die kritiſche Reputation herzuſtellen, die, leider muß es bekannt werden, durch die unlauteren Manipulationen etlicher, in verſchiedenen Blättern herumſpukender Individuen ſehr gelitten hat. Freilich hängt die Möglichkeit einer durchgreifenden Reform nur von den Redakteuren ab; allein es mag immerhin von Nutzen ſein, wenn „die Geſinnung" auf beiden Seiten den entſprechenden Ausdruck findet.

∴ Herr Friedrich Hebbel, welcher ſich vor Kurzem mit der Hofſchauſpielerin Enghaus — ſie iſt lebenslänglich mit 4000 Gulden engagirt — vermählt hat, wird eine Reiſe nach Berlin unternehmen und dann hier ſeinen Wohnſitz aufſchlagen.

∴ Die vielbekannte Komödiantin Schabezky hat ſich unlängſt mit dem jungen talentvollen Schauſpieler Moy vermählt, aber kurz vor der Trauung die Vorſichtsmaßregel getroffen, von der katholiſchen zur proteſtantiſchen Kirche überzulaufen, damit ſie, Falls ſie die Heirath bereue, ſich von ihrem Manne ſcheiden und einen Andern beglücken könne. (Iſt das nicht rührend?)

∴ Der Hoforganiſt Simon Sechter, ein alter Muſikus und ausgezeichneter Contrapunktiſt, der ſich nie über Reichthum an Glücksgütern beklagen konnte, iſt plötzlich durch das Teſtament eines Engländers, Namens Lindlay, der einſt ſein Schüler geweſen, ein ſehr wohlhabender Mann geworden. (Gratuliren!)

∴ Die Muſikzeitung liefert nun den dokumentirten Beweis, daß der von Herrn Johann Peter Burmeiſter-Leonhard-Lyſer ſchmachvoll gelobhudelte Componiſt Edgar Mannsfeldt kein Anderer als Herr Hugh Pierſon, der Gemahl der geweſenen Madame Leonhard-Lyſer, ſei.

∴ A. Lortzings neueſte Oper, „der Waffenſchmied von Worms", hat im Theater an der Wien im ſtrengſten Sinne des Worts *furore* gemacht. Gleich die Ouvertüre mit der Ambosbegleitung wurde *da capo* begehrt und manches Lied mußte, trotz ſeiner vier und fünf Strophen, wiederholt werden. Der Componiſt, herzlich empfangen, wurde während der Oper vier Mal mit großem Jubel gerufen.

∴ Unlängſt iſt hier eine Sammlung komiſcher Lebensbilder, „Buntes Wien", mit erläuterndem Texte von Franz Wieſt, erſchienen.

∴ Von dem unerſchöpflichen Strauß iſt ein Kleeblatt neuer Walzer herausgekommen, die „Concordia", „Sophien"- und „Epigonen-Walzer" (Op. 184, 185 und 186.)

∴ Im Walliſhauſer'ſchen Verlage iſt die dritte Auflage von J. N. Vogl's „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden" erſchienen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Jehangire, König von Lahore, beſaß einen Pfauenthron, den er mit ſich nahm, als er mit der ſchönen Kurmahal die Hauptſtadt ſeines Reiches verließ und mit ihr nach Agra zog. Dieſer Thron, an dem ſieben Jahre gearbeitet worden war, beſaß blos an Edelſteinen, das Gold der angebrachten Verzierungen nicht mitgerechnet, einen Werth von 1 Million 200,000 Pfd. St. Die Rücklehnen bildeten zwei Pfauen mit ausgeſpreizten Flügeln, in welchen jede Feder aus verſchiedenfarbigen Edelſteinen zuſammengeſetzt war und deren Augen aus den größten und reinſten Juwelen beſtanden. Ueber und zwiſchen den beiden Pfauen glänzte ein rieſengroßer, aus einem einzigen Smaragd geſchnittener Papagei, deſſen Farbenſprühen unvergleichlich ſchön war. Das glänzendſte aller Kleinode war ein rieſiger Rubin, den Timur bei der Plünderung von Delphi erbeutet hatte und ein Diamant von der Größe eines Taubenei's, bekannt unter dem Namen „Berg des Lichts". (Wo ſind all' dieſe Schätze hingekommen?)

— Katharina von Medicis, eine große Anhängerin der Aſtrologie, pflegte nichts zu unternehmen, ohne zuvor ihre Sterndeuter zu Rathe zu ziehen. Von einem derſelben wollte ſie wiſſen, wo ſie ſterben werde. Die Antwort lautete: »Bei Saint-Germain.« Seit jener Zeit vermied ſie ſorgfältig all' jene Oerter, welche dieſen Namen führen; deſſenungeachtet erfüllte ſich jene Prophezeihung, denn ſie ſtarb in den Armen eines königlichen Hofpredigers, welcher — Saint Germain hieß.

— Graf Ségur ſchildert in einem Briefe an Madame Mansley eine Theatervorſtellung, der er im Jahre 1786 im Luſtſchloß zu Trianon beigewohnt. Es wurde der „Barbier von Sevilla“, von Beaumarchais gegeben. Marie Antoinette gab die Roſine, der Graf von Artois (der nachherige Ludwig XVIII.) den Figaro, Graf von Vaudreuil den Almaviva und Fürſt Eſterhazy den Doctor Bartolo. Später ſah der Graf daſſelbe Stück in Malmaiſon, wo Königin Hortenſe die Roſine, Prinz Eugen von Beauharnais den Figaro und der Staatsrath Bourienne den Bartolo gab. Prinz Eugen hatte lange Zeit Unterricht bei Talma und Michaud genoſſen. Welche Schickſale haben dieſe erlauchten Schauſpieler und welche Schickſale haben Ludwig XVI. und Napoleon, denen dieſe Stücke vorgeſpielt worden ſind, erlebt!

Treffer und Nieten.

* George Colmann ſagte einſt: Manche Verleumdung, die von gewiſſen Lumpenhunden ausgeht, gleicht der Erde der Walkmüller, die einen edlen Stoff zwar augenblicklich beſchmutzen kann, ihn aber, iſt ſie wieder herausgebracht, um ſo mehr reinigt und ihm größern Glanz verleiht. (Fiat applicatio!)

* Frau von Stael fragte den Chevalier von Boufflers, deſſen Geiſt ihr hohe Achtung eingeflößt hatte, warum er nicht Mitglied der Akademie ſei. Er beantwortete dieſe Frage durch folgendes Impromptu:

„Der Ort, wo ich Sie ſeh', iſt Akademie,
O ſchönes Loos, wenn ich ihr Mitglied bin!
Für Vierzig fände man bei uns Genie,
Als Viere gelten Sie, ich ſtell' als Null mich hin.

* Die Akademie der freien Künſte in Peking nennt ihre Maler-Section „den Wald der Pinſel“. (Zweideutig zwar, aber doch nicht ganz unpaſſend!)

* Eine junge Dame zog in Gegenwart mehrerer Herren gegen das Rauchen los. »Beſonders die Cigarren ſind ſchädlich,« ſagte ſie; »ſie verkürzen das Leben.« — »Bah! Ich habe einen Onkel, der den ganzen Tag raucht und ſich ſo wohl wie ein Fiſch befindet; er iſt ſchon ſiebzig Jahre.« — »Er wäre vielleicht ſchon achtzig, wenn er nicht rauchte,« fiel die Dame lebhaft ein.

* In einer unlängſt erſchienenen franzöſiſchen Ueberſetzung eines deutſchen Werkchens iſt das Wort „Haupt-Schwadroneur“ ganz gutmüthig durch „Chef d'escadron“ überſetzt.

* In der Mailänder Scala, erzählt die „Damenzeitung“, iſt die vierte Gallerie ſo hoch, daß man von dort aus nicht unterſcheiden kann, ob das Stück, welches gegeben wird, in Verſen oder in Proſa geſchrieben ſei.

☞ Blos zum Vergnügen meiner lieben Feinde!

An den Redakteur des „Charivari“.

Poſen, am 3. Juni.

Obwohl mir nicht die Ehre zu Theil geworden, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, glaube ich doch, daß dieſe Zeilen bei Ihnen inſofern Entſchuldigung finden werden, da ſie Ihnen die Mittheilung bringen, daß Ihre Poſſe „Zwei Seelen und Ein Gedanke“ unter meiner Regie hier gegeben worden iſt und ſich des allgemeinſten Beifalls zu erfreuen hatte. Ich hatte mich bemüht, durch tüchtige Proben das Stück ſo abgerundet als möglich vorzuführen, und der Erfolg war ein überaus günſtiger. Morgen wird das Stück wiederholt u. ſ. w.

C. Faller,
Regiſſeur des hieſigen Stadttheaters.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Oeſterreichiſches

Volks-Theater

von

Carl Haffner.

Drei Bände. Preis à Band 1⅓ Thaler.

Seit April d. J. erſcheint im Verlage des Unterzeichneten eine neue illuſtrirte Zeitſchrift unter dem Titel:

Theater-Zeitung.

Dramatiſche

Werke und dramaturgiſche Abhandlungen, Biographien und Charakteriſtiken, Theaterchronik und Correſpondenznachrichten.

Wöchentlich eine Nummer von acht Folioſeiten mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Pränumerationspreis vierteljährlich 1½ Thaler.

Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift werden von allen Buchhandlungen und Poſtämtern angenommen, woſelbſt auch Probenummern und Proſpekte unentgeltlich ausgegeben werden.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

In der Buchhandlung von **Louis Garcke** in Merſeburg erſchien ſoeben:

Shakeſpeare's Macbeth,

erläutert und gewürdigt von

Robert Heinrich Hiecke,

Conrector und Profeſſor am Gymnaſium zu Merſeburg

gr. 8. geh. ⅔ Thaler.

Dieſe neue Arbeit des rühmlichſt bekannten Herrn Verfaſſers iſt ſchon allgemein als tüchtig anerkannt, hatte ſich auch ſchon mehrfacher ſehr günſtiger Beurtheilungen zu erfreuen. Wir verweiſen hier nur auf die „Theaterchronik" Nr. 36 und auf die „Berliner Literatur-Zeitung" Nr. 39.

Bei uns iſt erſchienen:

Belgien, Rheinland und Adolf Bartels.

Preis geh. 7½ Sgr.

Inhalt: 1) Die beiden Propaganden. 2) Adolf Bartels. 3) Das Journal de la Haye. 4) Die Wirkungen der beiden Propaganden auf die belgiſche Conſtitution.

Stuhr'ſche Buchhandlung zu Potsdam.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 196. Leipzig, 2. Juli 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Byron und Shelley*).

Novelle von E. M. Oettinger.

I.

Unter den hundert großen Prachtbauten, welche die feenhafte Einfaſſung des Canal grande bilden, zeigen ſich, unfern der Kirche San Samuele, drei dicht an einander grenzende Paläſte, welche „Mocenigo“ heißen, ein Name, an den ſich manche geſchichtliche Erinnerung knüpft, weil ſieben Abkömmlinge der Familie dieſes Namens die Dogenwürde bekleidet haben.

In dem mittelſten dieſer drei Paläſte hauſte — im Sommer des Jahres 1818 — der ſchon damals hochgefeierte Dichter des „Manfred“, Lord Byron, der ſich kurz vorher von ſeiner reizendſchönen Frau — Iſabella Milbanke — getrennt hatte, weil das Joch der Ehe ſeinem freien Geiſte und ſeiner zügelloſen Fantaſie unerträglich war.

Bei ſeiner Ankunft in Venedig hatte er in der Frezzaria — einer der Hauptarterien der vollblütigen Meeresſtadt — bei einem Leinwandhändler gewohnt, in deſſen Frau, die weit weniger ſchön, aber viel pikanter als Milady war, Mylord ſich Anfangs mehr aus Langeweile als aus wahrer Neigung verliebt hatte. Marianne S…., die Frau des „Kaufmanns von Venedig“ — wie ihn Byron in einem Briefe an Thomas Moore genannt — war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ihrer äußern Erſcheinung nach „eine Antilope mit großen, orientaliſch-ſchwarzen Augen von unbeſchreiblichem Ausdruck, regelmäßigen, faſt adlerartigen Zügen, kleinem Munde, zartem, aber etwas hektiſchen Teint, ſchöner Stirn, glänzend-ſchwarzen Locken, ſylphenleichter Geſtalt und melodiſcher Stimme, die wie eine Laute und wie der Geſang eines Seraphs klang, ein Weib, das außerdem eine Menge Tugenden und Gaben beſaß, um damit ein neues Kapitel des hohen Liedes zu füllen.“

Aber trotz dieſer Lobſprüche war er auch Mariannens ſehr bald überdrüſſig geworden und hatte gleich darauf die Einladung der Gräfin Mocenigo, ſeine Wohnung in einem ihrer Paläſte aufzuſchlagen, hauptſächlich darum angenommen, um ſeine Neigung zu Mariannen mit „Stumpf und Stiel“ auszurotten.

---

*) Probe aus dem zweiten Bande der bei Otto Wigand ſoeben erſchienenen Novellenſammlung „Venezianiſche Nächte“.

Nachdem Byron ſich in ſeiner neuen Wohnung häuslich eingerichtet hatte, begann er hier ſeinen „Marino Faliero“.

Um dieſe Zeit rückte auch Einer ſeiner hyperpoetiſchen Landsleute, Sir Percy Byſhe Shelley, deſſen Bekanntſchaft er einige Monate früher auf der Villa Diodati bei Genf gemacht hatte, in Venedig ein.

Selten wohl hatte es zwei entgegengeſetztere Charaktere, wie Byron und Shelley, gegeben. Man höre, wie ihr gemeinſchaftlicher Freund, Thomas Moore, Beide geſchildert hat. »Byron und Shelley,« ſagt der Dichter des Lalla Rook, waren zwei Naturen, ganz dazu geeignet, ihre Verſchiedenheit an einander zu entwickeln; Byrons Fantaſie malte mit den Farben des Lebens; er war praktiſcher Poet. Shelley ſah eigenſinnig Alles durch ſein eigenes Medium. Im Politiſchen, wenngleich urſprünglich Ariſtokrat, bekannte ſich Shelley zu utopiſchen Grundſätzen und war unter Anderm auch für Gütergemeinſchaft. Ueber den Glauben der Menſchen und vor Allem über die Weiber hatte er ſeine eigenen, etwas egoiſtiſchen Ideen.«

Aber trotz der Verſchiedenheit ihrer politiſchen und philoſophiſchen Anſichten waren ſie die beſten Freunde. Byron achtete Shelley, trotz ſeines Leichtſinns, und legte auf deſſen Urtheil oft mehr Gewicht, als auf ſein eigenes.

Byron war in der Regel ſehr ſchwermüthig, Shelley dagegen ſtets heiterer Laune. Durch dieſe Heiterkeit des Geiſtes, durch dieſen ewig friſchen, roſenfarbenen Humor hatte Shelley eine faſt despotiſche Herrſchaft über alle Gemüthszuſtände Byrons errungen.

II.

Lord Byron ſtand, in dichteriſches Brüten verſunken, an einem der Fenſter ſeines Arbeitsſaales und ließ die Finger ſeiner blendendweißen Hand, auf die er ungemein eitel war, mechaniſch auf den hellen Spiegelſcheiben trommeln, als — unangemeldet und ohne anzuklopfen — Sir Percy Byſſhe Shelley in ziemlich beſtaubten Reiſekleidern, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen kleinen Reiſeſack in der Hand, ins Zimmer ſeines Freundes eintrat.

— Sei gegrüßt, großer Barde! rief der Dichter des „**Revolt of Islam**“, und ließ ſeinen Reiſeſack auf den Fußboden fallen, um den erſtaunten Freund in ſeine Arme zu ſchließen.

— Byſhe, wo kommſt Du her?

— Geraden Weges aus dem großen Bedlam London, wo Du, lieber Freund, ſchon ſeit langer Zeit, ich will nicht gerade ſagen, mit Sehnſucht, wohl aber mit etwas Neugier erwartet wirſt. Zuvörderſt bringe ich Dir einen Gruß und ein Packet gar nicht ungerechter Vorwürfe von Deinem Verleger John Murray, dem Du ſeit — Gott weiß wie lange — einen neuen Akt Deines „Manfred“ verſprochen haſt; er lauert darauf, wie ein Henker auf die Garderobe eines hingerichteten Gentleman, und läßt Dir ſagen, daß Du jetzt wohl lange genug auf der Bärenhaut gelegen habeſt, und daß es hohe Zeit ſei, daß Du wieder Etwas von Dir hören ließeſt, damit die Leute in England ſich überzeugen, daß Du noch lebſt und noch Etwas erfinden kannſt …

— Haſt Du ausgeredet?

— Noch nicht! Ich ſage Dir, edler Lord, daß. Falls Du noch länger fortfahren ſollteſt, ein ſo faullenzeriſches Leben zu führen, wie bisher, in England bald kein Hahn mehr um Dich krähen wird. Schon jetzt iſt Dein Name halb und halb verſchollen und mehr als ein naſeweiſer Lump will behaupten, daß Du ſchon bei lebendigem Leibe todt ſeiſt.

— Ha, ha! Meinetwegen mag das Geſindel von mir glauben, was es will. Du ſiehſt, Sir Byſſhe, daß ich noch lebe!

— Aber wie lebſt Du? Wie ein Trappiſt unter lauter Todtenköpfen, wie ein Aſcet in einer Einſiedelei, wie ein wildes Thier in einer ſtinkenden Menagerie unter Affen und Papageien, unter Katzen und Hunden. — Eine ſaubere Geſellſchaft für eine Herrlichkeit Deines Schlages!

— Du biſt ein Narr, Shelley, und dennoch — Gott verzeihe mir die Sünde! — ich liebe Dich faſt noch mehr als ... meinen Newfoundländer Hund, dem ich, Dir zu Ehren, den Namen Percy gegeben. Wo aber, zum Teufel, haſt Du Deine Familie?

— Die habe ich einſtweilen bei einem Landsmann in Padua zurückgelaſſen, um vorauszueilen und hier eine paſſende Wohnung für ſie aufzuſuchen. Unterdeſſen, großer, unſterblicher Barde, quartiere ich mich bei Dir ein ...

— Bei mir? Shelley, das geht nicht!

— Warum nicht?

— Weil es mir an Platz fehlt, Dich unterzubringen.

— Hol' Dich der Teufel, Mylord! Da, wo eine Elſter, ein Fuchs, zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und ein ganzer Wald von Papageien Platz haben, wird wohl auch ein winzig kleines Plätzchen für den ehrenwerthen Sir Percy Byſſhe Shelley übrig ſein

— All' dieſe Thiere ſtören mich nicht im Arbeiten; Du hingegen ...

— Pfui, Herrlichkeit, ſchäme Dich, daß Du einem Deiner Landsleute eine ſo kleine unbedeutende Gefälligkeit abzuſchlagen wagſt. Du biſt ein herzloſer Egoiſt, Byron, der die erhabene Tugend der Gütergemeinſchaft nicht zu ſchätzen weiß. Lies Thomas Moore's „Utopia" und lerne begreifen, daß Gemeinſchaft der Güter eine der edelſten Einrichtungen des Staatslebens iſt. Apropos, lorbeerumſcheitelter Barde, kannſt Du mir nicht auf ganz kurze Zeit hundert Pfund Sterling leihen?

— Ich bedaure, lieber Freund, daß auch ich gerade nicht bei Kaſſe bin.

— Geizhals, das hab' ich im Voraus gewußt und Dir mit dieſer Bitte blos eine Falle legen wollen. Ich brauche Dein Geld nicht, ich bin reicher als Du, denn ich habe wenig oder gar keine Bedürfniſſe; Du aber wälzeſt Dich, wie ein Schwein, in kothigem Gold und biſt trotzdem nicht zufrieden. Und ſolch ein Filz will Poet ſein? Wer Dich für eine Dichterſeele hält, iſt verrückt!

— Höre, Percy, fragte Byron, plötzlich ganz ernſt und niedergeſchlagen, iſt Das, was Du ſoeben geſagt haſt, Scherz oder Ernſt?

— Ernſt, blutiger Ernſt! Ein reicher Kerl, der einem armen Teufel, welcher noch obendrein ſein Landsmann iſt, lumpige hundert Pfund Sterling abzuſchlagen wagt, kann unter keiner Bedingung ein wahrer Dichter ſein.

— Shelley, ich habe ja nur mit Dir geſcherzt. Mit dem größten Vergnügen bin ich bereit, Dir hundert Guineen zu ſchenken.

— Ich mag von Keinem, am allerwenigſten von Dir, Etwas geſchenkt.

— Nun gut, ſo will ich Dir hundert Pfund, oder, wenn Du willſt, noch mehr leihen.

— Jetzt, Egoiſt, mag ich auch nichts von Dir geborgt haben, rief Shelley, hob ärgerlich ſeinen Reiſeſack auf und wollte gehen.

— Bleib', Percy, bleib', bat Byron, ihn am Rockſchooß zurückhaltend.

— Laß mich los, ich muß fort; meine Zeit iſt mein Kapital …

— Steh', Shelley, wenn Du bleibſt, will ich Dir mein neues Gedicht, eine „Ode an Venedig“, vorleſen.

— Höre, Gordon, willſt Du das wirklich? ſagte Sir Percy mit freudeſtrahlender Miene.

— Ja, Freund, ja!

— Dann bleibe ich bei Dir, ſo lange Du willſt.

— Zuvor aber wollen wir frühſtücken. Ein nüchterner Magen iſt ein weit ſtrengerer Kunſtrichter als einer, der im Bewußtſein der Sattheit ſchwelgt; ein gutes Glas Wein macht ſelbſt die Seele eines Philiſters empfänglicher für den Zauber der Poeſie …

— Ah, Mylord, Du willſt mich beſtechen; doch ſag' ich Dir im Voraus, daß Dir das ſchwerlich gelingen wird. Ich liebe vor Allem die Aufrichtigkeit und werde mich durch Deinen guten Wein nicht abhalten laſſen, Dein Gedicht, falls es mir nicht gefällt, ganz abſcheulich ſchlecht zu finden.

— Eben weil ich weiß, daß Du aufrichtig biſt, hat Dein Urtheil für mich größern Werth, als das der ganzen Preſſe, die, von Neid und Mißgunſt erfüllt, mein Bischen Talent ſchmählich herabſetzt oder ganz und gar ignorirt, ſagte Byron und klingelte.

Seine Freundin Margaretha brachte das Frühſtück.

— Höre, Mylord, da haſt Du Dir einen ganz verteufelt netten Stubenburſchen zugelegt, rief Shelley und kniff die Wange der Bäuerin.

— Was unterſteht ſich der Herr? ſchrie die Schönheit vom Lande, verſetzte dem etwas unverſchämten Bewunderer ihrer Reize einen jener Apoſtrophe, die man im bürgerlichen Leben „Maulſchellen“ zu nennen pflegt, und entfernte ſich mit einem Blick, in dem ein ganzes Heer von Teufeln lag.

Shelley, der wie ein vom Blitz getroffener Fockmaſt daſtand, hielt ſich die Backe; Byron, der ſich des Lachens nicht enthalten konnte, hielt ſich die Hüften.

— Dieſe kleine, dralle, ſchwarzängige Hexe, meinte Sir Percy, ſcheint den leibhaften Satan im Leibe zu haben.

— Sie iſt ein „wildes Thier“, das keinen Spaß verſteht.

— Nach dem Bildniß zu ſchließen, das unlängſt bei Murray im Stich erſchienen iſt, muß dieſer Satan im Unterrocke Deine Fornarina ſein, ſagte Shelley und machte ſich ungeſäumt ans Frühſtück.

— So iſt's leider, ſagte Byron und ſtöhnte. Sie iſt eine Bäuerin aus dem Brenta-Bezirk, die mir zu Liebe ihren Tölpel von Mann verlaſſen und ſich, ganz wider meinen Willen, bei mir eingeniſtet hat. Du könnteſt Dir ein großes Verdienſt um mich erwerben, wenn Du eine Liſt erſänneſt, die geeignet wäre, ſie mir vom Halſe zu ſchaffen, denn ſie iſt grob, zänkiſch, trotzig und eiferſüchtig über alle Beſchreibung. Neulich, als ich ſie fortjagen wollte, ergriff ſie ein Tiſchmeſſer und drohte mir, ſich erſtechen zu wollen, wenn ich ihr nicht erlaubte, bei mir zu bleiben. Und weil ich mir bei dieſer Komödienſcene ruhig die Zähne ſtocherte, gerieth ſie außer ſich vor Wuth, lief nach dem Fenſter und ſtürzte ſich hier von dieſem Balkon in den Canal hinab. Die ſchlaue Hexe wußte recht gut, daß ſie bei dieſem Sprunge nichts zu befürchten hatte, denn unten hielt eine Gondel, welche die Fallende auffing.

Dieſer Vorfall erregte hier ein heilloſes Skandal. Die böſe Welt erzählte, ich hätte das „wilde Thier“, wie der Polenkönig Caſimir ſeine ſchöne Jüdin Eſther, erſäufen wollen. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ſich die gute öſterreichiſche Polizei hineingemiſcht und mich in eine Criminalunterſuchung verwickelt. Nächſt der türkiſchen Peſt und dem langweiligen engliſchen Whiſt fürcht' ich aber nichts ſo ſehr, als die öſterreichiſche Polizei, die einen Nachgeſchmack der venezianiſchen Inquiſition hat. Um mit dieſen fatalen Herren nicht in Berührung zu kommen, mußte ich zum böſen Spiele gute Miene machen und Margaretha erlauben, bei mir zu bleiben …

— Und ſolch einen Satan duldeſt Du um Dich?

— Was ſoll ich thun, um ſie los zu werden?

— Ich weiß ein herrliches Mittel, Dich von ihr zu befreien. Noch heute erkläre ich ihr meine Liebe und morgen entführe ich ſie!

— Du kennſt dieſe leidenſchaftlichen Italienerinnen nicht; wenn ſie ſich einmal in irgend Jemand verliebt haben, ſitzen ſie wie Blutegel feſt und fallen nicht eher ab, als bis ſie ganz geſättigt ſind … ich kenne dieſe Weiber!

— Du ſollſt, wie ich höre, einen ganzen Harem verliebter Weiber haben; in London weiß jedes Kind, daß Gräfin Albrizzi oder „Venedigs Frau von Staël“ — wie Du ſie nennſt — Gräfin Benzoni, Gräfin Guiccioli und, Zeus mag wiſſen, wie all' die galanten Prinzeſſinnen heißen mögen, in Dich närriſch verliebt ſind.

— Sprich nicht ſo laut, Percy, denn wenn das mein „wildes Thier“ hört, kratzt es all' dieſen Weibern die Augen aus.

— Aber wiſſen möcht' ich denn doch, was all' dieſe Frauen bewegen mag, ſich in Dich hinkenden Eheteufel zu verlieben. Unſereiner, der doch auch nicht zu verachten iſt, macht im ganzen Jahre nicht ſo viele Eroberungen, als dieſer Barde da in acht Tagen. Stoß' an, Hahn im Korbe, die Weiber, welche lieben, ſollen leben! Jetzt, Gordon, bin ich in der Stimmung, Deine Ode anzuhören, und wenn dieſe ſo gut als Dein Cyperwein iſt, dann gratulire ich Dir.

Byron holte ſein Manuſcript und wollte eben beginnen, als Margaretha ihm einen Brief aus London übergab und, nachdem ſie einen verächtlichen Blick auf den Freund ihres Freundes geſchleudert, ſich augenblicklich zurückzog.

— Von John Murray, ſagte Byron und erbrach das Siegel.

— Was will er?

— Er bittet um neues Manuſcript, ſchickt mir 350 Pfund Sterling Honorar für meinen „Manfred“ und bedankt ſich für das Geſchenk.

— Für welch ein Geſchenk? fragte Shelley, ſeinen Becher leerend.

— Für ein Stück Granit, das ich in Verona heimlich von Giulietta's Sarg abgeſchlagen.

— Menſch, das haſt Du gewagt?

Noch mehr als das, aber verrathe mich nicht. In der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, wo zehn Liebesbriefe der ſchönen Lucrezia Borgia an Pietro Bembo und eine blonde Haarlocke derſelben als eine der koſtbarſten Seltenheiten unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden, habe ich aus der Letztern — durch Beſtechung des Cuſtode, der ein Auge zugedrückt — ein Haar geſtohlen, das ich als Reliquie in einer goldenen Kapſel beſtändig auf dem Herzen trage. Ah, dieſe Lucrezia! Welch ein Ausbund reizender Liederlichkeit! O warum giebt es unter allen Weibern von Venedig keine Borgia! In ſolch ein Ungeheuer, Percy, könnte ich mich verlieben bis zum Raſendwerden.

— Du biſt ein Wüſtling, deſſen Gaumen überſättigt iſt; Dich reizt nur noch Liebe, die ſtark gepfeffert iſt. Um aber wieder auf Deinen netten Stubenburſchen zurückzukommen, Dein „wildes Thier“ gefällt mir, und wie Du jenen Bembo um ſeine Lucrezia beneideſt, ſo beneide ich Dich um Deine Margaretha.

— Ich trete ſie Dir ab, denn für mich hat ſie keinen Reiz mehr: ich weiß ſie auswendig wie das Vaterunſer und wäre froh, wenn ſie mir untreu würde.

— Dein Wunſch ſoll in Erfüllung gehen, Herrlichkeit, ſagte Shelley und zupfte ſeine Vatermörder.

— Gut, verſuche Dein Glück! **Audaces fortuna juvat**, fügte er hinzu und las ihm die „Ode an Venedig“ vor.

Shelley, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zum Schluſſe zugehört hatte, umarmte ſeinen Freund und ſagte:

— Wär' ich Venedig, wie groß wäre mein Stolz, von Lord Byron beſungen zu ſein! Nun aber muß ich fort!

— Und wann ſeh' ich Dich wieder?

— Sobald ich eine Wohnung für mich und die Meinigen gefunden. Auf Wiederſehen! rief er aus und rannte fort.

(Schluß folgt.)

Lebensanſichten eines Ausgelebten.

Von G. Philander.

Hierauf ſagte der Oberſt mit einem feinen Lächeln: »In unſerer Welt muß man verſchmitzt ſein, mein Lieber; wie Janus muß man zwei Geſichter haben; bald braucht man das eine, bald das andere. Ich ſage Ihnen, der Menſch kann ſich eher mit einem Rocke, als mit einem Geſichte behelfen.«

— Die Verſtellungskunſt iſt doch zu ſchwer für das Alter eines Kindes, fiel ich ein.

— Bah! entgegnete der Oberſt, da irren Sie; nichts lernt der Menſch leichter, als ein Spitzbube ſein. Ich will es übernehmen, einem Kinde das Stehlen früher beizubringen, als das Gehen — ja, wahrhaftig, mein Herr, geben Sie mir irgend einen Schreihals; er ſoll Ihnen den Ring oder die Uhr mauſen, ſo gut wie Cartouche, ohne daß er's vermag, darnach zu kriechen. — Wir Alle ſind geborene Betrüger, das iſt ſo meine Lebensanſicht!

— In der That, Herr Oberſt, Sie ſind ſehr aufrichtig und gütig obenein.

— Glauben Sie's nicht? Das ganze Leben iſt eine Narretei und der Tod ein lügneriſches Jagdſtückchen. Erſtens iſt die Ehe eine verteufelte Liebesgeſchichte, die ſich Mann und Weib gegenſeitig aufbinden und vorſpielen; ich gebe Ihnen mein Wort, Trauteſter, ſie halten es mit einander nicht aus, wenn ſie ehrlich ſind. Mit Trug kommen die Kinder auf die Welt, und ihr Leben wird, ſobald ſie nur mit den Händen um ſich greifen können, ein Gewebe von Vorſpiegelungen und Windbeuteleien. In der Schule betrügen ſich Lehrer und Schüler gegenſeitig. Der Lehrer macht X für U, der Schüler nicht minder. Gerippe werden zu Göttern ausgeputzt, Dummheiten zu Orakelſprüchen, unnützes Zeug zu brauchbarer Waare verfälſcht. In der Kirche lernen wir von Kindesbeinen an den Himmel verſchlafen und vom Salon träumen. Die Prieſter zeigen uns, wie man aus Nichts Alles, aus Waſſer Wein, aus Wein Blut, aus Holz Mandeln, aus einem Haarbeutel gebratene Wachteln machen kann. Im Staat betrügt eine Politik die andere Politik, wie in der ganzen Geſchichte ein Jahrhundert das andere. Das A lacht das Z aus, und wer zuerſt B ſagt, glaubt gewonnen zu haben, bis das krumme C von hinten geſchlichen kommt und ein Bein unterſtellt — und ſo geht es fort durch das ganze Alphabet der Erſcheinungen, die ſich alle wechſelſeitig betrügen. Wollen Sie ehrlich bleiben, Lieber, dann müſſen Sie ſchnell in eine menſchenleere Wüſte gehen und mit den Steinen Solo ſpielen.

— Wie? ſagte ich entrüſtet, Sie erkennen, daß die Welt ein lügneriſches Schurkenneſt ſei, und freuen ſich zu leben? Das mag ein Epiktet begreifen!

Der Oberſt Princian ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen.

— Mann, rief er aus, Sie ſprechen wie ein Schwarzrock aus Sanct Idyllenkirch. Sie thun, als hätten Sie nie die fünf Bücher Moſis oder die Könige geleſen. Mann, was denken Sie? Stellen Sie ſich ein Leben vor, wie es mir in Ihren phantaſtiſchen Träumen zu liegen ſcheint, ein Leben, wo jeder Menſch, unbekümmert um ſich, ſeines Gleichen und die Zukunft, lebt wie er geſchaffen iſt, gibt, was er entbehren, empfängt, was er fordern kann, ein Leben, wo die Menſchen keine Schatten werfen, ſondern transparente Herzen haben — lieber Himmel, wer würde ſich in einer ſolchen Welt vor Langeweile zu retten wiſſen?

Princian legte ſeine Hand auf meine Schulter, und indem er mich mitleidig anſah, fuhr er bewegt fort:

— Nein, Freund, geben Sie Ihre kränklichen Fieberideen auf, ſprechen Sie nicht von Einfachheit, nicht von Tugend, nicht von Wahrheit; Sie machen ſich damit lächerlich. Der Reiz des Lebens beſteht in der Intrigue; je feiner ſie geſponnen wird, deſto vollkommener iſt die Geſellſchaft. Die ganze Menſchheit hält eine große, unendlich große Kette von Betrügereien, zu der jeder ſein Ringlein ſchmiedet. Nehmen Sie die Spitzbüberei aus der Welt, ſo bleibt dieſe ſtille ſtehen, und die Menſchheit müßte ihre Hände in den Schoß legen oder in ein Univerſalkloſter gehen, um Pſalmen zu ſingen. O, Sie mißverſtehen die Zwecke der göttlichen Vorſehung — ich will Sie bekehren. Die Menſchengeſchichte zerfällt in zwei große Epochen; die erſte iſt der Kampf der Menſchen mit den wilden Thieren, die zweite der Kampf der Menſchen mit den Menſchen. Sie legten ſich nun gegenſeitig Fußangeln, Leimruthen und Gruben, und Einer ſuchte den Andern ſo heimlich und ſicher als möglich zu umgarnen. Nun begreifen Sie, was die Welt im Großen wie im Kleinen munter und thätig erhält ... das höchſte Verdienſt im Leben iſt dies, ſeine Netze ſo geſchickt auszuwerfen, daß man eben dadurch allen andern Schlingen entgeht. Darum iſt das Leben eine Kunſt geworden, denn der Boden, auf dem wir wandeln, iſt ein trügeriſches Element, wo wir jeden Steg und Weg erſt ſorgſam recognoſciren müſſen, ehe wir ihn betreten. Bei jedem Schritt müſſen wir uns durch ein Gewühl feindlicher Kräfte hindurch arbeiten und tauſend entgegenſtrömende Zwecke zu Boden werfen. Sind wir grob, ſo gebrauchen wir unſere Ellenbogen und ſtoßen uns durch — aber es giebt mehr Ellenbogen als unſere; wir würden auf dieſe Weiſe bald unterliegen. Die wahre Kunſt des Lebens iſt nun aber die, Rippenſtöße ſo maskirt auszutheilen, daß ſie als großmüthige Gefälligkeiten empfangen werden müſſen. Darum, o Theurer, üben Sie ſich in der göttlichen Wiſſenſchaft der ſocialen Gaunerei —

ich will's Ihnen ſagen: wem die Götter gram ſind, dem geben ſie ein ehrliches Herz und viel Verſtand. Doch das höchſte Glück der Geneſis iſt die Dummheit, die ſüße, unſterbliche Dummheit, ſie, die eigentliche Anſtellungsfähigkeit im Bureau der Schöpfung. Wenn ich meine Kinder wie ein Römer aufhob, dann hielt ich ſie immer erſt gegen die Sonne und flehte die Olympiſchen an: »Götter, gewähret dieſem nackten Wurme hier nur Eines, Dummheit, daß es ihm wohl gehe auf Erden« — und, ich muß ſagen, die Himmliſchen haben mein Gebet erhört!

Hier ergriff der alte Oberſt gerührt ſein Punſchglas und ſchenkte bis zum Rande ein

Einem Jubilar.

Von J. C. Rudnick.

Fünfundzwanzig lange Jahre
Haſt Du Finſterniß verbreitet,
In der Robe, im Talare
Menſchenhirne irrgeleitet.

Haſt den alten böſen Drachen
Ratio bekriegt, bekämpfet
Und in einundzwanzig Sprachen
Seinen Höllenlärm gedämpfet.

Haſt mit Syriſch und Chaldäiſch
Ihm ſein loſes Maul geſtopfet,
Mit Arabiſch und Hebräiſch
Weidlich ihm ſein Fell zerklopfet.

Haſt mit Fritſche und Conſorten
Tüchtig Dich herumgeſchlagen,
Und auch da, wie aller Orten,
Nur den Sieg davon getragen.

Biſt in Rom und London geweſen,
Haſt gepredigt, haſt geeifert,
Haſt Collegia geleſen
Und Collegen arg begeifert.

Biſt trotz Deiner Glaubensfülle
Doch an Geiſt und Körper hohle,
Selbſt in der Rhetorik Hülle
Nur 'ne ausgebrannte Kohle.

Biſt ein Pfaff, ein Obſcurante
Und des Lichtes Widerſacher,
Ziehſt auf Deiner Roſinante
„Myſtik" noch zum alten Schacher.

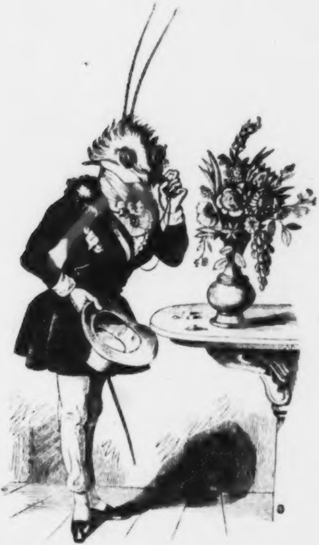
Biſt im deutſchen Lande Sachſen,
In dem Land der freien Geiſter,
Dort, wo die Reformers wachſen,
Aller Finſterlinge Meiſter.

Biſt in dem Halloren-Städtchen,
Trotz der eifrigſten Gebarung,
Doch nur „ein vergilbtes Blättchen
Aus Johannis Offenbarung".

Lückenbüßer.

Gute Ausſichten für Theaterprinzeſſinnen gewährt nachfolgende Notiz, aus der hervorgeht, wie viele aus dieſem Stande durch die Ehe zu Ehren und Würden gekommen ſind: Miß Mellon ſtarb als Herzogin von St. Albans; Miß Fenton, berühmt unter dem Namen Polly, wurde Herzogin von Bolton; Fräulein Sonntag, Gräfin Roſſi; die Sala, Gräfin von Fuentes; die Naldi, Gräfin von Sparre; die Leſueur, Gräfin von Mangobelſchroy; die Wenzel, Gräfin von Orlow; die Farren, Gräfin von Derby; die Brunton, Gräfin von Craven; die Forti, Lady Harrington. Das Heer der Künſtlerinnen, die ſich mit einem bloßen Edelmann begnügt haben, iſt nicht mehr zu zählen.

Ein Quidam,



der in der ſüßen Selbſttäuſchung lebt, ein Schöngeiſt zu ſein, weil er Lorgnette und Glacehandſchuhe trägt, einen Strohhut und ein Freibillet hat und dann und wann für die „Bremer Zeitung“ ſchreibt.

Zapfenſtreich.

Berlin. Am 13. Juni iſt der Geheime Staatsminiſter und General-Poſtmeiſter von Nagler im 71ſten Jahre ſeines Lebens geſtorben.

∴ Herr Dieſterweg iſt aus dem norddeutſchen Volksſchriften-Verein geſchieden. Der Verein aber beſteht fort, findet viele Theilnahme und arbeitet mit Fleiß und Energie an ſeiner Aufgabe, eine tüchtige und geſunde Volksliteratur nach den Bedürfniſſen und Forderungen der Zeit zu ſchaffen. Dieſterweg hat dem Vereine keine ſonderliche Thätigkeit gewidmet und ihn dadurch mehr aufgehalten, als gefördert. Warum er ausgetreten, weiß man nicht recht. Es ſollen perſönliche Streitigkeiten geweſen ſein, die ſeinen Austritt nothwendig gemacht haben. Derſelbe iſt von der buchhändleriſchen Concurrenz, die ſich bedroht ſieht, ihre Schundliteratur, die ſie Volksliteratur nennt, nicht mehr verkaufen zu können, zu öffentlichen Verleumdungen benutzt worden. Wird dem Volke nach und nach ein beſſerer Geſchmack beigebracht, ſo wird es keinen Gefallen mehr an den Kinderbüchern, Märchen und Mordgeſchichten finden, die man ihnen zurecht macht. Mehrere Berliner Buchhändler zeichnen ſich durch eine ſolche Literatur aus. Dieſem Treiben entgegen zu wirken, muß eine Hauptaufgabe des norddeutſchen Volksſchriften-Vereins ſein und er wird dieſelbe auch ohne Dieſterwegs Namen erreichen können.

∴ Am 18. Juni 1821 hatte auf unſerer Hofbühne die erſte Aufführung von Webers „Freiſchütz" ſtattgefunden. Seit jener Zeit iſt das Viertel eines Jahrhunderts verfloſſen und dieſe Oper am 18. Juni d. J. zum 235ſten Male wiederholt worden. Welche andere Oper eines deutſchen Componiſten hat ſich eines ähnlichen Erfolges zu erfreuen? (Keine! Und das iſt traurig!)

∴ Auch die Großfürſtin Olga von Rußland iſt unter die Componiſten gegangen; ſie hat einen Feſtmarſch componirt, welcher vom Könige von Preußen ſeiner Armee als Geſchenk übergeben worden iſt. Dieſer Marſch, der ſehr gelungen ſein ſoll, iſt im Verlage der Schleſinger'ſchen Muſikalienhandlung erſchienen.

∴ Meyerbeer ſchreibt die Muſik zu einem Trauerſpiele des Aeſchylos, das nächſtens in Potsdam in Scene gehen wird.

∴ Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Bücher keine Leſer mehr finden, verweilt ſeit einiger Zeit wieder hier und wird in geſellſchaftlichen Kreiſen mit einem Trauring am Finger geſehen, woraus man ihre vor einiger Zeit geſchehene Verheirathung mit ihrem Freunde und Reiſegenoſſen, Herrn von B. (die auch von ihr eingeſtanden werden ſoll), ſchließen will. Sie wird jedoch fortfahren, ihren bisherigen Namen zu führen, wozu Familien und Vermögensverhältniſſe ſie aus ſehr dringenden Gründen veranlaſſen. (Europa.)

∴ Die aus unſerer Stadt verwieſene Madame Louiſe Aſton hat einen Band Gedichte unter dem Titel „wilde Roſen" erſcheinen laſſen.

∴ Als Perſiflage der in Zeitungen überhand nehmenden, wahrhaft ekelerregenden Heirathsgeſuche befand ſich neulich im „Berliner Intelligenzblatte" folgendes Hundegeſuch: Auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ſucht mein Hühnerhund, aus gänzlichem Mangel an hündiſcher Damenbekanntſchaft, eine Lebensgefährtin von echter Race, und wo möglich auch von guter Erziehung. Auf Vermögen wird ausnahmsweiſe nicht geſehen, wohl aber auf Schönheit und Tugend. Die Beſitzer ſolcher hundemäßigen Huldgöttinnen wollen mit Vertrauen sub S. 114 ihre Adreſſe im Intelligenzcomptoir abgeben, auch geneigteſt hinzufügen, ob und welche ſtandesgemäße Erziehung dieſelben bereits genoſſen haben, und welcher Preis begehrt wird. Unterzeichnet: Eugenius.

∴ Der hier förmlich zur Mode gewordene Selbſtmord, der die Eiſenbahn als Guillotine benutzt, wird jetzt der „Polka-Tod" genannt. Seit dem März d. J. ſind bereits ſechs dieſer entſetzlichen Todesfälle vorgekommen, größtentheils auf der Potsdamer Eiſenbahn, und faſt immer waren es Unglückliche, die kaum das zwanzigſte Jahr erreicht hatten. Da die Opfer zumeiſt junge Mädchen aus der dienenden Klaſſe geweſen ſind, ſo iſt man hier und da geneigt, anzunehmen, ſie könnten in der Weiſe verführt ſein, die ihnen eine ſchleunige Verheirathung nothwendig erſcheinen ließ.

∴ Die guten Berliner haben der neuen, in ſehr winzigem Style gebauten Matthiaskirche im Thiergarten den Beinamen „Polkakirche" gegeben. (Berlin wird auf der einen Seite immer frommer und auf der andern immer gottloſer; wo ſoll das hinaus?)

∴ Herr Kroll geht mit dem abenteuerlichen Plane um, in ſeinem großartigen Etabliſſement, zur Anlockung des Publikums, ein Sommertheater zu errichten, was ihm inſofern auch nicht ſchwer werden kann, als ſich hier, während der Sommermonate, einige Hundert vacirende Komödianten herumtreiben.

Breslau. Die „Oderzeitung“ ſoll bereits achtzehnhundert Abonnenten haben. Börne's „Waage“ hatte es nie bis zu zweihundert gebracht. (Kein Wunder, denn die Welt conſumirt mehr Commißbrod als Baumtorten.)

Coblenz. Der engliſche Schriftſteller Charles Dickens (Boz) iſt auf der Reiſe nach der Schweiz hier durchgekommen.

Köln. Auch auf der rheiniſchen Eiſenbahn hat ſich unlängſt ein Arbeiter den „Polkatod“ — wie die Berliner den Selbſtmord unter den Rädern der Locomotive nennen — gegeben.

Edinburgh. Die koloſſale Statue Sir Walter Scotts, ein Werk des Bildhauers Steell, ſoll am 15. Auguſt, am Geburtstage des großen Dichters, auf dem in Prinz-Street ſtehenden Monument deſſelben aufgeſtellt werden.

Frankfurt. Freiherr von Gagern beſchäftigt ſich ſeit längerer Zeit mit der Ausarbeitung eines umfaſſenden Werkes, „über den Fortſchritt der Civiliſation in Europa“. (Ob ſich nach Guizot darüber noch viel Neues ſchreiben läßt?)

Göttingen. Mit großer Mühe iſt es endlich gelungen, hier die Grabſtelle des Dichters Bürger wieder aufzufinden. Der Todtengräber erinnerte ſich, daß ein alter Schneidermeiſter davon wiſſen könne und dieſer erzählte, daß er, als er vor 52 Jahren aus der Fremde kam, dem ärmlichen Leichenzuge begegnet ſei. Nur wenige Perſonen ſeien gefolgt und der Buchhändler Dietrich habe auf das Grab des Verſtorbenen eine Akazie gepflanzt. Dieſe Akazie iſt gefunden worden und mit ihr das Grab, auf welchem jetzt die Studenten ein würdiges Marmordenkmal errichten wollen.

Haag. Dem. Rachel, die erſte Tragödienſpielerin Frankreichs, hat hier eine dramatiſche Soirée gegeben, der auch die Königin der Niederlande beigewohnt hat.

Hamburg. Auf unſerm Stadttheater hat F. Pyats ſatiriſches Luſtſpiel „Diogenes“, von Heinrich Börnſtein für die deutſche Bühne bearbeitet, einen ſehr glänzenden Erfolg gehabt.

Karlsruhe. Das ſchon ſeit langer Zeit circulirende Gerücht, daß Auguſt Lewalds „Europa“ in andere Hände übergeben werde, ſcheint ſich endlich zu beſtätigen. Dieſe Zeitſchrift ſoll nach Leipzig verlegt werden und Herr Lewald von der Redaktion zurücktreten. (Vergleiche Leipzig.)

Leipzig. Die „Eiſenbahn“ ſchreibt: Es giebt in Leipzig, außer höchſt achtbaren Gelehrten, Journaliſten, Juriſten, Lehrern, Aerzten u. ſ. w., auch eine Klaſſe von Journalſcriblern, Bücherfabrikanten, Ueberſetzungsmanufakturiſten, Schulfuchſern, Tagedieben u. ſ. w., deren gewaltigſte Leidenſchaften Mediſance und Neid ſind und die keinem andern Menſchen Etwas gönnen, ſelbſt aber Nichts zu erreichen wiſſen, welche Alles, was ein Dritter beſitzt, herabmäkeln möchten, die Einem ſogar die kupferne Medaille mißgönnen, weil ſie vielleicht ein Fürſt gegeben, während ſie von jedem Buchhändler oder Principale, ſei er wer er ſei, das ſchäbigſte Trinkgeld anzunehmen nicht verſchmähen. Sie muthen Andern in der Regel Alles zu; ſie ſelbſt ſind aber zu Nichts und zu Allem fähig, wie man es nehmen will. Ihr Neid drückt ſich bald in Vornehmthun, in höhniſchem Lächeln, in erkünſtelter Verachtung aus, allein Neid bleibt Neid, und hinter der Maske jammert die Erbärmlichkeit: „ach, wenn ich nur auch das hätte!“ — Man laſſe ſich ja durch Nichts täuſchen, was auch ſo ein Menſch ſagt oder thut, wie er es einkleidet: Neid iſt ſein Motiv, Neid des Nihilismus, Neid der verächtlichſten Impotenz. Z. B. als Herr Marbach Profeſſor wurde, konnte man Wunderdinge dieſer Art ſehen und hören. Wie ſehr wollte man dieſen Titel herunterzerren, wie lange ſchrieb und ſchreibt man noch mit Wuth: Gymnaſialprofeſſor, und wie brünſtig hätte man die Zunge bis an die Bruſt herausgeſtreckt, wenn man ihn damit auch hätte erlangen können! Wie toll waren ſie, als Profeſſor Marbach Cenſor wurde; und wie gern würden neun Zehntheile derſelben es ebenfalls geworden ſein!

∴ Am 5. Juli d. J. (am 23. Juni alten Styls) ſind es zweihundert Jahre geweſen, daß der große Philoſoph Leibnitz, laut Kirchenbuch, in der hieſigen Nikolaikirche getauft worden iſt. Zur Gedächtnißfeier ſeines zweihundertjährigen Geburtsfeſtes hat Herr Dr. E. F. Vogel, Privatdocent der Rechte an der hieſigen Univerſität, eine biographiſche Federſkizze, „Gottfried Wilhelm von Leibnitz“, erſcheinen laſſen, auf die wir nächſtens zurückkommen wollen.

∴ Im B. G. Teubner'ſchen Verlage erſcheint eine Sammlung der beſten neueſten franzöſiſchen Bühnenſtücke in deutſchen Uebertragungen von Auguſt Diezmann. Den Reigen eröffnet das in Paris mit ſo großem und gerechtem Enthuſiasmus aufgenommene ſatiriſche Luſtſpiel „Diogenes“, von Felix Pyat, ein wahres Meiſterſtück von Witz und Laune, aus dem wir in Nummer 179 des „Charivari“ den köſtlichen Prolog mitgetheilt haben. Herr Dietzmann iſt als gewandter Ueberſetzer ſo ſehr bekannt, daß in ſeinem Namen die beſte Empfehlung liegt. Mit ſeiner Erlaubniß werden wir eine Scene daraus mittheilen. Die typographiſche Ausſtattung des Stücks iſt, wie Alles, was aus der Teubner'ſchen Offizin hervorgeht, ſauber und correct.

∴ Lewalds „Europa“ will ſich von Karlsruhe nach Leipzig überſiedeln, und ihre Zukunft der Leitung des Herrn Guſtav Kühne, des ehemaligen Redakteurs der „Zeitung für die elegante Welt“ anvertrauen. Nous verrons!

London. Der berühmte Naturforſcher und Botaniker Aimé Bonpland, Alexander von Humboldts früherer Reiſegefährte in Südamerika, iſt in Corrientes, wo er ſich ſeit ſeiner Befreiung aus Paraguay aufgehalten hat, mit Tode abgegangen.

∴ Charles Dickens gedenkt ein Jahr in der Schweiz zu leben und von dort aus auch einen großen Theil von Deutſchland zu beſuchen. (Vergleiche Coblenz.)

∴ Fanny Cerrito iſt hier in einem neuen Ballet, „Lalla Rukh, oder die Roſe von Lahore“, aufgetreten. Das Programm iſt dem gleichnamigen Gedichte von Thomas Moore entnommen.

∴ Die „Morning-Chronicle“ empfiehlt als ein bewährtes Mittel, das Waſſer auch bei der größten Hitze kühl zu erhalten, Folgendes: Man umgebe das Gefäß, in welchem ſich das Waſſer befindet, mit einer oder mehreren Lagen grober, aber feuchter Baumwolle. In Indien und andern tropiſchen Gegenden, wo man kein Eis hat, pflege man ſich dieſes Mittels allgemein zu bedienen.

Madrid. Unlängſt iſt hier ein Polizei-Befehl erſchienen, laut welchem die Namen aller Spieler, welche im Spielhauſe betroffen werden, ohne Anſehen der Perſon, in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden ſollen.

München. Herr Kindermann, die erſte und einzige Zierde der Leipziger Oper, hat ſeinen Gaſtrollen-Cyclus als Almaviva in Mozarts „Hochzeit des Figaro“ eröffnet und ſo ſehr gefallen, daß ihm die Intendanz einen zehnjährigen Contrakt mit einem Jahrgehalte von 4000 Gulden angetragen hat. (Für Leipzig iſt Herr Kindermann verloren!)

Münſter. Vom 1. Juli angefangen, ſoll hier, unter der Redaktion des Herrn Friedrich Steinmann, ein „Neuer Rheiniſcher Merkur“ heftweiſe erſcheinen.

Paris. Lecomte, der franzöſiſche Tſcheck, iſt am 8. Juni an der Barrière Saint-Jacques in größter Stille und vor nur ſehr wenigen Zuſchauern guillotinirt worden. Bei Berathung über Lecomte's Gnadengeſuch ſoll Louis Philipp geſagt haben: »Wenn nur ich in Gefahr geweſen wäre, ſo hätte ich ihn begnadigen können; aber ſeine Kugeln hätten die Königin, hätten meine Kinder treffen können; das ſtrafende Geſetz muß ſeinen Lauf haben.«

∴ Lecomte ſagte, als ihm das Urtheil vorgeleſen wurde: »Gut! Nun habe ich nur noch mit dem Abbé Grivel zu thun.« Der genannte Abbé iſt bekanntlich der Armeſünder-Beichtvater; er wurde ſogleich herbeigerufen und als derſelbe ſich entfernte, half ſich Lecomte ſelbſt die Zwangsjacke anziehen. Bei den Prozeß-Verhandlungen war Lecomte ſehr beſorgt für einen anſtändigen Anzug. »Wie kann ich ſo vor dem Gerichtshofe erſcheinen?« ſagte er. »Er mag mich tödten, aber er ſoll mich nicht erniedrigen!«

∴ Die Zahl der Pairs, welche bei der Fällung des Urtheils über Lecomte mitgeſtimmt haben, war 232. 196 erklärten ſich für Anwendung der Strafe des Vatermords, 33 für einfache Todesſtrafe, 3 (darunter Victor Hugo) für lebenslängliche Gefängnißſtrafe.

∴ Der kleine Herr Thiers läßt im „großen Conſtitutionnel“ erklären, er werde auf die Polemik der „Debats“ wegen ſeiner vorgeblichen Mitſchuld an Lecomte's Verbrechen nicht mehr antworten. Im vertrauten Zirkel ſeiner Freunde ſoll er geſagt haben: »Si l'on me pousse à bout, je retaillerai ma plume du „National de 1830“.« (Eitle Drohung!)

∴ Ein hieſiges Blatt ſchreibt, daß Lecomte's Schädel phrenologiſch unterſucht und daran die nach Gall und Spurzheim als Anlage zu Mord geltende Formation gefunden worden ſei. Das Vorderhaupt ſei gedrückt, der Hintertheil des Schädels aber ſtark entwickelt. Viele lächeln darüber und zwar mit Recht!

∴ Am 14. Juni 1842 iſt das franzöſiſche Eiſenbahngeſetz votirt worden und vier Jahre ſpäter, am 14. Juni 1846, iſt die Nordbahn von Paris nach Lille, eine Wegſtrecke von 54 Stunden, eröffnet worden. Das Material dieſer Bahn beſteht aus 176

Locomotiven, 850 Wagen für Reiſende, 1000 Wagen für Waaren und 1400 Wagen für Steinkohlen.

∴ Das Théâtre français iſt mit einem fünfaktigen Trauerſpiele, „la Vestale“, von den Herren Soumet und Dubomme aufgetreten. Sämmtliche Blätter ſtimmen darin überein, daß dieſe „Veſtalin“ ein höchſt mittelmäßiges Produkt iſt, das, kaum aufgetaucht, bald wieder vergeſſen ſein wird.

∴ In der großen Oper hat eine neue dreiaktige Tondichtung, „David“, Text von Alexander Soumet und Frédéric Malleſille, Muſik von Mermet, wenig oder gar nicht angeſprochen.

∴ Das Odéon-Theater hat mit einem neuen fünfaktigen Luſtſpiele, „Echec et Mat“, Glück gemacht. Es iſt von Herrn Paul Boccage, Neffen des Direktors dieſes Theaters, und Herrn Octave Feuillet. Da beide Verfaſſer noch ganz jung ſind, ſo hat der befragte Onkel den erfahrenen Alexander Dumas, das Stück durchzuſehen. Dumas nahm das Manuſcript und ſchickte zwei Tage darauf die beiden erſten Akte arrangirt, aber auch zugleich eine Quittung über 1500 Francs an die Theaterkaſſe. Was war zu thun? Onkel Boccage machte gute Miene zum böſen Spiele und zahlte. Am andern Tage kamen wieder zwei Akte und abermals eine Quittung über 1500 Francs. Das war zu viel. Onkel Boccage zahlte zwar auch dießmal, ließ aber den fünften Akt, der noch beim Copiſten war, nicht mehr zu Dumas bringen. Darum iſt auch der fünfte Akt der ſchwächſte; «On voit bien,» ſagen die Leute, «que Mr. Dumas n'a pas passé par là.»

∴ Unter dem Titel „les femmes de la Bible“ iſt hier (bei Dellove) der Anfang einer Reihe bildlicher Darſtellungen der bedeutendſten weiblichen Perſonalitäten des Alten und Neuen Teſtaments erſchienen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Darſtellungen von dem Typus, der ſich bei den mittelalterlichen Malern findet, weit verſchieden ſind, und daß ſie ſich mehr oder weniger dem Modernen zuneigen: immer aber bleibt es intereſſant, die Auffaſſung zu beobachten, worin ſich die Charaktere in der Phantaſie der darſtellenden Künſtler gebildet haben. Die Zeichnungen ſind von G. Staal (einem uns unbekannten, wahrſcheinlich noch jungen Künſtler), die Namen der Stecher ſind nicht genannt; doch erinnert die Art und Weiſe an die Behandlung der beſten engliſchen Kupferſtecher. In den drei erſten Heften findet man Eſther, Rebecca und die Tochter Jephta's.

∴ „Le Christ aux saintes femmes“, das unbedeutendſte unter den ſieben Bildern, welche Ary Scheffer dieſes Jahr ausgeſtellt, hat der Kunſthändler Goupil für 15,000 Francs gekauft. Für ſeine beiden Kapitalbilder, „Gretchen im Garten“ und „Fauſt auf dem Blocksberg“, hat der berühmte Kunſthändler Suſſe 45,000 Frs. bezahlt.

∴ Die berühmte Domäne Citeaux, in welcher Engländer vor drei Jahren eine communiſtiſche Anſtalt angelegt, die eben ſo wie früher die St. Simoniſten-Hôtels nicht beſtehen konnte, ungeachtet hier für Alles, beſonders auch für Geld geſorgt war, iſt jetzt anderweitig für [illegible] Francs verkauft worden. Dieſes koſtbare Experiment, denn anders kann man die Anlage der Anſtalt nicht nennen, hat wenigſtens den Vortheil gehabt, der Welt aufs Neue bewieſen zu haben, daß von den Communiſten nichts zu hoffen und nichts zu fürchten iſt. Es ſind Ideen, die in der Praxis nicht durchzuführen ſind.

Petersburg. Die ruſſiſche Literatur der neueſten Zeit beginnt auch Dichter unter ganz einfachen und ungebildeten Landleuten zu produziren, deren Erzeugniſſe um ſo mehr Aufſehen erregen müſſen, da ihren Erzeugern jede geiſtige Ausbildung abgegangen iſt. Soeben verläßt hier die Preſſe ein Bändchen Gedichte des Bauers Akſenowſky, in denen das angeborene Genie des Dichters nicht zu verkennen iſt.

Prag. Herr Hoffmann hat uns in der kurzen Zeit ſeiner Direktion ſechs Novitäten („Johanna und Hannchen“, „Die rothe Schleife“, „Des Rathsherrn Töchterlein“, „Die beiden Tambours“, „Reich an Liebe“ und „Der Geldteufel“) vorgeführt und mehrere derſelben haben ſo gefallen, daß ſie verſprechen, Repertoirſtücke zu werden. — Die nächſten Novitäten ſind: Neſtroy's Poſſe „Der Unbedeutende“ und Paul Horſts Luſtſpiel „Rekrut und Dame“.

∴ Auf unſerm Stadttheater, das unter der Direktion des Herrn Hoffmann einen neuen Aufſchwung genommen, hat ſich eine neue Oper in italieniſcher Sprache hören laſſen. Sie heißt „Conſuelo“, und iſt das Erſtlingsprodukt des Herrn Giovanni Gordigiani, der ſeit mehreren Jahren als Geſangslehrer bei unſerm Conſervatorium angeſtellt iſt. „Oſt und Weſt“ ſagt darüber: In unſerer Zeit, wo jedes kleine, winzige Talent einen gewaltſamen Spektakel macht, iſt man nicht gewohnt, zu ſehen, daß produktive Geiſter ſich Jahrelang ſchweigſam verhalten. Er, der ſtille, beſcheidene Mann, den wir ſo viele Jahre im dunkeln Kleide durch die Gaſſen Prags hatten gehen ſehen, er, von dem die Blätter nie geſprochen, ſollte er wirklich Schätze von Muſik in der Bruſt verwahren? So war die Stimmung im Publikum; ſie mußte langſam überwunden werden; aber ſchon im Prologe fand man Viel des Schönen und beim Finale der zweiten Abtheilung, das wahrhaft großartig und erſchütternd iſt, brach ſtürmiſcher Beifall aus. Die Oper hatte geſiegt und der Erfolg war ein glänzender.

∴ Gegenwärtig gaſtirt hier Marietta Alboni, die wunderbare Sängerin, deren Umfang vom Sopran in den Contra-Alt herunterreicht, und die in koloſſaler Kraft mit ihren koloſſalen Mitteln ſpielt wie mit Federbällen. Sie hat bis jetzt blos einzelne Scenen und Arien von Roſſini, Verdi und Donizetti im Coſtüme gegeben, und dennoch ſtets das volle Haus zu ſündlichem Beifallsſturm entflammt. (Theaterchronik.)

Rom. Der verſtorbene Papſt Gregor XVI., der älteſte der europäiſchen Monarchen, war am 18. September 1765 zu Belluno geboren und hatte alſo ein Alter von faſt 81 Jahren erreicht. Er wurde als Cardinal Mauro Capellari am 2. Februar 1831 zum Papſt erwählt und hat demnach 15 Jahre und beinahe 4 Monate regiert. Als deſſen muthmaßlicher Nachfolger wird Cardinal Falconieri genannt. Nach Andern ſoll Cardinal Franzoni (geb. am 10. December 1775 zu Genua), ein Jeſuit, derjenige Prälat ſein, welcher zum Papſt erwählt werden wird.

∴ Das Cardinal-Collegium, das einen neuen Papſt zu wählen hat, beſteht aus 62 Cardinälen, von denen 2 noch von Pius VII., 7 von Leo XII. und die übrigen 53 von Gregor XVI. ernannt worden ſind. Während der Regierung des Letztern, der in der Reihenfolge der Päpſte der 258ſte iſt, ſind 65 Cardinäle geſtorben.

Stettin. Zu Uckermünde in Pommern hat ein Schiffer einem ſeiner Schiffe den Namen von Itzſtein beigelegt.

Turin. Silvio Pellico, der Verfaſſer des „Le mi Prigioni", iſt zwar noch nicht, wie es ſchon irgendwo geheißen hat, Mönch geworden, doch ſoll, nach der Ausſage ſeines vertrauteſten Umgangs, ein ſolcher Schritt bei ſeiner dermaligen Gemüthsrichtung für die nächſte Zukunft durchaus nicht unwahrſcheinlich ſein. (Großer Gott, wenn ſolche Köpfe Pfaffen werden, dann hört Alles auf!)

Warſchau. Die ruſſiſche Kaiſerin hat hier der Aufführung eines Ballets beigewohnt, in dem die neue Schlußdekoration, gemalt von Sacchetti, die Anſicht des Palaſtes zeigt, den die Kaiſerin während ihres Aufenthaltes in Palermo bewohnt hatte.

Weimar. Bei Gelegenheit der Einweihung der Eiſenbahn von Halle nach Weißenfels hat der König von Preußen auf einen Sprung auch unſere Stadt beſucht. Dieſer Beſuch hat einen Berichterſtatter der „Leipziger Zeitung" dermaßen aus dem Häuschen gebracht, daß er nicht mehr weiß, was er ſchreibt. So berichtet er unter Anderm: »Die Darſtellung der Titelrolle ſchien den Beifall des Königs zu finden, denn Allerhöchſtderſelbe applaudirte einige Male eigenhändig. (Als ob man anders applaudiren kann, als eigenhändig!)

Wien. Am 16. v. M. iſt unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner von 101 Kanonenſchüſſen die Statue des Kaiſers Franz feierlich enthüllt worden.

∴ Vincenz Prießnitz, der Waſſerapoſtel von Gräfenberg, hat vom Kaiſer von Oeſterreich die goldene Medaille als Anerkennung ſeiner glücklichen Kuren erhalten.

∴ Herr J. F. Caſtelli hat den Danebrog-Orden bekommen. (Gott iſt groß!)

∴ Zur Dotation unſerer bis jetzt erſt auf dem Papiere beſtehenden „Akademie der Wiſſenſchaften" ſind vorläufig jährlich 500,000 Gulden angewieſen worden.

∴ Die diesjährige Wiener Gemälde-Ausſtellung lieferte 400 Kunſtwerke, welche im Ganzen zwar keine großen Fortſchritte ſeit den letztverfloſſenen Jahren beurkunden, in Hinſicht der Portrait-Malerei jedoch das Ausgezeichnetſte enthalten. Der hieſige Verein zur Beförderung der Malerei zählt gegenwärtig über 5000 Mitglieder und vermag jährlich über etwa 25,000 Gulden zu disponiren.

∴ Ein auswärtiges Blatt hatte dem ſeligen Raimund den Vorwurf gemacht, er habe den Stoff zum „Barometermacher" einem franzöſiſchen Märchen entlehnt. Herr Carl Meisl hat hierauf erklärt, er ſelbſt habe den Stoff zu dieſem Stücke nach einem deutſchen Märchen, „Prinz Tatu", zu bearbeiten angefangen und dann an Raimund abgetreten. Der „Nürnberger Correſpondent" bleibt aber trotzdem bei ſeiner Behauptung, daß „Prinz Tatu" kein deutſches Märchen, ſondern weiter nichts als eine proſaiſche Bearbeitung des verſificirten Märchens von Bacheaumont und Chapelle iſt, abgedruckt im Anhange zum „Voyage poétique" der beiden Verfaſſer. Wer von Beiden hat nun Recht? (Der Nürnberger!)

∴ Beim letzten Auftreten der Jenny Lind ſoll einem halb übergeſchnappten Enthuſiaſten ſtatt der Wörter: »Wiederkommen, Wiederkommen!« die Wörtchen »Niederkommen,

Niederkommen!« entſchlüpft ſein, was die ſchwediſche Nachtigall ſehr übelgenommen haben ſoll.

∴ Neſtroy's neueſte Poſſe „der Unbedeutende" iſt bereits 30 Mal wiederholt worden, und macht noch immer volle Häuſer. (Dieſes Stück iſt, für Norddeutſchland, durch das Theater-Geſchäftsbureau der Herren Sturm und Koppe in Leipzig zu beziehen.)

Wilna. Während der Anweſenheit von Sir Moſes und der Lady Judith Montefiore in unſerer Stadt wurde allen jüdiſchen Kindern, die in jener Zeit dort geboren worden ſind (die Gemeinde hat 16,000 Seelen), die Namen der beiden Reiſenden beigelegt, wie es nach der jüdiſchen Chronik einſt bei der Anweſenheit Alexanders des Großen in Jeruſalem mit den in jenem Jahre geborenen jüdiſchen Knaben geſchah.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ferdinand VII., der letzte König von Spanien, ſoll einſt mit Allerhöchſteigener Hand dem Papſte ein Hemde geſtickt haben. Man muß geſtehen, daß dieſe Beſchäftigung echt königlich war!

Es iſt eine uralte Sitte, daß, ſobald ein Papſt geſtorben iſt, der Camerlengo Seiner todten Heiligkeit eine Viſite machen, ihm mit einem Hammer drei Mal an den Kopf ſchlagen und fragen muß, ob er vielleicht ſchlafe. Wenn der heilige Vater dann nicht antwortet, ſo wird angenommen, daß er wirklich todt iſt.

* — Einige Zahlen mögen eine Vorſtellung von der großartigen Verſchwendung geben, mit welcher die Stadt Paris bei ihren Feſten verfährt. Für die Krönung des Kaiſers verausgabte ſie 1,743,676 Francs; bei der Vermählung des Kaiſers mit Marie Louiſe 2,670,932 Francs; bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux 570,000 Francs; für das Feſt des Trocadero 900,000 Francs; für die Krönungsfeier Karls X. 1,164,067 Francs, alſo ſeit dem Anfange des Jahrhunderts 7,048,675 Francs, ungezählt die Summen, die ſeit 1830 bei verſchiedenen Veranlaſſungen und namentlich bei der Vermählung des Herzogs von Orleans verwendet wurden.

Von allen Künſtlern, die je gelebt haben, hat Paganini die größten Concert-Einnahmen gehabt. In Paris betrug die Einnahme eines Concerts nicht weniger als 21,000 Francs. Specificirt man dieſe Summe, ſo kommen ungefähr auf jeden Takt, welchen der Künſtler ſpielte, 24 Francs. Noch mehr verdiente Paganini bei ſeinem erſten Auftreten in London, nämlich 2000 Pfd. St. (faſt 14,000 Thaler). — Kein Wunder, daß mit ihm die eigentliche Virtuoſen-Ueberſchwemmung angefangen hat.

— Die Chineſen erzählen vom Kaiſer Chu-hi, er habe einen Spiegel beſeſſen, der die Seele wie den Körper abſpiegelte, und deſſen ſich ſeine dreihundert Frauen jeden Morgen bedienen mußten, um in ſeiner Gegenwart den Körper wie die Seele zu reinigen, weshalb es denn auch keine unter ihnen gegeben haben ſoll, deren Reize nicht von ihren Tugenden überſtrahlt worden wären. (Schade, daß dieſer Spiegel verloren ging!)

Treffer und Nieten.

* Der Kriegsminiſter Louvois ſagte eines Tages, als er ſich in Geſellſchaft des Generals der Schweizergarden, Stuppa, an der Tafel Ludwigs XIV. befand: »Mit dem Golde und Silber, das Frankreich ſchon an die Schweiz gezahlt hat, könnte man die Straße von Paris nach Baſel mit Louisdor's pflaſtern.« — »Und mit dem Blute, das die Schweizer ſchon für Frankreich vergoſſen haben,« erwiderte Stuppa, »könnte man von Baſel nach Paris einen ſchiffbaren Kanal bilden.«

* Voltaire's Trauerſpiel „Semiramis" hatte bei der erſten Aufführung in Paris Fiasco gemacht. »Was denken Sie von meinem Stück?« fragte am Schluſſe der Vorſtellung der Verfaſſer den witzigen Schriftſteller Piron. — »Ich denke, Sie wünſchen, daß ich es geſchrieben hätte,« gab dieſer zur Antwort.

* Die geiſtreiche Frau von Sevigné nannte die Medizin un pompeux galimatias, spécieux babil, débitants des mots pour des raisons et des promesses pour des effets.

In der Buchhandlung von **Louis Garcke** in Merſeburg erſchien ſoeben und liegt in allen Buchhandlungen zur Durchſicht aus:

Paläozoologie.

Entwurf einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Fauna der Vorwelt,

von **Dr. Chriſtoph Gottfried Giebel.**

gr. 8. geh. 1⅓ Thaler.

Dies eben ſo umfaſſende als intereſſante Gebiet der Naturwiſſenſchaften finden wir hier, und zwar zum erſten Mal, ſyſtematiſch behandelt. Das eifrige Forſchen des Verfaſſers und die eigenhändigen höchſt ſchwierigen Ausgrabungen von Ueberreſten der vorweltlichen Thierwelt erregten ſchon das lebhafteſte Intereſſe eines hohen Cultus-Miniſteriums in Berlin. Wir glauben daher mit vollem Recht, auch alle Freunde der Naturwiſſenſchaften auf obiges Werk aufmerkſam machen zu müſſen.

Von demſelben Verfaſſer erſchien ferner:

Beschreibungen und Abbildungen zweier bei Quedlinburg ausgegrabenen colossalen

Rhinocerosschädel.

Mit einer Tafel Abbildungen. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Dieſe Monographie wird nur auf feſte Beſtellung gegeben.

Im **Verlags-Magazin** in Leipzig iſt nun vollſtändig erſchienen:

Die Geheimniſſe

von

Amſterdam.

Sechzehn Bändchen.

Preis: 3 Thaler 10 Neugroſchen.

Bei **Ed. Anton** in Halle iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommer, E., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen. Erſtes Heft. Geh. 8. 16 Sgr.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 6.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 6.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Lachgruppen

nach dem Leben gezeichnet

von G. Philander.

Erſte Lachgruppe.

Ein Auditorium, welches auf das Erſcheinen eines Vorleſers harrt. Alle Geſichter drücken durch ihr Lächeln zwanzig Silbergroſchen preußiſch Courant aus. Auf der erſten Bank ſitzt ein Critikus Pfiffikus Belian; er lächelt wie die Uebrigen, aber nicht aus Erwartung, ſondern aus Unglauben. — Chanteklär, der Vorleſer, tritt herein, überſchaut die zahlreiche Geſellſchaft, lächelnd: er addirt die Eintrittsgelder, flüchtig, aber mit Kennerblick. Die Vorleſung beginnt; es iſt ein geiſtreicher Vortrag über die Natur der Seehunde. Das Lächeln auf den Geſichtern erfriert allmälig; ein Abonnent iſt ſchon eingeſchlafen. Das Lächeln des Critikus zieht ſich über das ganze Geſicht. Todtenſtille. Chanteklär macht plötzlich eine Diverſion, ein Wortſpiel, deſſen Witz er durch ein eigenhändiges lautſchallendes Gelächter bemerklich zu machen ſucht. Es thut ſeine Wirkung; das Auditorium lacht unbändig, der ſchlafende Abonnent erwacht, ſieht ſich um, lacht, ohne zu wiſſen, worüber, aus Furcht ſeine göttliche Dummheit zu zeigen, und ſchläft dann weiter. Chanteklär lacht noch ein Mal, darüber, daß es ihm gelungen iſt, eine Albernheit als Witz einzuſchmuggeln. Critikus Belian grinzt aus Menſchenkenntniß.

Zweite Lachgruppe.

Ein reicher Wucherer ſitzt hinter den Goldhaufen, die ſeinen Tiſch bedecken; er lacht nicht laut, er lacht mit ſtrahlendem Geſicht, die Augen flimmern ihm. Sein Herz redet das Gold an: ich habe Euch dem Bettler wie dem Fürſten aus dem Leibe gerupft, ihr ſchimmernden Federn; mag der Teufel die Welt holen; ich bin reich. — — Durch's Fenſter ſchielt ein Spitzbubengeſicht, es lacht ſehr fein, ſehr verſchmitzt: „Guten Abend, Herr Goldmann, ei, der Tauſend! wir müſſen bekannt werden.“ — — Des Wucherers Neffe klopft an die Thür; er lacht ebenfalls in die Zukunft; die Prachtſchlöſſer, die er von Onkels Gelde verſchwenderiſch bauen wird, ſchweben ihm über der Naſe. Der Goldmann wirft erſchreckt die Säcke in die Schubfächer . . . . „Herein! . . .“ Der Neffe umarmt ihn mit kindlicher Freundlichkeit: „O! mein theuerſter Onkel, wie Sie ſo wohl ausſehn, Gott ſchenke Ihnen noch tauſend Jahre . . .“ das heißt: „Du alter, filziger Kerl, wann endlich wird der Teufel mit Dir abfahren; ſtirb! ich will zum Dank Deine Knochen mit Deinem eigenen Golde vergolden.

Dritte Lachgruppe.

Der glückliche Gatte und Vater ſitzt am Wochenbette ſeiner Frau. Die lächelnde Amme reicht ihm das lächelnde Kind. Er lächelt: „ſind das nicht meine ſchwarzen Augen, iſt das nicht mein Kinn, meine Stirn? Ja, ganz der Vater!“ Die Wöchnerin ſieht zu ihm auf und lächelt matt ihren Mann und den Hausfreund an, der bedeutungsvoll ein unhörbares: **Ipse fecit!** lächelt.

Vierte Lachgruppe.

Eine Abendgeſellſchaft bei Hofrath Xena. Der junge Herr Grendel tritt ein und verbeugt ſich freundlichſt vor der Gaſtgeberin lächelnd, d. h. „Ich wäre auf dieſen albernen Witz wahrhaftig nicht gekommen, wenn ich nicht die Abſicht hätte, Ihre Tochter Roſa zu verführen.“ Herr Hofrath X. reicht Herrn Grendel artig lächelnd die Hand . . . lächelnde Verbeugungen . . . d. h. „Dummer Bengel, ich hätte Dich wahrhaftig nicht eingeladen, wenn ich Deinem Affen von Vater nicht 500 Thaler ſchuldig wäre.“ — Dicker Gaſt Kaviar, einſam ſitzend, ſtark eſſend, lächelnd: „Der Güter Höchſtes iſt der Fraß — auf fremde Koſten.“ — Tochter Roſa, vom Klavier aufſtehend; die Herren applaudiren höflich lächelnd: „Gott ſei Dank, Fräulein, daß Ihr Gedudel ein Ende hat.“ — Junger Herr Grendel ſieht Roſa mit einem ſchelmiſchen Lächeln an: „Du biſt dumm, aber hübſch; mich reizt Deine ſchöne Geſtalt und biſt Du nicht willig, ſo brauche ich Gewalt; aber heirathen . . . Sie irren ſich, Theure.“ Tochter Roſa erwidert das Lächeln ſittſam und verſchämt; ſie will ſagen: „Nehmen Sie die Verſicherung, daß ich zu Allem fähig bin.“ — „Sie ſcheinen ſich nicht zu amüſiren,“ ſagt der Hofrath X. zu einem Kreiſe, „ich wünſche, Sie wären fröhlicher . . .“ Ein Gaſt wirft Komplimente des Entzückens hin, Andere verbeugen ſich vergnügt lächelnd und nehmen die Miene höchſter Befriedigung an. Damit ſagen ſie: „Guter Mann, wir fallen vor Langeweile beinahe um.“ — Der Wirth geht lächelnd weiter: „meine Gäſte ſind erſtaunlich vergnügt, ſie eſſen und trinken ſehr; **eh bien**, ſie ſind abgefüttert!“

Fünfte Lachgruppe.

Ein hoher Beamter, welcher von ſeiner Stellung abgerufen iſt, empfängt eine Becherdeputation. Ein ſchwarzer dicker Menſch tritt ſoeben vor, hält den großen Ehrenpokal auf einem ſilbernen Präſentirteller und ſpricht mit einer von Rührung bebenden Stimme: „Unvergeßlicher Mann, empfangen Sie als ſchwaches Zeichen unſerer tiefſten Ver — Verehrung in dieſer heiligen Stunde des Scheidens, die — ja, die unſere untergebenen Herzen mit Wehmuth füllt, den Werth unſerer gediegenen Geſinnungen in dieſem — Silber.“ Der dicke Schwarze weint . . . die Deputirten ziehen die Taſchentücher und betrachten mit naſſen Augen den koſtbaren Pokal und Beamten; Einer kichert hinter dem vorgehaltenen Tuch; der Pokalpräſentirer möchte vor Wuth in die Erde ſinken, weint aber unbändig. — Der unvergeßliche Scheidende ſtreckt die Hände gerührt nach dem Deputirten aus, indem er dabei den Becher anſieht. Mit Thränen ſtammelt er: „zu viel! — zu viel! — Sie brechen mir das Herz!“ — Das bedeutet „gebt einmal das Ding her, Ihr Eſel; ich habe ſchon 3 Becher im Schrank ſtehen, das iſt Nummer 4. Das Silber ſcheint gut zu ſein!“

Zapfenſtreich.

Darmſtadt. Der G. W. Leske'ſchen Buchhandlung iſt vom preußiſchen Ober-Cenſurgericht die Warnung zugegangen, daß, Falls gedachte Buchhandlung fortfahre, verwerfliche Schriften (was für welche meint man damit?) in Preußen zu verbreiten, der Debit ihres geſammten Verlags verboten werden wird.

Düſſeldorf. Am [illegible] Juni ſtarb auf ſeinem Gute, Sternwarte zu Bilk, der ausgezeichnete Gelehrte Johann Friedrich Benzenberg an der Bruſtwaſſerſucht. Er hatte urſprünglich Theologie ſtudirt, ſich ſpäter aber, unter Lichtenberg und Käſtner, den mathematiſchen Wiſſenſchaften zugewendet und ſich durch ſeine tiefen Forſchungen über die Sternſchnuppen u. ſ. w., den erſten Naturkundigen ſeiner Zeit angereiht. Einer ſeiner Grundſätze: „Zahlen entſcheiden" iſt faſt Sprichwort geworden.

Florenz. Cavaliere Francesco Inghirami, (geb. 1772 zu Volterra) einer der ausgezeichnetſten Alterthumsforſcher Italiens, nebenbei auch ein tüchtiger Landſchaftsmaler und Kupferſtecher, hat ſich nun auch in's Jenſeits zurückgezogen und nur kurze Zeit die Vollendung ſeiner „Geſchichte Toskana's" überlebt. Das Werk hat mit dem ſechszehnten Bande ſein Ende erreicht.

Genf. Bei Keſſmann iſt „Winkelried", eine deutſche Ueberſetzung des gleichnamigen franzöſiſchen Trauerſpiels des Dichters Porchat aus Lauſanne, erſchienen.

Leipzig. Das von Oeſterreich auf die Firma Otto Wigand abgeſchleuderte Verbot iſt, wie wir hören, zurückgenommen worden. Da dieſer Bannſtrahl zu gleicher Zeit auch die Verlagshandlung Philipp Reclam getroffen hat, ſo iſt zu erwarten, daß die öſterreichiſche Regierung, um in ihrer Gerechtigkeit conſequent zu ſein, auch dies Verbot beſeitigen werde, denn was Einem recht, iſt dem Andern gegenüber billig.

∴ In einer ſehr langen und dennoch höchſt kurzweiligen „Entgegnung", die ſich wie ein kopfloſer Bandwurm durch ſieben bis acht Spalten des „Tageblatts" (Nr. 173) windet, hat Herr Dr. med. Carl Chriſtian Schmidt, der dermalige Director unſeres in jeder Beziehung unbedeutenden Stadttheaters, den Leſern jenes Blattes eine theophraſtiſch-bombaſtiſche Latwerge verſchrieben, durch die er ſie von dem Irrthume zu heilen verſucht, daß unſere Bühne unter der Leitung des Herrn Ringelhardt eine beſſere geweſen ſei, als jetzt. Wir hätten dieſe Entgegnung, zu deren Abfaſſung Herr Dr. C. C. Schmidt zehn volle Tage Zeit gebraucht hat, wie ſo manches Andere, was uns durchaus unwichtig erſcheint, mit Stillſchweigen übergangen, hätte er nicht in ſeinem Recepte die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, auch uns in den beſchränkten Kreis ſeiner Polemik zu ziehen. Herr Dr. C. C. Schmidt geruht zu behaupten, er habe das Luſtſpiel „Zwei Seelen und ein Gedanke" nur darum aufgeführt, um dem Publikum zu zeigen, weß Geiſtes Kinder dieſe Verfaſſer von Schmähartikeln über ſein Theater ſind. Wir haben bisher Herrn Schmidt immer nur die Fähigkeit zu einer ſelbſtſtändigen und tüchtigen Leitung ſeiner Bühne abgeſprochen; jetzt müſſen wir ihm auch die Bekanntſchaft mit dem, was man auch außerhalb der Bühne Logik nennt, abſprechen. Wie, Herr Dr. C. C. Schmidt hat das Stück eines Einzelnen nur darum aufführen laſſen, um dem Publikum zu beweiſen, weß Geiſtes Kinder dieſer Einzelne iſt?! Dieſe Verwechſelung des Singular mit dem Plural iſt ſo komiſch, daß Jeder, für den Logik und Grammatik nicht ganz böhmiſche Dörfer ſind, ſich krank lachen muß. Ueberdem iſt das, was er ſagt, auch noch eine Unwahrheit, denn er hat Stücke, wie Herrn Hellers „letzten Willen" und Herrn Marr's „Zeit und Stunde" zwei Meiſterwerke, die, wie bekannt, mit gleichem Skandale ausgepfiffen worden ſind, nicht blos darum gegeben, um dem Publikum zu zeigen, weß Geiſtes Kinder ſein Lobhudler und ſein Oberregiſſeur ſind, ſondern einzig und allein in der Hoffnung, in die Ebbe der Theaterkaſſe etwas Fluth zu bringen. Herr Dr. C. C. Schmidt hat am Abend der Aufführung des Luſtſpiels „Zwei Seelen u. ſ. w." über 400 Thaler eingenommen, eine Einnahme, die in ſeinen Theaterbüchern leider nur höchſt ſelten figurirt; Herr Dr. C. C. Schmidt hätte, deſſen eingedenk, dem ausgepfiffenen Autor dankbar ſein und ſich, ihm gegenüber, ſchon darum nicht auf's hohe Pferd ſetzen ſollen, weil er auf dieſer Höhe nur um ſo kleiner erſcheint. „Hätte ich es nicht aufgeführt," ſchreibt er, „dann hätte man ſich unzweifelhaft darauf geſtützt, ich ſei parteiiſch und voreingenommen gegen meine Widerſacher." Das klingt ſehr hübſch, iſt aber auch nur hohle, dunſtgefüllte Phraſe, denn wer hat Herrn Schmidt gezwungen, das Stück zu geben? Wir an ſeiner Stelle hätten es um keinen Preis gegeben, ſchon darum nicht, weil der Verfaſſer des Stückes es nicht der Mühe werth gefunden, es Herrn Dr. C. C. Schmidt zur Aufführung anzutragen. — Das, was er gegen Herrn Dr. C. C. zu Markte trägt, iſt noch viel gehaltloſer. Wir ſind weit entfernt, Herrn C. S. zu vertheidigen — denn dazu iſt er ſelber Journaliſt genug — wir können und dürfen es aber nicht zugeben, wenn Herr Dr. C. C. Schmidt ſich auch ihm gegenüber auf's hohe Pferd ſetzt und — was höchſt komiſch iſt — einen Mann, der doch jedenfalls mehr Literat, als Herr Dr. C. C. Schmidt iſt, de haut en bas behandelt. Schon damals, als Herr Dr. med C. C. Schmidt noch an ganz unbekannten Bühnen ein ganz unbekannter Schauſpieler geweſen iſt, war Herr C. S. ſchon als tüchtiger Journaliſt bekannt. Das hätte der Mann auf dem hohen Pferde nicht vergeſſen und lieber ſchweigen, als ſo nichtsſagende Blague den Leuten in die Augen ſtreuen ſollen.

∴ Herr Grunert, einer jener Künſtler, die auch außerhalb der Bühne Aller Achtung genießen, gaſtirt jetzt auf unſerer Bühne und beweiſt, wie groß der Verluſt iſt, den Herr Dr. C. C. Schmidt dadurch erlitten hat, daß Herr Grunert, der Anfangs für unſer Theater gewonnen war, durch einen ungünſtigen Stern von der Erfüllung ſeines Contractes zurückgedrängt worden iſt. Herr Grunert, der den Reigen ſeines Gaſtſpiels als Franz Moor eröffnet hat, wurde vom Publikum höchſt ehrenvoll empfangen und ſeine ganze, aus einem Guß geformte, echt künſtleriſche Leiſtung mit nicht gemachter, ſondern wahrer, herzlicher Anerkennung aufgenommen.

∴ Die „Theater-Chronik“ brachte neulich eine muſikaliſche Beilage, die vielen ihrer Leſer ſehr willkommen ſein wird. Wir meinen das Lied „Es will die Welt betrogen ſein,“ ganz artige Couplets von Theodor Drobiſch mit ſchnellzündender Muſik von W. F. Meyer. Die Herren Sturm und Koppe werden klug daran thun, derlei Beiträge recht oft zu bringen, da ſich derlei luſtige Lieder — namentlich bei der Aufführung von Wiener Poſſen — ſehr gut einlegen laſſen.

∴ Einer unſerer induſtriellen Köpfe will die bisher noch unvollendete Hamlet-Kritik des Herrn Wolfgang Bernhardi in Stearin gießen und den Stoff zu Kerzen verarbeiten laſſen, die er unter dem Namen „Stearin-Hamlet-Lichter“ — das Dutzend für zehn Pfennige — zu verkaufen gedenkt. Ein ſo billiges Licht wird jedenfalls reißenden Abgang finden.

∴ Einer der letzten Epigonen des großen Shakeſpeare erſucht uns, zu erklären, daß, ſo viel ihm bekannt, Herr Wolfgang Bernhardi mit dem unſterblichen William in durchaus keiner Verwandtſchaft ſtehe.

∴ Am 12 Juni hat unſere Stadt den in der Muſikwelt ehrenvoll bekannten Poſauniſten Carl Queißer, eins der ausgezeichnetſten Mitglieder des Orcheſters der Gewandhaus-Concerte, durch den Tod verloren.

London. Ein Sir Edward Jeſſe, der vor Kurzem ein 366 Quartſeiten ſtarkes Buch herausgegeben hat, das „Anecdotes on Dogs“ (Hunde-Anecdoten) betitelt iſt, hat den Stammbaum der Herren Hunde unterſucht und den Beweis zu führen ſich erlaubt, daß ſie weiter nichts als — civiliſirte Wölfe ſind.

∴ Eine Miſtreß Wood hat hier eine Sammlung von Briefen berühmter Frauen Großbritaniens, vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bis zum Schluß der Regierung der Maria Tudor, (drei Bände mit Facſimiles) veröffentlicht.

∴ Wer ſollte es wohl glauben, daß in England, im Lande der Beefſteaks, jährlich 8000 Selbſtmorde aus unglücklicher Liebe vorkommen?

Paris. Der fromme „Univers“ iſt in Rom verboten worden, weil er ſich der Sache der unglücklichen Polen angenommen und für ſie Geldbeiträge eingeſammelt hat. (Seit wann iſt Mitleid ein Verbrechen gegen die Kirche?)

Peſth. Ein Herr Michael Gobra ſoll hier das Geheimniß entdeckt haben, den Georginen einen roſenähnlichen Duft einzuimpfen. (?)

Rom. Ein hieſiger Correſpondent der Londoner „Times“ erzählt, der verſtorbene Papſt ſei ein ſo ausgezeichneter Mathematiker geweſen, daß zur Zeit, als er noch Ordensbruder geweſen ſei, Kaiſer Napoleon ihn — hört, hört! — an die Spitze der polytechniſchen Schule in Paris habe ſtellen wollen. Mauro Capellari aber hatte es vorgezogen, ſein Glück auf anderen Gebieten zu verſuchen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Familie Montmorency gehört bekanntlich zum angeſehenſten und älteſten Adel Frankreichs. Eine Tradition des Hauſes erzählt, daß ein Montmorency ſchon bei der Sündfluth zugegen geweſen ſei und, mit dem Stammbaum zwiſchen den Zähnen, ſich ſchwimmend in Noah's Arche gerettet habe. (Es fragt ſich nun, ob er dort unter den Menſchen oder unter den Thieren Platz gefunden habe?)

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 197. Leipzig, 9. Juli 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Byron und Shelley.

Novelle von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

III.

Es waren ſeitdem zwei Monate verfloſſen.

Während dieſer Zeit hatte Shelley ſeinen Landsmann faſt täglich beſucht und durch die unwiderſtehliche Gewalt ſeines Alles beſiegenden Humors mehr als ein Mal die ſchwarzen Gewitterwolken der Melancholie von der Stirn ſeines Freundes verſcheucht. Der Oſſian des neunzehnten Jahrhunderts — ſo pflegte Sir Percy ihn zu nennen — war in der Regel trübſinnig, ſchwermüthig und trotz aller Freigeiſterei beiſpiellos abergläubiſch. Wie ſeine Mutter glaubte er an Vorahnungen und Viſionen und fürchtete ſich, wie Thomas Hobbes, Nachts in finſtern Zimmern vor Geſpenſtern und andern geiſterhaften Erſcheinungen. Sein Glaube an Wunder ging ſogar ſo weit, daß er einen Achat als Talisman gegen den Zauber der Liebe bei ſich trug. Aber trotz dieſes Amulets fühlte er ſich — ſeit dem letzten Carneval — von den Reizen einer Dame gefeſſelt, deren Geiſt und Schönheit ſtärker als ſein Talisman war. Sein Herz ſchlug für Gräfin Thereſe.

Thereſe von Gamba war in ihrem ſechszehnten Jahre mit einem faſt ſechszigjährigen Greiſe vermählt worden. Graf Guiccioli, der reichſte Mann der ganzen Romagna, wurde nicht mit Unrecht der Crösus von Ravenna genannt. Aber Reichthum allein kann eine ſo zart beſaitete Seele, wie die Thereſens, nicht glücklich machen. Die junge, reizendſchöne Gräfin fühlte ſich im Schooße des Luxus, an den vollen Brüſten der Verſchwendung, unglücklicher, als das ärmſte Weib auf Gottes weiter Erde. — Während des Carnevals hatte ſie durch ihren Bruder Lord Byrons Bekanntſchaft gemacht und, geblendet vom Nimbus ſeines literariſchen Ruhmes, berauſcht vom Nectar ſeiner himmliſchen Poeſien, eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Nach Beendigung des Carnevals war ſie, mit Byrons Bild im Herzen, nach Ravenna zurückgekehrt und hatte ſich dort in den Armen des alten Herrn verlaſſener als je gefühlt. Der einzige Troſt der jungen, unglücklichen Frau war ihr Lieblingsdichter Dank, der ſie, oft wider ihren Willen, an den Sänger der „Braut von Abydos“ erinnerte und ihre Neigung zu ihm zehnfach verſtärkte.

Während Byrons Herz für Gräfin Guiccioli ſchlug, ſchwärmte Shelley für deſſen Margaretha, die ihm gegenüber eine kalte, ſtolze, unerbittliche Artemiſia blieb. Deſſen ungeachtet ſetzte er unverdroſſen ſeine Werbung fort und gab als Mann, der das wandelbare Herz der Frauen kennt, noch nicht alle Hoffnung auf.

— Nun, Freund Mephiſto, fragte eines Morgens Lord Byron ſeinen Luſtigmacher, wie ſteht Deine Angelegenheit mit Margaretha?

— Ich ſuche ſie auf jede mögliche Weiſe zu ködern, aber trotz aller Mühe, die ich mir gebe, will ſie noch immer nicht anbeißen.

— Ich merke, daß Du in der Kunſt, Frauenherzen zu erobern, kein Napoleon biſt. Kennſt Du den großen Göthe?

— Ich überſetze ſeinen „Fauſt“.

— Merk' Dir vor allen Dingen Göthe's Lehre:

»Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.«

Geh' hin und befolge ſeinen Rath!

— Alles umſonſt! Geſtern war ich zart und ſchmachtend, heute war ich kühn und verwegen, hab' aber heute eben ſo wenig bei ihr durchgeſetzt, als geſtern. Margaretha hat, mir gegenüber, ein Herz von carrariſchem Marmor.

— Verſuch's mit Geſchenken; ein Weib, das Etwas nimmt, iſt auch geneigt zum Geben.

— Sehr wahr, weiſer Don Juan, was aber ſoll ich ihr ſchenken?

— Sie wünſcht ſich einen Schmuck von Brillanten ...

— Knauſer, warum erfüllſt Du nicht ihren Wunſch?

— Weil ich ſie um jeden Preis los ſein will. Damit Du aber ſiehſt, daß ich kein Geizhals und gern bereit bin, Deiner Neigung zu ihr Vorſchub zu leiſten, will ich noch heute einen Brillantſchmuck kaufen, den Du ihr ſchenken ſollſt.

— Großmuth, Dein Name iſt Oſſian!

— Gelingt's Dir, mein wildes Thier zu kirren, ſo zahl' ich Dir noch dreihundert Pfund obenein ...

— Schmerzensgeld? Abgemacht! rief Sir Percy und umarmte ſeinen Freund.

— Heute Abend, Freund Byſshe, kannſt Du hier Deinen Schmuck in Empfang nehmen.

Shelley ging. Eine Stunde ſpäter hielt vor dem Palaſte Mocenigo eine Gondel, welche Lord Byron zum Juwelier brachte.

IV.

Als der Abend kam, erſchien Sir Percy. Byron legte einen Schmuck von fünfhundert Pfund in ſeines Freundes Hand und ſagte mit prophetiſchem Geiſte:

— Sie wird Dir nicht mehr widerſtehen!

V.

Am andern Morgen, zu einer Stunde, in welcher Lord Byron verabredetermaßen ausgegangen war, um dem Verführer ſeiner Freundin das Feld zu räumen, erſchien Shelley, entflammt vom Bewußtſein ſeines unausbleiblichen Sieges, ausgerüſtet mit dem unwiderſtehlichen Talisman eines höchſt werthvollen Brillantſchmuckes, um damit den letzten Sturm auf das „Fort Sainte-Marguérite“ zu unternehmen.

Die junge Bäuerin war, vor dem Spiegel ſitzend, eben damit beſchäftigt, die reiche Fülle ihres glänzend ſchwarzen Haares, das auf das Pfirſichfleiſch ihres üppigen Nackens herniederquoll, in Flechten abzutheilen, als Sir Percy eintrat.

— Reizende Schöne, himmliſche Camöne, ſinnezaubernde Anadyomene, der Sklave Deiner göttergleichen Schönheit wagt Dir guten Morgen zu wünſchen.

— Unverſchämter Flegel, ſchrie Margaretha, wer hat Ihm erlaubt, ſo mir nichts dir nichts einzutreten? Will Er, daß ich Ihn anhören ſoll, ſo pack' Er ſich ſchnell hinaus, um, wie ſich's ziemt, fein artig anzuklopfen. Wenn Margaretha ſich dann herabläßt, „Herein“ zu rufen, dann kann Er eintreten, hört Er?

— Ganz Ohr; aber da ich einmal hier bin …

— Dort iſt die Thür, und wenn ſich der Herr nicht augenblicklich entfernt, mach' ich von dieſem Brenneiſen Gebrauch, rief die aufgebrachte Schöne und griff nach dem glühenden Inſtrumente, das ſie ihrem Anbeter dicht unter die Naſe hielt.

— Ich gehorche, ſtöhnte Sir Percy und trat äußerſt gerührt ſeinen Rückzug an.

Als er draußen war, ſchob ſie ſchnell den Riegel vor und lief zu ihrem Spiegel zurück. Shelley aber beeilte ſich, dem erhaltenen Befehle gemäß, höchſt demüthig anzuklopfen.

Wer nicht „Herein“ rief, war Margaretha.

Shelley klopfte zum zweiten und dritten Male; er klopfte ſtärker und ſtärker, erſt mit den Händen, dann mit den Füßen, zuletzt mit allen vier Extremitäten zugleich. Die ſchlaue Bäuerin flocht ruhig ihre Haare fort und trällerte ein venezianiſches Couplet dazu.

Sir Percy, wohl einſehend, daß mit Ungeſtüm hier nichts durchzuſetzen ſei, hielt es für klüger, ſich auf's Bitten zu legen.

— Oeffne, himmliſches Weib, öffne, flötete er mit ſchmachtender Stimme. Der treueſte Deiner Anbeter hat Dir, ſtolze Herrin, Etwas mitgebracht, das Dir beweiſen wird, wie unendlich er Dich liebt, und wie ſehr Du Unrecht thuſt, ihn ſo kalt und lieblos von Dir wegzuſtoßen. Oeffne, Julia, Dein Romeo bringt Dir einen Schmuck …

— Einen Schmuck? fragte ſie mit plötzlich gekirrtem Tone.

— Von Brillanten.

— Von Brillanten? wiederholte ſie mit geſpanntem Ohre. Welcher Teufel, mein Romeo, hat Dir geſagt, daß Deine Giulietta nichts ſo ſehr als Brillanten liebt?

— Weiß nicht der Liebende ſelbſt die geheimſten Gedanken der Geliebten zu errathen? Oeffne, Thisbe, Dein Priamus ſteht auf glühenden Kohlen …

Margaretha ſchob raſch den Riegel zurück.

— Nun, Freund Priamus, wo haſt Du Deinen Schmuck?

— In der Taſche, holdſelige Thisbe!

— Mann Gottes, laß ſehen!

— Bevor das achte Wunder der Welt Dein Auge blendet, verlange ich als Friedensabſchluß einen Kuß von Dir.

— Zwei für einen, ſagte die urplötzlich ganz umgewandelte Bäuerin, umarmte ihren Anbeter und drückte ihm zwei ungeſtüme Küſſe auf.

Sir Percy, vom Honig ihrer Lippen berauſcht, zog raſch das Etui hervor und öffnete es, um das Auge der Gekirrten durch den Glanz der Steine zu bezaubern.

Der Anblick des Schmucks brachte eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Im erſten Augenblick ſtockte der Fluß ihrer Rede; bald aber faßte ſie ſich, packte ihren Anbeter bei der Bruſt und fragte mit unbeſchreiblicher Wuth:

— **Gran Can' della Madonna**, woher haſt Du dieſen Schmuck?

— Ich hab' ihn gekauft.

— Gekauft? wiederholte die raſende Thisbe und ſchüttelte den ſchwachen Priamus. Du biſt ein Lügner, ein Schurke, ein Dieb! Dieſen Schmuck haſt Du geſtohlen!

— Geſtohlen? fragte Sir Percy tief erſchreckt.

— Mir geſtohlen! ſchrie die zornſchnaubende Giulietta. Dieſen Schmuck hat mir mein Freund, Lord Byron, vor ſechs Monaten zu meinem Namenstage geſchenkt. Du haſt ihn mir aus meinem Schranke geſtohlen . . . Hund Gottes, ich erwürge Dich!

— Sei menſchlich, Thisbe, hab' Erbarmen, Giulietta, hör' mich an, ich bin unſchuldig, total unſchuldig, flehte Shelley und mußte all' ſeine Kraft zuſammenraffen, um ſich von der Wüthenden loszureißen.

— Dieb! Dieb! Dieb! ſchrie Margaretha und drang mit geballten Fäuſten auf ihn ein.

— Engel, Du verkennſt mich, jammerte Sir Percy, ihrer Wuth aus dem Wege gehend. Der hinkende Teufel, Asmodi Byron, den Gott verdammen möge, hat ſich mit dem beſten ſeiner Freunde einen ſchändlichen, wahrhaft niederträchtigen Spaß erlaubt; er hat mir den Schmuck geſchenkt und mir gerathen, mit Hilfe dieſes Schmuckes bei Dir mein Glück zu verſuchen. Der Elende hat mich gefoppt!

— Schmählich gefoppt! ſchrie die Bäuerin, deren Wuth ſich jetzt in unbändiges Gelächter verwandelte. Gefoppt, gefoppt, gefoppt! ſchrie ſie in Einem Athemzuge und ſprang wie närriſch im Zimmer umher.

— Warte, Oſſian, dieſer Spaß iſt Dir nicht geſchenkt! rief Shelley und rannte wüthend fort.

VI.

Vier Wochen ſpäter — der Myſtificirte hatte ſeinem Freunde den etwas boshaften Scherz längſt verziehen — erhielt Lord Byron, nach Mitternacht aus dem Salon der Gräfin Albrizzi heimkehrend, einen Brief aus Mailand. Einer ſeiner Schulkameraden von Eton ſchrieb ihm Folgendes:

> »In der größten Eile gebe ich Ihnen, mein theurer Freund, den wohlgemeinten Rath, gleich nach Empfang dieſer Zeilen Venedig und ſo ſchnell als möglich das lombardiſch-venezianiſche Gebiet zu

verlaſſen, da mich ein Zufall in das Geheimniß eingeweiht, daß die Mailänder Polizei zwei geheime Agenten abgeſchickt hat mit dem Auftrage, Sie in Venedig feſtzunehmen und nach Mailand abzuführen, wo man Ew. Lordſchaft in eine peinliche Unterſuchung verwickeln will. Während Ihrer Anweſenheit in Mailand ſollen Sie, in der Brera, durch Beſtechung eines der Cuſtoden, ein Haar aus der Locke der Lucrezia Borgia und — was noch weit ſchlimmer iſt — zwei jener Liebesbriefe, die ſie an Pietro Bembo geſchrieben hat — (verzeihen Sie, Mylord, wenn ich mich des wahren Ausdrucks bediene) — geſtohlen haben. Der Präfekt der ambroſianiſchen Bibliothek, dem dieſer Diebſtahl erſt vor Kurzem bekannt worden war, hatte der Regierung davon Anzeige gemacht und dieſe hat nun einen Preis von 5000 Lire für Denjenigen ausgeſetzt, der im Stande iſt, den Thäter jener That auszumitteln. Ihr Mitſchuldiger, der Cuſtode, der Ihnen zu dieſem Raube hilfreiche Hand geboten, hat ſich durch den ausgeſchriebenen Preis bewegen laſſen, Sie heimlich anzugeben. Die Regierung, die dieſen Diebſtahl als Kirchenraub beſtraft ſehen will, hat, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, Häſcher abgeſendet, die Sie fahnden ſollen. Wenn Sie, Mylord, Ihre Freiheit lieben, ſo werden Sie keinen Augenblick Zeit verſäumen und ſo bald als möglich die Flucht ergreifen.

Ihr
Freund und ehemaliger Schulkamerad in Eton,
Thomas Medwin.«

Lord Byron, der — wie unſerm Leſer bereits bekannt iſt — von einer heilloſen Furcht vor Oeſterreichs Polizei durchdrungen war, hatte das Schreiben noch nicht ausgeleſen, als dicker Angſtſchweiß auf ſeine Stirn trat. Seine erhitzte Fantaſie ſpiegelte ihm alle Qualen einer langen Gefangenſchaft in dumpfen Kerkern vor; die Seufzerbrücke, die Bleidächer, die Puzzi und alle Schreckniſſe der venezianiſchen Inquiſition ſtanden vor ſeiner Seele und impften jedem Nerv derſelben tauſendfache Angſt ein. Der Schreck hatte ſeine Beſinnung gelähmt; er wußte nicht, was er thun, ob er bleiben oder fliehen ſollte.

In dieſem zweifelhaften Augenblick ſtürzte Shelley, leichenblaß wie Hamlet, als er den Geiſt ſeines Vaters erblickt, ins Zimmer ſeines Freundes und rief ihm mit angſtgebrochener Stimme die zwei ſchreckenvolle Worte zu:

— Fliehe! Fliehe!

— Du weißt alſo?

— Alles, Alles!

— Und von wem?

— Lady Arabella Lamb, eine Deiner wärmſten Bewunderinnen, hat von Mailand einen expreſſen Boten an mich nach Venedig geſchickt, um Dich aus den Klauen der nacheilenden Häſcher zu befreien. Es iſt kein Augenblick Zeit zu verlieren, Mylord! Eile, eile!

— Wohin?

— Nach Frankreich, wo ein Mann wie Du, wegen einer lumpigen Locke, die er geſtohlen haben ſoll, nicht den Galgen zu fürchten braucht.

— Und wann glaubſt Du, ſoll ich fliehen?

— Noch in dieſer Nacht, jetzt gleich, denn jeder Augenblick bringt Dich dem Gefängniß näher.

— Aber meine Sachen ſind noch nicht gepackt …

— Ich ſchicke ſie Dir nach … eile, eile!

— Gerechter Gott! rief Byron, bei Nacht und Nebel ſoll ich fliehen, wie ein Dieb! Was wird Venedig dazu ſagen?

— Es wird, aus Furcht vor Oeſterreichs Polizei, nicht den Muth haben, Dich zu bedauern … Deine Ehre, Deine Freiheit, Dein Leben ſtehen auf dem Spiele … unten harrt meine Gondel … in einer halben Stunde kannſt Du in Meſtre, vor Tagesanbruch in Padua ſein … fliehe, fliehe!

— **Farewell, Venezia,** leb' wohl, mein treuer Shelley!

— Möge Dein Schutzgeiſt ſeine ſchirmenden Flügel über Dich ausbreiten und Dich ungefährdet über die Grenze bringen. In Ferrara wirſt Du Deine Koffer und einen Brief von mir finden, der Dir ſagen wird, wohin Du Dich von dort aus wenden ſollſt. Gott mit Dir, Mylord, rief Sir Percy und drängte den angſtgelähmten Freund zur Thür hinaus und in die unten harrende Gondel hinein.

Fünf Minuten ſpäter war ſie verſchwunden.

VII.

Um ſechs Uhr Morgens langte Lord Byron in Padua an, nahm hier Extrapoſt und fuhr ohne Aufenthalt über Raguſa nach Ferrara, wo er am Nachmittage des folgenden Tages ankam. Er eilte auf die Poſt, um zu fragen, ob ein Brief für ihn angekommen ſei.

— Ja, ſagte der Poſtbeamte und reichte ihm ein unfrankirtes Schreiben aus Venedig:

Mit unbeſchreiblicher Haſt erbrach er das Siegel und las:

»Dieſer Brief, **my dear,** iſt zwölf Stunden vor Deiner Flucht aus Venedig abgegangen, um vor Dir in Ferrara einzutreffen. In größter Eile habe ich Dir die Mittheilung zu machen, daß Du wegen des bewußten Lockenraubes jetzt ganz außer Sorgen ſein darfſt, da Thomas Medwins Brief und Lady Arabella's an mich abgeſchickter Courier nichts weiter als ein von mir erfundener Scherz, eine kleine, unſchuldige Revanche für die Myſtifikation, die Du Dir mit mir erlaubt haſt, geweſen iſt. Wir ſind nun quitt, Herrlichkeit, und hoffentlich auch ferner eben ſo gute Freunde wie bisher.

Behalte auch in der Ferne lieb

Deinen
aufrichtigen Verehrer
Shelley, genannt der „Gottesleugner“.

P. S. Willſt Du nach Venedig zurückkehren oder ſoll ich Deine Koffer nach Frankreich ſchicken?«

Byron, Anfangs empört über dieſen grauſamen Spaß, wollte ſich augenblicklich hinſetzen und dem Pſeudo-Medwin einen alle Regeln der Höflichkeit über Bord werfenden Brief ſchreiben; ſein hungriger Magen aber ermahnte ihn, zuvor ein Frühſtück einzunehmen.

Als das ſaftige Beafſteak mit den friſchen Eiern vor ihm ſtand, beſänftigte ſich ſein Zorn; er lächelte und ſprach:

— Genau betrachtet kann ichs meinem Freunde Shelley nicht verdenken, daß er ſich an mir gerächt hat, und darum wäre es thöricht von mir, wenn ich ihm deshalb zürnen ſollte, um ſo mehr, da er mir einer meiner liebſten Freunde iſt.

Nachdem Byron ſein Frühſtück verſpeiſt hatte, ſchrieb er ſeinem Landsmann:

»Du haſt Dich glänzend gerächt. Sei ſo gut und ſchicke mir einen meiner Koffer nach Ravenna; einmal auf der Reiſe, eile ich dorthin, um meine ſchöne Gräfin zu beſuchen. Zu Anfang des Winters kehre ich nach Venedig zurück, und werde mich freuen, wenn ich Dich dort noch antreffe.

Grüße Margaretha und ſage ihr in meinem Namen, daß ſie nicht länger die Spröde ſpielen und Dich endlich erhören ſoll.

Bleibe gut Deinem Dir treu ergebenen Freunde

Byron.«

Ein neuer Verein.

Von A. Weiaholz.

Es waren einmal etliche Männer, die ſich Freunde nannten, und die wirklich ein gemeinſames Streben vereinte, nämlich das, ſich einen großen Namen zu machen und wo möglich unſterblich zu werden. Wie aber das anfangen? Darüber berieth man ſich lange Zeit; bis eines Tages der eine dieſer Männer den titaniſchen Gedanken faßte, die deutſche Sprache von den Fremdwörtern, die ſie überfüllten, zu reinigen. Er hielt in einer der Sitzungen, welche die Freunde wöchentlich, vorläufig ohne einen andern Zweck als den des Eſſens und Trinkens, verſammelte, eine gewaltige Rede, worin er die deutſche Sprache (höchſt geiſtvoll) mit dem Stall des Augias verglich und darlegte, daß er und ſeine patriotiſchen Freunde dazu beſtimmt wären, die herkuliſche Arbeit des Reinigens zu unternehmen. Anhaltend rauſchender Beifall ward dem Redner zu Theil und es ward beſchloſſen:

1) In den Verein wird jeder gebildete Mann aufgenommen, der ſich verpflichtet, einen vierteljährlichen Beitrag von Einem Thaler zu zahlen.

2) Aus dieſem Vereine wird ein Ausſchuß von Männern gewählt, welche die Arbeit des Sprachreinigens übernehmen.

3) Nach Verlauf eines jeden Monats werden der ganzen Verſammlung die Früchte der Arbeit vorgelegt, über die dann jedes Mitglied ſeine Meinung ausſprechen kann. (Vorſtudien zu parlamentariſcher Beredtſamkeit)

4) Der Ausſchuß verſammelt ſich wöchentlich ein Mal in einem näher zu beſtimmenden Lokale, um gemeinſchaftlich die hochwichtige Arbeit vorzunehmen.

5) Die vierteljährlichen Beiträge werden theils zur Miethe für ein paſſendes Lokal, theils zur Beſchaffung einer, dem Zweck des Vereins entſprechenden Bibliothek verwandt.

6) Vierteljährlich findet ein Zweckeſſen ſtatt, wobei das Couvert ohne Wein Zwei Thaler koſtet. Hieran können auch Frauen, Hausfreunde und Bekannte Theil nehmen.

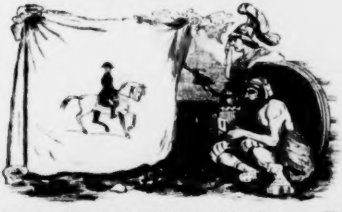
Nachdem nun dieſe Hauptpunkte feſtgeſetzt waren, beſchloß man, noch in derſelben Woche zur Wahl des Ausſchuſſes zu ſchreiten, in der darauf folgenden aber an die Arbeit zu gehen. Die Männer der Wahl aber waren folgende: zwei Hofräthe, zwei Diplomaten, zwei Stadträthe, zwei Geheime Sekretäre, ein Rentier, ein Kaufmann.

Nachdem man, nach Verlauf mehrerer Monate, durch manche Zweckeſſen begeiſtert, im Fremdwörterbuche bis Co vorgeſchritten war, und beinahe eines jener ſchädlichen, der Nationalität Eintrag thuenden Wörter vertilgt hätte, las der Vortragende des Ausſchuſſes das Wort „Connexion“. Die beiden Stadträthe ſammt dem Kaufmann und Rentier waren ſogleich bereit, dieſes Wort auszumerzen. Aber da hättet Ihr die beiden Hofräthe ſehen ſollen! »Nein,« riefen ſie, »das geht nicht an, Connexion iſt ein Wort, das gleichſam Fleiſch und Blut in der deutſchen Sprache geworden iſt. Das muß bleiben.« »Es bleibe!« ſtimmten ſogleich die Diplomaten und die Geh. Sekretäre ab. Das Fremdwort blieb. — In einer der nächſten Sitzungen beim Worte „fashionable“ angekommen, ſtieß man wieder auf großen Widerſtand. Die beiden Hofräthe, die Diplomaten und der Rentier hielten feurige Reden dagegen. Das Wort fashionable ließe ſich deutſch gar nicht wiedergeben, und ſei dabei wichtig. Alſo blieb es. — Später fand man unter Anderm auch das Wort „Ressource“. Allgemeiner Widerſtand. Nur ein plebejiſcher Stadtrath ſchlug dafür „Vergnügungsort“ vor; aber die Entrüſtung über dieſen Vorſchlag war allgemein. »Wie,« ſprach der Kaufmann, »der Pöbel hat einen Vergnügungsort; ſollen wir den Sammelplatz der gebildeteſten Perſonen eben ſo nennen? Nein, das Wort Ressource muß bleiben.« Und es blieb.

Nun kam man zu dem Worte „Secretair“, und ſchlug dafür das deutſche Wort „Schreiber“ vor. Da tobten die beiden Geh. Sekretäre vor Wuth; die beiden Hofräthe hielten ihren Unwillen nicht zurück, denn auch ſie waren noch jüngſt Geh. Sekretäre geweſen. Auch der andere Stadtrath und der Kaufmann ſprachen ſich dagegen aus, denn Jener hatte einen Sohn, welcher Geh. Sekretär, und Dieſer einen Schwiegerſohn, welcher Hofſtaatsſekretär iſt. Auch das Wort Secretair blieb. — Auf dieſe Weiſe wurde die Arbeit fortgeſetzt, d. h. gegeſſen und getrunken, auch wurden Reden gehalten und Toaſte ausgebracht. Als man aber am Ende die Sache bei Lichte beſah, da hatte die deutſche Sprache noch eben ſo viel Fremdwörter wie früher.

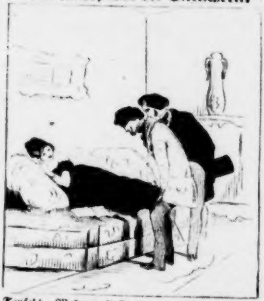
Die Fabel lehrt, daß die Welt nur durch Vereine beſtehen kann.

Laterna magica.



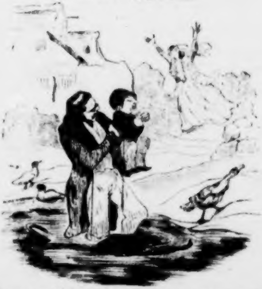
Diogenes zeigt Alexander dem Großen den kleinen Napoleon. Alexander ruft: »Wenn ich nicht König von Macedonien wäre, möchte ich Kaiſer der Franzoſen ſein!«

Ein Ruhepunkt der Sittlichkeit.



— Was Teufel! Madame lieſt eine moraliſche Abhandlung?
— Mein Gott, man muß von Allem Etwas wiſſen.

Vaterſchreck.



Unglücklicher Wurm, wer hieß Dich den Enten in der Pfütze Geſellſchaft leiſten!

Zapfenſtreich.

Berlin. Man verſäume nicht, einen Artikel zu leſen, der, im 24ſten Hefte der „Grenzboten" abgedruckt, den Ahasver der deutſchen Bühnenkünſtler, den Dresdener Schauſpieler Emil Devrient, etwas ſcharf ins Auge faßt und ihn mit eben ſo vieler Wahrheit als vielem Witze abkapitelt. Dieſes beſtändige Herumvagiren der deutſchen Komödianten wird nachgerade etwas läſtig, und darum iſt uns jener Artikel ganz aus der Seele geſprochen. Wir theilen aus dieſer drei Spalten langen Philippika blos den Anfang mit; er lautet: »Es iſt ſchon oft und viel über die Vor- und Nachtheile des Hauſirhandels geſchrieben worden; einen Zweig des Hauſirerthums aber hat man bis jetzt überſehen und dieſer iſt — die Gaſtſpielerei, mit welcher die Schauſpieler von einer Bühne zur andern ihre Kunſtſtücke colportiren. Einer der unermüdlichſten Hauſirer dieſer Art iſt Herr Emil Devrient; kein Weinreiſender kein tyroler Handſchuhverkäufer iſt ſo fleißig und kennt ſo genau die Gänge und den Abſatz in dieſer oder jener Stadt, in dieſem oder jenem Hauſe. Nachdem Herr Emil Devrient ein Dutzend Rollen beim königlichen Hoftheater abgeſetzt hat, trägt er ſein Bündel hinüber in das Königsſtädter Theater und bietet hier einige, ihm auf dem Lager gebliebene „Partiechens" aus. Wenn der Jahrmarkt an der Königſtadt zu Ende ſein wird, geht Herr Emil Devrient über Hals und Kopf auf die Wiener Meſſe und wiederholt vielleicht dort (wie im vorigen Jahre) dieſelbe Procedur, erſt am Burgtheater einen Theil ſeiner Artikel auszubieten und dann an einem Vorſtadttheater den Reſt loszuſchlagen. Es fehlte nur noch, daß Herr Emil Devrient bei ſolcher Gelegenheit auf den Zettel ſetzen laſſe: „Ausverkauf wegen dringender Abreiſe! Fort mit Schaden!!!"« (Wie geiſtreich, wahr und treffend!)

∴ Als Nachfolger des General-Poſtmeiſters von Nagler wird der Kammerherr Graf von Groeben genannt.

∴ Die „Jahrbücher für preußiſche Geſetzgebung", welche der ehemalige Juſtizminiſter, Herr von Kamptz, ſeit einer langen Reihe von Jahren herausgegeben hat und wovon im Ganzen 66 Bände erſchienen ſind, haben aus Mangel an Abnehmern zu erſcheinen aufgehört.

∴ Von Alexander von Humboldt's „Kosmos" erſcheint nun auch eine däniſche Ueberſetzung von C. A. Schumacher. Eine umfaſſende Charakteriſtik des erſten Bandes ſtand in einer der letzten Lieferungen der „Revue des deux mondes". Der zweite Band des Originals ſoll bereits im Manuſcript vollendet ſein.

∴ Auch der Berliner Schachklubb will, vom 1. Juli angefangen, im Verlage der Herren Veit und Comp. eine „Schachzeitung" in monatlichen Lieferungen herausgeben. Die Redaktion dieſes Journals hat Hr. L. Bledow übernommen. Der vor uns liegende Proſpekt beweiſt, daß die Gründer ſich ein höheres Ziel geſteckt, als die bloße Compilation, aus welcher derlei Organe häufig zu beſtehen pflegen, und daß ſie ihr Spiel nicht blos als Spielerei betrachten*).

∴ Im Schröder'ſchen Verlage ſind die „nachgelaſſenen Schriften Hendrick Steffens", mit einem Vorworte vom Profeſſor Schelling, herausgekommen.

Braunſchweig. Unlängſt iſt der 110te Band von Auguſt Leibrocks „ſämmtlichen Werken" erſchienen. In dieſen 110 Bänden hat der große Leibrock im Ganzen 12,700 Ritter und gegen 7000 Geſpenſter verbraucht. (Und wie viel Geiſt? fragt der „Humoriſt".)

Bremen. Wegen eines illoyalen (?) Verfahrens von Seiten der Verlagshandlung (??) der „Bremer Zeitung" wird oder muß Herr Andrée die Redaktion dieſer Zeitung aufgeben; doch hofft man, daß ſie dieſen Verluſt wohl überleben wird. Daß ein gewiſſer Herr Aurelio Buddäus die Leitung dieſes Blatts erhalten werde, ſcheint ſich nicht zu beſtätigen.

Brüſſel. Ein nordamerikaniſcher Diplomat ſtellte jüngſt die Lage Belgiens auf eine anſchauliche Weiſe durch folgenden Vergleich dar. Die Dame Belgien hat zwei Anbeter, die Beide wechſelsweiſe um ihre Gunſt werben: Herr Franzoſe, ein leichtblütiger, galanter, ſchwarzäugiger und zudringlicher Liebhaber, und da die Damen am Ende Diejenigen doch am liebſten haben, die am geradeſten zum Ziele vorrücken, hat im Grunde Herr Franzoſe am meiſten Hoffnung, beglückt zu werden. Der andere Liebhaber, Herr Deutſch, ein blondhaariger Burſche gefühlvollen Herzens, bewirbt ſich mit Beſcheidenheit, in ſtiller Demuth, um der Dame Liebe. Aber dieſe Beiden werden ſcharf beaufſichtigt von einem dicken, ziemlich ungehobelten, ſtarkfäuſtigen Herrn: John Bull iſt ſein unlieber Name. Dieſer tritt in den wichtigſten Augenblicken ſtörend ein und brummt in ſeiner grobhöflichen Sprache: »Belieben Sie der Dame dort um ſechs Schritt vom Leibe zu bleiben, ſonſt — bei allen Teufeln! — ſonſt, wollte ich ſagen, werden Sie die Ehre haben müſſen, ſich mit mir zu boxen.«

---

*) Auch Leipzig beſitzt ſeit Kurzem eine „Schachzeitung", redigirt von H. Hirſchbach.

Cöln. Das erſte deutſch-vlämiſche Sängerfeſt iſt vorüber. Die Zahl der Sänger, welche am zweiten Feſttage nach dem Gürzenich gezogen waren, belief ſich auf 2400. Die Maſſe der Fremden wird auf 14 — 15,000 angegeben. Die Koſten des Feſtes belaufen ſich auf 4000 Thaler. Die hieſige Zeitung ſchreibt: »Wir dürfen es mit Stolz ſagen, Cöln hat nie ein ſchöneres Feſt gefeiert, und deutſcher Männergeſang wohl ſelten einen größern Triumph! Die Erinnerungen an die Feſttage in Cöln werden in allen Gauen des deutſchen Vaterlandes noch lange leben; noch lange wird man ſich im trauten Männerkreiſe erzählen von dem erſten Sängerfeſte des deutſch-vlämiſchen Sängerbundes. Da war keine von oben herab befohlene Fröhlichkeit, da beſtimmte nicht die bloße kalte Convenienz die Menſchen, ihrem Seelenſpiegel, dem Antlitz, den Schein der Freundlichkeit und Heiterkeit zu geben, da ſprach das Geſicht die reinſte Wahrheit. Wollt ihr Fremden den deutſchen Charakter in ſeiner eigenthümlichſten Offenheit, in ſeiner ganzen gemüthlichen Fülle kennen lernen, dann ziehet hin, wo in Deutſchland ähnliche Feſte gefeiert werden.« — Am Schluſſe des Feſtes wurde dem Leiter deſſelben, Herrn Dr. Mendelsſohn-Bartholdy, eine goldene Erinnerungs-Medaille, im Werthe von 150 Thalern, überreicht.

∴ Es iſt beſchloſſen worden, das nächſte Sängerfeſt in Brüſſel (1847) abzuhalten. Für 1848 iſt Frankfurt a. M. in Vorſchlag gebracht worden.

Danzig. Gegen den hieſigen Buchhändler Gerhard ſind auf den Antrag römiſcher Prieſter bereits nicht weniger als acht Unterſuchungen eingeleitet worden, indeß erklärt er, daß er, wenn er auch in allen acht Prozeſſen unterliegen ſollte, ihn dies dennoch nicht abhalten würde, dem Recht und der Wahrheit jeder Zeit ſein Wort und ſeine Feder zu weihen. (Gäb's doch noch viele ſolcher Leute in Deutſchland!)

Frankfurt. In der „Spener'ſchen Zeitung" lieſt man Folgendes: »Karl Gutzkow iſt beſchäftigt, ſein neueſtes Trauerſpiel auf die Bühne zu bringen. In Baiern ſinken die Getreidepreiſe.« (Hängt Letzteres mit Erſterm zuſammen?)

Genf. R. Töpffer, der Verfaſſer der „Nouvelles" und der „Voyages en Zigzag", die in Paris ſo viel Beifall gefunden haben, iſt hier am 8. Juni, nach einer langen Krankheit, im 47ſten Jahre geſtorben. Er hatte ſich urſprünglich der Malerei gewidmet, mußte aber die Kunſt einer Augenkrankheit wegen aufgeben und konnte ſich nur auf Bleiſtift-Skizzen beſchränken, die bald allgemeine Verbreitung fanden. Seine Abhandlung von der „Tuſchmanier" enthält eine Menge geiſtreicher Bemerkungen. Töpffer's Romane, die er ſpäter ſchrieb, erhielten ſelbſt den Beifall des ſtrengen Kritikers, des Grafen Xav. le Maiſtre, der, wenn man ihm zu ſagen pflegte, er möge doch neue „Voyages autour de ma chambre" ſchreiben, antwortete: »wenden Sie ſich an Herrn Töpffer!« Die „bibliotheque de mon oncle" gehört zu den anziehendſten Erzählungen, die man von Töpffer kennt. Töpffer war ſehr lange in Genf, ehe man in Paris Ausgaben ſeiner Werke veranſtaltete, und verließ auch dann, als ſein Ruf ſich über ganz Frankreich verbreitet hatte, den ihm ſo lieb gewordenen Genfer See nicht. (Spen. Zeitung.) (Rudolf Töpffers „Genfer Novellen", ſind, ins Deutſche übertragen von Heinrich Zſchokke, zu Aarau 1839, 2 Bde. 8. erſchienen. Merkwürdig, daß Töpffers Name in allen deutſchen Encyklopädien fehlt!)

Göttingen. Der bekannte Fabeldichter und Satiriker, Muſikdirektor Dr. J. A. G. Heinroth, iſt geſtorben.

Hamburg. Am 10. Juni ſtarb hier einer der gelehrteſten Kenner der hebräiſchen Literatur, H. J. Michael, 54 Jahre alt. Er hat eine der reichſten Sammlungen für die hebräiſche Literatur, etwa 6000 Druckwerke und 800 Handſchriften hinterlaſſen. Möge dieſe ſeltene Sammlung Deutſchland erhalten bleiben und nicht, wie die Oppenheim'ſche, nach Oxford wandern!

∴ Pyats „Diogenes", auch hier außerordentlich günſtig aufgenommen, iſt ein Stück, das, trotz der alten klaſſiſchen Namen, durch und durch modern, eine beißende Satire auf die Gebrechen, Laſter und Krankheiten unſerer Geſellſchaft iſt. Diogenes kommt mit den erhabenſten Ideen zum Wohle der Menſchheit nach Athen, und endet mit dem Vorſatz, ein Schuft zu werden unter Schuften. Beſonders hart mitgenommen iſt der Advokatenſtand. Die Beſtechlichkeit der Beamteten, der Wahlſtimmen-Schacher, die Undankbarkeit der Gegenwart gegen Talent und Verdienſt, die Thorheit des Volks, die Verderbtheit der modiſchen Weiber — kurz le revers de la médaille — wird darin mit ſo vielem Witze gegeiſelt, daß dies Stück zweifelsohne zu den beſten Erſcheinungen der neueſten Dramatik Frankreichs gehört.

Hannover. Jenny Lind hat auch hier geſungen; da aber die Preiſe faſt dreifach erhöht worden waren, iſt das Theater nur ſehr ſpärlich beſetzt geweſen. Ernſt Auguſt hat der „Nachtigall“, um ſie über die leeren Häuſer zu tröſten, ein Armband geſchenkt, höchſt koſtbar, auf Cavalierparole!

Karlsruhe. Herr Moritz, Regiſſeur des Stuttgarter Hoftheaters, hat bei uns im „Hamlet“, im „Ball zu Ellerbrunn“, im „Majoratserben“, im „jungen Ehemann“ und in den „Drillingen“ gaſtirt und durch ſeine fein durchdachten, geiſtreich ſchattirten Lebensbilder reichen Beifall empfangen.

Leipzig. Zur Feier des zweihundertjährigen Geburtsfeſtes des großen Leibnitz hat die philoſophiſche Fakultät unſerer Hochſchule Herrn von Wietersheim, den königl. ſächſiſchen Miniſter des Cultus und öffentlichen Unterrichts, und Herrn Julius Schnorr von Carolsfeld, deſignirten Direktor der Akademie der Künſte zu Dresden, zu Doctoren der Philoſophie ernannt. (Bei der nächſten Säcularfeier wird Herr Dr. Aurelio Buddäus, Falls er bis dahin noch nicht geſtorben ſein ſollte, zum Doctor aller vier Fakultäten promovirt werden.)

∴ Herr Profeſſor Pick, ein ausgezeichneter Mnemotechniker, der in Peſth, Wien, Prag und Dresden vielbeſuchte Vorleſungen gegeben und überall volle Anerkennung eingeerntet, hat an der hieſigen Univerſität eine öffentliche Probe ſeiner ſtaunenerregenden Gedächtnißkraft abgelegt und nun einen Cyclus von Vorleſungen eröffnet.

∴ Mendelsſohn-Bartholdy hat ein neues Oratorium, „Elias“, vollendet, welches im Auguſt in Birmingham aufgeführt werden wird.

London. Ein eigenthümlicher literariſcher Artikel ſind die bei Strange erſchienenen „Unclaimed dividend books of the bank of England“. Dieſe Bücher enthalten nämlich die alphabetiſch geordneten Namen von mehr als 20,000 Perſonen, welche im 18ten und 19ten Jahrhundert ihre Zinſen von der Bank nicht erhoben haben, und deren Nachkommen gegenwärtig ihre Anſprüche geltend machen können. Man kann jeden Buchſtaben einzeln haben (1 Sh.) oder, wenn man will, das Ganze zu 1 Pfd. St.

∴ Von Sir George Ouſeley ſind „biographical notices of Persian poets“ mit kritiſchen Bemerkungen erſchienen, die von den engliſchen Literatur-Zeitungen außerordentlich gerühmt werden.

Luzern. Seit Kurzem ſind hier der Lithograph Wallis, ſein Gehilfe Brunner, der Buchdrucker Petermann, ſeine Gehilfen und ein Lehrling verhaftet worden. Die Druckerei des Letztern wurde gleichzeitig unter Siegel gelegt. Der Grund von allem Dieſem ſoll ein Flugblatt ſein, welches den Titel führt: „Wenn das Maaß voll iſt, ſo läuft es über“, und das aus Lieſtall vom 30. Mai datirt iſt.

Mannheim. Das Oberhofgericht, das jetzt ſeinen Sitz in Mannheim hat, ſoll nach Karlsruhe oder Offenburg verlegt werden. Als Hauptbeweggrund wird angegeben, daß, nach Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens, wo die Zeugen u. ſ. w. alle perſönlich erſcheinen müſſen, es durchaus nothwendig ſei, daß der oberſte Gerichtshof in der Mitte des Landes liege.

München. Der König von Baiern hat den Fürſten Ludwig von Oettingen-Wallerſtein zum Geſandten am Hofe der Tuilerien ernannt. Der Grund liegt ſehr nahe.

∴ An die Stelle des auf längere Zeit in Urlaub gehenden Freiherrn von Frais wird der Hofmuſik-Intendant, Freiherr von Poißl, der Vorgänger des Herrn von Küſtner, die Leitung des Hoftheaters übernehmen.

∴ Der „Fränkiſche Merkur“ ſchreibt: Einer der hieſigen Hofſchauſpieler (Herr Dahn?) ſoll in den Adelſtand erhoben und dann zum Hoftheater-Intendanten ernannt werden.

∴ Dr. Philipps, der derzeitige Rektor unſerer Univerſität, hat, bei Gelegenheit der Frohnleichnams-Prozeſſion, der Geiſtlichkeit ein prachtvoll gearbeitetes Kirchenbanner der Univerſität geſchenkt. (Der fromme Mann!)

Neapel. Der Mnemotechniker Minella von Bologna erregt im Teatro dei Fiorentini koloſſales Aufſehen. Der Menſch hat Alles, was jemals in der Welt vorgefallen, ſo gut als ſein Vaterunſer im Gedächtniß.

Paris. Die Herzogin von Orleans wird ſich nach London begeben, um die neue Prinzeſſin der Königin Victoria aus der Taufe zu heben.

∴ Am Hofe der Tuilerien iſt eine große Seltenheit angekommen, die alle Welt in Erſtaunen ſetzt, eine Sendung ruſſiſcher Orden, mit welchen einige franzöſiſche Miniſter und mehrere Generale geſchmückt werden ſollen. Am meiſten iſt man verlegen mit dem polniſchen weißen Adlerorden, von dem man einige Exemplare beigelegt hat. Man gedenkt ihn ſolchen Leuten zu geben (meint die „Dorfzeitung“), die ihre Orden nur zu Hauſe, ganz im Stillen, vorm Schlafengehen anzulegen pflegen.

∴ Der Orden der Ehrenlegion, der beim Fall des Kaiſerthums 62 Großkreuze, 128 Groß-Offiziere, 616 Commandeure, 2641 Offiziere und 27,300 Ritter, zuſammen 30,747 Mitglieder gezählt, beſteht jetzt aus 81 Großkreuzen, 201 Groß-Offizieren, 833 Commandeuren, 4482 Offizieren und 44,117 Rittern, zuſammen aus 49,714 Mitgliedern. Und dennoch iſt dieſer Orden noch immer einer der ehrenwertheſten von ganz Europa!

∴ Das israelitiſche Central-Conſiſtorium hat den hieſigen Ober-Rabiner Ennery einſtimmig zum Ober-Rabiner aller franzöſiſchen Israeliten ernannt.

∴ Heinrich Heine befindet ſich ſeit Kurzem in den Pyrenäen, um in einer der dortigen Heilquellen Linderung ſeiner Leiden zu finden. Armer Heine, als Du noch jung und geſund warſt, fühlteſt Du unendlichen Weltſchmerz; Herz und Seele waren zerriſſen. Glücklicher Heine, nun Du alt und leidend geworden biſt, haſt Du ewig heitere Laune und behäbigen Bankiers-Humor. Auch Dich, guter Heine, haben die Aerzte auf ihrem Gewiſſen: nachdem ſie an Dir Jahre lang herumkurirt und alle Folterkünſte ihres Wiſſens an Dir verſucht, haben ſie es endlich doch ſo weit gebracht, Deiner Krankheit einen Namen zu geben. Das furchtbare Uebel, dem der Dichter des „Buchs der Lieder“ den unerſchöpflichen Gleichmuth eines Stoikers entgegenſetzt, heißt „Gehirnlähmung“, und bewährt ſich dieſe ärztliche Diagnoſe, ſo iſt das Ende bald abzuſehen. Die Lähmung ſoll jedoch nur partiell ſein und in der That iſt auch nur Heine's linke Seite leidend; aber links liegt das Herz, und Heine ſagt mit Recht: »Was mache ich mit einem halben Gehirn?« (Aber ein halbes Gehirn von Heinrich Heine wiegt immer noch zehn Mal mehr als hundert ganze Gehirne mancher unſerer deutſchen Schöngeiſter!)

∴ Madame George Sand, neulich von einigen ihrer Freunde aufgefordert, Deutſchland zu beſuchen, ſagte: »Wozu? Deutſchland iſt in Paris, aber Paris iſt nicht in Deutſchland.« (Die liebe Frau hat leider Recht!)

∴ Der Akademiker Eyriès, der gelehrte Ueberſetzer der deutſchen Werke Alexander von Humboldts, iſt, 80 Jahre alt, geſtorben.

∴ Auch Deburau, der berühmte Pierrot des Pantomimen-Theaters der Madame Saqui, der köſtliche Kauz, über den Jules Janin ein großes, nicht minder köſtliches Buch geſchrieben hat, iſt, zum Leidweſen aller lachluſtigen Pariſer, am 17. Juni, 48 Jahre alt geſtorben.

∴ Die Einweihung der Statue Roſſini's in der großen Oper hat mit großer Feierlichkeit ſtattgefunden. Es wurden dabei das „Stabat mater“ und Bruchſtücke aus dem „Barbier“ und „Tell“ aufgeführt. Tamburini befand ſich unter den Mitwirkenden. Duprez, Mad. Damoreau, Gardeni und Barroilhet machten den Abend außerordentlich genußreich.

∴ Im Porte-Saint-Martin-Theater wird ein neues Drama, „der Tempel Salomo's“, einſtudirt. Einem on dit zu Folge ſoll eine neue Schauſpielerin, Namens Sem, darin auftreten. (Sollte Sem eine Verwandte von Ham und Japhet ſein?)

∴ Die Opéra comique hat im verfloſſenen Jahre 102,000 Francs Tantiemen an die Autoren bezahlt.

∴ Die in den Feuilletons der großen Zeitungen ſo oft geſchmähten Vaudeville-Stücke haben einen neuen Zufluchtsort in dem Parterreſtübchen des „Conſtitutionnel“ gefunden. Dieſe Zeitung bringt jetzt zur Abwechslung dann und wann ein Vaudeville, z. B. „Gentil Bernard“ und „La femme électrique“.

∴ Die „Epoque“, die bis jetzt mehr Exemplare abziehen ließ, als ſie abſetzen konnte, ſah ſich durch dies Verfahren in einen ſo großen Vorrath von Makulatur verſetzt, daß ſie, um Platz zu einer neuen Sammlung zu gewinnen, die alte verſteigern ließ. Der ganze Vorrath wog 246 Centner, der Centner wurde um 25 Francs, das Ganze alſo um 6150 Francs verkauft. Aber blos der Stempel dieſer unbrauchbar gewordenen Zeitungsblätter hat, Druck und Papier ungerechnet, 29,000 Francs gekoſtet; die Aktiengeſellſchaft hat dabei alſo gegen 23,000 Francs eingebüßt. Und dennoch ſchreit die Redaktion noch immer mit vollen Backen: »lisez l'Epoque!« Kein Menſch aber will ſie leſen. (Die arme „Epoque“. Da theilt ſie das Schickſal vieler deutſchen Zeitungen!)

Rom. Die Zahl der Schulden, welche der Kirchenſtaat während des Pontifikats Gregors XVI. gemacht, beläuft ſich auf 15—16 Millionen Scudi.

∴ Gregor XVI. hat 100,000 Scudi ſeinen vier Neffen und alles übrige Vermögen der Propaganda hinterlaſſen. Seine zahlreiche Bibliothek ſoll in drei Theile zerſtückelt werden, und das eine Drittheil der Univerſität, das andere der Propaganda, das letzte der Kirche San Gregorio anheimfallen.

∴ Der deutſche Leibarzt des verſtorbenen Papſtes, Dr. Alerz, hatte das Glück, daß er den Papſt in ſeiner tödtlichen Krankheit nicht behandeln durfte; er war nämlich mit Urlaub abweſend, und erhielt die Nachricht von dem Tode des Papſtes, als er ſich in Neapel nach Civitavecchia einſchiffte. Er hat daher nur den Ruhm, ihn von ſeinem Geſichtsübel vollſtändig geheilt, und nicht das Gehäſſige, ihn mit ſeinen Rezepten dem Tode überliefert zu haben.

∴ An die Stelle Gregors XVI. iſt Cardinal Johann Maria Graf von Maſtai-Ferretti, geb. zu Sinigaglia am 13. Mai 1792, zum Papſt erwählt worden. Er war Erzbiſchof von Imola und wurde am 14. December 1840 zur Cardinalswürde erhoben. Das Conclave dauerte — ein höchſt ſeltener Fall — nur zwei Tage (vom 14.—16. Juni). Der neue Papſt hat den Namen Pius IX. angenommen.

∴ Bekannt ſind die römiſchen Pasquinaden (ſatiriſche Anſchläge, Karikaturen und dergleichen), welche an die beiden von den Römern Pasquino und Marforio benannten Bildſäulen angeklebt werden. Die reichſte Nahrung für ſeinen kauſtiſchen Geiſt findet das Volk, wie leicht zu begreifen iſt, bei jeder neuen Papſtwahl. So ſah man in den letzten Tagen die Menge jubelnd vor einer Zeichnung ſtehen, auf welcher die Cardinäle dargeſtellt waren, wie ſie, ihre Tücher und Hüte ſchwenkend, eine Taube, als Trägerin der Papſtwahl, abſchrecken wollten, ſich auf das Haupt des allgemein verehrten Cardinals Miscara niederzulaſſen. Ein anderes Pasquill enthielt blos den Calembourg: Mai-Papa (Mai-Papſt = niemals Papſt). Der Cardinal Mai iſt bekanntlich ebenfalls einer der geachtetſten und gelehrteſten Mitglieder des heiligen Collegiums.

Wien. Die vierundzwanzig Mitglieder unſerer „Akademie der Wiſſenſchaften" ſind bereits ernannt. Dem Vernehmen nach ſind darunter 18, welche dem Fache der exakten Wiſſenſchaften angehören, während 6 das Intereſſe der Philologie und Geſchichte vertreten. Die ſchönen und politiſchen Wiſſenſchaften, ſowie auch die Philoſophie, ſcheinen demnach keine Aufnahme gefunden zu haben. Stephan Endlicher ſoll zum Sekretär der Akademie deſignirt ſein. Franz Grillparzer und Friedrich Halm ſollen der linguiſtiſchen Sektion eingereiht werden. Sämmtliche 24 Mitglieder der Akademie erhalten das Prädikat: kaiſerlich-königlicher Regierungsrath.

∴ Man darf nicht mehr ſagen, daß Oeſterreich immer langſam vorangeht. Von 10,000 Offizieren beim Heere gehören gegenwärtig 6000 dem Bürgerſtande und nur 4000 dem Adel an. (Das iſt ein vernünftigeres Verhältniß als in manchen andern Ländern, die das Vorwärts nur im Wappen führen.)

∴ Der Bildhauer Marcheſi hat für das durch ſeinen Meißel hervorgerufene Denkmal des verſtorbenen Kaiſers Franz I. den Orden der eiſernen Krone erhalten.

∴ Das Kaiſer-Denkmal enthält keine deutſche Inſchriften. An der Hauptanſicht ſtehen die Worte: Amorem meum populis meis. Test. §. XIII., aus dem eigenhändigen Teſtament des Kaiſers. »Meine Liebe vermache ich meinen Völkern« würde herzlicher zu denſelben geſprochen haben! Auf der Rückſeite lieſt man: Imp. Francisco I. Pio. Justo. Forti Pacifico. Patri Patriae. Augusto Parenti. Ferdinandus I. Austriae. Imp. MDCCCXXXVI. Das ganze Denkmal iſt 47 Fuß hoch und 88,836 Pfund ſchwer. Das Standbild des Kaiſers iſt 17½ Fuß hoch und wiegt 22,300 Pfund. Die Geſammtauslagen dieſes Monuments ſollen 300,000 Gulden C. M. betragen.

∴ Der Theater-Direktor Franz Pokorny ſchließt am 16. Juli ſein Schauſpielhaus in der Joſephſtadt, bis ſich die Verkaufs-Unterhandlungen entſchieden haben. Als Käufer erſcheinen Madame Birch-Pfeiffer (?), Direktor Stöger von Prag und der Komiker Feichtinger.

∴ Von N. Lenau erzählt man ſich, er habe einmal bei ſeiner Anweſenheit in Amerika mit einer größern Geſellſchaft einen Punkt am Miſſiſſipi beſucht, an welchem es ein ſehr ſtarkes Echo giebt. Man unterhielt ſich damit, dem Echo ſcherzweiſe Fragen vorzulegen. Lenau, der ſich ſehr nach Wien zurückſehnte, wo er ſein Leben zu beſchließen wünſchte (?), rief dem Echo zu: »Werde ich in Wien enden?« Das Echo wiederholte die drei letzten Sylben: »Wien enden!« Damals dachte er gewiß nicht an die Irrenſtalt Winnenden bei Stuttgart, die ihm jetzt einen ſo traurigen Aufenthaltsort bietet.

Geſchwind, was giebt's Neues?

— Als Ludwig XIV. in ſeinen letzten Lebenstagen von mancherlei Gewiſſensſkrupeln und Herzensbeängſtigungen gequält wurde, ſuchten die Hofintriganten und Schmeichler alles Mögliche hervor, ihn zu unterhalten. So hatte man einem jungen Raben die Redensart: »Bon jour, Sire! Vive le Roi! Voilà le grand monarque!« gelehrt. Der alte König freute ſich immer, wenn ihn der Rabe mit dieſen Worten empfing, und ließ ihm als Zeichen ſeiner Gewogenheit einen goldenen Halsring machen mit der Inſchrift: „Le premier corbeau de Louis XIV." (Alſo ein Hofrabe!)

— Die abenteuerlichſte Miniatur-Hofpoſſe ſpielte, zur Zeit der 1760er Jahre, ein gewiſſer Graf Styrum, der ſich Fürſt nennen ließ, weil, wie er behauptete, der König von Frankreich ihn „cousin" und „mon prince" genannt habe. Graf Styrum beſaß im Anhaltiſchen ein Rittergut, Wilmersdorf, und hielt dort ſeine Reſidenz. Sein Hofſtaat gab dem der größten Monarchen nichts nach. Er hatte einen Oberhofmarſchall, Oberſtallmeiſter, Oberküchenmeiſter und Hofcavaliere in Menge; denn dieſer Miniaturhof war der Sammelplatz aller Abenteurer und Glücksritter aller Nationen. Eben ſo zahlreich war ſein Militär, aber freilich nur an Offizieren aller Grade. Er hatte Infanterie und eine Schwadron Huſaren, die aus 12 bis 15 Mann beſtand.

— Im Jahre 1806, nach der Schlacht bei Jena, ſagte der General-Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen: »Es war kein Wunder, daß die preußiſchen Offiziere mit Unluſt in den Kampf gezogen ſind: es fehlte ihnen an den nothwendigſten Bedürfniſſen. Nicht einmal Auſtern waren da! Wer kann ſich heutzutage ſchlagen ohne ... Auſtern!« (Schade, daß dieſer General-Adjutant nach ſeinem Tode nicht ausgeſtopft und als patriotiſche Rarität gezeigt worden iſt!)

— Nicht der Amerikaner Fulton, ſondern ein uralter Spanier, ſoll der Erfinder der Dampfſchiffe ſein. Don Blasco de Garay, Kapitän der ſpaniſchen Flotte, ſoll — wie der Geſchichtsſchreiber Don Navarrete erzählt — ſchon 1543 dem Kaiſer Karl V. eine Maſchine, durch welche Schiffe jeder Größe bei Windſtille, ohne Segel oder Ruder, in Bewegung geſetzt werden konnten, zur Prüfung vorgelegt haben. Auf Befehl des Kaiſers ſei am 17. Juni in Barcelona die damit angeſtellte Probe mit dem vollkommenſten Erfolge gekrönt worden. Ein Volkslied, das im Jahre 1543 zu Ehren Garay's und ſeiner Erfindung aufkam, ſoll noch jetzt vorhanden ſein.

— Einer der größten Vielſchreiber Italiens, der berühmte Muratori, hat 41 Folio- und 30 Quartbände hinterlaſſen.

— Der höchſte Thurm in Europa iſt in Ulm, er mißt 452 Pariſer Fuß. Die Kathedrale in Straßburg hat 440 Fuß; der Stephansthurm in Wien 415 Fuß; die Peterskirche in Rom 405 Fuß; der Dom zu Florenz 365 Fuß; die Paulskirche in London 326 Fuß; der Markusthurm in Venedig 309 Fuß; der Marienthurm in Berlin 286 Fuß und der Notre-Dame in Paris 225 Fuß.

Treffer und Nieten.

* Neulich ſpottete Jemand in Gegenwart eines franzöſiſchen Miniſters über die vielen Legionskreuze, die er vertheile. »Alles trägt jetzt das rothe Band,« hieß es. — »Alle verlangen es,« erwiderte der Miniſter, »es iſt die ewige Klage. Stets verleiht man zu viel, aber ... noch immer nicht genug.« (Europa.)

* Voltaire nannte einſt eine Dame „mon coeur". Dieſe entgegnete ihm: Wenn Sie mir ſchmeicheln wollen, ſo nennen Sie mich lieber „mon esprit".

* Alexander Dumas nennt die Weltgeſchichte einen Nagel, an welchem die dramatiſchen Autoren ihre Gemälde aufzuhängen berechtigt ſind. Leider aber nehmen ſich viele das Recht heraus, dieſen Nagel nicht auf den Kopf zu treffen.

* Ein alter Schriftſteller hat die Ehe mit einigen Mönchsorden verglichen. Anfangs tritt der Ehemann in den Benedictiner-Orden, dann in den Prediger-Orden; einige gerathen ſogar in den Karthäuſer- und am Ende in den Barfüßer-Orden

* Der Londoner „Charivari" meint, die Urſache, warum geliehene Bücher häufig nicht zurückgegeben würden, wäre wohl die, daß es weit leichter ſei, die Bücher ſelber als deren Inhalt zu behalten.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

GUIDE
DE LA
CONVERSATION
FRANÇAISE, ANGLAISE ET ALLEMANDE
A L'USAGE
DES VOYAGEURS ET DES ÉTUDIANTS.

Engliſch-franzöſiſch-deutſches
Hilfsbuch.
Unentbehrlicher Begleiter
für Reiſende
und
nothwendiges Handbuch
zur leichten und gründlichen Erlernung
der Converſation
in dieſen drei Sprachen.
Neue wohlfeile Ausgabe.
Preis ½ Thaler.

Schmidt,
französisch-deutsches
und
deutsch-französisches
HANDWÖRTERBUCH.
2 starke Bände. **230** Bogen. Preis **2** Thaler.

Zur Empfehlung dieses in vielen Schulen eingeführten Wörterbuches, das nach den stimmfähigen Organen das beste, vollständigste und billigste aller bisher erschienenen Wörterbücher ist, und dabei sich durch **grösseren und deutlicheren Druck und weisses Papier** vor andern Wörterbüchern auszeichnet, braucht nichts weiter als der Umstand angeführt zu werden, dass in dem Zeitraume von 5 Jahren über 25,000 Exemplare verkauft wurden.

Exemplare der achten Auflage sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 198. Leipzig, 16. Juli 1846.

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5 1/3 Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Deutſche Geſchichte in Walhallabildern.

Von G. Philander.

Späte Nacht war's. Ich ſaß noch und ſchrieb. Vom Dome her, wo die ſteinernen Grabmänner liegen, kamen mir wunderbare Träume. Oft ſchaute ich die Erde erſchreckt an, es möchte die Weltgeſchichte auf ein Mal nachtwandeln gehen oder gar in Scheintod fallen und der liebe Gott den Sargdeckel über ihr zuklappen. Wenn man Nachts ſo allein ſitzt und denkt, wie ein einſames Kind im Walde, und ſich vorſtellt, daß nun Millionen ſchlafen, daß ſo viele große Menſchen zu einem Klumpen geballt daliegen, allerhöchſte Könige und Königinnen, ſtehende Heere ſogar, 500 000 Referendarien und Räthe, Vieh und Menſchen: da wird Einem ſehr unhiſtoriſch zu Muthe.

O Zeit der Weihnacht, wo die Morgenſterne wandelten, wie biſt du ſo ſchön! Ich dachte an die Hirten, an die Könige vom Morgenlande und an die Chriſtusblume der Nacht, die ſo ſchön im Sternenzelt geblüht, ehe ſie die Menſchen zum Logos gemacht. Und dann dachte ich wieder, daß ſchon 1845 Jahre vergangen wären; in Aſien ſind die Menſchen poetiſch und faul; aber wir Europäer waren 1845 Jahre lang fleißig und fromm, darum hat uns der große Schulmeiſter der Welt ſo viel Fibeln und Katechismen geſchenkt und ſchenkt uns immer mehr, und wir lernen immer mehr und werden immer beſſere Kinder.

Mein deutſches Bewußtſein ſtand wieder in Feuer; ich konnte mich nicht länger halten vor Nationalität. Ich mußte ein Mal deutſch reden mit Gott, wenn's die Cenſur erlaubt.

— Lieber Gott, ſagte ich, Deutſchland iſt das Herz von Europa; im Herzen ſitzt die Liebe und das Weh. Was thaten wir Dir, daß Du uns zum Herzen der Menſchheit gemacht haſt? Waren wir doch immer fromm, ſo viel Jahrhunderte lang, unter all' den Karls, Ludwigs, Heinrichs und Friedrichs. Bisthümer ſtifteten wir in Unzahl, unter den Böhmen ſogar und Polacken und Pommern, und zuletzt ſogar noch in Jeruſalem. In Jeruſalem, Herr, zogen wir zu Kreuze, in Rom, Herr, krochen wir zu Kreuze. Kennſt Du das alte Märchen vom armen Heinrich nicht mehr? Das Bischen Reformation — lieber Gott, nimm's nicht übel — das iſt ſchon ſo lange her, daß es nicht mehr wahr iſt!

Der deutſche Genius.

Wie ich das ſagte, wuchs plötzlich eine ſonderbare Geſtalt vor meinem Tiſche auf; ſehr dick und groß war ſie, mit langen, blonden Haaren und blauen, brennenden Augen. Ihre Schläfe umkränzte Eichenlaub. Sie hielt einen knotigen Schäferſtab in der Hand, und, indem ſie vor Froſt zitterte, ſagte die Geſtalt im tiefſten Baß zu mir:

— Einfältiger Poet, ich habe lange Dein Seufzen gehört. Ich liebe Dich, weil Du deutſch biſt, darum will ich Dich nach Walhalla nehmen. In Walhalla ſind ſie heute luſtig, ſie feiern die deutſche Geſchichte beim Wechſel des Jahres ... mache Dich auf!

— Wer ſind Sie, mein Herr? Ich kenne Sie nicht ... ich bitte Sie ...

— Ich bin der deutſche Genius, ſagte die Geſtalt und ſchüttelte ſich vor Froſt.

— Ha, Genius! rief ich aufſpringend, Du biſt es. Ich ſehnte mich nach Dir ſo viele Jahre lang; manchen glücklichen Traum träumte ich von Dir, manch Liedlein ſang ich Dir, manchmal fluchte ich Dir. Daß ich Dich ſehen darf, Göttlicher!

Ich fiel an ſeine Bruſt und küßte ihm ſeinen weißen Prophetenbart.

— Aber, Genius, ſagte ich wieder verwundert, ich glaubte, Du wäreſt ein blühender Jüngling; korpulent biſt Du und alt.

— Poet, ſagte er phlegmatiſch lächelnd, ich bin kein Grieche. Ich trank durch Jahrhunderte gegohrene Stutenmilch und Bier, phantaſirte viel, ſaß viel über Büchern und that nichts dabei; mir fehlte die Motion. Aber laß das unnütze Fragen ... Komm'!

Er breitete Fauſts Mantel auf den Boden aus. Wir flogen durch die Luft.

Tief unten lag Deutſchland in der klaren Decembernacht, von Licht übergoſſen; ich konnte die blauen, grünen, rothen, blaſſen und dunkeln Grenzſtreifen der achtunddreißig Bundesſtaaten eben ſo deutlich wie auf einer Landkarte erkennen. Ein unbeſchreiblich dumpfes Stöhnen ſtieg von unten herauf.

— Deutſchland ſchnarcht einmüthig, ſagte der Genius, mit dem Stabe niederdeutend; alte deutſche Klänge, wie ſie gen Himmel ſteigen. Die tiefen Naſaltöne kommen aus Oeſterreich und Baierland, die kleinen Fürſtenthümer ſchnarchen viel feiner. Ich kenne ſie alle ... die Preußen gähnen entſetzlich, die Berliner ſomnambuliren. Siehſt Du unten das Lichtergefunkel in der weiten wüſten Stadt? Das iſt Krolls Wintergarten, und dort liegt das Schauſpielhaus, wo ſie die „Antigone“, den „geſchwollenen Oedipos“ und den „geſtiefelten Kater“ geben.

Aus der Vogelperſpektive.

Wie ich ſo nach Berlin hinunterſah, wurde mir ſehr übel und in einer Anwandlung von Bosheit hob ich meine beiden Hände flehend zum Genius auf:

— Himmliſcher! rief ich, Du haſt ja die Macht, ich bitte Dich, laſſe jetzt Steine auf die Berliner hinunterregnen, oder ſchweinslederne Kirchenväter, oder die Fröſche des Pharao, oder ſonſt was Gräuliches!

Der Alte ſeufzte und antwortete nicht. Nach einer langen Pauſe, während wir gen Weſten flogen und tief unter uns der mondbeſilberte Rhein ſich zeigte, ſagte er:

— Altes Deutſchland, das Schickſal hat Dich verſtoßen; edler iſt kein Volk als Du. Du biſt der Chriſtus unter den Nationen; im Himmel ſitzeſt Du zur rechten Hand Gottes, aber auf Erden verkauft Dich der Judas!

Der alte Deutſche wurde ſentimental. Ich weinte, denn ich hörte die Ureichen der Vorzeit rauſchen.

— Ja, Genius, ſagte ich, es war eine ſchöne Zeit, als wir noch in den wilden Wäldern hauſten und unſere Könige mit uns Eicheln fraßen und Meth aus Ochſenhörnern tranken. Da waren wir frei und tapfer und einig.

Der Genius brach hier in ein unſterbliches Gelächter aus.

— Wann iſt Deutſchland einig geweſen?! Ich bin ein alter Knabe, ich habe Gothen gegen Gothen, Franken gegen Franken, Thüringer gegen Thüringer kämpfen geſehen — ich kenne alle dieſe Bünde von Markomannen und Sueven und Katten bis zu den 38 Nationen von heute. Dummes Zeug! So lange Deutſchland ſteht, hat es ſich ſelbſt zerriſſen und verrathen. Ich weiß es, wahnſinnige Menſchen haben's ausgeſchrieen, wie Deutſchland einſt glücklich geweſen ſei. Es macht mich lachen — und wenn es noch Jahrtauſende dauert, glücklich wird es nie, denn es kann nicht haſſen, nur lieben, es iſt das Gedicht der Welt, ihr Gemüth.

— O die Liebe! ſagte ich, Du ſprichſt wahr. Genius, ich kenne die Liebe. Deutſchlands Seele zittert in ihrer Melancholie.

Wir flogen über Frankreich hin.

— Ich liebe Dich, Franzoſenvolk, fuhr ich fort; denn Brutus, Cäſar und Antonius haſt Du in Eine Natur geeint. Sei mir gegrüßt, Frühhahn Europas!

— Ich habe Thiers' „Geſchichte der Revolution“ geleſen, ſagte der Genius, mit der Miene eine Kritikers, ſie iſt unphiloſophiſch und breit.

— Wir haben ſie ſehr ſchlecht ins Deutſche überſetzt, entgegnete ich, aber der Herr Profeſſor Dahlmann hat eine ausgezeichnete franzöſiſche Revolution gemacht ... ich wollte ſagen, er hat ſie blos geſchrieben.

— Ja, ſagte der Genius, die Franzoſen verſtehen ſich aufs Revolution machen, aber nicht aufs Schreiben. Bei uns iſt's umgekehrt.

— Glaubſt Du, Genius, daß die Deutſchen nicht rebelliren können? Ha, wir ſind jetzt ſo grimmig wie Löwen! In Poſen hat ſich ſchon ein Oberamtmann verſchworen. Donnerwetter, wenn wir erſt anfangen!

— Kismeth Allah! ſchrie der Genius erſchreckt, belle nicht den Mond an. Der Dämon der Polizei iſt groß!

— Aber da dämmert ſchon England auf, das grüne Albion. Schnell, Fauſtmantel, ſchnell! Ich wittere Lumpen- und Kohlengeſtank und gasausdampfende Krämerſeelen. Das iſt das Land der Freiheit und der habeas-corpus-Akte wo die Hälfte der Nation im Schmutze fault, die andere auf Goldhaufen thront. Da ſitzt der Lordkanzler auf dem Wollſacke, beperrückt und bemantelt; im Parlament iſt ein luſtig Geſchacher, in Lloyds Kaffeehauſe iſt ihre Tagespoeſie. Nichts als makers, bellowmakers, bitmakers, buklemakers, battonmakers, tooth-pick-casemakers, paking-needle-makers, alle Teufel-makers.

Ich rief noch hinunter: »Alaaf Victoria!« und England war verſchwunden. Das weite Eismeer rauſchte unter uns. Die Küſten fremdländiſcher Lappen und Seekälber düſterten weit.

Glückſelige Thranlappen! Ich könnte Euch beneiden; vor allen Völkern hat Euch der Herr mit Oel geſalbt. Ihr ſeid glücklich und frei.

Im Traume reiſen Eure Seelen, im Wachen kauert Ihr um den Herd und backt Euch Fiſche und trinkt Euch Götterbehaglichkeit im Thrane!

— Hinter den Lappen ragt Heimskringla, ſagte der Genius, wir kommen gleich nach Walhalla. Hörſt Du nicht ſchon die Nibelungen lärmen?

Die Nibelungen.

— Ha! Gunter, Gernot und Giſeler! Hagen, Du, von Troneke! Volker und Dankwart! Recken lobebare! wunnigliche Degene! Auch Du von Pechlaren Rüdiger, Schilburg, Du, und Nibelung, Hornen Siegfried, und Du von Metzen Ortewein, ſeid mir dreitauſend Mal gegrüßt!

Sie brüllten im weiten lichthellen Saale um die Tiſche, welche unter der Laſt der Speiſen und Getränke brachen. Hei! was man da des Trinkens und Schmauſens Wunder ſah!

Ich ſprang auf einen Tiſch; der altdeutſche Patriotismus kam über mich wie eine Wetterwolke. Ich ſchrie in das Gebrüll hinein:

— Hochzuverehrende Nibelungen, preiswerthe Recken, lobebare Helden, kühne Degene, o! Ihr epiſchen Menſchen, Ihr, ich bitte ums Wort. Ich bin ein alter Deutſcher, ja, ich bin ein Nibelunge wie Ihr. Ich bringe Euch Grüße aus Deutſchland. Wir lieben Euch über die Maßen, wir haben Euch nimmer vergeſſen. Der Herr Profeſſor Lachmann hat Euch kritiſch behandelt, der Herr Dr Simrok hat Euch ſehr gut ins Hochdeutſche überſetzt. O, Nibelungen, wir haben auch eine Prachtausgabe von Euch gemacht. Deutſchland iſt ſtolz auf Euch — Ihr ſeid unſer einziges Nationalepos, Ihr ſeid mehr werth, als unſere ganze Geſchichte. Recken, Brüder, unſterbliche Burgonden, unſterbliche, urgeſchichtliche, deutſche Lümmel, Ihr, Euer Geiſt iſt noch unter uns, wir ſind noch ganz ſo ungeſchlacht wie ehemals, wir tapſen uns durch die Geſchichte, wir brummen uns durch die Literatur, wir laſſen uns todtſchlagen für unſere Gunters, von Heunen und Ruſſen laſſen wir uns maſſakriren! Skol für Euch, Ihr Nibelungen!

Der Saal erdröhnte vom Gelächter und Gelärme der Recken, und eine tiefe Stimme — es war die des Hagens von Troneke — ſchrie auf urdeutſch:

— Haltet die Mäuler, kühne Nibelungen, und gebt mir Urlaub, daß ich dem Zwerge da die Botſchaft ſage. Ich habe vernommen die Mär aus Deutſchland. Geh' heim, Alperichsmann, und ſag' Deinen Brüdern von Hagen, der viel Schilde verhauen hat mit manigem Schlag:

Ich bin geboren von Troneck, mein Vater hieß Aldrian,
Tapfer war ich und kühne, ein grimmer Grobian,
Ihr aber ſeid geworden Schlafmützen bei guter Zeit,
Euer mich zu ſchämen, thut mir wahrlichen Leid;
Ich danke Euch viel wenig, daß Ihr uns habt beſchworen,
Wir ſcheeren uns den Teufel um Eure Profeſſoren.
Komm' ich nur herunter, daß iſt der Wille mein,
Ich würfe ſammt und ſonders Euch in den blauen Rhein.

Da ſprach der Degen Volker, der kühne Fidelmann:

Ich muß das immer klagen, es beſchwert mir den Muth,
Daß die Deutſchen verloren haben Ehre und Gut.
Wir Nibelungen Recken erlitten bittere Noth,
Durch ungefüge Schläge wir blieben alle todt.

Es reut mich ohne Maßen, daß wir ſo dumm einſt waren,
Für Lachmann und Gervinus ins Heunenland zu fahren;
Doch war's das Allerdümmſte, daß epiſche Geſchichte
Wir Burgenden machten für unſ're ſpäten Wichte.

— Aber, Herr Volker, ſchrie ich, von Troncke Herr Hagen, Brüder, Nibelungen — ſie ließen mich nicht zu Worte kommen; unter entſetzlichem Tumult ward ich vom Tiſche geriſſen, ich weiß nicht wie, wohin.

Karl der Große.

Ich hörte eine Stimme ſingen:

Karl der was Pipines sun
michel ere unde frum
hat der Herre gewunnin
die grimmigen heiden bedwungin.

Eine Unzahl von Poeten, Sängern, Mönchen, Architekten wogte auf und ab. Ich brach mir Bahn. Ich ſah den Kaiſer auf dem Throne in ſeiner Weſte von Otterfellen und ſeinem venetianiſchen Mantel, langbärtig, langnaſig, um ihn her ſtanden die zwölf Genoſſen. Zu ſeinen Füßen ſaß der Geſchichtſchreiber Eginhardt und las.

— Leuchtſtern Germaniens, ich beuge mich vor Dir!

Eginhardt (leſend). Unter allen Kriegen, ſo er geführet, unternahm er zuerſt den aquitaniſchen ...

— Aber Voltaire hat Dich entſetzlich beſchimpft ...

Eginhardt. Das Ende des Krieges indeß war die Unterjochung Italiens, lebenslängliche Verbannung Deſiders, Vertreibung ſeines Sohnes Adalgis aus Italien, und Zurückgabe des Exarchats an das Haupt der römiſchen Kirche, an Adrian ...

— Auch Gibbon hat Dir den grauſamen Sachſenkrieg zum Vorwurf gemacht.

Eginhardt. Obſchon der Sachſenkrieg lange dauerte, ſo hat Karl nur zwei Mal in offener Feldſchlacht geſtritten, ein Mal bei Thietmelle an dem Berge, der da heißet Osnegge, das andere Mal am Fluſſe Haſa. Nachdem er ſich aber Hiſpanien unterworfen, den Brittonenkrieg geendiget, unterwarf er auch die Baiern, Wilſen und Welataben, endlich auch die Hunnen und Avaren — dies ſind die Kriege, welche der großmächtigſte König binnen 47 Jahren ...

— Laß die Kriege, laß die Siege, das Genie bekundet ſich im Schaffen ...

Eginhardt. Und während der ganzen Zeit ſeiner Regierung war ihm nichts heiliger, als daß die Kirche Sanct Peters nicht blos durch ihn geſichert, ſondern auch durch ſeine Schätze vor allen Kirchen bereichert wäre.

Kaiſer Karl. Weh' mir, daß ich je in Rom unter der Krone ſtand, daß ich je die Heiden bekehrt, je ein Kaiſerthum begründet habe! Meine Grafen ſind jetzt Könige worden, Deutſchland iſt zerfallen wie Spreu!

Eginhardt. Vorzeichen ſeines herannahenden Todes ſind mehrere geweſen. — In Nomine Domini Dei Patris Atque Filii Spiritusque Sancti!

Die Romſüchtigen.

Eine Stimme rief: Vedere Italia e poi mori! Ich ſah die Ottonen, die Hohenſtaufen, prächtig, zu Roß; die Paniere wehten, die Schwerter klangen. Nach Italien, nach Italien! »Große Könige, zieht nicht nach dem Süden, bleibt daheim im Lande und nährt uns redlich!« riefen deutſche Stimmen. Der Kaiſer Otto rief: »Vorwärts! Im Schickſalsbuch ſteht's geſchrieben: Deutſchland ſoll romantiſch ſein. Wir reuten über die blauen Berge in den rothen Tod.« — Gott verzeih' es Euch!

Der arme Heinrich.

Was ſtehſt Du da im Saal, Du kummerbleiches Kaiſerbild, baarfüßig, baarhaupt, im Büßergewand?

»Muß ich doch ewig ſo in der Geſchichte ſtehen, meine Unſterblichkeit macht mir Gram, Eure Buben zeigen mit Fingern nach mir!«

Weine nicht mehr, armer Heinrich, wir haben Deine Schmach mit Thränen gelöſcht und mit Blut. Geh' zur Ruhe, blaſſer Kaiſer, wir ſprechen Dich frei. Rom triumphirt nicht mehr!

Die Romantiker.

Ich lief hinaus ins Freie ... eine veränderte Welt rings umher. Ein wonniges Roſenfeld, grünende Myrthenhaine — Nachtigallen ſangen und Tauben girrten, und junge goldfunkelnde Ritter turnirten im Thalgrund, und Minneſänger mit Lockenhaaren knieten vor ſüßen Frauen und ſangen ihre Blüthenlieder zur Cither. Aus dem Walde läuteten die Kloſterglocken Ave Maria. Vor der Madonna Doloroſa knieten die beiden Schlegel, und Novalis bleiches Träumergeſicht beugte ſich über die blaue Wunderblume.

— Wo bleibt mein Tieck? fragte er, als er mich ſah.

— Er iſt noch in Berlin, antwortete ich, er wartet bis die Romantik im märkiſchen Sande ſich verliert, dann wird er gehen.

Eine Röthe des Zornes flog über das Geſicht des kranken Dichters.

— Ihr habt uns geſchmäht, rief er, geläſtert und beſchimpft, ich weiß es wohl. Wenn Einer in Deutſchland nicht mehr weiß, wo ſeine Galle und ſein einfältiger Witz hin ſoll, macht er ſich über die Romantiker. Ich kenne den Prutz, er iſt ein Poet von Gottes Gnaden, aber hochherzig iſt er nicht. Grau ſind die Haare von Tieck und Schelling, in deutſcher Liebe ſind ſie alt geworden. Dichtergrünlinge, was iſt Eure Literatur? Eure Herzen ſind welk und mürriſch ſeid Ihr wie Greiſe. Achtet den goldenen Mai in uns, wir waren ſelige Kinder. Andere Geſchlechter werden uns ſegnen, denn wir haben Euch das Gemüth und die Liebe gerettet, und die Kunſt mit der Natur wieder verſöhnt.

— Mein Dichter, ſagte ich zu ihm, laß Deinen Gram. Eine junge Poeſie wird in Deutſchland auferſtehen, ſie wird Euch nicht verſtoßen, nur Eure Schwächen wird ſie nicht theilen. Griechenland ſoll ſie mit dem Chriſtenthume vermählen zur Schönheit. Ich verdenke es Euch nimmer, daß Ihr die funkelnden Tage unſerer Jugend lieb gehabt; denn Eure Zeit war ſchneidend ſcharf, unſere aber iſt matt vom Wüſtenwind. Lebe wohl, ich bin ein Romantiker, aber Schild und Speer warf ich in den Lethe, nur die Blüthen meiner Liebe will ich bewahren.

Und es julte und bulte um mich her. »Süße Jungfrau Maria!« klang es, und »grüner Liebesmai!« Ich aber wandelte durch eine Art Triumphbogen in einen geſchorenen Park, wo ſtark fließende Waſſer eine empfindliche Kühle verbreiteten.

Die Reformatoren.

Es ſaßen da drei Reformatoren am Waſſer; ſie ſagten nichts und blickten ſtumm in die rinnenden Wellen.

Nur der Eine geberdete ſich kläglich; Haare und Bart waren ihm halb zerzauſt, halb verſengt, ſein Geſicht ſchwarz gefärbt — er ſtank unſäglich nach Pulver.

— Ha! rief ich, ſeine Achſel faſſend, Barthold Schwarz, der das Pulver erfunden hat.

Er ſtierte mich an.

— Der Teufel hol's, ſagte er, hätte ich gewußt, daß Ihr Deutſchen ſo tölpiſch ſein würdet, ich hätte Euch, mein Seel', das Zeug's nicht erfunden. Haben Euch auf die Pelze gebrannt, wer Luſt dazu geſpürt. Heil'ge Maria! Franzoſen und Spanier, ſelbſt das Bärenvolk aus Rußland, auch die Lumpenhunde, die Türken, haben Euch halb krumm geſchoſſen. Hätte Euch lieber Pulver aus Kartoffelmehl gemacht, als aus Schwefel. Bei meinem Bart! Daß ich ein Ochs war, Euch zu ſalpetriſiren.

Er zauſte ſich vor Wuth in den Haaren und fluchte über die Maßen.

— Sei doch ſtill, Barthold, ſagte ich beſänftigend, ſei nur ſtill, Münchlein, wenn wir jetzt Krieg machen … Santa Maria y Jose! … dann ſchießen wir wie die Götter; ich verſichere Dir, die Musquetiere ſchießen den Bauern die Hühner von den Stangen auf fünfhundert Schritt; ja ein preußiſcher Artilleriſt würde dem Kaiſer Nikolaus mit einem Achtundvierzigpfünder durchs Knopfloch ſchießen, ohne ſein Gefühl zu verletzen. — Es iſt wahr, vormals haben ſie uns ſtark aufs Fell gebrannt, und wir ſelbſt haben uns mit Kugeln gegenſeitig durchlöchert, ehe der deutſche Bund und die heilige Allianz uns zu den honorablen Feuerwerkern gemacht, die wir jetzt ſind. Ich ſage Dir, Barthold, Du würdeſt Dich über die Maßen freuen, ſäheſt Du, was wir an Leuchtkugeln, Bienenſchwärmen und Fröſchen nur ſo zum Scherz loslaſſen. Mit 101 Schuß ſchießen wir neugeborene Prinzen an; es ſchadet ihnen nichts, denn das iſt nur Spaß und ſo eine angeſtammte kindliche Freude. Auch Victoria ſchießen wir ſehr gut, beſonders am Rheine. Und höre nur, wenn es Krieg wird …

Wenn es Krieg wird, ſchrie der Mönch aufſpringend, da wirds mit dem großen Maul wieder am End' ſein.

Er ſprang fort.

Wie ich ihn haſchen wollte, faßte ich eine kalte, ſtumme, weinerliche Figur, die mir in den Wurf kam.

— Seh' ich's doch an Deinem Armſündergeſicht, daß Du Johannes Guttenberg heißeſt. Stehſt in Mainz, Alter, zur Ehre von Deutſchland. Soll ich Dir erzählen: Buchdruckeridyllen, deutſche Preßepopöen, Cenſurdithyramben? Kennſt Du die Geſchichte vom Poeten über zwanzig Bogen? Weißt Du, was ein deutſcher Poet über zwanzig Bogen iſt? Mann, das ſind grimmige, uncenſirte, langausgereckte Kerle, die nur vierundzwanzig Stunden lang vom Polizeipräſidenten viſitirt werden, ob ſie nicht, wie Möros, Dolche in den Leibröcken tragen. Dann aber dürfen ſie im Publikum frei umherlaufen, bis ihnen ein patriotiſcher Gensd'arm nachruft: »Kommen Sie gefälligſt zurück, Beſter, ich ſehe da ein ſpitziges Federmeſſer in Ihren werthen Stiefeln ſtecken.« — Soll ich Dir nichts mehr von der hochherzigen Anſtalt für verwahrloſte deutſche Genies erzählen? Du wendeſt Dich ab? Du biſt ſtumm? Du gehſt?

— Muß ja doch Eure Gottheit ſelbſt ſich erſt auf dem Polizeibureau melden und ihre kirchenhiſtoriſchen Quellen nachweiſen, ehe ſie im Volke wohnen darf.

— Und ihre kirchenhiſtoriſchen Quellen nachweiſen? fragte eine ſtarke Stimme, und ein corpulenter Mann in ſchwarzem Talare durchbohrte mich mit ſeinen Blicken*).

Naturgeſchichte des Zopfes.

Der luſtige „Dorfbarbier", redigirt von unſerm „allezeitfideln" Freunde Ferdinand Stolle, brachte neulich eine „famoſe und ſtupend-gelehrte Abhandlung" über die Zöpfe, betrachtet vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte. Der eben ſo gelehrte als geiſtreiche „Buffon des Zopfes" zertheilt dies Gewächs in zwei Abtheilungen: in phanerogamiſche und kryptogamiſche oder in offenkundige und geheime Zöpfe. Zu der erſten Klaſſe zählt er den Männerzopf (Appendiculus masculinus), den Damenzopf (A. femininus) und den Weichſelzopf (A. polonicus oder Plica polonica). Als eine Abart des erſten Genus führt er den Haarbeutel (A. botryoides) an. Aus der zweiten Abtheilung theilen wir mit Erlaubniß unſeres Freundes Stolle nachfolgenden Auszug mit.

1. Der klaſſiſche Zopf (**Appendiculus classicus**), iſt bei uns ſehr häufig zu finden, beſonders eine Abart deſſelben, der **A. philologicus** oder Gelehrtſchulen-Zopf, deſſen Inhaber ſich für den einzigen humaniſirten Menſchen hält, jedes vierte Wort aus der lateiniſchen oder griechiſchen Sprache entlehnt und immer Recht haben will. — Nahe verwandt iſt der Univerſitäts-Zopf (**A. Gottschedii**), der ſich von den Studentenjahren her bis ins Greiſenalter behauptet, dafern er nicht durch ein tüchtiges praktiſches Leben ausgerottet wird. Vollkommene Exemplare findet man nur an Fakultäts-Profeſſoren. Eine andere Abart des klaſſiſchen Zopfes veranlaßt den Inhaber ins Theater zu gehen und, ſo oft er in einem Luſtſpiele herzlich lachen muß, hinterdrein darüber ſich zu ärgern und auf Stück und Darſteller zu ſchimpfen.

2. Der romantiſche Zopf (**A. romanticus**), iſt in Deutſchland ſeit alten Zeiten zu Hauſe, und in vielen Varietäten. So blühte vor einem Menſchenalter allenthalben der ſentimentale Zopf (**A. sentimentalis**); dann hatten wir den altdeutſchen Zopf (**A. holoteutonicus**), ſeitdem mehrere andere. Bekannt iſt der hiſtoriſche Zopf (**A. retrogradus**), der ritterliche oder Junker-Zopf (**A. donquichoides**), ſodann der poetiſche Zopf (**A. bombastus**), der muſikaliſche Zopf (**A. clinclang**), der Kunſtkenner-Zopf (**A. maecenates**), der mondſüchtige Zopf (**A. somnambulans**), der muckerhafte Zopf (**A. mysticus**) und andere, die bei uns hier und da vorkommen. Die romantiſchen Zöpfe haben ein ſehr beſtechendes Aeußere und gehören zu den Zierpflanzen; aber ſie ſind giftiger als Mancher glaubt, und ſogar ihre Ausdünſtungen werden in geſchloſſenen Räumen gefährlich.

3. Der politiſche Zopf (**A. politicus**), ſehr gemein in vielen Spielarten, die jedoch alle darin übereinkommen, daß ſie den Befallenen ſehr unduldſam gegen Andersdenkende, ja (in ihren ſchlimmern Auswüchſen) zu

---

*) Dieſe Bilder werden von Zeit zu Zeit fortgeſetzt. C. M. O.

Wahrheitsverdrehungen und Verleumdungen geneigt machen. Die bekannteſten Varietäten ſind: der patriarchaliſche Zopf (A. patriarchalis), der hochadelige (A. aristocraticus), der zuvielregierende (A. polizista), der Loyalitäts-Zopf (A. legitimizans), der franzoſenfreſſende (A. francophagus), der Spießbürger-Zopf (A. Philister), dann der liberale, der republikaniſche, der jungdeutſche, der weltverbeſſernde und andere weltbekannte Sorten. Von dem communiſtiſchen Zopfe (A. communista), welcher in Frankreich zu Hauſe iſt, kommen nur einzelne Exemplare, durch den Wind herübergeführt, hier und da bei uns vor.

4. Der theologiſche Zopf (A. theologicus), kommt jetzt wieder häufiger vor, als in früherer Zeit. Er iſt eine gefährliche Species und ſchwer auszurotten, wo er ſich einmal einniſtet.

5. Der philoſophiſche Zopf (A. philosophicus), von jeher einheimiſch in Deutſchland. Von ſeinen vielen Abarten ſind anerkannt: der Kant'ſche, der Fichte'ſche, der Schelling'ſche (wird jetzt in Treibhäuſern cultivirt), der Althegel'ſche und der Junghegel'ſche Zopf.

6. Der juriſtiſche Zopf (A. jurisprudentiae), eine hartnäckige Schlingpflanze, beſonders wenn ſie aus römiſchen Saamen gezogen wurde. Sie macht den Befallenen ſo erpicht auf Formen und Aktenpapier, daß er zuletzt die einfachſten, natürlichſten Sachen nicht mehr ſieht und bei neuen, unvorhergeſehenen Fällen, anſtatt ſeinen Menſchenverſtand zu befragen, immer nur in alten vergilbten Pergamenten Rath zu holen weiß.

7. Der mediziniſche Zopf (A. medicorum), abermals in vielen Spielarten. Wer ihn hat, wird von weitem erkannt an dem wichtigen Geſichte, welches ſein Zopf ihn zu ſchneiden zwingt.

⁂

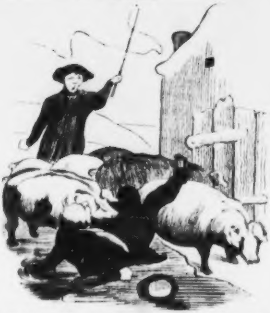
Man ſieht, daß der Grimmenſiſche Figaro ſich nicht blos auf die Bärte, ſondern auch auf die Zöpfe verſteht.

Entſtehung des Sprichworts
„Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt“.

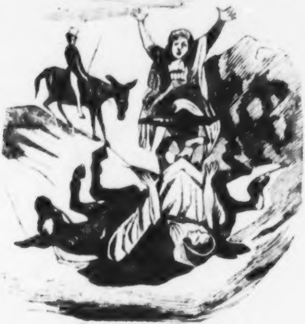
Ein römiſcher Senator
Verlebte lange Zeit
Mit ſeiner ſchönen Gattin
In Lieb' und Einigkeit;
Doch plötzlich drang auf Scheidung
Der hochbeglückte Mann,
Und Niemand konnt' es deuten,
So viel man rieth und ſann.
Und alle ſeine Freunde —
Und die der Frau zumal —
Verſuchten zu verhindern
Den leidigen Skandal.

Sie prieſen ihre Reize,
Die Tugend, allbewährt,
Ihr häuslich ſtilles Walten,
Von Jedermann verehrt;
Doch er blieb unbeweglich
Und feſt bei dem Beſchluß:
Entgegen ſtreckt' er ihnen
Als Antwort ſeinen Fuß.
»Wer,« fragt er, »wird nicht loben
Den Schuh, ſo ſchön geſtickt,
Und doch kann Niemand wiſſen,
Wo dieſer Schuh mich drückt.«

K. Meiſl.



Zweibeinige müſſen Vierfüßigen aus dem Wege gehen.



Eine verunglückte Eſelspartie.

Zapfenstreich.

Aachen. Gegenwärtig ſind hier folgende Sächelchen ausgelegt: 1) Das Unterkleid der Jungfrau Maria. 2) Die Windeln, darein ſie den Knaben Jeſus eingewickelt hatte. 3) Das Tuch, in welches Johannes der Täufer nach ſeiner Enthauptung eingehüllt war. (Eine hübſche Garderobe, die namentlich Herrn Ronge ſehr gefallen wird.)

Antwerpen. Dem. Rachel, die auf der hieſigen Bühne gaſtirt und ungeheuern Enthuſiasmus erregt, erhält für jede Rolle 5000 Francs.

Athen. Der Redakteur der Zeitſchrift „Anaxartitos", ein gewiſſer Soterios Euſtathiu, welcher wegen verſchiedener gegen den König verfaßter Schmähartikel in einen Preßprozeß verwickelt war, hat ſein Heil in der Flucht geſucht und wird nun mit Steckbriefen verfolgt.

Berlin. Im Schooße unſeres ehrwürdigen Magiſtrats hat ſich eine eigene „Deputation für Erhebung der Hunde- und Nachtigallenſteuer" gebildet. Welch eine Zurückſetzung für die armen Nachtigallen, mit ordinären Hunden in einer und derſelben Linie zu ſtehen!

∴ Die „wiſſenſchaftlichen Jahrbücher" der hieſigen Univerſität, einſt das Organ der Hegel'ſchen Schule, werden Ende dieſes Jahres eingehen, weil die Zahl ihrer Abnehmer auf 130 zuſammengeſchmolzen iſt. Von Seiten der Regierung hatten ſie Anfangs 3000, ſpäter 1200 Thaler Unterſtützung. Die Verſuche, das Journal in eine Revue umzuwandeln, ſollen keinen Erfolg gehabt haben.

∴ Man ſchätzt den Gewinn, welchen der Geheime Oberhofbuchdrucker Decker an dem Druck der Werke Friedrichs des Großen macht, auf mehr als 100,000 Thaler. Soll doch der Einband der zweihundert Prachtexemplare, welche der König für ſich abziehen läßt, über 50,000 Thaler koſten! (Der Einband iſt dann am Ende mehr werth als der Inhalt.)

∴ Auf der Hofbühne hat Madame Fehringer, eine Hamburger Sängerin, nur mit getheiltem Beifall gaſtirt.

∴ Die „emancipirte" Dichterin Louiſe Aſton iſt nicht blos von Berlin weggewieſen worden; man hat ihr auch noch, in Folge der Anſichten, welche ſie vor Gericht (?) über Gott und Unſterblichkeit geäußert, die Erziehung ihrer Kinder entzogen.

Beſançon. Unſere Stadt, die eine der reichſten Provinzial-Bibliotheken Frankreichs beſitzt, läßt jetzt den Catalog derſelben erſcheinen. Die zweite Abtheilung enthält die ſchönen Wiſſenſchaften und iſt 75 Bogen ſtark. (Die erſte Abtheilung, die Geſchichte enthaltend, iſt 1841 herausgekommen.)

Cairo. Mehemet Ali hat der Königin Victoria ein Pferd im Werthe von 2000 Pfd. St. (14,000 Thaler) geſchenkt.

Cöln. Das Sängerfeſt in Cöln hätte beinahe einem rheiniſchen Dichter, dem Bonner Sänger [illegible] Carl Simrock, das Leben gekoſtet. Er ruhte von der drückenden Hitze unten in der Straße vor dem Gürzenich, wo Erfriſchungen ausgetheilt wurden, als eine auf der höchſten Brüſtung flatternde Fahne einen lockeren Stein, von Centnergewicht, losrüttelte und herabwarf. Durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, drückte ſich der Bedrohte raſch an die Mauer und entging ſo dem Sturz des Steines, welcher vor ihm Tiſch und Bank zerſchmetterte.

Conſtantinopel. Das „Journal de Conſtantinople" iſt vom Eigenthümer des in Smyrna erſcheinenden „Echo d'Orient" angekauft worden; er will beide Zeitungen in eine verſchmelzen, die dann täglich hier herauskommen ſoll. Jedes der beiden Journale hatte von der Pforte eine Unterſtützung von 30,000 Piaſtern.

Ferrara. Eine noch ungedruckte Schrift des Abbate Baruffaldi, „Lebensbeſchreibungen der Bildhauer und Maler Ferrara's", ſoll nächſtens in zwei Bänden die Preſſe verlaſſen. Herausgeber iſt ein Herr Thaddei.

Hamburg. Im Thalia-Theater wurde ein neuer einaktiger Schwank, „Ueberall Jeſuiten", von Joſeph Mendelsſohn, mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Die „Originalien" empfehlen das artige Stückchen den Theatern, wenn es ihnen einmal einfallen ſollte, ausnahmsweiſe auch einmal einen Originaldichter zu beachten.

Hanau. Die Edler'ſche Buchhandlung hat mit etwas verdächtigem Pompe „Briefe eines Affen an ſeine Brüder“ angekündigt. Nach der Ankündigung ſoll dieſes Werk, das der Verleger „die wichtigſte Erſcheinung in der politiſchen Literatur der Gegenwart“ zu nennen geruht, aus der Feder „eines der erſten und bedeutendſten deutſchen Schriftſteller“ gefloſſen ſein. (Heißt der Mann vielleicht Schulze???)

Hannover. Madame Henriette Hanke, ein ſchon ziemlich aus der Mode gekommener Blauſtrumpf, hat nach längerem Schweigen einen neuen zweibändigen Roman, „Elfride“, veröffentlicht.

∴ In der königlichen Bibliothek hat ſich im Nachlaſſe des großen Leibnitz die Originalkupferplatte des berühmten Stichs von Wernigeroth, das ſchönſte und ähnlichſte Bildniß des unſterblichen Denkers, und eine Sammlung bis jetzt unbekannter Gedichte von ihm vorgefunden.

Jaſſy. Die Ehe des Sohnes des regierenden Fürſten der Moldau mit der ſogenannten Gräfin Daſch iſt wieder aufgelöſt worden, da es ſich herausgeſtellt hat, daß ſie eine — franzöſiſche Schauſpielerin geweſen iſt. Die gute Dame hat nun, für ihre kurze Gaſtrolle durch ein bedeutendes Geldſtück entſchädigt, das Fürſtenthum verlaſſen müſſen.

Kopenhagen. Zwei däniſche Schriftſteller ſind wieder wegen „unehrerbietiger Aeußerungen über den König von Dänemark“ zu zweijähriger Cenſur verurtheilt worden. (Da ſind die deutſchen Schriftſteller doch viel beſſer d'ran, denn ſie ſind von der Geburt an zu lebenslänglicher Cenſurſtrafe verurtheilt.)

Leipzig. Selbſt der äußerſt gutmüthige H. L., der ſo gern ein Auge zudrückt, wenn es gilt, Mängel und Nachläſſigkeiten unſerer Bühne zu überſehen, iſt über die beiſpiellos ſchlechte Darſtellung von Leſſings „Nathan der Weiſe“ unwirſch geworden und geſteht in ſeiner Ehrlichkeit, daß eine gute Darſtellung dieſes Stücks „Kräfte erheiſche, welche die Verhältniſſe unſeres Stadttheaters nicht darbieten können“. Er, der immer ſo ſchonend und voller Rückſicht iſt, hält es für ſeine Pflicht, eine ſo oberflächliche Leiſtung ſchonungslos zu tadeln. Man denke ſich nun, wie ſchlecht ſie geweſen ſein muß. »Warum, fragt H. L., eine junge Schauſpielerin, welcher beim erſten Auftreten angeſehen und nachgeſagt wurde, daß ſie noch keiner bedeutenden Aufgabe gewachſen ſei, als Recha hinſtellen und Leſſings Recha in Gefahr bringen, ausgelacht zu werden, was ohne Zweifel vollſtändig geſchehen wäre, wenn das Publikum nicht voll Pietät für Leſſing wäre. Warum Herrn Marder, der ſeit zwei Jahren als ein unverſtändlich und wirkungslos ſprechender Schauſpieler bezeichnet wird, die ſchöne und wichtige Rolle des Sultans anvertrauen, welche nun wirklich — das Publikum wird mir bezeugen, daß ich zu ſo gröblicher Bezeichnung genöthigt bin — mehr gebellt als geſprochen um unſere Ohren polterte, ohne die Thür zu unſerm Verſtändniſſe zu finden.« (Wahrlich, wir fangen an, vor Herrn H. L. Reſpekt zu bekommen, da er endlich den Muth findet, unſerm Theater ungeſchminkt die Wahrheit zu ſagen.)

∴ Derſelbe H. L. ſchrieb neulich: Die nächſte Rolle des Herrn Grunert wird Shylock ſein. Sie bietet ſeinem Talente die härteſten Knochen u. ſ. w. Dieſe Phraſe gehört wieder zu denen, die Jemand ſammeln ſollte, um ſie als ein „Vademecum für Grillenfänger“ oder als eine „Anweiſung zum Bucklichtlachen“ herauszugeben.

∴ Die jüngſte Aufführung von Webers „Freiſchütz“ war in allen Theilen dergeſtalt verwahrloſt, daß nur die gute Laune des Sonntags-Publikums ſie von der Schmach eines gänzlichen Fiasco gerettet hat.

∴ Herr Marr iſt einem Gaſtſpielrufe nach Hamburg gefolgt. Schade, daß er nicht gleich für immer dort bleibt!

∴ Seit Kurzem hat Herr Profeſſor J. C. Lobe aus Weimar die Redaktion der Leipziger „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung“ übernommen. Dies Organ, begründet vom Hofrath Friedrich Rochlitz im Jahre 1798, hat jetzt ſeinen 48ſten Jahrgang erreicht und bleibt für die Geſchichte der Muſik der neuern Zeit die unentbehrlichſte Hauptquelle.

∴ Der „Anekdotenjäger“, der ſonſt ſo ehrlich und gewiſſenhaft in der Angabe ſeiner Quellen iſt, brachte in ſeiner 27ſten Nummer 46 Aphorismen unter der Aufſchrift: „Spiegel für Männer und Frauen“. Sie ſind wörtlich abgedruckt aus dem erſten Bande von E. M. Oettingers „confiscirtem Eulenſpiegel“, wo ſie unter der Aufſchrift „Erdbeeren, in Rampelino's Liebesgarten gepflückt“, auf Seite 283 — 290 zu leſen ſind. Doch darum keene Feindſchaft nich!

∴ Schon wieder iſt ein neuer Blauſtrumpf aufgetaucht, eine Gräfin Taufkirchen-Engelburg, Verfaſſerin eines Romans, betitelt „die Schwärmerin“.

∴ Kapellmeiſter Wilhelm Telle geht nach Paris, um ſich von einem der dortigen Dichter einen Text zu einer neuen Oper ſchreiben zu laſſen. Schade, daß ſeine Muſe ſo lange gefeiert hat.

Liſſabon. Der große portugieſiſche Krondiamant von 140 Karat und 342 Millionen Francs im Werth, ſoll ſeit Kurzem einem Pariſer Bankier verpfändet ſein! (Sic transit [donna] gloria!)

London. Das Gerücht, daß Sir Robert Peel, müde des Staatsdienſtes, ſich von ſeinem Miniſterpoſten ins Privatleben zurückziehen wolle, hat ſich leider beſtätigt. England iſt darüber mit Recht ſehr beſtürzt.

∴ Der Herzog Karl von Braunſchweig iſt unſer College geworden: er hat die hier erſcheinende „deutſche Zeitung“ an ſich gekauft und die Redaktion derſelben in höchſt eigener Perſon übernommen. (Ob der Herzog der Mann dazu iſt?)

∴ Dahlmanns „Geſchichte der engliſchen Revolution“ hat, ins Engliſche überſetzt, bereits vier Auflagen erlebt.

∴ Gräfin Bleſſington, Englands Ida Hahn-Hahn, hat „Memoiren eines Kammermädchens“ herausgegeben. Rechnet man E. Sue's „Memoiren eines Kammerdieners“ hinzu, ſo bleiben nur noch „Memoiren eines Kutſchers“ zu wünſchen übrig, um alle Myſterien der Bedientenwelt erſchöpft zu ſehen.

∴ Das engliſche Theater iſt mit einer neuen Poſſe, dem gemeinſamen Produkte der Herren Shirley, Brockes, Stoqueler und Charles Kenny, bereichert worden; ſie führt den Titel „Robin Hood und Coeur de Lion“ und iſt ein ſeltſames Gemiſch alter hiſtoriſcher Balladen, die mit großer Geſchicklichkeit aneinander gereiht ſind.

∴ Der bekannte Hiſtorienmaler B. R. Haydon hat ſich Schulden halber erſchoſſen. Sir Robert Peel hat der Wittwe eine Anweiſung von 200 Pfd. St. auf die Chatulle der Königin zugeſchickt, mit dem Verſprechen, daß auch ferner für ſie und ihre Kinder geſorgt werden ſoll.

∴ Der „Globe“ enthält intereſſante Einzelnheiten über einen Amerikaner, der nach Allem, was man von ihm erzählt, ein wahres Sprachwunder iſt. Obgleich Elihu Burrit als ſechzehnjähriger Jüngling zur Erlernung des Schmiedehandwerks in die Lehre trat und ſein Leben als erfahrener Handwerker fortführte, hat er durch Fleiß und außerordentliche Anlagen alle neueren und alten Sprachen ſowohl, als die wichtigſten orientaliſchen Sprachen inne, ſo daß er bereits im Jahre 1838 über fünfzig Sprachen vollkommen verſtand und ſprach; dabei iſt Burrit Schriftſteller, und die Erzeugniſſe ſeiner Feder werden ſo geſchätzt, daß ſie faſt in alle amerikaniſchen Journale übergehen. Bei alle Dem lebt Burrit anſpruchslos fort und denkt nicht daran, ſeinen Amboß zu verlaſſen.

Lübeck. Auch unſere Stadt will im künftigen Jahre ein allgemeines deutſches Sängerfeſt veranſtalten.

München. Das vom „Mannheimer Journal“ ausgeſprengte Gerücht, nach welchem die Cenſur für Zeitungsartikel über innere Angelegenheiten gänzlich aufgehoben worden ſei, iſt weiter nichts als eine köſtliche Myſtifikation und Perſiflage geweſen. Jene von der „Abendzeitung“ mitgetheilte Verordnung wurde nicht am 8. März d. J., ſondern am 8. März 1836 unter dem Miniſterium des Fürſten von Oettingen-Wallerſtein erlaſſen, iſt aber längſt wieder ſtillſchweigend zurückgenommen.

Odeſſa. Seit dem 1. April d. J. erſcheint hier ein „Unterhaltungsblatt für deutſche Anſiedler im ſüdlichen Rußland“, herausgegeben von Philipp Jantſch, einem gebornen Anhaltiner.

Paris. Der Cultusminiſter Graf von Salvandy hat einen Ausflug nach Algier unternommen. In ſeiner Begleitung befindet ſich der bekannte Touriſt X. Marmier.

∴ Der „National“ hat neulich die miniſteriellen Wahl-Candidaten ziemlich grob „illustres crétins“ (erlauchte Blödſinnige) genannt.

∴ Als unlängſt bei der Abſtimmung über die Unterſtützung an die Theater einer der Deputirten ſeine Verwunderung darüber ausſprach, daß Herr Baour-Lormian (Verfaſſer mehrerer Theaterſtücke, die zur Kaiſerzeit ſehr en vogue geweſen waren) eine Penſion von 6000 Frs. beziehe, erhob ſich Herr von Lamartine und ſagte, daß der alte Dichter blind und kränklich ſei und ſonſt nichts habe, wovon er leben könnte. „Derlei Unterſtützungen, ſchloß er ſeine Rede, ſind eine Pflicht, deren ein Staat ſich nicht entäußern darf gegen diejenigen ſeiner Kinder, die zu ſeinem Ruhme und zu ſeinem Vergnügen beitragen.“

∴ Donizetti, den einige deutſche Journale fortwährend in Italien ſein laſſen, während er die Irrenheilanſtalt des Dr. Esquirol in Ivry-ſur-Seine bei Paris noch nicht einen Augenblick verlaſſen hat, befindet ſich, von den Aerzten aufgegeben, in hoffnungsloſem Zuſtande.

∴ Eugen Sue will dieſen Sommer eine Reiſe nach Deutſchland machen, bei dieſer Gelegenheit alle Spielhöllen in Augenſchein nehmen und alsdann „Geheimniſſe des grünen Tiſches" ſchreiben.

∴ Ein Herr Julien de Saint-Felix hat ein dramatiſches Gedicht, „Néron", geſchrieben, das ein ungewöhnliches Talent verrathen ſoll.

∴ Der bekannte Tanzcomponiſt Julien hat eine „Menagerie-Quadrille" geſchrieben, welche die Stimmen aller im zoologiſchen Garten befindlichen Thiere nachzuahmen verſucht. Das nennt man hier zu Lande moderne Muſik!

∴ Die erſte Lieferung des von Eugene Guinot herausgegebenen Werkes „un été à Bade" iſt erſchienen und zeichnet ſich beſonders durch ihre künſtleriſchen Beigaben aus. Dieſe beſtehen theils in ſehr hübſchen, nach François von Timms, Quartley u. A. geſchnittenen Holzſchnitten, theils aus Kupfern, von denen das erſte, von Tony Johannot gezeichnet und von Charles Heath geſtochen, eine Anſicht des großen Saales im Converſationshauſe, mit ſeinen bunten Gruppen und dem Roulette-Tiſche in der Mitte, giebt. Der Text, in der pikanten Manier der neuern franzöſiſchen Romanciers geſchrieben, iſt allerdings mehr als eine trockene Topographie.

∴ Ein Herr Hauſſ hat die Anhänger des Moccaſafts mit einer neuen Monographie, „Manuel de l'amateur du Café", beſchenkt.

∴ Zu den Malern, deren Arbeiten jetzt ſehr geſucht ſind, gehört auch Herr Schleſinger, ein Deutſcher. Der Mann hat Geiſt und malt vortrefflich, obgleich ſeine Farben meiſt zu ſehr ins Graue ſpielen; leider gehört er jedoch zu jenen Malern, dont on ne peut pas caractériser les sujets de prédilection sans recourir au vocabulaire cynique de Diderot. Aus dieſem Grunde hat ein hieſiges Journal Herrn Schleſinger den Beinamen H— Breughel gegeben.

Peſth. Stephan Horvath, der gelehrte ungariſche Geſchichtsſchreiber, Cuſtos der gräflich Szechenyiſchen Landesbibliothek im Nationalmuſeum, Profeſſor der ungariſchen Sprache und Literatur an unſerer Univerſität, iſt an der Waſſerſucht geſtorben. Seine letzte hiſtoriſche Arbeit iſt eine „Urgeſchichte der Slaven oder Slavinen, d. h. Prahler".

∴ Im Cotta'ſchen „Auslande" ſind Briefe über „ungariſche Sprache und Literatur" erſchienen, die ein helles Licht auf dieſe für Deutſchland noch ziemlich unbekannte Sphäre werfen und in jeder Hinſicht ſo belehrend ſind, daß wir ſie der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen.

Petersburg. Die Sammlung für das Krylow'ſche Denkmal beläuft ſich bereits auf 27,548 Rubel. Unter den beitragenden Verehrern dieſes großen Fabeldichters befinden auch Kirgiſen und Kalmüken.

∴ Einer der bedeutendern Dichter Rußlands, Kukolnik, hat den deutſchen Dichter Leiſewitz auf die Bühne gebracht; ein Stück, in dem auch Schiller, Schröder, Iffland und einige andere Notabilitäten jener Zeit auftreten.

∴ Der Staatsrath Lobanow, als Ueberſetzer der Trauerſpiele Racine's bekannt, iſt hier geſtorben.

Rom. Der verſtorbene Papſt Gregor XVI. hatte während ſeines Pontifikats in den fünf Welttheilen vierzig neue Bisthümer gegründet und über 500 Biſchöfe eingeſetzt.

∴ Das Cardinalscollegium zählt 22 Mitglieder, welche jünger als der nunmehrige Papſt Pius IX. ſind. Neun davon ſind in dieſem Jahrhundert geboren und der jüngſte, der Cardinal Riario Sforza, Erzbiſchof von Neapel, am 5. Dezember 1810. Der nächſtjüngſte iſt Cardinal Schwarzenberg, Fürſt-Biſchof von Salzburg.

Sevilla. Unſere Stadt, die erſt vor einigen Jahren ein beſonderes Muſeum für die Bilder Murillos gegründet, hat nun einſtimmig die Errichtung eines großen Obelisken zu Ehren dieſes unſterblichen Meiſters beſchloſſen.

Wien. Der Kaiſer hat die ſeit Jahren erledigte Stelle eines Hofmuſikgrafen dem Kämmerer Grafen Adolf Poſtanky-Lichtenſtein verliehen.

∴ Der Kaiſer von Oeſterreich hat dem Hofregiſtrator Otto Prechtler für deſſen hiſtoriſches Drama „König Heinrich von Deutſchland" die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft übergeben laſſen.

∴ Der Eremit von Gauting iſt auf ſeiner Reiſe nach dem Orient hier durchpaſſirt.

Zürich. Ferdinand Freiligrath will ſich nach London begeben. Arnold Ruge wird in Kurzem nach Sachſen zurückkehren und ſpäter auf kurze Zeit nach Nordamerika gehen, um dort Vorträge über die neuere deutſche Philoſophie und Literatur zu halten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der perſiſche Sultan Mahmud aus der Dynaſtie der Ghasneviden hielt 400 Dichter an ſeinem Hofe, unter ihnen Anſari und die beiden Epiker Firduſi und Aſadi. Der Erſtere wurde von Mahmud zum Dichterkönig und Schiedsrichter über alle ihm vorgelegten Gedichte erhoben. Anſari ſtarb im Jahre 1039.

— Der perſiſche Dichter Abul Haſſan Rudegi (der Blindgeborene), der um das Jahr 950 unter dem Samaniden Naſr gelebt, gelangte durch ſeine Poeſien zu ſo großem Reichthum, daß er 200 Sklaven halten konnte. Seine für uns verlorenen Gedichte ſollen aus 1,300,000 Diſtichen, in 100 Bände getheilt, beſtanden haben.

— König Colomann von Ungarn (geſtorben 1114) war wegen ſeiner Gelehrſamkeit ſo berühmt geweſen, daß ſein Volk ihm den Beinamen „der Bücherkundige" (Konyves Kalman) beigelegt hatte. (Leider giebt es nur wenig Monarchen, denen man dieſelbe Tugend nachrühmen kann.)

— Die erſte dramatiſche Bearbeitung des „Maſaniello von Neapel", rührt von Chriſtian Weiſe (geb. am 30. April 1642 zu Zittau) her. Sein Trauerſpiel „Von dem neapolitaniſchen Rebellen Maſaniello" wurde als Schulkomödie in Zittau zu vielen Malen von den Schülern des dortigen Gymnaſiums aufgeführt; gedruckt erſchien es in deſſen „Zittauiſchem Theatrum", ebendaſ. 1683, alſo 35 Jahre nach Maſaniello's Verſchwörung.

— Salomon de Caus, der ſchon 1641 die Anwendung der Dampfkraft auf Schiffe, Wagen und Maſchinen erfunden hatte, wurde, als er dies dem König Ludwig XIII. vorzeigte, als Narr im Bicetre eingeſperrt.

— Prinzeſſin Caroline von Braunſchweig, die nachmalige Gattin des Königs Georg IV. von England, die, von ihrem Gemahle des Ehebruchs mit dem Italiener Bergami angeklagt, durch Lord Broughams begeiſterte Vertheidigung freigeſprochen wurde, verlangte in ihrem Teſtamente folgende Grabſchrift: »Here lies Caroline of Brunswick the injured queen of England.« (Hier liegt Caroline von Braunſchweig, die beſchimpfte Königin von England.)

Treffer und Nieten.

* Der jüngſt verſtorbene Papſt war ein großer Gegner der Eiſenbahnen. Die Römer erzählen ſich jetzt, in Bezug darauf, folgendes Geſchichtchen: Auf dem Wege nach dem Paradieſe begegnete der heilige Vater einem Pilger, den er fragt, wie weit es noch bis hinauf ſei. »Ein gut Stückchen,« antwortete dieſer. »Ich,« ſagte der Papſt, »ich kann nicht mehr vom Fleck.« — »Das geſchieht Dir recht,« war die Antwort, »warum haſt Du nicht Eiſenbahnen anlegen laſſen.«

* Beaumarchais, der grauſamſte aller Spötter, pflegte zu ſagen: »Ein Mann, der ſich zum zweiten Male verheirathet, iſt nicht werth, daß die gütige Vorſehung ihm ſeine erſte Frau genommen hat.«

* Manche junge Frau erſcheint oft älter durch ihr Geſicht und manche alte oft jünger durch ihren Geiſt.

* Der römiſche Mime P. Syrus ſagt: »Das Weib haßt oder liebt, ein Drittes giebt es nicht.«

* Das Vergnügen hat Dornen wie die Roſe, und Flügel wie der Schmetterling.

An den Redakteur des „Charivari".

In Ihrem intereſſanten „Beitrage zur Literatur der Fauſtſage" in Nummer 195 des auch bei uns fleißig geleſenen „Charivari" haben Sie drei engliſche Theaterſtücke anzuführen vergeſſen und zwar: 1) Chriſtopher **Marlow's „Doctor Faustus's Tragical History"**, **Lond.** 1604. Neueſte Auflage 1663. 2) William **Mountfort's „Life and Death of Doctor Faustus"**, **Lond.** 1694 4. 3) „**The Necromancer, or Harlequin Dr. Faustus, Pantomime, Lond.** 1724 8. Außerdem iſt erſt vor zwei Jahren eine lateiniſche Abhandlung von William Thomſon erſchienen u. d. T. **Dissertatio de Fausti, qui in Goethii poemate occurit, idea, de ejus pacto cum Mephistophele etc." Lond.** 1844 8.

Mit vorzüglicher Hochachtung u ſ. w.

Hamburg.

J. G. H.

*Soeben iſt erſchienen:

Martin der Findling

oder

Memoiren eines Kammerdieners.

Deutſche Originalausgabe
unter Mitwirkung von W. L. Weſché
von

Eugen Sue.

Octav-Ausgabe. 1ſter Band. 1ſte Hälfte. 7½ Ngr.

In dieſer ſchön und groß gedruckten Ausgabe werden alle 6 Bände des Werkes nur 3 Thaler koſten. — Ferner wurde

Martin der Findling u. ſ. w. Taſchenausgabe I. 2.

unentgeldlich nachgeliefert. — In der Taſchenausgabe koſtet das ganze Werk, 12 Bändchen, nur 1½ Thaler.

In acht Tagen wird erſcheinen:

Martin, l'enfant trouvé

ou

les mémoires d'un valet de chambre

par

Eugène Sue.

Édition originale pour toute l'Allemagne.

Tome premier, 1re partie, 7½ Sgr. Ngr.

wovon in Paris am 26. Juni, im „Constitutionnel", das erſte Kapitel gedruckt wird.

Leipzig, am 25. Juni 1846. **Chr. E. Kollmann.**

Im **Verlags-Magazin** zu Leipzig iſt erſchienen:

Nachträge

zu

Göthe's ſämmtlichen Werken.

Geſammelt und herausgegeben
von

Eduard Boas.

Vollſtändig in ſechs Lieferungen.

Preis 1 Thaler.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 199. Leipzig, 23. Juli 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Die verfolgte Tugend.

Aus den Reiſebriefen eines Franzoſen.

Von A. Möbinger.

Rom, am 11. Februar 1846.

Seit geſtern weile ich in der „Stadt der Städte", wie Sever zur Norma ſagt, und ſchon heute, mein theurer Edgar, halte ich Dir mein Verſprechen, indem ich Dir den erſten zu der Reihe von Briefen ſchreibe, welche ich Dir und Deiner liebenswürdigen Schweſter verſprochen habe, obgleich ich fürchte, daß meine Feder nicht dieſelbe Kraft haben wird, welche man oft meinem Pinſel nachgerühmt hat, und daß es mir ſchwer fallen wird, mit ihr den ſüßen, zauberiſchen Eindruck wiederzugeben, welchen Italiens Schönheit auf mein Künſtlerherz gemacht hat. Aber ich werde Euch ſpäter durch meine Skizzen entſchädigen, und in meinen Albums, die ſich füllen wie der Schubſack des Bettelmönchs, der ſelbſt an der kleinſten Thüre nicht vorübergeht, werdet Ihr beſſer erkennen, was ich fühlte und dachte, als mir Italiens warme Sonne das Herz erwärmte, als mich ſeine träumeriſchen Mondſcheinnächte des Schlafes vergeſſen ließen, um den geiſterleiſen Stimmen der waltenden Natur zu lauſchen, die wir Künſtler den Menſchen verdolmetſchen ſollen, obgleich wir ſelbſt oft nicht die Kraft haben, ſie ganz zu verſtehen.

Rom hat auf mich leider denſelben Eindruck gemacht, den es in neuerer Zeit auf verſchiedene Touriſten hervorgebracht, nämlich den einer großen Ruine, welcher bald ein gänzlicher Verfall droht. Die Urſache, welche dieſes Wunder bewirkt, das in anderen Städten unmöglich und undenkbar wäre, iſt in der geringen Bevölkerung zu ſuchen, mit welcher ſich die große Stadt begnügen muß. Während ein Anderer, dem das Dach ſeines Hauſes auf den Kopf zu fallen droht, aus Liebe zu ſeinem Leben es ſtützen würde, verläßt der Römer, den Ratten gleich, den bröckelnden Steinhaufen und ſucht ſich unter den tauſend leerſtehenden Quartieren eine neue Stätte, wo er nicht nöthig hat, die Unannehmlichkeiten einer großen Reparatur zu erdulden. — Große Hôtels ſtehen leer, weil die Beſitzer es nicht der Mühe werth halten, ſie wieder in wohnlichen Zuſtand zu ſetzen, und ich bewundere nur die Regierung, welche ein ſolches Unweſen duldet und die Hauseigenthümer nicht zwingt, ihre Häuſer im wohnlichen Zuſtande zu erhalten. Beſchleunige daher Deinen Römerzug, wenn Du bei Deinem Hierſein noch eine Stätte finden willſt, welche Dich ſchützt und erquickt, wenn Du in dem Gluthenmeere der Campagna umher gewandelt biſt, deren heiße Winde und Dünſte uns Ausländern ſo verderblich werden können.

Ich habe glücklicherweiſe noch eine ſolche Stätte gefunden und von dem offenen Balkonfenſter, an das ich meinen Schreibtiſch geſtellt habe, ſehe ich in die Strada nuova, auf welcher Gruppen rothwangiger Kinder das ſtille, anziehende Bild ihrer unſchuldigen Spiele bieten. — Eins macht mir Kummer, mein theurer Edgar, daß es mir ſchwer gelingen wird, den behaglichen Comfort, jenes gemüthliche Gefühl der Wohnlichkeit in dieſen großen Zimmern herzuſtellen, welches wir den Engländern ſo ſchön abgelernt haben, und das den Reiz des Lebens macht, der es einmal kennen gelernt hat. Ich fühle mich allein in dieſen weiten Gemächern, welche mir eine Unendlichkeit ſcheinen, und ich weiß nicht, wie ich dieſen überflüſſigen Raum verbannen ſoll. Wenn es in Italien kalt wäre, möchte ich hier nicht leben, denn es müßte entſetzlich unbehaglich ſein. Aber es iſt, Gott ſei Dank! warm, ſo warm, daß man der Sonne näher gerückt zu ſein glaubt.

Nimm für heute mit dieſer Anzeige meiner glücklichen Ankunft vorlieb und laß mir Zeit, um mich heimiſch zu machen in der Fremde, damit ich ruhiger an Euch denken kann. Die herzlichſten Grüße an Irène.

Dein Raimond.

* * *

Grenoble, am 20. Mai 1846.

Dein letzter Brief, mein theurer Edgar, der die früheren in Vorwürfen noch übertrifft, hat mich in dieſen Tagen hier in Grenoble eingeholt und ich habe ihn geduldig bis zu Ende geleſen, obgleich ich doch nur zu gut wußte, wie wenig ich dieſe Vorwürfe verdiene. Was iſt der Menſch, mein Freund, mit all' ſeinen Verſprechen, all' ſeinen Vorſätzen, wenn es dem Geſchick einfällt, ihn an deren Erfüllung zu hindern? Ein ſchwaches Weſen, das ſich nicht ſträuben kann, das ſich geduldig in das Verhängniß fügen muß! Und ich habe in der vergangenen Zeit unter dem düſtern Einfluß eines ſolchen Geſchickes gelebt, das mich erreichte, vielleicht eben weil ich ihm zu entfliehen ſuchte! Ich ſchreibe Dir von dem Krankenlager, in allen Gliedern geknickt, verbrannt und halb todt. Es geſchah Dir recht, wirſt Du ſagen, wenn Du erfährſt, daß ich das größte Verbrechen begangen habe, welches vor Deinem Tribunale denkbar iſt. Dennoch iſt es wahr! Ich habe das Leben einer häßlichen Frau gerettet. Höre und entſcheide!

Reiſe, durchlaufe die Welt von einem Ende zum andern, ... es iſt möglich, daß Du den hunderttauſend Plagen entgehſt, welche die Oberfläche unſeres kleinen Erdballs bedecken, — aber wohin Du Dich wenden magſt, wirſt Du unſerm feindlichen England nicht entrinnen, deſſen Bewohner die luſtigſten Leute von der Welt ſind, beſonders wenn ſie ſich auf Reiſen befinden. Sie ſind überall, ſie laſſen ſich zu Zeiten in allen Winkeln der Erde nieder, aber ich glaube, daß Italien das Land iſt, das ihnen am beſten gefällt, denn ich habe dort überall Lager von Engländern gefunden, unter welche ſich zuweilen ein paar Italiener verlaufen zu haben ſchienen. Wollte Gott, daß ich ihnen nicht begegnet wäre, denn ſie ſollten mich elend machen und aus Italien vertreiben, nach dem ich mich ſo ſehr geſehnt hatte.

Bald nach meinem erſten Briefe, der trotz meiner guten Vorſätze der letzte geblieben iſt, irrte ich im Campo-Vaccino umher, als ich unter all' dieſen Ruinen eine fand, welche ich nicht ſuchte. Es war Lady Penock; ich habe ſie ſeitdem ſo oft geſehen, daß ich ihren Namen erfuhr, ohne es zu wollen. Edgar, Du kennſt Lady Penock; es iſt unmöglich, daß Du ſie nicht kennſt. Sonſt wäre nichts leichter, als ſie Dir zu beſchreiben. Schlage ein Taſchenbuch auf und betrachte eines dieſer himmliſchen Geſichter, die ſo ſchön ſind, als die Göttinnen unſerer Träume, daß wir immer fragen, ob der Maler wirklich ſein Modell unter den Töchtern der Erde geſucht hat. Liebkoſe mit entzücktem Auge die vornehmen Linien dieſes Halſes, dieſer Schultern, küſſe mit der Spitze der Lippen dieſe jugendliche Stirn; verſenke Deine Seele in die blaue, feuchte Klarheit dieſes Blickes; beuge Dich vor, um den duftigen Hauch dieſes reizenden Mundes einzuſaugen; ſchaure zuſammen bei der Berührung dieſer reichen blonden Haare, welche ſich in goldene Locken um die weißen Schläfen legen; begeiſtere Dich in der Schönheit des Ganzen und dann ſage Dir, daß Lady Penock ... ganz das Gegentheil von dieſem entzückenden Bilde iſt, und Du ſiehſt ſie vor Dir ſtehen. Dieſe Erſcheinung inmitten der ſchönſten Antiken ſtörte meine Empfindungen und verwirrte den Lauf meiner Gedanken. Du erzählteſt mir einſt, daß Du Deine Geliebte vergeſſen hätteſt, als Du zum erſten Male mit ihr am Strande des Weltmeeres geſtanden, ich aber vergaß das Coloſſäum, als ich Lady Penock ſah. Und nun erkläre mir, theurer Edgar, was ich verbrochen habe, daß ich von da an keinen Schritt mehr thun konnte, ohne dieſer düſtern Schönheit auf meinem Wege zu begegnen. Unter den Bogen des Coloſſäums und unter dem Dome der Peterskirche, vor der Gruppe des Laokoon und vor dem jüngſten Gericht Michel Angelo's, in der Sixtiniſchen Kapelle, an den Ufern des Sees von Albano und in dem Schatten der Villa Borgheſe, in Tivoli in dem Tempel der Sibylle, in Subiaco in dem Kloſter des heiligen Benedikt, in allen Monden, in allen Sonnen ſah ich ſie neben mir herſchweben. Um ihr zu entgehen, nahm ich Extrapoſt und reiſte nach Toscana.

Aber ich fand ſie am Fuße der Caſcaden von Terni wieder. Ich begegnete ihr im Hannibalsthor zu Spoleto, in Perenzi an der Table d'hôte, in Arezzo auf der Schwelle des Hauſes, welches Petrarca bewohnte; endlich, als ich in Florenz vor Cellini's Statue des Perſeus ſtand, war die erſte Perſon, welche ich erblickte, Lady Penock. In Piſa erſchien ſie mir im Campo Santo; im Golfe von Genua drohte ihre Gondel die meine in den Grund zu bohren; in Turin fand ich ſie im Muſeum der egyptiſchen Antiken wieder. Ewig ſie und immer ſie! Und das Luſtigſte bei der ganzen Sache war dies, daß Mylady erröthete, wenn ſie mich erblickte, und die Augen niederſchlug, vielleicht weil ſie ſich unter der Verfolgung einer gewaltigen Leidenſchaft glaubte.

Des Kampfes müde, ſagte ich Italien endlich gezwungen Lebewohl und ging über die Berge zurück. Ich durcheilte Savoyen und als ich am fernen Horizont die blauen Berge der Dauphiné aufſteigen ſah, ſchlug mein Herz höher, meine Augen näßten ſich wie bei der Rückkehr aus einer langen Verbannung, und ich weiß nicht, welche falſche Schaam mich hinderte, aus dem Wagen zu ſpringen und den Boden Frankreichs zu küſſen. Grüß Dich Gott, edles, fruchtbares Land, ſtets warmer Herd der Intelligenz und der Freiheit!

Von Deiner Berührung fühlt ſich Herz und Geiſt erhoben und keines Deiner Kinder kehrt an Deine Bruſt zurück, ohne vor Liebe und Stolz zu zittern.

Eine ſtille, geheime Freude hatte mein Herz erfüllt. Die Bäume lächelten mich an, der laue Wind ſagte mir tauſend ſchöne Sachen und die Blümchen, welche den Rand des Feldes einfaßten, nickten mit den Köpfchen, als wollten ſie mich bewillkommnen. Ich hätte all' die braven Leute, welche an mir vorübergingen, umarmen mögen.

Es war eine finſtere Nacht; weder Mond noch Sterne ſchienen und ich hatte Grenoble verlaſſen und reiſte auf Voreppe zu, einem kleinen Dorfe, das durch die Nähe der großen Karthauſe, welche jährlich eine große Maſſe nicht Gläubigen, aber Neugieriger herbeizieht, einige Wichtigkeit erhält, als die Pferde plötzlich ſtillſtanden, ſo daß der Wagen einen Schritt zurückfuhr. Ich hörte draußen ein dumpfes Geräuſch, und die Wagenfenſter wurden von einem blutig rothen Schein erleuchtet, den ich für das Licht der untergehenden Sonne gehalten haben würde, wenn dieſe nicht längſt verſchwunden geweſen wäre. Ich ſprang aus dem Wagen ... das einzige Wirthshaus des Dorfes brannte. Es war ein teufliſcher Lärm in dem kleinen Neſte; man ſchrie, lief wie unſinnig und rannte mit den Köpfen gegen einander. Der Gaſtwirth war mit Frau, Kindern und Knechten beſchäftigt, das Vieh aus den Ställen zu bringen.

Die Pferde wieherten, die Ochſen brüllten und folgten willig der leitenden Hand, während die Schweine, als wenn ihnen ihr Inſtinkt ſagte, daß es doch ihre Beſtimmung ſei, früher oder ſpäter gebraten zu werden, ihren Rettern einen entſchloſſenen, wahrhaft philoſophiſchen Widerſtand leiſteten.

Während dieſer Zeit ſtanden die Bewohner des Dorfes in Gruppen zuſammen und ergingen ſich in Vermuthungen über die Entſtehung des Brandes, deſſen Fortſetzung zu verhindern Niemand eine Hand anlegte und der die düſtere Nacht mit ſeinem röthlichen Scheine erhellte, während die Funken in unzähliger Menge ſprühend zum Himmel flogen.

Bin ich gleich Maler, ſo läßt doch der Menſch in mir den Künſtler nie zum Genuß eines ſolchen Schauſpiels kommen und auch hier ſuchte ich ſchon ſo viel als möglich hilfreiche Hand zu leiſten, als ich aus dem, was man um und neben mir ſprach, vernahm, daß noch einige Reiſende in dem Wirthshauſe ſeien, welche Gefahr liefen, gebraten zu werden, wenn die Sache nicht ſchon geſchehen ſei. Unter Anderm ſprach man auch von einer jungen Fremden, welche gegen Abend von der großen Karthauſe, die ſie beſucht hatte, herabgekommen war.

Ich ging daher ſchnell auf den Wirth zu, welcher eben eines ſeiner widerſpenſtigen Schweine beim Schwanze hatte und in dieſer Lage an eine der heiterſten Zeichnungen unſeres Freundes Charlet erinnerte.

— Die Reiſenden ſind faſt alle fort, antwortete mir dieſer Mann, der nicht das magerſte ſeiner Schweine gutwillig geopfert haben würde, und die noch da ſind ...

— Es ſind alſo doch noch welche da? fragte ich.

Ich beſtand darauf und endlich erfuhr ich, daß ſich noch eine Engländerin in einem Zimmer des zweiten Stockwerks befinde. Ich haſſe England, ich haſſe es blind und eben ſo ſehr, wie ich mein ſchönes Frankreich liebe, aber ein Elender ſcheint mir Der zu ſein, der ein Geſchöpf Gottes retten kann und der, taub gegen das Mitleid, verſchränkten Armes daſteht! Mein Feind wird durch die Todesgefahr, in der er ſchwebt, mein Bruder. Ich würde in das Waſſer geſprungen ſein, um Hudſon Lowe, den elenden Kerkermeiſter unſeres großen Kaiſers, zu retten, aber ich würde ihn vielleicht nachher gefordert haben, um ihn todtzuſchlagen wie einen Hund.

Das untere Stockwerk des Hauſes brannte; ich legte deshalb eine Leiter an die Mauer und ſtieg zu dem Fenſter empor, welches man mir bezeichnet hatte. Auf dem gaſtfreundlichen Boden Frankreichs ſoll kein Fremder umkommen, wenn es in der Macht eines Franzoſen ſteht, ihn zu retten. Mit einem Fauſtſchlage zerſchlage ich eine Scheibe, riegele das Fenſter auf und ſchwinge mich hinein. Ich gelange in einen Corridor, der noch nicht vom Feuer ergriffen iſt. Ich ſtürze auf eine Thür zu und indem ich ſie öffne, ruft mir eine zornige Stimme zu: »Es kann Niemand herein!« Dennoch trete ich ein, ich ſuche die junge Fremde und … Götter des Himmels! was ſehe ich … in dem reizendſten Negligee einer plötzlich erwachten Schönen? … Du haſt ſie genannt, Edgar, ſie war es … Lady Penock … Lady Penock, welche auch mich wieder erkennt und ein wüthendes Geſchrei ausſtößt.

— Es handelt ſich um etwas Anderes, Madame, als Sie vielleicht denken, ſagte ich zu ihr, indem ich einem gewiß aufrichtigen Gefühle Folge leiſtete und mich fortwandte … dieſes Haus brennt, und wenn Sie es nicht ſchleunig verlaſſen, ſo …

— Sie haben dieſe Hütte angezündet, wie Lovelace, ſchrie ſie, um mich zu entführen.

— Madame, erwiderte ich lächelnd, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Die Zeit drängte; der Fußboden rauchte unter unſern Füßen; ſchon hatte das Feuer die Thür erreicht … ich mußte einen Entſchluß faſſen. Ich ergriff Lady Penock, welche in den entfernteſten Winkel des Zimmers geflohen war, um mir zu entgehen, hob ſie wie ein Bündel trockenes Holz empor und mit dieſer ſüßen Bürde belaſtet, die ihr wildes Geſchrei in das Ziſchen des wüthenden Elementes miſchte, erſchien ich wieder an der Spitze der Leiter.

Unterdeſſen hatte das Feuer reißende Fortſchritte gemacht. Rauch und Flammen umgaben uns überall und drohten uns zu vernichten.

— Um Gottes Willen, Madame, ſagte ich mit erſtickter Stimme, ſchreien Sie nicht ſo ſehr, Sie machen es durch Ihr Sträuben unmöglich, daß wir glücklich herunterkommen.

Aber Mylady ſchrie ſtärker und ſträubte ſich mehr als zuvor. Als wir vielleicht die Hälfte der Stufen hinabgeſtiegen waren, ſagte ſie zu mir:

— Steigen Sie ſchnell wieder hinauf, junger Mann, ich habe eine Sache vergeſſen, welche mir ſehr theuer iſt.

Bei dieſer Worten ſtürzte der Dachſtuhl ein, die Mauern ſenkten ſich, die Leiter ſchwankte und ich war glücklich genug, die Beſinnung zu verlieren. Ich erwachte unter dem Dache eines ärmlichen Hauſes, das mich aufgenommen hatte. Ich hatte eine gebrochene Schulter und drei Aerzte an meinem Bette. Ich kenne Leute, welche weniger brauchten, um zu ſterben.

Zu meiner Beruhigung erfuhr ich, daß Lady Penock etwas geſchunden, aber ſonſt geſund davon gekommen war. Sie iſt abgereiſt, ganz entrüſtet über die Impertinenz meiner Angriffe, und als man ihr den Vorſchlag machte, ſich als barmherzige Schweſter an das Bett ihres Retters zu ſetzen, ſoll ſie erröthend geantwortet haben: »Oh! Ich würde ſterben, wenn ich dieſen jungen Mann wieder ſehen müßte!«

Aber beruhige Dich, mein Edgar; auch diesmal noch hat Frankreich für England bezahlt, denn kaum war meine Geſchichte in der Umgegend bekannt geworden, als ich eines Morgens die Vorſehung unter den Zügen eines edlen Weſens an mein Bett treten ſah, das ſich Frau von Braimas nennt. Es fand ſich, daß Herr von Braimas ſeit einem Jahre Präfekt in Grenoble iſt, daß er meinen Vater genau kannte und daß mein Name genügte, um mir den Beiſtand dieſer edlen Herzen zuzuziehen. Sobald ich das Fahren ertragen konnte, hatte man mich von Voreppe nach Grenoble gebracht und von hieraus ſchreibe ich Dir.

Das war das Ergebniß meine Römerzuges, mein Edgar, und nun beſtreite mir ferner, daß der Menſch unter dem Einfluß ſeines Geſchicks ſteht, und ich werde Dir eine Lady Penock ſuchen, der es gewiß beſſer gelingen wird, Dich zu überzeugen, daß der Menſch ſeinem Verhängniß nicht entflieht und wenn er bis ans Ende der Welt ginge.

Wenn meine Beſſerung eben ſo fortſchreitet, wie ſie begonnen hat, ſo denke ich in vier Wochen in Paris zu ſein und Dich in meine Arme zu ſchließen.

Lebe wohl, mein Freund!

Dein Raimond.

Jäger-Vergnügen.

Von Theodor Drobiſch.

(Mit einer Pechvogel-Gallerie.)

Herr Heinrich war ein Sonntagsjäger erſter Klaſſe, und vor Allem war es die Rebhühnerjagd, der er ganz beſonders nachhing, obgleich es ihm ſelten gelang, auch nur ein einziges Huhn zu treffen.

Sah ihn der alte Förſter kommen, ſo brummte er: »Schade um das ſchöne Pulver, was der Kerl verſchießt. Auch den Schänkwirth dauerte das viele Blei und er meinte, mit dem Schrote, das der Sonntagsſchütze in einem Tage verpuffe, könne er zeitlebens ſeine Flaſchen ausſpülen.

Eines Tages lag unſer moderner Nimrod in einem Hohlwege, um von Zeit zu Zeit auf das Feld zu ſchauen, wo ſich ein Volk Rebhühner aufhielt. Dieſer Weg wurde höchſt ſelten befahren, aber heute fiel es einem Fuhrmann ein, mit ſeinem kleinen Planwagen dieſen Pfad zu wählen, weil er auf demſelben ein Chauſſeehaus umgehen konnte. Der Roſſelenker in blauer Blouſe und grauen Gamaſchen hatte im Bauche ſeines Wägleins Kieler Sprotten, Speck-Aale und eine Legion Bücklinge, mit denen er auf der Meſſe ein En-gros-Geſchäft etabliren wollte.

Als der Wagen herbeikam, flogen die Rebhühner auf und Monſieur Heinrich ſchoß im Moment darauf los.

Das Lüneburger Rößlein bäumte ob des Schreckens empor und war ſchon im Begriff, mit den Bücklingen durchzugehen, als noch die blaue Blouſe zur rechten Zeit in den Zügel griff und in dem ganzen Blaſebalg ſeiner Bruſt auf den Hohlwegſchützen losdonnerte, der jedoch vor Freuden faſt außer ſich war, denn — er hatte ein Rebhühnchen getroffen, das er ſelbſt apportirte, denn ſein Jagdhund hatte vor dem Bullenbeißer des Bücklings-Lieferanten Reißaus genommen.

Der Speck-Aal-Spekulant fuhr ſeines Weges, als es ihm auf einmal ganz heiß um ſeine Mütze ward. Himmel, welch ein Schreck! Als er ſich umblickte, brannte das Leinwanddach ſeines Wägleins lichterloh, denn ein Pfropf aus Sonntagsſchützens Feuerrohr war hineingefahren und hatte augenblicklich gezündet. Er wollte retten; vergeblich, die Flammen hatten ſchon das Stroh erwiſcht.

Während ſo das nicht verſicherte Kieler-Sprotten- und Bücklings-Inſtitut in vollen Flammen ſtand, rief die ergrimmte blaue Blouſe nach dem Hunde und ſetzte dem Sonntagsjäger hinterdrein, der vor Freuden über ſeinen glücklichen Rebhühnerſchuß gerade auch nicht Paradeſchritt gegangen war.

Halt, halt! ſchrie der Sohn des Nordens, als er den Jäger erblickte. Dieſer aber hörte nicht, ſondern ſang mit heller Stimme: »Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen u. ſ. w.«

Jetzt machte die blaue Blouſe Doublirſchritte. Der Jäger ſah ihn kommen und dachte: »Ha! Max bringt gute Zeitung mit, gewiß hat er noch ein Rebhuhn gefunden, das vom Schuſſe niedergefallen.« Schrecklich wurde er aus ſeinen Träumen geweckt.

»Halt, oder Dir ſoll ein neunhäutiges Donnerwetter auf den Pelz fahren!« brüllte der Marchand de Bückling, als er noch zehn Schritt von dem ſanften Heinrich entfernt war, welcher glühende Lunten in das Speck-Aal-Magazin geworfen und den Kieler Sprotten-Bazar an dreiunddreißig Ecken in Brand geſteckt hatte. Mit dem Worte »Feuerjo!« packte er den Schützen am Vorhemdchen und wies hinunter nach dem Hohlwege, hin „auf Felder, blutig roth“.

Welch ein Schreck für den Rebhuhntödter!“ „Praſſelnd ſchlägt die Flamme aus“, während der ergrimmte und ruinirte Sohn der Oſtſee ſchwört, den Sonntagsjäger neunundneunzig Mal hinter die Ohren zu ſchlagen, wenn er ihm nicht für Heller und Pfennig den ganzen Schaden erſetzt.

In größter Eile ging es jetzt nach dem Wagen zurück. Im Dorfe wurde die Sturmglocke geläutet, die Spritzen kamen herbei und — „was ſein kühnſter Traum ſich nicht gedacht“ — die Bücklinge und Aale wurden wieder unter Waſſer geſetzt.

Herr Heinrich, der Sonntagsjäger, ſchwitzte noch mehr als die Bratheringe. Nachdem ſich der Richter des Dorfes deſſen Perſon verſichert, wurde der Mordbrenner wider Willen im Gänſemarſch herein transportirt, voran der abgebrannte Bücklingsmann mit ſeinem Bullenbeißer, der aus angeborenem Inſtinkt oder aus Treue und Anhänglichkeit für ſeinen Herrn ſchon am Jagdhunde des Städters weidlich Rache genommen.

In der Gerichtsſtube angelangt mußte Herr Heinrich den ganzen Schaden erſetzen: 10 Schock Speck-Aale, eine Legion Kieler Sprotten, 30 Schock Bratheringe, 99 Schock Bücklinge und einen Planwagen.

Als dies geſchehen und er einſtweilen Ringe, Uhr und goldene Doſe als Unterpfand eingeſetzt, ſagte der Richter: »Hier, Jedermann ſeinen Vogel!« und — händigte ihm ſein Rebhuhn ein, das ungemein fett war, denn es koſtete ihm — dreihundert Thaler »Danken Sie Ihrem Schöpfer, ſagte der Richter, daß Sie ſo billig fortkommen, denn wenn erſt die Feimen Feuer gefaßt hätten, wäre Ihnen der Spaß noch viel theurer zu ſtehen gekommen.«

⁂

Moral:

Wenn du auf Rebhühner zielſt, ſo ſchieße weder Bock noch Bücklinge.

Ein Saphir'ſcher Vorſchlag.

☞ Um Nachdruck wird gebeten!

M. G. Saphir hat in ſeinem „Humoriſten“ dem ſogenannten Künſtlerthume, dem zahlloſen Schwarme von Komödianten, Trillerwürgern, Geigzupfern, Klavierpaukern, Kunſtreitern u. ſ. w. einen Artikel ins Geſicht geſchleudert, der ſo viel blutige Wahrheit enthält, daß jedes Journal ſich beeilen ſollte, zur Verbreitung dieſer Wahrheit ſein Scherflein beizutragen.

Er zeigt die Nichtigkeit des aufgeblaſenen Hiſtrionenthums in ihrer nackten Jämmerlichkeit, beweiſt, daß dieſe Komödianten und Virtuoſen das Bischen, was ſie ſind, weniger ihrem Talente, als der Gutmüthigkeit der Journale zu danken haben, und klagt dieſes Gauklerheer des gemeinſten Undanks an. Seine Philippika ſchließt mit den Worten:

»Wollt Ihr den Undank malen? Den Undank, wie ihn Grillparzers „Sappho“ ſchildert, den Undank mit allen ſeinen Attributen, den Undank, wie er zum Himmel emporſtinkt, dann malt einen ſogenannten „Künſtler“; gebt ihm Männer- oder Frauenkleider; ſtellt ihn dar als ſiebenzigjährigen Greis oder als ſechsjähriges Kind, als Mimen oder Sänger, als Gaukler, in welchem Künſtlergenre Ihr wollt, er wird immer ähnlich ſein.

Alle Journaliſten, alle Kritiker ſind von jeher die Opfer ſolchen Undanks geweſen; die Virtuoſen, alle ſammt und ſonders, vereinigen ſich in einem allgemeinen Virtuoſenthum „in der Virtuoſität des Undanks“. Alle ohne Ausnahme, und das eben iſt ihre größte Virtuoſität.

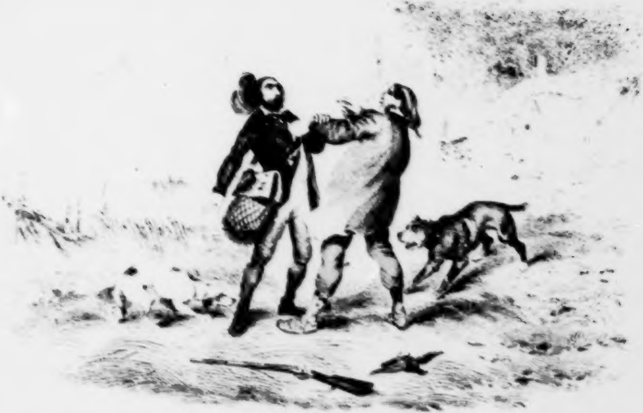
Um dieſen Undank zu beſtrafen, gäbe es nur ein Mittel: die Journaliſten alle zuſammen müßten ein Exempel ſtatuiren und unter ſich ausmachen:

„In den nächſten ſechs Jahren wird von ſogenannten Künſtlern nicht mehr die geringſte Notiz genommen.«

Wenn ſämmtliche Journale dies conſequent durchführen, dann werden die Hiſtrionen einſehen, daß ſie ohne Journaliſtik null und nichtig, daß ſie nur leben von und durch Journale, daß ihr Ruf, ihr momentaner Ruhm, ja ihre Orden und Bänder, die ſie, als ungeheuere Ironie der Literatur, in ihren Knopflöchern herumbammeln laſſen, ihnen nur von und durch Journaliſten verliehen worden ſind, und ſie werden mit Zähnklappern einſehen, daß „das Wort und der Geiſt“ die erſten Mächte, ſie aber nichts weiter als die Putzmacherinnen des Worts und die Kammerjungfern des Geiſtes ſind.«

Aber mit dem Reden allein, guter Saphir, iſt die Sache nicht abgemacht; man muß dies Exempel wirklich ſtatuiren. Saphir, von dem dieſer Vorſchlag ausgegangen iſt, muß den Anfang machen, das ganze Komödiantenthum durch Stillſchweigen in Verzweiflung zu bringen; wir und viele andere Journaliſten, die ſich von der Erbärmlichkeit dieſer „fahrenden Künſtler“ mit vollem Rechte angeekelt fühlen, werden dann gern bereit ſein, uns ihm anzuſchließen.

C. M. D.



Jäger Vergnügen

Beilage zu Oettingers Charivari

Hafis.

Bei Hoffmann u. Campe iſt unter dem Titel „Hafis“ eine Sammlung perſiſcher Lieder, ins Deutſche übertragen von Friedrich Daumer, erſchienen. Ueber den Sänger dieſer etwas frivolen Lieder ſagt der Ueberſetzer in der Vorrede: Mohamed Schemſeddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dies heilige Buch vom Anfang bis zum Ende auswendig gewußt, geboren zu Schiras, lebte daſelbſt von den erſten bis zu den letzten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts, in Zeiten alſo, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Göthe und ähnliche, ein neues Weltalter großartig vorbereitende Lichtaufgänge noch nicht zu denken war. Hafis gehörte zu einer Gemeinſchaft von Derwiſchen und Sophis oder contemplativen Weiſen und Myſtikern, beſchäftigte ſich mit theologiſchen und philoſophiſchen Arbeiten, ſtimmte in ſeiner aſcetiſchen Begeiſterung die erhabenſten, alles Irdiſche und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die „myſtiſche Zunge“ genannt, war ein großer, berühmter, eine Menge von Schülern um ſich verſammelnder Lehrer, gab Unterricht am Hofe und ſtand ſo hoch in der Gunſt, daß ihm der Großvezier Hadſchi Kawameddin Mohammed Ali eine beſondere Schule bauen ließ. — — — Gehaßt, doch nicht beſchädigt von Zeloten und Finſterlingen, geliebt und geehrt von den Edlern und Verſtändigeren, entſchlief er ſanft und ruhig im Jahre 1389 und wurde, wiewohl es die Eiferer verſuchten, ihn der Ehre des Begräbniſſes zu berauben, in Moſella, einer ſchönen Vorſtadt von Schiras, wohin noch heute ſeine Verehrer wallfahren, zur Erde beſtattet*).

Champagnerlied**).

Max Sutaine und Madam' Cliquot,
Heidſick, Perrier père et fils
Sind die Säulen, ſo da tragen
Unſer irdiſch' Paradies.
Jacqueſon-Bouzy, Montebello,
Lambry, Geldermann und Deuz
Sind die Muſen, die begeiſtern
Und erleichtern manches Kreuz.

Chanoine und Van der Veeken,
Moët, Goerg und Ruinart
Sind fünf ſich're Hypotheken,
Vielgeſucht das ganze Jahr.
Chandon, Menardin und Röd'rer,
Bollinger und Compagnie,
Mumm und Geisler, Sergeant, Moreau,
Großer Gott, erhalte ſie!

Denn ſie ſind die guten Geiſter,
Die mit wunderbarer Macht
— Wahre Zaub'rer, Hexenmeiſter —
Lichten unſers Lebens Nacht.
Gott erhalte dieſe Fürſten,
Die ſo gnädiglich und mild
Unſer Flehen, unſer Dürſten
Durch Champagnerwein geſtillt.

C. M. Oettinger.

---

*) Es iſt dies derſelbe Hafis, den Göthe in ſeinem „weſtöſtlichen Divan“ gefeiert hat. Die erſte Ueberſetzung ſeiner Lieder erſchien unter dem Titel „Divan“, herausgegeben von Joſeph von Hammer, Stuttgart 1819, 2 Bde. 8.

**) 152ſtes Lied aus dem „Buch der Liebe“. (Dritte Auflage, bei Th. Thomas.)

Zapfenſtreich.

Bergamo. Unſere Stadt beabſichtigt dem am 2. December vorigen Jahres geſtorbenen Neſtor der Tondichter, dem Deutſchen Simon Mayr, ein Monument auf Aktien zu errichten. Für eine Aktie von vier Gulden C. M. erhält man einen Riß des Denkmals und eine umfaſſende Biographie dieſes ausgezeichneten Künſtlers, der ſich namentlich als Vermittler der deutſchen und italieniſchen Muſik einen kunſtgeſchichtlichen Namen vom beſten Klange erworben hat.

Berlin. Bekanntlich hat die fürſtliche Familie Radziwill Anſprüche auf einen Theil des Nachlaſſes des im Jahre 1843 verſtorbenen Prinzen Auguſt (Bruders der viele Jahre vorher verſtorbenen Fürſtin Radziwill, der Gemahlin des ehemaligen Statthalters von Poſen) erhoben und einen Prozeß gegen die Erben des Prinzen eingeleitet. Vor Kurzem hat das hieſige Kammergericht in zweiter Inſtanz entſchieden, daß die Jahresrente von 12,000 Thalern, welche die Familie ſchon bei Lebzeiten des Prinzen erhielt und noch jetzt erhält, alle weitere Anſprüche unzuläſſig mache! (Figaro.)

∴ Der König von Preußen hat ſeinen Geſandten am engliſchen Hofe, den Geheimenrath Ritter Bunſen, nach Berlin berufen, um ihn bei den kirchlichen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Vorläufig verſieht deſſen Stelle der auch als Schriftſteller ehrenvoll bekannte Legationsrath Dr. Alfred Reumont.

∴ Das Verbot der „Weſer“- und der „Bremer-Zeitung“ in ganz Preußen hat hier kein allzugroßes Aufſehen erregt, weil das Publikum ſich an derlei Maßregeln leider ſchon gewöhnt hat. Die erſtere der beiden Zeitungen ſoll dadurch 2000 Abonnenten, d. h. 24,000 Thaler verlieren; man hofft jedoch, daß auch ſie nach kurzem Interdikt wieder erlaubt werden wird, wenn ſie „pater peccavi“ ſagt.

∴ Unſere Stadt, der ſogenannte „Brennpunkt der deutſchen Intelligenz“, ſoll 424 Wohlthätigkeits-Anſtalten beſitzen. (Und trotzdem ſo viel Arme, Diebe und Gensd'armen?)

∴ Unter dem Titel „Gelehrtes Berlin“ iſt hier vor Kurzem ein Verzeichniß der im Jahre 1845 in Berlin lebenden Schriftſteller erſchienen. Eine vollſtändige Ueberſicht, heißt es in der Vorrede, iſt bei der ungemein großen Anzahl Berliner Schriftſteller faſt unmöglich. Außer den vielen vergeſſenen ſind aus dieſem Verzeichniſſe namentlich alle diejenigen Schriftſteller ausgeſchloſſen, deren literariſche Thätigkeit ſich nur auf Artikel in Tagesblättern beſchränken. Nichtsdeſtoweniger zählt das Verzeichniß vierhundertachtundvierzig Schriftſteller auf. Schlagen wir die übergangenen Tagesſchriftſteller in geringer Anzahl auf 52 an, ſo iſt die Summe von 500 voll. Nach der neueſten Zählung hat Berlin etwas über 400,000 Einwohner. Rechnen wir von den 200,000 männlichen Bewohnern die Hälfte Kinder und Jünglinge ab, ſo bleiben 100,000 Männer. Mithin iſt der 200ſte Berliner ein Schriftſteller. (Grenzboten.)

∴ Der Gubitz'ſche „Geſellſchafter“ kündigt folgendes neue Handbuch an: „Das ganze Himmelreich für fünf Silbergroſchen oder allerneueſter Führer gläubiger Seelen und frommer Dulder. Dreihundertfünfundſechzig himmliſche Reiſerouten, beſtehend in ſchönen neuen Liedern auf jeden Tag im Jahre. Mit den in Kupfer geſtochenen Grundriſſen des Himmels und der Hölle. Gedruckt in dieſem Jahre“.

∴ Michaelſon's „muſikaliſcher Salon“ berichtet: Der Petersburger General-Intendant, Herr von Gedéonoff, iſt durch Berlin gereiſt, um Jenny Lind zu der bevorſtehenden Feierlichkeit in Petersburg zu engagiren um jeden Preis! Um jeden Preis? Wenn die gute Jenny das weiß, läßt ſie ſich gewiß billig finden.

∴ Herr und Madame Rettich, vom Wiener Hofburgtheater, haben auf der Hofbühne den Reigen ihres Gaſtſpiels als Percival und Griſeldis eröffnet. Erſterer hat ziemlich kalt gelaſſen, Letztere hingegen das Publikum elektriſirt und zu warmem Beifall hingeriſſen.

∴ Herr Meixner, Mitglied des Leipziger Stadttheaters, hat vor einem winzig kleinen Publikum als Freiling im „Weiberfeind“ und als Wilhelm im „verwunſchenen Prinzen“ debutirt und die Erwartungen, die man von ihm gehegt, nur theilweiſe befriedigt. Das, was ſeinem Spiele am meiſten Eintrag thut, iſt, daß er durchweg viel zu ſtarke Farben aufträgt und ſich in Uebertreibungen gefällt, und daß ihm vor Allem die Grazie des Ausdrucks fehlt. Wenn er als verwunſchener Prinz, den er mit einer gewiſſen Friſche und Lebendigkeit ſpielt, bei uns weit weniger als in Leipzig gefällt, ſo liegt dies wohl auch daran, daß der einheimiſche Darſteller dieſer Rolle gerade dieſen Wilhelm zu ſeinen beſten Leiſtungen zählen darf.

∴ In der Königſtadt gaſtirt die bei uns allgemein beliebte Schauſpielerin Julie Herrmann und gefällt auch in dieſem Jahre durch die Friſche und Naivetät ihrer roſenfarbenen Darſtellungsweiſe.

∴ Unter der Aufſchrift „Eingeſandt" lieſt man in der „Spener'ſchen Zeitung" Folgendes: »Sollte die lange Tänzerin, ſo ziemlich die größte im Chore, fortfahren wollen, während des Tanzes in der vorderſten Reihe, wo ſie gewöhnlich zu finden iſt, ihrem Conſors in einer der Logen zuzunicken, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihre Vorgeſetzten zu erſuchen, ſie einige Zeit hindurch unter den Schleier der Veſtalinnen zu ſtecken, um die Würde des Ballets aufrecht zu erhalten!« (Eine Berliner Ballettänzerin unter dem Schleier einer Veſtalin müßte ſich eben ſo komiſch ausnehmen, als ein Berliner Eckenſteher im Gewande eines römiſchen Oberprieſters.)

∴ Seit Kurzem circuliren hier Abſchriften eines deutſchen Briefes (?), den Madame Sand-Dudevant an Gräfin Ida Doppelhahn geſchrieben haben ſoll (??????)

Bremen. Unſere „Weſerzeitung" wird von den Herren Ahrens und Gildemeiſter redigirt und vom Senator Gildemeiſter, dem Sohne des Letztern, cenſirt. (Clericus clericum non decimat.)

Breslau. In Glogau iſt vor Kurzem der bekannte Novelliſt A. von Schaden geſtorben.

Brüſſel. Baron von Reiffenberg, unſer verdienſtvoller Ober-Bibliothekar, hat vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten.

∴ J. F. Willems, einer der ausgezeichnetſten vlämiſchen Literaten, Herausgeber der Zeitſchrift für vlämiſche Literatur, iſt 53 Jahre alt in Ghent, und Herr G. Froment, der Redakteur des „Meſſager de Gand", 48 Jahre alt, in Lille geſtorben.

∴ Auf dem hieſigen Theater gaſtirt jetzt die ſchöne Schauſpielerin Madame Pleſſy-Arnould, dieſelbe, welche in Paris in contumaciam verurtheilt worden iſt, als Contractbrüchige dem Théâtre français 100,000 Francs Entſchädigung zu zahlen.

Cöln. Die hieſige Zeitung warnt in einem Artikel von der Lahn vor einem literariſchen Vagabunden, der ſich den Namen A. von Sternberg beigelegt und verſtanden hat, ſich unter dieſer Maske in Weimar, am bückeburger und waldecker Hofe in die höhern Kreiſe der Geſellſchaft einzuſchmuggeln und ſich Geld zu verſchaffen.

Düſſeldorf. Leſſing, Schröter und Steinbrück, drei Koryphäen unſerer Malerſchule, ſind nach Frankfurt überſiedelt und zwar aus gekränktem Künſtlerſtolze, weil die belgiſchen Maler Bieſve und Gallait mit Bildern aus der preußiſchen Geſchichte beauftragt worden ſind.

Florenz. Die Fürſtin von Canino, die Wittwe Lucian Bonaparte's, hat ein Epos in zwölf Geſängen, „Bathilde, Königin von Frankreich", gedichtet

Hamburg. Dr. Ludwig Wienbarg hat die Redaktion der „Hamburger literariſchen und kritiſchen Blätter", jenes Journals, welches ſeit mehreren Jahren die einzigen Aeußerungen ſeiner Thätigkeit aufnahm, an Herrn Dr. Francois Wille, den ehemaligen Redakteur der „Neuen Hamburger Zeitung" und den jetzigen Leiter der Hamburger „Börſenhalle", abgetreten. Herr Wille, ein Mann von Geiſt und Energie, iſt hier ganz an ſeinem Platze.

Hannover. In Folge des Abſterbens des Papſtes iſt Ernſt Auguſt, König von Hannover, geb. am 5. Juni 1771, gegenwärtig der älteſte der europäiſchen Souveraine. Der nächſte — verſteht ſich nur an Jahren — iſt Louis Philipp, König der Franzoſen, geb. am 5. October 1773.

Leipzig. Der Geheime Rath, Ritter Neigebauer, preußiſcher General-Conſul in Jaſſy, iſt, nachdem er ſich ſeiner diplomatiſchen Miſſion entledigt hat, aus Palermo nach Deutſchland zurückgekehrt. Der berühmte Touriſt bringt ein großes Werk über die Moldau und Walachei und „Sicilianiſche Zuſtände" mit. Gegen Ende dieſes Monats wird er uns wieder verlaſſen, um eine neue Reiſe nach Ungarn und Siebenbürgen anzutreten.

∴ Im „Wandelſtern" hat unſer „Charivari" einen neuen Vertheidiger gefunden, der unter die Bönhaſen, die uns und unſer Blatt aus blaßgrünem Neide erfolglos anröcheln, mit derben Knitteln dreinſchlägt. Den ſchwachköpfigen Vorwurf, daß unſer Blatt zu viel Perſönlichkeiten enthalte, fertigt er auf folgende Weiſe ab: »Schämt Euch, ihr feigen und faulen Geſellen, davon zu reden. Euch iſt's wohl recht, daß Regierungen und Inſtitutionen des Staates u. ſ. w. ſcharf angegriffen werden; das freut Euch und Ihr greift wohl ſelbſt verſtohlen nach einem Steine, um gelegentlich danach zu werfen; werdet Ihr aber ſelbſt einmal ein klein wenig an Eurem Felle gezupft, ſo kratzt Ihr

Euch mißmuthig hinter den Ohren und räſonnirt und ſchimpft faſt ärger wie Straßenjungen. Wie ſollen wir jemals dahin gelangen, einen ernſten Tadel in ernſten Dingen zu ertragen, ſo lange die erbärmliche Eitelkeit überall die erſte Violine ſpielt und ſo lange der kraſſeſte Egoismus Eure Fahne bleibt?« (Seit einiger Zeit röchelt einer dieſer namenloſen Buſchklepper ſeinen unſchädlichen Geifer gegen uns in den Spalten des alten Augsburger Kinderfreundes aus. Wir laſſen lange gutmüthig auf uns herumtrommeln und züchtigen die grünöhrigen Strandläufer mit harmloſem Spott; aber wenn ſie es zu bunt machen, dann reißt uns die Geduld und dann werden wir grob und ſtatuiren ein Exempel, wie neulich. Merkt Euch das, Ihr Herren — ich bin ein ſeelensguter Menſch, aber wenn man mich reizt, dann bin ich, wie Staberl, ein Vieh!)

∴ Die „Signale für die muſikaliſche Welt“ ſchreiben: »Wir haben die Liedercomponiſten auf eine neue, höchſt brillant ausgeſtattete und vermehrte Auflage von Oettingers „Buch der Liebe“ hinzuweiſen. Ein großer Theil dieſer ſchönen Gedichtſammlung iſt zwar ſchon mehrfach componirt, allein es ſind manche neue Lieder hinzugekommen*) und viele auch noch gar nicht benutzt.«

∴ Bei Breitkopf und Härtel iſt ein ſyſtematiſch geordnetes Verzeichniß ſämmtlicher im Stich erſchienenen Tondichtungen von Felix Mendelsſohn-Bartholdy herausgekommen.

∴ Herr Baiſon, der im April nächſten Jahres im Vereine mit Herrn Charles Maurice die Leitung des vereinigten Stadt- und Thalia-Theaters übernehmen wird, hat einige Tage hier verweilt und unſerer ausgezeichneten Künſtlerin Madame Günther-Bachmann und dem, namentlich in der Sphäre des feinen Luſtſpiels mit Recht ſehr beliebten Schauſpieler Richter glänzende Engagements-Anträge gemacht. Die Erſtere werden wir wohl leider verlieren.

∴ Herr Heinrich Laube, der für unſer Theater immer allzuwarm Partei genommen, ſoll ſich mit der Direction überworfen und in Folge dieſes Bruchs die Kritiken, die er für das hieſige „Tageblatt“ geſchrieben hat, eingeſtellt haben. Die Bühne verliert in ihm den treueſten ihrer Champions und Herr Marr den zehnten Theil ſeiner Verehrer; das „Tageblatt“ aber und die Leſer deſſelben haben bei dieſem Verluſte offenbar gewonnen.

London. Die „Preſſe“ will wiſſen, Sir Robert Peel ſei nicht ſowohl aus politiſchen Urſachen, ſondern aus Kummer wegen unangenehmer Familienverhältniſſe vom Schauplatze der öffentlichen Geſchäfte zurückgetreten. Sein älteſter Sohn iſt ein raſender Spieler, für den Sir Robert ſchon beträchtliche Spielſchulden bezahlt hat. Um ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen und ihn von London zu entfernen, ſchickte er ihn als Geſandtſchafts-Attaché nach Madrid und von dort als Legationsſekretär nach Bern. Ehe er nach Bern abging, verſpielte er hier in vierzehn Tagen 60,000 Pfd. St., für welche Spielſchuld der gute Sohn Wechſel ausſtellte, die der Miniſter-Papa zu bezahlen verweigerte, worauf der erſte Geſandtſchaftsſekretär ins Schuldgefängniß ſpazieren mußte. Dieſe Umſtände ſollen Sir Robert Peel zum Rücktritt bewogen haben (???).

∴ Ein neues Whig-Miniſterium hat ſich conſtituirt. Präſident des Conſeils iſt Marquis von Lansdowne, Großſiegelbewahrer: Graf von Minto, Miniſter des Innern: Sir G. Grey, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: Lord Palmerſton, Colonialminiſter: Graf Grey, und erſter Lord des Schatzamts: Lord John Ruſſel.

∴ Nachdem die Getreide- und Zolltarif-Bills jetzt Landesgeſetze geworden ſind, wird es nicht unintereſſant ſein, aus dem 35ſten Berichte der Bittſchriften-Commiſſion die Zahl der dem Unterhauſe in dieſer Sache überreichten Bittſchriften ſammt der Zahl der Unterzeichner hier überſichtlich zuſammenzuſtellen. Gegen die Peel'ſchen Maßregeln wurden 2825 Bittſchriften mit 199,429 Unterſchriften, dafür 585 Bittſchriften mit 1 Million 489,016 Unterſchriften eingereicht. Somit waren zwar gegen die Bills 2240 Bittſchriften mehr als dafür eingegangen, allein die Zahl der Unterſchriften zu Gunſten der Bills ergiebt ein Mehr von 1 Mill. 289,587.

∴ Der Israelit Sir Moſes Montefiore, Sheriff von London, iſt zum Baronet von England ernannt worden.

∴ Die Flotow'ſche Oper „Aleſſander Stradella“ iſt nun im Drury-lane-Theater zur Aufführung gelangt und hat auch hier gefallen; eine engliſche Kritik bemerkt indeß ganz richtig, die Muſik ſei mehr zur Unterhaltung der Laien, als zum Genuß für Kenner geſchrieben.

∴ Charles Dickens (Boz) will eine „Geſchichte von England“ ſchreiben, wahrſcheinlich blos deshalb, um den Beweis zu liefern, daß England das Vaterland der Karikaturen iſt.

---

*) Eines derſelben haben wir in der heutigen Nummer des „Charivari“ als Probe der heitern Gattung unſern Leſern mitgetheilt. E. M. O.

Madrid. Der alte General Narvaez hat der Königin Mutter einen kleinen Schreck in die Glieder gejagt und zwar dadurch, daß er im „Clamor publico“ bekannt machen ließ, er beabſichtige ein mit Beweisſtücken begleitetes Werk zu ſchreiben unter dem Titel „Geſchichte des Einfluſſes Donna Maria Chriſtinens von Bourbon auf die Regierung der Königin Iſabella II“ (Es wird wohl blos beim Titel bleiben!)

Magdeburg. Bei Heinrichshofen ſind von dem bekannten Pianiſten Ferdinand Friedrich folgende neue Clavier-Compoſitionen erſchienen: „Polonaise d'Adieux“ (Op 16.) „Duo für Pianoforte und Cello“, von Friedrich und Dotzauer. (Op. 17.) „Grand Carneval de Venise“ (Op. 18.) „Chanson de Nuit“ (Op. 20.) und „Trois Polka“. (Op 21.)

Mailand. „Michel Angelo da Caravaggio“ und „Dante Alighieri“ ſind die Titelrollen zweier neuen italieniſchen Schauſpiele. Erſteres iſt von einem Herrn Guſtavo Bugamelli in Mailand, Letzteres von einem Herrn Zapoli in Baſtia.

∴ Pompeo Marcheſi, deſſen Name ſeit Enthüllung des neuen Kaiſer-Denkmals in Wien an Popularität gewonnen hat, iſt 1789 zu Saltro, einem Dorfe bei Como, geboren*). Seine künſtleriſche Ausbildung begann in Mailand und wurde zu Rom vollendet. Seit 1811 lebt er in unſerer Stadt. Marcheſi, Mitglied von ſiebenzehn Kunſtakademien, iſt Ritter der Ehrenlegion, der eiſernen Krone und fünf anderer Orden. Seine Hauptwerke ſind das Denkmal Beccaria's in Mailand und Göthe's in Frankfurt am Main.

Malta. Ein gut Stück Mittelalter iſt noch auf Malta anzutreffen. Das Geſetz erkennt dort gegen die Juden bei ganz gewöhnlichen Fällen auf Galeere oder Naſe- und Ohren-Abſchneiden. Das gilt unter Anderm auch für den Fall, wenn ein Jude ſich erfrecht, mit einer Malteſer Chriſtin in einem und demſelben Kahne von der einen Seite des Hafens nach der andern ſich überſetzen zu laſſen. (Allerliebſt!)

Marburg. Auf unſerer Univerſität wird künftig auch die philoſophiſche Doctorwürde nicht mehr ohne Examen rigorosum ertheilt werden. (Es wäre ſehr zu wünſchen, daß auch einige andere Hochſchulen, wie Jena, Gießen, Kiel u. ſ. w., dieſem Beiſpiel folgen möchten, damit der ſo ſehr in Verruf gerathene Doctortitel, welcher jetzt wie eine alte Hoſe käuflich iſt, zum alten Anſehen gelange.)

München. Bei dem koloſſalen Abſatz, den das baier'ſche Bier ſowohl im Inals Auslande findet, iſt es wohl kein Wunder, daß auch ein paar Univerſitätsprofeſſoren nebenbei Bierbrauer und, was noch mehr ſagen will, ihre eigenen beſten Kunden ſind.

Münſter. Der Herausgeber der Schrift „Frater Hermanns Weiſſagungen über die Schickſale des Hauſes Brandenburg“**), Dr. A. Rennow in Bockum, iſt vom hieſigen Ober-Landesgericht zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt worden, und hat dagegen Appellation eingelegt.

New-York. Eine erſt im verfloſſenen Jahre angelegte Colonie im State Jowa hat, zu ehrender Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunſt, den Namen „Guttenberg“ erhalten.

Paris. Der Miniſter des Innern hat allen politiſchen Flüchtlingen, deren Krankheiten es erfordern, den unentgeltlichen Gebrauch der Bäder von Vichy geſtattet. Sie haben weiter nichts als ihren Paß und ein ärztliches Zeugniß beizubringen. (Welches andere Land behandelt die Flüchtlinge anderer Länder mit ſolcher Großmuth, als Frankreich?)

∴ Der älteſte Soldat der franzöſiſchen Armee, der Maréchal de Camp Marchais, iſt am 3. Juli, 88 Jahre alt, in Saint-Denis geſtorben. Im Jahre 1759 geboren, trat er unter Ludwig XV. in die Armee und machte bis zum Jahre 1814 alle Feldzüge der Republik und des Kaiſerreichs mit.

∴ Auch Voltaire ſoll nun ein öffentliches Denkmal ganz in der Art desjenigen erhalten, welches zu Ehren Molière's errichtet worden iſt.

∴ Den Landſchaftsmaler G. Lacroix hat ein großes Unglück betroffen. Ein in ſeinem Hauſe ausgebrochenes Feuer hat für 25 – 30,000 Francs Gemälde zerſtört.

---

*) Pierers ausgezeichnetes „Univerſallexikon“ giebt irrthümlich Mailand als Geburtsort und 1790 als Geburtsjahr dieſes Künſtlers an.

**) Die erſte Auflage dieſes Werkes erſchien unter dem Titel „Vaticinium Lehninense“, Lichtenthal 1725. 4. Zwei neue Auflagen kamen gleichzeitig 1745 zu Berlin und Wien heraus. Die neueſte Auflage erſchien zu Leipzig 1807. C. M. O.

∴ Der beliebte Componiſt Adolphe Adam hat vom Miniſter des Innern das Privilegium eines dritten franzöſiſchen Operntheaters erhalten, welches auf dem Boulevard du Temple an die Stelle des Cirque Franconi treten wird. Einem on dit zufolge ſoll Jules Janin bei dieſem Unternehmen in geldlicher und künſtleriſcher Hinſicht betheiligt ſein.

∴ Ein durch Klarheit und Kürze ausgezeichnetes, von allen Organen der Preſſe gleich rühmlich anerkanntes Werk, „Le droit anglais“, vom Advokaten Lava, hat hier in kurzer Zeit bereits drei Auflagen erlebt und iſt für Juriſten und Politiker jedes Landes ſo vielſeitig intereſſant, daß dies Werk wohl bald auch einen deutſchen Ueberſetzer finden wird.

∴ Herr von Lamartine hat der „Preſſe“ ſeine „Confidences“, jedoch nur unter der Bedingung verkauft, daß ſie erſt nach zwei Jahren gedruckt werden dürfen.

Peſth. Die große Bibliothek des unlängſt verſtorbenen Gelehrten Stephan Horváth, reich an ſeltenen Druckwerken und noch ſeltneren Handſchriften, ſoll um 120,000 Gulden C. M. für das ungariſche National-Muſeum erkauft werden.

∴ Der hieſige Bildhauer Ferency arbeitet für das National-Muſeum die Statuen zwei der berühmteſten Dichter des magyariſchen Parnaſſes — Kisfaludy's und Kölcſey's.

∴ In einer hieſigen Strohhutfabrik ſind Strohhüte aus Roßhaar zu haben. Ein anderes Genie will Seegras-Matratzen aus Tabaksblättern ankündigen. (Eljen, Eljen!)

Prag. Herr Vincenz Weber, der talentvolle Verfaſſer des Trauerſpiels „Spartakus“, hat ein neues Drama, „Athenais“, vollendet.

∴ Die Zeitſchrift „Oſt und Weſt“ ertheilt den Roſenfreunden folgenden Rath: »Zwiebeln, klein geſchnitten und unter die Wurzeln der Roſenſtöcke gelegt, ſollen ein trefflicher Dünger ſein und den Geruch der Blumen bedeutend erhöhen.«

Rom. Zur Charakteriſtik des verſtorbenen Papſtes verdient folgende Aeußerung, die er im Jahre 1832 gethan, in Erinnerung gebracht zu werden. Als einige freiſinnige Köpfe Preßfreiheit verlangten, ſagte der heilige Vater: »Deterrima et nunquam satis execranda et detestabilis artis librariae libertas!« (Die Preßfreiheit ſei ſcheußlich und nicht genug zu verfluchen!) O Gregor!!!

∴ Die neue Papſtwahl hat nicht Cardinal Brancadoro, ſondern der erſte Cardinal-Diaconus Ciro Riario dem Volke verkündigt. Die Sache iſt nicht unwichtig, denn der gute Mann erhält dafür nicht weniger als 12,000 Scudi.

∴ An die Stelle des Cardinals Lambruschini iſt Cardinal Fürſt Altieri zum Staatsſekretär ernannt worden.

Stuttgart. Mehrere Zeitungen berichten, der bekannte Geſchichtsſchreiber und Kritiker Dr. Wolfgang Menzel wolle zur katholiſchen Kirche übergehen. Wir wiſſen aus guter Quelle, daß dies Gerücht eine plumpe Lüge iſt.

Wien. Es iſt der ruſſiſchen Regierung oft nachgerühmt worden, daß ſie von den meiſten Angriffen der deutſchen Preſſe keine Notiz nähme. Hier in Wien hat ſich dieſer Ruhm nicht beſtätigt; denn der Herr von Medem iſt mit der ihm verſprochenen Abſetzung des Cenſors der Bäuerle'ſchen „Theaterzeitung“, die einen antiruſſiſchen Artikel gebracht*), nicht zufrieden, ſondern will die ganze Zeitung (echt ruſſiſch!) aufgehoben wiſſen. (Es wundert uns, daß Herr von Medem nicht noch weiter geht und die Auslieferung des armen Bäuerle verlangt, um ihn geraden Weges nach dem freundlichen Sibirien zu ſchicken.)

∴ Franz Wieſt hat für 12,000 Gulden C. M. das Eigenthumsrecht der „Wiener-Zeitſchrift“ gekauft, wofür der bisherige Beſitzer, Herr von Franck, erſt vor zwei Jahren an Herrn Friedrich Witthauer 20,000 Gulden bezahlt haben ſoll. Die kurze Redaktionsfreude koſtet dem Herrn von Franck alſo 8000 Gulden; dafür hat er ſich die Erfahrung erkauft, daß ein Journal, welches einmal im Rückſchreiten begriffen iſt, nicht ſo leicht pouſſirt werden kann. Herr Wieſt iſt freilich der Mann, der neues Leben hineinbringen kann; ob das allein aber auch genügt, um dies Blatt in neuen Flor zu bringen, wird ſich ſpäter herausſtellen. Der neue Zeitungsherr übernimmt die Leitung dieſer Zeitſchrift erſt zu Anfang des nächſten Jahres. (Warum nicht früher?)

---

*) Es iſt jener Artikel, den unſer „Charivari“ in Nummer 195, Seite 3117 unter der Rubrik „Petersburg“ mit der Anmerkung gebracht: Es verdient als ein intereſſantes Factum bemerkt zu werden, daß ſich dieſe Notiz in Bäuerle's „Theaterzeitung“ findet.

C. M. D.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Jeder neuerwählte Papſt erhält für die erſte Meſſe, welche er lieſt, eine Börſe mit 25 Juliern. Ein Julier iſt eine Münze, die zuerſt von Papſt Julius II. geprägt worden iſt. Sie gilt ungefähr einen halben Paolo oder zwei Neugroſchen.

— In England hat man ein Edikt vom Jahre 1563 aufgefunden, worin die Königin Eliſabeth verbietet, kein Portrait von ihr anders, als nach einem von ihr ſelbſt gegebenen Modell zu fertigen und auszuhängen. (Eitelkeit, dein Name iſt Weib!)

— Ein franzöſiſcher Hageſtolz behauptet in einer alten Druckſchrift, daß die Ehe den Menſchen aus den höhern Regionen ſeiner Ideenwelt ins kleinliche Alltagsleben zurückziehe, und ſchon der bloſe Gedanke, ein Mann ſei vermählt, an und für ſich abgeſchmackt ſei. Schon die Alten, ſagt er, haben dieſelbe Idee gehabt. Virgil, Horaz, Plato u. ſ. w. waren unverheirathet (garçons). In neuern Zeiten wären es auch Taſſo, Arioſt, Pope, Voltaire, Leibnitz, Descartes, Racine, Corneille, Boyle, Loke, Bayle, St. Evremont, La Bruyère, Newton, Fontenelle, Réaumur, Holberg, Pascal, Addiſſon, Buffon, Boileau u. m. A.

— Philipp Melanchthons Bibliothek ſoll nur aus vier Autoren: Ariſtoteles, Plinius, Plutarch und Ptolomäus beſtanden haben und er ſoll der Meinung geweſen ſein, daß dieſe vier Werke für jeden Gelehrten ausreichend ſind!

— Der Jeſuit Pater Anton Koniaß (geſt. 1760 zu Prag) war ein ſo unerbittlicher Feind der huſſitiſchen Bücher, daß er überall, wo er predigte, es ſeinen Zuhörern zur Gewiſſensſache machte, ihm alle Bücher zur Durchſicht zu bringen. Alle, welche ihm verdächtig ſchienen, verurtheilte er zum Feuer. Pater Koniaß ſoll über 60,000 Bücher verbrannt haben.

— Von Johann Arnds „Vier Büchern vom wahren Chriſtenthume" iſt die erſte Auflage ſo ſelten geworden, daß man nicht mit Zuverläſſigkeit ſagen kann, in welchem Jahre ſie erſchienen iſt.

— Bei einer Autographen-Verſteigerung in London kam unter Anderm auch eine Honorarliſte der berühmteſten engliſchen Autoren vor. Nach dieſer empfing Addiſon für ſein Trauerſpiel „Cato" 107 Pfd. St., Gay für ſeine „Fabeln" und ſeinen „Beggars opera" 94 Pfd. St., Oliver Goldſmith für ſeine „Naturgeſchichte der Erde" 800 Guineen und nur 70 für ſeinen „Vicar of Wakefield".

Treffer und Nieten.

* Vor Kurzem gab man im Théâtre français „Une mariage sous Louis XV." von Alexander Dumas. Der Verfaſſer erſchien im Parterre und knüpfte mit einem Akademiker ein Geſpräch an und erzählte unter Anderm, daß er geſtern ein Stück des verſtorbenen Alexander Soumet, den „Gladiateur", geſehen. Auf die Frage des Akademikers, wie das Stück dem Publikum gefallen habe, erwiderte Dumas: »Das Publikum gähnte oder ſchlief.« — »Sehen Sie nur,« ſagte der Akademiker, »dort ſitzt auch Einer, der nicht allzugroßes Intereſſe an Ihrem Stücke nimmt.« — »Sie irren,« antwortete Dumas, »dies iſt ein Zuſchauer, der noch von geſtern ſchläft.«

* Eine Stelle aus einem neuen Roman lautet wie folgt: »Eduard ritt bis an den Garten, ſprang vom Pferde, kroch durch den Zaun, flog nach der Laube, wo Kunigunde ruhte, ſchlich zu ihr hin und fiel zu ihren Füßen. Freudig hob ſie ihn auf, er ſetzte ſich an ihre Seite, ſank an ihre Bruſt und — ſchwamm in einem Meere von Seligkeiten.«

* Ludwig Börne ſagte einſt von der „Encyklopädie von Erſch und Gruber", die ſeit dem Jahre 1818 erſcheint: »Iſt ſie in vierzig Jahren vollendet, dann will ich, wenn ich noch unter den Lebenden wandle, ein halb blinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchſtaben dieſes Werkes zu zählen und mir bei jedem Buchſtaben eine Ohrfeige geben laſſen. Doch wenn ſie endlich fertig iſt, wozu wird ſie dann zu gebrauchen ſein?«

* Jeder Menſch, ſagt Swift, hat das Recht, ein Dummkopf zu ſein; doch muß er ſein Recht mit Beſcheidenheit benutzen und ſich nicht für einen Mann von Geiſt halten.

* »Wie lange kann Jemand ohne Gehirn leben?« fragte Profeſſor Hamilton einen Studenten der Medizin. — »Das müſſen Sie am beſten wiſſen,« lautete die artige Antwort.

* »Mein Mann langweilt mich entſetzlich,« ſagte neulich eine Frau zu ihrer Freundin, »wenn der Gute wenigſtens eine lebensgefährliche Krankheit bekäme, das gäbe doch etwas Abwechslung.«

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Buch
der
Ritterorden
und
Ehrenzeichen,
Geſchichte, Beſchreibung und Abbildungen
der Inſignien aller Ritterorden, Militair- und Civil-
Ehrenzeichen, Medaillen, ꝛc.
nebſt
EINER AUSWAHL DER VORZÜGLICHSTEN COSTÜME.

Complet in 24 Lieferungen,
Roy. 8°, auf feinſtem geglättetem Velinpapier.

MONATLICH EINE LIEFERUNG.

Der Zweck der Ordensverleihungen im Allgemeinen iſt, edle und verdienſtvolle Thaten auf eine edlere Art zu belohnen, als dies durch Geld oder Geldeswerth möglich iſt. Der Orden oder das Ehrenzeichen ſoll ein Symbol der Anerkennung ausgezeichneter Verdienſte ſeyn, die dem Vaterlande oder der ganzen Menſchheit zu Gute kommen, und da dieſe Belohnung individuell und nicht erblich iſt, alſo nicht wie Reichthümer oder einträgliche Ämter vom Würdigen auf den Unwürdigen übergeht, ſo ſoll derjenige, welcher ſich derſelben würdig gezeigt hat, auch um ſo mehr durch ſie ausgezeichnet werden.

Die Lorbeerkränze bei den Römern, das goldene Vließ bei den Rittern des Mittelalters, das Ehrenkreuz oder die Medaille bei den Soldaten der neueren Zeit, waren und werden in bedrängten Zeiten immer der paſſendſte und aufmunterndſte Lohn verdienſtvoller Thaten ſeyn.

Wenn früher die Verleihung gewiſſer Orden mitunter ſelbſt und engherzig war, wenn dann ſpäter nur Hofgunſt und angeborener Adel dieſelben erwerben konnten, ſo ſollte jetzt, — wo jeder neugeſtiftete Orden wenigſtens einen edlen Zweck zur Baſis hat, wo in allen Staaten, nicht nur militäriſche, diplomatiſche, adminiſtrative, d. h. rein politiſche, ſondern auch die künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen, literariſchen, induſtriellen und commerziellen, d. h. die ſocialen Verdienſte auf dieſe Auszeichnung Anſpruch machen — die hohe und edle Bedeutung dieſer Inſtitution um ſo mehr anerkannt und aufrecht erhalten werden, und würde dies auch gewiß der Fall ſeyn, wenn nur ausgezeichnetes, eminentes Verdienſt auf dieſe Art belohnt, und bei den Ordensverleihungen überhaupt mit der äußerſten Vorſicht zu Werke gegangen würde.

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, ſind wir der Meinung, daß die Geſchichte und Beſchreibung nebſt den Abbildungen der Inſignien aller Ritterorden, Ehrenzeichen, Medaillen und der vorzüglichſten Coſtüme, in der Geſtalt eines prachtvoll ausgeſtatteten gr. 8 Bandes, mit 96, ungefähr 200 Abbildungen enthaltenden, ſehr ſauber ausgemalten Tafeln, ſowohl für jede öffentliche, als auch Regiments- oder Privatbibliothek ein ſchätzbares Werk bilden wird, deſſen Anſchaffung wir dadurch ſehr erleichtern, daß wir daſſelbe nicht auf einmal, ſondern in monatlichen Lieferungen, zu einem ſehr billigen Preiſe ausgeben.

Subſcriptionsbedingungen.

Das Werk erſcheint in 24 Lieferungen.

Jeden Monat erſcheint eine Lieferung Text, gr. 8 auf feinem geglätteten Velinpapier, mit 4 ſehr ſauber ausgemalten Tafeln.

Subſcriptionspreis: 20 Ngr. = 1 fl. C. M. = 1 fl. 12 kr. Rh.

Nach Beendigung des alphabetiſch geordneten Textes wird Titel und Inhaltsverzeichniß nebſt Anweiſung, wie die 96 Tafeln einzuheften, gegeben.

Subſcribentenſammler erhalten bis zum Erſcheinen der 3ten Liefrg. auf 6 das 7te Expl. gratis.

Wir laſſen für eine kleine Anzahl Exemplare die Abbildungen in Gold und Silber ausführen, dieſe Ausgabe wird jedoch nur auf ausdrückliches Verlangen geliefert, und kann von derſelben keine Liefrg. zur Anſicht ertheilt werden. Der Preis derſelben iſt 1 Rthl. für jede Liefrg.

Verlag von **Carl Muquardt** in Brüſſel und Leipzig.
Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Subſcriptionsſchein.

Ich ſubſcribire auf   Exempl. des bei C. Muquardt in Brüſſel und Leipzig erſcheinenden Werks: „Das Buch der Ritterorden", in 24 Lieferungen, jede mit 4 ſehr ſauber ausgemalten Tafeln, monatlich eine Lieferung für 20 Ngr., 1 fl. 12 kr. Rh. oder 1 fl. C. M.

Ort und Datum: Name:

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Wohlfeile
Unterhaltungsbibliothek
für die
gebildete Leſewelt.

1. bis 37. Bändchen, à 5 Ngr.

Inhalt:

1. Bd. Die ſchöne Magd, von C. Herloßſohn.
2. „ Jenny, von Paul de Kock.
3. „ Lucy, von E. M. Oettinger.
4. 5. „ Der Albaneſe, von N. Heller.
6—9. „ Kleine Erzählungen, von C. Herloßſohn.
10—13. „ Das Kind des Carnevals, von Pigault Lebrun.
14—22. „ Der Venezianer, von C. Herloßſohn.
23—27. „ Onkel Botte, von Pigault Lebrun.
28. „ Eine Steppenreiſe, von N. Heller.
29—37. „ Die heilige Ligue oder der Spion, von Pigault Lebrun.

Bei **E. F. Steinacker** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
deutſchen Preß-Geſetzgebung.
Sammlung
der
geſetzlichen Beſtimmungen über das literariſche Eigenthum und die Preſſe
in allen deutſchen Bundesſtaaten
nebſt geſchichtlicher Einleitung
von
Dr. Herrmann Th. Schletter,
Adv. und akadem. Docenten der Rechtswiſſenſchaft in Leipzig.

24 Bogen in gr. 8. cart. 1 Thaler 20 Neugroſchen.

Hierbei eine Pechvogel-Gallerie
und
eine literariſche Beilage von Carl Muquardt in Brüſſel.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 200. Leipzig, 30. Juli 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Eine Schachpartie.

Puff von Eugen Mánó.

Aus dem Ungariſchen übertragen von C. M. Benkert.

Neben den vielen Schwächen, die Jeder mit Jedem gemein hat, haben die meiſten Menſchen noch eine beſondere, eine Privatſchwäche: gleich als wäre das Repertoir der allgemeinen nicht hinreichend, unſern Vorzügen, auf welche wir als Unterſcheidungszeichen von andern Geſchöpfen ſo ſtolz ſind, das Gleichgewicht zu halten. Zu dieſen Privatſchwächen eines Jeden gehört die Vorliebe zu irgend einer Kunſt oder Beſchäftigung, ohne die mindeſte Anlage dazu. Meine Wenigkeit hatte auch einmal dieſen Fehler; ich wollte um jeden Preis ein Schachſpieler werden à la Staunton und Saint-Amand, habe es aber aus leicht erklärbarem Grunde noch nicht ſo weit gebracht; es ging mir wie einem hohen Dichter, nur mit dem Unterſchiede, daß mich die Zeit von meiner Schwäche geheilt, indeß Jener an der ſeinen leider noch immer laborirt!

In jener Epoche alſo, in der mir der Himmel noch voller Schachbretter hing, beſuchte ich ein Kaffeehaus, in dem das edle Spiel am meiſten en vogue war; unermüdet hing mein Blick an den hölzernen Figuren; ſtundenlang zerbrach ich mir den Kopf, wenn ich vorm Brette ſaß. — Einer der regelmäßigſten Beſucher deſſelben Kaffeehauſes war ein dicker Schuſter, ein wo möglich noch ärgerer Stümper, aber nichtsdeſtoweniger enthuſiaſtiſcher Schachfreund — ein wahrer Schachoman. Ich ſpielte einige Male mit ihm Billard, bis er mich endlich einmal aufforderte, eine Partie Schach zu ſpielen, und zwar entweder im Kaffeehauſe, oder, falls ich ihm die Ehre eines Beſuches ſchenken wollte, in ſeiner Wohnung. Ich wählte das Letztere und ſtellte mich am nächſten Sonntag auch wirklich ein.

Mein ſchachſeliger Schuſter war als Kannegießer bekannt, und nur dies hatte mich bewogen, ihm einige Stunden zu opfern; ich wollte gern einen Spießbürger, der ſich radikal nennt, politiſiren hören. Ich ſollte befriedigt werden.

»Gerade wie in der Wirklichkeit,« begann er ganz ex abrupto, als ich den mittlern Bauer meines Spiels gerückt hatte. »Gerade wie im Leben, da werden auch überall, wo es Gefahr giebt, Bürger und Bauern vorgeſchoben: indeß der Hof und ſeine Umgebung — hier zeigte er auf die Reihe der Offiziere — ſich zurückhalten. Es iſt doch wirklich ſehr ſeltſam, daß Fürſten und ihre Diener uns ſo gern den Vorzug gönnen, wo es darauf ankommt, Laſten zu tragen, oder ſich einer Gefahr auszuſetzen; wenn aber dieſe überſtanden ſind, ſie ihr Gedächtniß verläßt. Sagen Sie mir einmal — fuhr er, ſchon etwas warm geworden, fort — iſt es nicht ein höchſt irriger Vergleich, wenn man uns den Grundpfeiler des Staates nennt, den Adel und die Fürſten oder das Geſimſe und die Verzierung?« Ich ſah ihn etwas ſpöttiſch an und ſchlug ihm, ſtatt aller Antwort, einen Bauer aus dem Felde. Er nickte ganz delikat mit dem kleinen Kopfe, und die Blicke aufmerkſam auf das Spiel heftend, fuhr er fort: »Ja, ſehen Sie, die Herren meinen es ſo: wenn es aufs Laſttragen ankommt, ſind Bürger und Bauer die Pfeiler; kommt es aber darauf an, einen Theil des Gebäudes der Gefahr preiszugeben, ſo ſind wir die leicht entbehrlichen Zierrathen.«

Nach einigen Zügen hob er im frühern Tone wieder an:

— Ich erinnere mich eines Sprichwortes, ich glaube es heißt: „Einer für Alle iſt natürlich, Alle für Einen iſt widerſinnig“. Und doch ſehen wir hier eine gute Anzahl für Einen ſtreiten, der zu ſchwach iſt, um ſich ſelbſt zu vertheidigen. Er kann nur weichen und einen Schritt hin oder her thun, wenn ihm ein Gegner zu Leibe geht. Wäre es nicht viel natürlicher, den Feldherrn, dieſe kräftige Figur, in Schutz zu nehmen, da er ſtark genug iſt, ſeine Getreuen wieder zu ſchützen, ſtatt für dieſen Schwächling zu ſterben, der — ſehr bezeichnend — von Holz und die hölzernſte Figur im Spiele iſt. „Gerade wie in der Wirklichkeit“, fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu; denn ich muß bemerken, daß dies ſein Lieblingsſpruch war.

Ueber die letzten Worte des Schachomanen wurde ich etwas verlegen und wünſchte mir in Gedanken Glück, daß wir allein waren. Hätte ihn Jemand gehört, ſo würde ich leicht in den Geruch gekommen ſein, in welchem er ſteht. Ihm ſchadet ſein übler Ruf wenig oder gar nichts; wer aber ein Nagel an einem dem Räder des großen Karrens der Regierung ſein will, der muß ſich wohl hüten, in den Verdacht zu kommen, er ſtelle ſolche Betrachtungen über dieſen Karren an, und nun gar ſein fünftes Rad ein hölzernes zu nennen! Das darf ſich nur ein ſchlichter Schuſter herausnehmen. Ja, ich würde mich nicht getrauen, auch nur meine Schuhe bei ihm nähen zu laſſen; denn ſo wie Hunde den Stiefel, der einſt die Haut eines ihrer Brüder geweſen iſt, an dem Geruche erkennen, ſo wäre es leicht möglich, daß eine andere Gattung Hunde, die eine nicht minder feine Naſe haben und zum Unterſchiede Spürhunde genannt werden, den Stiefeln abröche, wer ſie genäht, und dann wehe Dem, der auf ſo ungeſchmeidigen, geräuſchvollen Sohlen einhertritt!

Während ich dieſe Betrachtungen in mir anſtellte, ſpielten wir unſere Partie weiter. Mein ſchachteliger Schuſter, der nun einmal das ſeltene Vergnügen genoß, Einen vor ſich zu haben, vor dem er ununterbrochen ſeiner Beredtſamkeit freien Lauf laſſen konnte, gab ſich dieſem ganz hin, ſo daß ich bald einige Vortheile über ihn gewann; denn bekanntlich iſt es ſchwer, zwei Herren zugleich zu dienen, und Schachſpieler und Kannegießer ſind, wie nicht minder bekannt, zwei ganz entgegengeſetzte Dinge.

— Das ſind die wahren Hofleute, dieſe Ritter, begann er, als ich im Begriffe ſtand, einen Springer zu ſchlagen; ſie kennen den geraden Weg nicht und ſetzen mir nichts dir nichts über Anderer Köpfe. Sie kommen, wo ſie auch immer ſtehen, nie in Verlegenheit, und finden überall Auswege; zwar laſſen auch ſie ſich für den König todtſchlagen, wie in der Wirklichkeit, aber nur weil ſie wiſſen, daß mit ihm auch ihre Herrlichkeit endet. Ich nenne ſie immer die treueſten Anhänger des ancien régime, die Edelleute, die für Ludwig XVI., ſo verzweifelt geſtritten, weil ſie wohl gewußt haben, daß der Sturm, der das Kreuz vom Thurme wirft, auch die Kuppel nicht verſchont. Ja, der Adel iſt nur darum dem Königthume ſo treu, weil Beider Exiſtenz an einem Faden hängt; der Sturz des Einen zieht nothwendig den des Andern nach ſich. Da fällt mir gerade die ſaubere Dreieinigkeitslehre eines Franzoſen ein, der den Adel den vermittelnden Heiland zwiſchen Gott Vater dem König und den gemeinen Kreaturen — bürgerliches Volk — nennt; daß aber der heilige Geiſt über Vater und Sohn erhaben ſei, daran dachte der gute Mann nicht. Den Springern — ſetzte er ſeine Expektoration fort — gleichen die Biſchöfe; dieſe halten an der Regel: immer ſchief gehen. Den erſten Platz neben dem Könige einnehmend, ſind ſie äußerſt geſchmeidiger Natur und ſchlüpfen ganz geſchickt durch die Reihen, „Alles wie in der Wirklichkeit“, fügte er hinzu; jedoch mit einem Unterſchiede — hier hob er eine der beſprochenen Figuren auf — „worin unterſcheiden ſich dieſe hölzernen Biſchöfe von den lebenden?“ fragte er mich und ſein Geſicht drückte ſtolzen Triumph aus, als er auf dem meinigen Verlegenheit über die ſeltſame Frage bemerkte.

— Darin, daß die hölzernen hart … begann ich eben, um nur zu antworten, als er mich ſchnell unterbrach.

— Gefehlt, in dieſem Punkte gleichen ſie ſich auf ein Haar. Der Unterſchied iſt dieſer: die Pfaffen in der Wirklichkeit bekennen ſich alle zu einer Farbe, zur ſchwarzen, indeß die Biſchöfe im Schachſpiel jeder eine andere haben und nie betritt einer die Bahn des andern. Der eine ſteht an der Seite des Königs und iſt deſſen Rathgeber; der andere iſt der Beichtvater der Königin Sie ſcheinen ſich zu meiden. Aber, „gerade wie in der Wirklichkeit“, der ſchiefe Weg führt Beide doch nach Einem Ziele. — Allein dieſer Unterſchied iſt ſo arg nicht, als es auf den erſten Anblick ſcheint, denn auch in der Wirklichkeit iſt die Eiferſucht der Pfaffen groß. Der ſich mit einem weißen Strick umgürtet, ſieht mißtrauiſch auf den, der eine ſchwarze Binde trägt, weil er fürchtet, dieſer möchte früher zum Ziele gelangen oder vom Dalailama gnädiger angeblickt werden.

Jetzt rochirte er; auch dies gab ihm Gelegenheit, die Schleußen ſeiner Beredtſamkeit zu öffnen.

— Iſt man nicht verſucht, dieſes Spiel ein Abbild der Welt zu nennen, wenn man ſieht, wie Alles, was von ihr wahr iſt, auch hier zutrifft? Sehen Sie, der Thurm, die ſtärkſte Figur nach dem Feldherrn, ſteht am äußerſten Ende, am entfernteſten vom König, weil er unter allen die geradeſte iſt und immer den geraden Weg geht. Man nennt ihn auch den Elephanten, nicht ſowohl der Stärke wegen, als weil er ſich, wie dieſer, nicht aufs Kniebeugen verſteht. Mit ihm kann man die kleine Anzahl ſolcher Menſchen vergleichen, die ihrer Geradheit wegen gehaßt und zurückgeſetzt werden, und die, iſt Gefahr vorhanden, doch mit erheuchelter Freundlichkeit hervorgeholt werden, blos um auszuhelfen. — Das Rochiren iſt ein Wechſeln der Plätze. Ihro unbeholfene Majeſtät, die nahende Gefahr erkennend, der ſie ſich nicht gewachſen fühlen, ergreifen das Haſenpanier und flüchten ſich auf den ſichereren Platz des Thurmes, der großmüthig genug iſt, ſeine feſte Stellung mit der ſchwächern ſeines Königs zu vertauſchen. So lange die Majeſtät in Sicherheit iſt, ſo lange noch Bauern genug vorhanden ſind, die ſich ganz gehorſamſt todtſchlagen laſſen, gönnt man dem Thurme die Nähe des Königs nicht; er wird erſt dann hervorgeholt, wann es leider oft ſchon zu ſpät iſt.

Nach kurzer Erholung, während wir immer weiter ſpielten, ſetzte er ſeinen Sermon fort:

— Um nichts zu vergeſſen, muß ich noch eines Falles gedenken, der nicht oft vorkommt, gerade wie in der Wirklichkeit. Wenn ein Bauer bis ans entgegengeſetzte Ende des Brettes gelangt, avancirt er zum Offizier. Soll ich Ihnen die Anwendung dieſes Falles ſagen? Sie werden ſie erfahren, wenn Sie ans Ende des Brettes kommen — das wir Leben nennen wollen — oder wenigſtens den großen Theil der Felder — oder Jahre — hinter ſich haben, werden Sie vielleicht werden, was Sie jetzt zu ſein wünſchen: angenommen, daß Ihr Wunſch ein beſcheidener iſt. Je näher Sie dem Ende des Brettes ſind, deſto ungewiſſer iſt, ob Sie Offizier werden. Im Schach geht der Bauer anfangs auch viel leichter; aber je näher er ſeinem Ziele kommt, deſto mehr wendet der Gegner Alles an, ihn am Vordringen zu hindern. So iſt's auch im Leben. „Usus te plura docebit“ citirte er mit ſichtbarer Freude, den irgendwo aufgeſchnappten lateiniſchen Schulbrocken ſo à propos anbringen zu können.

Eine Weile ſpielten wir noch, bis endlich mein Schachoman unterlag.

— Sie waren ein glücklicherer Miniſter als ich, ſprach er etwas verſtimmt.

— Wie ſo? fragte ich.

— Ja, ſehen Sie, wenn ich ſpiele, denke ich immer, ich ſei der Miniſter meines Königs.

Jetzt wollte er wieder von Miniſtern reden. Allein ich hatte an dem bisherigen Geſchwätz ſchon genug und verbat es mir. Denn was konnte er mir Neues ſagen? Miniſter haben Etwas vom Springer, vom Biſchofe und Etwas vom Könige ſelbſt, ja, wenn ſie es für gut finden, ſind ſie auch Thürme oder Bauern, je nach Umſtänden.

Ich verließ den Gloſſenmacher und ſpielte nie wieder mit ihm, denn ich fürchtete mich vor Anſteckung.

Auf dem Brocken.

Ihr Leute ſteigt nur hier herauf,
Hier könnt Ihr Deutſchland ſchauen;
Die Sonne geht ſo langſam auf
In unſern deutſchen Gauen.

Drum liegt im Traum das ſchöne Land
Und hinkt auf alten Krücken;
O, wär' ich deutſcher Herr und Fürſt,
Wie wollt' voran ich rücken!

Wilhelm Caspary.

Eine Scene aus Felix Pyats „Diogenes“.

(Wir hatten unſern Leſern eine Scene aus dem, von Auguſt Diezmann überſetzten Luſtſpiele „Diogenes“ verſprochen. Hier folgt ſie. Es iſt der letzte Auftritt des zweiten Aktes, wo Aſpaſia, die blaſirte Geliebte des Alcibiades, den Cyniker von Sinope aufſucht, der auf offenem Markte in einer Tonne hauſt. Diogenes, entzückt von den Reizen der Buhlerin, verliebt ſich in ſie. Dieſe Scene iſt eine der ſchönſten.)

Fünfter Auftritt.

Diogenes, Aſpaſia, Phryne, Laïs und andere Courtiſanen, verſchleiert; **Alcibiades, Milo, Euripides, Nikias, Plato, Georgias, Lyſippos, Demoſthenes, Proteus, Volk.**

Laïs (auf Diogenes zeigend). Da iſt er!

Aſpaſia. Ihr Götter, wie häßlich! ... Wir wollen weiter gehen.

Laïs. Und unſere Wette?

Phryne. Und meine Mahlzeit?

Laïs. Du biſt ja nicht hergekommen, um ihn zu lieben, ſondern von ihm geliebt zu werden.

Aſpaſia. Du haſt Recht. Treten wir näher!

Alcibiades. Nur nicht zu nahe, ich warne Euch, — er beißt.

Diogenes (in ſeiner Tonne). Welche Menge! Es iſt doch kein Markttag?

(Alcibiades pfeift.)

Diogenes. Man pfeift hier, das geht mich an ... wenn nicht etwa ein Bühnendichter da iſt ... Richtig, da ſehe ich den jungen Euripides ... He, Freund, gilt das Pfeifen Dir oder mir?

Alcibiades (ſchlägt auf den Schenkel). Komm her, Diogenes!

Diogenes. Er ſcheint mich zu meinen.

Alcibiades. Komm' aus Deiner Hütte, Hund!

Diogenes (kommt heraus). Was willſt Du von mir?

Alcibiades. Dich ſehen!

Diogenes. So ſetze Dich nieder. Es iſt Platz da für Alle ... meine Wohnung iſt groß. Folgt meinem Beiſpiele; macht keine Umſtände.

(Er legt ſich am Boden nieder.)

Alcibiades. Ich danke Dir für Deine gute Aufnahme. Warum empfängſt Du uns ſo gut, da Du uns erſt gar nicht ſehen wollteſt?

Diogenes. Weil ich mich freue, Euch wieder gehen zu ſehen.

(Man lacht.)

Alcibiades. Wozu dieſe Laterne am hellen Tage?

Diogenes. Um einen Menſchen zu ſuchen. (Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Alcibiades. Es fehlt, denke ich, hier an Menſchen nicht.

Diogenes. Wollt Ihr dazu gehören? Welche Anmaßung!

Alcibiades. Allerdings! Sind wir nicht die Blüthe der Männerwelt Athens?

Diogenes. Du armes Athen!

Phryne. Gleichſam der Rahm in dem Topf.

Diogenes. Oder der Schaum darauf. Laßt doch ſehen! (Er nimmt ſeine Laterne und muſtert ſpottend.) Menſchen wären das? Sie ſind ſchlechter als ich, der Hund. (Er ſieht den Archon Nikias an.) Iſt der einer, weil er ernſthaft und gravitätiſch iſt? Der Eſel iſt das ernſthafteſte Thier, die Eule der ernſthafteſte Vogel, der Kürbiß das ernſthafteſte Gewächs. Nikias iſt der ernſthafteſte Feldherr, aber im Ernſt kein Held. — Iſt es Georgias, der Wucherer, der Blutegel, der Schwamm, das Geſchöpf, das Alles in ſich einfängt und verſchlingt, und wie der Bellerophon des Euripides ſagt: »nenne man mich immer ſchlecht, wenn man mich nur reich nennt!« (Man lacht!) — Iſt es dieſer Milo, dieſer würdige Böotier, der ſich für einen Menſchen hält, weil er ſtark iſt? Ich kenne einen Löwen, der ſtärker iſt als er ... Die Zeit des Hercules iſt vorüber, Freund. Du müßteſt denn dieſe Ungeheuer vertilgen. (Er zeigt auf Georgias und Nikias. Man lacht.) — Iſt es der Euripides da, das arme Thier, das ſich von mir nur dadurch unterſcheidet, daß das Pfeifen mich leckt und ihn vertreibt; der dem Sophokles gleicht wie eine Gans dem Schwane, und der ſich aufbläht, wenn der Schwan ſtirbt? — Oder dieſer Demoſthenes, der furchtſame geſchwätzige Papagei, der ſo gut zu ſprechen verſteht und nichts zu thun vermag, der ſeinen Muth in die Worte legt und die Zunge für das Herz hält? — Oder dieſer Rabe Lyſippos, der noch häßlicher iſt als ſeine Werke, ſeine Statuen beſſert ſtatt ſich ſelbſt und frei iſt, während Phidias im Gefängniß ſchmachtet? — Oder Plato, dieſer Hahn oder vielmehr dieſer Kapaun mit zwei Beinen und ohne Federn, der ſtolz kräht, wenn Sokrates den Schierling trinkt? — Oder endlich Alcibiades, der Pfau, der gefiederte Stolz, der prahlend ein Rad ſchlägt, ein Zwittergeſchöpf, halb Mann halb Weib, bemalt wie ein Zeugſtück, geölt wie ein Fiſch, balſamirt wie ein Leichnam? Er ein Menſch? — ein Salbenbüchſe, ein Weinſchlauch, ein Spiegel für Phrynen, eine Miſchung von allen Laſtern, wie der Pfau von allen Farben, der ſeinen Namen und ſein Vaterland verräth, liebelt, wenn er gegen die Feinde ziehen ſollte, und ein ſchmachvolles Leben führt, während Andere einen ehrenvollen Tod ſterben! (Er betrachtet die Statuen.) Hermodius, Ariſtogiton, all' Ihr Märtyrer der Freiheit, ihr Helden von Platäa und Marathon, die Ihr nicht zu leben verſtandet, aber zu ſterben wußtet, ſteht aus Euern Gräbern auf und werdet wieder lebendig in dem Marmor Eurer Bildſäulen; tretet an die Stelle Eurer Nachkommen, die ſehr herabgekommen ſind, wenn Ihr wollt, daß Athen ferner noch Männer habe, die Freiheit und das Vaterland zu retten; kehrt zurück, es iſt hohe Zeit! Seht Ihr nicht aus dem Oſten einen neuen Einfall von Barbaren drohen? Seht Ihr nicht, daß die Adler ihre Fänge wetzen und ihre Flügel ausbreiten, um über das Vaterland herzufallen und es zu zerreißen? — Aber was geht mich das Vaterland an? Warum ſoll ich mich mit ihm bekümmern, da es ſich nicht um mich bekümmert? (Er ſetzt ſich.)

Alcibiades. Was verlangſt Du für dieſe Vorleſung?

Diogenes. Daß Du mir aus der Sonne gehſt.

Lais. Nun wir!

Alcibiades. Nehmt Euch in Acht und weckt den Hund nicht, wenn er ſchläft!

Lais (zu Diogenes). Wir ließen Dich rufen.

Diogenes (ſteht auf). Du, Mädchen?

Laïs. Ja, um Dich zu Rathe zu ziehen.

Diogenes. Worüber?

Laïs. Ueber die Liebe! Es giebt vielerlei Liebe!

Alcibiades. Haltet Euch die Ohren zu!

Diogenes. Welche Liebe meinſt Du, die, welche ſchnell kommt und ſchwindet wie der Blitz, plötzlich wie der Schlagfluß oder die, welche langſam und lange ſchleicht, wie Gift? Die Liebe fürs Haus der ſpröden Juno oder die zügelloſe Liebe der Venus Aphrodite? Die geheimnißvolle züchtige Liebe, die ſich in Nacht und Wolken hüllt wie die Phebes und die Endymions, oder die Liebe um jeden Preis und ohne Schleier der Aſpaſia und Phryne?

Alcibiades (zu Aſpaſia). Du haſt es gewollt!

Aſpaſia. Laßt ihn reden!

Laïs. Weiter!

Diogenes. Auf eine unſchuldige Liebe kommen tauſend ſchuldige, — die Liebe Jupiters zu der Frau ſeines Gaſtfreundes Amphitryon, die Liebe Phädra's zu dem Sohne ihres Gatten, die Liebe der Jokaſte zu ihrem eigenen Sohne, die Liebe der Paſiphaë ...

Alcibiades (ihn unterbrechend). Schweig, Cerberus!

Diogenes. Noch habe ich Dich nicht zu bewachen.

Laïs. Laß ihn uns belehren über die Liebe!

Diogenes. Das iſt Alles; wähle nun, wenn Du es wagſt.

Laïs. Meine Wahl iſt getroffen.

Diogenes. Wen liebſt Du?

Laïs. Dich!

Diogenes. Ich ſuche keine Frau.

Laïs. Dich, den Cyniker Diogenes.

Diogenes. Welche Frechheit! Du mußt Aſpaſia heißen!

Laïs. Darauf kommt nichts an.

Diogenes (wehrt mit der Hand ab). Zurück, Unreine!

Alcibiades. Weg die Pfoten!

Diogenes. Vergißt Du, Mädchen, daß wir auf öffentlichem Markte ſind?

Alcibiades. Schweig, oder ich ſchneide Dir die Ohren ab! ... Hinein in Deine Hütte!

Diogenes. Die Tonne ſoll mir als Rednerbühne dienen! (Er kehrt die Tonne um und ſtützt ſich darauf.) Kommt Alle her, Athenienſer, Volk aus Fleiſch und aus Marmor, Menſchen und Bildſäulen, Lebende und Todte, umringt mich, hört mich an! (Es ſammelt ſich Volk um ihn.) Um ſolcher Geſchöpfe willen verrathen und drücken Euch Die, welche Euch regieren, und verkaufen Euch und Eure Habe an die fremden Könige! Solchen Götzen opfern ſie Euch auf! Dieſe erhalten den Schweiß der Abgaben, die Arbeit Eurer Tage, das Wachen Eurer Nächte, Euer Geld und Gut, das ſie als Ketten und Schmuck an den Hals und an die Hände ihrer feilen Buhlerinnen hängen! Und mußtet Ihr, edle Todte, mit Eurem Leben, durch ſo viel Muth und Tugend das heldenmüthige Athen erhalten, damit es die Beute von Buhlerinnen würde? ... Aber ich miſche mich wiederum in Dinge, die mich nichts angehen; ich laſſe mich hinreißen, als hätte ich das Unglück, ein Athenienſer zu ſein ... Und dieſe Weiber ſchämen ſich nicht, an hellem Tage, mit dem Raube des Staates beladen und geſchmückt, in der Stadt umherzugehen und die Lumpen durch ihren Purpur, die Armuth durch ihre Ehrloſigkeit zu beleidigen. (Zu Aſpaſia.) Du, zum Beiſpiel, die Du ſtumm, unbeweglich, verſchleiert und geſchmückt wie die Ehrloſeſte daſteheſt, ſchämſt Du Dich Deines Luxus, Deiner Schande nicht? Siehſt Du nicht, daß dieſe Perlen Thränen, dieſe Rubinen Blut des Volkes ſind? Klingt Dir der Ton der goldenen Glöckchen nicht wie ein Fluch der Menge ins Ohr? Errötheſt Du nicht, eine Aernte an Deinem Halſe zu tragen, während das Volk von Athen verhungert?

Aspaſia (in ſteigender Unruhe, giebt Proteus ihren Mantel). Gieb ihn den Armen!

Diogenes. So viel Gold an Deinen Armen zu haben, während das Heer nicht einmal Eiſen kaufen kann?

Aspaſia (nimmt ein Armband ab). Trage dieſes Armband in die Staatskaſſe!

Diogenes. Einen Schleier, einen golddurchwirkten Schleier zu tragen — die Götter mögen mir verzeihen! — wenn die Göttin der Züchtigkeit nicht einmal einen wollenen hat? Aber Du haſt doch Recht; verhülle Dich wohl, Weib, da Du mit Unglück und mit Flüchen geſchmückt biſt; der Schleier ziemt Dir wie die Nacht; verhülle Dich, damit man Deine Schande nicht ſehe, obwohl ſie durch Deinen Schleier dringt, wie ſtark er auch iſt.

Aspaſia (nimmt den Schleier ab). Trage dieſen Schleier zu der Göttin!

Diogenes (mit einem Ausrufe der Bewunderung bei dem Anblicke Aspaſia's). Ah!

Aspaſia (entſchleiert, mit züchtiger Verlegenheit). Es iſt das erſte Opfer, das Aspaſia der Züchtigkeit bringt. Dank dem Cyniker Diogenes! (Mit der größten Unruhe zu ihren Begleitern). Kommt! Kommt!

(Sie gehen mit den Andern ab.)

Diogenes (allein — entzückt). Aspaſia! was habe ich geſehen? Aspaſia? Nein! Sie iſt eine Göttin, die Mutter des Liebesgottes, Cypris ſelbſt in ihrer ganzen Schönheit, — eine Erſcheinung aus dem Himmel! Meine Augen ſind geblendet von ihrem Glanze, überſtrömt von ihrem Lichte! Welche unbekannten Gefühle beſtürmen mich! Niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden! Was iſt das, was ich in meiner Bruſt da fühle? das Herz? Wie es klopft! — Iſt es das Leben, das Glück, — die Liebe? Ach nein, nein, noch nicht, nicht ſo ſchnell. Es iſt unmöglich, es wäre ein Wunder. Aber was iſt es? Ich erkläre Andern die Liebe; kann ich ſie mir nicht ſelbſt erklären? — Ach, was ich fühle, läßt ſich nicht beſchreiben, nicht erklären … Wie vortrefflich iſt die Welt, wie ſchön ſind die Geſchöpfe der Götter! Ich verläumdete, ich läſterte Himmel und Erde, Menſchen und Götter, und ſie rächten ſich durch ein Meiſterwerk. (Zu dem Volke) Freunde, ſie iſt ſo gut als ſchön, denn das Schöne iſt nur die Form des Guten … Hört mich Alle … Ich bin entzückt wie ein Blinder, der das Licht ſeiner Augen wieder erlangt hat; ich ſah Alles ſchwarz, Alles ſchlecht, oder ich ſah vielmehr, trotz meiner Laterne, gar nicht. Ich glaubte, man könnte alles Menſchliche von ſich abſtreifen, das Glück ſei die Entbehrung, das Leben die Unempfindlichkeit. Ach, ich rechnete ohne Venus und ihren göttlichen Sohn, ohne die Leidenſchaft, ohne die Liebe … Jetzt liebe ich und jetzt erſt werde ich ein Menſch. Der Erdklos des Prometheus hat das himmliſche Feuer empfangen … Verlöſche nun, Du arme Laterne, die Du ſo dunkel und kalt biſt neben der Flamme, die mir jetzt leuchtet und mich durchglüht, erlöſche, ich brauche Dich nicht mehr, denn ich ſuchte einen Mann und fand ein Weib (er bläſt die Laterne aus), — oder ich fand vielmehr Alles, denn ich bin der Mann, wie ſie das Weib iſt. Hinweg mit den Lumpen wie mit den Perlen! (Er wirft den Bettelſack und ſeinen Stock von ſich.) Es giebt keinen Hund Diogenes mehr; er iſt ein Menſch geworden, ein Mann mit allen Bedürfniſſen, Gefühlen, Fähigkeiten und Leidenſchaften, ein Mann, der ohne ſie nichts ſein wollte und der für ſie, für ſie Alles ſein will, ſelbſt ein großer Mann, wenn es ſein muß! Platz vor dem verliebten Diogenes! Für ſie werde ich Alles erlangen, ein Vaterland, Familie, Vermögen, den Purpur des Archon, den Schatz des Reichen, den Ruhm des Kriegers, die Liebe des Jünglings!

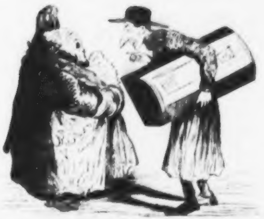
Ein Bürger. Diogenes iſt verrückt!

(Der Vorhang fällt).

Indiſche Muſik.

Sir Gore Ouſeley ſagt in ſeinem kürzlich erſchienenen nachgelaſſenen Werke über die perſiſchen Dichter in Bezug auf indiſche Muſik: »Was den praktiſchen Theil derſelben betrifft, ſo bin ich vielleicht beſſer damit bekannt, als die meiſten Eingeborenen ſelbſt. Die Râgs und Raginis ſind die älteſten Compoſitionen, von denen wir Kenntniß haben. Die fünf erſten Râgs ſtammen von (dem Gotte) Mahidis (Mahadeb) her, der ſie aus ſeinen fünf Köpfen hervorgebracht hat. Parbutta, ſeine Gattin, machte den ſechſten Râg. Bomba componirte die dreißig Raginis. Die Wirkungen, welche von zwei der ſechs Râgs hervorgebracht worden ſein ſollen, ſind außerordentlicher als Alles, was von der alten Muſik berichtet wird. Mia Tonſino, ein wunderbarer Muſiker zur Zeit des Kaiſers Akbâr, ſang eines Mittags einen dieſer Râgs. Die Gewalt ſeiner Muſik war der Art, daß es ſogleich Nacht wurde und die Dunkelheit den Palaſt ſo weit umgab, als die Töne ſeiner Stimme vernommen werden konnten. – Es giebt in Indien eine Sage, daß wer den Râg Dhipuk zu ſingen wagt, vom Feuer verzehrt wird. Der Kaiſer Akbâr befahl einſt dem Naïk Ghopâl, einem berühmten Muſiker, dieſen Râg zu ſingen. Der Sänger ſuchte Ausflüchte, aber vergeblich. Der Kaiſer beſtand darauf, daß er gehorchen ſolle. Er bat demnach um Erlaubniß, nach Hauſe gehen und von ſeiner Familie Abſchied nehmen zu dürfen, erhielt ſie und kehrte nach ſechs Monaten zurück. Es war nun Winter geworden. Ehe der Sänger ſein Lied begann, ſtellte er ſich bis an den Hals in den Fluß Dſchumna. Kaum hatte er eine oder zwei Strophen geſungen, als das Waſſer des Fluſſes aufzuwallen und endlich zu ſieden begann, ſo daß der Sänger ganz mit Brandblaſen bedeckt war. Flehentlich bat er den Kaiſer, ihm zu erlauben, daß er aufhören dürfe; der Kaiſer war indeß unerbittlich und verlangte noch weitere Beweiſe der Kraft des Râgs. Der arme Naïk Ghopâl mußte daher weiter ſingen; es dauerte nicht lange, ſo brachen Flammen aus ſeinem Körper hervor und er ward zu Aſche verzehrt. Die Wirkung des Râg Maig Mulâr iſt augenblicklicher Regen. Ein Singemädchen rettete einſt Bengalen von einer Hungersnoth, indem ſie dieſen Râg anſtimmte, und ſo einen fruchtbringenden Regen für die Reisfelder zu Wege brachte. „Wenn ich,“ ſagt Sir Gore, „nach Leuten frage, welche dieſe Geſänge ſingen und ſo wunderbare Wirkungen hervorbringen können, ſo erhalte ich zur Antwort, daß dieſe Kunſt jetzt beinahe verloren gegangen ſei, daß es allerdings noch Leute der Art im Weſten von Indien gebe. Fragt man aber dort nach, ſo bekommt man zur Antwort, daß, wenn es noch dergleichen Leute gäbe, man ſie nur in Bengalen ſuchen müſſe.“

Buchhändler und Schriftſteller.



Buchhändler. Mann Gottes, was bringen Sie?

Schriftſteller. Einen kleinen Roman ...

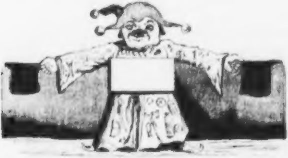
Buchhändler. Von wie viel Bänden?

Schriftſteller. Von zweiundzwanzig, die im Nothfall aber auch bis auf dreißig ausgeſponnen werden können.

Buchhändler. Und der Titel?

Schriftſteller. Denkwürdigkeiten einer Hebamme.

Buchhändler. Mann Gottes, wenden Sie ſich damit an Herrn Véron in Paris; wir deutſchen Buchhändler verlegen jetzt nur franzöſiſche Autoren.



Ein Mann, der's mit der Rechten und mit der Linken hält.

Zapfenſtreich.

Berlin. Dem bekannten Componiſten Ignaz Felix Dobrzynski iſt ſein polniſches Vaterland verſchloſſen, weil er den unerhörten Frevel begangen hat, polniſche Nationallieder in Muſik zu ſetzen. Seine Gattin und neun verlaſſene Kinder leben in Warſchau, während er ſelbſt ſich als Muſiklehrer bei uns niedergelaſſen hat. Das Schickſal dieſes Mannes verdient die größte Theilnahme.

∴ Seit längerer Zeit haben die Feuilleton-Artikel der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung“ durch innern Gehalt die Aufmerkſamkeit der Leſer auf ſich gezogen, man war geſpannt, den Verfaſſer zu erfahren; einem hieſigen Journale zu Folge iſt dies der beliebte Liedercomponiſt Julius Weiß, ſowie der Theaterreferent Roback, einer der Direktoren der hieſigen Handelsſchule.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ bringt Folgendes: »Es iſt eine bekannte Sache, daß der Blitz nach dem Metall ſchlägt. Nach dieſer Erfahrung müßten gerade die Eiſenbahnen und Locomotiven der größten Gefahr ausgeſetzt ſein, indeß iſt noch nie der Fall vorgekommen, daß eine Locomotive oder Eiſenbahn vom Blitz getroffen worden wäre. Dieſe Erſcheinung iſt merkwürdig und wichtig. Ihren Grund hat ſie offenbar darin, daß die Eiſenbahnen eine natürliche Leitung für die elektriſche Spannung abgeben und eine friedliche Verbindung herſtellen, ſo daß es in der Nähe ausgedehnter Eiſenbahnen nicht leicht zu einem Gewitter kommen kann. Dieſe Erfahrung haben wir auch hier in Berlin gemacht. Seitdem wir nach allen Richtungen mit Eiſenbahnſtrahlen umgeben ſind, hören die Gewitter auf, oder werden doch immer ſeltener.«

Braunſchweig. Der Exherzog Carl von Braunſchweig hat für 1000 Pfd. St. eine in London erſcheinende deutſche Zeitung angekauft und ſoll an der Redaktion dieſes Blattes lebhaften Antheil nehmen. Hier lieſt man dieſe Zeitung mit doppeltem Intereſſe, weil ſie Vieles über unſere Landesangelegenheiten enthält.

Bremen. Es iſt jetzt zum erſten Male der Fall eingetreten, daß die ganze politiſche Preſſe eines deutſchen Bundesſtaates in einem andern Bundesſtaate (die „Weſer“- und „Bremer-Zeitung“ in Preußen) verboten worden iſt. Man erwartet, daß unſer Bürgermeiſter Smidt dieſen Fall beim Bundestage zur Sprache bringen wird.

Brüſſel. Der Director der königlichen Gemäldegallerie in Berlin, Profeſſor Waagen, iſt hier angekommen, um wegen eines Werkes, das er herauszugeben gedenkt, die hieſigen Muſeen zu beſichtigen.

Dorpat. Doctor Mädler, Director der hieſigen Sternwarte, will in der Alcyone, einem der ſieben Sterne der Plejadengruppe, die Centralſonne des ganzen Univerſums entdeckt haben.

Dublin. In Irland ſoll eine „Hundezeitung“ erſcheinen, die ſich beſonders mit der Dreſſur der Vorſtehhunde beſchäftigen will. (O Fido ſavant, hätteſt Du das erlebt!)

Genua. Im Carlo-Felice-Theater iſt jetzt eine neue Oper, „Malek Adel“, vom Fürſten Joſeph Poniatowski, an der Tagesordnung. Bei der erſten Aufführung iſt der Componiſt blos zwanzig Mal gerufen worden.

Halle. Der hieſige conceſſionirte Wingolf (eine Abart des Vereins zum hiſtoriſchen Chriſtus in Berlin) zieht in der friſchen Erinnerung an die ſeligen Zeiten des Urchriſtenthums und der Bergpredigten hinaus auf die Dörfer und hält unter freiem Himmel begeiſterte Reden an das Volk, gehorſam dem Auftrag: »Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden ꝛc.« Da aber die Polizei nur Polizeigebote kennt, ſo berichtet der Landrath, fußend auf dem Verbot der Verſammlungen und öffentlichen Reden, wozu er wahrſcheinlich auch die Heidenbekehrungen rechnet, die ganze Angelegenheit an die Behörden. Und dieſe entſcheiden? Die gute Sache kann durch Verbote nicht beſchränkt werden. Nun, Ihr Verfechter der guten Sache, nehmt Euch ein Exempel d'ran!

Kopenhagen. Der König hat dem franzöſiſchen Miniſter Guizot den Elephanten-Orden verliehen. Die Verleihung dieſes Ordens iſt ſchon dadurch merkwürdig, daß ſie, ſeit der Stiftung dieſes Ordens, die erſte an einen Bürgerlichen iſt.

Leipzig. Die „Theaterchronik“ ſchreibt: Als alten Bekannten auf unſerer Bühne begrüßten wir Herrn Baudius, der nach einem Zeitraume von zwei Jahren wieder hier auftrat und uns zwei ſeiner früher ſchon beliebten Partien: Friedrich II in „Fritz, Ziethen und Schwerin“ und den Desperières im „Vicomte von Letorières“ vorführte. Herr Baudius verdiente den lauten Beifall, der ihm zu Theil wurde; auch würzte er die Scene, worin er ſeinen Weinſtudien obliegt, mit recht ergötzlichen, von großem Beifalle begleiteten Zuthaten. Frau Günther-Bachmann erhielt als Vicomte von Letorières wieder die lebhafteſten Beifallszeichen und wurde nebſt Herrn Baudius am Schluſſe gerufen. Letzterer hielt darauf eine Rede, welche ſo viele captationes benevolentiae an das Leipziger Publikum enthielt, daß unſer Gaſt in dieſer Hinſicht dem Vater Cicero ohne Bedenken 47 vorgeben kann, ohne die Partie zu verlieren.

∴ Saphir's „Humoriſt“ erzählt: Im Parterre eines gewiſſen Theaters ſollen von nun an Weichſelkirſchen, Gurken u. ſ. w. verkauft werden. Man will Etwas haben, worauf man die ſauern Geſichter des Publikums ſchieben kann. (Paßt das nicht auch auf unſer Parterre?)

∴ Die „Roſen“ ſchreiben: „Herr J. J. Weber in Leipzig, der Alles illuſtrirt, ſoll mit dem großartigen Unternehmen umgehen, Hegels ſämmtliche Werke illuſtriren zu laſſen.“ (Später ſoll dann für die „Novellenzeitung“ das „preußiſche Landrecht“ und der „Code Napoléon“ illuſtrirt werden.)

∴ In Dieſterwegs „Rheiniſchen Blättern“, Band XXXIV, Heft 1, Seite 101 ſagt Dr. [illegible]: Nächſt Alexander von Humboldt vermöge wohl keiner leichter für die Natur zu begeiſtern, als der Direktor A. Vogel in Leipzig in ſeinen bis jetzt noch unübertroffenen „Naturbildern“. (Soll dies Ironie oder Wahrheit ſein?)

∴ Unſere Gottesäcker ſind überreich an einſtigen Größen der Literatur; es liegen hier die Dichter Gottſched, Weiße, Gellert, Mahlmann und Kind, die Sprachforſcher Haltaus, Fiſcher, Erneſti und Spohn, die Hiſtoriker Beck und Pölitz, die Kanzelredner Zollikofer, Roſenmüller und Tzſchirner, die Pädagogen Dolz und Plato, die Philoſophen Platner und Krug, der Juriſt Haubold, der Phyſiker Gilbert, die berühmten Kantoren der Thomasſchule Doles, Schicht, Hiller und Sebaſtian Bach und manche Andere. Aber kein Grab iſt bekannter und beſuchter als das Gellerts; ſein Name lebt in Aller Mund und Herzen.

∴ Der hieſige Buchhändler Bernhard Tauchnitz hat vom Herzog von Lucca den Civilverdienſtorden vom heiligen Ludwig erhalten. (Iſt's erlaubt zu fragen, wofür?)

London. Die Königin Victoria hegt in Windſor einen großartigen Pelargonien-Flor. Sie hat das Pelargonium neuerdings zur Modeblume erhoben. Die ſemmelblonden Ladies flechten jetzt, ſtatt der Roſen, Pelargonien ins Haar. Der Garten der Königin hat gegen 600 verſchiedene Spielarten dieſer Gattung aufzuweiſen.

∴ Eine der letzten Miniſter-Handlungen Sir Robert Peels iſt die geweſen, daß er bei der Königin eine Penſion von 200 Pfd. St. für den bekannten National-Oekonomen J. Mac Culloch beantragt hat, ein Schritt, der um ſo ehrenwerther erſcheint, als Herr Mac Culloch nicht ſelten die von Sir Robert Peel beantragten Handelsmaaßregeln bekämpft hat. Wohl ſelten hat es einen Miniſter gegeben, der ſich im Augenblicke ſeines Rücktritts einer ſo großen Popularität zu erfreuen gehabt, als Peel.

∴ Ignaz Moſcheles, der nach einem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalte in England dies Land verläßt, um nach Leipzig als Profeſſor des Klavierſpiels am dortigen Conſervatorium zu gehen, hat neulich ſein Abſchieds-Concert gegeben und ſechs Stücke von ſeiner Compoſition, unter andern ſein Concert in G moll geſpielt. Madame Pleyel ſpielte Moſcheles' Sonate ſymphonique und Madame Clara Hennelle ſang Deſſauers [illegible]. Als Moſcheles geendet hatte, erhob ſich das geſammte Publikum, ihm ſeinen Abſchiedsgruß zu bringen. Moſcheles' ausgezeichnetſte Schüler, die er in England gebildet hat, ſind Henry Litolff und Lindſay Sloper.

∴ Die franzöſiſche Schauſpielerin Rachel iſt hier auf 25 Vorſtellungen engagirt und erhält für jeden Abend 150 Pfd. St. (gegen 1000 Thaler). Man hat berechnet, daß ſie während ihres dreimonatlichen Urlaubs im Ganzen 4000 Pfd. St. erhält und daß ihr jeder Vers von Corneille und Racine durchſchnittlich 9 Schilling (3 Thaler) einbringt.

∴ Bei der erſten Vorſtellung von Verdi's Oper „I Lombardi“ wurde die Griſi, die darin die Hauptrolle geſungen, im vollen Sinne des Worts „von einem Blumenregen“ begraben. Durch die angeſtrengten Bemühungen zweier Theaterdiener wurde ſie aus ihrem Blumengrabe wieder ans Lampenlicht gezogen.

Madrid. Eine der beliebteſten Schauſpielerinnen des Bolan-Theaters hat ſich aus Liebe durch eine Auflöſung von Phosphor in Eſſig vergiftet und qualvoll geendet, denn das Gift brauchte acht volle Tage, um ſeinen Zweck zu erreichen. (Unſere deutſchen Schauſpielerinnen ſind, Dank dem Himmel, weniger gefühlvoll und vertragen im Punkte unglücklicher Liebe einen weit ſtärkern Puff.)

Marburg. In einem Dorfe bei Marburg hat ſich am Johannistage eine Frau, aus Religionsſchwärmerei, nach dem Spruche: „Wenn Dich Deine Hand ärgert, ſo haue ſie ab“, die linke Hand mit der Axt abſichtlich abgehauen. (Traurig, aber wahr!)

München. Es iſt neuerdings befohlen worden, anſtatt Baiern wieder Bayern zu ſchreiben. Bayern ohne Zopf iſt ſonach offiziell perhorreſcirt.

Münſter. Herr Steinmann giebt unter dem Titel „Friedrich von Cölln“ die Geſchichte eines politiſchen Preß-Prozeſſes in Preußen vom Jahre 1808 heraus. Dieſer Friedrich von Cölln war Verfaſſer der „vertrauten Briefe“ und Herausgeber der „neuen Feuerbrände“.

Neapel. Pacini's ſchöne Oper „Buondelmonte“ macht noch immer furore und Signora Brambilla pflückt allabendlich ganze Lorbeer-Plantagen. — Der berühmte Violinſpieler Mazzini hat hier mehrere Akademien gegeben und ehrenvolle Anerkennung eingeerntet.

New-York. In den vereinigten Staaten werden jetzt viele deutſche Bücher, namentlich alte Räuber-Scharteken, z. B. „Schinderhannes“ engliſch und deutſch für 12½ Cents (18 Kreuzer), „Rinaldo Rinaldini“ u. ſ. w. nachgedruckt.

Palermo. Dr. Rabbalena, Profeſſor der hebräiſchen Sprache, hat auch das Deutſche ohne Lehrer in ganz kurzer Zeit ſo weit erlernt, daß er jetzt die „Walhalla“ des Königs von Bayern (???) ins Italieniſche überſetzt. (Großer Gott, warum gerade dieſes?)

Paris. Die offizielle Spannung, welche ſeit mehreren Jahren zwiſchen dem franzöſiſchen und ruſſiſchen Hofe beſtanden, hat nun aufgehört. Herr von Barante wird auf ſeinen Poſten nach St. Petersburg zurückkehren und der Kaiſer einen Botſchafter an den Hof der Tuilerien ſchicken. Die Zuſammenkunft des ruſſiſchen Thronfolgers mit dem Herzog von Aumale hat dieſe Annäherung der beiden Höfe, die übrigens von Rußland ausgegangen iſt, zur Folge gehabt.

∴ Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat einen Preis von 10,000 Francs für die beſte Beantwortung der Frage ausgeſchrieben, „ob Unfruchtbarkeit erblich ſei“. Dieſe Preisfrage hat den kleinen Blättern vielen Stoff zu ſpöttiſchen Beantwortungen gegeben.

∴ Sämmtlichen Poſt-Direktoren iſt unterſagt worden, Abonnements auf die Zeitungen anzunehmen. Durch dieſe Maßregel hat ſich die Abonnentenzahl der franzöſiſchen Zeitungen um mindeſtens 3000 vermindert. Dadurch verliert der Staat an Poſt- und Stempelgebühren jährlich gegen 150,000 Francs.

∴ Es bewerben ſich jetzt nicht weniger als eilf Zeitungs-Redakteure um Plätze in der neuen Deputirtenkammer, darunter drei vom „Journal des Debats“ und drei von der „Preſſe“.

∴ Die Maler Eugène Delacroix und Louis Cogniet haben den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ In den Couliſſen erzählt man ſich, die Krankheit der Dem. Rachel in Lille ſei blos eine Folge der Gemüthsbewegung über die plötzliche Vermählung ihres ehemaligen Geliebten, des Grafen Walewski, mit Signora Ricci, einer Anverwandten des Hauſes Poniatowski.

∴ Donizetti iſt von hier nach ſeiner Vaterſtadt Bergamo abgereiſt. In ſeinem Befinden iſt nicht die mindeſte Veränderung eingetreten. Der Charakter ſeiner Krankheit iſt eine tiefe Melancholie, ein ſtilles Hinbrüten; er erkennt zwar ſeine Freunde, richtet aber kein Wort an ſie. Sein Neffe, welcher von dem Augenblick, wo Donizetti ins Krankenhaus zu Ivry gebracht wurde, ihn keinen Augenblick verlaſſen, hat ihn jetzt nach Italien begleitet.

∴ Herr von Lamartine hat durch den in Macon erfolgten Tod der Gräfin Suzanne de Lamartine du Villars, die vor der erſten Revolution Stiftsdame geweſen iſt, ein Vermögen von einer halben Million Francs geerbt.

∴ Vor einigen Monaten lief durch alle Zeitungen die Nachricht vom Tode Vidocqs. Bei jener Gelegenheit hatte die „Démocratie pacifique“ einen Nekrolog gebracht, der für den (angeblich) Verſtorbenen nicht beſonders ſchmeichelhaft war. Moſje Vidocq, der vor Kurzem wieder auferſtanden iſt, hat ſich nun die Freiheit genommen, der „Démocratie“ wegen jenes Nekrologs einen kleinen Injurienprozeß an den Hals zu werfen.

∴ Die diesjährige Kunſtausſtellung hat ſich nicht allein viele Kritiken gefallen laſſen müſſen, ſondern auch die Karikatur hat ſich ihrer bemächtigt. Die kleine, bei Charpentier erſchienene Broſchüre „le salon caricatural critique en vers et contre tous“ enthält unter ſechzig eingedruckten Karikaturen (Holzſchnitten) mehrere ſehr witzige auf die bedeutendſten Bilder, ſowie auf das Publikum, die Jury (ein ſchlafender, decorirter Preisrichter, der von zwei Dienern unterſtützt wird), die Ausſtellenden (les exposants), die Ausgeſtellten (les exposés), die Maſſe der Porträte u. ſ. w. Die ſchärfſten ſind die auf Gudins Bilder, die mit kleinen Papiervögeln decorirt ſind, auf Vernets großes Bild, vor dem ein Gerüſt von vier Stockwerken ſteht, auf dem die Maler arbeiten, während Vernet, auf Kiſſen liegend, das Ganze dirigirt, auf Diaz Bilder (à' deux' Calembourg auf [illegible]).

∴ Wir theilen hier einige Preiſe neuerer Bilder mit, welche auf der diesjährigen dies- jährigen Ausſtellung ſich befanden: Fauſt und Margarethe und Fauſt auf dem Hexen-Sabbath, von A. Scheffer, 45,000 Francs, (Gebr. Suſſe); Chriſtus und die heil. Frauen, von demſelben, 15,000 Francs, das Recht zum Stich eingerechnet, (Herr Goupil); St. Auguſtin und die heil. Monika, 20,000 Francs, (J. M. de Kenam); Eugen Delacroix: Margarethe in der Kirche, 6000 Francs, (Herr Collet); Decamps: Erinnerung aus der Türkei, gewöhnlich die Enten genannt, 5000 Francs, (Marq. Maiſon); Diaz: die Verlaſſenen, 4500 Francs, (Graf von Narbonne), der Liebesgarten, 3000 Francs, (Herzog von Montpenſier); Lehmann: die Oceaniden, 4000 Francs, für Hamlet und Ophelia ſind 6000 Francs geboten, aber nicht angenommen worden; Haſſner: catalonische Keſſelflicker, 500 Francs, (der Sänger Barroilhet, der eine ausgeſuchte Sammlung von Bildern von Delacroix, Rouſſeau, Diaz, Dupré u. ſ. w. beſitzt); Karl Müller: Primavera (der Frühling), 12,000 Francs, (die Herren Goupil und Vibert, die das Bild ſtechen laſſen).

∴ Im Variétés-Theater hat ein neues einaktiges Vaudeville, „Une veuve de quinze ans“, von Duvert und Lauzanne, rauſchenden Beifall davongetragen. Herr Heinrich Börnſtein wird es für die deutſche Bühne bearbeiten.

∴ Alphonſe Brot hat einen neuen Roman, „le médecin du coeur“, erſcheinen laſſen.

Peſth. Der Hexenmeiſter Bosco hat in Temeswar brillante Geſchäfte gemacht. Von hier begibt er ſich über Klauſenburg und Hermannſtadt nach Bukareſt.

∴ Mehrere Bewunderer der „göttlichen Fanny“ (Elßler) haben ihr ein Paar **goldene Sporen** als Andenken an den von ihr ſo graziös getanzten Cſárdás, verehrt.

∴ Von Erdélyi's Volksliederſammlung unter dem Titel „Népdalok és mondák“ wird nächſtens der zweite Band erſcheinen.

Prag. Vor Kurzem iſt der bekannte lyriſche Dichter Alfred Meißner hier zum Doctor der Medizin promovirt worden.

Rom. Pius IX. hat ſeinen frühern Lehrer, Abbé Graziosi, zu ſeinem Privatſekretär ernannt und dem Profeſſor Betti, dem verdienſtvollen Verfaſſer des biographiſchen Werkes „L'Italia illustre“, den Sanct Gregoriusorden verliehen. Herr Betti iſt beſtändiger Sekretär der Akademie von San Luca.

∴ Die frühern Päpſte hielten 60 Pferde; der jetzige will ſich mit 30 begnügen. Das Mittagsmahl für die Perſon des Papſtes war bisher mit 10 Scudi berechnet, Pius IX. hat es auf 1 Scudo herabgeſetzt.

∴ Der verſtorbene Papſt hat der Königin der Franzoſen ein koſtbares, aus Elfenbein gefertigtes Chriſtusbild, auf welches er vielen Werth gelegt, teſtamentlich vermacht.

Rotterdam. Der hieſige engliſche Conſul erklärt die Nachricht, daß der Sohn Sir Robert Peels ſchuldenhalber in London verhaftet ſei, für eine lächerliche Lüge.

Schwerin. Der ſogenannte Graf Suzer hat ſich herabgelaſſen, auch unſerer ſogenannten Creme ſogenannte Vorleſungen zu geben, die ſo langweilig ſind, daß von zehn Zuſchauern neun vor lauter Gähnen nicht zum Zuhören kommen.

Stockholm. Einer unſerer erſten Blauſtrümpfe, Friederike Bremer, hat einen Ausflug nach den Rheingegenden unternommen.

Wien. Saphirs „Humoriſt“ ſchreibt: »Wenn es mir vom civiliſirten Jahrhundert nicht übel genommen wird, will ich den verehrten Juden öffentlich eine heimliche Freude machen: Eine Jude, Jakob Polk, iſt Präſident der vereinigten Staaten. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ ſoll bereits beim amerikaniſchen Congreß dagegen proteſtirt haben, weil ſich das mit ihrer Tendenz durchaus nicht verträgt, und hat gedroht, wenn ſie den Jakob Polk nicht abſetzen, ſo verlegt ſie die Redaktion noch weiter von den vereinigten Staaten fort. Oettingers „Charivari“ bemerkt bei dieſer Gelegenheit: In der Literatur glänzen Börne, Heine, Saphir, Spindler, Lewald, Kuranda, Robert Heller und Jules Janin, in der Muſik Meyerbeer, Halevy, Mendelsſohn, Benedikt, Moſcheles, Ernſt und Joachim, in der Malerei Veit und Bendemann u. ſ. w. Wir rufen Herrn Oettinger zu: Spiegelberg, Du haſt **Dich ſelbſt** vergeſſen. Iſt das echte Beſcheidenheit oder falſche Schaam?« (Echte Beſcheidenheit, guter Saphir, denn ich halte mich viel zu gering, um meinen unbedeutenden Namen neben ſo großen Lichtern, wie z. B. Herr Robert Heller (der, beiläufig erwähnt, kein Jude iſt), leuchten zu laſſen. Falſche Scham kann mich unmöglich zurückgehalten haben, denn Saphir ſelbſt müßte nicht geſcheidt ſein, könnte er auch nur einen Augenblick in Zweifel ſein, zu glauben, daß ich mich meiner jüdiſchen Abkunft ſchäme. Ich habe oft genug laut und öffentlich erklärt, daß ich darauf ſtolz bin.

∴ Zwölf verrückte Damen (worunter auch einige Gräfinnen) haben auf die Anweſenheit des Herrn Liszt eine Medaille prägen laſſen. Herr Liszt ſollte nun von Rechtswegen auch auf dieſe Damen eine Schaumünze ſchlagen laſſen mit der Legende:

„Es leben die Frauen, ſie flechten und weben,
Gold'ne Medaillen in's ſilberne Leben".

∴ Der beliebte Lieder-Compoſiteur Anton Hackel iſt, nach langwieriger, ſchmerzlicher Krankheit, am 1. Juli in Maria Enzersdorf bei Mödling geſtorben.

∴ Im verfloſſenen Jahre (1845) wurden hier 276,160 Eimer Wein und 933,393 Eimer Bier getrunken; daher zeigt ſich in der Conſumtion des Weines gegen 1844 eine Verminderung von 28,222 Eimern und in Bezug auf das Bier eine Vermehrung von 77,098 Eimern.

Zürich. Ferdinand Freiligrath hat die Stelle eines Correſpondenten auf einem bedeutenden Bank-Bureau in London angenommen, und iſt alſo zu ſeinem frühern Berufe zurückgekehrt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er deſſen ungeachtet ſeine literariſchen Arbeiten fortſetzen wird.

Gſchwind, was giebt's Altes?

— Einer der größten Schlemmer und Weichlinge war der Sybarit Smindyrides; er pflegte auf Betten zu ſchlafen, welche mit Roſenblättern gefüllt waren, und klagte trotzdem über die Härte ſeines Lagers. Als er nach Sikyon zog, um die Tochter des Kliſthenes, Agariſte, zu heirathen, nahm er in ſeinem Gefolge 1000 Köche, 500 Fiſcher und 500 Vogelſteller mit.

— Die Italiener, die faſt alle Erfriſchungen erfunden haben, ſind auch die Erfinder der Limonade, die unter dem Papſte Urban VIII aufgekommen war. Einige Zeit nach Erfindung dieſes Getränkes erfand der Florentiner Procopi das Eis, wie man es jetzt genießt; aber wird man's jetzt glauben wollen, daß die Behörde damals den Genuß des Eiſes nur in drei Monaten des Jahres geſtattete? Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts darf Gefrorenes zu jeder Jahreszeit verkauft werden.

— Dupont de Nemours, Gemeinderathsmitglied und Verfaſſer einer höchſt intereſſanten Schrift über „die Ameiſen, ihre Kenntniſſe, Künſte und Oekonomie", gerieth in ſeinen alten Tagen auf die Manie, die Sprache der Thiere zu ſtudiren. Nach ſeiner Angabe kannte er bereits 11 Worte aus der Sprache der Katzen, 14 aus der der Pferde (die er für ungeheuer ſchwer hielt), 17 aus der Sprache der Hühner, 22 aus der des Rindviehes und 33 aus der der Hunde. Als Dupont ſtarb, war er mit der Herausgabe ſeines „Wörterbuchs der Rabenſprache" beſchäftigt.

— Roſas, der bekanntlich an der Spitze der argentiniſchen Republik ſteht und, nach übereinſtimmenden Berichten, einer der blutdürſtigſten und grauſamſten Tyrannen iſt, welche je die Erde befleckt haben, hat nach einer Flugſchrift von Indarte, welche im vorigen Jahre in Montevideo erſchienen iſt und die Namen der vornehmſten Opfer ſeiner Tyrannei, ſowie deren Todesart aufzählt, folgende Anzahl von Perſonen, blos ihres politiſchen Glaubens wegen, umbringen laſſen, nämlich 4 durch Gift, 3765 durch Kehlabſchneiden, 1393 durch Erſchießen und 722 auf verſchiedene andere Art, im Ganzen 5884 Perſonen!

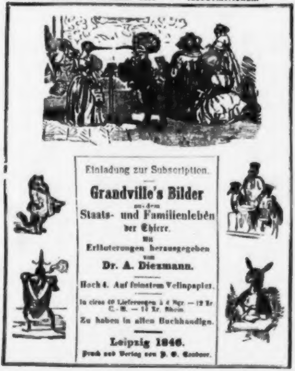
(Modenzeitung.)

Treffer und Nieten.

• Als Peter der Große die Wartburg beſuchte und man ihm unter andern Merkwürdigkeiten auch den Tintenfleck zeigte, womit Luther den Teufel regalirt haben ſoll, ſchrieb er daneben: »Kann ſein, aber die Tinte iſt friſch.«

• Als ſich unlängſt während der Vorſtellung des Stückes „Ein deutſcher Krieger" ein Mann erſchoß, ſtürzte Deinhardſtein in das Foyer und rief: »War das ein Cavalier?« »Ich glaube kaum,« antwortete ein Anweſender, »denn es iſt ſehr viel Gehirn herumgeſpritzt.«

NEUES PRACHTWERK MIT 335 ILLUSTRATIONEN.



Einladung zur Subscription.

Grandville's Bilder
aus dem
Staats- und Familienleben
der Thiere.
Mit
Erläuterungen herausgegeben
von
Dr. A. Diezmann.

Hoch 4. Auf feinstem Velinpapier.

In circa 40 Lieferungen à 4 Ngr. — 12 Kr. C.-M. — 14 Kr. Rhein.

Zu haben in allen Buchhandlgn.

Leipzig 1846.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

= Neuigkeit von Ad. Brennglas. =

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erſchien ſoeben als Fortſetzung

Berlin wie es iſt und — trinkt.

Von
Ad. Brennglas.
XXV. Heft: „Eine Werkſtatt".
Mit einem colorirten Titelkupfer von Th. Hoſemann.
8. geh. im Umſchlag. Preis ¼ Thaler. = 27 Kr. Rhein.

In dieſem neueſten Hefte bringt der originelle Verfaſſer ein mit Meiſterſchaft gemaltes Genrebild aus dem **Gewerbsleben**, eben ſo naturwahr, wie humoriſtiſch und — zeitgemäß.

= Großes humoriſtiſches Gedicht. =

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erſchien ſoeben:

Der Branntwein. Sein großer Nutzen und ſeine vielen Verdienſte um die Menſchheit. Ein humoriſtiſches Gedicht, allen Branntweintrinkern gewidmet und den Mäßigkeits-Vereinen empfohlen. Mit einem colorirten Titelkupfer von Th. Hoſemann. 8. geh. im Umſchlag. Preis 5 Ngr. = 18 Kr. Rh.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 7.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 7.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Gaſtronomiſche Knackmandeln.

(Nach A. Brillat-Savarin.)

⁂ Jeder Ehrenmann muß um den guten Ruf ſeines Tiſches beſorgt ſein. Eine gute Küche iſt der Dünger eines reinen Gewiſſens.

⁂ Ein wahrer Gaſtronom ſchreibt die Einladungsbillets des Morgens, nüchtern, mit Ruhe und Umſicht. Zwiſchen dem Tage der Einladung und dem der Mahlzeit dürfen nie weniger als vier und nie mehr als vierzehn Tage verfließen.

⁂ Man vergeſſe nie, daß Jeder, der einen Andern zu Tiſche einladet, die Verpflichtung übernimmt, ihn glücklich zu machen, ſo lange er unter ſeinem Dache weilt.

⁂ Bevor man Jemanden zu Gaſte ladet, prüfe man ihn, um gewiß zu ſein, ob er in der Theorie ſowohl als in der Praxis dieſe Ehre verdiene.

⁂ Der Gaſtronom muß die Stärke ſeiner Kinnladen kennen, wie der Handwerker ſeine Werkzeuge.

⁂ Der Feinſchmecker muß einen feinen Geruch haben. Die Naſe iſt der Compaß des Gourmands.

⁂ Ein Keller ohne Champagner iſt eine Uhr ohne Zeiger.

⁂ Ein Gaſtronom mit verdorbenem Magen iſt ein Grenadier im Invalidenhauſe.

⁂ Mäßigkeit iſt das Gewiſſen eines ſchlechten Magens.

⁂ Der Rheinwein iſt der Pylades des Mainzer Schinken.

⁂ Schaffleiſch verhält ſich zum Lammfleiſch, wie ein Onkel, welcher Millionär iſt, zu einem Neffen, welcher betteln geht.

⁂ Die Kartoffel iſt das Chamäleon der Küche.

Jeſuiten-Poeſie.

Folgendes fünffache hexametriſche Schimpf-Akroſtichon findet ſich in des Jeſuiten Andreas Fruſius*) „Epigrammen wider die Ketzer" (Köln 1600) unter der Ueberſchrift „Elogium Martini Lutheri ex ipsius nomine et cognomine" (Martin Luthers Lob aus ſeinem eigenen Vor- und Zunamen).

---

*) Dieſer gute Mann hieß André des Freux und war ein Zeitgenoſſe des lieben Ignaz von Loyola.

Magnicrepus,
Ambitiosus,
Ridiculus,
Tabificus,
Impius,
Nycticorax,
Ventosus,
Schismaticus,
Lascivus,
Ventripotens,
Tartareus;
Haeresiarcha,
Erro,
Retrogradus,
Vesanus,
Sacrilegus,
Mendax,
Atrox,
Rhetor,
Tumidus,
Inconstans,
Nebulo,
Vanus,
Stolidus,
Leno,
Vultur,
Torris,
Horrendus,
Execrandus,
Reprobus,
Varius,
Satanas,
Morosus,
Astutus,
Rabiosus,
Tenebrosus,
Impostor,
Negator,
Vilis,
Seductor,
Larvatus,
Vinosus,
Tempestas,
Hypocrita,
Effrons,
Resupinus,
Veterator,
Sentina,
Morio,
Apostata,
Rabula,
Transfuga,
Iniquus,
Noxa,
Vulpecula,
Simia,
Latro,
Vappa,
Turba,
Hydra,
Effrenis,
Rana,
Vipera,
Sophista,
Monstrum,
Agaso,
Raptor,
Turpis,
Ineptus,
Nefandus,
Vecors,
Scurra,
Lanista,
Voluptas,
Tyrannus,
Hermaphroditus,
Erinnys,
Rebellis,
Vivus,
Scelestus.*)

(Geſellſchafter.)

---

*) Dieſes kleine Schimpflexikon beweiſt, daß der fromme Mann weit mehr Routine im Schimpfen als im Scandiren gehabt hat.

Muſikaliſches Eſels-Brückchen.

Um die zwölf Dur-Tonarten mit ihren verſchiedenen Kreuz- und b-Vorzeichnungen leicht zu behalten, braucht man weiter nichts, als ſich die Reihenfolge und den Anfangsbuchſtaben folgender eilf Worte zu merken:

Geh	Du	Alter	Eſel	Hier	Fort,	
1	2	3	4	5	6	Kreuze
Damit	Andere	Es	Beſſer	Faſſen.		
5	4	3	2	1	b	

G-dur hat ein Kreuz, D-dur zwei Kreuze, A-dur drei Kreuze, D-dur vier Kreuze, H-dur fünf Kreuze und Fis-dur ſechs Kreuze.

Des-dur hat fünf b, As-dur hat vier b, Es-dur hat drei b, B-dur hat zwei b und F-dur ein b.

C-dur und A moll haben weder Kreuz noch b.

Lückenbüßer.

Glauben mögt Ihr, was Ihr wollt;
Ins Geſetz Euch aber fügen;
Wer nicht auferſtehen will, —
Nun, der bleibe ruhig liegen.

(Friedrich II.)

Wilhelm Caſpary.

Zapfenstreich.

Antwerpen. Vor Kurzem iſt hier Herr Anton Peters in einem Alter von 56 Jahren geſtorben. Von 1832—36 kam in ſeinem Verlage zu Leipzig die von ihm begründete „Schnellpoſt für Mode und Literatur" heraus. Seit 1846 lebte er in Berchem als politiſcher Schriftſteller. Er war ein heller Kopf und tüchtiger Geſchäftsmann.

Augsburg. Man wird ſich einer Brochüre erinnern, die Herr Friedrich Steinmann vor einigen Jahren unter dem Titel „die Augsburger Allgemeine Zeitung in ihrer tiefſten Erniedrigung" hatte erſcheinen laſſen. Im Laufe der nächſten Zeit ſoll hier ein geharniſchtes Seitenſtück unter dem Titel „Herr Kolb und die Allgemeine Zeitung" an's Licht treten. Jenes Organ, das unter der Redaction Stegmanns in der Reihe der deutſchen Zeitungen die erſte Stelle eingenommen hatte, iſt unter der Leitung des Herrn Kolb, eines in jeder Beziehung durchweg unbedeutenden Individuums, freiwillig von ſeiner ehemaligen Höhe herabgeſtiegen und von Jahr zu Jahr mehr und mehr zu einem erbärmlichen Klatſchblatt herabgeſunken, das ſeine Spalten — wie ſchon vor längerer Zeit der ehrenwerthe Robert Blum bewieſen hat — mit den allertrivialſten Perſönlichkeiten, mit ſchamloſen Lügen und Verleumdungen füllt, die ihr von literariſchen und andern durchreiſenden Muſterreitern geliefert werden. Wenn Herr von Cotta einen ruhigen Blick auf gewiſſe Correſpondenzen ſeiner Zeitung wirft, ſo muß er erröthen und ſich geſtehen, daß es hohe Zeit iſt, einen Menſchen zu entfernen, der ſeine Stellung als Redacteur auf wahrhaft unverantwortliche Weiſe mißbraucht.

Berlin. Herr Schünemann, der Eigenthümer der Weſer-Zeitung, iſt hier angelangt, um Schritte zur Wiederaufnahme der „Weſer-Zeitung" zu thun. Verboten iſt ſie, wie man nachträglich hört, keineswegs; es iſt ihr blos der Poſt-Debit entzogen, was bei einem politiſchen Blatte allerdings eine Lebensfrage iſt. Aber auch in Bezug auf den Poſt-Debit hört man widerſprechende Nachrichten, denn rheiniſche Blätter haben erſt unlängſt gemeldet, daß ſie nach wie vor die „Weſer-Zeitung" durch die Poſt beziehen. Es ſind der Räthſel gar viele in dieſer Angelegenheit.

∴ Der „Theater-Horizont" ſagt über das Gaſtſpiel des Herrn Meixner: er trat als Freyling im „Weiberfeind", als Wilhelm im „verwunſchenen Prinzen", als Cäſar von Zierl in der „Einfalt vom Lande" und als Dr. Weſpe auf. Freyling bot in der Darſtellung des Gaſtes nichts Originelles dar. Als Wilhelm gefiel er: ſein Spiel iſt natürlich; auch fehlt es ihm nicht an vis comica, doch trägt er zu ſtarke Farben auf. Als Weſpe effectuirte er weniger. Bilder, wie Weſpe, welche mehr nach Außen zu wirken berechtigt ſind, gelingen ihm nicht beſonders.

∴ Bei Stuhr in Berlin iſt erſchienen: „der eiſerne Magen", ein „belehrendes Hilfsbuch für Jedermann, um einen unerſchütterlich geſunden Magen zu behalten oder den verdorbenen wieder herzuſtellen", das wir allen Schmarotzern und wohlbeſtallten Feſteſſern empfehlen. Verfaſſer dieſes „eiſernen Magens" iſt ein gewiſſer Dr. Julius Währ.

Hamburg. Einer unſerer hieſigen Rheder, Sloman, hat ſeinem achten New-Yorker Packetſchiff den Namen „Leibnitz" gegeben.

Leipzig. Profeſſor Dr. Haſſe iſt von der Redaction der Leipziger Zeitung zurückgetreten. Remplaçant iſt der frühere Mitredacteur Dr. G. G. Gretſchel.

∴ J. Kuranda's „Belgien ſeit der Revolution" — ein Werk, das ſich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hat, wird, wie wir hören, in's Franzöſiſche überſetzt — eine Auszeichnung, die nur wenigen Producten der deutſchen Preſſe zu Theil wird

London. Der „Punch" ſchlägt den Franzoſen folgendes Mittel vor, um Abd-el-Kader zu fangen: „Man laſſe ihn einen Solawechſel für eine beliebige Summe unterzeichnen, verkaufe dieſen Wechſel an Herrn von Rothſchild in London oder Fould und Oppenheim in Paris, und dann iſt Hundert gegen Eins zu wetten: dieſe Wechſelhäuſer finden Abd-el-Kadern am Verfalltage auf und wenn er ſich in der Arche Noah's auf dem Ararat verſteckt hätte."

Paris. Graf Salvandy, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, hat der neuen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien ſämmtliche Werke von La Place, die vollſtändige Sammlung der noch unedirten Geſchichtsquellen Frankreichs und andere koſtbare Werke, welche auf Staatskoſten gedruckt worden ſind, zum Geſchenk gemacht.

Peſth. Unlängſt wurde auf dem ungariſchen Nationaltheater Schillers „Don Carlos" in ungariſcher Ueberſetzung aufgeführt und mit vollblütigem Enthuſiasmus aufgenommen.

Prag. Auf einem dem Fürſten von Rohan gehörigen Schloſſe zu Böhmiſch-Aicha hat man unlängſt das Bildniß des berühmten Kroaten-Generals Iſolani aufgefunden, der in den Annalen des dreißigjährigen Krieges oft genannt wird und welchen Schiller in ſeinem „Wallenſtein" ſo trefflich gezeichnet hat. Das aufgefundene Portrait ſoll das einzige ſein, das von dem kühnen Pandurenführer vorhanden iſt.

Rom. Der neue Papſt, Pius IX., hat in ſeinem Haushalte viele unnütze Ausgaben, welche dem armen Volke zur Laſt gefallen ſind, und namentlich den Luxus, der in Küche und Keller ſeines Vorgängers geherrſcht, bedeutend eingeſchränkt. Unlängſt ſah man ihn zu Fuß, nur von zwei Prälaten und einigen Schweizern begleitet, vom Quirinal nach dem Kloſter der Saleſianer-Nonnen gehen, was hier großen Jubel hervorgerufen hat, weil ſeit Clemens XIV. (Ganganelli) die fünf darauf folgenden Päpſte öffentlich nie anders als im Wagen erſchienen ſind.

∴ Nach der letzten Schätzung beläuft ſich die Einwohnerzahl des Kirchenſtaates auf 2,732,436.

∴ Gegenwärtig ſtudiren hier 36 ruſſiſche Künſtler, worunter 19 Penſionäre der Petersburger Akademie ſind und 12 ſich auf Koſten des Kaiſers ausbilden.

Stuttgart. In einer Zeitung, in welcher der Uebertritt eines hieſigen Geſchichtſchreibers zur katholiſchen Kirche angedeutet wurde, war die Vermuthung ausgedrückt, als wäre Dr. W. Menzel darunter gemeint. Dies iſt falſch. Menzel tritt bei jeder Gelegenheit als entſchiedener Proteſtant auf. Der Gelehrte, der gemeint war, iſt der Bibliothekar Gfrörer, Verfaſſer einer „Geſchichte Guſtav Adolphs", die ganz im Sinne der ultramontanen Partei auf- und abgefaßt iſt.

Wien. Eine kleine, zerbrochene Marmortafel erzählte auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe: „Hier ruht ein rechtſchaffener, deutſcher Mann, ein eifriger Chriſt, ein treuer Gatte, Chriſtoph Ritter Gluck, der erhabenen Tonkunſt großer Meiſter. Er ſtarb am 15. November 1787." Im verfloſſenen Jahre hatten zwei hieſige Zeitſchriften gleichzeitig zu Beiträgen für ein würdiges Denkmal dieſes großen Todten aufgefordert, und im verfloſſenen Winter hatte der Claviervirtuoſe, Alexander Dreiſchock, zu gleichem Zwecke ein Concert veranſtaltet. Auf dieſe Weiſe hatte ſich eine Summe herausgeſtellt, durch die es möglich geworden iſt, am 4. Juli einen Grabſtein aus geſchliffenem Granit, mit Glucks ehernen Bildniſſe geziert, zu enthüllen.

∴ Neſtroys neueſte Poſſe „Der Unbedeutende" hat in ganz kurzer Zeit fünfzig Wiederholungen erlebt und zieht noch immer.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der engliſche Schauſpieler Macklin (geſtorben 1797 im 107. Jahre) ſpielte noch in ſeinem hundertſten Jahre den Shylock in Shakeſpeare's „Kaufmann von Venedig."

— Das geweihte Kameel, welches alljährlich, mit den Geſchenken des Sultans beladen, nach Mecca geht, wird Mahmil genannt und ſoll in gerader Linie von jenem abſtammen, deſſen ſich der Prophet Mahomet auf ſeinen Reiſen bedient hat.

Treffer und Nieten.

• Amare iſt ein zweiſchneidiges Wort, denn es heißt lieben und — bitter. Sollte ſich daraus ſchließen laſſen, daß die Liebe dann und wann auch ihr Bitteres hat?

• Die „Damenzeitung" bringt folgendes Quatrain:

„Wer Komödianten beſſern will,
Fängt mit der flachen Hand
Den Nordwind auf, pflügt in das Meer
Und ſät in den Sand."

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 201. Leipzig, 6. Auguſt 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Voltaire in Sans-Souci(*).

Von E. M. Oettinger.

Friedrich der Große, der Herrn von Voltaire, ſeinen Kammerherrn, mit tauſend Aufmerkſamkeiten überhäufte und Alles aufbot, um ihm den Aufenthalt am Hofe zu Sans-Souci möglichſt angenehm zu machen, war früh genug zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſein ſehr überſättigter Gaſt jetzt häufiger als je Anwandlungen jenes Uebels verſpürte, das in dem parfümirten Dunſtkreiſe der Höfe am üppigſten graſſirt, jenes Uebels, das wir das „Unglück der Glücklichen“, die „Krankheit der Geſunden“ oder ohne Umſchweife das „Gefühl der Langeweile“ nennen. Voltaire war durch und durch viel zu ſehr Franzoſe, um die „Hauptſtadt der Welt“ ſo leicht vergeſſen und ſich in jenem abgelegenen Winkel der Mark Brandenburg heimiſch und ganz à son aise fühlen zu können, denn der Contraſt war gar zu grell. Paris mit ſeinen frivolen Frauen verhielt ſich zu Potsdam mit ſeinen pedantiſchen Gelehrten wie ein ſchlüpfriges Gedicht Grécourts zu einer trockenen Abhandlung von Maupertuis. Am Hofe Alcine's von Preußen fand der blaſirte Aſtolphe weder eine Marquiſe de Prie, noch eine Marquiſe du Chaſtelet, die, geblendet von der Aureole ſeines Dichterruhms, ſich durch ein Quatrain ſeiner Muſe hundert Mal mehr als durch den Halsſchmuck eines Nabobs oder durch das Armband eines Königs geſchmeichelt fühlte. Hatte doch ſelbſt Frau von Pompadour, die Prinzeſſin Europa des gekrönten Stiers, es nicht verſchmäht, Voltaire's Huldigungen Gehör zu leihen, um ſeiner Feder den Stachel zu rauben und die Galle ſeines Witzes, die Aſſa foetida ſeiner Satire, in Honig und Weihrauch zu verwandeln. Dies Alles hatte den häßlichen Aretin des achtzehnten Jahrhunderts ſo maßlos eitel gemacht, daß er ſich für unwiderſtehlich hielt, was allerdings höchſt komiſch iſt, wenn man ſich hierzu eine Phyſiognomie denkt, die, wie Paliſſot ſagt, halb Adler und halb Affe ſchien, ein Gegenſatz, der ſich auch in ſeinem

---

*) Bruchſtück aus einer Ende Auguſt d. J. erſcheinenden, 21 Bogen ſtarken hiſtoriſchen Novelle „Sans-Souci“, worin Friedrich der Große, Prinzeſſin Amelie, Voltaire, Marquis d'Argens, Maupertuis, La Mettrie, Formey, Darget, der Hofmaler Pesne, der Mundkoch Noël, der Graf Saint-Germain und mehrere andere hiſtoriſche Notabilitäten jener Zeit auftreten.

Charakter wiederfand, welcher ein Gemiſch von Erhabenheit und Kleinlichkeit, von Würde und Lächerlichkeit war, eine Doppelnatur, die Plato's philoſophiſchen Ernſt mit den plumpen Späßen eines Arlequins in ſich vereinigte. Aber der dunkelſte ſeiner vielen Schattenflecke war ſein Neid. Er gönnte keinem Andern neben ſich den kleinſten Strahl der Anerkennung. Erſchien er bei den Feſten von Sans-Souci, ſo verlangte er, daß der König nur für ihn Augen habe und jeden ſeiner andern Gäſte überſehe; er fühlte ſich beleidigt und gekränkt, wenn Friedrich und ſein Hof auch andern Gäſten aufmerkſam entgegen kamen; denn ſeine Selbſtſchätzung war ſo groß, daß er ſich für den Coloß von Rhodus, alle andern Dichter und Gelehrten aber für Porzellanfiguren hielt, wie man ſie auf Nippestiſchen und Kaminſimſen antrifft. Aber keiner von allen Günſtlingen war dem eitlen Poeten ein größerer Dorn im Auge als Maupertuis, der, von ſeiner Größe leider nicht weniger als Voltaire eingenommen, ſich ſelbſt für einen Patagonier, ſeine Umgebung für Pygmäen und Herrn von Voltaire für den kleinſten und letzten aller Liliputaner hielt. So kam es, daß Beide ſich gegenſeitig ſehr gründlich zu verachten geruhten.

Die einzige Oaſe in der Sahara von Sans-Souci war Prinzeſſin Amélie, die in den Augen des Kammerherrn ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ſie eine „Bibliothèque volante de toutes les charmes“, „un programme de toutes les amabilités du beau sexe“ hieß und ſich im Stillen geſtand, daß die Aebtiſſin von Quedlinburg die einzige Deutſche ſei, die er lieben könnte, wenn ſie weniger prüde wäre. Prinzeſſin Amélie war in der That ganz Franzöſin: pikant, geiſtreich, witzig, un peu coquette, un peu gourmande, un peu frivole, und darum ganz geſchaffen, dem Herzen Voltaire's ein gefahrdrohendes Schach zu bieten.

Eines Tages, nachdem er der Schweſter des Königs eine ſeiner neueſten Tragödien, „Rome sauvée ou Catilina“, vorgeleſen hatte, erzählte er ihr Folgendes:

— Es war am 22. Juni 1749, als dieſes Trauerſpiel zum erſten Male im Schloß zu Sceaux, unter den Augen der liebenswürdigſten Fürſtin Frankreichs, der Herzogin du Maine*), aufgeführt wurde. Ich ſelber ſpielte die Rolle des Cicero und hatte das Glück, dem Hofe ſo zu gefallen, daß das Parterre, ein lebendiger Blumenflor der ſchönſten Frauen, ſo überaus gütig war, mich mit Beifall und Bouquets zu überſchütten. Die Herzogin ſelber geruhte, im letzten Zwiſchenakte uns einen Beſuch auf der Bühne abzuſtatten und mir ſehr viel Freundliches über Stück und Darſtellung zu ſagen. — Nach der Vorſtellung erſt begann eines jener großartigen Feſte, die — unter dem Namen „nuits blanches“ bekannt — nach Mitternacht ihren Anfang nahmen und bis zum Anbruch des Tages dauerten. Mitten in jener weißen, für mich ewig unvergeßlichen Nacht, als ein großer Theil der Geſellſchaft der drückenden Schwüle der feenhaft erleuchteten Säle entflohen war, ſich gruppenweiſe in die erfriſchende Kühle der Nachtluft hinausgewagt und in die ſtillverſchwiegenen Flieder- und Jasminlauben verloren hatte, war ich hinausgegangen, um meine von Kerzenglanz, Toilettenpracht, Muſik und Wohlgerüchen aller Art betäubte Fantaſie abzukühlen, im monderhellten Haine den melodiſchen Nachtgedanken der gefiederten Primadonnen zu lauſchen und, aufrichtig geſtanden, in der friſchen freien Luft die Dünſte eines leichten Champagnerrauſches vorüberziehen zu laſſen. In dem Augenblick, als ich mich einer weißen Fliederlaube nahe, vernehme ich das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes ... ich drehe mich um und ſehe eine weibliche Geſtalt vor mir, imposant wie Juno, ſchlank wie Hebe und geſchmeidig wie Diana, in einen ſchwarzen Schleier eingehüllt, deſſen dichter Faltenwurf mir die Betrachtung ihres Antlitzes entzog. Aber Bruſt und Nacken, Arme und Hände waren blendender Alabaſter. Qui vive? rufe ich. »Melpomene,« erwidert die Huldgeſtalt. Was wünſchen Sie? frage ich, noch immer betäubt vom bruſelnden Gaſe des Champagners. »Dem Dichter des Catilina, dem Darſteller des Cicero einen Beweis meines Wohlwollens, meiner Huld zu ſchenken,« antwortet die reizgeſchmückte Muſe, zieht aus ihrem Buſen eine goldene Medaille hervor und hängt ſie mir um den Hals mit den Worten: »Eine Ihrer glühendſten Verehrerinnen weiht Sie hiermit als Ritter in den Orden de la mouche à miel ein,« dann lüftet ſie zur Hälfte ihren Schleier, haucht einen glühendheißen Kuß auf meine Stirn und ... verſchwindet wie ein Irrlicht. Ich aber ſinke auf eine Raſenbank und fühle mich vom Kuſſe der Königin der Nacht vom Scheitel bis zur Schuhſohle ſo wunderbar magnetiſirt, daß ich gleich darauf in ſüßen Schlaf und in ein Beet himmliſch-ſchöner Träume ſinke, in welchen ich die Rieſenleiter aller Seligkeiten hinaufſtiege und oben auf der äußerſten Sproſſe in die Arme meiner Unbekannten ſinke; doch in dem Augenblick, als ich den Schleier, der mir noch immer ihre Züge verbirgt, wegheben will, habe ich das Unglück ... zu erwachen. Ich ſchlage die Augen auf: es iſt helllichter Tag, die Vögel ſingen ihr Morgengebet, ich aber habe mir eine feuchte Perücke und einen trockenen Schnupfen geholt ...

---

*) Anne Louiſe Benedictine de Bourbon, Ducheſſe du Maine, Enkelin des großen Condé, geboren 1676, ſeit ihrem ſechszehnten Jahre vermählt mit Louis Auguſte de Bourbon, Duc du Maine, dem legitimirten Sohne Ludwigs XIV. und der Marquiſe von Monteſpan.

— Und die Medaille? fragte die Aebtiſſin.

— Ruht ſeit jener Nacht an meiner Bruſt, ſagte Voltaire und zog aus dem Labyrinth ſeiner Buſenkrause ein Stück Gold hervor, das an einer ſchwarzſeidenen Schnur befeſtigt war.

— Ich bitte ...

Die Vorderſeite dieſer Medaille zeigte den Kopf der Herzogin du Maine mit den geheimnißvollen Buchſtaben: L. Bar. D. SC. D. P. D. L. O. D. L. M. A. M., und die Rückſeite eine Biene, die einem Bienenkorbe zueilt, mit dem Sinnſpruch: „Piccola si, mà fa gravi le ferite“.

— Und was bedeutet jener Kranz von Buchſtaben, der ſich um das Haupt der Dame ſchlingt?

— Sie ſind die Anfangsbuchſtaben ihres Namens und ihrer Titel: „Louise, baronne de Sceaux, directrice perpétuelle de l'ordre de la mouche à miel“ *).

---

*) Eine Beſchreibung dieſes Ordens theilt Tobieſen Duby in ſeinem „Recueil général des pièces obsidionales“ (Paris 1786, 4.) unter der Rubrik: „Récréations numismatiques“ (Seite 147) mit. Dort findet ſich die Formel des Eides, welchen dieſe Honigfliegen-Ritter beim Eintritt in den Orden ſchwören mußten. Dieſe Formel lautet: »Ich ſchwöre bei den Bienen des Berges Hymettus Treue und Gehorſam der beſtändigen Kanzlerin des Ordens, mein ganzes Leben hindurch dieſe Medaille zu tragen und bis zu meinem Tode die Statuten des Ordens zu erfüllen, und wenn ich jemals dieſen Schwur breche, ſoll ſich der Honig für mich in Galle, das Wachs in Talg, die Blumen in Neſſeln verwandeln und die Weſpen und Horniſſen mich mit ihren Stacheln durchbohren.« Dieſer Bienenorden war der Vorläufer eines „Tugendbundes“, der unter dem Namen: „L'ordre des chevaliers et des nymphes de la Rose“ um 1780 vom Herzog von Chartres geſtiftet wurde und, wie jener, nur galante Zwecke verfolgt haben ſoll.

— Und die Biene auf dem Revers und die italieniſche Deviſe?

— Sie ſagt: »Ich bin zwar klein und doch verurſach' ich große Schmerzen.«

— Und welchen Zweck verfolgt dieſer Orden?

— Den ſchönſten unſeres ganzen Daſeins: lieben und ſich lieben laſſen!

— Und wem verdankt dieſer Bund ſeinen Urſprung?

— Der Herzogin du Maine, die ihn im eilften Jahre ihrer Vermählung, am 11. Juni 1703, allem Anſcheine nach nur darum gegründet hat, um in die Einförmigkeit des Lebens zu Sceaux etwas Abwechſelung zu bringen.

— Herrlich, herrlich! rief die ſchöne Aebtiſſin, welcher die Idee und der Zweck dieſes Ordens ſehr zu gefallen ſchien. Lebte ich nicht am Hofe zu Sans-Souci, auch ich würde einen Orden dieſer Art ins Leben rufen. Aber die Hauptſache haben Sie in Ihrer reizenden Erzählung vergeſſen. Glücklicher Cicero, wer war jene Dame, die Sie in dieſen charmanten Bund eingeweiht hat?

— Dies, königliche Hoheit, iſt ein Geheimniß, das ich als das ſchönſte Bewußtſein meines Lebens mit ins Grab nehmen will. Das Einzige, was ich Ihnen ſagen darf, iſt das: daß jene Frau, die mich bald nach jener weißen Nacht zum beneidenswertheſten aller Sterblichen gemacht, ſchön wie Anadyomene — o Gott, wie ſchwer verſündige ich mich! — ſchöner als der ganze Troß der griechiſchen Gottheiten, ſchön wie Göttin Amélie war!

— Böſer Schalk, loſer Schmeichler!

— Voltaire, holde Herrin, iſt weder das Eine noch das Andere. Was er Ihnen ſagt, iſt reine, glühende, tiefempfundene Wahrheit. O könnte Ihr großes, ſchönes, lichtgefülltes Juno-Auge in den ſybilliniſchen Blättern meines Herzens leſen! Auf jeder Seite und in jeder Zeile würden Sie die ewig wiederkehrende Stelle, den Refrain meiner Gedanken finden: »Je vous aime, je vous adore, mon coeur!« rief der ſechsundfünfzigjährige Schwärmer mit der Gluth eines achtzehnjährigen Jünglings und ſtürzte wie ein premier amoureux, der ſich unwillkürlich von ſeiner Leidenſchaft hinreißen ließ, zu den Füßen Ihrer königlichen Hoheit nieder.

— Stehen Sie auf, Herr von Voltaire! ſagte die Prinzeſſin mit einem Lächeln, das am Gefrierpunkte ſtand, und geruhte, ihm aufzuhelfen. Sie haben mich Ihr „Herz“ genannt. Ja, nun glaube ich, daß Sie kein Schmeichler ſind, ſonſt hätten Sie es vorgezogen, mich Ihren „Geiſt“ zu nennen, denn Ihr Geiſt iſt — verzeihen Sie mir meine Liebe zur Wahrheit! — ſchöner und bewundernswürdiger als Ihr Herz, von dem ich — unter uns geſagt — keine gute Meinung habe; wie hätten Sie ſonſt jener Königin der Nacht, „ſchön wie Göttin Amélie“, ſo leicht untreu werden und einer Andern die Sonnenblume Ihrer Liebe zuwenden können?

— Königliche Hoheit, wie ungerecht! Die Herz — ... Verzeihung ... die Dame, wollte ich ſagen, iſt vor fünf Monaten geſtorben! erklärte der Kammerherr und erpreßte ſich eine Thräne.

— Geſtorben? Ah, dann ruhe Madame in Frieden, ſagte die Aebtiſſin und legte den Orden de la mouche à miel in ſeine Hände zurück. Doch nun zu etwas Anderm! Dies hübſche Märchen oder, damit ich Sie ja nicht beleidige, die rührende Geſchichte, die Sie mir ſoeben erzählt haben, erinnert mich an eine ähnliche, in welcher „Göttin Amélie“, Ihre ergebene Dienerin, ſetzte ſie mit roſenfarbenem Lächeln hinzu, die Rolle jener Königin der Nacht ſpielt.

— Ich bitte zu erzählen, ſagte der Ritter der Honigfliege, den Orden in den geſtickten Ocean ſeines Buſenſtreifs verſenkend.

— Geſtern Abend, als ich, begleitet von einer meiner Kammerfrauen, im Mondſchein unter den blühenden Bäumen des Schloßgartens auf- und abwandelte, ſtürzte plötzlich aus einem der Hollunderbüſche ein ſchwarzer Domino mit verlarvtem Geſicht auf mich zu, ſank zu meinen Füßen nieder und überreichte mir ein Billet mit den Worten:

»Les mortels sont égaux: ce n'est point la naissance,
Mais la vertu seule, qui fait la différance.«

— Ah le gaillard! Dieſe Verſe ſind von mir!

— Und eben weil ich dies wußte, glaubte ich im erſten Augenblick, Sie vor mir zu ſehen. »Schöne Maske,« fragte ich, »wer biſt Du?« — »Prinzeſſin,« antwortete der Schwarze, »ich bin der glühendſte Ihrer Anbeter!« — »Und Ihr Name, mein Herr?« — »Er ſteht in dieſem Briefe,« erwiderte die Maske und verſchwand wie eine Sternſchnuppe. Neugierig, zu erfahren, wer der Mann ſei, der den Muth beſaß, mich ſo dreiſt zu attakiren, eile ich in meine Gemächer zurück, erbreche den Brief, finde eine vollſtändige Liebeserklärung und falle aus den Wolken, als ich unten, ganz in der Ecke, aus einem Labyrinth von Schnörkeleien den Namen des Schreibers herausbuchſtabire ...

— Und wie nennt ſich dieſer Elende?

— Jacques Narciſſe Noël, antwortete die Aebtiſſin.

— Wie? Jener erbärmliche Pfuſcher, der ſich einbildet, ein Küchen-Taſſo, ein neuer Vatel zu ſein?

— Noël, Herr von Voltaire, iſt in der That ein ganz ausgezeichneter Koch ...

— Aber ein höchſt eingebildeter Tropf, ein coloſſaler Narr!

— Zugeſtanden, ſonſt würde er wohl ſchwerlich auf den Einfall gerathen ſein, mir ſeine Liebe zu erklären.

— Und Sie, meine Prinzeſſin, was haben Sie gethan?

— Ich habe herzlich lachen müſſen ...

— Wie, Hoheit, Sie haben die Frechheit dieſes Tölpels nicht beſtraft?

— Iſt denn Liebe ein Verbrechen? Was kann der arme Narr dafür, daß er ſich die Mückenflügel ſeines Verſtandes an dem Kerzenglanze meiner Schönheit verbrannt hat? fragte Amélie mit reizender Ironie und konnte ſich dabei des Lachens nicht erwehren.

— Narren ſolcher Art gehören ins Tollhaus ...

— Gerechter Gott, wenn ich jeden Narren, der am Hofe meines großen Bruders in mich verliebt zu ſein geruht, gleich in ein Bedlam ſchicken wollte, dann würde Sans-Souci bald entvölkert und noch viel langweiliger ſein, als bisher. Derlei Verirrungen — ſo lange ſie nicht die Grenzen des Anſtandes überſchreiten — tragen viel zu unſerer Unterhaltung bei ... wir lachen und amüſiren uns ...

Voltaire, der dieſen Stich auch auf ſich beziehen konnte, nahm eine ernſte Miene an und ſchwieg.

— Hören Sie nun, welch ein Plänchen ich mir ausgedacht habe, um den lieben Herrn Noël ein klein Weilchen in der angenehmen Täuſchung zu laſſen, daß er und ſeine Neigung mir nicht ganz gleichgiltig ſei. Jeder Küchenjunge der königlichen Schlöſſer weiß, daß der arme Narr an eine Fee glaubt, die ſeine Taufpathin ſein ſoll. Dieſe Fee — ſchrieb er mir — ſei ihm Nachts vorher im Traume erſchienen und habe ihm das Geheimniß anvertraut, daß ich einen hohen Grad von Mitgefühl für ihn empfände und mich herablaſſen würde, dem „Lallen ſeiner Liebe“ — dies ſind ſeine eignen Worte — huldreich Gehör zu leihen. Nun frage ich Sie, Herr von Voltaire, ob dies nicht ſehr zum Lachen iſt?

— Ich, für meinen Theil, ich berſte vor Wuth!

— Mein Gott, warum?

— Weil ich nicht begreife, warum Ihre königliche Hoheit die Frechheit dieſes hirnverbrannten Kochs nicht mit vollem Ernſte in ihre Schranken zurückweiſen wollen!

— Weil mir dies weniger Spaß gewähren würde. Hören Sie weiter! Die fixe Idee, die ſich der arme Teufel in den Kopf geſetzt hat, wird noch weit luſtiger. Fee Tourterelle — erzählt er mir — habe ihm das heilige Verſprechen gegeben, ſich bei mir für ihn zu verwenden und mich zu bewegen, zu ihm herabzuſteigen, dann wolle ſie mich mit ihm vermählen, ihn — den letzten Nachkommen des dritten Artus, Herzogs der Bretagne — auf Feenwort! — im feierlichen Triumphe auf den ruhmgeſchmückten Thron ſeiner erlauchten Vorfahren zurückführen und mich — gratuliren Sie mir — zur Herzogin der Bretagne erheben. Sagen Sie mir, Herr von Voltaire, iſt das nicht komiſch?

— Nein, Hoheit, nein, entgegnete der Kammerherr, der den aufgeblaſenen Koch nie leiden konnte. Das iſt eine freche Narrheit, welche Züchtigung verdient!

— Wie kann man ſo grauſam ſein? fragte Prinzeſſin Amelie, welche die perſonifizirte Herzensgüte war. Ich will Herrn Noël allerdings beſtrafen, aber auf eine Weiſe, die ſo komiſch als ſein Vergehen ſein ſoll. Ich will ihn in ſeinem Aberglauben beſtärken und mich um eine Fee umſehen, die ihm, wenn er ſchläft, erſcheinen, ihn wecken und ihm rathen ſoll, was er zu thun habe, um ſich meine Gunſt zu erwerben. Begreifen Sie nicht, daß dies eine herrliche Myſtifikation giebt?

— O ja! Wo aber finden wir eine Fee, die ſich zu dieſem Schwanke hergiebt?

— Ich habe an meine ſchöne Kleiſt gedacht ...

— Hoheit, ich halte die Gräfin zu gut dafür ... Wollen Sie eine ſolche Feen-Poſſe durchaus aufführen, ſo wüßte ich eine Dame, die ſich weit beſſer dazu eignet ...

— Sie meinen?

— Eine Ihrer Hofdamen, Madame Adelgonde de Maupertuis ...

— Aber iſt meine gute Maupertuis für jene Fee Tourterelle nicht ſchon zu alt und häßlich?

— Allerdings, das aber macht die Täuſchung um ſo komiſcher ... Wir hüllen ſie in dichte Schleier und ...

— Sagen ihr, was ſie zu thun hat. Und wenn ich nicht irre, ſo fühlt ſich die Maupertuis ...

— Außerordentlich geſchmeichelt, daß man gerade ihr eine Feenrolle zutheilt...

— Aber halt, da fällt mir ein, daß dies doch nicht gehen wird. Meine gute Hofdame hat mich geſtern erſucht, ihr einen ſechswöchentlichen Urlaub zu gewähren. Sie will ins Bad ...

— Mit La Mettrie, ſetzte Voltaire mit fauniſchem Lächeln hinzu.

— Wer hat Ihnen das geſagt?

— Ihr Gemahl, der froh zu ſein ſcheint, daß er ſie los wird.

— Sie glauben alſo, daß unſer Cyniker La Mettrie …

— In Fee Adelgonde wahnſinnig verliebt iſt!

— Ah, dann müſſen wir allen Freien einen Strich durch die Rechnung machen und ihr den Urlaub verweigern …

— So denk' auch ich!

— Aber iſt das nicht grauſam?

— Im Gegentheil, das iſt ſehr edel, denn Ihre königliche Hoheit ſchützen dadurch die Ehre unſeres würdigen Präſidenten der Akademie und die Tugend ſeiner höchſt achtenswerthen Frau Gemahlin vor den Natterzungen der Verleumdung.

— Sie haben Recht, Herr von Voltaire! La Mettrie wird uns zwar ein wenig grollen, doch was liegt daran! Wir brauchen Frau von Maupertuis zu höhern Zwecken … Sie wird alſo hier bleiben müſſen.

Herr von Voltaire, entzückt, ſeinem Landsmann La Mettrie eine Freude vereitelt zu haben, erfaßte die Hand der Prinzeſſin, ſäete einen Kuß darauf und rief mit überſchwänglichem Pathos:

— Ihre königliche Hoheit ſind ein Engel!

Ein äußerſt geiſtreicher Herr,

welcher

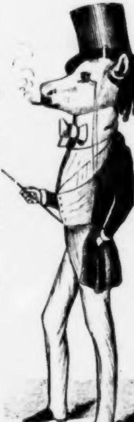
1) über einen neuen Rebus für die „Illuſtrirte“;

2) über ein neues Mittel, die Schafwolle zu reinigen, für die „Agronomiſche“;

3) über ein freiwilliges Zwangsmittel zur Pränumeration für die „Theaterzeitung“ und

4) über die Entdeckung einer neuen Thiergattung für die „illuſtrirte Naturgeſchichte“

nachſinnt.



Länderkreis.

Von Theodor Bakody.

1. Roma.

Dort iſt die graue trübe Stadt zu ſchauen!
Die kalten Statuen, aus Stein gehauen,
Betrachten ſchon ſeit vielen, vielen Jahren
Der armen Mutter Leiden und Gefahren.

Ein Glück, daß dieſe kalten Steingeſtalten
Kein Herz belebt, ſonſt müßten ſie veralten,
Denn iſt das Herz von tiefem Weh geblendet,
Iſt auch das arme Leben bald geendet.

Ein Glück, daß ihnen fehlt das Aug' zum Weinen,
Denn niemals könnt' es froh und heiter ſcheinen;
Die Thürme all', die dort gen Himmel ragen,
Sie könnten viel von andern Zeiten ſagen.

Die Glocken auch, die gar ſo düſter dröhnen,
Das Volk zur Kirche rufen, zum Verſöhnen,
Sie möchten lieber auch zum Kampf erſchallen,
Ihr lautes Rufen würde nicht verhallen.

Der Lorbeerbaum, der ſich in Demuth neiget,
Von einer Zukunft träumt und ſinnend ſchweiget,
Er möchte gern ſein Laub dem Helden weihen
Und ſich des Sieges mit dem Volke freuen.

Und auf der hohen Thürme gold'nen Zinnen
Die gold'nen Kreuze ſteh'n und ſchweigend ſinnen:
Warum dies Rom ſo viele Kreuze traget,
Warum es überall, nur hier nicht taget?

Es ſtehen da die trauernden Paläſte,
Und dorten alte morſche Mauerreſte;
So wie die Gräber an den Gräbern liegen,
Und trübe Nachtgedanken dahin fliegen —

So ſteht das alte Rom viel hundert Jahre
Und gleichet einer alten Todtenbahre,
In der begraben liegen warme Herzen,
Die müd' und tiefgebeugt von bittern Schmerzen.

So ſteht es da, von ſeinem Volk verlaſſen,
Das pilgernd zieht des ſchönen Landes Straßen,
Es lebt dahin im dolce far niente,
Vergeſſend, daß es Schwerter ſchleifen könnte.

Es liſpeln viel der Tiber Silberfluten,
Und es erwachen nun des Haſſes wilde Gluten,
Das tolle Volk, es träumt von ſeinen Rechten,
Will Roma's Glanz ſich neuerdings erfechten.

Zum Ave rufen all' die Glocken wieder,
Im alten Dom erſchallen heil'ge Lieder,
Wie mächtig tönen ſie in dieſen Hallen,
Du großer Gott, vergebe ihnen Allen!

So iſt die graue, trübe Stadt zu ſchauen!
Die kalten Statuen, aus Stein gehauen,
Betrachten ſchon ſeit vielen, vielen Jahren
Der armen Mutter Leiden und Gefahren.

Zapfenſtreich.

Arnſtein. Auf der Burg Arnſtein im Harze ſpukt ein Burgpfaffe, der Jedem, welcher nicht arbeiten will, Ohrfeigen giebt. (Schade, daß dies brave Geſpenſt ſeine Thätigkeit nur auf die Burg Arnſtein beſchränkt.)

Altona. Man hat hier ein Findelkind in die Armen-Commiſſion aufgenommen, und ihm in der heiligen Taufe den Namen „Antonie Freiheit“ beigelegt. Möge dieſe „Freiheit“ eine fruchtbare Mutter werden, ſich aber bei Zeiten in eine Lebensverſicherungsanſtalt einkaufen.

(Figaro.)

Berlin. An die Stelle des jüngſt verſtorbenen Herrn von Nagler iſt Herr von Schaper, Oberpräſident der Provinz Weſtphalen, zum Generalpoſtmeiſter ernannt worden.

∴ Die große Kupferſtichſammlung, welche der verſtorbene Generalpoſtmeiſter von Nagler für das reſpektable Sümmchen von 250,000 Thalern dem vorigen Könige von Preußen verkauft hatte, unter der Bedingung, ſie bis zu ſeinem Ableben behalten zu dürfen, ſoll nun in einem großen Saale des neuen Muſeums aufgeſtellt werden.

∴ Die „Hannover'ſche Zeitung“ giebt als Grund des Verbots der „Weſer-Zeitung“ in Preußen einen ſcharfen Artikel an, worin engliſche Zuſtände aus der Zeit Karls I. ſo geſchildert ſind, daß ſich darin die preußiſchen Zuſtände unſerer Zeit abſpiegeln; als Quelle ſei zwar der franzöſiſche Schriftſteller Philarethe Chasles angegeben, dieſer ſei jedoch an dem Inhalte des Artikels, der in Berlin ein großes Aufſehen und ſehr böſes Blut erregt hat, ganz unſchuldig geweſen.

∴ Daß man der in letzterer Zeit viel genannten Schriftſtellerin Louiſe Aſton ihr Kind genommen, iſt eine Folge ihrer Ausweiſung. Wäre die Letztere aber ohne triftige Gründe erfolgt, ſo würde die Trennung einer Mutter von ihrem einzigen Kinde doch wohl eine Grauſamkeit ſonder Gleichen ſein. Man nennt die Verfolgte den „weiblichen Shelley“.

(Telegraph.)

∴ Seit kurzer Zeit hat ſich hier ein neuer Verein gebildet, welcher zu den Seltenheiten unſerer Zeit gezählt werden darf: er führt den Titel „Allgemeiner National-Schneidermeiſter-Verein“ und beſteht aus einer Anzahl Kleiderkünſtler, welche verrückte Nationaltrachten ins Leben rufen wollen. (Einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge ſoll Herr Heinrich Laube, Erfinder des deutſchen Frack-Surrogats, von der ehrenwerthen Schneider-Akademie ein Diplom als correſpondirendes Mitglied erhalten haben.)

∴ Unſere Zeitungen enthielten neulich folgendes eben ſo auffallende als betrübende Inſerat: »Ich ſehe mich in die Nothwendigkeit verſetzt, ein Darlehn von ſechshundert Thalern ſuchen zu müſſen, und bitte deshalb Einen oder auch Mehrere, wenn ſie zuſammenſchießen wollen, mir daſſelbe auf fünf Jahre in dem Falle zu gewähren, daß ſie mir perſönlichen Credit zu geben geneigt ſind. M. Stirner.« (Max Stirner iſt der Verfaſſer des bei Otto Wigand erſchienenen Werkes „der Einzige und ſein Eigenthum“, einer der intelligenteſten Köpfe Berlins.)

∴ Das große Bau-Unternehmen, in der Jägerſtraße eine Art von Palais-Royal mit Paſſagen, Theater u. ſ. w. herzuſtellen, iſt auf ſo große Hinderniſſe geſtoßen, daß die Unternehmer jetzt darauf Verzicht geleiſtet haben.

∴ Unſere Stadt zählt gegenwärtig fünfzehnhundert Droſchkenkutſcher.

Cöln. In einem katholiſchen Städtchen am Rhein hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, welche der „lebendige Roſenkranz“ heißt. Die Mitglieder dieſes Kranzes verſammeln ſich wöchentlich ein Mal und werden beim geringſten Vergehen mit harter Kirchenbuße belegt. Die Beſtraften dürfen unter Anderm acht Tage lang nicht in die Höhe blicken, müſſen allnächtlich um Mitternacht das Bett verlaſſen, ſtundenlang auf den Knieen rutſchen und ſich ſelber durchprügeln. (Letzteres geſchieht ihnen vollkommen Recht!)

Conſtanz. Die hier erſcheinenden „Seeblätter“ meinen, daß man in der badiſchen Kammer bei der Itzſtein'ſchen Ausweiſungsſache ſich deshalb ſo ſehr erhitzt habe, weil man in Erfahrung gebracht, daß das Verbot, den badiſchen Abgeordneten in Preußen zuzulaſſen, noch bis zu dieſer Stunde fortbeſtehe. (Iſt dies gegründet?)

Dresden. Alexander von Humboldt hat das Großkreuz, der General-Direktor der Muſeen Dr. von Olfers und Profeſſor Dr. Lichtenſtein das Comthurkreuz das Civilverdienſt-Ordens erhalten.

∴ Im Laufe dieſes Monats kommt hier Franz Reiſſigers neue Oper, „der Schiffbruch der Meduſa“, zur Aufführung.

Frankfurt. In der lithographiſchen Anſtalt von C. G. May iſt eine ſehr gelungene Steinzeichnung nach dem vortrefflichen Bilde des Profeſſors Oppenheim, „die Glaubensfreiheit", nach der Erzählung in Leſſings „Nathan" von den drei Ringen, allegoriſch in drei Geiſtlichen dargeſtellt, erſchienen und dem badiſchen Abgeordneten Decan Zittel, dem muthigen Verfechter der Deutſch-Katholiken, gewidmet.

Galveston. Nach Artikel VII. der Conſtitution der Republik Texas vom 27. Auguſt v. J. muß Jeder, der ein Amt antreten ſoll, bei Ableiſtung des Amtseides ſchwören, daß er ſeit Einführung dieſer Conſtitution nie und nirgends ein Duell gefochten oder unterſtützt, oder eine Herausforderung geſtellt, angenommen oder überbracht habe. (Dieſer Paragraph ſcheint uns ſehr vernünftig.)

Haag. Die berühmte Gemäldeſammlung des verſtorbenen Miniſters Baron Verſtolk van Soelen hat ein Privatmann in London für 24,000 Pfd. St. (168,000 Thaler) angekauft. (In Deutſchland gehören derlei Privatleute zu den weißen Raben.)

∴ Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Blatt unter dem Titel „Moniteur des Indes orientales et occidentales", welches ſich die Aufgabe geſtellt hat, wiſſenſchaftliche und induſtrielle Berichte und Notizen, ſowie wichtige Nachrichten und Vorfälle über die niederländiſchen Beſitzungen in Aſien und Amerika mitzutheilen. Dieſes Blatt wird, unter Mitwirkung mehrerer Mitglieder der Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Künſte zu Batavia, von den Herren von Siebold und Melvill von Carnbee herausgegeben.

Halle. Vor Kurzem iſt in Giebichenſtein, bei Halle, das neue Wittekinds-Bad eingeweiht worden. Die uralte Salzquelle wird als Heilmittel für mancherlei Krankheiten bald großen Ruf erlangen, woſern ſich das günſtige Zeugniß bewahrt, welches ihr unſere Aerzte anticipando ausgeſtellt haben.

∴ Am 15. Juli ſtarb hier der durch ſeine Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder (Leipzig 1845) bekannte Freiherr von Soltau, der ſich in letzterer Zeit hauptſächlich mit morgenländiſchen Sprachſtudien beſchäftigt hat.

Hamburg. In vielen katholiſchen Städten iſt jetzt ein Brief in Umlauf, den unſer guter Heiland ſelber geſchrieben haben ſoll. Er (der Brief nämlich) kommt von Arras her, iſt in Paris gedruckt und wird von den franzöſiſchen Biſchöfen gutgeheißen. Er iſt urſprünglich franzöſiſch und wird erklärt für die Abſchrift eines mirakulöſen Briefes, ſo von einem ſiebenjährigen Kinde gefunden worden am Fuße eines wunderthätigen Crucifixes in der Stadt Atrecht (Arras) im Lande Artas, zwiſchen Flandern und der Picardie, geſchrieben mit goldenen Buchſtaben von der eigenen Hand unſeres Heilandes und Erlöſers Jeſus Chriſtus, am heiligen Dreikönigstage 1741. Die geiſtliche Oberbehörde von Arras heißt dieſes im Jahre 1846 ausdrücklich mit folgenden Worten gut: »Billigung und Erlaubniß des Obern zu Arras: Wir, General-Vicar, beſcheinigen, geſehen und geleſen zu haben die gegenwärtige Abſchrift, wir haben nichts darin gefunden, was nicht ſehr nützlich ſei und geeignet, den Sünder auf den Weg des Heils zurückzuleiten. Gezeichnet Parceq.« Gedruckt iſt dieſer in hunderttauſend Exemplaren verbreitete Brief Jeſu Chriſti in Paris bei Baudouin. Tauſende von Exemplaren dieſes ergötzlichen Briefes ſind hier in Hamburg eingetroffen, um nach Amerika verſchifft zu werden. (Hamb. Börſenhalle.)

∴ Herr Ludolf Wienbarg, der ſich durch ſeine „öffentlichen Feldzüge" einen ſo ſchönen Namen gemacht hat und zur Zeit des (ſelig entſchlafenen) „jungen Deutſchlands" einer der ehrlichſten und gediegenſten Vertreter jener Richtung geweſen, dann aber ziemlich verſchollen war in unſerer Literatur, will nach Amerika auswandern.

∴ Auf unſerm Stadttheater gaſtgaukelt jetzt Herr Wagener, aus Leipzig, ohne ein beſonderes Intereſſe zu erregen. Die Kritik geſteht ihm ſchöne Mittel, aber blutwenig Intelligenz zu. Ueberdem laboriren ſeine Leiſtungen an großer Einförmigkeit: nur ſein Coſtüm iſt immer ein anderes; er ſelber aber ſcheint in allen Rollen ein und derſelbe; die Menge aber, die keine höheren Anſprüche macht, zollt ihm Beifall.

Hannover. Der hieſige Theaterdirektor, Herr von Perglaß, macht bekannt, daß er Zuſendungen von ihm unbekannten Abſendern nicht mehr annimmt, auch wenn ſie frankirt ſind. Das iſt allerdings ſtark von einem Theaterdirektor, das iſt die Bequemlichkeit auf die Spitze getrieben. Es wäre immer noch menſchlicher, bekannt zu machen, daß Jeder, der einen Brief oder ein Manuſcript ſchickt und eine Antwort beanſprucht, nach Befinden 5 bis 10 Thaler beizufügen habe. (Signale.)

∴ Die hieſige „Morgenzeitung" ſagt: Als es ſich für einen hannöver'ſchen Componiſten, den Hamburger Nachdrucker beſtohlen hatten, um Einleitung einer Klage gehandelt habe, ſei ihm von dort her die Antwort gekommen: »Es ſei der Bundesbeſchluß vom 9. Juli 1845 bis jetzt in Hamburg noch nicht publizirt, folglich die Möglichkeit ſeiner Anwendung im Hamburger Gebiet noch ſehr in Frage!«

∴ Jene unſerer Leſer, welche Blumenfreunde ſind, machen wir auf ein neues Werk aufmerkſam, das der bekannte oldenburgiſche Hofgärtner Boſſe, Verfaſſer des „Handbuchs der Blumengärtnerei", im Hahn'ſchen Verlage herausgegeben hat. Es behandelt die „Cultur der Orchideen" und enthält ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß aller exotiſchen Orchideen, welche in England, Belgien und Deutſchland gezogen werden.

Heidelberg. Die Verehrer und Freunde des Geheimen Kirchenraths Dr. Paulus haben dem hochverehrten Greiſe eine Denkmünze überreichen laſſen. Am 1. September tritt er in ſein 84ſtes Jahr.

Kiel. Die auf den 6. Auguſt angeſetzte Verſammlung der deutſchen Anwälte iſt, gleich der vorjährigen, die zu Mainz abgehalten werden ſollte, huldvoll verboten worden. (Von wem?)

Kopenhagen. Der König von Dänemark hat durch ein unlängſt erlaſſenes Dekret die bis jetzt beſtehenden Preßgeſetze bedeutend gemildert und unter Anderem verordnet, daß von nun an jede ſechs Bogen ſtarke Schrift cenſurfrei ſein ſoll. Früher war dies bekanntlich nur bei Werken von mehr als 24 Bogen der Fall.

Leipzig. Doctor Th. Schletter, Advocat und akademiſcher Docent an der hieſigen Univerſität, hat unter dem Titel „Handbuch der deutſchen Preßgeſetzgebung" eine Sammlung aller geſetzlichen Beſtimmungen über das literariſche Eigenthum und die Preſſe herausgegeben und dadurch eine weſentliche Lücke ausgefüllt.

∴ Die „Oſterlandiſchen Blätter" ſchreiben: Der „Eiſerne Magen" iſt der Titel eines neuen Buches, das allerhand Regeln zur Magenſtärkung enthält. Als ob der Deutſche dies nöthig hätte! Der hat doch ſein Lebenlang bewieſen, daß er einen guten Magen hat und was Tüchtiges vertragen kann; wenn er nun gar noch eiſern wird, dann kann man ihm Alles bieten. (Nur keinen Heller'ſchen Witz, denn ſo Etwas verträgt auch der eiſernſte Magen nicht!)

∴ Herr Auguſt Peters, einer unſerer Mitarbeiter, hat die Leitung des in Berlin erſcheinenden „Volksvertreters" übernommen.

∴ Bei Theodor Thomas iſt das von E. M. Oettinger herausgegebene Taſchenbuch „Vergißmeinnicht", mit Beiträgen von A. Drobiſch, C. Herloßſohn, Oettinger u. A. erſchienen.

∴ Stolle's „Dorfbarbier" giebt ſeinen Leſern folgende harte Nuß zu knacken: Wenn es geboren wird, iſt es einen Fuß lang und wiegt 12 Loth; nach einem halben Jahre wird es gegeſſen; im vierten Jahre beſchlägt es der Schmied; wenn es dreißig Jahre alt iſt, frißt es ſich ſelbſt; es bellt wie ein Hund, kräht wie ein Hahn und ſingt doch ſehr lieblich; es wohnt in der Kirche und hat doch keine Religion; wenn es ſtirbt, wird es in der Kirche begraben; es ſtirbt aber nur durch die Hand des Scharfrichters. (Wer hat Luſt, dies Räthſel zu errathen?)

∴ Daſſelbe Blatt bemerkt: »Die theuerſten Theaterplätze ſind in der Londoner Oper, wo ein Sperrſitz bei erhöhten Preiſen 14 Thaler koſtet. So viel bringt manchmal das ganze Leipziger Parterre nicht ein.« (Man ſieht, daß der harmloſe Dorfbarbier bisweilen auch ſehr boshaft ſein kann.)

Liſſabon. In unſere Nationalgarde werden nur ſolche Leute aufgenommen, die jährlich 1000 Reis Steuern zahlen. (Bei uns iſt man in dieſem Punkte weniger penibel.)

London. Prinz Albert hat, wie die engliſchen Zeitungen berichten, nach unendlich langem Nachdenken eine neue Hutfaçon erfunden, die aber dem guten Old England durchaus nicht gefallen will. (Schade um die vergeblichen Studien, meint Herr Heinrich Laube, dem es in dieſem Punkte nicht beſſer ergangen iſt.)

∴ Ibrahim Paſcha, der gegenwärtig England bereiſt und von vielen gelehrten, wie auch ungelehrten Geſellſchaften und Vereinen Ehrendiplome erhält, iſt, wie Prinz Albert, unlängſt auch zum Ehren-Mitglied der Londoner Schneiderzunft ernannt worden.

∴ Die hinterlaſſenen Papiere des Malers Haydon, welcher durch Selbſtmord ſeinem Leben ein Ziel geſetzt hat, gewähren einzelne rührende Züge. Am meiſten kränkte es ihn in der letzten Zeit bitterſter Noth, daß Alles dem Däumling Tomb Thumb zulief, während die von ihm veranſtaltete Ausſtellung zweier ſeiner neuen Gemälde, Einzug Chriſti in Jeruſalem und Verbannung des Ariſtides, leer blieb. »In einer Woche,« ſchrieb er in ſeinen Notizen, »beſuchten Tom Thumbs Levers 12,000 Perſonen, meine Gemälde 133½.« Haydon hatte in ſeinen Geldverlegenheiten an den Herzog von Beaufort, Lord Brougham, Sir Robert Peel und andere Notabeln geſchrieben, um ihnen Bilder von ihm zum Kauf anzubieten; aber Keiner antwortete ihm, als Sir Robert Peel, der ihm bald darauf ſchrieb: »Mein Herr, ich höre mit Bedauern von der Verlegenheit, in welche Sie durch beſchränkte Geldmittel verſetzt ſind; ich fühle mich glücklich, Ihnen 50 Pfund zu Ihrer augenblicklichen Erleichterung zu überſenden.« Der unglückliche Künſtler hatte dies wenige Tage vor ſeinem Tode in ſein Tagebuch eingeſchrieben, mit dem Nachſatz: »Und die Leute ſagen, dieſer Mann (Peel) habe kein Herz!« (Nürnb. Corr.)

∴ Ein engliſches Journal erzählt: »Ein Hindu, Namens Rath-Lall, der gegen ſeine Landsleute den Verſucher ſpielt und ſie zu Abweichungen von manchem uralten, tiefeingewurzelten Vorurtheil zu verleiten ſucht, hat vor geraumer Zeit einen Preis von 10,000 Rupien für denjenigen ſeiner Landsleute ausgeſetzt, der ſich entſchließen kann, *eine Wittwe zu heirathen*; bis jetzt hat ſich aber noch Niemand gemeldet, der dieſen Preis verdienen will.« (Die europäiſchen Wittwen ſind weit glücklicher daran, als ihre Leidensgefährtinnen in Oſtindien.)

∴ Eine ſteinreiche Miß, Namens Fielding, will den italieniſchen Opernſänger Mario heirathen. Sie ſelber ſoll häßlich ſein, aber ein ſehr ſchönes Vermögen beſitzen. Man ſagt, ſie habe den Tenor, als er noch Graf Candia in Italien war, gekannt und ſchon an den Ufern des Arno für ihn geſeufzt; Mama aber ſei dieſer Verbindung abhold geweſen. Dieſe iſt vor Kurzem geſtorben und Miß Fielding hat nun dem Signor ihre Hand und — wohlgemerkt! — auch ihr Vermögen angetragen. (Man hofft, daß der gute Mann zugreifen wird.)

∴ Der Eigenthümer der „Times" hat unlängſt eine ſeiner Töchter verheirathet und derſelben eine Spalte ſeiner Zeitung, d. h. den Ertrag derſelben, als Ausſteuer mitgegeben. Dieſe eine Spalte ſoll faſt eben ſo viel als eine ganz hübſche Baronie abwerfen. (So weit hat es der ehrenwerthe Verleger des Leipziger Tageblattes denn doch noch nicht gebracht.)

∴ Herr Waghorn hat ſich an die Spitze eines großartigen Unternehmens geſtellt, das jedem Reiſenden für den Betrag von drei Thalern freie Fahrt, freie Wohnung und freie Beköſtigung nach jeder Richtung hin verſchaffen will. Das Aktien-Kapital ſoll acht Millionen Pfd. St. betragen.

Lucca. Ihre königliche Hoheit die Frau Erbprinzeſſin von Lucca befinden ſich in intereſſanten Umſtänden. (Höchſt intereſſant!)

Madrid. Donna Iſabella ſucht noch immer einen Gemahl (und Herr Dr. Wuttke einen Verleger für den zweiten Band ſeiner ſchleſiſchen Geſchichte).

Mannheim. Die Familie Seidenſticker ſpricht in dem Augenblick, wo ſie Europa verläßt, in der hieſigen Zeitung ihren Dank gegen alle Diejenigen aus, welche zu der vom Herrn von Itzſtein für dieſelbe angeregten, von ſo vielem Erfolge gekrönten Sammlung beigetragen und ihr geholfen haben, dem endlich freigewordenen, ſo lange ſchmerzlich vermißten Familienvater in ſeine neue Heimath, nach Nordamerika, folgen zu können.

Neapel. Monſignore Luca, Erzbiſchof von Averſa, hat bei der Todtenfeier für Gregor XVI. eine ſehr boshafte Predigt gehalten, in der er den Tod Friedrich Wilhelms III. als eine Strafe für die Verhaftung des Erzbiſchofs von Cöln erklärt und den Kaiſer Nikolaus mit den Namen eines modernen Tamerlans und eines neuen Attila beehrt hat. Der preußiſche und ruſſiſche Geſandte ſollen dies dem guten Erzbiſchof ſehr übel genommen und vom päpſtlichen Nuntius Satisfaktion verlangt haben.

Paris. Im franzöſiſchen Königshauſe iſt es ſeit langen Zeiten herkömmlich, daß jeder Prinz irgend ein Handwerk erlernen muß. Louis Philipp iſt Tiſchler. Der künftige Thronerbe, der junge Graf von Paris, erlernt die Buchdruckerkunſt und wird alſo wohl ein Freund der Preſſe ſein. — Seit einiger Zeit ahmen die Fürſten der Literatur dieſe alte Fürſtenſitte nach und treiben neben ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auch noch ein Handwerk. So hat Victor Hugo die Leier mit dem Hobel vertauſcht und tiſchlert jetzt mehr, als er dichtet. Alfred de Vigny hat ſich der edeln Schuhmacherzunft angeſchloſſen und neulich einer ſchönen Schauſpielerin ein Paar Prachtſchuhe überſandt, die er eigenhändig für ſie gearbeitet haben will. Eugen Sue ſoll Diamanten ſchleifen, wie ſein Morel in den „Geheimniſſen von Paris".

(Modenzeitung.)

∴ Der „Courrier français" unterſtützt die Wahl des Herrn Benazet, der ſich als Candidat von Saint-Denis gemeldet hat. Man weiß vielleicht nicht, wer dieſer ehrenwerthe Embryo iſt und welche Anſprüche er auf die Anwartſchaft eines Geſetzgebers hat. Herr Benazet iſt ein ſehr reicher Arzt; an ſeinem Reichthume aber haften das Blut und die Thränen von vielen Familien, denn dieſer Reichthum ſtammt von dem Gelde her, das ſein Vater als ci-devant Pächter der ehemaligen Spielhölle Frascati und ſeit 1838 in Baden gewonnen hat; dieſes genealogiſche Verdienſt abgerechnet, iſt man verlegen, über die ſonſtigen Anſprüche des Herrn Benazet irgendetwas Günſtiges zu ſagen. (D. A. Z.)

∴ Einer unſerer Zahnärzte, der unſerm egyptiſchen Gaſte, Ibrahim Paſcha, vier Zähne eingeſetzt hatte, war ſo unverſchämt, dafür 12,000 Francs zu fordern. Ibrahim ließ ihm aber nur 4000 Francs bezahlen, alſo 1000 Francs für jeden Zahn, was noch immer mehr als honett iſt.

∴ Herr von Lamartine iſt nach Italien gereiſt, um, dort ungeſtörter als hier, ſeine „Geſchichte der Girondiſten" zu vollenden.

∴ Auch Georges Sand hat dem kürzlich verſtorbenen Pierrot Deburean, dem populärſten Komiker der Seineſtadt, in den Spalten des „Conſtitutionnel" ein ſehr ehrenvolles Denkmal geſetzt. Nach dieſer Biographie ſoll er im Jahre 1796 zu Neu-Kollin in Böhmen(?) das Licht der Welt erblickt haben.

∴ Ein hieſiges Journal ſtellt die Berechnung an, daß der vor einiger Zeit verſtorbene Buchhändler J. N. Barba, der während der erſten Revolution Schauſpieler geweſen war, als Verleger aller Repertoirien der meiſten Pariſer Bühnen, während ſeiner langen Laufbahn an ſechs Millionen Trauer- und Luſtſpiele, Dramen und Melodramen, Vaudevilles, Opern und Ballet-Programme über ganz Europa verbreitet hat. (Möge ihm dies Denkmal nicht allzuſchwer werden!)

∴ Jungfer Rachel, nicht die in der Bibel, ſondern die Pariſer Theaterprinzeſſin, hat (wie unſer „Charivari" bereits gemeldet) aus Eiferſucht, weil ihr ein ehemaliger Anbeter untreu geworden iſt, die ſporadiſche Cholera bekommen. (Das fehlte noch, daß man aus Eiferſucht die Cholera bekäme.)

∴ Der Wüſten-Componiſt hat ſich unlängſt mit einer Tochter Albions verlobt, die ihm eine Ausſteuer von jährlich 2000 Pfd. St. Renten einbringt. (God dam!)

∴ Das „Deutſche Pariſer Journal" und die politiſch-religiöſe Monats-Revue „Der deutſche Steuermann" haben zu erſcheinen aufgehört. Man forderte von ihnen, weil ſie ſich mit Politik beſchäftigten, die vorgeſchriebene Caution von 50,000 Francs und da dieſe nicht aufgebracht werden konnte, ſo mußten beide Blätter eingehen. (Und darum Preßfreiheit???)

∴ Von Timon-Cormenin iſt ein neues Pamphlet erſchienen unter dem Titel „Ordre du jour sur la corruption electorale et parlamentaire" eine feuerſpeiende Batterie, von der Alles, was der Corruption huldigt, in Grund und Boden geſchoſſen wird. Bei den bevorſtehenden Wahlen wird dies Pamphlet nicht ohne Wirkung bleiben.

∴ Emil Souveſtre hat, mit Benutzung des Göthe'ſchen Romans, ein dreiaktiges Drama, „Werther und Charlotte", geſchrieben, das im Vaudeville-Theater in Scene geht.

∴ Unter dem Namen „La Redova, valse bohémienne" droht hier der uralte böhmiſche Rejdowak der Polka den erſten Rang in den Soirées dansantes der vornehmſten Geſellſchaften abzulaufen.

∴ Paris hat gegenwärtig 558 Fiacres, die täglich im Durchſchnitt 15 Francs, 506 einſpännige Coupés und 42 zweiſpännige, welche 12 Francs, 733 Cabriolets und 197 andere derartige Fuhrwerke, die täglich gleichfalls 12 Francs einnehmen; außerdem 340 Omnibus, welche 60 Francs und 1068 ſogenannte Remiſes, die 15 Francs einnehmen, was täglich auf die ganze Zahl der öffentlichen Fuhrwerke, welche ſich auf 3453 beläuft, in Summa eine Einnahme von 62,510 Francs und jährlich ein Capital von 22 Millionen 818,340 Francs ausmacht.

∴ Das Budget der Stadt Paris, die jetzt eine Million Einwohner hat, beträgt 46½ Millionen Francs (12 Millionen 400,000 Thaler).

∴ In den franzöſiſchen Colonien haben im vorigen Jahre 1505, ſeit 1820 aber 45,247 Negerſklaven ihre Freiheit wieder erhalten.

Peſth. Herr Carl Hugo (Dr. Bernſtein), Verfaſſer des in ungriſcher Sprache gedichteten Dramas „Magyar Király" (ein ungariſcher König), hat von dem Verleger Guſtav Heckenaſt für den Druck dieſes Werkes tauſend Gulden C. M. Honorar erhalten, ein außerhalb England und Frankreich ziemlich ungewöhnliches Honorar!

Prag. Von G. Mazaurek, Kapellmeiſter in Turin, wird hier, in ſeiner Vaterſtadt, eine Oper einſtudirt, „Ziska's Eiche".

Rom. Ein franzöſiſcher Staatsmann, der mit einer diplomatiſchen Miſſion beauftragt war, erzählt, daß Gregor XVI., der verſtorbene Papſt, in der erſten Audienz ihn gefragt habe: »Come sta il signor Paolo di Kock?« (Wie befindet ſich Herr Paul de Kock?) Die Romane Paul de Kocks ſollen die einzigen geweſen ſein, die während des Pontifikats Gregors XVI. Eingang in den Vatican gefunden hatten. (Bekanntlich las auch der türkiſche Sultan Abdul Medſchid weiter nichts als die Romane Paul de Kocks!)

∴ Im Keller des verſtorbenen Papſtes haben ſich 11,000 Flaſchen des köſtlichſten Weines vorgefunden, die von den Erben deſſelben jetzt an die Meiſtbietenden verſteigert werden ſollen. Der ehemalige Barbier des heiligen Vaters, Gaetano Moreni, der ſich ſeit fünfzehn Jahren zum Millionär emporgeſeift hat, iſt von Pius IX. in ſeiner alten Stellung als Adjutante della Camera beibehalten worden.

∴ Der Jeſuitengeneral Pater Rothaan hat vor Kurzem Rom verlaſſen und ſich nach Turin begeben. Man ſagt, der neue Papſt ſtehe mit ihm nicht im beſten Vernehmen und wolle der Jeſuitenwirthſchaft bald ein Ende machen. (Wenn's wahr iſt!!!)

∴ Man wundert ſich, wie in Italien ein Buch, wie das unlängſt in Mailand erſchienene „Esame critico degli atti e documenti relativi alla favola della papessa Giovanna", von A. Bianchi-Giovini, die Cenſur paſſiren konnte. Es iſt unter der Form einer Unterſuchung über die Päpſtin Johanna ein ſehr muthvoller Angriff auf das ganze Papſtthum.

Straßburg. Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Journal, „les Bords du Rhin", zur Vermittelung zwiſchen franzöſiſchem und deutſchem Leben auf beiden Rheinufern. In der erſten Nummer geſchieht dieſe Vermittelung durch — lauter Nachdruck aus deutſchen Blättern. (Saubere Vermittelung!)

Stuttgart. Nikolaus Lenau, der ſich ſeit Kurzem auf dem Wege entſchiedener Beſſerung befindet, wird wahrſcheinlich ſchon im Laufe des nächſten Herbſtes aus der Irren-Anſtalt zu Winnenden entlaſſen werden.

Weſel. Einige Meilen von hier, in der Nähe von Unna, wohnt die Tochter des hingerichteten Bürgermeiſters Tſchech, bei einem Landgeiſtlichen, und bezieht aus der Schatulle des Königs eine lebenslängliche Penſion von 300 Thalern. Fräulein Louiſe Tſchech ſoll jetzt im Begriff ſtehen, ſich mit einem Mitgliede der franzöſiſchen Deputirtenkammer zu verheirathen und nach Frankreich zu gehen.

Wien. Man bemerkt, daß jetzt mehr als ſonſt Souveraine ſich in den öſterreichiſchen Staaten anzukaufen ſuchen. Auch der König der Niederlande beabſichtigt, die Herrſchaft Szakathurn im ſüdweſtlichen Ungarn, einſt dem verſtorbenen Grafen Feſtetits gehörig, anzukaufen, und hat dafür vier Millionen beſtimmt. Durch dieſen Verkauf würden die großen Paſſiva jener Familie um zwei Drittheile vermindert werden.

∴ Der in der Muſikwelt ehrenvoll bekannte Schriftſteller Aloys Fuchs beſitzt eine Sammlung von mehr als 1000 Portraits der berühmteſten Tondichter, Virtuoſen, Sänger u. ſ. w. Herr Fuchs würde ſich um die Geſchichte der Tonkunſt ein großes Verdienſt erwerben, wenn er ſich bereit finden ließe, ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Portrait-Sammlung, mit Angabe des Zeichners und Stechers, im Druck herauszugeben.

∴ Der ausgezeichnete Portraitmaler Kriehuber hat einen ſehr ehrenvollen Ruf nach London erhalten, um die Königin, den Prinzen Albert und mehrere Notabilitäten des Windſor-Hofes zu kriehubern.

∴ Franz Stelzhammer läßt unter dem Titel „Volksluſt", eine Auswahl ſeiner ältern und neuern Lieder in oberöſterreichiſcher Mundart, illuſtrirt von A. von Perger, erſcheinen.

∴ Herr von Pannaſch hat ein neues hiſtoriſches Luſtſpiel, „Auguſt III.", geſchrieben.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In Palma, der Hauptſtadt der baleariſchen Inſel Majorca, ſteht hinter der Pfarrkirche von San Jame ein früher prachtvolles Haus, das ſeit undenklichen Zeiten Caſa Bonaparte heißt. Es iſt das Stammhaus dieſer berühmten Familie. Im Jahre 1418 wurde Doctor Hugo Bonaparte von der Inſel Majorka durch Martin I., König von Aragonien, als Regente (Präſident und Chef des Gerichtsweſens) nach der Inſel Korſika verſetzt; der Regente ſiedelte mit ſeiner Frau, Juana de Gaucis, und ſeinen Kindern dahin über. Die drei Söhne dieſes Hugo, welche Stephan, Ferdinand und Andreas hießen, waren gleichfalls angeſehene Leute. Jener Hugo Bonaparte iſt alſo der Stammvater der corſiſchen Linie; die majorker Linie ſtarb bald aus.

— Ein Ahnherr des Großherzogs von Weimar erließ 1736 folgende Verordnung: »Das vielfache Raiſonniren der Unterthanen wird hiermit bei halbjähriger Zuchthausſtrafe verboten und haben die Beamten ſolches anzuzeigen. Maßen das Regiment von Uns und nicht von den Bauern abhängt und Wir keine Raiſonneurs zu Unterthanen haben wollen.« (Kurz, aber bündig!)

— Laut uralter Sage ſoll Pontius Pilatus, nachdem er vom Kaiſer Tiberius nach Gallien verbannt worden war, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſich von der Spitze des 7116

Fuß hohen Pilatusberges bei Luzern in den oben befindlichen See hinabgeſtürzt haben. Dieſem Ereigniſſe ſchreibt das Volk von Luzern alle Unwetter zu, die vom Pilatusberge ausgehen.

— Marſchall Hoquincourt fand eine eigene Liebhaberei an Hammelſchwänzen, weil er der Meinung war, daß der Genuß derſelben Heiterkeit erzeuge; aus dieſem Grunde pflegte er ſtets einen großen Vorrath ſeines Lieblingsgerichts mit ſich zur Armee zu nehmen, um ſeine Offiziere dadurch aufzumuntern.

— Wer ſollte es glauben, daß über die Entſtehung und den Gebrauch der Kaſtagnetten in Spanien ein Buch exiſtirt, von dem im Jahre 1792 zu Valencia bereits die fünfte Auflage erſchienen war. Dieſe äußerſt ſeltene Monographie, die ſich in der Bibliothek des rühmlich bekannten Organiſten C. F. Becker in Leipzig befindet, führt den Titel „Crotalogia, o ciencia de las castanuelas por el Licenciado Francis Agustin Florencio“ und iſt 100 Seiten ſtark.

— Im Jahre 1717 ließ Gottfried Tauber, ein Leipziger Tanzmeiſter, im Verlage der Friedrich Lanckiſchen Erben, unter dem Titel „der Rechtſchaffene Tanzmeiſter oder gründliche Erklärung der Franzöſiſchen Tanzkunſt, beſtehend in drei Büchern“ einen voluminöſen Quartband von 1176 Seiten im Druck erſcheinen. (Wir möchten die Miene eines Leipziger Buchhändlers ſehen, dem jetzt ein Werk dieſer Art und dieſes Inhalts zum Verlag angeboten würde!)

— Der letzte Biograph des Teufels, J. G. Mayer, ſtarb 1807 zu Luſtnau im Würtembergiſchen. Sein Werk erſchien unter dem Titel „Historia diaboli s. commentatio de diaboli malorumque spirituum existentia, statibus, judiciis et potestate“. Tübingen 1780. 8.

— Apelles, der ein Mutterpferd gemalt, betrog damit die Hengſte, Zeuxis malte eine Weintraube und betrog damit die Vögel, Paraſius malte einen Vorhang und betrog damit die Menſchen. Der große Raphael malte einen Kranken, in dem ſein Arzt das viertägige Wechſelfieber (febris quartana) erkannte.

— Die Polka, die Mancher für einen neuen Tanz hält, iſt ſchon ſehr alt, da in einem 1588 zu Nürnberg gedruckten Buche dieſer Tanz bereits beſchrieben und bildlich dargeſtellt iſt.

— Nach dem Volksglauben in der Normandie ſind die Irrlichter die raſtlos umherwandernden Seelen jener Frauen, die in ihrem Leben in geweihte Prieſter verliebt geweſen ſind.

Treffer und Nieten.

• Dem Erbauer von Karlsruhe, dem Markgrafen Karl, welcher bekanntlich ſehr ſparſam war, mußten tagtäglich die Rechnungen ſeiner Hofhaltung vorgelegt werden. Eines Morgens fand er in einer derſelben »drei Faſanen geſtorben«. Der Markgraf bemerkte am Rande: »Wie viel Flaſchen Hofwein haben die Leichname zu Grabe begleitet?«

• Der franzöſiſche Dichter Salluſte du Bartas nannte den Donner „den Tambour Gottes“, die Winde „Poſtillons der Windsbraut“, die Sonne „die Fürſtin der Lichter“, den Mond „die Fürſtin der Laternen“ und die Sündfluth „die große Wäſche des menſchlichen Geſchlechts“.

• Die politiſchen Renegaten werden in England „rats“ (Ratten), in Frankreich „girouettes“ (Windsfahnen) und in Deutſchland „Rockumwender“ genannt (Drei ſchöne Mäntel für eine häßliche Sache.)

• In einer vor Kurzem erſchienenen Geographie heißt es: »Roſſitz in Mähren, wo es bekanntlich große Steinkohlenwerke giebt. Die Hauptnahrung der Roſſitzer ſind Steinkohlen (!!! Die guten Roſſitzer müſſen einen eiſernen Magen haben, um die Steinkohlen verdauen zu können!)

• Jemand ſagte zu einem Kellner: »Guter Mann, Sie müſſen heirathen.« — »Warum?« fragte der Kellner. »Weil Sie als Garçon gar nichts taugen.«

• Das ſchöne Geſchlecht hat zwei Hauptwaffen: die Schönheit und die Zunge. Je mehr die Erſtere an Glanz verliert, deſto mehr pflegt die Zweite an Spitze und Schärfe zu gewinnen.

• In Laſſari iſt der Ober-Regiſſeur des Theaters wegen Thierquälerei beſtraft worden, weil er ſeinem Direktor mehrere Flöhe ins Ohr geſetzt. (Damenzeitung.)

Bei **Johann Friedrich Hartknoch** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Traditionen
zur
Charakteriſtik Oeſterreichs,
ſeines
Staats- und Volkslebens
unter
Franz dem Erſten.
8. geheftet 2 Bände. Preis: 3 Thlr.

Zehn Jahre in Ungarn.
Erlebniſſe und Beobachtungen
eines
Weltbürgers.
Vom Verfaſſer der Traditionen.
8. geheftet 2 Bände. Preis: 3 Thaler.

Illuſtrirte
Weltgeſchichte.
Ein
Buch für's Volk
von
Held und Corvin.
Erſter Band: „Alterthum“
mit mehr denn zweihundert Illuſtrationen, 5 Tabellen
und 6 Charten.
Preis 3 Thlr. 10 Ngr.
Der zweite Band: „Mittelalter“ erſcheint vollſtändig bis zum Herbſt dieſes Jahres.
Einzelne Lieferungen ſind durch jede Buchhandlung à 5 Ngr. zu beziehen.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 202. Leipzig, 13. Auguſt 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Ein Reiſe-Abenteuer.

Von E. Guide.

Hugo V. an Emile F.

Neapel, am 20. September 1845.

Meine italieniſche Reiſe naht ihrem Ende. Morgen verlaſſe ich Neapel und in einem Monat bin ich wieder bei Dir in Paris. Ich bringe Dir von meinem Ausfluge einige Alterthümer, ein paar pompejaniſche Ueberreſte, einen intereſſanten Plan zu einem Luſtſpiele und einen ganz allerliebſten Stoff zu einem neuen Romane mit. Vergiß nicht, theurer Notar, daß Du mir verſprochen haſt, Mitarbeiter meines literariſchen Ruhmes zu werden; wenn Dir alſo etwas Pikantes einfällt, ſo ſpare es ſo lange auf, bis ich zurückkehre. Dann verarbeiten wir unſern Stoff gemeinſchaftlich.

Addio, caro amico. Du ſiehſt, guter Emile, daß ich das Italieniſche ſchon ſo geläufig ſpreche, wie ein ... Schweizer. Behalte lieb Deinen Freund

Hugo.

* * *

Emile an Hugo.

Paris, am 4. October 1845.

Auch ich habe eine Reiſe gemacht und was für eine Reiſe, ausgezeichneter Poet! Erſt geſtern bin ich aus Rouen zurückgekehrt.

Apropos! Ich habe vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich mich während Deiner Abweſenheit verheirathet habe. In meiner Stellung als Notar war dies durchaus nothwendig. Meine Frau iſt reizend ... eine Mitgift von zweimalhunderttauſend Francs ... ſie war Wittwe ... Alles baar ... man ſagt ſogar, daß ſie Geiſt habe ... welche Hoffnungen für die Zukunft ... ſie liebt mich ... ſie betet mich an und hat, wie geſagt, ein Vermögen von zweimalhunderttauſend Francs. In dieſem Augenblick iſt ſie in Marſeille und wird erſt in vier Wochen nach Paris zurückkehren. Wir führen ein köſtliches Leben! Drei Monate ſind wir bereits verheirathet ... während dieſer Zeit war ſie vierzehn Tage bei ihrer Großmutter in Metz, fünf Wochen in den

Bädern von Luz und Barèges und ſeit acht Tagen iſt ſie bei ihrer Tante in Marſeille. Wir haben uns bis jetzt noch nicht ein einzig Mal veruneinigt, denn ſie hat zweimalhunderttauſend Francs und ich ... ich bete ſie an. Du wirſt ſie kennen lernen und mir ſagen, daß ſie ein Engel iſt. Bleibe gut Deinem Bruder in Apoll.

Emile.

* * *

Hugo an Emile.

G., am 24. October 1845.

Ich befinde mich zehn Meilen von Paris, zurückgehalten durch ein höchſt ſeltſames Abenteuer. Vor acht Tagen in Marſeille angelangt, beſtieg ich das Coupé der Diligence, um ungeſäumt nach Paris zurückzueilen. Mir zur Seite befand ſich das reizendſte Geſchöpf, die eleganteſte Erſcheinung, die Herr von Balzac jemals in einem ſeiner Romane geſchildert hat. Zum Unglück war, außer dieſer Hebe, auch eine alte, etwas harthörige und dabei außerordentlich geſprächige Rentière unſere beiderſeitige Reiſegefährtin. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß ich kein allzugroßer Freund von einem Tête-à-tête zu Dreien bin. Am andern Tage hielten wir gegen Mittag in ***. Die Poſt hält dort zwei Stunden. Die Damen ſtiegen ab und da man auf der Reiſe ſehr ſchnell Bekanntſchaft macht, bot ich mich den beiden Reiſenden zum Cicerone an. Im Geſpräche erfuhr ich von meiner jungen Reiſegefährtin, daß uns die ältere Dame auf der nächſten Station verlaſſen werde. Vier Stunden ſpäter hatte ich die Freude, die höchſt reſpektable Wittwe ausſteigen zu ſehen.

Wir waren nun allein im Coupé!

Schon in vergangener Nacht, während die alte Dame ſich dem Genuſſe des Schlafes hingegeben und uns etwas vorgeſchnarcht hatte, war ich ſo frei geweſen, meiner jungen Nachbarin einige Artigkeiten zu ſagen. Sie hatte gelacht, ohne mir gerade darauf zu antworten; doch ſchien ſie darüber durchaus nicht böſe zu ſein.

Jetzt waren wir, wie geſagt, allein und ich fühlte mich freier. Ich ſagte ihr, daß ich eben aus Italien zurückkehre und ich mußte ihr meine Abenteuer erzählen.

Reiſender, Jäger und Poet in Einer Perſon, durfte ich mir wohl erlauben, ihr etwas vorzulügen, um ſie beſtmöglichſt zu unterhalten. Als es zu dunkeln begann, hatte ich ihr bereits einen ganzen Roman erzählt; doch fehlte mir noch das letzte Kapitel ... die Kataſtrophe ... die Entwickelung.

Wo ſie finden?

Ich ſchilderte mich als den glühendſten Anbeter, als den beklagenswertheſten aller Männer und hatte das Glück: ſehr bald wahrzunehmen, daß mein Roman einigen Eindruck auf ſie mache. Friſch gewagt ließ ich nun ein paar Worte fallen, daß nur ein Weib auf Erden noch im Stande ſei, Jene vergeſſen zu machen, die mich in Italien ſo namenlos unglücklich gemacht, und daß dieſes eine Weib, dieſer Engel, dieſe Fee keine Andere ſei, als Die, welche jetzt an meiner Seite ſitzt. Man erröthet ... ich werde dringender ... man geſteht mir, daß man Cäcilie heiße, Wittwe ſei und nach Paris reiſe.

Auch ſie faßte Vertrauen ... auch ſie erzählte mir einen halben Roman. Alſo wieder ein Grund mehr, eine Entwickelung herbeizuführen.

Gegen Mitternacht waren wir in M***. Hier mußten wir wieder ein paar Stunden halten, weil der Zufall ſo artig geweſen war, ein Rad an unſerm Wagen zu zerbrechen ... es mußte ein neues herbeigeſchafft werden. Ich bot meiner ſchönen Reiſegefährtin den Arm, um ein Hôtel aufzuſuchen. Wir kehrten im großen Hirſch ein, wo uns ein beſcheidenes Abendbrod ſervirt wurde.

Ich bin Poet und als ſolcher leicht entzündbar. Du, Du biſt Notar und mithin weit phlegmatiſcher. Ueberdies biſt Du ſeit Kurzem verheirathet und der Artikel 211 des „Code pénal" iſt von der Art, daß er Dir Enthuſiasmus und Leidenſchaft nur für Deine legitime Frau erlaubt ... für Fremde dürfen nur Die ſchwärmen, welche das Glück haben, noch unverheirathet zu ſein.

Ich kehre vom Strafgeſetzbuch zu meiner ſchönen Reiſegefährtin zurück, um Dir zu ſagen, daß ſie mir von Minute zu Minute reizender erſchien. Die Frauen ſind ſo liebenswürdig, wenn ſie's ſein wollen; in ihrer Unterhaltung liegt ein ſo magiſcher Reiz, ein ſo ſüßer Zauber, daß Unſereiner, der nicht Notar und noch obenein Garçon iſt, ſich gar bald davon hinreißen läßt. Doch nur zitternd wage ich dem Papiere ein Geheimniß anzuvertrauen, das noch in dieſem Augenblick mein Herz mit ſüßer Erinnerung erfüllt und alle meine Pulſe höher ſchlagen macht; ich bin kein Geck und liebe es nicht, mich mit meinen Siegen zu brüſten, darum laß mich Alles verſchweigen und denke Dir die Entwickelung lieber ſelbſt hinzu, ganz nach Deinem Geſchmack. Leider entſinne ich mich nur zu ſpät, daß Du eines Tages, als ich Dir ein ähnliches Abenteuer erzählt hatte, mir zur Warnung für die Zukunft den Paragraphen 338 des „Code pénal" vorgeleſen hatteſt, einen Artikel, der ein gewiſſes Vergehen mit einer Gefängnißſtrafe von zwei Monaten bis zu drei Jahren beſtraft. Du hoffteſt damals, mich dadurch einzuſchüchtern! Du ſiehſt, lieber Emile, daß dieſe Drohung nichts gefruchtet hat.

Aber um keinen Preis der Welt wollte meine ſchöne Unbekannte mir ihre Wohnung, ihren Familiennamen, ihren Rang nennen. Sie nahm mir das Verſprechen ab, zwei Tage ſpäter abzureiſen, um ſicher zu ſein, daß ich ihr nicht folgen und ihr Incognito durchſchauen kann. Welche Vorſicht! Cäcilie muß eine Frau von Welt ſein, denn für eine Griſette iſt ſie viel zu ſchlau. Ich halte mein Verſprechen und bleibe heute hier ... Erſt übermorgen ſchlage ich den Weg nach Paris ein. Werde ich dort wohl jemals ſo glücklich ſein, meine ſchöne Unbekannte wieder zu ſehen?! Ich wünſche es von ganzem Herzen!

Nächſten Montag ſoupire ich mit Dir. Du wirſt dann die Güte haben, mich Deiner Frau Gemahlin vorzuſtellen, Falls dieſelbe bis dahin ſchon zurückgekehrt ſein ſollte.

* * *

Montag Abends war beim Notar Emile F. große Geſellſchaft. Die Straße, in welcher er wohnt, dröhnte unter dem Rollen der Wagen, unter dem Hufſchlag der Pferde. Der Saal flimmerte vom Glanze der Lichter und vom Luxus der Toiletten. Die Dame des Hauſes erfüllte die Pflichten des Empfangs mit unbeſchreiblicher Anmuth. Noch gegen zehn Uhr erwartete man einen Gaſt ... die Ungeduld war groß und allgemein.

Erſt gegen elf Uhr kündigte einer der Diener die Ankunft des längſt erwarteten Freundes an. Der Notar lief dem jungen Manne entgegen und ſchloß ihn voll Herzlichkeit in ſeine Arme.

— Endlich biſt Du da! Erlaube, daß ich Dich ſogleich meiner Frau vorſtelle.

— Ich brenne vor Neugier, ſie kennen zu lernen.

— Theuere Mathilde, ſagte Emile, dies iſt jener Hugo, von dem ich Dir bereits erzählt habe, daß er der beſte meiner Freunde iſt. Ich wünſche, daß er auch der Deinige werde.

Madame F. erblaßte und ſtammelte einige Worte.

— Himmel, ſagte ſich Hugo, ſeine Mathilde iſt meine Cäcilie! — Der arme Emil, dachte er, ſich tief verneigend, wohl hatte er Recht, mir den Artikel 338 des „Code pénal“ einzuſchärfen, aber leider iſt es jetzt zu ſpät.

In demſelben Augenblick riß ein Lakei beide Flügelthüren des Saales auf und rief mit Stentorſtimme:

— Das Eſſen iſt aufgetragen!

— Allons! rief der überglückliche Notar.

Hugo reichte der Dame des Hauſes ſeinen Arm und führte ſie zur Tafel.

Eine geweihte Partitur.

Es war vor einigen Tagen, als Roſſini's Nachbaren in der guten Stadt Bologna urplötzlich durch ein ſeltſames, unerklärliches, räthſelhaftes Geräuſch geweckt wurden. Sie hatten die Klänge eines Pianos aus dem Zimmer des berühmten Tondichters vernommen.

— Zweifelsohne, ſagten ſich die Nachbarn, ſind wir Spielbälle eines neckenden Traumes, die Betrogenen eines Irrthums der Akuſtik. Roſſini hat ſeine Kaſſerollen umgerührt und wir haben dies für ein Piano gehalten. Leicht verzeihlich, denn unter den Fingern eines großen Muſikers wird Alles Piano.

Gegen Mittag aber fing das Geräuſch von Neuem an; um vier Uhr Nachmittags wiederholte es ſich und gegen Mitternacht vernahm man abermals ganz daſſelbe Geräuſch.

Jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß das, was man gehört hatte, Klaviermuſik und nicht blinder Kaſſerollen-Ton geweſen ſei.

Am andern Morgen erfuhr ganz Bologna, daß Roſſini eine neue Oper componire.

Der Podeſta meldete mittelſt einer Proklamation den Bewohnern der getreuen Stadt, daß Roſſini Abends zuvor einen eigenhändigen Brief des neuerwählten Papſtes erhalten und daß allem Anſcheine nach dieſer Brief ihn aufgefordert habe, der ſehnſüchtig harrenden Welt eine neue Oper zu ſchenken. Ganz Bologna ſtieß Einen Freudenſchrei aus. Das freudetrunkene Volk wälzte ſich durch die Straßen mit dem enthuſiaſtiſchen Rufe:

— Wir haben einen Papſt, der blaue Wunder bewirken kann: der Helios von Italien, der Schwan von Peſaro, der Dio della Muſica, der zehn lange Jahre auf der mit Lorbeer gefütterten Bärenhaut gegähnt, hat ſich entſchloſſen, eine neue Oper zu ſchreiben.

Dieſe Nachricht gelangte in Einem Tage nach Paris und erregte dort noch weit größeres Aufſehen. Einige Verehrer Roſſini's, die dieſe Kunde urplötzlich und bei nüchternem Magen erfuhren, ſtarben vor Freude; einige Andere wurden vor lauter Ueberraſchung vom Schlagfluß gerührt.

Wenn Herr von Stendhal, der Biograph des großen Roſſini, nicht unlängſt geſtorben wäre, ſo hätte er vor Jubel ſein Schlafkabinet polſtern laſſen und in ſeinem Bette ein paar Purzelbäume geſchoſſen.

Eine vornehme Dame, berühmt durch ihre Leidenſchaft für die Muſik des großen Maëſtro, wurde, als man ihr dieſe Kunde überbrachte, vor der Zeit von einem Kinde mit marmornen Sprungriemen, wie Roſſini's Statue im Periſtyle der großen Oper, entbunden.

Reiſende, welche aus England zurückgekehrt ſind, haben uns verſichert, daß die Malibran vom Tode auferſtanden iſt, weil man die Unklugheit begangen hat, auf das Grab dieſer Künſtlerin ein Blatt der Bologner Zeitung fallen zu laſſen. Sie iſt zu neuem Leben erwacht, um der ci-devant Mademoiſelle Sontag die Hauptrolle in Roſſini's neuer Oper ſtreitig zu machen. Aus dieſem und keinem andern Grunde ſoll die Gräfin Roſſi neuerdings zur Bühne zurückgekehrt ſein.

Roſſini ſelbſt wird noch im Laufe dieſes Monats in Paris erwartet. Er kommt mit der Orleaner Eiſenbahn. Zehntauſend Dilettanti haben den Beſchluß gefaßt, die Locomotive loszuſpannen und den ganzen Wagenzug nach Paris zu ziehen.

Die Regierung hat dem großen Joachim ein Palais zur Verfügung geſtellt und ihn zum Ehren-Präſidenten der Pariſer Fiſchhalle ernannt. Sein Koch, der zugleich ſein Sekretär und Kutſcher iſt, hat das große Band der Ehrenlegion erhalten, damit der Bologneſiſche Vatel auch in Paris dem Vater des „Barbiers von Sevilla“ treu bleibe und ihn täglich mit friſchen Macaronis verſorge.

Außerdem hat man noch einen Triumphbogen vorgeſchlagen; Roſſini aber ſoll erklärt haben, er würde es vorziehen, ſich durch eine Reiterſtatue verherrlicht zu ſehen.

In einigen Tagen erwartet man die von Pius IX. geweihte Partitur. Dann ſollen ſofort die Proben beginnen. Halleluja!

K. Raphael.

Was iſt unangenehm?

1. Wenn man mit Leibſchmerzen bei kaltem Wetter auf einer Zwiſchenſtation mit vielem Gepäck einen um mehrere Stunden verſpäteten Eiſenbahntrain erwartet.

2. Wenn man ohne Geld in einer Stadt ankommt, in welcher man nur einen Freund hat, auf deſſen Aushilfe man rechnet, und der, wie man nun erfährt, gerade Tags zuvor nach New-York ausgewandert iſt.

3. Wenn man einer Dame einen Beſuch abſtattet und Einem, während der Diener ihn anmeldet, ein Steg an den Beinkleidern platzt.

4. Wenn man ſechzig Jahre zählt und plötzlich verliebt wird.

5. Wenn man erfährt, daß in dem Hauſe, das man ſoeben mit zahlreicher Familie bezogen hat, in der verfloſſenen Nacht mehrere Perſonen am Typhus abdominalis geſtorben ſind.

6. Wenn man ſich zu einer entſcheidenden Gelegenheit ein wenig Muth trinken will und plötzlich entdeckt, daß man ſchon einen vollſtändigen Rauſch hat.

7. **Wenn man für ein flüchtiges** galantes Abenteuer mit der ganzen Hingebung des liebenden Weibes belohnt wird.

8. Wenn man ein Wiener iſt und in Berlin aus Höflichkeit einen Teller Kalteſchale hinunterwürgen muß.

9. Wenn man ein franzöſiſches Stück überſetzt hat und hinterher erfährt, daß bereits fünf andere Ueberſetzungen deſſelben Stücks, von Th. Hell, C. Töpfer, W. Friedrich, B. A. Herrmann und X. Y. Z. an die Bühnen verſandt worden ſind.

10. Wenn man eine Hundertgulden-Banknote wechſeln möchte und keine … beſitzt.

11. Wenn man ſpazieren reiten und vor dem Hauſe der Geliebten caracolliren möchte, der Miethsgaul aber gerade im entſcheidenden Augenblick die Caprice hat, nach ſeinem Stalle zurückzukehren.

12. Wenn man als Sängerin die Julie in Bellini's „Montecchi und Capuletti“ darſtellen und, im Sarge liegend, nieſen muß.

13. Wenn man das Rückwärtsſitzen im Wagen nicht vertragen kann und dort fünf bis ſechs Stunden lang eine etwas taube und noch dazu alte und häßliche Dame unterhalten ſoll.

14. Wenn man in London nur einen Tag verweilen kann und dieſer zufällig ein Sonntag iſt.

15. Wenn man, zierlich nach dem Fenſter der Geliebten grüßend, ausgleitet und ſich plötzlich in ſitzender Stellung (mit weißen Hoſen auf dem naſſen Straßenpflaſter) befindet.

(Wiener Zeitſchrift.)

Unterſchied zwiſchen Luſt- und Trauerſpiel.

Ein geiſtreicher Mann, der nur allzuſehr die Paradoxen liebt, hat neulich, in einer literariſchen Geſellſchaft, die Behauptung aufgeſtellt, daß Luſt- und Trauerſpiel ſich in demſelben Gedankenkreiſe bewegen und ſich nur durch Ja und Nein unterſcheiden.

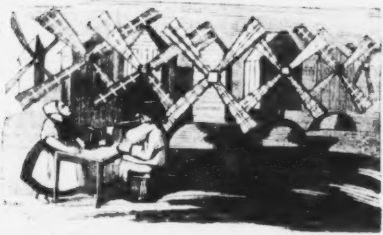
Er führte den Inhalt der beiden Gattungen auf folgende einfache Fragen zurück

	Luſtſpiel.		Trauerſpiel.
1. Akt.	Wird ſich's machen?	1. Akt.	Wird ſich's machen?
2. Akt.	Nein.	2. Akt.	Ja.
3. Akt.	Ja.	3. Akt.	Nein.
4. Akt.	Nein.	4. Akt.	Ja.
5. Akt.	Ja.	5. Akt.	Nein.

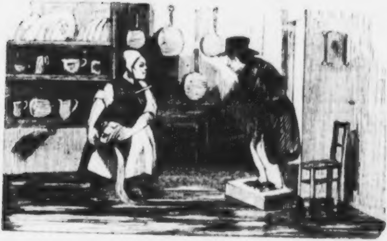
Ja und Nein und Nein und Ja ſind alſo die einzigen Axen, um die ſich die verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Literatur drehen.

Alter Spruch.

Wenn Italien Guitarre ſpielt; Spanien Caſtagnetten ſchlägt;
Frankreich ſeine Lauten rührt; Irland dazu Harfen trägt;
Deutſchland die Trompete bläſt; England Violinen ſtreicht;
Schweizer pfeift und Holland läßt Trommeln hören — nichts ihm gleicht.



Anſicht von Harlem in der Perſpektive.



Holländiſche Reinlichkeit.

Zapfenſtreich.

Altenburg. Pierers großartiges „Univerſallexikon“ wird bis zur nächſten Michaelismeſſe mit ſeinen 600,000 Artikeln in 34 Bänden vollendet ſein. Zu der frühern Ausgabe erſcheinen Supplemente, die jetzt bis zum Buchſtaben S vorgeſchritten ſind.

Altona. In dem Verfolg der Mittheilung des Hofraths Dr. Mädler in Schumachers „aſtronomiſchen Nachrichten“ bezeichnet er die Plejadengruppe als die Centralgruppe des geſammten Fixſternſyſtems bis in ſeine äußerſten durch die Milchſtraße bezeichneten Grenzen und Alcyone als denjenigen einzelnen Stern dieſer Gruppe, der unter allen übrigen die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, die wahre Centralſonne zu ſein. Die Parallaxe der Alcyone berechnet er auf 0''00607, oder ihre Entfernung von uns auf 34 Millionen Sonnenweiten, zu deren Durchmeſſung der Lichtſtrahl 537 Jahre gebraucht*). Die Umlaufszeit der Sonne um die Alcyone beträgt danach 18 Millionen 200,000 Jahre. Der aufſteigende Knoten der Sonnenbahn iſt auf der Ekliptik von 1840: 236° 58' der Länge und die Sonne wird im Jahre 154,500 unſerer Zeitrechnung durch dieſen Punkt gehen. Die Neigung der Sonnenbahn gegen die Ekliptik iſt 84° 0'. Alles natürlich als erſte rohe Annäherung.

Barcelona. Beim letzten Frohnleichnamszug ſind hier nicht weniger als 5518 Fackeln und Wachskerzen verbrannt worden. Die ſollten doch endlich ein helleres Licht auf die ſpaniſchen Zuſtände werfen.

Berlin. In Bezug auf die alsbald einzuführende Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens werden bei den hieſigen Gerichten alle Vorbereitungen getroffen, um ſie gleich nach Empfang der Ordre eintreten zu laſſen. Wegen der Oeffentlichkeit hat man ſich einſtweilen dahin entſchieden, daß zunächſt allen Juſtizbeamten des ganzen Staats der Zutritt freiſtehen ſoll, ſodann Jedem, der ein wiſſenſchaftliches Intereſſe an den Verhandlungen nimmt. Ein vorzügliches Verdienſt für die Förderung dieſer wichtigen Angelegenheit hat ſich, nächſt dem Juſtizminiſter Uhden, der Geheime Ober-Juſtizrath Bornemann erworben.

∴ Der Geheime Juſtizrath Wenzel ſoll bei der Einführung des mündlichen Prozeſſes die Stelle eines General-Prokurators erhalten.

∴ Der ſelige General-Poſtmeiſter von Nagler ſoll ein Vermögen von mehreren Millionen hinterlaſſen haben. Die königlich preußiſche Geheime Göttin Fortuna muß demnach in einem ganz beſondern zärtlichen Verhältniß zu dem Reformator des Poſtweſens geſtanden haben, weil es ſonſt ſelten vorkommt, daß ein preußiſcher Beamter ein ſo großes Vermögen hinterläßt. (Oſterländiſche Blätter.)

∴ Graf Weſtmoreland, der britiſche Geſandte am hieſigen Hofe, auch als tüchtiger Componiſt bekannt, iſt unter die Großkreuze des Bathordens aufgenommen worden.

∴ Herr Guizot ſoll entſchloſſen ſein, nach ſeinem Rücktritt aus dem Miniſterium ſich nach Berlin zurückzuziehen, um hier ein neues „Journal des Débats“ zu gründen. Auch hegen viele Berliner die nicht übermüthige Hoffnung, daß ſich Sir Robert Peel hier als königlich preußiſcher Juſtiz-Commiſſarius niederlaſſen werde.

∴ Ludwig Tieck bezieht vom preußiſchen Hofe ein jährliches Gehalt von 4000 Thalern. (Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!)

∴ Der König hat dem bei der Hofmuſik angeſtellten Muſiklehrer Theodor Kullack das Prädikat „Hof-Pianiſt“ beigelegt.

∴ Madame Aſton hält ſich gegenwärtig in Köpenick bei Berlin auf. Ihre „wilden Roſen“ ſind von den Dornen der Berliner Cenſur geknickt oder vielmehr trotz des Imprimatur von der Polizei mit Beſchlag belegt. Ein komiſcher Roman, „der ſchwarze Prinz“, ein ernſter dito, „drei Tage aus dem Leben einer Frau“ und eine Brochüre über ihre Ausweiſung aus Berlin ſollen nächſtens ans Licht treten.

∴ Michaelſons „literariſcher Salon“ theilt ein Bruchſtück aus einem hiſtoriſchen Intriguen-Luſtſpiel mit, betitelt: „Das Pfand der blauen Schleife“. Das Bruchſtück hat ſo gefallen, daß man geſpannt iſt, das Ganze kennen zu lernen. Als Verfaſſer des Stücks wird ein Herr Guſtav Manſen genannt. Die Hauptperſonen des Stücks ſind der Graf Moritz von Sachſen und die berühmte Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, die in

---

*) Von unſerer Sonne gelangt das Licht bekanntlich in 8 Minuten 7¼ Sekunden zur Erde.

Paris ihre Meubles, ihren Schmuck, ihre Perlen verſetzt, um damit ihrem Geliebten, welcher Herzog von Mitau geworden iſt, aus der Noth zu helfen.

∴ Die neue dreiaktige Oper von Halévy, „Die Musketiere der Königin", iſt im Laufe von acht Tagen drei Mal bei gedrückt vollem Hauſe, das zweite Mal bei aufgehobenem Abonnement, gegeben worden; ſie hat entſchieden Glück gemacht. Es ſteht dahin, ob ſie hier, wie in Paris, wo ſie am 3. Februar d. J. zuerſt aufgeführt wurde, im Laufe eines halben Jahres mehr als achtzig Vorſtellungen erlebt hat, im nächſten Jahre ihr Jubiläum wird feiern können, eben ſo, ob dem Dichter St. Georges hier die Ehre zu Theil werden wird, daß ſein Operntext in Journalen wird abgedruckt werden, wie in Paris, wo der „Conſtitutionnel" jetzt denſelben in ſeinem Feuilleton mittheilt. Fräulein Tuczek und Herr Mantius ernteten reiche Lorbeern.

∴ Webers „Freiſchütz", der auf der hieſigen Bühne unlängſt zum 240ſten Male aufgeführt worden war, hat der Theaterkaſſe ſeit 25 Jahren über 100,000 Thaler eingebracht. Faſt eben ſo viel ſoll der Verleger der Partitur, A. M. Schleſinger, damit verdient haben. Der arme Weber aber hat für dieſe Oper — von Berlin — nicht mehr als 40 Louisd'ors erhalten. Wie ſchlecht ſind Dichter und Componiſten damals im Vergleich zu unſerer Zeit bezahlt worden, und wie viel hätte Weber verdient, wenn ſchon zu ſeiner Zeit die Einrichtung der Tantiemen beſtanden hätte!

Bonn. Profeſſor David **Strauß**, der rühmlich bekannte Verfaſſer des „Leben Jeſu", der ſeit einiger Zeit in unſerer Mitte verweilt, ſoll ernſtlich geſonnen ſein, unſerer Rhein-Univerſität ſeine fortdauernde Thätigkeit zu widmen.

Conſtantinopel. Der Sultan, der bis jetzt nur den Titel „Hoheit" geführt, läßt ſich jetzt „kaiſerliche Majeſtät" heißen. (Das nützt und ſchadet nichts.)

Dresden. Herr von Quandt, Mitglied des akademiſchen Rathes der hieſigen Kunſtakademie, hat vom Großherzog von Weimar das Ritterkreuz des Falkenordens erhalten.

Hamburg. Unter den in der letzten Zeit hier für bankerutt erklärten Häuſern befindet ſich auch M. Hecker, der Stifter des berühmten „europäiſchen Weintrinker-Vereins", Hamburgs Louis Drucker.

(Spen. Zeit.)

Hamm. Zwei hieſige Referendarien ſind, weil ſie ſich an einem öffentlichen Orte von rationaliſtiſchem Standpunkte über religiöſe Tagesfragen unterhalten hatten, auf Befehl des Miniſters Uhden ſofort aus dem Juſtizdienſte entlaſſen worden.

Kiel. Die Advokaten-Verſammlung ſoll hauptſächlich auf Reklamation Oeſterreichs und Hannovers verboten worden ſein.

Königsberg. Auf dem Gute Rackoven bei Lyck, dicht an der Landſtraße, iſt vor Kurzem ein Heiligenbild aufgerichtet worden. Dieſe katholiſche Erſcheinung in einer ſtreng-proteſtantiſchen Gegend erregt großes Aufſehen und man fragt ſich mit Recht, was dieſes zu bedeuten habe.

Kopenhagen. H. P. Holſt, einer der beſten Dichter unſerer jüngern Literatur Dänemarks, hat unter dem Titel „Gioacchimo" ein hiſtoriſches Drama geſchrieben, deſſen Held König Joachim Murat von Neapel iſt. Im „Hamburger Telegraphen" hat Herr H. Zeiſe ein paar anziehende Scenen daraus mitgetheilt.

Leipzig. Einer der numerirten Büttel der Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung", Nummer 48, muß dem Herausgeber des „Narrenalmanachs", par ordre du Mufti, wieder ein paar allerliebſte Kiere anhängen, die wir unſern Leſern durchaus nicht vorenthalten dürfen, weil es Vielen eine große Freude gewährt, den Redakteur des „Charivari" dann und wann ſyſtematiſch kolpirt zu ſehen. In Nummer 174 jener Zeitſchrift heißt es über den vierten Jahrgang, welcher die beiden Novellen „Jakob Paul von Gundling" und „Sophie Arnould" enthält: »Kein Schriftſteller tritt vielleicht in ſeinen Produktionen die Geſetze der Kunſt ſo frivol mit Füßen und ſchlägt den äſthetiſchen Regeln ſo höhniſch ein Schnippchen, als Oettinger, und dennoch wird ſein „Narrenalmanach" immer als eine ergötzliche und willkommene Lektüre begrüßt und ſelbſt von Denen günſtig aufgenommen, welche ſonſt die Verachtung der Kunſtgeſetze nicht ſo gutwillig hinzunehmen pflegen. Der Grund hiervon iſt nicht zu ermeſſen. Oettinger nimmt im Bereiche der Kunſt etwa dieſelbe Stellung ein, wie ein Aventurier in der Geſellſchaft. Auch er erlaubt ſich alles Mögliche, was gegen Sitte, Anſtand und hergebrachte Ordnung iſt und worüber man bei jedem Andern die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen würde; aber bei ihm achtet man es nicht, weil er doch bei alle dem eine intereſſante

Erſcheinung iſt und Vieles zu erzählen weiß, was man ſonſt nicht alle Tage zu hören bekommt, ja man findet ſeine Verſtöße ſogar genial und liebenswürdig, weil Jeder meint, er verlaſſe den gewöhnlichen Weg nicht aus Unkenntniß und Unvermögen, ſondern vielmehr aus Einſicht und im Beſitz einer mächtiger wirkenden Kraft. Auch in den beiden (obengenannten) Erzählungen entfaltet der Verfaſſer wieder ſo viel Reichthum intereſſanten Stoffs und beſtechende Nonchalance in Handhabung der Form, daß man ihm von Seite zu Seite willig folgt und ohne Skrupel ein buntgewürfeltes Amuſement als Surrogat für einen wirklichen Kunſtgenuß hinnimmt.«

∴ Zu den durchfliegenden Literaten, die uns mit ihrem Beſuche erfreut haben, gehört auch der kaiſerlich ruſſiſche Hofrath Profeſſor Theodor von Gony, einer der ausgezeichnetſten Journaliſten und Schriftſteller der neuern Literatur Rußlands. Herr von Gony, Redakteur der ruſſiſchen Literatur-Zeitung, hat für die Petersburger Bühne gegen vierzig Stücke geſchrieben. Seine neueſte Arbeit, hiſtoriſcher Art, iſt eine vierbändige Geſchichte Friedrichs des Großen. Herr von Gony begiebt ſich nach Frankreich und Italien und kehrt erſt Anfangs December nach ſeiner ruſſiſchen Heimath zurück.

∴ Der Regierungsrath Ritter Deinhardſtein, der Cenſor der Wiener Zeitungspreſſe, auf einem Ausfluge nach Holland begriffen, hat einen Tag in unſerer Mitte verweilt. Von ſeinen bei F. A. Brockhaus erſchienenen Künſtlerdramen ſoll, dem Vernehmen nach, nächſtens eine franzöſiſche Ueberſetzung erſcheinen. Für ſeine geſammelten Novellen — gewidmet dem Erzherzog Stephan — hat Profeſſor Deinhardſtein vom Kaiſer von Oeſterreich einen koſtbaren Brillantring erhalten.

∴ Der „Dorfbarbier" ſchreibt: »Nun fängt ſogar unſer lieber Herr Chriſtus zu ſchriftſtellern an. In Frankreich haben ſie unter einem Baume (ſiehe „Charivari" Seite 3210) ein eigenhändiges Schreiben von ihm vorgefunden, das die franzöſiſche Geiſtlichkeit für echt erklärt hat. Die Franzoſen ſind ein glücklich Volk; dort befindet ſich der liebe Gott am wohlſten und der Heiland tritt mit ihnen in unmittelbaren Briefwechſel. Warum ſchreibt er nicht an uns Deutſche, an die Berliner Synode? Vermuthlich fürchtet ſich unſer Heiland vor der deutſchen Cenſur.«

∴ In der „Leipziger Zeitung" befindet ſich folgende höchſt intereſſante Erklärung: »Seit länger als einem Jahre wird überall, wohin ich komme, mit auffallender Schnelligkeit böſer Leumund über mich verbreitet, um mich zu iſoliren und zu verhindern, die wahre Urſache dieſer Verfolgung mitzutheilen. Deshalb erkläre ich nur, daß, *obgleich ich ſeit meiner früheſten Jugend an Unterleibsbeſchwerden leide*, doch niemals eine Klage oder Beſchwerde wegen Unſittlichkeit vorkam, daß ich nie wegen liberaler Geſinnungen in Unterſuchung war und mich nicht im Geringſten zum Communismus hinneigte, vielmehr die Achtung aller Rechtſchaffenen beſitze, denen meine Verhältniſſe bekannt ſind. Wer aber die Verläumder kennen lernen will, darf nur feſtgeſtellte Thatſachen verlangen. G. Krauß.« (Wir begreifen ſehr wohl, daß ein Mann, trotz aller Unterleibsbeſchwerden, die Achtung aller Rechtſchaffenen beſitzen kann; was wir aber nicht begreifen, iſt, wie die Unterleibsbeſchwerden dieſes Herrn mit den liberalen Geſinnungen und dem Communismus, deſſen man ihn beſchuldigt, im Zuſammenhange ſtehen.)

∴ Die „Roſen" binden ihren Leſern den etwas plumpen Bären auf, Herr Karl Gutzkow habe für ſein „Urbild des Tartüffe" den Orden der Ehrenlegion erhalten. Das iſt eine eben ſo dralle Ente, als wenn ein franzöſiſches Blatt uns weismachen wollte: »M. le Vicomte Henri de Laube, l'auteur du célèbre Drame „Rococo", a reçu le grand cordon de l'aigle rouge« oder: »Sir Robert Heller, Verfaſſer des „letzten Willens", iſt von der Königin von England zum Ritter des Hoſenband-Ordens ernannt worden,« oder: »Herr E. M. Oettinger, Dichter des Poſſenſpiels „Zwei Seelen und Ein Gedanke", hat den perſiſchen Sonnen-Orden erhalten.«

∴ Der „Spener'ſchen Zeitung" wird aus Dresden geſchrieben: »In Leipzig ſoll der deutſch-katholiſche Gottesdienſt nur in dem Theile des Lokalblattes angezeigt werden, wo ſich die Wurſtanzeigen befinden.« (Wer hat der „Spener'ſchen" dieſen plumpen Puff aufgebunden?)

London. Der bekannte Bilderkenner und Bilderhändler Buchanan[*]) hat vor einigen Tagen mehrere, urſprünglich aus der Gallerie des Herzogs von Lucca herrührende Bilder verſteigern laſſen, ſo z. B. die beiden ſchönen Caracci's, die Auferſtehung des Sohnes der Wittwe von Nain, und Chriſtus, der die Blinden heilt, die aber für 2000 Guineen wieder zurückgekauft wurden. In dem letzteren Bilde (von L. Caracci) iſt namentlich die Figur des Chriſtus ſehr ſchön und impoſant. Das ſchöne, von Morghen geſtochene Bild, von Baroccio, das ſogenannte noli me tangere, ging für 500 Guineen weg. Die Flora von Leonardo da Vinci, aus Sir Thomas Barings Sammlung, kaufte Herr Norton für 640 Guineen; eine à tempera gemalte heilige Familie von Luini ging für 510 Guineen weg, und das ſogenannte Portrait des Juſtus Lipſius (das in der Feſch'ſchen Auktion, in Rom, für 1440 Francs (374 Thaler) weggegangen war), von Rembrandt, wurde für 700 Guineen (4900 Thaler) verkauft. Im Ganzen brachte die Verſteigerung über 7000 Pfd. St. ein. (Spen. Zeit.)

---

[*]) Sein Werk „Memoirs of painting", das im Jahre 1824 in zwei Bänden 8. erſchien, enthält eine Menge intereſſanter Notizen über die Schickſale berühmter Bilder, die nach England gekommen ſind.

∴ Das neue Gebäude zur Aufnahme verarmter Buchhändler, „the booksellers provident retreat", wird in Kurzem eröffnet werden. Daſſelbe iſt nahe bei Kings Langley, unweit der Eiſenbahn von London nach Birmingham, belegen. Sir Edw. L. Bulwer wird präſidiren und es wird ein großes öffentliches Frühſtück gegeben, bei welchem die bedeutendſten Buchhändler und Gelehrten von London als Ordner figuriren.

∴ Unlängſt wurde hier eine der merkwürdigſten Autographen-Sammlungen, beſtehend aus 30,000 Stück Handſchriften, an drei Auktionstagen für 3000 Pfd. St. verſteigert. Von den Briefen wurde einer von Lorenz Sterne an David Garrick für 3 Pfd. 18 Schill. und die bloße Namensunterſchrift des Dr. Johnſon für 3 Pfd. losgeſchlagen. Dieſer Autographen-Schatz gehörte zum Nachlaß des unlängſt verſtorbenen Bibliothekars der „London Inſtitution", Herrn William Upcott.

∴ Der „London Catalogue", dieſer große Nomenclator der engliſchen Literatur und das unentbehrliche Hilfsbuch für alle Buchhändler und Bücherliebhaber, iſt in dieſen Tagen in einer neuen Auflage erſchienen, welche die Jahre 1814—1846, alſo einen Zeitraum von 32 Jahren, umfaßt. — Im vollen Sinne des Worts kann man dieſe Ausgabe eine durchaus verbeſſerte nennen, denn die innere Einrichtung derſelben, welche der Herausgeber, Herr Hodgſon, völlig umgeſtaltet hat, macht ſie zum Gebrauch, gegen die früheren Ausgaben, bei weitem bequemer.

∴ Die berühmte franzöſiſche Schauſpielerin Rachel iſt, nach Wiederherſtellung von ihrer Krankheit, welche ſie in Lille zurückgehalten hatte, am 11. v. M. in dem franzöſiſchen Schauſpiel vor einem ganz gefüllten Hauſe aufgetreten. Die Mitglieder der höchſten Ariſtokratie waren zahlreich vertreten. Sie ſpielte die Camilla in Corneilles „Les Horaces", und fand jubelnden Beifall. Alle Zeitungen ſind ihres Lobes voll.

∴ Ein engliſches Kriegsſchiff von 90 Kanonen, ohne eigentliche Armirung, koſtet dem Staate 80,000 Pfd. St.

∴ Der Geldwerth der in Großbritanien und Irland zu Tage geförderten Steinkohlen beträgt jährlich über 147 Millionen Thaler.

∴ Die zur Unterſuchung der vorjährigen Kartoffelkrankheit niedergeſetzte Commiſſion hat, laut offizieller Vorlage im engliſchen Parlament, 19,000 Pfd. St. Koſten verurſacht.

∴ In den Hauptſtraßen des Themſe-Babels ſind Büchſen aufgeſtellt, um die Pfennige aufzunehmen, welche zu einem National-Denkmal für Robert Peel verwendet werden ſollen.

Mannheim. Unſere „Abendzeitung" enthält folgenden Aufruf: »Es hat ſeine Richtigkeit, daß Karl Heinzen nach Nordamerika zu gehen ſich vorbereitet. Unſere Freunde in Deutſchland, welche ſich für ihn und für die Verwirklichung ſeines Planes intereſſiren, erſuche ich, zur Aufbringung der Reiſekoſten (Heinzen iſt bekanntlich ohne Vermögen) mitzuwirken und ihre Beiträge ſo bald als möglich an mich gelangen zu laſſen, indem ich bereit bin und Gelegenheit habe, ihm daſſelbe direkt zuzuſtellen oder auf ſicherem Wege nachzuſenden. Zürich, am 30. Juli. Dr. A. Ruge.

Paris. Die Schreiben aus Tunis ſchildern die glänzende Aufnahme der franzöſiſchen Prinzen und Flotte. Ein Brief enthält unter Anderm folgende Stelle: »Der Prinz von Joinville blieb fünf Tage am Lande und wohnte in dem Schloſſe des Bey, wo die Feſtlichkeiten nicht aufhörten. Der ganze Stab war bei dem Bey zur Tafel geladen, und der Schiffsmannſchaft ſandte der Bey ein koſtbares Bakſchiſch (Geſchenk), beſtehend aus 4000 Broden, 300 Hühnern, 200 Tauben, 50 Hammeln, 17 Ochſen, 72,000 Eiern, 2 Fäſſern Oel, 20 Centner und mehrere Kahnladungen anderer Früchte. Man brauchte nicht weniger als 10 Fahrzeuge, um dieſes Bakſchiſch an Bord zu ſchaffen.

∴ Auf Befehl des Miniſters des Innern ſind alle Kinder-Theater in Frankreich geſchloſſen worden. (Es könnte nichts ſchaden, wenn man hier und dort auch manches große Theater ſchlöſſe!)

∴ Neulich ſtand der Fürſt von der Moskwa vor Gericht, weil er ſeit 18 Monaten die Miethe für ein Fortepiano ſchuldig war. Es ergab ſich, daß die Frau Fürſtin das Inſtrument gegen den Willen des Fürſten beſtellt hatte, indeß erbot ſich der Fürſt, die ſchuldige Summe von 750 Francs zu zahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ſich ſeine Rechte für die Zukunft vorbehalte. (Die Fürſtin von der Moskwa iſt eine Tochter Laffitte's.)

∴ Ein hieſiges Journal nennt die Großſprechereien des Herzogs von Isly „Bugeaubiaden" und theilt ſie unter der beſondern Rubrik „le bulletin des ridicules" mit.

∴ Die Penſionen bei dem Conſervatorium der Muſik, welche an 24 Penſions-Empfänger gezahlt werden, betragen zuſammen 14,347 Frcs. Die bedeutendſte darunter iſt die der Wittwe Cherubini's, welche 1417 Frcs. (374 Thlr.) erhält. Dagegen beträgt das Penſions-Budget der großen Oper 280,000 Frcs.

∴ Donizetti's projektirte Reiſe nach Italien hat unterbleiben müſſen. Der Polizei-Präfekt, unter deſſen Aufſicht die Irrenhäuſer von Paris ſtehen, hatte in Erfahrung gebracht, man wolle Donizetti gegen ſeinen Willen nach Italien ſchicken; Jener ſandte eine Commiſſion von drei Gerichtsärzten ab, welche einſtimmig erklärte, die Reiſe könne ohne die größte Gefahr für den Kranken nicht unternommen werden, worauf auf Befehl des Präfekten die Reiſe aufgegeben werden mußte.

∴ Man weiß, daß Roſſini über das Thor ſeines Palaſtes zu Bologna den Wahlſpruch ſetzen ließ „Le sette note me l'hanno data" (die ſieben Noten haben mir dies gegeben). Scribe führt zwei gekreuzte Federn über einem umgeſtürzten Dintenfaß im Wappen. Jetzt ſoll auch die ehemalige Schauſpielerin Mars ſich ein ſehr bezeichnendes Symbol als Wappen erkoren haben: einen weißen Fächer in azurblauem Felde. Ihr, als Repräſentantin der ſogenannten grandes coquettes der franzöſiſchen Komödie, kommt dieſe Offenſiv- und Defenſiv-Waffe der Koketterie von Gottes- und von Rechtswegen zu.
(Europa.)

∴ Der durch Luthers und Calvins Lebensbeſchreibungen bekannte Biograph Audin in Lyon hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Ein hieſiges Witzblatt ſagt in Bezug auf die ſchauerliche Kataſtrophe auf der Nordbahn: Aus den darüber angeſtellten Unterſuchungen ergiebt ſich klar, daß weder die Regierung, noch die Eiſenbahn, weder die Wagen, noch die Schienen ein Vorwurf trifft; es kann demnach Niemand an dem ganzen Unglück ſchuld ſein, als die ertrunkenen Paſſagiere, und es iſt ein großes Glück, daß ſie todt ſind, weil ſie ſonſt zu ſchwerer Verantwortung gezogen würden.

∴ Man will die Cholera der Dem. Rachel nur dem Umſtande zuſchreiben, daß ſie zu viel Melonen gegeſſen habe. Die Pariſer, die ſie gourmande de melon nennen, erinnern ſich bei dieſer Gelegenheit des Bonmots einer Dame, die einmal geſagt, als der Herzog Decazes übermäßig viele Erdbeeren gegeſſen hatte, qu'il était gourmand d'idylles.

∴ An allen Straßenecken unſeres Seine-Babels war vor Kurzem die Ankündigung einer Brochüre angeſchlagen, betitelt „Merkwürdige und höchſt belehrende Geſchichte Rothſchilds I., Königs der Juden, nebſt einem Berichte über die Kataſtrophe des 8. Juli auf der Eiſenbahn nach Belgien". Das ganze Ding iſt ein ſehr boshaftes Pamphlet gegen den modernen Cröſus.

∴ Ein neues Ballet von Mazilier, „Betty", zu dem der geſchickte Componiſt Thomas die Muſik geſchrieben, hat in der großen Oper ſehr gefallen.

∴ Im Gymnaſe dramatique hat ein einaktiges Vaudeville, „le bien d'autrui", dergeſtalt mißfallen, daß das Stück nicht ausgeſpielt werden durfte.

∴ „Le Marché de Londres" heißt ein neues fünfaktiges Drama, das auf dem Ambigu-Theater außerordentlich gefallen hat. Verfaſſer dieſes glücklichen Wurfes iſt Herr Dennery, von dem das (auch in Deutſchland bekannte) Schauſpiel „Marie Anne oder ein Weib aus dem Volke" iſt.

∴ Das Porte-Saint-Martin-Theater hat mit einem neuen Drama, „le Docteur noir", einen vollſtändigen Erfolg davon getragen.

∴ Im Variétés-Theater gefällt eine neue, ziemlich draſtiſche Poſſe, „Sport et Turf", eine „gentilhommerie en deux actes", von den Herren Siraudin und Clairville. Das ganze Stück iſt eine Perſiflage auf die ſogenannten „gentlemen riders".

∴ Unſere Seineſtadt hat eine neue illuſtrirte Sonntags-Zeitung, „Journal des Dimanches, gazette universelle de la semaine", erhalten, die, von den namhafteſten Schriftſtellern Frankreichs redigirt, in folgende Rubriken zerfällt: Dimanche religieux, littéraire, politique, judiciaire, militaire, artistique, agricole, musical, théatral, scientifique, commerciale et des Dames. Jede Nummer bringt auf 64 Spalten den Inhalt von zwei dicken Bänden und wird auch einzeln an den Theatereingängen, auf den Eiſenbahnhöfen, in den Bureaux der Omnibus durch Colporteure feil geboten. Das Kapital der an der Spitze ſtehenden Aktiengeſellſchaft beträgt 250,000 Francs, vertheilt auf 1000 au porteur lautende Aktien.

∴ Neulich verflog ſich eine Wachtel in den Gerichtsſaal. Alles haſchte darnach. Als auch der Präſident nach dem an ihm vorüberfliegenden Vogel die Hand ausſtreckte, rief ihm der General-Advokat zu: »Nehmen Sie ſich vor den Jagd-Geſetzen in Acht,« ein Scherz, der großes Gelächter erregte.

∴ Seit Kurzem hat ſich hier ein weiblicher Schwimmklubb, „Club des naiades“, etablirt.

∴ Der Scharfrichter Sanſon bezieht vom Staate ein jährliches Einkommen von 20,000 Francs, alſo die Hälfte des Gehaltes, das ein Miniſter erhält; dabei genießt der exécuteur des hautes oeuvres ſein Brod in mehr Ruhe und Frieden, als ein Miniſter als exécuteur des basses oeuvres.

Petersburg. In den Vorrathsgewölben der St.-Peter-Pauls-Feſtung, in welchen ſich am 1. Januar v. J. 70½ Millionen Rubel Silber in Barren und Münzen befanden, haben am 9. Juli d. J. 100 Millionen 382,450 Rubel Silber gelegen. (Beweis, daß der große Czar, trotz der koſtſpieligen Reiſen, doch noch einen kleinen Sparpfennig für ſein Alter zurücklegen kann!)

Prag. Unſer neuer Direktor ſteigt täglich mehr in der Gunſt des gebildeten Publikums, da er wirklich Fleiß und Sachkenntniß verbindet und, was Ausſtattung und Abwechslung im Repertoire und mise en scene betrifft, ganz das Gegentheil ſeines Vorgängers iſt. Freilich ſind noch Einige, welche die goldene Freibilletszeit unter dem frühern Direktor nicht vergeſſen können (Hoffmann giebt ſie nur den von den Redaktionen beſtimmten Kritikern und achtbaren Schriftſtellern) und ſich auf den Gallerien durch Ziſchen breit machen wollen; aber ſie dringen nicht durch und werden vom Publikum ſtets zum Schweigen gebracht. Als ob ein paar Straßenjungen ein Publikum bildeten!

∴ Ein obſkurer Skribler und Mitarbeiter mehrerer Winkelblätter fährt fort, Herrn Hoffmann zu verfolgen, weil er ihm wegen unanſtändigen Betragens gegen Damen im Parterre das Freibillet entzogen hat. »Ein zuckerſüßes Brüderchen das; Franz heißt die —« ſagt Schiller.

∴ Signora Marietta Alboni hat auch bei uns ungeheuere Senſation erregt; nur Herrn Georg Hoffmann und Julius Metz ſoll ſie nicht gefallen haben; ſie fanden kein Metall bei ihr.

∴ Scholz und Grois aus Wien haben hier mit großem Erfolge gaſtirt. Komiſch war Scholz's Abſchied; wiederholt gerufen, fragte er das Publikum: »Sind Sie auf etwas Schreckliches gefaßt? Ich komme aufs Jahr wieder.«

∴ Der ehemalige Direktor Stöger hat ſein Theater in der Roſengaſſe der ſtädtiſchen Gemeinde verkauft, welche es zum Verſatzamte umbauen läßt. Gott iſt groß und die Winke des Schickſals ſind wunderbar.

∴ Der Feuer-, Waſſer- und ſonſtige Wohlthätigkeits-Schriftſteller Klemens Ritter von Weyrether hat abermals bei Medau zwei Bändchen Novellen zum Beſten eines Kinderhoſpitals vom Stapel laufen laſſen; auf dieſe Art preßt man Pränumeranten und giebt den Aerzten Verdienſt. Einige Pränumeranten ſollen ſchon jetzt an Unverdaulichkeit laboriren.

∴ Neulich ſchlug der Blitz an zwei Orten zugleich ein, ins alte Stempelamt und in die Jakobskirche; wenige Tage früher ins Waiſenhaus, wo er mehrere Kinder beſchädigte. Wenn er nur ein Mal dahin ſchlüge, wo das Dreinſchlagen Noth thut!

∴ Im Herbſte wird eine bedeutende Truppenmaſſe, beinahe die ganze böhmiſche Armee, zu einem großartigen Uebungslager concentrirt. »Hoher Sinn liegt oft im kindiſchen Spiel!« ſagt Schiller.

Rom. Eine der erſten Handlungen des neuen Papſtes war die Erlaſſung einer allgemeinen Amneſtie für politiſche Vergehungen.

Wien. An die hieſigen Buchhändler iſt folgendes Circular ergangen: Nachdem der Leipziger Buchhändler Otto Wigand in Beziehung auf ſein künftiges Benehmen als Verleger eine genügende Erklärung abgegeben hat, ſo haben Se. k. k. Majeſtät laut hohen Hofkanzlei-Präſidialerlaſſes vom 23. v. M. Zahl 20,910 intimirt und dem hohen Regierungs-Präſidialdecrete vom 1. Juli d. J. Zahl 1642 ſich allergnädigſt bewogen gefunden, es von dem mit allerhöchſter Entſchließung vom 13. März d. J. angeordneten Debitsverbote ſeiner Verlagswerke abkommen zu laſſen. Durch dieſe allerhöchſte Anordnung ſind daher die in dem hierortigen Decrete vom 28. April d. J. Zahl 960 enthaltenen Beſtimmungen, inſofern ſie den Verlag des Otto Wigand betreffen, als aufgehoben zu betrachten. (Das Verbot des Reclam'ſchen Verlags beſteht noch fort, und unter der Wucht dieſes Interdicts ſeufzt auch unſer „Charivari“.)

∴ Die Errichtung eines Cenſur-Gerichts ſoll ſich nun endlich verwirklichen. Es ſcheint, daß dieſe Maßregel gemeinſchaftlich mit dem preußiſchen Hofe verabredet, daß hierauf in Betreff der vielfachen Beſchwerden, welche in deutſchen Bundesſtaaten über die

Cenſur verlauten, Bezug genommen iſt, und daß vielleicht ſämmtliche Bundesſtaaten, dem Beiſpiel Oeſterreichs und Preußen folgend, ähnliche Anſtalten in das Leben rufen werden.

∴ Die ſämmtlichen Wiener Redakteure haben eine Warnung an die ſämmtlichen ausländiſchen (d. h. deutſchen) Collegen ergehen laſſen, ſich vor „unlautern" Wiener Correſpondenzen zu wahren, und zugleich als die muthmaßlichen Verfaſſer der meiſten Schmäh- und Schmach-Berichte der Art, die von auswärtigen Blättern gebracht werden, Ausländer bezeichnet. Ich glaube aber, daß dergleichen abſichtliche Wahrheitsentſtellungen weit häufiger von Inländern herrühren, die „pikant" ſchreiben wollen, als von Ausländern, denn dieſe finden ſo viel, worüber ſie ſich mit ſtrengſter Beachtung der Wahrheit aufhalten oder ſpotten können, daß ſie durchaus nicht nöthig haben, zur Lüge oder Erfindung ihre Zuflucht zu nehmen, wenn ſie pikante Artikel ſchreiben wollen. Freilich würde aber gar oft die ſtrengſte Wahrheit bei auswärtigen Redaktionen viel weniger Glauben finden, als die von den hieſigen Redaktionen bezeichneten Entſtellungen, denn dieſe haben doch in der Regel die Wahrſcheinlichkeit für ſich, welche aber bei der Wahrheit oft für die ausländiſche Redaktion ſo gänzlich mangelt, daß ſie dieſelbe unbedingt für Fabel erklärt. Verlangt man ein Beiſpiel? Auch damit können wir dienen. Die Eiſenbahn von Wien nach Brünn hat jahrelang beſtanden, und die Briefe wurden daneben auf dem Landwege befördert, ſo daß man perſönlich die Antwort zwei Mal holen konnte, bevor die Poſt ſie ein Mal brachte. Klingt das dem Ohre eines norddeutſchen Redakteurs wie Wahrheit oder wie Fabel? Und doch iſt es Wahrheit, nur Wahrheit, nichts als Wahrheit. Noch ein Beiſpiel? Nach Belieben! Ein durch und durch muſikaliſcher Recenſent ſagt von einem Sänger: »Er konnte, ſo gut er ſonſt iſt, heute nicht genügen, ſchien aber nicht ganz disponirt und im Beſitze ſeiner Mittel.« Zufällig war der Cenſor auch in der Vorſtellung; er verſteht zwar nichts von Muſik, aber der getadelte Sänger gefiel ihm zufällig, und kraft ſeiner cenſorlichen Obergewalt ändert er das Urtheil des Sachkundigen, indem er es dem über den grade zuvor genannten Sänger anhängt: »Herr N. (der Gelobte) und Herr N. N. (der Getadelte) waren ausgezeichnet!« Klingt das nicht wie eine Fabel? Und dennoch iſt es eine ſich täglich wiederholende Wahrheit!

∴ Die Wiener Redakteure bildeten vor einiger Zeit einen Verein; dieſem Beiſpiele folgten die „Mitarbeiter der Journaliſtik", deren Beſtreben ſpottweiſe als eine „Arbeiter-Revolte" bezeichnet wurde. Einer ihrer erſten Schritte war, einige allzuanrüchige Subjekte von der Theilnahme an dem Vereine auszuſchließen, noch ehe dieſelben die geringſte Theilnahme offenbart hatten. Einer dieſer Ausgeſchloſſenen will nun aus Verzweiflung, daß ihm der Eintritt in die Reihen der Gemeinen verſagt iſt, „unter die Generale gehen", d. h. er wird aller Wahrſcheinlichkeit nach eine der einflußreichſten Redaktionen käuflich an ſich bringen. Werden dann Die, welche ihn ausgeſchloſſen, ſich auch von ihm ausſchließen?

∴ Herr Beckmann hat ſeine von Berlin erhaltenen Ueberſiedelungseffekten von der Wiener Mauth, da die Frachtbriefe durch die öſterreichiſche Geſandtſchaft in Berlin recognoscirt, auch ſonſt alle Förmlichkeiten beobachtet waren, mirabile dictu, nach nicht mehr als vierzehnſtündiger Mauthzinſung losgeeiſet. Er hatte ſich aber dabei freilich der beſondern Protektion eines Packers zu erfreuen; ſonſt wäre es natürlich nicht ſo ſchnell gegangen; auch hat er es der übermäßig eiligen Betreibung zuzuſchreiben, daß einige der ſchönſten und koſtbarſten Stücke zerbrochen wurden, die in den neun Kiſten enthalten waren. Beckmann ſoll für die Geduld, die er bei dieſer Gelegenheit bewieſen hat, von dem Grafen Dietrichſtein, dem Intendanten des Hofburgtheaters und künftigen Chef Beckmanns, der daraus einen ſehr erfreulichen Schluß zog, aus freiem Antriebe eine Zulage von zwei Gulden erhalten haben, weil der Herr Intendant daraus einen ſehr vortheilhaften Schluß auf alles Das zog, was ſich Beckmann in ſeinem neuen Engagement gefallen laſſen wird.

∴ Die größte Autorität in geographiſchen und ſtatiſtiſchen Erörterungen iſt, beſonders was Oeſterreich betrifft, das „Journal des Débats". Nach dieſer Zeitung reſidirt der Erzbiſchof von Mailand in Laibach und der Cardinal Fürſt Schwarzenberg iſt Erzbiſchof von Wien. Beides haben wir bis jetzt nicht gewußt!

∴ Das Perſonale der deutſchen Oper im Kärnthnerthor-Theater zählt in dieſer Saiſon vier Primadonnen: Frau von Haſſelt-Barth, Madame Stöckl-Heinefetter, Dem. Zerr und Dem. Gerraberi.

∴ Die Sommer'ſche Buchhandlung kündigt in der hieſigen Zeitung eine Anekdoten-Sammlung unter dem Titel „Bajazzo und ſeine Jute" in Schillerformat an. (Armer Schiller!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Seit dem Apoſtel Petrus bis zu Pius IX. zählt man unter den Päpſten 1 Holländer, 1 Engländer, 1 Portugieſen, 2 Spanier, 2 Sardinier, 2 Dalmatier, 2 Afrikaner, 5 Syrier, 5 Sicilianer, 7 Deutſche, 13 Franzoſen, 14 Griechen, 88 Römer und 91 aus andern italieniſchen Staaten. — Nur ſechs Päpſte haben länger als zwanzig Jahre regiert, nämlich: Sylveſter, Leo der Große, Hadrian I., Alexander III., Pius VI. und Pius VII. — Der erſte Papſt, welcher bei Beſteigung des heiligen Stuhles einen andern Namen angenommen, war Johannes XII. (956—964). Der letzte deutſche Papſt war Victor II. (1055—1057), Sohn des Grafen von Calw in Schwaben. — Der Name Pius hat ſich in der Geſchichte der Päpſte auf einfache Weiſe merkwürdig gemacht und zwar durch das längſte Pontifikat unter allen (Pius VI., welcher 24 Jahre regiert hat) und das kürzeſte (Pius III., der nur 27 Tage auf dem Throne geblieben iſt).

— König Georg III. von England beſaß eine ſo überaus reiche Garderobe, daß jedes Mal drei Wagen gebraucht wurden, um ſie von Windſor nach London zu ſchaffen. Ihr Werth wurde auf 15,000 Pfd. St. geſchätzt.

— François Sylvius, Lehrer der Beredtſamkeit im Collége de Tournay zu Paris in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, gilt für den Erfinder des Caſtrirens der alten obſcönen Schriftſteller. Er gab zuerſt den Martial „expurgirt" heraus, welchem Beiſpiele hernach die Jeſuiten bei ihren Ausgaben der Klaſſiker gefolgt ſind.

— Thomas Rogerſon, ein engliſcher Feinſchmecker, war ein leidenſchaftlicher Freund von Ortolanen; wenigſtens ſcheint dies ſeine letzte That zu beweiſen. Man behauptet, dieſer britiſche Apicius habe in einem Zeitraume von einigen Jahren 150,000 Pfd. St. verzehrt. Für die letzte Guinee kaufte er ſich einen Ortolan, ließ ihn nach allen Regeln der Kunſt zubereiten, verzehrte ihn mit der Wolluſt eines vollendeten Gourmands und — erhängte ſich.

— Berchoux, dem man ein anmuthiges Gedicht über die Gaſtronomie verdankt, zog den gedämpften Hammelsbraten mit Bohnen allen übrigen Gerichten vor. Dieſe Vorliebe beweiſt ſeinen guten Geſchmack, im Uebrigen war dieſer äußerſt gründliche Theoretiker ein Stümper in der Praxis. Befand er ſich bei einem großen Gaſtmahle, ſo aß er blos gedämpften Hammelsbraten mit Bohnen; alles Andere ließ er ſtehen, denn er war mäßig wie ein Anachoret und ſtumm wie die Memnonsſäule. Sat prata biberunt.

— Der Marquis von Gentades zog Keinen an ſeine Tafel, der nicht zwei Taſſen Kaffee hinter einander trinken konnte.

— Blue stocking oder Blauſtrumpf, der Spottname für die gelehrten und ſchriftſtellernden Frauen Englands, verdankt ſeinen Urſprung einem in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von einigen gelehrten Frauen und Männern gebildeten Clubb, aus dem das Kartenſpiel verbannt wurde. Die Seele dieſes Clubbs war der Dichter Benjamin Stillingfleet, der immer blaue Strümpfe trug; daher der Name auf den Clubb und die weiblichen Mitglieder deſſelben überging.

— Die Stadt Bologna war ſo ſtolz auf ihre Univerſität, daß ſie auf viele ihrer Münzen den Wahlſpruch »Bononia docet« prägen ließ.

Treffer und Nieten.

* Eine der ſchönſten Balletttänzerinnen der großen Oper in Paris ſtand neulich im Begriff, nach Calcutta abzureiſen. »Was, zum Henker, wollen Sie in Calcutta machen?« fragte einer ihrer ehemals reichen, jetzt ruinirten Anbeter. — »Sie können noch fragen?« erwiderte die Sylphe, »ich will Indien ruiniren.«

* Während eines heftigen Platzregens ſaß eine Geſellſchaft im Landhauſe einer Dame, ohne daß dieſe ihren Gäſten auch nur die geringſte Erfriſchung anbot. Da bemerkte Jemand: »Es iſt doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen ſo unaufhörlich regnet, hier ſo trocken zu ſitzen, wie wir!«

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwänke und Geſchichten

für das deutſche Volk

von

Ferdinand Röſe.

Inhalt: **1) Bruder Luſtig. — 2) Wo der Teufel nicht ſelbſt kommen kann, da ſchickt er ein altes Weib. — 3) Abenteuer zweier Deutſchen in Paris. — 4) Hans Fall in Brei's Jugend-, Lehr- und Wanderjahre.** In drei Büchern. Erſtes: **Jugend- und Liebestage.** — Zweitens: **Lehrzeit** (Geſpräche über das Chriſtenthum und deſſen Gegner) — Drittens: **Wanderung und Heimkehr.**

13 Bogen. Brochirt. Preis 12½ Sgr.

Berlin, im Juli 1846.

Julius Springer.

Bei **Johann Friedrich Hartknoch** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das galante Wien.

Sittengemälde

von

Anton Johann Groß-Hoffinger.

2 Bände. 4 Thaler.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

LIFE
OF
HERNAN CORTES.

BY

DON TELESFORO DE TRUEBA Y COSIO.

THE
ANNOTATIONS, THE DICTIONARY, AND THE CORRECTION
OF THE PRESS
BY

JOHN SPORSCHIL.

22½ Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 203. Leipzig, 20. Auguſt 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Naturgeſchichte des Blauſtrumpfs.

Nach dem Franzöſiſchen des Frédéric Soulié.

Erſtes Kapitel.

Vom Blauſtrumpf im Allgemeinen.

Molière nannte ſie „gelehrte Frauen"; wir haben ihnen den Namen „Blauſtrümpfe" gegeben. Warum? Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum; aber ich liebe dieſen Namen, welcher durchaus nichts bedeutet, ſchon darum, weil er dieſe Frauen mit einem Worte männlichen Geſchlechts bezeichnet. So lange eine Frau Wäſcherin, Schauſpielerin, Nätherin, Tänzerin, Putzmacherin, Sängerin oder Königin bleibt, kann man grammatikaliſch richtig ſagen und ſchreiben: »Sie iſt hübſch, ſie hat eine hinreißende Anmuth, ſie iſt von vollendeter Schönheit.« Aber von dem Augenblick an, in dem eine Frau ‚Blauſtrumpf' wird, muß man von ihr ſagen: »Er iſt unſauber, er iſt anſpruchsvoll, er iſt boshaft, er iſt eine Peſt.« Nichtsdeſtoweniger iſt der Blauſtrumpf Weib; er iſt es ſogar mehr als Andere, und weil er damit einen Profeſſorgeiſt verbindet, ſo iſt er in der Regel ſehr bereitwillig, Jedem, der es verlangt, Beweiſe zu geben, — Beweiſe ſeiner Weiblichkeit. Einige Philoſophen behaupten, daß man dies zugleich auch als einen Beweis von Geiſt betrachten könne. Wenn das wahr wäre, ſo gäbe es gar keine geiſtloſen Frauenzimmer. Doch wir kehren zu den Blauſtrümpfen zurück.

Es giebt Blauſtrümpfe von allen Altern, in allen Ständen, in allen Glücksumſtänden, von allen Farben, von allen Meinungen; gewöhnlich aber ſtellen ſie ſich aus zwei unveränderlichen, wenn auch ſehr entgegengeſetzten Geſichtspunkten dar. Der Blauſtrumpf iſt entweder unſauber in ſeinem Anzuge, er trägt zerknitterte, ſchlecht geplättete Kleider, die vorletzte Mode aus der Provinz, oder er iſt ſteif, geſchniegelt und gebiegelt wie eine Drahtpuppe. Den Mittelweg, welcher die Eleganz ausmacht, kann der Blauſtrumpf nie erreichen.

Abgeſehen von den äußerlichen Kennzeichen hat der Blauſtrumpf Gewohnheiten, an denen man ihn ſowohl in ſeinem eigenen Hauſe, als auch außerhalb deſſelben ſehr leicht erkennen kann. Das Zimmer des Blauſtrumpfs iſt gewöhnlich durch eine Menge von Vorhängen verdunkelt; Portraits und Medaillons hängen an den Wänden; auf ſeinem Schreibtiſche ſteht die Büſte irgend eines großen Mannes, den er zu ſeinem begeiſternden Apollo macht; eine Menge von Büchern liegt zerſtreut auf den Stühlen, auf dem Kamine, auf den Pulten; aber keines hat den geringſten Bezug zu dem eigentlichen Fache, das der Blauſtrumpf ſich erwählt hat. Eines der koſtbarſten Geräthe des Blauſtrumpfs iſt ſein Siegel; es enthält den Denkſpruch, welcher den ganzen geheimnißvollen Gedanken eines Briefes enthüllt; es iſt zuweilen der ganze Geiſt des Blauſtrumpfs. Hier einige Beiſpiele: Ein Katzenauge mit folgender Umſchrift: »Ich ſehe im Finſtern«; ein Kind, welches einen Lorbeerzweig in der Hand hält und ausruft: »Ich werde wachſen«; eine Taube, allein und rufend, mit der Umſchrift: »Ich warte, daß er komme«.

Aber auch außer dem Hauſe hat der Blauſtrumpf Gewohnheiten, welche ihn leicht jedem nur einigermaßen geübten Auge verrathen. Wenn er auf der Straße iſt, ſo geht er entweder mit geſenkten Augen und langſamen melancholiſchen Blicken, dann denkt er nach oder dichtet; oder er geht mit hocherhobenem Kopfe, das Auge ſchimmernd und bewegt, die Lippe halbgeöffnet; dann ſucht er Eindrücke, er begeiſtert ſich, er bereitet vor; auch iſt ſein Blick zuweilen ſanft und ungewiß, zuweilen feſt und glühend und zwar je nachdem eine Elegie ſeinen träumeriſchen Geiſt beſchäftigt oder eine Ode ſein lavaartiges Herz glühen macht. Der Blauſtrumpf hat Tage, an denen er einer Taube, und andere, an denen er einem Adler gleicht.

Der Blauſtrumpf macht ſelten das, was man Viſiten nennt; außer wenn er ein Manuſcript unterzubringen ſucht, welches nach Umſtänden entweder ſeine erſte Hoffnung oder ſeine letzte Hilfsquelle iſt.

Zweites Kapitel.

Der verheirathete Blauſtrumpf.

Der verheirathete Blauſtrumpf lebt mit ſeinem Manne, oder er lebt nicht mit ſeinem Manne, oder er lebt zwar mit ſeinem Manne, betrachtet ihn jedoch nicht als Mann.

Wir wollen mit der letzteren Art beginnen. In dergleichen Wirthſchaften, beſonders in denen der letztern Art, herrſcht ſo ziemlich das Verhältniß, in welchem gegenwärtig Seine königliche Hoheit der Prinz Albert in England ſteht, nur mit dem Unterſchiede, daß es ſchon ſehr viel iſt, wenn der Mann nur Etwas von dem Namen behält, den er ſeiner Frau gegeben hat. Dieſer Name iſt nicht mehr der ſeinige, er iſt das Eigenthum Derjenigen, die ihn berühmt gemacht hat, und man legt ihm denſelben nie direkt bei, ſo iſt z. B. Herr B. nicht Herr B., ſondern der Gemahl von Madame B.; Herr C. nicht Herr C., ſondern der Gemahl von Madame C.; Herr X. nicht Herr X., ſondern der Gemahl von Madame X.

Es iſt intereſſant zu beobachten, bis zu welchem Punkte die Einflußloſigkeit des Familien-Oberhauptes in dieſen ſeltſamen Haushaltungen geht. Madame entſiegelt die Zeitungspakete, Madame öffnet alle Briefe, Madame hat ihren Salon, ihr Cabinet und ihr Zimmer, Madame geht Abends aus, Madame hat Morgens ein Stelldichein, Madame iſt bei ihrem Buchhändler, Madame hat mit ihrem Buchdrucker zu ſprechen, Madame hat ſoeben zu ihrem

Bankier geſchickt, Madame iſt auf dem Lande, Madame ſchläft in der Stadt; was aber den Herrn Gemahl betrifft, ſo kennt ihn Niemand; höchſtens antwortet man einem Freunde, der ſich um die Kinder von Madame erkundigt: der Herr Gemahl führe ſie da oder dort ſpazieren.

Einige bequemen ſich gutwillig dieſer vollkommenen Nichtigkeit und beſchränken ſich darauf, das Küchenbuch und den Waſchzettel zu führen. Bei Tiſche tragen ſie die Suppe auf. Im Salon bieten ſie Kaffee an. Das ſind die Muſter-Ehemänner, welche nicht aus der Bewunderung ihrer angebeteten Gemahlin herauskommen. Wenn dieſe ihnen die Ehre anthut, mit ihnen auszugehen, ſo gehen ſie hinter ihr, tragen den Regenſchirm und ſchleppen, im Fall ſie Einkäufe macht, auf ihrem linken Arm eine Statuette, einen Korb mit Früchten und ein Stück Käſe; wenn ſie fahren, ſo ſetzen ſie ſich auf den Kutſchbock und müſſen die Namen aller Straßen angeben. In dem Salon muß man die ängſtlichen und ſchüchternen, aber immer bewundernden Blicke ſehen, mit welchen ſie ihre unumſchränkte Herrin betrachten. Sie haben immer Alles in Bereitſchaft, bald ein beiſtimmendes Lächeln, bald einen begeiſterten Ausruf für jedes Wort, welches aus ihrem Munde geht, und bei jeder Veranlaſſung beginnen ſie das Geſpräch mit dieſem Satze, den ſie in tauſend verſchiedenen Arten anzubringen wiſſen.

»Haben Sie gehört, was meine Frau ſoeben geſagt hat?« »Hören Sie doch, was meine Frau eben ſagen will.« »Ich wiederhole nur, was meine Frau eben geſagt hat.« — Das iſt ein ſaures Handwerk, ich ſchwöre es Euch! Der Blauſtrumpf benutzt alle Mittel und Wege, um der Welt zu beweiſen, daß ſein Gemahl keinen Antheil an irgend einem ſeiner Werke habe. Er iſt ein wahrer Aſchenbrödel, zu dem man jeden Augenblick ſagt: »Schweige, Du weißt nicht, was Du ſprichſt; Du redeſt über Dinge, die Du nicht verſtehſt.« Zu dieſen Genüſſen kommen dann noch die Wege in die Druckerei, zuweilen hat er anderthalb Stunden weit zu gehen, um ein verkehrtes q auszubeſſern. Armer Mann, der nicht weiß, daß ſein Leben von noch weit ſchlimmeren Fehlern wimmelt! Aber ſein größtes Unglück iſt noch nicht das, welches mit der Herausgabe der Werke ſeiner Frau verknüpft iſt. Die Geburtswehen, welche dem Werke vorangehen, ſind ſeine größte Qual.

Man erzählt von einem ich weiß nicht mehr welchem Maler eine Geſchichte, die man auch auf David angewendet hat, zur Zeit, da es Mode war, von einem Manne, welcher Mitglied des Convents geweſen, alle möglichen Verbrechen vorauszuſetzen. Man erzählt, daß dieſer Maler, als er einen ſterbenden Chriſtus malen wollte, ein Modell kommen ließ und es beredete, ſich an ein Kreuz ſchlagen zu laſſen. Da das Modell, ungeachtet der Ermahnungen des Malers, ſtatt des ewigen Schmerzes nur einen Ausdruck von Langeweile zeigte, ſo ergriff der Maler in einer heftigen Regung von Künſtlerbegeiſterung eine Lanze und ſtieß ſie ihm in die Seite. Das Modell ſtarb davon, der Maler aber lieferte ein unſterbliches Meiſterſtück. Nun wohl, dieſes Experiment mag wahr oder erfunden ſein, der Blauſtrumpf macht es täglich ſo mit ſeinem Manne, freilich nur im moraliſchen Sinne. Wenn er eine Verzweiflungsſcene braucht, ſo quält er ihn, ärgert ihn, beleidigt ihn, macht ihn ohnmächtig, bringt ihn zur Verzweiflung und, ungeachtet der Geduld des Opfers, zwingt er es doch wenigſtens auf einen Augenblick zur Wuth, zur Verzweiflung. Dann, vielleicht in dem Augenblick, in dem er ſich aus dem Fenſter ſtürzen will, hält er ihn mit begeiſterter Stimme auf und ſagt: »Das iſt ſehr ſchön, lieber Mann; nun habe ich meine Scene und will ſie niederſchreiben.« Dann geht ſie in ihr Arbeitszimmer zurück und befiehlt ihrem Gemahl, ihr Kaffee zu kochen, weil ſie die ganze Nacht arbeiten will.

Zum Schluß noch folgende Geſchichte, die ich verbürgen kann, da ich ſie ſelbſt erlebt habe. Ich wollte einen Blauſtrumpf, ich weiß nicht mehr in welcher Angelegenheit, beſuchen; ich begegne ihrem Gemahl, welcher eben mit mir zugleich ins Haus tritt; ich will mich anmelden laſſen; er bietet ſich an, voraus zu gehen, um zu ſehen, ob der Blauſtrumpf zu ſprechen ſei; bald kommt er zurück und ſagt mir: »Sie können meine Frau nicht ſprechen; ſie iſt mit Herrn M. eingeſchloſſen; ſie arbeiten zuſammen.«

Ich kenne das Werk, welches ſie zu Stande gebracht haben. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich in die Kirche ging.

Drittes Kapitel.

Der freie Blauſtrumpf.

Die Ehe iſt eine Feſſel für alle Frauen, ſie iſt ein Bagno für gewiſſe Blauſtrümpfe, die auch nie in dieſelbe eintreten, außer mit einem Gänſekiel bewaffnet, welchen ſie ich weiß nicht wo verbergen, wie es die Diebe mit den Uhrfedern machen, mit denen ſie am Ende ihre Feſſel ſprengen, und dann kann man ſie in der That einen befreiten Blauſtrumpf nennen. Dieſer Blauſtrumpf hat die verſchiedenartigſten und außergewöhnlichſten Sitten und es iſt faſt unmöglich, ihn darzuſtellen. Bald tritt er in der Geſtalt der freien Frau auf; dann will er Deputirter, Wähler, Advokat ſein; er raucht, er geht, die Hände auf dem Rücken, ſpazieren, er drückt ſeinen männlichen Collegen die Hand und duzt ſie brüderlich. Dieſe Art von Blauſtrümpfen iſt ſehr gewöhnlich; ſie ſchreibt Journal-Artikel für Blätter, welche exiſtirt haben, oder welche exiſtiren werden. Man könnte dieſe Art Blauſtrumpf das Weibchen des Communiſten nennen. In einer höhern Rangordnung ſteht der ſocialiſtiſche Blauſtrumpf, das iſt die Ariſtokratie des philoſophiſchen Blauſtrumpfs. Da trifft man dieſe geſchloſſenen Halskrägen, dieſe feinen battiſtenen Manſchetten, dieſe Kleider von perlgrauem Seidenſtoffe, dieſe Hüte von genähtem Stroh, fleißig mit Spitzen geſtickt. Naturforſcher, welche an dieſe Abart wenig gewöhnt ſind, verwechſeln ſie gewöhnlich mit engliſchen Gouvernanten. Dieſe ganz eigenthümliche Art trinkt Waſſer, ißt Gerſtenbrod und duzt nicht einmal ihre Kinder. Sie ſteht ſehr häufig in Verbindung mit den Mitgliedern der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, aber die Beziehungen zu denſelben ſind immer ſehr förmlich; keine Leidenſchaft kann und darf ihre Halskrägen in Unordnung bringen; ihre Art zu ſprechen iſt ſchwerfällig, richtig, trocken, zurückhaltend; ihre Bewegungen ſind ſelten, hitzig, abſtoßend; ſie ſitzen ſehr aufrecht auf ihren Stühlen und halten die Füße vorſichtig feſt an einander gepreßt; ſie gleichen jenen ſitzenden egyptiſchen Statuen, welchen man ein enges Kleid angezogen hat; ſie ſtehen mechaniſch auf, gehen mechaniſch, eſſen mechaniſch und — lieben mechaniſch; Alles iſt bei ihnen geregelt, geordnet, abgemeſſen. Uebrigens geſtehe ich ein, daß ich die Lebensweiſe, welche dieſe Blauſtrümpfe unter einander führen, nicht kenne; aber ſie ſind alle ſehr mager, während alle Männer, welche in ihre Nähe kommen, unglaublich feiſt werden und einen Bauch bekommen, als ob ſie guter Hoffnung wären. Sollten dieſe Blauſtrümpfe mit den Männern die Rollen gewechſelt haben?

Ich glaube ſchon früher geſagt zu haben, daß ich die Frau, welche ihrer Feder weiter nichts als ihren Lebensunterhalt verdanken will, keinen Blauſtrumpf nenne. Ebenſowenig nenne ich diejenige einen Blauſtrumpf, welche ſchreibt wie der Vogel ſingt, weil ſie Herz und Geiſt voll von lebhaften Empfindungen und erhabenen Gedanken hat, wie der Vogel die Kehle voll von Liedern hat. Eine ſolche Frau iſt eine Frau von Geiſt, eine Frau von Talent, eine Frau von Genie, aber eine ſolche Frau iſt niemals ein Blauſtrumpf.

Nachdem dieſer Vorbehalt aufgeſtellt iſt, kehre ich zum wirklichen Blauſtrumpf zurück. Das iſt eine Art, die ich Euch vorzüglich anempfehle: ein magerer Körper, ein Alter von fünfunddreißig bis fünfundfünfzig Jahren, durchſichtige Hände, unförmliche Füße, die ſchwarzen Haare in künſtleriſcher Unordnung, hohle, von Thränen benetzte Augen, den Kopf zur Seite geneigt, ein ſchmerzliches Lächeln, eine zitternde Stimme und ein einfaches Kreuzchen, welches von einem fleiſchloſen Halſe in einen verwelkten Buſen hineinhängt. Was für ein Alter Ihr immer haben, welche geſellſchaftliche Stellung Ihr auch immer einnehmen möget, redet dieſen Blauſtrumpf unter keiner Bedingung an; die langbeinige Spinne, welche ihr Netz an Mauerecken ausſpannt, beobachtet die ihr verfallene Fliege mit weit weniger Geduld und Aengſtlichkeit, als dieſer fürchterliche Blauſtrumpf. Wenn Du blos in den Bereich ſeines Blickes kommſt, ſo beginnt er ſchon ſeine häßlichen Bezauberungsformeln gegen Dich; er verfolgt Dich und erregt endlich doch das, was er Deine Aufmerkſamkeit nennt, wäre es auch nur dadurch, daß er Dir furchtbar läſtig fällt. Unglücklich Derjenige, der in dieſem zu gleicher Zeit ſtarren und ruheloſen Blick nicht zugleich die Gefahr lieſt, der er ausgeſetzt iſt, und der, wenn dieſe Frau an ihm vorübergeht und zufällig ihren Fächer oder ihr Schnupftuch fallen läßt, die Unklugheit begeht, es aufzuheben. Von ihrem dankenden Blicke angezogen, werdet Ihr in ihre Klauen gerathen, und wenn ſie Euch einmal in denſelben hat, dann kann Gott allein wiſſen, in welchem Zuſtande Ihr Euch wieder aus denſelben retten werdet.

Auch ich habe arme junge Leute in dieſe Falle gehen geſehen. Auf die gerührten Dankesworte, welche der Blauſtrumpf an ſie richtet, antworten ſie irgend etwas Gleichgiltiges, oder ſie antworten gar nicht. Der Unvorſichtige hat ohne Zweifel einen Stand: er iſt entweder Advokat, oder Gerichtsperſon, oder Maler, oder Dichter, oder Kaufmann, oder nichts von dem Allen; dem Blauſtrumpf iſt das gleichviel: er heftet einen langen Blick auf die Stirne des jungen Menſchen, er preßt die oben beſchriebene Hand auf das eigene Herz und murmelt mit einer Stimme, die für erſtickt gelten ſoll: »Es iſt ſeltſam!«

Der junge Menſch hebt den Kopf in die Höhe und ſieht nun dieſen tiefen Blick, dieſes ſchmerzliche Lächeln, dieſe krampfhafte Bewegung, welche den ganzen Körper des Blauſtrumpfs erſchüttert. Angenommen ſelbſt, der junge Mann ſei geſchickt genug, um nichts zu ſagen, ſo wiederholt der Blauſtrumpf ſeinen unglückſeligen Ausruf mit gebrochener Stimme und folgender Veränderung:

»O mein Gott, in der That, es iſt ſeltſam!«

Diesmal kann der junge Menſch nicht umhin, eine Frage zu thun. Er möge alle möglichen Ausſichten haben, ſeinem Geſchicke zu enteilen, die Vorſicht wird nutzlos, der Zufall beſiegt ihn leicht, der Blauſtrumpf hat ihn, hält ihn feſt und läßt ihn nicht mehr entrinnen. »O nur ein Wort, um Gotteswillen! wer ſind Sie? woher kommen Sie?« fragt der Blauſtrumpf, indem er den jungen Menſchen mit ſich fortzieht. Ihre Stimme zittert, ihr Körper zittert, ihr Auge ſchweift wie verloren umher. Der junge Menſch folgt ihr. Wohin? In eine Ecke des Salons, wo er, nachdem er erklärt hat, er ſei von Montivilliers, wo ſein Vater und ſeine Mutter einen Großhandel mit Butter und Eiern treiben, die klägliche Erzählung von der tiefen und plötzlichen Unruhe anhört, die er in das Herz eines armen Weibes geſtreut hat.

Sie hat einen ganz jungen Bruder verloren, ein Kind, welches von ſeinem Genie zeitig aufgezehrt worden iſt, und welches ſie in der Geſtalt des jungen Unvorſichtigen aus dem Himmel (der nun gewiß ſeine Wohnung iſt) herabſteigen zu ſehen geglaubt hatte; wenn es kein Bruder iſt, ſo iſt es ein Sohn, der jetzt in ſeinem Alter wäre; wenn es kein Sohn iſt, ſo iſt es ein Vetter; wenn es kein Vetter iſt, ſo iſt es irgend Jemand Anderes; aber jedenfalls iſt es immer etwas Schönes, Himmliſches, Liebenswürdiges, Edles, Liebevolles, Erhabenes, dem der junge Mann auf eine ſo wunderbare Art ähnlich ſieht. Wer Teufel ſoll da widerſtehen? Alle Männer ſind in dieſem Punkte eitel, und man kann nur wieder mit Schmeicheleien und beſcheidenen Dankſagungen auf dieſen Strom von Lobſprüchen antworten, der uns mit erhabenen Eigenſchaften überſchwemmt. Von dieſem Augenblick an ſeid Ihr gefeſſelt, und bald werdet Ihr auch zermalmt ſein. Im Handumdrehen kennt der Blauſtrumpf Euren Namen, Eure Gewohnheiten und Eigenheiten, Eure Arbeits- und Mußeſtunden, und ob Ihr Maler, Dichter, Beamter oder Gewürzhändler im Großen werden wollt. Wer Ihr auch immer ſeid, es iſt gleichviel; eben ſo wie der Blauſtrumpf einen Bruder oder Vetter verloren hat, der Euch an Schönheit glich, eben ſo hat er noch einen Bruder oder Vetter behalten, der, wie Ihr, Sänger, Beamter oder Gewürzkrämer iſt. Dieſer wird Euch einen Weg bahnen, dieſer wird Euch die Zukunft leicht und angenehm machen, »und ich, mein Herr, werde glücklich ſein, wenn ich Sie glücklich ſehe; Sie werden für mich das Abbild Deſſen ſein, den ich verloren habe, und meine Augen, müde, ihn vergebens im Himmel zu ſuchen, werden ihn auf der Erde wieder zu finden glauben.« Und darüber habt Ihr nun eine Beſtellung auf einen beſtimmten Tag und eine beſtimmte Stunde, die man Euch aber wählen läßt, damit Ihr keine Verhinderung vorſchützen könnt. An dem beſtimmten Tage geht Ihr nun mit ruhigem Herzen in eine faſt öde Straße; Ihr tretet in ein geheimnißvolles Haus ein; Ihr ſteigt bis in den vierten Stock, deſſen Höhe Euch ſchon beunruhigend vorkommt; aber Ihr tretet in ein Gemach ein, deſſen Ausſtattung Euch wieder beruhigt; Ihr findet daſelbſt eingerahmte Thüren, ſchwere Teppiche, Doppelfenſter und ein beſcheidenes Kammermädchen, welches Euch bittet, einen Augenblick in einem kleinen Salon zu warten.

Madame kommt ſoeben aus dem Bade. Madame hatte die ganze Nacht Fieber, Madame leidet ſo viel, Madame weint ſo viel; aber Madame erwartet den Herrn und will ihn nicht unnütz hieher bemüht haben. Einen Augenblick ſpäter erſcheint ſie ganz in weißem Mouſſelin gekleidet; in der Hand hält ſie einen Brief und ein Buch; ſie wirft Beides nachläſſig auf ein Pult und ſinkt ganz aufgelöſt vor Schmerz auf ein Ruhebett, wo Ihr Euch neben ſie ſetzen müßt, denn ſchon im Gehen hat ſie Eure Hand ergriffen, um ſich zu ſtützen; ſie drückt dieſe Hand, indem ſie ſagt: »Dank, Dank, daß Sie gekommen ſind, ſetzen Sie ſich hieher.«

Zum Teufel, dieſe Blauſtrümpfe ſind wirklich nicht dumm. Ich kann es Euch nicht erklären, ich kann es mir ſelbſt nicht vorſtellen, wie ſie es anfangen in dem Halbdunkel, in das ſie ſich einhüllen, ihrer Magerkeit den Schein eines ſchlanken Wuchſes und ihrem hohlen Blick ein ſüßes Schmachten zu verleihen. Dieſe vertrockneten Creaturen üben geheimnißvolle Einflüſſe, welche ſich der Erklärung entziehen; in der Athmoſphäre, in der ſie leben, herrſcht ein betäubender Duft, der ins Gehirn ſteigt, der Euch trunken, wüthend macht, und der ihnen das Recht giebt, zu ſagen: »Du willſt es? Es ſei! Und ſollte ich darüber wahnſinnig werden.«

Nun umſpinnt die ungeheure Spinne den Unvorſichtigen mit ihren Fäden, die eiſernen Banden gleichen, und ſie läßt ihn dann erſt aus dieſen erſtickenden Umarmungen frei, wenn das Opfer erſchöpft und athemlos zu ihren Füßen ſinkt. Aber damit iſt noch lange nicht Alles vorbei und wie glaubt Ihr wohl, daß das wieder beginnt? Wenn der Unglückliche von Neuem ein wenig zu Athem gelangt iſt, hört er neben ſich weinen und ſeufzen; Schluchzen erſchüttert dieſen unverwüſtlichen Körper; der grimmige Blauſtrumpf iſt nicht mehr eine Venus, welche unerbittlich ihre Beute verfolgt, nein, er iſt eine junge gefallene Jungfrau, ein befleckter Engel, eine weiße beſudelte Seele! O Eure ganze Zukunft reicht nicht hin, um das Verbrechen gut zu machen, das Ihr an ihr begangen habt; Ihr ſeid der unglückſelige Mann, welcher ſie zur Verzweiflung treiben wird ...

Ihr rettet Euch, ſo gut es gehen will, aus dieſen knöchernen Umſchlingungen und geht, um nie wieder zu kommen. Nun aber kommt der Blauſtrumpf zum Vorſchein; jetzt ſtellt er Euch zuerſt durch Briefe auf die Probe, ihr bekommt ſtündlich einen, vier Seiten für jede Gemüthsbewegung und großer Gott! in welchem Stil, mit welchen Phraſen! Man ſollte glauben, dieſe Frau ſchreibe mit einer Feder, die ſie in eine Wolke von roſenfarbener mit Aether verdünnter Tinte getaucht habe.

Wenn Ihr eine jener weißen Feen aus dem Himmel Odins, eine jener duftigen Peris aus dem Himmel Wiſchnu's betrogen hättet, ſie könnten nicht mehr Entzücken, nicht mehr Hingabe, nicht mehr Wohllaut an Euch verſchwenden.

Aber unglücklich, drei Mal unglücklich, wer nicht paſſend auf dieſe Briefe antwortet; dann wiederholen ſich dieſe Krämpfe der Liebe im Zorne, dann werden die Drohungen, der Haß, die Flüche eben ſo athemlos, als geſtern die Liebkoſungen. Auf die Briefe folgen die Beſuche, auf die Beſuche das Warten an Eurem Hausthore in einem elenden Fiaker, auf dieſes Warten die Verfolgungen in die Kaffee- und Gaſthäuſer, wo Ihr zu Mittag eſſen wollt, auf dieſe Verfolgungen das Eindringen in Eure Wohnung während Eurer Abweſenheit, und wenn Ihr endlich, ſei es, daß Ihr Paris verlaſſen oder Euch aus Verzweiflung erſchoſſen habt, dieſer Hyäne entronnen ſeid, dann beginnt ſie ihre Spinnenrolle von Neuem, und nach einer Reihe von ähnlichem Unglück und Verzweiflung vertraut ſie dem Publikum die Qualen ihres Lebens und ihrer Seele in einem Band Gedichte, in Umſchlag von roſenfarbenem Papier, welcher als Titel den Namen irgend einer geheimnißvollen Blume und als Motto die Worte führt: »Ich habe gelitten.«

(Schluß folgt.)

Ein Couliſſen-Geheimniß.

Jedem, welcher die gute Stadt Paris kennt, wird wohl auch bekannt ſein, daß es dort Theaterprinzeſſinnen giebt, die auf dem Fuße einer Geſandtin leben und, um dieſen ſardanapaliſchen Aufwand beſtreiten zu können, jährlich drei bis vier Söhne vornehmer Familien ruiniren, von den Getödteten und nicht von den Verwundeten geſprochen. Dieſe modernen Danaïden wiſſen blutwenig von der Geſchichte, ſind aber deſto beſſer in der Arithmetik und in der Kenntniß landesüblicher und fremder Münzſorten bekannt. — Unlängſt hat nun eine jener Theaterprinzeſſinnen, mit ziemlich hübſchen Augen, ein Billetchen folgenden Inhalts erhalten:

»Mademoiſelle, ich habe Sie geſtern ſehr bewundert und heute iſt mir zu Muthe, als ob ich Ihnen Etwas mitzutheilen hätte.“ Falls Sie ſo gut als hübſch ſind, erlauben Sie mir wohl, Sie auf einige Augenblicke zu beſuchen.

Napoleon XXV.«

Auf dieſe kurze, aber höchſt beredte Epiſtel hat Danaë durch ein noch lakoniſcheres Billet Folgendes geantwortet:

»Kommen Sie nur, mein Herr! Einem Nachkommen des großen Kaiſers kann ich nichts abſchlagen.

Adamine.«

Die beiden Handſchuhe.

Moderne Fabel von E. Fernand.

Ein feiner Glacé- und ein grober Ritterhandſchuh kamen zufällig in einer Rumpelkammer zuſammen.

— Ich gebe Stoff zu den ſchönſten Novellen, bramarbaſirte der Glacéhandſchuh. Ich habe geſtern den drei ſchönſten Fräulein des Balles die Hand gedrückt, der Herrin des Hauſes den Fächer aufgehoben und zwei eiferſüchtigen Nebenbuhlern ein Paar Naſenſtüber gegeben.

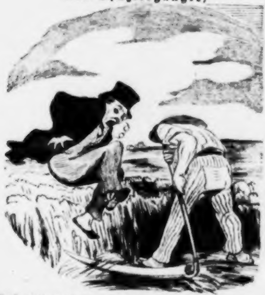
— Was wird dies zur Folge haben? fragte der Ritterhandſchuh.

— Tauſend komiſche Verwickelungen und das Tagesgeſpräch einer ganzen Woche, entgegnete der Feinlederne.

— Da habe ich weniger gethan, erzählte der Eiſendrähterne. Ich habe nur, wie Du es nennſt, einen einzigen Naſenſtüber ausgetheilt, aber der Getroffene ſtürzte todt unter dem Schlage zuſammen. Die Folge war ein dreijähriger Krieg, wobei ich zehn ſiegreiche Schlachten mitmachte. Das gab zwar keine Novellen, aber ein Stück Weltgeſchichte.

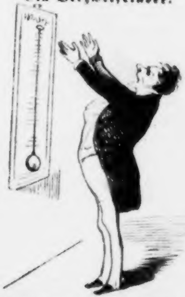
(Wiener Zeitſchrift.)

Ein Spaziergänger,



der, von der Senſe eines Schnitters getroffen, ſich aus Angſt in die Höhe ſchnellt.

Ein Verzweifelnder.



39 Grad Reaumur! Wenn die Hitze ſo fortſteigt, ſchmilzt ſelbſt das Kupfer auf meiner Naſe!

Zapfenstreich.

Aachen. Unſere Heiligthumsfahrt iſt mit großer Lauheit aufgenommen worden. Es giebt auch in unſerer Gegend viele wahre Prieſter, welche zu menſchlich und vernünftig denken, als daß ſie ihre Pfarrkinder auf ſolche Gegenſtände hinweiſen ſollten; auch bei uns giebt es aufgeklärte Prieſter, welche die chriſtliche Religion von Hemden und Windeln ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſen. (Spen. Zeit.)

Antwerpen. Eine merkwürdige Thatſache iſt zweifelsohne die, daß ſich in unſerer geſchäftsthätigen Stadt in dieſem Augenblick kein einziger Menſch ſchuldenhalber in Haft befindet.

Berlin. Dr. Karſten in Venezuela hat der Akademie der Wiſſenſchaften eine Kiſte mit Huaco überſendet, welches dort mit dem glücklichſten Erfolge gegen den Biß toller Hunde angewendet wird. Die Akademie wird mit dem Heilmittel Verſuche anſtellen laſſen.

∴ Der beliebte Liedercomponiſt Ferdinand Gumbert iſt aus Wien zurückgekehrt, wo er ſein Vaudeville „Beſſer ſpäter als niemals" in der Leopoldſtadt mit Erfolg ſelbſt aufgeführt hat. Der Text, aus dem Franzöſiſchen, gefiel allgemein, eben ſo die Muſik.

∴ Bettina, das bejahrte Kind, giebt aus Achim von Arnims literariſcher Hinterlaſſenſchaft ein Drama, „die Päpſtin Johanna", heraus.

∴ Der „Figaro" ſchreibt: Bei Prätorius ſind Cigarren zu haben, an deren unterm Ende ſich dieſelben Agentien befinden, welche die Spitze der Zündhölzchen bilden. Ein Raucher braucht künftig gar kein Feuerzeug bei ſich zu führen, ſondern nur die Cigarre an dem erſten beſten Gegenſtande zu reiben, dann brennt ſie auf der Stelle und zwar ſehr gut. Alſo wieder ein Fortſchritt! Fragt uns Jemand um den Namen dieſer Cigarren, ſo bedarf es kaum einer Antwort; es ſind — Polka-Cigarren.

Bologna. Am 23. v. M. wurde hier auf offenem Markte von 400 Muſikern und Sängern Nachts bei Fackelſchein unter Roſſini's eigener Leitung die von ihm componirte Jubelhymne auf Papſt Pius IX. zum Beſten der armen Amneſtirten aufgeführt.

Breslau. Der „Schleſiſchen Chronik" wird aus der Grafſchaft Glatz berichtet, daß eine Frau ihr letztes Bett verkauft habe, um an den großen Wallfahrten Theil nehmen zu können.

Brügge. Am 26. v. M. iſt hier das Denkmal für den Erfinder des Decimal-Syſtems, Simon Stevin, feierlich enthüllt worden. Die Feſtlichkeiten haben volle acht Tage gewährt.

Brüſſel. Das „Journal de Bruxelles" will wiſſen, daß die belgiſche Polizei ſeit mehreren Tagen von einem neuen Attentate auf das Leben des Königs der Franzoſen unterrichtet geweſen war und dem franzöſiſchen Geſandten in Brüſſel davon Anzeige gemacht habe. Dieſe Nachricht findet aber wenig Glauben

Conſtantinopel. Die vierzig Pyrenäenſänger ſind auf ihrer Rundreiſe um die Welt endlich auch in unſer altes Stambul eingerückt. Der Sultan, der ſich Etwas von ihnen vorſingen ließ, hat ihnen 15,000 Piaſter (150 Friedrichsd'or) geſchenkt.

Darmſtadt. Man will in Rheinheſſen den „Code civil" abſchaffen und dafür ein neues Civilgeſetzbuch einführen. (Es fragt ſich, ob das Land bei dieſem Tauſche Etwas gewinnen werde, da von allen neuern Geſetzbüchern der Napoleoniſche „Code" doch wohl das vernünftigſte iſt.)

Dresden. Im Theater am Linke'ſchen Bade wurde eine neue komiſche Operette, von dem als Tenoriſten früher vortheilhaft bekannten Sänger Julius Miller gedichtet und in Muſik geſetzt, mit Beifall gegeben. Der etwas auffallende Titel derſelben iſt: „Perücke und Muſik oder die Tabaks-Cantate". Die Handlung perſiflirt die Vorliebe eines alten Kapellmeiſters für alte Muſik, insbeſondere für Graun, deſſen Bravour-Arie aus der Paſſions-Cantate zur Parodie gewählt iſt. Ein junger Componiſt, welcher mit der Enkelin des Alten ein Liebesverſtändniß unterhält, verſpottet die alte Muſik, macht ſich indeß zuletzt durch die recht wohl gelungene Compoſition einer Tabaks-Etikette im alten Stil beliebt.

∴ Für das Denkmal, welches Carl Maria von Weber in der Mitte unſerer Stadt erhalten ſoll, wird jetzt bei den Engländern geſammelt. Mit ihrer Hilfe wird es wohl endlich zu Stande kommen.

Gallen (St.). Bei Huber und Compagnie iſt ein neues fünfaktiges Trauerſpiel, „Winkelried“, von H. Böiker, erſchienen.

Karlsruhe. Der miniſterielle Abgeordnete Schaaf hat in der zweiten Kammer den Antrag geſtellt, „die Regierung zu erſuchen, den Hofrath Welcker in Anbetracht ſeiner ausgezeichneten Befähigung wieder in ſein Lehramt einzuſetzen“. Dieſer Antrag iſt einſtimmig angenommen worden.

Leipzig. Herr Marr, noch immer Ober-Regiſſeur unſeres keineswegs beneidenswerthen Stadttheaters, iſt in Begleitung ſeines Famulus Wagener von ſeinem Hamburger Gaſtſpiel mit blutwenig Lorbeer zu uns zurückgekehrt. Beide Mimen haben vor ſo entſetzlich leeren Bänken geſpielt, daß der Erſtere in H. Laube's „Rococo“, das er zu ſeinem Benefiz gegeben, auf ſeinen Antheil etwas über 7, ſage ſieben Thaler eingenommen haben ſoll. Faſt eben ſo ſpärlich war der Beifall, den man beiden Mimen zu Theil werden ließ. Ueber den Mephiſto, den unſer überaus würdiger Ober-Regiſſeur für eine ſeiner Glanzrollen hält (ha, ha, wer lacht da?), brachte der „Freiſchütz“, bekanntlich eines der gediegenſten Blätter Hamburgs, eine fulminante Kritik, aus der wir den Freunden und Verehrern des Herrn Marr folgende Bruchſtückchen vorlegen, um ſie zu überzeugen, daß es auch anderswo Leute giebt, welche Herrn Marr für weiter nichts als einen routinirten Schauſpieler, aber keineswegs für einen Künſtler halten. Der „Freiſchütz“ ſagt: »Am 7. Juli: „Fauſt“, Tragödie von Göthe; Herr Marr, Ober-Regiſſeur vom Stadttheater zu Leipzig: Mephiſtopheles, als erſte Gaſtrolle. Da Herr Marr hier nicht als Ober-Regiſſeur, ſondern als Mephiſto gaſtirt — welche Partbien ſich vor einem fremden Publikum nicht vereinigen laſſen — ſo hätte es uns genügt, den hinlänglich bekannten Namen Marr, ohne allen Titel, angekündigt zu ſehen. Herr Marr iſt hier nämlich als ein talentvoller Schauſpieler bekannt, der, aller Poeſie fremd, alles tiefern Geiſtes und Herzens leer, ſich niemals zu einer künſtleriſchen Bedeutung emporſchwingen konnte. Darum hatte er auch in Hamburg nie einen wirklichen Erfolg, darum war denn auch heute wieder, bei ſeiner erſten Gaſtrolle, das Haus erſchrecklich leer. — Statt jener Geſtalt der ewigen Verneinung, deſſen Blut der tiefſte Welthaß, deſſen Athem die ſchärfſte Ironie iſt, ſehen wir einen curioſen, häßlichen Mann, einen Spaßmacher in der Redoutenmaske des Satans. Wenn die Kritik vom Schauſpieler vor allen Dingen Entſchiedenheit der Auffaſſung fordern muß, um wie viel mehr in ſolchen Geſtaltungen des Abſtracten. Herr Marr hätte uns mindeſtens ſeinen Mephiſto zeigen ſollen, wir würden in ihm doch vielleicht einen Künſtler erkannt haben, wenn ſein Mephiſto auch unſrer Anſchauung dieſes Gebildes ganz fremd geweſen wäre. Aber ſolch eine Spaß-Lappen-Geſtalt ohne durchgehende Idee, die durch einen Naſenſtüber in ihr Nichts zuſammenfällt, kann uns nur beſtätigen, daß wir's nur mit einem routinirten Schauſpieler, beileibe nicht mit einem wahrhaften Künſtler, zu thun haben. Wir bekennen uns zu dem ächten Volksteufel Seydelmanns (den Göthe überall durch den Pudel, durch das Hinken, durch die Schwüle in Gretchens Zimmer ꝛc., am ſicherſten durch die Walpurgisnacht angedeutet hat), nicht zu dem Cavalier Hoppé's und La Roche's, am wenigſten zu dem reizloſen, bornirten Satan des ſonſt genialen Döring; dieſe Künſtler haben aber doch ihre Auffaſſung und führen dieſe in aller Conſequenz durch. Herr Marr dagegen hat von Allen entnommen, was ihm am wirkſamſten ſchien; die Gedankenſchärfe Seydelmanns mit den bunten Farben der Andern überzogen, und da es ihm, wie ſchon erwähnt, an aller Poeſie, an aller Seelentiefe fehlt, ſo iſt er als Mephiſto immer Herr Marr, der routinirte Schauſpieler, welcher neben den Pointen Göthe's und den Nüancen bedeutender Künſtler, auch mit einigen eigenen Lazzis Beifalls-Geſchäfte macht. Die Hohlheit ſeiner Leiſtung, das Tappen in denjenigen Tiefen der Spekulation, wo er nicht mit- und nachzudenken vermag, müßte jedem feinern Geſchmacke zum Ekel werden, weshalb denn auch ſelbſt der bekannte Beifall in einem leeren Hauſe ſo matt wie Herrn Marrs Darſtellung blieb. — Solch ein Mephiſto iſt kaum der Beſprechung werth, deren wir ihn hier, nur weil Herr Marr von einer Leipziger Clique ſo oft gelobt wird, gewürdigt haben.«

∴ Herr Wilhelm Bernhardy, Verfaſſer der annoch unvollendeten Kritik über Shakeſpeare's „Hamlet“, hat ſich durch Ankauf eines Exemplars von Dr. Bährs „eiſernem Magen“ in den Stand geſetzt, in einer Sitzung 33, ſchreibe dreiunddreißig Beafſteaks zu vertilgen, ohne ſich davon im mindeſten moleſtirt zu fühlen. (Heil Dir im Siegerkranz!)

∴ Im „Danziger Dampfboot“ lieſt man: »In der franzöſiſchen Stadt Nevers wüthet eine Rindviehſeuche, die auch Menſchen gefährlich wird.« (Gut, daß der Redakteur des „Dampfboots“ nicht in Nevers domicilirt!)

Livorno. Am 25. v. M. iſt hier der Graf von Saint-Leu (Ludwig Bonaparte), ehemaliger König von Holland, 68 Jahre alt, am Schlagfluß geſtorben. Ein junger Menſch, den er erzogen hatte, drückte ihm die Augen zu. Niemand von ſeiner Familie war an ſeinem Todtenbette. Sein Vermögen (nicht bedeutend) wird auf 50,000 Francs jährlicher Einkünfte geſchätzt. Von Kaiſer Napoleons Brüdern lebt nun nur noch einer und zwar der jüngſte, der Prinz von Montfort. (Hieronymus Napoleon, ehemaliger König von Weſtphalen.)

London. Dr. Bowring hat im Unterhauſe den Antrag geſtellt, in der Armee die das Ehrgefühl der ganzen Nation beleidigende Peitſchenſtrafe abzuſchaffen.

∴ In Kurzem ſollen die der Oeffentlichkeit ſo lange vorenthaltenen Denkwürdigkeiten des ehemaligen Miniſters Horace Walpole in drei Bänden unter dem Titel „Memoirs of King George II.“ ans Licht treten.

Madrid. Einer unſerer beſſern Dichter, Don Garcia Texero, welcher die Vermählungsfrage der Königin Iſabella in einem ſatiriſchen Gedichte, „der Hochzeitskuchen“, eben ſo geiſtreich als witzig perſiflirt hat, iſt wegen Angriffs auf die Ehre mehrerer auswärtigen Prinzen und Prinzlein vom hieſigen Gerichtshof zu 2000 Realen (133 Thaler) Strafe verurtheilt worden.

∴ Bisher hatte jedes der ſpaniſchen Cavallerie-Regimenter ſeinen aparten Heiligen. Der General-Inſpektor hat jetzt, mit Einſtimmung der geiſtlichen Behörden, dieſen Heiligen den Abſchied ertheilt und den heiligen Jakobus zum General-Patron ſämmtlicher Cavallerie-Regimenter des ſpaniſchen Heeres ernannt. (Der gute Jakob wird ſich dadurch gewiß ſehr geſchmeichelt fühlen.)

Paris. Louis Philipp hat dem Prinzen Albert ein von P. Laurent auf Porzellan gemaltes, mit Diamanten eingefaßtes Bildniß der Königin Victoria überſendet.

∴ Die diesjährige Feier der Juli-Tage hat — zur Schande Frankreichs — mit einem Attentate (dem ſiebenten!) auf den armen König der Franzoſen geendet. Ein verrückter Lump, Namens Joſeph Henry, hat, um mit Eclat zu ſterben, zwei Piſtolenſchüſſe auf Louis Philipp abgefeuert; zum Glück hat auch diesmal Frankreichs Schutzgeiſt den Plan des Elenden vereitelt. Er wurde feſtgenommen und wird vor den Pairshof geſtellt werden. Joſeph Henry war Stahlfabrikant und beſchäftigte als ſolcher gegen zwanzig Arbeiter. Für ſeine Wohnung bezahlte er jährlich 3000 Francs Miethe. Er iſt Corporal der vierten Compagnie des erſten Bataillons der ſiebenten Legion der Pariſer Nationalgarde. Einer ſeiner Söhne dient als Militär in Afrika, der andere arbeitet in der Fabrik ſeines Vaters. Henry's Geſchäft ſoll jährlich über 100,000 Francs umgeſetzt haben. Am 1. Juli ſollte er Wechſel im Betrage von 10,000 Francs bezahlen; doch hatten ihm dazu die Mittel gefehlt. Die Inhaber der Wechſel erſchienen am Verfalltage in ſeiner Wohnung, um Proteſt zu erheben.

∴ Herr von Rothſchild hat auf die in Nummer 201 des „Charivari“ erwähnten Flugſchrift, „Rothschild I., roi des Juifs“, von der in wenigen Tagen 30,000 Exemplare verkauft wurden, eine Antwort erſcheinen laſſen unter dem Titel „Réponse de Rothschild I., roi des Juifs, à Satan dernier, roi des imposteurs“. Sie iſt der Form nach beſſer als die erſtgenannte Brochüre und wird dem ci-devant Saint-Simoniſten Pereire, dem Factotum des Herrn von Rothſchild, zugeſchrieben. Allem Anſcheine nach wird es nun noch viele ſolcher Pamphlets regnen, die, abgeſehen von der Perſönlichkeit der Betheiligten, als Zeichen der Zeit höchſt beachtenswerth erſcheinen.

∴ Herr E. Sue hat ſich in den „Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners“ erlaubt, den Sohn ſeines Nebenbuhlers A. Dumas und deſſen Verhältniß zu ſeinem Vater in der Perſon eines Vicomte Scipio Duriveau zu ſchildern. Man munkelt von einem Zweikampf zwiſchen beiden Herren; doch ſagt man allgemein, daß Herr Sue ſich verpflichtet habe, ohne Erlaubniß des Beſitzers des „Conſtitutionnels“ keine Herausforderung anzunehmen, ſo lange, bis er den neuen Roman für dieſe Zeitung vollendet habe.

∴ Dumas, Vater und Sohn, haben wieder zwei neue Romane aus den Aermeln geſchüttelt. Der Roman des Vaters heißt „les deux Diane“ und ſpielt zur Zeit der Regierung Heinrichs II. von Frankreich; der Roman des Sohnes führt den Titel „Aventures de quatre femmes et d'un perroquet“ und iſt ein Sittenbild der Jetztzeit. Der Verleger Cadot bemerkt, daß dieſe beiden Romane weder in Feuilletons erſchienen, noch darin erſcheinen werden.

∴ Herr J. M. Quérard, Herausgeber der „France littéraire“, hat unter dem nicht ſehr feinen Titel „Aneries, bévues et omissions des continuateurs de la littérature française contemporaine“ eine fulminante Brochüre herausgegeben, die gegen den Fortſetzer ſeines Werkes, Daguin, gerichtet iſt.

∴ Ein Herr de la Croix-Futin giebt jetzt in der „Epoque“ eine „vollſtändige Gallerie der franzöſiſchen Königinnen linker Hand, d. h. der Maitreſſen der allerchriſtlichen Könige von Frankreich“. Den Reigen hat Frau von Maintenon eröffnet.

∴ Seit Juli erſcheint hier ein neues Sonntagsblatt „le fiacre, journal des cochers“ eigends für die Herren Kutſcher. (Auch in Deutſchland giebt es mehr als ein Journal, das blos für Fiacres geſchrieben zu ſein ſcheint.)

∴ Eine auffallende Erſcheinung iſt es, daß der „Conſtitutionnel“ nach der 87ſten Vorſtellung der Halévy'ſchen „Mousquetaires“ (die erſte hatte am 3. Februar d. J. ſtattgefunden) das ganze Textbuch der Oper in ſeinem Feuilleton mittheilt, Etwas, das unſeres Wiſſens noch nicht dageweſen iſt.

∴ Im Palais-Royal-Theater haben zwei neue einaktige Vaudevilles, „mon voisin d'omnibus“, von den Herren Dalby und Dugard, und „la garde malade“, von Paul de Kock und Beyer, vollſtändig reuſſirt.

∴ Das Vaudeville-Theater hat ſeinem Publikum eine neue Poſſe, „les fleurs animées“, vorgeführt, die, nach Grandville und Taxile Delord gleichnamigem Werke bearbeitet, außerordentlich gefallen hat. Alle darin beſchäftigten Frauen treten als Roſen, Flieder, Nelken, Anemonen und Veilchen auf. In der Hauptrolle, Hermance, hat Madame Doche, die ſchönſte Blume dieſes Theaters, einen neuen Triumph gefeiert. Das einaktige Vaudeville hat nicht weniger als drei Verfaſſer: die Herren Labie, Commerſon und Xavier de Montepin.

∴ Die komiſche Oper ruht auf ihren Lorbeern, d. h. ſie genießt die Früchte, welche Halévy's „Musketiere der Königin“ ihr einbringen. Uebrigens hat ſie innerhalb acht Monaten nur zwei Neuigkeiten gebracht und zwar zwei kleine einaktige Opern, von denen die eine, „der Wittwer von Malabar“, ein ſehr ſchlechtes Machwerk des Herrn Baſſet iſt, wozu Herr Doche, Orcheſter-Direktor des Vaudeville-Theaters, eine nicht viel beſſere Muſik geſetzt hat. Zum „Trompeter des Prinzen“ hat Herr Meleſville den Text und Herr Bazin, ein junger vom Conſervatoire gekrönter Tonſetzer, die Muſik geliefert. Letztere iſt zwar nicht originell, aber doch melodiſch und ſceniſch wirkſam.

∴ Auf derſelben Bühne wird „Paul und Virginie“, ein neues Tonwerk von Conradin Kreuzer, zur Aufführung kommen.

∴ „Oui ou non“ iſt der Titel eines allerliebſten Vaudeville, das ſich eines großen, ungetheilten Beifalls zu erfreuen hat. Der Stoff, einer bekannten Anekdote entlehnt, iſt folgender: Eine ungeduldige Mutter, die ihre Tochter gern vermählt zu ſehen wünſcht, ſchreibt einem jungen Manne, der Jener ſchon ſeit geraumer Zeit den Hof macht: »Wollen Sie meine Tochter heirathen oder nicht? Erklären Sie ſich rund heraus: Ja oder Nein!« Der Freier ſchreibt zwei Antworten in ganz entgegengeſetztem Sinne, wirft Beide in einen Hut, ſchüttelt ſie um und ſchickt jene Antwort ab, die er auf gut Glück gezogen hat. Auch Léon Laya hat daſſelbe Sujet zu einem dreiaktigen Luſtſpiel benutzt.

∴ „Les quatre coins“ iſt der Titel eines zweiaktigen Luſtſpiels von Paulin und Laurencin, das, im Gymnaſe dramatique aufgeführt, nur theilweiſe befriedigt hat.

∴ Ein hieſiger Mechaniker nennt ein von ihm angefertigtes Sopha, das mittelſt einer (auch an alten Canapés ohne große Koſten anbringbaren) Vorrichtung in ein Bett mit Nachttiſchchen und Zubehör verwandelt werden kann, Carteſius-Bett-Sopha. (Wie mag der große Philoſoph zu dieſer Ehre kommen?)

∴ In Caen hofft man noch in dieſem Jahre die Standbilder La-Place's und Malherbe's aufſtellen zu können.

Peſth. Unſere hirnverbrannten Ballet-Enthuſiaſten ſchlürfen in dieſem Sommer weiter nichts als „Fanny-Elsler-Eis“.

∴ Auf dem ungariſchen Nationaltheater ſoll nächſtens ein neues Drama, „Illem“ (Convenienz), von J. G. Zerffi, in Scene gehen.

∴ Von Albert Pálffy iſt ein neuer Roman, „Fekete Könyv“ (das ſchwarze Buch), erſchienen.

Prag. Unter der Direktion des Herrn Hoffmann wurden bereits folgende Stücke verboten: „Ideal und Leben“, von Raupach; „der beſte Arzt“, von Fels; „Anna von Oeſterreich“, von Charlotte Birch-Pfeiffer; „ein ehrlicher Mann“, von Adami; „meine Frau iſt ausgegangen“, von Meynert; „Anonym“, von Gutzkow; „Rococo“, von Laube; „eine Mutter aus dem Volk“, in allen Bearbeitungen; „zwei Seelen und ein Gedanke“, von Oettinger; „Graf Waltron“, von Charlotte Birch-Pfeiffer; „Alles durch die Frauen“, von Herrmann; „die Geſellen“, von Börnſtein; „mein Mann geht aus“, von Börnſtein. Dies muß bei dem Mangel an guten Neuigkeiten für den Leiter einer Bühne höchſt erfreulich ſein!

(Theaterchronik.)

∴ An neuen Opern und Stücken für die Herbſtſaiſon werden vorbereitet: „Don Sebaſtian", von Donizetti, mit neuem Koſtüme und Dekorationen; „der Feenſee", von Auber, mit neuen Dekorationen von Gropius und neuen Koſtümen; „Guttenberg", von Füchs; „Alceſte", von Gluck, für Prag neu und für Glucks Sterbetag beſtimmt; „die Musketiere der Königin", von Halévy. — An Schauſpielen und Poſſen: „der Unbedeutende", von Neſtroy; „Michel Bremont", nach dem Franzöſiſchen; „Ottokar", von Uffo Horn; „das lebendige Portrait", von Caſtelli; „der arteſiſche Brunnen", von Räder; „ein Sommernachtstraum", von Shakeſpeare; „der Pirat von Venedig", von Hickel.

Rom. Gleich nach dem Erſcheinen der Amneſtie iſt hier ein Verein ausgezeichneter Männer unter der Leitung des Abbé Grazioſi und des Fürſten Chigi zuſammengetreten, um zur Unterſtützung der aus den Kerkern entlaſſenen armen Gefangenen Beiträge einzuſammeln. Innerhalb vier Tagen waren über 1500 Scudi zuſammengekommen.

∴ Auf den Namen des gegenwärtigen Papſtes iſt durch Verſetzung der Buchſtaben ein ſehr ſchönes Anagramm gemacht worden. Aus dem Namen Giovanni Maria Maſtai Ferretti hat man nämlich Grati nomi: Amnestia e ferrata via (Wohlgefällige Worte, Amneſtie und Eiſenbahn) zuſammengeſetzt. Eins der drolligſten Anagramme iſt bekanntlich das auf Berlin. Aus Berolinum läßt ſich nämlich Lumen orbi (Licht der Welt) zuſammenſtellen.

Stettin. Als ein Beitrag, wie leider noch immer, auch in unſerer Nähe, dem Aberglauben gehuldigt wird, möge Folgendes dienen: »In der Gegend von Labes und Daber, in Pommern, wimmeln die ſonſt wenig beſuchten Straßen von Reiſenden: Blinde, Taube, Lahme und mit allen ſonſtigen Körperübeln Behaftete, ziehen hin und her, und wohin? — zum Wunderdoctor!!! Ein Menſch iſt dort nämlich ſeit einiger Zeit aufgetreten, der folgende Geſchichte von ſich erzählt: Schon lange Zeit habe er ſich, ſeine Sünden bereuend, großer Frömmigkeit befleißigt; da ſei ihm einſt ein Engel erſchienen, und habe zu ihm geſagt: „Stehe auf und gürte Deine Lenden und durchziehe die Welt vom Aufgang zum Niedergang, denn Deine Hände ſind geſegnet mit großer Kraft. Lege ſie auf die Kranken und Siechen, dann werden ſie in einen gewaltigen Schweiß gerathen und ihre Krankheit wird von ihnen weichen." Und er that alſo. Er kam in die Gegend von Labes und Daber, bald war ſein Ruhm verbreitet, und Tauſende ſtrömen ihm zu. Hunderte fertigt er an einem Tage ab. Er beſtreicht ſie mit ſeinen Händen und zu dem Einen ſagt er: „Du wirſt drei Wochen jeden Tag zwei Stunden ſchwitzen", zu dem Andern: „Du wirſt ſechs Wochen jeden Tag drei Stunden ſchwitzen, und dann werdet Ihr geheilt ſein." — Und dieſer Unſinn wird geglaubt! Nicht nur Ungebildete, nein, auch Leute aus den höhern Ständen laſſen ſich beſtreichen, legen ſich in das Bett und — ſchwitzen gewaltig.« (Spen. Zeit.)

Wien. Der hannover'ſche Kapellmeiſter Heinrich Marſchner befindet ſich ſeit Kurzem in unſerer Mitte, um im Kärnthnerthor-Theater ſeine für uns noch neue Oper „Templer und Jüdin" einzuſtudiren.

∴ Kapellmeiſter Otto Nicolai arbeitet an einer neuen Oper, deren Text der Shakeſpeare'ſchen Komödie „die luſtigen Weiber von Windſor" entlehnt iſt.

∴ Alexander Guerra, der Balletmeiſter und erſte Solotänzer des Kärnthnerthor-Theaters, iſt am 19. v. M. geſtorben.

∴ Der berühmte belgiſche Maler Wappers und der beliebte Schriftſteller Hendrick Conſcience werden hier erwartet.

∴ Bei Wallishauſer erſcheint eine Geſammt-Ausgabe von L. Feldmanns Theaterſtücken.

∴ Wenn man jetzt in Wien die Geiſtesſchwäche eines Menſchen auf das Treffendſte bezeichnen will, ſagt man: »Er iſt ſo dumm, daß er zum zweiten Male bei Pokorny abonniren würde.«

∴ Man ſpricht davon, der vordere Eingang des Joſephſtädter Theaters in Wien werde unter dem neuen Pachter Feichtinger zugemauert und der Eingang von hinten angebracht werden.

∴ Von den Einnahmen des Theaters an der Wien nach Ablauf des berichtigten Abonnements ſoll Herr Pokorny ein Haus gekauft und ſeinem zehnten Kinde verſchrieben haben. Die Sache iſt zwar nicht wahrſcheinlich, aber dennoch ſehr glaubwürdig.

Zürich. Herr Benjamin Hirzel hat, bei Meyer und Zeller, ein aus dem Sanskrit übertragenes Schauſpiel, „der Erkenntnißmende Ausgang", erſcheinen laſſen. Es behandelt den Kampf der Orthodoxie mit dem Rationalismus und iſt höchſt poetiſch.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trieben einzelne Souveraine ihre Verrücktheit ſo weit, beliebten Sängern Ritterorden zu verleihen. In dem Zeitraume von 1740 — 46 wurden Ferri, Farinelli, Mateucci, Guadagni und die Vittoria Teſi mit Orden decorirt. Letztere erhielt den däniſchen Orden der Treue und Beſtändigkeit. Caffarelli erhielt das Herzogthum Santo Dorato in Lehen und nahm davon den Namen „Herzog von Dorato“ an. (Unſer Jahrhundert hat dieſe Stufe der Verrücktheit Gottlob noch nicht erreicht!)

— Heinrich VIII., König von England, warb, nachdem er ſeine Gemahlin Anna Beulen hatte enthaupten laſſen, um eine reizende Prinzeſſin von Mailand. Dieſe ließ ihm ſagen: »Ich würde Deine Hand annehmen, wenn ich zwei Köpfe hätte.«

— Die türkiſchen Schulmeiſter werden vor Gericht nicht als Zeugen in Streitſachen zugelaſſen, weil ſie durch ihren fortwährenden Umgang mit Kindern ſelbſt wieder Kinder werden.

— Welch Halloh, wenn heutzutage ein Buch drei Auflagen erlebt und in 3000 Exemplaren abgeſetzt wird. Aber ſchon im Jahre 1511 wurde vom „Encomium moriae“ (Lob der Narrheit) von Erasmus von Rotterdam 1800 und von ſeinen „Colloquia“ 24,000 Abdrücke verkauft. Arioſto's „Orlando furioso“ erlebte im ſechzehnten Jahrhundert gegen ſechzig Auflagen und des alten Thomas a Kempis „de imitatione Christi“ iſt erweislich über 1800 Mal neu aufgelegt und in alle Sprachen Europa's überſetzt worden.

— Soliceus (Cloſſius) ſchrieb ein lateiniſches Gedicht über „die den Aerzten eingene Mißgunſt“ (Tübingen 1784); Harrey eine lateiniſche Schrift: „über das Eitle und Richtige in der Arzneikunſt“ (Amſterdam 1695); Hornſchuh veröffentlichte eine Abhandlung „wie muß es ein Arzt anfangen, um in kurzer Zeit berühmt zu werden? (Coburg 1742); Kurella ſchrieb einen „Entwurf der Maximen, ohne Zeitverluſt und Mühe ein berühmter und reicher Arzt zu werden“ (Berlin 1751). (Geſellſchafter.)

— Aus dem Safte der Tollkirſche wurde früher in Italien Schminke bereitet, weshalb man der Pflanze den Namen „Belladonna“, d. h. ſchöne Frau, beigelegt hat.

Berichtigung.

Geehrter Herr.

Ihr vielgeleſener „Charivari“ enthält die folgende Notiz: »Franz Wieſt hat für 12,000 Gulden C. M. das Eigenthumsrecht der „Wiener Zeitſchrift“ gekauft, wofür der bisherige Beſitzer, Herr von Franck, erſt vor zwei Jahren an Herrn Friedrich Witthauer 20,000 Gulden gezahlt hat. Die kurze Redaktionsfreude koſtet dem Herrn von Franck alſo 8000 Gulden; dafür hat er ſich die Erfahrung erkauft, daß ein Journal, welches einmal im Rückſchritt begriffen iſt, nicht ſo leicht pouſſirt werden kann.«

Obgleich nun jeder einzelne Satz dieſer Mittheilung eine Unwahrheit enthält oder auf einem Irrthume beruht, ſo würde ich doch das Ganze unerörtert gelaſſen haben, könnten nicht die darin berührten Zahlenverhältniſſe, als eine weſentliche Entſtellung der Wahrheit, mir von größtem Nachtheile ſein; deshalb bitte ich Sie um die recht baldige Aufnahme der folgenden Zeilen, welche, wie Sie ſehen werden, Ihren Correſpondenten Punkt für Punkt widerlegen: Erſtens iſt es nicht begründet, daß Herr Wieſt für 12,000 Gulden C. M. das Eigenthumsrecht der „Wiener Zeitſchrift“ erkauft hat, obgleich derſelbe einen dermaligen Wunſch gegen mich ausſprach; — zweitens iſt es völlig ungegründet, daß ich an Herrn Witthauer für die Uebernahme dieſer Zeitſchrift 20,000 Gulden C. M. gezahlt habe; — drittens habe ich von Redaktionsfreuden während meiner Führung dieſer Zeitſchrift nichts erfahren, dafür aber auch kein pekuniäres Opfer gebracht, um dadurch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ein Journal-Redakteur in vielfache Berührung kommt, die er in anderer Stellung unbedingt vermeiden würde. — Von einem Journale, welches im Rückſchritt begriffen iſt, weiß ich in Beziehung auf die „Wiener Zeitſchrift“ nichts, denn ſo lange ich dieſelbe habe, iſt bei derſelben von einem Rückſchritt keine Spur vorgekommen. Wenn ich dennoch, wie es hier in Wien bekannt iſt, die Abſicht habe, die Redaktion in andere Hände zu übertragen, ſo ſind davon Familienrückſichten, keineswegs aber pekuniäre, der Grund, und es iſt mir auch nicht eingefallen, die Zeitſchrift unter billigeren Bedingungen zu veräußern, als die waren, unter denen ich ſie übernahm.

Nochmals um den baldigen Abdruck dieſer Zeilen bittend, nenne ich mich mit aller Hochachtung

Ihren Ergebenſten ꝛc.

Wien, am 3. Auguſt 1846.

Dr. G. Ritter von Franck.

Im Verlage von **Otto Klemm** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die zweite Auflage
von
Adolf Böttgers Gedichten.
Mit Zeichnung von **E. Bendemann** und Compoſitionen von
Felix Mendelsſohn-Bartholdy.
Broch. Preis 1¼ Thaler.

Das ſo ſchnelle Erſcheinen einer zweiten Auflage von dem allgemein anerkannten Byron-Ueberſetzer ſpricht am beſten für den Werth dieſer Gedichtſammlung.

Erſchienen iſt und in allen Buchhandlungen zu haben:

Johannes Huß und ſeine Zeit. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitgemälde von L. Köhler. 3 Bde. 8. Thlr. 4. 15 Sgr.

Thomas Münzer und ſeine Genoſſen. Hiſtoriſcher Roman von L. Köhler. 3 Bde. 8. Thlr. 4.

Norwegen 1814. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitgemälde von L. K. 8. Thlr. 1¾.

Hubert Languet vindiciae contra tyrannos. Ueber die geſetzliche Macht des Fürſten über das Volk und des Volkes über den Fürſten. Nach der Ausgabe von 1580 mit einer geſchichtlichen Einleitung über das Leben und die Zeit des Verfaſſers bearbeitet von **Dr. Rich. Treitſchke.** gr. 8. Thlr. 1.

Dieſes höchſt denkwürdige hiſtoriſche Document aus dem 16. Jahrhundert, deſſen Verfaſſer berühmter, mit der Weltlage vertrauter, an Geiſt und Freimuth hochausgezeichneter Diplomat, von Geburt Franzoſe, von Bildung und Geſinnung Deutſcher und Proteſtant war, ſetzt durch Klarheit und Bündigkeit der Darſtellung und Beweisführung in Erſtaunen, hält die Baſis des conſtitutionellen Lebens vor die Augen, und kann beſonders in unſerer Zeit als Förderungsmittel hiſtoriſch-politiſcher Bildung des Volkes betrachtet werden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In dem Verlage von **Friedrich Fleiſcher** in **Leipzig** erſchien ſoeben:

Der junge Feldjäger,
in franzöſiſchen, engliſchen und ſardiniſchen Dienſten.
Eingeführt durch
J. W. von Goethe.
Drei Bändchen. **Zweite Auflage.** Jedes à 15 Ngr. 1½ Thlr.

Hier wird ein anmuthiges Volksbuch, welches Goethe für würdig befand, ſelbſt dem deutſchen Publikum zuzuführen, in erneuerter und verſchönerter Geſtalt demſelben dargeboten. Dennoch wird es jetzt nur für die Hälfte deſſen, was die erſte Auflage gekoſtet hat, geliefert, damit ihm auch der Weg in alle Klaſſen des Volkes gebahnt werde, welches dieſe friſchen anmuthigen Schilderungen eines muntern bewegten Lebens gewiß gern und lieber leſen wird, als ſo manches, was ihm unter dem Namen Volksbuch jetzt dargeboten wird.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 204. Leipzig, 27. Auguſt 1846.

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Naturgeſchichte des Blauſtrumpfs.

Nach dem Franzöſiſchen des Frédéric Soulié.

(Schluß.)

Viertes Kapitel.

Der verbündete Blauſtrumpf.

Dieſe Abart des Blauſtrumpfs iſt, wie alles Merkwürdige, ſehr ſelten und ſtellt eben durch ſeine Verbindung eines der größten Geheimniſſe des menſchlichen Geiſtes dar. Nie ſah man noch zwei Schriftſteller oder zwei Maler in gutem Einverſtändniſſe in Einem Hauſe leben. Die Nebenbuhlerſchaft iſt das mächtigſte Trennungsmittel von allen Leidenſchaften; andererſeits iſt aber die Ehe doch noch ein mächtigeres Trennungsmittel; wie kommt es alſo, daß zwei Trennungsmittel zuſammengenommen ſehr ruhige und, wie es ſcheint, ſehr glückliche Vereinigungen zu Stande bringen? Herr Orfila hat entdeckt, wie ſtarke Gifte, mit einander vermiſcht, ſich aufheben und zuweilen eine unſchädliche, ja ſogar heilſame Miſchung geben. Er erklärt, wie die ſchädlichen Eigenſchaften des einen die ſchädlichen Eigenſchaften des andern in ſich aufnehmen, und analyſirt jene Beſtandtheile, welche ſich gegenſeitig zerſtören.

Wahrſcheinlich muß es ſich auch ſo mit der Verbindung des Blauſtrumpfs mit dem Schriftſteller verhalten. Die Ehe hebt die Erbitterung der literariſchen Nebenbuhlerſchaft auf, und die literariſche Nebenbuhlerſchaft die Erbitterungen der Ehe; das, was man als Ehemann nicht zugeben könnte, überſieht man als Mann von Geiſt; was man als Ehefrau nicht ertragen könnte, erträgt man als überlegenes Weib; den Erfolg, den man als Nebenbuhler verwünſchen würde, macht man ſich als Ehemann zu Nutze; den Ruhm und den literariſchen Gewinn, über den man ſich als Blauſtrumpf luſtig machen würde, benutzt man als Hausfrau, und das Reſultat iſt, daß, wie ich ſchon oben geſagt, aus allen dieſen Keimen der Zwietracht eine ruhige Verbindung mporkeimt. Aber wenn es wahr iſt, daß zwei Gifte, mit einander vermengt, hre Kraft gegen einander innerlich verlieren, ſo werden ſie gegen alles

Fremde nur um ſo tödtlicher. Wenn der Blauſtrumpf und ſein Gemahl falſch und anmaßend ſind, ſo werden ſie noch hundert Mal falſcher und anmaßender, denn wie Zehn mit Zehn multiplicirt Hundert giebt, ſo erheben ſich alle ihre Lächerlichkeiten, alle ihre Laſter, alle ihre kleinen Leidenſchaften zur zweiten Potenz ihrer urſprünglichen Größe.

Dazu kommt noch, daß ſie ſich gegenſeitig herausſtreichen. Sie erfinden als geiſtreiche Leute zu dieſem Behufe allerliebſte kleine Romane; der Gemahl hat reizende kleine Erzählungen in Bereitſchaft, um die Liebhaber ſeiner Frau zu erklären, und die Frau verſteht es aufs Ausgezeichnetſte, den Laſtern ihres Gemahls einen vornehmen und moraliſchen Zweck unterzuſchieben.

Da nichts eine Sache ſo ſehr erläutert als geſchickt angebrachte Beiſpiele, ſo will ich dem Leſer zwei ſolche erzählen, aus denen er dieſen Kunſtgriff vollkommen kennen lernen wird.

Einer dieſer Blauſtrümpfe und einer dieſer Ehemänner, von denen ich ſpreche, lebten zum großen Staunen des Publikums in einer vollkommen glücklichen Ehe. Dieſes Erſtaunen hatte ſeinen Grund darin, daß ein gewiſſer Herr den Blauſtrumpf zu allen Tageszeiten ſehr früh und ſehr ſpät beſuchte, und zwar vorzüglich, wenn der Gemahl nicht zu Hauſe war; und wenn er zufällig zu Hauſe blieb oder zurückkehrte, während dieſer Herr zugegen war, ſo wußte man immer einen Vorwand zu finden, um den Gemahl zu vermögen, ſich allein in ſein Arbeitskabinet einzuſchließen. Einige Freunde deſſelben (Leute, welche Dinge, wie wir ſie hier erzählen wollen, begehen, nennen ſich Freunde! Was iſt da zu machen? Wir leben nun einmal in einer anmaßenden Zeit!), dieſe Freunde alſo hielten es für paſſend, den Gemahl davon zu benachrichtigen, was bei ihm zu Hauſe vorging, und da er ihnen antwortete, daß er es genau wiſſe, erklärten ſie ihm den Schluß, welchen das Publikum daraus ziehen konnte.

Bei dieſen Worten nahm der Mann ein elegiſches Ausſehen an, welches an ihm nicht gewöhnlich war, und dieſes mit einem Tone von tragiſcher Würde, der ihm viel beſſer ſtand, verbindend, ſagte er: »Ich ſtehe auf einem zu hohen Standpunkte, als daß ein derartiges Gerede mich erreichen könnte, und ich hege zu reine und großmüthige Gefühle, als daß irgend eine Verleumdung mich dazu bringen könnte, das heilige Benehmen, das ich mir vorgezeichnet, zu verändern.«

Die Freunde des Ehemannes machten große Augen, er aber lächelte mit ſanfter Ueberlegenheit; dann nahm er mit vertraulicher und gerührter Stimme wieder das Wort:

»Ihr verſteht mich nicht, nicht wahr?

Die Freunde ſchüttelten zum Zeichen der Verneinung ſchweigend den Kopf. Der Mann begann wieder in etwas theatraliſcher Körperſtellung und mit einer Stimme, in der eine akademiſche Anrede lag:

»Ihr verſteht mich nicht, aber Ihr beſchuldigt einen Mann, wie mich, einer feigen Gefälligkeit und einen Engel, wie ſie, einer gemeinen Unſittlichkeit. O, Ihr verdientet es, daß ich Euch in Eurer Verblendung ließe; aber Ihr ſeid meine Freunde, und ich will nicht, daß Ihr gegen Andere äußert, was Ihr gegen mich geäußert habt; ich will nicht, daß Ihr mit Euren vorſchnellen und übelwollenden Beurtheilungen Herzen verletzen ſollt, die nicht mit demſelben ſtoiſchen Gleichmuth bewaffnet ſind; ich will Euch eine Warnung gegen ſo leichtfertige Vorausſetzungen ertheilen, und ich will Euch, Euch allein, ein vertrauliches Verhältniß erklären, gegen welches Ihr einen ſo unwürdigen Verdacht gefaßt habt.«

Die Freunde ſammelten ſich ſtillſchweigend, und der Ehemann begann ſeine Erzählung folgendermaßen:

»Meine Frau, dieſe Frau, welche Ihr ſoeben angeklagt, dieſe Frau hat eine Mutter. Dieſe Mutter, welche Ihr nicht kennt, war ſchön und unglücklich; und weil ſie ſchön war, wurde ſie geliebt, und weil ſie unglücklich war, liebte ſie. Dieſe Mutter, welche ſchön und unglücklich war, war jung und verheirathet, und weil ſie jung war, wurde ſie tyranniſirt, und weil ſie verheirathet war, wurde ſie die Frau Desjenigen, den ſie nicht geliebt. Fangt Ihr an, das ſchreckliche Geheimniß zu errathen? Verheirathet an Den, den ſie nicht geliebt, hat ſie ihn betrogen, Dem zu Liebe, welchen ſie geliebt ...

Hier wiſcht ſich der arme Gemahl einige Thränen ab und erſtickt einige Seufzer, welche mitten in ſeiner Erzählung denſelben Zweck haben, wie jene Zeilen von Punkten, welche dem Leſer ſo bereit ſind, das zu ſagen, was er verſtehen muß, ohne daß man es ihm zu erzählen braucht. Nach dieſem ein wenig romantiſchen Innehalten nimmt der Gemahl wieder das Wort:

»In dieſer Zeit zerriſſen unſere politiſchen Wirren, unſere wüthenden Kriege mit rauher Hand auch die heiligſten Bande; er mußte abreiſen und als er wiederkam, faſt zwanzig Jahre ſpäter, das Herz verödet, vereinſamt im Leben, Eine Hoffnung im Buſen nährend, da fand er nur ein Grab und ein junges ſchönes Mädchen, welches ihm ein mit ſterbender Hand geſchriebenes Billet übergab, worauf mit Thränen verwiſchter Schrift ſtand: „Dieſes Mädchen iſt Dein Kind“.«

Hier bricht der Erzähler in Thränen und Schluchzen aus, die Freunde weinen und drücken ihm ſchweigend die Hand. Reue, Rührung, Achtung zeigen ſich auf Aller Antlitz; da erhebt ſich der Gemahl, wie der über die Schlange Python ſiegende Gott, und ruft mit Donnerſtimme:

»Ja, ſie iſt das Kind dieſes Vaters, ja, er iſt der Vater dieſes Kindes, und ſie iſt es, er iſt es, ich bin es, die Ihr angeklagt habt, o! — o! — o!«

Bei dieſen drei O's ſpringen die Freunde, außer ſich vor Reue und Bewunderung, ſtürmiſch auf, umarmen den Gemahl, quetſchen ihn in ihren Umſchlingungen, heben ihn mit ihren Armen auf und tragen ihn, auf den Knieen rutſchend, im Triumph bis in das Zimmer ſeiner Frau, wo ſie den Vater und das Kind fanden, welche ſich ſo gut mit einander vertrugen. Aber es giebt ſehr boshafte Leute und es giebt vorzüglich Schriftſteller, welche die beſte Geſchichte, Zeile für Zeile, genau unterſuchen und dieſe Leute behaupten, entdeckt zu haben, daß der Geburtsſchein des Vaters von 1780 und der der Tochter von 1790 ſei. Uebrigens hat dieſe Geſchichte viel Unglück: man hat mehrmals verſucht, ſie als Drama oder Roman zu behandeln, ſie aber hat nie einigen Beifall erhalten.

Ich habe zwei Beiſpiele verſprochen; hier folgt das andere.

Da die Frau einen Vater, das heißt eine zärtliche und heilige Zuneigung hat, ſo will der Mann ſeinerſeits auch eine ſolche haben und zu dieſem Behufe ſucht er ſich eine Tochter — der Freude. Die Freunde der Frau, denn jeder Theil hat die ſeinigen, ſetzen ſie von dieſem Verbrechen in Kenntniß und flüſtern ihr ein, daß eine Frau von ihrem Stande und ihrem Geiſte ihrem Manne nur Liebſchaften aus einer beſſeren Geſellſchaft und von beſſerem Geſchmack geſtatten dürfe.

»Ich weiß nicht, was Ihr wollt,« ſagt ſie; »das iſt ein Ehrgeiz, den ich begreife und den ich nur billigen kann. Leute, welche meinen Mann nicht verſtehen, haben ihm oft die ganz belletriſtiſche Oberflächlichkeit ſeines Geiſtes vorgeworfen und ihm tauſend Mal geſagt, daß man in einer ſo ernſten Zeit, wie die unſere, nur durch ernſte Arbeiten ſich endlich den Platz erringen könne, den man verdient. Dieſe Worte haben in meinem Manne einen großen, tiefen, moraliſchen und philoſophiſchen Gedanken erzeugt: er will die verderblichen Elemente der Geſellſchaft von dem Kleinſten bis zum Größten ſtudiren; er hat ſchon die Bagnos, die Gefängniſſe, die Spielhäuſer (damals gab es noch Spielhäuſer) beſucht; jetzt geht er, wie Sie mir ſagen, dorthin. Er will für die ganze Geſellſchaft das thun, was Parent-Duchâtelet nur für einen ſehr kleinen Theil derſelben gethan hat. Erwartet alſo das Werk: es wird alle Verleumdungen, welche darauf ausgehen, ihn in ſeinen erhabenen Erfahrungen aufzuhalten, verſtummen machen.«

Das Werk erſchien früher, als es die Freunde erwartet hatten; es war, glaube ich, ein Concilium, zu welchem der Gemahl die zwei berühmteſten Aerzte von Paris berief.

Aber das Leben des Blauſtrumpfs wird nicht immer durch Fragen von ſolcher Wichtigkeit ausgefüllt, er hat ſeine eigene Welt, ſeinen Hof und ſeinen Salon, er hat hübſche junge Leute, welche ihm in jeder Hinſicht ſchmeicheln, der Eine von da, der Andere von dort. Das wäre das angenehmſte, das ſüßeſte, das prächtigſte Leben, wenn die Pfeife der Kritik oder des Publikums ihn nicht zuweilen aus dieſen ſüßen Entzückungen wechſelweiſer Bewunderung und gegenſeitigen Weihrauchſtreuens aufweckte. Wenn das geſchieht, erblaßt der Blauſtrumpf: er wird wüthend, er kommt außer ſich, er ſchreibt drohende Briefe und züchtigt den Unverſchämten, der es wagt, ihn zu tadeln, dadurch, daß er ſeinem Manne beſiehlt, wüthend auf den Kritiker zu ſein. Wenn jedoch im Gegentheile der Gemahl angegriffen wird, ſo lächelt der Blauſtrumpf dem Gegner zu und, vorgeblich um ihn zu beſänftigen, ſagt er zu ihm, wenn er ihn erreichen kann: »Man greift nur Diejenigen an, welche der Mühe werth ſind; laſſen Sie dieſen armen Mann zufrieden.«

Fünftes Kapitel.

Der ledige Blauſtrumpf, der jungfräuliche Blauſtrumpf.

Von dem jungfräulichen Blauſtrumpf giebt es zwei Arten, der Blauſtrumpf von guter Familie und der öffentliche Blauſtrumpf. Der Blauſtrumpf von guter Familie hat Etwas von einem verzogenen Kinde im ſpäteren Alter an ſich, das heißt, er beſitzt all' jene ungeheuren Unarten dieſer kleinen Weſen in noch höherem Grade. Wenn er Vater und Mutter hat, ſo iſt ſeine Mutter ſeine Kammerfrau und ſein Vater ſein Bedienter; wenn er Schweſtern und Brüder hat, ſo müſſen ſeine Schweſtern ſeine abgelegten Kleider tragen und die Brüder ſeine Manuſcripte abſchreiben. Es iſt intereſſant, der Vorſtellung eines Fremden in einem Hauſe, in dem es einen ſolchen Blauſtrumpf giebt, beizuwohnen: die Unverſchämtheit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit ſeinen Herrn Vater, ſeine Frau Mutter unterbricht; das anmaßende Lächeln, welche dieſe Unterbrechungen verkündigt und welches ohne Zweifel ſagen will: »Mein Vater iſt ein Eſel und meine Mutter eine dumme Gans, hören Sie nicht auf dieſe Leute,« verdiente, daß man ihm Ohrfeigen gäbe und zwar auf jene

Stelle, auf welche man ſie kleinen Kindern zu geben pflegt, aber ſein Vater und ſeine Mutter, welche anſtändiger Weiſe allein dies Recht haben, ſind, wie ich ſchon oben geſagt habe, Diejenigen, welche das bekommen, was ſie eigentlich austheilen ſollten. Dieſer kleine weibliche Tyrann hat alle Annehmlichkeiten, deren man zu ſeinen Gunſten alle andern Mitglieder der Familie beraubt; das beſte Zimmer, das beſte Bett, hübſche elegante Meubeln, die beſten Biſſen; ich kannte einen, der nur von Hühnerflügeln lebte, und welchem man ſie auch, wenn er krank war und ſie nicht eſſen konnte, vor das Bett bringen mußte, damit er ſie blos in den Mund ſtecke und ſo die Anderen verhindere, ſie zu eſſen. Er ließ ſich auf den Ball fahren, während ſeine Schweſtern ſeine Strümpfe ſtopfen mußten. In Geſellſchaft ſetzt er ſich unbeweglich mit gegen Himmel gerichteten Augen auf den bemerkbarſten Platz des Salons, oder er bleibt, wenn er durch denſelben geht, plötzlich ſtehen, fährt mit der Hand über die Stirne, und ſteht da verſunken in den lichtvollen Gedanken, der plötzlich über ihn gekommen iſt; ein anderes Mal lacht er, wie ein Kind von zwölf Jahren, iſt närriſch vergnügt und läuft begeiſtert und planlos durch die Gruppen der Tanzenden; ein anderes Mal ſpricht er ſtehend, die Hände auf dem Rücken, mit Männern in irgend einem Winkel des Salons, und außer alle Dem rezitirt er ſehr häufig Gedichte und endigt dieſelben bisweilen mit einer Ohnmacht, eine Folge der gereizten Aufregung. Das treibt er denn ſo von ſechzehn bis achtundzwanzig oder dreißig Jahren fort, dann aber heirathet der jungfräuliche Blauſtrumpf einen Mauth-Aufſeher oder einen Strumpfwirker und fällt in eine der ſchon beſprochenen Kategorien des verheiratheten Blauſtrumpfs.

Der emancipirte Blauſtrumpf iſt, was man auch ſagen mag, eine ſehr ſeltene Erſcheinung; ein jeder Blauſtrumpf hat eine gewiſſe Vorſicht, welche ihm nur Fehltritte erlaubt, die ihm nichts ſchaden, und überdies verdrängt die Eitelkeit gewöhnlich alle andern Leidenſchaften. Ich ſchildere alſo den emancipirten Blauſtrumpf hier als eine Ausnahme. Wenn ein ſolcher Blauſtrumpf als Mädchen Mutter wird, ſo iſt ihm ſeine Beſtimmung vorgezeichnet, es iſt fortwährende Aufopferung ſeiner ſelbſt zu Gunſten des kleinen Weſens, welches ihm Gott als eine Hoffnung und eine Züchtigung, als eine Freude und eine Qual geſchenkt hat. Mit dieſem feinen Gegenſatze ſchreibt er hundertundſechzig Elegien, zweiundvierzig Romane und führt unter Thränen ein verwelktes Leben, welches er von Zeit zu Zeit mit Champagner begießt, wenn er einen freigebigen Verleger hat, oder blos mit einigen Gläschen Rum, wenn er keinen ſolchen findet. Von allen Blauſtrümpfen iſt dieſer derjenige, welcher die miniſteriellen Bureaux am meiſten beſucht; wer auch immer am Ruder iſt, er weiß von ihm jene kleinen Unterſtüzungen zu erhalten, welche in den Wohlthätigkeits-Anſtalten der Straße Grenelle ausgetheilt werden. Bald iſt es für die Mutter, bald für das Kind, und ſo ernährt Eins das Andere, und ſie helfen ſich durch, bis das kleine Geſchöpf, wenn es ein Knabe iſt, der geheime Sekretär irgend eines einflußreichen Mannes wird, oder wenn es ein Mädchen iſt, einen großen Preis im Conſervatorium erhält und Penſionärin des Budgets an irgend einem ſubventionirten Theater wird.

Sechſtes Kapitel.

Der Künſtler-Blauſtrumpf.

Wir können dieſe lange Reihe von Blauſtrümpfen nicht ſchließen, ohne eine neue Gattung, welche kein Vorbild aus der Vergangenheit aufzuweiſen hat, zu beſchreiben. Ich könnte ſagen, daß es Leute gebe, welche eine angeborene Wiſſenſchaft beſitzen, welche Alles zu wiſſen glauben, ohne irgend Etwas gelernt zu haben; aber damit würde ich dieſe Blauſtrümpfe, von denen ich jetzt reden will, doch nicht genau genug bezeichnet haben. Die Leute, welche die angeborene Wiſſenſchaft zu beſitzen glauben, ſind ganz einfach anmaßende Faulpelze, aber diejenigen, von denen ich rede, ſind von viel höherer Natur: ſie haben Kunſtgefühl.

Dieſe Schule des Kunſtgefühls hat ſich ſeit ungefähr zehn Jahren merkwürdig verbreitet, vorzüglich unter Denjenigen, welche nichts wiſſen und nichts lernen wollen, es aber dabei doch ſehr bequem finden, für ſehr gebildet zu gelten. Wie aus den Drachenzähnen des Cadmus ganze Schaaren bewaffneter Männer hervorgekeimt ſind, ſo trat plötzlich eine ganze Schaar von Frauen auf, alle bewaffnet mit Anſprüchen, Erregungen, Zuckungen, Verzückungen und hauptſächlich mit Geſprächen über Kunſt.

Unglücklicher Weiſe tödten ſie ſich nicht wie jene Schaaren aus den Drachenzähnen des Cadmus, und jetzt giebt es Myriaden von denſelben, welche die Welt und die Salons verfinſtern. Sie ſind es, welche wir Künſtler-Blauſtrumpfe nennen.

Der Künſtler-Blauſtrumpf ſagt, das Auge auf ein Gemälde oder eine Statue geheftet:

»Dieſer Gladiator hat keinen Einklang und keine Verhältniſſe; betrachten Sie dieſen Abſtand der Büſte von dem Knie (ſie zeigt mit dem Finger darauf), das iſt unmöglich, ein Mann kann nicht ſo gebaut ſein!

Vor einem Jahre traf ich auf einem der Rheindampfſchiffe einen ſolchen Künſtler-Blauſtrumpf. Ihr Mann war ſehr liebenswürdig, ſpeiſte mit mir in der Kajüte und ließ vorzüglich dem herrlichen Rheinwein Gerechtigkeit widerfahren. Seine Frau ſtand fortwährend auf der Brücke des Dampfſchiffes und rief: »Betrachten Sie dieſen Fels, wie er ſich in die blauen Fluthen hinausbeugt (der Rhein iſt grün wie eine Auſter), nur dieſe Felſenriſſe, wie ſie düſter und troſtlos ſind, das iſt die Kunſt, wie ich ſie verſtehe.«

Als wir in Cöln ankamen, beſuchten wir die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt und vorzüglich das berühmte Gemälde von Rubens, den Martertod des heiligen Petrus. Ich fand ein grobes, gewöhnliches, ungeſchicktes Bild. Der Blauſtrumpf iſt in Verzuckung, ſchreit und ſpricht: »Ausdruck, Zeichnung, Farbe, Pracht, Bewegung, Erhabenheit, Leben, Kühnheit, Vollendung, Strahlen der Heiligkeit, Schrei des Fleiſches, Ergebung des Märtyrthums!«

Da ſagt ein Kirchendiener zu mir:

— Wollen Sie das bewundernswürdige Bild von Rubens ſehen?

— Ja, ſagte ich.

— Es koſtet aber zwei Thaler, erwiderte der Kirchendiener.

Ich bezahle ſie; die große Leinwand, vor welcher der Blauſtrumpf ſeine begeiſterten Reden hielt, dreht ſich um einen Zapfen, und hinter derſelben iſt das wahre Gemälde von Rubens. Das andere, welches man umſonſt ſieht, iſt blos eine erbärmliche Kopie, die nur für die Armen und für die Blauſtrümpfe da zu ſein ſcheint.

Ich wollte jetzt den Blauſtrumpf, der früher eine Fluth von Epigrammen über meine Theilnahmloſigkeit ergoß, über Leute, welche zu ſehen glauben und doch nicht ſehen, beſchämen, aber er war entflohen und hatte ſein Kunſtgefühl mit ſich genommen.

Uebrigens iſt das eine ſehr gewöhnliche Art. Die ausgezeichnetſte bildet der Künſtler-Blauſtrumpf, welcher ſich für Eine Note oder für Eine Manier begeiſtert. Unter dieſen iſt der Blauſtrumpf, der für chriſtliche Kunſt ſchwärmt, ſehr merkwürdig. Er findet die künſtleriſche Anmuth der Maler nur im Gelben und Magern. Das Häßliche iſt ſein Cultus und er hält ihn mit aller Leidenſchaft der Eigenliebe feſt. Uebrigens werden dieſe Unglücklichen geſtraft, wie ſie ſündigen. Sie laſſen ſich von Schlingeln von Malern portraitiren, welche ebenfalls Gefühl für chriſtliche Kunſt haben und ihnen das Glück verſchaffen, ſich in der Geſtalt von intereſſanten Leichnamen, denen man noch nicht die Augen geſchloſſen und die man noch nicht entkleidet hat, zu bewundern.

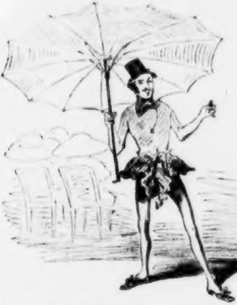
Dann giebt es Künſtler-Blauſtrümpfe, welche vorzüglich in alten Schmuck, alte Meubel, alte Tapeten und alle alte Sachen, die viel Geld koſten, vernarrt ſind. Sie ſprechen von Styl, Charakter, Epoche, Ausdruck. Sie ſetzen das Vermögen ihrer Männer und die Ausſtattung ihrer Kinder an dieſe Liebhaberei und ſind eben ſo eiferſüchtig auf ein emaillirtes Riechfläſchchen aus der Zeit Ludwigs des Sechszehnten, als es andere Frauen auf ihren Geliebten wären.

Zum Schluſſe noch die Bemerkung, daß der Blauſtrumpf, ſo wie wir ihn in ſeinen verſchiedenen Arten geſchildert haben, auf allen Stufen der geſellſchaftlichen Leiter zu finden iſt, von der Loge des Portiers bis zum Salon der Herzogin. Man wechsle nur die Kleider und die äußere Umgebung; immer und überall bleibt der Blauſtrumpf, verheirathet oder ledig, Jungfrau oder Märtyrer, befreit oder emancipirt, mit wenigen Ausnahmen ein kaltes, trockenes, egoiſtiſches, neidiſches, eitles, boshaftes Geſchöpf.

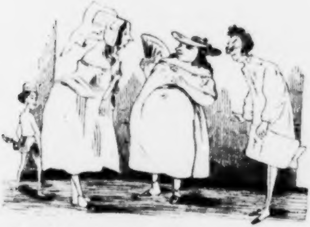
Ein intereſſanter Prozeß.

In London iſt gegenwärtig ein höchſt merkwürdiger Prozeß anhängig gemacht worden. Die Klägerin, eine Prinzeſſin von Großbritannien, wird als ſolche von der königlichen Familie nicht anerkannt, und da ſie ſehr arm iſt, ſo beſteht ſie nicht auf dem leeren Titel einer Prinzeſſin von England, aber deſto mehr auf dem ihr gebührenden Vermögen. Miſtreß Ryves — denn unter dieſem Incognito lebt die Prinzeſſin Olivia von Cumberland — behauptet, die rechtmäßige Königin von England zu ſein, und zwar aus folgenden Gründen: König Georg III. ſei zur Zeit, wo er die Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, nachherige Königin von England, geheirathet, ſchon mit einer Herrnhuterin heimlich vermählt geweſen, weshalb er eine giltige zweite Ehe nach den engliſchen Geſetzen nicht habe eingehen können. Wäre alſo die Nachkommenſchaft Georgs III. nicht legitim, ſo würde die ſeines älteſten Bruders, des Herzogs von Cumberland, in der Thronfolge an der Reihe ſtehen und deſſen direkte Erbin dann Miſtreß Ryves ſein. Da er aber keine männliche Nachkommenſchaft hinterlaſſen, ſo würde demnach der Herzog Karl von Braunſchweig der rechtmäßige König von Hannover ſein.

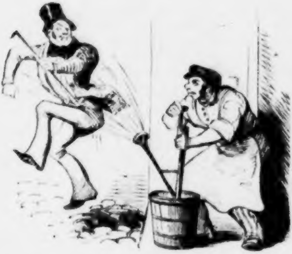
Neue Coſtüme in Folge des hohen Barometerſtandes.



Ein Pariſer Dandy bei 31 Grad Réaumur.



Ein weiblicher Morgenbeſuch bei 32 Grad Réaumur.



Neues Abkühlungsmittel bei 33 Grad Reaumur.

Zapfenstreich.

Berlin. Die hieſigen Conditorei-Beſitzer haben einen Revers unterſchreiben müſſen, in welchem ſie ſich verpflichten, weder die „Bremer“- noch die „Weſer-Zeitung“ zu halten.

∴ Herr Geheime Rath Profeſſor Heffter war um die Conceſſion zu einer politiſchen Zeitung eingekommen; ihre Herausgabe iſt ihm aber nicht gewährt worden, „weil ſich dieſelbe mit ſeiner amtlichen Stellung nicht vertrage“. — Bei der Herausgabe der neuen Berliner „Deutſchen Zeitung“ ſind unter Anderm die Herren Profeſſor Lachmann, die Geheime Räthe Kortüm ꝛc. und der Geheime Ober-Tribunal-Rath Ulrich betheiligt; ſie wird mit dem 1. October erſcheinen. Von der publiciſtiſchen Thätigkeit dieſer Herren iſt bisher noch nichts bekannt geworden.

∴ In der „Spener'ſchen Zeitung“ lieſt man folgende beſcheidene Anfrage: „Iſt es begründet, daß der Herausgeber des „Janus“ (Herr Profeſſor V. A. Huber) damit umgehe, denſelben nach der Mosquito-Küſte zu verlegen? Es ſollen ſich nämlich unter ſeinen „Abonnenten ſtarke Symptome der Auswanderungsluſt zeigen und ein guter Hirt mag doch ſeine Heerde nicht gern verlaſſen“. (Ach, wenn doch der zweiköpfige Herr Profeſſor gleich mit auswandern wollte!)

∴ Willibald Alexis hat mit ſeinem neueſten „vaterländiſchen“ Romane bekanntlich das Unglück gehabt, daß der erſte Theil in der Druckerei verbrannte. Nachdem derſelbe jetzt wieder hergeſtellt iſt, wird er im Laufe dieſes Monats unter dem Titel „Hans Jörgen und Hans Jochem, oder die Hoſen des Herrn von Bredow“, vom Stapel laufen. Dieſer Roman ſchildert die erſten Regierungsjahre Kurfürſts Joachim I. und den Kampf des jugendlichen Fürſten gegen den märkiſchen Adel.

∴ Im Bereiche des recitirten Schauſpiels ſoll zuerſt das in Paris mit außerordentlichem Erfolge gegebene Drama „Michel Bremond“, von Viennet, in Scene gehen. Die Titelrolle, in der Seineſtadt von Frédéric Lemaitre dargeſtellt, wird hier von Theodor Döring gegeben werden. Dann folgt Michelbeers „Struenſee“, ein ausgezeichnetes Stück, das ſchon vor achtzehn Jahren unter Mitwirkung Eßlairs (als Pfarrer Struenſee), Urbans (als Struenſee) und des Fräuleins Charlotte von Hagn (als Königin Mathilde) mit dem glänzendſten Erfolge in München dargeſtellt worden iſt. Daß man den „Struenſee“ des Herrn Laube in den Hintergrund gedrängt, befremdet blos ihn, aber keinen

Andern, welcher weiß, daß die Michelbeer'ſche Tragödie in einer Scene mehr poetiſchen Werth, als die ganze Arbeit des neuen Leſſings hat.

∴ Nach der Rückkehr der Dem. Tuczek wird Lortzings „Waffenſchmied von Worms" einſtudirt.

∴ Im December wird hier die berühmte Tänzerin Fanny Cerrito in dem neuen großen Ballet „Esmeralda" gaſtiren.

∴ Für die drei Monate Januar, Februar und März iſt Madame Viardot-Garcia engagirt, die in Opern von Gluck, Weber, Meyerbeer und Roſſini ſingen wird.

∴ Ende Februar wird auch Herr Tichatſcheck aus Dresden zu Gaſtrollen eintreffen.

∴ Auf der Königſtädter Bühne gaſtirt der Komiker L. Arronge mit wachſendem Beifall.

∴ In Linde's Puppentheater iſt neulich — auf Begehren! — „Willkomm Wahrmund, großes Luſt- und Trauerſpiel in einem Akte", aufgeführt worden. Im Programm heißt es, »Kasperl belehrt darin einen Recenſenten, wie er, ohne ſich beſtechen zu laſſen, auf andere Weiſe ſein Brod verdienen kann, und giebt ihm zuletzt ſeinen Segen.« (Hört's, Ihr Herren Theater-Recenſenten, und geht zum Berliner Kasperl, um Euch von ihm gute Lehren ertheilen zu laſſen.)

∴ Im „Mittelpunkte der deutſchen Intelligenz" ſind vier lebende Seehunde und fünf vacirende Komödianten angekommen. Erſtere haben im zoologiſchen Garten ein freundliches Unterkommen gefunden, Letztere aber ſuchen noch immer ein Theater, das ſie gaſtiren läßt.

∴ Unſere Stadt hat einen ihrer ausgezeichnetſten Schachſpieler, Dr. Bledow, verloren. Die von ihm redigirte „Schachzeitung" wird vom Aſſeſſor Hauſtein fortgeſetzt.

Bologna. Die Bürger unſerer Stadt laſſen eine prachtvolle Fahne anfertigen, welche ſie der römiſchen Bürgerſchaft zum Andenken an die päpſtliche Amneſtie durch eine feierliche Deputation nach Rom ſchicken wollen.

Bonn. Der „Rheiniſche Beobachter" will Ende dieſes Jahres das Beobachten einſtellen. Das iſt das Geſcheidteſte, was an ſeinem Erſcheinen bis jetzt zu beobachten geweſen war.

Breslau. Von M. Kurnick iſt ein neues Luſtſpiel, „die Cabinetsordre", verſandt worden; da es ein deutſches Original iſt, ſo wird es wohl nirgends ſo bald zur Aufführung gelangen; denn die meiſten Bühnen Deutſchlands leben weit lieber vom Abhube der überrheiniſchen Theater.

Cöln. Vom October angefangen ſoll hier eine neue „katholiſche Zeitung", redigirt vom Dr. Junkmann aus Münſter, ans Licht treten. Die Katholiken laſſen ſich's doch noch was koſten!

Conſtantinopel. Der „Moniteur" enthält die neueſten Verfügungen wegen Verbeſſerung der Schulen, darunter auch die wegen Errichtung eines Gymnaſiums (Dar ul Funun) in Conſtantinopel, wozu ein beſonderes Gebäude errichtet wird. — Eine andere kaiſerliche Verfügung erlaubt den türkiſchen Unterthanen, in Conſtantinopel und den Provinzen ſteinerne Häuſer und Läden zu bauen. Bisher durften, beſonders in Conſtantinopel, alle Privatgebäude nur von Holz aufgeführt werden.

Darmſtadt. Am 7. Auguſt ſtarb hier der Veteran der deutſchen Tonſetzer für deutſche Muſik, Dr. Rinck, im 76. Jahre. Seine Compoſitionen waren, außer Deutſchland, auch in Frankreich, der Schweiz und beſonders in England ſehr beliebt.

Dobberan. Die gute Jenny Lind hat ihr mündliches Verſprechen, hier drei Gaſtrollen zu ſingen, zurückgenommen. (Iſt auch dies ein Zug ihrer vielgerühmten Beſcheidenheit?)

Dublin. In der Nähe unſerer Stadt ſtarb auf ſeinem Landſitze ein Mann, der lange vergeſſen war, obgleich ſein Name täglich genannt wird — Logier, der Erfinder der nach ihm benannten Methode des Unterrichts im Klavierſpiele. Geboren 1780 zu Kaſſel, ging er 1815 nach England, wo ſein Syſtem, welches das größte Aufſehen machte, die meiſten Anhänger fand. Eine ſeiner größten Heldenthaten war, daß er einſt in einem ſeiner Concerte die Ouvertüre zu Roſſini's „Tancred" auf — ſechzehn Pianofortes ſpielen ließ.

Frankfurt. Heinrich Zſchokke, aus Schlangenbad zurückkehrend, iſt hier durchgekommen und von unſerm Liederkranze durch ein fröhliches Ständchen überraſcht worden. Er geht von hier geraden Weges nach Aarau.

Grätz. Der hieſige Cenſor fand einſt für gut, einem Lehrbuch der Trigonometrie aus dem Grunde das Imprimatur zu verweigern, weil — hört, hört! — alle Unterſuchungen über die Dreieinigkeit ein für alle Mal verboten ſind.

Hamburg. Am 6. Auguſt wurde im Logenſaale auf der Drehbahn die erſte deutſche Advokaten-Verſammlung eröffnet, der Advokat Paul Römiſch jun. aus Leipzig zum Präſidenten erwählt und die Führung der Protokolle dem Advokaten Koch aus Leipzig, Otto aus Mecklenburg und Wolfſohn aus Hamburg übertragen.

Helgoland. Schon ſeit vielen Jahren iſt der Beſuch unſeres Badeorts nie ſo ſtark geweſen, als in dieſem Sommer. Man zählt ſchon über tauſend Gäſte.

Karlsruhe. Lewalds „Europa" ſchreibt: Ein junger Deutſcher kommt in Paris an, lernt zufällig in einem Eſtaminet Herrn Alfred de Muſſet kennen, denkt gleich daran, dies dem Vaterlande zu verkünden und erklärt ihn nebenbei in der „Hannover'ſchen Morgenzeitung" für den größten Dichter des jetzigen Frankreichs, nach Béranger und Georges Sand; vertraut zugleich dem Publikum, daß Muſſet von ſeiner alten Freundin Georges Sand verlaſſen worden ſei und deshalb die ganze Welt durch eine „nächtig" ſchwarze Brille anſehe. Aber darüber ſollte man ſich doch zu tröſten wiſſen, da es ſchon ſo Vielen geſchehen. Allein die Guten wiſſen nicht, wie viel man vielleicht mit Georges Sand verliert (!!) Schwerlich kann ein rothes Bändchen, welches Muſſet im Knopfloch trägt, für einen ſolchen Verluſt entſchädigen. So ſchreibt der junge Deutſche. Man ſollte es nicht glauben, aber das Alles kann man in der obengenannten Zeitung, 25. Lieferung d. J., gedruckt ſehen. Zuletzt berichtet der Herr Correſpondent noch, daß ſein unglückliches Schlachtopfer, welches er zufällig kennen lernte, ſich wie Hoffmann und Gaudy auf ſchauerliche Weiſe zu Grunde richte. Wahrlich, was die Franzoſen jemals in ihren unvollſtändigen und anmaßenden Berichten über uns und unſer Land geſagt haben, machen dieſe heutigen Correſpondenten wett; ſie nehmen fürchterliche Rache. Man muß erröthen, wenn ein gebildeter Franzoſe, der unſere Sprache verſteht, über dieſen Theil der deutſchen Tagesliteratur ein Urtheil fällt. Und ſolch ein Herr G. L....en ſpricht in jenem hannöverſchen Blatte von „dem kleinen Federvieh der hundert kleinen Pariſer Journale!" Dieſes kleine Federvieh ſchreibt aber oft geiſtreicher und ſtyliſirt beſſer als manches große Blatt in Deutſchland.

∴ Die hier gedruckte Gedichtſammlung von G. Stemmler iſt von der Polizei mit Beſchlag belegt und der Verfaſſer wegen Blasphemie zur Unterſuchung gezogen worden. (Wie närriſch! Als ob's dem lieben Gott nicht ganz gleichgiltig ſein könnte, was ein Herr Stemmler von ihm hält!)

Kaſſel. Durch Miniſterialbeſchluß iſt ſchon wieder einmal eine Zeitſchrift, der zu Hersfeld erſcheinende „Heſſenbote", unterdrückt und die „Mannheimer Zeitung" verboten worden. Kaſſel aber iſt ruhig und das iſt gewiß ſehr ſchön von ihm!

Leipzig. Albert Lortzings neue Oper „der Waffenſchmied von Worms" hat etwas neues Leben in das verknöcherte Repertoir unſeres Stadttheaters gebracht und einen vollſtändigen Sieg davon getragen. Der „Waffenſchmied", ein würdiges Seitenſtück zu Lortzings „Czaar und Zimmermann", wird, wie dieſer, die Runde durch alle Bühnen Deutſchlands machen und überall die Zahl der Verehrer unſeres Lortzing vermehren.

∴ Der Antiquar Anton Baer in Frankfurt am Main kündigt den Catalog der Dorow'ſchen Autographen-Sammlung und die öffentliche Verſteigerung derſelben an. Letztere findet Ende October dieſes Jahres ſtatt. Der Catalog, der nächſtens die Preſſe verlaſſen wird, iſt gratis durch C. L. Fritzſche in Leipzig zu beziehen.

∴ Einem on dit zu Folge ſoll es zwiſchen Herrn Dr. Schmidt und ſeinem Ober-Regiſſeur endlich zum Bruch gekommen ſein. (Das war wohl vorauszuſehen!)

∴ Die „Deutſche allgemeine Zeitung" hat koſtbare Correſpondenten. Neulich ließ ſie ſich von einem derſelben den Puff aufbinden: Heinrich Heine ſei bei Stockenthal, eine Viertelſtunde von Thun, geſtorben. Hinterher erfährt man nun, daß dieſer Heine nicht Heinrich, ſondern Benjamin geheißen, nicht Dichter, ſondern Profeſſor der Medizin und nicht aus Hamburg, ſondern aus Würzburg gebürtig geweſen ſei. Der Teufel verlaſſe ſich nun auf die Nachrichten dieſer D. A. Z.! Unſer „Charivari" hatte ſchon einen hübſchen Nekrolog in die Druckerei geſchickt! Heine lebt und unſer Nekrolog liegt zerriſſen im Papierkorbe.

∴ Sämmtliche deutſche Eiſenbahnen haben im verfloſſenen Jahre 12,223,439 Perſonen befördert.

Livorno. Der verſtorbene Graf von Saint-Leu, Ludwig Bonaparte, ehemaliger König von Holland, hat ſich auch als Romanſchriftſteller durch ſeine „Marie ou les

Hollandaises", Lahaye 1808, und als Dichter durch ſeine „Odes", die 1813 ohne Namen des Verfaſſers in Wien erſchienen waren, bekannt gemacht. Weit größern Werth hat eine ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten, „Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande". Lond. 1821, 3 Bde. 8.

London. Die gegenwärtigen britiſchen Miniſter ſind faſt alle unter einander verwandt: Graf Minto iſt Lord John Ruſſels Schwiegervater, Sir Charles Wood iſt der Schwager des Grafen Grey und Graf Grey iſt der Bruder des Sir George Grey.

∴ Lord Normanby geht an Lord Cowley's Stelle als engliſcher Geſandter nach Paris.

∴ Der britiſche General Sir Hugh Gough iſt ein chineſiſch-indiſch-engliſcher Edelmann geworden; er iſt Baron von Tſchiankiengſu, von Maharadſchzur und Sudledge geworden. Der gute alte General ſoll drei Tage gebraucht haben, um ſeine neuen Titel auswendig zu lernen.

∴ Lord G. Bentinck, der jetzt Staatsdienſte angenommen, hat vor Kurzem ſeinen Marſtall nebſt Zubehör, der ihm jährlich 11,000 Pfd. St. gekoſtet, für 10,000 Pfd. St. verkauft. Bekanntlich war Mylord früher einer der eifrigſten Theilnehmer an allen Wettrennen.

∴ Der durch Charakter und Bildung gleich ausgezeichnete Hindu, Baboo Dwarkanauth Tagore, der erſte Bramine, welcher Europa beſucht hat, iſt hier, 52 Jahre alt, an einer Leberentzündung geſtorben. Er nimmt den eben ſo ſchönen als ſeltenen Namen „Wohlthäter ſeines Landes" mit in die Gruft und ganz Calcutta wird den Verluſt dieſes ausgezeichneten Mannes tief empfinden. Sein Herz wandert nach Indien zurück.

∴ Ein neues Erzeugniß aus der Feder des gelehrten Hofſchuhmachers der Königin Victoria iſt unlängſt unter folgendem Titel erſchienen: „Das Buch der Füße, eine Geſchichte der Stiefel und Schuhe mit bildlichen Erläuterungen aus den Moden der Aegypter, Hebräer, Perſer, Griechen und Römer und des in Europa herrſchenden Styles während des Mittelalters bis auf die jetzige Zeit, nebſt Winken für Leiſtenmacher und Mittel gegen Hühneraugen u. ſ. w., von John Sparkes-Hall". Das Ding ſieht aus wie ein Handwerker-Puff, iſt aber der ganzen Haltung nach ganz ehrlich gemeint und in der That nicht unintereſſant.

∴ Ein furchtbares Gewitter hat neulich blos in den beiden Parlamentshäuſern über 7000 Scheiben eingeſchlagen.

Luzern. Unlängſt wurde hier das neue ſchöne Haus des Dr. Steiger zum Beſten des Fiscus verkauft. Steigers Gläubiger aber ſind dabei leer ausgegangen. (O Fiscus, Fiscus!)

Lyon. Die Mainzer deutſche Oper hat hier vier Vorſtellungen gegeben, die aber kaum die Koſten gedeckt haben.

Madrid. In einem Briefe, den Herr Luis de Ochoa an den Pariſer „Voleur" geſchrieben hat, heißt es unter Anderm: »Ihr Franzoſen ſeid ſtolz auf Eure vier bis fünf große Schriftſteller, auf Eure Dichter und Kritiker; wir Spanier aber zählen wenigſtens dreißig ausgezeichnete Dichter und Schriftſteller, von denen die größte Hälfte ihre Zeit überleben werden. An ihrer Spitze ſteht Martinez de la Roſa; nach ihm käme, wenn er nicht als Opfer des Selbſtmordes gefallen wäre, Mariano Joſe de Larra, der einen neuen Quevedo, wo nicht gar einen neuen Cervantes verſprach. Wollte ich noch andere Namen nennen, ich wäre nur um die Auswahl verlegen; ich nenne deshalb nur noch Albano Liſta, Madrazo, den Herzog von Rivas, Roca de Togores, Zarate, Vetura de la Vega, Joſe Zorilla, Breton de los Herreros, Hatzembruck, de la Eſcoſura, Eſpronceda, den Herzog von Frias und unter der Unzahl geiſtreicher Blauſtrümpfe Donne Gertrudis Avellaneda.« (Man ſieht, daß die ſpaniſche Literatur der neuern Zeit reicher iſt, als Viele zu glauben ſcheinen.)

Mannheim. Der Vorſteher des katholiſchen Bürger-Hoſpitals, welcher Eigenthümer des „Mannheimer Journals" iſt, hat dem Redakteur dieſer Zeitung, Herrn G. von Struve, angezeigt, daß nach Ablauf ſeines Contractes er die Redaction niederzulegen habe. (Warum? Weil das Journal unter ſeiner Leitung zu freiſinnig geweſen iſt. Solche Anſichten gehören freilich ins Hoſpital!)

New-York. Der älteſte aller jetzt lebenden Prediger iſt wohl Herr Harvey. Er iſt 111 Jahre alt und hat erſt unlängſt *eine ganze Stunde* gepredigt.

∴ Bruder Jonathan hat in neueſter Zeit eine Methode eingeführt, ſeinen Beifall über Künſtler auszudrücken, die ihnen gewiß mehr zuſagt, als die bisher gebräuchliche;

man wirft nämlich keine Blumen und Kränze auf die Theater, ſondern — Geld. Eigentlich iſt auch dies nichts Neues, denn in England warf man ſchon vor etwa hundert Jahren der Dem. Catley, der Elßler ihrer Zeit, bei einer ihrer Benefizvorſtellungen ſtatt der Kränze — gefüllte Geldbörſen auf die Bühne.

Nürnberg. Dem Redakteur eines hieſigen Unterhaltungsblattes iſt eröffnet worden, daß er den ſeit geraumer Zeit geführten Titel ſeines Blattes, „Walhalla", für die Zukunft nicht mehr führen dürfe, ohne den geringſten Grund für dieſes Verbot beizufügen.

Olmütz. Beim Buchhändler Hölzl iſt eine homiletiſche Schrift, „die Kunſt auf der Kanzel die Menſchen zu rühren", herausgekommen. (Schon der Titel wird Manchen rühren, vor Allen aber den Verleger, wenn die von ihm verlegte Kunſt keinen Abſatz findet.)

Paris. Die Deputirtenkammer wird diesmal ungemein viele Journaliſten zählen; bis jetzt kennt man die Wahlen der Herren Emil de Girardin, Redakteur der „Preſſe", E. de Genoude, Redakteur der „Gazette de France", Charles Leſſeps, Redakteur des „Esprit public", Leon Faucher, früher Redakteur des „Courrier français", Chambolle, Redakteur des „Siecle", Louis Reybaud, Mitarbeiter des „National" und Verfaſſer des köſtlichen Sitten-Romans „Jerôme Paturot". Auch die Ernennung Louis Blancs, Verfaſſers der „histoire des dix ans" und Redakteur der „Reforme", ſcheint ziemlich ſicher zu ſein.

∴ Herr E. de Genoude, Redakteur der Gazette de France", iſt von Toulouſe zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt worden; man iſt auf ſein Auftreten in der Kammer ſehr begierig; er hat höchſt excentriſche Ideen, denen er aber eine herzgewinnende Form zu geben weiß; er ſetzt alle Rückſichten bei Seite, handhabt eine unbarmherzige Logik und iſt dabei ein vorzüglicher Redner. Auch Herr Charles Leſſeps, Redakteur des „Esprit public", iſt gewählt worden; dagegen ſind die Herren Granier de Caſſagnac und Solar von der „Epoque" durchgefallen. Timon-Cormenin, der geiſtreiche Pamphletiſt, der ſeit Kurzem als Vorkämpfer der ultrakatholiſchen Partei aufgetreten war, iſt nicht wieder gewählt worden. Victor Conſidérant, der Chef der Fourieriſten und Hauptredakteur der „Démocratie pacifique", hat nur neunzig Stimmen erhalten.

∴ Der Pairshof wird die Aburtheilung Henry's allem Anſchein nach von ſich ablehnen und den verrückten Kerl den Aſſiſen überlaſſen.

∴ Herr Maillé-Latour-Landry hatte einen Preis geſtiftet für einen jungen, armen Schriftſteller, deſſen Talent es verdient, zur Fortſetzung ſeiner Laufbahn unterſtützt zu werden. Dieſen Preis hat jetzt die Akademie einem Blinden, Namens Lafont-Labelut, zuerkannt, der unlängſt einen Band Gedichte unter dem Titel „Insomnies et regrets" herausgegeben hat.

∴ Herr F. Solar, einer der Redakteure der „Epoque", hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Unlängſt wurde vom hieſigen Caſſationshofe die Frage, ob man im Theater die Schauſpieler ungeſtraft auspfeifen dürfe, zu Gunſten des Publikums entſchieden. Komödianten auszupfeifen, iſt alſo nicht ſtraffällig.

∴ Der „Corſaire Satan", der neulich Proben aus einem Journal der Zukunft (vom Jahre 3246) aufgetiſcht, brachte unter den vermiſchten Nachrichten folgenden Spaß: »Dieſen Abend findet im Theater Montpenſier die zwanzigſte Vorſtellung der „dreihundert unterirdiſchen Wohnungen", Drama in 136 Akten und achtzehn Tagen, von Alexander Dumas LXXXXIX, ſtatt. Die Vorſtellung beginnt heute, am 2. Juli, Punkt 8 Uhr, und dauert bis zum 9. Juli um Mitternacht.« (Ron!)

∴ Soeben iſt hier ein nothwendiges Werkchen für Klavierſpieler, oder vielmehr für ſolche, die es werden wollen, erſchienen: „De l'anatomie de la main ou nouvelle Méthode instrumentale raisonnée basée sur la connaissance de l'anatomie de la main, par laquelle on acquiert très promptement une exécution plus brillante que par toute autre Méthode. Exclusivement adoptée par Thalberg".

∴ Die Unwiſſenheit der meiſten Cuſtoden der königlichen Bibliothek iſt ſo coloſſal, daß z. B. Derjenige, der die Aufſicht über die deutſchen Bücher hat, nicht einmal deutſch leſen kann.

∴ Auf den Eiſenbahnen zwiſchen Paris und Verſailles iſt die Adminiſtration ſo galant, einen eigenen Wagen zu beſtellen für Damen, die ohne Herrenbegleitung reiſen und — ſich fürchten. (Giebt's denn noch ſolche Damen?)

∴ Der große Vielfraß „Paris" hat im vorigen Jahre blos für Auſtern 1,860,000 Frs. verausgabt. (Reſpekt vor ſolchen Magen!)

Philadelphia. Wegen friedlicher Beendigung des Oregon-Streites haben 3000 Damen eine Glückwunſch-Adreſſe an ihre Schweſtern in England erlaſſen. Das intereſſante Aktenſtück ſchwimmt noch auf dem Ocean.

Peſth. Ein hieſiger Hiſtrione hat ſich zu ſeinem Beneſize ein Stück geſchrieben, das den Titel „Foldi Janos“ führt. »Halt's Maul, Jud'!« wird darin fortwährend einem Juden zugerufen, ſo oft dieſer Etwas zu ſeiner Vertheidigung ſagen will. (Bravo, Bravo! Das iſt dem Leben und der Geſchichte abgelauſcht!)

∴ Peſth beſchäftigt jetzt 36 Cigarren-Fabriken. Die Handlung des Herrn Fuchs und Comp. verkauft Glimmſtengel, welche nach dem Drama von Carl Hugo „Egy Magyar Kiraly“ heißen, um ſich während des Rauchens an den Ruhm des Herrn Hugo Karoly zu erinnern. Dieſe Cigarren haben viel Luft, ſind kurz, dauern nicht lange und … müſſen baar bezahlt werden. (Humoriſt.)

Petersburg. Kaiſer Nikolaus hat ſeinem Schwiegerſohne, dem Kronprinzen von Württemberg, den Andreas-Orden mit Brillanten geſchenkt, welcher die Vortheile und den Werth aller übrigen Orden in ſich vereinigt.

∴ Einer der ausgezeichnetſten Bildhauer Rußlands, Demuth-Malinowski, iſt geſtorben.

Prag. Profeſſor Wolfgang Adolph Gerle, der ſich in die Moldau geſtürzt (ſiehe „Extra-Charivari“ Nr. 8), hat für die Bühne folgende Luſtſpiele geſchrieben: „Der blaue Domino“, „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ (nach Zſchokke), „Das Liebhabertheater“ (nach von der Velde), „Der Löwe ſchlummert“, „Oheim und Neffe“, „Der letzte April“ und „Der falſche Prinz“; ferner die Dramen: „Jaromir und Udalrich“ und „Adam Wiederbauer“. Gemeinſchaftlich mit Uffo Horn ſchrieb er das gekrönte Preisluſtſpiel „Die Vormundſchaft“ und das Luſtſpiel „Der Naturmenſch“; und mit Dr. Lederer zuſammen: „Zwei Kranke“, Original-Luſtſpiel in vier Akten. (Theaterchronik.)

Rom. Der Kapuciner-General Cardinal Micara ſoll nach der Veröffentlichung der Amneſtie zum Papſte geſagt haben: »Sie haben mit einem Blatt Papier mehr ausgerichtet, als Ihr Vorgänger mit 22 Millionen Scudi;« denn dieſe Summe war größtentheils auf das Heer und die Vorſichtsmaßregeln zur Unterdrückung neuer Unruhen unnütz hinausgeworfen worden.

∴ Als einer der Vicare ſich neulich beim Papſte über die Menge liederlicher Frauenzimmer, die mit ihren Reizen Handel treiben, Zeter ſchrie, antwortete Pius IX.: »Ihr habt Recht, frommer Vater; aber vergeßt nicht, daß es auch viel ſchlechtes Pfaffenvolk giebt. Sorgt nur für die gute Aufführung des Letztern, dann wollen wir mit den Andern bald fertig werden.« (Der heilige Vater hat hier den Nagel auf den Kopf getroffen.)

∴ Der Maler Morani iſt vom Könige von Neapel beauftragt worden, für ihn den heiligen Vater in Oel auszuführen.

∴ Das Eiſenbahnnetz, welches der Papſt für den Kirchenſtaat auszuführen beabſichtigt, ſoll aus ſechs Linien beſtehen und im Ganzen 256 Millionen Francs koſten.

Swinemünde. Große Klage über Ueberfluß an Beſuchsmangel! Die allgemeine Geldſchwüle äußert ſich auch in dieſer Beziehung und namentlich für einige Badeorte auf ſehr empfindliche Weiſe.

Tunis. Auch der Bey von Tunis wünſcht nun nach Art der europäiſchen Bey's eine kleine Anleihe von 30 Millionen Francs zu machen. (Es fragt ſich nur, ob er Dummköpfe finden wird, die ihm Credit geben.)

Ulm. Die „Ulmer Chronik“ enthält ein vom 3. Juli 1843 datirtes kaiſerlich öſterreichiſches Rundſchreiben an die Bezirks-Obrigkeiten folgenden Inhalts: »Zufolge hoher Gubernial-Polizei-Verordnung erhielt der berüchtigte Dr. der Philoſophie, Fr. D. Strauß, Verfaſſer des gottesläſterlichen Werkes „das Leben Jeſu“ von der königlich württembergiſchen Regierung unter dem 13. d. M. einen Paß für die Dauer von vier Wochen zu einer Erholungsreiſe nach Baden, Baiern, dann nach der Schweiz und die kaiſerlich-königlichen Staaten, welchem, nachdem er mit allen erforderlichen Förmlichkeiten ausgefertigt worden iſt, die kaiſerlich-königliche Geſandtſchaft in Stuttgart ihr Viſa nicht verſagen konnte. Die ꝛc. Obrigkeit wird hiervon mit der Weiſung in Kenntniß geſetzt, das Benehmen, ſowie die Aeußerungen und die Verbindungen dieſes gefährlichen Schriftſtellers während ſeines etwaigen Aufenthaltes im hieſigen Kreiſe genau zu überwachen und die bemerkenswerthen desfallſigen Wahrnehmungen anhier anzuzeigen. Graz, den 3. Juli 1843. Stamperl.«

Warſchau. Beim hieſigen Cenſuramte ſind im vorigen Jahre 471 Handſchriften und Bücher, darunter 101 in hebräiſcher Sprache, eingereicht und davon 364 zum Druck erlaubt und 6 verboten worden. Die Zahl der vorgelegten Werke iſt geſtiegen. Von dem Auslande wurde 13,782 Bücher (das iſt 2174 weniger als im Jahre vorher) eingeführt, davon ſind 13,533 vollſtändig erlaubt, 144 mit Ausſchnitten zugelaſſen, 96 verboten und 9 noch nicht durchgeſehen worden.

Wien. Saphirs „Humoriſt" ſagt über Herrn Deſſoir: »Herr Deſſoir iſt unſtreitig einer der geiſtreichſten, intenſivſten und durchgebildetſten deutſchen Schauſpieler. Ich ſtelle ihn in intellectueller Beziehung den erſten Reputationen vollkommen gleich. Die Geiſtigkeit ſeiner Auffaſſung und pſychologiſche Entwickelung ſeiner Charaktere ſtehen meiſt makellos, in der Höhe und in der Tiefe gleich erſchöpft, vor dem Auge des Beſchauers. Sein Vortrag iſt edel und ohne Koketterie, ſeine Darſtellung fernig und plaſtiſch, ohne jene weibiſche, läppiſche, gliederſchlotterige Windungen und Gruppirungen, womit ſo mancher geprieſene After-Hiſtrio (wie z. B. Herr Emil Devrient) die Aufgabe der wahren Kunſt entadelt und ſie zur Gliederpuppen-Gaukelei herabwürdigt.« (Wir haben dieſes Urtheil darum aufgenommen, weil es mit dem unſrigen vollkommen übereinſtimmt.)

∴ Die öſterreichiſchen Offiziere ſind ganz glücklich, daß ſie die Erlaubniß erhalten haben, einen — Schnurbart tragen zu dürfen. (Gott erhalte Franz den Kaiſer!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Operncomponiſt Cimaroſa erhielt von dem kaiſerlichen Hofe in Wien, außer freier Tafel und beſonderem Lon gratuit für ſeine Compoſitionen, einen Jahrgehalt von 24,000 Gulden. Das war aber auch ein Mann, der ſich der Gunſt der Muſen zu erfreuen hatte. Seine Oper „il matrimonio segreto" wurde in Neapel 57 Mal hinter einander in Gegenwart des Hofes gegeben und im Ganzen 181 Mal nach einander aufgeführt. Kaiſer Leopold war von ihrer erſten Aufführung in Wien ſo entzückt, daß er ſogleich nach deren Beendigung ſämmtliche Sänger zu einem Bankett laden und zwei Stunden darauf die Oper noch ein Mal aufführen ließ.

— Als im Jahre 1805 die Journale von Paris den Tod des berühmten Joſeph Haydn ankündigten, der aber erſt am 30. Mai 1809 ſtarb, ließ das Inſtitut, deſſen Ehrenmitglied er war, zu ſeinem Andenken eine Todtenmeſſe aufführen. Dies beluſtigte den greiſen Tonkünſtler ſo ſehr, daß er einem Freunde ſchrieb: »Wenn mir von dieſen Herren die Nachricht zugekommen wäre, ſo hätte ich das herrliche Requiem meines Mozarts ſelbſt dirigirt.«

— In dem ſogenannten „Curieſen Antiquarius" (Nürnberg 1746) findet ſich über die Tarantel Folgendes: »Von dem Städchen Taranto, in der Landſchaft Puglia, iſt die ſeltſame Art Spinnen, Tarantula benannt, als bei welcher ſie ſich häufig auf dem Felde finden. Im heißen Sommer werden Gärtner, Schnitter, Hirten und dergleichen Landleute, die mit bloßen Füßen im Felde herumgehen, am meiſten von ihnen geplagt. Wer von dieſer ſchädlichen Beſtie geſtochen iſt, der macht hundert Poſituren in einem Augenblicke, er weint, tanzt, zittert, lacht, erbleicht, ſchreit, wird ohnmächtig, ſteht undenkliche Marter und zuletzt den Tod aus, wenn ihm nicht bei Zeiten geholfen wird. Es thun zwar ſchweiß- und giftaustreibende Gegenarzeneien Etwas bei der Sache; aber das beſte Mittel iſt die — Muſik, wovon man ſehr viel Proben hat; doch können nicht alle verwundete Perſonen durch einerlei Art Muſik geheilt werden. Die Taranteln ſtechen übrigens keinen Fremden, ſondern nur die Einwohner des Landes, welche Strafe daher über ſie gekommen, „weil ſie einſtmals, als ſie im Tanze geweſen, nicht haben einhalten wollen, obgleich das heilige Sakrament wäre vorüber getragen worden".

— Kotzebue's Schauſpiel „Menſchenhaß und Reue" wurde vier Mal ins Franzöſiſche überſetzt, zuerſt von dem Sekretär Napoleons, L. A. Fauvelet de Bourienne, unter dem Titel: „L'inconnu" (Warſchau 1792), unter demſelben Titel von A. F. Rigaud (Paris 1799), unter dem Titel „Misanthropie et repentir", von J. Weiß (Paris 1799), unter demſelben Titel von Madame Purſoy, für die Bühne arrangirt von Madame Juliette Molé (Paris 1799, ebendaſ. 1819). Die erſte Ueberſetzung von Bourienne iſt außerordentlich ſelten.

— Grimod de la Reynière bemerkt in ſeinem „Cours astronomique", daß man in Frankreich 685 verſchiedene Arten kenne, Eier für die Tafel zuzurichten. »Nos savans,« fügt er mit gerechtem Stolze hinzu, »entdecken trotzdem täglich neue Zubereitungsarten!«

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Das ſingende Deutſchland.

Album

der

ausgewählteſten Lieder und Romanzen

mit

Begleitung des Pianoforte.

Vier Bände. à 1 Thaler.

Lieder ſind die Dolmetſcher der Freude; Freude iſt der „ſchöne Götterfunke“, welcher Sonnenglanz in die Nacht der Erde ſtreut, der „holde Himmelsbote“, der unſer Leben verſchönt, unſere Grillen verſcheucht, unſere Sorgen verbannt, der „ſchützende Engel“, der uns Troſt für jeden Schmerz und Balſam für jede Wunde reicht, die uns die rauhe Hand des Schickſals ſchlägt. Menſchen, die noch ſingen können, haben noch nicht die Kunſt verlernt, ſelbſt im Unglück glücklich zu ſein. Seume kannte die Macht und die Größe, den Zauber und den Segen der Lieder, denn er ſang:

„Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder:
Böſe Menſchen haben keine Lieder.“

Lieder ſind die Herolde der Freude. Wollt Ihr Euch freuen des Lebens, ſo ſingt!

Die geſangluſtige Welt erhält hiermit ein Album von mehr als dreihundert der ſchönſten Lieder der berühmteſten Componiſten Deutſchlands, Frankreichs und Italiens, eine Bibliothek von Liedern, in welcher kein einziges, das auf Beifall Anſpruch machen darf, fehlen wird, ein Bouquet von Melodien, die in Aller Herzen ein freudiges Echo finden werden.

Schmidt,

französisch-deutsches

und

deutsch-französisches

HANDWÖRTERBUCH.

2 starke Bände. **230** Bogen. Preis **2** Thaler.

Zur Empfehlung dieses in vielen Schulen eingeführten Wörterbuches, das nach den stimmfähigsten Organen das beste, vollständigste und billigste aller bisher erschienenen Wörterbücher ist, und dabei sich durch **grösseren und deutlicheren Druck und weisses Papier** vor andern Wörterbüchern auszeichnet, braucht nichts weiter als der Umstand angeführt zu werden, dass in dem Zeitraume von 5 Jahren über 25.000 Exemplare verkauft wurden.

Exemplare der achten Auflage sind in allen Buchhandlungen zu haben.

„Extra-Charivari“ Nr. 8 iſt mit Nr. 203 ausgegeben worden.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 8.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Zapfenſtreich.

Altona. Die vom Hofrath Mädler entdeckte Centralſonne iſt von unſerer Erde 34 Millionen Sonnenweiten (alſo 34,000,000 Mal 21,000,000) d. h. 714,000,000,000,000 oder 714 Billionen Meilen entfernt.

Bern. Der ruſſiſche Geſandte hat bekannt gemacht, daß er den Schweizer Bonnen von jetzt an keine Päſſe mehr nach Rußland ertheilen werde. (Iſt es nicht mehr als drollig, daß eine Macht wie Rußland vor Schweizer Kinderfrauen zittert?)

Bremen. Das große Berliner Räthſel hinſichtlich des Verbots unſerer beiden Zeitungen iſt noch nicht gelöſt; man bemüht ſich zwar, ſelbſt von Berlin her, uns durch allerlei Märchen einſchrecken zu wollen, aber keines von allen findet hier Glauben, außer nachſtehender Notiz, die hier gerüchtweiſe erzählt wird: Die „Newyork-Bremer Dampfſchifffahrt" iſt an dem Verbot der Bremer und Weſer-Zeitung ſchuld, und die Verleger dieſer Blätter müſſen hart für Bremens Kühnheit büßen. Hätten die Bremer ſich nicht erkühnt, der (im Stillen) projectirten Newyork-Cölner Dampfſchifffahrt (!!) den Rang ſtreitig zu machen, wäre an ein Verbot der beiden Blätter nicht gedacht worden. Sie werden es uns nicht verdenken, (aber doch) wenn wir uns im Etwas ſchadlos zu halten ſuchen.

Brüſſel. Herr G. A. Scheler, der Unterbibliothekar des Königs, iſt zum deutſchen Sprachlehrer der Söhne Leopold's ernannt worden.

Coblenz. Der heilige Laurentius, welcher in vielen Orten der hieſigen Gegend der Kirchen-Patron iſt, hat am 10. Auguſt, an ſeinem Namenstage, nach altem Herkommen ein Fläſchchen neuen Weines erhalten, das man ſeinem Standbilde in die Hand giebt. (Schade nur, daß der gute Heilige es nicht ſelber austrinken kann.)

Conſtantinopel. Die Türkei wird immer europäiſcher, wenigſtens dem Aeußern nach; ſogar die Harems erleben Neuerungen. Die Odalisken des Sultans haben im Palaſte des Beglerbeg ein Stück, die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Vaudeville, aufgeführt, das den guten Türken viel Vergnügen gemacht hat.

Cremona. Der Bibliothekar am hieſigen Lyceum, Herr Carlo Ercole Cotta hat mehrere Geſänge von Klopſtocks „Meſſias" in metriſcher Ueberſetzung herausgegeben. Die erſten zehn Geſänge wurden ſchon 1782 vom Hauptmann Zigno ins Italieniſche überſetzt; doch war ſeine Uebertragung nichts weniger als gut. Eine vollſtändige und ziemlich treue Ueberſetzung dieſes unvergleichlichen Heldengedichts hat Italien dem verſtorbenen Abbate Giuſeppe Perla zu verdanken, der, verliebt in die wunderbaren Schönheiten dieſes Epos, 40, ſage vierzig volle Jahre (alſo zwei Jahre an jedem einzelnen Geſange) an ſeiner Verſion gearbeitet, aber trotzdem noch lange nicht die Höhe des deutſchen Originals erreicht. Cotta's Ueberſetzung aber ſoll ein vollendetes Meiſterwerk ſein.

Edinburgh. Seit 1842 ſind in Schottland 60 neue Bibelausgaben gedruckt worden.

Frankfurt a. M. In Bad Ems gab gerade der Violin-Virtuoſe Steveniers ein Concert, als die Erdſtöße kamen. Er ward blaß wie eine Leiche und die Violine entſank ſeiner Hand. Alles rannte durcheinander, aber gegen 80 Engländer eilten ſogleich zum Saal hinaus nach der Poſt, beſtellten Pferde und fuhren davon. Auch in mehreren andern Badeorten ſollen die Engländer in Folge des Erdbebens abgereiſt ſein.

Gratz. Hört!!! Hört!!! Ein Stubenmädchen eines hieſigen Gaſthofes ging unlängſt zu einem der ehrwürdigen Schüler Loyola's in die Beichte und wurde von demſelben befragt, ob ſie es wohl wiſſe, daß die Paſſagiere des Schiffs mit ihr gewiſſe Scherze treiben. Auf ihre Antwort, daß dies oft unvermeidlich ſei und ſie mit den Fremden nicht grob ſein dürfe, begann der liebenswürdige Jeſuit ein Mordgezeter und betheuerte ſeinem Beichtkinde, daß es durch dieſe Todſünde die ewige Seligkeit verwirkt habe. Als die Erſchreckte nun fragte, wodurch ſie die verlorene Seligkeit wieder erlangen könne, gab ihr der hochwürdige Beichtvater — hört!!! hört!!! folgende Buße auf: Erſtens: Ein Jahr in Trauerkleidern zu gehen. Zweitens: Ihren Dienſt augenblicklich zu verlaſſen. — Drittens: Den Namen des Erlöſers mit einer glühenden Nadel in den rechten Arm einzubrennen, und Viertens: Ihr in Händen habendes und noch zu erwartendes Geld augenblicklich der Kirche zu verſchreiben. — Ich frage nun, ſoll man ſolch einen Jeſuitenhund nicht gleich auf die Hauptwache führen, um ihm dort hundertundfünfzig Stockprügel auf den Bauch aufmeſſen zu laſſen? (Hundert wären wohl auch genug!)

∴ Ein hieſiger verunglückter Student wurde aus Verzweiflung — Franciskaner. Vor ein Paar Tagen trat er wieder aus dem Orden, um — erſter Komiker am Theater zu Marburg a. d. Drau zu werden. — Faktum und kein Puff. —

∴ Die Herren D. Koliſch und A. G. Wießner beabſichtigen hier ein belletriſtiſches Journal herauszugeben. Bei ſo tüchtiger Leitung kann das Reſultat nicht ungünſtig ausfallen.

Kaſſel. Das Miniſterium des Innern hat dem kranken Profeſſor Jordan, welcher in Frankfurt verweilt, die Verlängerung ſeines Urlaubs verweigert; er hat ſich nun ans Staats-Miniſterium gewendet.

Leipzig. Die Wiener Journaliſten haben ſich über die Correſpondenz-Flöhe gewiſſer Zeitſchriften beſchwert, welche bald hier, bald dort, aber immer anonym, Lügen, Lügen und nichts als rothe Lügen verbreiten. Nachträglich ſcheinen die Herren von Wien nun noch Repreſſalien gebrauchen und nach homöopathiſchen Grundſätzen „Gleiches durch Gleiches" aufheben zu wollen. Einer dieſer namenloſen Flöhe hat ſich nun in die Spalten der Wiener Zeitſchriften verirrt. Dort befindet ſich ein bodenlos nüchternes Geſchreibe, das, allem Anſcheine nach, aus der Feder des Herrn Robert Heller gefloſſen iſt, denn welchem andern, nur halb vernünftigen Menſchen könnte es einfallen, dieſe durchaus unbedeutenden Namen ſo verdächtig in den Vordergrund zu drängen, als es in jenem Berichte geſchieht? da heißt's in einer Spalte: Laube's und Hellers Kritiken finden nicht mehr ſo viel Widerſpruch wie früher, wo dieſe Männer (par nobile fratrum!) für ihre aufopfernde Hingebung ums (!) Theater (Hingebung um!!!) und für ihre gewiſſenhafte (?) und ehrliche Berichterſtattung fortwährend auf das Elendeſte verfolgt und verdächtigt worden ſind. Ferner heißt es: Von Robert Heller iſt ein großer Roman für den Winter zu erwarten, ein hiſtoriſcher, wie man wiſſen will. — In einem Kalender, der bei Georg Wigand erſcheint, arbeitet auch Robert Heller mit, weshalb dieſer unbedeutende Kalender viel Mannigfaches und Vortreffliches enthalten wird, u. ſ. w. Wer aber kümmert ſich in Leipzig oder anderswo um das, was Herr Robert Heller jemals geſchrieben hat oder jemals ſchreiben wird? Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt? Wir würden von jenem ekelhaften Selbſtlob, das ſich dort breit macht, keine Notiz genommen haben, käme nicht darin die lächerliche Unwahrheit vor, daß Herr Dr. C. G. Schmidt, der Director unſers Stadttheaters, „gegen Dr. E. Singer losgegangen, die ganze Schmähliteratur vor den Augen des Publikums ins Licht genommen, die verläumderiſche Falſchheit der Thatſachen und die Unkenntniß oder Bosheit des Strebens (weſſen Streben) nachgewieſen und ſie hart und zerſchmetternd abgefertigt habe. Dieſe Pulverentladung habe etwas leichtere Luft gebracht." In dieſem Satze iſt jedes Wort eine plumpe, unverſchämte Lüge. Jeder Gimpel auf dem Dache weiß ganz das Gegentheil, daß der Singer'ſche Artikel die Verwaltung unſeres Stadttheaters zerſchmettert und durch Zahlen und Thatſachen, die das ganze Publikum für wahr anerkannt hat, den vollſtändigſten Beweis geführt hat, daß die Ringelhardt'ſche Verwaltung zehnmal beſſer und ſtrebſamer, als die des Herrn Schmidt geweſen ſei. Daß jene Exploſion die Luft gereinigt habe, iſt ebenfalls Lüge, denn die Atmoſphäre, die unſer Theater umgiebt, iſt jetzt ſchwüler als je. Herr Dr. Schmidt iſt leider zu ſpät zu der richtigen Einſicht gelangt, daß die taktloſen Lobhudeleien jener „gewiſſenhaften Männer" ſeiner Bühne weit mehr geſchadet als genützt haben, weshalb er Beiden den Riegel vorgeſchoben und ihre Gewiſſenhaftigkeit von der Oeffentlichkeit des „Tageblatts" und der „Deutſchen Allgemeinen" abgeſperrt hat. Bekanntlich dürfen dieſe Männer nicht mehr Kritiken ſchreiben. Iſt das der Lohn für ihre aufopfernde Hingebung ums Theater? Undank, Undank, dein Name iſt — — Freibillet!

Livorno. Ludwig Napoleon hat in ſeinem Teſtamente den Wunſch ausgeſprochen, in franzöſiſcher Erde ruhen zu dürfen (Ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!)

London. Vier der jetzigen Miniſter Englands, die Lords Ruſſel, Morpeth, Palmerſton und Hobhouſe, haben ſich auch als Dichter und Schriftſteller einen ehrenvollen Namen erworben. Zu dieſen kommt noch Herr Shiel, der ſich als Bühnendichter bekannt gemacht hat.

Peſth. Die Nachricht, daß Carl Hugo für ſein auf der Nationalbühne gegebenes Drama „Egy magyar király" 1000 Gulden C. M. und eben ſo viele Havannah-Cigarren vom Buchhändler Heckenaſt erhalten haben ſoll, war nur ein Puff. Bei dem Honorar iſt blos eine Null zu viel angegeben, und ſtatt Havannah iſt Sanct Andraſer zu leſen. (Humoriſt.)

∴ Auf dem deutſchen Theater gaſtirt der Wiener Komiker Neſtroy und macht Furore!

Petersburg. Der blutige Tſcherkeſſenkrieg hat im vorigen Jahre 30,000 ruſſiſchen Kriegern das Leben gekoſtet. Der Kaiſer hat eine neue Aushebung anbefohlen, um den neuen Feldzug mit einem Heere von 160,000 Mann zu eröffnen. Der große Czar will die Waldungen durch Bomben niederbrennen laſſen.

∴ Bei der Hochzeitsfeier der ruſſiſchen Großfürſtin mit dem würtembergiſchen Thronfolger waren zur Ausſchmückung der kaiſerlichen Säle 3000 Orangenbäume verwendet worden, die man mit ungeheurem Koſtenaufwande aus Palermo hatte kommen laſſen!!!

Prag. Der bekannte Schriftſteller W. A. Gerle, der Veteran der hieſigen Schriftſteller, hat am 29. Juni auf höchſt traurige Art ſein Leben geendet. In der Nacht vom 28. auf den 29. war er plötzlich aus ſeiner Wohnung verſchwunden; am 30. fand man ſeine Leiche in der Moldau. Man vermuthet einen Anfall von Wahnſinn, da ſich ſonſt kein triftiger Grund auffinden läßt, der den, trotz ſeines Alters von 72 Jahren, kerngeſunden, lebensfrohen, in ſeiner Exiſtenz geſicherten und allgemein geachteten Mann zum Selbſtmord hätte bewegen können. Auch Gerle's Vater war im hohen Alter wahnſinnig geworden.

Stuttgart. Aus übertriebener Liebedienerei zu der ruſſiſchen Frau unſeres Kronprinzen werden faſt alle neugeborenen Mädchen in und um Stuttgart mit dem Namen „Olga" getauft.

∴ Alle Würtemberger, welche nach Ungarn und Siebenbürgen auswandern wollen, können von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft nur dann Päſſe erhalten, wenn jeder der Auswanderer ein baares Vermögen von 300 Gulden aufzuweiſen hat.

Wien. Die Frankl'ſche Zeitſchrift bringt eine biographiſche Skizze des unlängſt verſtorbenen Liedercomponiſten Anton Hackel, der, nach dem Berichte ſeines Biographen, in 60 Werken mehr als 300 Vocal-Compoſitionen veröffentlicht hat. Geboren am 17. April 1780 iſt Hackel am 1. Juli dieſes Jahres geſtorben.

∴ Als ein in den Annalen des deutſchen Theaters beiſpielloſer Erfolg verdient erwähnt zu werden, daß neulich im Joſephſtädter Theater die dreihundertſte Vorſtellung von F. X. Told's Feenmährchen „der Zauberſchleier" ſtattgefunden hat.

∴ Meiſter Kriehuber hat ein neues Bild vollendet, das er zu ſeinen beſten und ſchönſten Arbeiten zählen darf; es iſt das höchſt gelungene Portrait des unvergeßlichen Liedercomponiſten Franz Schubert.

∴ Von Victor Kazynski iſt eine Mahommed-Polka erſchienen, die der Componiſt dem Scheikh Muhammed Ayad Tantawy gewidmet hat.

Treffer und Nieten.

• Frau von Staël ſagte von Jean Paul: »ſeine Werke ſeien Gemälde auf die Wand des deutſchen Volkes gemalt und deswegen nicht von ihr ablesbar.«

• Was iſt unangenehm? Wenn man zu ſpät entdeckt, daß man eine Fliege für eine Roſine gehalten hat.

• Napoleon ſagte einſt zu der Schauſpielerin Georges, die ihm eines Abends ausnehmend gut gefallen hatte: »ſie möge fordern, was ſie wünſche.« Die Georges bat um das Bild des Kaiſers. O, wenn Sie weiter nichts wollen, antwortete Napoleon, nahm ein Fünffrankenſtück aus der Taſche und gab es ihr mit den Worten: Auf dieſem Bilde bin ich am beſten getroffen.

Literariſche Depeſche.

Der Literatenverein zu Leipzig, der ſeit langer Zeit kein Lebenszeichen von ſich gegeben, beſchäftigt ſich jetzt mit einer großen Angelegenheit, welche in voriger Woche eine Plenarſitzung erforderlich gemacht hat. Nach vielfachen Debatten iſt man übereingekommen, zum Beſten der Unterſtützungscaſſe eine Vorſtellung auf der Leipziger Bühne zu geben, worin Leipziger Schriftſteller ſämmtliche Rollen ausführen werden. Man hat nach langem Streit „die Jungfrau von Orleans" gewählt, wozu der Herr Theaterdirector Dr. Schmidt, als Mitglied des Literatenvereins, mit größter Bereitwilligkeit Theater und Garderobe hergeben will. Da ſich jedoch einige der Leipziger Theaterdamen geweigert, darin mitzuwirken, ſo haben ſich, um die gute Sache nach allen Kräften zu fördern, einige Mitglieder des Schriftſtellervereins zur Uebernahme von Frauenrollen bereit erklärt. Als Tag der Vorſtellung iſt der 31. September anberaumt und der Zettel wird folgendermaßen lauten:

Die Jungfrau von Orleans.

Romantiſche Tragödie von Friedrich Schiller.

Perſonen:

Karl der Siebente, König von Frankreich		Hr.	Dr. Auguſt Kaiſer.
Königin Iſabeau, ſeine Mutter		„	Robert Blum.
Agnes Sorel		„	* * *
Philipp der Gute, Herzog von Burgund		„	Theodor Drobiſch.
Graf Dunois, Baſtard von Orleans		„	Dr. Carl Herloßſohn.
La Hire	Königliche Offiziere	„	Dr. Auguſt Geye.
Du Chatel		„	Moritz Bauſchke.
Erzbiſchof von Rheims		„	Dr. Auguſt Hecker.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter		„	Johann Sporſchill.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter		„	Adolf Böttger.
Talbot, Feldherr der Engländer		„	Dr. Carl Haltaus.
Lionel	Engliſche Anführer	„	v. Gerrin-Wierzbitzki.
Faſtolf		„	Theodor Oelckers.
Montgomery, ein Walliſer		„	Dr. Schellwitz.
Ein Herold		„	Prof. Karl Biedermann.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann		„	Dr. Guſtav Kühne.
Margot	ſeine Töchter	„	Legationsrath Gerhard.
Louiſon		„	Dr. Heinrich Laube.
Johanna,		„	Dr. Heinrich Wuttke.
Etienne	ihre Freier	„	Ernſt Willkomm
Claude Marie		„	Dr. Auguſt Diezmann.
Raimond		„	Julius Hammer.
Bertrand, ein anderer Landmann		„	Dr. Herrmann Schletter.
Der ſchwarze Ritter		„	Friedrich Hofmeiſter.
Ein Köhler		„	Dr. Wilhelm Bernhardi.
Ein altes Weib		„	Dr. Robert Heller.

Soldaten u. Volk. Königl. Kronbediente. Biſchöfe. Mönche. Marſchälle. Magiſtratsperſonen. Hofleute und andere ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

* * * Agnes Sorel — Herr M. G. Saphir aus Wien, als Gaſt.

Nach dem erſten Act: I. Arragonaiſe. Komiſcher Nationaltanz, ausgeführt von den Herren Carl Herloßſohn und Theodor Drobiſch.

Nach dem zweiten Act: Polka. Böhmiſcher Nationaltanz, ausgeführt von den Herren Moritz Hartmann und Ritter Ignaz Kuranda.

Nach dem dritten Act: Pas de deux, getanzt von den Herren Robert Blum und Johann Sporſchill.

Nach dem vierten Act: Quodlibet getanzt von den Herren Dr. Laube, Dr. Kühne, Dr. Diezmann und Legationsrath Gerhard. Hierauf großer Waffentanz, arrangirt vom Herrn Dr. Julius Fürſt und getanzt von 16 Mitgliedern des Literaten-Vereins.

Dem Vernehmen nach wird Herr Dr. Laube das Stück in Scene ſetzen und der Redacteur der „Theater-Locomotive", Herr Julius Kritke, aus Gefälligkeit ſouffliren.

Mit Herbeiſchaffung der Verſatzſtücke iſt Herr Adolf Böttger beauftragt und die Auswahl der Garderobenſtücke dem Herrn Dr. Bernhardi übertragen worden. Die Buffet-Geſchäfte hat Herr Dr. Robert Heller zu übernehmen die beſondere Gefälligkeit gehabt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 205. Leipzig, 3. September 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Briefe eines Affen an ſeine Brüder.

Von E. M. Oettinger.

> „Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
> Gehört nicht zu den Beſten.“
>
> Göthe oder Wuttke.
> Aut Caesar aut nihil

I.

Vor kurzer Zeit ſind in der guten Stadt Hanau von einem Genie, das ſich nicht genannt hat, „Briefe eines Affen an ſeine Brüder“ ans Licht getreten. Ich ſehe nicht ein, warum nur ein Hanauer Schöngeiſt berechtigt ſein ſoll, Briefe an Seinesgleichen zu ſchreiben? Auch ich bin Schöngeiſt, auch ich bin Genie, auch ich bin — wie mancher meiner Collegen behauptet — ein Affe, auch ich will „Briefe an meine Brüder“ ſchreiben.

Alſo angefangen!

Herzliebe, vielgetreue, edelmögende Affen und Brüder.

Ihr Alle, die Ihr ſo glücklich ſeid, jeden Morgen das beſte, geiſtreichſte, witzigſte und mit dem meiſten Takte redigirte Journal Leipzigs, den Moniteur des Herrn Polz, das Bulletin der Schlachtfeſte und Tanzvergnügungen, das Programm der Goſe und Schweinsknöchelchen, mit einem Wort das vom Dr. Schletter mit wunderbarem Inſtinkte geleitete „Tageblatt“ zu verſchlingen, Ihr Alle werdet vor Kurzem auf der letzten Spalte jenes Journals, auf der ſogenannten Philoſophen-Wieſe, dort, wo der blendende Witz und der funkenſprühende Scharfſinn der anerkannteſten Humoriſten Leipzigs ſeine tauſendfarbigen Schwingen regt, eine Reihe höchſt anmuthiger Scherzſpiele geleſen haben, deren mehr als ſpitze Pfeile gegen jenen gottloſen Spötter gerichtet waren, welcher den unerhörten Frevel begangen, im „Extra-Charivari“ Nummer 8 Schillers „Jungfrau von Orleans“ durch die Blüthe der deutſchen Gelehrtenwelt, durch die Crême unſerer Schöngeiſter, durch die hautevolée des Leipziger Literaten-Vereins zu beſitzen, ein Frevel, der — Dank den Muſen und dem „Tageblatt“ — nicht vierundzwanzig Stunden ungerochen blieb.

Denn ſchon am andern Morgen erſchien im Moniteur des Herrn Polz ein Epigramm, das ſelbſt dem Geiſte eines Swift, Seybt, Lichtenberg, Wuttke, Jean Paul, Heller und Börne zur höchſten Ehre gereichen würde, ein Sinngedicht in ſchlichter, aber ſchön gegliederter Proſa, alſo lautend:

> »Herr E. M. O. hat in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit bei der Beſetzung der „Jungfrau von Orleans" in ſeinem „Charivari" vergeſſen, ſich ſelbſt eine Rolle zuzutheilen und doch wäre er ſo gut zu verwenden geweſen. Am paſſendſten, dünkt uns, wenn er im vierten Akte den Blitz vorſtellte, der wohl Skandal macht, aber nicht einſchlägt.«

Bei Leſung dieſer Zeilen fielen mir zwei Verſe des Mahlmann'ſchen „Herodes vor Bethlehem" ein:

„Wer ſpricht, wer ſprach, wer hat geſprochen,
Wer hat ſich hinter die Kinder verkrochen?"

Iſt es nicht Schade, daß der Verfaſſer jener Aufforderung ſich in die Schleier der Anonymität gehüllt, iſt es nicht Jammerſchade, daß er ſeinen Namen der Bewunderung aller gleichgeſtimmten Seelen entzogen hat?

Herzliebe Brüder! Dieſer Herr E. M. O., der zufällig einer meiner beſten Freunde iſt, würde in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit die ihm zugedachte Rolle augenblicklich übernommen haben, wäre er nicht ſchon im März d. J. in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit und aus Gründen, die er damals öffentlich bekannt gemacht, aus dem Vereine freiwillig ausgeſchieden.

Herr E. M. O. muß nun in Folge ſeiner angeborenen Beſcheidenheit auf die blitzdumme Rolle leider Verzicht leiſten und ſie Demjenigen überlaſſen, der ſich — nach ihm! — am meiſten dazu eignet.

II.

Am andern Morgen erſchien im Bulletin der Schlachtfeſte und Tanzvergnügungen ein neues Manifeſt in der Form einer „beſcheidenen Anfrage", alſo lautend:

»Kommt denn in der „Jungfrau von Orleans" kein Affe vor?«

Dieſer Witz liegt ſo tief, daß er einer Erläuterung bedarf.

Vor einiger Zeit brachte J. J. Webers „illuſtrirte Theaterzeitung" das Bildniß eines ausgezeichnet ſchönen Affen mit der Unterſchrift „ein neuer Bühnendichter". Einer der ſtillen Verehrer des Conterfeiten hatte die freundliche Aufmerkſamkeit, es dem liebſten meiner Freunde — natürlich anonym, wie es jedem Mann von Ehre und Muth geziemt — durch die Stadtpoſt zuzuſenden. Was that Herr E. M. O.? In ſeiner angeborenen Beſcheidenheit ließ er das höchſt gelungene Portrait, prachtvoll eingerahmt, über ſeinem Bette dicht neben das Bild des freundlichen Gebers aufhängen mit der Umſchrift:

„Ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille"

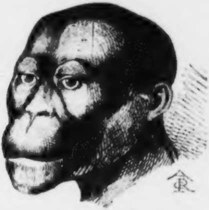
und ſang ſeitdem jeden Morgen und jeden Abend:

„Jüngling, wenn ich Dir von fern erblicke,
Wird vor Sehnſucht mich das Auge naß!"

Und gleich, nachdem im „Bulletin der Goſe und Schweinsknöchelchen" jene Affen-Anfrage abgedruckt war, wandte ſich Herr E. M. O. ſchriftlich an Herrn J. J. W. mit der Bitte, ihm ein Cliché jenes vielbeſprochenen Affen als ein Zeichen bereitwilliger Collegialität und einen Beweis der „entente cordiale" zum Abdruck im „Charivari" zu überlaſſen.

»Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt.«

Und ſeht, meine Brüder, ſchon am andern Morgen klopfte das reklamirte Ebenbild an ſeine Thür und eine Stunde ſpäter ſchickte es mein Freund in die Druckerei des „Charivari", auf daß es in ſeinem eigenen Blatte als reizendſchöner Zug ſeiner angeborenen Beſcheidenheit einen Platz finde.



Vielgeliebte Brüder, ſeht Euch nun ſatt an dieſem Familienbilde, folgt dem Beiſpiele des Herrn E. M. O. und laßt es Euch einrahmen oder tragt es als Medaillon auf Eurem Herzen, das, wie bekannt, in glühender Begeiſterung für alles Schöne ſchlägt.

Wüßte ich, daß es Euch Spaß machte, ſo würde ich dies Bild auch an die „Modenzeitung" ſchicken und ſie erſuchen, ihm ein Plätzchen in der Gallerie ihrer „berühmten Zeitgenoſſen" einzuräumen.

III.

Am dritten Tage erſchien auf jene „beſcheidene Anfrage" folgende mehr als geiſtreiche Antwort:

> »Als Schiller ſeine „Jungfrau von Orleans" ſchrieb, gab es ſolche Affen-Pracht-Exemplare noch nicht.«

Werft, theuere Brüder, noch einen Blick auf unſer Bild zurück und geſteht Euch, daß der große Unbekannte vollkommen Recht hat. Ja, ja, als Schiller ſeine „Jungfrau von Orleans" ſchrieb, gab es keine illuſtrirten Affen.

Gleich darunter erſchien eine zweite, nicht minder ſchlagende Antwort, alſo lautend:

> »Es ſpielt kein Affe *in* der „Jungfrau von Orleans", aber es ſpielt ein Affe *mit* der „Jungfrau von Orleans", wie der Affe in der Fabel mit der gefundenen Uhr. Doch wird Erſterer das Kunſtwerk Schillers nicht verderben, nur da er ſelbſt (nämlich der Affe) eine Karikatur auf den Menſchen iſt, ſo will er alles Höhere, da er ſelbſt unfähig iſt, Aehnliches zu ſchaffen, durch Karikatur herabwürdigen.«

Welch eine Fundgrube von Witz! Welch eine Fülle von Scharfſinn! Welch ein Reichthum von Humor! Jammerſchade, daß jener fabelhafte Affe nicht auch in der „Illuſtrirten“ ſteht; ich hätte mir auch ihn mitſammt der gefundenen Uhr ausgebeten, und Beide, zu größerer Anſchauung dieſes tiefen Vergleiches, gleich mit abgedruckt, denn heutzutage kann man nicht genug zur Selbſtverbreitung ſeines Ruhmes beitragen.

Aber wie ungerecht, meine Brüder, iſt der Vorwurf, daß ich durch jene klaſſiſche Beſetzung der „Jungfrau“ Schillers Kunſtwerk habe verderben wollen. Welche unverdiente Kränkung für Männer wie Bernhardy und Laube, Wuttke und Heller, die — man frage ſie nur ſelbſt — unerreichbar groß als Dramaturgen wie als denkende Künſtler daſtehen! Wo z. B. gäbe es einen zweiten Mimen, der das alte Weib tüchtiger aufzufaſſen verſtände, als der geweſene Redakteur der „Jugendzeitung“. O, meine Brüder, legt Eure Hand aufs Herz und geſteht, daß Ihr ihm Unrecht gethan: ein Mann, wie Robert Heller, kann Schiller nie verderben!

Was aber ſoll Herr E. M. O. dazu ſagen? Muß er nicht glauben, daß der Blitz doch wohl ein kleinwenig eingeſchlagen hat, weil ſo viel Stroh — dächer davon in Feuer gerathen ſind.

Wer von uns, meine theuern Brüder, iſt in jenem Bilde wohl mehr getroffen? Derjenige von Euch, der über einen harmloſen Scherz wüthend die Zähne fletſcht und aus dem Pergamente fährt, oder Herr E. M. O., der in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit, je mehr Ihr Flammen ſpeit, triumphirend ins Fäuſtchen lacht und in der Einfalt ſeines Gemüths bei ſich denkt:

„Beſcheidenheit, Beſcheidenheit,
Verlaß mich nicht bei Tiſche,
Und gieb, daß ich zu jeder Zeit,
Das größte Stück erwiſche.“

IV.

Schließlich, meine vielgeliebten Brüder, will ich Euch noch einen herzlich guten, wohlgemeinten Rath ertheilen. Mancher von Euch muß, um ſeinem vielen Witze und ſeinem Biſchen Galle Luft zu machen, dem „Tageblatt“ für jede Zeile vier bis fünf Neugroſchen Inſertionsgebühren bezahlen. Zeigt, daß Ihr vernünftig ſeid: ſchickt Eure „beſcheidenen Anfragen“ und Eure geiſtreichen Scherze lieber an den Affen ſelbſt; er hat ein gefühlvolles Herz und iſt mit Vergnügen bereit, Eure Einſendungen für die Hälfte jener Inſertionsgebühren aufzunehmen und obenein — gratis! — Eure Sprachſchnitzer auszubeſſern.

Könnt Ihr mehr verlangen von

Eurem
aufrichtigen Bewunderer?
Jocko IX., genannt Utang X???

Die *ſche Verfaſſung.

Der „Punch“ bringt folgende Correſpondenz aus X. Y. Z:

Ein glücklicher Zufall ſetzt uns in den Stand, Ihnen die Grundzüge der *ſchen Verfaſſung, wie dieſelbe in einigen Tagen veröffentlicht werden wird, ſchon jetzt mitzutheilen. Jeder Bemerkung über die ungeheure Bedeutſamkeit dieſer Akte für das ganze ſociale Leben dieſes Landes glauben wir uns enthalten zu können und verweiſen in dieſer Beziehung einfach auf die hier folgenden Artikel:

1. Die Brauſteuer hört auf.
2. Die Tabakſteuer wird ermäßigt.
3. Das Rauchen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen iſt in der ganzen Monarchie erlaubt.
4. Bier-, Wein- und Kaffeehäuſer dürfen bis zwölf Uhr offen ſtehen.
5. Civilbeamte dürfen Schnurbärte tragen.
6. Kein Unterthan ſoll vor ſeinem zehnten oder nach ſeinem ſechzigſten Lebensjahre zur Armee ausgehoben werden.
7. Die „Marſeillaiſe“ zu ſingen iſt erlaubt.
8. Auch Karikaturen ſind erlaubt, jedoch nur ſoweit dieſelben ausländiſche Verhältniſſe betreffen.
9. Speiſekarten, Bonbon-Umſchläge und Wein-Etiketten ſind cenſurfrei.
10. Päſſe werden bei Vergnügungsreiſen, wenn dieſelben nicht über eine deutſche Meile hinausreichen, nicht mehr verlangt.
11. Die Zahl der Polizeibeamten wird auf 3,000,000 reducirt.
12. Jeder Unterthan darf aufſtehen und zu Bette gehen, wann es ihm beliebt.
13. Handelsfreiheit mit allen Welttheilen in Frankfurter Würſten und Sauerkraut, ſowie in Berliner Blau wird garantirt.
14. An der Table d'hôte ſind alle Unterthanen gleich.

Der Triumph der Kochkunſt.

In London iſt ein phänomenales Kochbuch unter dem Titel „**Alexis Soyers Cookery or the Gastronomic Regenerator**“ (Alexis Soyers Kochkunſt oder der gaſtronomiſche Wiederherſteller) erſchienen. Der Proſpektus dieſes wichtigen Werkes iſt wohl werth, in möglichſt treuer Ueberſetzung auch in unſerm Blatte, zur Erbauung aller Feinſchmecker, eine Stelle zu finden. »Das Weib,« ſagt Tibull, »gleicht einer Leier, welche ihre Geheimniſſe nur Dem anvertraut, der gut mit ihr umzugehen weiß; mit derſelben Wahrheit läßt ſich behaupten, daß die Gaſtronomie eine Wiſſenſchaft ſei, deren Arcana nur von beſonders bevorzugten, genialbegabten Gaumen ergründet werden können. In der Kochkunſt giebt es, mehr noch als in andern Sphären, eine Geſchmacks-Ariſtokratie. Dieſe Ariſtokratie bildet unter den Nationen eine diſtinguirte Familie, deren Mitglieder ſich unter dem Geſchlechtsnamen „Gaſtronomen“ erkennen. Alles Uebrige iſt Demokratie. Die Demokraten ſind gewöhnlich mit ſtarkem Appetite begabt, wie die Währwölfe der Revolution bewieſen haben, aber ſie ſind Freſſer ohne Takt. Das hochpoetiſche Wort „Eſſen“ ſinkt durch ſie zur gemeinſten Proſa herab, denn ſie eſſen ohne jene Zartheit und Grazie, ohne jenes mit echtem savoir-vivre verbundene überſchwengliche Wohlbehagen, welches den Gelehrten von dem Einfaltspinſel, den wahren Gentleman von dem Cockney, die Civiliſation von der Barbarei unterſcheidet.« — Die Kochkunſt, wie ſie Herr Soyer darſtellt, iſt mehr als eine Wiſſenſchaft: ſie iſt die erſte aller ſchönen und nützlichen Künſte, von welcher alle übrigen Künſte abhangen, und ohne welche, nach Soyers Theorie, kein Heil in dieſer Welt zu hoffen iſt. Die Verleger nehmen von allen Leſern dieſes Proſpektus mit einem wohlgemeinten Rath Abſchied: »Freund,« ſagen wir zu jedem von ihnen, denn jeder Käufer eines Buches iſt für den Buchhändler ein Freund, »beeilen Sie ſich, Soyers gaſtronomiſches Prachtwerk zu kaufen, ſchlürfen Sie den Inhalt in langen Zügen und verdauen Sie alle Recepte, ſo werden Sie weit gehen im Leben, aber nicht weit in London, um das Buch zu kaufen, denn wir, die Verleger deſſelben (Simpkin und Marſhall) wohnen in Hallcourt, und der Buchhändler John Olivier in Pall Mall hat den Verkauf übernommen. Auf Verlangen verſenden wir das Werk auch nach Peking und die ganze Umgegend.« Sehr pikant iſt die franzöſiſche Unterſchrift dieſes Proſpektus; ſie lautet: „Pour l'éditeur. O. Q. P. (occupé)“.

(Bäuerle's Theaterzeitung.)

Polka-Narren.

Wie einſt die Cholera und der Lisztjubel und ſpäter das Lindfieber, ſo graſſirt jetzt die **Polkomanie** in Berlin. Alle Geſpräche drehen ſich jetzt einzig und allein um die Polka; Alles, was ſich jetzt auf irgend eine Weiſe vom Alltäglichen unterſcheidet, wird jetzt Polka genannt. Der „Mandelſtern“ theilt, in Bezug auf dieſe Polka-Wuth, folgende Verſe mit:

Polka-Jacken, Polka-Röcke,
Polka-Hüte, Polka-Stöcke,
Polka-Wein und Polka-Bier,
Polka-Stiefel, Polka-Hoſen,
Polka-Tabak, Polka-Doſen,
Polka-Narren haben wir.

Polka-Weſten, Polka-Kragen,
Polka-Reiter, Polka-Wagen,
Polka-Bälle hier und dort,
Polka-Kirchen, Polka-Pfaffen,
Polka-Spiegel, Polka-Affen,
Polka-Narren, ſchert Euch fort!

☞ In Sachen der „Jungfrau“.

Herr **Dr. Auguſt Hacker**, der rühmlich bekannte Arzt, iſt, wie der größere Theil der wiſſenſchaftlichen Notabilitäten, ſchon vor längerer Zeit aus dem Literaten-Vereine ausgeſchieden, weshalb die ihm zugedachte Rolle anders beſetzt werden muß. Die 29ſte Commiſſion hat Herrn Heinrich Wuttke bewogen, ſeine „Jungfrau von Orleans“ an Herrn Berthold Auerbach abzutreten und dafür die Rolle des „Erzbiſchofs von Rheims“ zu übernehmen. Leipzig iſt ruhig und die Papiere ſind nicht gefallen.

Länderkreis.

Von Theodor Bakody.

II. Polonia.

Die Nacht war trüb' und immer ward ſie trüber,
Die Wolken jagten wild am Firmamente ſich;
Von Nordens Horizonte eilt' herüber
Der Blitz, dem Czaaren-Worte gleich, ſo fürchterlich.

Hin zogen über's Haupt mir Wolkenbrüche,
Und es erſcholl und raſ'te wilder Donnerklang;
Ich irrte einſam, und des Sturmes Flüche
Verfolgten wüthend mich; mir ward ſo kalt, ſo bang!

Ich glaubte eine Stätte wo zu finden,
Und in die finſtre Nacht, da blickt' ich ſcheu hinaus;
Die hohen Fichten ſah vom Blitz ich zünden,
Ein heller Strahl zeigt' ferne mir ein kleines Haus.

Die Feuergluten, ſie erblaßten wieder,
Ein bleiches Licht drang mild durch's Gitterfenſterlein,
Und in der Schenke klangen muth'ge Lieder ...
Ermattet angelangt, trat ich hinein.

Manch' tapf're Polen ſaßen in der Runde,
An einem harten Tiſch, bei frohem Trinkgelag,
Da träumten ſie von einem neuen Bunde,
Von einem Freiheitstage, der da kommen mag.

Ein Sänger auch ſaß da mit ſeiner Zither,
Und ein gebroch'nes, altes Schwert hing an der Wand,
Verlaſſen nun denkt es ſo trüb', ſo bitter
An jene Zeit, als es gekämpft für's Vaterland.

Die Gläſer füllt ein Mädlein mit Getränken,
Und in der Polen Bruſt erwacht ein tiefes Weh,
Als wollten ſie ihr Seelenleid verſenken,
Blickt jeder in ihr Aug', gleich einem blauen See.

Sie glich der Blum', die an der Straße blühte,
Die mancher Wand'rer ſchon geherzt und geknickt;
Nachdem vom Tranke mir das Herz erglühte,
Hab' ich ſie ſelber auch an meine Bruſt gedrückt.

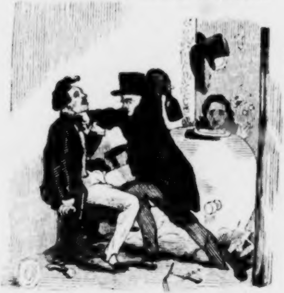
Und wieder leerte ich den vollen Becher,
Der Zither mächt'gen Tönen lauſcht' ich ſehnſuchtsvoll,
Es ſtimmen an ein Freiheitslied die Zecher,
Das ſie an ſchön're Zeiten nun erinnern ſoll:

Das Lied, das ſie bei Praga einſt geſungen,
Mit wilder Wuth die Senſe in der kräft'gen Hand,
Als Haß ſie und Verzweiflung hielt umſchlungen,
Als ſie gekämpft für Freiheit bis zum Grabesrand.

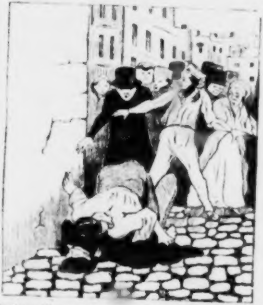
Und es verſtummen plötzlich all' die Lieder,
Es tritt ein Mann herein mit finſt'rem Angeſicht,
Der Sänger legt die Zither eilig nieder,
Sitzt regungslos vor ſeinem Glas und ſinget nicht.

Ein Ruſſe war's; er ſprach: ſingt Freiheitslieder.
Und ſtille war es in der Schenke rings umher,
Das alte Schwert fiel auf die Zither nieder,
Im Sterben klang ſie ein Mal noch und dann —
nicht mehr!

Schlagende Freundſchaftsproben.



Höre, lieber Freund, Du irrſt Dich!



Ich ſage Euch, dieſe Herren ſind gute Freunde; laßt ſie ſich ruhig erklären und ſtört ſie nicht!

Zapfenſtreich.

Athen. Unſere Univerſitätsbibliothek hat von dem Hofbuchhändler Hahn in Hannover eine ziemlich vollſtändige Sammlung der deutſchen Claſſiker und eine Sammlung der beſten Lexika aller Sprachen, nebſt mehreren anderen werthvollen Werken, zum Geſchenk erhalten. Schon früher haben die Buchhändler in Leipzig die hieſige Univerſitätsbibliothek auf ähnliche Weiſe beſchenkt.

Berlin. Die Berliner gelehrte Welt hat am 10. d. M. einen der ausgezeichnetſten Männer, den Profeſſor Ludwig Ideler, den bekannten Mathematiker und Aſtronomen, verloren. Geboren am 21. September 1766 zu Großen Breeſe bei Perleberg, hat er ein Alter von faſt achtzig Jahren erreicht und ſich namentlich um das Studium der Chronologie große, unleugbare Verdienſte erworben.

∴ Der Profeſſor Dr. Lepſius hat von einer großen mehrjährigen Reiſe durch Aegypten eine koſtſpielige Seltenheit mitgebracht, einen Berg Sinai, den er — vorerſt bitte dieſen! — zwiſchen den ägyptiſchen Pyramiden gefunden haben will; freilich nur Nürnberger Spielzeug, wie man es folgſamen Kindern vom Jahrmarkte mitbringt; denn der alte ächte Sinai ſteht noch immer auf ſeinem alten Platze. Der gelehrte Reiſende aber iſt für ſeinen Sinai dergeſtalt eingenommen, daß er ein Privilegium darauf nachſucht, ein Privilegium, ganz allein daran glauben zu dürfen, ein Vergnügen, das ihm wohl Niemand verwehren wird.

∴ Alexander von Humboldt's „Kosmos" wird nun auch ins Italieniſche und Schwediſche überſetzt.

∴ In der Stuhr'ſchen Buchhandlung erſcheinen „Lieder vom alten Fritz", von dem als Arzt und Dichter gleich ehrenvoll bekannten Dr. Julius Minding, mit Zeichnungen von Mommer. Nächſtens mehr darüber.

∴ Der „Geſellſchafter" enthält, ausnahmsweiſe, einen ſehr intereſſanten Artikel, „Robespierre", aus der Feder des Herrn von Großkreutz, der einer der unterrichtetſten und gewandteſten Publiziſten Berlins iſt.

∴ Am 1. September beginnt im Theater in der Königsſtadt die italieniſche Opern-Saiſon. Der Impreſario dieſer für Berlin ganz neuen Geſellſchaft iſt der Graf Carlo Gritti, der Direktor des Apollotheaters zu Venedig. Die bedeutendſten Mitglieder dieſer Truppe ſind die drei Primadonnen Marietta Arrigotti*), Luigia Graſſoni und Tereſa Zavola, die beiden Tenore Raineri Dei und Vincenzo Pellegrini; erſter Bariton: Luigi Pignoli; erſter Baß: Feliciano Pons und Baßbuffo: Pietro Battoni.

∴ Außerdem wird während der ganzen Herbſt-Stagione Signora Garcia-Viardot in der „Somnambula", „Norma", „Gazza ladra" u. ſ. w. gaſtiren.

∴ Ein leichtſinniger Bonvivant hat ſich unlängſt in der Weiſe, wie er gelebt, den Tod gegeben. Als Geld und Credit zu Ende waren, zog er ſich friſche Wäſche und ſeine beſten Kleider an, ſtellte, einem Spiegel gegenüber, eine Flaſche Burgunder und Champagner auf den Tiſch, trank den Champagner ganz und den Burgunder bis zur Hälfte aus und erſchoß ſich dann.

∴ Auf der Stettiner Eiſenbahn hat ſich neulich ein zwölfjähriger Knabe den Polka-Tod gegeben, weil er während der Schulferien ſeine Schularbeiten nicht gemacht und Furcht vor der Strafe gehabt hatte. (Gerechter Gott, wenn alle Jünglinge, die ihre Schularbeiten zu machen verſäumt haben, ſo lebensüberdrüſſig wie dieſer junge Spartaner wären, dann würden die Locomotiven der deutſchen Eiſenbahnen täglich ein ganzes Schock ſolcher jungen Faullenzer überfahren!)

∴ Die Cadetten werden jetzt ſcherzweiſe „Polka-Soldaten" genannt.

Bologna. Die hieſigen Blätter wollen an die Originalität des von Roſſini zum Lobe des Papſtes componirten Chors nicht glauben, und ſagen, dieſe Muſik ſei keineswegs neu, ſondern aus einer der älteren Opern Roſſini's entlehnt, zu der man neue Worte geſchrieben habe.

Breslau. Am 10. Auguſt fand hier die Grundſteinlegung zum Denkmale Friedrichs des Großen ſtatt; im Frühjahr 1847 ſoll es vollendet ſein.

---

*) Die Erſtere haben wir im vergangenen Jahre in Venedig gehört und in ihr eine Sängerin erkannt, die in Deutſchland Furore machen wird. E. M. O.

Brünn. Unter den Auſpicien des Grafen Schaafgotſch und des Herrn Oherals, Herausgebers der Zeitſchrift „Moravia“, hat ſich hier ein Verein zur Unterſtützung und Beſſerung entlaſſener Sträflinge gebildet.

Chambery. In unſerer Stadt ſind auf Befehl des Erzbiſchofs Kirchengebete gegen — — — die Kartoffelkrankheit angeordnet worden.

Conſtantinopel. Der Bruder des berühmten Componiſten Gaetano Donizetti, der am türkiſchen Hofe unter dem Namen Oſta-Bei bekannte Giuſeppe Donizetti, welcher hier als Chef der Militair-Muſik angeſtellt iſt, hat eine komiſche Oper, „Babuschi“ (der Pantoffelhändler), geſchrieben und ſie dem Sultan gewidmet. Der türkiſche Text ſoll von einem jungen Serails-Beamteten, einem Eunuchen, Ali Hidſchat, ſein.

Conſtanz. »Am Bodenſee,« erzählt Carl Roſen in der „Ameiſe“, »pflügt mit eigener Hand ein Mann in den fünfziger Jahren ſeinen Acker; der Gram hat tiefe Furchen auf ſeine hohe, edle Stirn gezogen; ſein Haar fängt an weiß zu werden; ſein Auge leuchtet nicht mehr in heiliger Begeiſterung für Freiheit und Recht; ein trüber Schmerz lagert auf ſeinem Antlitz; er lebt in tiefer Stille und Abgeſchiedenheit von der Welt, wolkenhohe Berge umſchließen ſein Aſyl und hinter dieſen Bergen liegt ſein Vaterland. Dieſer Mann iſt Dr. Wirth, ein Deutſcher.« Dabei macht Roſen auf die ſoeben erſcheinende zweite Auflage von Wirths „Geſchichte der Deutſchen“ aufmerkſam (die erſte Auflage haben bekanntlich die Deutſchen in Amerika aufgekauft, um den Verfaſſer aus einer drückenden Verlegenheit zu retten) als eines deutſchen Geſchichtswerkes, wie wir kein zweites beſitzen.

Frankfurt. Eine der erſten Zierden unſerer Oper iſt die junge vielbegabte Sängerin Magdalena Brandt, die durch die Friſche und den Umfang ihrer Stimme und durch die Gediegenheit ihres Vortrags ſich in kurzer Zeit zum Liebling unſeres Publikums emporgeſchwungen hat. Unter den Auſpicien des Kapellmeiſters Guhr wird ſie ſehr bald zu den Sängerinnen erſten Ranges gehören.

∴ Leſſing, einer der Matadore der Düſſeldorfer Schule, iſt nun faktiſch für das hieſige Städel'ſche Kunſt-Inſtitut gewonnen.

Greifswalde. In Folge eines Streites zwiſchen zwei Akademikern iſt von den 53 Studirenden der landwirthſchaftlichen Akademie Eldena 45 das Consilium abeundi mit der Weiſung ertheilt worden, binnen 48 Stunden das Gebiet der Univerſität Greifswalde und der Akademie zu Eldena zu verlaſſen. Die Handwerker mit ihren unbezahlten Rechnungen ſind über dieſe Anordnung ſehr betroffen. (Spen. Zeit.)

Hamburg. Seit Kurzem haben wir in der Perſon des Herrn Dr. Glaſer, eines jungen Mannes, der früher einmal von hier an den deutſchen Bund geſendet wurde, um ſich für den Dienſt Hamburgs vorzubereiten, einen neuen Cenſor bekommen, der mit einem monatlichen Gehalt von 200 M. Bco. (100 Thlr. preuß.) auf ein Jahr als Cenſor der Hamburger politiſchen Zeitſchriften angeſtellt iſt.

∴ Von Kopenhagen aus war gegen die hieſige Advokaten-Verſammlung ſtark reklamirt worden und man hatte an die hieſige Polizei das Anſuchen geſtellt, die Nicht-Hamburger auszuweiſen. Man entgegnete, daß man Jedermann ausweiſen würde, deſſen Paß nicht in Ordnung ſei; es fand ſich aber kein Reiſender der Art vor. Im Ganzen war die Zahl der Anweſenden über hundert; auch aus Sachſen und Württemberg waren Theilnehmer erſchienen.

Hannover. Unſere Geſetzſammlung enthält ein Geſetz über die Beſtrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit des Eiſenbahngebiets. Die Strafen ſteigen, wenn Menſchen dabei das Leben verloren haben, bis auf den Tod.

∴ Unſer Bildhauer Steinhauſer arbeitet jetzt an einer Marmorſtatue des verſtorbenen Sternkundigen Olbers.

Heilbronn. Seit dem 1. Juli erſcheint in unſerer durch ſein „Käthchen“ und ſeinen „Wetter von Strahl“ berühmt gewordenen Stadt ein ganz eigenthümliches Wochenblatt, „der Räthſelbote; Zeitſchrift zur Uebung des Verſtandes“. Dieſe Zeitſchrift bringt weiter nichts als Räthſel, Charaden, Anagramme, Homonyme, Palindrome, Logogryphe, Rebuſſe, algebraiſche und mathematiſche, Schach- und andere Spielaufgaben u. ſ. w. (In einer ſo räthſelhaften Zeit, wie die unſerige iſt, wird dieſer Räthſelbote gewiß vielen Anhang finden und wir glauben uns um das Gedeihen des jungen Blattes ein großes Verdienſt zu erwerben, wenn wir, „zur Uebung des Verſtandes“, folgenden freiwilligen Beitrag liefern: Es wächſt auf dem Baume, iſt in der Regel blau, manchmal auch gelb und wenn man's aufbricht, findet man einen — Pflaumenkern. Der Erſte, welcher uns die richtige Auflöſung einſendet, erhält als Belohnung ein neues, eben ſo ſcharfſinniges Räthſel, natürlich nur zur „Uebung des Verſtandes“!)

Karlsruhe. In der zweiten Kammer fand neulich folgendes Zwiegeſpräch zwiſchen dem Abgeordneten Mathy und dem Geheimen Rath Nebenius ſtatt. Erſterer ſagte in Bezug auf den Karlsruher Cenſor: »Es ſei eine Büberei, Etwas zu ſtreichen, was ſchon in allen Zeitungen ſtehe.« Letzterer nannte dies eine „ſchamloſe Rede“ und verließ den Saal. (Nur nobel! ſagt der große Neſtroy.)

∴ Die „Freiburger Zeitung“ erzählt, daß letzthin, als der Abgeordnete Buß Mittags vor dem Zähringer Hofe vorüberging, mit einem Schlage alle Fenſter des Gaſthauſes ſich aufthaten, und die hinausgelehnten Gäſte riefen: »Da kommt der Jeſuit!« (Sehr ſchmeichelhaft!)

Kopenhagen. Der königliche Hofkapellmeiſter Franz Glaeſer hat vom Könige von Schweden, als einen Beweis der Zufriedenheit mit der Leitung der während der hieſigen Anweſenheit Sr. Majeſtät bei Hofe zur Aufführung gekommenen muſikaliſchen Produktionen, die Ritter-Dekoration des Waſa-Ordens erhalten.

Leipzig. Für ſolche unſerer Leſer, welche vielleicht nicht wiſſen, was ein Jude iſt, theilen wir jene Definition mit, die Herr Dr. A. J. Groß-Hoffinger in ſeinem Werke, „Fürſt Metternich und das europäiſche Staats-Syſtem“, aufſtellt. Nach ſeiner Anſicht iſt die ganze jüdiſche Nation „ein einziger Gedanke des Volks-Mißtrauens! Ein einziges Welt-Ereigniß! Die That eines Wahnſinnigen! Ein falſches Gerücht! Eine einzige Welt-Kabale! Ein einziges großes Unglück! Eine einzige große Welt-Täuſchung!“ (Nach dieſer Definition ſcheint auch Herr Groß-Hoffinger jüdiſcher Abkunft zu ſein.)

∴ Allen Touriſten, welche Belgien beſuchen wollen, empfehlen wir die „Carte routière de la Belgique“, die der deutſche Buchhändler Max. Kornicker in Antwerpen herausgegeben hat. Es iſt eine fein geſtochene, ſauber illuminirte Karte aller Eiſenbahnſtationen zwiſchen Paris, Brüſſel, Aachen, Cöln und Bonn. Sie iſt die erſte dieſer Art.

∴ Der „Dorfbarbier“ erzählt in Bezug auf Dänemark und Schleswig-Holſtein folgende niedliche Parabel: Der König von Dänemark macht's wie jener Pachter, der einmal ſeinen Hühnerhof zuſammenkommen ließ. »Liebe und Getreue,« ſprach der gute Pachter, »ich habe Euch zuſammenberufen, um mit Euch gemeinſchaftlich zu berathen, in welcher Sauce ich Euch verſpeiſen ſoll?« Dies fuhr einem anweſenden Hahne in die Krone und er krähte mit geſchwollenem Kamme: »Aber wir wollen gar nicht verſpeiſt ſein.« »Liebe Getreue,« entgegnete der Pachter, »Ihr weicht von der Hauptfrage ab!« (Gut raſirt, Meiſter Stolle!)

∴ Die Zahl der adeligen Blauſtrümpfe, die ohnedies ſchon ſehr bedeutend iſt, hat einen neuen Zuwachs, eine Frau Clara von Maſſow erhalten, welche als Schriftſtellerin ſich Martha von der Eiche nennt. (Dieſe Blauſtrümpfe vermehren ſich wie Kaninchen.)

∴ Die Hamburger „Originalien“ ſchrieben neulich: »Die Herren Marr und Wagener ſahen (in Hamburg) oft ein Haus, das in ſeiner Oede Grauſen erweckte, und ſelbſt das ſonſt „lockende“ Benefiz machte keine Ausnahme von der Regel.« — Seit jenem Gaſtſpiele iſt es in Hamburg Sprichwort geworden, zu ſagen: »Geſtern war es wieder ſo voll wie bei Marr.«

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung“ ſagt: »Man meldet uns aus Hamburg, der Ober-Regiſſeur vom Leipziger Stadttheater, Herr Marr, ſpielte auf unſerm Stadttheater, ohne ſich eines großen Erfolges rühmen zu können. Der Mephiſto, den er uns gab, war flach; wir ſind ihn beſſer gewohnt. Auch als Oberförſter in den Iffland'ſchen „Jägern“ gefiel er wenig. Herr Laroche dagegen, der dieſelbe Rolle auf dem Thaliatheater gegeben, hatte ſich deſto größern Beifalls zu erfreuen.« Gleiches berichtet der „Nürnberger Correſpondent“. (Man ſieht, wie die Blätter ziemlich übereinſtimmen, daß Herr Marr ein höchſt matter Mephiſto iſt.)

London. Das neue engliſche Miniſterium zählt nicht weniger als ſechs Dichter und Schriftſteller.

∴ Unter dem Titel „Bordeaux, its wines and the Claret country“ iſt von Herrn C. Cocks (bei Longmans) ein Werkchen erſchienen, das zwar für die Kenntniß des Terrains und der Lokalitäten wenig Neues enthält, für die Engländer aber, die den Bordeaux-Wein und deſſen verſchiedene Sorten lieben, viele Details über die einzelnen Lokalitäten giebt, auf denen die verſchiedenen Arten der Weine gewonnen werden. Der berühmteſte Weinberg, der des Château Margaux, der den Erben Aguado's gehört, iſt von dieſem Jahre an die folgenden Häuſer verpachtet worden, von denen jedes ein Fünftheil des Ertrages erhält: Barton und Gueſtier, N. Johnſton und Söhne, Wittwe Delbos und Söhne, Cloſſmann und Comp. und Hirſchfeld und Kruſe. Der Pacht-Contract läuft im Jahre [illegible]53 ab.

∴ Der künſtleriſche Nachlaß des Malers Haydon, aus unvollendeten Skizzen und Zeichnungen beſtehend, iſt verkauft worden. Das letzte Stück, welches zum Verkauf kam, war das Bild „Alfred und das erſte britiſche Geſchwornen-Gericht", an welchem der Künſtler noch kurz vor ſeinem Tode gearbeitet hatte. Ehe die Gebote darauf begannen, brachte Jemand dem Auctions-Commiſſar einen Zettel mit den Worten: »Ich mache Sie verantwortlich dafür, daß Sie das Bild nicht verkaufen.« Der Auctions-Commiſſar brachte dennoch das Bild zum Verkauf, indem er ſagte, es ſei ein Gebot von 200 Pfd. St. auf daſſelbe vorhanden. Niemand bot mehr und ſo erfolgte der Zuſchlag. Wie man erfährt, war Sir Robert Peel der Käufer.

∴ Einer unſerer Kunſtgärtner, der ſich beſonders durch den reichen Flor ſeiner Camellien ausgezeichnet hatte, iſt aus Kummer über die Verheerungen, welche der neuliche Sturm in ſeinem Garten angerichtet, geſtorben, und am folgenden Tage iſt ſein einziger Sohn über den plötzlichen Tod ſeines Vaters wahnſinnig geworden. (Novellenſtoff!)

Lüttich. Der bekannte Violin-Virtuoſe François Prume iſt zum Profeſſor des hieſigen Conſervatoriums ernannt worden.

Luzern. In unſerm liebenswürdigen Canton werden Kirchengebete für die Bekehrung des neuen Papſtes gehalten, weil Pius IX. — hört, hört! — in ſeinen Handlungen zu freiſinnig erſcheint. (Luzern ſcheint reif für's Tollhaus!)

Marburg. Der auch als Dichter rühmlich bekannte Superintendent Profeſſor Dr. Karl Wilhelm Juſti, geboren am 14. Januar 1767, iſt am 7. Auguſt in einem Alter von 80 Jahren geſtorben.

München. Eines der großen Schlachtenbilder, welche Peter Heß für den Kaiſer von Rußland anfertigt, das vierte, iſt ſeiner Vollendung nahe und wird noch vor dem Winter nach St. Petersburg abgehen. Es ſtellt die Beſtürmung von Smolensk dar.

Nürnberg. Hier und in einigen andern Städten des glücklichen „Bayerns mit einem Ypſilon" werden ſogenannte Traumbücher verkauft, aus denen man in Beziehung auf gehabte Träume erfahren kann, welche Nummern ſo glücklich ſein werden, in der Zahlenlotterie herauszukommen. Einer der hieſigen Collecteure hat — unglaublich, aber wahr — ſogar zugeſtanden, daß er von der General-Lotto-Stelle in München eine ganze Sendung ſolcher Traumbücher erhalten habe, um ſolche gegen üblichen Rabatt für 15 Kr. pro Stück zu verkaufen. (Welch ein Skandal!)

∴ Der penſionirte bayeriſche Stadtkommiſſär Zehler iſt, 74 Jahre alt, geſtorben. Er war Miteigenthümer des „Correſpondenten von und für Deutſchland", der in den achtziger Jahren unter dem Titel „Reichsanzeiger" von Herrn von Schaden gegründet worden war. Der Verſtorbene hat bis an ſein Ende mit großer Umſicht und lobenswerthem Eifer für den Flor ſeines Blattes geſorgt.

∴ Auch der Buchhändler Dr. F. Campe, iſt, 70 Jahre alt, einem Schlagfluß erlegen.

Oldenburg. Der Großherzog hat befohlen, daß die Cenſoren ſeines Landes nur in Bezug auf die Bundesſtaaten den geſetzlichen Anforderungen genügen, in Bezug auf die Angelegenheiten Oldenburgs und ſeiner Perſon aber Alles durchlaſſen ſollen. (Alles???)

Palermo. Die Ausgrabungen in der alten ſicilianiſchen Solanto, welche der Geheime Rath Neigebaur beabſichtigt hatte, haben ſo lange eingeſtellt werden müſſen, bis der Herzog Serra di Falco, welcher über derlei Ausgrabungen die Aufſicht führt, aus St. Petersburg, wohin er zur Vermählung der Großfürſtin Olga geladen war, zurückgekehrt ſein wird.

∴ Die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften hat den Geheimen Rath Neigebaur zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Paris. Die Herausgeber des „Siecle", des „National" und der „Gazette de France" ſind wegen Verbreitung des falſchen Gerüchts von dem Tode Louis Philipps von der Zuchtpolizei vorgeladen worden.

∴ Der allgemeine Haß gegen Herrn von Rothſchild offenbart ſich in einer Maſſe heftiger Pamphlete und Libelle, die gegen dieſen modernen Cröſus gerichtet ſind. Die Brochüren gegen ihn werden reißend verkauft (von der erſten, „Histoire de Rothschild I., roi des Juifs", iſt ſchon die fünfzehnte Auflage, jede zu 3000 Exemplaren, vergriffen). Die Brochüre für Rothſchild will Niemand kaufen. Der Haß gegen ſeine Arroganz ſteigert ſich von Tag zu Tag.

∴ Von einem gewiſſen Herrn Bernard iſt hier, im Verlage von Pagnerre, eine „Geſchichte Preußens von ſeinem Urſprunge bis zum Jahre 1846, mit biographiſchen

Notizen über ſeine großen Männer", erſchienen. (Ob unter Letztern auch wohl Herr Ludwig Rellſtab figurirt?)

∴ Roſſini's neueſte Oper iſt nun wirklich hier angekommen. Es iſt keine Fabel, ſondern die „Donna del lago" mit einer neuen Ouvertüre und vier neuen Nummern. Mit dieſer Compoſition iſt ein Schreiben Roſſini's eingegangen, worin er nicht allein die ganze Verantwortlichkeit für das Werk auf ſich nimmt, ſondern auch ausdrücklich verbittet, irgend eine Note an ſeiner Compoſition zu ändern. Gardoni, Bettini, Anconi, Baroilhet, Mad. Stolz und Mad. Roſſi-Caccia werden darin ſingen.

∴ Die Errichtung eines dritten Opern-Theaters ſcheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen. Das Theater erhält den Namen „Opéra national" und als Directoren nennt man den bekannten Componiſten Adolphe Adam und den Redakteur des „Moniteur dramatique", einen Herrn Milon-Thibaudeau.

∴ Vater Alexandre Dumas hat ſeinem Sohne Adolphe Dumas für deſſen Stück, das unlängſt vom Théâtre français zurückgewieſen worden war, ſein Theater in Saint-Germain angeboten. (Der gute zärtliche Papa! Ach, wenn doch jeder Adolph, dem ein Stück zurückgewieſen wird, einen ſolchen Vater beſäße!)

∴ Am 11. Auguſt iſt der berühmte Aſtronom und Akademiker Baron Damoiſeau geſtorben.

Peſth. Herr Neſtroy, der Liebling der Wiener, hat hier einen harten Kampf mit Herrn Rott, dem Liebling der Peſther, zu beſtehen, weil der Letztere unſerm Publikum beſſer als der Gaſt gefällt.

∴ Im deutſchen Theater werden Halévy's „Musketiere der Königin" einſtudirt. Das Nationaltheater beabſichtigt, die neueſte Oper von Verdi, „Attila", prachtvoll in Scene zu ſetzen.

Petersburg. Durch einen kaiſerlichen Befehl hat der Reichscodex in ſeinem 14ten Bande folgende Ergänzungen erhalten: »Perſonen, welche die Herausgabe von Werken, die Regierungsgeſchichte Sr. Majeſtät des Kaiſers betreffend, beabſichtigen, haben dazu die kaiſerliche Erlaubniß durch den Miniſter des kaiſerlichen Hauſes einzuholen.« In der bezeichneten Stelle des Codex heißt es in dieſer Beziehung: »Bei Durchſicht hiſtoriſcher und politiſcher Aufſätze hat die Cenſur ſtreng darüber zu wachen, daß ſolche nichts Beleidigendes gegen die ruſſiſche, wie gegen andere, mit ihr in Freundſchafts-Verhältniſſen ſtehende Regierungen enthalten, ſowie darüber, daß die Tageblätter nur ſolche Artikel über die Glieder des Kaiſerhauſes und über die Hofſtelle ꝛc. mittheilen, zu denen der Miniſter des kaiſerlichen Hauſes bereits ſeine Einwilligung gegeben hat.«

∴ Die Zahl der im Jahre 1845 im Kaiſerſtaate erſchienenen Original-Werke belief ſich auf 798, die der Ueberſetzungen auf 66 und die der Zeitſchriften auf 60. Die Geſammtzahl der im Jahre 1845 vom Auslande in Rußland eingeführten Bücher belief ſich auf 713,389 Bände. — Im Königreich Polen waren im Jahre 1845 471 Schriften erſchienen und 69,016 Bände eingeführt worden.

∴ Der reichſte Bücherſchatz in hieſiger Reſidenz iſt die kaiſerliche öffentliche Bibliothek. Für jeden Zweig der Wiſſenſchaft gewährt ſie den Gelehrten genügende Befriedigung. Sie beſteht aus 444,355 Bänden, 18,221 Manuſcripten und 355 Autographen-Sammlungen (?). Die Bibliothek wurde im vergangenen Jahre, des Leſens wegen, nur von 828 Perſonen beſucht — gewiß eine auffallend kleine Zahl bei einer Bevölkerung von einer halben Million Menſchen, die Petersburg gegenwärtig zählt. Erſt jetzt, nach 34jährigem Beſtehen, erhält die Bibliothek, auf den eifrigen Betrieb ihres gegenwärtigen Directors, Herrn von Buturlin, einen Bücher-Katalog; der Katalog über die Manuſcripte wurde im vergangenen Jahre mit 28 Bänden beendet.

Prag. Nummer 93 von „Oſt und Weſt" bringt einen ziemlich ausführlichen Nekrolog des unglücklichen Dichters W. A. Gerle. Wir erfahren daraus, daß er, geboren am 9. Juli 1781 zu Prag, Sohn eines Buchhändlers und ſeit 1814 Profeſſor der italieniſchen Sprache am Prager Conſervatorium für Muſik geweſen iſt. In den Jahren 1810 und 1811, 1815 bis 1820, 1833 bis 1836 redigirte er die Prager Zeitung, 1822 eine belletriſtiſche Zeitſchrift, den „Kranz", und 1833 bis 1836 das „Panorama des Univerſums". — Gerle war niemals verheirathet.

∴ Die Nachricht, daß Ignaz Kuranda zu den Deutſchkatholiken übergegangen iſt, macht hier einiges Aufſehen.

∴ Von Alfred Meißner, deſſen Gedichte vom Publikum weit beſſer aufgenommen wurden, als von der Kritik, die bei deren Erſcheinen ungewöhnlich ſchweigſam war, ſoll in Kurzem ein größeres Gedicht, „Ziska", erſcheinen.

Rio de Janeiro. Seit einiger Zeit beſteht hier ein „Germania-Klubb“, eine ausſchließlich deutſche Geſellſchaft, welche die beſten Zeitungen und Journale Deutſchlands, wie auch die vorzüglichſten belletriſtiſchen Werke hält. (Ob der Germania-Klubb wohl auch Herrn Robert Hellers „Wenden“ kennt ???)

Rom. Der Advokat Galetti, welcher als Revolutionär zu ewigem Gefängniß verurtheilt geweſen war, iſt jetzt nach Bologna zurückgekehrt, um von Neuem dort als Advokat aufzutreten. Bei ſeiner Danksagungs-Audienz hat er dem Papſte eine im Kerker ausgearbeitete Schrift über das römiſche Hypothekenweſen übergeben, für das ihm Papſt Pius IX. die große goldene Medaille verliehen hat.

∴ Der Ex-König von Portugal, das „zweibeinige Ungeheuer“, Dom Miguel, der bisher von einer aus der päpſtlichen Kammer erhaltenen Unterſtützung in Albano gelebt, hegt ſeit Kurzem wieder Prätendenten-Gedanken auf die Krone Portugals. (Michel ſoll ſich nicht blamiren!)

Stuttgart. Der ci-devant Redakteur der „Karlsruher Zeitung“ und der jetzige Herausgeber eines hier erſcheinenden Journales ultramontaner Richtung, Dr. Heinrich Eisler, früher Demagog, hat jetzt wegen Ehrenkränkungen auf vierzehn Tage eine freie Wohnung auf dem Asperg bezogen.

Turin. Im Theater Angennes hat eine neue Oper, „L'amante di richiamo“, (Text von dem bekannten Dichter Francesco dell' Ongaro, Muſik von den Brüdern Luigi und Federico Ricci) einſtimmig gefallen. Der Aeltere dieſes Brüderpaares iſt ſchon früher durch ſeinen „Scaramuccia“, der Jüngere durch ſein „Prigoni di Edimburgo“ in der muſikaliſchen Welt vortheilhaft bekannt geworden.

Venedig. Im Apollo-Theater wird eine neue Oper, „Giovanna dei Certuso“, vom Maeſtro Galli, mit ungewöhnlich großem Beifall gegeben, ſo daß, trotz der faſt unerträglichen Hitze, das Publikum allabendlich in großen Schaaren dieſem ſonſt nicht ſehr beſuchten Theater zuſtrömt.

Weimar. Nächſtens ſoll Göthe's Briefwechſel mit dem Herzoge von Weimar erſcheinen.

Wien. Beim Buchhändler Wilhelm Jurany in Leipzig erſchien vor Kurzem eine Ueberſetzung des chineſiſchen Originalromans „die blutige Rache einer jungen Frau“. Dieſe merkwürdige Erzählung erlebte binnen drei Monaten eine zweite Auflage, was ſie zum Theil der trefflichen Ueberſetzung des genialen Adolf Böttger, zum Theil aber auch der eigenthümlichen und wirklich brillanten Ausſtattung zu danken haben mag. Der Verleger ſandte einer Wiener Buchhandlung ein Inſerat über das Buch für die „Wiener Zeitung“. Dieſe Buchhandlung antwortet wörtlich: »Zu unſerm größten Bedauern darf das Buch hier nicht angekündigt werden. Warum? Dies eine Frage, die unſere weiſe Cenſur nie beantwortet.« Hiermit iſt alſo der faktiſche Beweis geliefert, daß die Cenſur des himmliſchen Reiches ſogar milder iſt, als die eines deutſchen Staates — wenn man ſo ſagen kann!

∴ In der „Wiener Zeitſchrift“ lieſt man folgende boshafte Bemerkung: »Nikolaus Beckers „Rheinlied“ iſt ins Chineſiſche überſetzt [illegible]den und die ſatyriſchen Noten, welche der Ueberſetzer dem Gedichte beigefügt hat, ſollen den Chineſen viel zu lachen geben.«

∴ Der ſiebenzigjährige Graf Dietrichſtein hat das Regiment des Burgtheaters, das unter ſeiner Obhut den letzten Reſt ſeines alten Glanzes eingebüßt hat, endlich aufgegeben. Ob Herr von Holbein, den der Graf gänzlich bei Seite geſchoben hatte, nun die undankbare Arbeit übernehmen wird, den alten Nimbus wieder herzuſtellen? — Als eigentliche Gewalthaberin mit dictatoriſcher Gewalt wird von vielen Seiten eine ältliche, aus Karlsruhe hergekommene Schauſpielerin (Madame Haizinger-Neumann) genannt, die ſelbſt der Madame Birch-Pfeiffer „Hofburgfähigkeit“ verſchafft haben ſoll.

∴ Bei Mörſchner und Jasper iſt ein neues Werk der klaſſiſchen Literatur Oeſterreichs, „die Küche des wohlhabenden Wieners“, erſchienen. Die Theaterzeitung weiſſagt dieſem Werke fünfzig Auflagen!

∴ Meiſter Johann Strauß hat aus Balfe'ſchen Motiven eine reizendſchöne „Zigeuner-Quadrille“ zuſammengeſtraußt.

∴ Auch der im vorigen Jahre geſtorbene Maler Dannhauſer ſoll auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe ein Denkmal erhalten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ludwig XI. wollte ſeinen Hof-Aſtrologen Marzio Galeotti wegen ſeiner Prophezeihungsgabe auf die Probe ſtellen und ihn dann zum Fenſter hinauswerfen laſſen. Auf die Frage des Königs, wann er (Galeotti) ſterben werde, antwortete der Aſtrolog, der von der Abſicht des Tyrannen unterrichtet war: »drei Tage nach dem Tode Ew. Majeſtät,« eine Antwort, die den todesſcheuen Monarchen bewog, ſein Vorhaben alſogleich aufzugeben.

— Grabbe erzählt in einem Briefe, den er an den damaligen Kronprinzen und jetzigen König von Preußen gerichtet, aber nicht abgeſandt hatte, er habe ſein ſatyriſches Luſtſpiel „Scherz, Satyre und Ironie" in Ermangelung einer Feder mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen geſchrieben.

— Boileau ſagt in ſeiner hochtrabenden Weiſe:

»Travaillez pour la gloire et qu'un sordide gain
Ne soit jamais l'objet d'un illustre écrivain.«

Deſſen ungeachtet verkaufte er das Manuſcript ſeines Gedichtes „le lutrin" für 600 Frs. an den Buchhändler Thierry. — Racine erhielt für ſein Trauerſpiel „Andromaque" nicht mehr als 200 Livres. Beide Werke werden leben, ſo lange die franzöſiſche Sprache lebt. (Mancher Roman, der heutzuge mit 100,000 Francs bezahlt wird, iſt in 10 Jahren vergeſſen.)

— Demoiſelle Dervieux, eine der letzten berühmten Aſpaſien des vorigen Jahrhunderts, beſaß die ſonderbare Eitelkeit, ſich nur von Magiſtrats-Perſonen lieben zu laſſen und erhielt dafür den Spottnamen „la reine de la magistrature".

Treffer und Nieten.

• Die Alten haben das Salz „den Balſam der Erde" genannt und Plinius iſt noch weiter gegangen und hat die Köſtlichkeit deſſelben ſogar der Sonne gleichgeſtellt. Ein Gaſtronom ſagt: »das Salz ſei Dasjenige für die Kochkunſt, was der Firniß für die Malerei iſt.« Auch Oken läßt dem Salze große Gerechtigkeit widerfahren und nennt es „den Repräſentanten der menſchlichen Verdauung".

• Suchan, von den Engländern das chineſiſche London genannt, iſt das Eldorado der Chineſen. Sie ſagen: »Suchan iſt der Himmel auf Erden und um hier unten glücklich zu ſein, muß man in Suchan geboren werden, in Canton leben und in Kianghi ſterben.« In Suchan giebt's nämlich die ſchönſten Frauen, in Canton führt man ein üppiges Leben und in Kianghi giebt's das beſte Holz zu ... Särgen.

• Chirac, ein in großem Rufe ſtehender Arzt, fühlte ſich im Verlaufe einer ſchweren Krankheit nach dem Puls und ſagte: »Man hat mich zu ſpät gerufen, dieſer Mann wird nicht mehr geneſen.«

• Göthe ſagt von den tauſend Leiden und Schmerzen der Frauen, welche beſtändig klagen:

»Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren.«

Beweis, daß er das Herz der Weiber ſehr genau gekannt hat.

Aufforderung.

Buchhändlern und Antiquaren, welche im Beſitze älterer und ſeltener Ausgaben von und über Schiller, desgleichen von Ueberſetzungen und Nachdrucken, Zeitungen oder irgend welchen Druckſchriften ſind, die ſich auf Schiller beziehen, werden gebeten, das Verzeichniß derſelben, nebſt Preisangabe — durch die Buchhandlung von Robert Frieſe — hierher einzuſenden, da wir von Allem, was von und über Schiller geſchrieben iſt, ein Exemplar für die hieſige Schiller-Bibliothek zu erwerben wünſchen.

Befreundete Zeitſchriften bitten wir höflichſt um weitere Verbreitung dieſer Aufforderung. Leipzig, im Auguſt 1846.

Der Vorſtand des Schiller-Vereins.

Soeben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der
ſittliche Zuſtand von Berlin
nach Aufhebung der
geduldeten Proſtitution
des
weiblichen Geſchlechts.

Ein
Beitrag zur Geſchichte der Gegenwart
unterſtützt
durch die vollſtändigen und freimüthigen Biographieen der bekannteſten proſtituirten Frauenzimmer in Berlin
von
Carl Röhrmann,
Doctor der Rechte, ehemaligem Königl. Criminal-Commiſſarius und Kammergerichts-Referendar.
Preis: 1 Thaler.

Bei **Friedr. Schultheß** in Zürich iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grillenfang
auf 1840.
Von
Graf Chr. Ernſt von Bentzel-Sternau.
8. br. Fl. 1. 48. oder Thlr. 1.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Jean Paul.
Novelliſtiſche Schilderungen aus der Jugend des Dichters.
Von **Theodor Oelckers.**
1r Bd. Preis 1½ Thaler.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun in Leipzig.

No. 206. Leipzig, 10. September 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der Teufel und der Recenſent.

Schwank von A. E. Wießner.

Ich ſaß an meinem Pulte und ſchrieb. Am gegenüberſtehenden Thurme ſchlug es Mitternacht; da klopfte es drei Mal an meine Thür.

— Herein!

Die Thür öffnet ſich und ein langer Mann im ſchwarzen Fracke, hochrothen Sammetgilet, ſchwarzen Beinkleidern und rothen Handſchuhen tritt herein.

— Mit wem habe ich die Ehre? frage ich, dem Fremden meinen Stuhl anbietend.

Keine Antwort.

Er ſetzt ſich ſchweigend und überreicht mir ſeine Karte.

„Le diable en congé.“

Mir lief es eiskalt über den Rücken.

Alle Geiſter wollen zuerſt angeredet ſein, und ſo frage ich ſtotternd, was das Begehren Seiner Herrlichkeit ſei.

— Sie ſind Recenſent und ſchreiben über's Theater?

— Ich erkühne mich, Eure Herrlichkeit.

— Sie gefallen mir, verſetzt der Unheimliche.

— Zu viel Güte, erwidere ich, an allen Gliedern bebend, aber ich glaube noch zu wenig Todſünden zu haben, um für Eure Herrlichkeit einen würdigen Biſſen abzugeben.

— Ach, davon iſt nicht die Rede, ſagt der Teufel mit wieherndem Gelächter; ich habe ein Anliegen, eine Bitte an Sie: der erſte Intriguant iſt ein Pfuſcher, wie ich in Ihrem letzten Referate las, und da will ich Sie erſuchen, mir zu einem Gaſtſpiele auf der hieſigen Bühne behilflich zu ſein, das verſchafft mir Spaß und Ihnen Honorar.

Das Wort „Honorar“ fuhr mir wieder durch alle Glieder und ich verſicherte, daß ich den Direktor ohne Zweifel zur Annahme des Gaſtſpiels bewegen werde.

— Wann wünſchen Sie Ihr erſtes Debut?

— Wenn möglich ſchon morgen.

— Und welche Rolle?

— Den Mephiſtopheles in Göthe's „Fauſt“.

— Vortrefflich, da werden Eure Herrlichkeit ganz an Ihrem Platze ſein, erlaubte ich mir zu bemerken; doch unter welchem Namen wünſchen Sie auf dem Zettel annoncirt zu ſein?

— Unter dem Namen Satansky vom Hoftheater zu X.

— Sind Sie dort engagirt geweſen? fragte ich verwundert.

— Warum nicht gar, näſelte der Teufel, aber was ſchadet das? Die menſchlichen Histrionen machen es ja eben ſo, wie Viele ſagen, ſie kämen von Hoftheatern und haben auf keinem einzigen eine Lampe angezündet. Alſo morgen 11 Uhr im Kaffeehauſe. Adieu!

Der Teufel verſchwand.

Am andern Tage flog ich zum Direktor; in einer Viertelſtunde war Alles in Ordnung — Herr Satansky den Mephiſtopheles — die ganze Stadt voll: Herr Satansky den Mephiſtopheles. Ich ſuche Herrn Satansky im Kaffeehauſe, er ladet den Direktor und mich zu Mittag ein — wir ſpeiſen köſtlich und trinken Champagner — Herr Satansky iſt ſehr unterhaltend, ſehr witzig, ungeheuer witzig. Schade nur, daß er ein Teufel iſt!

Endlich wird es Abend — wir gehen ins Theater — das Haus iſt zum Erſticken voll — der Direktor lacht, der Teufel lacht, ich lache auch — Alles in dulci jubilo! Der Vorhang rollt auf — Mäuschenſtille — jetzt tritt Mephiſto heraus — wüthender Beifallslärm — Herr Satansky ſpielt ſeine Rolle herrlich, unbeſchreiblich, von unzähligem Beifallsjauchzen unterbrochen. Das Stück iſt aus — der Vorhang fällt — das Haus tobt, lärmt, ſchreit.

— Bravo! Bravo! Satansky heraus! Fora Satansky!

Endlich erſcheint er — ein Hagel von Sonetten und Kränzen fliegen ihm entgegen — neues Beifallsgebrüll — das Publikum iſt ganz des Teufels!

Ich eile, in Schweiß gebadet, aus dem Tollhauſe in die Garderobe.

— Wo iſt Herr Satansky? ächze ich athemlos.

— Nicht da!

Ich fliege ins Kaffeehaus — nicht da — ins Hôtel, wo er einlogirt war — nicht da — ich bin der Verzweiflung nahe, durchrenne die ganze Stadt — nirgends zu finden — der Teufel iſt verſchwunden.

Der Direktor ſchickt mir den Halb-Ertrag der Vorſtellung, 1000 Gulden für Herrn Satansky. Was anfangen mit dem Gelde? Ich ſchließe die 1000 Gulden in mein Pult und — ärgere mich.

Zwei Tage nach der teufliſchen Geſchichte ſitze ich an meinem Pulte und ſchreibe eine Recenſion über den Teufel; er iſt gelobt — fürchterlich, enorm gelobt — am gegenüberſtehenden Thurme ſchlägt es Mitternacht. Da klopft es wiederum drei Mal an meiner Thür und wiederum rufe ich: „Herein!“

Der Teufel iſt da.

— Guten Abend, Wertheſter, grinzt Herr Satansky; ich ließ Sie lange warten; Sie waren in Verlegenheit mit den 1000 Gulden; ich kann ſolche Kleinigkeit nicht brauchen; ich ſchenke ſie Ihnen, und hier das Honorar für Ihre Mühe und die Recenſion.

Bei dieſen Worten legt er eine rothe Feder nebſt einem Fläſchchen glühender Tinte auf mein Pult.

— Sie kennen den Gebrauch dieſes Talismans nicht, wie ich aus Ihrem Erſtaunen entnehme; thut nichts, ſollen gleich ſehen!

Der Satan tauchte die Feder in die glühende Flüſſigkeit und ſchrieb auf einen leeren Pränumerationsſchein ſeinen Namen, und alsbald verwandelte ſich das Papier in eine gute, echte 100-Gulden-Banknote; ich ſtieß einen Schrei aus und haſchte nach Feder, Tinte und — Papier; — der Teufel lachte.

— Wiſſen Sie nun?

— O! das iſt herrlich, vortrefflich! meinen ewigen Dank, Eure Herrlichkeit, und ſollten Sie einmal wieder Luſt verſpüren, ein Debut zu verſuchen, ſo bitte ich nur zu befehlen.

— Ich glaub's, erwiderte lächelnd der Satan, doch ſei Ihnen noch geſagt, daß mein Taliſman nur ſo lange ſeine Kraft behält, ſo lange Sie in Ihren Recenſionen die ſtrengſte Wahrheit beobachten; unterlaſſen Sie dieſes auch nur ein einzig Mal, dann iſt deſſen Macht gebrochen, und Sie ſind arm wie zuvor. Darum hübſch die Wahrheit geſchrieben, mein Wertheſter, keinen Lobhudel, keine Parteilichkeit. Der dämoniſche Schauſpieler drückte herzlich und glühend heiß meine Rechte und verſchwand.

Ehe noch ein Monat verging, war ich der reichſte Mann der Stadt — das war Allen unbegreiflich, mir nicht. Ich hatte ausgeſprengt, daß mich ein reicher Onkel als Univerſalerben ſeines koloſſalen Vermögens eingeſetzt und dabei blieb es. Ich verwandelte Kritiken, unbezahlte Rechnungen, Tageblätter, Löſchpapiere in ſchöne echte Banknoten, beſchenkte Schauſpieler und arme Schriftſteller, die im Untergange begriffen waren; eine Million für die Journaliſtik und neue Millionen durch die Satans-Tinte! — So trieb ich es einen Monat lang; da ſchlug mein Stündlein; ein Weib läutete die Todtenglocke meines Glücks, meines Reichthums.

Die Sängerin Amalia. Ah, ſie war ſchön, ſehr ſchön, aber keine Sängerin, nur ein verführeriſches Weib! In einer ſchwachen Stunde bat ſie mich, ſie zu loben; ſie küßte mich wohl tauſend Mal, und da vermag die ſtärkſte Unparteilichkeit nicht zu widerſtehen; ich vergaß Tinte, Satan, Banknoten, Verſprechen und — war verliebt! Darauf ſchrieb ich meine Recenſion und lobte ſie mit allen Lobphraſen, die nur jemals aus der Feder eines verliebten Kritikers gefloſſen ſind. Das war Partheilichkeit, das war Lüge!

Kaum erhielt ich das Journal mit meiner Recenſion, als mir plötzlich ein Licht, ein großes Licht, eine Höllenfackel aufging.

Tinte, Satan, Weib, Reichthum! wirbelt es in meinem Gehirne; ich ſtürze nach Hauſe, greife nach meinem Taliſman, ſchreibe auf die Viſitenkarte eines Literaten den goldzeugenden Namen — aus iſt's, die Viſitenkarte bleibt Viſitenkarte; ich taumele zu meinem Sekretär, wo ich noch ungefähr drei Millionen aufbewahrt hatte — gräßliche Täuſchung! — alte Manuſcripte, ungewaſchene Recenſionen, fade Journale grinſen mir ſtatt der Banknoten entgegen — entſetzliches Erwachen aus dem Taumel der Liebe!

Wuthentbrannt ſchleudere ich die vermaledeite Phiole an die Wand; ſie zerſpringt mit einem fürchterlichen Knalle, Schwefelgeſtank erfüllt das Zimmer, aus den Scherben brüllt mir eine dumpfe Stimme zu:

— Thor! Amalia! Recenſent! Reichthum! Geld! Ha! Ha! Ha!

Ich war vernichtet. Der Teufel hatte fürchterlich Wort gehalten.

Mademoiſelle Lenormand.

Schon vor länger als drei Jahren brachten wir in Nummer 44 des „Charivari“ eine Lebensſkizze jener berühmten Karten-Prophetin, die zur Zeit Napoleons das Orakel der franzöſiſchen Nation geweſen iſt. Die Hamburger „Originalien“ bringen jetzt mehrere Artikel über ſie. Zur Vervollſtändigung der Biographie dieſer intereſſanten Perſönlichkeit theilen wir unſern Leſern folgendes Bruchſtück mit.

Vierzig Jahre hindurch wohnte Mademoiſelle Lenormand am äußerſten Ende eines Hofes in der Rue Tournon Nummer 5. Ueber ihrer Thür las man die Worte: „**Mademoiselle Lenormand, libraire**“. Ihr Beruf als Wahrſagerin durfte nicht öffentlich zur Schau geſtellt werden; darum wählte ſie den unverfänglichen Titel „Buchhändlerin“ und löſte darauf ein Patent; ſo konnte ſie Leute bei ſich ſehen, ohne Fouché und ſeinen Agenten einen Anſtoß zu geben. Auch im königlichen „National-Kalender“ ſteht ſie unter den Buchhändlern aufgeführt. Wenn man die Glocke an der Behauſung der Prophetin zog, erſchien ein Diener, der die Beſucher in ein Zimmer führte, das ſich durch nichts Bemerkenswerthes auszeichnete — ihr Credit war zu feſt, als daß es irgend einer phantaſtiſchen Ausſchmückung bedurft hätte. Auf Borten an der Wand ſah man ungefähr dreißig bis vierzig Bücher kabbaliſtiſchen Inhalts. Die Wahrſagerin ließ nicht lange auf ſich warten; ſie trat bald herein; ſie war eine kleine dicke Frau mit braunrothem Geſichte, welches durch die Locken einer gelbblonden Perücke überſchattet wurde. Auf dem Kopfe trug ſie eine Art Turban; ſonſt war ihr Anzug ſehr gewöhnlich.

— Was wollen Sie? fragte ſie den Beſucher.

— Ich wünſche von Ihnen Antwort auf verſchiedene Fragen.

— Dann ſetzen Sie ſich.

— Worüber wünſchen Sie ſich zu unterrichten? Ich habe feſte Preiſe, ich gebe Ihnen Auskunft für ſechs Francs bis hinauf zu zweihundert.

— Bis zum Belang von einem Louisd'or, lautete die Antwort.

— Gut, ſetzen Sie ſich an dieſen Tiſch und reichen Sie mir Ihre linke Hand.

Nun ſtellte ſie die üblichen Fragen: wie alt ihr Gaſt ſei, welcher Blume er den Vorzug gebe, vor welchem Thiere er den größten Abſcheu habe? — Während dieſes Geſprächs miſchte ſie die Karten, legte ſie dem Beſucher vor und bat, mit der linken Hand abzuheben. Als das geſchehen war, breitete ſie die Karten auf dem Tiſche aus und ſagte dem Frager ſeine Zukunft mit einer ſo übergroßen Schnelligkeit vorher, daß derſelbe manches Wort nicht einmal verſtehen konnte. Sie deutete mit großer Beſtimmtheit Dinge aus ſeinem frühern Leben an und ſchilderte Begebenheiten, welche kommen mußten. Manches traf ein und wurde höchlich bewundert; von Dem, was nicht eintraf, ſchwieg man. Um der Dame Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man indeß eingeſtehen, daß ihr kluger Rath, ihr überaus ſcharfer Blick, Vielen zum Nutzen gereichte.

Obgleich Mademoiſelle Lenormand die größten Gnadenbeweiſe vom Kaiſer Napoleon und von ſeiner erſten Gemahlin Joſephine empfing, blieb ſie doch eine treue Anhängerin der Familie Bourbon. Nach der Juli-Revolution zog ſie ſich von ihrem Geſchäfte zurück, theils ihres Alters wegen, theils weil der Beſuch bei ihr immer ſpärlicher wurde. Sie hielt ſich gewöhnlich in Alençon auf, wo ſie ſich Ländereien und ein ſchönes Beſitzthum erkauft hatte. Dort ließ ſie ſich ein ſehr ſchönes Wohnhaus nach ihrem Geſchmack erbauen, welches ſie „das kleine Haus des Sokrates“ nannte. Wohl erwägend, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gelte, ſchlug ſie es beſtimmt ab, zu Alençon ihre Wiſſenſchaft zu üben, und erklärte, daß ſie eine Zuflucht in ihrer Vaterſtadt nur darum geſucht habe, um dort zu vergeſſen, daß ſie dereinſt Wahrſagerin geweſen ſei.

Das Aeußere der Lenormand war ausnehmend häßlich, ganz beſonders ihr Geſicht. Aus ihren Augen glänzte ein ungewöhnliches Feuer, und ihre Nachbarn zu Alençon verſicherten, daß ihre Blicke ihnen Furcht einjagten. Nie hat ſie das Verlangen geäußert, ſich zu verheirathen, aber es hat ſich ihr gewiß auch keine Gelegenheit dazu geboten. Einen auffallenden Widerwillen zeigte ſie gegen kleine Kinder. Außer ihrem Eigenthume zu Alençon beſaß ſie noch ein ſchönes Haus in der Rue de la Santé zu Paris und ein Schloß zu Poiſſy, acht Stunden von der Hauptſtadt entfernt. Eine ſchöne Gemäldeſammlung ſchmückte ihre Säle, auch hatte ſie eine treffliche Sammlung von Handſchriften faſt aller Monarchen Europas. Dieſe Sammlung liefert einen Beweis von der Leichtgläubigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, ſowie von einer fortgeſetzten Täuſchung auch der klügern Leute, wie ſie kein Jahrhundert in ſo ununterbrochener Reihenfolge aufzuweiſen hat.

Von ihren zwei Schweſterkindern, welche ſie nach dem Tode derſelben zu ſich genommen hatte, ſtarb das Mädchen jung an der Auszehrung. Der Sohn, ein Offizier von Rang, erbte Alles, was die Lenormand nachließ.

Der Lotus.

Alle Welt kennt die Lotusblume; aber nur Wenigen dürfte die Geſchichte derſelben bekannt ſein. Der Lotus, eines der berühmteſten Symbole der erzeugenden und gebärenden Kraft des alten Indiens und Aegyptens, iſt eine Waſſerpflanze, in der Botanik **Nelumbium speciosum**, früher **Nymphaea nelumbo** genannt. Sie gehört zur natürlichen Familie der Hydrocharideen, zur Gruppe der Nymphäen, zur Polyandria, Polygynia des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems. In Indien wird ſie Padma oder Tamara genannt. Als Wiſchnu die Welt ſchuf, erzeugte er, auf dem Milchmeere ſchwimmend, die Lotusblume, die aus ſeinem Nabel emporwuchs und ihre Blüthenknoſpe an den Strahlen ſeiner welterleuchtenden Augen ſonnte. In dieſer Blume erſchien Brama als die zuerſt beginnende Wirkung der ſchaffenden Urkraft. In Aegypten iſt ſie dem Oſiris und der Iſis geweiht. In den Staubfäden und im Piſtill fand der Aegypter, wie der Indier, ein Bild der vereinigten männlichen und weiblichen Zeugungskraft. Indien und Aegypten verehrten in dieſer Blume ein Symbol der Weltſchöpfung aus dem Waſſer. Der Lotus hat runde, ſchildförmige, auf dem Waſſer ſchwimmende Blätter und ſechs bis acht Zoll große, rothe, wohlriechende Blüthen, die in Indien heilig gehalten und zum Schmuck der Altäre verwendet werden.

Ein algieriſches Amulet.

Die Bewohner Algiers legen den Amuleten ſo große Wichtigkeit bei, daß ſie einige ſogar von ihren Kameelen tragen laſſen. Unter andern tragen ſie ſelbſt ein ſogenanntes magiſches Viereck, in dem die Addition der Zahlen, aus welchen daſſelbe beſteht, ſtets daſſelbe Facit giebt, mag man perpendikulär, horizontal oder in diagonaler Linie addiren. Dieſe Tafel beſteht aus der Summe der vier Buchſtaben des Wortes hkim (weiſe). Den einzelnen Buchſtaben legt man folgende Werthe bei, h 8, k 20, i 10, m 40. Die Geſammtzahl, 78, ſoll bei den Mahomedanern dieſelbe myſtiſche Kraft beſitzen, welche einige Chriſten der Zahl 13 zuſchreiben. Die Zahlen ſind demnach ſo geordnet:

40	10	20	8
8	20	10	40
10	40	8	20
20	8	40	10

Jeſuitica.

Als Papſt Clemens XIV. (Ganganelli) durch die Bulle „**Dominus ac redemtor noster**“ den Jeſuiten Orden aufgelöſt hatte, ſchrieb Kaiſer Joſeph II.: »Clemens XIV. hat ſich durch die Aufhebung der Jeſuiten einen dauernden Ruhm erworben. Das Synedrium dieſer Loyoliten hatte blos den Ruhm des Ordens, die Ausbreitung ſeiner Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ſeiner Pläne gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend des dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Principien haben die beiden Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und ſind Urſache der ſchändlichen Auflöſung des Edikts von Nantes geweſen.«

Als Seitenſtück verdient erwähnt zu werden, was der öſterreichiſche Geheime Rath von Gentz, der bekannte Rockumwender, bei Gelegenheit der Wiederherſtellung des Jeſuiten-Ordens ausgeſprochen hat. Der gute Mann war der Meinung, daß die Vertreibung des Ordens der Jeſuiten ein unſeliger Mißgriff geweſen ſei, von treuloſen Rathgebern erſonnen, von ſchwachen Köpfen aufgefaßt (Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph ſchwache Köpfe!), zum Theil aus unwürdigen Motiven, zum Theil aus falſcher Politik oder unedler Menſchenfurcht beſchloſſen werden war. (Ein Denkmal dieſem Biedermann!)

Länderkreis.

Von Theodor Bakody.

III. Bohemia.

Wo Wallenſtein ſein Blut einſt hat vergoſſen,
Sah' wandeln ich das Volk ſo bleich und matt,
Ich glaube, wo ein ſolches Blut gefloſſen,
Daß dort nur ſegensreich kann ſein die Saat.

Doch gleichſt du Land dem Friedhof abgeſtorben,
In dem die Todten niemals auferſteh'n.
Du armes Volk, Dein Muth iſt Dir verdorben,
Sonſt könnteſt Du Dein Land nicht welken ſeh'n.

Ich wandle nun in Deinen grünen Hainen,
Da klingt manch düſter-traurig Böhmenlied,
Es tönet wie ein geiſterhaftes Weinen
Und ſchwebt wie eine Lerche übers Ried.

Die Bauern in den grauen alten Schenken,
Sie ſitzen ſtill beiſammen in der Rund',
Die Gläſer vollgefüllet mit Getränken,
Und geben hier manch altes Märchen kund:

Vom Ottokar, der noch auf Erden weilet,
Dem frommen Fürſten, der nicht ſterben kann,
Der jetzt noch Wohl und Glück dem Land ertheilet
Und oft dem Volk erſcheint: ein bleicher Mann.

Und wieder träumen ſie im leiſen Schlummer,
Der Kopf iſt wüſt', ihr Sinn iſt müd' und ſchwer,
Denn es erwacht ihr tiefer bitt'rer Kummer,
Drum füllt das Glas: es iſt ſchon wieder leer.

Doch glüht kein Aug', wie Ziska's Augen glühten,
Es ſchlägt kein Herz, wie Ziska's Herz einſt ſchlug,
Als er mit ſeinen kühnen Taboriten
Ob Siegmunds Heer den Sieg von dannen trug.

Ihr ſchwingt kein Schwert, ihr ſtreichet Eure Geige
Und ſingt dazu ein melancholiſch Lied;
Ein ſtarkes Volk ſei niemals träg' und feige,
Den Freiheitskampf zu kämpfen nimmer müd'.

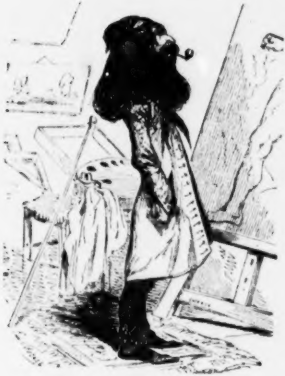
Mit Ziska haſt Du, Volk, Dein Aug' verloren,
Da Du nicht ſehen kannſt Dein eigen Weh',
Du biſt zum ew'gen Irren auserkoren,
Ein leckes Schiff auf weiter hoher See.

Nur die Muſik iſt Dir allein geblieben,
Der Gottheit ſüßer, ewig ſüßer Kuß,
Du lernteſt ſie in Deinem Jammer lieben,
So wie ein Kind die Mutter lieben muß.

Du armes Land, ein Baum, der ohne Leben
Verwelkt daſteht, ein düſt'res Bild,
Das Leben kann Dir nur ein Blitzſtrahl geben,
Der Dir Dein Haupt mit Kampfgedanken füllt.

Hört — hört das Lied — es wird ſchon wieder Abend!
Verberge raſch Dein gramvoll Angeſicht,
In Deine Muttererde tief begrabend
Die ekle Sklavenkette, bis ſie bricht.

Ein großer Maler,



der auf dem angefangenen Bilde ſeines lieben Ichs die coloſſale Stärke ſeiner Wade dergeſtalt bewundert, daß ihm vor Staunen die Pfeife ausgeht.

Arabiſche Sprichwörter.

∴ Wenn Du durch das Land der Blinden gehſt, ſo ſei ſelber blind.

∴ Wenn Du der Ambos biſt, ſo habe Geduld; biſt Du der Hammer, ſo ſchlage tüchtig zu.

∴ Der Kopf eines Hundes iſt mir lieber, als der Schwanz eines Löwen.

∴ Wenn Dein Freund von Honig gemacht iſt, ſo iß ihn nicht ganz auf.

Zapfenstreich.

Aſchaffenburg. Zu den auffallenden Gäſten unſerer Stadt gehört der Jeſuiten-General Pater Rothaan mit zwei Begleitern, einem italieniſchen Prieſter und einem franzöſiſchen Adeligen. Der General, geſpannt mit dem neuen Papſte, will ſich von Rom nach München überſiedeln. (Gratuliren! —!)

Berlin. An die Stelle des nach ſeinem Wunſche von der Leitung des Finanzminiſteriums entbundenen Staatsminiſters Flottwell iſt der Wirkliche Geheime Ober-Juſtizrath von Duesberg zum Staats- und Finanzminiſter erhoben worden.

∴ In der „Spener'ſchen Zeitung" lieſt man folgendes Heirathsgeſuch: Ein Edelhirſch, Vierzehnender, welcher ſich in einer guten Lage und einem anſtändigen Freizuſtande befindet, acht Meilen von Berlin wohnhaft, ſucht eine Lebensgefährtin. Perſonen, die ſich im Beſitze einer, vielleicht gezähmten Hirſchkuh befinden und ſolche an den Eigenthümer gedachten Hirſches käuflich überlaſſen wollen, werden höflichſt erſucht, ihre Adreſſe an das Intelligenz-Comptoir unter X. Nr. 148 zu überſenden. Kein Scherz.

∴ Dieſelbe Zeitung bringt unter der Rubrik „Geſtohlene und verlorene Sachen" folgende Anfrage: »Emilie, habe ich Ihr Vertrauen ganz verloren? Finden wir uns nicht wieder am —r Teich?«

∴ In demſelben Blatte wirft eine Maria Dornbuſch folgende „beſcheidene Anfrage" auf: »In der Schweiz ſtellt man Gebete zur Bekehrung des neuen Papſtes an. Wie ſtimmt dies mit dem römiſch-katholiſchen Glauben an die Unfehlbarkeit des Papſtes?« (Dieſe Frage iſt nicht ſo dumm, als ſie ausſieht!)

∴ Die Gräfin Hahn-Hahn hat ſchon wieder einen zweibeinigen Roman, „Sibylla", geſchrieben. Schmeichler wollen behaupten, daß er eine ihrer beſten Arbeiten ſei. Wenn man von der Armuth der deutſchen Schriftſteller ſpricht und als Gegenſatz auf die großen Honorare hinweiſt, welche die franzöſiſchen Autoren erhalten, ſo möchten wir nur auf die beiden romanſtrickenden Berlinerinnen aufmerkſam machen. Es giebt Jahre, in welchen Gräfin Ida von ihrem Verleger 5000 Thaler Honorar bezieht, unter 3000 Thaler läuft ſelten ein Jahr ab. Das Einkommen der (viel geiſtloſern und weit langweiligern) Madame Paalzow iſt nur ein Weniges geringer. Um 5000 Thaler jährlicher Einkünfte zu haben, bedarf ein Grundbeſitzer ſchon eines Ritterguts im Werthe von 120,000 Thalern und dabei ſind die polniſchen Gutsherren noch der Gefahr ausgeſetzt, ſich von ihren Unterthanen den Kopf abgeſchlagen oder mindeſtens die Robotdienſte verweigert zu ſehen. Die Verfaſſerinnen von „Fauſtine" und „Thomas Thyrnau" erhalten höchſtens von der Kritik einige blaue Flecke; den Kopf tragen ſie, nach wie vor, ſehr hoch und auf ihren papiernen Lehnsgütern roboten ſie ſelber mit größerem Fleiße, als mancher Bauer mit zwei Zugochſen.

(Grenzboten.)

∴ Herr Guſtav Julius, der ſich von Leipzig nach ſeiner Vaterſtadt Berlin überſiedelt hat, trifft Anſtalten, um hier eine großartige Leſe-Anſtalt ins Leben zu rufen. Die Eröffnung ſeiner „Berliner Zeitungshalle" ſoll Anfangs October ſtattfinden. Herr Julius hat ein glänzendes Lokal im Mittelpunkte der Stadt (in der Jägerſtraße, dem Bankgebäude gegenüber) gemiethet und will mit dieſem Muſeum eine Conditorei und ein Rauchzimmer verbinden. (Wir wünſchen ihm und ſeinem Unternehmen das beſte Gedeihen!)

∴ Seine Majeſtät der König haben den von dem beliebten Tanz-Componiſten M. Graziani zugeeigneten Corſo-Marſch Op. 32. unter die Armeemärſche (Verlag der Schleſinger'ſchen Buch- und Muſikhandlung) aufnehmen laſſen und dem Componiſten, unter beifälliger Anerkennung ſeiner gelungenen Arbeit, die goldene Medaille für Kunſt bewilligt.

∴ Auch die Bahnſtrecke von hier nach Breslau iſt nun vollendet. Sie hat 32 Anhalte-Punkte und wird, mit Einſchluß von vier Stunden Aufenthalt, in 13½ Stunde zurückgelegt.

Bremen. Der vormalige hieſige nordamerikaniſche Conſul Wichelhauſen, noch ein alter Beamter Waſhingtons, hat einen Dreimaſter zum bequemen Transport für Auswanderer bauen laſſen und ihm den Namen „Itzſtein" gegeben. Das Schiff wird noch in dieſem Jahre ſeine erſte Fahrt machen.

∴ Die Nachricht, daß der Staat den beiden hieſigen Zeitungen, um ſie zu entſchädigen, die Abgaben erlaſſen habe, iſt ungegründet.

Breslau. Herr und Madame Rott haben ihr Gaſtſpiel im „Götz von Berlichingen", als Götz und Adelheid, unter den ehrenvollſten Beifallszeichen beſchloſſen. Das Künſtler-Paar gab in ſechzehn Tagen zehn Darſtellungen, die trotz der fürchterlichen Hitze alle zahlreich beſucht geweſen ſind. Herr und Madame Rott traten zuſammen auf in Fauſt und Gretchen, Wallenſtein und Thekla, Präſident und Louiſe (Kabale und Liebe), Richard III. und Lady Anna (zwei Mal), Quaſimodo und Esmeralda (Glöckner von Notre-Dame), und in Jakob Fugger und Carlotta (Ein deutſcher Leinweber, zwei Mal). Das letzte Original-Schauſpiel von Adami und Storch erſchien als Neuigkeit zum Benefiz der beiden Gäſte und hatte ſich einer günſtigen Theilnahme zu erfreuen. Herr Rott wurde bereits nach dem zweiten Akte ſtürmiſch gerufen. (Theaterchronik.)

Cairo. In Kurzem ſoll unſere Stadt ein großartiges Opernhaus erhalten; es iſt dies die Frucht von Ibrahim Paſchas Aufenthalt in Europa; er will damit die Civiliſation Aegyptens beginnen. Zweihundert junge Componiſten ſollen bereits ihre Werke eingereicht haben und in voller Hoffnung der ägyptiſchen Kränze und Tantièmen leben. Felicien David wird die Pyramiden und Krokodile in Muſik ſetzen.

Colmar. Für Pfeffels Denkmal ſind bis jetzt ſo wenig Beiträge eingelaufen, daß der Comité ſich genöthigt ſieht, einen neuen Aufruf zu erlaſſen.

Cöln. Unſere Kunſtausſtellung hat in der letzten Zeit bedeutenden Zuwachs von tüchtigen Kunſtwerken erhalten. Die Ausſtellung hat beſonders durch mehrere Arbeiten von Haſenclever, Scheuren, Hilgers, C. Hübner, Geerts, Verboeckhoven, Verweer, Verreyt, van Oven, Kuhnen u. ſ. w. an Bedeutung gewonnen, ſo daß ſie ſowohl in Bezug auf die Anzahl der ausgeſtellten Kunſtwerke als deren Kunſtwerth zu den ausgezeichnetſten gehört, welche wir ſeit dem achtjährigen Beſtehen unſeres Kunſtvereins geſehen haben.

Conſtantinopel. Die Türken ergehen ſich in Schilderungen der übermäßigen Freigebigkeit, welche Mehemed Ali in Conſtantinopel bewieſen hat. Er läßt jedem Bettler, welchem er begegnet, vier Goldmünzen, zuſammen im Werth von 5 Francs (1 Thlr. 10 Sgr.), reichen. Als er den Sultan beſuchte, zahlte er einen Bakſchiſch (Trinkgeld) von 250,000 Piaſtern (14,285 Thalern), bei dem Beſuch des Großweſſiers 150,000 Piaſtern (8571 Thalern), bei Chosrew 20,000 Piaſtern (1140 Thalern) und dem Scheikh el Islam 15,000 (857 Thalern). Dagegen dürfen ſeine Leute durchaus nichts annehmen.

Danzig. Vor einiger Zeit ließ der Rittergutsbeſitzer Wilde auf Schlochau bei Lauenburg einen Sohn auf die Namen Hermann, Einheit, Freiheit taufen. Der Pfarrer weigerte ſich Anfangs, gab aber, da der Vater darauf beſtand, nach. Das Conſiſtorium in Stettin aber hat dem Pfarrer ſein Mißfallen zu erkennen gegeben.

Dresden. Das in der Leipziger Verlagshandlung (Otto Wigand) erſchienene Buch „Dresden und die Dresdener", von Treumund Wanderer (i. e. Julius Schladebach) macht hier wegen ſeines ſatiriſchen Inhalts großes Aufſehen. In den Leihbibliotheken iſt es fortwährend vergriffen.

Edinburgh. Am 15. v. M. wurde hier das dem Sir Walter Scott errichtete Denkmal feierlich enthüllt. Dieſer Tag wurde wie ein Volksfeſt begangen, und aus allen Theilen der Stadt waren Volksmaſſen herbeigeſtrömt.

Flensburg. Das Erſcheinen einer angekündigten Brochüre, „die Dänen in Flensburg", von C. Baumeiſter, erregt hier eine ungemeine Senſation; die Polizei fahndet ſogar auf die Subſcriptionsliſten auf offener Straße.

Florenz. Der Graf von Saint-Leu (Louis Bonaparte) hat im Ganzen etwa 15 Millionen Francs hinterlaſſen. Sein „natürlicher Sohn", der Graf C., hat allerdings nur 250,000 Francs baares Geld, indeß bereits bei Lebzeiten des Vaters bedeutende Geſchenke erhalten.

Frankfurt. Das Gerücht, daß die Turn- und Taxis'ſche Poſt-Verwaltung ihren Tarif ermäßigen wolle, ſcheint ſich leider nicht zu beſtätigen. Vorläufig bleibt es noch beim Alten. (Juter Mond, Du jehſt ſo ſtille!)

∴ Das „Converſationsblatt" verkündet die Verheirathung eines Fräuleins von Stolterfoth, die „rheiniſche Sappho" genannt, mit einem Freiherrn von Zwierlein in Geiſenheim. (Wir hören die Namen des jungen Ehepaars heute zum erſten Male.)

Genf. Der unlängſt hingeſchiedene Profeſſor Rodolphe Toepffer, der Sohn eines deutſchen Malers, deſſen Landſchaften kleine Dramen ſind, hat ſich namentlich durch ſogenannte Karikaturen-Romane bekannt gemacht. Einer der älteſten und beſten iſt „Cryptogame". Nach und nach kamen „Mr. Jabot", „Mr. Criſpin", „Mr. Pencil",

„Mr. Vieuxbois", „Mr. Albert", „Doctor Feſtus" und die „Voyages en zig-zag" heraus. Alle dieſe Meſſieurs ſind eigenthümliche Typen von Lächerlichkeit, in welche R. Toepffer, gleich ausgezeichnet als Humoriſt, wie als Maler, die großen franzöſiſchen Charlatanerien, Eitelkeiten und Pedanterien in Kirche, Politik, Kunſt, Theater, Akademien und gelehrten Geſellſchaften handelnd auftreten und ſich auf alle mögliche Weiſe lächerlich machen läßt. Toepffer iſt leider nur 47 Jahre alt geworden. Die Keßmann'ſche Buchhandlung hat die eben genannten ſieben Romane in eben ſo vielen Bänden unter dem Titel „Collection des histoires en estampes" oder „R. Toepffers humoriſtiſche Erzählungen in Bildern" unlängſt in deutſcher Uebertragung ans Licht treten laſſen; leider aber hat manche Unterſchrift unter den Bildern in der Ueberſetzung viel vom Salze des Originals eingebüßt.

Grätz. Unſere ſteyermärkiſchen Stände haben einſtimmig beſchloſſen, den Kaiſer um Aufhebung ſämmtlicher Lotterien zu bitten.

Halle. In unſerer guten Stadt circulirt jetzt ein Witzwort. Man ſagt, der Guſtav-Adolphs-Verein der Provinz Sachſen habe vier wunderliche Deputirte zu der Hauptverſammlung nach Berlin (8. 9. September) erwählt. Der eine ſolle nicht reden, der andere nicht reiſen, der dritte nicht leſen und der vierte nicht ſchreiben. Die Deputirten ſind nämlich Dr. Schwetſchke in Halle, Paſtor Uhlich in Magdeburg, Licentiat Dr. Schwarz in Halle (deſſen Vorleſungen noch immer ſuspendirt ſind) und der Ober-Landes-Gerichts-Rath Weiſſenborn in Halberſtadt (welcher Anfechtungen von der Cenſur erlitten hat).

Kopenhagen. Auch hier nimmt die Brief- und Geldbeförderung der Poſt bedeutend zu. Im Jahre 1844 wurden im ganzen Königreich 3 Millionen 534,000 Briefe, das iſt 156,743 mehr als im Jahre vorher, befördert. Die Geldbeförderung belief ſich auf 27 Millionen in Zetteln, 20 Millionen in Silber und 8 Millionen in Obligationen, über 5 Millionen mehr als im Jahre vorher.

Kronſtadt. Der Magiſtratsrath Trauſch hat unter dem Titel „Biographiſch-literariſche Denkblätter der Siebenbürger Deutſchen" eine Fortſetzung der im Jahre 1785 von J. Seiverts herausgegebenen „Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten und ihren Schriften" angekündigt. Dieſe Fortſetzung wird biographiſche Notizen von 470 Schriftſtellern Siebenbürgens enthalten.

Leipzig. Die „Hamburger literariſchen Blätter" ſchreiben: »Schon zwei Mal haben wir Gelegenheit gehabt, über Heinrich Heine verbreiteten Gerüchten zu widerſprechen; die Brockhaus'ſche Zeitung hört aber nicht auf, dieſen Dichter durch Gerüchte vernichten zu wollen. Erſt brachte ſie ihn in ein Pariſer Irrenhaus, dann ließ ſie ihn ſterben in der Schweiz. Zum Glück hat Heine, als dieſe falſche Nachricht ſeines Todes die Gemüther mit ſo tiefem Schmerz erfüllte, alle jene Gerüchte von ſeinem Tode und von ſeiner Geiſtesabnahme durch einen Brief aus dem Pyrenäenbade widerlegt.« (Wir ſind neugierig, was die D. A. Z. jetzt mit dem guten Heinrich anfangen wird?)

∴ Die „Neue Hamburger Zeitung" ſchließt ihre Kritik über Heinrich Laube's „Rococo" mit den Worten: »Das Stück hat fünf ſchlechte Akte, ſonſt aber gar keinen Fehler.« (Wie galant!)

∴ Hoffmann von Fallersleben hat ſich einige Tage in Leipzig aufgehalten; er will ſeine Bibliothek verkaufen, die bekanntlich reich an altdeutſchen Handſchriften iſt. In Berlin, wo dieſelbe für 2000 Thaler angeboten wurde, ſoll der Ankauf zurückgewieſen worden ſein.

London. Königin Victoria hat dem Major von Liverpool die Ritterwürde verleihen wollen; der Major hat ſich nach London begeben, um die Königin zu erſuchen, ihn … mit dieſer Ehre zu verſchonen. (In Deutſchland wäre dies ein unerhörter Fall!)

∴ Der Mäßigkeits-Verein hat vor Kurzem eine ſonderbare Adreſſe an den Prinzen Albert gerichtet. Der Verein bedauert nämlich die vielen Fälle von Trunkenheit, welche bei den häufigen Toaſten auf des Prinzen Geſundheit durch geiſtige Getränke veranlaßt werden, und hat ſich nun an den Prinzen ſelbſt gewendet, um von ihm ein heilſames Mittel gegen dieſen von dem Verein ſo bezeichneten Mißbrauch zu vernehmen! Man iſt geſpannt, welche Maßregeln der Prinz ergreifen werde, um die Trinker zu verhindern, ſich um ſeine Geſundheit zu bekümmern.

∴ Einige illuſtrirte Journale veranſchaulichen durch Zeichnungen das barbariſche Verfahren der militäriſchen Prügelſtrafe. (Albion hat Urſache, zu erröthen.)

∴ Nach der Ausſage des „Globe" hat ein unternehmender Bürger des Staates Maine in Amerika ſich erboten, den ganzen Krieg mit Mexiko contractlich zu übernehmen und „die Mexikaner für die Hälfte der veranſchlagten Kriegskoſten zur Unterwerfung zu bringen“.

∴ Der jüngſt hier verſtorbene Hindu Babu Dwarkanauth Tadſchore hat der indiſchen Compagnie jährlich über 100,000 Pfd. St. Grundſteuer bezahlt; ſeine ſehr ausgebreiteten Beſitzungen kamen an Größe manchem kleinen Königreiche gleich.

∴ In England predigen ſeit Kurzem zwei Rabbiner die Ankunft des Meſſias im Jahre 1848.

∴ Der neueſte Band der Schriften der Shakeſpeare-Geſellſchaft iſt einer der wichtigſten, die bis jetzt erſchienen ſind. Er enthält die Reſultate vieljähriger Unterſuchungen des um die engliſche dramatiſche Literatur hochverdienten Herrn J. Payne Collier über die Haupt-Darſteller der Stücke Shakeſpeare's (memoirs of the principal actors in the plays of Shakespeare). Es ſind 26 Schauſpieler, deren Biographien in dieſem Bande mitgetheilt ſind, worunter man, außer Shakeſpeare ſelbſt, der an der Spitze ſteht, die bekannten Namen Burbadge, Heminge, Oſtler, Condell u. ſ. w. findet. Ein genaues Regiſter erhöht noch den Werth dieſer ſchätzenswerthen Arbeit. Von Intereſſe für die Kunſtfreunde wird es ſein, zu hören, daß der Herzog von Devonſhire die ſeltene und einzige Sammlung der Original-Zeichnungen des Inigo Jones, des Zeitgenoſſen Shakeſpeare's und Ben Jonſons, welche die Coſtume aus den zur Zeit der Eliſabeth, Jakob I. und Karl I. am Hofe dargeſtellten Stücken enthält, und die mit einem dazu gehörenden Texte und mit Facſimiles nächſtens in das Publikum kommen werden, der Geſellſchaft zu freier Benutzung überlaſſen hat.
(Spen. Zeit.)

Madrid. Die hieſigen Zeitungen enthalten ein Verzeichniß von 119 erledigten Lehrſtühlen an den ſpaniſchen Univerſitäten mit Gehalten von 6000 bis 12,000 Realen. (Der kleine Polenfeind und Franzoſenfreſſer Wuttke ſoll nun ernſtlich geſonnen ſein, nach Spanien auszuwandern; vielleicht bringt er dort auch ſeine ſchleſiſche Geſchichte unter, weil ſie Manchem ſpaniſch vorkommt.)

Mailand. Hier iſt ein muſikaliſcher Wundermann, ein Herr Emanuel Gambale, aufgetreten, der vermittelſt einer „reforme musicale“ in 132 Lektionen einen vollkommen ausgebildeten Pianiſten und Componiſten herzuſtellen verſpricht und noch obendrein für ein wahres Spottgeld, denn für jede Stunde verlangt er nicht mehr als zwei Francs, alſo Summa Summarum 264 Francs. (Es iſt erſtaunlich, wie billig man jetzt zum Rufe eines großen Virtuoſen gelangen kann!)

Mannheim. Unſere „Abendzeitung“ theilt ein paar Briefe Ernſt Mahners, in Angelegenheiten eines geſcheiterten Liebesverhältniſſes, mit; aus dieſen Briefen geht ſattſam hervor, daß der Prophet der Urgeſundheit zum Tollhauſe reif iſt.

München. An dem Wittelsbacher Palaſt, der als Hochzeitsgeſchenk der Nation für den Kronprinzen beſtimmt iſt, wird ununterbrochen fortgearbeitet; es wird ein wahrer Prachtbau.

Neapel. Etwas Unerhörtes iſt hier geſchehen: man hat hier die römiſchen Zeitungen verboten. Die Spannung, welche zwiſchen Rom und Neapel herrſcht, wird durch das Verbot des „Diario di Roma“ gewiß nicht gehoben und es ſcheint ſich die Behauptung, als ſei der König beider Sicilien mit den freiſinnigen Anſichten des neuen Papſtes durchaus nicht einverſtanden, vollkommen zu beſtätigen.

Nürnberg. Auch hier hat ſich etwas ganz Unerhörtes ereignet: ein Jude hat die Erlaubniß erhalten, Theilnehmer einer hieſigen Handlung zu werden; bisher durften die Juden der Nachbarſtadt Fürth nicht einmal in unſerer guten Stadt übernachten, und wenn ſie ſich Geſchäfte halber bei Tage hier aufhielten, mußten ſie für jeden Tag einen Leibzoll von 30 Kreuzer bezahlen. (Kein Wunder, denn Nürnberg liegt in Baiern mit einem Ypſilon.)

Paris. Aus Luz wird gemeldet, daß der Herzog und die Herzogin von Nemours den Mont Vierge, die Jungfrau der Pyrenäen, beſtiegen und die Einwohner in Folge deſſelben beſchloſſen haben, den Berg von jetzt an Pic de Nemours zu nennen.

∴ Der Graf von Salvandy, Miniſter des Innern, hat den Gymnaſialſchülern, welche bei der Prüfung Preiſe gewonnen haben, eine große Tafel gegeben, bei der auch die jungen Söhne Victor Hugo's, Caſimir Delavigne's und François Guizots zugegen geweſen ſind.

∴ Der bekannte Vidocq hat die „Démocratie pacifique“ verklagt, weil ſie berichtet hatte, er ſei in Folge des Trunkes in elenden Umſtänden geſtorben. Vidocq erſchien (wahrſcheinlich um zu zeigen, daß er nicht in elenden Umſtänden lebe) mit Brillanten an den Händen und vor der Bruſt. Das genannte Blatt wurde zu 50 Francs Strafe verurtheilt.

∴ Man wird ſich der Baronin von Moers erinnern, die in den hieſigen Zeitungen mit ſo lebhaften Farben geſchildert hatte, wie ein junger Schauſpieler, Arthur Dorgis, mit Lebensgefahr ihre Tochter bei dem Unglück von Fampoux gerettet habe. Die damalige Zeitungsmittheilung klang ſchon wie eine Liebeserklärung, und jetzt berichten die Zeitungen weiter, daß die Frau Baronin dem jungen Manne einen koſtbaren Ring aus den Haaren ihrer Tochter, geſchmückt mit Brillanten, und dazu fünf Aktien der Nordbahn geſchenkt habe.

∴ Herr Imbert, Verfaſſer des „Le jeune homme" und vieler andern Vaudevilles, ehemaliger Diviſionschef im Miniſterium des Innern, iſt in Auteuil geſtorben.

∴ Die Akademie der Inſchriften hat Herrn A. Courſon für ſeine „Geſchichte der Bewohner der Bretagne, Wallis und der britiſchen Inſeln" den Jahrespreis von [illegible]000 Francs überwieſen. Herr A. Monteil erhielt für ſeine „Geſchichte der Franzoſen in verſchiedenen Zeitaltern" den zweiten Preis von 1000 Francs.

∴ Von der auf Koſten der Regierung veranſtalteten „Collection Orientale", iſt der dritte Band des „Shah Nameh" des perſiſchen Dichter Firduſi, deſſen Herausgabe von Julius Mohl beſorgt wird, ans Licht getreten. Der ſtarke Folioband koſtet 90 und mit rothen Linien 100 Francs.

∴ Ein neues Pamphlet, betitelt „Les 104 péchés de M. Thiers, les 10 vertus de M. Guizot, les 100 nouveaux députés et la session actuelle de 15 jours", iſt gleich am Tage ihres Erſcheinens vergriffen worden und hat koloſſales Aufſehen erregt.

∴ Von Vicomte de Falloux iſt eine „histoire de Saint Pie V., pape de l'ordre des frères prêcheurs" zu Angers in zwei Bänden erſchienen.

∴ Berlioz entwirft in einer ſeiner Kritiken über die große Oper, im Feuilleton des „Journal des Débats", folgende wahre, aber nicht ſehr ſchmeichelhafte Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes jenes Inſtituts: »Nichts geht in der Oper vorwärts, weder Sänger, noch Chöre, noch Orcheſter, noch Publikum. Die Maſchine iſt gänzlich aus dem Gange: es iſt eine Uhr, die um drei Uhr Zwölf ſchlägt, deren Perpendikel eingeſchlafen iſt, und deren Räder jedes einzeln herausgenommen und ſorgfältig gereinigt werden müßte. Was man gegenwärtig an dieſem Theater loben muß, kann man immer nur bedingungsweiſe loben und findet es nur deswegen gut, weil es noch etwas Schlechteres giebt.«

∴ Hector Berlioz hat von der Stadt Lille für ſeine „Eiſenbahn-Cantate" eine große goldene Medaille erhalten.

Peking. Die chineſiſche Sprache hat kein Wort für Freiheit. (Es giebt viele Länder, welche wohl das Wort, aber nicht den Begriff haben.)

Peſth. Wieder ein Schwabenſtreich! In Oedenburg iſt der bekannte Klavierpauker Franz Lißzt, auf Verlangen der zur Congregation eben verſammelten Stände, zum tablabiró, d. h. zum Gerichtstafel-Beiſitzer des Oedenburger Comitats ernannt worden. (Auch noch nicht dageweſen!) Von hier wollen der Herr Gerichtstafel-Beiſitzer ſich nach Conſtantinopel begeben. (Vielleicht wird er dort zum Paſcha von drei Roßſchweifen ernannt!)

∴ Das alte Gerücht, Graf Stephan Széchenyi beabſichtige die Herausgabe eines ungariſchen Journals, taucht von Neuem auf. Die Zeitung, im großartigen Style Englands angelegt, ſoll den Namen „der Unabhängige" (független) führen.

Prag. Der beklagenswerthe Gerle ſchrieb an demſelben Tage, an dem er in den Moldauwellen den Tod aufgeſucht, an einen ſeiner Wiener Freunde folgende Abſchiedszeilen: »Ich vergebe meinen Feinden und ... Freunden, die mich dahin trieben, das zu thun, was ich nicht laſſen konnte. Ich ſegne meine wahren Freunde und danke ihnen mit gerührtem Herzen für all' die Liebe, die ſie mir erzeigten. Gott nehme meine Seele gnädig auf. Prag, am 2[illegible]. Juli 1846. W. A. Gerle.« (Friede der Aſche dieſes armen Dichters!)

∴ Herr J. F. Kittl, der Direktor unſeres Conſervatoriums, hat eine Reiſe nach Rußland, Schweden und Dänemark angetreten, um die dortigen Muſik-Zuſtände kennen zu lernen.

∴ Erzherzog Stephan hat die Jugendſchriften von G. Nieritz durch Herrn F. Tomſa in Prag in das Böhmiſche überſetzen laſſen.

∴ Die Herausgabe von Bildniſſen vaterländiſcher Gelehrten ſcheint jetzt auch bei uns Mode zu werden. Vor Kurzem ſind die Portraits der berühmten ſlaviſchen Schriftſteller Saffarik, Jungmann, Kliepera, Tyl u. A. erſchienen.

Rom. Während es ſonſt bei dem Regierungs-Antritt eines neuen Papſtes Pasquille regnete, regnet es jetzt Sonnette. Das Café nuovo iſt der Sammelplatz der freiheitsliebenden Jugend und Niemand hat bis jetzt ihre harmloſe Freude geſtört, während früher die geheime Polizei hier permanent war. Gegen den Cardinal Lambruſchini ſind einige beißende Sonnette erſchienen; auch ein reimloſer ſchlechter Witz folgenden Inhalts: Wer einen tollen Hund von Genueſer Race mit einem rothen Halsbande und goldener Kette, der eine Klapper am Schwanze hat, nach dem Palaſt zurückbringt, ſoll 50 Scudi Trinkgeld erhalten. Man pflegt hier nämlich Hunden, die man los ſein will, einen alten Blechtopf oder eine Klapper an den Schwanz zu binden, vor deren Lärm ſie ſich zu Tode laufen.

∴ Das Bildniß des neuen Papſtes — unzählige Mal in Kupfer und Steindruck vorhanden — iſt jetzt auch auf Hals- und Taſchentücher übertragen worden. (Letzteres ſcheint uns nicht ſehr paſſend, da ſich nun jeder Römer am heiligen Vater ſeine Naſe abwiſchen kann.)

∴ Die päpſtlichen Farben, gelb und weiß, ſind ſeit dem Regierungsantritt des neuen Papſtes wieder ſehr zu Ehren gekommen; alle Damen tragen jetzt nur gelb und weiß.

∴ Das Santo Uffizio, das Sittengericht, welches ſich in den Händen der Dominikaner befindet, ſoll auf päpſtliche Anordnung eine mildere, dem Geiſte der Zeit entſprechende Form erhalten.

∴ Jedes Kloſter, das nicht wenigſtens zwölf ordentliche Mitglieder zählt, ſoll aufgehoben und die Bewohner deſſelben in andere Klöſter ihres Ordens vereinigt werden. Die dadurch gewonnenen Gebäude ſollen wohnlich eingerichtet und vermiethet werden.

∴ Vor Kurzem iſt hier der däniſche Thiermaler Holm in ſehr traurigen Verhältniſſen geſtorben. Gleich nach ſeinem Ableben hat man zur Unterſtützung ſeiner armen Familie eine Collekte veranſtaltet.

∴ Im Mauſoleum des Auguſtus finden jetzt unter freiem Himmel ſehr gute und zahlreich beſuchte theatraliſche Vorſtellungen ſtatt.

∴ Die Hauptſtadt des Kirchenſtaates zählt jetzt 35,988 Familien, 41 Biſchöfe, 1533 Prieſter, 2815 Mönche, 1472 Nonnen und 349 Ketzer und Türken. Die Zahl der Einwohner iſt auf 170,199 geſtiegen.

Straßburg. Der ſogenannte Literat Heinrich Stähniſch aus Leipzig, welcher wegen eines Piſtolenduells in Mannheim und wegen Betrugs ſteckbrieflich verfolgt wurde, iſt hier verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus nebſt fünf Jahren polizeilicher Aufſicht verurtheilt worden. (Es iſt dies der angebliche Baron von Seiler, welcher ſich in Mannheim mit einem Dragoner-Offizier ſchoß.)

Stuttgart. Lenau's Verwandtſchaft beabſichtigt, den Kranken in eine nahe bei Wien befindliche Irrenanſtalt bringen und ihm durch die Gerichte einen Curator ſtellen zu laſſen. Die Gerüchte von ſeiner Wiederherſtellung haben ſich leider nicht beſtätigt.

Wien. Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung" erzählt, daß im Garten des Hr. J. W. Rupprecht, der an Deinhardſteins Stelle Cenſor geworden iſt, an hundertunddreißig Kürbis-Gattungen von den wunderbarſten Farben und Formen zu bewundern ſind. (Ob zu dieſen Kürbis-Gattungen auch der geſchätzte Herr Eigenthümer dieſes Gartens gehört?)

∴ Daſſelbe Blatt berichtet: In Iſchl wird Madame Dingelſtedt-Lutzer ſammt ihrem Gatten erwartet. (Wie beleidigend muß es für Herrn Lutzer-Dingelſtedt ſein, ſich blos als Mann ſeiner Frau ins Schlepptau genommen zu ſehen!!!)

∴ Carl Spindler, auf einer Reiſe nach Italien begriffen, hat einige Tage unter uns als gern geſehener Gaſt verweilt.

∴ In der kaiſerlichen Staatsdruckerei erſcheint von Campe's „Robinſon Cruſoe" eine türkiſche Ueberſetzung aus der Feder des Freiherrn von Schlechta, einem frühern Zöglinge der orientaliſchen Akademie.

∴ Auf dem Joſephſtädter Theater iſt ein neues Machwerk, „Chriſtoph Wind oder Flegeljahrs Fatalitäten", mit Eclat ausgepocht worden. Der „Humoriſt" ſchreibt: Herr Liebold, der Verfaſſer dieſer Komödie, iſt weniger als Dichter, noch weniger als Schauſpieler, am meiſten aber dadurch bekannt, daß er gegen jede Recenſion eine Antikritik ſchreibt. Herrn Liebolds Komödie iſt ſolenniter durchgefallen.

∴ Unlängſt ſind die irdiſchen Ueberreſte Heinrich von Collin's, des Dichters von „Regulus", „Balboa" und anderer werthvollen Dramen, vom alten Werſthofer Kirchhof auf den neuen gebracht worden. Vier Journaliſten trugen den Sarg. Ein friſcher Georginenkranz ſchmückte den Sargdeckel, auf dem das Kreuz thronte. Und warum kein Lorbeerkranz? Der Lorbeer iſt in neueſter Zeit bei uns ſo wohlfeil geworden, daß er allen Nimbus verloren hat. Ein Ding, das zu den Füßen von Trillerheldinnen und Weinzapplerinnen ſo viele Demüthigungen erlitten, hat das Recht verwirkt, fernerhin die Krone und das Ruhmesſymbol der Dichter zu ſein.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Kurfürſt Karl Theodor von Baiern äußerte einmal bei der Tafel den Wunſch, Namur zu bekommen. Als die Anweſenden hierüber ihre Verwunderung bezeigten, erklärte er: »Weder um die Grafſchaft Namur, noch um die in derſelben liegende Hauptſtadt gleichen Namens iſt es mir zu thun, ſondern einzig und allein um die fünf freien Reichsſtädte, deren Anfangsbuchſtaben in dem Worte „Namur" enthalten ſind: Nürnberg, Augsburg, Memmingen, Ulm, Regensburg.« Nach ſeinem zu Anfang des Jahres 1799 erfolgten Tode gab es eine Zeit, wo dieſer Wunſch für deſſen Nachfolger vollſtändig in Erfüllung gegangen war.

— Diderot, der Unternehmer und Leiter der großen Encyclopädie in 35 Foliobänden, welche von 1751 bis 1780 erſchienen ſind, zog von dieſer koloſſalen Arbeit nicht mehr als eine jährliche Leibrente von 1000 Livres; der Verlag des ganzen Werkes koſtete 8 Millionen Francs und brachte dem Buchhändler einen reinen Gewinn von 2 Millionen. Derſelbe Schriftſteller erhielt für die Handſchrift ſeiner „Pensées philosophiques" (1746) die damals ſehr bedeutende Summe von 500 Livres; er hatte dieſes Werk in vier Tagen geſchrieben, einer Freundin zu Gefallen, die ſich in drückender Geldverlegenheit befand.

— Die Culs de Paris ſind ſehr alter Abkunft; ſchon 1520 trug man Culs de laine et de bourre und unter Franz II. ſuchten ſich die Damen durch koloſſale Culs und die Herren durch falſche Bäuche ein Anſehen von Würde zu geben. Kurz vor der Thronbeſteigung dieſes Königs erſchienen ſchon ein Paar ſehr freie Satyren über die modiſchen Culs und Vertogales; die eine unter dem Titel „La complainte de Monsieur le Cul contre les inventeurs des Vertugadins", die andere „Reponse de la vertugale à Monsieur le Cul". (Roſen.)

— Um das Jahr 1636 wurde das Theetrinken in Paris allgemeiner durch den berühmten Kanzler Seguier. Um dieſem Manne zu ſchmeicheln, vertheidigte ein junger Gelehrter in öffentlicher Disputation den Satz, „daß der Thee Verſtand gebe".

— Die Bavaroiſe (Thee mit Zucker und Eiern in einer Kryſtallcaraffine) verdankt ihren Namen dem Prinzen Emanuel Max von Baiern mit einem Syphon, der ſeinen Thee auf dieſe Weiſe im Café Procope in Paris zu trinken gewohnt war.

— Die erſte Chokolade trank um 1661 die Königin Maria Thereſia von Frankreich, die junge Gemahlin Ludwigs XIV.

— Einer der originellſten Trinkbrüder war der türkiſche Nadelkrämer Sari, welcher 1559 zu Conſtantinopel ſtarb. Man konnte, wie Latifi erzählt, in ſeiner Wohnung keine Nadel fallen laſſen, ohne daß ſie ein Geräthe des Vergnügens berührte. Kryſtallene Gläſer und Becher glänzten ſo hell, daß man in dunkler Nacht verlorene Nadeln ohne Mühe hätte finden können. (Oſt und Weſt.)

— Ein altes italieniſches Sprichwort ſagt: wer in Rom leben wolle, müſſe drei T zu gebrauchen wiſſen, nämlich Tempo, Testa, Testoni, d. h. Zeit, Verſtand und Geld. (Mit dieſen drei Kleinigkeiten, glauben wir, kommt man nicht allein in Rom, ſondern in der ganzen Welt durch.)

— Nicolo Iſouard, der Componiſt der Oper „Aſchenbrödel", aß nichts lieber als Maccaroni, von eigener Hand zubereitet.

— Lord Byron, der außerordentlich abergläubig war, hätte ſich um keinen Preis der Welt bewegen laſſen, ein wichtiges Geſchäft an einem Freitage zu unternehmen; ein umgeſtoßenes Salzfaß war für ihn eine ſchlimme, ein umgeworfenes Weinglas aber eine günſtige Vorbedeutung.

Treffer und Nieten.

* Leſſing, aufgefordert, einige Sinngedichte zu ſchreiben, improviſirte Folgendes:

»Was? Ich ſoll Sinngedichte machen und habe keinen Stoff zum Lachen!
Doch ja, ich habe Stoff zum Lachen, denn „Ich" ſoll Sinngedichte machen.«

* Latour-Maubourg, der in der Schlacht ein Bein verlor, ſagte während der Operation zu ſeinem untröſtlichen Diener: »Weine nicht; künftig brauchſt Du nur einen Stiefel zu wichſen!«

* Jules Janin geſtand einſt im „Journal des Débats": ein guter Feuilletoniſt muß über Alles zu ſchreiben wiſſen, ja ſogar über ſolche Dinge, von denen er nicht das Mindeſte verſteht; nur die Mathematik mache hier eine Ausnahme, ſie ſei der einzige Gegenſtand, von dem man — falls man darüber ſchreiben wolle — wenigſtens Etwas verſtehen müſſe. (Ein höchſt naives Bekenntniß!)

Bei **Friedr. Schultheß** in Zürich iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Kaſpar Lavater's
Ausgewählte Schriften.

Herausgegeben
von
Johann Kaſpar Orelli.
8 Bände. 12. br. Fl. 7. 42. oder Thlr. 5.

Von dieſer Ausgabe des — wie ſich der berühmte Herausgeber in der Einleitung ausdrückt — Geiſtreichſten, Originellſten, Ergreifendſten, Anmuthigſten des für alle Zeiten Dauernden von J. K. Lavater's Schriften enthalten ſechs Bände eine Auswahl der vermiſchten Schriften, zwei davon ſind phyſiognomiſchen Inhalts, welche letztere auch einzeln unter folgendem Titel zu haben:

Die Phyſiognomik
Johann Kaſpar Lavater's
im Auszuge.

Herausgegeben
von **Johann Kaſpar Orelli.**
In zwei Bänden mit 24 Portraits.
16. Elegant broch. Fl. 2. 24 Kr. oder Thlr. 1. 15 Ngr.

Erinnerungen
aus
Ruſsland und dem Orient

aufgezeichnet durch
Daniel Wegelin aus St. Gallen,
während ſeiner Reiſen im Norden, in der Türkei, Paläſtina, Aegypten und Griechenland.

Herausgegeben von **H. Leemann.**
Mit 18 Anſichten und 2 Plänen.
Zwei Bände. 8. br. Fl. 3. 54 Kr. oder Thlr. 2. 14 Ngr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 207. Leipzig, 17. September 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Zuſtand der Literatur in Sicilien.

Vom Geheimen Rath J. F. Neigebaur.

Man kann faſt ſagen, daß in Sicilien mehr geſchrieben als geleſen wird. Im Jahre 1845 ſind von der Polizei über zweihundert Bücher und Flugſchriften allein von den Buchdruckereien der Stadt Palermo an die Senats-Bibliothek daſelbſt abgeliefert worden; dagegen ſieht man in den Kaffeehäuſern beinah nie eine Zeitſchrift; nur ausnahmsweiſe hat eines derſelben die einzige „Sicilianiſche“ und ein anderes die „Neapolitaniſche Zeitung“ ausgelegt, gleichſam um zu widerlegen, daß die Polizeibehörde dies nicht erlaubt, denn wenn man nach Zeitungen fragt, hört man hier gewöhnlich die Entſchuldigung, daß die Cenſur ſehr große Schwierigkeiten macht. In Neapel findet man gewöhnlich in den Kaffeehäuſern auch nur die Landeszeitung, aber eine Menge belletriſtiſcher Zeitſchriften, die freilich alle ſehr unſchädlich ſind; aber man ſieht doch das Bedürfniß, Etwas leſen zu wollen. Davon iſt hier keine Spur. Dagegen ſieht man eine Unzahl neuer Bücher, ſo daß man über die reiche Literatur Siciliens in der That erſtaunen muß.

Das erſte Werk, welches eine Literatur-Geſchichte Siciliens gab, wurde von dem Jeſuiten Ragusa zu Lyon im Jahre 1690 unter dem Titel „**Siciliae bibliotheca vetus**“ herausgegeben und ſpäter zu Rom neu aufgelegt. Ihm folgte die „**Bibliotheca Sicula**“, von Mongitore, Paris 1708. Das wichtigſte Werk iſt von dem Abbate Scina, „**Prospetto della storia letteraria di Sicilia, nel secolo decimo ottavo**“, Palermo 1824. Allein alle Verſuche, dieſe Nachrichten für dies Jahrhundert fortzuſetzen, ſind vergeblich geweſen. Beſonders hat dies Gallo und Mortillaro durch Begründung literariſcher Zeitſchriften verſucht; Beide aber haben ſeit 1842 aufgehört. Tapparelli hat in ſeiner allgemeinen Literatur-Geſchichte zwar auch die ſicilianiſchen Schriftſteller gelegentlich erwähnt; doch kann dies allgemeine Werk eine ſicilianiſche Literatur-Geſchichte nicht erſetzen. Ein anderer Jeſuit, Sanfilippo, arbeitet jetzt an einer Literatur-Geſchichte Siciliens; allein da ſie das Ganze umfaſſen ſoll, wird ſie unſtreitig für die Gegenwart nicht ſo umfaſſend werden, wie das obenerwähnte Werk von Scina in drei Bänden. Dabei findet eine große Schwierigkeit bei der Bearbeitung der Literatur-Geſchichte Sicilien statt, da es weder öffentliche Anzeigen der erſcheinenden Werke, noch einen Catalog giebt. Die Buchhändler laſſen ſich eigentlich nie darauf ein, den Verlag eines Werkes zu übernehmen; ſondern ſie verkaufen nur hie und da ein Werk in Commiſſion, da faſt jeder Verfaſſer ſein Werk auf eigene Kosten drucken läßt und daſſelbe verſchenkt. Auf dieſe Weiſe kann man nur zufällig von einem oder dem andern Buche Kenntniß erhalten.

Wenn man darüber klagt, daß die periodiſche Literatur in Frankreich der Tod der Literatur iſt; ſo iſt dies in Sicilien wenigſtens nicht der Fall, daß man nur Zeitungen ſchreibt und nur Zeitungen lieſt, mithin für Bücher keine Zeit hat. Hier erſcheint nur eine einzige politiſche Zeitung unter dem Titel „Cerere“, die in Palermo wöchentlich zwei Mal in klein Folio ausgegeben wird; ſie enthält nur Artikel, welche ſchon in der „Neapolitaniſchen Zeitung“ geſtanden haben, und ſolche, welche von den Behörden mitgetheilt werden. Dieſe Zeitung bringt alle Nachrichten aus Oſt- und Weſt-Indien, aus Mexiko, Peru und China ganz umſtändlich, wie in den fremden Zeitungen. Man ſieht der Redaktion an, wie ſie ſich freut, das Blatt zu füllen, ohne mit der Cenſur in Conflict zu kommen; dagegen ſind die Nachrichten aus Europa ſehr ſparſam, und vom Inlande wird in der Regel nur dann Notiz genommen, wenn von einem Kirchenfeſt und dergleichen Nachricht zu geben iſt. Aus England werden alle Nachrichten über die Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche mitgetheilt, und aus franzöſiſchen Zeitungen die Nachrichten von den Raubzügen und Verwüſtungen in Algerien, wogegen vom Inlande und von den europäiſchen Staaten faſt nie die Rede iſt. Daß daran mehr Augendienerei der Cenſur-Beamten Schuld iſt, als der Wille des Königs, kann man daraus abnehmen, daß die Werke des bekannten Staatsökonomen L. Bianchini hier haben gedruckt werden können, obwohl ſie ſehr freiſinnig geſchrieben ſind.

Von hieſigen nicht-politiſchen Zeitſchriften iſt es ſchwer Erwähnung zu thun, da ſie eben ſo ſchnell, als ſie auftauchen, wieder verſchwinden, obwohl bereits recht gehaltreiche wiſſenſchaftliche Blätter hier ins Leben getreten waren. Jetzt wird am meiſten die unter dem Namen „l'Occhio“ drei Mal monatlich herauskommende Zeitung für Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Handel geleſen; ſie hat ſich ſchon ſieben Jahre gehalten, wahrſcheinlich dadurch, daß ſie auch Gedichte aufnimmt, und jeder Dichter eine Anzahl Exemplare kauft, um ſein Kunſtwerk gratis zu vertheilen. Dieſe Zeitſchrift erſcheint in Folio und iſt, wie alle hieſigen Druckſachen, äußerlich gut ausgeſtattet. Eine andere ebenfalls zu Palermo, in Quart, wöchentlich zwei Mal erſcheinende Zeitung für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt, unter dem Namen „La Falce“, iſt erſt zwei Jahre alt und hat nur ſehr wenig Leſer. Seit einem Jahre erſcheint in Palermo „Il Contemporaneo“ für Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Gewerbe, monatlich zwei Mal in Quart. „La fata galante“, eine Zeitung für Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Verſchiedenartiges, ſoll zwar alle vierzehn Tage erſcheinen; allein dies iſt ſo wenig der Fall, daß z. B. im Jahre 1845 nur zehn Nummern herauskamen, ſo daß es mehr auf den Abſatz der einzelnen Nummern abgeſehen zu ſein ſcheint, die, ebenfalls in Quartformat, zu 3½ Sgr. verkauft werden, als auf das Abonnement von 3 Thalern jährlich. Dadurch ſcheint dieſe Zeitſchrift bereits bis ins neunte Jahr ihr Leben gefriſtet zu haben, indem ſie eigentlich nur als Gelegenheitsſchrift zu betrachten, wenn gerade ein Gegenſtand zu beſprechen iſt, bisweilen ſind auch Modeblätter damit ausgegeben worden. Der Redakteur heißt Marco del Fabro, der zugleich die weiter unten zu erwähnende theologiſche Zeitſchrift herausgiebt, hier aber blos Theaterkritiken bringt; auch fehlt es nicht an Novellen, Gelegenheits-Gedichten und Nekrologen. Das größte Verdienſt erwirbt ſich aber Herr Marco del Fabro durch Beurtheilung neuer vaterländiſcher Erſcheinungen, da man bei dem oben erwähnten Mangel von anderweiten Ankündigungen der erſcheinenden Druckſchriften doch auf dieſem Wege von manchen neuen Erſcheinungen benachrichtigt wird. Dies geſchieht mittelſt dieſer Zeitſchrift auch mit ausländiſchen Werken. Ein Mitarbeiter, Dr. Bandiera, hat ſich das beſondere Verdienſt erworben, die Homöopathie in Sicilien näher bekannt zu machen.

Außerhalb Palermo erſcheinen wenig Zeitſchriften in Sicilien und ſelbſt von den wenigen iſt der Kreis der Leſer ſehr klein; ſo daß ſie ſelten ſogar in Palermo zu ſehen ſind. Es beſteht zwar ein Geſetz, nach welchem von allen Druckſchriften achtzehn Exemplare für die öffentlichen Bibliotheken abgeliefert werden ſollen; aber ſelbſt die erſte Bibliothek in Palermo erhält nur ſelten die außerhalb der Stadt herauskommenden Zeitſchriften. Die bekannteſten derſelben ſind: „Lo Stesicoro" für Literatur und Kunſt zu Catania und ebendaſelbſt: „Il Giornale del Gabinetto letterario dell' Academia Gioenia". In Meſſina erſcheint ebenfalls eine Zeitſchrift für Literatur und Kunſt unter dem Titel „Il Maurolico".

Für jede Provinz erſcheint ein öffentlicher Anzeiger für die Verwaltungsverfügungen unter dem Titel „Giornale dell' Intendenza di Palermo" u. ſ. w. in Quart. In demſelben Format werden die Entſcheidungen des Appellationshofes zu Palermo unter dem Titel „Decisioni della gran corte civile" von Zeit zu Zeit bekannt; auch laſſen die Advokaten bei den bedeutendſten Prozeſſen ihre Rechtsausführungen zur Vertheilung an die Richter drucken. — Eine eigene Art periodiſcher Literatur bilden die Reden der Intendanten oder Präfecten, welche ſie bei der jährlichen Eröffnung der Provinzialſtände halten und welche mitunter ſchätzbare Notizen über die innere Verwaltung bringen. In Anſehung der Zeitſchriften für beſondere wiſſenſchaftliche Zwecke ſcheinen die Mediziner am thätigſten zu ſein; in Palermo erſcheint nämlich ſchon ſeit vier Jahren ein „Giornale delle Scienze mediche", vom Profeſſor Algeri-Taglioni, ferner „Il Raggio medico-chirurgico", vom Dr. Conſole, Beide in Quart, monatlich nur ein Bogen; endlich „L'Ingrassia, Giornale delle Scienze mediche", alle zwei Monate ein Bogen. Eine theologiſche Zeitſchrift, von Marco del Fabro redigirt, erſcheint in monatlichen Heften in Octav in Palermo unter dem Titel „Il Gerofilo Siciliano", worin ſich mitunter gute hiſtoriſche Arbeiten finden. Das kurz vor der Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers zu Palermo ausgegebene Juli-Heft 1845 enthielt die Beurtheilung eines 1842 zu Paris über die Behandlung der Katholiken in Rußland erſchienenen Werkes von dem Palermitaniſchen Jeſuiten Tapparelli; ſo lange die Kaiſerin hier blieb, erſchien dieſe Monatsſchrift nicht weiter. Man kann daraus ſehen, mit welcher Pietät der Sicilianer ſeine Gäſte behandelt; auch ſoll Tapparelli in der erſten Zeit des Aufenthalts der Ruſſen hierſelbſt ſich nach einem andern Jeſuiten-Kloſter in Meſſina begeben haben. Jetzt erſt iſt die Fortſetzung erſchienen.

Die bedeutendſte Zeitſchrift Siciliens dürfte das in Palermo herauskommende „Giornale di statistica" ſein, welches ſeit acht Jahren von den Beamten der Direktion der Statiſtik in alle vier Monat erſcheinenden Heften in Octav herausgegeben wird. Es enthält neben Aufſätzen der Statiſtik und National-

Oekonomie anderer Staaten die amtliche Mittheilung der Sicilien betreffenden ſtatiſtiſchen Nachrichten; allein der Abſatz deckt die Koſten nicht, obwohl unter den Mitarbeitern Amari und Ferrara recht tüchtige Abhandlungen geliefert haben. Eine der Literatur Siciliens gewidmete Zeitſchrift unter dem Titel „l'Osservatore" in Monatsſchriften erſcheint nur ſehr ſparſam.

Nach dem Urtheil eines ſehr tüchtigen Bibliothekars zu Palermo dürften jetzt die bedeutendſten Schriftſteller Siciliens folgende ſein. Im Fache der Theologie: der Jeſuit Narbonne; Jurisprudenz: der Advokat Viola; Medizin: Dr. Pruité; Mathematik: Eſtiller; Phyſik: der Canonicus Caſſano; Naturwiſſenſchaft: Profeſſor Calcara; Philoſophie: Mancini und Tapparelli; Geſchichte: Ferrara in Catania, der Jeſuit Sanfilippo und Martorana; Archäologie: Mortillaro; Staatswiſſenſchaft: Amari; römiſche Literatur: Profeſſor di Carlo, Daida und Cutella; griechiſche Literatur: der Biſchof Crespi do Spucher; orientaliſche Sprachen: Caruſo, Caſtanier und Mortillaro; Dichtkunſt: Gallo, Fräulein Turriſi-Colonna; Romane: Linares; Dramatik: Fürſt Galati; engliſche Sprache: Fürſtin Montevago; deutſche Sprache: Profeſſor Ugdalena, der die „Walhalla" des Königs von Baiern überſetzt hat, Fräulein Turriſi-Colonna und Baron di Stephano, welche ſich gleichfalls mit Ueberſetzungen aus dem Deutſchen beſchäftigen.

Daß ſo viel hier gedruckt erſcheint, obwohl wenig geleſen wird, mag aus der erwähnten Gewohnheit kommen, daß alle Rechts-Ausführungen der Advokaten hier gedruckt werden, die ſie nicht nur an die Richter, ſondern auch an alle Freunde ihrer Partheien vertheilen; da die Gründlichkeit der hieſigen Richter gewöhnlich mehr verlangt, als das bloße Anhören der Reden der Advokaten, obwohl es auch bei dieſen nicht an Beredtſamkeit fehlt. Sodann wird hier das Drucken dadurch erleichtert, daß die Unkoſten weit geringer ſind, als in Deutſchland, obwohl hier nie auf ſchlechtes Papier gedruckt wird und doch beinah alles Druckpapier aus Neapel kommt. Hier koſtet der Druckbogen in tauſend Exemplaren nur vier Thaler, wobei er mit aller typographiſchen Eleganz ausgeſtattet iſt. Darum zählt auch Palermo über vierzig Buchdruckereien, drei ſind in der Univerſitätsſtadt Catania, ſieben in der bedeutenden Handels- und ebenfalls Univerſitätsſtadt Meſſina; in der mitten im Lande zwiſchen unbedeutenden Städten gelegenen Stadt Caltaniſetta befinden ſich zwei Buchdruckereien, deren Arbeiten nichts zu wünſchen übrig laſſen. Auch zu Trapani, Girgenti und Nola befinden ſich Buchdruckereien, mithin in jeder Provinzial-Hauptſtadt, eben ſo in Siracuſa, welches bis zu den Unruhen zur Zeit der Cholera Hauptſtadt der Provinz Nola war; ja ſelbſt Mazzara hat eine Druckerei. Da ſich auf dieſe Weiſe beinah ſechzig Druckereien in Sicilien befinden, ſo kommt faſt auf 16.000 Seelen eine, welches einen Beweis der literariſchen Thätigkeit giebt.

Buchhandlungen befinden ſich in Palermo acht, in Meſſina vier, in Catania zwei, eine in jeder Provinzial-Hauptſtadt, als in Trapani, Girgenti, Nola, Caltaniſetta, und außerdem in Siracuſa. Von dieſen neunzehn Buchhandlungen kommt beinahe eine auf drei Druckereien und eine auf etwa 45.000 Seelen. Dieſe Buchhändler ſind aber nur Sortimentshändler, die weniger im Lande gedruckte Bücher, als beſonders franzöſiſche Werke in Brüſſeler Ausgaben verkaufen. Verleger ſind eigentlich nur nebenbei in Palermo die Buchhändler Sandron, Pedone und Muratori. Ihr Verlag beſteht aber weniger darin, daß ſie dem Verfaſſer das Manuſcript abkaufen, als daß ſie den Verkauf als Commiſſionaire beſorgen, daß ſie Werke, die gut geben, nachdrucken, oder endlich daß ſie Ueberſetzungen beſtellen und ſich dafür mit dem meiſt anonymen Arbeiter abfinden. So wird jetzt bei Sandron eine Ueberſetzung von Thiers „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs“ gedruckt. Die meiſten Bücher werden hier von den Juriſten gekauft, weniger von den Medizinern, gar keine von den Geiſtlichen. Die Vornehmen kaufen im Ganzen wenig Bücher, einige Albums und Kupferwerke ausgenommen, welche ſie in ihren großen Sälen auf die Tiſche legen. Es dient zur Charakteriſtik der Nationen, wenn man ſich erkundigt, welcher Klaſſe von Einwohnern die gewöhnlichen Bücherkäufer angehören, und welcher Zweig der Literatur am beſten geht. In Neapel und Rom werden die Fremden als die fleißigſten Käufer bezeichnet, in Mailand die öſterreichiſchen Offiziere, meiſt in politiſch-hiſtoriſchem Fache, in Schleſien die Geiſtlichen, in Deutſchland überhaupt die Mediziner, in Polen der Adel und in der Moldau und Walachei die Frauen der Bojaren. So wenigſtens hat einer der Verfaſſer das Verhältniß von mehreren Buchhändlern angegeben und dabei bemerkt, daß gerade da, wo die Juriſten und Offiziere die ſtrengſten Prüfungen auszuhalten haben, von dieſen Klaſſen die wenigſten Bücher gekauft werden; als wenn ſie blos für die Prüfung ſich unterrichten und dadurch einen ſolchen Ueberdruß eingeſogen hätten, daß bei ihnen alle Neigung zum weitern Fortſtudiren verloren gegangen wäre; oder nach einer andern Lesart, daß ſie bereits Alles zu wiſſen glaubten, womit ſie dieſe Prüfungen überſtanden hätten.

Capozzo bemerkt über den Zuſtand der Literatur Siciliens im Allgemeinen, daß die ſtrengen Wiſſenſchaften nicht vernachläſſigt werden, daß Moral, Politik und beſonders Staatswirthſchaft mit Vorliebe behandelt werden, daß aber beſonders in Meſſina der hiſtoriſche Roman zu ſehr an Einfluß zuzunehmen ſcheint. Die bedeutendſten Roman-Schriftſteller ſind Andes und der Marcheſe Milo; von dem Letztern iſt der hiſtoriſche Roman „Caſa di Sciacca“, und von dem Erſtern „Majone, Miniſter unter König Wilhelm I. aus dem normanniſchen Stamme“, ferner eine Familien-Geſchichte aus dem Hauſe der Fürſten Carini.

An Dichtern hat es in Sicilien nie gefehlt, beſonders ſeit hier die italieniſche Schriftſprache entſtand. Unter den Königen aus dem ſchwäbiſchen Hauſe war Ausſicht vorhanden, daß die hieſige Sprache ſich auch hier weiter ausbilden würde, doch die Franzoſen verdarben unter Carl von Anjou das ſo ſchön angefangene Werk. In den ſiebzehn Jahren ſeiner Herrſchaft ward die hieſige Sprache ſo verdorben, daß ſich damals nach der Meinung Agoſtino Gallo's der ſicilianiſche Dialect entwickelte: aus Amo ward Amu, wogegen ſich die hier entſtandene Schriftſprache in Italien weiter ausbildete, während Sicilien einem Dialect verfiel, der ſich in S. Catharine, Nicoſia, Aidoni und Serlingo auffinden läßt; dort nämlich, behauptet man, werde noch das damalige Franzöſiſch geſprochen. Im fünfzehnten Jahrhundert erſchien die ſicilianiſche Sprache ſchon als Dialect, und die hieſigen Dichter ſchrieben theils in dieſer, theils in der wirklichen italieniſchen Sprache; doch ward im ſechszehnten Jahrhundert meiſt in ſicilianiſchem Dialect gedichtet. Im achtzehnten Jahrhundert ſchrieb Joſeph Vitale ſein Heldengedicht „Sicilia liberata“ (von den Sarazenen), der in den Beſchreibungen ſich mit Taſſo meſſen ſoll, und zu Ende dieſes Jahrhunderts glänzte Meli, ein univerſeller Dichter in ſicilianiſcher Mundart, im lyriſchen, anacreontiſchen, ſatyriſchen, ſentimentalen und phantaſtiſchen Style; auch hat man von ihm ein burleskes Heldengedicht. Als erotiſcher Dichter iſt Scimonelli bekannt. Algozer iſt ein ebenfalls geachteter

Dichter, und in Catanea zeichnet ſich Sempio aus, ein Naturdichter, welcher dem Ovid verglichen wird, und Franc. Gurli in ſicilianiſcher Mundart. In der neueſten Zeit hat man ſich mehr auf die rein italieniſche Dichtkunſt gelegt und haben ſich darin ausgezeichnet Errante in dem romantiſch-ſentimentalen, Monti im erotiſch-philoſophiſchen und beſonders Agoſtino Gallo im lyriſch-erotiſchen Geſchmack; alle drei ſind in dem „**Raccoglitore di Milano**“ belobt und Arbeiten von ihnen in dem „**Florilegio Italiano**“ mitgetheilt worden.

Beſonders iſt es der Letztere, der ſich um die Literatur-Geſchichte von Sicilien ſehr verdient gemacht hat. Er gründete im Jahre 1823 das „**Giornale de' Scienze, Lettere ed Arti**“ und 1835 die „**Efemeridi**“, worin die neueſten Erſcheinungen der hieſigen Literatur beſprochen werden; doch iſt es zu bedauern, daß dieſe Zeitſchriften, beſonders wegen politiſcher Anſichten, haben eingeben müſſen. Jedenfalls iſt Gallo ein für die Literatur ſeines Vaterlandes ſehr verdienter Mann; wir theilen aus ſeiner Biographie des hieſigen Dichters Meli, welche in einem franzöſiſchen Werke falſch dargeſtellt worden iſt, Folgendes mit:

Meli wurde den 4. März 1740 in Palermo geboren und in der dortigen Jeſuitenſchule erzogen; ſchon in ſeinem zehnten Jahre ward er durch Arioſts „Roland“ zu ſeinen erſten Dichtungen begeiſtert. Er war Arzt und Mitglied des von Lucheſi-Palli, Fürſten von Campofranco, geſtifteten Dichtervereins zu Palermo, wo er zuerſt ſein romantiſches Gedicht „**Fata Galante**“ vortrug; ſpäter ſchrieb er ein philoſophiſch-mediziniſches Werk, „**Meccanismo della natura**“ ſcherzhafte Gedichte, Dithyramben, erotiſche Oden, Satyren, meiſt in ſicilianiſcher Mundart, welche zuerſt 1787 herauskamen und in mehrere Sprachen, beſonders in die engliſche, überſetzt wurden. Er ward von Caſti, Alfieri und Metaſtaſio, ſowie von der jetzigen Königin von Frankreich hochgeachtet und ſtarb 1815 als Profeſſor der Chemie an der Univerſität zu Palermo; ſein Freund A. Gallo gab 1826 noch einen Band ſeiner nachgelaſſenen Gedichte heraus. Raimondi überſetzte ſie ins Lateiniſche und der Biſchof Criſpi ins Griechiſche. Sein Biograph nennt ihn den „Dichter der Grazien“.

Warum wird Spanien ſchlecht regiert?

Die Spanier erzählen folgende Sage: Als Ferdinand III. nach ſeinem Tode zu Sevilla, welches er den Mauren abgenommen hatte, mit dem heiligen Jago zuſammen kam, erbat er ſich verſchiedene Gnadengeſchenke für Spanien. »Schönes Klima,« ſagte der König. — »Es ſei gewährt,« ſagte der Heilige. — »Fruchtbaren Boden, Korn, Wein, Oel u. ſ. w.« — »Gewährt.« — »Tapfere Söhne, ſchöne Töchter« — »Gewährt, gewährt.« — »Gute Regierung.« — »Nein, nein, nein, drei Mal, neun Mal nein,« ſagte der gute Heilige. »Gebt Spanien noch eine gute Regierung, dann wird jeder Engel den Himmel verlaſſen, um in Spanien zu leben.«

Trinklied*).

Von E. M. Oettinger.

Neunmalhunderttauſend Teufel
Kamen plötzlich auf die Welt;
Aber keiner dieſer Teufel
Hatte einen Kreuzer Geld;
Alle fingen an zu winſeln,
Alle fingen an zu ſchrei'n,
Keiner von den armen Pinſeln
Wußte weder aus noch ein.

Belpheger, der alte Teufel,
Lachte ſich faſt lahm und krumm:
»Gott im Himmel, dieſe Teufel
Sind doch wirklich gar zu dumm;
Alle kratzen ſich die Ohren,
Alle ſind ganz deſperat.«
»»Jemine, wir ſind verloren,
Weiß denn Keiner guten Rath?««

Da ſprach Pipifax der Kleine:
»Ihr ſeid dumm wie Bohnenſtroh,
Ich allein, ja ich alleine
Bin ein Teufel comme il faut
Ihr habt Durſt und nichts zu trinken,
Das iſt mehr als Höllenqual!
Seht Ihr dort die Fenſter blinken?
Dorten winkt uns ein Pokal!

Seht, das iſt der Rathhauskeller,
Dort quartieren wir uns ein;
Haben wir auch keinen Heller,
Hat der Wirth doch guten Wein.
Sind die Thüren auch verſchloſſen,
Wer von uns verzaget noch?
Wir marſchiren unverdroſſen
Alle durch das Schlüſſelloch.«

Hurrah! ſchrieen nun die Teufel
Und marſchirten flugs hinein,
Leerten hunderttauſend Flaſchen
Von dem allerbeſten Wein;
Und ſie tranken con amore
In die ſpäte Nacht hinein,
Sangen dann im wilden Chore:
Nichts geht über Lieb und Wein!

Als der Tag fing an zu grauen,
Und als Keiner nüchtern war,
Da kam Belphegor geſchlichen,
Um zu ſtrafen dieſe Schaar:
Sperrte die betrunk'nen Teufel,
In die leeren Flaſchen ein,
Und verſiegelte die Flaſchen,
Mit Pech und Drath noch obendrein.

Neunmalhunderttauſend Teufel
Sind in Flaſchen feſtgebannt,
Jede dieſer Teufelsflaſchen
Wird Champagner-Wein genannt.
Wenn die Stöpſel luſtig knallen,
Oeffnet ſich der Freude Schoos,
Lieder rings umher erſchallen,
Ja, dann iſt der Teufel los!

---

*) Aus der dritten Auflage von E. M. Oettingers „Buch der Liebe", Leipzig, Theodor Thomas. 1846.

Ein altes Räthſel.

— Welcher Menſch iſt nicht geboren, aber geſtorben?
— Welcher Menſch iſt geboren, aber nicht geſtorben?
— Welcher Menſch iſt geboren und geſtorben, aber nicht verweſ't?"
(Antwort: Adam, Henoch und Loths Weib.)

Literariſcher Fechtboden zwiſchen „Licht und Dunkel“.

Nach einer von mir mit höchſter Gewiſſenhaftigkeit angeſtellten Wahrſcheinlichkeits-Berechnung giebt es unter je 21 Menſchen a) 6 Lumpe, b) 5 Verleumder, c) 4 Schwachköpfe, d) 3 Spießbürger, e) 2 Vernünftige und f) einen geſcheidten Kerl. Zu welcher von dieſen ſechs Kategorien ein gewiſſer Herr gehört, der in einer gewiſſen Stadt einen gewiſſen Wiſch redigirt, den gewiſſe Leute nur an gewiſſen Orten leſen, will ich hier unerörtert laſſen und nur flüchtig andeuten, daß beſagter Herr allem Anſcheine nach weder der Kategorie e, noch der Kategorie f angehört, denn wie könnte er ſonſt ſo bodenlos geiſtreich und geſcheidt ſein, mich einer Lüge zu zeihen, weil Jemand aus Wien mir gemeldet hat, daß jener gewiſſe Herr jenen gewiſſen Wiſch für 12,000 Gulden — ich hätte ihm dafür nicht 12,000 (Robert) Heller gegeben — alſo mit einem Schaden von 8000 Gulden verkauft habe. Er ſchickte mir eine Entgegnung und ich beeilte mich, ſie wörtlich in Nummer 203 des „Charivari“ aufzunehmen. Hinterher kommt nun der arme Ritter von der dicken, aber höchſt traurigen Geſtalt und quält ſich, frank und frei, „zwiſchen Licht und Dunkel“, drei Spalten ſchlechter Witze und ſchamloſer Verleumdungen ab, die ihn leicht in den Geruch bringen könnten, daß er einer der A B C-Kategorien angehöre, denn wo könnte er ſonſt den Muth hernehmen, zu behaupten, ich hätte jene Nachricht nur darum gebracht, weil er — hört, hört! — ein Stück von mir getadelt hat. Würde ich, wenn mich dies wirklich gekränkt hätte, ſeine Entgegnung aufgenommen haben? Zum Dank für meine Bereitwilligkeit verſchreibt nun der arme Ritter, um ein Paar gutmüthige Wiener zum Aberglauben zu verleiten, daß er Latein verſtehe — ein Recept von Ingredienzien, die er aus eigenem Gebrauche ſehr genau zu kennen ſcheint, ſchimpft wie ein majorenner Rohrſperling auf mein Journal und den Peſther „Ungar“, der „die Leipziger Notiz mit Henkerseile (ſchön geſagt!) nachgedruckt“, und gebraucht dann die überraſchend neue, noch nie dageweſene Retourkutſche, daß — aufgepaßt! — nicht ſein, ſondern mein Blatt ins Sinken käme! Oben nennt er mich ein „halbes Talent“, in der Mitte „einen ſehr gewandten und bisweilen witzigen Journaliſten“ und am Ende muß mein Blatt wegen Unfähigkeit des Redakteurs an Herrn Beifuß übergehen, einen Herrn, den ich nicht kenne, der aber, allem Anſcheine nach, ein dem Ritter nahe verwandter, geiſtig befreundeter Geſchäftsmann ſein muß. — Du lieber Gott, ob gewiſſe Leute mich für ein Viertel- oder ein Achtel-Talent, für ſehr gewandt oder ganz und gar ungeſchickt, für witzig oder albern halten, iſt mir coloſſal gleichgiltig, denn in meiner „angebornen Beſcheidenheit“ (ſiehe Leipziger Tageblatt) tröſtet mich das unbezahlbare Bewußtſein, daß ſo dumm, wie der Gros meiner vielgeliebten Feinde und verehrten Neider iſt, ich ſchon damals geweſen bin, als ich noch, Ovids „Metamorphoſen“ wiederkäuend, in Klein-Tertia ſaß. *Nego majorem!* rufe ich auf ausdrückliches Verlangen des gewiſſen Herrn und bin nun neugierig, ob er ſein adeliges Wort halten und ſich gefangen geben wird. Will er's nicht, dann laſſe er's bleiben; doch hüte er ſich, zukünftig durch ſelbſtverſchriebene Recepte an ſich zum Selbſtmörder zu werden. Will er aber ſeinen Leſern durchaus ein Brechmittel verſchreiben, dann braucht er weiter nichts, als jedem derſelben eine bezahlte Pränumerations-Quittung auf ſein Blatt ins Haus zu ſchicken. Das genügt!*)

C. M. D.

---

*) Ich erſuche den Peſther „Ungar“ um Aufnahme dieſer vorläufigen Abfertigung.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

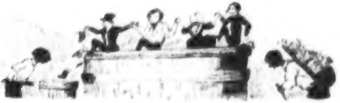
Agram. Profeſſor Ludwig Gaj hat mit unſäglicher Mühe aus vielen Ländern die bedeutendſten Druckwerke und Handſchriften über Kroatien und die angrenzenden Länder geſammelt und läßt den reichhaltigen und ausführlichen Katalog derſelben unter dem Titel „Bibliotheca illyrica“ im Druck erſcheinen.

Berlin. Der König hat zum Herder-Denkmal 60 Friedrichsd'ors und der Prinz von Preußen 20 Dukaten beigeſteuert.

∴ Auf der Hofbühne hat Viennets Schauſpiel „Michel Bremond“, überſetzt von Heinrich Börnſtein, einen außerordentlichen Beifall davon getragen und Herr Döring in der Titelrolle furore gemacht.

∴ Der bekannte Tanzcomponiſt Joſeph Gungl hat vom Direktorium des ungariſchen Nationaltheaters in Peſth, zur Erinnerung an das von ihm dort veranſtaltete Concert, einen werthvollen ſilbernen Pokal als Zeichen der Anerkennung ſeiner ungariſchen Landsleute erhalten.

∴ Herr Dr. Kullack hat ſich die Mühe genommen, den muſikaliſchen Dictator der „Voſſiſchen Zeitung“, Herrn Ludwig Rellſtab, in ſeiner ganzen Blöße darzuſtellen und ihm ſowohl ſeine Unwiſſenheit, als ſeine Achſelträgerei und Inconſequenz nachzuweiſen. Die Schrift iſt durchaus ruhig gehalten, aber um ſo ſicherer wird ſie wirken. Herr Rellſtab aber wird ſeiner kritiſchen Vernichtung mit dem Gleichmuthe der Anmaßung zuſehen und ſeine wiſſenſchaftliche Vernichtung ruhig hinnehmen, wenn ihm nur die 20,000 Abonnenten unſerer ſtumpfen „Voſſiſchen Zeitung“ und was ſonſt noch drum und dran hängt, treu bleiben. (Dampfboot.)



Eine Winzer-Scene, eine Folge des heißen Sommers.

Bologna. Gioachimo Roſſini, 54 Jahre alt, hat ſich am 18. Auguſt mit Madame Olympia Peliſſier aus Paris vermählt und ſeine neue Frau (mit der er ſeit ſechzehn Jahren in freundſchaftlichem Verhältniſſe gelebt) zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt*).

∴ Gleich nach der Trauung ſchrieb Madame Peliſſier**) an eine ihrer Freundinnen nach Paris: Ich ſchreibe Ihnen ſogleich nach meiner Rückkehr aus der Kirche und mit ſo tiefer Bewegung des Herzens, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Faſt bin ich erſchreckt über das Große, das Gott für mich gethan, indem er mir geſtattet hat, die Frau Roſſini's zu werden.

Bremen. Am 26. v. M. iſt hier Dr. Friedrich Wagenfeld, der Verfaſſer des falſchen „Sanchuniathon“, welcher eine Zeitlang die Freunde des Alterthums ſo ſehr beſchäftigt hatte, an der Schwindſucht geſtorben.

---

*) Den Leſern unſeres „Charivari“ wird dieſe Dame nicht fremd ſein. Wir hatten ihrer und ihres Verhältniſſes mit Roſſini in unſerem fliegenden Blatte aus Bologna (ſiehe „Charivari“ Nummer 164) ausführlich Erwähnung gethan.

**) Die „Leipziger Modenzeitung“ nennt ſie Fräulein und macht aus ihr eine junge franzöſiſche Sängerin. Madame Peliſſier iſt aber nicht Fräulein, ſondern Wittwe, nicht jung, ſondern ſchon 48 Jahre alt und war niemals Sängerin. E. M. O.

Breslau. Ein jüdiſcher Familienvater hat unlängſt an ſeinem neugeborenen Kinde die Ceremonie der Beſchneidung nicht vornehmen laſſen, weil kurz vorher ein Knabe an dieſer Ceremonie geſtorben war.

Brüſſel. Der Bibliothekar A. Scheler hat für ſeine „Geſchichte des Hauſes Sachſen-Coburg-Gotha“ den ſächſiſch-erneſtiniſchen Hausorden erhalten.

Conſtantinopel. Auch in unſerer Mitte hat ſich ein deutſcher Hilfs-Verein, nach Art des Pariſer, gebildet; doch iſt mit dem hieſigen zugleich ein Krankenhaus verbunden.

Dresden. Reiſſigers neue Oper, „der Schiffbruch der Meduſa“, hat eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Die Muſik hat hübſche Melodien, anſprechende Cantilenen, Innigkeit der Empfindung, klare Charakteriſtik; doch ſtößt man hier und da auf Reminiscenzen; aber nur Bosheit oder Unverſtand, ſchreibt Herr Schladebach, können behaupten, daß dieſe Anklänge an Herrn Wagners „fliegenden Holländer“ erinnern. Die Meduſa hat in einem Finger mehr klare Melodie, als der „fliegende Holländer“ im ganzen Leibe. Herr Reiſſiger wurde drei Mal gerufen.

∴ Aufmerkſamkeit verdienen die geiſtreichen Artikel über unſere Kunſtausſtellung im „Dresdener Tageblatt“; ſie rühren von O. A. Banck her, dem Bruder des Componiſten, und die kunſtſinnigen Bewohner der Reſidenz können daraus für ihre Kunſtzuſtände Anregendes und Begriffſchlichtendes genug gewinnen, wenn ſie wollen. Sie glauben aber nicht, wie undankbar es iſt, für das Dresdener Publikum in ſolchem Sinne zu ſchreiben. Gedanken, neue Begriffe, wahres und ſtrenges Urtheil ſind hier als unbequem verhaßt; jede gedankenloſe Lobhudelei, jedes Wortgeklingel iſt dem Philiſter angenehmer. Der Coterie- und ſervile Standpunkt iſt ſo tief, daß ein Begriff des objectiven künſtleriſchen Urtheils ihnen fern liegt, und perſönliche Beziehungen ſich überall — auch bei den Gebildeteren hineinmiſchen.

∴ Otto Friedrich Werbahn hat die Stadt Dresden auf 210 Seiten in vierundzwanzig Geſängen und noch dazu in Hexametern beſungen. Der Verfaſſer dieſes Gedichtes muß eine rieſige Geduld beſitzen, die durch eine gleich große Geduld des Leſers belohnt zu werden verdient.

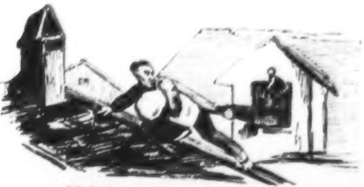


Illuſtration zu einer neuen Dorfgeſchichte.

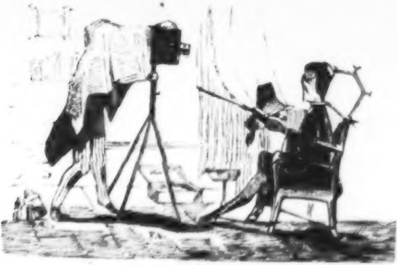
Düſſeldorf. Zu der mittelſt jährlicher freiwilliger Beiträge zu errichtenden Gemäldegallerie ſind bereits 5000 Thaler für jedes Jahr unterzeichnet. Mehrere Maler, u. A. Profeſſor Schirmer, haben ſich verpflichtet, zu dieſem Zwecke unentgeltlich Bilder zu malen.

Genua. Das Denkmal, welches der König von Sardinien dem Entdecker Amerikas, dem großen Genueſen Criſtofero Columbo, errichten läßt, wird hier auf dem Quay de Darſena Ende Septembers bei Anlaß der daſelbſt ſtattfindenden Naturforſcher-Verſammlung feierlich eingeweiht werden.

Hamburg. Auf die falſche Nachricht von dem Tode Heinrich Heine's hat ein bekannter Schriftſteller (Herr Karl Gutzkow) eilig hierher geſchrieben, um Beſchlag zu legen auf alle Briefe des Verſtorbenen und dem Verleger Heine's anzuzeigen, daß er die Biographie des Freundes zu ſchreiben beabſichtige. Unter den Begräbnißbeſorgern, Leichenträgern, Sargmachern u. ſ. w., die ſich im Sterbehauſe ſo ſchnell als möglich melden, um einander zuvorzukommen, erſcheint nun auch der Literat, ganz in Schwarz, drückt ein blendendweißes Tuch an die Augen und ruft: „Sehen Sie meinen Schmerz, ich war der beſte Freund des Verſtorbenen, unſere Bezüge waren ſehr innig, ich bitte Sie darum, mir ſeinen Nekrolog zuzuwenden.“ (Hamb. krit. Blätter.)

∴ Der Intendant des Petersburger Hoftheaters, Graf Gedéonoff, hat einem der jetzigen Directoren unſeres Stadttheaters, Herrn Cornet, die Stelle eines Opern-Regiſſeurs in Petersburg mit einem Jahrgehalte von 10,000 Rubeln (?) zugeſagt. Herr Cornet will dieſe Stelle annehmen.

Innsbruck. Die hieſigen Jeſuiten hatten einem ihrer Schüler Schillers Werke und andere „ſchlechte Bücher“ zu leſen verboten und mittelſt Hausſuchung weggenommen. Der Vater verklagte die ehrwürdigen Väter auf Diebſtahl, worauf ſie zu Kreuze krochen, die Bücher zurückſtellten und die Beilegung der Klage zu vermitteln wußten.



Neue Daguerreotyp-Methode.

Karlsruhe. Die badenſche Regierung hat erklärt, daß ſie wegen Erfüllung der im Artikel 18 der Bundesakte zugeſicherten Preßfreiheit die nöthigen Anträge an ſämmtliche deutſche Regierungen geſtellt habe. Die Kammer hat beſchloſſen, den Großherzog zu bitten, daß, Falls bis Ende 1847 kein Bundesgeſetz zu Stande käme, er die früher beſtandene Preßfreiheit in Baden wieder einführe und dieſe Abſicht dem Bundestag eröffne.

∴ In der zweiten Kammer hat der Abgeordnete Chriſt gegen die Emancipation der Juden geſtimmt. Das findet man allenfalls erklärlich; daß aber ein Mann, wie Herr von Itzſtein, ſich der Gleichſtellung der Juden abhold gezeigt, iſt für Viele ein Räthſel. (Und für uns eine Charade!)

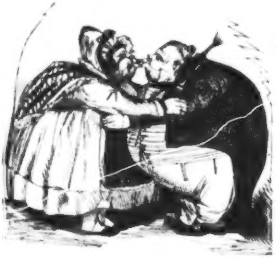
Leipzig. Bei der großen Bedeutung, welche der ſächſiſche Buchhandel hat, wird es von allgemeinem Intereſſe ſein, zu erfahren, daß die ſächſiſche Regierung dem Vertrage zwiſchen Preußen und England, wegen gegenſeitigen Schutzes der Autorenrechte gegen Nachdruck und unbefugte Nachbildung, beigetreten iſt, und dadurch von dem Rechte Gebrauch gemacht hat, welches der Artikel VIII jenes Vertrages ſämmtlichen Staaten des deutſchen Zollverbandes eingeräumt hat. (Es wäre zu wünſchen, daß auch Frankreich ſich dieſem Vertrage anſchlöſſe, weil in Deutſchland mehr franzöſiſche als engliſche Bücher nachgedruckt werden, und weil durch dieſe Gattung Nachdruck der deutſchen Literatur ein weit empfindlicheren Schaden, als durch den ſehr unbedeutenden Nachdruck engliſcher Werke zugefügt wird.)

∴ Allen, die ſich ein genaueres Verſtändniß von der Schleswig-Holſtein'ſchen Frage und von deren Wichtigkeit für Deutſchland verſchaffen wollen, ſei hiermit Profeſſor Ludwig Häuſſers unlängſt erſchienene Brochüre: „Schleswig-Holſtein, Dänemark und Deutſchland" — eine kurze, aber klare Darſtellung dieſer wichtigen Zeitfrage, empfohlen.

∴ Der „Berliner Figaro" brachte neulich unſern vielbeſprochenen Theaterzettel; auch er ſieht darin nichts weiter als einen harmloſen Scherz.

∴ Der „Komet" ſchreibt: »Zu welchen Reimereien bisweilen das Verlangen treibt, ein ſocialiſter Dichter genannt zu werden, zeigt das Gedicht „Dienſtbotenſchaft", von Moritz Hartmann, in einer der letzten Nummern des „Hannover'ſchen Morgenblatts". Die „Trier'ſche Zeitung", die ſo ſinnreich ſocialiſtiſche Anſpielungen wittert, hat ſich nicht geſcheut, dies ſchlechte Gedicht zur Ehre des Socialismus nachzudrucken.«

∴ Die „fliegenden Blätter", die von Tag zu Tag einen ſchönern Aufſchwung nehmen, erzählen und illuſtriren, wie Herr Eiſele und Herr Beiſele auf ihren naturhiſtoriſchen Wanderungen auch nach Leipzig kommen. Sie beſuchen das Theater und löſen ein Parterre-Billet. Das ganze Parterre iſt leer, aber alle Bänke ſind mit Kleidern aller Art belegt. Ueberall, wo ſie Platz nehmen wollen, ruft ihnen eine Stentorſtimme zu: Beſetzt! Sie ſehen ſich um und erblicken ganz im Hintergrunde einen Menſchen und zwar — ganz nackt. Seine Bekleidung — Strümpfe und Schuhe nicht ausgenommen — hat gerade hingereicht, das ganze Parterre für ſeine ſpäter nachkommenden Freunde zu belegen. (Ein klaſſiſcher Witz!)



Thisbe und Priamos im verdickten Maßſtabe.

London. Unlängſt iſt der letzte Nachkomme des Königs Macbeth von Schottland, der Graf von Strathmore (Viscount Lyon und Lord Glamis), geſtorben.

∴ Außer Daniel O'Connell ſind noch vierzehn andere, unter Sir Robert Peel abgeſetzte iriſche Friedensrichter wieder eingeſetzt worden.

Luzern. Die Luzerner Jeſuiten leſen Meſſen, um die Bekehrung des neuen Papſtes zu erflehen. Das iſt kein ſchlechtes Zeichen: die Hinterliſt und Niederträchtigkeit betet, wenn ſie ſich fürchtet und wenn es ihr an den Hals geht.

Madrid. Als neuer Heiraths-Candidat der Königin Iſabella wird der Herzog von Cadiz genannt, der ſich der Gunſt des franzöſiſchen Hofes zu erfreuen hat.

Paris. Der conſervative Deputirte Sauzet iſt mit 223 Stimmen wieder zum Präſidenten der Deputirtenkammer erwählt worden. Odillon-Barrot hat von der Oppoſition nur 98 Stimmen erhalten.

∴ Es hat ſich hier eine neue Aſſekuranz gebildet gegen Unglücksfälle auf allen Eiſenbahnen; man kann ſich darin ſeine Gliedmaßen auf ſein ganzes Leben gegen Eiſenbahn-Kataſtrophen mit 1000 bis 20,000 Francs verſichern laſſen; die Prämie beträgt jährlich 50 Centimes für 1000 Francs. (Eine höchſt zeitgemäße Aſſecuranz, die wohl bald auch in andern Ländern Fuß faſſen wird.)

∴ In der hieſigen Münze wird jetzt eine Medaille geprägt, die auf der einen Seite zwei Figuren zeigt, den Ueberfluß vorſtellend, welcher ſeine Schätze in die Kiſten Frankreichs ſchüttet mit der Unterſchrift: „Der hergeſtellte öffentliche Credit.“ Auf der Kehrſeite ſteht: „Pariſer Börſe. Cours der Staatsſchuldpapiere zu 5 Procent 1816: 60 Frs. 1846: 120 Frs.“ (Innerhalb zwanzig Jahren iſt alſo der Werth der franzöſiſchen Staatspapiere gerade um das Doppelte geſtiegen.)

∴ Herr Charles Duveyrier giebt in der „Preſſe“ die Abonnentenzahl mehrerer Journale von Paris nach den amtlichen Anweiſungen des Stempelamtes folgendermaßen an: „Courrier français“ 2000, „Réforme“ 2000, „Droit“ 2208, „Patrie“ 2581, „Gazette de France“ 2903 (?), „Charivari“ 2903, „Echo français“ 2581, „Quotidienne“ 3129, „Esprit public“ 3558, „Commerce“ 3774, „Eſtafette“ 3906, „National“ 4516, „Univers“ 4750, „Epoque“ 11,129, „Débats“ 11,967, „Preſſe“ 23,968, „Conſtitutionnel“ 29,581 und „Siècle“ 32,516. Man kann jedoch annehmen, daß bei jeder der fünf letztgenannten Zeitungen die Zahl der Abonnenten viel zu hoch angegeben iſt.

∴ In der „Revue indépendante“ beſpricht Herr Eugen Maron fünf neue Romane, die ſich jetzt in unabſehbarer Länge durch die Feuilletons der politiſchen Zeitungen winden: wir meinen die „Mémoires d'un médecin“, von A. Dumas; „Martin, ou l'enfant trouvé“, von E. Sue; die „Instruction criminelle“, von H. Balzac; die „Mare au Diable“ und die „Lucrezia Floriani“, von G. Sand. Vom Erſten heißt es: »Die „Denkwürdigkeiten eines Arztes“ haben den Zweck, den Zuſtand Frankreichs ſeit dem Ende der Regierung Ludwigs XV. bis auf unſere Zeit zu ſchildern. Fünf Bände ſind bereits erſchienen und wir ſind noch bei Madame Dubarry. Das iſt vielverſprechend. Glücklich die Leſer, welche das Ende dieſer Memoiren erleben! Aber noch glücklicher Die, welche vorher ſterben! Man iſt erſtaunt, wenn man die Arbeiten anſieht, die Herr Dumas unternimmt; wenn man aber weiß, wie viele ſolcher Arbeiten noch vorbereitet werden, ſo geht das Erſtaunen in ſtumme Bewunderung über. Herr Dumas hat uns vor Kurzem verkündigt, er habe nichts Geringeres im Sinne, als die ganze Geſchichte Frankreichs von Philipp dem Schönen bis auf unſere Tage unter dem buntſcheckigen Mantel des Romans (sous le manteau diapré du roman) zu ſchildern, eine herkuliſche Arbeit, aber noch entſetzlicher, wenn man die buntſcheckigen Mäntel kennt, welche Herr Dumas verfertigt, Mäntel, ſo dick, groß und weit, daß man Die, welche davon bedeckt ſind, gar nicht wiedererkennt!«

∴ „Le docteur noir“, ein neues Drama des Saint-Martin-Theaters, zieht, trotz der anhaltend großen Hitze, ganz Paris ins Theater. Das Stück iſt von den Herren Dumanoir und Anicet-Bourgeois. So wie Viennet in ſeinem „Michel Bremond“ das Vorurtheil der Welt gegen entlaſſene Sträflinge bekämpft, ſo bekämpfen die Verfaſſer des „ſchwarzen Arztes“ das in den franzöſiſchen Colonien und ſelbſt noch in Europa herrſchende Vorurtheil der weißen Race gegen die ſchwarze. Die Geſellſchaft für Abſchaffung der Sklaverei unter der Präſidentſchaft des Herzogs von Broglie hat den Verfaſſern ein ſehr ſchmeichelhaftes Schreiben zugeſandt, worin ſie ihnen für die in ihrem Stücke ausgeſprochene Tendenz und ihre Sympathien für die ſchwarzen Brüder ihren wärmſten Dank abſtattet. Auch die Anti-Sklaverei-Geſellſchaft in London hat von dem Stücke ſogleich eine Ueberſetzung ins Engliſche veranſtalten laſſen, um es im Drury-lane-Theater zur Aufführung zu bringen.

∴ Das Stationsgeld für die in Paris auf öffentlichen Plätzen aufgeſtellten Fuhrwerke (droit de stationnement des voitures publiques) iſt im Budget für 1847 mit 437,600 Francs veranſchlagt.

Peſth. Eine deutſche Zeitung erzählt, daß man in einer ungariſchen Blinden-Anſtalt den Beſchluß gefaßt habe, keinen Blinden aufzunehmen, welcher nicht ungariſch ſpreche. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies Gerücht nichts als ein boshafter Witz iſt.

∴ Auf unſerm deutſchen Theater hat eine neue Poſſe, „Zwei ewige Juden und doch keiner“, Faſco gemacht. Herr Neſtroy beweiſt einen hohen Grad von Gleichgiltigkeit gegen die Meinung des Publikums und der Kritik, nach dem glänzenden Erfolge des „Unbedeutenden“ mit dieſer Eintagsfliege hervorzutreten. (Man iſt gegen Herrn Neſtroy viel zu ſtreng. Ein Mann, der ſchon ſo viel Gutes geliefert hat, kann auch einmal einen Bock ſchießen!)

Prag. Unſere Cenſur beginnt ungemein liberal zu werden; neulich ſtrich ſie in den „Schleichhändlern" bei der Stelle: »Jeder geht in die Falle, man darf nur einem Dompfaffen nicht Speck u. ſ. w.« hinlegen, das Wort „Dompfaff", und ſupplirte „Starmatz". (Als ob die Pfaffen auf den Speck gingen! Gott iſt groß und Mahomet iſt ſein Prophet!)

∴ Uffo Horns „Ottokar in Prag", mit Cenſur gedruckt, iſt gleich allen andern beſſern Produkten verboten worden. Graf Oerindur, erklärt mir dieſen Zwieſpalt — der Cenſur.

∴ Der „Arteſiſche Brunnen" und der „Sommernachtstraum" kommen nächſtens, von Herrn Rottmeier in Scene geſetzt, mit prachtvoller Ausſtattung zur Aufführung. (Was wohl eine gewiſſe Clique dazu ſagen wird, die unſerer neuen Direktion den Untergang prophezeiht? Ja, das iſt der Triumph des Guten über Haß, Neid und Verleumdung.)

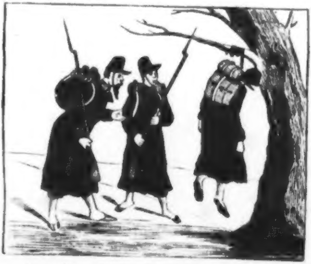
∴ Herr Verſing, ruſſiſcher Hofopernſänger, trat als Tell auf und gefiel außerordentlich. (Gewiſſe Leute ärgern ſich.)

∴ Unſer Theatergebäude wird auch von Außen renovirt, was ein wahres Glück iſt, weil der Schmutz, der von Innen verbannt worden iſt, auch auswendig wegkommt; nun arbeitet man bereits ſeit März daran und bei der Art zu arbeiten, haben wir wirklich alle Hoffnung, daß die Renovirung zugleich mit der Dresdener Eiſenbahn fertig werden wird. Bei vorkommenden Theaterbauten, welche nicht gleich fertig ſein müſſen, iſt der hieſige ſtändiſche Bauinſpicient beſtens zu empfehlen.

Rom. Das Cardinals-Collegium ſetzt den vom Papſte beabſichtigten Reformen fortwährend den lebhafteſten Widerſtand entgegen. »Wenn Ew. Heiligkeit ſo fortfahren,« ſagte Cardinal Lambruſchini, »dann wird das Volk zuletzt eine Conſtitution verlangen.« — »Und warum ſollte ich ſie nicht gewähren,« antwortete Pius IX., »wenn ſie zum Glücke meines Volkes nöthig iſt?« (Dächten doch auch andere Fürſten ſo!)

∴ Zu den Amneſtirten gehört auch der bekannte Renzi. Sein Einzug in Rimini glich einem wahren Triumphzuge. Die eigene Frau des Heimkehrenden trug eine Fahne mit den Worten: „Es lebe Pius IX.!" und 150 Frauen in weißen Gewändern folgten dieſer Fahne.

∴ Der neue Papſt, der nur das Beſte will, hat mit den blöden Pfaffen viel zu kämpfen. Ein Geiſtlicher predigte neulich von der Kanzel: für Papſt Pius IX. dürfe man nicht beten, denn er ſei ein ketzeriſcher Papſt. (Was verdient ſolch ein Pfaffe?)



Baumelnde Wachtpoſten im franzöſiſchen Algier.

Stuttgart. Am 26. v. M. iſt das neuaufgebaute Hoftheater mit der neuen Oper „Lichtenſtein", Text nach Hauffs Dichtung vom Herrn Legationsrath Dr. Luger-Dingelſtedt, Muſik vom Kapellmeiſter Lindpaintner, eröffnet worden. Die Oper hat im Ganzen nur wenig angeſprochen. Das neue Haus faßt jetzt 1900 Zuſchauer, alſo gegen 500 mehr als das alte.

Venedig. Zur größten Freude unſerer hieſigen Gelehrtenwelt hat ſich Ritter Adrian von Balbi, der berühmte Geograph und Statiſtiker, mit ſeinem reichen Bücherſchatze von Mailand nach ſeiner Vaterſtadt Venedig überſiedelt.

Wien. Im Jahre 1843 machten zwei polemiſche Schriften, welche Preußen und Oeſterreich betrafen, viel Aufſehen, um ſo mehr, als ſie anonym erſchienen und das Geheimnißvolle ihnen einen beſondern Nimbus gab. „La Prusse et son domination" wurde dem Luxemburger Biſchof Laurent zugeſchrieben; dafür wurde für die Schrift „Oeſterreich und ſeine Zukunft" bald Graf Thun, bald Graf Deym in Prag, bald ein anderer Cavalier genannt. Jetzt weiß man den Verfaſſer mit Beſtimmtheit und da er ſelbſt kein Geheimniß daraus zu machen ſcheint, ſo dürfen wir ihn wohl auch nennen. Es iſt der Graf Adriani, ein junger Edelmann aus einem ſüdtyroleriſchen Geſchlechte und in Niederöſterreich begütert.

(Grenzboten.)

∴ Herr Eduard Jerrmann hat beim Theater an der Wien die Ober-Regiſſeur-Stelle übernommen, wozu man ihm und dem Pokorny'ſchen Inſtitute Glück wünſchen darf.

∴ In demſelben Theater wird Aubers „Barcarole" und eine neue Poſſe, „der Roman hinter dem Bilde", einſtudirt.

∴ Der Tauſendkünſtler Bosco befindet ſich gegenwärtig in Hermannſtadt und auch dort finden ſeine Produktionen großen Zulauf.

Zürich. Karl Heinzen macht der emigrirenden deutſchen Intelligenz den Vorſchlag zu einem „Emigranten-Almanach". F. Freiligrath, K. und F. Fröbel, A. Ruge u. A. haben Beiträge verſprochen. Außerdem ſucht Heinzen einen Verleger zu einer Geſchichte Preußens und zu einer Geſchichte der Republiken.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Niebuhr erzählt in ſeiner „Geſchichte des Zeitalters der Revolution" Folgendes über Napoleons Geburtstag: »Es iſt oft behauptet worden, daß Napoleon nicht am 15. Auguſt 1769 geboren ſei, ſondern im Februar 1768. Dies iſt jetzt aber als falſch erwieſen. Er ſelbſt hat die Veranlaſſung dazu gegeben: in dem acte civile ſeiner Heirath mit der ſehr viel ältern Joſephine Beauharnais hat er ihrer Eitelkeit nachgegeben und ſich um anderthalb Jahre älter, ſie um neun Jahre jünger gemacht. Man hat ihm das Motiv untergelegt, er habe ſich jünger gemacht, weil er geboren, als Corſica noch nicht franzöſiſch geweſen ſei. Die Kirchenbücher von Ajaccio beweiſen aber ganz klar, daß er am 15. Auguſt 1769 geboren war.«

Treffer und Nieten.

• Es gab eine Zeit, wo die Regierungen die Wahrheiten eines Werkes dadurch zu widerlegen glaubten, daß ſie es den Flammen des Scheiterhaufens übergeben ließen. In Bezug darauf ſagte Camille Desmoulins: »Brûler ce n'est pas répondre.«

• Die Marſchallin Luxembourg, eine der geiſtreichſten Frauen am Hofe Ludwigs XV., ſagte einſt: »In Frankreich giebt es nur drei Tugenden (vertus) und zwar vertuchou, vertubleu und vertugadin.«

• Zwei Damen am Hofe Friedrichs des Großen waren ſehr rangſüchtig. Die Eine wollte mehr Vorrechte genießen als die Andere. Der König, davon unterrichtet, entſchied mit den Worten: »Die größte Närrin geht voraus.«

• Der italieniſche Gelehrte Galiani pflegte zu ſagen, er leſe nichts ſo gern als den Kalender, weil dies das einzige Buch ſei, das lauter Wahrheit enthalte.

• Das ſicherſte Mittel, jeden Hund vorm Tollwerden zu bewahren, ſoll nach einer nordamerikaniſchen Zeitung darin beſtehen, ihm den Schwanz knapp hinter den Ohren abzuſchneiden. (Unglaublich, aber probat!)

Bei **August Weichardt** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Converſations-Lexikon
zum
Handgebrauch
oder
encyklopädiſches Realwörterbuch
aller
Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe.
(Früher Verlag von Gerhard Fleiſcher.)
Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Vollſtändig in Einem Bande.
Preis 5 Thaler.

Bei **C. F. Steinacker** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch von den Wienern.
Hiſtoriſcher Roman von **Eduard Breier.**
3 Bde 8. geh. Thlr. 4. 15 Ngr.

Bei **Friedr. Schultheß** in Zürich iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paläſtina.
Bilder aus dem heiligen Lande;
aufgezeichnet durch
Daniel Wegelin aus St. Gallen,
während ſeines Aufenthalts in Jeruſalem.
Herausgegeben von **H. Leemann.**
Mit 6 Anſichten und 2 Plänen.
8. broch. Fl. 1. 24 Kr. oder 26 Ngr.

☞ **Hierbei der „Extra-Charivari“ Nummer 9.**

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 9.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Das Hôtel de Pologne.

Nekrolog von E. M. Oettinger.

> [illegible]
> *Horat.*

Man hat bisher nur Nekrologe berühmter Menſchen geſchrieben; warum ſollte man nicht ebenſogut Nekrologe berühmter Häuſer ſchreiben dürfen? Iſt denn die Unähnlichkeit zwiſchen Menſchen und Häuſern wirklich ſo groß, als ſie Manchem von uns erſcheinen mag? Iſt nicht mancher Menſch ein gutes, altes, ehrliches Haus und iſt nicht ſchon manches Haus über Nacht ſo urplötzlich gefallen, wie mancher Menſch und Kaufmann am hellichten Tage? — Ich will verſuchen, den Nekrolog eines Hauſes zu ſchreiben, das ſich im Laufe von zwanzig Jahren eine deutſche Berühmtheit, einen europäiſchen Ruf erworben hat

Jeder von den Millionen Fremden, die ſeit zwei Decennien in Leipzig geweſen ſind, hat das Hôtel de Pologne, das Hauptquartier des gemüthlichen Frohſinns, den Mittelpunkt aller Feſtlichkeiten, das Eldorado aller Leipziger Vergnügungen, den Wallfahrtsort aller Meßfremden, die Arena der Tunnel-, Concordia- und Eintrachts-Geſellſchaft, die Heimath aller Bälle, das Paradies aller Tanzluſtigen, das Stelldichein der Schöngeiſter, den Sammelplatz der Künſtler, das große Karavanſerei der reiſenden Kaufmannswelt gekannt, und wohl jeder Einheimiſche und Fremde hat in dieſem Hauſe eine glückliche Stunde verlebt, die er als ein ewigfriſches Immergrün im Herbarium ſeiner angenehmen Erinnerungen aufbewahrt. — Eh bien, dieſes Hôtel de Pologne, dieſe impoſante Häuſermaſſe mit ihren zweihundert Zimmern und Gewölben, mit ihren zwei ſtolzen, prachtgeſchmückten Sälen, deren Parquet ſich rühmen durfte, daß in Leipzig keine Schöne lebt, deren Fuß nicht in frohem Tanze ſylphenleicht und bombenſchwer darüber hingeſchwebt oder hinweggeſauſt, dies ſteinerne Marsfeld der allgemeinen Freude iſt nicht mehr: ein furchtbarer Brand, der uns mit dem Schickſale Hamburgs zu bedrohen ſchien, hat das alte, gute, brave, ehrliche Haus in Trümmer gelegt und den Eigenthümer deſſelben, (einen der ehrenwertheſten Bürger unſerer Stadt, einen Mann der allgemeinen Achtung, einen Ehrenmann, den das Vertrauen des Volkes erſt vor einem Jahre als Landtags-Abgeordneten in den Schoos unſerer ehrwürdigen Ständekammer gerufen, einen edlen Menſchenfreund, der zu allen Zeiten mit fremdem Kummer warmes Mitleid gefühlt und prunklos und in aller Stille manche Thräne fremden Leides geſtillt hat), den alten Biedermann Auguſt Puſch in große, ſchmerzliche Verluſte und in tiefe Trauer verſetzt. Doch nicht er allein, auch die beiden Pächter ſeines großartigen, jetzt in Aſchenhügel verwandelten Hôtels, die Herren Großberger und Kühl, zwei junge, ſtrebſame Leute, die ſich der allgemeinen Achtung erfreuen, haben durch dieſen Brand großen Schaden erlitten. — Das Einzige, was den alten Puſch und ſeine jungen Pächter tröſten kann, iſt die große, herzlichwarme, rührendſchöne Theilnahme, die ihnen von allen Seiten und von allen Kreiſen der Geſellſchaft geworden iſt. Das allgemeine Bedauern wird ihnen neuen Muth einflößen und bald — wir hoffen dies von Puſch's bekannter Energie — wird ſich das niedergebrannte Hôtel de Pologne, das für ganz Leipzig ein Bedürfniß geworden iſt, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche erheben, und vielleicht wird ſchon bis zur nächſten Oſtermeſſe aus dem Schutt des alten eine der großartigſten Bauten unſerer Stadt, (der Flächenraum beider Hôtels mit ſeinen Höfen mißt gegen 12,000 Quadrat-Ellen) ein Gaſthof-Palaſt, ein Hôtel monſtre emporwachſen und die alte Flagge „Hôtel de Pologne“ ſich in neuem Glanze erheben.

Aber noch mehr als das Niederbrennen dieſes Hauſes beklagen wir acht junge Menſchenleben, die in dem ſchönen Berufe geſtorben ſind, fremdem Unglück hilfreich beizuſtehen. Der Rath unſerer Stadt hat dieſe acht Märtyrer frommer, ſchöner Nächſtenliebe feierlich beſtatten laſſen und bald wird ſich über ihrem Leichenhügel ein gemeinſchaftliches Denkmal wölben, mit der Inſchrift:

»Großmüthige Opfer des 29. Auguſt.«

Mögen ſie ruhig ſchlafen im Schooße der Erde, die ſich mit den ſchönſten Farben, mit den Blumen der Erinnerung und mit dem Thränenthau dankbarer Herzen, geſchmückt ſehen wird.

Heinrich Heine.

Der „Trierſchen Zeitung" wird berichtet: Heinrich Heine's Tod wird noch zur Mythe werden; und wie ſich ſieben Städte nach Homer's Tode um die Ehre ſtritten, ihn geboren zu haben, ſo müßten füglich ſieben andere Städte ſich vor Heine's Geburt geſtritten haben, welche ihn dereinſt beerdigen ſollte. Es kommen uns heute Morgen verſchiedene Briefe zu, welche von den entgegengeſetzten Punkten der Erde den Tod des Dichters berichten, der auf dieſe Art ſein eigenes Ende in der Weiſe der Reiſebilder gedichtet zu haben ſcheint: „Berlin, 7. Auguſt. Geſtern ſtarb Heinrich Heine in der Charité aus Mangel an Geld, in den Armen des Krankenwärters Bülau, der ihm die Augen zudrückte. Friede ſeiner Aſche!" — „Cap der guten Hoffnung, Ende Juni. Heinrich Heine, der mit ſeiner Gattin in Geſundheitsabſichten hier angekommen war, ging vor einigen Tagen hier ſanft um die Ecke. Ich mußte die Abfahrt des Schiffes erwarten, um Ihnen dieſen ſeltſamen traurigen Fall zu melden." — „Barcelona, Anfang Auguſts. Heinrich Heine, der früher einmal unter die Naturaliſten gehen wollte und ſich den Bart wachſen zu laſſen gedachte, iſt heute Morgen ein Opfer ſeiner Parteileidenſchaft geworden: in einem Straßenauflauf in Folge einer Demonſtration des Pöbels wegen der Heirath der Königin Iſabella ſchlug ſich der Dichter auf Seiten der Exaltados (er wollte ebenfalls die unſchuldige Königin nicht verheirathet wiſſen) und wurde mit einem Bajonnette an eine eiſerne Caſernenthüre geſpießt. Der Verluſt für die Partei iſt ſchrecklich." — „Von der Tafna, 4. Auguſt. Der in Paris lebende Heinrich Heine hatte geſtern ein Duell mit Marſchall Bugeaud wegen eines Kameeles, das der Dichter als ſein Eigenthum in Anſpruch nahm, wogegen Bugeaud behauptete, in Algier gäbe es nur Einen Eigenthümer, und das ſei Er. Heine ſoll durch die Ungeſchicklichkeit ſeines Secundanten, eines gewiſſen Herrn Brockhaus aus Leipzig, gefallen ſein. Das iſt hart." — „Hamburg, 6. Auguſt. Unglück erträgt der Menſch immer leichter als Glück: davon erleben wir ein überzeugendes Beiſpiel an dem Dichter Dr. Heine von hier. Sein Vetter Carl hat ihm eine Million Mark Banko auf ein Mal ausgeſetzt, um ſeine Teſtamentsbeſchwerde zu beſchwichtigen. Der Courier eilte auf dem geradeſten Wege von hier über Barèges (Hautes-Pyrenées) ins Glockenthal bei Thun, und von da nach Scheveningen, wo der Dichter ſeit zwei Monaten badet, erſchreckte ihn aber der Art mit ſeiner Nachricht, daß Heinrich Heine ſieben Schlagflüſſe auf ein Mal, einen noch tödtlicher als den andern bekam, und ſo ein Opfer der Laune des Glücks wurde. Vielleicht hätte indeſſen ein überepikuräiſcher Genuß in Folge des Erbtheils ihn ohnedies bald ad inferos ſpedirt. Die Wege der Vorſehung ſind dunkel und wunderbar. — —" Auf dieſe Weiſe iſt kein Menſch mehr ſicher, ordentlich im Lande zu bleiben und dort redlich zu ſterben.

Lope de Vega.

Einer der größten und fruchtbarſten aller dramatiſchen Dichter, welche jemals gelebt haben, war Lope de Vega, der ein halbes Jahrhundert lang der geiſtige Beherrſcher des ſpaniſchen Theaters geweſen iſt. Herr von Schack ſagt in ſeiner „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt" (Berlin, Duncker und Humblot 1845, 2 Bände 8.): In der „Egloga a Claudio", die um 1632 geſchrieben iſt, und in den Schlußworten der „Moza de cantaro" nennt er ſich Autor von 1500 Komödien, wonach die 8 Jahre von 1624 bis 1632 als die Periode ſeiner größten Fruchtbarkeit erſcheinen, indem auf jedes derſelben etwa 54 Stücke kommen. Die Zahl 1500 iſt nun aber auch die höchſte, die er angiebt. In einer der Gedächtnißreden auf ihn wird zwar von 1800 geſprochen; Uſategui, im Vorbericht zum 22. Bande der Vega'ſchen Werke, nennt 1700, Montalvan in der

„Fama póstuma" ſogar 1800, und die letztere Angabe iſt faſt überall nachgeſchrieben worden; allein nach allen Gründen der Kritik iſt anzunehmen, daß die Zahl der von Lope verfaßten Komödien die Summe von 1500 nicht um Vieles überſtiegen habe. Zwar beruht die Behauptung Bouterweks, Vega ſei bisweilen in 3 bis 4 Stunden mit einem Schauſpiel fertig geworden, auf einem Irrthum; allein die Verſicherung giebt uns Lope ſelbſt, daß mehr als 100 ſeiner Komödien in 24 Stunden von ihm verfaßt worden ſeien. Um dies ſo erſtaunlich zu finden, wie es wirklich iſt, muß man ſich vergegenwärtigen, daß eine Lope'ſche Komödie von ungefähr 3000 Verſen ſich größtentheils in den künſtlichſten Formen bewegt, indem die leichtern Aſſonanzen nur ſelten und nur für Erzählungen gebraucht werden, alles Uebrige aber in ſchwierigen Reimverſchlingungen, Redondillen, Quintillen und Oktaven vorgetragen wird, wozu noch häufig Sonette eingeflochten ſind. Man wird dadurch zu der Annahme gezwungen, daß in Lope, der beſtändig im Zuſtande eines Improviſators war, jeder Gedanke ſchon mit dem entſprechenden Ausdruck, in Vers und Reim gekleidet, entſtanden ſein muß.

Zapfenstreich.

Berlin. Major Wittingham (ein Engländer) hat „Erinnerungen eines zehnmonatlichen Aufenthalts in Berlin" erſcheinen laſſen. Das Hauptſächlichſte, was er darin hervorhebt, iſt, daß am preußiſchen Hofe göttlich (divinely) gewalzt wird. Die Prinzen und Prinzeſſinnen ſind bewundernswerth in der Mazurka. Dazu bemerkt der Major ausdrücklich, daß er dieſe Bemerkung nach einem Balle geſchrieben, auf welchem Fanny Elsler getanzt.

Konſtantinopel. Der Niſchan-Iftichar-Orden war bis jetzt mit Brillanten geſchmückt. Letztere hat der Sultan aus Sparſamkeit abgeſchafft. Die Orden aber, die nichts koſten, ſind geblieben. (Manchem Türken wäre es lieber geweſen, wenn Abdul Meſchid die Orden abgeſchafft und die Brillanten beibehalten hätte.)

Dresden. F. Lubojatzky's „Mettelfris", bis jetzt nur bei Reiſewitzens gnädig aufgenommen, iſt dankbarer als die vornehme Kritik, die das Stück bisher ignorirt hat.

Leipzig. Unter der Anzahl von Bürgern, die beim Brande des Hotel de Pologne mit Gefahr ihres eigenen Lebens ſich um die Rettung vieler gefährdeten Nebenmenſchen den Dank aller Menſchenfreunde erworben haben, gehört auch der Anführer der Rettungs-Compagnie, der Kaufmann Rudolph Gruner. Wenn Sachſens Civilverdienſtorden ſeinen Namen in der That verdienen ſoll, ſo wird er gewiß auch Denen zu Theil werden, die ſich um die Abwendung größerer Gefahr verdient gemacht haben. Mehr als lächerlich war die ſchwülſtige Beſchreibung dieſes Brandes in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung. Der Berichterſtatter ſpricht von Feuerſäulen, Wolkenraupen und malt das Unglück mit holländiſchem Phlegma novelliſtiſcher Farben, ſo daß es gar nicht wundern ſoll, wenn wir dieſe Beſchreibung nächſtens als Decoration irgend einer Taſchenbuchs-Erzählung wiederfinden.

∴ Wir dürfen einen ſchönen Zug des Mitgefühls, den Herr Dr. C. C. Schmidt am Sonntage nach dem unheilvollen Brande dadurch an den Tag gelegt, daß er ſein Theater aus freiem Antriebe geſchloſſen und auf eine ergiebige Sonntagseinnahme großherzig Verzicht geleiſtet hat, umſoweniger mit Stillſchweigen übergehen, als wir, wie bekannt, zu den Gegnern ſeines Theaters gehören. Aber gerade deshalb halten wir uns umſomehr verpflichtet, den ehrenwerthen Charakter des Dr. Schmidt und alles Gute, was freilich nur von ihm ausgeht, mit doppelter Freude anzuerkennen.

∴ Unſere Stadt hat eine ihrer literariſchen Notabilitäten, den Profeſſor Gottfried Wilhelm Fink verloren. Geboren am 7. März 1784 in Stadt Sulza an der Ilm, ſtarb er am 27. Auguſt 1846 am Nervenfieber. In den Jahren 1811—1816 erwarb er ſich als einer der beſten Prediger einen wahrhaft volksthümlichen Ruf. 1827 übernahm er die Redaction der muſikaliſchen Zeitung, die bis zum Jahre 1841 ſeiner umſichtigen Leitung anvertraut blieb. Als muſikaliſcher Schriftſteller hat er ſich einen europäiſchen Ruf und als Menſch die Liebe und Achtung Aller erworben, die das Glück hatten, ihm nahe zu ſtehen.

∴ Der „Nachtwächter", eine einaktige Operette von F. Krug, hat bei uns Furore gemacht.

∴ Man berechnet, daß es in ganz Europa 5 Milliarden baares Geld giebt, auf welchen ein Credit und eine Circulation von mehr als 60 Milliarden Papiergeld beruht. Hiervon kommen 40 Milliarden auf die Staatsſchulden und die übrigen 20 auf Eiſenbahn-Aktien und Banknoten.

London. Jemand — natürlich wieder ein Engländer — hat berechnet, daß, wenn die Sterblichkeit auf der ganzen Erde ſo groß wäre, wie unter der engliſchen Beſatzung in Jamaica, Bermudas, Hong-Kong, Madras, Bengalen und Ceylon, das geſammte Menſchengeſchlecht in eilf Jahren ausgeſtorben ſein würde! (?)

München. Seine baieriſche Majeſtät hat ſich die Freude gewährt, dem Schriftſteller Hendrick Conſcience, dem bekannten Verfaſſer des „vlämiſchen Stilllebens" u. ſ. w. das Ritterkreuz des Verdienſtordens vom heiligen Michael zu verleihen.

Paris. Bei der Preisvertheilung der Brüder der chriſtlichen Schule in Paſſy hat der 12jährige Neffe Abdel Kader's, Carl Maria Abdel Kader aus Miliana, einen der erſten Preiſe erhalten.

∴ Der „Conſtitutionnel", das Hauptorgan des Herrn Thiers, iſt von ſeinem Eigenthümer, Herrn Veron, an den reichen Rentier Muſſelmann verkauft worden, der es in ein conſervatives Blatt umgeſtalten wird. Veron ließ, bevor er den Kaufcontract unterzeichnete, dem Herrn Thiers ſagen, er überlaſſe ihm das Blatt um denſelben Preis und gebe ihm die Vorhand und zwei Stunden Bedenkzeit. War nun die Bedenkzeit zu klein oder die geforderte Summe (300,000 Francs) zu groß: genug, es kam keine Antwort von Herrn Thiers und Herr Veron unterſchrieb.

∴ Von Alexander Laya, Advokaten am königlichen Gerichtshofe und geweſenen Bureau-Chef im Miniſterium des Innern, ſind erſchienen: „Études historiques sur la vie privée, politique et littéraire de Mr. Adolphe Thiers (histoire de quinze ans, 1830—1845)" zwei ſtarke Bände mit zwei Stahlſtichen, von welchen der eine die Wohnung, der andere das Arbeitszimmer des ci-devant Miniſters zeigt.

∴ Alexander Dumas hat einen Arm der Seine nach ſeinem neuen Theater (Montpenſier) leiten laſſen, um die Inſel Monte-Chriſto in Natur darſtellen zu können. Auch hat er ſich an Herrn Profeſſor Hengſtenberg nach Berlin gewendet, um einige Tage verfinſtern zu laſſen, weil der Monte-Chriſto mindeſtens 3 Mal 24 Stunden ſpielen wird.

∴ Im Theater der „Folies dramatiques" hat ein neues dreiaktiges Vaudeville „Le loup garou" von den Herren Varin und Jaime, eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

∴ Die vierzehn Pariſer muſikaliſchen Journale kündigen den Titel der neuen Roſſini'ſchen Oper an, er iſt R . . . R. Dieſe Manie, auf ſo geheimnißvolle Art einen ganz unverſtändlichen Titel zu bezeichnen, wie es der von Robert Bruce iſt, vermehrt nur das Wortſpielfieber. Man machte im Foyer der Oper den ſchlechten Witz, dieſe Buchſtaben R . . . R hießen Ravissante Claque.

∴ Von den neuen Stücken, die im Palais-Royal-Theater aufgeführt worden ſind, hat „la Garde malade" von Paul de Kock das meiſte Glück gemacht. Der Inhalt iſt unſinnig, die Form brutal, aber die Wirkung unwiderſtehlich komiſch, und das homeriſche Gelächter, das vom Anfange bis zum Ende der Farce erſchallt, entwaffnet ſelbſt die griesgrämigſte Kritik.

∴ Außer der „Garde malade" haben auch die beiden Vaudevilles „la nouvelle Arsène" und „Un domestique pour tout faire" eine beifällige Aufnahme gefunden.

Wien. Herr Liſzt hat eine neue Claviercompoſition „Capriccio alla Turca" nach Motiven aus „den Ruinen von Athen" von Beethoven vollendet. Selbſtſchaffen kann Herr Liſzt wenig oder gar nichts; darum transſcribirt er die Ideen anderer Meiſter, d. h. er ſetzt fremdes Gold in kleine gangbare Scheidemünze um.

∴ Herr Friedrich Hebbel hat ein neues Drama „Julia" beendigt.

Treffer und Nieten.

• Ein nordamerikaniſches Blatt erzählt, in New-York ſei die Hitze vor einigen Wochen ſo groß geweſen, daß — hört, hört! — in allen Teichen die Fiſche gebraten umhergeſchwommen, gebratene Tauben aus der Luft gefallen und alle Hennen hartgeſottene Eier gelegt. Wer möchte da nicht Yankee ſein!

• Ein Franzoſe bemerkte neulich bei der Betrachtung einer Locomotive, an Fulton denkend: „Ehemals iſt der Ruhm Rauch geweſen, jetzt iſt der Rauch Ruhm geworden."

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 208. Leipzig, 24. September 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Georgina Indigo.

Traumbild von E. M. Oettinger.

Im reichen Kranze jener vielen Blumen, welche die neue Welt der alten geſchenkt hat, iſt die Georgine unbeſtritten eine der ſchönſten. Nach Linné's künſtlichem Syſteme gehört ſie der neunzehnten Klaſſe der zweiten Ordnung (Syngenesia superflua), nach Juſſieu's natürlichem Syſteme aber der Familie der Synanthereen oder korbblüthigen Pflanzen an. Die Heimath dieſer Blume iſt Mexiko. Der Erſte, der ſie vor länger als ſechzig Jahren von dort nach Spanien gebracht hatte, war Anton Joſeph Cavanilles, der ihr, zur Erinnerung an den ſchwediſchen Botaniker Andreas Dahl, den Namen „Dahlia" gab. Dieſer Name aber veranlaßte manche Verwechſelung, weil ſchon eine Pflanze, nach dem Deutſchen Johann Thal, „Thalia" und eine andere, nach dem Engländer Samuel Dale, „Dalea" hieß. Das veranlaßte Herrn Willdenow, die „Dahlia", zu Ehren König Georgs III. von England, der einer der größten Blumenfreunde war, in „Georgina" umzutaufen. — Seit 1804, wo Alexander von Humboldt die erſte Blume dieſes Namens nach Deutſchland gebracht, hat ſie ſich in mehr als fünfzehnhundert Spielarten über alle Gärten Europa's verbreitet und ſich in Deutſchland und Frankreich, vor Allem aber in England, zum Range einer der erſten Modeblumen der ſemmelblonden Ladies erhoben. Alles, was ältere Schriftſteller von der jetzt ganz aus der Mode gekommenen Tulpomanie der holländiſchen Mynheers erzählen, iſt Kinderſpiel gegen den Georginen-Luxus der guten Engliſhmen. Vor zehn Jahren wurde von einem erſten Blumenfreunde Londons für einen künſtlich geordneten Georginenflor ſiebenzigtauſend Francs bezahlt und erſt vor drei Jahren wurde für eine ſchwarze Georgine (Georgina Othello) eines der ſchönſten Bilder von Murillo eingetauſcht.

Zum Glück und Ruhme des reichen und mächtigen England fehlt jetzt — wie uns ein franzöſiſches Blatt erzählt — weiter nichts als eine blaue Georgine. Seit fünf Jahren erſchöpfen ſich ſämmtliche Gartengeſellſchaften der drei vereinigten Königreiche in Verſuchen, durch tauſend ſinnige und unſinnige Experimente eine Blume dieſer Farbe, eine „Georgina Indigo", zu erzeugen.

Der geiſtreichſte dieſer Verſuche war zweifelsohne der: dem Schöpfer einer blauen Georgine eine Nationalbelohnung von tauſend Pfund Sterling zu verſprechen. Tauſend Pfund ſind in dieſer geldſchwülen Zeit kein Pappenſtiel; tauſend Pfund ſind faſt ſiebentauſend Thaler; ſiebentauſend Thaler ſind über fünfundzwanzigtauſend Francs, und dies ehrenwerthe Sümmchen hat die botaniſche Gartengeſellſchaft zu Dublin als Preis für den Blauen-Georginen-Finder ausgeſetzt.

Seit dieſer Zeit zerbricht ſich jeder arme Teufel, welcher im Handumdrehen reich zu werden wünſcht, ſein reſpektables Gehirn, ein Mittel zu finden, das die Georgine und den Dubliner Blumen-Clubb blau anlaufen läßt.

Kein Menſch denkt jetzt mehr an den Stein der Weiſen, an die Quadratur des Zirkels, an die Erfindung einer ewigen Bewegung; alle armen Teufel denken jetzt an weiter nichts, als an die Erzeugung einer königsblauen Georgine und an den Preis von tauſend Pfund Sterling.

Dies hatte ich geſtern Nacht, kurz vor'm Einſchlafen, im Pariſer „Charivari“ geleſen und war gleich darauf in die Arme eines liebenswürdigen Traumes geſunken, den ich erzählen will.

Mitten im ſüßeſten Schlafe fühlte ich mich an meiner Naſe gezupft.

— Wer da? fragte ich im Traume.

— Göttin Flora, erwiderte eine reizende Fee, die, in tauſend Düfte eingehüllt, vor meinem Lager ſtand.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches? fragte ich die Göttin der Blumen.

— Ich erſcheine, um Sie glücklich zu machen.

— Wodurch? fragte ich beſtürzt, weil ich, trotz aller Mühe, die ich mir gab, das Gähnen nicht unterdrücken konnte.

— Durch ein Mittel, das Sie in einem Nu zu einem reichen Manne machen ſoll.

— Nehmen Sie Platz, Madame, ſagte ich und klopfte mit der Hand auf mein Bett, eine Pantomime, die ſie nicht zu verſtehen ſchien. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo wollen Sie mir ...

— Den Preis von tauſend Pfund Sterling verſchaffen, den die gute Stadt Dublin auf die Erzeugung einer blauen Georgine ausgeſetzt hat.

— Ganz recht; wo aber finde ich dieſen weißen Raben?

— Am Fenſter Ihres Schlafzimmers, das in Ihr kleines Gärtchen führt.

— Iſt dies wahr, Madame? fragte ich mich emporrichtend.

— **Parole de Flore!** erwiderte die blumengeſalbte Gottheit und verduftete.

Ich aber ſprang pfeilſchnell aus dem Bett ans Fenſter und erblickte dort einen Topf, in welchem ich beim trügeriſchen Scheine von Luna's galanter Leuchte eine blaue Georgine zu erkennen glaubte. Mit pochendem Herzen riß ich das Fenſter auf und ſteckte den Kopf heraus, um mich von der Wahrheit deſſen, was ich durch die Scheiben geſehen hatte, genauer zu überzeugen; doch in demſelben Augenblick, als ich die Hand ausſtrecken wollte, um den Blumentopf, den Göttin Flora an mein Fenſter hingezaubert hatte, in Sicherheit zu bringen, ſenkte ſich aus dem zweiten Stockwerke, wo ſich in derſelben Minute ein Fenſter geöffnet hatte, auf mein Haupt ein höchſt unangenehmer Nachtthau herab, der meinen freudigen Traum in ein trauriges Erwachen verwandelte. Göttin Flora und die blaue Georgine waren verſchwunden. An der Stelle der Letztern ſtand eine blaue Winde.

* * *

Für jene Leſer aber, welche Georginenfreunde ſind und nebenher den Dubliner Preis gewinnen wollen, theile ich hier eine Ueberſicht der beſten Werke über die Cultur der Georginen mit:

1. **Essai sur la culture, la nomenclature et la classification du Dahlia, Paris 1828. 8.**

2. **Comte Lelieur de Ville-sur-Arce, Mémoire sur le Dahlia et sur sa culture, Paris 1829.**

3. W. Gerhard, Zur Geſchichte, Claſſifikation und Cultur der Georginen oder Dahlien. Leipzig 1836. 8.

4. **J. Paxton, La culture du Dahlia, Paris 1839. 16.** (Aus dem Engliſchen überſetzt.)

5. **A. Legrand, Le Dahlia: son histoire et sa culture, Par. 1842. 12.**

6. A. Wagerſtedt, Geſchichte und Cultur der Georginen, Sondershauſen 1843. 8.

Aus der Flora des Lebens.

Adonisröschen (**Planta Stutzerii**). Ein ziemlich allgemein verbreitetes Blümchen, das neue Fräcke, gelbe Handſchuhe, Atlasweſten und zierliche Stöckchen liebt. Es lebt von Cigarren und Liebesgeflüſter, verſteht ſich auf die Augenſprache und weiß ſich ſtets von der angenehmſten Seite zu zeigen. Das Adonisröschen galt bei den Alten als ein Symbol der ſchnell verblühenden jugendlichen Liebe, daher ſie ihm ihre Töchter erſt dann zur Ehe gaben, wenn es allen Uebermuth abgeſchworen und ſich auf einen ſoliden Broterwerb gelegt hatte.

Bitterſüß (**Solanum dulcamara**). Gehört unter die Nachtſchattenarten und hat einen unangenehmen Mäuſegeruch. Es iſt am häufigſten auf Geſichtern zu finden, welchen eine Hoffnung vereitelt worden; z. B. auf dem Geſicht eines armen Teufels, der auf ſein Heirathsgeſuch, ſtatt der Hand der reichen Braut, einen Korb erhält; auf dem eines Aſpiranten, der in den Hafen der Ernennungen einzulaufen gedachte, und dem ein Anderer vorgezogen wurde, und endlich auf jenem eines Offiziers, der das Avancements-Patent erwartet, ſtatt deſſen aber den Abſchied erhält.

Brennende Liebe (**Lychnis chalcedonica**). Dieſe ſehr bekannte Rabattpflanze, die oft zur Einfaſſung anderer Abſichten dient, iſt überall verbreitet und wird auch in vielen Spielarten cultivirt. Ihr Anblick iſt ſchön, aber ihre Gluth gleicht, mit ſeltenen Ausnahmen, dem Strohfeuer: ſie erliſcht bald und läßt dann nur Rauch und Geſtank zurück.

Capuzinerblume (**Frater faitnéantibus**). Der heilige Franciscus Seraphicus brachte dieſe Blume nach Deutſchland und bald verbreitete ſie ſich über alle Länder; ſie iſt dunkelbraun und ſchmutzig, hat einen langen, ungekämmten Bart, eine Glatze und trägt ihre Saamenkörner an einem Faden aufgereiht am Gürtel. Sie dient weder zur Zierde, noch zum Nutzen, ſcheut das Licht und kommt am beſten in Schatten und Dunkelheit fort. Der Saame ihres Wortes iſt häufig ein Laxirmittel für die geſunde Vernunft. Sie lebt von Betteln, Dummheit und Aberglauben.

Diſtel (**Patarum asinum**). Die Diſtel iſt bei Eſeln ſehr beliebt und fängt an immer rarer zu werden, weil die Eſel erſtaunlich im Zunehmen begriffen ſind. Es giebt auch Kratzdiſteln, welche den Ehemännern unter der Benennung „Kratzbürſten“ ſehr bekannt ſind; doch kommt dieſe Eigenſchaft meiſtens erſt nach der Trauung zum Vorſchein, da ſie vor derſelben eine weiche Nachgiebigkeit zur Schau tragen.

Fünffingerkraut (**Homo langfingerinus**). Iſt eine niedrige, kriechende, ſchlaue Pflanze, vor der nichts ſicher iſt, was in ihren Bereich kommt. Der Polizeikäfer iſt ihr ſehr gefährlich. Sie wird zuweilen in Zuchthauserde eingeſetzt und mit der in Heſſen-Kaſſel erfundenen Prügelmaſchine gepflegt. Sie pflegt dann zu trauern und ſich nach Ausſetzung ins freie Land zu ſehnen. Im Alterthume war dieſes Kraut dem Merkur heilig, welcher bekanntlich der Gott der Diebe und der Kaufleute iſt.

Gallapfel (**Arboreum libertas**). Dieſer edle, mit dem reinen Blute der Republikaner genährte Baum iſt ſeit 1804, bei Gelegenheit der Napoleonskrönung, gänzlich eingegangen. Seit 1830 hat man mehrmals verſucht, eine Abart deſſelben in verſchiedenen Ländern Europas anzupflanzen, er fing aber zu kränkeln an und hat keine geſunden Früchte getragen.

Gänſeblümchen (**Bellis perennis**). Dies Blümchen entfaltet ſeine Blüthe, ſobald es aus dem Boden der Schulen und Penſionate hervorgekeimt iſt. Es iſt allenthalben ſo bekannt, daß es keiner nähern Beſchreibung bedarf. Seine erſte Blüthenzeit dauert vom dreizehnten bis zum ſechzehnten Jahre, wo es anfängt, dieſen Namen abzulegen, und dann oft zum Tauſendſchönchen wird. Es führt den Namen Gänſeblümchen, weil es in der oben angegebenen Periode oft ſo einfältig iſt, daß es die Gänſe beißen, obgleich ihm Zierlichkeit und Anmuth nicht abzuſprechen iſt. — Wenn es liebt und zwar mit Maß, ſo erhält es den Namen Maßliebe.

Geduldwurzel (**Radix patientiae**). Wird nach zurückgelegtem fünfundzwanzigſten Jahre häufig von denjenigen Frauenzimmern gekannt, die früher viel Körbe ausgetheilt haben und nun vergebens auf den Meſſias harren, der ſie von der Schmach des Altjungfernnamens erlöſen ſoll. Sie wächſt auch häufig bei Leuten, die ſich Jahre lang vergebens um ein kleines Aemtchen bemüht haben, ohne es erlangen zu können, und bei Lotterieſpielern, bis ſich dieſe endlich ſo weit heruntergeſpielt haben, daß ſie kein Loos mehr kaufen können. Die Geduldwurzel iſt beſonders Denjenigen zu empfehlen, die auf beſſere Zeiten harren.

Gretchen im Grünen (**Margarita bella**). Iſt eine Blume, die im Frühling von Schmetterlingen umſchwärmt iſt, und welcher zuweilen ein ſchönes Loos wird, wenn ſie zu den klugen Jungfern gehört. Neigt ſie ſich aber zu den thörigten, ſo wird ſie leicht zur Herbſtzeitloſe, wenn ſie anders nicht von Tauſendguldenkraut umpflanzt iſt, welches für Liebhaber von beſonders anziehender, Herz und Magen ſtärkender Kraft ſein ſoll.

Herbſtzeitloſe (**Pucella antiquitaeta**). Dieſe Blume, die auch „alte Jungfer“ genannt wird, iſt in allen fünf Welttheilen anzutreffen und gehört zur dritten Klaſſe der Frauenzimmer. In der Jugend hat ſie aufgeblaſene Kapſeln, nach dem vierzigſten Jahre bekommt ſie aber eine knollige Wurzel, die keine junge Brut mehr anſetzt, und treibt hohle Stengel ohne Blätter, an deren Gipfel ſich geruchloſe Blumen entfalten. Sie werden auch Spinnblumen genannt, weil ſie gern Hader und Zwietracht ſpinnen; ſie bekommen, je älter ſie werden und je mehr ſie ihre Hoffnungen verlieren, einen ſcharfen, ekelhaften Geſchmack und werden giftig. Sie ſind ein Mittel gegen die Waſſerſucht, indem ſie ihre männliche Umgebung oft zur Verzweiflung und dadurch zum

Weintrinken bringen. Mit dem Eſſig und Honig der Scheinheiligkeit vermiſcht, werden ſie ſüßlich, verlieren aber darum nichts von ihrer Widerwärtigkeit.

Klatſchroſe (**Rosa cancaniorum**). Dieſe Blume kleidet ſich gern in ſchreiende Farben, entfaltet ſich üppig in Kaffee- und Theeviſiten, ſaugt ihre Nahrung aus dem friſchen Thau der Verleumdung und aus dem Regen der Läſterſucht. Aus ihrem Saamen ſprießen häuslicher Unfriede, aufgelöſte Freundſchaften, Ehrenmord, rückgängige Heirathen, gebrochene Herzen, Eheſcheidungen und tödtlicher Haß. Sie wird gemieden, und nur aus Furcht geduldet. Man findet ſie, unter der Benennung Schweſter, Baſe, Tante, Gevatterin oder Freundin, faſt in allen Haushaltungen.

Liebesäpfelchen (**Poma amorosa**). Das ſchöne Ausſehen, die allerliebſte Farbe dieſer Frucht iſt ſehr anlockend, aber das Brechen derſelben bringt den Dieb leicht in Ungelegenheiten, ſo daß ſich das ſüße Liebesäpfelchen in einen bittern Gallapfel für ihn verwandelt. Unter dem Segen des Prieſters gepflückt, ſind ſie heilſam; aber als geſtohlene Früchte genoſſen, treten betäubende Zufälle ein. Zuweilen ſind auch Fallen um den Stamm geſtellt, in die der Lüſterne hinein tappt, bevor er ſich deſſen verſieht. Dann muß er wohl oder übel in einen ſauren Apfel beißen, indem er ſich das Zwangsgeſchmeide der Ehe anlegen läßt.

Mannstreue (**Fidelitas masculina**). Dieſe Pflanze iſt gänzlich im Eingehen, ſie wird bald ganz und gar von der Oberfläche der Erde verſchwunden ſein, wie das ausgeſtorbene Geſchlecht der Möpſe, daher nicht viel von ihr zu ſagen iſt.

Pantoffelholz (**Sceptrum feminae**). Dieſer Baum wird in ſeiner ganzen Nützlichkeit nur von den Ehefrauen anerkannt, die den beſten Gebrauch von ſeiner Rinde zu machen verſtehen, indem ſie denſelben als Hausregimentsſcepter gebrauchen. Die Männer ſcheuen und reſpektiren ihn ſehr; manche vermeiden ſogar das Heirathen aus keinem andern Grunde, als weil ſie ſich dieſer Zuchtruthe nicht unterwerfen wollen.

Roſinenſtengel (**Gummi Specereikraemerii**). Auch Kramdiener, Ladenjüngling, Schwung genannt, iſt von verſchiedener Qualität in großen und kleinen Städten zu finden. Die großen Roſinenſtengel nehmen ſich des Sonntags viel heraus, verbergen die erfrorenen Auswüchſe in Glacékapſeln, geben den Ton auf den Kirchweihen und Tanzböden an, beäugeln die weibliche Blüthe durch ein Lorgnet von Fenſterglas, leiden Montags an Katzenjammer, verſchwenden viele ſüße Worte und Händedrücke an die Köchinnen aus ihrer Kundſchaft, nähren ſich die Woche über von ſchmaler Koſt und den Schimpfreden ihrer Principale und ſind an Schmutz- und Oelflecken kenntlich. — Die kleinen Roſinenſtengel, auch Lehrjungen genannt, ſind die Sündenböcke der großen: auf ſie wird jedes Verſehen geſchoben. Sie werden häufig gezwungen, wider Willen Kopfnüſſe, Ohrfeigen und Backfiſche zu genießen, weshalb ſie ſich oft ſelbſt mit Thränen begießen.

Süßling oder Zuckerwurzel (**Radix dulcamara**). Dieſe Pflanze, die in jedem Klima fortkommt, iſt bei Stutzern und Modeherren ſehr beliebt. Dumme Gänſe ziehen ſie jeder andern Nahrung vor und ſchreiben ihr nährende Kräfte zu. Bei verſtändigen Frauenzimmern erregt ſie leicht Ekel und Erbrechen.

(Oſterländiſche Blätter.)

Noch einmal Dumas.

Alexander Dumas ſoll junge Schriftſteller beſolden, die irgend eine Epoche aus der Geſchichte Frankreichs für ihn romantiſch ausarbeiten. Haben dieſe ihm ſolch ein Werk ausgearbeitet, ſo fährt er mit ſeiner unerſchöpflichen Phantaſie darüber hin, und aus zwei Bänden, die ſie ihm geliefert, werden unter ſeiner fruchtbaren Feder zehn bis fünfzehn. Letztere Zahl iſt etwas Gewöhnliches bei den Dumas'ſchen Romanen, und weil auch Kupfer dazu kommen, ſo laſſen ſich die Verleger hundert Francs und wohl noch mehr für ein Werk bezahlen. Eben ſo unerhört iſt das Honorar, das er bezieht; der Mann rechnet nur nach hunderttauſend Francs. Er hat bereits Eugen Sue überflügelt, denn dieſer vermag mit dem unerſchöpflichen Dumas nicht mehr Schritt zu halten. Letzterer verſieht nicht ein, ſondern ein halbes Dutzend Journale. Mit einem neuen Romane von Dumas iſt ein Journal ſicher, einige Tauſend neue Abonnenten zu angeln. In dieſer ruhigen und friedlichen Zeit will alle Welt amüſirt ſein. Dumas bringt oft die unwahrſcheinlichſten und ungereimteſten Dinge zu Markt, und dennoch wird Alles, was er ſchreibt, mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Das franzöſiſche Publikum ſpielt jetzt ſo ziemlich die Rolle des Sultans in „Tauſend und Einer Nacht". Es verlangt von ſeinem Journale Märchen auf Märchen und droht, den Erzähler umzubringen, d. h. das Journal aufzugeben, wenn es ihm nichts mehr zu erzählen weiß.

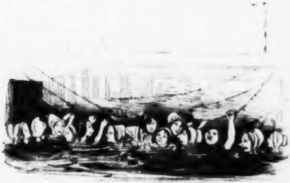
Sonderbare Grillen.

Manche Schriftſteller haben ſonderbare Grillen. So konnte Buffon z. B. nicht anders als mit Manchetten ſchreiben. Voltaire mußte beim Dichten ſchwarzen Kaffee trinken. Méry muß, ſelbſt mitten im heißeſten Sommer, beim Arbeiten ſeinen Ueberrock oder Paletot anziehen. Eugen Sue kann nur in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer arbeiten und Alexander Dumas nur bei verſchloſſenen Thüren ſeine Romane ſchreiben. Als Herr Delrieu, der Dichter des „Artaxerxes", einſt im Salon des damaligen franzöſiſchen Miniſters, Herrn von Martignac, ſeinen „König Pharamond" vorlas, löſte er, weil es ſehr warm war, mit Erlaubniß ſeiner Zuhörer, im erſten Akte ein klein wenig die Halsbinde. Im zweiten Akte nahm er ſie ganz ab; im dritten zog er den Rock, im vierten die Weſte aus und als er im fünften ſchon am Hoſenträger rüttelte, rief Herr von Martignac: »Es iſt ein Glück, meine Damen, daß das Stück nicht mehr als fünf Akte hat.«

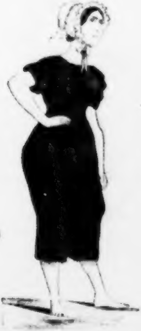
Eine Berechnung.

Arrangirten ſich 200.000.000 Menſchen zu 50.000.000 Whiſtpartien und brauchten dieſelben für jede Partie eine Viertelſtunde Zeit, ſo müßten ſie, um alle in den 52 Whiſtkarten möglichen Spiele durchzumachen, nicht weniger als 488.542.455,387.306.213 Jahre, Tag und Nacht, fortſpielen.

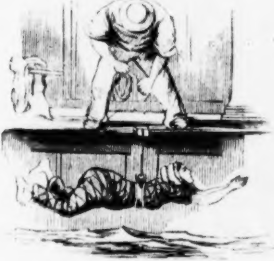
Ehret die Frauen!!!



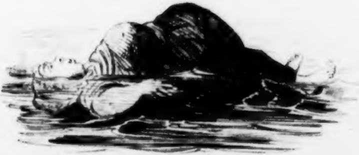
Reizender Anblick einer Schwimmſchule, beſtimmt für die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts.



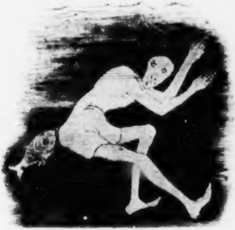
Der Gang ins Waſſer.



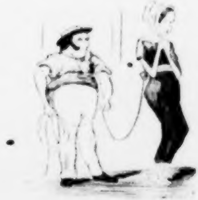
Erſte Lektion



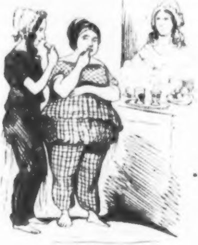
Die Frau Baronin ſchwimmen auf dem Rücken.



Ein Rencontre im Schooße des Waſſers.



Eine jugendliche Liebhaberin an der Leine.



Stärkung nach dem Bade.

Zapfenstreich.

Berlin. Aus Paris iſt die Nachricht eingelaufen, daß Spontini gefährlich erkrankt ſei und daß die Aerzte wenig Hoffnung zu deſſen Wiederherſtellung haben.

∴ Im Königſtädter Theater iſt ein neues Luſtſpiel, „Pigault Lebrün“, von L. Deinhardſtein, zur Aufführung gelangt und vom Publikum ſehr beigefällig aufgenommen worden.

∴ Die italieniſche Oper macht in dieſer Saiſon noch ſchlechtere Geſchäfte, als in der vorjährigen. Die Truppe des Impreſario Gritti iſt, im Ganzen betrachtet, nur mittelmäßig. Einen neuen Aufſchwung erwartet man durch das Gaſtſpiel der Madame Viardot-Garcia.

∴ Ein Herr Heinrich Maifeld hat ein einaktiges Luſtſpiel, „Ludwig Devrient“, geſchrieben.

∴ Im Verlage von M. Adolf und Compagnie iſt der längſt erwartete Roman von Willibald Alexis, „die Hoſen des Herrn von Bredow“, erſchienen.

∴ Ein Herr Heckſcher aus Hamburg hat ein Privilegium zur Errichtung von Omnibus in unſerer Stadt erhalten. Da Berlin ſich von Tag zu Tag mehr ausdehnt, ſo wird das Bedürfniß nach ſolchen Fuhrwerken immer fühlbarer.

Birmingham. Das große Muſikfeſt iſt mit einem Balle geſchloſſen worden. Die Einnahme für Eintrittskarten hat 11,500 Pfd. St. (über 80,000 Thaler) betragen, welche Summe, nach Abzug der Koſten, dem allgemeinen Krankenhauſe überwieſen worden iſt.

Boſton. Ein deutſcher Prediger, Knapp, fulminirt von der Kanzel gegen Theater und Kegelbahnen. Letztere erklärt er für aller Laſter Anfang und des Teufels Spielbank.

Breslau. Der Antrag des Senats der hieſigen Univerſität auf Abſchaffung des Zwangs der lateiniſchen Sprache bei Univerſitätsfeierlichkeiten iſt den übrigen Hochſchulen Preußens zum Gutachten mitgetheilt worden. Bonn hat ſich im Sinne Breslau's ausgeſprochen. Halle dagegen, wo noch viel Zopf herrſcht, hat gegen dieſe Neuerung proteſtirt.

Brüſſel. Der Erbprinz von Monaco, Carl Honoré Grimaldi, Herzog von Valentinois und Grand von Spanien, der letzte Sproſſe des berühmten Hauſes Matignon und

Grimaldi, vermählt ſich mit der belgiſchen Gräfin Agnes von Merode. Monaco iſt bekanntlich das kleinſte aller ſouverainen Fürſtenthümer.

Cöln. Unter den Anführern der Cölniſchen Bürgerwache, die den preußiſchen Soldaten das Leben gerettet hat, befand ſich auch Herr Brüggemann, der Redakteur der „Cölniſchen Zeitung“.

Conſtantinopel. Der Sultan, der bekanntlich ein großer Freund der humoriſtiſchen Romane des Herrn Paul de Kock iſt, hat dieſem beliebten Schriftſteller den Niſchan-Iftichar-Orden zuſtellen laſſen. (Ein Paar Roßſchweife, meinte Herr Paul de Kock, wären ihm lieber geweſen.)

Dresden. In Nummer 208 des „Charivari“ befindet ſich eine Dresdener Feuilleton-Notiz, worin der bekannte Muſik-Ariſtarch Dr. J. Schladebach als Verfaſſer des vielbeſprochenen Buches „Dresden und die Dresdener“ bezeichnet wird. Dies beruht auf einem falſchen Gerüchte, das einer der Gegner des Herrn Schladebach ausgeſprengt hat, um deſſen Feinde zu vermehren. Wir wiſſen aus ziemlich guter Quelle, daß Herr Schladebach keineswegs Verfaſſer dieſes Werkes iſt. — Seit Kurzem hat er ſich, in Folge dieſes Gerüchtes, von der „Abendzeitung“ zurückgezogen, die in ihm einen ihrer beſten Mitarbeiter einbüßt.

Frankfurt. Bei Sauerländer iſt nun gar die Biographie des „Knaben Göthe“ (1757—1759), von einem Doctor Weismann, erſchienen. Möchten uns doch Göthe's Amme, Göthe's Kindermädchen und Göthe's A-B-C-Lehrer ebenfalls mit Lebensbeſchreibungen des Unſterblichen beglücken und die uns dunkel gebliebenen Jahre 1749—1751, 1751—1754 und 1754—1757 beleuchten! (Figaro.)

Göttingen. Außer Schulzens Cäcilie und Bürgers Molly birgt unſere Stadt noch das Grab einer dritten Dichterliebe — Marianne Haller, jener Marianne, deren Tod dem Alpendichter ſeinen Aufenthalt in Göttingen verleidete, wo er in den Jahren 1735—1745 den Lehrſtuhl der Medizin und Botanik inne hatte. Marianne Haller liegt in der Jakobikirche, doch iſt ihr Grabſtein nicht mehr ſichtbar, da er von einem neuen hölzernen Fußboden überdeckt iſt.

Greifswalde. Die hieſige Univerſität hat dem Advokaten Braun in Plauen, dem Präſidenten der ſächſiſchen Deputirtenkammer, das Ehrendiplom eines Doctors beider Rechte ertheilt.

Hamburg. Unſere Stadt verſchönert ſich nicht allein im Innern, ſondern auch im Aeußern, d. h. in ſeinen Vorſtädten. Da wo, vor dem Brande, vor dem Altenaer Thor (Millern-Thor) auf dem ſogenannten Hamburger Berge, in der St. Pauli-Vorſtadt, nur hölzerne Hütten ſtanden, in denen allerhand Sehenswürdigkeiten dargeboten wurden, hat ſich jetzt eine Reihe maſſiver Häuſer gebildet, die, nach Hamburg hin, mit einem großen Circus anfängt. Sodann kommen zwei kleinere Volkstheater, das Elyſium und das Hammonia-Theater, jedes nur von einem Parterre und einer Gallerie und zuletzt ein ſtattliches, auf Aktien erbautes Theater, das zwei Range Logen hat, ſehr artig decorirt iſt und auf dem eine ganz gute Truppe ſpielt. Die Bewohner dieſer Vorſtadt, denen die Beſuche der Theater in der Stadt durch die Thorſperre (die, beiläufig geſagt, in Hamburg alljährlich über 120,000 Thaler preuß. Cour. einbringt) ſehr koſtſpielig wurden, kamen auf den Gedanken, für ihren Stadttheil ein eigenes Theater zu erbauen, ein Plan, der durch gemeinſame Unterzeichnung bald zur Ausführung kam und ſehr gut einzuſchlagen ſcheint.

Heidelberg. Der Jeſuiten-General Rothaan befindet ſich gegenwärtig in Heidelberg und wohnt beim Profeſſor Schloſſer auf dem Stift. Herr Schloſſer, früher Proteſtant, jetzt Katholik, zeigt für ſeinen neuen Glauben einen Eifer, wie man ihn ſonſt ſelten findet. Rothaan nennt ſich blos „Vorſteher verſchiedener religiöſer Vereine“. Er ſpricht ſehr geläufig deutſch und hat einen intereſſanten Kopf. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft auf dem Schloſſer'ſchen Gute, das nach ſeinem Ableben dem Jeſuitenorden anheim fallen ſoll, fand ſich daſelbſt auch der Erzbiſchof von Freiburg ein.

Jemappes. Auch die Franzoſen fangen jetzt an, Sangvereine und Sängerfeſte nach deutſchem Vorbilde einzuführen. Die Gemeinde Jemappes, bekannt durch die im Jahre 1792 in ihrer Nähe gelieferte Schlacht, iſt allen übrigen Städten Frankreichs mit gutem Beiſpiele vorangeſchritten.

Karlsbad. Einer der beſſern Dichter des öſterreichiſchen Parnaſſes, Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör, Patriarch und Erzbiſchof von Erlau, iſt, am 25. vor. Mts., 74 Jahre alt, aus dieſer Welt geſchieden. Am 19. ſchrieb er noch eigenhändig, daß er ſeine baldige Wiederherſtellung hoffe, und ſchon am folgenden Tage mußte er mit den Sterbeſakramenten verſehen werden.

Karlsruhe. Es iſt traurig zu ſehen, wie die Lewald'ſche „Europa" von Nummer zu Nummer mehr und mehr abſtirbt. Das Papier wird immer ſchlechter und der Text wahrhaftig nicht beſſer. Man ſieht, daß Herr Lewald alle Luſt an dem Ding verloren hat und es langſam einſchlafen läßt.

Kiel. Theodor Olshauſen, der Redakteur des durch ſeine kräftige Oppoſition bekannten „Kieler Correſpondenten", iſt von der Polizei verhaftet und nach der Rendsburger Feſtung abgeführt worden. Die Aufregung der Bewohner unſerer Stadt iſt dadurch noch höher geſtiegen.

∴ Der Profeſſor Paulſen hat gleich nach Theodor Olshauſens Arretirung ſein hieſiges Domicil verlaſſen.

∴ Der bekannte Probſt Paul Harms ſoll ſeiner Abſetzung entgegen ſehen, weil er in einer Predigt, die jetzt auch gedruckt iſt, des „offenen Briefs" erwähnt und, mit Bezug auf den Artikel 16 der Augsburgiſchen Confeſſion, den Satz aufgeſtellt hat, „daß unter Umſtänden der Gehorſam gegen die Obrigkeit auch Sünde ſein kann".

∴ Neun Profeſſoren der hieſigen Univerſität: Falck, Herrmann, Tomſen, Chriſtianſen und Madai (Juriſten), Ravit und Stein (Profeſſoren des Staatsrechts), und Droyſen und Waitz (Hiſtoriker), haben eine Denkſchrift gegen den „offenen Brief" des Königs von Dänemark verfaßt und dieſelbe nach Kopenhagen abgeſchickt.

Königsberg. Unſere junge blonde Liebhaberin, Fräulein Heine, wird durch Lieder, Gedichte, Kränze, Lithographien, Recenſionen und Champagner-Räuſche gefeiert. Man nennt ſie die zweite Charlotte von Hagn. (Wie viel zweite Charlotten es wohl geben wird, bis eine kommt, welche würdig iſt, der Hagn die Schuhriemen zu löſen?!)

Leipzig. Seit Anfang dieſes Jahres erſcheint unter der Leitung des Herrn Ernſt Keil „der Leuchtthurm", eine Monatsſchrift, die durch die Gediegenheit und Mannigfaltigkeit ihres Inhalts ſeit der kurzen Zeit ihres Beſtehens drei Auflagen erlebt hat und jetzt 2500 Exemplare abſetzt. Dieſer Erfolg iſt kein zufälliger, ſondern ein wohlverdienter, denn die Tendenz des Journals zeugt von ehrenvoller Unabhängigkeit und braver Geſinnung. Jedem der ſieben Monatshefte, die vor uns liegen, iſt ein Portrait beigegeben: wir begrüßen am Eingang dieſes Blattes G. A. Wislicenus, R. Blum, Uhlich, C. Zittel, F. X. Rewitzer, A. von Itzſtein und F. Stolle, Männer, welche der allgemeinen Achtung des deutſchen Volkes genießen. Jedem dieſer ſprechend ähnlichen Bildniſſe iſt eine Biographie beigefügt, die den Reiz des Bildes erhöht. Unter den Mitarbeitern des Herrn Keil figuriren Namen von gutem Klange, wie Robert Blum und C. T. Jäkel, Otto Ruppius, Albert Fränkel und Andere. Der Erſtere hat in ſeiner bekannten populären Manier die Lebensſkizzen von Zittel und Itzſtein geliefert. Im Feuilleton und in der Gratisbeilage „die Laterne" erkennt man die gewandte Feder und den geſunden Blick des Herausgebers. Die Ausſtattung iſt ſauber und elegant.

∴ Im Laufe dieſes Monats erſcheint der fünfte Jahrgang von E. M. Oettingers „Narrenalmanach", der ſechſte und ſiebente Band ſeines „Joujour" und die zweite Auflage des „Grafen Saint-Germain". Ein größerer Roman, „Malmaiſon", erſcheint von ihm in der nächſten Oſtermeſſe.

∴ Wohl ſelten iſt Jemand ſchlagender abgefertigt worden, als der Herr Polenfreſſer Wuttke durch Andreas Moraczewsky, deſſen Sendſchreiben (bei Ernſt Keil erſchienen) in ganz kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt hat. Der Verfaſſer beweiſt darin ſonnenklar, daß die hiſtoriſchen Kenntniſſe des Herrn Wuttke auf ſehr wackeligen Füßen ſtehen. Niemand verſäume dieſe Brochüre zu leſen: ſie enthält bittere Wahrheiten.

∴ Der „Falſtaff" erzählt, unter den Bewerbern um die Hand der Königin Iſabella habe ſich auch Herr M. H. aus Leipzig befunden. (Wer das wohl ſein mag?)

London. Herr Balfe ſchreibt für das Drury-lane-Theater eine neue Oper, deren Text vom Direktor Bunn verfaßt iſt.

∴ „Die Poeten und Dramatiker Irlands" iſt der Titel eines literariſchen Werkes von Dr. F. Mac Carthy, das, in Duffy's „Library of Ireland" erſchienen, zum erſten Male eine eben ſo vollſtändige als gründliche Ueberſicht der poetiſchen Literatur dieſes Landes gewährt. (Marbachs Kunſt- und Literatur-Bericht.)

∴ Siebenhundert Speiſewirthe haben ſich erboten, Penny-Subſcriptionen für eine zu Ehren Sir Robert Peels zu errichtende Bildſäule — in Empfang zu nehmen.

Madrid. Die junge Königin Iſabella hat endlich einen Bräutigam gefunden in der Perſon ihres Vetters, des Infanten Don Francisco de Aſſis Maria, Herzogs von

Cadix. Die Königin (geboren am 10. October 1830) iſt bald 16, und der Herzog (geb. am 13. Mai 1822) etwas über 24 Jahre alt. In Kurzem wird ſich auch der Prinz von Montpenſier (der jüngſte Sohn Louis Philipps, geb. zu Neuilly am 31. Juli 1824) mit der Schweſter der Königin Iſabella, Donna Maria Luiſa Fernanda (geb. am 30. Januar 1832), vermählen. Madrid iſt ruhig.

∴ Zur Kenntniß der ſpaniſchen Literatur hat Don Ferrer del Rio, ein bisher wenig bekannter Schriftſteller, einen ſehr werthvollen Beitrag geliefert in ſeiner „Galeria de la literatura española.

Marburg. Profeſſor Jordan hat während ſeiner ſiebenjährigen Gefangenſchaft ein Werk verfaßt, das in Kurzem unter dem Titel „Wanderungen“ die Preſſe verlaſſen und gewiß überall gute Aufnahme finden wird.

München. Der Freiherr von Hallberg (Eremit von Gauting) hat vom Papſte das Commandeurkreuz des Gregorius-Ordens erhalten.

∴ Der Jeſuitengeneral Pater Roothaan wird in Begleitung des bekannten Franzoſen Laroche-Jacquelin und des italieniſchen Prieſters Pigoni hier erwartet. (Ob München illuminirt wird?)

∴ Ein Sohn des verſtorbenen Eßlair iſt hier als Arnold in Schillers „Tell“ aufgetreten und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen worden.

∴ Neulich wurden in der Pfarrkirche zu Kirchdorf einige Münzen u. ſ. w. im Werthe von ſechzig Gulden geſtohlen; auf dem Hochaltare fand ſich ein Zettel mit den Worten: »Betet für mich, denn nur die höchſte Noth hat mich zu dieſer That gebracht!«

∴ Profeſſor Gruithuiſen ſchreibt die diesjährige große Hitze den Sonnenflecken zu.

Nürnberg. Der Stadtbibliothekar Dr. Ghillany hat vom Könige der Niederlande das Ritterkreuz des Eichenkronen-Ordens erhalten.

Paris. Der Pariſer „Charivari“ ſagt in Bezug auf den letzten Attentäter Louis Philipps: Wenn es notoriſch iſt, daß jeder Dummkopf durch die allerabernſte That den Pairshof und die Preſſe beſchäftigen und ſo mit einem Male ein wichtiger Mann werden kann, ſo werden ſich alle hirnverbrannten Menſchen, die ihres Lebens müde ſind, in dies ſchimmernde Grab ſtürzen wollen. Das Königthum wird der Dianentempel, an welchem alle unſere kleinen Heroſtraten ihre chemiſchen Zündhölzer reiben werden. Alle bankerotten Kaufleute, alle jungen Hahnreie, alle verrathene Liebhaber, abgelebte Ladendiener und vacirende Komödianten, die bis jetzt an Selbſtmord gedacht haben, werden nun zu dieſer Idee etwas Königsmord hinzufügen. Zur bloßen Idee eines ſolchen Attentates gehörte früher eine ſtarke Ueberzeugung, ein wilder Fanatismus; jetzt aber gehört weiter nichts als Blödſinn dazu.

∴ Unter den Thieren, die dem Könige der Franzoſen vom Imam von Muscat zum Geſchenk überſchickt worden ſind, befinden ſich zwei wunderſchöne Stuten, welche direkte Nachkommen der berühmten Lieblingsſtuten des Propheten (Borak war ihr Name) ſein ſollen. Ihr Stammbaum nebſt den Zeugniſſen ihrer Abkunft iſt in eine bleierne Kapſel eingeſchloſſen, die ihnen am Halſe hängt.

∴ Das „Journal général de l'instruction publique“ enthält ein Gedicht des Kadi El Schaiby in Conſtantine, auf den Miniſter des Unterrichts, Grafen von Salvandy, als derſelbe auf ſeiner Reiſe im Juli dieſe Stadt beſuchte. Es lautet in der Ueberſetzung etwa wie folgt: »Rühmt nur der andern Völker Glück nicht allzuſehr, Es gleicht dem der Pariſer ja doch nimmermehr, Denn Alle, die Paris mit Augen ſelbſt geſeh'n, Die werden dies von Grund des Herzens auch geſteh'n. Ich finde ſeines Gleichen nicht in fern und nah, Wie denn mein Aug' in Frankreich nichts als Gutes ſah. Ich fand das Gute überall und jederzeit, Und die es ſah'n, ſind, wie ich ſelbſt, zum Lob bereit. Hält in Paris Dein Schritt vor einem Hauſe an, So findeſt Du darin auch was man wünſchen kann. Der Fremdling iſt willkommen, tritt er wo hinein, Und tritt hinaus nicht ohne dankerfüllt zu ſein. Die Männer in Paris ſind voller Wiſſenſchaft, Voll Freundlichkeit, Vernunft und Wohlthuns edler Kraft. Und wenn ein Fremder ſolche Tugend dort beweiſt, So findet er, daß man ihn wie die Andern preiſt. Der Großweſſir der Weiſen aber in Paris, Iſt Der, den wir jetzt bei uns ſehen, ganz gewiß. Mit ihm zieht Glück und Friede ein in unſer Land, Denn Glück und Friede geh'n der Tugend ſtets zur Hand. O Großweſſir der Weiſen, hör' auf unſer Fleh'n, Laß unſre Schulen wieder unter uns erſteh'n! Wenn Du erhörſt, was wir erbitten heute hier, So weicht der Kummer und die Freude kommt zu Dir. Die Wiſſenſchaft hat ſtets den Frieden im Geleit, So mache Du zur Wiſſenſchaft uns ſtets bereit. Und ewig wird Dein hoher Ruhm bei uns beſteh'n, Du wirſt von uns geehrt Dich, wirſt geliebt Dich ſeh'n. Der Dichter, welcher dieſe Verſe Dir beſchert, Hat ſie erfüllt mit Allem was ſein Herz begehrt. Erhöre ihn, es liegt ja nur in Deiner Hand. Er iſt aus Conſtantine und wird Ei Schaldi genannt.« (Ein zweiter Baron Lorenz!)

∴ Zu den Enten, welche jetzt in allen Journalteichen umherplätſchern, gehört auch die falſche Nachricht, Herr Guizot werde ſich mit der Fürſtin von Lieven, der Wittwe des geweſenen ruſſiſchen Botſchafters dieſes Namens am Hofe von St. James, vermählen.

∴ Herr Thiers, welcher durch den Verkauf des „Conſtitutionnel“ ſein Organ verloren, hat die republikaniſche Zeitung „National“ gekauft und tritt nun offen an die Spitze des radikalen Blattes, deſſen Redakteur aber, nach wie vor, der bekannte Republikaner Armand Marraſt bleibt.

∴ Der Redakteur des „Moniteur univerſel“, A. Gorby, hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Der deutſche Maler Gräfle hat von Louis Philipp als Anerkennung ſeiner im diesjährigen Salon ausgeſtellten Werke eine goldene Medaille erhalten.

∴ Philipp Kaufmann, der geprieſene Ueberſetzer des Shakeſpeare und des Robert Burns, hat, einer unglücklichen Eingebung folgend, ſein Leben am 13. v. M. durch einen Piſtolenſchuß im Bois de Boulogne ein Ende gemacht. Der Grund dieſes Selbſtmordes iſt nicht bekannt, doch wird vermuthet, daß er ſich aus Liebe getödtet habe. Noth kann nicht das Motiv geweſen ſein, denn drei Tage ſpäter ſollte er bei einer vornehmen Familie als Hauslehrer mit einem Jahrgehalt von 2000 Francs u. ſ. w. eintreten. Philipp Kaufmann hatte auf Zureden des Herrn Franz Liſzt ſeinen frühern Aufenthaltsort, Berlin, Anfangs 1843 verlaſſen, mithin drei volle Jahre in Paris gelebt, ſich hier aber niemals recht heimiſch gefühlt. (Requiescat in pace!)

∴ Nach Briefen aus den Pyrenäen befindet ſich Heinrich Heine auf dem Wege der Beſſerung. Die Bäder von Bareges haben ihm eine bedeutende Erleichterung gebracht.

∴ Arnold Ruge wird in Kurzem hier erwartet, um, wie es heißt, eine „deutſche Zeitung für das deutſche Bürgerthum und ſeine Entwickelung“ zu begründen. Dies Blatt ſoll in Verbindung mit einem andern ſtehen, das Karl Heinzen in Nordamerika mit ähnlicher Tendenz gründen will.

∴ Die franzöſiſche Akademie hat den Beſchluß gefaßt, die Werke des berühmten Chemikers Lavoiſier auf Nationalkoſten drucken zu laſſen.

∴ Herr von Balzac, der ſich durch ſeine „Femme de trente ans“ ſo viele Freundinnen erworben, hat nun auch eine „Femme de soixante ans“ vom Roman-Stapel laufen laſſen und ſich dadurch ein neues Verdienſt um … alte Matronen erworben.

∴ Die miniſterielle Zeitung „Epoque“ hat in einem Jahre über eine Million Francs zugeſetzt und iſt ſo herunter, daß ſie ſeit vierzehn Tagen ihre Setzer nicht bezahlt hat.

∴ Im Gymnaſe-Theater iſt jetzt „Clarisse Harlowe“ an der Tagesordnung. Das Stück, dem uralten Romane Richardſons entnommen, macht durch die gewandte Bearbeitung und das treffliche Spiel der Darſtellenden ein ſo ungeheueres Glück, daß jetzt alle Moden den Namen der Titelheldin tragen. Die Darſtellerin der Clariſſe Harlowe, Dem. Roſa Chéri, iſt ein junges, eben ſo ſchönes als talentvolles Mädchen, das erſt vor zwei Jahren ſeine theatraliſche Laufbahn im Gymnaſe begonnen und ſich in dieſer kurzen Zeit zu einem der erſten Lieblinge des Publikums emporgeſchwungen hat.

∴ Meyerbeers längſt erwarteter „Prophet“ iſt niemand Anderes, als Johann von Leyden, der Wiedertäufer-König in Münſter.

Peſth. Der „Spiegel“ meldet: »Wir hören aus ziemlich zuverläſſiger Quelle, daß unſer berühmter Landsmann Franz Liſzt geſonnen ſei, **eine Tochter unſeres Landes als Gattin heimzuführen.** Schon früher ſoll er entſchieden geäußert haben, ſollte er jemals heirathen, ſo müßte es eine Ungarin ſein.« (Als der große Herr Liſzt in Madrid war, ſagte er, ſollte er jemals heirathen, ſo müßte es nur eine Spanierin ſein. So machte er's in Berlin und überall, wo er Klavier gepaukt hat.)

∴ Auch wir haben nun eine Nachtigall in der Sängerin Hollóſy. Auch ſie verſteht das Schlagen, das Geldſchlagen nämlich, denn ſie läßt ſich vom ungariſchen Nationaltheater jährlich [illegible] Gulden C. M. zahlen. (Viel Silberklang! meint der „Humoriſt“.)

∴ Die diesjährige Kunſtausſtellung zählt bereits über 300 Bilder.

Stuttgart. Der Kronprinz iſt unter Anderm auch Protektor einer literariſchen Geſellſchaft, welche die „Glocke“ heißt, und ein Schmeichler in den „Grenzboten“ glaubt, „daß man von ihm manches Gute und Förderndе für Wiſſenſchaft und Kunſt zu erwarten hat“. (Abwarten!)

∴ Das hieſige „Tagblatt“ brachte neulich folgende Erwiderung: »Ein müßiger dummer Menſch hat ſich beigehen laſſen, in der geſtrigen Nummer des „Tagblatts“ und der „Schnellpoſt“ einrücken zu laſſen, daß in meiner Wohnung „Papageyen, Canarienvögel und Hühnerhunde" zu haben ſeien. Wer mich kennt, weiß, daß mir mein Geſchäft keine Zeit übrig läßt, mich mit ſolchen Gegenſtänden zu befaſſen. Ich rathe daher dem Einſender jener Annonce, wenn er das Publikum ferner nicht irre führen will, unter Angabe ſeiner Wohnung einrücken zu laſſen, daß daſelbſt ein großer Eſel zu ſehen ſei, dann wird Niemand fehl gehen. (Brav, mein Junge! Wenn Du ſo fortfährſt, kann aus Dir bald ein anonymer Mitarbeiter des „Leipziger Tageblatts" werden.)

Wien. Herr Jerrmann, Ober-Regiſſeur des Theaters an der Wien, trat in dieſem Theater zum erſten Male als „Nathan der Weiſe" auf und erntete großen, ungetheilten Beifall. Seine zweite und dritte Debutrolle war Daniel im „Erbvertrag" und „König Lear".

∴ Herr Beckmann wird als neuengagirtes Mitglied des Hofburgtheaters in Kotzebue's „Epigramm" als Hippeldanz debutiren.

∴ Im Theater an der Wien iſt ein neues dreiaktiges Luſtſpiel mit Geſang, „Dichter und Bauer", von Carl Elmar, blos wegen der hübſchen Dekorationen ſtark beklatſcht worden.

∴ Herr Fernand (D. Stamm) hat ein Luſtſpiel, „die alte Jungfer von achtzehn Jahren" und ein dramatiſches Märchen, „Loreley", vollendet.

∴ Ein Herr Guſtav Schönſtein hat Jenny Lind zum Gegenſtande einer Parodie gemacht und eine Poſſe, „Lenz Wind", geſchrieben, die im Leopoldſtädter Theater in Scene geſetzt wird.

∴ In der Beck'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung iſt ein neues Werkchen, „Oeſterreichs Schlachtenbrevier", von dem topographiſchen Schriftſteller Emil, erſchienen. Dies Brevier enthält hundert Xenien oder zweizeilige Diſtichen, welche die berühmteſten Schlachten des öſterreichiſchen Heeres von 1620 – 1814 in chronologiſcher Reihenfolge ſchildern.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— König Friedrich II. von Preußen ſagte bei zunehmender Körperſchwäche: «Le plus beau jour de la vie est celui, où on la quitte.»

— Dionyſius Petavius, Jeſuit und Bibliothekar im Pariſer Collegium, ein bekannter Schriftſteller im Fache der Chronologie und Geſchichte, ſtarb im Jahre 1652. Drei Tage vor ſeinem Tode machte ihm ſein Arzt, Guy Patin, bekannt, daß er nur kurze Zeit noch zu leben habe. Dieſe Nachricht erfüllte den Kranken mit ſolcher Freude, daß er ſich ein Exemplar ſeines „Rationarium temporum" bringen ließ, in das er mit den Worten: «[illegible] evangelium» die Widmung «Guidoni Patino, medico carissimo» hineinſchrieb.

— M. Heron ſchrieb ſein Werk über „die Freuden des menſchlichen Lebens" während er im Gefängniſſe ſaß und ihrer desfalls entbehren mußte. Dagegen wurden „die Leiden des menſchlichen Lebens" von Beresford im reich möblirten Studirzimmer, mitten unter allen Bequemlichkeiten und Wohlgenüſſen, geſchrieben. R. Burton, Verfaſſer der „Zergliederung der Melancholie", war der luſtigſte und aufgeräumteſte Menſch der engliſchen Gelehrtenwelt.

— In älterer Zeit war das Brandmarkungs-Zeichen der franzöſiſchen Galeeren-Sklaven eine Lilie, die im Jahre 1724 in die drei Buchſtaben G. A. L. (galère) und erſt im Zeitalter der Revolution in T. F. (Travaux forcés) verwandelt wurde.

Treffer und Nieten.

• Der perſiſche Dichter Al Hoſi nennt die Zeitungen „Furien, welche das Gewiſſen der Regierungen verfolgen". (Blätter, wie die „Augsburger Zeitung", brauchen dies freilich nicht auf ſich zu beziehen.)

• England iſt die Hand, Frankreich das Herz und Deutſchland der (eiſerne) Magen Europas.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

ZAMEK Ś. ROCHA
Z NIEMIECKIEGO
PRZEZ
PANIA PAALZOW.
NA
POLSKIE PRZEŁOŻONE.
Tom. I—III.
Preis: 4 Thaler.

In der **Palm**'ſchen Verlagsbuchhandlung in Erlangen iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weckſtimme eines Deutſchen,
zur allgemeinen Belebung des deutſchen Volkes.
16. geh. 12 Ggr. oder 54 Kr.

Deutſcher Sinn und chriſtliches Leben ſoll durch dieſe Stimme in allen Deutſchen geweckt werden.) Sie erfaßt das Leben in allen Beziehungen — zum Hauſe, zur Schule, zur Kirche, zum Staate — vom Werden bis zum Grabe, erhebet den Geiſt, veredelt das Herz, belebet den Menſchen und Chriſten, begeiſtert den Deutſchen, zeiget die offenen Wunden der Zeit, gießt heilenden Balſam in dieſelben und kämpft mit aller Freimüthigkeit, jedoch in angemeſſener Weiſe, für Wahrheit, Recht, Freiheit und Glauben.

Bei **Julius Springer** in Berlin iſt ſoeben erſchienen:

Stefan, der Keſſelflicker.
Eine Dorfgeſchichte
von
M. Kleemann.
21 Bogen in eleganter Ausſtattung. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

In dieſer Dorfgeſchichte iſt wahrhafte Urſprünglichkeit und Originalität. Das Landleben iſt das Vaterland der Poeſie des Autors; in dieſer Heimath haften die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft; in dieſer Heimath wird unter ſeiner Hand Alles zur Poeſie. Die ganze Geſchichte iſt ein ſchönes Gemälde, das nicht mit Strichen, ſondern, von Anfang an, mit reinen Farben angelegt, aber ſo künſtleriſch und ſicher ausgeführt iſt, daß die Correctheit der Geſtalten und Charaktere nur um ſo mehr Bewunderung erregt.

Wer ermüdet iſt von dem Streit des Tages, von anſtrengenden Betrachtungen und Spekulationen, der trete in den duftenden Hain dieſer ſchönen Dichtung und athme Erholung, Erquickung und Freude ein.

Schluß des Quartals.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 209. Leipzig, 1. October 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Blos zum Vergnügen meiner Gegner!

Da ich allen Schimpfſudel, welchen anonyme Afterkritiker hier und da gegen mich und meine Schriften ausröcheln, regelmäßig in die Spalten meines Blattes überpflanze, ſo kann es mir Niemand verdenken, wenn ich, ausnahmsweiſe, auch einmal ein günſtiges Urtheil über mich von Seiten eines achtbaren Kritikers zur Kenntniß meiner Leſer bringe.

Nummer 45 und 46 des „Literatur- und Kunſtberichts" enthält einen Aufſatz, „Modernes Literatenthum — Oettinger — die Novelle", verfaßt vom Profeſſor Oswald Marbach. Die erſten vier Spalten ſind ein ſtahlgepanzerter Fehdebrief, den Herr Marbach dem von Tag zu Tag mehr um ſich greifenden Literatur-Pöbel, dem ſchönwiſſenſchaftlichen Lumpengeſindel, das unter der Maske der großmäuligſten Anmaßung die bodenloſeſte Dummheit verbirgt, ins Geſicht ſchleudert. Jede Zeile dieſer Philippica iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das ſich bis zur Wurzel in die Eingeweide der windgefüllten Unwiſſenheit bohrt, manchem ſogenannten „berühmten Literaten" den uſurpirten Nimbus von der Stirne reißt und das vielgeprieſene Genie in ſeiner ganzen Nacktheit, „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle" darſtellt. Leſer, welche die Nichtigkeit gewiſſer aufgeblaſenen Schreier, die Erbärmlichkeit gewiſſer „Literaturkothblaſen und Afterkritiker" in wohlverdienter Weiſe gegeißelt und gebrandmarkt ſehen wollen, werden klug thun, jenen Fehdebrief zu leſen, um ſich ein treues Bild von der totalen Unwiſſenheit und Abgeſchmacktheit gewiſſer „berühmten Literaten" zu vergegenwärtigen. Der Artikel iſt ſo groß und überſchreitet ſo ſehr die engen Grenzen des „Charivari", daß ich nur das daraus mittheile, was ſich direkt oder indirekt auf mich bezieht. Herr Marbach ſagt:

»Wenn Oettinger in ſeinem ſich zum Uebermuthe ſteigernden Unmuthe von ſeinen literariſchen Gegnern ſagt, „ſie ſeien nicht werth, ihm die Schuhriemen zu löſen", ſo hat er allerdings den Meiſten gegenüber wohl recht, und hat dies unter Anderem durch eine ſeiner neueſten Schriften bewieſen, durch die, von welcher ich im Begriffe ſtehe zu ſprechen. Sie heißt: „Venezianiſche Nächte". Zwei Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung.

Oettinger zeichnet ſich in dieſer wie in allen ſeinen Schriften zunächſt durch eine leichte und dabei correcte Sprache aus. Es iſt dies kein kleiner, ſondern ein ſehr bedeutender Vorzug. Freilich ſollte man meinen, daß Verſtandniß der Sprache die Grundbedingung der Schriftſtellerei ſei, und daß es daher nicht der Erwähnung bedürfe, wenn ein bekannter Schriftſteller der Sprache mächtig ſei. Allein da wir gegenwärtig eine große Anzahl von Schriftſtellern beſitzen, welche ſehr bekannt ſind und ſich ſelbſt für „berühmte Literaten" halten, welche aber die Sprache, in der ſie ſchreiben, niemals ihres Nachdenkens, ihrer Sorgfalt, ihres Fleißes gewürdigt haben, ſo ſieht ſich die Kritik allerdings genöthigt, es rühmend anzuerkennen, wenn ihr einmal ein Schriftſteller begegnet, welcher die deutſche Sprache nicht vernachläſſigt, nicht mißhandelt. — Oettinger aber kennt nicht nur die Regeln der Sprache, er kennt auch die Geſetze der Kunſt. Zwar hat ein Kritikus Nummer 48 in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" vor Kurzem geſagt: »Kein Schriftſteller tritt vielleicht in ſeinen Produktionen die Geſetze der Kunſt ſo frivol mit Füßen und ſchlägt den äſthetiſchen Regeln ſo höhniſch ein Schnippchen als Oettinger, und dennoch wird ſein „Narrenalmanach" — ſelbſt von Denen günſtig aufgenommen, welche ſonſt die Verachtung der Kunſtgeſetze nicht ſo gutwillig hinzunehmen pflegen. Der Grund hiervon iſt nicht zu ermeſſen.« Der Grund hiervon iſt wohl zu ermeſſen, hätte ſogar vom Herrn Collegen ermeſſen werden können, wenn es ihm nur beliebt hätte, in die Tiefe zu ſteigen, in die Tiefe ſeiner eigenen Worte. Dort würde er den Grund gefunden haben, den er vergebens geſucht. Um die Geſetze der Kunſt „frivol" mit Füßen treten, um den Regeln der Aeſthetik ein „Schnippchen ſchlagen" zu können, muß man Beide kennen. Das iſt der große Unterſchied zwiſchen Oettinger und vielen „berühmten Literaten" der Gegenwart, daß Jener zuweilen einen Fehler begeht, während Dieſen die Fehler unausgeſetzt begegnen; daß Jener Geſetze zuweilen übertritt, während Dieſe niemals zu Bürgern im Staate der Kunſt geworden ſind, von deren Geſetzen alſo auch nicht das Geringſte wiſſen und dieſe Geſetze mithin niemals übertreten, dafür aber auf ihnen fortwährend in holder Unſchuld der Unwiſſenheit herumtreten. Was übrigens Nummer 48 ein „Mit-Füßentreten der Geſetze der Kunſt" nennt, iſt nicht ſelten eine Aeußerung der vollkommenſten künſtleriſchen Ausbildung. Denn es verhält ſich im Staate der Kunſt ganz ſo wie in anderen Staaten: ſeine Bürger theilen ſich in mehrere Stände. Die Proletarier der Kunſt ſind die „berühmten Literaten", welche noch mit den Mühſeligkeiten der Grammatik einen verzweifelten Kampf führen. Auf ſie folgen die Bauern, eine ſehr ehrenwerthe Klaſſe, welche den Grund und Boden des Kunſtſtaates, die Phantaſie, anbauen und ſchlecht und recht ſtreng nach den Geſetzen, ohne von ihnen viel zu wiſſen, inſtinktmäßig handeln. Darauf folgen die Handwerker, welche nach der Regel und nach Brauch ſchneidern, ſchuſtern und handſchuhmachern. Die oberſte Klaſſe, um mich kurz zu faſſen, ſind die Herren und Fürſten, über welche ſich die Proletarier grimmig ärgern, auf die ſie läſtern nach Herzensluſt, vor denen ſie aber auch katzenbuckeln unter Umſtänden — dieſe herrſchen in der Kunſt, denn indem ſie deren Geſetzen gehorchen, vollbringen ſie ihren eigenen ſouverainen Willen. Der profane Haufe ſchreit über die Willkür dieſer Freiherren der Kunſt — aber ſie ſelbſt wiſſen am beſten, daß der freie Wille, den ſie vollbringen, von nichts ſo himmelweit verſchieden ſei als von der Willkür, daß in der gezwungenen Geſetzmäßigkeit des Handwerkers im Gebiete der Kunſt viel mehr Willkür liege als in ihrer ſcheinbaren Ungebundenheit.

Habt Ihr einmal einen Jongleur geſehen:

„Wie den Ball in der Hand bald wirft, bald fängt, des erhabenen Spielers Anmuth“ —

nun, beſteht nicht des Mannes Kunſt darin, daß er alle Geſetze des Gleichgewichts „mit Füßen zu treten“ ſcheint, während er dieſelben doch gerade auf die eminenteſte Weiſe beobachtet? Aber ſie ſind für ihn kein äußerer Zwang mehr, ſie geniren ihn nicht, er vollbringt ſie nicht willkürlich, ſondern unwillkürlich, indem er ſich frei regt und bewegt. So der Meiſter in jeder Kunſt. Was Nummer 48 und das ganze profanum vulgus der Afterkritiker und Literatur-Kotbiaſſen als ſchauerliche Willkür verſchreit, iſt juſt das meiſterliche Spiel der Anmuth eines durchgebildeten Künſtlers.

Ich will übrigens nicht leugnen, daß ſolches Spiel zuweilen übermüthig, daß es ohne die gehörige Würde geübt wird und daß dann aus dem Kunſtwerke ein Kunſtſtück wird. Auch würde ich Oettinger nicht in Schutz nehmen, wenn ihm nachgeſagt würde, daß er ſich durch ſeine Gewandtheit und Sicherheit in der Kunſt oft hinreißen laſſe, anſtaunenswerthe Kunſtſtücke zu machen, anſtatt bewundernswürdige Kunſtwerke zu ſchaffen. In dem Werke, welches mir in dieſem Augenblicke vorliegt, hat Oettinger ſich nur ſelten ein ſolch Vergehen nicht gegen die Kunſt, wohl aber gegen den guten Geſchmack zu ſchulden kommen laſſen. Nur ein Mal hat er in der äußerlichen Ruckſicht auf ein künſtleriſch ungebildetes und verbildetes Publikum gegen die Kunſt geſündigt: bei der Wahl des Titels. „Venezianiſche Nächte“, iſt das nicht ein prächtiger Titel? Der zieht, das Buch muß man leſen, es iſt als ob ihn ein Buchhändler gemacht hätte! Was verſpricht er Alles: Nacht und Venedig! und Oettinger dazu! venezianiſche Liebe in venezianiſchen Nächten; venezianiſche Inquiſitionsgreuel in der Nacht des Geheimniſſes; das Geſpenſt des erblichenen Dogenthums in einer modernen Nacht bei ſchauerlicher kaiſerlich-königlich öſterreichiſcher Mondſcheinbeleuchtung — muß das nicht prächtig ſein? Und man findet das Alles wirklich und wahrhaftig in dem Buche. Was iſt alſo an dieſem Titel auszuſetzen? Daß er immer noch zu wenig verſpricht; denn das Buch enthält auch venezianiſche Tage. Das heitere, lachende Leben Venedigs bei glühendem Sonnenſcheine, welcher in den Wogen des Meeres ſich wiederſpiegelt und die Stadt ſelbſt im ſchaukelnden Bilde verdoppelt, Carnevalsſcherze und heitere Täuſchungen verliebter Ritter — auch das enthält das Buch und davon enthält der Titel nichts. Aber der Titel iſt für den Verleger und das Publikum, nicht für den Dichter und den Kritiker; darum ſpare ich jeden Vorwurf. — — — — — — — — — — —

Seit Meiſter Boccaccio hat Niemand beſſere Novellen geſchrieben, als Oettinger. Aber freilich weiß zufällig in deutſchen Landen unter tauſend Menſchen, welche Novellen leſen, kaum Einer, was eine Novelle iſt. Was man ſo gewöhnlich Novellen nennt, ſind ſchlechte Romane. Selbſt die berühmte Tieck'ſche Novelle iſt nur ein Baſtard vom Romane mit der echten Tochter Boccaz's, der Novelle. Die Novelle verhält ſich zum Romane, wie eine Handzeichnung, ein Umriß zu einem vollſtändig ausgeführten Oelgemälde. Dieſelbe Kunſt wie in dieſem iſt auch in jener; im Oelgemälde aber iſt mehr Handwerk. Gott behüte mich, daß ich das Handwerksmäßige in der Kunſt verachte; es gehört auch dazu, wie auch der Leib zur Seele gehört; ja zu dem in jeder Beziehung vollendeten Kunſtwerke iſt es ſogar unentbehrlich. Daher wird auch ein vollkommener Roman ſtets höheren Rang einnehmen, als eine vollkommene Novelle. Aber im Romane liegt eben durch die Fleiſchfülle, durch das warme in ihm pulſirende Blut, oder, wie ich vorhin geſagt, durch alles Das, was das Handwerk an ihm noch gethan, etwas Verführeriſches, Blendendes, das Urtheil Beſtechendes, ein Roman kann im Grunde ſehr ſchlecht ſein und doch noch vielen Beifall finden, wie wir tagtäglich erleben. Dagegen kann eine anſprechende, hinreißende Novelle nur einzig und allein ein Meiſter in der Kunſt herſtellen. Wollt Ihr einen Farbenklexer, der ſich für einen Maler ausgiebt, in ſeiner Erbärmlichkeit blosſtellen, ſo gebt ihm nichts als Bleiſtift und Papier und ſtellt ihm die Aufgabe, ein anſprechendes Bild zu ſchaffen. So ſollte man die modernen Literaten nöthigen, Novellen zu ſchreiben, dann würde ſich die Spreu vom Waizen ſcheiden; die Novelle iſt das Schibolet, an welchem man den echten Künſtler erkennt. Und ich wiederhole: ſeit Boccaccio hat Niemand beſſere Novellen geſchrieben als Oettinger. Seine Lebensbilder ſind mit der größten Leichtigkeit hingeworfen, Zeichnungen ohne alle Ausführung, die Schatten nur angedeutet mit wenigen kräftigen Strichen, die Lichter nur durch die Zartheit, mit welcher der Zeichenſtift geführt iſt, bemerklich gemacht, aber doch jede einzelne Situation ſo vollkommen charakteriſirt und motivirt, daß hierdurch die Phantaſie des Leſers auf das mächtigſte erregt wird, ſo daß ſie die Schatten und die Lichter in ihrem Gegenſatze und in ihrer Wechſelwirkung und endlich in ihrem Totaleffekt auszuführen ſich faſt genöthigt ſieht. Wenn ein empfänglicher Menſch einen Roman geleſen hat, ſo fühlt er ſich überſättigt: es iſt ihm zu Muthe, als ob er ſelbſt ein Stück Leben mit allen ſeinen Details durchgemacht und nun müd und matt in einen Hafen eingelaufen wäre und einen erſehnten Ruhepunkt gefunden hätte. Wie ein lebhafter Traum geht der Roman an ſeiner Seele vorüber; er klingt dann noch nach, giebt dem nächſten Tage ſeine Stimmung, aber die Bilder verwirren ſich und verſchwimmen; was am Morgen noch mit Flammenſchrift in die Phantaſie eingezeichnet war, iſt ſchon am Abende, ganz gewiß am nächſten Morgen vergeſſen. Eine Novelle wirkt ganz anders. Hat man eine Novelle geleſen, und iſt man überhaupt nicht phantaſielos, ſo befindet man ſich hernach in einem Zuſtande der Aufregung und Anſpannung, der ſehr lange widerhält. Die Phantaſie iſt noch lange beſchäftigt, auszuführen, auszumalen, was ihr geboten worden, und ſtößt ſie dabei nicht auf Unmöglichkeiten, auf Widerſprüche (die als Nachwirkung ſchlechter Novellen jederzeit ſich herausſtellen), ſo gewinnt endlich das Bild eine Fülle, eine Farbenpracht der Phantaſie, welche, weil ſie Zuthat der dem Künſtler nachſchaffenden Seele iſt, jenes Bild in dieſer für immer oder wenigſtens auf ſehr lange Zeit befeſtigt. Oettingers Novelle „Die Taube von Zion“ habe ich vor etwa einem Vierteljahre geleſen, ſeitdem nicht wieder. Ich weiß ſie heute noch haarklein, ja ich weiß jetzt von ihr viel mehr, als das, was mir Oettinger erzählt hat. Wenn ich ſie recht vollſtändig wiedergeben wollte, Alles, was mir von ihr vorſchwebt, ſo könnte es leicht ein mehrbändiger Roman werden. Vorgeſtern las ich einen Roman — ich habe ihn wahrhaftig vergeſſen, bis auf den Titel, bis auf den Namen des Autors, und doch hat mich dieſer Roman lebhaft intereſſirt, er behandelte das Elend der Gegenwart, er ſchnitt tief in meine Seele — aber ich habe ihn ſo total vergeſſen, daß ich mich nur mit Anſtrengung noch einiger Situationen zu erinnern vermag. Oder, um mich auch auf die Erfahrung Anderer zu berufen, wer hat nicht bemerkt, daß er die vortrefflichen Romane Walter Scotts zehn Mal leſen und — zehn Mal vergeſſen kann, während die Novellen Boccaccio's ein Mal geleſen für alle Zeit in der Phantaſie feſtſitzen? Lieſt man einen guten Roman zum zweiten Male, ſo erſcheint er reicher, als da man ihn das erſte Mal las. Nehmt eine Novelle zur Hand, die Euch vor zehn Jahren begeiſtert hat, die noch jetzt Eure Phantaſie erfüllt, leſet ſie wieder und ſie wird Euch jetzt dürftig vorkommen, Ihr werdet einſehen, daß ſie Euch unendlich mehr gab, als ſie ſelbſt enthielt, daß ſie wie ein lebendiges Samenkorn in Eure Seele fiel, das hier Stamm, Blätter, Zweige und Früchte trieb, die in ihr in der unſcheinbarſten Geſtalt verborgen lagen.

Eine vortreffliche Arbeit iſt nächſt der „Taube von Zion“ auch „Tullia Manini“. Ich will an ihr auf einen jener Züge aufmerkſam machen, welche der blos unterhaltungsſüchtige Leſer nicht bemerkt (obgleich ihre Wirkſamkeit auf ihn nicht ausbleibt), welche der Kunſtkenner in den Werken mehrerer „berühmten Literaten“ vergebens ſucht, und welche den Klugſchmeißern à la Nummer 48 als Willkürlichkeiten erſcheinen. Tullia iſt die Tochter des letzten Dogen von Venedig. Sie belauſcht den über den hereinbrechenden Untergang Venedigs jammernden Vater, und auf deſſen Schilderung des mächtigen Feindes der Republik, des Staaten verheerenden Eroberers Napoleon, iſt ſie ſogleich bereit, eine zweite Judith, in das Lager des modernen Holofernes zu gehen und ihn umzubringen. Dieſelbe Tullia wirft ſich hernach in glühender, brennender Liebe einem in ihrem Hauſe wohnenden franzöſiſchen Offizier an den Hals, welcher ihr durch die Schärfe ſeines Urtheils, durch die Gewaltigkeit ſeines Geiſtes imponirt, dieſelbe Tullia nimmt den Fluch ihres Vaters auf ſich, die Schmach Venedigs aus Liebe zu dem Franzoſen, dieſelbe Tullia ſtirbt in der Blüthe ihrer Jahre, als ſie die doppelte Unmöglichkeit ihrer Rache und ihrer Liebe erkannt hat. Prüfet die Menſchenſeele und Ihr werdet finden, daß ſo lieben nur eine Judith kann, daß die höchſte Schwäche in der Liebe, das iſt freudige Hingebung an den Geliebten, die Wegwerfung ihrer ſelbſt, eines unſchuldigen Weibes an Den, der ſie nicht verlangt, aber geiſtig bewältigt hat, die gewaltigſte Willenskraft vorausſetzt. Ohne jenen phantaſtiſchen Entſchluß, der plötzlich in ihr wie ein Dämon ſich erhebt und ſich mit der Gewalt der Monomanie in ihre Seele einfrißt, konnte Tullia nicht ſo leben, nicht ſo lieben, nicht ſo ſterben.

Aber eben bei dieſer herrlichen Novelle hat ſich Oettinger aus Convenienz gegen das leſende Publikum, das Publikum der Leihbibliotheken, das bezahlende Publikum — denn die wenigen Kunſtkenner, welche es in Deutſchland giebt, ſind zu arm, um auch nur die Druckkoſten eines Buches bezahlen zu können — gegen das geſchmackloſe Publikum zu einer groben Geſchmackloſigkeit verleiten laſſen. Die Novelle iſt beendet: der Geliebte und der Todfeind Tullia's iſt ihr als eine und dieſelbe Perſon erſchienen, als Napoleon; Napoleon hat ſeiner ſelbſt würdig das Verhältniß abgeſchloſſen, d. h. wie ein Künſtler ſein Kunſtwerk; Tullia hat gleichfalls ihrer ſelbſt würdig geendet, wie ein ſtarker Menſch mit gebrochenem Herzen eben endet; auch die ſtolze Venetia hat geendet, ihrer ſelbſt unwürdig, wie ſie es verdient hat, nachdem ſie lange zuvor ſich ſelber untreu geworden, von ihrer erhabenen Würde zur Schmach einer feilen Metze herabgeſunken war —; da hängt Oettinger noch einen Zopf an das herrliche Haupt ſeiner Tullia Manini, der mir wenigſtens ſo in das Geſicht ſchlug, daß ich ganz erſchreckt zurückfuhr. Er läßt den Kaiſer Napoleon nach Venedig zurückkehren, am Grabe Tullia's eine Thräne weinen und eine ſentimentale Gedächtnißrede halten. Ich will nichts von Napoleon ſagen, aber ich frage Oettinger auf ſein Gewiſſen, ob Tullia einen ſentimentalen Anbeter lieben, ob ſie für einen ſolchen Schande und Tod über ſich nehmen konnte? Die Schleife am Zopfe bilden noch allerlei Notizen über die berühmten Roſſe der Markuskirche u. ſ. w.

Ein anderweiter Vorzug Oettingers vor vielen „berühmten Literäten“ der Gegenwart iſt noch, daß er eine große Menge von Kenntniſſen beſitzt. Nichts hat der Hegel'ſchen Philoſophie mehr Verehrer verſchafft, als die Verachtung, welche ſie gegen die todte Gelehrſamkeit, gegen die bloßen Kenntniſſe ausſpricht. Die „berühmten Literaten“ der Gegenwart befleißigen ſich ſeitdem einer Kenntnißloſigkeit, welche wahrhaft ſtupend iſt. Oettinger iſt auch in dieſer Hinſicht etwas rococo. Er tritt in Oppoſition gegen die moderne Literatur und läßt nicht ohne eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit merken, daß er Etwas weiß. Da jedoch ſeine Gegner mit noch viel größerer Selbſtgefälligkeit merken laſſen, daß ſie nichts wiſſen, ſo kann man Oettinger dieſe kleine Sünde der Eitelkeit ſchon vergeben.

Ich könnte mit Oettinger noch über die eine und andere Novelle hadern, welche mir minder trefflich erſcheint, namentlich über „das Geheimniß einer Gondel“, deren Verwicklung trefflich, aber deren Entwicklung etwas flau iſt; doch ich meine genug des Tadels gegen ein ausgezeichnetes Werk geſagt zu haben, um die Unparteilichkeit meiner Anerkennung von deſſen Vortrefflichkeit darzuthun.

Oswald Marbach.

Belehrungen eines närriſchen Vaters

für ſeinen närriſchen Sohn.

Von Ludwig Kaliſch.

Mein Sohn, wir leben in böſen Zeiten. Nicht mehr um das Gold der Sonne, ſondern um die Sonne des Goldes dreht ſich unſere Erde. Kunſt und Wiſſenſchaft unterliegen der finanziellen Berechnung und kein Genie wird mehr geſchätzt, wenn es ſich nicht gut rentirt. Die hundertarmige Induſtrie ſtrebt unermüdlich, der Natur den Rang abzulaufen. Aus Stroh wird Zucker bereitet, aus Erdäpfeln wird Wein fabrizirt und aus Lumpen werden Ritter gemacht. Haſt Du Geld, ſo haſt Du Alles, haſt Du Alles ohne Geld, ſo haſt Du nichts. Deshalb nimm eine Laterne und ſuche Geld. Suche Geld ohne Frau, und wenn es nicht anders ſein kann, ſuche Geld mit einer Frau; niemals aber eine Frau ohne Geld.

Geld ohne Frau iſt Licht ohne Schatten; eine Frau ohne Geld iſt ein Schatten ohne Licht.

Mein Sohn, bewahre Dein Herz vor Weibern im Allgemeinen und vor koketten Weibern im Beſondern. Die Kokette trägt das Herz auf dem Buſen, aber nicht unter dem Buſen. Sie wirft es Jedem zu, wie einen Spielball, und fängt es wieder geſchickt auf. Tauſende glauben es zu beſitzen; aber es bleibt immer ihr Eigenthum. Sie ſpielt damit; aber ſie verſpielt es nie. Sie leiht es Jedem und ſchenkt es Keinem.

Hüte Dich auch vor ſentimentalen Weibern. Sie liebäugeln mit dem Mond und ſchwelgen in Lilien und Vergißmeinnicht. Sie vergießen ſchwermüthigen Thee und lauwarme Thränen. Sie hegen Sympathie für Nachtigallen und weiße Tauben und können vor lauter Mitgefühl nicht zu wahrem Gefühl kommen. Sie machen Verſe und verſalzen die Suppe und tragen blühende Sträuschen auf verwelkten Herzen.

Hüte Dich auch vor den ſogenannten praktiſchen Weibern, vor jenen Weibern, die ſo nüchtern ſind, daß ſie die Proſa des Lebens noch ein Mal ins Proſaiſche überſetzen, die ſorgfältig der kranken Strümpfe pflegen, von der theuren Butter mit zerknirſchtem Herzen ſprechen und einen poetiſchen Gedanken für einen Verrath an der Familie halten. Solche Frauen haben hausbackene Gefühle. Sie ziehen die Peterſilie dem Jasmin vor und kennen nichts Schönes auf Erden, wenn es nicht in der Haushaltung zu gebrauchen iſt. Wo die Wirthſchaft aufhört, hört auch ihr Geiſt auf, und wo die Poeſie anfängt, haben ihre Empfindungen ein Ende.

Liebe die Wahrheit, wenn Dir dadurch kein Schaden geſchieht, und meide die Lüge, wenn es Dein Vortheil mit ſich bringt. Dann wirſt Du gewiß zum Ziele kommen.

Im Weine liegt die Wahrheit. Da aber der Wein ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr gerathen iſt, ſo liegt die Wahrheit auf dem Stroh, während die dickwanſtige Lüge auf weichgepolſtertem Divan ruht und ſich von gewinnſüchtigen Krämern in aller Demuth huldigen läßt.

Der gerade Weg iſt nicht der beſte und ein gerader Rücken nicht der vortheilhafteſte; man kommt ſehr oft mit krummen Rücken auf krummen Wegen am ſchnellſten zum Ziele.

Hüte Dich vor feinen Abendgeſellſchaften. Man geht mit Appetit hin und kommt mit Hunger zurück. Man darf dort nicht ſchlafen und kann dort nicht wachen. Vom Knäuel des Stadtklatſches wickelt man in ſolchen Geſellſchaften die dünnen Fäden der baumwollenen Unterhaltung ab. Man beſchäftigt dort nichts als die Zunge, und Geiſt und Magen gehen leer aus. Man reicht Dir geſinnungsloſen Punſch oder Cardinal, der über die eigene Schwäche ſchamroth wird, oder ſchwermüthige Mandelmilch mit hektiſchen Biskuiten, und wenn Du aus der Geſellſchaft gehſt, mußt Du in ein Gaſthaus ſtürzen, um Dir nach der langen Hungerkur wieder friſche Kräfte zu holen.

Jeder weiß am beſten, wo ihn der Schuh drückt; aber wie man die Hühneraugen los wird, das weiß Niemand.

Sei mäßig im Eſſen und Trinken; denn aus einem überladenen Magen entſtehen böſe Gelüſte, Unverdaulichkeiten und tyranniſche Geſinnungen. Hätte es nicht Fürſten gegeben, die mehr gegeſſen als gearbeitet, und mehr getrunken als gedacht haben: die Weltgeſchichte wäre um viel blutige Blätter ärmer. Es giebt Menſchen, die viel denken und nichts zu eſſen haben, und es giebt Menſchen, die mit nichtsdenkendem Enthuſiasmus über eine Schüſſel Sauerkraut herfallen, mit deutſcher Gründlichkeit ein Dutzend Leberklöße dazu eſſen und nachdem ſie obendrein noch drei Flaſchen Bier dazu getrunken, über Abnahme an Appetit klagen. Solche Leute haben den Geiſt im Magen und denken mit dem Bauche. Sie ſchwärmen für eine gebratene Spanſau und für Frankfurter Würſte; und wenn ſie geſalzene Schweinsknochen ſehen, ſteht ihnen der Verſtand ſtill. Wenn Du gegeſſen haſt, wiſche Dir den Mund recht ſauber und habe Acht, daß Dir keine Tafelüberreſte auf der Weſte kleben bleiben. Es giebt Menſchen, an deren Hemd man Donnerſtags ſehen kann, was ſie Sonntags gegeſſen haben. Ihre Chemiſette iſt gleichſam eine Speiſekarte mit getrockneten Muſtern.

Suche den Schein von dem Weſen zu unterſcheiden. Dann wirſt Du keinen feinen Rock über einem groben Hemde tragen und den Mitteln ohne Titel vor Titeln ohne Mittel den Vorzug geben. Es giebt Menſchen, die ſich ſchämen, im zweiten Logenrang zu ſitzen, die ſich aber nicht ſchämen, Geld zu borgen, um einen Platz im erſten Range behaupten zu können.

Das Leben iſt gênant genug; drum trage keine Stege an den Hoſen und keine ſteifen Vatermörder; denn ſie hindern Kopf und Fuß an freier Bewegung.

Beherzigſt Du dieſe Lehren, wird es Dir vielleicht gut gehen. Wenn Du ſie aber nicht beherzigſt, wird es Dir vielleicht noch beſſer gehen. Denn der Verſtand iſt ein Wegweiſer auf dem Pfade des Lebens. Er zeigt den Weg, aber er ebnet ihn nicht; und Diejenigen, die das Glück haben, vierſpännig zu fahren, brauchen ſich nicht einmal nach ihm zu richten, da ſie auf Umwege gerathen können, ohne ihre eigene Kraft anzuſtrengen. — — —

Eine neue Dreieinigkeit.

Von Julius Knorrn.

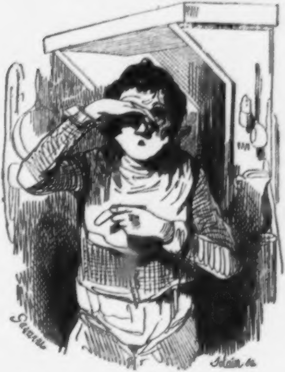
Motto: Schleswig-Holſtein-Geſchichte

Zerriſſen, wie Volk Iſrael,
Beſchnitten, wie Dukaten,
Sind jetzt, ich ſag' es ohne Hehl,
Die deutſchen Bundesſtaaten!
Und wenn man ſie noch lange preßt,
Wird in den künft'gen Tagen
Aus deutſchem Golde falſches Geld
In fremdem Land' geſchlagen!

Und Juden, Polen, Deutſche zieh'n
Ins Land der rohen Wilden,
Um unterm Himmels-Baldachin
Dreieinigkeit zu finden:
Ein Jude ſitzt dann auf dem Thron,
Als Patriarchenvater, —
Ein Pole ſteht dabei, als Sohn, —
Und ſingt: peccavi pater!

Die Deutſchen ſollen, wie es heißt,
Die Roll' des Geiſtes nehmen,
Doch ſuchen ſie nach fremdem Geiſt,
Weil ſie ſich ihres ſchämen; —
Da fragt der Vater ſeinen Sohn:
Wo mag's den Deutſchen binden?
Der ſpricht zu ihm mit Luſt und Hohn:
»Er ſucht — und kann nicht finden! —

Ein enthuſiasmirter Deutſchthümler,



668.

der den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, und ſelbſt beim Raſiren, das Lied ſingt:

Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Die übrigen Verſe dieſes Liedes werden wir in der nächſten Nummer unſeres Blattes mittheilen, damit auch Andere, die ſich ſelbſt einſeifen, es anſtimmen können.

Moral:

Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder:
Die „Abendzeitung" redigirt Herr Schmieder.

Zapfenſtreich.

Altona. Der bekannte Aſtronom, Conferenzrath Schumacher, iſt vom König der Belgier zum Offizier des Leopold-Ordens ernannt worden.

∴ Neulich hatte ſich unter den Nachtwächtern unſerer Stadt das Gerücht verbreitet, daß dieſelben künftighin die Stunden *däniſch* abrufen ſollten. Wahrſcheinlich ein Scherz auf Grund der Aeußerung, daß Altona „eine ganz däniſche Stadt" ſei. Die Herren Nachtwächter nahmen den Puff ſehr ernſt, verſammelten ſich, beriethen ſich und waren eben im Begriff, einen Comité zu ernennen, als ihnen endlich klar wurde, daß ein Spaßvogel ſie blos gefoppt habe. Darauf ging die Nachtwächter-Verſammlung auseinander.

Berlin. Madame Rott, die Gattin des in der deutſchen Kunſtwelt als einer der erſten Notabilen bekannten Schauſpielers Moritz Rott, iſt ſeit Kurzem für die Königſtädter Bühne gewonnen. Das höhere Schauſpiel wird durch dieſe neue Erwerbung einen ſchönern Aufſchwung nehmen.

∴ Meyerbeer hat die Muſik zum „Struenſee" von Michelbeer geſchrieben. Sie beſteht aus dreizehn Nummern und ſoll viel Schönes enthalten. (Das wird Herr Laube ihm ſehr übel nehmen!)

∴ Im October kommt der berühmte Muſard, der Strauß der Pariſer Tanzwelt, nach Berlin, und wird den ganzen Winter hindurch (?) in Krolls großartigem Wintergarten Concerte veranſtalten.

∴ Das deutſche „Journal des Débats", welches hier erſcheinen ſoll, wird vom Volkswitze „Geheimerathszeitung" genannt, weil alle bis jetzt bekannten Redakteure und Mitarbeiter Geheimeräthe ſind. Das Blatt findet trotzdem wenig Sympathie, denn alle Welt weiß, daß man ein guter Geheimerath und deſſenungeachtet ein ganz ſchlechter Publiciſt ſein kann. (N'est pas journaliste qui veut!)

Bonn. Der „Rheiniſche Beobachter" koſtet der Regierung jährlich 18,000 Thaler. Seine Spalten werden wohl niemals Heirathsgüter abwerfen, wie die der „Times".

Bern. Der große Rath unſeres Cantons hat dem Doctor Steiger mit 111 gegen 16 Stimmen das Cantonsbürgerrecht ertheilt.

Cairo. Die Franzoſen haben hier dem General Kleber ein Andenken errichtet. In dem Hauſe, wo er ſtarb, auf dem Esbekieh-Platz, wohnt jetzt ein Franzoſe. Auf der Terraſſe, wo Kleber getroffen wurde, ſteht jetzt ſeine Büſte auf einer Granitſäule mit einer Marmorplatte, auf welcher ſich die Inſchrift befindet: „J. B. Kleber, Obergeneral der ägyptiſchen Armee, geboren in Straßburg 1754, ſtarb in dieſem Hauſe am 14. Juni 1800."

Chantilly. Am 29. Auguſt wurde hier das Denkmal, welches die polniſchen Auswanderer dem General Malachowski errichtet haben, eingeweiht. Es enthält die Namen von ſechzig Schlachten und die Worte: »Gott rette Polen!« (Amen!)

Conſtantinopel. Das „Echo de l'Orient", das bis jetzt in Smyrna erſchienen iſt, hat ſich mit dem „Journal de Conſtantinople" vereinigt, das jetzt unter der Leitung des Herrn Rogues fortgeführt wird.

Darmſtadt. Auch hier hat man die Verſammlungen verboten, welche ſich über religiöſe Angelegenheiten beſprechen wollen. In Texas heißt in der Verfaſſung Artikel 1, Abſchnitt 5 wörtlich alſo: »Keiner menſchlichen Gewalt ſoll je geſtattet ſein, irgend einer Perſon in Religionsſachen Vorſchriften zu machen. Es ſoll die Pflicht der Geſetzgebung ſein, ſolche Geſetze zu geben, die Jeden in der freien Ausübung ſeiner Religion beſchützen.« (Der „Dorfbarbier" möchte wiſſen, wo ſie weiter in der Erkenntniß wären, in Darmſtadt oder in Texas??)

Dorpat. Der berühmte Aſtronom Mädler, der Erfinder der Centralſonne, hat vom König vom Preußen den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten.

Dresden. Unſer Hoftheater ſpürt Mangel an invaliden Stimmen und will deshalb einen Herrn Kaps von Hamburg engagiren.

∴ Madame Spatzer-Gentiluomo iſt zu Oſtern aller ihrer Dresdener Verbindlichkeiten entbunden.

∴ Herr Emil Devrient iſt nach zweiter Abweſenheit wieder da und ſpielt wieder „Poſa". Die alte Strohwittwe „Regie" iſt außer ſich über die Freude des Wiederſehens.

∴ Der Kunſtverein hat ein Couliſſen-Altbild, „Rinaldo und Armide“, von Ehrhardt, für 800 Thaler gekauft, und da beſchweren ſich die Maler über Mangel an Unterſtützung!

∴ Das „Dresdener Tageblatt“ iſt halb Philiſter, halb junger leuchtender Genius; denn wie paſſen die Kunſtkritiken und die Briefe über Brühl zu dem übrigen hausbackenen Alltagstone?

∴ R. Schmieder ſoll das Eigenthumsrecht der „Abendzeitung“ an den Advokaten Peſchel verkauft haben. Niemand mag aber bis jetzt an Vespertinens neue Ehe glauben.

∴ Der „Verfaſſungsfreund“, ein neues, Anfangs October erſcheinendes Blatt, wird für Sachſen die alten Rechte der Ariſtokratie vertheidigen. Dies Blatt und das „Tageblatt“ werden ſich um die Liebe der Regierung ſtreiten.

∴ Advokat Matthäi, welcher die Criminal-Verbrecher immer ſo glänzend vertheidigt, iſt auch Advokat der Künſtler gegen die geiſtreichen Kritiken des „Tageblatts“ über die Kunſtausſtellung geworden; aber weniger glänzend. Auf Beweiſe kommt's vor Gericht an, nicht auf anmaßenden Wortkram.

∴ Carl von Holtei iſt hier und wird uns die langen Winterabende durch einen Cyclus von Vorleſungen abkürzen helfen.

∴ Der Grund zum neuen Muſeum wird bald gelegt werden. Es kommt dorthin, wo die Weſtwinde den meiſten Kohlendampf hinwehen, wo die Feuersgefahr am größten und der Platz am kleinſten iſt, nämlich an der noch freien Zwingerſeite. Dresdens Bauverſtand lebe!

∴ „Graf Buckskin“ iſt der Titel einer neuen dreiaktigen Poſſe vom Komiker Räder, die bei der erſten Aufführung Oppoſition fand, bei der zweiten aber, nach vorgenommenen nothwendigen Kürzungen und Aenderungen, ſich einer günſtigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Die Hauptperſonen ſind drei Schneidergeſellen, welche bei einer Meiſterin leben, und die Jeder in den Eheſtand zu führen gedenkt. Sie führen die Nationalbenennungen des Preußen, Sachſen und Baiern, und werden auch während des ganzen Stücks ſo gerufen und bezeichnet, was zu einigen Späßen Veranlaſſung giebt, aber auf die Länge etwas langweilig wird. Preußen, ein durchtriebener Burſche, macht Jagd auf die kokette Tochter eines Tuchhändlers, zieht ſich als Lion an, und giebt ſich den Namen eines Grafen Buckskin, daher auch der Titel der Poſſe. Zum Schluß entdeckt ſich der Betrug, Preußen und Sachſen gehen leer aus und Baiern bekommt die hübſche Tochter nebſt Kundſchaft der Frau Meiſterin. (Theaterchronik.)

Düſſeldorf. Madame Grabowsky wird nach Auflöſung ihrer jetzigen Ehe die Bühne verlaſſen und mit einer in Wiesbaden vielgenannten Perſönlichkeit eine zweite Ehe ſchließen. (O Jett!)

Frankfurt. Der Bundestag will die Erfindung der Profeſſoren Schönbein in Baſel und Böttcher in Frankfurt wegen der Schießbaumwolle angeblich für 100,000 Thaler für den deutſchen Bund käuflich erwerben. Der hohe Bundestag begreift, daß eine neue Sorte von Schießpulver eine zum Wohle der Staaten höchſt nothwendige Erfindung ſei.

∴ Der Profeſſor Böttcher, welcher die Schießbaumwolle nacherfunden hat, iſt aus Sachſen, der Profeſſor Schönbein, welcher ſie zuerſt erfunden, aus Württemberg gebürtig. Die Schießbaumwolle ſieht ganz wie gewöhnliche Baumwolle aus und kein anderer Chemiker hat noch auffinden können, worin das Geheimniß des Präparats beſteht. Die Schießbaumwolle wird 12 Mal wohlfeiler als das Schießpulver, denn während ſie um die Hälfte billiger iſt, leiſtet ſie 6 Mal ſo viel als das Schießpulver. Einige Amerikaner haben bereits den Erfindern, welche ſich in der Sache vereinigt haben, 100,000 Dollars für den Ankauf des Geheimniſſes geboten.

∴ Beim deutſchen Bunde iſt von vielen Seiten um Aufhebung der Zwanzigbogenfreiheit angehalten worden. (Das fehlte noch!)

∴ Vor einigen Tagen, berichtet das „Frankfurter Journal“, predigte in dem heſſiſchen Dorfe Rödelheim bei Frankfurt der römiſche Prieſter Hungari gegen den neuen Papſt. Er nannte ihn zwar nicht, wie die gute Stadt Luzern, einen „Freiſchärler-Papſt“, oder wie die Münchener Couleur einen „Uebelberathenen“; er ſagte aber Folgendes: »Wenn das Ding (nämlich die Reform im Kirchenſtaate) ſo fortgeht, ſo werden bald die Weiber der deutſchkatholiſchen Prieſter bei der „Frau Päpſtin“ ihren Kaffee trinken.«

Grenoble. Die Manuſcripte des wohlbekannten Girondiſten Barnave ſind bisher in den Händen ſeiner Schweſter, einer Madame Saint-Germain, geweſen. Dieſe Dame hat ſie nun der Bibliothek von Grenoble vermacht.

Hamburg. Die Wochenſchrift „Erzähler“ iſt aus den Händen des Herrn Wangenheim in die des Herrn C. A. Schloenbach übergegangen. Man hofft, daß unter der Leitung des Letztern das Blatt den Kreis ſeiner Leſer vergrößern wird.

∴ Daſſelbe Blatt erzählt als Merkwürdigkeit: In Hamburg wird noch immer Thorſperre bezahlt.

∴ Der todtgeſagte Heinrich Heine befindet ſich ſeit einigen Tagen in unſerer Mitte. Man ſagt, er beabſichtige die „literariſchen Blätter der Börſenhalle" durch Kauf an ſich zu bringen (?).

∴ Bei Hoffmann und Campe iſt eine neue, höchſt zeitgemäße Monographie, „Giordano Bruno", von Ferdinand Falkſon, herausgekommen.

Königsberg. Nach dem Barthold'ſchen Werke „das weibliche Proletariat" ſollen hier 2000 Mädchen ihren Unterhalt durch Proſtitution finden. Man hält es für Uebertreibung und dennoch iſt es ſo.

Kopenhagen. Der alte Oehlenſchläger hat wieder ein neues Trauerſpiel, „Amlet", beendigt.

Leipzig. Der Adreß-Schwindel der deutſchen Städte an Schleswig-Holſtein fängt nachgerade an, etwas langweilig zu werden. Jedes Städtchen ſchickt eine kleine Stylübung ein und Alle zuſammen beweiſen, daß ſie über das Ferne Manches, was ihnen viel näher liegt, ganz und gar zu vergeſſen ſcheinen. Kehre doch Jeder zuerſt vor *ſeiner* Thür!

∴ Europa's abſolute Monarchien zählen 49 Millionen Einwohner, die Monarchien mit Provinzialſtänden 57 Millionen und die conſtitutionellen Monarchien 113 Millionen.

∴ Der „Wandelſtern" ſchreibt: Die Buchhändler können doch nicht verderben. Da geht jetzt ein Gerücht, daß ſogar die preußiſchen Soldaten ſich Bücher anſchaffen und zu dieſem Zweck ſich täglich von ihrer Löhnung 2 Pfennige zurücklegen ſollen. Dafür will man Gebet- und Andachtsbücher anſchaffen. — Rechnet man, daß jeder Soldat, General wie Corporal, täglich 2 Pfennige giebt, ſo macht dies — nimmt man die Stärke des ſtehenden Heeres auf 150,000 Mann an — täglich 300,000 Pfennige, d. i. 833 Thaler 10 Neugroſchen und was läßt ſich Alles dafür anſchaffen?! Da werden Bogatzki's „Schatzkäſtlein", „der himmliſche Liebesgarten" und die andern lieben Büchlein jeden Monat eine neue Auflage erleben.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur, aber hoffentlich nicht lange mehr.

London. Die ganze Grafſchaft Southerland — ſie zählt 24,000 Einwohner — gehört, mit Ausnahme einer einzigen Beſitzung, dem Herzog von Southerland.

∴ In der hieſigen Börſe iſt den „Times" ein Denkmal geſetzt worden. (So was kann einem deutſchen Blatte in deutſchen Börſen nicht paſſiren.)

Madrid. Der Infant Don Francisco de Aſſis hat der Donna Iſabella einen ſchönen Perlenſchmuck, fünf Millionen Realen (1¼ Millionen Francs) an Werth, zum Brautgeſchenk beſtimmt. Dieſer Schmuck gehörte ſeiner am 29. Januar 1844 verſtorbenen Mutter, Donna Luiſa Carlotta von Sicilien.

∴ Von Martinez de la Roſa iſt hier unlängſt ein neues Trauerſpiel, „Oedipus", aufgeführt worden.

Mailand. Auf den italieniſchen Bühnen ſind in neueſter Zeit einige neue dramatiſche Originalarbeiten zur Aufführung gekommen. Unter dieſen haben am meiſten angeſprochen: „Il Fornaretto", von Dall' Ongaro, „Il Sampiero de Bastelica", von Revere, „La Caterina Rosa", von Ceroni, und „La Giovinezza di Lord Byron", von Gindri.

München. „Loreley", eine neue Oper von Ignaz Lachner, einem jüngern Bruder von Franz Lachner, hat, trotz der brillanteſten Ausſtattung, nicht im Geringſten angeſprochen und den neuen Beweis geliefert, daß Bruder Ignaz nur den Namen, aber nicht das Talent ſeines Bruders hat. Beſagter Ignaz hatte ſchon früher (in Mannheim) eine ähnlich fade Oper, „die drei Regenbrüder", zur Aufführung gebracht; auch ſie hatte fiasco gemacht. Bruder Ignaz ſollte endlich doch einſehen, daß er kein Talent zur dramatiſchen Muſik hat.

∴ Dr. Wirth, welcher bekanntlich ſeit Jahren, ſich ernſten Geſchichtsſtudien widmend, auf einem kleinen Gute an der badiſch-ſchweizeriſchen Grenze lebt, war in den letzten Tagen hier, um ſich die Erlaubniß zur Rückkehr in das Vaterland zu erwirken; ſie iſt ihm nicht verweigert worden.

New-York. Vor Kurzem iſt hier ein für die Lokalgeſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſehr intereſſantes Werk erſchienen, betitelt „The literature of American local history". Dieſe ziemlich vollſtändige Biographie iſt von einem Deutſchen, Hermann E. Ludewig.

∴ Die guten Yankee ſtellen allerhand ſtolze Berechnungen auf, um zu zeigen, wie groß ihr Vaterland iſt. Sie ſagen: Wir haben eine Grenzlinie von 10,000 Meilen und eine Seeküſte von 4000 Meilen. Einer unſerer Flüſſe iſt zweimal ſo breit als die Donau, der größte Fluß in Europa; der Ohio iſt ſechshundert Mal länger als der Rhein; der einzelne Staat Virginien iſt um ein Drittel größer als England; Ohio enthält fünf Millionen Acker Land mehr als Schottland; von Maine nach Ohio iſt es weiter als von London nach Conſtantinopel.

Oldenburg. An die Stelle des nach Stuttgart abgegangenen Herrn von Gall iſt der Kammerherr Graf Rochholz zum Intendanten des hieſigen Hoftheaters ernannt worden.

Paris. Louis Philipp hat dem Bräutigam der Königin Iſabella von Spanien das Großband des Ehrenlegion-Ordens verliehen.

∴ Das Luſtſchloß Malmaiſon wird ſchon jetzt zum Empfang der ſpaniſchen Gäſte, worunter ſich auch Madame Muñoz, née Chriſtine, befinden ſoll, in Bereitſchaft geſetzt.

∴ Die Pariſer Journale reiten jetzt ausſchließlich die ſpaniſche Heirathsfrage (die Vermählung der Infantin Luiſa mit dem Herzog von Montpenſier). Der „National“ meint, es ſei vollkommen gleichgiltig, ob ein junges Mädchen künftig „Infantin von Spanien“ oder „Frau von Montpenſier“ heißen werde und man ſolle ſich über ſo unbedeutende Kleinigkeiten nicht herumſtreiten, aber deſſen ungeachtet bringt er drei große Spalten voll Auszüge aus ſpaniſchen und engliſchen Journalen.

∴ Eine ganze Caravane franzöſiſcher Maler iſt nach Madrid abgereiſt, um die Infantin Luiſa, die Braut des Herzogs von Montpenſier, zu malen.

∴ Die franzöſiſche katholiſche Kirche zählt jetzt 15 Erzbiſchöfe und 66 Biſchöfe, darunter der von Algier; der älteſte unter ihnen iſt der am 13. Mai 1802 gewählte Cardinal de la Tour d'Auvergne, Biſchof von Arras, ſonſt ſind aber alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Kaiſerzeit begraben, und auch von denen der Reſtauration leben nur noch 11. Bald wird Ludwig Philipp die ganze katholiſche Geiſtlichkeit Frankreichs geſchaffen haben, denn von den 81 Prälaten ſind bereits 69 von ihm proponirt worden. Den Lebensjahren nach iſt der Biſchof von Moulins, Herr von Pons, der Aelteſte: er iſt 88 Jahre alt.

∴ Der Profeſſor der juriſtiſchen Fakultät in Rennes hatte vor einiger Zeit in ſeinem Collegium bei guter Laune zu ſeinen Zuhörern geäußert: »Wenn Sie eine gute Frau finden, ſo verheirathen Sie ſich; finden Sie eine weniger gute, ſo verheirathen Sie ſich auch; finden Sie nur eine böſe, ſo heirathen Sie auch.« Der Profeſſor wollte damit natürlich nur ſagen, daß eine unglückliche Ehe doch immer noch beſſer ſei, als gar keine. Seine Feinde aber machten ihm aus dieſem Satz den Vorwurf, er habe ſeine Zuhörer aufgefordert, drei Frauen auf ein Mal zu nehmen. Die Zeitung von Rennes, welche dieſe Verleumdung ausgeſprengt hatte, iſt dafür zu 4000 Francs Entſchädigung an den Profeſſor verurtheilt worden.

∴ Mehrere Journale wärmen das alte Gerücht auf, Herr Thiers, von Odillon-Barrot und der Linken verlaſſen, wolle ſich an Herrn Guizot anſchließen und wieder hübſch artig oder gut conſervativ werden. Ein vor Kurzem erſchienenes Buch vom Advokaten Laya, „Etudes historiques sur la vie privée, politique et littéraire de Mr. Thiers“, ſcheint eigens geſchrieben, um dieſe Annäherung vorzubereiten, zu der Herr Guizot aber wenig Luſt zu haben ſcheint.

∴ Herr Thiers hat wieder drei Bände ſeiner „Geſchichte des Kaiſerreichs“ vollendet; der ſechſte Band erſcheint Mitte Octobers und bis Ende dieſes Jahres ſoll auch der ſiebente und achte Band vollendet ſein.

∴ Das perſonifizirte Lied, der letzte Troubadour Frankreichs, der berühmte Chanſonnier Frankreichs, J. P. Béranger, iſt in Paſſy gefährlich erkrankt.

∴ Neulich gab Herr Scribe ein Diner. Unter den Gäſten befanden ſich auch Auber und Halévy. Das Diner war nicht kalt und die Converſation nicht ſchweigſam; man aß gut und plauderte viel. Unter Anderm ſprach man von Aubers neuer Oper, und bat dieſen, daraus zu ſpielen. Auber ſpielt einen herrlichen Marſch, man applaudirt und plaudert dann weiter. Nach einiger Zeit nähert ſich einer der Gäſte Halévy, und bittet ihn ebenfalls um eine Arie aus ſeiner neueſten Oper. Halévy ſetzt ſich zum Piano und ſpielt, ſtatt einer Arie von ſeiner neueſten Compoſition, Aubers Marſch, den er ſoeben zum erſten Male gehört, aus dem Gedächtniß mit unglaublicher Fertigkeit. — »Herrlich,« ruft das ganze Auditorium, »er hat den Marſch Note für Note wiedergegeben, ohne das Geringſte zu ändern.« — »Im Gegentheil,« erwidert Auber, »er hat Mehreres ſehr glücklich geändert, und ich will ſeine Andeutungen benutzen.« (Signale f. d. m. W.)

∴ Halévy's mit Recht geprieſene Oper, „die Musketiere der Königin“, hat ſeit dem

Februar bereits 100, ſage hundert Wiederholungen erlebt, ein Faktum, das mehr als Alles für den Werth dieſer ſchönen Muſik ſpricht.

∴ Am 4. v. M. iſt einer der berühmteſten Schriftſteller Frankreichs, der Akademiker Etienne de Jouy, in ſeinem Landhauſe zu Saint-Germain geſtorben*).

∴ Seit Kurzem iſt hier ein Congreß von einheimiſchen und fremden Aerzten der Homöopathie verſammelt, die in Frankreich — beiläufig erwähnt — von Jahr zu Jahr mehr Anhänger gewinnt.

∴ Der Wintergarten in den Champs Elysées wird das Prachtvollſte, was Paris bis jetzt geſehen hat. Es iſt ein Gebäude, lediglich aus Eiſen und Glas, welches mit Bequemlichkeit 2000 herumgehende Perſonen und 100,000 Topfpflanzen faſſen kann. Der Wintergarten wird im December eröffnet.

∴ Der „Conſtitutionnel“ erzählt, wie es hier in der Straße Descartes in dem Zimmer eines jungen Mädchens ſpukt und klopft, ohne daß ſogar die Polizei den Grund ermitteln könne. Der „Droit“ meint, es werden wohl nur einige Ratten in den Wänden ſein.

∴ Zu Vitry-le-Français wird dem Deputirten Royer-Collard eine Statue errichtet; ſie ſoll den Augenblick anſchaulich machen, in welchem er Karl dem Zehnten die Adreſſe der 221 übergiebt.

∴ In Tahiti ſoll ein franzöſiſches Theater errichtet werden. Ein Unternehmer ſteht bereits in Unterhandlung mit der Königin Pomare: der Entrepreneur will nur Vaudevilles und komiſche Opern geben; Dame Pomare aber verlangt auch etwas Ballet!

Reval. Der bekannte Weltumſegler Admiral Kruſenſtern iſt auf ſeinem Landgute iſt Eſthland geſtorben.

Rom. Papſt Pius IX. beabſichtigt, dem Beiſpiele des vierzehnten Clemens zu folgen und, wie Jener im Jahre 1772, die Exiſtenz des Jeſuiten-Ordens durch eine Bulle aufzuheben.

∴ Der Papſt hat ſich mit der Königin von Spanien vollkommen ausgeſöhnt, und ſeine Bullen nennen ſie „unſere geliebteſte Tochter in Chriſto“. (Auch das noch!)

∴ Der Papſt ſoll, wie man ſich erzählt, bis jetzt noch nie allein geſpeiſt haben, weil er das Schickſal Clemens XIV., d. h. eine Vergiftung fürchtet. Als ihm letzthin erzählt wurde, das Volk habe gerufen: »Es lebe die Freiheit!« erwiderte er lächelnd: »Ich finde das ganz natürlich: die Leute laſſen eine Wohlthat leben, deren ſie ſo lange entbehrt haben.«

∴ Der Staatsminiſter des Papſtes, Cardinal Ghizzi, welcher jetzt die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, wurde am 22. September 1787 in Ceccano, einer kleinen Stadt im Kirchenſtaat, geboren und gehört einer der angeſehenſten Bürgerfamilien an. Er ſtudirte die ſchönen Wiſſenſchaften, Philoſophie und Theologie bei Entwickelung großen Talents, ſo daß ihm ſeine Mitſchüler den Namen Tutto a Tutti, „Allen Alles“, beigelegt hatten. Nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien erhielt er die Weihe und ging nach Rom, von wo er zuerſt der Nuntiatur in Luzern beigegeben wurde.

Schwerin. Endlich will man auch hier die Juden von der mittelalterlichen Barbarei des Leibzolls, der jährlich 7000 Thaler einbringt, befreien; doch ſoll dieſes Schutzgeld noch acht Jahre fortbezahlt werden zur Errichtung eines jüdiſchen Lehrer-Seminars.

Trier. Unſere Zeitung enthält einen Artikel, überſchrieben „Tendenz-Prozeß der Trier'ſchen Zeitung“, welcher ihr durch Erkenntniß des Ober-Cenſur-Gerichts vom 25. Auguſt zum Druck verſtattet worden iſt. Es wird darin ein Erkenntniß des Ober-Cenſur-Gerichts vom 14. Juli d. J. mitgetheilt, des Inhalts: »daß die Geſchwiſter Heyrodt ꝛc., als Inhaber der „Trier'ſchen Zeitung“, ingleichen der Redakteur derſelben, Friedrich Walther, wie hiermit geſchieht, dahin zu verwarnen, daß, wenn die Redaktion der „Trier'ſchen Zeitung“ in dem Beſtreben fortfahren ſolle, für offenbar geſetzwidrige Artikel die Druckerlaubniß zu erreichen, im erſten Wiederholungsfalle eines ſolchen Mißbrauchs eine Geldſtrafe von 50 bis 100 Thalern ſowohl gegen die Inhaber als auch gegen den genannten Redakteur derſelben feſtgeſetzt, und falls auch dieſes Mittel fruchtlos bleiben würde, auf den Verluſt der Conceſſion zur Herausgabe der „Trier'ſchen Zeitung“ erkannt werden würde.«

---

*) Victor Joſeph Etienne de Jouy, geb. 1769 zu Jouy bei Verſailles, hat ſich als Journaliſt, Romancier und Bühnendichter einen dreifachen Ruhm errungen. In der erſten Eigenſchaft iſt er durch ſeinen „Hermite de la Chaussée d'Antin“ — Sittenſchilderungen, die urſprünglich in der „Gazette de France“ erſchienen waren — gleichſam der Erfinder des jetzigen Feuilleton, l'inventeur des journaux mis en action, geworden. Als Romanſchriftſteller hat er ſich beſonders durch ſeinen „Centénaire“ ein großes Publikum erworben. Das Theater verdankt ihm das Trauerſpiel „Sylla“, das im erſten Jahre 100 Mal hintereinander wiederholt werden mußte (die ſechſte Ausgabe erſchien in Paris 1824); „Tippo Saib“ und „Bélisaire“. Außerdem hat er für Spontini die „Veſtalin“ und „Ferdinand Cortez“, für Cherubini die „Abenceragen“ und für Roſſini den „Wilhelm Tell“ geſchrieben. Seine geſammelten Werke ſind bei Jules Didot (Paris 1823—28) in 28 Bänden erſchienen. C. M. D.

Weimar. Die hieſige Bibliothek beſitzt eine Sammlung von Stammbüchern, die jetzt auf 327 Bände angewachſen iſt.

Wien. Von Auguſt Neilreich iſt eine 706 Seiten ſtarke „Flora von Wien“, eine Aufzählung aller in den Umgebungen Wiens wildwachſenden Pflanzen nebſt einer phytographiſchen Ueberſicht, erſchienen.

∴ Im Kärnthnerthor-Theater hat ein neues Singſpiel, „kleine Leiden“, vom Kapellmeiſter Reuling, wegen ſeiner leichten gefälligen Melodien gefallen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Bei der ſächſiſchen Ländertheilung im Jahre 1485 wurde der berühmte Hofnarr Claus zu 80,000 Thalern angeſchlagen; der Hofprediger dagegen galt ſelbſt bei einer Berechnung zu fünf Prozent nur 4000 Thaler, denn er bezog nur 200 Thaler Gehalt. Jetzt ſind die Hofnarren gänzlich abgeſchafft, die Hofprediger dagegen ſehr im Preiſe geſtiegen.
(Erzähler.)

— Da man heutzutage ſo manchen Orden reſtaurirt, ſo ſollte man ſich billig auch des Ordens erinnern, welchen im Jahre 1403 der Abt von Fulda für fromme Verdienſte geſtiftet: es war der Orden des heiligen Simplicius. Die Deviſe könnte ſein: „O sancta simplicitas“ (und zum Kanzler dieſes Ordens ſchlagen wir Herrn Dr. Aurelio Buddeus oder ein anderes Kraftgenie dieſer Couleur vor).

— Die alten jüdiſchen Rabbinen empfehlen folgende probate Mittel gegen das Naſenbluten. Um das Bluten der Naſe zu ſtillen, laſſe man einen Mann rufen, der ein Prieſter iſt und Levi heißt, und laſſe ihn das Wort Levi rückwärts ſchreiben. Hilft dies nichts, ſo hole man einen weltlichen Mann und laſſe ihn die Worte »Ana papi Schila bar Sumki« oder die Worte »Taam d'li l'mi chesseph, tsaam li l'mi pegam« rückwärts ſchreiben. Eins von beiden Mitteln hilft ganz beſtimmt. (Vielleicht auch nicht!)

— Paul III. ſetzte einen Preis auf die beſte Grabſchrift für Torquato Taſſo. Dieſen Preis gewann ein Jüngling, der die Inſchrift „Ossa Tassi“ vorſchlug.

— Im Madrider Findelhauſe wird jedes Kind, deſſen Urſprung zweifelhaft iſt, für adelig gehalten.

Treffer und Nieten.

- Der Polizei-Miniſter Fouché ſagte eines Tages zum Kaiſer Napoleon: »Sire, eine Buchdruckerei hat jetzt mehr Gewalt als eine Armee.«
- Früher lief man einem Sterne nach, um zu Chriſtus zu gelangen; jetzt läuft man Chriſtus nach, um zu einem Sterne zu gelangen.
- Ein zerſtreuter Arzt zählte neulich die Pulsſchläge einer kranken Dame wie folgt: Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn — Bube, Dame, König.
- Nach Alexander Dumas iſt die Liebe eine Lotterie, in welcher nur Derjenige gewinnt, welcher … verliert.

Holſteiner Rebus.

1t.

Bei **Guſtav Meyer** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anklage
und
Straferkenntniß
gegen den
Buchhändler Theile zu Königsberg
und
die öffentliche Meinung daselbst.
Ein Beitrag zur Charakteriſtik der neueſten Zeit
von
Friedrich Crueger.

Motto: das Geſetz vom 29. März 1844.

Preis: 2½ Ngr.

Soeben iſt erſchienen:

NARRENALMANACH
für
1847
von
Eduard Maria Oettinger.

Fünfter Jahrgang. Preis 2 Thlr.

Inhalt:
Vor- und Nachrede. — **Sans-Souci.** — Der ſchwarze Chriſtoph, oder Limonade, Marmelade und Orgeade. — Ein Berliner Abenteuer, oder Lavendel, Myrth' und Thymian.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 210. Leipzig, 8. October 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Offener Brief
des
Schießpulver-Erfinders Berthold Schwarz
an die
Profeſſoren Schönbein in Baſel und Böttcher in Frankfurt.

Meine Herren.

Aus einer Nummer des „Frankfurter Journals“, das wegen ſeiner
deutſchkatholiſchen Tendenz, mehr aber noch wegen ſeiner geiſtreichen Beilage,
„Didaskalia“ genannt, auch bei uns in der Hölle ſtark geleſen wird, habe
ich, von Teufels Gnaden Erfinder des Schießpulvers, in Erfahrung ge-
bracht, daß Ihr eine Art Baumwolle erfunden habt, welche fünf Mal
billiger und ſechs Mal verheerender als meine Erfindung ſein ſoll. Erſteres
hat mich mit tiefer Trauer, Letzteres mit inniger Freude erfüllt, denn
allem Anſcheine nach wird mein koſtſpieligeres Pulver nun bald ganz aus
der Mode kommen und mein Name, der ſich dadurch einen weltgeſchichtlichen
Ruhm erworben hat, bald ſo verſchollen ſein, wie der Name manches
Andern, der nicht das Pulver erfunden hat; dafür aber tröſtet mich der er-
habene Gedanke, daß Eure Erfindung ſechs Mal weiter trägt als die meinige.
Das iſt gut, ſehr gut, denn das Einzige, was die unzufriedene Menſchen-
brut, die revolutionäre Maſſe, das elende Communiſten-Geſindel bis jetzt noch
in Zaum und Ziegel gehalten hat, iſt die wohlthätige Erfindung des Schieß-
pulvers geweſen. Ohne Schießpulver wären ſchon längſt alle Throne geſtürzt;
mir allein hat das Königthum mehr als allen andern Erfindungen zu ver-
danken. — Da nun Euer Pulver noch weit wohlfeiler als das meine iſt, ſo
werden die Herren Könige Euch dafür ſehr dankbar ſein und Euch mit tau-
ſend Zeichen ihrer Huld und Gnade überſchütten, und Eure Bruſt wird zu
klein ſein, um all' die Orden aufzunehmen, die Ihr von Oſt und Weſt, von
Nord und Süd erhalten werdet, und wenn das Glück und der hohe Bundestag
Euch wohl wollen, ſo werdet Ihr nicht blos arme Ritter, ſondern auch reiche
Herren ſein, denn wie ich höre, ſoll man in Frankfurt am Main geſonnen

ſein, Euch Eurer ſchießendes Geheimniß für hunderttauſend Thaler abzukaufen. O grauſames Geſchick! Warum hat es zu jener Zeit, als ich das Pulver erfunden, noch keinen Bundestag gegeben?! Mir hat meine Erfindung keine Priſe Tabak, ja nicht einmal ein Denkmal eingebracht. Aber ich rathe Euch, meine Herren, Euch ja nicht zu übereilen und ſo lange zu warten, bis eine andere Macht Euch mehr bietet. Die Staaten werden ſich reißen um Eure Baumwolle. Rußland, ich ſehe es kommen, wird Euch 100.000 Silberrubel, Frankreich eine Million Francs, England vielleicht eine Million Pfund Sterling antragen. Seid nicht billig, meine Herren, denn nicht alle Tage iſt ein Deutſcher ſo glücklich, ein neues Schießpulver zu erfinden.

Bei dem überaus großen Nutzen Eurer unbezahlbaren Erfindung ſteigt nur Eine Beſorgniß in mir auf. Unſer Vaterland, meine Herren, iſt die Heimath der baumwollenen Schlafmützen. Jeder ruhige Bürger und Familienvater vertieft ſein ſorgenſchweres Haupt in einen baumwollenen Ueberzug; da aber Eure explodirende Wolle ganz ſo ausſieht, wie die gewöhnliche, ſo ſehe ich Deutſchlands ruhige Bürger und Familienväter einer unvermeidlichen Gefahr ausgeſetzt, denn wenn dieſe oder jene Nachtmütze Feuer fängt, dann iſt kein Deutſcher mehr ſeines Kopfes ſicher. Darum bitte ich Euch, meine Herren, uns ein Mittel anzugeben, durch das wir die feuerzündende Baumwolle von der unſchuldigen unterſcheiden können, denn ſelbſt in der Unterwelt legen wir Deutſche nur ungern unſere Beruhigungsmützen ab, und Ihr begreift, welch ein Unglück entſtehen könnte, wenn einmal die Hölle in Feuer geriethe! Auf der andern Seite wird Eure Erfindung aber auch das Gute haben, daß die Watte im Preiſe ſteigen und manche Ballettänzerin ſichtlich abfallen wird, denn keine dieſer tugendhaften Sylphiden wird ſich zukünftig mit Baumwolle auszuſtopfen wagen, aus Furcht, daß die Geſchichte einmal losplatzen und ihre werthen Gliedmaßen in hunderttauſend Fetzen auseinanderreißen kann.

Ich ärmſter aller Mönche ruhe jetzt auf meinem alten Schießpulver aus und denke jetzt ernſtlicher als je über eine neue Erfindung nach, wie man durch eine einfache Vorkehrung aus jeder unſchuldigen Klyſtierſpritze eine patriotiſche Kanone machen kann, denn auch Kanonen, meine Herren von Baſel und Frankfurt, ſind eine zeitgemäße und in ſehr vielen Fällen anwendbare Erfindung, und ich brauche Sie nicht erſt an den Namen Deſſen zu erinnern, der in jeder Kanone die „ultima ratio“ ſtill verehrt hat.

Dieſem neuen Geſchütze in Taſchenformat will ich zu Ehren meines Namenvetters den Namen Berthold-(Auerbach)-Kanone beilegen und ein lebenslängliches Privilegium darauf nachſuchen.

Bis dahin bitte ich den Teufel und ſeine Großmutter, Euch und Eure Baumwolle in ihren hohen Schutz zu nehmen.

Berthold Schwarz,
Abonnent der Frankfurter „Didaskalia“.

⁂

P. S. In der Hölle ſammelt man bereits zu einem Denkmale, das Euch noch bei Lebzeiten in Baſel und Frankfurt auf Koſten der Unterwelt errichtet werden ſoll mit der einfachen Unterſchrift:

Baumwolliae pulveratae inventoribus
patria grata.

E. M. D.

Der verhängnißvolle Shawl.

Reſidenzgeſchichte von A. C. Wießner.

I.

Der Vorhang fiel, das Ballet war zu Ende. — Das Publikum rief die debutirende Tänzerin mit endloſem Jubel hervor. — Die Gefeierte ließ die fanatiſchen Verehrer lange auf ihr Erſcheinen warten und verdoppelte dadurch den enthuſiaſtiſchen Beifallslärm. — In einer Loge des zweiten Ranges machte ſich vor Allem ein Herr bemerkbar, der von den phantaſtiſchen Pas der Sylphide ganz bezaubert und außer ſich zu ſein ſchien. Er war allein und beugte ſich weit über die Brüſtung der Loge hinaus und klatſchte dabei ſo entſetzlich, daß die gelben Handſchuhe bereits an mehreren Stellen auffallende Wunden zeigten, die hineingezwängten Hände aber dennoch ihren dröhnenden Tribut zollten. — Endlich ging der Vorhang langſam in die Höhe und die Sylphide erſchien, um der entzückten Menge noch eine Kußhand zuzuwerfen. Ueber das Geſicht unſeres Enthuſiaſten flammte eine leichte Röthe und mit einem ſeligzufriedenen Lächeln verließ er im Schweiße ſeines Angeſichts das Theater.

Am andern Morgen lag die Tänzerin in gar reizendem Negligée nachläſſig auf ihrem Divan und blätterte gähnend in den noch druckfeuchten Journalen, welche ihr Lob in den pyramidalſten Phraſen des Enthuſiasmus in die Welt poſaunten. — Sie neigte eben ihr niedliches Köpfchen auf eines der Kiſſen, um ein kleines Schläfchen zu thun, als ihr Kammermädchen eintrat und Herrn Baron Roſendorn meldete, welcher es wage, die „Unübertreffliche“ mit einer Viſite zu beläſtigen. Ida — ſo wollen wir die Tänzerin nennen — beſann ſich eine Weile, dann warf ſie ſchnell eine Mantille über ihren leichten Morgenanzug und hieß den Beſuch willkommen.

Die Thür ihres Boudoirs öffnete ſich und hereintrat mit ſichtbarlicher Befangenheit der Enthuſiaſt des vorigen Abends, der in der Loge des zweiten Ranges ſo wacker applaudirt hatte. — Baron Roſendorn ſtammelte etwas von „Muſe der Tanzkunſt“, von „göttlich“, „unbeſchreiblich“ und fluchte dabei im Innern, daß ihn im Angeſichte ſeiner Angebeteten alle Geiſtesgegenwart verlaſſe, die er bei derlei Affairen oftmals zu ſeiner Zufriedenheit erprobt hatte. Doch heute waltete ein eigenes Verhängniß: er konnte durchaus nichts Geſcheidtes herausbringen und ſaß der engelſchönen Ida gegenüber, wie auf glühenden Kohlen. — Verdammte Geſchichte! Aug' im Auge mit der Geliebten und die ſonſt ſo ſprudelnde Suade total verſiegt! Ach, wie ſchön muß Ida geweſen ſein, daß einem Lion, wie Roſendorn, die Stimme verſagte, daß er in ſtummer Bewunderung daſaß und ein höchſt albernes Geſicht ſchnitt! Aber es giebt Augenblicke im Leben, wo der Verwirrteſte und Furchtſamſte eine augenblickliche Faſſung gewinnt und einen entſcheidenden Sieg davon trägt, welche er bei ſeiner frühern Zaghaftigkeit für unmöglich hielt. So erging es auch diesmal dem Baron, der heute an ſeiner ſonſt ſo gewandten Taktik ganz zu verzweifeln ſchien, doch plötzlich wie mit einem Zauberſchlage wieder im vollen Beſitze ſeines geſunkenen Muthes war. Wie erſtaunte die engelſchöne Tänzerin, als der Baron, ſtatt des früheren ſinnloſen Geſchwätzes, ihr in glühenden Bildern ſeine Liebe geſtand, wie er mit überſchwenglicher Wonne ihr in das tiefdunkle Auge ſah, in welchem er mit ängſtlich hoffender Haſt ſein Urtheil zu leſen ſuchte. Aber das tiefdunkle ſchwärmeriſche Auge ruhte nicht zürnend auf ihm — es blickte gar mild und ſchmachtend auf den Flehenden, der nicht länger in die zwei flammenden Sonnen ſchauen konnte und wie geblendet zu den Füßen ſeiner Angebeteten niederſank. In dieſem entſcheidenden Augenblick wurde an der Thür gepocht. Der Baron ſprang ſchnell auf — Ida drückte noch leiſe ſeine Hand — und einige Sekunden ſpäter ſtand der Direktor des Theaters vor der Tänzerin, um ihr einen neuen glänzenden Antrag zu einem längeren Gaſtſpiele zu machen. Baron Roſenkorn empfahl ſich und nochmals traf ſein Blick die zwei flammenden Sonnen, deren Strahlen tief hineindrangen in den liebeglühenden Buſen, immer näher und näher dem Herzen, bis die Flamme hellodernd aufſchlug und wie ein verzehrender Lavaſtrom durch ſeine Adern wogte.

Der Abend kam heran und unſer glücklicher Baron eilte diesmal mit noch viel größerer Sehnſucht ins Theater, denn heute ſollte er nicht allein die gefeierte, vergötterte Tänzerin, ſondern auch die angebetete, ſinnverwirrende Geliebte ſehen. — »Ach, warum hat das heutige Ballet nicht eine ganze Ewigkeit gedauert?« ſeufzte für ſich der Baron, als er nach der Vorſtellung nach Hauſe fuhr und die Einladung mehrerer Freunde zum Souper, unter dem Vorwande, daß ihm nicht ganz wohl ſei, ablehnte. Seine Stimmung paßte auch wirklich nicht in ſolche Geſellſchaft; er wollte lieber allein ſein, als bei dem wüſten Geklirre der Champagnergläſer, und quälte ſich lieber unzählige Male mit der Frage: »Liebt ſie dich wirklich?« bis ihm endlich, erſt ſpät nach Mitternacht, ein traumdurchwebter Schlummer die müden Augenlider ſchloß.

Punkt eilf Uhr des andern Morgens ſehen wir den Baron ſchon unangemeldet in das duftende Boudoir Ida's treten, voll der roſigſten Laune, und ein eben nicht kleines Paket unter dem rechten Arme haltend. Ida empfing ihren neuen Anbeter mit einer Liebenswürdigkeit und Nonchalance, die ihm beinahe wieder die Sinne zu verdrehen drohten, und als ſie ihn dann mit ihren weichen zarten Händchen neben ſich auf den Divan niederzog, da konnte er ſein Gefühl nicht länger unterdrücken und wollte in liebeflammender Begeiſterung ſein geſtern, durch des Theaterdirektors Erſcheinen ſo höchſt proſaiſch unterbrochenes Kapitel zu Ende führen. Aber ein ſehnſuchtsvoller Blick, ein inniger, herzlicher Händedruck Ida's erſparten ihm die Worte, und die Hand an die brennende Stirne gedrückt, um gleichſam zu fühlen, ob dies Alles nicht ein eitles Traumgebilde ſei, ſank er auf die üppig ſchwellenden Kiſſen des Divans zurück. Bei dieſer Bewegung entfiel ihm das Paket, welches er bis jetzt noch immer unter dem Arme hielt, und ein wunderſchöner Shawl rollte zu den niedlichen Füßen der Geliebten nieder.

»Ach, wie herrlich! wie ſchön!« rief Ida, von dem ſeltenen Farbenſpiel des koſtbaren Gewebes entzückt. »Und etwa gar für mich beſtimmt?« fragte ſie mit wunderlieblichem Lächeln. Der hyperglückliche Baron beantwortete dieſe Frage mit einem bejahenden Händedruck und verſicherte, er habe den Shawl, der zweihundert Stück Dukaten koſte, erſt vor einigen Tagen aus Conſtantinopel erhalten und wäre überaus erfreut, wenn ſein Engel dieſe kleine Gabe nicht verſchmähen würde. Ein Shawl und zweihundert Dukaten! Welches Herz einer … Tänzerin könnte da widerſtehen?!

II.

Am Nachmittage des nämlichen Tages hielt eine Equipage vor einer der eleganteſten Modewaarenhandlungen der Stadt. Ida, höchſt geſchmackvoll gekleidet, ſtieg aus dem Wagen, um einige Einkäufe für ihre Toilette zu beſorgen. Eben wollte ſie die Börſe ziehen, um das Gekaufte zu bezahlen, als ihr Blick zufällig auf den nächſten Ladentiſch fiel, auf welchem mehrere Shawls, theils emballirt, theils ausgebreitet, umherlagen. War es Neugierde oder eine Art Verhängniß, welches die Tänzerin zu dem Tiſche zog, wir vermögen es nicht zu unterſcheiden und wiſſen nur ſo viel, daß ſie plötzlich zu ihrer nicht geringen Verwunderung einen ganz gleichen Shawl erblickte, welchen ſie heute Morgen zum Geſchenk erhalten hatte. — »Dieſer Shawl iſt wohl echt türkiſch?« fragte Ida den zungengeläufigen Ladendiener, der ſich gleich einem honorirten Recenſenten über die Klaſſicität der Waare mit allen nur erſinnlichen Lobestiraden äußerte und unermüdet mit den ladendieneriſchen Lieblingsfloskeln: „magnifik“, „unübertrefflich“, „famos“ die Stoffe auf und abrollte. »Türkiſch!« wiederholte der Ellenlöwe mit einem mühſam verhaltenen Lächeln, »nein, mein Fräulein, das iſt ein Prachtexemplar des inländiſchen Fabrikfortſchritts, ein Shawl, der nicht mehr als vierzig Gulden koſtet.«

»Aber ich habe einen ganz gleichen aus Conſtantinopel erhalten,« nahm wieder Ida das Wort, »welcher zweihundert Dukaten koſtet, und begreife nicht ...«

»Die Billigkeit,« ergänzte der Ladendiener, »ja, ja, es grenzt wahrlich ans Fabelhafte. Vierzig Gulden, welche Bagatelle für einen ſo prachtvollen Artikel! Er iſt aber auch der letzte von fünfzehn Stück,« fuhr der Ladenbeamte mit bewundernswürdiger Geſchwätzigkeit fort, »die Waare ging reißend ab, und erſt heute früh hat der Baron Roſendorn einen von dieſen koſtbaren Shawls für ſeine Geliebte gekauft.«

»Der Baron Roſendorn!« rief Ida, und eine flammende Röthe bedeckte ihr Antlitz, welcher unmittelbar eine Leichenbläſſe folgte, denn der Ladenſchwengel machte ein gar lächelndes, verſchmitztes Geſicht, als errathe er die ganze Hiſtorie von dem angeblich echt türkiſchen Shawl, welcher Stambul ſo wenig geſehen hatte, wie der lackirte Stiefel des Ellenlöwen. Die marmorbleiche Tänzerin aber warf eine Banknote für die gekauften Gegenſtände auf den Ladentiſch, und ein halbleiſes „Schuft“ murmelnd, befahl ſie ihrem Kutſcher augenblicklich nach Hauſe zu fahren. Zweihundert Dukaten und vierzig Gulden! — Echt türkiſch und ein gewöhnliches Inlandsfabrikat! — Falſcher Shawl und falſche Liebe! — Das waren die Gedanken, welche, vermiſcht mit den furchtbarſten Racheplänen, das niedliche Köpfchen Ida's durchkreuzten.

III.

Der Vorhang fiel, das Ballet war beendet. Baron Roſendorn eilte in ein nahegelegenes Kaffeehaus, wo er bis eine Viertelſtunde vor Mitternacht eine Cigarre nach der andern dampfte und einen Becher Eis nach dem andern ſchlürfte. Endlich ſchlug es dreiviertel auf Zwölf. In der Straße, wo Ida wohnte, war es bereits öde und ſtill. Mit dem Glockenſchlage Zwölf huſchte eine Geſtalt um die Ecke und verlor ſich im Dunkel der Hausflur. — Es war der Baron, der leiſe zu ſeinem ſüßen Stelldichein über die Treppe ſchlich und durch eine Seitenthür in das Gemach Ida's treten wollte. Zu ſeinem Befremden findet er ſie verſchloſſen; er eilt zu der Hauptthüre — ebenfalls verſchloſſen — er verſucht wohl zwanzig Mal die Klinke — Alles vergebens — denn beide Pforten weichen nicht ein Haar breit. »Sie ſagte mir doch, ſie werde das Kabinet nicht verſchließen,« brummte er ärgerlich und wagte ſogar leiſe zu klopfen; aber umſonſt, Alles blieb ſtill und dunkel. »Meine Fee hat mich gefoppt,« rief der Getäuſchte und eilte mit einem God dam zornglühend nach Hauſe. In ſeiner Behauſung angelangt, fand er dort ein Paket nebſt einem zierlich gefalteten Billet folgenden Inhalts:

> »Mein Herr! Ich habe eine ſeltſame Grille, welche darin beſteht, daß ich nur echt türkiſche Shawls trage. Ich muß Sie daher bedauern, daß Sie ſo wenig geographiſche Kenntniſſe beſitzen und nicht wiſſen, daß unſere gute Stadt nicht Conſtantinopel, ſondern M. heißt. Auch im Münzweſen ſcheinen Sie wider Vermuthen ganz unbewandert zu ſein, denn zweihundert Dukaten ſind nicht vierzig Gulden! — Indem ich Ihnen zur Ausbildung in dieſen beiden Fächern alles Glück wünſche, nehme ich mir die Freiheit, Ihren Shawl anliegend zurückzuſenden und Ihnen zugleich die Verſicherung zu ertheilen, daß ich mein Gaſtſpiel nicht fortſetzen, ſondern noch dieſe Nacht nach Berlin abreiſen werde.
>
> Ida.«

Ob ſich Baron Roſendorn ob dieſes boshaften Zufalls erſchoſſen oder aus Verzweiflung in eine — andere Tänzerin verliebt hat, davon ſchweigt die Geſchichte.

Jenny Lind und Gott Odin.

Von A. Raphael.

Seit einiger Zeit bemerkten die Bewohner der guten Stadt Berlin, daß über der Wohnung der „ſchwediſchen Nachtigall“, Jenny Lind genannt, ein Rabe ſchwebe, und da ein Rabe immer von böſer Vorbedeutung iſt, ſo tödteten ſie ihn. Kaum getödtet, erſchien ein anderer. Als auch dieſen eine Kugel niedergeſtreckt hatte, kam ein dritter und nach dem dritten ein vierter. Die göttliche Jenny wußte nichts von dieſen Raben, denn ſie war zu ſehr im Zählen ihres Geldes, der empfangenen Kränze und in ihrem Briefwechſel mit dem deutſchen Componiſten, il Signore Giacomo Meyerbeerio, vertieft. Der berühmte Schöpfer der „Hugenotten“ ſchreibt ihr täglich vier Mal und verlangt dafür, daß ſie ihm ſtündlich Nachricht gebe vom Befinden ihres Magens, der Seele und der Kehle. Eilf Uhr: Ich habe mit ſchwediſchem Appetite einen böhmiſchen Faſan gefrühſtückt. Ich glaube an eine Glückſeligkeit und an das Geld, das, mag Herr Scribe ſagen was er will, keine Chimäre iſt. Mittags: Mein hohes H koſtet mich gar keine Anſtrengung. Ein Uhr: Das hohe C verſagt mir. Zwei Uhr: Ich verſpüre wieder einigen Appetit. — Il celebre Signor Meyerbeerio könnte nicht leben, wenn er nicht ſtündlich erführe, wie ſich ſeine Adoptivtochter, die „jöttliche Jenny“, befindet. —

Unterdeſſen ſchwebte wiederum ein Rabe über dem Hauſe der Nachtigall. Man verſuchte ihn zu verſcheuchen; es nutzte nichts.

Nun iſt es hohe Zeit zu erzählen, welche Bewandniß es mit dieſem Raben hat!

Die alten Schweden beten eine Gottheit an, welche Odin oder Othin heißt und der höchſte und älteſte der Aſen, der Vater der Götter, der ins Schwediſche überſetzte Zeus iſt. Dieſer Zeus-Odin oder Odin-Zeus hat zwei Raben, welche Hugin und Munin heißen und Nachts auf ſeinen Schultern ſchlafen. Den ganzen Tag über müſſen ſie das Weltall durchfliegen und Abends, wenn ſie heimkehren, ihrer göttlichen Schlafſtelle Alles rapportiren, was ſie gehört und geſehen haben. Hugin und Munin ſind alſo, genau betrachtet, die Spione, die geheimen Polizeiagenten der ſchwediſchen Gottheit.

Der Rabe, der über dem Hauſe der guten Jenny hin- und herflog war Hugin, der ſo feine Ohren hat, daß er das Gras auf der Weide und die Wolle auf dem Rücken der Schafe wachſen hört. Der zweite Rabe, Munin, luſtwandelte unterdeſſen auf dem Dache Meyerbeers, der an ſeinem „Propheten“ feilte.

In dem Augenblick, als die Nachtigall auf dem blumengeſchmückten Balcon ihres Hauſes erſchien, ſchoß Rabe Hugin auf ſie nieder und ſagte:

— Gott Odin hat mir den Befehl ertheilt, Dich zu entführen, damit Du an die Stelle ſeiner Walkyren trittſt und ihm kurzweiligere Cavatinen vorträgeſt als jene ſind, welche er ſchon ſeit ſiebenundzwanzigtauſend Jahren anhören muß.

— Wie viel bezahlt Gott Odin für jede Arie? fragte Jenny.

Der gute Rabe gab ihr keine Antwort: er nahm ſie in ſeinen Schnabel und trug ſie durch die Lüfte zum Gott der alten Schweden.

Als eine halbe Stunde ſpäter **Il Signor Meyerbeerlo**, mit „Moſes und den Propheten“ bewaffnet, ſich auf die Sternwarte ſeines Bruders verfügte, fühlte er, daß ihm etwas Schweres auf die Naſe fiel. Anfangs glaubte er, es wäre ein Mondſtein, ein Froſchregen, ein neuer Orden oder ſo was dergleichen; bald aber überzeugte er ſich, daß es ein Brief war von der ſchwediſchen Nachtigall, die ihn von ihrem neuen Engagement bei dem alten Schweden Odin in Kenntniß ſetzte.

— Ich bin hier auf zwölf Gaſtrollen engagirt und erhalte für jede tauſend Species.

Meyerbeer ſoll darüber ſo untröſtlich ſein, daß er geſchworen hat, nicht eher ſeinen „Propheten“ aufführen zu laſſen, bis Jenny aus ihrem ſchwediſchen Himmel in die preußiſche Hauptſtadt zurückgekehrt iſt.

Wie man in Dresden franzöſiſch ſchreibt!

Guide de la Bibliothèque royale à Dresde. Avec 2 planches. Dresde, aux depens de l'éditeur. 1841. 8. pp. 15. Deutſch und Franzöſiſch. Nur 12 Exemplare. Verfaſſer iſt *) Dr. Julius Petzholdt, Secundogeniturbibliothecar Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann und einſtmaliger, dann entlaſſener Bibliothecar des Gewerbevereins zu Dresden.

S. 11 ff. heißt es ſo:

Tous ces qui veulent connaitre très-exactement l'argument des ouvrages dans les salons divers, doivent consulter l'ouvrage: Falkenstein, Descr. de la bibl. roy. etc. en lange allemande.

---

*) Er nennt ſich als ſolchen in dem ſeinem „Anzeiger für Bibl.-Wiſſenſch.“ 1845 angehängten Verzeichniß S. 31. Werke, die zuſammen faſt 93 Bogen umfaſſen.

La biblioth. est ouverte etc. Dans ce temps-là peuvent entrer tous ces, qui veulent travailler dans le salon des lecteurs; mais qui désirent emprunter des livres, doivent choisir le temps depuis 11 heures jusqu'à 1 heure après-midi.

Pour accepter des livres il est besoin de se pourvoir d'un certificat d'un *)Maitre de la maison ou d'un officier d'état et quant aux étrangers de l'ambassadeur, depuis 11 heures usqu'à 1 heures tous ces qui souhaitent voir la bibl., sont menés par les valets de la bibl. Les lois pour ces qui visitent la bibl., sont celles-ci:

1) Seulement depuis 11—1 h. est permis de voir les salons de la bibl.

2) Tous qui souhaitent voir la bibl., doivent ou moins une heure auparavant envoyer son nom et son caractère au bureau de la bibl. roy.

3) Ils sont admis au plus dix personnes à la fois.

4) Il n'est pas permis d'abandonner le valet, qui conduit les étrangers, ni de passer seul dans le salon de la bibl. ni d'extraire à soi-même des livres.

5) Les domestiques ne peuvent pas entrer dans les salons intérieurs.

Les officiers de la bibl.**) sont ceux-ci:

Was ſagt Meidinger zu ſolchem Franzöſiſch?

J. K.

Bundeslied.

Folgendes iſt das in der neuern Zeit ſo oft erwähnte ſchleswig-holſteiniſche Bundeslied, wie es auf dem Würzburger Geſangfeſt (1845) vorgetragen worden iſt.

Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung toſe,
Flut auf Flut, von Bai zu Bai,
O, laß blüh'n in deinem Schooße
Deutſche Tugend, deutſche Treu!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn inn're Stürme wüthen,
Drohend ſich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Gott iſt ſtark, auch in den Schwachen,
Wenn ſie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird troß Sturm den Hafen ſchau'n.
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die ſich bäumet,
Längs dem Belt, am Oſtſeeſtrand,
Bis zur Flut, die ruhlos ſchäumet,
An der Düne flücht'gem Sand!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauſchend ſtolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holſtengau:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

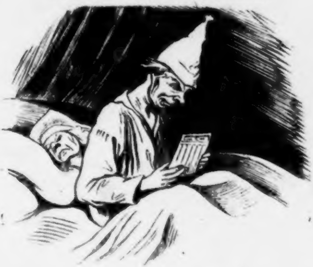
Theures Land, du Doppeleiche,
Unter einer Krone Dach!
Stehe feſt und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

---

*) Bedeutet: Hausbeamteter — Staatsdiener.

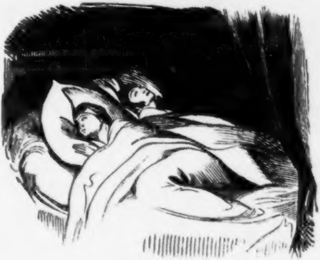
**) Bedeutet: Bibliothekspersonal.

Bilder aus dem Eheleben.



669

Heute iſt der 23. September, Polyxena, der Namenstag meiner Frau … ſeit dreißig Jahren hat ſich der Kalender nicht geändert … wie Schade, daß meine gute Polyxena ſich ſeitdem ſo ſehr verändert hat!



670.

Nocturne à deux dos!
oder
Eheliche Berückſichtigungen.

Zapfenstreich.

Alexandria. Die Reiſekoſten Mehemid Ali's hat man auf zehn bis zwölf Millionen Francs berechnet. Wäre es nicht beſſer geweſen, dieſes enorme Geld in ſeinem eigenen Lande auszugeben, wo ſo viel Ueberfluß an Mangel, Noth und Elend iſt? Aber der gute Mehemid Ali hat u. ſ. w. u. ſ. w.

Antwerpen. Im Verlage des überaus thätigen Buchhändlers Max. Kornicker erſcheint ſeit Kurzem eine neue Monatsſchrift, „de vlaemsche Rederyker“ ein Journal zur Beförderung der vlämiſchen Literatur, herausgegeben von L. van Hoogeveen-Sterck. Das erſte (Probe-) Heft, das vor uns liegt, enthält u. A. eine Erzählung, „Een vriend myner Jeugd“, vom Herausgeber, der bekanntlich zu den beſten Novelliſten Flamlands gehört, ein Bruchſtück aus Lamartine's „Jocelyn“, überſetzt von A. van Scheltema, und Miscellen. Der ganze Jahrgang, beſtehend aus zwölf Heften, geziert mit Portraits von niederländiſchen Künſtlern und Gelehrten, koſtet 4 Thaler.

Augsburg. Die gute „Allgemeine“ läßt ſich von Rom ſchreiben: »Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge hat der Jeſuiten-General Rothaan in der letzten Zeit Rom nicht verlaſſen.« Und doch weiß alle Welt, daß er in Aſchaffenburg, Frankfurt und Heidelberg geweſen ſei. Die Augsburgerin hat wahrſcheinlich im Auftrage des Ordens die Reiſe ihres guten Freundes Rothaan desavouiren müſſen.

Berlin. Im königlichen Theater iſt Michelbeers „Struenſee“ in Scene gegangen und von dem zahlreich verſammelten Publikum vom Anfang bis zum Ende mit der höchſten Spannung und mit dem lebhafteſten Beifall begleitet worden. Herr H. Th. Rötſcher ſagt darüber in der „Spener'ſchen Zeitung“: »Die großen Schönheiten des Michelbeer'ſchen Werks laſſen uns den frühen Tod des Dichters, der einer immer höhern Kunſtſtufe entgegenreifte, recht lebhaft empfinden. Denn die Fülle echt dichteriſcher Anſchauungen, die Idealität des Geiſtes, der Sinn für die Bedeutung der Geſchichte, und das entſchiedene Talent für Zeichnung wirklich lebendiger, von einander unterſchiedener Geſtalten, treten Jedem entgegen, der ſich unbefangen dem Werke hingiebt. Aber der Dichter hat auch, und hierein möchten wir die eigentliche poetiſche Schwerkraft dieſer Tragödie, außer den gedachten Eigenſchaften, ſetzen, einen tiefen Sinn für Compoſition und beſonders für die tragiſche Entwickelung bekundet. Die Art, wie Struenſee's Sturz vorbereitet, die Spannung, in welche der Zuſchauer bei dem ſich immer feſter um Struenſee zuſammenziehenden Verderben verſetzt wird, die ungeſuchte Herbeiführung der tragiſchen Kataſtrophe ſeines Sturzes ſind uns Zeugniſſe eines entſchiedenen dramatiſchen Talents. Denn nicht der einzelne, den Helden treffende Blitz, ſondern die ſich über ihn allmälig zuſammenthürmenden Gewitterwolken, aus denen der zuckende Strahl hervorbricht, ſind tragiſch, nicht der nackte Fall, ſondern die Bewegung zum Falle hin. Auch in der Zuſammenſtellung der Charaktere, in der Abſchattung derſelben gegeneinander, wie in dem Streben nach dem Bedeutungsvollen finden wir das Werk höchſt anerkennungswürdig.« Die Hauptrolle wurde von Herrn Hendrichs, der alte Struenſee von Herrn Döring, Juliane Marie von Madame Crelinger und die Königin Caroline von Dem. Stich dargeſtellt.

∴ Man lieſt in den „Grenzboten“: »Die bekannte Loyalität der Grafſchaft Mark hat allem Anſcheine nach Seine Majeſtät veranlaßt, der Tochter Tſchechs den Aufenthalt daſelbſt und zwar in dem kleinen Städtchen Camen anzuweiſen. Die Honoratioren des Städtchens haben dem unglücklichen Mädchen die Schwelle ihrer Häuſer verboten und ihren Töchtern jeglichen Umgang mit derſelben unterſagt.« (Mark, Mark, was reimt ſich doch ſchnell auf Mark???)

∴ Profeſſor Dr. Keller, in Halle, iſt an Puchta's Stelle nach Berlin berufen worden. Herr Keller, ein Schüler Savigny's, iſt einer der geiſtreichſten Rechtslehrer Deutſchlands.

∴ Der „Figaro“ ſagt über Philipp Kaufmann, der ſich in Paris das Leben genommen (ſiehe „Charivari“ Seite 3326): Philipp Kaufmann wurde zu Kreuznach in der Rheinprovinz geboren. Das Talent für die Kunſt ſchien ſeiner Familie eigenthümlich zu ſein. Einer ſeiner Brüder iſt ein geſchätzter Maler, ein anderer Architekt. Sein Vater war ein ſehr begabter Naturdichter. Kaufmann hatte die Rechte ſtudirt und arbeitete einige Zeit beim Stadtgericht zu Potsdam, gab aber dieſe Laufbahn auf, weil ſie ihm wenig Befriedigung gewährte. Er privatiſirte dann einige Jahre in Berlin, ging im Sommer 1842 mit dem Klavierſpieler Liſzt nach Cöln und übernahm dann die Erzieherſtelle bei deſſen Kindern in Paris. Er ſoll ſich daſelbſt mit Herrn Liſzt überworfen und kurz vor ſeinem traurigen Ende eine Stelle bei einem indiſchen Prinzen angenommen haben.

∴ Friedrich Rückert iſt zur Freude aller ſeiner Freunde auf die ihm angewieſene Bahn zurückgekehrt und bringt wieder, ſtatt leichter Zeitgedichte und Dramen, arabiſche Urpoeſie. Er hat die Sammlung Abu-Temmans überſetzt, mit werthvollen Scholien begleitet und unter dem Titel „Hamaſa, die älteſten arabiſchen Volkslieder" herausgegeben.

∴ Gegen den hieſigen Schriftſteller Theodor Mügge iſt ein Herr Theobald Flügge aufgetreten, der im „Hamburger Correſpondenten" Mügge's „Streifzüge in Schleswig-Holſtein" angegriffen hat. Herr Flügge ſagt von dieſem Buche, es ſei eben ſo oberflächlich als ungerecht. (Das ſagt nicht blos Herr Flügge, das ſagen auch viele Andere.)

∴ Von der vielbeſprochenen Madame Louiſe Aſton, der Gegnerin des Ehe-Inſtituts, erzählt man, daß ſie im Begriff ſtehe, ſich in ſehr zuſagender Weiſe nach Dresden zu verheirathen; mithin gelangen bald auch dieſe „wilden Roſen" in ein freundlich eingehegtes Beet.

∴ Hier iſt es in jüngſter Zeit ſehr häufig vorgekommen, daß junge Männer an öffentlichen Orten in Frauenkleidung erſchienen ſind: eine ganz eigenthümliche umgekehrte Art, ſich zu emancipiren, aber höchſt charakteriſtiſch für die hieſigen Sittenzuſtände, die Alles lieben, was extravagant iſt.

∴ Durch einen unſchuldigen Druckfehler iſt Herr Dr. T. Kullack zum Verfaſſer der „Aphorismen über L. Rellſtabs Kunſtkritik" geworden. Alle Journale, welche uns dieſen Druckfehler nachgedruckt haben, werden gebeten, auch die Berichtigung aufzunehmen, daß ſtatt „Kullack" — „Koſſack" zu leſen ſei. (Vergleiche Leipzig.)

Bern. Der bekannte Neuſchateller Landſchaftsmaler Lory, deſſen Bilder man faſt in allen Städten Europa's findet, iſt hier plötzlich geſtorben.

Breslau. Das Allerneueſte iſt, daß Herr Dr. Schweitzer, bisheriger Dramaturg, die Direktion unſeres Theaters für ſeine alleinige Rechnung übernommen hat. Hoffentlich wird unſere ſehr geſunkene Bühne dadurch gehoben und deren Chaos dadurch wieder zu einer feſten, zweckbewußten Schöpfung geſtaltet. Die mehrköpfige und doch kopfloſe Direktion, wie ſie ſich bis jetzt kund gab, hatte im Publikum faſt alle Luſt am Theater abgeſtumpft. Man wußte nicht, wer Hahn im Korbe, wer der eigentliche Herr im Schauſpielhauſe war, obwohl nur zu Viele Herren ſpielten. Welcher Geiſt durch das Breslauer Theater gegangen, kann man aus den groben Konflikten erkennen, in die Schauſpieler und Beamten zuſammen gerathen. Erſt neulich kam es zu einer ſchlagenden Scene im buchſtäblichen Sinne des Wortes und wer weiß, ob der Getroffene noch mit dem bekannten Refrain einverſtanden iſt: „Nun, müſſen's Ohrfeigen ſein, doch lieber in's Geſicht!"
(Theater-Locomotive.)

Brüſſel. Die Partei des liberalen Congreſſes hat ein politiſches Organ gegründet, welches unter dem Namen „la Constitution" erſcheinen wird.

Cöln. „Prinz Eugen", eine Novelle, die ſich wie ein endloſer Bandwurm durchs Feuilleton unſerer Zeitung zog, iſt jetzt in zwei Bänden im Buchhandel erſchienen.

Hamburg. Unſere reichen Kaufleute laſſen ihre neuerbauten Häuſer mit Wappen ſchmücken. (Man ſieht, daß auch die Geldariſtokratie ihren Tic hat!)

Kopenhagen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Verhaftung T. Olshauſens auch von den hieſigen däniſchen Zeitungen, z. B. „Faedreland", durchaus nicht gebilligt, ſondern erklärt wird, die däniſche Polizei habe kein Recht, von einem Bürger das Verſprechen zu fordern, daß er für öffentliche Verſammlungen nicht thätig ſein ſoll.

Leipzig. Die „Theater-Locomotive" ſchreibt: Herr Koſſack hat dem Berliner Recenſenten bis in die dunkelſten Schlupfwinkel ſeiner Voſſiſchen Kritikwirthſchaft nachgeſpürt, und da kommen denn allerdings auffallende Dinge zum Vorſchein, welche dem Recenſenten-Anſehen Rellſtabs in den Augen aller Urtheilsfähigen den letzten Gnadenſtoß geben. Die tollſten, charakterloſeſten Widerſprüche werden dem guten Rellſtab nachgewieſen und öffentliche Zeugniſſe beigebracht, aus denen hervorgeht, daß Rellſtabs Kritik noch unter Rellſtabs „Franz von Sickingen" iſt. Was der Philiſter-Recenſent früher getadelt hat, das lobt er jetzt mit vollen Backen, und namentlich Rellſtabs Urtheil über Meyerbeers Opern iſt im Laufe der Zeit durch wohlthätige Vermittelung des „Feldlagers", zu dem Rellſtab den Text verfertigt, ein ganz anderes geworden. Rellſtab hat ſich in dieſer Hinſicht total bekehrt: war er früher in ſeiner ſchlafen gegangenen „Iris" fanatiſch gegen „Robert den

Teufel“ geſinnt, ſo beſeelt ihn jetzt die hingebendſte, alle kritiſche Conſequenz aufopfernde Stimmung für Meyerbeers ſonſt ſo ſchmerzlich verkannte Opern. Die Recenſionen, die Rellſtab in jüngſter Zeit über Meyerbeer geſchrieben hat, erſcheinen als untrügliche Zeichen der tiefſten, aufrichtigſten Reue über frühere Irrungen, und nur das Eine iſt noch nicht klar: ob Rellſtab als bußfertiger, kritiſcher Sünder im Vorhofe des Kunſttempels — denn hinein iſt er nie gekommen — Kirchenbuße bezahlt, oder ob er zur Ermunterung ſeiner wahrhaftigen Bekehrung Ablaß bekommen hat. Die „Mannheimer Abendzeitung“ enthielt darüber in einer Correſpondenz Andeutungen, die wir hier nicht wiederholen mögen, und die wie das Forte zu dem Piano erklangen, welches F. Liſzt, der Ehren-Säbel-Raſſelnde, der Ehehälfte eines gewiſſen muſikaliſchen Kunſtrichters zum milden Geſchenke gemacht haben ſoll. Vielleicht theilen wir nächſtens eine erbauliche Probe aus der Brochüre gegen Herrn Rellſtab mit.

∴ Herr Teubner, der die erſte Auflage von Herrn Laube's „Gräfin Chateaubriant“ nicht los werden konnte, iſt auf den glücklichen Einfall gerathen, eine neue Ausgabe zu veranſtalten, die er für 20 Silbergroſchen verkauft; früher koſtete der Roman 5 Thaler. Dem Vernehmen nach iſt eine dritte Auflage unter der Preſſe, die nur 5 Silbergroſchen koſten wird; außerdem ſoll jeder Käufer als Prämie noch ein Freiexemplar der erſten Auflage, das Bildniß des gefeierten Schriftſtellers und noch obenein ein Freibillet zum „Struenſee“ erhalten. Viel und dennoch blutwenig für 5 Silbergroſchen!

∴ Die „Grenzboten“ erzählen mit der ernſteſten Miene von der Welt, der Verfaſſer der „Gräfin Chateaubriant“ habe ein neues dramatiſches Meiſterwerk gedichtet, das den höchſt charakteriſtiſchen Titel „Schwabenſtreiche“ führt. Da dies nicht der erſte Schwabenſtreich des Herrn Laube iſt, ſo hat uns dieſe Nachricht durchaus nicht überraſcht.

∴ Ein Meßfremder fand geſtern vor dem Zeitzer Thore folgende geheime Depeche: Storchneſt, Laube, Schriftſteller-Verſammlung, Weimar, Perfidie, Falken-Orden. (Wir geſtehen, daß wir uns den Zuſammenhang dieſer einzelnen Worte nur halb und halb enträthſeln können.)

∴ Man ſchreibt uns aus Berlin: Herr Ignanz Kuranda, der „reine Charakter“, der „Mann mit den gefälligen Formen“ — wie ihn ein Spiegelberg der D. A. Z. nennt — hat die Weiſung erhalten, Berlin zu verlaſſen, eine Maßregel, der durchaus kein politiſcher Grund, ſondern eine Polizei-Uſance zu Grunde liegt. Herr Kuranda, der bekanntlich ein Oeſterreicher iſt, hat einen belgiſchen Paß, alſo lautend: „Mr. Kuranda d'Autriche, habitant à Bruxelles“. Da der „Mann mit den gefälligen Formen“ kein nationaliſirter Belgier iſt, ſo verlangt der Eigenſinn unſerer Polizei einen öſterreichiſchen Paß: das iſt Alles. Wenn der „reine Charakter“ deshalb die Miene eines politiſchen Märtyrers anſchnallt, ſo iſt dies, aufrichtig geſagt, ſehr komiſch. Beſäße der Oeſterreicher Kuranda einen öſterreichiſchen Paß, ſo würde man ihm hier eben ſo wenig, als in Leipzig, irgend Etwas in den Weg legen.

∴ Der unternehmende Buchhändler Otto Klemm kündigt eine Geſammtausgabe von Immermanns Werken an.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur, aber hoffentlich nicht lange mehr.

London. Der „Punch“ erzählt: Ein vertrauter Freund des Herzogs von Wellington hat geſchrieben, daß der Held von hundert Schlachten England verlaſſen will. Dieſer Entſchluß iſt ihm höchſt peinlich, aber er ſieht ſich durch die Monumente dazu gezwungen, die ihm auf jedem Platze von London errichtet werden. Der Sieger von Waterloo ſagt, er könne es nicht länger aushalten, ſich lächerlich gemacht zu ſehen, und ſchreibt dieſe vielfachen Verſuche, ihn in der Achtung ſeiner Landsleute herabzuſetzen, einzig und allein der franzöſiſchen Malice zu. (Gut gebrüllt!)

∴ Nach einer amtlichen Ueberſicht zählt England 215 Conſularbeamte, welche, mit Ausnahme von zwei gar nicht und zwei durch die oſtindiſche Geſellſchaft beſoldeten, insgeſammt Gehalt beziehen. Dazu kommen noch 130 von der Regierung nicht beſoldete Vice-Conſuln, welche von den vorgeſetzten Conſuln beſoldet werden. Die Conſulngehalte gehen von 25 Pfd. St. (175 Thlr.) bis 1800 Pfd. St. (12,600 Thlr.) jährlich. Das höchſte Gehalt beziehen die Conſuln in Canton und Alexandria, das niedrigſte der in Otranto (Königreich beider Sicilien).

∴ Der für Cobden aufgebrachte Fond einer Nationalbelohnung beträgt 72,000 Pfd. Dieſe große Summe iſt ohne öffentliche Bewegung oder Kundgebung zuſammengekommen, und es iſt alle Ausſicht vorhanden, daß ſie eine Höhe von 100,000 Pfd. (700,000 Thlr.) erreichen werde. In der letzten Woche kamen allein 1400 Pfd. (9800 Thlr.) zuſammen.

∴ Das Britiſh Muſeum erhält jedes Jahr 17,500 Pfd. St. zum Ankauf neuer Bücher. (Der Etat der glänzendſten Bibliothek Deutſchlands erreicht nicht den zehnten Theil dieſer Summe.)

∴ Die Druckkoſten der parlamentariſchen Aktenſtücke belaufen ſich jährlich auf 250,000 Pfund Sterling.

∴ Neulich wurde dem Eigenthümer der „Times“, Herrn Walter, in der London-Tavern ein großartiges Bankett gegeben, bei welchem der Lord-Mayor den Vorſitz geführt. Unter den Gäſten befanden ſich der Bank-Gouverneur, Baron Lionel Rothſchild, die Parlaments-Mitglieder Baring und Maſtermann u. ſ. w. Die dabei ausgebrachten Toaſte zu Ehren des Herrn Walter und ſeiner beiden Haupt-Redakteure, Delane und Alſager, waren voll Lobeserhebungen für die Verdienſte, welche die „Times“ ſich durch ihre ehrenhafte Geſinnung erworben haben.

∴ Die Geſammtzahl der Omnibus, welche jetzt die Straßen von London durchkreuzen, beträgt 1490 und ſie geben faſt 4000 Menſchen Beſchäftigung. Die Einkünfte dieſer Fuhrwerke ſind ſehr verſchieden, indem ſie auf einigen Routen ſich bis auf 4 Pfd. St. (28 Thlr.) täglich, in andern aber nur auf die Hälfte belaufen. Nimmt man nur den niedrigſten Durchſchnittsſatz der Einnahme an, ſo ergiebt ſich, daß für Omnibusfahrten in und um London täglich 2950 oder jährlich 1 Mill. 87,000 Pfd. St. verausgabt werden.

∴ Unter dem Titel „The Book of Costume“, hat einer unſerer vornehmen Blauſtrümpfe eine „Geſchichte der Mode“ mit zahlreichen Illuſtrationen erſcheinen laſſen.

∴ Die Engländer machen Alles zu Geld: ſelbſt der Kirchhof zu Dover, auf dem John Churchill, Herzog von Marlborough, den langen Schlaf ſchläft, iſt neulich öffentlich an den Meiſtbietenden verſteigert worden. So ſind ſelbſt die Gebeine der Todten nicht mehr ſicher vor dem Wucher dieſer Krämer.

Mannheim. Herr von Itzſtein wird nächſtens einen Paß zu einer Reiſe nach Preußen fordern, wobei ſich dann zeigen wird, ob das Interdikt gegen ihn noch fortbeſteht oder nicht.

München. Peter Heß hat wieder eins der vom Kaiſer von Rußland aus dem Feldzuge von 1812 beſtellten Schlachtgemälde vollendet. Es iſt der Angriff der Franzoſen auf Smolensk und wird für ein Meiſterſtück erklärt.

Nordhauſen. Aus dem Verlage des Cotta von Nordhauſen, des Herrn C. F. Fürſt, ſind in jüngſter Zeit zwei neue Werke hervorgegangen, von welchen das eine „der fidele Gaſtwirth oder prachtvolle, machtvolle Kreuz- und Querzüge durch Hôtels und Kneipen, in einer gottvollen, ſpottvollen Sammlung der köſtlichſten Anekdoten, Witze, Schnaken und Puffs von Gaſtwirthen und Gäſten“, das zweite „der gottvolle Weinreiſende oder Weinwitzproben von verſchiedenen Jahrgängen zum Schräg- und Knillwerden von Vinivagabundus“ heißt. Beide Werke, die der deutſchen Literatur und dem Geſchmacke der deutſchen Leſewelt zur höchſten Ehre gereichen, ſollen von zwei der bekannteſten Mitglieder des Literaten-Vereins verfaßt ſein. Den Einen wird man ſogleich an dem Motto erkennen, das die Stirn des zweiten Werkes ziert. Es lautet:

> »Erſt ſtürz' ich zehn Flaſchen Rheinwein runter, runter, runter,
> Und auch grad' ſo viel Burgunder, gunder, gunder,
> Ausgeh'n muß der ganze Plunder, Plunder, Plunder,
> Den ich heut' gewonnen hab', ja, den ich heut' gewonnen hab'.«

Paris. Ein Attaché der ſpaniſchen Geſandtſchaft iſt aus Madrid angekommen und hat das Bildniß der Infantin Luiſa für den Herzog von Montpenſier mitgebracht, ein Werk des ſpaniſchen Malers Cecilio Corro. Donna Luiſa iſt — auf dem Bilde — ſo reizend, daß Jeder, der es ſieht, ſich in ſie verlieben muß.

∴ Alexander Dumas wird den Herzog von Montpenſier als Beſchreiber der Feſtlichkeiten für das „Journal des Débats“ nach Madrid begleiten.

∴ Unter den vielen Skandalen, die bei den letzten Wahlen vorgefallen ſind, kam auch der zur Sprache, daß zu Altkirch im Elſaß von kaum 2000 Wählern für 44,000 Franken Champagner getrunken wurde, welche die Frau des gewählten Deputirten Köhlin bezahlt haben ſoll.

∴ Dem. Rachel hat dem Comité des Théâtre français die Anzeige gemacht, daß ihr Geſundheitszuſtand ihr die Pflicht auferlege, ſich von der Bühne zurückzuziehen. Sie will ſich in Italien und zwar in Florenz niederlaſſen.

∴ Unter dem Nachlaſſe des unglücklichen Philipp Kaufmann befinden ſich dreizehn Geſänge von Dantes „Hölle“ und ein noch ungedruckter Band von Shakeſpeare.

∴ Im Gymnaſe-Theater hat das Drama „Clariſſe Harlowe“ bereits vierzig Vorſtellungen erlebt und bewährt noch immer ſeine Zugkraft. Sie hat der Direktion bis jetzt über 120,000 Francs Brutto-Gewinn eingebracht und wird beſtimmt noch ſechzig Wiederholungen erleben.

∴ Im Vaudeville-Theater haben die „Chansons populaires de France“ und „les pages de Vendôme“ gefallen.

∴ Zu den neueſten Erzeugniſſen unſerer Brochüren-Literatur gehört eine Schrift unter dem Titel „Mariage d'un jeune coq gaulois avec une poulette espagnole“ (Vermählung eines galliſchen Hahnes mit einem ſpaniſchen Hühnchen). Sie iſt mit engliſchem Salze gewürzt und wird ſtark geleſen.

∴ Paris wird nächſtens eine Moſchee und einen Mufti erhalten. Ein ſolches muhamedaniſches Gotteshaus wird nämlich in einer Stadt, die ein ägyptiſches Inſtitut beſitzt und Jahr aus Jahr ein ſo viele Araber, Mauren, Türken ꝛc. in ihren Mauern zählt, zum Bedürfniß.

∴ Aus der Champagne meldet man, daß achtzigjährige Greiſe ſich einer ſo geſegneten Weinernte, wie der diesjährigen, nicht zu erinnern wiſſen.

∴ Drei Berühmtheiten gehen zu Grabe: der Rocher de Cancale (das berühmte Wirthshaus), die Vendange de Bourgogne und die Ile d'Amour in Belleville. Alle drei ſind geſchloſſen.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſollen hier über 18 Millionen Töpfe Schminke verbraucht worden ſein, und trotzdem giebt es ſo viele Frauen, die nicht mehr roth werden können.

∴ Mit Intereſſe vernimmt man, daß in Tamatawe auf Madagaskar gegenwärtig ein Franzoſe zu hohen Ehren gelangt iſt. Im Jahre 1817 ging nämlich ein Brauer, Lepellier aus Calais, nach jener Stadt, und erwarb ſich durch eine Schlächterei und Pökelei ein ſo bedeutendes Vermögen, daß ihm die Königin Maniaka Ranavalo ihre Tochter zur Ehe gegeben hat.

Rio-Janeiro. Der Kaiſer von Braſilien ertheilt nicht weniger als ſechs Orden oder vielmehr blos die Diplome dazu, da die Inſignien von den Decorirten ſelbſt angeſchafft werden müſſen. Dieſe Orden werden mit vollen Händen ausgeſtreut, namentlich der Chriſtus- und der Roſen-Orden, und der neu angekommene Europäer wird nicht ſelten in Erſtaunen geſetzt, wenn er ſich näher nach Stand und Charakter mancher mit Band und Stern ſtolz daherſchreitenden Perſon erkundigt. Dennoch hängen die Braſilianer wahrhaft kindiſch an dieſen Auszeichnungen und, um dieſe zu erlangen, werden oft Tauſende geopfert; von belohnenswerthen Mannesthaten aber hört man nichts. (C'est tout comme chez nous!)

Rom. Das erſte Buch, das unter dem neuen Papſte in den dickleibigen „Index librorum prohibitorum“ aufgenommen worden iſt, ſind „les Evangiles“ vom Abbé Lamennais.

Rudolſtadt. Seit Kurzem erſcheint hier eine „Deutſche allgemeine Auswanderungszeitung“ — ein Kind unſerer kranken Zeit, bei deſſen Anblick der Leſer oft genug blutige Thränen vergießen mag.

Schleswig. Der gewöhnliche Erbhuldigungs-Eid der ſchleswigſchen Ritterſchaft enthält das Verſprechen: „dem Könige und ſeinen Erben secundum tenorem legis regiae (dem Königsgeſetze gemäß) treu, hold und gewärtig zu ſein“. Wo in dieſem Satze bei den lateiniſchen Worten das Komma ſtehen müſſe, iſt ſeit langer Zeit ſtreitig. Die däniſche Partei ſetzt es vor secundum, die ſchleswigſche mit Beziehung auf Abſchriften, Landesverträge und die Natur der Sache, nach regiae. — (Siehe Dr. J. L. Klüber „Ueberſicht der Verhandlungen des Wiener Congreſſes“. II. 282.)

Stuttgart. „Gottſched und Gellert“ hat bei der erſten Vorſtellung auf unſerm Theater ein blutleeres Haus geſehen und ſelbſt die wenigen Zuſchauer ſo gründlich gelangweilt, daß das von der Clique ſchamlos gelobhudelte Machwerk wohl ſchwerlich mehr als eine Wiederholung erleben wird.

Trier. Der Adel unſerer Provinz ſchickt ſeine Herren Söhne, damit ſie nicht von den neuern Ideen angeſteckt werden, nicht mehr auf Gymnaſien, ſondern übergiebt ſie Hofmeiſtern und Bonnen. (Der gute Adel blamirt ſich!)

Ulm. Die „Ulmer Chronik“ iſt in Baiern mit einem Y zwar wieder erlaubt, aber Herr Fenner von Fenneberg hat die Redaktion niederlegen müſſen; ſein Nachfolger iſt Herr Seupel, früher Mitredakteur der „Karlsruher Zeitung“.

Wien. Die Direktion der k. k. Ferdinands-Nordbahn geht mit dem Plane um, Belohnungen einzuführen. Jeder Locomotivführer, welcher ſeine Maſchine ein Jahr ohne Unfall geführt, erhält 100 Gulden, und nach zehnjähriger Führung ohne Unfall noch 1000 Gulden. (Dieſer Plan iſt ſo ſchön, daß er hoffentlich auch in andern Staaten Anklang und Nachahmung finden wird)

∴ Der engliſche Kapellmeiſter Balfe hat ſeine Frau, eine geborene Wienerin, eine Tochter des verſtorbenen Kapellmeiſters Roſer, mitgebracht. Sie war einſt eine nicht unbedeutende Sängerin, und ihr Vater empfahl ſie damals dem Grafen Ferdinand Palffy für das Theater an der Wien mit den Worten: »Wenn ſie auch keine Sonntag iſt, ſo iſt ſie doch eine Montag, die auch am Dienſtag, Mittwoch, Donnerſtag, Freitag und Sonnabend dem Publikum gefallen wird.«

∴ Herr Braun, der geiſtreiche Zeichner der humorvollen Karikaturen in den „fliegenden Blättern“, iſt aus München hier angekommen. Wahrſcheinlich reiſt er als Quartiermacher des Dr. Eiſele und Baron Beiſele, die wohl nächſtens in Wien eintreffen werden.

∴ Balfe's neueſte Oper, die im Theater an der Wien in Scene geſetzt wird, heißt „Clara von Montalban“.

∴ Die öſterreichiſche Monarchie zählt nach Bechers ſtatiſtiſchen Angaben 795 Städte, 2315 Marktflecken, 69,002 Dörfer, zuſammen 72,112 Wohnorte, 5,279,701 Häuſer und 7,773,211 Familien.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— „Unus non sufficit“ iſt die Aufſchrift der ſpaniſchen Thaler von 1684. Das Gepräge ſtellt die beiden Hemiſphären mit einer Krone darüber und einer Säule dazwiſchen dar, und die echt ſpaniſche Aufſchrift ſagt nichts weniger als: Unus (mundus) non sufficit, d. h. eine Welt genügt nicht. (In neueſter Zeit iſt Spanien viel genügſamer geworden.)

— Stearie theilt für betrübte Gattinnen und Eltern, deren Männer und Söhne dem leidigen Spiele ergeben ſind, folgendes einfache und höchſt probate (?) Mittel mit: »Nimm ein Spiel Karten, womit der Spieler geſpielt hat, und wirf es in ein Todtengrab; dann muß er dem Spiele feind werden.« (Wieder ein Beitrag zur modernen Myſtik!)

— Die Frauen auf den Sandwich-Inſeln laſſen ſich die Namen ihrer verſtorbenen Ehemänner auf die Zungenſpitze tätowiren, um ſein Andenken ſtets im Munde zu führen. (Unſere europäiſchen Frauen ſind weniger gefühlvoll.)

— In England ſind Kinder mit dem achten Jahre unabhängig und können ſchon im achten … gehangen werden. (Welch Glück, Engländer zu ſein!)

— Es dürfte nur Wenigen bekannt ſein, daß jener unvermeidliche Kieſelack, deſſen Name uns von den höchſten Felsſpitzen Böhmens, Schleſiens, Sachſens u. ſ. w. angähnt, auch ein Mal als Schriftſteller aufgetreten iſt. Im Jahre 1829 erſchien von dieſem ſonderbaren Touriſten ein gar nicht unintereſſantes Werk unter dem Titel: „Skizzen einer Fußreiſe durch Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen“, 2 Bände. 8. Aus einer eigenthümlichen Marotte ſchreibt er ſich auf dem Titelblatt: J. Kyselak.

Treffer und Nieten.

* Als einſt der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer Veſtris bei Dem. Contat, ſeiner Geliebten, antraf, ſagte er, ſtatt in Zorn zu gerathen, mit großer Herablaſſung zu ihm: »Ich werde ſtets Achtung für Ihre Beine haben, betreten Sie aber dieſe Schwelle wieder, ſo ſchlage ich Ihnen die Arme entzwei.«

* Ein Mann, der eine ſchöne Frau ſieht, hat eben ſo wenig Urſache zu wünſchen, daß er ihr Mann wäre, als Einer, der im Garten der Heſperiden, die goldenen Aepfel bewundernd, Sehnſucht gefühlt haben möchte, der Drache zu ſein, der ſie bewacht.

* Neugier iſt ein Weib, welches horchend hinter allen Thüren ſteht und da, wo kein Loch iſt, ſich eins bohrt.

* Alle Frauen wollen ſchön ſein; aber nur wenige denken daran, auch gut zu ſein.

* Der ſchlechteſte Rathgeber einer Frau iſt ſtets — eine andere Frau.

* Ein bezahlter Recenſent lobhudelte die ſtarke Stimme einer Sängerin. Dieſe Stimme — ſagte ein Spottvogel — hat ſie von ihrer Mutter geerbt: wenn die in Berlin auf den Straßen Radieschen ausrief, mußten ſich die Leute in Potsdam die Ohren zuhalten.

Bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in Berlin iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Erbauliche und ſeltſame Hiſtoria
von
Rothschild I.,
König der Juden.

Von Satan.

Preis 5 Sgr.

Dieſes Buch, welches in Frankreich in wenig Wochen fünfzehn ſtarke Auflagen erlebt hat, erzählt in prägnanter Kürze die Geſchichte des Hauſes Rothſchild und geißelt mit ſcharfen Hieben das verderbliche Spekulationsſyſtem desſelben, welches unter andern auch die Quelle des ſchauderhaften Ereigniſſes auf der franzöſiſch-belgiſchen Nordbahn am 8. Juli 1846 geworden. Wer ein lebenswahr gezeichnetes Bild von dem Reiche des „Geldkönigs“ zu haben wünſcht, dem wird das Werkchen höchſt willkommen ſein.

Interessante Neuigkeit!

Ende dieses Monats wird fertig und kommt Anfang October zur Versendung:

Jahrbuch für Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen von E. Mörike, J. Kerner, E. Geibel, G. Kinckel, Hoffmann von Fallersleben, Karl Beck, R. E. Pruts, L. Storch, Titus Ulrich, H. Rollet, O. L. B. Wolff, J. P. Eckermann, Krug von Nidda (†), Fr. L. Jahn u. s. w. u. s. w.

Herausgegeben von **Heinrich Pröhle.**

1847. Ueber 20 Bogen. 8. geh. 1¼ Thlr.

Merseburg, September 1846. ***Louis Garcke.***

Dieses gediegenen Jahrbuchs ward schon vor dem Erscheinen in mehren Zeitschrift rühmlichste Erwähnung gethan, und wir wiederholen nur, was ein Correspondent aus Berlin im „Danziger Dampfboot“ Nr. 101 am Schlusse seines Berichtes sagt: »Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass das Publikum diesem neuen Vertreter der freien, produktiven Literatur eine warme, lebendige Theilnahme zuwenden werde. M.«

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Gaede, J. W., Napoleons Geſchäftsträgerin, oder: die Geheimniſſe von Danzig. Ein geſchichtlicher Roman in Form eines Quodlibets von Skizzen aus den Jahren 1795 bis 1813. 2te Auflage. In ſechs Lieferungen. Thlr. 1. 15 Sgr.

Erſte Lieferung 7½ Sgr.

(Die folgenden werden von zwei zu zwei Wochen ausgegeben.)

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 211. Leipzig, 15. October 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Eine Maske.

Novellette von E. M. Oettinger.

... Denn Victor war ſchon ganz erſchöpft. Er trat in eine Loge, ſetzte ſich ermattet nieder und wollte ſich dem Schlafe hingeben, der ihn unwiderſtehlich überfallen hatte. Da ließ ſich ein Domino, der ſich ihm mit leiſem Schritte und zarter weiblicher Stimme genähert hatte, freundlich an ſeiner Seite nieder.

Sofort wird eine Unterhaltung angeknüpft, die ſich lebhaft fortſpinnt.

— Allein, mitten in dem großen Paris, mit der Unerfahrenheit eines jungen Mannes, ohne Rathgeber, ohne Freundin, ohne Mutter! Armer junger Mann! Erſtaunen Sie nicht, daß ich eine ſo ernſte Sprache führe, aber eine Frau, die ſeit zwanzig Jahren in der großen Welt lebt, kennt die Fallen und Gefahren derſelben ... dies und die Theilnahme, die Sie mir einſtößen ...

— Aber Sie kennen mich ja kaum, antwortete Victor.

— Ich kenne Sie ſehr genau, erwiderte der himmelblaue Domino ... es iſt nicht das erſte Mal, daß wir uns ſehen ...

— Wie? Und wo haben wir uns ſchon begegnet?

— Befragen Sie Ihr Gedächtniß. Haben Sie die Orte vergeſſen, wo Sie ſeit Ihrer Ankunft in Paris geweſen ſind? Waren Sie auf keiner Soirée, auf keinem Balle?

— O ja! Erſt geſtern war ich bei Herrn C., dem Bankier meines Vaters.

— Und hat keine von all' den Damen, welche ſich in dieſer Geſellſchaft befanden, Ihre Blicke gefeſſelt?

— Daß ich nicht wüßte.

— Haben Sie nicht eine Dame betrachtet, die ein blaues Kleid getragen hat?

— Ich habe keine bemerkt.

Die Unbekannte ſtieß einen ſchweren Seufzer aus.

— So hat ſie ſich alſo getäuſcht!

— Und wer ſagt Ihnen das?

— Ich weiß es. Genug, genug! ſeufzte die Maske.

— Im Namen des Himmels, wer iſt jene Dame und wer ſind Sie?

Und in demſelben Augenblick hob er, fortgeriſſen von einem Gefühle, das er nicht beherrſchen konnte, einen Zipfel des ſchwarzen Seidenſchleiers auf, der, an der Halblarve befeſtigt, die untere Hälfte des Geſichts der Unbekannten bedeckte. Sie hielt noch frühzeitig genug Victors Arm zurück, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber doch ſchon viel zu ſpät, um vor ihm die Roſen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne zu verbergen, welche ihm keinen Zweifel mehr geſtatteten, daß die Dame ſehr jung und ſehr ſchön ſei.

— Und iſt dies Alles, was eine Frau, die ſich Ihrem Vertrauen hingiebt, von Ihnen erwarten kann? fragte der blaue Domino.

Der Ton ihrer Stimme war ſo ernſt und gemeſſen, als ob ein Gefühl der Reue auf der Unſchuld ihres Herzens laſte. Sie wollte ſich entfernen. Victor hielt ſie zurück.

— Bei allen Himmeln! flehte er; ein Wort, nur noch ein einzig Wort!

— Was wollen Sie von mir?

— Verzeihung für die ſtrafbare Neugier, die ſich meiner unwillkürlich bemächtigt hat.

— Ich verzeihe Ihnen; aber geſtehen Sie, daß Sie mich ſchon jetzt für meinen Leichtſinn hart genug beſtraft haben. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!

— Und wann werde ich Sie wiederſehen?

— Niemals, mein Herr, niemals! entgegnete die Maske in einem Tone, der einen großen Seelenkampf verrieth.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich bitte und beſchwöre Sie, mir zu ſagen, wo und wann ich Sie wiederſehen kann.

— Wohlan denn, beim Bankier C.

— Und wann?

— Den Tag kann ich Ihnen nicht beſtimmen, doch verſpreche ich Ihnen, daß Sie mich recht bald dort finden ſollen.

— Woran aber ſoll ich Sie erkennen?

— Ah, daran habe ich nicht gedacht! Hören Sie mich an: tragen Sie vielleicht einen Ring?

— Einen Ring von meiner Mutter, ſagte Victor.

— Wir wollen tauſchen … hier iſt der meinige. Verſprechen Sie mir, daß Sie ihn ſtets als ein Unterpfand meiner treuen uneigennützigen Freundſchaft tragen werden. Wenn ich ohne Gefahr mich Ihnen entdecken darf, werden Sie Ihren Ring an meiner linken Hand glänzen ſehen.

Victor war ganz und gar berauſcht, denn in der Sprache und im ganzen Weſen, ja ſelbſt im Vorſchlage der ſchönen Unbekannten, die Ringe zu tauſchen, lag etwas Geheimnißvolles, das ſeine Phantaſie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, ſich über die lebhafte Leidenſchaft zu verwundern, die er einer Dame eingeflößt hatte, welche er heute zum erſten Male geſehen. Die Maske übte durch ihre Rede, die bald wie ein ſtrenger Befehl, bald wie eine herzlich-ſüße Bitte klang, einen Zauber aus, der ihn nicht zur Beſinnung kommen ließ. Gleich darauf ergriff ſie, wie fortgeriſſen von einer Leidenſchaft, die ſie alle Rückſichten ihres Geſchlechts vergeſſen ließ, Victors zitternde Hand und zog ihm den Ring ab, der ſeinen kleinen Finger zierte.

Victor ſetzte in dieſen Ring einen ſehr großen Werth, nicht etwa des koſtbaren Steines wegen, ſondern einzig und allein darum, weil er ein Andenken von ſeiner Mutter war. In jedem andern Falle würde er ihn nicht ſo leicht aus der Hand gegeben haben, wiewohl der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, von weit größerm Werth zu ſein ſchien.

Der junge Mann iſt ganz verdutzt. In der Gluth ſeiner Leidenſchaft neigt er ſich zu ihr hin und will ſie in ſeine Arme ſchließen. Sie ſteht auf, öffnet die Logenthür und fliegt leicht wie ein Vogel davon.

* * *

Ein ganzer Monat war ſeitdem verfloſſen. Victor hatte während der ganzen Zeit keine einzige Abendgeſellſchaft beim Bankier C. verſäumt. Sein ſehnſüchtiges Feuerauge irrte von einem Saale in den andern. Aber all' ſeine Blicke, all' ſeine Fragen waren vergebens, all' ſeine Verſuche nutzlos, all' ſeine Hoffnungen vereitelt. Und dennoch konnte er die ſchöne Unbekannte nicht vergeſſen, ſie, deren geheimnißvolle Miene, ſie, deren ſyrenenſüßer Ton, ſie, deren verführeriſche Rede ſo ſiegreich ſein Herz gefeſſelt hatten!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages, als er zufällig in das Gewölbe eines Juweliers eingetreten war, um ſich ein Breguet-Kettchen zu kaufen, wandelte ihn die Luſt an, den Ring ſchätzen zu laſſen, welcher ſeit jenem ſeligen Augenblick, an dem er ihn von der Unbekannten als ein Unterpfand ihrer uneigennützigen Freundſchaft empfangen hatte, nicht von ſeiner Hand gekommen war.

— Betrachten Sie dieſen Stein! Welch ein Glanz! Welch ein Feuer! Welch ein Waſſer! Was koſtet wohl ſolch ein Diamant?

— Solch ein Diamant? wiederholte der Juwelier.

— Nun ja!

— Dieſer Stein, mein Herr, iſt ein nachgemachter Diamant.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, lieber Herr.

Der arme Victor ſtand wie verſteinert.

— Ich war verliebt, rief er aus und ſchlug ſich vor die Stirn, raſend verliebt und in wen, in wen?

Wer von Euch hat Luſt, den armen Victor zu bedauern?

La fille du peuple.

Geh', fürchte nicht, daß Baroneſſe, Marquiſe,
Mir gefalle, wie ſchön ſie's auch triebe;
Mein Lieb und ich, wir tragen zur ſtolzen Deviſe:
»Ich bin aus dem Volk, ſowie meine Liebe!«

Herr und Madame Gix.

Skizze von E. Guido.

Sie iſt männlich, er iſt weibiſch. Von dieſen Eheleuten darf man ſagen »les extrêmes se touchent.«

Madame beſchäftigt ſich den ganzen Tag mit männlichen, Monſieur mit weiblichen Arbeiten.

Während er auf den Markt geht, um Grünzeug und Gemüſe einzukaufen, nimmt ſie in der Manège Unterricht im Reiten und im Fechten.

Er ſchreibt Strümpfe, ſie ſtrickt Bücher.

Damen, welche ſchriftſtellern, ſind mir in der Regel etwas unangenehm. Madame Gix rechne ich zu den Ausnahmen. Ich geſtehe, daß es mir einen eigenthümlichen Genuß gewährt, wenn ich ſie in phantaſtiſcher Kleidung vor ihrem Pulte ſitzen und an einer Novelle arbeiten ſehe.

Um den weißen Atlas ihrer Hand nicht zu beflecken, hält ſie die Finger während des Schreibens in einem ausgegangenen Glacéhandſchuh verſteckt. Wenn ich ſehe, wie ihre Purpurlippen die Fahne der Feder küſſen, um ihr ein ſchönes Bild, eine zarte Allegorie, eine anmuthige Wendung abzugewinnen, ſo bin ich (weshalb ſollte ich es verhehlen?) ganz entzückt. Giebt's ein ſchöneres Loos in der Welt, als eine Feder zu ſein in der Hand einer reizenden Frau?! Die Feder iſt's, der ſie ihre geheimſten Gedanken anvertraut; die Feder iſt's, mit der ſie alle Ereigniſſe ihres Lebens in ihr Tagebuch einträgt. Beneidenswerthe Feder und noch beneidenswertherer Herr Gix!

Herr Gix muß den Mops und die Fenſter waſchen, die Meſſer und den Spiegel putzen, die Federn und die Kinderhauben ſchneiden, den Fußboden bohnen, den Staub der Meubles und die Spinngewebe an den Wänden abkehren, die Nachtigallen füttern und die Gänſe ſtopfen, die Speiſen auf- und die Schulden ſeiner Frau abtragen, ihre Garderobe und ihre Bibliothek ordnen.

Apropos, Bibliothek! Madame Gix hat eine Büchersammlung von mehr als zweitauſend Bänden, worunter ſich folgende merkwürdige Werke finden:

Homers Odyſſee.
Caſanova's Memoiren.
Tragödien von Sophokles, überſetzt von O. Marbach.
Abhandlung über Brückenbaukunſt, von H. F. Barrow.
Youngs Nachtgedanken.
Traumbüchlein.
Miltons Verlorenes Paradies.
Ueber die Krankheiten der Pferde.
Arioſts Raſender Roland.
Die Kunſt, ſich zu ſchminken, von Louis Schneider.
Sämmtliche Werke der Frau von Genlis.
Der vollkommene Whiſt- und Boſton-Spieler.
Kants Metaphyſik.
Mac-Adams Syſtem der Straßenpflaſterung.
Calderons Schauſpiele.

Alberti's Complimentirbuch.
Herders Cid.
Beckmanns Eckensteher Nante, 32ſte Auflage.
Ueber Verbrechen und Strafen, von Beccaria.
Untrüglicher Rathgeber zur Vertilgung von Flöhen, Wanzen u. ſ. w.
Hellers Perlen.
Langbeins Talisman gegen die Langeweile.
Shakeſpeare's Schauſpiele.
Anweiſung, Brunnenröhren anzulegen, von Schmidt.
Albrechtsbergers Fugenlehre.
Kunſt, in zwei Stunden Hunde zu dreſſiren.
Eliſe oder das Weib wie es ſein ſollte, 6ſte Auflage.
Anweiſung, Netze zu ſtricken.
Memoiren des Herrn von Faublas.
Evens-Cunningham, Ueber moraliſchen Ehebruch.
Stunden der Andacht, von Zſchokke.
Une liaison dangereuse, von Duclos.

Von ihrem eigenen Werke hat ſie, um es ihren Freunden und Freundinnen leihen zu können, ſechshundert Prachtexemplare in grünem Maroquin mit Goldſchnitt.

Mademoiſelle Duthé.

Mademoiſelle Duthé war eine franzöſiſche Schauſpielerin, die ſo viel Anbeter hatte, als es Stunden in einem Jahre giebt. Aber einer ihrer leidenſchaftlichſten Verehrer war Dr. Feria, einer der berühmteſten Aerzte Frankreichs. Feria hielt Mademoiſelle Duthé für das ſchönſte Weib unter Gottes ſchöner Sonne; er liebte ihre Taille, die bieg- und ſchmiegſamer als ein Rohr war; er liebte ihre Augen, funkelnd wie der Diamant, brennend wie Feuer; er liebte diese Arme, die der Venus von Milo anzugehören ſchienen; er fand große Majeſtät in dieſem Kopfe, der ſo lieblich und ſtolz wie der einer Antike war; er ſchwor nur bei der Duthé; er feierte ihr Lob und ſang ihre Reize. Mademoiſelle Duthé war der Refrain ſeines Lebens, ſein erſter und ſein letzter Gedanke. — Einmal war der Doctor einen ganzen Monat verreiſt; als er nach Paris zurückkehrte, war Mademoiſelle Duthé eben geſtorben. Zwei Tage ſpäter ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: »Geſtern war der glücklichſte Tag meines Lebens: die arme Duthé, ſo jung und ſchön, ich habe ſie ſecirt! Ach, Freund, nichts iſt intereſſanter, als dem Leichnam die Geheimniſſe des Lebens, der gewelkten Roſe die Geſchichte ihrer Düfte, der zerbrochenen Leier die Geheimniſſe ihres Wohllauts abzufragen. Jedes Weib, das ich liebe, möchte ich wie meine Duthé ſeciren.«

Wie gefällt Euch dieſer kannibaliſche Arzt?

Süd- und Nord-Franzoſen.

Die große Mehrzahl aller abgeſchliffenen Ausbeuter der politiſchen Zuſtände Frankreichs ſind Südländer. Mit Richelieu, welcher den tiefern Ernſt, die durchgreifendere Abſicht mit der feinſten Geſchmeidigkeit verband, beginnt eine Reihe politiſcher Charaktere, die ununterbrochen mit Mazarin, Heinrich IV., Ludwig XIV. und den Cardinälen Fleury und Dubois bis in die neueſte Zeit herabreicht. Selbſt die Revolution hat dieſe Kette nicht unterbrochen. Aber während ſo die „Politiker“ Südländer waren, zeigt ſich im Gegenſatze, daß die Männer, welche die Politik aus einem höhern Geſichtspunkte auffaßten und neue Ideen in den Boden Frankreichs legten, wie Sully, Louvois, Colbert, Turgot, dem Norden angehörten. Das äußere Leben des Südens iſt ſo leicht, ſo lockend, ſo ſchön, daß darob das innere oft in den Hintergrund treten muß, ja oft vollkommen verſchwindet. Der tiefe Gedanke mag auch im Süden herrſchen, aber ſeine Durcharbeitung gehört unbedingt dem Norden an. Von allen Philoſophen und Denkern iſt nur Montaigne halbweg ein Südländer; Abälard, Descartes, Boſſuet, Diderot, Buffon bis auf Lamennais ſind Nordländer. Und nicht nur der Ausdruck und die Durcharbeitung des tiefen Gefühls gehörte dem Norden an, auch die Dichter Frankreichs, Corneille, Racine, Molière, ſind Nordländer. Es geſellt ſich äußerlich Alles ſo leicht im Süden, daß darob die innere Geſelligkeit verſchwinden muß. Der Südländer kann in geſellſchaftlicher Beziehung wie ein geiſtiger Lazzarone leben; der Nordländer muß ſtreben, ſchaffen, wirken, die Geſellſchaft „im Schweiße ſeines Angeſichts“ erringen. Und ſo erklärt es ſich ganz von ſelbſt, daß auch die unbedingte Mehrzahl aller Staatslehrer und Socialiſten aus dem Norden kamen; nur Montesquieu, der Mann der rechten Mitte, gehört dem Mittelreiche in Bordeaux an; Voltaire, Rouſſeau, St. Simon, Baboeuf, Fourrier ſind Nordländer. Beſonders unter den Soldaten tritt der Gegenſatz ſehr klar hervor. Die Nordländer ſind die Erſten und die Letzten auf dem Schlachtfelde: Kellermann ſiegte bei Jemappes, Ney blutete für das beſiegte Kaiſerthum, Hoche und Marceau waren ſo hoffnungslos als ſelbſt Napoleon. Aber ſie waren zu ſchroff und eckig, um wie ihre unglücklichen Nebenbuhler ſich in alle Stellungen zu fügen. Bonaparte fing als Jakobiner an und endigte als unumſchränkter Selbſtherrſcher aller Franzoſen. In der Juli-Revolution zeigt ſich endlich noch ein Mal ein ähnliches Verhältniß. Die Denker Benjamin Conſtant, Royer Collard; die Leute, welche die Herzen kannten und zu bewegen wußten, P. L. Courrier, Béranger; die Männer der ernſten That, Carrel, Audry de Puyraveau ſind Nordländer; — aber kaum haben ſie das harte Tagewerk vollbracht, ſo treten auch die fein geſchliffenen Söhne des Südens, Talleyrand, Caſimir Perier, Thiers, Guizot hinzu und führen die Braut heim.

Der Heimathsſchein.

Von Theodor Drobiſch.

Das Heimweh, das im fernen Land,
So mancher Schweizer tief empfand,
Dies kennt der wack're Deutſche nicht;
Doch eine Plage von Gewicht
Macht ihm gar oft noch größ're Pein,
Und dieſes iſt — ſein Heimathsſchein.

Das A-B-C- und Bibel-Buch;
Zu Hoſe, Rock und Weſte Tuch;
Cigarren, Tabak, Sauerkraut,
Ja ſelbſt das Hemde auf der Haut,
Entbehrt der Deutſche, Groß und Klein,
Weit eher als den Heimathsſchein.

Fehlt ihm dies kleine Dokument,
Des Deutſchen fünftes Element,
Irrt er herum in Kreuz und Quer,
Weit ſchlimmer noch als Ahasver;
Denn tritt die Polizei herein,
Iſt's erſte Wort: den Heimathsſchein!

Drum, Deutſcher! denk' auf Erden hier
Nur immer an dies Staatspapier;
Und iſt ſein Daſein Dir bewußt,
So kleb' es vorn Dir auf die Bruſt;
Denn man geht eh'r zum Himmel ein,
Als unten ohne Heimathsſchein.

Gebet des alten Deſſauer.

Von Wilhelm Caspary.

Der alte Marſchall Deſſau-Leopold,
Vor einer Schlacht zum Herregotte ſprach:
»Gott Vater droben, ſei mir heute hold
Und laß mich ſiegen noch an dieſem Tag.
Du biſt mir immer gnädig ja geweſen,
Drum hilf auch heute mir ein wenig nach;
Mach' aber drob nicht vieles Federleſen —
Wohl iſt mir Deine Hilfe von Gewicht,
Soll aber heut ich keinen Lorbeer leſen:
Dann hilf doch auch dem Lump von Feinde nicht.«

Schwarz, Roth und Gold*).

Von Albert Türk.

Schwarze Augen, rothe Wangen
Und der Locken gold'ne Pracht:
Mädchen, trägſt verbot'ne Früchte,
Schönes Kind, nimm Dich in Acht.

Schweſtern, ſo die Farbe tragen,
Lade ſie zum Rebenſaft,
Und dann führ' mich ein in Eure
Holde Mädchen-Burſchenſchaft.

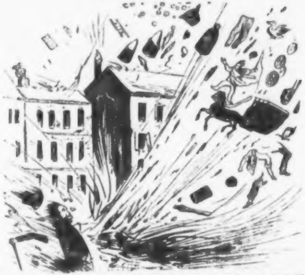
Heimlich kommen wir zuſammen,
Grübeln dann, was Liebe ſei.
Trauſt mir nicht? — Ich bin kein Mitglied
Der geheimen Polizei.

---

*) Probe aus den ſoeben erſchienenen Gedichten von Albert Türk, Berlin, Wohlgemuth, 1846.

Ein koloſſaler Puff.

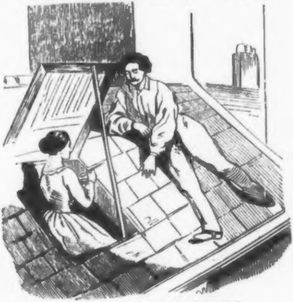
671



Ein Kutſcher, der an Zahnſchmerzen litt, hatte ſich ein Stückchen Ba
wolle in den hohlen Zahn geſteckt. Die Baumwolle war präparirt und e
zündete ſich. Hier ſieht man die Folgen der Schönbein-Böttcher'ſchen Erfindu

Ein Stelldichein auf dem Dache.

672



oder: die gefährliche Nachbarſchaft.

Zapfenſtreich.

Ancona. Unlängſt wurde hier die Büſte des verſtorbenen Papſtes, Gregors XVI., mit einem Strick um den Hals durch die Straßen geſchleift. Pius IX. dagegen wird in den Himmel gehoben. (Alle neuen Beſen kehren gut.)

Augsburg. Herr Guſtav Kolb iſt noch immer Redakteur der „Augsburger Allgemeinen.“ (Armer Herr von Cotta!)

Baden. Herr Auguſt Lewald, der die Redaktion der alterſchwachen „Europa“ niedergelegt hat, erklärt in ſeinem Abſchiede an die Leſer, er werde die „Geſchichte der Europa“ ſchreiben. (Aber welcher Menſch wird ſo närriſch ſein, die Geſchichte der Lewald'ſchen „Europa“ zu ſtudiren?)

Berlin. Die „Grenzboten“ ſchreiben: In Frankreich debattirt man über Thronreden; wir im beſcheidenen Deutſchland müſſen uns mit Debatten über Zeitungsprogramme und Probenummern beſchränken. Eine ſolche Debatte iſt auch durch das Erſcheinen der Probenummer der „Berliner Zeitungshalle“ von G. Julius herbeigeführt worden. Man ſtreitet über die Richtung, welche das neue Blatt einſchlagen wird, tadelt die Rückhaltung, die im Programme vorherrſcht, und vergißt, daß es unter preußiſcher und zumal unter Berliner Cenſur gerade das Klügſte iſt, wenn es, gerade wie eine engliſche Thronrede, ſo wenig wie möglich ſagt. Das Publikum iſt ſo oft ſchon durch Programm-Verſprechungen getäuſcht worden, daß ein ehrlicher Mann ſich eigentlich ſchämen muß, dergleichen Quackſalber-Hilfsmittel als Köder auszuwerfen. Wenn ich heute ein neues Journal begründen ſollte, ſo würde ich meine Thronrede, mein Programm, folgendermaßen ſtyliſiren: „Mylords und Herren! Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Sechs Mal ſechs iſt ſechsunddreißig. Zwanzig Buch Papier machen ein Ries, zehn Ries machen einen Ballen. Morgenſtunde hat Gold im Munde. Wer drei Mal hintereinander alle Neune ſchiebt, gilt gewöhnlich als ein guter Spieler. Schelling lebt gegenwärtig in Berlin. Zu Dionys dem Tyrannen ſchlich Möros, den Dolch im Gewande. Und der Herr redete mit Moſe und ſprach: Ihr ſollt kein Fett eſſen von Ochſen, Lämmern und Ziegen. Der ſiebenjährige Krieg zeichnete ſich dadurch vor dem dreißigjährigen aus, daß er um dreiundzwanzig Jahre kürzer dauerte. Mylords und Herren! Nachdem ich Ihnen dieſe Principien auseinander geſetzt, welche meine Zeitung ſtets unerſchütterlich verfechten wird, bleibt mir die volle Satisfaktion, daß der Pränumerationspreis für den (sic!) Semeſter nur drei Thaler iſt. Beſtellungen nehmen alle löblichen Poſtämter und Buchhandlungen an. Mylords und Herren: die Zeitung iſt eröffnet.

∴ „Michel Bremond“, Drama von Viennet, und „le docteur noir“, Drama von Anicet-Bourgeois, ſind als Nummer 347 und 348 ins Schleſinger'ſche „Répertoire du théâtre français“ aufgenommen worden. Das erſtere dieſer beiden Stücke hat bekanntlich auch hier furore gemacht.

∴ Der Katalog der diesjährigen (35ſten) Kunſtausſtellung enthält bis jetzt 1686 Nummern, alſo über hundert weniger als der von 1844, welcher mit Nummer 1790 ſchloß und in einem zweiten, ſpäter ausgegebenen Nachtrage bis auf 1870 ſtieg.

∴ Für die Einrichtung von Omnibus in Berlin ſind alle Contracte mit einem Hamburger Unternehmer ſo weit in Ordnung, daß mit dem 1. Januar 1847 die Fahrt auf allen hieſigen Courſen begonnen wird. Für die feſtzuſetzenden Fahrpreiſe iſt nur zu wünſchen, daß ſie für die gewöhnliche Tour den Preis eines Silbergroſchens nicht überſteigen. Aber, ſagt man, dann werden die Omnibus ja auch den Arbeitern zugänglich ſein, die neben Damen und Herren aus den höhern Ständen Platz finden werden. Wer das nicht verſteht, begebe ſich nach Paris oder London, wo auch in dieſer Beziehung kein Unterſchied der Stände herrſcht. Im Fall dieſer in Berlin noch zu mächtig ſein ſollte, müßten ſich die Unternehmer dazu verſtehen, nicht Omnibus, ſondern Partibus, d. h. drei verſchiedene Wagen, für den hohen Adel, für das hochzuverehrende Militär und für das wohlgeborene Publikum zu bauen.

Breslau. Unſere Stadt conſumirt jährlich über 18 Millionen Stück Cigarren.

Chamouny. Der Montblanc ſollte, nach dem Berichte einiger deutſchen Zeitungen, durch die große Hitze des Auguſtmonats ſeine Schneekappe eingebüßt haben. Dagegen berichtet ein Engländer im „Athenäum“ vom 5. September: er habe dies in deutſchen Blättern geleſen und den König der Berge in ſchwarzem Gewande zu ſehen erwartet;

dem ſei aber nicht ſo: weiß wie immer habe der Montblanc ſich über das Thal von Chamouny erhoben, augenſcheinlich entſchloſſen, ſeine Schneekrone auch in dieſem Jahre nicht abzulegen. (Alſo wieder eine Lüge!)

Dresden. Herr Robert Schmieder ſagt in einer Kritik über „Don Carlos": »Der Domingo des Herrn Eduard Devrient war der langweiligſte und ſimpelſte Nachmittagsprediger, der des Sonntags mit ſeinen Salbadereien die gläubige Dorfheerde einſchläfert. (Grob, aber wahr!)

Frankfurt. Der deutſche Buchhandel hat ſtatt der längſt verheißenen Preßfreiheit ein neues Bundestags-Geſetz zu erwarten, nach welchem alle Druckſachen ohne Ausnahme, ſelbſt Bücher über zwanzig Bogen, vor der Verſendung der Cenſur vorgelegt werden müſſen. Wieder ein Fortſchritt zum — Rückſchritt. (Schleswig-Holſtein, mehr umſchlungen!)

Kaſſel. Ludwig Spohr hat die Einladung erhalten, ſein neueſtes Oratorium, „der Fall Babylons", im November zwei Mal in Wien mit einem Perſonal von 1000 Mitwirkenden zu dirigiren. Der Fürſt Metternich hat ſelbſt den Kurprinzen um den Urlaub gebeten; indeß fragt es ſich, ob deſſen Bitte wirkſamer iſt, als die der Königin Victoria, der ein ganz gleiches Geſuch vor drei Jahren vom Kurprinzen abgeſchlagen worden iſt.

Leipzig. In Nummer 134 der „Conſtitutionellen Staatsbürgerzeitung" zieht ein Mitarbeiter, Namens Chriſtian Hey, gegen Herrn Franz von Florencourt zu Felde, weil Letzterer behauptet hat, daß Herr Hey zum Genus „Robert Blum" gehöre. Der Deutſche, der nun einmal gern Retourkutſchen liebt, bleibt bei Angriffen dieſer Art nicht gern eine Antwort ſchuldig. Herr Hey erwidert: »Ich muß Herrn Franz von Florencourt in die Genus Apostatus und in die Species Chamaeleonis claſſificiren; in der letztern gehört er zu den gernſchillernden.« Mit der Anſicht des Herrn Hey ſind wir vollkommen einverſtanden, weniger aber mit ſeinem Lateiniſch. In ſeiner Stelle hätten wir ſtatt die genus das genus und ſtatt Apostatus lieber Apostata geſchrieben, weil das Wort genus, unverbürgten Schiffernachrichten zu Folge, generis neutrius und Apostatus ein Wort iſt, das bekanntlich gar nicht exiſtirt. Auch hätte Herr Hey, wollte er einmal als neuer Cuvier auftreten, ſehr wohl gethan, ſtatt Species Chamaeleonis — Chamaeleontis zu ſchreiben, weil dieſes der richtige Genitiv iſt. — Daß Herr Hey kein Römer iſt, wundert uns am Ende nicht, daß aber der verantwortliche Redakteur Dr. Rudolph Müder ſolche grammatiſche Böcklein ſtehen läßt, iſt, wenn auch nicht unverantwortlich, doch jedenfalls ſtörend. Doch darum keine Feindſchaft nicht. Errare heymannum est!

∴ Die „Spen. Zeitung" berichtet vom Rhein: »Wie ein honoris causa erhaltenes Doctor-Diplom auch manchmal für den Inhaber große Unannehmlichkeiten mit ſich führen kann, das hat der bekannte General-Muſikdirektor Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy in vergangener Woche bei uns erfahren. Bekanntlich wurde vor Kurzem nach dem bei einem an der Baroneſſe M.... in Cöln verübten Caſſetten-Diebſtahl betheiligten Dr. med. Mendelsſohn aus Berlin von den Gerichten ein Steckbrief erlaſſen. Als nun in vergangener Woche der General-Muſikdirektor Mendelsſohn mit der Eiſenbahn aus Belgien nach Aachen reiſte, wurde er, da er ſich als Dr. Mendelsſohn aus Berlin legitimirte, auf der preußiſchen Grenzſtation Herbesthal für den ſteckbrieflich verfolgten Namensvetter genommen und feſtgehalten. Vergeblich waren alle Aufklärungen und Reklamationen, der Beamte wollte in ſeinem Dienſteifer die Beute nicht fahren laſſen, und der Componiſt war genöthigt, die Nacht in dem kleinen Orte zuzubringen. Erſt am nächſten Morgen gelang es ihm, die Identität ſeiner Perſon zu berichtigen und ſeine Reiſe fortzuſetzen. Herr Mendelsſohn ſoll bei dem Vorfall ſehr ärgerlich geweſen ſein.«

∴ Die Herren Biedermann und Laube zeigen in der „Deutſchen Allgem. Zeitung" an, daß die nach Weimar ausgeſchriebene Verſammlung deutſcher Schriftſteller nicht ſtattfinden könne. Der Miniſter von Schweitzer hat auf ihre Anfrage: „ob eine allgemeine deutſche Schriftſteller-Verſammlung, die öffentlich und parlamentariſch verhandele und in den Conſequenzen ihrer Verhandlungen wohl auch Staatsverhältniſſe berühren dürfte, erlaubt ſei?" die Verſammlung ohne Weiteres verboten. Das Verbot lag in der Frage, die ſo geſtellt war, daß der Miniſter nicht anders handeln konnte, denn der Brief des Herrn Laube iſt eine Art Denunciation einer Verſammlung mit politiſchen Tendenzen. Demnach iſt die zweite Schriftſteller-Verſammlung vernichtet.

∴ Die „Leipz. Zeitung" bringt folgende Gegenerklärung: »Der Schriftſteller-Verein zu Leipzig ſieht ſich zu der Erklärung veranlaßt, daß die zweite allgemeine deutſche Schriftſteller-Verſammlung in Weimar, durch deren zweckmäßige Vorbereitung Herr Dr. G. Kühne ſich den wärmſten Dank geſichert hat, einzig und allein durch das Benehmen der beiden andern Ausſchußmitglieder, der Herren Profeſſor Biedermann und Dr. Laube, welche ſchon ſeit längerer Zeit eine Abneigung gegen dieſe zu erkennen gaben, hintertrieben worden iſt. Laut Mittheilung an den Schriftſteller-Verein hat nämlich Herr Laube mit Zuſtimmung des Herrn Biedermann gegen Se. Exc. den wirklichen Geheimerath und Staatsminiſter Herrn Dr. Schweitzer zu Weimar die grundloſe Behauptung ausgeſprochen, daß die allgemeine deutſche Schriftſteller-Verſammlung „in den Conſequenzen ihrer Verhandlungen auch Staatsverhältniſſe in Rede bringen könne“. Wir finden keine Worte, ein Verfahren zu bezeichnen, welches zur Verhinderniß der Verſammlung unausbleiblich herausfordern mußte. Mit der Veröffentlichung dieſer Erklärung iſt der Vorſtand des Leipziger Schriftſteller-Vereines von der Verſammlung am 28. September 1846 ausdrücklich und einſtimmig beauftragt worden.«

∴ Wir, für unſern Theil, können, in Bezug auf die Erklärungen der Herren Biedermann und Laube, wie auf die des Leipziger Literaten-Vereins, nicht verhehlen, daß beide Theile ſich, wie gewöhnlich, compromittirt haben, der Verein, daß er zwei Leute gewählt, die deſſen Vertrauen nicht verdient; die Herren Biedermann und Laube, daß ſie den durchweg harmloſen und ganz und gar unſchädlichen Verein, Gott weiß weshalb, gelind ausgedrückt, verdächtigt haben. Wenn beide Herren nun noch einen Funken von Schamgefühl beſitzen, ſo werden ſie, in Folge jener Vereins-Erklärung, freiwillig ausſcheiden, oder, wenn ihnen dies Schamgefühl abgeht, aus dem Vereine ausgeſtoßen werden müſſen, denn wer die Mitglieder deſſelben gegen irgend eine Regierung verdächtigt, kann dieſem Vereine unmöglich länger angehören. Durch dieſen freiwilligen oder unfreiwilligen Austritt der Herren Biedermann und Laube werden aber weder ſie noch die Vereinsmitglieder Etwas verlieren, da der Verein niemals mehr als der „Schatten eines Schattens“ geweſen iſt.

∴ Das bekannte Schleswig-Holſtein-Lied iſt, nach einer Mittheilung der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“, nicht von Chemnitz und auch nicht zuerſt auf dem Würzburger Liederfeſte geſungen worden. Es iſt von dem Kreis-Juſtizrath Dr. Straß in Berlin im Jahr 1844 gedichtet und zu dem damaligen Liederfeſt nach Schleswig geſandt worden. Der Advokat Chemnitz hat das Lied blos verändert und der Muſikdirektor Bellmann in Schleswig, Mitglied der Akademie in Stockholm, daſſelbe componirt, worauf es bei dem Geſangfeſt in Schleswig ſchon im Jahre 1844 geſungen wurde.

∴ Es geht los! Schleswig-Holſtein wird bald gehörig in Muſik geſetzt ſein, wie vor einigen Jahren der Rhein. Meer- und muſikumſchlungen! Joſef Gungl hat bereits einen „Schleswig-Holſtein'ſchen Marſch“ herausgegeben, der in Berlin raſenden Beifall fand. — Von Sympher iſt erſchienen: „Deutſcher Zuruf an Schleswig-Holſtein“, Gedicht von Ruperti, für eine Stimme mit Pianoforte. — Von Hamm: „Deutſchlands Antwort an Schleswig-Holſtein“, für Männerchor. — Von Seelmann: „Schutz und Trutz, den Brüdern in Schleswig-Holſtein gewidmet“, für vierſtimmigen Männerchor.

∴ In der Hannover'ſchen „Morgenzeitung“ ſchreibt Herr Moritz Hartmann: »Von Moritz Hartmann wird bei Monatsfriſt ein zweiter Band Gedichte bei Wigand (natürlich nicht bei Otto, ſondern bei Georg) erſcheinen.« Dies natürlich finden auch wir höchſt natürlich, denn ſchwerlich würde Herr Otto Wigand zu bewegen ſein, Hartmann'ſche Makulatur zu drucken. Wäre der erſte Band ſeiner „Gedichte“ ſo brillant gegangen, als Herr Hartmann überall ſelbſt ausposaunt, warum hat dann Herr J. J. Weber nicht auch den zweiten Band dieſer Moritz'ſchen Unſterblichkeit in Verlag genommen? Die Art und Weiſe, wie Herr Hartmann ſich von gewiſſen Leuten lobhudeln läßt, grenzt in der That ans Unverſchämte.

∴ „Faxen aus Sachſen“ iſt der Titel eines kleinen Werkchens voller Humor, das in der engliſchen Kunſt-Anſtalt von Payne in Leipzig erſchienen und mit einem colorirten Titelkupfer geziert iſt. Das Büchlein enthält: 1) Leipzig im Guckkaſten. 2) Auf der Eiſenbahn, III. Klaſſe. 3) Eine Scene aus der Kaspar-Bude. 4) Monolog einer Gaslaterne auf der Schloßgaſſe in Dresden. 5) Die große Myſtifikation, oder: Johann der muntere Seifenſieder auf andere Art.

∴ Der Berliner „Geſellſchafter“ theilt aus Marbachs „Triſtan und Iſolde“ ein Bruchſtück mit, womit Herr Gubitz nicht weniger als eilf Spalten füllt.

∴ Im „Chemnitzer Anzeiger“ lieſt man folgende rührend-ſchöne Anzeige: »Die in Nummer 70 des „Chemnitzer Anzeigers“ erſichtliche Anzeige meines Ehemannes iſt ganz überflüſſig, eines Theils, weil es mir nie in den Sinn gekommen iſt, auf meines Mannes Namen Etwas zu borgen, andern Theils, weil mir Niemand auf den Namen meines Mannes Etwas borgt. Chemnitz, den 2. September 1846. Aurelie Paul, geb. Sohr.«

∴ Unſer Theater hat wenig Glück mit ſeinen Neuigkeiten. Auf das Fiasco, das der „deutſche Leinweber“, von Storch und Adami, auf unſerer Bühne gemacht, iſt ein neues Stück, „1760 oder die Belagerung von Graßlingen“, von einem Herrn Lewi-Schücking“, nur mit getheiltem Beifall aufgenommen worden.

London. Die „Times“ enthielten neulich wieder einen Artikel über die ſpaniſche Vermählungsfrage und ſuchen jetzt, da, wie es ſcheint, auch ſie ſich in das Nothwendige ſchicken müſſen, die Ritterlichkeit und das Ehrgefühl der Spanier herauszufordern. Sie ſehen ſich nach einem Spanier um, welcher mit dem patriotiſchen Ruf: „Moriamur pro rege nostro Isabella“ (laßt uns für unſern König Iſabella ſterben) Nacheiferung wecken ſoll, und citiren dabei die alten Ruhmwürdigkeiten Spaniens.

∴ Der „Globe“ nennt die Steckbriefe, welche der franzöſiſche Präfekt des Loire- und Cher-Departements gegen den ſpaniſchen Prätendenten und den General Cabrera erlaſſen hat (ſiehe Paris) „Bildniſſe, welche nicht ſchmeicheln“.

∴ Charles Dickens-Boz hat einen neuen Roman, „Geſchäfte mit der Firma Dombey und Comp., en gros, en detail und zur Ausfuhr“, geſchrieben. Es ſoll in zwanzig Monatslieferungen erſcheinen. (Friſch auf, ihr Herren Ueberſetzer!)

∴ Die Zahl unſerer Blauſtrümpfe iſt nun ſchon auf 47 angewachſen.

∴ Im Palaſt von Hampton-Court befindet ſich eine Spinnen-Gattung, die ſonſt nirgends in England anzutreffen iſt. Sie haben einen guten Zoll Länge und die Dicke eines Fingers; ihre Beine ſind etwa zwei Zoll lang und ihr Körper iſt mit dichtem Haar bedeckt. Sie heißen Cardinalsſpinnen und führen dieſen Namen zu Ehren des Cardinals Wolſey.

∴ Die größte Locomotive auf der Great-Weſtern-Eiſenbahn wird von den Conſtrukteuren ſehr bezeichnend „der Ruſſe“ genannt, weil ſie erſchrecklich viel Material frißt.

München. Der baieriſche Verdienſt-Orden iſt ſo erweitert worden, daß er in Zukunft 36 Großkreuze, 60 Comthure und 320 Ritter haben kann. (Wer ſtimmt ein Te deum an? Ich nicht! Wer noch?)

∴ Ueber die Ankunft des Jeſuiten-Generals Rothaan aus Rom ſchweben verſchiedene Gerüchte. Nach Manchem kommt er, um Kirchen-Gebete für die Bekehrung des zu aufgeklärten Papſtes anzuordnen. Nach Andern iſt er hieher berufen, um als zweiter Apoſtel der Deutſchen in der Bonifaciuskirche gegen Herrn Ronge und die Lichtfreunde zu predigen.

Münſter. Die hieſigen autonomiſchen Familien ſollen alle Verſuche der ſchleſiſchen Adels-Reunion, ſich mit ihnen zu ihren gegenſeitigen geheimen Verbindungen enger zu vereinigen, diplomatiſch abgelehnt haben, indem es vielen ſchleſiſchen Familien an den obligaten ſechzehn Ahnen fehlt.

Neapel. „Gli Zarelli“ heißt ein neues Schauſpiel, das im Teatro Fiorentino großen Beifall eingeerntet hat. Die Kritik läßt dem Verfaſſer, einem Herrn Aleſſandro Avitabile, coloſſales Lob angedeihen.

∴ Im Teatro del Fondo hat ſich eine neue Oper, „Rodolfo da Brienza“ (Text von Domenico Bologneſe, Muſik von Giacomo Piſtilli), ungetheilten Beifall errungen.

New-York. Folgende Anzeige iſt aus dem „Alabama-Whig“, einer in den Vereinigten Staaten erſcheinenden Zeitſchrift, entnommen: »Negerhunde. Der Unterzeichnete hat eine ganze Meute von Negerhunden aus der Zucht von Hay und Allen gekauft, und erbietet ſich zur Einfangung entlaufener Neger. Für einen Tag des Jagens beträgt der Preis 3 Schilling und für jeden eingefangenen Neger 15 Schilling. W. Galloway.«

Paris. Während die ſpaniſchen Oppoſitions-Zeitungen den Utrechter Vertrag als ein Hinderniß der Vermählung des Herzogs von Montpenſier mit der Infantin von Spanien aufſtellen, läßt Herr Guizot eine Note aufſetzen, aus welcher hervorgeht, daß ſeit dem Schluſſe des Utrechter Friedens nicht weniger als zwölf Alliances matrimoniales zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Bourbons ſtattfanden, ohne daß es je einer Macht in Europa eingefallen wäre, dagegen zu proteſtiren.

∴ Das „Journal des Débats“ bringt die Steckbriefe, welche dem ſpaniſchen Prätendenten, dem Grafen Montemolin, und dem General Ramon Cabrera nachgeſchickt worden ſind. Sie lauten: »Signalement des Prinzen Karl Ludwig Maria, Infanten von Spanien, Grafen von Montemolin. Alter 28 Jahre, Größe 1 Meter 65 Centimeter (5 Fuß 2½ Zoll preuß.), Haare und Augenbrauen ſchwarz, Stirn ſchmal und gewölbt, Augen braun, Naſe ſtark und lang, ein wenig ſchief, Mund mittel, Bart ſchwarz, en collier. Kinn rund, Geſicht oval, Geſichtsfarbe braun. Beſondere Kennzeichen: Die Oberlippe und die Zähne ſtehen ein wenig vor, was ſich beſonders bei dem Sprechen zeigt. Er drückt ſich mit Leichtigkeit aus, hat aber einen ſtarken fremden Accent. Die Knie ſtehen einwärts, welches beim Gehen ſtark in die Augen fällt. Er hält ſich ſehr gerade und ſchielt mit dem linken Auge, ſo daß oft das ganze Weiße des Auges erſcheint. Seinen Hut trägt er rechts über die Augen gedrückt. — Signalement Ramon Cabrera's. Gebürtig aus Toloſa in Catalonien, Alter 38 Jahre, Größe 1 Meter 63 Centimeter, Haare und Augenbrauen ſchwarz, Stirn gewöhnlich, Augen graubraun, Naſe mittel, Mund etwas groß, Bart ſchwarz, ein wenig dünn, Kinn rund, Geſicht oval, Geſichtsfarbe braun. Beſondere Kennzeichen: Die Augenbrauen ſind buſchig und ſtehen nahe zuſammen, eine kleine Narbe auf der Stirn, krumme Füße, wiegt ſich auf dem einen Fuß und ſieht niemals Dem, mit welchem er ſpricht, ins Geſicht.« — Der „Corſaire Satan“ enthält einen ſehr beißenden Artikel über die Steckbriefe; er erzählt nämlich, wie ein Polizei-Sergeant nach dieſem Signalement einen Kater eingefangen habe.

∴ Am 6. October iſt Louis Philipp in ſein 74ſtes Lebensjahr eingetreten.

∴ Heinrich Börnſtein, deſſen literariſche Rüſtigkeit viele unſerer deutſchen Neidhämmel mit blaßgrünem Neide anbellen, hat ein neues fünfaktiges Originalluſtſpiel, „der tolle Tag“, an die deutſchen Bühnen geſchickt.

∴ Eine der größten Fabriken künſtlicher Blumen iſt die des Herrn Conſtantin, deſſen Namen wohl alle eleganten Damen Europas kennen. Aus ſeiner Fabrik gehen alljährlich für 300,000 Francs Blumen hervor, von denen zwei Drittel ins Ausland geſchickt werden.

∴ Der Herzog von Doudeauville hat aus Deutſchland, wie er anzeigt, ein ſicheres Mittel gegen die Hundswuth mitgebracht. Es beſteht aus einem Thee von folgenden Kräutern: Euphorbia villosa, Veratrum album, Polygonum hydropiper und Helleborus niger. Das Mittel wird erſt äußerlich zum Waſchen der gefahrdrohenden Wunde und dann innerlich angewendet, ſowohl bei tollen Hunden als bei gebiſſenen Menſchen. Dieſer Thee hat außer der Heilung noch den Vortheil, ſicher anzuzeigen, ob der Biß von einem wirklich tollen Hunde herrührt. In dieſem Fall erregt der Trunk heftiges Erbrechen; man muß ihn dann ſo lange forttrinken, bis dies aufhört, was gewöhnlich ſchon nach der dritten oder vierten Taſſe geſchieht. Iſt der Kranke nicht von einem wirklich tollen Hunde gebiſſen, ſo erfolgt kein Erbrechen, und nach der vierten Taſſe kann man völlig beruhigt ſein. (Was ſagen die deutſchen Aerzte dazu?)

Peſth. Nach einer Zuſammenſtellung im „bibliographiſchen Anzeiger“ (den ſeit einigen Jahren der hieſige Buchhändler Eggenberger in monatlichen Lieferungen erſcheinen läßt) ſind in den drei letztverfloſſenen Jahren folgende Werke aus den ungariſchen Preſſen hervorgegangen: im Jahre 1843 ſind 168 Werke in ungariſcher und 59 in fremden Sprachen, zuſammen 227 Werke erſchienen. Das Jahr 1844 brachte 292 ungariſche und 69 fremdſprachliche Werke, zuſammen 361; im Jahre 1845 ſind 358 Werke in ungariſcher und 84 in fremder Sprache geſchriebene Werke, zuſammen 423 herausgekommen.

∴ In ungariſcher Sprache erſcheinen hier folgende belletriſtiſche Zeitſchriften: „Eletképek“ (Lebensbilder) mit einem kritiſchen Beiblatt, „Irodalmi ör“ (der literariſche Wächter), redigirt von Adolf Frankenburg. Der „Honderü“, redigirt von Lazar von Horvath, eine Zeitſchrift, die vorzüglich in die Salons der Ariſtokratie Eingang gefunden hat und das „Pesti Divatlap“ (Peſther Modenblatt), redigirt von Emerich Vahott, das mehr unter der Mittelklaſſe verbreitet iſt und ſich wie die „Eletképek“ den liberalen Intereſſen anſchließt. Von ungariſchen Almanachen erſcheinen bis jetzt nur zwei, „Ajándok“ (das Geſchenk), herausgegeben vom Buchhändler Guſtav Heckenaſt, und „Oerangyal“ (der Schutzengel). Letzteres, mit vorwiegend religiöſer Tendenz, wird von einem jungen katholiſchen Geiſtlichen, Namens Sujanszky, redigirt.

∴ Herr von Horvath, der geiſtreiche Redakteur des „Honderü“, hat die Bewilligung nachgeſucht, ſein vielgeleſenes Blatt allwöchentlich auch in deutſcher Ueberſetzung ausgeben zu dürfen, was zur Bekanntwerdung und Würdigung der neuern Literatur Ungarns für das Ausland von hohem Intereſſe ſein würde.

Rom. Der heilige Vater hat von der Akademia Romana di San Luca den Doctortitel erhalten. (Dr. Pius IX. ſoll ſich in Acht nehmen, ſonſt wählt man ihn noch zum Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins.)

Stettin. Bei Ferdinand Müller iſt ein neuer „Volkskalender“, redigirt von Theodor Drobiſch, mit Beiträgen von A. Boettger, C. Em-Tor, C. Herloßſohn, L. Oelckers, E. M. Oettinger und Andern, erſchienen. Auf jeder Seite dieſes Kalenders pulſirt jugendliches Leben und roſige Laune, die dem Buche viele Leſer verſchaffen wird. (Als Probe daraus theilen wir in der heutigen Nummer des „Charivari“ — Seite 3367 — einen köſtlichen Gaſſenhauer, „den Heimathsſchein“, mit.)

Tilſit. Hier herrſcht noch immer Friede.

Warſchau. In Folge eines neuen Polizei-Befehls müſſen alle Aushängeſchilder der polniſchen Kaufleute und Handwerker innerhalb vierzehn Tagen in die ruſſiſche Sprache umgeſchrieben werden, eine Maßregel, die um ſo härter erſcheint, da der größte Theil der polniſchen Bevölkerung kein Wort Ruſſiſch verſteht. (Der Czaar iſt groß!)

Wien. Wir wiſſen nicht, ob die Titelſucht in Oeſterreich größer iſt als in andern Ländern, aber wir glauben es aus den uns vorliegenden Liſten der Kurgäſte eines böhmiſchen Bades ſchließen zu müſſen. Unter der Maſſe von Titeln, die wir dort aufgezeichnet fanden, wollen wir blos einige hervorheben: Bürgerlicher Hopfenhändler, Landesbefugter Oelfabrikant, Deficienter Weltprieſter, Landrechtsprotokolliſt, Doctor ſämmtlicher Rechte, Branntweinhauspächter, Fahrpoſtdepartementsvorſteher, Staatsbuchhaltungrechnungsofficial, Regierungshauptinſtitutencaſſencontrolleur, königlich böhmiſcher ſtändiſcher Tanzlehrer u. ſ. w. Bei den Damen wird Gattin, Wittwe, Tochter angehängt, bei ſehr vornehmen ſtatt Gattin — Gemahlin, ſo z. B. Redakteursgattin, Oberforſtmeiſtersgemahlin, geprüfte Magiſtratswittwe, Finanzwachereſpicientenstochter, bürgerliche Schinkenhändlerstochter. Damen, die unglücklicherweiſe gar kein Titelchen aufzuweiſen haben, heißen in den Badeliſten „Particulieres". (Morgenzeitung.)

∴ Der Wettkampf, welchen das k. k. Hofoperntheater nächſt dem Kärnthner-Thore mit dem Theater an der Wien durch gleichzeitige Aufführung der Oper „die Musketiere der Königin", von Halévy, unternommen, iſt vom Publikum zu Gunſten des Hoftheaters entſchieden worden; die Sänger Formes, Erl und Leithner, ſowie die Sängerinnen Zerr und Schwarz, feierten einen glänzenden Triumph; Ouvertüre und viele Geſangsnummern mußten wiederholt werden; oftmaliger Hervorruf zeichnete die Künſtler vor ihren Rivalen am zweiten Theater aus. Ob nach ſolchem Vorgang Jenny Lind im Theater an der Wien, wo ſie nur äußerſt mangelhaft unterſtützt werden kann, ſingen, und ob Herr Meyerbeer ſein „Feldlager in Schleſien" dieſem Theater anvertrauen wird, dürfte jetzt mehr als zweifelhaft ſein.

∴ Der Communismus fängt an in der Muſik mortier'ſche Fortſchritte zu machen. Die Symfonie, welche ein Herr Conrad Löffler neulich im Theater an der Wien als die ſeinige aufführen ließ, iſt von einem Herrn Auguſtin Conradi als Eigenthum reclamirt worden. Dieſer hatte die Partitur Löfflern blos „zum Durchſpielen" geliehen, er ließ ſie ſich aber zum nützlichen Gebrauche copiren. Herr Löffler ſcheint ein ganz beſonderes Talent zu ſein.

Zürich. Von Schweizer Kunſtwebern wird jetzt Peſtalozzi's Bild, in Seide geſtickt, feilgeboten. So lange er lebte, ließen ſie ihn zerlumpt einhergehen.

∴ „Zeitkrüppel" heißt ein von Meyer und Zeller angekündigter Roman von einem Herrn C. Bilney.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Maria Antonia, Kurfürſtin von Sachſen, geboren den 18. Juli 1724, geſtorben 1782 zu Dresden, erhielt von dem berühmten Kapellmeiſter Nikolo Porpora Unterricht in der Compoſition und im Geſange. Sie ſetzte die beiden von ihr gedichteten Opern „Il trionfo della Fedeltà" und „Talestri, regina delle amazoni" im Jahre 1755 auch ſelbſt in Muſik. Ferner componirte ſie eine große Geſangsſcene für die berühmte Sängerin Madame Mara im Jahre 1767. Beide vorgenannten Opern ſind in Partitur geſtochen, und zwar die erſte im Jahre 1756, die zweite im Jahre 1805. Sie war Mitglied der Arkadier in Rom, und führte als ſolche den Namen „Ermelinda Talea Paſtorella Arkada". Unter dieſem Namen veröffentlichte ſie ihre Werke, jedoch nur mit den Anfangsbuchſtaben E. T. P. A.

— Während der Regierung Kaiſer Leopolds I. war es üblich, daß jede Frau, die in der Chriſtnacht ein Kind geboren, den Kaiſer zum Gevatter bitten mußte. In ſolchem Falle erhielt das geringſte Kind wenigſtens tauſend Gulden.

— Herzog Ernſt von Baiern war ſo fromm, daß er auf ſeine elenden Dreierſtücke ſchöne Bibelſprüche prägen ließ.

— Vor 360 Jahren gab es in Holland zwei Parteien, die ſehr heftig gegen einander erbittert waren, noch ſchlimmer wie die Familien Montecchi und Capuletti oder die Häuſer York und Lancaſter. Die eine der Parteien nannte ſich Fiſchhaken und die andere Stockfiſche. Im Scherze war nämlich bei einem Gaſtmahle geſtritten worden, ob den Stockfiſch der Haken faſſe oder der Stockfiſch ihn. Der Streit erhitzte ſich; es nahmen Vornehme und Geringe Antheil. Ganze Städte ſchlugen ſich auf die eine oder die andere Seite. Die Stockfiſche trugen graue und die Fiſchhaken rothe Kappen und erſt im Jahre 1492 verſöhnten ſich beide Parteien.

— In frühern Zeiten wurde das Borgen eines Buches für eine ſo wichtige Sache angeſehen, daß im Jahre 1299 der Biſchof von Wincheſter, als er eine Bibel aus einem

Kloſter dieſer Stadt bergte, ein auf das Feierlichſte geſtelltes ſchriftliches Verſprechen geben mußte, dieſelbe zurückzubringen. Ludwig XI. mußte 1471 eine große Geldſumme deponiren und mehrere adelige Bürgen ſtellen, ehe er ein Buch von der mediziniſchen Fakultät in Paris geborgt erhielt. (Damenzeitung.)

— Zur Zeit der alten Römer wurde jeder Schauſpieler für ehrlos gehalten. Ueber die Gründe, die ſie dazu veranlaßt hatten, exiſtirt eine höchſt intereſſante Abhandlung von Ludwig Gelbke, „de causis infamiae, qua scenicos Romani notabant, Dissertatio", Lips. 1835. 4.

— Einer der älteſten Schriftſteller, die ſich mit der Naturgeſchichte der Bienen beſchäftigt haben, war der Holländer Theodor Cluyt; ſein Werk „van de Byen, haer wonderliche vorsprong, natur, eygenschap etc." erſchien zu Leyden 1598, Amſterdam 1608 und 1705. 8.

— Die Heilquelle Beni Menad, eine halbe Stunde von Algier, heilt nach dem dortigen Glauben nicht nur alle möglichen Arten körperlicher Uebel und Gebrechen, ſondern ſteht auch, namentlich bei den Frauen, in dem Rufe, daß ſie von den Sünden der Seele, von dem Fluche eines ſchuldbeladenen Herzens reinige. Täglich ſieht man daher bußfertige Sünderinnen der Quelle zuwandern, um ſich dort von aller Schuld und Fehle zu befreien und dann wieder — fortzuſündigen, da die Sühne ſo leicht iſt.

Treffer und Nieten.

* Napoleon pflegte zu ſagen: »Wenn ich eine gute Kopfarbeit brauche, ſo wähle ich, ſo ſelten es auch ſein mag, ſtets einen Mann mit einer langen Naſe, vorausgeſetzt, daß er die nöthige Bildung beſitzt. Sein Athem iſt kühn und frei, und ſein Gehirn wie ſeine Lunge und ſein Herz kalt und klar. In meiner Menſchenbeobachtung habe ich faſt unveränderlich gefunden, daß eine lange Naſe und ein guter Kopf mit einander verbunden ſind.«

* Ein ungariſcher Edelmann führte ſeine Frau und ſeine Tochter mit den Worten vor: »Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau und Tochter zu präſentiren, die Jüngere iſt die Tochter.«

* Darf ein Mann die Schwiegermutter der Frau ſeines Bruders heirathen? — Antwort: Nein, denn ſie iſt ſeine eigene Mutter.

* Ein rauchender Philiſter ging unlängſt dicht an einer Schildwache vorüber. Der Soldat, ein bornirter Kerl, rief dem Bürger mit ernſter Miene zu: »Wenn Sie hier rauchen wollen, ſo müſſen Sie die Pfeiſe aus dem Munde thun.«

* Ein altes Sprichwort ſagt:

»Wenn der Däne verliert ſeine Grütz',
Der Franzmann den Wein,
Der Schwab' die Suppe
Und der Deutſche das Bier,
So ſind verloren alle Vier.«

Nippes.

Was hilft Euch all' das Herzeleid,
Das Jammern und das Klagen:
Am dritten Tage iſt die Zeit,
Den Todten wegzutragen.

* * *

Wenn das Unglück vor Dir trauert,
Sei es Jude, Heide, Chriſt;
Reich' ihm gern von Deinem Brode:
Menſch iſt er, wie Du es biſt.

* * *

O Michelchen, wach' auf, wach' auf!
Führ' nicht ſolch faules Leben;
So lang' Du auf dem Hintern liegſt,
Muß man Dir Tritte geben.

Wilhelm Caspary.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte
der poetiſchen
National-Literatur
der Deutſchen,
von **G. G. Gervinus.**
Zweiter Theil:
Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation.
Dritte umgearbeitete Ausgabe.
gr. 8. broſchirt. Preis 2¼ Thaler ord.

Dies bedeutende Werk iſt mit Erſcheinen dieſes Bandes wieder vollſtändig zu haben, und koſtet 16¼ Thlr.

Bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in Berlin iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Haar und ſeine Krankheiten.
Eine pathologiſche und therapeutiſche Abhandlung über die krankhaften Zuſtände der Haare und ihrer Bildungsorgane nach eigenen Unterſuchungen
zur Abwehr des Charlatanismus
von
Dr. Wilh. Hildesheim,
praktiſchem Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Berlin.
Broch. 67 Seiten für 10 Sgr.

Da der Charlatanismus immer widriger und frecher ſein verderbliches Spiel mit der Behandlung der krankhaften Zuſtände des Haares treibt, wird es an der Zeit ſein, ein ernſtes Wort in dieſer Sache zu ſprechen, und durch gründliche Bearbeitung dieſes Gegenſtandes eine rationelle Behandlungsweiſe zu gewinnen, damit das leidende Publikum vor Unheil bewahrt werde, und zugleich eine Garantie erhalte, daß nicht etwa ſtatt des gehofften günſtigen Erfolges gar das Uebel ſchlimmer werde, als je zuvor. In dem Gefühle, daß es die Pflicht des Arztes ſei, überall für das Wohl des Leidenden thätig wirkend einzutreten, habe ich es übernommen, eine Pathologie und Therapie in allgemein faßlicher Weiſe über das Haar und deſſen erzeugende und ſchützende Organe zu entwerfen.

Bei **Graß, Barth und Comp.** in Breslau iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

R. Jungmann:
Die rientaliſche Blumen- und Fruchtmalerei,
oder: deutliche Anweiſung, binnen wenigen Stunden dieſe Art der Malerei vollkommen zu erlernen. Nebſt einer Farbentabelle zum Gebrauch für die noch Ungeübten in dieſer Kunſt.

Ein Handbüchlein für Blumenmaler, Dilettanten, owie zum Selbſtunterricht. Mit einem colorirten Titelblatt als Muſter.
8. Velinp. geh. 12 gGr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 212. Leipzig, 22. October 1846.

CHARIVARI

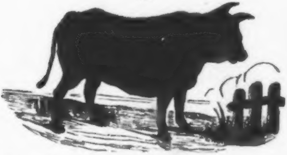
(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Offener Brief

des



dermalen auf der Meſſe zu Leipzig,

an

den Redakteur des „Charivari“.

Es iſt gewiß nicht das erſte Mal, daß ein Ochſe an Sie ſchreibt. Wer, wie Sie, ſeit ſiebenzehn Jahren Journale redigirt, kommt mit vielen Ochſen in Colliſion und hat gewiß ſchon von Manchem meines Gleichen Briefe erhalten, Briefe, worin man Ihnen — natürlich immer nur anonym — gute Rathſchläge ertheilt, wie Sie Ihr Blatt redigiren, wen Sie loben und wen Sie tadeln ſollen. Auch ich, mein Herr, bin Ochſe, aber keineswegs ſo unbeſcheiden, mir ein Urtheil anzumaßen über Dinge, die ich nicht verſtehe. Der Grund, weshalb ich mich ſchriftlich an Sie wende, iſt einfach der, Sie einzuladen, mir im Laufe dieſer Tage die Ehre Ihres Beſuches zu ſchenken.

Ich laſſe mich ſeit Kurzem auf dem Roßplatze ſehen. Jede Perſon, die meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſcht, zahlt zwei Neugroſchen. Ich habe den Eintrittspreis abſichtlich ſo gering geſtellt, um auch den unbemittelten Bewohnern Ihrer Stadt den Genuß zu verſchaffen, den größten Ochſen ſeiner Zeit von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Ich bin ein geborener Schweizer und wiege achtundneunzig Centner. Wenn Sie bedenken, daß Sie oft fünfzehn und zwanzig Neugroſchen opfern, um ganz gewöhnliche Ochſen zu bewundern, ſo werden Sie meine Anſprüche an das Publikum gewiß höchſt beſcheiden finden. Meine nähere Bekanntſchaft wird Ihnen die Ueberzeugung verſchaffen, daß man einen Ochſen meiner Art nicht alle Tage ſieht. Ich rauche Cigarren, am liebſten dos amygos, trinke baieriſch Bier — und leſe kein Journal ſo gern, als das „ſächſiſche Volksblatt“. Sie ſehen, mein Herr, daß es mir weder an Geſchmack, noch an Intelligenz fehlt. Ich liebe Kunſt und Literatur, mehr als mancher ſogenannte Mäcen, und beſchäftige mich in meinen Mußeſtunden vorzugsweiſe mit Heraldik und Poeſie. Einer meiner Lieblingsdichter iſt der ſelige Baron Lorenz und — ſeitdem er die Winterquartiere des Jenſeits bezogen hat — der ehemalige kosmopolitiſche Nachtwächter und gegenwärtige königlich würtembergiſche Legationsrath Franz von Dingelſtedt, bei welchem ich leſen gelernt, als er noch Schulmeiſter in Fulda geweſen war. Auch ich, mein Herr, habe eine poetiſche Ader und dichte, jedoch nur zu meinem Vergnügen. Mehrere meiner Collegen, denen ich einige meiner poetiſchen Erſtlinge vorgeleſen, haben mich zu überreden verſucht, meine „gehörnten Lieder“ dem Drucke zu übergeben; ich aber denke wie jener Baron von Pappendeckel:

»Ich mache Verſe zwar,
Doch laſſ' ich ſie nicht drucken,
Ich bin ein Cavalier
Und ... habe meine Mucken.«

Zu dieſen Mucken gehört auch die, daß ich gern in jeder Stadt, wo ich mich ſehen laſſe, einen Akt meiner Wohlthätigkeitsliebe ausführe. In Leipzig angekommen, war mein erſter Weg nach dem Muſeum. Ich zahlte fünf Neugroſchen und ſchrieb mich ins Fremdenbuch als Dr. Ochs aus Baſel, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ein. Auf dem Muſeum machte ich die Bekanntſchaft aller Notabilitäten der deutſchen Literatur und Grogtrinker. Unter dieſen befand ſich auch Herr Profeſſor Mehemet Schulze, der mich fragte, ob ich nicht Luſt hätte, Abends einer Sitzung des Schriftſteller-Vereins beizuwohnen. Die Verhandlungen würden jedenfalls höchſt intereſſant werden, da eines der ehrenwerthen Mitglieder, welchem ein benachbartes Blatt vierzehn und zweidrittel Zeilen nachgedruckt, einen höchſt geiſtreichen Vortrag über Nachdruck zu halten verſprochen habe. Sie kennen ſich denken, mein Herr, daß ich dieſe Einladung augenblicklich annahm. Um kein Jota der Verhandlung zu verſäumen, erſchien ich eine Stunde vor Beginn der Sitzung. Der Anblick des Saales war impoſant. Der Vorſitzende der Nachdrucks-Commiſſion ſaß bei ſieben Gläſern Bier und erwartete die andern ſechs (Mitglieder nämlich); aber zwei volle Stunden vergingen und der einzige Menſch, welcher erſchien, war der Marqueur, welcher dem Vorſitzenden das achte Glas Baieriſch überreichte. — Iſt auch dieſer Herr, fragte ich, auf den Marqueur zeigend, Mitglied des Literaten-Vereins? — Wo denken Sie hin! ſagte der Vorſtand und beſtellte das neunte Glas. Das Bier iſt vortrefflich! fügte er hinzu und drehte die Enden ſeines reizenden Schnurbarts. Haben Sie ſchon Etwas drucken laſſen? fragte er mich, indem er ein Bein über das andere ſchlug und dabei eine höchſt impoſante Miene annahm. — Bis jetzt noch nicht, erwiderte ich kleinlaut. — Nun, dann will ich Sie als Mitglied vorſchlagen! — Wollten Sie das wirklich? fragte ich entzückt. — Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe und beſtellte das zehnte Glas. — Cerevisia est bonus, fügte er hinzu und legte die Schöße ſeines Rockes über die Stuhllehne. Ich hätte hinſinken und die Füße dieſes Mannes küſſen mögen; doch ſeine Beſcheidenheit verbat es ſich. In demſelben Augenblick erſchien das zweite Mitglied und begann ſeinen Vortrag über Nachdruck. Beide Herren debattirten ... ich hörte und ſchwieg. Als der Vorſtand in Hitze gerieth, rief er mit dem ganzen Wohllaut ſeiner Stentorſtimme: »Kellner, noch ein Glas Bier ... die Sitzung iſt aufgehoben!« Dann trennte ſich die Verſammlung. Ich aber war von dem, was ich geſehen und gehört hatte, dergeſtalt hingeriſſen, daß ich — angeſtachelt von meinem Wohlthätigkeitstriebe — am andern Morgen den Vorſtand des Vereins aufſuchte und mich anheiſchig machte, während der Meſſe einen öffentlichen Vortrag zum Beſten des Unterſtützungsfonds für hilfsbedürftige Schriftſteller zu halten. — In dieſem Falle müſſen Sie ſich an den Vorſtand der ſiebenundſiebenzigſten Commiſſion wenden, bekam ich zur Antwort. Ich that's und erhielt von dieſem das Verſprechen, daß er ſich für mich verwenden wolle. Ich war bis zu Thränen gerührt. Aber denken Sie ſich meinen Schreck, als ich am andern Morgen folgende Zuſchrift erhielt:

»An Herrn Dr. Ochs aus Baſel.

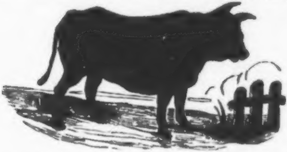
Da Sie ein ſchweizer Ochſe ſind, ſo dürfen Sie nicht zum Beſten der Deutſchen leſen.

Der Vorſtand der Unterſtützungs-Commiſſion.«

Ich fiel aus all' meinen Himmeln! Gerechter Gott, was hat die Nationalität mit dem Unglück zu ſchaffen? Fragt der Arme, der eine Unterſtützung begehrt, ob ſie von einem Franzoſen oder Polen, von einem Schweizer oder Deutſchen kommt? — Ich bin nur ein Ochſe, mein Herr, aber bis zu dieſem Punkte würde ich die Bornirtheit niemals treiben.

Um meinen Aerger zu vergeſſen, beſuchte ich noch an demſelben Tage die Univerſitäts-Bibliothek und warf mich dort auf mein altes Lieblingsfach: die Heraldik. Hier fand ich Triers „Wappenkunde“ (Leipzig 1714) und in dieſer Wappenkunde den unumſtößlichen Nachweis, daß mein Blaſon (zwei doriſch-gekrümmte Hörner mit der Legende „Nec plus ultra“) noch älter als das Wappen der Montmorency und des Hauſes Mecklenburg iſt. Ich erwähne dies, um Sie aufmerkſam zu machen, daß Sie ſich durchaus nichts vergeben, wenn Sie einem Ochſen ſo alter Familie das Vergnügen Ihres Beſuches zu Theil werden laſſen.

In der angenehmen Erwartung, Sie bald in meiner Behauſung zu empfangen, benutze ich die Gelegenheit zu ſagen, wie ſehr ich ſei Ihr ergebener



Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Hofrath in spe.

Eine Scene aus dem Kasperle-Theater*).

Die Kasperle-Bude, dieſer berühmte Muſentempel, befindet ſich auf dem Roßplatz zu Leipzig.

Der Unternehmer dieſes Theaters iſt ein glücklicher Mann; er braucht keinen Ober-Regiſſeur, zahlt keine Gagen und wird nicht durch Heiſerkeiten ſeiner Acteurs in Verlegenheit geſetzt, rothe Zettel drucken zu laſſen, und das Wort Kabale iſt ihm ein Fremdwort. Seine Mitglieder ſind alle lebenslänglich engagirt; es geht Alles bei ihm wie an einem Fädchen; er braucht keinen Souffleur und keinen Theatermeiſter, denn das Donnern übernimmt ſeine Ehehälfte und den Blitz ſchleudert ſein Junge aus den Wolken herab. Ein Dreier Colophonium und ein Dreier Bärlapp, das ſind die Tageskoſten, und ſonach wird für ſechs Pfennige ein ganz reſpektables Gewitter gemacht.

Die Komödie iſt ſchon angegangen. Kasper erſcheint als Räuberhauptmann mit der Prinzeſſin Pumpſia auf der Scene.

* * *

Kasper. Sag' an, Prinzeſſin, liebſt Du mir?
Prinzeſſin. Ich dächte was mich biſſe.
Kasper. Aurora! reiz' nicht meinen Grimm,
Du weißt, ſonſt ſetzt es Riſſe!
Prinzeſſin. Fernando nur beſitzt mein Herz,
Und nie den Schwur ich löſe.
Kasper. Wie? der Infant von Jüterbogk?
Das wär' ja ſchauderöſe!
Laß ab, ſonſt mach' ich ein Gedicht
In Proſa auf den Böſewicht.
Prinzeſſin. Das kann ich nicht, das werd' ich nicht,
Und — klagteſt Du vor'm Gericht.
Kasper. Ha, welche Schmach! ha, welch ein Schumpf!
Es rieſelt mir durch Mark und Strumpf.
Prinzeſſin. Es kann nicht ſein! —
Kasper. Wie ſo?
Prinzeſſin. Ich haſſe
Dich wegen Deiner Kuppernaſe.
Kasper (hervorſtürzend).
Habt ihr's gehört, gehört, ihr Götter!
Ei, alle Hagel-Donnerwetter!
Sprecht hier nicht ſo verteufelt dumm,
Wo ſo ein propres Publikum,
Sonſt bringe ich mit obrigkeitlicher
Bewilligung Euch Beide um.
Prinzeſſin will auf die Kniee fallen, da aber der Faden zu kurz iſt, mit geknickten Beinen:
O großer Kasper, habt Erbarmen!
Und ſchont wo möglich dieſen Armen.
Kasper mit wildem Blick:
Niſcht! Ich hab' einmal Rachedurſt,
Du oder Er — mir Alles Wurſt.

---

*) Probe aus den bei A. H. Payne erſchienenen „Fazen aus Sachſen“.

Prinzeſſin. O Kasper, greif in Deinen Buſen!
Kasper. Pack ein mit alle den Flattuſen!
Prinzeſſin. O Kasper, ſei doch nicht ſo bös!
Kasper. Hinweg, ſonſt werd' ich malitiös!
Prinzeſſin. Wie? Du beharrſt bei dem Gebot?
Kasper. Schon morgen iſt er mauſetodt,
Und Du dazu, liebloſes Weibſen;
Verkünd'ge ihm, was Kasper ſprach,
Auch nicht ein Linschen laſſ' ich nach,
Geb', ſag's ihm mündlich, oder — ſchreibſ'en.

Die Prinzeſſin Pumpſia wankt ab; da ſie an der Thür hängen bleibt, macht ſie durch die Luft.

Kasper. (Monolog).

Blitze, donnere, graupele, Himmel! — Laß Schwefel regnen oder Stiefelwichſe mit Vitriolöl, auf daß meine Rache gekühlt werde. Ha! daß ich gerade heute mein großes Schlachtſchwert in der Schleifmühle haben muß. Himmel! gieb mir ein Bischen Donner, borg' mir eine Brabanter Elle Blitz, daß ich ihn ſchleudern kann auf die Prinzeſſin Pumpſia, die mir nicht lieben will. — Ha, ſie kommt! Faſſung! Faſſung!

Prinzeſſin. Was ich gelobt, ich halt' den Schwur,
Nicht kann ich von Fernando laſſen.
Kasper. Wohlan, es iſt bald ſieben Uhr,
Und darum muß ich kurz mich faſſen.
(Er zieht den Dolch.)
Sieh' dieſen Dolch, den bis zum Griffen
Der Scheerenſchleifer erſt geſchliffen,
Er iſt für Dich, drum löſ' die Schwüre,
Sonſt ſtoß' ich ihn Dir in die Niere.
Du zögerſt noch? Du hoffſt auf Gnaden?
Sein oder Nichtſein! Fort in Schaden!

(Er erſticht ſie. Starre Pauſe, nach welcher Kasper an die Lampen tritt. Kasper mit Pathos:)

Dort liegt ſie, mauſetodt und ſtumm!
Nimm Dir, verehrtes Publikum,
Ein Beiſpiel an dem Bärenhäuter,
Und — ſein's ſo gut — ich bitte d'rum:
Rekommandiren Sie mir weiter.

(Kasper macht einen Knix. Der Vorhang fällt).

Wiener Zapfenſtreich.

Von J. C. H. Kukuk.

Unlängſt wurde hier ein Mädchen am Neubau clairvoyant und hatte folgende wunderbare Viſion, die echt apokalyptiſch zu ſein ſcheint und unſern lieben Liguorianern viel Kopfbrechens macht. Die Hellſeherin ſah nämlich den Himmel offen und inmitten deſſelben einen Thron und auf dem Throne den

Grafen Moritz von Dietrichſtein, den Intendanten des kaiſerlich königlichen Hofburgtheaters, angethan mit den Blättern der „Wiener allgemeinen Theaterzeitung“ und auf der Bruſt ein Gedicht von Eduard Anſchütz, in welchem bewieſen wird, daß der Name „Moritz“ alle öſterreichiſchen Herzen vor Wonne beben macht. Zur Rechten des Intendanten ſaß Madame Haitzinger mit der Geſetzes-Rolle in der Hand und im Coſtüme der Rolle „die Frau im Hauſe“, zur Linken ſaß Mademoiſelle Neumann-Haitzinger, dieſe magere Künſtlerin, welche allwöchentlich ſieben fette Rollen ißt, ohne daß man merkt, daß ſie in ihren Leib gekommen ſind. Zu den Füßen des Thrones ſaß der Regiſſeur Herr Korn, der Urgroßvater der beiden Klingsberge, als „Unbedeutender“, und in der Livree eines allergeheimſten und intimſten Intendanz-Rathes und außerordentlichen Regie-Böſewichts. Der Thron des Herrn Intendanten war ein delphiſcher Dreifuß: der eine Fuß ſtützte ſich auf Johanna von Montfaucon, geborene von Weißenthurn, der zweite auf die beiden übereinander aufgethürmten Todtenſchädel von Iffland und Kotzebue, und der dritte auf Herrn Ott Prechtler, wie er eben das „Loch in der Thür“ mit einem noch größern Loche auszufüllen im edlen Begriffe iſt. Im Hintergrunde ſteht der frühere Direktor, Herr von Deinhardſtein; er ſieht mit ironiſchen Cenſorblicken auf den Grafen von Dietrichſtein und ſagt: »bei ſolcher Direktion kann kein Stein auf dem andern bleiben;« neben ihm ſteht der Direktor Holbein und denkt ſich: »ein frommer Knecht war Fridolin u. ſ. w..« und über der ganzen Scene lagert ſich der gegenwärtige Zuſtand des Hofburgtheaters in Geſtalt eines ſich ſanft und ſelig auflöſenden illuſtrirten Rebus. Auf der Erde ſitzen auf zwei großen Aſchenhaufen Thalia und Melpomene und ſind unaufhörlich beſchäftigt, Aſche auf ihr Haupt zu ſtreuen; in der Mitte kauert der alte Johann Herzog von Finnland; hinter ihnen ſteht der Regiſſeur Ludwig Löwe und ſagt:

»Zaget nicht, zaget nicht um das junge Leben,
Meine Töchter, meine Töchter engagirt man eben,
Sind erſt dieſe engagirt,
Wird's Theater gut geführt!«

Und ein ſeliges Lächeln umſchwebt die Antlitze der dirigirenden Dreieinigkeit, Dietrichſtein, Haitzinger und Neumann, und der Intendant lacht und erhebt die Hand ...

Und, wie er winkt mit dem Finger,
Daß da komme Kotzebue, Iffland, Jünger,
Und herein, mit bedächtigem Schritt,
Frau Weißenthurn tritt,
Und ſieht ſich ſtumm
Ringsum,
Empfiehlt ihre Scenen,
Und Alle gähnen,
Und ſtrickt wieder
Ein deutſches Stück, bieder!
Und der Intendant winkt wieder;
Da öffnet ſich behend'
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Herr Töpfer hervor!
Wie der die Frau-Null beſchaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
— — — — —*)
Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er die Weißen-Turnei,
Grimmig ſchnurrend;
Darauf kömmt er murrend
Mit der „Mohrin“ von Ziegler nieder!!!
Und der Intendant winkt wieder,
Da ſpeit das doppelt geſunk'ne Haus
Acht Cenſoren auf ein Mal heraus.
Die ſtürzen, auf Befehl vom Dietrichſtein,
Auf jede Kritik und ſtreichen hinein,
Und ſtreichen mit grimmigen Tatzen.
Und wer lügen nicht will,
Richtet nicht mehr — da wird's ſtill! —
Und ſtumm in dem Kreis,
Frohlocken die Mäuſ',
Daß man todtgebiſſen die Katzen!

C. M. O.

---

*) Dieſen Vers konnte ich nicht entziffern.

Shakeſpeare's Kunſtgenoſſen.

Der bekannte Shakeſpeare-Freund, J. P. Collier, hat unlängſt „Denkwürdigkeiten der vornehmſten Schauſpieler in den Stücken Shakeſpeare's"*) ans Licht treten laſſen. In der von Heminge und Condell im Jahre 1823 herausgegebenen Folio-Ausgabe, die den Titel „Mr. Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies" führt, befinden ſich auf einem beſondern Blatte die Namen der Hauptdarſteller, die in Shakeſpeare's Stücken mitgewirkt haben. Es ſind zuſammen ſechsundzwanzig:

William Shakeſpeare,
Richard Burbadge,
John Hemmings,
Auguſtine Philipps,
William Kempt,
Thomas Poope,
George Bryan,
Henry Condell,
William Slye,
Richard Cowly,
John Lowine,
Samuel Croſſe,
Alexander Cooke,
Samuel Gilburne,
Robert Armin,
William Oſtler,
Nathan Field,
John Unterwook,
Nicholas Tooley,
William Ecleſtone,
Joſeph Taylor,
Robert Benfield,
Robert Gough,
Richard Robinſon,
John Shancke und
John Rice.

Herr Collier hat nun Alles, was ſich über die Perſönlichkeit dieſer ſechsundzwanzig Männer, mit Ausnahme Shakeſpeare's ſelbſt, über den ſich nichts Neues mehr berichten läßt, irgendwo auffinden ließ, zuſammengeſtellt und chronologiſch geordnet. Vor Allem hat er dazu die Tauf-, Communion- und Begräbniß-Regiſter der verſchiedenen Kirchſpiele Londons benutzt, die ihm außerdem auch viel Neues über Ben Johnſon, Fletcher, Beaumont, Maſſinger, Green, Thomas Tuſſer, Dekker, Inigo, Jones verſchafft haben.

Daß man in dieſer Liſte von ſechsundzwanzig Schauſpielern nur eine einzige Schauſpielerin, Auguſtine Philipps, figuriren ſieht, darf Niemand befremden, weil zur Zeit der Königin Eliſabeth auch die Frauenrollen von Männern dargeſtellt worden ſind.

M. A.

---

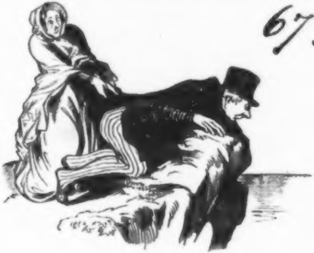
*) Der Originaltitel heißt „Memoirs of the principal Actors in the Plays of Shakespeare", Lond. 1846.

Der Talmud und die deutſchen Dichter.

Im Talmud finden ſich viele Erzählungen, die von deutſchen Dichtern benutzt worden ſind. So z. B. findet ſich die Erzählung von der „Bürgſchaft", welche Schiller bearbeitet hat, in einem handſchriftlichen Midraſch von Kohnleth, welche der Rabbi Menachem Conſano beſaß. — Die Erzählung von den „Weibern zu Weinsberg" (vergleiche Bürgers Gedicht dieſes Namens) findet ſich in Midraſch „Schir haschirim Raba" mit ſehr wenig Verſchiedenheit. — Die Prozeß-Geſchichte wegen einer dargeliehenen Summe Geldes, welche der Empfänger ſchon bezahlt haben wollte, indem das Geld ſich in einem Stocke befand, welchen der Empfänger dem Darleiher in die Hand gab (Don Quixote, deutſch von H. Müller, Zwickau 1825. Theil VII, Seite 119), findet man im Talmud Nedarim (Seite 25), wo dieſer Betrug „Kana de Raba" (der Stecken von Raba) genannt wird, weil dieſer Betrug in Raba's Gerichtshof vorgefallen ſein ſoll.

Sein Spiegelbild!

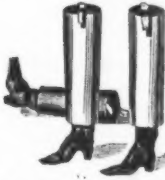
673



Frau. Auguſt, was ſiehſt Du?
Mann. Einen unglücklichen Stockfiſch, der mir ſehr bekannt vorkommt.

Allegorie.

674.



Die vereinigte Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". Links Herr Kolb und rechts Herr Altenhöfer. Der umgeworfene Stiefel iſt die „All-Gemeine", die ihre *Haltung* verloren hat.

Zapfenstreich.

Augsburg. Herr Guſtav Kolb iſt noch immer Redakteur der „Augsburger Allgemeinen“. (Armer Herr von Cotta!)

Berlin. Beim Ober-Cenſur-Gericht liegt noch ein halbes Schock preußiſcher Adreſſen an Schleswig-Holſtein, die auf das Imprimatur warten. Es könnte nichts ſchaden, wenn ſie alle geſtrichen würden, weil uns die unnützen Stylübungen bereits zum Halſe herauswachſen.

∴ Die fünfzehnte Auflage der „erbaulichen und ſeltſamen Hiſtoria von Rothſchild I., König der Juden“, von Satan, hat einen deutſchen Ueberſetzer gefunden. Das kleine, höchſt anziehende Büchlein wird den Rothſchilds, die nach dem Vorbilde anderer Fürſten ſogar Geſchichtſchreiber ihres Hauſes in Dienſten haben, allerdings höchſt angenehm ſein. Als Gegenſtück ſoll nächſtens erſcheinen „der Judenhaß in Uniform“ oder „der Eiſenfreſſer“.

∴ Die Schröder'ſche Verlagshandlung hat dem Redakteur der „Literariſchen Zeitung“ den Verlag auf den 1. Januar 1847 gekündigt, und es dürfte ſich ſchwerlich eine Berliner Handlung dazu verſtehen, ihn wieder zu übernehmen, da ſich kein Abſatz für die Zeitung finden will. In dieſem Falle bliebe dem Redakteur nichts übrig, als ſie in ſeinem Selbſtverlage erſcheinen zu laſſen. Oder ſollte man ſie eingehen laſſen? Schade, wenn ein ſo wirkſames und wichtiges Organ aus der Preſſe verſchwände! Und ſeine Wirkung würde noch bedeutender ſein, wenn es nur Leſer finden könnte. (Spen. Zeit.)

∴ Die überaus fleißige und zum Aerger ihrer Neider höchſt fruchtbare Birch-Pfeiffer hat ein neues Original-Schauſpiel ſocialiſtiſcher Tendenz, „eine Familie“, geſchrieben. Die Bühnen dürfen ſich Glück wünſchen, denn Madame Birch-Pfeiffer, die von der ſogenannten Kritik verläſtert wird, hat im kleinen Finger mehr dramatiſches Talent, als ein ganzes Schock unſerer Laube und Prutz.

∴ Die Mitglieder der königlichen Bühne haben das zerfallene Grabmal und darauf befindliche morſche Monument Ifflands würdig reſtauriren laſſen.

∴ Der „Figaro“ bringt jetzt eine längere Erzählung, betitelt „der Schwäger“, von Ludwig Koßzarsky. Sie ſpielt im vorigen Jahrhundert und iſt in Form und Materie gleich gut gelungen.

∴ Das ſeit dem 1. October hier geſtattete Tabakrauchen auf der Straße iſt nun wieder aufgehoben worden. (Vergleiche Stettin.)

Bern. Der Regierungsrath hat die ſogenannte „Judenordnung“ vom Jahre 1819 aufgehoben und die Juden unter das allgemeine Fremdengeſetz vom Jahre 1816 geſtellt. Die Juden haben durch dieſen Wechſel gewonnen, weil durch ihn viele Beſchränkungen wegfallen.

Bonn. Der Plan, hier eine katholiſche Zeitung ins Leben treten zu laſſen, wird ſchwerlich zur Ausführung kommen, weil es an Fonds fehlt.

Braunſchweig. Der im Jahre 1830 als Herausgeber der „braunſchweigiſchen Annalen“ und auch als Herausgeber der „Denkwürdigkeiten des Generals Wachholz“ bekannte Friedrich von Vechelde iſt am 24. v. M. am Schlagfluß geſtorben. Ihm verdankt unſere Stadt die Gründung des Schill-Denkmals.

Breslau. Die „Oder- oder Moderzeitung“ bringt eine Warnung vor Ankauf des Gubitz'ſchen „Volkskalenders“! (Giebt's eine beſſere Empfehlung?)

Brüſſel. A. Siret hat einen „Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles“ herausgegeben. Am Schluſſe des ſtarken Quartbandes befindet ſich eine alphabetiſch geordnete Liſte aller Maler des neunzehnten Jahrhunderts mit Angabe ihrer berühmteſten Gemälde. Das Werk koſtet 28 Francs und iſt in Leipzig bei Rudolf Weigel zu haben.

Coburg. Eckhoffs Grab, deſſen Gebeine auf dem Friedhofe in Gotha ruhen, iſt von dem Hoftheaterperſonal mit einem ſchönen und paſſenden Denkmal geſchmückt worden, deſſen Koſten von einer durch freiwillige Beiträge geſammelten Summe beſtritten worden ſind und wozu die Mitglieder bereitwillig beigeſteuert haben.

Cöln. Eine hieſige Reſtauration und Weinſtube heißt „Zum O'Connell“. (Eine Leipziger Bierſtube will ſich umtaufen und fortan zum „rothen Heller“ nennen laſſen.)

Dresden. An die Stelle des auf ſein Anſuchen entlaſſenen Staats- und Juſtizminiſters von Könneritz iſt der zum Staatsminiſter ernannte Regierungsrath Albert von Carlowitz eingetreten. Der neue Juſtizminiſter iſt früher auch als Dichter aufgetreten und hat unter dem Pſeudonymen Alwin von Candia einen Band Gedichte (Dresden, 1829. 12.) herausgegeben. Weit größern Werth hat ſeine metriſche Ueberſetzung des Homer.

∴ „Haliſax, oder: das goldene Halsband“, Luſtſpiel in vier Akten, nach A. Dumas von G. Kettel, iſt auch im hieſigen Hoftheater gründlich durchgefallen. Nachdem das langweilige Stück bereits in Hamburg (Thalia) und Kaſſel denſelben ungünſtigen Erfolg hatte, nimmt es um ſo mehr Wunder, wie man hier Zeit und Kräfte mit der Einübung dieſes dramatiſchen Undings vergeuden konnte, das nebenbei noch von ſtinkender Unmoralität ſtrotzt. Wir rathen dem Herrn Verfaſſer, wenn er denn durchaus Etwas für die deutſchen Bühnen liefern muß, dann doch lieber Braunſchweiger Würſte zu liefern als ſolche abgeſchmackte, Ekel erregende Ueberſetzungen. (Theater-Locomotive.)

∴ Theodor Hell hat das in Paris mit fanatiſchem Beifall aufgenommene Schauſpiel „le docteur noir“ für die deutſche Bühne bearbeitet.

∴ G. Räders neue Poſſe, „Graf Buckskin“, ſoll für die edle Schneiderzunft ſo verletzend ſein, daß der Verfaſſer ſich genöthigt ſah, bei der zweiten Aufführung Manches wegzulaſſen.

∴ Eine Beilage des „Dresdener Tageblatts“ enthält eine Lebensſkizze des berühmten Malers Schnorr von Carolsfeld, die Beſchreibung ſeines feierlichen Empfangs am 30. September und die dabei gehaltenen Reden.

∴ Herr Dr. A. Koch hat hier die große foſſile Seeſchlange aufgeſtellt, welche er Hydrarchos Harlani zu Ehren des berühmten Dr. Harlan in Philadelphia genannt hat. Die Schlange iſt 114 Fuß lang und muß, nach den Rippen zu urtheilen, 10 bis 12 Ellen in Umfang gehabt haben. Das Gerippe fand man im Jahre 1845 in Alabama in Nordamerika. Aus der Art des Gerippes läßt ſich ſchließen, daß das Thier ſehr große Augen hatte und den Kopf aufrecht über dem Waſſer trug.

Frankfurt. Bei der vor Kurzem hier ſtattgefundenen Germaniſten-Verſammlung haben ſich 7 Schweizer, 4 Holländer, 3 Franzoſen, 2 Schweden, 1 Belgier und 1 Ruſſe befunden. (Ein ruſſiſcher Germane! Oheu!!!)

∴ Dem. Jenny Lind hat hier im Ganzen ſechs Mal geſungen und für jeden Abend tauſend Gulden erhalten. Ihre Stimmmittel ſind wankend geworden. Trotzdem, daß ſie nicht mehr das iſt, was ſie war, hat ihr Name dennoch gezogen.

∴ Vor Kurzem kam hier ein Pariſer Brief mit der Adreſſe „A Monsieur Vorzügliche Auswahl, horticulteur à Francfort“ an. Dieſe ſonderbare Aufſchrift war einem Cataloge entnommen, der den Titel führt „Vorzügliche Auswahl der Pflanzen u. ſ. w.“ Der Abſender des Briefes iſt einer der reichſten Blumiſten der Seineſtadt.

Göttingen. Die Unterſuchungen haben ſich jetzt ſogar bis auf die Gymnaſiaſten erſtreckt.

Haag. Der bekannte Landſchaftsmaler Remi van Haanen hat vom Könige der Niederlande den Orden der Eichenkrone erhalten.

Hamburg. Von dem Dänen Anderſen iſt hier ein neues Werk in deutſcher Ueberſetzung unter dem Titel „Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht auf einer Fußreiſe nach Amack“ mit dem Bilde des beliebten Verfaſſers erſchienen.

∴ Im Thalia-Theater haben zwei Neuigkeiten: „Ihr Bild“, nach der Bearbeitung von Louis Schneider, und „Der Enkel“, nach Bayard von B. A. Herrmann, ſehr angeſprochen; das letztere iſt ein allerliebſtes Stückchen, welches bei guter Darſtellung überall gefallen muß. Ein größeres Schauſpiel von W. Friedrich, „Cäſar, der Mulatte“, nach Dumanoir's „le docteur noir“, fand eine günſtige Aufnahme.

Karlsruhe. Nach einer neuen Verordnung kann nun „jeder Bade Offizier werden“. Früher mußten die Offiziere von Adel ſein.

Kiel. Die neue Holſtein'ſche Regierung hat L. Häuſſers Brochüre, „Schleswig-Holſtein“, verboten.

Klauſenburg. Der bekannte Schriftſteller Baron Samuel Joſika iſt mit großer Stimmenmehrheit zum ſiebenbürgiſchen Hofkanzler erwählt worden.

Kopenhagen. Der däniſche Staatskalender giebt die Bevölkerung des Königreichs Dänemark auf 1 Million 350,327 Seelen an.

∴ Nach dem Beiſpiele der Londoner Shakeſpeare-Geſellſchaft hat ſich hier ein Holbergs-Verein gebildet, welcher die Werke des däniſchen Nationaldichters neu herausgeben will. Bis jetzt iſt unter den Auſpicien dieſes Vereins der erſte Band von Holbergs Luſtſpielen erſchienen.

Leipzig Nach einem Berichte des „Nürnberger Correſpondenten" haben zwei badiſche und ein ſächſiſches Blatt ein Verbot von Seiten des Bundestags zu erwarten.

∴ Das Gerücht, daß Herr Heinrich Laube von Weimar den Hofrathstitel erhalten habe, ſcheint ſich bis jetzt noch nicht zu beſtätigen. Doch kann's noch kommen! (»Heinrich, mir graut vor Dir!«)

∴ Der bekannte Luftſchiffer Mr. Charles George Green hat hier, in Begleitung des Dr. Günz, ſeine 158ſte Luftreiſe eben ſo glücklich als alle frühern zurückgelegt. Das nächſte Mal will ihn Herr Heinrich Marr begleiten; er hofft dadurch zu ſteigen ... in der Achtung des Publikums und in der Liebe ſeiner Collegen. Farewell!

∴ Die „neue Zeitſchrift für Muſik" ſchreibt: »Die guten Berliner ſind wieder einmal im Begriff, ſich ein wenig lächerlich zu machen und die Wiener Sängerin, Fräulein von Marra, die eigentlich Fräulein von Hacke heißen ſoll, dicht neben Jenny Lind, wenn nicht noch etwas darüber, zu ſtellen. Die Marra iſt ein kleines Perſönchen mit dünnem, ſehr hohen Sopranſtimmchen, wie ein Vogelpfeifchen, und indifferentem Darſtellungs-Talentchen. Ihre Trillerchen, hoch oben in der dreigeſtrichenen Octave, ſind ganz allerliebſt und gewiß für jeden Liebhaber von Canarienvögeln von der überraſchendſten Wirkung; andere Menſchen aber überraſcht der gänzliche Mangel eines Klangkerns im Bereich des Bruſtregiſters.«

∴ Der Theaterdirektor Guſtav Seeliger zu Sonnenberg im Meiningen'ſchen verlangte neulich von den Herren Sturm und Koppe für eine Monatsgage von 24 Gulden eine „erſte tragiſche Liebhaberin, mit ſchönem tragiſchen Profil, wo möglich ſchwarzen Haaren und Korallenlippen, ſchlankem Leib und — hört, hört! — der nöthigen Routine". (Spaßvogel!)

∴ Der Verleger der „Zeitung für die elegante Welt", der ehrenwerthe Buchhändler Leopold Voß, legt in der letzten Nummer ſeines Journals das ſehr ehrliche Geſtändniß ab, daß das Feuilleton ſeines Blattes „ein zuſammengerafftes Sammelſurium von häufig alten, ja ſehr alten Notizen und Anekdoten geweſen ſei", weshalb er es nun für ſeine Pflicht halte, es endlich abzubrechen. Nun, wenn dies der Verleger des Journals ſelbſt eingeſteht, ſo wird wohl Niemand die Wahrheit dieſes Bekenntniſſes in Abrede ſtellen. Jenes Feuilleton oder Sammelſurium, wie Herr Voß es nennt, wurde in der letzten Zeit von dem „bleichen Lyriker", Herrn Seybt, redigirt.

∴ Die Czechomanie verleitet die guten Slaven, aus jedem berühmten Mann einen Böhmen zu machen. Man erinnert ſich, daß ein czechiſcher Gelehrter haarſcharf bewieſen hat, der Erfinder der Buchdruckerkunſt, Johannes Guttenberg, ſei kein Mainzer, ſondern ein Böhme geweſen und habe Kuttenberg geheißen. Jetzt kommt ein anderer Böhme, der uns weismachen will, daß Fromental Halévy, der berühmte Componiſt der „Jüdin" und der „Muſketiere", aus Kollin in Böhmen gebürtig ſei, wo ſein Vater Vorſänger bei der iſraelitiſchen Gemeinde geweſen ſein ſoll. — Zufällig kennen wir Herrn Halévy und wiſſen ſehr genau, daß er ein geborener Pariſer iſt. (Satrazeny Kuperstich!)

∴ Die „Wiener Zeitſchrift" des Herrn von Franck und der Peſther „Ungar" theilen nun auch ihren Leſern unſern Theaterzettel von der „Jungfrau von Orleans" mit. Als das erſtgenannte Blatt uns einen Klex anzuhängen verſuchte, nannte es unſer Journal; jetzt, wo es uns einen Artikel entlehnt, giebt es als Quelle ein „Leipziger vielgeleſenes Blatt" an. (Conſequenz iſt eine ſchöne Tugend!)

∴ Für das kommende Schillerfeſt wird „Wallenſteins Lager" und die „beiden Piccolomini" zur Darſtellung vorbereitet. Acht Tage ſpäter ſoll dann „Wallenſteins Tod" in Scene gehen. — Herr Marr wird den Wallenſtein ſpielen. Wir zweifeln nicht daran, daß Herr Marr in dieſer Rolle ſehr gut ſein und jedenfalls die bekannten Worte: »Wär's möglich, könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte« mit vieler Naturwahrheit zur Anſchauung bringen wird. (Theater-Locomotive.)

London. Dem vor Kurzem todtgeprügelten engliſchen Huſaren Frederick John White ſoll ein Denkmal errichtet werden. Das dazu nöthige Geld haben ſeine Kameraden unter ſich zuſammengebracht. Die Inſchrift ſchließt mit den Worten: »Dieſen Stein haben die Kameraden des Begrabenen, als ein Zeichen ihrer tiefen Trauer über ſein Schickſal, zu ſeinem Andenken errichtet.« Die Gemeinen haben mehr Menſchlichkeit als ihre Obern. Welch tiefes Schamgefühl muß ſich des Herzogs von Wellington bemächtigen, wenn er an dieſem Denkmal der Schande für ihn und die Verfechter der kannibaliſchen Prügelſtrafe vorübergeht! (Telegraph!)

∴ Die Statue des Herzogs von York iſt mit einem Blitzableiter verſehen worden. (Eine lächerliche Fürſorge, da die Statue ſelbſt von Bronze-Metall iſt.)

∴ Der ehrwürdige Clarkſon, einer der Hauptbeförderer der Abſchaffung des Sklavenhandels, iſt am 26. v. M. zu Suffolk, 87 Jahre alt, geſtorben.

∴ Die Herren Chineſen ſind nicht dumm. Statt 100,000 Pfund Syce-Silber, das ſie als Kriegsentſchädigung bezahlen ſollten, haben ſie Blei eingepackt und hieher geſchickt!

∴ Der Kapellmeiſter Benedict, ein Deutſcher (nota bene ein Schwabe!), hat dem franzöſiſchen Dichter Saint-Georges in Paris für einen Operntext 200 Pfd. St. und für die Ueberſetzung des franzöſiſchen Originals ins Engliſche noch 150 Pfd. St. — zuſammen alſo 350 Pfd. St. (2400 Thaler) bezahlt. (Wie viel Texte bekäme der gute Schwabe für dies Geld in ſeiner Heimath!)

∴ Ein engliſches Blatt rügt es mit vollem Rechte, daß Alexander Dumas dem Shakeſpeare'ſchen „Hamlet“ in der franzöſiſchen Ummodelung noch einen Akt hinzugefügt und daß Jules Janin den Ausſpruch gewagt, wie Alexander Dumas dadurch dem Hamlet und dem alten William eine Ehre erzeigt habe. (Nur Lumpe ſind beſcheiden, ſagt Göthe.)

∴ Der elektriſche Telegraph wird jetzt mit allen im Bau begriffenen britiſchen Eiſenbahnen verbunden und geht bereits 950 engliſche Meilen (190 deutſche). Die Anlagekoſten betragen in England 70 Pfd. St (490 Thaler) auf jede Meile.

∴ Das hieſige Muſeum hat in dem Zeitraume von 1824 bis 1845 für 768,824 Thaler Gemälde angekauft.

∴ Ein engliſches Blatt empfiehlt folgendes Mittel gegen die Seekrankheit: Vor Kurzem hat man die Entdeckung gemacht, daß das Kreoſot, welches bereits als Mittel gegen das Zahnweh angewendet, auch das beſte Präſervativ gegen die Seekrankheit iſt. Man ſchüttet davon ein paar Tropfen in ein Glas Waſſer oder auf ein Stück Zucker. Von zehn Perſonen werden dann neun nicht das mindeſte Unwohlſein empfinden.

Luzern. In unſerm Canton ſind, trotz der Amneſtie, noch immer gegen zehntauſend Bürger ihres Stimmrechts beraubt und — was noch ſchlimmer iſt — mehr oder weniger zu Grunde gerichtet.

Madrid. Die Nachricht vom Entweichen des Grafen von Montemolin aus Frankreich hat hier nicht den geringſten Eindruck gemacht. Die Madrider Journale legen auf die Pläne dieſes neuen Don Quixote nicht den geringſten Werth, denn die Zeit der Prätendenten iſt vorüber.

∴ Zwiſchen hier und der ſpaniſchen Grenze iſt eine Courier-Linie eingerichtet worden, welche in Verbindung mit den Telegraphen die Nachrichten aus Madrid in drei Tagen nach Paris befördert.

∴ Der berühmte Walzerkomponiſt Strauß iſt hier zur Feier der Montpenſier'ſchen Vermählung angekommen.

∴ In Spanien wird jetzt ein Wunderkind gezeigt, das an der einen Seite ſchwarze und an der andern weiße Hautfarbe hat. (Vermuthlich ein preußiſcher Patriot oder ein Spanier, der um ſich ſelbſt trauert.)

∴ Seit 1832 bis 1845 haben bei den Stiergefechten, blos in Madrid allein, 2257 Stiere und 2934 Pferde ihren Tod gefunden. (Und wie viel Menſchen?)

Mainz. Auf dem Johannisberge, der bekanntlich dem Fürſten Metternich gehört, erwartet man dies Jahr eine Weinernte von 80 bis 90 Stückfaß; das Stück zum durchſchnittlichen Verkaufswerthe von 4000 Gulden, giebt in runder Summe 300,000 bis 350,000 Gulden. (Es iſt doch nicht ſo übel, Fürſt Metternich zu ſein!)

Marocco. Der Kaiſer von Marocco hat für den König der Franzoſen einen neuen Titel erfunden. In den diplomatiſchen Noten wird Louis Philipp von Seiner marocaniſchen Majeſtät „der unabänderliche Gedanke“ genannt.

∴ Abd-el-Kader hat den charakterloſen Kaiſer von Marocco für regierungsunfähig erklärt. (Gerechter Gott, wenn jeder charakterloſe Fürſt regierungsunfähig wäre, was ſollte dann aus manchem Staate werden?!)

Modena. Hier im Mittelpunkte des italieniſchen Jeſuitismus hat ein Prediger eine Rede über die großen Gefahren, welche den heiligen Stuhl durch die Freiſinnigkeit des neuen Papſtes bedrohen, losgelaſſen. Die Paradieſer (eine aus den wüthendſten Rückſchrittsmännern beſtehende Sekte) weigern ſich, Pius IX. den Titel „Papſt“ beizulegen; ſie nennen ihn noch immer den Grafen Maſtai. (»Es ſind die ſchlechteſten Früchte nicht, woran die Sekten nagen.«)

Paris. Die Braut des Herzogs von Montpenſier bringt ihrem zukünftigen Gemahle ein Heirathsgut von 42 Mill. Francs mit.

∴ Alexander Dumas hat den Herzog von Montpenſier auf ſeiner Brautfahrt nach Madrid begleitet.

∴ Iwan Golowin, der Verfaſſer einer ſcharfen Schrift über die ruſſiſchen Zuſtände, hat nicht die Erlaubniß erhalten können, in Frankreich ſeinen Wohnſitz zu nehmen, obwohl er in Großbritannien von der Königin das Bürgerrecht erhalten hat.

∴ Hadſchi-Hirza, ein Neffe des Dey von Tunis und Attaché der tuneſiſchen Geſandtſchaft, hat ſich aus hoffnungsloſer Liebe zu der ſchönen Schauſpielerin Roſa Chéri erſchoſſen. Er wollte ſie kaufen und mit nach Tunis nehmen, um ſie in ſeinem Harem als Cactus grandiflorus oder Königin der Nacht zu pflegen. Chère Roſe wollte davon nichts hören und Hirza grämte ſich darob. (Armer Hadſchi! Wer 1846 noch ſo einfältig ſein kann, ſich wegen einer Schauſpielerin das Leben zu nehmen, verdient nach dem Tode mindeſtens 25 Stockprügel!)

∴ Unter dem Titel „Carroussel“ kündigt ein hieſiger Buchhändler ein „Album des poetiſchen Frankreichs“, eine Art „Muſenalmanach“ an und ladet zur Subſcription ein. Jeder Subſcribent hat zugleich das Recht, ein Gedicht einrücken zu laſſen. (Herr Moritz Hartmann hat ſofort ſubſcribirt!)

∴ Unſer liebenswürdiger Feuilletoniſt Jules Janin hat neulich in ſeiner reizenden Ignoranz den Comer See ganz naiv nach Mecklenburg verlegt. (Vielleicht aus Galanterie für die Herzogin von Orleans, die bekanntlich eine Mecklenburgerin iſt.)

∴ Auf Anregung des Pyat'ſchen Theaterſtücks „Diogene“ iſt vor Kurzem eine beißende Wahl-Satyre erſchienen, betitelt: „Diogene aux élections“.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Blatt, „l'oeil du Diable“ (das Auge des Teufels).

∴ Madame Georges Sand hat ſich entſchloſſen, nun auch für die Bühne zu ſchreiben. Drei Akte eines Schauſpiels „l'école des mères“ ſind bereits fertig.

∴ Im Theater der Opéra comique wurde unlängſt eine neue Operette, „Sultana“, das erſte Werk eines jungen Tondichters Bourges, aufgeführt. Die Muſik hat viele hübſche Nummern. Das Sujet behandelt die Tulpomanie der alten Holländer.

∴ Im Théâtre du Vaudeville hat ein neues Luſtſpiel, „la nouvelle Héloise“, von Michel Delaporte, nur einen zweifelhaften Erfolg davongetragen.

Peſth. Unlängſt wurde der Theaterdirektor Forſt von der magyariſchen Jugend unter einem furchtbaren Lärm mit obligatem Bombardement von Eiern, Kartoffeln und Zugabe von Ohrfeigen, Rippenſtößen und Fußtritten koloſſal ausgepfiffen. Noch niemals hatte man hier etwas Aehnliches erlebt. Man hörte dabei laut die Worte: „Kaszom à német szinház“, d. h. Fluch dem deutſchen Theater! (Das heißt den ungariſchen Patriotismus doch zu weit treiben!)

∴ Herr J. G. Zerffi ſoll, vom nächſten Jahre angefangen, mit Herrn von Horváth die Redaktion der Zeitſchrift „Honderü“ theilen, der, von da angefangen, in deutſcher und ungariſcher Sprache erſcheinen ſoll.

∴ Der ungariſche Dramaturg Czako arbeitet an einem neuen Drama, betitelt „Judas Iſchariot“.

∴ Herr Repáſky, ein praktiſirender Arzt zu Alſódabas im Peſther Comitate, hat ein Pulver erfunden, welches jede Gattung von Fieber curiren ſoll. (Auch das Wechſelfieber?)

∴ Am Ende des Dorfes Promontor iſt folgendes Verbot zu leſen: »In dieſem Dorfe iſt das ſchnelle Fahren bei einer Strafe von zwölf Stockſtreichen verboten.« — Promontor, fügt der ehrliche „Hirlap“ hinzu, liegt im Peſther Comitat!

Petersburg. Der beliebte Komiker Franz Wallner wird hier zu Gaſtrollen erwartet.

Prag. Der bekannte Componiſt Joſeph Deſſauer hat eine romantiſche Oper, „Pasquita“, vollendet.

∴ Der bekannte Schriftſteller J. Funck giebt bei Medau und Compagnie eine mit ungeheurem Fleiße zuſammengeſtellte Literatur zu Göthe's Werken heraus. Die allerkleinſten Notizen über Göthe ſind darin nachgewieſen.

Stettin. Hört, hört!!! In den Straßen unſerer guten Stadt iſt jetzt das Tabakrauchen erlaubt. (Vergleiche Berlin.)

Straßburg. Der Conſervator unſeres Muſeums, der berühmte Geſchichtsmaler Gabriel Guérin, iſt in Rheinbaiern mit dem Wagen umgeworfen worden und in Folge der Verletzungen geſtorben. Die franzöſiſche Malerſchule verliert in Herrn Guérin einen ihrer Koriphäen.

Trier. Der communiſtiſche Schneider Wilhelm Weitling hält ſich ſeit Kurzem in der Gegend von Trier auf. Er treibt ſein Handwerk. (Das iſt ſchön von ihm!)

Wien. Der bekannte Lokalpoſſendichter F. Kaiſer hat die Conceſſion zur Herausgabe einer neuen illuſtrirten Zeitung erhalten, die den Titel „Kobold" führen wird und von der man ſich viel Gutes verſpricht. Die Leipziger „Illuſtrirte" erhält dadurch einen neuen Nebenbuhler.

∴ Der „Humoriſt" brachte neulich eine Schilderung von Marienbad mit dem Neſtroy'ſchen Motto: »Hier iſt das Leben kein heiteres Gemälde in bunter Farbenpracht, ſondern eine durch die Druckerei der Menſchheit verpatzte Lithographie. (Jean Paul im Schlafrock!)

∴ M. G. Saphir hat in Bezug auf Herrn Löffler, der eine fremde Symphonie für ſeine eigene ausgegeben, ein neues Zeitwort: löfflern (d. h. mauſen) erfunden.

∴ Herr Carl Meisl kündigt das baldige Erſcheinen ſeiner „Memoiren" an. (Auch auf dies Werk ſind wir gefaßt!)

∴ Eduard Bauernfeld iſt von ſeinem Beſuche bei Anaſtaſius Grün nach Wien zurückgekehrt und hat für den beim Hofburgtheater engagirten Komiker Beckmann ein neues Luſtſpiel mitgebracht.

∴ Herr Neſtroy iſt ſehr fleißig mit der Ausarbeitung einer neuen Poſſe beſchäftigt, die noch im Laufe dieſes Herbſtes im Leopoldſtädter Theater in Scene geſetzt werden ſoll. Sein „Unbedeutender läßt etwas Bedeutendes hoffen.

∴ Herr Otto Prechtler hat ein neues Trauerſpiel, „Falconiere", vollendet, das, dem Vernehmen nach, zuerſt im Burgtheater in Scene gehen ſoll.

∴ Auf dem Hofburgtheater kommt ein neues Luſtſpiel, „die Gauklerin", vom Verfaſſer der „Mohnkerner", C. Ritter, zum Vorſchein. Unter dieſem Pſeudonamen verbirgt ſich, wie ein hieſiges Blatt berichtet, die Gattin des bekannten Schriftſtellers A. von Binzer, der, gleichfalls Pſeudonym, T. A. Beer heißt.

∴ Herr Jerrmann, Ober-Regiſſeur des Theaters an der Wien, hat als Lear debutirt und im ſtrengſten Sinne des Worts furore gemacht.

∴ Im Theater an der Wien iſt ein neues Schauſpiel, „Nikolaus Nikleby, oder die Bettler von London", eine Bearbeitung des Boz'ſchen Romans, von einem Herrn Adolf Blum, zur Aufführung gelangt und vom Publikum mit vielem Beifall aufgenommen worden.

∴ Im Joſephſtädter Theater wird eine neue Lokalpoſſe, „der Stock im Eiſen", einſtudirt.

∴ Im Theater in der Leopoldſtadt wird jetzt Viennets „Michel Bremond" unter dem veränderten Titel „der Amerikaner in Paris" gegeben. Herr Carl ſpielt die tragiſche Hauptrolle. (Das muß zum Todtlachen ſein!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zur Zeit Heinrichs III. herrſchte in Frankreich die Gewohnheit, daß man die königlichen Wittwen die reines blanches (die weißen Königinnen) hieß, weil die Farbe ihrer Trauerkleider nicht ſchwarz, ſondern weiß war.

— Nach einem uralten ungariſchen Geſetze wurde jeder Mann, welcher der Bigamie überführt war, zu der Strafe verurtheilt, mit beiden Frauen unter Einem Dache zu leben. Dieſe Strafe war barbariſch, vandaliſch, gräßlich, und blos aus Furcht vor dieſer Strafe wurde dies Verbrechen nur ſelten begangen. (Begreiflich!)

— Die Spanier hegten für ihren Lieblingsdichter Lope de Vega eine ſo große Hochachtung, daß ſie Alles, was ſich beſonders auszeichnete, mit ſeinem Namen ſchmückten. So hieß z. B. ein beſonders großer und ſchöner Diamant ein Lope-Diamant, eine beſonders ſchöne Blume eine Lope-Blume, ein beſonders gutes Gedicht ein Lope-Gedicht u. ſ. w. (Wir Deutſchen könnten das nachahmen und zum Beiſpiel eine beſonders große Langeweile eine Heller-Langeweile, eine große Anmaßung eine Laube-Arroganz, eine große Unwiſſenheit eine Aurelio-Ignoranz nennen, ohne gerade eine ſolche Hochachtung für dieſe zu empfinden, wie die Spanier für ihren Lope.)

— Robert Burton, genannt Demokrit der Jüngere, ſtarb zu der Zeit, wo er ſich nach ſeinem Horoſkop den Tod vorhergeſagt hatte, an der Melancholie, nachdem er früher ein Werk über die Melancholie (Anatomy of Melancholy, Lond. 1624. 4.) herausgegeben hatte. In Oxford befindet ſich ſein Grabmal, welches ſowohl wegen ſeiner Nativitätsſtellung als auch wegen folgender Inſchrift merkwürdig iſt: »Paucis notus, paucioribus ignotus, hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia“. (Wenigen bekannt, noch Wenigern unbekannt, liegt hier der jüngere Demokrit, dem die Melancholie Leben und Tod gegeben hat.)

— Die metallene Bildſäule des gelehrten Erasmus in Rotterdam — ſie ſteht auf dem Markusplatze ſeiner Vaterſtadt — hat zu folgender Sage Veranlaſſung gegeben: »Das Standbild hat ein dickes Buch in der Hand, die darin tagtäglich ein Blatt umwendet; iſt ſie bis zum letzten Blatt gekommen, dann ... geht die Welt unter.« (Das läßt ſich abwarten!)

— Die erſte deutſche Sprachlehre ſchrieb Valentin Ickelhamer im ſechzehnten Jahrhundert. Der Titel lautet: „Teutſche Grammatica, daraus einer von im ſelbſt mag leſen lernen u. ſ. w.“

— Die goldene Zeit für die Journaliſten war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Bis 1703 hatte Wien noch keine Zeitung. Da ließ die Regierung durch öffentlichen Anſchlag zur Unternehmung einer Zeitung einladen und ſagte dem Unternehmer noch anſehnliche Vortheile zu. (Tempora mutantur.)

Treffer und Nieten.

* Bei dem häufigen Miniſterwechſel zu Paris im Jahre 1819 hatte ein Witzbold folgenden Zettel an ſeine Thür geklebt: »Sollte Jemand während meiner Abweſenheit mich aufſuchen, um mir die Einladung zur Uebernahme eines Miniſterpoſtens zu überbringen, ſo zeige ich hiermit an, daß ich auf dem Café Minerve zu treffen bin.«

* Ein mit koloſſaler Naſe begabter Herr bewegt nach langem Zureden eine allerliebſte Damenmaske, ihre Larve abzunehmen. »Nun aber,« ruft ſie aus, »verlange auch ich, daß Sie ſich demaskiren und Ihre abſcheuliche Naſe abnehmen.«

Entgegnung.

In Bezug auf den in Nummer 210 des „Charivari“ befindlichen Aufſatz: „Wie man in Dresden franzöſiſch ſchreibt!“ habe ich zur Berichtigung desſelben, ſowie zur nähern Charakteriſirung des darin enthaltenen Angriffes gegen mich, Folgendes zu bemerken: 1) iſt die franzöſiſche Ueberſetzung des „Wegweiſers der königlichen öffentlichen Bibliothek“ nicht von mir, ſondern von dem Dresdener Privatgelehrten Herrn Dittrich. (Alſo wird Meidinger zu meinem Franzöſiſch wohl nichts zu ſagen haben.) 2) Iſt der Wegweiſer nicht im Buchhandel erſchienen, ſondern, bevor er noch eigentlich druckfertig war, blos in zwölf Correctur-Exemplaren, als bibliographiſche Curioſität zur Verſchickung an Bibliophilen, auf feinem Papiere abgezogen worden. 3) Iſt der Angriff für nichts weiter zu nehmen, als für eine den Verhältniſſen angemeſſene Erwiderung gegen ein paar Mittheilungen im „Dresdener Tageblatte“, Nr. 67 und 68, wodurch ſich der Urheber obigen Aufſatzes*) von mir angegriffen geglaubt hat.

Dresden, 12. October 1846.

Bibliothekar Dr. Julius Petzholdt.

---

*) Herr Dr. Petzholdt befindet ſich im Irrthum. Der Artikel wurde mir von einem meiner Dresdener Freunde eingeſchickt, der mit Herrn Dr. P. niemals in Colliſion gekommen iſt.
E. M. O.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Die 158. Luftfahrt

des Herrn

Charles George Green

am 5. October 1846.

Zum Beſten der beim Brande des Hôtel de Pologne Verunglückten
und deren Hinterlaſſenen

herausgegeben
von

Dr. Ed. W. Güntz.

Preis nach Belieben!

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

M. von Thibiage's

Geſchichte der berühmteſten

Ritterburgen und Schlöſſer

Frankreichs, Englands, Deutſchlands, der Schweiz ꝛc. Nebſt deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Beſitzer. Deutſch von L. Hain. 2 Bde. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Merſeburg, den 1. October 1846. **Louis Garcke.**

Aufforderung.

Fünf Jahre lang haben wir das Schillerfeſt in Leipzig gefeiert und uns dabei der bereitwilligſten Unterſtützung von Dichtern und Componiſten erfreut, obgleich die Mittel des jungen Schillervereins nicht geſtatten, den geehrten Mitwirkenden etwas Anderes als unſern innigſten Dank zu bieten. Können und wollen wir nun auch ferner die uns freundlich gebotene Unterſtützung nicht **belohnen**, ſo ſind wir doch im Stande, Denen, welche unſer Feſt durch die Gaben ihres Geiſtes und Talentes verherrlichen, wenigſtens ein **Andenken** zu bieten. Dies geſchieht denn hiermit, und wir geben vom nächſten Feſte an:

für jeden bei der Feier gehaltenen Vortrag und jede dabei aufgeführte Compoſition eine ſchön gebundene Prachtausgabe von Schillers ſämmtlichen Werken;

für jeden eingeſendeten Vortrag, welcher von einem Andern gehalten wird; jedes zur Deklamation verwendete Gedicht und jedes angenommene Tafellied eine ſchön gebundene Prachtausgabe von Schillers Gedichten*).

Mögen denn Dichter und Componiſten unſer Andenken nicht verſchmähen und auch ferner ihre Kräfte unſerm ſchönen Feſte widmen.

Leipzig, im October 1846.

Der Vorſtand des Schillervereins.

---

*) Der Umſtand, daß in Folge unſerer erſten Aufforderung muſikaliſche und literariſche Gaben uns zu Theil wurden, welche zu dem Feſte in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß die Compoſitionen, Vorträge, Gedichte und Lieder ſich allerdings auf Schiller und deſſen Feier unmittelbar beziehen müſſen.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 213. Leipzig, 29. October 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der ſchwarze Chriſtoph

oder

Limonade, Marmelade und Orgeade*).

Von E. M. Oettinger.

I.

Im Herzen von Amerika erhebt ſich eine große, vom atlantiſchen Ocean umgürtete Inſelgruppe, die, einen Theil Weſtindiens bildend, unter dem Namen der „großen Antillen“ bekannt iſt.

Eine der umfangreichſten und ſchönſten dieſer Inſeln iſt das ehemalige Hiſpaniola oder San Domingo, das jetzige Hayti, das zwiſchen Cuba, Jamaica und Puerto-Rico liegt und mit Einſchluß einiger kleinen Eilande, welche dazu gehören, einen Flächenraum von vierzehnhundert Quadratmeilen umfaßt.

Dieſe Inſel, welche Chriſtoph Columbus am 6. December 1492 entdeckt und für die Königin Iſabella von Spanien in Beſitz genommen hatte, war von einem harmloſen Indianer-Volke bewohnt, das im Laufe von fünfzig Jahren durch die Habſucht und Grauſamkeit der Spanier, die ſich dort niedergelaſſen hatten, faſt gänzlich ausgerottet wurde. — 1630 ſetzte ſich auf der Weſtküſte der öden, ausgeſtorbenen Inſel ein Schwarm franzöſiſcher und engliſcher Abenteurer, Flibuſtier und Bukanier, feſt und bildete ſpäter, unter Dogeron, eine Colonie, die im Frieden zu Ryswick dem Schutze Frankreichs anheimfiel. Aber zu Anfang der franzöſiſchen Revolution brach hier im Auguſt des Jahres 1791 der erſte Aufſtand der Neger gegen die Weißen los. Die Erſtern verlangten Freiheit und Gleichheit; da aber der Nationalconvent ihnen weder das eine, noch das andere gewährte, griffen ſie zu den Waffen, nahmen das Cap français und ermordeten ihre weißen Unterdrücker.

Zu den Negern, die ihre Sklavenketten abgeſchüttelt und ſich der Fahne des Aufruhrs angeſchloſſen hatten, gehörte auch der ſchwarze Chriſtoph. 1769 auf der Inſel Sanct Chriſtoph geboren, von welcher er den Namen angenommen hatte, wurde er, ſechzehn Jahre alt, als Sklave nach San Domingo verkauft und ſeufzte dort unter der grauſamen Zuchtpeitſche eines franzöſiſchen Pflanzers bis zu dem Augenblick, wo die Colonie ſich vom Mutterlande loszureißen beſchloß. Der mißhandelte Sklave wurde ein barbariſcher Verfolger, der ſich mit Löwenmuth und Tigerwuth in die Reihen der Feinde warf und Alles niedermetzelte, was nicht ſchwarz war. Zur Belohnung ſeiner im Blute watenden Tapferkeit wurde er 1802 vom Oberhaupte der Neger, Touſſaint L'Ouverture, zum Brigadegeneral und Statthalter von Cap français ernannt. Als Touſſaint aber, von den Franzoſen unter dem General Leclerc geſchlagen, auf Befehl des erſten Conſuls nach Frankreich geſchleppt und im Schloß Joux bei Beſançon eingekerkert wurde*), warf ſich der Negergeneral Deſſalines (am 8. Januar 1804) als Jakob I. zum Kaiſer von Hayti auf. Der gute Jakob aber hatte ſich, obgleich er am 20. Mai 1805 ſeinem Staate eine Conſtitution gegeben, durch brutale Grauſamkeit ſo ſehr verhaßt gemacht, daß ſein Reich bald zu Ende war. Der Mulattenhäuptling Péthion verband ſich mit Chriſtoph, dem Anführer der ſchwarzen Inſurgenten, zum Sturze des Tyrannen, der am 17. October 1806 in einem offenen Aufruhr ermordet wurde. Nach blutigen Kämpfen um die Oberhand theilten ſich Péthion und Chriſtoph in den Beſitz Hayti's. Der Erſtere nahm den ſüdlichen Theil und regierte zu Porte-au-Prince in republikaniſcher Form als Präſident; Letzterer nahm den nördlichen Theil und regierte, als König Heinrich I., zu Cap Hayti und in ſeinem nicht fern von der Hauptſtadt gelegenen Luſtſchloß, das, wie der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, Sans-Souci hieß.

---

*) Probe aus E. M. Oettingers „Narren-Almanach für 1847“.

II.

Dieſer gute Chriſtoph, der ſich zum Kaiſer hatte ſalben laſſen, war eine der köſtlichſten Karikaturen, die das Glück jemals auf den Thron geſchnellt hat. Ein Affe des großen Napoleon, mit dem er in einem und demſelben Jahre das Licht der Welt erblickt, hatte er bald nach ſeiner Krönung einen großartigen Hofſtaat ganz nach franzöſiſchem Style eingerichtet, drei Prinzen und darunter einen Connétable, acht Herzoge und neunzehn Grafen, darunter auch einen Grafen von Limonade, einen Grafen von Marmelade und einen Grafen von Orgeade creirt.

Der Graf von Limonade war ein ehemaliger Commis-Voyageur, den eines der betriebſamſten Champagnerhäuſer der guten Stadt Rheims nach San Domingo geſchickt hatte, um hier den reichen Beſitzern der Kaffee- und Zucker-Plantagen die Proben ſeiner Weine aufzudringen. Der gute Weinkeiſende, der, wenn man uns nicht falſch berichtet hat, Hector Carillon hieß und der einzige Sohn eines blutarmen Schulmeiſters zu Epernay war, hatte die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtoph gemacht, als derſelbe noch de- und wehmüthiger Stiefelwichs-Sklave im Dienſte jenes franzöſiſchen Pflanzers geweſen war, deſſen barbariſche Peitſche den Rücken des armen Negers mehr als ein Mal durchgegerbt hatte.

Wie ſelig war der ſchwarze Chriſtoph, wenn der weiße Weinreiſende, ein höchſt fideles Haus, ſich zuweilen herabgelaſſen hatte, ihm zuerſt ein paar Naſenſtüber und dann eine Priſe echten Spaniols als Zeichen ſeiner Huld und Gewogenheit zu verabreichen! Damals hatte kein Menſch und am allerwenigſten unſer Hector von Epernay eine Ahnung davon gehabt, daß jener ſtiefelputzende Neger zwanzig Jahre ſpäter als König Henry premier auf dem Throne von Hayti ſitzen und ihn — den Weinreiſenden, der ſich kurze Zeit zuvor dort ganz und gar niedergelaſſen hatte — zum Staats-Sekretär ernennen werde. Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar. Wie mancher Menſch hat ſich als Dummkopf niedergelegt und war am andern Morgen als großer Mann erwacht! Wie mancher Eſel iſt über Nacht ein großes Thier, ein Löwe, ein Adler geworden!

---

*) Nach zehnmonatlicher ſtrenger Gefangenſchaft ſtarb er dort am 27. April 1803 in einem Alter von ſechzig Jahren, und, wie man damals allgemein geglaubt, an Gift.

Der Graf von Marmelade war ein ci-devant Schöngeiſt, welcher Iſidor Pompée Valentin de Baſley hieß. In Paris hatte er unter dem Titel „Délassements poétiques ou la cruche d'Hippocrène“ eine Sammlung höchſt wäſſeriger Gedichte und bald darauf ein erotiſches Epos in vier Geſängen, „Anaïde et Alcidore“, natürlich auf eigene Koſten, herausgegeben, bei dieſem Handel aber ſo wenig ſeine Rechnung gefunden, daß er, mißmuthig über den ſchlechten Erfolg ſeiner Poeſien, den Entſchluß gefaßt hatte, das undankbare Frankreich zu verlaſſen und ſich in der neuen Welt eine neue Heimath zu gründen. Im Jahre 1790 war er, ganz und gar abgebrannt, nach San Domingo gekommen und hatte dort die Bekanntſchaft des reichen Pflanzers gemacht, in deſſen Dienſten ſich damals der ſchwarze Chriſtoph befand. Auch Herr de Baſley hatte ſich gegen den armen Sklaven ſehr herablaſſend gezeigt und ihm eines Abends, als der „ſchwarze Hund“ leuchtend vorangegangen war, aus Mangel an großer und kleiner Münze, ſtatt des Trinkgeldes ein prachtvoll eingebundenes Exemplar ſeiner Gedichte „comme témoignage d'estime“ — wie er dabei ausdrücklich bemerkt hatte — in die Hand gedrückt, was den armen Teufel, der damals weder leſen noch ſchreiben konnte, bis zu Thränen gerührt haben ſoll, weil er und der Herr Champagnerreiſende aus Rheims die einzigen Weißen geweſen waren, die ihm, dem ſchwarzen, mit Füßen getretenen Sklaven, Etwas — war's auch noch ſo wenig — geſchenkt hatten. — Aus Dankbarkeit war König Heinrich I. bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſo gnädig geweſen, Herrn de Baſley zum Großkanzler von Hayti zu ernennen.

Der Dritte dieſes Kleeblatts, der Graf von Orgeade, war ein geweſener Schauſpieler, der, nachdem ihn das Unglück getroffen, auf einem der Vorſtadttheater zu Paris bodenlos durchzufallen, ſich bei reiſenden Banden in den entfernteſten Provinz-Winkeln umhergetrieben, nirgends aber feſtern Fuß als in der Hauptſtadt gefaßt hatte, obgleich er von der Großartigkeit ſeines Talents ſo ſehr überzeugt war, daß ſelbſt Meiſter Talma, der Freund des großen Kaiſers, in den Augen des Sieur Gracchus Pamphile Leſtiboux — ſo hieß dieſer engagementsloſe Roſcius — nur ein aufgeblaſener Couliſſenreißer war, der blos ein höchſt mittelmäßiges Talent, aber enorm viel Glück oder, wie Herr Leſtiboux in ſeiner Hiſtrionenſprache ſich auszudrücken pflegte, ein koloſſales Schwein beſaß. Niemand iſt Prophet in ſeinem Vaterlande, hatte Meiſter Gracchus zum größten Talente Frankreichs, d. h. zu ſich ſelbſt geſagt und war im Jahre 1808, als er eben die Umgegend von Havre de Grâce unſicher gemacht hatte, auf den für Frankreich höchſt glücklichen Einfall gerathen, ſich nach Weſtindien einzuſchiffen, um dort als Mime und — im Nothfall — auch als Jongleur die Geduld der guten Neger auf etwas allzuharte Proben zu ſtellen. Doch auch Er war ein Glückskind! — Der Herr Brigadegeneral Chriſtoph, der in den letzten Jahren vom Pariſer Schöngeiſte etwas leſen und vom Weinreiſenden ein klein wenig ſchreiben gelernt, hatte aus einer franzöſiſchen Zeitung erfahren, daß Kaiſer Napoleon, welcher in allen Punkten das Vorbild des ehrgeizigen Negers war, ein leidenſchaftlicher Verehrer des Schauſpiels und einer der beſten Freunde des großen Talma ſei. Seit jenem Augenblick war auch der ſchwarze Chriſtoph ein Freund und Beſchützer aller weißen Schauſpieler. Bald darauf hatte er die Bekanntſchaft des großen Leſtiboux gemacht und ſich von ſeinem Spiele dergeſtalt hinreißen laſſen, daß er eines Abends ſich herabließ, mit dem ausgezeichneten Mimen und Jongleur in Einer Perſon bei einem Glaſe Rum Freund- und Brüderſchaft zu trinken. Bald nach der Thronbeſteigung wurde ſein Dutzbruder Leſtiboux zum Ober-Ceremonienmeiſter des Hoflagers zu Sans-Souci ernannt.

Dieſe drei Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade, die, ziemlich in einem und demſelben Alter, zwiſchen fünfundvierzig und fünfzig Jahren waren, bildeten am Hofe des Negerkönigs ein Dreiblatt, das eben ſo viel Komiſches, als die pechſchwarze Majeſtät ſelber beſaß.

III.

Nicht minder komiſch war die Königin. Ihre Majeſtät, Mulattin von Geburt, war als blutjunges, kerngeſundes und gar nicht übles Sklavenmädchen gleichfalls nach San Domingo verkauft worden und hatte dort, kurz vor dem Ausbruch des Blutbades, bei einem reichen Engländer, der eine Tabaks-Plantage beſaß, auf ihren jungen Schenkeln Cigarren für die alte Welt gewickelt und wenigſtens beſſere Tage, als der arme Chriſtoph bei dem Franzoſen gehabt, weil Sir Ralph Aikin eines Abends, als er nicht einſchlafen konnte, auf die Idee verfallen war, die junge, dralle Sklavin, mehr aus Curioſität, als aus Neigung, in ſeinen Harem aufzunehmen. Aber bald darauf hatte die braune Paquita die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtophs gemacht und ſich über Hals und Kopf in ihn dermaßen verliebt, daß ſie ganz des Teufels war, was ihr Niemand verdenken konnte, da der Unterſchied zwiſchen dem alten, ſchwächlichen Sohne Albions und dem jungen, kräftigen Negerburſchen für ein ſo tropiſches Temperament, wie das der guten Paquita, eben ſo groß als entſcheidend ſein mußte.

Der ſchwarze Chriſtoph, der ſeiner braunen Flamme bis zum Tage ſeiner Thronbeſteigung*) mit fabelhafter Ausdauer treu geblieben war, hatte der reizenden Paquita in dem Augenblick, als er ihr die Krone aufgeſetzt, die Vornamen Marie Louiſe beigelegt, blos darum, weil ſo die Gemahlin ſeines großen Vorbildes Napoleon hieß.

Marie Louiſe, eine üppige Schönheit, war auch ihrerſeits dem König Heinrich muſterhaft treu geblieben bis zu jenem Tage, an dem ſie durch die Geſchwätzigkeit ihrer alten Oberhofmeiſterin, der chokoladefarbenen Herzogin von Nacabout, in Erfahrung gebracht hatte, daß Seine ſchwarze Majeſtät, erſt vor ganz kurzer Zeit und allem Anſcheine nach blos abwechſelungshalber, ſich in eine weiße Schönheit vergafft habe, welche Joſephine ließ.

Dieſe Joſephine war eine ſehr junge, ſehr pikante und ſehr kecke Franzöſin, welche ihre erſten Feldzüge im Roſen-Labyrinthe der Liebe als Figurantin des Corps de Ballet hinter den Couliſſen der großen Oper zu Paris gemacht und ſich dort durch ihr keckes Benehmen den Schlachtnamen des „kleinen Grenadiers“ erworben hatte. Im Jahre 1810 war Pascaline, im achtzehnten Lenze ihres galanten Lebens, von einem alten Spieler, der ihr goldene Berge vorgeſpiegelt hatte, aus der Hauptſtadt Frankreichs entführt und nach Cap Henry, der Reſidenz des Königs von Hayti, gebracht worden, wo den alten Roué, bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt, das gelbe Fieber weggerafft hatte. Jede Andere wäre verzweifelt; Joſephine aber hatte ſich bald zu helfen gewußt und mit dem kleinen Ueberreſte ſeines im falſchen Spiele erbeuteten Vermögens eine Putzhandlung eröffnet, die ſehr ſchnell in die Mode gekommen war, weil ſich das Gerücht verbreitet hatte, daß die Oberprieſterin dieſes Tempels, auf deſſen Aushängeſchild, mit Erlaubniß Seiner Majeſtät, das Bild des ſchwarzen Chriſtophs als Königs von Hayti paradirte, eine eben ſo ſchöne als keuſche Veſtalin ſei, zwei Eigenſchaften, die man beim ſchönen Geſchlechte und namentlich bei franzöſiſchen Modiſtinnen ſelten oder nie vereinigt finden ſoll.

---

*) Vom Grafen Limonade erſchien zu jener Zeit eine „Relation de glorieux événements, qui ont porté LL. MM. RR. sur le trône d'Haiti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du roi Henry I. et de la reine Marie Louise", Cap Henry, 1811. 8.

Henry I., von ſeinem eigenen Bilde, mehr aber noch vom Rufe ihrer Schönheit angelockt, war eines Morgens ganz allein, in Civilkleidung, alſo in halbem Incognito, in den Laden der franzöſiſchen Sirene eingetreten, unter dem Vorwande, Etwas einkaufen zu wollen. Das ſchneeweiße Fleiſch der üppig gewölbten Büſte der jungen Putzmacherin hatte die weitgeöffneten Augen des ſchwarzen Chriſtoph dergeſtalt geblendet und ihn ſo confus gemacht, daß er, im erſten Moment ſein königliches Aplomb verlierend, wie ein ganz gewöhnlicher Maulaffe daſtand und nicht wußte, was er ſagen ſollte. Joſephine hatte den Muth, Seiner Majeſtät geradezu ins Geſicht zu lachen.

— Warum lachen Sie? fragte der erſte Heinrich, etwas beſtürzt.

— Weil Sie mich ſo verwundert anſehen, antwortete die Putzmacherin.

— Wiſſen Sie, wer ich bin?

— Ei, wer wird Sie nicht kennen? Sie ſind der König von Hayti!

— Und trotzdem wagen Sie es, mir ins Geſicht zu lachen?

— Und warum nicht? Soll ich mich fürchten vor Ew. Majeſtät, weil Sie ſo ſchwarz, wie bei uns zu Hauſe die Schornſteinfeger ſind? Sire, erlauben Sie mir, Ihnen unter vier Augen zu geſtehen, daß ich weiße Männer durchaus nicht leiden kann. Ich ziehe die ſchwarzen vor und habe mir darum ſchon oft gewünſcht, die Bekanntſchaft Ew. intereſſanten Majeſtät zu machen.

— Gefalle ich Ihnen? fragte der häßliche Chriſtoph.

— Außerordentlich! lachte die Putzmacherin.

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Soll ich ſchwören? fragte Joſephine, die Hand aufs Herz legend.

— Wozu? Ich glaube es Ihnen auch ohne Schwur! Aber auch Sie, Mademoiſelle, gefallen mir!

— Wirklich? fragte die perſonificirte Keckheit mit einem Lächeln, das Seiner Majeſtät zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte.

— Mort de ma vie! ... Sie ſind reizend!

— Ah, Majeſtät, das haben mir ſchon Viele geſagt, doch glaube ich's nicht!

— Und warum nicht?

— Weil jeder Mann ein geborener Lügner iſt und weil auch Sie, Majeſtät, keine Ausnahme machen ...

— Dieſe Keckheit gefällt mir! Wie heißen Sie?

— In meinem väterlichen Hauſe hieß ich Suſanne; als ich zum Ballet ging, wurde ich zuerſt Clariſſe und dann Athenaïs getauft und ſeitdem ich in Hayti bin, nenne ich mich Joſephine.

— Und warum nicht lieber Suſanne?

— Weil mich dieſer Name an das erſte Morgenroth meiner Jugend erinnert, in der ich ein Muſterbild der langweiligſten Keuſchheit geweſen war.

— Sie ſind ein Engel! ſagte Chriſtoph, dem das Waſſer im Munde zuſammenlief.

— Ew. Majeſtät geruhen, Ihre unterthänige Dienerin ſchamroth zu machen. Aber zum Glück weiß ganz Hayti, daß der glorreiche Heinrich der Erſte ganz in die Fußtapfen Heinrichs des Vierten von Frankreich tritt und für ſein ganzes Land ein Vorbild wahrhaft ritterlicher Galanterie iſt, ſprach die kecke Perſon mit einem Anfluge von Ironie, die er als baare Münze hinnahm.

— Sagen Sie mir, Mademoiſelle Joſepine, iſt auch der große Napoleon galant?

— Ungeheuer!

— Hat er außer der Kaiſerin vielleicht noch eine Geliebte?

— Wahrſcheinlich!

— Ah, dann iſt es hohe Zeit, daß auch ich mir eine zulege, dachte der ſchwarze Chriſtoph und ließ ſein Auge mit großem Wohlgefallen auf der Schulter des „kleinen Grenadiers“ ruhen. Joſephine, ſagte er nach einer Pauſe, iſt ein ſchöner Name; ſo hieß die erſte Gemahlin Napoleons.

— Sagen Sie lieber: ſo hieß der Glücksſtern des Kaiſers!

— Mademoiſelle, begann Heinrich, da Sie Joſephine heißen, will ich Ihnen einen Vorſchlag machen ...

— Laſſen Sie hören, Majeſtät!

— Mademoiſelle Joſephine, wollen Sie mein Glücksſtern ſein?

— Warum nicht? Doch fragt es ſich unter welchen Bedingungen?

— Mein Glücksſtern erhält von mir ein monatliches Nadelgeld von fünfhundert Francs ...

— Fünfhundert Francs? wiederholte die Pariſer Veſtalin mit unbändigem Gelächter. Glauben Ew. Majeſtät, daß man in Hayti geblieben iſt, um für ſolche Gage die Rolle Ihres Glücksſterns zu übernehmen? Fünfhundert Francs? So viel bezahlt in Paris ein Gewürzkrämer!

— Dann mache ich mich verbindlich, Ihnen das Doppelte zu geben ...

— Sire, ſagte die ſchlaue Putzmacherin, ihr Buſentuch lüftend, ſehen Sie ſich nach einem andern Glücksſtern um!

— Mademoiſelle Joſephine, genügen Ihnen monatlich zweitauſend Francs?

— Das läßt ſich hören! Was aber wird die gute Königin dazu ſagen?

— Ihre Majeſtät darf nicht das Geringſte davon erfahren, denn Madame iſt — unter uns geſagt — eiferſüchtig wie der Teufel! Erführe meine liebe, braune Marie Louiſe, daß ich neben ihr noch eine gewiſſe weiße Joſephine liebe, die Königin wäre capable, uns Beide zu vergiften!

— Ich, Majeſtät, fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Deſto mehr Furcht habe ich, denn die Eiferſucht meiner Frau macht ſie zur Hyäne! Wollen Sie glauben, daß ich überall, wo ich gehe und ſtehe, von Spionen meiner Frau umringt bin? Wir müſſen alſo ſehr vorſichtig zu Werke gehen, um nicht den geringſten Verdacht zu erregen. Sie führen pro forma Ihre Putzhandlung fort, und ich beſuche Sie täglich unter dem Vorwande, dieſe oder jene Kleinigkeit für die Königin auszuwählen. Auf dieſe Weiſe, hoffe ich, wird Niemand Verdacht ſchöpfen.

— Abgemacht, cher Henry, ſagte der „kleine Grenadier“ und ſtellte ſich auf ſeine Zehen, um dem langen Chriſtoph den reizend geſpitzten Mund zu reichen.

Der König gab ihr eben einen Kuß. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und hereintrat die alte, chocoladebraune Herzogin von Racahout, eine der erſten Kundſchafterinnen Ihrer Majeſtät der Königin.

Der gute Chriſtoph ſtand wie verſteinert. Die Oberhofmeiſterin aber that, als ob ſie Nichts geſehen hätte.

(Schluß folgt.)

Eine Kritik über Mozarts Requiem.

Als vor länger als vierzig Jahren bei Breitkopf und Härtel in Leipzig die Partitur von Mozarts Requiem zum erſten Male erſchien, erfolgte bald darauf eine ausführliche, beinahe zwei Bogen lange Beurtheilung dieſes Werkes in der „Leipziger allgemeinen muſiakaliſchen Zeitung“. Der damals als tüchtiger Theoretiker bekannte Chriſtian Friedr. Gottl. Schwenke (geb. zu Hannover 1766, ſtarb 1822 als Cantor und Muſikdirektor zu Hamburg) hatte den theoretiſchen und Fr. Rochlitz, der Redakteur der Zeitung, den äſthetiſchen Theil derſelben beſorgt. Die Recenſion wurde geleſen oder auch nicht geleſen, kurz man nahm ſie ganz ruhig hin, ſie machte kein Aufſehen und war bald wieder vergeſſen. — Nach einiger Zeit nimmt ein franzöſiſcher Schriftſteller dieſen Aufſatz vor, überſetzt ihn Wort für Wort in ſeine Sprache mit angemeſſenen Wendungen und Hinweglaſſung eines Drittheiles ungefähr und läßt ihn ſo in das „Journal de Paris“ einrücken. Da wird er denn von den Deutſchen mit Heißhunger verſchlungen; man findet dieſe Beurtheilung nicht nur ſehr geiſtreich, ſondern auch ſehr wahr und gründlich. Die Berliner Zeitung macht das geſammte deutſche Publikum auf dieſen ausgezeichneten Aufſatz aufmerkſam; er wird überſetzt, geleſen und von den Deutſchen allgemein bewundert. Ja man fordert die „Leipziger allgemeine muſikaliſche Zeitung“ ſogar auf, in *ſolchem* Geiſte ihre Recenſionen zu verfaſſen und künftig auch Aehnliches zu liefern. Das einmal ausgeſprochene Wort des Tadels zündete, und gleich waren andere deutſche Blätter da, die das Alles pflichtſchuldigſt nachſchrieben und nicht ermangelten, jenen guten Lehren gehörigen Nachdruck zu geben und wo möglich noch zu *verſtärken*. — Dieſe Geſchichte iſt für uns Deutſche nicht ſehr ehrenvoll, aber leider iſt ſie — *wahr*. Mußte nicht ſo manches einheimiſche Gute erſt ins Ausland flüchten, um dann bei uns Anerkennung zu finden? —

(Wiener Muſikzeitung.)

Literatur-Signale.

Aus der Sündfluth von Gedichten, welche alljährlich den deutſchen Büchermarkt unter Waſſer ſetzen, ragt nur ſelten eine Ausnahme hervor, die eine öffentliche Beſprechung verdient. Zu dieſen ſeltenen Ausnahmen gehören:

Richard Mornings „Zeitgedichte". Leipzig, Gebauer'ſche Buchhandlung. 1846.

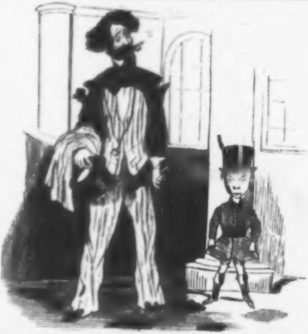
In dieſer Sammlung ſtrotzt eine jugendliche Kraft, die nicht forcirt iſt. Man fühlt ſich fortgeriſſen vom Schwung ſeiner Fantaſie, gefeſſelt von der Gluth ſeiner Poeſie. Nichts iſt manierirt, nichts erkünſtelt . . . jedes ſeiner Gedichte iſt ein keck ſprudelnder Quell, ein Vogel, der ſo ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Auch die Geſinnung, die ſich als rother Faden durch dieſe Sammlung zieht, wird ihr in allen Herzen warmen Anklang und lauten Wiederhall verſchaffen.

Wir theilen unſern Leſern daraus folgendes Gedicht mit:

König und As.

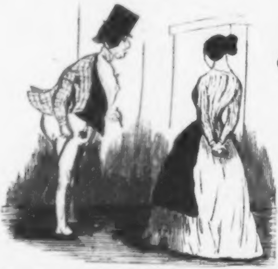
Du biſt der König! Der König? Das iſt viel;
Doch Alles nicht! Im Ernſt nicht, nicht im Spiel!
Nicht auf dem Brett, noch minder auf den Brettern,
Nicht auf der Charte, noch auf den Chartenblättern!
Mehr als der König iſt das ſchlichte As!
Das ſchlichte As — ſprich, König, kennſt Du das?
Wohl ſcheint es klein, doch iſt's allein ein Ganzes,
Unſcheinbar iſt's, und doch der Glanz des Glanzes;
In ſeiner Einfachheit des Spieles All,
Vor ſeiner Allheit Nichts der ganze Schwall!
Drum beug' Dich vor dem As, dem großen Es,
Vor deſſen Macht es giebt kein Mächtiges.
Vor ihm giltſt Du nicht höher als der Bube,
Denn Dich wie ihn ſtürzt ſpielend es zur Grube;
Vor ihm giltſt Du nicht höher als die Schaaren,
Die, namenlos, nur Nummern offenbaren;
Ja, Du biſt ſchwächer als das ſchwächſte Bild,
Trägſt Du die Farbe nicht, die eben gilt,
Stolzirſt einher im abgetrag'nen Kleid
Und meinſt zu trotzen dem Atout der Zeit.
Nur wer die Zeit erfaßt, den faſſet ſie nicht,
Nur ihre Farb' iſt Licht, jed' and're Zwielicht,
Nur ihre Stimm' iſt Stimme, die beſtimmt,
Ihr Arm der Arm, der Alles giebt und nimmt!
Dem denke nach! Merk' auf, was gilt, was noth thut!
Und thuſt Du Das, geſchieht durch Dich, was Gott thut;
Denn Gott nur iſt der Geiſt jedweder Zeit,
Und jede Zeit nur Gottes wechſelnd Kleid.
Das iſt das Kleid der Würd' und Majeſtät,
Wie Gott es trägt und wie's dem König ſteht!
In ihm haſt Du den Einen nur zu ſcheu'n,
Von dem Du ſelbſt der ird'ſche Wiederſchein!
Und ſcheuſt Du ihn, ſo ſcheuſt Du Dich allein,
Und brauchſt drum auch den Einen nicht zu ſcheu'n;
Und wir auch brauchen Dich zu fürchten nicht,
Weil Gott es iſt, der Dich und uns umſticht!

Die Ausſtattung dieſer Gedichte iſt höchſt elegant.



675.

Nehmt Euch in Acht, guter John! Ihr ſcheint ſeit Kurzem gewaltig zu wachſen. Wenn das ſo fortgeht, guter John, dann jage ich Euch fort!



676

Von hinten, beſter Graf, ſehen Sie wie ein Jüngling von achtzehn Jahren aus.

Zapfenstreich.

Barcelona. Unſere Stadt baut ſich ein neues Opernhaus, das den Namen „Iſabella-Theater“ führen ſoll.

Berlin. Es ſind hin und wieder von Oben her tadelnde Aeußerungen über die politiſchen Geſinnungen der Berliner vernommen worden, welche lediglich auf Mißverſtändniſſen zu beruhen ſcheinen; denn eine loyalere Bevölkerung mag wohl kaum die Sonne beſchienen haben, als die guten Berliner ſind. Vor zehn Jahren waren die Berliner Theater überfüllt, wenn das triviale „Feſt der Handwerker“, der gemeine „Eckenſteher“ und ſchlechte Berliner Witze gegeben wurden, oder wenn die magern Beine der Lemiere über die Bretter tanzten, weil – der Hof dafür war. Jetzt läuft Alles in die Vorſtellungen der „Antigone“ und anderer griechiſchen Stücke, weil — der Hof dafür iſt. Etwas ordentlich Deutſches kann dagegen nicht aufkommen, entweder Berliniſch Eingebürgertes, oder Fremdes. Einen ariſtokratiſchen Schriftſteller würde die Mißgunſt der Andern nicht aufkommen laſſen; wer aber dazu nicht gehört, wird leicht als Demagog anrüchig und die Kritik der kritiſirenden Berliner Geiſter fällt über ihn her, während ſich das Publikum zu Paris oder an andern weniger kritiſchen Orten ſich dem Gefühle überläßt und der ſonach ausgeſprochene Beifall eine Macht bildet, gegen welche die Kritik nicht aufkommen kann.

∴ Ein Buch, das die aufrichtigſte Empfehlung verdient, iſt die bei Lüderitz in zweiter Auflage erſchienene „Mark Brandenburg unter Kaiſer Karl IV. bis zu ihrem erſten Hohenzoller'ſchen Regenten, oder die Quitzows und ihre Zeit“, von Dr. Klöden. Man muß es bewundern, wie es dem Verfaſſer möglich geworden iſt, ſo genau auf alle Oertlichkeiten, auf jeden Hügel und See, jeden Wald, jedes Dorf und jede Stadt einzugehen. Es findet ſich wohl kein Dörfchen in der Mark, das nicht in dieſem Buche ſeine Oertlichkeit und ſeine Vorzeit geſchildert ſähe. Eben ſo ſind die Ritterhäuſer des Landes, die Edelſitze und ihre Edelfamilien, die Quitzows, Bredows, Britzkes, Köckeritze, Itzenplitze, die edlen Gänſe von Putlitz, die Arnims, Stechows ꝛc. in dieſe Schilderung verwebt.

∴ Großer Jubel! Herr Muſard aus Paris iſt angekommen und giebt in Krolls Wintergarten vielbeſuchte Concerte, für die er allabendlich 1000 Francs erhält!

Bonn. Hier iſt ein Anſchlag an dem ſchwarzen Brett der Univerſität erſchienen, welcher ſich über die eximirte Stellung der Studirenden in polizeilicher Hinſicht ausſpricht, und dieſelbe nur auf geringe Vergehen, bei welchen das Geſetz höchſtens vierwöchentliche Gefängnißſtrafe androht, beſchränkt. In allen Fällen, auch den eximirten, wird der Polizei jedoch das Recht des erſten Angriffs vindicirt. Bei Tumult und Aufruhr könne aber von Exemtion gar keine Rede ſein. (Bisher war es Gebrauch, daß die Pedelle den erſten Angriff machten.)

Boulogne. Man will hier der bekannten Lady Hamilton ein Monument ſetzen mit der Inſchrift: „Zur Erinnerung an Emma, Gemahlin des Sir William Hamilton und *Freundin* Lord Nelſons“. (Wenn *das* erſt Mode wird, dann erhält bald faſt jede Frau ein Denkmal!)

Breslau. Die ſchleſiſche Adelsreunion ſcheint ſich jetzt vorſichtiger zu benehmen. Mit Ausnahme einiger Wappen auf adeligen Häuſern ſcheint man außer den Opfern für die „Oder-Zeitung“ alles Aufſehen zu vermeiden, weil es doch unruhige Köpfe in Schleſien geben könnte, welche der Meinung wären, daß ariſtokratiſche Umtriebe eben ſo ſtrafbar als demagogiſche ſind. Man weiß jetzt nämlich, daß das dem bekannten Schlöſſel ſchuldgegebene Verbrechen lediglich darin beſtanden hat, daß er meinte, daß die mit den Fortſchritten der Regierung gutmeinenden aufgeklärten Staatsbürger das Recht hätten, ſich gegen die ariſtokratiſchen Umtriebe zu verbinden, die einen Staat im Staate ſtiften wollen, indem ſie die gute alte Zeit wieder zurückführen, wo der Monarch nichts als der erſte Edelmann und von den Rittern abhängig war.

Cöln. Hört, hört! Hier wurde die Aufführung des „Weltumſegler“ verboten und erſt nach längern Debatten erlaubt. Es iſt überhaupt jetzt von Polizeiwegen dem Direktor und ſeinen Regiſſeuren, Herrn A. W. Gerſtel und Herrn A. Koch, aufgegeben worden, ſowohl über ſich ſelbſt, als bei ihrer Regie-Führung über die Darſteller zu wachen, daß kein Extempore vorkomme, welches man auch nur entfernt auf hieſige Ereigniſſe, verfloſſene oder gegenwärtige, oder ſonſtige Verhältniſſe beziehen könne, bei harter Ahndung! (Theaterchronik.)

∴ Bei unſerm Stadttheater iſt ſeit Kurzem das in der Kunſtwelt ehrenvoll bekannte Brüderpaar Auguſt und Wilhelm Gerſtel engagirt; der erſte als Opern-, der zweite als Schauſpiel-Regiſſeur.

Conſtantinopel. Herr von Reſchid-Paſcha, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, hat unlängſt mit groſsem Pomp den Grundſtein zu einem Univerſitätsgebäude gelegt, das auf dem Platze Dſcheb-Gone, in der Nähe der Sophien-Moſchee, erbaut wird, und wozu der Sultan drittehalb Millionen Piaſter aus ſeiner Privat-Chatulle angewieſen hat

Dresden. „Anna von Oeſterreich“, von Charlotte Birch-Pfeiffer, iſt nun auch auf dem hieſigen Hoftheater in Scene gegangen und mit ungetheiltem Beifall begrüßt worden. Dem. Bayer hat, als Anna von Oeſterreich, einen neuen Beweis ihres glänzenden Talents abgelegt.

Düſſeldorf. Die hieſige Bühne unter Leitung des Herrn Direktor Brauer wurde mit A. Lortzings „Wildſchütz“ eröffnet, welche Oper ungemeinen Beifall fand. Ausgezeichnet war als Baculus Herr Gärtner, ein trefflicher Baßbuffo und eben ſo wacker als Schauſpieler.

Florenz. In unſern Kunſtläden hängt jetzt ein Bild, welches einen römiſchen Kerker mit einem der in Ketten ſitzenden Inſurgenten von 1831 darſtellt, in dem Augenblick, wo die Sonne, in welcher man den Namen Pius IX. lieſt, einen Strahl auf ſeine Feſſeln wirft und dieſelben ſprengt. Das Bild iſt weiter nicht von groſsem Kunſtwerth, macht aber viel Glück, eben ſo wie ein Bildniß des Papſtes mit der bibliſchen Unterſchrift: »Es war ein Mann von Gott geſandt, der hieß Johannes.« Dieſes Bild ſoll ſprechend ähnlich ſein.

Freiburg. Dr. Frick, Redakteur des „Schwarzwälders“, eines hier erſcheinenden, anderwärts wenig bekannten Oppoſitionsblättchens, hat ſeit einigen Tagen Hausarreſt. Er iſt der Gottesläſterung angeklagt und zwar auf Anſtiften des Domcapitels, welches eine groſse Beſchwerde gegen ihn eingegeben hat. Frick beabſichtigte ſchon längere Zeit Abgeordneter zu werden, bewarb ſich deshalb emſig um die Fürſprache Welkers, und erhielt auch bei den letzten Wahlen einige Stimmen in Gottenheim am Kaiſerſtuhl. Dort ließ er ſich ſträfliche Ausdrücke in Bezug auf die Gottheit, ſowie auf die heilige Maria zu Schulden kommen, welche der Gegenpartei hinterbracht wurden. Ein Müller und ein Schullehrer, die in gleicher Weiſe betheiligt ſcheinen, ſind ebenfalls in Unterſuchung.

Genf. In unſern Mauern iſt wieder eine Revolution ausgebrochen, zu welcher der Sonderbund der ſieben katholiſchen Cantone Veranlaſſung gegeben hat. An der Spitze dieſer neuen Bewegung ſtehen die Herren James Fazy, Samuel Müller und der Buchdrucker Barey. An die Stelle des Staatsraths, welcher abdicirt hat, iſt eine proviſoriſche Regierung getreten.

∴ James Fazy, der an der Spitze der proviſoriſchen Regierung ſteht, iſt Journaliſt und Herausgeber der hier erſcheinenden „Revue“. Dieſer Mann, der Urheber der Umwälzung vom November 1842, vermittelſt welcher die Ariſtokratie geſtürzt worden iſt, ſowie des Aufſtandes vom 13. Februar 1843, iſt Mitglied des groſsen Raths und hat der radikalen Sache ſein ganzes Vermögen geopfert. (Und was wird ſein Lohn ſein???)

Gotha. Die hieſige Lebensverſicherung trägt Bedenken, das Leben des neuen Papſtes zu aſſecuriren.
(Dorfzeitung.)

Gräfenberg. Hier war eine Art patriarchaliſchen Verhältniſſes eingeriſſen: die vornehmſten ſchleſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen und amerikaniſchen Damen mußten ohne Strümpfe und ungeſchnürt ausgehen; ja ſelbſt die Herren gingen ohne Strümpfe in Geſellſchaft. Jetzt hat ſich ein Verein der beſſern Geſellſchaft gebildet; ſo daß ſich künftig nur ariſtokratiſche bloſse Füße mit einander vermiſchen werden.

Halle. Außer dem Braunſchweigiſchen Medizinal-Aſſeſſor Dr. Otto hat nun auch der hieſige Chemiker von Bähr die Schießbaumwolle (Poudre-Coton) nacherfunden. (Wünſcht auch er 100,000 Gulden vom Bundestag?)*)

Hamburg. Herr Hechner hat die Pachtung des groſsartigen Etabliſſement der „europäiſchen Weinhalle“ übernommen. Fremde Lokalſänger, Muſiker ꝛc. werden in ſeinen Lokalitäten um ſo eher ihre Rechnung finden, als er die ſämmtlichen Koſten trägt, und Erſtere die Einnahmen ihrer Produktionen rein ohne Abzug beziehen. Der höchſt geſchmackvoll dekorirte Saal faßt über achthundert Perſonen. Reflektirende können ſich vorher an den bevollmächtigten Theater-Agenten Ronne wenden.

---

*) Das Gerücht, daß auch ein Leipziger Profeſſor, Namens G., das Schießpulver nacherfunden habe, ſcheint ſich nicht zu beſtätigen. Anmerk. des Correctors.

∴ „Don Juan und Guſte, oder das Rendezvous am 1. April“, ein draſtiſcher Vaudeville-Scherz von R. Hahn, hat auf dem Thalia-Theater alle Lacher befriedigt.

∴ In dem hier erſchienenen ſatyriſch-parodirenden Quodlibet „Die Lind-Würmer“ heißt es unter Anderm Nr. 7. (Die Bürgſchaft):

Zu Cornet, dem Tyrannen, ſchlich
Jenny mit ſchüchternem Beben,
Sie wagte den Blick kaum zu heben; —
Was willſt Du für jede Rolle? Sprich!
Entgegnet ihr finſter der Wütherich.
»Hundert Friedrichsd'or, preußiſche, volle!«
So ſtammelt die Demuthsvolle.

Ich bin, ſpricht Jener, zum Zahlen bereit
Und will auch nicht lange erſt dingen,
Doch ſoll ich ſolch' Opfer Dir bringen
Bei dieſer ſo ſchlechten, ſo traurigen Zeit,
So muß ich erſt fragen die Obrigkeit,
Ob ſie mir Erlaubniß verleihe,
Zu nehmen ſtatt eines Marks zweie.

Jaſſy. Der Fürſt der Moldau iſt ſehr aufgebracht, daß er keinen preußiſchen Orden erhalten hat, da der Fürſt der Walachei einen ſolchen erhielt; indem er drei Roßſchweiſe hat, während der Hospodar der Walachei nur deren zwei beſitzt. Daß ein Prinz jenes Hauſes dort geweſen, hält der ſich dadurch zurückgeſetzt Fühlende nicht für maßgebend, da er denſelben eben ſo gaſtlich aufgenommen haben würde, wie Jener.

Kiel. Der Schriftſteller Dr. Heinrich Hanſen iſt am 6. October zu Eckernförde geſtorben. Schleswig-Holſtein erfüllte die Fieberfantaſie des Sterbenden

Leipzig Nichts iſt komiſcher als das Gewimmer und Gewinſel mancher unſerer ſogenannten Schriftſteller, welche für ihre Unſterblichkeits-Produkte keinen Verleger finden können Zu dieſen gehört Herr Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Lyſer. In einem Wiener Blatte ſtimmte er neulich folgende Jeremiade an: »Wir armen deutſchen Original-Schriftſteller ſind doch ganz erbärmlich dran! Zu neunundneunzig Buchhändlern müſſen wir mit unſern Manuſcripten herumrennen, ehe wir an Einen gelangen, der ſo gnädig iſt, das Schmerzenskind in die Welt zu befördern, nota bene, wenn unſere Honorarforderungen hübſch deutſch-beſcheiden ſind und das Honorar eines Ueberſetzers nicht überſteigen. Iſt endlich unſer Werk erſchienen, ſo wird es von den Recenſenten gehörig zerſetzt, von einigen wenigen Literaturfreunden geleſen und dann iſt's vergeſſen und kein Menſch in Deutſchland fragt mehr nach dem Verfaſſer.« Dieſe Klagen ſind koloſſal kindiſch. Ein guter Schriftſteller findet auch in Deutſchland einen guten, anſtändigen Verleger. Das ewige Geſchimpfe auf die Schmutzigkeit der deutſchen Verleger iſt eine alberne Lüge, denn manche unter ihnen bezahlen ein größeres Honorar, als die Maſſe der franzöſiſchen Verleger. Noch weit kindiſcher iſt das Lamento über die Recenſenten. Welcher vernünftige Menſch fragt nach dem Gequake der Fröſche und nach dem Gebelfer neiderfüllter Möpſe?! — Herr Lyſer ſchließt ſein Klagelied mit den Worten: »Wahrlich, ich danke Gott, daß ich bald in den Stand geſetzt ſein werde, nichts mehr für den Druck ſchreiben zu dürfen, denn ein Hund hat es beſſer, als ein deutſcher Original-Schriftſteller.« — Der liebe Gott dankt umgekehrt Herrn Lyſer, daß derſelbe bald nichts mehr für den Druck zu ſchreiben verſpricht. Daß es ihm ſchlechter, als einem Hunde geht, thut uns herzlich leid. Wer aber iſt Schuld daran? Wir für unſern Theil haben keinen Grund, das glückliche Loos eines Hundes zu beneiden, denn wir befinden uns — Dank unſerer Thätigkeit! — ſo gut als mancher franzöſiſche Schriftſteller. Die Buchhändler ſind an der ſchlimmen Lage mancher deutſchen Schriftſteller wahrlich nicht Schuld! Die Talentloſigkeit und die Faulheit vieler unſerer ſogenannten Schriftſteller iſt die Urſache ihrer traurigen Stellung. Wer Talent und Luſt zur Arbeit hat, kann auch in Deutſchland durch ſeine Feder jährlich 3 bis 4,000 Thaler erwerben. Und damit kann man wohl leben!

∴ Dr. Arnold Ruge, ein Mann, auf den ganz Deutſchland und vor Allem unſre Sachſen ſtolz ſein darf, iſt aus der Schweiz in ſeine Heimath zurückgekehrt und gedenkt ſich in Leipzig niederzulaſſen.

∴ Der Literaten-Verein hat eines ſeiner Mitglieder nach Weimar abgeſchickt, um dort Erkundigungen über die Schritte der Herren Biedermann und Laube einzuziehen. Wir ſind begierig, zu erfahren, ob der Verein dies edle Dioscuren-Paar noch länger in ſeiner Mitte dulden wird.

∴ Der Bücher-Meßkatalog unſerer Michaelis-Meſſe enthält die Titel von 5283 erſchienenen und 258 künftig erſcheinenden Werken, ſowie die von 163 Landkarten ꝛc. Von den erſchienenen Werken kommen 849 auf Leipzig, 514 auf Berlin, 282 auf Stuttgart, 163 auf Wien, 117 auf München und 90 auf Frankfurt am Main. Die reformatoriſchen Bewegungen haben allein 268 Schriften hervorgerufen, darunter 140 in Sachen der Lichtfreunde, 57 in Sachen der Deutſchkatholiken und 51 zu Luthers Ehrengedächtniß; 29 betreffen die jüdiſche Reform. In der Schleswig-Holſtein-Angelegenheit ſind 17 Schriften erſchienen, in Sachen der Auswanderung 31.

∴ Des bekannten Lamennais „Betrachtungen über die Evangelien“ erſcheinen hier in deutſcher Ueberſetzung.

∴ In der Fremdenliſte unſeres „Tageblatts“ war Herr Karl Gutzkow als Kaufmann aufgeführt. Vermuthlich, weil er zu ſeiner Niederlage nach Dresden reiſt.

∴ Herr Richter, der gebildetſte und intelligenteſte unſeres Schauſpiel-Perſonals, iſt, von Oſtern 1847, für das Hamburger Stadttheater gewonnen; Herr Baiſon hat durch dieſe Erwerbung ſeinen richtigen Takt und ſeinen feinen Geſchmack bewieſen.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur, aber hoffentlich nicht lange mehr.

London. Die Wahl zum Lord-Mayor iſt auf Sir George Carroll gefallen, was heilloſen Lärm erregt hat, weil ein großer Theil der Bevölkerung ſeinem Mitbewerber Wood gewogen war.

∴ Die große Loge der engliſchen Freimaurer hat in ihrer letzten Verſammlung beſchloſſen, die Berliner Logen zur Aufhebung der, die Juden von dem Beſuch derſelben ausſchließenden Verfügung aufzufordern, widrigenfalls der britiſche Vertreter bei der großen Loge in Berlin (Geh.-Rath Eſſer) abberufen und der preußiſche Vertreter bei der großen Loge in England (General-Conſul Geh.-Rath Hebeler) von dem Beſuch der Verſammlungen ausgeſchloſſen werden ſoll.

∴ Der deutſche Maler Rugendas iſt mit mehr als tauſend Gemälden, Zeichnungen und Skizzen aus Mexiko zurückgekehrt.

Madrid. Es iſt nun amtlich feſtgeſtellt, daß der Herzog von Montpenſier auf die Dotation ſeiner Braut verzichtet hat. Ihre Mitgabe beträgt 57 Millionen Realen (3 Millionen 800,000 Thaler) an baarem Gelde, Juwelen und dem ſchönen Schloß von Viſta Alegre. Während des Aufenthalts der Neuvermählten in Paris zahlt der König der Franzoſen alle Koſten und außerdem 10,000 Francs monatlich. Bei ſeinem Tode hinterläßt Louis Philipp dem Herzog 3 Millionen Francs.

∴ Eines der hieſigen Journale, der „Eſpanol“, enthält folgende Anzeige: Unſer verantwortlicher Redakteur hat vom Xefe politico folgende Zuſchrift erhalten: »Da Nummer 648 des Journals, deſſen verantwortlicher Redakteur Sie ſind, vor Ablauf der drei Stunden aufgegeben wurde, welche geſetzlich zwiſchen dem Druck und der Ausgabe des Blattes verfließen müſſen, ſo habe ich beſchloſſen, Ihnen eine Strafe von zweitauſend Realen zuzuerkennen, welche Sie ſofort auf mein Bureau expediren wollen. Gott erhalte Sie noch viele Jahre!« (Rührend galant!)

Mainz. Rheinbaiern erzeugt jährlich 600,000 rheiniſche Ohm Wein. Würtemberg 150,000; Baden 150,000; Franken 100,000; der untere Main von Miltenberg bis Wickert, oberhalb Hochheim, 100,000; Rheinheſſen mit der Nahe 100,000; die Moſel 80,000; der Rhein von Lorch (unterhalb des Rheingaus) bis Bonn 60,000; der Rheingau (von Hochheim bis Lorch) 50,000; die Bergſtraße 30,000. Dieſe 1,420,000 Ohm ſtellen ein jährliches Kapital von 25 bis 30 Millionen Gulden dar.

München. Der König von Baiern will die Conceſſionen der meiſten baieriſchen Zeitungen einziehen und dafür eine großartige Staatszeitung gründen, an welcher Seine baieriſche Majeſtät ſelber mitarbeiten wollen!

∴ Eine neue Folge des baieriſchen Bieres iſt unlängſt hier zum Durchbruch gekommen: allen Mitgliedern des Theaters iſt vom Intendanten der Befehl zugegangen, mit den ſogenannten Literaten nicht umzugehen, oder auf irgend eine Recenſion Einfluß zu üben. Das ganze Perſonal hat dieſen höchſt komiſchen Befehl unterzeichnen und ſich mit ſeinem Ehrenwort (?) verpflichten müſſen, darüber das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten und ſich in die augenblickliche Entlaſſung aus dieſem Dienſte (Bravo!) zu fügen, wenn Jemand dieſen geheimen Befehl überſchreiten ſollte. Die Urſache zu dieſem Befehle ſoll einer der hieſigen Regiſſeure, Namens Hölken, eines der untergeordnetſten Talente unſerer

Bühne, ſein: der gute Patron verträgt nämlich nicht den leiſeſten Tadel. Die Literaten ſind herzlich froh, daß man ſie auf dieſe Weiſe vom Umgang mit den Hiſtrionen befreit hat.

Neapel. Im Theater San Carlo kommen in dieſer Saiſon zwei neue Opern, „Gli Orazi et Curiazi“ (Text von Cammerano, Muſik von Mercadante) und „la Regina di Cipro“, vom Maeſtro Pacini, zur Aufführung. Als Primadonnen ſind Erminia Frezzolini und Tereſa Brambilla engagirt.

∴ Auf dem Theater del Fondo wird faſt allabendlich eine und dieſelbe Oper, „Leonora“, von Mercadante, gegeben.

New-York. In den Vereinigten Staaten erſcheinen jetzt 1641 periodiſche Schriften, wovon 1141 wöchentlich nur ein Mal herauskommen; nur 148 erſcheinen täglich, 125 zwei und drei Mal wöchentlich und 257 in monatlichen Lieferungen.

Paris. Herr Leverrier, der Entdecker des neuen Planeten, hat das Großkreuz der Ehrenlegion und der Planet ſelbſt, auf Arago's Antrag, den Namen „Leverrier“ erhalten.

∴ Victor Hugo hat eine Cantate zur Nachfeier der Vermählung des Herzogs von Montpenſier gedichtet.

∴ Heinrich Heine iſt krank und ſehr bedenklich, dennoch verläßt ihn ſein Humor nicht; er ſchreibt: »Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich vielleicht noch eine Weile, ein, höchſtens zwei Jahre, in einer trübſeligen Agonie mich hinfriſten kann. Nun, das geht mich nichts an, das iſt die Sorge der ewigen Götter! Das Sterben iſt etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube! — Mein Geiſt iſt klar, ſogar ſchöpferiſch geweckt, aber nicht ſo beſeligend heiter, wie in den Tagen meines Glücks.

∴ Von George Sand iſt ein neuer Roman, „Le péché de Monsieur Antoine“, herausgekommen. Ein franzöſiſches Blatt nennt dies Buch „eine der ſchönſten Schöpfungen der genialen Dichterin“.

∴ Laut miniſterieller Verfügung ſoll Dem. Rachel, ſo lange ſie krank iſt, keinen Gehalt beziehen. (Dann wird ſie bald geſund werden!)

∴ Im Palais-Royal-Theater hat „le Bonhomme Richard“, ein neues dreiaktiges Vaudeville von den Herren Mélesville und Carmouche, allgemein gefallen. Die Idee iſt nicht neu, aber die Bearbeitung pikant.

∴ Alle Cancan-Tänzer der Seineſtadt hatten beim Polizei-Präfekten eine Bittſchrift eingereicht, Herrn Muſard, der einen Ruf nach Berlin erhalten hat, in Paris zurückzubehalten. Doch hat dies Alles nichts gefruchtet. Paris ohne Muſard iſt faſt noch ſchlimmer d'ran, als Herr Muſard ohne ... Paris.

Peſth. Im ungariſchen Staatsrecht iſt ausdrücklich ausgeſprochen, daß nach dem Privilegium des Königs Andreas II. der Adel auf ewige Zeiten das Recht hat, dem Könige, falls er die Rechte des Adels antaſten ſollte, nicht nur zu widerſprechen, ſondern ihm Widerſtand zu leiſten, ohne dadurch des Hochverraths verdächtig zu werden. Dagegen haben aber auch noch im Jahre 1846 die ungariſchen Edelleute das Recht, ihre Unterthanen einzuſpannen und zu prügeln, ſo viel es ihnen gefällt. Das nennen die Leute *hiſtoriſch begründet.*

∴ Die Ungarn, die, mehr als andere Nationen, ihre großen Dichter ehren, haben einem neuen Dampfſchiffe den Namen „Kisfaludy“ beigelegt. (Kisfaludy iſt bekanntlich der Petrarca des ungariſchen Helikon.)

∴ Auf dem ungariſchen Nationaltheater hat ein neues Stück, „Paul Amade und ſeine Familie“, kein Glück gemacht, obgleich der Stoff deſſelben der ungariſchen Geſchichte entlehnt iſt. Der Verfaſſer heißt Abrany.

Philadelphia. Vom nächſten Jahre angefangen ſoll hier eine neue, täglich erſcheinende Zeitung in deutſcher Sprache unter dem Titel „die Stadtpoſt“, im Verlage von H. J. Schwacke, herauskommen.

Prag. Joſeph Freund, Redakteur der hier erſcheinenden Unterhaltungsſchrift „Bild und Leben“, iſt, erſt 23 Jahre alt, am Typhus geſtorben. Jeder, der den liebenswürdigen Charakter dieſes jungen, talentvollen Schriftſtellers gekannt hat, bedauert ſein frühzeitiges Hinſcheiden.

∴ Herr Grabowsky, vom Hoftheater in Wiesbaden, gaſtirte hier als Ferdinand in „Kabale und Liebe“, als Monaldeschi im Schauſpiele gleiches Namens und als Poſa im „Don Carlos“, konnte aber trotzdem, daß er in Einzelnheiten gefiel, nicht durchgreifen. Er iſt im Ganzen zu manierirt, zu wenig wahr und hier und da allzu weinerlich.

∴ In der Calve'ſchen Buchhandlung erſcheint eine böhmiſche Ueberſetzung von Palacky's claſſiſcher „Geſchichte Böhmens“.

Rom. Pius IX. hat den Befehl erlaſſen, die Uhr auf Monte Cavallo auf die ſogenannte franzöſiſche Zeit einzurichten und die altväterliche italieniſche Stundenzählung bis 24 abzuſtellen. Bekanntlich hatten die Franzoſen dieſelbe abgeſchafft, aber bei der Rückkehr von Pius VII. iſt ſie mit höhniſcher Hartnäckigkeit wieder hervorgezogen worden.

∴ Der arme Kirchenſtaat hat jetzt nicht weniger als 54,000 Galeerenſklaven zu verpflegen!

Tilſit. Ein unlängſt hier verſtorbener Kaufmann hat den Armen unſerer Stadt 10,000 Thaler vermacht, deren Zinſen alljährlich an ſeinem Sterbetage vertheilt werden ſollen. (Schade, daß es nicht viel ſolcher Kaufleute giebt!)

Wien. Der „Humoriſt“ erzählt: »Dem. Fanny Elßler iſt in Neapel Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden; ſie hat den Doctorſchuh erhalten, nachdem ſie eine höchſt gelehrte Disputation, „de rebus Cachuchabus in via et vita Lanzeriensi“, geſchrieben, welche den Preis erhalten hat. Sie iſt von der Akademie mit einer toga palmata aus Lava-Tricot bekleidet worden. Was bleibt nun für Herrn Liſzt übrig, wann er nach Neapel kommt? Vielleicht ernennen ſie ihn zum „Ehren-Veſuv“ oder zum „pompejaniſchen Ausgrabungs-Comité-Beiſteher“. Auch gut!

∴ Im Hofburgtheater iſt Zieglers uraltes Schauſpiel „die Mohrin“ neu gewaſchen und unter dem Titel „Liebe ohne Grenzen“, zugeſtutzt von Carl Töpfer, aufgetiſcht worden.

∴ Im Theater an der Wien iſt ein Gemälde aus dem Kriegerleben, „der Tambour der Garde“, von der Kritik ausgetrommelt worden. Verfaſſer dieſes dramatiſchen Wechſelbalges iſt ein Herr Mirani.

∴ Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat hat ſiebenzehn öffentliche Bibliotheken, die, nach der letzten Zählung, 1,280,860 Bände beſitzen. Die kaiſerlich-königliche Hofbibliothek hat 312,000 gedruckte Bücher. Die Dotation ſämmtlicher ſiebenzehn Bibliotheken iſt 39,000 Gulden, wovon die Hofbibliothek allein 19,000 erhält.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Bei den Eheverlöbniſſen der alten Thracier fand folgender Gebrauch ſtatt. Die Braut nahm ein dünnes glühendes Eiſen und brannte damit ein Zeichen auf die Stirn des Bräutigams, der ſeiner Braut ein Gleiches that; dies galt bei ihnen als Zeichen der Vermählung.

— Mathias Raßler, welcher die „Bavaria santa“ von Mathias Rader (Ingolſtadt, 1582. Fol.) unter dem Titel „Heiliges Baierland“ ins Deutſche überſetzte (Augsburg, 1750. Fol.), widmete ſeine Ueberſetzung der heiligen Mutter Gottes. Am Schluſſe der langen Zueignung entſchuldigte ſich der Ueberſetzer, daß er ſo kühn geweſen ſei, eine ſo hohe Frau mit ſo niedrigen Zeilen zu incommodiren!

Treffer und Nieten.

* Die „Abendzeitung“ theilt folgende Proben aus einer neuen deutſchen Sprachlehre mit: Runzeln iſt ein Zeitwort. Strumpfband iſt ein Bindewort. Ohrfeige iſt ein Empfindungswort. Verſtand iſt ein Nebenwort. Michaeli und Jakobi ſind Zahlworte. Geld iſt ein Mittelwort. Präſent iſt ein Vorwort. Eſel iſt ein Beiwort. Stehlen iſt ein zueignendes Fürwort. Betteln iſt ein Sammelname. Keule iſt ein Schlagwort, Hebamme ein Hilfszeitwort und geheimer Polizeiſpion ein anzeigendes Fürwort.

* M. G. Saphir ſagt: »Irren iſt menſchlich. Daher glauben die Leute, ſie ſind ſchon menſchlich, wenn ſie irren; da irren ſie ſich aber unmenſchlich!«

* Das „Dampfboot“ bringt folgenden Gedanken:

»Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil,
Brauch' gegen Ochſen ſtatt des Schwertes ſtets das Beil.«

Soeben iſt erſchienen:

NARRENALMANACH
für
1847
von
Eduard Maria Oettinger.
Fünfter Jahrgang. Preis 2 Thlr.
Inhalt:
Vor- und Nachrede. — **Sans-Souci.** — Der ſchwarze Chriſtoph, oder Limonade, Marmelade und Orgeade. — Ein Berliner Abenteuer, oder Lavendel, Myrth' und Thymian.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus den
Denkwürdigkeiten
der
Helene Kottannerin
1439. 1440.
gr. 8. broſchirt. Preis $^2/_3$ Thaler ord.

Im Verlage der **Gebauer**'ſchen Buchhandlung erſchien ſoeben:

Richard Morning, Zeitgedichte.
Schön geheftet. Preis 27 Ngr.

Dieſe ſo freimüthigen und vortrefflichen Dichtungen, deren Debit in Preuße verboten wurde, berühren die intereſſanteſten politiſchen Tagesfragen und en ſprechen gewiß in jeder Beziehung auch den ſtrengſten Anforderungen.

Bei **Graß, Barth und Comp.** in **Breslau** iſt ſoeben erſchienen und durc alle Buchhandlungen zu beziehen:

K. A. Menzel, Geſchichte der Deutſchen,
von der Reformation bis zur Bundes-Akte.
11 Bde. gr. 8. Velinp. Preis 26 Thaler.

Die „Halleſche Literaturzeitung" ſagt in der Beurtheilung dieſes Werkes: »Daſſel ſtellt zum erſten Male die neuere deutſche Geſchichte **unter dem Geſichtspunkte un Einfluſſe der Religion und ihrer Lehrer** dar, und füllt von dieſer Seite ei Lücke, wie ſie nicht Jeder auszufüllen im Stande iſt. Gewiß, dieſes Werk verdient a die Nachwelt zu kommen, und wegen der Anfechtungen tröſte ſich der Verfaſſer, daß nu das Gemeine ſelten verkannt, und nur die gute Frucht von den Wespen angeſtochen wird

---

Hierbei Nummer 10 des „Extra-Charivari".

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 10.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Ueberſicht

aller Ueberſetzungen der Schiller'ſchen Dramen.

Von E. M. Oettinger.

Vor länger als drei Jahren gab ich im „Charivari“ eine Ueberſicht aller mir bekannten Ueberſetzungen von Schillers Dramen. Seit jener Zeit habe ich dieſe Liſte ſehr vervollſtändigt, und theile ſie nun als Contingent zu einer künftigen Schiller-Literatur den Verehrern des größten unſerer vaterländiſchen Dichter mit.

Die Räuber.

(Die erſte Auflage des deutſchen Originals erſchien Mannheim 1781.)

Franzöſiſch u. d. T. „Les Voleurs“, überſetzt von Friedel im zwölften Bande des „Nouveau Théâtre allemand“, Paris 1785. U. d. T. „Robert, chef des brigands“, von J. H. F. La Martellière, Paris 1793, ebendaſelbſt 1799. U. d. T. „Les Voleurs“ von A. C. D. P. (Auguſt Creuzé de Paris) Paris 1795. 8.

Engliſch u. d. T. „The Robbers“, London 1792, überſetzt von B. Thompſon, London 1800; von M. Render, London 1800.

Däniſch u. d. T. „Roeſwarbundet“, von C. A. Nicander, Stockholm 1834.

Verſchwörung des Fieſco.

(Mannheim 1783.)

Franzöſiſch von J. H. F. La Martellière, Paris 1799.

Engliſch u. d. T. „Fiesco, or the Genoese Conspiracy“, überſetzt von G. H. N. (Noehden) und L. S. (Stottard) London 1796.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1819; von A. Bazzani, Wien 1841.

Kabale und Liebe.

(Mannheim 1784.)

Franzöſiſch u. d. T. „L'amour et l'intrigue“, von J. H. F. La Martellière, Paris 1799. U. d. T. „La fille du musicien“, von M. M. Crosnier und de Ferrière, Paris 1825. U. d. T. „Amour et Intrigue“, von G. de Mailly, Paris 1826. U. d. T. „L'intrigue et l'amour“, von M.

Delaville de Mirmont, Paris 1826. U. d. T. „L'amour et l'intrigue", von M. de Barante, Paris 1834.

Engliſch u. d. T. „Cabal and Love", (von J. J. K. Timäus), London 1795, Leipzig 1796. U. d. T. „The minister", von M. Lewis, London 1797.

Italieniſch u. d. T. „Amore e Raggiro", von M. Leoni, Florenz 1817.

Schwediſch u. d. T. „Kabal och Kärlek", von H. Sandſtroem, Stockholm 1833.

Don Carlos.

(Leipzig 1787.)

Franzöſiſch von A. Lezay-Marnézia, Paris 1799 und 1808; von J. H. F. La Martellière, Paris 1799; von M. de Barante, Paris 1834.

Engliſch (von G. H. Noehden), London 1798; von J. Wyndham-Bruce, Mannheim 1817; von G. Sabba, Paris 1821; von J. Windham-Bruce, Mannheim 1837 und 1843; von einem Ungenannten, Palermo 1837; von J. Towler, Karlsruhe 1843.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1819; von A. Maffei, Mailand 1835.

Däniſch von C. Molbech, Kopenhagen 1831.

Wallenſtein.

(Stuttgart 1800.)

Franzöſiſch von B. Conſtant de Rebecque, Genf 1809; von F. Lefrançois, Strasburg und Paris 1837, 2 Bde.; von M. de Barante, Paris 1834.

Engliſch „Wallenſteins Lager", überſetzt von F. C. Gower, London 1830. Die „Piccolomini", überſetzt von T. Coleridge, London 1800. „Wallenſteins Tod", überſetzt von T. Coleridge, London 1800.

Italieniſch u. d. T. „La morte di Wallenstein", von F. Bergani, Mailand 1838.

Polniſch von J. N. Kaminski, Lemberg 1837, 2 Bde.

Lateiniſch u. d. T. „Wallenstenii castra", von G. Grieſinger, Tübingen 1830.

Maria Stuart.

(Stuttgart 1800.)

Franzöſiſch von J. G. Heß, Genf und Paris 1816, (vom Freiherrn von Riedern), herausgegeben von H. de Latouche, Paris 1820; von Merlé und Rougemont, Paris 1820, von (P. A. Lebrun), Paris 1820; von M. de Barante, Paris 1835.

Engliſch, London 1801; von W. Peter, Heidelberg 1841.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1816; von A. Maffei, Mailand 1829 und 1835.

Däniſch von K. L. Rahbek, Kopenhagen 1812 und 1836.

Holländiſch von J. Kinker, Amſterdam 1807.

Jungfrau von Orleans.

(Stuttgart 1801.)

Franzöſiſch von C. F. Cramer, herausgegeben von L. S. Mercier, Paris 1802; von H. B. Daulnoy, Düſſeldorf 1815; von Caroline Pavlof, geborene Janniſch, Paris 1839.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1819; von M. E. Frye, Mannheim 1826; von A. Maffei, Mailand 1827, 1828 und 1837.

Däniſch von K. L. Rahbek, Kopenhagen 1813; (von T. Overſkou), Kopenhagen 1833.

Holländiſch von J. Kinker, Amſterdam 1807.

Braut von Meſſina.

(Stuttgart 1803.)

Franzöſiſch von M. de Barante, Paris 1835.

Engliſch von E. Hodges, München 1836; deutſch und engliſch von einem Ungenannten, München 1839.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1819; von M. E. Frye, Mannheim 1826; von A. Maffei, Mailand 1827; von A. Caimi, Mailand 1828; von A. Maffei, Mailand 1837.

Däniſch, Kopenhagen 1834.

Wilhelm Tell.

(Stuttgart 1804.)

Franzöſiſch von J. H. Merlé d'Aubigné, Genf und Paris 1818, Hamburg 1819; von E. Dürre, Strasburg und Paris 1834 und 1839; von J. Mühlhauſer, Paris 1839.

Engliſch von M. Peter, London und Heidelberg 1839; von A. C. White und L. Braunfels Bonn 1841.

Italieniſch von P. Ferrario, Mailand 1819; von A. Maffei, Mailand 1842 8.

Däniſch von K. L. Rahbek, Kopenhagen 1805.

Turandot (nach Gozzi).

(Stuttgart 1802.)

Engliſch von A. Thompſon Gurney, Frankfurt am Main 1836.

Däniſch von M. F. Liebenberg, Kopenhagen 1815.

* * *

Aus der Maſſe der Biographien von Schiller ſind folgende hervorzuheben:

(H. G Gruber), Friedrich Schiller, Leipzig 1805.

J. L Greiner, Schillers Leben und Wirken als Menſch und Gelehrter, Grätz 1826.

Viana, Schiller's und Göthe's Leben, Dünkelsbühl 1826, 2 Bde.

Thomas Carlyle, The life of Schiller, London 1830. (Deutſch, eingeleitet von Göthe, Frankfurt 1830.)

Heinrich Döring, Friedrich von Schiller, Jena 1832 und 1841.

Karl Hoffmeiſter, Schillers Leben, Stuttgart 1838 – 42. 5 Bde.

Karl Grün, Friedrich Schiller als Menſch, Geſchichtsſchreiber, Denker und Dichter, Leipzig 1844.

Guſtav Schwab, Schillers Leben, Stuttgart 1844.

Ein Urtheil über Schiller vom Jahre 1794.

In jenem Jahre erſchien zu Göttingen eine „Katheder-Beleuchtung“, von Juſtinus Pfefferkorn, beider Rechte Doctor, ein Büchlein von 110 Seiten, in dem alle Koriphäen der Lehrſtühle zu Erlangen, Fulda, Gießen, Jena, Frankfurt an der Oder, Leipzig und Mainz freimüthig beurtheilt werden. Ueber unſern Schiller; der darin als herzoglich meining'ſcher Hofrath und Profeſſor der Geſchichte zu Jena figurirt, ſagt jener pſeudonyme Pfefferkorn (Seite 96) Folgendes:

»Schiller hat in den Herzen aller Derer, die ſeinen Namen kennen, einen ſo beneidenswürdigen Platz, daß es überflüſſig iſt, ſeine Verdienſte weitläufiger auseinander zu ſetzen. Die Kraft ſeines Geiſtes zerbrach die Ketten, die das Verhältniß ſeiner frühern Tage geſchmiedet hatte. Mit Adler-Flug ſchwang er ſich dem Lichte entgegen, und all' ſein Wiſſen iſt ſein.

— — — — — — — — — — — —

Leider aber hat er ſeinen Ruhm mit ſeiner Geſundheit erkauft. Ein edler Fürſt, der in Schillers Schriften die Größe des Mannes ſchätzen gelernt, hat es ihm möglich gemacht, zu Zeiten Erholungsreiſen zu unternehmen, und Deutſchland fleht zum Himmel, daß dieſe Reiſen ihn wiederherſtellen mögen. Noch iſt er aber von Vorleſungen dispenſirt, und ſo groß dieſer Verluſt auch für die Akademie iſt, ſo ſehr iſt zu wünſchen, daß er jene nicht vor ſeiner gänzlichen Geneſung wieder beginnen möge.

In Rückſicht des perſönlichen Umgangs iſt es natürlich, daß ein Mann, in deſſen Kopf der Charakter eines Marquis Poſa ſich erzeugen konnte, bei gewöhnlichen Menſchen nicht Befriedigung für ſich finden kann. Gleich höhern Geiſtern, die nur auf kurze Zeit unter Menſchen gebannt ſind und keine Saite berühren können, die ihren verfeinerten Organen gleich tönt, muß ſich der große Mann meiſt in ſeinem eigenen Ideenzirkel verlieren. Er iſt daher, dem Anſcheine nach, zurückhaltend und ſtill, ſoll es aber nicht ſein im Kreiſe ſeiner Vertrauten.

Lächerlich iſt die Klage mancher Leute über dieſe natürliche Zurückhaltung. Soll der Verfaſſer des „Don Carlos“ immer ſo ſprechen, wie ſein Poſa, oder ſoll er ſich Jedem leihen, der nur kommt, um ihn zu begaffen? Wenn die Stunden eines Königs theuer ſind, ſo ſind Schillers Minuten für die Menſchheit koſtbar: denn ein Strahl ſeines Geiſtes würde hinreichen, um zehn Monarchen Anſpruch auf Vergötterung zu geben«

Man ſieht aus dieſem Urtheil, daß Schiller ſchon vor fünfzig Jahren der Liebling des deutſchen Volkes, der Stolz und die Krone unſerer Literatur war.

Er war's und wird es bleiben.

Schmetterlinge.

Wer ſich ohne Liebe zu leben vermeſſen,
Gleicht einer Pflanze, die zu blühen vergeſſen.

* * *

Warum iſt ein Kuß das Süßeſte im Leben?
Weil er giebt im Genuß und genießt im Geben.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 214. Leipzig, 5. November 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der ſchwarze Chriſtoph

oder

Limonade, Marmelade und Orgeade.

Von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

IV.

Vier Wochen ſpäter finden wir Henry premier im Luſtſchloß zu Sans-Souci, umgeben von ſeinem Kanzler, ſeinem Staatsſekretär und ſeinem Ober-Ceremonienmeiſter. Ihre Majeſtät geruhen mit Ihren Räthen zu arbeiten, d. h. Champagner zu trinken.

— Marmelade, fragte der König den Herrn von Baſtey, wie ſteht's mit unſerm Code? Iſt das Geſetzbuch, deſſen Ausarbeitung wir Dir ſchon vor ſechs Wochen aufgetragen haben, bald fertig?

— Sire, ich arbeite Tag und Nacht.

— Und wann, Faulpelz, denkſt Du damit im Reinen zu ſein?

— In längſtens drei Wochen.

— Halte Wort, Kanzler! Wenn heute über drei Wochen der „Code Henry“ nicht fix und fertig iſt, dann jagen wir Dich fort, mein Junge, und machen uns eine andere Marmelade. Verſtanden? fragte Seine Majeſtät, das Glas leerend.

— Vollkommen! antwortete der Graf von Marmelade.

— Und nun zu Dir, Staatsſekretär! Das Volk von Hayti verlangt Preßfreiheit. Soll ich ſie geben?

— Um keinen Preis! rieth der Graf von Limonade.

— Sage mir, warum?

— Ein König, der ſeinem Volke Preßfreiheit gewährt, unterſchreibt ſein Todesurtheil. Noch heute ſäße Ludwig XVI. auf dem Throne der Lilien, wäre er nicht ſo unverantwortlich dumm geweſen, dem elenden Volke Preßfreiheit zu geben. Die gefährlichſten Feinde einer abſoluten Regierung ſind die Zeitungsſchreiber, ſagte der überaus weiſe Staatsſekretär, der auf alle

Journaliſten einen lebenslänglichen Haß geworfen, weil einer dieſer Leute es gewagt hatte, den Grafen von Limonade daran zu erinnern, daß er in früherer Zeit Weinreiſender für ein Champagnerhaus geweſen ſei. Sire, ſetzte der Graf von Limonade mit auffallender Erbitterung hinzu, auch auf Hayti giebt es Zeitungsſchreiber-Geſindel, das ſich über Dich und Deine weiſen Räthe luſtig zu machen unterſteht. Majeſtät, wär' ich an Deiner Stelle, ich würde Jedem, der mich zu tadeln wagt, Fünfundzwanzig auf die Mitternachtsſeite ſeines Ichs geben laſſen!

— Limonade ſpricht wie ein Buch! Kanzler, ſagte der König zu Baſtey, vergiß nicht, im „Code Henry“ für jeden Zeitungsſchreiber, der das Oberhaupt des Staates frech zu verhöhnen wagt, fünfzig Stockprügel feſtzuſetzen.

— Werde nicht ermangeln, ſprach der Graf von Marmelade und machte ſich einen Knoten ins Schnupftuch, um das weiſe Geſetz ja nicht zu vergeſſen.

— Graf von Orgeade, ſagte der ſchwarze Chriſtoph zum Ober-Ceremonienmeiſter, ich hatte Dir aufgetragen, die Statuten des von mir creirten Heinrich-Ordens auszuarbeiten. Iſt das geſchehen? fragte der Monarch, das zwölfte Glas austrinkend.

— Noch nicht!

— Lümmel, warum nicht?

— Ich wollte mir erlauben, Deiner Majeſtät zuvor einen andern Vorſchlag zu machen …

— Laß hören, ſagte der König, den Champagnerkork allerhuldreichſt dem Ober-Ceremonienmeiſter ins Geſicht ſchleudernd.

— Statt des von Dir projektirten Heinrich-Ordens ſollteſt Du lieber gleich zwei Orden, einen für das Civil- und einen für das Militär-Verdienſt ins Leben rufen. Der große Kaiſer Napoleon hat eine Ehrenlegion gegründet; wie wär's, wenn Hayti's Napoleon eine Donner- und Blitz-Legion, den Donner für's Civil und den Blitz für's Militär, das gern einſchlägt, ins Leben rieſe?

— Der Einfall gefällt mir! Graf von Orgeade, ich beauftrage Dich, bis morgen früh die Statuten der Donner- und Blitz-Legion zu entwerfen, ſagte Chriſtoph, das dreizehnte Glas leerend. Für heute haben wir genug gearbeitet. Die Sitzung iſt aufgehoben!

Die Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade erhoben ſich von ihren Fauteuils, nahmen ihre Miniſter-Portefeuille unter den Arm und verneigten ſich. Zuerſt empfahl ſich der Kanzler, dann der Ober-Ceremonienmeiſter und zuletzt der Staatsſekretär. Letztern geruhte Seine Majeſtät zurückzurufen.

— Auf ein Wort, Limonade! ſagte der König, die vierte Flaſche entkorkend. Ich habe Dir unter vier Augen ein großes Staatsgeheimniß anzuvertrauen.

— Loß hören, Majeſtät!

— Guter Freund, ich bin verliebt.

— In die Königin?

— Pinſel, wo denkſt Du hin! Die Dame, die mich gefeſſelt hat, iſt eine franzöſiſche Putzmacherin …

— Eine Putzmacherin? fragte der hocherſtaunte Graf von Limonade.

— Aber was für Eine, alter Junge! Eine Franzöſin, wie's auf Gottes Erdboden vielleicht keine zweite giebt! Sie heißt Joſephine und iſt ein kleiner, ausgelaſſener Satan, der hunderttauſend Teufel im Leibe hat.

Wie eine Katze ſetzt ſie über Tiſche und Stühle, läuft ſo gewandt auf den Händen, wie Unſereiner auf den Füßen, ſchießt Purzelbäume und ſingt und pfeift und lacht den ganzen Tag. Sie iſt ein zu Fleiſch gewordenes Liederbuch, ein Leierkaſten aller ausgelaſſenen Chanſons, eine Nachtigall, die alle franzöſiſchen Gaſſenhauer auswendig weiß; dazu klimpert ſie auf der Guitarre, tanzt wie eine Fee und raucht wie ein Grenadier. Jeder Zoll iſt ein muthwilliger Hanswurſt, der Dir tauſend tolle Schnurren vormacht und hundert Geſchichten, eine ſpaßhafter als die andere, zu erzählen weiß. Und dabei iſt ſie blutjung und reizend-ſchön und hat ein Paar feurige Augen ſo groß, ſagte Chriſtoph und bildete durch Zeigefinger und Daumen einen Kreis, den er an ſein Auge anlegte, und Zähne, mit welchen ſie Kieſelſteine zermalmen kann, und Füße, die nicht viel größer als meine Hände ſind, und einen Leib, ſchlank wie ein Zuckerrohr, und eine Haut, weißer als das ſaftige Fleiſch einer Cocosnuß.

— Sire, Deine Beſchreibung macht mich im höchſten Grade lüſtern, beſagte Putzmacherin kennen zu lernen.

— Sie wird Dich entzücken!

— Das glaub' ich!

— Und Du, Du wirſt ſie heirathen!

— Heirathen? Warum denn gleich heirathen??

— Weil ich's ſo haben will! Um mein weißes Teufelchen ganz in der Nähe zu haben, will ich ſie, wenn ſie Dich geheirathet hat, zur Ehrendame der Königin ernennen, und als ſolche kann ſie dann bei meiner Frau in Sans-Souci wohnen.

— Und ich, ich ſoll die ſpaniſche Wand ſein, hinter der Deine Majeſtät ungenirt ſündigen kann? Sire, das werde ich bleiben laſſen!

— Wie, Graf von Limonade, Du willſt meinen „kleinen Grenadier“ nicht heirathen?

— Nein, Majeſtät, nein!

— Gut, Staatsſekretär, dann jage ich Dich fort und befehle dem Grafen von Marmelade, ſich mit meinem Liebling zu vermählen. Der Kanzler iſt nicht ſo dumm wie Du: er wird mit allen zehn Fingern zugreifen.

— Genauer überlegt, ſagte der ehemalige Weinreiſende, kann ich bei dieſem Handel nur gewinnen. Wenn Du alſo befiehlſt, großer Monarch, ſo will ich die Kleine heirathen.

— Je eher, je lieber!

— Meinetwegen noch heute, meinte der Graf von Limonade.

— Du biſt ein treuer Diener, ſprach Chriſtoph und gab ihm ein paar huldreiche Kopfſtücke.

V.

Acht Tage ſpäter vermählte ſich der Graf von Limonade mit der Putzmacherin und am Tage der Hochzeit geruhte Henry premier den Grafen zum Herzog von Limonade und die Frau Herzogin zur Ehrendame der Königin zu erheben.

Marie Louiſe war außer ſich.

— Racahout, fragte ſie ihre Oberhofmeiſterin, was ſagſt Du zu der Unverſchämtheit meines Gemahls?

Racahout zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Eine hergelaufene Putzmacherin hat er zur Herzogin gemacht? Das fordert Rache!

— Allerdings! ſagte die Nacahout.

— Soll ich die weiße Hexe erwürgen?

— Wozu?

— Vergiften?

— Auch das nicht!

— Was denn? fragte die Königin.

— Gleiches mit Gleichem vergelten! rieth die Oberhofmeiſterin.

— Du haſt Recht! ſagte Marie Louiſe.

Und noch an demſelben Tage geruhte Ihre Majeſtät, die Reihen des Hofſtaats zu muſtern und ihr Auge auf den Gemahl ihrer Nebenbuhlerin, auf den Herzog von Limonade, auf den ehemaligen Weinreiſenden zu werfen.

VI.

Der Herr Staatsſekretär, der keine Ahnung davon hatte, daß die Königin ihm — mehr aus Rache, als aus Neigung — die Sonne ihrer braunen Gunſt zugewendet habe, war ein höchſt furchtſamer Patron und als Gemahl der kleinen Joſephine keineswegs beneidenswerth, denn die Herzogin geruhte, ihren Herrn und Gebieter ganz en canaille zu behandeln und ihm Dinge zuzumuthen, die ihn im Stillen tief empörten; doch ſtand er ſo ſehr unter dem Pantoffel des „kleinen Grenadiers“, daß er ihm nie zu widerſprechen wagte und gehorſam wie ein Pudel war. Joſephine betrachtete ihren Gemahl als Koch und als Kammerdiener, aber nicht als Gemahl. Bat der gute Herzog von Limonade um einen Kuß, dann gab ſie ihm einen Naſenſtüber und fragte:

— Alter Knabe, biſt Du verrückt?

Man denke ſich die Pein des guten Limonade, der, wahnſinnig verliebt in ſeine Frau, ſie nur anſehen durfte! Beim Anblick ihrer Reize erlitt er alle Qualen des Tantalus! Eines Tages erniedrigte ſich der verliebte Mann ſo tief, ſeine Frau fußfällig um Erlaubniß zu bitten, ihre Hand küſſen zu dürfen. Statt der Hand reichte ſie ihm die Spitze ihres Schuhes und ſagte:

— Sei zufrieden!

Und der Herzog küßte ihren Fuß und war ſelig. Aber weniger genügſam war der König.

— Henry, fragte ſie eines Abends, als ihr Herr Gemahl vor dem Eingang ihres Boudoirs Wache hielt, iſt Deine gute Frau noch immer auf mich eiferſüchtig?

— Ueber alle Maßen!

— Und was ſagt ſie?

— Sie bedauert meinen ſchlechten Geſchmack und begreift nicht, wie der König von Hayti in eine Putzmacherin verliebt ſein kann.

— Wie unverſchämt! Als ob Deine Frau von beſſerer Herkunft wäre, als ich! Ihr Vater war ein elender Sklave, mein Vater ein freier Portier; ſie hat Cigarren gedreht, ich habe Hüte und Hauben genäht; ſie iſt eine Mulattin, ich bin eine Franzöſin und ich frage Dich ſelbſt, ob Du Dich meiner zu ſchämen brauchſt?

— Du biſt ein Engel!

— Siehſt Du, Henry, auch das haben mir ſchon Viele geſagt, ſprach Joſephine und zwickte lachend einen ſeiner dicken Ohrlappen.

Der arme Herzog, der während der Zeit vor der Thür ſeiner Frau gähnend auf- und abgegangen war, fiel aus den Wolken, als ein pechſchwarzer Page erſchien, der ihn einlud, ſich augenblicklich zu der Königin zu verfügen.

— Was wünſcht Ihre Majeſtät? fragte der furchtſame Mann.

— Sie wünſcht Sie zu ſprechen und zwar jetzt gleich!

— Ich gehorche, ſagte der Staatsſekretär und folgte dem zinnoberrothen Pagen.

— Herzog von Limonade, begann Marie Louiſe, ahnen Sie, weshalb ich Sie habe rufen laſſen?

— Nein, Majeſtät, ſtammelte der ängſtliche Patron.

— Herzog von Limonade, die beleidigte Königin will ſich rächen!

— An mir? fragte der geweſene commis-voyageur, drei Schritte zurückprallend.

— Sie ſind unſchuldig! Ich will mich rächen an meinem Gemahl, der mich zurückgeſetzt hat! Solche Schmach verdient Vergeltung! ſagte Marie Louiſe und legte abſichtlich auf das letzte Wort einen auffallend ſtarken Accent. Herzog von Limonade, fragte ſie dann, verſtehen Sie mich?

— Nein, erwiderte der zitternde Mann.

— Herzog von Limonade, Sie ſind ein Schwachkopf! rief die leidenſchaftliche Mulattin.

— Das gebe ich zu! erwiderte der verwirrte Staatsſekretär.

— Faſſen Sie ſich, Limonade, ſagte Marie Louiſe, nahm ihre Lorgnette und betrachtete den höchſt verlegenen Franzoſen vom Scheitel bis zur Schuhſohle. Herzog von Limonade, begann ſie nach kurzer Pauſe, auch Sie ſind der Ehre Ihres Namens ſchuldig, ſich zu rächen!

— An wem? ſtammelte der Mann der bleichen Furcht.

— An Ihrer Frau.

— Befehlen Ihre Majeſtät, daß ich das ungetreue Weib erdroſſeln ſoll?

— Wiſſen Sie keine beſſere Art, ſich zu rächen? ... Herzog von Limonade, begreifen Sie mich noch immer nicht?

— Nein, Majeſtät! ſtotterte der Dummkopf.

— Herzog von Limonade, Sie ſind dümmer, als ich geglaubt habe! Ich will mich deutlicher erklären: mein Gemahl findet Ihre Frau ſchöner, als mich ... was hält Sie ab, mich ſchöner als Ihre Frau zu finden?

— Ah, Majeſtät, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Königin, ſprach der Herzog von Limonade, ein Herz faſſend, auch mein Herz dürſtet nach Rache!

— Eh bien, vengeons-nous! rief Paquita.

VII.

Zehn Monate ſpäter wurde die Herzogin von Limonade von einem ſchwarzen und, nur wenige Wochen darauf, die Königin Marie Louiſe von einem weißen Weltbürger entbunden.

Der junge Prinz erhielt in der Taufe die Namen Hector Henry und der junge Herzog die Namen Henry Hector.

VIII.

Drei Jahre ſpäter zettelte der Graf von Marmelade im Vereine mit dem Grafen Orgeade, die ſich am Hofe von Sans-Souci durch den Herzog von Limonade zurückgeſetzt ſahen, eine Verſchwörung an, die den ſchwarzen Chriſtoph zu dem verzweifelten Entſchluß trieb, ſich eine Kugel durch ſein geſalbtes Haupt zu jagen.

Solches geſchah am 6. October 1820. Zwei Tage ſpäter ſtarb der Herzog von Limonade vor Schreck am gelben Fieber und gleich darauf kehrte ſeine Wittwe mit dem letzten Reſte ihrer Habe nach Paris zurück. Dort etablirte ſie in der Rue Vivienne ein Modewaaren-Magazin, „zum König von Hayti", machte Bankeroutt, ging dann wieder zum Ballet und glänzte von 1826 bis 1830 im Théâtre des Funambules als — Colombine. Im Auguſt des letzten Jahres ſtarb die Herzogin von Limonade im Hôtel Dieu an den Blattern.

Der Graf von Marmelade, der auf Hayti geblieben war, trat, als General Boyer die Zügel der Republik übernahm, wieder als Schriftſteller auf*). Der Graf von Orgeade aber etablirte in Porte-au-Prince einen Tabaks-Laden und — lebt vielleicht noch heute.

* * *

Zur Geſchichte der Luftſchifffahrt.

Die Pariſer „Epoque" brachte neulich einen intereſſanten Aufſatz über die Luftſchifferei, aus der Feder eines Herrn Dupuis-Delcourt. Man erfährt daraus, daß ſeit der Erfindung des Luftballons durch die Gebrüder Montgolfier (1783) ungefähr fünfhundert Luftſchiffer zuſammen mehr als dreitauſend Male aufgeſtiegen ſind, darunter mehrere über hundert Male, und Green (der Vater) in London im vergangenen Jahre zum 360ſten Male. Von allen dieſen ſind (von 1783 bis auf den heutigen Tag!) nur zehn verunglückt, darunter neun in Folge ihrer Unerfahrenheit oder Unbeſonnenheit und der einzige, Slader, in Folge eines Schiffbruchs im eigentlichſten Sinne des Worts (1823 in Boſton bei ſeiner 61ſten Fahrt). Die übrigen (neun) verunglückten Luftfahrer ſind die Herren Pilatre de Rozier und Romain, welche (1786) zuſammen, in Folge eines verunglückten Verſuchs, die beiden Methoden der Füllung des Ballons mit Waſſerſtoffgas und (durch Erwärmung), verdünnter atmoſphäriſcher Luft mit einander zu verbinden, zwiſchen Boulogne und Calais den Tod gefunden haben; Zambeccari (in Bologna); Olivari, Bittorf (durch Entzündung des Ballons in der Luft); Mosmont (am 7. April 1806 bei Lille), der ſich ſtatt der Gondel eines einfachen Brettes bediente; Harris, ein ehemaliger engliſcher Marine-Offizier, der zwei Ventile mit zwei Seiten am Ballon anbrachte; Madame Blanchard, geborene Armant, die (am 6. Juli 1819 in Paris in einem mit Feuerwerkskörpern verſehenen Ballon in der

---

*) Er ſchrieb u. A. „Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Haiti", Sans-Souci, 1820. 12., ein Buch, das ziemlich ſelten iſt, weil nur hundert Exemplare davon abgezogen werden ſind.

Dunkelheit in die Luft ſtieg und durch Entzündung deſſelben und Herabſtürzen den Tod fand; endlich Cocking, der ſich eines umgeſtülpten Fallſchirms bedient und hierbei (am 27. September 1836) in London das Leben einbüßte.

Montgolfiers erſte Luftfahrt fand am 5. Juli 1783 zu Annonay ſtatt und Rozier ſtieg zum erſten Male in Begleitung des Marquis d'Arlandes am 21. November 1783 im Schloß zu La Muette*).

Mucker-Lied.

Aus dem Fremdenbuche auf der Rudelsburg**).

Halb zehn Uhr täglich beten
Und Bibelſprüch' im Maul,
Sonſt hab' ich nichts von Nöthen,
Bin ganz erſchrecklich faul.
Ich war ein armer Schlucker,
Hatt' kaum das liebe Brod,
Da wurde ich ein Mucker,
Und nun hat's keine Noth!

Bei jeder neuen Sitzung,
Die unſ're Bande hält,
Da wird mir Unterſtützung
Durch blankes baares Geld;
Daß ich bin fromm geworden,
Hat mir gar ſehr gefrommt,
Vielleicht, daß noch ein Orden
Mir in das Knopfloch kommt.

Den Kopf gehängt zur Erde,
Geh' ich des Morgens aus:
Mit heuchelnder Geberde
Tret' ich ins Kaffeehaus,
Trink' Waſſer dort mit Zucker
Und werbe Fromme an;
Kein Menſch ahnt, daß ein Mucker
Zu Hauſe ſaufen kann.

Zu hohem Zins verleih' ich,
Was ich beim Muckern ſpar',
Und meine Seele weih' ich
Dem Himmel immerdar;
Und den Gewinn notir' ich
Im frommen Brüderheft:
Auf dieſe Weiſe führ' ich
In Frieden mein Geſchäft.

Des Abends im Theater
Sitz' ich mit gier'gem Sinn,
Und ſchmunzle wie ein Kater
Nach jeder Tänzerin;
Mit meinem Operngucker
Schau' ich nach Wad' und Bruſt:
Ach, lieber Gott, ein Mucker
Hat auch ſo ſeine Luſt!

Dann ſchleich' ich ſtill zur Klauſe,
Da wo mich Niemand ſieht,
Und nach dem Abendſchmauſe
Sing' ich ein frommes Lied
Recht laut an heil'ger Stätte,
Von Jeſu Glanz und Thron,
Derweilen macht mein Bette
Die kleine Jette ſchon.

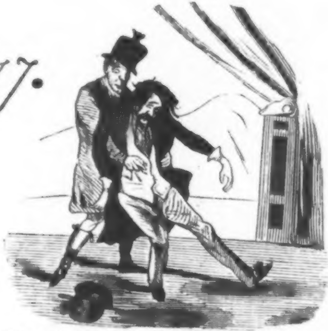
Ich preiſe die Regierung
Und finde Alles gut,
Ich fliehe die Verführung
Der jetz'gen Freiheitsbrut.
So leb' ich armer Schlucker
Ganz heiter, Gott ſei Dank!
Und das Geſchäft als Mucker
Treib' ich mein Lebenlang.

---

*) Ausführlicheres über die Luftſchifferei findet man in Kramps „Geſchichte der Aeroſtatik“ (Straßburg, 1784 2 Bde. 8.) und in Zachariä's „Elemente der Luftſchwimmkunſt“ (Wittenberg, 1807).
C. M. D.

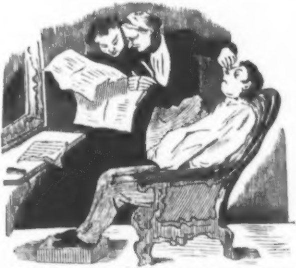
**) Eine ſehr gelungene Compoſition des obigen Liedes iſt bei Friedlein und Hirſch in Leipzig erſchienen.

677.



Auch ein ſchlafender Baron der Intelligenz.

678.



Ueberaus eifrige Leſer des „Sächſiſchen Volksblatts“.

Zapfenſtreich.

Arenenberg. Die liebenswürdige Frau von Oven (einſt Fräulein Charlotte von Hagn — die Unerſetzliche —) hat das durch den Aufenthalt der Königin Hortenſe und ihres Sohnes Louis Bonaparte bekannte Schloß Arenenberg gekauft.

Berlin. Die „Times" erzählen uns, daß der König von Preußen den Einwohnern ſeiner Hauptſtadt einen großartigen, wahrhaft königlichen Vergnügungsort zugedacht und dazu 120,000 Pfd St. (840,000 Thaler) aus ſeiner Privat-Chatulle ausgeſetzt habe (?). Es ſolle nämlich ein bedeckter Garten von großer Ausdehnung im Mittelpunkte Berlins als ein öffentlicher Spazierort für den Winter angelegt und mit durch Treibhauswärme zu erhaltenden tropiſchen Gewächſen ausgeziert werden (?). Die ausgezeichnetſten Botaniker und Baumeiſter ſeien zur Entwerfung des Planes und zur Beaufſichtigung der Ausführung deſſelben aufgefordert (?).

∴ Die durch viele Zeitungen verbreitete Nachricht, daß ein deutſcher Prinz ſich mit der Tochter eines hier lebenden Blauſtrumpfs morganatiſch vermählen wolle, wird von der ci-devant Staatszeitung für eine grundloſe Erfindung (d. h. Lüge!) erklärt.

∴ Dr. Titus Ulrich, der Dichter des „hohen Liedes", hat ein zweites epiſches Gedicht beendigt, das vielleicht noch im Laufe dieſes Winters die Preſſe verläßt.

∴ Die Angriffe auf Dem. Jenny Lind, als Sängerin und mehr noch als Menſch, werden immer zahlreicher und entſchiedener. Der „Freimüthige" ſagt: »Augenzeugen erzählen, daß Dem. Lind an dem Tage, an welchem ſie ihr Gaſtſpiel-Honorar erwartet, aller Liebenswürdigkeit entblößt ſei. Mit ängſtlicher Spannung frage ſie jede Minute, ob das Geld noch nicht angekommen. Sie iſt fieberhaft aufgeregt und fürchtet, das Geld werde nicht kommen, man wolle ſie darum betrügen! Ein Zittern erfaßt ſie, wenn das Erwartete endlich ankommt. Ihre ſonſt glanzloſen Augen blitzen ein unangenehmes Feuer aus. Sie zählt das Geld und zählt es wieder, bis ſie ſich von deſſen Richtigkeit überzeugt hat.« (Und das nennt ſich eine Künſtlerin?)

∴ Der „Geſellſchafter" ſchreibt: »In Berlin begehen noch immer etliche Herausgeber ſchlechter Tagesblätter die Unverſchämtheit, ihre Zeitſchriften Dieſem oder Jenem aufzudrängen; ja man erlaubt ſich, wenn die beantragte Abonnements-Zahlung verweigert wird, ſogar boshafte Andeutungen und Drohungen. Beſonders ſind es die Mitglieder der Bühne, heimiſche und fremde, die von ſolchen Zudringlichkeiten ſchwer zu leiden haben.« (Von dieſer Peſt iſt unſer Leipzig bis jetzt glücklicherweiſe verſchont geblieben. Kein Leipziger Blatt, ſelbſt das allerärmſte, wagt ſolche Niederträchtigkeit, und kein Hiſtrione kann ſich rühmen, daß ein Leipziger Journal ihm eine Abonnements-Piſtole auf die Bruſt geſetzt hat.)

∴ Die hieſigen Zeitungen berichten: »Ein jüdiſcher junger Mann verſuchte in einem hieſigen Laden zwei Spielmarken als Friedrichsd'ors umzuwechſeln u. ſ. w.« — Warum, fragt der „Figaro", leſen wir bei unzählig vielen Fällen dieſer Art niemals »ein chriſtlicher junger Mann u. ſ. w.« Muß denn bei ſolchen widerlichen Angelegenheiten der Jude, der ſonſt immer zurückgeſetzt wird, hervorgehoben werden? Bei Dieben und Betrügern ſollte eine Gleichheit vor dem Buchſtaben des Geſetzes ſtattfinden. (Der kleinliche Judenhaß macht ſich gern bei jeder Veranlaſſung auf höchſt kindiſche Weiſe bemerkbar.)

∴ Ein Gensd'arme wird verlangt — nämlich von einer kinderloſen Wittwe, welche in der „Voſſiſchen Zeitung" eine zweite Ehehälfte ſucht und am liebſten einen Gensd'arme heirathen möchte. (Ein ſonderbarer Geſchmack!) Die Wittwe ſoll von ihrem Seligen, der ebenfalls der edlen Gensd'armerie angehört hat, ein Cigarren-Geſchäft geerbt haben. Dieſer guten Wittwe kann geholfen werden, denn unſere Stadt hat bekanntlich keinen Mangel an Gensd'armes. Die gute Calypſo wird bald wieder unter die Haube kommen.

Bonn. Die Theilnehmer an dem vielbeſprochenen Raube der Dokumente zu Gunſten der Gräfin Hatzfeld werden, wie bekannt, ſteckbrieflich verfolgt. Von einem derſelben heißt es im Signalement: »Religion: evangeliſch; Aeußeres: jüdiſch.« (Iſt das chriſtlich?)

Breslau. Am 18. October iſt hier eine Volksbibliothek eröffnet worden, die allſonntäglich von zwei bis vier Uhr für Jedermann zugänglich iſt. Die Bibliothek zählt gegenwärtig 1034 Bände. Der Zutritt iſt unentgeldlich. (Bravo!)

Brüſſel. Von großem Intereſſe iſt eine hier erſchienene kleine Schrift: „Meine Emancipation, Verweiſung und Rechtfertigung", von Louiſe Aſton. Ob die Schriftſtellerin in dem Buche ihren Zweck erreichen wird, iſt zweifelhaft; jedenfalls aber iſt das Buch ſehr intereſſant.

∴ Ein hieſiger Inſtrumentenmacher, van Hecke, ein reicher und gebildeter Mann, will einen Luftwagen erfunden haben, mit welchem er nach Belieben in der Luft nach jeder Richtung hinfliegen zu können behauptet. Die Regierung hat ihm zu einem Verſuch den großen Eiſenbahnhof in Mecheln bewilligt.

Coblenz. Bei der hieſigen Gemeindewahl ſind ein freiſinniger Katholik und ein geachteter Jude gewählt worden. (Bon!)

Cöln. Bei den hieſigen Wahlen hat es leider nicht an Wahlumtrieben gefehlt; dahin gehört, daß am 11. October, als das Wahllokal eben geöffnet war, ein hieſiger Fabrikant mit einem Schilde an den Eingang trat, auf welchem auf der einen Seite »Kein Jude!« auf der andern der Name eines Candidaten geſchrieben ſtand. Dieſes Verfahren erregte großen Unwillen und endigte mit Ohrfeigen, Fauſtſchlägen und der Wegnahme des Schildes durch die Polizei. Der Anſtifter dieſer Scene gehört zu Denen, welche bisher die Mehrheit hatten.

Conſtantinopel. Der bekannte Klavierpauker Franz Liſzt iſt hier angekommen.

Darmſtadt. Der bekannte Kupferſtecher C. F. Grünewald hat ſich in der neueſten Zeit viel mit dramatiſchen Arbeiten beſchäftigt und zwar nicht ohne Erfolg. Eine Poſſe, „der Herzog von Bordeaux", nach Oettingers gleichnamiger Humoreske in ſeinem „Onkel Zebra", iſt auf mehreren Bühnen (Darmſtadt, Nürnberg u. a.) ſehr beifällig aufgenommen worden. Gegenwärtig liegen zwei neue Stücke gedruckt vor: „der Diamantſchmuck", Luſtſpiel nach dem engliſchen Roman „Morley Ernſtein", von James, und „Emma", Drama nach Hauffs Novelle „Jud Süß". Letzteres ſoll reich an dramatiſchen Schlaglichtern ſein.

Dorſten. Die ſtigmatiſirte Thereſe Winter blutet noch immer jeden Freitag zur fanatiſchen Luſt eines entgeiſtigten Volkes. Es iſt fürwahr ſchwer, unter ſolchen Umſtänden Achtung für die Menſchheit zu bewahren.

Dresden. Am 21. October genoß ein Haſe der beſondern Ehre und Auszeichnung, von dem königlich ſächſiſchen Hegereiter Häntſch auf dem Rothhäuſer Reviere bei Dresden mittelſt Schießbaumwolle erſchoſſen zu werden. Die letzten Worte, welche über die Lippen des ſterbenden Haſen glitten, waren „Schönbein und Böttcher!" (Das wird Herrn Otto in Braunſchweig ſehr kränken!)

Düſſeldorf. Die Nachricht, daß unſer Leſſing ſich entſchloſſen habe, den ihm angebotenen Kontrakt des Städel'ſchen Inſtituts zu Frankfurt abzulehnen, iſt hier allgemein mit lebhafter Freude begrüßt worden, da Leſſing als Künſtler, wie als Menſch, hier mit Recht in gleich hoher Achtung ſteht.

Frankfurt. Der Bundestag hat ſeine Verſammlungen geſchloſſen, um drei Monate lang von der Laſt ſeiner vielen Geſchäfte auf dem Pfühle ſeiner Lorbeern auszuruhen.

∴ Die „Oberpoſtamts-Zeitung" meldet: Den Herren Schönbein und Böttcher wird die ihnen vom deutſchen Bunde zugeſagte Nationalbelohnung unter keinen Umſtänden entgehen, ſofern ſich deren Baumwolle in allen Stücken probehaltig zeigt. Doch ſoll dieſe Summe nicht als Kaufpreis für das Geheimniß, ſondern als Gabe der Anerkenntniß zu betrachten ſein. (Das wäre ja nobel!)

Genf. Herr James Fazy, der Präſident der proviſoriſchen Regierung, redigirte vor ſechszehn Jahren in Paris das radikale Journal „la révolution", und blieb nach ſeiner Rückkehr in die Schweiz mit den Pariſer Republikanern in enger Verbindung.

Ghent. „Jagnes van Artevelde" heißt eine neue fünfaktige Oper von dem niederländiſchen Tondichter Bovery, die hier, mit großer Pracht in Scene geſetzt, eine enthuſiaſtiſche Aufnahme gefunden hat.

Gräfenberg. Die hieſige Waſſerheilanſtalt zählt gegenwärtig gegen 700 Kurgäſte. Doch hat Vater Prießnitz an einem Nachbarn einen gefährlichen Nebenbuhler, der das Klappern noch beſſer verſteht. Ein gewiſſer Schrott in Lindewieſe heilt ſeine Kranken nicht mit Waſſer, ſondern mit Wein. Die Kranken bekommen nichts zu eſſen als trockene Semmeln und müſſen drei Tage lang den größten Durſt ausſtehen. Dann aber bekommen ſie Wein vollauf, wobei der Doctor, um ihnen Muth zu machen, mit ihnen um die Wette einnimmt, was andere Aerzte bleiben laſſen. Item das vereinte Bemühen hilft und es gehen nun eine Menge Patienten vom Waſſerdoctor Prießnitz zum Weindoctor Schrott. (Dorfzeitung.)

Harlem. Zwei deutſche Geſchichtswerke, L. Ranke's „Geſchichte der Päpſte“ und E. Birchs „Geſchichte Ludwig Philipps“, werden hier ins Holländiſche überſetzt, das erſtere von K. Sybrandi, das letztere von D. Bergens.

Hermannſtadt. In ganz Ungarn und Siebenbürgen circulirt zum Schrecken der Geiſtlichkeit eine ungariſche Ueberſetzung von E. Sue's „ewigen Juden“. Sie wird mit großer Begierde verſchlungen. (Vermuthlich nur, weil ſie verboten iſt!)

Kaſſel. Seit 1824 ſind in Kurheſſen nicht weniger als 201 Verbote gegen Bücher und Zeitſchriften erlaſſen worden, von denen auf die erſten zwanzig Jahre bis 1843 nur 94, auf die letzten zwei und dreiviertel Jahre hingegen 107 kommen. Im Jahre 1843 betrug die Zahl der verbotenen Schriften 7, im Jahre 1844 bereits 34, im folgenden Jahre 42 und in den letzten 9 Monaten ſchon 31. (Wenn das ſo fortgeht, dann wird bald die ganze Literatur Deutſchlands im lieben Kaſſel verboten ſein!)

Kiel. Theodor Olshauſen iſt in Folge einer Entſcheidung des hieſigen Ober-Appellationsgerichts wieder in Freiheit geſetzt.

Kopenhagen. Die bekannte Violoncelliſtin Liſe B. Chriſtiani (Barbier) iſt vom König von Dänemark zur Kammervirtuoſin ernannt worden. (Dagegen wird Schleswig-Holſtein hoffentlich nichts einzuwenden haben.)

Leipzig. Nr. 42 der „Theater-Locomotive“, deren Feuilleton diesmal viel Pikantes enthält, befindet ſich unter Anderm auch ein gut geſchriebener Artikel gegen Herrn Laube und deſſen ſchleppetragenden Kalinsky-Queue, wozu leider auch die „Theaterchronik“ gehört, die den Michelbeer'ſchen „Struenſee“ tadelt, weil Berlin dadurch den „Struenſee“ ihres Günſtlings Laube zurückgeſetzt hat. Die „Locomotive“ bezieht ſich auf die „Spener'ſche Zeitung“. Letztere ſagt: »Michelbeers „Struenſee“ fährt fort mit ſeinem Verbündeten, der genialen Muſik Meyerbeers, ihre Anziehungskraft auszuüben. Dieſelbe iſt in acht Tagen drei Mal vor einem jedes Mal in allen Räumen gefüllten Hauſe gegeben worden. Der Antheil, welchen die, trotz der Dauer der Dichtung, doch mit ſteter Spannung folgenden Hörer dem Werke widmen, beweiſt immer mehr, wie glücklich der Beſchluß war, den „Struenſee“ Michelbeers endlich zur Aufführung zu bringen.« Sind wir, was die dramaturgiſchen Lehrſätze Rötſchers betrifft, auch fern, in verba magistri zu ſchwören, ſo trauen wir ihm doch Wahrhaftigkeit genug zu, um in einer Berliner Zeitung nicht dem Berliner Publikum ins Angeſicht zu lügen. Ueberdies ſtimmen die Berichte in den andern Zeitungen damit vollkommen überein. (Die Clique des Herrn Laube hat dagegen die grandioſe Unverſchämtheit, zu behaupten, Michelbeers „Struenſee“ habe in Berlin mißfallen; es habe ſich keine Hand gerührt u. ſ. w. Glücklicherweiſe aber durchſchaut das Publikum dieſe unſaubern Machinationen und wendet ſich mit mitleidigem Lächeln von den ſogenannten Erfolgen der Laube'ſchen Muſe weg und geht ihnen gern aus dem Wege, weil das bekannte Sprichwort „Eigenlob u. ſ. w.“ eine fatale Nachwirkung zurückläßt.)

∴ Die „Wiener Muſikzeitung“ ſchreibt: Herr Labitzky in Karlsbad, Böhmens Strauß, ſoll den Antrag erhalten haben, die Stelle des jüngſt verſtorbenen Poſauniſten Queißer bei dem Theater und bei den Gewandhaus-Conzerten in Leipzig einzunehmen. Als der berühmte Hofkapellmeiſter Fux Kaiſer Karl dem Sechſten einſt das Compliment machte, daß Seine Majeſtät jeden Augenblick den beſten Kapellmeiſter abgeben könnte, antwortete ihm der Kaiſer: »Ich ſtehe mich ſo beſſer.« — Sollte dies nicht auch auf Herrn Labitzky angewendet werden können? (Ja wohl! Ja wohl!)

∴ Der Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“ läßt nun ſchon zum vierten Male das Geſtändniß abdrucken, daß das Feuilleton ſeines Journals ein „zuſammengerafftes Sammelſurium von uralten Notizen und Anekdoten“ geweſen ſei. Wir haben ihm dies ſchon das erſte Mal geglaubt; nun aber wäre es Zeit, ſtatt dieſes Steckbriefs endlich ein gutes Feuilleton zu bringen.

∴ Der bekannte Pianiſt Rudolph Wilmers hat, bei Friedrich Kiſtner, unter dem Titel „Gruß an Wien“ eine pikante Polka, dem Meiſter Johann Strauß gewidmet, erſcheinen laſſen.

∴ In Karl Gutzkows mit Cenſur erſchienenen „Briefen aus Paris“ heißt es bei Beſprechung der Merkwürdigkeiten des Aachener Doms: »Auch den Schädel Karls des Großen ließ ich dem Sakriſtan. Ich kann nicht ſehen, daß Jemand auf den Schädel Karl des Großen klopft, um zu zeigen, daß dieſer eben ſo hohl und leer klingt, wie der Schädel der gewöhnlichen Fürſten unſerer Tage.« (Herr Gutzkow ſcheint alſo noch nicht

Luſt zu haben, Hofrath werden zu wollen, wie — salva venia! — der Legationsrath Dingelſtedt.)

∴ „Still und bewegt“ heißt die neue Gedichtſammlung eines jungen öſterreichiſchen Poeten, die bei J. J. Weber erſcheinen ſoll. („Still und bewegt“ iſt bekanntlich auch die Deviſe der Berliner Droſchken.)

∴ Eine Berliner Zeitung nennt den baieriſchen Geſandten am Hofe der Tuilerien Baron von Oettingen-Wallerſtein. Weiß ſie nicht, daß er ein Fürſt iſt?

∴ In einigen auswärtigen Zeitungen treibt ſich die Ente herum, daß ein hieſiges Bankierhaus dem Beſitzer des abgebrannten „Hôtel de Pologne“ zum Aufbau dieſes Gebäudes achtzigtauſend Thaler ohne Zinſen vorgeſchoſſen habe. (Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich ſelbſt! Man nenne uns dieſen noblen Bankier, damit wir ihn noch bei Lebzeiten in Spiritus ſetzen und als weißen Raben für Geld ſehen laſſen.)

∴ Unſer harmloſes „Tageblatt“ iſt wieder das Schlachtfeld zweier Faktionen geworden, von denen die eine verlangt, daß die Vorſtellungen unſeres Theaters um Sechs, die andere, daß dieſelben um halb Sieben ihren Anfang nehmen ſollen. Die Direktion ſteht zwiſchen beiden Parteien, unentſchloſſen, was ſie thun ſoll. Sie ſollte, um keine dieſer beiden Faktionen zu kränken, erſt um zehn Uhr Nachts beginnen laſſen. Das Parterre könnte dann, ſo oft unſer überaus würdiger Ober-Regiſſeur Marr beſchäftigt iſt, manchem obdachloſen Kunſtfreunde zugleich auch als Schlafſtelle dienen.

London. Der engliſche Adel (nobility) zählt jetzt 26 Herzöge, 17 Marquis, 213 Earls, 78 Vicomtes und 231 Barone. Die Gentry beſteht aus 500 engliſchen, 200 ſchottiſchen und 100 iriſchen Baronets. Ganz England hat 25 Ritter des Hoſenband-Ordens (order of the garter) und gegen 400 Ritter des Bath-Ordens (order of the bath).

∴ Schon wieder hat ſich eine vornehme Lady (Roſa Somerſet, Tochter des Herzogs von Beaufort) von einem Garde-Kapitän (Francis Lovell) entführen und nachgehends heirathen laſſen.

∴ Der Anreger des Socialismus, R. Owen, iſt wieder nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, nachdem er binnen ſechs Monaten vier Mal das atlantiſche Meer durchſchifft hatte. Obgleich über 75 Jahre alt, iſt er noch ſo enthuſiaſtiſch wie je in Verfolgung ſeiner Reformplane.

∴ Herr Birch, der den Göthe'ſchen „Fauſt“ ins Engliſche überſetzt, hat nun auch mit ſeltener Treue, Strophe für Strophe und Vers für Vers, die „Nibelungen“ übertragen und ſich dadurch um die Literatur Deutſchlands und Englands ein doppeltes Verdienſt erworben.

∴ Die engliſchen Blauſtrümpfe ſind jetzt fortwährend auf Reiſen. Seit den letzten fünf Jahren hat die engliſche Preſſe nicht weniger als zweiundfünfzig Bände Reiſebeſchreibungen aus der Feder langweiliger Miladies geliefert. (Es gehört ein geſunder Magen dazu, auch nur den zehnten Theil dieſer literariſchen Plumpuddings zu verdauen. Die unverdaulichſte aller dieſer Touriſtinnen iſt Miſtreß Trolloppe; die franzöſiſche Sprache verdankt dieſer guten Frau ein neues Zeitwort: se trolopper, was ſynonym mit ennuyer iſt.)

∴ Unſere Stadt iſt gegenwärtig mit falſchen Halb-Sovereigns überſchwemmt, welche electrotypirt und ſo vortrefflich ausgeführt ſind, daß es ſchwer iſt, ſie von den echten zu unterſcheiden.

Madrid. Am 10. October um 10½ Uhr Abends hat in der Atochakirche die Doppel-Vermählung der Königin Iſabella mit dem Infanten Don Francesco de Aſſiſis und der Infantin Luiſa mit dem Herzog von Montpenſier ſtattgefunden. (Man ſieht, daß Frankreich ſich durch Englands Geſchrei nicht irre machen läßt.)

∴ Die endlich vermählte Königin hat ihren Gemahl zum General-Kapitän der ſpaniſchen Armee, ihren Schwager, den Herzog von Montpenſier, zum Ritter des goldenen Vließes, den franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Breſſon, zum Grand von Spanien und Herzog von Santa Iſabel, und den Reiſebegleiter des Herzogs von Montpenſier, Alexandre Dumas, zum Großkreuz des Iſabellen-Ordens ernannt.

∴ A. Dumas hat zu ſeiner Reiſe nach Spanien vom franzöſiſchen Miniſterium 7000 Francs Reiſegeld erhalten, indeß noch 60,000 Francs dazu aufgenommen, um als Berichterſtatter des „Journal des Debats“ mit gehörigem Glanze auftreten zu können. Zu ſeiner Reiſebedienung gehört auch ein Neger, welchem er zwei fantaſtiſche Anzüge, den einen von weißem Atlas mit Silber, den andern von Kaſchemirſhawls machen ließ. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herrn A. Dumas die 60,000 Francs, welche er noch nebenbei auszugeben denkt, vollkommen erſetzt werden.

∴ Ein gewiſſer Olivarrietta, ehèmaliger Redakteur des republikaniſchen Blattes „Huracan“, iſt verhaftet worden, weil er ſich, mit zwei geladenen Piſtolen bewaffnet, in den königlichen Palaſt eingeſchlichen hatte, um, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zu Folge, zuerſt den Herzog von Montpenſier zu ermorden und dann ſich ſelbſt zu tödten. Der „Eſpanol“ meldet, daß beſagter Attentäter, als geiſtesſchwach erkannt, aus Madrid verwieſen worden iſt.

∴ Die moderne Literatur Spaniens leidet, wie die ſpaniſche Zeitungspreſſe, an einem und demſelben Uebel. Der Spanier haßt Alles, was Mühe macht oder Aufmerkſamkeit erfordert, und ſchon das caſtiliſche Sprichwort ſagt: „Despues de comer no mismo un sobre escrito leer“. (Nach der Mahlzeit ſoll man nicht einmal die Aufſchrift eines Briefes leſen.) So aufgelegte oder, richtiger geſagt, nicht aufgelegte Leſer ſind nur durch ſtarke Anregung zu erwecken, weshalb hier nur ſolche Aufſätze geleſen werden, die durch Perſönlichkeiten gewürzt ſind. (Blätter der Gegenwart.)

Mainz. Der durch ſeine geſchichtlichen Forſchungen bekannte Profeſſor Niclas Müller hat, in eigenem Verlage, eine ſehr anziehende Schilderung der „ſieben letzten Kurfürſten von Mainz und ihrer Zeit“ herausgegeben. Das Buch iſt eine Reihe eben ſo belehrender als ergötzlicher Zeitbilder, die ein reichhaltiges Contingent zur Kenntniß der damaligen Zeit und der in ihnen handelnden Perſonen darbieten.

∴ In unſerm „goldenen Mainz“ circulirt jetzt in Bezug auf die letzten Gemeindewahlen folgendes Epigramm:

»Viel wird hin und her geſtritten,
Darin aber iſt man Eins:
Mainz hat keine Jeſuiten,
Jeſuiten haben Mainz.«

Meran. Friedrich Witthauer, der ehemalige Redakteur der „Wiener Zeitſchrift“, iſt vor Kurzem in unſerm Kurort, wo er ſich ſeit länger als einem Jahre aufgehalten, ſeiner mehrjährigen Krankheit — der Auszehrung — erlegen. Der Verſtorbene — ein Sachſe von Geburt — war ein äußerſt rechtlicher Charakter, als Schriftſteller aber nur ein untergeordnetes Talent. Seine literariſche Hinterlaſſenſchaft beſteht aus einigen aus dem Engliſchen überſetzten Novellen und einer Unzahl von Kritiken über das Wiener Hofburgtheater. Aber auch Letztere zeichneten ſich weniger durch ihren Geiſt, als durch ihre ſtrenge Unpartheilichkeit aus. (Er ruhe im Frieden!)

München. Die ſattſam bekannte Senora Lola Montez hat unſer Publikum in große Bewegung gebracht. Als ſie neulich die Cachucha und dann den Fandango tanzte, war das Publikum getheilter Meinung und zwar ſo ſehr, daß man einerſeits Blumenkränze auf die Bühne warf, andererſeits tobte und pfiff. Zwei von den Pfeifern wurden allerhuldreichſt verhaftet.

New-York. Waſhington Irving, der in Amerika mit Fenimore Cooper die literariſche Strahlenkrone theilt, ſteht im Begriff, von ſeinem ſpaniſchen Geſandtſchaftspoſten zurückzukehren. Man verſichert, daß die „Geſchichte Mahomets“, welche er aus ſpaniſchen Quellen, aus mauriſchen Manuſcripten und Legenden geſammelt hat, bald in die Preſſe wandern wird.

∴ H. W. Prescott, der ſein Geſchichtswerk über die Eroberung Peru's nun vollendet hat, wird dieſer bald das „Leben Philipps II.“ folgen laſſen.

Nordhauſen. Unſer Cotta von Nordhauſen hat ſich wieder einmal um die Leihbibliotheken verdient gemacht. In ſeinem Verlage iſt neuerdings erſchienen: „Uhdo der Stählerne, oder die Ruinen von Drudenſtein“, eine niederſächſiſche Volksſage vom Verfaſſer des „Wollrab von Schreckenſtein“. Fahren Sie nur ſo fort, Herr Verleger, Mord- und Raubgeſchichten in die Leſewelt zu ſchicken, damit Sie nicht um den Titel „Fürſt von Nordhauſen“ kommen.

Paris. Louis Philipp ſchätzt ſeine Lebenszeit nur noch auf ſieben Jahre. Bei Gelegenheit der Heirath des Herzogs von Montpenſier hat der König über zweihundert Sträflingen die Strafen theils vollkommen erlaſſen, theils dieſelben erleichtert. Auch die Gefährten Queniſſets, wegen Mitbetheilung an dem Attentate gegen Louis Philipp zum Tode und im Gnadenwege zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, haben eine Milderung ihres Urtheils erfahren, indem er ihre Strafe auf ſieben Jahre herabgeſetzt hat. Sie gänzlich freizulaſſen, ſchien bei der fortdauernden Attentatswuth gegen Louis Philipp gefährlich; aber nach ſieben Jahren, denkt der greiſe Monarch, ſind Attentate auf mein Leben überflüſſig. (Grenzboten.)

∴ Der „Courrier français" erzählt, der Kaiſer von Rußland habe ſich in dem jüngſten Vertrage mit der Pforte nicht König, ſondern Czar von Polen genannt, „was eine Anmaßung ſei".

∴ Spontini, der einige Zeit bedenklich krank war, befindet ſich — Dank den Muſen! — auf dem Wege der Beſſerung.

∴ Herr Leverrier, der ſich durch die Entdeckung eines neuen Planeten ſo ſchnell weltbekannt gemacht, iſt erſt 31 Jahre alt und aus Saint-Lo gebürtig, wo er, und theilweiſe in Caen, ſeine Studien gemacht.

∴ Nun wird auch dem Jean Nicot eine Statue geſetzt. Bekanntlich hat er zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts den Tabak nach Europa gebracht. (Wir meinen, die Deutſchen hätten ſich die Ehre, dieſen braven Mann durch ein Denkmal zu verherrlichen, nicht nehmen laſſen ſollen, ſagt das „Converſationsblatt".)

∴ Der Bibliothekar Jakob (Paul Lacroix) bereitet die Herausgabe einer großen Anzahl von noch nicht veröffentlichten Briefen, Dichtungen und andern Arbeiten Voltaire's vor. Die auf drei bis vier Octavbände berechnete Sammlung ſoll alle bisherigen Ausgaben von Voltaire's Werken, namentlich die Beuchot'ſche (von ſechzig Bänden) ergänzen.

∴ Das Eigenthum des „Conſtitutionnel" iſt jetzt unter drei Beſitzer getheilt. Ein Drittheil hat der frühere Beſitzer Véron behalten, ein anderes gehört den Herren Thiers und Remuſat und blos das letzte Drittheil iſt von den Herren Moſſelmann und Morny angekauft worden.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Zeitung, der „Conſervateur", gegründet und geſchrieben von vierzig ultraconſervativen Mitgliedern der Deputirtenkammer.

∴ Das Haus der berühmten Ninon de Lenclos, in der Rue des Tournelles, war ſeit einigen Jahren Beſitzthum eines reichen Engländers, der in dieſer, vormals der Liebe geweihten Stätte ſelbſt das kleinſte Andenken an die Aſpaſia des ſiebenzehnten Jahrhunderts mit rührender Pietät aufbewahrt hatte. Dieſer Britte iſt unlängſt geſtorben und nun ſoll das Haus verkauft werden, um ... einer Kaſerne Platz zu machen. (Was wird die gute Ninon dazu ſagen? Am Ende iſt ihr das nicht unlieb!)

∴ Nach einer amtlich angeſtellten Berechnung conſumirt ganz Frankreich jährlich blos 2,500,000 Flaſchen mouſſirenden Champagners, während das Ausland mehr als 4,500,000 Flaſchen verkauft. Am erſten April dieſes Jahres hatten die Weinhändler en gros einen Vorrath von 22,857,971 Flaſchen Champagner, wovon 5,572,581 auf Chalons, 6,373,763 auf Rheims und 10,910,627 auf Epernay lagen. Vom 1. April 1845 bis zum erſten April 1846 wurden 4,505,308 Bouteillen ins Ausland geſchickt, während 2,510,505 im Innern von Frankreich conſumirt wurden. (In Geld umgeſetzt macht dies mehr als 5 Millionen Thaler blos für Frankreich aus.)

Peſth. Vor Kurzem iſt hier die ungariſche Maler-Akademie unter den Auſpicien des Herrn J. Maraſtoni feierlich eröffnet worden.

Prag. Von Dr. E. B. Dietrich iſt in Medau's Verlage eine „Schilderung der Schlacht bei Lowoſitz" (am 1. October 1756) erſchienen.

Rom. Als bei dem letzten Conſiſtorium einige Cardinäle, Freunde des alten Syſtems, eine bedeutende Oppoſition entwickelten, ſoll der Papſt geſagt haben: »Nun gut, wenn man auf mich nicht hören will, wenn ich als Pius IX. rede, ſo werde ich es als Sixtus V. durchzuſetzen wiſſen.«

∴ Der heilige Vater hat den ernſten Entſchluß gefaßt, die Todesſtrafe aufzuheben und durch lebenslängliche Arbeitshaft zu erſetzen.

Stuttgart. Der ci-devant kosmopolitiſche Nachtwächter, Franciscus Dingelſtedt, der noch vor einigen Jahren alle Könige mit Haut und Haaren freſſen gewollt, iſt, ſeitdem er in der Hofrathshaut ſteckt, ſo kirr geworden, daß er den hohen Herrſchaften aus der Hand frißt. Zur Nachfeier der Vermählung des Kronprinzen mit der ruſſiſchen Großfürſtin Olga hat er einen dicken Lobqualm gedichtet, der ſeiner Conſequenz zur höchſten Ehre gereicht!

∴ Dr. Wolfgang Menzel beabſichtigt, ſich in Preußen niederzulaſſen.

Wien. Der Intendant unſeres Hofburgtheaters hat den hieſigen Journalen jeden Tadel deſſelben, er beträfe nun die Schauſpieler oder die Leiter der Anſtalt, gerichtlich verbieten laſſen*). Auch 'ne ſchöne Gegend! Dafür haben die Mitglieder dieſer „Kunſtanſtalt", zur „hohen Geburtsfeier" ihres „gütigen" Chefs, Göthe's „Iphigenie" aufgeführt; der alte Herr ſoll ſich dabei klaſſiſch gelangweilt haben. Uebrigens wurde ihm die Ankündigung dieſer Feierlichkeit durch einen Atlaszettel bekannt gemacht, den die Regiſſeure eigenhändig in ſeine Sommerwohnung aufs Land hinaustrugen. Gott erhalte noch lange dieſes patriarchaliſche Einvernehmen zwiſchen Intendanten und Mitgliedern!

---

*) Und die Journale Wiens nehmen von dieſem Inſtitut noch irgend eine Notiz? Ein Jahr lang daſſelbe gar nicht erwähnen, und man wird die Redaktionen inſtändig bitten, es lieber zu tadeln, als darüber zu ſchweigen.

∴ Franz Grillparzer, deſſen Muſe lange geſchwiegen hat, iſt mit Vollendung eines ſchon vor Jahren entworfenen Trauerſpiels, „Rudolph II.", beſchäftigt.

∴ Unter den neuen Stücken, welche das Hofburgtheater in Ausſicht ſtellt, iſt auch „Odoaker", Drama von A. Moshammer. Dieſer Herr Moshammer hat ſich in allen Gattungen der Schriftſtellerei verſucht. Er hat bereits Geographien, Legenden der Heiligen, Briefſteller für Liebende und Gebetbücher geſchrieben. Fällt er als Dramatiker durch, ſo wird er ein Kochbuch liefern. Uebrigens erzählt man ſich ein hübſches Bonmot von Herrn Moshammer. Als er erfuhr, Herr ***, ein bekannter Wiener Recenſent, habe ihn ſcharf getadelt, bemerkte er: »Ja, wenn ich Dem die erſte Sylbe meines Namens geben wollte — Moos —, ſo würd' er mich loben, als wäre ich — Hammer*).

∴ In Lechners Verlag iſt das erſte und zweite Heft einer periodiſchen Schrift unter dem Titel „Kasperl im Frack" erſchienen; als Herausgeber ſind auf dem Titel die Herren Pur und Lurian (wahrſcheinlich pſeudonym) bezeichnet. Die Illuſtrationen ſind von Cajetan und Andern. Das Büchelchen, nicht ohne Geſchmack zuſammengeſtellt, iſt amuſant; ſehr witzig iſt die Illuſtration „der ſtufenweiſen Entwicklung der primitiven Urform zur menſchlichen Geſtalt — menſchgewordenen Lyra".

∴ Bei einem gewiſſen Naske, der ſich durch ſeine ſkandalöſen Correſpondenzen in den „Jahreszeiten" eine traurige Bekanntheit verſchafft hat, iſt unlängſt wegen eines in Leipzig herausgekommenen Pamphlets „Wiener Kanzlei-Zuſtände" eine Hausſuchung gemacht worden, die aber zu keinem Reſultat geführt hat.

∴ Herr Tſchulik, der Erfinder der typographiſchen Setzmaſchine, hat für ſein Patent von einer nordamerikaniſchen Geſellſchaft 50,000 Francs erhalten. (Wie viel hätte ihm ſein Vaterland dafür gegeben? Wir Deutſche geben nichts für deutſche Erfindungen.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Unter den dämoniſchen Weſen, welche die Einbildungskraft der guten Portugieſen beunruhigen, ſtehen die Bruchas oben an. Kingſton erzählt, es ſeien Frauen, die bei Tage ganz vernünftig leben, bei Nacht aber in große Fledermäuſe verwandelt werden und den Menſchen, oft ſogar ihren eigenen Kindern, das Blut ausſaugen, mithin eine Art weiblicher Vampyre ſind.

— Das Städtchen Königſee im Schwarzburgiſchen war früher der Sitz eines Narren-Gerichts, das alljährlich am Faſchingsdienſtag ſeine Sitzungen hielt und vor deſſen Schranken Jeder von nah und fern geladen wurde, der ſich im Laufe des Jahres eine Thorheit hatte zu Schulden kommen laſſen. Die Strafe beſtand in etlichen Tonnen Goldes, die in zweiter Inſtanz ſtets auf einige Faß Bier ermäßigt wurde.

Treffer und Nieten.

* Zu Leiceſter wurde neulich ein falſcher Spieler zu zehn Jahre Transportation verurtheilt. Als er das Urtheil des Gerichtes vernahm, ſagte er zum Richter: »Sir, laßt uns würfeln: quitte ou double! Zwanzig Jahre oder nichts!«

* Wer hat Luſt, folgende Charade zu errathen?

Mon premier est un tyran,
Mon second un monstre
Et mon tout est le diable.

---

*) Nicht Julius, ſondern Joſeph, der Orientaliſt.

Bei **Johann Friedrich Hartknoch** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wiener Kanzlei-Zuſtände.

Aus den Memoiren
eines
öſterreichiſchen Staatsbeamten.
Preis 1½ Thaler.

Das galante Wien.

Sittengemälde
von
Anton Johann Groß-Hoffinger.
2 Bände. 4 Thaler.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elemente
der
Mineralogie

von
Dr. **C. Friedrich Naumann,**
Professor an der Universität Leipzig.
Mit 157 in den Text eingedruckten Holzschnitten.
gr. 8. brosch. Preis 2½ Thaler ord.

Bei **Ch. Th. Groos** in Karlsruhe erſchien ſoeben und iſt vorräthig in allen Buchhandlungen:

Ueber das Verbot ganzer Verlagsfirmen.

Von Heinr. Bernh. Oppenheim.

> „Und wird uns der ganze Verlag verboten,
> Verſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur."
> H. Heine.

gr. 8. geh. Preis 18 Kr. = 6 Ngr.

Aus dem Verlage von **Herold und Wahlſtab** in Lüneburg iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das neue königliche L'Hombre,

nebſt einer gründlichen Anweiſung, wie Piquet, Reverſy, Treſett, Tarok, Caſino, Connectionen, Whiſt, Boſton, Alliance, Patience, Kabale, Bouillotte, Jeu de Commerce, Pharao, Rapouſe, Vingt-un, Vive l'amour, Mariage, ſchwarzer Peter, Poch, Onze et demi, drei Karten, Loup oder Wolf, beſter Bube, Ecarté; ferner: Trictac, Verkehrer, Kegel, Billard, Dame, Domino, lange Poch, Schach, nach jetziger Art zu ſpielen ſind, wobei die Ausdrücke, deren man ſich bei dieſen Spielen bedient, deutlich erklärt worden ſind.
18te vermehrte und verbeſſerte Auflage.
8. eleg. br. Preis 16 gGr. = 1 Fl. 12 Kr. rhein. = 1 Fl. C. M.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

№. 215. Leipzig, 12. November 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der Berliner Correſpondent.

Von K. v. Großkreutz.

On le voyait sans cesse écrire, écrire,
Ce qu'il avait entendu dire,
Il nous lassait sans jamais se lasser.
Voltaire.

— Wohin ſo ſchnell? Iſt etwa in Gefahr
Das Vaterland? Im Winde weht Dein Haar,
Wie's einſt Gelaſius, dem Wand'rer*), flog,
Als er fürbaß durch Dick und Dünnes zog.
— Wohin? — Halt mich nicht auf! Dorthin! Dahin!
Und nun genug! Geliebter, laß mich zieh'n!
— So geht's gen Holſtein zum Freiſchärlerzug?
Da freilich iſt's der Eile nie genug!
— Den Caſus hab' ich lange überlegt;
Mein Herz, nicht meine Fauſt, für Holſtein ſchlägt,
Wenn es zum Klappen käme. Heidelberg
Macht überdem wohl zahm den dän'ſchen Zwerg!
Was nützt's auch, daß man dort dem Tode trotzt,
Da es ja hier rings von Gefahren ſtrotzt?
— Hier von Gefahren???
— Freilich! Ohne Spaß!
Nicht größere beſtand Leonidas,
Als gegen Das, was Xerxes prätendirt,
Er in lakon'ſchem Styl polemiſirt!
— So nenne die Gefahren denn mir her!
— Zwingſt Du mich auszuſchlürfen gar das Meer?
— Nur ein'ge denn!
— Wohlan, aufs Ungefähr!
In Ketten, höre, ſchmachtet Edgar Bauer
Und halb Charlottenburg iſt drob in Trauer,
Selbſt den Verfaſſung-nicht-gutheißer Buhl
Setzt man auf einen Armeſünderſtuhl;

---

*) Gelaſius, der graue Wanderer, iſt der Titel eines nun verſchollenen Buches von G. A. v. Maltitz, dem Verfaſſer der „Pfefferkörner". Auf dem Titelkupfer iſt Gelaſius zu ſchauen: eine lange, kümmerliche Geſtalt mit fliegendem Haar, die einen Knotenſtab trägt, der mehr — ſcheint es — zur Stütze, denn als Angriffs- oder Vertheidigungswaffe dient.

Zum Demagogenzwinger wird verpflanzt
Louiſe Aſton, wenn Du's glauben kannſt;
Auch ſeh' ich, wie es endlich noch gelingt,
Daß man den Hoffmann-Fallersleben zwingt,
Daß er Champagner
— In Champagne trinkt!
— Dann unſer Volksvertreter, Gracchus-Held,
Der niemals beißt, doch immerwährend bellt,
Sieht durch ein Gitter auf die ſchnöde Welt.
Erhebt man nicht mit Recht ein Wehgeſchrei,
Denkt man an Dich, o grauſe Hausvoigtei,
Wo, ach —
Du meinſt den blechernen Verſchlag,
Der abhält Licht und Himmel, Luft und Tag?
— Ei was! Weit mehr! In ihres Hofes Raum
Steht nicht einmal ein lump'ger Tannenbaum*),
Alſo daß Mancher, wie's erwieſen ſich,
Davongetragen einen Sonnenſtich.
Der große Wehl ward als Rekrut dreſſirt,
In Magdeburg darauf embaſtillirt,
Er ſitzt im Kerker — denk' den Schrecken, denk'! —
Im Kerker ſitzt er, wo geſeſſen Trenk.
O Graus! Den Sprenger zwiſchen Arm und Bein,
Sieht er zu Füßen: ſeinen Leichenſtein;
Doch wirſt Du Vortheil, Tyrannei, d'raus zieh'n?
Er ſchreibt, er ſchreibt, er ſchreibt — das Buch Berlin**).
— Und ſchreibt er's, ſeinen Sprenger zwiſchen Arm
Und Bein?
— Ja wohl! Ja wohl!
— Daß Gott erbarm'!
Er ſchrieb ſchon, als er noch mit freier Hand
Geſchrieben, traurig, wenn nicht larmoyant.
Doch Du! Gieb Dein unſelig Handwerk d'ran
Und warte nicht, bis ſie Dich gleichfalls fah'n,
Bis, als gezwung'ner Wander-Journaliſt,
Durchs Land zu ſtreichen Du genöthigt biſt!
— Freund, dazu fühl' ich mich zu ſehr ein Mann;
Man wirke, heißt's, ſo lang' man wirken kann.
— Erhellte Euch ein Strahl winzigen Lichts,
Ihr ſagtet Euch ſchon längſt: Wir wirken nichts!
— Wir nichts? Wir nichts? O denke nicht ſo klein
Von uns! Wir ſä'n und ernten ſpäter ein;
Ja, wer da nicht mit blöden Augen ſucht,
Sieht hier und da halbreif ſchon manche Frucht:
Zur deutſchen Flotte kömmt's,
— Die vor der Hand
Befehligt Kapitän Sebaſtian Brant***).
— Der Anfang iſt, o kecker Spottverſender,
Gemacht. Sie kömmt
— In Gubitz' Volkskalender †).
— Auch brachten wir's zur Oeff . . .
— Oeffentlichkeit?
Ja wohl, für zehn, auch wohl für zwanzig Leut'.

---

*) Im verfloſſenen Jahre wurde zwiſchen mehreren Zeitungen eine ſehr lehrreiche Polemik geführt über die Frage, ob auf dem Hofe der Hausvoigtei ein Baum ſtehe oder nicht?

**) Nach Zeitungsnachrichten.

***) Sebaſtian Brant, der Verfaſſer des Narrenſchiffs. Schon Lichtenberg hat ihn zum Schiffskapitän gemacht. S. Lichtenbergs „Verm. Schriften“, Band I

†) Das Motto des — wenn ich nicht irre — vorjährigen Gubitz'ſchen Volkskalenders verſprach außer andern ſchönen Dingen den Deutſchen auch eine deutſche Flotte. Mit Kalenderprophezeihungen muß man's aber nicht ſo genau nehmen.

— Sei's, wie es ſei! Wir ſchreiten rüſtig fort
Und rücken, wenn auch ſacht, von Ort zu Ort;
Das lange Ach iſt auch, die ew'ge Plage
Erledigt endlich, die — Cigarrenfrage.
Wonach gerungen Schneidermuth vergebens*),
Es iſt erreicht vermöge unſers Strebens.
Denn, wie es eine Zeitung ſcharf bewies**),
So bringt die Oeffentlichkeit dies auch, dies
Nebſt manchem Andern. Unſer Heros-Held
Iſt endlich ſo zufrieden dann geſtellt;
Er, deſſen erſte Klage lange war***),
Daß in Berlin nicht ohne viel Gefahr
Vor Gensd'arm'rie und Polizei die Luft
Man ſchwängern dürfe mit Cigarrenduft.
— Du Glücklicher! Ja, wenn man Das erlebt,
Iſt's werth der Mühe, daß man weiter ſtrebt.
— Du mahnſt mich, daß ich länger nicht verweile.
— Woher auf einmal wieder ſolche Eile?
— Hab' ich gezögert nicht ſchon allzulang?
Denk' ich, was ich verſäumt, ſo wird mir bang'.
Wie manche Spalte, während ich geplaudert,
Hätt' ich geſchrieben — länger nicht gezaudert!
Denn, wenn ich fei're, ſage ſelber, was
Wohl Deutſchland ſagt?

— Sancta simplicitas!

Herr Schwachmann.

Genrebild von Heinrich Flügge.

Er iſt Mitglied faſt aller deutſchen Vereine und ſeine Unterſchrift füllt faſt einen halben Bogen, denn er vergißt es nie, bei ſeinem Namen zu ſetzen: „Mitglied des Norddeutſchen Frühmorgensaufſteheundſpaziergehevereins, des Mäßigkeitsvereins, des Antithierquälervereins, des Frühzuhauſekommevereins, des Antifrack- und Antihutabnehmevereins, des Literatenvereins, des Künſtlervereins, des Leſeundgeſangvereins, des Gartenbauvereins, des Guſtav-Adolphvereins, des Dombauvereins und der Bibelgeſellſchaft". Außerdem iſt Herr Schwachmann bei einer Eiſenbahn, bei einem Salzwerke, bei einem Steinbruche und bei der Gasbeleuchtung durch Aktien betheiligt; auch will man wiſſen, daß Herr Schwachmann dann und wann einem armen Schlucker etwas Geld gegen mehr als landesübliche Zinſen leiht.

Wir haben oben geſagt, daß er ein Freund aller Vereine iſt, weshalb es Niemanden wundern wird, wenn wir ſagen, daß Herr Schwachmann, trotzdem, daß er ein Ehemann iſt, ſich kürzlich in einen Junggeſellenverein wollte aufnehmen laſſen; ſicherlich wäre er jetzt auch Mitglied dieſes Vereins, wenn man ihm nicht den Einwurf gemacht hätte: ein verheiratheter Mann könne nicht Mitglied eines Junggeſellenvereins ſein.

---

*) Die Schneider, welche im Jahre 1835 in Berlin tumultuariſch verlangten, im Thiergarten rauchen zu dürfen.

**) Ich weiß nicht, welche Zeitung es war, die aus dem neuen Geſetz über das öffentliche Verfahren die Folgerung ableiten wollte, daß ſich das Verbot des Rauchens auf den Straßen nicht länger werde aufrecht erhalten laſſen.

***) Unter der Beſchwerderubrik des „Volksvertreters" ſteht, ſtand und wird vielleicht noch lange ſtehen die Klage: »In Berlin darf noch immer nicht im Freien geraucht werden.«

Herr Schwachmann war über dieſe Verweigerung ſeiner Aufnahme ſo aufgebracht, daß er dies Hinderniß zu überwinden und ſich von ſeiner Frau ſcheiden zu laſſen beſchloß.

Er eilte nach Hauſe.

— Liebe Frau, wir müſſen uns trennen, ſagte er zu ihr.

— Lieber Mann, uns trennen?

— Ja, mein Herz, und zwar auf ewig!

— Aber, Himmel! warum?

— Weil ich dann in den Junggeſellenverein aufgenommen werden kann.

— Mein Gott, hat man je eine ſolche Tollheit erlebt!

— Tollheit hin, Tollheit her! Es bleibt dabei, ich laſſe mich ſcheiden!

— Und ich gebe es nicht zu! Was haſt Du für Gründe, mich zu verſtoßen? ... Bis jetzt habe ich zu allen Deinen Vereinsthorheiten ſtill geſchwiegen, aber glaube nicht, daß ich das auch noch ferner thun werde ... Scheute ich das Urtheil der Leute nicht, ich würde mich gern und noch heute von Dir ſcheiden laſſen, denn was hab' ich an Dir?

— Einen Mann!

— Einen Vereinsnarren, der den ganzen Tag damit verbringt, ſeinen Vereinspflichten zu genügen, ſtatt den Haus- und Geſchäftspflichten obzuliegen. Stehſt Du des Morgens auf, ſo machſt Du Deinen Spaziergang, ſtatt mit mir, in Geſellſchaft von Männern des Norddeutſchen Frühmorgensaufſteheundſpaziergehevereins, während Deine arme Frau zu Hauſe bleiben muß.

— Aber, liebe Frau, ich habe Dich oft genug aufgefordert, mich zu begleiten.

— Das haſt Du wohl, aber nie willſt Du ſo lange warten, daß ich mich ankleiden kann.

— Was iſt alſo nun Schuld daran, daß wir nicht zuſammen promeniren?

— Deine Vereinswuth! Ehe Du Mitglied des Vereins mit dem ellenlangen Titel warſt, hatteſt Du Zeit darauf zu warten, daß ich mich ankleiden und Kaffee trinken konnte. Ehe Du Mitglied des Mäßigkeitsvereins warſt, da trankſt Du des Morgens Deinen kleinen Schnaps beim Frühſtück und ſparteſt damit viel Geld, das Du jetzt für ſchlechten und gefälſchten Wein ausgiebſt, denn ganz ohne Spirituoſen könnt ihr Männer nun doch einmal nicht leben, eben ſo wenig als wir Frauen ohne Kaffee. Ehe Du im Antithierquäleverein warſt, da ...

— Schon gut, ſchon gut! Du brauchſt mir den Nutzen oder Schaden der Vereine nicht aufzuzählen.

— Doch will ich es, und Du ſollſt ſehen ...

— Wie ſpät iſt es? unterbrach er ſeine Frau.

— Eben ſchlägt es Drei, antwortete ſie.

— Dann ſpare Dir die Fortſetzung Deiner Gardinenpredigt für morgen auf. Jetzt muß ich in die Sitzung des Mäßigkeitsvereins.

Als er heimkehrte, fing ſeine Frau den Text von Neuem an und ſuchte ihn zu beſtimmen, alle Vereine aufzugeben.

— Nein, das geht nicht, ſagte er; denn wäre ich jetzt nicht Mitglied des Geſangvereins, wie ſollte ich Deiner Gnade entrinnen? Und er eilte fort, um zu ſingen.

Als er Abends heimkehrte, legte er ſich, um den Spöttereien ſeiner Ehehälfte zu entgehen, raſch zur Ruhe. Am andern Morgen ging er ſpazieren, Mittags in den Leſeverein, Abends in den Gewerbeverein.

— Warte, ſagte die Frau empört über das unziemliche Betragen ihres Gatten, ich will Dich kuriren!

Acht Tage ſpäter war ſie Mitglied des Vereins für Frauen- und Krankenpflege, Vorſteherin der Kleinkinderbewahranſtalt, Ausſchußmitglied des Nähe- und Strickevereins und noch vieler andern Vereine, deren Namen mir entfallen ſind.

Jetzt waren die beiden Eheleute faſt beſtändig außer dem Hauſe und das Dienſtperſonal ſchaltete und waltete ganz nach Belieben, woher es denn kam, daß das Hausweſen des Herrn Schwachmann immer mehr ſeinem Ruin entgegen eilte.

Herr Schwachmann liebte es ganz beſonders, ſich des Abends, wenn er nicht durch Vereinsſitzungen behindert war, mit ſeiner Frau über dieſe und jene häusliche Angelegenheit zu unterhalten; es war ihm daher jetzt ſehr peinlich, faſt jeden Abend, den er im Hauſe zubrachte, allein zuzubringen und ſeine Frau in dieſer oder jener Vereinsſitzung zu wiſſen.

Endlich entſchloß er ſich, ſeiner Ehehälfte nachzugeben und ſämmtlichen Vereinen ſeine Mitgliedſchaft zu entziehen. Dieſen Beſchluß theilte er ſeiner Frau mit und dieſe gab ihm ihre ganze Zuſtimmung mit dem Bemerken, daß dann auch ſie allen Vereinen entſagen und wieder häuslich werden wolle.

— Künftig, ſagte Herr Schwachmann, indem er ſeine Frau umarmte, wollen wir nur einem Vereine angehören.

— Welchem? fragte ſie geſpannt.

— Dem Vereine der Kreuzträger, antwortete Herr Schwachmann.

Dann ſangen Beide aus der „Zauberflöte“:

… »Nichts Edleres als Weib und Mann.
Mann und Weib, und Weib und Mann
Reichen an die Götter an.«

⁂

Moral:

Die Frauen behalten doch immer Recht!

Akademiſches.

(Faktiſch.)

Vom Grafen von Reichenbach.

Kuhſchnappel hat eine Univerſität! — Wenn es keine hätte, wo ſollte ſonſt die nachfolgende Scene geſpielt haben? Ganz beſtimmt, es hat ſeine Alma, ſeine Aula, ſeine Profeſſoren, ſeine Privatdocenten nebſt Muſenſöhnen mit ihren Hunden, Pedellen und Manichäern.

Unter ihre Koriphäen zählt ſie den berühmten Profeſſor Dr. Riedeſel, Ritter des Danebrog und Zähringer Löwen, mit eben ſo viel Anwartſchaft auf das Hoſenband oder das goldene Bließ, als der Herzog von Manzares in der Wiege gehabt.

Dieſer Dr. Riedeſel iſt ein allerliebſtes Männchen: er hat ein rundes, nur etwas zu ſcheibenförmig plattes Geſicht, aus deſſen Mitte ein Ding ragt, das einem Rieſenkürbiskerne ähnlich ſieht, von ihm aber Naſe genannt und als Schnupftabaksfalle benutzt wird; ferner iſt er im Beſitze eines Paares grünweißer Froſchaugen und eines Lippenunterſatzes, vulgo Kinn genannt, der durch ſeinen klaffenden Spalt mit den Klammen im baieriſchen Oberlande wetteifern kann. An dieſe Raritäten ſchließt ſich noch eine Schönpfläſterchen-Reminiscenz aus der Pompadourzeit, in Geſtalt einer grünbraunen Warze, gerade auf der Wetterſcheide zwiſchen Naſe und Ohr.

Welchen Eindruck muß nun unſer nach Standesgebühr zu verehrender Herr Profeſſor machen, wenn er in ſeinem ehemals grün geweſenen, jetzt ins Violette ſchillernden engliſchen Jagdfrack ſteckt, wenn er die gelbe Nankinhoſe über den linken Stiefel hinaufgeſtreift, den blau und roth karrirten Atlasſhlips umgeknotet, die Vatermörder à la beafsteak in die Höhe gezogen, die ponceau Sammetweſte an ſeinen Leichnam gehängt und das casquet d'Isly aufs linke Ohr geſtreift hat? *Καλος Αδονις*, wo bleibſt Du? Verſchwinde und vergehe wie Narziß!

Aber die Figur wird noch intereſſanter, wenn man weiß, daß Dr. Riedeſel früher, als ſich das Geſchäft noch beſſer rentirte, Ultramontan war; in der guten alten Zeit, als er noch Kirchengeſchichte las und eine Atzel trug, die er, wenn von Ketzern die Rede war, ſtets vom Kopfe nahm, ſie anſpie und klaſſiſch ausrief: »Quid etiam ab heretico isto aliud expectare possumus?« Ferner, wenn er de sacrosancta trinitate las, nie ermangelte, einen vom Urgroßvater ererbten Dreimaſter aufzuſetzen, und auch jetzt, obgleich er Radikalismus affektirt, ſich bemerkenswerth an das Haus Görres und Comp. anſchmiegt, wenn er auch dem Landfrieden trotz der liebenswürdigen „Oberzeitung“ und der „Augsburgerin“ noch nicht recht zu trauen ſcheint. Dieſer liberaliſirte Dr. Riedeſel lieſt alſo über die Tagesliteratur. Denken Sie ſich ſeine ſchöne Phyſiognomie, ſeinen eklektiſchen Anzug, ſo werden Sie begreifen, daß kein Fremder, welcher Kuhſchnappel berührt, es verſäumt, bei ihm zu hoſpitiren. Mich führte mein Stern dahin: ich kam, ich ſah und hörte.

Das Auditorium war gedrückt voll; mühſam fand ich Platz; ein Flüſtern lief die Bänke entlang; plötzlich ſtand der Gefeierte im meergrün-violetten Frackrock nebſt Zubehör vom Geſicht u. ſ. w. auf der Kanzel, ſein Casquet flog genial-würdevoll in die Ecke, ſeine Hand fuhr durch die Haare, die jetzt ein rothgraues Prachtexemplar der Jeune France, in der Hand wiegte er eine kleine Brochüre, „Conticuere omnes etc.“

Aber es wäre ein Diebſtahl, wenn ich ihn nicht ſelbſt agiren ließe. — Hören Sie alſo.

»Hahaha! divin, glorios, königliche Stumpengallerie, wer hätte das gedacht? Hengſtenberg und die Bayadere, köſtliches Ballet! (köſtlich, jubeln die Zuhörer) excellente Geſchichte das, ſchickt mir der Buchhändler ein Märchen zu, begreife gar nicht, iſt der Kerl verrückt? Blätt're drin, blätt're weiter, Schnurren, tolle Phantaſie, intereſſirt mich, liebe alles Transcendente, blätt're weiter, finde divine Witze! — Muß Ihnen das zum Beſten geben, muß, iſt koloſſal, hyperboliſch, draſtiſch.«

»Will nur Einzelnes herausheben, muß vorſichtig ſein, die Wände haben Ohren — wird kein vir gratus werden dieſer Max Waldau, zu geſcheidt dazu, transcendent geſcheidt, und grob, göttlich grob. Hahaha! fertigt der Pfaffen, Görres, Menzel mit einem Federſtrich ab, und den Adel, hahaha, ſoll ſelbſt von Adel ſein, gutes Adelsfrüchtchen das, hat zu viel aus der Zeitquelle getrunken, ſchlechter Majoratsherr, der!«

»Sind, um zur Sache zu kommen, in die Couliſſen eines harmloſen Kindermärchens Bilder hineingeſchoben, weiß nicht woher ſie kommen, aber ſind da, tolle Geſchichte das, Weltſchmerzdichter, Texas, Polonia, Leinweber, Italien, und krabbelt und kribbelt das, als wenn's lebendig wäre, weiß der Henker, woher die Farben ſind.«

»Meine Herren, will Ihnen Etwas vortragen; der Elfenprinz kommt auf ſeinen Reiſen nach China (klaſſiſch, gerade nach China) und findet dort einen Mandarin, der eine Adelszeitung herausgiebt; aber hören Sie —«

»Unter einem halbverdorrten Kampferbaume (divin, wie ſinnreich, damit die Motten den Stammbaum nicht freſſen), umblüht von ſteifen, poſaunenartig aufgeblaſenen Hortenſien (wie prächtig die Hortenſie hierher paßt, und der Poſaunenengel, dies koſtbare Epitheton, ſchlagend, ſchlagend! das iſt die Kunſt, meine Herren, das Wort, das treffende Wort ꝛc.) Er hatte eben einen excellenten Artikel geſchmiedet, und ſchwelgte ſchon im Vorgenuß einer neuen Pfauenfeder oder des Drachenordens 104ter Klaſſe mit oder ohne Schleife. (Muß en vogue kommen dieſe Bezeichnung, ſage Ihnen, muß, Drachenorden 104ter Klaſſe, merken Sie, wo's hinaus will? Iſt gerade Revue geweſen, wird dutzendweis fliegen der Drache, haben Sie ſo Etwas ſchon gehört? Zieht dieſer exquiſite Max Waldau dann die exceptionelle Grußmanier der Kochinchineſen, das Ohrläppchenküſſen, hinein — ſage Ihnen, iſt zum Sterben ꝛc.) Er ſtarb ſeinen Grundſätzen getreu, athmete er doch nicht die Luft, die der Pöbel verunreinigte (hat nur vergeſſen, der gute Mann, daß der Pöbel drüben auch ſein ſoll; — athmen, athmen? freilich, davon weiß ich nichts, hahaha, möchte wiſſen, ob wir drüben athmen, eſſen, trinken und — hahaha!) (Allgemeiner Jubel.) Und das himmliſche Reich verlor ſeine Adelszeitung. (Haben auch ſolch Inſtitut gehabt, hat jetzt andern Namen und anderes Kleid, haben es noch, hahaha!)«

Und in dieſem Tone ging es unter dem Schneiden aller Arten konfiscirter Geſichter und unter fortwährendem Geſtikuliren fort. Ich weiß nicht, hatten ſich die übrigen Zuhörer ſchon ſo akklimatiſirt, daß ſie dies Gewirre entwirren konnten, oder ging es ihnen wie mir.

Zum Glück hatte ich das geiſtreiche, geniale, mit liebenswürdiger Laune gearbeitete Heftchen*) ſelbſt geleſen, das der Herr Profeſſor durch ſein Zwiſchen-den-Zeilen-Leſen auf ſo unverantwortliche Weiſe zerpflückte. Sie können alſo wohl denken, wie glücklich mich die Glocke machte, die dieſem Unweſen ein Ziel ſetzte.

Und in ſolchen Händen iſt nicht nur in Kuhſchnappel allein die Interpretation unſerer Literatur. Wer ſie nicht begreift, kann ſich an ſolchen Stützen nicht emporranken, und wer ſie verſteht, wird durch den Nimbus des Docenten entweder um ein Jahrhundert zurückgebracht, oder er verläßt empört und erbittert das Auditorium, wie Ihr ergebener Diener.

---

*) Ein Elfenmärchen von Max Waldau, Heidelberg bei Julius Groos.

Franzöſiſche Briefmuſter.

Von A. Raphael.

Ein Pariſer Blatt theilte unlängſt einige Briefmuſter mit, welche die Schreibweiſe einiger berühmten Literaten ſo himmliſch-witzig perſiflirt, daß wir uns nicht enthalten können, einige dieſer Muſterbrieſchen unſern Leſern vorzulegen.

I.

Mein lieber Laſſaly!

Was iſt aus Ihnen geworden? Mich hungert nach Ihren Worten und ich habe Durſt nach Ihrer Gegenwart. Kommen Sie geſchwind, ich muß Sie einem meiner Freunde vorſtellen, dem Vidame von Pamier. Dieſer Vidame iſt ein edler Stamm mit grüner Rinde, deſſen innerer Naſenknorpel eine ganze Quantität ſoliden Adels ausdrückt, und in deſſen dritter Phalanx des linken Daumens ein geübtes Auge allerwenigſtens einen feſten und entſchloſſenen Charakter entdecken kann. Mein Mann ſchnupft ſo viel Tabak wie Friedrich der Große und Napoleon; allein ich habe bemerkt, daß er nie eine Priſe nimmt, bevor er nicht dieſelbe abgemeſſen, gelüftet und eingeduftet hat, welches bekanntlich eine große Leidenſchaft für das Kalbfleiſch andeutet, womit ich bin

Ihr **H. v. Balzac.**

II.

Liebwerther Esquiros!

Wo, um aller Götter Willen, warſt Du geſtern Abend? Und warum biſt Du nicht gekommen, die Griſi ſingen zu hören? Sie war angethan mit einem Kleide von Spitzen, orangengelb und ſeiden, faſt mehr als geſchmackvoll; ihr Buſen, eingekerkert in Brüſſeler Gitterfenſtern, vibrirte auf eine ganz ultrakokette, verfängliche Weiſe. Was ihre Haare betrifft, ſo waren ſie durchflochten mit kleinen blauen Blümchen und Paradiesfedern, welches alles insgeſammt, das ſchwöre ich Dir, ein vortreffliches Enſemble ausmachte, das außerordentlich gefallen hat

Deinem **Theophile Gautier.**

III.

Theuerſter Desnoyers!

Verwahren Sie mir, ich bitte ſehr, einen Platz im Feuilleton zum nächſten Montag, Dienſtag oder Mittwoch. Ich will Ihnen etwas Neues, Niedageweſenes erzählen aus dem Leben meines großen Kaiſers.

Die Geſchichte kann Ihnen einundzwanzigtauſend Abonnenten einbringen.

Hier iſt ſie:

Alle Hiſtoriker ſind einig darüber, daß mein Kaiſer den Akt der Entſagung in Fontainebleau unterzeichnet hat. Womit aber hat er ihn unterzeichnet? Das iſt die große Frage, die mir ſchon viele ſchlafloſe Nächte verurſacht hat. — Ich bin vermittelſt Nachforſchung, Arbeit und Mühe endlich dahin gelangt, das Problem zu löſen, und ſomit ſage ich Ihnen: mein Kaiſer hat unterzeichnet mit einer Feder von Perry.

Wenn dies nicht Stoff iſt zu drei Feuilletons, jedes von neun Seiten, ſo bin ich nicht werth zu heißen

Emil Marco de St. Hilaire.

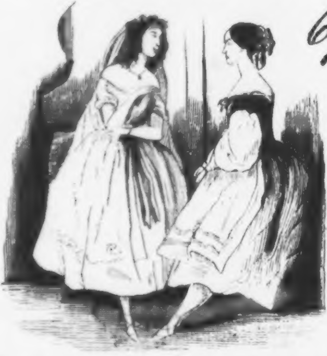
IV.

An Madame G.

Wie, was höre ich, was ſagt man, was muß ich erfahren? darf ich meinen Ohren trauen, haben ſie mich nicht betrogen, meine Ohren? Sie reiſen fort, Sie wollen wirklich reiſen und uns verlaſſen, fliehen? Warum? aus welcher Urſache? zu welchem Zweck? Was haben wir Ihnen gethan, verſehen oder verbrochen? welchen Fehler ließen wir uns zu Schulden kommen? Sprechen Sie, damit wir helfen, widerrufen, erſetzen, vergeſſen machen. O! bleiben Sie, ich flehe Sie, bleiben Sie in Paris. Paris iſt würdig, Sie zu beſitzen; Paris allein kann Sie ſchätzen, muß Sie bewahren. O! glückliches Paris, Paris, Du glückliches, glückliches, glückliches, glückliches — Paris, Paris — Paris!!!

Jules Janin.

Beſorgniſſe einer Schauſpielerin.



679.

Wenn es ſich beſtätigt, gute Marie, daß präparirte Baumwolle durch Reibung ſich ſelbſt entzünden kann, dann ſind wir keinen Augenblick mehr unſeres Lebens ſicher.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die Erzählung der „Times“ über die angeblich beabſichtigte Anlage eines, zum öffentlichen Spaziergange beſtimmten großen Wintergartens, mitten in Berlin und mit einem Aufwande von 840,000 Thalern, wird in der „Spener'ſchen Zeitung“ ohne den nöthigen Zuſatz wiederholt, daß das Ganze nur ein engliſcher Puff ſei. Sollte irgend ein Leſer ſich auf das Luſtwandeln in dieſem Garten ſchon gefreut haben, ſo müſſen wir ihn leider enttäuſchen, da dieſer Garten in das Reich der Traumpaläſte gehört.

∴ Profeſſor Friedrich Wilken will beweiſen, daß jener Mönch, der durch ſeine Prophezeihungen über das Schickſal des Hauſes Hohenzollern bekannte Frater Hermann von Lehnin, gar nicht exiſtirt habe. Sein „Vaticinium Lehninse“ ſoll weiter nichts als ein „ludus ingenii“, d. h. eine harmloſe Myſtifikation und der Urheber dieſes Berliner Witzes, der 1693 in Berlin verſtorbene, eben ſo gelehrte als witzige Kammergerichtsrath und Conſiſtorialaſſeſſor Martin Friedrich Seidel ſein. (Daß ein Aſſeſſor jener Zeit ſo gute lateiniſche Hexameter zuſammengezimmert haben ſoll — es ſind deren gerade hundert —, ſcheint uns und vielen Andern wenig wahrſcheinlich.)

∴ Das preußiſche General-Poſtamt giebt ein geheimes „Poſt-Amtsblatt“ heraus, das an ſämmtliche Poſtämter abgegeben, dem Publikum aber vorenthalten bleibt. (Warum?)

∴ Man erzählt ſich, daß Ludwig Tieck die Mittelsperſon ſei, welche Herrn Wolfgang Menzel veranlaſſe, von Schwaben nach Preußen zu überſiedeln. Auch Menzel ſoll eine Stellung an der ſogenannten „Geheimrathszeitung“ erhalten. (Das würde manchem unſerer literariſchen Schwachköpfe ſehr unlieb ſein!)

∴ Der Direktor unſeres franzöſiſchen Theaters, Herr Saint-Aubin, hat die vorjährige Scharte wieder ausgewetzt durch das Engagement einiger neuen, wirklich vortrefflichen Mitglieder, die den Berlinern den Beweis liefern, wie viel die meiſten der deutſchen Schauſpieler von ihren franzöſiſchen Kunſtgenoſſen lernen können. (Der große Haufe der deutſchen Bretterhelden hat in der That ſo wenig Anſpruch auf Künſtlerthum, daß man den meiſten dieſer Gaukler eine große, unverdiente Ehre erweiſt, wenn man von ihrem Daſein dann und wann Notiz nimmt.)

∴ Madame Grabowsky hat in ihrer erſten Gaſtrolle als „Donna Diana“ nicht beſonders reuſſirt. Man macht ihr nämlich den Mangel in Hinſicht auf die geiſtige Löſung der Aufgabe zum Vorwurf. (Theaterchronik.)

∴ Das diesjährige „Jahrbuch der Bühnenſpiele“, von F. W. Gubitz, enthält folgende Beiträge: „Thomas Thyrnau“, Schauſpiel in fünf Akten, von Charlotte Birch-Pfeiffer; „Ideal und Leben“, Drama in fünf Aufzügen, von Ernſt Raupach; „Ein Wort des Fürſten“, Schauſpiel in fünf Akten, von A. P. (Pauline Werner); „Die Maaßloſen“, Drama in fünf Aufzügen von Daniel Leßmann (Nachlaß) und „Die Talentprobe“, Luſtſpiel in einem Akt, vom Herausgeber.

∴ „Die Vergeſſenen“ oder „Erſter Nachtrab“ heißt ein neues Luſtſpiel, in dem all' jene Berliner Schriftſteller auftreten, die in dem unlängſt erſchienenen „gelehrten Berlin“ mit Stillſchweigen übergangen worden ſind.

∴ Die „Voßiſche“ und die „Spener'ſche Zeitung“, zwei Blätter, die trotz ihrer gänzlichen Nichtigkeit ſeit Jahren Tauſende eingetragen haben, haben ſich, wie die von Guſtav Julius herausgegebene „Zeitungshalle“ erklärt, aus erbärmlichem Brodneide geweigert, eine Ankündigung des neuen Blattes als Inſerat aufzunehmen, ſo daß Herr Julius gezwungen war, ſeine Ankündigungen an die Straßenecken anſchlagen zu laſſen.) (Wenn die „Voßiſche“ und „Spener'ſche“ nicht ſo filzig grau wären, ſo müßten ſie vor Scham roth werden!)

∴ Zu unſerer diesjährigen Kunſtausſtellung iſt ein Hübner'ſches Bild, welches die Auseinandertreibung eines Volkshaufens bei Gelegenheit der ſchleſiſchen Weber-Unruhen darſtellt, nicht zugelaſſen worden! — ! — !

Bonn. Vor Kurzem beſuchte ein Reiſender den hieſigen Kirchhof. Auf ſeine Frage, wo A. W. von Schlegel begraben liege? zeigte ihm der Todtengräber eine ganz verwilderte Grabſtätte. »Schon viele Fremde,« fügte er hinzu, »wunderten ſich, daß das Grab ſo verwildert wäre.« So alſo iſt der große Dichter, der große Romantiker, der in der Literatur eine neue Epoche gegründet hat, gebettet? Ohne Grabmal, ohne Blumen, ohne Roſen! Alle nebenliegenden Gräber ſind ſorgſam mit Blumen geziert, nur dies eine Grab liegt, inmitten dieſer kleinen Blumengärten, verwaiſt und verwahrloſt da! (O Deutſchland, Du jammerſt mir!)

Dresden. Ein Berliner Kritiker hat neulich Richard Wagners „Rienzi“ eine „Oper ohne Muſik“ genannt. (Sehr bezeichnend!)

∴ Im Arnold'ſchen Verlage iſt erſchienen „Johann Huß“, Trauerſpiel von G. R. Gies.

Dublin. Vor Kurzem iſt die vom iriſchen Bildhauer Hogan in Rom aus carrariſchem Marmor gemeißelte Bildſäule des „Agitators von Irland“ angekommen. Daniel O'Connell, als römiſcher Tribun coſtümirt, iſt nun im Börſenſaale aufgeſtellt. (Wie kommt Saul unter die Propheten?)

Elberfeld. Vom „Geſellſchaftsſpiegel“ iſt unlängſt das zwölfte Heft erſchienen und dieſes wird vorläufig das letzte ſein. Die Redaktion ſagt am Schluſſe, daß die Abonnenten erſt ſpäter Nachricht über die Fortſetzung der Zeitſchrift erhalten ſollen.

Frankfurt. Eine neue Ueberſetzung von Homers „Iliade“ (in Hexametern) hat ein Hermann Monjé, im Verlage von J. D. Sauerländer, herausgegeben.

Freiburg. Das hieſige Jeſuiten-Gymnaſium hat in der letzten Zeit über hundert Schüler verloren, weil die auswärtigen Eltern, beſorgt um das Wohl ihrer Kinder, dieſelben zurückgerufen haben.

Genf. Einer unſerer vaterländiſchen Dichter, Philippe Corſat, hat unſere jüngſte Revolution durch ein Gedicht, betitelt „les trois jours de Genève“, verherrlicht.

Hamburg. Madame Charlotte Birch-Pfeiffer, die Verfaſſerin ſo vieler wirkſamen Dramen, hat auf unſerm Stadttheater einen neuen Sieg gefeiert. Ihr neueſtes Original-Schauſpiel, „eine Familie“, iſt von Publikum und Kritik mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Es iſt eines jener Stücke, von dem ſich vorausſagen läßt, daß es ohne die ſchamloſen Lobhudeleien einer Clique die Runde durch alle Bühnen Deutſchlands machen und überall ein dankbares Publikum finden wird.

∴ Bei Perthes, Beſſer und Mauke iſt endlich die vielbeſprochene Schrift der Kieler Profeſſoren über die ſchleswigſche Thronfolge erſchienen. Sie iſt verfaßt von den Profeſſoren Falck, Tönſen, Herrmann, Chriſtianſen, Madai, Droyſen, Waitz, Ravit und Stein, und führt den Titel „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig. Kritik des Commiſſionsbedenkens über die Succeſſions-Verhältniſſe des Herzogthums Schleswig“.

∴ Seit Kurzem hat ſich hier eine „Geſellſchaft für ſociale und politiſche Intereſſen der Juden“ gebildet, die den Zweck hat, jene Hinderniſſe hinwegzuräumen, die den Juden noch immer das Aufgehen in das nationale Leben erſchweren.

Hannover. Die hochbejahrte Miß Herſchel, Schweſter des berühmten Aſtronomen, hat vom Könige von Preußen die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten. (Und vom Könige von Hannover?)

∴ Seit Kurzem fährt man hier auf der direkten Route von Magdeburg über Potsdam nach Berlin; die Fahrt iſt dadurch um drei Stunden abgekürzt, der Preis vermindert und die Gelegenheit geboten, zwei Mal in einem Tage Berlin zu erreichen: mit dem erſten Fahrzuge, der hier um 5 Uhr abgeht, trifft man Nachmittags um 4, mit dem zweiten (9 Uhr) Abends 10 Uhr 42 Minuten in Berlin ein. (Morgenzeitung.)

Karlsruhe. Schon vor längerer Zeit hat ſich in Freiburg ein Verein gebildet, um Karl von Rotteck ein Zeichen des Gedächtniſſes zu ſtiften. Das Geld, ungefähr 4000 Gulden, kam durch freiwillige Beiträge in und außerhalb Baden zuſammen, und es ſoll dafür eine koloſſale Bronce-Statue von Rotteck angefertigt werden, zu welcher der Bildhauer von Zwergern in Frankfurt eben das Modell vollendet hat. Als Ort der Aufſtellung für die Büſte iſt der Platz vor dem alten Univerſitätsgebäude beſtimmt.

Kopenhagen. Zur Beſtreitung der Ausgaben für das Thorwaldſen-Muſeum werden 13,000 Thaler aufgenommen, die aus dem von Thorwaldſen hinterlaſſenen Legate von 25,000 Thaler verzinſt werden ſollen.

Leipzig. Der Polizeidirektor, Stadtrath Stengel, ein allgemein geachteter Mann unſerer Stadt, hat vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten.

∴ Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, gewohnt, alles Faule und Wurmſtichige in ihren ohnmächtigen Schutz zu nehmen, entblödet ſich nicht, auch die anrüchig gewordenen Schritte der Herren Biedermann und Laube in Bezug auf die Schriftſteller-Verſammlung zu vertheidigen; das iſt ihrer völlig würdig! Jene beiden Herren, die ſich trotzdem nicht rein zu waſchen vermögen, ergehen ſich in einem Labyrinth von Sophismen und erklären, die Schriftſteller-Verſammlung ſei in Weimar gar nicht verboten, ſondern blos nicht erlaubt worden. Wie nennt man dieſe Spitzfindigkeiten? Der Verein ſelbſt aber verdient kein beſſeres Loos; denn beſäße er etwas mehr Selbſtachtung, ſo würde er dieſe beiden Iſchariots nicht länger in ſeiner Mitte dulden. Ein Verein aber, der ſich ſelbſt nicht achtet, darf nicht auf die Achtung Anderer Anſpruch machen, ohne ſich, wie die alte Augsburgerin, eine offenbare Blöße zu geben.

∴ Sonſt ſagte man: er lügt wie gedruckt; jetzt ſagt man: er lügt wie die „Augsburger Zeitung“. Dies Blatt, deſſen Berichterſtatter größtentheils engagementsloſe Weinreiſende ſind, brachte neulich die Nachricht, der Wiener Walzer-Componiſt Strauß ſei aus Wien in Madrid angekommen. Sämmtliche Wiener Journale erklären dies für eine Lüge.

∴ Der „Berliner Geſellſchafter“ ſchreibt: »Der von Oswald Marbach herausgegebene „Kunſt- und Literatur-Bericht“ hat in dieſem Jahre ein größeres Format und geſchmackvollere Ausſtattung erhalten. Die Nummern 1 bis 39 (ein Vierteljahr), welche vor uns liegen, enthalten vortreffliche kritiſche Abhandlungen von A. Bock (Poeſie und Politik), von L. Meyer (der moderne Roman), G. Julius (Alliance intellectuelle zwiſchen Frankreich und Deutſchland), H. Bode (die Jeſuiten der Gegenwart), Kuno Fiſcher (George Sand und Gräfin Ida Hahn-Hahn) und Anderen. Die Haltung ſämmtlicher Kritiken iſt wiſſenſchaftlich, aber nicht von jener unlebendigen Wiſſenſchaftlichkeit, welche ſich in beſtimmten, abgegrenzten Formen der Theorie bewegt oder vielmehr in ihnen ruht oder erſtirbt. Das Leben, die Gegenwart und ihr Geiſt durchdringen das Urtheil und geben ihm eine ſelbſtſtändige Bedeutung, durch welche das Schaffen nicht niedergedrückt wird. Wir machen gern auf dieſe Zeitſchrift aufmerkſam, weil ſie ſich zu dem kleinen Reigen von Blättern geſellt, in denen die Kritik mit Kenntniß, Ernſt und Ueberzeugung gehandhabt wird.« (Jeder, der die Richtung des Marbach'ſchen Journals aufmerkſam verfolgt hat, wird dies Urtheil gern unterſchreiben.)

∴ Saphirs „Humoriſt“ enthält folgende intereſſante Nachricht: »Die biographiſche Literatur ſoll eheſtens mit einem Werke bereichert werden, welches von der Art iſt, daß man nicht wohl begreift, warum ein ſolches nicht ſchon längſt exiſtirt. Ein bekannter Schriftſteller hat nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit die Abſicht, die Biographien jüdiſcher Notabilitäten herauszugeben. Nach den nun bereits geſchehenen Vorbereitungen dürfte dies Werk in der erſten Hälfte des nächſten Jahres ins Leben treten und zwar unter dem Titel „Jüdiſcher Plutarch, oder biographiſches Lexikon der berühmteſten Juden und Jüdinnen aller Stände, Zeiten und Länder, mit beſonderer Rückſicht auf das öſterreichiſche Kaiſerthum“.« (Seit länger als drei Jahren ruhen im Pulte des Herausgebers dieſer Blätter die Vorarbeiten zu einem „Pantheon der Juden des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“. Andere Arbeiten haben ihn verhindert, dieſe Vorarbeiten auszuführen; um ſo mehr freut es ihn, daß ein anderer Schriftſteller die gleiche Idee ergriffen hat, eine Idee, durch die eine Lücke im Rayon der biographiſchen Literatur ausgefüllt wird; denn außer Roſſi*) exiſtirt bis jetzt nur eine höchſt mittelmäßige Compilation von einem Magiſter P. Nung**). Da wir auf längere Zeit durch andere Arbeiten abgehalten ſind, unſere Lieblings-Idee auszuführen, ſo ſind wir gern bereit, unſern nicht unbedeutenden Vorrath von Materialien jenem Herausgeber unentgeldlich zu überlaſſen, wenn er davon Gebrauch machen will.)

∴ Nichts Komiſcheres, als ein Blick in das Treiben unſerer literariſchen Kameraderie! Neulich nahm die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ des Herrn Brockhaus ihre Backen voll, um vielen Wind zu Gunſten der „Illuſtrirten“ auszublaſen; jetzt bläſt die „Illuſtrirte“ die Backen auf, um die „Jugendzeitung“ des Herrn Brockhaus in Lobſalm einzuwickeln. Die „Jugendzeitung“ wird nun ihrerſeits die „Novellenzeitung“ herausſtreichen und die „Novellenzeitung“ wird ſich dann nicht enthalten können, ſogar die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ zu loben. Dieſen armen Teufeln wird dann nichts Anderes übrig bleiben, als die „Illuſtrirte Theaterzeitung“ zu empfehlen, die dann, um die Reihe zu ſchließen, die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ als die beſte Zeitung Deutſchlands recommandiren wird. (Un barbier rase l'autre!)

∴ Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß ein italieniſcher Dramendichter, Pietro Rotondi, ein Trauerſpiel, „Gutenberg oder der Erfinder der Buchdruckerkunſt“, geſchrieben hat. Das Drama iſt unlängſt zu Mailand im Druck erſchienen.

---

*) Dizionario storico degli Autori ebrei e delle loro opere, Parma 1802. 2 Bde. 8. (Deutſch von Hamberger, Leipzig 1836. 2 Bde. 8.)

**) Alphabetiſche Liſte aller gelehrten Juden und Jüdinnen, Patrioten, Propheten und berühmten Rabbinen, Leipzig 1817. 8.

∴ Die Stellung des Herrn Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur iſt (quand même!) muß eine verzweifelte ſein, da er ſchon zum „letzten Mittel“ greift.

∴ Ein Wiener Blatt erzählt: Um Blumen und Blätter lange Zeit friſch zu erhalten, brauche man ſie blos in Waſſer zu ſtellen, das man mit etwas Guano vermiſcht hat; Letzteres beſitze die Eigenſchaft, die Friſche der Blumen und Blätter zu conſerviren. Wir rathen jenem Blatte, mit ſich ſelbſt den erſten Verſuch anzuſtellen; vielleicht, daß es, in Guano geſteckt, von Neuem zu grünen anfängt.

∴ Ein Reiſender verglich neulich die Schnelligkeit der engliſchen Eiſenbahn mit Vögeln, denen ein Flügel abgeſchnitten ſei. (Die Langſamkeit unſerer deutſchen Locomotiven iſt dagegen mit einer Droſchke zu vergleichen, die ein Rad gebrochen hat.)

London. Die hieſige Traktätchen-Geſellſchaft hat ſeit 1832 nicht weniger als 336 Millionen religiöſer Traktätlein vertheilt. (Brod unter die Armen vertheilen, wäre weit zweckmäßiger.)

Madrid. Unter den Spaniern, welchen Louis Philipp den Orden der Ehrenlegion geſchenkt hat, gehören auch die Maler Madrazo, Vater und Sohn, welche die Königin Iſabella und die Infantin Luiſa durch ihre Pinſel verherrlicht haben. Nach dem „Clamor publico“ ſind zwei ganze Kiſten voll Ehrenkreuze vertheilt worden. (Das koſtet nichts!)

∴ Nach altcaſtiliſcher Sitte hat der Herzog von Montpenſier, der Gemahl der Infantin Luiſa, dreizehn Geldſtücke als Schlüſſelgeld an die Kirche (pro arrhis ecclesiae) bezahlen müſſen. Der Prinz hat trotzdem keinen üblen Handel gemacht, weil ihm Donna Luiſa eine Morgengabe von mehr als zwölf Millionen Francs mitbringt.

Marburg. Seit längerer Zeit ſind hier zwei Profeſſoren-Stellen unbeſetzt, weil kein auswärtiger Gelehrter ſich nach Kurheſſen überſiedeln will. (Begreiflich!)

München. Auch München erhält jetzt ein Conſervatorium für Muſik, wozu ein Zuſchuß von 5000 Gulden jährlich ins Budget aufgenommen worden iſt. — Herr Franz Häuſer, aus Wien, iſt mit dem Range eines Kapellmeiſters zum Direktor dieſes Conſervatoriums ernannt. Die Dauer der Studienzeit iſt auf drei Jahre und das jährliche Honorar auf 40 Gulden feſtgeſtellt. (Das Leipziger Conſervatorium läßt ſich dafür die doppelte Summe in Thalern bezahlen.)

Paris. Die Königin von Spanien hatte Herrn Guizot durch die Geſandtſchaft in Paris die Grandezza erſter Klaſſe und obenein den Titel eines Herzogs von Antonio anbieten laſſen, der Miniſter aber hat dieſe Titel dankend abgelehnt und erklärt, es vorzuziehen, kurzweg Guizot zu bleiben. (Das gereicht dem Bürgerſinne Guizots zur höchſten Ehre.)

∴ Dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſind blos für Reiſe- und Courierkoſten 1 Million 200,000 Francs bewilligt worden.

∴ Der Tod des dramatiſchen Schriftſtellers Etienne de Jouy hat wieder einen Sperrſitz in der Akademie der vierzig Unſterblichkeiten geöffnet. Diesmal wird aller Wahrſcheinlichkeit nach Alexander Dumas gewählt werden, wenn er ſich nämlich ſo lange von ſeinen Romanen und Dramen trennen kann, um die nothwendigen Anſtandsviſiten zu machen.)

∴ Auch Jules Janin und Eugen Sue ſollen ſich um den freigewordenen Schlafſtuhl in der Akademie bewerben. Viele glauben, Erſterer werde den Sieg davontragen.

∴ Auf Befehl des Miniſters des Innern ſoll die Büſte des Herrn Leverrier in dem Gymnaſium von St. Lo, wo er ſeine Erziehung genoſſen hat, aufgeſtellt werden. — Eine Zeitung macht in Bezug auf den von Herrn Leverrier entdeckten neuen Planeten den Vorſchlag, wie im Jahre 1811 der vortreffliche Wein der „Kometenwein“ genannt wurde, den diesjährigen eben ſo vortrefflichen Wein den „Planetenwein“ zu nennen.

∴ In einem der hieſigen Theater wurde unlängſt ein junger Menſch als Ruheſtörer verhaftet und auf die Polizei abgeführt. Vom Beamten um den Namen befragt, nannte er ſich Brutus-Scävola-Mort-à-Louis XVI. Iſt das Ihr Familienname? fragte der Commiſſär. — Ja! — Haben Sie außerdem keinen andern Namen? — Vor langer Zeit hatten wir wohl einen andern gehabt, aber mein Großvater hatte dieſen Namen in der Revolution von 1789 angenommen und mein Vater hatte ſich auch ſo genannt und ich kenne ſeinen frühern Namen nicht.

∴ Das Théâtre français hat ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „Don Gusman ou la journée d'un séducteur“, eine matte, kraft- und ſaftloſe Nachahmung des Don-Juan-Stoffs, zur Aufführung gebracht, aber wenig Lorbeer damit eingeerntet.

∴ An der Porte-Saint-Martin wird in Kurzem „le Juif de Constantine“, ein Spektakelſtück, welches die größten Erwartungen rege macht, einſtudirt. Das Ambigu hält ein neues Drama von F. Soulié in Bereitſchaft. Ueberhaupt wird hier mit unermüdlichem Eifer für die Unterhaltung des Publikums gearbeitet. (Anderswo iſt dies nicht der Fall.)

∴ Eine neue Poſſe, „Les brodeuses de la Rheine", im Vaudeville-Theater aufgeführt, wird wohl bald auch auf den deutſchen Bühnen erſcheinen und bei gewandter Darſtellung auch jenſeits des Rheins eben ſo ſehr, als hier an der Seine, gefallen

∴ Für noch größere Zwerchfellerſchütterung hat der große Griſettenmaler Paul de Kock durch ein neues zweiaktiges Vaudeville, „La Place Vendôme", geſorgt. Dieſe Poſſe iſt eine der gelungenſten, welche er bisher geſchrieben hat: ſie macht furore! (Auch ſie wird überſetzt werden.)

∴ Man beabſichtigt, den Roman aus den Feuilletons der franzöſiſchen Zeitungen allmälig auszuſchließen, weil das Publikum bereits überſättigt iſt. Das „Journal des Débats" will mit gutem Beiſpiel vorangehen und auch die „Preſſe" ſcheint demſelben folgen zu wollen, indem ſie ſchon jetzt, ſtatt der Schauer-Novellen, belehrende Reiſeſchilderungen mittheilt. So wird nach ganz kurzer Zeit, wie man hofft, kein Roman-Feuilleton mehr exiſtiren. Merkwürdig bleibt der Umſtand, daß gerade die flüchtigſte und beweglichſte Nation ſich eine Zeit lang bemüht hat, in den Journalen ſo langweilig und ſo ſchwerfällig zu wirthſchaften. (Die Herrſchaft des Herrn Eugen Sue neigt ſich ihrem Ende zu. Was wird dann der Troß unſerer Ueberſetzungsfabrikanten beginnen?)

∴ Der „Courrier français" kündigt unter dem Titel „die Raubvögel" einen neuen Roman an, welcher einige moderne Geldmänner Frankreichs nach der Natur zeichnen will.

∴ Der Sohn von Paganini, deſſen ſich die Kunſtliebhaber von Europa noch erinnern werden, wie er als kleiner Knabe ſeinen berühmten Vater auf allen Reiſen begleitete und ein Gegenſtand ſeiner großen Zärtlichkeit war, erſcheint jetzt, nachdem er in den Beſitz eines großen Vermögens gelangt iſt, in den verſchiedenen Pariſer Salons. Auf ſeinen Viſitenkarten lieſt man: „Le Comte Paganini".

∴ Die Gold- und Silber-Maſſe, die jährlich in Paris zu Schmuckſachen und Luxusgegenſtänden verarbeitet wird, wäre, wie der „Voleur" meint, groß genug, um daraus eine zweite Vendôme-Säule aufzuführen. Die Ausfuhr von franzöſiſcher Juwelier- und Goldſchmied-Arbeit iſt nie ſo groß geweſen, als jetzt. Tagtäglich ſind ſechzig Leute beſchäftigt, dieſen Goldſachen den Stempel aufzudrücken.

Peſth. Im Verlage von Carl Geibel ſoll im nächſten Jahre ein ungariſcher „Charivari", mit Lithographien und Holzſchnitten, ins Leben treten.

Rom. Fanny Elsler und Lucilie Grahn theilen ſich in den Enthuſiasmus unſerer Römer. Ganz Rom erſchöpft ſich in Vergleichen. Cardinal Amati äußerte: »Lucilie iſt eine graziöſe Tänzerin, Fanny eine tanzende Grazie.« (Seine Eminenz hat den Nagel auf den Kopf getroffen.)

Stockholm. Seit dem 15. Auguſt erſcheint in Kuopio eine finniſche Literaturzeitung unter dem Titel „Kalaveſi".

Stuttgart. Unſere Ständeverſammlung iſt auf den 15. December einberufen, um Geld und Schulden machen zu helfen.

∴ Ein Eilbote iſt nach Petersburg abgegangen, um dem Czaren die Nachricht zu überbringen, daß Prinzeſſin Olga ſich bereits in intereſſanten Umſtänden befindet. (Geſchwindigkeit, ſagt Bosco, iſt keine Hexerei!)

Ulm. Am 18. October ſind es vier Jahre geweſen, daß zu der Bundesfeſtung Ulm der Grundſtein gelegt worden iſt. Bis jetzt haben die hohen Herrſchaften blos 1 Million 700,000 Gulden verbaut.

Weimar. Wir haben hier vier Liebhaber mit zuſammen 3000 Thalern Gehalt; dieſe vier Herren ſind aber nicht zu gebrauchen: der Eine ſpricht keine Verſe, der Andere keine Proſa, der Dritte kann nicht gehen und der Vierte noch nicht ſtehen auf der Bühne; für den Gehalt zuſammen könnten wir ganz andere Leute haben; ſo aber ſteht es mit der Beſetzung auch der unſchuldigſten Rolle bei uns höchſt traurig aus.

Wien. Der Kaiſer hat befohlen, das mündliche Verfahren in allen Civil-Rechtsſtreitigkeiten einzuführen. Dieſe Reform wird von ſämmtlichen Bewohnern des Kaiſerſtaats als eine neue Aera begrüßt werden. Der bisherige ſchleppende Prozeßgang hatte die Advokaten zu Machthabern erhoben, und in der Reſidenz große Reichthümer unter dieſem Stande aufgehäuft.

∴ Der berüchtigte Banknoten-Verfälſcher, Ritter von Boor, iſt im Kerker geſtorben.

∴ „Drei Perlen“ heißt ein neues zweiaktiges Zaubermärchen von einem Herrn J. Nicola, der das Publikum der Joſephſtädter Bühne dadurch in gelinde Verzweiflung verſetzt hat. Herr Julius Seidlitz, der witzige Referent des „Humoriſt“, beginnt ſeine Kritik mit den Worten: »Wenn auch mir ein guter Genius „drei Perlen“ gäbe, um mit zweien meine heißeſten Wünſche und mit der dritten das Glück eines geliebten Weſens zu erfüllen, ſo würde ich ſie ungefähr ſo benutzen: die erſte Perle würfe ich weg für die Verſicherung, nie mehr ſolch ein Stück anſehen zu müſſen — die zweite für die Verſicherung, nie mehr über ſolch ein Stück ſchreiben zu müſſen, und die dritte — zum Wohle der Welt! — auf daß nie mehr ſolch ein Stück geſchrieben würde!« (Armer Nicola, haſt Du vielleicht den Stoff zu Deinen „drei Perlen“ aus einem der vier Jahrgänge der Heller'ſchen „Perlen“ geſchöpft?)

∴ Die Joſephſtädter Bühne hat die Einrichtung getroffen, daß jeden Sonnabend ein neues Stück zur Darſtellung kommt. (Dies zeigt von einer Thätigkeit, die, unter uns geſagt, gar mancher Bühne, welche in Faulheit untergeht, ſehr zu wünſchen iſt.)

∴ Herr J. F. Caſtelli hat ein „Wörterbuch der niederöſterreichiſchen Mundart“ vollendet, das noch im Laufe dieſes Winters ans Licht treten ſoll.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In Japan herrſcht die Sitte, jedes Jahr einen der oberſten Staatsbeamteten vor allem Volke durchprügeln zu laſſen, um ihn allerhuldreichſt für die unbekannt gebliebenen Sünden der niedern Beamten zu beſtrafen. (Schade, daß es nicht überall ſo iſt!)

— Noch zu Ludwigs XVI. Zeiten gab es am franzöſiſchen Hofe unter andern Chargen auch die eines königlichen Nachtſtuhlträgers, welche mit einem Gehalte von 1100 Livres verbunden war. Noch im Jahre 1780 wurde eine Anwartſchaft auf die Nachfolge in dieſem Poſten mit 15,000 Livres bezahlt. Zum Unglück aber hatte die Revolution von 89 dieſen theuern Nachtſtuhl-Poſten abgeſchafft.

— England hat in den letzten anderthalbhundert Jahren nur zwei Herzoge creirt: Marlborough und Wellington. Nelſon, der Sieger am Nil, ſtarb als Viscount, während Decrès, welcher, geſchlagen, die Flucht ergriffen hatte, in Frankreich zum Pair und Herzog ernannt worden war.

— Die erſte (und hoffentlich auch letzte) Denkmünze, welche auf einen deutſchen Schauſpieler geprägt wurde, iſt auf den Schauſpieler Brockmann im Jahre 1778 in Berlin geſchlagen worden. Die eine Seite ſtellt Brockmanns ähnliches Bildniß in gewöhnlicher Kleidung vor, mit der Unterſchrift: „Brocmann Act. Utr. sce. potens.“ Die Rückſeite enthält die Worte: „Peragit Tranquilla Potestas, quod violenta nequit.“ Im Abſchnitte ſteht: „Ber. d. 1. Jan. MDCCLXXVIII.“ (Theaterchronik.)

— Jeder, der im zehnten und eilften Jahrhundert leſen und ſchreiben konnte, war — galgenfrei. Das hieß „beneficium clericorum“.

— In der Neujahrsmeſſe 1738 war in Altners Hauſe auf der Petersſtraße zu Leipzig eine weibliche Rieſin zu ſehen, die ſich ſpaniſches Siegellack auf die Zunge träufeln und auf daſſelbe ein Petſchaft drucken ließ. (Reſpekt vor ſolcher Zunge!)

Treffer und Nieten.

* Die Cholera führt bekanntlich in ihrem gefährlichſten Stadium unter Anderm auch Wadenkrampf mit ſich. »Mademoiſelle Marie Taglioni,« ſagte ein Theaterfreund, »kann alſo ganz ruhig ſein, denn wo nichts iſt, da hat nicht blos der Kaiſer, ſondern auch Dame Cholera ihr Recht verloren.

* Ein Richter in Gallizien fragte neulich einen Juden: »Was biſt Du für ein Landsmann?« — »Herr,« antwortete der arme Teufel, »ich bin ein Schneider.« — (In Gallizien werden die Juden nämlich zu keiner Nation gerechnet.)

* »Ein deſpotiſcher Thron,« ſagt der „Wandelſtern“, »iſt die hervorragende Spitze eines von Bergen verſchütteten Dorfes.«

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca Historico-Naturalis.

Verzeichniss der Bücher

über

Naturgeschichte,

welche in

Deutschland, Scandinavien, Holland, England,
Frankreich, Italien und Spanien
in den Jahren 1700—1846
erschienen sind.

Von **Wilhelm Engelmann.**

Erster Band:

Bibliographie. Hülfsmittel. Allgemeine Schriften. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Zoologie. Palaeontologie.

Mit einem Namen- und Sachregister.

gr. 8. 1846. 786 Seiten. ord. 3⅓ Thaler.

Im Verlage der J. E. v. Seidel'ſchen Buchhandlung zu Sulzbach iſt ſoeben
die erſte Lieferung
der **Bernhard Wagner**'ſchen Schrift:

Papſt Gregor XVI.,

ſein Leben und ſein Pontificat,

(gr. 8. mit dem Bildniſſe und Wappen Sr. Heiligkeit Gregor XVI.)

erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen.

Dieſe Schrift bietet in drei Lieferungen nicht allein Umriſſe des äußern Lebens des höchſtſeligen Papſtes Gregor XVI., ſondern vielmehr auch eine Sammlung der Documente und Akten ſeines Pontificates zum bequemen Gebrauche des Staatsmannes und Hiſtorikers und zur deutlichen Ueberſchau der Thätigkeit und Wirkſamkeit des jüngſt verſtorbenen Oberhauptes der römiſch-katholiſchen Kirche. — Zugleich ſoll ſie zur Kenntnißnahme der Grundſätze dienen, nach welcher zu Rom verfahren und das depositum fidei mit eben ſo ſchlichtem Muthe als kluger Treue bewahrt wird, dem Katholiken ein reicher Stoff der Belehrung und Erbauung, den Akatholiſchen ein Gegenſtand, werth der Erforſchung und des Studiums.

Die erſte Lieferung enthält außer dem Vorworte des rühmlichſt bekannten Herrn Herausgebers:

den erſten Abſchnitt der Umriſſe des äußeren Lebens Gregor XVI.,

nebſt dem Abdruck der erſten Reihe von 15 Documenten.

Die beiden andern Lieferungen werden ſchnell auf einander folgen, gleichwie der Ladenpreis des Ganzen nicht höher als 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr. geſtellt iſt.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

No. 216. Leipzig, 19. November 1846.

CHARIVARI

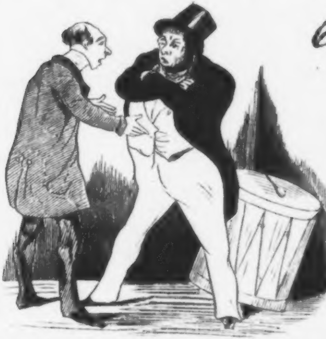
(Fünſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Verzweiflung eines Theater-Direktors.

680



Kaſſirer. Die ganze Einnahme beträgt zwei Thaler fünf Neugroſchen, darunter befindet ſich noch, wenn ich nicht irre, ein falſches Achtgroſchenſtück.

Direktor. Der Teufel hole die ganze Komödie!

Moderne Liebe.

Novelliſtiſcher Scherz von Eduard Em-Tot.

I.

Er liebte ſie und ſie liebte ihn. Deswegen beſchloſſen ſie, ſich zu heirathen, und freuten ſich wie die Kinder … Worauf oder worüber kann ich allerdings nicht ſagen; aber ſie freuten ſich und müſſen alſo doch wohl einen triftigen Grund dazu gehabt haben.

Es war drei Tage vor der Hochzeit.

Die beiden Liebenden ſaßen zur Zeit der Dämmerung in einer blühenden Jaſminlaube und trieben jenes liebe, ſüße, loſe Spiel, welches man mit dem Ausdruck „Koſen“ bezeichnet. Dieſes Koſen iſt der Blüthenſtaub der Liebe, und wenn man nicht mehr koſen kann — was gewöhnlich ſchon im zweiten oder dritten Jahre nach der Verheirathung eintritt — iſt es auch um die Liebe eine mißliche Sache. Sie verwandelt ſich dann meiſtentheils in Artigkeit und übt ſich im Stelzengehen. Liebe und Artigkeit verhalten ſich aber ſo zu einander, wie die blättergrüne, üppige Camellie zum langgeſpreizten Ritterſporn, wie ein Sonnet von Petrarca zu einer Stylübung des ſeligen Baron Lorenz, wie die poetiſche Göttergeſtalt des griechiſchen Apollo zur proſaiſchen Jammerfigur eines deutſchen Hofraths vierter Klaſſe. Liebe iſt ein blondlockiges Lied von Heine, Artigkeit ein lendenlahmer Hexameter aus Klopſtocks Meſſiade. Liebe iſt Original, Artigkeit nur die Ueberſetzung deſſelben.

Solche Vergleiche ſtellt man freilich nicht drei Tage vor der Hochzeit an. Darum beſchäftigen ſich auch unſere Liebenden in der Jaſminlaube mit ganz andern Dingen, und zwar mit Dingen, die an und für ſich unbedeutend, damit ich nicht ſage, kindiſch ſind, aber von ihnen für außerordentlich wichtig gehalten werden.

— Ich werde Deinen weißen Nacken küſſen, Néolie! ſpricht Alexander, indem er verſucht, den Ernſt ſeiner Worte durch die raſche That zu bekräftigen.

— Sei nicht muthwillig! entgegnet Néolie, die ſich abwehrend ſträubt und ihrem künftigen Bräutigam ein drollig-böſes Geſichtchen zeigt.

— Aber ich werde Dich dennoch küſſen, fährt Alexander uneingeſchüchtert fort. Ich werde Deinen Mund küſſen, Deinen Nacken, Deine Ohrläppchen. O dieſes Ohrläppchen! Wie klein und wie ſchön iſt es!

— Ich würde es durch ein Gedicht verherrlichen.

— Ja, Néolie, das will ich! Ich werde Gedichte ſchreiben auf Dein Ohrläppchen, auf Deine Augen, auf Deinen niedlichen Fuß, auf …

— Verſprich nicht zu viel, Alexander!

— Wie Du willſt, Néolie! Ach, wie lieb ich Dich habe!

— Ach, wie gut ich Dir bin, Alexander!

— Ich glaube kaum, daß ich ohne Dich zu leben vermag.

— Ich würde unglücklich ſein, wenn Du mich zu lieben aufhörteſt!

— Ich Dich zu lieben aufhören … Welch ein Gedanke! welch eine Unmöglichkeit!

Und er ſchlingt ſeinen Arm um ihren Nacken und küßt feurig die friſchen Lippenknospen ſeiner Néolie. Sie lächelt und ſchmiegt ſich innig an die Bruſt ihres Freundes.

Die Nacht hat unterdeſſen raſch ihren Fortgang genommen.

Der Mond iſt aufgeſtiegen und blickt bleich und leidend von den Wohnungen der unſterblichen Götter herab. Alexander und Néolie werden ernſter. Er hat zwar noch den Arm um ihren Nacken geſchlungen, aber er küßt ſie nicht mehr. Schweigend betrachtet er Himmel und Mond und die ſchlafende Erde unter ihnen.

— Schwärmſt Du, Alexander? unterbricht endlich Néolie das Schweigen.

— Nein, Néolie!

— Aber Du biſt ſo ſtill.

— Man kann nicht immer ſcherzen und Thorheiten begehen.

— Sehr weiſe geſprochen, mein Freund! Ein wenig Ernſt iſt zuweilen recht angenehm, beſonders wenn man lange genug gelacht hat.

— Alſo laß uns auch ernſt ſein!

— Meinetwegen! Wir wollen von unſerer Zukunft reden, von unſerer Hochzeit und von unſerer Einrichtung nach derſelben. Wir wollen verſchiedene Pläne ſchmieden und uns davon unterhalten, wie wir leben und thätig ſein, wann wir Beſuche empfangen und uns vergnügen wollen.

Alexander ſchweigt und blickt ſinnend auf den Boden.

— Nach meiner Meinung, ſpricht er endlich, wäre es wohl beſſer, dieſe traulichen Minuten zu einigen nothwendigen Erklärungen zu benutzen.

— Hör' ich recht, mein Freund? ... Erklärungen — ſagteſt Du? ... Iſt etwa unſere Liebe ſo unklar oder zweideutig, daß ſie einer Erläuterung bedarf?

— Mein liebes Kind! Ich habe auch nicht unſere Liebe commentiren wollen. Meine Meinung iſt vielmehr dieſe, uns die kleinen Geheimniſſe mitzutheilen, welche wir noch vor einander haben dürften. Solche Erklärungen ſind vor der Hochzeit beſſer, als nach derſelben. Im erſten Falle beſtätigen, im zweiten zerſtören ſie nicht ſelten die Liebe. Außerdem iſt es ſtets etwas Vortreffliches um die Ehrlichkeit, und ich ſelbſt bin ein viel zu eifriger Verehrer dieſer Tugend, als daß ich Dir vor der Trauung Etwas verſchweigen ſollte, was Du nach derſelben doch auf jeden Fall erfahren müßteſt.

Dieſe mit Beredſamkeit vorgetragenen Worte verfehlen ihre Wirkung nicht. Néolie iſt von der Wahrheit derſelben überzeugt und ſpricht:

— Ich bin ganz Deiner Meinung, Alexander, und freue mich um ſo mehr, daß Du das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand gebracht haſt, als auch ich Dir Belehrung über Etwas ſchuldig bin. Fange alſo guten Muthes Deine Erklärungen an; meine Wahrheitsliebe ſoll der Deinigen nicht nachſtehen.

— Nun denn, ſo höre, erwiderte Alexander. Daß ich fünfundzwanzig Jahre alt bin und einige tauſend Thaler jährlicher Einkünfte habe, weißt Du bereits. Ein Verbrechen habe ich meines Wiſſens niemals begangen. Wenn ich auch nicht frei von Jugendthorheiten geblieben bin, habe ich doch meine Ehre zu allen Zeiten unbefleckt erhalten. Meine Familienverhältniſſe ſind Dir bekannt. Ich habe Dir überhaupt in Betreff meiner Perſon nichts verſchwiegen, als ...

— Nun?

— Als daß ich ſo unglücklich bin, eine ... Haartour tragen zu müſſen, fährt Alexander mit traurigem Seufzer fort.

Néolie verſuchte zu lachen. Wäre es jedoch Tag geweſen, hätte Alexand an ihren Geſichtszügen bemerken können, wie wenig angenehm ihr dieſe Neuigk von der Haartour war. Glücklicher Weiſe iſt es Nacht, und Alexander, we cher froh iſt, ſein Herz von einer drückenden Laſt befreit zu haben, fährt n ermuthigt fort:

— Mein Geheimniß hat nun aufgehört, für Dich ein Geheimniß zu ſe Ich hoffe, daß Du mir nun auch das Deinige mittheilen wirſt.

Néolie macht Einwendungen. Bald jedoch giebt ſie den zärtlichen Bit ihres Geliebten nach.

— Du weißt, ſpricht ſie, daß ich neunzehn Jahre alt, Wittwe und u beſcholtenen Rufes bin. Ich bringe Dir ein Deinem Vermögen gleiches H rathsgut zu. Da Du mich ſehr oft zu ſehen Gelegenheit hatteſt, iſt es wah haftig nicht meine Schuld, daß Dir noch nichts an mir aufgefallen iſt, u wäre es auch nur dies Eine geweſen, daß …

— Nun?

— Daß … meine oberen Zähne künſtliche ſind, endigt Néolie m einem herzzerreißenden Seufzer.

Alexander verſucht zu lachen. Wäre es zufällig Tag geweſen, hätte Néol an ſeinen Geſichtszügen die Bemerkung machen müſſen, wie wenig angeneh ihm dieſe Neuigkeit von den künſtlichen Zähnen war. Glücklicher Weiſe es Nacht, und der Mond ſteht hinter einer Wolke. Was ſoll man thun? Ma wechſelt noch einige gleichgiltige artige Worte und trennt ſich dann mit de Verſicherungen ewiger Treue.

II.

Unmuthig geht Alexander am andern Morgen in ſeinem Zimmer auf u ab. Seine Stirn verräth Aerger und Nachdenken. Ein großer Plan ſchei ihn zu beſchäftigen und alle ſeine Geiſteskräfte in Anſpruch zu nehmen.

— Ich trete zurück! ſpricht er endlich, öffnet raſch ſeinen Schreibtiſ und wirft folgende Zeilen aufs Papier:

> »Madame!
>
> Ich ſehe mich zu meinem größten Leidweſen genöthigt, Sie bitten, unſer Verhältniß als ein aufgelöſtes zu betrachten. Die U ſache meiner ſo plötzlichen Sinnesänderung iſt keine andere, als da ich einſt das Gelübde gethan, unter keiner Bedingung eine Dam welche künſtliche Zähne trägt, zu meiner Gattin zu machen.
>
> Alexander.«

Kaum hat er dieſen Brief vollendet und adreſſirt, als er ein Billet vo Néolie empfängt. Sie ſchreibt:

> »Mein Herr!
>
> Ich befinde mich in der ſchmerzlichen Nothwendigkeit, Sie hie durch zu benachrichtigen, daß ich auf keinen Fall die Ihrige werde kann. Nach dem mir außerordentlich angenehmen Tode meines alt Gatten, welcher genöthigt war, ein Toupée zu tragen, hatte ich m vorgenommen, nur einen Mann, welcher ſein *eigenes* Haar trägt, de meinigen zu nennen.
>
> Néolie.«

— Zwei Briefe und Ein Gedanke! ruft Alexander aus, indem er m einem leiſen Fluche das Billet auf die Seite wirft. Um dem Stadtgeſpräc auszuweichen, tritt er noch an demſelben Tage eine Reiſe nach Italien an.

Néolie vermählte ſich vier Wochen ſpäter mit einem reichen Baron, welcher — ganz zu ihrer Zufriedenheit — allerdings ſehr viele Haare auf dem Kopfe, aber deſto weniger auf den Zähnen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Liebe, ſagt Kant, iſt die Uebertragung des Ich in das Nicht-Ich, ein Aufgeben der eigenen Individualität, ein geiſtiges Zuſammenſtrömen und Ineinanderfluthen, die Verſchmelzung zweier Seelen in Eine.

Gut definirt! Aber wo findet man jetzt eine ſolche Liebe? Sie iſt zur Wunderblume des Kyffhäuſer geworden, welche in hundert Jahren nur Ein Mal blüht. Warum nennt Ihr unſer Zeitalter das eiſerne oder papierne? Das liebloſe nennt es und Ihr habt den richtigen Namen.

Maria Stuart auf der Bühne.

Von E. M. Oettinger.

Die Geſchichte hat wenig Stoffe aufzuweiſen, die von der dramatiſchen Dichtkunſt ſo oft ausgebeutet worden ſind, als das vielbewegte Leben und tragiſche Ende der eben ſo ſchönen als unglücklichen Maria von Schottland. Solchen, die ſich für die Bibliographie des Theaters intereſſiren, dürfte eine chronologiſch-geordnete Zuſammenſtellung aller Trauerſpiele, deren Mittelpunkt die Wittwe des zweiten Franz von Frankreich iſt, nicht unwillkommen ſein.

Die deutſche Literatur beſitzt:

1. Maria Stuart, Trauerſpiel in 5 Akten und in Proſa, von Chriſtian Heinrich Spieß, Leipzig 1793.

2. Maria Stuart, Trauerſpiel in 5 Akten und in Verſen, von Friedrich Schiller, Tübingen 1801. (Sämmtliche Ueberſetzungen dieſer Tragödie habe ich erſt unlängſt in Nummer 10 des „Extra-Charivari“ mitgetheilt.)

3. Maria Stuarts Jugendjahre, Trauerſpiel in 5 Akten und in Verſen, von Carl von Widder. (Dieſe Tragödie, welche Mariens Liebe zu dem Sänger David Rizzio behandelt, habe ich im Jahre 1830 auf dem Münchener Hoftheater aufführen ſehen; ob ſie ſeitdem im Druck erſchienen iſt, weiß ich nicht.)

Die engliſche Literatur hat folgende Stücke aufzuweiſen:

4. **Mary, Queen of Scots, Tragedy in prose**, von John Saint-John, London 1789. (Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels war der Bruder des bekannten Lord Bolingbroke.)

5. **Mary, Queen of Scots, historical Tragedy**, von Mistreß Mary Deverell, London 1792.

6. **Mary Stewart, Queen of Scots, historical Drama**, von James Grahame, Edinburg 1801.

7. **Mary Stuart, dramatic Representation, London 1823.**

Die franzöſiſche Literatur hat:

8. **Marie Stuart, reine d'Ecosse, tragédie en 5 actes et en vers**, von M. Regnault, Paris 1639. (Das Stück, von dem im Druck drei Auflagen erſchienen ſind, iſt dem Cardinal Richelieu gewidmet.)

9. **Marie Stuart, reine d'Ecosse, tragédie en 5 actes et en prose,** von Edme Bourſault, Paris 1683. (Gewidmet dem Herzog von Saint-Aignan, der dem Dichter für die Dedication ein Geſchenk von hundert Louis gemacht. Daſſelbe Stück, ins Italieniſche überſetzt, erſchien zu Bologna 1734.)

10. **Marie Stuart, tragédie en 5 actes et en vers,** von einem Ungenannten, Paris 1735.

11. **Marie Stuart, tragédie en 5 actes et en vers,** von Pierre Antoine Lebrun, Paris 1820. (Iſt eine freie Bearbeitung des Schiller'ſchen Trauerſpiels.)

Die holländiſche Literatur hat blos ein Stück dieſes Namens aufzuweiſen und zwar:

12. **Maria Stuarta of Gemertelde Majesteit, Treurspel, Keulen 1646.**

Am reichſten iſt die italieniſche Literatur; ſie beſitzt:

13. **La Regina di Scozia, Tragedia in 5 atti ed in versi,** von Carlo Ruggieri, Neapel 1604. (Das Stück iſt dem Cardinal Spinelli gewidmet. Jeder Akt ſchließt mit einem Chore.)

14. **La Reina di Scozia, Tragedia in 5 atti ed in prosa,** von Federigo della Valle, Mailand 1628.

15. **Maria Stuarda, Regina di Scozia e d'Inghilterra, Tragedia in 3 atti ed in prosa,** von Orazio Celli, Rom 1665.

16. **Maria Stuarda, Opera scenica in prosa,** von Giovanni Francesco Savaro del Pizzo, Bologna 1665.

17. **Maria Stuarda, Dramma tragico in 5 atti ed in verse,** von Anſelmo Sanſone, Palermo 1672.

18. **Maria Stuarda, Tragedia in 5 atti,** von Vittorio Alfieri, Florenz 1781. (Nach ſeinem eigenen Geſtändniß iſt ſie die unbedeutendſte ſeiner dramatiſchen Dichtungen. Eine deutſche Ueberſetzung gab Wilhelm von Lüdemann, eine franzöſiſche brachte Claude Petitot, Paris 1804.)

Außer dieſen kenne ich nur noch ein lateiniſches Trauerſpiel, „**Maria Stuarda**“, das 1593 zu Douay im Drucke erſchienen iſt.

Von all' dieſen Stücken hat ſich nur das Eine von unſerm großen, unerreichbaren Schiller auf der Bühne erhalten; deſſen ungeachtet wagt ein neuerer Kritiker Englands, Stephen Jones, der Herausgeber der „**Biographia dramatica**“ (London 1812. 4 Bde.), darüber folgendes Urtheil zu fällen:

»This piece is certainly on of the worst that the pen of Schiller has produced. The story is a violation of historical truth; the character of the heroine is degraded and the whole is forced and unnatural.«

Weit einſichtsvoller und gerechter iſt die franzöſiſche Kritik. Herr von Sevelinges ſagt: **»Il n'est pas de pays en Europe, où les infortunes et la fin sanglante de Marie Stuart n'aient fourni le sujet de quelque pièce de théâtre; mais ces ébauches imparfaites sont toutes oubliées, depuis qu'un homme de génie a traité ce sujet si éminemment dramatique. La tragédie de Schiller est connue de toute l'Europe.«**

Balfe und ſeine Opern.

Von E. Guido.

Der allgemein bekannte und beliebte Componiſt Michael William Balfe*), geboren am 15. Mai 1808 zu Wexford in Irland, der Sohn eines armen Tanzmeiſters, begann ſeine muſikaliſche Laufbahn als Violinſpieler im Orcheſter des Drury-lane-Theaters in London. Von hier nahm ihn ein großer Muſikfreund und Kunſt-Mäcen, Namens Mazzara, nach Rom. Hier ſetzte der vierzehnjährige Jüngling mit unermüdlichem Eifer ſeine muſikaliſchen Studien fort und componirte dann, als erſten Verſuch, das Textbuch des Roſſini'ſchen „Othello“. Eine unglückliche Liebe zwang ihn, Rom zwei Jahre ſpäter zu verlaſſen. Er ging nach Mailand, wo er zuerſt mit der Muſik zum Ballet „La Peyrouſe“ öffentlich auftrat. Nach drei Jahren vergeblichen Strebens, in Mailand eine ſeiner Opern zur Aufführung zu bringen, begab er ſich nach Paris, machte dort Roſſini's Bekanntſchaft und wurde — neunzehn Jahre alt — an Pellegrini's Stelle als erſter Baſſiſt bei der italieniſchen Oper engagirt. Er trat mit Mademoiſelle Sontag als Figaro im „Barbier von Sevilla“ und mit Madame Malibran als Dandini im „Aſchenbrödel“ mit großem Beifall auf und bewährte ſich an Tamburini's und Rubini's Seite als einen der beſtgebildetſten Sänger. Zwei Jahre ſpäter folgte er einem Rufe nach Palermo. — Von Palermo begab er ſich im folgenden Jahre nach Pavia, wohin er als primo basso engagirt war, und componirte hier zu ſeinem Benefize die einaktige Operette „Un avertimento ai gelosi“, der ein glänzender Erfolg zu Theil wurde. Sein nächſtes Engagement führte ihn nach Bergamo, wo er ſich mit der Primadonna Roſer vermählte. — Seit jener Zeit hat er folgende Opern componirt:

1.	Enrico IV. (italieniſch)	1833	für	Mailand.
2.	Hamlet (italieniſch)	1834	„	Venedig.
3.	The Siege of La Rochelle (engliſch)	1835	„	London.
4.	The Maid of Artois (engliſch) . .	1836	„	„
5.	Catherine Gray (engliſch)	1836	„	„
6.	Falstaff (italieniſch)	1837	„	„
7.	Die verſchleierte Dame (engliſch) . .	1838	„	„
8.	Joan d'Arc (engliſch)	1839	„	„
9.	Ceolante (engliſch)	1840	„	„
10.	Les puits d'amour (franzöſiſch) . .	1841	„	Paris.
11.	Les quatre fils d'Aymon (franzöſiſch)	1842	„	„
12.	The Bohemian Girl (engliſch) . . .	1843	„	London.
13.	The daughter de St. Mari (engliſch)	1844	„	„
14.	The gipsy (engliſch)	1845	„	„
15.	L'étoile de Séville (franzöſiſch) . .	1845	„	Paris.

Von dieſen Opern haben in England ganz beſonders „die Belagerung von Rochelle“ und die „Zigeunerin“ (the Bohemian Girl) großes Glück gemacht. Erſtere wurde über ſiebenzig Male hintereinander und ſeitdem bis jetzt wohl gegen dreihundert Mal im Drury-lane-Theater aufgeführt. Auch der

---

*) Sein wahrer Name iſt Balph. C. M. D.

Erfolg der zweiten Oper war ſo überaus glänzend, daß Direktor und Mitglieder dieſer Bühne dem Componiſten am Tage der hundertſten Vorſtellung ein Silber-Service im Werthe von 400 Pfd. St. zum Geſchenk machten. — In Deutſchland haben bis jetzt blos ſeine „Haimonskinder“ feſten Fuß gefaßt

»Balfe's Opernſtyl,« ſagt eine ausführliche Biographie*), aus der wir dieſes Bruchſtück ausgezogen haben, »iſt zwar kein *durchaus* ſelbſtſtändiger und geradezu origineller, aber ein *höchſt ungezwungener*, der mit ſchwunghafter Leichtigkeit viel Grazie und Eleganz verbindet. Eine eigenthümliche Färbung verleiht er ſeinen Melodien durch den decidirten Rhythmus und durch einen ſcharf ausgeprägten Charakter, in welchem das *volksthümliche* Element vorherrſcht, und eben dies Element iſt an Balfe's Talent vorzüglich ſchätzenswerth. Denn wenn auch mancher vornehmthuende, melodienarme Tonſetzer Balfe's Melodien als „trivial“ oder „nicht ſublim genug“ bezeichnet, ſo antworte ich dieſem muſikaliſchen Don Ranudo di Colibrados, daß Balfe's Melodien wenigſtens das Gute haben, daß ſie *ſein* Eigenthum ſind und daß er ſie aus ſich ſelbſt ſchöpft. Balfe braucht ſich ſeiner populär gewordenen Muſik gewiß nicht zu ſchämen, denn für Melodien giebt es keine größere Auszeichnung, als *wenn ſie populär werden*.«

Parallelen.

Ein franzöſiſcher Kritiker ſtellte unlängſt folgende kritiſche Vergleiche an:

Chateaubriand iſt	Oberprieſter.	Alexandre Dumas iſt	Maler.
Victor Hugo	Baukünſtler.	Eugène Sue	Arzt.
Lamartine	Muſiker.	Alfred de Vigny ...	Levit.
George Sand	Volkstribun.	Alfred de Muſſet ...	Kriegsmann.
Lamennais	Prophet.	Béranger	Dichter.
Balzac	Naturforſcher.	Jules Janin	Parfumeur.
Frédéric Soulié	Chirurg.	Scribe	Gewürzkrämer.

⁂

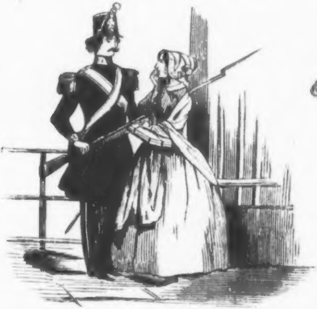
In Chateaubriand	finden	ſich	Anklänge	von	Homer, Raphael und Spontini.
In Victor Hugo ..	„	„	„	„	Corneille, A. Dürer und Mozart.
In Lamartine	„	„	„	„	Virgil, Tizian und Bellini.
In George Sand .	„	„	„	„	Plato, Paul Potter und Lully
In Lamennais ...	„	„	„	„	Boſſuet, Tintoretto und Haydn.
In Balzac	„	„	„	„	Rabelais, Hogarth und Boieldieu.
In Dumas	„	„	„	„	Shakeſpeare, Slv. Roſa u. Auber.
In Eugène Sue ..	„	„	„	„	Mercier, Greuze und Berlioz.
In Alfred de Vigny	„	„	„	„	Petrarca, Meulen und Cimaroſa.
In Alfred de Muſſet	„	„	„	„	Byron, Adr. Brouwer u. Grétry.
In Béranger	„	„	„	„	Horaz, Laireſſe und Méhul.
In Jules Janin ...	„	„	„	„	Frau von Sévigné, Petitot und Roſſini.
In Scribe	„	„	„		von allen Dieſen ein *winzigkleines Etwas*.

---

*) Siehe „Humoriſt“ Nummer 249 und 250. Jene *ausführliche* Biographie iſt vom Dr. Leo Herz (Leone). E. M. O.

Wiedervergeltung.

681

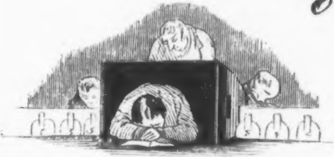


— Mademoiſelle Joſephine, ich darf Sie hier nicht hineinlaſſen.

— Ah, Böſewicht, heute Abend, wenn Sie mich beſuchen wollen, werde ich daſſelbe ſagen.

Folgen eines neuen Luſtſpiels.

682



Ort der Handlung: Berliner Hoftheater.
Vorſtellung: „Gottſched und Gellert“, dramatiſches Meiſterwerk von Dr. Heinrich Laube.

Zapfenstreich.

Athen. Der Miniſter Londos, ein während der griechiſchen Revolution vielgenannter Mann, hat ſein Leben durch einen Piſtolenſchuß geendet.

Baden. Auch Carl Spindler will jetzt „Wiener Eindrücke“ in die Welt flattern laſſen.

Berlin. Dem Intendanten der königlichen Bühne war bisher das Recht eingeräumt, die auf derſelben aufzuführenden Stücke ſelbſt zu recenſiren; jetzt aber iſt demſelben aufgegeben worden, ſie dem Polizei-Präſidenten vorzulegen und von dieſem die Genehmigung zur Aufführung einzuholen. (Befürchtet man denn, daß der wohlgeborene Herr Küſtner ein minder guter Patriot als der hochgeborene Herr Graf Wilhelm von Redern — Excellenz! — iſt?)

∴ Der hier anweſende Dr. B. Appert aus Paris, deſſen humaniſtiſche Beſtrebungen für Reform des Gefängnißweſens und für moraliſche Beſſerung der Verbrecher bei jedem Menſchenfreunde Anerkennung finden müſſen, hat jetzt auch vom Könige von Griechenland die große goldene Medaille, begleitet von einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben, erhalten. Sein hier in deutſcher und franzöſiſcher Sprache erſchienenes Werk, „dix ans à la cour du roi Louis Philippe et souvenirs du tems de l'Empire et de la Restauration“, erregt großes Intereſſe und verdient die größte Beachtung des gebildeten Publikums.

∴ Ludwig Tieck, welcher in Folge einer unachtſamen Traubenkur in Potsdam lebensgefährlich erkrankt war, iſt durch den Dr. Grimm, Leibarzt des Königs, wieder hergeſtellt worden.

∴ Die literariſche Mittwochsgeſellſchaft, die ſeit zwanzig Jahren der Sündenbock vieler guten und ſchlechten Witze geweſen iſt, hat ſich unlängſt neu conſtituirt. Die Mittwochsgeſellſchaft hat beſchloſſen, ſich fortan Montags zu verſammeln, um Dienſtags zu berathſchlagen, was Mittwochs zu unternehmen ſei, um ſich Donnerſtags durch literariſche Vorträge gegenſeitig zu langweilen.

∴ Dr. R. E. Prutz wird, aufgemuntert durch die Theilnahme, welche die im letzten Winter von ihm gehaltenen Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters gefunden haben, in den erſten Tagen des Decembers eine Reihe von Vorleſungen über die deutſche Literatur der Gegenwart (vom Anfang des Jahrhunderts bis auf unſere Tage) eröffnen, ein Unternehmen, das auch diesmal nicht wenig Anklang zu finden ſcheint.

∴ Der als Schriftſteller über National-Oekonomie bekannte Engländer John Prince Smith, welcher ſich längere Zeit in Elberfeld aufgehalten hat, beabſichtigt, in dieſem Winter in Berlin öffentliche Vorträge über die Staatswirthſchaft zu halten.

∴ Meiſter Muſard hat in Krolls herrlichem Wintergarten bis jetzt fünfzehn ſtark beſuchte Conzerte gegeben, im Ganzen aber mehr Geld als Beifall eingeerntet; man iſt ſo ziemlich einig, daß Herr Muſard weit kleiner als ſein Ruf iſt.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ ſchreibt: »Bei den hier auf bedenkliche Weiſe überhand nehmenden Diebſtählen tritt die Nothwendigkeit einer Vermehrung unſerer Sicherheits-Polizei immer mehr und mehr hervor. Dem Vernehmen nach wird letztere binnen Kurzem neu organiſirt werden.« (Alſo noch nicht genug Polizei?)

Breslau. Im Verlage von Joſeph Max und Comp. iſt der „Pentamerone“ oder „das Märchen aller Märchen“, von Giovanbattiſta Baſile, aus dem Neapolitaniſchen übertragen von Felix Liebrecht, in zwei Bänden und ſehr eleganter Ausſtattung erſchienen. »Dieſe Märchen-Sammlung,« ſagen die Brüder Grimm im dritten Bande ihrer „Kinder- und Hausmärchen“, »iſt unter allen, die bei einem Volke veranſtaltet worden ſind, die beſte und reichhaltigſte.« Der Verfaſſer dieſer Märchen war ein Graf von Ferrara*).

∴ Der Maler Gretius, unſer Landsmann, gegenwärtig in Conſtantinopel, hat mit ſeinem erſten Bildniß des Sultans ſo vielen Beifall gefunden, daß der Großherr ſogleich noch zehn kleinere und vier größere Portraits bei ihm beſtellt hat. Jetzt malt Herr Gretius den Sultan in Lebensgröße, und hat auch Beſtellungen auf mehrere Bilder von Paſchas erhalten. Ein Paſcha hat ſogar ſeine Gemahlin portraitiren laſſen wollen, ſtellte aber dem Maler die Bedingung, daß er es mit der Sitzung ſo einrichten ſolle, daß er ſie nicht zu ſehen bekomme. (Gut gebrüllt, Paſcha!)

---

*) Die erſte Original-Ausgabe ſeiner „Lo Cunto de li Cunti“ erſchien zu Neapel 1637. 8.

E. M. O.

Brüſſel. Auf der letzten Biſchofsverſammlung in Mecheln wurde die Erlaubniß des Fleiſcheſſens am Freitag zur Sprache gebracht. Alle Biſchöfe waren dafür, nur der Erzbiſchof von Mecheln erklärte ſich dagegen, weil . . . die Fiſcher in Antwerpen dadurch am Verdienſt verlieren würden.

Conſtantinopel. Herr Odilon-Barrot, das bekannte Oppoſitionsmitglied der franzöſiſchen Deputirtenkammer, vor Kurzem im alten Stambul angelangt, wird von hier einen Ausflug nach Aegypten machen.

Dresden. Man ſagt, daß das ſeit Ludwig Tiecks Abgang beſtandene Interregnum eines Dramaturgen bei unſerer Hofbühne durch die Anſtellung des Herrn Karl Gutzkow erledigt worden iſt. Das Repertoire unſeres Theaters wird dann ungefähr folgendes ſein. Sonntag: „Richard Savage". Montag: „Werner oder Herz und Ehre". Dienſtag: „Zopf und Schwert". Mittwoch: „Das Urbild des Tartüffe". Donnerſtag: „Anonym oder die papierne Welt". Freitag: „Das weiße Blatt". Sonnabend: „Uriel d'Acoſta". (Freue Dich, Dresden!)

Genf. Der neuerwählte große Rath beſteht aus 34 Conſervativen und 59 Liberalen. Der Staatsrath wird allem Anſcheine nach durch die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung beſetzt werden.

∴ Im Canton Wallis ſind wegen des traurigen Zuſtandes, in welchem ſich die Schweizer Eidgenoſſenſchaft befindet, alle öffentlichen Luſtbarkeiten, Bälle, Tanz und Conzerte unterſagt worden.

∴ Herr Victor Conſiderant, einer der Redakteure der „Démocratie pacifique", hält im hieſigen Conzertſaale ſocialiſtiſche Vorleſungen, welche beſonders von der Damenwelt ſtark beſucht werden.

∴ Hieſige Blätter enthalten die (ungegründete) Nachricht, daß der berühmte Naturforſcher Agaſſiz zu Schiffe an der iriſchen Küſte untergegangen ſei. Er iſt unlängſt in New-York angekommen.

Grimma. Der „Dorfbarbier" ſchreibt: »Bekanntlich hatte ſich die Stadt Hirſchberg in Schleſien in Folge der Weberunruhen das Mißfallen des Königs von Preußen zugezogen. Neuerdings ſoll der König der Stadt Hirſchberg wieder ſeine Gnade zugewendet haben. Dies drücken die Zeitungsſchreiber auf folgende zarte Weiſe aus: »Da Seine Majeſtät in der Stadt Hirſchberg *die Pferde gewechſelt hat*, ſo nimmt man hieraus ab, daß Seine Majeſtät Ihre Gnade dieſer Stadt wieder zugewendet haben. Zieh', Schimmel, zieh'.«

Hamburg. Der Berliner Komiker Gern, der auf dem Thalia-Theater gaſtirt, iſt der Löwe des Tages. Er hat bis jetzt im „Intermezzo", im „Ständchen vorm Potsdamer Thore", in den „Schleichhändlern", im „Platzregen als Eheprokurator" und im „Bär und Baſſa" gaſtirt und ſich in allen Rollen pyramidaliſchen Beifall errungen. Sein „Schelle", ſein „Köck" und vor Allem ſein „Marocco" ſind koſtbare Chargen, die ſelbſt einen Heraklit in einen Demokrit verwandeln. Von hier folgt er einem Rufe nach Braunſchweig.

Hongkong. Herr Gützlaff (geborener Pommer und gegenwärtiger engliſcher General-Conſul in China) hat eine „Geſchichte von China" vollendet, die im nächſten Jahre die Londoner Preſſe verlaſſen wird.

Kaſſel. Unſer Hoftheater, das bisher der Leitung des Herrn Frige von Bomſen anvertraut geweſen war, hat jetzt einen General-Intendanten (?) in der Perſon eines Herrn von Heeringen erhalten.

Leipzig. Es iſt nicht unintereſſant, jenes Blatt kennen zu lernen, durch das eines der wichtigſten Ereigniſſe der Geſchichte, der Sieg bei Leipzig am 18. October 1813, der Welt kund wurde. Es waren die „deutſchen Blätter", deren Herausgabe dem Buchhändler Brockhaus höhern Orts (vom General Stadion) *befohlen* worden war. Der Bericht ſelbſt war von unſerm geachteten Mitbürger Dr. G. W. Becker.

∴ Heinrich Börnſtein ſagt in einem Bericht über Heinrich Heine: »Die „Cölniſche Zeitung" verſäumt es nie, Heinrich Heine'n in ihrem Feuilleton hinterrücks einen Streich zu verſetzen, und erſt unlängſt gab der große Mann, der das Feuilleton jener Zeitung redigirt, zu verſtehen, Heine habe das Gerücht von ſeinem Tode wohl ſelbſt ausgeſprengt, um es dann zu widerlegen und ſo zu neuem Leben zu gelangen. Seid unbeſorgt: Heine bedarf dieſer Künſte nicht. Seine Schriften werden leben, wenn vom „Schloß am Meere" kein papiernes Steinchen mehr übrig iſt.« (Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!)

London. Von den 100,000 Pfd. St., welche der wackere Sir Richard Cobden fü ſeine Verdienſte um den Freihandel als Nationalbelohnung erhalten ſoll, ſind bereits 80,00 Pfd. St. zuſammengebracht. (Gut, daß wir in Deutſchland nicht eben viel große Manne haben, meint der „Wandelſtern“, denn mit den Nationalbelohnungen würde es bei un ſehr ſchlecht ausſehen — dann wären noch nicht 100,000 Pfennige zuſammen.)

∴ Das letzte von Sir Robert Peel mit 25 Pfd. St. bewilligte Jahrgehalt erhiel John Lloyd, wegen der von ſeinen Vorfahren dem König Karl II. auf deſſen Fluch nach der Schlacht von Worceſter geleiſteten Dienſte.

∴ Der bekannte Finanzmann Ouvard iſt am 23. v. M. hier, 76 Jahre alt, na kurzem Krankenlager geſtorben.

∴ Seit Kurzem circulirt hier eine „Bittſchrift an den lieben Gott, dem Treibe des Satans ein Ende zu machen“.

Madrid. Die Königin von Spanien hat dem Herzog von Montpenſier vor ſeine Abreiſe ein mit großen Brillanten geſchmücktes goldenes Vließ — daſſelbe, welche Ferdinand VII. bei hohen Feſtlichkeiten zu tragen gepflegt — ſowie deſſen nicht minder koſtbaren Degen zur Erinnerung an Madrid geſchenkt. Der Werth beider Gegenſtände wir auf 200,000 Piaſter geſchätzt.

∴ Auf dem vom Grafen Breſſon veranſtalteten Balle hat die Königin den erſte Contretanz mit dem Herzog von Montpenſier, der König mit der Gräfin Breſſon, de Herzog von Aumale mit der Herzogin von Montpenſier und der Graf Breſſon mit de Schweſter des Königs getanzt.

∴ Da die Herzogin von Montpenſier faſt gar nicht franzöſiſch und ihr Gemah faſt gar nicht ſpaniſch ſpricht, ſo werden Beide, um ſich zu unterhalten, in der erſte Zeit eines Dolmetſchers bedürfen. Später werden ſie ſich wohl leichter verſtändigen.

∴ Der Herzog von Montpenſier hat den hieſigen Wohlthätigkeits-Anſtalte 40,000 Francs (2000 Stück Louisd'or) geſchenkt.

∴ Herr Munoz, der ehemalige Leibgardiſt und nunmehrige Herzog von Rianzare der ſeine mit Mutter Chriſtine von Spanien erzielten Sprößlinge zu Infanten vo Spanien erhoben zu ſehen wünſcht, wird den Titel „Prinz der Antillen“ annehmen Sein älteſter Sohn iſt en attendant zum Grafen von San Aguſtin erhoben werden Die Schweſter des Herrn Munoz hat ſich mit dem Gouverneur von Madrid vermähl und ihm eine Morgengabe von 100,000 Piaſtern mitgebracht.

∴ Sämmtliche Mitarbeiter an dem miniſteriellen Journale „Heraldo“ haben de Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Die hier lebenden Franzoſen haben den Herren A. Dumas, A. Maquet, Achar Boulanger, Blanchard und Girardet ein prachtvolles Diner-monſtre gegeben.

München. Bei G. Franz ſind erſchienen: „Oberbaier'ſche Volkslieder mit ihre Singweiſen“, geſammelt und herausgegeben von H. M. (d. h. Herzog Max von Baiern)

Münſter. Dr Wenner, vom Criminalſenate des hieſigen Oberlandsgerichts wege Majeſtätsbeleidigung zu ſechsmonatlichem Feſtungs-Arreſte nebſt Verluſt der National Cocarde verurtheilt, iſt in Folge des zweiten Urtheils des zweiten Senats deſſelben Gerichtshofes freigeſprochen worden.

Paris. Der Judenkönig Rothſchild I. hat zum Beſten der „Ueberſchwemmte 20,000 Francs beigeſteuert. (Die beſte Abfertigung für Satans ſchnöde Witze!)

∴ Am 29. October waren es ſechs volle Jahre geweſen, daß Herr Guizot ſei Miniſter-Portefeuille übernommen. Seit der Juli-Regierung hat ſich keiner von alle Miniſtern ſo lange auf ſeinem ſchwierigen Poſten erhalten, als Meiſter François.

∴ Marſchall Bourmont, der Eroberer von Algier, iſt, 73 Jahre alt, auf ſeinem Schloß in Anjou geſtorben.

∴ Alexander Dumas und ſein Freund und Mitarbeiter A. Maquet haben ſich im Auftrage der franzöſiſchen Regierung, von Madrid nach Algier begeben.

∴ Die Baronin von Carlowitz, jener Blauſtrumpf, welcher Klopſtocks „Meſſiade“ u. A. überſetzt hat, iſt eine Madame Dutertre und die Gräfin Daſh iſt die Vicomteſſ von Saint-Mars. Ganz Europa kennt die reizenden Karikaturen der Herren Gavarn und Cham; aber nur Wenigen dürfte es bekannt ſein, daß Letzterer Graf de No– un Erſterer Paul Chevallier heißt; Gavarni iſt der Name ſeiner Geburtsſtadt.

∴ Der „Siècle“ ſchreibt, die königliche Bibliothek habe von einem engliſchen Autographenhändler die Schriften des verſtorbenen Sir Hudſon Lowe, darunter viel Werthvolles in Bezug auf Napoleons Gefangenſchaft in Sanct Helena, kaufen wollen, den Prei dafür aber ſo hoch gefunden, daß ſie auf die Erwerbung dieſer Handſchriften habe Verzicht leiſten müſſen.

∴ Die „Epoque“ iſt in der öffentlichen Verſteigerung von Herrn Grielet, im Namen mehrerer ſtark betheitigten Aktionäre, für 202,500 Francs erſtanden worden; außer dieſer Summe hat der Käufer auch die Schulden dieſer Zeitung mit 350,000 Frs. zu übernehmen. Die Redaktion bleibt bis auf geringe Veränderungen faſt dieſelbe; doch ſollen hier bedeutende Erſparniſſe eingeführt werden.

∴ Jules Janin, der unlängſt ſechs Bändchen geſammelter Erzählungen unter dem ſehr bezeichnenden Titel „Catacombes“ herausgegeben hat, ſagt in einer dieſer Novellen: »Dort (in den Bädern von Dieppe) findet ſich in Ueberfluß der Hummer, der Cardinal des Meeres. Der Verfaſſer des „todten Eſels“ glaubt nämlich ſteif und feſt, daß der Hummer von Natur aus roth iſt.

∴ Das Palais-Royal-Theater hat ſeinem Publikum ein neues einaktiges Vaudeville der Herren Varin und Lefebvre vorgeführt. Es heißt „Une chambre à deux lits“, und iſt ſehr geiſtreich und unterhaltend. Der Komiker Alcid Touſſez hat darin eine neue Glanzrolle.

∴ „Nicolas Poulet“ iſt der Titel eines neuen zweiaktigen Vaudeville, das im Variétés-Theater eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hat. Verfaſſer dieſer artigen Bluette ſind die Herren Deligny und Bourgeois.

∴ Im Vaudeville-Theater hat ein dreiaktiges Schauſpiel, „la clé dor“, von M. Lajariette, fiasco, dagegen „le Capitaine des voleurs“, eine höchſt amuſante Poſſe von den Herren Duterf, Laurencin und Xavier, im ſtrengſten Sinne des Worts furore gemacht.

∴ Im Odéon-Theater hat ſich ein neues dreiaktiges verſifizirtes Drama, „Georges d'Alton“, ſehen laſſen, ohne beſonderes Glück zu machen. Der Titelheld iſt ein junger Puritaner, der unter Cromwells Fahnen ficht. Die Intrigue des Dramas iſt höchſt einfach, das Intereſſe unbedeutend und die Diction mangelhaft. Der Verfaſſer heißt Edmond Arnoux und iſt ein homo novus in der Literatur.

∴ Der bekannte Quirin Müller giebt im Saint-Martin-Theater „lebende Bilder im Naturzuſtande“.

∴ Die hieſigen Fiacres halten jetzt Journale, deren Titel außen verzeichnet ſind. Man kann nun ſeitdem in Paris beſſer als anderswo beurtheilen, mit welchen Journalen man am beſten fährt.

Peſth. Ein in Oeſterreich und Ungarn ziemlich bekannter Schriftſteller, Anton Benkert, iſt nach langer Krankheit, in einem Alter von 54 Jahren, geſtorben.

∴ Ein reicher Ungar, Pulßky, beabſichtigt auf ſeinem neuerlich gekauften Gute Szécſen, im Neograder Comitat, in ſeinem ſchönen Park ein Aſyl für die vorzüglicheren ungariſchen Dichter zu errichten und ſie dort auch mit allem Lebensbedarf zu verſehen. (Iſt kein Pulßky unter uns!?)

Prag. Herr Direktor Hoffmann ließ ſeinem langjährigen Freunde, dem Schriftſteller W. A. Gerle, einen Grabſtein ſetzen, der auf der einen Seite die Inſchrift: „W. A. Gerle, Schriftſteller“, auf der andern den Geburts- und Sterbetag deſſelben enthält und veranſtaltete am 17. October, Sonntags Nachmittags 4 Uhr, auf dem Wolſchaner Gottesacker an Gerle's Grabe eine wahrhaft rührende Todtenfeier. Herr Hoffmann ſprach einige würdige, paſſende Worte und legte dann einen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern auf den Denkſtein. Hierauf ſangen vier Mitglieder des Theaters mit Begleitung von Blas-Inſtrumenten ein zu dieſer Feier von J. E. Hickel gedichtetes Lied. Hoffmanns edle That bedarf keiner Anpreiſung — ſie lobt ſich ſelbſt. In unſerer egoiſtiſchen Zeit iſt es erfreulich, auf ſolche Züge zu treffen.

∴ Am 20. Oktober ſtarb im allgemeinen Krankenhauſe an der Lungenſchwindſucht K. S. Machetſcheck, Profeſſor am Gymnaſium zu Gitſchin. Machetſcheck, im Jahre 1800 zu Prag geboren, war einer der ehrenwertheſten und thätigſten czechiſchen Schriftſteller. Unter ſeinen Dramen wurde beſonders das Luſtſpiel „der Freier“ öfter mit großem Beifalle auf den czechiſchen Bühnen in Böhmen und Mähren aufgeführt. Machetſcheck überſetzte auch einige lateiniſche Klaſſiker und mehrere Dramen, z. B. Göthe's „Iphigenie“, Schillers „Jungfrau von Orleans“, Shakeſpeare's „Othello“ ꝛc. (Theaterchronik.)

∴ Auf unſerer Bühne, die unter Herrn Hoffmanns Leitung einen ſchönen Aufſchwung nimmt, hat ein neues Stück, „der Pirat von Venedig“, Drama in fünf Akten, von J. E. Hickel, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

Rom. Der Papſt hat ein Breve erlaſſen, das den Söhnen Loyola's jede Annahme von Legaten und Schenkungen unterſagt.

∴ In Rom allein ſind bis jetzt an fünfzig Bildniſſe des neuen Papſtes erſchienen; darunter eines von A. Bertini, welches von allen das ähnlichſte iſt.

∴ Cardinal Mezzofanti, der berühmte Sprachkundige, hatte bisher jede genaue Mittheilung einer Schilderung ſeines Lebens verweigert; jetzt vernimmt man, daß einer ſeiner Jugendfreunde in Bologna mit deſſen Zuſtimmung eine Biographie des Cardinals ſchreibt; doch ſoll dieſelbe erſt nach Mezzofanti's Tode erſcheinen.

∴ Vor Kurzem iſt der bekannte Jeſuit Pater Rillo aus Arabien zurückgekehrt. Er iſt jetzt Rector der Propaganda und ſpricht vierundzwanzig Sprachen. (Alſo dreiundzwanzig mehr als Herr Dr. Robert Heller!)

∴ Seit Kurzem verweilt hier der Berliner Profeſſor Geppert, unter deſſen Auſpicien die gelehrten Thebaner der Spreeſtadt lateiniſche Luſtſpiele aufgeführt haben. Der Miniſter Eichhorn hat ihn beauftragt, die Quellen der alt-römiſchen Komödie zu unterſuchen. (Wie unendlich zeitgemäß!!!!!!!)

Turin. Unſer jeſuitenfreundlicher Erzbiſchof hat ſich die freimüthigen Geſinnungen des neuen Papſtes ſo ſehr zu Herzen genommen, daß er aus Schmerz darüber etwas übergeſchnappt iſt.

Venedig. Der ausgezeichnete Profeſſor der Malerei, D. Politi, iſt hier geſtorben.

Wien. Der Graf von Montemolin, der neue ſpaniſche Don-Quixote, hat ſich an mehrere Cavaliere Oeſterreichs gewendet mit dem Antrage, ihm bei ſeinem Verſuche, Spanien von Neuem in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, Beiſtand zu leiſten. Der ritterliche Fürſt Friedrich Schwarzenberg ſoll bereit ſein, nochmals eine Lanze für die gute(?) Sache zu brechen. (Alſo zittere, unglückliches Spanien(?). Wenn der ritterliche Fürſt noch einmal zu Pferde ſteigt, dann biſt Du verloren, arme Iſabella, denn dieſer ritterliche Fürſt Schwarzenberg iſt ein ungeheurer Schwerenöther!)

∴ Nach einem langen Ferien-Monat wurde die Hofbühne mit dem „Schreibepult" eröffnet! Saphir machte den Witz, man hätte darum das „Schreibepult" gewählt, um zu ſehen, wie viel Fächer leer und wie viel Fächer mangelhaft und ſchlecht beſchlagen ſind. Das Repertoir dieſes Theaters bietet nichts als „Johann von Finnland", „der Bruderzwiſt", „die Schleichhändler", „Kunſt und Natur", „die Erbſchaft", „Treue und Erſatz", „das Loch in der Thüre". Der Intendant, Graf von Dietrichſtein, ein offener Feind aller neuen und höhern Beſtrebung im Felde der Dramatik, ein Mann, der den Zopfgeſchmack aus den neunziger Jahren als Delikateſſe der Jetztzeit auftiſcht, bringt dieſes einſt ſo glänzende Inſtitut vollends um ſeinen Ruf von Kunſt und Poeſie und drückt es auf das Niveau von dem Theaterſtand in Chemnitz, Meißen und anderer Provinztheater herab. (Theater-Locomotive.)

∴ Der „Humoriſt", erbittert über die ſchamloſe Zotenreißerei des Komikers Neſtroy, ſagt über deſſen „Sansquartier" in den „ſieben Mädchen in Uniform": »Die eingeſtreuten Vorleſungen aus Schiller u. ſ. w. ſind illuſtrirte Uebertretungen der Geſetze des Anſtandes und der Sitte, Uebertretungen, die von keiner Seite überwacht werden können, denn das Anſtößige liegt nicht in Dem, was zu ſagen erlaubt wird, ſondern in Ton, Geſte und Geberde, von welchen jede einzelnen, als Begleiter des Worts, dieſem einen ganz andern Sinn, einen Aug' und Ohr des Gebildeten blutrünſtig ſchlagenden Eindruck unterlegen. Niemand, welcher Achtung vor dem Gefühle der Sittlichkeit hat, kann uns den Ausdruck unſerer tiefen Entrüſtung über ſolche ſchnöde Darſtellungsweiſe verargen.« (Leider giebt es aber nicht blos in Wien, ſondern auch in andern Städten, die wir nicht namhaft machen wollen, erbärmliche Lazzireißer, die dem Schamgefühle den Kopf abgebiſſen und ſchon oft Sitte und Anſtand, im Angeſichte des ganzen Publikums, frech mit Füßen getreten haben. Derlei elende Scaramuzze, die ſich nicht entblöden, auf der Bühne Zoten zu ſagen, um dem Pöbel Lachen zu entreißen, verdienen von der Kritik, der es Ernſt um die Heiligkeit der Kunſt iſt, ſchonungslos heruntergefuchtelt zu werden.)

∴ Die „Wiener Zeitſchrift" giebt einer Schauſpielerin den Rath, mehr Sorgfalt auf ihre Toilette zu verwenden, „denn ſie ſähe immer aus, wie eine auf den Kopf geſtellte Stecknadel". (Wir können uns keinen rechten Begriff von dieſem Ausſehen machen!)

∴ „Verirrungen der Liebe" iſt der Titel eines neuen Luſtſpiels von Ludwig Deinhardſtein, das, vom Burgtheater zur Aufführung angenommen, im Laufe des nächſten Monats in Scene gehen ſoll.

∴ Am 15. October ſtarb Dr. Johann Baptiſt Rupprecht, der ſeit dem Jahre 1819 das Cenſoramt verwaltet hatte, 70 Jahre alt, am Schlagfluß. Ein beſſeres Andenken hinterläßt er als Botaniker und Horticulturiſt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im alten Norwegen wurden des Königs Beamte, als Herrendiener, keinem freien Bauern ebenbürtig geachtet; jene Herrendiener waren dergeſtalt verhaßt, daß König Olaf folgendes Geſetz gab: »Jeder, der einen Beamten erſchlage, müſſe deſſen Amt übernehmen.« (Dahlmann.)

— Die Kaiſerin Katharina II. von Rußland ſchickte einſt dem franzöſiſchen Ariſtophanes, Voltaire, eine elfenbeinerne Doſe, die ſie ſelbſt gedrechſelt hatte; Voltaire machte ihr dafür ein Gegengeſchenk: ein Paar weißſeidene Strümpfe, die er eigenhändig für ſie geſtrickt hatte.

— Der erſte Buchhändler war ein Böhme, Theobald Feger aus Budweis. Er war der Erſte, welcher, bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, für eigene Rechnung Bücher drucken ließ, mit welchen er Handel trieb. Im Jahre 1446 ließ er bei Erhard Ratdolt in Augsburg die ungariſche Chronik von Johann Thurocz auf ſeine Koſten drucken. Früher wurde der Buchhandel von Buchdruckern betrieben.

— Eine der koſtſpieligſten Sammlungen enthält der ſogenannte Juwelenſaal im Tower zu London. Er hat für mehr als zwei Millionen Pfd. St. Juwelen, Perlen und andere Kleinodien aufzuweiſen.

— Die ungariſche Sprache zeichnet ſich vor allen lebenden Sprachen Europa's auch dadurch aus, daß ſie nur drei Caſus hat: Nominativ, Dativ und Accuſativ. Der Genitiv iſt ihr fremd. — Die ſlaviſchen Sprachen haben ſieben, das Sanskrit ſogar acht Beugungsfälle.

— Noch jetzt geht in der Schweiz die Sage, daß beim Schwure der Bundesſtifter drei Quellen aus dem Myrtenſtein entſprungen ſein ſollen.

— Ein Hindu glaubt nicht ſeliger ſterben zu können, als — mit einem Kuhſchwanz in der Hand. (Man gönne ihm dieſen unſchuldigen Genuß!)

Treffer und Nieten.

* Ein gelehrter Chineſe, der ſich gegenwärtig in Paris aufhält, ſchrieb unlängſt an einen ſeiner Freunde nach Peking: »In Paris wird jedes Haus von einem Tyrannen beherrſcht, der hier zu Lande Concierge oder Portier genannt wird. Es giebt deren ungefähr zwanzigtauſend, welche eine Million Einwohner maltraitiren und ihren Weg durch das Leben ungemein erſchweren. Von Zeit zu Zeit bricht in der Seineſtadt eine Revolution aus, um irgend einen gutmüthigen Teufel, den man König nennt, über die Klinge ſpringen zu laſſen; aber von den zwanzigtauſend Portiers hat man noch Keinem irgend Etwas zu Leide gethan.«

* Ein ſpaniſches Sprichwort ſagt: »Si Dios no era Dios, seria Rey d'Espana y su cocinero Rey di Francia.« (Wenn Gott nicht Gott wäre, würde er König von Spanien und ſein Koch König von Frankreich ſein!)

* Lichtenberg theilte die Wiſſenſchaften in ſolche, welche Ehre; in ſolche, welche Brod; in ſolche, welche Ehre und Brod, und in ſolche, welche weder Ehre noch Brod bringen.

* Die Fata Morgana (Luftſpiegelungsbilder) werden von den Frieſen „Waſſerkater“ und von den Jüten „fauler Jakob“ genannt.

* Die „Didaskalia“ widmet den „Erfindern der explodirenden Baumwolle“ folgende Zeilen:

Schönbein hat das Verdienſt,
Böttcher theilt den Verdienſt,
Otto behält ſein Verdienſt,
Den Uebrigen fehlt das Verdienſt.

Wiener Rebus.

b c d e f g h i k l m n o p q r ſ t u v w x y z.

In **Einhorns Verlags-Expedition** (Fr. Brandſtetter) in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neudecker, Dr. Ch. G., die Hauptverſuche zur Pacification der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands von der Reformation bis auf unſere Tage, hiſtoriſch dargeſtellt. gr. 8. broch. 24 Ngr.

Die Verſuche, die Conflicte zwiſchen Staat und Kirche zu beſeitigen und die kirchlichen Kämpfe zu ſtillen, an denen ſich gerade der Kern unſeres Volkes betheiligt hat, ſind in unſern Tagen wieder ſtark hervorgetreten. Daher erſcheint für den großen Kreis unſeres gebildeten Volkes eine auf ſtreng hiſtoriſcher Baſis ruhende Darſtellung der wichtigern Verſuche zur Pacification der geſammten deutſchen Kirche ſeit der Reformation bis heute nach Entſtehung, Verhandlungen und Reſultaten nothwendig und zweckmäßig, wobei zugleich aus der Geſchichte Parallelen mit der Gegenwart gezogen werden und gezeigt wird, was man von den gegenwärtigen Verſuchen zu erwarten hat. Namentlich werden auch für den gebildeten Laien die kirchenrechtlichen Theorien der Vergangenheit und Gegenwart klar genug beſprochen, um ihre Anwendung recht zu verſtehen und zu würdigen.

Nachfolgende Bücher erſchienen im Verlage von **Graß, Barth und Comp.** in Breslau und ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wicher, Lehrbuch der Phyſik für die obern Klaſſen der Gymnaſien und höheren Bürgerſchulen. Mit 8 Tafeln. XXVI u. 330 S. 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

Magers „Revue“ 1845, 6, S. 64, urtheilt über dieſes Buch wie folgt: »Wir müſſen in demſelben ein Lehrbuch der Phyſik anerkennen, welches für den auf dem Titel angegebenen Zweck zu den beſten vorhandenen zu zählen iſt. — Die deutliche und präciſe Darſtellungsweiſe des Verfaſſers verdient volle Anerkennung.«

Harniſch, Handbuch für das deutſche Volksſchulweſen. Den Vorſtehern, Aufſehern und Lehrern bei den Volksſchulen gewidmet. XX und 580 Seiten. 8. 1 Rthlr. 5 Sgr.

Aus Magers „Revue“ S. 31: — »Ich möchte nun nicht ſagen, das „Handbuch“ ſei ein Buch für Schullehrer zweiter Klaſſe, im Gegentheil iſt Herr Harniſch ein Schriftſteller, von dem die gefördertſten lernen können, wie denn jedem Schullehrer, der Dieſterwegs „Wegweiſer“ lieſt, auch die Lectüre des obigen „Handbuchs“ dringend anzurathen iſt; ich glaube aber, daß manche Lehrer zweiter Klaſſe das „Handbuch“ mit größerem oder geringerem Erfolge ſtudiren werden, denen der „Wegweiſer“ nicht anzurathen iſt.

Berghaus, Prof. Dr., Grundriß der Geographie, enthaltend die allgemeine Länder- und Völker-, ſowie die Staatenkunde; erläutert durch 143 Holzſchnitte, 3 Karten und einen Anhang Hülfs- und Nachweiſungs-Tabellen. 84¼ Bogen. gr. 8. Geb. 5 Thlr. 20 Sgr.

— — Unbedingt müſſen wir wünſchen, dies Buch in den Händen aller Lehrer, nicht blos der Geographie, ſondern aller Lehrer überhaupt zu ſehen, denen dies eine Werk eine ganze Bibliothek ähnlicher Schriften erſetzen und auf die es ungemein anregend wirken wird. — —
(Schleswig-Holſteiner Schulblatt 1845, VII. 1.)

— — Es iſt ein treffliches Handbuch und unſchätzbar für das Studium des Lehrers und des Liebhabers der Geographie, ſowie für praktiſche Zwecke.
(Mittelſchule, 3. Heft, S. 457.)

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 217. Leipzig, 26. November 1846.

CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Herr Zwieback und Fräulein Chocolade,

oder

Das Weib, wie es **nicht** ſein ſollte.

Capriccio von E. M. Oettinger.

Herr Chryſoſtomus Zwieback iſt zu beklagen! Denn er gehört zu der großen Schaar jener Märtyrer, die in der verhängnißvollen Eheſtandslotterie eine pyramidale Niete gezogen haben. Dieſe Niete heißt Eulalia und iſt eine geborene Chocolade, die ihrem Zwieback nichts als ein paar ſüße Reize, den Cacao der Jugend und die Vanille der Schönheit, als ſchnell vergängliche Morgengabe mitgebracht hat. Der arme Zwieback, der ſechzehn Jahre älter als ſeine ihm angetraute Chocolade iſt, führt ſeit ſeiner Verheirathung ein höchſt unglückliches Leben, denn wohl ſelten hat es zwei ſchreiendere Gegenſätze gegeben, als ſie und ihn. Zwieback ſcheint für alle Freuden dieſes Lebens abgeſtumpft; Dame Chocolade aber iſt im höchſten Grade vergnügungsſüchtig: er gähnt, ſie hingegen will unterhalten ſein; ſie will jeden Ball, er dagegen keinen einzigen beſuchen; ſie will die ganze Nacht hindurch ſich den Aufregungen der Polka überlaſſen, er hingegen ſchon um zehn Uhr in den ſchlafbringenden Federn liegen. Das Alles aber ſind Contraſte, die ſich faſt in jeder Ehe finden, in welcher die weibliche Hälfte jünger als die männliche iſt; aber der Hauptcontraſt in dieſer Zwieback- und Chocoladen-Ehe beſteht einfach darin, daß er ein einfach-ehrlicher Philiſter iſt, ſie hingegen ein Blauſtrumpf, der zu der Legion jener Frauen gehört, die ſich um jeden Preis von der Oberherrſchaft ihrer Ehemänner emancipiren wollen.

Die großen und kleinen Leiden des armen Herrn Zwieback ſind in der That nicht zu zählen. Er iſt ihr Jockey, ihr Groom, ihr Laufburſche, ihr Koch, ihr Abſchreiber, ihre Kindermuhme, kurz, Alles, nur nicht … ihr Mann.

Ein Blauſtrumpf iſt ein Weſen, das mit Gott und aller Welt in ununterbrochenem Briefwechſel ſteht. Sobald die Chocolade ein neues Werk unter der

Feder hat, ſchreibt ſie an dreihundert Buchhändler, weil ſie im Voraus überzeugt iſt, daß zweihundertneunundneunzig dieſer „filzigen Autorenſchinder“ ſie kaum einer Antwort würdigen, viel weniger ihr Opus 999 in Verlag nehmen werden. Dieſe dreihundert Briefe muß der arme Zwieback ins Reine bringen, weil Eulalia Chocolade wohl einen fließenden Styl, aber, wie faſt jeder genial ſein wollende Blauſtrumpf, eine hieroglyphiſche Handſchrift ſchreibt. Dieſe Briefe müſſen verſiegelt, müſſen adreſſirt und auf die Poſt getragen werden. Von wem? Ah, von wem anders, als von dem überaus glücklichen Gemahl dieſer Frau!

Hat dann einer von jenen dreihundert Filzen „angebiſſen“, dann wandert das Manuſcript in die Druckerei. Dann beginnen die eigentlichen Marterwochen des armen Zwieback. Täglich erhält Madame Chocolade eine Correctur … täglich muß ihr ehelicher Galoppin fünf und oft auch zehn Mal zum Drucker laufen, um einen Fehler, den ſie — oft abſichtlich — ſtehen ließ, auszumerzen. Eines umgekehrten u wegen muß der ärmſte aller Laufburſchen oft in einem Wetter, wo man nur ungern einen Hund hinausjagt, von einem Ende der Stadt zum andern laufen, um aus dem u ein n oder aus dem n ein u zu machen.

Iſt das Werk endlich erſchienen, dann muß der beklagenswerthe Zwieback von einem Kaffeehaus ins andere rennen, ſich überall in die dichten Nebel oſſianiſchen Incognitos hüllen, mit aller Welt Geſpräche anknüpfen, die Unterhaltung auf die neueſten Erſcheinungen der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur lenken und den neueſten Erguß ſeiner Chocolade in den ſiebenten Himmel erheben.

— Ah, den Roman müſſen Sie leſen! So Etwas iſt noch nicht dageweſen! Das hat keine Literatur der Welt aufzuweiſen! Jeder Zoll dieſer Zwieback iſt ein Stück Kuchen! Verſäumen Sie nicht, das Buch zu leſen, denn ich fürchte, es wird bald verboten werden.

— Verboten werden? fragt der Kreis ſeiner Zuhörer. Warum ſoll es verboten werden?

— Weil das brave Weib Communismus predigt und der Monogamie den Krieg erklärt und Vielmännerei verlangt.

— Ah, das muß ich leſen, ruft einer der jungen Leute, die am nächſten Tiſche mit der geiſtreichſten Miene der Welt „Schafskopf“ ſpielen.

Dann muß Zwieback aus einem Laden in den andern rennen und fragen:

— Haben Sie die Büſte der Zwieback? Haben Sie die Statuette der berühmten Chocolade?

— Wer iſt Zwieback? Wer iſt Chocolade? fragen die Kaufleute.

— Wie, meine Herren, Sie kennen die erſte Notabilität der deutſchen Literatur, Sie kennen unſere Georges Sand nicht?

— Haben nicht die Ehre, lautet die Antwort.

— Dann bedaure ich Sie, ſagt der Colporteur ſeiner Frau und durchbohrt die Philiſter mit einem Blick, in welchem hundert Schwefelhölzchen ſeiner tiefſten Verachtung eng in einander geſchachtelt ſind.

Dann läuft er zu den Bilderhändlern.

— Was wünſchen Sie? fragt der ladenfreundliche Adonis.

— Das Bild der großen Zwieback.

— Wir haben ſie nicht auf dem Lager, erwidert der Commis; doch werden wir ſie noch heute verſchreiben.

— Thun Sie das, ſpricht der noch immer in das Dunkel des Incognito gehüllte Gemahl. Alle Welt will jetzt das Bild dieſer großen Frau beſitzen. Sie werden gute Geſchäfte damit machen, betheuert der gute Mann und rennt weiter.

Was aber iſt der Lohn für ſo viel Aufopferung?

— Wenn er — je nach der Jahreszeit — halb erfroren oder bis auf die Knochen durchnäßt — in ſeine Wohnung heimkehrt und ſich wärmen oder trocknen will am traulichen Kamine ſeiner Eulalie, dann verwehrt ihm die Zoſe den Eintritt in das Arbeitszimmer der gnädigen Frau.

— Sie dürfen jetzt nicht hinein.

— Warum nicht? fragt der beklagenswerthe Zwieback.

— Einer der Mitarbeiter der gnädigen Frau iſt gekommen. Sie gehen zuſammen den letzten Akt eines heitern Intriguenſtücks durch und wollen …

— Was wollen ſie? ſchreit der knirſchende Zwieback.

— Nicht geſtört ſein! lächelt die Zoſe.

Und Zwieback, der Glückliche, nimmt eine Stellung an, die an jene Salzſäule erinnert, in welche der Ewige die Gemahlin des guten Loth verwandelt haben ſoll.

Zum Unglück hat unſer Blauſtrumpf mehr als einen Mitarbeiter. Mit dem Einen ſtrickt er einen hiſtoriſchen Roman, mit dem Andern ein antikes Trauerſpiel, mit dem Dritten ein Heldengedicht, mit dem Vierten ein modernes Luſtſpiel u. ſ. w.

Aber der unverſchämteſte ihrer Mitarbeiter iſt ein junger Schöngeiſt, Herr von Kuchen, der zugleich die Correſpondenz für zweiundzwanzig auswärtige Zeitungen beſorgt und Madame Zwieback bald da, bald dort, in die Wolken hebt. Solch ein Mann darf ſich ſchon etwas mehr als jeder Andere bei ihr herausnehmen.

— Ihr Mann, liebe Eulalie, iſt ein koloſſaler Flegel. Wenn wir uns auf der Straße begegnen, verlangt er, daß ich ihn grüßen ſoll. Dieu de Dieu, da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle Männer grüßen ſollte, deren Frauen ich den Hof mache, ſagt Herr von Kuchen und dreht ſich ſeinen Schnurbart.

In demſelben Augenblick ſteckt der alte Zwieback den Kopf zur Thür hinein mit der beſcheidenen Frage:

— Stör' ich?

— Ja! lautet die lakoniſche Antwort des Herrn von Kuchen, der an der Seite der ſüßen Chocolade ruhig ſitzen bleibt.

Der Kopf unſeres Zwiebacks verſchwindet.

— Das iſt denn doch zu ſtark! ruft er aus, verliert urplötzlich die Geduld und rennt zu ſeinem Sachwalter.

Zufällig begegnet er ihm auf der Straße.

— Sie kommen wie vom Himmel geſandt! ruft der unglückliche Märtyrer.

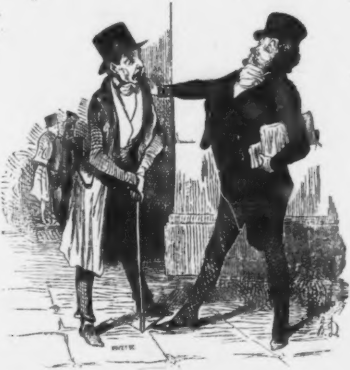
— Was wollen Sie? fragt der Anwalt.

— Sie inſtändigſt bitten, einen der Hausfreunde meiner Frau, den Herrn von Kuchen, zu verklagen.

— Weshalb? wünſcht der Handlanger der Gerechtigkeit zu erfahren.

Der traurige Zwieback erzählt die luſtige Geſchichte. Der Advokat ſchlägt eine boshafte Lache auf; dann legt er eine Hand auf die Schulter des unglücklichen Klienten und ſagt:

6



— Mann Gottes, wenn Sie jeden Liebhaber Ihrer werthen Frau Gemahlin gleich verklagen wollen, dann werden Sie bald mit der ganzen Stadt in Prozeß liegen.

Und ohne Zwiebacks Antwort abzuwarten, kehrt er ihm den Rücken zu und läßt ihn ſtehen.

— Dann muß ich mir ſelbſt helfen, ſagt der rathloſe Mann. Wenn ich noch ein Mal den patzigen Kuchen bei meiner Chocolade treffe, dann ſchlage ich ihm alle Roſinen im Leibe entzwei.

⁂

Moral:

— Man heirathe keine Frau, welche ein Blauſtrumpf iſt.
— Es giebt gewiſſe Kuchen, welche unverdaulicher als Commisbrod ſind.
— Unter zehn Ehen ſind neune — Wehen.

König und Koch in Einer Perſon.

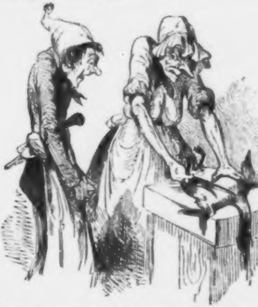
Von E. Guido.

Schatten des großen Vatel, hänge Dich! Manen des großen Carême,
ürzt Euch in Pluto's Backofen! Und Ihr Alle, die Ihr der edlen Zunft
er Köche angehört, ſtreuet Aſche und Zwiebeln auf Euer Haupt, zerbrecht
furen Bratſpieß und röſtet Euch bei gelindem Feuer, denn was habt Ihr,
lutarme Teufel, noch zu erwarten, ſeitdem ein Infant von Spanien, ein König
on Gottes Gnaden, als Nebenbuhler Eures Ruhmes auftritt! Hört und …
erzweifelt!

Don Francisco de Aſſis, Gemahl der Königin Iſabella von Spanien,
ereinigt in ſich zwei ganz verſchiedene Individualitäten: er iſt Majeſtät und
.. Küchenjunge.

Seit dem fünften Karl, welcher im Kloſter zu Saint Juſt ſich aus
öniglicher Langweil aufs Uhrmachen gelegt, widmet ſich jeder Infant von
panien von Jugend auf irgend einem Handwerke. Don Francisco de Aſſis
at ſeit ſeiner zarteſten Kindheit für die Küche geſchwärmt. Der „Heraldo“
rſichert und beſtätigt, daß in ganz Caſtilien kein zweiter Grande lebt, der
ne Olla-Potrida ſo meiſterhaft zu redigiren verſteht, als der jetzige König
on Spanien. Die junge Königin, die für die Freuden der Tafel ſchwärmt,
t demnach einen guten Geſchmack bewieſen, daß ſie ſich einen Gatten ge-
ählt, der neben den Geſchäften der Regierung auch denen der Küche vor-
ben kann.

Man denke ſich den Nachfolger der gothiſchen Könige in der Küche des
ſcurial, eine ſchneeweiße Nachtmütze auf dem Haupte, mit einer Schürze
gethan, ſtatt des Scepters oder Schwertes ein Küchenmeſſer unterm Arm
er einen Kochlöffel in der Hand.



en königlichen Koch oder eine kochende Majeſtät, den Gemahl einer jungen
nigin, beſchäftigt, zuzuſehen, wie die königliche Mundköchin eine Gans pflückt!

Was auch die Cortes beſchließen mögen, Don Francisco wird ſtandhaft vor dem Feuer … an dem Herde ſtehen. Und wie einſt Karl der Große zu einem ſeiner Paladine geſagt: »Ich ziehe eine neue Kohlgattung einem neuen Throne vor,« ſo kann Iſabellens Gemahl von ſich ſagen: »Was kümmern mich die Veränderungen Eurer Cabinete, was kümmert mich der Wechſel Eurer Miniſter? Eine ſaftige Gans iſt mir lieber als ein blutiger Krieg.«

Hoch lebe Don Francisco von Spanien!

Eine koſtbare Ueberraſchung.

Man wird ſich erinnern, daß Alexander Dumas, der Hiſtoriograph der Hochzeitsfeierlichkeiten in Madrid, vom Miniſter des Innern zur Beſtreitung der Reiſekoſten 7000, ſage ſiebentauſend Francs erhielt. Ein deutſcher Schriftſteller wäre damit bis ans Ende der Welt gereiſt. Aber was ſind 7000 Francs für einen Dumas, welcher gewohnt iſt, in fürſtlicher Pracht zu leben und als Prinz zu reiſen! Es war alſo ein Supplement nöthig, und da Meiſter Alexander eben nicht bei Kaſſe war, beſchloß er, eine kleine Anleihe von 60,000, ſchreibe ſechzigtauſend Francs zu negociren. Doch hatte das ſeine Schwierigkeit, da in Paris ſchon eine ſehr beträchtliche Anzahl von Wechſeln mit der Unterſchrift des ſouverainen Grafen von Monte Chriſto in Umlauf ſind. Und deſſen ungeachtet fand ſich ein gutmüthiger Wagehals, der ſich geneigt zeigte, die vom Marquis de la Pailleterie (ſo heißt unſer Alexander) geſuchten 60.000 Francs vorzuſtrecken, wenn Herr Dumas ſich herablaſſen wolle, 30.000 in baarem Geld und die andern 30.000 Francs in „guten Wechſeln“ anzunehmen. Der Graf von Monte Chriſto unterwarf ſich dieſer Bedingung, denn gute Wechſel laſſen ſich, wenn man einige Procente dabei verlieren will, leicht escomptiren. Dumas ſtellte einen Wechſel über 60,000 Francs aus. Aber wie groß war ſeine Ueberraſchung, als der Darleiher nach Aufzählung der baaren Hälfte ihm für die andern 30.000 Francs lauter Wechſel, von Dumas ſelbſt ausgeſtellt, übergab. — »Und das nennen Sie gute Wechſel?« rief der Graf von Monte Chriſto in ſeinem Unmuth aus. — Dumas mußte zum böſen Spiele gute Miene und ſeiner Handſchrift Ehre machen. Er ſtrich die 30,000 Francs ein, warf ſeine Wechſel in den Kamin und machte ſich mit ſeinen 37,000 Francs auf den Weg nach Madrid. Gegenwärtig befindet er ſich in Toledo.

Literariſche Geſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Eine der neueſten Nummern des „Nürnberger Correſpondenten“ brachte folgende Anzeige:

> »Zur Nachricht. Den hochverehrlichen, hier anweſenden und auswärtigen Mitgliedern des pegneſiſchen Blumenordens diene zur Nachricht, daß am 20. November laufenden Jahres, Abends 6 Uhr, die geſetzliche General-Verſammlung im Gaſthauſe zum Schwan am weißen Thurme abgehalten wird. Nürnberg, am 20. October 1846.
>
> Der Präſes: v. Kreß.«

Dieſe Anzeige hat etwas ſehr Ueberraſchendes, wenn man weiß, daß der pegneſiſche Blumenorden, eine der älteſten deutſchen Geſellſchaften, bereits ſeit dem Jahre 1644 beſteht. Zu den verderblichen Folgen des dreißigjährigen Krieges gehörte bekanntlich auch der Umſtand, daß deutſche Sprache und Sitte, namentlich durch franzöſiſchen Einfluß, förmlich vom Untergang bedroht waren. Anſtatt der durch Luther erſt wiedergeborenen Mutterſprache wurde ein aus deutſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen Worten zuſammengemengtes Kauderwelſch geſprochen und ſogar von Kanzeln und Kathedern herab als ſchön und „galant“ angeprieſen. Da ſuchten deutſchgeſinnte Fürſten, Adelige, Gelehrte und Dichter dieſem Unweſen entgegenzuarbeiten und traten hier und dort unter verſchiedenen Namen als deutſche Sprachgeſellſchaften zuſammen. So die „fruchtbringende Geſellſchaft oder der gekrönte Palmenorden“, 1617 in Weimar; die „aufrichtige Tannengeſellſchaft“, 1633 in Straßburg; die „deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft“, 1646 von Philipp von Zeſen und Dietrich Peterſon in Hamburg geſtiftet, die ſich ſo ausdehnte, daß ſich ihre Mitglieder in Roſen-, Lilien-, Rauten- und andere Zünfte abtheilten; der „Schwanenorden an der Elbe“, 1656 von dem bekannten Kirchenliederdichter Johann Riſt geſtiftet. Die „Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer oder der gekrönte Blumenorden“, dem wir in der oben angeführten Anzeige als einem noch lebendigen begegnen, wurde 1644 von dem Rathsherrn Georg Philipp Harsdörfer und ſeinem Freunde, dem Prediger Johann Klaj, in Nürnberg geſtiftet. Den Mitgliedern dieſer Verbindung wurden alte Schäfernamen beigelegt, wie Myrtill, Damon, Daphnis, Melibäus; durch ihre ſüßlichen Schäferpoeſien ſoll aber die Geſellſchaft nur noch mehr zur Verbildung des deutſchen Geſchmacks beigetragen haben.

(Converſationsblatt.)

Ein Curioſum.

In Norwich lebt ein Schulknabe, welcher ſein eigener Großvater iſt. Die Sache verhält ſich alſo: Eine Wittwe wohnte mit ihrer Stieftochter und ein Mann mit ſeinem Sohne bei einander. Die Wittwe heirathete den Sohn und die Tochter den alten Mann. Die Wittwe wurde demnach die Mutter des Vaters ihres Mannes und folglich auch die Großmutter ihres eigenen Mannes. Aus dieſer Ehe entſprang ein Sohn, deſſen Mutter alſo auch ſeine Urgroßmutter war. Da nun der Sohn einer Urgroßmutter entweder Großvater oder Großoheim ſein muß, ſo iſt dieſer Knabe ſein eigener Großvater.

Wieder eine Berechnung!

Ein Engländer hat ausgerechnet, daß Jemand, der auf der Eiſenbahn täglich 200 Meilen zurücklegt, 10,623 Jahre gebrauchen würde, um von unſerer Erde aus den neu entdeckten Leverrier'ſchen Planeten zu erreichen. Eine Berliner Droſchke würde natürlich etwas mehr Zeit gebrauchen.

Lieb' und Leid*).

I.

Es wogten die bunten Reihen
Hinauf, hinab in den Saal …
Wir ſtanden einſam von ferne
Und küßten uns tauſend Mal.

Wir drückten tauſend Mal ſchwörend
Die Hand ans brennende Herz,
Und tauſend Mal durchflog mich,
Durchzog mich ein heißer Schmerz.

Darum, daß die arme Kleine
Wohl in zukünft'ger Zeit
Die Wange wird bleich ſich härmen
Um eine vergangene Freud';

Daß weinen ſie wird am Tage
Und weinen in der Nacht,
Und hatte ſo ſchön ſich Alles,
Nur nicht ſo ſchlimm ſich gedacht.

* * *

II.

Am Fenſter ſitzt ſie und ſchauet,
Wenn wohl der Wand'rer käm',
Der anklopft mit goldenem Ringlein
Drei Mal und ſie mit ſich nähm';

Der anklopft' mit goldenem Ringlein
Drei Mal und riefe ganz laut:
»Komm heraus im ſchneeweißen Kleide,
Herzliebe, herzgute Braut!

Brich ab von der Myrth' am Fenſter
Ein Reis und flicht es ins Haar,
Nimm aus der alten Truhe
Die Perlen hell und klar.

Will mit Deine Mutter gehen,
Zieh' ihr an das beſte Kleid.
Mach' ſchnell, mach' ſchnell, mach' ſchnelle!
'S iſt Alles ſchon bereit.«

Am Fenſter ſitzt ſie und wartet
Und ſieht ſich die Augen blind.
O bet' um Hilf' und Troſt nur,
Du armes, verlaſſenes Kind!

* * *

III.

Der Frühling wird laut und lebendig,
Das Mädchen wird ſtumm und ſtill.
Viel Wand'rer ziehen die Straße;
Nur Einer nicht kommen will.

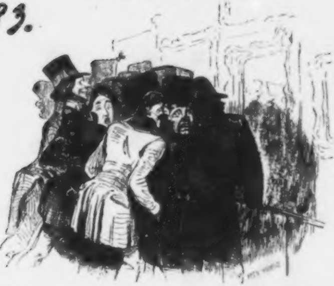
Nur Einer will nicht kommen
Und doch thut's an ihm ſo noth —
Nur Einer kann nicht kommen:
Er iſt ſchon lange todt. — —

---

*) Aus „Tag und Dämmerung, harmloſe Gedichte eines Anti-Muckers (Eduard Em-Tor)“. Leipzig, Otto Klemm.

In der Bildergallerie.

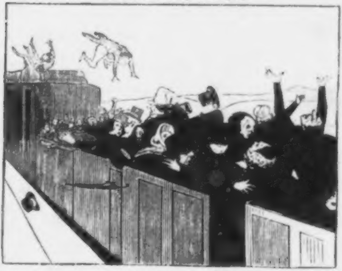
683.



Wie ſich Jemand ins Anſchauen eines Kunſtwerks und nebenbei in die Taſche ſeines Vordermannes verlieſt!

Auf der Eiſenbahn.

684.



Ein unfreiwilliger Luſtſprung.

683.

Zapfenſtreich.

Altona. Herr Poel hat ſeit Anfang Novembers die Redaktion des „Altonaer Merkurs“ wieder ſelbſt übernommen. Unter den erfolgloſen Kämpfen ſeiner Vertreter mit der Cenſur iſt bekanntlich der Befehl erfolgt, daß die getrennten Artikel Inland und Kopenhagen unter der Ueberſchrift „Dänemark und die Herzogthümer“ vereinigt worden ſind.

∴ Die hieſige Judenſchaft hatte eine von dem praktiſchen Arzt Dr. Alexander abgefaßte Adreſſe an die zweite badenſche Kammer gerichtet, um derſelben für ihre Beſchlüſſe wegen der Judenemancipation die Anerkennung der jüdiſchen Glaubensgenoſſen in Altona zu bezeugen. Die Kammer hat nicht darauf geantwortet.

Amſterdam. Das hieſige „Handelsblad“ iſt zur Hälfte für 240,000 Gulden verkauft worden. (Wie viele Hälften deutſcher Zeitungen hätte man für dies Sümmchen kaufen können?)

Athen. Der bekannte Philolog Dr. Papadopoulos Vretos hat unlängſt eine Lebensbeſchreibung des Sir Frederick North, Grafen von Guilford (geb. 1761, geſt. 1827) in griechiſcher Sprache herausgegeben. Guilford war Stifter und Kanzler der Univerſität Corfu, und Vretos ſelbſt fungirte dort längere Zeit als Oberbibliothekar der Univerſität.

Berlin. Wir können aus guter Quelle die Mittheilung machen, daß aus dem neuen Strafgeſetzbuchs-Entwurfe die Prügelſtrafe gänzlich entfernt iſt. Man wird ſich erinnern, welchen Widerſtand dieſe Strafe bei den meiſten Landtagen gefunden, als der Entwurf zuerſt vorgelegt worden war, und wie nur zwei Landtage ſich für deren Beibehaltung ausgeſprochen hatten. Die Nachricht von der Aufhebung derſelben wird in ganz Preußen mit großer Befriedigung aufgenommen werden.

∴ Das Ober-Cenſur-Gericht hat den Berliner Buchhändlern einen vollſtändigen Index librorum prohibitorum zuſtellen laſſen.

∴ Die Nachricht, daß der Schriftſteller Theodor Mügge für ſein Reiſewerk über Schleswig-Holſtein vom Herzog von Auguſtenburg ein bedeutendes Geſchenk erhalten habe, iſt ungegründet.

∴ Die Buchdruckerei von E. Litfaß (Adlerſtraße 6.) hat kürzlich eine Probe von einem Anſchlagzettel geliefert, welcher ſich in Betreff der Neuheit und Großartigkeit den Londoner Rieſen-Anſchlägen an die Seite ſtellen darf. Die Ausführung iſt gelungen, und da Buchſtaben bis zu 50 Zoll Höhe in der Officin vorhanden ſein ſollen, in vorkommenden Fällen gewiß auf Letztere Rückſicht zu nehmen. Der farbige Druck auf dem erſchienenen, faſt ſechs Fuß hohen Rieſenblatt iſt mittelſt einer einzigen Walze gefördert worden. Wo ſich, wie hier, Geſchmack bei der Anordnung und Sauberkeit in der Ausführung mit dem praktiſchen Nutzen einen, da iſt die beſte Empfehlung durch das Werk ſelbſt gegeben. (Spen. Zeit.)

∴ Die Berlin-Hamburger Eiſenbahn in ganzer Strecke ſoll am 1. December eröffnet werden.

∴ Ein hieſiger Reſtaurateur hat „Schleswig-Holſtein-Beefſteaks ſaftumfloſſen“ angekündigt.

Breslau. Erſt unlängſt hat das Grab eines der verdienſtvollſten Gelehrten, die hier gelebt und gewirkt haben, das des ausgezeichneten Geſchichtsſchreibers und Philologen C. F. Manſo (geſtorben 1826), ein Monument aus ſchleſiſchem Marmor erhalten.

Conſtantinopel. Während des Ramazans wurde ein fünfzehnjähriger Menſch, der am Tage, alſo während der Faſtenzeit, eine Bretzel gegeſſen, ergriffen, nach dem Arſenal geſchleppt und dort zu Tode geprügelt, denn er ſtarb einige Stunden nach der Exekution. Seit langer Zeit war ein ſolches Verfahren nicht mehr vorgekommen, indeß unter den Muhammedanern zeigt ſich jetzt daſſelbe Zurückgehen auf die alten Formen und den Fanatismus früherer Zeiten.

Dresden. Der König von Sachſen hat dem berühmten Baukünſtler Canina in Rom das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens verliehen.

∴ Heinrich Laube's neues Schauſpiel, „die Karlsſchüler“, hat hier bei der erſten Aufführung eine günſtige Aufnahme gefunden.

Düſſeldorf. Drei Koryphäen unſerer Malerſchule, Hildebrandt, Schirmer und Sohn, ſind plötzlich erkrankt; hinſichtlich des Letztern hegt man ernſtliche Beſorgniſſe.

Elberfeld. In Bensberg iſt der junge, talentvolle Bildhauer Rütiger, ein Schüler
wanthalers, geſtorben. In ſeinem Nachlaß befinden ſich zwei unvollendete Bildſäulen
Luther und Huß.

Genf. James Fazy, die Hauptperſon der neuen Umgeſtaltung, iſt ein geborener
nagoge. Zur Zeit der Juli-Revolution war er Mitarbeiter des „National“. In den
Tagen drängte er ſich in den Saal, wo die proviſoriſche Regierung gebildet wurde.
Perier erwirkte ihm, der wegen Preßvergehen in das Gefängniß gerieth, die Ver-
ung unter der Bedingung, daß er Frankreich verlaſſe. Der Miniſter ſoll dabei zu
em Genfer geſagt haben: »Mein Herr, ich mache Ihnen mit dieſem Manne ein ge-
rliches Geſchenk, denn eines Tages wird er gewiß Ihre Stadt drunter und drüber
ren.« In Genf wurde er dann Redakteur mehrerer Tendenz-Zeitungen und war
Hauptleiter und Beförderer des Savoyerzuges im Jahre 1834. Im Jahre 1841
og ihn ſein Genoſſe Rilliet Conſtant um eine Revolution, indem er während ſeiner
weſenheit die Aufregung des Volks beſchwichtigte. In dieſem Jahre hat er indeß ſeine
ne vollſtändig durchgeſetzt. Jedenfalls iſt Fazy ein Mann von großen Fähigkeiten.

Haag. Herr Thieme, der Herausgeber des „Arnheimſchen Courant“, iſt von dem
vinzialgerichtshof von Südholland wegen böswilligen und öffentlichen Angriffs auf die
rde des Königs zu zwei Jahren correctionellen Gefängniſſes und in die Prozeßkoſten
urtheilt worden.

Hamburg. Im Thalia-Theater iſt ein ſatyriſcher Zeitſchwank, „die explodirende
umwolle“, von M. Leonhard (dem bekannten Schauſpieler Ludwig Meyer), über die
tter gegangen und vom lachluſtigen Publikum ſehr beifällig aufgenommen worden.
s Stück enthält viel Draſtiſches.

Hannover. Unter den neu engagirten Mitgliedern unſers Hoftheaters macht ſich
Kurzem Herr Julius recht vortheilhaft bemerkbar. Er iſt ein junger, vielfach brauch-
er Künſtler, der namentlich im Luſtſpiel Vortreffliches leiſtet. Er hat eine geſunde,
ige Laune, die ſich frei von Uebertreibung und ſtets in den Grenzen des Anſtandes
, und die — was ſo ſelten bei jungen Luſtſpielern iſt — nie der Grazie entbehrt.
r Julius gefällt allgemein.

Kaſſel. Sylveſter Jordans neueſte Schrift „Wanderungen aus meinem Gefängniß“,
hier bei 18 Thaler Strafe verboten worden. (Kaſſel iſt groß . . . im Verbieten!)

Königsberg. Dr. Gottſchalls neues Drama, „Thomas Münzer“, iſt von der
igen Theatercenſur, als ungeeignet zur Aufführung, zurückgewieſen worden.

Leipzig. Die „illuſtrirte Zeitung“, welche hundert Mal im Jahre wiederholt ver-
rt, daß ſie 15,000 Abonnenten hat, ſcheint deſſen ungeachtet auf ſehr ſchwachen Füßen
ſtehen, denn neulich hat ſie dem hieſigen „Tageblatt“ einen neuen, lärmſchlagenden
ſpectus nebſt angehängtem Subſcriptionsſchein beigelegt. Erſterer erinnert an die
letins Napoleons. Es wird den Leuten darin viel Wind vorgemacht und unter An-
n geſagt: »Hätte es vor hundert Jahren, hätte es zur franzöſiſchen Revolution, hätte
ur Zeit der Napoleoniſchen Kriege eine illuſtrirte Zeitung gegeben, würden nicht ſchon
ihre Bände mit Gold aufgewogen werden?« Dieſe Frage iſt höchſt drollig und naiv.
tern,« heißt es weiter, »werden keine Urſache haben, die „illuſtrirte Zeitung“ ihren
dern vorzuenthalten; der Jüngling, der ſie lieſt, wird nicht irre werden an den
alen ſeiner Jugend, die Jungfrau wird ſie nicht mit Unwillen aus der Hand legen.« —
nn unſer Blatt erſt im Beſitze von 15,000 Abonnenten iſt, wird es ebenfalls einen
ſpect erlaſſen und die erſte jener köſtlichen Phraſen umdrehen und ſagen: »Kinder
den keine Urſache haben, den „Charivari“ ihren Eltern vorzuenthalten u. ſ. w.« Noch
iſcher iſt das rührend ſchöne Selbſtlob, daß die „illuſtrirte Zeitung“ a) den Genius
gelt, b) dem unbekannten Talente Anerkennung verſchafft und c) die Völker wie
Einzelnen zum Bewußtſein ihrer Würde emporgehoben hat. Man
n dieſe Worte nicht leſen, ohne ſich ein Schnupftuch vor die Naſe zu halten, denn bis zu
r Höhe hat wohl noch kein veredeltes Pfennigblatt ſeine Beſcheidenheit ausgedehnt. Das
letin ſchließt mit den Worten: »Wir wünſchen (d. h. den Abonnenten der „illuſtrirten
ung“) geſunden Appetit (dieſer iſt ihnen allerdings nothwendig), geſunde Koſt (auch
iſt allerdings wünſchenswerth) und den allgemeinen Fortſchritt, mit dem das Blatt
das Gedeihen unſeres Vaterlandes unzertrennlich verbunden ſind,« d. h. mit
ern Worten, Deutſchlands Gedeihen hängt blos vom Gedeihen der „illuſtrirten Zeitung“
Man glaube ja nicht, daß wir zu den Gegnern des Herrn Weber gehören; wir
n ſeinen Beſtrebungen die vollſte Gerechtigkeit widerfahren: er thut viel, ja vielleicht

mehr, als in ſeinen Kräften liegt, für ſein Blatt; leider aber müſſen wir wiederholen, daß die Redaktion dieſes mit ſo großen Mitteln ausgerüſteten Journals ſich in falſchen Händen befindet, daß der literariſche Theil die partie honteuse der „illuſtrirten Zeitung“ war, iſt und ſo lange bleiben wird, bis Herr Weber zu der Einſicht gelangt, daß dieſer Theil ſeines Journals einer gänzlichen Reform bedarf. Die allerfeinſten Holzſchnitte ennuyiren zuletzt, wenn der begleitende Text ſo nüchtern und langweilig wie der der „Illuſtrirten“ iſt.

∴ Die „Grenzboten“ bringen ein Verzeichniß der öſterreichiſchen Schriftſteller, welche im Auslande leben. Zu dieſen gehören Eduard Duller in Darmſtadt, Dräxler-Manfred in Wiesbaden, Francis Grund in Philadelphia, Pipitz in Zürich (Verfaſſer des Buches „die Jakobiner in Wien“), Hermann Rollet in Stuttgart, Heinrich Börnſtein in Paris, Freiherr von Hormayr in Bremen, Fenner von Fennenberg in Ulm, Karl Herloßſohn, Ignaz Kuranda, Eduard Mautner und Johann Sporſchil in Leipzig, Franz Schuſelka in Hamburg, Karl Beck in Berlin, Graf Terzky in Zürich (Verfaſſer der Romane: „Adolay“, „Toni“, „der Zeitkrüppel“, unter dem Pſeudonym Anton Bilnay), Johann Perthreck in Tübingen, der Galizier Zodwacky in Paris (Mitarbeiter des „Journal des Debats“), und der Trieſtiner Deberau in Paris (als Hauptmitarbeiter am Journal „La Presse“). — Zwei Namen wird der Leſer noch vermiſſen und nur mit zitternder Hand ſchreiben wir ſie zur Completirung nieder: den des Tyrolers Sylveſter Jordan in Marburg und den des Ungarn Nicolaus Lenau in — Winnenden.« — (Es hat uns ſchmerzlich berührt, daß die „Grenzboten“ gerade einen ihrer [frühern] talentvollſten Mitarbeiter, den tüchtigen Feuilletoniſten Jakob Kaufmann in Brüſſel, aufzuführen vergeſſen haben.)

∴ „Eliſa oder das Weib wie es ſein ſollte“ iſt bei Wienbrack in ſiebenter Auflage herausgekommen. Ein Spaßvogel hält dies für einen Beweis, daß das Weib, wie es ſein ſollte, noch immer ſtark geſucht wird.

∴ Das „Frankfurter Converſationsblatt“ bemerkt: »Die „Zeitung für die elegante Welt“ wird von Woche zu Woche mannichfaltiger. Die „Wittwen-Allee“, Novelle nach dem Franzöſiſchen von Charles Rabou, und — ein Modenbild! Kann man mehr von einer Zeitung verlangen, die wöchentlich nur in einer Nummer erſcheint?« (Eine Zeitſchrift ohne Feuilleton iſt eine Uhr ohne Zifferblatt.)

∴ Zur diesjährigen Feier des Schillerfeſtes wurde im Theater „Wallenſteins Lager“ und die „Piccolomini“ gegeben. Herr Marr, der den Wallenſtein geſpielt, hat den neuen Beweis geliefert, daß derlei Rollen außer dem beſchränkten Kreiſe ſeiner Fähigkeiten liegen. Von der Würde des Helden war nirgends eine Spur zu erblicken. Im Uebrigen hatte er, wie gewöhnlich, ſo mangelhaft memorirt, daß ſein Spiel durch die Maſſe ſogenannter Kunſtpauſen etwas unerträglich Schleppendes erzielt. Im Uebrigen aber iſt er noch immer Ober-Regiſſeur.

London. Sir Walter Scotts und ſeiner Gattin Grabmal in Dryburgh Abbey wird erſt jetzt einen Denkſtein erhalten mit der einfachen Inſchrift: »Sir Walter Scott, Baronet, geſtorben am 21. September 1832, auf der Rückſeite: Charlotte Margarethe Carpenter, Weib des Sir Walter Scott, von Abbotsford, geſtorben in Abbotsford am 15. Mai 1826.«

∴ Von David Strauß' „Leben Jeſu“ iſt, nach der vierten Auflage des Originals, eine neue engliſche Ueberſetzung bei Chapman erſchienen.

∴ Miß Anna Swanwick hat eine „Auswahl aus Göthe's und Schillers Dramen“ in engliſcher Uebertragung erſcheinen laſſen.

∴ Der Sänger Piſchek, vom Direktor Lumley für die italieniſche Oper gewonnen, erhält für ein ſechsmonatliches Engagement ein Honorar von 2500 Pfd. St.

∴ Im Prinzeß-Theater wird jetzt allabendlich eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Schauſpiels „Clarisse Harlowe“ gegeben.

Madrid. Auf dem Principe-Theater hat „Don Alvaro“, ein neues Schauſpiel, furore gemacht. Verfaſſer dieſes Stücks iſt der Herzog von Rivas, Grand von Spanien und Mitglied der hieſigen Akademie.

Marburg. Gegen Profeſſor Bayrhoffer iſt eine Klage wegen Gotteslläſterung eingeleitet, weil er — hört, hört! — die Perſönlichkeit Gottes geleugnet hat. (Marburg liegt im Kurfürſtenthume Heſſen.)

New-York. Dr. Seidenſticker wird, vom Neujahr angefangen, die Leitung eines in den Vereins-Staaten in deutſcher Sprache erſcheinenden Journals, betitelt der „Demokrat“, übernehmen. (Glück auf!)

∴ Seit Fanny Elsler iſt hier noch keiner Künſtlerin ſo fanatiſch gehuldigt worden, als der ſchönen Franzöſin Blangy, die dem Bruder Jonathan das Herz aus dem Leibe und das Geld aus der Börſe tanzt.

∴ Der bekannte Klaviervirtuoſe Henry Herz wird hier mit dem nächſten Dampfſchiff aus Paris erwartet.

Nimes. Unſer poetiſcher Bäckermeiſter Reboul hat für das Pariſer Odeon-Theater ein antikes Trauerſpiel, „Antigone", einſtudirt. (Vielleicht wird auch dieſe „Antigone" der guten Stadt Berlin aufgetiſcht.)

Nürnberg. Die guten Nürnberger treffen (freilich etwas ſpät) dringende Anſtalten, ihrem Landsmann Hans Sachs ein Denkmal zu errichten. Hans Sachs war freilich nur ein Schuſter, aber ſehr treffend ſagt Deinhardſtein:

»Doch beſſer iſt's, Ihr räumt's mir ein,
Ein Schuſter als ein Geck zu ſein.«

Paris. Erſt jetzt erfährt man, daß die Vermählung des Herzogs von Bordeaux mit der Prinzeſſin von Modena am 30. October durch Procura vollzogen worden ſei. Die Prinzeſſin Braut iſt zwar bereits 29 Jahre alt, hat aber einen Brautſchatz von 114 Mill. Frs. Der Herzog von Bordeaux iſt drei Jahre jünger.

∴ Louis Philipp hat den berühmten Statiſtiker Adrian Balbi in Venedig zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

∴ Dem unlängſt geſtorbenen Marſchall Bourmont iſt der Admiral Duperré ins Jenſeits gefolgt. Der Letztere, der, wie bekannt, mehrmals Kriegsminiſter geweſen, iſt als ein höchſt geachteter Mann geſtorben: er war ein tapferer Seeheld, dem ſelbſt der neidiſche John Bull volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Man ſagt, daß an Duperré's Stelle der Prinz von Joinville zum Admiral von Frankreich ernannt werden ſoll.

∴ Im Muſeum zu Verſailles ſoll eine Statue des jüngſt verſtorbenen Admirals Duperré aufgeſtellt werden.

∴ Die „Académie françaiſe" hat einen Preis von 3000 Francs für die beſte Abhandlung über die Mittel, Ueberſchwemmungen zu verhüten, ausgeſetzt.

∴ Die Redaktion des „Journal des Débats" hat den vernünftigen Entſchluß gefaßt, vom nächſten Jahre angefangen keine breitſpurige Romane mehr in ihr Feuilleton aufzunehmen, ſondern den Raum deſſelben ausſchließlich wiſſenſchaftlichen, literariſchen und kritiſchen Artikeln zu öffnen. (Bravo!)

∴ Es wird hier ein neues Journal erſcheinen, deſſen Zweck es iſt, den Communismus zu bekämpfen. Das Programm ſtellt unter Anderm folgende Beſtimmungen aus dem Schlaraffencodex auf: »Jeder Communiſt erhält 1000 Acker, unter der Bedingung, daß er ſchläft; ſchnarcht er, ſo erhält er 2000.«

∴ Ein Herr Moreau, der die unzähligen Paſquille, Pamphlete und Libelle, welche zur Zeit der Fronde gegen den Cardinal Mazarin erſchienen waren, ſeit Jahren geſammelt hat, will demnächſt ein vollſtändiges Verzeichniß dieſer Mazarinaden, mit kritiſchen Anmerkungen verſehen, ans Licht treten laſſen*).

∴ Leonard Gallois' „Histoire des journaux et des journalistes de la révolution française" iſt nun vollſtändig in zwei Bänden mit 27 Portraits erſchienen.

Peſth. Unſere „deutſche Zeitung" treibt ihren kindiſchen Enthuſiasmus für den Klavierpauker Liszt ſo weit, daß ſie ihn nun gar den *Columbus des Klaviers* nennt.

∴ Der „Ungar" ſchreibt: Signora Fanny Cerrito erhält mit ihrem tanzenden Gemahle für jede Vorſtellung 150 Dukaten. Eben ſo viel zahlt die Akademie für die beſte Löſung einer mathematiſchen, juridiſchen und philoſophiſchen Frage. Letzteres erfordert drei Köpfe und die Arbeit eines ganzen Jahres, während die vier Beine denſelben Preis in einer halben Stunde erringen. Auch das gehört zu den artigen Contraſten des neunzehnten Jahrhunderts!

Petersburg. Seit langer Zeit hat auf unſerm deutſchen Theater kein Schauſpieler einen ſo großen ungetheilten Beifall eingeerntet, als der bekannte Komiker Franz Wallner aus Wien. Er trat bis jetzt als Rohrhuhn in „Reich an Liebe", als verwunſchener Prinz und als Sebaſtian in „Stadt und Land“ auf und rechtfertigte den ſchönen Ruf, der ihm aus Deutſchland vorausgeeilt war. Alle Journale ſind voll von ſeinem Lobe. In der „ruſſiſchen Biene“ hat Herr Bulgarin ihm eine höchſt ſchmeichelhafte Beurtheilung gewidmet und darin vor Allem die Feinheit und Anmuth ſeiner Komik rühmend anerkannt. Herr Wallner, ſagt der ruſſiſche Kritiker, iſt kein gewöhnlicher Poſſenreißer, ſondern ein mit unbeſchreiblichem Talente begabter Komiker im beſſern Sinne des Worts. Auch das Publikum nimmt an deſſen Leiſtungen ſo ungewöhnlich großen Antheil, daß ihm von der Direktion ein äußerſt glänzender Engagements-Antrag gemacht worden iſt. Hoffentlich wird er der Unſrige werden.

---

*) Eine Kritik über die meiſten dieſer Schmähſchriften ließ der gelehrte Bibliothekar des Cardinals Mazarin, Gabriel Naudé, unter dem Titel „Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le cardinal Mazarin depuis le 6. janv. jusqu'à la déclaration du 1. avril 1649 ou Dialogue de Sieur Ange et de Muscarat" im Jahre 1650 zu Paris erſcheinen. Eine bedeutende Anzahl dieſer Paſquille ließ Mazarin von der Polizei confisciren, um ſie ſpäter für höhere Preiſe wieder zu verkaufen. C. M. O.

∴ Rußlands Talma, Karategin, ſoll ein Vermögen von einer halben Million Rubel beſitzen. (Welcher deutſche Schauſpieler kann ſich deſſen rühmen, fragt die „Theaterchronik“. Aber haben wir denn auch einen Karategin?)

∴ Am 27. October ſtarb hier der General der Infanterie, Chatow I., bekannt als Verfaſſer der Schrift „Beſchreibung der Alandinſeln und ihre Eroberung durch die Ruſſen“, ſowie als Ueberſetzer der „Geſchichte von 1812“ des Generals Buturlin ins Ruſſiſche.

Quebeck. Zu Werford, in Canada, iſt vor Kurzem ein gewiſſer Daniel Arkin, der ſchwarze Daniel genannt, in einem Alter von 120 Jahren geſtorben. Er war nicht ſo glücklich, eine mit ähnlicher Lebenskraft ausgerüſtete Lebensgefährtin gefunden zu haben: er war ſieben Mal verheirathet und hinterläßt eine Nachkommenſchaft von 570 Kindern und Enkeln.

Rom. Der Papſt will nicht nach dem Vatican zurückziehen, ſondern bleibend im Quirinal wohnen. — Derſelbe beabſichtigt auch, die Zahlenlotterie aufzuheben.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine engliſche Zeitung unter dem Titel „The roman advertiser“. Der Papſt begünſtigt auf jede mögliche Weiſe das Aufblühen der periodiſchen Preſſe.

Stuttgart. Neulich ſahen wir zum erſten Male: „Der Millionär und ſein Schwiegerſohn“, ein überſetztes Schauſpiel in fünf Akten. Es harren zwar noch verſchiedene deutſche Originalſtücke der Aufführung, indeß wir wiſſen ja: die Herren Hof-Direktoren greifen gar zu gern nach dem franzöſiſchen Plunder, weil dieſer in der Regel keine ärgerlichen Anſpielungen auf deutſche Sitten-Zuſtände enthält und dabei keine Naſen von oben herab zu befürchten ſtehen. Darum alle Naſenlang eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen und wo möglich alle Quartale zur Abwechſelung ein neues deutſches Stück, vorausgeſetzt natürlich, daß keine eintretende Hinderniſſe dazwiſchen kommen. Die Stuttgarter Hofbühne erfreute ſich unter der Leitung des Herrn Regiſſeurs Moritz des Ruhmes, daß ſie deutſche Theaterdichter nach Kräften fördere, und es iſt ſehr wünſchenswerth, daß der neue Intendant dieſes Gute, was er vorfindet, gewiſſenhaft beibehalte. Ein Cartell gegen das Durchgehen der Schauſpieler thut's nicht allein, Herr von Gall! (Th.-Locom.)

Turin. Der Cavaliere Marenco, der durch ſeine Schauſpiele „Pia de' Tolomei“, „Bondelmonte“, „Amedei“ u. A. in ganz Italien gefeierte Dichter, iſt in Savona geſtorben.

∴ Auch hier erſcheint, im Verlage des Buchhändlers Pomba, eine illuſtrirte Zeitung unter dem Titel „Il mondo illustrato“.

Warſchau. Die Reform der jüdiſchen Kleidung iſt jetzt ziemlich zu Ende. Vor Kurzem kam aus dem Innern eine Geſellſchaft von 80 Juden mit ihrem Rabbiner an der Spitze, um bei dem Statthalter für ihre Tracht zu bitten. Sie wurden ſofort unter gehöriger Begleitung auf die Polizei gebracht, ihnen dort die Bärte abgeſchnitten und hinten die Pelze aufgeſchlitzt. Dann führte man ſie wieder zum Thore hinaus. Die Bitte, ihre Bärte ihnen zu verabfolgen, damit ſie dieſelben auf ihrem heimiſchen Leichenacker begraben könnten, wurde ihnen nicht gewährt, dagegen überſandte man ihnen die Barbierrechnung!!!!!!

Wien. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ nimmt ſich in einer Correſpondenz aus Wien auch der „Gauklerin“ der Frau von Binzer an, und weiſt das „opponirende Publikum“ zurück. Indeſſen läßt ſich das taktfeſte Wiener Publikum ſelbſt von den anonymen Recenſenten der „Allgemeinen Zeitung“ nicht verblüffen. Es iſt ſonderbar, wie viel bedeutende Erſcheinungen tauchen des Jahres hindurch auf, und die Recenſenten der „Allgemeinen Zeitung“ nehmen keine Notiz davon; gerade bei den mittelmäßigen Erſcheinungen kommen dieſe Recenſenten der „Allgemeinen Zeitung“. Doch iſt die Zeit vorüber, wo man noch blindlings geglaubt, die Recenſenten der „Allgemeinen Zeitung“ wären ganz

re Recenſenten, als wir ordinäre. Man weiß jetzt ſchon allgemein, daß ſie „halt"
Recenſenten wie alle Recenſenten ſind*). (Humoriſt.)

∴ Die Idee zur Herausgabe des „jüdiſchen Plutarch" iſt von dem bekannten
ognoſten Franz Gräffer ausgegangen. Die Ausarbeitung derſelben hat Herr F. Deutſch
nommen.

∴ Einer unſerer hieſigen Lokaldichter ſoll ein neues Schauſpiel, „Ferdinand Rai-
d", geſchrieben haben.

∴ Der berühmte Violinvirtuoſe Heinrich Ernſt ſchickt ſich zu einem Feldzuge gegen
and an. Auch an den Ufern der veilchenblauen Newa wird er neuen grünen Lorbeer
ken.

∴ In einer hieſigen Zeitung befand ſich vor Kurzem folgende Anzeige: »Geſtern
eine liebe Frau mit einem jungen Klavierpauker niedergekommen. Er wird
en getauft und übermorgen ſein erſtes Concert geben. Billets ſind bei der Hebamme
ben.«

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der vollſtändige Titel des Kaiſers von Rußland lautet: Wir Nikolaus I, von
s Gnaden Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen, von Moskau und Kiew, von
imirien und Novogorod; Czaar von Kaſan, Czaar von Aſtrachan, Czaar von
n (?), Czaar von Sibirien, Czaar des tauriſchen Cherſoneſus (Krim), Herr von
ow und Großherzog von Smolensk, Litthauen, Wolhynien, Podolien und Finnland;
g von Eſthland, Liefland, Kurland und Semgallen, von Samogitien, Bialyſtok,
ien, Twer, Jugorik, Permik, Wiatka, Bulgarien und anderen, Herr und Großherzog
nteren Novogorod, von Czernizovik, Reſan, Pelvik, Roſtow, Jaroslaw, Belozerik,
r, Abdorik, Kondinik, Witepsk, Mſtislav; Herrſcher der ganzen Nordküſte; Herr
verik, Kartalanien, Georgien, Kabardik und der Provinz Armenien; Erbfürſt und
erän der Fürſten von Kaukaſien, Gorski und anderen, Erbfolger von Norwegen,
g von Schleswig-Holſtein, Normerien, Ditmarſen und Oldenburg u. ſ. w.

— Folgende fürſtliche Perſonen beſchäftigten ſich in ihren Mußeſtunden mit Drechsler-
en: Herzog Albrecht IV. von Oeſterreich, Czar Peter I. von Rußland, die Kaiſer
f I., Ferdinand III. und Leopold I., Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar
er Landgraf Carl von Heſſen-Kaſſel.

) Oft ſogar ſind ſie noch viel abgeſchmackter als die gewöhnlichen Recenſenten.

Anzeige.

Wir freuen uns, den Abonnenten unſeres „Charivari" anzeigen zu können,
wir für unſer Journal zwei neue Zeichner gewonnen haben, die unſer
, vom nächſten Jahre angefangen, mit ausgezeichneten Karikaturen ver-
werden. Ein größerer, fortlaufender Cyclus heiterer Genrebilder unter
Titel „Leiden und Freuden eines Meßfremden in Leipzig"
noch im Laufe dieſes Jahres beginnen; dann folgt ein zweiter Cyclus,
t: „der Dresdener in Leipzig". So ſind wir nun, begünſtigt
den bedeutend geſtiegenen Abſatz unſeres Blattes, in den Stand geſetzt,
dem literariſchen Theile deſſelben auch auf die artiſtiſche Ausſtattung
en Aufwand verwenden zu können.

Ph. Reclam jun. E. M. Oettinger.

Der Komet

von C. Herloſsſohn

wird auch im künftigen Jahre fortgeſetzt und deſſen Inhalt weſentlich erweitert und bereichert.

Wöchentlich erſcheinen ſammt den Beilagen ſieben Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 10 Thlr. Pr. Ct., halbjährig 5 Thlr. und vierteljährig 2½ Thlr.

Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen an.

Leipzig, im November 1846.

Die Buchhandlung von
C. P. Melzer.

Der Räthſelbote

Zeitſchrift für Uebung des Verſtandes, in Nummer 205 des „Charivari“ (Seite 3274) bereits beſprochen, erſcheint ſeit dem 1. October d. J. im Verlage der **A. Ruoff**'ſchen Buchdruckerei in Heilbronn a. N. und koſtet durch den ganzen Bereich der Taxis'ſchen Poſten und durch alle Buchhandlungen 24 Kr. vierteljährig. Jede Woche wird ein Preis auf irgend eine Aufgabe geſetzt, welcher den Errathern, die Abonnenten ſein müſſen, durchs Loos zugetheilt wird. Probeblätter ſind durch alle Buchhandlungen und Poſtämter gratis zu beziehen.

Intereſſante Neuigkeit!

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig erſchien ſoeben und iſt in jeder Buch- und Kunſthandlung zu haben:

Groß-Hoffinger, Dr. A. J., Wien wie es iſt. I. Heft: **„Spaziergang durch Wien“**, und II. Heft: **„Der Hausmeiſter“**. Illuſtrirt von Th. Hoſemann. 8. eleg. geh. Velinp. ¼ Thlr. = 27 Kr. Rh = 24 Kr. C. Mze.

Das Wiener Leben iſt in Deutſchland und Europa als ein höchſt angenehmes bekannt und berühmt. Aber es iſt zugleich ein höchſt merkwürdiges! Nächſt London und Paris iſt Wien eine Weltſtadt, ein Weltwunder, ein Weltwendungspunkt. Der Verfaſſer dieſes Sittengemäldes der Stadt Wien iſt der Welt bereits hinlänglich bekannt. Der Ernſt ſeines Berufes, die Würde des Hiſtorikers, das Pflichtgefühl des Menſchenfreundes thun nicht Abbruch ſeiner heitern und ſarkaſtiſchen Laune. Er hat mit philoſophiſcher Wißbegier alle Räume des Lebens durchwandert und ſtellt nun in ergreifenden und erheiternden Zügen das Gemälde deſſen dar, was er in einer Reihe von Jahren beobachtet hat.

Das III. Heft erſcheint binnen Kurzem und wird enthalten: „Der Cavalier“.

Bei Georg Franz in München, Peruſagaſſe Nr. 4, iſt erſchienen und zu haben:

Oberbayeriſche Volkslieder

mit ihren Singweiſen.
Herausgegeben von **H. M.** 8. broch. 8 Sgr.

Hierbei Nummer 11 des „Extra-Charivari“.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 11.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Das ſpaniſche Theater.

n Nummer 152 des „Charivari“, Seite 2418, hatten wir über die
ſten Bände von Schack's „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und
n Spanien“ eine ausführliche Kritik vom Dr. S. H. Spiker mitge-
Derſelbe gelehrte Beurtheiler ſchreibt über den unlängſt erſchienenen
n und letzten Band:*)

s würde überflüſſig ſein, nach Dem, was wir in dieſem Blatte über
en erſten Bände dieſes claſſiſchen und allen Freunden der
chen Literatur unentbehrlichen Werkes**) geſagt, noch etwas zu
obe hinzufügen zu wollen. Wir haben nur noch zu bemerken, daß das
it derſelben Sorgſamkeit und Vollſtändigkeit zu Ende geführt, mit der
Verfaſſer begonnen worden iſt.

e zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welchem der letzte Band
umfaßt die Geſchichte des ſpaniſchen Theaters zur Zeit des Calderon,
nter der Regierung des kunſtliebenden Philipp IV., der, ſelbſt Theater-
nd ſceniſcher Darſteller, das Theater vorzugsweiſe begünſtigte, theils
arl II. Auch dem Calderon iſt, natürlich, ein ausführlicher Artikel ge-
der mit einem ſehr ſorgfältig gearbeiteten Verzeichniſſe der Komödien
ichters ſchließt. Die nächſten Abſchnitte betreffen die bekannteren und
bekannten Luſtſpieldichter aus Calderon's Zeit: Fr. de Rojas, Moreto,
de Mendoza, Anton. de Solis, Auguſt. de Salazar ꝛc. Sehr will-
wird es den Freunden der ſpaniſchen Literatur, ſowie den Biblio-
n überhaupt, ſein, hier (S. 398. 400.) eine Notiz über die Samm-
ſpaniſcher Schauſpiele von verſchiedenen Verfaſſern zu finden, die in
n größeren Bibliotheken in größerer oder geringerer Vollſtändigkeit
n ſind. Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer, daß es nicht leicht eine
bibliographiſche Seltenheit gebe, als ein vollſtändiges Exemplar der
Sammlung der Comedias de diferentes Autores; ihm ſelbſt ſei
es nie vorgekommen. Die Notizen über die zweite große Sammlung
nedias nuevas escogidas, ſo wie die über Alfay's Sammlung,
1653, werden ebenfalls ſehr angenehm ſein. — Ein Abſchnitt über
aar“ der Dichter, welche außer den obengenannten, zu Philipps IV.
ls II. Zeit ſowohl für das Hoftheater, als für die ſpaniſchen Volks-
earbeitet, enthält eine Menge von Namen, die nur einem ſo fleißigen
, als Herr v. S. es iſt, bekannt werden konnten, und unter denen

---

pen. Zeitung Nr. 256.
erlag von Duncker und Humblot.

nur einzelne, wie z. B. der Graf v. Villamediana, D. Juan de Zovaleta, Bances Candamo u. ſ. w. dem großen literariſchen Publikum nicht fremd ſein dürften.

Das vierte Buch beſchäftigt ſich mit dem ſpaniſchen Theater im 18. Jahrhundert. Nach der Erwähnung der bedeutenderen Dramatiker der früheren Epoche, Cañizares und Zamora, ſpricht Herr von Schack von dem Einfluß, welcher die franzöſiſche Literatur auch in dem benachbarten Spanien ausgeübt, von dem Eindringen der abgemeſſenen franzöſiſchen Form in die ſpaniſche Tragödie, und ſodann von den einzelnen, in der ſpaniſchen dramatiſchen Literatur der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervortretenden Erſcheinungen und Perſonen, D. Ramon de la Cruz, D. V. G. de la Huerta, Moratin und deſſen Darſteller, dem berühmten Schauſpieler Iſidoro Mayquez, von dem neueſten ſpaniſchen dramatiſchen Dichter, dem geiſtvollen M. E. Goroſtiza, dem als Schriftſteller wie als Staatsmann gleich berühmten F. Martinez de la Roſa, von Breton de los Herreros, Ant. Gil y Zarate und dem in neueſter Zeit bei Gelegenheit der Feſtlichkeiten zur Vermählungs-Feier der Königin und der Infantin erwähnten Dichter D. J. E. Hartzenbuſch, im Jahre 1806 in Madrid von deutſchen Eltern geboren, von Gutierrez, P. de la Escoſura, Ventura de la Vega (deſſen segunda dama duende „die zweite Dame Kobold“ *) Scribe den Stoff zu dem durch Auber's Compoſition ſo berühmt gewordenen domino noir geliefert hat), J. Zorilla ꝛc. Der Anhang enthält ein genaues Inhalts-Verzeichniß der oben erwähnten großen Sammlung der Comedias escogidas (Madrid 1651—1704, 48 Bde.), ein Verzeichniß der wichtigeren Schriften über das Ganze oder einzelne Theile der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien. Wir ſchließen unſere Anzeige des Werkes des Herrn v. S. mit dem Abdruck einer Stelle aus der Vorrede, in welcher er ſich folgendermaßen über das deutſche Theater äußert:

»Der immer tiefer einreißende, ſchmachvolle Verfall unſeres Theaters, der den gebildeten Deutſchen mit Schmerz und Unwillen erfüllen muß, macht wohl jedem Denkenden die Nothwendigkeit klar, daß man auf Mittel ſinne, die Bühne aus dieſer Erniedrigung zu erheben. Alle Klagen und Declamationen aber helfen Nichts, ſo lange man den Repertoires nicht eine reichliche Zahl von Schauſpielen empfehlen kann, welche dramatiſche und wahrhaft poetiſche Kraft mit einander verbinden. Das Verlangen des Publikums nach Mannichfaltigkeit des Genuſſes iſt ein gegründetes, und überall, wo das Theater wahrhaft geblüht hat, iſt dieſes Verlangen durch zahlreiche und verſchiedenartige Werke befriedigt worden; man kann es daher eben ſo wenig den Zuſchauern verargen, wenn ſie, über die wenigen aufführbaren Dramen unſerer claſſiſchen Dichter hinaus, noch andere zu ſehen begehren, wie den Directionen, wenn ſie dieſen Trieb zu befriedigen trachten. Der Fehler iſt nur, daß die letzteren, ſtatt die Lücken ihrer Repertoires auf würdige Art zu ergänzen, dem Hange eines gedankenloſen Pöbels zu nichtswürdigem Zeitvertreibe durch die ſeichteſten und elendeſten Novitäten fröhnen. Es hilft Nichts, daß die Vertheidiger des heutigen Bühnenweſens einwenden, der Geſchmack des Publikums ſei einmal ſo geartet, ihm müſſe man willfahren: nein, die Bühnenvorſteher ſelbſt ſind es, welche dieſen Geſchmack durch die ſchale Koſt, die ſie dem Publikum unermüdlich vorgeſetzt, ſo tief herabgezogen haben.«

---

*) Die erſte iſt bekanntlich eines der geiſtreichſten Luſtſpiele Calderon's.

Petzholdtiana!

er Secundogeniturbibliothecar Dr. J. Petzholdt beſchuldigt die Mitthei-
Nr. 212 des „Charivari“ über ſein claſſiſches Franzöſiſch der Lüge,
er ſich daſſelbe von dem Candidaten Dietrich habe überſetzen laſſen«;
diene ihm Folgendes zur Antwort:
ſtlich dachten wir, ein Bibliothecar wie Herr Dr. Petzholdt, der als
renger Splitterrichter gegen Andere in ſeinem „Anzeiger“ auftritt, müſſe
nigſtens Franzöſiſch verſtehen, da er in demſelben oft Auszüge aus
hen Büchern bringt. Nun da erklärt es ſich, wie zuweilen was in
obendes über Perſonen, die das Unglück haben, Herrn Petzholdts Un-
genießen, geſagt wird, dann bei ſeinen Auszügen zum Tadel wird.
icht Neid, nein, Herr Petzholdt konnte es nicht überſetzen, oder ſein
t hat es ihm falſch verdeutſcht. Alſo künftig Sapienti sat!
eitens haben wir immer geglaubt, daß, wenn Jemand von einer
age, daß ſie ſein Werk ſei, und kein Wort von der Theilnahme eines
hinzufüge, ſie auch nur ihm angehöre. Herrn Dr. Petzholdts Praxis iſt
andere. In ſeinem Adreßbuch deutſcher Bibliotheken (Dresden 1845.)
ſteht unter der Literatur über die königl. öffentl. Bibl.: „J. Petzholdt,
r der königl. öffentl. Bibl. in Dresden. Deutſch und Franzöſiſch.
1841. 8.“, und daſſelbe Buch ſteht als ſein Eigenthum auf-
in ſeinem Anz. f. Bibl. W. 1846. S. 183. ohne irgend einen
zu machen. Alſo mußten wir daſſelbe auch für ſein Werk halten.
zholdt ſcheint aber gern ſich fremder Hilfe bei Abfaſſung ſeiner Bücher
en; wenigſtens hat ihm Herr Vogel im Serapeum 1845. S. 233
eine Maſſe von Plagiaten nachgewieſen, ohne daß ſich Herr Petz-
ſeinem Anzeiger 1846. S. 43 ff. dagegen auf irgend genügende Art
theidigen können. In Herrn Petzholdts eigenem Intereſſe wäre zu
geweſen, daß, als er jenen famoſen Bock gegen den guten Bröder
Titel ſeiner Ausgabe des „Aphthonius“ (Lips. 1839. 8.) ſchoß
Druckfehler kann es nicht ſein), wo es heißt:

»Gregorii Corinthii ut fertur de Sapphonis dialecto
Libellum graece primum editum et notis grammaticis indicibusque
instructum.«

ls irgend einem Quartaner der Kreuzſchule zuvor die Correctur
hätte. Daß übrigens Herr Dr. Petzholdt von obigem Buche 12
urexemplare auf Velin abziehen ließ, iſt ebenfalls eine wirklich
Novität in den Annalen des Buchhandels: beſſer würde Löſchpapier
Opus gepaßt haben. Dies das letzte Wort in der famoſen Ge-

J. K.

Zapfenſtreich.

in. Der König hat der Berliner jüdiſchen Gemeinde einen groſen Platz ge-
darauf eine neue Synagoge aufbauen zu laſſen.

ſel. Am 1. Januar k. J. wird hier eine deutſche Brüſſeler Zeitung er-
s Herausgeber werden genannt der Freih. A. v. Bornſtedt und Hr. Behrends
In den nächſten Tagen wird die Probenummer ausgegeben. Man zweifelt,
tung hier ihr Beſtehen finden werde, da alle frühere Unternehmungen der Art
nd.

Cöln. Bei unſern Aſſiſen, welche am 3. d. M. begonnen haben, wird auch der Name Napoleons genannt werden. Eine der Angeklagten behauptet nämlich, die Tochter Napoleons zu ſein, und giebt an, es ſei ihr ſtreng verboten, den Namen ihrer Mutter zu nennen. Zufällig hat ſich aber dieſe Pſeudo-Napoleonidin, welche als fahrende Prinzeſſin incognito die halbe Welt durchſtrichen, eine ſehr unfürſtliche That zu Schulden kommen laſſen: ſie hat . . . geſtohlen! Welche Beweggründe ſie zu ihrer abenteuerlichen Lüge hat, wird die Gerichtsverhandlung ergeben.

∴ Unſere Zeitung enthält einen Artikel von dem Gutsbeſitzer Fahne, auf Schloß Roland, bei Düſſeldorf, in welchem Herr Fahne ſich, den Verläumdungen gegenüber, welche durch einige Zeitungsartikel verbreitet worden, über den Beſuch Hoffmann's von Fallersleben auf ſeinem Gute ausſpricht. Herr Fahne hatte den deutſchen Dichter auf einer Reiſe in Italien kennen gelernt und ihn zu ſich eingeladen. Hoffmann kam und beſuchte ihn auf drei Wochen, beſchäftigte ſich aber in dieſer ganzen Zeit nur mit literariſchen Arbeiten, bis er am 31. October das Schloß Roland verließ, wo er die „Diavolini" und ein anderes Werk „die Engländer am Rhein" vollendete.

Leipzig. In der Köſſling'ſchen Buchhandlung in Leipzig ſind folgende claſſiſche Schriften erſchienen: „Leo, der blutende Koſak"; ferner: „Wolf der Verruchte, oder der Teufel im Ritterpanzer"; ferner: „Cynthio, oder die gebeſſerten Ueberreſte aus dem furchtbaren Bunde der verſchwornenen Brüder"; ferner: „Hans Schweinchen von Schweinhaus, oder die Verlobung unter der Erde zu Bolkenham."

∴ Im Salon des Herrn Ziegler, eines unſerer beſten Pianoforte-Fabrikanten, haben wir neulich einen jungen Künſtler, Herrn Giulio Regondi aus London, auf dem vom Profeſſor Wiſton erfundenen Inſtrumente „Concertino" gehört. Das Inſtrument vereinigt in ſich alle Schönheiten der Oboe, der Flöte und des Claviers und nähert ſich in einzelnen Tönen der menſchlichen Stimme, ſo daß man dann und wann Geſang zu hören glaubt. Die Bravour, mit der Herr Regondi ſein Inſtrument handhabt, iſt im höchſten Grade überraſchend: er verſteht in ſeinen Vortrag ſo viel Geſchmack und Ausdruck zu legen, daß er wohl keinen ſeiner Hörer unbefriedigt laſſen wird. Aber noch koloſſaler iſt die Virtuoſität des Herrn Regondi auf der Guitarre: er leiſtet auf dieſem capriciöſen Inſtrumente mehr als alle Virtuoſen, die wir bis jetzt in dieſer Art gehört haben. Von der Königin von Sachſen dem preußiſchen Hofe empfohlen, wird er ſich von hier nach Berlin begeben und auch dort ſeinem doppelten Talente, das durch anſpruchsloſe Beſcheidenheit einen wohlthuenden Nimbus erhält, Anerkennung verſchaffen.

London. Die bekannte Wiener Balletmeiſterin Weiß iſt mit 48 Zöglingen von Liverpool nach New-York abgegangen.

München. Frau von Oven (Charlotte von Hagn) iſt mit ihrem Gatten hier angekommen, um den Winter hindurch in den Mauern ihrer Vaterſtadt zu verweilen.

Paris. Die franzöſiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen haben ihrer jungen Schwägerin, der Herzogin von Montpenſier, ein Album geſchenkt, welches 43 Aquarell-Zeichnungen der jetzigen berühmteſten franzöſiſchen Künſtler enthält. Die meiſten Stücke dieſer koſtbaren Sammlung ſind wahre vollendete Kunſtwerke. Das Titelblatt iſt von dem Baumeiſter und Architekturmaler Duban, dann folgen die übrigen Blätter von folgenden Künſtlern und in der Reihe wie ſie hier aufgeführt werden: Aligny, Charlet, Flers, Alaux, Huet, Couder, Ph. Rouſſeau, Gudin, Bellangé, Amaury Duval, Hoguet, Barye, H. Flandrin, Cabat, Papety, de Dreux, Tony Johannot, J. Dupré, E. Delacroix, Robert Fleury, Th. Rouſſeau, E. Lami, Marilhat, P. Delaroche, H. Vernet, Meiſſonnier, Decamps, Vidal, Bonington, St. Jean, P. Flandrin, Henry Scheffer, Droz, Chaſſériau, Lepoittevin, Jadin, Roqueplan, Dauzats, E. Iſabey, Leleux, Ary Scheffer, Granet und Ingres. »Alle dieſe Künſtler,« ſagt das Journal des Débats, »haben jeder in ſeiner Weiſe in Fleiß und Talent gewetteifert, um dieſen Schatz ganz eigener Art, der eben ſo mannigfach als glänzend erſcheint, zu bereichern. Unter dieſen Diamanten kann als Regent die prachtvolle Aquarell-Compoſition des Herrn Ingres gelten. Der Künſtler hat den Jeſusknaben dargeſtellt, wie er unter den Schriftgelehrten im Tempel predigt.«

∴ E. Quinet's „Ferienreiſe" in Spanien (mes vacances en Espagne) wird Denjenigen, die Spanien nicht kennen, keine große Bereicherung ihrer Kenntniſſe verſchaffen, und für Die, welche entweder im Lande geweſen ſind, oder ſich durch Beſchreibungen mit demſelben bekannt gemacht haben, wenig Neues darbieten. Das Ganze iſt indeß mit Leichtigkeit und Zierlichkeit geſchrieben und wird für eine flüchtige Lectüre wohl ausreichen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

2. 218. Leipzig, 3. December 1846.

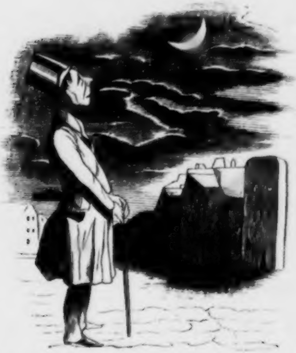
CHARIVARI

(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Monolog eines Philiſters.



685.

Tröſte Dir, tiefbewegt Jemüth, doch der Mond is jehörnt!

Ueber die

Aehnlichkeit der Menſchen mit den Maikäfern.

Humoriſtiſche Vorleſung von E. Borott.

»Maikäfer, flieg',
Dein Vater iſt im Krieg,
Die Mutter iſt im Pommerland,
Und Pommerland iſt abgebrannt!«

Als meine Kinderfrau — Gott hab' ſie ſelig! — mir dieſes Liedchen vorſang, bat ich ſie, es noch ein Mal zu ſingen und immer noch ein Mal, bis ich es ſelbſt auswendig wußte; dann ließ ich mir einen Maikäfer bringen und weinte bitterlich bei ſeinem Anblick; denn ich verſetzte mich ſo recht in ſeine Lage, wie traurig es ſein müßte für eine arme Waiſe, den Vater im Kriege und die Mutter im Pommerlande zu wiſſen. Ich glaube, das waren meine *erſten* Thränen der Rührung und des Mitleids, die ich über das Geſchick der Maikäfer vergoß. Und ſeit jener Zeit habe ich eine unwiderſtehliche Neigung und Liebe für dieſe Thiere gefaßt. Ach, wie oft habe ich in meiner Kindheit mit ihnen geſpielt, ſie gepflegt und ſorgfältig gefüttert mit des Maies grünen Blättern; ja, ich beſtrebte mich ſogar eifrig, wenn auch vergebens, ſie auf eine höhere Stufe der Geiſtesbildung zu bringen; ſo machte ich als Kind ſchon meine erſten pädagogiſchen Experimentalübungen und wurde eben durch das Mißlingen derſelben im höchſten Grade gegen die Pädagogik eingenommen. Später, als ich zunahm an Weisheit, Gnade und Alter bei Gott und den Menſchen, ſtudirte ich praktiſch und theoretiſch in meinen Mußeſtunden Entſtehung, Natur, Pſychologie, Charakter, Lebensweiſe und Tod des Maikäfers, dem die Naturgeſchichte den barbariſchen Namen melolontha vulgaris aufgebürdet hat, und entdeckte bei Leſung des großen Epos von Hoffmann von Fallersleben, „die Maikäferiade“, daß dieſes Inſekt auch mit einem zur Liebe fähigen Herzen begabt ſei, denn in jenem Gedicht heirathet ein Maikäfer eine hübſche Müllerstochter. Wahrſcheinlich war er ſelbſt ein Müller, denn das gemeine Volk theilt die Herren Maikäfer nach ihrem Ausſehen in *Müller* und *Walker* ein. Ich bin in einem Schaltjahre geboren; daher, glaube ich, kommt auch meine große Liebe für ſie, denn das Schaltjahr iſt, wie bekannt, ihr Hauptjahr, wo ſie in großer Menge, in unabſehbaren Heeresmaſſen Wälder und Fluren durchſchwärmen, und dann fällt mir allemal das Lied von Heinrich Heine ein:

»Philiſter im Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur,«

denn daß der Maikäfer ein gräßlicher Philiſter iſt, werde ich ſpäter beweiſen. Seine Liebe aber für Poeſie und das Schöne zeigt ſich darin, daß er ſich die ſchönſte, poetiſche Zeit des Jahres, den jungen Lenz, zu ſeinen Auferſtehungstagen wählt; von dem ſchwülen Sommer, dem wehmüthigen melancholiſchen Herbſt, dem eiſigen Winter iſt er kein Liebhaber. Doch ich will mir nicht vorgreifen; die Geſchichte des Käfers bietet Stoff genug zu Vergleichen und dieſe will ich alſo anſtellen in Bezug auf ſein *phyſiſches* und ſein *geiſtiges* Leben.

Seine Kindheit und ſein Jünglingsalter bringt der Maikäfer vor ſeiner
rlichen Metamorphoſe als Engerling unter der Erde zu: das iſt ein langer,
ler, weißer, rothköpfiger Wurm, welcher Wurzeln und beſonders Kartoffeln
ßt. Drei bis fünf Jahre wohnt der junge Herr Engerling in ſeiner Erd-
ole, als Obſcurant, lichtſcheuer Pietiſt und Feind der warmen Sonne; er ſpeiſt
lich ſeine Kartoffeln ohne Salz und Schmalz wie ein armer Student, und
ht es im Winter vor, wegen nicht erhaltenen Holzſtipendiums beſtändig zu
afen; im Sommer ſtudirt er gemeinnützige Kenntniſſe, um dereinſt als ge-
eter Maikäfer ſeine Laufbahn zu machen. Hin und wieder treibt er auch
ſik, da er ein trefflicher Baſſiſt werden kann. Als ich einmal in den
dern luſtwandelte, hörte ich einen dumpfen Geſang aus dem Schoße der
e; ein Engerling ſang folgende Strophe:

»Bald, o bald nah'n ſchön're Tage,
Bald verändr' ich meine Lage;
Werde wie ein Gott ſo ſchön
Mir die bunte Welt beſeh'n.
Braunbefrackt nach Stutzermode
Schweb' ich auf als Frühlingsbote.
Dann will ich emſig ſchaffen und wirken
Am Weidenbaum und an den Zweigen der Birken.«

Dringt man in das Innere ſeiner Wohnung, ſo findet man hin und
er bei ihm Arnds „Chriſtenthum“, Scrivers „Seelenſchatz“ und in neuerer
Hengſtenbergs Zeitung; Hölemanns wörtliche Ueberſetzung des Nahum
eine Lieblingslektüre. Als Philoſoph iſt er mehr praktiſch, als theoretiſch
wiſſenſchaftlich. Im Winterſchlafe träumt er von ſeiner herrlichen Zu-
, wo er als Pomolog, Botaniker und harmloſer Naturfreund herumzieht.
ſechſten Jahre ſeines Lebens endlich beſchließt Herr Engerling ſich that-
ich vorzubereiten zu ſeinem künftigen Leben, indem er ſich einpuppt; in
m unbehilflichen Zuſtande faßt er theils Pläne für die Zukunft, theils
tirt er über die Vergangenheit. In dieſer Periode muß er das Gelübde
Keuſchheit ablegen und gleicht daher den Nonnen und Mönchen, welche,
alle Sünden abzubüßen, in ein Kloſter gegangen ſind und daſſelbe Ge-
leiſten müſſen. Es iſt für den Engerling die Zeit des Durchbruchs
göttlichen Gnade; es iſt ein Zurückziehen in ſich ſelbſt, wie mancher
ſch es thut, wenn er nach einem müßigen Leben plötzlich etwas Großes
will; da puppt er ſich vorher ein, und wenn die Berge gekreiſt haben,
ren ſie — eine Maus. Dann »in des Maies goldenen Tagen, in der
Blumenzeit,« wie Uhland ſingt, entſchwebt er mit Millionen ſeines Volkes
dunkeln Grabeshöhle und begrüßt die Welt im gereiften Mannesalter.
kann nun mit Recht von ihm ſagen: »es bildet ein Talent ſich in der
e und ein Charakter im Geräuſch der Welt.«

Um Epoche zu machen bei der ſchönen Welt, trägt der Maikäfer einen
en Reit- oder Polkafrack; ſeine übrige Kleidung iſt ſchwarz; leider iſt
Haupt der kleinſte Theil ſeines Körpers und unfähig, einen Hut zu tragen.
adelige oder ariſtokratiſche Klaſſe unter ihnen, die ſogenannten Maiker,
marmorirte Fracks und freſſen in ihrem Zuſtande als Larve beſtändig
was der bürgerliche nicht thun kann. Der erſte Flug des jungen Welt-
rs, des adeligen wie des bürgerlichen, geht zum grünen Haine, wo er
Bäume abfrißt; er frißt den ganzen Tag, geht und fliegt des Abends
ren, ſchläft dann bis zum ſpäten Vormittag wie ein ächter Bonvivant,

und treibt es ſo bis zu ſeinem Tode, welcher ihm auf doppelte Art bevorſteht: entweder ſtirbt er an Altersſchwäche, oder er wird meuchlings ermordet.

Ihre politiſche Verfaſſung iſt rein republikaniſch, ja dieſer Republik ſteht nicht einmal ein Oberhaupt vor; Jeder hat das Recht zu ſchweigen, eben ſo gut wie zu brummen. Die ariſtokratiſche Partei kümmert ſich nicht um die bürgerliche, und dieſe nicht um jene, und Letzteres iſt beſonders vernünftig. Es wäre zu wünſchen, daß der Staat der Melolontheen allgemeine Nachahmung fände, denn Freiheit, Gleichheit, Gütergemeinſchaft ſind ihre Principe; daher brauchen ſie kein Miniſterium, keine Arbeits- und Armenhäuſer; auch dulden ſie keine Polizeidiener unter ſich, denn ſie betrachten dieſe als Ungeziefer. Ihre religiöſe Anſicht iſt der pietiſtiſchen zugethan; dies hat ſeinen Grund, und den Beweis dafür liefern ſie durch ihr beſtändiges ſinnliches Wohlleben und ihr nur des Abends ſtattfindendes ſummendes Beten. Als Pietiſten geht ihnen alle feinere Weltbildung ab, ſie ſind Philiſter, die von der feinen Welt nichts haben als den Polkafrack. Sie rauchen nicht, ſie tanzen nicht, ſie wiſſen ſich nicht gegen die Damenwelt zu betragen, denn gegen dieſe ſind ſie ſogar tölpiſch und unverſchämt und der weiche Sammt der weiblichen Haut hat bei ihnen gleiche Bedeutung mit der Baumrinde, an der ſie zu den grünen Zweigen kommen. Als Pietiſten kommen ſie aber gewöhnlich auf einen grünen Zweig. Daß ſie ein tiefes Gefühl beſitzen, beweiſen die Hörner an ihrem Haupte; aber die Sinnlichkeit ſpielt eine große Rolle.

Seiner Natur und Geiſtesbeſchaffenheit nach paßt der Maikäfer am beſten nach Deutſchland: er iſt ein echter Deutſcher; er iſt geradezu und fliegt damit immer am erſten an, und iſt er angeflogen, ſo fällt er zur Erde, ohne ſich viel zu ärgern, ohne ſich zu ändern, und ſteht nicht eher wieder auf, als bis er Alles um ſich ruhig weiß; denn er beſitzt eine grenzenloſe Angſt und Furcht und zieht beim geringſten Schreck ſogleich alle Echſe ein und bittet durch dieſe Geberde um Verzeihung. Etwas Dummheit, Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit, Langſamkeit, Unentſchloſſenheit, außerordentliche Ueberlegungsgabe, Bedächtigkeit ſind ſeine Haupt-Eigenſchaften. Er iſt friedliebend, haßt allen Streit und erträgt geduldig alle Qualen. Wie lange beſinnt er ſich und wie bedächtig zählt er, ehe er ſich zum Fluge erhebt; ſeine mathematiſchen Kenntniſſe beſchränken ſich einzig und allein auf etwas Arithmetik, denn er zählt höchſtens bis Sechs. Seine Unwiſſenheit in der Geometrie beweiſt er dadurch, daß er keine Idee vom Maaße hat, denn er iſt ein maaßloſer Freſſer, und ſeine praktiſche Philoſophie dreht ſich blos um ſein Ich und ſein Nicht-Ich; denn als Pietiſt muß er ein ganz entſchiedener Feind der Philoſophie ſein. Das Alles hat ſo mancher Menſch mit ihm gemein und wenn wir an eine vom Niedern zum Höhern ſtufenweis ſteigende Seelenwanderung glauben wollen, ſo hat vielleicht Mancher von uns auf der erſten Stufe ſeines Daſeins als Maikäfer debutirt und trotz der mancherlei dazwiſchenliegenden höhern Phaſen ſeine erſte ihm theure Natur bis jetzt noch nicht abſchütteln können. Alle Vergleiche ſprechen lebhaft für meine Behauptung, und wenn Jemand von einem kühnen Fluge durch die Lüfte träumt, oder auf einem grünen Zweige zu ſitzen wähnt, ſo ſind dies bloße Erinnerungen aus der Maikäferperiode, die wir vielleicht Alle mehr oder weniger durchlaufen haben.

Der Ertrag dieſer Vorleſung iſt zur Gründung eines Krankenhauſes für hilfsbedürftige Maikäfer beſtimmt; das ſind wir ihnen als Brüder ſchuldig.

Im Krankenhauſe.

Skizze von M. Zierlein.

— Der Herr Geheimerath kommt! Der Herr Geheimerath kommt! 's durch die Säle, in denen ſich alsbald ein neues Leben entfaltete. Es r ein kleiner, corpulenter Geheimerath, der die gleichgiltigſten Augen von Welt hatte.

— Wo iſt Nummer Eins? fragte er. Hat man Nummer Eins an die te gebracht? Wie oft iſt ihr Wuthanfall zurückgekehrt und bis zu wel- n Grade hat er ſich geſteigert?

— Drei Mal und bis zum Aeußerſten, Herr Geheimerath.

— Gut, gut! ſagte der herzloſe Aeſculap und trat zu Nummer Eins.

— He, Ihr ſcheint eben einige lichtvolle Momente zu haben: Ihr liegt nirſcht!

— Oh, ſtöhnte Nummer Eins; dieſe Wuth, dieſe Mirakelwuth überſteigt s von Wuth! Da bilde ich mir ein, dieſe koloſſale Welt ſei ein Hühnerei, ich zerdrücke und zwei hohle Schalen davon in Händen behalte; die nte meiner Wuth liegt darin, daß ich dieſe Eierſchalen für Kronen anſehe an dieſer verwünſcht gekrönten Welt nichts weiter übrig finde, als Kronen.

— Was gehen die Kronen Sie an und was die Eierſchalen? Hätten die Welt für kein Hühnerei, dann wird Ihnen ſo Etwas nicht vorkommen, rbrach ihn lächelnd der Geheimerath. — Uebrigens ſind Sie reif, Num- Eins. Die tiefſte Wiſſenſchaft liegt in dem vollkommenſten Widerſpruch, da Sie die höchſte Kriſe erreicht haben, vermag es — nach meiner Me- e — das Geringfügigſte allein, Sie zu retten. Ich ſchreibe ſogleich an königliche Apotheke um ein Titelchen, ein Aemtchen oder dergleichen ...

— Aber Herr Geheimerath! ſchrie Nummer Eins in Verzweiflung.

— Wollen Sie, oder wollen Sie nicht? polterte der Corpulente mit gleichgiltigſten Augen. — He, wenn es doch hilft?

— Schreiben Sie, ſchreiben Sie, wenn es hilft, winſelte Nummer Eins fiel ohnmächtig an die Kette zurück.

— Gut, gut! lächelte der Geheimerath und ging weiter.

⁂

— Wo iſt Nummer Zwei, rief er dann; hat ſich Nummer Zwei beruhigt?

— Vorige Nacht ſpielte dieſer Menſch den Bauchredner und bellte wie Hund, Herr Geheimerath.

— Eine neue Frechheit, ſagte dieſer zu Nummer Zwei hintretend; wie ?

— Ewig hungrig, ächzte Nummer Zwei; es giebt kein größeres Un- als Hunger ... den Herrgott kann man darüber vergeſſen, Herr Ge- rath.

— Behalten Sie Ihre Betrachtungen für ſich, Nummer Zwei, erwi- dieſer, Ihre Krankheit iſt eine rein theoretiſche, von der uns nicht das gſte verborgen blieb.

— Nichts weniger als dies, ſeufzte Nummer Zwei. Machen Sie ſie rein praktiſch durch, wenn Sie zu dem rechten Begriff über den Hunger kommen wollen; ich würde Ihnen jedenfalls rathen …

— Nummer Zwei, ich bin Geheimerath, erwehren Sie ſich durchaus jeder Randgloſſe; ich werde ſogleich in die königliche Apotheke ſchreiben nach … kleinen Paſtetchen, Traktätchen oder etwas Biscuit …

— Himmliſcher Gott! ſchrie Nummer Zwei. Laſſen Sie die ganze königliche Apotheke eine Paſtete ſein, und ich verſchlucke ſie wie eine Auſter, und den Proviſor obenein, zumal wenn er etwas Biscuit wäre. Verſchreiben Sie mir lieber Commisbrod und ein Stück Rindfleiſch, denn ich habe wüthenden Hunger, Herr Geheimerath.

— Sie ſind das großmäuligſte Subjekt, das ich je unter den Händen gehabt, erwiderte der Geheimerath lächelnd; Brod und Rindfleiſch führt die königliche Apotheke nicht, kleine Traktätchen oder Biscuit ſind einzig und allein für Ihren Zuſtand angemeſſen. Mit Ihrem Heißhunger dürften Sie bei der geringſten Ueberladung den Tod auf der Stelle haben, deshalb: wollen Sie kleine Paſtetchen, Traktätchen oder Biscuit aus der Königlichen, oder gar nichts?

— So laſſen Sie alle Paſtetchen, alle Traktätchen, alles Biscuit, Alles, Alles, was eben da iſt, kommen, ächzte Nummer Zwei. — Sie können ja nach zehn Minuten von Neuem in die Königliche ſchreiben.

— Das iſt das großmäuligſte Subjekt, welches ich je unter den Händen gehabt, wiederholte der Geheimerath und ging weiter.

⁂

— Wo iſt Nummer Drei? fragte er dann. — He, ich beſuche ſie heute zum erſten Male, dieſe Nummer; wo ſteckt ſie?

— Hier, Herr Geheimerath, antwortete der Wächter; unter Alpdrücken wurde ſie hergebracht, und das Alpdrücken wich keinen Augenblick von ihr.

— Gut, gut! ſagte der Geheimerath und trat an Nummer Drei. — Was fehlt Ihnen?

— Luft, Luft! O dieſe Cenſurbeſchwerden!

— Puh, machte der Geheimerath und wiſchte ſich die Stirn; damit kommen Sie mir nicht, junger Mann — für den Tod iſt kein Kraut gewachſen, ich bedauere Sie — Sie müſſen ſterben!

Nummer Drei ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

— Glauben Sie, junger Mann, die königliche Apotheke iſt das Paradies? O nein, wir verſtehen zwar wi[illegible]nd Latein, aber damit bringen wir am wenigſten den Himmel auf die Er[illegible]

Nummer Drei richtete ſich noch ein Mal hoch auf, ballte krampfhaft die Fäuſte und verſchied, wie der Geheimerath vorhergeſagt hatte.

— Nummer Drei iſt todt, rief dieſer; man lege ihren Kadaver zu dem von geſtern und ſchaffe dieſe beiden Subjekte nach Paris, zu meinem lieben Freunde N. N., welcher ſich für dergleichen außerordentlich intereſſirt.

⁂

— Was für ein Subjekt iſt das, die Nummer Vier? Das hat ja ein ſchändliches Lachen an ſich!

— Weiß Gott, Herr Geheimerath, antwortete der Wächter; dieſer Menſch lacht uns Alle aus; nichts iſt ihm heilig: er iſt der entſetzlichſte Heide!

— Kurzen Prozeß mit ihm gemacht! Man packe Nummer Vier zuſammen und ſchicke ſie aufs Schnellſte nach der Reſidenz; die königliche Apotheke wirkt dort im Allgemeinen und im Stillen. Da ſetze man das Subjekt blos in die dicke Luft, eine Viertelſtunde, in welcher es ſo katholiſch werden kann, daß man daſſelbe bei meinem ſtrengſten Befehle etwa keine halbe Stunde ſitzen äßt, wenn es nicht überſchnappen ſoll. Alſo ſchnell nach der Hauptſtadt mit Nummer Vier, auf eine Viertelſtunde.

Der Heide wurde ſogleich auf die Eiſenbahn geſetzt.

* * *

— Was iſt mit Nummer Fünf? rief der Geheimerath; ein abſcheuliches Subjekt! Sieht aus, als hätte es ein halbes Jahr lang nicht purgirt.

— In der That, Herr Geheimerath, erwiderte der Wächter; Nummer Fünf leidet an der ärgſten Verſtopfung. Ich bezweifle, daß er noch ſeine Sinne beiſammen hat; er läßt nach Belieben Alles mit ſich machen.

— Wird's Miſere kriegen, wenn er's nicht ſchon hat; ein Gegenſtück zu em Radikalwüthigen. — Aber auch Ihnen will ich helfen; ich ſchreibe in die önigliche Apotheke um ein Pfund Bitterſalz, und das ſoll Ihnen anſchlagen us der Königlichen, grimmen ſoll es Ihnen im Bauche, als wäre das Buch us dem zehnten Kapitel der Offenbarung, oder ein Pack verbotener Gedichte ineingefahren. He, was meinen Sie, Nummer Fünf?

— Nichts, rein nichts, erwiderte Nummer Fünf kaum hörbar.

— Gut, gut; ich verſchreibe Ihnen. Falls Sie danach etwas ſchlaflos ären, eine Doſis Opium und Moſchus aus der Hofapotheke, und dann ſchlafen Sie wieder wie ein Türke.

Nach dieſem fünften Beſuche empfahl ſich der Geheimerath.

Wahrheit und Lüge.

Von A. Raphael.

> Erkläret mir, Graf Oerindur,
> Dieſen Zwieſpalt der Natur.
>
> Müllner.

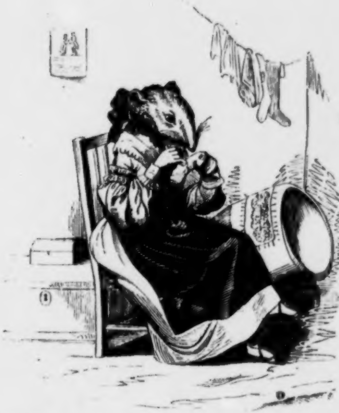
Das Sprichwort ſagt: „Der Schein trügt“. Bei Gaſthäuſern trügt das Schild und nur höchſt ſelten tritt das umgekehrte Verhältniß ein. Wir haben arin viel erfahren, und wer unſere Erfahrungen kennen lernen will, der ſe. Wir haben in Gaſthäuſern zum „Fuchs“ gewohnt und der Wirth war in complettes „Schaf“, und dann haben wir oft im „Schaf“ geſpeiſ't und er Wirth war ein „Fuchs“. Wir ſind in „Bären“ abgeſtiegen, wo der Wirth naufhörlich gebrummt, aber auch in „Bären“, wo der Hausherr ſo freundlich ar wie ein „Wieſel“. In manchem „Karpfen“ hat man uns be- und ge- huppt, und in anderen ſind wir mit heiler Haut davon gekommen, und dies aren in der Regel „blaue Karpfen“, die, nach Hamburger Art gekocht, die Schuppen behalten. Wir ſind in „Hirſchen“ geweſen, wo der Wirth allein örner trug, und wiederum in „Hirſchen“, wo man ſie den Gäſten aufgeſetzt. Wir haben in „Hechten“, wenn auch nicht das Leiden Chriſti, doch Leiden aller Art gefunden und erfahren, und ſind in „Hechten“ geweſen, wo man angeln konnte. Im „weißen Adler“ trafen wir es oftmals ſchwarz, und im „ſchwarzen Adler“ ſehr weiß und ſauber. Wir waren in verſchiedenen „Roſſen“, wo Alles gut beſchlagen war, aber auch in „Roſſen“, die den Koller hatten und ausſchlugen. Wir wohnten einmal in einem „Hahn“, wo der Wirth viel krähte und lange ſchlief, und dann in einem „Hahn“, der gar nicht krähte, aber deſto beſſer trat. Wir waren bei „Lämmern“ und daſelbſt ging es her, wie unter „Wölfen“, und wiederum ſind wir bei „Wölfen“ geweſen, wo wir nicht mit zu heulen brauchten. In vielen „Höfen“ fanden wir keinen Hof, und in andern konnten wir den Hof machen. Im „Füllhorn“ herrſchte Mangel und in der „Krone“ Elend; im „Kreuz“ lebten wir in Luſt und Freude, und in der „Zwiebel“ gingen uns die Augen über. In der „Sonne“ haben wir oft im Schatten gegeſſen und im „grünen Baum“ konnten wir es vor Sonne nicht aushalten. In einer „Roſe“ wurden wir von ganz andern Gerüchen beläſtigt und wiederum in einer andern lagen wir auf Dornen. — So haben wir während unſeres Umherirrens in den Gaſthäuſern Wahrheit und Lüge im vollen Maße und den Spruch beſtätigt gefunden, daß unter der Sonne Nichts vollkommen ſei; deshalb würden wir auch, ſollte uns einmal die Luſt anwandeln, Gaſtwirth zu werden, nur einen Gaſthof zur „Unvollkommenheit“ etabliren, um den Leuten ſo deutlich wie möglich zu beweiſen, daß der Schein trügt.

Das geſchmolzene Zwanzigfrankenſtück.

Ein reicher Franzoſe, der eine weite Reiſe vorhatte, begab ſich von Paris nach Berlin; dort wandte er ſich an einen Bankier, dem er empfohlen war, und bat ihn, für ein Zwanzigfrankenſtück preußiſches Courant zu geben. Dieſe Münze verwahrte er in einer beſondern Börſe. Von Berlin begab er ſich direkt nach München. Dort angekommen, verwechſelte er das preußiſche Geld gegen baieriſche Münze; mit gleichem Wechſeln fuhr er dann fort zu Wien, Mailand, Turin, Neapel und Rom. Nachdem er Italien durchreiſt, begab er ſich nach der Schweiz, reiſte den Rhein hinab, durch Holland und Belgien, immer die Münze des Landes, das er verließ, gegen die Münze des Landes, in dem er ankam, verwechſelnd, wobei er ſtets mit Leuten zu thun hatte, die ihn durchaus nicht übervortheilten. Die Börſe mit den zwanzig Francs wurde indeß immer leichter, und als unſer Experimentaliſt am Ende ſeiner Reiſe, die ſechs Monate gedauert hatte, die Reſte ſeines Zwanzigfrankenſtückes, von dem er keinen Liard ausgegeben hatte, wieder in franzöſiſches Geld umſetzte, was glaubt man, was ihm geblieben war? Zwölf Sous. — Da ſieht man, was ein Goldſtück auf Reiſen verliert; da ſieht man, wie hoch es den Leuten zu ſtehen kommt, die in der Welt herumreiſen!

E. G.

Der Strumpf des Geliebten.



686

Zwei Seelen und Ein Gedanke, Zwei Löcher und Ein Strumpf!

Epigramm.

Einſt gab es einen Diſtelorden*),
Und dieſer Orden war beliebt,
Doch ſelten iſt er jetzt geworden,
Seitdem's ſo viele Eſel giebt.

G. A. Z.

---

*) In Cleve.

Die engliſche Schweiz.

Die alte freie Schweiz unterwirft ſich immer mehr und mehr der Herrſchaft der Guineen: ſie vergißt ihrer ſelbſt ſo viel als möglich, um ſich von Tag zu Tag mehr und mehr zu angliſiren. Wenn man die Hirten bittet, ihren Kuhreigen hören zu laſſen, riskirt man, daß ſie auf ihrem Dudelſack das „God save the King“ anſtimmen. Wenn man in eine Sennerhütte tritt, die verlaſſen mitten im rauhen Schoße der Gebirge liegt, ſo erblickt man über der Thür, neben einem plump geſchnitzten Bilde, das entweder den Wilhelm Tell oder den Schwur der drei Schweizer auf dem Grütli darſtellt, [illegible]ild der Phönix-Compagnie von Zürich oder Bern — die Hütte iſt gegen Feuersgefahr, en attendant auch gegen Lavinenſturz verſichert. Wenn man auf die Frage, ob man frühſtücken wolle, dieſe gaſtfreundliche Einladung annimmt und dabei auf ein einfach ländliches Mahl, auf Eier und Milch rechnet, ſo bekommt man Roſtbeaf, Pudding, Ale und Cheſterkäſe; wer Schweizerkäſe vorzöge, der würde ihn in England oder Schottland ſuchen müſſen. Nach dem Deſſert erſcheint ein junger Schweizerburſche, der ſich John oder Toms nennt und uns eine Rechnung überreicht, auf der die Anſätze eben ſo theuer ſind, als wenn man in dem beſten Gaſthofe in London geſpeiſt hätte; beim Kaffee endlich präſentirt man uns ein engliſches Journal, denn faſt jede Sennerhütte iſt auf das „Morning Chronicle“ oder den „Galignani Meſſenger“ abonnirt.

Ziffer-Räthſel.

Der Nil umfaßt das 86719, eh' er ſcheidet
Vom ſegensreichen Pharaonen-Land
Wer 971, die Jugend oft beneidet
Um ihre Kraft, die ihm entſchwand.
Ein Thier trägt eine 7941 auf ſeinem Leibe,
Sein 2934 führt's bis zum Tode fort.
Es ſtammt von 7689, einem Erdenweibe
Ein Zwillingspaar, der Schiffer Schirm und Hort,
Als Sterne glänzen ſie noch heut zu Tage,
Und 1934658 and're überſtrahlen ſie;
Ob 41927 getödtet hat, iſt keine Frage,
Den 231 trägt man, nur in der Kirche nie.
Die ehrlich deutſche Vorwelt ſagte,
Die 2958 wächſt Dem zum Grab' heraus,
Der ſeine Aeltern zu mißhandeln wagte.
Nach 2378 ringt jeder Mime, und Applaus;
123456789 war die Braut des deutſchen Helden,
Von deſſen Sieg die Bücher der Geſchichte melden.

G. A. Fobbe.

Zapfenſtreich.

Altona. Von dem zweiundachtzigjährigen Dichter des Liedes „Fröhlich und wohlgemuth wandelt das junge Blut“, dem greiſen Schmidt von Lübeck, iſt die dritte Auflage ſeiner Gedichte, bei Hammerich, erſchienen. Der greiſe Sänger verlebt den Abend ſeines Lebens in unſern Mauern. Mögen Diejenigen, die ein freundliches Wort über ſeine erſt unlängſt verſandten Gedichte zu ſagen haben, ſich mit ihrer Beſprechung beeilen, damit ſie das Ohr des Sängers noch vor Thoresſchluß erreichen.

Antwerpen. Vor Kurzem wurde hier das erſte Kind unſeres Bürgermeiſters, Le Greſſe, mit Waſſer aus dem Jordan getauft, das ein Oheim des neuen Weltbürgers, Pater Le Greſſe, aus Paläſtina mitgebracht hat*).

Augsburg. Die „Allgemeine Zeitung“, die unter der geiſtloſen Leitung des Herrn Kolb immer mehr und mehr von ihrem alten Nimbus verliert, hat neulich wieder einen neuen Beweis ihrer koloſſalen Unwiſſenheit zu Tage gefördert. Sie nimmt eine höchſt gelehrte Miene an und erzählt, der ſelige Sophokles ſei an einer Weinbeere geſtorben. Jeder Quartaner von Augsburg hätte Herrn Kolb zu ſagen gewußt, daß nicht Sophokles, ſondern Anacreon an einer Weinbeere erſtickt iſt. Der gute Herr Kolb weiß aber eben ſo wenig von dem Einen als vom Andern, und es iſt in der That zu bewundern, daß Herr von Cotta einen ſo pyramidalen Ignoranten noch länger an der Spitze ſeiner Zeitung duldet. Eine nähere Beleuchtung dieſes Herrn Kolb heben wir uns für eine der nächſten Nummern unſeres „Charivari“ auf.

Berlin. Der Geheime Regierungsrath Sulzer, der vortragende Rath im Miniſterium des Innern, hat den rothen Adlerorden dritter Klaſſe mit der Schleiſe erhalten. Herr Sulzer iſt einer jener wenigen Staatsdiener, die nicht allein die Achtung der Regierung, ſondern auch Aller genießen, die mit ihm in amtliche Berührung kommen.

∴ Im Verlage von M. Cohn und Compagnie iſt nun auch der dritte und vierte Theil des Braß'ſchen Romans „der Proſelyt“ erſchienen. Der Verfaſſer hat ſeit ſeinen „Geheimniſſen von Berlin“ große Fortſchritte gemacht; ſeine Geſtalten ſind wahrer und lebendiger, ſein Styl klarer und eleganter geworden. In dieſer neuen Arbeit entwickelt Herr Auguſt Braß ein kerniges Talent, von dem ſich erwarten läßt, daß es mit jedem neuen Werke Beſſeres leiſten wird.

∴ Dr. M. Wiener hat John Fords Tragödie „'Tis pity she's a whore“ (Beklagenswerth, daß ſie fiel) für die deutſche Bühne bearbeitet.

∴ Am 1. Januar des nächſten Jahres wird die Berliner Omnibus-Compagnie, an deren Spitze Herr Heckſcher ſteht, ihre Wirkſamkeit beginnen. Durch dieſe Omnibus werden dann die entfernteſten Gegenden unſerer Stadt durch regelmäßige, jede Viertelſtunde abgehende und ankommende Wagen, jeder zu 22 Perſonen, ſicher und ſchnell verbunden werden. Ihr Dienſt wird von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts währen.

Brüſſel. Gegen den Herausgeber und Drucker des „Mephiſtopheles“ iſt wegen einer gewiſſen Karrikatur auf einige Offiziere unſerer Garniſon eine gerichtliche Unterſuchung eingeleitet worden.

Cöln. Am St.-Hubertus-Feſte wurden in unſerm Dome von Frauenzimmern lederne Riemchen verkauft, die, von der Geiſtlichkeit geweiht und eingeſegnet, von dem leichtgläubigen Volke ſeitdem als Amulet gegen den Biß toller Hunde getragen werden! — Unſinn, Du ſiegſt!)

Conſtantinopel. Herrn Alfred Churchill, dem Sohne des kürzlich verſtorbenen Redakteurs der türkiſchen Zeitſchrift „Dſcheridei hawadiß“, iſt die Bewilligung ertheilt worden, das von ſeinem Vater gegründete Journal fortzuführen.

Dresden. Der Oberbibliothekar Hofrath Dr. Falkenſtein, auch als Hiſtoriker durch ſeine Lebensbeſchreibung Kosciusko's rühmlich bekannt, iſt vom König der Franzoſen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

---

*) Bekanntlich wurde auch der Graf von Paris, Enkel Louis Philipps, mit Jordan-Waſſer getauft, das Herr von Lamartine mitgebracht hatte. C. M. O.

Dublin. Nach dem „Dublin Journal“ iſt definitiv beſchloſſen worden, daß der ſchweren Zeit und der drückenden Armuth wegen die Einſammlung der O'Connell-Rente in dieſem Jahre unterbleiben ſoll.

Halle. Profeſſor Keller, einer der ausgezeichnetſten Rechtslehrer unſerer Hochſchule, iſt einem Rufe nach Berlin gefolgt.

Hamburg. Auf unſerm alten Stadttheater hat ſich ein neues vieraktiges Luſtſpiel, „der Bürger und die Dame“, ſehen laſſen. Herr Dr. Töpfer, deſſen Muſe lange Zeit geſchwiegen hat, wird ſein Stück, das trefflich angelegt und höchſt gewandt durchgeführt iſt, bald auf allen Bühnen Deutſchlands eingebürgert ſehen. Am Schluſſe der erſten Vorſtellung wurde Herr Töpfer ſtürmiſch gerufen.

∴ Auch Herr Chriſtern hat ſich der lockenden Tantième zugewendet und ein hiſtoriſches Schauſpiel, „Dorothea Cappel“, geſchrieben.

∴ Vor einiger Zeit erſchien in der ſehr regſamen Buchhandlung von B. L. Berendſohn hierſelbſt Ludwig Wollrabe's „Chronologie ſämmtlicher Hamburger Bühnen“, eine Geſchichte unſerer Theater, welche bis auf die früheſte Periode derſelben zurückgeht. Der Verfaſſer iſt als fleißiger Notizenſammler zu ſchätzen und wird mit ſeinem Buche beſonders Denen eine willkommene Gabe bieten, welchen die Ueberſicht aller intereſſanten Theater-Ereigniſſe ſeit vielen Jahren lieber iſt, als ein kritiſches Raiſonnement über die hier durchlebten Theater-Epochen. (Theaterchronik.)

Hannover. Unter den jüngern Talenten deutſcher Bühnenſängerinnen, die Bedeutendes erwarten laſſen, iſt jedenfalls Fräulein Zaborsky am hieſigen Theater zu nennen. In den am 20. October zuerſt gegebenen und am 25. October wiederholten „Krondiamanten“ von Auber excellirte ſie wiederum in der Rolle der Theophila; führt die junge Dame in ihren Studien ſo fort, entwickelt ſie, wie bisher, in jeder neuen Partie neue glänzende Eigenſchaften, ſo geht ſie mit Gewißheit einer glänzenden Zukunft entgegen.

Kaſſel. In Kurheſſen iſt der Gebrauch des Wortes „Pickelhaube“ bei fünf Thalern Strafe verboten worden, weil der Volkswitz daſſelbe, zu Ehren des wenig beliebten Miniſters Bickel, mit einem weichen B auszuſprechen ſich erkühnt hat. Wenn Heſſen erſt anfängt, auch einzelne Worte zu verbieten, ſo wird bald die ganze deutſche Sprache dort polizeiwidrig und als ſolche ſtrafbar ſein.

Kopenhagen. Eine vor Kurzem erſchienene königliche Verfügung enthält das Verbot der „Hamburger Neuen Zeitung“. Es iſt verboten, das Blatt zu halten. — Der Redakteur der „Kjoebenhavnspoſt“ iſt wegen Artikel über die Bauernbewegung zu 300 Thaler Strafe und 5 Jahre Gefängniß verurtheilt worden.

Leipzig. Der hieſige Berichterſtatter des Cotta'ſchen „Morgenblatts“ beſpricht die bekannten Schritte der Herren Biedermann und Laube und ſagt unter Anderm: »Sie kennen die Erklärung des hieſigen Literatenvereins und deſſen Anſicht über das Verfahren der Herren Biedermann und Laube und werden mir gewiß gern glauben, wenn ich ſage, daß gegenwärtig ein ziemlich geſpanntes Verhältniß zwiſchen den genannten Beiden und der Mehrzahl der hieſigen Schriftſteller ſtattfindet.« Vom Vereine ſagt er: »Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß der hieſige Literatenverein ſich bereits überlebt hat und ſeiner Auflöſung langſam entgegengeht. Diejenigen, die dies nicht glauben und ſehen wollen, täuſchen ſich und meinen gutmüthig, es exiſtire wirklich noch ein Verein, wenn die wöchentlichen Sitzungen deſſelben den kaum zehnten Theil ſeiner Mitglieder zu zweiſtündiger Unterhaltung (und Biervertilgung) zuſammenführen.« (Der gute Mann hat vollkommen Recht. Der Leipziger Literatenverein hat ſeit dem bekannten Verfall mit dem franzöſiſchen Schriftſteller David zu exiſtiren aufgehört.)

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ ſchreibt: »Wir können dem kunſtſinnigen Berliner Publikum die Nachricht mittheilen, daß die Schauſpielerin Bertha Unzelmann (gegenwärtig in Leipzig) für die Berliner Hofbühne engagirt iſt.« (Wieder ein empfindlicher Verluſt für unſer Theater. Als Erſatz bleibt ihm dafür — Herr Marr!)

∴ Der „Wallenſtein“ des Herrn Marr war eine ſo total verfehlte Leiſtung, daß ſelbſt der Recenſent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ nicht umhin kann, ſeinen Schützling zu tadeln. Er ſagt unter Anderm: »Herrn Marrs „Wallenſtein“ war eine gewaltſame und angeſtrengte Leiſtung und daran ſcheiterte der genugthuende Erfolg der Rolle. Der Schauſpieler ſchien mit dem Gefühle auf der Bühne zu ſtehen, daß der Ton und die Haltung des Helden nicht natürlich in ſeinem Weſen liege u. ſ. w.« (Herr Marr paßt zu der Rolle eines Wallenſtein eben ſo wenig, als etwa Herr Meixner zur Darſtellung des Königs Lear.)

Die „Deutſche Allgemeine Zeitung" ſagt über Herrn Laube's „Karlsſchüler",
ück verdiene eine günſtige Aufnahme, „auch wenn es als raſch entworfenes Zeitbild
Forderungen der Kritik nicht ganz entſprechen dürfte". Eine bedenkliche Captatio,
die „Hannover'ſche Morgenzeitung", im Voraus darauf verzichtend, der Kritik
ügen.

Jeder, der ſich überzeugen will, bis zu welcher Höhe Herr Robert Heller lang-
ſein kann, leſe den in der Beilage zur „Modenzeitung" abgedruckten „Vortrag
chillers Mutter". Jeder, der in dieſen acht Spalten einen einzigen geiſtreichen
en entdecken kann, erhält von der Redaktion der „Modenzeitung" eine angemeſſene
ung.

In der bekannten Lügen-Chronik — „Augsburger Allgemeine Zeitung" genannt —
s in einem Bericht aus unſerer Stadt: »Unter den Taſchenbüchern erregen die
n" das meiſte Aufſehen.« — Es kräht kein Hahn um ſie. Sie gehen in dieſem
ſo ſpurlos als in jedem der frühern vorüber.

Das bei Thomas erſchienene Taſchenbuch „Vergißmeinnicht" iſt, laut „Börſen-
in ganz Oeſterreich verboten worden, wegen der darin enthaltenen Novelle
ſtaſio", welche die Jugendliebe der Kaiſerin Maria Thereſia zu Italiens erſtem
jener Zeit ſchildert.

Nummer 324 der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" (Seite 2875) enthält Fol-
»Am 7. November wurden in Peſth „Kuranda's „Grenzboten" und Oettingers
vari" in den öffentlichen Kaffeehäuſern verboten und polizeilich weggenommen.«
Du, mein Ungarn, das ſchmerzt uns doppelt!)

Im Laufe dieſes Monats ſoll ein Theil der vom Dr. G. W. Finck hinterlaſſenen
hek verſteigert werden. In dem vor uns liegenden Verzeichniß befindet ſich für
e der Tonkunſt viel Intereſſantes, z. B. Athanaſius Kirchers „Musurgia univer-
"). Rom. 1650. Fol. — C. W. Printz's „Phrynis Mitylenaeus oder ſatyriſcher
niſt", Dresden und Leipzig 1696, 3 Theile, 4. und Lully's „Rolande" Paris 1685.
Wohl jeder der vielen Freunde und Verehrer des Verewigten wird ſich beeilen, aus
Sammlung ein Buch als Erinnerung an den Hingeſchiedenen, deſſen Andenken ſo
unter uns lieb und werth geworden iſt, zu erſtehen.

ondon. Zu Ehren des neu gewählten Lord-Mayors, Sir George Carrol, fand
Guildhall auch diesmal ein koloſſales Zweckeſſen ſtatt. Sämmtliche Journale
s theilen den Speiſezettel mit, der den am Lord-Mayors-Tage ſtereotyp gewor-
Luxus entfaltete; es gab 250 Terrinen wirklicher Schildkrötenſuppe (real turtle),
andioſe Paſteten, 53 Schinken, 80 Truthühner, 80 Faſanen, 24 Schüſſeln Reb-
, 500 Stück Beefſteaks (denken Sie ſich, Herr Bernhardi, fünfhundert Stück
aks!), 100 Ananas, 200 Platten Treibhaustrauben, 250 Eiscrèmes und unzählige
Delikateſſen. Im Toaſt, den Sir George Carrol auf das Wohl des Prinzen von
ausbrachte, ſagte der Lord-Mayor: er hoffe, daß der präſumtive Thronerbe ſo
werde, „daß ihm eine vollſtändige Kenntniß der Grundſätze der britiſchen Con-
einwohne".

Baron Meyer Amſchel von Rothſchild iſt zum Sheriff von Buckinghamſhire er-
worden.

Der große Liederdichter Irlands, Sir Thomas Moore, der Freund Lord Byrons,
er erkrankt und geht, wie es heißt, ſeinem Ende entgegen.

Bei dem bekannten Buchhändler Bohn erſcheint eine von Morriſon ausgearbeitete
e Ueberſetzung von Schillers Werken, in vier Bänden. Der erſte Band bringt
ſchichte des dreißigjährigen Krieges" und einen Theil vom „Abfall der Niederlande".

London hat jetzt 300 Briefträger, von welchen die 60 älteſten wöchentlich 30,
genden 110 wöchentlich 25 und die übrigen 130 wöchentlich 20 Shillinge Gehalt
nen.

Nach dem „Obſerver" hat der bekannte Pillenfabrikant Morriſon binnen zehn
nicht weniger als 800,000 Pfund Sterling für die ſeinen Pillen-Schächtelchen auf-
ten Regierungsſtempel bezahlt.

adrid. Der „Fomento" von Barcelona enthält die Beſchreibung eines unge-
Ragouts, beſtehend aus 1002 Pfund Kalbfleiſch, 90 Pfund Pökelfleiſch, 50 Pfund
n, 403 Pfund Reis, 403 Pfund Nudeln, 190 Pfund Erbſen, 40 Hühnern, 140 Pfund

---

Nach der auf dem Titelblatte befindlichen Bemerkung von Kirchers Hand iſt
ſjenige Exemplar, welches derſelbe als Geſchenk dem Herzog Ferdinand von Baiern
det hat.

Kartoffeln, 75 Kohlköpfen und 3300 Brödchen, welches in einer groſen Pfanne zu Ehren der Doppelvermählung für die Armen bereitet wurde.

Modena. Die Braut des Herzogs von Bordeaux, Prinzeſſin Maria Thereſia Beatrix, geboren am 17. Juli 1817, iſt von Vatersſeite Urenkelin der Kaiſerin Maria Thereſia und ſomit leibliche Baſe des Kaiſers Ferdinand. Von mütterlicher Seite iſt ſie Enkelin des Königs von Sardinien und Nichte der regierenden Kaiſerin von Oeſterreich. Die franzöſiſchen Legitimiſten ſind über dieſe Heirath ganz entzückt.

München. Das Taſchenbuch „Charitas", für 1847, enthält einen Beitrag vom König Ludwig von Baiern. Das Buch beginnt mit einem Gedichte Seiner Majeſtät, betitelt: „Die vor der Münchener Reſidenz befindlichen Löwen". (Charitas heißt, ins Deutſche überſetzt, Mitleid.)

∴ Dem jungen Tonſetzer Biſchof, aus Ansbach, einem Schüler unſeres Kapellmeiſters Stuntz, iſt von dem Frankfurter Mozart-Verein unter acht Candidaten das zweite Stipendium der Mozart-Stiftung von 400 Gulden zuerkannt worden. Die Preisbewerbungs-Compoſition war ein Quartett. Die Preisrichter waren die Hof-Kapellmeiſter Reiſiger, Marſchner und Herr Schnyder von Wartenſee.

∴ Donna Lola Montez, die ſpaniſche Caſtagnettenſchlägerin, die Donna Anna des Klavierpaukers Liſzt, der Schrecken aller Berliner Gensd'armen, hat ſich hier ein Haus gekauft, um ſich hier für immer niederzulaſſen. (Ob vielleicht das bairiſche Bier ſie gefeſſelt hat?)

Paris. Im Miniſterconſeil iſt entſchieden worden, daß der Prinz von Joinville zum Groß-Admiral der Flotte und der Herzog von Montpenſier zum Großmeiſter der Artillerie ernannt werden ſoll.

∴ Der Herzog von Bordeaux hat aus Frohsdorf ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Maria Thereſia Beatrix von Modena dem Vicomte von Chateaubriant und dem Marquis von Paſtoret angezeigt und Letzterm 25,000 Francs zur Vertheilung an die hieſigen Armen überſendet.

∴ Nach dem „Journal de la Somme" wird ſich Prinz Louis Napoleon mit der Miß Coutts-Burdett vermählen. Der „Galignani Meſſenger" erklärt ſie für eine abgeſchmackte Ente. (Die Nachricht nämlich!)

∴ Von Madrid aus ſind die Bildniſſe der Königin Iſabella und deren Schweſter, der Herzogin von Montpenſier, ſowie ein Murillo (Johannes der Täufer), mindeſtens 3000 Piaſter an Werth, als Geſchenk der Königin für Herrn Guizot unterwegs. Die prächtigen Rahmen enthalten die Inſchrift: „donné par S. M. la Reine à Mr. Guizot". — Graf Breſſon, der franzöſiſche Geſandte in Madrid, hat einen ſchönen Frauenkopf von Velasquez erhalten.

∴ Der Marquis von Laroche-Jacquelein hat dem Miniſter des Innern den Plan zu einer groſen Lotterie zum Beſten der Ueberſchwemmten vorgelegt. Er beantragt, 12 Millionen Looſe zu 1 Francs auszugeben und das groſe Loos auf eine halbe Million feſtzuſtellen. Die Sache ſcheint nicht viel Anklang zu finden.

∴ Der Pater Rouſſin, eins der bedeutendſten Mitglieder des Jeſuiten-Ordens und Beichtvater Karls X., iſt, 75 Jahre alt, in dem Hauſe dieſes Ordens in Toulouſe geſtorben.

∴ Vor Kurzem wurden die irdiſchen Ueberreſte des berühmten Tonſetzers Cherubini in das für ihn beſtimmte Denkmal feierlich übertragen. Halévy, Raoul-Rochette, Auber Vogt (?) trugen die Zipfel des Leichentuchs. Cherubini's Monument befindet ſich nun ganz in der Nähe der Grabmäler von Leſueur, Méhul, Bellini, Grétry, Paer, der beiden Kreuzer, Catel und Talma.

∴ Dem. Rachel hat vom Théâtre français ſchon wieder ihre Entlaſſung verlangt, diesmal nicht wegen Kränklichkeit, ſondern wegen eines Streites mit ihrem Collegen Beauvallet. Der Comité des Theaters hat ſich an den Miniſter des Innern gewandt und ihn gebeten, die wild gewordene Melpomene wieder kirr zu machen.

∴ Scribe hat die Tantièmen von der Aufführung ſeiner ſämmtlichen Theaterſtücke auf zwei Jahre für 100,000 Francs verpachtet; nach Ablauf der Pachtzeit tritt er wieder in den vollen Beſitz ſeiner Rechte. (Will nicht auch Laube ſeine Unſterblichkeit verpachten?)

∴ Das Gymnaſe-Theater hat ein neues zweiaktiges Luſtſpiel, „les demoiselles de noce", von den Herren Bayard und Léon Laya, zur Aufführung gebracht, doch wenig Erfolg damit eingeerntet.

∴ Im Odéon iſt ein neues fünfaktiges Luſtſpiel, „L'univers et la maison", gegeben worden. Der Verfaſſer des Stücks, Herr Méry, hat den Beweis geliefert, daß man ein vortrefflicher Feuilletoniſt und doch ein höchſt mittelmäßiger Bühnendichter ſein kann.

∴ Ende dieſes Jahres wird das miniſterielle Journal „le Meſſager" zu erſcheinen
ufhören, wodurch der Staat jährlich 100,000 Francs erſpart.

∴ Die königliche Bibliothek beſitzt jetzt 780,000 gedruckte Bücher, 80,000 Manu-
ripte, 40,000 Landkarten, 1,000,000 Kupferſtiche, 100,000 Medaillen, 6000 geſchnittene
Steine und 2000 Antiken.

∴ Einer unſerer Buchhändler kündigt das Erſcheinen eines „Almanachs der Ver-
ebten" an. Beſagtes Keepſeak ſoll nicht nur allerhand Liebesgedichte, galante Anekdoten
nd Abenteuer, ſondern auch — hört, hört! — eine vollſtändige Liſte aller Verliebten und
eliebten der guten Stadt Paris enthalten. Demnach wird das Taſchenbuch noch cor-
lenter als der „Almanach de 25,000 adresses" werden.

∴ Eugène Delacroix hat in der Bibliothek der Pairskammer ein neues Decken-
emälde vollendet. Der Stoff iſt aus Dante's „Divina Comedia" entnommen.

Peking. Die eßbaren Vogelneſter, eine Lieblingsſpeiſe der guten Chineſen, kommen
auptſächlich aus Java und Sumatra. Die Chineſen, die damit Handel treiben, ver-
aufen dieſe Delikateſſe zu den ausſchweifendſten Preiſen: weiße Neſter von erſter Qua-
ität koſten 1800 Dollars das Pikul (133 Pfund). Jährlich werden etwa 143,000 Pfund,
n Werthe von 1,262,570 Dollars, aus dem indiſchen Archipel nach China geſchickt; die
nſel Java allein exportirt jährlich 27,000 Pfund erſter Qualität.

Peſth. Vor Kurzem hat ſich hier ein neues Wirthshaus aufgethan mit dem höchſt
nladenden Aushängeſchild „zum — Todtenkopf".

Rom. Der Papſt hat befohlen, daß den hilfsbedürftigen Juden aus der Staats-
aſſe dieſelbe Unterſtützung wie den Chriſten zu Theil werden ſoll.

∴ Die vor einigen Monaten eröffnete deutſche Buchhandlung von Spithoever hat
nlängſt ihr erſtes Verlagswerk, eine lateiniſche Schrift von Garrucci, über die Fabiani-
hen Denkmale, erſcheinen laſſen.

Stockholm. Am 3. November ſtarb zu Werio Schwedens großer Dichter, der
Sänger der unſterblichen Frithjofs-Sage, Biſchof Eſaias Tegner, in Folge mehrerer
Schlaganfälle. Er war am 13. November 1782 geboren. In ſeinem Nachlaß befinden
h noch einige werthvolle Dichtungen.

Stuttgart. Der ci-devant kosmopolitiſche Nachtwächter beſchreibt jetzt mit legations-
äthlicher Geſchwätzigkeit die Stuttgarter Vermählungsfeierlichkeiten und ſetzt dadurch ſeiner
poſtaſe die Krone auf. Der metamorphoſirte Nachtwächter tutet ſo viel Weihrauch aus,
aß Einem beim Leſen dieſer rohen Schmeichelei ganz unwohl zu Muthe wird.

Wien. Der hier ſehr beliebte und gefeierte Componiſt Balfe iſt nach London zurück-
ekehrt. Seine „Belagerung von La Rochelle" hat hier weit weniger gefallen als im
Themſebabel.

∴ Der „Humoriſt" meldet den Tod des berüchtigten Marſchalls Bourmont.
Warum berüchtigt?)

∴ Im Hirſchfeld'ſchen Verlage wird im nächſten Jahre ein „Idioticon Viennense",
on Karl Loritza, erſcheinen.

∴ Ein hieſiges Blatt enthält folgende Bekanntmachung: »Auf dem Wege von
meiner Wohnung nach der Dorotheergaſſe habe ich geſtern einen Journalartikel, über-
chrieben „Ein Wort zu ſeiner Zeit", verloren. Da derſelbe Niemanden intereſſiren kann,
o bitte ich, denſelben gefälligſt im Redaktionsbureau der „Abendzeitung" abzugeben.
Breit, Literat.« (Meint das Wiener Blatt die Dresdener „Abendzeitung"?)

Geſchwind, was giebt's Altes?

Die höflichen Chineſen haben für den Begriff „ſterben", je nach dem Range
der Perſon, von welcher ſie ſprechen, verſchiedene Bezeichnungen. Vom Kaiſer ſagen ſie
peng, welches den Sturz eines Kriegswagens bedeutet; pi, verderben, und tso, enden,
wird bei Lebensfürſten gebraucht; poncin, nicht glücklich ſein, bei hohen Staatsbeamten;
tschang, ſterben, bei Mandarinen, hingegen mu, nicht da ſein, bei geringen Leuten u.ſ.w.

— Warum die Prieſter nicht heirathen ſollen? darüber findet man eine ganz ein-
leuchtende Beantwortung in der Schrift eines gewiſſen Gruſin-Jacobi, „die Religion im
neunzehnten Jahrhundert, oder: was hat ſie heute zu hoffen oder zu fürchten?" Breslau
1809, S. 69. Er ſagt: »Das Cölibat iſt ſchön und gut, denn Gott lebt allein, alſo
muß der Prieſter als Diener und Nachahmer Gottes auch allein leben.«

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Memoiren eines deutſchen Arztes.

Von ihm ſelbſt erzählt.

8. 1s bis 5s Heft. Eleg. broſch. Preis pro Heft 5 Sgr.

Humoriſtiſche Erzählungen und Skizzen.

Von **A. Pohl.**

8. Eleg. broſch. Preis 22½ Sgr.

Die Geſchichte der Befreiungskriege 1813, 14 und 15,

nebſt einer Ueberſicht der geſchichtlichen Ereigniſſe der Jahre 1789 – 1813, in wie weit dieſe auf die Befreiungskriege Bezug haben und dieſelben erläutern. Mit 13 Portraits und einer Ueberſichtskarte von Deutſchland und den angrenzenden Ländern. Von **R. Bürkner** und **H. Grieben.** 2 Bde. 8. 47 Bogen. Eleg. broſch. (Ladenpreis 2 Rthlr.)

Herabgeſetzter Preis nur 22½ Sgr.

Sammlung von neuen Gedichten

ernſten und heitern Inhalts,

welche ſich vorzüglich zum Vortrage eignen.

8. 16 Bogen. Eleg. broſch. 10 Sgr.

Neues, empfehlungswerthes Buch.

Neu erſchienen bei **Hoffmann** in **Stuttgart, vollſtändig** zu haben in allen Buchhandlungen:

C. G. Salzmanns Volks- und Jugendſchriften,

neue, wohlfeile, einzig rechtmäßige Original-Ausgabe; 12 Bändchen (zuſammen 143 Bogen), Preis pro Bändchen ⅙ Thaler.

Der vor einigen Monaten veröffentlichte Proſpekt verſprach dieſe neue Ausgabe von Salzmanns Schriften in 18 Bändchen von etwa 10 Bogen zu geben; die große Theilnahme aber, welche das Publikum dieſem guten Buche erwies, ſetzte den Verleger in den Stand, ſtatt 18 Bändchen von durchſchnittlich 10 Bogen, ohne Preisaufſchlag 12 Bände von 14 bis 15 Bogen zu geben, wodurch der Preis des Werkes nun für die verehrlichen Subſcribenten auf 3 Fl. 36 Kr. = 2 Thlr. = 3 Fl. C. M. vermindert iſt. Die 12 Bände ſind nun vollſtändig erſchienen, und enthalten: 1) Salzmanns Leben; 2) Joſeph Schwarzmantel; 3) Das Ameiſenbüchlein; 4) Conrad Kiefer; 5) Heinrich Gottſchalk; 6) Heinrich Glaskopf; 7) Ernſt Haberfeld; 8) Landrichter Pappel; 9) Der Himmel auf Erden; 10 – 12) Sebaſtian Kluge, Simon Blaukohl und andere Erzählungen aus dem „Thüringer Boten".

Einzelne Bände dieſer **Taſchen-Ausgabe** werden **nicht abgegeben.**

Hierbei eine literariſche Beilage von Ph. Reclam jun.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Billigste Ausgabe!

Soeben iſt bei **Ph. Reclam** jun. in Leipzi

Die

o

die

Heilige

alten u

Teſt

Dr. Marti

Uebe

Die Bibel, das Buch der Bücher, das alle
das bang aufſeufzende Gemüth den ſüßen Troſt des Gl
Baum, aus deſſen ſmaragdenem Schatten ein Chor von
Herz ſtreuen, die Bibel, überſeʒt von unſerm Glaubens
Herzen jedes Chriſten ein ewiges Denkmal geſeʒt, Luthe
ſollte, dies Buch, deſſen größtmöglichſte Verbreitung die
iſt, das leuchtende Kreuz, an dem ſich der Verzweifelnd
mächtige Schwinge, die den menſchlichen Geiſt aus der ſ
Reich des Glaubens, dies Buch der Bücher tritt hier
billigem Preiſe entgegen. Beim Herannahen der heilig
und Reich, ja für Jeden, denn der Menſch ohne Bibel
des Erwachens, ein Leben ohne Morgenroth.

Die Ausſtattung iſt auf das Eleganteſte beſor
Lettern, außerdem aber zieren 12 meiſterhafte Stahlſtiche

Das Exemplar mit 12 Stahlſtich
Billiger exiſtirt bis jeʒt noch kein
Bibelgeſellſchaften, die eine größere Anzahl beſ

Das neue

Herrn u

Jeſu

verbe

Dr. Ma

Miniat

Dieſen Theil der Bibel, in allen Lagen und W
übergiebt hier dem Publikum der Verleger in gleich f
6 Stahlſtichen verſehen ½ **Thlr.**, **ohne St**
nahme einer Partie und directen Bezug beſondere Bedin

rſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ibel

r

anze

Schrift

d neuen

ents

h

Luthers

ung.

---

en überdauern wird, der unverſiegbare Quell, aus dem
ns, der Liebe und der Hoffnung ſchöpft, der ewig grüne
elſtimmen tönt, welche himmliſchen Balſam in's blutende
en Martin Luther, der ſich durch dieſe Uebertragung im
Bibel, die auf keinem Throne und in keiner Hütte fehlen
rſte Bürgſchaft des Glückes und des Friedens der Völker
nporrankt zu neuem Leben und zu neuem Muthe, die
nloſen Nacht banger Zweifel hinauf trägt in das abendloſe
einer ſeines Inhalts würdigen Ausſtattung, zu beiſpiellos
Zeit iſt ſie ein Geſchenk für Jung und Alt, für Arm
ein Schiff ohne Hafen, ein Schlaf ohne das Bewußtſein

das Papier milchweiß und der Druck ſauber mit ſcharfen
s Werk.
koſtet 1 Thlr., ohne Stahlſtiche $1/2$ Thlr.
lusgabe.
n, erhalten dieſe zu einem bedeutend billigern Preiſe.

Testament

s

Heilandes

hriſti

t von

n Luther.

ausgabe.

ltniſſen des Lebens das erhabenſte Geſetzbuch des Menſchen,
dlicher und eleganter Ausſtattung. Daſſelbe koſtet mit
ſtiche $1/4$ Thlr. Bibelgeſellſchaften erhalten bei Ab-
gen.

Billigste Ausgabe!

Johann Arn
ſechs Bücher vom wahren
Chriſtenth
und deſſen
Paradiesgärtlei

Neu herausgegeben
und mit einer beleuchtenden Einleitung und einer Biographi
von **Dr. Friedr. Wilh. Krumma**
Paſtor in Elberfeld.
Mit fünf Stahlſtichen.
Preis 1⅓ Thaler.

Arnd's erhabene Gedanken ſind hier in einer anſtändigen Ausſtattung
als würdiger Genoſſe der heiligen Schrift dem Publikum geboten. Beſonderer
Jahre alte Geiſtesproduct nicht; wie die Bibel nie veraltend, immer erbauend,
des Lebens ſpendend, ſollte es keiner chriſtlichen Familie fehlen; es iſt für Jed

---

Vollſtändigſtes
franzöſiſch-deutſches und deutſch-fr
Handwörterbu
Nach den neueſten Beſtimmungen und Forſchungen
von
Dr. J. A. E. Schmidt,
öffentlichem Lector der ruſſiſchen und neugriechiſchen Sprache, wie auch Lehrer des Franzöſiſchen, Engl
2 Bände. 2 Thaler.

Dieſes in vielen Schulen eingeführte Wörterbuch iſt nach den ſtimmfähi
billigſte aller bisher erſchienenen, in Hinſicht auf deutlichen Druck und weißes Papi

---

Englisch-französisch-deut
Hilfsbuch.
**Ein unentbehrlicher Begleiter für Reiſende, und nothwe
und gründlichen Erlernung der Converſation in**
Preis: 15 Ngr.

Dieſes nützliche Handbuch zerfällt in drei Theile: in ein Wörterbuch,
Briefſteller. Das Wörterbuch giebt die im Leben am häufigſten vorkommenden
der Sprache in Hauptwörter, Beiwörter und Zeitwörter, von denen wieder jed
claſſificirt iſt, ſo daß man, was ſeinen Beziehungen nach zuſammen gehört, auch
zerfällt in eine, nach demſelben Grundſatze wie das Wörterbuch, gruppirte Samm
die eigentliche Geſprächſammlung. Letztere iſt es, die dem Buche ſeinen hohen
irgendwo, ja vielmehr, man findet nirgends ſo echt engliſche und ſo echt fran
ganges, wie in den Geſprächen dieſes Handbuches. Reden will der Reiſende in
Reiſende in Deutſchland mit den Bewohnern dieſer Länder; dazu bedarf er kein
geſchmeidigen, leichten, kurzen Umgangsſprache, die man durch Uebung erſt ſpät,
Darum iſt daſſelbe auch nicht blos Reiſenden, ſondern Allen, die ſich mit Erlernun
von Büchern, ſondern auch die Kunſt des Sprechens erwerben wollen, im äußerſ
iſt ſehr zweckmäßig eingerichtet, und enthält gute und zugleich muſterhaft kurze
das Format von der Art iſt, daß man das Büchlein bequem in die Taſche ſteck
Lernenden auch in dieſer Beziehung.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leip

s

a m e

s Verfaſſers begleitet
r,

ſchmückt mit 5 herrlichen Stahlſtichen,
mpfehlung bedarf dieſes beinahe 240
ſtigen Segen und Troſt in allen Lagen
ann ein paſſendes Geſchenk der Liebe.

zöſiſches

ch.

ausgegeben

und Italieniſchen an der Univerſität zu Leipzig.

n Organen das beſte, vollſtändigſte und
ber allen ähnlichen Werken vorzuziehen.

ches

iges Handbuch zur leichten
ſen drei Sprachen.

eine Geſprächſammlung und in einen
ter nach den drei Haupteintheilungen
ach den Hauptgegenſtänden des Lebens
mmen findet. Die Geſprächſammlung
g von einfachen Redensarten, und in
rth ertheilt. Nicht leicht findet man
che Wendungen des gewöhnlichen Um-
kreich, der Reiſende in England, der
riſen Geſprächsformen, ſondern jener
dieſem Handbuche aber ſpielend lernt.
eſer Sprachen nicht nur das Verſtehen
Grade zu empfehlen. Der Briefſteller
ulare. Da auch der Druck gut, und
ann, empfiehlt es ſich Reiſenden und

No. 219. Leipzig, 10. December 1846.

CHARIVARI

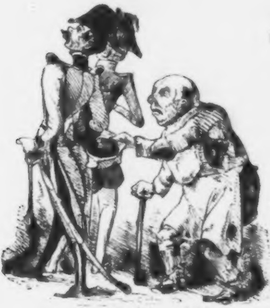
(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Arme Teufel.

687.



Bettler. Sind Sie ſo gut und ſchenken Sie was einem armen Manne, der nichts zu eſſen hat.

Einer zum Andern. Der Kerl ſcheint uns zu verkennen.

Bettler. Nur Einen Kreuzer, meine Herren!

Der Andere. Euer Geſuch iſt unſtatthaft.

Der letzte Tag.

Novellette von Eduard Em-Tor.

I.

— Dieſe Beleidigung kann nur mit Blut geſühnt werden!

— Mit Blut? Sie wollen ſagen: mit dem Tode, Herr Baron!

— Es ſei ſo, wenn es Ihnen Vergnügen macht! Ich bin zu gefällig, um Ihnen auch nur einen einzigen Wunſch verweigern zu können.

Die beiden jungen Leute treten aus dem Salon und berathſchlagen, auf welche Weiſe ſie ſich am bequemſten die Hälſe brechen können. Lange Zeit können ſie ſich nicht vereinigen. Endlich beſchließt man, daß das Loos entſcheiden und Derjenige, welchen es trifft, binnen Einem Jahre auf irgend eine Weiſe ſich das Leben nehmen ſoll. Man holt Zeugen herbei und beſchreibt zwei gleiche Streifen Papier mit den Worten „Vivere!“ und „Mori!“ — Lachend bricht man ſie zuſammen und wirft ſie in eine Urne. Eine Minute ſpäter hat Graf Reuſſy das Loos „Mori!“ gezogen.

— Ich weiß, was ich zu thun habe! ſpricht er mit gezwungenem Lächeln und leichter Verbeugung nach ſeinem Gegner hin. Beſtellen Sie im Voraus bei irgend einem Gelegenheitsdichter ein Trauercarmen … binnen Einem Jahre werde ich mir die Ehre geben, Sie von meinem Tode zu überzeugen.

Graf Reuſſy entfernte ſich und eilte nach Hauſe. Der reichlich genoſſene Champagner ließ ihn bald in tiefen Schlaf ſinken, der ihn alles Vorgefallene vergeſſen machte. Erſt der nächſte Morgen brachte dem jungen Manne die Erinnerung zurück und mit ihr zugleich einen unheimlichen Gaſt, deſſen er ſich vergebens zu erwehren ſtrebte — die Reue.

Der Bediente brachte die Chocolade. Sie blieb unberührt ſtehen. Graf Reuſſy war in tiefe Gedanken verſunken.

Wie ein holdes Kind, geſchmückt mit Roſen und Flitterland, ſtieg das Glück ſeiner erſten Jugend herauf und ſchmiegte ſich an ihn mit wunderbar wehmüthigem Koſen, eine zitternde Thräne im Auge, große blutende Wunden in der weißen kalten Bruſt. Ein myſtiſches Dunkel lag ſtill und heimlich über der Erde. Auf goldenen Bäumen ſangen goldene Vögel … bunte Träume zogen vorüber, die Geſichter mit Larven bedeckt, lange wehende Schleier auf den nickenden Bajazzohüten. Große Wunderblumen ſchoſſen auf und wurden zu Rittern und Edeldamen. Die ſahen ſich an mit klugen und verſtändigen Blicken … die Panzer klirrten … die ſeidenen Gewänder rauſchten … ein leiſes Flüſtern und Kuß auf Kuß! Hierauf wurde es allmälig hell und heller … die goldenen Vögel ſangen ſeltſame Weiſen … brennende Jünglingsgeſtalten übten ſich in ritterlichen Spielen oder horchten den Lehren von Weltweiſen. Alte Helden ſtiegen herab … verſunkene Städte erhoben ſich in friſcher Herrlichkeit … die Sagen nahmen Körper an und wurden Thaten. Die Jünglinge bekränzten einen ihrer Genoſſen mit grünen Eichenzweigen und wie ſie ihn bekränzten, da lächelte er und wurde ſtill und ſtumm. Die Wangen fielen zuſammen … die Augen ſchloſſen ſich … eine verſteinerte Leiche ſtand er da … die Eichenzweige verſchwanden … weiße Roſen bildeten auf ſeinem Haupte eine Todtenkrone.

Graf Reuſſy ſchauderte unwillkürlich. Bald jedoch gewann der Leichtſinn r Jugend die Oberhand bei ihm.

— Warum trauere ich? ſprach er. Ein Jahr noch habe ich zu leben! s ſoll ein Jahr der Freude und des Vergnügens ſein!

Ich habe hier nicht nöthig, Reflexionen über den Werth oder Unwerth des uells anzuſtellen oder zu erzählen, in welchen Strudel von Zerſtreuungen d Graf Reuſſy ſtürzte. Genug, ein Jahr rauſchte bald vorüber und endlich ſchien der letzte, entſetzliche Tag deſſelben, entſetzlich nicht etwa darum, weil raf Reuſſy den Tod gefürchtet hätte, ſondern nur, weil ihm die angenehm- n Feſſeln das Leben theuer gemacht hatten — er liebte.

II.

Ich führe Euch in ein reizendes Boudoir. Schwere ſeidene Vorhänge an Fenſtern bringen darin ein geheimnißvolles Halbdunkel hervor. An den nden befinden ſich in goldenen Rahmen Gemälde von verſchiedenen Meiſtern der neuern Schule, in welchen man den dunklen Ernſt der Antike mit lebhaften Farbenfröhlichkeit des jüngeren Künſtlerthums verbunden ſieht. öne lächelnde Amoretten tragen kleine marmorne Tiſche, auf welchen theils lettengegenſtände der verſchiedenſten Art, theils angefangene Stickereien in ter Menge ſich befinden. Ueber einem eleganten Divan, aus deſſen blauem mmet ſilberne Sterne hervorleuchten, erhebt ſich, an einem kunſtvollen Ge- t gezogen, eine reizende Laube von lebendigem Epheu ... neben derſelben gt ſich ſchreiend ein bunter Papagei auf einem goldenen Ringe. Eine koſt- verzierte Stutzuhr von Alabaſter, über welcher eine jagende Diana ſchwebt, die ſechſte Stunde des Abends an.

— Er kommt nicht, ſpricht Adelaide von Clairville, indem ſie ſchwer- ig das blonde Lockenköpſchen auf die kleine milchweiße Hand ſtützt. Was ihm begegnet ſein? Welche Gründe mag er haben, mich zu vernach- gen? O über die abſcheulichen Männer! Man zeige ihnen nur, daß man iebt, und man kann Tauſend gegen Eins wetten, daß ſie ſich alle nur ichen Freiheiten erlauben, und uns Kummer verurſachen. Aber Du böſer, Mann! Glaube nicht, daß Du ſo leichten Kaufes davon kommſt! Die fe ſoll Deinem Fehltritte auf dem Fuße nachfolgen. Ich werde ein Ge- annehmen, welches Dich erſchrecken, niederſchmettern, vernichten ſoll — ntſetzlich kaltes, zürnendes Geſicht!

Adelaide ſteht auf, um ihren Plan auszuführen. Sie tritt vor einen gel und bemüht ſich, die ſchöne Stirn in kleine verdrießliche Falten zu Bald gelingt es ihr. Halb Aphrodite, halb Xantippe ſteht ſie da; aber nendlich rührender Zug von ſehnſüchtiger Schwermuth verleiht ihr zugleich Geſtalt der verlaſſenen Ariadne. Glücklicher jedoch als Letztere findet ſie Theſeus wieder. Die Thür öffnet ſich ... Graf Reuſſy ſtürzt in ihre

Unwillkürlich verlieren ſich die Falten auf Adelaidens Stirn. Ihr Ge- ſtrahlt vor Freude. Verſchämt und erfreut duldet ſie die vielen Küſſe, er ihr auf Stirn und Lippen drückt.

O, es waren heiße, brennende Küſſe, ſo glühend und verſengend, daß ſelbſt ide von der leidenſchaftlichen Heftigkeit derſelben betroffen war. Beinahe erſchrocken ließ ſie ihren Blick über das Geſicht ihres Freundes gleiten. Sie fand es fieberhaft geröthet.

— Was fehlt Dir, Theodor? fragte ſie beſtürzt. Biſt Du krank? Hat Dich irgend ein Unglück betroffen?

— Nichts von dem Allen, erwiderte der Angeredete, wenn man es nicht ein Unglück nennen will, daß ...

— O ſprich ſchnell! Vollende! Entreiße mich dieſer entſetzlichen Ungewißheit!

— Daß wir uns trennen müſſen!

— Trennen? Liebſt Du mich nicht mehr?

— Heftiger als je, mein angebetetes Mädchen! Aber wichtige Geſchäfte, die nicht länger aufgeſchoben werden können und dürfen, erfordern, daß ich eine lange, lange Reiſe antrete. Mein Herz blutet; aber das Geſchick reißt mich von hinnen. Adelaide — ſetzte er mit einer Stimme hinzu, welche alle Zeichen der tiefſten Erſchütterung an ſich trug — Adelaide, wirſt Du mir immer treu bleiben? Wirſt Du auch dann die Meinige ſein, wenn ich nicht mehr bei Dir bin?

— Immer und immer, im Leben und im Tode ... ich ſchwöre!

— Dann kann ich ruhig ſcheiden. Ein Tropfen der ſüßeſten Labung fällt in meine Qual.

Die Liebenden umarmten ſich aufs Neue und wechſelten unter heißen Küſſen die Verſicherungen ewiger Treue. In leidenſchaftlicher Gluth brannte Wange an Wange ... die Augen leuchteten. Bald ſprachen die Lippen nicht mehr; aber aus den Herzen ſtieg es wie Glockenläuten, das zur Hochzeit ruft. Die Flammen zweier Seelen ſchlugen in Eine zuſammen ... kein Prieſter ſprach den Segen; nur die jungfräuliche Diana von Alabaſter blickte mild und traurig auf zwei ſelige Thränen herab, die funkelnd in Adelaidens Augen zitterten. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Wie betäubt kam Graf Reuſſy in ſeiner Wohnung an.

— Nun will ich ruhig ſterben, ſprach er.

Dann nahm er ein Piſtol aus ſeinem Gewehrſchranke, lud es, legte es auf den Tiſch und bedeckte es mit einem Tuche.

— Einige Stunden habe ich noch zu leben. Ich will meine Rechnung mit dem Himmel abſchließen. Möge er mir verzeihen, wie ich allen Denjenigen verzeihe, welche mich beleidigt haben!

Er ſank auf die Kniee nieder und betete — zum erſten Male ſeit langer Zeit. Die Menſchen beten ja überhaupt nur dann, wenn ſie entweder ſehr glücklich oder ſehr unglücklich ſind. Außerdem machen ſie nur Worte und ſpeiſen Gott mit zierlichen Floskeln ab, wie einen Gönner, dem man zu ſeinem Geburtstage gratulirt, um von ihm zur Mittagstafel geladen zu werden.

Es war eilf Uhr des Abends.

Ein Wagen hält vor dem Hôtel. Ein langer Mann, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, ſteigt heraus und eilt haſtig die Stufen hinan. Er ſtößt die Bedienten zurück, welche ihn zurückhalten wollen, und tritt in das Zimmer.

— Mein Vater! ruft Graf Reuſſy aus, indem er ſich in die Arme des Greiſes wirft und ſein bleiches Geſicht an der Bruſt deſſelben verbirgt.

III.

Der alte Graf Reuſſy war eine von jenen ſeltenen Perſonen, welche eim erſten Anblick ſogleich Achtung und Ehrfurcht einzuflößen im Stande ſind. Seine Geſtalt war edel und majeſtätiſch, ſein Gang nicht ohne einen gewiſſen riſtokratiſchen Stolz, aber ohne Affektation und frei von der Schwäche des lters. Aus dem ſcharf ausgeprägten Geſichte, deſſen lebhafter Ausdruck urch einen ſchneeweißen Bart gehoben wurde, ſprachen Güte und Sanftmuth, erbunden mit einem tiefen Ernſte, welcher durch bittere Erfahrungen erzeugt ſein ſchien. Seine Kleidung zeigte nichts von jener Nachläſſigkeit, zu wel- er höhere Jahre ſo leicht verleiten. Sie war einfach und geſchmackvoll, enn auch weit entfernt von aller Geſuchtheit und karikirter Eleganz.

Die beiden Männer ſtanden ſich jetzt ſchweigend gegenüber. Es ſchien, s ob Jeder von ihnen fürchtete, einem Geſpräche den Anfang zu geben, as für Beide nur peinlich und ſchmerzlich werden konnte. Denn daß ſein ater um den unglücklichen Ausgang ſeines Streites wußte, glaubte Theodor it Gewißheit aus der ſo plötzlichen Ankunft deſſelben ſchließen zu dürfen. r hatte nicht falſch geurtheilt. In einem anonymen Briefe war der alte raf von der leichtſinnigen Handlung ſeines Sohnes benachrichtigt und ge- ten worden, alle Mittel anzuwenden, durch welche er die Erhaltung ſeines zigen Kindes bewirken könnte. Von Furcht und Angſt gefoltert hatte er d ſogleich auf den Weg nach Paris gemacht, freilich ohne zu ahnen, daß ne Ankunft die letzten Lebensſtunden ſeines Sohnes nur noch trauriger und merzlicher, als ſie ſchon ohnedies waren, machen ſollte. Er wollte heilen d verwundete. Er wollte Liebe zeigen und peinigte, er wollte tröſten, ach! d trieb zur Verzweiflung.

— Haben Sie Barmherzigkeit! rief Theodor, dem die zärtlichen Vor- rfe ſeines Vaters das Herz zerriſſen, außer ſich aus. Ihre Liebe iſt mir chterlich. Ich bin derſelben unwürdig ... ich bin ein Verfluchter! Ich e Sie in jener unheilvollen Stunde vergeſſen; vergeſſen Sie nun auch h und die Zeit, in der Sie einen Sohn hatten.

— Dein Entſchluß iſt alſo durch nichts wankend zu machen?

— Durch Nichts, mein Vater! Ich muß ſterben. Die Ehre, meine Ihre Ehre, die Ehre unſeres Namens erfordert es.

— Die Ehre? ſagſt Du. O, Ihr jungen Leute wißt mit dieſem Worte trefflich umzugehen! Bei Euch iſt Alles Ehre! Einen alten, treuen ter vor der Zeit in die Grube zu bringen, eine gute, zärtliche Mutter zu ten, eine ganze glückliche Familie in Jammer und Verzweiflung zu ſtürzen ... s Das nennt Ihr Ehre. Andere nennen es Thorheit, Schändlichkeit, hnſinn!

Der alte Reuſſy verhüllte ſein Haupt und ſchluchzte laut. Theodors z blutete aus tauſend Wunden. Weinend warf er ſich vor die Füße ſei- Vaters und umklammerte dieſelben Kniee, welche ihn als Knaben ſo oft haukelt hatten.

— Was beginnſt Du, Unglücklicher?

— Ich flehe Sie um Verzeihung an, mein theurer Vater! Wie ein der Bettler komme ich zu Ihnen ... o, ſprechen Sie es aus, das Wort Vergebung! Segnen Sie Ihren Sohn und überlaſſen Sie ihn ſeinem hängniſſe! — — —

Ihr habt die Gruppe des Laokoon geſehen. Die Schlangen ringeln ſich in fürchterlichen Windungen um ihn und ſeine Söhne. Die eine Hand erhebt ſich zürnend zum Himmel, gleichſam als wolle ſie die Rache der Ueberirdiſchen herabſchwören, während die zweite vergebens ſtrebt, ſich in die Leiber der Ungeheuer einzuwühlen — ein rührendes Bild der Ohnmacht, des Schmerzes, der Verzweiflung. Ich zeige Euch einen zweiten Laokoon, den alten Neuſſy, welchen der Gram in ſeinen entſetzlichen Umarmungen zu erſticken droht. Verſteinert vor Schmerz blickt er nieder auf Denjenigen, dem er das Leben gegeben hat. In ſeinen Augen ſchwimmen keine Thränen, aber ſeine Bruſt keucht, ſeine Geſichtsmuskeln zittern und zucken.

— Der Herr hat's gegeben, ſpricht er endlich mit fürchterlicher Ruhe, der Herr hat's genommen, des Herren Wille ſei geprieſen in Ewigkeit! — Theodor, einſt mein Stolz und meine ganze Hoffnung, jetzt meine Pein, meine Angſt, meine Hölle ... Theodor, mein einziger Sohn, mein einziges Kind, lebe wohl ... ich vergebe Dir!

Vernichtet wandte ſich der Greis ab und wankte dem Ausgang zu.

— Beten Sie für mich, mein Vater! Es iſt bald vorüber! tönte es hinter ihm her. Aber der Alte hörte nicht mehr. Gebückt ſtand der ſonſt ſo ſtolze Mann vor dem Eingange des Hôtels und ſtarrte in ſinnloſer Betäubung den Boden an. Langſam zitterten zwölf feierliche Schläge von der Kirche Nôtre-Dame herab ... ein Schuß ... der Greis brach zuſammen.

— Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herren Wille ſei geprieſen in Ewigkeit! ſtöhnte er halb wahnſinnig aus der zermarterten Bruſt hervor. Darauf ſchwieg er für immer. Ein Bedienter ſprang herbei. Willenlos wie ein Kind ließ er ſich von ihm in den Wagen bringen.

IV.

Ein Grab auf dem Kirchhofe Père La Chaiſe wurde jeden Tag mit friſchen Roſen bekränzt. Eine junge, ſchöne Dame in Trauer verrichtete dieſen Liebesdienſt, verweilte auch bei dem unfreundlichſten Wetter einige Stunden bei dem Grabe und entfernte ſich dann traurig ſeufzend. Eines Tages blieb ſie länger als gewöhnlich. Still und regungslos über den Grabeshügel hingelehnt glich ſie einer ſchönen Statue aus der Hand eines griechiſchen Künſtlers. Der Abend brach an ... ſie bemerkte es nicht. Es wurde dunkler und dunkler ... ſie aber achtete nicht darauf.

Horch, Glockenſchlag! ... Schon geht die Mitternacht,
Die Mohrenkönigin im Goldgeſchmeide,
Durch Land und Meer ... mit ihr die Reiſe macht
Der flücht'ge Traum im bunten Gauklerkleide.
Die Herrin winkt ... der Diener ſchwebt heran
Und träuft auf Herzen und auf Augenlider
Das Oel des Friedens, Hoffnung, ſüßen Wahn
Und die Vergeſſenheit der Schmerzen nieder.

Adelaide von Clairville bedurfte ſeiner nicht mehr ... ſie war ihrem Theodor gefolgt.

James Fazy.

Es wird manchen Leſern Ihres auch bei uns ſehr fleißig geleſenen „Charivari“ nicht unintereſſant ſein, über den politiſchen Löwen unſerer Republik etwas Näheres zu erfahren. Jean James Fazy, ſeit Kurzem das Alpha und Omega unſeres Staatskörpers, iſt der Abkömmling einer proteſtantiſchen Familie, welche durch die Aufhebung des Edikts von Nantes ſich gezwungen ſah, ihre franzöſiſche Heimath zu verlaſſen und ſich einen neuen Herd in der freien Schweiz zu ſuchen. Jean James Fazy, geboren am 12. Mai 1796, iſt jetzt ein Mann von fünfzig Jahren und jeder Zoll in ihm iſt ein glühender Republikaner, in welchem Geiſt und Scharfblick, Muth und Entſchloſſenheit vereinigt ſind. Fazy iſt ein geborener Journaliſt, der ſeinen ganzen Einfluß der glühenden Suada ſeiner überaus gewandten Feder zu verdanken hat. Im Jahre 1826 gründete er in Genf das „Journal de Genève“; zur Zeit der Juli-Revolution war er einer der ausgezeichnetſten Mitarbeiter des „National“ und der „Tribune“. Aus Frankreich verwieſen, kehrte er nach Genf zurück, trat mit einer neuen Zeitung, „l'Europe centrale“, hervor und betheiligte ſich auch an der „Revue de Genève“. — Aber nicht blos als politiſcher Schriftſteller, auch als Theaterdichter und Romancier hat er Beweiſe ſeines vielſeitigen Talentes gegeben. Schon im Jahre 1822 ließ er, bei Cherbuliez, anonym ein ſatyriſches Märchen, eine Perſiflage auf die heilige Allianz, unter dem Titel „Voyage d'Ertélib“, erſcheinen. Vier Jahre ſpäter gab er, bei Barbezat, ein dreiaktiges Trauerſpiel in Verſen, „la Mort de Levrier“, heraus und wußte dem Stoffe, den er der Genfer Geſchichte entlehnt hatte, ſo viel Poeſie abzugewinnen, daß ſeine Tragödie in der Leſewelt viele Anhänger und ſelbſt vor dem Forum der ſtrengern Kritik Frankreichs gerechte Anerkennung fand. Dann begab er ſich nach Paris, um ſeine literariſche Thätigkeit ganz dem Theater zu widmen; doch traten ihm ſo viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er die kaum begonnene dramatiſche Laufbahn wieder aufzugeben und ſich dem publiciſtiſchen Fache hinzugeben beſchloß. Jetzt iſt er, wie Sie ſich leicht denken können, der Mann des Tages, der Atlas, auf deſſen ſtarken Schultern die Zukunft unſeres neugeborenen Genfs ruht.

Genf, im November 1846.

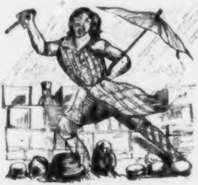
W. Born.

Wer beherrſcht uns?

In unſerm ſiebenten Jahre beherrſcht uns die Leidenſchaft, im 14ten die Einbildungskraft, im 21ſten die Liebe, im 28ſten der Geiſt, im 35ſten der Wille, im 42ſten der Ehrgeiz, im 49ſten die Vernunft, im 56ſten die Erfahrung, im 63ſten die Erinnerung, im 70ſten die Reue, im 77ſten das Alter, im 84ſten die Krankheit, im 91ſten die Furcht vor dem Tode und im 98ſten der Tod.

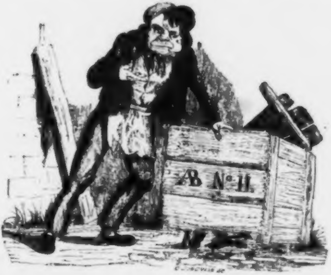
Ein Couliſſenreißer,

688.



„deſſen Auge, einem on dit zu Folge, alle Frauenherzen fühlend macht“.

Wo nichts iſt, haben Actionäre und Diebe ihr Recht verloren.



In vergangener Woche ereignete ſich der komiſche Vorfall, daß ein Dieb auf dem ſächſiſch-baieriſchen Bahnhof in Altenburg einbrach. Zum Glück fand er nichts als — unverkäufliche Prioritäts-Actien. Der Spitzbube ſteht zerknirſcht vor der leeren Kiſte.

Zapfenstreich.

Augsburg. Herr Guſtav Kolb, deſſen pyramidale Unwiſſenheit neulich den guten
ophokles an einer Weinbeere erſticken ließ, iſt noch immer Redakteur der „Augs-
rger Allgemeinen“. (Armer Herr von Cotta!)

∴ Herr Altenhöfer, einer der beiden Leithammel der „Augsburger Allgemeinen
tung“, hat in dieſem Blatte angezeigt, daß Privatrückſichten ihn beſtimmen, ſeine
mens-Unterſchrift aus der verantwortlichen Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ zurück-
iehen. Wer kann's ihm verdenken, daß er mit Herrn Kolb, der neulich den alten
ophokles an einer Weinbeere ſterben ließ, nicht in einer Linie ſtehen will. Hoffentlich
rd aber auch der Name des Herrn Kolb bald von der Zeitung verſchwinden, weil Herr
Cotta wohl endlich zu der Einſicht gelangen wird, daß ſeine Zeitung unter dem Re-
ne dieſes Herrn die Würde ihrer frühern Haltung gänzlich eingebüßt hat.

Berlin. Die „Spener'ſche Zeitung“ meldet: »Einer hieſigen Buchhandlung iſt
lich die Conceſſion zum Verkauf von Büchern genommen worden, weil ſie ſich wieder-
entlich zu Schulden kommen ließ, verbotene Bücher in ihrem Sortiment zu führen
ſolche zu verkaufen.« (Und der Name dieſer Buchhandlung?)

∴ Die „Weſer“- und die „Bremer-Zeitung“ können jetzt wieder — vorläufig aber
von den Mitgliedern des diplomatiſchen Corps — unter Kreuz-Couvert durch die
t bezogen werden.

∴ Der zwiſchen Preußen und England erſt unlängſt abgeſchloſſene Poſtvertrag ſtellt
Briefporte zwiſchen beiden Staaten auf zehn Silbergroſchen feſt.

∴ Die von Guſtav Julius redigirte „Zeitungshalle“ rückt den beiden alten Zeitun-
Berlins immer mehr und mehr auf den Leib. Mit Freuden hat jeder Unpartheiiſche
Blatt begrüßt, indem Herr Julius wohl der Mann iſt, der dem bisherigen [illegible]
„Spener'ſchen“ und „Voſſiſchen“ einen kräftigen Damm entgegen zu ſetzen vermag.
hſt poſſierlich ſind die Anſtrengungen der beiden alten Baſen, um die „Zeitungshalle“
t aufkommen zu laſſen. Wollten ſie doch nicht einmal eine Ankündigung derſelben
bezahltes Inſerat aufnehmen. Wie ungeſchickt!

∴ Unter der kleinen Zahl notabler Gäſte befindet ſich auch der belgiſche Maler
de Keyſer.

∴ Einer unſerer jüngern Künſtler, Herr J. C. H. Weiß, hat Herrn Theodor
ring in vier ſeiner ausgezeichnetſten Rollen, als „Franz Moor“, „Shylok“, „Banker
ller“ und „alten Magiſter“ mit frappanter Aehnlichkeit gemalt.

∴ Auf der königlichen Bühne iſt „Eine Familie“, das neue Original-Luſtſpiel von
dame Charlotte Birch-Pfeiffer, in Scene gegangen und mit entſchiedenem Beifall
genommen worden. Es iſt ein Familiengemälde voll Leben und Wärme. Die Hand-
g, äußerſt geſchickt angelegt und pikant durchgeführt, erhält trotz mancher Längen
Intereſſe der Zuhörer bis zum Schluß in wachſender Spannung. In der Darſtellung
neten ſich Herr Döring als Baron Amadeus, Herr Hendrichs als Baron Eduard,
dame Birch-Pfeiffer als Madame Brunn und Fräulein Stich als Cäcilie aus.

∴ Im Königſtädter Theater wurde zur Feier des Namensfeſtes der Königin ein
es Luſtſpiel, von L. Feldmann, „die ſchöne Athenienſerin“, aufgeführt. Das Stück,
an draſtiſch-komiſchen Situationen und Redewendungen, fand eine beifallsluſtige Zu-
rſchaft. Zacharulla, die Titelrolle, wurde von Madame Rott und der einfältige Be-
te von Herrn L'Arronge gegeben. Beide ernteten reichen Beifall ein.

∴ In der letzten Symphonie-Soirée hat Jemand nach der Aufführung einer
yerbeer'ſchen Ouvertüre zu ziſchen ſich erlaubt. Ein anonymer Freund tröſtet den be-
gten General-Muſikdirektor durch die Göthe'ſchen Verſe:

»Hat jeder Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.«

köſtlicher Vergleich!!!

∴ Unſere Leihhäuſer werden von der täglich wachſenden Zahl der hieſigen Armen
ſtark in Anſpruch genommen, daß zur Aufrechthaltung der Ordnung bei denſelben die
weſenheit von Gensd'armen nothwendig geworden iſt.

∴ Die Einwohnerzahl Berlins beträgt nach der letzten Zählung ſchon über 400,000.

∴ Alle preußiſche Juſtizbeamte ſollen, gleich denen in Frankreich, eine Amts-
cht erhalten.

Bonn. Der „Rheiniſche Beobachter“ fängt an zu beweiſen, daß die Preßfreiheit, natürlich mit Geſetzen gegen den Mißbrauch, ſelbſt für die monarchiſchen Staaten Deutſchlands nothwendig werde. (Andere Zeitungen haben dies ſchon vor zwanzig Jahren eingeſehen.)

Breslau. Der Tag der Verleihung der Städte-Ordnung iſt auch bei uns durch ein Feſtmahl gefeiert worden. Aus der Maſſe von Toaſten fand der des Dr. Borchardt auf die Druckfreiheit den allgemeinſten Wiederhall. Der Redner erinnerte an Joſeph II. und Friedrich II., welche ſich oft genug für Preßfreiheit erklärt, und citirte dabei die Worte eines Engländers: »Lieber kein Parlament, als keine Preßfreiheit; lieber keine Verantwortlichkeit der Miniſter, keine Habeas Corpus-Akte, kein Steuerbewilligungsrecht, als keine Preßfreiheit, denn Preßfreiheit iſt das Palladium aller Freiheiten!«

Cöln. Der Buchhändler Joſeph Dumont, Verleger der „Cölner Zeitung“, iſt mit 188 unter 290 Stimmen zum Stadtrath gewählt worden.

Conſtantinopel. Der wegen ſeiner eigenthümlichen Finanzverhältniſſe bekannt gewordene öſterreichiſche General-Conſul von Chabert, in Smyrna, hat ſich vor Kurzem in Pera erſchoſſen.

∴ Der Sultan hat dem nach Cairo abgereiſten franzöſiſchen Kammermitgliede Odilon-Barrot zehn koſtbare türkiſche Pfeifen geſchenkt. (Ob er ſpäter nach dieſen Pfeifen tanzen wird? Vederemo!)

Düſſeldorf. Leſſing hat vom König von Preußen den Auftrag erhalten, für das Muſeum in Berlin ein umfangreiches Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren zu malen. Das vom König gewünſchte Bild iſt „die Gefangennehmung des Papſtes Paſchalis II.“, eine der bedeutendſten Compoſitionen Leſſings, die er ſchon ein Mal in Cöln ausgeführt hat.

Genf. Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Blatt, betitelt „das Auge des Volks“. Redakteur dieſes Blattes iſt: „Wer will“. Es kann nämlich Jeder ſeine Gedanken durch dies Organ offenbaren, indem in zwei Straßen zwei verſchloſſene Büchſen — eine Art Briefeinwürfe — angebracht ſind, in welche alle für dieſes Blatt beſtimmte Artikel hineingeworfen werden können. Es bedarf keiner Unterſchrift und keiner Verantwortlichkeit; Alles (?), was ſich dort vorfindet, wird unverändert (??) aufgenommen (???). (So wenigſtens lautet das charmante Programm. Eine Art geheimer Cenſur dürfte indeſſen doch wohl beſtehen!)

Glasgow. Die Univerſität Glasgow hatte am 16. November ihren Lord-Rector zu wählen. Die vorgeſchlagenen Candidaten waren der Miniſter-Präſident Lord John Ruſſel und der Dichter William Wordsworth. Der Dichter hat mit 210 gegen 201 Stimmen den Sieg über den Mann des Portefeuille davongetragen.

Hannover. Die „Morgenzeitung“ enthält Folgendes:

Schießbaumwolle, Frage der Zeit,
Wie tritt man Dich in den Zeitungen breit!
Wie ſind Deiner Erfinder ſo viel!
'S war am Ende nur Kinderſpiel.
Drum wie man ſpricht zu dieſen Stunden:
»Der hat das Pulver nicht erfunden;«
Statt deſſen hinfüro ſpreche man:
»'S iſt Einer, der das Pulver erſann!«

Kiel. Profeſſor von Madai, welcher einen Ruf nach Halle erhalten, um die Stelle des nach Berlin verſetzten Profeſſors Keller einzunehmen, hat dieſen Ruf abgelehnt.

Kopenhagen. Adam Oehlenſchläger hat in ſeinem neuen Trauerſpiele „Amleth“ den von Shakeſpeare bearbeiteten Stoff nach Saxo Grammaticus rein vaterländiſch behandelt.

∴ Die drei eifrigſten Gegner der deutſchen Sache in den deutſchen Herzogthümern Schleswig-Holſtein ſind Deutſche: Reventlow-Criminil, Moltke und Scheel.

Krakau. Die freie Stadt Krakau, deren Neutralität durch die Wiener Verträge der fünf Großmächte auf ewige Zeiten verbürgt geweſen war, hat, auf Befehl dreier dieſer Großmächte, zu exiſtiren aufgehört! Selbſt vom Titel der „Gazeta Krakowska“ iſt das Wappen der Republik verſchwunden.

∴ Das Gebiet der freien Stadt Krakau zählt auf 24 Quadratmeilen 140,000 böſe Polen, die nun über Nacht gute Oeſterreicher geworden ſind.

Leipzig. Wieder nichts als blauer Dunſt und blinder Lärm! Einige Blätter hatten uns viel von einem neuen Triumphe vorgeſchwatzt, den Herr Laube mit ſeinem Schauſpiele „die Karlsſchüler“ in Dresden und München errungen haben ſollte. Jetzt kommt der hinkende Bote, die Kritik, nachgerannt und beweiſt, daß dieſer nach allen Gegenden der Windroſe ausspoſaunte Beifall nichts als bloßer Schwindel der Laube'ſchen Clique ſei. Die „Abendzeitung“ ſagt in einer ſehr ruhigen, gut motivirten Kritik: »So ſcharf gezeichnet, ſo witzig und unterhaltend „Gottſched und Gellert“ in ſeinen Einzelheiten ſich darſtellt, ſo flau und matt, ſo entſchieden langweilig erſcheinen, abgeſehen von einigen gelungenen Einzelheiten, ſeine „Karlsſchüler“.« Vom Erfolge heißt es am Schluſſe jener Beurtheilung: »Die Darſteller und der anweſende Verfaſſer wurden wiederholt gerufen. Freilich wollte ein geiſtreicher Beſucher der Vorſtellung das Hervorrufen des Herrn Laube den in Theatern nicht ſelten vorkommenden „travaux forcés“ zuzählen. Vom unbefangenen Publikum wird das Stück an ſich als gedehnt und langweilig bezeichnet, ein für die Ausdauer deſſelben auf dem Repertoir gefährliches Urtheil, das die aufrichtige Kritik leider unterſchreiben muß.« (Demnach [illegible] alſo auch der neue Sieg des Herrn Laube wiederum nichts Anderes als ein altes Kunſtſtückchen, das er und ſeine Clique bei jedem neuen Stücke von ihm zur Täuſchung des Publikums in Anwendung gebracht hat. Ein langweiliges Stück kann nirgends gefallen.)

∴ Die Bibliographie, eine in Deutſchland noch ziemlich verwahrloſte Wiſſenſchaft, ſcheint ſeit einigen Jahren auch bei uns tüchtige Kräfte zu gewinnen, die derſelben ihre Thätigkeit zuwenden. Zu dieſen bei uns ſeltenen Erſcheinungen gehören die Brüder Weigel und Wilhelm Engelmann. Letzterer, der ſich durch eine große Anzahl höchſt ſorgfältig ausgearbeiteter Special-Cataloge einzelner Literaturzweige einen klangvollen Namen erworben hat, iſt vor Kurzem mit einem größern Werke, mit einer „Bibliotheca historico-naturalis“, hervorgetreten, deren erſter Theil auf 786 enggedruckten Seiten den großen Schatz aller Werke über die Naturgeſchichte im Allgemeinen und über die Zoologie im Beſondern in wiſſenſchaftlich geordneter Reihenfolge darſtellt — ein Werk, das nicht blos ihm, ſondern auch unſerer Literatur zur Ehre gereicht. Daß ſeine Bibliographie kein gewöhnlicher Buchhändler-Catalog, ſondern ein gediegenes wiſſenſchaftliches Product iſt, beweiſt der Umſtand, daß ſelbſt ein Mann vom Fache ſich nicht entblödet hat, Engelmanns Arbeit unter der Hand für die ſeinige auszugeben; doch wiſſen gerade wir aus ſehr genauer Quelle, daß beſagter Herr weiter nichts als das Materien-Regiſter hiezu geliefert hat; alles Uebrige iſt Engelmanns geiſtiges Eigenthum.

∴ Der praktiſche Arzt und publiciſtiſche Schriftſteller (?) Dr. Buddeus iſt endlich mit einem großen, welterſchütternden Opus hervorgetreten, betitelt: „die Hämorrhoiden und ihre Heilung auf rationellem Wege“. Es iſt bei Korn in [illegible] erſchienen und koſtet 10 Neugroſchen. (Heil Dir, mein Vaterland!)

∴ Herr Robert Heller iſt nach Paris gereiſt, um dort als franzöſiſcher Improviſator aufzutreten. Nb. Kein Puff, ſondern [illegible] Wahrheit!

∴ Alexander Dreyſchock gedenkt ſeine nächſte Kunſtreiſe von Leipzig aus zu unternehmen, wo er binnen wenigen Tagen eintreffen wird, um ein Conzert zu geben. Auch ſoll, dem Vernehmen nach, eine neue Ouvertüre Dreyſchocks in einem der diesjährigen Gewandhaus-Conzerte aufgeführt werden.

London. Kaum hatte Queen Victoria in den Zeitungen geleſen, daß Donna Iſabella von Spanien ihrem Gemahle Don Francesco den Titel „König“ und das Prädikat „Majeſtät“ per Decret verliehen habe, ließ ſie Lord John Ruſſel rufen und wollte daſſelbe für ihren Prinzen Albert thun. Der Miniſter aber erklärte ihr auf altengliſch: »es ginge wohl, aber es geht nicht!«

∴ Während eines zweitägigen Beſuches, den die Königin Victoria jüngſt zu Hatfield-Houſe, einem Schloſſe des Marquis von Salisbury, abgeſtattet hatte, wurden dort blos 3 Ochſen, 6 Kälber, 8 Hammel, 200 Küken, 50 Kapaunen, 150 Rebhühner, 100 Faſanen, 50 Auerhähne, 24 Kalekuten, 80 Haſen, 24 wilde Enten, 200 Kaninchen, 4 Rehböcke, 12 Schildkröten und 24 Zungen verſpeiſt. (God save the Queen!)

∴ Lord Palmerſton hat allen diplomatiſchen Agenten Englands, die ſich in Paris befinden, verboten, in dieſem Winter an den Hoffeſten in den Tuilerien Theil zu nehmen. Dies Verbot ſoll ſich ſogar auch auf die Damen erſtrecken, die — unter uns geſagt — darüber untröſtlich ſind.

∴ Lord Clonbrock in Weſtmead hat den Verkauf ſeiner zahlreichen Jagdhunde und den größten Theil ſeines koſtbaren Geſtüts angeordnet, weil er lieber die Armen, als Hunde und Pferde ernähren will. (Iſt denn kein Clonbrock unter uns?)

∴ Der bekannte iriſche Dichter Thomas Moore, den einige engliſche Zeitungen ſchon an den Rand des Grabes gebracht, befindet ſich, dem „Limerick-Chronicle“ zu Folge, auf dem Wege der Beſſerung. (Mögen die Muſen den Sänger des „Lalla Rook" noch fernerhin ſchützen!)

∴ Am 2. November ſtarb der königlich großbritanniſche Harfenmacher Stumpff, 78 Jahre alt, ein Tonſetzer, welcher mit Göthe, C. M. von Weber, van Beethoven, Hummel, Mozarts Schweſter und Wittwe, in engen Freundſchaftsverhältniſſen ſtand. Göthe ließ mehrere ſeiner Gedichte drucken.

∴ Sir Edward Lytton Bulwer, der vor einigen Jahren ſich und ſeinen Leſern verſprochen hatte, keinen Roman mehr zu ſchreiben, iſt, müde ſeines Verſprechens, mit einem neuen Romane aufgetreten, betitelt „Lucretia oder die Kinder der Nacht."

∴ James' neueſter Roman, „Heidelberg" betitelt, behandelt eine Epiſode aus dem dreißigjährigen Kriege. Eliſabeth, die Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz (Tochter Jakobs II. von England und Enkelin der Maria Stuart), iſt der Mittelpunkt dieſes anziehenden Romans.

∴ Ein engliſcher Blauſtrumpf hat unter dem Titel „The book of Costume" eine Geſchichte aller Moden bis auf die jetzige Zeit, erläutert durch zahlreiche Abbildungen, ans Licht treten laſſen.

∴ Von W. Mac' Carthy iſt ein literarhiſtoriſches Werk, „über die Dichter und Dramatiker Englands", herausgekommen.

∴ Die „Morning-Poſt" ſtellt die Zahl der zurückgelegten Lebensjahre einer Reihe der berühmteſten Männer Englands zuſammen. Der Herzog von Wellington iſt 77, Lord Lyndhurſt 74, O'Connell 72, Joſeph Hume 71, Lord Brougham 67, Sir Robert Peel 58, Sir J. Graham 54, der Herzog von Richmond 53, Lord Stanley 46, Lord Charles Grey, Lord George Bentink und Lord Morphet erſt 44 Jahre.

∴ Das „Edinburgh-Journal" meldet, daß das Denkmal für W. Scott bis jetzt bereits 15,650 Pfund Sterling gekoſtet habe, daß aber noch 56 Niſchen mit Statuen der Hauptcharaktere in Scott's Werken auszufüllen ſeien.

∴ Unſer „Charivari" ſagt: Für den neuen Planeten ſind eben ſo viele Entdecker vorhanden, wie für die Schießbaumwolle. In jeder Hauptſtadt taucht ein Aſtronömchen auf, das auf Leverriers Entdeckung Anſpruch macht. Dieſer junge, hoffnungsvolle Planet verſpricht in kurzer Zeit eben ſo viele Namen zu haben, wie eine chineſiſche Prinzeſſin, denn jeder Prätendent hat es für paſſend gehalten, ihn nach ſeinem Gutdünken zu taufen. Gegenwärtig heißt er: Arago Aurora Georgium Sidus Herſchel Leverrier Oceanus Louis Philipp Victoria Friedrich Wilhelm Nikolaus Neptun Galle. Man ſollte wirklich anfangen, Geburtsregiſter über neu geborene Planeten zu führen.

∴ Englands und Wales' Bevölkerung, welche im Jahre 1801 blos 8 Millionen 870,000 betrug, war im Jahre 1841 bereits auf 15 Millionen 906,000 Einwohner geſtiegen. Jetzt beläuft ſich die Zahl der Bevölkerung auf faſt 18 Millionen.

∴ Man hat berechnet, daß in ganz England wöchentlich 260,000 Pfund Sterling (1 Million 720,000 Thaler) für Eiſenbahn-Arbeiter ausgezahlt werden.

∴ Unſere Themſeſtadt beſitzt jetzt zehn Eiſenbahnhöfe, aus welchen tagtäglich 150 Eiſenbahnzüge nach allen Ecken und Enden des Reiches abgehen.

Madrid. Die Miniſter der Königin hatten den General-Anwalt beauftragt, die Redakteure des „Tiempo", „Espanol" und „Clamor publico" wegen der dem Grafen Breſſon zugefügten Beleidigung in Anklageſtand zu verſetzen. Der Anwalt hat dem Befehle Genüge geleiſtet, der Gerichtshof aber entſchieden, daß die Klage in dieſer Form nicht angenommen werden kann. Wenn Graf Breſſon ſich beleidigt fühle, müſſe er ſelber als Kläger auftreten.

Mailand. Die nächſte Carnevalsſaiſon wird diesmal beſonders glänzend werden. Die Tadolini iſt mit 35,000, Moriani mit 30,000 Francs engagirt. Fanny Elsler erhält allabendlich 2000 und der Sänger Perrot 200 Francs. Letzterer iſt als Balletmeiſter angeſtellt.

Mainz. „Die Waage der Gerechtigkeit" iſt der Titel eines neuen Luſtſpiels, womit der geiſtreiche Schriftſteller Ludwig Kaliſch der deutſchen Bühne ein dankenswerthes Geſchenk gemacht. Das Stück, zuerſt auf der hieſigen Bühne in Scene gegangen, hat wegen ſeines ſatyriſchen Inhalts und wegen ſeiner vielen treffenden Pointen warmen Anklang gefunden.

Mannheim. In unſerer mehr als liebenswürdigen Stadt hat ſich ein weiblicher Turnverein gebildet. Zwölf der hochachtbarſten Frauen der Stadt werden, je zu Zweien, die Uebungen beaufſichtigen, und ſieben Jungfrauen in Verbindung mit einem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne die Geſchäfte des Vereines leiten. (Höchſt rührend!)

München. Profeſſor Söltl giebt einen „baier'ſchen Plutarch" heraus. (Mit einem J oder Ypſilon?)

Palermo. Ein hier anſäßiger engliſcher Nabob hat von der neapolitaniſchen Regierung die Conceſſion zur Anlegung einer von hier nach Meſſina führenden Eiſenbahnlinie erhalten. Die Länge dieſer Linie beträgt gegen 250 Miglien (ungefähr 50 deutſche Meilen). Der Bau ſelbſt ſoll aber erſt im Januar in Angriff genommen werden.

Paris. Louis Philipp und ſeine erlauchte Gemahlin, der Schutzgeiſt Aller, welche ihrer Hilfe bedürfen, haben ſeit ſechzehn Jahren tagtäglich 4000 Francs für die Armen angewieſen — was ſeit dem 1. September 1830 bis zum 31. Auguſt 1846 ein rundes Sümmchen von 23,376,000 Francs ausmacht. (Und ſolche Herzen beſchuldigt man des Geizes?)

∴ Unſere Marktweiber, die ſogenannten dames de la halle, haben dem Herzog von Bordeaux ein Glückwunſchſchreiben und ein Bouquet als Hochzeitsgeſchenk überſendet. Auch der Vicomte von Chateaubriant hat der Herzogin von Bordeaux ſeinen Glückwunſch abgeſtattet.

∴ Unſer „Charivari" ſagt: »Die Herzogin von Montpenſier ſpricht nicht franzöſiſch: deſto leichter wird ſie ſich mit dem Marſchall Soult verſtändigen können.«

∴ Marſchall Soult ſoll in Bezug auf die Krakauer Frage, welche ganz Frankreich allarmirt, geäußert haben: »So alt ich auch bin, ſo kann ich doch noch dazu beſtimmt ſein, eine Nord-Armee zu organiſiren.« Herr Thiers ſoll dagegen geſagt haben: »Die franzöſiſche Regierung feuert für eine nationale Frage kein Zündhütchen ab; für ein dynaſtiſches Intereſſe aber iſt ſie im Stande, 500,000 Mann ins Feld zu ſchicken.« — (Thiers kennt ſeine Pappenheimer!)

∴ Trotz des ewigen Miniſterwechſels ſeit 1830 (man hat deren mehr als zwanzig gezählt) haben einige Mitglieder des gegenwärtigen Kabinets, die Tage ihres Portefeuilles zuſammenzählend, eine ziemlich große Dauer erreicht. Marſchall Soult iſt ſeit 3779 und Herr Guizot ſeit 3704 Tagen im Beſitz ſeiner oftmals beſtrittenen Miniſtermacht.

∴ Der Bey von Tunis iſt hier angekommen und im Palaſt Elyſée Bourbon abgeſtiegen.

∴ Die wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften von New-York, Waſhington und Philadelphia haben Herrn Leverrier für die Entdeckung des neuen Planeten eine Ehren-Medaille votirt.

∴ Der bekannte Violinvirtuoſe Heinrich Panofka hat von der Herzogin von Orleans für eine Meſſe, welche er zur Feier des Todestages ihres allen Franzoſen unvergeßlichen Gemahls geſchrieben, eine Brillant-Buſennadel zum Andenken erhalten.

∴ Die Amme des ehemaligen Königs von Rom, Madame Victoria Auchard, iſt in Lagny geſtorben. Sie erhielt von Louis Philipp eine jährliche Penſion von 2000 Francs.

∴ Im Staatsarchive hat man eine Sammlung Robespierre'ſcher Briefe entdeckt, deren Inhalt von großem Intereſſe für die Geſchichte der Revolution ſein ſoll.

∴ Die Herausgeber der hier erſcheinenden polniſchen Zeitungen „der polniſche Demokrat", „der dritte Mai" und „der polniſche National" ſollen wegen Mangels an Cautionsſtellung vor das Zuchtpolizeigericht geſtellt werden.

∴ Die „Epoque" verſpricht ihren Leſern eine Fortſetzung der „Geheimniſſe von Paris" unter dem Titel „Nächte an der Seine". Dieſer Roman, verfaßt von den Herren Marc Fourier und Ernſt Bourgeois, wird ſich mondenlang wie ein Bandwurm durch das Feuilleton des oben genannten Blattes winden. (Rüſtet Euch, Ueberſetzer!)

∴ Von Balzacs geſammelten Werken, die unter dem etwas anmaßenden Titel „la Comedie humaine" erſchienen, iſt von Furne und Comp. eine neue Auflage in 16 Bänden, mit 116 Kupferſtichen von Johannot, Gavarni, Meiſſonier u. ſ. w., in 160 Lieferungen, jede zu 50 Centimes, angekündigt.

∴ Balzac hat dem Variétés-Theater ein dreiaktiges Vaudeville-Drama, „le Père prodigue", und die Hauptrolle darin der Dem. Virginie Déjazet zugeſagt.

∴ Auch Herr Paul Feval, Verfaſſer des bekannten Feuilleton-Romans „der Sohn des Teufels", hat, in Gemeinſchaft mit Herrn Dennery, aus einem ſeiner Romane, „les amours de Paris", ein Stück gemacht, das vom Ambigu-Theater angenommen iſt.

∴ „Napoleon und Joſephine" iſt der Titel eines fünfaktigen Drama's von Dalliere, das vom Leſe-Comité des Théâtre français einſtimmig zur Aufführung angenommen worden iſt.

∴ Felicien David, der Wüſte-Componiſt, hat ein neues Opus beendigt, betitelt „Chriſtoph Columbus".

∴ Einer unſerer Parfumeurs hat, zu Ehren der Herzogin von Montpenſier, einen neuen Wohlgeruch fabrizirt und ihm den Namen „Odeur Luisa" beigelegt.

∴ Im Garten des Palais-Royal ſoll auf königliche Koſten ein arteſiſcher Brunnen angelegt werden.

Peking. Die Thee-Ausfuhr von China nach London betrug vom 1. Juli 1845 bis 30. Juni 1846, nach der „Shipping Gazette“, 57,584,561 Pfund.

∴ Der chineſiſche Kalender für das Jahr 1846 bezeichnet 150 Unglückstage; doch enthält er auch 12 Zaubermittel zur Heilung aller im Kalender bezeichneten Krankheiten.

Peſth. Die hieſige Judengemeinde hat zur Jubiläums-Feier des Reichspalatins der ungariſchen Akademie eine werthvolle Münzſammlung geſchenkt.

∴ Einer unſerer Recenſenten nennt die Füße der hier gaſtſpringenden Tänzerin Cerrito ſemmelklein! (Wir wiſſen nicht, ob dies ein Compliment für die Füße der Tänzerin oder eine Beleidigung für die Peſther Bäcker ſein ſoll.)

Petersburg. Bei Bellizard erſcheint eine Auswahl von Puſchkins Schriften in franzöſiſcher Ueberſetzung von einem Herrn Dupont, Profeſſor am Inſtitut der Wegebauten in St. Petersburg.

∴ In Jekaterinoslaw iſt ein Denkmal zu Ehren der Kaiſerin Katharina II. von Rußland feierlich enthüllt worden. Das Denkmal, eine 140 Pud (zu 40 Pfund) ſchwere Metallſtatue, von 4 Arſchin (Ellen) Höhe, iſt auf Koſten des Adels hergeſtellt worden.

Rom. Bekanntlich wurde der jetzt in Paris lebende italieniſche Schriftſteller Lanci, früher Interpret der Vaticana und Profeſſor in Rom, wegen ſeiner Schriften über die Bibel abgeſetzt und ſeines Gehaltes beraubt. Die Schriften ſelbſt wurden aufgekauft und vernichtet. Der jetzige Papſt wird den wackern Gelehrten wahrſcheinlich wieder in ſein Amt einſetzen.

Schaffhauſen. Der große Rath unſeres kleinen Cantons iſt einmal, ausnahmsweiſe, den Wünſchen des Volkes zuvorgekommen und hat ebenfalls eine Reviſion der Verfaſſung beſchloſſen.

Stuttgart. Der Austritt des Herrn Altenhöfer aus der Redaktion der „Allgem. Zeitung“ „aus Privatrückſichten“ erfolgte nach einem Beſuche, den die Eigenthümer der „Allgem. Zeitung“, Freiherr von Cotta und Graf von Reiſach, in Augsburg gemacht.

Wien. Der kaiſerlich königliche Staatsraths-Concipiſt und Cenſor Chriſtian Kuffner, ein vielſeitig gebildeter und ſehr produktiver Schriftſteller und Dichter, deſſen geſammelte Werke erſt unlängſt im Druck erſchienen ſind, iſt, 66 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager geſtorben. Er war wegen ſeiner außerordentlichen Herzensgüte dergeſtalt geſchätzt und geliebt, daß man von ihm ſagen darf, er ſei Einer der Wenigen geweſen, die keinen einzigen Feind gehabt haben. (Das kann der Redakteur dieſer Blätter von ſich — Gottlob leider! — nicht ſagen.)

∴ Der wegen ſeines Mordanfalls auf Kaiſer Ferdinand zu zwanzigjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilte Hauptmann Reindl iſt auf der ungariſchen Feſtung Munkacz geſtorben.

∴ Auf dem Burgtheater haben ſich an einem Abend zwei neue Stücke von Eduard Bauernfeld ſehen laſſen: „Das Verſprechen“ und „Großjährig“. Beide haben, wie man zu ſagen pflegt, Epoche gemacht. Der Dichter hat in Beiden einige Fragen der Zeit ergriffen und die Bureaukratie und das ſchmachvolle Protektionsweſen mit eben ſo vielem Freimuth als Witz gegeißelt. Der ganze Hof hat der Vorſtellung beigewohnt und das erſte Signal zum allgemeinen Applauſe gegeben.

∴ Neulich wurde im Joſephſtädter Theater Told’s „Zauberſchleier“ zum dreihundertſten Male aufgeführt. (Gott, wenn ein Stück der Herren Gutzkow und Laube jemals ſolch Glück machte, kein Menſch wäre mehr ſeines Lebens ſicher!)

∴ Saphirs „Humoriſt“ enthält folgendes Muſter einer Theaterkritik: »Still! — St! — Hm! — Aha! — Hem! — Ah! — Ehen! — Bimbeli! — O! Gegen dieſe Theaterkritik läßt ſich nichts ſagen: denn ſie iſt unpartheiiſch, klar, wahr und — beleidigt Niemand.

∴ Einer unſerer betriebſamen Spekulanten geht mit dem Plane um, ein neues Volkstheater auf der Landſtraße zu bauen. Sein Plan wird dadurch begünſtigt, daß eine Conceſſion zur Erbauung eines Theaters in der Vorſtadt bereits exiſtirt, bis jetzt aber unbenutzt liegen geblieben iſt.

∴ Die Herren Ludwig Eckardt und Ernſt Roſe beabſichtigen, einen Muſen-Almanach unter dem Titel „Oeſterreichs Oden“ herauszugeben.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Kaiſer Karl IV. wurde oft des „heiligen römiſchen Reiches Stiefvater“ (vitricus imperii) genannt, weil unter ſeinem Scepter viele Länder vom deutſchen Reiche abgefallen waren.

— Turenne, zwölf Jahre alt, forderte einen Offizier zum Zweikampf, weil derſelbe die Geſchichte Alexanders des Großen, nach Quintus Curtius, für einen Roman erklärt hatte.

— Anna Cowley, eine der ausgezeichnetſten Theaterdichterinnen Englands, hatte ſolchen Ekel vor den Schauſpielern, daß ſie das Theater nie beſuchen und keines ihrer Stücke aufgeführt ſehen wollte.

— Im Jahre 1817 erſchien (zu Mannheim) als Perſiflage auf Millers „Siegwart“ ein Roman, betitelt: „Siegwart oder der auf dem Grabe ſeiner Geliebten jämmerlich erfrorene Kapuziner — eine Kloſtergeſchichte“. Verfaſſer derſelben war ein Herr Friedrich Wernritter, Rechenbanks-Rath zu Stuttgart.

— Zu den ſonderbaren Behauptungen gehört unſtreitig auch die, welche J. C. Biſinger in ſeiner General-Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerthums, Wien 1807, Th. 1. aufſtellt, und welche darin beſteht, daß jeder Jude im Stande ſei, ſieben Tage lang ohne allen Genuß von Speiſen zu leben.

— Daß Burmann Gedichte ohne r ſchrieb, iſt bekannt; ebenſo ſchrieb Jemand im Jahre 1812 in der „Zeitung für die elegante Welt“ eine Erzählung, worin kein r vorkam. Im Jahre 1813 erſchien ein höchſt mittelmäßiger Roman von Dr. Franz Rittler unter dem Titel: „die Zwillinge“, woraus das r verbannt war. Auffallender aber iſt es, daß nach der Verſicherung des Dr. Manek die Weiber der Tſchukſchen das r nicht ausſprechen können (Journal für Land- und Seereiſen 1814, St. 5, S. 46), und daß in der Sprache der Caffern der Buchſtabe r gänzlich fehlt. (Description physique et historique des Cafres, sur la côte méridionale de l'Afrique, par Louis Alberti. Amsterdam 1811.)

— Die chineſiſche Literatur beſitzt ein ſechsbändiges Werk, welches die Beſchreibung und Abbildung von 414 Pflanzen enthält, deren Blätter, Stengel oder Wurzeln bei eintretender Hungersnoth als Nahrungsmittel gebraucht werden können. Der Verfaſſer dieſes Buchs iſt der fünfte Sohn des Kaiſers Hong-wu, des Gründers der Dynaſtie der Ming, der im Jahre 1368 den chineſiſchen Thron beſtieg. Sein Werk wurde ums Jahr 1600 von Sie-Kuang-Hi, einem aufgeklärten Miniſter, vervollſtändigt und dem Drucke übergeben. Die chineſiſche Regierung läßt alljährlich Tauſende von Exemplaren dieſes nützlichen Buches auf Staatskoſten drucken und unentgeldlich durch ganz China verbreiten.

Treffer und Nieten.

• Sonſt ſagte man von einem Lumpen: er ſei keinen Schuß Pulver werth. Jetzt heißt es: er iſt keinen Schuß Baumwolle werth. Als Börne ſchrieb: »Wenn man von mir und Heine ſpricht, ſo bitte ich, zwiſchen uns Beide etwas Baumwolle zu legen,« dachte er natürlich weder an Schönlein noch an Böttcher. (Converſationsbl.)

• »Was halten Sie von Herrn Kühne?« fragte auf dem Muſeum ein Leſer den andern. — »Ich halte von ihm Alles, nur nicht ... die „Europa“!« —

• Ein franzöſiſcher Arzt ſagt in Bezug auf Prießnitz: »Um die Waſſerkur zu beſtehen, müſſe man den Muth eines Löwen, die Geduld eines Eſels und den Magen eines Straußes haben.«

• Einſamkeit, ſagt Zimmermann, iſt der Arzt eines kranken Geiſtes.

— Als die „Lieder für die chriſtlichen Krieger in Deutſchland“, von Wilhelm von Schütz, im Jahre 1813 erſchienen waren, wurde folgendes Epigramm darauf gemacht:

Der alten Deutſchen Liederton zu treffen
Nur Wenigen gelingt,
Und läppiſch iſt's, ihm nachzuäffen;
Doch iſt's ein Glück, daß unſ're Schützen beſſer treffen,
Als dieſer Schütze ſingt.

Soeben iſt erſchienen:

NARRENALMANACH

für

1847

von

Eduard Maria Oettinger.

Fünfter Jahrgang. Preis 2 Thlr.

Inhalt:

Vor- und Nachrede. — **Sans-Souci.** — Der ſchwarze Chriſtoph, oder Limonade, Marmelade und Orgeade. — Ein Berliner Abenteuer, oder Lavendel, Myrth' und Thymian.

Bei **Graß, Barth und Comp.** in **Breslau** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Forſtliches Cotta-Album.

Mit Beiträgen

von

Kram, Becker, v. Berg, v. Berlepſch, John Booth, W. Cotta, Decke, Dietrich, Grebe, Herbſt, v. Holleben, v. Hopffgarten, König I., König II., v. Leuchtenberg, v. Meieringk, Müller, v. Pannewitz, Pernitzſch, Graf v. Reichenbach, Salzmann, Freiherr v. Schmertzing, Schultze, v. Seebach, Teplouchoff, Tierſch, v. Wangenheim, Freiherr v. Wedekind, Wienecke.

Redigirt von

J. von Pannewitz,

Königlich Preußiſcher Ober-Forſtmeiſter.

Mit Cotta's Bildniß, Facſimile und der Anſicht ſeines Wohnhauſes in Tharandt.

Prachtausgabe. Geh. Preis 2½ Rthlr.

Dieſes „forſtliche Cotta-Album“ hat ſeine doppelte Aufgabe gelöſt. Es iſt ein geiſtiges Denkmal der Liebe und Hochachtung für den nunmehr verſtorbenen würdigen Cotta; es bildet ferner durch ſeinen gediegenen Inhalt eine ſchätzenswerthe Gabe für jede forſtliche Bibliothek. Die neueſte Beurtheilung dieſes Album (in den „ökonomiſchen Neuigkeiten“ von André, Prag 1845) iſt eine glänzende. Herr André wünſcht dieſes Werk in die Hände eines jeden deutſchen Forſtmannes.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen!

Die geſellſchaftlichen Zuſtände

der civiliſirten Welt

in zwei Bänden.

Erſter Band. 20 Bogen. Lexikon-Octav. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſes Werk, eine neue Ausgabe des „Geſellſchaftsſpiegels“, liefert die wichtigſten Dokumente der ſocialiſtiſchen Beſtrebungen der Gegenwart, namentlich in Deutſchland, England und Frankreich, und iſt deshalb für jeden Staatsmann und Menſchenfreund von hohem Intereſſe.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 220. Leipzig, 17. December 1846.

CHARIVARI

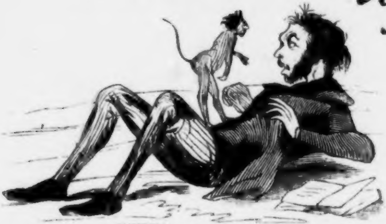
(Fünfter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_2$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Alpdrücken eines Schauſpielers.

689.



Schauſpieler. Wer ſind Sie?
Alp. Sie kennen mich nicht?
Schauſpieler. Habe nicht die Ehre.
Alp. Ich bin der Geiſt des ſeligen Wallenſtein.
Schauſpieler. Was wollen Sie?
Alp. Mich bedanken bei Ihnen.
Schauſpieler. Wofür?
Alp. Für die äußerſt würdevolle Auffaſſung des großen Helden, aus dem Sie, bei Lichte betrachtet, einen kleinen Trödeljuden gemacht haben.

⁂

Der Alp verduftet; der Schauſpieler aber klagt ſeit jenem Traume über Alpdrücken, und das beklagenswerthe Publikum, das ſeinen Wallenſtein noch nicht verdaut hat, über Sodbrennen.

Der Tag aller Seelen.

Fantaſieſtück von E. Borett.

Ja meinem Raritätenkabinet befinden ſich ein Todtenſchädel, das Skelett eines Embryo, eine ausgeſtopfte Eule, ein Salamander und eine Natter. — Es war in der Nacht zum Tage aller Seelen; die Glocke des Thomasthurmes ließ ihre zwölf ernſten Schläge durch die ſtille Nacht ertönen — da vernahm ich ein dumpfes Stöhnen aus dem Glaſe des Embryo: der Salamander fing an im Spiritus herumzuplätſchern, die Natter ziſchte, die Eule krächzte und der Schädel begann zu klappern; ich meinerſeits klapperte ebenfalls und zitterte vor Furcht und Schreck ob dieſer ſeltſamen Erſcheinung, und tief eingehüllt in das ſchützende Bett ließ ich nur mein rechtes Ohr frei, um das Weitere zu hören.

— Ich Unglücklicher, ſeufzte der kleine Embryo, alſo darum hat mich ein liebendes Paar gezeugt, damit ich mir die Welt aus einem Glaſe anſehen ſoll? Heute am Tage aller Seelen, wo die Lebenden auf den Gräbern ihrer Todten weinen, kann Niemand das meine beſuchen und einen Cypreſſenzweig darauf legen. O, warum hat man mich ſo früh aus meinem Paradies geriſſen, warum habe ich nicht länger träumen und leben dürfen!

— Wer ſpricht da? riefen die andern Weſen im Chor aus.

— Wie? Ich bin nicht allein ein unglücklicher Eingekerkerter? fragte der Embryo, wer ſeid Ihr, Leidensgefährten? Ich bin ein armes ungeborenes Kind.

-- Ei, ſeht doch, grinzte der Schädel, dieſer kleine alberne Wurm iſt der Jüngſte unter uns und will jammern, der kleine Gelbſchnabel! Erſt dann hätteſt Du ein Recht dazu, wenn man Dich, wie mich, aus dem Grabe geriſſen hätte ...

— Und wenn Du, wie wir, fielen Eule, Natter und Salamander ein, der genoſſenen Freiheit beraubt worden wäreſt; Du aber haſt nie gelebt, vielleicht nur geträumt; da könnten wir anders erzählen.

— Gut, meine Herren und Damen, begann wieder der Schädel; ich meine, es wäre luſtig, wenn wir dieſe einzige Stunde, die uns alljährlich zum Leben vergönnt iſt, dazu benutzten, daß wir uns unſere Memoiren mittheilen. Fangen Sie an, Fräulein Natter!

Ich ſchauderte und horchte. Die Natter begann:

— Ich bin gebürtig aus Thüringen, aus dem ſchönſten Theile des Thüringer Waldes. Meine Erziehung war ſchlecht; meinen Vater kannte ich nie und die Mutter brachte mir nur mit großer Mühe etwas Religionsunterricht bei, welcher ſich allein auf 1. Moſ. 3, 14. 15. beſchränkte. Auch meine Mutter verlor ich bald und ſo ſtand ich allein in der Welt. Aber dennoch war mein Leben ſchön und poetiſch. Das grüne Moos war mein Bett, die Quelle mein Spiegel; in dem Schatten der alten Buchen unſerer Wälder wandelte ich über Felſen und Sandgänge, und die Quelle, mein Spiegel, ſagte mir täglich: »wie biſt Du ſo ſchön!« Ihr hättet mich ſehen ſollen in meiner Blüthenzeit! Das ſchmuckſte Mädchen aus der Ruhle konnte

ſich mit mir nicht meſſen. In den Tagen des Frühlings und des Sommers
ſaß ich an den Wegen und ſah große Schaaren lebensfroher Menſchen wan-
dern und wandeln zu den Hainen und zu den Bergen, und mein Herz ſtrebte
oft danach, einen dieſer Menſchen zu vergiften; o wie gern hätte ich mich,
die ich ſo ſchön war, um ihre Bruſt winden und ſie liebkoſen und küſſen
mögen, um ſie dann — o welche Wolluſt! — zu vergiften. Aber in den warmen
Mondnächten lag ich oben auf den Felſen und ſah die Geiſter der Ritter und
Frauen vorüberziehen, die in ſchöner Vorzeit hier gehauſt haben. Ich ſah zu,
wie ſie auf luftiger Höhe zur Wartburg zogen zum nächtlichen Bankett und
wie ſie tanzten, die luftigen Geſtalten, auf dem grünen Gipfel des Inſelbergs;
ch ſah Eliſabeth die Heilige mit dem Roſenkörbchen am Arm und Ludwig
den Frommen und den alten Barbaroſſa und Ludwig den Eiſernen. Wie
klirrten die Waffen im Nachtwinde, wie glänzten die Rüſtungen im Mond-
chein! Und die alten Minne- und Meiſterſänger ſangen die ſchönſten Lieder
dazu. Und aus allen Thälern und Klüften ſtiegen die Geiſter mit Fackeln
hinan zu den Feſten und huldigten den alten Fürſten und Vaſallen. Aber
wenn ich in die Thäler hinabſtieg zum Kloſter Reinhardtsbrunn, dem herr-
ichen, himmliſchen Reinhardtsbrunn, das wie ein Edelſtein auf den grünen
Matten glänzt, umrauſcht von heiligen Zweigen, da zogen lange Schaaren von
Mönchen ebenfalls mit Fackeln aus dem Walde und von den Wieſen heran
um alten Kloſter, und das Geläute ertönte und die Meſſe begann, Irrlichter
rleuchteten die Kirche und ein geiſterhafter Hauch begleitete wie Orgelklang
en Chorgeſang. Da lauſchte ich den Klängen und ſchlich hinein; ich wurde
anft und weich gerührt und vergaß, daß ich eine Schlange war und daß
iner vor dem Altare am Kreuze hing, der mich überwunden hatte. Ich hörte
ie Gebete der frommen Geiſter und ſah ihre heiligen Gebräuche, als wären
e täglich damit vertraut. So lag ich oft und lauſchte, bis mich der Weih-
auch betäubte und ein geheimnißvolles Gefühl mich einſchläferte; wenn ich
ann wieder zu mir kam, da war es ſtumm und ſtill um mich her, und kalt
ie die Nacht war mein Herz und ich weinte, daß ich eine Schlange war, eine
Schlange, das einzige verfluchte Weſen in der Schöpfung ...

Hier ſchluchzte die Natter von Neuem und nach einer Pauſe fuhr ſie fort:

— So lebte ich lange, träumend und ſinnend, troſt- und liebeleer, bis
n Jüngling, den ich ſo gern geliebt hätte, um ihm dann meine giftige Zunge
s Herz zu ſtoßen, den Fluch des ewigen Weſens an mir vollzog und mich
f den Kopf trat. — Hier wohne ich jetzt im Glaſe im Spiritus und nur
n Tage aller Seelen kann ich eine Stunde träumen von der Zauber- und
Geiſterwelt meiner Heimath.

— Armes Mädchen, brummte der Salamander; wir haben ein ähnliches
oos gehabt. Auch ich bin ein Sohn der Wälder, ein Kind der freien Natur.
ch bin geboren im Lande des Fürſten Rezzio Sereni; eine Erdhöhle war
meine Wiege, eine Erdhöhle mein Spielplatz. Tief im Innern der Erde war
nſer Haus, wo Ströme rauſchen, deren Toben kein menſchliches Ohr je ge-
hört hat; da, wo noch keines Menſchen Fuß gewandelt iſt, da ſind die
Höhlen der Salamander und der Molche; da iſt ein eigenes Leben und Weben
n Innern der Erde; da ſteigen die kleinen freundlichen Erdgeiſter auf und
ieder und ſchmieden die Gold- und Silberſtufen und formen die Edelſteine;
re Wohnungen ſind die Werkſtätten für die eitlen Schätze der Menſchen;
ltſame Thiere, die nie das Sonnenlicht erblicken, ſind die willigen Gehilfen
er thätigen Gnomen; ihren giftigen Schaum leihen ſie ihnen zum Gold und

Silber, die tödtlichen Blitze ihrer Augen geben ſie her zum Glanze der Juwelen, und aus ihren Mißtönen und dumpfen Lauten bilden die Geiſter den lockenden Klang des Geldes. Daher kommt das nichtige Weſen der Metalle, daher das Lockende und Verführeriſche der Edelſteine. Von den Gebirgen der Unterwelt herab bringen ſie die fertigen Schätze an die Ströme und fördern ſie ſo willig und unverdroſſen hinauf zum Gebrauche der Sterblichen, die ſie ohne Dank, ohne ihre freundlichen Geber zu kennen, empfangen. Und wir, die wir verachtet ſind von den Menſchen, wir bewachen die Schätze unermüdet. Von unſerer Höhle aus ging ein dunkler Pfad ziemlich hinauf bis an die Erddecke und führte in ein unterirdiſches Gefängniß; hier ſahen wir die Qualen und das Elend unſchuldiger und ſchuldiger Gefangenen und, ohne es zu wollen, waren wir oft der Schrecken derſelben und vermehrten ihre Pein. Da lernten wir kennen, wie der Menſch die Menſchen quälen kann aus Eigenſucht, aus Haß und Neid. Da ſaß ein junger Mann ſeit zwei Jahren im tiefen Kerker angeſchmiedet, auf faulem Stroh. Niemand theilte ſein Loos als die Salamander, und er beneidete ſie, denn ſie waren frei. Da ſtieg eines Tages der Fürſt, ein wilder Tyrann, ſelbſt hinab in deſſen Kerker und fragte ihn mit milder Stimme, ob er ſich nicht anders beſonnen. »Beſinne Dich doch,« ſprach er, »Freiheit, Ehre, Gold und Schätze, Rang — Alles ſoll Dir wiedergegeben ſein, wenn Du es auf Dich nimmſt, meine Buhlerin zu heirathen.«

»Nein,« rief der Unglückliche, »eher ewig hier ſchmachten, bevor ich mich an den Pranger ſtelle und mich zum Deckmantel eines weiblichen Scheuſals hergebe; lieber unſchuldig die Qualen der Hölle ertragen, als ehrlos gebrandmarkt vor der Welt daſtehen.«

Und mit fürchterlichem Zorne trat ihn der Fürſt mit Füßen. »So ſollſt Du hier bleiben bis zum jüngſten Gericht; dann wollen wir uns wiederſehen, Schurke,« brüllte er, und die Thüren des Kerkers ſchloſſen ſich. Nach zehn Jahren ſtarb er. Solche und ähnliche Scenen, die ſtille Duldung, aber auch die gräßlichſte Verzweiflung der Unſchuldigen, die härteſte Verſtocktheit wie die tiefſte Zerknirſchtheit der Verbrecher konnte ich hier täglich ſehen und pries mich glücklich, kein Menſch zu ſein, denn er iſt das unglücklichſte Geſchöpf der Schöpfung und ſein ärgſter Feind iſt ſein Bruder. Mein erſter Ausflug an die warme Sonne des Tages war mein Todestag: kaum hatte ich die Wonne und die erquickende Luft des Morgens eingeathmet, als ein Wanderer des Weges kam, mich ergriff, in ein Glas ſteckte und mit der höhniſchen Frage, ob mir ein Glas Spiritus zur Stärkung gefällig ſei? mir den Tod gab. Schadenfrohe Geſichter beluſtigten ſich an meinem Todeskampfe — o was ſind die Menſchen! Ich hatte Mitleiden mit ihnen und ſie, ſie mordeten mich!

— Ich ſtimme mit Deinem Urtheile über dieſe Tyrannen der Schöpfung überein, denn auch ich war Zeuge ähnlicher Fälle, und was unſere Freundin, die Schlange, in geiſterhaften Nächten ſah, das ſah ich in der Wirklichkeit, ſprach die Eule. Meine Heimath war in einem wilden, aber ſchönen Gebirge, auf deſſen Felſen, kühn und erhaben, ein Nonnenkloſter hinaus in die blauen Lüfte ragte; welcher Contraſt! die freien Vögel umſchwärmten die Thürme und Zinnen des Domes und frei und friſch wiegten ſich die Zweige der Eichen und Buchen — aber in den Mauern war nichts Freies und Friſches. Da hörte auch ich die mitternächtige Hora; das Glöcklein rief auch mich aus meiner Waldeinſamkeit, und ich zog hin zum Kloſter und lauſchte am Kirchenfenſter

en Geſängen. Weithin durch die ſtille Grabesnacht rauſchte der Glockenklang
nd der Nonnen frommer Sang; ich ſah ihre wahnwitzigen Bußübungen; ich
ah ſie Alle genau, die Heuchlerinnen und Sünderinnen; ich ſah ihre unkeu-
chen Begierden, ihren wollüſtigen Buſen unter dem heiligen Gewande; ich ſah
nter der gleisneriſchen Decke der Frömmigkeit die Züge des Laſters, der
Thorheit und gräßlichen Verblendung, und wenn ich an ihren Zellenfenſterchen
aß, ſah und erkannte ich ihre Gedanken; ich ſah Verzweiflung und Wolluſt,
Frömmigkeit und Laſter im Kampfe; aber ich war verſtändig und klug genug,
mich nicht betäuben zu laſſen von Weihrauch und Bußpſalmen; ich verlachte
hre Ceremonien, ihren myſtiſchen Cultus und ſchrie lachend in die Lüfte:
o ihr verblendeten Narren!« Ich hatte mehr Freude, wenn ich ein armes
Weib mit ihren Kindern auf den Knieen liegen und beten ſah: »unſer täglich
Brod gieb uns heute.« Einſt hatte Schweſter Antonia zu lange gebeichtet
eim Pater Hortenſius, und nach neun Monaten war eben derſelbe Hortenſius
er thätigſte Arbeiter bei der Einmauerung Antonia's; ich war Zeuge der
gräßlichen Scene; ich ſah ſie, wie ſie am äußern Thurme am Felſen tief
ine Niſche machten; ich ſaß auf den Zweigen und lauſchte: es war Mitter-
nacht, die Hora ertönte in Grabgeſängen und durch die todte Natur klangen
ie herzbrechenden Seufzer Antonia's; ſie war die frommſte der Nonnen; ſie
war zu beſſern Tagen beſtimmt geweſen; ſie war eine Gräfin von Geburt.
Sie war ſo jung, ſo ſchön, und was ihr der verruchte Pater als Buße und
Strafe aufgezwungen, das wurde ihr Todesurtheil. O hättet Ihr den Elenden
geſehen, ſeine teufliſche Miene, wie er eine geſchändete Jungfrau und ihr — ja
hr und ſein Kind einmauern half; hättet Ihr gehört die Sterbeſeufzer der
Todesbraut — Niemand konnte ihr helfen und ſie retten — ein tiefes Ge-
heimniß umhüllte ihr Verſchwinden. Entrüſtet flog ich vom Schauplatz der
Greuel in den grünen Wald hinaus, erzählte es den Bäumen und den Men-
ſchen; aber ſie verſtanden meine Sprache nicht, ſie vernahmen nicht meine
warnende Stimme, ſonſt würden ſolche Greuelſcenen nicht mehr vorkommen.
Aber die Menſchen, die Menſchen; — ſie ſind weit ab vom Pfade der Klug-
heit und Weisheit: ſie lieben den Wahnſinn und huldigen dem Unſinn. —
Nach meinem Tode, der ſchon vor mehreren Jahren ruhig und ſanft erfolgt iſt,
ſtellte mich ein Student der Theologie als Sinnbild der Wachſamkeit auf
und ich bin zufrieden mit meiner Lage. Am Tage aller Seelen erwache ich
alljährlich und freue mich, ihn diesmal ſo angenehm zuzubringen. Erzähle
Du nun, kleiner Embryo!

Und der Embryo begann:

— Mein Leben war kurz, aber ſchön; meine Eltern kannte ich nie: aus einer geheimnißvollen Welt der Träume kam ich auf die rauhe Erde; ach ich träumte ſo ſchön! Auf ſammetnen Kiſſen lag mein kleines Haupt und meine Hände ſpielten mit Roſen; ich lag in einer Myrthenlaube, umweht von ſüßen Wohlgerüchen; liebliche Engel fliegen auf und nieder und bedienten mich; ſie ſaßen mir zu Haupt und zu Füßen, ſie brachten mir Speiſe und Trank in güldenen Gefäßen, ſie ſchmückten mit Blumen meine Grotte und erleuchteten durch die heitern Strahlen ihres Antlitzes das Innere derſelben. Sie ſangen und wiegten mich in den Schlummer und ihre Arme waren meine Wiege, und mit ihren Fittichen wehten ſie mir liebliche Kühlung zu, und ſo oft ich erwachte, ſpielten ſie mit Blumenkränzen, mit Kränzen von herrlichen, farbigen Blüthen. »Das ſind Deine künftigen Tage,« ſagten ſie, »mit dieſen Kränzen und Blüthen werden wir Dich ſchmücken, wenn Du eintreten wirſt in eine große

Welt, dann werden unſere Brüder um Dich ſein und weiter mit Dir ſpielen,« und ſie deuteten mir jede Blüthe und ſagten, es ſei ein Tag aus meiner Zukunft. Und ich lächelte ihnen zu und freute mich und hüpfte vor Freuden. Da gab es nichts weiter als Engel und Blumen und dieſe ſammetnen Teppiche, womit ſie mich umhüllten; ich war ſo glücklich! Einſt träumte ich von einem großen Engel, viel größer als meine Freunde; der nahm mich empor an ſeine Bruſt und liebkoſte mich, wie keinen der kleinen Engel, und drückte mir glühende Küſſe auf meine Lippen und ich ſah ſein Geſicht, das war ſo ſchön und ſo ſanft und ſo mild wie das meiner holden Geſpielen, und eine Thräne brach aus ſeinem Auge, die verwandelte ſich in eine Knoſpe, und die Knoſpe entfaltete ſich und eine ganze Schaar ſolcher Engel ſtrömte aus ihr heraus und forderte mich auf zum Spielen. Ich aber ſchmiegte mich feſter an den ſchönen, großen Engel und ich trank aus ſeiner Bruſt einen Quell voll warmer Liebe und glühender Sehnſucht, und die Engel ſagten und ſangen: »das iſt Deine Mutter;« ich aber verſtand ihre Worte nicht, ich erwachte wieder und wußte nicht, ob ich noch träume, denn um mich her ſangen die Engel und boten mir Trank und Speiſe und ich fragte ſie nach dem großen, ſchönen Engel, den ich geſehen; ſie aber erwiderten mir, ich ſolle nur warten, bald käme er wieder. Bald aber fingen meine Blumen an zu welken, alle meine Engel nahmen Abſchied von mir und ſagten, einſt käme ein ſchönerer Tag, da würden ſie wieder bei mir ſein; ſie verſtummten und verſchwanden; meine ſonſt ſo liebliche Grotte ward finſter, ich weinte heftig; die Wände der Grotte zogen ſich enger und enger zuſammen, als wollten ſie mich erdrücken; ich rief nach den Engeln, aber es blieb Alles ſtumm; da ſchlief ich ein unter Schluchzen und Weinen, und als ich wieder erwachte, befand ich mich hier in dieſem Glaſe und mein paradieſiſches erſtes Daſein war dahin; eine gräßliche Ahnung offenbarte mir mein Geſchick und keine Engel waren je mehr bei mir. Es iſt heute zum zweiten Male, daß ich erwache nach meinen dumpfen, unklaren Träumen.

— Du kleiner Engel, Du armer Ungeborener, ſagten die Andern mit herzlichem Mitleid.

— Aber wenn die Menſchen ſo böſe ſind, wie ich aus Euren Erzählungen vernommen, dann bin ich ſelig zu preiſen, daß ich nicht unter ihnen gelebt habe, und der letzten Abſchiedsworte meiner Geſpielen eingedenk, will ich ruhig warten auf jenen ſchönen Tag, wo mich der große, ſanfte Engel wieder in ſeine Arme nehmen wird.

— So wäre denn die Reihe an mir zu erzählen, ſprach der Schädel; ich muß mich aber kurz faſſen, denn unſere Zeit iſt bald um. Ich könnte auch ein Wörtchen reden von meinen Brüdern; ich bin hinlänglich bekannt; ein großer Dichter, Schiller, hat mich verewigt; ich bin der Schädel des berüchtigten Sonnenwirths! Das Schaffot war mein Sterbebett. Ich ſtieg von Verbrechen zu Verbrechen, warum? weil die Menſchen mich ausſtießen, weil ſie mich hinderten, ein rechtſchaffener Mann zu werden. Das iſt aber die edle Gerechtigkeit der Erde, daß ſie grauſamer ſtraft als jener ewige Richter; Der verzeihet, aber die Menſchen verzeihen nicht; Gott iſt zu verſöhnen, die Welt aber nicht. Man nimmt dem reuigen Verbrecher die Gelegenheit, ſich zu beſſern; man begnügt ſich wohl mit ſeinen Worten von der Reue, dann ſchicken ſie ihn hinüber in jene Welt. Menſchen, wer hat Euch das Recht gegeben, Brüder zu richten? Gott iſt der alleinige Richter! Ihr wollt gute Bürger ziehen und raubt dem Geſtrauchelten die Zeit zur

Beſſerung? Beklagenswerthe Welt! Glücklich biſt Du zu nennen, Du kleiner Ungeborener, daß Du Dein Geſchlecht nie gekannt haſt!

Der Sonnenwirth hätte vielleicht noch länger geſprochen, da ſchlug es Eins.

— Auf Wiederſehen! riefen die Geiſter und waren dann wieder ſo ſtumm wie ſonſt.

Statiſtik der reiſenden Engländer.

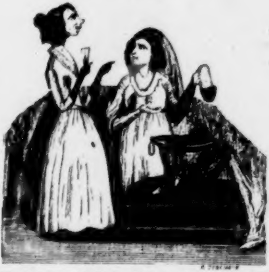
Unter je tauſend Engländern, welche jährlich den Continent beſuchen, ſind im Durchſchnitt:

333 Offiziere auf halbem Sold.
100 zu Grunde gerichtete Spieler.
65 Kranke, die der engliſchen Nebelluft entfliehen.
52 Handwerker und Krämer, welche, da ſie zu Hauſe hierzu keine Gelegenheit gehabt, ihre Landsleute in fremden Ländern zu exploitiren ſuchen.
48 ſogenannte Griechen, welche vom Spiele leben und gelegentlich auch Deutſche und Franzoſen ausplündern.
50 dem Schuldarreſt entflohene Bonvivants.
40 nicht mehr junge Mädchen, deren Mütter nicht genug Vermögen beſitzen, eine Londoner Saiſon mitzumachen.
21 Mädchen aus dem Mittelſtande, die gern einen deutſchen Baron, einen franzöſiſchen Grafen oder einen italieniſchen Herzog heirathen möchten.
100 Bediente, Stalljungen (horse jockeys) und Sprachlehrer.
100 Kammermädchen und Gouvernanten.
20 verabſchiedete (cast off) Maitreſſen.
20 von ihren Männern getrennt lebende Weiber, die ſich über dieſes Unglück zu tröſten ſuchen.
10 Perſonen aus altadeligen Geſchlechtern, die zu arm ſind, um in England ein Haus machen zu können.
10 wirklich vornehme und reiche Engländer, um auf dem Continente ſich eben ſo zu langweilen, wie in ihrem Vaterlande.
30 junge Leute, um auf dem Continente billig, angenehm und ungenirt leben zu können.
1 um ſeinen Geiſt und ſein Herz auszubilden.

Und dennoch heißt man die reiſenden Engländer überall willkommen, namentlich in Deutſchland, weil unſer liebes, gutes, einfältiges Volk ſich einen Engländer ohne Geld eben ſo wenig als einen Gelehrten ohne Brille vorſtellen kann.

Guter Rath.

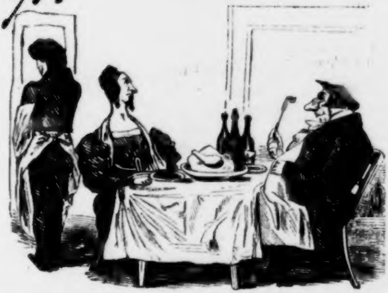
690



Der Pantoffel, liebes Kind, iſt das Scepter dieſer Welt.

Bei Tiſche.

691.



Die Trüffel, Madame, iſt der Don Juan der Pilze! Greifen Sie zu!

Zapfenstreich.

Algier. Unſere Stadt ſoll außer dem Opernhauſe bald auch ein Schauſpielhaus erhalten. (Frankreich unterjocht die Welt durch ſeine Literatur und durch ſeine Schauſpieler.)

Augsburg. In Nummer 327 der „Allgemeinen Zeitung“ befindet ſich folgende Anzeige: »Zu verkaufen iſt eine lebendige Ente mit 3 Füßen, 2 Schwänzen und 2 Afterbildungen. Wo? erfährt man unter Nummer 6914 bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“.« (Sollte vielleicht Herr Dr. Kolb zu kaufen ſein?)

Baſel. Die hieſige Zeitung ſagt: »Das Verſchwinden der Republik Krakau iſt ein ernſter Mahnungsruf für die Schweiz. Die Schweiz iſt zwar kein Krakau, doch könnte ſie leicht ein zweites Poſen werden.« (Gut gebrüllt, Baſel!)

Belgrad. Die ſerbiſche Regierung hat dem Maler Dimitriow Abrahamovicz ein jährliches Stipendium von 150 Dukaten zu Reiſen ausgeſetzt, um Stoff zu Bildern aus der ſerbiſchen Geſchichte zu ſammeln.

Berlin. Der überfromme Vorſtand des Vereins für die Sonntagsfeier hat ein Rundſchreiben erlaſſen, das ſein Muckerthum ſo weit treibt, zu verlangen, daß am Sonntage keine Opern, Conzerte und Bälle ſtattfinden ſollen. Noch weit lächerlicher iſt das Begehren, daß am Sonntage den Droſchken das Fahren unterſagt werden ſolle. Es fehlt jetzt nur noch, daß ein zweiter Sir Andrew Agnew unter uns aufträte und, wie dies bereits in Schottland geſchehen iſt, der Eiſenbahn-Direktion zumuthen wollte, am Sonntage ihre Fahrten einzuſtellen. — Berlin zählt gegenwärtig ſieben ſolcher unſinnigen Sonntags-Vereine. Alle zuſammen haben 360 Mitglieder und verwenden ihre dürftigen Einnahmen größtentheils auf den Druck dummmachenwollender Traktätchen. (Die Polizei ſollte ſolchen lichtſcheuen Beſtrebungen doch endlich das Handwerk legen!)

∴ Die Aufführung von Friedrich Hebbels bürgerlichem Trauerſpiel „Maria Magdalena“ ſoll, wegen der darin vorkommenden Anſtößigkeiten, unterſagt worden ſein (?).

∴ Der neue Roman von Willibald Alexis, „Hans Jürgen und Hans Jochem oder die Hoſen des Herrn von Bredow“, findet hier einen großen, zahlreichen Leſerkreis und verdient die Theilnahme, die ihm von allen Seiten zu Theil wird. In der geharniſchten Vorrede ſpricht ſich der Verfaſſer gegen Diejenigen aus, welche ihm den ungerechten Vorwurf machen, daß er nicht müde wird, die Mark Brandenburg und die Geſchichte zum Schauplatz ſeiner Romane zu wählen. Wer als Patriot die Geſchichte betrachtet, ſei es nun an den ſieben Hügeln des Rheins oder unter den Alpenmatten Tyrols, wird ihm dies im Gegentheil als Verdienſt anrechnen.

∴ Die Schleſinger'ſche „Sammlung der Nationallieder aller Völker“, enthaltend den Originaltext, die deutſche Ueberſetzung und die Melodie (mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre) ſowohl der europäiſchen, als auch anderer Nationen, ſchreitet rüſtig vor und verdient den größten Anklang. Die neueſten Nummern dieſer Sammlung bringen uns das lappländiſche Rennthierlied: „Spring mi snälla ren“ (Eil', mein Rennthier, fort), welches Jenny Lind hier eingebürgert hat, und den nordamerikaniſchen Nationalgeſang „Yankee doodle“.

∴ In den unlängſt erſchienenen Gedichten von Albert Türke kommen u. A. folgende Verſe vor:

„Jeder muß ein Dichter werden
Oder Jeder iſt ein Schuft“.

Eine höchſt grauſame Alternative! Doch giebt's — zum Glück — auch Leute, die beide Eigenſchaften in ſich vereinigen, d. h. zugleich Dichter und Schufte ſind. Exempla sunt odiosa!

Braunſchweig. Die Schulden unſeres kleinen Braunſchweig vermehren ſich von Tag zu Tage. Schon voriges Jahr haben ſie gegen 6½ Millionen Thaler betragen. Das Militärbudget iſt ungeheuer und die Verwaltung in allen Zweigen des Haushalts viel zu koſtſpielig. Seit dreißig Jahren hat die Zahl der Beamteten um's Dreifache zugenommen. (Dorfzeitung.)

Bremen. Profeſſor Eduard Pick, der bekannte Mnemotechniker, hat auch bei uns, wie in Oldenburg, zahlreich beſuchte Vorleſungen über die Gedächtnißkunſt gehalten und allſeitige Anerkennung gefunden. In einer ausführlichen Beurtheilung, welche Profeſſor Weber in der „Bremer Zeitung“ veröffentlicht hat, ſagt er unter Anderm: »Der pädagogiſche Nutzen der Mnemotechnik liegt ſo klar zu Tage, daß ich nicht anſtehe, die Anſicht auszuſprechen, daß ſie in ſolcher Weiſe als ſelbſtſtändige Schuldisciplin eingeführt werden ſollte.« (Dies iſt das ſchönſte und beſte Lob dieſer Methode.)

Coblenz. Herr E. Dronke, Verfaſſer des Buches „Berlin“, iſt unlängſt, Nachts 11 Uhr, aus einem Wirthshaus tretend, auf ein Signal plötzlich von allen Seiten von Polizeibeamten umgeben und „im Namen des Geſetzes“ verhaftet worden. Ein einziger Nachtwächter — meinte Herr Dronke — wäre zu dieſer Procedur hinreichend geweſen.

Dresden. Wie Rom einſt zu klein geweſen iſt, um zwei Cäſaren zum Schauplatz ihrer Triumphe zu dienen, ſo iſt auch unſer ſogenanntes Elbflorenz als Arena zu klein für zwei der größten Dramaturgen der Vor-, Mit- und Nachwelt: wir meinen den Advokaten Robert Gutzkow und Herrn Dr. Karl Schmieder. Letzterer will uns nun treulos verlaſſen und eine Dramaturgenſtelle in Breslau annehmen.

∴ In der Arnold'ſchen Buchhandlung iſt von der bekannten Schriftſtellerin Ida Frick ein neuer dreibändiger Roman, „Koketterie oder Kern und Schaale“, erſchienen. Die erſte Abtheilung ſchildert das deutſche Familienleben, die zweite Abtheilung betrachtet die Verbindungen deutſcher Univerſitäten und die dritte Abtheilung behandelt Deutſchlands Socialiſten und Capitaliſten. In allen dreien iſt manche Frage der Zeit gewandt gelöſt, und das Ganze ſo geſchickt angelegt und ſo kunſtgerecht durchgeführt, daß wir uns verpflichtet halten, dieſes Buch der Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſewelt zu empfehlen.

∴ Dem Vernehmen nach ſoll das junge „Dresdener Tageblatt“ aus Ueberfluß an Abonnentenmangel Ende dieſes Jahres in eine beſſere Welt eingehen, wo Journale ohne Leſer und Leſer ohne Journale beſtehen können. (Bedauern praenumerando.)

Halle. Am 27. December feiert Profeſſor Wegſcheider, das bekannte Haupt der Rationaliſten, ſein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum. (Wir gratuliren im Voraus!)

Hamburg. Von der abtretenden Direction unſeres Stadttheaters geht Herr Cornet, wie bereits gemeldet, als Opern-Regiſſeur nach St. Petersburg, und Herr Mühling als Gaſtwirth nach Berlin. (In letzter Eigenſchaft dürfte Herr Mühling weit mehr an ſeinem Platze ſein, als in ſeiner bisherigen Stellung.)

∴ Die „Grenzboten“ melden aus Hamburg in Bezug auf Herrn Töpfers neues Luſtſpiel „der Bürger und die Dame“: Der Referent der „Neuen Hamburger Zeitung“ (man ſagt, es ſei Madame Schröder) behauptet, die Aktſchlüſſe nach den Seiten des Romanes, dem das Stück nachgebildet iſt, genau nachweiſen zu können. Töpfer mit ſeiner Luſtſpielerei — er erklärte einmal, jedes Luſtſpiel koſte ihm ein Jahr Arbeit — hat ſich längſt überlebt. Die Recenſenten von Profeſſion ſchmücken ihn deſſen ungeachtet mit ſeinen alten, verwelkten Papierlorbeerblättern, um ihm den Rückzug zu umlauben. (Leute, welche „Bürger und Dame“ geſehen haben, behaupten trotzdem, daß das Stück ihnen zehn Mal beſſer als der demſelben unterliegende Roman „Heinrich Burkart“ zugeſagt habe.)

∴ Eine neue Brigg trägt den Namen „Dahlmann“.

Kaſſel. Es iſt hier ein Tagesbefehl erſchienen, welcher die Einſtellung von Juden in das Jäger-Bataillon verbietet. (Das Sprichwort von den blinden Heſſen ſcheint doch nicht ganz unwahr zu ſein!)

Kiel. Juſtizrath Wittrock, Polizeimeiſter und Cenſor der dänemarkiſchen Stadt Kiel, iſt vom König in Gnaden entlaſſen worden. (Schleswig-Holſtein, mehr umſchlungen!)

Kopenhagen. Der Redakteur des „Freiſinnigen“, Herr Claudius Roſenhoff, erklärt in ſeiner Zeitſchrift, daß die Cenſur ihm ſo viel zu ſchaffen mache, daß er ſein Blatt eingehen laſſe, da er die Leitung deſſelben ohne den Verluſt des letzten Reſtes ſeiner Geſundheit nicht länger fortführen könne. (Die Cenſur iſt eine herrliche Erfindung!)

Leipzig. Acht volle Tage kreiſte in Leipzig ein tiefdunkles Gerücht, die nächſte Nummer der „Theater-Locomotive“ würde die Erklärung eines Wiener Poeten bringen, welcher — hört, hört! — Idee und Ausführung der „Karlsſchüler“ als ſein geiſtiges Eigenthum reklamirt und Herrn Heinrich Laube eines ſchmachvollen Plagiats angeklagt habe. Feinde und Freunde — die Zahl der letztern iſt bekanntlich viel kleiner als die der Erſtern — erwarteten mit gleich großer Unruhe das Wiener Manifeſt. Endlich erſchien es und gleich darauf verbreitete ſich das nicht minder dunkle Gerücht, Nummer 48 der „Theater-Locomotive“, welche jenes Manifeſt unter der Aufſchrift „Ludwig Eckardt an das deutſche Publikum" gebracht, ſei im Muſeum und an einigen andern Orten, wo man es ſonſt zu finden pflegt, auf höchſt verdächtige Weiſe verſchwunden, ein fataler Umſtand, durch den jenes erſte on dit größere Wahrſcheinlichkeit gewann. Erſt vier Tage nach dem Erſcheinen jenes Manifeſtes gelang es uns, ein Exemplar jener öffentlichen Anklage zu ergattern. Wir laſen und laſen und laſen und fanden darin Nichts, was nur den geringſten Anſchein eines Beweiſes der Herrn Laube aufgebürdeten Schuld an ſich trüge. Herr Ludwig Eckardt erklärt, nachdem er Schillers Ernſt und die Satyre ſeiner Xenien angerufen, in emphatiſch-breitgetretener Ausführlichkeit, auch er habe ein Stück geſchrieben, deſſen Hauptfigur Schiller ſei, und habe dieſe Idee Herrn Laube mitgetheilt. Er iſt nun empört darüber, daß Herr Laube, gleichzeitig mit ihm, dieſelbe Idee gehabt und ſchneller als er zur Ausführung gebracht habe. Welcher Menſch mit nur fünf halb geſunden Sinnen wird die Unverſchämtheit haben, Herrn Laube deshalb für einen Plagiator zu halten? Es iſt Jedermann bekannt, daß wir — Dank den Göttern und unſerer durchaus freien, unabhängigen Stellung — nicht zu den Freunden des Herrn Laube gehören. Ganz Leipzig — und wären wir arrogant wie er, ſo könnten wir ſagen, die ganze Welt weiß, daß wir die koloſſale Aufgeblaſenheit, den enormen Dünkel und den windgefüllten Hochmuth des ci-devant jungen Deutſchländers gründlich perhorreſciren und mit aller uns zu Gebote ſtehenden Macht in die Schranken ihrer Nichtigkeit zurückweiſen; doch ſind wir von jeher daran gewöhnt geweſen, dem bedeutendſten wie dem unbedeutendſten unſerer Gegner — zu der Kategorie der Letztern gehört auch Herr Laube — kein Unrecht zufügen zu laſſen, ohne für ihn lebhaft Partei zu ergreifen. Herr Laube iſt, wir wiederholen es, bodenlos anmaßend und eingebildet bis zur Abgeſchmacktheit, aber wohl Niemand wird ſo blödſinnig ſein, die Abneigung gegen ihn als Schriftſteller ſo weit zu treiben, ihn für fähig zu halten, einem Herrn Ludwig Eckardt ein Stück zu rauben und ſich auf ſeine alten Tage mit den jungen Flügelkielen eines Andern zu ſchmücken. Das, was Herr Eckardt gegen Herrn Laube vorbringt, beweiſt höchſtens, daß Herr Laube das Unglück gehabt, mit Jenem eine und dieſelbe geſchichtliche Perſon zum Mittelpunkte ſeines Dramas gewählt zu haben. Wenn das ein Plagiat iſt, dann — hört Alles auf. Herr Eckardt geruht, Herrn Laube, der jüngſt ſo treulos die Ehrenſache der deutſchen Literatur verrieth — in dieſem Punkte muß ihm Jeder Recht geben — aufzufordern, ihn (Herrn Eckardt) zur Verantwortung zu ziehen, wenn er (Eckardt) gelogen habe. Wir, in Herrn Laube's Stelle, würden auf Anklagen ſolcher Art keine Sylbe erwidern, weil ſeine beſte Vertheidigung in der Anklage ſelbſt liegt.

∴ Arnold Ruge, der ſich zur Freude Aller, die ſeinen literariſchen Werth zu begreifen wiſſen, ſeit Kurzem in Leipzig niederg[illegible]en, hat bei J. P. Grohe in Mannheim vier ſtarke Bände ſeiner „Geſammelten Sch[illegible] herausgegeben. Der erſte Band, der die Literaturgeſchichte der deutſchen Klaſſike[illegible] Romantiker ſeit Leſſing bis auf die neueſte Zeit umfaßt, iſt ſeinem verſtorbenen [illegible]kämpfer Theodor Echtermeyer; der zweite Band, der das Weſen der Komik, des Witzes, der Satyre, der Lyrik und der freien Belletriſtik mit dem dieſem Kritiker eigenthümlichen Scharfſinne beleuchtet, iſt Herrn Robert Eduard Prutz; der dritte Band, der die verſchiedenen Stellungen der freien Kritik zu der Zeit, vom Standpunkte der Philoſophie, beſpricht, iſt dem deutſchen Ehrenmanne Johann Jakoby in Königsberg; der vierte Band endlich, der die neueſten Fragen der Zeit und vor Allem die Religionswirren in den Kreis ſeiner Forſchungen zieht, iſt einem der muthigſten Vorkämpfer der religiöſen Bewegung, Herrn Guſtav Adolph Wislicenus in Halle, gewidmet. Wir beſchränken uns auf die kurze Anzeige des reichhaltigen Inhalts; überzeugt, daß Ruge's Arbeiten von Seiten der Kritik keiner Anpreiſung bedürfen, weil ſeine Schriften keine luſtigen Seifenblaſen ſind, die, kaum erſchienen, in ihr Nichts zerplatzen, ſondern ein Stück Literaturgeſchichte bleiben, das ſich ſelber Bahn bricht.

∴ Herr Georg Wigand zeigt unter dem nagelneuen Titel „Sieben Winterabende" — Winterabende ſind bekanntlich ſehr lang! — eben ſo viele uralte Taſchenbuchserzählungen des Herrn Robert Heller mit dem höchſt naiven Zuſatze an: »Dieſe Sammlung intereſſanter Erzählungen iſt in allen guten Leihbibliotheken zu finden.« (Na, wenn das wirklich der Fall iſt, ſo ſehen wir nicht ein, weshalb er ſie anzuzeigen braucht. Doch wenn uns Jemand für jede Leihbibliothek, in der dieſe papiernen Winterabende nicht zu finden ſind, einen wirklichen Winterabend erließe, ſo würde es für uns bald Frühling werden.)

∴ Die Leſer des „Charivari" werden die Gefälligkeit haben, ſich huldreich erinnern zu wollen, daß der ehrenwerthe Verleger der „Mode", vulgo „Zeitung für die elegante Welt", vier Wochen hintereinander das heitere Geſtändniß abgelegt, daß das Feuilleton ſeines Blattes ein „geiſtlos zuſammengerafftes Sammelſurium uralter Anekdoten geweſen ſei, eine Wahrheit, die ihm wohl keiner ſeiner Leſer im Entfernteſten ſtreitig gemacht. Mehr als zwerchfellerſchütternd iſt nun die eben ſo heitere Anzeige deſſelben Verlegers, in der er die ausgezeichnete Schönheit ſeiner Kupferbeilagen (zugeſtanden!), die gründlichen Modeberichte einer geſchmack- und kenntnißreichen Frau (wie?), das ſteigende Intereſſe ſeiner Erzählungen (was?) und — das Allerbeſte kommt zuletzt — auch das *geiſtreiche* (Sammelſurium) Feuilleton lobt.

Erkläret mir, Graf Oerindur,
Dieſen Umſchwung der Natur!

∴ Den Leſern der ci-devant Lewald'ſchen „Europa" die überaus freundliche Nachricht, daß die Zahl der Abonnenten ſeit dem neuen Redactionswechſel dergeſtalt zugenommen hat, daß — als Revanche für die vermehrte Theilnahme von Seiten des Publikums — vom neuen Jahre an blos die *Modenbilder* wegfallen; doch iſt der Verleger ſo billig, daß der Pränumerationspreis deshalb vorläufig *nicht* theurer wird.

∴ Bei dem bekannten Buchhändler Fürſt von Nordhauſen ſind erſchienen „Zwanzig Mittel wider den Tod". (Ein paſſendes Weihnachtsgeſchenk für den Eigenthümer der „Europa".)

∴ Bei Wilhelm Kori ſind Ludwig Börne's „franzöſiſche Schriften", nebſt einem Nachtrage und einer Biographie des Verfaſſers, erſchienen. Sie bilden den ſiebzehnten Band ſeiner „geſammelten Werke" und werden den Beſitzern derſelben eine gewiß willkommene Erſcheinung ſein. Nächſtens mehr darüber.

∴ Stolle's „Dorfbarbier" erzählt: Dem erſt unlängſt entdeckten Planeten „Leverrier" iſt man ſchon im Jahre 1802 auf der Spur geweſen. Ein damals erſchienenes aſtronomiſches Jahrbuch nannte ihn „Ophion". Beſagter Planet braucht 250 Jahre, um die Sonne zu umkreiſen. Ein Landtag auf dem Ophion dauert 200 Jahre und die kürzeſte Rede 4 volle Tage. (Gratuliren wir uns, daß wir nicht in jenem langweiligen Sterne, ſondern auf dieſer kurzweiligen Erde leben!)

∴ Ein hieſiges Journal erzählt, Ritter Kuranda habe aus Wien ein Schreiben erhalten, in welchem Viele (Schade, daß nicht geſagt wird, wie viele?), die ſein journaliſtiſches Wirken ſchätzen, ihre Gefühle über die ihm widerfahrene Behandlung in Preußen an den Tag legen und ihn ihrer Theilnahme verſichern. Zu dieſen Vielen ſollen, einem unverbürgten Gerücht zu Folge, auch ſämmtliche Geſchwiſter des Herrn Kuranda gehören. (Auch wir verſichern ihn unſerer Theilnahme.)

∴ Im Atelier des Herrn Alexander Bretſchneider, eines unſerer ausgezeichnetſten Pianofortefabrikanten, haben wir neulich einen neuen Flügel geſehen, der ſo ſchön conſtruirt iſt, daß er mit dem beſten Böſendörfer und Pleyel in die Schranken treten und ſeines Sieges gewiß ſein darf. Wir haben ſelten einen kräftigern Ton gehört, der mit ſo viel Stärke ſo viel Schmelz und Lieblichkeit in ſich vereint. Dem Vernehmen iſt dieſer Muſterflügel vom hieſigen Conſervatorium angekauft worden.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur, aber hoffentlich nicht lange mehr.

London. Der deutſche Maler Winterhalter iſt gegenwärtig mit einem von der Königin Victoria beſtellten großen Familiengemälde, worauf ſich die Königin, der Prinz Albert und die königlichen Kinder befinden, beſchäftigt.

∴ Harro Harring, deſſen Name in Deutſchland ſchon zu den verſchollenen gehört, hat während ſeines Aufenthalts in Amerika einen Roman, „Dolores", in engliſcher Sprache geſchrieben. Der Verfaſſer, der ſich ſeit Kurzem in London aufhält, will eine deutſche Ueberſetzung davon veranſtalten.

Lucca. In unſerm kleinen Herzogthume ſind, auf Befehl des Herzogs, alle Hazardſpiele unterdrückt worden (Der deutſche Bundestag aber drückt noch immer ein Auge zu und läßt ſie fortbeſtehen.)

Madrid. Die ſpaniſchen Zeitungen enthalten ein enthuſiaſtiſches Gedicht von Alexander Dumas auf die reizendſchönen Andaluſierinnen. (Was wird Madame Ida Dumas dazu ſagen?)

München. Die „politiſche Zeitung" empfiehlt allen Leuten, welche die Redoute beſuchen wollen, den ſogenannten Maskenwein, der die nicht genug zu rühmende Eigenſchaft beſitzt, daß Jeder gleich nach dem erſten Schluck ſo fürchterliche Geſichter ſchneiden muß, daß eine Larve durchaus überflüſſig wird. (Es giebt Gedichte, die denſelben Dienſt leiſten.)

∴ Am 27. November ſtarb hier Herr Hofrath Dr. Erhard, Profeſſor der Philoſophie an der hieſigen Univerſität.

∴ Unſere Univerſität ſucht einen Docenten für deutſche Literatur-Geſchichte. (Ob ſich der große Herr Wuttke nicht melden wird?)

∴ Der Direktor des ſogenannten Lippert-Theaters, Herr Schweiger, erſt 74 Jahre alt, ſucht, laut einem der hieſigen Journale, eine Frau. Wir zweifeln, daß er eine finden wird, denn das müßte eine „Schweigerin“ ſein. Und ſolche Frauen ſind noch ſeltener als die ſchwarzen Schwäne und die weißen Raben.

Neapel. In dem prachtvoll reſtaurirten San Carlo-Theater hat eine neue Oper von Mercadante, „Orazi e Curiazi“, einen ſo explodirenden Beifall hervorgerufen, daß der König von Neapel dem Componiſten als Anerkennung den St. Ferdinands-Orden verliehen hat. (Orden koſten ja nichts!)

Paris. Ein höchſt artiges Salongerücht erzählt: der Herzog von Montpenſier habe die ganze Ausſteuer ſeiner ſpaniſchen Gemahlin zur Beſtreitung des Wiederaufbaues der Feſtungswerke von Hüningen angeboten, Papa Louis Philipp aber habe dies Anerbieten ſeines generöſen Sohnes durchaus nicht annehmen wollen. (Letzteres ſcheint uns wahrſcheinlicher als das Erſtere.)

∴ Die miniſterielle „Epoque“ wiederholt aufs Beſtimmteſte: Frankreich ſehe, nach dem Krakauer Vorgange, die Wiener Verträge von 1815 für gebrochen und nicht länger für verbindlich an. »Man hat Frankreich ſein Wort zurückgegeben, Frankreich nimmt es gern zurück.«

(Leipziger Zeitung.)

∴ Die „Preſſe“ ſagt: »Die Wiener Akte iſt ein allgemeiner Vertrag, deſſen Allgemeinheit ſelbſt eine der weſentlichſten Bedingungen iſt. Er bindet die eine der Mächte nur, weil er ſie alle bindet.«

∴ Der Abbé de Lamennais hat, in Bezug auf die Einverleibung Krakau's, eine fulminante Brochüre unter dem Titel „Les rois recommencent la révolution“ ans Licht treten laſſen. Sie fällt wie eine Bombe in ein überfülltes Pulverfaß.

∴ In den letzten zehn Jahren ſind in ganz Frankreich nicht weniger als 392 Vergiftungs-Prozeſſe verhandelt worden. Die Laffarge-Mode, unbequeme Ehemänner zu beſeitigen, ſcheint hier immer mehr Nachahmerinnen zu finden.

∴ Die Gräfin von Chambord (Gemahlin des Herzogs von Bordeaux), vom Wunſche beſeelt, ſich bei den Franzoſen populär machen, hat den Loire-Ueberſchwemmten 10,000 Francs geſchenkt.

∴ Herr Xavier Marmier, ein liebenswürdiger Franzoſe, der in der ſchönen Selbſttäuſchung lebt, die deutſche Literatur mit Löffeln gegeſſen zu haben, ob er gleich nur mit knapper Noth Dativ und Accuſativ unterſcheiden kann, iſt, wegen ſeiner Verdienſte um die Literatur (um welche?) zum Conſervator der Bibliothek der heiligen Genovefa ernannt worden. (Heilige Genovefa, bitt' für ihn!)

∴ Der Sänger Duprez hat der Herzogin von Montpenſier ſeine Geſangsſchule, „Art de chant“, überſendet und dafür ein koſtbares Federfutteral mit einem großen Diamant erhalten. Auch von anderer Seite her wird die Großmuth der Herzogin ſehr bedeutend in Anſpruch genommen, denn auch hier giebt es Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Lyſer-Hugh-Pearſons in Hülle und Fülle.

∴ Die Lyoner Theaterfreunde haben der hieſigen Sängerin Stolz durch eine Deputation von zwölf Fabrikanten vierundzwanzig ſeidene Kleider aus eigener Fabrik als Tribut der Huldigung zu Füßen legen laſſen. Man ſagt, daß Dame Stolz ſo herablaſſend geweſen ſei, die Kleider ſehr hoch aufzunehmen.

∴ Eine der bitterſten Kritiken über das berühmte Geſchichtswerk des Herrn Thiers befindet ſich in dem „Journal des Débats“ bei Gelegenheit der Anzeige der Memoiren des Herzogs von Belluno (Victor), die deſſen Sohn herausgegeben hat. Der Herausgeber macht nämlich eine Reihe von Bemerkungen über Thiers' Geſchichte des Hiſtorikers, der in der Regel von den Plänen und Operationen, von denen er redet, gar nichts verſteht; des neuen Generals, der ohne Weiteres ſeine Ideen an die Stelle der alten republikaniſchen Generale ſetzt und der ſich am Ende in ſeiner eigenen Combination verwickelt; des tiefen Taktikers, der, in ſeiner eigenthümlichen Zerſtreuung, bei jeder Gelegenheit die Rechte für die Linke, und die Linke für die Rechte anſieht.

∴ Die neue Oper Paccini, „la fidanzata corsa“ (die Corſen-Braut), hat durch den vortrefflichen Geſang der Perſiani, Mario's, Coletti's und Tagliafico's großes Glück gemacht. Namentlich gefiel die Cabaletta im dritten Akt, welche die Perſiani, auf allgemeines Verlangen des Publikums, wiederholen mußte.

∴ Ein Franzoſe hat die Erfindung gemacht, die Menſchen — vermittelſt Elektrizität — durchſichtig zu machen. Sehr gut, denn dann werden ſich die Menſchen gegenſeitig nicht mehr im Lichte ſtehen.

Peking. Ein hochgelehrter Mandarin und Inhaber des vierten Knopfs der Auszeichnung, ſteht im Begriff, ſämmtliche Theaterſtücke Calderons aus dem Spaniſchen ins Chineſiſche zu überſetzen. Schu-king (ſo heißt dieſer gottvolle Chineſe) hat bereits einen Hilferuf an den Mond erlaſſen, damit dieſer ihm in dieſem gefährlichen Unternehmen beiſtehe. (Der Schwarm unſerer deutſchen Ueberſetzer pflegt bei derlei feierlichen Gelegenheiten ſtatt des Mondes blos den erſten beſten Dictionnaire um Beiſtand anzuflehen.)

Peſth. Herr Maraſtoni, Gründer der hieſigen Maler-Akademie, iſt ſeit Kurzem zum Ehrenbürger unſerer Stadt ernannt.

∴ Herr Adolf Dux, der Ueberſetzer der Gedichte Petöfi's, hat nun auch Kemeny's Roman „das zerriſſene Gemüth“ ins Deutſche übertragen.

Petersburg. Der ſogenannte Graf Suzor, der in Leipzig ſchlagende Beweiſe ganz beſonderer Zuneigung empfing, ſoll, ſicherm Vernehmen nach, im Auftrage der Regierung nach dem Kaukaſus geſchickt werden, um durch das Opium ſeiner franzöſiſchen Vorleſungen die Tapferkeit der Tſcherkeſſen einzuſchläfern.

∴ Franz Wallners dramatiſche Ahasverus-Fahrten haben endlich im Norden ihr Ziel gefunden; der treffliche Künſtler iſt mit einer Gage engagirt, wie ſie keine deutſche Bühne fürs Schauſpiel bezahlt: er erhält mit Spielhonorar und Benefice jährlich faſt 9000 Gulden C. M., hat noch dazu zwei Monate Urlaub und die Anwartſchaft, nach zehn Jahren eine Penſion von 800 Thalern zu erhalten. Wallner gefällt dermaßen hier, daß er der Mann der Mode geworden iſt. Unlängſt brachte die ruſſiſche „illuſtrirte Zeitung“ ſein Bild in allen Rollen, in welchen er bisher aufgetreten iſt. (Auch die Baumgärtner'ſche „Modenzeitung“ wird nächſtens Wallners Bild bringen.)

Prag. Die Tochter des bekannten Luſtſpieldichters Ludwig Deinhardſtein iſt im hieſigen Theater als Harfenvirtuoſin aufgetreten und hat durch die Bravour des Spiels vielen Beifall eingeerntet. Dem. Jenny Deinhardſtein iſt eine der talentvollſten Schülerinnen des berühmten Harfen-Matadors Pariſh-Alvars.

Presburg. Das „Geſpenſt der Ehre“ — das großartige Drama des großartigen Herrn Franz Dingelſtedt — iſt auf der hieſigen Bühne erſchienen und total ſpurlos vorübergegangen. (Armer kosmopolitiſcher Nachtwächter!)

Rom. Der heilige Vater hatte unlängſt von unbekannter Hand in einem Futterale ſein eigenes Wappen, in Gold geſtickt, zum Geſchenk erhalten. Statt der zwei ſchildhaltenden Löwen waren zwei Schildkröten angebracht. Der Papſt ſagte lächelnd: »Die Schildkröte geht zwar langſam, doch erreicht ſie ihr Ziel, ohne ſich die Haut zu verletzen.« (Man ſieht, daß Vater Pius nicht auf den Kopf gefallen iſt!)

Schwyz. In unſerm Kanton iſt ein neues Skandälchen zwiſchen der Hörner- und Klauen-Partei ausgebrochen. Die liberalen Hörner wollen die Jeſuiten aus dem Lande ſtoßen, die ultramontanen Klauen halten ſie dagegen an dem frommen Schafspelz feſt.

Stockholm. Die ſchwediſche Akademie hat um den jüngſt verſtorbenen Dichter Eſaias Tegner eine vierwöchentliche Trauer angelegt und deſſen Namen in das Verzeichniß jener berühmten Männer einzeichnen laſſen, auf welche ſie Denkmünzen prägen läßt.

∴ Tegners Verehrer haben beſchloſſen, ihm ein ehernes Denkmal zu errichten. — (Seine „Frithiofsſage“ iſt dauernder als Erz!)

Stuttgart. Vom 1. Januar angefangen ſoll hier eine „Würtembergiſche Hofzeitung“ erſchienen. (Puh!)

Tunis. Der Bei von Tunis, der ſich jetzt in Paris befindet, hat bei ſeiner Abreiſe den Befehl hinterlaſſen, daß während ſeiner Abweſenheit Niemand in ſeinem Reiche hingerichtet werden darf. (Beweis, daß er ſeinen Gerichten kein allzugroßes Vertrauen ſchenkt.)

Weimar. In unſerm ſogenannten Ilm-Athen wurde an Schillers diesjährigem Geburtstage im großherzoglichen Hoftheater aufgeführt: „Der Viehhändler aus Ober-Oeſterreich“. (Wenn wir Intendant dieſer Hofbühne wären, ſo würden wir ganz im Stillen roth werden bis über die Ohren!).

Wien. Kannibaliſches Hohngelächter hat bei uns ein Artikel erregt, den ein gewiſſer Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Hugh-Pearſon-Lyſer in einer hieſigen Zeitſchrift „gegen die Wuth und den Aerger einiger Leipziger Journaliſten“ von ſich gegeben hat. Dieſer p. p. Lyſer iſt ein literariſcher „Lumpacivagabundus“, der auch bei uns, wie überall, wo er ſich durch das Mitleid einiger gutmüthigen Zeitungs-Redakteure eine kurze Zeit lang mühſelig durchgeſchleppt hat, ſo ſattſam bekannt iſt, daß Niemand von Allen, die dieſer harmloſe Mops aus blaſſem Neide anklafft*), ihm die Ehre einer Erwiderung

---

*) Der Einſender dieſer Notiz gehört nicht zu dieſen Glücklichen.

heil werden läßt; denn es giebt wohl Niemanden in Wien, der nicht weiß, daß es
chamloſeres Subjekt, als dieſen p. p. Lyſer giebt. Um ſo mehr aber iſt es zu ver-
ern, daß ein hieſiges Journal, das auf die Achtung ſeiner Leſer Anſpruch machen
ſeine Spalten zur Kloake Lyſer'ſcher Polemik herabwürdigen läßt. Bei Leſung ſei-
gten Ausfälle auf den „Charivari", der ihn ſchon oft verdientermaßen an den litera-
Pranger geſtellt hat, fiel uns eine bekannte Stelle aus dem erſten Jahrgange des
renalmanachs" ein: »Es giebt Lumpenkerle in der deutſchen Literatur, die von mir
pten dürfen: ich hätte Vater und Mutter umgebracht, Kinder geraubt, Banknoten
ht, Löffel geſtohlen und den Brand in Hamburg angelegt — ſolche Schwachköpfe
en mich eben ſo wenig als Mücken, die ſich auf den Abſatz meines Stiefels ſtellen.«
eſen Mücken gehört auch der p. p. Lyſer.

∴ Am 14. November iſt der kaiſerlich-königliche Bücher-Cenſor und fürſtlich
arzenberg'ſche Bibliothekar C. T. Hohler, bekannt durch viele Werke hiſtori-
und geographiſchen Inhalts, im 65ſten Lebensjahre geſtorben. Er wurde am
December 1781 zu Schrickowitz in Böhmen geboren und hatte ſeine Studien an der
er Hochſchule abſolvirt.

∴ Der „Humoriſt" ſchreibt: Die „Fanni", jene „Fanny", welche die Erſte war,
an blos „Fanny" hieß, Fanny Elsler nämlich, ſoll oder wird — denn nicht Alles,
„wird" ſoll und nicht Alles, was „ſoll" wird auch — den großen Sprung, den
mortale in die Ehe machen; aus dem pas de seul wird bald ein pas de deux
n. Der Himmel gebe ihr bald ein Ballabile!

∴ Der bisherige Pachter des Kärnthnerthor-Theaters hat den Pacht deſſelben aber-
auf zwei Jahre erlangt. Nach Ablauf dieſer Zeit ſoll das Theater niedergeriſſen
auf demſelben Platze ein neues Opernhaus erbaut werden. (Was nützen neue
uſpielhäuſer, wenn der alte Zopf darin herumſpukt?!)

∴ Die kaiſerlichen Tabaksfabriken — es giebt deren neun — haben in Jahresfriſt
0 Centner Schnupftabak und 255,000 Centner Rauchtabak, darunter 3054 Centner
55 Millionen Stück Cigarren geliefert. Letztere verhalten ſich zu den Havaneſern
— mit Permiſſion zu ſagen — Herr Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Hugh-
ſon-Lyſer zu Börne oder einem andern honetten Schriftſteller.

∴ Der bekannte Feuerwerker Stuwer hat aus Schießbaumwolle Raketen ange-
gt, die zwei Mal ſo hoch ſteigen ſollen als die, welche aus Pulver bereitet ſind.

∴ Ein Wiener Blatt erzählt, der Waſſerdoctor Prießnitz in Gräfenberg hat bis
über 20,000 (?) meiſt gefährliche (??) Kranke behandelt und beinahe Alle
ſtellt. (Anſtändig gelogen!)

∴ In der hieſigen Todtenliſte ſtand vor nicht langer Zeit die Tochter einer „Civil-
chts-Einreichungs-Protokoll-Direktions-Adjunktens-Wittwe. (Hoch lebe der deut-
Zopf!)

Zürich. Faſt in jedem Schweizerſtädtchen ſitzen ſie jetzt und flicken an der Ver-
ng, meiſt aber nur neue Lappen auf alte, längſt abgetragene Kleider. Auch über
Schnitt und die Façon ſtreiten ſie; die Einen wollen den neuen Staatsrock ganz
der neueſten Mode, die Andern wollen ihn à la Rococo zuſchneiden. (Wenn nur
darüber der ganze Rock verſchnitten wird!)

Treffer und Nieten.

* Bisher waren die Conzertbeſucher mit Baumwolle in den Ohren die unange-
ſten; das hat ſich nun geändert: ſie werden, umgekehrt, jetzt die beliebteſten ſein,
ſie am ſchnellſten explodiren.

Berichtigung.

Zur Widerlegung des in Nummer 218 des „Charivari" befindlichen
rthums, als ob derjenige Theil der Dr. Fink'ſchen Bibliothek, welcher
dem gedruckten und vertheilten Kataloge verzeichnet iſt, verauctionirt wer-
ſolle, wird hiermit bemerkt, daß dieſe Bücher in der Wohnung des Ver-
benen (Windmühlenſtraße Nr. 26, erſte Etage) aus freier Hand verkauft
den, und daß daſelbſt die von einem Sachkundigen beſtimmten Preiſe zu
ragen ſind.

Ein ſehr nützliches und elegantes Feſtgeſchenk.

Soeben iſt bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in **Berlin** erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſundheit und Leben
des
ſchönen Geſchlechts.
Ein Geſchenk
für
Mütter und erwachſene Töchter
von
Dr. Wilhelm Andreſſe,
Königl. Preuß. Sanitäts-Rathe, erſtem Arzte der franzöſiſchen Colonie und des franzöſiſchen Hospitals und ſtädtiſchem Armen-Arzte von Berlin.
Elegant broch. Preis 1 Thaler.

Die ſchon längſt anerkannte Autorität des Verfaſſers bürgt hinreichend für den Inhalt dieſes Buches, in welchem ein reichhaltiger Schatz von praktiſchen Erfahrungen ſich niedergelegt findet. Mit bewundernswerthem Fleiße und eigenthümlichem Scharfſinn ſind die verſchiedenen Epochen des weiblichen Lebens, vom Kindesalter bis zu dem hohen und edlen Ziele des Mutterwerdens, in ihrer philoſophiſch-mediziniſchen und mediziniſch-therapeutiſchen Bedeutung dargeſtellt, wodurch das Ganze zu einem unentbehrlichen Rathgeber in allen den Fällen wird, wo Schamgefühl das ſchöne Geſchlecht zurückhält, ſich ihrem Arzte zu offenbaren. Ganz beſonders aber müſſen wir auf Dasjenige hinweiſen, was der Verfaſſer in Bezug auf Erziehung des weiblichen Geſchlechts geſagt hat, und wodurch das Werkchen zugleich eine bedeutende Stelle unter den pädagogiſchen Schriften einnimmt.

Bei Graß, Barth und Comp. in **Breslau** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ober-Forſtmeiſter J. von Pannewitz,
Anleitung zur Anlage
lebendiger Hecken oder Grünzäune.
8. Geh. 7½ Sgr.

Ober-Forſtmeiſter J. von Pannewitz,
Anleitung
zur künſtlichen Holz-Zucht.
8. Geh. 12 Sgr.

Verhandlungen
des ſchleſiſchen Forſtvereins.
Jahrgang 1842, 1843, 1844.
Geh. à 25 Sgr. (Jahrgang 1841 iſt vergriffen.)

J. G. Elsner,
Skizzirte
Darſtellung der ſchleſiſchen Schäfereien.
Gr. 8. Geh. 12 Sgr.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

N°. 221. Leipzig, 24. December 1846.

CHARIVARI

Fünfter Jahrgang.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Manifeſt.

In Erwägung,
daß die ehemalige Republik Krakau dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate einverleibt worden iſt;
In Erwägung,
daß à perpétuité in der Sprache der Diplomatie nicht immer ſo viel als auf ewig heißt;
In Erwägung,
daß Zwei Mal Zwei dann und wann Fünfe und mancher Vertrag, wie das Gold, blos eine Chimäre iſt;
In Erwägung,
daß die „Illuſtrirte Zeitung“ 15,000 Abonnenten, vielleicht auch ein paar weniger hat;
In Erwägung,
daß Klappern zum Handwerk und etwas Selbſtlob zum guten Tone gehört;
In Erwägung,
daß Artikel 14 der Wiener Bundesakte dem deutſchen Volke Preßfreiheit garantirt;
In Erwägung,
daß aber trotzdem noch immer die Cenſur fortbeſteht;
In Erwägung,
daß zwiſchen Verſprechen und Halten eine eben ſo große Kluſt als zwiſchen Leſen und Pränumeriren liegt;
In Erwägung,
daß Profeſſor Schönbein die Schießbaumwolle und Herr Wilhelm Bernhardy eine neue Gattung Beefſteaks erfunden hat;
In Erwägung,
daß guter Appetit in allen Dingen Hauptſache und Wahrheit Nebenſache iſt;
In Erwägung,
daß die Brockhaus'ſche Zeitung noch immer Kritiken bringt, die kein vernünftiger Menſch leſen will;
In Erwägung,
daß Herr Heinrich Laube ſich von ſeiner Clique noch fortwährend Weihrauch ſtreuen läßt;
In Erwägung,
daß Herr Marr noch immer Oberregiſſeur unſeres keineswegs beneidenswerthen Stadttheaters iſt;

In Erwägung all' dieſer Erwägungen ſehen wir uns in Gnaden bewogen, unſere Zeitſchrift zum Troſte unſerer vielgeliebten Feinde auch im künftigen Jahre fortzuſetzen.

Mit Nummer 222 beginnt der „Charivari“ ſeinen ſechſten Jahrgang.

Gegeben in unſerm Hauptquartier im 1846ſten Jahre des Heils und im fünft unſerer glorreichen Redaction.

E. M. Oettinger.

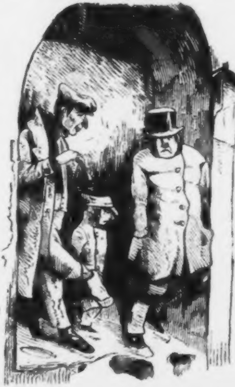
☞ Wer pränumeriren will, pränumerire; wer nicht pränumeriren will, laſſe es bleiben.

Leiden und Freuden eines Meßfremden
im Leipziger Stadttheater.

Skizze von E. Heim.

Es ſchlägt vier Uhr. Der Nordwind pfeift ſchneidend um das Theater und treibt den Schnee in alle Winkel, welche ſich ihm entgegenſtellen. Man betrachte dieſe drei Figuren und habe Mitleid mit ihnen. Jener Lange mit ſeinem Sprößling war fünf Minuten eher da als der Meßfremde; er muß eine beſondere Vorliebe für Wind und Schneewehen haben; denn gerade die Seite der Thür hat er eingenommen, welche dem Wetter am meiſten ausgeſetzt iſt. Der Meßfremde lacht daher inwendig, als er die andere ſchützende Ecke einnimmt. Armer Meßfremder, Du kennſt dieſe Ecke nicht! Sie gleicht dem Strudel der Donau, und was ſie einmal erfaßt hat, kann ihr nur durch einen beſondern Zufall entkommen; denn reißend drängt ſich der Menſchenſtrom hier vorbei, und es würde die Kraft eines Elephanten nöthig ſein, ſich hier herauszuarbeiten. Das tiefe Schweigen dieſer drei Thürſteher wird

692



nur dann und wann von dem Jungen unterbrochen, welcher mit den Beinen gegen die Thür ſchlägt, um ſich zu erwärmen.

Der Meßfremde friert erbärmlich und bewundert die Natur ſeines Nachbars, auf deſſen Sommerhoſen ſich der Schnee anhäuft; dann wundert er ſich über die drei Röcke, die derſelbe über den Frack gezogen hat, und endlich bemerkt er noch, daß er, genau alle fünf Minuten, vermittelſt einer Flaſche einen Eiszapfen von ſeiner Naſe ſtößt, wobei er ihn (den Meßfremden) hämiſch anlächelt; endlich bricht der Lange das Schweigen mit den Worten:

— Um Vergebung, Sie ſind wohl nicht aus hieſiger Gegend?

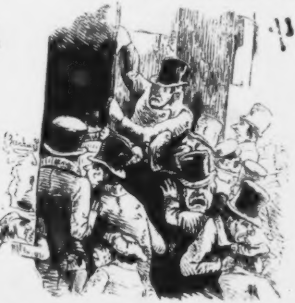
— Nein.

— Nu drum; das habe ich gleich an der Ecke geſehen.

— An der Ecke? Wie ſo? fragt der Fremde.

— J nu, ſehen Sie, die Ecke kennt jeder Leipziger und nimmt ſich vor ihr in Acht; deshalb will ich Sie den guten Rath geben, ſtellen Sie ſich hinter mich.

— A ha! denkt der Fremde, der will warm ſtehen und nicht in ſeinen Sommerhoſen frieren. Um ſo mehr bleibt er in der gefährlichen Ecke, da noch ein Schwager von dem Langen ankommt, und nun erſt glaubt er die zwiefache Liſt einzuſehen, durch die der Böſewicht ihn fortlocken will, um ſeinen Verwandten gut zu ſtellen. Indeſſen hat ſich noch mehr Publikum eingefunden und es ſteht ſich ſchon etwas wärmer. Das Gedränge droht ſehr groß zu werden, denn es wird ein neues Stück gegeben, „der letzte Heller“, von dem berühmten Dichter Pfennig, welches, wie der Lange zuverſichtlich behauptet, ausgepfiffen werden ſoll. Jetzt ſchlägt es Dreiviertel auf Fünf, und ſchon hört man Klagen über unnöthiges Drängen, beſonders von einigen Weibern, welche ſtets im dichteſten Haufen ſtehen. Endlich tönen die lang er-



693.

nten fünf Schläge vom Neuthurm, und ein ungeheurer Druck der Maſſe droht das ganze Theater umzuwerfen. Die Thür, und noch beſſer, die Halbthür wird geöffnet und der Lange mit ſeinem Jungen platzt, wie aus einer Kanone geſchoſſen, hinein.

Der unglückliche Meßfremde hat in ſeiner Ecke die frohe Ausſicht, den ganzen Menſchenhaufen bis zum letzten Mann ſich hineinquetſchen zu ſehen.

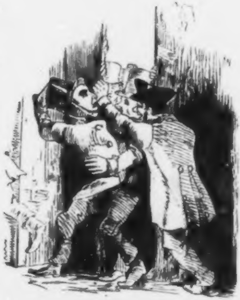
Dazu fühlt er ſtets einige Ellenbogen in der Gegend des Magens, und wird gegen die Schienbeine und auf die Hühneraugen getreten.

Endlich gelingt es ihm durch ungeheure Anſtrengung, einige Stufen rückwärts, aber doch mitten in den Strom zu kommen; dieſer führt ihn dann auch zur Thür hinein, wo er mit einem Rockflügel, halb todt, aber glücklich, daß er endlich drin iſt, an die gegenüberſtehende Bretterwand antaumelt.

Der andere Rockflügel ſammt Taſche hat es vorgezogen, draußen zu bleiben; denn der große Hausſchlüſſel ſtemmt ſich hartnäckig quer ein, um dieſen Zweck zu erreichen; eine Bosheit, die einem Hausſchlüſſel ganz ähnlich ſieht.

Unſer Fremder iſt einer von Denen, welche der Arm des Polizeidieners

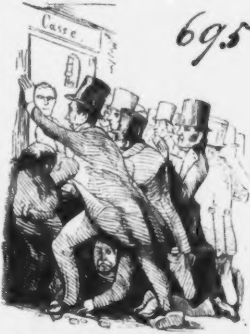
694



zuerſt entläßt, und alſo auch der Erſte an der Kaſſe. Seine zitternde Hand hält ſchon das Billet und er will ſich auf ſeinen Platz begeben, da entfällt ihm der Geldbeutel, und indem er ſich bückt, um ihn aufzuheben, zieht die Menſchenfluth über ihn weg.

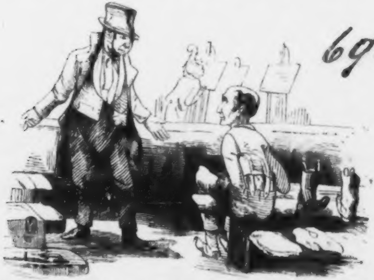
Ach, und wie kommt er wieder hervor! Von unzähligen Fußtritten mißhandelt, kaum einem Menſchen ähnlich, fliegt er ins Parterre; er glaubt es voll zu finden, aber zu ſeinem frohen Erſtaunen ſind nur ſechs bis acht Perſonen darin. Doch was iſt das? Iſt hier ein Trödelmarkt aufgeſchlagen? Denn alle nur möglichen Kleidungsſtücke liegen hier umher, und ſo eben zieht ein junger Mann acht an einander gebundene Taſchentücher über eine ganze Bank, als wolle er jene zum Trocknen aufhängen, und „Belegt!“ tönt ihm überall entgegen, wo er ſich niederſetzen will.

695



Da gewahrt er ſeinen Nachbar von draußen, der faſt dem Vater Adam gleicht, denn er hat ſich aller nur irgend entbehrlichen Kleidungsſtücke ent-

696



ledigt, um zwei ganze Bänke damit zu bedecken; ſogar die Stiefel hat er ausgezogen, um zwei Plätze zu gewinnen; ſelbſt die Hoſen würde er ausgezogen haben, wenn dies irgend zuläßlich geweſen wäre. Mit den Letztgenannten bewahrt er wenigſtens noch einen Platz bis zur Ankunft des Beſitzers.

Nun aber geht dem Meßfremden ein ſchreckliches Licht auf wegen der drei Röcke über dem Frack, denn der lange Wichſier erklärt ihm, was „belegen“ heißt. Dreiviertel Stunden muß der Arme mit ſeinen zertretenen Hühneraugen ſtehen und ſich langweilen. Zuerſt beſieht er den rothen Vorhang; der Meßfremde iſt Fabrikant und kennt alle nur möglichen Stoffe; aber deſſen ungeachtet kann er nicht enträthſeln, ob dies Tuch oder Seide, Sammet oder Leinwand oder Kattun ſein ſoll, und doch ſagt man, daß dieſer Vorhang dem Dresdener ähnlich ſei, welchen Jedermann ſogleich für den prachtvollſten Sammet erkennt.

Dann dreht ſich der Meßfremde um und beſieht die Logen und Gallerien; er findet ſie ſchön, geſchmackvoll, aber die oberſte . . . wie hat man die mißhandelt! Sie ſchändet das ganze Theater, und man hätte ſie lieber ganz herauslaſſen ſollen, als dieſe dicken Kegel hineinmalen. Aber vielleicht verdient es die Menſchheit dort oben nicht beſſer, ſie zahlt ja blos fünf Neugroſchen, und verächtlich blickt er zu ihr hinauf. Wohl ſieht er ſie ſitzen, den Langen mit ſeinem Sohne; gemüthlich überſieht dieſer das Treiben im Parterre vom „Toppe“ herab; er hat ſeine drei Röcke wieder angezogen und die Plätze abgegeben, von denen jeder ihm zwei Neugroſchen eingetragen hat. Der Sohn zählt ſchon zum fünften Mal die Lampen am Kronleuchter; aber jedes Mal, ſo oft der Vorhang ſich bewegt, verzählt er ſich; denn es erfüllt ihn eine geheime Ahnung, daß dahinter wunderbare Dinge vorgehen.

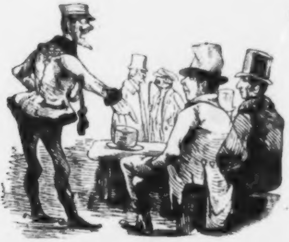
Ein Fuhrmann hinter ihm berechnet im Stillen, was wohl dies Alles koſten möge. —

Unſer Meßfremder aber überrechnet den Schaden, den er am heutigen Abend erlitten hat; er addirt ſeinen Hut mit dem Rockſchoß nebſt Taſchentuch und Hausſchlüſſel, nebſt zwanzig Neugroſchen, welche er an der Kaſſe verloren hat; da ſteht er wie eine Vogelſcheuche auf ſeinen zerquetſchten Hühneraugen, den Blicken des Publikums ausgeſetzt, welches, ſein Mißgeſchick nicht kennend, ſich wundert, eine ſolche jämmerliche Figur im Parterre zu finden, die von Rechtswegen auf den Topp gehört.

Um nun den hundert Augen, die auf ihn gerichtet ſind, zu entgehen, ſetzt er ſich mit halbem Leibe ganz beſcheiden auf die Ecke einer Bank. Ueberfroh, endlich einen Ruhepunkt gefunden zu haben, fängt er mit ſeinem Nachbar ein politiſches Geſpräch an und ſchimpft mit dieſem grauſam über die Berliner, welche jetzt ſogar nach Leipzig kommen und die Gewölbe miethen, um damit Handel zu treiben; alles Folge der Eiſenbahnen, wie er behauptet.

Sein Nachbar erzählt dann aus der Kriegszeit, wie er des Nachts auf einem Gottesacker Schildwach geſtanden und dabei in eine Grube gefallen, welche für was ganz Anderes gegraben war. Unſer Meßfremde hätte ſich nun endlich über alle Verluſte getröſtet und ſich glücklich befunden, wenn ihn nicht auf einmal die Erſcheinung einer Figur aus ſeiner Ruhe geriſſen und in ein ungeheucheltes Erſtaunen geſetzt hätte; denn ſie kündigte ſich als rechtmäßigen Beſitzer dieſer Bankecke an und hieß ihn zu allen Teufeln gehen. Das Erſtaunen über ſolche Zumuthung macht ihn ſprachlos; wir aber laſſen ihn in dieſer Verlegenheit, um uns ein wenig vor der Thür umzuſehen.

697



Draußen vor der Thür des Parterres ſtreiten ſich zwei Polizeidiener mit dem Logenſchließer über den wahrſcheinlichen Erfolg des Stückes.

Der eine Polizeidiener behauptet, es müſſe gefallen, weil darin Leipzig von der Abendſeite vorkäme.

Der Logenſchließer aber, eine alter Praktikus, iſt ganz entgegengeſetzter Meinung; denn, ſagt er, der lange Dreſcher hat heute vier Röcke angehabt, und wenn Der ſo ſtark belegt, ſieht's ſchlimm aus!

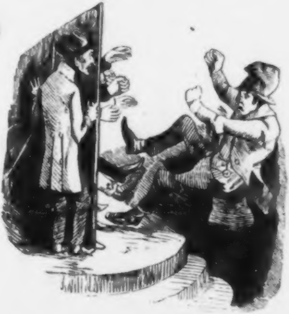
Man ſtreitet noch für und wider, da macht ein dumpfer Lärm inwendig die Drei aufmerkſam, ſo daß ſich der eine Polizeidiener mit den Worten empfiehlt: »Ich glaube, der Teufel geht ſchon jetzt los.«

Man kann recht gut einen Dialog unterſcheiden, wozu der Chor, wahrſcheinlich durch unerhörte Bemerkungen des Einen, als: »eben ſo gut bezahlt wie Sie!« u. ſ. w., wüthend brüllt.

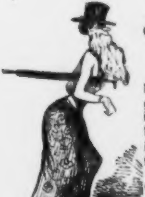
Das Geſchrei wird immer ärger, und man hört ganz deutlich die Worte: »hinauswerfen, hinaus!«

Der Logenſchließer, an dergleichen Scenen gewöhnt, ſetzt ſich mit dem gleichgiltigſten Geſicht an ſeinen Platz, entſchloſſen, Jeden hinaus, aber Niemand ohne Billet hinein zu laſſen; der Polizeidiener, gezwungen auf ſeinem Poſten auszuhalten, langt aus der Taſche ein Stück Kinderfreund, worein er Butterbemmen gewickelt hatte, und lieſt darin ſo ruhig und aufmerkſam, als befände er ſich ſeit zehn Jahren auf einer wüſten Inſel und dies Blatt ſei das erſte, was ihm nach dieſer Zeit aus dem Vaterlande in die Hände gerathen. Wie eine Lawine nähert ſich unterdeſſen der Lärm der Thür, welche nun krachend aufplatzt, und unſer Meßfremder, ein Vorhemdchen in der Hand, an dem er einen

698



Gegner gepackt hat, fliegt heraus. Fluchend rafft er ſich auf und ſicher iſt es nichts als grauſamer Spott, daß ihm der Logenſchließer eine Contremarke anbietet. Der Meßfremde rennt hinaus in Nacht und Schnee und … verwünſcht Alles, was „belegt“ heißt.



Ein Harems-Wächter des Leipziger Stadttheaters.

Die „Theaterchronik“ ſchreibt: Die Aufführung des „Oberon“ gehörte nicht zu den Glanzvorſtellungen unſerer Bühne, die an jenem Abend überhaupt ihren böſen Tag zu haben ſchien. Dies erſtreckte ſich ſelbſt bis auf ſcheinbare Kleinigkeiten. So hatte z. B. der Herr Ober-Regiſſeur die Harems-Wächter ganz gemüthlich mit großen Bärten ausgeſtattet u. ſ. w.

Nebenſtehend iſt einer dieſer mit langem Barte ausgeſtatteten Eunuchen zu ſehen.

Zapfenſtreich.

Augsburg Ein hieſiges Blatt ſchreibt: Friedrich Liſt iſt nicht mehr unter den Lebenden. Am 30. November hauchte er ſein Leben in Kufſtein aus, wohin ihn eine nach dem ſüdlichen Tyrol und Italien beabſichtigte Reiſe geführt hatte, die er unternahm, um für ſeine durch langen Kampf und vielfaches Mißgeſchick frühzeitig untergrabene Geſundheit Stärkung zu ſuchen. Man fand ihn todt bei Kufſtein. — Nach neuern Berichten aus Kufſtein ſoll Friedrich Liſt als Selbſtmörder geendet haben.

Athen. Die griechiſche Regierung hat den Ankauf der Bibliothek des Dimitrios Poſtolakas in Wien, von Sachverſtändigen auf 50,000 Gulden C. M. geſchätzt, anzukaufen beſchloſſen und zwar ſo, daß der Verkäufer, welcher nur zwei Drittheile dieſer Schätzungsſumme und auch dieſe nur in abgeſchätzten Staatsländereien beanſprucht, an Zahlungsſtatt das Kloſter Kalograſa mit Dependenzen als eigen- und erbthümliches Beſitzthum erhalten ſoll.

Baſel. Die hieſigen Demokraten haben bei ihrer jüngſten Demonſtration gegen die Ariſtokratie große rothe Zöpfe an die Thüren der Reichen angehängt.

Berlin. Hoffmann von Fallersleben hatte, wie bekannt, ſchon vor längerer Zeit ſeine Bibliothek zum Verkauf ausgeboten; von der hieſigen königlichen Bibliothek war ihm ein ſehr geringer Kaufpreis geſtellt worden. In Folge deſſen ſoll ſich ein hieſiger Blauſtrumpf entſchloſſen haben, ein Originalwerk herauszugeben, deſſen ganzen Ertrag ſie für Herrn Hoffmann beſtimmt, damit er entweder ſeine Bibliothek ganz behalten möge oder doch eine Zeit abwarten könne, wo ihm ein beſſerer Kaufpreis geſtellt wird.

∴ Ein gewiſſer Herr Palm, der Mann einer gewiſſen Madame Spatzer, hat in den Zeitungen ein Straf-Erkenntniß publiciren laſſen, laut welchem Herr Hieronymus Truhn, welcher die Sängerin Palm-Spatzer in einem der hieſigen Journale getadelt hatte, als Pasquillant zu einer Geldbuße von zehn Thalern verurtheilt iſt. (Glaubt der gute Herr Palm-Spatzer, daß ſeine Frau jetzt darum eine beſſere Sängerin geworden ſei, ſo irrt er ſich. Komödianten ſollten froh ſein, wenn ein öffentliches Blatt, gleichviel ob lobend oder tadelnd, von ihnen Notiz nimmt. Denn was wäre der vergängliche Ruhm all' dieſer Bühnenmenſchen ohne das Gepräge, das ihnen die Preſſe aufdrückt? Eine Violine ohne Saiten, eine Flöte ohne Luftloch, eine Trommel ohne Schlägel.)

∴ Abermals ein Opfer religiöſer Schwärmerei! Unlängſt entleibte ſich hier ein ſehr geachteter und wohlhabender Mann, der ſich der Frömmelei ergeben hatte und in religiöſen Wahnſinn verfallen war. Man hatte ihm im Laufe des Sommers viele Traktätchen zugeſtellt, die ſeinen Geiſt dergeſtalt verwirrt hatten, daß er ſich das Leben nahm.

∴ Die bekannte Violoncelliſtin Liſe Barbié Chriſtiani hat ein Conzert veranſtaltet zum Beſten des Eliſabeth-Hoſpitals; ein Akt, der, noch weit mehr als die Bravour ihres meiſterhaften Spieles, einſtimmiges Bravo verdient.

∴ Eine Zeitungsnachricht erzählt, Herr Carl Gutzkow werde die Ehre haben, dem Könige von Preußen ſein neueſtes Trauerſpiel, „Uriel d'Acoſta“, vorzuleſen. (Auf die Frage „Wann?“ ſoll einer der königlichen Kammerherren erwidert haben: »Wenn der Aſchermittwoch im nächſten Jahre auf einen Donnerſtag fällt.«)

∴ Die emancipirten Frauen Aſton und Lehmann wiſſen noch immer viel von ſich ſprechen zu machen. Jener wurde kürzlich bei einem Beſuche von Köpenik nach Berlin ihre Tochter geſtohlen (doch hat ſie das Kind wiedererhalten), dieſer iſt, mittelſt Miniſterial-Befehls, das Hoſentragen unterſagt worden. Es wird nirgends ſo redlich als bei uns dafür geſorgt, daß es nie an Stoff zum Lachen fehle.

∴ Man hat ausgerechnet, daß Berlin, welches gegenwärtig über 400,000 Einwohner zählt, in 25 Jahren, wenn die Steigerung der Einwohnerzahl in demſelben Verhältniſſe, wie in den letzten fünf Jahren, zunimmt, eine Million Menſchen in ſich faſſen werde. Berlin iſt in jeder Art und Weiſe bemüht, ſich als große Stadt darzuſtellen.

∴ In der Zeitungshalle (unſerm Muſeum) bildet ſich allmälig ein Publikum, wie man es bisher in Berlin an öffentlichen Orten noch nicht geſehen hat; alle Stände miſchen ſich bunt durcheinander; am einſamſten iſt es im eleganten Damenzimmer; am lebhafteſten in den Rauchzimmern, deren Räumlichkeit kaum genügt. Abends werden dort von kaufmänniſchen Kreiſen vollſtändige Börſengeſchäfte gemacht; es wird ein Bischen Tortoni geſpielt, während dicht daneben die Literatur ihre Cigarre raucht und ganz andere Discuſſionen vorbringt. (D. A. Z.)

Breslau. Die zwiſchen Herrn Dr. Leopold Schweitzer und Herrn Baron von Baerſt ſeit geraumer Zeit gepflogenen Unterhandlungen, wegen Uebernahme der Pacht und

Direction Seitens des Erſtern, haben ſich zerſchlagen, und natürliche, unmittelbare Folge war eine Vereinbarung, nach der Herr Dr. Schweitzer ſchon am 1. December aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen als dramaturgiſcher Director ausgeſchieden iſt. An ſeine Stelle tritt wieder — Herr Dr. Rimbs. Es wird jedoch mit großer Beſtimmtheit behauptet, daß Herr Dr. Schweitzer früher oder ſpäter wieder als Bewerber um den Pacht auftreten wird.

Brüſſel. Die Herren Beyer und Maſſias haben hier ein **homöographiſches** Verfahren erfunden, mittelſt deſſen ſich alle jetzt exiſtirenden Banknoten, ſelbſt die franzöſiſchen, auf's Täuſchendſte nachahmen laſſen. (Dann gute Nacht, Papiergeld!)

Konſtanz. Hier iſt dieſer Tage eine Schrift, „die deutſche Tribüne", das Heftigſte, was bisher über deutſche, beſonders preußiſche Politik geſchrieben wurde, confiscirt worden. Die Schrift ſoll aus der Schweiz eingeſchmuggelt ſein. Trotz der Beſchlagnahme ſind jedoch viele Exemplare in das Publikum gekommen. Den Verfaſſer glaubt man an ſeinem Style zu errathen.

Dresden. Die von einigen Blättern mitgetheilte Nachricht, daß Herr Robert Schmieder als Dramaturg nach Breslau gehe, hat ſich als ein kleiner, übrigens recht niedlicher Puff erwieſen.

∴ Die Nachricht vom Eingehen des hieſigen „Tageblatts" hat ſich nicht beſtätigt. Es wird auch im nächſten Jahre erſcheinen.

Florenz. Giuſeppe Verdi, der jetzt Italiens beliebteſter Componiſt iſt, hat für die Carnevalſaiſon des Pergola-Theaters eine neue Oper, „Macbeth", beendigt.

Hamburg. In unſerer ſogenannten freien Hanſeſtadt herrſcht nicht allein Mauth, ſondern auch Thorſperre. Letztere iſt bekanntlich eben ſo läſtig als Erſtere. Hoher Senat und erbgeſeſſene Bürgerſchaft haben nun in ihrer Verſammlung vom 10. December dem Zeitgeiſte und dem Fortſchritt eine kleine Huldigung darzubringen und zu beſchließen geruht, daß die beliebte Thorſperre bis auf Weiteres fortbeſtehe, jedoch die Modification eintrete: a) daß der arme Arbeiter im Winter künftig ſtatt um halb Acht ſchon um ſieben Uhr Morgens ſeine Arbeit in der Stadt beginnen und frei einpaſſiren kann; b) daß wenn derſelbe ſich einmal Abends verſpäten ſollte und, während das mittelalterliche Sperrglöcklein läutet, nicht mehr das Thor erreichen kann, er künftig nur den halben Leibzoll zu entrichten braucht. — Ein paar philantropiſche Väter der Stadt wollen nämlich bemerkt haben, daß mancher arme Teufel durch angeſtrengtes Laufen (um vor Thoresſchluß anzulangen) ſich lieber die Schwindſucht geholt, als wegen der Verſpätung einer einzigen Minute vier Schillinge von ſeinem geringen, im Schweiße des Angeſichts errungenen Tagelohn bezahlen gewollt. Hochweiſer Senat hat aber darin eine Beeinträchtigung ſeiner Einnahmen erkannt und beſchloſſen, ſich künftig die erſte halbe Stunde nach Thoresſchluß lieber mit der Hälfte des Leibzolls zu begnügen als gar nichts einzunehmen. Die Fremden aber, welche mit der Berliner Eiſenbahn hier eintreffen, und welche vier Schillinge weit leichter als ein armer Arbeitsmann verſchmerzen können, genießen nun die Begünſtigung, entweder ganz frei oder für zwei Schillinge zu jeder Stunde der Thorſperre in das Weichbild unſerer Stadt eingelaſſen zu werden. (Es lebe der Hamburger Fortſchritt! Es lebe die liebe Hamburger Freiheit!)

∴ Die „Hamburger neue Zeitung" wird in Folge des däniſchen Verbots mit Schluß dieſes Jahres zu erſcheinen aufhören.

Hannover. „Moritz von Sachſen oder das Pfand der blauen Schleife", das Erſtlingsprodukt eines jungen Dichters, Namens Guſtav Manſen, hat hier nur theilweiſe gefallen. In der Darſtellung zeichnete ſich Dem. Baumeiſter als Adrienne Lecouvreur und Herr Carl Devrient als Moritz von Sachſen aus.

∴ Nummer 195 der hier erſcheinenden „Morgenzeitung" brachte die Nachricht von der Einverleibung Krakau's mit einem Trauerrande eingefaßt. (Für ein hannöverſches Blatt iſt dies allerdings bemerkenswerth.)

Hechingen. Die alte Stammburg des Hohenzollern'ſchen Geſchlechts, die Wiege des preußiſchen Königshauſes, gelegen am Abhange der ſchwäbiſchen Alb, auf dem ſogenannten Zollerberge, ſoll nach einem vom preußiſchen Oberhofbaurath Stüler ausgearbeiteten Plane wiederhergeſtellt werden.

Lauſanne. Die patriotiſchen Bürger und Bürgerinnen des Waadtlandes und der Geſellſchaft des Peuple travaillant haben den Helden von Saint-Gervais, den Genfer Radikalen, zwei reichgeſtickte Fahnen überreichen laſſen.

∴ Profeſſor Vinet iſt von ſeinem Amte abgeſetzt worden, weil er die Verſammlungen der freien Kirche beſucht. (Nichts geht über die Freiheit der Schweizer!)

Leipzig. Man weiß oft nicht, ob man lachen oder weinen ſoll über die freche Stirn, mit welcher mancher namenloſe Correſpondenzfloh in irgend einem auswärtigen Journale die unverſchämteſten Lügen als die lauterſte Wahrheit hinſtellt. Einer dieſer Flöhe behauptet in einer weſtphäliſchen Zeitung, Profeſſor Oswald Marbach, der die „deutſchen Jahrbücher“ zu Tode cenſirt habe, laſſe jetzt, im Verlage von Otto Wigand, eine Fortſetzung derſelben erſcheinen. Dieſer giftgefüllte Herr von Crac hat abſichtlich vergeſſen, daß Herr Marbach erſt ſeit einem Jahre das Cenſoramt bekleidet und an dem Tode der „deutſchen Jahrbücher“ eben ſo unſchuldig als an der Zerſtörung Magdeburgs durch Tilly iſt. Woher aber kommt dieſes ewige Schimpfen und Geifern gegen Herrn Marbach? Es giebt manchen Giftſchwamm, der ſich ärgert, daß nicht ihm, ſondern Herrn Marbach das Cenſoramt übertragen worden iſt. Wir, für unſern Theil, haſſen und verabſcheuen die Cenſur, aber achten in Marbach einen aufgeklärten, vorurtheilsfreien, gewiſſenhaften Cenſor, der es nicht verdient, daß jeder neiderfüllte Gelbſchnabel ihn zu ſich in den Koth zu ziehen verſucht.

∴ Herr Heinrich Laube hat das Unglück, Freunde zu beſitzen, die ſehr ungeſchickt ſind. Eins dieſer grotesken Genies ſchrieb neulich aus Stuttgart, die zweite Vorſtellung von „Gottſched und Gellert“ ſei nicht beſucht geweſen, und führt, als Grund dieſer Leere, die Geldklemme an. Das iſt ungefähr eben ſo albern, als wenn Jemand behaupten wolle, das Leipziger Stadttheater werde blos darum wenig beſucht, weil jetzt die Cholera in Perſien graſſirt.

∴ Unſer „Tageblatt“ ſchreibt: »Den Angaben ſächſiſcher Blätter zu Folge erhielt das ballettanzende Ehepaar Cerrito, das auf dem Dresdener Hoftheater Vorſtellungen gegeben hat, für jeden Abend 75 Louisd'ors = 375 Thaler in Gold. Das geſchieht zu derſelben Zeit, wo in derſelben Stadt ein edeldenkender Staatsminiſter (Herr v. Falkenſtein) wegen des herrſchenden Nothſtandes ſeine Soiréen eingeſtellt hat.« (75 Louisd'ors für ein halb Schock Sprünge! Mancher arme Staatsdiener, der ein ganzes Jahr lang, von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht, Aktenſtaub verſchlucken muß, erhält oft nicht die Hälfte dieſer Summe. Wir haben es oft geſagt und werden es bei jedem Anlaß wiederholen, daß die Gaukler auf den Brettern überhaupt viel zu anſtändig bezahlt werden.)

∴ Herr Wheaton, der ehemalige nordamerikaniſche Geſandte in Berlin, hat unter dem Titel „Histoire du droit des gens“ (bei F. A. Brockhaus) eine hiſtoriſche Entwickelung der bedeutendſten Völker-Verträge, in zwei Bänden, ans Licht treten laſſen.

∴ Gegen Rupps Ausſchließung haben ſich bis jetzt nicht weniger als vierundfünfzig Guſtav-Adolphs-Vereine ausgeſprochen. (Zahlen entſcheiden!)

∴ Soeben verbreitet ſich das Gerücht, daß Herr Marr . . . noch immer Ober-Regiſſeur iſt.

London. Die engliſche Regierung hat, wie die franzöſiſche, gegen die Einverleibung Krakau's einen gelinden Proteſt eingelegt.

∴ Lord Morpeth unterhandelt im Namen der Regierung über den Ankauf von Shakeſpeare's Geburtshaus in Stratford für den Staat.

∴ Herr Rowland Hill, der Urheber des Penny-Poſt-Syſtems, iſt als Sekretär des General-Poſtdirectors wieder in activen Dienſt eingetreten.

∴ Profeſſor Schönbein hat den großen Pulverhandlungen Hall und Faverham das Patent ſeiner Schießbaumwolle verkauft. Dieſe Firmen werden deſſen Erfindung in großen Maſſen fabriziren und ſie färben laſſen, um ſie von anderer Baumwolle zu unterſcheiden.

∴ Die „Illuſtrated News“ brachten neulich eine Abbildung der Laterne, welche man bei Entdeckung der Pulververſchwörung unter Jakob I. in der Hand des bekannten Fawkes gefunden hatte, welcher bereit war, 36 Pulverfäſſer anzuzünden, die das ganze Parlament in die Luft ſprengen ſollten. »Laterna illa ipse quae usus est cum qua deprehensus Guido Faux in Crypta subterranea ubi domo Parlamenti dissanda operam dabat,« lautet die Inſchrift. Das wichtige corpus delicti wird in Oxford aufbewahrt.

∴ Man hat jetzt Nelſons Degen aufgefunden. Die Identität dieſer Waffe iſt von dem Veteranen, der ſie nach dem Tode des Admirals bei Trafalgar aufbewahrt hatte, beſtätigt worden. Lord Sayn hat den Degen um 100 Guineen gekauft und dem Marine-Hoſpital zu Greenwich geſchenkt.

∴ Unter dem Titel „Paul Gerhardt“ iſt hier ein hiſtoriſcher Roman erſchienen, der zur Zeit der Reformation und des großen Kurfürſten in Brandenburg ſpielt. Das Buch iſt der Königin von Dänemark zugeeignet.

∴ Von der bekannten Miſtreß Trollope iſt ein neuer Roman, „Father Eustache, or the Jesuits“ (Pater Euſtachius, oder die Jeſuiten), erſchienen.

∴ Der Mangel an Arbeit für die Drucker und Setzer iſt ſo groß, daß in den vergangenen ſechs Monaten die Setzer in London mehr als 1200 Pfd. St. (beinahe

8400 Thaler) zur Unterſtützung ihrer arbeitsloſen Mitgenoſſen verwendet haben. Die Zahl der Empfänger belief ſich auf 160 – 230, von denen Jeder 6 Shilling wöchentlich erhielt. Bis jetzt iſt auch noch keine Ausſicht da, daß ihr Verdienſt ſich vermehren könnte, weil verhältnißmäßig ungewöhnlich wenig in London gedruckt wird.

∴ Englands Polizeimannſchaft, die aus 2552 Conſtables beſteht, koſtet jährlich 178,203 Pfd. St., wovon 139,955 für die Beſoldung derſelben verausgabt werden. Die 24 Ober-Conſtabler erhalten durchſchnittlich jeder ein Jahrgehalt von 322 Pfd. St.; die 245 Sergeanten beziehen wöchentlich 21, und die Conſtabler in drei Klaſſen 19, 17 und 16 Shilling pro Woche.

∴ Seit Kurzem beſteht hier ein neues Omnibus-Unternehmen, das ſich ſeine Fahrten meilenweiſe bezahlen läßt. Für jede engliſche Meile bezahlt die Perſon einen Penny. Dreißig ſolcher Omnibus fahren jetzt vom Markte von Hungersfield nach Paddington für zwei Pences (zwei engliſche Meilen für fünf Kreuzer).

Luzern. Bei der Hinrichtung des bekannten Johann Arnold geruhte der Stadtpfarrer Ridtenbach eine Rede zu halten, aus der wir folgende Stelle hervorheben: »Es iſt erfreulich (ſagt der überaus hochwürdige Herr), daß wir hier zu Lande noch nicht auf jenem Höhepunkt der Humanität und Aufklärung angelangt ſind, wo man der Abſchaffung der Todesſtrafe das Wort redet.« (Männeken, Sie jammern mir!)

München. Der Inſpector der Gießerei, Miller, welcher das Standbild des letztverſtorbenen Königs von Schweden für die Stadt Nörrköping gegoſſen hat, iſt zum Ritter des Waſa-Ordens ernannt worden.

∴ Für den nächſten Carneval wird von der hieſigen Künſtlerwelt ein großartiger Maskenzug vorbereitet.

∴ Die hieſige „politiſche Zeitung“ hat in einem Herrn A. Schubert, aus Preußen, einen neuen Redacteur erhalten, von dem man viel Tüchtiges erwartet.

Paris. Der Graf von Paris hat Herrn Leverrier folgendes Schreiben überſendet: »Mein Herr. Ich habe die Himmelskarte erhalten, welche Sie ſo freundlich waren, mir zu überſenden, und werde in ihr mit Vergnügen den Planeten ſehen, welchen Sie entdeckt haben. Ich vernehme, daß Sie einen Sohn von etwa meinem Alter haben. Umarmen Sie ihn ſtatt meiner und ſagen Sie ihm, ich ließe ihm Glück dazu wünſchen, einen ſo ausgezeichneten gelehrten Vater zu haben.«

∴ Die Herzogin von Montpenſier ſieht um mindeſtens fünf bis ſechs Jahre älter aus, als ſie wirklich iſt: ſie zählt erſt vierzehn Jahre. Sie iſt von mittlerer Größe: ihre Formen ſind ſtark entwickelt, dabei ihr Wuchs doch ziemlich ſchlank; ihr ganzes Weſen iſt aber noch das eines Kindes. Ihre Züge ſind angenehm, ohne gerade ſchön zu ſein; die etwas ſtarke, ziemlich breite Naſe hat durchaus nichts von jenem feinen zarten Schnitt, welcher den Typus der bourboniſchen Züge ausmacht. Dagegen hat die Prinzeſſin große, ſchwarze Augen von ſeltener Schönheit, die am ſichtlichſten die ſüdliche Abkunft verrathen. Im Ganzen betrachtet bleibt ſie immerhin eine liebliche Erſcheinung.

∴ Man hat berechnet, daß das Kriegsminiſterium von 1830 bis 1847 6 Milliarden 230,000 Millionen 560,000 Francs verausgabt hat, was jährlich ungefähr vierhundert Millionen und täglich eine Million 100,000 Francs ausmacht. (Etwas theuer für eine Zeit des Friedens à tout prix!)

∴ Die drei polniſchen Zeitungen, welche vor Gericht geladen waren, weil ſie die geſetzliche Caution nicht erlegt hatten, haben von einer reichen Perſon die nöthigen Gelder zur Stellung der Caution erhalten. Man ſagt, dieſer reiche Mann ſei der allgemein geachtete Fürſt C—y.

∴ Die radikalen Journale haben ein Manifeſt erlaſſen, in welchem die „franzöſiſche Demokratie“ an die „Demokratie Europa's“ gegen die Einverleibung Krakau's, gegen die Metzeleien in Gallizien und gegen die Vernichtung der polniſchen Nationalität appellirt. Es iſt von den Herren Lamennais, Courtois, Ledru-Rollin, Guinard, Goudchaux, Flocon und Marraſt unterzeichnet und ſoll, in alle europäiſchen Sprachen überſetzt, in 500,000 Exemplaren durch ganz Europa verbreitet werden. (Leipz. Zeitung.)

∴ Das Haus Rothſchild hat ſich auf die Nachricht von der Einverleibung Krakau's von den Unterhandlungen um eine Anleihe für Oeſterreich zurückgezogen.

∴ Donizetti, der Sänger der „Lucia“, iſt rettungslos verloren. Jede Anſtrengung der Aerzte, dem berühmten Maeſtro zu helfen, bleibt fruchtlos. Sein Auge iſt ſchon halb erloſchen, nur langſam bewegt er ſeinen Blick; er ſpricht keine Sylbe mehr und erkennt Niemanden, ja nicht einmal der Klang ſeiner eigenen Harmonie erregt ihn mehr. Der berühmte Arzt Moureau, der ihn mit brüderlicher Liebe pflegt, iſt der Meinung, daß dem armen Donizetti nur noch wenige Tage hienieden gegönnt ſind. Ivry, der Ort, an lchem der Kranke ſich befindet, hat vielleicht ſchon jetzt ſeinen letzten Athemzug ver- mmen; ſeine Ueberreſte werden jedoch einſt im Pantheon Italiens ruhen.

∴ Der „Siecle“ brachte vor einigen Tagen die große Senſation erregende Nach- ht, daß die berühmte Schauſpielerin Rachel durch den Einfluß der Madame Recamier m Chriſtenthume bekehrt worden ſei. Nächſtens ſoll die feierliche Taufe erfolgen; als athen werden der Herzog von Noailles und Madame Recamier genannt. Erſterer t beim Hofjuwelier Papſt als Taufgeſchenk ein Bouquet von Brillanten im Werthe n 50,000 Francs beſtellt. Der Erzbiſchof von Paris hat ſich erboten, die Taufhand- ng zu vollziehen. (Wenn dieſe Nachricht keine Ente iſt, ſo ſcheint uns Dame Rachel bſt eine Gans zu ſein, denn eine Künſtlerin ihres Ranges braucht keine Chriſtin zu rden, blos darum, um von ſich reden zu machen.)

∴ Vor Kurzem ſtarb der letzte der Benedictiner der Abtei Cluny, in welcher Peter r Ehrwürdige dem fliehenden Abälard einen Zufluchtsort eingeräumt hatte.

∴ Alexander Dumas iſt in St. Germain zum Bataillonschef der Nationalgarde wählt worden.

∴ In den „Skizzen aus Amerika“ wird Eugen Sue der „Lumpenſammler der riſer Moralität“ genannt.

∴ Der polniſche Flüchtling Leonard Chodzko iſt an Herrn Marmiers Stelle als bliothekar des Unterrichtsminiſterium angeſtellt worden.

∴ Der „Meſſager“, ein miniſterielles Abendblatt, hat ſeit dem 30. November zu ſcheinen aufgehört.

∴ Roſe Chéri entzückt noch immer als Clariſſe Harlowe. Damit nichts zu ihrem riumphe fehle, hat einer unſerer ausgezeichnetſten Bildhauer, der junge Dantan, ihre äſte geformt, die, im Coſtüme als Clariſſe Harlowe, im Foyer des Gymnaſe-Theaters fgeſtellt iſt.

∴ Im Gymnaſe-Theater haben die Herren Dennery und Guſtav Lemoine ein ues Luſtſpiel, „L'article 213 (du Code civil) ou le Mari doit protection (à sa mme)“, aufführen laſſen, das dem Theater volle Häuſer und ihnen fette Tantiemen rſpricht.

∴ „Luc und Roche“, ein neues einaktiges Vaudeville der Herren Briſebarre und yon“, iſt im Variétés-Theater zur Aufführung gelangt und günſtig aufgenommen orden. Lepeintre der Aeltere hat in der Onkelrolle furore gemacht.

∴ Die Opéra comique iſt mit einer neuen dreiaktigen Oper aufgetreten. Sie heißt Giby la cornemuse“ und iſt von Herrn Clapiſſon, von dem vor ungefähr fünf Jahren e komiſche Oper „le code noir“ aufgeführt worden war. Auch die neue Partitur iſt ich an hübſchen Romanzen, Karikaturen und Duetts, und die Inſtrumentation mit eben vieler Sorgfalt als Geſchicklichkeit behandelt. Auch der Text, von Leuven und Brunswick, at nicht wenig zum Gefallen der Muſik beigetragen.

∴ Einer der hieſigen Trödler verkauft jetzt aus dem Gräberraube zu Saint-Denis e Gebeine der alten Könige von Frankreich, unter Anderm den Naſenknochen Pipins s Kleinen, einen Daumen Ludwigs des Heiligen, die große Zehe Ludwigs XI., einen hlen Zahn Heinrichs III. und eine Locke der Margaretha von Valois. (Wer kauft?)

Peking. In der chineſiſchen Staatszeitung brachte neulich Pwan-ſchi-gan dem aiſer „Ruhm der Vernunſt“ den Weihrauch des Dankes dafür, daß Seine Majeſtät m huldvoll geſtattet habe, eine gelbe Reitjacke zu tragen — ein Vorrecht, das ſonſt nur e kaiſerlichen Prinzen genießen. Indeſſen ergeht es dieſem glücklichen Staatskanzler ie dem 89jährigen engliſchen Generale, der unlängſt zur Feldmarſchallswürde befördert urde. Excellenz ſind ſchon ſo alt und gebrechlich, daß er die gelbe Reitjacke wenigſtens cht mehr zu Pferde tragen kann.

∴ Ein Prinz von Geblüt iſt zu Degradation und körperlicher Züchtigung ver- rtheilt worden, weil er gegen das Geſetzbuch der Höflichkeit geſündigt und in Gegenwart s Kaiſers ge . . . nieſt hat.

Peſth. Auch das Peſther Comitat hat, nach dem Beiſpiele anderer Comitate, zur nterſtützung der Armen im Laufe dieſes Winters 50,000 Gulden C. M. unterzeichnet. Eine Selbſtbeſteuerung des Adels, die ihn mehr als Alles adelt!)

∴ Die ungariſche Akademie hat beſchloſſen, nur ſolche Gelehrte des Auslandes zu Mitgliedern zu erwählen, die, außer ihrem literariſchen Verdienſte, auch für das Volk r Magyaren in irgend einer Weiſe Aufmerkſamkeit und Sympathie offenbart haben. Sehr vernünftig!)

∴ Der hieſige Kunſtverein will im Laufe dieſes Jahres einen nicht unbedeutenden reis für das beſte Werk eines vaterländiſchen Pinſels ausſchreiben.

Petersburg. Sämmtliche Zollämter Rußlands haben den Befehl erhalten, den Buchhändlern bei den importirten Bücherballen ſämmtliche *Makulatur* wegzunehmen, weil man hier in Erfahrung gebracht hat, daß auf dieſe Weiſe eine Menge verbotener Werke eingeführt worden ſei. Dieſer Befehl iſt auch ſchon exekutirt und mancher verdächtige Bücherballen auf echt vandaliſche Weiſe unſchädlich gemacht worden.

Prag. „Geiſtige Liebe", Luſtſpiel von J. Lederer, hat hier ſehr gefallen. Der Verfaſſer, zugleich Theaterreferent für die hieſige Zeitung, hat über ſein eigenes Stück eine ſtarke Selbſtkritik geſchrieben. (Das iſt auch ſchon dageweſen!)

Rom. Der Papſt hat die Einführung der Gasbeleuchtung auf dem Corſo und auf dem Platze vor dem Quirinal geſtattet.

∴ Der berühmte Bildhauer de Fabris, Oberaufſeher der päpſtlichen Muſeen, hat eine ſehr gelungene Büſte des jetzigen Papſtes angefertigt.

Stockholm. Sämmtliche Schriften des Biſchofs Tegner, worunter ſich eine nicht geringe Anzahl noch ungedruckter Arbeiten befindet, werden, dem Wunſche des Verſtorbenen gemäß, von ſeinem Schwiegerſohne, Profeſſor Boettiger, herausgegeben werden.

Stuttgart. „Die Günſtlinge", von Charlotte Birch-Pfeiffer, ſind nun auch auf unſerer Bühne erſchienen; doch hat man, aus Gründen (!!), die Handlung aus Rußland nach Portugal verlegt, und in Uebereinſtimmung damit die Perſonen verändert. So wurde aus Potemkin — Pombal, aus Katharina der Großen — Iſabella. Durch dieſe Veränderung hat aber das Stück nicht gewonnen, ſondern im Gegentheil gelitten, da die Situationen und Zeichnungen der Charaktere ſich nicht ſo leicht den veränderten Namen anpaſſen laſſen, mit dieſen vielmehr nicht ſelten in direktem Widerſpruche ſtehen. Darum vermochte die Novität trotz des im Ganzen gelungenen Spiels nicht anzuſprechen. (Die Verfaſſerin dürfte mit Recht gegen dieſe Verlegung proteſtiren.) (Theaterchronik.)

∴ Die Schickſale eines Wahnſinnigen, welcher ſich in Berlin für einen Grafen ausgegeben und der Polizei weißgemacht hatte, daß ihm ſeine Dienerſchaft Wagen und Pferde geſtohlen, haben auch hier einiges Intereſſe erregt, da uns bald bekannt worden war, daß der vermeintliche Graf Niemand anders als der Literat A. Jäger iſt, welcher, von einer Penſion des Fürſten Pückler-Muskau lebend, hier lange Zeit ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt hat. (D. A. Z.)

Wien. Der Staatskanzler Fürſt Metternich befindet ſich ſeit einigen Wochen in fieberhafter Aufregung, aber trotzdem meidet er beharrlich das Bett und bringt ſelbſt die Nächte auf einem Langſeſſel zu. Wiederholt hat man aus ſeinem Munde die Aeußerung vernommen, daß er das Bett nicht mehr verlaſſen werde, wenn er ſich einmal in daſſelbe niederlege. (Fürſt Metternich, geb. am 15. Mai 1773, geht jetzt ins 74ſte Jahr.)

∴ Vor Kurzem hatten wir hier einen ziemlich ernſthaften Studenten-Auflauf. Ein Profeſſor J. hatte ſich ſo weit vergeſſen, einem Studenten eine Ohrfeige zu geben. Dieſe Ohrfeige wurde das Signal zu der zügelloſeſten Unordnung. Fenſter, Bänke und Tiſche im Univerſitäts-Saale wurden zerſchlagen und der flegelhafte Profeſſor, der ſich in einen Wagen geflüchtet hatte, kam, von der Menge verfolgt, kaum mit dem Leben davon. Die Studenten verlangen nun, daß er Abbitte leiſten ſoll.

∴ Was man ſich früher blos gerüchtweiſe erzählt hat, ſcheint jetzt Wahrheit zu werden: Fanny Elsler wird heirathen; der glückliche Bräutigam iſt ein Wiener. (Halleluja!)

∴ Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung", die bekanntlich höchſt freigebig im Weihrauchſtreuen iſt, berichtet, daß Fanny II., die jüngſte Tochter der Grazien, die luftgeborene und ſchaumgewobene Sylphide Cerrito, nachdem ſie über die Peſther Bühne geduftet und für „jedes Duften" baare 150 Dukaten erhalten habe, nach Leipzig chaſſirt ſei.

∴ Im Theater an der Wien iſt eine neue dreiaktige Burleske „Eiſele und Beiſele", von M. G. Herbert, mit hyperkoloſſalem Eclat durchgefallen. Der „Humoriſt" bringt ſtatt der Kritik ein „fliegendes Blatt", alſo lautend:

„Zu allererſt kam der Herr von „Eiſele",
Mit ihm kam der Herr von „Beiſele",
Beide kamen an auf einem „Zeiſele"*),
Doch als in der ganzen Art und „Weiſele",
Nichts kam als ein albernes „Mäuſele",
Da pfiff und ziſcht' das ganze „Häuſele";
Darum, meine lieben Herren „Eiſele und Beiſele",
Wünſch' ich gute Nacht und — „glückliche Reiſele".

---

*) Zeiſelwagen iſt eine Art von Landfuhrwerk.

∴ J. N. Vogls geſammelte Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden, ein ſtar-
r Band von 724 Seiten und einer Vorrede von XII Seiten, enthalten 12 vaterländi-
he und 26 hiſtoriſche Balladen, 8 örtliche Gedichte, 8 Frauenbilder, 7 Seebilder,
Dichterleben, 23 Liebeleben, 11 moderne Balladen, 9 ſcherzhafte Balladen, 11 militäri-
he Balladen, 10 Lieder vom Mutterherzen, 7 Dorfgeſchichten, 28 Crequis und Genre-
ſtücke, 3 Blumen-Balladen, 3 Zecher- und 9 Keller-Sagen, 10 Volksſagen, 5 Kloſter-
gen, 6 Bergmannsſagen, 16 Geſpenſterſagen, 7 fromme Sagen, 12 Legenden und
t Nachbildungen.

Würzburg. Die Stahel'ſche Buchhandlung kündigt eine „Geſchichte der deutſchen
ſtſchlöſſer“ an. Die erſte, unter der Preſſe befindliche Lieferung behandelt die Schlöſſer
ürtembergs; die Herausgeber der ganzen Sammlung ſind die Herren Henle und
prunner. (Wer ſchreibt eine Geſchichte der deutſchen Luftſchlöſſer?)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Opfer der Chineſen beſtehen vor Allem darin, daß ſie Papier verbrennen.
egenwärtig iſt die Papiermaſſe, die man bei religiöſen Ceremonien verbraucht, ungeheuer.
ohlhabende Leute geben den Prieſtern allmonatlich eine gewiſſe Summe, um in ihrem
amen ſo und ſo viel Papier zu verbrennen und zu beten; reiche Leute unterhalten be-
ndere Perſonen, deren einzige Beſchäftigung darin beſteht, Weihrauch darzubringen und
apier zu verbrennen. (Und weil jetzt in China große Papierklemme eingetreten iſt,
llen ein paar Buchhändler, welche die Novellen des Herrn Guſtav Kühne verlegt haben,
mmtlichen Vorrath nach China ſchicken.)

— Die Bewohner der Bretagne, die bekanntlich ſehr abergläubig ſind, glauben noch
tzutage an das Daſein der Courriquets. Dieſe Courriquets ſind vielfach neckende
bolde, die den Wanderer vom rechten Pfade ablocken. Sie ſollen eine ſehr ſcharfe,
chdringende Stimme haben und ungeheuer große, runde Hüte tragen, durch die ſie
dem menſchlichen Auge gegenüber unſichtbar machen können. Auch in England herrſcht
ſer Volksglaube; dort aber werden dieſe Kobolde — Pixies genannt.

— Dubliette hieß ein von Ludwig XI. erfundener trichterförmiger Kerker, der an
den Seiten mit ſchneidenden Werkzeugen und unten mit einer Fallthüre verſehen war,
den zerſtückelten Körper des Herabgeſtürzten auf immer der Vergeſſenheit übergab —
er der Name Dubliette.

— Im vierzehnten Jahrhundert gab es zu Conſtantinopel eine Sekte griechiſcher
nche, welche durch unabläßliches Betrachten ihres Nabels ſich in Extaſe zu verſetzen
ten. Dieſe Frommen, welche Tage lang unbeweglich auf einem Stuhle ſaßen und
Erwartung der himmliſchen Erſcheinung ihren werthen Nabel anſtarrten, wurden aus
em Grunde Omphalopſychen oder Nabelgucker genannt und vom griechiſchen Kaiſer
hann Paläologos ſehr begünſtigt, weil auch Seine Majeſtät ein allerhöchſter Nabel-
ker war.

— Der Nürnberger Prediger Johann Fabricius (geb. am 31. März 1618) wurde
26. April 1676 auf der Kanzel, gerade bei der Auslegung eines Textes von Sirach
28: »Ein Jeglicher hat eine beſtimmte Zeit zu leben,« vom Schlage gerührt.

— Die Spitzenklöppelei in Annaberg, die gegenwärtig über 40,000 Hände beſchäftigt,
de im Jahre 1561 von einer Frau, Namens Barbara Uttmann, eingeführt.

Treffer und Nieten.

* Der Apoſtel Paulus ſagt in den Dig. XLVII. 10, 18: »Eum qui nocentem in-
avit, non est bonum et aequum, ob eam rem condemnari; peccata enim nocen-
nota esse et oportet et expedit.« (Es iſt nicht recht und billig, Denjenigen
rafen, der den Böſen tadelt; gut und zweckmäßig iſt es vielmehr, daß die Nieder-
tigkeiten der Böſen offenbart werden.) — (Beweis, daß ſchon Apoſtel Paulus ein
nd von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit geweſen iſt.)

* Der große Ludwig Börne ſchrieb: »Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Frei-
n iſt ſo groß, wie der zwiſchen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion
r Erkenntniß eines einigen Gottes beſteht, ſo beſteht die wahre politiſche Religion
r Erkenntniß einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten,
Freiheiten ohne Freiheit. Wenn zu wählen iſt, iſt Freiheit ohne Freiheiten beſſer
mgekehrt.«

Der Leuchtthurm

Monatsſchrift zur Unterhaltung und Belehrung
für
das deutſche Volk,
redigirt
von
Ernſt Keil,

erſcheint auch für nächſtes Jahr fort und zwar in Bremen. Die Tendenz dieſes freiſinnigen Journals dürfte wohl am beſten durch den Inhalt des neunten Heftes angedeutet werden.

Heft 9 enthält:

Lied der deutſchen Auswanderer von Glasbrenner. — Suschen. Eine ſchleſiſche Dorfgeſchichte von Louiſe Otto. — Das kirchliche Obergebirge. — Schreiben des Tiſchlergeſellen B. an den Tiſchlergeſellen A. in W. — Julius Rupp, Biographie und Charakteriſtik. — Die Cölner Auguſttage. — Das Gericht der Armen. — Die freie Gemeinde in Halle. — Umſchau in Deutſchland.

Mit Rupps Portrait.

Der „Leuchtthurm“ erſcheint in monatlichen Heften zu 4 bis 5 Bogen groß Lexikon-Format und wird pünktlich mit dem Erſten jeden Monats ausgegeben. Jedes Heft iſt mit

Ein oder zwei prachtvollen Stahlſtichen

verziert. Außerdem wird den Abonnenten von 4 zu 4 Wochen ein Extra-Beiblatt unter dem Titel:

Die Laterne

gratis nachgeliefert.

Am Schluß eines jeden Vierteljahres empfangen die geehrten Abnehmer ebenfalls gratis ein

2 Fuß hohes und 1½ Fuß breites

schönes Kunstblatt

deſſen Zeichnung und Ausführung wir anerkannten Künſtlern anvertraut haben. Die Prämie zum 1. Quartal liegt bereits in allen ſoliden Buchhandlungen zur Anſicht aus.

Der Abonnementspreis pro Quartal iſt

nur 24 Silbergroſchen

und gewähren wir außerdem Subſcribentenſammlern auf

6+1, 25+5, 50+12 Freiexemplare.

Bremen im December. **Expedition des Leuchtthurms.**

Bulwers neueſter Roman:

Lucrezia oder die Kinder der Nacht.

Auf Veranſtaltung des Verfaſſers aus dem Engliſchen überſetzt.

In 3 Bänden. 12. Geh. 3 Thlr.

iſt heute in unſerm Verlage erſchienen und daſelbſt, ſowie in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Berlin, den 5. December 1846.

Duncker und Humblot.

Hierbei Nummer 12 des „Extra-Charivari“.

Schluß des fünften Jahrgangs.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 12.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Die Jungfrau von Brüſſel.

Bir halten dieſe biographiſche Skizze ſchon darum der Mittheilung werth,
n keinem unſerer Converſations-Lexica, weder im Pierer noch im
aus, ja ſelbſt nicht in Michauds „Biographie universelle" die Lebens-
te dieſer Märtyrerin zu finden iſt.
nna van Hove war die Tochter eines angeſehenen Bürgers in Brüſſel.
e Reformation, von Deutſchland aus, ſich nach den Niederlanden ver-
hatte, und die lutheriſche Bibelüberſetzung in holländiſcher und vlämiſcher
he erſchienen war, trat Anna auf freiem Felde und auf offener Straße
as der um ſie verſammelten Menge Stellen aus dem neuen Teſtamente
e Pſalmen vor, und legte ihnen die Schrift aus. Obſchon die blutige
haft des Herzogs Alba, welcher binnen ſechs Jahren mehr als hundert-
Bekenner der neuen Lehre durch Schwert und Feuer hatte hinrichten
vorüber war, ſo blieben doch auch nach ihm die Inquiſition und das
richt noch in voller Thätigkeit. Anna van Hove wurde vor die In-
n geführt, und, da ſie weder die angebliche Ketzerei abſchwören, noch
einſeligmachenden Kirche zurückkehren wollte, verurtheilt, *lebendig* be-
n zu werden. Wie ſehr auch die Jeſuiten in ſie drangen, Anna be-
ſtandhaft bei ihrem Glauben, obſchon ſie händeringend und auf den
bat, daß man ſie nicht auf ſo grauſame und unmenſchliche Weiſe hin-
möge. Der Tag der Vollziehung des grauſamen Spruches kam heran.
9. Juli 1597 bewegte ſich, unter dem Geläute des Armenſünder-Glöck-
welches von Zeit zu Zeit durch ein „Miserere mei, Domine!" unter-
wurde, ein düſterer Zug von Dominikanern, Franziskanern und Jeſuiten
öwener Thore in Brüſſel hinaus, nach dem Barenhegveldt. In ihrer
führten die Mönche die unſchuldig Verurtheilte im härenen Bußge-
Neben dem Hochgerichte war eine tiefe Grube gegraben, an welche
iſitzer der Inquiſition ſie heranführten und ſie aufforderten, die Ketzerei
wören. Als ſie dies verweigerte, wurden ihr Hände und Füße gebun-
d ſie an den Stricken in die Grube hinabgeſenkt. Sechs Mönche traten
odtengräber mit Schaufeln heran, bedeckten ihr zuerſt die Füße bis zu
ieen mit Erde; dann hielten ſie inne und forderten Anna auf, abzuſchwören
n widerrufen; ſie widerrief nicht. Die Todtengräber bedeckten ſie mit
bis zur Bruſt und wiederholten ihre Aufforderung, — ſie blieb ſtand-
ſie bedeckten ſie mit Erde bis zum Munde, — vergebens, ſie betete laut
em Heilande. Da trat die ganze Schaar der Mönche heran und warf

unter Verwünſchungen und Flüchen die Erde mit vollen Schaufeln auf die lebendig Begrabene. Ein mitleidiger Henkersknecht, den die Unglückliche jammerte, ſprang jetzt mit ſchweren Reiterſtiefeln und mit dem Gewichte ſeines Körpers hinab in die Gruft, dem armen Kinde mitten auf die Bruſt, um ihren Qualen ein raſches Ende zu machen.

Der Agamemnon.

Ein neues Wort für eine alte Sache! Ihr Alle, die Ihr einſt den Homer geleſen habt, werdet wiſſen, daß Agamemnon ein König der Griechen geweſen war.

Das Wort **Grieche** aber iſt in Paris nicht mehr anſtändig. Die Trojaner der Salons ſind übereingekommen, dieſen Ausdruck, der ſo viel als **Spieler** bedeutet, aus der Sprache der feinen Geſellſchaft auszumerzen. Von einem Manne, der fortwährend Glück im Ecarté hat, wird jetzt unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſagt: »Dieſer Herr iſt ein Agamemnon.«

Gewiß hat ſchon Jeder von Euch, der einmal in Paris geweſen iſt, einem dieſer Könige von Griechenland begegnet. Seitdem die Spielbäder geſchloſſen ſind, findet man dieſe Agamemnons nur noch in Paris; überall, wo man ſpielt, an jedem Orte, wo man Wetten entrirt, ſind Agamemnons dabei.

Nichts Eleganteres als ſolch ein Agamemnon! Er trägt ein königliches Gilet, eine fürſtliche Cravatte und kaiſerliche Handſchuhe. Er hat ein goldenes Lorgnon. Der Knopf ſeines Stocks iſt von Gold, die Knöpfe ſeiner Weſte ſind ebenfalls von Gold. Nur ſeine Uhr iſt von Tomback.

In Stunden, wo nicht geſpielt wird, beſucht der Agamemnon die Balcons der Theater und vor Allen den erſten Rang der großen Oper. Denn er iſt durch und durch Lyriker, und war erſt Roſſiniſt, dann Belliniſt und ſpäter Meierbeeriſt; ſeit den „Musketieren der Königin“ iſt er Halévyſt.

Der Agamemnon pflegt alle Gattungen von Bärten und mindeſtens drei Orden zu tragen. Zu letztern gehört auch das rothe Band der Ehrenlegion. Der Deckel ſeiner Tabacksdoſe iſt mit einem Wappen geſchmückt; wenn er Euch eine Priſe offerirt, ſo dürft Ihr wetten, daß es der feinſte Taback iſt. Wenn Ihr ihm rauchend auf den Boulevarts begegnet, ſo wird er Euch feſthalten, um Euch eine ſeiner Regalias koſten zu laſſen. Er hat eine Tabakfabrik in der Havanna und eine kleine Diamantengrube in Braſilien.

Agamemnon, der die ſchwachen Seiten der Menſchheit kennt, iſt artig gegen die Männer, außerordentlich zuvorkommend gegen die Frauen und aufmerkſam gegen die Kinder. Wenn Einer zuviel an der großen Tafel iſt, ſetzt ſich Agamemnon zu den Kindern an den kleinen Tiſch. Fehlt ein vis-à-vis, um eine Quadrille zu vervollſtändigen, ſo füllt unſer Agamemnon die Lücke aus und tanzt trotz einer ſtarken Wunde, die er, Gott weiß in welcher Schlacht, erhalten hat. Wird ein Vierter zur Bouillote gebraucht, ſo läßt er ſich lange dazu nöthigen, denn er hat immer Unglück, wie er ſagt, und fürchtet zu verlieren. Endlich entſchließt er ſich dennoch, einen Napoleon auf's Spiel zu ſetzen, und am Ende der Sitzung hat er deren dreißig bis vierzig gewonnen.

Dies iſt der Agamemnon. Der leibhaftige Proteus der ſchönen Welt hat er tauſend verſchiedene Coſtüme, in denen er beſſer als mancher unſerer Schauſpieler zu Hauſe iſt, ſo daß oft eine und dieſelbe Perſon ihn für fünf bis ſechs verſchiedene Leute hält.

Der alte König der Griechen hat ſeinen Platz in Homers unſterblichen Geſängen markirt; der neue Agamemnon beſchränkt ſich darauf, vier Mal des Abends beim Ecarté den König am Spieltiſch zu markiren.

Die Wiener Journaliſtik.

Ein Wiener Journaliſt hat uns folgende Charakteriſtik der Wiener Blätter eingeſchickt: Der „Beobachter“, alt und kurzſichtig geworden, hat keinen hellen Blick mehr, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft. Die „Wiener Zeitung“ führt die Politik als unnützen Ballaſt, die Inſerate als Proviant am Bord und verbreitet außerdem noch viel Intelligenz durch das — Intelligenzblatt. Die junge, halb politiſche „Gegenwart“ hat keine Zukunft, und die alte, ganz unpolitiſche „Wiener Zeitſchrift“ nur eine Vergangenheit. Das „Literaturblatt“ bringt oft Vielerlei, nur keine — Literatur, und die „Muſikzeitung“ lauter Muſik und — ſchlechte Gedichte »für Compoſition.« Die „Theaterzeitung“ iſt noch das alte Trödelmagazin für Novellenquark, Theaterkram und Neuigkeitenklatſch, und der „Humoriſt“, der ſonſt immer die Lacher auf ſeiner Seite hatte, bekommt von Jahr zu Jahr ein längeres Geſicht und — weniger Leſer.*) Der „Wanderer“ ſchreitet ziemlich rüſtig, doch mit zuviel ſchoflem Gepäck beladen, und der einſt geſchätzte „Sammler“ iſt zum Lumpen-Sammler herabgeſunken. Der „Zuſchauer“ drückt noch immer kein Auge zu, wenn es gilt, die liebe, hoffnungsloſe Jugend zu ſchulmeiſtern, und entrüſtet ſich in edlem Selbſtbewußtſein, wenn ſich ein Gelbſchnabel unterfängt, an Seiner Magnificenz Unfehlbarkeit zu zweifeln. Die „militäriſche Zeitſchrift“ führt uns durch alle Manöver der Taktik und alle Marſchrouten der Strategie, um uns zu beweiſen, wie ſo viele gegen Napoleon gekämpfte Schlachten verloren gehen konnten. Dem „Kobold“ hat die löbliche Fürſorge unſerer hochlöblichen Cenſur den Kopf genommen; Andere meinen, er habe nie einen gehabt.**) „Kasperl im Frack“ hat ſich mit denſelben Holzſchnitt-Lappen angethan, eingedenk des Textes: »Kasperle, folge mir!« Hat ſich der geduldige Leſer endlich durch dies Ueberdutzend Alltags- und Wochenblätter mit Anſtrengung durchgearbeitet, ſo kann er bei den „Sonntagsblättern“ ausruhen, vorausgeſetzt, daß er eine ernſte Sabathfeier liebt, wo indeß das Wort des Herrn, d. h. des ſchöpferiſchen Geiſtes, auch nicht ſelten arg verſtümmelt vorgetragen werden darf. Nur dem „Hansjörgel“ iſt es dann und wann erlaubt, auf gut Wieneriſch die Wahrheit zu ſagen; man denkt ſich dabei, was der dumme Jörgel ſchreibt, das kann dem dummen Michel nichts ſchaden u. ſ. w

---

*) Wir, für unſern Theil, finden den „Humoriſten“ jetzt weit mannigfaltiger und unterhaltender als früher. C. M. O

**) Herr Friedrich Kaiſer konnte für ſeinen illuſtrirten „Kobold“, eine matte Nachahmung der Münchner „Fliegenden Blätter“, keine Conceſſion bekommen, und darf ihn daher nicht als Wochenſchrift, ſondern nur heftweiſe in Buchform und ohne Titel erſcheinen laſſen. Daſſelbe gilt für „Kasperl im Frack“, der dem „Kobold“ in ſchalen Karrikaturen den Rang ſtreitig macht. Der Einſender.

Zapfenſtreich.

Cöln. Die in Nr. 11 des Extra-Charivari bereits erwähnte, hier vor Gericht geſtellte Gräfin von Falkenberg, welche ſich eine natürliche Tochter Napoleons nennt, iſt einige 30 Jahre alt. Sie behauptet, ihr Vater habe ihr 100,000 Fr. vermacht, die ihr aber nicht ausgezahlt worden ſeien. Ihrer Angabe nach wurde ſie im Jahre 1812, als ihr Vater ſeinen unglücklichen Feldzug nach Rußland unternahm, in Cöln geboren und vom König Friedrich Wilhelm III. über die Taufe gehalten. Mit ihrer Amme ſei ſie in ein Kloſter nach Neapel gebracht und dort bis zu ihrer Großjährigkeit erzogen worden. Den Namen ihrer Mutter und des Kloſters erklärte ſie, wegen eines Eides, nicht angeben zu können. Dieſe wunderliche Perſon kam am 28. Nov. vor das Geſchwornengericht; ſie erſchien ſauber gekleidet und erzählte auf Befragen, was oben angegeben worden iſt, in ſehr geläufigem Deutſch. Als ſie gefragt wurde, woher ſie das Deutſche gelernt, antwortete ſie, daß ihre Amme eine Deutſche geweſen ſei. Sie gab an, daß ſie auch chineſiſch, arabiſch und portugieſiſch ſpreche, kann aber weder leſen, noch ſchreiben. Als ſie das Kloſter verlaſſen, habe ſie 6000 Kaiſergulden erhalten, mit denen ſie Reiſen gemacht habe, ſpäter habe ſie ſich durch Nähen ernährt. Das Verbrechen, deſſen ſie angeſchuldigt ward, beſtand darin, daß ſie in einem Gaſthof ein Paar leinene Tücher entwendet haben ſollte. Die Ausſage der Angeklagten machte einen eigenthümlichen Eindruck. Nichts von ihren oben erwähnten Angaben konnte bewieſen oder widerlegt werden, und die Geſchwornen wußten nicht, ob ſie es mit einer fixen Idee oder Gaukelei zu thun hatten. Der Anwalt Näken hielt eine ſchöne Vertheidigungsrede der Angeklagten, welche freigeſprochen, und da ſie ohne alle Mittel war, noch mit einem Geldgeſchenk entlaſſen wurde, indem die Geſchwornen unter ſich eine Sammlung veranſtalteten.

Wien. Ein Correſpondenzbericht aus Ungarn im „Humoriſten" ſchließt mit den Worten: »Gerade diejenigen Hiſtrionen und Komödianten, die ſich über alle Kritik erhaben glauben, ſtehen in der Regel unter aller Kritik.« M. G. Saphir macht dazu folgende Randbemerkung. In Ungarn lebt man noch im reinen Naturzuſtande! Da befremdet es nie einen Recenſenten, wenn hinter ſeinem Rücken ein Komödiant ſich unanſtändig über ihn äußert. O die liebe, reine Unſchuld! Haben die Hiſtrionen doch ſelbſt Leſſing einen Eſel genannt, und wenn der Herr Einſender nach Wien kommen wollte, um zu hören, was hinter dem Rücken von allen Kritikern und Redacteuren geklatſcht wird, da würde er ſeine blauen, grünen und gelben Wunder erleben; allein Kaſpar im „Freiſchütz" ſagt: »So was hört ein Geſcheiter nicht.« Aber „nur nobel". Man kommt zuſammen, man drückt ſich, man küßt ſich die Hände, man kehrt den Rücken und beſchimpft ſich gegenſeitig. Das iſt ſo Herrenrecht zu Arras! Was wäre das menſchliche Leben, wenn nicht das Bischen „Hintermrücken-Schimpfen" wäre. (C'est tout comme chez nous! Auch bei uns in Leipzig giebt's ehrloſe Wichte, die „hinterm Rücken ihrer Gegner" dieſen Das zu rauben ſuchen, was jene Beutelſchneider ſelbſt nicht beſitzen: die Ehre nämlich. Dies feige Geſindel beſteht aber nicht blos aus Komödianten, ſondern auch aus ſogenannten Literaten, die, gleich Buſchkleppern, aus ſicherm Verſtecke ihre kothbeſpritzten Pfeile gegen ihre Gegner abſchleudern. Aber öffentlich gegen ihre Gegner aufzutreten, dazu fehlt dieſen literariſchen Cartouche's weiter nichts als Muth, Muth und wiederum Muth!)

Zur Nachricht.*)

Gegen dergleichen Angriffe, die man von Neuem in dem Aufſatze „Petzholdtiana" in Nr. 217 gegen mich zu machen verſucht hat, fühle ich mich, wenigſtens in dieſem Blatte und in der dem Angriffe entſprechenden Weiſe, zu antworten völlig außer Stande, gedenke aber im nächſten Jahrgange meines „Anzeigers der Bibliothekwiſſenſchaft" Gelegenheit zu nehmen, die Motiven dieſes Aufſatzes, ſowie des früheren Angriffes in Nr. 210 und des von Dr. Gräße gegen mich gerichteten Ausfalls im „Dresdner Verfaſſungsfreunde" Nr. 12 nachzuweiſen, und dadurch zu zeigen, was man von allen dieſen Dingen zu halten habe, dadurch zu zeigen, wie es komme, daß Schriften von mir, die bereits 1839, 1841 und in der Mitte vorigen Jahres erſchienen ſind, erſt jetzt, unter Verdächtigung und Entſtellung der Wahrheit (die der Urheber der Aufſätze, und zwar zum Theil von mir ſelbſt, recht wohl kennen muß) zum Gegenſtande des Spottes und Hohnes gemacht werden.

Dresden im December. Bibliothekar Dr. **Julius Petzholdt.**

---

*) Wir wünſchen die Acten dieſer Fehde — wenigſtens für unſer Blatt — jetzt geſchloſſen zu ſehen. C. M. O.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

°. 222. Leipzig, 1. Januar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Das Jahr 2847.

Unverbürgte Nachrichten aus der Zukunft.

Von E. M. Oettinger.

Januar.

— Man ſchreibt aus Leipzig: Oettingers „Charivari“, der am
d. M. ſeinen 1006ten Jahrgang begonnen, bringt ſeinen 25,000 Le-
die höchſt erfreuliche Mittheilung, daß der würdige Greis und Kunſt-
eran Marr, zum Entzücken der ganzen Stadt, noch immer Ober-
giſſeur iſt und trotz ſeines ziemlich vorgerückten Alters jetzt ſeine Rollen
t fleißiger memorirt als vor tauſend Jahren, wo ihn ſein Gedächtniß
oft in Stich gelaſſen haben ſoll.

— Aus Frankfurt wird gemeldet, daß der hohe Bundestag in ſei-
letzten Sitzung beſchloſſen hat, die Karlsbader Beſchlüſſe vorläufig
auf fünf Jahre zu verlängern.

Februar.

— Man meldet aus New-York: Die Erben des ſeit neun Jahr-
derten im Schooß der kühlen Erde von den Strapazen ſeines Polen-
es ausruhenden Dr. Heinrich Wuttke haben endlich — nach tauſend
ren — durch einen außerordentlichen Zufall an den Ufern des Miſſi-
einen muthigen Mann gefunden, der ſich bereit erklärt hat, die
riften des großen Unbekannten in Verlag zu nehmen. Unter deſſen
dſchriftlichem Nachlaß befindet ſich unter Anderm der zweite Band
„Friedrichs II. Beſitzergreifung von Schleſien“.

— Aus Dresden wird gemeldet: Auf dem Robert-Schmieder-Platze
am 11. d. M. die dankbare Nachwelt den Grundſtein zu einer neuen
sbühne gelegt, welche den Namen „Theater-Laube“ führen wird.
dem Eingange dieſes neuen Schauſpielhauſes ſoll ein aus Kraft-
, Platina und Papiermaché gegoſſenes Rieſen-Standbild dieſes un-
lichen Dichters auf Koſten der deutſchen Künſtlerwelt errichtet werden.

März.

— Eine telegraphiſche Depeſche meldet aus Schkeudiz, daß man ſoeben eine vollſtändig erhaltene Mumie ausgegraben habe, in deren wohlerhaltenem Magen man 144 halbverdaute Beefſteaks vorgefunden hat. Man glaubt, daß dies die ſterblichen Ueberreſte des unſterblichen Gargantua ſind, welchen Meiſter Rabelais in ſeinem „Pantagruel“ verewigt hat.

— In Paris hat ſich ein eilftägiger Säugling auf der großen Baßpoſaune hören laſſen. Er blies eine freie Fantaſie über „Schleswig-Holſtein meer-umſchlungen“ und trug dann Variationen über das Thema „Sie ſollen ihn nicht haben“ mit unbeſchreiblichem Beifall vor.

April.

— Madame Schröder-Devrient, welche vorgeſtern ihren 1052ſten Geburtstag gefeiert, hat geſtern Abend im Leipziger Stadttheater die Emmely in Weigls „Schweizerfamilie“ bei fünffach erhöhten Preiſen geſungen und die Hälfte ihrer Einnahme dem Anti-Thierquäler-Vereine in Dresden zugewendet.

— Die Erben der Engelmann'ſchen Buchhandlung in Leipzig machen bekannt, daß von Dr. Wuttke's erſtem Bande der „Beſitzergreifung Schleſiens“ noch 722 Exemplare, um nach tauſend und neun Jahren endlich damit aufzuräumen, zu dem bedeutend ermäßigten Preiſe von 9 Pfennigen pro Stück zu haben ſind.

Mai.

— Bei den in Augsburg vorgenommenen Ausgrabungen hat man ein verſteinertes Weſen gefunden, in deſſen marmornen Rocktaſchen ſich ein verſteinertes Exemplar der „Augsb. Allgem. Zeitung“ befand. In einzelnen Theilen dieſes koſtbaren Petrefacten glaubte man eine Aehnlichkeit mit Herrn Guſtav Kolb, einem der frühern Redacteure dieſer Zeitung, zu erkennen, da aber dieſes Foſſil einen vollſtändig ausgebildeten Kopf hat, ſo iſt man einſtimmig der Anſicht, daß es doch wohl ein Anderer, als Herr Kolb ſein muß.

— Am 18. Mai wurde auf dem Leipziger Stadttheater zur tauſendjährigen Jubiläumsfeier des berühmten Journaliſten Oettinger die zweite Aufführung ſeines bei der erſten Vorſtellung mit beiſpielloſem Enthuſiasmus aufgenommenen Luſtſpiels „Zwei Seelen und Ein Gedanke“ aufgeführt und mit noch weit größerem Furore als das erſte Mal begrüßt. Der Verfaſſer wurde neunzehn Mal gerufen, konnte aber nicht perſönlich erſcheinen; ſtatt ſeiner erſchien Herr Marr mit einem Trauerflor um den Arm und Thränen der reinſten Freude in den Augen.

Juni.

— Die „Leipziger Zeitung“, redigirt vom Dr. Gretſchel XXXIX., berichtet: Am 1. d. M. iſt der letzte Nachkomme des um die deutſche Literatur ſo hochverdienten Novelliſten Heller, Robert CXCIX., in der Synagoge zur jüdiſchen Religion zurückgekehrt und noch an demſelben Tage als Ober-Rabbiner einem Rufe nach Czenſtochau gefolgt. Bei der Taufe, die von einem Nachkommen des großen und weiſen Rabbi-Ben-Akiba-Kuranda vollzogen worden iſt, hat der junge Neophit ſeinen chriſtlichen Namen abgelegt und den ſeines großen Urahns „Rubens Hillel Ben Naphtali Hirſch“ angenommen. Abends war das ganze Juden-Viertel erleuchtet.

— Man meldet aus Berlin: Geſtern Abend iſt die große Rellſtab-Brücke eingeſtürzt und die darauf befindliche Bildſäule dieſes während ſeines Lebens leider nicht genug gewürdigten Kunſtkenners in die Spree gefallen, welche in Folge dieſes Unglücks gänzlich ausgetrocknet iſt. Die Statue des großen Kritikers trug in der gen Himmel emporgehobenen Rechten ein Blatt der „Voßiſchen Zeitung“.

Juli.

— In der Hoffmann von Fallerslebener Colonie auf Texas iſt unter den Schafen die Drehkrankheit ausgebrochen. Auch mehrere deutſche Flüchtlinge, worunter auch einige Mitglieder des Literaten-Vereins zu Honolulu, ſind leider davon ergriffen worden, ſo daß man an ihrem Aufkommen zweifelt.

— Man meldet aus New-York: Jener muthige Buchhändler an den Ufern des Miſſiſippi, der den zweiten Theil von Dr. Wuttke's claſſiſchem Geſchichtswerke „die Beſitzergreifung Schleſiens“ im Verlag zu nehmen entſchloſſen war, iſt, gleich nachdem ſich dieſe Nachricht verbreitet hatte, gerichtlich unter Curatel geſtellt worden.

Auguſt.

— Soeben läuft aus Berlin die Nachricht ein, daß in Folge des gänzlichen Mangels an Spree- und ſonſtigem Waſſer öffentliche Gebete angeordnet worden ſind, Herr Anton Gubitz CCCVIII. möge ſich in Gnaden bewegen fühlen, bald wieder eine Kritik für den „Geſellſchafter“ zu ſchreiben, um dieſem fühlbaren Waſſermangel ſchleunigſt abzuhelfen.

— Es hat ſich jetzt durch hiſtoriſche Urkunden herausgeſtellt, daß die in Schkeuditz ausgegrabene Mumie mit den 144 im Magen unverdaut gebliebenen Beefſteaks nicht der berühmte Vielfraß Gargantua, ſondern der hochgefeierte Kritiker Bernhardi iſt, da ſich in der Bruſttaſche dieſer jedenfalls höchſt ſchätzenswerthen Mumie die zehn letzten Bände einer noch unvollendeten Kritik über Hamlet vorgefunden haben.

September.

— Ein Nachkomme des berühmten Aſtronomen Leverrier hat auf der Pariſer Sternwarte einen neuen Planeten entdeckt, dem die Akademie, auf Antrag eines ihrer gelehrteſten Mitglieder, den Namen „Lumpacivagabundus“ beilegen wollte. Ein Anderer verlangte, daß der neue Himmelskörper „Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Hugh-Pearſon-Lyſer“ getauft werden ſollte. In Folge vorgenommener Abſtimmung hat der erſte Name den Vorrang erhalten.

— Der gelehrte Ober-Rabbiner und Novelliſt Rubens Hillel Ben Naphtali Hirſch iſt wieder zur chriſtlichen Kirche zurückgekehrt und hat ſeinen frühern Namen Robert Heller angenommen.

October.

— Man ſchreibt aus Brüſſel: In einer geſtern ſtattgefundenen Auction iſt, das Kreuz des Leopold-Ordens, welches der König der Belgier vor 1001 Jahren dem berühmten Publiciſten Kuranda verliehen, an die Meiſtbietenden verſteigert worden. Ein Urenkel des czechiſchen Barden Moritz Procopius Hartmann hat die Reliquie ſeines großen Landsmannes für ein Exemplar ſeines „Schwelch und Kehrt“ erſtanden und den Orden als Talisman der Stadt Prag verehrt.

— In der Herloßſohn-Straße zu Leipzig hat man einen merkwürdigen Hausſchlüſſel gefunden, der die wunderbare Eigenſchaft beſitzt, daß er erſt zwei Stunden nach Mitternacht ſeine Schuldigkeit erfüllt.

November.

— Der Pariſer „Moniteur“ vom 16. November bringt das Manifeſt, laut welchem der König der Franzoſen, Louis Philipp XIV., die Beſitzergreifung der ſchweizer Republik anzeigt.

— Ein Extra-Beiblatt der „Schleuditzer Staats-Zeitung“ macht bekannt, daß ſich nach genau vorgenommener Zählung im Magen der bewußten Mumie noch ein Beefſteak mehr, als nach frühern Angaben, vorgefunden hat.

December.

— Die Erben der Engelmann'ſchen Buchhandlung erklären das von einigen Blättern ausgeſprengte Gerücht, daß nach der von ihnen veranſtalteten Preisermäßigung der ſämmtliche Vorrath der annoch lagernden Exemplare des Wuttke'ſchen Geſchichtswerks endlich vergriffen worden ſei, für einen voreiligen Puff, der keinen Glauben verdient.

— Soeben verbreitet ſich das Gerücht, daß der in Augsburg ausgegrabene Petrefact doch der ehemalige Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ iſt, der dazu gehörige Kopf aber blos, wie ſich bei näherer Unterſuchung herausgeſtellt hat, angeſetzt ſein ſoll.

Geheimer Briefwechſel

einer Infantin an eine Königin.

Heilige Jungfrau, wie langweile ich mich!

Erſt ſeit einem Monate bin ich in Frankreich und ſchon ſehne ich mich nach meinem ſchönen Spanien zurück. O, wie gern wollte ich bei Dir ſein, meine vielgeliebte Schweſter, um den ganzen Tag mit Dir Bonbons zu eſſen und den guten Papa Munnez an ſeiner Perücke zu zupfen!

Hier ſind mir die Bonbons unterſagt. Niemand lacht, Niemand ſcherzt. Neulich wollte ich meinem Herrn Gemahle einen kleinen Klaps auf den Rücken verſetzen; ſofort wandten alle Umſtehenden die Köpfe weg, als ob ſie durch mein Benehmen beleidigt worden wären. Am Abende bekam ich Schelte von meiner Ehrendame. Sie ſagte mir, daß wenn ich wieder einen derartigen Fehler beginge, ich Sonntags nicht mehr in die Oper gehen dürfe.

Dieſe Ehrendame iſt eine wahre Schulmeiſterin. Sie lehrt mich richtig ſprechen, richtig gehen und mich richtig ſetzen. Sie führt ein Buch, in welches ſie meine gute oder ſchlechte Aufführung aufzeichnet. Jeden Sonnabend legt ſie meinen Schwiegereltern ein Bülletin über meine Aufführung vor, und dieſe entſcheiden darnach, welche Strafe ich zu erdulden habe. Das letzte Bülletin lautete:

Fleiß: Gar keinen.
Ausſprache: Schlecht. Der ſpaniſche Dialekt geht in das Gasgoniſche über.
Haltung: Es iſt Ihrer Hoheit unmöglich, auch nur einen einzigen Augenblick ruhig zu bleiben.
Bewegungen: Unwürdig ihres neuen Vaterlandes.

Meine Schwiegereltern haben mir dafür meinen Ausgebelag entzogen. Ich habe keinen blauen Montag gehabt.

Ich bitte Dich, liebe Schweſter, ſchreibe Deinem Geſandten, daß er in Deinem Namen die Entfernung meiner Hofmeiſterin fordere; ſonſt würde ich mich zu irgend einem verzweifelten Schritte fähig fühlen. Es iſt mir unmöglich, bei meinem Gemahle Schutz zu finden. Er behauptet, wenn ich komme, um mich bei ihm zu beklagen, daß ich ein Kind ſei, daß ich gehorchen müſſe, und daß der Schatzmeiſter meiner Schwiegereltern ihm ſelbſt ſein Wochengeld zurückhalten würde, wenn es ihm einfiele, Bemerkungen zu machen.

Aber mein Gemahl ſeinerſeits hat wenigſtens Unterhaltung. Er iſt Artillerie General und bringt den ganzen Tag damit zu, Schießbaumwolle in ſeiner hohlen Hand abblitzen zu laſſen. Es ſind noch fünf bis ſechs große Herren in Schnurbärten da, welche ſich gleichzeitig mit ihm dieſer Unterhaltung hingeben; ſie nennen das Experimente machen.

Du haſt mir das Verſprechen abgenommen, meine vielgeliebte Schweſter, Dir alle Einzelnheiten über die Vergnügungen des Hofes von Frankreich mitzutheilen. Ach, bis jetzt habe ich leider noch keine Bekanntſchaft mit ihnen gemacht! Man kündigt mir, ſeitdem ich hier angekom- nen bin, fortwährend an, daß ich nächſtens das Vergnügen haben würde, ie „weiße Dame" bei Hofe aufführen zu hören. Aber die „weiße Dame" erſcheint nicht. Unterdeſſen verſammelt ſich jeden Abend die ganze amilie um einen runden Tiſch . . . man ſtickt und macht Tapiſſerie- ähen kann, ſo findet man, daß meine Erziehung ſehr vernachläſſigt wor- en ſei, und deshalb hat man mir vorgeſtern eine Lehrerin für weibliche andarbeiten gegeben.

Zuweilen macht uns ein dicker Herr ſeinen Beſuch. Man fragt ihn, as er für Neuigkeiten habe, und dann antwortet er Etwas, worüber wöhnlich die ganze Geſellſchaft in Lachen ausbricht, was ich aber nicht rſtehe. Dieſen dicken Herrn nennt man Vatout und das, was ich nicht rſtehe, ein Wortſpiel.

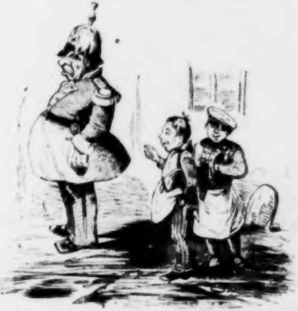
Dieſer Herr Vatout ſcheint bei Hofe in großem Anſehen zu ſtehen, d meine Ehrendame hat mich ernſthaft aufgefordert, ſeine Geſpräche t Aufmerkſamkeit anzuhören, wenn ich einen Begriff von dem franzö- chen Geiſte und von der Feinheit der franzöſiſchen Sprache bekommen lle; auch ſoll ich jedesmal pflichtſchuldig mitlachen, ſelbſt dann, wenn die Feinheit ſeines Witzes nicht verſtehe.

Ich hoffe, meine theure Schweſter, daß Du glücklicher biſt, als ich. wenn wir nur nicht zu ſehr den ſchönen Worten des Herrn Breſſon laubt hätten! Mit einem Coburg hätte ich wenigſtens Spanien nicht verlaſſen gebraucht; ich könnte ſo viel Bonbons eſſen, als mir ſchmeck- ; ich könnte Papa Munnoz an ſeiner Perücke zupfen und hätte keine fmeiſterin.

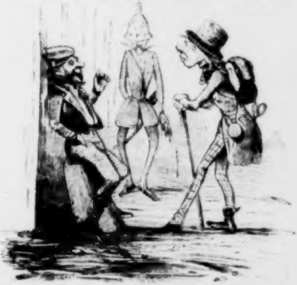
Aber am Ende muß man ſich darein ergeben.

Lebe wohl, meine vielgeliebte Schweſter! Man hat mir für dieſen nd ein Dutzend Servietten zu zeichnen gegeben, und wenn ich meine gabe nicht vollende, ſo wird mich die Hofmeiſterin wieder um die eiße Dame" bringen.

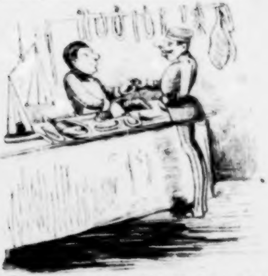
Berliner Volksbilder.



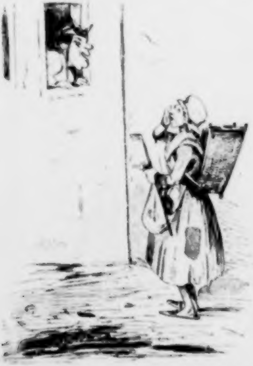
Erſter Junge. Sag' mal, Lude, was iſt denn det vor een dicker Keerl? — **Zweiter Junge.** Det iſt een Viertels-Commiſſarius. — **Erſter Junge.** Na, wenn det blos een Viertel iſt, dann möcht' ick mal eenen Janzen ſehen.



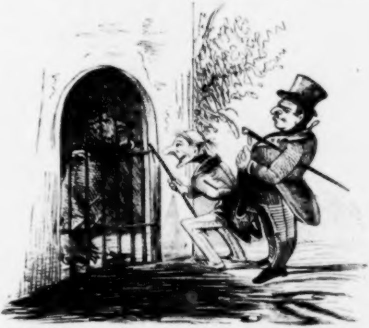
Schneidergeſelle. Können Sie mir nicht ſagen, wie ich aufs Schnellſte auf die Polizei komme? — **Eckenſteher.** Ick würde Ihnen jleich hin begleiten, ick habe aber, wie Sie ſehen, jetzt keene Zeit nich. Ick rathe Ihnen aber, eene Cigarre zu rauchen, dann führt Sie der dort jleich hin.



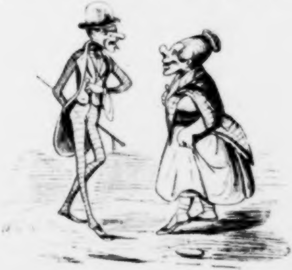
Männeken," jeben Se mich vor enen Dreier ſchlechte Worſcht vor meinen juten Herrn.



Madame Müllern, geh'n Se vielleicht, wenn's Wetter ſchön bleibt, heute mit betteln?



— Wat is denn det vor een Beeſt? — Wiſſen Se denn det nicht, des is unſer Stadtwappen. — Warum is et denn ſo traurig? — J, det hat ſeine jewiſſen Jründe.



Wünſchen Se vielleicht beglitten zu ſind? —

Zapfenſtreich.

Algier. In neueſter Zeit baut man hier Häuſer von ſieben bis acht Stockwerken und wohnt trotzdem hier faſt eben ſo theuer als in Paris. (Folge der allzuraſch zunehmenden Bevölkerung.)

∴ Alexander Dumas und ſeine Reiſegefährten ſind aus Spanien hier als gern geſehene Gäſte eingekehrt und von ihren Landsleuten mit großem Jubel empfangen worden.

Berlin. Der König hat der öffentlichen Bibliothek ein ſehr werthvolles Geſchenk gemacht. Es beſteht in einer Handſchrift des Trauerſpiels „Emilie Galotti", von Leſſings eigener Hand, und gehörte zum Nachlaß des einſt ſo viel vermögenden Demagogenverfolgers Tzſchoppe, unlieblichen Andenkens.

∴ Der türkiſche Geſandte am Berliner Hofe, Chevket-Bey, kehrt nach Conſtantinopel zurück. Ihm folgt ſein erſter Legationsſecretair, Sadullah Effendi, ein junger, ſehr talentvoller Mann, der ſich in ſeinem Vaterlande einen großen Ruf als Dichter erworben hat. Eine Sammlung ſeiner türkiſchen Gedichte iſt in Conſtantinopel erſchienen.

∴ Wohl ſelten hat in Preußen ein Schriftſteller eine ſo ſchnelle und glänzende Laufbahn gemacht, als der Rheinländer Alfred Reumont, der, vor zehn Jahren, noch einfacher Mitarbeiter an der Dresdener „Abendzeitung", vom überzähligen Geſandtſchafts-Attaché in Florenz zum Legationsrath emporgeſtiegen, jetzt Ritter von neun bis ſieben Orden und vor Kurzem vom König von Preußen gar noch in den Adelſtand erhoben worden iſt. Nächſtens mehr über dieſen Mann!

∴ Durch obercenſurgerichtliches Erkenntniß hat folgende Stelle die Druck-Erlaubniß erhalten. Sie lautet: „Deutſchland und Rußland. Es iſt factiſch, daß Rußland ſich von Alters her in deutſche Angelegenheit gemiſcht, ohne daß es in Deutſchland Etwas zu ſuchen hat. Deutſchland, das Einige, beobachtet Rußland gegenüber das entgegengeſetzte Verfahren; es bleibt ruhig, obwohl deutſche Sprache, deutſcher Glaube und deutſche Sitte, feierlich von Rußland in ſeinen Oſtſeeprovinzen verbürgt, dort angetaſtet werden. Die großartigen Redensarten gegen Dänemark können vierzig Millionen Deutſchen weder zum Ruhm noch zum Verdienſt gereichen, wenn auch Deutſchland dem Gelüſte kleiner Völker, nach ſeinen Marken, entgegentreten muß, wie auch anderer Seits die Achtung vor dem Eigenthum fremder Nationen des Deutſchen würdig iſt."

∴ Bei dem hieſigen Stadtgericht fungiren: 3 Directoren, 25 Räthe, 20 Aſſeſſoren, 20 Juſtiz-Commiſſarien, 10 Kammergerichts-Referendarien, 60 Auſcultatoren und mehr als 200 Subaltern-Beamtete. (Wenn die Gerechtigkeit ſo ſtark als das Perſonal iſt, dann bleibt nichts zu wünſchen übrig.)

∴ Die in Berlin zum Tode verurtheilten Verbrecher ſollen künftig nicht mehr in Spandau, ſondern wieder in Berlin hingerichtet werden, weil die Bewohner Spandau's gegen dieſes läſtige Servitut ernſtlichen Proteſt eingelegt haben.

∴ In letzter Zeit ſind im Thiergarten, ganz in der Nähe des Brandenburger Thores, mehrere Raubanfälle vorgekommen, wodurch ſich die Polizei-Behörde veranlaßt geſehen hat, abendliche Gensdarmerie-Patrouillen im Thiergarten anzuordnen.

∴ Stadtgeſpräch iſt die energiſche Weiſe, in welcher Herr Hendrichs gegen das Betreten der Hofbühne von Seiten eines Theater-Recenſenten in den Zwiſchenacten proteſtirt hat. Da das vom Könige genehmigte Reglement keine fremde Perſonen hinter den Couliſſen dulden will, ſo iſt Herr Hendrichs in ſeinem Rechte, wenn er die Verbannung jenes ihm widrigen Recenſenten von den königlichen Brettern beanſprucht hat. Denn wo einmal Geſetze gegeben worden ſind, müſſen dieſelben auch gehalten werden, und zwar von den Geſetzgebern am ſtrengſten.

(Theater-Locomotive.)

∴ Der bekannte franzöſiſche Schriftſteller Appert hat die Erlaubniß nachgeſucht, im Sinne ſeines menſchenfreundlichen Strebens öffentliche Vorleſungen über das pennſylvaniſche Gefängniß-Syſtem halten zu dürfen.

∴ Eine Privatmittheilung der Berliner „Voſſiſchen" ließ ſich neulich über die „Oeſterreichificirung Krakau's" vernehmen. Das Wort klingt nicht übel; doch Schade, daß es nicht für jede Zunge gemacht iſt.

∴ Der alte Profeſſor Gubitz, welcher durch ſeine Kritiken in der „Voſſiſchen Zeitung" das Berliner Theater redlich mit ruiniren hilft, hat ſich den letzten Satz der Hebbelſchen „Maria Magdalena" außerordentlich tief zu Gemüthe genommen und in einem langen Artikel ſeines „Geſellſchafter-Beiblatts" außerordentlich komiſche Variationen über das Thema „Ich verſtehe die Welt nicht mehr" angeſtellt. Er ſchreibt nämlich gegen die

Hebbel'ſche „Maria Magdalena" mit einem großen Reichthum von Philiſtroſität für den gemeinen Mann. Alter Profeſſor, warum willſt Du die Gegenwart ſtören? (Dampfboot.)

Breslau. Der Dichter Grünig iſt geſtorben.

Cöln. Dem hieſigen Hofbuchhändler Bachem iſt es gelungen, die Conceſſion — hört, hört! — zu der Herausgabe eines wiſſenſchaftlichen Blattes zu erhalten. (Welch enormes Glück!)

Conſtantinopel. Der Maler Gretius, ein Schleſier, der den Sultan gemalt, hat dafür den Niſchan-Iftichar, den rothen Adler-Orden der Türkei, erhalten.

Danzig. Der berühmte Mnemotechniker Carl Otto Reventlow hat auch hier einen Curſus von Vorleſungen eröffnet und in einer zum Beſten der Armen veranſtalteten Probe den wohlverdienten Enthuſiasmus erregt.

∴ Der in der muſikaliſchen Welt nicht unbekannte Bürgermeiſter Siewert iſt am 24. November im 74ſten Lebensjahre geſtorben.

Dresden. An die Stelle des Weimar'ſchen Oberbibliothekars, Profeſſor Riemer, hat Herr Dr. Gräße, Bibliothekar des Königs von Sachſen, einen Ruf nach Weimar erhalten. Zu Denen, welche ſich um jene Stelle fruchtlos beworben haben, gehört auch Herr Guſtav Kühne in Leipzig, ein Mann, der von der Bibliothekswiſſenſchaft nicht mehr und nicht weniger als ein Blinder vom Unterſchiede der Farben verſteht.

∴ Karl Gutzkow's neues fünfaktiges Trauerſpiel „Uriel Acoſta" iſt hier in Scene geſetzt und mit großem Enthuſiasmus aufgenommen worden. Der Verfaſſer hat eine glückliche Wahl getroffen, dieſen intereſſanten Zweifler zum Helden ſeines Trauerſpiels zu machen. Das Stück leidet zwar, wie alle Stücke des Herrn Gutzkow, an manchen Längen, immerhin aber bleibt es ziemlich anziehend. Herr Emil Devrient gab die Titelrolle, Herr Eduard Devrient den da Silva, Herr Porth den Rabbi Ben Akiba, Dem. Bayer die Judith und Dem. Berg die Mutter des Acoſta. Herr Gutzkow ließ ſich drei Mal hervorrufen und war auch ſo herablaſſend, zu erſcheinen.

Frankfurt. Es iſt hohe Zeit, auf die Unverſchämtheit aufmerkſam zu machen, mit welcher die hier erſcheinende „Didaskalia" das geſetzlich verbotene Nachdruckerhandwerk betreibt. In den Nummern 325—334 bringt ſie nicht weniger als 28, ſchreibe achtundzwanzig Spalten wörtlichen Nachdruck und zwar folgende: 1) den „Operateur", eine ganze Erzählung von Dr. Mödiger aus der „Wiener Theaterzeitung"; 2) „Freiwerberinnen aus Petersburg", aus Maltens „Weltkunde"; 3) „Schillers Mutter", Vortrag von Robert Heller, aus der „Leipziger Modenzeitung"; 4) „Veranlaſſung zur Abſchaffung der Folter in Preußen", aus Maltens „Weltkunde"; 5) „Konrad I., König der Deutſchen", aus Dr. Wirths „Geſchichte der Deutſchen"; 6) „die Criminal-Procedur gegen den Landgerichts-Aſſeſſor J. A. Oppenheim in Berlin", aus der „Aachener Zeitung"; 7) „Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.", aus Biſchof Eylerts bekanntem Geſchichtswerke, — und dies Alles im Laufe von zehn Nummern. Einſender dieſer Notiz wird mit Erlaubniß des Redacteurs des „Charivari", welcher wohl noch Vorſitzender der vom Literatenverein niedergeſetzten Commiſſion zur moraliſchen Verfolgung des Nachdrucks*) iſt, allmonatlich ein genau geführtes Verzeichniß ſämmtlicher von der „Didaskalia" nachgedruckten Aufſätze mittheilen**).

∴ Man ſpricht von der bevorſtehenden Aufhebung der Geſellſchaft der Lichtfreunde zum Montagskränzchen, die etwa 700 Mitglieder zählt. Die Geſellſchaft hat ſich in der letzten Zeit mancherlei politiſche Demonſtrationen zu Schulden kommen laſſen, wozu man auch ein Feſteſſen rechnet, bei dem ein Lied zum Lobe der ſchwarzrothgoldenen Fahne geſungen worden ſein ſoll.

∴ Von den „luſtigen Gedichten und drolligen Bildern von Heinrich Kinderlieb" iſt die zweite Auflage erſchienen. Der Verfaſſer dieſes in ſeiner Art einzigen Kinderbuchs, das bereits in Tauſenden von Exemplaren Verbreitung durch ganz Deutſchland gefunden hat, iſt der hier allgemein geachtete, talentvolle Arzt Heinrich Hoffmann. Bei dieſer Gelegenheit machen wir auf deſſen vor längerer Zeit erſchienenes Luſtſpiel „die Mondzügler" aufmerkſam.

Hannover. Die Prügelſtrafe ſoll hinfort nur noch bei Landſtreichern angewendet werden. Recht ſchön! Leider aber verſteht manche Polizei unter manchem Vagabunden manch ehrlichen Kerl, bloß darum, um das Recht zu erhalten, ihn prügeln zu laſſen. (Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht!)

---

*) Der Einſender irrt. Ich habe mich vor einem Jahre vom Vereine losgeſagt.

**) Thun Sie das.

Karlsruhe. Der Geheimerath Nebenius iſt zum Präſidenten des Staatsraths und an deſſen Stelle Staatsrath Bekk zum Präſidenten des Miniſteriums des Innern ernannt worden.

∴ Von Neujahr ab wird das kleine Großherzogthum Baden, außer den kleinen Localblättern, dreizehn politiſche Zeitungen beſitzen, was für ein Land von 1,300,000 Einwohnern ſehr viel iſt.

Kopenhagen. Der hieſige Buchhändler-Verein hat beſchloſſen, alle Schriften ſchleswig-holſtein'ſcher Tendenz an die Verleger zurückzuſchicken.

Leipzig. Man lieſt im „Hamburger Telegraphen“: Arnold Ruge ſoll in Leipzig eine Buchhandlung etabliren wollen; nach Andern will er ſich bei dem von Oswald Marbach herausgegebenen „Literatur- und Kunſtbericht“ betheiligen. Beides wäre Gewinn. Was das eben erwähnte Blatt betrifft, ſo verdient es wohl eine größere Theilnahme, als ihm bis jetzt gezollt zu werden ſcheint. Es iſt gediegen, unpartheiiſch und umfaſſend, und ein guter Wegweiſer durch die literariſche und Kunſt-Gegenwart, und unter den Kräften, welche ſich ihm widmen, herrſcht Ordnung und Einheit. (Mit dieſer ehrenden Anerkennung, welche Herr Schirges dem Marbach'ſchen Organe zu Theil werden läßt, iſt Jedermann vollkommen einverſtanden. Und deſſen ungeachtet hatte ein gewiſſer Jemand, dem wir eine viel zu große Ehre erweiſen, wenn wir ſeinen Namen durch unſer Journal bekannt machen, in der Ausſchußſitzung unſeres Muſeums den Muth gehabt, gegen die Anſchaffung des „Kunſt- und Literatur-Berichts“ einen kindiſch-zornigen Proteſt einzulegen. Warum? Das erzählen wir vielleicht ein ander Mal.)

∴ Die „Zeitung für die elegante Welt“, die lange Zeit einen guten Feuilletoniſten geſucht hat, iſt leider vom Regen unter die Traufe gerathen. An die Stelle des „bleichen Lyrikers“ Seybt iſt der „knallrothe Proſaiker“ Heller getreten, denn welch Anderer könnte ſo kindiſch ſein, ſich darüber zu ärgern, daß Herr Meyerbeer ſich nicht Jakob, ſondern Giacomo nennt; welch Anderer könnte darüber wüthend werden, daß man in Dresden „Palais“ und nicht „Schlöſſer“, „Promenaden“ und nicht „Spazierwege“, „Fiacres“ und nicht „Lohnwagen“ ſagt? Wer anders als er könnte ſo naiv ſein, 1846 jene uralte Anekdote von der Frau Müller zu erzählen, die ihre Freundin fragt, ob ſie vielleicht, wenn das Wetter gut wäre, morgen Nachmittag mit ihr betteln gehen wolle? Dieſe Anekdote war ſchon im Jahre 1807, als ſie im erſten Jahrgang des Müchler'ſchen „Anekdoten-Almanachs“ ſtand, nicht mehr neu*). Anekdoten, die ſo vorſündfluthlich oder — um Herrn Heller eine kleine Freude zu machen — ſo antediluvianiſch als dieſer Bettelwitz ſind, hat ſelbſt der „bleiche Lyriker“ nicht gebracht. Herr Voß wird gut thun, ſich bei Zeiten nach einem andern Anekdotenjäger umzuſehen.

∴ Der „Literariſche Salon“ des Herrn Michaelſon enthält einen Reiſebrief, worin es heißt: »Im Zwiſchenact ſuchte ich auf der Bühne den Director Dr. Schmidt auf, dieſen wahrhaft liebenswürdigen Mann, der die allgemeine Achtung und Zuneigung, die er genießt, in ſo hohem Grade verdient. Ich konnte mich, als er in ſeiner gewohnten, freundlich lieben Weiſe ſich mit mir unterhielt, nicht ohne Wehmuth an das mannigfache Herzeleid erinnern, das dieſem wackern Manne, der gewiß das Beſte der Kunſt will, aus ſeiner jetzigen Stellung erwächſt. Dr. Schmidt ſollte die Oberleitung einer Hofbühne übernehmen; für die Direction eines Stadttheaters und zumal des Leipziger, inmitten des Kampfes der journaliſtiſchen Leidenſchaften, iſt, fürchte ich, die Sanftmuth ſeines Charakters, ſein freundlich mildes Weſen nicht geſchaffen. Allerdings hat er in ſeiner jetzigen Stellung Energie und Beharrlichkeit bereits zur Genüge bewieſen, aber ich beſorge, daß dies mehr die Beharrlichkeit des Ertragens, als die der Abwehr geweſen ſein möchte.«

∴ Fanny Cerrito und ihr Gemahl, Herr Saint-Léon, haben ſich bewegen laſſen, bei erhöhten Preiſen auch über die holperigen Bretter unſeres Stadttheaters zu duften, wie die Wiener „Theaterzeitung“ ſagt. Sie haben für zwei Abende, wie man hört, 150 Louisd'ors erhalten. Ein aufmerkſamer Zuſchauer hat ſämmtliche Pas unſerer Gäſte gezählt und in Summa Summarum 472 Stück herausgebracht, ſo daß jeder Sprung faſt 2 Thaler zu ſtehen kam, was in unſerer geldarmen Zeit, wo es den Armen an den nöthigſten Lebensmitteln fehlt, himmelſchreiend viel iſt. Fragt man, ob Dame Cerrito bei uns gefallen hat, ſo müſſen wir dieſe Frage verneinen. Der Beifall, der ihr zu Theil wurde, ſtand mit dem enormen Honorare, das ſie erhielt, in auffallend großem Mißverhältniſſe. Das Publicum, das ſich von dieſer Sylphe blaue Wunder verſprochen hatte, brachte bei den erhöhten Preiſen auch erhöhte Anforderungen mit, die es nicht befriedigt fand, weshalb beim zweiten Male das Publicum noch kleiner als der geſpendete Beifall war. Dame Cerrito iſt viel größer als ihr Ruf: ſie hat nicht die Kraft der Elsler, nicht die Soupleſſe der Taglioni, nicht die Elaſticität der Grahn; deſſen ungeachtet würde ſie auch bei uns gefallen haben, hätte ſie bei uns in einem Ballet auftreten können.

---

*) Blos zu Ehren der „Mode“ haben wir dieſen Witz in Holz ſchneiden laſſen.

E. M. O.

∴ Hundertachtzig Stück Claviervirtuoſen ſind hier angekommen in der Perſon des Hofcapellmeiſters Dreyſchock, der hier ein Concert veranſtalten will. Herr Dreyſchock, der Mazeppa des Klavierſpiels, iſt ſo bekannt, daß ſein Name auch bei uns ein anziehender Magnet wird. Jeder, der ein Mal ein Zeitungsblatt in der Hand gehabt, kennt den Virtuoſen, der in ſich drei Schock Clavierſpieler vereinigt, den Künſtler, der zwei rechte Hände hat und mit der linken was Rechtes leiſtet. Sein Spiel wird auch bei uns begeiſterte Zuhörer finden.

∴ Der Theater-Recenſent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“, Herr Robert Heller, gebraucht in ſeiner ſogenannten Kritik über G. Bergers „Jean Bart am Hofe“ den ſehr bezeichnenden Ausdruck „Helle Langeweile“. Noch viel bezeichnender wäre dieſer Ausdruck, wenn er ſtatt des Poſitivs „Helle“ den Comparativ „Heller-Langeweile“ angewendet hätte.

London. Die Regierung hat dem bekannten Mäßigkeits-Apoſtel Pater Mathew eine jährliche Penſion von 100 Pfd. St. zuerkannt. (Auch das iſt nicht unmäßig!)

∴ Gräfin Ida Hahn-Hahn iſt von hier nach Deutſchland zurückgekehrt. In Irland war ſie an einem Typhusfieber erkrankt und lange Zeit in Lebensgefahr. Man ſieht nun dem Erſcheinen ihres Werkes über England entgegen, denn dieſer Blauſtrumpf hat hier mehr Verehrer ſeines Talents als auf dem Feſtlande.

∴ Ein engliſcher Archäolog ſucht zu beweiſen, daß ſchon die alten Griechen die Schießbaumwolle gekannt haben, denn das Hemd, welches des Oeneus Tochter, Dejanira, dem Herkules geſchickt und das angeblich in des Centauern Neſſos Blut getaucht worden, ſei jedenfalls von Schießbaumwolle geweſen.

∴ Der „London-Charivari“ ertheilt den nothleidenden Arbeitern in England den wohlgemeinten Rath, ſich ſchwarz zu färben und als Neger zu melden, dann werde ihnen die Hilfe der Philantropen nicht entgehen; weiß ſeien ſie nicht intereſſant genug.

Madrid. Das Gewicht, das man früher auf Orden gelegt, ſcheint auch in Spanien mit jedem Tage zu ſinken. Der General José de la Concha hat das Großkreuz des Iſabellen-Ordens zurückgeſchickt, weil deſſen herabgeſunkener Werth dem Maaße ſeiner Verdienſte nicht entſprochen hat. Eben ſo hat der General Fulgoſo, Gouverneur von Madrid, das ihm zugeſchickte Officierkreuz der Ehrenlegion abgelehnt.

Neapel. Im Teatro Fiorentino iſt ein neues italieniſches Luſtſpiel, „Mettea le Scene“, von Auguſtin Bon, gegeben worden. Die ſämmtlichen Blätter rühmen es als eines der witzigſten Stücke, die in den letzten zehn Jahren über die Bretter gelaufen ſind. (Friſch auf, Ueberſetzer!)

Paris. Der Herzog von Montpenſier hat neulich in Vincennes einem großartigen Feſte beigewohnt, das zu Ehren der heiligen Barbara veranſtaltet worden war. (Die heilige Barbara iſt nämlich, was wohl nicht Jeder wiſſen wird, die Schutzheilige der Artillerie.)

∴ Herr Guizot hat zu Ehren des Bey von Tunis ein großes Feſt gegeben, dem gegen 3000 Gäſte beigewohnt haben und das blos 30,000 Francs gekoſtet hat. (Wem?)

∴ Der Fürſt von der Moskwa (der Sohn des Marſchalls Ney) hat in ſeinem Hotel ein elegantes Theater errichtet, um auf demſelben unter ſeiner Leitung alte claſſiſche Opern, welche jetzt nicht mehr zu öffentlicher Aufführung gelangen, darſtellen zu laſſen.

∴ Die durch den „Siècle“ verbreitete Bekehrung der Dem. Rachel (ſiehe „Charivari“ Seite [illegible]) wird von der „Preſſe“ für das erklärt, wofür wir die Nachricht gleich Anfangs gehalten — für eine Fabel. Dem. Rachel hat die Wahrheit derſelben in einem Briefe an den „Siècle“ verneint.

∴ Der bekannte Miſantrop Robet, welcher hier, 80 Jahre alt, geſtorben iſt, hatte ſein ganzes Vermögen einem Herrn von Francine und ſeiner Tochter vermacht. Jetzt haben die natürlichen Erben dagegen geklagt und zwar, indem ſie geltend machen wollen, der Verſtorbene ſei nicht bei Verſtande geweſen, habe alſo nicht rechtskräftig über ſeinen Nachlaß (ſieben Häuſer in der Straße von Clichy, die er in Trümmer fallen ließ und aus denen er, ſtatt 40,000 Francs, nur 600 Francs jährlich Miethe zog) verfügen können.

∴ Nach einer Mittheilung der „Preſſe“ iſt der franzöſiſche Schriftſteller Löwe-Weimars (in Deutſchland durch ſeine gelungene Ueberſetzung der E. T. A. Hoffmann'ſchen

antaſieſtücke bekannt) in Bagdad, woſelbſt er als General-Conſul fungirt, an der
olera geſtorben.

∴ Der Planeten-Entdecker Leverrier iſt zum Lehrer der Mathematik beim Grafen
Paris ernannt worden.

∴ Victor Hugo lieſt in bevorzugten Kreiſen einen Band neuer Gedichte, die unter
n Titel „Dahlias“ bald öffentlich erſcheinen ſollen.

∴ Man ſpricht von der gänzlichen Aufhebung des Zeitungsſtempels und einer Ver-
nderung der allzuhohen Zeitungs-Caution.

∴ Faſt alle Pariſer Zeitungen, die das öſterreichiſche Manifeſt von der Beſitz-
reifung Krakau's mitgetheilt, haben einen köſtlichen Bock geſchoſſen, indem ſie „Wir
dinand der Erſte“ folgendermaßen überſetzt haben: „Nous, Ferdinand d'Este“.

∴ Die „Nibelungen“ werden jetzt von Herrn Martin in das Franzöſiſche überſetzt.
r „Moniteur“ enthält bereits einige Proben.

∴ Der erſte Maskenball hat am 12. December, und zwar zum Vortheil der Ueber-
remmten, ſtattgefunden.

∴ François Ponſards neues Drama „Agnes von Meran“ hat, noch bevor es auf-
ihrt worden iſt, bereits zu einem auch für Deutſchland nicht unintereſſanten Proceſſe
hrt. Drei oder vier Schauſpielerinnen reißen ſich um die Titelrolle und eine darunter
Dem. Araldi — welcher dieſelbe ſchon zugewieſen, aber wieder abgenommen worden
, hat deswegen den Director des Odeon-Theaters in gerichtlichen Anſpruch genommen.
Gericht hat ihr Recht gegeben und dem Director auferlegt, ihr die Rolle zu über-
gen oder — hört, hört! — ihr 50,000 Francs Entſchädigung zu zahlen! (Was würde
ähnlichem Falle ein deutſcher Gerichtshof beſchließen?)

∴ In der Pairskammer ſind jetzt die Statuen Colberts von Debay d. V., Males-
e's von Bra, Portalis' von Ramus, Aguesseau's von Mambrot, Turgots von
ndre, Heralds von Mathieu, Molé's von Bar d. S. und Hopital's von Valois auf-
ellt worden. Zur Linken in der Niſche ſteht die Statue des heiligen Ludwig, auf der
ern Seite ſoll die Statue Karls des Großen aufgeſtellt werden.

Peſth. Die ungariſche Literatur iſt in fortſchreitendem Wachsthume begriffen, und
jetzt erſcheinen gegen zwanzig Zeitſchriften in ungariſcher Sprache, nebenbei auch
eben ſo viele deutſche Zeitſchriften. Die Menge der fortwährend in Ungarn erſchei-
en Werke in ungariſcher Sprache iſt wirklich erſtaunlich, wenn man bedenkt, daß
nur fünf Millionen Einwohner dieſe Sprache reden.

∴ Im Verlage des überaus thätigen Verlagsbuchhändlers Guſtav Heckenaſt iſt ein
ndes „Märchen“, eine neue hochpoetiſche Dichtung von Heinrich Ritter v. Levitſchnigg
ienen. Es iſt eines der beſten Erzeugniſſe dieſes trefflichen Lyrikers.

Petersburg. Unſer Ober-Polizeimeiſter, General-Adjutant Kokiſchkin, hat, laut
esbefehl, die Schießbaumwolle verboten.

∴ Die am franzöſiſchen Theater anfänglich vergötterte und mit einer Jahresgage
0,000 Francs engagirte Demoiſelle Pleſſy hat bereits ihre Anziehungskraft auf das
licum verloren. Ihre ewigen Manierchen und kleinen Minauderien werden durch
Monotonie zuletzt langweilig.

∴ Die durch die Leipziger „Theater-Chronik“ und andere deutſche Blätter mit-
ilte Nachricht, daß Herr Gernet von Hamburg als Opern-Regiſſeur hierher kommt,
urchaus unwahr. Wir können aus ſicherer Quelle mittheilen, daß man hier kein
davon weiß; zudem beſitzen wir keine deutſche Oper und für die italieniſche wird
Regiſſeur vom Impreſario ſelbſt beſtimmt. (Theater-Locomotive.)

Rheims. Das berühmte Champagnerhaus Cliquot in Rheims warnt vor einem
nbuhler, deſſen Korkmarke den Namen Eugene Cliquot führt. Der Champagner
Herrn Eugène Cliquot verhält ſich zu dem Nektar der Wittwe Cliquot-Ponſardin
ine Pariſer Ausgabe zu einem Brüſſeler Nachdruck.

Schwerin. Im Antrag des Herrn Stevers wegen Aufhebung der Cenſur wird
Anderm angeführt, daß Mecklenburg früher gar keine Cenſur gehabt hat. Erſt
en Karlsbader Beſchlüſſen ſei dieſelbe eingeführt worden. Bekanntlich geht der An-
dahin, daß von Seiten Mecklenburgs bei dem Bundestage auf Preßfreiheit ange-
n und in Mecklenburg ſelbſt die Preßfreiheit hergeſtellt werde.

Trier. Was iſt Communismus? fragt die hieſige Zeitung und beantwortet dieſe
wie folgt: „Er tödtet die Perſönlichkeit, denn er kann keine Perſönlichkeit brauchen;
rſt die Menſchen in eine große Heringstonne, wo ſie zu einer gemeinſchaftlichen Lake
n; er läßt ſie in denſelben Topf hineinproduciren und aus demſelben Topfe heraus-
niren; er löſt die Oekonomie der Geſellſchaft in ein Chaos auf, das jeden Augen-

blick den Zuſtand des Bankerotts darſtellt. (Welcher vernünftige Menſch wird nach dieſer richtigen Definition zur Kategorie des Communismus gehören wollen?)

Ulm. Unſere gemüthliche Stadt, welcher bis jetzt das Literatenleben gänzlich unbekannt geblieben war, iſt in dieſer Beziehung neuerdings in den öffentlichen Organen, und zwar zuerſt durch die eigenthümlichen Schickſale des Herrn Fenner von Fenneberg, oft erwähnt worden. Nun iſt auch noch Herr Elsner hierher gekommen, um die Redaction der „Ulmer Chronik“ zu übernehmen, und auch Herr Hermann Rollet, der Dichter der „Frühlingsboten aus Oeſterreich“, hat hier ſeinen bleibenden Aufenthalt genommen.

Weimar. Die Tactloſigkeit unſerer Theaterintendanz, welche zu Schillers Geburtstag den „Viehhändler aus Oberöſterreich“ aufführen ließ, rennt nun durch alle Blätter und hat folgende Parodie veranlaßt:

„Holdes Weimar, Ilm-umſchlungen,
Hoher Dichtkunſt treue Wacht,
Schiller, der Dir einſt gelungen,
Hat dem Vieh nun Platz gemacht.“

Wien. Zur Ausſchmückung des Sarkophags der ruſſiſchen Großfürſtin Maria Michailowna ſind tagtäglich tauſend Stück Camellien verwendet worden. (Hätte man den Armen für dies Geld lieber Brot gekauft!)

∴ Der Komiker Neſtroy wurde unlängſt von unſerer Polizei zur Rechenſchaft gezogen, weil er, ſtatt dem Vorhemdknöpfchen, mit Drei-Kreuzer-Semmeln auf der Bühne erſchienen war.

∴ Herr Carl Meisl, der Veteran unſerer Localdichter, hat eine neue Localpoſſe geſchrieben, die nächſtens das Licht der Lampen erblicken ſoll.

∴ Ludwig Deinhardſteins neueſtes Luſtſpiel „Verirrungen der Liebe“ hat auf den Wellen des Hofburgtheaters Schiffbruch gelitten. (Qu'importe? Auch der tapferſte Feldherr hat einmal eine Schlacht verloren!)

∴ Die vom Profeſſor Deinhardſtein redigirten „Jahrbücher der Literatur“, die ſich des beſondern Schutzes des Herrn von Metternich erfreuen, ſollen, vom neuen Jahre angefangen, in veränderter Geſtalt erſcheinen.

∴ Einer unſerer hieſigen Schöngeiſter will wieder einmal einem Bedürfniſſe abhelfen und ein Werk erſcheinen laſſen unter dem Titel „Kunſt in zwei Stunden eine witzige Maske zu werden; mit Winken und Rathſchlägen, auf welchen Bänken man auf Redouten und im Theater am angenehmſten ſchlafen kann“. (Auf dies Werk abonniren wir, blos wegen des Schlafens im Theater.)

∴ Beethovens Violine mit ſeinem Siegel und den von ihm eigenhändig eingeſchnittenen Anfangsbuchſtaben ſeines Namens — eine Amati von 1667 — wird zu Hütteldorf bei Wien vom gegenwärtigen Beſitzer zum Verkauf ausgeboten. (Iſt kein Engländer da?)

Wiesbaden. Vor Kurzem hat ſich hier ein blutjunger Clavierſpieler, der Sohn einer geachteten Künſtlerfamilie Frankfurts, eine Kugel durch den Kopf gejagt, weil er in einem von ihm veranſtalteten Concerte ... keinen Beifall erhielt.

∴ Unſer Biſchof ſoll die Abſicht haben, in dem nächſten Faſtenbriefe noch ſtrengere Verordnungen zu erlaſſen, namentlich nicht mehr den Unterſchied zwiſchen Fiſch und Fleiſch zu geſtatten. Fiſch ſoll gleich Fleiſch unterſagt werden, weil der Fiſch ſogar noch mehr reizt als das übrige Fleiſch, und die Gläubigen ſollen auch ermahnt werden, ſich während der Faſten der geiſtigen Getränke und ... des Tabakrauchens zu enthalten. (Auch nicht übel!)

Würzburg. Auch bei uns werden nun Redemptoriſten eingeführt, das heißt Jeſuiten, denn Liguorianer und Redemptoriſten ſind nur hübſche Deckmäntelchen für die häßlichen Wölfe im Schafspelze.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Am 21. Juli 1432 wurde in Schottland ein Böhme, Paul Krawa, als Bekenner des huſſitiſchen Glaubens verbrannt. Der Gute, meint „Oſt und Weſt“, hätte ſich des Flammentodes wegen wahrlich nicht ſo weit zu bemühen gebraucht; denn verbrannt hätte er ganz bequem auch daheim im Vaterlande werden können.

— Unter den Chineſen herrſcht die Sitte, daß wenn ſie einen Knaben und ein Mädchen in der früheſten Jugend mit einander verloben, ſie eine Haarlocke von Beiden in einen Waſſerbehälter werfen. Wenn die zwei Haarlocken ſich gegenſeitig anziehen und umwinden, ſo wird dies als ein gutes Vorzeichen angeſehen, für ein böſes hingegen, wenn ſie ſich gegenſeitig abſtoßen.

— Wohl Jedermann kennt Buridan und deſſen Eſel, welcher verhungert, weil er, zwiſchen zwei Heubündel geſtellt und von beiden gleich angezogen, ſich nicht entſchließen kann, ob er ſich zum rechten oder zum linken Heubündel hinbeugen ſoll. Beſagter Eſel, das Sinnbild mancher ſogenannten Philoſophen, iſt der Mittelpunkt einer höchſt gelehrten Abhandlung, „de Johanne Buridano ejusque asino disquisitio historica et philosophica", die Johann Nicolaus Frobes, Profeſſor der Metaphyſik, im Jahre 1748 zu Helmſtädt erſcheinen ließ.

— Vor etwa vierzig Jahren gab Peter Müller in Düſſeldorf zwei dicke Bände heraus, in welchen mit einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit und vielen Citaten bewieſen wurde, daß es nie Römer gegeben, daß Julius Cäſar und Karl V. eine und die- elbe Perſon geweſen, daß das Lateiniſche ein verdorbenes Deutſch, alle Urkunden verfälſcht, urz, daß die ganze Weltgeſchichte nicht wahr, ſondern nur erfunden ſei, um leichtgläubige Menſchen zu täuſchen und die Jugend mit dem Lernen derſelben zu plagen. (Converſ.)

— Johann Cäcilius Frey, ein deutſcher Arzt, der im Jahre 1631 zu Paris an der Peſt eſtorben iſt, verſuchte ſich auch als Dichter und hinterließ unter Anderm ein in lateiniſcher Sprache verfaßtes Loblied auf Gaſton von Orleans, worin jedes Wort, zu Ehren dieſes rinzen, mit einem G anfängt. In einem zweiten Gedichte, zu Ehren der Königin Maria on Medicis (Mariae Medices augustae reginae elogia, Par. 1628. 4.), begannen lle Worte mit einem M.

— Der Tüll erhielt ſeine Benennung von Tulle, einer franzöſiſchen Stadt, in elcher er zuerſt fabricirt worden iſt.

Das Wort „Paletot" ſtammt von dem römiſchen palius (Männermantel), den anche wieder vom Hauptwort palle (Frauenmantel) herleiten. Andere ſchreiben den rſprung des „Paletot" von dem ſpaniſchen paleto (Bauer) ab.

Treffer und Nieten.

* Der neue Hut einer Dame, das jüngſte Stück eines Theaterdichters und die erſte fficiers-Uniform verlangen ungemein vielen Reſpect. Man bleibt mit allen Dreien auf m beſten Fuße, wenn man ... ihnen recht weit aus dem Wege geht.

An den Redacteur des „Charivari".

St. Petersburg, $\frac{\text{26. Nov.}}{\text{8. Dec.}}$ 1846.

In Nummer 10 Ihres „Extra-Charivari" befindet ſich eine „Ueber- t aller Ueberſetzungen der Schiller'ſchen Dramen". Um dieſe Liſte h mehr zu vervollſtändigen, erlaube ich mir, Sie auf nachſtehende ſche Ueberſetzungen, welche bis jetzt erſchienen ſind, aufmerkſam zu chen: es ſind dies „die Räuber", „Kabale und Liebe", „Maria Stuart", ungfrau von Orleans"*) und die „Braut von Meſſina". Wenn es intereſſirt, die Namen der Ueberſetzer kennen zu lernen, ſo erſuche Sie höflichſt um Antwort in Ihrem geſchätzten Blatte**).

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit

F. L...ch jun.

---

*) Uns iſt von all dieſen ruſſiſchen Ueberſetzungen bis jetzt leider nur die der ngfrau von Orleans", von Waſſili Andrejewitſch Joukovski bekannt.

**) Sie würden uns ſehr verpflichten, wenn Sie uns außer den Namen der Ueber- auch den Druckort und das Jahr des Erſcheinens jeder einzelnen Ueberſetzung mit- ilen die Güte hätten. Gern ſind wir zu Gegendienſten bereit. C. M. O.

Soeben verließ die Preſſe und wurde an alle Buchhandlungen verſandt:

M. von Thiviage's

Geſchichte der berühmteſten

Ritterburgen und Schlöſſer

Frankreichs, Englands, Deutſchlands, der Schweiz ꝛc. Nebſt deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Beſitzer.

Deutſch von C. Hain. 2 Bde. 8. **Geh.** 1¼ Thaler.

Merſeburg. **Louis Garcke.**

Im Verlage der **Gerhard**'ſchen Buchhandlung in Danzig erſcheint auch für das Jahr 1847:

Das Dampfboot,

(17. Jahrgang)

allgemeines Unterhaltungs- und Volksblatt.

Es enthält außer gediegener Unterhaltungs-Lectüre auch Original-Mittheilungen aus allen Orten der Provinz Preußen, in welchen alles irgend Intereſſante, was in der Provinz vorkommt, beſprochen wird, ſo wie auch von auswärts. Wöchentlich erſcheinen drei Nummern à 1 Bogen in gr. 4. Der Preis iſt pro Quartal nur 22½ Sgr. Inſerate pro Spaltzeile 1½ Sgr.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Romantiſche Dichtungen

von

Auguſt Bürck.

Zwei Bände. Preis 2½ Thaler.

Bei Unterzeichnetem erſchien im Laufe dieſes Jahres:

Claudius, G. C., Allgemeiner Briefſteller ꝛc. 19te Auflage. 36 Bogen. Broch. 18 Ngr.

Eliſa oder das Weib wie es ſein ſollte. 7te Auflage. 1 Thlr.

Guſtav vom See, Rheiniſche Novellen. 1¼ Thaler.

Klencke, das deutſche Geſpenſt. 3 Theile. 4 Thaler.

Lorenz, Wilhelmine, Friedrichs II. einzige Liebe. 1 Thaler.

Norden, Maria, Ilmhorſt. Eine Skizze aus Hamburgs Vorzeit ꝛc. 3 Theile. 3 Thaler.

Otto, Louiſe, Schloß und Fabrik. 3 Theile. 3½ Thaler.

Penſeroſo, die Engländer auf dem Rhein. 3 Theile. 3 Thaler.

St. Nelly, Lucilie. 3 Theile. 2¾ Thaler.

Leipzig, im December 1846.

A. Wienbrack.

Hierbei eine literariſche Beilage von A. Weichardt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 223. Leipzig, 8. Januar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Prănumerationspreis: 5$^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Unumſtößlicher Beweis,

daß

Herr Guſtav Kolb,

welcher die „Augsburger Zeitung“ verantwortet,

der geiſtreichſte Mann ſeines Jahrhunderts iſt*).

---

*) Keine Cenſurlücke.

und ſomit hätten wir alle Gründe erſchöpft, die ſich zum Beweiſe unſerer jenſeits ausgeſprochenen Behauptung haben auffinden laſſen.

C. M. O.

Ein Stammbuchsblatt.

Skizze von C. M. Oettinger.

Sie war ſchöner als der Tag. Ihr Auge war ein Bouquet von Sonnenſtrahlen, ihre Wange ein Potpourri holder Roſen, ihr Lächeln ein Album aller Reize. Ihr Herz aber war von Stein.

Cäſar liebte ſie von ganzer Seele, ſie aber trieb ihr loſes Spiel mit ihm und wenn er ſchwärmend zu ihren Füßen lag und, ihre Schönheit anbetend, ſich in den Strahlen ihrer Augen ſonnte, ſprang ſie auf und ſagte:

— Cäſar, Sie ſind ein Narr!

Dann ſeufzte er und ſchwieg.

Eines Tages reichte ſie ihm ihr Stammbuch.

— Wollen nicht auch Sie ſich einſchreiben? fragte ſie.

— Mit Freuden, ſagte Cäſar und ſchrieb auf eines der roſenfarbenen Blätter folgende Zeilen:

Der Kuß, Joëline, iſt eine jener ſüßen Wonnen, die ſich nur empfinden, nicht beſchreiben laſſen. Der Kuß iſt das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; die Seelen ſelbſt ſind zwei Gluthen, die ſich gegenſeitig entflammen, gegenſeitig löſchen. Der Kuß iſt der ſtumme Dolmetſcher zweier Herzen, die in einem Hauche ſich mehr als in Myriaden Worten ſagen. Der Kuß iſt der elektriſche Funke, der jede Faſer, jede Fiber, jeden Nerv unſers Seins durchſtrömt, das Feuer, das die Siegel unſerer Gefühle ſchmilzt. Der Kuß iſt die Morgenröthe der Liebe, die Abendröthe der Unſchuld. Der Kuß iſt der Hoheprieſter, der unſere Herzen in die magiſchen Geheimniſſe der Liebe einweiht, der uns alle ihre cabbaliſtiſchen Formeln lehrt und uns in die Werkſtätte des Ewigen führt, denn Gott iſt die Liebe und Liebe iſt die ſchaffende Urkraft. Der Kuß iſt der Talisman, welcher der entfeſſelten Seele Seraphſchwingen leiht, die uns aus der kalten, ſternenloſen Nacht des irdiſchen Jammers hinaustragen in das abendloſe Reich des ewigen Glücks. Der Kuß iſt der Wunderbalſam, der alle Wunden unſers Herzens heilt, der Lethetropfen, der uns alle Leiden unſerer Seele vergeſſen läßt. Der Kuß iſt das geheimnißvolle Zauberwort, das uns die goldenen Pforten des Paradieſes, den Hesperidengarten der Liebe erſchließt. Fühlen Sie wie ich, Joëline, o dann reichen Sie dem Gefolterten den Schlüſſel des Paradieſes.

Joëline las und rief lächelnd:

— Wie ſchön, wie rührend! Kommen Sie, Cäſar, ſchaukeln Sie mich und erzählen Sie mir etwas Neues.

Sie ſetzte ſich auf die Schaukel.

— Haben Sie das neueſte Modenjournal geleſen? fragte Sie den ſchaukelnden Anbeter; die Atlas-Pelerinen ſind wieder ſehr en vogue — man trägt jetzt wieder enge Aermel und Schneppenkleider.

— Josline!

— Was iſt Ihnen? Sie machen ein verzweifelndes Geſicht. Was fehlt Ihnen, Cäſar?

— Nichts, nichts!

— Ah, daß ich's nicht vergeſſe, haben Sie ſchon die neuen Contretänze von Muſard gehört? Kommen Sie, Cäſar, ich will ſie Ihnen vorſpielen.

Sie gingen in den Gartenſaal. Josline warf das Album auf's Sopha, ſetzte ſich an's Clavier und ſpielte die Contretänze aus Halevy's „Musketiere der Königin“.

— Wie gefällt Ihnen dieſer Theil? fragte Josline.

— Gut, ſehr gut, antwortete Cäſar, der, verſunken im Anſchauen ihrer Schönheit, nur an ſie und ihre Reize dachte.

— Der dritte Theil iſt noch weit hübſcher, ſagte Josline, weiter ſpielend. Es wird Ihnen, wie mir ſcheint, die Zeit lang. Dort ſtehen Cigarren für Sie; rauchen Sie, Cäſar.

— Josline ...

— Ich bitte, rauchen Sie, ſagte Josline, erhob ſich von ihrem Sitze, nahm das Album, riß Cäſar's Stammbuchblatt heraus und machte daraus einen Fidibus, womit ſie ſeine Cigarre anzündete.

Cäſar wurde leichenblaß und — ſchwieg.

Am Abend deſſelben Tages ſprang er in's Waſſer.

Vier Wochen ſpäter ging Josline zum Theater.

Geſtern trat ſie in Shakeſpeare's Tragödie als Julia auf.

An den Redacteur des „Charivari“.

Berlin, 29. December 1846.

Der Zweck dieſer Zeilen iſt, Sie auf eine neue literariſche Unwürdigkeit aufmerkſam zu machen, die wohl bis jetzt noch nirgends gerügt worden iſt.

Im vorigen Jahre erſchien in Paris ein Cyclus von Bertall hübſch illuſtrirter Jugendſchriften, und weil wir Deutſche ohnehin einen längſt gefühlten Mangel an ſolchen haben, beſchloß eine große deutſche Verlagshandlung, Teubner, ihren lieben Landsleuten den franzöſiſchen Schatz zugänglich zu machen. —

Herr D**, der unermüdliche Fährmann, welcher für das Unternehmen gewonnen wurde, holte nach und nach die luſtigen Kinder Frankreichs über den Rhein und, unbeſorgt darum, ob ſich nicht etwa auch ein Wechſelbalg mit eingeſchlichen, führte er ſie auf den großen Büchermarkt. Dort wurden ihnen aus guten Cliches und D**ſcher Mutterſprache neue Gewänder zuſammengeflickt, und bald zeigte eine „bunte Jugendbibliothek“ dem freudig bewegten Vaterlande, wie gut es ſeine lieben Verleger mit ihm meinen, daß ſie ihm für ſchweres Geld ſo hübſche Sachen aus Paris kommen laſſen.

Dem Schreiber dieſes gehen Jahr ein Jahr aus ziemlich viel Bücher durch die Hand, und weil er auch manchmal in dieſelben ſieht, nicht blos auf den Titel und das „Zeichen“, ſo hat er ſich im vorigen Jahre über die hübſchen Bilderbücher aus Paris und heuer — etwas weniger — über dieſelben aus Leipzig gefreut. Er hätte die unſchuldigen Dinger ruhig in die Welt geſchickt, liebreich zurückempfangen und dann hübſch ordentlich in die Reihen ihrer bunten Brüder eingeräumt, gelegentlich abgeſtäubt, Müttern und Tanten dringend anempfohlen und ſie endlich zu den Urhebern ihres Daſeins zurückbefördert — wenn nicht ein vertrakter „Nußknacker“ dabei geweſen wäre. Ein Nußknacker — ein franzöſiſcher Nußknacker — ein Nußknacker von Alexander Dumas! Wie kommt denn der zu einem Nußknacker und noch dazu zu dem rein deutſchen mit den grellblauen Augen und dem lackirten Rock, dem nur ein deutſches Gemüth Athem einhauchen kann?

Der Nußknacker kam mir nicht aus dem Kopfe. Nicht nur an Immermanns claſſiſches Gebilde mahnte er mich, nein, noch ältere, tiefere Erinnerungen erweckten Wort und Bild in mir. Ich ſah das Buch genauer durch und fand einen „Parrain Droßelmayer“ — „Dem. Trutchen“ — nur hier und da blickte deutſche Anſchauung und deutſches Gemüth aus den franzöſiſchen Flicken hervor. Dieſelbe Geſchichte hatte ich ſchon früher geleſen. Nach vielem Sinnen und Suchen fand ich zu meiner Erbauung, daß die von dem großen A. Dumas unter ſeinem Namen (natürlich mit Weglaſſung der obſcuren Quelle) publicirte „histoire d'un Casse-noisette“, welche Herr D** mit ſo vielem Eifer der deutſchen Leſewelt zugänglich gemacht hat, nichts mehr und nichts weniger iſt als:

„Nußknacker und Mauſekönig“

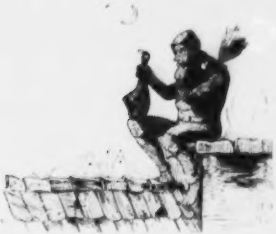
ein Märchen von E. T. A. Hoffmann, erſchienen in dem 1. Theile ſeiner Serapionsbrüder und auf's Neue dem deutſchen Publikum vorgelegt in E. T. A. Hoffmanns geſammelten Schriften mit Federzeichnungen von G. Hoſemann. Berlin, 1844. G. Reimer.

Der Humor geht Einem aus und es wird Einem etwas gallig ums Herz, wenn man ſieht, wie's in der deutſchen Literatur hergeht. Und nicht mit Einem Schrei ſteht das Vaterland gegen ſolche Unwürdigkeiten auf! Nein, es wartet, bis ihm von einem im fernen Auslande lebenden Sohne die Augen geöffnet werden, damit es ſehen kann, wie ihm ein fremder Mäkler erſt die koſtbarſten Edelſteine ſtiehlt und zum Danke dann glitzerndes falſches Glas in prunkender Faſſung für echte Diamanten verkauft. — Oder hat ein anderes Blatt ſchon früher die Schmach aufgedeckt? Es ſollte mich herzlich freuen. In jedem Falle aber ſind meine Worte nicht verloren, wenn ſie einen größern Leſekreis auf den modernen Ueberſetzungsjammer aufmerkſam gemacht haben.

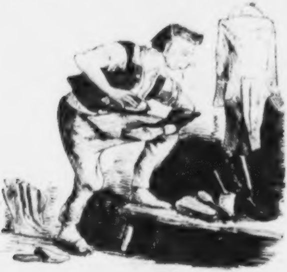
Ein Berliner Buchhändler.

Benjamin Knorpel.

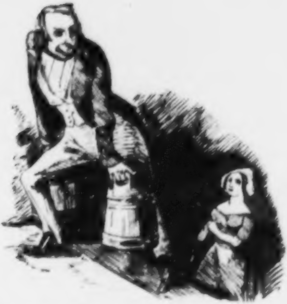
Erzählung in ſechzehn Bildern von C. Heim.



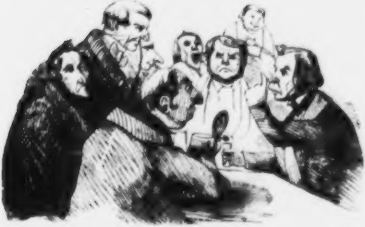
Benjamin Knorpel, von dunkler Herkunft, geübt im Kriechen und
ern, hat in den Zimmern eines reichen Mannes einen Schinken ge-
en und überlegt, ob er vielleicht auch reich werden kann.



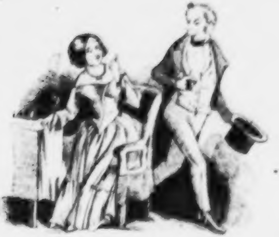
Benjamin Knorpel hat bei dieſem reichen Manne eine glänzende
lung als Wichſier erhalten.



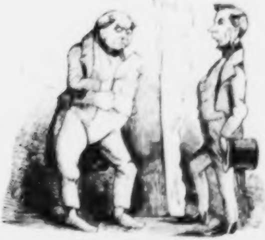
Benjamin Knorpel lernt, ſich bei den Leuten beliebt machen.



Er entwickelt ein außerordentliches Rednertalent und kommt, er weiß nicht wie, in den Ruf eines geſcheidten Kerls.



Knorpel hat das Vertrauen der Frau ſeines Herrn erlangt und wird ihr Poſtillon d'amour.



Er benutzt das Vertrauen ſeiner Herrin zu ſeinem Vortheil und überliefert ihre Liebesbriefe den Händen ihres darüber gründlich empörten Gemahls.

(Fortſetzung folgt.)

Zapfenſtreich.

Altona. Die „Dorfzeitung" ſagt: Der ganze Streit zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein drehe ſich nur um etwas Orthographie. Die Holſteiner und andere Deutſche ſängen: „Schleswig-Holſtein meer-umſchlungen", der König von Dänemark dagegen ſage: „mehr umſchlungen".

Andorra. Im Schooße der Pyrenäen liegt die kleine Republik Andorra, die unter ſpaniſchem und franzöſiſchem Schutz ſteht und an deren Spitze ſich zwei Oberrichter, ein Spanier und ein Franzoſe, befinden. Dieſe kleine Republik erhielt einſt von Napoleon, als er auf dem Wege nach Spanien in Andorra verweilte, die Zuſage eines Geſetzbuchs von ſeiner Hand. Da aber dieſe Zuſage unerfüllt blieb, gaben ſich die Bewohner der zu dieſem Zwergſtaate gehörigen 34 Ortſchaften, etwa 12,000 Köpfe, deren Hauptnahrungszweige Viehzucht und Feldbau ſind, ein eigenes, aus nicht mehr als hundert Paragraphen beſtehendes Geſetzbuch, das am 7. November v. J. zu Andorra feierlich publicirt wurde. Bemerkenswerth iſt die Strafe des dort nur höchſt ſelten vorkommenden Mordes. Das daſelbſt erkannte Todesurtheil bedarf einer Beſtätigung der Vertreter ſämmtlicher 34 Ortſchaften, die deshalb verſammelt werden müſſen; die Vollſtreckung erfolgt durch Hinabſtürzung des Verbrechers mit verbundenen Augen in eine für unergründlich geltende Kluft, ein Act, der durch den Scharfrichter bewirkt wird.

Augsburg. Jeder, der herzlich lachen will, leſe Nummer 350 der „Augsburger Zeitung", vom 16. December. Dort wird erzählt, der Graf von Paris habe mit ſeiner Mutter das Central-Artillerie-Magazin von Saint-Thomas d'Aquin und deſſen Laboratorium beſucht und der Herzog von Montpenſier habe ſeinem jungen Neffen Alles ſehr genau erklärt u. ſ. w. Dazu macht der gute Herr Kolb folgende höchſt komiſche Anmerkung: „Dieſe Anfänge militairiſcher Erziehung, welche der Napoleon des Friedens ſeinem Enkel machen läßt, ſollen vielleicht die etwas ſchwache Betonung der Krakauer Proteſtation verſtärken helfen." (Eine ſo erbärmliche Albernheit kann nur Herr Guſtavus Kolbus drucken laſſen. Welche kindliche Naivetät! Welche Idee hat dieſer gute Mann von dem Geiſte Louis Philipps! So treibt das ſogenannte „erſte" deutſche Blatt Politik! So hört es Flöhe nieſen und Gras wachſen! So macht es ſich und Deutſchland lächerlich!)

Berlin. Die königliche Bibliothek, welche neuerdings das Manuſcript des Trauerſpiels „Emilia Galotti", von Leſſings eigener Hand, vom Könige als Geſchenk erhalten hat, erfreut ſich des Beſitzes mehrerer Handſchriften deutſcher Claſſiker, die von den Verfaſſern eigenhändig niedergeſchrieben ſind. Von Herder, Schiller und Göthe ſind Bruchſtücke und ganze Werke da; von Letzterem unter Anderm: Scenen aus ſeinem „Fauſt" und der ganze „Egmont". (Deutſche Handſchriften Nummer 514.)

∴ Franz von Gaudy's Gedichte, die, von Arthur Müller herausgegeben, bei Hempel erſchienen ſind, werden den Freunden der Poeſie einen reichen Schatz der Erzeugniſſe dieſes eben ſo gemüthlichen, als geiſtreichen Dichters eröffnen, deſſen Humor die Zeitverhältniſſe eben ſo ſcharf als treffend geißelt, ohne dabei die Grenze der Schicklichkeit zu überſchreiten. Die Gedichte zerfallen in mehrere Abtheilungen mit beſonderen Ueberſchriften: Lieder, Terzinen, Romanzen und Balladen, aus Italien, nach Bildern, vermiſchte Gedichte, erzählende Dichtungen (Märchen) und die Kaiſerlieder. Als Reliquie eines nur zu früh dahingegangenen Dichtertalents wird dieſe Sammlung ſich gewiß einer wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen haben.

∴ „Clariſſe Harlowe", das Drama, das in Paris noch immer ſeine Anziehungskraft bewährt, iſt jetzt als Nummer 331 im Schleſinger'ſchen „Répertoire du théâtre français" erſchienen. Auch als Lectüre iſt es ſehr empfehlungswerth und weit paſſender als der zu weit ausgeſponnene Roman Richardſons, dem dies dankbare Sujet entlehnt iſt.

∴ Den Freunden der Muſik dürfte die Nachricht willkommen ſein, daß die meiſterhafte Muſik-Compoſition Meyerbeers zur Tragödie „Struenſee", welche ſein verewigter Bruder Michael Beer gedichtet, in Partitur ſoeben erſchienen und daß auch die Ouverture in Orcheſterſtimmen zur Verſendung an die Theater-Directionen fertig geworden iſt. Den Verlag dieſer herrlichen Muſik hat der hieſige Muſikalienhändler Schleſinger erworben.

Bonn. Herr Carl Simrock, der Bearbeiter der altdeutſchen Heldenlieder und Volksſagen, hat eine Sammlung von mehr als 12,000 deutſchen Sprichwörtern, unſtreitig die reichhaltigſte Sammlung dieſer Art, herausgegeben.

Breslau. Neulich ereignete ſich hier der ſeltene Fall, daß ein Bonvivant bei einem Auſternſchmauſe in einer Holſteiner Auſter eine große, blendendweiße Perle fand, deren Werth unzweifelhaft die Koſten für einige Dutzend Auſtern überſteigt.

∴ Auf unſerm Theater, auf dem es jetzt drunter und drüber geht, gaſtirt die alte Madame Crelinger aus Berlin, ohne jedoch den gewünſchten Enthuſiasmus zu erregen. Sie ſpielt vor ziemlich leeren Häuſern und gefällt nur in einigen Rollen.

∴ Mehrere Mitglieder des Kloſters der barmherzigen Brüder (Hoſpitaliter-Mönche, welche nach der ſtrengen Regel des heiligen Auguſtin leben ſollen) haben das Kloſter verlaſſen, weil der Fürſtbiſchof, in Folge einer unerwartet eingetretenen Viſitation, den Herren Faullenzern den Gebrauch des Sopha's unterſagt hat.

Brünn. Herr Ohéral, Redacteur der „Moravia", läßt hier, ſeit Neujahr, eine „neue ſlaviſche Zeitung für Mähren" erſcheinen.

Brüſſel. Auf den belgiſchen Eiſenbahnen hat man jetzt einen Waggon zu einer kleinen Reiſe-Apotheke eingerichtet. (Manche arme kranke Paſſagiere fahren ſeitdem viel ſchneller ... ab.)

Köln. Die in Mannheim erſchienene Darſtellung des Herrn F. Raveaux über die kölniſchen Auguſt-Ereigniſſe, welche von der Polizei-Behörde im September d. J. in Beſchlag genommen war, iſt durch das Urtheil des Ober-Cenſurgerichts wieder freigegeben worden. Das Ober-Cenſurgericht hat erkannt, daß dieſelbe zwar wohl „cenſurwidrige" Stellen enthalte, aber doch nicht für „gemeingefährlich" zu erachten ſei, und daß deshalb die Beſchlagnahme ungerechtfertigt erſcheine.

∴ Hebbels „Maria Magdalena" iſt auf der hieſigen Bühne — hört, hört! — durchgefallen.

Conſtantinopel. Muſſa Bey, der Polizeidirector von Pera, iſt in Folge der allzuhäufigen Diebſtähle abgeſetzt worden. (Sehr vernünftig!)

Darmſtadt. Während das Herzogthum, um den verhaßten Streitigkeiten über die gemiſchten Ehen ein Ende zu machen, den erſten Schritt zur Annäherung an die Civil-Ehe gemacht, haben die Stände des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt, trotz der Petitionen und Proteſtationen aller Art, die Aufhebung der Civil-Ehe beſchloſſen und dadurch wieder einen bedeutenden Schritt nach Rückwärts gethan.

Dresden. Von Neujahr ab wird die erſte wirkliche deutſche Dorfzeitung, d. h. eine ſolche, welche auf einem Dorfe redigirt wird, erſcheinen, und zwar auf dem durch ſeine Kaltwaſſerheilanſtalt bekannten Dorfe Kreiſcha bei Dresden: „die Kreiſchaer Dorfzeitung".

Florenz. Fanny Elsler hat hier ihre Vorſtellungen geſchloſſen. Der Enthuſiasmus überſtieg alle Grenzen. Man hatte mehr als 1000 Scudi für die ihr geopferten Blumen ausgegeben, und dieſe ſogar mit Dampf aus Neapel und Genua geholt. Am letzten Tage übergab ihr ein Genius (mit oder ohne Backenbart?) eine goldene Krone, die ſie ſich nach langem Sträuben ſelbſt aufs Haupt ſetzte.

∴ Der franzöſiſche Dichter Berchet hat die Weiſung erhalten, auf ſeiner Reiſe die Univerſitätsſtadt Piſa nicht zu berühren.

Frankfurt. Die „Didaskalia" ſagt über Dr. H. Hoffmanns „luſtige Geſchichten und drollige Bilder": »Der ächt humoriſtiſche Verfaſſer unſeres lieben „Struwwelpeters" hat das unbeſtrittene Verdienſt, ein Büchlein für die Kinder geſchaffen zu haben, wie es noch nie dageweſen iſt und wie es, trotz der mannichfaltigen, übrigens höchſt geiſtloſen Nachahmungen, ſchwerlich erreicht werden wird. Der wahre Humor iſt zu urkräftig und genial, als daß er ſich ſo leichthin nachahmen ließe.«

Glasgow. Die Bewohner des hieſigen St. Davids-Kirchſpiels haben ein Zeter- und Mord-Geſchrei erhoben, weil unſere gottloſe Zeit den Vorſchlag gemacht, den Gottesacker dieſes Kirchſpiels in einen Eiſenbahnhof zu verwandeln. (Wozu? Die Todten reiſen ja ohnedies ſchnell genug!)

Hamburg. Auf dem Thalia-Theater iſt jetzt eine kleine Poſſe, „ein Ständchen in der Schule", in der Vogue. Das nette Ding wimmelt von witzigen Zeitanſpielungen und ruft bei jeder Aufführung ſtürmiſchen Beifall hervor.

Hermannſtadt. Ein enthuſiaſtiſcher Schwachkopf hat hier die nagelneue Entdeckung gemacht, daß der Kopf des bekannten Clavierpaukers Franz Liszt eine ſtupende Aehnlichkeit mit der Büſte des großen Schiller habe. Der Kopf des Herrn Liszt und die Büſte Schillers gleichen ſich jedoch nur darin, daß Beide ... keine Hände haben.

Krakau. Man iſt hier ſo ziemlich darauf gefaßt, bald, und wahrſcheinlich ſehr bald, alle fremde Zeitungen bei uns verboten zu ſehen. (Folge der bewußten Einverleibung!)

Leipzig. Der „Falſtaff" erzählt, die himmliſche Geduld habe ſich für 1847 auf Herrn Kühne's „Europa" abonnirt. (Wohl nur auf ein Vierteljahr, denn dann reißt auch der geduldigſten Geduld die Geduld, denn die Langeweile hat in dieſem Journale — geſtiefelt und geſpornt — ihr Hauptquartier aufgeſchlagen und ſelbſt der Verleger der „Europa" iſt neulich beim Leſen ſeines Blattes in ſo feſten Schlaf geſunken, daß er nur mit Hilfe eines Mohrenwirbels daraus erweckt werden konnte.

∴ Ein „Europa-müder" Leſer des ci-devant Lewald'ſchen Journals hat gähnend ein neues irreguläres Zeitwort erfunden. Es heißt: Ich guſtavkühne mich, du guſtavkühneſt dich, er guſtavkühnet ſich, wir guſtavkühnen uns, ihr guſtavkühnet euch, ſie guſtavkühnen ſich. Es iſt ſynonym mit dem veralteten Verbum: Ich langweile mich, du langweileſt dich, er langweilet ſich u. ſ. w.

∴ Der allezeit fidele Dorfbarbier, Ferdinand Stolle, hat zum Beſten der Armen im Gebirge einen „Weihnachtsbaum" angezündet, deſſen poetiſches Licht einen Strahl von Hoffnung in die düſtern Hütten unſerer hilfsbedürftigen Mitbrüder werfen wird. Er hat eine Auswahl ſeiner gemüthlichſten Lieder geſammelt, den Ertrag des Ganzen den armen Gebirgsbewohnern zugewendet und pränumerando aus ſeinem eigenen Säckel „hundert Thaler" an die Kreisdirection nach Zwickau geſchickt. (Eine Mauerkrone für unſern biedern Barbier!)

∴ Der „Dorfbarbier" ſchreibt: »Wenn ich Geſandter beim deutſchen Bundestage wäre, würde ich vor allem Andern darauf antragen, die Deutſchen hinſichtlich der Jenny Lind unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen. Doch nein, die Deutſchen, welche ſchon Polizei genug haben, würde ich nicht unter polizeiliche Aufſicht ſtellen, wohl aber ſämmtliche bundestägliche Theaterdirectionen; die müßten einen körperlichen Eid ſchwören, keiner Sängerin, keiner Tänzerin, keinem Heldenſpieler, keinem Intriguanten über ſechzig Thaler für jede Gaſtrolle zu zahlen. Sechzig Thaler! Iſt das nicht anſtändig?*) Wollen die verehrlichen Künſtler für dieſe Bagatelle in den deutſchen Bundesſtaaten nicht ſingen, ſpringen und geſticuliren, dann können ſie nach Rußland gehen oder wohin es ihnen gefällt, wir aber behalten unſer Geld.

∴ Auch der „Hamburger Correſpondent" wiederholt jetzt den von uns ſchon vor einigen Jahren gemachten Vorſchlag, ſämmtliche Theater-Directionen ſollten ſich untereinander verſtändigen und ein gegenſeitiges Cartel abſchließen, laut welchem ſie ſich verpflichten, nicht mehr als ein gleichmäßig ausgeworfenes Honorar zu zahlen, um den lächerlichen Forderungen dieſer Leute einen nothwendigen Hemmſchuh anzulegen. (Das wäre eben ſo zeitgemäß als vernünftig!)

∴ Madame Louiſe Aſton, die in einer in Brüſſel erſchienenen Schrift die Gründe ihrer polizeilichen Ausweiſung aus Berlin darſtellt, erklärt den Berichterſtatter dieſer Angelegenheit in der Brockhaus'ſchen Zeitung für einen Denuncianten, der mit der dortigen Polizei in näherer Beziehung ſteht. Beſagter Berichterſtatter erklärt nun ſeinerſeits „Jeden, der es wagt und gewagt hat, von einer geheimen Verbindung zwiſchen ihm und der Berliner Polizei zu reden, für einen ehrloſen Pasquillanten".

∴ Durch viele Klatſchblätter kriecht die Nachricht, daß Herrn Berthold Auerbach, dem Verfaſſer der „Dorfgeſchichten", bei ſeiner Anweſenheit in Breslau die coloſſale Ehre zu Theil geworden ſei, ſich von dem Herrn Bürgermeiſter der Hauptſtadt Schleſiens zur Tafel gezogen zu ſehen. Davon machen einige Freunde dieſes Herrn ſo viel Aufhebens, als ob dies Gott weiß welch große, unerhörte Auszeichnung ſei. Uns könnte der Kaiſer von China zur Tafel ziehen, wir würden keinen Werth darauf legen.

London. Der „Charivari" macht ſich über Lord Broughams emſige Leibdienerei gegen den franzöſiſchen Hof und über deſſen häufige Beſuche in den Tuilerien in folgender Weiſe luſtig: »Zwiſchen London und Paris fährt allmonatlich ein Brougham (ſo heißt bekanntlich, nach dem berühmten Rechtsgelehrten, eine Art von Cabriolet), welcher kleine Aufträge übernimmt. Die Bedingungen ſind ſehr billig. Nähere Auskunft wird ertheilt in den Tuilerien am Hinterpförtchen.

∴ Die geachtetſten Zeitungen Englands — wir führen nur das „Athenäum" an — erklären Bulwers neueſten Roman „Lucrezia oder die Kinder der Rache" nicht nur für den ſchlechteſten Roman dieſes Verfaſſers, ſondern für ein abſolut mißlungenes Machwerk und ſprechen einſtimmig die Meinung aus, der ehrenwerthe Baronet hätte unter ſolchen

---

*) Für Manche viel zu anſtändig!

Umſtänden weit klüger gethan, ſeine Muſe noch fernerhin ſchweigen zu laſſen. (Und deſſenungeachtet ſind von dieſem langweiligen Romane in Deutſchland bereits vier verſchiedene Ueberſetzungen erſchienen. Iſt das nicht ſchauderhaft?)

∴ Herr Sergent, der berühmte Pariſer Coiffeur, iſt für Windſor Caſtle verſchrieben. Die Engländer haben die Franzoſen ſo oft barbirt, daß Königin Victoria ſich jetzt von Letztern einen Zopf will drehen laſſen, blos wegen der „entente cordiale“.

Madrid. Herr von Quandt, der bekannte deutſche Kunſtkenner, iſt aus dem ſüdlichen Spanien in Madrid angekommen, um die hieſigen Muſeen in Augenſchein zu nehmen.

Magdeburg. Herr Philipp Nathuſius arbeitet ſchon ſeit längerer Zeit an einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des „Wandsbecker Boten“ und an einer Charakteriſtik ſeiner Werke. Es ſtehen ihm viele, bis jetzt ganz unbenutzte Quellen zu Gebote.

Marburg. Gegen den Stadtrath Lederer iſt eine Unterſuchung eingeleitet worden, weil er bei einem hieſigen Abendeſſen zur Feier des 31. October, des Jahrestages der Aufheftung der 95 Theſes durch Dr. Luther an die Wittenberger Kirche, geäußert: „Vor vier Wochen habe er im Beiſein von ungefähr 15,000 Menſchen in Offenbach den deutſchkatholiſchen Prediger Dowiat über den Text „Ich bin niemals eines Mannes Knecht geweſen“ predigen gehört. (Das Kurfürſtenthum Kaſſel wird von Tag zu Tage freiſinniger und ... amüſanter!)

München. Von Kaulbachs „Reinecke“ ſind zwei Lieferungen, die dritte und vierte (6 Platten) auf ein Mal herausgekommen. Die Laune des Künſtlers ſcheint nicht allein unerſchöpflich zu ſein, ſondern mit jedem neuen Blatte neue, ſtärkere Nahrung zu bekommen. Reinecke's „Generalbeichte“, ſein „Diebſtahl bei dem Pfarrer“ und vor Allem ſeine „Hinrichtung“, ſind wahre Meiſterbilder. Auf dem letzten Blatte ſieht man die Thiere, in ihrer Freude über die endliche Befreiung von ihrem argliſtigen Feinde, um den Baum verſammelt, an welchem Reinecke aufgeknüpft werden ſoll. Der Ausdruck in den Geſichtern der Thiere, nach ihrer verſchiedenen Natur, der Affe, der eine Naſe macht, der Löwe und die Löwin, die mit wilder Luſt dem Schauſpiele zuſehen, der Hund mit ſeinem treuen Geſichte, der die Pfoten faltet, der Eber, der den Delinquenten durch das Fernglas beſieht, der Ochſe, mit einem Orden am Horne, die Katze, welche die Schlinge zuzieht, alles dies iſt eben ſo geiſtreich gedacht, als künſtleriſch ausgeführt.

New-York. Am 14. November v. J. iſt hier der alte Herr Johann Jacob Aſtor geſtorben. Sein Nachlaß wird auf vierzig Millionen Dollars geſchätzt.

∴ Herr Dr. Seidenſtücker hat die Redaction der deutſchen Zeitung „der Philadelphia-Democrat“ übernommen.

Paris. Das Gerücht, daß ein europäiſcher Congreß die Fragen über die ſpaniſche Heirath und über die Einverleibung Krakau's regeln ſolle, gewinnt von Tag zu Tag mehr Wahrſcheinlichkeit.

∴ Auf der Börſe hieß es, daß aus Madrid officielle Nachrichten eingegangen ſeien, nach denen es nunmehr keinem Zweifel unterliege, daß Königin Iſabella von Spanien ſich in jenem intereſſanten Zuſtande befinde, von dem die engliſchen Blätter nur durch die Blume ſprechen. (Heil Dir, Don Aſſis!)

∴ Mutter Chriſtine von Spanien läßt hier im Garten des Schloſſes Malmaiſon eine prachtvolle Capelle im gothiſchen Style erbauen.

∴ Der Bei von Tunis fährt fort, die Merkwürdigkeiten unſeres Seine-Babels anzuſtaunen und jedem Franzoſen, mit dem er in Berührung kommt, etwas Freundliches zu ſagen. Unter Anderm hat er auch die Menagerie des botaniſchen Gartens beſucht und ſich kindiſch gefreut, dort ein paar alte Bekannte, die von ihm geſchenkten Löwen, Hyänen und Leoparden, und an jedem Käfig derſelben ſeinen Namen (als den des Geſchenkgebers) zu finden. Im Uebrigen lebt er höchſt mäßig und genießt blos Reisſpeiſen und gebackene Hühner.

∴ Das Appellationsgericht hatte dieſer Tage in dem Prozeſſe der am Odeon-Theater engagirten Dem. Araldi gegen den Director deſſelben, Herrn Bocage, und den Dichter Ponſard zu entſcheiden, welche von der Erſtern wegen Entziehung der Rolle der Agnes von Meran in Ponſards gleichbenanntem Stücke bei der erſten Aufführung verklagt worden waren. Madame Dorval, welche die Agnes geben ſollte, war krank geworden, und um die Aufführung nicht allzulange zu verzögern, ging Herr Ponſard, der ſich freie Wahl für die Beſetzung ausbedungen, für den Fall auf deren Erſetzung durch die Araldi ein, daß ſie ihm genüge. Eben ſo bedingt war jene Rolle derſelben in ihrem Vertrage mit dem Director Bocage ihr dann zugeſagt, wenn ſie nach der Darſtellung der Phädra demſelben und Herrn Ponſard dazu geeignet ſcheine. In erſter Inſtanz hatte die

Klägerin das Recht, während ihres Engagements allein die Agnes zu geben und eine Schadloshaltung von 50,000 Francs zugeſprochen erhalten. Der Appellhof hat das jedoch gänzlich abgeändert und aufgehoben und die Araldi ſonach abgewieſen und in die Koſten beider Inſtanzen verurtheilt.

∴ Donizetti's Geſundheit hat ſich ein kleinwenig gebeſſert; er erkennt ſeine Bekannten wieder, die ihn beſuchen; doch geht's noch immer mit dem Sprechen nicht; nur ſein „Addio" iſt deutlich. Doch iſt es immerhin ein gutes Zeichen, daß der Maeſtro nun fleißig Bewegung macht und — Billard ſpielt, ſich auch eines feſten Schlafs erfreut; doch nur mit Mühe kann man Antwort von ihm erhalten.

∴ Einer der berühmteſten Männer des jetzigen Frankreichs, der ausgezeichnete Architect Fontaine, hat die ganz eigenthümliche Manie, ſich nie nach der herrſchenden Mode zu richten; noch heute geht er in der Kleidung, welche zur Zeit des Directoriums in der Mode war. Nichts in der Welt würde ihn vermögen, dieſe veraltete Tracht abzulegen.

∴ Herr von Lamartine hat dem Hoſpitale zu Macon 3000 Francs überſendet, von welchen 1000 Francs zur Gratisvertheilung von Brod und die andern 2000 zur Ermäßigung des Brodpreiſes verwendet werden ſollen.

∴ Eine hieſige Wochenſchrift, die „Mystères de la Bourse", erzählt, daß Dem. Rachel, trotz ihrer öffentlichen Erklärung, dennoch Einleitungen zu ihrem Uebertritt zur katholiſchen Kirche getroffen habe und ſich nächſtens von der Bühne gänzlich zurückziehen werde. (Am Ende geht ſie dann gar noch ins Kloſter, wie Ophelia.)

∴ Agnes von Meran, die Titelheldin des neuen Ponſard'ſchen Trauerſpiels, war die dritte Tochter des Grafen Berthold IV. von Meran und die unglückliche Gemahlin König Philipp Auguſts von Frankreich, der ſich in Folge eines Interdicts, das der Papſt wegen dieſer Ehe über Frankreich ausſprach, von ihr trennen mußte. Sie ſtarb an gebrochenem Herzen.

∴ Der auch in Deutſchland bekannte Tenoriſt Gardoni verläßt die hieſige italieniſche Oper und zahlt für ſeine Freiheit 50,000 Francs.

∴ Die Primadonna Stolz hat von der Stadt Orleans eine Medaille erhalten, deren Inſchrift lautet: „An Roſine Stolz, die dankbare Stadt Orleans. Vorſtellung vom 4. November, zum Beſten der Ueberſchwemmten".

∴ Der Prozeß der natürlichen Erben des wunderlichen Miſanthropen Robet gegen Herrn von Francienne und deſſen Tochter, welche der verſtorbene Sonderling zu ſeinen Univerſalerben ernannt hatte, iſt gegen die Kläger entſchieden worden. Das Teſtament wurde als giltig anerkannt, es iſt ſehr kurz und lautet: „Ich ernenne Herrn von Francienne zu meinem Univerſalerben. Robet. Paris, den 12. Juni 1842."

∴ Unlängſt ſah man in der Rue de Seine einen Mann mit einem coloſſalen Placate auf dem Rücken vor der Wohnung eines Comödianten auf- und abwandern. Auf dem Papiere ſtand: »H. ſchuldet mir ſeit ſechs Monaten das Geld für 30 Flaſchen Rothwein und 500 Stück Havanna-Cigarren; ich warte hier, bis er ſie bezahlt haben wird.« Das ſoll geholfen haben. (Was beweiſt dieſer Witz? Daß auch die franzöſiſchen Schauſpieler Schulden haben!)

∴ Die polniſche Bibliothek beſteht jetzt aus 15,000 Werken aller ſlawiſchen Sprachen und erhält jährlich einen bedeutenden Zuwachs aus allen Ländern ſlawiſcher Zunge. Einer ihrer eifrigſten Förderer iſt Adam Mickiewicz; derſelbe machte ihr erſt unlängſt ein Geſchenk von mehr als 300 Bänden in polniſcher, ruſſiſcher und illyriſcher Sprache. Die polniſche Bibliothek befindet ſich in der Rue des Sauſſaies und iſt täglich von 12 bis 4 Uhr dem öffentlichen Gebrauche geöffnet.

∴ Man will's hier noch ein Mal mit einer deutſchen Zeitſchrift verſuchen. Sie wird unter dem Titel „Pariſer Horen" erſcheinen, ſich mit politiſchen, literariſchen und geſellſchaftlichen Intereſſen beſchäftigen und von den Herren Maurer und Braun geleitet werden. Monatlich giebt's vier Druckbogen. (Glück auf!)

∴ Die Berechnung des Herrn Leverrier, durch die er die Exiſtenz des neuen Planeten entdeckt hat, iſt im „Annuaire des connaissances" erſchienen und nimmt dort nicht weniger als 954 Druckſeiten ein.

∴ Von der in vier Bänden angekündigten „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution", vom Profeſſor Michelet, iſt jetzt der erſte Band erſchienen.

∴ Alfred Nettement hat einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Literatur herausgegeben unter dem Titel „La presse de Paris, moeurs etc. des Journaux de Paris". (Wir glauben, daß eine Ueberſetzung dieſes Werkes auch in Deutſchland Anklang finden dürfte.)

∴ Das ſeit September 1845 hier herauskommende Journal „L'Esprit public" iſt bereits zur Verſteigerung gekommen und nach einem Angebote von 20,000 Francs durch den dermaligen Geranten, Herrn Popa, für 20,100 Francs erſtanden worden.

∴ Einer unſerer modernen Kunſtrichter nennt Herrn Ingres, den Patriarchen der franzöſiſchen Schule, den „Calvin der Malerei", weil er aus ſeinen Bildern das Glänzende und Beſtechende des Colorits, wie jener Genfer Reformator alle Bildnerei aus der Kirche, verbannt hat.

∴ In der großen Oper beſchäftigt man ſich mit den Proben des „Paſticcio", von Roſſini, Robert Bruce, deſſen größerer Theil aus der „donna del lago" deſſelben Componiſten entlehnt iſt. Es fehlt indeß ſeit langer Zeit in der Oper ſo ſehr an guter Muſik und man iſt ſo müde, etwa „Maria Stuart" und den „Stern von Sevilla" zu hören, daß jene ſogenannte Neuigkeit auf jeden Fall einige Senſation erregen wird.

∴ Herr Girard, der an Habenecks Stelle die Direction des Orcheſters der großen Oper erhalten hat, wird zum erſten Male in Roſſini's großer Oper dirigiren. Er iſt auf jeden Fall der beſte Orcheſter-Dirigent und ſteht weit über Habeneck, der bei dem Theater ſehr mittelmäßig war, und ſeinen Ruf nur als Dirigent des Concerts des Conſervatoriums begründet hatte.

∴ An Herrn Girards Stelle bei der komiſchen Oper iſt Herr Labarre (der bekannte Harfeniſt und Componiſt) gekommen, der ſein Probeſtück als Dirigent bei der erſten Vorſtellung einer neuen Oper, „Gibby, der Dudelſackpfeifer", gemacht und ſich ſehr gut aus der Schlinge gezogen hat. „Gibby" iſt eine dreiaktige Oper, zu welcher Brunswick und Leuwen den Text gemacht haben, und die Clapiſſon in Muſik geſetzt hat. Die Oper hat mit Recht außerordentlich gefallen: der Text ſelbſt iſt unterhaltend und die Muſik ſehr ausgezeichnet.

∴ Hector Berlioz's neues Tongemälde „Fauſts Verdammung" iſt in der Opéra comique aufgeführt, aber wegen ſeiner Melodienarmuth nur ſehr lau aufgenommen worden.

∴ Im Palais-Royal-Theater hat eine neue Poſſe, „le poudre de coton", ein höchſt dankbares Publikum gefunden.

∴ Im Vaudeville-Theater hat eine neue Poſſe, „le capitaine des voleurs", einen großartigen Lach-Succeß davongetragen.

Peſth. Das „Peſti-Hirlap" brachte neulich mehrere höchſt anziehende Mittheilungen über den von Stephan von Horvath hinterlaſſenen und im „Charivari" mehrmals erwähnten Bücherſchatz. Dieſe Bibliothek wurde von ihm während 46 Jahren geſammelt und conſumirte den größten Theil ſeiner Einkünfte. Sie enthält merkwürdige Originalien aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Die Früchte ſeines Wiſſens hat Horvath in mehr als achthundert Bänden Manuſcript hinterlaſſen, welche über allerlei hiſtoriſche und rechtswiſſenſchaftliche Verhältniſſe Ungarns neue Aufklärungen enthalten.

∴ Im Raaber Comitat wurde neulich bei einer Berathung, wie man die zahllos herumſchwärmenden Zigeunerfamilien beſeitigen könne, der naive Vorſchlag gemacht, ihnen das lange Haar abzuſchneiden, indem ſie dann ſicher nie wiederkehren würden. Das „Peſti-Hirlap" nennt dies ein Mittel, um die Ratten zu vertreiben.

Prag. Die Jeſuiten haben einen ihrer hieſigen Freunde bevollmächtigt, ein Haus für ſie anzukaufen. Schon vor einigen Jahren ſuchten ſie hier ein Gebäude, das zu einem Ordenshauſe paſſend wäre, doch waren ihnen die Preiſe aller verkäuflichen Häuſer zu hoch.

∴ Am 14. December v. J. wurde in der hieſigen Teynkirche der dreihundertjährige Geburtstag des berühmten Aſtronomen Tycho de Brahe, der am 14. December 1546 zu Kundsdrup das Licht der Welt erblickt hatte, durch eine Gedächtnißrede an deſſen Grabe gefeiert.

∴ In Kurzem wird hier eine hebräiſche Nachbildung der Göthe'ſchen „Iphigenie", von M. Letteris, im Druck herauskommen. Von den Göthe'ſchen Dichtungen iſt bis jetzt nur „Schäfers Klagelied" und der Monolog des Oreſtes „Noch Einen reiche mir aus Lethe's Fluthen" ins Hebräiſche übertragen, während von den Schiller'ſchen Gedichten ſchon ziemlich viele hebräiſche Nachbildungen vorhanden ſind.

Rom. Der Papſt hat die ſämmtlichen Gebühren, welche bisher für die Doctor-Promotionen bezahlt werden mußten, aufgehoben. Der Doctor-Titel wird künftig, nach glücklich beſtandener Prüfung, unentgeltlich ertheilt.

Stockholm. Tegners „Frithjofsſage" iſt bis jetzt ſchon fünf Mal in die deutſche Sprache überſetzt worden und zwar von Amalie Hellwig, Guſtav Mohnicke, Schlay, Mayerhof und Julius Minding.

Trieſt. Nach einem Aufſatze des Dr. A. Schütte im „Oeſterreichiſchen Lloyd" giebt's auf der ganzen Erde gegenwärtig (bis zum 1. October 1846) 2760 Meilen Eiſenbahnen, deren Anlegung die enorme Summe von 1725 Millionen Gulden C. M. gekoſtet hat.

Nordamerika, das am reichſten an Eiſenbahnen iſt, hat 1208 Meilen. Dieſem folgt England mit 680, Deutſchland mit 538 und Frankreich mit 184 Meilen. (Frankreich iſt demnach in dieſem Punkte der Cultur noch am weiteſten zurück.)

Tunis. In Tunis giebt es 27 jüdiſche Synagogen und etwa 40,000 Juden, wovon die meiſten in der Hauptſtadt leben.

Ulm. Jeſuiten ſind hier angekommen! Wer hätte das gedacht! wird man ausrufen, und dennoch iſt es ſo! In den hieſigen Blättern iſt nämlich klar und deutlich zu leſen: »Jeſuiten als Lichtlöſcher ſind wieder angekommen . . . bei G. H. Schröder.« (Nieder mit den Jeſuiten!)

Wien. Die Studenten-Unruhen in Wien ſind jetzt auf höchſt glimpfliche Weiſe beigelegt worden. Der Profeſſor, der ſein Unrecht eingeſehen, hat die naive Erklärung abgegeben, er habe den Studenten, der von ihm die Ohrfeige erhalten, unwillkürlich bloß bei der Naſe faſſen wollen. Die verhafteten Studenten hat man hierauf freigelaſſen. (Parturiunt montes u. ſ. w.)

∴ M. G. Saphir bringt als Ankündigung des neuen Jahrgangs ſeines „Humoriſten“ folgende Parodie:

In einer Stadt, am Strand der Iſter,
Erſchien an jedem neuen Jahr,
Bei Bürger, Adel und Miniſter,
Ein Redacteur, gar wunderbar.

Er ward nicht in das Haus gerufen,
Man wußte ſchon, weshalb er kam,
Und ſchnell verſchwanden ſeine Hufen,
Sobald man ſeine Zeitung nahm.

Einladend ſtets war ſeine Nähe,
Und eine Quittung lag bereit,
Doch keines Hauſes, keiner Stiege Höhe
Entfernte die Zudringlichkeit.

Er kam im „Juli“ und im „Jenner“
Und theilte ſeine Zeitſchrift aus,
Und mit dem Titel „Mediciner, Gönner“
Bekam man einen Brief ins Haus.

Willkommen waren alle Abonnenten,
Doch nahte Jemand „auf ein Jahr“,
Der wird erſtickt mit Complimenten,
Und ward genannt: ein Caſuar.

(Herr Bäuerle meint, das bezöge ſich auf . . . einen Andern.)

∴ Die „Wiener Theaterzeitung“ erzählt ihren gutmüthigen Leſern, daß der berühmte Schwede Tegner in Mexico geſtorben ſei (ſiehe Seite 1152 unter der Rubrik: „Geſchwind was giebt's Neues“). Dieſe Nachricht iſt allerdings ſehr neu, aber auch ſehr komiſch, denn bekanntlich iſt der Dichter der „Frithjofsſage“ nicht in Mexiko, ſondern zu Wexiö in Schweden geſtorben.

∴ Die Bäuerle'ſche Zeitung ſchreibt: »Meyerbeers „Feldlager in Schleſingen“ ſoll uns auch den Textdichter Ludwig Rellſtab bringen, Rellſtab, den kritiſchen Wauwau aller tonkünſtleriſchen Geiſter und Nichtgeiſter, das muſikaliſche Orakel der „juten“ Berliner.« Wir dürfen uns mit unſerer Muſik zuſammennehmen, ſonſt bringt die „Voſſiſche“ Rellſtabiana, daß unſere Muſiker darüber ohnmächtig werden, denn mit dieſem Manne iſt nicht zu ſpaßen: er führt eine „jmuliche“ Feder und hat . . . den Text zum „Feldlager“ geſchrieben.

∴ Heinrich Proch, der Erbe des Franz Schubert'ſchen Talents, der liebenswürdigſte Liedercomponiſt Deutſchlands, arbeitet an einer neuen Oper, deren Text er theilweiſe nach Victor Hugo's „Nôtre dame de Paris“, theilweiſe nach dem „Glöckner von Notredame“, dem bekannten Drama der Madame Birch-Pfeiffer, und theilweiſe nach dem franzöſiſchen Ballet „Esmeralda“ ſelbſt gedichtet hat. Man erwartet von ſeiner Muſik viel Schönes.

∴ Herr E. Titl arbeitet an einer großen geſchichtlichen Oper, deren Text „Ziska“ heißt.

∴ Von dem trefflichen Pianiſten F. Waldmüller, deſſen Compoſitionstalent alle Achtung verdient, erſcheint nächſtens eine Fantaſie über die beliebteſten Motive aus Halévy's „Musketiere der Königin“.

∴ Herr p. p. Lyſer droht den deutſchen Bühnen mit einem Schauſpiele, das er ihnen zur Aufführung einſchicken will. Welche Bühne, fragt man, wird ſo verrückt ſein, ihrem Publikum das ungewaſchene Zeug eines gewiſſen p. p. Lyſer vorzuführen?

∴ Die Benefiz-Vorſtellung des Favorit-Komikers Scholz bringt eine neue Poſſe: „Gewerbsmann und Spekulant“, worin dieſer Lachmuskel-Held die Rolle eines börſenluſtigen Schneiders darſtellen wird.

∴ Um wiederum einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, will einer unſerer ſpeculativen Buchmacher nun gar ein „illuſtrirtes Kochbuch“ erſcheinen laſſen.

.·. Franz Gräffers „Pantheon der Juden" ſoll vier Bände umfaſſen. Der Name
es Herausgebers bürgt für etwas Gediegenes, und da die Idee eine ſehr glückliche iſt,
o wird es ihr nicht an Theilnahme fehlen. (Friſch auf!)

.·. Die Hofbibliothek hat vom hieſigen israelitiſchen Großhändler Hoffman von
Hoffmansthal eine hebräiſche Pergamentſchrift aus dem dreizehnten Jahrhundert geſchenkt
ekommen und der Geber dafür vom Kaiſer einen werthvollen Brillantring erhalten.

.·. Herr Muſard, der Pariſer Quadrillen-Strauß, hat den Plan, nach Wien zu
ommen, aufgegeben, weil das gediegene Fiasco, das er in Berlin gemacht, ihm den Ge-
chmack des deutſchen Michels verleidet haben ſoll.

Zürich. In dem von E. A. von Terko verfaßten Wiener Romane „der Zeit-
rüppel" kommt unter Anderem folgendes Zwiegeſpräch vor: **Gretl**: Verlier' Dich, Du
Saubern, ſonſt ſchneuz' ich Dich nieder. — **Lena**: Pack' Dich, Du zerriſſene Bajonnet-
cheid'. — **Gretl**: Du zerfetzte Brieftaſch'. — **Lena**: Du Mörſer. — **Gretl**: Du
lyſtierſpritz' — **Lena**: Du Miſthaufen u. ſ. w. u. ſ. w. Dieſer ſogenannte Roman iſt
n kleines Meer von großſtädtiſchen Spülwaſſern zuſammengelaufen, Salon und Man-
arde, Alles mündet im ... Rinnſtein. Navigavimus non sine nausea. (Telegraph.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

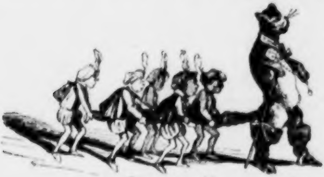
— Einer der ſonderbarſten Wahlſprüche war der des däniſchen Königs Friedrich II.
geſt 1588). Jener lautete: »Treue iſt Wild-Pret.« Daher war auch des Königs
Deviſe: T. I. W. B. (Wer erklärt uns, fragt „Oſt und Weſt", dieſes Wahlſpruchs
Sinn und Bedeutung?)

— Der franzöſiſche Satiriker Boileau-Despréaux ſoll an einem ſeiner Gedichte,
as nur gegen vierhundert Verſe zählt, elf Monate gearbeitet und drei volle Jahre
erumgefeilt haben.

— Zu Nograkut, einem ſehr beſuchten Wallfahrtsorte der Hindu, muß jeder Pilger
n Stück von ſeiner Zunge opfern. (Gerechter Brama, was bleibt zuletzt ſo einem from-
en Hindu?)

Das „junge Oeſterreich".

Neulich ſtand in einem Blatte, der Führer des „jungen Oeſterreichs" ſei Herr Alfred
uranda, der Mann mit den „gefälligen Formen". Wer aber iſt das „junge Oeſterreich"?
ach eingezogener Erkundigung haben wir erfahren, daß unter dieſer Bezeichnung die
erren Leopold Mautner, Eduard Mank, Johann Hartmann, Moriz Rerdmann und
gnaz Meißner zu verſtehen ſind. — Hier iſt zu ſehen der Führer des „jungen Oeſter-
eichs".



Bekanntmachung.

Das **Dresdener Tageblatt** beginnt mit dem 1. Januar 1847 einen neuen Jahrgang.

Redaction und Verlagshandlung werden wie bisher auch fernerhin Alles aufbieten, um dieſe Zeitſchrift zu einer wahrhaft belehrenden und inhaltreichen zu machen, und die erfreuliche Theilnahme des gebildeten Publicums, welche im raſchen Steigen begriffen iſt, läßt baldige und ſichere Erreichung dieſes Zieles hoffen.

In größeren leitenden Artikeln werden alle Fragen des Staates, der Kirche, der Wiſſenſchaft und der Kunſt, welche die Gegenwart bewegen, abgehandelt, während Originalberichte aus allen Theilen des Landes ſtets die neueſten Ereigniſſe der Tagesgeſchichte mit möglichſter Vollſtändigkeit und Genauigkeit beſprechen, ſo daß das Tageblatt nicht etwa als ein bloßes Localblatt, ſondern in Wahrheit als ein Organ zur Vertretung der geſammten vaterländiſchen Intereſſen erſcheint.

Abonnement vierteljährlich: 1 Thlr. 7½ Ngr., wofür das Tageblatt von allen Poſtämtern des In- und Auslandes zu beziehen iſt. Inſertionsgebühren: 12 Pfennige für die geſpaltene Petit-Zeile oder deren Raum.

Dresden, den 21. December 1846.

B. G. Teubner.

In **J. B. Müllers** Verlags-Buchhandlung in Stuttgart iſt ſoeben erſchienen:

Allgemeine deutſche Bürger-Bibliothek.

Gegründet von Karl Andree und Auguſt Lewald.

14ter Halbband (Chemie 3r Theil). 8. geh. 10 Sgr.

Nach beinahe einjährigem Stillſtande erſcheint nun wieder ein Halbband der Bürger-Bibliothek in einem neuen Verlage, unter anderer Redaction, und nach einem modificirten Plane, über welchen die in jeder Buchhandlung vorräthigen Proſpecte Auskunft geben. Die Fortſetzung der Bürger-Bibliothek, hauptſächlich den **Bedürfniſſen des practiſchen Lebens** ſich zuwendend, erſcheint von Neujahr an in halbmonatlichen Lieferungen à 5 Sgr. oder 18 Kr., um die Anſchaffung auch minder Bemittelten möglich zu machen. Die nächſten Lieferungen bringen: Phyſik, Naturgeſchichte des Pflanzenreichs, Naturgeſchichte des Thierreichs, deutſche Fauna und Flora, Geologie, des deutſchen Volkes Geſchichte, deutſches Volk und deutſches Land, Erdkunde, Staatenkunde oder politiſche Geographie, Länder- und Völkerkunde, Mechanik und Maſchinenkunde.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der beluſtigende

Kartenkünſtler,

eine deutliche Anweiſung (zu 113) größtentheils noch unbekannten,
leicht ausführbaren

Kartenkunſtſtücken

von **A. v. Meerberg.** Preis 30 Kr.

Wie angenehm man durch Kartenkunſtſtücke eine Geſellſchaft unterhalten kann, haben gewiß ſchon Viele erfahren. Eine Anweiſung zu leicht ausführbaren Kartenkunſtſtücken findet man in dieſem mit Beifall aufgenommenen Büchelchen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 224. Leipzig, 15. Januar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Willibald Alexis

Vorrede zu den „Hoſen des Herrn von Bredow“.

Von K. v. Großcreuz.

Was, wenn nicht unausſprechlich, doch
 Bis dahin faſt unſchreiblich war,
Ich ſag's und ſchreib's, geſchäh' es auch
 Sogar auf meines Hauptes Gefahr.

Wie durch Armin die Väter ſich
 Vom Römerdruck befreiet ſah'n,
Entriß ich Euch der Prüderie
 Durch dieſen meinen Kernroman.

Vom Druck der Prüderie, die da
 Die Hoſen ſich zu nennen ſcheut,
Befreie ich Euch durch den Druck
 Von Herrn von Bredow's Hoſen heut!

Warum die Hoſen nennen nicht?
 Habt Ihr vor Hoſen ſolchen Graus?
Das arme Wort! Ich ſpreche es
 Alltäglich, ja allſtündlich aus.

„Reich mir die — Hoſen,“ rufe ich
 Beim Aufſteh'n meinem Diener zu;
„Entkleide meiner Hoſen mich,“
 Sag' ich, hinlegend mich zur Ruh.

Die Prüderie hat nicht ſo ſehr
 Mich unter ihrem ſchnöden Joch,
Daß bei zeriſſ'nen Hoſen nicht
 Ich ſag': „die Hoſe hat ein Loch.“

So lebt' ich ſtets, ein freier Mann,
 Der Sclaverei ein Widerpart,
Und ſprach und ſchrieb von Hoſen als
 Ein Feind des Zwanges jeder Art.

Ja, als dem tollen Börne einſt
 Das bitterböſe Wort entflog,
Ich, einſt geweſ'ner Ref'rendar,
 Sei nun ein wilder Demagog —

Was that ich da? Was ſagt' ich da
 In meinem patriot'ſchen Schmerz? —
Ich rief mit aller Keckheit aus:
 „Mir in die Hoſen ſinkt das Herz!“

Ja kühn, ja kühn vielleicht bin ich,
 Ich muß es ſelber eingeſteh'n,
Doch ſtehet Dem, der Hoſen trägt,
 Auch wohl die Ueberkühnheit ſchön!

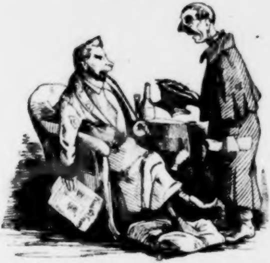
Ein Hoſenteufel, wie er einſt
 Den deutſchen Kanzelhelden wich,
Ein Hoſenteufel ſiebenzig
 Und ſieben Mal fuhr nun in mich.

Wählt in der Singakademie
 Man wiederum zum Redner mich,
Vor allen Damen rede dann
 Von [illegible] ich!

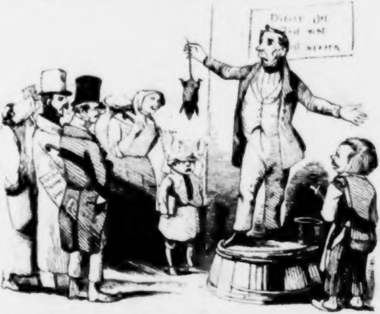
Doch was beginn' ich? — Willibald,
 Sei ſtill, Alexis! Guter Gott!
Meid' die Gefahr! Ich rede ja
 Wie ein behoſter ... Sansculott'.

Benjamin Knorpel.

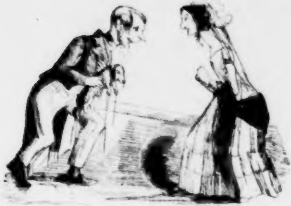
(Fortſetzung.)



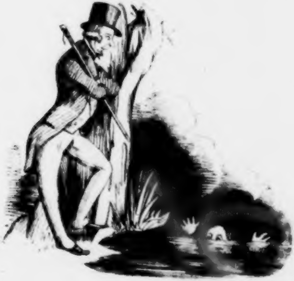
Der reiche Mann hat auf Anrathen Knorpels ſeine treuloſe Ehehälfte fortgejagt. Knorpel wird ſein Wirthſchaftsführer und Hausfreund.



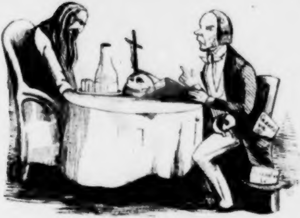
Knorpel tritt zum erſten Male öffentlich als Redner auf und hält einen höchſt anſchaulichen Vortrag über Thierquälerei.



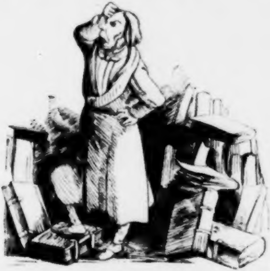
Knorpel hat mit Gefahr ſeines Lebens vor einem großen Publikum das kleine Schooßhündchen der Gräfin Feodora Schippſcheppſchinsky gerettet und wird ihr Freund.



Knorpel läßt den einzigen Sohn ſeines ehemaligen Brodherrn ertrinken, weil er bei der Rettung deſſelben nicht den geringſten Vortheil erblickt.



Knorpel tröſtet die Gräfin Schippſcheppſchinsky, welche Gewiſſensbiſſe fühlt, weil ſie einem armen Künſtler 300 Thaler abgeſchworen hat. Er lieſt ihr täglich drei Stunden aus der Bibel vor und hat dabei eine Erbſchaft auf dem Korn.



Gräfin Schippſcheppſchinsky iſt geſtorben und hat Knorpeln aus Dankbarkeit ihre ganze — Bibelſammlung vermacht. Knorpel iſt zerknirſcht, und da die Bibeln Niemand kaufen will, ſo macht er bekannt, daß ſich bedürftige Arme jederzeit und zwar unentgeldlich Bibeln bei ihm abholen können. Dadurch kommt Knorpel in den Geruch der Frömmigkeit und — wird Stadtverordneter.

(Schluß folgt.)

Ein Blatt aus einer uralten Chronik.

Hiſtoriſche Reminiscenz von Otto von der Weiden.

Es gab einmal einen griechiſchen Kaiſer, Namens Andronikus Comnenus, welcher ſeine Unterthanen, und beſonders die ſchönen Frauen derſelben, außerordentlich lieb hatte. Der Kaiſer, weniger in Regierungsgeſchäften als in Liebesſachen erfahren, wußte ſehr bald ein Mittel zu finden, durch welches er die läſtigen Eheherren aus ihrem Hauſe entfernte. Als Kaiſer hatte er das ausſchließliche Recht, in einem Umkreiſe von zwanzig Meilen um ſeine Hauptſtadt zu jagen, ein Recht, auf welches er ſo eigenſinnig war, daß er in den ſchrecklichſten Zorn gerieth, wenn Jemand unbefugt ſein Jagdrevier betrat; ja einige eifrige Jäger, die ſich durch ihre Jagdleidenſchaft hatten verleiten laſſen, das Gebot des Kaiſers zu übertreten, hatten ihren Frevel mit dem Tode büßen müſſen. Faſt täglich beſtürmten ihn jetzt die Edelleute mit Bitten, dies Verbot aufzuheben, doch immer ohne Erfolg. Aber ein immer wiederkehrender Tropfen höhlt endlich ſelbſt einen Stein aus und darum hofften denn auch die Edelleute, daß ihre ewig wiederkehrenden Bitten das Herz des Kaiſers doch ein Mal erweichen würden. In dieſer Beziehung aber war das kaiſerliche Herz noch härter als Stein, und wohl hätten ſie vergeblich gebeten, wäre nicht dies Herz andrerſeits weicher als Wachs geweſen, und hätte es nicht mit ſeinem Verſtande, der äußerſt kaiſerlich war, das heißt, der immer genau zu berechnen wußte, was ihm Vortheil brachte, eingeſehen, daß die Gewährung ihrer Bitte das beſte Mittel ſei, ſie von ihrer Behauſung zu entfernen.

Eines Tages alſo antwortete er ihnen: »Ihr plagt mich täglich mit der Bitte, in meinem Reviere jagen zu dürfen, und da mir wegen der ſich ſtets häufenden Regierungsgeſchäfte nur wenig Zeit bleibt, die fern gelegenen Jagden zu beſuchen, ſo bin ich nicht abgeneigt, Einem und dem Andern von Euch die Erlaubniß zum Jagen zu ertheilen; doch ſollen Diejenigen, welche dieſe Erlaubniß erhalten, ſie als eine beſondere Gnadenbezeugung betrachten und ihre Jagd erſt drei Meilen weit von der Hauptſtadt beginnen, indem ich das drei Meilen um dieſelbe liegende Revier für mich ſelbſt behalten will.«

Die Edelleute waren ſehr erfreut über dieſe Rede und beneideten den Glücklichen, welchem der Kaiſer zuerſt die Erlaubniß zum Jagen ertheilte. Es traf ſich aber zufällig, daß dieſer Edelmann eine ſehr ſchöne Frau hatte, in welche der Kaiſer ſterblich verliebt war und von der er wieder geliebt wurde; bis jetzt aber hatte Seine Majeſtät noch niemals Gelegenheit gefunden, ſie allein zu ſehen, da ihr Mann ſie faſt gar nicht verließ. Dieſer Mann aber war ein ſehr leidenſchaftlicher Jäger und da er ſo lange dem Vergnügen der Jagd hatte entſagen müſſen, konnte er kaum den Morgen erwarten, an dem er auszog, um in dem Reviere des Kaiſers zu jagen. Kaum war er zum Thore hinaus, ſo begann der Kaiſer ſeine Jagd im Reviere des Edelmanns und da Seine Majeſtät ein weit geſchickterer Jäger war als der Edelmann, ſo kam es, daß er im Laufe des Tages ſein Wild oftmals ſiegreich erlegt, während Jener nichts als einen Bock geſchoſſen hatte. Die Diener des Kaiſers hatten unterdeſſen, zum Zeichen der Jagdgerechtigkeit, über die Thüre des Edelmanns ein Hirſchgeweih genagelt, und dieſer hatte bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe, außer der Freude über den geſchoſſenen Bock, auch noch die Genugthuung, zu ſehen, daß ihm nun wirklich Hörner aufgeſetzt waren.

Anfangs, als das Hörneraufſetzen noch etwas Neues war, machte es am Hofe und in der Stadt großen Eindruck; allein da die Zahl der Glücklichen faſt täglich zunahm, ſo gewöhnte man ſich endlich daran.

⁂

Seit dem Tode des guten Kaiſers Andronikus ſind nun ſchon viele Jahrhunderte verfloſſen, doch hat ſich bis auf den heutigen Tag die Redensart fortgepflanzt, dieſem oder jenem Ehemanne ſind Hörner aufgeſetzt worden.

Eine alte Fabel.

Königsberg war zu allen Zeiten eine Stadt, in der die ungeſchminkte Wahrheit ein ſonniges Aſyl fand. Im Jahre 1796 erſchienen dort, im Verlage des Buchhändlers Nicolovius, von Chriſtian Auguſt Fiſcher, bekannt als erotiſcher Schriftſteller unter dem Pſeudonamen Chriſtian Anthing[*], eine Sammlung „politiſcher Fabeln“, aus der wir eine der harmloſern mittheilen, um zu beweiſen, daß die Königsberger Cenſur ſchon vor fünfzig Jahren weniger engherzig als manche andere geweſen iſt. Die Fabel lautet:

Die Bienenkönigin.

— Lege Rechnung ab! ſagten die Bienen zu ihrer Königin. Was haſt Du mit unſerm Reichthum angefangen? Wie ſind die Schätze, die wir geſammelt haben, verwendet worden? Was haſt Du zum Beſten des Ganzen gethan?

— Aufrührer! antwortete die Königin, was geht Euch mein Eigenthum an? Was habt Ihr nach der Verwaltung meines Vermögens zu fragen?

— Dein Eigenthum? Dein Vermögen? erwiderten die Bienen. Du vergiſſeſt, Unverſchämte, daß Du nichts als unſere erſte Dienerin biſt.

Was ſind die Fürſten anders als die Factoren der Nation. Das Land iſt nicht ihr Eigenthum; ſie ſind nur die Verwalter deſſelben. Die Nation aber iſt kein todtes Capital, mit dem man nach Belieben ſchalten und walten kann; ſie iſt der Beſitzer und der Fürſt iſt ihr Agent.

---

[*] Der Verfaſſer der „Doſenſtücke“ u. ſ. w.

Zapfenſtreich.

Algier. Alexander Dumas, welcher Algerien durchreiſt, hat ſich an Abd-el-Kader gewendet und ihn um eine Zuſammenkunft gebeten. Der Emir der Wüſte ſoll ihm Letztere bewilligt haben. Alle Blätter Algiers erzählen, der Graf von Monte-Chriſto befände ſich in dieſem Augenblick in Abd-el-Kaders Lager. Herr Dumas will ihm für das neue Theater Montpenſier ein Freibillet à perpétuité (man weiß, was das in der Sprache der Diplomaten zu bedeuten hat) bewilligen, wenn Herr Kader ſich ſchriftlich verpflichten wolle, die Franzoſen künftig in Ruhe zu laſſen.

∴ In Oran, das gegenwärtig 30,000 Einwohner zählt, wird ein franzöſiſches Theater eingerichtet.

Arnheim. Ein katholiſcher Geiſtlicher, der ein Dienſtmädchen verführt und hinterher in einem Gehölze ermordet hatte, iſt vom hieſigen Gerichtshofe zum Tode am Galgen verurtheilt worden. Der Miſſethäter iſt ein neuer Père Girard, der, ſelbſt im Beichtſtuhle, die abſcheulichſten Handlungen verübt haben ſoll.

Augsburg. Ein Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", deren Redaction vom Organe des Fürſten Metternich, dem „Oeſterreichiſchen Beobachter", die Leviten verleſen worden ſind, weil ſie unbequeme Dinge geplaudert, ohne erſt um Erlaubniß anzufragen, dieſer Mitarbeiter lebt der Ueberzeugung, wenn Frankreich und England aus Groll über die Einverleibung Krakau's nun Partei für Dänemark in der ſchleswig-holſtein'ſchen Frage nehmen ſollten, werde Rußland, wenn man ihm die Sache gehörig vorſtelle, ſich auf deutſche Seite ſtellen. Gott iſt groß und die deutſche Einfalt unendlich! (Elbgr.-Ztg.)

Baſel. Herrn Karl Heinzen, der erſt vor Kurzem aus Zürich ausgewieſen worden war, hat in Baſellandſchaft, wohin er ſich gewendet, daſſelbe Schickſal getroffen. Es iſt wenig Hoffnung vorhanden, daß er nun in irgend einem Cantone der ſogenannten freien Schweiz eine bleibende Stätte finden werde. Es wird ihm daher kein anderer Ausweg bleiben, als nach Amerika auszuwandern.

Berlin. Der König hat der franzöſiſchen Geſellſchaft 50 Friedrichsd'ors für die Ueberſchwemmten an der Loire überſandt.

∴ Der „Brennpunkt der deutſchen Intelligenz" war bis jetzt nur von 190 Nachtwächtern beſchützt worden. In der letzten Sitzung der Stadtverordneten hat man den Vorſchlag gemacht, während der fünf Winter-Monate, zur Vermehrung der nächtlichen Sicherheit und zur Verminderung der Thätigkeit der Herren Spitzbuben, noch 190 Hilfs-Nachtwächter anzuſtellen.

∴ Der Criminal-Commiſſarius Zimmermann führt in ſeinem Buche „die Diebe in Berlin" den ſtatiſtiſchen Beweis, daß ſich ſeit zehn Jahren die Zahl der hieſigen Gauner von 3⅓ Procent der Bevölkerung auf faſt 10 Procent geſteigert hat. Berlin zählt jetzt 34,000 ſolcher Subjecte, die wegen Diebſtahls mit den Gerichten in Berührung gekommen ſind; mithin iſt durchſchnittlich unter zehn Berlinern ein Spitzbube.

∴ Vor Kurzem hat ſich hier der bisher unerhörte Fall zugetragen, daß ein ſchlechter Zahler, der zum Perſonal-Arreſt gebracht werden ſollte, vom Gefängniß-Inſpector zurückgewieſen wurde, weil alle Räume des Schuldgefängniſſes dergeſtalt überfüllt waren, daß für den neuen Candidaten kein Platz zu finden war. (Der Mann hat von Glück zu ſagen.)

∴ Zu den längſt gefühlten Bedürfniſſen wird hier unter Anderm auch die Gründung eines dritten Leihhauſes gerechnet!

∴ Unſere Stadt, die jetzt faſt 400,000 Einwohner zählt, hat — überraſchend genug — blos 22,000 Bürger. So ſehr haben die Beamteten und Militairs das Uebergewicht über die eigentliche Bürgerſchaft, ein Umſtand, der, wie die „Spener'ſche Zeitung" ſehr richtig bemerkt, den Schlüſſel zu mancher auffallenden Erſcheinung im Leben Berlins giebt.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" enthält Folgendes: »In Ihrem Zeitungsblatte vom 14. December, das mir erſt heute zu Geſicht kam, befindet ſich eine etwas unverſtändliche Correſpondenznachricht aus Stuttgart, wo von den Schickſalen eines Wahnſinnigen und in Beziehung mit dieſem von einem unglücklichen Literaten J. die Rede iſt, der „von einer Penſion des Fürſten Pückler-Muskau lebend, lange Zeit ein abenteuerliches Leben führte". Um Irrthum zu vermeiden, erkläre ich hiermit, daß in Stuttgart weder ein J., noch ein A bis Z eine Penſion von mir erhält. H. Fürſt Pückler.«

∴ Der nackte Wanderer ſetzt ſeine obſcönen Beſuche in Localen, in denen er junge Mädchen zu finden weiß, noch immer fort. So erſchien er vor einigen Tagen wieder in einer Putzhandlung der Friedrichsſtraße. Seine Stunde wird übrigens bald geſchlagen haben, da er nunmehr von mehreren Perſonen mit Beſtimmtheit recognoscirt werden kann.

∴ Einer unſerer geachtetſten Tonkünſtler hat ſich unlängſt mit einem Doppelgewehre mittelſt Schießbaumwolle erſchoſſen.

∴ Auf der Hofbühne iſt vor Kurzem — Gott weiß, durch welche Laune des Zufalls — ein Trauerſpiel, „Don Sebaſtian", gegeben werden. Herr Profeſſor Moetſcher — gegenwärtig ohne Zweifel einer der urtheilsfähigſten Kunſtrichter Berlins — hatte an dieſem „Sebaſtian" Vieles auszuſetzen, was die Eitelkeit des Verfaſſers ſehr verletzt zu haben ſcheint; denn in der „Spener'ſchen" erſchien, in Form eines Briefes, eine Art höchſt ungeſchickter Antikritik, worin ſich der Verfaſſer auf den außerordentlich glänzenden Erfolg berief, der ſeiner Tragödie bei der neuen Aufführung zu Theil geworden ſei. Er zählt an den Fingern her, wie oft dieſer und jener der dabei beſchäftigten Schauſpieler gerufen worden ſei und iſt ſo naiv, den Beifall, den man dem Spiele der Künſtler gezollt, ſeinem Stücke zuzuſchreiben. Aus der Erwiderung des Herren Moetſcher heben wir, um das Lächerliche jener Antikritik zu beweiſen, folgende Stelle hervor: »Der Verfaſſer ladet das kunſtſinnige Publikum Berlins ein, nach eigener Anſchauung das Richteramt zwiſchen dem Dichter und dem Kritiker auszuüben. Wir müſſen leider fürchten, daß dieſer Areopag in Berlin ſchwerlich zuſammenzubringen ſein möchte, da zu mehrfachen Wiederholungen des „Don Sebaſtian" (bis jetzt fand noch keine ſtatt) kaum eine Ausſicht ſein, und die Intendanz der königlichen Bühne dadurch indirect unſer Urtheil beſtätigen dürfte, daß zur Wiedererweckung dieſer Tragödie kein innerer Grund vorhanden war. Da der Verfaſſer ſo glücklich organiſirt iſt, einen den Darſtellern reichlich geſpendeten Beifall (den wir auch bereitwillig anerkannt haben, ohne freilich die Anzahl der Hervorrufe zu addiren) als den Ausdruck der Begeiſterung für ſein Werk zu deuten, ſo wollen wir ihn in dieſem beglückenden Glauben nicht ſtören, beneiden ihn aber um den Standpunct nicht, einen, nicht ſelten ſchon zur Carricatur gewordenen, lärmenden Beifall als Thermometer für den Werth ſeines Stückes zu betrachten.«

∴ Carl Töpfers neues Stück „Bürger und Dame", deſſen bevorſtehende Aufführung bereits in den Zeitungen angezeigt war, iſt von unſerer Theater-Intendanz auf unbeſtimmte Zeit zurückgelegt worden, indem daſſelbe Tendenzen enthält, die gerade jetzt, bei deſſen Aufführung, Veranlaſſung zu mißliebigen Aeußerungen geben könnten. (Sp. Ztg.)

∴ Von Villegardelle's „Geſchichte der ſocialen Ideen vor der franzöſiſchen Revolution" iſt eine deutſche Bearbeitung von W. Köppen, im Verlage von Adolph Rieß, herausgekommen.

∴ In der Decker'ſchen Buchhandlung iſt die dreiundzwanzigſte Auflage von F. P. Wilmſens „Brandenburgiſchem Kinderfreund", völlig umgearbeitet von deſſen Sohne, F. G. Wilmſen, erſchienen. Nach Campe's „Robinſon Cruſoe" und Meidingers „Franzöſiſcher Grammatik" hat kein deutſches Buch ſo viele Auflagen als dieſer „Kinderfreund" erlebt.

Bern. Der im Hoſpital zu Urſernthal in der Schweiz geſtorbene Graf Confalonieri iſt derſelbe, welcher als Carbonaro zu gleicher Zeit mit Silvio Pellico auf dem Spielberg ſaß. Bei der Krönung des Kaiſers Ferdinand in Mailand erhielt er ſeine Freiheit wieder. Seine erſte Gemahlin, die ihm aus Wien die Begnadigung von der Todesſtrafe erwirkte und ſein Gefängniß nicht theilen durfte, ſtarb, bevor er ſeine Vaterſtadt wiederſah. Seine zweite Gattin, eine junge Dänin, hat ihm die Augen zugedrückt.

Brüſſel. Der von Adelbert von Bornſtedt gegründeten neuen „deutſchen Zeitung" iſt, noch vor ihrem Erſcheinen, die höchſt heitere Mittheilung gemacht worden, daß ſie in Preußen verboten worden ſei. (Ein Verbot avant la lettre!)

∴ Seit Kurzem verweilt der Claviervirtuoſe Sigismund Thalberg in unſerer Stadt; doch kann er kein Concert zu Stande bringen. Die Zeiten ſind ſo ſchlimm, daß man hier für eitlen Muſikgenuß kein Geld ausgeben will.

Cöln. Zu dem Ausbau des hieſigen Domes iſt von 1824 bis 1845 die Summe von 630,605 Thalern verwendet worden. (Mit dieſem Gelde hätte man ſechs Waiſenhäuſer gründen können, was weit frommer und weit nützlicher geweſen wäre.)

∴ Im Februar ſoll hier das neue Strafgeſetzbuch eingeführt werden. Den Paragraphen der körperlichen Züchtigung hat man, aus Achtung vor dem Zeitgeiſte und der Würde der Menſchheit, aufgegeben. (Bravo!)

∴ Das höchſt niedrige Jahrgehalt der 24 Hülfslehrer an den hieſigen Pfarr- und Armenſchulen iſt von 160 auf 170 Thaler vermehrt worden.

∴ Für das Wallraff'ſche Muſeum ſind 30 Gemälde der altcölniſchen Schule für 1141 Thaler angekauft worden.

Conſtantinopel. Herr Cabalvene, Director der franzöſiſchen Poſten in Conſtantinopel, hat vom Schah von Perſien den Sonnen-Orden erhalten.

∴ Das diesjährige Beiramsfeſt war außergewöhnlich glänzend und heiter. Während der viertägigen Dauer dieſes Feſtes ſind in der Hauptſtadt allein gegen 75,000 Hammel, im Werthe von 3 Millionen Piaſter, abgeſchlachtet worden. Aber deſſen ungeachtet iſt hier an Schafen noch durchaus kein Mangel zu verſpüren.

Darmſtadt. Laut Miniſterialbefehl iſt die Verſendung und Verbreitung der in Mannheim erſcheinenden „Abendzeitung" bei Vermeidung der Confiscation und einer Polizeiſtrafe von zehn Gulden für jede Nummer im ganzen Umfange des Großherzogthums Heſſen verboten worden. (Ein Glück, daß dieſer Umfang nicht allzugroß iſt.)

Dublin. In Irland giebt es nach der „Literary Gazette" 74 Städte, von denen keine weniger als 25,000 Einwohner zählt und in welchen trotzdem keine einzige Buchhandlung beſteht. Schottland, das nur den dritten Theil der iriſchen Bevölkerung hat, beſitzt drei Mal ſo viel Buchhandlungen als Irland.

Frankfurt. Seit dem neuen Jahre erſcheint die hieſige „Ober-Poſtamts-Zeitung" in vergrößertem Formate; dagegen ſind die bisher gelieferten Beilagen weggefallen; die bekannte Tendenz dieſer Zeitung aber iſt die alte geblieben.

Genf. Nach der „Revue de Genève" weiſt das Verzeichniß der von den Ortsgemeinden dem großen Rathe zur Ertheilung des hieſigen Bürgerrechts vorgeſchlagenen Fremden eine Zahl von 37 Namen auf.

Hamburg. Herr und Madame Fehringer ſind zum Neu-Katholicismus übergetreten; da mag Herr Pokorny in Wien ſehen, wie er die ſtipulirte Conventionalſtrafe holt; denn an der öſterreichiſchen Grenze müſſen Deutſchkatholiken „Kehrt" machen, folglich wird Dame Fehringer ohne Zweifel die Unſere bleiben; ſo iſt der Neu-Katholicismus doch zu Etwas gut: er ſchützt contractbrüchige Schauſpieler vor öſterreichiſchen Urtheils-Executionen; denn jene können ſich immer ſtellen, als wollten ſie ihre Verpflichtung gern erfüllen, durch das Geſetz gegen die Neukatholikerei ſind ſie aber daran verhindert, weil ſie nicht über die Grenze dürfen. (Jahreszeiten.)

Heidelberg. In unſerer Hochſchule lieſt jetzt ein neuer Privatdocent, Herr Levita, über deutſches Bundesrecht und findet ſehr viele Zuhörer.

Königsberg. Die drei Hauptbanner, welche bei der Einweihung unſeres neuen Turnhauſes entfaltet wurden, waren mit folgenden Deviſen geſchmückt: Licht im Kopfe — Muth im Herzen — Kraft im Arme.

Kiel. Der däniſche Commiſſär hat die Cenſur der ſchleswig'ſchen Ständezeitung dermaßen gehandhabt, daß z. B. von den Protocollen der letzten Ständeſitzungen von fünfzig Bogen nur fünfundzwanzig Zeilen ſtehen geblieben ſind. (Es geſchieht den guten Schleswigern, die à tout prix Deutſche bleiben wollen, ganz recht. Als däniſche Unterthanen hätten ſie doch wenigſtens Preßfreiheit!)

Leipzig. Am 23. December wurde auf unſerm Stadttheater der fünfundzwanzigſte Jahrestag der erſten Freiſchütz-Aufführung durch die 127ſte Darſtellung dieſer Oper, durch die Aufführung der Jubel-Ouvertüre und durch einen von Herrn Robert Blum verfaßten Epilog gefeiert. Der Letztere, geſprochen von Dem. Unzelmann, fand allgemeine Anerkennung; nur Herr Robert Heller, das große Licht, das alle Lichter der Vor- und Mitwelt verdunkelt, geruhte, ihm das auszeichnende Lob ſeines Tadels zu Theil werden zu laſſen und bei Erwähnung der Dem. Unzelmann zu bemerken, daß am Vortrage dieſes Epilogs auch eine minder begabte Schauſpielerin nichts hätte verderben können, weil daran nichts zu verderben war. Der Mann, welcher und der Ort, wo der unſterbliche Weber gefeiert wurde, ſchließt dieſer Satz, hätte zu einer würdigern poetiſchen Feier auffordern ſollen. (Sehen Sie, Herr Dr. Schmidt, das geſchieht Ihnen ganz Recht, warum haben Sie nicht den Verfaſſer des „erſten Menden" und des „letzten Willens" aufgefordert, einen Epilog zur Freiſchützfeier zu dichten. Ein Heller'ſcher Epilog wäre weit würdiger ausgefallen, als der Blum'ſche; denn was iſt Herr Robert Blum gegen einen ſo großen Geiſt, wie Herr Robert Heller einer zu ſein ... ſich einbildet?!

∴ Niemand iſt beneidenswerther, als das deutſche Zeitungsleſer-Publicum. Als Beleg für unſere Behauptung führen wir das niedliche Factum an, daß jetzt zwei hieſige

Journale — die „Modenzeitung" und die „Zeitung für die elegante Welt" — die Ueberſetzung einer und derſelben Erzählung, „Felice" von Charles Reybaud, bringen. Wenn das Glück uns günſtig iſt, kommt dann noch die „Novellenzeitung" mit einer dritten Ueberſetzung nachgehinkt; dann kann man das alte Sprichwort umtaufen und ſagen: aller ſchlechten Dinge ſind drei.

∴ Die Erben von Börne's literariſchem Nachlaſſe erklären, daß der bei W. Kori in Leipzig erſchienene ſiebzehnte Band ſeiner ſämmtlichen Werke ohne deren Vorwiſſen und Zuſtimmung erſchienen ſei, und bezeichnen den Wiederabdruck der darin enthaltenen deutſchen Original-Aufſätze als Nachdruck.

∴ Seitdem Herr Robert Heller in die „Mode" gekommen, iſt die arme „Mode" ganz und gar aus der Mode gekommen.

∴ Wir haben in die große Liſte der dramatiſchen Durchfälle, woran unſer Stadttheater leidet, ein neues, höchſt unzweideutiges Fiasco einzutragen. Das durchgefallene Stück heißt „Hinaus aufs Gut" und der Verfaſſer deſſelben W. Abel.

London. Die Regierung will endlich die längſt verhaßte Fenſterſteuer aufheben und an deren Stelle die Einführung einer Grundſteuer von fünf Procent bei dem Parlamente beantragen.

∴ Die Anſicht, daß den Juden auch die Wahlfähigkeit für das Parlament (Wähler ſind ſie ohnehin) nicht länger verſperrt bleiben dürfe, hat im Stillen, namentlich in der Hauptſtadt, beträchtliche Fortſchritte gemacht. So könnte es leicht kommen, daß durch Baron Rothſchilds Wahl die Frage der Juden-Emancipation noch früher thatſächlich, als rechtlich, entſchieden ſein wird.

∴ Herr Anthony Rothſchild und ſeine ganze Nachkommenſchaft ſind zu Baronets erhoben worden. (Gold iſt keine Chimäre!)

∴ Unter den neugewählten Stadträthen der City befindet ſich auch ein Jude, Herr B. S. Phillipps.

∴ Capitain Knox hat von Göthe's „Fauſt" eine gereimte Ueberſetzung geliefert, die der „Globe", trotz der verſificirten Form, ſehr „ungereimt" nennt.

∴ In der Weſtminſter-Abtei, die, wie bekannt, Lord Byrons Bildſäule zurückgewieſen hatte, ſoll jetzt der einſt hochgefeierten Schauſpielerin Siddons eine Statue errichtet werden. (Man ſieht, daß man auch in England ſich bisweilen ſtark blamirt.)

Luzern. Die Luzerner möchten ſich jetzt um jeden Preis der Welt der Jeſuiten entledigen; doch ſingen einige dieſer frommen Väter: „Wo 'mal die Laus im Pelze ſitzt, u. ſ. w. u. ſ. w."

(Figaro.)

Madrid. Der königliche Gerichtshof hat die Klage des Herrn Sue, der dem „Eſpannol" das ausſchließliche Recht zugeſtanden, den von ihm verfaßten und (beiläufig erwähnt) höchſt langweiligen Roman „Martin der Findling", welcher im Feuilleton des Pariſer „Conſtitutionel" erſcheint, in einer ſpaniſchen Ueberſetzung zu veröffentlichen, gegen ein anderes Journal, das gleichfalls eine Uebertragung des Sue'ſchen Romans bringt, in beiden Inſtanzen abgewieſen.

∴ Die ſpaniſchen Zeitungen erzählen aus zuverläſſiger Quelle, daß das Gerücht von dem hoffnungsvollen Zuſtande der Königin Iſabella ein allzuvoreiliger Puff geweſen ſei; dagegen befinde ſich deren Schweſter, die Herzogin von Montpenſier, ſeit Kurzem in Victoria-Zuſtänden.

Mainz. Die Bewohner unſerer Stadt haben beſchloſſen, den diesjährigen Carneval ungefeiert zu laſſen, weil man ihnen — um Deutſchlands ſogenannte Einheit zu verſtärken — die franzöſiſche Geſetzgebung, unter deren Schutze ſie ſich ſo wohl befunden haben, jetzt entziehen will. Sie wollen Aſche auf ihr Haupt ſtreuen und den Bußpſalm anſtimmen „Wir ſollen ihn (den Code Napoleon) nicht haben". (Das arme, ſchöne Mainz! Bis jetzt hieß es das goldene! Bald wird es das eiſerne heißen!)

∴ Zu den Zeitſchriften, die großentheils von literariſcher Freibeuterei leben und mit beharrlicher Vorliebe namentlich Stolle's „Dorfbarbier", Oettingers „Charivari" und Saphirs „Humoriſten" maſſenweiſe plündern, gehört der hier erſcheinende „Rheiniſche Telegraph", herausgegeben von Dr. C. Reis. Der „Humoriſt" ſchrieb neulich: »An meinen werthen Freund und Collegen Dr. Reis in Mainz ergeht hier mein herzlicher Gruß. Ich habe letzthin in ſeinem Blatte wieder einige Sachen geleſen, die mir ſehr gefallen haben; ſie waren nämlich von mir. Ich bitte meinen Freund und Collegen, da er meine Sachen durchaus ohne meinen Namen abdrucken läßt, mir zu erlauben, daß ich künftig unter meine Sachen den Namen „Dr. Reis" ſetzen darf: es ſoll mir ein wahres Vergnügen ſein.« (Wir auch! Wir auch!)

∴ Bei der letzthin ſtattgefundenen Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ waren einzelne Stellen, welche auf nahe liegende Verhältniſſe Bezug hatten, von der Zuhörerſchaft ſo auffallend warm beklatſcht worden, daß man eine Wiederholung dieſes Stücks polizeilich unterſagt hat.

München. Der große Dichterkönig Ludwig hat bei dem Düſſeldorfer Maler Schorn, trotz des Ketzergeruchs, welcher dieſem Meiſter wegen ſeiner „Wiedertäufer“ anklebt, ein großes Oelgemälde, „die Sündfluth“ — 20,000 Gulden im Werth — beſtellt.

∴ Unſer berühmter Maler Kaulbach arbeitet gegenwärtig an Lola Montez, d. h. an dem lebensgroßen Bilde dieſer durch ihre Conflicte mit der preußiſchen Gensd'armerie bekannt gewordenen Tänzerin, welche lange Zeit die begeiſternde Muſe des großen Clavierpaukers Liſzt geweſen iſt und ſich ſeit Kurzem in der Brienner Straße angekauft und häuslich niedergelaſſen hat.

∴ Der literariſche Verein hat in ſeiner letzten General-Verſammlung einſtimmig beſchloſſen, die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“, die „Karlsruher Zeitung“ und die „Rhein- und Moſel-Zeitung“ nicht mehr zu halten.

∴ In Wien iſt unlängſt eine Burleske, „Eiſele und Beiſele“, von einem Herrn Herbert, durchgefallen. Auf Antrag des hieſigen Intendanten hat der bekannte Luſtſpieldichter Leopold Feldmann eine Poſſe gleichen Namens für den diesjährigen Faſching geſchrieben. Man hofft, daß das Talent des Herrn Feldmann dieſen Herren etwas witzigere Seiten abgewinnen wird, als jener Wiener Poet, der damit ein gründliches Fiasco gemacht hat.

∴ Der Münchener Volkswitz nennt die ſieben Brauereien, welche wegen der hartnäckigen Weigerung ihrer Beſitzer, wohlfeileres Bier zu verkaufen, noch immer geſperrt ſind, „die ſieben Todſünden“. (Viel Ehre für Herrn Ludojatzky!)

Münſter. Die philoſophiſche Facultät unſerer Akademie hat dem in Paris lebenden Geſchichtſchreiber Depping, einem geborenen Münſteraner, das Ehren-Doctor-Diplom überſandt. (Ob Herr Depping es wohl angenommen hat?)

Neapel. Am Sanct Nicolaustage (6. December) enthüllte man die Petersburger Bronze-Pferde am Eiſengitter des Gartens der Villa reale, wobei die Muſikchöre zu Ehren des Kaiſers Nicolaus die ruſſiſche Volkshymne abgeſpielt, die, beiläufig erwähnt, den Neapolitanern weit weniger als das Geſchenk gefallen hat. Die Muſik dieſer Hymne iſt bekanntlich von dem ruſſiſchen General Alexis Lvoff.

∴ Seit einiger Zeit ſind außer dem „Diario di Roma“ auch ſämmtliche in den öſterreichiſchen Staaten erſcheinenden Zeitungen — bekanntlich die unſchuldigſten der ganzen Welt — verboten. (Und dennoch Aufſtandsverſuche?!)

Nordhauſen. Ein im Solde des „Fürſten von Nordhauſen“ ſtehender Scribifax, Namens Dr. Helmoldt, hat, angeblich nach dem Franzöſiſchen, eine Schrift zuſammengeleſen: „Keine Zahnſchmerzen! Ein untrüglicher Rathgeber u. ſ. w.“ „Wenn dem Verfaſſer auch kein Denkmal aus Erz oder Stein geſetzt werden wird — meint der beſcheidene Verleger — wird doch demſelben der Dank der durch ihn vom Zahnſchmerz Befreiten nur mit dem Tode enden!“ (Gut gebrüllt, Papa Fürſt!)

Oldenburg. Vor Kurzem — hört, hört! — verkündete ein Tagesbefehl den Officieren, die bis jetzt ſtarke und ganz unverkümmerte Bärte getragen haben, welche Stellen ihres werthen Geſichts künftig bartlos erſcheinen müſſen. (Beſſer wär's, die Herren Officiere ſchnitten ſich lieber den ganzen Bart ab, um die Leute glauben zu machen, daß ihnen Keiner gewachſen ſei!)

Paris. Louis Philipp hat den Bey von Tunis im Muſeum von Verſailles unter den lebenden Souverainen aufhängen laſſen, ſein Bild nämlich.

∴ Der Bey hat bei ſeiner Abreiſe der Dienerſchaft des Königs 20,000 Francs geſchenkt. Alle, die mit ihm perſönlich in Berührung gekommen waren, haben reiche Geſchenke erhalten. Dreißig Perſonen haben ſeinen nach dem Muſter des Ordens der Ehrenlegion geſtifteten Niſchan-Iftichar erhalten. Herrn Guizot und ſeiner Familie hatte er Geſchenke im Werthe von 100,000 Francs gemacht. Herr Guizot aber hat ſie augenblicklich zurückgeſendet und dabei erklärt, er habe es ſich zur Regel gemacht, nie und von Niemandem Etwas anzunehmen. (Das iſt ſonſt nicht die Gewohnheit der franzöſiſchen Miniſter. Herr Guizot aber, deſſen Wahlſpruch „recta linea brevissima est“ lautet, ſcheint eine rühmliche Ausnahme zu machen.)

∴ Herr Genie, der Bureau-Chef des Herrn Guizot, hat vom Bey einen brillantenen Niſchan im Werthe von 25,000 Francs erhalten und . . . angenommen. (Hier lügt das Sprichwort: „Wie der Herr, ſo der Diener“.)

∴ Derſelbe Bey hat für ſich ſelbſt und ſeine Freundinnen in Afrika für mehr als 500,000 Francs Juwelen gekauft. („Des Lebens Mai blüht ein Mal und nicht wieder!“ Aber wiſſen möcht' ich dennoch, wo dieſer angenehme Schwerenöther ſo viel Geld zum Wegwerfen hernimmt!)

∴ Auf die Anweſenheit des Bey iſt in der hieſigen Münze eine Medaille geprägt worden. (Das heißt die Schmeichelei, dem Fürſten eines Raubſtaates gegenüber, doch etwas allzuweit getrieben!)

∴ Graf von Hurelles, der älteſte Staatsdiener Frankreichs, ehemaliger Präfectur-Rath von Tulle, hat unlängſt ſein hundertſtes Lebensjahr überſchritten.

∴ Der Tenoriſt Duprez von der großen Oper iſt zum Geſanglehrer des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres ernannt worden.

∴ Der Schneidergeſelle und Communiſt Wilhelm Weitling, der, mit einem falſchen Paſſe verſehen, von Brüſſel nach Paris gekommen war, hat ſich von hier nach Havre begeben, um ſich von dort nach Amerika einzuſchiffen. Briefe aus Brüſſel erklären, daß die erſte Hälfte des unter Weitlings Namen erſchienenen Werkes „Garantien der Harmonie“ nicht von ihm, ſondern das Werk eines deutſchen Literaten ſei.

∴ Das Genie vererbt ſich nicht; in der ganzen Geſchichte findet man vielleicht nicht ein Beiſpiel von zwei wirklich genialen Menſchen in Einer Familie. Und doch ſcheint es, als ob der Sohn der George Sand, der größten Dichterin unſerer Zeit, ein großer Maler werden würde. Man bewundert jetzt in der Ausſtellung zwei prachtvolle Bilder von Maurice Dudevant und ganz beſonders ein Schlachtfeld, das eines der ſchönſten Bilder Frankreichs iſt.

∴ Neulich wurde der Tag der hundertſten Vorſtellung von Halevy's „Mousquetaires de la Reine“ durch ein großes Gaſtmahl bei den frères provençaux gefeiert. Halevy (der Componiſt) und St. Georges (der Dichter) hatten ſämmtliche Künſtler, welche bei der Vorſtellung beſchäftigt ſind, den Director der großen Oper und einige Zeitungs-Redacteure eingeladen. Jene hundert Vorſtellungen haben innerhalb eines Zeitraumes von ſieben Monaten ſtattgefunden.

∴ Meiſter Scribe hat für die von ganz Paris vergötterte Schauſpielerin Roſa Chéri ein neues Paradepferd geſchaffen, welches den Namen „la protégée sans le savoir“ führt und nächſtens im Gymnaſe-Theater über die Bretter galoppiren wird.

∴ Im Odéon-Theater hat das einaktige Luſtſpiel in Verſen „Diable ou femme“ — ein nach dem Spaniſchen des Calderon von Hippolyte Lucas höchſt gewandt bearbeitetes Stück — eine für den Bearbeiter höchſt ſchmeichelhafte Aufnahme gefunden. Herr Lucas iſt derſelbe, der ſchon früher durch den „Hameçon de Phénice“, durch den „Médecin de son honneur“ und durch den „Tisserand de Ségovie“ die Franzoſen mit einigen Meiſterwerken des ſpaniſchen Theaters bekannt gemacht hat.

∴ Der „Courier français“ erzählt in einem aus Warſchau datirten Bericht, der Kaiſer von Rußland habe eine Ukaſe erlaſſen, nach welcher im ganzen Reiche des Czaren das Wort „Polen“ nie mehr ausgeſprochen werden dürfe. Selbſt der Pole müſſe ſtatt des verpönten Wortes „Neu-Rußland“ ſagen (???).

∴ Unter dem Titel „Verſuch einer Kalliplaſtie, Studien über die Formen des Geſichts und die zur Verſchönerung derſelben geeigneten Mittel, vom Dr. Gid“, iſt ein ſehr intereſſantes Buch erſchienen, welches die orthopädiſchen Mittel zur Erzielung eines geſunden ſchönen Körpers ausſchließlich aufs Geſicht anwendet und eine Entfernung jeglicher Häßlichkeit mittels geiſtiger Verſchönerung will. Das Buch iſt nicht allein geiſtreich, ſondern auch mit vieler Gelehrſamkeit geſchrieben und durch die Studien Lavaters und den Fortbildner der Ideen deſſelben, Moreau, hervorgerufen.

∴ Unter dem Titel „Le Rhin, son cours, ses bords, légendes, moeurs, traditions, monuments, histoire du fleuve depuis sa source jusqu'à son embouchure“ hat André Delrieu ein eben ſo ſchön als unterhaltend geſchriebenes Reiſebuch über den Rhein herausgegeben, welches leicht alle übrigen franzöſiſchen Bücher dieſer Art verdrängen möchte.

∴ Meiſter Paul de Kock hat die lachluſtige Leſewelt mit einem neuen vierbändigen Romane, „L'amant de la lune“, beſchenkt.

∴ Der Balletmeiſter Champfleury hat eine „Philosophie de la pantomime“ herausgegeben.

∴ Der „Charivari“ hat zu Ehren des Marſchalls Bugeaud, welcher ein großer Verehrer von Eſeln iſt, ein neues koſtbares Wort erfunden, das „Asinomanie“ heißt und bald auch das deutſche Bürgerrecht erlangen wird.

∴ Im Erdgeſchoß des Louvre werden die Trümmer von Ninive aufgeſtellt.

∴ Frankreich hat jetzt 1383 Hoſpitäler mit einem Einkommen von 53½ Millionen Francs, 1 Blindenanſtalt mit 332,000 Francs, 9599 andere Wohlthätigkeits-Anſtalten

3¼ Millionen Francs, 37 Taubſtummen-Anſtalten mit 255,000 Francs Einkommen,
ſtitut für blinde Kinder mit 157,000 Francs, 144 Findelhäuſer mit 6 Millionen
00 Francs, 73 Irrenheilanſtalten mit 4 Millionen 835,000 Francs, eine Anſtalt
nheilbare Wahnſinnige mit 940,000 Frs. und 46 Leihämter mit 42 Millionen Frs.
al.

Peſth. Ein ungariſches Moden-Journal, das ſtolz auf ſeinen feinen Ton und
Delicateſſe iſt, nennt einen andern Journaliſten, der ſich unterfangen hat, die Groß-
des Herrn Lőbl in Zweifel zu ziehen, „Pelengére valo gazkölyök", was auf
h nicht mehr und nicht weniger als „ein an den Pranger gehörender niederträchtiger
' heißt. Das duftet, aber nicht nach Patſchouli, meint der „Humoriſt".

'. Nach dem „Hirharang" beſitzt eine Stadt in Ungarn auch „vier Haimons-
". Es ſind vier junge Studenten, die ein und daſſelbe Zimmer bewohnen und ein
nſchaftliches Pferd haben, das ſie alle vier, zwar nicht zu gleicher Zeit, jedoch wechſel-
reiten.

'. Der im Auftrage des Kisfaludy-Vereins von G. Erdélyi redigirte zweite Band
ngariſchen Volkslieder „Népdalok" iſt 32 Druckbogen ſtark und enthält 545 Lieder,
ärchen und eine geſchichtliche Abhandlung über die magyariſche Volkspoeſie.

'. Der Reſtor der ungariſchen Nationalmuſik, M. Roſavölgyi, der Componiſt der
iſchen Marſeillaiſe, des weltbekannten Rakoczy-Marſches, liegt ſeit langer Zeit krank
der und hat mit der drückendſten Armuth zu kämpfen. Es wäre traurig, wenn die
n, deren Hochherzigkeit ſo ſehr gerühmt wird, den greiſen Künſtler, deſſen liebliche
n in Jedermanns Munde ſind, am Abend ſeines Lebens theilnahmslos verkümmern
(Auf, auf, edle Magyaren, laßt Euren Rouget de Lisle nicht erhungern!)

'. Herr Szigligeti, Ungarns Scribe, hat ein neues Stück, „Zachs Enkel", geſchrie-
dem der von der Akademie ausgeſetzte Preis von hundert Dukaten zu Theil ge-
n iſt. Mit ihm haben ſechsundzwanzig andere Bühnendichter concurrirt.

Petersburg. Von allen europäiſchen Staaten ſchreitet der ruſſiſche in der Zu-
e ſeiner Bevölkerung am ſtärkſten vor. Seine Volksmaſſe wächſt jährlich um 1¼ pCt.
muß ſich ſo immer nach Verlauf von 47 Jahren verdoppeln. Rußland bedarf aber
dieſer vorſchreitenden Bevölkerung, wenn man die geringe Menſchenzahl erwägt, mit
och viele ſeiner ausgedehnteſten Gebiete beſetzt ſind. Großbritannien und Irland er-
das Doppelte ihrer Bevölkerung erſt in 50, Preußen in 60, Oeſterreich in 85,
reich in 100 Jahren; im Verhältniß ihrer Bevölkerung zu dem in Rußland führen
ier nur England an: dieſes enthält auf einer Quadrat-Meile 4820 Bewohner,
nd in Rußland ſich auf dem gleichen Raume nur 160 befinden. Rußland iſt alſo
reißig Mal ſchwächer als England bevölkert.

Prag. Der böhmiſche Schriftſteller Chocholouſchek hat einen komiſchen Roman ge-
en, betitelt „Geheimniſſe von Gocourkow". (Gocourkow iſt das ſlaviſche Krähwinkel.)

Reval. Graf Manteuffel, Director des hieſigen Theaters, hat ſeine Inſolvenz
igt und auf den öffentlichen Verkauf des Theatergebäudes nebſt Zubehör angetragen.

Riga. Der Schauſpieler H. von Vietinghoff, genannt Scheel, wird die Direction
s Theaters übernehmen.

Rom. Der König von Preußen hat die Bibliothek ſeines verſtorbenen Oheims, des
n Heinrich, dem in Rom lebenden Deutſchen als Geſchenk überweiſen laſſen. Der
ſche Geſandte am päpſtlichen Hofe, Herr von Uſedom, hat dieſelbe jetzt ſo verwen-
aß ein Theil davon dem Caſino der deutſchen Künſtler, ein Theil dem Inſtitute für
logiſche Correſpondenz auf dem Capitole und der Reſt dem Archive der preußiſchen
dtſchaft einverleibt worden iſt.

. In Leipzig wird, wie man vernimmt, unter dem Titel „Pius IX. und die
en" eine Brochüre erſcheinen, deren Inſpiratoren und Verfaſſer an der Tiber zu
ſind.

Stuttgart. Unſere Stadt hat eine neue Straße erhalten, der man zu Ehren der
gen Prinzeſſin den Namen „Olga-Straße" beigelegt hat.

Tiflis. Am 18. November vorigen Jahres ſtarb hier der General-Lieutenant Fürſt
vtſchawadſe, ein Mann, in welchem ganz Georgien einen ſeiner bedeutendſten Dichter
hatte. (Als Beweis ſeiner großen Verdienſte erlauben wir uns nur ein Factum
hren, das nämlich, daß ſein Name nicht im Converſationslexikon der Herren
haus ſteht.)

Wien. Meyerbeer iſt vor einigen Wochen in Wien eingetroffen, und die geſammte Wiener Converſation in den höchſten Cirkeln, wie in den gewöhnlichen Geſellſchaftskreiſen dreht ſich jetzt nur um ihn. Jetzt erſt kann man beurtheilen, wie ſehr Meyerbeer, ſein Kunſtwirken und ſeine großen Werke in das Herz der Bevölkerung Wiens übergegangen ſind. Die Popularität Meyerbeers in Wien iſt wirklich großartig und der Maeſtro bei uns ſchon ſo zu Hauſe, wie unter ſeinen Berliner Linden. Wo Meyerbeer ſich an öffentlichen Orten, namentlich in den Theatern zeigt, wird er völlig von den Lorgnetten durchbohrt, von den Operngucker geviertheilt. In allen Theatern Wiens bereitet man zu Ehren Meyerbeers Feſtvorſtellungen vor. Im Theater an der Wien werden ſchon die rieſigſten Anläufe zur Miſe-en-ſcène des „Feldlagers in Schleſien" getroffen und die Direction bietet wirklich das Außerordentlichſte auf, um die Genialität Meyerbeers in würdigem Rahmen den Wiener Opern-Freunden vorzuführen. Mit wahrhaft künſtleriſcher Uneigennützigkeit ſoll Meyerbeer auf jegliches Honorar für ſeine Partitur des „Feldlagers" wie für ſeine dirigirende Wirkſamkeit Verzicht geleiſtet haben, und dieſe den großen Meiſter wahrhaft ehrende Handlungsweiſe kann Herrn Pokorny recht ſehr zu ſtatten kommen, da Jenny Lind, die beſcheidene Künſtlerin, ein wirklich engliſches Honorar verſchlingt. Meyerbeer wird in Wien alle die echten, wahrhaften Würdigungen, aber auch die übertriebenen Verhimmelungen eines großen Mannes zu ertragen haben, um die kleinen Leiden einer großen Berühmtheit durchzumachen. Ueber die kommenden neuen Meyerbeer-Zuſtände nächſtens ausführlicher.

∴ In dem vom Oberhofpoſtamt ausgegebenen Zeitungs-Verzeichniß für 1844 hat ſich die Zahl der hier erlaubten Zeitungen des Auslandes um vier Stück vermehrt: die „Allgemeine Oder-Zeitung", die „Schildwache vom Jura", das „Journal de l'Orient" und der „Sotir".

∴ Die zweitälteſte der hieſigen Zeitſchriften, „der Sammler", hat ſeit dem neuen Jahre zu erſcheinen aufgehört, weil mit dem Ableben der Wittwe Strauß die Conceſſion dieſes Blattes erloſchen iſt.

∴ Herr A. Schmidt, Redacteur der Wiener „Muſikzeitung", kündigt ein „biographiſches Werk" an, enthaltend die Lebensbeſchreibung aller ausgezeichneten öſterreichiſchen Muſiker, illuſtrirt durch deren Bildniſſe. Muſikern, wie Mozart, Weigl, Eybler, Gänsbacher, Graf Amadée (dem ſogenannten Muſikgrafen), von Moſel und von Seyfried ſind ausgeführte Artikel gewidmet.

∴ Saphir ſagt: In der guten alten Zeit habe jedes Blatt ein Räthſel gebracht; jetzt wolle jedes nur Rebus bringen.

Tempora mutantur et mutamur nos.
Früher war der Leſer ein Gaul, jetzt iſt er — ein Roß.

∴ Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung", die in nichts ſo groß als in Druckfehlern iſt, erzählte neulich: zu Gumpendorf werde ein proteſtantiſches Bethaus im Style der Baſilisken (ſtatt Baſiliken) erbaut.

Wilna. Mittelſt eines beſonderen Ukaſes iſt der Hofrath von Strunk zum „Gewiſſensrath" ernannt worden. (Gewiſſensrath? Was heißt das?)

Zürich. Der bekannte Karl Heinzen iſt aus dem Canton Zürich ausgewieſen worden. (Die Schweizer Freiheit ſinkt von Tag zu Tage mehr und mehr in die Kategorie uralter Fabeln herab.) Vergleiche Baſel.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1690 publicirte Papſt Innocenz XII. eine Bulle, welche jeden gottesfürchtigen Chriſten, der in der Kirche Tabak zu ſchnupfen ſich erfrechte oder überhaupt des Tabaksgeruchs überwieſen wurde, in den Bann that. Zwei Jahre ſpäter wurden fünf Mönche auf Sanct Jago lebendig eingemauert, weil ſie während des Gottesdienſtes auf dem Chore kleine mit Tabak gefüllte Papierrollen angezündet hatten. (Dies waren allem Anſcheine nach die erſten Cigarren-Experimente!) Erſt im Jahre 1740 wurde die Bulle des zwölften Innocenz von Papſt Benedict XIV. aufgehoben und wohl nur darum, weil er ſelbſt ein übermäßiger Tabakſchnupfer war und ſich ſelbſt zuerſt hätte excommuniciren müſſen, was er vermuthlich für unpaſſend fand.

— Die Marquiſe von Pompadour, welche als eine der leidenſchaftlichſten Tabakſchnupferinnen galt, erfand eine neue Gattung Tabaksbeize, die, unter dem Namen „Essence du tabac Pompadour" bekannt, als förderlich „pour corriger la mémoire" (das Gedächtniß zu ſtärken) reißenden Abſatz fand.

— Eine der ſchätzenswertheſten Eigenſchaften des heiligen Franciscus Xaverius, des ſogenannten Apoſtels der Indier, war deſſen unbezahlbare Mütze, welche von den frommen Vätern der überaus hochwürdigen Geſellſchaft Jeſu als Univerſalmittel für unfruchtbare Frauen empfohlen wurde, ein Mittel, deſſen ſich unter Andern auch die Königinnen von Portugal bedient haben ſollen. (Siehe Pierers Lexikon.)

— Jean Paul Marat (geboren 1744 zu Boudry in Neufchatel) lebte im Jahre 1774 als franzöſiſcher Sprachmeiſter in Edinburgh und ſchrieb dort ſein in Deutſchland faſt unbekanntes Werk „les chaines de l'esclavage". Es erſchien im Jahre 1792. Vom 12. September 1789 redigirte er zuerſt den „Moniteur patriote", von dem nur eine Nummer erſchien und vom 2. Juni 1790 den „Junius français", wovon nur dreizehn Nummern herauskamen. Dann ſchrieb er den vielfach verfolgten „Ami du peuple" mit wenigen Unterbrechungen bis zu ſeinem Tode, 14. Juli 1793.

— Der größte und längſte Brief, der wohl jemals geſchrieben worden iſt, war der, welchen der Mongolen-Chan Timur oder Tamerlan an den damaligen Sultan von Aegypten abgeſendet hatte. Derſelbe ſoll 70 Ellen lang, 3 Ellen breit und von dem berühmten perſiſchen Schönſchreiber Mulena Cherif Muhamed geſchrieben worden ſein, eine Arbeit, für die er vom Chan ein Honorar von hundert Kameelen erhalten haben ſoll.

— Das Jahr 1778 iſt in der Geſchichte der theatraliſchen Kunſt dadurch denkwürdig, daß in jenem Jahre drei der größten Schauſpieler Englands, Frankreichs und Deutſchlands, Garrick, Lekain und Eckhoff, geſtorben ſind.

— Im Canton Aargau herrſcht ſeit undenklichen Zeiten der Gebrauch, daß jedes neuvermählte Paar ſechs Obſtbäume am Tage der Trauung und zwei bei jeder Taufe pflanzen muß. Daher kommt's, daß keiner der ſchweizer Cantone ſo obſtgeſegnet als Aargau iſt.

— Von den drei Federn, die ſich am Sterbetage des großen Dichters Schiller auf deſſen Schreibtiſche befanden, beſitzt eine die Stadtbibliothek zu Trier, die andere des Dichters älteſter Sohn und die dritte der jetzige König von Baiern. (Die vierte von dieſen drei Federn ſoll jüngſt der Leipziger Schiller-Verein auf einer Auction in Gohlis erſtanden haben.)

Treffer und Nieten.

* Wenn ein Fürſt ſich zum erſten Male auf ſeinen Thron ſetzt und die Unterthanen Lichter vor alle Fenſter ſtellen, ſo heißt dieß unter Anderm: Wir bitten Dich, lieber Fürſt, laſſe es während Deiner Regierung hübſch fein hell ſein, auf daß kein Böſewicht im Finſtern herumſchleichen und Dir unſere Liebe ſtehlen kann. (Dies der Grund, warum das gläubige Volk ſeine Fenſter illuminirt.)

* Zwei junge Damen ſangen in einer muſikaliſchen Geſellſchaft ein Duett. Ein Fremder, der wohl ſchon beſſern Geſang gehört hatte, wendete ſich faſt unwillkürlich an ſeinen zuhörenden Nachbar: »Singt die Weiße,« ſagte er, »nicht zum Davonlaufen?« — »Ich bitte um Entſchuldigung,« antwortete dieſer, »ich bin hier nicht unbefangen genug; es iſt . . . meine . . . Schweſter.« — »Erlauben Sie,« ſagte der Fremde und räusperte ſich verlegen, »ich wollte ſagen, die Blaue.« — »Da haben Sie Recht,« erwiderte dieſer; »der hab' ich es ſchon oft geſagt; es iſt meine . . . Frau.«

* Ein Reiſender, der auf der Eiſenbahn von Leipzig nach Berlin fuhr, ſagte zu ſeinem Begleiter: »Ich trenne mich von Leipzig mit centnerſchwerem Herzen.« — »Still, ſtill!« flüſterte ihm dieſer zu. »Wenn Jemand etwas von der Schwere Deines Herzens erfährt, dann mußt Du am Ende noch 27 Neugroſchen für Uebergewicht bezahlen.«

* Dreizehn bei Tiſche werden von Manchem als eine Unglückszahl angeſehen. Bei einer Gelegenheit dieſer Art bemerkte Jemand: »Es giebt allerdings einen Fall, wo es ein Unglück giebt, wenn Dreizehn bei Tiſche ſitzen.« — »Was iſt das für ein Fall?« fragten ſeine Tiſchgenoſſen. — »Wenn blos für Zwölf gekocht worden iſt.«

* Ein ſpaniſches Sprichwort ſagt: »Rinnen los Comadres y sale verdad« (wenn ſich die alten Weiber zanken, kommt die Wahrheit an den Tag). (Beweis, daß auch die alten Weiber ihr Gutes haben!)

* **Lehrer:** Wie heißt das Participium von ἵστημι? — **Schüler:** στείς. — **Lehrer:** Dummer Junge, ſetz' Dich auf Dein Participium.

Als beſtes Bildungs-, Geſellſchafts- und Unterhaltungs-Buch können wir jungen Leuten in Wahrheit empfehlen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Galanthomme,

oder

Der Geſellſchafter wie er ſein ſoll.

Eine Anweiſung, ſich in Geſellſchaft beliebt zu machen und ſich die Gunſt der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 muſterhafte Liebesbriefe, 24 Geburtstagsgedichte, 40 deklamatoriſche Stücke, 28 Geſellſchaftsſpiele, 18 beluſtigende Kunſtſtücke, 30 ſcherzhafte Anekdoten, 22 verbindliche Stammbuchsverſe, 45 Toaſte, Trinkſprüche und Kartenorakel.

Herausgegeben vom Profeſſor S....t.

4te verbeſſerte Auflage. Preis 25 Sgr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Dieſes Buch enthält alles Das, was zur Ausbildung eines guten Geſellſchafters nothwendig iſt, weshalb wir es zur Anſchaffung beſtens empfehlen, und im Voraus verſichern, daß Jedermann noch über ſeine Erwartung damit befriedigt werden wird, was auch der Abſatz von 10,000 Exemplaren beweiſt.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dichtungen

von

Karl Knorrn.

Neue Sammlung.

Broch. Preis 1 Thlr.

Soeben erſchien nachſtehender höchſt intereſſanter Roman und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Caſanova

oder Begebenheiten eines Weltmannes. Seitenſtück zu Martin der Findling. Roman von Eugen Sue. Mit einer Gallerie (Stahlſtiche) weiblicher Schönheiten.

Erſter Band. 8. Broch. 20 Ngr.

Leipzig. **C. Berger'ſche Buchhandlung.**

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

225. Leipzig, 22. Januar 1847.

CHARIVARI

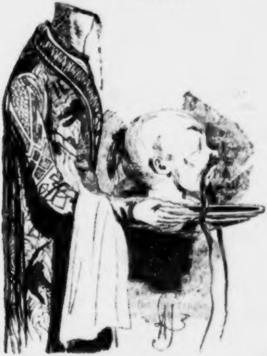
(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

erlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redakteur.

Der berühmte chineſiſche Operateur und äußerſt glückliche Accoucheur

Ta-Lang-Ohr



von Seiner himmliſchen Majeſtät den Titel eines Hof-Medicus er-
en. Durch einen glücklichen Zufall ſind wir in den Beſitz ſeines Por-
ts gelangt, und beeilen uns, es unſern Leſern vorzulegen.

Ein Demagog durch Liebesbriefe.

Novellette von Heinrich Flügge.

Auch Gefangenwärter können hübſche Töchter haben.

Der beſte Beweis für dieſen Ausſpruch war die Tochter des Gefangenwärters zu Dohlenwinkel, der Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſten von Theekeſſel-Kaffeetopf.

Emma war, was ihr ſelbſt der blaſſe Neid zugeſtehen mußte, ein liebenswürdiges Kind von achtzehn Jahren mit feurigen Augen, rothen Wangen, antikgebildeter Naſe, eirundem Geſichte und einem Wuchſe von den weichſten, ebenmäßigſten Formen.

Kein Wunder, daß ſie bei ſo bewandten Umſtänden keinen Mangel an Anbetern hatte; denn auch in Dohlenwinkel gab es, wie anderwärts, Leute, welche die Schönheit lieben.

Unter allen Anbetern Emma's war Emil der Bevorzugteſte.

— Wer aber war Emil? höre ich fragen.

Emil war ein Dichter, ein Schriftſteller, ein Verſemacher. Er liebte mit aller Gluth ſeines Herzens die niedliche Emma und erlaubte ſich, ſie eines Abends aus einer Putzhandlung, wohin ſie Tags über ging und arbeitete, abzuholen und bis in die Nähe des Gefangenhauſes, ihrer elterlichen Wohnung, zu begleiten. Noch lieber hätte er ſie bis ins Haus begleitet, wenn nicht Emma's Vater ſein ſchmuckes Töchterlein einem Unterofficier der Garde des Fürſten von Theekeſſel-Kaffeetopf, der oft die Schildwache im Gefangenhauſe aufgeſtellt und dabei die Bekanntſchaft von Emma's Vater gemacht hatte, zugeſagt hätte.

Dem Vater und dem Unterofficier zum Trotz hatten ſich die beiden Liebenden ewige Treue und Verſchwiegenheit ihres Verhältniſſes bis zu jenem Tage geſchworen, an dem Emil großjährig und zugleich Herr eines nicht unbedeutenden Vermögens geworden ſei.

Bis zum Tage der Majorennität Emils mußten noch ſechs Wochen verſtreichen.

Hier müſſen wir anführen, daß Emil ſeine Angebetete aus irgend einer Caprice ſtatt „Emma“, „Germania“ hieß und ihr hin und wieder glühende Briefe ſchrieb, die er an ſie abſandte, und eine Abſchrift davon in ſein Pult legte, um ſie ſpäter unter dem Titel „Liebesbriefe“ drucken zu laſſen. In dieſen Briefen ſpielte er oft, für den Laien unverſtändlich, auf das Verhältniß ſeiner Germania zu ihrem Vater und dem Unterofficier an und gebrauchte ſehr häufig das Wort „Freiheit“ darin.

Um dem Leſer ein klares Bild über dieſe Liebesbriefe zu verſchaffen, haben wir weder Koſten noch Mühe geſpart, eines jener Documente zu erlangen, um deſſen Inhalt mitzutheilen. Einer dieſer Briefe lautete:

»Theuerſte Germania.

Dir, die ich vor Allen liebe, gelten meine heißeſten Seufzer. Dir, nur Dir ſtrebe ich zu gefallen, für Dich bin ich jeden Augenblick bereit, mein Herzblut zu verſpritzen und die Tyrannen, die Dich beherrſchen oder beherrſchen wollen, mit Einem Schlage zu vernichten.

Himmliſche Germania! Könnte ich Deine Quäler nicht allein ſtürzen, und verſuchten ſie es, Dich noch mehr zu knechten, als es bereits geſchehen iſt, ſo wäre ich im Stande, Deinetwegen eine Verſchwörung anzuzetteln, eine Revolution zu veranlaſſen, um Dich, angebetete Germania, aus den Ketten Deiner Tyrannen zu befreien.

Aber nur Geduld, Du armes Herz! Binnen ſechs Wochen bin ich majorenn und mein eigener Herr, dann werde ich Dir zeigen, Germania, wozu ich fähig bin. Dann ſoll Dir die Freiheit lächeln, Du ſollſt über Deine und meine Feinde triumphiren, Du ſollſt durch meine Hand für alle Dir widerfahrene Unbill gerächt werden. Habe ich nur erſt das Geld, von dem ich mit Dir ſprach, dann ſollſt Du meine Unternehmungen ſehen; dann bin ich mächtiger als Deine Tyrannen und werde Dir dies durch die That beweiſen.

Germania, dulde und hoffe, Dein Emil wird Dich befreien!«

Das Pult, worin dieſer und ähnliche Briefe Emils lagen, war unverſchloſſen und wurde häufig, wenn Emil nicht daheim war, des Morgens von deſſen Stiefelwichſer durchſtöbert und mancher dieſer Briefe geleſen. Der Wichſer hielt Emil, nach den Ausdrücken in den Briefen, für einen Demagogen.

Daran lag nun wenig, da aber Emil eines Tages den Stiefelwichſer wegen eines Verſehens tüchtig auszankte und dieſer nun auch gerade bald nachher in die Dienſte des Dohlenwinkel'ſchen Stadtraths trat, und, um ſich beliebt zu machen, von den an Germania gerichteten Briefen ſprach, wurden Emils ſämmtliche Papiere mit Beſchlag belegt und er ſelbſt ins Gefängniß geführt. Der Rath von Dohlenwinkel witterte ein großes Staatsverbrechen, als er die verdächtigen Briefe las, und behandelte am nächſten Tage den Gefangenen mit großer Härte.

Dieſem wäre es ein Leichtes geweſen, den Irrthum des Dohlenwinkel'ſchen Stadtrathes durch ein paar Worte vollſtändig aufzuklären, aber das durfte er unter den jetzigen Umſtänden nicht wagen; denn wenn er ſagte, an wen jene Briefe gerichtet waren, ſo konnte es ſehr leicht der Gefangenwärter erfahren und dieſer die Heirath ſeiner Tochter mit dem Unterofficier beſchleunigen.

Emil ſagte im Verhöre deshalb weiter nichts, als jene Briefe ſeien an ſeine Geliebte gerichtet und hätten durchaus keinen politiſchen Zweck.

— Wer iſt denn dieſe Germania? fragte der Richter.

— Meine Geliebte. Eine nähere Erklärung über das junge Mädchen darf ich Ihnen jetzt nicht geben.

— Ha, ha! ſagte der Richter; o, wir verſtehen dieſe leeren Ausflüchte! Warum kommt in Ihren Briefen das Wort „Freiheit“ vor? Warum wollen Sie die Germania befreien und wovon?

— Durch eine Heirath mit ihr will ich ſie aus den Händen ihres ſie höchſt deſpotiſch behandelnden Vaters und von den Bewerbungen eines ihr verhaßten Menſchen befreien, der ſich unterſteht, durch allerlei Ränke den Vater zu beſtimmen, ihm die Hand ſeiner Tochter zu geben.

— Larifari! ſagte der Richter. Beharren Sie bei dieſer Ausſage?

— Ja!

— Nun gut, erwiderte der Mann der Gerechtigkeit; ich werde Sie in ein einſames Gefängniß führen laſſen, weil ein ſolches den Gefangenen zu einem klaren Nachdenken über ſeine Verbrechen auffordert. Ein ſo einſames Loch iſt ein herrlicher Wecker des betäubten oder ſchlafenden Gewiſſens.

Der Leſer wird hiebei die Bemerkung machen, daß in Dohlenwinkel ſchon theilweiſe das Zellenſyſtem eingeführt iſt.

Man führte den Gefangenen fort.

O Emma, wärſt Du in dieſem Augenblick zu Hauſe geweſen und hätteſt es mit anſehen können, wie man Deinen Liebling, Deinen Abgott in ein einſames Gefängniß geführt!

Abends, als ſie aus der Thür der Putzmacherin trat, ohne Emil zu ſehen, erwartete ſie ihn eine ganze Viertelſtunde lang; als er auch dann nicht kam, ſchlich ſie, tief betrübt, in ihre Wohnung.

Hier erzählte ihr der Vater beim Abendbrote, daß man heute einen großen Staatsverbrecher eingebracht habe, der, um eine gewiſſe Germania zu retten, eine Verſchwörung angezettelt und eine Revolution angeſtiftet habe. Der Verbrecher ſei übrigens noch ſehr jung und ein recht ſchöner Mann; auch habe er ſich gegen ihn nicht allein ſehr artig, ſondern ſogar höchſt freundlich benommen.

Emma war bei dem Worte „Germania“ ein wenig zuſammengezuckt und forſchte nun, die Argloſe ſpielend, bei ihrem Vater über die nähere Perſönlichkeit des Verbrechers nach.

Als der Alte ihn ganz genau beſchrieben hatte, erſchrak Emma heftig; denn ſie erkannte in dem Geſchilderten ihren Emil.

Schnell ſich faſſend, beſchloß ſie, ſich noch heute Abend zu überzeugen, ob ſie ſich irre oder nicht.

Als ihr Vater zur Ruhe gegangen war, verfügte ſie ſich zu dem Knechte des Gefangenhauſes, der ihr ſehr ergeben war.

— In welcher Zelle, fragte ſie dieſen, befindet ſich der heute eingebrachte Staatsverbrecher?

— In Nummer 4, Fräulein.

— Gieb mir den Schlüſſel!

— Wie, Fräulein, Sie wollen den Verbrecher doch nicht befreien?

— Nein, aber beſuchen.

— Den Verbrecher, jetzt, mitten in der Nacht?

— Ja, Franz, und ich hoffe, daß Du es meinem Vater verſchweigen wirſt.

— Wenn Sie das wollen. — Ich bin ſtumm.

Er reichte ihr Schlüſſel und Laterne. Emma ging nach Nummer 4.

Als ſie die Thür geöffnet hatte und auf einem Haufen Stroh ihren Liebhaber ſchlafen ſah, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus.

Emil erwachte. — Wo bin ich? fragte er.

— Unglücklicher! rief Emma, Du biſt im Gefängniſſe.

— Ach ja, lächelte der Gefangene, ſich umſehend und die Augen reibend, ich hatte es beinahe verſchlafen. Nun, liebe Emma, was ſagſt Du zu meiner Lage?

— Sie iſt ſchrecklich, Emil.

— Allerliebſt willſt Du ſagen, beſonders wenn Du mich ſehr oft beſuchen wirſt.

— Emil, Du vermagſt noch zu ſcherzen?

— Weil die Sache doch gar zu komiſch iſt.

— Und doch, Emil, kann ſie ernſte Folgen haben.

— Das denke auch ich, Sieh, Emma, hier hab' ich Alles, was ich ünſche: Zuerſt Zeit zum Nachdenken, aber nicht über meine Verbrechen, nn ich beging keine, ſondern um meine Gedichte ins Reine zu ſchreiben, rausgeſetzt, daß Du mir Tinte, Feder und Papier verſchaffſt, um noch nige neue Lieder hinzuzufügen, damit ich die ganze Sammlung recht bald rauszugeben vermag; ſodann wirſt Du mir Abends oder wenn es Dir öglich iſt zu anderer Zeit einen Beſuch abſtatten und ich werde mich er ganz glücklich fühlen. Glücklicher, als wenn ich Dich wie früher ir des Abends von der Wohnung der Putzhändlerin bis hierher beeiten dürfte. Ich ſegne den Zufall, der mich ſo ſehr in Deine Nähe bracht; die ſechs Wochen, bis zu meiner Volljährigkeit, werden mir bei einen Arbeiten raſch hingehen und dann trete ich vor meine Richter und kläre, daß Du meine Germania biſt, und man wird ſich ſchämen, mich n nichts ſo lange eingekerkert zu haben.

Emma, die bis jetzt ſchweigend ihrem Emil zugehört hatte, rief nun:

— Nein, Emil, Du kannſt hier nicht ungerecht ſechs lange Wochen ngekerkert bleiben; Du mußt fliehen; ich werde Dir dazu behilflich ſein.

— Gieb Dir keine Mühe; ich bleibe und eben darum weil ich unuldig bin; wäre ich ſchuldig, dann würde ich vielleicht fliehen, aber ſo nke ich, daß ich Dich beſuche und von Dir hier vor den Augen der elt ſo lange verborgen gehalten werde, bis Du mich ihr wieder öffent- h vorſtellen kannſt. Dies iſt eines Deiner Zimmer, und wenn Du fort- pſt, ſo ſchließe Du mich ein, damit ich Dir nicht davon laufe, denn Du t ſehr eiferſüchtig.

Emma ſchlug ihn ſanft auf die Wange.

— Das zur Strafe für Deine Aeußerung.

Die Liebenden beſprachen ſich nun noch eine Zeitlang über Dies Jenes, dann wollte ſich Emma entfernen.

— Morgen werde ich meinem Vater Alles geſtehen, ſagte ſie.

— Und übermorgen wird Dein Vater Dich mit dem Unterofficier leben," ſetzte Emil hinzu.

— Mit dem Unterofficier? Nein, das mag ich nicht erleben.

— Alſo laß mich hier gefangen ſein, bis ich handeln kann, und l mir dann Dein Vater Deine Hand verweigern, dann — entführe ich h.

— Du Böſewicht! ſagte ſie, gab ihm einen Kuß und entfernte ſich.

Für dieſen Kuß hätte ſich gewiß Mancher von Emma's Anbetern kerkern laſſen.

Am nächſten und noch mehrere Tage führte man Emil ins Verhör; r ſeine Ausſage blieb immer dieſelbe.

Die Richter meinten, einen ärgern Galgenſtrick hätten ſie noch nicht ihrem grünen Tiſche gehabt.

Emil erhielt immer häufigere Beſuche Emma's.

Nach vier Wochen erſchienen Emils Gedichte unter dem Titel: „Lieder es Gefangenen", die viel Glück machten und auch hie und da die bedere Ehre hatten, verboten zu werden.

Die Correſpondenz mit dem Verleger hatte Emil durch Emma's Vertelung geführt.

Die ſechs Wochen bis zu Emils Volljährigkeit waren verfloſſen und ſein Vormund ſetzte ihn durch ein Schreiben in Kenntniß, daß er nun Herr eines ſchönen Hauſes und eines Vermögens von achtzehntauſend Thalern ſei.

Emil legte dieſen Brief zuerſt in die Hände ſeines Gefängnißwärters, mit dem er ſich, ſeit ſeinem Hierſein, ſchon ein wenig befreundet hatte, und bat ihn um die Hand Emma's.. Nach einigem Nachdenken erhielt er des Alten Zuſage, und nun ließ er den Richter erſuchen, ihn ſchleunig zu verhören, da er ihm Eröffnungen von der größten Wichtigkeit zu machen habe. Es ward ſogleich ein Termin dazu auf den nächſten Morgen angeſetzt, und jetzt ſtellte er ſeine Germania vor und legte nicht allein die an dieſe geſchriebenen Briefe vor, ſondern erklärte auch, warum er ſich ſo und ſo darin ausgedrückt habe.

Der Stadtrath von Dohlenwinkel im Fürſtenthume Theekeſſel-Kaffeetopf ſoll ſich über ſeinen Mißgriff ſehr geſchämt und über das verlorene Corpus delicti eines großen Demagogen nicht wenig geärgert haben.

Soumet und ſein erſtes Werk.

Der verſtorbene Dichter Alexander Soumet, Verfaſſer des „Gladiator“ und vieler anderer ausgezeichneten Trauerſpiele, hatte ſeine literariſche Laufbahn mit einem Gedichte begonnen, betitelt: „die göttliche Epopöe.“ Er war damit in Paris von einem Buchhändler zum andern gelaufen, aber keiner von Allen hatte den Muth gehabt, 300 Francs an den Druck zu wenden. Da entſchloß ſich der Dichter, ſein Werk auf eigene Koſten drucken zu laſſen. Es erſcheint und macht mirebolantes Aufſehen. Drei Wochen nach der Ausgabe geht der Dichter zum Buchhändler, um zu fragen, wie ſein Gedicht geht. „Alles iſt verkauft,“ antwortet der Commiſſionär, Alles, und zum Beweiſe, daß ich die Wahrheit ſage, ſind hier 23,000 Francs, die ich Ihnen ſchuldig bin. Das iſt, erzählt Jules Janin, dem wir dies nacherzählen, das größte poetiſche Zeugniß, deſſen Zeuge ich geweſen bin.

Königlich.

An jedem Land- und Stadtgerichte
Prangt „königlich“ als Prädikat;
In jedem Polizeigeſichte
Erſcheint der „königliche“ Staat.

Ein Jeder unſ'rer Staatsminiſter
Sich „königlich“ vor Allem nennt;
So ſchreibt ſich auch der fromme Prieſter,
Iſt er erſt Superintendent.

Und „königlich“ ſind die Geſandten,
Sie wahren ihres Königs Ehr',
Und „königliche“ Commandanten
Steh'n vor dem „königlichen“ Heer'.

Du findeſt „königliche“ Schlöſſer
Und „königliche“ Leiblakei'n.
Du ſiehſt „königliche“ Schöffer
Und „königliche“ Amtsvoigtei'n.

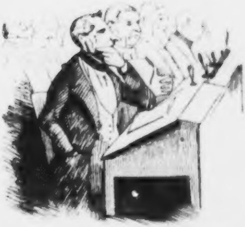
Ja, „königlich“ ſind rings die Wälder,
Die Schachte, Berge und die See'n,
Und unſ're Häuſer, unſ're Felder
Sind nichts als „königliches“ Lehn.

Nur bei den Millionen Gulden —
Ich weiß nicht ſo genau die Zahl —
Da fehlt, weil ſie des Staates Schulden,
Das „königlich“ ein jedes Mal.

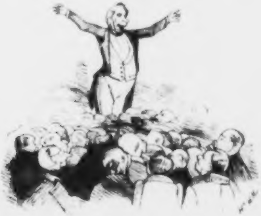
(Staatsbürger-Zeitung.)

Benjamin Knorpel.

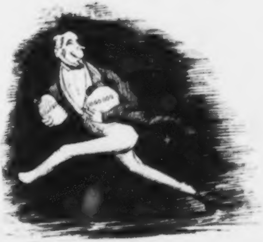
(Schluß.)



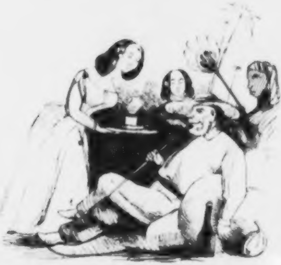
Benjamin Knorpel wird Mitglied der Ständeverſammlung und entſpricht allen Erwartungen, weil er beim allgemeinen Gemurmel ſich hörbar zu machen verſteht und ein Mal ſogar erklärt, daß die Meinung des vorigen Herrn Sprechers ganz mit der ſeinigen übereinſtimme, und daß er nun — hört, hört! — auf den Schluß der Debatte antrage.



Knorpel tritt zum zweiten Male als öffentlicher Redner auf und beweiſt mit hinreißender Beredtſamkeit, wie nothwendig eine comprimirte Luft-Eiſenbahn vom Schneckenberg über den Schwanenteich ins Johannisthal ſei, worauf er von den Actionairen einſtimmig zum General-Bevollmächtigten dieſer Bahn erwählt wird.



Knorpel tritt zum dritten und letzten Male öffentlich auf; doch bemerken dies die Actionäre erſt dann, nachdem ſie durch eine tiefe Kluft, Ocean genannt, von ihm getrennt ſind.



Benjamin Knorpel hat, in beſcheidener Zurückgezogenheit, der Welt und ihren politiſchen Wirren entſagt und . . . tritt nicht mehr öffentlich auf.

Finis heißt das Ende —
Ich waſche meine Hände!

Zapfenſtreich.

Augsburg. Die „Allgemeine Zeitung“, die unter der Redaction des Herrn Guſtav
ib zu einer alten Klatſchbaſe herabgeſunken iſt, entblödet ſich nicht, Dinge zu erzählen,
eben ſo gemein als albern ſind. Unſere Feder ſträubt ſich, die Stelle wiederzugeben,
ſich auf die Schwangerſchaft der Königin von Spanien bezieht. Dieſe einzige Stelle
der glänzendſte Beweis von der coloſſalen Tactloſigkeit des Herrn Kolb.

Berlin. Am 6. Januar iſt der königliche General-Stabsarzt und Chef des
litair-Medicinalweſens, der Geheime Ober-Medicinalrath Dr. Johann Wilhelm von
ebel, im 80ſten Jahre ſeines Lebens geſtorben.

∴ Einer unſerer Kunſt-Veteranen, der Bildhauer Rauch, hat am Tage der Feier
es ſiebenzigſten Geburtstages den rothen Adler-Orden zweiter Klaſſe mit Eichenlaub
alten.

∴ In der guten Stadt Berlin erſcheint ſeit einem Jahre ein „Journal français“,
Denjenigen, die ſich auf den ganzen zweiten Jahrgang 1847 abonniren, unter an-
n ziemlich lockenden Prämien auch — kannibaliſche Malice! — den dritten Band der
enkwürdigkeiten eines Arztes“, von Alexander Dumas, als Gratis-Beilage zuſagt.
ort de ma vie! Was fangen die armen Leſer, die nicht die zwei erſten Bände dieſes
mans haben, mit dem dritten Bande an? Sie kaufen ſich für ſchweres Geld die
en erſten, oder ziehen es vor, auch auf den dritten zu verzichten, d. h. nicht zu
nniren, was kein Vernünftiger ihnen verübeln wird.)

∴ Am heiligen Drei-Königs-Tage wurde in Krolls Wintergarten ein Bohnenfeſt
iert. Die Bohnenkönigin, d. h. jene Dame, welche in ihrem Kuchen die Bohne fand,
elt zur Erinnerung des Tages 24 ſilberne Deſſertmeſſer. Man ſieht, daß Herr Kroll
ts ſo gut als das Klappern verſteht.

∴ Die neue Omnibus-Einrichtung hat in unſer bisheriges Droſchkenſyſtem neues
en gebracht. Die Beſitzer der Droſchken wollen, um der gefahrdrohenden Concurrenz
t zu erliegen, Anfangs April ihre Taxe von 5 auf 3 Silbergroſchen für jede Fahrt
äßigen. Den Omnibus, welche jetzt 2 Silbergroſchen nehmen, wird dann nichts An-
s übrig bleiben, als den Preis auf einen Silbergroſchen herabzuſetzen.

Breslau. Carl Gutzkow's „Uriel Acoſta“ iſt auf der hieſigen Bühne bereits zwei
l mit außerordentlichem Beifall gegeben worden. Beide Male war das Theater ſo
illt, daß ſogar das Orcheſter geräumt werden mußte. Es iſt Schade, daß die Titel-
e hier von einem ſehr ungenügenden Schauſpieler gegeben wird.

Darmſtadt. Das von Eduard Duller redigirte „Vaterland“ hat, in Folge des
bots, kirchliche und religiöſe Fragen in den Kreis ſeiner Beſprechung zu ziehen, zu
heinen aufgehört. Andere ſchreiben das Eingehen des Blattes dem Mangel an Abon-
ten zu.

Dresden. Herr Gutzkow, erſt ſeit einigen Wochen als — s. v. — Dramaturg
eſtellt, ſoll bereits ſeine Entlaſſung eingereicht haben, weil er ſich zum Auslaſſen ge-
er Stellen, die in ſeinem „Acoſta“ in gewiſſen Kreiſen einigen Anſtoß erregt haben,
chaus nicht verſtehen will. (In Folge dieſer Weigerung ſind die Actien der Chemnitz-
auer Eiſenbahnen bedeutend zurückgegangen.)

∴ Das Schauſpiel „Eine Familie“, von Charlotte Birch-Pfeiffer, iſt auf dem
gen Hoftheater am 1. Januar in Scene gegangen, und hatte ſich auch hier eines
lanten Erfolges zu erfreuen.

Edinburgh. In Schottland allein ſind vom Januar 1845 bis zum Januar 1846
zehn neue Bibelausgaben gedruckt worden, im Ganzen 312,000 Exemplare. „Arbeite
uns, bete und … hungere für Dich“ iſt — ſo gut wie anderswo — auch in England
Wahlſpruch der reichen Leute, welche die hungrigen Nebenmenſchen abſpeiſen mit
Bibeln.

Frankfurt. Der Buchhändler J. B. Meidinger wird in monatlichen Heften ein
tionalwerk herausgeben unter dem Titel „Die Männer des Volks“, worin alle
nner, die ſich in ausgezeichneter Weiſe um die Intereſſen des Volkes in jeder, d. h.
t blos politiſcher, Beziehung verdient gemacht haben, in geordneter Reihenfolge ge-
dert werden.

Ghent. Hier ſtarb kürzlich im Gefängniß vielleicht der älteſte Gefangene in Europa, ein gewiſſer Coete, der im Jahre 1778 wegen Mordes zum Tode verurtheilt, aber mit lebenslänglicher Gefangenſchaft begnadigt wurde. Die politiſchen Ereigniſſe hatten ihn ein Mal frei gemacht, er aber verlangte in das Gefängniß zurückzukehren, da er ſich außer demſelben nicht ernähren konnte.

Hamburg. Der „Telegraph" ſchreibt: »Nachdem Herr Ronge ganz Deutſchland durchſtreift hat, iſt er auch nach Hamburg gekommen, wo ihn gewiß nur ſehr Wenige erwartet haben. Während ganz Deutſchland ihm zugejubelt, betrachtete man ſein Treiben von hier aus mit unpartheiiſchem Blick und beurtheilte es, von vorn herein, ſcharf, aber gerecht. Jetzt heißt es auch im Binnenlande: „O Sonne, wo biſt Du geblieben!"

Jaſſy. Auch in der Moldau und Wallachei, namentlich in Jaſſo und Bukareſt, hat die Einverleibung Krakau's große Senſation gemacht. Man betrachtet dieſes fait accompli allgemein als einen ruſſiſchen Sieg, weil Niemand glaubt, daß Rußland hierzu, ohne allen Vorbehalt, ſeine Einwilligung gegeben habe. Andere fürchten gar, und dies iſt die Mehrzahl der Bojaren, daß den beiden Fürſtenthümern ein ähnliches Schickſal bevorſtehe. (In der Diplomatie iſt Alles möglich!)

∴ Die ſerbiſche Regierung hat befohlen, künftig alle Zeitungen und periodiſchen Schriften, einheimiſche wie fremde, in dem ganzen Bereich des Fürſtenthums Serbien, ſowohl Corporationen als Privatperſonen, unentgeltlich zuzuſtellen. Die Regierung bezweckt durch dieſe Verordnung die Förderung und Verbreitung der Literatur. (Möchten doch auch andere Regierungen ſo vernünftig ſein!)

Königsberg. Madame Lehmann, die emancipirte Rittmeiſtersfrau, hat ſich dem Dichter Gottſchall verlobt. Hoffentlich wird ſie die ihr liebgewordenen Männerhoſen alsdann ablegen.

∴ Mehrere hieſige Schauſpieler ſind wegen Extempores in polizeilicher Unterſuchung. Das Verbot des Dramas „Thomas Münzer", von R. Gottſchall, iſt von der Recursinſtanz beſtätigt worden, weil die Aufführung aus polizeilichen Rückſichten nicht angemeſſen erſcheine.

Kopenhagen. Es hat ſich hier ein Verein gebildet, deſſen Ausſchuß zur Unterzeichnung für ein Denkmal des unſterblichen Aſtronomen Tycho de Brahe auffordert. (Solch ein Mann verdient's!)

∴ Der Director der Academie von Soroe, Etatsrath Eſtrup, iſt in Königsdal geſtorben.

Leipzig. Die „Staatsbürgerzeitung" enthält folgende Notiz: »Dr. Gretſchel erzählt in ſeiner „Sächſiſchen Geſchichte", es ſei im Jahre 1712 die „Leipziger Poſt- und ordinäre Zeitung" dem Commiſſar Everdt übergeben worden, um ſie mit einem neuen stylo und guten judicio zu verſorgen und es ſo einzurichten, daß die Novitäten in der „Leipziger Zeitung" eher als in andern Zeitungen zu finden wären. Bald indeß hatten andere Zeitungen der Leipziger den Rang abgelaufen. Der Vorſprung iſt ſeit 134 Jahren wahrlich nicht größer geworden.«

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" ſchreibt: »Der als Clavierſpieler und beſonders als Clavierlehrer berühmte Meiſter Moſcheles, welcher in London lebt, iſt einige Tage unter uns geweſen. Das hohe Alter erlaubt es indeß dem einſt ſo gefeierten Virtuoſen nicht mehr, ſeine Finger zum Clavierſpiel mit Geläufigkeit zu gebrauchen.« (Dieſe Notiz klingt etwas ſonderbar: erſtens wohnt Herr Moſcheles nicht mehr in London, ſondern in Leipzig, und zweitens hat er ſich bei uns erſt unlängſt im Gewandhauſe hören laſſen; wir begreifen daher nicht, wie dieſer Meiſter in der kurzen Zeit von drei Monaten ſo ſehr gealtert haben kann, daß ſeine Finger in Berlin die Geläufigkeit verloren haben!)

∴ Auswärtige Blätter fabeln viel von der Gründung eines Leipziger „Club français", an welchem ſich nur Solche betheiligen dürfen, die das Franzöſiſche eben ſo geläufig als das Deutſche reden. (Wenn dies wirklich wahr iſt, dann zweifeln wir keinen Augenblick, daß der Vorſitzende dieſer Geſellſchaft kein Anderer ſein kann, als Monſieur Robert Liard, genannt Heller, der, nach Napoleon Landais, jetzt das feinſte Franzöſiſch ſpricht.)

∴ Die Sturm und Koppe'ſche „Theaterchronik", redigirt von Victor Kölbel, hat ihren ſechzehnten Jahrgang begonnen und wird, wie bisher, Hauptorgan der deutſchen Theater-Fragen bleiben. Abgeſehen von ihrem alten Fehler, daß ſie ſich aus gewiſſen Gründen, die auf der flachen Hand liegen, zur Schleppträgerin der von Herrn Laube größtentheils ſelbſtfabricirten Apotheoſe hergiebt, kann man nicht leugnen, daß ſie im Uebrigen ihren Zweck, alle Intereſſen der deutſchen Bühne in den Kreis ihrer Beſprechung zu ziehen, vollkommen erfüllt und daß Herr Kölbel die Zügel dieſes Blattes mit Takt zu

eiten verſteht und ganz der Mann iſt, der den Spalten ſeines Journals den Reiz bunter
lbwechslung und Mannigfaltigkeit zu verleihen weiß.

∴ Von C. M. Oettingers komiſchem Roman „Meſſias" erſcheint Anfangs März
ie zweite, elegant ausgeſtattete Auflage in zwei Bänden, im Verlage von Otto Wigand.

∴ Dr. Hacker, einer unſerer geiſtreichſten Aerzte, giebt im Verlage der Gebauer'-
hen Buchhandlung ein practiſches Handbuch jener galanten Krankheiten heraus, die
racaſtor und Barthelemy durch zwei claſſiſche Gedichte beſungen haben. Hackers Popu-
arität in dieſem Zweige der Heilkunde wird ſeinem Werke großen Abſatz verſchaffen. Der
rſte Band iſt dem Pariſer Arzte Ricord gewidmet; der zweite erſcheint Ende Mai.

∴ In Bezug auf den in Nummer 223 des „Charivari", Seite [illegible], mitgetheilten
Brief eines Berliner Buchhändlers haben wir nachträglich zu erwähnen, daß Herr D.,
er Ueberſetzer des Dumas'ſchen „Nußknackers", von jeder Auflage ſchon darum frei-
eſprochen iſt, weil er, wie wir aus guter Quelle erfahren, die Bearbeitung des Märchens
ſt nach eingeholter Erlaubniß des Buchhändlers Reimer, des Verlegers der Hoffmann'-
hen Werke, unternommen und eben ſo gut als jener Berliner Buchhändler den Urſprung
eſes Märchens gekannt hat. Das Komiſche dieſer Sache fällt alſo ganz allein auf Herrn
eubner, den Verleger dieſes „vertracten Nußknackers", zurück.

∴ In der Gemäldeſammlung eines hieſigen Kaufmanns befindet ſich unter Anderm
n Marineſtück, „die deutſche Flotte". Man ſieht darauf das Meer und ... weiter nichts.

∴ M. G. Saphir zählt zu der gebildeten Menſchheit 1) die Flöhe Bertoletto's,
) die Pferde der Herren Lejars und Cuzent und 3) die Correſpondenten der „Augsburger
llgemeinen Zeitung". (Viel Ehre für die Letztern!)

London. In England werden jetzt Fünf-Sovereign-Stücke geprägt. Die Königin
ictoria und der Löwe prangen darauf mit der Umſchrift „Dirigit Deus gressus meus".
Iſt es nicht eine Blasphemie, den lieben Gott mit aufs Geld zu prägen. Sagt nicht
hon die Schrift: »Du ſollſt den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen.« Und womit
ird im Leben wohl größerer Mißbrauch getrieben als mit Geld?)

∴ Englands Seemacht beſteht jetzt aus 14 Linienſchiffen, 42 Fregatten, 10 Dampf-
regatten, 79 Dampf-Sloops und kleineren Dampfſchiffen, 62 Sloops und 50 Schiffen
eringeren Ranges. Die Liſte der Flotten-Officiere zählt 155 Admirale, 53 Admirale in
enſion, 748 Poſt-Capitains, 1274 Commandeurs und 2448 Lieutenants.

∴ Das Spottblatt „Punch" ſchlägt für die Zöglinge der Kriegsſchule zu Woolwich
lgenden Studienplan vor. Montags: Mathematik, Gebrauch der Boxerhandſchuhe,
aktik und Grogzechen. Dienſtags: Fluchen, Euklid, Gebrauch der Tabakspfeife. Mitt-
ochs: Poltronerie, Geſchützkunde, Fechtkunde, die Elemente des Schuldenmachens.
onnerſtags: Mathematik, Schwören, Duelliren und die Kunſt zu lügen. Freitags:
uklid, die Kunſt ſich einen Rauſch anzutrinken, Exerciren mit dem Bajonett, Elemente
r Blasphemie. Sonnabends: Allgemeine Wochenprüfung aus allen dieſen Gegenſtänden.
onntags Nachmittags: Wettlaufen der ältern Zöglinge.

∴ Die große Portrait-Gallerie, welche Sir Robert Peel auf ſeinem Landſitz
rayton Manor ſchon vor längerer Zeit erbauen ließ, iſt jetzt vollendet, und ihr Inhalt
ldet eine der werthvollſten Sammlungen dieſer Art in ganz Europa. Faſt alle be-
hmte Männer älterer und neuerer Zeit finden ſich hier durch den Pinſel gleichzeitiger
er ſpäterer Meiſter in treffender Aehnlichkeit dargeſtellt. Sir Robert Peel ſoll auf
n Ankauf dieſer Sammlung nach und nach eine Summe von mehr als 80,000 Pfd. St.
rwendet haben.

∴ Zu den zollfreien Artikeln des neuen engliſchen Zolltarifs gehören unter Anderm
ch — o kannibaliſche Natur! — Eier und Weihrauch. (Daran ſcheinen die edlen Britten
eigenen Lande keinen Mangel zu haben.)

∴ London, ſchreibt eine engliſche Zeitung, iſt die „city of refuge". (Wem fällt
ht bei dieſer großen Lüge der kleine Corporal, der Kaiſer Napoleon, ein?)

Mainz. Im Atelier des hieſigen Thiermalers J. G. Preſtel erregen beſonders
ei Bilder die Bewunderung aller Kunſtfreunde. Das eine ſtellt ein vom Hagelwetter
erraſchtes Geſtüt vor, das andere ein aus der Schlacht bei Leipzig entkommenes und
ein ungariſches Geſtüt zurückkehrendes Pferd. In dieſen beiden Bildern bekundet ſich
e gigantiſche Phantaſie, eine ſolche genaue Kenntniß und Erkenntniß der Natur, daß
ſelben dem genialen Künſtler gewiß einen dauernden Ruhm ſichern werden. Kunſt-
nner behaupten allgemein, daß mit Preſtel eine neue Epoche in der Thiermalerei be-
nnt. Wir werden bald Gelegenheit haben, auf die Leiſtungen Preſtels zurückzukommen.

München. Man hat der Wittwe des Dr. Friedrich Liſt eine lebenslängliche Leibrente von 400 Gulden und jeder der beiden unverheiratheten Töchter eine jährliche Leibrente von 200 Gulden bis zu ihrer Verehelichung bewilligt.

∴ Der Rechtscandidat Gücke, bekannt durch ſeine literariſchen Arbeiten, iſt endlich vom hieſigen Ober-Appellationsgericht in ſeinem Hochverraths-Prozeß gänzlich freigeſprochen worden.

∴ Der Genremaler Rochmann und der Porzellanmaler Kirchmayer ſind geſtorben.

∴ Unſere Stadt hat jetzt 32 und ganz Baiern überhaupt 350 Advocaten.

Naumburg. Die Nachricht, daß Herr von Florencourt die Redaction des hieſigen Kreisblattes übernehmen werde, iſt ungegründet, der hieſige Magiſtrat iſt dahin beſchieden worden, daß das Kreisblatt in bisheriger Weiſe und mit der bisherigen Redaction fortbeſtehen ſolle.

Neapel. Vor einigen Tagen wurde in einem der großen Brunnenhöfe des Finanzgebäudes ein Autodafé alter Papiere gehalten, indem man die getilgte engliſche Anleihe von 2½ Millionen unter großer Feierlichkeit und im Beiſein der Miniſter in einem eigens dazu erbauten Ofen verbrennen ließ.

New-York. Man hat oftmals erzählt, wie die Ausſprüche der engliſchen Richter ſich ſtreng nach dem Buchſtaben des Geſetzes richten; ein Gleiches iſt in Amerika der Fall. In New-Orleans wurde vor Kurzem folgender intereſſante Prozeß verhandelt. Es war ein Menſch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu ſein und einen Diebſtahl begangen zu haben. Er hatte nämlich eine Oeffnung in der Mauer gemacht, durch dieſelbe den obern Theil ſeines Körpers gezwängt und ſich dann der Gegenſtände bemächtigt, die er zu haben wünſchte. Sein Anwalt behauptete, nicht der Angeſchuldigte ſei in das Haus eingedrungen, ſondern ein Theil von ihm. Der Richter verurtheilte darauf die ſchuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß, und überließ es ihrer Wahl, die unſchuldige Hälfte abzuſchneiden oder mit ſich zu nehmen.

Paris. Die von ganz Frankreich hochverehrte Herzogin von Orleans hat zu Weihnachten mehrere rechtſchaffene, aber verarmte Familien nach dem Pavillon Marſan beſchieden, um dem Grafen von Paris die ſchöne Freude zu verſchaffen, dieſen armen Leuten angemeſſene Weihnachtsgeſchenke zu beſcheeren. (Eine Lorbeerkrone für den guten Engel Frankreichs!)

∴ Der Graf von Paris erhält unter den Auſpicien des Königs und unter der Aufſicht ſeiner erlauchten Mutter eine in allen Beziehungen ausgezeichnete Erziehung. Wahrhaft rührend iſt die unendliche Sorgfalt, womit die Herzogin von Orleans das Wohl ihrer beiden Söhne überwacht. Aber auch niemals hat eine Prinzeſſin in Frankreich eine ſo große Popularität bei allen Volksklaſſen und ohne Unterſchied der Parteien genoſſen, als die liebenswürdige Mutter des Grafen von Paris.

∴ Unter den 459 Deputirten, welche die jetzige Kammer bilden, zählt man 66 Advocaten oder Notare, 7 Aerzte, 44 theils in den Ruheſtand geſetzte, theils im activen Dienſt ſtehende Militaire, 52 Verwalter, 13 Civil-Ingenieure, 27 Handelsleute und Bankiers, 8 Fabrikanten und Manufacturiſten, 8 Eiſenhüttenbeſitzer, 6 Miniſter, 15 Mitglieder des Inſtituts, 5 Diplomaten und 6 Schriftſteller, worunter 3 Journaliſten. Die 115 übrigen Deputirten ſind größtentheils Gutsbeſitzer.

∴ Man beabſichtigt, durch Unterzeichnung ein ſorgenfreies Aſyl für alte hülfsbedürftige Schriftſteller, Muſiker, Maler und Bildhauer — einen Dom für Literatur- und Kunſt-Invaliden — zu gründen.

∴ Ein franzöſiſches Blatt theilt über den Abſatz von Victor Hugo's Werken eine Notiz mit, welche die deutſchen Buchhändler in Erſtaunen ſetzen wird. „Drei vollſtändige Ausgaben von Victor Hugo's Werken ſind zugleich im Buchhandel, die Furne'ſche, Michaud'ſche und Charpentier'ſche. In fünf Jahren, vom 1. Juli 1841 bis 1. Auguſt 1846, wurden von der Michaud'ſchen Ausgabe 17,073 Bände, von der Charpentier'ſchen hingegen 71,000 Bände verkauft. Die Furne'ſche Ausgabe, die erſt im Februar 1843 erſchien, hat bis zum 1. Auguſt 1846, alſo in drei Jahren, 57,745 Bände verkauft. Dazu kam 1845 eine vierte Ausgabe für die Theater, welche in Einem Jahre 8000 Stück abgeſetzt hat. Endlich erſchien 1844 eine illuſtrirte Ausgabe von „Notre Dame“, wovon 6000 Exemplare abgeſetzt worden ſind. Von ſämmtlichen Ausgaben der Hugo'ſchen Werke ſind alſo in einem Zeitraume von fünf Jahren 160,918 Bände verkauft worden. (Der geleſenſte aller franzöſiſchen Schriftſteller bleibt aber noch immer Paul de Kock. Von jedem neuen Romane dieſes moderniſirten Pigault-Lebrün werden durchſchnittlich zwiſchen 30 bis 40,000 Exemplare verkauft, was, in Bändezahl überſetzt, 90 bis 120,000 ausmacht. Läßt man von letzterer Zahl die drei Nullen weg, ſo erhält man die Höhe der Auflagen eines hiſtoriſchen Werkes von Herrn Heinrich Wuttke.)

∴ Der unlängſt erſchienene ſechſte Band von Thiers' „Geſchichte des Conſulates und des Kaiſerreiches“ enthält drei große Abſchnitte, „Ulm und Trafalgar“, „Auſterlitz“ und „Rheinbund“. Der dritte Abſchnitt iſt — namentlich für deutſche Leſer — der intereſſanteſte. Die drei letzten Bände des ganzen Werkes ſollen nun, ganz beſtimmt(?) noch im Laufe dieſes Jahres die Preſſe verlaſſen.

∴ Die auch im „Charivari“ angekündigte deutſche Revue „Pariſer deutſche Horen“, deren erſtes Heft ſchon gedruckt war und am 1. Januar ausgegeben werden ſollte, hat plötzlich unerwartete Hinderniſſe gefunden, die ihr Erſcheinen auf unbeſtimmte Zeit vertagen.

∴ Heinrich Heine bereitet eine Geſammtausgabe ſeiner Werke vor.

∴ Roſſini's neues Opern-Potpourri „Robert Bruce“ — aus ſeiner „Donna del Lago“ und andern ſeiner Compoſitionen zuſammengewürfelt — hat bei der erſten Aufführung nur eine ſehr laue Aufnahme gefunden. Am Schluſſe des zweiten Acts brach eine gegen die Primadonna Stolz gerichtete Cabale aus, welche dieſe Sängerin con amore auszuziſchen begann. Dieſe, ſehr heftigen Temperaments, zerriß voll Zorn ihr Schnupftuch und warf es auf den Boden. Da wurde noch zehn Mal ſtärker gepfiffen; hierauf brach Madame Stolz, heftig vortretend, in die Worte aus: »Das iſt unwürdig, eine Frau ſo zu inſultiren, ich bin gebrochen — ich kann nicht weiter ſingen.« Sie wollte abgehen, wurde aber von den Mitſpielenden zurückgehalten. Der mitleidige Theil des Publicums erhob ſich nun, um der Gekränkten durch Applaus eine kleine Genugthuung zu verſchaffen.

∴ François Ponſards (Verfaſſer der „Lucrèce“) neues Trauerſpiel „Agnèse de Meran“ iſt im Odéon-Theater in Scene gegangen. Die Aufnahme war matt und das ſehr gewählte Publicum, in deſſen Reihen man alle politiſchen, literariſchen und artiſtiſchen Notabilitäten bemerkte, hörte die Dichtung mehr aufmerkſam an, als daß ſie es mit Enthuſiasmus aufgenommen hätte. Da ſich das Hauptintereſſe des Stückes um die ſo wichtige Frage des Verhältniſſes zwiſchen dem Papſte und den Königen von Frankreich dreht, ſo widmen viele Journale dem neuen Stücke nicht gewöhnliche Feuilletons, ſondern politiſche Artikel.

(Theaterchronik.)

∴ Schon im Mai d. J. ſoll das neue Operntheater, an deſſen Spitze der bekannte Componiſt Adam ſteht, im Cirque olympique eröffnet werden.

∴ Die Sammlung von Kupferſtichen in der königlichen Bibliothek beträgt jetzt, nach der Angabe des „Artiſte“, 1,302,620 Stück, und da die Sammlung fortwährend wächſt, ſo ſoll ein neues Gebäude dafür erbaut werden.

∴ Nach der „Gazette de France“ haben ſich in Frankreichs Stellung zu England nur zwei Buchſtaben geändert. Die ſogenannte „entente cordiale“ hat ſich in eine „attente cordiale“ metamorphoſirt.

Peſth. Das Kövarer Comitat in Siebenbürgen hat ſeinen Abgeordneten den höchſt komiſchen Auftrag ertheilt, die Erhebung des bekannten Clavier-Zertrümmerers Liſzt in den Adelſtand zu beantragen. (Auch Comitate haben ein Recht, ſich lächerlich zu machen.)

Rom. Die einleitenden Vergnügungen des Carnevals haben begonnen. In ſieben Theatern iſt theils Oper, theils Ballet, theils Schauſpiel. Ein von der Regierung emanirtes Geſetz ſchärft den Theaterbeſuchern ſtrengere Beobachtung des Anſtandes an. Der wichtigſte Artikel dieſes Befehls lautet: »Niemand darf Hunde mit ins Theater bringen.«

Stockholm. Der König von Schweden hat in Betreff der Einverleibung Krakau's ſich nicht den Wunſch verſagen können, daß dies die letzte Nothwendigkeit ſein möge, zu welcher die drei Schutzmächte ſich gezwungen ſehen möchten. Bekanntlich gehört auch Schweden zu den Unterzeichnern der Wiener Congreß-Akte. (D. A. Z.)

Stuttgart. Der „Schwäbiſche Mercur“ enthält eine an das deutſche Vaterland gerichtete Aufforderung zur Unterſtützung der Hinterbliebenen des National-Oekonomen Friedrich Liſt. Dieſer Aufruf iſt unterzeichnet von den Herren K. Bockshammer in Berg, Finanzrath Commerer, Freiherr von Cotta, C. Deffner in Eßlingen, G. Dörtenbach in Calw, F. Federer in Stuttgart, L. v. Haberer in Karlsruhe, H. Keller, Dr. W. Menzel, Oechsle, K. Oſtertag, Dr. A. Schott, ſämmtlich in Stuttgart, C. W. Weigle in Ludwigsburg und Adolf Zais in Kannſtadt.

Schwyz. In unſerm jeſuitenfreundlichen Cantone, dem dritten im Bunde von Luzern und Appenzell, iſt ein Geſetz in Kraft getreten, laut welchem Leute, deren Eltern in den letzten vier Jahren gebettelt haben, nicht heirathen dürfen. Auch die armen Handwerker ſollen ſo lange ledig bleiben, bis ſie eine reiche Frau finden. Das wird viel uneheliche Kinder geben, meint das „Frankfurter Journal“.

Warſchau. Ueber die gänzliche Ruſſificirung Polens iſt bis jetzt nichts Näheres zu erfahren. Unter den Beamten geht das Gerücht, daß Diejenigen, welche der ruſſiſchen Sprache nicht mächtig ſind, abgeſetzt werden ſollen. Bei der Beſeitigung der Nationaltracht wird mit aller Strenge verfahren. Vielen Juden ſind die Bärte zwangsweiſe abgeſchoren worden und wer ſeinen Bart behalten will, muß entweder das ruſſiſche Koſtüm annehmen, oder 5 bis 50 Silber-Rubel jährlich zahlen. Wer dieſe Steuer zahlt, kann die ganze Nationaltracht beibehalten. (Spen. Zeit.)

Wien. Die zuerſt von Oeſterreich ausgegangene Poſtreform für ſämmtliche deutſche Bundesſtaaten ſoll nun definitiv entſchieden ſein. Auch Preußen, das in dieſer Angelegenheit gern die Initiative ergriffen, hat endlich eingewilligt. Abgeordnete aller 39 deutſchen Vaterländerchen werden ſich nun, wie man hört, in Dresden zu einer Art Congreß verſammeln und ſich über die wichtigſte Poſtfrage — Herabſetzung des Porto's — hoffentlich (!) verſtändigen.

∴ Die wenigen Exemplare des „London-Charivari“, welche hier auf außergewöhnlichem Wege bezogen worden, ſind am letzten Tage des alten Jahres amtlich zurückgefordert worden. Die betreffende Nummer enthielt eine britiſch-derbe Carrikatur auf die Monarchen Oeſterreichs, Rußlands und Preußens.

∴ Die „Wiener Muſikzeitung“ die mit dem anrüchigen p. p. Lyſer in Fehde gerathen iſt, ſchreibt: In der Literatur, gleichwie im Leben, wird ſich Jeder, der ein Mal in der fatalen Lage war, mit lügenhaften und verleumderiſchen Menſchen in Streit verwickelt zu werden, für alle Zukunft vor einem ſolchen hüten und ihm gern aus dem Wege gehen, weil man mit derlei Leuten keinen ehrlichen Streit ausfechten kann und immer Gefahr läuft, durch Unwahrheiten und falſche Beſchuldigungen zuletzt ſelbſt beim Publikum verdächtigt zu werden. Aus dem Grunde will ich mit dem p. p. Lyſer nichts mehr zu ſchaffen haben, denn er iſt von dem Momente, wo er ſich öffentlich als Lügner und ſchamloſer Verleumder gezeigt, nicht mehr da u. ſ. w. (Dieſer Meinung ſind auch wir. Die öffentliche Meinung hat über dieſen p. p. Lyſer ſchon längſt den Stab gebrochen und die Literatur hat ihn ſchon vor zehn Jahren zu den Todten geworfen. Requiescat!)

∴ Meyerbeer iſt nun auch gekriehubert worden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1739 wurde eine ſächſiſche Prinzeſſin, Marie Amalie, die Braut des Königs von Neapel, in einer auf 15,000 Thaler geſchätzten Sänfte, „Dresdener Gondel“ genannt, durch halb Deutſchland ihrem hohen Galan entgegengeführt. (Vermuthlich wollte ſie ſich Zeit laſſen und nicht zu früh in die Arme ihres Neapolitaners eilen.)

— Ferdinand dem Dritten von Leon und Caſtilien wurde der Rath ertheilt, ſeinen Unterthanen ſtarke Abgaben aufzulegen, um den Krieg gegen die Mauren fortſetzen zu können. Der König aber erwiderte: das wolle Gott verhüten! Die Vorſehung wird mir ſchon auf andere Weiſe helfen. Der Fluch einer armen Frau iſt mir ſchrecklicher, als ein ganzes Kriegsheer von Mauren. Dies Wort verdient, daß es aufgefriſcht werde.

— Das gräflich Hahn'ſche Wappen iſt ein purpurrother Hahn in ſilbernem Felde, rechts gekehrt, mit dem rechten Fuße ausſchreitend; der Schnabel und die zwei erſten gekrümmten Schweiffedern ſind ſchwarz. Die Deviſe „primus sum qui Deum laudat“ (Ich bin der Erſte, welcher Gott preiſt) traut dem lieben Gott nicht viel muſikaliſches Gehör zu: oder krähen etwa die gräflichen Hähne vor Gott und Menſchen minder ohrpeinigend als bürgerliche Hähne??? (Telegraph.)

— Zur Erfindung des Luftballons hat ein Weiberrock den erſten Anſtoß gegeben. Madame Montgolfier ſoll nämlich einmal einen runden Korb, auf welchem man Wäſche durch Kohlengluth zu trocknen pflegte, mit einem Taffentrock zugedeckt haben, ſo daß ſich derſelbe plötzlich durch die innerhalb eingeſchloſſene warme Luft bis an die Decke des Zimmers erhob. Dieſer Zufall brachte Herrn Montgolfier auf die erſte Idee jener Erfindung, die ſeitdem ſeinen Namen trägt.

Treffer und Nieten.

* Die Prinzeſſin Auguſta, Mutter König Georg III von Großbritannien, ſtand im Verdacht eines zärtlichen Verhältniſſes mit dem Schatzkanzler Lord Bute. Eines Tages ſchalt dieſe Prinzeſſin eine ihrer Hofdamen, Lady Harvey (Herzogin von Kingſton), wegen ihrer Liebeshändel. Die Geſcholtene antwortete keck wortſpielend: »Votre Altesse Royale sait, que chacune a son but (Bute).«

* Ferdinand IV., König von Neapel, war ſehr ſchlecht erzogen, beſaß aber viel natürlichen Verſtand. Einſt ſtellte er ſeinen Erzieher, den Herzog von San Nicandro, dem Kaiſer Joſeph mit den Worten vor: »Hier, mein Herr Bruder, iſt der Herzog von San Nicandro, dem ich meine Erziehung verdanke — Sie ſehen wohl, daß ich ihm eben nicht viel ſchuldig bin.«

(Moſen.)

* Ein bekannter Clavierkünſtler hatte die Ehre, ſich einſt am Hofe des Kaiſers von Oeſterreich hören zu laſſen. Als er geendet hatte, trat eine hohe Perſon an ihn heran, und geruhte, ihm huldreichſt folgendes Compliment zu machen: „Schaun's, ich hab' den Thalberg gehört, (tiefer Bückling des Künſtlers) — ich hab' auch den Liſzt gehört, aber — (erneuerter Bückling des Virtuoſen) ſo wie Sie hat halt noch Keiner geſchwitzt!“

* Albrecht der Unartige hieß ein gewiſſer Landgraf in Thüringen. Das waren och noch gute Zeiten, ſagt Börne-Rivarol, wo man ſelbſt Fürſten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürſt, von dem man nichts Schlimmeres u ſagen wußte, als daß er nicht artig ſei.

* Im menſchlichen Organismus unterſcheiden wir drei Reiche: das Reich des Ma- ens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen feſſelt uns an e Erde, das Herz verbindet uns mit dem Menſchen und durch das Gehirn hängen wir it der Sonne zuſammen.

(Börne.)

* Der bekannte Augenarzt Jüngken in Berlin gab einem Einäugigen, der trotz eines nheilbaren Fehlers dennoch bei ihm Hilfe geſucht hatte, den merkwürdigen Troſt: Theuerſter Freund, zwei Augen ſind ohnedies Luxus!

* Ein nordamerikaniſches Journal erzählt folgenden klaſſiſchen Puff: Die Eiſenbahn on Waſhington nach Santa Fe iſt ſo lang, daß ein Mann, der wohlraſirt in Waſhington n Convoi beſtieg, in Santa Fe mit einem drei Zoll langen Barte ankam.

* Eine Wienerin, welche Anti-Thierquälerei-Vereins-Mitglied iſt, wurde von ner Fliege beläſtigt. »Jean,« rief ſie ihrem Diener, »fange das Thierchen ganz ſanft d delicat und laß es zum Fenſter hinaus.« Jean erhaſchte die Fliege auf der Naſe r Gnädigen und trug ſie ängſtlich zum Fenſter. »Madame, es regnet, ſoll ich ihr viel- cht einen Parapluie mitgeben?«

* Eine dramatiſche Scene aus der Türkei. Ein Türke: Hm! — Ein nderer: Hm! — Erſter Türke: He! — Zweiter: He! — Erſter: I! — Zweiter: A! n türkiſcher Gensd'arme: Meine Herren, Sie mißbrauchen den Ferman. Schweigen ie oder ich muß Sie arretiren. (Erſter und zweiter Türke zu verſchiedenen Seiten ab.)

* Der ſchönſte Albumſpruch, der je einer Dame gewidmet wurde, iſt folgendes dicht Lord Byrons:

Wie oft auf einem öden Leichenſteine
    Ein Name hält den Wandersmann zurück,
So ſoll auf dieſem Blatte hier der meine
    Raſch feſſeln Deinen träumeriſchen Blick.

Wirſt Du, von mir getrennt, ihn einſtens leſen
    Ach, nur zu ſchnell eilt dieſer Tag herbei —
Betrachte mich als Einen, der geweſen,
    Und denk', daß hier mein Herz begraben ſei.

Theater in Riga.

Zur Berichtigung falſcher Gerüchte diene meinen geehrten Geſchäfts- unden und Correſpondenten die Erklärung, daß ich nach wie vor die rection des hieſigen Theaters fortführe.

Riga, im Januar 1847.

F. S. Ringelhardt, Director.

In meinem Verlage erſchien ſoeben:

OSSIAN.

Deutſch von

Adolf Böttger.

Preis broſch. 1⅓ Thlr.

Leipzig, 20. December 1846.

Carl B. Lorck.

Für Handlungs-Befliſſene iſt das ausgezeichnete Buch zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Handlungs-Wiſſenſchaft

für

Handlungslehrlinge und Handlungsdiener,

zur Kenntniß

1) merkantiliſcher Kunſtausdrücke, 2) der Handelsgeographie, 3) der Handelsgeſchichte, 4) des kaufmänniſchen Rechnens, 5) der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde, 6) der Correſpondenz, 7) der Buchhaltung. Nebſt ſechs Tabellen und der Kunſt, in kurzer Zeit eine ſchöne feſte Handſchrift zu erlangen. Herausgegeben von **Friedr. Bohn.** Dritte verbeſſerte Auflage. Preis 25 Sgr. oder 1 Fl. 30 Kr.

(Verlag der **Ernſt**'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Der raſche Abſatz von 2600 Exemplaren beweiſt die große Brauchbarkeit dieſes für Handlungslehrlinge und Diener nützlichen Buches.

In **J. B. Müllers** Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** iſt ſoeben erſchienen:

Allgemeine deutſche Bürger-Bibliothek.

Gegründet von Karl Andree und Auguſt Lewald.

14ter Halbband (Chemie 3r Theil). 8. geh. 10 Sgr.

Nach beinahe einjährigem Stillſtande erſcheint nun wieder ein Halbband der Bürger-Bibliothek in einem neuen Verlage, unter anderer Redaction, und nach einem modificirten Plane, über welchen die in jeder Buchhandlung vorräthigen Proſpecte Auskunft geben. Die Fortſetzung der Bürger-Bibliothek, hauptſächlich den **Bedürfniſſen des practiſchen Lebens** ſich zuwendend, erſcheint von Neujahr an in halbmonatlichen Lieferungen a 5 Sgr. oder 18 Kr., um die Anſchaffung auch minder Bemittelten möglich zu machen. Die nächſten Lieferungen bringen: Phyſik, Naturgeſchichte des Pflanzenreichs, Naturgeſchichte des Thierreichs, deutſche Fauna und Flora, Geologie, des deutſchen Volkes Geſchichte, deutſches Volk und deutſches Land, Erdkunde, Staatenkunde oder politiſche Geographie, Länder- und Völkerkunde, Mechanik und Maſchinenkunde.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 13

und

eine literariſche Beilage von Schuberth und Comp.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 13.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Heinrich von Kleiſt.

Nicht allen unſerer Leſer dürfte die Urſache des Todes des genialen
unglücklichen Dichters des „Käthchen von Heilbronn,“ Heinrichs von
ſt, bekannt ſein, über welchen Wieland das Urtheil gefällt: „Bei ge-
ger Ausbildung wird dieſer junge Mann als dramatiſcher Dichter
iller und Göthe übertreffen.“ Seine Freundin, mit der fixen Idee
ftet, ſie leide an einem unheilbaren Uebel, ließ den Dichter ſchwören,
jeden Dienſt zu erweiſen, welchen ſie dereinſt von ihm verlangen würde.
chwur. Sie forderte ihn auf, ſie zu erſchießen, da ſie ihr elendes Daſein
t mehr ertragen könne, und fügte höhnend hinzu: „Aber das werden
nicht thun; in dieſer ſchmachvollen Zeit (1811) giebt es in Deutſch-
keinen Mann mehr.“ — „Sie irren!“ verſetzte Kleiſt, „ich werde
en Wunſch erfüllen.“ Beide fuhren nach einem öffentlichen Ver-
zungsorte bei Potsdam, wo Kleiſt erſt der Dame eine Kugel ſo ſicher
hs Herz ſchoß, daß kein Blutstropfen floß; dann ſchoß er ſich ſelbſt
h den Kopf. Schrecklich iſt es, daß die Section der Dame das Re-
t geliefert: ihr Körper befinde ſich in durchaus normalem Zuſtande,
e daß an demſelben Tage die Nachricht eintraf, Kleiſt würde ſeine
ellung erhalten, die ihn von allen Nahrungsſorgen befreie. Er ſtarb
larm!

Königliche Theilung*).

Der König Löwe zog zu jagen aus
Und nahm in landesväterlicher Huld
Drei ſeiner Lieben und Getreuen,
Als Waidgeſellen, mit zum grünen Wald.
Nach Fug und Rechte ſollten ſie ihr Theil
Von der gemachten Beute auch erhalten.
Ein Eſel war's, ein Geisbock und ein Schaaf,
Die ſolcher hohen Ehr' gewürdigt wurden.
Ein wildes Schwein erjagte bald der Löwe
Und in vier Theile ſondert' es der Edle.
„Der erſte Theil, ſo ſprach er dann mit Würde,
Gebühret mir, weil ich der König bin.
Der zweite, weil das Wild ich hab' erlegt;

) Hannov. Morgenzeitung.

Der dritte endlich, weil ich vor Gefahr
Euch Schwache gnädiglich geſchützt.
Das letzte Viertelchen, ſo ſchloß der Hohe
Mit königlichem Schmunzeln, werdet Ihr
Aus Dankbarkeit mir überlaſſen,
Weil aus der Thiere großer Schaar
Ich Euch allein zu Jagdgefährten
Mir auserlas".
Die drei Begnadigten ſich neigten tief
Und — gingen hungrig von dannen.

Joſeph Seiler.

Zapfenſtreich.

Genf. Herr Fazy-Paſteur, einer der Führer der frühern Oppoſition, hat ſeine Stelle als Großraths-Präſident niedergelegt, weil er, mit dem neuen Verfaſſungsprojecte nicht einverſtanden, dagegen Oppoſition machen will. An ſeine Stelle iſt Herr Antoine Carteret gewählt worden.

Hermannſtadt. Ein hieſiger Journaliſt beweiſt aus einem Grabſteine in der hieſigen Pfarrkirche, daß der große Clavierpauker Franz Liſzt ein Abkömmling Hermannſtadts iſt. Jener Grabſtein enthält die Inſchrift: Sepultura Andreae List, filii Christophori List, Senat. Cibin. et ex hac vita evocati Anno Dom. 1561. die 9 oct. Dieſer Andreas Liſzt hatte einen Bruder, Johann, welcher als Liebling des Kaiſers Ferdinand 1554 in den Adelſtand erhoben wurde und ſich ein Jahr darauf mit Lucretia, einer Nichte des Erzbiſchofs von Gran, Nicolaus Olahus, vermählte. Später wurde er Biſchof von Raab und königlicher Kanzler und ſtarb als ſolcher zu Prag im Jahre 1578. Von dieſem ſoll nun der gute Franz abſtammen.

Leipzig. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, die unter der Redaction des berühmten Dr. Guſtav Kolb zu einem gewöhnlichen Klatſchblatt herabgeſunken iſt, brachte neulich wieder einen langen Lobhudelbericht über ein höchſt langweiliges Buch eines höchſt langweiligen Menſchen, deſſen einziges und größtes Verdienſt darin beſteht, der Schwager des Herrn Laube zu ſein; wir meinen Herrn Aurelio Buddeus, der, urſprünglich Arzt, ſeine Fachwiſſenſchaft an den Nagel gehängt hat, um dem wohlfeilen Ruhme ſeines Schwagers nachzulaufen. Schade nur, daß Herr Kolb in Augsburg vergeſſen hat, unter den langen Lobſalm des Meiſter Buddeus ein H. L. oder R. H. oder andere ähnliche verwandte Buchſtaben zu machen; oder auch nicht Schade, denn kein Menſch iſt darüber in Zweifel. Aber Schade doch, für den guten Aurelio, daß die Augsburger Allgemeine den Reigen eröffnet hat; dieſer Wegweiſer wird hinlänglich ſein, den ganzen folgenden Troß in der Bremer Zeitung und den übrigen Journalen der Clique von vorn herein unbrauchbar zu machen.

∴ Ein vieractiges Luſtſpiel von J. B. v. Zahlhas, „Ludwig der XIV. und ſein Hof", iſt mit genauer Noth an dem Abgrunde des Auspfeifens vorbei, über unſere Bühne gegangen. Es enthält zwar ein Paar Witze, vielerlei Anekdoten, allein die Handlung ſelbſt bietet wenig Intereſſe, und die breiteſte Langweile dehnt ſich von Anfang bis zu Ende behaglich durch. Die Stücke mit Ludwig dem Vierzehnten hat uns Herr Heinrich Laube ziemlich verleidet, und wenn ein ſolches noch ziehen ſoll, muß es ſich weit über das Gewöhnliche erheben. Herr Marr ſpielte natürlich wieder Ludwig den XIV., und wie ſelbſt die ihm befreundeten Recenſenten zugeben, herzlich ſchlecht. Das „Tageblatt" macht ihm ſogar zum Vorwurfe, er habe den großen König zu einem gewöhnlichen gemeinſinnlichen Tartüffe herabgewürdigt. Das „Tageblatt" ſollte bedenken, daß darin die Form unſers gefeierten Künſtlers beſteht, und wenn er nicht mehr derlei Tartüffes ſpielen könnte, ſein „Licht" gänzlich unter den Scheffel geſtellt wäre. Mamſell Sampalli rang mit ihrem herrlichen Freunde um den Preis des Abends: ihre „Marquiſe von Montespan" gehörte in Tannerts Tanzſalon, aber nicht an den Hof des „großen Ludwig." Doch „gleich und gleich geſellt ſich gern", ſagt der heilige Ezechiel.

∴ In Adolph Böttgers „Eulenſpiegel", welcher zur künftigen Oſtermeſſe erſcheint, ſoll unter Anderm folgende komiſche Scene vorkommen:

Ein Herold des Königs: „Iſt kein Mann da?"
Chor: „Herr Kuranda!"

∴ In unſerm Nachbardorfe Gohlis iſt große Freude und heller Jubel. Nicht nur,
das Haus, in dem Schiller eine kurze Zeit gewohnt und ſein „Lied an die Freude“
chtet hat, auf alle Weiſe verherrlicht und ſogar in der Illuſtrirten gebührendermaßen
uſtrirt worden iſt, nein, auch die beſcheidene „Villa“, in welcher Herr Robert Heller
rere Sommer hindurch genovellt und gerezenſenſelt, wird jetzt abilluſtrirt und in Oel
alt. Eine Marmorplatte von Juchten ſoll an die Hausthür befeſtigt, und
ſtets wimmernder Junge gemiethet werden, welcher den Fremden die Großthaten des
erblichen Mannes verzulamentiren hat. Auf die Marmortafel kommt folgende zarte
eutung:

ST. AVL. ATO. R!

. RSCH. R. I. EBGO. TTFR. IEIG. OTTL. IEBRO. BERTH. ELLE. REX. HOFR.
HL. NSPE. S. V. DOCTORDE. RUNE. NDE. CKTENPH. ILOSOP. HIE. EXA. MICUS
ESH. ERRNMAR. R (der noch immer Oberregiſſeur iſt), ZUSPR. INGE. RDE. SJUN
NO. ESTERR. EICH. SDIENE. NDERR. RUDE. RDE. SHER. RNL. AU. BE (der noch
er kein Dramaturg iſt,) ETC. ETC. RA.“ Unter dieſer Schrift, welche die Tugenden
liebenswürdigen Mannes andeutet, ſitzt der Genius mit der umgeſtürzten Fackel und
r Weinflaſche, auf welcher die Buchſtaben H. M. melancholiſch prangen. Die Be-
ung dieſer Allegorie iſt uns zur Zeit noch unbekannt, und wir müſſen uns gedulden,
der zu miethende lamentirende Junge in Activität ſein wird. Endlich aber ſoll das
e Ereigniß von dem „jungen Oeſterreich“, beſungen und beleiert, von Herrn Aurelio
deus als ruſſiſches Genrebild herausgegeben, dem freundlichen Herrn von Hormayr
dmet, und von Herrn Guſtav Kolb in der Allgemeinen Zeitung des Herrn von Cotta
pſalmt werden.

„Wenn das nicht gut für die . . . . . . iſt,
„Dann weiß ich nicht was beſſer iſt,
La la la
La la la,
La la la la la la la.

London. Der engliſche Bildhauer Thomas Campbell hat für den ſogenannten
enwinkel in der Weſtminſter-Abtei eine coloſſale Statue der engliſchen Schauſpielerin
treß Siddons in Marmor modellirt.

∴ Balfe's neueſte Oper „the Bondman“, hat im Drury-lane-Theater einen außer-
atlich glänzenden Erfolg gehabt. Am Schluß der Oper wurde der Componiſt ſtürmiſch
ſen und mit Beifall überſchüttet.

∴ Schon wieder will Jemand im Beſitze eines Exemplars der berühmten Junius-
e ſein. Dieſelbe ſoll die Andeutungen enthalten: Charles Lloyd, Privatſecretär des
Geo. Grenville, als dieſer Premierminiſter war, und dann des Ld. North, und einer
Vicezahlmeiſter des Schatzes, ward von Ld. North für den Verfaſſer jener Briefe und
aus folgenden Gründen gehalten: Lloyd's Lieblingswiſſenſchaft war Chemie und die
dieſem Bereich entlehnten Anſpielungen ſind häufig in den Briefen; ferner trat, wäh-
Lloyd in Aachen war, eine Unterbrechung in deren Erſcheinen ein, und endlich fällt
Aufhören in die Zeit, wo Lloyd geſtorben iſt.

Paris. Der Bey von Tunis, der nach ſeinem Raubſtaate zurückgekehrt iſt, hat
Schauſpielerin Rachel nach der Vorſtellung der Andromaque drei koſtbare Shawls
len laſſen.

∴ Eines der hieſigen Theaterjournale meldet als „vielverſprechendes Ereigniß“ ein
iel von Victor Hugo. Spötter meinen, ſein letztes Trauerſpiel „les Burggraves,“
en ein Sprung ins Luſtſpiel geweſen.

∴ Göthe's „Fauſt“, überſetzt von Henri Blaze, iſt in einer von Tony Johannot
rirten Prachtausgabe erſchienen.

Peſth. In Peſth ſoll ein neues ungariſches Blatt, das israelitiſche Intereſſen ver-
wird, unter dem Titel: „Magyar Zsynagoga“ (ungariſche Synagoge) gegründet
n. Als Redacteur dieſes Journals wird der Rabbiner Leopold Löw bezeichnet.

Prag. Vor Kurzem ſtarb hier der letzte (?) Jeſuit, Johann Rang, Ehrendomherr
Wyšherad im 92. Lebensjahre.

Stuttgart. Herr Guido Görres hat, nach dem Willen des ſeligen Clemens
ano, die geſammelten Märchen dieſes Dichters zum Beſten der Armen herausge-
In einer ausführlichen Beurtheilung weiſt Dr. Menzel den italieniſchen Urſprung
eiſten dieſer Märchen nach. Das Märchen vom Roſenblättchen, ſchreibt Menzel,
ſile's „Sciavottella“ entlehnt. Das Mädchen ſpringt über einen Roſenſtock und
on einem abgefallenen Roſenblättchen ſchwanger, weil der Roſenſtock ein verwan-

lerin Prinz R. Ebenſo iſt das folgende Märchen vom Baron v. Hüpfenſtich (dem großen Flohe), Baſile's Lo polece, nur in Brentano's Weiſe frei behandelt. Auch das Märchen vom Fanferlieschen Schönefüßchen erinnert an Baſile's „lo' orsa," ſofern die in eine Löwin verwandelte Prinzeſſin eine Hauptrolle darin ſpielt, doch alle Nebenumſtände, beſonders die originelle Figur der alten Jungfer, die mit ihrem Pantoffel Land und Leute beherrſcht, ſind Brentano's eigene Zuthat. Das Märchen vom Dilldapp iſt ganz der huerco des Baſile, d. h. die auch in Deutſchland längſt bekannte Geſchichte vom „Tiſchchen deck' Dich" und „Prügel heraus".

Tübingen. Pedell's Rieke, ein Dienſtmädchen des Oberpedells der Univerſität, welche ſeit 25 Jahren die Acten umherträgt und die Carcerſpeiſen abgiebt, hat vor Kurzem ihr Jubiläum gefeiert. Der Senat der Alma Tubingensis beſchloß, ihr ein Geſangbuch mit Silberbeſchlag und eine zierliche Büchſe mit 25 Gulden zu übergeben. Der Rector empfing ſie im Ornat und übermachte ihr die Gaben. Mehrere Profeſſoren und Studentengeſellſchaften vergrößerten das Geſchenk, der Prof. Tafel mit einem Zwiebelkuchen, ein anderer mit einem Sonnenſchirm, und zum Schluß iſt Pedell's Rieke ſogar in Steindruck erſchienen.

Wien. Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung" erzählt: Meyerbeer habe die Gräber Glucks, Beethovens und Mozarts beſucht und auf jedem einen blühenden Immortellenkranz und eine glänzende (!) Wehmuthsthräne niedergelegt. Da man bis jetzt noch immer nicht gewußt hat, wo Mozart begraben liegt, ſo iſt dies um ſo intereſſanter, zu erfahren, wo Herr Meyerbeer den Kranz für ihn niedergelegt hat.

∴ Im Hofburgtheater hat ſich ein neues Luſtſpiel, „Karoline Neuber", ein Lebensbild in drei Abtheilungen von Ernſt Ritter (Frau v. Binzer), ſehen laſſen. Es iſt ein literariſches Tendenzſtück, das im Ganzen wenig angeſprochen hat. Hinſichtlich der Willkürlichkeiten, welche ſich die Verfaſſerin mit der Geſchichte erlaubt hat, möge ſie ſich mit den Literarhiſtorikern abfinden. Bekanntlich wurde Hanswurſt 1737 in Leipzig verbrannt; Frau von Binzer läßt ihn erſt 1748 den Flammen übergeben. Die Neuberin ſtarb, wie bekannt, ſchon 1760; hier lebt ſie, drei Jahre ſpäter, noch ganz friſch und geſund. Leſſing kam 1741 nach Leipzig und hier im Stücke lernt die Neuberin ihn erſt neun Jahre ſpäter kennen, wo er ſchon längſt wieder weggezogen war. Die Aufführung dieſer dialogiſirten Novelle war eine der ſorgfältigſten. Madame Rettich gab die Titelheldin, Herr Laroche den Mutius, Herr Anſchütz den Gottſched, Madame Fichtner deſſen Gattin, und Herr Fichtner den Leberecht Neuber.

∴ Meyerbeer iſt noch immer der Löwe des Tages; Feſte und Ehrenbezeigungen aller Art folgen einander. Fürſt Metternich hat ſeinen Ordenscollegen pour le mérite mit ganz beſonderer Auszeichnung empfangen, was wahrſcheinlich auf das europäiſche Gleichgewicht von ſehr harmoniſchen Folgen ſein wird. Ein wahres Curioſum iſt jedoch die eigenthümliche Ovation, welche ihm von Seiten unſerer Polizei dargebracht worden iſt. Es gehört nämlich zu den Attributen dieſer Dame, daß ſie ſich, als eine theure Reliquie aus ſchönen mittelalterlichen Tagen, von allen Juden, die nach Wien kommen, alle 14 Tage eine Art Leibzoll bezahlen läßt, die für Bankiers auf 4 Gulden und für gemeine jüdiſche Erdenſöhne auf 2 Gulden feſtgeſetzt iſt. Dies gilt ebenſo von allen k. k. Unterthanen, die nicht in Wien anſäſſig ſind, als auch von Fremden. Nur die franzöſiſchen Juden machen eine Ausnahme, da der franzöſiſche Geſandte einmal die Erklärung abgegeben haben ſoll, daß Frankreich ſich genöthigt ſehen würde, Repreſſalien zu gebrauchen, und da die Conſtitution keinen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen anerkenne, ſo würde man genöthigt ſein, dieſe Repreſſalien auf alle nach Paris kommenden Oeſterreicher auszudehnen. Meyerbeer, ſchon vor ſeinem Eintreffen in Wien von dieſer mittelalterlichen Steuer unterrichtet, wandte ſich an ein ihm befreundetes Bankierhaus mit der Erklärung, daß er eher auf ſeinen Wiener Séjour verzichten, als ſich dem erwähnten Paria-Zoll unterwerfen würde, worauf die betreffende Behörde dem intervenirenden Bankier die Antwort gab, daß Herr Meyerbeer verſichert ſein dürfe, nicht als „Jude", ſondern als „Franzoſe" behandelt zu werden. (Grenzboten.)

∴ Der rühmlich bekannte Berliner Hofſchauſpieler Moritz Rott wird hier zu Gaſtrollen erwartet.

Wolfenbüttel. Die Erfindung der Schießbaumwolle beginnt auch im Gebiete der Heilkunde Früchte zu tragen. Einer unſerer praktiſchen Aerzte, Dr. Franke, hat ſich derſelben zum Verbande veralteter Geſchwüre bedient und dieſe originelle Behandlungsweiſe durch den glänzendſten Erfolg bewährt gefunden. (Wenn's wahr iſt!)

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 226. Leipzig, 29. Januar 1847.

CHARIVARI

(Sechster Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Herr Kiſelack III.

Silhouette von Franz Dorn.

Viele werden von dem berühmten Reiſenden Kiſelack gehört haben,
elcher kein anderes Verdienſt gehabt, als daß er ſeinen Namen auf die
chſten Felſenſpitzen der verſchiedenſten Länder ſchrieb, um ſich auf dieſe
eiſe zu verewigen. Dies iſt ihm auch gelungen, denn wie ſollten wir
d andere Leute ſonſt wiſſen, daß ein Menſch dieſes Namens jemals
iſtirt hat? Nach Kiſelack dem Erſten folgte Kiſelack der Zweite, **un ami**
Mr. Laube, der die Manier hatte und vielleicht noch hat, ſich aller durch-
ſenden Literaten von einigem Rufe zu bemächtigen und ſich an jede
ffallende Perſon anzuheften, um auf dieſe Art wenigſtens dasjenige Re-
mmé zu erlangen, auf welches er durch ſein bürgerliches Geſchäft kei-
n Anſpruch machen kann. **Ami Laube** und andere ihm befreundete
eße Geiſter haben zwar ebenfalls die Kiſelackiſchen Fußſtapfen betreten,
ein es iſt ihnen bis jetzt noch nicht geglückt, ihren Namen populär zu
chen. Durch die Unfälle ungeſchickter Leute nicht entmuthigt, hat es
dlich Herr Ernſt Willkomm gewagt, die Höhe des Kiſelacks zu er-
mmen, und ſiehe da, es iſt ihm nicht nur gelungen, ſondern er ſteht
h ſogar ſchon auf dem Puncte, ſeine beiden Vorbilder weit zu über-
ffen. Herr Ernſt Willkomm, der ſich hier und da ohne beſondern
folg als Schriftſteller verſucht, und von deſſen Werken ein malitiöſer
hbibliothekar behauptet hat: es habe dieſelbe nur Ein Menſch verlangt,
dieſer Einzige ſei kein Anderer als Herr Willkomm ſelbſt geweſen,
ſer Herr Willkomm, der nebenbei höchſt anmuthige Correſpondenz-
ikel für das „Morgenblatt“, die „Cölniſche Zeitung“ und andere
culaturſammlungen liefert, dieſer Herr Willkomm hat endlich den fix-
en Punct gefunden, um den ſich die deutſche Erde dreht. Er war
Italien. Wie eine deutſche Sängerin einſt ihren Ruf von den
ettern von San Carlo geholt, ſo holt jetzt ein verkannter deutſcher
rat ſeine Unſterblichkeit aus dem Golf von Neapel. Es waren zwar
n hunderttauſend Deutſche in Italien, Hunderte haben ſchon Bücher

darüber und Tauſende Zeitungsartikel geſchrieben, allein ein ganzes Leben hindurch von einer zweimonatlichen Reiſe zu zehren, ſich einen Berg von Ruhm und Lorbeern daraus zu ſchaffen und über dieſen Berg zur Unſterblichkeit zu ſchreiten, das hat nur Einer verſtanden, durchzuſetzen, und dieſer Eine, wie geſagt, iſt Herr Ernſt Willkomm. — Seitdem Herr Ernſt Willkomm aus Italien zurück iſt, hat nicht nur er ſelbſt ſich verändert, ſondern auch die ganze Phyſiognomie Leipzigs. Nicht nur, daß ſein Angeſicht in einer förmlichen Glühhitze von Seligkeit ſchwimmt, nicht nur, daß über ſein ganzes Weſen das Entzücken der erſten wahren Liebe „ausgegoſſen" liegt, daß es mit unbeugſamem Muthe und männlichem Stolze die ſüße Laſt der himmliſchen Glorie trägt, nein, auch unſer Pleißen-Athen ſchwelgt mit in dieſem Lüſtre, phantaſirt nur über Italien, lieſt nur über das Paradies jenſeits der Alpen; ja ſogar der Himmel bequemt ſich dem gegebenen Impulſe zu folgen. Die Kälte wollte ſtrenger werden in dieſem Winter — da ſchrieb Herr Ernſt Willkomm einen Artikel über Italien ꝛc. und gleich darauf trat das liebenswürdigſte Thauwetter ein. Ein furchtbarer Schneeſturm fiel über uns her — Herr Ernſt Willkomm ſchrieb einen Artikel über Italien, und der Schneeſturm hörte auf, wechſelnd mit einem ſanft nachgebenden Erdreich, welches die Landſtraßen zu bedecken anfing. So oft nun Herr Ernſt Willkomm den Mund öffnet, wenn es nicht etwa zum Eſſen und Trinken iſt, ſpricht er von Italien; ſo oft er eine Feder in die Hand nimmt, ſchreibt er über Welſchland; er ißt, ſchläft, trinkt und geht zu Bette mit Napolis und der ewigen Roma; er trinkt ſeinen Nachmittagskaffee mit der Grotte des Pauſilippo; er ſetzt ſeine Nachtmütze auf mit den Gräbern von Pompeji. Er kennt Alles, was in Italien gelebt und gewebt hat ſeit den Zeiten des Romulus und Remus; er weiß zu erzählen von den Greueln der Tiara wie von den medicäiſchen Genüſſen in Welſch- und Deutſch-Florenz. Jedes Blatt, vom „Leipziger Tageblatt" bis hinauf zu der in unſichtbarer Nebelhöhe ſchwebenden „Europa", enthält Artikel von ihm über Welſchland (die beiden italieniſchen Reiſenden Kühne und Heller ſind vor Entſetzen verſtummt und Laube hat ſich den Paß viſiren laſſen nach Piſa). Wenn Ihr von den Pyramiden ſprecht, ſpringt Herr Ernſt Willkomm mit einem kühnen romantiſchen Sprunge mit Euch auf den Veſuv; ſprecht Ihr von den Elennthieren Lapplands, ſo zerrt er Euch mit diaboliſcher Luſt zu ſich auf einen italieniſchen Eſel, und ſprecht Ihr frierend von den Eisfeldern des Nordpols, ſo hält er Euch mit unendlichem Jubel die immer duftenden Gärten Siciliens entgegen. Genug, Ihr mögt thun, was Ihr wollt; Ihr mögt reden, wovon Ihr wollt, wenn noch ein einziges menſchliches Gefühl in Euch lebt, ſo müßt Ihr nach Italien. Deswegen iſt auch Leipzig ſo verändert; deswegen wagt man kaum mehr von etwas Anderm zu ſprechen, als von den Ufern der Tiber; ſtatt von unſern politiſchen Zuſtänden ſpricht man von den pontiniſchen Sümpfen; ſtatt über unſere Preſſe erzählt man ſich von der Unſicherheit der Reiſenden in Calabrien, und ſo fort. Jeder Ausgang des Herrn Ernſt Willkomm iſt ein Ereigniß: ſelbſt die Kinder in den Windeln weiſen mit Fingern auf ihn, und die Harfenmädchen der Neujahrs-Meſſe flüchten ſich mit ihrem Ruhme vor dem blendenden Geſtirne des Tages in die Nacht. Iſt auch die italieniſche Schreibweiſe des Herrn Willkomm holperig, wie ein von Bergbächen überflutheter Hohlweg; iſt auch von

Unberufenen hie und da bemerkt worden: die Betrachtungen des großen Reiſenden ſeien leer und langweilig, ſeine Begeiſterung gemacht, es ſei das Alles ſchon dageweſen; was ſchadet es, wenn die Möpſe den Mond anbellen? Nagen nicht die Weſpen immer nur an den beſten Früchten, und iſt es nicht tauſend Mal leichter, zu tadeln als gleichzuthun?! — Mit ſtarker Hand hat unſer Ernſt Willkomm dennoch den Pic des Kiſelack erſtiegen und feſt ſitzt er auf ihm wie ein in Erz gegoſſener Roland. Heil ihm, Heil Kiſelack dem Dritten!

Giovanni Campanato.

Einer der originellſten Käuze in der italieniſchen Literatur iſt der Dichter und Antiquar Giovanni Campanato. Der deutſche Maler Karl Fink entwirft in „Oſt und Weſt“ eine Schilderung, der wir folgendes Fragment entlehnen:

Er lebt in Venedig und wohnt auf der Riva dell' Osmarino, im Kirchſprengel San Zacharia. Zwiſchen den beiden Brücken Ponte del Diabo und Ponte Rotta führen einige Stufen ins Waſſer und hier bildet die Mauer der einen Brücke einen kleinen Winkel, in welchem ein hölzerner Kaſten auf vier kleinen Rädern ſteht. Auf dieſem Kaſten liegen Bücher und Handſchriften, Federn und Dintefaß und davor ſitzt ein kleiner Mann von faſt ſechzig Jahren. Er trägt einen alten blauen Frack und einen noch viel ältern Hut, unter welchem lange weiße Haare hervorblicken. Das ewigfreundliche Antlitz läßt vermuthen, daß er nicht grollt, wenn wir ihn in ſeinem Schreiben unterbrechen. Vergebens haben wir vorher in allen Buchhandlungen und bei allen Antiquaren nach einer Brochüre gefragt, die den Titel führt: „**Alfabeto diſertato**“. Im Jahre 1827 wurden davon fünfhundert Exemplare gedruckt. Das Erſcheinen dieſes Büchelchens erregte in Venedig ſo großes Aufſehen, daß in kurzer Zeit die ganze Auflage vergriffen war. Giovanni Campanato iſt der Verfaſſer und hoffentlich wird er wohl noch einige Exemplare davon zurückbehalten haben. Siehe da: er nimmt den Hut ab und zieht aus einem Pack alter Papiere — unter denen ſich auch ſein Taufſchein befindet — jene fragliche Brochüre. Die Sonne brennt ſo gewaltig, daß es unmöglich iſt, einen Blick in dieſes Buch zu thun. Vielleicht verkauft er's uns. Mit nichten! — »Vor Kurzem,« ſagte er, »bot man mir einen Napoleonsd'or dafür; ſo nöthig ich auch jetzt das Geld hätte, ich kann mich von dieſem Büchelchen nicht trennen.« Es bleibt uns alſo nichts Anderes übrig, als das ſeltſame Buch auf offener Straße zu leſen und m Ende auch noch eine Kritik zu ſchreiben.

Und was hat es denn für eine Bewandtniß mit dieſem „**Alfabeto diſertato**“? Man höre! Es ſind vierundzwanzig Novelletten oder, eſſer geſagt, Anekdoten. In jeder derſelben iſt ein Buchſtabe weg-elaſſen: in der erſten iſt kein A, in der zweiten kein B, in der dritten ein C zu finden u. ſ. w. Die letzte Novelle fängt dagegen mit einem Z an, die vorletzte mit einem Y, die vorvorletzte mit einem X und ſo rt bis zum A hinauf.

Die glückliche Aufnahme, welche dieſe poetiſchen Kunſtſtückchen im Publicum gefunden, hatten den närriſchen Kauz zu einem größern Unternehmen angeſpornt, an welchem er, laut ſeiner Ausſage, drei volle Jahre, Tag und Nacht — gearbeitet und dem er ſeine Geſundheit zum Opfer gebracht. Giovanni Campanato hat nämlich obige vierundzwanzig Anekdoten in eben ſo viele Komödien verwandelt. Aus jedem einzelnen Luſtſpiele iſt einer der vierundzwanzig Buchſtaben ausgeſchloſſen und zwar mit ſo peinlicher Gewiſſenhaftigkeit, daß weder der Titel des Stückes noch die Perſonen den ausgeſchloſſenen Buchſtaben enthalten dürfen; er iſt ſogar noch weiter gegangen: das Luſtſpiel, worin z. B. kein E vorkommen darf, mußte in vier Acte eingetheilt werden, blos darum, weil in den Zahlwörtern tre und cinque ſich ein E befindet; auch durfte er in dieſem Stücke nicht Scene ſagen; er ſchrieb dafür „discorso". In dem Luſtſpiel ohne A mußte er aus demſelben Grunde ſtatt atto — pezzo u. ſ. w. gebrauchen.

Außer dieſen Komödien, welche, reich an dramatiſcher Wirkung, mit unſäglicher Mühe durchgearbeitet ſind, ſchrieb er noch viele Gedichte ganz in derſelben Manier und ferner wiſſenſchaftliche Abhandlungen, jedoch, ohne Anwendung dieſes Alfabeto disertato, auch mehrere bogenlange Briefe, in denen ſogar die Vocale a i o u fehlen und worin nur der Vocal e vorkommt*).

Deutſcher Hausſchatz.

Von A. Brennglas**).

⁂ **Mittel gegen das Ausfallen der Haare.** Man kaufe ſich alle Mittel, die öffentlich angekündigt werden, reibe ſich den Kopf mit denſelben ein und laſſe ſich dann ſämmtliche Haare abraſiren.

⁂ **Vertreibung des Zahnſchmerzes.** Man nehme ungefähr zwei Eßlöffel kalten Waſſers in den Mund und ſetze ſich auf einen geheizten Bratofen. Sobald das Waſſer im Munde zu kochen beginnt, hört der Zahnſchmerz auf.

⁂ **Wie beißen Einen die Wanzen im Bette nicht?** Man laſſe ſeine Bettſtelle am Tage mit Terpentin beſtreichen, lege Wallrath in die Betten und ſchlafe Nachts auf einem Sopha.

⁂ **Mittel gegen rauhe Hände.** Man gewöhne ſich von früher Jugend daran, nicht zu arbeiten, gehe im Sommer behandſchuht ſpazieren und fahre, ſobald irgend ſchlechtes oder kaltes Wetter eintritt, mit derſelben Vorſicht in eigener oder gemietheter Equipage. NB. Die

---

*) Auch dieſe poetiſche Spielerei iſt nicht mehr neu. Schon Vincenzo Carbone, ein neapolitaniſcher Dominikanermönch, hat unter dem Titel „la R sbandita, sopra la potenza d'amore" ein aus mehr als tauſend Verſen beſtehendes Gedicht geſchrieben, worin kein einziges R vorkommt. Daſſelbe Beiſpiel befolgte Orazio Fidele in ſeinem aus 1581 Verſen beſtehenden Poem „L. R sbandito". Das Erſtere erſchien 1614 zu Neapel in Quart;, das Zweite 1633 in Turin in Duodezformat. Mehr über derlei lipogrammatiſche Spielereien im fünften Bande meines „Joujour" (Seite 234 - 242). C. M. O.

**) Bruchſtück aus dem von ihm herausgegebenen „komiſchen Kalender für 1847", Hamburg, Literatur-Comptoir.

Wirkung auf die Hände bleibt ganz dieſelbe, wenn die Equipage auch nicht bezahlt iſt.

⁂ Mittel gegen Aerger und Zorn. Man ſei vor allen Dingen bemüht, in Deutſchland geboren zu werden. Hierauf lebe man von ſeinen Zinſen, ſei dumm und ... laſſe ſich Alles gefallen.

⁂ Mittel gegen das Betrunkenwerden. Man laſſe ſich zwei Flaſchen Champagner (wo möglich vom beſten) in Eis ſtellen, entkorke eine Flaſche Rothwein und eine Flaſche Rheinwein und ... trinke nichts als Waſſer.

⁂ Warzen entfernt man, indem man ſie immer wieder abſchneidet, ſo oft ſie wiederkommen.

⁂ Mittel gegen die Stiche der Mücken. Man nehme ein Quart ſcharfen Weineſſigs, löſe darin ein Pfund asa foetida auf, reibe ſich damit jeden Morgen, Mittag und Abend ein und gehe nur im Winter aus dem Hauſe.

⁂ Mittel, nicht von der Arroganz der Schauſpieler beläſtigt zu werden. Man ſchreibe ihnen folgenden Brief: »Ew. Wohlgeboren ſind ein Genie, aber wenn Sie ſich noch ein Mal bei mir ſehen laſſen, ſo bin ich ſo frei, Sie zur Thür hinauszuwerfen. Hochachtungsvoll N. N.«*)

⁂ Oel- und Fettflecken aus Kleidern zu bringen. Man ſchicke die Kleider zu einem Fleckenreiniger. Sobald man ſie zurück erhalten hat, reibe man ſämmtliche Flecken mit Eau de Cologne ein, nehme hierauf eine Scheere und ſchneide dieſelbe Figur aus dem Kleide heraus, welche die Flecken bilden. Dieſe werden dann mit der Figur aus dem Kleide verſchwunden ſein.

⁂ Mittel gegen das Heimweh. Man ſei in Heſſen-Kaſſel zu Hauſe.

⁂ Wie vermeidet man das Schieftreten der Stiefel? Man trage beſtändig Schuhe.

⁂ Mittel gegen Schlafloſigkeit. Man kaufe ſich Rellſtabs ſämmtliche Werke, leſe täglich vor dem Zubettgehen eine Stunde in denſelben, lege ſich unter das Kopfkiſſen die Berichte von den Verſammlungen deutſcher Philologen und mache ſich Papilloten aus den Schriften der Gräfin Hahn-Hahn.

⁂ Mittel, in wenigen Tagen reich zu werden. Kurz vor der Ziehung der Lotterie gehe man zu einem Collecteur und wähle dasjenige Loos, auf welches der größte Gewinn fällt.

⁂ Wie bewahrt man ein Sopha vor Motten? Man wähle einen leinenen Ueberzug und laſſe das Sopha mit den Verhandlungen der Berliner General-Synode polſtern.

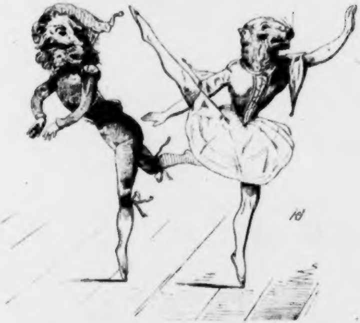
⁂ Alleiniges Mittel, der Verleumdung zu entgehen. Man treibe alle erdenkliche Laſter, habe alle Untugenden und Fehler, und ſei der ſchlechteſte und erbärmlichſte Menſch auf Gottes Erdboden. In dieſem Falle iſt man ſicher, nicht verleumdet zu werden.

⁂ Alleiniges Mittel, ein Volk reif zu machen für Preßfreiheit. Man gebe Preßfreiheit!

---

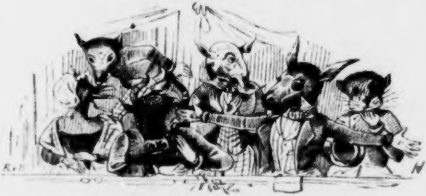
*) Könnte eben ſo gut auch G. M. D. heißen.

Ein Pas de deux,

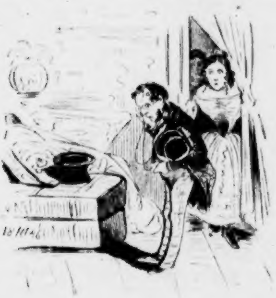


getanzt von einem Löwen und ſeiner Gattin, welche Fanny heißt.

Ein Balletpublicum,

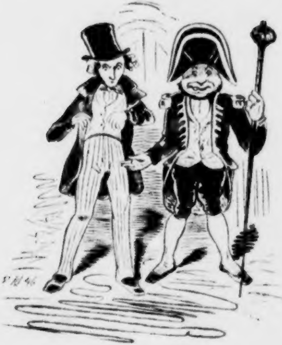


von dem der eine Theil entzückt und der andere gründlich empört iſt.



Ein beneidenswerther Ehemann,

der auf dem Ruhebette seiner Frau den ſichtbaren Beweis eines unſichtbaren Kopfputzes erhält.



Ein Portier,

der von einem Dandy in Ermangelung landesüblicher Münze eine beinerne Whiſtmarke als Trinkgeld erhält.

Geſänge der Mädchen nach ihrem Alter.

Vom 10. bis zum 14. Jahre: „Juchei! Juchei! Es blüht der Mai."

Vom 14. bis zum 16. Jahre: „Blühe, holdes Veilchen."

Vom 16. bis zum 18. Jahre: „Reich' mir die Hand, mein Leben, komm' in mein Haus zu mir!"

Vom 18. bis zum 20. Jahre: „Ach, wenn ſie ewig grünen bliebe, die gold'ne Zeit der jungen Liebe."

Vom 20. bis zum 25. Jahre: „Nun, es wird ſich doch nicht trüben, wenn ich auf der Ausſicht bin?"

Vom 25. bis zum 30. Jahre: „Zu Hilfe! zu Hilfe! ſonſt bin ich verloren!"

Vom 30. bis zum 40. Jahre: „Ich hab' mein' Sach' auf Gott geſtellt!"

Vom 40. bis zum 50. Jahre: „Ach wie nichtig! Ach wie flüchtig!"

Vom 50. bis zum 60. Jahre: „Ich bin müde, mehr zu leben!"

Vom 60. bis zum 70. Jahre: „Soll ich leben, ſoll ich ſterben?"

Vom 70. bis zum 80. Jahre: „Komm', o Tod, des Schlafes Bruder."

Dichterluſt.

Von Hermann Semmig.

Steckt in Glacé nur Eure Hände
Und Eure Lieder in Velin,
Und füllen ſie auch dicke Bände,
Sie ſind wie Eure Herzen eng;
Mir aber jubelt in Geſängen
Die ganze Seele keck hervor,
Ich weiß, an meinen Lippen hängen
Der Frauen Mund, der Jugend Ohr.

Es ſchmeichle Euch wie Weihrauchsdüften,
Reicht man Euch Ruhm zu fadem Thee;
Mich durſtet's nach des Waldes Lüften
Und nach des Lebens wilder See.
Ich will mich einfach ruhmlos drängen
In meines Volkes niedern Chor,
Wenn nur an meinen Lippen hängen
Der Frauen Mund, der Jugend Ohr.

Und mag man Euch mit gold'nen Lettern
Begraben in ein todtes Buch,
Ich theile mit der Roſe Blättern
Des Lebens Duft, des Welkens Fluch.
Drum, ob mit meiner Lieder Klängen
Sich auch mein Name ſtill verlor,
Wenn nur an meinen Lippen hängen
Der Frauen Mund, der Jugend Ohr.

Ich weiß auch, den bedächt'gen Alten,
Den grämlichen behag' ich nicht,
Ich kann nicht Schritt mit ihnen halten,
Sie nennen Sünde, was mir Pflicht.
Trotz ihrer Predigten, der ſtrengen,
Leichtfertig bleib' ich wie zuvor,
Froh, daß an meinem Munde hängen
Der Frauen Mund, der Jugend Ohr.

Und bricht dereinſt der Tag der Rache
Und bricht der Freiheitsmorgen an,
Dann brech' ich meiner heil'gen Sache
Mit meinem Schwerte blut'ge Bahn.
Vielleicht wird, wenn in Schwanenſängen
Die freie Seele fliegt empor,
Noch an den bleichen Lippen hängen
Ein Frauenmund, ein lauſchend Ohr.

Zapfenſtreich.

Aachen. Die 25ſte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte findet im September d. J. in Aachen ſtatt. Alle darauf Bezug habende Mittheilungen ſind an die beiden Geſchäftsführer, Dr. Monheim und Dr. Debey, einzuſenden.

Berlin. Die „Spener'ſche Zeitung" ſchreibt: Unter die lächerlichen Zeitungslügen (zu denen ſich die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in ihren beſſern Tagen nicht hergegeben hätte) gehört auch die in Nr. 4 derſelben enthaltene Angabe eines Correſpondenten aus Preußen, daß wir deshalb ein „Reichstagsgeſetz" erhalten ſollen, weil eine hohe Perſon acht bis zwölf Millionen (Thaler?) aus ihrer Privat-Chatoulle zu Staatszwecken vorgeſchoſſen habe. (Der gute Herr Kolb blamirt ſich tagtäglich.)

∴ Die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" haben aus Ueberfluß an Leſern zu erſcheinen aufgehört.

∴ Die Zeitſchrift „der muſikaliſche Salon", redigirt von dem im Theater- und Muſikfache vielerfahrenen Herrn Michaelſon, hat ſeit Neujahr die Schleſinger'ſche Buch- und Muſikalienhandlung in Commiſſion genommen; ſie verdient wegen ihres reichen und intereſſanten Inhalts die größte Beachtung des kunſtliebenden Publikums. Ein darin befindlicher Aufſatz: „Meyerbeer in Wien", ſchildert die hohe Begeiſterung, welche für den großen Tonmeiſter in der Kaiſerſtadt herrſcht.

∴ Unſere Hofbühne iſt im verfloſſenen Jahre ziemlich faul geweſen. In dieſem langen Zeitraume wurden nicht mehr als zwanzig neue Stücke einſtudirt und zwar drei Opern: „die beiden Prinzen", von Heinrich Eſſer", „Wilhelm von Oranien", von Carl Eckart, und „die Musketiere der Königin", von Halévy; vier Divertiſſements: „Marketenderin und Poſtillon", „der Zögling der Liebe" und „der Maskenball" (alle drei in Scene geſetzt von Fanny Cerrito) und „der türkiſche Arzt", von Hoguet. Von den dreizehn Schau- und Luſtſpielen haben am meiſten angeſprochen: „Anna von Oeſterreich", von Charlotte Birch-Pfeiffer, und „der alte Magiſter", von Roderich Benedix.

Bonn. Der bisherige Redacteur der „Bonner Zeitung", Dr. Weisbrodt, hat ſich als Mitarbeiter des „Rheiniſchen Beobachters" nach Cöln überſiedelt.

Darmſtadt. Bei Leske erſcheint eine Ueberſetzung von Proudhons „Philosophie de la misère". Herr Karl Grün, ein großer Verehrer und Freund des genialen Franzoſen, giebt eine Einleitung zu dieſem Buche, das eine der merkwürdigſten Schriften ſein ſoll, die jemals erſchienen ſind. (Oho!)

Dresden. Wie gut es iſt, wenn man den Leuten auf die Finger ſieht, beweiſt die neueſte Schrift des geiſtvollen Leibarztes des Königs von Sachſen, Dr. Carus, „über Grund und Bedeutung der verſchiedenen Formen der Hand". Er theilt die Menſchenhände in vier Claſſen: die elementare, pſychiſche, ſenſible und motoriſche, und zeigt, wie man aus der Hand den ganzen Menſchen erkennen kann. Die Idee, die dieſem Buche zu Grunde liegt, iſt ſehr geiſtreich*).

Frankfurt. Die Anſchaffung des Iſabellen-Ordens, welchen Herr A. M. von Rothſchild erhalten hat, ſoll nicht weniger als 200,000 Gulden (?) koſten.

∴ Der Kaiſerſaal mit ſeinen Ausſchmückungen wird jetzt, nach einem Senats-eſchluß, wöchentlich zwei Mal dem Publicum geöffnet ſein.

∴ Die gute „Didaskalia" brachte unlängſt eine durch mehrere Nummern laufende Erzählung, „Verſichere Dein Leben", von Ludwig Storch, und erklärte großthuend, daß ies ein Original-Artikel ſei. Hinterher erfuhr man, daß gedachte Erzählung ſchon 1845 n dem zu Erfurt erſcheinenden „Preußiſchen Nationalkalender" zu leſen geweſen iſt. Die gute „Didaskalia"!

Göttingen. Der Prorector unſerer Univerſität hat unlängſt eine von ſämmtlichen Profeſſoren unterzeichnete Beſchwerde gegen die hieſige Polizei nach Hannover geſchickt. Uns fällt dabei das Sprichwort ein: Eine Krähe hackt nicht der andern die Augen aus.)

---

*) Aber nicht originell, denn ſchon vor vier Jahren erſchien in Paris ein ganz nliches Werk, „la Chirognomie ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelli-ence d'après les formes de la main", vom Capitain C. d'Arpentigny, Paris 1843. 8. s Deutſche übertragen von A. Schraishuon, Stuttgart 1846. 8. S. M. O.

∴ Der Senat unſerer Hochſchule debattirt jetzt über die nicht unwichtige Frage: ob Diſſertationen und Preisſchriften auch in deutſcher Sprache zuläſſig ſeien? Hoffentlich wird man unſerer Nationalſprache ihre Rechte nicht länger ſtreitig machen.

Halle. Der „Halle'ſche Courier" enthält Folgendes: „In den Zwölfnächten, wo nach dem Volksglauben es nicht geheuer iſt und allerlei Ungethüm ſpuken ſoll, iſt auch zu meinem Namen ein Doppelgänger gekommen. Unter den Mitarbeitern eines mir gänzlich unbekannten und dunkeln Blattes iſt bei Aufzählung der Schreibhelden zuletzt auch ein Jahn erwähnt, und noch dazu mit u. ſ. w. — Namen und Nachſatz foppen den Leſer. Ich bin nicht Derjenige, der dort den Rückzug deckt. Auch ſchreibe ich nur ſelten und niemals mit der Wetterfahne auf dem Kopfe und der Windroſe im Herzen. Und weiß ich aus der Kirchengeſchichte, daß nach Rom mancherlei Wege gehen, und Eiferer, Verdächtiger, Verunglimpfer allemal unchriſtliche Schreinleute ſind, „Klingendes Erz und tönende Schellen". Ueber ein halbes Jahrhundert lebe ich in der Mitte der neuern Geſchichte, weiß Vieles wie Viele, Manches beſſer wie Manche, Einiges nur allein. Aus den Quellen habe ich die frühere Geſchichte geſchöpft, zumal die unſeres Volkes, ohne wie ein Tintenfiſch erſt den Sprudel zu trüben. So neuklug bin ich aber nicht geworden, um zu ertifteln, wenn ſich eine Henne zum Brüten auf die Eier ſetzt, was für buntes Gefieder die Küchlein einſt bekommen. Freiberg a. d. U., den 6. Jan. 1847. Fr. Ludw. Jahn."

Hamburg. Der ehemalige Redacteur der hieſigen „Börſenhalle", der gothaiſche Hofrath Ludwig, Verfaſſer der „Geſchichte der letzten fünfzig Jahre", iſt hier vor Kurzem geſtorben.

∴ Unſer Publikum ſieht mit großer Spannung dem Regierungswechſel in der Direction des Stadttheaters entgegen, und ſchon jetzt beginnt in den Localblättern die Schlacht oder beſſer die Schlägerei. Die neue Direction, die feſt entſchloſſen iſt, die Zeiten Schröders zu wiederholen, hat Herrn Prutz als Dramaturgen engagirt und wird, dem Vernehmen nach, ein eigenes Organ für ihre Intereſſen gründen.

∴ Neulich wurde C. Gutzkow's „Uriel Acoſta" zum erſten Male als Beneſizſtück für Dem. Wilhelmi auf unſerm Stadttheater gegeben. Parteien hatten dieſen Abend gewählt, um das zukünftige Engagement der Dem. Wilhelmi von der neuen Direction des Stadttheaters, in der Perſon des Herrn Baiſon (Darſteller des Acoſta) im Wege des Scandals zu erzwingen. Der Contract-Abſchluß ſcheiterte aber auch auf dieſem Terrain durch das kluge Benehmen des Herrn Baiſon. Dem. Wilhelmi wurde durch zwei ſehr große Mooskränze und einen kleinen Blumenkranz entſchädigt. In unſerer Meinung haben beide Theile Recht. Die neue Direction will ſich nicht jetzt ſchon durch Partei-Intriguen die Hände binden laſſen und nicht von Cliquen Bedingungen entgegennehmen, wie hoch und niedrig die neuen Mitglieder zu taxiren ſeien. Andererſeits hat Dem. Wilhelmi Recht, ſich an ein Engagement zu klammern.

Hermannſtadt. In einem von Franz Liſzt veranſtalteten Concerte wurde von ihm der Vortrag des „Erlkönigs" verlangt, von den anweſenden Ungarn aber der „Rakoczy". Liſzt ſpielte den letztern. Die hiedurch Beleidigten fingen zu ziſchen an. Herr Liſzt fühlte ſich dadurch verletzt und . . . ſchenkte die ganze Einnahme den Armen. Man bot ihm 1000 Gulden für ein zweites Concert; er ſchlug es ab.

Jena. Am 11. Januar ſtarb hier Frau Caroline von Wolzogen, geborene von Lengefeld, im 84ſten Lebensjahre, die letzte Theilnehmerin des ſchönen, Weimar verherrlichenden Dichterlebens. Schiller führte ſie als Verfaſſerin von „Agnes von Lilien" in die Schriftſtellerwelt ein. Ausgeſtattet mit den edelſten Gaben des Geiſtes und des Herzens hat ſie mit den ausgezeichnetſten Männern der vergangenen Zeit, wie Göthe, Herder, Humboldt, Dalberg, Schlabrendorf, in näherer Verbindung geſtanden. Außer mehreren anderen Schriftwerken hinterläßt ſie auch eine Biographie des Fürſt-Primas von Dalberg.

Kopenhagen. In ganz Dänemark erſcheinen jetzt 86 politiſche Zeitungen, wovon 54 allein auf unſere Hauptſtadt kommen.

Leipzig. Der ausgezeichnete Claviervirtuoſe Dreyſchock hat im Gewandhauſe ein leider nur wenig beſetztes Concert gegeben; aber deſto reicher war der Beifall, der ſeiner coloſſalen Bravour mit vollem Rechte zu Theil geworden iſt. Unſere Stadt ſcheint nachgerade etwas concertmüde zu ſein.

∴ Zu jenen Diebsblättern, die ihr Freibeutergeſchäft en gros betreiben, gehört die in Nürnberg im Verlage von George Winter erſcheinende „Bühnenwelt". Der Zufall hat uns die Nummern 62—64 in die Hand geſpielt; ſie enthalten eine acht Spalten lange Biographie, „Jenny Lind", die aus dem von E. M. Oettinger herausgegebenen „Vergißmeinnicht für 1847", und eine neun Spalten lange Humoreske, „Ochſenheimer", die aus dem erſten Jahrgange von Oettingers „Narrenalmanach für 1843“, natürlich ohne Angabe der Quelle und des Verfaſſers Name, geplündert iſt.

∴ Der „Wandelſtern“ berichtet: Lord Brougham ſoll an einer Lebensbeſchreibung Voltaire's arbeiten, die, zugleich in engliſcher und franzöſiſcher Sprache, in London und Paris erſcheinen ſoll. (Beſagte Biographie iſt ſchon vor zwei Jahren erſchienen; doch dadrum keene Feindſchaft nicht, ſagte weiland Angely.)

∴ Ueber die dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage der „Lieder von Schmidt von Lübeck“, die vor Kurzem in Hammerichs Verlage herausgekommen ſind, ſchreibt ein Recenſent der „Abendzeitung“: »Noch ein Mal erſchallen aus der alten Dichterwerkſtatt des Meiſters Schmidt freundliche Hammerſchläge in die Welt hinaus und klingen traulich und lieblich unter dem Geklapper der modernen Dampf-Maſchinen-Poeſie hervor. Gemahnen ſie doch an eine alte gute Zeit, wo noch ein Stück reinen Metalls mehr galt, als das mondſcheinige Neuſilber unſerer neuen Fabrikanten. Freilich, der greiſe Schmidt iſt mehr, als ein bloßer Reimſchmied, und von unſern jungen Verſeſchmieden iſt bis jetzt noch Keiner ein Schmidt geworden.«

∴ Von Herrn Moritz Procopius Hartmann iſt eine neue Sammlung Lieder — natürlich nicht bei Otto Wigand — ans Licht getreten. Nächſtens mehr davon!

∴ Von Theodor Hagen, dem Verfaſſer des in der Muſikwelt mit wohlverdienter Anerkennung aufgenommenen Werkes „Civiliſation der Muſik“, erſcheint, nach der Oſtermeſſe, im Verlage von Otto Wigand, ein Roman, der, unter dem anſpruchsloſen Titel „Eliſe“, ein reizendſchönes Thema mit ſo echt deutſcher Gründlichkeit und ſo kernigem Humor behandelt, daß wir dieſem Buche einen glänzenden Erfolg verbürgen können.

∴ Nach der „cölniſchen Zeitung“ bietet eine dortige Buchhandlung die „deutſchen Freiheitskriege“ als Kinderſpiel an. (Kannibaliſche Malice!)

London. Am Neujahrsabende fand in dem Schloſſe von Windſor vor der Königin und dem Hofe durch den Profeſſor Braſſeur eine dramatiſche Vorleſung der Racine'ſchen „Athalie“ mit der Muſik von Felix Mendelsſohn ſtatt. Am andern Morgen geſchah, in Gegenwart der Königin, die Vertheilung der königlichen Neujahrsgaben an 700 Arme von Windſor.

∴ Der Kammerherr der Königin, welchem die Aufſicht über ſämmtliche Theater der Hauptſtadt anvertraut iſt, hat die kleinern Theater unter Androhung der Conceſſionsentziehung aufgefordert, vom 1. Januar 1847 angefangen, ihre niedrigſten Eintrittspreiſe von 3 auf 6 Pence zu erhöhen. Man bezeichnet als Beweggrund, daß der geringe Eintrittspreis zu viel ſchlimmes Geſindel in die kleinen Theater führe, wodurch Sitte und Sicherheit des übrigen Publicums nicht wenig gefährdet werde.

∴ Der Verein für Abſchaffung der Todesſtrafe hat eine Petition an das Unterhaus beſchloſſen. Nach Mortons Behauptung kam 1835—37, wo in England kein Todesurtheil vollzogen worden war, nicht Eine Mordthat vor. Von anderer Seite wurde angegeben, daß in den letztvergangenen Jahren 300 Vergehen mit dem Tode beſtraft und nicht weniger als vierzig Menſchen unſchuldig (?) hingerichtet worden ſind.

∴ Ludwig Napoleon iſt von dem hieſigen United-Service-Club zum Mitglied erwählt worden.

∴ Der durch ſeine Wohlthätigkeitsliebe bekannte Quäker und Bankier Joſeph Gurney, Bruder der bekannten Mrs. Fry, iſt, zum Leidweſen aller Armen, einer längern Krankheit erlegen.

∴ Der alte General Guglielmo Pepe, das Haupt der neapolitaniſchen Revolution vom Jahre 1820, derſelbe, der, von den Gerichten Neapels in contumaciam zum Tode verurtheilt, ſeit länger als zwanzig Jahren in unſerer Mitte lebt, hat ſeine (eng- iſch geſchriebene) Memoiren in drei Bänden vor Kurzem bei Bentley herausgegeben. Das „Athenäum“ findet ſie höchſt anziehend.

∴ Der Biſchof von Ely iſt kürzlich in den Beſitz eines Gemäldes gelangt, das, allem Anſcheine nach, ein unzweifelhaftes Portrait des großen, unſterblichen Dichters Shakeſpeare iſt. Es befand ſich lange Zeit im Winkel eines Trödelladens und wurde im Jahre 1603 gemalt.

∴ Bei einer unlängſt ſtattgefundenen Autographen-Verſteigerung wurde ein (fran- öſiſcher) Brief von Göthe aus dem Jahre 1803 mit 1 Pfd. 5 Shill. (etwa 8 Thaler), iner von J. J. Rouſſeau mit 5 Pfd., ein Brief der Königin Eliſabeth mit 8 Pfd. und ine bloße Unterſchrift von Napoleon mit 31 Shill. (10 Thaler) bezahlt.

∴ Dem Inhaber einer hier zur Schau ausgeſtellten Thierbude wurde neulich, wegen ner Schuldforderung, eine Boa Conſtrictor mit Beſchlag belegt. (Ein ſauberes Unter- fand!)

New-York. Die Gemälde-Gallerie des verſtorbenen Ex-Königs von Spanien, Joſephs Bonaparte, iſt hier vor Kurzem zum Geſammtbetrag von 20,000 Dollars verkauft worden.

Paris. Die legitimiſtiſchen Blätter brachten neulich das Antwortſchreiben, das der Herzog von Bordeaux und ſeine ältere Frau (Prinzeſſin von Modena) an die hieſigen Marktweiber erlaſſen haben, die den Neuvermählten, wie unſer „Charivari" ſchon früher berichtet, ein Glückwunſchſchreiben und einen Blumenſtrauß überſchickt hatten. Die Antwort iſt unterzeichnet „Henri" und „Marie Thereſe". Der „Corſaire-Satan" und die andern Witzblätter haben nicht verſäumt, ſich über dieſen harmloſen Briefwechſel luſtig zu machen.

∴ An die Stelle des Herrn Royer-Collard iſt Herr von Remuſat in den Schooß der Akademie aufgenommen worden. Als Antrittsrede hatte er das Lob ſeines Vorgängers, Herrn Royer-Collard, des Gründers der doctrinairen Partei, zum Thema gewählt. Für den noch nicht wiederbeſetzten Fauteuil des Herrn Jouy iſt unter andern Candidaten auch Herr Ponſard, Verfaſſer der Trauerſpiele „Lucretia" und „Agnes von Meran", als Bewerber aufgetreten.

∴ Eugen Scribe, jetzt 55 Jahre alt, hat der Bühne 264 Stücke geliefert. Davon ſind jedoch nur 44 ſein vollſtändiges Eigenthum; alle übrigen ſind Compagnie-Arbeiten. Die Zahl ſeiner Mitarbeiter wird auf 53 angegeben. Man iſt des nicht ganz unwahrſcheinlichen Dafürhaltens, daß Scribe manchen Act, der unter ſeiner Firma aufgeführt wurde, gar nicht geleſen habe. — Wie viele unverdiente Bravos mag der gute Mann ganz ruhig und ſelbſtgefällig eingeſteckt haben?!

∴ Der „Conſtitutionnel" äußert in Bezug auf das in Rom erſchienene neue Blatt „Il Contemporaneo": Die Begründung dieſes Blattes iſt ein merkwürdiges Ereigniß, indem daſſelbe das halbofficielle Blatt der päpſtlichen Regierung zu ſein ſcheint. Es kündigt ſich an, als werde es den gemäßigten und regelmäßigen Fortſchritt vertheidigen. In dem Glaubensbekenntniſſe, welches ſeine Redacteure veröffentlicht und unterzeichnet haben, bekämpft dieſes Blatt mit einer gleichen Kraft die rückſchreitende und die überſpannte Partei. Allein, um gerecht zu ſein, müſſen wir conſtatiren, daß es viel mehr Sympathie für die zweite als für die erſte zeigt.

∴ Unſer Pariſer Namensvetter ſchreibt: Polen ſoll den Namen „Neu-Rußland" erhalten; dafür, ſagt man, werde Sibirien von jetzt an „Neu-Polen" genannt werden.

∴ Zu den zwei bereits beſtehenden deutſchen Leihbibliotheken ſoll ſich jetzt eine dritte geſellen, welche mit 10,000 Bänden anfangen will.

∴ Im vergangenen Jahre ſind in ganz Frankreich 5916 Bücher in allen Sprachen, 1444 Kupferſtiche, Stahlſtiche und Steinzeichnungen und 117 Landkarten gedruckt worden.

∴ An einem Hauſe im Städtchen Batignolles war unlängſt ein Zettel mit folgender Inſchrift ausgehängt: »Zu verkaufen, im erſten Stockwerke, der Flügel, auf welchem der berühmte Maeſtro Roſſini die „Stumme von Portici" componirt hat.

Peking. Ein gelehrter Chineſe, Akuſchin, iſt zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten, um den Kindern des „himmliſchen Reichs" das Evangelium zu verkünden. Die „Singapore Free-Preß" nennt dieſen Reformator den chineſiſchen Ronge.

Prag. Am Weihnachtsabende ſtarb hier die unter dem Pſeudonym St. Nelly bekannte und nicht unbeliebte deutſche Romanſchriftſtellerin Karoline Stricker, Wittwe eines ſächſiſchen Officiers, im 57ſten Lebensjahre.

Rom. Am Namenstage des heiligen Vaters wurde Pius dem Neunten ein Fackelzug von mehr als tauſend Perſonen gebracht und ihm ein rieſengroßer Blumenſtrauß überreicht.

∴ Trotz der Freiſinnigkeit des neuen Papſtes iſt unſere engherzige Cenſur doch die alte geblieben. Aubers „Stumme von Portici" darf hier nur mit verändertem Texte unter dem Titel „il pescatore di Brindisi" und Donizetti's „Maria von Rohan", gleichfalls ſehr verſtümmelt, unter dem Titel „il Conte di Chalais" gegeben werden.

Schleswig. Mozarts Clavier, welches er in den letzten Jahren ſeines Lebens benutzt hatte, wird nächſtens zum Verkauf kommen; es befindet ſich im Nachlaß des Miniſters von Rantzau auf Breitenburg, in Holſtein, der es während ſeines Aufenthaltes in Wien im Jahre 1806 von der Wittwe Mozarts erſtanden und nach Breitenburg mitgenommen hat. Das Inſtrument iſt von Anton Ländle in Wien verfertigt und noch gut erhalten. Die Aechtheit deſſelben wird beim Verkauf durch eine eidliche Beſcheinigung verbürgt.

Stuttgart. Der König von Würtemberg hat dem Comité, welches Beiträge für ie Familie des Staatsökonomen Friedrich Liſt ſammelt, 2000 Gulden aus Staatsmitteln zuweiſen laſſen.

∴ Herr Auguſt Lewald hat hier ein „Buch der Geſellſchaft" herausgegeben. Der weiland Redacteur der „Europa" läßt ſich darin vom literariſchen Maitre de plaiſir förmlich zum Mentor angehender Weltleute herab und verbreitet ſich darin mit viel Behaglichkeit (und blutwenig Geiſt) über die Kunſt, wie man ſich bei Tiſch benehmen ſoll. Unter andern höchſt wichtigen Dingen erfahren wir auch, daß Herr Lewald kein Freund der Patchouly iſt, jener „neuen Erfindung", welche nach ſeiner Meinung „ledigich dazu berufen ſei, häßlichen Geruch durch einen minder ekelerregenden zu übertäuben". (Ein Menſch, welcher dem Geruch des Patchouly keinen Geſchmack abzugewinnen weiß, muß, wie Herr Lewald, ein mitrebelanter Philiſter ſein!)

Turin. Im Teatro Carignano iſt eine neue komiſche Oper: „X. Y. Z." oder: „il riconoscimento", Text von Cafferecci, Muſik von Fioravanti, total ausgepfiffen worden. Von dieſer comedia lirica ſagt ein italieniſcher Berichtſtatter: »Die drei Buchſtaben X. Y. Z. haben das große Verdienſt, im Alphabet am entfernteſten zu ſtehen von A. B. C., den erſten Quälern der armen Menſchheit, welche zum Leſen und Schreiben verurtheilt iſt. Aber dieſer an ſich ſehr anerkennenswerthe Vorzug war nicht hinreichend, um ein ſchlechtes Libretto und eine ſchlechte Muſik vor einem furchtbaren Ungewitter zu retten, welches ſich am Theater-Firmament entlud. Die drei Buchſtaben X. Y. Z. ſchufen ſechs andere, nämlich: Fiaſco.

Wallis. In unſerm Canton hat ein Jungſchweizer, Namens Puippe, in der Chriſtnacht einen Prieſter vor dem Altare ermorden wollen, iſt aber daran verhindert worden. Die „Simplonzeitung" meldet, man ſuche ihn für verrückt auszugeben, er ſei es aber nicht.

Warſchau. Auf Befehl des Czaren iſt das Königreich Polen zum dreizehnten Kreiſe der Landes- und Waſſerverbindungen des Kaiſerthums Rußland erklärt worden.

Wien. Alles ſchwärmt jetzt für den aus Berlin unter uns weilenden, hochgefeierten Componiſten Meyerbeer, dem beſonders von den Künſtlern und Kunſtfreunden, woran Wien unter allen Hauptſtädten wohl am reichſten ſein mag, die ſchmeichelhafteſten Ovationen zu Theil werden. Die Proben zur Aufführung ſeiner Oper „Ein Feldlager in Schleſien" haben bereits begonnen, und für die großen Concerte iſt Meyerbeers Muſik ur Tragödie „Struenſee" angekündigt. Jenny Lind iſt hier zuerſt in der „Hochzeit des Figaro" als Suſanne aufgetreten und hat unſere guten Wiener, wie zu erwarten war, wieder bis zum übermäßigen Grade enthuſiasmirt. Mich hat ſie jedoch darin ganz kalt elaſſen.

∴ Ein Kreis von Künſtlern feierte die Anweſenheit Meyerbeers in unſerer Mitte urch ein eben ſo glänzendes als herzliches Feſt, bei welchem das Bild des berühmten Tondichters, mit Lorbeer geſchmückt und glänzend beleuchtet, aufgeſtellt war. Compoſitionen on Proch und Deſſauer, Dichtungen von Fr. Kaiſer, Bauernfeld und Caſtelli feierten en geliebten Gaſt, deſſen nächſte Umgebung Grillparzer, der greiſe, verdienſtvolle Gyrowetz, nſer ewig heiterer Caſtelli und Carl Mayer bildeten. Meyerbeers feines und doch herzliches Benehmen erweckt die allgemeinſte Freude. Die Geſellſchaft will auf Meyerbeers Anweſenheit eine Medaille prägen laſſen.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung" ſchreibt: Meyerbeer ſoll ſcherzhaft bemerkt haben, aß ihm ſein hieſiger Aufenthalt bis jetzt wie eine feſſelvergoldete Feſtungsſtrafe vorkomme, weil er faſt immer zum Sitzen verurtheilt ſei. Er ſitze am Claviere, an der Partitur, im Wagen, bei Tiſche und in der Loge; außerdem habe er 24 Lithographen, Dutzend Daguerreotypiſten, 16 Holzſchneidern, 10 Aquarell- und 4 Miniatur-Malern cht Tage hindurch ſitzen zu wollen, zuſagen müſſen. (Das Alles gehört mit zu den leinen Leiden einer großen Berühmtheit.)

∴ Großes Geſchrei entſtand in unſerer guten Stadt, als ſich die fürchterliche Kunde erbreitete, Liſzt ſei todt! Die Liſzt-Enthuſiaſten gingen mit tiefgeſenkten Köpfen einher nd die Liſzt-Enthuſiaſtinnen machten Beſtellungen auf ſchöne Trauerkleider. Ein Weh- nd Klageruf ſcholl durch alle Salons: der Jammer über das plötzliche Ende des Claviercolumbus, des „Pianiſten-Königs" wollte kein Ende nehmen! — Mit einem Male verbreitete ſich das Gerücht, nicht Liſzt der Clavier-Gott, ſondern Liſt der „Oekonom" ſei eſtorben. Und die Geſichter wurden wieder heiter, und Jubel kehrte wieder unter die Menſchen ein. Wer iſt dieſer Liſt? fragte man ſich. Hat er Concerte gegeben? — Bah, er iſt nur ein National-Oekonom, ein Mann der Wiſſenſchaft, der Erfinder des ollvereins, ein Menſch, der blos für Menſchen- und Staatenwohl, für Handels- und

Induſtrie unermüdlich gewirkt und durch Theorie und Praxis eine Autorität geworden iſt. Pah, was kümmert uns das! (Theater-Zeitung.)

∴ Die Freilaſſung des ehemaligen Dictators von Krakau, Tyſſowski, aus ſeiner Gefangenſchaft in Sachſen, iſt unter dem Verſprechen erfolgt, daß er nie wieder in die öſterreichiſchen Staaten zurückkehren wolle. Er hat dies zugeſagt und ſich in Trieſt nach Amerika eingeſchifft.

∴ Vor Kurzem trat hier die Gemahlin eines gewiſſen Léon Herz im Kärnthnerthortheater auf. Sie ſang unter dem Namen Madame Dorval und ein hieſiges Blatt machte den Witz: Madame Dorval bewies, daß man ſich einen Namen machen und doch keine Bedeutung haben kann. Sie fiel ſchauderhaft durch, und am andern Tage ſchrieb ihr Herr Gemahl an die hieſigen Redacteure die Bitte, man möge über ihr Auftreten gar nichts ſchreiben, weil es ihr erſter und letzter Verſuch geweſen ſei. (Amen!)

∴ Friedrich Halm hat ein neues dramatiſches Gedicht in vier Acten, „Donna Maria de Molina", vollendet.

∴ Das Burgtheater hat die „luſtigen Weiber von Windſor", nach der Bearbeitung des Dr. Lederer, gegeben, der indeß ſich nicht allein mit Kürzungen begnügt, ſondern ſogar von ſeinem Eigenen Etwas zugethan hat! Eine Perſon, Sir Hugh Evans, iſt dagegen ganz weggeblieben. Die Darſtellung war ſehr gelungen: den Falſtaff gab Herr Laroche, den Fluth (Ford) Herr Löwe, die Frau Page Mad. Haizinger, die Frau Fluth (Ford) Mad. Fichtner. Herr Koberwein, dem, als Jubilar, die erſte Darſtellung zum Benefiz bewilligt war, nahm, nach fünfzigjährigem Wirken auf dem Burgtheater, in der Rolle des Wirths von dem Publikum Abſchied.

∴ Von dem bekannten Affendarſteller van Kliſchnigg wurde allgemein behauptet, er ſei wieder unter die Menſchen gegangen. Dem aber iſt nicht ſo. Wer einmal ein ausgezeichnetes Vieh war, wer ſich als Affe ſo vielen Lorbeer errungen hat, bleibt der Bühne, als dem geeignetſten Felde der Affen — ewig treu. Auch Herr van Kliſchnigg hat ſeiner edlen Kunſt nicht entſagt und wird nächſtens — man ſagt im Hofburgtheater — gaſtrollen.

∴ Ein hieſiges Blatt macht die großartige Bemerkung: Die Journaliſten vertreten jetzt die Stelle der Hofnarren. Sie wiſſen die bitterſten Wahrheiten mit lachendem Munde zu ſagen. Der einzige Unterſchied beſtehe nur darin: daß die Hofnarren das Privilegium dazu hatten und es ungeſtraft thun durften. Die Journale haben zwar auch ihr Privilegium, aber — (Aber? Aber?? Aber???)

∴ Herr Julius Seidlitz, einer der geiſtreichſten Mitarbeiter des „Humoriſten", läßt, im Verlage von Karl Haas, eine neue illuſtrirte Zeitſchrift unter dem Titel „der ſchwarze Domino" erſcheinen.

∴ Herr Anton Schmidt, Cuſtos der hieſigen Hofbibliothek, hat ein intereſſantes Werk, „Chaturangaveda, oder Literatur des Schachſpiels", vollendet, das nächſtens im Druck erſcheinen ſoll*).

∴ Vor einigen Tagen kam eine junge Dame in die Gerold'ſche Buchhandlung und begehrte, ſtatt Virgils „Aeneide", Virgils „Einöde". (Dieſer gelehrte Thebaner iſt ganz gewiß Blauſtrumpf.)

Zürich. Der von hier ausgewieſene Schriftſteller Carl Heinzen hat in der „Berner Zeitung" eine Erklärung erlaſſen, die mit den Worten ſchließt: »Ich habe kein Aſyl in der Schweiz geſucht um den Preis der Erniedrigung, mich als ſtummes Opfer roher Verfolgungsſucht unter die Füße von „Republikanern" treten zu laſſen. Hält man mich für rechtlos als Fremdling, ſo bin ich nicht rechtlos als Menſch, und als Menſch werde ich mein Recht zu vertreten wiſſen, wo es auch ſei. In kurzer Zeit werde ich mich über meine Angelegenheit in einer beſondern Broſchüre ausſprechen. Bis dahin möge man das Endurtheil ſuspendiren, wenn man nicht darauf verzichtet hat, gerecht zu ſein.«

---

*) Bei dieſer Gelegenheit erlauben wir uns, die Freunde dieſes Spiels aufmerkſam zu machen, daß vom Redacteur dieſer Blätter eine vollſtändige Literatur dieſes Spiels unter dem Titel „Bibliotheque du jeu des Echecs" im Jahre 1844 im Verlage von Wilhelm Engelmann erſchienen iſt. E. M. O.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Papſt Zacharias verbot das Tanzen bei Strafe der Excommunication, und einer ſeiner Nachkommen bewilligte vollkommenen Ablaß Demjenigen, welcher Schuhe tragen würde, die ſo groß und dick wären, daß ſie das Tanzen unmöglich machten.

— Ein Theolog aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtellte die Anſicht auf: das neue Teſtament verhalte ſich zum alten, wie ein Codicill zum wirklichen Teſtamente.

— Die drei Pyramiden von Gizeh, von welchen Bonaparte in einem ſeiner Bülletins geſagt: »Vierzehn Jahrhunderte ſchauen auf uns von der Höhe dieſer Denkmäler herab,« enthalten eine Steinmaſſe von 75 Millionen Cubikfuß, eine Maſſe, aus der ſich eine ſechs Ellen hohe Mauer von tauſend Lieues aufführen ließe, eine Mauer, die groß genug wäre, um ganz Frankreich mit einem Feſtungswall zu umgeben.« Von dieſen ſteinernen Rieſen hat Delille geſagt: »Leur masse indestructible a fatigué le temps. (Ihre unzerſtörbare Maſſe hat ſelbſt die Zeit ermüdet.)

— Von Sir William Trunckal, Staatsſekretär unter Wilhelm III. von England, wird unter andern Eigenheiten auch die erzählt, daß er, im Jahre 1687 zum Geſandten in Conſtantinopel ernannt, den Weg dahin zu Fuß gemacht habe.

— Pancratius Gruner (geboren 1546 zu Finſterwalde in der Niederlauſitz) wurde n Lübeck von ſeiner Rectorſtelle abgeſetzt und von der Gemeinde ausgeſchloſſen, weil er gewagt hatte, die Behauptung aufzuſtellen, daß man für die Guidoniſchen Tonleiterſylben ut, re, mi, fa, sol, la, si die Buchſtaben a b c d e f g ſubſtituiren kann.

— Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es in der freien Reichsſtadt Augsburg zwei verſchiedene Arten von Kaffeehäuſern: katholiſche und proteſtantiſche. In welcher dieſer beiden Gattungen beſſerer Kaffee gekocht und getrunken worden iſt, hat bis tzt noch keiner unſerer Geſchichtsforſcher ermitteln können. (Wir für unſern Theil ſind er Meinung, daß der Katholicismus mehr Neigung und Talent zur Feinſchmeckerei hat, ls der Proteſtantismus.)

— Ein Volksglaube der Perſer läßt zu jedem Todten, ſobald er beigeſetzt wird, wei Engel, Munkir und Nakir, ins Grab ſteigen, die den entwichenen Geiſt wieder in en Körper zurückführen und ſich von ihm über den Gebrauch jedes Gliedes während ſei- er Lebenszeit Rechenſchaft geben laſſen. Hat er den Nachweis vom guten Gebrauche rſelben geführt, ſo wird dem Todten die Seligkeit zugeſprochen. (Geſellſchafter.)

Treffer und Nieten.

* Lord Ellenborough, Zeuge bei der Trauung eines den höchſten Ständen angehören- n Paares, rief, als man während der Ceremonie in einer Ecke des Zimmers ſprach: »Ruhig in jener Ecke, oder Ihr ſollt ebenfalls verheirathet werden.« Tiefe Stille folgte ſer fürchterlichen Drohung.

* Im „Corſaire-Satan" wirft ein Saint-Simoniſt die Frage auf: »Wie kommt's, s, während alle Hazardſpiele geſetzlich abgeſchafft ſind, die Ehe noch immer er- bt iſt?«

* Jene Subjecte, die bei uns zu Lande „Winkelſchreiber" genannt werden, heißen ungariſcher Sprache „Peterſilien-Advocaten".

* Balzac ſagt: Ein Caſchemirſhawl iſt das für eine elegante Frau, was der Orden Ehrenlegion für einen eleganten Mann iſt.

* Chamfort warf einſt in allem Ernſte die komiſche Frage auf: »Combien faut-il bêtes pour faire un public?«

* Was iſt unangenehm? Wenn man, in eine neue Wohnung eingezogen, die Be- rkung macht, daß man über ſich einen Claviervirtuoſen, unter ſich einen angehenden vierſpieler, rechts einen Waldhorniſten und links einen Poſauniſten zum Nachbar hat d in ſeinem Gegenüber eine detonirende Sängerin erkennt.

Im Verlage der **Gebauer**'ſchen Buchhandlung erſchien ſoeben:

Richard Morning.

Zeitgedichte.

Schön geheftet. Preis 27 Ngr.

Dieſe ſo freimüthigen und vortrefflichen Dichtungen, deren Debit **in Preußen verboten wurde**, berühren die intereſſanteſten politiſchen Tagesfragen und entſprechen gewiß in jeder Beziehung auch den ſtrengſten Anforderungen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

(Zum Gebrauch für Stammbücher!)

Akroſticha,

oder Kränze der Liebe und Freundſchaft,

um Frauen- und Männer-Namen gewunden. Eine Sammlung von (300) neuen Stammbuchsverſen (wovon die Anfangsbuchſtaben der Zeilen den Namen des geliebten Weſens, an das der Vers gerichtet iſt, andeuten). — Herausgegeben von **Franziska Roſenhain**. Broch. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Es enthält dies Buch die neueſten und beſten Stammbuchsverſe.

In meinem Verlage erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwickelung, von Friedrich Saß. gr. 8. Ueber 20 Bogen. Broſchirt. 1 Thaler 20 Ngr.

Der Chriſtabend eines Proletariers; Lebensbild in einem Act von W. Abel. kl. 8. Broſchirt. 7½ Ngr.

Leipzig, Januar 1847.

Julius Koffka.

Bei C. F. Steinacker in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Offener Brief an Dr. Behnſch von Julius Rupp (in Königsberg).

Hierbei eine literariſche Beilage von Fr. Vieweg u. Sohn.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

º. 227. Leipzig, 5. Februar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rtlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Der letzte Chineſe.

Fantaſieſtück aus dem zwanzigſten Jahrhundert.

us dem Mongoliſchen überſetzt von Bonifacius Mild.

Heiliger Bambus, China's Knute, erhabene Minerva! Wie viele
gen haben Dich bereits beſungen! Wie viele Monumente preiſen
ne Herrſchaft und Deinen Zauber! Wie Viele haben ihren Pinſel in
rbliche Farben getaucht, um Dein Bild lebensgetreu zu ſchaffen! Stehe
auch mir bei, göttlicher Bambus, ein Bild Deines erfolgreichen Stre-
zu veranſchaulichen. Heiliger Bambus, laſſe mein Ende in Deinem
tten ſanft und ſelig ſein!

Es war um die Morgenſtunde des Jahres Eintauſendneunhundert-
undneunzig. Die Sonne wartete eben auf Befehl von Seiten des
arſchallamtes, um aufgehen zu dürfen, und ſtand ehrfurchtsvoll hinter
Bergen, da Seine Excellenz — Gott erhalte ſie uns noch lange! —
Befehl zum Aufgehen der Sonne noch nicht unterzeichnet hatte. Die
genpatrouille hatte ſoeben ihre letzte Ronde gemacht, allen übrigen
hau der Blüthen confiscirt und deren Geflüſter zu Protocoll ge-
en, ob ſich nichts Verdächtiges darin eingeſchlichen. Die Nacht-
er ſchoben die Riegel und Schlöſſer vor den Häuſern der über Nacht
Verſchluß gehaltenen Bürger zurück, welche nun aus denſelben auf
Knieen herauszurutſchen begannen, um vor den auf jeder Straße
teten Bildſäulen des allmächtigen Kaiſers ihre Morgenandacht zu
. Nach und nach belebte ſich die Straße mit immer mehr Heran-
nden, von denen Jeder die bürgerliche Auszeichnung höhern oder
n Grades (eine bis drei Eiſenſchellen) am Fußknöchel trug, als
ehrere kaiſerliche Ausrufer unter die Menge miſchten und durch
reinſchlagen mit ihren Bambusröhren unter den Hauſen auf eine
o gebildete als höfliche Weiſe zu verſtehen gaben, daß ſie ein
es Geſetz kund zu machen hätten.

Da ſprengte ein Reiter herbei und winkte der ehrfurchtsvoll
den Sonne, aufgehen zu dürfen, worauf die bereits erwähnten

Ausrufer ihr Geſchäft zu üben begannen. Nachdem ſie ſich zu Boden geworfen und neunundneunzig Mal den Staub der Erde geküßt hatten, richteten ſie ſich auf und proclamirten mit lauter Stimme:

»Den animaliſchen Subſtanzen, auch Menſchen oder Unterthanen genannt, wird hiermit zu wiſſen gethan:

Erſtens, daß vom Hofſtaate wieder zwei Leibhunde Seiner himmliſchen Majeſtät ſich unwohl befinden; es haben deshalb alle animaliſchen Subſtanzen, die ſich Menſchen, auch Unterthanen nennen dürfen, einen allgemeinen Buß- und Faſttag zu halten.

Zweitens, die Academie der Wiſſenſchaften hat auf Seiner Allmacht Befehl ein Lexikon der allgemeinen Landesſprache ausgearbeitet, worin nichts als die Worte „Bambus, Abgaben, Ketten und Juchten“ enthalten ſind, und in welchem für das allzufreie und zu viel demagogiſchen Gehalt in ſich faſſende Wort „unterthänigſt“ ein anderes, die Geſinnung der Unterthanen mehr documentirendes angebracht worden iſt. Es hat ſich daher jede animaliſche Subſtanz, auch Menſch oder Unterthan genannt, ein ſolches Lexikon binnen vierundzwanzig Stunden anzuſchaffen und ſeine Sprach- und Dichtungsweiſe darnach einzurichten, nota bene, wenn ihm die Abgaben noch ſo viel Geld übrig gelaſſen haben; wer aber aus dieſem Grunde ſich kein ſolches anſchaffen kann, hat von jetzt an ganz das Maul zu halten und wird in den kaiſerlichen Regiſtern als ſtumm aufgeführt werden.

Drittens haben ſich alle Diejenigen, welche in dieſem Jahre noch nicht geprügelt oder eingeſperrt worden ſind, nach ihren bürgerlichen Graden bei ihren betreffenden Behörden dieſerhalb zu melden, um das Verſäumte binnen vierzehn Tagen nachzuholen.

Hoffend und erwartend, daß alle meine animaliſchen Subſtanzen, die ſich Menſchen oder Unterthanen nennen dürfen in meinem Reiche, mir in allen meinen Maßregeln entgegen kommen werden, wie ich's ſeit Jahrhunderten an ihnen gewohnt bin, und welchem Umſtande ſie den Segen meines gerechten Scepters zu verdanken haben, bin ich ihr wohlaffectionirter ꝛc. ꝛc. ꝛc.«

Als die Ausrufer ihr Geſchäft vollendet hatten, durften die auf den Knieen Rutſchenden, ſich wieder aufrecht ſtellen; dann zerſtreuten ſie ſich, um an ihre Geſchäfte zu gehen. Der größte Theil eilte, ſich prügeln zu laſſen, ein anderer auf das Lexikon zu pränumeriren, und die noch auf der Straße Zurückgebliebenen färbten das Marktgewühl wie ein über und um ſich her wimmelnder Haufen Maden, die man ſoeben aus einem alten Käſetopf geſchüttelt hatte. (Ich weiß, ſämmtliche Journale werden mir dieſes erhabene Bild nachſchreiben und nachdrucken; ich habe nichts dagegen, nur bitte ich die Quelle anzugeben.)

Der Platz, auf welchem das kaiſerliche Edict ſoeben verleſen worden war, trug das Gepräge des auf der höchſten Stufe der Cultur ſtehenden Jahrhunderts. Wo in den Zeiten des Barbarismus eine Univerſität geſtanden hatte, blühte jetzt ein Heiligenbildermarkt, wo kräftige und wohlberedte Stimmen mit geübter Lunge die Thaten der chineſiſchen Heiligen verkündigten. Das erhebende Heranrufen der Käufer wurde von dem Klappern der nach dem Generalbaſſe eingerichteten Prügelmaſchinen accompagnirt. Das natürliche, höchſt lobenswerthe und bis zur Leidenſchaft geſteigerte Bedürfniß der Einwohner, geprügelt zu werden, hatte den Sohn des Himmels bewogen, dieſen rührenden Zug von Treue und Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen nicht unbelohnt zu laſſen. Zehn große, mit Dampf betriebene Maſchinen waren von früh bis Abend im Gange. Nach dem Tacte und in allen möglichen Tonarten ſenkten ſich tauſend Bambusröhre auf eben ſo viele Hintere nieder, und da zugleich in jeder dieſer Maſchinen ein Glockenſpiel angebracht worden war, das Dankgebete und Choräle herunterorgelte, ſo kamen die Einwohner dieſer großen Stadt nie aus ihrer herzerhebenden, andächtigen Stimmung heraus.

Es war alſo an einem Morgen, eigentlich ſchon an einem Winter-
morgen, aber da es dem Hofe daſſelbe Jahr etwas länger auf dem Lande
gefiel, hatte der Herbſt noch nicht ſeine Dimiſſion bekommen, und der
Winter mußte einſtweilen noch in einer der chineſiſchen Provinzen bleiben.

Es war alſo an dieſem prolongirten Herbſtmorgen. Das Morgen-
gebet war vorüber, die Heiligenbilderkrämer ſangen bereits ihr Herbei,
ie Prügelmaſchinen klapperten und intonirten „wer nur den lieben Gott
äßt walten“, die Ausrufer hatten ihr Geſchäft vollendet, da ſah man
inen alten, aber kräftigen Greis die Straße entlang dem Thore zu-
anken. Der alte Mann mußte das Mitleid eines Jeden, der ihn an-
haute, im höchſten Grade anregen, das heißt, ſo viel Rührung gerade
ach den damaligen Geſetzen erlaubt war. Der greiſe Mann hatte we-
r eingedrückte Kniee, wie ſie keinem wohlgezogenen Unterthanen des
eiches der Mitte fehlen, ſondern dieſe hatten im Gegentheil ein ver-
ahrloſtes gerades Anſehen, als hätten ſie niemals im Leben das Ent-
cken andächtiger Sclavenkniee gekoſtet. Sein Blick war offen und kühn,
nz verſchieden von unſerer Aller Blicke, die in patriotiſchen Empfin-
ngen, Furcht, Unterthänigkeit, Spionage, Schwäche und Scheelſucht,
übt und getränkt ſind. Seine Stirn war frei, erhaben und tief-
furcht, von herabfallenden grauen Locken beſchattet, und hatte keine
hnlichkeit mit unſern ſchönen Stirnen, die, ſich fingerbreit hinter den
önen Weichſelzopfflechten wölbend, platt und zuſammengedrückt ein
eſtreitbares Zeugniß abgeben, daß ſie keinen ſtreng verpönten Inhalt,
Hirn, einſchließen. Sein Mund war von ſtolz aufgeworfenen Lippen
gefaßt, denen man es anſah, daß ſie noch nie im Leben die Wonne
den Staub von den Sohlen Wegküſſens geſchmeckt hatten: kurz, der
nn war ein von der kaiſerlich chineſiſchen Natur auffallend vernach-
gter Cretin.

War er erſt aus einem fernen Lande hier eingewandert? oder lag
erpuppt, während die heilſame Vollendung mit uns Eingeborenen
ing? Nein! Der Mann war Fleiſch von unſerm Fleiſche, und um
r Verwahrloſung die Krone aufzuſetzen und um ſeine krankhafte
iesrichtung mit einem Worte zu bezeichnen, trug er nicht einmal das
erliche Abzeichen. Wer war dieſer arme unglückliche Mann? Es
der letzte Chineſe!

Mögen meine Leſer es mir nicht verargen, daß ich einen ſo unwür-
Gegenſtand zum Helden meines Lebensbildes mache. Es iſt mir
dem kaiſerlichen Central-Poeſie-Stoff-Lieferungs-Bureau, das
ntlich ſeit dem Beginne unſerer neuen Aera monatlich die poetiſchen
s vertheilt, ohne daß ein anderes als ein von ihm ausgegebenes
eitet werden darf, kein anderes Sujet für dieſen Monat verabfolgt

worden. Kann ich ihm auch nicht das Intereſſe ſichern, das mein unſterbliches Heldengedicht in vierzig Geſängen, „der Sohlenſtaublecker“, erregt hat, möge ein freundliches Leſepublicum ihm doch die Aufmerkſamkeit nicht verſagen, die jeder berüchtigte Verbrecher in Anſpruch nimmt, beſonders wenn ich ihm die Verſicherung gebe, daß er mir nicht lebendig aus dem Lebensbilde herauskommt.

Wer den Fortſchritt unſeres Jahrhunderts und die ſichere Ueberzeugung kennt, welche China's Regierung bereits von der Vollendungsſtufe unſerer Unterthanentreue gewonnen hat, wird ſich nicht wundern, daß der alte Mann noch nicht von unſerer Sicherheitspolizei aufgegriffen war und an einer Palme baumelte, ſondern frei herum ging. Die weiſe Regierung China's, die keine Verführung mehr zu fürchten hatte, ließ einzelne Widerſpenſtige unter dem Volke gern zu abſchreckenden Beiſpielen erhalten, von welchen mein Held der letzte war.

Der alte Mann ging alſo an dem bereits gemeldeten ſuspendirten Winter- oder prolongirten Herbſtmorgen zum Thore hinaus. Die dort aufgeſtellten Wachen hatten die Function, jeden Ein- und Auspaſſirenden das chineſiſche Glaubensbekenntniß herbeten und ſich von ihm eine Polka chinoiſe zur Legitimation vortanzen zu laſſen; da der alte Chineſe aber als kaiſerlich privilegirtes abſchreckendes Beiſpiel eine Freikarte hatte, ſo brauchte er nicht mitzubeten und mitzutanzen; mußte ſich's aber gefallen laſſen, ſo lange zu warten, bis der zur Stunde heftige Andrang expedirt war.

Das Tanzen und Heulen der Grünzeugweiber, Acciſebeamten und Thorwachtſoldaten ſchien dem alten Manne kein allzugroßes Vergnügen zu gewähren. Er ſah boshaft lächelnd in das Treiben und drängte ſich endlich, da ihm das Warten zu lange dauerte, durch, mit kräftigem Arm ein Schock der entnervten Tanzenden über den Haufen werfend. Vor dem Thore im Freien angelangt — (Im Freien! Heiliger Confucius, verzeihe mir dieſen ſchnöden Ausdruck!) — umringte ihn ein Haufe Conducteure, die ihm ihre in langer Reihe aufgeſtellten Dampfwägen zur Verfügung ſtellten. Wünſchen Sie vielleicht nach Sibirien? nach Kamtſchatka? nach Tobolsk? oder nach den Bergwerken des Urals? Da die Hälfte der Einwohner in Sibirien und den benachbarten Bergwerken der beſondern kaiſerlichen Huld genoſſen, für ihn ihr himmliſch beglücktes Leben daſelbſt zubringen zu dürfen, ſo ſtand die andere Hälfte durch die vielen Dampfgelegenheiten und von dieſem Thore aus in einem gewiſſen verwandtſchaftlichen Rapport mit ihnen, und da die Conducteure nicht gewohnt waren, einen Einwohner in anderm Zwecke, als um nach Sibirien geſchickt zu werden oder freiwillig dahin zu gehen, das Thor paſſiren zu ſehen, ſo mußte es ſie ſämmtlich höchlichſt wundern, den alten Mann ihr Anerbieten ſo barſch ablehnen und weiter gehen zu ſehen.

Die Bäume, die dieſes Jahr auf kaiſerlichen Befehl, da es Mangel daran war, Stockfiſche tragen mußten, obgleich ſie das Jahr vorher nur Sardellen und Caviar reifen durften, hatten bereits ihre Früchte abgeſchüttelt. Der alte Chineſe ging jedoch inmitten der Straße, da er bemerkt hatte, daß noch einige Stockfiſche zurückgeblieben waren, und fürchtete nun, daß ihm einer derſelben leicht auf die Naſe fallen könnte.

Lange jedoch konnte er nicht auf der Mitte der Straße bleiben, denn
ne Abtheilung Landesgensd'armerie, auf Locomotiven beritten, trans-
rtirte ein Häuflein Herbſtwinde vor ſich her, die ſich unterfangen hat-
, um das kaiſerliche Luſtſchloß herum einigen Lärm zu machen. Ge-
den und nebeneinander herſchreitend, pfiffen ſie ein ſtilles „Herr Gott,
loben wir“ in den Park und waren bald den ihnen mitleidig fol-
den Blicken des armen Wahnwitzigen entſchwunden. Seine Schritte
ndeten ſich jetzt nach dem Theile, wo das Sommerſchloß Seiner himm-
en Majeſtät ſtand. Man ſah es den am Wege wachſenden Kräutern
Blüthen an, daß der kaiſerliche Befehl, noch einige Zeit fortzublühen,
r innern Natur und ihrem Wunſche, ſchlafen zu gehen, widerſtrebte;
der kaiſerliche Wille, der ſich bereits über die Geſtirne und die un-
ſamſten eigenſinnigen Naturkräfte ausgedehnt, hatte mit dem Blumen-
bel einen harten Stand gehabt, ehe er ihnen die demagogiſchen Um-
e aus den kleinen Köpfen beizen konnte. Verächtlich ſah der Wahn-
ge auf die nachgiebigen kleinen Pflanzen nieder, die nicht die mora-
Kraft hatten, ſchlafen zu gehen, wenn es ihnen beliebte, und über-
ich einem Selbſtgeſpräch.

Ein Selbſtgeſpräch, und noch dazu ein chineſiſches Selbſtgeſpräch!
Maaß ſeiner Verbrechen war voll; ſein Geſchick mußte ihn über
oder lang ereilen. Daß er überhaupt ein Selbſtgeſpräch führte,
man an ſeinen Bewegungen ſehen, und Flüche, mächtige, grauſige
mußten es ſein, die ſich aus ſeiner Seele emporrangen. Die Natur
rte und bebte, und die Lüfte wichen zurück. Es ſchien mir, als ver-
er unſere gute loyale kaiſerlich chineſiſche Natur, weil ſie ſo willig
m Willen des mächtigen Bruders der Sonne untergeordnet hatte.
reiſes Hauch rang ſich als Blitz gen Himmel. So war er bis
n Schloßhofraum gekommen, wo der daſelbſt verweilende Hof
en traf, nach der Hauptſtadt aufzubrechen.

ur noch für heute ſollte die Sonne wärmend leuchten, für mor-
er war bereits ein kaiſerlicher Befehl ausgefertigt, der ihr befahl,
nachläſſigten Lauf mit Courierſchnelle nachzuholen; auch der Winter
der Nacht von der Provinz her eintreffen.

s Hofportal ſtand offen, und herausſtrömten zuerſt die Leib-
er des Hofes; dann kam ein Haufe gelehrter Mandarinen, die
nd wogen und der Sonne einen mit der kaiſerlichen Namens-
iſt verſehenen Thermometer vorlaſen, was ſie am heutigen Tage
n Strahlen zu ſpenden habe; dann kamen mehrere Ladungen
und endlich, umgeben von ſeinem glänzendſten Hofſtaat, Seine
ge geheiligte Majeſtät ſelber. (Setzer, Drucker und Leſer, werft
dieſer Stelle auf das Antlitz und betet — ich habe ihn ge-

dampfende und muthig ſchnaubende Locomotive wurde vorgeführt,
, als ahnte ſie das Göttliche ihres Reiters, bäumte ſie ſich,
in die Bruſt und ſetzte in kurzen Sätzen mit ihm bis vor das
Bis dahin hatte der wahnwitzige Greis ſtill auf ſeinem Platze ge-
on dem aus er Alles überſehen konnte, aber ſich um das Gewühl
er nicht bekümmert. Als er jedoch gewahrte, daß mit dem
auch die Sonne in Bewegung ſetzte, richtete ſich ſeine Geſtalt,
nzuſchauen und zürnend, auf. „Biſt Du die Sonne, die über

dem Schlachtfelde von Kianghou aufging?« donnerte ſeine Stimme und — die Sonne hatte es noch nicht gelernt, vor ſolchem Zürnen nicht zu erſchrecken. Beſchämt und verwirrt hüllte ſie ſich in ihren dichten Wolkenſchleier. »Wer iſt der Verwegene, der meine loyale Sonne gegen mich aufgewiegelt hat?« wetterte Seine Allmacht: »Los, ihr Winde, zerreißt ihn und ihren Schleier!« Im Nu waren die Winde damit fertig, den Sonnenſchleier zu zerreißen; ſie ſchloß ſich wieder dem Zuge an und leuchtete ihm mit ihren Strahlen zur Stadt hinein, denn nur auf Augenblicke konnte ſie ihre Pflicht vergeſſen.

Für die Damen, die auf einige Secunden den rauhen Lüften ohne Sonnenſtrahlen preisgegeben waren, wurde, damit keine Verkühlung ſtattfinde, einigen bereit ſtehenden Unterthanen die Haut über die Ohren gezogen und zu Pelzen für ſie bis in die Stadt hinein verwendet.

Traurig ſah der letzte Chineſe ihnen nach, traurig ließ er den Kopf auf die Bruſt fallen und ging in den Park, nicht an den Tod denkend, den der Kaiſer ihm angedroht, ſondern an den, den er nun ſelbſt zu ſterben ging.

Ein Theil des Parkes war mit uralten Fächer-Palmen bepflanzt, welche, bis auf Eine, alle gelernt hatten, Drachen- und andere Orden zu tragen. Dieſe altersgraue Palme war trotzig, wie der alte Chineſe. Sie ſuchte er auf, und nachdem er ſie gefunden hatte, miſchte er ein wildes Klagen in ihr melancholiſches Rauſchen. Endlich erinnerte er ſich des Zweckes, daß er gekommen, um zu ſterben unter ſeiner geliebten Palme. Er nahm ein Buch aus ſeinem Buſen (es war Pat-chou-ly's kleine chineſiſch. Grammatik), drückte es an ſein Herz und betete den Inhalt noch ein Mal durch.

Und als er hielt beim Haupt- und Geſchlechtswort, begannen ſchwere Seufzer ſeinen Buſen zu ſchwellen, und als er hielt beim Bei- und Nebenwort, röthete ein matter Anflug von zorniger Röthe ſeine bleichen Wangen, und als er hielt beim Zeit- und Fürwort, hob ſich ſeine krampfhafte Bruſt und ſeine Augen ſprüheten Feuer, und er murmelte einige unverſtändliche Worte gegen den Wipfel der Palme, die darauf mit einem zauberhaften Rauſchen antwortete, und als er hielt beim Zahl- und Vorwort, netzten Thrängn ſein Antlitz, und als er hielt beim Bindewort, ſprang er noch ein Mal auf und übergab den Winden einen gewaltigen Fluch, doch beim chineſiſchen Empfindungswort war er erſchöpft an den Stamm der ſympathieverwandten Palme hingeſunken, und in demſelben Augenblick war die Seele des letzten Chineſen entflohen. Die alte Palme hatte ſich ihr Entblättern für dieſen Augenblick aufgeſpart; bald deckte ſie den geliebten Freund mit ihren rein und unverfälſcht gebliebenen Fächern zu. Auch ſie ſollte ihn nicht lange überleben; denn auf Befehl des Kaiſers wurde ſie umgehauen und in eine Locomotive verheizt, welche die Sonne, die ihres Ungehorſams halber auf zwei Jahre aus China verwieſen wurde, nach Rußland transportiren mußte. Doch auf dem Platze, wo dieſe Palme geſtanden und der letzte Chineſe ſein Leben ausgehaucht hatte, erwuchs alsbald ein Kraut, in welchem ein gelehrter Naturforſcher China's das alte Sauerkraut der Deutſchen wieder erkannte. Jahrjährlich ſchoß es friſch, rund und voll vom Grabe hervor, und jahrjährlich kam ein kaiſerlich chineſiſches Rindvieh, um es wieder zu vertilgen.

Die literariſchen Eintagsfliegen Leipzigs.

Von Franz Dorn.

Unter den vielen literariſchen Lichtern in Leipzig, die nicht anders leuchten als in ihren Häuſern, ſcheint endlich die Drehkrankheit ausgebrochen zu ſein. Da ſehen wir Herrn Heinrich Laube, wie er ſich nicht nur an Schiller, ſondern auch an Friedrich Liſt hängt, um ſich, an die Rockſchöße der Gefeierten anklammernd, in die Unſterblichkeit einzupaſchen; da ſehen wir Herrn Guſtav Kühne, ſchwerbeleidigt und grimmig, auf ſeiner Roſinante einhergaloppiren und, weil es in „Europa“ täglich erbärmlicher und langweiliger wird, in der Augsburger All-Gemeinheit kühn und bärbeißig herumtummeln; da ſehen wir Herrn Cäſar Kuranda den Weihrauch centnerweiſe vertheilen, um die Genugthuung zu haben, ſeinen „Grenzboten“ überall gute Aufnahme zu verſchaffen; da ſehen wir das ganze ſ. v. junge Oeſterreich ſich gegenſeitig tagtäglich mit Gänſeblumen und Klatſchroſen bewerfen; da ſehen wir ſogar die Herren Hermann Semmig und Eduard Maubner (auch Muſeumsfliege genannt), Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, ſich um ihren gegenſeitigen „Ruhm“ balgen und die wichtige Frage erörtern: ob Jemand größer und gefährlicher ſei, wenn er in den Wochenblättern ſocialiſtiſchen Sauerkohl mit demokratiſchem Erbſenbrei und ſelbgezogenen Schweinsknöchelchen vorzuſetzen wage, oder Jemand, der eine poetiſche Zahnſiecherei bis zu einem Wulſt von 21 Bogen gebracht habe (denn 21 Bogen ſind jetzt die ſicherſten Zeichen des Außerordentlichen und Gefährlichen); da ſehen wir Herrn Dr. Karl Haltaus, gegen den Niebuhr und Schiller einfältige Kümmeltürken ſind (wie er im Innerſten ſeiner großen Seele vollkommen überzogen iſt), der endlich außer ſich ſelbſt zu kommen die Güte hatte, weil dieſe ſeine fromme und tiefe Ueberzeugung von der ſchlechten Welt verſpottet und verlacht wurde, und in der Deſperation zu dem letzten Mittel zu greifen Kraft beſaß, nämlich Crethi und Plethi im „Nürnberger Correſpondenten“ zu lobhudeln, hoffend, die Menſchheit werde doch nicht gänzlich von den ſchönen Gefühlen der Dankbarkeit entblößt ſein, beſonders n dieſem ſchweren Winter; da iſt Herr Aurelio Buddeus, welcher verſchiedene Augsburger, Cölner und Bremer Blätter bedient und damit tündlich mehr in Unſterblichkeit zu machen befähigt wird; da iſt Herr Ernſt Willkomm, der nicht nur in der „Cölniſchen Zeitung“ und im Stuttgarter „Morgenblatte“ ſervirt, ſondern auch für jeden Hungerigen ein „Italien deck' dich“ bereit hält (bei gegenwärtiger Hungersnoth ehrend anzuerkennen); da ſehen wir Herrn Emil Weller die prächtigſten Windeier in die Mannheimer „Abendzeitung“ und andere löſchpapierne Maulwurfshügel niederlegen; da ſehen wir Herrn Biedermann — doch genug, es wäre unverzeihlich, den Leſern des „Charivari“ noch mehr uzumuthen, und ihnen die ganze Heerde berühmter Eintagsfliegen auf in Mal vorzuzählen; ſchöpfen wir daher Athem und ſparen wir uns die Fortſetzung dieſer höchſt komiſchen Litanei auf ein ander Mal auf.

Alexander Dumas und ſein Gegner.

Der Graf von Monte-Chriſto, dieſer literariſche Groß-Paſcha mit vielen Federſchweifen, hatte einen jungen Dichter, der ſich in ſein Haus gedrängt, mehrmals mit großer Beharrlichkeit zurückweiſen laſſen. Der Zurückgewieſene ſuchte ſich dadurch zu rächen, daß er Herrn Dumas mit der größten Heftigkeit öffentlich angriff. Am andern Morgen erhielt er einen Beſuch von Herrn Dumas.

— Sie ſind Herr M., der mich geſtern im „Conſtitutionnel" angegriffen hat?

— Ja, mein Herr, antwortete der junge Dichter mit tiefer Verbeugung, und es freut mich, daß mir dieſer Umſtand Gelegenheit giebt, Ihnen mündlich meine hohe Achtung vor Ihrem wunderbaren Talente auszudrücken.

Dumas war verwirrt und ſah ihn fragend an.

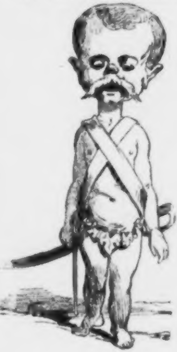
— Ja, ſetzte der junge Mann lächelnd hinzu, ich dachte wie Mahomet, weil ich nicht zum Berge gelangen kann, muß ich den Berg zu mir kommen laſſen.

Von jenem Tage angefangen, wurde der junge Dichter angenommen. Er heißt Auguſt Macquet und iſt jetzt einer der vertrauteſten Freunde und fleißigſten Mitarbeiter des Herrn Dumas.

Allgemeine Lügen-Zeitung.

In Nummer 4 der guten „Augsburgerin" iſt zu leſen: Seit etwa einem Monat erhebt ſich das Feuilleton eines Journals zu einem conſequent ſchalkhaften Styl, daß es in ſolcher Ganzheit neben dem herrſchenden Notizenkram anderer Feuilletons Epoche macht und augenblicklich als beſtes und wirklich neues Feuilleton unſerer Journaliſtik bezeichnet werden muß. Dies geſchieht in der Zeitſchrift „die Mode", in welche ſich die frühere „Zeitung für die elegante Welt" verwandelt hat, und der **graziöſe Schalk**, welcher das anſpruchsloſe Modeblatt plötzlich in ein geſuchtes verwandelt hat, iſt wahrſcheinlich der als Novelliſt bekannte Robert Heller.

Auch ein graziöſer Schalk!



Masken-Geſpräch.

Roſenfarbener Domino. Theure Palmyra, borge mir Deine rſe.

Schwarzer Domino. Liebe Virginie, ich habe keinen Sou.

Roſenfarb. Dom. Wie geht das zu?

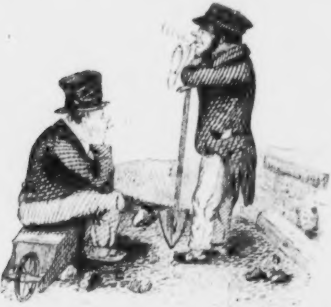
Schwarz. Dom. Denke Dir, Virginie, dieſes Ungeheuer von exander, der erſt vor drei Tagen einen Wechſel von tauſend Francs halten, hat das ganze Geld heute Abend im Lanzknecht verloren.

Roſenfarb. Dom. Mein Charles iſt noch weit dümmer geſen. Er hat von ſeinem Papa zweitauſend Francs bekommen und damit quelle archi-bêtise! — einen proteſtirten Wechſel bezahlt.

Schwarz. Dom. Weißt Du, was ich gethan? Ich habe meinem rrn Alexander erklärt, daß ich mich ſeitdem als Wittwe betrachte.

Roſenfarb. Dom. Und ich, ich habe meinem Charles zu verhen gegeben, daß ich jetzt wieder Garçon bin.

lücklicher Fortbau der ſächſiſch-baierſchen Eiſenbahn.



Des weeß der Teibel, ich thu' niſcht unn Du thuſt niſcht, unn doch Du fünf Neugroſchen mehr verdient als wie ich! —

Zapfenſtreich.

Aachen. Während ganz Deutſchland ſich der Hoffnung hingegeben hat, den ſ. g. Improviſator Langenſchwarz endlich losgeworden zu ſein, indem derſelbe in Paris als Kaltwaſſer- und Wurmdoctor ein beſchauliches Leben führen ſollte, taucht der Unvermüſtliche urplötzlich wieder in Aachen als Improviſator auf, und Frau Langenſchwarzin ſingt dazu. Auch ſoll Herr Langenſchwarz ſogar geſonnen ſein, irgendwo Dramaturg werden und mit Herrn Laube um den Preis ringen zu wollen. Nun, die Arena iſt geöffnet, die Hörner eingelegt, meine Herren!

Altona. Vor Kurzem ſtarb hier, 80 Jahre alt, der Paſtor Dr. R. Funk, bekannt als theologiſcher Schriftſteller.

Augsburg. Die Klagen über die Geſunkenheit der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (vergleiche „Charivari" Nummer 226, Seite 3609) nehmen ſo ſehr überhand, daß ſich Niemand wundern darf, wenn ſie endlich in lauter Klatſch und Albernheit untergeht. Dies traurige Reſultat war vorauszuſehen, als der „politiſche Zinngießer", Herr Guſtav Kolb, ſeine geiſtreiche Firma an das Hintertheil derſelben klebte, und Herrn von Cotta werden wohl endlich auch, aber etwas zu ſpät, die Augen darüber aufgehen.

Berlin. Alexander von Humboldt hat vom Könige den ſchwarzen (nicht zu verwechſeln mit dem rothen) Adlerorden erhalten.

∴ Auch hier haben, auf den Wunſch des General-Procurators in Coblenz, Hausſuchungen bei einigen Bekannten des Herrn Dronke ſtattgefunden. Vor einigen Tagen erſchien der Polizeidirector Duncker in Begleitung eines Polizeiſergeanten in der Wohnung des hieſigen Schriftſtellers Dr. Meyen. Ein Aufſatz über Socialismus und Communismus wurde mitgenommen. Auch bei dem Beſitzer der Zeitungshalle ſollte eine Hausſuchung vorgenommen werden; doch ſoll letztere nur auf einer Namensverwechslung beruht haben.

∴ Wir leben hier in der Zeit des Carnevals: bacchantiſche Nächte und wüſte Tage ſind an der Ordnung. Die Spalten unſerer Zeitungen ſind überfüllt von Maskenball-Ankündigungen und andern Abendunterhaltungen. Es ſingt die Garcia, es tanzt die Cerrito! Es giebt noch immer ein luſtiges Berlin, ein Berlin, das nur an ſein Vergnügen denkt, aber das arme, hungernde, frierende Berlin zupft alle Tage an dem bunten Carnevalsflitter. Bei uns ruft das Volk nicht, wie in der römiſchen Kaiſerzeit, nach Brod und nach Schauſpielen, die Wohlhabenden und Reichen rufen nach Schauſpiel und ſind (mit vollem Rechte!) ſehr erbittert über die erhöhten Theaterpreiſe, das Volk hingegen drängt ſich zu den Armenſuppen. Die Noth im Volke iſt größer als man glaubt; dabei wird die Kälte immer ſtrenger.

∴ Im Hoftheater hat ein urſprünglich vom Balletmeiſter Perrot erfundenes und hier von Herrn Saint-Léon in Scene geſetztes Ballet, „Esmeralda", bearbeitet nach dem Hugo'ſchen Romane „Notre Dame de Paris", eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Fanny Cerrito hat die Titelrolle und ihr Gatte Saint-Léon den Pierre Gregoire getanzt. Beide wurden durch Blumen und Kränze geehrt und nach beiden Acten gerufen. Einige hyperäſthetiſche Berliner haben, trotz des geſpendeten Beifalls, die Naſe gerümpft, weil die ſtete Begleiterin der hübſchen Zigeunerin eine idylliſche Ziege iſt. Anfangs glaubte ein Theil der Zuſchauer, dieſe Ziege ſei keine gewöhnliche Ziege, ſondern eine verkleidete Balletttänzerin, Namens Hulda Galſter. Als das gute Thier aber ganz natürlich zu meckern anfing, gewahrte man ſeinen Irrthum und wurde unwirſch. (Als ob manche Ziege nicht weit hübſchere Sprünge machte, als viele der Berliner ausgeſtopften Ballet-Sylphen!)

∴ In dem unlängſt erſchienenen eilften Jahrgange des vom Souffleur Wolff gegründeten und von A. Heinrich fortgeſetzten „Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt" befindet ſich ein Verzeichniß ſämmtlicher ſeit dem 1. Januar 1802 bis 31. Mai 1821 (dem Wiedereröffnungstage des neuen Schauſpielhauſes) auf den Berliner königlichen Theatern gegebenen neuen Stücke mit genauer Angabe ihrer Wiederholungen. Nach dieſer Ueberſicht wurden in jenem Zeitraume von neunzehn Jahren 450 neue Schauſpiele, 250 Opern und Ballets gegeben. Wenn man noch die Aufführungen einiger claſſiſchen Werke, deren erſte Vorſtellung ſchon vor dem Jahre 1802 ſtattgefunden hat, hinzurechnet, ſo zeigt ſich, daß Mozarts „Don Juan" am häufigſten, nämlich 256 Male, wiederholt worden iſt;

denn folgt die „Zauberflöte“ mit 230 Wiederholungen. Neben Mozart ſteht Schiller mit ſeiner „Jungfrau von Orleans“, welche 241 Wiederholungen erlebt hat.

∴ Der erſten Nummer des zweiten Jahrganges der Wochenſchrift „Journal français de Berlin“ iſt eine anziehende Chanſonnette (Manuſcript): „Aimez!“ von G. Meyerbeer beigefügt, welche den genialen Componiſten des „Robert le Diable“ nicht verkennen läßt, und den feinſten Geſchmack mit ſchöner Melodie und gewählter Harmonie verbindet. Die Singſtimme iſt dem Charakter des Gedichtes angemeſſen, mehr declamatoriſch gehalten, und die Piano-Begleitung leicht und graziös. Künftig ſoll auch eine Romanze von Madame Viardot-Garcia der Zeitſchrift beigefügt werden.

∴ Ganz Preußen verbraucht täglich 250,000 Scheffel Korn, was im Laufe eines ganzen Jahres 90 Millionen Scheffel ausmacht.

Braunſchweig. Unter dem Ocean von Anzeigen aller Art taucht in den Spalten der „Times“ eine „Proclamation des Herzogs Carl von Braunſchweig“ auf. Er warnt darin gegen den Ankauf ſeiner von der gegenwärtigen „revolutionären Regierung“ zu Braunſchweig zerſtückelten und veräußerten Domainen und bedroht etwanige Nichtbeachter dieſer Drohung mit der ganzen Macht ſeiner herzoglichen Rache. Schließlich erneuert der gute Herzog ſeinen jährlichen Proteſt wider die jetzigen Zuſtände der Dinge in ſeinem legitimen Herzogthume Braunſchweig. Dieſes höchſt gemüthliche Actenſtück iſt gegengezeichnet von J. W. Oddy, Secretär Sr. königl. Hoheit.

Conſtantinopel. Die Eheſtands-Bibliothek des Groß-Sultans hat ſich wieder um ein neues Bändchen vermehrt, das die Namen Mehemed Zia Eddin (Licht des Glaubens) erhalten hat.

Dresden. Der 24ſtündige peiniſche Dictator Tiſſowsky iſt alſo wieder in Freiheit. Man kann nicht umhin, den betheiligten zwei Regierungen, der öſterreichiſchen und der ſächſiſchen, für die in dieſer Angelegenheit bewieſene Großherzigkeit den herzlichſten Dank zu zollen. Der Dresdener Correſpondent der „Schleſiſchen Zeitung“ berichtet umſtändlich über dieſe Sache und macht die Geſchenke namhaft, welche von Seiten der öſterreichiſchen Regierung an die bei der Unterſuchung betheiligten ſächſiſchen Beamten vertheilt worden ſind. Wenn er aber daraus den Schluß ziehen zu müſſen glaubt, Tiſſowsky ſei nothwendig ein Verräther geworden, ſo müſſen wir dagegen ſehr proteſtiren, denn erſtens weiß Keiner von uns etwas Näheres über dieſe Unterſuchung und dann iſt es abſcheulich, einen Unglücklichen ohne Weiteres auch noch zu beſchimpfen. Was aber die Angabe deſſelben Correſpondenten betrifft: Alles (d. h. Jedermann) fordert die Veröffentlichung der Unterſuchung, ſo müſſen wir ihm ſagen, daß dieſe Behauptung frech und erlogen iſt, denn da bis jetzt noch keine politiſche Unterſuchung in Sachſen von Seiten der Regierung veröffentlicht wurde, und die Regierung auch geſetzlich dazu nicht verpflichtet iſt, ſo können höchſtens alle … Narren dergleichen in dieſem Falle fordern. Freilich bekümmert ſich die ſächſiſche Regierung um derlei alberne Schreiberei gerade ſo viel, als wenn ſie Herr Weitling geſchrieben hätte.

Frankfurt. Der Baron Anſelm von Rothſchild, Chef des Frankfurter Hauſes, hat bekanntlich von der Königin Iſabella II den Orden Iſabella's, der Katholiſchen, erhalten. Dieſer Orden wurde in Spanien für die Verherrlichung der Vertreibung der Mauren und Israeliten geſtiftet. Sonderbarer Wechſel der Dinge!

Hamburg. In der Bernhard'ſchen Buchhandlung hat unter dem Titel „Heitere Bühnenſpiele“ Herr W. A. Herrmann ſechs ſeiner nach dem Franzöſiſchen bearbeiteten Luſtſpiele herausgegeben. Vier darunter, „die Reiſe nach Spanien“, „der Vater der Debütantin“, „Alles durch die Frauen“, „Johanna und Hannchen“, ſind allgemein bekannt. Aber auch die beiden andern Kleinigkeiten, „Fiek“ und „eine Räubergeſchichte“, werden bei guter Darſtellung ihre Wirkung auf der Bühne nicht verfehlen.

Heidelberg. Das politiſche Blatt, deſſen Gründung unlängſt in Durlach beſchloſſen orden iſt, wird im Laufe der nächſten Monate unter dem Namen „Deutſche Zeitung“ rſcheinen. Den Verlag derſelben hat der hieſige Buchhändler A. Winter in Gemeinſchaft mit dem Buchhändler Reimer übernommen. Die ausgezeichnetſten Männer Deutſchlands – es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Aurelio Buddeus nicht dazu gehört – haben re Mitwirkung zugeſagt; mehrere Hauptredacteure von anerkanntem Rufe werden das anze leiten. Der bereits als Manuſcript gedruckte Proſpectus iſt vom Profeſſor Gervinus rfaßt. Ein gutes deutſches Journal iſt, ſeitdem die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ nter der Redaction des Herrn Guſtav Kolb zu einem ganz gewöhnlichen Klatſch- und ügenblatt herabgeſunken iſt, jetzt wirklich ein Bedürfniß geworden.

Kaſſel. Am 27. Januar hat der Capellmeiſter Louis Spohr ſein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert.

Königsberg. Eine Frau Thereſe Teſchner macht bekannt, daß ſie dem Wunſche vieler Gebildeten entgegenzukommen glaube, indem ſie einen Lehrcurſus im Putzmachen zu eröffnen beabſichtige. Schade, daß uns kein Programm mitgetheilt wird, nach welchem Syſtem ſie über Haubologie, Hutiſtik und Chemiſettenkunde lieſt.

∴ Die Geheimräthin Beſſel hat ſich entſchloſſen, dem Staate die Bibliothek und Inſtrumente ihres verſtorbenen Gemahls für die geringe Summe von 2000 Thalern zu überlaſſen. (Ein engliſcher Privatmann würde ihr dafür das Doppelte bezahlen.)

Kopenhagen. Der Militair-Kalender für 1847 giebt die Stärke des däniſchen Heeres auf 24,824 Mann an. Die Anzahl der Officiere beträgt 786, worunter ſich 23 Generale, 28 Oberſten und 21 Oberſtlieutenants befinden.

Leipzig. Der Beſitzer des Braunkohlenwerkes zu Pulgar, Herr Auguſt Helling in Leipzig, hat dem landwirthſchaftlichen Bezirks-Vereine der erſten Amtshauptmannſchaft des Leipziger Kreiſes 125,000 Stück Braunkohlenziegel zu unentgeldlicher Vertheilung unter die Hilfsbedürftigen des genannten Bezirks zur Verfügung geſtellt. (Wenn jeder unſerer reichen Leute ſo viel Mitleid mit fremder Noth hätte, dann ſtände es beſſer um unſere darbenden Mitbrüder!)

∴ Herr Profeſſor Biedermann wird nächſtens nach Dresden abreiſen, um daſelbſt ein großes Schauturnen zu veranſtalten. Es ſind bereits viele Wetten um Waldſchlößchen-Bier und Käſekeulchen daſelbſt gemacht worden, ob er den Dresdener Stadtturner und wirklichen Geheimen Turnrath Dr. Küchly niederturnen wird oder nicht. An der Spitze der Biedermänner ſteht der Advocat Blöde und an der Spitze der Küchlyaner der Advocat Mathäi. Das erſte Wettturnen wird über das Thema gehalten werden: „ob ein Dresdener Zopf größer iſt als ein Leipziger Maul?“ und das zweite: „welche Schulmeiſtergattung für das Wachsthum der Linſen erſprießlicher iſt, die glaſirte oder die unglaſirte?“ Dann folgt allgemeines Ballſpiel mit hochtönenden Worten, worin ſich auch die andern wirklichen Geheimen Turnräthe hervorthun werden, und den Schluß macht ein brillantes Feuerwerk von Raketen auf Stelzen, wohlriechenden Feuerrädern, Leipzig-Dresdener Eigenlob, und Schwärmern von künſtlich zuſammengeleimten Phraſen. Verewigt aber wird der große Tag durch einen Artikel, zuſammengeſetzt aus den zierlichſten und gewählteſten Gemeinplätzen, welche der „Leipziger Kinderfreund“ auftreiben kann, nach der Weiſe ſeines geiſtvollen Artikels über „Uriel Acoſta“ in Leipzig, den er ſelbſt weder verſtanden hat, noch jemals verſtehen wird. Glückliches Dresden! Herz, mein Herz, was begehrſt Du noch?

∴ Der große Herr Heinrich Laube, der noch immer nicht Dramaturg iſt, ſcheint ſich in neueſter Zeit des Hintertheils der guten „Leipziger Zeitung“ bemächtigt zu haben, und daher ſehen wir dem Trauerſpiele C. Gutzkow's, obſchon daſſelbe ſchon ein Mal lang und breit erwähnt worden war, nachträglich noch ein paar Federn ausrupfen. Auch der Souffleur des Herrn Schletter im „Leipziger Tageblatt“ fiel in dieſe Tonart ein. Es geſchieht Herrn Gutzkow ſchon recht; warum iſt er Dramaturg geworden?!

∴ Man lieſt in der „Theaterchronik“: Der ſogenannte Dr. Wehrend, auch Hilarius genannt, der berüchtigte literariſche Wegelagerer, befindet ſich jetzt in Trieſt, wo er, wie er wahrſcheinlich ſelbſt der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ (vom 19. Januar) berichtet hat, mit vielem Beifall humoriſtiſche Vorleſungen geben ſoll. Dieſe ſind jedoch nur Nebenſache — das Hauptgeſchäft iſt Pump und Schwindel. Faſt ſcheint es, als ſei Herr Wehrend auf dem Wege, den Rath eines Leipziger Blattes zu befolgen, welches ihn neulich auf die pontiniſchen Sümpfe, als die beſte Gelegenheit zum Auspumpen, aufmerkſam gemacht hat.

∴ Nach einem Berichte des „Herold“, über Ehrengerichte auf Univerſitäten, befinden ſich gegenwärtig unter den Studirenden in Heidelberg, einer Univerſität, wo das ärgſte Studentenleben herrſcht, über zweihundert entſchiedene Gegner des Duells. (Sehr vernünftig!)

∴ Die von Julius Koſſka herausgegebene „Theater-Locomotive“ hat ſeit Anfang dieſes Jahres zu erſcheinen aufgehört. Auch die J. J. Weber'ſche „illuſtrirte Theaterzeitung“ wird leider nicht fortgeſetzt. (Der bewußte Affe ſcheint alſo doch nicht gezogen zu haben. Jammerſchade!)

∴ Zu den Buchhändlern, die jede Charlatanerie, durch welche ſie ihr Ziel zu erreichen hoffen, für erlaubt halten, gehört auch der ſehr ehrenwerthe Sir Gottfried Baſſe, aus deſſen ewig gebärenden Preſſen alljährlich x Bücher mit lockendem Titel und anwiderndem Inhalte hervorgehen. Zu dieſen Büchern gehören auch die bei dem ſehr ehrenwerthen Sir erſchienenen „Erprobte Geheimniſſe, ergraute Haare dauerhaft und unvergänglich, blond, braun oder ſchwarz zu färben“, ein löſchpapierner Bogen, für den ſich der ſehr ehrenwerthe Sir Gottfried 15, ſage fünfzehn Neugroſchen bezahlen läßt, eine Unverſchämtheit, die ihm und ſeiner Firma zu nicht allzugroßer Ehre gereicht.

∴ Das neue Schauſpiel „Uriel Acoſta“ iſt nun auch auf unſerer Bühne erſchienen, hat hier aber, trotz der betäubenden Lobqualm-Säulen, die man ſchon vor der Aufführung dem Publicum ins Gehirn ſteigen ließ, bei Weitem weniger gefallen, als Manche — worunter natürlich auch Herr Gutzkow — erwartet haben. Man findet allgemein, daß das Stück fein angelegt, aber matt durchgeführt, und vor Allem viel zu gedehnt und für die große Maſſe etwas zu langweilig ſei. Die Aufführung war im Ganzen nur mittelmäßig und der Beifall ſehr dürftig.

∴ Bei der dritten Vorſtellung von C. Gutzkow's „Uriel Acoſta“ ſoll ein höchſt ufmerkſamer Zuſchauer vor lauter Genuß die Maulſperre bekommen haben.

∴ Die „Theaterchronik“ ſchreibt: In einigen kleinen ſächſiſchen Provinzialſtädten ab man, laut der uns vorliegenden Originalzettel, in den letzten Monaten folgende Stücke: „Er macht aufs Land“. „Die Schule der Verliebten, oder jeder Topf findet ſeinen Deckel“. „Minna von Barnhelm, oder der Major mit dem ſteifen Arm“. „Griſeldis der das Muſterbild der Frauen, oder die ſchauderöſe Schreckensprüfung“.

∴ Als allerneueſte Neuigkeit, die jeden unſerer Leſer mit mehr Freude als Stolz rfüllen wird, verdient erwähnt zu werden, daß Herr Marr . . . noch immer Ober- legiſſeur unſeres Stadttheaters iſt.

London. Die Fenſterſteuer hat nach officiellen Berichten in dem am 5. April 1841 ndigenden Jahre von 450,913 davon betroffenen Häuſern 1,774,638 Pfd. St. brutto nd 1,545,106 Pfd. St. netto eingetragen. — Die Netto-Erträge waren 1842 von 57,420 Häuſern 1,810,457, im Jahre 1843 von 446,108 Häuſern 1,726,278, im Jahre 844 von 447,383 Häuſern 1,699,809, im Jahre 1845 von 453,738 Häuſern 1,743,401 d. St.

∴ In den 86 Jahren von 1760 bis 1846 hat Großbritannien 24 Premier-Miniſter habt. Damals ſtand Sir William Pitt, jetzt ſteht Lord John Ruſſel an der Spitze r Verwaltung.

∴ Das älteſte Mitglied des Unterhauſes iſt jetzt Sir William Wynn. Er zählt Jahre und iſt ſeit 50 Jahren Parlamentsmitglied.

∴ Die Geſellſchaft zur Unterdrückung obſcöner Bücher hat im Laufe der erſten zehn onate des vorigen Jahres nicht weniger als 38,577 ſchlüpfrige Bilder, 1927 Bücher tinen Inhalts, 20 Bände gotteslaſterlicher Schriften und 30 Tabaksdoſen mit unſittlen Bildern aufkaufen laſſen.

∴ Unſere großartige Menagerie beſtand beim letzten Rechnungsabſchluß aus 902 nden Thieren, darunter 354 Säugethiere, 528 Vögel und 20 Reptilien. Eine der ſten Seltenheiten dieſer zoologiſchen Sammlung iſt ein prachtvoller Argusfaſan, der zum erſten Male lebend in Europa zu ſehen iſt.

∴ Die guten Engländer vergeſſen den Handel nicht. Wer auf St. Helena das e Grab Napoleons ſehen will, muß jetzt nach der Taxe des Gouverneurs 5 Francs hlen. Die Beſichtigung des Sterbehauſes koſtet 3 Francs. Freilich iſt ihnen der ndige Held theuer genug zu ſtehen gekommen; drum muß ihnen der todte jetzt die ſen bezahlen.

Magdeburg. Herr Feodor Wehl iſt alſo auch Dramaturg geworden. Und warum ? Aber was nennt er Dramaturg ſein? Bei und mit Schauſpielern und Schauerinnen herumlaufen, dieſelben in der „Magdeburger Zeitung“ „anerkennen“, das licum zu den Stücken ſeines Directors zuſammentrompeten, Herrn Laube und Conen in demſelben Blatte durch überſchwenglichen Qualm verherrlichen, mit großen, aber Lichte betrachtet, leeren Floskeln um ſich werfen, ſich für wichtig halten, ohne jemals r als ridicul geweſen zu ſein, und nun endlich für alles Das von einem Schauſpieltor vierten oder fünften Ranges einen kläglichen Gehalt erhaſchen. Das Wort amaturg“ ſoll jetzt allen Schaden heilen, ſoll jeden Fehler verkleiſtern, ſoll die deut„Kunſt“ Gott weiß wie heben, und den „Dramaturgen“ in den Augen der Leute ſtellen. Iſt es aber etwas Anderes, als daß ein Director nun ſeinen Lobhudler ntlich bezahlt, ſtatt früher heimlich, und kann ein vernünftiger Menſch glauben, eutſche Bühne werde durch dieſes neue Poſſenſpiel in Wahrheit gewinnen und nicht weit mehr in Confuſion gebracht werden? Früher dirigirten die Directoren ſelbſt, ſie verſtanden Etwas; jetzt verſtehen ſie oft ſo viel wie Nichts und ſtellen daher Regiſſeure und Dramaturgen an. Wenn der oberſte Leiter eines Inſtituts ſolche troſtloſe Zeichen ſeiner Impotenz von ſich giebt, wie ſoll da die „Kunſt“ gedeihen, und verderben nicht viele Köche gewöhnlich den Brei?

Mailand. Die Geſellſchaft, welche im Teatro Rè ſpielt, hat mit einer Ueberſetzung des „Chatterton“, von A. de Vigny, nicht das Glück gemacht, das ſie davon erwartet. Das Stück war ſehr ſorgfältig einſtudirt, nichtsdeſtoweniger blieb das Publicum kalt, wahrſcheinlich weil ihm die große Sentimentalität des Stoffes nicht zuſagte. Die Geſellſchaft beſchränkt ſich indeß nicht darauf, nur Ueberſetzungen zu geben: ſie führt mehrere Stücke des noch lebenden Schriftſtellers Bon, des treuen Nachfolgers Goldoni's, auf; ſie giebt die Schauſpiele von Battaglia, „Luiſa Strozzi“ und „die Familie Foscari“, und vernachläſſigt überhaupt nichts, was ſich in der neueren dramatiſchen italieniſchen Literatur bemerklich macht. Dazu gehört auch ein Stück von Geroni, „Caterina Roſa oder Mailand im Jahre 1630“, das ein lebendiges Bild der damaligen mailändiſchen Sitten giebt. Auch der „Fornaretto“, von dall' Ongaro, und der „Sampiero“ des Revere, ſind wieder auf die Bühne gekommen. Eine Nachahmung der franzöſiſchen „Frau aus dem Volke“, „la gente del popolo“, von Sabbatini, hat wenigſtens zum Theil durch die Lebendigkeit ſeiner Sprache und durch die gute Tendenz des Stückes gefallen. Ein Paar geſchichtliche Stücke dieſes Verfaſſers, „Bianca Capello“ und „Aleſſandro Taſſoni“, werden gegenwärtig einſtudirt. Ein hiſtoriſches, verſificirtes Drama, „Vittore Piſani“, von einem jungen, noch unbekannten Verfaſſer, iſt, trotz der ſchönen Verſification, durchgefallen. Die bedeutendſte Neuigkeit iſt unſtreitig der „Marcheſe di Bedmar“, von Revere, auf den man, nach dem glücklichen Erfolge des „Sampiero“, ſehr geſpannt war. Die Erwartungen, welche man, bei dem Talente des Verfaſſers, davon gehegt, ſind vollkommen erfüllt worden; das Stück hat großen Beifall erhalten und wird häufig geſpielt. Eine Nachahmung von Schillers „Don Carlos“, von einem Herrn Carmon, iſt gänzlich verunglückt, und die Italiener haben den Verſuch ſelbſt für ein „Sacrilegio“ gegen den großen Dichter erklärt. (Spen. Zeit.)

München. Der „Rheiniſche Beobachter“ erzählt, daß in Baiern gegenwärtig viel von einer Teufelsbeſchwörung die Rede ſei. Schenkbrüder, die in einem Dorfe bei Maiſach zuſammenſaßen und kein Geld mehr hatten, beſchworen den Teufel mit ſeinem Gelde und er erſchien wirklich. Sie vergaßen vor Schreck, den Teufel zurückzubannen, und ſeitdem ſitzt er fortwährend in der Schenke, und man kommt weit her, um ſcheuen Blicks durch die Fenſter zu blicken, um den Teufel zu ſehen!

Oporto. Die hieſige Junta hat den ſattſam bekannten Dom Miguel, den ein engliſches Unterhausmitglied vor mehreren Jahren den „zweibeinigen Tiger“ genannt, zum König von Portugal ausgerufen. (Schlechter Geſchmack, das!)

Paris. In der Thronrede, womit Louis Philipp die Kammer-Sitzungen eröffnet hat, lautet der Paſſus, welcher ſich auf die Einverleibung Krakau's bezieht, ganz harmlos: »Die Republik Krakau, ein unabhängiger und neutraler Staat, iſt dem Kaiſerthume Oeſterreich einverleibt worden. Ich habe gegen dieſe Verletzung der Verträge proteſtirt.«

∴ Louis Philipp hat die Gründung eines zweiten botaniſchen Gartens im weſtlichen Theile des Gartens der Pairskammer im Palaſt Luxembourg genehmigt. Spötter meinen, eine Menagerie wäre hier weit mehr an ihrem Platze geweſen.

∴ Der „Corſaire-Satan“ ſchreibt: In der ſpaniſchen Heirathsfrage, die England ſo übel genommen, hat Frankreich der Königin Schach geboten. In der Krakauer Angelegenheit hat Rußland mit einem „Schach dem König“ geantwortet. Jetzt Thürme und Springer in Bewegung! O nein, man wird nur Kronbauern ziehen und die Läufer (fous) des „Journal des Débats“, die viel ſchlechte Phraſen und weiter nichts machen werden. Wer aber wird matt werden? Herr Molé!

∴ Der Herzog von Montpenſier ſoll nun wirklich zum Vice-König von Algerien erhoben werden.

∴ Der Graf von Sallaberry, welcher unter der Reſtauration eine ſo große Rolle geſpielt, iſt geſtorben.

∴ Der Aſtronom Leverrier hat für ſeine Entdeckung des nach ihm benannten neuen Planeten den Stanislaus-Orden zweiter Claſſe erhalten.

∴ Ein engliſcher Kritiker ſchildert den literariſchen Charakter Alexander Dumas' kurz und bündig mit folgenden Worten: »Er iſt ein Mann, der überall geweſen, der Alles und Jedes, was darüber geſchrieben worden, geleſen hat und der, wenn auch keine Encyclopädie ſelbſt verfaßt, doch wenigſtens alle, die zuſammengetragen worden ſind, gewiſſenhaft geplündert hat.«

∴ Die Proteſtation der franzöſiſchen Demokratie an die europäiſche — zuerſt im „National“ erſchienen — iſt aus der Feder des Abbé de Lamennais. Der berühmte

Verfaſſer der „Worte des Gläubigen" ſchreibt mit dem alten Feuer an einer neuen Flugſchrift, die nächſtens bei Pagnerre erſcheinen wird unter dem Titel „die Könige eröffnen eine neue Revolution".

∴ Mademoiſelle Marie Taglioni hat ſich entſchloſſen, die Bühne für immer zu verlaſſen. (Zeit wär's!)

∴ Vor Kurzem ſind 35 franzöſiſche Muſiker, welche der Bei von Tunis hier für ſeine Capelle engagirt hat, nach der Hauptſtadt dieſes Raubſtaates abgegangen. Sämmtliche Herren ſind auf zehn Jahre engagirt.

Peſth. Am 13. Januar iſt der Erzherzog Palatin in Ofen geſtorben.

Rom. Seit dem 1. Januar ſind mehrere Uhren auf die ſogenannte franzöſiſche Art geſtellt: Mittags zwölf Uhr als feſter Punkt. Nach und nach ſollen alle Thurm-Uhren ſich nach dieſer Zeitrechnung richten, eine Verbeſſerung, welche Anfangs vielen Römern unbequem vorkommen, aber für das Allgemeine von Nutzen ſein wird.

∴ Papſt Pius IX hat die ſkandalöſe Sitte des Pantoffelkuſſes abgeſchafft und läßt ſich dafür blos die Hand küſſen.

Stuttgart. Der Abgeordnete Duvernoy hat in der zweiten Kammer den Antrag geſtellt, „die Staatsregierung zu bitten, eine beruhigende Erklärung über die Angelegenheiten der Preſſe noch auf dem gegenwärtigen Landtage abgeben zu wollen, indem die Kammer der Abgeordneten die Verfaſſungsmäßigkeit der Cenſur nicht anzuerkennen vermöge". (Wir wünſchen und hoffen, daß dies Geſuch nicht blos Geſuch bleiben möge!)

Wien. Sämmtlicher Verlag von Hoffmann und Campe iſt in Oeſterreich nur darum verboten worden, weil dieſe Firma fortfährt, die Schriften des Herrn Franz Schuſelka zu verlegen.

∴ Einem on dit zu Folge wird ſich Fanny Elsler mit einem franzöſiſchen Maruis S., nicht aber (wie jüngſt der „Nürnberger Correſpondent" gemeldet) mit einem iesigen Fleiſchhauer Th. vermählen. (Es giebt Fleiſchhauer, die weit achtenswerther ind, als manche Grafen und Marquis.)

∴ Unſere gute Kaiſerſtadt hat jetzt ein ſechſtes Schauſpielhaus, ein ſogenanntes Kaſperl-Theater", erhalten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die ſpaniſche Prinzeſſin Iſabelle hatte, als ihr Gemahl im Jahre 1601 den afen von Oſtende belagerte, das ſonderbare Gelübde gethan, ihre Wäſche nicht eher zu chſeln, bis dieſer Platz ſich übergeben habe. Da nun die Belagerung vom 12. Juni 1601 zum 22. September 1604 währte, nahm das Hemde der guten Prinzeſſin eine Farbe , die, zur Erinnerung an ihr Gelübde, den Namen Iſabell-Farbe erhielt.

— Der Knecht Ruprecht oder Rupert, das Schreckbild unartiger Kinder, ſtammt den Zeiten Eduards III. her, der im vierzehnten Jahrhundert über England geherrſcht . Dieſem Ruprecht liegt die Geſchichte eines furchtbaren Räubers zu Grunde, der ter dem Namen Robertsman oder Robin-Hood halb England in Angſt und Schrecken ſetzt haben ſoll.

— Den Prieſtern der griechiſchen Kirche, den ſogenannten Popen, iſt die Ehe erbt, aber nur ein Mal im Leben; doch dürfen ſie nur eine Jungfrau, niemals aber Wittwe heirathen.

Treffer und Nieten.

• Ein Ausrufer in einem baierſchen Städtchen ſchrie neulich ſehr laut und vernlich: »Der Befehl iſt aufgegangen, daß tolle Hunde da ſind. Wer Einen hat, muß anbinden; wer ihn nicht anbindet, wird todtgeſchlagen.« (Schöner Styl das!)

• Ein Irländer ſchrieb ſeiner Geliebten, um ſie zu fragen, ob ſie ſeine Liebe eren wolle oder nicht. »Lieben Sie mich nicht,« — ſo ſchloß der Brief dieſes iriſchen arra — »ſo ſchicken Sie dieſe Zeilen uneröffnet an mich zurück.«

Bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in Berlin (Schloſsfreiheit Nr. 8) iſt ſoeben ganz neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krieg den Schelmen
und
Betrügern
oder
geheime Geſchichte der Pariſer Börſe und der franzöſiſchen Eiſenbahnen von Satan, dem Verfaſſer der Broſchüre „Rothſchild I., König der Juden“.

Aus dem Franzöſiſchen nebſt einem Vorworte

über Agiotage und Börsen-Manövers in Deutschland.

Preis 5 Sgr.

Die Börſen-Agiotage hat auch unter uns vielen der redlichſten und fleißigſten Bürger die empfindlichſten Verluſte zugefügt, und es iſt endlich Zeit, daß ein ſo ſchamloſes und verderbliches Treiben in kleinen Volksſchriften umfaſſend und gründlich beleuchtet werde. Die vorliegende Schrift geht tiefer auf die franzöſiſchen Verhältniſſe ein, und das Vorwort, von einem Sachverſtändigen geſchrieben, der ſeit länger als einem Viertel-Jahrhundert die Hazardſpiele der europäiſchen Börſen aufmerkſam beobachtet, zeigt in wenigen aber trefflichen Zügen, welche große Nachtheile auch unſerm deutſchen Vaterlande daraus erwachſen ſind. Man ſpricht und ſchreibt ſo viel über die in ganz Europa mit ſtarken und unaufhaltſamen Schritten zunehmende allgemeine Verarmung und überſieht dabei die nächſte und vornehmſte Quelle des modernen Pauperismus. Möge daher dieſer kleine Beitrag, den man mit großem Intereſſe leſen wird, dazu dienen, die öffentliche Meinung hierüber immer mehr aufzuklären und die erwachſende allgemeine Entrüſtung zu verſtärken; dann wird auch das geſetzliche Verbot aller finanziellen Coaliſationen und Machinationen — ſo angeſehen und hochgeſtellt auch ihre Haupturheber ſein mögen — zum allgemeinen Glück für das Volk in allen deutſchen Staaten bald ausgeſprochen und mit unerbittlicher eiſerner Strenge gehandhabt werden.

In **J. B. Müllers Verlags-Buchhandlung** in Stuttgart iſt erſchienen:

Bernhard, Dr. Jul., **der kleine Buffon.** Pragmatiſche Naturgeſchichte für das Volk und die reifere Jugend. Vollſtändig in fünf Bändchen mit zahlreichen Kupfern. I. Bändchen: Säugethiere. II. Vögel. III. Amphibien, Reptilien, Fiſche. — Preis des 1. und 2. Bändchens mit ſchwarzen Kupfern, je 24 Sgr. — mit colorirten Kupfern je 1 Thlr. Preis des dritten Bändchens ſchwarz 18 Sgr., colorirt 21 Sgr.

Die Kritik nennt dieſe Naturgeſchichte eine der ausgezeichnetſten und lehrreichſten, weil ſie zwiſchen den ſogenannten Kinder-Naturgeſchichten à la Raff, den nur fragmentariſchen und ſkizzenhaften Leitfaden und den großen wiſſenſchaftlichen Werken die richtige, für die Selbſtbelehrung zweckmäßigſte Mitte hält. Sie empfiehlt ſich daher beſonders Eltern als höchſt nützliches Feſtgeſchenk. Die beiden letzten Bändchen erſcheinen bis zum Herbſte 1847.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№ 1228. Leipzig, 12. Februar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Briefe an meinen langen Vetter*).

Von E. M. Oettinger.

Zehnter Brief.

Mein ſehr langer und lieber Vetter.

Das geiſtreiche Stillſchweigen, das Du ſeit längerer Zeit beobachtet
haſt, hat meinem Herzen äußerſt wohlgethan und mir die Genugthuung
erſchafft, daß Du in Folge der guten Lehren, die ich Dir ertheilt habe,
enigſtens eine Deiner unzählig vielen Philiſter-Tugenden in den Scat
gelegt haſt. Früher geruhteſt Du, faſt allwöchentlich zu ſchreiben; jetzt,
ein gelehriger Vetter, ſchreibſt Du mir höchſtens vier Mal im Jahre,
und eben darin erkenne ich, daß Du Dich auf dem Wege der Beſſerung
Deines eigenen Ichs befindeſt, denn nur eingefleiſchte Philiſter finden
inen unbeſchreiblichen Genuß in einem ununterbrochenen Briefwechſel;
er vernünftige Mann, wozu natürlich auch der Gentleman gehört, ſucht
der Gelegenheit zum Briefſchreiben vorſichtig aus dem Wege zu gehen,
enn allzulebhaft ſteht vor ſeinem Geiſte die Maxime des klugen Schweden-
nzlers Axel Oxenſtierna, der ſeinem Sohne, als er auf Reiſen ging,
e einfache, aber höchſt vernünftige Lehre gab: »Schreibe keine
riefe, mein Sohn!« Niemand, guter Michel, hat die Weisheit
eſer Sentenz ſo ſehr beherzigt, als Vergniaud. (Sollteſt Du in Deiner
igenſchaft als incarnirter Philiſter nicht wiſſen, wer dieſer Mann ge-
eſen iſt, ſo ſchlage das erſte beſte Converſationslexikon — alſo nicht das
rockhaus'ſche — auf). Beſagter Vergniaud, von allen Seiten mit Brie-
n beſtürmt, ließ ſich niemals im Leben zu der Gemeinheit einer Antwort
rab und erklärte ein Mal in den Zeitungen: »**Messieurs, je n'écris
mais des lettres.**« Auch ich, mein Freund, haſſe nichts ſo ſehr als
auerkrauteſſen und Briefſchreiben, denn Eines wie das Andere iſt das

---

*) Die Briefe werden jetzt wieder fortgeſetzt. E. M. O.

untrüglichſte Merkmal, woran man den Philiſter — und vor allen andern den deutſchen Philiſter — erkennt.

In Deinem letzten Briefe erzählſt Du mir, daß Du in neuerer Zeit, in Folge gewiſſer Colliſionen, die nur Dir und mir bekannt ſind, von einer Fluth anonymer Briefe überſchwemmt wirſt, deren unverſchämter Inhalt Dich in Verzweiflung bringt. Du biſt empört, ſagſt Du, und man hört es jedem Deiner Worte an, wie es die Fäuſte ballt und mit den Zähnen knirſcht. Auch dies, Vetter, mußt Du Dir, wenn Du Anſpruch auf den Charakter eines Gentleman machen willſt, um jeden Preis abgewöhnen, denn der erſte Paragraph des Sitten-Codex eines wahren Gentleman lautet: »Aergere Dich nicht!« Es mag geſchehen, was da wolle, der Mann von feinem Tone darf ſich niemals ſo weit vergeſſen, ſich aus ſeiner Gemüthsruhe herausſchnellen zu laſſen; denn nur ein Philiſter hat das Recht, über jede Kleinigkeit empört zu ſein und wie ein unvernünftiges Thier in ſpießbürgerliche Wuth zu gerathen. Der Gentleman weiß, daß Zorn und Wuth die abgeſchmackteſten aller menſchlichen Leidenſchaften ſind.

Wie alſo, um Alles iſt der Welt, kannſt Du noch ſo ſehr Philiſter ſein, Dir den Inhalt anonymer Briefe zu Herzen zu nehmen und darüber aus dem Pergament zu fahren? Du ſagſt, Du wüßteſt, wer dieſe namenloſen Strolche ſind, die aus dem ſichern Verſteck der Anonymität ihre kothbefleckten Pfeile auf Dich abſchießen. Du kennſt ſie und fragſt mich, ob Du Gemeinheit mit Gemeinheit vergelten und ihnen antworten ſollſt. Denke an den weiſen Rath des alten Schweden und laſſe keinem dieſer Käuze die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen. Leute, die ſich vor ſich ſelbſt ſo tief erniedrigen, in anonymen Briefen ihre Galle, ihren Geifer, ihren knabenhafte Wuth auszuröcheln, ſind harmloſe Philiſter, welche Furcht vor Prügeln haben, denn wären ſie nicht feig, beſäßen dieſe „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher“ nur einen Fingerhut voll Muth, ſo würden ſie mit ihrem Zorne offen hervortreten und ſich nicht ſcheuen, ſich mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Wenn man Dir anonyme Briefe ſchreibt, ſo denke an einen gewiſſen Gotthold Ephraim Leſſing. Als er einſt die Handſchrift eines anonymen Briefſtellers erkannte, ließ er ſich herab, ihm die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen zu laſſen. Sein Brief, der auf alle Schreiben dieſer Art paßt, lautete:

> »Ihr namenloſer Wiſch liegt in dieſem Augenblicke vor mir; bald aber liegt er hinter mir.«

Es gab eine Zeit, in der auch ich die Zielſcheibe einer Maſſe anonymer Wuth geweſen war. Es gab eine Zeit, wo faſt jeder Tag mir einen namenloſen Brief gebracht hat. Aber keine von all' dieſen Stylübungen, wie drohend ſie auch immer geweſen, waren im Stande, meinen Gleichmuth und die Achtung vor mir ſelbſt aus der Faſſung zu bringen.

Als ich in meiner Jugend noch genug Philiſter war, mich mit Theaterrecenſionen zu beſchäftigen — eine Thorheit, die mich noch jetzt, nach fünfzehn Jahren, tief erröthen macht — gewährte es mir ein ganz beſonderes Vergnügen, einen Hiſtrionen, deſſen Naſe mir nicht gefiel, tagtäglich durch die Hechel zu ziehen. Dem armen Teufel riß die Geduld. Philiſter, wie er war, fing er ſich darüber zu ärgern an. Eines Tages,

ls er mich nicht zu Hauſe wußte, heftete er an die Thür meiner Woh-
ung ein Stück Papier, auf dem eine nackte Schmeichelei, das einzige
Wort „Pavian" ſtand. Ich fand den Pavian und lachte. Zwei Tage
päter begrüßte mich an meiner Thür — ſchwarz auf weiß — ein „coloſſaler
ſel" und acht Tage darauf ein „ungeheures Rindvieh". Philiſter wä-
en darüber empört geweſen; Dein Vetter aber war es nicht. — Statt
nich zu ärgern, ſchrieb ich ihm ein äußerſt freundliches Billet folgenden
nhalts:

„Die drei Viſitenkarten, die Sie, überaus geehrter Herr, zu drei verſchiedenen Malen an meiner Thür zurückzulaſſen die Güte gehabt haben, legen mir die dringende Verpflichtung auf, Ihnen endlich, wenn auch nur ſchriftlich, einen Gegenbeſuch abzuſtatten mit der freundlichen Bitte, Ihre mir überaus werthen Beſuche, wo möglich, noch häufiger zu wiederholen, um mir Gelegenheit zu verſchaffen, Sie, als den Roscius unſerer Zeit, in ſeiner ganzen Vielſeitigkeit kennen und bewundern zu lernen. Bis dahin habe ich das Vergnügen zu ſein

Ihr
rückſichtsloſer Verehrer u. ſ. w."

Die einfache und ganz natürliche Folge davon war, daß jener Mime
ich ſeitdem mit ſeinen vierfüßigen Beſuchen in Ruhe ließ.

Behalte Dir vor Allem noch Eins! Da, wo der Philiſter grob zu
erden pflegt, darf ein Gentleman, wenn er ſich nichts vergeben will,
chſtens nur ironiſch werden. Die erſte Tugend des Mannes von ſei-
m Ton iſt Ironie. Ironie iſt Grobheit in durchbrochenen Strümpfen
d patchoulyduftenden Glacéhandſchuhen. Ironie iſt die Maienblüthe
r Malice, wie Malice ihrerſeits die Crême des Witzes iſt. Merke
ir, um das Weſen der Ironie zu verſtehen und die Macht dieſer ſokra-
chen Tugend zu begreifen, den klaren, einfachen Satz:

Ein Dummkopf, den Du zu einem Genie erhebſt, wird ſich durch
es unverdiente Lob tauſend Mal tiefer verletzt fühlen, als ein Genie,
s Du zu einem Schwachkopf zu erniedrigen verſuchſt.

Die göttliche Ironie, die aus dem flachen Faſelhanſe einen tiefen
enker, aus dem abgefeimten Schurken einen ausgezeichneten Biedermann
cht, iſt eine Aqua Toffana, in der jeder Tropfen von heillos ver-
htender Wirkung iſt. Jenes fabelhafte Neſſus-Gewand, durch das
ſchwaches Weib, Dejanira, den roheſten aller Götter, Herkules, in
uth und Verzeiflung verſetzt hat, war nichts Anderes als … Ironie!

Alſo lerne vor Allem ironiſch ſein. Gleichwie ein blindes Huhn
s der Mitte eines Miſthaufens zufällig auch ein Mal ein Körnchen
fzufinden vermag, ſo kann auch der größte Dummkopf ein Mal einen
ten Einfall haben und ſogar witzig werden; aber zu der Maladetta-
be der Ironie kann ſich nur ein Mann von guter Bildung und feinem
ne — mit einem Wort: der Gentleman, erheben. Was aber haſt Du
thun, um Dir dieſe Tugend, ich möchte ſagen, dieſen Parfum des
ltmanns anzueignen? Geh', wie der heilige Kirchenvater Auguſtin,
abendlich mit einem Luſtſpiele des Ariſtophanes zu Bette und lies
en Morgen, beim Erwachen, ein paar Briefe des engliſchen Sokrates,

des unerforſchlichen Junius, dann wirſt Du nach und nach die ſchwierigſte aller Künſte erlernen:

Andere zu ärgern, ohne ſich ſelbſt mitzuärgern.

Dann, Vetter, wird ſich Dein empfindlicher Leichnam allmälig mit einem dreifachen Panzer unverbrennbarer Asbeſthaut, mit einem undurchdringlichen Rhinocerosfell umgürten, an dem die heitern Schneebällchen philiſterhafter Wuth ſo machtlos abprallen werden, wie ohnmächtige Regentropfen an den ſteinernen Hüften der Pyramiden von Gizeh.

Bis dahin bleibe ich, ohne Ironie, meines langen Telemachs

kurzer Mentor

E. M. D.

Fourier und der Communismus.

Da ſeit einiger Zeit das gefürchtete Geſpenſt des Communismus in mancherlei Geſtalten ſich wieder zu zeigen beginnt, ſo dürfte es vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein, die erſten Spuren deſſelben zu verfolgen und ſich namentlich über die Perſönlichkeit des Mannes zu unterrichten, der ſich ſelbſt den „Erfinder der Societäts-Theorie“ nennt.

Charles Fourier wurde in Beſançon am 7. April 1768 (nach Andern 1772) geboren. Er gab, wie viele bedeutende Männer, ſchon in ſeiner frühen Jugend Beweiſe eines ungewöhnlichen Talentes und zeichnete ſich namentlich durch ſeine Vorliebe für das Studium der Geographie aus. Dieſe Neigung ſtand aber in grellem Widerſpruch mit den Anſichten ſeines Vaters, eines ehrlichen Tuchhändlers in Beſançon, der ihn in ſein Geſchäft nahm, ihn aber bald ganz unbrauchbar zu demſelben fand, da er, mit Hintanſetzung aller Regeln der kaufmänniſchen Klugheit, die Kunden zu tief in die Geheimniſſe des Handels blicken ließ. Verſuche, den jungen Fourier in andern Handlungen in Rouen und Marſeille zu beſchäftigen, hatten eben ſo wenig Erfolg.

Am 25. Frimaire des Jahres XII. (17. December 1804) erſchien in dem „Bulletin“ von Lyon ein kurzer, aber durch die Neuheit der Idee und eine ſehr gewählte Sprache ſich auszeichnender Artikel: „du triumvirat continental et de la paix perpétuelle sous trente ans“, worin Europa der Eintritt einer großen Kataſtrophe vorausgeſagt, und als das europäiſche Triumvirat die Mächte Frankreich, Oeſterreich und Rußland bezeichnet wurden, unter denen, namentlich aber zwiſchen Rußland und Frankreich, der Kampf ausbrechen dürfte. Der Artikel machte Aufſehen, die Sache kam zu den Ohren Napoleons, und Herr Dubois, der damalige Polizei-Chef von Lyon, erhielt den Befehl, über den Verfaſſer nähere Erkundigungen einzuziehen. Der Drucker der Zeitung, der ſpäter als Schriftſteller ſo bekannt gewordene Ballanche, ſagte indeß aus, daß der Verfaſſer jenes Artikels ein Kaufmannsdiener ſei, der ſich durchaus nicht um Politik bekümmere, und ſo blieb Fourier ungeſtört in ſeinem Comptoir.

Das bedeutendſte Werk Fouriers iſt die „théorie des quatre mouvements“, die im Jahre 1808 erſchien und in der er ſein ganzes Syſtem entwickelte, das er aber nicht unter ſeinem wahren Namen, ſondern nur mit ſeinem Vornamen, Charles, herausgab. - Es erregte Anfangs wenig Aufmerkſamkeit, und die Wenigen, welche es laſen und ſtudirten, glaubten darin nur die Träumereien eines überſpannten jungen Mannes zu ſehen. Vierzehn Jahre dauerte es, ehe Fourier mit ſeinem zweiten Werke, „traité de l'association domestique agricole“, 2 Bde. 8. (1822), hervortrat, wozu er namentlich durch den geringen Erfolg veranlaßt wurde, den die Beſtrebungen der Saint-Simoniſten hatten. Seine ſpäteren Werke: „le nouveau monde industriel et sociétaire“ (1829), „la fausse industrie“ (1835), machten ein größeres Aufſehen als die frühern, und als in den Jahren 1832 — 1834 die neue Lehre Fouriers durch beſondere Zeitſchriften, das „Phalanſtère“ und die „Phalange“, eine größere Verbreitung erhielt, wurde man auf das Syſtem allgemein aufmerkſam. Der plötzliche Tod Fouriers am 10. October 1837 ſteigerte dieſe Aufmerkſamkeit auf den Mann von Talent und Geiſt, und wenn gleich das „Phalanſtère“ (deſſen Herausgeber eine Dame, Madame Vigoureux, und Herr Baudet-Dulary waren) aus Mangel an Theilnahme bald einging, ſo blieb doch Fourier nicht ohne Nachfolger, unter denen ſich namentlich Herr Victor Conſidérant, ein junger, in der polytechniſchen Schule zu Paris ausgebildeter Ingenieur, auszeichnete, der in Metz öffentliche Vorleſungen über Fouriers Syſtem hielt. Conſidérants Werk „de la destinée sociale“ (Paris 1837 und 1838, 2 Bde. 8.) iſt eine Darſtellung dieſes Syſtems, die wohl eine genauere Berückſichtigung verdiente, als ſie bisher gefunden zu haben ſcheint. Eine zweite Dame, Madame Gatti de Gamond, hat zu derſelben Zeit (1838) eine eigene Schrift über Fourier und ſein Syſtem herausgegeben *).

Fouriers Anſichten floſſen aus einem edlen Gemüthe, nicht aus dem Beſtreben, nur etwas Neues und Auffallendes an das Licht zu bringen: ſeine Ideen wären indeß nicht die erſten, die, unter andern Händen, als denen des Erſten, aus deſſen Kopf ſie hervorgegangen, eine durchaus veränderte Geſtalt angenommen und ganz verſchiedenen, weniger reinen und menſchenfreundlichen, zum Aushängeſchild gedient hätten.

Literariſcher Nihilismus.

Von Franz Dorn.

Die nach allen Seiten hin lobhudelnden Leipziger Berichte des großen Mannes in der Einbildung, gegen den Niebuhr und Schiller einfältige Kümmeltürken ſind, haben in der kurzen Zeit ſchon herrliche Früchte getragen. Man erinnert ſich, in vielen Blättern allerlei auffallende Anpreiſungen einer bei Theodor Thomas in Leipzig erſchienenen Brochüre, „Pius IX. und ſeine Reformen im Kirchenſtaate“, geleſen zu haben; ja es wurden ſogar von einigen Anpreiſern Andeutungen und Winke gegeben, welche den Autor dieſes Schriftchens an der Tiber und in den eingeweihteſten Kreiſen leben ließen. Dieſes herrliche Manöver iſt denn

---

*) Fouriers geſammelte Werke ſind ſpäter, in den Jahren 1841 – 1845, in ſechs Bänden erſchienen.

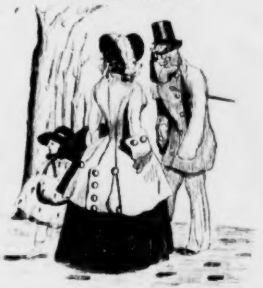
auch in der Art gelungen, daß ſelbſt unbefangene Blätter, auch der „Charivari", jene Andeutungen unbedenklich weiter verbreitet hatten. Nun den Leuten endlich das beſprochene Machwerk vor die Augen gekommen iſt, hat ſich ergeben, daß daſſelbe nichts weiter als eine mittelmäßige Compilation von Zeitungsnachrichten mit einer geſchmackloſen Sauce äußerſt nüchterner Raiſonnements enthält, daß aber nicht der entfernteſte Grund daraus entgegentritt, vermöge deſſen es auf beſondere Aufmerkſamkeit Anſpruch machen könnte. Und ſetzt ſtellt ſich ſogar noch heraus, daß der Verfaſſer kein Anderer iſt, als Herr Dr. Haltaus, Lehrer an der hieſigen Thomasſchule. Das hatte noch gefehlt, um das Maaß des Lächerlichen voll zu machen! Wenn man ſich aber ausgelacht hat, dann iſt es Pflicht, den auswärtigen Blättern, und in dieſem Falle beſonders dem „Nürnberger Correſpondenten", anheim zu geben, ob ſie glauben, dem Anſehen der deutſchen Preſſe zu nützen, wenn ſie geſtatten, die unbedeutendſten Producte aufgeblaſener Nihiliſten als ſtaatsmänniſche Orakelſprüche auszupoſaunen? — Wir wollen in Zukunft aufmerkſamer auf dieſes Treiben, beſonders aber auf das der Leipziger Correſpondenten ſein.

Hört, hört!

Die „Elberfelder Zeitung" brachte neulich die erfreuliche Nachricht, daß in New-York über 500 Millionen Scheffel Getreide zur Ausfuhr bereit liegen. Nimmt man ſtatt „über 500 Millionen" auch nur ſchlechthin 500 Millionen preußiſche Scheffel und ſchüttet dies Getreide auf einen Haufen, ſo erhält man eine vierſeitige Pyramide, 1386 Fuß lang, 1386 Fuß breit und 1386 Fuß hoch. (Die ägyptiſchen Stein-Pyramiden ſind nur 400 Fuß hoch.) Erbaut man zur Unterbringung dieſes Getreides einen Speicher von 6 Etagen Höhe und 50 Fuß Tiefe, und macht die Schüttung in jeder Etage 3 Fuß hoch (das Maximum einer gleichmäßigen Belaſtung für gewöhnliche Magazine), ſo muß ein ſolches Gebäude einſchließlich der Treppe ꝛc. mindeſtens 4 geographiſche Meilen lang ſein. Zur Verſendung dieſes Getreides ſind 166,666 Schiffe erforderlich, jedes 100 Laſt oder 200 Tonnen = 4000 Centner tragend. Wird der preußiſche Scheffel mit 2 Thaler bezahlt, ſo ſind dazu circa 400,000 Centner Silber von der Feinheit des preußiſchen Courants erforderlich. Dies macht circa 66,666 preußiſche Cubikfuß Silber. In preußiſchen Thalern bezahlt und dieſelbe auf die hohe Kante aneinander gerollt, nach Weiſe der Fünfzig-Thaler-Tüten, giebt dies eine Geld-Tüte von 465 Meilen Länge. — Glückliches New-York, glücklicher Correſpondent der „Elberfelder Zeitung"! Was wollt Ihr mit dieſem Gelde machen? Seid großmüthig gegen mich, der ich Euch dieſen Euren Reichthum nachweiſe, und gebt mir zum Beweiſe Eurer Erkenntlichkeit nur eine einzige kleine, lumpige Viertelmeile von Eurer ungeheuren Geld-Tüte.

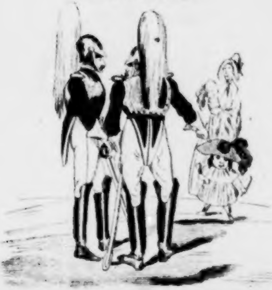
(Spen. Zeitung.)

Eine Wintermode.



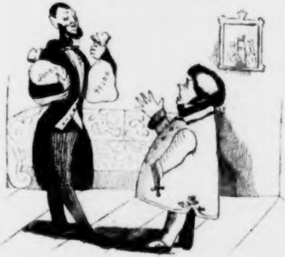
Die Geſtalt mit dem Federhute iſt kein Mann.

Militaria.



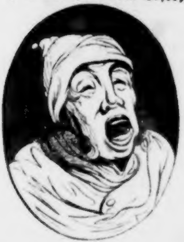
Hier, Alter, ſiebſt Du Deinen Capitain, Dein Commandant liegt noch in den Windeln und Dein Obriſt kommt erſt in vierzehn Tagen zur Welt.

Frage und Antwort.



Der Kleine. Was halten Sie von Ihrer Frau?
Der Große (ſchmunzelnd). Sehen Sie das nicht?

Ein europamüder Leſer,



der ſich ſehr zu guſtavkühnen ſcheint.

Zapfenſtreich.

Baſel. Der Schriftſteller Karl Heinzen hat ſich entſchloſſen, über Frankreich und
gland nach Nordamerika auszuwandern. (Glückliche Reiſe!)

Bautzen. Früher hieß es von unſerer guten Stadt: „Hunde nach Bautzen führen“.
t ſagt man dafür: „Veilchen nach Bautzen überpflanzen“.

Berlin. Die Ernennung Alexander von Humboldts zum Ritter des ſchwarzen
ar-Ordens iſt in einem eigends zu dieſem Zweck abgehaltenen Ordens-Capitel geſchehen.
∴ Der König hat dem berühmten Sir David Brewſter in Edinburgh die Friedens-
e des Ordens pour le mérite für Wiſſenſchaft und Kunſt verliehen.
∴ Auch am diesjährigen Krönungsfeſt hat die Huld des Königs auf die Häupter
er loyalen Unterthanen einen Platzregen von rothen Adler-Orden aller Claſſen, mit
ohne Schleife, mit und ohne Eichenlaub, herabfallen laſſen und zwar: 8 Sterne zum
en Adler-Orden zweiter Claſſe mit Eichenlaub, 20 rothe Adler-Orden zweiter Claſſe
und 3 ohne Eichenlaub; 65 rothe Adler-Orden dritter Claſſe mit und 13 ohne Schleife.
er Letztern befinden ſich die beiden Aſtronomen Leverrier in Paris und Mädler in
pat, Dr. Hermann in Kiel und Dr. von Tſchudi in Sanct Gallen;; 192, ſage
ndertzweiundneunzig rothe Adler-Orden vierter Claſſe (worunter die Schriftſteller
t, Herausgeber des „Janus“, Auguſt Kopiſch, Verfaſſer des Liedes „Als Noah aus
Kaſten kam“); ferner 19 Johanniter-Orden und 105 allgemeine Ehrenzeichen.
∴ Der König von Preußen will auf Humboldts hochgelehrtes Werk „Kosmos“
Denkmünze prägen laſſen, eine zartſinnige Auszeichnung, durch die der Monarch nicht
den großen Gelehrten, ſondern auch ſich ſelbſt auszeichnet.
∴ Nach unſerm „Staats-Handbuche“ haben wir zwanzig Miniſter und zwar:
on Rochow, 2) Fürſt zu Wittgenſtein, 3) von Boyen, 4) Mühler, 5) Rother,
ichhorn, 7) von Thiele, 8) von Savigny, 9) Freiherr von Canitz, 10) von
lſchwingh, 11) Graf zu Stolberg, 12) Graf von Arnim, 13) Flottwell, 14) Uhden,
von Kamptz, 16) Graf von Alvensleben, 17) von Düesberg, 18) Freiherr von
ber, 19) von Schön, 20) von Ladenberg. Außer dem Miniſter des Auswärtigen,
r 24,000 Thaler bekommt, erhält jeder 12,000 Thaler jährlichen Gehalt, was zu-
en 252,000 Thaler macht.
∴ Auch hier hat die Erhebung des Legationsrathes Dr. Alfred Reumont in
delſtand nicht wenig Aufſehen erregt. Der Grund hierzu iſt einfach der: Herr
ont hat ſeine Abſtammung von einem alten Burgunder-Hauſe nachgewieſen und
önig hat, aus Achtung für den Burgunder, die Geburtsrechte des Herrn Reumont
ich anerkannt.
∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ ſchreibt: »Das hieſige Bäckergewerk gab nach vorher-
ener Ermittelung in einer ſeiner jüngſten Verſammlungen das beruhigende Votum
aß bis zum Frühjahr für Berlin keine Hungersnoth zu befürchten ſei.« (Alſo nur
m Frühjahr! Was aber dann?)
∴ Nach einem erſt kürzlich hier erſchienenen Werke von Liecow, „das wohlthätige
“, hat unſere Stadt zur Unterſtützung der Armen alljährlich über ein Capital von
Millionen Thalern oder, richtiger geſagt, über die Zinſen dieſes Capitals zu verfügen.
dennoch iſt Berlin ſo reich an Armen?!)
Unſere Stadtvoigtei beherbergte unlängſt 552 Criminalgefangene, eine Zahl, die
lin noch nicht dageweſen iſt.
Die Erbitterung gegen Herrn von Küſtner wegen der Erhöhung der Theater-
iſt noch immer im Zunehmen und dürfte, mehr als alles Andere, die Veranlaſſung
em Sturze werden. Ein eingeſandter Artikel in den Zeitungen ſchlägt folgendes
und in der That höchſt probate Mittel vor: »Wozu denn ſo viel Redens über die
gen Theaterpreiſe. Die ſind ja einfach zu beſeitigen. Es gehe, ſobald bei einer
lung doppelte Preiſe angeſetzt ſind, Niemand hin; die Intendanz mag durch
ets für Zuſchauer ſorgen. Man wird bald ſehen, wie's ihr gefällt.«
Am Donnerstag kam Herr Freitag hier an, blieb am Sonnabend hier und reiſte
nntag wieder ab. In der folgenden Woche kam Herr Freitag am Sonnabend
, blieb am Sonntage hier und reiſte am Montag wieder ab. Es war aber nicht
ns Freitag, ſondern ein Breslauer, der in eigenen Stück-Annahme-Angelegen-

heiten bei den in- und auswärtigen Theatern herumſchwänzelte. Er hatte Empfehlungen von dem großen Lasker an den großen Cohnfeld, und nahm Empfehlungen zurück von dem großen Cohnfeld an den großen Lasker. Probatum est. Und nun den Kugelſegen!

∴ Auf der Hofbühne iſt ein lyriſches Drama von dem däniſchen Dichter Henrick Hertz, „König René's Tochter", in Scene gegangen und nicht theilnahmlos aufgenommen worden. (Das Stück iſt gedruckt bei Lorck in Leipzig zu haben.)

∴ Das „Jahrbuch des königſtädtiſchen Theaters" enthält unter Anderm eine Polka-Tragödie: „Leonore oder Nante als Todtengräber".

Bologna. Der neue Cardinal Amat, welcher vom Papſte außerordentliche Vollmachten erhalten hat, bewilligt uns eine Art von Preßfreiheit; unſere Blätter, und vor Allen der „Felſineo", erörtern die politiſchen Fragen unſerer Zeit auf eine eben ſo freiſinnige als nationale Weiſe. (Es lebe Pius IX.)

Braunſchweig. Der bekannte Componiſt Alexander Fesca hat aus der bei Theodor Thomas in reizender Ausſtattung erſchienenen dritten Auflage von Oettingers „Buch der Liebe" das 51ſte Lied: „Ich wollt', ich wär' ein Vogel", und das 64ſte Lied: „Liebe, ſüße, traute Laute", in Muſik geſetzt. Beide Lieder, als Opus 59 im Verlage von Meyer junior erſchienen, haben, im Kunſtclubb vom Tenoriſten Schmetzer vorgetragen, ſo ſehr gefallen, daß ſie nun in Aller Munde ſind*).

Cöln. Vor dem Polizeigericht in St. Goar iſt der neunjährige Knabe einer blutarmen Wittwe, weil er im vergangenen Herbſt auf fremdem Felde eine, ſage eine Rübe ausgezogen und zur Stillung ſeines Hungers ſofort verzehrt hatte, zu einer Strafe von acht Silbergroſchen verurtheilt worden, ſo daß das blutarme Weib nun für dieſe einzige Rübe, mit Einſchluß der Prozeßkoſten, 19, ſage neunzehn Silbergroſchen zu bezahlen hat. (Ein Hoch der gerechten Gerechtigkeit!)

Conſtantinopel. Das alte Stambul wird, ſeit der Einführung des neuen Reglements, Nachts von mehr als fünfzigtauſend Laternen erleuchtet.

Danzig. Im „Dampfboot" befand ſich neulich folgende beſcheidene Anfrage: »Da ich ſeit einiger Zeit unpäßlich bin und meine Vorgeſetzten mich nicht curiren laſſen, ſo frage ich bei der Danziger Rathsuhr beſcheiden an, wie viel es wohl jetzt an der Zeit ſein mag. Die Dirſchauer Rathsuhr.« (Gut gebrummt!)

Darmſtadt. Bei Leske iſt von Alexander Weill eine „Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs" erſchienen.

Dublin. Am 14. v. M. ſtarb in Galway ein armer Mann an den Folgen des Hungers und der Kälte. Die Todtenſchau-Geſchwornen erklärten, daß wenn der Premier-Miniſter Lord J. Ruſſell und Sir Randolph Routh beſſer ihre Schuldigkeit gethan hätten, ſolche Schreckniſſe nicht vorgekommen wären; ſie fanden daher Lord J. Ruſſell und Sir R. Routh des vorſätzlichen Mordes ſchuldig. Der Vormann ließ aber dieſes Verdict nicht gelten.

Frankfurt. Der rühmlich bekannte Hiſtorienmaler Veit hat vom König von Preußen den rothen Adler-Orden dritter Claſſe erhalten.

Halle. Am 25. v. M. iſt hier der Bibliothekar Dr. Förſtemann, auch als Geſchichtsſchreiber nicht unbekannt, nach kurzer Krankheit geſtorben.

Heidelberg. In Folge einer tiefen Kränkung des Geheimen Raths Mittermaier durch den Profeſſor Morſtadt, in einem hieſigen Blatt, hat der berühmte Veteran der Heidelberger Univerſität um ſeine Entlaſſung gebeten.

Karlsruhe. Die „Karlsruher Zeitung" wird aus dem Verlage des Herrn Macklot in den der Cotta'ſchen Buchhandlung übergeben, und Herr Giehne, der frühere Redacteur der „Oberdeutſchen Zeitung", die Leitung derſelben übernehmen(?). Andere erzählen, Herr Giehne werde in die Stelle des Herrn Guſtav Kolb eintreten und die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" erhalten, ein Tauſch, bei dem dies geſunkene Blatt nur gewinnen könnte.

∴ Die „Karlsruher Zeitung", unter der Leitung des Dr. W. Weick, hat ſeit dem neuen Jahre durch die Verwandlung ihres bisherigen Feuilleton in ein beſonderes, vier Mal wöchentlich erſcheinendes Unterhaltungsblatt einen nicht unwillkommenen Zuwachs

---

*) Alles Uebrige habe ich aus „angeborener Beſcheidenheit" aus der Mittheilung meines braunſchweiger Correſpondenten geſtrichen. C. M. O.

ten. Dieſe belletriſtiſche Beilage führt den Namen „der Geſellſchafter“ und erſucht
ſer, ſie jâ nicht mit dem Berliner „Geſellſchafter“ des alten und jungen Herrn
 zu verwechſeln. Die Redaction des hieſigen „Geſellſchafters“ befindet ſich in der
 des vortheilhaft bekannten Dichters Auguſt Schnezler.

Kaſſel. Der Kurprinz-Mitregent hat den Hof-Capellmeiſter Dr. Ludwig Spohr
General-Muſikdirector ernannt.

Königsberg. Die für unſere Sternwarte angekaufte Bibliothek des verewigten
tors derſelben, Geh. Regierungs-Rath und Profeſſor Beſſel, beſteht aus 666 wich-
 zum Theil werthvollen und ſeltenen Werken und 1731 Bänden und enthält für
nomie 244, Mathematik 144, Mechanik 60, Phyſik, Chemie u. ſ. w. 79, Natur-
hte 15, Geographie u. ſ. w. 20, Literaturgeſchichte 26, an akademiſchen Schriften 32,
rmiſchten 16 Nummern, außerdem aus einer Anzahl von Diſſertationen, Abhand-
, Himmelskarten, Landkarten und Plänen.
. Unſere freie evangeliſche Gemeinde hat das bisherige Gehalt des Predigers Rupp
00 jetzt freiwillig auf 1000 Thaler erhöht. (Recht ſo!)

Kopenhagen. Unſer Civil- und Polizeigericht hat Herrn Stroehm, den frühern
teur des „Fädreland“, wegen angeblichen Verſuchs, Mißvergnügen zu erregen, in
eldſtrafe von 300 Thalern und zu dreijähriger Cenſur verurtheilt. (Herr Stroehm
 ſich mit uns deutſchen Journaliſten. Wir Arme ſuchen kein Mißvergnügen zu
n und ſind trotzdem — wie es ſcheint — zu ewiger Cenſurſtrafe verurtheilt.)

Leipzig. Unſer „Kinderfreund“ erzählt ein höchſt anmuthiges Hiſtörchen, deſſen
in Prager Israelit, der Vater des Schwelch- und Kehrt-Dichters Moritz Hartmann,
ll. Als mitwirkende Perſonen dieſes kleinen Dramas werden eine Dienſtmagd, ihr
ter und eine genäſchige Katze und als verhängnißvolle Requiſiten eine über dem
hängende Ampel, eine darauf befindliche Zuchtruthe und ein durch Pulver vergifteter
nnapf bezeichnet. Der Geliebte der Magd gab ihr ein Gift und rieth ihr, daſſelbe
 Suppe zu thun, um die ganze Familie in Schlaf verſinken zu laſſen. Beweis,
 Gedichte des Herrn Moritz Hartmann in ſeiner Vaterſtadt noch wenig bekannt
onſt würde der ſchändliche Böſewicht ſtatt des Schlafpulvers ein paar Verſe aus
 und Schwert“ eingebrockt und damit ganz daſſelbe Ziel erreicht haben. Das Wunder-
bei dieſem ganzen Hiſtörchen iſt der Umſtand, daß wir daraus erfahren, daß der
 Hartmann, der ſich bei uns bis jetzt als Katholik gerirt hat, der Sohn eines
rn, aber höchſt orthodoxen Juden iſt, eine Entdeckung, die Keinem ſo unangenehm
rd, als dem pſeudokatholiſchen, huſſito-czechiſchen Barden.

Unſere Literatur, die wenigſtens das Gute hat, daß ſie ſich das Beſte aus frem-
raturen angeeignet, wird in Kurzem durch ein neues Werk, das ihr bis jetzt ge-
 hat, bereichert werden. Wir meinen eine höchſt gelungene Ueberſetzung der be-
n „Juniusbriefe“ aus der haarſcharfen Feder Arnold Ruge's, der ſich durch dieſe
ung ein Verdienſt erwirbt, für das ihm Jeder, der den Werth jener Briefe zu beur-
verſteht, Dank wiſſen wird. Man denke dabei an Gentz. Weit entfernt, dieſen
als ein Muſterbild politiſcher Schriftſtellerei aufzuſtellen, gedenken wir ſeiner nur
, weil dieſe Juniusbriefe ſeine tagtägliche Lecture geweſen ſind, von welchen er
et hat, daß er dem Studium derſelben die Macht ſeiner Feder zu danken gehabt hat.

Die „Staatsbürgerzeitung“ enthält folgende Verſe:

„Habe Bülau's ruſſiſche Allgemeine
Und den Bayard geleſen, den edlen Ritter,
Und dem Volksblatt mit „goldenem Schnitte“
Freudigen Herzens „entgegengezittert“;
Hab' den Verfaſſungsfreund gekoſtet
Und den Philippiſchen Ameiſen-Sprit,
Aber es hat von den Wackern allen
Keins mir wie's Dresdener Tagblatt gefallen.“

ztere Blatt hat ſeinen geſunden Sinn ſogar bis zu dem Punkte ausgedehnt,
üchig gewordenen Polenhaß des Herrn Heinrich Wuttke in Schutz zu nehmen
 über den grünen Klee zu loben.)

In den „alten und neuen Volksliedern“ befindet ſich ein Gedicht, „der luſtige
. Der erſte Vers dieſes Liedes lautet:

„Ein Heller und ein Batzen,
Die waren allzwei mein,
Der Heller ward zu Waſſer,
Der Batzen ward zu Wein.“

∴ Ein mediziniſches Journal warnt das ſchöne Geſchlecht vor dem Gebrauche des Patchouly, indem es blaß mache und heftige Nervenzufälle herbeiführe (?). Das Arom des Patchouly ſtammt von Plectranthus graveolens her, die in Indien und auf der Inſel Bourbon wächſt und getrocknet nach Frankreich kommt. Das daraus gewonnene ätheriſche Oel iſt flüſſiger als das der Citrone und von gelbgrünlicher Farbe. Dem Moſchus entgegengeſetzt, verbreitet Patchouly mehr Geruch, wenn man es an einem feuchten Orte vertheilt. (Ob es blaß oder roth macht, es bleibt jedenfalls der feinſte Odeur!)

∴ Der gemüthliche „Dorfbarbier“ erzählt: Das Königreich Sachſen iſt in den letzten dreißig Jahren, was die Volkszahl anlangt, gerade um das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin oder um das Herzogthum Altenburg größer geworden. Bis jetzt iſt es noch immer gegangen, aber man denke an die Zukunft! Die ſeit 1815 hinzugekommenen 500,000 Menſchen pflanzen ſich doch auch wieder fort (natürlich!); ich glaube, in fünfzig Jahren muß man ſtehend ſchlafen, weil vor lauter Menſchheit kein Platz zum Niederlegen ſein wird. Binnen jetzt und fünfundzwanzig Jahren müſſen alſo in der Weltgeſchichte große Dinge geſchehen, weil ſonſt nicht abzuſehen iſt, wo die unzählige Menſchheit hin ſoll. (Dafür, lieber Dorfbarbier, hat ja Chriſtoph Columbus das gute Amerika entdeckt!)

∴ Nummer 24 der „Leipziger Zeitung“ berichtet aus Stuttgart: »Siebente Sitzung der Kammer der Abgeordneten. Die Galerien ſind wiederum mit Menſchen angefüllt. (Mit Menſchen?! Als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtehe, daß die Tribunen nicht mit vierfüßigen Zuhörern angefüllt ſind!)

∴ Die „Signale“ ſagen, in Wien ſei es jetzt modern, keine Concerte zu beſuchen. Ein Wiener Blatt bemerkt dagegen, in Leipzig gehöre es jetzt zum guten Tone, ſelten oder nie das Theater zu beſuchen. (Schlägſt Du meinen Juden, meint die gute Kaiſerſtadt, ſchlag' ich Deinen Juden!)

London. Der „Standard“ berichtet: Das ruſſiſche Cabinet erblicke in der Verſchmelzung Krakau's mit Oeſterreichs keine Verletzung, ſondern, gerade umgekehrt, eine Befeſtigung des Wiener Vertrages. (Auch gut!)

∴ Bekanntlich hat England einen Hoſenband- und Schottland einen Diſtel-Orden. Letzterer iſt nicht etwa für Eſel, ſondern für große Männer geſchaffen. Durch den Tod des Marquis von Ailſa iſt einer dieſer Diſtel-Orden wieder erledigt worden. Als Erben deſſelben nennt man den Earl of Stair.

∴ Die Weber-Innung, die älteſte der hier beſtehenden (ihr Freibrief iſt vom König Heinrich II., dem Vater von Richard Löwenherz, ausgeſtellt), hat neulich, unter dem Vorſitze des Alderman Wilſon, dem Premier-Miniſter Lord John Ruſſel ein glänzendes Feſtmahl gegeben.

∴ Der neueſte Band der von der Shakeſpeare-Society herausgegebenen Schriften enthält acht Novellen, die von engliſchen dramatiſchen Dichtern aus der Zeit der Königin Eliſabeth zu Stoffen zu ihren Schauſpielen benutzt worden, und die, abgeſehen von ihrem genauen Zuſammenhange mit Shakeſpeare und den übrigen alten Dramatikern, an und für ſich ſchon ſehr unterhaltend ſind. Dieſe Novellen, welche von Barnabas Riche im Jahre 1581 in London herausgegeben worden, haben ſich gegenwärtig ſehr ſelten gemacht.

∴ Herr Makay erwähnt in ſeinen Memoiren der großen Verbreitung von ſogenannten Traumbüchern durch ganz England. Zwei Bücher, ſchreibt er, genießen bei uns einer außerordentlichen Popularität und haben innerhalb fünfzig Jahren in London allein über fünfzig Auflagen erlebt, ohne Mancheſter, Edinburgh, Glasgow und Berlin zu rechnen. Das eine iſt der „Mutter Brigitta Traumbuch und Schickſalsorakel“, das andere „der Norwood-Zigeuner“. Man behauptet, daß dieſe Bücher, zu 1 bis 6 Pence, im ganzen Lande jährlich in einer Anzahl von 11,000 Exemplaren verkauft werden. Da ſage doch Niemand, „daß bei der Literatur nichts herauskommt“.

∴ Von dem bekannten Parlaments-Mitgliede Benjamin d'Iſraeli befindet ſich ein neuer dreibändiger Roman, „Tancred“, unter der Preſſe.

Luzern. Unſer überaus liebenswürdiger Canton hat nun auch die Zeitungs-Cenſur eingeführt. Die Zeitungen dürfen von der Poſt nicht eher ausgegeben werden, bis die hochlöbliche Polizeidirection ſie huldreichſt unterſucht hat, was oft einen halben Tag dauert. (Recht niedlich!)

Magdeburg. Der von der hieſigen Theaterdirection unter dem Titel eines s. v. Dramaturgen angeſtellte Lobhudler Feodor Wehl hat gleich im Anfange ſeiner „Carriere“ den bündigſten Beweis erhalten, welches Anſehen er bei dem hieſigen Publicum genießt. Ungeachtet ſeiner oftmaligen, geſpreizten, hochtrabenden Anpreiſungen der Laube'ſchen „Karlsſchüler“, ungeachtet der mit ſeiner Unterſchrift verſehenen effectvollen Stelzenparaden in der „Magdeburger Zeitung“, iſt das Haus bei der Aufführung beſagten achten

derwerks dennoch nicht nur ziemlich leer geweſen, ſondern es wurde auch während
Stückes gehörig gegähnt. Herr Wehl iſt darüber ſehr ungehalten und hat ſich
weit verſtiegen, in der Zeitung ſeinem Unmuthe freien Lauf zu laſſen, worüber ſich
freilich die böſe Welt luſtig macht. Hoffentlich wird Herr Wehl nun bald aus ſei-
Irrthum herauskommen und einſehen, daß Lobhudel Lobhudel iſt, es mag nun
Lobhudler Recenſent, Ober-Regiſſeur, oder s. v. Dramaturg heißen. (Das iſt das
des Schönen auf der Erde!)

Mainz. In Commiſſion der Faber'ſchen Buchhandlung iſt eine kleine, nicht un-
reſſante Brochüre: „Die Kunſt des Schlittſchuhlaufens als Zweig der Turnkunſt betrach-
.ſ.w.", von Carl G.... erſchienen.

Marſeille. Ein hieſiges Blatt nennt die Violinſpielerin Milanollo einen „kleinen
rteur aus der Legion der himmliſchen Heerſchaaren".

Meiningen. Wenn man auch achſelzuckend zugeben möchte, daß es einem drama-
n Autor, wie Herrn Heinrich Laube, nicht ſehr verargt werden kann, wenn er ſich
inen neueſten Stücken an Männer klammert, welche dem Volke theuer ſind, wenn
chatten herauf beſchwört, die als Heilige in unſerm Andenken leben, in Anbetracht,
dieſes Verfahren das einzige Mittel iſt, um einem talentloſen Autor Beifall zu ver-
en, und wenn man alſo darüber wegſehen möchte, wenn ein Schiller, ein Gellert
nzt auf den Brettern erſcheinen müſſen, ſo kann man doch nicht ſchweigen, wenn
Herr Doctor, nicht zufrieden mit dieſem momentanen Erfolge, auch noch zu Neben-
lchen greift, deren ſich jeder Schriftſteller, welcher ſelbſt an ſeinen wahren Werth
t, ſcheuen würde. Der hochbetagten, hier lebenden Schweſter Schillers iſt ein Exemplar
Manuſcripts (!) der „Karlsſchüler" zugeſchickt, und die alte gute Frau ebenfalls
Beifall provocirt worden. O das zartfühlende Mitglied des „jungen Deutſchlands"!
die gutmüthige alte Frau war gerührt und hat gerührt gedankt. Welch' ein Triumph
den Doctor Laube! Und in alle Welt wird es ausgeſaunt, das große Ereigniß!
der Schande! Vor zwölf Jahren ließ ſich der Couliſſenheld Kunſt von dem damals
lebenden Appellationsrathe von Schiller in Cöln, ein Sohn des Dichters, ein ſchrift-
Zeugniß ausſtellen, „daß er die und die Rollen in Schiller'ſchen Stücken ganz
eiſte ſeines Vaters ſpiele". Der kleine Sohn des großen Mannes gab wirklich
Zeugniß, und Herr Kunſt colportirte damit in den Journalen herum. Dieſer un-
ge Scandal wurde ſeiner Zeit wahrhaft verſpottet und gezüchtigt — und jetzt, in
n Tagen, ſchämt ſich Herr Heinrich Laube nicht, jenes unwürdige Poſſenſpiel neu
legen. Pfui und noch ein Mal Pfui!

Moskau. Der ruſſiſche Dichter Jaſykow iſt hier im 40ſten Lebensjahre geſtorben.

München. Vor Kurzem iſt hier der bekannte Glasmaler Frank, ein Nürnberger,
ahre alt, aus dem Kreiſe der Lebenden geſchieden.
r. Der Hofcapellmeiſter Franz Lachner iſt von der Brüſſeler Academie zum aus-
gen Mitglied für die Claſſe der ſchönen Künſte ernannt worden.

Neapel. Unſere allergetreueſte Stadt hat jetzt 80,000 Lazaroni, welche alle in
en gehüllt ſind. Ein ſpeculativer Kopf hatte die Abſicht, dieſe Lumpen an ſich zu
n und eine Papierfabrik anzulegen. Die Behörde ſoll jedoch die Conceſſion ver-
rt haben, weil Papier durch Druck noch viel gefährlicher ſei als Lumpen. Der
lant will jedoch proteſtiren und nachweiſen, daß Eins ſo gefährlich werden könne
s Andere, es käme nur auf die Behandlung an.

Nürnberg. Seit einigen Tagen iſt unſere Polizei mit dem Auffinden von Schnupf-
doſen beſchäftigt, auf welchen Münchener Ereigniſſe dargeſtellt ſein ſollen, die, in
er Zeit vielfach in allen Kreiſen beſprochen, die ehemalige ſpaniſche Tänzerin Lola
z zum Mittelpunct haben. Es iſt dies hier ein eigener Brauch mit dieſen Doſen-
nſtrationen. Wenn irgend etwas Außergewöhnliches vorfällt, ſo bemächtigt ſich
eine unſerer vielen Doſen-Fabriken des Stoffes und läßt denſelben abbilden, um
uf Doſendeckel zu übertragen. (Bravo!)

Paris. Der Seeminiſter hat den Befehl erlaſſen, am Bord der Kriegsſchiffe
e-Bibliotheken anlegen zu laſſen.
. Einer unſerer berühmteſten Kanzelredner, der Abbé Lacordaire, hat vom Papſt
IX., als Anerkennung, ein ſilbernes Kreuz erhalten.
. Dem. Jenny Lind iſt für das hieſige italieniſche Theater auf zehn Vorſtellungen
rt, welche am 25. Februar beginnen ſollen.

∴ Das Gymnaſe-Theater hat ein neues zweiactiges Luſtſpiel, „Maître Jean ou la comédie à la cour", gegeben, das am Hofe von Weimar ſpielt und in welchem Göthe und ſein Gretchen!!! die Hauptperſonen ſind. Der Verfaſſer dieſes beifällig aufgenommenen Stücks iſt Herr Scribe.

∴ Michel Beers „Struenſee" ſoll, mit Meyerbeers Muſik, auf Alexander Dumas' neuem Theater gegeben werden. Die Eröffnung dieſes letzteren wird nur durch die Baumeiſter verzögert, die mit ihren Arbeiten noch im Rückſtande ſind. Man behauptet, daß Meyerbeer ſelbſt zur Aufführung jenes Stückes hierher kommen werde.

∴ Das königliche Muſeum hat ein Gemälde von Lantara erworben, von dem es bis jetzt noch kein Bild beſaß.

∴ Man beabſichtigt, von den Freibillets in unſern Theatern eine Steuer für die Armen zu erheben.

Petersburg. Schon wieder iſt eine der ruſſiſchen Großfürſtinnen unter die Soldaten gegangen. Katharina Michaelowna iſt vom Kaiſer zum Chef des Serpuchow'ſchen Uhlanen-Regiments ernannt worden. (Gratuliren dem weiblichen Uhlanenchef!)

Peſth. Nach den ungariſchen Geſetzen wird gleich nach dem Ableben des Palatins dieſe Würde vom Tavernicus ſo lange übernommen, bis ein Locumtenens ernannt iſt. Nach ſechs Monaten muß von Seiten des Königs zur Beſetzung der Palatinal-Würde ein Reichstag einberufen werden. Unterläßt der König dieſe Einberufung, ſo hat der Judex curiae des Reichs das Recht, einen Reichstag zuſammen zu rufen, um zur Ernennung eines Palatins zu ſchreiten. — Gleich nach dem Tode des jetzigen Palatin hat Graf Keglevich die Präſidentenſtelle fortgeſetzt bis zu dem Tage, an dem der Erzherzog Stephan zur Palatinal-Würde ernannt worden iſt.

∴ Im Monat Juni wird der ungariſche Reichstag in Preßburg zur Wahl eines neuen Palatins zuſammentreten. Von Seiten des Königs ſollen hierzu der Erzherzog Stephan, Sohn des verſtorbenen Palatins, Erzherzog Leopold, Sohn des Erzherzogs Rainer, und der proteſtantiſche Graf Teleky in Vorſchlag gebracht werden. Viele glauben, daß Letzterer über beide Erzherzoge den Sieg davontragen werde.

∴ Die Leiche des letzten Palatins iſt in einen Sarg gelegt worden, auf deſſen Deckel eine ſilberne Platte eingeſchraubt iſt mit der gravirten Inſchrift: »Josephus Antonius Joannes Archidux Austriae Regni Hungariae per semisaeculum Palatinus Locumtenensque Regius. Natus 9. Martii 1776. Mortuus 13. Januarii 1847.«

∴ Der Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus Pyrker, läßt tagtäglich tauſend Armen Speiſe und Trank verabreichen. Derlei Züge verdienen allgemein bekannt zu werden.

Stuttgart. Friedrich Kückens Oper „der Prätendent" wird jetzt zur Aufführung vorbereitet. Die Titelpartie hat Herr Piſcheck erhalten.

Venedig. Am 14. v. M. ſtarb hier der Director des Berliniſchen Gymnaſiums zum grauen Kloſter, Profeſſor A. F. Ribbeck, der ſich in unſere Lagunenſtadt zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit geflüchtet hatte. Für den großen Kreis ſeiner Freunde wird Ribbecks Tod eine deſto fühlbarere Lücke ſein, als ſein ſtets ungetrübter Humor und ſein geiſtreicher harmloſer Scherz ſeine Umgebung ſo oft erheitert und wohlthuend zerſtreut hat.

Verſailles. Die Gräfin von Ségur, geborene d'Agueſſeau, Urenkelin des letzten Kanzlers und Mutter des Pairs von Frankreich, des Grafen von Ségur, iſt geſtorben. Auch der Schloß-Bibliothekar Valéry iſt mit Tode abgegangen.

Wien. Meyerbeer iſt noch immer die Tagesparole. Die Geduld des Publicums wird hart auf die Probe geſetzt durch dieſe unaufhörlichen Proben des „Feldlagers in Schleſien", welches vor einem Monat noch immer nicht zu erwarten iſt und nach einem Monat ſicherlich auch noch nicht gegeben ſein wird. Meyerbeer geht hier zwiſchen lauter Triumphbögen herum: jeder Cirkel ſtreitet ſich um ihn. Nächſtens wird eine Denkmünze ausgegeben werden, welche ſeine hieſigen Verehrer auf ſeine Anweſenheit in dem Atelier des Graveurs Reſeck verfertigen laſſen. Von hier geht er nach Paris.

∴ Einer unſerer übergeſchnappten Lind-Enthuſiaſten nennt die Sängerin Jenny Lind den „weiblichen Rattenfänger von Hameln". (Iſt das nicht außerordentlich rührend?)

∴ Aus der vom Ritter von Franck mit bewundernswürdiger Tactloſigkeit redigirten „Wiener Zeitſchrift" erfährt die Leſewelt, daß einer ſeiner Mitarbeiter — ein Herr Ignaz Lewinsky — nebenbei (ſiehe Seite 1045) auch ein Menſch iſt. (Was der Tauſend! Das haben wir bisher nicht gewußt!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Herzog Heinrich von Guiſe richtete einſt an Heinrich III. die denkwürdigen orte: »Sire, Sie ſind der König eines großen Volks, das nie etwas Anderes zu fürch- braucht, als den Einſturz des Himmels!«

— Simon Frazer, Lord Lovat, der als letzter Anhänger des Prinzen Eduard ſeine hänglichkeit für das Haus Stuart mit dem Leben bezahlen mußte, war nebenbei ein nderling, der manchmal acht bis zehn und am Tage ſeiner Hinrichtung, am 20. April 47 (Lovat war damals achtzig Jahre alt), ſogar elf Beinkleider trug.

Treffer und Nieten.

* Friedrich der Große ließ dem ſeligen Murſinna auf deſſen ehrfurchtsvolle Ueber- hung ſeines Buches „über Frauenzimmerkrankheiten" mittelſt allerhöchſten Re- ts vom 4. Juli 1786 folgende lakoniſche Antwort zugeben: »Er ſoll lieber ſuchen die ris zu curiren, denn darum iſt er Regiments-Feldſcheer.«

* Ein Berliner Blatt bringt folgende römiſche Witze: Als die Reformen zögerten, hte man das ſatyriſche Wort in Umlauf: sei bello, sei buono, sei Pio nono, stai*). Der Papſt antwortet: facendo (ich wirke). — Eine andere Frage lautet: tai, che fai? (Maſtai, was thuſt Du?) und die Antwort: aspetti, vedrai. (warte, Du wirſt es ſehen.) — Dem Cardinal Lambruschini hatte man ein Exemplar des eſtie-Decrets zugeſchickt, adreſſirt an: Gregor XVI. in der Hölle, mit der Bitte, cht bald abzugeben.

Fürſtenworte.

Wie die Geſchichte uns Ausſprüche von den meiſten berühmten Männern der Vorzeit wahrt hat, die oft in wenigen Worten deren ganze Eigenthümlichkeit im Denken Thun bezeichnen, ſo beſitzen wir auch jetzt ſchon kurze, gelegentlich ausgeſprochene e vieler noch lebender Potentaten, welche gleichſam die Mottos zu ihrem Handeln en. Wir ſtellen hier einige dieſer Mottos zuſammen: Friedrich Wilhelm IV.: »Ich eine geſinnungsvolle Oppoſition.« Erzherzog Johann: »Kein Preußen, kein Oeſter- ein einiges, freies Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!« Prinz Johann: »Vertrauen Vertrauen.« König Ludwig von Baiern: »Ich möchte nicht abſoluter Herrſcher Louis Philipp: »Die Charte wird fortan eine Wahrheit ſein.« Kaiſer Nikolaus: ablik oder Deſpotie!« Papſt Pius IX.: »Warum ſollte ich keine Conſtitution ge- wüßte ich, daß mein Volk dadurch glücklich wird.«

An einen anonymen Briefſchreiber.

Das verlohnte ſich auch, den delphiſchen Gott zu befragen,
  Daß er mir ſage genau, wer der Anonymus ſei!
Wie am Gemälde der Maler und wie am Waſchfaß der Böttcher,
  So wird am Schnabel und Schweif jeglicher Vogel erkannt.

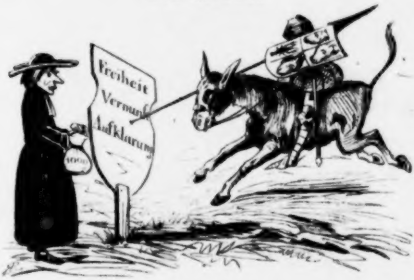
An den Redacteur des „Charivari".

uf die in Nummer 227 Ihres Blattes enthaltene, mich betreffende ptung diene zur Nachricht, daß ich nicht Correſpondent der „Mann- Abendzeitung" bin und daher, wenigſtens in dieſer Beziehung, von brauchten Prädicaten keinerlei Anwendung machen darf.

E. Weller.

Doppelſinn auf den Namen des Papſtes und „Du bleibſt ſtehen".

Ein Rebus.



Wer dies zuerſt erräth, erhält einen ausgeſtopften Jeſuiten zur Belohnung.

Soeben verließ die Preſſe und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Schriften
zur Politik und Literatur.
Von **R. E. Prutz.**
2 Bände. 48 Bogen 8. Geheftet 3 Thaler.

Inhalt des erſten Bandes.

I. Zur Politik: 1. Der nächſte Krieg. 2. Vaterland oder Freiheit? — II. Zur Literatur: 1. Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungs-Literatur: Sophokles. 2. Die niederländiſche Literatur im Verhältniß zur deutſchen. 3. Ueber Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen. 4. Ueber die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der deutſchen. 5. Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans. 6. Nicolaus Lenau. — III. Die Sage vom Mabelſtein (Novelle).

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Zur Politik: 1. Theologie oder Politik? Staat oder Kirche? 2. Ueber die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland. II. Zur Literatur: 1. Die politiſche Poeſie, ihre Berechtigung und Zukunft. 2. Ueber das deutſche Theater. 3. Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen. 4. Wilhelm Waiblinger. 5. Dichter und Krieger. Zum Andenken Joh. Em. Hilſchers. 6. Shelley und die Poeſie des Atheismus. III. Der Heizer vom Aetna (Novelle).

Merſeburg, im Januar 1847.

Louis Garcke.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

. 229. Leipzig. 19. Februar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
cher Pränumerationspreis: $5^1/_3$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Toilette des deutſchen Michel.

Von Paul Wolff.

„Kleider machen Leute“ iſt ein altes und gewiß höchſt beherzigens-
es Sprichwort des Deutſchen, welcher es wohl zu würdigen und
rnach zu richten weiß. Um ſo wunderbarer erſcheint es, daß er noch
gefragt hat, wie der weltberühmte Michel, ſein Landsmann und
Freund, ja ſein zweites Ich, denn eigentlich berockt, behoſt, be-
und ſonſt be-be-tet iſt, ſondern vielmehr in dieſem einzigen Falle
Neugierde bezähmt und ſich mit den geringen Aufſchlüſſen begnügt,
n hin und wieder die „ſchlechte Preſſe“ darüber giebt. Vielleicht
t er ſich jene Frage nicht und glaubt, da er ſchon ſo viel ſich blos
n müſſe, ſei dies auch hier der Fall. Da es indeß ungewiß iſt,
nge er ſich mit dieſer bloßen Denkfreiheit begnügen und wann er ſich
iheit, auch zu fragen, nehmen wird: ſo ſcheint es, um ihm dieſe
zu erſparen, ſowie in Betracht deſſen, daß darunter ſeine nichts
r als gute Conſtitution leiden könnte, weit beſſer, ihm ſchon jetzt mit
sführlichkeit eines Modejournals die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben.
ieſe können ſich jedoch nur auf den Hausanzug Michels erſtrecken,
eils zu den Eigenthümlichkeiten deſſelben gehört, nie in die Oeffent-
hinauszutreten, theils ſeine Bequemlichkeit und Behaglichkeit ihm
egung der gewöhnlichen Kleidungsſtucke verbieten würde, theils
weil er ſchon ſeit langer Zeit an einer faſt totalen Lähmung der
Seite leidet, was ihm das Aus- und Fortſchreiten, ſowie über-
ede freiere Bewegung ungemein erſchwert, wenn nicht ganz und
öglich macht. Was aber dieſe Haustoilette betrifft, ſo hat Michel
haus nicht von den franzöſiſchen und engliſchen Neuerungen an-
ſſen; er huldigt vielmehr auch hierin dem Stabilitätsſyſtem und
h in der Hauptſache noch ſo, wie es vor hundert Jahren Mode
Wir wollen gleich beim Kopfe anfangen.

ürlich darf an demſelben der Zopf nicht fehlen und dieſer, ein
Pracht- und Cabinetsſtuck, iſt denn auch ſeiner ganzen erklecklichen

Länge nach auf das Beſte gepflegt und conſervirt. Die Haare ſind glatt geſcheitelt und wohl gepudert. Allem Anſcheine nach gehören ſie jedoch einer Perrücke an, da, wie das alte Teſtament an Simſon zeigt, in den Haaren die Stärke des Menſchen ſitzt, und dieſe bei Michel noch nie zum Vorſchein gekommen iſt. Er hat alſo wahrſcheinlich keine Haare auf dem Kopfe und noch viel weniger auf den Zähnen, die im Gegentheil glatt und weiß ſind, ſo daß es in der That Schade iſt, daß er ſie Niemandem weiſen will. Das Geſicht iſt mit Schönpfläſterchen belegt, weshalb man aus dem Ausdruck deſſelben nicht klug werden kann, und zu glauben geneigt wird, es habe gar keinen. Der alſo ausſtaffirte Kopf iſt Sommer und Winter, Tag und Nacht mit einer gewaltigen baumwollenen Schlafmütze bedeckt, da Michels Arzt, ein wirklicher geheimer Rath, dies zu ſeiner Geſundheit durchaus für unentbehrlich hält, und er ſelbſt ſich unter dieſer Bedeckung höchſt behaglich fühlt.

Um den Hals iſt ein feines weißes Halstuch mit höchſt künſtlichen Schleifen — die Scharfrichter machen ſie kaum beſſer an Delinquenten — geknüpft oder vielmehr geſchnürt, und umgiebt denſelben ſo eng und feſt, daß es zu verwundern iſt, wie Michel dabei noch zu Athem kommen und Luft ſchöpfen kann. Jedenfalls hindert es ihn am Frei-Reden ungemein.

Der wohlgenährte Körper wird zunächſt von einem warmen, dick mit Baumwolle gefütterten Schlafrock eingehüllt, und zwar wird Michel den jetzigen, nachdem das Exploditen der Baumwolle erfunden iſt, ſo bald nicht mit einem neuen vertauſchen, aus Furcht, ſein Schneider könne ſich verſehen, und er ſo nolens volens in Feuer und Flammen gerathen. An der Chemiſette hat er ſich eine Neuerung erlaubt: er trägt dieſelbe ohne Jabot, weil dieſes beim Zuknöpfen des Schlafrocks zerknittert werden könnte. Sparſamkeit und Bequemlichkeit haben in dieſem Punkte den Sieg über die Gewohnheit davon getragen. Fürwahr, ein glänzender Sieg! — Die Weſte ähnelt im Schnitt beinahe den jetzt modernen und iſt ebenfalls ſtark wattirt. Manche haben es dieſem Umſtande zuſchreiben wollen, daß, wenn man die Hand aufs Herz oder vielmehr auf die Stelle, wo daſſelbe in der Regel ſich befindet, legt, kein Schlag deſſelben zu fühlen iſt, obgleich Michel außer den ſchon erwähnten Uebeln auch an ſtarkem Herzklopfen leidet; ja, Einige haben ſogar deshalb behauptet, Michel habe gar kein Herz! Aber mit Unrecht: daſſelbe iſt ihm nur in die Hoſen gefahren, eine Abnormität, die nicht ſo wunderbar iſt, als ſie ausſieht. Hat doch z. B. ein Dr. Hanecker, dem Peſther „Társalkodó“ von 1834 (Nr. 8) zufolge, das Herz eines Soldaten auf der rechten Seite gefunden.

Ob Michel überhaupt Hoſen trage, oder nicht, darüber ſind die Gelehrten lange zweifelhaft geweſen, da doch jener phyſiſche Fehler allein ſchon es ihnen hätte beweiſen können. Außerdem aber mußte ihnen der bekannte Abſcheu Michels vor den berüchtigten Sansculotten und Allem, was damit zuſammenhängt, vollſtändige Gewißheit darüber geben und ſie überzeugen, daß er wenigſtens ſeit der franzöſiſchen Revolution „ſtets mit der Hoſe“ erſcheinen würde. Der Schnitt derſelben gleicht auffallend dem eines Kinderbeinkleides; die Gründe, weshalb? ſind nicht bekannt, laſſen ſich aber leicht errathen.

Aus der Hoſentaſche hängt eine lange Uhrkette heraus, ein Zeichen, daß Michel eine Uhr trägt, obgleich er nie weiß, was es an der

Zeit iſt und wie viel die Glocke geſchlagen hat. Die Kette ſelbſt iſt wahr-
cheinlich ein ſymboliſches Zeichen.

An den Händen gucken aus den Schlafrocksärmeln ſehr große Man-
hetten prahleriſch hervor, und ihr Träger hat wiederholt erklärt und
ewieſen, daß er ohne dieſelben nicht exiſtiren könne; „ſelbſt wenn ſie
icht mehr Mode wären, würde er immer Manchetten haben“.

Die Füße ſtecken in Stiefeln von echt ruſſiſchem Juchten, durch
velche ſelbſt eine ziemlich ſtarke Baſtonade kaum fühlbar ſein würde.
Vielleicht iſt der gedachte Stoff aus Vorſorge gegen eine ſolche gewählt,
bgleich ſie eigentlich in Michels Vaterlande nicht gebräuchlich iſt. Indeß
iebe gieb's auch da noch, und man kann nicht wiſſen — —. Dabei
nd dieſe Stiefel ſo auffallend leicht gearbeitet, daß ſie das Davonlaufen
rchaus nicht erſchweren, was, beiläufig geſagt, Micheln, einem Feinde
rgenüber, unbezahlbare Vortheile ſichert. Aber auch in Friedenszeiten
währen ſie ein leiſes, geräuſchloſes, courmäßiges Auftreten.

Die Zweckmäßigkeit des vorſtehend mit der Treue eines Mode-
urnals geſchilderten Anzugs leuchtet in die Augen, und bedarf es zur
npfehlung deſſelben weiter keiner Worte. Deshalb, Deutſche, ſchafft
n Euch an, wenn Ihr ihn noch nicht habt, und ſeid Ihr noch zweifel-
ft, ſo — überſchlaft's Euch!

Ein Kleeblatt großer Männer.

Von Franz Dorn.

Daß Meiſter Guſtav Kolb in Augsburg ein ungeheur großer Mann
kann um ſo weniger in Zweifel gezogen werden, als ihn ſelbſt die
rzeugung deſſen tief durchdrungen hat. — Dann folgt der zweite größte
nn, Herr Dr. Giehne, welcher ſo gütig iſt, ſich für einen ſehr geiſt-
en, ja ſogar für einen Staatsmann zu halten, und der nur Eins
begreifen kann, daß er bei allen ſeinen eminenten Fähigkeiten noch
er nicht Miniſter iſt, und trotz ſeiner vorgerückten Jahre noch immer
verkannter Gentz und Göthe herumwandeln muß. Dieſer treffliche Mann
irte vor einigen Jahren die „Oberrheiniſche Zeitung“, welche Herr
itz von Haber gegründet hatte und von einem ſüddeutſchen Cabinete
ntionirt worden war, zu Tode! Der frühere radicale Redacteur des
alen „Freiſinnigen“ zeigte bei Gelegenheit der „Oberrheiniſchen“,
r ſich in alle Lagen des Lebens zu ſchicken verſtehe, und ſich alſo auch
Redaction der „Augsburger Allgemeinen“ vortrefflich qualificire, von
s dann nur noch eines genialen Sprunges bis zu Gentz bedürfe. Herr
Cotta hat endlich dieſem brünſtigen Dränger in ſoweit nachgegeben,
r die „Karlsruher Zeitung“ angekauft und Herrn Giehne zu deren
tmann eingeſetzt hat. Der verkannte Gentz-Göthe oder Göthe-Gentz
uns nun zeigen, daß er ſie nicht nur radical und öſterreichiſch-
ſch, ſondern auch miniſteriell-conſtitutionell zu führen vermag. —
Dritte im Bunde, und auch ein eben ſo großer als breiter Mann,
er Dr. Andrä, dermalen Mitarbeiter des Herrn von Hormayr an

der „Bremer Zeitung", ein Mann, der ſchon längſt eingeſehen, daß die Deutſchen Eſel ſind, weil er ſonſt jedenfalls ein berühmter Profeſſor und nebenbei auch Redacteur der „Augsburger Allgemeinen" ſein müßte. Dieſes Kleeblatt wurde verbunden durch gegenſeitige Anräucherungen, beſonders der beiden Erſteren, doch hat man auch ſchon öfters erlebt, daß ſie ſich ein klein wenig zerkratzten, öffentlich Erſterer und Letzterer, heimlich die beiden Erſteren. Indeſſen trieb ſie der Wunſch nach „Anerkennung" doch ſtets wieder zuſammen. Derlei Gentlemen ſchlagen ſich und vertragen ſich, eins nach dem andern. Das Geheimniß dieſer Freund- und Feind- und wieder Freundſchaft liegt darin, daß Herr Kolb Redacteur der „Augsburger Allgemeinen" iſt, die Herren Giehne und Andrä aber **es werden wollen.** Herr Kolb weiß das am beſten, und meint daher, es wäre wohlgethan, den theuren Collegen zwar Anerkennung widerfahren zu laſſen, ihnen aber doch ſtets zur rechten Zeit die Flügel zu beſchneiden. Das iſt ſein Syſtem (weiter hat er keins), und er thut recht daran, denn zwei Syſteme ſind ſo gut als gar keines. Herr von Cotta wird nun hoffentlich auch die „Bremer Zeitung" ankaufen, um den journaliſtiſchen Phalanx zu conſolidiren. Dann aber iſt das Schach vollkommen und Herr Kolb hat ſich vor dem Springer zu hüten. Ehe man ſich's verſieht, wird Herr Kolb zur „Karlsruher Zeitung" degradirt ſein und Herr Giehne in Augsburg ſitzen; ehe ſich's Herr Kolb verſieht, nimmt man ihn beim Schopfe und ſetzt ihn, als Robinſon den Zweiten, auf die Inſel nach Bremen, und Herr Andrä eilt dann ſiegestrunken nach Karlsruhe. Wenn Herr Kolb ſo weit beſeitigt iſt, wird Herr von Cotta, von Giehne und Andrä beſtürmt, die Inſel „Bremer Zeitung" wieder zu verkaufen, und Herrn Kolb iſt man los, los auf ewig. Dann befehdet Herr Andrä Herrn Giehne, der unterdeſſen gezeigt, daß ihm noch Einiges zu Gentz und Göthe fehlt, und daß man ihn, obſchon er proteſtantiſcher Candidat der Theologie iſt, ſelbſt nicht einmal dem Ritter Bunſen zur Seite ſtellen kann. Voilà das Kleeblatt großer Männer und deren Zukunft! Herr Aurelio Buddeus, rühmlich bekannt als Schwager des Herrn Laube, welcher bei dem großen Kleeblatte als literariſcher Aufwärter functionirt, wird ſeiner Zeit die Geſchichte des neuen Männerbundes ſchreiben und dadurch, will's Gott, ebenfalls der Unſterblichkeit verfallen. Wir gönnen ihm dieſe niedliche Einbildung!

Friedrich der Große und die Preßfreiheit.

Herr Profeſſor Preuß ſagt in ſeinem Werke „Friedrich der Große", Band III. S. 249, Berlin, Nauck, 1843, Folgendes: »Daß des Königs Duldſamkeit, ſein Streben nach Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, ſeine Freude an der Aufklärung des Volks nicht etwa eine Folge von ſeiner perſönlichen Gleichgiltigkeit in Kirchenſachen geweſen, ſondern recht abſichtlich von ihm ſei gehegt und erſtrebt worden, als Erziehungsmittel zur Humanität, das beweiſt auch die faſt uneingeſchränkte Rede- und Preßfreiheit in ſeinen Landen, welche den Wiſſenſchaften wie dem Buchhandel ſehr förderlich war.«

In Rückſicht auf die politiſch-periodiſche Preſſe im Lande geſtattete
König ſelbſt Angriffe auf ſeine Perſon, wogegen er jede unberufene
miſchung in ſeine Verwaltung und jede Erörterung der öffentlichen
rhältniſſe für unſtatthaft erklärte. Er ſchrieb unterm 27. April 1773
d'Alembert:

»Da wir, Gott ſei Dank! weder eine Sorbonne haben, noch Bet-
der mit hinlänglicher Gewalt, um ſich erdreiſten zu dürfen, die Ge-
ken zu cenſiren, ſo werden Sie aus den hier überſandten Stücken
n, daß ich und alle Preußen ganz laut denken.«

Am 1. März 1775 an denſelben: »Ich denke über die Satyre wie
ctet. Sagt man Böſes von Dir und es iſt wahr, ſo beſſere Dich;
es Lügen, ſo lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Poſt-
d geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um
Bullenbeißer, die auf der Landſtraße bellen.«

Am 16. Mai 1776 an denſelben: »Ich bin Ihnen verbunden, daß
die Lüge des Zuſammenſchmierens jenes dummen Zeugs, welches man
meine Rechnung hat ſetzen wollen, öffentlich gerügt haben. Ich mei-
Seits könnte verlangen, daß die Regierung gegen die Urheber ſol-
Lügen eine Unterſuchung anſtellte, allein ich räche mich ungern und
eziemt mir nicht, gegen dieſe Art von Kämpfern aufzutreten. Ich
die Betrachtungen des Kaiſers Mark Antonin, der mich lehrt, ich
n der Welt, meinen Beleidigern zu verzeihen, nicht aber meine Macht
rer Unterdrückung anzuwenden u. ſ. w.«

Man ſieht aus dem Vorhergehenden, daß es in Preußen eine Zeit
in welcher „faſt uneingeſchränkte Rede- und Preßfreiheit“ beſtand.
aus aber einen Schluß zu ziehen, daß wir in politiſcher Beziehung
ſchritte gemacht haben, würde mindeſtens unlogiſch ſein. Der Unter-
zwiſchen Damals und Jetzt beſteht einfach darin: Das Volk beſaß
Preßfreiheit, ohne ſich der mit derſelben verbundenen Vortheile und
equenzen bewußt zu werden, während jetzt das Streben nach dem
en und wichtigſten aller politiſchen Rechte ein vollkommen bewußtes
rden iſt und aus der Mitte des Volkes ſelbſt hervorgeht. — Es wer-
etzt mehr Bücher verboten, als früher. Warum? weil dieſe Bücher
weit größern Einfluß auf das Volk ausüben, als dies früher der
geweſen iſt.

(Breslauer Reſſourcen-Zeitung.)

Thomas Grenville.

Der Mann, der dieſen Namen trug, war einer der leidenſchaftlich-
Bibliomanen Großbritanniens. Thomas Grenville (geboren am
ecember 1755 zu London) war der zweite Sohn des berühmten
smannes dieſes Namens, der im Jahre 1763 unter König Georg III.
oſten eines Premierminiſters bekleidet hatte, und ſeine Mutter war
ochter des bekannten Tory-Hauptes, Sir William Wyndham, eine
n des ſogenannten ſtolzen Herzogs von Somerſett, des Ober-
iſters der Königin Anna. Thomas Grenville, der ſeine Erziehung

in der Schule von Eton und ſeine Ausbildung im Chriſtchurch-College zu Oxford erhalten hatte, trat 1790 als Mitglied für Aldborough ins Parlament und wurde, ſechzehn Jahre ſpäter, zum erſten Lord der Admiralität ernannt. Im Jahre 1818 zog er ſich aus dem parlamentariſchen Leben in den Schoos ſeiner „großen Familie“ zurück. So hieß der ehrenwerthe Lord ſeine prachtvolle Bibliothek, die jetzt das Eigenthum des britiſchen Muſeums iſt*).

Faſt jedes ſeiner Bücher war ein Prachtexemplar. In den Ausgaben des Homer, des Aeſop, in den Land- und Seereiſen, in den Werken über Irland und vor Allem in italieniſchen Romanen hat dieſe Bibliothek keine Nebenbuhlerin, die mit ihr in die Schranken treten darf. Die Zahl der Bände beträgt nur 24,000; doch hat ihm dieſer Schatz mindeſtens 60,000 Pfd. St. (über 400,000 Thaler) gekoſtet. — Thomas Grenville war ein ſehr gelehrter Mann, was die von ihm veranſtaltete Adolphi- oder Brüder-Ausgabe vom Homer beweiſt, an welcher der ehrenwerthe Sir in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, dem Marquis von Buckingham, länger als ein Decennium gearbeitet. Grenville wußte den Horaz, Virgil, Lucrez, Homer und Shakeſpeare auswendig; wenigſtens konnte man aus dieſen Schriftſtellern keine Stelle citiren, ohne daß Sir Thomas die Citation, ſo lange man gewollt, fortgeſetzt hätte**). Des Franzöſiſchen, Spaniſchen und Italieniſchen war er eben ſo mächtig als ſeiner Mutterſprache. Er war der mildeſte, freundlichſte, zuvorkommendſte Mann und dabei doch ganz der „vornehme Herr der guten alten Zeit“.

Grenville ſoll in das Geheimniß, wer der Verfaſſer der berühmten Briefe des Junius geweſen, eingeweiht geweſen ſein, aber ſtets, wenn das Geſpräch darauf hingelenkt worden war, ängſtlich vermieden haben, ſich näher zu erklären. Vielleicht hat er ſelbſt ſie geſchrieben.

Diſtichen.

Von Julius Altmann.

Wer des Landes Geſetze befolgt, der gilt uns ein Bürger;
Wer das Geſetz der Natur befolgt — iſt ein Menſch.

* * *

Sei uns nicht Sonn', o Staat! die da ſcheint auf brennende Kerzen:
Sei uns wie dunkele Nacht, die wir als Kerzen durchglüh'n.

* * *

Herrin der Welt iſt die Meinung. Nur eine der Zofen iſt Tugend —
Doch von den Zofen juſt iſt ſie die beliebteſte nicht.

---

*) Der Katalog dieſes prachtvollen Bücherſchatzes erſchien im Jahre 1842 unter dem Titel „Bibliotheca Grenvilliana, or bibliographical notices of rare curious books forming part of the library of the r. h. Thomas Grenville, by J. T. Payne and H. Foss“. 2 Bde. 8. Der Katalog ſcheint wenig in den Buchhandel gekommen zu ſein und iſt ſelten.

**) Dieſe Ausgabe erſchien im Jahre 1800 zu Oxford in vier kleinen Quartbänden. Exemplare auf großem Papier ſind in Londoner Auctionen mit 100 Pfd. St. bezahlt worden.

Pechvogel-Gallerie.

Eine Carambolage auf dem Eiſe.

Von C. Guido.

(Nebſt einer lithographirten Beilage.)

Ein uraltes Sprichwort ſagt:

„Wenn's dem Eſel zu wohl iſt, geht er aufs Eis“.

In Folge dieſes lieben Sprichworts iſt in der guten Stadt Kuhſchnappel ein Verein junger Leute zuſammengetreten, der ſich den Namen „Clubb der Schlittſchuh-Künſtler“ beigelegt und Statuten entworfen hat, nach welchen nur ſolche Leute, die neben ſo und ſo viel Vermögen auch einen gewiſſen Grad von Virtuoſität im Schlittſchuhlaufen erreicht haben, berechtigt ſind, ſich als Mitglieder dieſer Geſellſchaft vorſchlagen zu laſſen. Jeder der Vorgeſchlagenen muß

1) Dreißig Gulden Einkaufsgeld deponiren,
2) Klopſtocks Ode auf das Schlittſchuhlaufen auswendig lernen und
3) einen Tag vor ſeiner Aufnahme in den Clubb irgend ein Kunſtſtückchen auf der Eisbahn in Gegenwart einer Jury von Schlittſchuhläufern produciren.

Auf dem beiliegenden Bilde erblickt der Leſer vier neue Candidaten dieſes Clubbs, von denen der Eine eben ſo ſchnell rück- als vorwärts laufen; der Zweite mit den Schlittſchuhen an den Füßen die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, der Dritte ſogar ſeinen ganzen Vor- und Zunamen, der Vierte endlich eine Skizze ſeines Bildes eingraben kann, ein vierblätteriges Kleeblatt, das in ganz Europa vergebens ſeines Gleichen ſucht. — Der Erſte dieſer vier Schlittſchuh-Virtuoſen hat in Folge ſeiner Verdienſte von der Hochſchule zu Jena, **honoris causa**, das Doctordiplom und der Letzte von einer benachbarten Macht ſogar den Titel eines wirklichen geheimen Legationsrath und Ober-Hof-Schlittſchuhläufers erhalten.

Dieſe vier unvergleichlichen Herren, eifrig bemüht, ſich gegenſeitig zu verdunkeln, ſind in Folge dieſes Ehrgeizes dergeſtalt ineinander gerathen, und haben ſich dermaßen verwickelt, daß alle Viere, das Gleichgewicht verlierend, hinſtürzen, ſo zwar, daß ſich Herr A. eine Hand, Herr B. einen Fuß, Herr C. das Naſenbein und Herr D. das werthe Genick zerbricht.

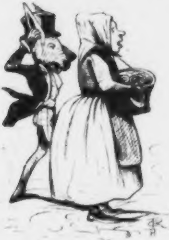
In Folge dieſes großartigen Malheurs werden alle Vier einſtimmig als neu aufgenommene Mitglieder des bewußten Clubbs proclamirt und fünf Minuten ſpäter halbtodt vom Schauplatz ihrer glänzend beſtandenen Prüfung fortgeſchleppt.

⁂

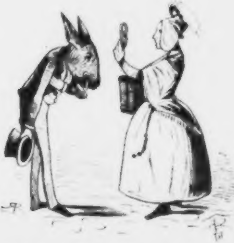
Und die Moral?

Iſt das oben angeführte allbekannte Sprichwort.

Leipziger Bretzelfrage.



Warme, weeche Bräzeln! Warme Weeche!



Neubackene Bräzeln! Neubackene Weeche!

Zapfenſtreich.

Aſchaffenburg. Die Officiere unſerer Garniſon haben, zum Beſten der hieſigen Armen, J. von Auffenbergs „Löwen von Kurdiſtan“ aufgeführt.

Bamberg. Am 27. v. M. iſt hier der bekannte Bibliothekar Heinrich Joachim Jaeck in einem Alter von 69 Jahren geſtorben.

∴ Jemand bearbeitet hier nach Manuſcripten aus der hieſigen Bibliothek eine „Geſchichte der Jeſuiten für Jeſuiten“. Vielleicht erlernen wir daraus die Kunſt, einen Mohren weiß zu waſchen.

Berlin. Mit dem vierten Stück der Geſetzſammlung, das die ſogenannte „preußiſche Verfaſſung“ vom 3. Februar enthält, iſt in den Zeitungen auch ein Bülletin von der Erkrankung der Königin erſchienen.

∴ Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ erinnert, daß der 3. Februar, an dem der König die ſogenannte „Verfaſſung“ gegeben, derſelbe Tag ſei, an welchem vor 34 Jahren Friedrich Wilhelm III. den bekannten „Aufruf an ſein Volk“ erlaſſen habe.

∴ Am 1. März wird hier ein nagelneu organiſirtes Executions-Amt ins Leben treten.

∴ Ein eben ſo großer Rechnenkünſtler als Menſchenkenner hat herausſummirt, daß unter der hieſigen Bevölkerung ſich ſiebenunddreißigtauſendfünfhundert Spitzbuben befinden. Wenn demnach Elf Perſonen beiſammen ſtehen, iſt Einer darunter ein Spitzbube. Manchmal ſoll der Fall umgekehrt ſein.

∴ Das hieſige Amtsblatt brachte neulich in Einer Nummer 77 Bankerotte zur Anzeige.

∴ Jacob Grimm arbeitet an einer „Geſchichte der deutſchen Sprache“.

∴ Von dem Schriftſteller Heinrich Smidt iſt jetzt ein Brandenburgiſcher Seeroman n ſechs Bänden erſchienen, der dem Könige von Preußen gewidmet iſt. Dieſer Roman ührt den Titel „Berlin und Weſt-Afrika“ und berührt die Zeit, wo Preußen unter dem großen Kurfürſten im Beſitz von Colonien an der Weſtküſte Afrika's geweſen iſt.

∴ Herr Wilhelm Müller iſt, anſtatt des abgetretenen Herrn von Puttkammer, Redacteur des „Preußiſchen Volksfreundes“ geworden, des verbreitetſten aller Berliner Volksblätter. In ſeinem Prologe ſagt der neue Redacteur: er werde zu den ſieben Todſünden der Literatur nicht noch die achte, nämlich die der Ueberſetzungswuth, inzufügen. (Wollen ſehen, ob er Wort halten wird.)

∴ Der „Geſellſchafter für Geiſt und Herz“ empfiehlt mit gutem Gewiſſen „die Kunſt, gut und ſchnell zu verdauen, wenn man auch zu viel gegeſſen hat“, nota bene, wenn die patriotiſchen Zweifelſer keinen Anſtoß daran nehmen, daß dieſer Rathgeber jenſeits des Rheines das Licht der Welt erblickt hat und erſt durch einen Herrn Frohreich er deutſchen Leſer- und Eſſer-Welt zugänglich gemacht worden iſt.

∴ Madame Rott, eine angenehme Erſcheinung auf dem Königsſtädtiſchen Theater, at zu ihrem Beneſiz Müllners Trauerſpiel „die Schuld“ gewählt. Mit höherer Geehmigung wird darin, außer mehreren Mitgliedern der königlichen Bühne, auch noch nſere anmuthige gefeierte Sängerin, Fräulein Leopoldine Tuczek (Schweſter der Beneſiantin), zum erſten Male ſeit ihrer Anweſenheit unter uns, in einem Drama, und zwar n der Rolle der Jerta, auftreten.

∴ Ein ſpitzfindiger Berliner warf in der „Spener'ſchen“ neulich folgende Frage uf: Iſt es als ein Diebſtahl zu erachten, wenn Jemand eine auf einem Tiſche ſich bendende, ihm aber nicht gehörige Schnupftabaks-Doſe ohne Genehmigung des Beſitzers rgreift und nach einer daraus genommenen Priſe die Doſe dann wieder auf den Tiſch inſtellt?

Bern. Der politiſche Flüchtling Heinzen verweilt, trotz des Ausweiſungsbeſchluſſes er hieſigen Regierung, noch in unſern Mauern, weil die franzöſiſche Regierung Anſtand enommen, ihm die Erlaubniß zur Reiſe nach Frankreich, um ſich von dort nach Amerika u begeben, zu ertheilen, ſo daß zuerſt eine Verfügung des franzöſiſchen Miniſteriums gewartet werden muß. (Wir können nicht glauben, daß Frankreich ſo kindiſch ſein ird, vor einem ehemaligen preußiſchen Lieutenant zu zittern, der jetzt den communiſtiſchen necht Ruprecht ſpielt und alle Throne mit Haut und Haaren auffreſſen will. Ein

Staat, welcher Furcht vor dem Einzelnen zeigt, geräth ſehr leicht in Gefahr, ſich lächerlich zu machen!)

Brüſſel. Der belgiſche Schriftſteller Felix Bogaert hat eine „bürgerliche und religiöſe Geſchichte der Tauben von den allerälteſten Zeiten bis auf die Gegenwart" in die Oeffentlichkeit hinausflattern laſſen und allen Taubenfreunden damit ein ſehr willkommenes Geſchenk gemacht.

∴ Herr von Béthune, ein Nachkomme des großen Miniſters Sully, des Freundes Heinrichs IV., hat, um die Nothleidenden beſſer unterſtützen zu können, ſeine ſämmtlichen 150 Jagdhunde verkauft und ſeinen Pächtern auf ein Jahr den Pacht erlaſſen. (Iſt kein Béthune unter uns?)

Buckareſt. Der Profeſſor der deutſchen Literatur an dem National-Collegium St. Sava, Herr K. Schweder, giebt eine Buckareſter deutſche Zeitung heraus, welche beſonders den Deutſchen, die ſich eine nähere Kenntniß der politiſch immer wichtiger werdenden Donaufürſtenthümer, ſowie des Orients überhaupt, verſchaffen wollen, zu empfehlen iſt. Wöchentlich erſcheinen zwei Nummern in Folio. Der Redacteur ſagt, daß dieſe Zeitung eine Brücke ſein wolle, auf der durch die deutſche Preſſe ein freier geiſtiger Verkehr zwiſchen der Wallachei und dem Auslande vermittelt werden ſoll.

Dresden. Herr J. Miller, der Componiſt der in Dresden mit Beifall aufgeführten kleinen Oper „die Tabakscantate", hat eine neue komiſche Oper in drei Acten vollendet, zu welcher er ſich ebenfalls den Text ſelbſt geſchrieben; ſie heißt „das erwiderte Gaſtmahl".

Düſſeldorf. Die hieſige Zeitung meldet in Folge obercenſurgerichtlicher Erlaubniß, daß hier bei den Buchhändlern eine Confiscation verbotener Bücher ſtattgefunden habe. Man umſtellte die Buchhandlungen mit Polizei und verhaftete zwei Colporteure auf der Straße, von wo man ſie nach dem Rathhauſe brachte und dort vernahm. Gegenſtand der polizeilichen Verfolgung waren ſechs revolutionäre Gedichte Freiligraths. (Spen. Zeit.)

Freiwaldau. Der bekannte Waſſerarzt Prießnitz, in Folge eines Schlaganfalls gefährlich erkrankt, ſchwebt ſeitdem in großer Lebensgefahr.

Freyburg. In Wallis und Freyburg haben ſich auch militäriſche Frauen gebildet. Die Hauptmännin der Walliſerinnen in Orſieres hat an ihre kriegeriſchen Schweſtern von Grabey im Canton Freyburg ein Glückwunſchſchreiben gerichtet, welches die Zeitungen mittheilen und das mit den Worten ſchließt: »Sie haben unſere Achtung mit Sturm erobert; wir ſchenken Ihnen unſer Herz. Orſieres, 13. Januar 1847. Für die Compagnie, Anna Maria Pellouchoud, Capitaine.«

Genf. Der neunte Artikel des neuen Verfaſſungsentwurfs garantirt unumſchränkte Glaubensfreiheit. (Bravo!)

Genua. Eine neue italieniſche „Lebensbeſchreibung des Entdeckers von Amerika, Chriſtoph Columbus", vom Profeſſor Angelo Sanguinetti, hat hier unlängſt die Preſſe verlaſſen. (Ein epiſches Gedicht, welches Columbus zum Titelhelden hat, iſt kürzlich in Zürich aus der Feder eines Herrn Salomon Tobler erſchienen.)

Hamburg. Ein ſchlimmes Zeichen unſerer Zeit ſind die vielen Bankerotte. In Hamburg allein ſind im verfloſſenen Jahre 353 Bankerotte mit 40 Millionen Mark vorgekommen.

Hannover. Herr Stanislas David hat ſeine Vorträge über franzöſiſche Literatur vor einer zahlreichen Zuhörerſchaft, unter der ſich auch der Kronprinz befand, mit großem Beifall begonnen.

Heidelberg. Der gute Herr Profeſſor Morſtadt ſcheint nun endlich ganz übergeſchnappt zu ſein. Im Colleg ein Hanswurſt, im Leben öffentlich ein liberaler Schreier, privatim ſervil, wie die „Mannheimer Abendzeitung" unlängſt richtig bemerkt, wußte der würdige Mann ſeit Jahren nichts Beſſeres zu thun, als den berühmten Rechtsgelehrten, auch Präſidenten der Deputirtenkammer, Mittermaier, zu beſchimpfen. Profeſſor Mittermaier ſetzte dieſem erbärmlichen Treiben ſtets die entſchiedenſte Verachtung entgegen; allein dadurch wurde die Wuth ſeines Gegners nur noch mehr gereizt und iſt jetzt in ſolche Inſulte übergegangen, daß die Regierung ſich darum bekümmern mußte, daß Mittermaier, Zöpfl und Wangerow aus dem Spruchcollegium getreten ſind, und daß die Studenten dem Beleidigten einen großartigen Fackelzug gebracht haben, Herrn Morſtadt aber ein Pereat zugedacht iſt. Und worauf ſtützt ſich Herr Morſtadt? Wer iſt es, der ihn ſchon oft aus allerlei derartigen Verlegenheiten gerettet hat? Wie heißt der Talisman, welchem Herr Morſtadt ſo viel vertraut? Niemand anders, als eine — Schauſpielerin, Madame Neumann-Haizinger, die Schweſter des Herrn Morſtadt, die bekanntlich früher einen ungeheuern Einfluß bei den höchſten Perſonen gehabt und, wie man ſagt, ihn hier und da noch nicht ganz verloren haben ſoll. Hoffentlich wird aber dieſer Einfluß bei den vorliegenden geſteigerten Exceſſen nicht mehr obſiegen und nicht nur die öffentliche Meinung, ſondern auch das Recht die eclatanteſte Genugthuung erhalten.

Karlsruhe. Der durch ſeine Anfeindungen des Geheimen Raths Mittermaier bekannte Profeſſor Morſtadt iſt durch Miniſterial-Reſcript aus dem Spruchcollegium entfernt worden. (Vergleiche Heidelberg.)

Kaſſel. Der General-Muſikdirector und Hof-Capellmeiſter Dr. L. Spohr hat von den ſtädtiſchen Behörden das Ehrenbürgerrecht der hieſigen Stadt erhalten. Vom Könige von Preußen iſt ihm der rothe Adler-Orden dritter Claſſe verliehen worden.

Königsberg. Dr. Johann Jacoby iſt gänzlich freigeſprochen worden. Dieſe Freiſprechung iſt mit der Mehrheit einer Stimme zu Gunſten Jacoby's erfolgt. Sie giebt einen neuen Beweis von der Unabhängigkeit der preußiſchen Richter, denn gegen den Angeklagten war die Unterſuchung wegen Majeſtätsbeleidigung auf Antrag des Juſtizminiſters eingeleitet. Jacoby's Vertheidiger war der Juſtizcommiſſär Malinski.

Leipzig. Seinem vor drei Jahren verſtorbenen Vater, dem ſo hochgeachteten Regierungsrath Buddeus, iſt am 24. Januar der Sohn Arthur Buddeus in den Tod gefolgt. Er ſtand noch im jüngſten Mannesalter und ſein früher Tod iſt nicht nur für die Familie und für ſeine zahlreichen Freunde ein ſchmerzlicher Verluſt; er iſt auch ein Verluſt für weitere Kreiſe. Der Verſtorbene, Herausgeber des „deutſchen Anwaltbuches" und gründlich bewandert in Rechts- und Staatswiſſenſchaft, war ein gewiſſenhafter und tüchtiger Schriftſteller in dieſen Disciplinen. (D. A. Z.)

∴ Unſere Stadtverordneten haben mit 35 gegen 21 Stimmen beſchloſſen, auf die Einführung von Friedensgerichten für jetzt **nicht** einzugehen. (Der Grund dieſes weiſen Beſchluſſes iſt ſchwer zu begreifen.)

∴ In voriger Woche wurde zum erſten Male „die Valentine", von Guſtav Freytag aus Breslau, gegeben. Wenn auch viel unnützes Flitterwerk, viele längſt und oft dageweſene Nebenſachen, Haſchen nach flimmernden Theatereffecten vorhanden ſind, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß der Verfaſſer ein ſchönes Talent zum dramatiſchen Autor beſitzt, daß er im Stande ſei, einen ſchwer zu ergründenden Charakter pſychologiſch treu durchzuführen, daß ſeine Sprache beinahe durchweg edel iſt, und endlich, daß er in dieſen belobten Eigenſchaften hoch über Herrn Laube und Seinesgleichen ſteht. Die „Valentine" (die von Fräulein Unzelmann meiſterhaft dargeſtellt wurde) iſt ein mit großem Fleiße gezeichnetes Seelenbild; weniger ſein etwas ins Abenteuerliche ſtreifender Saalfeld, den Herr Wegener auch nicht ſonderlich gut gab. Herr Marr (der noch immer Ober-Regiſſeur) war als Spitzbube ganz an ſeinem Platze und daher allerdings intereſſant. Nach der Vorſtellung wurden mehrere Darſteller und der Autor gerufen, welcher Letztere nicht mehr anweſend, ſondern vorausgegangen war, um den Schauſpielern ein Souper vorzubereiten. So geht es heutzutage: die Verfaſſer müſſen Rundreiſen machen, den Schauſpielern ſchmeicheln, ihnen zu eſſen und zu trinken geben, in die Proben laufen, kurz Geld mit vollen Händen wegwerfen, wenn ſie reuſſiren wollen, und alle Dramaturgen und Ober-Regiſſeure werden dieſem demüthigenden Zuſtande nicht abhelfen, denn ſie tragen ſelbſt das Meiſte dazu bei.

∴ Dem. Zawgalli ſoll in Gemeinſchaft mit Herrn Marr (der noch immer Ober-Regiſſeur iſt) ein Stück, „das Recht der Zeit", geſchrieben haben, deſſen Aufführung aber unterſagt worden iſt. (Ha, ha! Wer lacht da?)

∴ Herr Pögner, der frühere Baſſiſt bei unſerm Stadttheater, gaſtirt jetzt in Stuttgart; doch ſagt die „Theaterchronik", dies Gaſtſpiel werde ſchwerlich zu einem Engagement führen. (Das heißt mit andern Worten: »Herr Pögner hat nicht gefallen.« Warum da ſo ängſtlich wie die Katze um den heißen Brei herumlaufen?)

∴ Ein auswärtiges Blatt erzählt folgenden Scherz: In einer gewiſſen Stadt fand man im Theater eine ganz und gar bewegungsloſe Perſon, die dort in beſter Form erfroren war, ein Pech, das um ſo mehr überraſchen muß, da der ſelig Erfrorene noch den Theaterzettel in der Hand gehabt, worauf zu leſen war: „Das Theater wird geheizt". Wann? ſoll übrigens nicht dabei geſtanden haben. (Es geſchieht dem armen Teufel ganz Recht. Warum beſucht er ein Theater? Uns kann das — Dank dem Himmel! — nicht paſſiren, denn wir haben ſeit anderthalb Jahren kein Schauſpielhaus beſucht.)

∴ Das zum Beſten der armen Erzgebirger im Tivoli veranſtaltete Ballfeſt hat, nach Abzug der Koſten, einen Reinertrag von 1320 Thalern abgeworfen, welche ſofort an die Kreisdirection nach Zwickau abgeſchickt worden ſind.

∴ Es iſt eine Schmach, mit anſehen zu müſſen, wie ſich die prahleriſchen, durch und durch deutſchen Journale zu Kammerdienern in der bekannten Hatzfeld'ſchen Prozeßſache herabwürdigen. Beſonders ſind es die bekannten Agenten der Frau Gräfin, welche den zu Markte gebrachten Schmutz gegen den gräflichen Gemahl austreten, und zu deren Lakeien ſich viele unſerer Blätter hergeben. Vor einigen Tagen brachte das „Frankfurter Journal" wieder einen ſolchen Artikel, der Seinesgleichen nicht findet an Bêtiſe und Marktſchreierei. Er war „vom Rhein" datirt, beſtand nur aus drei Zeilen und enthielt nichts weiter, als daß Europa auf die Beendigung dieſes dem Grafen (?) nachtheiligen Prozeſſes blicke. — Europa, die Gräfin Hatzfeld und Herr Oppenheim! Wunderbare Vermiſchung! Wer hätte je geglaubt, daß ſich Europa noch einmal ſo gräulich meſalliiren würde!

Mannheim. Obwohl Sie ſich im Ganzen nur wenig um Politik zu bekümmern ſcheinen, ſo ſollten dennoch weder Sie noch andere Journaliſten, welche es gut mit Deutſchland meinen, verſäumen, von den ſkandalöſen täglichen Anfeindungen und Verdächtigungen der badiſchen radicalen Blätter gegen den Abgeordneten Biſſing in Heidelberg Notiz zu nehmen. Biſſing iſt ein entſchieden liberaler Mann, voll Ernſt und Charakter; aber er hatte das Unglück, bei dem letzten Landtage einige Male, ſeiner Ueberzeugung gemäß, nicht mit der radicalen Minorität zu ſtimmen, und das iſt der Grund, wegen deſſen man ihn täglich beſchimpft und zur Niederlegung ſeiner Abgeordnetenſtelle auffordert. Das Letztere wird zwar nicht erreicht werden, denn Biſſing iſt, wie geſagt, ein Charakter und kein Bramarbas, wie z. B. der weltberühmte (freilich nur durch die Berliner Reiſe mit Itzſtein „berühmte") Abgeordnete Hecker. Allein dieſer Scandal zeigt mehr als Alles, welches unglückliche Loos die Herrſchaft der Extreme dem Volke bereiten würde und iſt das beſte Heilmittel gegen dieſelbe.

Moskau. Unſere alte ehrwürdige Czarenſtadt wird im September dieſes Jahres die ſiebenhundertjährige Feier ihrer Exiſtenz begehen. Man giebt ſich der feſten Hoffnung hin, bis zu dieſem Zeitpuncte die Petersburger Eiſenbahn bis Moskau vollendet zu ſehen.

München. Eine zu Neujahr hier entſtandene Zeitſchrift, „der Literat", hat ſchon nach der zweiten Nummer zu erſcheinen aufgehört. („Kurz iſt der Schmerz und ewig währt die Freude ... der Abonnenten".)

∴ Der projectirte Künſtlermaskenzug „Rubens und ſeine Zeit" wird nicht zu Stande kommen, da deſſen enorme Koſten mit der jetzigen Geldklemme nicht zu vereinigen ſind. Auch hier herrſcht gar große Armuth!

∴ Das Standbild für das „Herder-Denkmal" wird auf galvanoplaſtiſchem Wege ausgeführt werden, da die 5000 Gulden zum Erzguß nicht ausreichend ſind.

Neapel. In der Toledoſtraße hat ein Herr Corſini ein großartiges Leſecabinet gegründet, worin man faſt alle italieniſche Zeitungen, mehrere franzöſiſche Blätter, auch einige deutſche und die neue Engliſche Zeitung News, den „Roman Advertiser", findet. (Herrn Lewald-Kühne's europamüde „Europa" iſt bis jetzt noch nicht angeſchafft, doch wird ſie ſpäter ... wohl auch nicht angeſchafft werden.)

Nizza. Léon Mirza Labat Khan, der erſte (franzöſiſche) Leibarzt des Schach von Perſien, iſt hier, wo er ſelber Heilung geſucht, im 44ſten Lebensjahre geſtorben. (Der Tod, ſagt ein türkiſches Sprichwort, iſt ein ſchwarzes Kameel, das auch vor den Thüren der Aerzte niederkniet.)

Nürnberg. Der Theaterdirector Ferdinand Röder erklärt in den hieſigen Zeitungen, daß wenn ſein Theater künftig nicht fleißiger beſucht werde, als bisher, er nicht fortbeſtehen könne. (Uns fällt dabei die Talleyrand'ſche Antwort ein: »Je n'en vois pas la nécessité.« Im Uebrigen tröſte ſich Herr Röder. Es geht andern Theaterprincipalen auch ſo! Die Zeit des Theaters iſt vorüber!)

Odeſſa. Gegenwärtig wird hier ein ruſſiſch-tſcherkeſſiſches Wörterbuch nebſt kurzer Grammatik der letztern Sprache gedruckt. Der Verfaſſer, ein Herr Lolin, hat blos darum einige Jahre unter den Tſcherkeſſen gelebt, um ihre Hauptdialecte mit einander zu vergleichen.

Paris. Prinz Joinville hat die ihm angetragene Admiralswürde zurückgewieſen mit der Erklärung, daß Frankreich ältere und verdienſtvollere Männer beſitze, die dieſer

Stellung würdiger wären, als er. (Ein Zug, der ſeiner Beſcheidenheit zur höchſten
gereicht!)

r. Das hieſige hiſtoriſche Inſtitut hat den ſpaniſchen Geſandten am Pariſer Hofe,
Martinez de la Roſa, für 1847 zum Präſidenten erwählt.

r. Herr von Rothſchild gedenkt ſeiner älteſten Tochter, die in den beſten Jahren iſt,
ochzeitsgabe oder Mitgift ſeine neue franzöſiſche Nordbahn zu ſchenken. Sie — die
nämlich — hat ſeit der Eröffnung faſt ſechs Millionen Francs eingetragen, was
den Tag 30,000 Francs macht.

r. Der Miniſter des Innern hat dem Director der großen Oper, Léon Pillet, an-
t, daß ſein Privilegium, welches noch achtzehn Monate dauert, nach Ablauf deſſelben
erneuert werden wird. Sein Nachfolger iſt der frühere Operndirector Duponchel.
Pillet, früher Journaliſt, war einer der Unterzeichner der Proteſtation gegen die
Ordonnanzen von 1830. Später wurde er maître des requêtes und Ritter der
legion und vom Miniſter Thiers zum Director der großen Oper gemacht.

. Der Marquis von Saint-Luc hat Herrn Alexander Dumas gerichtlich belangt
on ihm eine Entſchädigung von 50,000 Francs verlangt, weil er in einem ſeiner
ne, „la Dame de Montsoreau“, einen von deſſen Vorfahren, gegen die Wahrheit
eſchichte, an der Ehre gekränkt. Der Prozeß iſt noch nicht entſchieden.

. Spontini ſoll nun, wie verſichert wird, ſich ernſtlich zur Veröffentlichung ſeiner
iren entſchloſſen haben. Anordnung und Herausgabe dieſer intereſſanten Denk-
keiten will er den Herren Hector Berlioz und Auguſt Gathy anvertrauen.

. Der berühmte Komiker Lepeintre der Jüngere iſt geſtorben und am 25. v. M.
t worden. Alle Künſtler und viele ſeiner Verehrer begleiteten ſeine Leiche nach
irchhof Montmartre. Einſtimmig iſt eine Sammlung zur Errichtung eines Denk-
für ihn beſchloſſen.

Einer unſerer zahlloſen Proletarier, der Eiſengießer und Liederdichter Charles
d, iſt, wegen Angriffs auf Religion und gute Sitten, in contumaciam zu ſechs-
icher Haft und tauſend Francs Strafe verurtheilt worden.

Die Summe der Cautionen ſämmtlicher Pariſer Zeitungen beläuft ſich gegen-
auf 4,100,000 Francs.

Die hieſigen Zeitungen haben bei Beginn des neuen Jahres natürlich wieder
ße Abonnenten-Trommel gerührt und blaue Wunder verſprochen. Die „Epoque“
n Feuilleton „Vautrin's letzte Menſchwerdung“, vom Père Balzac, die „Jacobs-
von Amadée Achard, die „Pariſer Bettler“, von Madame Clemence Robert u. ſ. w.
. Der „Courrier français“ verſpricht ſeinen Leſern „das Gift der Eiferſucht“,
tarche, und die „Preſſe“ wird mit „Don Juan's Memoiren“, von Malleſille,
en. (Wo aber bleiben Eugene Sue's „Todſünden“?)

Ponſards „Agnes von Meranie“ iſt, wie unſer „Charivari“ ſchon früher ge-
durchgefallen. Die hieſigen Journale erwähnten bei dieſer Gelegenheit, Ponſards
Trauerſpiel „Lucretia“ habe den davongetragenen Beifall blos dem Umſtande zu
gehabt, daß man es als eine Demonſtration gegen Victor Hugo benutzt habe.
knüpft der „Corſaire-Satan“ die witzige Bemerkung, Ponſards „Agnes von
e“ ſei der ſchönſte Triumph, den ... Victor Hugo errungen habe.

Boiſſelots Oper „Ne touchez pas à la Reine“ (Text von Scribe und Waez),
einigen Tagen zum erſten Male in der komiſchen Oper aufgeführt wurde, hat
allen. Boiſſelot, ein Schüler Leſueurs, hat ganz den ernſten Styl ſeines Meiſters
amen, iſt aber dabei ſeinen eigenen Weg gegangen, ſo daß, wie eins der hieſi-
rrate ſagt, „man weder Auber noch Weber durchhört. Die Damen Lavoye und
r, die gegenwärtigen jungen Koryphäen der komiſchen Oper, ſangen die Hauptrollen.

Das Théâtre français überbietet alle andern Theater in Ankündigung von No-
Es ſollen daſelbſt binnen Kurzem vom Stapel gehen: „Un coup de Lans-
, von Luvat; „le vieux de la montagne“, von Latour; „Notre fille est Prin-
von Leon Gozlan; „le Poëte“, von Barbier; „les Aristocraties“, von Arago;
hodonosor“, von Ch. Lafont; „les deux Foscari“, von Samson, und „Pour
“, von E. Souveſtre.

Im Gaîté-Theater wird ein neues Melodrama, „Les Mystères du carneval“,
Akten und neun Tableaux gegeben, das ſehr gefallen hat.

Im Variétés-Theater haben die Proben eines neuen auf die Dejazet geſchriebe-
ckes, „St. Jacques“, begonnen.

Endlich bereitet das Gymnaſe ſchon wieder ein neues Stück vor, deſſen Hand-
Deutſchland ſpielt und das „La cour de Biberach“ heißt.

Die Zahl der ſämmtlichen Theater in ganz Frankreich beläuft ſich jetzt auf nicht
als 320, wobei zwei in Algier noch nicht mitgerechnet ſind; doch haben nur 28

Städte ſtehende Theater, während alle andern Städte abwechſelnd von ſogenannten troupes d'arrondissements und die kleinen Marktflecken nur von ſogenannten „Schmieren" heimgeſucht werden.

Peſth. Mehrere Verehrer des verſtorbenen Erzherzogs Palatin haben beſchloſſen, demſelben ein ehernes Denkmal zu ſetzen, wozu bereits 2870 Gulden unterzeichnet ſind.

∴ Ein junger Schriftſteller, Michael Stanislaus, der, ohne gerade ausgezeichnetes Talent zu beſitzen, doch recht brauchbare Jugendſchriften verfaßt hat, ſchrieb in jüngſter Zeit ein Volksbuch, eine Art politiſchen Katechismus. Das Buch iſt nicht aufreizender Natur, enthält aber für die Regierung dennoch Unliebſames genug, weshalb es augenblicklich confiscirt wurde (es war in London erſchienen), ſo daß im Ganzen nur 300 — 400 Exemplare davon curſiren. Die Confiscation eines ſchlechten Buches war bisher immer die einzige Strafe des Verfaſſers; aber diesmal iſt mit dem Buche auch der Autor verſchwunden, ohne daß man wiſſe, wohin er gekommen ſei. Das erzählen die „Grenzboten".

∴ „Kordo Cubas" (Schweinhirt und König) heißt ein neues Drama, das der Freiherr von Jeſika aus bulgariſchen Chroniken geſchöpft hat. Es ſpielt zur Zeit des griechiſchen Kaiſers Michael Palaeologos und ſoll höchſt intereſſant ſein.

Petersburg. Die Bevölkerung von St. Petersburg hat ſich in den letzten Jahren nicht vermehrt, wie dies bei andern Hauptſtädten, z. B. Berlin, der Fall iſt, und St. Petersburg zählt daher nur 40,000 Einwohner mehr als Berlin.

∴ Seit drei Jahren bildet bekanntlich die Regierung in einem in den Räumen der Peter-Pauls-Feſtung beſonders erbauten Vorraths-Gewölbe einen Baarfond von Barren und baarer Münze, als Garantie der im Publicum umlaufenden Reichs-Credit-Billete und Scheine der Depoſiten-Caſſe. Am 1. Januar d. J. belief ſich dieſer Fond in baarer Münze auf 105 Mill. 667,119 Silber-Rubel. Von der bisher umlaufenden Maſſe unſeres Banco-Geldes (595 Mill. 776,310 R.) waren bis zum 1. Januar d. J. 473 Mill. 732,155 Rubel gegen baares Geld eingetauſcht.

Philadelphia. Der Senior der deutſchen Preſſe in den vereinigten Staaten, der „Readinger Adler", einſt von Friedrich Liſt redigirt, hat ſein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, indem dieſes Blatt ſeit dem 1. Januar 1796 ununterbrochen erſchienen iſt. Das nächſte deutſche Blatt, dem Alter nach, iſt die in New-York erſcheinende „Hannover-Gazette". In Cincinnati erſcheint jetzt eine illuſtrirte deutſche Zeitung, herausgegeben von E. Glaubrecht.

Prag. Die Herren Jeſuiten werden hier ihren Einzug halten, da der Ankauf eines Ordenshauſes ſo gut als abgemacht iſt. Die Beſtrebungen dieſer höchſt ehrwürdigen Brüder ſollen vorzüglich gegen das Eindringen des „deutſchkatholiſchen Miasma" gerichtet ſein.

Reutlingen. Auch hier, in der Vaterſtadt des Staatsökonomen Friedrich Liſt, iſt ein Verein zur Unterſtützung für deſſen Hinterbliebene zuſammengetreten.

Rom. Der heilige Vater hat ſämmtlichen Klöſtern eine Viſitation angedroht.

Stockholm. Der König von Schweden hat die Freilaſſung der Neger auf der Inſel St. Barthelemy beſchloſſen; dieſe Colonie iſt die einzige, welche Schweden in den Antillen beſitzt. — Die ganze Negerbevölkerung beträgt nur 531 Perſonen, die mit 50,000 Francs loszukaufen ſind.

Wien. Im Geſammtbetrage der öſterreichiſchen Monarchie erſcheinen nach dem vor Kurzem ausgegebenen Preistarif zweiundvierzig politiſche Zeitungen, davon in deutſcher Sprache 18, in italieniſcher 13, in ungariſcher 5, in böhmiſcher, polniſcher, wallachiſcher, ſerbiſcher, ſlovakiſcher und kroatiſcher je 1. Die Zahl der nichtpolitiſchen Zeitſchriften beläuft ſich auf einhundertunddreißig. Davon erſcheinen 62 in deutſcher, 48 in italieniſcher, 10 in ungariſcher, 3 in polniſcher, 3 in böhmiſcher, 2 in dalmatiniſcher, 1 in krainer'ſcher und 1 in franzöſiſcher Sprache. Ein patriotiſcher Zeitungsleſer, der alle dieſe Zeitungen und Zeitſchriften durch die Poſt zu beziehen Luſt hätte, müßte ein mit 5 Procent verzinsliches Capital von 37,102 Gulden und 30 Kreuzer beſitzen, da der Pränumerationspreis der 42 politiſchen Blätter 625 Gulden 56 Kreuzer und der der 130 nichtpolitiſchen Zeitſchriften 1229 Gulden 12 Kreuzer, zuſammen alſo 1855 Gulden 8 Kreuzer Conventions-Münze beträgt.

∴ In Kurzem wird hier ein neues Geſetz über das literariſche Eigenthumsrecht, wie über das Verhältniß der dramatiſchen Dichter zu den Bühnen erſcheinen.

∴ Die Regierung legt noch immer kein Verbot auf das Brennen der Erdäpfel zu Branntwein und Spiritus, ein Umstand, durch den der Kartoffelmangel für die Armen von Tage zu Tage drückender wird.

∴ Zu Mariazell in Steyermark werden jetzt für die österreichische Flotte große eiserne Kanonen und Geschütze à la Paixhans gegossen. (Oesterreich wird kriegerisch!)

∴ Das hiesige Bürgerhospital-Zinshaus (Nummer 1100 in der Stadt) trägt jetzt einen jährlichen Zins von 90,000 Gulden C. M.

∴ Der bekannte Optiker S. Plößl hat vom Kaiser die goldene Civil-Ehrenmedaille erhalten.

Geschwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1411 wurde zu Pampelona in Navarra ein Orangenbaum gepflanzt und kam 80 Jahre später als Geschenk nach Chantilly. Auf dem Wege von den Pyrenäen nach seinem neuen Bestimmungsorte strömte das Volk von der ganzen Umgegend zusammen, um den ersten Baum dieser Art anzustaunen. Dieser riesenhafte Baum, der „große Bourbon" genannt, befindet sich jetzt in der Orangerie zu Versailles, zählt volle 436 Jahre und ist trotz seines Alters frisch und gesund. Ein legitimistisches Blatt macht dazu die stichelnde Bemerkung: »les vieux Bourbons ne meurent jamais.« (Die alten Bourbons sterben niemals.)

Treffer und Nieten.

• Marschall Vorwärts, der alte Held Blücher, war nicht sonderlich der Feder gewachsen. Einst von oben herab aufgefordert, die Verwendung von 100,000 Thalern näher zu begründen, faßte er seinen lakonischen Bericht in folgenden Satz zusammen: »Einnahme 100,000 Thaler, Ausgabe 100,000 Thaler. Und wer's nicht glaubt, ist ein Schurke!«

• Der französische Schauspieler Lekain hatte im Foyer des Théâtre français über seine Noth geklagt: »Ich habe in diesem Jahre nicht mehr als zwölftausend Livres verdient.« Ein Ludwigsritter, der dies gehört hatte, sagte in brutalem Tone: »Hören Sie nicht den gemeinen Histrionen? Zwölftausend sind ihm nicht genug. Und ich, ich habe nicht mehr als sechstausend jährlich.« — »Und,« erwiderte Lekain, »rechnen Sie das Recht, mir dies sagen zu dürfen, für nichts?«

An den Ritter sonder Furcht und Tadel.

Der Eine ficht mit dem Säbel,
Der And're mit dem Schnabel,
Der Dritte zieht mit der Feder
Gewaltiglich vom Leder;
Doch wer mit Dir einen Kampf wollte wagen,
Der müßte verstehen, mit Fäusten zu schlagen.

D. P.

☞ Es ist mir von unbekannter Hand ein Beitrag für mein Blatt „Schreiben eines Museum-Männchen an den Redacteur des Chavari" eingeschickt worden; ich bin sehr gern bereit, diesen Artikel aufnehmen, wenn der Verfasser desselben sich, blos mir gegenüber, nennen ill. Ich mache dadurch eine interessante Bekanntschaft und verspreche m dafür die größte Verschwiegenheit. Nennt er sich jedoch nicht, so uß ich seinen Artikel, wie geistreich er auch immer ist, ad acta legen.

E. M. D.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TASCHEN-ENCYCLOPÄDIE

der praktischen

Chirurgie, Geburtshülfe, Augen- und Ohrenheilkunde,

enthaltend

die Beschreibung, Symptome, Diagnose, Behandlungsweise, Operationen, Indicationen und Contra-Indicationen sämmtlicher die Chirurgie, Geburtshülfe, Augen- und Ohrenheilkunde betreffender Krankheitsformen und dahin einschlagender Gegenstände

für

Aerzte, Wundärzte und Studirende.

Von

Dr. Carl Martell Frank,

praktischem Arzte in Würzburg.

Zweite Ausgabe. — Preis: 4 Fl.

Die fortwährend günstige Aufnahme dieser allseitig so vortheilhaft beurtheilten chirurgischen **Taschen-Encyclopädie** hat es der Verlagshandlung zur Pflicht gemacht, auch ferner ihrerseits beizutragen, um die weitere Ausbreitung dieses Werkes noch leichter möglich zu machen, und sie hat es nicht gescheut, bei der selbst in der jetzigen Erscheinung eleganteren Ausstattung, den Preis auf nur 4 Fl. zu stellen, um diese chirurgische Encyclopädie auch im Preise mit der zweiten Auflage der „klinischen Encyclopädie“ des Verfassers in Einklang zu bringen.

Würzburg, im December 1846.

Stahel'sche Buchhandlung.

In der **Univerſitäts-Buchhandlung** in Kiel iſt erſchienen:

Vorleſungen

über

die Freiheitskriege.

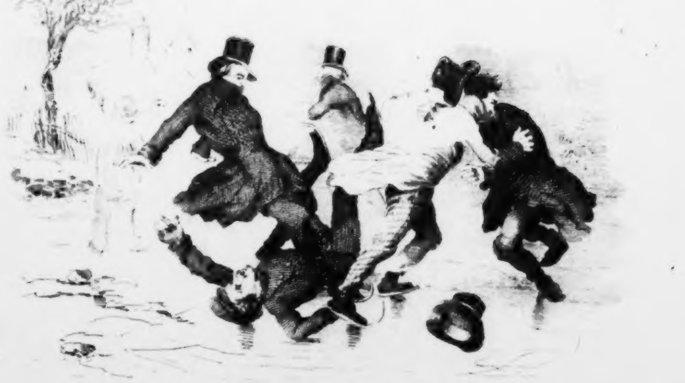
Von **Joh. Guſt. Droyſen.**

2 Theile. 77 Bogen. 5 Thaler.

Inhalt: Ueberſicht. — Der Staat. — Die materiellen Intereſſen. — Die geiſtige Entwickelung. — Das alte Europa. — Der nordamerikaniſche Freiheitskrieg. — Die Anfänge der europäiſchen Revolution. — Der franzöſiſch-polniſche Freiheitskrieg. — Der Revolutionsſtaat eine Macht. — Der Kampf um die Weltherrſchaft. — Das Föderativ- und Continentalſyſtem. — Die Freiheitskriege von 1808 bis 1812. — 1813, 1814, 1815.

Hierbei eine lithographirte Pechvogel-Gallerie.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Carambolage auf dem Eise

Beilage zu Oettingers Charivari

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
b
ti
b
ſo
u
zu
H
ge
B
tie
ne
M
D
der
B
auc
abe

№. 230. Leipzig, 26. Februar 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Alexander Dumas vor Gericht.

Von einem Augenzeugen.

Der „Conſtitutionnel“ und die „Preſſe“ hatten, wie bekannt, gegen
xander Dumas einen Prozeß wegen Contracts-Verletzung eingeleitet.
erſte Gerichtsſitzung war auf den 22. Januar anberaumt. Schon
dieſem Termine hatte ſich ein ſehr zahlreiches Publicum eingefunden,
l ſich das Gerücht verbreitet hatte, Herr Dumas werde in eigener
ſon vor den Schranken des Gerichts erſcheinen. Obgleich ſich das
itorium hierin getäuſcht ſah, folgte es dennoch mit ungewöhnlich
after Theilnahme dem Laufe der Verhandlung.

Herr Lacan, der Anwalt des Herrn Véron, trat für den „Conſtitu-
nel“ auf und ſuchte darzuthun, daß Alexander Dumas auf der einen
e zu viel, auf der andern zu wenig geleiſtet habe. Der Verklagte
nämlich mit dem „Conſtitutionnel“ und der „Preſſe“ einen Con-
abgeſchloſſen, laut welchem er ſich verbindlich gemacht, mit Vorbehalt
Erfüllung früher eingegangener Verpflichtungen, auf fünf Jahre aus-
ßlich nur für den „Conſtitutionnel“ und die „Preſſe“ zu arbeiten
eder dieſer beiden Zeitungen jährlich 18, wiederhole achtzehn Bände
efern, neun für den „Conſtitutionnel“ und neun für die „Preſſe“.
Lacan erklärte, daß Alexander Dumas über den im Contracte feſt-
ten Vorbehalt hinaus gegangen ſei, indem er für mehrere, in jenem
age nicht genannte Journale Romane geliefert und den „Conſtitu-
el“ deshalb in Stich gelaſſen habe. Der „Conſtitutionnel“ habe nun
fünf Bände als Rückſtand vom Jahre 1845 zu fordern. Auf eine
ung im Januar 1846 um Lieferung des Rückſtandes ſei vom Herrn
s die Antwort eingegangen, er habe ſich nicht verbindlich gemacht,
„Conſtitutionnel“ jährlich neun Bände, ſondern fünfundvierzig
e in fünf Jahren zu liefern. Die Zahl „neun“ ſei im Contracte
icklich als das jährliche Maximum angegeben; von einem Minimum
ei darin keine Rede.

Sein Gegner ſuchte dies zu widerlegen und ſchloß mit dem Antrage, daß Herr Dumas verurtheilt werde: die fünf Bände Rückſtand vom Jahre 1845, ſowie die neun Bände für 1846 zu liefern, ferner 6000 Francs als Entſchädigung für den Verluſt, den er verurſacht habe, und 100 Francs für jeden Tag der Verſpätung, die in der Lieferung des Manuſcripts eingetreten iſt, zu zahlen.

Hierauf trat Herr Langlais, Anwalt des Herrn von Girardin, im Namen der „Preſſe“ auf. Auch er ſtellte eine Reihe von Thatſachen hin, durch welche er zu beweiſen ſuchte, daß Herr Dumas dem Vertrage entgegen gehandelt habe, und ſchloß mit dem Antrage: der Verklagte möge vom Gerichte angehalten werden, die regelmäßige Herausgabe der „Mémoires d'un Médecin“ wieder aufzunehmen und der „Preſſe“ 20,000 Frs. Entſchädigung zu zahlen.

Nachdem noch die Anwalte für einige andere Journale, denen Herr Dumas ſeine Mitwirkung zugeſagt hatte, aufgetreten waren, wurde die Sitzung geſchloſſen und die weitere Verhandlung dieſer Angelegenheit auf acht Tage hinausgeſchoben.

Die zweite Gerichtsſitzung erfolgte am 29. Januar. Diesmal hatte ſich ein bei Weitem zahlreicheres Publicum verſammelt, denn man war überzeugt, daß Herr Dumas diesmal ſelbſt erſcheinen werde, um ſeine Vertheidigung zu führen. Und dies geſchah denn auch.

— Meine Herren, begann Herr Dumas ſeine Rede, ich bin hieher gekommen, um ſelbſt vor Ihnen zu ſprechen. Die gegenwärtige Verhandlung iſt nicht die Discuſſion einer Partei gegen die andere, nicht das Intereſſe des Einen gegen das Intereſſe des Andern, ſondern eine Art Duell von Ehre gegen Ehre.

Der Angeklagte nahm dann den Contract zur Hand und las aus demſelben mehrere Artikel vor, wobei er gewiſſe Stellen, die zu ſeiner Vertheidigung dienen ſollten, ſtärker hervorhob. Er bewies ſodann, daß beſagter Contract erſt dann ſeine Wirkſamkeit habe erlangen können, nachdem der Vertrag mit Dujarrier zu Ende gegangen. Es ſei daher falſch, daß der „Conſtitutionnel“ in einer Anmerkung (am 25. März 1845) erklärt hätte, Herr Dumas ſei durch das Ableben Dujarriers des mit demſelben abgeſchloſſenen Contractes ledig und nunmehr verpflichtet, fünf Jahre hindurch einzig und allein für den „Conſtitutionnel“ und die „Preſſe“ zu ſchreiben. Herr Dumas bewies, daß er zu jener Zeit noch immer verbunden geweſen ſei, den Erben Dujarriers 226,000 Zeilen oder 80 Bände zu liefern.

Der Verklagte ſchaltete hier folgende Worte ein:

— Achtzig Bände . . . eine ſo voluminöſe Arbeit, daß ſämmtliche vierzig Mitglieder der Akademie nicht im Stande wären, in zwei Jahren eine ähnliche Aufgabe zu löſen.

In Bezug auf die Giltigkeit ſeines Contractes erklärte er, daß dieſelbe erſt am 21. December eingetreten ſei, wo jener andere Contract mit den Erben Dujarriers gerichtlich beſeitigt worden iſt. Vorher wäre er alſo nicht verpflichtet geweſen, dem „Conſtitutionnel“ und der „Preſſe“ „Arbeit zu liefern“.

— Damals leiſtete ich, fuhr er fort, was kein Menſch geleiſtet hat, noch jemals leiſten wird. Ich begann fünf Romane zugleich in fünf verſchiedenen Journalen; ich ſetzte ſie alle fünf nebeneinander fort und führte

ein fünffaches Werk zu Ende, ich, ich allein ... **Alle meine Gegner, die**
er verſammelt ſind, werden nicht im Stande ſein, mir ſagen zu können,
ß ſie je eine andere Handſchrift als die meinige erhalten haben. — Am
. Auguſt vorigen Jahres beſuchte mich Herr Véron und ſagte zu mir:
Mein lieber Dumas (er nannte mich „mein lieber Dumas“), liefern
ie mir einen unterhaltenden, geiſtreichen Roman, wie nur Sie ihn zu
affen verſtehen ...« (Dumas mit Beſcheidenheit): Dies ſind Herrn
érons Worte. »Ich brauche Ihr Werk in acht Tagen.«

— Acht Tage, antwortete ich ihm, ſind dazu hinreichend, wenn man
hts Anderes zu thun hat; allein acht Tage ſind zu kurz, wenn man die
rausgabe von fünf Romanen zugleich unternommen hat; denn damals
ferte ich täglich fünf Feuilletons für fünf Journale; drei Pferde, drei
iener und die Eiſenbahn waren kaum hinreichend, mein Manuſcript von
aint-Germain nach Paris und die Correcturbogen von Paris nach
aint-Germain zu expediren. Tagtäglich um zwei Uhr Morgens ſchickte
mein Manuſcript, das acht Stunden ſpäter gedruckt in fünf Journalen
chien. Bei ſo bewandten Umſtänden kam Herr Véron, einen Dienſt
n mir zu verlangen, der mich der Gefahr ausſetzte, alle meine Verbind-
hkeiten zu vernachläſſigen und mich mit den Erben Dujarriers zu über-
rfen. Ich ſagte zu ihm: »Sie wollen einen Band, das ſind 6000 Zei-
; 6000 Zeilen, das ſind 135 Seiten meiner Schrift. Hier iſt Papier:
meriren Sie mir 135 Blätter ... Nächſten Donnerſtag werde ich
Ihnen ſpeiſen und Ihnen die Arbeit mitbringen. Donnerſtag, am
. Auguſt, lieferte ich ihm den erſten Band von 135 numerirten
iten. Er dankte und ergoß ſich in Verſicherungen der rührendſten
eundſchaft. Nach Verlauf einiger Zeit erhielt Herr Véron, gegen den
meine Verpflichtungen jederzeit mit der größten Pünctlichkeit erfüllt
te, Abends um 11 Uhr anſtatt um 7 Uhr die Copie eines Capitels
iner „Dame de Montſoreau“. Am folgenden Morgen erhielt ich mit
inem Journale die Notiz: »Wir wiſſen nicht, warum die Fortſetzung
n Romane des Herrn Dumas uns heute nicht zugekommen ſein mag?
es Vergeſſenheit der Eiſenbahn oder Nachläſſigkeit des Herrn Dumas?«
es war wenig verbindlich nach Dem, was ich für Herrn Véron gethan
te. — Am 3. October 1846 erhielt Herr Véron von mir abermals
en Band, es war der vorletzte ... Tags darauf leitete er gegen mich
Prozeß ein, der Ihnen heute vorliegt. Ich ſuchte ihn auf und ſagte
ihm: »Was, geſtern haben wir zuſammen dinirt und heute wollen
einen Prozeß gegen mich einleiten?! Wir wollen das Publicum
t mit dieſer Zeilenangelegenheit unterhalten; unterwerfen wir unſere
reitigkeit einem Schiedsrichter. Herr Véron aber antwortete mir:
ein lieber Dumas, vor dem Gerichte iſt dieſe Angelegenheit für uns
große Zeiterſparniß; Sie brauchen nicht ſelbſt zu erſcheinen, Sie
uftragen einen Anwalt, Sie nehmen einen Advocaten und werden in
er Arbeit nicht im Geringſten geſtört.«

— Während dieſer Vorgänge vollendete ich die Dame de Montſoreau,
nicht verhinderte, daß im „Conſtitutionnel“ und der „Preſſe“ Artikel
hienen, die mich in der literariſchen Welt der Lüge beſchuldigten. Der
mmerce“, der „Siècle“, die „Patrie“, die „Débats“ brachten Ent-
ungen, worüber die Herren von Girardin und Véron dergeſtalt in

Zorn geriethen, daß ſie die Einregiſtrirung des Contracts vornehmen und mich verklagen ließen.

Herr Dumas läßt ſich nun auf eine Menge Details über die Arbeiten, die er mehreren Journalen ſchon früher zugeſagt hatte, ein. Er will dadurch die Anklage, daß er den Vorbehalt im Contracte überſchritten habe, zurückweiſen. Wir geben aus ſeiner Rede folgendes Bruchſtück:

— Einige Tage nach der Abſchließung meines Contractes kam Herr Caſtille, ein ganz charmanter Mann, um mir 3 Francs für die Zeile zu bieten. Ich erwiederte ihm: »Derjenige, der Sie beauftragt hat, mir ſolch ein Anerbieten zu machen, hat entweder kein Geld oder iſt ein Thor. Wenn ich ſchreibe, ſo habe ich viele Zeilen, die nur aus einem einzigen Worte, oft nur aus einem „Ja“ oder „Nein“ beſtehen.« Er drang trotzdem in mich und ich übergab ihm den „André del Sarte.“ Nach André del Sarte“, fuhr Herr Dumas fort, wurde von mir ein Roman, welcher „Eliſabeth“ heißen ſollte, von der „Mode“ angekündigt. Nichts meinerſeits hat dieſem Journale ein Recht zu dieſer Ankündigung gegeben; ich muß ſogar bekennen, daß dieſer Name „Eliſabeth“ (ich bitte die Damen in dieſer Verſammlung, welche zufällig ſo heißen ſollten, um Verzeihung) mir ganz und gar nicht gefällt. Nie hat ſich ein ähnlicher Name unter meiner Feder gefunden. Durchſuchen Sie meine dreihundert Bände Romane und meine ſiebenundzwanzig Dramen, Sie werden nirgends dieſen Namen finden, denn er iſt mir immer ſehr zuwider geweſen, und ich begreife nicht, wie die „Mode“ auf dieſen Namen, der mir eben nicht in der Mode zu ſein ſcheint, verfallen konnte ... die Sache hat ſich übrigens bald aufgeklärt und es hat ſich herausgeſtellt, daß ich dieſem Journale überhaupt keinen Roman zugeſagt hatte.

Herr Dumas ſuchte nun ferner darzulegen, daß auch die Anklage des Herrn von Girardin, daß er ihm Vorſchuß ſchulde, durchaus falſch und ungegründet ſei. Wir können dieſe Einzelheiten übergehen, da ſie kein beſonderes Intereſſe bieten.

Weiter hin ſagte er: — Ich war müde ... ich fühlte mich krank und ſah mich genöthigt, dieſe Herren um Erlaubniß zu bitten, ein wenig ausruhen zu dürfen. Herr von Girardin brachte ſie mir nach Saint-Germain, wo er mit mir zu Mittag aß; wir ſetzten uns um ſieben Uhr zur Tafel, ohne auch nur einmal von Geſchäftsangelegenheiten zu ſprechen; Herr von Girardin war noch um zehn Uhr bei mir; es wurde ſogar drei Uhr Morgens, und da um dieſe Zeit kein Dampfwagen abgeht, kehrte er in ſeinem Coupé nach Paris zurück, indem er Dem. Brohan mitnahm, welche bei mir war. (Gemurmel.) Es iſt im Ganzen wohl Nichts gegen die Ehre, ergreift Alexander Dumas wieder das Wort, wenn ich ſage, daß eine Schauſpielerin ſich einige Stunden mit Herrn von Girardin oder irgend einem Andern in einem Coupé befunden hat; ich drücke damit nur ein einfaches Factum aus, das weder der Moralität des Herrn von Girardin, noch der Ehre des Fräulein Brohan nahe treten ſoll. Herrn Véron lieferte ich Atteſte über meine Krankheit, die mir vom Doctor Pasquier, dem Leibarzte des Königs, und Herrn Gaſton, meinem Haus-Arzte ausgeſtellt waren. Dem Letzteren ſchrieb ich, daß ich mich unwohl fühle, und er antwortete mir als Freund, als Camerad folgende Worte: »Es iſt unnöthig, daß ich Sie beſuche,

enn ich weiß ohnedies, was Ihnen fehlt. Ruhen Sie aus. Sie be-
reiben das Metier eines Laſtgaules. Ich habe Ihnen nur das zu
viederholen, was ich Ihnen ſchon hundert Mal geſagt: Ruhen Sie
us, oder Sie opfern dieſer Anſtrengung den letzten Reſt Ihrer theuern
Geſundheit.« Das hatte ich zu ſagen, meine Herren, um mein Be-
ragen zu erklären.

Der Advokat Lacan beleuchtete darauf mit Kraft und Klarheit die
Rede des Herrn Dumas, und folgerte hieraus, daß der Angeklagte, trotz
einer vorgebrachten Einwände, keineswegs freizuſprechen ſei.

Herr Dumas erhielt dann noch ein Mal das Wort, und wir geben
er nur das Intereſſanteſte ſeiner Vertheidigung.

— Dieſe Herren, ſagte er unter Anderm, behaupten, daß ich in
einer reizenden Villa zu Saint-Germain drei Monate lang, vom Auguſt
s October, die Hände in den Schoß gelegt habe; ſie ſcheinen abſichtlich
vergeſſen, daß ich während dieſer Zeit die acht Bände meiner „Mé-
oires d'un médécin" vollendet habe, deren erſter Band acht Tage vor
einer Abreiſe nach Spanien erſchienen iſt.

— In Betreff meiner Reiſe nach Madrid habe ich nur Folgendes zu
gen. Der Herzog von Montpenſier, der einige Gewogenheit für mich
gt, ſagte zu mir: »Kommen Sie nach Madrid; es ſcheint mir noth-
endig, daß ein Mann Ihres Rufes bei meiner Vermählung nicht feh-
dürfe.« Dann ließ mich Herr v. Salvandy rufen.

— Reiſen Sie von Spanien nach Algier, ſagte der Miniſter, be-
hen Sie das ſchönſte Land der Welt. Es waren zwar ſchon viele
n unſern Deputirten dort; aber keiner von Allen verſteht was davon
Alle fühlen das Bedürfniß, über die jetzige Lage unſerer Colonie
fgeklärt zu werden. Es bedarf eines populären, originellen Talentes
iſt der Miniſter, welcher ſpricht), um ihnen zu zeigen, was an Algier
(Gelächter.)

— Ich ging alſo zuerſt nach Spanien, fuhr Herr Dumas fort, und
r der einzige franzöſiſche Schriftſteller, welcher dort der Vermählung
gewohnt und unſere Literatur repräſentirt hat. Nach Beendigung der
chzeits-Feierlichkeiten begab ich mich nach Tunis. Die Regierung hatte
ein Dampfſchiff, den „Veloce", mit 220 Pferdekraft, zur Verfügung
ellt, eine Gunſt, die man ſonſt nur Fürſten und hohen Freunden er-
t. Wir berührten die Küſten von Afrika (hier wurde die Stimme
Herrn Dumas mächtiger und er ſprach mit einer Art Begeiſterung),
ich erfuhr, daß Gefangene von den Unſrigen nur durch eine ſchnelle
wiſchenkunft von meiner Seite gerettet werden könnten. Es handelte
darum, zwölf Köpfe zu retten, zwölf Franzoſen-Köpfe, die von einem
e zum andern abgeſchlagen werden konnten. Es waren tapfere
ciere unſerer Armee darunter, unglückliche Gefangene, eine Frau ...
Reſt von zweihundert Unglücklichen, die dem Gemetzel von Sidi-Brahim
angen waren. Eh bien, meine Herren, Ihr Angeklagter iſt's, der
dem „Veloce" zur Befreiung Cognards und ſeiner tapfern Gefährten
eigeeilt war. Ich brachte ſie auf meinem Fahrzeuge nach Meſſina.
t veranſtalteten, mir zu Ehren, dreihundert Perſonen ein Bankett,
n Andenken mich für das Unrecht, das mir hier zugefügt wird, reich-
entſchädigt. Man verlangt in dieſem Augenblick 50,000 Francs
mir, weil ich die Hände in den Schooß gelegt; ich, ich, der ich dem
lichen Schwerte zwölf tapfere Franzoſen entriſſen habe.

Nachdem Herr Dumas ſeine Rede geendet hatte, ſetzte das Tribunal die Sitzung abermals auf acht Tage aus, wo dann hoffentlich die Entſcheidung erfolgen wird.

Die Menge hatte ſich unterdeſſen vor dem Juſtizpalaſte aufgeſtellt, um Herrn Dumas herauskommen zu ſehen, welcher große Mühe hatte, ſich einen Durchweg zu bahnen. Man folgte ihm bis in die Rue da la Bärillerie, wo er einen der prächtigſten arabiſchen Hengſte beſtieg, der ihn pfeilſchnell in die Chauſſée d'Antin zurücktrug.

Literariſche Induſtrie.

Ein Herr Schneitler hat ſich die Mühe gegeben, in einer beſondern Brochüre, betitelt „Eine Schande der deutſchen Preſſe", einen buchhändleriſchen Handlanger, den angeblichen Dr. Schöpfer, als den durch ſchlechte Fruchtbarkeit furchtbarſten Schriftſteller zu ſchildern. Dr. Schöpfer iſt erſt ein Dreißiger und ſchrieb ſchon 1840 am Schluſſe ſeines Buches über Friedrich Wilhelm III.: »Friedrich Wilhelm III. war im ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens, als er am 7. Juni ſtarb, und es dürfte nicht unintereſſant ſein, zu erfahren, daß dieſes Werk das einhundertundſiebzigſte ſeines Verfaſſers iſt.« Das Einhundertundſiebzigſte! Und jetzt, nach ſieben Jahren, lebt und ſchreibt er noch! Er ſchrieb unter Hunderten von berühmten Namen ſeine Hunderte von Werken, hing dieſen Namen Hofraths- und Profeſſor-Titel an, und um die Phantaſie der Unerfahrenen anzuregen, ſetzte er mißbrauchend Titel und Namen zuſammen, wie Amtsrath Göthe, Oekonomie-Commiſſarius Börne u. ſ. w. Er ſchrieb: „Zwanzig Mittel gegen den Tod", natürlich auch Rathgeber für Schwangere, Neuvermählte, ſchwache Magen u. ſ. w. In ſeinen mediziniſchen Büchern verſichert er, daß er alle Mittel an ſich ſelbſt bewährt gefunden habe, und empfiehlt ſaure Milch als ein Blut kühlendes Mittel, „beſonders auch bei den Schweinen". Er brauchte dies Mittel gegen den Schwindel (nämlich die ſaure Milch), »und ſo« — ſchreibt der Dreißiger — »erfreue ich mich im zweiundſiebzigſten Jahre meines Lebens einer beſſeren Geſundheit als vor fünfzig Jahren.« Auch hat er ein probates Mittel gegen Säure und Unverdaulichkeit zum Beſten gegeben. »Nachdem Jemand,« erzählt er, »lange an Säure und Unverdaulichkeit gelitten, ſo daß ihm nach dem Genuß der leichteſten Speiſe der Bauch anſchwoll, fing er an, ein ganzes Jahr lang faſt täglich Stockfiſch mit Senf und Kartoffeln zu eſſen, wodurch er hergeſtellt wurde.« — Als 1845 die Kirſchen ſehr reichlich blühten, gab Dr. Schöpfer einen „Bewährten Kirſchen-Arzt" heraus, worin er alle Krankheiten der Menſchen mit Kirſchen zu heilen verſprach. In der Regel ſchreiben die Geheilten „frankirte" Briefe an ſeinen Hauptverleger, Herrn Fürſt in Nordhauſen, worin ſie mit rührendem Danke ihre Heilung melden. Herr Fürſt läßt dann dieſe Briefe den zweiten Auflagen auszugsweiſe beidrucken. Das Werk „Keine Hämorrheiden mehr" veranlaßte in drei Jahren „1765 frankirte Briefe" von Perſonen, welche „durch gegenwärtiges Büchlein" geheilt worden ſind. Das deutſche Publikum läßt ſich nun ſchon ſeit vielen Jahren durch Legionen ſolcher Schmierereien ausbeuten und ausbeuteln.

(Geſellſchafter.)

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Augsburg. Wie überhaupt Herr Guſtav Kolb in Augsburg ein origineller Burſche iſt, ſo ſind natürlich auch alle ſeine Handlungen originell. In der Liſtmanie ſpielt Herr Kolb die erſte Rolle, und überhaupt einmal eine Rolle, wenn auch, wie zu erwarten war, eine höchſt lächerliche. Nicht als ob wir Liſts Verdienſte ſchmälern wollten, oder die Beiträge ſeiner Familie nicht von Herzen gönnten: das iſt eine Sache für ſich; es kann hier nur von dem lächerlichen Vordrängen und Geberden des guten Herrn Kolb die Rede ſein. Es ſcheint, als ſei Herr Kolb ſelber Liſt, als handle es ſich bei Herrn Kolb um eine zarte Herzensſache für ſich ſelbſt. Nicht genug aber, daß der ſchlaue Thebaner ſeiner Eitelkeit täglich mit Liſt unter die Arme greift, ſondern er verdreht ihr zu Gefallen ſogar die einfachſten Regeln eines ehrlichen Streites, er fängt die Unterſuchung mit dem Urtheile an. Vor Kurzem hatte Herr C. E. Hoffmann in Darmſtadt im „Frankfurter Journale“ den Beweis geführt, daß Liſt, unbeſchadet aller ſeiner übrigen Verdienſte, dennoch nicht auf die ihm von Herrn Kolb und Conſorten zugeſprochene erſte Idee zum Zollverein Anſpruch machen könne. Statt einer Widerlegung kam dagegen in der „Bremer Zeitung“ ein gemeiner Schimpfartikel von Herrn Andrä, der den Weibern der Halle Uebelkeiten verurſacht haben würde. Herr Kolb weiß nun nichts Beſſeres zu thun, als dieſen Schmutzartikel gegen Herrn Hoffmann mit Haſt nachzudrucken, und verſpricht dabei, nachher auch den Hoffmann'ſchen Artikel aufzunehmen. Erſt will er die Leſer gegen Hoffmann einnehmen und dann Fetzen aus dem Hoffmann'ſchen Aufſatze bringen, herausgeriſſene Fetzen; denn die „ganze ſchlagende“ Wahrheit aufzunehmen, dazu hat Herr Kolb nicht den Muth. Uns iſt Herr C. E. Hoffmann vollkommen gleichgültig; wir wollten nur zeigen, wie tief das „erſte“ deutſche Blatt unter Herrn Kolbs Leitung geſunken iſt, und daß es täglich immer mehr ſinkt. Wie weit die Gemeinheit des Herrn Kolb gegen Perſonen, welche über ihm ſtehen, gehen kann, haben wir in Leipzig erſt im vorigen Jahre an dem unwürdigen Benehmen gegen Herrn Robert Blum geſehen; Herr C. E. Hoffmann wird kaum gelinder wegkommen, und wäre ſeine Wahrheit auch ſo rein wie gediegenes Gold.

Bamberg. Dem „Fränkiſchen Mercur“ iſt zum dritten Male der Debit durch die baier'ſchen Poſten entzogen worden; eine Thatſache, die jede Hoffnung auf eine freiere Bewegung der baier'ſchen Preſſe ganz vernichtet. (Spen. Zeit.)

Berlin. Der vereinigte Landtag findet am 11. April ſtatt und beſteht gegenwärtig aus 617 Mitgliedern, nämlich 80 Fürſten, Grafen und Herren, darunter 10 Prinzen des königlichen Hauſes, 231 Abgeordneten der Ritterſchaft, 182 Abgeordneten der Städte und 124 Abgeordneten der Landgemeinden.

∴ Wir erwarten in dieſen Tagen Herrn Carl Schuberth, erſten Violoncelliſten des Kaiſers von Rußland, der, wie Briefe aus Petersburg mittheilen, eine Kunſtreiſe durch Deutſchland zu machen beabſichtigt. Vieuxtemps, der jetzt in Petersburg anweſend iſt, hat dort öffentlich erklärt, daß Herr Schuberth Herrn Servais bei Weitem übertreffe. Auch als Componiſt nimmt Herr Schuberth einen ausgezeichneten Rang ein; ſeine uns vorliegenden, in Stich erſchienenen Tondichtungen ſind nicht nur als ſolche zu rühmen, ſondern insbeſondere auch als Aufgaben für das Cello merkwürdig, denn es läßt ſich kaum begreifen, wie ſich dies Inſtrument durch ein ſolches Gewirr von Figuren hindurchzuwinden im Stande iſt.

Bremen. Der aus Sachſen ausgewieſene Dr. Jordan befindet ſich gegenwärtig in unſern Mauern und wird hier wiſſenſchaftliche Vorleſungen halten.

Breslau. Der Sekretär der hieſigen deutſch-katholiſchen Gemeinde hat ſeine unlängſt geborene Tochter auf den Namen „Rongelia“ taufen laſſen. (Der Rongeſchwindel ſcheint alſo noch immer zu graſſiren!)

Conſtantinopel. Die Pagen des Sultans haben neulich Molière's „eingebildeten Kranken“ in türkiſcher Ueberſetzung aufgeführt. (Molière im Serail! Nun ſage man noch, daß die Zeit der Wunder vorüber ſei!)

Dresden. Herr Profeſſor Dahl hat vom König von Dänemark den Danebrog-Orden erhalten.

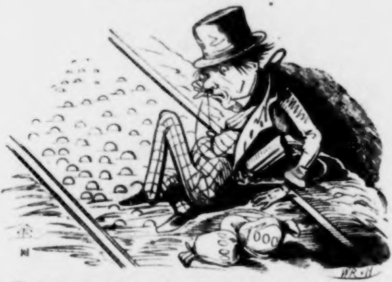
Fryburg. Die Frauen-Compagnie von Greſſey, im Canton Fryburg, hat ihrer Walliſer Schweſter (vergleiche „Charivari" Seite 3636) bereits geantwortet. Sie ſagt, daß in dem Gefecht vom 7. Januar, an dieſem ſchönen Tage, die natürliche Schüchternheit des weiblichen Landſturms dem Muthe gegen die Banditen des Cantons gewichen ſei. Unterzeichnet als Hauptmännin iſt Anna Ruffieux.

Hamburg. Karl Gutzkow's „Uriel Acoſta", zum Beneſiz der Demoiſelle Wilhelmi auf dem Stadttheater gegeben, fand, wenn man aufrichtig ſein will, blos einen succes d'estime. Indeß hat er — außer Leipzig, wo die Laube'ſche Clique gegen ihn iſt — kaum irgend anderswo eine größere Partei gegen ſich, als gerade hier. Dieſelbe ſchreibt ſich aus der Zeit her, wo er hier den „Telegraphen" redigirt hatte.

Heidelberg. Profeſſor Morſtadt hat, weil er aus dem Spruchcollegium beſeitigt worden iſt, aus Zorn auch das Decanat der juriſtiſchen Facultät niedergelegt. (Bon!)

Karlsruhe. Am 1. April geht der Verlag der „Karlsruher Zeitung" an die Cotta'ſche Verlagshandlung über. Der erſte Redacteur erhält 2000, der zweite 1000 Fl. Gehalt. Herr Giehne übernimmt die erſte Stelle und das Blatt wird den Titel „Badiſche Staatszeitung" erhalten. Der ehemalige Beſitzer Macklot erhält 500 Fl. und eben ſo viel die frühere Eigenthümerin jährlich als Abſtandsgeld.

Eiſenbahn-Schwindel.



Ein Actien-Speculant, welcher ſein Geld in die Eiſenbahn ſteckt.

Kopenhagen. Der hier erſcheinende „Beobachter am Sunde", eine deutſche Wochenſchrift, wird aus der königlichen Kaſſe jährlich mit 4000 Species (6000 Thaler) unterſtützt und in den Herzogthümern Jedem, der ihn zu halten wünſcht, umſonſt geliefert; dennoch ſoll ſich der ganze Abſatz nur auf 100 Exemplare belaufen. Der verantwortliche Redacteur iſt ein gewiſſer Heim Peters, welcher früher Poſt- oder Zollbeamter war, der wirkliche Redacteur aber iſt der Dr. jur. Oſtwald, früher Advocat in Lauenburg.

Leipzig. Unter dem Titel „Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin", 1429 bis 1440 (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1846), wird uns in Bruchſtücken aus einer alten Handſchrift eine äußerſt intereſſante Aufklärung über die Umſtände der Geburt und Krönung des ungariſchen Königs Ladislaus Poſthumus und die darauf erfolgte Entführung der Reichskrone mitgetheilt. Der ungenannte Herausgeber ſagt darüber in der Vorrede: »Wir haben hier ein Stück aus den Denkwürdigkeiten einer merkwürdigen

Frau vor uns, die in der unſcheinbaren Stellung einer Dienerin der vierjährigen Prinzeſſin Eliſabeth, im engſten Vertrauen der Königin, den Kronraub vollführen hilft, bei der Geburt des Königs Ladislaus zugegen iſt, das weinende Kind bei ſeiner Krönung auf den Armen trägt und es ſpäter nach Raab und Oedenburg begleitet.« Dieſe Denkwürdigkeiten ſind, wie geſagt, höchſt intereſſant.

∴ Die Pariſer „Revue des deux mondes" bringt in ihrer zweiten Lieferung vom 15. Januar bei Gelegenheit der erſten Aufführung von Roſſini's neuer Oper „Robert Bruce", die bekanntlich nur eine Aufwärmung ſeiner alten „Donna del Lago" iſt, einen aus der Feder Léon Gozlans herrührenden Artikel (Seite 375 — 382), der einen Auszug aus Oettingers „Narren-Almanach", diesmal mit Angabe der Quelle, giebt. »Singulier rapprochement!« ruft Herr L. G. »Cette même Donna del Lago, qui, sous le nom de Robert Bruce, devenait une occasion d'insuccès pour Mme. Stolz, avait dès sa première représentation, le 4. oct. 1819, commencé par porter malheur à la Colbrand, qui, tranchons le mot, y fût glorieusement sifflée. Voici ce que je trouve dans la biographie de Rossini, publiée en 1843 par Mr. Oettinguer. Je me contente de traduire et n'ajoute rien au texte de l'ouvrage.«

London. Capitain Sir John Roß will auf Spitzbergen überwintern und Anfangs Mai eine neue Expedition nach dem Nordpol unternehmen. (Will Herr Dr. Guſtav Kühne ihn nicht begleiten?)

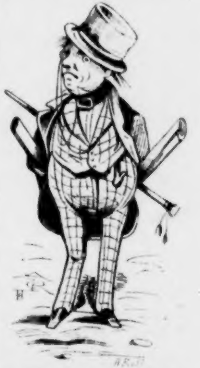
Madrid Die Königin von Spanien hat ihrem Leibarzte Don Pedro Caſtillo den Titel eines „Marquis der Geſundheit" (de la Salud) verliehen. Dieſe Art von Titelverleihungen, die ſich auf irgend eine perſönliche Eigenſchaft beziehen, ſind hier zu Lande nichts Ungewöhnliches. Da giebt es einen Fürſten des Friedens, einen Herzog des Sieges und der Treue, einen Marquis der Eintracht und der Geſetzlichkeit und andere närriſche Titel.

Moskau. Die Beiträge zum Denkmal des verſtorbenen Fabeldichters Krylow ind nun ſchon auf 28,180 Silberrubel an- ewachſen.

München. Als Merkwürdigkeit ver- ient angeführt zu werden, daß unter den eſtellungen auf Kiſſinger Brunnenwaſſer ch auch eine aus Hong-Kong (China) be- ndet.

∴ Für Liſzts Angehörige ſind bis jetzt n Augsburg 3060 Gulden eingegangen; arunter auch eine Gabe von H. Heine in Paris.

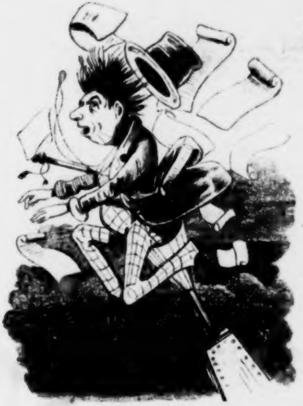
Münſter. Der Literat Fraling aus dem orfe Nordwalde, fünf Stunden von hier, urde auf Requiſition des Miniſters darüber Protocoll vernommen, ob er die Zeitungs- richte über ſeine Haft in Berlin ſelbſt ge- hrieben oder veranlaßt habe? Fraling hat eides verneint, aber auch erklärt, daß die Schilderung nicht hinter den Thatſachen urückſtehe. In Folge deſſen wird nun eine renge Unterſuchung ſtattfinden.



Der Eiſenbahn-Actien-Speculant in ſeinem Bewußtſein.

Nürnberg. Das Haus des Hans Sachs, in einem nach ihm benannten Gäßchen elegen, iſt jetzt ein Biertempel, auf deſſen Schild das Bildniß des poetiſchen Schuſters rangt. Läßt man das Andenken des guten Hans Sachs bei vollem Kruge leben, dann t wenigſtens nicht bei Allen Hopfen und Malz verloren.

Palermo. Ueber den Aufenthalt der Kaiſerin von Rußland in Sicilien iſt [illegible] ein großartiges Prachtwerk erſchienen unter dem Titel „Olivuzzo, ricordo del soggiorno della corte imperiale di Russia in Palermo nell' inverno 1845 — 1846“. Mit Kupfern und Muſikbeilagen.



Die Actien ſteigen.

Paris. Zu Saint-Omer wurde neulich ein Arzt, Namens Deloffre, vom Correctionell-Gericht zu dreimonatlichem Gefängniß und 50 Francs Geldſtrafe verurtheilt, weil er die Leiche ſeiner verſtorbenen Frau, vierzehn Tage nach deren Beerdigung, ausgegraben hatte, um ſich, wie es ſcheint, das Skelett derſelben zu verſchaffen.

∴ Neulich ward vor dem hieſigen Civilgerichtshof ein intereſſanter Prozeß abgehandelt. Die Gläubiger der Schauſpielerin Dorval wollten auf deren ganze Gage Beſchlag legen und die Künſtlerin mußte das Gericht in Anſpruch nehmen, welches entſchied, daß die Gläubiger mit einem Viertheil zufrieden ſein müßten. Madame Dorval hat monatlich 3000 Francs Gehalt.

∴ F. M. Graf von Fortis, ehemaliger General-Advocat von Lyon, und Ritter der Ehrenlegion, einer der geachtetſten Schriftſteller Frankreichs, und bekannt durch ſeine Reiſewerke, iſt am 25. Januar hier geſtorben.

∴ Ein franzöſiſcher Statiſtiker will berechnet haben, daß die Herren Franzoſen ſeit der Eroberung von Algier, von 1840 — 1846, nicht weniger als 3184 Stämme unterjocht, 18,720,407 Schafe, 3,604,925 Stück Hornvieh und 1,917,320 Pferde und Kameele erbeutet haben. ('S Alles nicht wahr! 'S Alles nicht wahr!)

∴ Die Herren Lewis Lurin und Eugene Guinot, die bei der großen und komiſchen
per Stücke eingereicht hatten, welche die Heirath des Herzogs von Montpenſier ver-
rrlichen ſollten, haben dafür vom Könige reiche Geſchenke von Sèvres-Porzellan er-
alten. Ihre Stücke aber ſind aus allzuzarter Rückſicht für England unaufgeführt geblieben.

∴ Alexander Dumas führte jüngſt vor dem Tribunale erſter Inſtanz perſönlich
ine Vertheidigung in einem Prozeſſe, in welchen er von den verantwortlichen Herausgebern
s „Conſtitutionnel" und der „Preſſe" wegen Nichterfüllung eines am 28. Mai 1845
ngegangenen Vertrags verwickelt worden iſt, fünf Jahre lang nicht mehr als 18 Bände
omane jährlich herauszugeben, welche zuerſt in den Feuilletons jener Blätter erſcheinen
llten. Beim Eingang jenes Vertrags hatte aber Herr Dumas noch 175,000 Zeilen
euilleton an den „Commerce" und andere Blätter zu liefern. In anderthalb Jahren
achte er nun blos 158,000 Zeilen fertig und machte dann zur Erholung eine Reiſe
ach Spanien und Algerien. Die Verhandlung iſt auf acht Tage ausgeſetzt worden. Der
ute Dumas ſcheint, trotz ſeiner enormen Einnahmen, auch finanziell etwas brouillirt,
a ſeine Villa in Saint-Germain mit Zubehör auf Andringen einer kleinen Legion un-
erſchämter Gläubiger nächſtens verſteigert werden ſoll. Alexander Dumas aber läßt
h darum keine grauen Haare wachſen; ein Mann, der jährlich mit ſeiner Feder
0,000 Francs erwirbt, kann nie bankerott werden, wie ſo mancher auf ſeinen Reich-
um eingebildete Kaufmann.

∴ Unter der Oberleitung des gelehrten Paul Lacroix (genannt Jacob le Bibliophile)
ſcheint hier lieferungsweiſe ein großartiges Prachtwerk unter dem Titel „Le Moyen-
ge et la Renaissance". Die Illuſtrationen beſtehen aus 200 großen, ausgemalten
iniaturen, 200 Kupferſtichen und 800 in den Text gedruckten Holzſchnitten. Der Text
lbſt iſt von Villemain, Barante, Walckenaer, Champollion-Figeac, Letronne, Couſin,
uguſtin Thierry u. v. A.

∴ Die hieſigen Journale ſind beſtändiger Gegenſtand des Schachers. Vor Kurzem
t wieder der „Esprit public" für 20,100 Francs an den bisherigen Gavent dieſer Zei-
ng, Pova, zugeſchlagen worden.

∴ Eine Schweſter der Demoiſelle Rachel, die fünfzehnjährige Lea Felix, hat ſich
un ebenfalls der Bühne gewidmet und wird im Théâtre français als Junia in „Bri-
nnicus" ihre Debuts eröffnen.

∴ „Robert Bruce", die „ſogenannte" neue Oper von Roſſini, welche aus einzelnen
tücken früherer Opern Roſſini's von Herrn Niedermayer moſaikartig zuſammengeſetzt
, wurde vom Pariſer Publikum mit großer Oppoſition aufgenommen. Ein dortiger
ritiker nennt ſie „einen in Blei gefaßten Brillantenſchmuck". Roſſini hat übrigens
sdrücklich jede Verantwortung für dieſes Werk abgelehnt und es ſomit ſeinem Schick-
le überlaſſen.

∴ Im Jahre 1846 ſind auf ſämmtlichen Bühnen von Paris 227 neue Stücke von
03 Dichtern und 12 Tonſetzern zur Aufführung gelangt. Der fruchtbarſte Vaudevilliſt
ar Herr Clairville, der elf größere und kleinere Stücke geſchrieben hat. Meiſter Scribe
t im vergangenen Jahre auf der Bärenhaut gelegen und dem Gymnaſe nur zwei
inzigkleine Vaudevilles zu Theil werden laſſen.

∴ „La Taitienne" heißt ein neues Ballet, das in der großen Oper einſtudirt
rd und nach der Rückkehr der Carlotta Griſi aus Rom zur Aufführung kommen ſoll.

∴ Die Opera comique hat im verfloſſenen Jahre ſechs neue Opern gebracht: „les
ousquetaires de la reine" von Halévy, „le trompette de Mr. le Prince" von Bazin,
e veuf du Malabar" von Doche, „le caquet du couvent" von Potier, „Sultana"
d „Gibby la Cornemuse". Von dieſen hat die erſte das meiſte Glück gemacht und
einem Jahre 100 Wiederholungen erlebt. Nach ihr hat die letzte am meiſten an-
ſprochen.

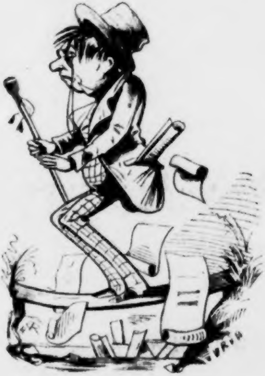
∴ Im Vaudeville-Theater hat ein neues dreiactiges Luſtſpiel, „Trois Rois et trois
ames", von Léon Gozlan, und eine einactige Poſſe, „Mademoiselle Navarre", von
ippolyte Lucas, eine ſehr ehrenvolle Aufnahme gefunden.

∴ Engliſche Blätter theilen ein franzöſiſches Wortſpiel mit, welches die Anſicht
er Guizot und die ſpaniſch-franzöſiſche Heiraths-Angelegenheit charakteriſiren ſoll. Aus
m franzöſiſchen Sprichwort: „promettre et tenir sont deux" iſt nämlich „promettre
tenir ne sont pas deux" geworden. (In Eu fand bekanntlich die Zuſammenkunft
s Königs Ludwig Philipp mit der Königin Victoria ſtatt, wobei über jene Heiraths-
ngelegenheit viel verhandelt wurde.)

∴ Der „Charivari" hat zu Ehren der Muſik Giacomo Meyerbeers ein neues
iwort, „giacomolyrique", in Cours gebracht.

∴ Der diesjährige Faſtnachtsochſe führt den Namen „Monte Chriſto" und kommt
s der Normandie. (Ma Normandie!)

Peſth. Am 2. Februar Abends iſt hier das deutſche Theater abgebrannt. Die Garderobe und Theaterbibliothek ſind gerettet. Bühne, Parterre und Logen aber liegen in Schutt. Das Feuer ſoll durch die neue Heizungs-Einrichtung entſtanden ſein. Leider ſind durch dieſen Brand mindeſtens 300 Mitglieder brodlos geworden.



Die Actionäre bekommen Schwindel.

Petersburg. Seit Kurzem iſt hier auf den Beſitz verbotener Bücher, zu welchen auch die Werke von Adam Mickiewicz gehören, die Strafe der Deportation nach Sibirien geſetzt.
(Spen. Zeit.)

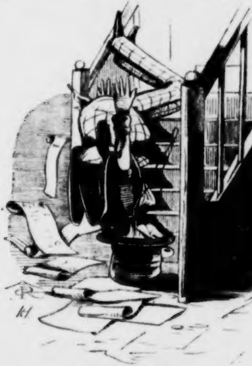
∴ Der Akademiker Struve hat einen Proteſt dagegen erlaſſen, daß der von Herrn Leverrier errechnete neue Planet nach dem Namen deſſelben, Leverrier, genannt werden ſoll. Das „Journal de St. Pétersbourg“ verſpricht die Mittheilung dieſes Proteſtes.

Rom. Der neue Staatskalender, der nach dem Namen ſeines Verlegers kurzweg Cracas genannt wird, iſt vor Kurzem ausgegeben worden. Nach ihm iſt Pius IX. der 255ſte Papſt. Das heilige Collegium zählt jetzt blos 60 Cardinäle, von denen zwei noch von Pius VII. ernannt worden ſind. Der jetzige Papſt hat erſt zwei Cardinäle creirt und zwei in petto behalten.

Venedig. Eines der hieſigen Journale nennt Fanny Elsler den „Ariſtoteles der peripatetiſchen Tänzerinnen“, Lucilie Grahn die „Dichterin der Fußgymnaſtik“ und die Carlotta Griſi den „vollkommenen zu Fleiſch gewordenen Rhythmus“.

∴ Daſſelbe Blatt nennt die Tänzerin Fanny Cerrito „die von ihrem Piedeſtal

abgeſtiegene Hebe des Canova". (Dies iſt, wohlgemerkt, dieſelbe Fanny Cerrito,
in Paris, London, Berlin furore gemacht und blos in Leipzig nicht gefallen hat!)



Die Actien fallen.

Wien. Am 4. Februar wurde der während der Revolution in Krakau als Dictator
r Spitze ſtehende T. Tiſſowsky, welchen der ſächſiſche Hof, gegen einen Revers,
n unſrigen ausgeliefert hatte, von hier nach Trieſt abgeführt. Tiſſowsky ſoll ſich
nd ſeiner ganzen Haft ſehr ehrenwerth benommen haben.

r. Von der guten Jenny Lind iſt zu erwähnen, daß ſie als „Regimentstochter"
die Trommel gerührt, noch den Becher geſchwenkt, was ſie Beides ihrer unwürdig
Es giebt Schwachköpfe, die dies für einen Beweis hochweiblichen Anſtandsgefühls
ten. Zum Anſtand gehört aber auch das, ſeine Leiſtungen ja nicht zu hoch an-
gen.

. Unſere Feſteſſer können ſich wieder freuen. Victor Hugo ſchrieb an einen hieſigen
ſiſchen Künſtler, daß er geſonnen ſei, den Carneval in Rom und Venedig mitzu-
e und bei dieſer Gelegenheit auch unſerer Stadt die Ehre ſeines Beſuchs zu ſchenken,
hier hat der Verfaſſer des Romans „Nôtre Dame de Paris" einen großen Kreis
natiſchen Verehrern.

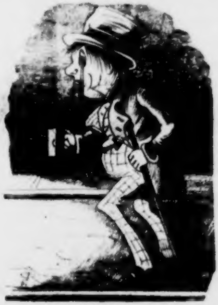
. Die bisher vom Ritter von Franck redigirte „Wiener Zeitſchrift für Literatur
ode" iſt durch Ankauf an den bekannten Ueberſetzer Ludwig von Alvensleben über-
en. Unter Joh. Schickh hatte dieſes Blatt mehr Ruf als Werth, war aber in einer
achen Periode auf Ernſt und würdige Haltung bedacht. Unter Witthauer leiſtete
s, was unter öſterreichiſcher Cenſur zu leiſten iſt, und war der Sammelplatz der
enſten Wiener Schriftſteller. Aber unter Herrn von Franck verſank es ganz in
iener Notizenſammlungsſtyl, und daß dieſer Redacteur ſich ſo bald wieder davon
iſt ein Geſtändniß ſeiner Untauglichkeit auf dem journaliſtiſchen Gebiete. (Morgenz.)

∴ Wien zählt jetzt zweiundzwanzig Kaffeehäuſer, die zuſammen nicht mehr als tauſend Journale halten. (So viel halten vier Berliner Conditoren!)

∴ Unſere Kaiſerſtadt ſoll nun wirklich ein ſechſtes Theater erhalten und zwar ein Affentheater. Herr Schreier hat im Prater einen Platz gekauft und läßt darauf ein geſchmackvolles Gebäude aufführen, worin ſich die vierfüßigen, lorbeerumſcheitelten Mimen mit unvergänglicher Glorie ihres unübertroffenen Talents produciren werden.

∴ Manche Käuze haben höchſt ſonderbare Leidenſchaften. So hat ein reicher Mann in Wien die noble Paſſion, allabendlich alle fünf Theater zu beſuchen. Er fängt mit dem Burgtheater an und hört mit dem Theater in der Leopoldſtadt auf. (Dieſer Mann iſt in der That höchſt beklagenswerth!)

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung" erzählt: In einer kleinen deutſchen Provinzialſtadt wurde unlängſt zum Vortheile eines Schauſpielers aufgeführt: Erſter Act: Liegt es? Zweiter Act: Fliegt es? Dritter Act: Siegt es! Ein räthſelhaftes Potpourri von Beneficianten.



Der Eiſenbahn-Actien-Speculant ſucht ſein Geld, welches er in die Eiſenbahn geſteckt.

Zürich. Karl Heinzen hat über ſeine Ausweiſung aus einigen Cantonen der Schweiz u. ſ. w. eine Broſchüre erſcheinen laſſen, welche manches ſehr Beherzigenswerthe enthält. Ueber ein in jüngſter Zeit weit über Verdienſt genanntes Buch, von einem gewiſſen Marr, äußert er Folgendes: »Es liegt mir eben noch in dieſem Augenblick eine Probe der Lügenhaftigkeit eines meiner Landsleute in einem Buche vor, deſſen Verfaſſer ſich, durch einen Schreibfehler, Marr ſtatt Narr genannt hat. Daß man dieſen jungen eitlen Mann ausgewieſen, billige ich nach den oben aufgeſtellten Grundſätzen unter keinen Umſtänden, aber daß er ſich wie der Nationalſchulmeiſter der Schweiz geberdet und nachdem man ſeine kleine Perſon entfernt hat, jetzt dieſer eitlen Perſon zu Liebe Alles aus der Schule ſchwatzt, das verdient in der Schweiz wie in Deutſchland die Ruthe. Er hat die Deutſchen noch mehr beleidigt, als die Schweizer, indem er mit einer Indiscretion ohne Gleichen für ſeine Eitelkeit das gelegentliche Rencontre mit den achtungswertheſten Perſonen ausbeutet, die gutmüthig genug waren, ihm Audienz zu geben, ſtatt ihm die Thür zu weiſen.«

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Heinrich III. von Frankreich hatte an ſeinem Mantel und Rock 4000 Ellen
gen. (Ein Mann, wie ihn das ſächſiſche Erzgebirge gebrauchen könnte!)
— Johann Gottfried Olearius, Doctor der Theologie und Paſtor zu Arnſtadt
oren am 25. September 1635), war vier Mal verheirathet und hinterließ ſiebenzehn
der. Im Alter hatte er das Unglück zu erblinden; zur Zeitverkürzung ließ er ſich
Mal hinter einander Georg Lingners „ſterbenden Chriſten" vorleſen und ſchöpfte
iel Troſt daraus, daß ihm, auf ſein Geſuch, dies Buch mit ins Grab gegeben wurde.
ſtarb am 21. Mai 1711.
— Der verſtorbene Hofrath Beireis in Helmſtädt ſoll unter andern Seltenheiten
einen Stein beſeſſen haben, der biegſam wie ein Schwamm war, mit Stahl aber
er ſchlug. Außerdem beſaß er auch einen gewiſſen Liquör, der, in einem gläſernen
chen aufbewahrt, durch bloſſes Berühren mit einem Stäbchen jede beliebige Farbe
ahm, ein Flacon, das der Helmſtädter Caglioſtro dem Herzog Carl von Würtemberg,
dieſer ihn beſuchte, als die allergrößte Merkwürdigkeit vorwies.
— Der Londoner Buchhändler Carlile wurde wegen der Herausgabe von Thomas
ne's „Age of reason" zu 1000 Pfd. St. und zwei Jahren Gefängniß, und wegen
ners „Principles of nature" zu 500 Pfd. St. und einjährigem Gefängniß ver-
eilt. Außerdem mußte er noch, nach ſeiner Entlaſſung, eine Bürgſchaft von 1000
St. und zwei Caventen, jeden mit 500 Pfd. St., für ſein gutes Betragen ſtellen.
h die vielen Strafen verarmt, ſtarb er, am 10. Februar 1843, im tiefſten Elend.

Treffer und Nieten.

• »Geſtatte ehrlichen Leuten die Wahrheit zu ſagen!« meinte Theopomp, als ihn
and gefragt hatte: wie man es anfangen müſſe, um gut zu regieren? — Und das
el iſt in der That für Jeden, der den Rath ehrlicher Leute befolgen will, ein ſo
ündetes, daß es nur noch darauf anzukommen ſcheint, jeden Andern in die Noth-
igkeit zu verſetzen, ihn auch befolgen zu müſſen. (Reſſourcenzeitung.)
• Hogarth, ſagte Börne, war ſo kunſtgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in
llſchaften wahrnahm, auf ſeinem Fingernagel ſkizzirte und mit nach Hauſe trug, um
die entworfenen Zeichnungen zu vollenden. Wenn Hogarth zu unſern Zeiten lebte
in ſolchen ſatyriſchen Abſichten manche unſerer Geſellſchaften beſuchte, ſo müßte er
die Nägel unausſtehlich lang wachſen laſſen.
• Der Bürgermeiſter einer kleinen Stadt erließ jüngſthin im örtlichen Wochenblatte
nde Bekanntmachung:

> »Meine Sprechſtunden ſind des Morgens von 7½ bis 8½ Uhr (faſt ohne Ausnahme) und des Nachmittags von 2 bis 3 Uhr (in der Regel). Eilige Geſchäfte machen eine Ausnahme.«

n ſind denn nun ſo eigentlich der Herr Bürgermeiſter zu ſprechen?
• Der Dichter Novalis ſagt: »Jeder Engländer iſt eine auf ſich ſelbſt angewieſene
.«

☞ Die „Theater-Locomotive" fortgeſetzt!!!

In Folge gebieteriſcher Verhältniſſe wurde das wöchentliche Erſchei-
der „Theater-Locomotive" mit dem 1. Januar ſuspendirt. Jetzt
h iſt mir die Beſeitigung aller jener Hinderniſſe gelungen, und die
eater-Locomotive" wird nunmehr in meinem Verlage und wie bis-
unter meiner verantwortlichen Redaction, ganz in der frühern ener-
en Verfaſſung und zu dem billigen Preiſe von monatlich 5 Ngr.
geſetzt. Das Weitere in dem Proſpect der erſten Nummer des drit-
Jahrgangs, die demnächſt ausgegeben wird. — Befreundete Re-
ionen werden um Abdruck dieſer Anzeige gebeten.

Leipzig, Februar 1847. **Julius Koffka.**

Ein neuer deutſcher Original-Roman.

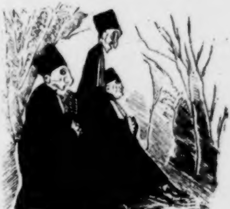
Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lucretia Tornabuoni. Ein Roman von Henriette von Biſſing. 2 Bände. 8. 1847. Geheftet. 49 Bogen. 3 Thlr.

Die gebildete Leſewelt auf dieſe neue Dichtung der Frau **Baronin von Biſſing** aufmerkſam zu machen, dazu berechtigt uns, wie wir glauben, die geiſtreiche, den Leſer hinreißende Darſtellung italieniſcher Zuſtände während der großen und glanzvollen Zeit der Mediceer. — **Lucretia Tornabuoni**, eine der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit, ſelbſt Dichterin, erinnert durch ihr vielbewegtes Jugendleben an **Ludwig Tiecks** meiſterhafte Dichtung **Vittoria Accorombona**, nur daß jene nicht tragiſch endete wie dieſe, vielmehr als hochbeglückte Mutter Lorenzo's des Prächtigen zur vollkommenen inneren Befriedigung gelangte.

Buchhandlung **Joſef Max u. Comp.** in Breslau.

Drei Jeſuiten,



welche den Himmel indrünſtig anflehen, daß Herr Buchhändler Heinrich Hunger in Leipzig nicht ſo bald den Muth verlieren möge, den „**Bayard**“ zu verlegen.

Frommer Wunſch.

Der „**Bayard**“ ſagt bei Erwähnung des Hôtel de Pologne: »Wir wollen die Antecedenzien mit dem Schleier der Vergeſſenheit bedecken, hoffen aber, daß die neu entſtehenden Hallen künftig gemeſſenere Reden und Geſinnungen hören werden, als dies in vergangenen Zeiten der Fall war.«

Wir fügen den frommen Wunſch hinzu:

Mögen manche Leute im neuen Hôtel nicht ſo viel Prügel bekommen, als im abgebrannten, denn die Zahl der Prügel war groß!

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 14.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 14.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Ein altes Theaterſtück.

Unmittelbar nach der Juli-Revolution wurde in Paris ein Stück
eben, Mr. de la Jobardière genannt. Das iſt einer von den alt
ligen, geräucherten Namen, die ſchon Jahrhunderte im Schornſteine
gen, und die ſich die junge Welt herunterholt und auffriſzt. Der
Edelmann iſt ein guter Royaliſt, lang und hager und ſehr gepudert.
ine Frau, eine gute Royaliſtin, dick und rund und geſchminkt. Der
ge Hausarzt — verſteht ſich ein Bürgerlicher — iſt in die Tochter
liebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein
triot, gibt den Eltern ſeiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe
erſparen, theils um ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, Opium ein,
daß ſie während der drei Revolutionstage ſchlafen und erſt am 30.
i erwachen, als Karl X. ſchon auf dem Wege nach Rambouillet iſt.
Royaliſt, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühſtück,
e Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt, la Révolution, ein anderes
atriote genannt, Blätter, die während ſeines Schlafes erſt entſtanden
. Er reibt ſich die Augen und klingelt ſeinem Bedienten. Dieſer
wie ein Bandit mit Säbel und Piſtolen bewaffnet herein und trägt
n Gensd'armen-Hut auf dem Kopfe. Der Royaliſt fragt, ob er ver-
t geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen
igniſſe vernimmt, fängt er an ſeinem eigenen Kopfe zu zweifeln an
ſchickt nach dem Arzte. Bald erſcheint dieſer in der Uniform eines
ionalgarden-Officiers und beſtätigt Alles. Der Royaliſt wankt, aber
feſtere Frau will noch nichts glauben, ſagt: der König verjagt —
könne nur ein Mißverſtändniß ſein, und ſie wolle in den Faubourg
Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt
einer Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß
ein Wagenrad, auf der Bruſt, und ſagt, leider ſei Alles wahr. Das
liſtiſche Ehepaar tröſtet ſich aber ſehr bald und iſt der Meinung, ein
g ſei wie der andere, der Herzog von Orleans ſei König und darum
Unglück nicht ſo groß. Le roi est mort, vive le roi! ſchreien ſie
. . . der Arzt bekommt die Tochter. —

Die Miſchensker oder Moſchansker Aepfel.

Gaſtronomiſche Papillote.

Eine der vortrefflichſten Obſtſorten ſind die Miſchensker Aepfel, die wohl kein Land in ſo vorzüglicher Qualität erzeugt, als Böhmen. Woher ihr Name kommt, iſt ſchwer zu ermitteln.*) In früherer Zeit waren dieſe Aepfel außerordentlich geſucht. Der Cardinal Hippolyte Aldobrandini aß deren während ſeiner Anweſenheit als päpſtlicher Legat am Hofe Kaiſer Rudolfs II. in Prag beim Obriſthofmeiſter Georg von Lobkowitz und erklärte, ſie ſeien von einer ſo ausgezeichneten Güte, daß ſie die päpſtliche Tafel zu zieren würdig wären. Als ſpäter (1592) eben dieſer Cardinal unter dem Namen Clemens VIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, ſchickte ihm Herr v. Lobkowitz einen ganzen Wagen voll Miſchensker Aepfel als Tribut ſeiner Huldigung. Bei der päpſtlichen Tafel erregten dieſelben ſo große Bewunderung, daß der heilige Vater den freundlichen Geber um Setzlinge dieſer Apfelgattung bat. Er erhielt deren und ließ ſie in die päpſtlichen Gärten verpflanzen. Da das wälſche Klima ihnen nicht behagen wollte, gingen ſie ſehr bald ein, ohne Früchte getragen zu haben. — Der berühmte böhmiſche Arzt Marcus Marci von Kronland ſchrieb dieſen liebenswürdigen Aepfeln ſogar Heilkräfte zu, vorzüglich bei Krankheiten der Galle. (Aus dieſem Grunde empfehlen wir die Herren Moſchansker der Aufmerkſamkeit mancher unſerer Leſer, die in Folge unſeres „Charivari" dann und wann an Gallenüberfluß leiden.)

---

*) Einige leiten ihn von miſen (Meißen, Meißener, Borsdorffer Aepfel) Andere von dem gemiſchten Geſchmacke (miſeti, miſchen) ab.

Offener Brief an Herrn Franz Dorn.

Wer Sie auch ſein mögen, großer oder kleiner Unbekannte, ob Ihre liebenswürdige Exiſtenz zwiſchen Bücherballen oder Journalen vor Anker liegt, ob Sie ein Mann voll Kraft oder nur ein lyriſcher Dichterling unſerer Tage ſind, — das Alles kann und will ich nicht unterſuchen; ich begnüge mich damit, zu glauben, Sie ſeien unter allen Umſtänden ein Dorn, ein Dorn im Fleiſche der Selbſtüberſchätzung, ein Dorn im Auge der Eitelkeit und Aufgeblaſenheit. Da Ihre linke Hand aber nicht wiſſen ſoll, was die rechte thut, da Sie Ihre guten Werke im Stillen verüben und ſchlechtweg Dorn, ohne Titel und Orden, heißen wollen, ſo kann es nicht ausbleiben, daß das naſeweiſe, vulgo wißbegierige Volk umherſpäht, um Sie unter dem Mantel Ihrer chriſtlichen Liebe hervorzuzerren und Sie dann wahrſcheinlich zu — bewundern. — In dieſem ungewiſſen Herumtappen hat man denn auch mich, den ergebenſt Unterzeichneten, gewürdigt, Sie zu repräſentiren, obgleich ich — leider oder Gottlob, wie Sie wollen — ſehr unſchuldig an Ihrer dornlichen Erſcheinung bin. Es könnte mich dieſe wohlwollende Zumuthung meiner Herren Feinde beinahe wundern, wenn ich nicht ſchon lange auf dem Punkte angelangt wäre, mich gar nicht mehr über deren menſchenfreundliche Intentionen zu wundern; denn nicht nur, daß meine Namensunterſchrift im Wunſchbuche des hieſigen Muſeums durch anonymen Schmutz beſudelt wird, daß mir Ausdrücke der Indignation über ſolch ein Benehmen von unbekannter Hand ganz und gar geſtrichen werden, ſondern ich genieße auch noch das ſpecielle Vergnügen, jeden Zeitungsartikel, worin ſich irgend ein eingebildeter Hans Narr beleidigt fühlt, ja ſogar Spottbilder, ſowohl in den „Fliegenden Blättern" als im „Charivari" ins Leben gerufen zu haben. Was macht

für ein lächerliches Gerede von der Thätigkeit des Herrn Alexander Dumas! Was
er gegen mich! Nicht nur 15 oder 18 Stunden des Tages, nein, während ich
zu Mittag eſſe, reiße ich dabei die literariſchen Junker herunter; während ich
en leſe, ſteche ich als Dorn die emporgeſchoſſenen Unſterblichkeiten Leipzigs, und
nd ich ſchlafe, componire ich Spottbilder auf die Krähwinkler aller Branchen. Das
mir Jemand nach! Wenn ich ſonſt wie ein Lamm bin und Nichts als „ſächſiſches
sblatt" denke, wenn ich „Frieden um jeden Preis" athme, nennt man mich einen
vogel, und leſe ich auch Nichts als moderne Lyrik, muß ich doch nolens volens mit
und Galle angefüllt ſeyn. Zwar könnte ich ſagen: es iſt nicht wahr, ich habe
neueſter Zeit noch nicht die Mühe gegeben, einige literariſche „Dampf-Notabili-
in unſern bretternen Mauern auf ihren wahren Werth zu reduciren, ich habe
ft und deutlich genug, mit Unterzeichnung meiner Buchſtaben, über ſie
rochen, und alſo nicht nöthig, anonym oder pſeudonym aufzutreten, aber mich ſonſt
ren; — aber mich gegen Leute, die ich im Wunſchbuche des Muſeums als feige
enjungen bezeichnet habe, und welche das ruhig hinnehmen, mit Zur
ung einzelner Zumuthung zu plagen, wäre mehr als Narrheit. Auch der Herr
ur des „Charivari" hatte mir angeboten, zu erklären: ich ſei nicht Herr
Dorn, Herr Franz Dorn nicht ich, Ew. Hochwürden und ich ſeien zwei ganz
ene Perſonen, allein auch das habe ich ausgeſchlagen, und wenn Sie damit zu-
ſind, geſchieht Nichts dergleichen.*) Damit die Herren Feinde aber doch wiſſen,
ſie mit mir ſind, will ich mir nicht verſagen, Ihren Aufſätzen noch einige Be-
en beizufügen. Ohne Ihr Echo ſeyn zu wollen, mein Herr Franz Dorn, ohne
nd zu adoptiren, was Sie rechts und links auszutheilen belieben, muß ich Ihnen
ſtehen, daß Sie manches Ding bei ſeinem rechten Namen genannt haben,
ich oft mit Ihnen übereinſtimme. Was ich von Herrn Laube halte, habe ich
a drucken laſſen; meine Anſicht über ſein zwerghaftes Talent und ſeine rieſen-
nmaßung hat ſich noch nicht im Mindeſten geändert; dem lieben Herrn Ii-
s haben Sie, wenn auch in harten Worten, doch nur Recht gethan, und
theilung des unbedeutenden Products „Pius IX." ſteht Ihnen bis jetzt nicht
mir unbekannter Correſpondent des „Hannöverſchen Morgenblatts", ſondern,
ität, auch unſer ſehr edler Freund, Signor Ernesto Willkommando Will-
lini (in der „Kölniſchen Zeitung") zur Seite; was die Dichterei des
en „jungen Oeſterreichs" betrifft, von Herrn Moritz Hartmann bis herab
ubringlichen Mauthner**), ſo ſollte ſich, meine ich, kein ernſthaftes deutſches
nſthaft damit beſchäftigen, ſondern die „Kritik" dieſer Abnormität unſerer
unſeres politiſchen Strebens alten Weibern, oder doch weibiſchen Faſelhanſen
. Das Correſpondenz-Unweſen von Leipzig aus hat meines Wiſſens, noch kein
er In- oder Ausländer gebilligt, man könnte Ihnen daher auch in dieſer Hin-
Bemerkungen im Allgemeinen zugeben. So weit wären wir alſo ziemlich
rden es auch noch in manchem Andern ſeyn; über das aber, worüber ich nur
gar nicht mit Ihnen einig bin, will ich ſchweigen, denn Alles, was unſeren
inden Freude machen könnte, thue ich ſchon aus Grundſatz nicht. Mögen dieſe
fortfahren, ihre edlen Naturen noch weiter zu entwickeln, und in Ermangelung
gen aus dem literariſchen, das Privatleben ihrer Gegner in den ſchmutzigen
er geiſtloſen Polemik ziehen. Die Tage der Abrechnung werden auch nicht aus-

aber, würdiger junger oder alter Mann, empfehle ich, wenn die feindlichen
t Heeresmacht heranziehen, und Sie vielleicht zarter Geſundheit ſind, die Be-
Einathmung des Jackſon'ſchen Schwefel-Aethers; iſt Ihre Natur aber feſt
en jegliche Waſſersnoth, dann waffnen Sie ſich vom Scheitel bis zur Zehe,
ie vor — drauf wie Blücher!

Ihr Ergebenſter
C. S.

, den 10. Februar 1847.

---

r Franz Dorn hat uns brieflich erſucht, das von irgend einem Hans Taps
te Gerücht, daß ſein Name nichts als ein ſchwarzer Domino ſei, hinter dem
S. verborgen habe, für eine kecke Unwahrheit zu erklären. Solches ge-
et.
C. M. D.

r aus Rückſicht für Herrn E. habe ich dieſen Namen ſtehen laſſen. Künftig
ich ihn ſtreichen.
C. M. D.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die academiſche Rede F. v. Raumers am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen wird zwar in einigen Zeitungen als eine außerordentliche Erſcheinung geprieſen, allein Jeder, der ſie jetzt, da ſie gedruckt iſt, leſen will, wird ſich überzeugen, daß dieſelbe ziemlich nüchtern und unzuſammenhängend iſt. Auch die Behauptung, Raumers Freimuth in Gegenwart des Königs betreffend, iſt ebenſo armſelig erfunden, wie die Rede ſelbſt. Herr v. Raumer hat Nichts geſagt, was dem Könige mißfallen könnte, er iſt auch gar nicht der Mann dazu. Der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" war es vorbehalten (wie derſelben ſtets manches Beſondere vorbehalten bleibt), dem Raumerſchen Miſchmaſch noch mehr Bedeutung zu verleihen und zu behaupten: es würden hohe Berathungen über denſelben gepflogen! Wenn man über ſo große und zu wichtige Dinge Berathung halten wollte, dann ginge der Staat in einem Meere von Seifenblaſen unter.

∴ Die „Deutſche Allgemeine Zeitung" läßt ſich aus unſerer freundlichen Stadt berichten: die hieſigen Blätter ſprächen deswegen Nichts über unſere „Verfaſſung," weil ſie erſt darüber reiflich nachdenken müßten. Jedes Kind in Berlin weiß aber, weswegen ſie nichts ſprechen.

Genf. Bei den Verfaſſungsdebatten wurde bei Paragraph 7 unumſchränkte Preßfreiheit garantirt, auch die Abſchaffung des Zeitungs-Stempels beſchloſſen, indem ein Satz dieſes Paragraphen lautet: „Es darf die Preſſe durch keine fiscaliſchen Maaßregeln belaſtet werden." Dieſer Artikel wurde angenommen und ſogar ſelbſt mit Beiſtimmung der Conſervativen.

Hamburg. Ein Hamburger Correſpondent des „Oeſterreichiſchen Lloyd" berechnet, daß man nach Vollendung der Jüterbogk-Rieſaer, Prag-Dresdener und Grätz-Trieſter Bahnen mit einem Zuge, der keinen Aufenthalt macht, den Weg von Hamburg nach Trieſt in 57 Stunden werde zurücklegen können. Er rechnet von Hamburg bis Berlin 6 Stunden, von Berlin bis Dresden (über Jüterbogk) 7 Stunden, von Dresden bis Prag 7 Stunden, von Prag bis Wien 12 Stunden, von Wien bis Grätz 9 Stunden, von Grätz bis Trieſt 16 Stunden, zuſammen 57 Stunden. Rechnet man dazu noch 10 Stunden Aufenthalt in den Hauptorten, ſo erſcheinen 67 Stunden vollkommen ausreichend, um in einem Zuge von der Nordſee bis zum adriatiſchen Meere zu gelangen.

∴ Herr Moritz Procopius Hartmann hat in den „literariſchen Blättern der Börſenhalle" ein polemiſches Gedicht gegen den ci-devant kosmopolitiſchen Nachtwächter Dingelſtedt losgelaſſen. Es iſt an den „Stuttgarter Feſtkalenderer" gerichtet und enthält u. a. folgende Strophe:

> „Zu preiſen Weiſſer Zechengäſte,
> Und anzubeten ſchönen Fetiſch
> O herrlich, groß und dingelſtedtiſch
> O Duft der Dichterſeelenblüthe."

Leipzig. Die vielbelobten „Musketiere der Königin" von Halévy gingen endlich auch hier über die Bretter, rechtfertigten aber ihren Zeitungsruf durchaus nicht. Eine leerere, leichtſinnigere, zuſammengewürfeltere, gedankenloſere Muſik könnte es nicht geben. Einige wenige Punkte, die ſich über die Mittelmäßigkeit erheben, z. B. das Finale des zweiten Actes, und das Duett zwiſchen dem Capitain Roland im dritten, ſind nicht im Stande geweſen, das Publikum zu begeiſtern, und die Oper vor dem Fiasko zu ſchützen. Die Aufführung ſelbſt war ziemlich mangelhaft.

∴ Die „Schleſiſche Zeitung" berichtet, daß das Breslauer Theater bei der zweiten Aufführung von Laube's „Karlsſchülern" leer war, und die Direction daher das Stück wohl beſeitigen müßte. Der geſunde Sinn des Publikums macht ſich doch immer mehr Luft, und wenn auch das Zuſammentrommeln gewiſſer Leute hie und da einen augenblicklichen Erfolg hervorbringt, bleibt das doch immer nur ein augenblicklicher Erfolg, der nach kurzer Zeit ſpurlos verſchwunden iſt.

London. Der ſeit längerer Zeit betriebene Plan zur Erbauung eines neuen Theaters am Lancaſtersquare wird nun wirklich ins Leben treten. Als Director dieſer neuen Bühne wird der Schauſpieler Buckſtone genannt. Viele Adelige und Gentlemen, wie z. B. die Lord Clanricarde, Foley, Duncannon, Cheſterfield, d'Orſay, haben ſich mit 10 000 Pf. bei dieſem Unternehmen betheiligt, zu dem jedoch noch 20,000 Pf. erforderlich ſind.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 231. Leipzig, 5. März 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

hrlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
hrlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
men Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Zwei Reiſende.

Von Carl v. Keſſel.

Es war eine etwas ſchwüle Sommernacht. Den Himmel bedeckten
varze Wolken, aus welchen von Zeit zu Zeit leuchtende Blitze hervor-
ffen; in der Ferne hörte man pauſenweiſe das dumpfe Rollen des
nners. Mitternacht mochte nicht mehr fern ſein, als vor einem ein-
en Poſthauſe, das verſteckt in einem dunklen Buchenwalde lag, der
etternde Ton eines Horns ſich hören ließ und ein Reiſewagen Halt
hte. Bevor die Kellnerin, welche in der kleinen Paſſagierſtube Wache
en ſollte, die aber über einem der neueſten Romane aus der Küchen-
Spinnſtuben-Literatur ſchon ſeit geraumer Zeit eingeſchlummert war,
noch den Schlaf aus den nicht unintereſſanten Augen gerieben und
Licht ergriffen hatte, um den neuen Ankömmling zu empfangen, war
r, ein von Oben bis Unten in Schwarz gekleideter Mann, ſchon
uſchlos an ihr vorüber geſchlüpft, indem er ſeinen Kopf, welcher
h ſeinem Oberkörper ſtark nach Vorn gebeugt war, mit einer ſanf-
faſt demüthigen Bewegung zum Gruß neigte.

Trinette hatte, wie geſagt, die geiſtige Höhe, auf welcher ſie ſtand,
ausſchließlich den um die deutſche Volksbildung ſo hochverdienten
en Spieß und Leibrock zu verdanken; ſie war daher für Ritterlich-
jeglicher Art ausnehmend empfänglich und zeigte dies auch bei dieſer
genheit, indem ſie dem Fremden einen tiefen, mit einem vielſagenden
verbundenen Knix nachſandte und ihm eben ins Wohnzimmer zu
n im Begriff ſtand, als abermals ein Poſthorn erklang und ihre
erkſamkeit auf einen neuen Ankömmling hinzog. — Dieſes Mal
ein langer hagerer Mann, in einen bis an die Knöchel herab-
den ſchwarzen Ueberrock gehüllt und einen dreieckigen Hut in der
haltend, an ihr vorüber, deſſen ernſtes gebieteriſches Geſicht wenig
errieth, mit ihr Höflichkeiten zu wechſeln, ſo daß die enttäuſchte
te ſich ſchmollend in das Innere des Hauſes zurückzog, um dort

die unterbrochene Lectüre eines ſechsbändigen Räuber- und Ritter-Romans fortzuſetzen. Wir hingegen, die wir nicht ſo zarte Gründe haben, die beiden Fremden zu meiden, nehmen uns die Freiheit, uns in ihre unmittelbare Nähe zu begeben und dem freundlichen Leſer Das mitzutheilen, was wir dort geſehen und gehört haben.

Die zwei Reiſenden hatten ſich ſtumm begrüßt, während dieſer Begrüßung aber einen forſchenden Blick, den freilich der Eine vor dem Andern ſorgfältig zu verbergen ſuchte, ſich gegenſeitig zugeworfen. Nach dieſer Prüfung nahmen Beide einander gegenüber Platz, indem Jeder aus ſeiner Rocktaſche einen ziemlich umfangreichen Folianten zog, deſſen Inhalt bald die Aufmerkſamkeit des Einen wie des Andern ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen ſchien. Dies ließ ſich wenigſtens aus einzelnen Geberden und Worten mit ziemlicher Zuverſicht ſchließen. Kaum hatte nämlich der Kleine ſein Buch aufgeſchlagen und einige Minuten darin geleſen, als er ſeine dünnen Beine wie eine Spinne zuſammenzog und mit gefalteten Händen und nach Oben gekehrten Augen folgenden Monolog begann:

— O Mann nach dem Herzen Gottes, erhebe muthig Deine gewaltige Stimme, daß ſie wie eine Poſaune durch die Sandwüſte ſchalle und die Rotte Korah vor Dir die Flucht ergreife.

— Heiliger Ignatius, Grundpfeiler unſerer Alleinſeligmachenden, begann nun auch der Lange, indem er ein gewaltiges Kreuz ſchlug, verleihe mir die Kraft, ſtets Deiner würdig zu werden, um das Korn groß zu ziehen, welches Du ausgeſtreuet haſt zum Heile der Gläubigen.

— Erhebe Deine Stimme, tapferer Gottesſtreiter, intonirte der Erſte weiter; rufe die Obrigkeit zu Hilfe, daß ſie das Schwert ziehe gegen die falſchen Propheten, welche die Vernunft anbeten und den Glauben außerhalb der Schrift ſuchen. Der Herr ſei mit Dir!

— Heiliger Ignatius! fiel der Lange ein; die Wege, welche Du Deine Jünger wandeln läßt, ſind oft wunderbar: bald grade, bald krumm, bald hell, bald dunkel, bald ſichtbar, bald unſichtbar; wir hüllen uns in das Gewand der Demuth und ziehen gebückt einher; aber Dein Geiſt leitet uns, damit wir Großes ſchaffen zu Deiner und der heiligen Jungfrau Ehre! Kyrie eleison!

Hier machten Beide eine Unterbrechung und blickten ſich gegenſeitig mit einem Ausdruck unverkennbarer Zärtlichkeit an.

Abermals eine kleine Pauſe, während welcher Beide ihre Lectüre eifrig fortſetzten.

Dann ein zweiter gegenſeitiger forſchender Blick, begleitet von einem ausdrucksvollen Räuſpern und einem aufmunternden, zur Annäherung einladenden Lächeln.

Dieſem Lächeln ſchien der Kleine nicht widerſtehen zu können. Er faltete ſeine Hände und indem ſein Kopf auf dieſelben herabſank, ſagte er mit einer Stimme, die in den Ton der Demuth überging:

— Pax vobiscum!

— In nomine Dei et sanctae virginis! entgegnete der Lange, ein Kreuz ſchlagend.

— Worte ſo ſüß wie Honig! liſpelte der Erſte. Täuſche ich mich nicht, ſo ſind Sie ein Mann Gottes, ein Geſalbter?

— Der Herr hat mich in Gnaden dazu auserkoren! Und Sie?

— Auch ich arbeite im Weinberge des Herrn als ein unwürdiger t.

— Ich dachte es mir wohl. Um Vergebung, darf man fragen, Sie da leſen?

Der Kleine verdrehte die Augen, berührte das Buch, welches er in Hand hielt, mit den Lippen und ſagte:

— Das iſt Manna in der Wüſte! ... Und was beſchäftigt Ihren ehrwürdiger Bruder in Chriſto?

— Ich leſe den Katechismus des Caniſius ...

— Und ich, ich leſe die Hengſtenberg'ſche Kirchenzeitung ...

— Ah! ſagte der Lange, indem er ſich freundlich vor ſeinem Geſell- verneigte, allen Reſpect vor Hengſtenberg!

— Oh! erwiderte der Kleine, indem er durch eine tiefe Verbeugung lls die freudigſte Ueberraſchung zu erkennen gab, Ehre dem Caniſius!

— Sehen Sie, Freund, fuhr der Lange fort, das müſſen Sie zu- den Vortheil bietet unſere Alleinſeligmachende, daß die Verdienſte roßen Männer von ihr gebührend belohnt werden. Es geht doch über eine Canoniſation oder gar über eine Präcanoniſation. Kön- e das leugnen?

In der That! ... Sie haben recht! Uns ſpeiſt man mit einem en Ober-Conſiſtorialrath oder höchſtens mit einem Biſchof in b, während man Sie fix und fertig als Heilige in den Himmel läßt. Und es iſt doch gar zu beruhigend, ſchon auf dieſer Erde n, was man einſt in der andern Welt für eine Rolle ſpielen wird.

Sie ſehen alſo, was die Gewalt der Kirche vermag. Ihr Luther e Gewalt umgeſtoßen; antworten Sie ſelbſt, hat er Ihnen dadurch oder Nachtheil gebracht?

Es war eine Uebereilung von Luther, dies gebe ich zu; doch e jetzige Zeit nicht die Fehler einer frühern wieder gut machen

Und glaubt man dies auf Ihrer Seite allein fertig zu bringen?

Nein, aber wenn wir uns hübſch gegenſeitig in die Hände ar- wenn die Mutterkirche uns dabei behilflich wäre?

Das läßt ſich hören! Aber welche Mittel ſollen dabei angewen- en?

O, jedes Mittel iſt ja erlaubt, wenn dadurch nur ein großer reicht wird, liſpelte der Kleine, indem er die Augen verkehrte Hände faltete.

O großer Loyola, hörſt Du es! rief freudeſtrahlend der Lange, ſich eine Thräne aus dem Auge trocknete. Hörſt Du, was der eſes Gerechten ſagt? — Nun, laſſen Sie weiter hören, Herr ; ich beginne in Wahrheit eine ganz wunderliche Inclination werthen Perſon zu faſſen.

Nun ſehen Sie, geliebter Bruder in Chriſto, ich meine, wenn der Vernunft anfinge und ſie einer geziemenden Beaufſichtigung, wendigen Cenſur unterwürfe ...

b, Sie wiſſen, was Sie wollen! Laſſen Sie weiter hören.

n die Stelle der Vernunft ſetzen wir dann den Glauben, d. h. abenglauben.

— Vortrefflich! Justement comme chez nous!

— Dieſer Glaube wird natürlich für unantaſtbar und darum auch für unangreifbar erklärt. Begreifen Sie nun wohl, warum wir ſo feſt halten am chriſtlich-germaniſchen Staate?

— Ich muß geſtehen, dieſer chriſtlich-germaniſche Staat hat meinen ganzen Beifall.

— Nun ſehen Sie, wer dann noch wagt, zu opponiren, verfällt dem Kirchenregiment oder dem Landrecht.

— Vortrefflich! Wirkſamer wäre freilich eine Excommunication oder eine mehrmonatliche Bußübung in irgend einem Kloſter. Aber dieſe Letztern beſitzen Sie nicht.

— Nun, laſſen Sie uns nur erſt das Volk etwas unter die Füße bekommen, dann wollen wir auch daran denken. Sie verſtehen mich doch? ...

— Ich errathe, was Sie meinen.

Hier rieb ſich der Kleine die Hände und fuhr fort:

— Charmant! Charmant! Sehen Sie, ſo bringen wir es am Ende doch wohl noch dahin, daß das Volk glaubt, es könne ihm nur durch unſere Vermittlung der Weg zum Himmel gebahnt werden; wir arbeiten auf ſolche Weiſe zugleich dem weltlichen Regimente in die Hände und dürfen ſomit auch ſeiner Unterſtützung gewiß ſein.

— Ich bewundere in der That die geſunde Logik, die Sie entwickeln.

— O man lernt nicht bei Ihnen allein; auch bei uns kann man es zu Etwas bringen. Uebrigens thut ja der Name nichts zur Sache, wenn nur die Grundſätze dieſelben ſind.

— Freilich, freilich! Und ſomit könnten Sie unter den angeführten Umſtänden allerdings auf unſern Beiſtand rechnen.

— Wie Sie auf den unſern!

— Wie wär's, begann der Lange, wenn wir den Bund unſerer jungen Freundſchaft durch ein Gläschen alten Bordeaux beſiegelten?

Der Kleine ſah ſich ſchüchtern nach allen Seiten um und ſagte dann:

— Es ſei! Ich pflege zwar ſonſt keine Spirituoſa zu genießen, denn ich gehöre dem Mäßigkeits-Vereine an, doch nulla regula sine exceptione; und ſo will ich denn ein Viertel-Gläschen verſuchen, um meinen von der Reiſe angegriffenen Leib zu ſtärken.

Dabei bewegte er die neben ſich auf dem Tiſche ſtehende Glocke mit ziemlicher Ungeduld, und einige Augenblicke ſpäter brachte die behende Trinette zwei Gläſer und eine dickleibige beſtaubte Flaſche, welche ſie vor die beiden Herren hinſtellte; ſehr erfreut, bei dieſer Gelegenheit ihren tiefen Knix und ihre vielſagenden Blicke wiederholen zu können.

Der Lange löſte mit bewunderungswürdiger Gewandtheit den Propfen, ſchenkte beide Römer voll und indem er den einen ergriff und damit den andern berührte, verbeugte er ſich höflich gegen den Kleinen und ſagte:

— Ich war ſtets ein großer Freund von Trinkſprüchen; man kann darin meiſt in wenig Worten alles das zuſammenfaſſen, was man im Herzen trägt. Stoßen Sie an, vielgeliebter Freund und Bruder; es gilt unſerer größten Feindin:

— Ein Pereat der Vernunft!

— Vivat die Schwächköpfigkeit, unſere treueſte Bundesgenoſſin! rief der Andere.

— Nieder mit dem freien Wort! der Erſte.

— Der blinde Glaube für immer! der Zweite.

Die beiden würdigen Männer hatten ſo oft mit den Gläſern zu-
ammengeſtoßen und dabei ſo wacker dem dunkelrothen Inhalte derſelben
ugeſprochen, daß ſie plötzlich zu ihrer Verwunderung die Leere der vor
hnen ſtehenden Flaſche bemerkten und ſich einen bedeutungsvollen Blick
uwarfen, in welchem offenbar die Frage lag, ob das Experiment noch
in Mal wiederholt werden ſollte. Schon erhob der Lange ſeinen Arm,
m Trinette herbeizuzaubern, als vor dem Hauſe das ſchmetternde Horn
es Poſtillons ertönte und zum Aufbruch mahnte.

— Die Stunde der Trennung iſt gekommen, ſagte der Kleine, indem
r von ſeinem Sitze aufſtand und ſich vor ſeinen Geſellſchafter hinſtellte;
ier Wege ſcheiden ſich auf dieſem Puncte; darf ich fragen, wohin der
Übrige Sie führt?

— Ich reiſe in geheimen Aufträgen nach dem Norden, und Sie?

— Ich habe eine vertraute Miſſion nach dem Süden.

Eine tiefe, achtungsvolle Verbeugung folgte dieſer Erklärung von
eiden Seiten.

— Darf ich nun noch eine Bitte wagen? fragte der Kleine mit dem
Ausdruck der tiefſten Demuth.

— Sprechen Sie, geliebter Bruder; es wird mich glücklich machen,
Ihren Wunſch zu erfüllen.

— So ertheilen Sie mir Ihren Segen.

— Wir wollen es gegenſeitig thun.

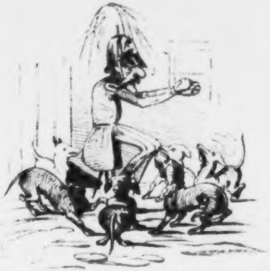
Die beiden würdigen Männer umarmten ſich und legten ſich gemein-
am die Hände aufs Haupt. — In dieſem Augenblick kam das Gewitter,
welches ſich ſchon ſeit längerer Zeit angekündigt hatte, zum Ausbruch;
in paar flammende Blitze erhellten das Zimmer und ein gewaltiger
Donnerſchlag trieb die beiden Freunde auseinander. Noch ein Blick
egenſeitiger Zärtlichkeit erfolgte; in der nächſten Minute ſaß Jeder in
einem Wagen; die Poſtillone trieben die Pferde an und die Reiſenden
erſchwanden beim Zucken der Blitze im Dunkel der Nacht. — Erſchreckt
urch den gewaltigen Donnerſchlag war die dicke Wirthin aus dem Schlafe
rwacht und ſteckte jetzt den in eine Schlafmütze gehüllten Kopf zur Paſſa-
ierſtube hinein, wo eben Trinette beſchäftigt war, die Gläſer abzutragen.

— Was iſt denn das, Trinette? ſagte die Gebieterin, indem ſie ihre
icke breite Naſe in die Höhe hob; erſt der Donnerſchlag und jetzt der ſtarke
Schwefelgeruch, man ſollte meinen, der Gottſeibeiuns habe ſoeben die
Stube verlaſſen!

— O nicht doch, entgegnete die ſentimentale Trinette; ſehen Sie doch,
Madame, der Blitz hat, kaum zehn Schritte von hier, in jenen hohlen Baum
ingeſchlagen. Hier haben zwei fromme geiſtliche Herren geſeſſen und dieſe
önnen doch unmöglich den Schwefelgeruch zurückgelaſſen haben!

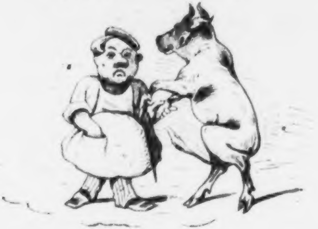
— Wer weiß, ſagte die dicke Wirthin, indem ſie ſich kopfſchüttelnd
urückzog, der Böſe wandelt in allerhand Geſtalten.

Sprichwort.



Viele Hunde ſind des Haſen Tod.

Herzliches Einverſtändniß.



— — — Hand in Hand mit Dir,
So fod're ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Die „Karlsſchüler" von Heinrich Laube.

Wie lieblich dampfen die Weihrauchwolken der Cameradſchaften, wie entzückend klingt er Jubel der Mittelmäßigkeit und wie herrlich blinkt die goldpapierne Comödiantenkrone us Braunſchweig! Woher dieſer tolle Sinnenrauſch, dieſe kritiſchen Tarantelſprünge, elche Feſte feiert unſer verehrungswürdiger literariſcher und anderer Pöbel? — Ich will s Euch ſagen. Weil ein ruhmſüchtiger Menſch, reich an Nachäffung Anderer, arm an eige- en Ideen, nachdem ſeine handwerksmäßigen Beſtrebungen bisher, ungeachtet aller Nach- ilfe der Clique, total geſcheitert ſind, es gewagt hat, Hand zu legen an unſere Heiligen, eil er verwegen genug war, ſeiner kleinlichen Eitelkeit einen der größten Männer unſeres olkes zum Opfer zu bringen, weil er's über ſich gewonnen hat, unſern gefeierten Dichter zu einem gewöhnlichen Romanhelden herabzuwürdigen und ihn, den unſterblichen Todten, deſſen Aſche kaum erkaltet iſt, in einer langen fünfactigen Lüge vor unſern Augen faſt zu Tode zu hetzen. — Ihr rühmt Euch Eurer geiſtigen Freiheit und Un- bhängigkeit und jubelt jeder großſprecheriſchen Theater-Figur entgegen, welcher irgend in beliebiger Fabrikant den Namen eines unſerer Helden gegeben, ſtatt daß es, wenn Ihr wirklich frei und unabhängig wäret, Eure heiligſte Pflicht ſein müßte, ein ſolches Attentat mit ſtürmiſchem Proteſt zurückzuweiſen. — — Aber Ihr ſeid geiſtig frei nd unabhängig, wie Ihr politiſch mündig ſeid, und wollt es dennoch höchlich übel ehmen, wenn man Euch nicht für ein vielverſprechendes, hoffnungsvolles Stück Volk ält. Ihr verlangt Achtung vor den Hochſtehenden und geberdet Euch wie gedankenloſe Kinder, welche die Ruthe haben müſſen; Ihr fordert nationale Erhebung, und Blätter, n denen journaliſtiſche Kleinkrämer und Hanswurſte ekelhaften politiſchen „Läppiſch" reiben, verſetzen Euch in ein Freudendelirium und erwecken Eure ſentimentalſten Sym- pathien! Gegen franzöſiſche Dramenſchreiber ſeid Ihr erzürnt, wenn ſie einen unſerer Dichter, den ſie nicht begreifen können, verhunzt auf die Bühne bringen; wenn aber ein Deutſcher dreiſt genug iſt, daſſelbe zu thun, dann jauchzt Ihr ihm Beifall zu und nennt dies einen „glücklichen Wurf", eine „gute Idee". Ihr wollt ein achtungerweckendes Stück Volk und von dem Auslande dafür anerkannt ſein, und wißt nicht einmal den Unterſchied zwiſchen Nationalſtolz und Nationalempfindlichkeit, zwiſchen National- würde und Eiferſüchtelei; Ihr führt das große Wort über weltumfaſſende Ereig- niſſe, gebt Euch aber zu gleicher Zeit jeder Art von gemeiner Philiſterhaftigkeit hin, und proſtituirt Euch jeden Tag vor demſelben Auslande, welches Euch anerkennen ſoll. — Doch genug von Euch, Ihr ändert Euch nicht, aber wir werden uns auch nicht ändern; ondern ſtets ſo ſprechen, wie es uns ums Herz iſt, gleichviel, ob es Euch gefällt oder icht gefällt.

Ein Berliner Kritiker hat ſchon vor einiger Zeit geſagt: Man nehme dem Helden es Laube'ſchen Stücks den Namen „Schiller", man verhindere dadurch das Publicum, n dem Kämpfenden, Leidenden und Siegenden ſeinen Lieblingsdichter zu ſehen, und der änzliche Unwerth des zuſammengeſtoppelten Machwerks wird vor Aller Augen grell und chreiend am Tage liegen. — Es giebt nichts Wahreres als das. Der Schmerz ſeines roßen Freundes rührt das Publicum, und was er, der den theuren Namen trägt, auch hun mag, es ſei gut oder nicht gut, er iſt's, der es thut, das Volk ſieht ihn überall ur mit den Augen der Liebe.

Dieſe Anhänglichkeit, dieſe Liebe iſt es, welche Herr Laube ſo ſchmählig zur Leiter einer kläglichen Eitelkeit entweiht hat, dieſer Liebe allein entſpringt der Beifall, den er ifrig für ſich in Beſchlag nehmen möchte, und deswegen muß jede öffentliche Stimme, wenn ſie ein wahrhaft deutſches Organ ſein will, den Weizen von der Spreu zu ſondern nd Jeden auf den rechten Platz zu ſtellen ſuchen. Die Handlung ſelbſt erhebt ſich, wie u erwarten war, nirgends über das Gewöhnliche, oft und weit beſſer Dageweſene. Dra- matiſche Verwickelungen ſind ſo wenig vorhanden als oratoriſche Schönheiten, pſychologiſche oder poetiſche Durchführungen; und was die Clique des Herrn Laube „poetiſchen Auf- chwung" nennt, iſt nichts weiter als pausbäckige Phraſenmacherei; auch die Charakter- eichnung, welche den Seelen- und Menſchenkenner bekunden ſoll, iſt durchweg ſtümperhaft. Unſern Schiller ſelbſt hat er zu einer Art von Poſa und Werther gemacht, einem jener ugendlichen Stürmer, wie ſie uns ſchon unzählige Male vorgeführt worden und deſſen rößtes Leid eine tolle Liebe zu einem Gänschen ſein muß; der Herzog iſt ein ſchon längſt uf der Bühne feſtſtehender Charakter, deſſen ungeachtet aber hier doch eine ſchlechte Copie des alten Fritz und alten Deſſauers, dem der geiſtreiche Verfaſſer ſogar noch die Schmach anthut, die ſtarren, entſchiedenen, durch ein ganzes Leben bewährten Grundſätze dem Applauſe des Mannheimer Theaterpublicums und einem exaltirten Briefe des kurz vorher als zäh und hofmänniſch geſchilderten Herrn von Dalberg unterordnen zu müſſen; — die Gräfin Hohenheim, eine Dame, die eigentlich ſelbſt nicht weiß, was ſie will, deren ſchönſte Redensarten ſich in einem „dann ſind wir geſchieden" concentriren, und deren ganze ſogenannte Charakterzeichnung ſich z. B. zu Freitags „Valentine" wie ein dicker Novembernebel zu der herrlichſten Maiſonne verhält; Laura, wie geſagt, ein albernes Kind mit großjährigem Geſchwätze, dann ein bärenmäßig-hölzerner Intriguant, ein ungeſchickt angebrachtes Schaf von Sergeant, und endlich zwei mit ſtarken Farben gezeichnete Figuren, den General Rieger und deſſen Frau, die kaum der Erwähnung verdienen. — Schwaben wird höchſt originell durch die Namen „Bäbele" und „Franzel", wie die Generalin und die Gräfin abgeſchmackt genug oft genannt werden, angedeutet; Scenen aus den „Räubern" und „Don Carlos" finden hier ſchülerhafte Nachahmung; Schiller'ſche Worte citirt man und ſie nehmen ſich aus wie grüne Oaſen in der Wüſte; die im Jahre 1847 nicht ſehr ſchweren Prophezeiungen über Schillers Zukunft jagen ſich um die Wette mit Tendenzphraſen und Applausangeln über Despotismus und Freiheit. Häufiger Coſtüm- und Decorationswechſel müſſen den Kohl fett machen, und ſogar Schillers Maske wurde in Leipzig herbeigeholt, um den Beifall zu ſteigern. Von den vielen Unwahrſcheinlichkeiten, z. B. der edlen Verſammlung vor Schillers Gefängniſſe unter den Augen der Schildwache, die natürlich nichts davon merken darf, will ich gar nicht reden, denn es iſt ja bei Herrn Laube ſtets nur auf die kleinlichſten Theatereffecte abgeſehen, die Wahrheit fühlt er ſelbſt nicht. Das ganze Stück iſt daher weit entfernt aus einem Guſſe zu ſein; ſeinen Urſprung verdankt es nicht der Begeiſterung, ſondern nüchterner egoiſtiſcher Speculation; nur bettelſtolzes, aus allerlei bunten Lappen zuſammengeflicktes Flickwerk, alle Zeichen einer troſtloſen Impotenz an ſich tragend, ſteht es da, deswegen es auch, und zwar ungeachtet der erborgten Flagge des großen Unſterblichen, bald wieder, wie es gekommen, verſchwinden wird.

Wenn man ſagt: Laube's Stücke ſind bühnengerecht, ſie ſind genau angepaßt, zugerichtet, dann hat man ſehr wenig geſagt. Um Theaterdichter zu ſein, bedarf es etwas mehr als des Talentes des Arrangeurs oder auch Decorationsmalers. Ohne Menſchen- und Seelenkenntniſſe, ohne den göttlichen Schöpfungstrieb in der Bruſt wird ein Handwerker ſtets ein Handwerker bleiben, und alle Künſtelei iſt nicht im Stande, den Dichter zu ſchaffen, der geboren und nicht vom Tiſchler zuſammengeleimt werden muß, wie ein Laube'ſches Stück.

Gellert und Schiller ſind nun mit einigem augenblicklichen Succes „eingeſchlachtet"; jetzt wird die Reihe an Leſſing, Körner, Göthe, Wieland, Herder, Klopſtock und Andere kommen und der edelſte Theil unſerer Nationaldichter in fabelhafte Romanhelden verwandelt werden, bis endlich das wenig gebildete Volk die Fabel für die Geſchichte hält. Die geiſtesfreien literariſchen Cameradſchaften, der unabhängige literariſche Pöbel wird fortfahren, über die Franzoſen, welche unſere großen Männer mißhandeln, das Leben und den Entwickelungsgang derſelben verfälſchen, unwillig zu ſein, den einheimiſchen Speculanten, die das Nämliche thun, aber aus voller Kehle Beifall zuzuſchreien; auf dieſe Weiſe müſſen wir allerdings bald ein hochgeachtetes Volk ſein, und im Auslande für ſehr groß gehalten werden!!! —

Was die erſte Aufführung des Stücks in Leipzig betrifft, ſo enthielt ſie für den Schöpfer der geiſtreichen Phraſe „der Erfolg iſt ein Gottesurtheil" eine ſtarke Demüthigung. Schon nach dem dritten Acte, wo noch nicht der geringſte Grund zum Applauſe vorhanden war, wurde der Verfaſſer von einem gutmüthigen Theile des Publicums gerufen. Am Schluſſe des Stücks aber, nachdem der „Erfolg" ſich zeigen ſollte, als die Zuſchauer den „Totaleindruck" wiederzugeben hatten, rief man ſämmtliche Darſteller, allein nicht Eine Stimme rührte ſich dann zu Gunſten des hoffnungsvoll harrenden Verfaſſers; auch hatten ſich manche Zuhörer ſchon am Ende des vierten Actes entfernt, und die Localkritik wand ſich ein paar Tage ſpäter in ihren pitoyablen Rückſichtsverhältniſſen, ſo gut ſie konnte, um der Wahrheit nahe zu kommen und doch nicht anzuſtoßen. Ich habe nichts dagegen, wenn Herr Laube dieſen „Erfolg" als ein „Gottesgericht" hinnehmen will.

G. C.

Zapfenſtreich.

Algier. Einer der talentvollſten Caricaturiſten Frankreichs, Benjamin Roubaud, der Zeichner des „Panthéon charivarique", iſt hier im Hoſpitale geſtorben.

Archangel. Vor Kurzem iſt hier das neue Theater durch die erſte Darſtellung eingeweiht worden. Die Stadt hat 6000 Rubel zum Bau beigetragen und 1000 Rubel Silber jährlich für das neue Theater bewilligt. Das Theater hat zwei Logenreihen und eine Gallerie. Im Ganzen finden 650 Perſonen Platz.

Augsburg. An dem Burgfelſen von Donauwörth und auf der Donaubrücke zu Straubing ſollen Denkmäler für Maria von Brabant und für Agnes Bernauer errichtet werden. (Letzteres kann für Herrn Adolf Böttger nur höchſt ſchmeichelhaft ſein.)

Baſel. In einigen Cantonen unſerer dem Namen nach freien Schweiz ſind die öffentlichen Landſtraßen jetzt dergeſtalt unſicher, daß ſeit Kurzem die hieſigen Nachteilwagen unter Landjägerbegleitung fahren. Die berühmte Ehrlichkeit der Schweiz wird alſo auch bald in den Bereich der blauen Märchen fallen.

Berlin. Am 11. Februar iſt der geheime Staatsminiſter a. D., Herr von Ladenberg, in ſeinem 79ſten Jahre geſtorben.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung" ſchreibt: Das mehrfach verbreitete Gerücht, als ſei durch eine beſondere Inſtruction das Beſprechen der neuen Geſetze vom 3. Februar d. J. in den inländiſchen Zeitungen unterſagt, iſt ohne alle Begründung und wird ſich am beſten durch die That ſelbſt widerlegen, indem auch in dieſem Falle eine wohlmeinende Kritik in freiſinniger Weiſe geſtattet iſt.

∴ Der Handel mit religiöſen Schriften vermag ſich hier noch keinen ergiebigen Boden zu erringen. Der Beſitzer einer Buchhandlung, welcher ſich hauptſächlich nur mit dem Debit religiöſer Bücher, beſonders mit dem Verkauf von Schriften, die in das Ge- biet des Katholicismus ſchlagen, mehrere Jahre hier eifrig beſchäftigte, hat jetzt nicht nur ſeine Zahlungen eingeſtellt, ſondern auch, wie es heißt, ſich heimlich nach Texas entfernt.

∴ Die „Voſſiſche Zeitung" brachte neulich folgendes „Eingeſandt": »Das Schreiben bewundernd durchſchauend — möglich wär' nicht Trauen — in Wahrheit — kein Wohn- ort — keine Adreſſe wiſſend — auch nicht erhaltend — folglich kein Schreiben, keine Auffindung genügend — bewundernd, woran es liegt — bitte — unter meiner Adreſſe in Schreiben — oder unter — in die Expedition dieſer Zeitung. A.« (Dieſe klaſſiſche Anzeige iſt allem Anſcheine nach von München eingeſchickt worden.)

Blois. Herr von Lezai-Marnézia, Präfect des Loire- und Cher-Departement, hat um Beſten der Ueberſchwemmten eine Lotterie veranſtaltet, zu der alle Notabeln der iteratur und Kunſt ihr Scherflein beigetragen haben. Unter den Gewinnſten finden ſich Bilder von Horace Vernet, Ary Scheffer, Eugène Delacroix, Eugène Iſabey, Jules Coignet; Handſchriften, bis jetzt noch ungedruckte Werke, von Victor Hugo und Lamartine; ein rachtvoller Flügel von Erard u. ſ. w. Die Zahl der Looſe iſt auf 25,000 und der Preis des Looſes auf 2 Francs 50 Centimes feſtgeſetzt, ſo daß das Ergebniß der ganzen Lotterie ber 60,000 Francs beträgt.

Dresden. Das hieſige Leſemuſeum konnte es in vier Jahren nicht einmal bis zu undert Mitgliedern bringen, und die Stadt hat jetzt 90,000 Einwohner. Man ſieht raus, welchen Anklang das Treiben und Unweſen der bornirten Köchiz'ſchen Clique ge- nden hat, deren Meiſter jetzt wieder einmal in den Zeitungen als eine Art von Wunder- ier geprieſen wird. Nichts als Wind, nichts als Wind! (O Kietiz, mein Vaterland!)

Dublin. Unter allen unglücklichen Völkern, die an ihrem Verhängniß zu Schan- n gehen, iſt das Volk von Irland das beklagenswertheſte. Dieſe Irländer, die einſt e Oſſian verherrlicht hat, ſie, die einſt unter dem balſamiſchen Odem der Poeſie ein ötterleben geführt haben, ſind jetzt verurtheilt, den reichen praſſenden Engländern gegen- er, den Hungertod zu ſterben. (Unglückliches Eril!)

Genf. Schon jetzt erſcheint hier eine Maſſe von Flugſchriften gegen die neue Ver- ſung, die, eben in Berathung, bereits eine Unzahl von Gegnern hat.

Göttingen. Unſere liebe, gute, mehr als charmante Polizei hat in Berückſichtigung hohen Kartoffelpreiſe dem Herrn von Holtei nicht erlauben wollen, hier dramaturgiſche Vorleſungen zu halten. Er iſt von hier nach Hannover gegangen und die dortige Polizei hat gegen ſeine Vorleſungen nichts einzuwenden gehabt.

Hamburg. Der bekannte, früher beim Thalia-Theater ſehr beliebte Komiker Eßlermann ſoll im Laufe zweier Jahre eine Rolle, den Heymann Levy in L. Angely's „Paris in Pommern", nicht weniger als 540 Mal geſpielt haben!

∴ Der Tenoriſt Wurda verläßt zu Oſtern das hieſige Stadttheater.

∴ Meyerbeer's „Struenſee" hat auf unſerem Stadttheater einen ſehr ehrenvollen Beifall davongetragen.

Hannover. Die „Morgenzeitung" ſchreibt: »Herr Stanislas David ſetzt ſeine Vorträge vor einem zwar nicht zahlreichen, aber deſto beſtändigeren Publicum fort. Seine Mittheilungen haben den Vorzug, daß ſie mit der Literatur der neueſten Zeit bekannt machen, die oft über die alte vernachläſſigt und mit pedantiſcher Engherzigkeit nur deshalb gering geſchätzt wird, weil ſie nicht alt iſt, wie man im Leben ſogenannten „jungen Leuten" nicht erlauben will, alten gegenüber ein Urtheil zu haben, uneingedenk des Voltaire'ſchen Spruchs, daß bei ſtarken Geiſtern die Jahre nicht zählen.«

Hildburghauſen. Der alte Dorfzeitungsſchreiber ſagt: »Unſere Dompfaffen aus dem Thüringer Walde werden jetzt nach Berlin verſchrieben. Man lauſcht ihren fröhlichen Volksweiſen und die Herren Cenſoren können da ſo manches Lied pfeifen hören, wozu ſie den Text unbarmherzig ſtreichen würden.«

Kaſan. Der Berliner Violinvirtuoſe Auguſt Moeſer hat hier in tartariſchem Coſtüme bei einer grimmigen Kälte von 31 Grad ein von ihm in Algier componirtes Concertſtück, „Souvenir d'Afrique", vorgetragen und dabei während des Spiels vor Kälte mit Zähnen und Beinen geklappert.

Krakau. Neulich iſt hier ein Ober-Cenſor aus Wien angekommen, obgleich unſere ci-devant freie Republik ſo glücklich iſt, ſchon zwei andere Cenſoren zu beſitzen. Drei Cenſoren für eine Stadt von 40,000 Einwohnern!

∴ Jüngſt wurde auch hier wieder ein Wunder geſehen. In der Sonne ſpiegelte ſich das Bild des polniſchen Adlers und es giebt hier mehr als einen gläubigen Polen, der die Wahrheit dieſer Angabe beſchwören will. Viele betrachten dieſes Wunder als einen Fingerzeig Gottes, daß „Polen noch nicht verloren" ſei.

Leipzig. Meiſter Ferdinand Stolle, der Dichter des „Chriſtbäumchens", hat bis jetzt 1000, ſchreibe tauſend Thaler, den Armen im Erzgebirge verſchafft. Edle Handlungen belohnen ſich zwar ſelbſt, doch könnte es auch nichts ſchaden, wenn ſie auch von anderer Seite gebührend anerkannt würden. Wäre ich z. B. Louis Philipp, ſo würde ich dieſem Meiſter Stolle, trotzdem, daß er nur ein ſchlichter Dorf-Figaro iſt, das Kreuz der Ehrenlegion geben; denn Ehre, dem Ehre gebührt!

∴ Stolle's „Dorfbarbier" ſchreibt: »Wer in Deutſchland nicht ſtirbt, kann mit der Zeit viel erleben; ſo haben wir's endlich auch noch erlebt, daß die Preußen am Tage des heiligen Blaſius oder am dritten Februar eine Conſtitution bekommen. Ich habe mir das Kindlein hinten und vorn beſehen, und bei dieſer Ocular-Inſpection wenigſtens ſo viel herausbekommen, daß weder Franzoſen noch Engländer ſich bewogen finden dürften, den Preußen hinſichtlich ihrer neuen Conſtitution einen Tauſch anzubieten.

∴ Die Schleppträgerin des Herrn Laube, die Sturm und Koppe'ſche „Theater-Chronik", hat bei Beſprechung der „Karlsſchüler" nicht unterlaſſen, dem Verfaſſer derſelben — man weiß warum — den pflichtſchuldigen Weihrauch zu ſtreuen.« Man gönne ihr dieſe unſchuldige Freude. Eine Stelle des Berichtes aber hat uns tief erröthen gemacht. Herr R. K. ſchreibt nämlich: »So ein Ober-Regiſſeur mit einem ganzen Benefiz iſt doch ein recht glücklicher Mann!« Es gehört in der That ein hoher Grad von Selbſtverleugnung dazu, einen Mann, wie Herrn Marr, zu beneiden. Wir, für unſern Theil, wären dies nicht im Stande, ſelbſt dann nicht, wenn unſer würdiger Herr Ober-Regiſſeur auch ſo glücklich wäre, *tagtäglich* ein ganzes Benefiz zu erhalten

∴ Nummer 23 der „Staatsbürgerzeitung" enthält einen fulminanten Artikel gegen die „Augsburger Allgemeine", die unter der Redaction des Herrn Kolb auf die tiefſte Stufe der Selbſterniedrigung geſunken iſt. Jene ſchreibt: »So oft und derb auch die „Rheiniſche Zeitung" und die „Sächſiſchen Vaterlandsblätter", ſo lange ihnen noch das Leben geblüht, die „Augsburger Allgemeine" auf die Finger geſchlagen, *ihr Lügenſyſtem, ihre Verdächtigungen und Herabwürdigungen Deutſchlands, ihr Buhlen mit den Großen der Erde ihr vorgeworfen haben, geholfen hat es nicht, ſie treibt ihr altes Gewerbe nach wie vor.*« Die Nemeſis aber ſcheint nicht auszubleiben: ſie verliert von Tag zu Tag an Credit und Abonnenten und hat auf die Achtung und den Glauben ihrer Leſer längſt Verzicht geleiſtet.

∴ Wie ſehr jetzt die deutſchen Schriften, ſowie deutſche Kunſt- und Muſik-Gegenſtände geſucht werden müſſen, erſieht man aus dem jüngſt, für das Jahr 1847 bei Immanuel Müller in Leipzig erſchienenen, reichen Verzeichniſſe der deutſchen Buch-, Antiquariats-, Kunſt- und Muſikalienhandlungen. In demſelben werden allein 1893 ſolcher Handlungen namhaft gemacht, die durch Leipzigs Vermittelung in gegenſeitiger Verbindung ſtehen. Darunter befinden ſich 596 Firmen, die ſich ausſchließlich mit dem Buchhandel beſchäftigen, 392 Firmen, die neben dem Buchhandel auch antiquariſche Geſchäfte treiben, 477 Firmen, die auch Kunſtſachen und 428 Firmen, welche zugleich Muſikalien verlegen und debitiren. Dieſe 1893 Firmen befinden ſich in 501 Städten Deutſchlands und anderen Ländern. Berlin ſteht mit 174 Handlungen obenan, dann folgt Leipzig mit 138, Wien mit 52, Stuttgart mit 48, Frankfurt a. M. mit 38, Hamburg mit 37, Breslau mit 35, Dresden mit 32, Nürnberg mit 31 und München mit 28 Handlungen. Unter den Städten außerhalb Deutſchland findet man 15 deutſche Buchhandlungen in Kopenhagen, 15 in Paris, 11 in London, 11 in Peſth, 10 in St. Petersburg, 8 in Warſchau, 7 in Amſterdam, 5 in Krakau, 4 in Mailand, 4 in Stockholm, 1 in Conſtantinopel, 1 in Athen und 1 in Jaſſy.

∴ Im Januar dieſes Jahres ſind im deutſchen Buchhandel 820 neue Werke heraus- ekommen.

∴ Im Verlage von Otto Wigand iſt von Eugen Sue's „Geheimniſſe von Paris“ ine Diamantausgabe zu dem enorm billigen Preiſe von Einem Thaler erſchienen.

∴ Herr Heinrich Hunger, der glückliche Verleger des „Bayard“, hat einen Ruf ach Luzern als Buchhändler des Jeſuiten-Collegiums erhalten.

London. Ein neuer engliſcher Roman in drei Bänden iſt erſchienen. Er heißt der römiſche Verräther und der Held deſſelben iſt — Catilina“. (Quousque tandem!)

∴ Vom 1. Juli 1845 bis zum 1. Juli 1846 wurden aus China 57,584,561 Pfund Thee nach England ausgeführt.

München. Auf unſerm Hoftheater iſt ein neues Original-Drama, „Caglioſtro“, on einem Dr. Trautmann, vom Publicum ziemlich günſtig aufgenommen worden. Die ufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt, Caglioſtro mit dem Grafen Saint-Germain in Conflict zu bringen, iſt eben ſo ſchwierig als intereſſant. Die Löſung derſelben iſt ihm, troß mancher Mängel, die dem Stücke ankleben, dennoch ziemlich gut gelungen.

∴ Ein Prieſter predigte neulich in der vom hohen Adel ſehr zahlreich beſuchten Salvatorkirche und ſchloß ſeine Predigt mit den Worten: »Laßt uns noch fünf Paternoſter ür einen verirrten Greis beten.« (Wer iſt dieſer verirrte Greis?)

∴ Die ſattſam bekannte Donna Lola Montez hat hier in der Brienner Straße einen irſtlich eingerichteten Palaſt bezogen und zur größten Freude Terpſichorens dem Ballet alet geſagt, um ihr Glück jetzt mit andern Sprüngen zu verſuchen.

Paris. Neulich bezahlte man für die Plätze in der Deputirtenkammer in der Paſſage e l'Opéra 20 bis 30 Francs (8 Thaler preuß.). Das iſt mehr als die hohen Opern- reiſe, ſagt ein Tagesblatt, und man darf dafür die „Comödianten von ſiebzehn Jahren“ ine Anſpielung auf einen Vorgang in der Sitzung vom 4. Februar) nicht einmal aus- eifen.

∴ Das Feuilleton der „Epoque“ enthält eine ausführliche Schilderung eines Balles i dem Herzog von Nemours, und das miniſterielle Blatt flicht dabei folgende bemerkens- erthe Stelle ein: In dieſem Ocean von Stickereien erſchien ein einziger Gaſt in ein- chem ſchwarzen Frack und Beinkleidern und der demokratiſchen ſchwarzen Cravatte. — s war Herr Thiers, der zu dem Wirth ſagte: »Sie werden es gewiß verzeihen, wenn mich Ew. königlichen Hoheit in dieſer Kleidung vorſtelle; es iſt die, in welcher der önig ſtets gewohnt war mich zu empfangen, wenn es ihm beliebte, mich vorzulaſſen, d ich würde glauben, einen Fehler zu begehen, wenn ich bei Ew. königlichen Hoheit ders erſchiene, als vor Sr. Majeſtät dem Könige.«

∴ Der diesjährige Polen-Ball fand mit dem gewöhnlichen Glanze ſtatt. Der auptſaal war der Vorhof des Hôtel Lambert, der, wie durch einen Zauber, in einen nzſaal verwandelt worden war. In der Mitte deſſelben ſprudelte ein ſtrahlender pringbrunnen. Rings um dieſen Hof befinden ſich die Nebengebäude des Hôtels, deren nſter man in Logen verwandelt hatte, aus denen ſchöne, reichgeſchmückte Damen auf unten Tanzenden hinabſahen. Der Garten des Hôtels war zum zweiten Hauptſaale ngeſtaltet worden. Das Wunder des Albertus Magnus erneuerte ſich hier; troß des inters waren die Bäume grün, mit Blüthen und Früchten behängt. Neben dieſen zwei nzſälen waren auch die gewöhnlichen Wohnzimmer und Empfangsſäle des Fürſten

Czartoryiski und ſeiner Gemahlin geöffnet, in denen gleichfalls königlicher Reichthum herrſchte. In einer Hauptgallerie waren Rüſtungen und Waffen aufgeſtellt, im Hintergrunde befand ſich ein Waffen-Stern, in deſſen Mitte das polniſche Wappen prangte. Tauſende von Fremden aus allen Weltgegenden zogen im Feſtſchmucke durch dieſe Zimmer, Säle und Gallerien. Die erſten Männer, die ſchönſten Damen von Paris hatten ſich eingefunden, um den Unglücklichſten unter all dieſen Unglücklichen ein — Almoſen, unter Blumen und Bändern verſteckt, zukommen zu laſſen.

∴ Alexander Dumas erklärt ſich in einem Briefe, den er an mehrere Zeitungen geſchickt, mit vollem Rechte empört über die Art und Weiſe, mit der man ihn in der Kammer angegriffen, und daß ein Miniſter ihn ſogar „dieſer Menſch!" genannt habe. Er wiederholt, daß er allerdings (ſiehe „Charivari" Seite 3666) mit einer außerordentlichen Sendung beauftragt war und daß ſein von Herrn Guizot unterzeichneter Paß dies ausdrücklich angiebt; daß der „Veloce" ihm vom Marſchall Bugeaud nach Cadix geſchickt worden war mit dem Befehle, ihn (Dumas) an der ſpaniſchen Küſte aufzuſuchen und abzuholen, und daß der „Veloce" achtzehn Tage ſeiner unumſchränkten Verfügung anvertraut war. Herr Dumas dankt Herrn von Salvandy, daß er allein ihn nicht desavouirt habe und droht dem andern Miniſter, Falls man ihn zwänge, die darauf Bezug habenden Documente zu veröffentlichen. (Recht ſo! Ein freier unabhängiger Schriftſteller muß ſich unverdiente Kränkungen ſelbſt von Miniſtern nicht gefallen laſſen, denn eine tüchtige Feder iſt heutzutage eine größere Macht, als ein von der Laune des Volkes abhängiges Portefeuille!)

∴ Alexander Dumas iſt gegenwärtig in Folge ſeines Prozeſſes der Gegenſtand vieler Anekdoten geworden. Eine derſelben, eine ſehr drollige, theilte vor Kurzem der „Corſaire" mit. Herr Dumas befahl ſeinem Bedienten, eine Flaſche Champagner aus dem Keller zu holen, der Bediente aber erklärte, daß keiner mehr vorhanden ſei. »Da müſſen wir neuen kaufen,« bemerkte der berühmte Schriftſteller. — »Ja wohl,« meinte der Bediente, »aber der Weinhändler will ohne Geld nichts weiter verabfolgen laſſen.« Herr Dumas fand noch einen Napoleon, gab ihn dem Bedienten, und dieſer brachte ihm den Champagner, den der Feinſchmecker bald als ſein Eigenthum erkannte. Er nahm den Bedienten in das Gebet, und wirklich geſtand derſelbe, daß er Herrn Dumas ſeinen Wein verkauft hatte. Zuerſt wollte der Betrogene den Betrüger ſogleich entlaſſen, dann aber beſann er ſich und ſagte: »Höre einmal, Schurke, ich weiß wohl, daß man von Bedienten betrogen wird, und daß ich keine Ausnahme machen darf, aber künftig bitte ich, mir wenigſtens Credit zu geben.

∴ Der „Artiſte" erzählt, daß Herr Scribe vom Miniſterium des öffentlichen Unterrichts eine Penſion von 3000 Francs erhalte. Dieſe Nachricht iſt noch nicht richtig. Herr Scribe erhält allerdings ein Jahrgehalt von 3000 Francs, aber von der königlichen großen Oper, und zwar als Anerkennung für drei Operntexte, von denen die Opern mehr als 100 Mal zur Aufführung gelangt ſind.

∴ Neulich ſtand Madame Dudevant (Georges Sand) als Klägerin vor Gericht, weil das „Echo des Feuilletons" ohne ihre Erlaubniß eine ihrer Novellen, die früher im „Courrier français" erſchienen war, abgedruckt hatte. Die Klägerin wurde indeſſen abgewieſen.

∴ An die Stelle des Herrn von Jouy iſt Herr Empis zum Mitglied der Akademie erwählt worden. Herr Ponſard und die andern Bewerber ſind alſo durchgefallen.

∴ Marſchall Soult hat abermals eines ſeiner ſchönſten Bilder von Murillo, „Chriſtus, der den Gichtbrüchigen heilt", für 160,000 Frs., an einen Engländer verkauft.

∴ Der hieſige Homöopath Wiele hat den abenteuerlichen Vorſchlag gemacht, die Stadt Mexico für die vereinigten Staaten mittelſt eines Luftballons von 100 Fuß Durchmeſſer zu erobern! Die Vorſchläge des Herrn Wiele, welcher mit dieſem Luftballon 20,042 Pfund Soldaten und Kriegsmaterial in die Stadt zu befördern gedenkt, mögen ganz gut ſein, kommen aber um hundert Jahre zu früh.

∴ Der berühmte Seefahrer, Admiral Dillon, die Comteſſe von Chateaubriand, die Gattin des ehrwürdigen Veteranen der franzöſiſchen Literatur, und Baron Pasquier, erſter Wundarzt des Königs, ſind geſtorben.

∴ Herr Thiers beabſichtigt einen Band Gedichte in provençaliſcher Mundart, die er im Jahre 1817 in Aix erſcheinen ließ, in einer neuen Auflage ans Licht treten zu laſſen. (Von Napoleons Geſchichte bis zur Poeſie giebt's oft nur Einen Schritt.)

∴ In der Maſſe von neuen Romanen, die eben ſo ſchnell auftauchen als verſchwinden, gehört unter Anderm auch der zweibändige Roman „Frise-Poulet", von G. de la Landelle, Verfaſſer der „Gorgonne", und der dreibändige Roman „Prisonnier chanceux".

von A. de Gobineau. Von weit größerm Werthe iſt Herrn von Balzacs neueſtes Werk „les parens pauvres", von dem, bei einem neuen Verleger, L. Chlendowsky, einem polniſchen Flüchtling, die erſten vier Bände herausgekommen ſind.

∴ Die „Biographie des hommes du jour", herausgegeben von den Herren Germain-Sarrut und B. Saint-Edme, iſt, beim Verleger Krabbe, bis zum zwölften Bande vorgeſchritten. Der dreizehnte befindet ſich unter der Preſſe. Das ganze Werk wird mit dem ſechzehnten Bande geſchloſſen ſein.

∴ Von der „Biographie des nouveaux députés", einer Brochüre von 200 Seiten, iſt unlängſt die dritte Auflage erſchienen.

∴ „Le Diable dans les boudoirs de Paris" heißt eine neue, etwas indiscrete, aber höchſt unterhaltende Brochüre, die, trotzdem daß ſie mit großem Luxus ausgeſtattet iſt, nur für einen halben Sous verkauft und von Paris heißhungrig verſchlungen wird.

∴ Hector Berlioz beſtätigt im „Journal des Débats", daß Heinrich Heine für das Theater der Königin in London das Süjet eines phantaſtiſchen Ballets: „Ein Sommernachtstraum", geſchrieben habe, welches in der jetzt beginnenden italieniſchen Saiſon von Perrot und Paul Taglioni in Scene geſetzt wird.

∴ In der großen Oper werden nächſtens Damen aus den höchſten Ständen auftreten, der Ertrag dieſer Vorſtellung iſt zum Beſten der Armen beſtimmt; eine ausgezeichnete Sängerin der Ariſtokratie wird unter Anderm in der „Favoritin" die Rolle der Madame Stolz übernehmen.

∴ Das Théâtre français hat ein neues zweiaktiges Luſtſpiel „Un coup de Lansquenet", von Léon Laya, aufgeführt. Es behandelt denſelben Stoff, aus dem Herr Jacques Arago das reizende Vaudeville „Oui et non" geſchaffen hat. Auch Laya's Bearbeitung hat ſehr gefallen.

∴ Adolphe Adams neue Oper, zu der Herr Hippolyte Lucas den Text geſchrieben hat, heißt „la bouquetière" und ſoll noch im Laufe dieſes Monats in Scene gehen.

∴ Seit Kurzem producirt ſich hier der Phyſiognomane Julien, den man allgemein den „Mann mit den hundert Geſichtern" nennt. Sein neueſtes Kunſtſtück iſt die Geſichtsdarſtellung aller Perſonen in den „Geheimniſſen von Paris", von der Chouette an bis herab zum guten Hausmeiſter Pipelet; am beſten jedoch trifft er den Sir Murph, den Secretair des Prinzen Rudolph.

∴ Der diesjährige Faſtnachtsochſe, der, wie bereits erwähnt, zu Ehren des Herrn Dumas „Graf von Monte Chriſto" getauft worden war, wog 925 Kilogramme (1850 Pfund), iſt 1 Meter 70 Centimeter (5 Fuß 8 Zoll) hoch und 8 Fuß 8 Zoll lang. Der Schlächter, der denſelben gekauft hat, iſt Herr Barbé-Marbé.

Peſth. Von Franz Gläſer wird eine Ueberſetzung der Dante'ſchen „Divina commedia" angekündigt.

∴ Ein Herr Alexander Fénnes beabſichtigt die Herausgabe eines geographiſchen lexikons von Ungarn und Croatien, das aus 24 Bänden beſtehen ſoll. (Lieber Himmel, wer ſoll das kaufen?)

∴ Ein ungariſches Blatt macht die Bemerkung, daß das Peſther Theater, gleichwie das Berliner Opernhaus im Jahre 1843, nach der Aufführung von Hérolds „Zampa" ein Raub der Flammen geworden iſt.

Petersburg. Der Aſtronom Struve erklärt in ſeinem bereits erwähnten Proteſt (ſiehe „Charivari" Seite 3676), wegen des Namens des neuentdeckten Planeten Leverrier, daß er denſelben ſo lange Neptun nennen werde, bis ſich die allgemeine Stimme dagegen entſcheide. Herr Arago erklärt dagegen, daß die Akademie den Namen des Berechners des neuen Planeten durch deſſen Benennung Leverrier verewigen wolle, alſo Proteſt gegen Proteſt um — den Namen eines neuentdeckten Planeten, der 800 Millionen Meilen weit am Himmel ſteht und von den Aſtronomen dennoch ſeinem Ermittler entriſſen wird, ſo daß er nicht einmal deſſen Namen tragen ſoll!

Prag. Das Beck'ſche Neujahrsmärchen „die Glocke" iſt von M. Fialla ins Böhmiſche übertragen worden.

Preßburg. Der hieſige Adel beſteht, laut neuen Daten, aus 286 Familien, darunter 2 Fürſten, 2 Marquis, 15 Barone, 4 Ritter, 34 Grafen und 229 Edelleute.

Rom. Nach einer uralten Prophezeihung ſollen 260 Päpſte den Stuhl Petri beſteigen, dann eine neue Weltordnung beginnen. Dieſe Zeit wäre alſo nicht mehr allzu fern, da Papſt Pius IX., wie bekannt, der 259ſte Papſt iſt.

∴ Der Papſt hat in einer beſondern Verfügung die Erziehung der Caſtraten verboten.

∴ Italien iſt, wie Jedermann weiß, das Land, wo die Citronen blühen und im dunkeln Laub die Goldorangen glühen. Doch dürfte nicht Jedermann wiſſen, daß man in Italien ſchlechtere Orangen ißt, als in Deutſchland. So iſt es auch mit der Muſik. Italien iſt die Wiege des Geſangs, allein die Mutter hat ihr Kind verzogen. Rom iſt das Vaterland der Künſte, allein Rom iſt nicht mehr in Rom zu Hauſe, und die Künſte ſind von hier ausgewandert. Lächeln Sie nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß ein reicher Deutſcher in unſern Tagen ſich aus Potsdam Trauben und Orangen nach Rom ſchicken ließ, denn die hieſigen waren ihm zu ſauer. Dieſer Mann war ein Fürſt, und ſeine fürſtliche Zunge war eine gebildete, urtheilsfähige. So ſteht's auch in dieſem Augenblick mit der Muſik. In unſerer erſten Oper des Teatro Apollo iſt die Primadonna keine Italienerin, ſondern eine Franzöſin, Demoiſelle La Grange: eine muſikaliſche Geſangerin ohne höhere Kunſtweihe, die aber doch das große römiſche Publicum in Donizetti's „Maria di Rohan“, von der hieſigen Cenſur in den „Conte di Chalais“ umgewandelt, zu dem lauteſten Beifall hinzureißen verſteht.

∴ Der Dichter Heinrich Stieglitz wird in Kurzem unſere Stadt verlaſſen und ſich in ſeine proviſoriſche Heimath Venedig zurückbegeben. Nicht ohne literariſche Früchte war ſein Aufenthalt in Rom; denn er ſchrieb ein Werk, das, unter dem Titel „drei Monate im Kirchenſtaate“ zu erſcheinen beſtimmt, intereſſante Berichte über das Thun und Laſſen der in Rom lebenden Künſtler aller Nationen dem Publicum liefern wird. (D. A. Z.)

Stockholm. Am 26. Januar verſchied die Wittwe unſeres größten Nationaldichters Bellmann, über 90 Jahre alt. Ihr Gemahl war ihr 52 Jahre früher in die Ewigkeit vorangegangen.

Stuttgart. Die würtembergiſchen Abgeordneten haben die Frage „Soll auf dieſem Landtage beſchloſſen werden, ſofort Papiergeld zu creiren“? mit 46 gegen 40 Stimmen verneint. (Schon Mirabeau hat das Papiergeld une peste circulante genannt.)

∴ Der Abgeordnete Römer hat in der zweiten Kammer eine fulminante Rede gegen die Cenſur gehalten und verſichert, daß er auf Anklage der Miniſter dringen werde, wenn nicht bis zum nächſten Landtage mindeſtens Preßfreiheit für innere Angelegenheiten gegeben ſei, die der Bund nicht verhindern dürfe. Die Kammer beſchloß, von der Regierung noch auf dieſem Landtage eine beruhigende Zuſicherung zu verlangen.

∴ Alle unſere Theaterleute leiden am Gallenfieber, weil ihnen über ihren Intendanten Gall endlich die Galle übergelaufen iſt. Herr von Gall ſeinerſeits leidet ſchon ſeit langer Zeit an — Galle Schädellerer.

∴ Herr Piſchek ſoll um ſeine Entlaſſung angeſucht haben. Er will alljährlich drei Monate in Wien, drei in Petersburg und drei in London zubringen, die übrige Zeit aber ſeiner Erholung widmen. (Der Mann iſt gar nicht dumm.)

Venedig. Im Fenice-Theater hat ein neues, von Baſtiſ componirtes Ballet, „la figlia dell' oro“ (die Tochter des Goldes), durch die wahrhaft fürſtliche Pracht der Ausſtattung im ſtrengſten Sinne des Worts furore gemacht. Die Hauptrolle wurde von der jungen Tänzerin Milleſ entzückend-ſchön getanzt.

Wien. Jede auswärtige Zeitung muß jetzt für jede Nummer eine Stempelſteuer von zwei Kreuzern entrichten, eine neue fiscaliſche Liſt, durch welche die Staatseinnahmen vermehrt und die Luſt zum Abonniren auf auswärtige Blätter bedeutend vermindert wird.

∴ Der bekannte Liederdichter Johann Gabriel Seidl und der Novelliſt Emanuel Straube ſind als Cenſoren für auswärtige Bücher angeſtellt worden. Erſterer hatte ſelbſt um die Stelle nachgeſucht.

∴ Das Gerücht von der Gründung eines Ober-Cenſur-Collegiums hat ſich leider nicht beſtätigt. Herr Graf Sedlnitzki iſt noch immer Chef der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ M. G. Saphir hat wieder 4000 Gulden Conventions-Münze, den Ertrag einer Akademie und Vorleſung, an die Armen gegeben. Einen Tag nach der Vorleſung erſchien ſein „Humoriſt“ nicht, Cenſur-Anfälle halber. „Ja,“ ſagte Jemand in Daumers Kaffeehaus, „dem Saphir haben ſie gewiß die Conceſſion abgenommen als endliche Belohnung für ſein Wohlthätigkeitswirken.“ — Wenn das keine ungeheure Ironie iſt, ſo giebt's keine mehr!

∴ Derſelbe Saphir hat, Meyerbeer zu Ehren, zwei Abendunterhaltungen gegeben, die Alles verſammelten, was um den beliebten Künſtler in Wien lebt und wirkt. Herr Caſtelli war auch dabei. Allein die Concordia, deren Mitglied er iſt, hat ihn deshalb beſtraft; er mußte, mit einem Wachslicht in der Hand, Abbitte thun und wurde verurtheilt, drei Abende hinter einander keine Zweideutigkeit ausbringen zu dürfen. Herr Saphir iſt

darauf bei der Concordia um eine Belohnung eingekommen, daß er den ſittlichen Zuſtand
dieſer Geſellſchaft verbeſſert hat.

∴ An unſerm Hofburgtheater ſoll, dem Vernehmen nach, nächſtens der „Zauber-
ſchleier“ aufgeführt werden. Der Flor, in dem dieſes Theater ſteht, iſt ſo dicht, daß
das Publicum vom Theater ſelbſt zwar nichts ſieht, aber ſich das Seinige dabei denken
kann, wenn ihm nichts davon geſtrichen wird.

∴ Das Eigenthumsrecht und die Redaction der „Wiener Zeitſchrift“ iſt an Herrn
Bachmann, Aſſocié der Buchdruckerei Hirſchfeld und Compagnie, übergegangen. Wenn
geſagte Zeitſchrift ſich in der Achtung des Publicums wieder heben will, muß ſie vor
allem Subjecten, wie einem s. v. Lyſer und Conſorten, ſchonungslos die Thür weiſen.

∴ Im Odéon feierte man neulich ein eben ſo heiteres als originelles Feſt, „Eiſele
und Beiſele im Odéon“. Meiſter Strauß ließ neue Walzer, „Eiſele-Sprünge“, erklingen.

∴ Im verfloſſenen Jahre hat die öſterreichiſche Monarchie 6395 Doctoren der Me-
dicin, 5975 Wundärzte und 2784 Apotheker gezählt. (Die arme Menſchheit!)

∴ Vor Kurzem iſt hier aus Venedig ein Herr Garotti angelangt, der ſich, höchſt
beſcheiden, „den erſten Mimiker der ganzen Welt“ nennt. Dieſer Menſch ſtellt mit ſeinen
Geſichtsmuskeln unter Anderm auch einen ganzen Seeſturm dar: die Naſe erſcheint als
Schiff auf dem Meere; durch die Bewegung der Backen ahmt er die Wellen nach; mit
dem Maule heult er Sturm und imitirt den Donner und mit den Augen malt er die
Blitze. (Heil Dir, mein Vaterland!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1746 ging's in Berlin noch viel wunderlicher als jetzt her. Auf den
Redouten durfte kein Bürgerlicher in roſenfarbenem Domino erſcheinen, weil dieſe Farbe
die Prärogative der Adeligen war; auch befand ſich im Saale eine Schranke, durch
welche der bürgerliche Pleds vom hohen Adel abgeſperrt war.

— Im Jahre 1794 wurde in Berlin ein aus dem Schwediſchen überſetztes, fünf-
actiges Schauſpiel, „Siri Brahe“, gegeben, welches Guſtav III., König von Schweden
(der bekanntlich ſpäter durch Ankarſtröm ermordet wurde), zum Verfaſſer hatte. Es iſt
dies das einzige Drama aus der Feder eines Königs.

— Auch die Belgier haben ihre Marſeillaiſe. Sie heißt „Brabançonne“ und kam
in der September-Revolution des Jahres 1830 auf. Dichter dieſes Liedes iſt ein junger
franzöſiſcher Schauſpieler, Namens Jenneval. Zur Zeit des Aufſtandes war er Mitglied
des Theaters zu Brüſſel und fiel in einem Gefechte gegen die Holländer bei Berchem.
Die Muſik der Brabançonne iſt von dem Sänger Campenhout, der dafür zum Director
der königlichen Capelle ernannt wurde. Jede Strophe der Brabançonne endigt mit dem
Verſe:

»La mitraille a brisé l'orange
Sur l'arbre de la liberté.«

Treffer und Nieten.

* Dem Herzog von Penthièvre wurde von ſeiner Dienerſchaft am Neujahrstage
gratulirt. »Ich danke Euch,« ſagte der Herzog, »und ſchenke Euch Das, was Ihr mir
im vergangenen Jahre geſtohlen habt.«

* Alexander Dumas iſt bekanntlich aus afrikaniſchem Blut. Seinem Sohne warf
man jüngſt vor, daß er ſo wenig ſchreibe. »O,« verſetzte Alexander Dumas der Jüngere,
»für die Arbeit iſt mein Vater da. Dafür hat man Neger!«

* Jemand beklagte ſich über die vielen Beſuche ſeiner Verwandten. »Da habe ich
beſonders eine alte Tante,« ſagte er, »die beſucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und
bleibt jedes Mal ſechs Monate.«

* Wenn ich von Jemandem höre, er ſei ſehr fromm, ſo nehme ich mich ſogleich vor
ſeiner Gottloſigkeit in Acht.

* Wir ſahen neulich die Empfehlungskarte eines Inſtrumentenmachers, von Geburt
ein deutſcher Allemand; auf der Vorderſeite werden auf gut deutſch Pianofortes in Flügel-
und Tafelform empfohlen, auf der Rückſeite „Pianos à table et Pianos à volaille“.

* Bei der letzten Vorſtellung des „Freiſchütz“ im Theater zu X. fragte nach dem
erſten Acte ein langjähriger Theaterbeſucher einen Anweſenden: »Ich bitte, können Sie
mir nicht ſagen, welche Oper heute hier gegeben wird?«

(Signale.)

In **J. B. Müllers Verlags-Buchhandlung** in **Stuttgart** ſind erſchienen folgende:

ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Werke in gemeinfaßlicher Darſtellung:

Stern, Dr. Moriz A. (Docent der Naturwiſſenſchaften in Göttingen), **Aſtronomie oder Himmelskunde**, volksfaßlich bearbeitet. — VIII und 412 S. 8. Mit vielen Holzſchnitten. Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Das gediegenſte Werk, welches ſeit Joh. Elerts Bode's berühmter „Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels" in allgemein verſtändlicher Darſtellung über Aſtronomie erſchienen iſt.

Leonhard, Dr. Karl Cäſ. v. (Profeſſor und Geheimer Rath zu Heidelberg), **Mineralogie oder Naturgeſchichte des Steinreichs**, volksfaßlich und in Beziehung auf bürgerliches Leben, Gewerbe und Künſte bearbeitet. — XXII und 373 S. 8. Mit vielen Holzſchnitten. Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Des Verfaſſers literariſcher Ruf und wiſſenſchaftliche Bedeutung verbürgen hinreichend die Gediegenheit und Gründlichkeit ſeiner Leiſtung. Dieſe letztere iſt auch bereits dadurch anerkannt, daß das Werkchen in vielen Bürger- und Gelehrtenſchulen zum Unterricht eingeführt iſt.

Quitzmann, Dr. Ernst Anton (Privatdocent der Medicin zu Heidelberg), **Anatomie und Phyſiologie des Menſchen**, oder der menſchliche Körper nach ſeinem Bau und ſeinen Verrichtungen, als Grundlage einer volksthümlichen Menſchenkunde gemeinfaßlich dargeſtellt. — Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Wetteifert an Gründlichkeit mit Burdachs berühmter Anthropologie, und übertrifft dieſe noch an gedrungener Kürze.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Bilder
aus dem
Schauſpielerleben.
Von
Roderich Benedix.

2 Theile. 8. Eleg. broch. Preis 1⅔ Thlr. = 2½ Fl. C.-Mze. = 3 Fl. rhein.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

.232. Leipzig, 12. März 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rtlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Liebe iſt eine Cigarre*).

Novellette von E. M. Oettinger.

I.

Soeben, werther Freund, empfing ich Deine Cigarrenſendung. Schon
Anblick des chineſiſchen Stroh-Etui erweckte in mir ſüße Vorahnung.
ierig, mich mit dem Kerne dieſer Schaale vertraut zu machen, ſtellte
ſogleich Verſuche an. Menſch, Freund, Engel, wo haſt Du dieſe
rren her? Du ſagſt mir, es ſeien „Abdul-Medſjid-Cigarren“, die
direct aus der Türkei erhalten. Himmel, welch ein Parfüm! Alle
lgerüche Arabiens müſſen beſchämt die Segel ſtreichen! Beim Barte
Propheten, ſolche Cigarren müſſen Allah und ſeine ewigen Jung-
n im Paradieſe ſchmauchen! Ich bin bezaubert und entzückt und
e Dich umarmen! Morgen veranſtalte ich eine Cigarren-Fête, zu
ch meine beſten Freunde, was man im Leben ſo zu nennen pflegt,
den will, um auch ſie des Genuſſes theilhaftig werden zu laſſen. —
ennſt doch unſern W..., deſſen Geſchmack ſo ſchwer zu befriedigen
Was wird Der für Augen machen, wenn ich ihm Deine „Abdul-
ids“ präſentire! Er, der in ſeinem ganzen Leben nie geweint, wird
erſten Male Thränen der reinſten Freude vergießen. Auch die
n Freunde werden mein Entzücken theilen und Dich ſegnen als den
er dieſer Freude. Sieh', lieber Freund, wie es in frühern Zeiten
ſer gab, ſo giebt es jetzt Mitraucher, Cigarren-Schmarotzer, die
lange unſere Freunde ſind, als wir edle Havannahs haben.
Bei dieſer Gelegenheit will ich Dir ein Geſchichtchen erzählen, das
nicht Jeder, ſondern nur Der begreifen kann, in dem das Be-
in aufgegangen, daß zwiſchen Cigarren und Cigarren ein gewalti-
nterſchied iſt.
ür profane Menſchen iſt die allerbeſte Cigarre nichts Anderes, als
urrogat der ſpießbürgerlichen Pfeife, für Unſereinen aber, der

---

*) Probe aus der vor Kurzem erſchienenen zweiten, wohlfeilen Ausgabe von
Oettingers „Onkel Zebra“ oder „Memoiren eines Epikuräers“.

etwas Poeſie im Leibe hat, iſt die Cigarre ein Blitzableiter aller Grillen, eine gutmüthige Fee, welche mit ihrem Talisman luſtige Sylphen hervorzaubert, die, eingehüllt in diaphane Wolken-Mantillen, vor unſern Blicken auf- und niedergaukeln und in unſerer träumeriſchen Seele tauſendfache Fantasmagorien wachküſſen. Wir, nur wir können begreifen, wie ein Franzoſe, Herr Laſally, ein fünfaktiges Drama über die Cigarre ſchreiben und die Cigarre als ein Symbol der modernen Liebe unſerer blaſirten Zeit betrachten konnte. „Die Liebe iſt eine Cigarre", ſo heißt der Titel dieſes Dramas, das, trotz aller Bizarrerie, doch viel Schönes hat.

Doch zurück zu der kleinen Geſchichte.

Du kennſt doch Madame H., die reizend-ſchöne Frau des alten, aber unverſchämt reichen Bankiers E...? Habe ich nicht Recht, alter Freund, wenn ich dieſe neue Helene einen Blumenflor aller Reize, eine Scala aller Liebenswürdigkeiten nenne? Habe ich nicht Recht, wenn ich ſage, daß ſie das ſchönſte Auge und die reizendſten Lippen hat? Habe ich nicht Recht, vollkommen Recht, wenn ich ſage, daß ſelbſt die reizendſte Madonna häßlich iſt, wenn ſie keine hübſchen Lippen hat? Biſt Du, ſtrenger Kunſtkenner weiblicher Schönheit, nicht ganz damit einverſtanden, daß eine ſchöne Lippe die unerläßliche Bedingung einer weiblichen Schönheit iſt? Madame S., deren reizendes Lippenpaar einen Gegenſtand meiner tiefſinnigſten Bewunderung bildet, gehört, wie Du weißt, zu jenen Frauen, die man Schöngeiſter nennt. Wöchentlich zwei Mal verſammelt ſie um ſich in ihrem Salon einen Kreis von Schriftſtellern, die ihrer Schönheit Weihrauch in allen Versmaßen ſtreuen, heute ein roſenrothes Madrigal, morgen ein kornblumenblaues Triolett, heute ein lavendelduftendes Sonnet und morgen ein ſchneeglöckchenweißes Impromptu um deren Schläfe winden und ſich glücklich ſchätzen, wenn Helene dieſe Huldigung mit einem holden Lächeln ihrer ausnehmend-einnehmenden Lippen lohnt. Ihr Gemahl, der alte Herr, der an der Stelle des Herzens einen Courszettel ſitzen hat, beſitzt vor Allem die Tugend, die Eiferſucht, „dieſe Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft", ſelbſt nicht dem Namen nach zu kennen, vermuthlich deshalb, weil ſie auf keinem Courszettel prangt. Der liebe, gute Bankier, ein foſſiler Zahlenmenſch, fühlt ſich ungemein geſchmeichelt, wenn man ſeiner Gattin — Du erlaubſt mir den techniſchen Ausdruck — den Hof macht, wenn man ſie in Dichterweiſe idoliſirt, vergöttert, anbetet. Helene, mit den himmliſchen Lippen, nahm dieſe Bewunderung für den ſchuldigen Tribut ihrer Schönheit, ihres Geiſtes und Witzes hin (— Frauen mit ſtarker Ober- und Männer mit ſtarker Unterlippe haben in der Regel immer etwas Witz —) ließ ſich jedoch von all' dem Weihrauch, den man ihr geſtreut, nicht betäuben, weder ihr Herz, noch ihren Geiſt davon einnehmen; ſie blieb kalt, unempfindlich und treu dem Gelübde, das ſie ihrem Gemahl gelobt: ihn nie zu lieben, aber ſo zu achten, daß ſie ihn niemals kränken könne. Helene iſt eine jener Frauen, die genug Charakterſtärke beſitzen, den gefährlichſten Feind — ſich ſelbſt — zu beſiegen. Wie recht hat Fräulein von Scudery, wenn ſie ſagt: »Il est plus glorieux de se vaincre soi-même, que de vaincre les autres!«

So lebte ſie ſorglos mitten in einem täglich wachſenden Kreiſe von Anbetern, als ſie plötzlich am Horizonte ihres häuslichen Glückes eine trübe Wolke herannahen ſah.

Unter dem Schwarme ihrer Satelliten machte ſich Robert, ein junger
Schriftſteller, dadurch bemerkbar, daß er, kälter als alle Andern, mit ſei-
nen Schmeicheleien kargte, Helenen ſelten oder nie eine Artigkeit ſagte
und dennoch mehr als jeder Andere ſich zu ihr hingezogen fühlte. Der
Bankier hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, ſeine Gattin täglich und zu
jeder Stunde des Tages beſuchen zu dürfen und ihr durch ſeine geiſtreiche
Geſellſchaft harmlos die Zeit zu vertreiben. Robert beſuchte Helenen
ſeitdem jeden Morgen und zwar immer zu der Zeit, in welcher der Bankier
auf der Börſe beſchäftigt war. Sein beweglicher Geiſt gewährte ihr
eine Unterhaltung, die ihre Einbildungskraft angenehm beſchäftigte, und
da er nie eine Sylbe fallen ließ, die eine Aehnlichkeit mit Schmeicheleien
hatte, ſo fühlte ſie ſich in ſeinem Umgange ſo heiter und ungezwungen,
als ob Robert ihr Bruder wäre. So war er allmälig als geiſtreicher
Geſellſchafter ein gern geſehener Freund ihres Hauſes geworden. Er
am mit dem Glockenſchlage Eilf, rauchte eine Cigarre bei ihr — ihr Ge-
nahl hatte die feinſten Havannahs, die Deine Fantaſie zu erfinden ver-
nag —, unterhielt ſich mit ihr über die neueſten Erſcheinungen der Litera-
ur und des Theaters, erzählte ihr die Neuigkeiten des Tages, blieb aber
nie länger als ein halbes Stündchen und entfernte ſich in der Regel gleich,
nachdem er ſeine Cigarre ausgeraucht. Das, was Helenen berechtigt
hatte, zu ihm mehr Vertrauen zu faſſen, als zu den andern Männern
hres Umgangs, war ſein ſtolzes, klug abgemeſſenes Betragen, das ſich
mmer frei hielt von dem Tone des ſogenannten Hofmachens, ein Ton,
er einer ſchönen Frau, welcher man ewig die Kur macht, zuletzt läſtig
wird. Er küßte ihr weder beim Kommen noch beim Gehen die Hand,
agte ihr niemals eine Schmeichelei und benahm ſich gegen ſie nur ſo
rtig, wie ſich ein gebildeter Mann gegen Frauen benimmt, die nicht ſo
chön, nicht ſo gefährlich wie Helene ſind.

Anfangs freute ſie ſeine Gleichgiltigkeit; bald aber wandte ſich das
Blatt, und das, was ſie Anfangs ſo ſehr gefreut, verdroß ſie jetzt.

— Seine Gleichgiltigkeit, ſagte ſie eines Tages zu ſich ſelbſt, beweiſt,
aß er mich nicht ſchön findet, daß ich in ſeinen Augen — das wäre
chrecklich! — ſogar häßlich bin. Ich häßlich? wiederholte ſie, warf dabei
inen Blick in die Pſyche, die vor dem Ruhebett ſtand, und erſchrak bei
em Gedanken, daß es doch wohl möglich ſein dürfte, daß ein Einziger
ine Frau häßlich finden könne, die hundert andere Männer, deren Be-
wunderung ſie ganz gleichgiltig läßt, reizendſchön finden.

Schon die Möglichkeit dieſes Gedankens verletzte ſo ſehr ihre Eitel-
eit, daß ſie ihre ſchönen Lippen krampfhaft zuſammenbiß, einen längern
Blick in den Spiegel warf und dann frohlockend ausrief:

— Unmöglich! Nein, er kann, er darf mich nicht häßlich finden!
Es iſt nur Caprice, aber nicht Ueberzeugung von ihm, daß er mich
— mich, die Alle ſchön finden — für häßlich halten will. Mein Herz
agt mir, daß er mich liebt und nur darum den Don Cäſar ſpielt, weil
r mich ſo kalt und ſtolz wie Donna Diana glaubt. O weh' mir, daß
h mir ſelbſt geſtehen muß, daß ſeine Kälte, ſeine Gleichgiltigkeit ſieg-
reicher ſind, als die Gluth und Anbetung aller Andern! Wenn es wahr,
wirklich wahr wäre, daß Robert der Mann iſt, den ich lieben könnte,
en ich liebe — ich wäre das glücklichſte und zugleich unglücklichſte Ge-

ſchöpf auf Gottes weiter Erde! Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und brach in Thränen aus.

— Du weinſt, fragte der bald darauf eintretende Gemahl, was fehlt Dir, Helene? Wünſcheſt Du Dir einen neuen Shawl? Nimm Dir Geld, ſo viel Du brauchſt, und kaufe Dir ein ganzes Magazin von Caſhemirs. Gefällt Dir die Equipage nicht, die ich Dir vor drei Tagen zu Deinem Namenstag geſchenkt, verkaufe, verſchenke ſie an wen Du willſt. Ich bin reich und überaus glücklich, daß ich die Mittel beſitze, jeden Deiner Wünſche erfüllen zu können. Sprich, liebes Kind, warum weinſt Du? War Robert hier?

— Nein!

— Ah, weinſt Du etwa darum? Ich will hin zu ihm und ihn fragen, warum er ſich ſeit acht Tagen nicht mehr bei uns ſehen läßt. Er iſt ein ſehr lieber, braver Mann, ſo gebildet, ſo unterrichtet, ſeine Converſation hat Dich — wie Du mir ſo oft geſagt — ſo unterhalten, ſo zerſtreut. Ich möchte doch wiſſen, warum er plötzlich wegbleibt? Wer in meinem Hauſe hat ihm etwas zu Leide gethan? Ich wahrhaftig nicht, denn ich achte und ehre ihn. Haſt Du Dich etwa mit ihm erzürnt?

— Nein, doch wenn's auch wäre, was liegt daran? Dieſer Herr Robert iſt mir ſo gleichgiltig als jeder Andere.

— Nein, liebes Kind, das iſt er Dir nicht. Du haſt Dich an ſeinen Umgang gewöhnt, er hat Dir manche Stunde verkürzt; ich will hin zu ihm . . .

— Willſt Du mich kränken? Was müßte Robert von mir glauben, wenn ich Dir geſtatten könnte, ihn zu fragen, warum er uns nicht mehr beſucht? Müßte er nicht glauben, daß ich ohne ihn nicht mehr leben kann? Wenn dieſer Robert dies wirklich glauben könnte, ich müßte, bei Gott! ihm ins Geſicht lachen.

— Aber, liebes Kind, weshalb weinteſt Du vorhin, als ich eintrat?

— Ich hatte Migräne . . .

— Die vermaledeite Migräne! Mit Freuden ſchenkte ich mein halbes Vermögen hin, könnte ich Dich von Deinem Kopfleiden befreien. Meine liebe, theure Helene! Ich habe kein Kind, keinen Verwandten, keinen Freund; Du, Helene, biſt mein Alles! Ach, warum bin ich nicht im Stande, Dich ſo glücklich zu machen, als ich möchte! ſagte der alte Bankier, ſchloß ſeine junge Frau in ſeine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Alabaſter-Stirn.

— Du lieber, guter Mann! rief Helene, wie viel Urſache habe ich, Dich zu achten und zu ſchätzen!

— Komm, liebes Kind, Du mußt Dich zerſtreuen. Dein Cabriolet iſt ſchnell angeſpannt; wir wollen hinaus, hinaus ins Freie!

II.

Eine Stunde ſpäter trug das ſchmuckſte Cabriolet von Wien Herrn und Madame E. in den Prater hinaus, wo ſie im „Eisvogel" unter dem Schatten blüthenſchwangerer Bäume ihr Mittagsbrot einnahmen und dann nach der Stadt zurückkehrten.

III.

Am andern Morgen, als Herr E. eben nach der Börſe eilte, be-
gnete er ſeinem jungen Hausfreunde.
— Böſer Mann, ſagte er mit lächelnder Stimme, warum laſſen
e ſich denn gar nicht mehr bei uns ſehen? Wiſſen Sie, daß meine
au recht böſe auf Sie iſt?
— Es thut mir leid, aber dringende Geſchäfte, die keinen Aufſchub
den, berauben mich eine Zeit lang des Vergnügens ...
— Ei, was Geſchäfte! Sie ſind, wie ich weiß, ein leidenſchaftlicher
rehrer echter Havannahs. Geſtern habe ich eine neue Sendung direct
Cuba erhalten, ſagte der Bankier, zog raſch ein geſticktes Cigarren-
i aus der Taſche, reichte es dem jungen Manne hin und ſprach:
rſuchen Sie! Das Tauſend koſtet 300 Gulden **W. W.**, das Stück
Kreuzer.

— Welch eine herrliche Cigarre! rief Robert ganz begeiſtert.

— Nun, wann beſuchen Sie uns?

— Wo möglich noch heute, aber morgen ganz gewiß.

— Ich halte Sie beim Wort! Adieu, Adieu, lieber Freund! rief
Bankier und rannte haſtig weiter.

Robert betrachtete die Cigarre und ſagte:

— Er hat alſo eine friſche Kiſte erhalten? Nun will ich die gute
u wieder regelmäßig beſuchen, bis die Kiſte wieder leer iſt!

Was ſagſt Du zu dieſem Hiſtörchen? Es iſt kein blauer Dunſt,
dern Wahrheit, bittere Wahrheit! Hat nun jener Franzoſe nicht
ht, wenn er ſagt: »Liebe iſt eine Cigarre!«

Schwefeläther.

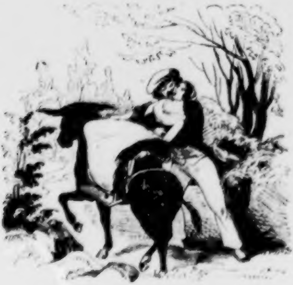
Wie glücklich und beneidenswerth ſind wir, daß es uns vergönnt
in einer Zeit zu leben, in welcher die ſegensvollen Wirkungen des
wefeläthers entdeckt wurden, welch eine Laſt von Bangen und Sor-
ſind dadurch der ganzen Menſchheit entnommen! Wie groß auch
Vortheile der Eiſenbahnen ſein mögen, was ſind ſie gegen die Be-
gung, welche Jackſons Entdeckung in Millionen auf Erden geflößt
Wenn je ein Mann in der Welt eine goldene Ehrenſäule verdient,
n hat ſie jener glückliche Jackſon verdient, den die ſchützende Gottheit
ürdigt hat, ſeinen Mitmenſchen für alle künftigen Generationen von
enloſen Schmerzen zu erlöſen. Sollten wir Deutſche nicht die Erſten
die jenen Hochbegnadigten ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit
t aber ſchnödes Geld, wie die Berliner „Zeitungshalle“ vorſchlägt!)
ten? Sollte ihm nicht der Dank aller Völker und Welttheile wer-
ein Dank, wie er noch keinem Sterblichen zu Theil geworden iſt? —
ſo glänzende Erfolge auch bis jetzt ſchon Jackſons Entdeckung ge-
hat, noch iſt ſie in ihrem erſten Stadium, in ihrer erſten Ent-
lung. Wer weiß, welche Wirkungen dadurch auf innere Kran-

heiten hervorgebracht werden; wer weiß, wie die Anwendung des Aethers auf einzelne Gliedmaßen wirken kann, welche Kuren, die früher nicht möglich geweſen, durch deſſen Hilfe jetzt auszuführen ſind! Zwar ſträuben ſich manche Aerzte gegen die neue Entdeckung, aber gegen was ſträuben und ſträubten ſich nicht ſtupide Menſchen ſchon? Neid und Schlendrian haben ſich immer gegen nützliche Neuerungen geſtemmt, aber das gewaltige Rad der Zeit hat ſie ſtets unerbittlich zermalmt. Aerzte, die jetzt noch nicht von dem Schwefeläther Notiz nehmen wollen, obwohl er von den bedeutendſten Autoritäten mit ſtaunenswerthem Erfolge benutzt worden iſt, verdienen nicht, Aerzte zu heißen; ſie ſind unwürdig ihres Standes, denn es liegt ihnen nichts an Linderung der menſchlichen Leiden. — Ja, wir leben in einer beneidenswerthen Zeit, in der Zeit dieſer ſegensvollen Entdeckung; wie viele Millionen ſind im Schmerze muthlos geworden und verzweifelt, wir aber haben das nicht mehr zu fürchten, ſchwere bange Sorgen ſind uns von der Bruſt gewälzt, und unſer Lebensmuth verdoppelt ſich. Heil, dreifach Heil jenem glücklichen Amerikaner! Ein Monument dem unſterblichen Schmerzens-Beſieger Charles Jackſon!

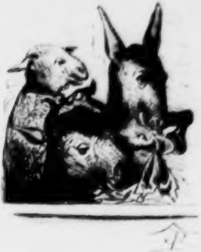
C. S.

Der Protector einer Tänzerin.

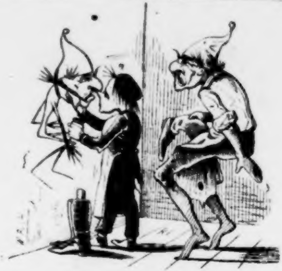
Herr Hervey erzählt in ſeinem, in dieſen Tagen in London und Paris erſchienenen, intereſſanten Werke: „les théâtres de Paris“, folgende Anekdote von Fanny Elsler, die wir, auf ſeine Verantwortung, wiedererzählen. Er hat ſie, wie er ſagt, aus den „Mystères du grand Opéra“ entnommen. Burat de Gurgy, der Verfaſſer des Ballets „le diable boiteux“, trat eines Abends in Fanny's Garderobe. »Mein lieber Herr Burat,« ſagte Fanny, »ich bin in einem gewaltigen Zorn. Ich muß einen Pas tanzen und das Corps de ballet hat mir meine Kreide weggenommen.« — »Wie, Sie glauben wirklich?« — »Die Sache iſt aber ſo. Ich habe alle Uebrigen um Kreide gebeten, Natalie Fitzjames, die Noblet und ihre Schweſter, aber ſie ſagen mir, ſie hätten keine. Sie ſehen, es iſt eine Verſchwörung, mich am Tanze zu hindern. Wollen Sie mir alſo wohl den Gefallen thun, Herr Burat, mir etwas Kreide zu verſchaffen?« — »Aber, Theuerſte, wo ſoll ich ſie holen?« — »Eilen Sie, eilen Sie,« erwiderte die Künſtlerin, »ich bezahle Ihnen, was Sie wollen. Wir haben noch eine Viertelſtunde Zeit, bis der Vorhang aufgeht. Ich erwarte Sie bis dahin.« Dies geſchah um 11 Uhr Abends, und alle Läden waren bereits geſchloſſen. Burat wußte nicht, was er thun ſollte. Endlich kam er wieder, brachte zwanzig kleine Stücke Kreide mit, ſah aber dabei nichts weniger als vergnügt aus. »Nun,« ſagte Fanny Elsler, »was bin ich Ihnen ſchuldig?« — »Zehn kleine Gläſer Liqueur. Ich habe in zwanzig Kaffeehäuſer gehen müſſen, um dort die Kreide von den Billards wegzuſtehlen.«



Ein beneidenswerther Eſel.

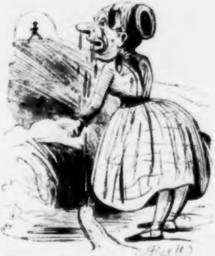


Tres faciunt collegium.



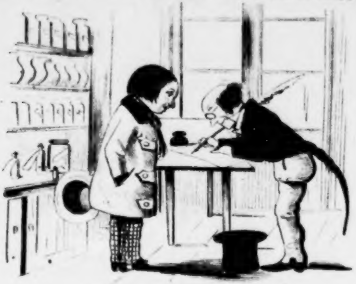
Ein neuer Raphael.

Eine ſehnſuchtsvolle Maid.

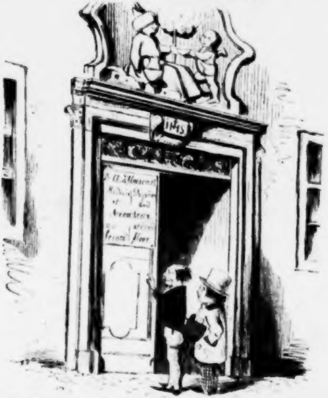


Jüngling, wenn ich Dir von fern erblicke,
Wird vor Sehnſucht mich das Auge naß!

Herr Baron von Beiſele und Dr. Eiſele in Leipzig



unterſchreiben eine Beiſtimmungs-Adreſſe.



Sie betrachten mit großer Ehrfurcht das Haus, in welchem der berühmte Redacteur des „Bayard" wohnt.

Zapfenſtreich.

Athen. Der König von Griechenland hat dem italieniſchen Luſtſpieldichter Alberto Rota, dem neuen Goldoni zu Turin, das goldene Ritterkreuz des Erlöſer-Ordens verliehen. Mehrere ſeiner anmuthigen Luſtſpiele ſind unter Anderm auch ins Deutſche und ins Griechiſche überſetzt worden.

Bamberg. Es giebt ſchwerlich eine väterlichere und umſichtigere Behörde als die erleuchtete Kreisregierung in Baireuth. Nicht nur, daß ſie die erſte war, welche die Fabrication und den Verkauf der Schießbaumwolle verbot, jetzt iſt ſie auch die erſte, und hoffentlich die letzte, welche den Gebrauch des Schwefeläthers verhindern will, wenn man nicht die Erlaubniß eines baier'ſchen (will im Allgemeinen viel ſagen) Arztes dazu erhält. Auch hat die betreffende erleuchtete Kreisregierung die Gefälligkeit, an den vollſtändig guten Wirkungen des Schwefeläthers noch ſehr zu zweifeln. Dieſe hohe Weisheit entſpringt wahrſcheinlich dem täglichen Anſchauen des verlaſſenen Socrates, deſſen Standbild die ſtädtiſchen Häuptlinge, ſich zu Ehren, in der Nähe des Irren-, Zucht- und Krankenhauſes errichtet haben. Es iſt außer Zweifel, daß wenn einmal eine Reichsvormundſchaftsbehörde in Deutſchland errichtet werden ſollte, die Baireuther Kreisregierung allen übrigen Concurrenten den Rang ablaufen dürfte. Gott iſt groß!

Baſel. Der Erfinder der Schießbaumwolle, Profeſſor Schönbein, hat vom Könige von Schweden das Ritterkreuz des Waſa-Ordens erhalten. (Und Braunſchweigs ſchießbaumwollener Nacherfinder Otto?)

Berlin. Der König hat dem Profeſſor Dr. Friedrich Bellermann für deſſen neueſtes Werk „über die Tonleitern und Muſiknoten der Griechen" die goldene Medaille für Wiſſenſchaft verliehen.

∴ Der König hat dem Knaben Papendyck zu ſeiner muſikaliſchen Ausbildung eine Penſion von 450 Thalern bewilligt; ſein Vater iſt beim hieſigen Kammergericht angeſtellt worden und hat einen halbjährigen Urlaub erhalten, um mit ſeinem Sohne die Kunſtreiſen fortſetzen zu können.

∴ Unſere Hauptſtadt wird auf dem am 11. April hierſelbſt ſich verſammelnden vereinigten Landtage durch drei Deputirte vertreten werden: die Herren Geh. Finanzrath Knoblauch, Stadtſyndicus Moewes und Kaufmann Schauß. Die Einwohnerzahl Berlins auf viermalhunderttauſend Seelen angenommen, werden je einhundertdreiunddreißigtauſend durch *einen* dieſer Herren vertreten.

∴ Nach der „Königsberger Zeitung" iſt in Folge einer Immediat-Eingabe durch hohen Beſcheid vom 29. Januar das Tragen von Männerkleidern für Damen auf dem Theater auch ferner ganz in der Ordnung befunden worden, dagegen bleibt ihnen das Tragen von Männerkleidern an öffentlichen Orten verboten.

∴ Die Meyerbeer'ſche Compoſition zum „Struenſee" und die zahlreichen Darſtellungen haben auf den Debit der Tragödie des zu früh der Welt entriſſenen Dichters Michael Beer einen ſolchen Einfluß gehabt, daß die erſte ſtarke Auflage dieſes Trauerſpiels nun ganz vergriffen iſt und der Verleger bereits eine neue Auflage drucken läßt. (Spen. Zeit.)

Bern. Die franzöſiſche Geſandtſchaft hat, wie vorauszuſehen war, von ihrer Regierung die Erlaubniß erhalten, Herrn Heinzen einen Reiſepaß zu viſiren und zwar für ſeine Durchreiſe durch Frankreich, um von dort nach Amerika auszuwandern. Herr Heinzen hat ſich aber vorläufig nach Genf begeben, wo er noch einige Zeit zu verweilen gedenkt.

Breslau. Julius Laſker brachte neulich eine kleine Charakteriſtik der bedeutendſten Komiker Deutſchlands. Unter dieſen, ſagt er, müſſe Ludwig Wohlbrück zuerſt genannt werden, denn er ſei der bedeutendſte *Charakteriſtiker* unter ihnen. Friedrich Beckmann iſt der Humoriſt unter den Komikern. Eduard Lang iſt das perpetuum mobile ſprudelnder Komik. Neſtroy iſt der witzigſte, Grobecker der derbſte Komiker. Franz Wallner iſt Gemüthskomiker. In jüngſter Zeit hat ſich L'Arronge raſch einen Namen gemacht. Außerdem hat die deutſche Komik noch eine glänzende Reihe tüchtiger Vertreter, Scholz, Louis Schneider, Gern, Rüthling, Edmüller, Guſtav Räder, Wilke u. ſ. w.

Brüſſel. Der Herausgeber des „Mephiſtopheles" und des „Argus", ſowie die Verfaſſer von Artikeln und Gedichten in dieſen beiden Blättern und die Verfertiger von

vei Caricaturen, ſtanden in dieſen Tagen vor den hieſigen Aſſiſen, unter der Anklage der
Beleidigung des Königs und der öffentlichen Sitten. Sie ſind nach mehrtägigen Verhand-
ungen gänzlich freigeſprochen worden, indem ſie nachgewieſen, daß Alles, was ſie in Bezug
uf die Vergnügungen des Königs Leopold in Artikeln, Gedichten und Caricaturen aus-
eſprochen, ſich ſtreng der Wahrheit gemäß verhalte.

Dresden. Am 16. v. M. wurde hier im königlichen Hoftheater die erſte Vor-
ellung einer neuen Poſſe von G. Räder, „Jupiters Reiſeabenteuer, oder die olympiſchen
lüchtlinge", in vier Acten aus dem Franzöſiſchen, mit Muſik von Theodor Uhlig, mit
ntſchieden günſtiger Aufnahme von Seiten des Publicums, auf ſo glänzende Weiſe ge-
eben, wie es von dem Verfaſſer des „Weltumſeglers", „Arteſiſchen Brunnens" und der
verwunſchenen Prinzeſſin" zu erwarten war. Der Beifall ſteigerte ſich mit jedem Acte.
lle Lieder Räders wurden da capo verlangt, und der beliebte Komiker drei Mal
rufen.

∴ Ein Freiherr Scharff von Scharffenſtein hatte der hieſigen Hofbühne ein Trauer-
iel, „Johanna von Neapel", eingereicht, das ihm zurückgeſchickt worden iſt, weil es ſich
rausgeſtellt hat, daß dieſe ſogenannte Original-Tragödie, außer der Veränderung der
ſtoriſchen Namen und der Localität, nichts weiter als eine wörtliche Ueberſetzung von
rppelvte Romands „Catherine II." ſein ſoll. (Das iſt auch ſchon dageweſen.)

Florenz. Unſer Theaterpublicum wird nach den verſchiedenen Theatern in folgende
actionen eingetheilt: Pergola — die Unzufriedenen; teatro nuovo — die Ungeduldigen;
ocomero — die Unabhängigen; Leopoldo — die Gleichgiltigen; Goldoni — die
nädigen; teatro Alfieri — die Aufwallenden und das teatro vecchio — die Fröh-
hen.

Hamburg. Zur Renovirung unſeres alten Stadttheaters geben die Actionaire
ur 6000 Mark, während die Geſammtkoſten über 18,000 Mark betragen. (Nur nobel!)

Karlsruhe. Die wegen einer von ihnen gemeinſchaftlich herausgegebenen Schrift
ngeklagten Hofrath Welcker und Profeſſor Schulz ſind in dem Prozeß gänzlich frei-
ſprochen worden.

Krakau. Unſere Damenwelt kann die Einverleibung Krakau's am wenigſten ver-
merzen. Täglich wandeln viele ſchöne Wallfahrerinnen nach dem Kosziusko-Hügel und
rgießen dort Thränen des Schmerzes. Die Vaterlandsliebe iſt ein religiöſer Cultus geworden
d zur Ausführung eines Denkmals iſt ein Comité von Damen zuſammengetreten, welches
ammlungen veranſtalten will. (Wenn man die Gräber der Todten ſchmückt, ſagt ein Be-
ht der „Deutſchen Allgem. Zeitung", ſo iſt es ein Zeichen, daß man an ihrer Auferſtehung
rzweifelt. Wenn das wahr wäre, dann zweifelte halb Leipzig an der Auferſtehung.)

Leipzig. Die „Blätter aus der Gegenwart" ſchreiben: »Vor Kurzem las man
mehreren Zeitungen: Der prachtvolle ſilberne Schild, den der König von Preußen
m Prinzen von Wales zum Geſchenk beſtimmt, iſt jetzt in Berlin gegen ein beliebiges
intrittsgeld für die Armen zur Schau ausgeſtellt. Darin liegt reichlicher Stoff zum
achdenken.« (Ich denke nach, du denkeſt nach, er denket nach!)

∴ Die Liſtwuth des Herrn Guſtav Kolb nimmt täglich zu. Der gute Mann dul-
t keinen Widerſpruch und verfolgt Jeden, der es wagt, nicht aufs Haar ſeiner Meinung
ſein. Es iſt lange nicht genug, daß man Liſts Verdienſte anerkennt, blind und taub
l man gegen die ruhigſten Zurechtweiſungen der ehrenwertheſten Männer ſein. Es iſt
e Schmach ohne Gleichen, wie Herr von Cotta das „erſte" deutſche Journal von Tag
Tag ſinken läßt. Die charakterloſe „Allgem. Zeitung" iſt wahrhaftig eines der letzten
ätter, deren Terrorismus man ſich gefallen läßt; ſie, die nur gegen den Bürger
ob und brutal thut, aber gegen alle Höheren, ſogar gegen einen Pückler-Muskau, ge-
ckt, in Knechtsgeſtalt ſchweifwedelt. Nicht allein, daß ſie von C. E. Hoffmanns Er-
rung nur einige herausgeriſſene Zeilen gebracht (wie wir vorhergeſagt), auch gegen
en ehrwürdigen Greis, den um Deutſchlands Handelsintereſſen hochverdienten Bauerreis
Nürnberg, wagt ſie die freche Hand drohend zu erheben. Dieſer verehrte Mann, der
nem Vaterlande unzählige Opfer gebracht hat, während Herr Kolb und Seinesgleichen
öne Honorare und gnädige Präſente eingeſteckt, hat den ungeheuern Frevel begangen,
dem Streite zwiſchen Herrn Hoffmann und Kolb ſein Votum abzugeben und zu be-
iſen, daß Liſt nicht die erſte Idee zum Zollverein gegeben oder wie ein uneigennütziger
ann ausgeführt habe. Niemand war beſſer im Stande als Herr Bauerreis, Niemand
achteter als er, um dies zu thun. Aber das war ein crimen laesae majestatis,
alte Herr wird nun beſchimpft und begeifert (wie es Herr Kolb gewöhnt iſt), und
rf froh ſein, wenn er nicht noch vor dem Bilde Liſts knieend Abbitte thun muß. Ein

ſolches jungenhaftes Gebähren iſt das ſicherſte Mittel, eine Reaction hervorzurufen, und wir können Herrn Kolb einſtweilen verſichern, daß das Heiraths-Capital für Liſts Töchter von Sachſen aus nicht bedeutend vermehrt werden wird. Herr Giehne hat ſich auch an die Spitze eines Liſt-Comité in Karlsruhe geſtellt, und Herr André wird daſſelbe natürlich nun auch in Bremen verſuchen.

∴ Herr Heinrich Laube, ſonſt auch der dramatiſche „Biedermann" genannt, erkennt ſich und ſeine s. v. „Karlsſchüler" im hieſigen „Kinderfreunde" vollkommen an und läßt ſich die Gerechtigkeit widerfahren, daß er neben Herrn Marr (der noch immer Ober-Regiſſeur iſt) auf einen erklecklichen Theil Ruhm Anſpruch machen können thun dürfte, womit wir vollkommen einverſtanden ſind.

∴ Herr Robert Heller, der das Feuilleton zur „Mode" beſorgt, beſpricht die Aufführung der „Karlsſchüler" und ſagt unter Anderm von Herrn Marr, der den Herzog Karl geſpielt: »Ueberhaupt war es gerade Herr Marr, der den günſtigen Vorausſetzungen ſeiner Rolle am mindeſten entſprach. Er war ſtumpf, ohne Mark und Seele, oder wie es eine geiſtreiche Dame vom Publicum (?????) bezeichnete, es fehlten ihm für die Rolle des Herzogs phyſiſch und geiſtig die Zähne.« (Unſer alter Freund Heller, für den in der Tiefe unſeres Herzens noch immer ein Funke unerklärlicher Zuneigung ſchlummert, ſcheint ſich, als ächter Leipziger, allmälig wiederzufinden; dies beweiſt ſein Urtheil über Herrn Marr, in dem er früher, in einem Augenblicke der Verblendung, einen vollendeten Künſtler geſehen. Wir ſind nun mit Herrn Heller und ſeinem Urtheile vollkommen ausgeſöhnt.)

∴ Die „Wiener Theaterzeitung" erzählt, die Koffka'ſche „Theater-Locomotive" habe auf höhern Befehl zu erſcheinen aufgehört. Das iſt eine plumpe Unwahrheit.

∴ Daſſelbe Blatt berichtet aus Leipzig, ein Tenoriſt, Namens Bahrdt, habe hier drei Mal ohne Beifall gaſtirt. Dieſer Bahrdt, fügt ein Wiener Witzbold hinzu, ſollte aus der Reihe deutſcher Tenoriſten raſirt werden. (Wir für unſern Theil haben nichts dagegen, wenn alle Tenoriſten raſirt werden.)

∴ Ein Hannover'ſcher Correſpondent meldet einem hieſigen Journale: »Seit dem neuen Jahre iſt es in Hannover ſehr langweilig.« Wir vermuthen, daß das neue Jahr ſchon im alten angefangen haben muß, denn Hannover ſtand ſchon viel früher im wohlverdienten Rufe der Langweiligkeit. Die ganze Bevölkerung iſt ein zu Fleiſch gewordener Abdruck des bekannten Zeitworts „ich guſtavkühne mich"!

∴ Einer unſerer Buchhändler kündigt ein bei ihm erſchienenes Opus, „Hundert neue Pariſer Cotillon-Touren", vom Pariſer Tanzlehrer Cellarius, mit folgenden Worten an: »Das Schickſal des Cotillons liegt in der Hand des Vortänzers: in ſeine Hand legen wir das Geſetzbuch des Cotillons, den Code Cellarius, und wünſchen, daß Neuheit und Mannigfaltigkeit dazu beitragen mögen, jenen bedeutſamen Tanz, Terpſichorens Ordensfeſt, mit neuen Reizen zu ſchmücken.« Der Verleger dieſes Werkes hat dadurch bewieſen, daß auch er überſetzen kann.

∴ Herr Heinrich Hunger, der einen kannibaliſchen Durſt nach Unſterblichkeit fühlt, geht mit dem äußerſt vernünftigen Plane um, eine Herberge für „ſchlafende Barone der Intelligenz" ins Leben zu rufen. Der Himmel ſegne ſeine zeitgemäßen Studien!

∴ Unter der Liſte der vom 12. bis 18. Februar Getrauten befindet ſich u. A. auch Herr C. W. Ackermann, Rathsactuar in Dresden, mit Jungfrau B. A. Teubner, „Bürgers, Buchhändlers und Buchdruckereibeſitzers allhier und in Dresden, Inhabers der großherzoglich ſachſen-weimar'ſchen Verdienſtmedaille am Bande des großherzoglichen Hausordens vom weißen Falken und geweſenen Stadtraths Tochter". Warum hat Herr Teubner nicht auch noch „Verleger der Heinrich Laube'ſchen „Gräfin Chateaubriant" und Eigenthümer des „Dresdener Tageblatts" hinzugefügt, um ſeinen Titel noch um zwei Zoll zu verlängern?

London. Jemand — natürlich wieder ein Engländer — hat berechnet, daß die Bücher der hieſigen Muſeumsbibliothek, neben einander geſtellt, eine Strecke von acht engliſchen Meilen ausfüllen würden. In derſelben Stellung würden die Bücher der Münchener Bibliothek eine Länge von fünfzehn und jene der Pariſer gar von zweiundzwanzig engliſchen Meilen füllen.

∴ Vor Kurzem ſtarb zu Brighton ein hundertjähriger Eſel. (Kein Wunder, daß mancher Eſel manchen geſcheidten Kerl überlebt!)

Magdeburg. Herr Fedor Wehl fährt fort, in der hieſigen Zeitung das Publicum zu den Theatervorſtellungen herbeizutrommeln, die Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu lobhudeln, ſeinen Director zu bewundern und ſich deswegen für einen Dramaturgen zu halten. (Ha, ha! Wer lacht da! Ich glaube gar, ich ſelbſt.)

Mannheim. Im Großherzogthume Baden erſcheinen jetzt vierzehn politiſche Zeitungen und mehrere darunter mit belletriſtiſchen Beilagen. Vier davon ſind conſervativer Tendenz: „Mannheimer Morgenblatt“, „Freiburger Zeitung“, „der Tagesherold“ und die „Süddeutſche Zeitung“; drei neigen ſich zum Liberalismus: „Conſtanzer Zeitung“, „Heidelberger Journal“ und „Badezeitung“; drei ſind liberal: „Mannheimer Journal“, „Rundſchau“ und „Oberrheiniſche Zeitung“; drei ſind radical: „Deutſcher Zuſchauer“, „Conſtanzer Seeblätter“ und „Mannheimer Abendzeitung“. Officiell iſt die „Karlsruher Zeitung“.

München. Der Miniſter des Innern, Herr von Abel, iſt in Ruheſtand und an ſeine Stelle der Regierungs-Präſident von Zenetti aus Landshut getreten.

∴ Die ehemalige ſpaniſche Tänzerin Lola Montez hat in die hieſigen Zeitungen folgende Anzeige einrücken laſſen: »In Folge der vielen Bittſchriften, welche täglich in die Wohnung der Madame Lola Montez geſandt werden, bittet dieſelbe, ſie in Zukunft mit jeder Zuſchrift zu verſchonen, da ſie gänzlich unbekannt mit den Verhältniſſen des Landes iſt und ſich durchaus nicht in der Stellung befindet, ſich dergleichen Dinge anzunehmen.« (!—!)

∴ Die „Mannheimer Abendzeitung“ erzählt einige Züge von der burſchikoſen Lola Montez, unter Anderm von einer Weinſchau in Herrengeſellſchaft. In München ſcheint ſie gleichwohl in hohen Kreiſen ſehr wohlgelitten. (Telegraph.)

Paris. Louis Philipp will Herrn Alexander Dumas, um ihm einigen Erſatz für die Kränkungen, die ihm von Seiten eines Miniſters widerfahren ſind, zu gewähren, zum Pair von Frankreich machen. (Victor Hugo iſt es ſeit zwei Jahren ſchon.)

∴ In Folge des Vorfalls mit Herr Alexander Dumas iſt allen Capitainen der Flotte befohlen worden, ohne ſpecielle Befehle des Seepräfecten keinen Paſſagier an Bord zu nehmen.

∴ Alexander Dumas hat ſich durch einige Worte, welche ein Deputirter, der Marquis von Malefille, über deſſen africaniſche Miſſion in der Kammer ausgeſprochen, beleidigt gefühlt und dem guten Marquis eine Herausforderung zugeſchickt. Der „National“ ſagt, wenn Herr von Malefille die Beleidigung dem Schriftſteller Dumas zugefügt hätte, ſo würde die ganze Preſſe dagegen proteſtirt haben; da aber dieſe Grobheiten blos ein Marquis dem andern geſagt (Dumas iſt bekanntlich Marquis de la Pailleterie), ſo könnten beide Herren es unter ſich ſelber ausmachen.

∴ Der Prozeß des Herrn Alexander Dumas (ſiehe „Charivari“ Seite 3665—3669) iſt nun entſchieden. Das Urtheil legt ihm auf, ſechs Wochen nach dem 1. März den erſten Band und dann allmonatlich einen Band der der „Preſſe“ noch ſchuldigen fünf Bände; in gleicher Weiſe auch dem „Conſtitutionnel“ die noch ſchuldigen ſechs Bände nachzuliefern, unbeſchadet der Lieferung der laufenden Bände für jedes dieſer beiden Journale für das Jahr 1847. Herr Dumas hat alſo bis Ende dieſes Jahres mindeſtens 24 Bände blos für „Preſſe“ und „Conſtitutionnel“ zu ſchreiben. Für jeden Tag Verzögerung in dieſer Lieferung hat er an die Herren Véron und Girardin 1000 Francs zu zahlen. Ferner iſt er verurtheilt, jedem der beiden Herren 3000 Francs Entſchädigung und endlich die durch die Eintregiſtrirung der Contracte ſehr bedeutend gewordenen Koſten zu zahlen, und zwar dies Alles bei Strafe körperlicher Schuldenhaft. (Und dies Alles wird ins Deutſche überſetzt. Gott ſteh' uns bei!)

∴ Der „Esprit public“ verſichert, die Entlaſſung Guizots ſei unvermeidlich (?). Der König Leopold habe ſeinem Schwiegervater in einem eigenhändigen Schreiben erklärt, daß er jeden Schritt zur Herſtellung des herzlichen Einverſtändniſſes bei der Königin Victoria für unnütz halte, ſo lange der Redner des 5. Februar noch Miniſter bleibe. Die Schwierigkeit liege nur darin: wer Herrn Guizot erſetzen ſolle? Graf Molé ſei zu ruſſiſch geſinnt, und mit Herrn Thiers laſſe ſich die Lieblingsidee des Hofes, die Dotation, nicht durchſetzen. Herr Thiers ſoll die Auflöſung der Kammern als Bedingung ſeines Wiedereintritts in das Miniſterium gefordert haben.

∴ Herr Guizot ſoll nach der Adreſſe-Abſtimmung geäußert haben: »Man kann mich zwingen, mein Portefeuille niederzulegen, aber ich nehme die Macht mit.«

∴ Die letzte Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften beſchäftigte ſich faſt nur mit Anwendung des Aethers bei wundärztlichen Operationen. Der Bericht des „Journal des Débats“ (von Herrn Léon Foucault) ſtellt den Erfinder deſſelben, Jackſon, mit dem Entdecker der Schutzpocken-Impfung, Jenner, in Eine Linie.

∴ Die Deputirten Billault und Dufaure beabſichtigen die Gründung einer neuen Zeitung, die den Titel „Le Progreſſive“ bekommen ſoll.

∴ Der „Esprit public“ und die „Patrie“ haben ſich, um fortbeſtehen zu können, in Ein Blatt verſchmolzen, das den Titel des Erſtern beibehalten hat.

∴ Im Jahre 1795 hatte Paris nicht weniger als einundfünfzig Theater. Von dieſen wurden indeß viele bald geſchloſſen oder niedergeriſſen, ſo daß im Jahre 1807 nur achtundzwanzig beſtanden. In dieſem Jahre erließ Napoleon eine Verfügung, wodurch die Zahl der Schauſpielhäuſer der Hauptſtadt auf zehn beſchränkt wurde. Gegenwärtig (Ende 1846) giebt es zweiundzwanzig Theater in Paris, die im Weichbilde ungerechnet, nämlich: die Académie royale de musique (große Oper), das Théâtre français, die Opéra comique, das Odéon, die italieniſche Oper, das Vaudeville, die Variétés, das Gymnase dramatique, das Palais royal, die Porte St. Martin, das Ambigu comique, die Gaité, der Cirque olympique, der Circus in den Champs élysées, das Théâtre Montpensier, die Folies dramatiques, die Délassements comiques, das Théâtre Beaumarchais, das Theater des Herrn Comte, das Louxembourg, die Funambules (Seiltänzer) und das Petit Lazeri. (Seitdem iſt ein neues „drittes“ lyriſches Theater hinzugekommen, das unter Adams Direction ſtehen wird, das aber die Zahl der Theater nicht vermehrt, da es in dem Local des Cirque olympique eingerichtet wird.) — Im Jahre 1807, wo es zehn Theater gab, betrug die Geſammt-Einnahme derſelben 4,910,487 Frs., im Jahre 1842, wo auf neunzehn Theatern geſpielt wurde, beinahe das Doppelte, nämlich 8,450,770 Frs. Die Einnahme von 1841 war noch bedeutender, als die von 1842, nämlich 8,623,177 Frs.

Prag. Unter den Gäſten, mit welchen Herr Director Hoffmann für den nächſten Sommer abgeſchloſſen hat, nennt man den Hofſchauſpieler Rott aus Berlin und Herrn Moritz aus Stuttgart. Beide werden hier eine doppelte Theilnahme rege machen, da der Erſte ein geborener Prager und der Letzte viele Jahre hindurch der Liebling des hieſigen Publicums geweſen iſt.

∴ Drei Dinge haben jetzt bei uns den allergrößten Zulauf: Bauernfelds „Großjährig“ und das „Verſprechen“, die eiserſtarrte Moldau und — das Verſatzamt.

Wien. Baron S. M. von Rothſchild hat zu einem National-Denkmal für den verſtorbenen Reichspalatin von Ungarn 1000 Gulden angewieſen.

∴ Endlich iſt Meyerbeers „Feldlager in Schleſien“ (hier „Vielka“ genannt) auf dem Theater an der Wien unter des Componiſten Leitung zur Aufführung gekommen. Der Andrang war ſo ungeheuer, daß man zuletzt einen einzelnen Sperrſitz bis achtzig Gulden Conventions-Münze bezahlte. Um zwölf Uhr Mittags waren die inneren Höfe des Theaters ſchon mit Menſchen gefüllt, und noch lange vorher, ehe die Caſſe geöffnet und die Thürſteher gegenwärtig waren, erbrachen die Wartenden die Thüren des vierten Ranges und Amphitheaters, um ſich früheren Einlaß zu verſchaffen. Viele Leute konnten gar nicht zu ihren Sperrſitzen gelangen, da das bis zum Erſticken gefüllte Parterre die Vorderen ſo drängte, daß Letztere zum Theil genöthigt waren, um nicht zerquetſcht zu werden, über die Barriere der Sperrſitze zu ſteigen, um ſich dort willkürlich zu placiren. Mehrere Perſonen ſind von der unbeſchreiblich großen Hitze ohnmächtig geworden. Trotz dieſer Unheil verkündenden Auſpicien hat die Oper dennoch einen ſo glänzenden Erfolg gehabt, wie man ſich ſeit vielen Jahren keines ähnlichen erinnert. Das Publicum empfing Meyerbeer beim Eintritt in das Orcheſter mit ungeheuerm Jubel, rief ihn nach dem erſten Act zwei Mal, nach dem zweiten Act vier Mal und am Schluſſe ebenfalls vier Mal hervor.

∴ Albert Lortzing arbeitet rüſtig an einer neuen komiſchen Oper, zu der er ſich wiederum den Text ſelber ſchreibt. Der Stoff iſt der Lebensgeſchichte des vierten Heinrichs entlehnt und behandelt deſſen erſte Liebe zur Gärtnerstochter Fleurette.

∴ Der bekannte Literat Franz Gräffer, der, wie der „Charivari“ ſchon früher berichtet hat, einen „jüdiſchen Plutarch“ erſcheinen läßt, wird im erſten Bande ſeines höchſt verdienſtlichen Unternehmens eine ausführliche Biographie des berühmten Rechtsgelehrten Sonnenfels bringen, welcher vom menſchenfreundlichen Joſeph II., wegen ſeiner Verdienſte um die Abſchaffung der Folter, in den Reichsfreiherrenſtand erhoben wurde. Ein intereſſantes Stück Autobiographie befindet ſich in de Luca's „gelehrtem Oeſterreich“, ein zweites Stück im erſten Bande ſeiner geſammelten Schriften.

∴ Man will à tout prix Fanny Elsler unter die Haube bringen. Die „Allgemeine“ giebt ihr einen „franzöſiſchen Marquis“, die „Ulmer Zeitung“ einen „baier'ſchen Baron“, der „Nürnberger Correſpondent“ einen „Wiener Fleiſchhauer“, die „Abendzeitung“ einen „Peſther Großhändler“ zum Mann. Fanny aber macht eine coloſſale Pirouette und ruft lächelnd: »Ich bleibe ledig!«

∴ Die öſterreichiſchen Zeitungsſchreiber haben wieder zwei neue Nachtigallen erfunden, eine ungariſche Nachtigall (Cornelia Hallóſi) und eine Nachtigall aus der Bukowina (Dem. Antonie Fränzl).

∴ Die Frau Legationsräthin Jenny Lutzer-Dingelſtedtin haben geruht, ſich zu entſchließen, nach Wien zu kommen, um im Kärnthnerthor-Theater Gaſtrollen als böhmiſche Nachtigall zu geben. Der Herr Gemahl werden geruhen, ſie zu begleiten, um dort für ſie die Recenſionen zu beſorgen. Doch fürchtet man allgemein, ſie komme fünf Jahre zu ſpät.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Jede Nation hat ihr Krähwinkel, dem ſie ausſchließlich ihre Albernheiten aufbürdet. Die Engländer haben ihr Gotham, die Franzoſen ihr Limoges, die Italiener ihr Bergamo; die Schweizer verlegen ihr Abdera nach Lallenburg, die Schweden nach Södertelje und Troſa, die Deutſchen nach Schilda und Schöppenſtädt, die Schleſier nach Polkwitz, die Mecklenburger nach Teterow; die Oeſterreicher haben ihr Eipeldau und Gablitz, die Böhmen ihr Prelauc und die Ruſſen ihr Cocourkow.

— Die geheimen Räthe der alten chriſtlichen Kaiſer des Orients hießen „Silentiarier", d. h. die Schweigenden.

— In der Türkei werden die Leichen — ſeltene zweifelhafte Fälle ausgenommen — ſchon drei Stunden nach erfolgtem Tode beerdigt. Särge ſind nur bei Frauen gebräuchlich.

— Zu den Zeiten Carls XII., der nichts als Trommeln und Trompeten leiden konnte, gerieth die Muſik in ganz Schweden dergeſtalt in Verfall, daß es im Jahre 1715 in Stockholm nur drei Menſchen gab, welche Noten leſen konnten.

— Alois Fuchs theilt in den „Sonntagsblättern" mit, daß Beethoven die ausgezeichnetſten Inſtrumente zu einem Streichquartette beſeſſen, welche ihm Fürſt Lichnowsky geſchenkt habe; eine Violine von J. Guarnerius zu Cremona von 1718, eine Violine von Nikolaus Amati, eine Bratſche von Vicenzo Ruggiero von 1670 und ein Violoncello von Andrea Guarneri von 1702.

— Ein gelehrter Sonderling des vorigen Jahrhunderts errichtete in ſeinem Hauſe eine eigene Buchdruckerei, um von einem von ihm verfaßten neunbändigen Werke, „Calendarium Romano-Germanicum medii aevi", blos ein einziges Exemplar abziehen zu laſſen. Es erſchien 1781 zu Dillenburg; doch nannte der Verfaſſer auf dem Titelblatte blos ſeinen *halben* Namen, „Ant. Ulr. ab Erath—", der Nachwelt überlaſſend, die andere Hälfte zu errathen. (Geſellſchafter.)

— Wohl keiner von allen deutſchen Schriftſtellern hatte die Pflicht der Ehe feuriger angeprieſen als Hippel, und dennoch war Niemand weniger davon überzeugt als er; denn der Lobredner der Ehe blieb ſein ganzes Leben lang ... Hageſtolz.

— Von Jean Paul wird erzählt, daß hochbegeiſterte Leſerinnen ſeiner Romane „Locken ſeines Pudels!" auf der Bruſt getragen. (Hat denn Herr Sue keinen Pudel?)

Treffer und Nieten.

• Dem verſtorbenen Erzbiſchof von Bordeaux wurde eine arme Frau gemeldet, um ſeine Hilfe in Anſpruch zu nehmen. »Wie alt?« fragte der Erzbiſchof. — »Siebenzig Jahre.« — »Gebt ihr fünfundzwanzig Francs.« — »Das iſt wohl zu viel, gnädiger Herr, denn die Frau iſt eine Jüdin.« — »Eine Jüdin? O dann gebt ihr fünfzig Francs, denn ſo viel verdient das ſchöne Zutrauen, das ſie zu einem Chriſten hat.« (Schade, daß es nicht viele *ſolcher* Erzbiſchöfe giebt!)

• Vier der ſchönſten Opern Quinaults hat man folgendermaßen charakteriſirt: „Atys" iſt die Oper der Königin, „Armide" die Oper der Damen, „Iſis" die Oper der Tonkünſtler und „Phaëton" die Oper des Volks. (Mercure de France, Mai 1766.)

• Der Vater Felix Mendelsſohns ſagte einſt: »Als ich noch jung war, hieß man mich den *Sohn* des berühmten Mendelsſohn, jetzt nennt man mich den *Vater* des berühmten Mendelsſohn.« (Nicht jeder Sohn kann dies von ſeinem Vater, und nicht jeder Vater kann dies von ſeinem Sohne ſagen.)

Im Verlage von **Graß, Barth und Comp.** in Breslau und Oppeln iſt ſoeben vollſtändig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundriß der Geographie

in 5 Büchern, enthaltend die **mathematiſche** und **phyſikaliſche Geographie**, die **allgemeine Länder-** und **Völker-**, ſowie die **Staatenkunde**;

erläutert durch 143 eingedruckte xylographiſche Figuren und Darſtellungen, durch 3 Karten und einen Anhang Hilfs- und Nachweiſungs-Tabellen.

Entworfen von

Profeſſor Dr. **Heinrich Berghaus.**

84½ Bogen größtes Octav in 1 Band. Gebunden 5⅓ Rthlr.

Das Schleswig-Holſteiner Schulblatt (1846. VII. 1.) berichtet über dieſes Buch, wie folgt:

»Unter obigem Titel hat der in der geographiſchen Welt längſt rühmlich bekannte Verfaſſer ein Werk herausgegeben, das von deutſchem Fleiße und deutſcher Beharrlichkeit ein rühmliches Zeugniß giebt, ein Werk, das wohl zuerſt mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit ſich beſtrebt, die reichen Ergebniſſe neuerer Forſchungen hauptſächlich im Gebiete der phyſikaliſchen Geographie zum Gemeingute aller Gebildeten zu machen.

Aus der Inhaltsüberſicht wird man ſich von dem ungemein reichen Material überzeugen, das gewiß jedem Gebildeten viel Neues und Intereſſantes bietet. Was nun die ſonſtige Brauchbarkeit anbelangt, ſo möchten wir dies Werk den deutſchen Sprachwerken von Becker zur Seite ſtellen, d. h. ſie dem Lehrer unbedingt, der Schule dagegen gar nicht oder doch nur bedingungsweiſe empfehlen, hauptſächlich weil wohl keine Lehranſtalt hinreichend Zeit finden dürfte, den überreichen Stoff zu verarbeiten und zum geiſtigen Eigenthum der Lernenden zu machen; dann auch noch, weil wohl keine Schule Zöglinge hat, die in mathematiſcher Hinſicht genugſam befähigt ſind, das erſte Buch mit Nutzen zu gebrauchen. Um ſo unbedingter müſſen wir wünſchen, dies Buch in den Händen aller Lehrer, nicht blos der Geographie, ſondern aller Lehrer überhaupt zu ſehen, denen dies eine Werk eine ganze Bibliothek ähnlicher Schriften erſetzen und auf die es ungemein anregend wirken wird.

Hat der Lehrer es durchſtudirt, und ſich, je nach ſeiner Bildungsſtufe oder Neigung, den Inhalt ganz oder theilweiſe angeeignet, dann wird er ſchon finden, welche Samenkörner er davon in ſeiner Schule auszuſtreuen, und welche er zurückzuhalten hat. In den ſtatiſtiſchen Angaben des fünften Buchs iſt namentlich ein Stoff geboten, der beim höhern Rechnenunterricht gewiß mit Nutzen verwendet werden kann, und der es um ſo mehr verdient, weil die Angaben unſers Verfaſſers auf möglichſte Genauigkeit Anſpruch machen dürfen. Ueberhaupt wird es kaum einen Unterrichtsgegenſtand geben, der nicht aus dieſem Werke Nutzen ziehen könnte, ſogar die Religion nicht ausgenommen, da durch das ganze Werk ein echt chriſtlicher Geiſt weht, der, mit Beſeitigung jedes Pietismus, dennoch klar nachweiſt, wie nur in den chriſtlichen Staatenſyſtemen Europas und Amerikas ſich als Mittelpunct aller Beſtrebungen das Bemühen äußert, der Herrſchaft des Rechts, der Humanität und der Civiliſation unter allen Völkern der Erde Geltung zu verſchaffen. Keiner aber wird in dem Buche mehr Befriedigung finden, als der Freund der Naturgeſchichte, dem das zweite und dritte Buch eben ſo intereſſante, wie, wenigſtens nach den älteren Werken über Geographie, unerwartete Aufſchlüſſe bringt; in keinem Theile des Werkes iſt glänzender der Vorzug der neueren wiſſenſchaftlichen Auffaſſung der Erdbeſchreibung dargelegt, wodurch dies Fach ganz aufgehört hat, eine Sammlung von allerlei nützlichen Notizen zu ſein. Auch das fünfte Buch hat ſeine glänzenden Partieen, z. B. die Schilderung des preußiſchen Staates, des großen deutſchen Zollvereins, des britiſchen und ruſſiſchen Reiches ꝛc.«

Wir ſchließen demnach unſere Anzeige mit dem Wunſche, daß ſie dazu beitragen möge, das beurtheilte Buch in manche Kreiſe einzuführen, wo es gewiß ſegensreich wirken wird, mit dem Wunſche, daß es, ein würdiger Repräſentant der neueren Geſtaltung der Geographie, dazu beitragen möge, dem alten Schlendrian, wonach noch manche Lehrer dieſe Wiſſenſchaft betreiben, möglichſt viel Boden abzugewinnen und beſſere Früchte auf demſelben zu erziehen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

°. 233. Leipzig, 19. März 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

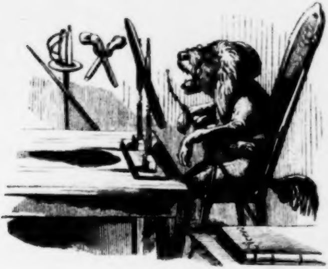
hrlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
hrlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
men Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Reb Mauſche Nudel.

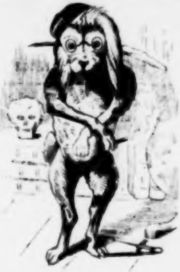
Romanze von E. M. Oettinger.

Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er kroch auf allen Vieren und knurrte comme il faut,
Er konnte apportiren und las den Cicero.

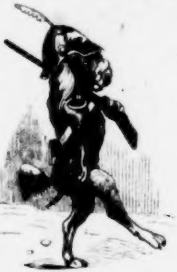
Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er ſprach neuntauſend Sprachen, auch Syriſch und Latein
Und Perſiſch und Arabiſch, doch nur mit ſich allein.



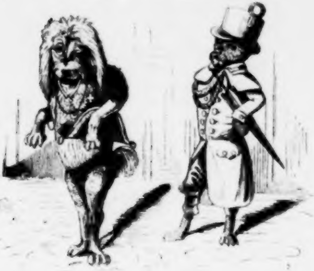
Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rudel und galt für ein Genie.
Er ſchrieb dreihundert Stücke in einer einz'gen Nacht,
Doch wurden ſie, o Tücke! barbariſch ausgelacht.



Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rudel und galt für ein Genie.
Er konnte exerciren und ſchultern das Gewehr,
Auch Bücher recenſiren und tanzen wie ein Bär.

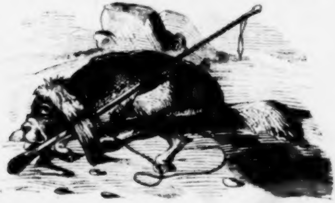


Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rudel und galt für ein Genie.
Er kämpfte wie ein Löwe in mehr als einer Schlacht,
Und hatte neunzehn Orden vom Monde mitgebracht.

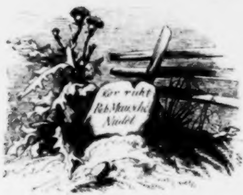


Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rudel und galt für ein Genie.
Er hatte einſt im Kriege zehn Städte demolirt,
Und hunderttauſend Feinde wie Hammel fricaſſirt.

Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rudel und galt für ein Genie.
Schon glänzte dieſem Pudel des Ruhmes Morgenroth,
Da kam – o weh'— der Schinder und schlug ihn mauſetodt.



Es ruht der arme Nudel nunmehr in Abr'ams Schoß,
O Nudel, Nudel, Nudel, mein Schmerz iſt grenzenlos!



Zur Charakteriſtik

des Herrn Guſtav Kolb und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“.

Von Franz Dorn.

I.

In der „Mannheimer Abendzeitung“ vom 25. Februar iſt Folgendes zu leſen: „Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ fährt fort, gegen Karl Heinzen Alles zuſammenzutragen, was die Unkunde oder die Malice, die Dummheit oder die Furcht in irgend einem Orte oder in irgend einem Blatte gegen ihn zu Tage fördert. Der Eifer der Augsburgerin geht ſo ſyſtematiſch und ausdauernd zu Werke, daß irgend eine ſpecielle Ordre oder eine beſondere Belohnung die Triebfeder ſein muß; denn man weiß, daß dies Blatt aus Princip kein Ziel verfolgt, daß ſein einziges Princip die Principloſigkeit oder der Geldbeutel gewiſſer Herren iſt.“ Dann geht der Aufſatz auf die von Karl Heinzen herausgegebene Broſchüre und auf deſſen Ausweiſung aus den Schweizer Cantonen über, und ſchließt damit: „Uebrigens erwarten wir, daß Herr Dr. Guſtav Kolb, verantwortlicher Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, welcher dem Herrn Heinzen eine ſo auffallende Aufmerkſamkeit widmet, auch von dem Urtheile Notiz nehmen werde, welches in der erwähnten Broſchüre über ihn gefällt wird. Herr Kolb wird dort „an M. u. ſ. w. verkauft“ genannt. Läßt Herr Kolb dieſes Urtheil ſtillſchweigend über ſich ergeben, ſo weiß die Welt vollends, was ſie von dieſem noblen Herrn zu halten hat.“ — So die „Mannheimer Abendzeitung“; wir unſererſeits ſind ebenfalls neugierig, wie ſich der Thebaner in Augsburg heraus-

eißen, und ob nicht bald der längſtgehegte Gedanke des Herrn von Cotta
ndlich zur That werden wird, nämlich das von allen Parteien, ſelbſt von
en gemäßigtſten Perſonen aller Farben verdientermaßen gewürdigte Subject,
Namens Guſtav Kolb, von der „Allgemeinen Zeitung“ zu entfernen und
inſtweilen zur „Karlsruher Zeitung“ zu degradiren. Göthe-Giehne
mag ſein wie er will; jedenfalls wird er an Talent und gutem Willen
ehntauſend Mal den in jeder Hinſicht unbedeutenden Herrn Guſtav Kolb
übertreffen.

II.

Herr Guſtav Kolb in Augsburg hat eine eigene und originelle Ma-
ier, die alte Augsburgerin wichtig zu machen. Früher, ehe Herr Kolb
och Redacteur geweſen war, beſaß die „Allgemeine Zeitung“ viele Corre-
pondenten aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft. Je mehr aber das
Journal ſank und je mehr es dem gewöhnlichen Klatſch huldigte, deſto
mehr zogen ſich die Correſpondenten jener Art zurück, und jetzt wird die
Zeitung nur noch hier und da von einem abſoluten Hofe benutzt, um
gewiſſe Zwecke zu erreichen. Meiſter Kolb glaubt nun den Mangel an
gutunterrichteten Berichterſtattern aus der haute volée dadurch zu ver-
ecken, daß er ſeinen gewöhnlichen von Café zu Café ſtürzenden, an den
Börſen und in den Leſecabineten herumſchnüffelnden Artikelſchreibern hohe
Bekanntſchaften oder gar Verwandtſchaften unterlegt oder ihnen doch er-
aubt, ſich dieſelbe unterlegen zu dürfen. So z. B. erzählt einer der
Madrider Correſpondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“: »Ich
elbſt habe den Conſeilpräſidenten ſagen hören,« dann: »ich bin ſelbſt
mit Granden verwandt« u. ſ. f., wodurch entweder eine früher berichtete
Unwahrſcheinlichkeit wahrſcheinlich gemacht oder Plattheiten nobilitirt wer-
en ſollen. Allein dieſes alte abgenutzte Manöver iſt vom Publicum
ängſt durchſchaut und ausgelacht worden, und Herr Kolb, der ſeinen
iſt wüthenden Kopf in den Strauch ſteckt, merkt das nicht. Man er-
nnert ſich noch mit vielem Vergnügen eines guſtavkühne'ſchen Artikels,
dem es hieß: »Soeben ſagt mir Graf Hohenthal, daß ſeine Gemahlin,
ne Prinzeſſin Biron, geſtorben iſt,« denn jeder der vergnügten Leſer in
eipzig wußte, wie weit entfernt Graf Hohenthal ſich von Kühne und
onſorten hält. Bei allem dem aber iſt Herr Kolb ſelbſt höchſt beſcheiden.
Während er ſeine Correſpondenten durch allerlei hohe Verbindungen
erklären läßt, beobachtet er über ſeine „illuſtren Connaiſſancen“ ein tiefes
chweigen, obgleich gerade das am intereſſanteſten ſein möchte. (Ha,
! Wer lacht da?)

Alexandre Dumas de Monte-Chriſto.

So nennt Jules Janin in ſeinem neueſten Buche „le Gateau des
ois“ den beweglichſten und bewegteſten Schriftſteller Frankreichs, wel-
en der Feuilletoniſt in nachſtehender Weiſe von den afrikaniſchen Landen
rückruft:

In dem Augenblick, als ich dies ſchreibe, im Zuge meiner Feder und Fantaſie, ruft Frankreich mit allen Echos ſeinen großen Zauberer Merlin, ſeinen wahren Propheten, ſeinen begeiſterten Mahomet zurück. Wo iſt er? Was iſt aus ihm geworden? Was hat man mit ihm angefangen? Gebt mir ihn wieder, gebt mir meinen Traum, dem ich jeden Morgen nachhänge, gebt mir die Hoffnung jedes Abends wieder, gebt mir meinen Aſtolf, der mich in ätheriſche Regionen führt; gebt mir das thätige, lebendige, wirkliche Drama wieder; gebt mir meinen Dichter, deſſen glühende Suade mich mit großen Sprüngen ins Reich der Chimären verſetzt! — O Monte-Chriſto, Magier, Zauberer, Du, der Du die unerſchöpfliche Grotte der Diamanten und Perlen aufgefunden haſt; Du, der Du mit ſtets gern gehörter Stimme das „sésame, ouvre-toi!“ auszuſprechen weißt, was beginnſt Du, fern von Deinem Volke, das Dich ruft?

Ach, die Nacht iſt kalt und lang! Wer wird ſich bei unſerer düſtern Lampe hinſetzen, um durch Anmuth und Lebendigkeit unendlicher Erzählung die langweilige Monotonie unſeres häuslichen Lebens zu verſcheuchen! Ach! ich habe dieſen Morgen meinen Gatten verloren, meine Kinder ſind geſtern geſtorben, meine Geliebte iſt fort, ich weiß nicht wohin; ich habe dieſes Jahr wieder die Hoffnung verloren, in mein unſchuldiges Knopfloch das kleine rothe Bändchen befeſtigen zu können, welches ſagt: »Das iſt ein Mann!« Ich habe Alles verloren, ſogar das beſcheidene Aemtchen, von welchem ich gelebt! Doch nein, Alles iſt gerettet, wenn man mir meinen Zauberer Dumas zurückgiebt.

Alexandre Dumas, Monte-Chriſto, Beſchützer der Vereinigung grauer und ſchwarzer Musketiere, Arzt der Aerzte, abſoluter König der Königin Margot, Talbot der Jungfrau, ſouverainer Blendwerkmacher für alle Geiſter und Gemüther! Mann, welcher mehr Helden, Romane und Geſchichten erſchaffen, handeln, ſprechen gemacht und getödtet hat, als die Gottheit ſelbſt, Du biſt es, Dumas, welchen Frankreichs Volk in ſeinem Elende und in ſeiner Freude anruft; ſein Troſt, ſeine Hoffnung kommt von Dir; der ländliche Schatten erquickt blos mit Deinen Büchern; das Feuer des Kamins flackert luſtiger beim Feuer Deiner Bücher; die Reiſe wird mit Deinen Schriften eine Raſt, und wenn man ankommt, verwünſcht man die Bahnen, auf welchen man ſo ſchnell zum Ziele gelangt.

Jeder Dunſt, der aus dem Ocean ſteigt, jedes Segel, das im Winde flattert, kündigt eine Erzählung von Dumas an; in der Wüſte hält jede Caravane ſtill, um eine Erzählung von Monte Chriſto zu hören.

Wohin ſchleichſt Du, Mädchen, allein, furchtſam, heimlich? Deine kleinen Füße ſchweben über den Raſen, Dein weißes Kleid ſtreift über das Tauſendſchön weg. Du hörſt nicht auf den Geſang der Vögel! — Wo geht ſie hin? fragſt Du. — Dahin geht ſie unter den blühenden Mandelbaum, um entfernt von ihrer Mutter, von wehrenden Blicken, mit feuchtem Auge das letzte Buch Alexanders zu leſen.

Man ſagt, daß bei der Ueberſchwemmung der Loire, als der Strom Alles wegriß, als die Strohhütte neben dem zertrümmerten Schloſſe hinfiel, als das Waſſer ſich unabſehbar ausbreitete, ein einziger Menſch auf den Ruinen ſeines ſchwanken Daches ſtehen blieb — dieſer Menſch las einen Roman von Dumas.

Ein Mäcen.

Duvrard, der Kröſus, der ſich durch Speculationen und Armeeliefe-
en Millionen verdient hatte, ſpäter im Schuldthurme ſaß und in
on ſtarb, lebte zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Paris in den glän-
ſten Umſtänden. Eines Abends befand er ſich in einer der elegante-
Geſellſchaften, wo man eben Stücke aus einer, von einem jungen,
kannten Muſiker componirten Oper vortrug, welche allgemeinen
all fanden. Als er den Salon verließ und über einen kleinen Vor-
ging, fand er einen offenen Brief, den er in der Meinung, es ſei
erlorenes Billet-doux, raſch zu ſich ſteckte; zu Hauſe durchflog er
neugierig. Es war ein Drohbrief, an den jungen Componiſten ge-
et, in welchem er aufgefordert wurde, entweder binnen drei Tagen
Schuld von 3000 Francs zu zahlen, oder in den Schuldthurm zu
ern. Duvrard, für den einige Tauſendfrancs-Billets Spaß waren,
e ſogleich die 3000 Francs dem hartherzigen Gläubiger, nahm zehn
ts, jedes zu 1000 Francs, und ſchickte ſie dem jungen Compoſiteur
olgendem Briefe:

»Beunruhigen Sie ſich nicht, mein Herr; was Sie geſtern Abend
ren haben, iſt in ſehr guten Händen. Der Finder ſchätzt ſich glück-
eine Gelegenheit gefunden zu haben, einem Manne nützlich zu ſein,
e Talent er noch geſtern bewundert hat. Da jedoch der Finder wohl
, welche Hinderniſſe materielle Sorgen dem Aufſchwunge auch des
en Talents entgegenſtellen, ſo bittet er Sie beifolgende 10,000 Francs
nehmen. Er verlangt nichts weiter von Ihnen; als daß Sie mehr
ehr ſich anſtrengen mögen, den Ruhm zu erlangen, den Sie ſo ſehr
enen; und die Freude, welche der Geber darüber empfinden wird,
gewiß weit höher, als die kleine Gefälligkeit, die er Ihnen erwieſen.«

Der junge Compoſiteur war Nicolo Iſoard, deſſen Aſchenbrödl lange
ein Schmuck aller Repertoirs geweſen iſt.

(Album für Muſik.)

Eiſele und Beiſele.

Der Schöpfer dieſer beiden Chargen, die ſeit einiger Zeit ſtehende
en der „Fliegenden Blätter“ ſind, iſt der rühmlich bekannte Maler
Narrenhauſes“, der „Hunnenſchlacht“ und der „Zerſtörung von
alem“, Profeſſor Kaulbach. Im verfloſſenen Sommer ſaß er, um-
von ſeinen Freunden, auf der Menterſchwaig bei München. Als
ede auf die Reiſewuth der deutſchen Kleinſtädter kam, warf Meiſter
ach mit dem verkohlten Stumpfe ſeiner Cigarre die Umriſſe von
und Beiſele auf die Kalkwand der Wirthshausſtube hin. Alles
über den Ausdruck der hingehauchten Skizze und acht Tage ſpäter
nen dieſe Typen zum erſten Male im Rahmen der „Fliegenden
r“.

Zapfenſtreich.

Augsburg. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die unter der Redaction des Herrn Kolb zu einem ganz trivialen Klatſchblatt herabgeſunken iſt, wird jetzt von allen geſinnungstüchtigen und unabhängigen Organen der Preſſe dergeſtalt bombardirt, daß die Stellung dieſes p. p. Kolb immer unhaltbarer wird. Die „Mannheimer Abendzeitung" brachte unlängſt einen geharniſchten Artikel, worin ſie den ſchlagenden Beweis führt, daß Herr Kolb verkauft ſei. Wenn Herr Kolb auch dazu ſchweigt, dann weiß das Publicum und Herr von Cotta, was er davon zu halten hat.

∴ Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" hat ein eigenes Unglück. Im vorigen Jahre zu Anfang Auguſt theilte die „Deutſche Allgemeine Zeitung" ein Schreiben aus Kanton vom 23. Mai über chineſiſche Freiheitsbeſtrebungen mit und jetzt bringt die Augsburgerin denſelben Bericht als Neuigkeit, datirt aus China von derſelben Zeit, wo er bereits durch mehrere deutſche Blätter lief, nämlich vom 12. Juli vorigen Jahres. Aehnliches paſſirt der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" faſt täglich.

Berlin. Der vereinigte Landtag wird ſeine Sitzungen im weißen Saale des hieſigen Schloſſes halten. Die Stände werden nach den Provinzen beiſammen ſitzen und jeder der drei Stände wird unter ihnen ſeinen beſondern Platz haben. Unſer ſogenanntes Oberhaus, die Herrenbank, wird ſeinen Platz zu beiden Seiten des Thrones erhalten. Ganz Preußen iſt geſpannt auf die Eröffnung des Landtags.

∴ Preußen will dem Bundestage nächſtens ein Preßgeſetz vorlegen mit der ausdrücklichen Erklärung, es wolle dies Geſetz an die Stelle der bisher üblichen Cenſur-Inſtructionen treten laſſen. — Preußen ſcheint demnach in neueſter Zeit ſich wieder ſeiner alten Deviſe „Vorwärts" zuzuwenden.

∴ Herr E. Meyen iſt vom hieſigen Kammergerichte wegen Majeſtätsbeleidigung zu zweijähriger Feſtungsſtrafe und zum Verluſte der Nationalcocarde verurtheilt worden.

∴ In der „Voſſiſchen Zeitung" wurde letzthin der Vorſchlag gemacht, den Nachtwächtern Hunde, welche auf das Aufſpüren und Feſthalten der Diebe abgerichtet ſeien, anzuſchaffen, um endlich dem maaßloſen Einbrechen einen Damm zu ſetzen. Der Magiſtrat fand dieſen Vorſchlag praktiſch und genehmigte die nöthigen Gelder zur Anſchaffung dieſer Hunde. Da erhebt plötzlich irgend ein dämiſcher Geſell in der „Deutſchen All-Gemeinheit" ein großes Geſchrei, erinnert an die Einfangung der Sclaven durch Hunde und faſelt von der Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts und anderm Unſinn mehr. Jene Arme, welche in Amerika durch Hunde eingefangen wurden, waren Unglückliche, die gewaltſam zu Sclaven gepreßt wurden; die Herren Diebe in Berlin aber ſind nicht gezwungen, Diebe zu ſein, und es ſteht ihnen wie ehrlichen Leuten frei, den Hunden aus dem Wege zu gehen. Der Geſellſchaft, dem Eigenthume iſt man auf jede Weiſe Schutz ſchuldig und wer das Eigenthum reſpectirt, wird nicht unter den ſcharfen Maaßregeln leiden. Wenn man von ſolchen „Grundſätzen", wie der Hans Narr der „Deutſchen All-Gemeinen" ausgeben wollte, müßte man auch die Fußangeln in den Gärten und endlich ſogar die Zuchthäuſer verdammen. Der „Deutſchen Allgemeinen" war es wieder vorbehalten, dieſe Art „Menſchlichkeit" unter ihre Fittige zu nehmen, während ſie kurz vorher den Fall Krakau's nach Leibeskräften vertheidigt hatte. (Dem Vernehmen nach ſoll Herr Profeſſor Bülau für die Vertheidigung der Krakauer Einverleibung von Seiten Oeſterreichs den Lösch[papier]-Orden erhalten haben.)

∴ Einer unſerer hieſigen Theaterkritiker nennt das Ballet ein auf Koſten des Kopfes ſich entwickelndes Denken der Beine.

Brüſſel. Der Tenorſänger Duprez ließ in dieſen Tagen hier unter dem Comödienzettel einen Rebus mit der Bemerkung abdrucken, daß Der, welcher denſelben auflöſe, ein Freibillet erhalten ſolle, gewiß ein Anziehungsmittel, das noch nicht dageweſen iſt.

Cöln. Das Improviſiren und Dazuſingen des Herrn und der Frau Langenſchwarz erringt nicht das Fortune, welches dem vortrefflichen Paare zu wünſchen wäre, wenn man es lieb hätte. Nachdem nämlich der s. v. Improviſator die Entdeckung gemacht hatte, daß das Publicum ihn bei Seite ſchob, miſchte er nach Laube's und anderer Genies Beiſpiel etwas Tendenz unter ſeine ſchlotterigen Vorträge, nachdem aber die Aachener Polizei dies gemerkt hatte, erließ ſie eine ernſtlich gemeinte Warnung an den Künſtler, alles Polizei- und Cenſurwidrige geneigteſt zu vermeiden, widrigenfalls u. ſ. w. In die-

m Zuſtande kam der grand homme hier an und ſinnt nun darüber nach, wie er Zen-
nz ohne Polizei und Cenſur fabriciren könne. Es ſcheint ihm aber oft, als wenn dies
cht ſo leicht wäre, und er würde ſchon längſt wieder nach Paris zur Waſſer- und
urmdoctorei zurückgekehrt ſein, wenn er vermuthen könnte, daß ihn die ungläubigen
ariſer auch nur einigermaßen zu ſchätzen verſtänden. Doch ſteht der Entſchluß bei ihm
ſt, ſich, ſobald er das große Loos gewinnt, in ſein Bewußtſein zurückzuziehen und die
chlechte Welt der Polizei und Cenſur dem Waſſer und Wurme zu überlaſſen. Fiat
stitia, pereat mundus!

Dresden. Die „Sächſiſche Dorfzeitung" erzählt, daß die berüchtigte Lola Montez
m Könige von Baiern das Gut Sternberg zum Geſchenk erhalten habe(?).

Frankfurt. Herr Karl Simrock, der bei H. L. Brönner eine ziemlich vollſtändige
ammlung der „deutſchen Sprichwörter" herausgegeben hat, ſagt in der Vorrede: »Dem
olke zu geben, was des Volkes iſt, durfte man ihm ſeine Sprichwörter am wenigſten
renthalten, dieſen ſeit tauſend Jahren aufgehäuften Schatz, zu welchem es ſeinen ge-
nden Verſtand, ſeine Sinnes- und Anſchauungsweiſe, ſeine Rechtsgewohnheiten und
ne Lebenserfahrungen, ja einen Theil ſeiner Lebensſchickſale in goldenen Sprüchen aus-
prägt hat. — — — Unbedingte Vollſtändigkeit aber wird man niemals erlangen
nnen, denn alle Sprichwörter aufzuſchreiben, iſt eben ſo wenig möglich, als die Sterne
zählen oder die See auszuſchöpfen.«

∴ Im Städel'ſchen Muſeum macht jetzt ein von dem Wiener Swoboda gemaltes
ld, „Börne's Grab auf dem Père-Lachaiſe", ungeheures Aufſehen. Das Bild iſt in
er Hinſicht ein Kunſtwerk.

Hamburg. Madame Louiſe Aſton hält ſich gegenwärtig hier auf und gedenkt mit
er fünfjährigen Tochter nach Paris zu gehen. Sie ſagt, daß ihre Reiſe hierher eine
cht vor der Polizei ſei, welche ihr ihre Tochter zu nehmen drohe(?). Sie erregt
r allerdings einige Aufmerkſamkeit. Die emancipirte Dame raucht an der table d'hôte
e Cigarre und trinkt nicht ungern ein gutes Glas Wein. Sie wohnt in dem neuen
önen Alſterhôtel und giebt an einem Abend in der Woche eine Herrengeſellſchaft, in
lcher ſich unſere jungen Literaten, Doctoren der Rechte und Medicin einfinden. Ihre
hriftſtellerei ſcheint aber weniger aus innerem Berufe als aus materieller Nothwendig-
hervorgegangen zu ſein, und es iſt unrecht, daß man ſie dazu verleitet, dazu auf-
muntert hat. Madame Dudevant, zu welcher Madame Aſton in Paris gehen will,
d durch ſie einen ſchlechten Begriff von der deutſchen Frauen-Emancipation erhalten.
re Erſcheinung iſt übrigens nicht unangenehm. Madame Aſton iſt dreißig Jahre alt
, ohne ſchön zu ſein, doch angenehm und gut gewachſen.

Heilbronn. Dr. David Strauß, der bekannte Verfaſſer des hochgelehrten Werkes
s Leben Jeſu", ſoll ſich von ſeiner Frau, oder, wie Andere wiſſen wollen, ſeine Frau,
ci-devant Sängerin Schebeſt, ſoll ſich von ihm getrennt haben. (Wie konnte ein
t ſo vernünftiger Mann auch ſo verblendet ſein, eine Theaterprinzeſſin zu heirathen!)

Hull. In unſerer Stadt hat ſich, auf den Vorſchlag des Geiſtlichen Dobbin — er
nglikaniſcher Geiſtlicher, alſo verheirathet und zur Kenntniß ſolcher Dinge berechtigt —
„Verein gegen den Gebrauch weiblicher Schnürleiber" (Anti-stay-and-corset-
iety) gebildet. Mit einem anderen längeren Namen heißt der Verein: „Anti-kill-
ing-women-by-a-linger-ing-death-Society (Jungfrauenzimmerdurchſchwindſucht-
ungsgegenverein).

Leipzig. Der Leipziger Literaten-Verein, der jetzt auf zwanzig bis dreißig ganz
gar unbedeutende Namen zuſammengeſchrumpft (Herr Carl Haltaus iſt ein Mitglied
Vorſtandes!), ſoll, um ſich neu zu recrutiren, Demoiſelle Gamgalli zum Ehren-
glied ernannt haben. (Infandum regina jubes renovare dolorem!)

∴ Die „letzten Zehn vom Schatten" des ehemaligen Literaten-Vereins wollen ein
gebirgiſches Album" erſcheinen laſſen, um die Trockenheit der dortigen Gegend unter
chtendes Waſſer zu ſetzen.

∴ Vater Stolle hat abermals 300 Thaler den Armen im Erzgebirge zugewendet.
Nummer 230 des „Charivari" hatten wir die Worte fallen laſſen: »Wenn wir
s Philipp wären, würden wir dem Vater Stolle den Orden der Ehrenlegion ins
nloch hängen.« Ein paar Philiſter haben dies nicht begreifen können; wir wollen
dieſe Gloſſe etwas mehr verdeutlichen. Jener fromme Wunſch, ins Sächſiſche über-
lautet: Wenn wir König von Sachſen wären, würden wir dem wohlthätigen Dorf-
er den Civilverdienſt-Orden oder eine andere Anerkennung zu Theil werden laſſen.
Herr Robert Rüder oder ein anderer unſerer Volksmänner den Armen 1500 Thaler

verſchafft, dann würde Leipzig ihm Dankadreſſen und Mauerkronen zuerkannt haben. Hoffentlich wird man uns jetzt beſſer verſtehen.

∴ Zwei junge „Hibriden“ wollen ſich in der nächſten Oſtermeſſe für Geld ſehen laſſen, um für das von Herrn Henry Hunger ins Leben gerufene „Hoſpital für ſchlafende Barone der Intelligenz“, auch „Bayard-Thurm“ genannt, ein Scherflein ihres tiefen Mitleids beizutragen.

∴ Woher kommt's, daß die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ ſeit Kurzem die Regierungen von Oldenburg, Meiningen und Schwarzburg-Sondershauſen, von denen ſie ſonſt ſo ſelten ſprach, ſo ſehr in den Himmel erhebt? — Die Antwort ſcheint uns ſo nahe zu liegen, daß ſie Jeder begreifen kann.

∴ Bei Philipp Reclam jun. iſt ſoeben erſchienen: „Molla Lontez, Leben und Thaten einer ſattſam bekannten ſpaniſchen Tänzerin, Preis 5 Silbergroſchen. Das Ding wird nicht verfehlen, einiges Aufſehen zu erregen. Der Verfaſſer ſoll ein Münchener Schriftſteller ſein.

∴ Bei Otto Wigand iſt die zweite, ſtark vermehrte Ausgabe von Oettingers komiſchem Romane „Roſſini“ in zwei Bänden und in wahrhaft prachtvoller Ausſtattung erſchienen. — Ende Auguſt erſcheint von demſelben Verfaſſer ein neues humoriſtiſches Gemälde, „Paul de Kock“.

∴ Auch Herr Guſtav Kühne hat den „Karlsſchülern“ Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ſie, wie Jeder, der von einem Stücke, welches Anſpruch auf Kunſtwerth macht, mehr als oberflächliche Unterhaltung verlangt, entſetzlich matt gefunden. Die erſten Acte nennt er „bunt zuſammengeflickten Trödel“. — Er hat nicht ganz Unrecht!

∴ Nach einer Anzeige im „Buchhändler-Börſenblatt“ hat ſich in Conſtantinopel ein Herr Wick als deutſcher Buchhändler etablirt. Bis jetzt war in ſüdöſtlicher Richtung die fernſte deutſche Buchhandlung in Buckareſt. Das Gebiet des deutſchen Buchhandels hat ſich in jüngſter Zeit ſehr erweitert. Seine äußerſten Vorpoſten in Europa ſtehen nun in Moskau, Odeſſa, Conſtantinopel, Athen, Venedig, Rom, Genf, Paris, Antwerpen, London, Chriſtiania, Stockholm und Petersburg, welche in Leipzig ihre Geſchäftsträger haben, durch die ſie mit den Buchhandlungen im Innern Deutſchlands verkehren.

∴ Die Geſammtlänge aller jetzt in Deutſchland befahrenen Eiſenbahnen beträgt 592 geographiſche Meilen, wovon nur 26 Meilen mit Pferdekraft bezogen werden. — 173 Meilen ſind Staatsbahnen; die übrigen ſind Eigenthum von Privatgeſellſchaften.

∴ In unſerm „Tageblatt“ befindet ſich folgende höchſt naive Einladung zu einem Stelldichein:

»Ach, Du kleine Großcarrirte
Mit dem Roſahut,
Die drei Mal die Stadt umirrte,
Wie bin ich Dir gut!
In dem kleinen Kuchengarten
Will ich Sonntags Dich erwarten.«

(Seit dieſem Tage fürchtet ſich jede unſerer Leipziger Schönen, einen Roſahut zu tragen.)

Liſſabon. Seit einigen Monaten erſcheint hier unter der Hand ein ſeptembriſtiſch-miguelistiſches Blatt, „o Espectro“ (das Geſpenſt), das eine ziemlich kecke Sprache führt; doch hat es der Polizei, trotz der emſigſten Nachforſchungen, noch immer nicht gelingen wollen, die Druckerei und die Herausgeber dieſes Blattes zu ermitteln.

∴ Der deutſche Maler Krumholz hat für den Palaſt Neceſſidades die Bilder der Königin Donna Maria, ihres Gemahls und ihrer Kinder gemalt. Er iſt ſo ſehr en vogue, daß halb Liſſabon von ihm portraitirt ſein will.

London. Prinz Albert hat den Antrag des Senats der Univerſität Cambridge wegen Uebernahme der Kanzlerſtelle abgelehnt. (Das wundert uns keineswegs, denn, ſo viel wir wiſſen, iſt mit dieſer Würde kein Gehalt verknüpft und der Herr Gemahl der Madame Victoria denkt wie jeder hochpatriotiſche Engländer: »Time is money.« und wie Lord X.: »Point d'argent, point de Suisse!«)

∴ Sir William Collins, einer der bekannteſten Maler Englands, iſt am 17. Februar in ſehr hohem Alter geſtorben. Seine Genrebilder und Seeſtücke wurden allgemein gerühmt und ſtark geſucht; deſſen ungeachtet iſt auch dieſer Künſtler in ziemlich dürftiger Lage geſtorben.

∴ Aus dem ſoeben erſchienenen „Catalogue of London periodicals and newspapers“ für das Jahr 1847 geht hervor, daß gegenwärtig nicht weniger als zweihundertneunundachtzig Monatsſchriften erſcheinen, die zuſammen 21 Pfd. 15 Sh. 6 P. (ungefähr 147 Thaler) koſten. Von Wochenſchriften erſchienen ſechsunddreißig, zum Geſammtpreiſe von 11 Sh. 3 P. Von Vierteljahrsſchriften erſchienen vierundvierzig, zu 10 Pfd. St.

weniger einen Schilling. Wenn alſo Jemand auf ein Vierteljahr alle dieſe Schriften halten wollte, ſo würde die Anſchaffung derſelben nicht weniger als etwas über 80 Pfd., oder 330 Pfd. (2310 Thaler) jährlich betragen.

Mailand. Der Maeſtro Giuſeppe Verdi hat eine neue, nach Schillers „Räubern" bearbeitete Oper, „I Briganti", componirt, die zuerſt in der Scala zur Aufführung kommen ſoll.

Mainz. Die Zahl Derjenigen, welche wegen Abſingung eines bekannten Liedes in der hieſigen Bürgerverſammlung vor den Unterſuchungsrichter geladen ſind, ſoll ſich auf faſt dreihundert Perſonen belaufen, und dennoch hat man weder den Verfaſſer noch den Drucker dieſes Liedes bis jetzt ausgekundſchaftet.

München. Die „Cölniſche Zeitung" enthält folgendes Schreiben aus München: »Bekanntlich ſagte ein berühmter Mann von Fanny Elsler, ſie tanze Goethe; ein Anderer hat behauptet, der Tanz der Taglioni habe einen welthiſtoriſchen Inhalt. Man hat dieſe Männer deshalb verſpottet, aber man that ihnen Unrecht. Wir ſehen jetzt eine Tänzerin hier, welche baier'ſche Geſchichte tanzt. Sie kennen Lola Montez. Lola Montez iſt eine Spanierin; wenn ich ſage, daß in ihren Adern das caſtiliſche Blut ſtrömt, welches die Sonne durchglüht hat, die den Xeres kocht, ſo thue ich ihr Unrecht; ich glaube, ſie iſt einer jener Dämonen, welche der Magier von Salamanca in Phiolen gebannt hatte. Die Odyſſee ihrer galanten Lebensfahrten kann ich Ihnen nicht ſchildern, — die Feder des jüngern Crebillon iſt nicht die meine, und wer möchte ohne ſie ſich an ein ſolches Thema wagen? Da ſind perſönliche Darſtellungen ihrer dämoniſchen Kunſt auf einer Pariſer Bühne und moraliſche Bedenken der Polizei über richtige Auslegung des Goethe'ſchen „Erlaubt iſt, was ſich ſchickt"; Abenteuer, bei denen Dolche gegen die Bruſt eines unglücklichen Portiers blitzen, durch den ſich ein treuloſer Geliebter verleugnen läßt; Reitpeitſchen-Ereigniſſe in Warſchau; finanzielle Etourderien, aus denen ſich ein großer Clavier-Virtuoſe als anhänglicher Schutzengel emporhebt ꝛc. ꝛc. Genug, Lola Montez iſt jetzt in München und hat kaum ihr Taubenangeſicht gezeigt und ihre unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit entwickelt, als das erſtaunte Volk der Bajuvaren inne wird, daß hier mehr iſt als eine Taglioni mit allem welthiſtoriſchen Inhalt. Das Volk thut den Schwur, ſie zu erdroſſeln, wenn ſie ſich zeige, und wirft ihre Scheiben ein, wenn ſie ans Fenſter tritt, zwei Gensd'armen halten deshalb an ihrer Thür Wache und ſind deſto nützlicher, ſeitdem Lola's und ihrer Dogge Conflict mit einem Fuhrmanne einen förm- ichen Auflauf gegen ſie veranlaßt hat. Daß Spanien nicht zur Ruhe kommt, begreifen ir jetzt. Setzt doch ein einziges Pröbchen aus dieſem unruhigen Lande unſer ganzes riedliches München in Bewegung!«

∴ Lola Montez und ein Bericht aus München ſind jetzt ſo unzertrennlich, daß ſelbſt ie politiſchen Zeitungen die „intereſſanten Umſtände" der Königin von Spanien nicht nehr berühren, ſondern nur allein mit den Thaten und Fahrten der ſpaniſchen Tänzerin ola Montez ihre Spalten füllen. Es läuft dabei natürlich manches pikante Anekdötchen ntunter, ſo wird z. B. den „Jahreszeiten" gemeldet: »Lola Montez, die höchſt mittel- näßige Tänzerin, iſt nicht häßlich, gut gewachſen, hat einen kleinen Fuß und eine kleine and. Letztere iſt gewöhnlich ſchmutzig, namentlich die Nägel, wie ſolches in der Regel i allen Loretten, Griſetten und femmes entretenues oder auch bei Leuten von ſchlechter rziehung der Fall iſt. Sie iſt ſehr passée (ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck). ie Montez hat ſich kürzlich aus Paris zwei Wagen kommen laſſen. Als dieſelben ein- aſen, wollte ſie ſie auf der Stelle haben; als ihr hierauf die Zollbeamten bemerkten, ß die nöthigen Formalitäten beobachtet werden müßten, wußte ſie durch Vermittelung nes Gönners es dahin zu bringen, daß das Zollamt den Auftrag empfing, dieſelben ne Zögern der Montez auszuhändigen. — Kürzlich beſtellte ſie bei einem Goldſchmied n Service, zu deſſen Anfertigung der Mann ſein ganzes (?) Vermögen verwandte. Nach- m ſie die Meldung erhalten, daß daſſelbe vollendet, kommt ſie eines Tages in den den, wo es aufgeſtellt iſt und ſagt, als ſolches ihr gezeigt wird: »Ich ſehe wohl, ich uß mir ein Service aus Paris kommen laſſen, hier kann man nichts machen; meine iener würden es zu ſchlecht finden.« und verweigert die Annahme. — Im Moden- gazin des Herrn Schulz, wo die Montez ſchon früher verſchiedene Einkäufe gemacht, f ſie kürzlich den Sohn des Herrn Schulz, der ein ſehr hübſcher Menſch ſein ſoll. e ſuchte ſich eine Haube aus und befahl, daß ſie Herz Schulz junior ihr ſelbſt über- ngen ſolle. Man überſchickte ihr aber dieſelbe durch ein Ladenmädchen, worüber ſie ſo Wuth gerieth, daß ſie die Haube zerriß. — Bei ihrer Ankunft machte ſie die Bekannt- aft" eines Cavallerieofficiers, Namens Nußbaum. Eines Tages ſchrieb ſie demſelben erſuchte ihn, zu der und der Stunde ſich bei ihr einzufinden. Als er zur beſtimmten

Zeit nicht eintraf (woran er nicht ſchuld, da er bei der Ankunft des Billets nicht zu Hauſe war), ließ ſie anſpannen, fuhr nach deſſen Wohnung, ließ dieſelbe öffnen und zerſchlug mit einem großen Stocke ſämmtlich Zerbrechliches, mit den Worten: »Ich will ihn wenigſtens auf dieſe Weiſe wiſſen laſſen, wer hier geweſen iſt.«

∴ Ein hieſiger Literat, den die berüchtigte Tänzerin Donna Lola Montez im Verdacht hatte, mehrere Mittheilungen über ihre Verhältniſſe in auswärtige Blätter gemacht zu haben, erhielt von ihr eine Einladung zum Thee. Der Literat findet ſich pünktlich ein in der frohen Erwartung, ſein Aufenthalt in dem Allerheiligſten der ſchönen Spanierin werde ihn mit hinlänglichem Stoffe für weitere pikante Mittheilungen ausrüſten. Man empfängt ihn mit Grandezza und offerirt ihm ein Täßchen Thee. Seine kundſchaftenden Blicke laſſen ihn kaum bemerken, daß die Taſſe der Schönen leer bleibt. — »Sie haben ſich unterſtanden — redet ſie ihn endlich zornglühenden Auges an — über mich lügenhafte Berichte zu verfaſſen; ich bin eine Spanierin, die das ungerächt nicht hingehen läßt; Sie ſind — vergiftet.« Man kann ſich den Schrecken des armen Menſchen denken. Leichenblaß ſtürzte er in eine Apotheke und begehrte ſtürmiſch ein geeignetes Medicament. Er kam jedoch diesmal noch mit gelindem Schrecken und einigem Bauchgrimmen davon.

∴ Die berüchtigte Tänzerin Lolla Montez iſt unter Bedeckung eines Gensd'armerie-Corps von hier nach Berg am Starnſee abgereiſt. Dort ſoll ſie nur ſo lange bleiben, bis ſich die erſte Aufregung gelegt hat. Die Erbitterung iſt allgemein.

∴ Der baier'ſche Adel ſoll Jeden aus ſeiner Mitte in Verruf erklärt haben, der irgend eines der vacant gewordenen Miniſterien annimmt. (Spen. Zeit.)

Neu-Strelitz. Der Schriftſteller Friedrich Bahrdt, welcher 1830 die „Lichtenſteiner" und die „Grabesbraut" nach Romanen von van der Velde und Tromlitz für die Bühne bearbeitet hatte, iſt am 12. Februar in der Mittagsſtunde plötzlich am Nervenfieber geſtorben. Er war früher Apotheker und lieferte, durch den Erfolg ſeiner Roman-Stücke aufgemuntert, nach dieſen die Original-Schauſpiele: „die Templer in Paläſtina" und „Johann von Braganza", mit denen er jedoch nicht durchdringen konnte. Mit Fabrik-Ueberſetzungen wär's ihm vielleicht eher gelungen. (Theater-Locomotive.)

Padua. Am 8. Februar ſtarb hier der Graf Leopold Ferri, der eine ganz eigenthümliche Bibliothek von lauter Werken, welche von Frauen geſchrieben ſind, in beinahe 32,000 Bänden hinterließ. Man ſagt, daß der hieſige Antiquar Zambeccari mit dem Plane umgehe, einen vollſtändigen Katalog dieſes in ſeiner Art einzigen Bücherſchatzes herauszugeben.

Paris. Die Herzogin von Orleans hat in vergangener Woche den Cirque beſucht, um den kleinen Grafen von Paris das Spektakelſtück „die franzöſiſche Revolution" ſehen zu laſſen. Seit dem Tode des Herzogs von Orleans war dies das erſte Mal, daß die erlauchte Wittwe ein Theater beſucht hat.

∴ Der Herzog von Nemours erließ vor Kurzem Einladungen zu einem Maskenball. Auf den Karten ſtand: »Die Herren werden nur im Pierrot, die Damen nur im Pierrette-Coſtüme zugelaſſen werden.« Ein Ballſaal von lauter Pierrots nimmt ſich in der That höchſt komiſch aus.

∴ Seit Kurzem circulirt hier eine gut ausgeführte Carricatur, die von einem der beſten Zeichner herrühret. Man ſieht den Ballſaal des Lord Normanby: die Kronleuchter brennen, der Botſchafter und ſeine Familie ſtehen an der Thür und warten auf die Gäſte. Aber die Uhr des Salons zeigt ſchon zwei Uhr nach Mitternacht, das Orcheſter iſt feſt eingeſchlafen, und es ſind noch keine Gäſte da als Herr Thiers, der in einer Ecke mit einer langen Naſe ſitzt und ſagt: »Ich hätte beſſer gethan, nicht zu kommen.«

∴ Der „Corſaire Satan" ſchrieb neulich: »Von allen Vorſchriften der Kirche ſei in dieſem Jahre unzweifelhaft das Faſten die praktiſchſte.« Den Lord Normanby läßt daſſelbe Blatt folgenden Monolog halten: »Ich will Herrn Guizot nicht tanzen laſſen, dafür aber ſoll er ſpringen.«

∴ Die franzöſiſche Akademie hat wieder eines ihrer Mitglieder, den Baron Alexandre Guiraud, durch den Tod verloren. Er war Verfaſſer der Tragödien „Comte Julien", „Les Macchabées", „Virginie", „Elégies savoyardes" etc.

∴ Auf den nagelneuen Akademiker Empis fällt jetzt ein Platzregen von boshaften Epigrammen herab. Eines davon lautet:

»L'institut n'a pas mis Leclerc aux rangs des dieux —
Tant mieux!
Mais dans le sanctuaire il fait entrer Empis —
Tant pis!«

∴ Das Gerücht von der Pairserhebung des Herrn Dumas hat ſich nicht beſtätigt.

∴ Der „Conſtitutionnel", ermuthigt durch den glücklichen Ausgang der Prozeſſe gegen Herrn Dumas, hat nun auch gegen Herrn Sue einen Prozeß eingeleitet, weil auch er nicht ſo viel ſchreibt, als er verſprochen hat; es fehlen noch mehrere Ellen Feuilleton, denn man mißt jetzt die Leiſtungen unſerer Romanſchriftſteller nach der Elle. Der Anwalt des Klägers erklärte, der Roman „Martin der Findling", den Herr Sue im Feuilleton des „Conſtitutionnel" publicirt, ſei ſo ſchlecht, daß Herr Véron, ſeit er ſein Blatt damit fülle, in vier Monaten 684 Abonnenten verloren. Auch wies er nach, daß Herr Sue nur vom Tag auf den Tag arbeite, keinen beſtimmten Plan habe und jeden Augenblick Herrn Véron um Rath frage, wie er den Roman fortführen ſolle. (Und deſſen ungeachtet machen ſich deutſche Buchhandlungen kein Gewiſſen daraus, dieſen Schundroman auch dem deutſchen Leſepublikum mundgerecht zu machen. Dieſe Schmach iſt in der That ſo groß, daß wir kein bezeichnendes Wort dafür finden.)

∴ Vor einigen Tagen erſchien vor dem hieſigen Zuchtpolizeigericht die Wittwe Hahnemanns, ungeſetzlicher Ausübung der Heilkunde angeklagt. Vom Präſidenten befragt, erklärte ſie, Marie Mélanie d'Hervilly veuve Hahnemann zu heißen, 45 Jahre alt und von der Akademie von Pennſylvanien zum Doctor creirt worden zu ſein. Die Anklage warf ihr vor, daß ſie die Frau des Reſtaurateurs Broggi ohne Beiſtand eines verpflichteten Arztes behandelt habe und daß dieſe geſtorben ſei. Herr Chaix d'Eſtange plädirte für Madame Hahnemann und das Gericht verurtheilte Madame Hahnemann zu 100 Francs Strafe.

∴ Neulich kam vor dem hieſigen Civiltribunale die Klage der Modewaarenhändlerin Baſſelet gegen die Tänzerin Lolla Montez vor. — Die bewußte Spanierin hatte bei Madame Baſſelet ein Paar Betttücher (wahrſcheinlich von Atlas mit Spitzen beſetzt) um den Preis von ſechshundert Francs gekauft, dieſelben nicht bezahlt und war indeſſen nach München abgereiſt. Madame Baſſelet hatte auf das zurückgelaſſene Mobiliar der kühnen Amazone Beſchlag legen laſſen und forderte nun vom Gerichte die Ermächtigung, ſich bezahlt machen zu dürfen, die ihr auch zugeſtanden ward.

∴ Der bekannte Feuilletoniſt Janin, der lange Zeit ein ziemlich freies Leben geführt, entſchloß ſich vor ſechs Jahren, einem hier unter den Feuilletoniſten faſt Geſetz gewordenen Gebrauche zuwider, ſich in die Feſſeln der Ehe zu fügen. In der literariſchen Welt machte damals dieſer Entſchluß ungemeines Aufſehen, das durch die Art und Weiſe geſteigert wurde, wie Jules Janin einige Tage, nachdem er die Weihe der Ehefeſſel erhalten hatte, von ſeinem „neuen Stande" in einem Aufſatze unter dem Titel „le critique marié" ſprach. Im Laufe von ſechs Jahren ſoll ſich nun der Geſchmack ſeiner jungen und liebenswürdigen Ehehälfte weſentlich verändert haben und von der Kritik auf die Kunſt übergegangen ſein. Das iſt zwar kein unnatürlicher Umſchwung, das Schlimme dabei war blos, daß der kleine Jules Janin dieſen Abfall von der Kritik und den Uebergang zur Kunſt in der Perſon eines Sängers an der großen Oper dieſer Tage en flagrant delit überraſcht haben ſoll.

∴ Herr Granier de Caſſagnac erzählt in der „Epoque", daß er ſchon vor ſiebenzehn Jahren die Einathmung des Schwefeläthers an ſich erprobt habe. Er beſchreibt den Genuß, den er ſich dadurch verſchafft, auf folgende Weiſe: »Da ich kein paſſendes Wort für dieſen Zuſtand finde, ſo will ich ihn Trunkenheit nennen; richtiger dürfte die Bezeichnung „Verzückung" ſein, weil man ſich in der That aus dem Reiche der Wirklichkeit ins Reich des Idealen verſetzt fühlt. Die äußere materielle Welt verſchwindet für uns: wenn man ſitzt, fühlt man den Stuhl nicht mehr, und wenn man liegt, fühlt man nicht mehr das Bett unter ſich; man glaubt in der Luft zu ſchweben. Während das äußere Empfindungsvermögen ganz aufgehoben iſt, hat das innere eine unausſprechliche Höhe erreicht. Es iſt, als ob der ganze Körper, vor Allem aber die Arme und Beine, von einer Unzahl von Saiten einer unſichtbaren Lyra umſponnen wäre, die wunderſüße Töne aushaucht und deren entfernte Muſik die der größten Meiſter ſo ſehr übertrifft, wie ein Roſſini'ſches Meiſterwerk das Gequake der Fröſche. Man ſieht und hört Alles wie im gewöhnlichen Zuſtande, nur fühlt man eine große Abneigung, ſich aus dieſer unbeſchreiblichen Wonne und Freudigkeit, von der man ſich durchdrungen fühlt, herausreißen zu laſſen. Allerdings ſt dieſe Trunkenheit nur von ſehr kurzer Dauer und verfliegt in der Regel eben ſo ſchnell, als ſie gekommen iſt; ſie hinterläßt eine Art von Schwere in den Beinen und von Hohleit im Kopfe, aber ohne Schmerzen. Sie kann übrigens unbegrenzt verlängert werden, und ich ſtehe nicht an, zu glauben, daß ſie bald die allgemeinſte und verführeriſcheſte von llen Trunkenheiten werden dürfte.«

∴ Am 20. Februar iſt das neue Théâtre hiſtorique, natürlich mit gewaltigem Glanz, eröffnet worden. Den ganzen Abend bewegten ſich allein vor dem Hauſe ſo viele Menſchen, daß nicht durchzukommen war und auch die Polizei keine Bahn für die Wagen machen konnte. Das Schauſpiel ſollte um 6 Uhr beginnen, indeß wartete man auf den Herzog von Montpenſier, der erſt um ſieben Uhr kam und bei ſeinem Eintritt mit gewaltigem Jubel empfangen wurde. In der Loge der Miniſter gegenüber befanden ſich der Miniſter des Innern mit ſeiner Gemahlin, der Miniſter der Staatsbauten und die erſte Schönheit von Paris, Frau von Liadieres. Alle Gäſte waren entzückt von dem Glanze der Einrichtung. Das Stück, welches gegeben wurde, war nichts als der Inhalt des neueſten Feuilletonromans der „Preſſe“, „la Reine Margot“. Es war 3 Uhr Morgens, ehe der Vorhang fiel. Das Stück iſt aber nicht blos lang, ſondern auch langweilig, und ſein Verfaſſer, Herr Alexander Dumas, wird viel zu kürzen haben.

∴ Die Opéra comique iſt mit einer neuen einactigen Operette, „le Sultan Saladin“, aufgetreten. Der Text, von Herrn Dupin, iſt allerliebſt und auch die Muſik, von einem Italiener, Luigi Bordeſe, ein recht glücklicher Wurf.

∴ Das Odéon-Theater hat ſeinem Publicum ein neues dreiactiges Luſtſpiel in Verſen, „En Province“, von Erneſt Serret, vorgeführt und damit nur ſpärlich gezollten Beifall eingeerntet.

∴ Weit glücklicher iſt das Palais-Royal-Theater, das in dem neuen Vaudeville „Amour et Biberon“, von den Herren Varin und Dumerſan, einen Treffer gezogen hat, der viele volle Häuſer verſpricht.

∴ Im Variétés-Theater hat ein vieractiges Luſtſpiel, „le filleul de tout le monde“, von Emile Souveſtre, nur theilweiſe befriedigt. Der Held des Stückes iſt ein junger Zigeuner, Zarillo, der mehr Ehrgeiz im Herzen als Hoſen auf den Beinen hat und bis über die Ohren in Donna Iſabella, die Mündel des Corregidors von Toledo, verliebt iſt. Das Ende vom Liede: die guten Leute heirathen ſich. (Ob das nicht mehr Stoff zu einem Trauerſpiele gäbe?)

∴ Unſer Carneval war ſehr rauſchend und lebhaft. Am 16. Februar wurden in Paris allein gegen 3000 Maskenbälle gegeben.

∴ Herr Vatel, Director der italieniſchen Oper, hat das Privilegium derſelben an den hieſigen Wechſelagenten Vicentini für 300,000 Francs verkauft.

∴ Herr de la Ville de Mirmont, ein franzöſiſcher Bühnendichter, der gegen Ende des Kaiſerreichs aufgetaucht und nach der Juli-Revolution von der romantiſchen Schule in den Hintergrund gedrängt worden iſt, hat ſeine geſammelten dramatiſchen Werke in vier Bänden veröffentlicht. Unter ſeinen Werken erwarben ſich zu ihrer Zeit vorzüglich zwei Beifall: das Luſtſpiel „le folliculaire“ (der Blattſchreiber) und das Trauerſpiel „Artaxerxe“. In letzterm hatte einſt Talma geglänzt.

∴ Die junge, reizend-ſchöne Schauſpielerin Roſe Chéri, die durch Eine Rolle, „Clariſſe Harlowe“, ſo ſchnell berühmt geworden iſt, heirathet den Director des Gymnaſe-Theaters, Herrn Montigny. Man ſchätzt ſein Vermögen auf zwei Millionen Francs. (Alſo keine üble Partie!)

∴ Wieder ein neuer Blauſtrumpf! Eine Madame Clary von Zentner, die ſich Clary Dorlem nennt und eine geborene Wienerin iſt, hat hier einen Roman erſcheinen laſſen unter dem Titel „Elisabeth d'Autriche ou Vienne au XVIième siècle“. Die Titelheldin dieſes anziehenden Romans iſt die Tochter des Kaiſers Maximilian II. und Königin Karls IX. von Frankreich, die, nach dem Tode ihres Gatten in ihre Heimath zurückkehrend, in Wien das Königskloſter geſtiftet und in den Mauern dieſes Kloſters ihr frommes Leben geendet hat.

∴ Die berühmte und berüchtigte „Epoque“, das erſte unſerer Rieſenblätter, hat unlängſt nach ſiebenzehnmonatlichem Beſtehen zu erſcheinen aufgehört. Das Journal, bekanntlich ein halbminiſterielles, hat ungeheure Summen gekoſtet, und dabei entſetzlich gelogen. Man wird ſich noch der unausſprechlichen Zahlen von Abonnenten erinnern, die vor jedem neuen Abonnements-Termin ausgeſtreut wurden. »Unſer Blatt,« hieß es, »hat bereits 26,000 Abonnenten, es nähert ſich den 27,000. Ein großer Abſatz hat für die Annoncenpartie den Nachtheil, daß wir für das geringe Geld dieſelben doppelt und dreifach ſo oft verbreiten müſſen, als die übrigen Zeitungen.« — Man hätte glauben ſollen, das Blatt werde von Abonnenten-Ueberfluß erdrückt, und die Stempelzahlungen bewieſen wirklich den ungeheuren Abſatz; indeß ergab ſich bald, daß Alles Täuſchung war. Man ließ Papier ſtempeln, um zu täuſchen, und verkaufte hernach eben ſo viele Ballen als Maculatur. Genug, das Blatt iſt trotz des Ausposaunens von ſeiner Vortrefflichkeit, ſeiner Popularität, ſeiner Größe und ſeines Abſatzes an der gewöhnlichen Zeitungskrankheit, der Abonnenten-Abzehrung, geſtorben.

∴ Um den Beſuch der Kirche anziehender zu machen, ſollen drei unſerer faſhionableſten Kirchen — die Madelaine, Nôtre Dame de Lorette und St. Vincent de Paul — Einrichtungen zum Einheizen erhalten.

Turin. Ein neues Luſtſpiel von Alberto Nota, dem Scribe Italiens, hat auf
s hieſigen Theater d'Angennes einen glänzenden Triumph gefeiert. Es heißt „Edu-
tione e Natura“ (Erziehung und Natur) und verdient auch in Deutſchland bekannt
werden.

Wien. Die „Theaterzeitung“ ſchreibt: Um einen Begriff von der Neugier zu geben,
welcher die erſte Aufführung der Oper „Vielka“ von Meyerbeer erwartet wurde,
wie es Perſonen gab, die — da alle Sperrſitze ſchon längſt für die erſten ſechs Vor-
lungen vergriffen waren — ſich ſchon Vormittags ins Theater drängten, kann gelten,
fünf Frauenzimmer ſich ſchon um halb zehn Uhr Vormittags in die zweite Gallerie
ngang zu verſchaffen wußten, ſich dort auf einer der hintern Sitzbänke einfanden, ſich
Mittag ſich mit Kaffee verproviantirten und von halb zehn Uhr Vormittags bis halb eilf
r Nachts verweilten, alſo volle dreizehn Stunden im Theater waren.

∴ Jenny Lind erhält für ihre jetzigen Gaſtrollen in Wien für jeden Abend 1200
lden und iſt für den nächſten Monat bei der italieniſchen Oper in London für 12,000
. St. (beinahe 84,000 Thaler) engagirt. (Verrücktes Volk!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

∴ Die Juden ſpielten im Mittelalter, als ſie noch unter dem Joch des Chriſten-
es geſeufzt, in der Medizin eine der wichtigſten Rollen. Von Karl dem Großen bis
König Franz I., der ſich einen jüdiſchen Leibarzt von Karl V. erbat, gab es keinen
ſten, der nicht einen jüdiſchen Arzt an ſeinem Hofe gehabt. Als im eilften und
lften Jahrhundert der Geiſtlichkeit die Ausübung der ärztlichen Kunſt verboten wurde,
en die Juden ganz allein im Beſitz der ärztlichen Praxis.

— Die erſte Bank, deren die Geſchichte erwähnt, wurde um die Mitte des zwölften
rhunderts in Venedig errichtet; nach ihrem Muſter entſtand 1407 jene zu Genua,
nnt unter dem Namen St.-Georgs-Bank. Amſterdam folgte dieſem Beiſpiele im
re 1609, Hamburg 1619, Nürnberg 1621, Rotterdam 1635 und London 1694.

— Der franzöſiſche Journaliſt Joſeph Garat, der zur Zeit der franzöſiſchen Revo-
on, nach Dantons Abdankung, Juſtizminiſter geworden war und als ſolcher Louis dem
hzehnten das Todesurtheil angekündigt hatte, war, als er den „Salut public“ redigirte,
r der eitelſten Stutzer von ganz Paris und ſo eigen, daß er tagtäglich ſechs Mal
e Cravatte wechſelte. Von ihm ſchreibt ſich der bekannte Satz her: La cravate —
t l'homme!

— In der Stadt Königinhof in Böhmen führt das Rathhaus folgende Inſchrift:

Haec domus Odit, Amat, Punit, Conservat, Honorat,
Nequitiam, Pacem, Crimina, Jura, Probos.

Treffer und Nieten.

* Cosmo von Medici, der neben ſeinen Regierungsgeſchäften auch Malerei und
hauerkunſt trieb, meißelte einſt einen Neptun, den er auf eine Fontaine ſtellen ließ.
el Angelo, vom Herzog befragt, wie dieſe Arbeit ihm gefalle, erwiderte: »Möge
liebe Gott Ihnen, gnädiger Herr, verzeihen, daß Sie ein ſo prächtiges Stück Marmor
rſtalt verdorben haben!«

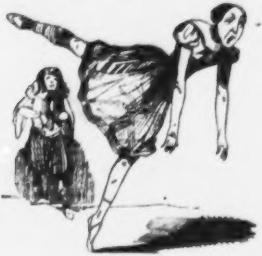
* »Mein Herr,« ſagte neulich eine Leipziger Dame im Gewandhaus-Balle zu einem
ger, »ich bedauere unendlich, bis zum Jahre 1857 auf alle Tänze bereits engagirt zu
wenn Ihnen aber die erſte Polka 1858 gefällig iſt, ſo bin ich gern bereit.«

* Bei dem großen Crucifix auf der Brücke von Dresden ſtand vor einigen vierzig
ren ein Soldat als Schildwache in einer grimmigen Decembernacht. Der Soldat
te die Kälte nicht aushalten, deſertirte und hinterließ im Schilderhauſe einen mit
ſtift geſchriebenen Zettel, worauf die Worte ſtanden:

»Bei Dir, o lieber Jeſus Chriſt,
Vor Kälte nicht zu bleiben iſt!«

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LOLA MONTEZ.



Saltatio est circumferentia Diaboli.

St. Augustin.

Preis 5 Neugroſchen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Wien's
poetiſche
Schwingen und Federn.
Von
Hieronymus Lorm.

8. eleg. broch. Preis 1⅓ Thaler = 2 Fl. Conventions-Münze = 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Eine geiſtvolle Charakteriſtik der Wiener poetiſchen Literatur, wobei namentlich der politiſche Geſichtspunct ſcharf berückſichtigt iſt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 234. Leipzig, 26. März 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Fromental Halévy.

Das große, ungetheilte Intereſſe, das man faſt überall den Opern dieſes genialen Tondichters zollt, hat einen ſeiner Freunde, den königlichen Bibliothekar Dr. S. H. Spiker in Berlin, bewogen, in der „Spener'ſchen Zeitung“ eine biographiſche Skizze zu entwerfen, die wir, mit einigen Abkürzungen, unſerm Blatte einverleiben, überzeugt, daß Halévy's Leben und der Gang ſeiner künſtleriſchen Ausbildung ein nicht unwillkommener Beitrag zur Geſchichte der Muſik iſt.

Jacques Fromental Halévy, geboren am 27. Mai 1799 zu Paris, ſtammt von israelitiſchen Aeltern. In ſeinem zehnten Jahre (1809) kam er ins königliche Conſervatorium, wo Herr Cazot ſeine Studien leitete. Ein Jahr ſpäter erhielt er den Unterricht des Herrn Lambert für das Piano und begann im Jahre 1811 ſeine Studien der Compoſition unter Berton (dem Componiſten der „Aline“). Als ſein bedeutendſter Lehrer muß indeß Cherubini genannt werden, unter dem Halévy fünf Jahre lang den Contrapunct ſtudirte, und der ihn vor allen ſeinen Schülern auszeichnete, ſo daß er ſogar mehrere canoniſche Compoſitionen eigenhändig für ihn ſchrieb und ſie ſeinem „Élève favori“ zum Geſchenk machte.

Im Jahre 1816 bewarb ſich Halévy um den großen, von dem Inſtitut ausgeſetzten Preis für die Compoſition, den er im Jahre 1819 für ſeine Cantate „Hermione“ erhielt. Im Jahre 1820 begab er ſich, als Penſionär der Regierung, nach Rom, blieb dort zwei Jahre und kam erſt im September 1822 nach Paris zurück. Die große Vorliebe, welche Halévy für die theatraliſche Compoſition gehegt, machte, daß er ſchon vor ſeiner Reiſe nach Italien ſich damit beſchäftigt und eine Oper, „die Zigeunerin“, componirt hatte, die aber nie zur Aufführung gelangt iſt. Die Schwierigkeiten, welche in Paris jungen Componiſten in den Weg gelegt werden, konnte Halévy im Anfange ebenfalls nicht überwinden, und erſt im Jahre 1829 gelang es ihm, auf dem italieniſchen Operntheater eine ſeiner Opern, „Clari“, aufgeführt zu ſehen, in welcher die berühmte Malibran die Hauptrolle ſang. In demſelben Jahre kam auf dem Theater der komiſchen Oper ein anderes Werk Halévy's, „die Dilettantin von Avignon", zur Aufführung, das ſich durch ſeine angenehme, gefällige Muſik empfahl und noch gegenwärtig auf dem Repertoir mehrerer Theater zu finden iſt. Die Vollendung der von Hérold hinterlaſſenen Oper „Ludovic", von welcher Halévy den größern Theil componirte, machte ſeinen Namen ebenfalls dem Publicum bekannt, und verſchaffte der Oper ſelbſt eine ſehr ehrenvolle Aufnahme.

Zu Anfang des Jahres 1835 erſchien die „Jüdin". Der große Beifall, den dies geniale Werk nicht allein in Frankreich, ſondern in der ganzen muſikaliſchen Welt fand, zeugt für den Werth der Arbeit, in der man ſogleich den Schüler Cherubini's erkennt. — Faſt zu gleicher Zeit erſchien ein anderes, in der Auffaſſung von jenem ganz verſchiedenes Werk, eine komiſche Oper in drei Aufzügen, „der Blitz", deren angenehme Muſik nicht allein in Frankreich, ſondern auch im Auslande großen Anklang fand.

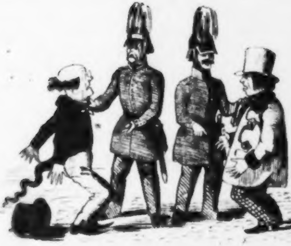
Unter Halévy's ſpätern Arbeiten haben die großen Opern „die Königin von Cypern" (derſelbe Text, den Herr Lachner unter dem Titel „Katharina Cornaro" componirt hat) und „Karl VI." bedeutendes Aufſehen gemacht, namentlich die erſte, die in der That ſehr viele großartige und gelungene Einzelheiten enthält. Die zweite Oper („Karl VI.") hat dadurch eine beſondere Berühmtheit erlangt, daß ein Chor derſelben, worin ſich der Haß der Franzoſen gegen die Engländer ausſpricht, zu einer Zeit, wo die Abneigung gegen England zu einer beſondern Höhe geſtiegen war, allgemein geſungen und bei jeder Gelegenheit, wo man ſich gegen die Engländer erklären wollte, benutzt wurde, um jener Abneigung freien Lauf zu laſſen. Wie Halévy früher, unmittelbar nach der Compoſition der „Jüdin", in dem Gebiet der komiſchen Oper mit Glück aufgetreten war, ſo iſt dies auch nach ſeinem „Karl VI." mit den „Musketieren der Königin" der Fall geweſen.

Halévy iſt im geſellſchaftlichen Leben, trotz eines gewiſſen Ernſtes, ein ſehr angenehmer Mann, der auch die deutſche Muſik genau kennt und ſchätzt. — Cherubini, der ihn, ſeinen Lieblingsſchüler, ſehr begünſtigte, hatte, wie man ſagt, den dringenden Wunſch geäußert, ihn zu ſeinem Nachfolger als Director des Conſervatoriums ernannt zu ſehen (eine Stelle, die gegenwärtig Auber bekleidet), wozu ſeine Ernennung zum Mitgliede des Inſtituts, als Nachfolger des bekannten, gründlichen Theoretikers Reicha i. J. 1836 ihm wohl den Weg gebahnt haben wird*).

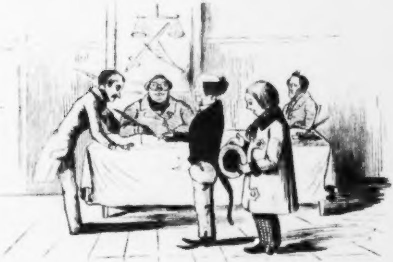
---

*) Zur Ergänzung dieſer Skizze theile ich hier eine vollſtändige [illegible] der Halévy'ſchen Opern in chronologiſcher Reihenfolge mit: „Les Bohémiennes", [illegible]gmalion", 1824. „L'artisan", 1827. „Le Roi et le Batelier", 1828. [illegible] 1829. „Manon Lescaut" (Balletmuſik), 1830. „La Tentation" (Ballet-Oper), [illegible] „La Juive", 1835. „L'éclair", 1836. „Guido et Ginevra", 1838. (In Deutſchland unter dem Namen „die Peſt in Florenz" aufgeführt. Die Partitur dieſer Oper erſchien in Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) „Les Treize", 1839. „Le drapier", 1840. „Charles VI.", 1843. „Les Mousquetaires de la reine", 1846. — Seit 1835 iſt Halévy Ritter der Ehrenlegion.

C. M. O.



Herr Baron von Beiſele und Herr Dr. Eiſele werden auf dem Roßmarkt zu **Altenburg** arretirt, weil man ſie in Verdacht hat, ein falſches Thalerſtück ausgegeben zu haben.



Da es ſich aber herausgeſtellt, daß der Thaler nicht falſch geweſen ſt, ſo werden ſie nach dreitägiger Haft mit dem Bedeuten entlaſſen, ſich die Folge dergleichen Ungebührlichkeiten nicht wieder zu erlauben.

Literatur-Signale.

Uriel Acoſta's Selbſtbiographie. Lateiniſch und deutſch.
Leipzig, Verlag von E. O. Weller. 1847. 8.

Herr E. Weller, ein ziemlich fleißiger Schriftſteller, der ſich in jüngſter Zeit ausſchließlich dem biographiſchen Fache zuzuwenden ſcheint (erſt vor Kurzem iſt von ihm eine Schilderung Carl Sands erſchienen), hat jetzt eine neue, nicht minder anziehende Monographie, „Uriel Acoſta's Autographie", herausgegeben. — Uriel, geboren 1594 zu Oporto, war der Sohn jüdiſcher Aeltern, die, gezwungen durch barbariſche Verfolgung, zur chriſtlichen Kirche übertraten. Als aber Uriel ſelbſtſtändig geworden war, begab er ſich nach Holland und trat dort zum Judenthume zurück. Doch auch im Schooße dieſes Glaubens quälten ihn tauſend bittere Zweifel, die ihn in eine heftige Fehde mit den Rabbinen verwickelten. Als Anhänger der Sadducäer wagte der glühende Skeptiker die Unſterblichkeit der Seele zu leugnen, wurde von ſeinem eigenen Vetter des Atheismus angeklagt, ſeines Vermögens beraubt, in den Bann gethan und in der Synagoge zu Amſterdam, mit dem Fluche der Rabbiner beladen, aus der jüdiſchen Gemeinde ausgeſtoßen. Eine ſo große Seele, wie die unſeres Uriel, konnte und wollte dieſe Schmach nicht lange überleben: 53 Jahre alt fiel er — 1647 — als Selbſtmörder. Kurz vorher hatte er, gleichſam zur Rechtfertigung dieſes Schrittes, eine Skizze ſeines Lebens in lateiniſcher Sprache unter dem Titel „Urielis Acostae exemplar humanae vitae" aufgeſetzt. — »Dieſe Lebensbeſchreibung (erzählt Herr Weller in der Einleitung) lag vierzig Jahre lang als Handſchrift in den Händen eines Bürgers, der ſie endlich einem damals ſehr freiſinnigen und berühmten Theologen, dem Arminianer Simon Epiſcopius, ſchenkte. Epiſcopius hinterließ dieſelbe ſeinem Urneffen, einem ebenfalls berühmten und aufgeklärten Theologen, Philipp van Limborch. Dieſer veröffentlichte dieſelbe nebſt einer Widerlegung im Jahre 1687 zu Amſterdam. — Während jener vierzig Jahre, die zwiſchen der Abfaſſung und Veröffentlichung jener Autobiographie lagen, hatten Bosheit und Verleumdung eine Unzahl von Lügen erfunden, die Acoſta's Leben und Grundſätze in ein falſches Licht geſtellt haben. — Der einzige Mann, der über Acoſta's Tod Aufſchluß giebt, iſt Limborch; aber ſein Bericht iſt nur unbeſtimmt, weil er blos die in Umlauf gekommenen Ausſagen wiederholt. Er ſelbſt war nicht Zeuge von Acoſta's Selbſtmord. Alle ſpätern Berichterſtatter ſchöpften allein aus Limborch; ſie können daher weder Anſpruch auf Ergänzung noch auf Vermehrung von Thatſachen machen. Es bleibt daher noch immer unentſchieden, ob Uriel durch Selbſtmord gefallen ſei oder nicht.«

Acoſta's Hauptwerk, „Prüfung der phariſäiſchen Traditionen, verglichen mit dem geſchriebenen Geſetze", von Uriel, jüdiſchem Rechtsgelehrten, nebſt der Erwiderung an einen gewiſſen Samuel da Sylva, ſeinen falſchen Ankläger, erſchien zuerſt in portugieſiſcher Sprache, zu Amſterdam, ohne Angabe des Jahres (1624) und gehört, weil es ver-

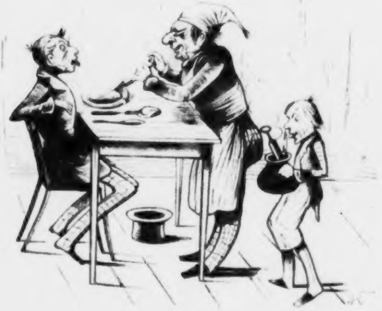
annt wurde, zu den Seltenheiten*). Der Verfaſſer dieſes Werkes iſt
s auf den heutigen Tag nicht verſtanden worden. Damit dies geſchehe,
es nothwendig, ſeine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung kennen
lernen. Herr Weller hat das lateiniſche Original vordrucken und
nn eine wortgetreue Ueberſetzung folgen laſſen, die, leicht und fließend
ſchrieben, eine in doppelter Hinſicht anziehende Unterhaltung und Be-
rung gewährt. Und aus dieſem Grunde dürfen wir dies kleine,
lanke Büchlein mit mehr Ueberzeugung als manches große dickleibige
pus der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen.

E. M. D.

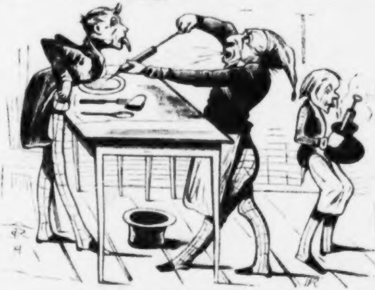
---

*) Eine lateiniſche Ueberſetzung erſchien zwei Jahre ſpäter unter dem Titel „Exa-
n traditionum Pharisaicarum ad legem scriptam“ und iſt weniger ſelten als die
tugieſiſche Urſchrift.

Nagelneue Art,



die Suppe einzuſchenken,



und ſie wieder auszupumpen.

Die Kunſt, Gold zu machen.

Vor Kurzem hielt im „wiſſenſchaftlichen Vereine“ zu Berlin Herr Profeſſor Dr. Marchand einen höchſt anziehenden Vortrag über die Geſchichte der Alchemie oder Goldmacherkunſt. Es ſei uns geſtattet, aus ſeiner Vorleſung ein Bruchſtück mitzutheilen und daſſelbe mit einigen Anmerkungen zu verſehen.

Wohl in keinem Lande, ſagte Herr Marchand, war dieſe fabelhafte Wiſſenſchaft mehr an der Tagesordnung als in England. Der Glaube an die Möglichkeit des Goldmachens hatte ſich dort dergeſtalt eingeniſtet, daß im Jahre 1404 die Beſchäftigung mit dieſer Kunſt geſetzlich unterſagt werden mußte. Doch ſchon 1423 wurde dies Geſetz wieder aufgehoben, indem man ſich der Hoffnung hingab, durch die günſtigen Reſultate derſelben der damals herrſchenden Geldnoth ein Ende zu machen. Heinrich VI. ging ſogar ſo weit, die Geiſtlichkeit zur Uebung dieſer Kunſt aufzufordern, mit dem Bemerken, daß, da ſie ſich mit der Verwandlung des Fleiſches und Brotes beſchäftigten, ihnen auch die des Goldes nicht ſchwer werden könne. — Nun erſchien die großartigſte Falſchmünzerei, ſo daß 1449 das ſchottiſche Parlament gegen die Einfuhr des ſchlechten engliſchen Goldes Vorkehrungen traf, und Frankreich, das jetzt damit überſchwemmt wurde, ſich unter Karl VII. mit gleicher ſchlechter Münze rächte. — Auch Barbara, die Wittwe des Kaiſers Sigismund, beſchäftigte ſich viel mit der Goldmacherei. — Die Künſte, gold- und ſilberähnliche Legirungen herzuſtellen, waren bei den wirklichen Alchemiſten

rachtet; dieſe ſuchten vielmehr nach dem Steine der Weiſen, welche
ubſtanz man endlich ſogar als das große Elixir, die rothe Tinctur,
as Magiſterium, beſchrieb. Letzteres konnte jedes Metall in Gold und
ilber verwandeln. Bei dem Hange der mittelalterlichen Medicin, die
ſtbarſten Gegenſtände als die wirkſamſten Mittel zu betrachten, konnte
nicht ausbleiben, daß man dem Magiſterium auch die Kraft der Lebens-
rlängerung zuſchrieb. Dieſer Glaube dauerte ſelbſt noch im achtzehnten
ahrhundert fort, und der Graf Saint-Germain*), desgleichen der be-
ichtigte Caglioſtro, beuteten denſelben gehörig aus. Mit dem Steigen
er Alchemie fand auch ein Hinzudrängen der Alchemiſten an den Höfen
er Fürſten ſtatt. Erſt Venedig verbot die Alchemie; dieſe Verbote blie-
en jedoch unwirkſam, und ſelbſt Papſt Leo X. fertigte einen Alchemiſten
amit ab, daß er ihm einen leeren Beutel mit der Bemerkung zuſandte,
ie es einem ſo geſchickten Manne gar nicht ſchwer werden könne, ſich
as nöthige Geld ſelbſt zu bereiten**). Im weitern Verlaufe wurde
zählt, wie Johann von Brandenburg in Plaſſenburg, Kaiſer Rudolf II.
Prag, und Auguſt von Sachſen in Dresden die Alchemie gepflegt und
günſtigt, wie auch Berlin davon nicht frei geblieben ſei, und was hier
er Schwindler Leonhard Thurneyſſer gegen Ende des ſechzehnten Jahr-
underts gewirkt habe; wie dann Böttcher, 1701 Lehrling in der Zorn'-
hen Apotheke zu Berlin, nachdem ihm Laskaris vier Loth ſeiner Tinctur
gelaſſen, allmälig vom König Friedrich I. zum Hofalchemiſten ernannt,
arauf nach Dresden entflohen ſei. Auguſt II. adelte ihn, ließ ihn aber
äter verhaften. Laskaris bot eine bedeutende Summe für deſſen Be-
eiung, was die Sache aber noch mehr verdächtigte, und dem Böttcher
rengere Haft zuzog. Dort wurde er zur Beſchäftigung gleichſam ge-
wungen. Da erfand er durch Miſchungen 1704 eine braune, jaspis-
rtige Maſſe, und 1708 das weiße Porzellan***). So hat der Zufall
icht ſelten die Alchemie begünſtigt. Die Begründung der Akademie der
Wiſſenſchaften in Berlin hielt die Stadt im Allgemeinen von den Al-
emiſten frei; doch kam 1705 wiederum ein ſolcher nach Berlin, um
708 am Galgen zu enden. Bald waren die Adepten verſchwunden.
m Jahre 1751 wollte eine Dame aus Sachſen, Frau von Pfuel, welche
it zwei ſchönen Töchtern an den Hof nach Potsdam gekommen war,
nen neuen Verſuch machen, die Seele aus dem Golde zu ziehen, aber
uch dieſer Verſuch war bald in ſein Nichts verfallen†).

---

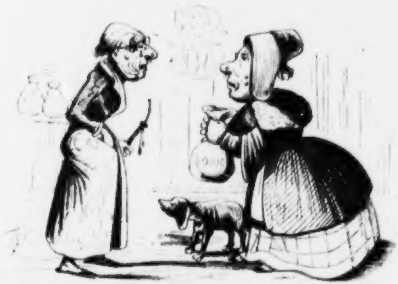
*) Die ausführlichſte Nachricht über dieſen Wundermann findet man in E. M.
ettingers „Grafen Saint-Germain" (Narren-Almanach für das Jahr 1844).

**) Dieſer Goldmacher hieß Giovanni Aurelio Augurelli und war ein Dichter
us Rimini. Das Gedicht, das er Leo X. gewidmet hat, heißt „Chrysopeia" und iſt in
teiniſchen Hexametern geſchrieben. Die erſte Auflage erſchien zu Rom 1514. 8. Eine
anzöſiſche Ueberſetzung in Proſa erſchien unter dem Titel „Facture de l'or". Lyon
548, in 32., und eine deutſche Ueberſetzung gab Valentin Weigel im Jahre 1716 zu
amburg heraus.

***) Eine ſehr intereſſante Lebensbeſchreibung iſt K. A. Engelhardts Monographie
Johann Friedrich Böttchers, Erfinder des ſächſiſchen Porzellans", Leipzig, 1837. 8.

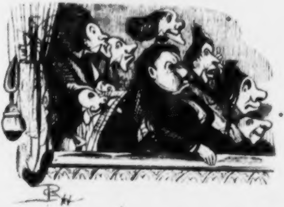
†) Auskunft über die Intriguen der Frau von Pfuel und ihrer beiden Töchter am
ofe Friedrichs des Großen findet man in E. M. Oettingers hiſtoriſchem Romane „Sans-
ſouci" (Narren-Almanach für das Jahr 1847).

Eine mittelalterliche Dame,



die dem Gegenſtande ihrer Neigung Herz und Geldbeutel entgegenträgt.

Eine Rangloge



im königlichen Hof- und Nationaltheater zu Kuhſchnappel.

Zapfenſtreich.

Altona. In den Mauern unſerer guten Stadt ſoll ſich unter dem Namen „Zopfvertilger des neunzehnten Jahrhunderts“ ein Verein gebildet haben, der es auf Ausrottung ſämmtlicher Titulaturen, Orden und andern Zopfwerks abgeſehen hat.

Augsburg. In der hieſigen All-Gemeinen, die von Tag zu Tage tiefer in der Achtung ihrer Leſer ſinkt, befindet ſich ein ganz pitoyabler Pariſer Bericht, der Herrn Meyerbeer und deſſen wohlverdienten Ruhm zu ſich in den Staub zu ziehen verſucht. Dieſer Artikel ſoll von einem Deutſchen, Namens Auguſt Gathy, herrühren, der von dem bekannten Liedercomponiſten Kücken unſerm alten Augsburger Klatſchblatte empfohlen worden iſt. Letzterer — meinen die „Grenzboten“ — bereitet in Stuttgart eine Oper zur Aufführung vor und mag, dem europäiſchen Rufe Meyerbeers gegenüber, ſein ites Harfenmädchenlied „Ach, wenn Du wärſt mein eigen“, neiderfüllt in ſich hineinbrummen. Was aber ſchadet's dem Monde, wenn ein Mops ihn anbellt?

Berlin. Den Mitgliedern des vereinigten Landtags werden bei ihrer Anweſenheit in Berlin auch von Seiten der Stadt eine Reihe von Feſtlichkeiten gegeben werden; doch worin dieſe Feſtlichkeiten beſtehen ſollen, iſt bis jetzt noch nicht entſchieden.

∴ Der General-Intendant der königlichen Schauſpiele, Herr von Küſtner, iſt noch immer das Stichblatt einer gewiſſen Partei, die nach dem alten Sprichwort, daß ein ewig wiederkehrender Tropfen zuletzt ſelbſt den härteſten Stein aushöhlt, ohne Unterlaß Angriffe und Intriguen aller Art auf dieſen Einen Punct richtet. Nach neuen Gerüchten über eine anderweitige Beſetzung dieſer Stelle ſoll Graf Lucheſini zum Nachfolger des Herrn von Küſtner auserkoren ſein.

∴ Die Intendantur der königlichen Schauſpiele zeigte jüngſt in ihrem Repertoire an: »Wegen Unpäßlichkeit der Dem. Brexendorf, Marx und Tuczeck kann die Oper „So machen's Alle“ nicht gegeben werden.«

∴ Im Königsſtädter Theater iſt zum Benefiz der Madame Albertine Rott ein zu den pikanteſten Theater-Ueberlieferungen Deutſchlands gehörendes, in der letzten Zeit aber geſpenſterhaft verſchollenes Stück, Müllners „Schuld“, neu in Scene gegangen und die Aufführung dadurch anziehend geworden, daß Demoiſelle Leopoldine Tuczeck, die beliebte Sängerin der Hofbühne, die Rolle der Jertha übernommen und darin auf eben ſo glückliche als anmuthige Weiſe einen Abſtecher ins Gebiet des Dramas gemacht hat. Herr Rott ſpielte mit hinreißender Wahrheit den Grafen Hugo, und ſeine Gattin, deren ſchönes Talent im ſteten Fortſchreiten begriffen iſt, die Elvira. Das Theater war gedrängt voll und der Beifall, den man der Darſtellung gezollt, enorm; das Stück ſelbſt aber hat, trotz ſeiner hochpoetiſchen Diction, ſeine alte Anziehungskraft ſelbſt für die gröbere und größere Maſſe des Publicums verloren.

∴ Am 2. März ſtarb hier einer unſerer geachtetſten Künſtler, der Geſchichts- und Bildnißmaler Profeſſor Carl Kretſchmar, im 79ſten Jahre ſeines Alters. Seine hiſtoriſchen Bilder aus der brandenburgiſchen Geſchichte, ſowie ſeine vielen gelungenen Portraits, in denen ſich die Aehnlichkeit mit einer ſehr angenehmen und harmoniſchen Farbung vereinigte, werden ſeinen Namen in der Künſtlerwelt ſtets als bedeutend erhalten. Unter ſeinen Schülern nennen wir vor Allen den ſeinem Meiſter zu einem beſſern Leben vorangegangenen Wilhelm Wach.

∴ Auch hier bildet Donna Lola Montez die Axe des Geſprächs in den höchſten wie in den niedrigſten Kreiſen. Die Laufbahn dieſer Perſon, die ein weiblicher Caſanova zu ſein ſcheint, erinnert lebhaft an eine für Deutſchland glücklich vorübergegangene Epoche, wo ſüdeuropäiſches Gezücht unſer Vaterland überſchwemmt hatte. In gewiſſen Kreiſen ſoll ein Gedicht circuliren, das von einem ihrer hohen Verehrer an ſie gerichtet iſt und worin ſie, allerdings neu und überraſchend, mit einer Sonne verglichen wird, die den ganzen Horizont dieſes Dichters ausfüllt und durch ihren Niedergang tiefe Finſterniß bereiten würde. Ein Artikel über ſie im „Conſtitutionnel“ hat hier große Senſation gemacht. (Vergleiche München.)

Conſtantinopel. Wieder ein Rieſenſchritt vorwärts! Vor Kurzem iſt hier der erſte Jahrgang eines „Osmaniſchen Hof- und Staats-Kalenders“ erſchienen. Die Folgen ſind nicht zu berechnen! Jetzt wird man endlich doch erfahren, unter wie viel Weiber der gütige Sultan die Stunden ſeiner Muße vertheilt.

Genua. Bei einem großen Zweckeſſen, das hier zu Ehren des britiſchen Freihandelsvertheidigers Cobden veranſtaltet worden war, mußte der Sohn Albions die Reden, welche er halten wollte, zuvor der hieſigen Cenſurbehörde vorlegen. Cobden war darüber ſo britiſch empört, daß er ſchon am folgenden Morgen unſere Stadt verließ.

Karlsruhe. Bei dem furchtbaren Brande, der das hieſige Theater in einen Aſchenhaufen verwandelt hat, iſt auch die Theater-Bibliothek ein Raub des verheerenden Elements geworden. Von dem reichen Bücherſchatze ſind nur drei Bände von Kotzebue und — ſämmtliche Werke des Intendanten, Herrn von Auffenberg, gerettet worden. Die Stadt hat den Verluſt von mehr als hundert Menſchenleben zu beklagen.

∴ Am 5. März ſtarb hier der Neſtor der badiſchen Staatsminiſter, Freiherr Sigismund von Reizenſtein, 82 Jahre alt.

Kaſſel. Der pietiſtiſche Pfarrer Lohe und einige ſeiner hochwürdigen Brüder in Chriſto haben hier eine „deutſch-chineſiſche Stiftung“ gebildet, die ſich die Aufgabe geſtellt, das himmliſche Reich aus den Klauen des Satans zu befreien. (Der fromme Mann hätte, eingedenk des alten Sprichworts „Chriſt, fege zuerſt vor Deiner Thür“, eine chineſiſch-kaſſel'ſche Stiftung gründen ſollen, um das Kurfürſtenthum Kaſſel aus den Klauen des chineſiſchen Zopfthums zu befreien.)

∴ Vor Kurzem iſt hier in der Nacht an mehreren Orten, und namentlich an den Mauern des kurfürſtlichen Palaſtes, ein drohendes Pasquill angeheftet worden, das, bevor es am Morgen von der Polizei entdeckt und abgeriſſen wurde, in der ganzen Stadt bekannt geworden iſt. Es befanden ſich auf dieſem Placat ein Todtenkopf abgebildet und darunter ein paar mit Blut beſpritzte Dolche nebſt der Unterſchrift: »Nieder mit dem Tyrannen; die Freiheit muß ſiegen.« Die Wachſamkeit der Polizei und Gensd'armerie hat ſich ſeitdem verzehnfacht; doch iſt der Thäter bis jetzt noch nicht entdeckt.

Kiel. Im Holſtein'ſchen circulirt ein „Neues Traumlexikon oder vollſtändiges Traumbuch, enthaltend über zweitauſend Träume mit ihren Deutungen und den glücklichen Nummern der Zahlen- und Klaſſen-Lotterie in alphabetiſcher Ordnung. Nach ſchwediſchen und egyptiſchen Quellen bearbeitet“ (von Einem, der ſich — hoffentlich nur aus Schaam — nicht genannt hat.)

Königsberg. Der hieſige Magiſtrat will bei der Zuſammenberufung des vereinigten Landtags eine politiſche Demonſtration verſuchen. — Die hieſigen Landtagsdeputirten, Dr. Dulk und der Kaufmann und Deſtillateur Heinrich, wollen dem Landtage eine Incompetenzerklärung in Betreff ſeiner Functionen als Reichsſtände überreichen. (D. A. Z.)

∴ Der Dr. Gottſchall iſt hier mit der Polizeibehörde in Conflict gerathen, weil er im Saale der Juden-Reſſource an zwei Abenden ſeinen „Thomas Münzer“, deſſen Aufführung hier nicht geſtattet worden iſt, ohne vorher eingeholte polizeiliche Erlaubniß vorgetragen hat.

Leipzig. Der „Hamburger Telegraph“ ſchreibt: »Arnold Ruge ſoll nur dann in Leipzig zum Bürger aufgenommen werden, wenn er ſeinen Contract mit Herrn Fröbel, wegen Gründung einer Buchhandlung, aufgiebt.« Das Falſche dieſer Nachricht wird durch die einfache Thatſache widerlegt, daß Herr Ruge ſeit vier Wochen Leipziger Bürger und Buchhändler iſt.

∴ Der „Berliner Geſellſchafter“ ſchreibt: »In Altenburg giebt's jetzt einen Buchmacher, welcher Bände auf Bände häuft. Der Mann heißt George Heſekiel und der Vermittler zwiſchen ihm und dem Leihbibliotheken-Publicum heißt Julius Helbig, welcher die literariſche Maſchinen-Waare unter der Aufſchrift „Was ſollen wir leſen“ ausbietet. Da findet man „Fauſt und Don Juan“ aus den modernen Kreiſen der Geſellſchaft; „die Tochter des Frömmlers“, Beitrag zur Sittengeſchichte unſerer Tage; „Berlin und Rom oder Frömmler und Pfaffen“, aus der Gegenwart; „die Baſtardbrüder oder Geheimniſſe von Altenburg“, Roman aus den Papieren eines Criminal-Beamten; „Fräulein Thereſe“, modernes Charakterbild aus den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, Alles von Herrn Heſekiel. Wir wünſchen, daß auch der Verleger ein Heſekiel, das heißt zu deutſch: ein von Gott ſtark Begabter, ſein möge, damit die Oſtermeß-Krebſe an ihm einen ſtarken Mann haben.« (Amen!)

∴ Madame Schwanfelder, vom Theater zu Danzig, hat auf unſerer Bühne als Klärchen im „Egmont“ und als Ruſtica in der „Schule der Verliebten“ gaſtirt und weniger in der erſten als in der zweiten Rolle gefallen. Wir kennen dieſe Schauſpielerin aus der Zeit ihrer Blüthe, in der ſie ein gefeierter Liebling des Königſtädtiſchen Theaters in Berlin geweſen iſt, und geſtehen gern, daß wir uns noch jetzt mancher ihrer damaligen Rollen mit großem Vergnügen erinnern. Ihre Muſica iſt eine ſchöne Reminiscenz aus jener Zeit. Madame Schwanfelder beſitzt für die Sphäre des Luſtſpiels einen leichten, luſtigen Humor, getragen durch natürliche Anmuth und anmuthige Natürlichkeit. Wäre ſie zuerſt im Luſtſpiele aufgetreten, ſo würde der erſte Eindruck ein beſſerer geweſen ſein. In der „Schule der Verliebten" wurde ihr reicher, wohlverdienter Beifall zu Theil.

∴ Herr Theodor Oelckers giebt in der Hinrichs'ſchen Buchhandlung eine „Populäre Geſchichte der chriſtlichen Religionskriege" heraus.

∴ Bei Oswald Weigel iſt im Erſcheinen begriffen ein vom Profeſſor Dr. Wolff in Jena verfaßtes Gedicht, „Bacchus in Deutſchland", eine köſtliche Satyre voll beißender Anſpielungen, die in allen Kreiſen deutſcher Leſewelt warmen Widerhall finden werden. Wir hoffen, noch vor dem Erſcheinen dieſes Werkes unſern Leſern ein kleines Bruchſtück daraus mittheilen zu können.

∴ Bei Rudolf Weigel hat unter dem Titel „le graveur en taille douce, ou catalogue raisonné des estampes dues aux graveurs les plus célèbres" Herr Charles le Blanc, einer der Angeſtellten der königlichen Bibliothek in Paris, ein Unternehmen begonnen, das für die Freunde der Kupferſtechkunſt von großem Intereſſe ſein muß, da dergleichen Specialitäten, der Mühe wegen, die ſie verurſachen, gegenwärtig zu den Seltenheiten gehören. Das erſte Heft hat den beſondern Titel „Catalogue des oeuvres de J. G. Wille avec une notice biographique". Das Werk iſt dem wackern Duchesne dem Aeltern, dem Chef des königlichen Kupferſtichcabinets in Paris, gewidmet.

∴ Zu den ganz und gar unbedeutenden Anfängerinnen, die von Zeit zu Zeit auf unſerm Theater ihre Proberollen ablegen, gehört auch eine Demoiſelle John, eine Schwarzburg-Sondershauſen'ſche Nachtigall, die als Gabriele in Kreuzers „Nachtlager" die Geduld unſeres Publikums auf eine etwas allzuharte Probe geſtellt und ganz entſchieden mißfallen hat.

∴ Die „Signale" bringen folgenden muſikaliſchen Fibelvers:

Carneval de Venise par
Léopold de Meyer.
Simplement simplifié par
Ferdinand Beyer.

Liegnitz. Der Sohn des Prinzen Karl, Prinz Friedrich Karl, welcher ſich ſeit einem Jahre in Begleitung des Majors von Roon in Bonn befindet, wird zu Oſtern ſeine juriſtiſchen und kameraliſtiſchen Studien beendigen und dann in der Eigenſchaft als Referendar bei der hieſigen königlichen Regierung eintreten, um ein Jahr bei derſelben zu arbeiten. Man freut ſich allgemein, daß man von dem Princip abgegangen iſt, die Prinzen des königlichen Hauſes nur die militäriſche Carriere machen zu laſſen. Man erinnert ſich, daß Friedrich der Große von ſeinem militäriſchen Vater zur Strafe nach Küſtrin als Regierungsrath geſchickt worden war, daß dieſe Strafe ihm aber zum Segen gereicht und daß der große Mann ſie nachher als die für ſein ſpäteres Leben bedeutendſte und einflußreichſte Zeit geprieſen hat. Daß aber ein Prinz aus Neigung, wie man annehmen darf, ſich dem Civildienſt widmet, dürfte das erſte derartige Beiſpiel in der preußiſchen Monarchie ſein.

London. Der Neſtor der 656 Mitglieder des Unterhauſes iſt der ſiebenundſiebzigjährige Sir Thomas Denison; das jüngſte Mitglied iſt der zweiundzwanzigjährige Graf Grosvenor.

∴ Am 13. Februar ſtarb hier einer der gründlichſten und geiſtreichſten Geſchichtsforſcher, Sharon Turner, im hohen Alter von 78 Jahren. Er wurde am 24. September 1768 in London geboren. Schon im fünfzehnten Jahre wurde er zu einem Anwalt in dem „Tempel" in die Lehre gegeben, deſſen Geſchäft er nach deſſen Tode bis zum Jahre 1795 fortführte. Während ſeiner juriſtiſchen Geſchäfte beſchäftigte er ſich auch ſehr eifrig mit der Literatur, und begann ſchon damals die Sammlung des Materials zu ſeiner angelſächſiſchen Geſchichte, die in den Jahren 1799 bis 1805 in drei Bänden erſchien. Seine ſpäteren allgemeinen hiſtoriſchen Arbeiten über die engliſche Geſchichte, welche den Zeitraum von der Eroberung Englands durch die Normannen bis zu Heinrich VII. umfaſſen, erſchienen 1814 bis 1824. Die Abſchnitte des Werks, welche ſich auf die Geſchichte der Jungfrau von Orleans, den Krieg der beiden Roſen und auf die mittelalterliche Literatur Englands beziehen, ſind beſonders intereſſant.

∴ Der Dubliner Advocat Dune, der die reiche Miß Coutts ſeit Jahren mit ſeinen Heiraths-Anträgen verfolgt, iſt vom Queens-Bench wegen Meineids zu achtzehnmonatlichem Gefängniß verurtheilt worden, weil er einen Wechſel im Betrage von 100,000 Pfd. St. auf ſeine angebliche Braut ausgeſtellt und eidlich erhärtet hatte, daß er von Letzterer zur Erhebung dieſer Summe ermächtigt worden ſei, was ſich bei der Unterſuchung als unwahr herausgeſtellt hat.

∴ Die hieſigen Blätter enthalten die Nachricht, daß Sir David Brewſter, der berühmte Phyſiker, vom König von Preußen an die durch den Tod des Admirals Kruſenſtern erledigte Stelle zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannt worden ſei, und fügen hinzu: palmam, qui meruit, ferat.

∴ Die Bibliothek des verſtorbenen Herrn Greenville iſt nun in das britiſche Muſeum geſchafft worden. Fünf Tage wurden zum Transport erfordert, und man ſchätzt den Werth des Vermächtniſſes auf 100,000 Pfd. St.

∴ Ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der Beſtrebungen der Stuarts, wieder auf den engliſchen Thron zu gelangen, iſt das kürzlich erſchienene Werk: „Lives of Lord Simon Lovat and Duncan Forbes of Culloden", von dem Advocaten Hill Burton herausgegeben. Bekanntlich ſtarb Lord Lovat in ſeinem 80ſten Jahre, des Hochverraths ſchuldig, auf dem Schaffot: Duncan Forbes Leben iſt aus den noch jetzt in Culloden befindlichen Handſchriften entnommen.

∴ Der Verwüſter der Kartoffel iſt endlich entdeckt und vor das hieſige Handelsbureau geſtellt worden. Einer unſerer erſten Chirurgen, Alfred Smee, hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß jener gefährliche Kartoffelfeind, die Urſache ihrer Fäulniß, ein winzig kleines Inſekt iſt, genannt Aphis vastator. Das Uebel iſt nun freilich gefunden; wird man aber auch ein Mittel zur Abhilfe deſſelben finden???

∴ Ein Herr Brown hat ein unverletzliches Briefcouvert erfunden und ein Patent darauf nachgeſucht.

∴ Sir Thomas Carlyle, einer der vielen Biographen Göthe's, hat nun auch eine Lebensbeſchreibung Schillers vollendet.

Mailand. Unſer berühmter Bildhauer Pompeo Marcheſi hat vom Könige von Sardinien das Ritterkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens angenommen.

∴ Ein gewiſſer Saponi, ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft nach ein berühmter Bartkratzer, wurde vor Kurzem in ein Hôtel garni gerufen, um einem Engländer die rothen Albionskinnpflanzen abzuſcheeren, da derſelbe in London ſein Patentmeſſer vergeſſen hatte, um ſein Patentgeſicht ſelber raſiren zu können. Saponi vollführte die Raſur mit ſolcher Virtuoſität, daß der Gentleman ihn umarmte, das Scheermeſſer beſah und es ihm abkaufen wollte. Jener aber erklärte, daß dies Meſſer ihm heilig ſei, weil ſein Ur-Ur-Ahn mit dieſer Klinge dem berühmten Dichter Petrarca den Bart raſirt habe und daß deſſen Name zur Erinnerung an dies Ereigniß auf der Klinge eingegraben ſei. Der hochentzückte Engliſhman bot erſt 500, dann 1000 Francs und erhielt dafür eine Meſſerklinge im Werthe von 6 Soldi. Am andern Morgen erfuhr unſer Gentleman, daß er betrogen ſei: Petrarca heißt der Meſſerſchmied in Como.

München. Herr von Abel, durch ſeinen freiwilligen Zurücktritt plötzlich populär geworden, wird als Geſandter nach Brüſſel geſchickt.

∴ Unſere ſonſt friedliche Stadt iſt in Folge der bekannten Vorgänge der Schauplatz ſo bedenklicher Exceſſe geworden, daß die Regierung ſich veranlaßt geſehen hat, durch Maueranſchläge bekannt machen zu laſſen, daß nach Artikel 319 des erſten Theils des Strafgeſetzbuchs eine Zuſammenrottung von mehr als zehn Perſonen nicht erlaubt ſei. — Lola Montez befindet ſich noch immer in Baiern mit einem Ypſilon.

∴ Die neue Geſtaltung der Dinge wird hier mit um ſo größerm Intereſſe vernommen, als die inländiſchen Blätter nur ſehr wenig darüber enthalten und die ausländiſchen auf dem Wege der liebenswürdigen Nachcenſur confiscirt werden. Der „Cölniſchen Zeitung" iſt die Ehre hier in jüngſter Zeit ſchon einige Male widerfahren. Viele wiſſen kaum die Einzelheiten der Vorfälle, die Meiſten ahnen kaum den Zuſammenhang.

∴ Donna Lola Montez iſt hier noch immer der Mittelpunkt des allgemeinen Tagesgeſprächs und der Gegenſtand großer Erbitterung. Sie, die faſt aus allen Städten Europa's ausgewieſen worden, ſie, die ſich in Warſchau und Berlin an dem Heiligſten vergriffen hat, was die menſchliche Geſellſchaft kennt, an der wohllöblichen Gensd'armerie, ſie, welche Baden verlaſſen mußte, weil ſie einen Vorwurf wider ihre Reize zu deutlich widerlegt haben ſoll, dieſe Lolla hat hier offene Arme gefunden und ſo großen Einfluß gewonnen, daß ſie, trotz der energiſchen Proteſtation der abgetretenen Miniſter, das Indigenat erhalten und zur Bayer'ſchen Gräfin ernannt werden wird. Der Volkswitz giebt giebt ihr einſtweilen den Namen einer Gräfin Kain, weil ſie (den Miniſter) Abel bei Seite geſchafft hat. (Vergleiche Paris.)

∴ Sennora Lola Montez iſt für uns ein geſchichtliches, ein ſtaatlich wichtiges Ereigniß geworden: wir bezeichnen ſeit ihrer Erſcheinung in München eine neue Epoche in unſern Annalen. Nach einer ſtürmiſchen Staatsrathsſitzung reichte der Miniſter des

wärtigen, Graf von Bray, ſeine Entlaſſung ein; der Miniſter des Innern, Herr
Abel, verlangte ſie ebenfalls und erhielt ſie. Gegenſtand der Aufregung im Staats-
e war die Indigenatsfrage der Sennora. Der hieſige Gemeinderath hatte der ſpani-
Donna das Bürgerrecht verweigert, das Miniſterium fühlte ſich moraliſch außer
nde, dieſe Verweigerung zu annulliren. So entſtand denn das große Schisma, und
t nun dieſer Donna, ganz wider ihren Willen, Etwas gelungen, woran die Oppo-
n der Aufgeklärten ſeit Jahren vergeblich gearbeitet und was ſelbſt der begeiſterte
erſtand des freimüthigen Fürſten Wrede in der Kammer zu erreichen nicht vermocht
Wohin dieſe Aufregung noch führen könne, wiſſen wir nicht; ob Lola Montez
Gräfin wird, getrauen wir uns weder zu behaupten, noch zu bezweifeln, gewiß iſt
, daß ſie nicht Bürgerin von München wird. (Europa.)

∴ Auch Ritter Gluck, der, wie bekannt, in der Oberpfalz geboren wurde, ſoll hier
Denkmal erhalten.

New-York. Die ganze Strecke der in den vereinigten Staaten vollendeten Eiſenbah-
nen beläuft ſich auf 11,000 (engliſche) Meilen.

Osnabrück. Der Löwe des Tages iſt in dieſem Augenblick der ausgezeichnete
emotechniker Dr. Hermann Kothe, der berühmte Apoſtel des großen Reventlow, ein
nn, der in der That Unglaubliches leiſtet. Bei der erſten Probe, die er hier zum Beſten
Armen gegeben, iſt das Publicum aus einem Staunen ins andere gerathen und nicht zur
innung gekommen. Herr Kothe hat die Mnemotechnik zu einer unglaublichen Höhe
racht. Als nec plus ultra ſeiner bewundernswürdigen Gedächtnißkraft ſei nur ein
tum angeführt: das nämlich, daß er zu jeder Zahl von 1 bis 10,000 den
ggiſchen Logarithmus mit 7 Decimalen und umgekehrt auswendig
iß. Auch bei uns hat Herr Kothe einen Curſus öffentlicher Vorträge eröffnet, die,
in Braunſchweig, Hannover und Hamburg, von der beau monde zahlreich beſucht
den.

Paris. Herr Empis, die neugewählte Unſterblichkeit, nimmt im Schooße der
demie den Fauteuil Nummer 32 ein. Seine Vorgänger waren 1) Racan, erwählt im
re 1654; 2) Cureau de la Chambre, i. J. 1670; 3) Abbé Fleury, i. J. 1696;
J. Adam, i. J. 1723; 5) Séguy, i. J. 1736; 6) Rohan Guémenée, i. J. 1761;
Devaine, i. J. 1803; 8) Parny, i. J. 1804; 9) Jouy, i. J. 1815. Bis jetzt hat
r Empis noch wenig oder gar nichts geleiſtet. Sein Hauptwerk iſt „Sappho“, ein
ſches Trauerſpiel in drei Acten (Paris 1819. 8.).

∴ Baron Benjamin Deleſſert, früher Mitglied der Deputirtenkammer, iſt, nach
gerer Krankheit, im 74ſten Lebensjahre geſtorben. Sein Nachlaß wird auf 40 Mill.
ancs angegeben. Erben ſind ſeine zwei Brüder, von denen der Eine Polizeipräfect iſt,
eine Nichte des Verſtorbenen.

∴ Der Genremaler Ducis iſt geſtorben. Er war der Neffe des bekannten Trauer-
ſdichters gleichen Namens und Schwager Talma's.

∴ Das „Journal des Débats“ bringt das rechtfertigende Schreiben der entlaſſenen
niſter an Se. Majeſtät den König von Baiern. Das Begleitſchreiben, nach welchem
miniſteriellen Blatte dieſes Actenſtück überſendet worden iſt, kritiſirt die geſtürzten
niſter und ihre Partei mit ſehr ſcharfen Worten und ſagt unter Anderm: »La que-
le n'est pas, comme on voudrait nous le faire croire, entre le vice et la vertu,
e est entre Lola et Loyola. C'est un jeu de mots sans doute, mais qui ex-
me bien la véritable situation des choses.«

∴ Auch hier iſt die baier'ſche Pompadour, Donna Lola Montez, eine Fundgrube
erſchöpflichen Witzes aller Geiſtesverwandten des „Charivari“ und „Corſaire-Satan“.
chſtens ſoll dies brave Weib ſogar auf die Bühne kommen. Im Variétés-Theater
d eine neue Poſſe, „le vieux pecheur“, einſtudirt, in welchem die ſpaniſche Stier-
terstochter von der Déjazet copirt werden wird. (Vergleiche Wien.)

∴ Alexander Dumas hat den erſten Band ſeiner Rückſtände an den „Conſtitution-
“ und an die „Preſſe“ abgeliefert und beiden Zeitungen angezeigt, das Gericht habe
n zwar für jeden einzelnen Band einen Monat Zeit gelaſſen; doch werde er von dieſer
zulangen Friſt keinen Gebrauch machen und ihnen jede Woche einen neuen Band
iefern.

∴ In vielen Journalen wird Herr Dumas als Eigenthümer des Théâtre hiſtorique
annt; dem aber iſt nicht ſo. Durch die Verwendung des Herzogs von Montpenſier
er blos das Privilegium erhalten, daſſelbe aber ſofort an Speculanten verkauft unter
Bedingung, daß dieſe Bühne jedes Jahr vier neue Stücke von ihm aufführen muß.

Gegenwärtig arbeitet er an der Vollendung ſeines neuen Schauſpiels „le Comte de Monte Christo“

∴ Herr A. Dumas wird im Feuilleton der „Preſſe“ ſeine Reiſe nach Spanien und Algier beſchreiben.

∴ Der „Courrier français“ widerſpricht dem Gerüchte, als werde er ſich ebenfalls mit einem andern Journale verſchmelzen. Trotz dieſer Ableugnung wird die Erfüllung dieſes Gerüchts nicht lange ausbleiben, denn mit 3000 Abonnenten kann ſich eine große, täglich erſcheinende Zeitung hier nicht halten. Das Sinken der franzöſiſchen Tagespreſſe geht übrigens mit Rieſenſchritten; der „Siècle“ ſelbſt iſt ſeit einem Jahre von 40,000 auf 25,000 Abonnenten gefallen.

∴ Der bisherige Redacteur der „Epoque“ will ein neues Blatt unter dem Namen „Le Progreſſif“ gründen.

∴ Durch Miniſterialbeſchluß wird das dramatiſch-lyriſche Theater den Namen „Opéra-National“ führen; es wird in dem Local des Cirque Olympique aufgeſchlagen. Herr Adam iſt bekanntlich Director des Theaters. Zur Ausbeutung hat ſich eine Actiengeſellſchaft von 2 Millionen Francs gebildet.

∴ In Léon Gozlans neuem Luſtſpiele „Trois rois et trois dames“, das im Vaudeville-Theater allabendlich wiederholt wird, führt der geiſtreiche Verfaſſer in drei Paaren drei verſchiedene Nüancen der Ehe vor: eine deſpotiſche, eine conſtitutionelle und eine republikaniſche Ehe. In der erſten befiehlt der Mann und die arme Frau muß blindlings gehorchen; in der zweiten theilen ſich Mann und Frau unter gewiſſen feſten Bedingungen in die Herrſchaft des Hausſtandes; in der dritten thut Jedes, was es will, Mann und Frau ſind ungebunden. Die conſtitutionelle Ehe wird in dieſer Komödie als die vernünftigſte hingeſtellt; aber deſſen ungeachtet ſagt der Mann der republikaniſchen Ehe im Augenblick als der Vorhang fällt: »Am beſten thut, wer ledig bleibt!« Das Stück gefällt ungeheuer. (Spitzt Eure Kiele, Legion der Ueberſetzer!)

∴ Frankreich treibt unter Anderm auch einen großartigen Handel mit Guillotinen. Nach einer der hieſigen Zeitungen ſind vor Kurzem fünf Fallbeile nach dem Auslande abgegangen, zwei nach Deutſchland, zwei nach Griechenland und eine nach Dänemark.

∴ Der hieſige Stadtrath hat eine neue Anleihe von 25 Millionen Francs für neue Bauten zum Nutzen des allgemeinen Beſten beſchloſſen.

Prag. An die Stelle des Erzherzogs Stephan ſoll der zweitgeborene Sohn des Erzherzogs Karl, Karl (geboren am 29. Juli 1819), zum Oberſtburggrafen von Böhmen deſignirt ſein.

∴ Die Vorſtellung des Meyerbeer'ſchen „Robert“, welche Herr Director Hoffmann ſo großmüthig zum Vortheile der durch den Brand in Peſth verunglückten Theatermitglieder veranſtaltet hatte, trug 654 Gulden C. M. ein.

∴ Auch auf unſerm Theater hat G. Freitags „Valentine“ eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden. Eine Beurtheilung in M. Glaſers „Oſt und Weſt“ ſagt unter Anderm: »Valentine erinnert etwas an Donna Diana; doch iſt das Thema ein viel höheres als Sieg über Sprödigkeit und Stolz, nämlich Erhebung eines urſprünglich edlen, doch am Abgrunde ſchwebenden Charakters zum Bewußtſein ſeiner wahren Würde. Georg, der wieder an Sue's Prinzen Rudolf von Geroldſtein erinnert, iſt trefflich gezeichnet: große Charakterſtärke, feinſte Weltbildung, aufopfernder Edelmuth geben zuſammen ein herrliches Bild. Auch Prinzeſſin Marie iſt in ihrer jugendlichen Unſchuld und Argloſigkeit ein ſehr ſchön gezeichneter Charakter. Was aber dem Stücke einen ganz beſondern Werth verleiht, iſt die feine, geiſtreiche, friſche und originelle Durchführung.«

∴ Ein hieſiger Tonſetzer will nächſtens ſeine neueſte Symphonie „die Lüneburger Heide“ mit obligater Heideſchnucken-Begleitung, als Seitenſtück zu Félicien Davids „Wüſte“, zur Aufführung bringen.

∴ Seit Anfang dieſes Jahres erſcheint hier unter dem Titel „Album für Muſik und Theater“ eine neue Zeitſchrift, die unter den Auſpicien eines ſehr gewandten Schriftſtellers (J. E. Hickel) ſich in kurzer Zeit durch die Friſche und Mannigfaltigkeit ihrer Mittheilungen einen großen Kreis von Leſern errungen hat. Das Journal iſt bunt und amüſant und eines der beſten Provinzialblätter Oeſterreichs.

Regensburg. Auch der Stifter des Illuminaten-Ordens, Profeſſor Weishaupt, ſoll ein Plätzchen in einer der Niſchen unſerer poſſierlichen Walhalla erhalten. (Vielleicht kommt auch Lola Montez hinein.)

Rom. Seit Kurzem verweilt hier der unter dem vorigen Papſte wegen ſeiner damals vielbeſprochenen und vielgeleſenen Brochüre „gli ultimi fatti della Romagna“ aus dem Kirchenſtaate verwieſene Marcheſe Maſſimo Azeglio (Verfaſſer des „Ettore

Fieramosca", „Niccolo dei Lapi" und einiger andern Romane) aufs Neue im Kreiſe ſeiner vielen Freunde. Bald nach ſeiner Ankunft veranſtalteten ſie ihm zu Ehren ein prachtvolles Banket im adeligen Caſino. Gleich darauf geruhte der Papſt dem früher hier ſo anrüchigen Schriftſteller eine Privataudienz zu ertheilen.

Wien Oeſterreich hat mit drei Bankierhäuſern — Rothſchild, Sina, Arnſtein und Eskeles — wieder eine winzig kleine Anleihe von lumpigen vierundachtzig Millionen Gulden abgeſchloſſen.

∴ Nun werden ſogar die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter" des jeſuitenfreundlichen Papa Görres in Oeſterreich nicht mehr zugelaſſen. Da hört am Ende Alles auf!

∴ Herr Graf Sedlnitzky iſt noch immer Chef der Polizei- und Cenſurhofſtelle.

∴ Die bekannte Proteſtation, welche die vier baier'ſchen Miniſter Abel, Schrenk, Gumppenberg und Seinsheim zur Rechtfertigung ihres Rücktritts in Umlauf geſetzt, hat ſeinen Weg auch nach Wien gefunden und hier mehr als anderswo beiſpielloſes Aufſehen erregt. Man erzählt, daß von dieſem Act in Baiern allein mehr als ſechzigtauſend Abſchriften circuliren ſollen. Im erſten Augenblick, als die Nachricht vom Miniſterwechſel hier angelangt war, gab man ſich dem Glauben hin, der Rücktritt der Miniſter ſei ein Sieg der liberalen Partei; als man jedoch die nähere Veranlaſſung dazu erfahren hatte, machte ein geiſtreicher Diplomat den koſtbaren Witz: Parturiunt Montes etc. etc. — (Vergleiche Berlin, München und Paris.)

∴ Für den unglücklichen Dichter Lenau iſt hier eine Collecte beantragt, um deſſen Exiſtenz in Wienenden ſicher zu ſtellen. Wie verhält ſich's nun mit den 20,000 Gulden Conventions-Münze, von welchen die Journale vor einigen Jahren ſo viel zu erzählen gewußt, die ihm durch den Verkauf ſeiner Werke zugeſichert worden ſind? Wie mit dem Grund und Boden, für den, wie man hört, tauſend Dollars eingegangen ſind? Warum erſcheint nicht endlich der in den Händen des Herrn Hofraths Reinhard in Stuttgart befindliche „Don Juan", da derſelbe doch bis zum Epilog fertig iſt? Warum endlich wird dieſes nationale Eigenthum, wenn man auch aus hoffnungsvoller Rückſicht auf die Geneſung des Dichters mit der Herausgabe zögert, nicht von ſeinem hieſigen Curator, dem Hof- und Gerichts-Advocaten Dr. Bach, reclamirt? (Grenzboten.)

∴ Ein hieſiger Zuckerbäcker iſt gerichtlich belangt worden, weil er die Lind-Medaille, in Zucker nachgebildet, verkauft hat, ohne den Verfertiger derſelben, Herrn Radnitzky, deshalb um Erlaubniß zu bitten. Es iſt dies der erſte Prozeß in Folge des neuen Geſetzes über das Eigenthumsrecht der Künſtler auf ihre Werke.

∴ Herr Jacquemart, ein Franzoſe, iſt der berühmteſte Handſchuhmacher in Wien, und Herr Meyer, ein Deutſcher, beſitzt die berühmteſte Handſchuhfabrik in Paris. Nemo propheta in patria!

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Pierre Laméſangère, ein franzöſiſcher Geiſtlicher, der während der Revolution dem geiſtlichen Stande entſagte und im Jahre 1799 die Redaction der zwei Jahre früher von Selleque gegründeten Modenzeitung „Journal des Dames et des Modes" übernahm und daſſelbe bis zu ſeinem Tode (1831) fortführte, war ein großer Sonderling. Er ging ſtets ohne Regenſchirm aus. Fing es unterweges zu regnen an, ſo kaufte er ſich einen. Eben ſo häufig vergaß er ſeine Doſe und fehlte ſie ihm, ſo kaufte er ſich eine andere. So oft er ausging, kaufte er ſich Etwas: bald ein Paar ſeidene Strümpfe, bald ein Paar Handſchuhe, bald ein Gilet und bald einen Hut. Nach ſeinem Tode fand man in ſeiner Garderobe über tauſend Paar ſeidene Strümpfe, zweitauſend Paar Schuhe, ſechs Dutzend blaue Röcke, hundert runde Hüte, achtundvierzig Regenſchirme und einundneunzig Tabaksdoſen.

— Michael Chevalier ſtellt eine Berechnung an, laut welcher die neue Welt der alten ſeit der Entdeckung im Jahre 1492 bis zum Jahre 1845 nicht weniger als 130,169,000 Kilogrammes Silber und 22,874,000 Kilogrammes Gold geliefert haben ſoll.

— In der in Nummer 232 des „Charivari" Seite 3700 mitgetheilten Liſte der deutſchen Krähwinkel ſind folgende Orte, die auf denſelben Titel Anſpruch machen, nachzutragen: Hundsfeld bei Breslau, Domnau in Oſtpreußen, Beckum in Weſtphalen, Dülken in der Rheinprovinz, Waſungen im Meiningenſchen und Böſum im Holſtein'ſchen.

— Das Wort „Fidibus" ſoll nach einer Bemerkung im „Philantropen" von „fil de bois" (Holzſpähnchen) herkommen.

In **J. B. Müllers Verlags-Buchhandlung** in Stuttgart ſind erſchienen folgende:

ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Werke in gemeinfaßlicher Darſtellung:

Walchner, Dr. Fr. A. (Profeſſor der Chemie und Mineralogie an der polytechniſchen Schule zu Karlsruhe), **Handbuch der Chemie,** volksfaßlich und in Beziehung auf die Gewerbe und das bürgerliche Leben bearbeitet. Erſter Band: Unorganiſche Chemie. Erſte bis vierte Lieferung. 8. Geh. à 12 Sgr.

Der zweite Band, die organiſche Chemie, erſcheint ſeit Neujahr in regelmäßigen Monatslieferungen. Das Werk iſt einer der gelungenſten Verſuche, die für das praktiſche Leben heutzutage ſo wichtig gewordene Wiſſenſchaft der Chemie volksfaßlich zu machen, und deshalb in vielen Bürger- und Gewerbſchulen eingeführt.

Einleitung in die Phyſik.

Euler, Leonh., Briefe an eine deutſche Prinzeſſin über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie. Aufs Neue nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Mit einem Supplemente, die neueſten Ergebniſſe und Bereicherungen der Phyſik in Briefform behandelnd, von Dr. Joh. Müller (Profeſſor der Phyſik und Technologie an der Univerſität zu Freiburg im Br.). Erſter Theil, mit vielen Holzſchnitten. 15 Sgr.

Das Werk iſt in drei, ſchnell auf einander folgenden Theilen vollſtändig. Eulers Briefe gelten ſchon ſeit beinahe 80 Jahren bei allen civiliſirten Nationen für die ausgezeichnetſte und klarſte Einleitung in die Phyſik. Der Herr Herausgeber dieſer neuen Ausgabe iſt bereits durch ſeine meiſterhafte Bearbeitung von Pouillets „Lehrbuch der Phyſik und Meteorologie“ ſo vortheilhaft bekannt, daß ſeine Mitwirkung dem trefflichen Werke des großen Euler nur zu noch größerer Empfehlung gereichen kann.

Bei **C. W. Leske** in Darmſtadt iſt erſchienen:

Der Bauernkrieg

von

A. Weill

in Paris.

26½ Bogen 8. Geh. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr.

In der **Schnuphase'schen Buchhandlung** in Altenburg ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dessert für deklamatorische Abendunterhaltungen und humoristisches Hausmittel gegen Trübsinn. Eine Sammlung gereimter Anekdoten, Epigramme und Wortspiele. Freunden des Scherzes und der Heiterkeit gewidmet von G—r. Erstes Heft. 12. Brosch. 7½ Ngr.

Schluß des Quartals.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 15.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 15.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Alte Lehrſätze der Druiden,

mit neuen Anmerkungen verſehen.

1. „Man muß die Gemeinſchaft mit Ausländern nicht zu-
ſſen."
Wäre dieſer Lehrſatz auch bei uns beobachtet worden, ſo hätten wir
ne franzöſiſchen Moden, keine engliſchen Pferde, keine italieniſchen Opern
d — o Wonne! — keine Ueberſetzungen.
2. „Das in dieſem Leben geliehene Geld wird den Gläu-
gern in jener Welt zurückgegeben werden."
Dem Himmel ſei gedankt, jetzt wiſſen doch Viele, wann und wo ſie
ihrem Gelde kommen.
3. „Der Mond heilt Alles."
Darauf ſcheinen ſich auch viele unſerer Aerzte zu verlaſſen.
4. „Man muß das Geheimniß der Wiſſenſchaften nicht
Schrift, ſondern dem Gedächtniß anvertrauen."
Aus dieſem Lehrſatze erſieht man, daß den Schreibern auch damals
n die Wiſſenſchaften ein Geheimniß geweſen ſind.
5. „Die Briefe, die man den Sterbenden mitgiebt, wer-
in jener Welt getreulich beſtellt werden."
Es wäre intereſſant zu erfahren, ob dieſe Poſt ſchneller iſt, als die
erlandpoſt?
6. „Bei außerordentlichen Gelegenheiten muß ein Menſch
pfert werden."
O, ich bitte, bei uns werden oft bei ganz gewöhnlichen Gelegen-
n Menſchenleben geopfert, z. B. beim ſchnellen Fahren, Reiten, u. ſ. w.
w. u. ſ. w.
7. „Derjenige, welcher am letzten in die Verſammlung
Staaten kommt, muß am Leben beſtraft werden."
Da aber Einer der Letzte ſein muß, ſo werden nach und nach Alle
eben beſtraft werden; auf dieſe Weiſe wäre es vielleicht möglich,
auch an mich einmal die Reihe käme, den Kopf zu verlieren, voraus-
t, daß man etwas verlieren kann, was man nicht hat.
8. „Alle Hausväter ſind Könige in ihren Häuſern."
Proſit die Mahlzeit! Heutzutage ſind die Familien Republiken:
, Mütter, Töchter, Söhne, Ammen, Kammerjungfern handeln ganz
eigenem Gutdünken, und man kommt nur zuſammen, um ſich zu zanken.

China's Mandarinen.

Die Großen China's zerfallen in neun Klaſſen und jede dieſer neun Klaſſen zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die eine den Stand der Gelehrten, die andere den der Krieger umfaßt. Die Abzeichen der erſtern beſtehen in Vögeln, die der letztern in vierfüßigen Thieren. Die Gelehrten der erſten und zweiten Klaſſe haben einen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, die der dritten und vierten einen Pfau oder einen wilden Hahn, die der fünften einen Adler oder Faſan, die der ſechſten und ſiebenten eine wilde (ſogenannte mandariniſche) Ente, die der achten und neunten oder beiden letzten Klaſſen einen Papagey oder Kakadu (vielleicht wegen des Nachplapperns der andern Vögel). Die Krieger der erſten und zweiten Klaſſe tragen einen Löwen, die der dritten und vierten einen Tiger, die der fünften einen Panther, die der ſechſten und ſiebenten einen Leoparden oder eine wilde Katze, und die der achten und neunten ein See-Einhorn. Dem Kaiſer allein kommt das Sinnbild des Drachen zu. — Neben dieſen Abzeichen ſpielt auch der auf der Mütze angebrachte, in Farbe und Geſtalt abwechſelnde Knopf oder Stein eine wichtige Rolle in der Unterſcheidung der verſchiedenen Rangſtufen. Die erſte Klaſſe trägt einen rothen Knopf, die zweite einen rothmarmorirten Stein, die dritte einen hellblauen, die vierte einen dunkelblauen Stein, die fünfte einen durchſichtigen Kriſtall, die ſechſte einen weißen und durchſichtigen Stein, die ſiebente einen goldenen Knopf, die achte einen ſilbernen und die neunte einen zinnernen Knopf. Statt der Orden werden die chineſiſchen Mandarinen mit Pfauenfedern geſchmückt und nach dem Tode eines Mandarinen erſter und zweiter Klaſſe werden, als Denkmal ſeines Wirkens hienieden, ſeine Stiefel im Pantheon der Unſterblichkeit aufgeſtellt.

Auch ein Gottesurtheil. (?)

Im „Genius des neunzehnten Jahrhunderts“ (1801. Erſter Band, erſchienen bei Hammerich in Altona.) lieſt man unter Anderm unter der Rubrik „Schauſpiele“ folgende Stelle:

> „Eine Ueberſetzung von Schillers Trauerſpiel, Kabale und Liebe, Amour et intrigues, iſt nicht glücklich geweſen, ſondern, wie die Recenſenten ſagen, crescendo ausgepfiffen worden. Der Pariſer begreift nicht, wie man es hat wagen können, der Nachſicht des Publikums ein Stück darzubieten, welches den franzöſiſchen Sitten ſo entgegen und ſo *ungeſchickt entworfen* iſt. — Eine komiſche Oper, la famille savoyarde, hat daſſelbe Schickſal gehabt. Deſto mehr Beifall hat ein kleines Vaudeville, »Florian« betitelt, erhalten, und ſchon der Name empfiehlt es. Die Verfaſſer ſind die bekannten Joſeph Pain und Bouilly. Auch aus Don Quixotte iſt eine Epiſode, unter der Benennung: les nôces de Gamache, als Ballet von dem Verfaſſer von Pygmalion, dem Bürger Milon, mit der Muſik von Lefebvre, auf das Theater gebracht und gut aufgenommen worden. etc.“ Ferner: „Ein Luſtſpiel in drei Acten, von Fabre d'Eglantine, l'amour et l'interèt, hat kein Glück gemacht.

Deſto beſſer iſt das Singſpiel »Peter der Große«, von Grétry geſetzt, aufgenommen worden. Beſondern Beifall haben folgende Zeilen erhalten:

„Ciel, entends la prière
Qu'ici je fais
Daigne à l'Europe entière
Donner la paix." —

Man ſieht daraus, wie oft die Nachwelt erſt den Weizen von der Spreu zu ſondern weiß und der wahren Größe nach Verdienſt huldigt. Von letztern angeführten Stücken iſt uns zum Theil kaum noch der Name bekannt, wenigſtens würde man ſie, Schiller's Kabale und Liebe gegenüber, kaum der Beachtung werth halten. Und doch ſind ihrer Zeit dieſe mit Beifall begrüßt und ein Schiller'ſches Meiſterwerk ausgepfiffen worden!!! —

Germaniſches Stillleben.

Von Wilhelm Caspary.

Wenn mir iſt recht gut zu Muthe,
Abends, wo man ſich ins Haus verſchließt,
Und in meinem Kachelofen
Flackernd noch das Feuer ſchießt;
Wenn mein Weib vom Abendtiſche
In den Schrank die Reſte ſetzt
Aufgewärmten Sauerkrauts,
An dem mein Magen ſich geletzt,
Und ſie dann mit ihrem Strickzeug,
Auf dem Stuhl mir gegenüber,
Schmeichelnd zu mir ſagt: „Lieber
Wilhelm, lies noch Etwas" —
Nun, dann nehm' ich mir die Pfeife
(S' iſt ein alter Maſerkopf)
Mit der ſchwarzrothgold'nen Schleife,
Stopfe ſie mit Kreuzenacher,
Brenn' ſie ganz gemüthlich an,
Bring' ſie erſt ſo recht ins Stimmen —
Und dann leſ' ich meiner Frau was vor,
Aus „Germaniens Völkerſtimmen"
Von dem Herren Firmenich;
Auch von Steffens, Arndt mitunter,
Leſ' ich eine Seite 'runter — —
Und dann legen wir uns ſchlafen*).

Zapfenſtreich

Berlin. Im Laufe des Frühlings ſoll hier der Grundſtein zu einem großartigen Ständehauſe gelegt werden.

∴ Der von Herrn Friedrich Wilhelm Alexander Held herausgegebene „Volksvertreter" brachte neulich ein „Blatt aus Schillers Leben" und gab als die Quelle, aus welcher er

---

*) Den Leſerinnen diene hierbei zur gefälligen Beachtung, daß ich mich in dieſem »Stillleben« in den Eheſtand verſetzt habe, ohne wirklich verheirathet zu ſein. Ich bin alſo noch — zu haben.**)

**) Die Redaction beſtätigt, daß Herr W. C. noch zu haben iſt. C. M. D.

geſchöpft, die „Rheiniſche Theaterzeitung" an. Die Leſer des „Charivari" aber werden ſich erinnern, dieſen Aufſatz von E. M. Oettinger ſchon am 12. November 1843 in Nummer 59 dieſer Blätter geleſen zu haben. Seit dieſer Zeit hat der Artikel die Runde durch zwanzig bis dreißig Zeitſchriften gemacht, aber keine von allen war ſo ehrlich, die Originalquelle zu nennen. (Auch ſolche Käuze muß es geben!)

∴ Der Pariſer Tenoriſt Duprez iſt hier angelangt, um ſich zuerſt in einem von ihm zu veranſtaltenden Concerte und ſpäter in der Oper unter Andern als Eleazar in Halevy's „Jüdin" hören zu laſſen. Der Mann iſt zwar nicht mehr in der Blüthe ſeiner Stimme, aber, was Methode und Vortrag anlangt, noch immer einer der ausgezeichnetſten Sänger von ganz Frankreich.

Brüſſel. Man ſagt, der König wolle ſeinem zweiten Prinzen, dem Grafen von Flandern, in Ghent einen großartigen Palaſt erbauen laſſen, damit ſein Name nicht ein leerer Titel bleibe und der Armuth Flanderns auch fürſtliche Unterſtützung zu Theil werde, was gewiß ſehr zu billigen iſt, da man bereits Schwierigkeiten hatte, die 20,000 Armen von Flandern aus Brüſſels Vorſtädten, wo ſie ſich gelagert hatten, wieder in ihre Heimath zurückzuſchaffen.

Dresden. In Folge des ſchauervollen Theaterbrandes in Karlsruhe will man hier einige äußerſt zweckmäßige Vorſichtsmaaßregeln in Anwendung bringen. Immer fühlbarer wird das Verlangen, daß in jedem Theater ſämmtliche Ausgänge ſtets offen ſein und nicht erſt bei eintretender Gefahr geöffnet werden ſollen, ein Verlangen, das bald überall laut werden und wohl auch überall Berückſichtigung finden wird.

Haag. In dem neuen Criminalcodex, welchen die Regierung der erſten Kammer der Generalſtaaten vorgelegt hat, finden ſich in Betreff des Duells folgende Beſtimmungen: Für jede Herausforderung 1 Monat Gefängniß und 100—500 Gulden Geldbuße. Für Annahme der Herausforderung 1 Monat Gefängniß und 25—100 Gulden. Veranlaſſung von Perſonen zum Duell 1—6 Monate Gefängniß und 100—500 Gulden. Für Tödtung im Duell 4—7jähriges Gefängniß oder 12jähriges Exil. Für Verwundungen im Duell blos fünf- bis ſiebenjährige Verbannung. Zeugen beim Duell werden nicht beſtraft. (Sehr vernünftig!)

Heidelberg. Profeſſor Gervinus hat einen öffentlichen Vortrag über das königliche Patent vom 3. Februar, über die ſogenannte preußiſche Verfaſſung, gehalten.

Leipzig. In Nummer 57 der Gotha'ſchen „Nationalzeitung der Deutſchen" befindet ſich ein ſehr beherzigenswerther Aufſatz unter der Ueberſchrift: Was iſt Dünkel, Stolz, Hochmuth und Beſcheidenheit? Wir glauben, daß die Beantwortung dieſer Frage wohl Keinem leichter werden dürfte, als dem bis zur Liebenswürdigkeit beſcheidenen Verfaſſer der „Karlsſchüler". Trotzdem erlauben wir uns aus jenem Aufſatze folgende Aphorismen zu entlehnen: „Dünkel iſt der Glaube an Vorzüge, die Andere nicht vorfinden können, oder ein Gefühl von Kraft, Einſicht und Verdienſten, die Andere bei dem beſten Willen nicht anzuerkennen vermögen u. ſ. w. u. ſ. w".

Ein Ungenannter hat uns ein mehrbogiges Manuſcript, „Naturgeſchichte der Muſeumsfliege", eingeſchickt mit der Bitte, demſelben einen Platz im Charivari anzuweiſen. Wir können dieſem Wunſche nicht nachkommen, da die Perſönlichkeit, worauf jene Zeichnung ſich bezieht, uns — Dank dem Himmel — ganz fremd iſt. Wir theilen daher nur ein ganz kurzes Reſumé jenes Aufſatzes mit, überzeugt, daß daſſelbe hinreichend ſein wird, die Natur dieſer neuen Inſectengattung ins rechte Licht zu ſtellen. „Eine Muſeumsfliege iſt, nach den Beobachtungen unſeres neuen Latreille, grau nach Innen und ſchuppig nach Außen. Sie ſpringt den ganzen Tag in den Zimmern und Sälen herum, beſtellt ſich überall Zeitungen, ohne ſie zu leſen, iſt träge im Arbeiten und fleißig im Herumtragen jeder Art von Stadtklatſches. Sie klebt ſich an Alle und Alles, iſt dienſtfertig da, wo keine Dienſte verlangt werden, und berichtet Jedem, der irgendwo heruntergeriſſen worden, mit freundlich ſüßem Lächeln, daß dies geſchehen, ſchweigt aber beharrlich, wenn ſie ſelbſt porträtirt worden iſt. Beſagte Fliege hat keine Wohnung, ſondern nur eine Schlafſtelle und legt ihre Eier in Kometen, Irr- und andere Wiſche". Doch genug, genug, man kann uns unmöglich zumuthen, ein halbes Blatt mit der Phyſiologie ſolcher Fliegen zu füllen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

. 235. Leipzig, 2. April 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
hmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Deutſchlands Einheit.

Keine Chimäre, von Enno Hektor.

Der Glaube, frommer Leſer, macht ſelig. Wer an Deutſchlands
inheit glaubt, für den iſt ſie wirklich da. Ich für mein Theil bin ſelig
dieſem Glauben, und indem ich hier meine Glaubensartikel darlege,
ffe ich, eine große Anzahl Proſelyten zu machen und mir dadurch einen
laz im Himmel und in der Walhalla des Königs von Baiern zu er-
erben.

Schon die Grammatik beweiſt die Einheit (Singular) Deutſchlands.
eutſchland iſt ein **nomen proprium**, hat alſo keinen Plural. Es giebt
ar mancherlei deutſche Länder, aber doch keine Deutſchländer, ſondern
ir Ein Deutſchland, und es kann auch nur Ein Deutſchland geben. Iſt
s nicht einzig?

Es giebt nur Einen deutſchen Bund. Auch dieſer Bund hat keinen
lural, keine Mehrheit, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß er ſich ſtark
rmehrt, nämlich allerlei kleine Bünde oder Bündel gebiert, die dem
olke auf den Nacken geladen werden. Leider haben dieſe Bündel, die
inder des großen Bundes, ein ſo ſtarkes Wachsthum, daß ſie bald un-
träglich ſchwer werden und den Rücken krümmen. Man wirft ſie end-
h ab und — ſchleppt ſie.

Wenn Ihr noch an Deutſchlands Einheit zweifelt, ſo blickt auf
ine Regierungen und ſeid gläubig. Nennt mir eine deutſche Regierung,
ir Eine, die die Cenſur nicht will. Und wüßtet Ihr auch Eine zu nen-
en, was wäre das? Das wäre wieder nur eine Einheit. Aber nirgends
ndet Ihr eine ſolche. Alle wollen die Cenſur, die kaiſerlichen, königlichen,
erzoglichen, fürſtlichen Regierungen, Alle. Hier iſt keine Stimmenmehr-
eit, nein — Stimmen-Einheit. Deutſches Volk, was willſt Du mehr?

Wir haben nicht allein Cenſur, ſondern auch Preß- und Druck-
eiheit, d. h. eine preſſende, drückende Freiheit, und nicht dieſe allein,
ndern auch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im einigen Deutſchland.
hr, die Ihr nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit geſchrieen, ſeid Ihr

nicht öffentlich auf den Mund geſchlagen werden? Wollt Ihr noch mehr Mündlichkeit? Begnügt Euch doch! Uebrigens beweiſen die Deutſchen, daß man auch ohne Mündlichkeit ſelig ſein kann, nämlich ſchreibſelig.

Man ſpricht viel von der Uneinigkeit zwiſchen Fürſten und Volk. Das begreife ich nicht. Wird ein Prinz geboren, ſo redet man von Völkerglück, ſo giebt's Illuminationen, Kanonenſchüſſe, Vivats, Gaſtmähler, Feſtſpiele und noch viele andere Feierlichkeiten. Derſelbe Jubel wiederholt ſich, wenn ein Fürſt den Thron beſteigt, wenn er eine ruſſiſche Prinzeſſin heirathet oder wenn er ſein Ländchen bereiſt. Und wenn er ſtirbt, ſo fehlt's nicht minder an Thränen und Trauer, als während ſeiner glorreichen Regentſchaft. Die Augen geh'n mir über. Mögen auch Einzelne mißmuthig und mürriſch zum Throne hinaufblicken, ſo hat das wenig auf ſich, denn ihr Kreuz wird ihnen durch ein anderes verſüßt und die Einigkeit iſt hergeſtellt. Wenn ferner einige Fürſten das Volk und einige Unterthanen den Fürſten wirklich nicht lieben ſollten, ſo läßt mich auch dies an Deutſchlands Einheit nicht irre werden, denn es ſind ja nur einige. Endlich giebt es noch wenige Halsſtarrige, welche ſich zur Einigkeit mit dem Fürſten durchaus nicht wollen belehren laſſen. Dieſe läßt man einſperren (ſo ſehr haßt man die Uneinigkeit) und in Ketten und Banden über die innige Verkettung und Verbindung von Fürſt und Volk nachdenken. Sie führen im Kerker ein einfaches, einförmiges, einſames, eingeſchränktes, einfarbiges, eingezogenes, einſeitiges, einſchläferndes, eintöniges, einſylbiges, vereinzeltes Daſein, ſo daß ſie vor lauter Einheit endlich einſchrumpfen und eingehen zum ewigen Leben.

Das Volk liebt die Eingaben und Einbildungen; die großen Herren lieben die Einkünfte und Einnahmen, das Einſammeln, Einfordern und Alles, was Etwas einbringt. Die großen Herren mögen von ihrem Rechte ſo wenig, als das Volk von den ſeinigen einbüßen, und Beide lieben das Eingreifen und Einmiſchen in nichteigene Angelegenheiten. Das Volk muß die Einquartierungen einräumen, und wenn ihm einfällt, morſche Gebäude, die den Einſturz drohen, einzureißen und veraltete Vorurtheile und Gewohnheiten einzuſchränken, ſo werden ihm gegenſeitige An- und Einſichten eingemaßregelt, bis es einwilligt und auf dieſe Weiſe durch eine Maßregel zur Eintracht geführt und eingeſchüchtert wird. Einwendungen helfen ihm weniger als Einſchmeichelungen, und wenn es nicht alle Meinungen der Großen einräumt, ſo wird's ihm ſo lange eingetränkt, bis es endlich einſchlummert und dann auf ewig einſchläft. Von oben veranſtaltete Einrichtungen machen ſo tiefe Eindrücke auf das Volk, daß es, trotz böswilliger Einflüſterungen, nicht dagegen einzuſchreiten wagt, auch wenn es einſieht, daß ſie ſeine Freiheit einſchränken. Wer möchte noch mehr Einheit, Eintracht, Einigkeit, Vereinzelung verlangen?

Doch ich höre den Vorwurf der Leſer, daß ich mit Worten ſpiele und gleich der Katze um den heißen Brei (die Einheit) herumgehe, damit ich mir die Finger nicht verbrenne. Gut, ich will nach bündigern Beweiſen mich umſehen.

Wer ſich überzeugen will, daß überall im einigen Deutſchland dieſelben köſtlichen und koſtbaren Einrichtungen ſtattfinden, der gehe auf Reiſen.

Ueberall im deutſchen Lande wird man ſehr höflich nach ſeinem Paß fragen; überall wird man auf menſchen- und waarenfreundliche Grenzwächter und Zollbeamte ſtoßen; überall wird man blinkende, blanke, friedliche Heerhaufen antreffen. Iſt das nicht Einheit? Ueberall im einigen Deutſchland findet man arme Teufel und reiche Denkmäler, überall erfreuen dieſelben Farben einer Tricolore, als Bild der Dreieinigkeit, unſer Auge; denn überall erblicken wir über uns den Himmel mit ſeinem blauen Dunſt, zu unſern Füßen das Grün der Lügnerin Hoffnung und bei jedem Deutſchen das reizende Gelb der Galle, der Falſchheit und des Goldes. Auf der Landcharte findet man allein ein einiges, zerſtückeltes, buntes, verſchiedenfarbiges Deutſchland. Die Land- (wie die franzöſiſche) Charte enthält Lügen. Zeigt nicht überall in Deutſchland der Boden eine graue und das Gras eine grüne Farbe? Wachſen nicht überall Diſteln für Langohren und Gräſer für das Vieh?

Wer noch nicht glaubt, daß die Deutſchen ein Muſter ſind von Eintracht und Einigkeit, der denke nur an die Muſterreiter, die über jedes deutſche Land und Ländchen wie goldene Regenſtröme ſich ergießen. Mit jedem Deutſchen, ſei er ein Oeſterreicher, ein Preuße, ein Baier, ein Schweizer oder ein Hohenzoller-Hechinger, ſprechen ſie dieſelbe ſüße, einnehmende, gewinnende Sprache. So weit die deutſche Zunge — ſchmeckt, ißt man Zweck, und ſo weit die deutſche Drehorgel klingt, hört man ſingen: „Sie ſollen ihn nicht haben". Du einig Deutſchland, freue Dich! Du haſt ein Nationallied, einen Cölner Dom, eine Walhalla und ein halb vollendetes Hermanns-Denkmal!

Deutſchlands Einheit, Dir leb' ich, Dir ſterb' ich! Du biſt für mich eine Wahrheit, keine Chimäre! Deutſchlands Einheit for ever!

Kurze Geſpräche.

— Man ſagt, Sie werden nächſtens ſich verheirathen?

— Ich muß wohl, denn ich gedenke ein Werk über die Ehe zu ſchreiben.

* * *

— Sie waren Patient?
— Leider!
— Woran litten Sie?
— An Doctor D'a.

* * *

— Was halten Sie vom Sänger G.?

— Seine Mittel ſind nicht unbeträchtlich; er ſoll bereits Capitalien ausleihen.

Berliner Journalſchau.

Von Nante Nantino.

Difficile est, satyram non scribere.
Horatius.

Geſellſchafter.

Zähleſt ſchier dreißig Jahr — ein reſpectables Alter!
Aber noch fehlen Dir zehn, eh' ſich der Schwaben-Zahn zeigt.

Figaro.

Witzigſter aller Barbiere, wie lange willſt Du noch ſeifen?
Setz' Dich endlich zur Ruh', gieb Memoiren heraus.

Staffette.

Rühreſt tüchtig im Koth der ſpreeumfloſſenen Lutetia;
Aber Herkules nur reinigt den Augiasſtall.

Freimüthige.

Hatteſt einſt beſſere Zeit — fuit Ilium, fuimus Troes!
Mit dem Hutten verlorſt — ach! — Du auf immer den Kopf.

Neuigkeitsbote.

Aus der Arche entſandt' Dich Vater Noah als Boten:
Was Du d'rinnen gehört, tiſcheſt Du brühwarm uns auf.

Modenſpiegel.

Giebt's noch Wunder? Kommt her! Man muß es ſeh'n, um zu glauben!
Seht, wie friſch darauf los Cosmar im Grab redigirt.

Pfennigblätter.

Rechnen habt Ihr gelernt: die Pfennige werden zu Thalern.
Adam Rieſe erlebt Freud' noch im Himmel an Euch.

Beobachter an der Spree.

Sinkſt in die Tiefen der Spree nun bald ein halbes Jahrhundert,
laß es uns wiſſen ſofort — findeſt Du Perlen darin.

Volksfreund.

Aufgewärmter Kohl ſchmeckt gut dem Volke — Du weißt es.
Edler Spender, mit Recht nennſt Du Freund Dich des Volks.

Erſter Berliner Herold.

Aus der Herolde Kampf gingſt ſiegreich hervor Du als erſter:
Daß man es wiſſe, nimm nur immer die Backen hübſch voll.

Allgemeine Preußiſche.

Klein iſt Dein Häuflein — ſchon recht! Seitdem Du allzuvermeſſen
Warfſt den Staat über Bord, hält man zum Staate Dich nur.

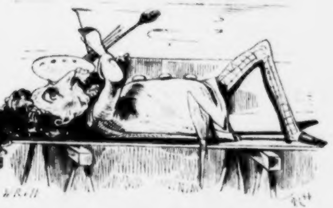
Voſſiſche und Spener'ſche.

Edles Schweſter-Paar, einſt werden die Letzten die Erſten:
Voll Hochachtung darum laß ich Euch ſchließen den Reih'n.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

ker. Die franzöſiſche Regierung will hier eine arabiſche Zeitung erſcheinen laſſen,
entgeldlich vertheilt werden ſoll, um die Herren Beduinen ſyſtematiſch zu fran-



Der Künſtler im dolce far niente.

lin. Unſere Akademie beſteht gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern: 1. Grafen
s älteſte Mitglied). 2. Alexander von Humboldt. 3. Eytelwein. 4. von Buch.
n sen. 6. Lichtenſtein. 7. Weiß. 8. Link. 9. Mitſcherlich. 10. Karſten.
. 12. F. H. Dirkſen. 13. Ehrenberg. 14. Crelle. 15. Klug. 16. Kunth.
ne-Dirichlet. 18. H. Roſe. 19. J. Müller. 20. Gh. Roſe. 21. Steiner.
t. 23. von Olfers. 24. Poggendorf. 25. Magnus. 26. Hagen. 27. Rieß.
Savigny. 29. A. Boeckh. 30. Becker. 31. C. Ritter. 32. Bopp. 33. Fr.
ner. 34. Meineke. 35. Lachmann. 36. Hoffmann. 37. Eichhorn. 38. Ranke.
Schelling. 40. Grimm. 41. Zumpt. 42. Gerhard. 43. Panofka. 44. Neander.
der Hagen. 46. W. Grimm. 47. Schott. 48. H. F. Dirkſen. 49. Pertz.
elenburg. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Liſte ein Phalanx glänzender
iſt; aber eben ſo läßt ſich auch nicht in Abrede ſtellen, daß mancher Name
wie Eytelwein, Ehrenberg, Steiner u. ſ. w. nie über das Weichbild der guten
lin hinaus gedrungen iſt und neben den weltberühmten Namen eines Humboldt,
und Boeckh in tiefem Schatten ſteht.

Herr von Raumer will, in Folge der bekannten Vorgänge, ſeine Stelle als
und Mitglied der Akademie niederlegen. Letztere wird ſich darüber zu tröſten

Der Legationsrath Alfred Reumont, der neugebackene Adelige, unterzeichnet jetzt
Artikel in der „Preußiſchen Allgemeinen“ mit ſeinem „Alfred von Reumont“.
dadurch mehr zu imponiren als früher? Ein ſo vernünftiger Mann wie er
wohl wiſſen, daß dieſe Partikel längſt außer Cours iſt.

Dem Hofbuchhändler Alexander Duncker, der vor zwei Jahren — Niemand
für — den ſächſiſchen Civilverdienſtorden erhalten, iſt nun — Niemand weiß,
der Orden der Ehrenlegion zu Theil geworden. Herr Duncker ſcheint das Ge-

heimniß zu beſitzen, ſeine Verdienſte bei allen Höfen ins rechte Licht zu ſtellen. Ein Spötter meinte, er habe das Kreuz der Ehrenlegion blos darum erhalten, weil kein Anderer als er den Muth gehabt habe, die Schriften der Gräfin Ida Ane-Ane zu verlegen. Auch dies iſt allerdings ein Verdienſt … für ihn, doch weder für Frankreich noch für Sachſen. Im nächſten Jahre hofft Herr Alexander Duncker in dem Beſitz des rothen Adlers, 1849 in dem des Niſchan-Iſtichar und 1850 in dem des griechiſchen Erlöſer-Ordens zu ſein.

∴ Die „Voſſiſche Zeitung“ enthält: »Nach langjähriger Theaterführung habe ich neuerdings Erfahrungen gemacht, die in ihrer Art und Weiſe neu für mich ſind. Von mehreren Verfaſſern neuer Dramen iſt mir die Mittheilung geworden, daß nachdem die von ihnen eingeſandten Manuſcripte nicht angenommen worden, ſie ſich veranlaßt ſähen, in Brochüren und öffentlichen Blättern gegen mich und meine Verwaltung zu Felde zu ziehen. Eine gleiche Drohung iſt mir von Correſpondenten und Redacteuren auf den Fall geworden, daß ich ihnen den gewünſchten freien Eintritt verweigern oder wieder entziehen würde. Indem ich auf dieſe Kriegserklärung hierdurch aufmerkſam mache, behalte ich mir vor, wenn dieſe Brochüren und Inſerate erſcheinen, nach Befinden die Namen Derer, die mir die oben erwähnten Mittheilungen gemacht, wie deren Briefe zu veröffentlichen, in ſo fern die Verfaſſer der Brochüren und Inſerate ſich nicht hinter dem Viſir der Anonymität, wie es jetzt gebräuchlich, verbergen und man alsdann allerdings nicht wiſſen kann, ob ſie die Einſender der obengedachten Mittheilung ſind. von Küſtner.«

∴ Hector Berlioz, dem Niemand den Ruhm ſtreitig machen kann, daß er in ſeinen Compoſitionen einen großen, bis jetzt unerhörten muſikaliſchen Lärm macht, hat ſich auf der Durchreiſe nach Petersburg einige Tage in Berlin aufgehalten. Er gedenkt in Petersburg ein Rieſen-Concert zu geben, deſſen Donner ohne Zweifel den Eisgang der Newa aufs Wohlthätigſte befördern wird.

∴ Das bekannte Patent vom 3. Februar hat in ganz kurzer Zeit eine ziemlich bedeutende Literatur hervorgerufen. Eine der geleſenſten Schriften dieſer Art iſt die erſt unlängſt erſchienene des Herrn von Bülow-Cummerow, betitelt: „Preußen im Januar 1847 und das Patent vom 3. Februar“, ein Buch, das dieſe Frage ziemlich vorurtheilsfrei beleuchtet und am gründlichſten unterſucht.

∴ Profeſſor Dieffenbach hat ein intereſſantes Werkchen über die Wirkung des Schwefeläthers erſcheinen laſſen.

∴ Ein franzöſiſcher Schauſpieler, Alfred Guéry, iſt im Hoftheater zu ſeinem Benefiz in einem deutſchen Stücke, als Marquis Poſa in Schillers „Don Carlos“, aufgetreten. Der Referent der „Spener'ſchen Zeitung“ ſagt: »Wer die bedeutende Schwierigkeit kennt, welche das Erlernen der deutſchen Sprache für einen Franzoſen darbietet, wie ſehr namentlich manche Laute dem Franzoſen widerſtreben, der wird in ſeinen Anforderungen mäßig ſein und das von ihm Geleiſtete immerhin anerkennungswerth finden. Einen Kunſtwerth kann die Leiſtung des Herrn Guéry freilich in keiner Weiſe beanſpruchen; ſie iſt vielmehr nur eine Curioſität, bei der man dem aufgewendeten Fleiße Beifall zollt.«

∴ Madame Viardot-Garcia wird bis Anfang Mai auf unſerer Hofbühne gaſtiren und dann einem Rufe nach Wien folgen. Sie wird noch als Alice im „Robert“, als „Iphigenia in Tauris“ und als Donna Anna im „Don Juan“ in deutſcher Sprache auftreten. Nach Beendigung dieſes Gaſtſpiels werden Demoiſelle Kathinka Evers, aus Florenz, und Madame Schlegel-Köſter zu Gaſtſpielen erwartet. Der Mai bringt uns auch Demoiſelle Unzelmann, den Liebling des Leipziger Publikums Sie wird als Valentine in dem gleichnamigen Schauſpiel des Herrn Freitag debutiren.

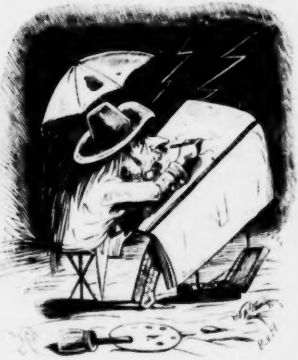
∴ Unter den Anzeigen der „Voſſiſchen“ befand ſich neulich folgende „beſcheidene Anfrage“ an die Naturforſcher: »Begünſtigt denn das jetzige Klima von Deutſchland das Fortkommen der ſpaniſchen Fliegen?« (O Lola!)

Boſton. Die Wiener Balletmeiſterin Weiß mit ihren 48 Tanzkindern gefällt auch hier und erntet Lorbeer und Dollars en masse.

∴ Unſere Stadt, die ein ziemlich ungeſundes Klima hat, iſt das Eldorado für Aerzte. Dr. Wilhelm Weſſelhoeft, der Homöopath, hat eine Praxis wie vielleicht kein zweiter Arzt in Amerika, und ſein Bruder Robert hat, vier Meilen von hier, eine Waſſerheilanſtalt gegründet.

Breslau. Der hieſige Buchdruckereibeſitzer Leopold Freund erklärt in den Zeitungen, er habe zwei Jahre einen „Muſenalmanach“ von Studenten der hieſigen Univerſität in höchſt eleganter Ausſtattung verlegt und vom erſten Jahrgange ſiebzehn, vom letzten aber nur acht Exemplare in Breslau, im übrigen Schleſien und im geſammten Deutſchland verkauft. (Wir fürchten, daß es dem neuen, von den vierzig Schatten des Leipziger Literatenvereins angekündigten Album nicht viel beſſer ergehen wird.)

oblenz. Die „Rhein- und Moſelzeitung“ beſchäftigt ſich außerordentlich viel mit
ontez, namentlich giebt ſie lange Mittheilungen über dieſelbe aus der „Freiburger
“.

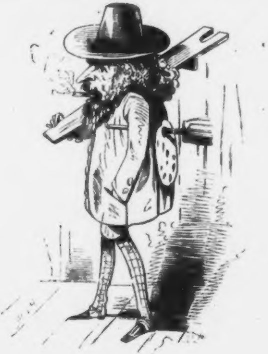


r Künſtler, vertieft im Anſchauen der Natur, malt ein Gewitter.

resden. Der in Berlin erſcheinende „Künſtler-Novelliſt“, redigirt von Herrn
chaelſon, enthält Folgendes: Die „Theaterchronik“, das officielle Organ des Herrn
aturgen Gutzkow, ergeht ſich jetzt, ohne Zweifel auf höhern Wunſch, in Ausfällen
das tüchtige Werk eines talentvollen Autors, „Johanna I., Königin von Neapel“,
charff von Scharffenſtein, welches in rhetoriſcher Hinſicht allein ſchon große Anerken-
verdient. Edle, hochpoetiſche Sprache, treffliche Jamben haben allerdings mit
w's unkünſtleriſchen, harten Reimen ſo wenig Aehnlichkeit, daß dies Werk jeden-
n Bezug auf die Diction und die Kunſt der Sprache weit über Alles geſetzt wer-
nn, was Herr Gutzkow je in dieſer Hinſicht geleiſtet hat und noch leiſten wird. —
lückliche Erfolg der „Johanna“ in Hannover hat übrigens hinlänglich bewieſen,
e Werth das Werk auch in dramatiſcher Hinſicht beſitzt. Daß Herr Gutzkow, wel-
er Verfaſſer vor zwei Jahren Fragmente der freien Ueberſetzung eines andern,
en Werkes mitgetheilt, und der dieſelben in der Johanna wieder erkennt, das ge-
e Vertrauen mißbraucht, um die nahe bevorſtehende Darſtellung der „Johanna“
esden zu hintertreiben, wird bei dem Verfaſſer der „Wally“ Niemanden in Er-
n ſetzen. Dem Dresdener Theater ſteht, da dieſer Fall nicht der einzige iſt, unter
enden Umſtänden eine ſehr traurige Zukunft bevor. Gutzkow für immer und
w überall! wird es heißen. „Richard Savage“, aus gewiſſen Memoiren entnom-
„Anonym“ und „der dreizehnte November“, Goldoniſche Nachbildungen in verfehlter
und Sprache, und neu aufgeputzte, dramatiſirte Novellen werden das Repertoir
chen und jungen Autoren von Talent die Thüren verſchloſſen halten, damit Herr

Gutzkow, deſſen geſammelte Werke trotz alles Poſaunens faſt gar keine Leſer gefunden, deſſen Bühnenerfolge man ſeit längerer Zeit künſtlich erhält, ſich ganz allein breit machen könne mindeſtens doch ſo lange es dauert!

∴ Es macht ſpätern Literarhiſtorikern oft große Mühe, die Verfaſſer anonymer biographiſcher Artikel herauszubekommen. Für dieſe wird bemerkt, daß der Verfaſſer der lobhudelnden Artikel in der „Abend-Zeitung" über Herrn von Holtei und jetzt über Herrn Carl Gutzkow, der Günſtling und Freund des Letztern (ſo nennt er ſich ſelbſt), ein gewiſſer Herr Faſolt, Primaner auf der hieſigen Kreuzſchule, iſt, der unter ſeinem Schimpfnamen Emil Cerevis ſchreibt. Er ſchwatzt für einen Primaner ziemlich hübſch, nur fehlt ihm noch die nothwendige Orthographie und Grammatik; ſo ſchreibt er z. B. durchweg Abſurdidät, Sociedät. Risum teneatis amici!



Der Künſtler in ſeinem Berufe als Decorationsmaler.

Frankfurt. In der ſonſt höchſt proſaiſchen „Didaskalia" ſingt ein Herr Ludwig Hub ein „Schwefelätherlied", das ein paar ganz allerliebſte Pointen hat. Eine Strophe lautet:

Durch ihn kann zu der Krankheit Sitz
Man ſchmerzlos Hilfe ſenden,
Auch wird die löbliche Juſtiz
Ihn künftig oft verwenden;
Auf ſeinem letzten Gang' erlaubt
Sie ihn dem Miſſethäter,
Hold träumend fliegt vom Rumpf das Haupt —
Es leb' der Schwefeläther!

Heilbronn. Die „Dorfzeitung" meint, die Ehe zwiſchen Dr. David Strauß und der bekannten Sängerin Agneſe Schebeſt ſei auch blos eine „Mythe" geweſen.

Karlsruhe. Dem hieſigen Gemeinderathe iſt eröffnet worden, daß einſtweilen ein Noththeater im Orangeriegebäude hergeſtellt, zugleich aber auch ein neues Theater auf einem andern Platze (man nennt den Erbprinzengarten) nach demjenigen Plane ausgeführt werden ſoll, der als der beſte erfunden werde, indem dazu eine allgemeine Concurrenz eröffnet und ein anſehnlicher Preis dafür ausgeſetzt werden ſoll. (D. A. Z.)

Leipzig. Die Abgeſchmacktheit des Herrn Laube hat endlich ihren Zündgipfel erreicht. Wüthend, daß die Berliner Hofbühne den Michel Beer'ſchen „Struenſee" dem gleichnamigen Sauerteige des großen Heinrich vorgezogen, ſagt er im Vorworte zu dieſem geiſtloſen Machwerke: »Ein fremdes Element dringt neuerer Zeit überall in unſere Bühnen, auch in die der Literatur: das iſt das jüdiſche Element. Ich nenne es mit Betonung ein fremdes, denn die Juden ſind eine von uns total verſchiedene Nation heute noch, wie ſie es vor zweitauſend Jahren waren.« Käme es auf Herrn Laube an, ſo würde er allen Juden das Schriftſtellern verbieten, weil er fühlt, daß ſelbſt der bornirteſte Jude noch immer mehr Talent und Geiſt als mancher dieſer bänkelhaften Faiſeurs beſitzt, zu denen auch ſeine Wenigkeit gehört. Von allen jüdiſchen Schriftſtellern lobt er nur die Herren Gabriel Rieſſer und Berthold Auerbach. Wenn aber Einer dieſer Beiden ſich jemals unterſtände, ein beſſeres Stück als „Bernſteinhexe" oder „Struenſee" zu ſchreiben, dann würde der große Geiſt über das „Eindringen jüdiſcher Maximen" ein brotneideriſches Wehklagen erheben und ſich nicht entblöden, das jüdiſche Element in Anklageſtand zu verſetzen, weil es ſich erkühnt, in der Literatur reinere Triumphe zu feiern als das heinrich-laubeſche Element, das — er ſelber fühlt dies am beſten — ganz untergeordneter Natur iſt.

∴ Diezmann's „Modenzeitung" ſchreibt: Während die neueſten Schriften der franzöſiſchen und engliſchen Romanſchriftſteller in Deutſchland noch immer verſchlungen werden, finden ſie im eigenen Vaterlande immer weniger Leſer. So erfuhr man aus der Klage eines Pariſer Buchhändlers gegen Herrn Sue, welchem er „Martin den Findling" für einen Separat-Druck abgekauft und für jeden Band 8000 Frs. bezahlt hatte, daß von dem erſten Bande dieſes Romas kaum eilfhundert, vom zweiten nicht ganz ſiebenhundert Exemplare verkauft worden ſind und der Abſatz jedes der folgenden Bände noch geringer geweſen iſt; in Deutſchland ſind dagegen gewiß zwanzigtauſend Exemplare dieſes (ſchoflen) Romanes verkauft worden. (Der deutſche Magen hat ſtets mehr Kartoffeln als Ananas conſumirt.)

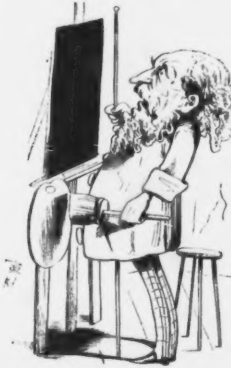
∴ Im Verlagsbureau (Arnold Ruge) iſt ein Zwillingspaar von Taſchenbüchern erſchienen. Das eine heißt „Poetiſche Bilder", das andere „Politiſche Bilder aus der Zeit". Beide ſind ziemlich bunt und intereſſant. Im erſten haben uns vor Allem die ſchweizer Novelle „Das Abenteuer in Uri", vom Herausgeber, und „Für acht Schillinge Weißbrot", eine däniſche Erzählung von M. Goldſchmidt, dem Herausgeber des Kopenhagener „Corſaren", angeſprochen. Sehr pikant und treffend ſind Ludwig Stegers „Stechpalmen" und einzelne Strophen und Diſtichen von Arnold Ruge; das Uebrige aber iſt Ballaſt, um ſich Anſpruch auf die Zwanzigbogenfreiheit zu verſchaffen. — Weit gediegener ſind die politiſchen Zeitbilder, in welchen vor Allem die „Politiſchen Briefe über die Schweiz", von C. Junius, und „Auch ein Politiker", eine vom Scheitel bis zur Zehe geharniſchte Epiſtel von Arnold Ruge an ſeinen „vortrefflichen Freund" R. E. Prutz, (Ha, ha, wer lacht da) den erſten Rang einnehmen und im Leſen einen tiefen, überwältigenden Eindruck zurücklaſſen. Auch die „Bilder aus dem Leben eines Jeſuiten-Collegiums", von H. Bode, ſind nicht unintereſſant. Die Ausſtattung beider Bände iſt ſauber und elegant.

∴ Im Schooße unſerer Stadtverordneten iſt die höchſt naive Behauptung aufgeſtellt worden, daß unſer Stadttheater noch nie auf ſo künſtleriſcher Höhe geſtanden, als jetzt. Beweis, daß die Herren Stadtverordneten gewiß von Allem mehr als vom Theater verſtehen. Man erlaſſe Herrn Dr. Schmidt die Pacht; man ſchenke ihm die Gasbeleuchtung; man räume ihm alle möglichen Begünſtigungen ein, doch ſage man nicht, daß das Alles nur darum geſchähe, weil unter ſeiner Leitung unſere Bühne ſich in glänzenderem Zuſtande befinde, als unter dem alten Regime; man ſage offen, man thue das Alles blos darum, weil Herr Schmidt ein Leipziger iſt und im Schooße des Stadtverordneten-Collegiums viele Freunde hat, die ihm in jeder Hinſicht wohlwollen. Wahrheit über Alles! Wir gönnen Herrn Schmidt, der im vollſten Sinne des Worts ein Ehrenmann iſt, jede Begünſtigung, doch dürfen wir nicht dulden, daß ihm, auf Koſten ſeines Vorgängers, mehr Weihrauch geſtreut werde, als er in der That verdient.

∴ An die Stelle der nach Berlin engagirten Demoiſelle Unzelmann, deren Abgang für unſer Stadttheater ein höchſt empfindlicher Verluſt iſt, ſoll eine junge Oldenburgerin, Demoiſelle Sidonie Se[illegible]er, eine Schülerin des Herrn Roetſcher, engagirt werden. Madame Hoffmann, die erſte Liebhaberin des Rigaer Theaters, die uns Demoiſelle Unzelmann erſetzen ſollte, hat es vorgezogen, in Riga zu bleiben.

∴ Unſere Leſer werden nicht wenig erſtaunt ſein, zu erfahren, daß Herr Marr ... noch immer Ober-Regiſſeur iſt. (Schönheit vergeht, Tugend beſteht.)

∴ Der in jeder Beziehung ausgezeichnete Redacteur des in jeder Beziehung ausgezeichneten „Bayard“ hat ſeine ſämmtlichen Abonnenten in Lebensgröße auf den Deckel ſeiner Schnupftabaksdoſe malen laſſen und dabei noch ſo viel Raum übrig behalten, um auch den Verleger ſeines Blattes auf dieſe Weiſe zu verewigen.



Der Künſtler vollendet als Hiſtorienmaler ſeine heilige Chriſtnacht.

Liſſabon. Der engliſche Touriſt Hughes, der einen Reiſebericht über Spanien und Portugal geliefert hat, beſchreibt darin auch die Königin von Portugal und nennt Donna Maria eine ſchöne Frau, die ganz beſtimmt ihre achtzehn Stein (396 Pfund oder rundweg 4, wiederhole vier Centner) wiegt. (Sic transit Gloria!)

London. Der im Unterhauſe von Herrn Ewart eingebrachte Antrag auf gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe iſt, trotz der glänzenden Beredſamkeit der Herren Bowring, Hume, Aglionby und Brotherton, mit 81 gegen 41 Stimmen verworfen worden.

∴ In dem Vice-Admiral der weißen Flagge, Sir Nicholas Tomlinſon, hat England abermals einen der würdigſten Veteranen ſeiner glorreichen Flotte verloren. Er ſtarb, 83 Jahre alt, am 6. März, und hatte von unten auf gedient. Der „Morning-Herald“ hebt beſonders Das hervor, daß er, trotz ſeiner tapfern Thaten, weder Großkreuze noch Sterne erhalten, während Andere, wie z. B. Sir Edward Codrington, ein jetzt mit Orden, Würden und Priſengeldern überſchütteter Admiral der rothen Flagge ſei. Die Anzahl der Admirale iſt nun auf die beſtimmte Zahl von 150 vermindert.

∴ Die Abenteuer der Miß Montez machen hier, wo die Wiege ihres Daſeins ſtand, noch mehr Aufſehen als anderswo. Miß Montez, die ſogenannte Spanierin, iſt hier noch allen Leuten als Betſey James, als die braune Tochter Irlands (?) in gutem (??) Gedächtniß. Vor ihrer Verwandlung in eine ſtolze Caſtilianerin hatte die luſtige Irländerin als Betſey James ein ſehr trauriges Fiasco auf der Londoner Bühne erlebt. Aber große Geiſter ſind in ihrem Unglück am größten, und die Landsmännin O'Connells hat Granada's und Sevilla's ſtolze Traditionen an die Stelle der ſchmutzigen Erinnerungen iriſcher Hütten adoptirt und aus der Aſche der Betſey James im Regents-Circus iſt der flammende Phönix Lola Montez hervorgegangen, der in Frankreich blutige Duellproceſſe, in Preußen Peitſchenhiebe von Gensd'armen und in München hiſtoriſche Ereigniſſe producirt.

∴ Das zweite italieniſche Opernthеater ſoll am 6. April mit Roſſini's „Semiramis“ eröffnet werden. Die Griſi wird die Titelrolle, die Alboni den Arſace und Signor Tamburino den Aſſur ſingen. Das Gebäude ſchließt ſich, der Größe nach, unmittelbar der Scala in Mailand und dem San Carlo in Neapel an. Coventgarden hat 188 Privatlogen.

∴ Im Mai wird hier ein Schiff, „Ki-In“, aus China erwartet, welches unter andern Merkwürdigkeiten auch ein vollſtändiges Corps chineſiſcher Tänzer, Komödianten und Muſiker mitbringt, die hier ihre Kunſtſtücke produciren wollen. An Zulauf des Publikums wird es nicht fehlen.

Mannheim. Der hieſige Obergerichts-Advokat Hecker, einer der ausgezeichnetſten Schwätzer des Großherzogthums Baden, hat ſeine Stelle als Abgeordneter der zweiten Kammer niederlegt. (Das kann der Kammer nur ſehr angenehm ſein, denn Herr Hecker war ein Mann, der bei jeder Gelegenheit nur ſein winzig kleines Ich zu Markte trug und à tout prix berühmt werden wollte, was ihm bis jetzt leider nicht gelungen iſt.)

Moskau. Am 16. Februar ſtarb hier der Bücherfabrikant Leginow in ſeinem 50ſten Jahre. Der Verſtorbene beſaß in Moskau eine Druckerei, Buchhandlung, Leſebibliothek, Lithographir- und Graviranſtalt und hatte eine beſondere Klaſſe von Schriftſtellern und Kupferſtechern in ſeinem Solde, welche nach ſeinen Anweiſungen Caricaturen, Portraits, Bilder, Bücher, Lieder ꝛc. arbeiteten, zuſammen wenigſtens tauſend Menſchen, deren Werke dann über 500 ruſſiſche Bauern zu Fuß und Roß durch ganz Rußland verführten. Er kaufte auch die verlegene Waare der übrigen Buchhändler in großen Maſſen auf und war die letzte Zuflucht aller Buchhändler für Bücher, die nicht gehen wollten, und die er in Trab ſetzte. Alle Bücherkrebſe mußten durch ihn unter das Volk, und Millionen Rubel gingen ſo durch ſeine Hände. Wolle man nicht glauben, daß der Mann nichts genützt habe! Tauſende haben durch ihn leſen gelernt und dieſe Leute werden, wenn ſie die ſchlechten Bücher geleſen, nun auch beſſere kaufen und leſen.

München. In Folge der bekannten Unruhen ſoll unſere Univerſität für dieſes Semeſter geſchloſſen werden; auch ſollen ſämmtliche Ausländer das Königreich Baiern mit einem Ypſilon verlaſſen.

∴ Die kühne Spanierin Donna Lola Montez hatte ſich vor einiger Zeit in Begleitung einiger Verehrer auf einem Subſcriptionsballe einzudrängen geſucht und ſich durch die, zum Theil wegen unpaſſenden Benehmens der Letzteren, erfahrene Zurückweiſung zu Thätlichkeiten verleiten laſſen, welche, theilweiſe erwidert, mit einem etwas unſanften Rückzuge der Dame und ihres Gefolges endeten. In Folge der über dieſen „Rauf-Exceß“ eingeleiteten polizeilichen Unterſuchung ſoll nun Lola Montez zu eintägigem, die Gegenpartei aber zu zwei- bis dreitägigem geſchärften Arreſte (d. h. mit Entziehung der warmen Koſt über den andern Tag) verurtheilt worden ſein.

∴ Die in Leipzig erſchienene Brochüre „Mola Lontez“ iſt hier mit großer Haſt confiscirt worden. (Warum?)

∴ Feldmanns Poſſe „Eiſele und Beiſele“, die durch witzige Pointen und Beziehungen auf hieſige Zuſtände viele Heiterkeit erregt, hatte ſich einer beſſeren Aufnahme zu erfreuen als das gleichnamige Stück in Wien.

Paris. Ein vom Aſſiſenhofe des Departements l'Ardèche zum Tode verurtheilter Verbrecher hat den Juſtizminiſter ſchriftlich um die Vergünſtigung erſucht, vor ſeiner Hinrichtung ein Viertelſtündchen Schwefeläther einathmen zu dürfen, da, wie er gehört, der Tod auf dieſe Weiſe ſchmerzlos ſei.

∴ Der alte Béranger, der Tyrtäus des franzöſiſchen Waffenruhms, hat nach langem Schweigen wieder in die goldenen Saiten ſeiner Volksharfe gegriffen und in der „Revue des deux mondes“ ein neues Lied, „les colombes de la Bourse“, angeſtimmt, das in ganz Frankreich ein tauſendſtimmiges Echo findet. Der „National“ brachte neulich ein anderes Lied des greiſen Barden, einen „Morgenruf des wiedererwachten galliſchen Hahns“, ein Lied, das Krieg und Schlachten weiſſagt.

∴ Der Münchener Roman, in welchem Signora Lola Montez, die hier eine Maſſe alter Bekanntſchaften hat, eine Hauptrolle ſpielt, hat auch hier ungeheure Heiterkeit erweckt. Der arge Spötter Heinrich Heine will dieſen köſtlichen Stoff in ſpaniſchen Aſſonanzen beſingen und ſein Gedicht einem ſüddeutſchen Fürſten widmen.

∴ Heinrich Heine hat das bekannte ſteinerne Bild am Berliner Schloſſe (eine weibliche Perſon und ein Roß darſtellend) zum Gegenſtande eines witzigen Gedichtes gemacht, das hier in vielen Abſchriften circulirt.

∴ Von dem bekannten Vielſchreiber Capefigue, der jedes Jahr ein Dutzend Bände franzöſiſcher Geſchichtswerke aus dem Aermel ſchüttelt und den man dieſer Fruchtbarkeit wegen den „Scribe historique" nennen darf, iſt ein neues Werk erſchienen unter dem Titel „le congres de Vienne", ein Buch, das unter den jetzigen Umſtänden ein doppeltes Intereſſe erregt. Das Ganze zerfällt in dreiundzwanzig Abſchnitte, welchen zwanzig Actenſtücke beigefügt ſind, die ſich auf die Ereigniſſe der Jahre 1815 bis 1821 beziehen. Die Titel der Hauptrubriken lauten: Pologne; Cracovie; Allemagne; Saxe; Belgique; Italie; Suisse. Capefigue's größeres Werk „l'Europe depuis l'avénément du roi Louis Philippe" hat mit dem ſoeben erſchienenen neunten und zehnten Bande ſein Ende erreicht.

∴ Heinrich Börnſtein hat Léon Gozlans höchſt pikantes Luſtſpiel „Trois Rois et trois Dames" für die deutſche Bühne bearbeitet.

∴ Die erſte Vorſtellung des Dumas'ſchen Schauſpiels „la Reine Margot" hat von 6 Uhr Abends bis drei Uhr Morgens gewährt. Dies hat den Spottblättern Stoff zu guten und ſchlechten Witzen gegeben. Eines dieſer Journale erzählt, daß manche Zuſchauer vor Hunger ihren Theaterzettel und andere ſogar das lederne Futteral ihres Operngucker's aufgegeſſen hätten. Ein anderes Blatt berichtet, am andern Morgen habe man im Parterre dreizehn verhungerte Claqueurs gefunden. Die todtenbeſchauende Jury ſprach ihr Verdict dahin aus: »Umgekommen aus Mangel an geiſtiger und leiblicher Nahrung.« Ueber das Stück ſelbſt ſagt das „Journal des Débats": Das neunſtündige Drama iſt ein Gewirr von Intriguen, Leidenſchaften, Effecten, Paläſten, Kerkern, Kirchen, Hochgerichten, Fürſten, Henkern, Bauern, Edelleuten, Pagen, Mördern, Hunden (ſelbſt Hunde kommen darin vor!), Hexen und Prinzeſſinnen, ſo daß der Zuſchauer keinen Augenblick zur Ruhe kommen kann.

∴ Die Krankheit der berühmten Schauſpielerin Mars nimmt einen beunruhigenden Charakter an. Die Aerzte haben wenig Hoffnung, ihr Leben zu retten und dies ſelbſt nur mit dem Verluſte aller geiſtigen und intellectuellen Fähigkeiten der Kranken.

∴ Demoiſelle Rachel, die Erbin des Ruhmes der Demoiſelle Mars, wird ihren dreimonatlichen Urlaub zu einem Gaſtſpiel in London benutzen, wo ſie für jede Vorſtellung 5000 Francs erhält

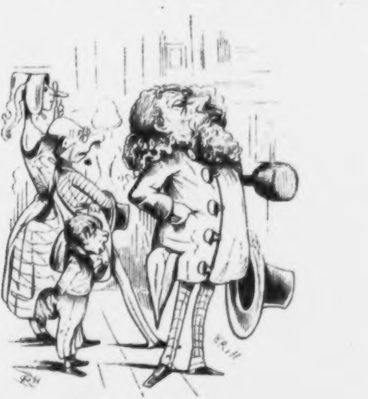
∴ Unſer Seinebabel hat jetzt 29,525 bewohnte und 341 unbewohnte Häuſer, und 355 ſind noch im Bau begriffen. Die Geſammt-Bevölkerung von Paris belief ſich im vorigen Jahre auf 1 Million 53,897 Perſonen, mit Einſchluß der Garniſon, die aus 19,700 Mann beſtand.

Regensburg Ein Dr. Joh. Nep. Sepp hat die intereſſante Entdeckung gemacht, daß das Bier katholiſch, der Schnaps proteſtantiſch macht. Im „Leben Jeſu", welches derſelbe hier bei Manz, mit einer Vorrede ſeines Freundes Görres, herausgegeben hat, heißt es wörtlich: »Nur die Schnapsländer, wo der Menſch ſchon durch den beſtändigen Genuß des Fuſels abſtract, für jede höhere Begeiſterung ſtumpf und trocken und ſeines körperlichen, wie geiſtigen Lebensmarkes entleert iſt, haben die eben ſo abſtracte und ſchwindſüchtige Neulehre ausgebildet, und nur in den Branntweinzonen, wo Geiſt und Körper gleichmäßig ausgemergelt ſind, findet der Proteſtantismus ſein Fortkommen. Da, wo bei Wein und Gerſtenſaft (einige Wein- und Bierſorten ausgenommen) noch kernhafte und ganze Naturen gedeihen, ging und geht der Glaubensſchwindel ohne Folge vorüber, und nach einer ſo vollendeten Hungerleiderei in der Philoſophie giebt ſich kein Verlangen kund.« (Nächſtens wird alſo wohl ganz Polen und Irland proteſtantiſch werden!)

Rom. Den ſämmtlichen hieſigen Theatern iſt geſtattet worden, ihre Vorſtellungen während der Faſtenzeit fortzuſetzen, was als der erſte Fall in der Geſchichte der hieſigen Theater angeführt zu werden verdient. Mehrere Opern (von Donizetti), welche die politiſche Aengſtlichkeit der frühern Regierung nicht aufzuführen geſtattet hatte, werden jetzt über die hieſige Bühne gehen.

∴ Pius IX., der die Wahrheit und die Oeffentlichkeit beſſer zu ſchätzen verſteht, als mancher andere Herrſcher, hat der Zeitſchrift „Sentinella" die Erlaubniß ertheilt, ohne Cenſur erſcheinen zu dürfen. (Wohlgemerkt, eine Nummer dieſer Zeitſchrift iſt nicht zwanzig Bogen ſtark.) — Auch ſehen wir hier in Kurzem der nähern Beſtimmung der Grenzen einer vernünftigen und liberalen Preßfreiheit entgegen.

Venedig. Fanny Elsler tanzt im Fenice-Theater und hält faſt täglich — einer leopatra gleich — unter einem Regen von Blumen und Juwelen (?) ihren Siegeszug uf dem „großen Canale“, von der jungen Ariſtokratie der alten Republik in Gondeln gefolgt.



Der Maler auf der Kunſtausſtellung.

Wien. Die hier in Umlauf geſetzten falſchen Zehngulden-Banknoten ſind aus ndon hierher gekommen Ein hieſiger Jude, der auf ſeine Koſten nach England gereiſt r, hat in Rocheſter in einer abgelegenen Straße die Fabrik dieſer falſchen Scheine deckt. Die Thäter ſind verhaftet, der Entdecker hat auf jede Belohnung, ſelbſt auf Vergütung der Reiſekoſten, verzichtet und als Anerkennung nur den Toleranzbrief für ien begehrt. Ein ſolcher Toleranzbrief gewährt dem Beſitzer ungeſtörten Aufenthalt d die Erlaubniß, in ſeine Familienliſte eine große Zahl Glaubensgenoſſen aufzunehmen, dann gleichfalls hier leben dürfen und dafür ihrem Gönner namhafte Renten zahlen.

∴ Die Cenſur hat aus einem Chor in Meyerbeers „Vielka“ einige höhnende Worte f den Feind, alſo auf Oeſterreich, geſtrichen. Durch ein Verſehen ſind dieſe Worte r doch gedruckt und geſungen worden. Der Buchdrucker ſoll mit 300 Gulden Strafe on kommen.

∴ Man ſagt, Meyerbeer werde vom Kaiſer von Oeſterreich den Orden der eiſernen one erhalten.

∴ Meyerbeer hat dem Theater an der Wien eine neue Oper zugeſagt, zu der Herr Bauernfeld ihm den Text liefern will.

∴ M. G. Saphir ſoll vom König von Baiern die Zuſicherung einer Anſtellung Dramaturg am Münchener Hoftheater erhalten haben.

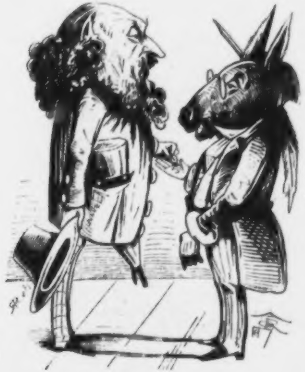
∴ Am 8. März ſtarb hier der Hofrath Dr. von Raimann, erſter Leibarzt des ſers, Präſes und Director der mediciniſchen Facultät.

∴ Am 10. März ſtarb hier die einſt berühmte Sängerin Mariane Seſſi, in einem Alter von 76 Jahren.

∴ Unlängſt ſtarben hier an einem und demſelben Tage die beiden Bürgermeiſter von Korneuburg und Kloſterneuburg. Der Eine hieß Scherz, der Andere Ernſt.

∴ Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung“ ſammelt milde Spenden für den am Typhus erkrankten Literaten Louis von Alvensleben. Die vielgerühmte Mildthätigkeit zeigt ſich bei dieſem Anlaß in ſehr armſeligem Lichte. Wäre Herr von Alvensleben Seiltänzer, Steinſchlucker oder Gaukler anderer Art, dann würde wohl mehr für ihn zuſammenkommen; er iſt aber Schriftſteller, und Wien, das reiche Wien, hat für ihn bis jetzt kaum zweihundert Gulden zuſammengebracht.

∴ Rrrr, ein anderes Bild! In dieſem Carneval ſollen, ohne die drei letzten Tage, 40,000 Bouteillen Champagner, 10,000 Bouteillen Bordeaux, 10,000 Bouteillen Rheinwein und 150,000 Bouteillen öſterreichiſcher und ungariſcher Wein ausgetrunken worden ſein. Verhältnißmäßig ſind eben ſo 20,000 Faſanen, 100,000 Kapaunen und Poulards und vielleicht 1,000,000, ſchreibe eine Million Krapfen verſchlungen worden. So Etwas vermag nur der Faſching, meint die „Theaterzeitung“. So Etwas vermag nur Wien, meint ein anderes Blatt.



Ein Recenſent, welcher vom Künſtler geſchmiert wird.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die franzöſiſche Akademie zählt ſeit ihrer Errichtung bis jetzt 373 Mitglieder und unter dieſen einen Prinzen von Geblüt, 15 Cardinäle, 4 Erzbiſchöfe, 6 Marſchälle, 20 Staatsminiſter und 5 verſchiedene hohe Würdenträger.

— Zu den ſonderbarſten Sagen des Morgenlandes gehört auch die: Nach dem Glauben der Muſelmänner ſind Arabiſch, Perſiſch und Türkiſch die 3 Sprachen, die im irdiſchen Paradieſe geſprochen wurden. Die Schlange, welche unſere gemeinſchaftliche Mutter Eva verführt hatte, ſoll arabiſch, Adam und Eva unter ſich perſiſch, und der liebenswürdige Engel Gabriel, der Beide auf höhern Befehl aus dem Paradieſe gejagt, ſie erſt arabiſch und dann perſiſch, doch weil ſie nicht gleich gefolgt, endlich türkiſch angeredet haben, worauf ſie dann deſſen Befehl alſogleich vollzogen hatten.

— Das Wappen der Frieſen zeigt einen Grützkeſſel über dem Feuer mit dem Wahlſpruch: „Liewer duud als Slav" (Lieber todt als Sclave).

— George Duval erzählt in ſeinen „Souvenirs de la Terreur" Wunderdinge von dem Zartgefühle jener Blutmenſchen, die man die Hauptſchlächter der erſten franzöſiſchen Revolution nennt. Couthon, der von Payan ein „tugendhafter Bürger" genannt wird, trug Tag und Nacht auf ſeiner Bruſt ein kleines Wachtelhündchen, das er ſelbſt im Convente als ein Ableitungsmittel ſeiner überſchwänglichen Empfindſamkeit an ſein Herz drückte. — Chaumette widmete die Stunden ſeiner harmloſen Muſe einer Vogelhecke. — Der mordluſtige Fournier trug auf ſeinen Schultern ein kleines Eichhörnchen, das an einer ſilbernen Kette befeſtigt war. — Panis wandte den Ueberfluß ſeiner zärtlichen Gefühle zwei Goldfaſanen zu, und Marat, der nicht einen von den dreimalhunderttauſend Köpfen, die er für die guillotine permanente begehrt hatte, ablaſſen wollte, zog Tauben auf. — Robespierre, das Haupt dieſer Schlächter, war das nec plus ultra von Empfindſamkeit: der Geruch eines friſchen Veilchens machte ihn ſo weich und der Anblick einer jungen Roſe ſo ſentimental, daß er wie ein verliebter Schwärmer in Seufzer ausbrach.

Treffer und Nieten.

• Einen Spartaner fragte ein Fremder, der ſich in Sparta aufhielt, ob er ſich auch ſo lange, wie Er, auf einem Beine aufrecht erhalten könne? — »Ich nicht,« antwortete dieſer, »aber jede Gans kann es.«

• Nikokles pries die Aerzte glücklich, weil ihre Erfolge von der Sonne beſchienen, ihre Irrthümer aber von der Erde bedeckt würden.

• Als man den Solon fragte, was er unter dem Worte „Geſetz" verſtände, erwiderte er: »Ein Geſetz iſt ein Spinnengewebe, in welches ſich kleine Fliegen verfangen, während es die großen durchreiſſen, um wieder davon zu fliegen.«

• Als Jemand den Anacharſis fragte, welche Schiffe er für die ſicherſten halte, erhielt er zum Beſcheide: »Diejenigen, welche man ans Land gezogen hat.«

• Ein Kaffeehausbeſucher entzog neulich einem eingeſchlafenen Gaſte Kühne's „Europa". »Halt, mein Herr!« ſchrie der Erwachende. — »Ach, Sie ſchliefen ja!« — »Ganz recht, mein Herr, ich habe aber noch nicht ganz ausgeſchlafen!«

• Die Frauen leben im ewigen Kampfe: vom 18ten bis zum 25ſten Jahre währt der ſiebenjährige Krieg des Herzens mit dem Verſtande und vom 25ſten bis 55ſten Jahre der dreißigjährige Krieg der Natur mit dem Schneider.

• »Ein Weib ohne Schamgefühl iſt eine Speiſe ohne Salz,« ſagt ein perſiſches Sprichwort.

Gleiches Naturell.

Wenn dort der Eſel auf der Flur
Nur Diſteln ſucht — wird's Dich verdrießen?
Gewiß nicht — weil ihn die Natur
Aufs Diſtelfreſſen angewieſen.

Geht der und jener Kritikus
Nur ſtets auf geiſt'ge Diſtelweide,
So gönn' ihm weislich den Genuß,
Von gleichem Naturell ſind Beide.

N. N.

In **J. B. Müllers** Verlags-Buchhandlung in Stuttgart erſcheint auch im Jahre 1847 die bekannte Zeitſchrift:

Erheiterungen,

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

in ihrem zwanzigſten Jahrgange. Schon ſeit ihrem Beginne der Liebling eines großen Leſerkreiſes, hat dieſe Zeitſchrift beſonders im vergangenen Jahre ſich durch die begonnene Serie von **Preis-Novellen** eines ſo großen Zuwachſes neuer Freunde zu erfreuen gehabt, daß dieſer Zuwachs gewiß mit Recht auch von dem gegenwärtigen Jahrgang erwartet werden darf, welcher die Fortſetzung der Preis-Novellen und unter Dieſen Erzählungen von Lorenz Diefenbach, Karl Spindler, Auguſt von Sternberg, A. Lewald, W. von Chezy, Ed. Ziehen und vielen Andern bringt. Tendenz, Format und Erſcheinungsweiſe bleiben dieſelben wie bisher, nur wird der Inhalt, namentlich durch humoriſtiſche Beiträge und ſchätzbare Reiſeſchilderungen, noch gediegener und vielſeitiger zu werden ſtreben, als in dem vergangenen Jahre. Jung und Alt aus jedem Stande, wer nur eine friſche, Geiſt und Herz bildende, nachhaltig unterhaltende und Wiſſenbereichernde Lectüre liebt, wird ſchon beim Ueberblick des Inhalts unſere „Erheiterungen" liebgewinnen, und in ihnen einen wahren Hausſchatz von angenehmer, ſtreng ſittlicher Unterhaltung und eine Fülle gründlicher Belehrung, eine Hausbibliothek für alle Stände und Alter entdecken.

Die „Erheiterungen" erſcheinen in 24 Heften von je 5 Bogen groß Quartformates, welche in 12 Monatslieferungen ausgegeben werden. Jede Lieferung enthält mindeſtens Eine Preis-Novelle, einige Aufſätze von der Länder- und Völkerkunde, Reiſeſkizzen, mehrere kleinere Novellen, biographiſche Denkmale berühmter Zeitgenoſſen, gemeinfaßliche Aufſätze aus der Naturkunde, literariſche Ueberſichten, eine Kindertafel, ein Frauenalbum und ein Feuilleton. Der Preis per Jahrgang beträgt für 120 ſparſam gedruckte, ſchön ausgeſtattete Quartbogen nur 6 Fl. 24 Kr. oder 4 Rthlr. preuß. Cour.

Probehefte und Proſpecte ſind in allen Buchhandlungen vorräthig, woſelbſt zu jeder Zeit Abonnements angenommen werden. — Von einigen der früheren Jahrgänge ſind nur noch einzelne complete Exemplare zu erhalten.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 236. Leipzig, 9. April 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
hmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Frauen und Bücher.

Parallele von Franz Dorn.

Welche Aehnlichkeit zwiſchen Frauen und Büchern!

Frauen und Bücher — Beide werden gebunden, damit ſie nicht loren gehen. Hymen iſt der Buchbinder und die Ehe gewöhnlich ein gweiliger Pappdeckel.

Frauen und Bücher — Beide werden, zu größerer Sicherheit, unter loß und Riegel geſtellt.

Frauen und Bücher — Beide erregen das größte Intereſſe, wenn noch nicht aufgeſchnitten ſind.

Frauen und Bücher — bei Beiden iſt das Titelblatt ſehr häufig Anziehendſte. Was bei den Büchern der Titel, iſt bei den Frauen Geſicht.

Frauen und Bücher — Beide lieben die Vorreden.

Frauen und Bücher — Beide haben gute und ſchlechte Seiten.

Frauen und Bücher — Beide ſind nie ganz fehlerfrei. Die Bücher n Druck-, die Frauen andere Fehler.

Frauen und Bücher — Beide pflegen, wenn ſie ſchön und anziehend mehr als Eine Auflage zu erleben.

Frauen und Bücher — Beide werden nur höchſt ſelten aufmerkſam geleſen, ſondern faſt immer nur flüchtig durchblättert.

Frauen und Bücher — in Beiden trifft man Stellen, die man über- en muß.

Frauen und Bücher — Beide wirſt man bei Seite, wenn man ſie leſen hat.

Frauen und Bücher — bei Beiden ſieht man nach der Jahreszahl; aber pflegen ſie ſehr oft zu verheimlichen und dafür die Phraſe brauchen „gedruckt in dieſem Jahr".

Frauen und Bücher — Beide werden mit den Jahren billiger und iler.

Frauen und Bücher — Beide werden oft Maculatur.

Frauen und Bücher — Beide werden dann und wann großen Herren dedicirt, damit dieſe uns in ihren Schutz nehmen.

Frauen und Bücher — Beide koſten viel Geld.

Frauen und Bücher — von Beiden giebt's große und kleine, Folianten und Sedez-Ausgaben. Aber die kleinen Taſchenbücher mit Goldſchnitt ſind beliebter als die Folianten in Schweinsleder.

Frauen und Bücher — Beide erſcheinen oft unter pſeudonymen Namen.

Frauen und Bücher — über Beide werden oft Commentare; aus Beiden oft Auszüge gemacht.

Frauen und Bücher — Beide werden oft von einer Zunge in die andere übertragen.

Frauen und Bücher — Beide ſoll man nicht verleihen, weil man ſie nie ohne Makel zurückbekommt.

Frauen und Bücher — Beide ſind häufig ſo gefährlich, daß die Einen confiſcirt, die Andern verboten werden.

Der ſpaniſche Schnurrbart.

Der engliſche Touriſt Ford, welcher im vorigen Jahre Spanien bereiſt und die Eindrücke ſeiner Reiſe unter dem Titel „Gathering from Spain“ herausgegeben hat, erzählt Folgendes von dem ſpaniſchen Schnurrbart: Im Spaniſchen heißt er Bigote. Dies Wort iſt deutſchen Urſprungs, eine ſpaniſche Corruption des deutſchen Fluchs „bei Gott“, ein Spitzname, den man der deutſchen Nation, wegen ihrer ganz beſondern Vorliebe für das Fluchen, beigelegt hat. Der Bigote iſt in Spanien ein ausſchließliches Vorrecht der Generale, deren Zahl Legion ſein ſoll. Dieſe pflegen mit der rührendſten Zärtlichkeit ihren Schnurrbart und ſcheinen vor dem Raſirmeſſer noch weit mehr Furcht als vor dem Säbel zu haben. Als Sir Francis Drake vor Cadix die ſpaniſche Flotte in Flammen aufgehen ließ, hieß es in ſeinem officiellen Bericht: »Ich habe dem Könige von Spanien ſeinen Schnurrbart verſenkt.«

Als der Infant Don Carlos, von Iſabellens Truppen verfolgt, aus Spanien entfloh, hatte man große Noth, ihn zum Abſchneiden ſeines vielgeliebten Bigote zu bewegen. Zurbano ließ einem baskiſchen Rebellen den Schnurrbart abſchneiden und ihn ſelbſt, gleich einer Ratte ohne Schwanz, davonjagen, um die andern Basken durch dieſe Strafe, die er für die grauſamſte aller Züchtigungen hielt, einzuſchüchtern. Der gefürchtete Pirat Majaval, der blos durch die Unbeſtimmtheit des engliſchen Geſetzes zu Exeter dem Galgen entging, brachte bei ſeiner Rückkehr nach Barcelona ſeinen im Kerker gewachſenen Schnurrbart der heiligen Jungfrau, die ihn ſo wunderbar vom Strick befreit hatte, als wahrhaft rührendes Dankopfer dar.

Die Liebe zum Schnurrbarte griff immer mehr und mehr um ſich und ſteckte endlich auch die Bürger und vor Allen die Ellenritter an, die ſich einen Bigote wachſen ließen, um ſich ein martialiſches Anſehen zu geben; zuletzt trug jeder Lumpenſammler einen impoſanten Schnurrbart. Die Generale, die ſich in ihrem Vorrechte dadurch beeinträchtigt ſahen, wandten ſich an den Thron und Ferdinand VII. von Gottes Gnaden ſah ſich genöthigt, gegen das unbefugte Schnurrbarttragen aller Nichtſoldaten ein königlich donnerndes Decret zu erlaſſen. Der Verſuch, die alten ſpaniſchen Mäntel zu ſtutzen, hätte einem ſeiner Vorgänger, dem dritten Carl, einſt beinahe die Krone gekoſtet; der Befehl ſeines vielgeliebten Enkels, der die Bärte zu ſtutzen befahl, wurde wirklich einen ganzen Monat, weniger 29 Tage, pünktlich reſpectirt, dann aber, wie manches andere ſpaniſche Decret, zu Fidibus verbraucht. Seitdem ſteht der Bigote wieder in ſeinem alten Flore und die ſchöne Caſtilianerin weiß dem Gegenſtande ihrer Liebe, im Paroxiſmus ihrer Leidenſchaft, keinen ſüßern Namen zu geben als „mia anima bigatada“ (meine ſchnurrbärtige Seele) oder „bigote de mi vida“ (Schnurrbart meines Lebens).

Brief und Antwort.

Jene unſerer Leſer, die ſich für Alexander Dumas intereſſiren, werden ſich erinnern, daß er von einem Mitgliede der Deputirtenkammer, Herrn Malleville, hart beleidigt worden war. Unſer Graf von Monte-Chriſto iſt nicht der Mann, der eine Beleidigung ſolcher Art ungeſtraft äßt. Was thut er? Er ſchreibt Herrn Malleville folgenden Brief:

> »Mein Herr.
>
> Sie haben mich geſtern in der Deputirtenkammer beleidigt. Darum ſchicke ich Ihnen meinen Freund, Herrn Viennet, Pair von Frankreich, Mitglied der Akademie und Vorſitzenden des Schriftſtellervereins, um demſelben Ort, Tag und Stunde anzugeben, wo — wir wollen das Finale dieſes Briefes im Originale mittheilen — où il vous convient que nous nous couperons la gorge. Bis dahin habe ich die Ehre zu ſein
>
> Alexander Dumas, Marquis de la Pailleterie.«

Was thut Herr Malleville? Auch er ſchreibt einen Brief und – was das Schlimmſte iſt — einen Brief, in dem aus jeder Pore Witz nd Malice hervorſchießt. Die claſſiſche Antwort lautet:

> »Mein Herr.
>
> Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für das Vergnügen und die Ehre, die Sie mir durch die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Viennet verſchafft haben, bedaure indeß unendlich, auf den äußerſt gemüthlichen Vorſchlag, welchen Sie mir durch dieſen ehrenwerthen Herrn zu machen ſo freundlich geweſen ſind, leider nicht eingehen zu können, weil Ihr Vorſchlag ſich nicht mit jenen Pflichten verträgt, die mir als Mitglied des Vereins gegen die Thierquälerei obliegen. Ich habe nicht die Ehre, ein Gentleman zu ſein, und kann daher nur ſagen, daß ich bin
>
> Malleville, Mitglied der Deputirtenkammer.«

— Und das Duell?

Iſt — Gottlob leider! — unterblieben.

Pariſer Kunſtausſtellung.

Am 16. März wurde die diesjährige Kunſtausſtellung eröffnet. Die Pforten des Muſeums glichen um eilf Uhr den Thoren einer belagerten Stadt, welche mit Sturm genommen werden ſoll, und ein wahrer Menſchenſchwarm von Künſtlern, Kunſtfreunden und Neugierigen erfüllte ſchnell die Säle. Das Urtheil über die diesjährige Ausſtellung lautet nicht günſtig; ſie iſt an wahrhaft großen Arbeiten ärmer als die vorigen. »Le salon de cette année est sans contredit le plus pâle, le plus insignifiant qu'on ait vu depuis dix ans.« Das ſagt ſo ungefähr jeder Künſtler, das ſagen ſogar die Künſtler ſelbſt, welche an demſelben mitgearbeitet haben.

Das Hauptbild des großen Saals iſt ein ſchönes Bild von Horaz Vernet, „der König der Franzoſen, umgeben von ſeinen Söhnen zu Pferde“. Im Hintergrunde das Schloß von Verſailles. Zur Rechten des Königs reitet der verſtorbene Herzogs von Orleans, zur Linken der Herzogs von Nemours. Alle Prinzen tragen die Staatsuniform ihres Grades; nur der Herzog von Aumale erſcheint in dem Feldkleide, wie er es in Afrika trug. Unter beinahe eilfhundert Portraits ſind beſonders zwei, eins von Ibrahim Paſcha und eins vom Bey von Tunis, von Larivière, von Intereſſe. Alle ſind vollkommen ähnlich. Eine Curioſität iſt das Bildniß des Barons von Pérignon, des ſchönſten Deputirten, welches ſeit ſechs Jahren auf keiner Ausſtellung fehlt. Der Herr Baron erſcheint nur ſelten auf der Rednerbühne, aber in der Ausſtellung fehlt er nie. Die „Judith“ ſehen wir drei Mal, darunter eine von Horaz Vernet, die wunderſchön iſt. Der Maler hat es vermieden, dem Beſchauer den blutigen Kopf des Holofernes zu zeigen. — Das ſchönſte Gemälde der Ausſtellung iſt eine „römiſche Orgie“, von Couture. — Von Ziegler ſind der „Traum Jakobs“ und eine „Judith“ bemerkenswerth. Ein „Franz der Erſte“, von Delorme, für das Muſeum von Verſailles beſtimmt, bildet das Seitenſtück. Außer dieſen verdienen noch Erwähnung: „Galileo Galilei“, von Robert Fleury; „Sixtus, die pontiniſchen Sümpfe ſegnend“, von Rudolph Lehmann; „Napoleon im Kaiſer-Ornate“, von Hippolyte Flaudrin, und eine reizendſchöne „Juno“, von Galimary. Herr Heim giebt ein Genrebild, „eine Vorleſung in der Comédie françaiſe“, mit vielen treffenden Aehnlichkeiten, darunter auch den Kopf der Demoiſelle Mars und des Tragödiendichters Arnault.

An Bildhauerarbeiten gefallen beſonders eine „Kleopatra“, ſowie mehrere weibliche Statuen, die für Luxemburg beſtimmt ſind. Viele ſchöne Sachen, aber kein Hauptwerk!

Im Ganzen ſind 2329 Nummern ausgeſtellt: darunter 2010 Gemälde, 168 Bildhauerarbeiten, 20 Architecturſtücke und 123 Kupferſtiche und Steinzeichnungen.

Literatur-Signale.

Glorreiches Leben und Thaten der edelen Sennora Dolores. Aus dem Spaniſchen verdeutſcht durch L. Beyer. Leipzig, E. O. Weller, 1847.

Ein Seitenſtück zu der bei Ph. Reclam jun. erſchienenen Brochüre „Mola Lontez"! Der Mittelpunct dieſes Gedichts iſt:

„Die Heldin, deren Ruhm noch weiter drang,
Als der der Jungfer einſt von Orleans".

Der Dichter erzählt uns die Fahrten dieſer neuen „Jungfrau" und ſchildert uns ihre Liebesabenteuer. Einer der artigſten Späße iſt folgender:

Zur Czaren-Reſidenz berufen,
Zu tanzen an des Thrones Stufen,
Zog ſie in kleinen Tagereiſen
Hin zu dem Kaiſer aller Reuſſen.

Doch erſt in Warſchau angekommen,
Fand ſie, im Innern ſehr beklommen,
Es von dem Czar höchſt ungalant,
Daß er nicht Reiſegeld geſandt.

Doch viel zu ſtolz, es von den Schranzen
Zu fordern, wollte ſie's ertanzen.
Sie eilet drum mit muntern Schritten
Zum Fürſten P., Erlaubniß zu erbitten.

Sie trägt ihm ihr Verlangen vor,
Und ſchmunzelnd bläſt er ihr ins Ohr:
Es ſei in Gnaden ihr gewährt,
Wenn ſie, ſelbſt gnädig, ihn erhört.

»Natürlich war ſie grauſam nicht,«
Hier mein verehrter Leſer ſpricht.
Ganz recht, ſie that ihm ohne Zieren
Ohrfeigen zweie appliciren.

Wem es gelüſtet, die übrigen Thaten dieſer neuen Pompadour kennen zu lernen, der leſe das Büchlein.

Die größten Kirchen Europas.

Ein engliſches Blatt giebt folgende Ueberſicht der verſchiedenen Geräumigkeiten einer Anzahl der bedeutendſten europäiſchen Kirchen, nach Quadrat-Metres, und der Zahl von Perſonen, welche dieſe Gebäude zu faſſen vermögen, wenn man vier Perſonen auf jeden Quadrat-Metre rechnet.

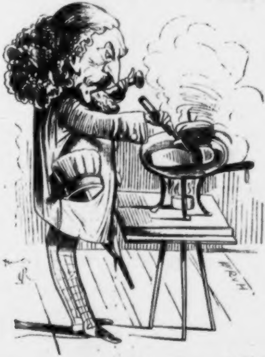
	Perſonen.	Quadrat-Metres.
St. Peter	54,000.	13,500.
Dom in Mailand	37,000.	9250.
St. Paul zu Rom	32,000.	8000.
St. Paul zu London	25,600.	6400.
St. Petronio zu Bologna	24,400.	6100.
Dom in Florenz	24,300.	6075.
Dom in Antwerpen	24,000.	6000.
St. Sophia in Conſtantinopel	23,000.	5750.
St. Johannes Lateran	22,900.	5725.
Nôtre Dame zu Paris	21,000.	5250.
Dom in Piſa	13,000.	3250.
St. Stephan in Wien	12,400.	3100.
St. Dominik in Bologna	12,000.	3000.
St. Peter zu Bologna	11,400.	2850.
Dom zu Siena	11,000.	2750.
St. Markus in Venedig	7000.	1750.

(Blätter aus der Gegenwart.)

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Bamberg. Der hieſige Bibliothekar Jäk iſt auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe durch Schreck geſtorben. Er zeigte einem Bürger ein ſchönes Buch, welches der Bibliothek zum Geſchenk gemacht wurde. Der Fremde hatte eben Spaniol geſchnupft und wollte genau zuſehen; ſiehe, da fand ſich plötzlich das ſchöne Titelblatt durch einen braunen Tropfen verunziert. Herr Jäk erſchrak und drei Tage darauf war er todt.



Der Künſtler befriedigt ſeinen knurrenden Magen mit gebackenen Stiefeln.

Berlin. Die bekannte Tänzerin Fanny Cerrito hat ſich eigends für das Ballet „Esmeralda" als Spielgefährtin eine „weiße Ziege" aufgezogen, die ſo zahm und von Esmeralda-Cerrito dergeſtalt geliebt iſt, daß beſagte Ziege ihre beſtändige Begleiterin, ihr vierfüßiger Cicisbeo iſt. Der übergeſchnappte Kunſtenthuſiasmus trägt ſeit Kurzem: **Fannycerritoesmeraldaziegenbartſeidenhaarfingerringe.**

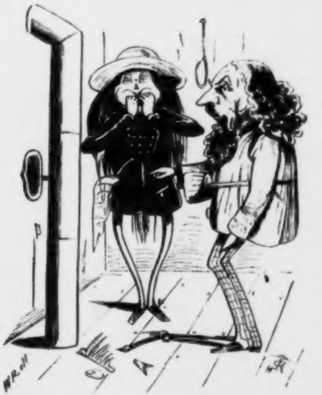
∴ Nach dem von E. H. Vogler redigirten „Rennkalender" hatten im verfloſſenen Jahre in ganz Deutſchland auf 33 Rennplätzen 260 Pferderennen ſtattgefunden, bei welchen 1002 Pferde gelaufen ſind, welche zuſammen gegen 30,000 Friedrichsd'or gewonnen haben. (Und man klagt da über Armuth?)

Brüſſel. Seit Kurzem verweilt ein höchſt intereſſanter Gaſt, der berühmte Theaterdichter Scribe, in unſerer Mitte und iſt der Gegenſtand allgemeiner Huldigung.

Darmſtadt. Eine große Anzahl Mainzer Bürger läßt jetzt durch den Maler Kempf die Abgeordneten zeichnen, deren landſtändiſches Wirken in Rheinheſſen beſonders Anerkennung findet, wie Frank, von Gagern, Glaubrecht, Heinrichs, von Steinherr, Zulauf ꝛc.

Danzig. Auf unſerm Theater haben wir raſch hinter einander mehrere claſſiſche Stücke geſehen; unter Anderm auch Leſſings „Emilie Galotti“. Die Darſtellung war im Ganzen ſehr gelungen. Gefreut hat es uns, einmal den Marinelli leſſingiſch aufgefaßt zu ſehen. Gewöhnlich wird er zu einem ordinären Spitzbuben herabgezerrt. Herr Meyerhöfer, der Träger der Rolle, hat ihn ganz im Geiſte Leſſings gegeben.

∴ Schon vor Weihnachten hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß ein Wurſtmann ſich zur Füllung ſeiner Würſte des Pferdefleiſches bediene, aber erſt am Neujahrstage ſah man die desfallſigen Vermuthungen zur Gewißheit werden. Die Art und Weiſe, wie dieſer Frevel ans Tageslicht gekommen, iſt ein neuer Beweis für den alten Satz: „Es iſt nichts ſo fein geſponnen u. ſ. w.“ und zu originell, als daß wir ſie unſern Leſern vorenthalten dürften. Am beſagten Tage begaben ſich drei Kaufleute und ein Officier in eine der berühmteſten Weinhandlungen, ließen ſich Wein geben und erſuchten den Wirth, Würſte holen zu laſſen. Dictum factum. Die Würſte kommen an, werden vortrefflich gefunden und Niemand denkt an etwas Arges, als plötzlich einer der Kaufleute, Herr P., einen Schrei des Entſetzens ausſtößt und zum Staunen der ganzen Geſellſchaft aus ſeinem Munde, in den er ſoeben ein Stückchen Wurſt geſteckt, ein noch ziemlich wohlerhaltenes Hufeiſen herausholt. — Es war nun kein Zweifel mehr, daß der Wurſtmacher zu ſeinen Würſten Pferdefleiſch nehme.



Billige Methode, im Winter im Dachſtübchen ohne Ofen zu … frieren.

Dublin. Daniel O'Connell, für deſſen Geſundheit ganz Irland einige Zeit beſorgt geweſen iſt, ſchreitet mit Rieſenſchritten ſeiner Geneſung entgegen.

Florenz. Unſere Regierung hat das vortreffliche Gemälde, das man voriges Jahr in einem Gewölbe des ehemaligen Onofrio-Kloſter gefunden hat (es iſt ein heiliges Abendmahl von Raphael), für die Gallerie Pitti um 325,000 Frs. angekauft. (Die toskaniſche Regierung muß, nach dieſem Factum zu ſchließen, viel überflüſſiges Geld haben.)

Haag. Rembrandts Monument, ein Meiſterwerk des Bildhauers Royer, wird ſich nun bald in Metall auf dem hieſigen Rembrandts-Platze erheben, um mit dem Standbilde des großen Rubens in Antwerpen wetteifernd in die Schranken zu treten.

Hamburg. Auch hier hat Guſtav Freitags „Valentine" über alle Neuigkeiten, die ſich in der jüngſten Zeit über die Bretter unſeres Stadttheaters geſchleppt haben, einen glänzenden Sieg davongetragen. Herr Baiſon brillirte als Saalfeld und Demoiſelle Wilhelmi als Valentine.

∴ Herr Brüning, der Bajazzo unſeres Stadttheaters, verläßt die hieſige Bühne. Dagegen iſt Demoiſelle Wilhelmi von Neuem engagirt.

Hannover. Auch bei uns beherrſcht die fruchtbare Muſe der Madame Birch-Pfeiffer einen großen Theil unſeres Repertoirs. Neulich wurden im Laufe einer Woche folgende Stücke von ihr gegeben: Montag: „Eine Familie"; Mittwoch: daſſelbe Stück wiederholt; Freitag: „Rubens in Madrid", und am nächſten Montag: „Marquiſe von Villette".

Ispahan. In der kleinen perſiſchen Stadt Khoi ſtarb unlängſt Prinz Murad Ali, fünfundachtzigſter Sohn des verſtorbenen Schachs von Perſien, Feth Ali, welcher ſeinem Reiche 104 Kinder hinterlaſſen hat. Von dieſer Maſſe ſind jetzt noch 39 Stück am Leben. (Dank den Göttern, daß nicht jeder Schach ſo fruchtbar als der ſelige Feth Ali iſt; denn woher ſollte ſonſt das arme Volk all die Apanagen-Gelder nehmen?)

Leipzig. Nach einer vom Erzherzog Stephan, als Obriſtburggrafen von Böhmen, unterzeichneten und im Prager Amtsblatt abgedruckten Bekanntmachung wird der Privatgelehrte Herloßſohn, Sohn des im Jahre 1829 in Prag geſtorbenen Schneidermeiſters Herloß, weil er „unbefugt abweſend" ſei (Dr. Herloßſohn lebt ſeit 1825 in Leipzig und iſt ſeit mehreren Jahren hieſiger Schutzbürger) ermahnt, nach Böhmen zurückzukehren, widrigenfalls er nach dem Patent von 1822 zu Gefängniß mit Faſten verurtheilt werden ſoll. (Da aber Dr. Herloßſohn weder Freund vom Faſten noch vom Gefängniß iſt, ſo wird er es vorziehen, trotz dieſer freundlichen Mahnung, auch fernerhin in Leipzig zu bleiben, wo er unter dem Schutze der ſächſiſchen Geſetze nicht zu faſten braucht!)

∴ Die Zeitungen erzählen viel von einem neuerdings fertig gewordenen preußiſchen Preßgeſetz, welches dem Bundestag mit dem Antrage vorgelegt werden ſoll, es gleichmäßig in allen deutſchen Bundesſtaaten einzuführen. Wenn es ſo ausfällt, wie die ſogenannte preußiſche Verfaſſung, dann kann Deutſchland ... ſich gratuliren.

∴ In der „Spener'ſchen Zeitung" findet ſich folgender höchſt merkwürdiger Paſſus aus Hannover: »So entſchieden ſich die erſte Kammer der Juden angenommen, ſo beſtimmt hat ſie ſich gegen die Wilddiebe erklärt.« Dieſe Zuſammenſtellung iſt noch mehr als dunkel — ſie iſt dumm!

∴ Herr Laube iſt, wie die „Theaterchronik" uns erzählt, nach Paris gereiſt, um dem kranken Henry Heine die Augen zuzudrücken. Auch nimmt er ſeinen „Struenſee" mit. Dem armen Heine wird nun, um das Stück gut zu finden, nichts Anderes übrig bleiben, als wenigſtens ein Auge zuzudrücken.

∴ Ein Aufſatz in der „Conſtitutionellen Staatsbürger-Zeitung" nennt Herrn Wilhelm Marr, den Verfaſſer des „jungen Deutſchlands in der Schweiz", zuerſt einen „grünen Burſchen" und gleich darauf einen „Brutus". Bei dem letzten dieſer Epitheta fällt uns folgendes Epigramm von Ludwig Seger ein:

»Halb ein Freier, halb ein Sclave, halb ein Heide, halb ein Chriſt,
Zeig' uns einmal offen, ob Du Brutus oder Brutum biſt.«

∴ Seit einigen Tagen circulirt hier folgende Anekdote: Ein bekannter Arzt, der aus Mangel an Patienten jetzt ſein Glück als Journaliſt verſucht, hatte beim erſten Examen das Unglück gehabt, von zehn ihm vorgelegten Fragen nur vier richtig zu beantworten, weshalb er durchfiel; beim zweiten Examen hatte er nur drei und beim dritten nur zwei Fragen richtig beantwortet. »Meine Herren,« ſagte einer der Examinatoren zu den andern, »wir müſſen den Patron zum Doctor machen, ſonſt vergißt er auch noch das Bißchen und weiß dann beim ſanften Examen gar nichts mehr.« Seit jener Zeit iſt er Doctor.

∴ Unter den Anzeigen unſeres „Kinderfreundes“ befindet ſich unter der Ueberſchrift „der Theaterbrand in Karlsruhe“ Folgendes: Da ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte fällt, ſo ruft dieſes ſchauerliche Ereigniß laut: »Liebe Chriſten, bringet die heiligen Tage, welche dem Andenken an das heilige bittere Leiden und Sterben Deſſen gewidmet ſind, der als wahrer Gott und Menſch allen ſeinen Gläubigen zum Heil eine ewige Erlöſung erfunden hat — nicht im Theater beim Poſſenſpiel, ſondern im Hauſe Gottes zu u. ſ. w. u. ſ. w.« (Das riecht ſehr ſtark nach Bayard!)

∴ Der „Stuttgarter Beobachter“ ſchreibt: »Das erſinderiſchſte Geſchöpf der Erde iſt ohne Zweifel der Buchhändler. Da erſcheint in Leipzig (bei Berger) ein Roman unter dem Titel „Caſanova oder Begebenheiten eines Weltmanns“, Seitenſtück zu „Martin der Findling“. Ein Roman von Eugène Sue. Unter dieſer Sue-Flagge wird das Machwerk in alle Leihbibliotheken eingeſchwärzt, ohne daß E. Sue jemals daran gedacht hat, einen Roman „Caſanova“ zu ſchreiben.« Der „Beobachter“ tauft dieſen Kunſtgriff mit dem richtigen Namen und ſchließt mit den Worten: »Unter dieſen Umſtänden gehen in Deutſchland die Lumpenhändler der ſchönſten Zukunft entgegen.«

Liſſabon. Die vier Ctrn wiegende Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria, hat wieder auf vier Wochen die Preßfreiheit ſuspendirt. (Gloria in excelsis!)

London. Vor Einführung des Penny-Porto in England hatte die Zahl der alljährlich in den drei vereinigten Königreichen beſtellten portopflichtigen Briefe 75 Millionen betragen; im vorigen Jahre belief ſich die Zahl derſelben auf faſt 300 Millionen, das Vierfache der frühern Zahl.

∴ Das reiche England hat, laut Parlamentsbeſchluß, zur Unterſtützung des armen Irlands 8 Millionen Pfd. St. hergeben müſſen.

∴ Der „Unterſtützungsfond für arme hilfsbedürftige Schriftſteller Englands“ hat im verfloſſenen Jahre an nothleidende Literaten, wie an deren Wittwen und Waiſen, 1407 Pfd. St. verausgabt.

∴ Alljährlich giebt Lady Bleſſington in ihrem „Book of beauty“ einen redenden Beweis von der Schönheit und Eitelkeit ihrer Landsmänninnen. Die Ladies, die ſich dem Publicum als Schönheiten von Profeſſion in effigie mit voller Namensunterſchrift präſentiren, müſſen dies Vergnügen mit 20 Guineen an den Kupferſtecher bezahlen und ſich noch obenein verpflichten, fünf Exemplare dieſes koſtſpieligen Buches zu kaufen. Dafür aber werden ihre Reize in Stanzen und Sonetten beſungen und ihre Tugenden in den Himmel erhoben. Die geſchiedene Lady Bulwer hat in ihren Romanen dieſe Unſitte ſchon oft genug lächerlich gemacht, ohne ſie jedoch abſtellen zu können. Gräfin Bleſſington findet bei der Eitelkeit der Ladies noch immer ihre volle Rechnung.

∴ Einer unſerer großen Chemiker will eine Flüſſigkeit erfunden haben, mit welcher man den Druck in Büchern vertilgen und Zeitungspapier wieder ganz weiß machen kann. Welch ſchätzbare Erfindung für die Verleger unabſetzbarer Ladenhüter! (Will nicht Herr Henry Hunger, Verleger des edlen Ritter „Bayard“, ſich ein Pröbchen dieſer nützlichen Flüſſigkeit verſchreiben?)

Madrid. Die „Patrie“ weiß viel von den Familienverhältniſſen an dem ſpaniſchen Hofe zu erzählen und ſagt unter Anderm: »Auch gegen den König Ferdinand handelt Iſabella, als wenn er gar nicht ihr Mann wäre. So z. B. geht die Königin mit ihren Freundinnen auf den Ball, während er zu Hauſe bleiben muß; und wenn ſie zurückkehrt, zieht ſie ſich in ihre Gemächer zurück.« (Recht nett!)

Mailand. Die Scala hat mit einer neuen Oper, „Bianca Contarini“, von Lauro Roſſi, nur wenig Glück gemacht, weil es der Muſik vor Allem an Melodien gebricht. In der Aufführung gefielen Signora Tadolini und Signor Moriani.

Mannheim. Der Bürgermeiſter Winter in Heidelberg hat einen gegen ihn gerichteten Schmähartikel auf ſeine Koſten in allen badiſchen Blättern abdrucken laſſen.

∴ Erſt jetzt erfährt man, daß Herr von Itzſtein aus Preußen blos darum ausgewieſen worden, weil er für den preußiſchen Flüchtling Karl Heinzen Unterſtützungen ſammelt. (Wer's glaubt!)

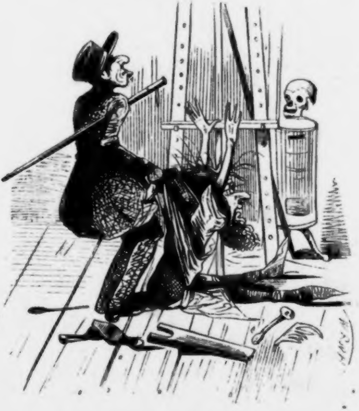
München. Der arme Herr von Abel, erſt zum Geſandten nach Brüſſel deſignirt, ſoll nun als Bevollmächtigter nach Turin geſchickt werden. Dort will er, „fern von Madrid“, ein genealogiſches Werk über Lola Montez ſchreiben.

∴ Dieſe vielbeſprochene Dame ſoll, trotz all der bekannten Vorgänge, zur Gräſin von Sternheim erhoben und die Indigenats-Verleihung ihr — wie zart und rührend! — am Tage ihres Geburtsfeſtes zugeſtellt werden. (Das iſt, wenn auch nicht ganz gerecht, doch wenigſtens höchſt beharrlich!)

∴ Das äußerſt prachtvolle Haus in der Thereſienſtraße Nummer 8, welches man auf 100,000 Gulden ſchätzt, und worin die Lola Montez große Herrin geſpielt, ſich von ſilberner Toilette waſchend, was ihrer Sauberkeit ſehr noth that, dieſes prachtvolle Haus ſteht nun verlaſſen da und ärgert ſich im Stillen über das Schloß Starnberg, welches die Lola Montez geſchenkt bekommen haben ſoll und das wohl 300,000 Gulden werth ſein mag.

∴ Unſere Studenten haben nachträglich einem Privatdocenten Dr. Prantl, der die Schamloſigkeit beſaß, Sennora Lola Montez in Schutz zu nehmen, ein Pereat gebracht, als er den Hörſaal verließ.

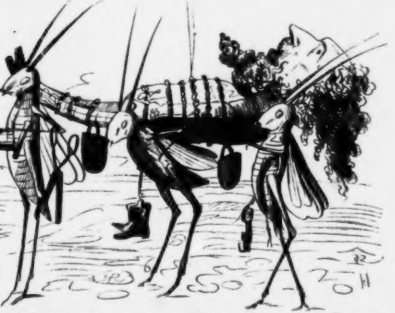
∴ Auf unſerm Hoftheater iſt ein neues Schauſpiel, „Caglioſtro“, von einem Herrn Friedrich Trautmann, in Scene gegangen. Das Stück hat gefallen.



Der arme Künſtler wird ausgepfändet.

Neapel. Signor Pacini, gegenwärtig der beliebteſte Tondichter Italiens, hat ſich anheiſchig gemacht, noch in dieſem Jahre fünf neue Opern zu vollenden: eine ernſte für das hieſige Teatro del Fondo; die „Belagerung von Leyden“ für das Pergola-Theater in Florenz; „Merope“ für das hieſige San Carlo; „Eſther di Engaddi“ für Turin und eine ernſte Oper zur Eröffnung des neuen Theaters in Padua.

Philadelphia. Franklins Grab, auf dem Kirchhof in Archſtreet, ſoll jetzt durch
Denkmal geehrt werden, welches ihm die Schriftſetzer von Rocheſter ſetzen laſſen.



Künſtler wird von ſeinen Gläubigern in den Perſonal-Arreſt gebracht.

Paris. In der Deputirtenkammer hat neulich ein einziges Wort Stoff zu einer
rſt heftigen Debatte gegeben. Im Eingange eines Vertrages zwiſchen dem Finanz-
ſter und der Compagnie der Havre-Dampfboote war dem Namen des Miniſters
Wort „Excellenz“ vorgeſetzt worden. Herr l'Herbette beſtieg die Tribune und fragte:
llen Sie zugeben, daß man alte abgeſchaffte Titel aus der feudaliſtiſchen Vorzeit von
m aufs Tapet bringe? Es giebt ſeit der Juli-Revolution in Frankreich keine Ex-
zen mehr; es giebt nur noch Miniſter.« Die Kammer gab ihre volle Zuſtimmung.

∴ An die Stelle des vor Kurzem verſtorbenen Juſtizminiſters Martin du Nord iſt
Hébert als deſſen Nachfolger eingetreten. Der Verſtorbene beſaß, als er vor
hn Jahren nach Paris gekommen war, ein Vermögen von kaum 300,000 Francs.
hat er 1 Million 800,000 Francs hinterlaſſen.

∴ Die Entſendung des Herrn von Abel als baierſcher Geſandter nach Turin hat
hieſigen Diplomaten Veranlaſſung gegeben, zu ſagen: »La Bavière aura bientôt
cours étrangères seulement des ministres disgraciés.«

∴ Der durch den Tod des Baron P. M. Guiraud erledigte Fauteil (Nummer 33)
kademie war ſeit deren Gründung bis zu deſſen Ableben von 8 Mitgliedern beſetzt.
von Hay du Caſtelet; ſeit 1671 von Boſſuet; ſeit 1701 vom Cardinal von Polignac;
742 von Giry de Saint-Cyr; ſeit 1761 von Batteux; ſeit 1780 von Lemierre;
799 von Bigot de Préameneu; ſeit 1825 vom Herzog von Montmorency und ſeit
von Guiraud.

∴ Jules Janin, der mehrere Zeitſchriften wegen ehrenrühriger Mittheilung über
Frau verklagt hatte, hat von den Gerichten vollſtändige Genugthuung erhalten. Die
Redacteure des „Corſaire Satan“ ſind zu ſechs- und achtmonatlicher Haft ver-
ilt worden. Außerdem zahlen ſie 1000 und 1500 Francs Geldſtrafe und an Jules
eine Entſchädigung von 10,000 Francs; der Redacteur der „France théâtrale“
ſechs Monat Haft, zahlt 1000 Francs Geldſtrafe und 2000 Francs Entſchädigung;
edacteur des „Furet de Paris“ erhält nur drei Monat Haft, zahlt 500 Francs
trafe und 1000 Fr. Entſchädigung. (Bei dieſer Gelegenheit ſei uns eine Randgloſſe ge-

ſtattet. Nicht blos im frivolen Frankreich, ſondern auch in unſerm „hochgeſitteten Deutſchland“ giebt's freche Gauner und ſchaamloſe Lumpenhunde, die im ohnmächtigen Gefühle ihrer Wuth die kothbeſpritzten Aderlaßſchnepper ihrer Polemik gegen die Frauen ihrer literariſchen Gegner kehren. Solches Geſindel iſt reif für's Zuchthaus.)

∴ Jules Janin hat die ihm zuerkannten Entſchädigungsgelder, im Betrage von 13,000 Francs, dem Maire ſeines Arrondiſſements angewieſen, damit derſelbe dafür Brot an die Armen vertheilen könne.

∴ Herr Punch-Rosny, der Gérant der „France théâtrale“, iſt wegen einer neuen Verleumdung gegen Herrn Neſtor Roqueplan, Director des Variétés-Theaters, zu zwei Monaten Gefängniß und 2000 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden.

∴ Am 20. März iſt die berühmte Schauſpielerin Hippolyte Mars geſtorben. Geboren am 19. December 1778 hat ſie ein Alter von 69 Jahren erreicht. Während ihrer dreiwöchentlichen Krankheit hatte das Théâtre français täglich Bülletins über ihr Befinden ausgegeben.

∴ Der Biſchof von Chartres hat die Zeitung des Orts mit dem Bannfluch belegt und läßt von allen Kanzeln gegen ſie predigen, weil ſie ſeinen Faſtenbrief einer Kritik unterworfen hatte. (Armer Biſchof!)

∴ Die „Preſſe“, welche vor der Uebernahme des Abonnements der „Epoque“ in 28,000 Exemplaren gedruckt worden iſt, wird gegenwärtig in 36,000 Exemplaren gedruckt. Die „Epoque“ hatte, als ſie aufhörte, nur noch einen Abſatz von 8000 Exemplaren. Den Aufwand, welchen ihr die Uebernahme der „Epoque“ verurſacht, berechnet die „Preſſe“ täglich mit 1300 Francs.

∴ Viele hieſige Journale bringen jetzt Auszüge aus der „Geſchichte der Girondiſten“ des Herrn von Lamartine. Alles, was man bis jetzt daraus geleſen hat, iſt halb Dichtung und halb Wahrheit, halb Roman und halb Geſchichte. Einer der intereſſanteſten Abſchnitte iſt die „Marſeillaiſe“, der mit dem ganzen Reize und aller Farbenpracht der pikanten Sprache unſerer beſten Romanſchriftſteller geſchrieben iſt, ein Abſchnitt, der nach Effect haſcht und ihn nicht verfehlt. (Unſer „Charivari“ wird nächſtens eine Ueberſetzung dieſes Abſchnitts bringen.)

∴ Der unlängſt erſchienene achtzigſte Band von Michauds „Biographie universelle“, ein Werk, auf das die franzöſiſche Literatur mit vollem Rechte ſtolz ſein darf, enthält unter Anderm auch folgende Namen: Rothſchild, von Michaud, Royer-Collard, von Capefigue, Rumfort, von Guizot, Saint-Simon, von Michaud, und Silveſtre de Sacy, von Reynaud.

∴ In dem Dumas'ſchen Schauſpiele „la reine Margot“ ſpielt auch ein Hund, Namens Actéon, eine ziemlich bedeutende Rolle. Actéon iſt ein prächtiger, ſchwarz und weiß gezeichneter Jagdhund, dem man's auf den erſten Blick anſieht, daß er ein Künſtler iſt, der auf dieſen Namen mehr Anſpruch hat, als mancher deutſcher Ober-Regiſſeur. Er — der Hund nämlich — hat lange Zeit in den Provinzen den Hund des Aubry geſpielt. Da ſah ihn der Marquis Alexander Dumas, Davy de la Pailleterie, und engagirte ihn für das Théâtre hiſtorique. Es war keine kleine Aufgabe, Mr. Actéon ſeine frühere Rolle vergeſſen zu machen; nach und nach ging es und endlich fand er ſich auch in die Heſſiten Karls IX. Er — der Hund nämlich — weiß jetzt merkwürdig gut die Figuranten der katholiſchen Partei von jenen der Hugenotten zu unterſcheiden und beißt jetzt nur die Letztern in die Waden (wenn ſie anders welche haben).

∴ Im Théâtre hiſtorique wird das berühmte Drama „Struenſee“ — von Meyerbeer — einſtudirt. (Das iſt ſchändlich, wird der große Laube ſagen, denn das jüdiſche Element dringt überall in unſere Bahnen, ja ſogar nach Frankreich, dort, wo kein Hahn um mich und meinen chriſtlich-germaniſchen „Struenſee“ kräht.)

∴ Alfred de Vigny, der Dichter des „Chatterton“, hat ein neues Drama vollendet, deſſen Held kein Anderer als Mozart iſt. Die myſteriöſe Geſchichte des Requiem bildet den Grundſtoff des fantaſtiſchen Stücks, das von Kennern, die einer Vorleſung dieſes Drama beigewohnt haben, außerordentlich gerühmt wird. (Qui vivra, verra!)

∴ Im Palais-Royal-Théâtre gefällt ein neues dreiactiges Vaudeville, „une fièvre brulante“, vom Herrn Mélesville.

∴ Im Jahre 1846 ſind in Frankreich folgende neue Eiſenbahnen eröffnet worden: Orleans-Tours (16 Meilen), Paris-Sceaux (1¼ Meilen), Nordbahn (41 Meilen). Im Ganzen beſaß Frankreich am 1. Januar 1847 einundzwanzig Bahnen von 202 Meilen Geſammtlänge.

∴ In den zwei erſten Monaten dieſes Jahres haben hier nicht weniger als 193 Handlungshäuſer Bankerott gemacht.

Peſth. Im Verlage von Guſtav Heckenaſt ſind drei Bände romantiſcher Erzählungen unter dem Titel „Regényes Képletek“ erſchienen.

∴ Die mit dem Aufbau des neuen Theaters beauftragte Commiſſion hat für den beſtanerkannten Bauplan einen Preis von 400 Dukaten ausgeſetzt.

Rom. Pius IX. hat Befehl zur Entwerfung der Statuten eines neuen Ordens gegeben, der an Bekenner jeden Glaubens vertheilt werden kann. Der Orden wird einen Stern mit den Worten „Virtuti et merito“ und zwei Klaſſen erhalten, deren erſte erblichen und deren zweite perſönlichen Adel verleiht. (Neue Ausſicht für den Buchhändler Alexander Duncker in Berlin!)

∴ Der türkiſche Geſandte Schekib Efendi hat von Seiner Heiligkeit eine reich mit Brillanten verzierte Kamee mit dem Bildniß des Papſtes erhalten. Er empfing dieſelbe nieend (?) und ſoll den Wunſch geäußert haben, das Geſchenk Seiner Heiligkeit als Niſchan-Orden auf der Bruſt tragen zu dürfen. Eine türkiſche Bruſt mit dem Bildniß es Papſtes iſt ein ſeltſamer Gegenſatz!

∴ Der Papſt beabſichtigt ein Cenſur-Collegium zu errichten und an die Spitze des- elben den freiſinnigen Cardinal Ventura zu ſtellen.

∴ Der heilige Vater will einen Botſchafter nach China ſenden.

∴ Im Apollo-Theater hat eine neue Oper, „Gusmano di Medina“, vom Maeſtro Buzzi, halb und halb fiasco gemacht.

Stuttgart. Bei Cotta erſcheint die zweite, um fünfzehn Bogen vermehrte Auf- age von Carl Otto-Reventlow's „Practiſchem Lehrbuch der Mnemonik“, mit 9000 Daten us allen Schuldisciplinen und den hervorragendſten Daten der Weltgeſchichte von 1492 is 1844. Reventlow's Name bürgt für etwas Gediegenes.

Warſchau. In ganz Polen iſt der Verkauf des reinen Schwefeläthers verboten orden, vermuthlich wohl nur darum, weil er ſchmerzſtillend iſt.

Weimar. Im Nachlaſſe der am 11. Januar verſtorbenen Frau von Wolzogen, r Schwägerin Schillers, hat ſich ein angefangenes Trauerſpiel dieſes großen ichters vorgefunden (wenn's nämlich keine Myſtification iſt!!!)

Wien. Im Hofburgtheater hat ſich „Donna Maria de Molina“, dramatiſches edicht in vier Acten von Friedrich Halm, d. h. eine freie Bearbeitung des gleichnamigen toffes von Gabriel Tellez, ſehen laſſen, die großen Erwartungen aber, die man hier m Dichter der „Griſeldis“ gehegt, keineswegs befriedigt. Das Stück leidet an vielen nwahrſcheinlichkeiten und iſt im Ganzen matt und ſchleppend.

∴ Der Kapellmeiſter Otto Nicolai, ein in jeder Hinſicht mittelmäßiger Muſiker, rläßt das Kärnthnerthor-Theater und geht wahrſcheinlich wieder nach Italien. (Bon yage!)

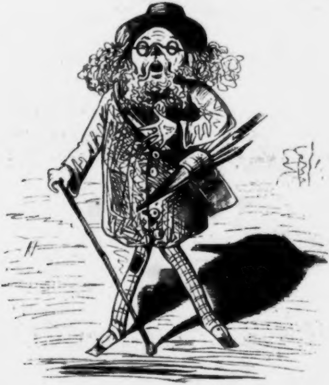
∴ Neulich wurde hier ein Mann verhaftet, welcher in der kaiſerlichen Hofburg teine in die Fenſter der kaiſerlichen Zimmer warf.

∴ Unſere Kaiſerſtadt hat jetzt 656 numerirte Fiakerwagen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwigs XVI., bewohnte, nach der Hin- tung ihres Bruders und ſeiner Gemahlin Marie Antoinette, den Temple, um der iglichen Waiſe die Sorge und Pflege einer Mutter zu ſpenden. Zu jeder Stunde des ges war ſie den Beſuchen einiger Mitglieder der Commune ausgeſetzt. Zu dieſen gehörte h der berühmte Maler David. Eines Tages, als ſie an Kopfſchmerzen litt, bat ſie rrn David, ihr ſeine Doſe zu reichen. — »Madame, ich laſſe meine bürgerliche Doſe t durch die ariſtokratiſchen Finger einer Prinzeſſin entweihen,« ſagte der wüthende publikaner und kehrte ihr den Rücken zu.

— In der Türkei trägt faſt jeder Menſch einen Talisman, dem der Aberglaube nderthätige Eigenſchaften zuſchreibt. Ja, dieſer Glaube geht ſogar ſo weit, daß man Staatsſchiff des Sultans nur dann vor Gefahr geſchützt wähnt, wenn am Vorder- e deſſelben — des Schiffes nämlich — eine Knoblauchsſtange befeſtigt iſt. (Maſh ah!)



Der Künſtler aus dem Perſonalarreſt entlaſſen, kehrt aufgelöſt in ſein Atelier zurück.

Treffer und Nieten.

* Der italieniſche Dichter del Negro vergleicht die unglückliche Liebe mit der glücklichen und ſagt von der letztern:

»Glückliche Liebe verhält ſich wie ein Amen,
Liebe der Glücklichen hat nichts als den Namen.«

* In Schubra bei Kairo ſteht über dem Saale, in welchem der Paſcha zu Gericht ſitzt, der Sinnſpruch eingegraben: „Eine Viertelſtunde der Gnade führt weiter als ſiebenzig Stunden Gebets“.

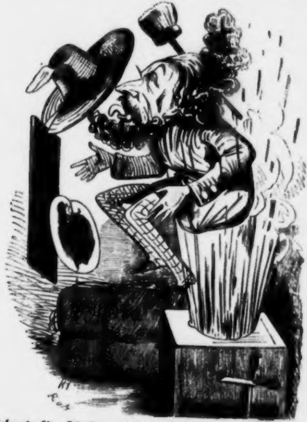
* Eine der bitterſten Satyren in der Ausdrucksweiſe des gewöhnlichen Lebens iſt die häufig gehörte Phraſe: er ſucht Gerechtigkeit; denn Gerechtigkeit ſollte doch wohl Jeder finden, ohne daß er ſie erſt zu ſuchen braucht.

* Ein auch als Accoucheur berühmter Arzt empfahl dem letzten ſeiner Patienten, als ſpecifiſches Mittel gegen die Schlafloſigkeit, den Genuß des baieriſchen Bieres. — »Wenn ich Abends,« ſagte er, »drei bis vier Seidel baierſch Bier getrunken habe, ſchlafe ich wie ein Ochſe.« — »Ah,« ſagte der witzige Patient, »glauben Sie ja nicht, daß dies am Biere liegt.«

* Einer unſerer Schöngeiſter veranſtaltete neulich eine Soirée, um ſeinen Gäſten ein neues Stück vorzuleſen. Als man zu Tiſche ging, erſchrak die Dame des Hauſes über die ominöſe Zahl Dreizehn. — »Sein Sie unbeſorgt,« ſagte Dr. B., »ich eſſe für Zwei.«

* »Fräulein, Ihr Geſang iſt für mich der vollkommenſte Schwefeläther, wenn Sie ſingen, laſſe ich mir mit Wolluſt alle nur möglichen Zähne ausziehen,« ſagte ein Berliner Glacéhandſchuhmann zu einer falſchen Sängerin, und ſie lächelte. Wahrſcheinlich kannte die falſche Sängerin die falſchen Zähne des Herrn.
(Signale.)

* Zwei Bekannte waren im Geſpräche bei einem Hauſe angelangt. Einer derſelben bleibt an der Thür ſtehen und ſagt zum andern: »Warten Sie hier ein klein wenig; ich gehe blos hinauf, um eine Stunde zu geben, und bin bald wieder bei Ihnen.«



Der lebensmüde Künſtler tödtet ſich mittelſt Schießbaumwolle.

Lückenbüßer.

Kritiker geben Geſetze. Der Dichterling folgt dem Geſetze,
Aber der Dichter, er iſt ſelber ſein leuchtend Geſetz.

* * *

Manchen Kritiker magſt Du vergleichen dem ſtolzen Probirſtein,
Welcher dem Erze den Werth zeigt, der ihm ſelber gebricht.

In **J. B. Müllers Verlags-Buchhandlung** in Stuttgart ſind erſchienen folgende:

ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Werke in gemeinfaßlicher Darſtellung:

Stern, Dr. Moriz A. (Docent der Naturwiſſenſchaften in Göttingen), **Aſtronomie oder Himmelskunde**, volksfaßlich bearbeitet. — VIII und 412 S. 8. Mit vielen Holzſchnitten. Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Das gediegenſte Werk, welches ſeit Joh. Elerts Bode's berühmter „Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels“ in allgemein verſtändlicher Darſtellung über Aſtronomie erſchienen iſt.

Leonhard, Dr. Karl Cäſ. v. (Profeſſor und Geheimer Rath zu Heidelberg), **Mineralogie oder Naturgeſchichte des Steinreichs**, volksfaßlich und in Beziehung auf bürgerliches Leben, Gewerbe und Künſte bearbeitet. — XXII und 373 S. 8. Mit vielen Holzſchnitten. Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Des Verfaſſers literariſcher Ruf und wiſſenſchaftliche Bedeutung verbürgen hinreichend die Gediegenheit und Gründlichkeit ſeiner Leiſtung. Dieſe letztere iſt auch bereits dadurch anerkannt, daß das Werkchen in vielen Bürger- und Gelehrtenſchulen zum Unterricht eingeführt iſt.

Quitzmann, Dr. Ernst Anton (Privatdocent der Medicin zu Heidelberg), **Anatomie und Phyſiologie des Menſchen**, oder der menſchliche Körper nach ſeinem Bau und ſeinen Verrichtungen, als Grundlage einer volksthümlichen Menſchenkunde gemeinfaßlich dargeſtellt. — Preis in engl. Einband 24 Sgr.

Wetteifert an Gründlichkeit mit Burdachs berühmter Anthropologie, und übertrifft dieſe noch an gedrungener Kürze.

☞ Eingeſandt aus Berlin.

Während ſich alle Welt gefreut über die Ermäßigung der Preiſe zu dem Benefice der Mad. Cerrito St. Leon, war man um ſo mehr erſtaunt, daß die Billets zu dem doppelten Preis, als ihn die öffentlichen officiellen Bekanntmachungen angaben, in der Wohnung der Genannten verkauft wurden. Der den Billetverkauf leitende **königliche Billeteur Fuchs** gab den hiergegen Proteſtirenden die naive Antwort: »das iſt hier Privatſache;« und dies Alles geſchah vor den Augen der Gens-d'armen, die laut Verordnung des königlichen Polizei-Präſidiums verpflichtet ſind, dem Wucher mit Theaterbillets zu ſteuern!

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 237. Leipzig, 16. April 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen ehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Mademoiſelle Mars und ihre Freunde,

geſchildert von E. M. Oettinger.

Das „Théâtre français" hat ſeinen „Diamant" verloren. So hieß Paris, die Stadt der Städte, die erſte Schauſpielerin Frankreichs, jene Künſtlerin, auf deren Schultern faſt fünfzig Jahre lang das franzöſiſche Luſtſpiel geruht. Am 20. März ſtarb Mademoiſelle Hippolyte Mars, ie greiſe Künſtlerin, in einem Alter von neunundſechzig Jahren, im Schatten ihres unbeſtrittenen, wohlverdienten, reichen Lorbeers. Thalia und eder Franzoſe trauert um dieſen unerſetzlichen Verluſt und ſchmückt den Hügel ihres jungen Grabes mit den Blumen dankerfüllter Erinnerung.

Hippolyte Mars, geboren am 19. December 1778 zu Verſailles, ar die Tochter eines ſehr beliebten Schauſpielers, welcher Jacques Marie Boutet de Monvel hieß, ſeit 1772 ein Nebenbuhler Molé's und eit dem Tode Lekain's der Erbe der Rollen und des Ruhmes dieſes großen Mimen war. Und noch heute giebt es Leute in Paris, die ſich einer einer Glanzrollen, des Abbé de l'Epée, in Bouilly's*) gleichnamigem Schauſpiele, mit jener Pietät erinnern, die nicht weniger dem Publicum ls dem Schauſpieler ſelbſt zur vollſten Ehre gereicht. Hippolyte's Vater ar aber nicht blos Schauſpieler, er war auch Dichter und hat der anzöſiſchen Bühne mehr als ein Stück geſchenkt, das noch jetzt, nach chzig Jahren, dann und wann auf dem Repertoir erſcheint und noch mmer gern geſehen wird. Von ſeinen Stücken — er hat deren über wanzig geſchrieben — ſind der „**Amant bourru**", die „**Jeunesse du duc de** **ichelieu**" und der „**Sargines**", ein Singſpiel, das Ferdinand Paer durch e Macht ſeiner Muſik verherrlicht hat — die beſten und bekannteſten. Monvel war aber nicht blos Schauſpieler und Dichter, er war — mehr s Beides — auch Mitglied des Inſtituts, eine Auszeichnung, die nur ei ſeiner Kunſtgenoſſen, François René Molé und Jean Baptiſte auchard de Grandménil, mit ihm getheilt haben. Außerdem war Monvel einer der glühendſten Anhänger der Republik, der, als Vorſteher einer der patriotiſchen Sectionen, am 10. Frimaire des Jahres II „der einen und untheilbaren Republik", in der ehemaligen Kirche Saint-Roche, am Tage des Feſtes zu Ehren der „Göttin der Vernunft" gegen König und Prieſterthum eine donnernde Rede hielt, die eines der intereſſanteſten Documente jener merkwürdigen Epoche iſt*).

---

*) Ein Stück, das Auguſt von Kotzebue für die deutſche Bühne bearbeitet hat.

Kaum dreizehn Jahre alt, hatte Monvels junge, üppigſchöne Tochter unter den Augen ihres Vaters im Theater Montanſier ihren erſten theatraliſchen Verſuch gewagt und ſchon damals, in den ſtürmiſchen Tagen des Convents, in deſſen Schooße die zwei Parteien „der Berg mit dem Sumpfe" den Kampf auf Leben und Tod begonnen, die erſten Blüthen ihres frühreifen Talents entfaltet vor einem Publicum, in welchem die Koriphäen jener Zeit, Danton, Robespierre und Marat, in ihrem Hirne die Plane zu blutigen Dramen herumtrugen, Dramen, deren Kataſtrophen die Mitwelt mit flammendem Griffel in die Asbeſtblätter der Geſchichte, ins rothe Buch der Schreckensherrſchaft, aufgezeichnet hat. Drei Jahre ſpäter, am 27. Juli 1794, beſtieg der „Gipfel des Berges", der Mann des Schreckens, Maximilian Robespierre, die Stufen der Guillotine und acht Tage darauf, als Paris und Frankreich wieder freier zu athmen begann, betrat Hippolyte Mars zum erſten Male als Celimène in Molière's „Miſantrope" die Bretter des Feydeau-Theaters und ſammelte an jenem Abende mehr Lorbeer als manche Schauſpielerin in ihrem ganzen Leben. Seit jenem Abende war Monvels Tochter der Stolz ihres Vaters, der Augapfel ihrer Mutter, das Schooßkind des ganzen Publicums.

Sechs Jahre ſpäter (1800) öffneten ſich für Mademoiſelle Mars die Pforten der erſten Bühne der Welt, die Propyläen der Comédie françaiſe, und auch hier errang ſich der unbeſchreibliche Zauber ihres Spiels, die ſüße Anmuth ihrer Darſtellungsweiſe, die Herzen all' jener Zuſchauer, unter denen faſt Jeder ein Kunſtrichter war. Kotzebue, unſer Kotzebue, der ſie 1804 ſah, ſtreute ihrem Talente den Weihrauch gerechter Bewunderung und nannte ſie in ſeinen „Erinnerungen aus Paris" die vierte der Grazien. Hippolyte aber war mehr als dies: ſie war die von ihrem Götterſitze herabgeſtiegene Muſe, um eine der ſchönſten Miſſionen zu erfüllen: die tiefen Furchen zu glätten, welche die letzten Nachwehen des blutigen Dramas, „la terreur" genannt, auf der Stirn des ſonſt heiterſten Volkes der Welt zurückgelaſſen hatten. Ihre Suſanne in Beaumarchais' koſtbarem Luſtſpiele „die Hochzeit des Figaro" war damals eine jener Glanzrollen, deren magiſcher Duft im Herzen aller ihrer Zuhörer den ſchlummernden Keim der alten Heiterkeit zu grünem Leben, zu friſcher Blüthe entzündete. Ganz Paris ſchwärmte für Suſanne Mars, die reizendſte Dolmetſcherin jener echt franzöſiſchen Laune, welcher der Schöpfer des „Figaro" den beiſpielloſen Triumph ſeines Stückes zu verdanken hatte.

Zu dem zahlloſen Gefolge ihrer damaligen Verehrer gehörten zwei der größten Geiſter Frankreichs. Der Eine war Antoine Vincent Arnault, der republikaniſche Dichter des „Marius", des „Horatius Cocles" und der „Lucrèce", jener Trauerſpiele, die während der Zeit der Schreckens-

---

*) Monvels Rede ſteht unter Anderm auch im fünften Bande von Beaulieu's „Essais sur la révolution de la France" abgedruckt.

Herrſchaft — in den Jahren 1791 bis 1793 — wie zündende Bomben
n gefüllte Pulverminen gefallen waren. — Der Andere war Joſeph
Marie Chénier, deſſen Bruder André unter dem Beile der nimmerſatten
Guillotine geendet hatte, jener im Herzen königlich geſinnte Joſeph
Marie Chénier, der — Geſetzgeber, Philoſoph und Dichter in Einer
erſon — auf der Tribune durch die Gewalt ſeiner hinreißenden Be-
edtſamkeit, und auf den Brettern, „die die Welt bedeuten“, durch die
Macht ſeiner Fantaſie, durch ſeine Trauerſpiele „Charles IX.“ und „Cajus
racchus“ Kampf auf Kampf gekämpft und Sieg auf Sieg errungen
atte. Der Dritte in dieſem Bunde war der Abbé Julien Louis Geoffroy,
er Hannibal der Couliſſen, der Attila der Schauſpieler, die zu Fleiſch
ewordene Kritik, die ſeit dem Frühlinge des Jahres 1800 ihre Orakel-
rüche ins Feuilleton des „Journal des Débats“ niederlegte, jener Abbé
eoffroy, welcher der glühendſte Anbeter ihrer Schönheit, der größte
ewunderer ihres Talentes blieb. Ihm verdankte ſie jenen Ehrentitel
Diamant“ und jenen hohen Grad von Anerkennung, der ihr Stolz und
re Freude war.

Der Zweite dieſer drei Freunde ſtarb am 10. Januar 1811, und als
ademoiſelle Mars die Kunde von ſeinem Tode vernahm, weinte ihr
dahin ungetrübtes Auge die erſten Thränen. Vier Wochen ſpäter
am 11. Februar — verlor ſie ihren vielgeliebten Vater, und neuer
hmerz zog in ihre große Seele ein. Ihr Leben, reich an Enttäuſchun-
mancher Art, war deſſen ungeachtet nicht arm an Freuden. Im
lſten Sonnenglanze ihrer künſtleriſchen Laufbahn entſchädigten ſie für
Wolken manch kleinlicher Cabalen, angezettelt von ihrer Nebenbuhlerin
chesnois, zwei ſchöne Lichtblicke: die Achtung Napoleons und die hin-
ende Freundſchaft ihres großen Kunſtgenoſſen François Talma. Der
ere gedachte ihrer ſogar in Moskau, im Palaſte der alten Czaren,
ehrwürdigen Kreml; noch wenige Augenblicke vor dem unheilvollen
nde, durch den Graf Roſtopſchin Rußlands Herz in eine Aſchenurne
wandelte, beſchäftigte ſich der Kaiſer mit ſeiner Mars, mit ſeinem
ma, mit ſeinem Théâtre français. Der Kaiſer wollte ſeine Lieblinge
Moskau kommen laſſen, um ſelbſt dem Feinde Achtung vor den
n Künſtlern ſeines Reiches einzuflößen. Eine Stunde ſpäter brannte
Kreml und Napoleon mußte fliehen.

Auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich fand er Mademoiſelle Mars
François Talma in Dresden, wohin ſie ſich in Folge ſeiner Ein-
ng begeben hatten, um von ſeiner Stirn die ſchweren Wolken [illegible]
muths zu verſcheuchen. Auch in Dresden riß das Spiel dieſer bei-
Künſtler alle Zuhörer zu lauter Bewunderung hin, und war's dort
kein „Parquet von Königen“, wie jenes, vor welchem vier
re früher Talma mit Mademoiſelle Duchesnois in Erfurt geſpielt, ſo
e es doch auch hier nicht an gekrönten Bewunderern ihres Talents.
Nach Frankreich zurückgekehrt, ſtand Mademoiſelle Mars im Zenith
Ruhms, als ihr, zwei Jahre ſpäter, am 26. Februar 1814, der
den größten ihrer Verehrer, den Abbé Geoffroy, entriß. Talma,
r ſo häufig und ſo bitter getadelt hatte, trug dem Todten keinen Haß
und weinte an deſſen Grabe eine Thräne, die mehr als alles Andere
ſt, daß Talma im wahrſten und ſchönſten Sinne des Wortes ein
er Künſtler war, denn nur Hiſtrionen gewöhnlichen Schlages

erblicken in dem Kritiker, der ſie tadelt, einen Feind, den ſie gründlich haſſen und verachten, weil er ſie nicht loben will, nicht loben kann! — Hippolyte Mars aber war untröſtlich.

Dem Tode des Abbé Geoffroy folgte der Sturz des Kaiſers, der am 22. Juni 1815 zum zweiten Male abgedankt hatte und als Gefangener nach St. Helena verbannt wurde. Doch auch hier, mitten im Gewühle ſchwerer Sorgen und unter der drückenden Laſt geiſtiger und körperlicher Leiden aller Art, vergaß er ſeiner Freunde nicht und unterhielt ſich mit Las Cases oft genug von den Talenten ſeines Talma und ſeiner Mars. Einem der Freunde der Letztern, dem Dichter Arnault, den er in bedrängten Umſtänden wußte, vermachte er in ſeinem Teſtamente*), als Zeichen der Erinnerung, eine Summe von hunderttauſend Francs.

Fünf Jahre nach dem Tode des Kaiſers ſtarb ſein Freund Talma, am 19. October 1826, und ſeiner Freundin Hippolyte blieb aus der ſchönen Zeit ihrer Blüthe nur noch Ein Freund — Arnault; doch als man endlich auch ihn — im Jahre 1834 — in den Schooß der Erde ſenkte, da fühlte ſich die Mars, mitten im großen, ſelbſtſüchtigen Paris, auf dem Schauplatz ihrer Triumphe, verlaſſen und allein, und eine große Thräne fiel aus ihrem ſeelenvollen Auge auf ein Zeitungsblatt, das den Nekrolog ihres erſten Freundes, ihres letzten Rathgebers enthielt.

Im Jahre 1836 ſah ſie der Schreiber dieſer Zeilen — bei ſeiner Anweſenheit in Paris — zum letzten Male als Elmire in Molière's „Tartüffe“. Mademoiſelle Mars, damals ſchon achtundfünfzig Jahre alt, war noch ſo einnehmend, daß ſie durch den Schmelz ihrer ewig jungen Stimme, durch den Zauber ihrer Laune und Naivetät, durch die Aureole ihrer Anmuth, durch den Reiz ihrer Koketterie ihn nicht weniger als das ganze Parterre enthuſiasmirte und durch den Geiſt ihres Spiels den Mangel der Jugend vergeſſen ließ. War ſie damals noch ſo pikant, wie ſchön und reizend muß ſie erſt in den Tagen ihrer Blüthe geweſen ſein! —

Fünf Jahre ſpäter — am 1. April 1841 — ſchloß ſie ihre ruhmvolle Laufbahn als Elmire — jene Rolle, die uns unvergeßlich bleibt — und als Sylvia in Marivaux' reizendem Luſtſpiele „les jeux de l'amour et du hasard“ und nahm dann Abſchied von einer Bühne, welche über vierzig Jahre der Schauplatz ihrer Triumphe war, Abſchied von einem Publicum, das in ihr die feinſte und geiſtreichſte Darſtellerin des Luſtſpiels verehrte. Von Blumen und Kränzen überſchüttet hauchte ſie unter Thränen ihr »Adieu, adieu pour jamais!« Dies waren ihre letzten Worte von der Bühne herab.

Als Societaire des Théâtre français bezog ſie ein jährliches Einkommen von vierzigtauſend Francs bis zu ihrem Tode; doch weiß halb Paris, daß ſie einen nicht unbedeutenden Theil ihres großen Vermögens durch unglückliches Börſenſpiel eingebüßt haben ſoll. — Von allen Geſchenken, mit welchen ſie von der Huld des Kaiſers beſchenkt worden war, hielt ſie am meiſten ein von dem berühmten Maler David gezeich-

---

*) Testament du 25. avril 1821, §. 30: »Item, à Arnault, auteur de Marius, cent mille francs.« Arnault entledigte ſich der Schuld der Dankbarkeit, indem er, ein Jahr nach dem Tode des Kaiſers, eine „Vie politique et militaire de Napoléon“ in drei Foliobänden ſchrieb.

s Miniaturbild Napoleons in großen Ehren und pflegte es noch in
letzten Jahren ihres Lebens Tag und Nacht auf ihrer Bruſt zu
n. Mademoiſelle Mars betrauerte den untergegangenen Stern des
en Kaiſers mit mehr Wärme, mit mehr Treue und Ausdauer, als
oleons zweite Gemahlin, die von der Höhe einer Kaiſerin der Fran-
herabgeſtiegen war, um eine Gräfin von Neipperg zu werden.
Nach einem dreimonatlichen Todeskampfe erlag auch Mademoiſelle
s dem unerbittlichen Tode, der keine Kunſt, keine Größe, keinen
en ſchont. Während ihrer Krankheit hatte das Théâtre français
äglich Bülletins über ihr Befinden ausgegeben, eine
eichnung, die ſchon wegen der Zartſinnigkeit der Idee, die zu Grunde
wohl Erwähnung verdient. Ihrem Wunſche gemäß wurde ſie auf
Père la Chaiſe begraben, dicht an der Seite eines ihrer liebſten
nde, dort, wo ein einfacher Steinwürfel mit dem loorbeerumkränzten
en „Talma" prangt. — Ihrem Leichenbegängniſſe folgten die Schau-
r ſämmtlicher vierundzwanzig Theater von Paris, einige Mitglieder
lkademie und eine Unzahl von Dichtern, Schriftſtellern und Jour-
en. Unter dieſer Maſſe glänzender Namen bemerkte man auch ihre
n Brüder, Noël und Ariſtide de Monvel, und den Erben ihres Na-
, ihren einzigen Sohn, welcher Schriftſteller iſt.
»Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze,« ſagt unſer großer
er, und dennoch wage ich zu behaupten, daß die Nachwelt, dem
, wahren, großen Künſtler gegenüber, eben ſo gerecht ſein wird,
e unpartheiiſche Geſchichte, die jedes Verdienſt mit gerechter Wage
Nur die Namen alltäglicher Komödianten und trivialer Gaukler
nach dem Tode — oft auch ſchon beim Leben — der wohlverdienten
e einer ewigen Vergeſſenheit anheim; Namen aber, wie Mars und
n, wie Charlotte von Hagn und Ludwig Devrient, werden leben
ge es eine franzöſiſche und deutſche Bühne giebt, und ſolche Na-
gehören dem Buche der Geſchichte mit demſelben Rechte an, wie
re und Racine, wie Schiller und Göthe.
Es gab eine Zeit, wo das Bild dieſer Schauſpielerin auf keiner
ausſtellung fehlte. Jeder Künſtler, der en vogue war, beeilte ſich,
reichs vierte Grazie, den „Diamant des Théâtre français", durch
acht ſeines Pinſels zu verewigen. Aber das ſchönſte und ähnlichſte
ll' dieſen Bildern iſt dasjenige, das die Meiſterhand eines ihrer
nteſten Freunde, Baron François Gérard's, entworfen hat und das
er ſchönſten Zierden ſeiner Privatgallerie geweſen iſt.
In jenem Bilde, das auch ich zu ſehen ſo glücklich war, lebt und
in jedem Zuge der feine Geiſt, die holde Anmuth und der ſüße
welche Mademoiſelle Mars zum Vorbilde aller ihrer Kunſtgenoſſin-
hoben haben. Die Comédie françaiſe hat beſchloſſen, ihre Büſte
ter ausführen und im Foyer des Theaters aufſtellen zu laſſen.
Dort wird ſie an der Seite einer der Nebenbuhlerinnen ihres Ruh-
er Mademoiſelle Joſephine Duchesnois, neben ihren Vorgängerinnen
t und L'Ange prangen. (Es verdient als bemerkenswerther Zufall
rt zu werden, daß der Name dieſer Künſtlerin auch zugleich der
des Monats (Mars) iſt, in welchem ſie die irdiſche Bühne mit
nſeitigen Theater vertauſcht hat.)

Schloß Gripsholm.

Eines der intereſſanteſten Schlöſſer Schwedens iſt das auf einer der Inſeln des Mälarſee's, nicht weit von Drottningholm gelegene Gripsholm, Schwedens Verſailles. Die „Abendzeitung“ liefert folgende Beſchreibung:

Eine Fluth hiſtoriſcher Erinnerungen ſtürmt hier auf den Zuſchauer ein: berühmte Könige, unglückliche Prinzen, tyranniſche Eroberer, tapfere Generale, gewandte Diplomaten, herrſchſüchtige Frauen, Männer der Kunſt und der Wiſſenſchaft, Alle finden ſich in den weiten Sälen dieſes Schloſſes vereinigt. Hier findet ſich eine vollſtändige Gallerie der Bildniſſe aller Feldherren des dreißigjährigen Krieges: Guſtav Adolf und Wallenſtein in der Mitte, Piccolomini und Tilly, Torſtenſon und Wrangel; ihnen zur Seite: Pappenheim und Terzky, Iſolani und Spinola, Boncquoi und Mansfeld, Baner und Horn, Chriſtian IV. von Dänemark und der große Turenne von Frankreich. Drücken die markigen Züge dieſer Bilder meiſt die rohe Kraft der damaligen Kriegszeit aus, ſo iſt dagegen pfäffiſche Schlauheit, gelehrte Steifheit und diplomatiſche Feinheit auf den Geſichtern der großentheils wenig berühmten Herren ausgeprägt, die den weſtphäliſchen Frieden abgeſchloſſen haben, und deren Portraits in einem zweiten Saale aufgeſtellt ſind. In der Mitte prangt Axel Oxenſtierna, der große Staatskanzler, ein langes blaſſes Geſicht, aus deſſen Auge Gutmüthigkeit ſpricht, während das feine Lächeln um den Mund den Diplomaten verräth.

Jedem der ſchwediſchen Könige iſt hier ein eigener Saal eingeräumt, in dem ſein Bild, umgeben von denen ſeiner Zeitgenoſſen, hängt. In einem dieſer Königsſäle erblickt man die lebensgroßen Bilder Erichs XVI. und ſeines Bruders Johann, die ſich mit ſo großer Erbitterung bekämpft und ſich hier, Einer nach dem Andern, gefangen hielten. Man zeigt noch jetzt das abſcheuliche Loch, in welchem Erich XIV. ſo lange geſchmachtet, um die grauſame Rache ſeines Bruders begreifen zu können. In dieſem Grabe leuchtete dem unglücklichen Fürſten ein holder Stern: die Liebe ſeiner Katharina Mansdotter, die Tochter des Wildprethändlers, die treu bis zum Tode bei ihm aushielt und die trotz der glänzendſten Anerbietungen König Johanns ihren heißgeliebten Erich nicht verließ, ein einzig großes Beiſpiel in der langen Geſchichte häßlicher Maitreſſenwirthſchaft. Katharinens Bild iſt ebenfalls hier aufgeſtellt.

Im Saale Guſtavs III. prangen unter Anderm die Bilder von Maria Thereſia und dem Fürſten Kaunitz, von Kaiſer Joſeph II. und Friedrich dem Großen, von dem Prinzen Heinrich von Preußen und den Generalen des ſiebenjährigen Krieges. Hier ſieht man Ludwig XV. und Ludwig XVI., Katharina II. von Rußland, Georg III. von England, Papſt Clemens XIV., Waſhington und Franklin. (Aber vergebens ſucht das Auge den Grafen Anckarſtröm, der, an der Spitze einer Verſchwörung des Adels, in der Nacht des 16. März 1792, mitten in der lärmenden Freude eines Maskenballs, Guſtav III. durch einen Piſtolenſchuß getödtet hat.)

Im Ganzen ſind gegen achtzehnhundert Portraits in Gripsholm.

Ein altes Trinklied.

Die heutigen Deutſchen haben zwar das Trinken nicht verlernt, ohl aber das fröhliche Singen dabei, und ſo heitere, geiſtreiche Trinkder; wie ehedem, werden von ihnen jetzt nicht mehr gedichtet. Unter n wenigen, die noch zuweilen in frohen Kreiſen geſungen werden, ſteht ch immer das treffliche alte Rheinlied von Asmus Claudius, „Bekränzt it Laub ꝛc.“, das Iffland in ſeinen „Jägern“ ſo ſinnig ſelbſt für die ühne benutzt hat, oben an. Wohl der Erneuerung ſeines Andenkens erth iſt auch das jetzt ganz vergeſſene, jede Strophe ſo launig mit einem rgil'ſchen Vers ſchließende Trinklied von Hagedorn:

Der Weintrunk erhält!
Das lehrten der Welt
Druiden, Barden und Magi.
Sie hatten auch Recht,
Das findet, wer zecht
Recubans sub tegmine fagi!

Freund! Trinke getreu,
So wollen wir zwei
Circumdare brachia collo.
Verſchreib' mir vom Rhein
Vortrefflichen Wein,
Et eris mi magnus Apollo!

Denn Rheinwein verjüngt
Den, der ihn beſingt,
Corpus animusque juvantur.
Auch iſt er, mein Freund,
Der Liebe nicht Feind
Et in una sede morantur.

Man lehret uns zwar,
Und leider iſt's wahr:
Tot sunt in amore Dolores*).
Dem ſei, wie ihm ſei,
Bekenne nur frei:
Nostros agitamus amores.

Ja, Rheinwein und Scherz
Erfriſchen das Herz,
Sensus animumque labantem.
Der Gram wird ertränkt,
Wenn Phillis dich kränkt,
Miserum si spernit amantem!**)

Diſtichen.

Von K. Altmann.

Daß man mich tadelt und daß man mich lobt, iſt mir Beides erfreulich.
Schwiege man gänzlich von mir, dieſes nur wär' mir verhaßt.

* * *

Suche zuerſt den Gott in Deinem eigenen Herzen,
Selber dann ungeſucht zeigt ſich Dir Gott in der Welt.

* * *

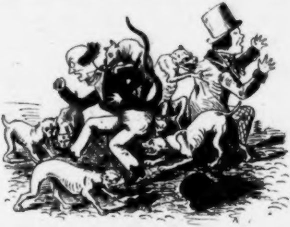
Durch den Spiegel des Haſſes erſcheinen uns Thäler als Klüfte;
Aber im Spiegel der Lieb' iſt uns die Kluft nur ein Thal.

---

*) Ein Spötter könnte dieſen Virgil'ſchen Vers ſehr gut auf Dolores Montez en.

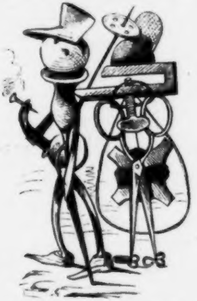
**) Eine ungemein gefällige Compoſition dieſes Liedes lieferte der durch ſeine „Lieder olkston“ ſo berühmt gewordene, im Jahre 1800 verſtorbene königlich däniſche lmeiſter J. A. P. Schulz in Kopenhagen.

Herr Baron von Beiſele und Dr. Eiſele in Berlin



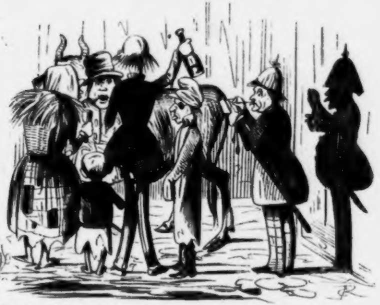
werden von den modern organiſirten Nachtwächtern und den humanen Hunden derſelben caſolirt.

Fortſchritt der Civiliſation.



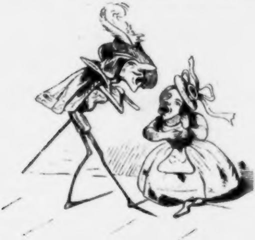
Die Menſchen werden allmälig mehr und mehr Maſchinen.

Ein Volksverführer.



enn der Heiland ſelber,« ſagt der große Cabet, »war ein Communiſt.«

Duett zwiſchen Don Juan und Zerline.



Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm in mein Schloß mit mir,
Da hilft kein Widerſtreben u. ſ. w.

Zapfenſtreich.

Augsburg. Unſere alte „allgemeine“ Klatſchtante, redigirt von v. p. Kolb, brachte unlängſt eine anderthalb Spalten lange Erwiderung des geweſenen kosmopolitiſchen Nachtwächters und dermaligen würtembergiſchen Legationsraths Dingelſtedt, der aus dem Pergamente fährt, weil ein Blatt die unerhörte Frechheit gehabt, zu glauben, der „Mann ſeiner Frau“ habe über ſie eine kleine Lobhudelei in die „Wiener Theaterzeitung“ geſchickt, weil die Frau Legationsräthin Dr. Dingelſtedt, née Lutzer, nächſtens im Kärnthnerthor-Theater gaſtiren will. Narciſſus-Dingelſtedt verſchmäht nicht, ſich auch bei dieſer Gelegenheit etwas Selbſtlob unter die Naſe zu reiben und ſich einen „beſcheidenen Schriftſteller“ zu heißen, der „für ſich nur Ruhe und Dunkelheit“ (und nur dann und wann ein neues Titelchen!) verlangt. Die guten Schwaben wird dies ſehr gerührt haben … wir aber haben darüber zwei Mal vierundzwanzig Stunden herzlich nieſen müſſen.

Berlin. Wir gehen einem neuen großen Fortſchritt entgegen. Man erwartet ein neues, auf Befehl des Königs ausgearbeitetes Judengeſetz, das den Juden in Preußen der bürgerlichen Gleichſtellung mit den Chriſten näher führt. (Vorwärts, Preußen!)

∴ Man ſpricht hier viel von einer Erhebung des gegenwärtig in Wien ſo hochgefeierten Tondichters Meyerbeer in den Adelſtand. (Das wird Herr Heinrich Laube dem Kaiſer von Oeſterreich ſehr übel nehmen!)

∴ Auf der Hofbühne hat „Ein Beſchützer“, die Bearbeitung des Scribe'ſchen Schauſpiels „la Protegée sans le savoir“, überſetzt von Heinrich Börnſtein, eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden; dagegen hat ein deutſches Original-Luſtſpiel, „der Stellvertreter“, von Franz von Holbein, entſchieden fiasco gemacht. In dem erſten Stück hat ſich Herr Döring als Maler Heidecker ausgezeichnet.

∴ Einer unſerer induſtriellen Köpfe will den Schwefeläther auf die Bühne bringen. Wenn dann die Zuſchauer einſchlafen, iſt's beabſichtigter Erfolg; betäubt wurden ſie in neuerer Zeit ſchon ſehr oft durch unmäßiges Bramarbaſiren.

∴ In der „Zeitungshalle“ befindet ſich unter den „eingeſandten Artikeln“ auch folgende „Cantharide“:

Spaniſch Rohr und ſpan'ſche Ritter,
Span'ſche Wolle, ſpan'ſcher Wein,
Span'ſcher Pfeffer, ſpaniſch Bitter,
Sich des beſten Rufs erfreu'n;
Und im Kampfe mit der Lüge
Siegt jetzt eine ſpan'ſche Fliege.

Parturiunt Montes editurque Hispanica musca.

Bremen. Die „Bremer Zeitung“ giebt ſich der Hoffnung hin, daß der Schwefeläther auch inſofern eine Wohlthat der Menſchheit werden würde, als durch ihn der Prügelſtrafe ans Leben zu kommen ſei. Ein Engländer werde nächſtens die Erfindung machen, den Schwefeläther portativ darzuſtellen, ſo daß jeder Bürger eines Staats, in welchem noch geſetzlich die Prügelſtrafe beſteht, ſein Quantum Aether bei ſich tragen und ſich ſo gegen die Prügel unempfindlich machen könne. Hoffentlich werde man bald Annoncen leſen mit der Ueberſchrift: „Keine Prügel mehr!“

Breslau. Herr Guſtav Freitag, der Verfaſſer des mit ſo ungetheiltem Beifall aufgenommenen Schauſpiels „Valentine“, hat ein neues Luſtſpiel, „die Brautfahrt oder Kunz von der Roſe“, im Druck herausgegeben.

∴ Der auch als Schriftſteller bekannte Graf Reichenbach hat, ohne Zweifel in Folge der Anklage wegen Verbreitung verbotener Bücher (?), vom Könige die Beſtätigung als Landſchafts-Director — zu welchem er ſchon vor ½ Jahren erwählt worden war; nicht erhalten, trotzdem, daß die zu Ende gehende Unterſuchung „keine dem Angeklagten nachtheiligen Reſultate ergeben hat“.

∴ Die vom Muſikdirector Moſevius hier 1825 geſtiftete Singakademie, welche ſeit dieſer Zeit von den wichtigſten und heilbringendſten Folgen für das Muſikleben von Breslau geweſen und bisher nur ein Privatverein war, hat vom Miniſterium des Unterrichtes Corporationsrechte und dadurch eine Garantie ihres Beſtehens für die Zukunft erhalten.

Brüſſel. König Leopold hat dem hier als Gaſt anweſenden Theaterdichter Eugen Scribe das Officierkreuz des Leopold-Ordens verliehen.

Chriſtiania. Wilhelm Weittings „Evangelium der armen Sünder“ iſt ins Nor-
egiſche überſetzt worden.

Conſtantinopel. Der erſte Dolmetſcher der ottomanniſchen Pforte, Fuad Effendi,
at Moliere's ſämmtliche Luſtſpiele ins Türkiſche überſetzt und ſie dem Miniſter Redſchid
aſcha zugeeignet. Auch Scribe's bekanntes Vaudeville „der Bär und der Baſſa“ iſt
on einem jungen Armenier ins Türkiſche überſetzt und unlängſt im Serail-Theater ge-
ben worden. Abdul-Meſchid war entzückt.
∴ Der Sultan will, um ſeinem ſchwindſüchtigen Schatze wieder auf die Beine zu
lfen, eine Hundeſteuer einführen. (Beweis, daß die Türkei ſehr auf den Hund ge-
mmen iſt.)

Dresden. Auch der Schmieder'ſchen „Abendzeitung“ iſt es unwürdig erſchienen,
ß Herr Laube und ſein gefälliger Journaltrompeter in Bezug auf Michel Beers
Struenſee“ von einem Eindringen des „jüdiſchen“ Elements in die „deutſche“ Literatur
faſelt, und als Beleg für dieſe in der That perfide, aus lauter Brotneid hervorgegan-
ne Verdächtigung nichts Anderes anzuführen gewußt, als den Umſtand, daß Meyerbeer
n Trauerſpiele ſeines Bruders eine namhafte Maſſe Muſik beigefügt hat. Die „Abend-
tung“ nennt dies perfide; wir nennen es einfältig, abgeſchmackt, lächerlich. Einen todten
chter im Sarge beſchimpfen, weil er Jude war und zwanzig Jahre früher gleichfalls
en „Struenſee“ ſchrieb — ſo pyramidal bornirt kann nur Herr Laube ſein!)
∴ Prinzeſſin Amélie von Sachſen hat ein neues Schauſpiel, „Ein Tag auf dem
nde“, vollendet.

Frankfurt. Am 24. März iſt hier Herr J. L. Heller, Redacteur (?) und Eigen-
imer des „Frankfurter Journals“, geſtorben.

Haag. Der Drucker und Verleger des „Arnhemſchen Courant“, Herr Thieme,
lcher wegen Majeſtätsbeleidigung in erſter Inſtanz zu zweijähriger Gefängnißſtrafe ver-
theilt worden war, iſt vom hohen Rathe völlig freigeſprochen.
∴ Herr Siegmund Thalberg, der im großen Theater ein zahlreich beſuchtes Con-
t zum Beſten der Armen gegeben, hat vom König von Holland, während des Concerts,
e prachtvolle, mit Brillanten beſetzte Doſe und den Orden der Eichenkrone erhalten.
s der Künſtler, mit dieſer Decoration geſchmückt, von Neuem auf der Bühne erſchien,
f die ganze Zuhörerſchaft: »Es lebe der König!« Dieſer Auftritt war eben ſo
reifend als zugleich ehrenvoll für Den, der die Kunſt auf ſo zarte Weiſe auszu-
hnen weiß.

Hamburg. Herr Duprez, der erſte Tenor der großen Oper von Paris, hat im
adttheater ſo gründlich mißfallen, daß er auf die Fortſetzung ſeines Gaſtſpiels — er
ielt jeden Abend 1000 Francs — freiwillig Verzicht geleiſtet hat.
∴ Der Tenoriſt Wurda iſt nach Beendigung ſeines hieſigen Engagements auf drei
onate nach Neuſtrelitz gegangen, wohin ihn der kunſtliebende Großherzog eingeladen.
rda war bekanntlich bis 1835 an der Strelitzer Hofbühne engagirt, von der er damals
er dem allgemeinen Bedauern ſchied.
∴ Im Thalia-Theater iſt ein einaktiger Schwank, „die ſpaniſche Tänzerin“, ge-
en worden.

Insbruck. Zu Schwaz in Tyrol iſt ein Ehrenmann von altem Schrot und
n, Anton von Brentano, im 81ſten Lebensjahre geſtorben. Der Wahlſpruch dieſes
nnes verdient aufbewahrt zu werden. Er lautet:

„Thue das Gute und wirf es ins Meer,
Weiß es der Fiſch nicht, weiß es der Herr!“

∴ Die von der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ ausgeſprengte Nachricht, daß
Denkmal des verſtorbenen Schauſpielers Eßlair von den Tyroler Bauern vandaliſch
rbet worden ſei, iſt von hier aus mit Entrüſtung für unwahr erklärt worden. (Uns
n das überflüſſig, denn die Nachricht ſtand ja in der Augsburgerin, die es mit der
rheit nie ſo genau nimmt.)

Karlsruhe. Bei dem hieſigen Theaterbrande gilt das Lied vom braven Manne
m armen Juden, der durch ſeine Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit 36 Menſchen
Leben gerettet hat. Er heißt Reutlinger und wagte das eigene Leben, um Unglück-
vom Feuertode zu retten. (Ueberall, ſagt der große Dichter des chriſtlich-germani-
„Struenſee“, drängt ſich das jüdiſche Element in unſere Bahnen.)
∴ Sämmtliche Mitglieder des hieſigen Hoftheaters haben einen Urlaub bis zum
Juni erhalten. Bis dahin hofft man ein Interims-Theater hergeſtellt zu haben.

Kaſſel. Von der Bibliothek, welche die Brüder Murhard hier geſtiftet und wozu ſie 30,000 Thaler beſtimmt hatten, iſt jetzt gar nicht mehr die Rede; eben ſo wenig von den Ergebniſſen der Unterſuchung des Dr. Murhard, die nun bereits ſeit 1½ Jahren zu der Endurtheils-Ertheilung vorliegen. Es handelt ſich in dieſer letzteren Sache bekanntlich darum, ob ein Schriftſteller noch verantwortlich für ſeine Werke ſein könne, wenn ſie die Cenſur paſſirt haben, alſo ſtaatlich gebilligt worden ſind.

Königsberg. Die Frau Rittmeiſter Lehmann hatte, wegen des ungünſtigen Miniſterialbeſcheids auf ihr Geſuch, Männerkleider tragen zu dürfen, ein höheres Geſuch eingereicht und ſich darin auf die Beiſpiele Marie Antoinettens, der Kaiſerin Katharina ꝛc. bezogen. Die Eingabe war zur Prüfung und Beſcheidung an den Miniſter des Innern gegangen und dieſer erklärte das Recht der Frauen, männliche Kleider zu tragen, in Preußen für unzweifelhaft; er verpönte es nur, wenn es aus unſittlichen Ideen hervorginge. Madame Lehmann ſoll ſich jetzt noch ein Mal an den Miniſter gewendet und um Zurücknahme des Reſcripts erſucht haben.

∴ Der berühmteſte Advocat Königsbergs, Juſtiz-Commiſſar und Ober-Landes-Gerichts-Rath Crelinger, iſt plötzlich von hier nach Tempelburg in Pommern verſetzt worden. Man glaubt hier nicht, daß Herr Crelinger dieſem miniſteriellen Befehl Folge leiſten und im ſchlimmſten Falle lieber ganz aus dem Dienſte ſcheiden wird.

Kopenhagen. Der alte Adam Oehlenſchläger hält hier in dieſem Winter Vorleſungen über die Haupt-Charaktere ſeiner eigenen Theaterdichtungen.

Leipzig. Der deutſche Pianiſt Joſeph Schad iſt aus Paris hier angekommen. Der Ruf, der dieſem Künſtler vorangeht, berechtigt unſere muſikaliſche Welt zu den ſchönſten Erwartungen. Die Pariſer Journale nennen ihn den Dritten im Bunde Thalbergs und Liſzts und ſagen, daß er Erſtern an Fingerfertigkeit, Letztern an Anmuth und Ausdruck übertreffe. Sein Spiel, ſchreibt die „Modenzeitung“, iſt kein Taſten-Tumult, keine Flügel-Emeute, und dennoch reißt er ſeine Zuhörerſchaft durch die Grazie ſeines Spiels zu lauter Bewunderung hin. Der Herzog von Gotha, an deſſen Hofe er zuletzt geſpielt, hat ihm einen koſtbaren Diamantring geſchenkt.

∴ Die neue „Berliner Muſikzeitung“ berichtet aus Wurzen: Profeſſor Klos, der ahasveriſch-wandernde Concertzweck, welcher kürzlich in Leipzig (höchſt langweilige) Proben alt-abyſſiniſcher Muſik zur Aufführung gebracht, beſchäftigt ſich jetzt mit der Compoſition alt-ägyptiſcher Monumental-Inſchriften. Vor Allem rühmt man eine ſechsſtimmige krebsäugige Fuge, deren Text einer Pyramiden-Inſchrift zu Memphis entlehnt iſt. — (Profeſſor Klos ſoll außerdem noch einen ägyptiſchen Mumien-Chor, für neun Hände arrangirt, in Wurzen zur Aufführung gebracht haben.)

∴ Unſer Stadttheater geht wieder einer neuen Kriſis entgegen. In Kurzem wird der erſte Liebling unſeres Publicums, Madame Günther-Bachmann, und die nicht minder beliebte Demoiſelle Unzelmann die hieſige Bühne verlaſſen. Demoiſelle Mayer, unſere Primadonna, hat gekündigt. Vom Männerperſonale verliert unſer Theater den Herrn Pasqué und Herrn Marder. Für alle dieſe Verluſte bleibt uns noch ferner Demoiſelle Marr als Ober-Regiſſeur und Herr Gamgalli. (Herz, mein Herz, was willſt Du mehr?)

∴ Der Schauſpieler Wagener, „deſſen Auge, unverbürgter Nachricht zu Folge, alle Frauenherzen fühlen macht“, geht nach Wien, um das ſchöne Geſchlecht der guten Kaiſerſtadt in Verzweiflung zu ſtürzen durch die Drathpuppigkeit ſeines koſtbaren Spiels. In Wien iſt, ſeitdem ſich dort dies Gerücht verbreitet hat, erſtaunlich große Nachfrage nach Schwefeläther.

∴ Anfangs Mai begiebt ſich ein großer Theil unſerer Literatur auf Reiſen. Herr Bernhardi, der berühmte Neffe des unberühmten Dichters Tieck, begiebt ſich nach Algier, weil er in Erfahrung gebracht, daß dort die Beefſteaks viel ſaftiger und weit billiger als in unſerer berühmten Schweſterſtadt Schkeuditz ſind. Der Himmel ſegne ſeinen Appetit!

∴ Man lieſt in der „Theater-Locomotive“: Als Sand dem Herrn von Kotzbue und damit gleichzeitig dem deutſchen Luſtſpiele den Dolch in das Herz ſtieß, ſagte Göthe: »Der Kotzebue hat doch noch im Tode Glück. Er ſtirbt ſelbſt berühmt!« Dieſes Kotzebue'ſche Glück hat ſich auch bei dem ſchrecklichen Theaterbrande in Karlsruhe wieder bewährt. Faſt die ganze Theater-Bibliothek iſt ein Raub der Flammen geworden. Nur die Werke eines deutſchen Dichters entgingen dem allgemeinen Auto-da-Fé: die Werke Kotzebue's! So ſcheinen die Elemente nach dem gewaltſamen Tode des Dichters gerechter gegen ihn, als es die Kritik bei ſeinem Leben war.

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ ſchreibt: Die neulich allen deutſchen Buchhändlern vorgelegte Frage: »Ob die Abrechnungszeit in der Leipziger Oſtermeſſe beibehalten oder af die Michaelismeſſe hinausgeſchoben werden ſoll?« dürfte gewiß, wenn nicht ein gänz- cher Umſturz der bisherigen Ordnung, welche die Grundlage aller beſtehenden Verhältniſſe ldet, eintreten ſoll, dahin beantwortet werden: daß es am zweckmäßigſten ſein dürſte, ern nach wie vor in der Oſtermeſſe die Abrechnungen geſchehen und die Zahlungen leiſtet werden.

∴ Im Verlage von Ernſt Keil iſt ein hiſtoriſcher Roman unter dem vielverſprechen- n Titel: „Lola Montez oder Tanz und Geſchichte“ erſchienen. Wir werden in einer r nächſten Nummern einen Auszug daraus bringen.

∴ Unſer „Tageblatt“ enthält folgenden mehr als rührenden Abſchied: »Den Nacht- ächtern und Polizeidienern, die mich ſo oft in meinem Schmerze geſehen, ein herzliches bewohl! Sanft ſei fortan ihr Schlummer! Kieſelack.«

London. Der große iriſche Agitator O'Connell iſt in Begleitung ſeines Sohnes ch Italien gereiſt, um unter milderem Himmel ſeine zerrüttete Geſundheit wieder rzuſtellen. (Möge er zum Troſte Irlands bald geneſen!)

∴ Von Miſtreß Mary Cowden-Clarke, einer Schweſter der einſt ſo beliebten Sän- rin Miß Clara Novello, iſt jetzt eine „complete concordance to Shakespeare“ er- ienen. Das Werk, in einzelnen Lieferungen ausgegeben, iſt „dem Andenken Shakeſpeare's d der engliſchen Nation, deren glänzender Schmuck deſſen Genius iſt“, gewidmet. In Vorrede ſagt die Verfaſſerin, daß es ein Ehrenpunct für ihr Leben geworden ſei, en treuen Führer für dieſe reiche Fundgrube geiſtigen Schatzes zu liefern und Das chzutragen, was ihre beiden Vorgänger, Ayscough und Twiß, ausgelaſſen, und ſpricht Hoffnung aus, daß ihre Arbeit von ſechzehn Jahren den Zweck erreicht haben werde, e vollſtändige Concordanz zu Shakeſpeare zu liefern.

∴ Vor Kurzem iſt hier eine Ueberſetzung von Bürgers „Leonore“ in prachtvoller sſtattung mit vier herrlichen Illuſtrationen, von dem bekannten Maler Macliſe, erſchienen.

∴ Seit Michaelis 1823 bis Weihnachten 1846 ſind, nach amtlichen Nachweiſungen, die neuen Gebäude des britiſchen Muſeums und für den Ankauf neuer Bilder nicht niger als 606,500 Pfd. St. verausgabt worden.

Madrid. Der „Espannol“ erzählt: Die Königin Iſabella begebe ſich nie vor drei r Morgens zu Bette und geruhe dann bis zwölf oder ein Uhr Mittags zu ſchlafen. r Gemahl hingegen ſoll ſchon um neun Uhr Abends ſich zur Ruh begeben und um i Uhr Morgens wieder aufſtehen. (Die Herrſchaften müſſen ſich unendlich lieb haben!)

Mannheim. Unſere „Abendzeitung“ enthält einen Aufruf an den „Bürger Hecker“, der in die Reihen der Volksvorkämpfer einzutreten. Der gute „Citoyen Hecker“ wird en Aufruf wohl ſelber beſorgt haben.

München. Am 23. v. M. ſtarb hier im hohen Alter von 91 Jahren der Staats- h Freiherr Anton von Cetto, ein in frühern Jahren einflußreicher Diplomat, der zur Napoleons die Stelle eines baierſchen Geſandten in Paris bekleidet hatte.

∴ Herr Schubert, der Redacteur unſeres „politiſchen Kinderfreundes“, tritt am Juli von der Leitung dieſes Blattes freiwillig ab. Er ſagt dabei, es erfülle ihn eine nenloſe Freude, den Anfang einer ſchönern Zeit erlebt zu haben. (Der ne Schmeichler!)

∴ Auch bei uns wird Heinrich Heine's „Atta Troll“ mit Vergnügen geleſen und ende Stelle am meiſten belacht:

„Atta Troll Tendenzbär; ſittlich-
Religiös. Als Gatte brünſtig;
Durch Verführtſein von dem Zeitgeiſt
Waldurſprünglich Sansculotte.

Sehr ſchlecht tanzend, doch Geſinnung
Tragend in der zott'gen Hochbruſt;
Manchmal auch geſunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!“

ht erhält Atta Troll eine Stelle in der Walhalla. (Noch rührender wäre eine Niſche Brockhaus'ſchen Converſationslexikon.)

Münſter. Nach einem Berichte im „Rheiniſchen Beobachter“ ſoll hier jeder vierte nſch der Unterſtützung bedürfen. (Das wäre mehr als traurig!)

Paris. Der Miniſter des Cultus, Graf von Salvandy, ſoll, nach einer Beſitzung, er unlängſt angekauft, zum Herzog von Chantemerle ernannt werden. (Wir, in r Stelle, zögen es vor, Herr von Salvandy zu bleiben.)

∴ Herr von Montlaville hat der Deputirtenkammer eine neue Motion wegen Herabſetzung des Zeitungsſtempels übergeben.

∴ Der arme „Corſaire-Satan“ hat ſchon wieder einen neuen Injurien-Proceß. Der abgetretene Director des Odéon-Theaters, Herr Bocage, den „Mr. Satan“ während deſſen einjähriger Geſchäftsführung unerbittlich verfolgte, hat alle ſeine Beſchwerden in eine Klage zuſammengefaßt und nachgewieſen, daß ſeinem Geſchäfte daraus bedeutender Schaden erwachſen ſei, und deshalb 30,000 Francs Entſchädigung verlangt; doch glaubt man allgemein, daß er ſeine Klage verlieren werde.

∴ Die Fürſtin von der Moskwa, eine Tochter des verſtorbenen Jacques Laffitte, hat eine Scheidungsklage gegen ihren Gatten anhängig gemacht.

∴ Abbé de Lamennais iſt nach Rom gereiſt, um ſich mit dem Papſte und der katholiſchen Kirche auszuſöhnen.

∴ Am 26. März fand das Begräbniß der berühmten Schauſpielerin Mars ſtatt. Der Leichnam der Verſtorbenen war drei Tage ausgeſtellt, und unabläſſig drängte ſich die Volksmenge herbei, um die berühmte Todte zu ſchauen und ihr einen Veilchenſtrauß zu widmen. Der Zug gelangte um 11 Uhr nach der Magdalenenkirche, wo eine Meſſe geleſen und ein Requiem von den Zöglingen des Conſervatoriums geſungen wurde. — Samſon, von Kératry, Viennet, Baron Taylor, von Liadières und Auber hielten die Zipfel des Leichentuches. Bei dem Eintritt des Zuges in die Kirche gab es einigen Tumult, weil die Zuſchauer auch den für das Gefolge beſtimmten Raum beſetzt hatten, und es kamen ſogar Verwundungen vor, denn man rechnet, daß mehr als 100,000 Menſchen auf den Beinen waren, um den Zug zu ſehen. Die hohe Achtung vor der Verſtorbenen zeigte ſich übrigens auf dem ganzen Wege. Ueberall entblößten die Zuſchauer das Haupt, als der Sarg vorüber kam. Herr von Kératry, Baron Taylor und Herr Viennet ſprachen am Grabe, nachdem die Geiſtlichen ihre Kirchengebete verrichtet.

∴ Madame Stolz, die Primadonna der großen Oper, verläßt in zwei Monaten ihr hieſiges Engagement und folgt einem Rufe nach Petersburg.

∴ Ponſards Trauerſpiel „Agnes de Méranie“ iſt bei Furne im Druck erſchienen. Es lieſt ſich gut, iſt aber doch viel ſchwächer als ſein erſtes Werk „Lucrèce“.

∴ Während das Théâtre hiſtorique Schillers „Cabale und Liebe“, bearbeitet von Dumas, einſtudirt, wird im Odéon-Theater Göthe's „Egmont“ in Scene geſetzt.

∴ Herr von Chateaubriand ſoll endlich entſchloſſen ſein, die erſten zwei Bände ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ zu veröffentlichen (?).

∴ Der bekannte Orientaliſt Dzy hat ein „Wörterbuch der arabiſchen Kleider-Namen“ herausgegeben.

∴ Der Abbé Châtel, der Stifter der franzöſiſch-katholiſchen Kirche, welche in ihren Principien viel Aehnlichkeit mit der deutſch-katholiſchen hat, fungirt jetzt als Briefpoſt-Director im Departement der Saone und Loire.

∴ Herr François Ponſard, der Dichter der „Lucrèce“ und der „Agnes de Méranie“, hat ſich mit der Tochter des ehemaligen Directors des Gymnaſe-Theaters verlobt. Dem. Poirſon erhält eine Mitgift von 500,000 Francs.

∴ Zwiſchen Harfleur und dem Cap de la Hève iſt eine große Auſternbank von neun Stunden Länge und zwei Stunden Breite entdeckt worden. Unmaſſen von Auſtern gehen jetzt tagtäglich nach dem nur acht Seemeilen entfernten Havre ab. (Glückliches Havre!)

Petersburg. Herr Smirdin, Petersburgs unternehmendſter Buchhändler, hat eine Cabinets-Ausgabe der ruſſiſchen Klaſſiker veranſtaltet und den Reigen derſelben mit den ausgewählten Schriften Ozerow's eröffnet.

Prag. Michel Beers herrliches Trauerſpiel „Struenſee“ — nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Paſtete des Herrn Heinrich Laube — hat auch auf der hieſigen Bühne großen Beifall davongetragen. Ob das Stück noch ein Mal wiederholt werden darf, hängt von der Wiener Behörde ab, welche die Aufführung von derlei Stücken mit allzuängſtlichen Augen überwacht. Die hieſige Cenſur, weniger engherzig als die Wiener, hat die Darſtellung dieſes Stückes, wenn auch mit einiger Vorſicht, d. h. mit manchem Cenſurſtrich, geſtattet. Nächſtens wird hier auch Michel Beers „Paria“ in Scene gehen. (Einfältiges Prag, warum ſtudirſt Du nicht lieber den chriſtlich-germaniſchen „Struenſee“ des Herrn Laube ein?)

Rom. Es beſtätigt ſich, daß der Papſt einen Ritterorden für ausgezeichnete Männer jedes Glaubens ſtiften wird. Die erſten Mitglieder deſſelben werden ſein: der König der Franzoſen und die Herren Guizot, Thiers, Lamartine, Arago, O'Connell, Sir Robert Peel, A. von Humboldt und Meyerbeer. (Ach, warum nicht auch Herr Laube?)

Stuttgart. In unſerer Stadt herrſcht großer Jubel, weil man die Cenſur — nein, blos weil man das bisher beſtandene Verbot des Rauchens auf der Straße aufgehoben hat. (Du ſtolzes Schwaben, freue Dich!)

Venedig. Der bekannte Pianiſt Theodor Doehler ſoll für die hieſige Fenice eine Oper, „Tancreda", componirt haben (?).

Warſchau. Goethe's „Fauſt", von Alfons Waliczky ins Polniſche übertragen, ſoll einen neuen Ueberſetzer in der Perſon eines polniſchen Grafen, deſſen Name uns entfallen iſt, gefunden haben.

∴ Unlängſt wurde hier ein Pole eingeſperrt, weil er an einem öffentlichen Orte im Geſpräche geſagt hatte: »Ich bin ein Pole!« Sein Inquirent erklärte aufs Beſtimmteſte, es gebe keine Polen mehr, ſondern nur Unterthanen Seiner ruſſiſchen Majeſtät; wer ſich ein Pole nenne, beleidige den Kaiſer von Rußland! — ! — !

Wien. Ueber den wahren Stand der öſterreichiſchen Staatsſchuld giebt es die verſchiedenſten Angaben. Springer berechnete ſie vor den letzten beiden Anleihen zu 1038 Millionen Gulden. Das „Britiſh and foreign Review" nimmt 1253 Millionen 535,379 Gulden an. Tengoborski rechnet vor 1842: 969 Millionen 694,241 Gulden. Nimmt man Mittelzahlen, ſo kann man mit ziemlicher Sicherheit beſtimmen, daß die Staatsſchuld Oeſterreichs 1100 Gulden betrage, welche 50 Millionen Gulden Zinſen erfordern, ſo daß etwa ein Drittheil der Staatseinnahme dafür verwendet werden muß.

∴ Meyerbeer kehrt nach Berlin zurück, um von dort einem Rufe nach London zu folgen.

∴ M. G. Saphir will ſeinen „Humoriſten" nach München verlegen. Er hofft dort eine gelindere Cenſur zu finden.

∴ Strauß, der Sohn, hat unlängſt eine „explodirende Baumwoll-Polka" geſchrieben; demnächſt ſoll nun auch eine „Schwefeläther-Polka" erſcheinen. Es gehört der Magen eines Straußes dazu, um dieſe Maſſe unſinniger Titel zu verdauen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der bekannte Ausdruck „Sansculottes" — ſo hießen zur Zeit der franzöſiſchen Revolution die Ultra-Demagogen — rührt vom damaligen Abbé und ſpätern Car- inal Maury her, welcher, als Frau von Pienne und Frau von Soigny eine ſeiner Freiheitsreden im Nationalconvent laut und bitter zu tadeln gewagt hatten, dem Präſi- enten zugerufen haben ſoll: »Monsieur le président, faites taire ces deux sans- ulottes.«

— Wenn vordem die Päpſte ſich malen ließen, mußten die Maler ihre Kunſt ieend verrichten. Raphael Mengs, beauftragt, den Papſt Rezzonico zu malen, weigerte h, das Knie zu beugen. Er könne, ſagte er, nur ſitzend treffen, ein Geſuch, das ihm währt wurde.

— Es iſt ein höchſt intereſſanter Zufall, daß zwei der größten Genies, die jemals lebt, gerade an ihrem Geburtstage geſtorben ſind: Raphael Sanzio, der Maler, und illiam Shakeſpeare, der Dichter. Der Geburts- und Sterbetag des Erſtern iſt der e April, der des Letztern der 23ſte April.

— Zur Zeit der Königin Eliſabeth gab es in London fünfzehn Theater. Shakeſpeare's ücke wurden damals im Globe- und Blackfriars-Theater aufgeführt.

Treffer und Nieten.

• Ein franzöſiſcher Staatsmann, befragt, was er von den Pantalons bei den Bällen is Philipps und von deren Abkürzung bei den Feſten des Herzogs von Nemours le, erwiderte: »Le pantalon, c'est le présent, la culotte, c'est l'avenir.« (Die talons ſind die Gegenwart, die Kniebeinkleider ſind die Zukunft.)

• Sehr wahr ſagt Minutius Felix: »Man weint im Theater Thränen, die man weint, wo man ſie weinen ſollte.«

Höchſt intereſſantes Zeit- und Charaktergemälde!

Bei **C. F. Steinacker** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu beziehen:

Alexander Willingen,

Charaktergemälde neuerer Zeit in zwei Bänden.

1847. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Held des Buches, Alexander Willingen, iſt ein jüdiſcher Officier im Heere Napoleons. Die Begebenheit mit hiſtoriſchem Hintergrund ſpielt meiſt in Weſtphalen und dem übrigen Deutſchland, theils in Paris. Die Charakterzeichnung Willingens iſt eine ſo durchaus edle und gelungene, daß die Leſewelt dieſes Werk gewiß mit Vergnügen und Beifall aufnehmen wird; die Schilderungen jüdiſchen Lebens und Denkens, ſo viele darin ausgeſprochene Wahrheiten über das Judenthum neuerer Zeit, werden ſowohl für Israeliten als für Chriſten vom höchſten Intereſſe ſein.

In demſelben Commiſſions-Verlage iſt ferner erſchienen:

Treumund, Herzensklänge.

Ausgewählte Dichtungen.

Zweite verbeſſerte Auflage. 8. Broch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Censurfrei!

In Leipzig ist soeben erschienen:

MOLA

oder

Tanz und Weltgeschichte.

Eine spanisch-deutsche Erzählung.

21 Bogen à 1¼ Thlr. ordin.

Diese **censurfreie** Schrift, welche die Abenteuer einer geschichtlich gewordenen Tänzerin auf sehr pikante Weise erzählt, dürfte die Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Bei **Guſtav Mayer** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zum elften April.

Deutſcher Frühlingsgruß

an

die preußiſchen Stände.

Preis 2 Ngr.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 238. Leipzig, 23. April 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
ährlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
hmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Eveline.

Ein ſchweizer Abenteuer von E. Guido.

I.

Auf der Sanct-Gotthard-Straße, bei Waſen, erblickt der Reiſende
n reizendes Landhaus am Saume eines Baches, über den eine kleine
lzerne Brücke führt. Dieſes Landhaus, halb Hütte, halb Villa, lugt
s einer Gruppe ſchattiger Ulmen hervor: es lächelt Euch an, es
nkt, es lockt, es feſſelt Euch. Ihr werdet nachdenkend und geſteht
ch: das iſt ein Aufenthalt, geſchaffen zum Lieben und zum Träumen.
etäubt vom Geräuſche der Welt, ſehnt man ſich in den Frieden dieſer
ütte hinein. Hier findet man Einſamkeit und Ruhe!

Vertieft in den Anblick dieſer bezaubernden Villa, ſtand ich dicht am
che, als eine Roſe, die Jemand aus der Mitte des nahen Bosquets
den klaren Waſſerſpiegel hineingeworfen hatte, an mir vorüber-
wamm. Ich blickte hin und gewahrte in der Nähe des Gebüſches ein
ißes Kleid und einen Augenblick ſpäter ein blühend-junges Mädchen,
mir einen freundlichen Gruß zuwarf und dann, ſchnell wie ein
gel, in die Schatten der Bäume zurückflog. — Ich fiſchte die Roſe
zog nach Waſen, um dort zu übernachten.

Gleich nach meiner Ankunft fragte ich den Wirth, ob er mir ſagen
ne, wer jenes reizende Landhaus bewohne. — Eine junge Dame, ant-
rtete der Mann, die vor drei Wochen in Begleitung ihres Bruders
ekommen. Sie ſei jung und wunderſchön. Das war Alles, was er
ßte.

Vor Untergang der Sonne zog mich ein unbekanntes Gefühl nach
r Hütte zurück, um dort die Spur meiner Unbekannten aufzuſuchen.
s reizende Geſchöpf luſtwandelte unter den Bäumen. Ihr Arm ſtützte
auf den eines jungen Mannes, auf deſſen bleichem Antlitz der Aus-
k einer tiefen Wehmuth lag. Er mochte dreißig, ſie kaum achtzehn
re zählen. Ihre Augen waren blau und von langen Wimpern über-
ttet. Lange blonde Locken umrahmten ihr Geſicht von bewunderns-
ther Schönheit und wahrhaft himmliſcher Sanftmuth. An der Schulter

ihres Bruders angelehnt, erſchienen ihre Züge bald heiter, bald traurig, zerſtreut und träumeriſch. Bei der Brücke angelangt, gewahrte ſie mich … ein leichtes Lächeln verklärte ihr Geſicht … dann grüßte ſie mich abermals und kehrte um.

II.

Am andern Morgen befand ich mich, vor Sonnenaufgang, wieder in der Nähe jener Hütte und harrte dort eine lange Stunde. Endlich erſchien ſie, ſchön wie ein Engel. Der friſche Morgenwind koſ'te mit den Locken ihrer Haare und mit dem ſeidenen Tuche, das ihren Hals umhüllte. Als ihr Auge mich erblickte, gebot ſie mir, den Finger auf den Lippen, Stillſchweigen und verbarg dann in ein Reſeda-Büſchel ein Billet. In demſelben Augenblick erſchien ihr Bruder. Sie erſchrak und entfernte ſich mit ihm. — Ein paar Secunden ſpäter flog ich über den Bach in den Garten hinein und holte mir das Billet heraus. Es enthielt nicht mehr als drei Worte:

»Heute Abend!
Eveline.«

— Heute Abend! wiederholte ich, wie ein Dieb aus dem Garten flüchtend. Dies Abenteuer iſt in der That bizarr. Wohl weiß ich, daß in Italien, und vor Allem in Venedig, die Liebe raſch zu Werke geht, beſonders in den Romanen und Novellen, die ſich von dort ihre Stoffe holen; aber hier, in der Schweiz, erſcheint mir dies Abenteuer wie ein Traum. Doch einmal aufgelegt zum Träumen ſagte ich zu mir:

— Ob Traum oder Wahrheit … gleichviel … ich werde kommen!

Und als die Sonne wieder zu ſinken begann, befand ich mich abermals in ihrer Nähe. Sie lehnte an einer Ulme.

— Sei gegrüßt, mein Freund, mein Herz hat Dich mit Sehnſucht erwartet, ſagte ſie und führte mich, ohne meine Antwort abzuwarten, ins Bosket. Dort ſetzte ich mich zu ihr auf den Raſen und glaubte jetzt mehr noch als heute Morgen der Spielball eines neckenden Traumes zu ſein; und dennoch war dies Alles keine Täuſchung. Eveline, mit dem reizendſten Lächeln der Unſchuld, ſaß dicht an meiner Seite und der Zauber der kindlichen Naivetät, der aus jedem ihrer Worte ſprach, machte mich — aufrichtig geſagt — eben ſo berauſcht als verwirrt.

— Das, was ich thue, ſagte ſie, ſcheint Dich zu befremden. Iſt's nicht ſo? fragte ſie ſchaamroth. Aber kann ich anders? Die Liebe kommt oft ſo ſchnell! Seit dem erſten Male, wo ich Dich geſehen, bin ich nicht mehr Herrin meiner Gefühle. Du wirſt dies Geſtändniß voreilig, leichtſinnig finden … verzeihe mir, mein Freund; aber ich kann nicht anders.

Der Mond, der unterdeſſen aufgegangen war, beleuchtete die reizendſchönen Züge ihres jungfräulichen Angeſichts. Rings um mich her herrſchte eine jener melancholiſch-ſüßen Sternennächte, die der liebe Gott nur für Dichter und Liebende geſchaffen hat. Der Bach ſchlängelte ſich murmelnd durch die Felſen; laue Nachtlüfte durchzitterten das mondhellte Laub und wehten uns den Duft der Roſen und Levkojen, die im Garten in üppigvoller Blüthe ſtanden, zu. Mit unbeſchreiblichem Entzücken gab ich mich dem Eindrucke dieſes feenhaften Traumes hin: ich glaubte mich, wie durch Zaubermacht, unter den glühenden Himmel Italiens, nach

Verona, unter den Balkon der liebetrunkenen Giulietta verſetzt: es war dieſelbe Stunde, derſelbe Himmel, es waren dieſelben Worte.

— Du ſiehſt es, mein Romeo, ſagte ſie zu mir; die Nacht wirft ihre Maske auf mein Angeſicht und verbirgt Dir mein Erröthen. Gern möchte ich ſchweigen und doch — o Gott! — vermag ich's nicht. Weg, weg mit der Feſſel falſcher Schaam.' Vernimm, daß ich Dich liebe, liebe mit der ganzen Gluth der erſten Liebe, hauchte Giulietta und ſank, mit Thränen in den Augen, an mein lautklopfendes Herz.

Der Shawl, der ſoeben von ihren Schultern herabgefallen war, enthüllte ihres Nackens keuſchen Schnee, in dem ſich die Strahlen des Mondes abſpiegelten. Welch ein wunderbarer Traum! Mein Geiſt ſchwelgte in dem Genuſſe namenloſer Wonne; Alles, was ſie mir ſagte, war Unſchuld, war Poeſie, war Liebe, Liebe im reinſten Sinne des Worts.

— Sie ſagen, daß ich krank ſei, fuhr ſie fort, und daß die Luft der Gebirge mich heilen wird. Es iſt wahr, mein armes Herz hat viel gelitten; aber jetzt, in dem beſeligenden Zauber Deiner Nähe, fühle ich mich neu geſtärkt, mein Freund.

Einen Augenblick dachte ich, daß dieſe Worte gar nicht an mich gerichtet ſeien, daß das junge Mädchen, verleitet von der Aehnlichkeit, die ich mit dem Gegenſtande ihrer Liebe beſaß, das Opfer einer Täuſchung ſei. Bald aber ſchwanden meine Zweifel. An einem der Fenſter des Landhauſes gewahrte ich Licht. Ich fürchtete, daß Evelinens Bruder, beſorgt über die Abweſenheit ſeiner Schweſter, uns hier überraſchen könnte. Eveline errieth den Gedanken, der mich beunruhigte.

— Du haſt Recht, mein ſüßer Freund! Bald wird er kommen ... eile, eile! Morgen ſehen wir uns wieder!

Ich ergriff Evelinens Hand und preßte ſie an meine Lippen.

— Faſſe Muth, mein Freund, fuhr ſie fort. Du haſt mir noch immer nicht geſagt, ob Du mich liebſt. Sprich, Geliebter meiner Seele, liebſt Du mich?

Ich ſagte ihr, daß ich ſie von ganzer Seele liebe, und das war wirklich keine Lüge, denn in dem Alter von zwanzig Jahren ſchlummert im verborgenen Winkel unſerer Seele ein Keim, der nur des leiſeſten Sonnenſtrahls bedarf, um ſich zur Blüthe zu entfalten. In dieſem ſchönen Alter, wo man Alles, was ſchön iſt, zu lieben wähnt, glaubt man in jedem weiblichen Weſen, das uns freundlich anlächelt, ſein Ideal gefunden zu haben. Eines Abends gewahrt man ein junges, blondes, träumeriſches Mädchen ... man wird traurig, unruhig und von unbeſtimmter Sehnſucht gequält. Sie iſt's, die man ſchon früher einmal im Traume geſehen hat; das iſt derſelbe Blick, daſſelbe Lächeln, dieſelbe Stimme, derſelbe Gang, dieſelbe Geſtalt! Man danket ſeinem Gott und liebt! Und warum ſollte nicht auch Unſereiner lieben können?

III.

Auf dem Rückwege nach Waſen, den geſtirnten Himmel über meinem Haupte und Freude und Wonne im Herzen, erſtaunte ich keinen Augenblick über das unerwartete Glück, das mir zu Theil geworden war. Meine rhitzte Fantaſie kreuzte mit vollen Segeln auf dem uferloſen Ocean der Liebe, aber noch immer fehlte mir das Gefühl der Gewißheit; noch immer glaubte ich der Kreiſel eines neckenden Traumes zu ſein. Es war mir, als lebte ich fünf Jahrhunderte zurück, unter dem veilchenblauen Himmel Italiens, in Verona, als trüge ich das Sammetbarett und den kurzen Mantel Romeo's und als hätte ich ſoeben das Geſtändniß der Liebe Giulietta's vernommen. Ich war nicht mehr in der Schweiz, ich war — Dank dem Himmel und meinem Traume! — im ſchönſten aller Paradieſe. Und dieſer Traum verlängerte ſich bis zum Morgen und erſt mit Tagesanbruch entfloh er. Als ich erwachte, trug ich als einfacher Touriſt des neunzehnten Jahrhunderts eine leichte Mütze und eine luſtige Blouſe.

IV.

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien ich, wie man ſich denken kann, beim Stelldichein. Eveline war noch einfacher, noch begeiſterter, noch anbetenswerther als geſtern.

— In drei Tagen, erzählte ſie mir, iſt mein Geburtstag; an dieſem Tage bewerbe Dich bei meinem Bruder um meine Hand. Wenn er erfahren wird, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Weib ſein will, wird er Deine Bitte Dir gewähren.

Bei dieſen Worten glaubte ich von Neuem das Spielzeug einer teufliſchen Myſtification zu ſein.

— Mein Weib! rief ich hoch erſtaunt.

Eveline betrachtete mich mit ihren großen blauen Augen und verſchämt die langen Wimpern niederſenkend, ſagte ſie:

— Ich bin bereit, Dir überall, wohin Du willſt, zu folgen. Ein Wort von Dir und ich verlaſſe auf der Stelle dieſes Haus. Aber mein Bruder, würde er nicht hier untröſtlich ſein, wenn er mich nicht wiederfände? Er, der mich ſo zärtlich liebt, er, der mich mit väterlicher Sorge bewacht! Auch ich liebe ihn; aber ſei darum nicht eiferſüchtig! Begehre von ihm meine Hand. Er wird nicht fragen, ob Du reich ſeiſt ... ich habe ein großes Vermögen ... von dieſem Augenblick gehört es Dir!

— Dein Bruder, entgegnete ich, kennt mich nicht. Er wird die Schweſter, die er liebt, einem wildfremden Manne nicht zur Frau geben wollen.

— Du irrſt, mein Freund; er kennt Dich bereits, und auch er, auch er liebt Dich.

— Das Geheimniß wird immer verwickelter, dachte ich bei mir. Nun ſoll ich ſie gar heirathen. Aber deſto beſſer! Sie iſt ſchön, ſie iſt reich, ſie liebt mich ... drei Eigenſchaften, die ſich ſo ſelten vereinigt finden. Kann man vom Zufall, der uns dies Alles über Nacht in die Hand geſpielt hat, noch mehr verlangen?!

— In drei Tagen, begann ich von Neuem, werde ich Deinen Bruder beſuchen und thun, was Du mir gerathen haſt.

— Noch Eins! rief ſie mit freudeſtrahlendem Geſicht und pflückte eine Roſe; die, welche ich Dir geſtern geſchenkt, iſt heute gewiß ſchon verwelkt ... empfange dafür dieſe friſche Blume als ein Zeichen meiner nimmerwelkenden Liebe.

Dann zog ſie eine kleine Scheere aus dem Schürzentäſchchen und ſchnitt ſich eine große Locke ihres ſchönen Haares ab und ſchenkte ſie mir mit den Worten:

— Ich habe Dein Wort! Auf morgen!

Dann führte ich ſie bis zum Gebüſch ... dann neigte ſie ihren Kopf auf mein Herz herab ... ich hauchte einen Kuß auf ihre Stirn ... ſie lächelte »gute Nacht, gute Nacht!« und entfernte ſich niedergeſchlagen und traurig.

V.

Auch ich kehrte nachdenkend nach Waſen zurück und konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, denn beſtändig ſummte mir das Wort „Heirath“ vor den Ohren. Erſt gegen Morgen ſank ich in einen halben Schlaf, in den mich Evelinens Stimme wie der harmoniſche Refrain eines vom Echo wiederholten Liedes einwiegte. In dieſem flüchtigen Morgentraume ſah ich mich als Bewohner jenes Landhauſes, ruhig, ohne Ehrgeiz, unter dem Schatten der Ulmen, an der Seite dieſes liebenswürdigen Kindes, das mir ſo naiv ſeine Liebe erklärt und ſein Herz geſchenkt hatte. All' meine Wünſche waren nun erfüllt. Bald aber ſah ch mich wieder von meinen Büchern umringt, mit Muße einen angefangenen Roman vollendend ... ich befand mich wieder in der geräuſchvollen Stadt, in der Mitte der Künſte, der Wiſſenſchaften, meiner Freunde und — was lockender als dies Alles — in der Mitte meiner Freundinnen. Ich ſchlief und träumte bis Mittag; als ich erwachte, flog ich in meine Kleider, um zu Evelinen zurückzueilen.

Unterwegs traf ich in einem Zimmer der Schenke, in die ich eingekehrt war, um mich durch ein Glas friſchen Waſſers zu erquicken, einen lten Schulkameraden bei einem vollſtändigen Mittagsmahle; unſere eiderſeitige Ueberraſchung war gleich groß. In der Fremde iſt jeder andsmann unſer Freund. Wir waren glücklich, uns hier ſo unverhofft wieder zu ſehen. Alfred, ein heiterer, liebenswürdiger Geſell, gewohnt, Alles, was ihm begegnete, von der komiſchen Seite aufzufaſſen, erzählte mir in Einem Athem fünfzig drollige Schwänke, hundert luſtige Abenteuer. m Ende ſeiner Mahlzeit erhob er ſich. Ich beeilte mich, ihm eine lückliche Reiſe zu wünſchen.

— Glückliche Reiſe? wiederholte er. Wo denkſt Du hin? Ich eibe hier.

— Du bleibſt? fragte ich erſtaunt. Und warum?

— Weil ich hier in der Umgebung ein paar ſchöne Landhäuſer entdeckt habe, die ich in meine Reiſemappe einzeichnen will. Aus dieſem Grunde habe ich beſchloſſen, hier ſechs bis acht Tage auszuruhen.

— Welche Zeitverſchwendung! Ein Himmel ohne Horizont; nichts s ewige Granitfelſen, einförmige Gegenden, die Jedermann auswendig eiß. Freund, wo denkſt Du hin ...

— Und Du, was treibſt denn Du in dieſem Neſt?

— Bei mir, mein Freund, iſt das etwas Anderes! Ich durchſchwärme dies Land, ich träume, ich dichte, ich vollende hier einen Roman.

— Gut, das will auch ich verſuchen ... auch ich will die Gegend rchſchwärmen und, wenn ſie nichts Beſſeres darbietet, träumen und, enn's ſein muß, auch dichten, wie Du. Oder trauſt Du mir nicht die higkeit zu, daß auch ich einen Roman zuſammenträumen kann! ... cchio, mon ami! ſagte Alfred, ſtolz die Enden ſeines Schnurrbarts in Höhe drehend.

Alle meine Gegenvorſtellungen vermochten nicht, ihn zu überzeugen. Er blieb und ich mußte nun gefaßt ſein, durch ſeine Gegenwart mich in der Fortſetzung meines Abenteuers geſtört zu ſehen. Bald aber tröſtete ich mich mit dem Gedanken, er werde nicht Tag für Tag mein Landhaus, ſtets ein und daſſelbe, ſondern, zur Abwechslung, einmal auch wohl ein entfernteres in ſeine Mappe eintragen.

Aber ich Unglücklicher ſah mich bald getäuſcht.

(Schluß folgt.)

Herr von Sainte-Beuve und ſein Regenſchirm.

Von A. Raphael.

Herr Sainte-Beuve iſt, wie wohl Jedem unſerer Leſer bekannt ſein wird, eine der vierzig Unſterblichkeiten der Pariſer Akademie und — was mehr als dies zu ſagen hat — Verfaſſer des bekannten Romans „la volupté“ und — was wieder mehr als dieſes zu bedeuten hat — ſeit 1827 ſouveräner Eigenthümer eines blauen Regenſchirms.

Vor einigen Tagen hat ein ſchwarzränderiger Brief drei Viertheile der ganzen franzöſiſchen Literatur in die tiefſte Trauer geſtürzt. Man erfuhr, daß Herr Sainte-Beuve den treueſten Freund und Gefährten ſeiner glorreichen Laufbahn durch den Tod verloren habe: ſein alter blauer Regenſchirm iſt geſtorben.

Es iſt unmöglich, ſich einen Begriff von dem Schmerze zu verſchaffen, der jetzt halb Paris durchſchauert. Achtundvierzig Stunden lang waren ſämmtliche Straßenkehrer der theilnahmvollen Stadt Paris Tag und Nacht beſchäftigt, in der Straße, die der berühmte Akademiker bewohnt, die Thränenmaſſen, die zu Bächen angeſchwollen waren, wegzukehren.

Einer der berühmteſten Chemiker, Herr Orfila, der ſich, wie halb Paris, beeilt hatte, Herrn Sainte-Beuve den ſchuldigen Tribut aufrichtigen Mitleids darzubringen, war ſo hingeriſſen, daß er ſich freiwillig anheiſchig machte, dieſe Thränenbahn chemiſch zerlegen zu wollen. Nachdem er ein paar Hundert dieſer Thränen in den Deſtillirkolben gebracht, hat es ſich herausgeſtellt, daß ſich darunter Thränen von allen Sorten und Farben, von jedem Geſchmack und von jedem Alter befanden: Blauſtrumpf-Thränen, durchſichtige Jungfrauen-Thränen, Genfer Thränen aus der Schule des ſeligen Herrn Rudolph Töpffer, und darunter auch zwei bis dritthalb Thränen eines Krokodils und Akademikers. So lange die Welt ſteht und ſo lange es regnet, iſt noch kein Regenſchirm ſo tief betrauert, ſo aufrichtig beweint worden, als der weiland blaue Parapluie des Herrn von Sainte-Beuve.

— Armer, unglücklicher Regenſchirm! ſeufzte der beklagenswerthe Akademiker. Seit 1827, ſeit zwei Decennien, war dieſer Parapluie mein Glück, mein Stolz und meine einzige Stütze. Mehr als einer meiner Collegen nannte ihn „ſeinen Freund“ und der Präſident der Akademie hatte ihm, aus Achtung für mich, einen unſerer vierzig Fauteils zum Mittagsſchläfchen eingeräumt. Auf dieſer Höhe angelangt, mußte er fallen, weil er nicht mehr ſteigen konnte: aber fallen iſt fürchterlich und darum hat der Edle es vorgezogen, lieber im Glanze ſeines Ruhmes, in der Blüthe ſeines Lebens, als Jüngling von zwanzig Jahren zu ſterben.

Errathet Ihr ſein trauriges Ende? Der blaue Regenſchirm hat ſich
e Cato von Utica das Leben genommen; doch weiß man noch nicht
timmt, ob er, wie jener alte Römer, vor dem Acte des Selbſtmords
e Abhandlung über die Unſterblichkeit der Seele oder einen Roman
Herrn von Sainte-Beuve geleſen.

Schon mehrere Male hatten die vertrauten Freunde des Herrn von
inte-Beuve die Bemerkung gemacht, daß jener würdige Beſchützer
Beſchirmer unſeres würdigen Akademikers unverkennbare Zeichen von
hwermuth offenbare. An ſtürmiſchen Regentagen knickte er ſehr oft
der Stengel einer Lilie zuſammen; manchmal empörten ſich ſeine
hbeinglieder und, weit entfernt, ihre Spitze zur Erde niederzuneigen,
ubten ſie ſich heftig empor, als wollten ſie den erſchreckt vorüber-
nden Wolken die Augen ausſtechen. Alle Welt, und ſelbſt Herr von
inte-Beuve war auf eine Kataſtrophe gefaßt und dieſe längſt vorher-
hene Kataſtrophe iſt nicht ausgelieben.

Am Abend des erſten Frühlingstages, als der blaue Regenſchirm in
gleitung unſeres Akademikers aus der Geſellſchaft einer ſeiner Freunde
ngekehrt war, vernahm Herr von Sainte-Beuve urplötzlich ein leiſes
mmern, ein wehmüthiges Klagen. Anſtatt geſtützt zu bleiben auf ſei-
Griff nach Art aller Parapluies, die man zum Trocknen aufgeſpannt,
or der Aermſte der Armen ſeinen Schwerpunct, bekam den Schwindel
brach in ſich zuſammen.

Wohlunterrichtete Freunde verſichern, daß der berühmte Schriftſteller
den Verluſt ſeines vielgeliebten Regenſchirms im ſtrengſten Sinne
Worts untröſtlich iſt. Vier ſeiner Herren Collegen wachen Tag
Nacht bei ihm, um zu verhindern, daß der Dichter der „Volupté“
ja kein Leid anthue.

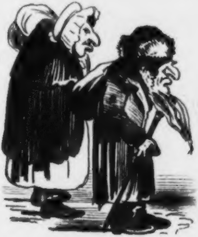
Man weiß noch nicht, wann der Selige beerdigt werden ſoll; ſo
aber iſt gewiß, daß Herr Viennet, Pair von Frankreich und Dichter
„Arbogast“, am Grabe des Entſchlafenen eine Leichenrede halten will,
daß Herr Ganal ihn — den Regenſchirm nämlich — einzubalſamiren
nnen iſt. Die Akademie aber ſoll, um den Verewigten zu ehren,
Preis von 10,000 Francs ausgeſetzt haben für die gelungenſte
ge du parapluie bleu de Mr. Sainte-Beuve“.

Charakteriſtik der europäiſchen Hauptſtädte.

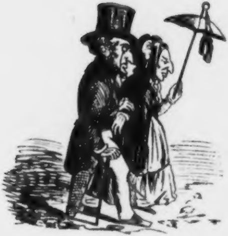
Berlin mediſirt. Breslau promenirt. Caſſel ſchnarcht. Dres-
wundert ſich. Dublin bettelt. Edinburgh träumt. Florenz
Frankfurt zählt. Genua lacht. Hamburg ißt. Hannover
t. Leipzig lieſt (blos ſein Tageblatt). Liſſabon ſchmollt. Lon-
gähnt. Lyon arbeitet. Madrid raucht. Mainz freut ſich auf
Carneval. Mannheim flucht. Mancheſter packt. Marſeille
München trinkt. Neapel ſchwitzt. Paris plaudert. Peſth
pt. Petersburg ſchweigt. Rom betet. Turin ſchminkt ſich.
edig liebt. Warſchau ſeufzt. Wien verdaut.
Welche dieſer Städte iſt am glücklichſten?

C. M. D.

Polniſche Juden-Metamorphoſe.



Vor dem Ukas.



Nach dem Ukas.

Zapfenſtreich.

Augsburg. Herr von Cotta ſoll endlich beſchloſſen haben, den Dr. Kolb die
„Allgemeine Zeitung“ nicht mehr allein unterzeichnen zu laſſen, ſondern die Unterſchrift
des Dr. Mebold der Kolbiſchen zur Seite zu ſtellen. Dieſe Vormundſchafts-Ernennung
iſt das ſicherſte Zeichen des baldigen gänzlichen Rückzugs des Kolbiſchen Ridiculs; es wird
dadurch einem „allgemein gefühlten Bedürfniſſe“ abgeholfen, und Herr von Cotta erwirbt
ſich dadurch den Dank aller wohlmeinenden deutſchen Männer.

Berlin. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat Herrn von Raumer brieflich gebeten,
ſein Entlaſſungsgeſuch zurückzunehmen; er aber hat ablehnend geantwortet und iſt nun
aus der Akademie völlig ausgeſchieden.

∴ Man hat ſich hier allgemein gewundert, wofür und warum der Hofbuchhändler
Alexander Duncker den Orden der Ehrenlegion erhalten. Jetzt erfährt man den Grund.
Die Zeitungen berichten, er ſei auf Antrag des Miniſters Guizot decorirt worden, weil
r — hört, hört! — keine Nachdrücke franzöſiſcher Werke verkauft. Ein unerhörtes
Verdienſt! (Auch wir bitten uns nun das rothe Band aus, weil auch wir das große,
ber noch keineswegs anerkannte Verdienſt haben, daß wir keine franzöſiſchen Nachdrücke
erkaufen!)

∴ Herr Pückler-Muskau giebt ſich jetzt wieder alle Mühe, in das Gerede zu
ommen. Bald iſt er liſtfreundlich, bald hat er vor dreißig Jahren ein Duell gehabt,
ald will er da und dort Herrſchaften kaufen. Die ganze Tendenz dieſes Lärmens iſt,
n König von Preußen zu bewegen, ſich huldreichſt Herrn Pücklers ohne Muskau zu
innern und ihn zum Mitgliede des Herrenſtandes bei dem vereinigten Landtage zu
nennen. Er iſt aber noch beſcheidener als Herr Spieker, der ſich nicht nur „Biblio-
ekar des Königs“ zu nennen beliebt (beſonders im Auslande), ſondern auch ein politiſch-
eraler Märtyrer heißen möchte, und der noch außerdem Zutritt bei „hohen Perſonen“
t. (Gelächter!) Herr Pückler ohne Muskau wird aber deſſen ungeachtet, und un-
achtet ihn ſogar Herr Aurelio Buddeus unter ſeinen mächtigen Schutz genommen,
ht Mitglied des Herrenſtandes werden, ſo wenig Herr Spieker jemals Bibliothekar des
nigs oder ein politiſcher Märtyrer wird. Nun läßt Herr Pückler durch ſeinen kleinen
relio ſogar mit einem Gutsankauf in Sachſen drohen; allein Preußen braucht ſo wenig
vor zu erſchrecken als Sachſen erſchrickt, denn zu einem ſolchen Ankaufe gehören die
Dinge des Generals Montecuculi (Geld, Geld, Geld) und das iſt bekanntlich nicht
ſtarke Seite des Verſtorbenen.

∴ Der Ankunft des General-Muſik-Directors Meyerbeer aus Wien wird hier
lich entgegengeſehen. Wir wollen wünſchen, daß mit ſeiner Rückkehr die Oper hier
der einen höhern Aufſchwung erlange.

∴ Wir haben die Hoffnung, Frau von Oven, welche uns als Fräulein Charlotte
Hagn durch ihr hohes dramatiſches Talent ſo reichen Genuß gewährt hatte, in kurzer
hier eintreffen zu ſehen. Frau von Oven lebt jetzt in München und beabſichtigt, ihre
wohnenden Schweſtern zu beſuchen.

∴ Die von Johann Georg Krünitz im Jahre 1773 begonnene, dann von Friedrich
ob und Heinrich Guſtav Floerke, und jetzt von Johann Wilhelm David Korth und
Otto Hoffmann fortgeſetzte „ökonomiſch-technologiſche Encyclopädie“ iſt nun, nach
undſiebenzig Jahren, bis zum 192ſten Bande vorgerückt, der bis zum Wort
ſprung“ reicht. Der Gründer dieſes in ſeiner Art einzigen Werkes wurde am
December 1796 in dem Augenblicke, als er, beim Artikel „Leiche“ angelangt, die drei
Buchſtaben dieſes Wortes niederſchrieb, vom Schlage gerührt. Das Ende
Encyclopädie iſt noch gar nicht abzuſehen. Herr Hoffmann gedenkt ſeinem Sohne
rbſchaft die Vollendung der Buchſtaben X Y Z zu hinterlaſſen. Das Werk hat
ht drei Verleger (Maurer, Pauli und Krauſe) überlebt. Jetzt erſcheint es im Ver-
von Ernſt Litfaß.

∴ Die hieſigen 52 Buchdruckereien haben im verfloſſenen Jahre 40,560,000 Bogen
kt. Dieſer Reichthum an Maculatur beweiſt, daß unſere Stadt keinen Mangel
mpen hat.

Bonn. Der Mechaniker C. Baunſcheidt in Poppelsdorf hat einen künſtlichen
gel erfunden, welcher allen Anforderungen, die an ein ſolches Inſtrument gemacht
können, vollkommen genügen ſoll. (Bei dem großen Ueberfluß natürlicher
el verſchiedener Art ſcheint uns die Erfindung künſtlicher Blutegel ganz über-
!)

Dresden. Herr Auguſt Bürck, ſchreibt die „Weſer-Zeitung", hat ſeine „romantiſchen Dichtungen" einer geſammelten Ausgabe nicht unwerth geachtet. Sie erſcheinen in Leipzig in zwei Bänden, welche zu leſen oder gar zu kaufen, wir Niemandem verwehren können.

Florenz. „Macbeth" heißt eine Oper von Giuſeppe Verdi, die im Pergola-Theater einen ſo hypercoloſſalen Enthuſiasmus erregt hat, daß der Componiſt bei der erſten Aufführung 27, bei der zweiten 38 und bei der dritten 41 Mal gerufen wurde. Das muſikberauſchte Publicum begleitete Herrn Verdi unter dem Geſchrei »eviva Verdi, eviva Macbeth!« vom Theater bis zu ſeinem Hôtel. Am dritten Abende erhielt er vom Fürſten Joſeph Poniatowsky und den Grafen Anatole Demidoff und Corſini eine goldene Krone im Werthe von 5000 Francs.

∴ Von Michael Bergſohn aus Hamburg iſt in dem Roſſini-Theater eine neue Oper, „Laura de Montorti", mit vieler Anerkennung gegeben worden.

Frankfurt. In Nummer 86 und 87 des „Converſationsblatts" befindet ſich unter der Aufſchrift „Heinrich Heine und ſeine Bärengeſchichte" eine wahrhaft vernichtende Kritik des bei Hoffmann und Campe erſchienenen Gedichts „Atta Troll". Der Verfaſſer dieſer treffenden Kritik, Herr K. Ohly, ſagt unter Anderm: »Heine's Talent iſt verbraucht: er weiß uns nichts Neues mehr zu ſagen. Dieſer Invectiven gegen die „ſchwäbiſche Schule", gegen die „frommen Metzelſuppen", gegen „Raumer und Maßmann", wie gegen die „Participialconſtructionen eines gekrönten Hauptes" ſind wir ſchon lange ſatt. Auch imponirt es uns nicht mehr, wenn er uns verſichert, die Berge hätten im Nebelflore wie „verſchlaf'ne Bayaderen" ausgeſehen, wenn er von „lüſtern weißen" Armen, von „ſchlanken, kühligen Gliedern" ſpricht, das Alles iſt Pariſer Boulevards-Romantik.« — »Wir möchten ſehr bezweifeln,« fährt er fort, »ob Herr Varnhagen von Enſe durch die Dedication dieſes Gedichts ſich ſehr geſchmeichelt fühlen werde. Heine hätte ſich begnügen ſollen, daß „Atta Troll" auf immer in der „Zeitung für die elegante Welt" begraben geweſen wäre.« (Die ganze Kritik iſt ſo ſchlagend, daß uns eine kleine Neugier beſchleicht, zu erfahren, wer hinter der pſeudonymen Maske dieſes K. Ohly verborgen ſein mag?)

∴ Demoiſelle Rachel, Frankreichs Melpomene, wird im Laufe des Junimonats auf der hieſigen Bühne drei Gaſtrollen geben, wofür ihr die Direction 1000 Thaler zahlt.

Göttingen. Die Wedekind'ſche Preisſtiftung für deutſche Geſchichte beſtimmt einen Preis von 1000 Thalern Gold für eine kritiſche Bearbeitung von Henrici de Hervordia chronicon, einen andern von 1000 Thalern Gold für eine kritiſche Bearbeitung der Geſchichte des Erzbisthums Hamburg und Bremen, und einen von 1000 Thalern Gold und 500 Thalern Gold für das beſte Geſchichtswerk in Handſchrift oder Druck. Die Arbeiten müſſen bis zum 14. März 1855 eingeſendet werden und der Preis wird ein Jahr darauf ausgetheilt.

Gotha. Am 30. März iſt der berühmte Veteran der deutſchen Philologen, der Geheime Hofrath und Ober-Bibliothekar Friedrich Jacobs, im 83ſten Lebensjahre geſtorben.

Hamburg. Ein Herr Dr. Wallheim hat C. Gutzkow's „Uriel Acoſta" parodirt. Der Titel dieſer Parodie heißt „Die Uhr, Ohlſe, was koſt ſe?" Man ſoll zwar die Menſchen nicht nach dem Geſichte und die Stücke nicht nach dem Titel beurtheilen, aber bei dieſer Parodie dürfte man doch im Voraus ſagen: die Uhr möge koſten, was ſie wolle, ſo wird ſie doch in keinem Falle viel werth ſein. (Wiener Zeitſchr.)

Hannover. Dem Paſtor primarius Schlager in Hameln iſt die Conceſſion zur Herausgabe einer „Guſtav-Adolph-Zeitung" verſagt worden.

Jaſſy. Von dem jungen Vladika von Montenegro, der bekanntlich auch Dichter iſt, erſcheint nächſtens ein dramatiſches Gedicht, „Gorski Wjanac" (der Waldkranz), das er dem Fürſten von Serbien gewidmet hat.

Leipzig. Die Baumgärtner'ſche „Modenzeitung" bringt das reizend-ſchöne Bild der Sennora Lola Montez und eine Lebensſkizze, aus der wir folgende Stelle herausheben: Sie ſoll die Tochter des berühmten ſpaniſchen Stierkämpfers ſein, der ſie aber nicht anerkennen will. Ein anderes Gerücht nennt ſie eine Irländerin. Gewiß iſt, daß ſie ſehr ſchön iſt (?) und vielfache Talente (??) beſitzt. Sie hat einen andaluſiſch-kleinen Fuß, die Hand einer Herzogin, das ſchönſte ſchwarze Haar, außerordentlich feine Züge und bald ſanfte, bald ſchreckliche Augen, die ſich ſo leicht mit Thränen füllen, als Zornesblitze ſchleudern. Dieſe Schönheit und Leidenſchaftlichkeit, ihr Talent und ihr Stolz machen ſie zu einer jener Frauen, vor denen ſich Alles beugen muß. (O bitte!) Wäre ſie vor

nem Jahrhundert erſchienen, ſo hätte ſie vielleicht Fürſten und Völker tyranniſirt. (Man
ht, daß Freund Dietzmann die Kunſt zu ſchmeicheln verſteht.)

∴ Die „Wiener Zeitſchrift“ erzählt ihren Leſern: »Dr. Bernhardi in Leipzig ſchrieb
r die frühere „Theater-Locomotive“ eine Recenſion über Hamlet, welche ſich durch viele
ortſetzungen fortſchleppte und, da die „Locomotive“ mittlerweile aufgehört hatte, unvoll-
det blieb. Oettinger nennt ihn daher „den Verfaſſer einer unvollendeten Hamletkritik“.
ieſer Ausſpruch wird Herrn Bernhardi mehr in Ruf bringen, als die ſpitzfindige Lang-
eiligkeit, mit welcher er ſich in der „Locomotive“ ſo breit und wichtig gemacht.« (Es
ut uns, daß unſer Journal Etwas dazu beigetragen hat, Herrn Bernhardi auch in
ien bekannt zu machen. Soeben erfahren wir, daß der Schluß dieſer unvollendeten
mletkritik in 22 ſtarken Quartbänden, mit illuſtrirten Beefſteaks, bei J. J. Weber er-
einen ſoll. Gratuliren!)

∴ Ein Wiener Blatt ſchreibt: Von Unglücksfällen iſt jetzt in Wien wenig oder
r nichts zu hören: blos der Schauſpieler Wagener aus Leipzig wird hier zu Gaſtrollen
wartet.

∴ Die „Bauzener Veilchen“, die uns ſtets ſo väterliche Lehren ertheilt hatten, wie
unſern erbärmlich ſchlechten „Charivari“ redigiren ſollen, ſind leider aus Ueberfluß
Abonnenten ins Jenſeits hinübergeſchlummert. Unſer Blatt verliert in ihnen einen
t genug zu achtenden Mentor, dem wir in der Eile unſeres Herzens einſtweilen
thalb aufrichtige Thränen widmen. Wohlunterrichtete behaupten, der Redacteur dieſer
eilchen“ beſuche nun wieder das Gymnaſium und hoffe, eheſtens nach Klein-Tertia
ezt zu werden. Andere ſagen, er redigire jetzt den „Wandelſtern“.

∴ J. Moſens „Johann von Oeſterreich“ ging hier mit ſehr ſpärlichem Beifall über
Bühne, und verdiente auch nicht mehr. G. Räders „Jupiters Reiſeabenteuer“ wurden
r von einem Sonntagspublicum ausgepfiffen. Größerer Schund und weniger
ſchenverſtand iſt uns noch nie auf dem Theater vorgekommen.

∴ In ganz Europa befinden ſich jetzt über zweihundert Lebensverſicherungs-
llſchaften. Beweis genug, wie ängſtlich man in Europa für das Bischen Leben be-
t iſt.

London. London hat 70 verſchiedene Johanns-Straßen, 52 Königs-Straßen, 47
bs-Straßen, 46 Königin-Straßen, 30 York-Straßen, 15 Wellington-Straßen u. ſ. w.
denke man ſich einen armen Teufel, welcher in der dringendſten Verlegenheit einen
nd aufſucht, von dem er nichts Anderes weiß, als daß derſelbe ; W. Kings-Street
mer 3 wohnt, und der nun das Pech hat, nachdem er die Wohnung des Freundes
Straßen vergebens geſucht, ſie endlich in der 52ſten Straße findet und dort er-
, daß der Freund, den er ſucht, vor einigen Tagen in eine der 47 Jacobs-Straßen
en iſt. Er fängt von Neuem zu ſuchen an und nachdem er wieder in 46 Jacobs-
ßen vergebens herumgefragt hat, findet er endlich den ſeit acht Tagen geſuchten
d und erfährt vom Portier, daß Jener ... vor fünf Minuten ausgegangen ſei.

∴ Der „Verein zur Unterdrückung des Laſters“ hat der königlichen Akademie der
e ein Geſuch eingereicht, ſie möge einen Befehl erlaſſen, daß ſich die Künſtler künftig-
icht mehr nach lebenden Modellen bilden ſollen. (Beweis, daß es auch im freien
nd ſcheinheilige Mucker giebt.)

∴ Unlängſt iſt hier eine der größten Auctionen alter Bücher abgehalten worden.
erühmteſten Bibliomanen Londons waren verſammelt, um ſich gegenſeitig aufs
ke zu überbieten. Und ſo geſchah es, daß die Handſchrift von Walter Scotts
Roy“ mit 570 und die erſte älteſte Folio-Ausgabe von Shakeſpeare mit 1080 Thaler
wurde.

∴ Ein Exemplar der ſogenannten Mazarin'ſchen Bibel, die aus der Bibliothek des
benen Herrn Wilkes herrührt, iſt, in einer ſoeben beendigten Verſteigerung ſeltener
, für 500 Pfd. St. (3500 Thaler) verkauft worden. Die Käufer waren die
ndler Wiley und Putnam, die bekanntlich mit Amerika in ſteter Verbindung ſte-
nd jenes Exemplar für das Muſeum in New-York erſtanden haben*).

Ein hieſiger Arzt hat eine Schrift über die Schädlichkeit des Heißeſſens heraus-
. Die Beſitzer des „eiſernen Magens“ brauchen ſich dieſelbe — wie ſich von ſelbſt
— nicht anzuſchaffen, eben ſo wenig die Herren Zweck-Eſſer — die ſorgen ſchon
anggedehnte Toaſte, daß Alles kalt wird.

Wahrſcheinlich war dies ein Pergament-Exemplar, eines von den 7 oder 8, die
ſind. Im Jahre 1825 ging auf der Nicol'ſchen Auction in London ein ſolches
ar zu 504 Pfd. St. weg. Das Mac-Carthy'ſche Exemplar, in welchem man
um 1456 fand, wurde mit 6260 Francs (1670 Thaler) bezahlt.

∴ Am St. Valentinstage ſind heuer nicht weniger als 422,000 Briefe durch die Hände der Poſtbeamten gegangen.

Mailand. Giacomo Batteglia, ein kaum fünfzehnjähriger Jüngling, hat ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Acten, „Vittore Piſani", im Druck erſcheinen laſſen. Es erregt viel Aufſehen.

München. Als Profeſſor Laſſaulx noch in Würzburg war, erzählt ein baieriſches Blatt, wollte er ſein Kind nicht im gewöhnlichen Bahrtuche begraben laſſen, weil kurz zuvor die Leiche eines proteſtantiſchen Kindes zu Grabe getragen worden war!!!

Neapel. Das hier erſcheinende Journal „Omnibus" brachte unlängſt folgende Anzeige: »Nicolo Coridi, aus Corfu, liefert auf Begehren innerhalb 24 Stunden ein Luſtſpiel, innerhalb 48 Stunden ein hiſtoriſches Trauerſpiel; endlich macht er ſich anheiſchig, in 72 Stunden eine gelehrte Novelle in ſechsverſigen Stanzen mit Hinweglaſſung irgend eines beliebigen Buchſtaben abzufaſſen. Derſelbe wohnt im Gaſthofe zur Stadt London, Straße Quantari, Nummer 22, in Neapel.«

∴ Eleonora Dori heißt ein neues Melodrama tragico, das im San-Carlo-Theater mit Eclat durchgefallen iſt. Den Text hat Herr Cammerani, die Muſik dazu der Maeſtro Battiſta geliefert.

Nancy. General Drouet, der hier in einem Alter von 73 Jahren geſtorben, hat verordnet, daß er ohne Prunk und Leichenrede neben ſeine Eltern begraben ſein wolle. (Sein Vater war Bäckermeiſter in Nancy.)

Padua. Die von dem jüngſt verſtorbenen Grafen Ferry hinterlaſſene Bibliothek, aus 32,000 Bänden der Werke weiblicher Autoren beſtehend, hat einen Käufer gefunden. Er iſt Engländer, alſo geborener Liebhaber aller Curioſitäten, und hat eine Frau und eine Tochter, die Beide der edlen Gattung der „Blauſtrümpfe" angehören.

Paris. Der Kaiſer von Rußland ſoll ernſtlich geſonnen ſein, den König der Franzoſen durch einen Beſuch in Eu zu überraſchen. Darüber ereifert ſich der „National" und meint, der Czar habe wohl nur darum 50 Millionen franzöſiſcher Renten angekauft, um ſich hier einen guten Empfang zu bereiten.

∴ Die arme, gute Herzogin von Orleans leidet ſeit einiger Zeit an großer Schlafloſigkeit. (Ihre königliche Hoheit ſollten ſich auf Herrn Kühne's „Europa" abonniren.)

∴ Am 30. März iſt zu St. Germain-en-Laye Fürſt Jules von Polignac, der Vater der unſeligen Juli-Ordonnanzen, an der Gicht geſtorben. Geboren 1780, hat er ein Alter von 67 Jahren erreicht. Sein älterer Bruder iſt ihm Anfangs dieſes Monats vorausgegangen. Jetzt iſt nur noch ein jüngerer Bruder von Beiden, Graf Melchior von Polignac, am Leben. Fürſt Jules (der ein natürlicher Sohn Karls X. geweſen ſein ſoll) hat ſechs Kinder hinterlaſſen.

∴ Der „Corſaire-Satan" will wiſſen, daß Herr Thiers, durch die letzten Debatten über die Wahlreform verſtimmt, ſich aus dem öffentlichen Leben ganz zurückziehen und blos hiſtoriſchen Studien widmen will. Dieſe Nachricht dürfte aber erſt dann Glauben verdienen, wenn Herr Thiers ſeine Entlaſſung als Deputirter nehmen würde; daß er lange ſchweigen und ſich todt ſtellen kann, hat er während der Jahre 1843, 1844 und 1845 bewieſen; aber er ſchweigt und wartet und hofft, und wenn man's am wenigſten vermuthet, ſchnellt er ſich wieder in die Höhe. Auf ihn paßt das franzöſiſche Sprichwort: „Petit bon homme vit encore".

∴ Die Académie françaiſe hat bei der jährlichen Erneuerung ihres Bureau Herrn von Tocqueville zum Director und Herrn Abel de Remuſat zum Kanzler gewählt.

∴ Der berühmte Botaniker Aimé Bonpland, der Freund und Reiſegefährte Alexander von Humboldts, iſt, obgleich man ihn vor länger als einem Jahre ſterben ließ, noch am Leben. Der franzöſiſche General-Conſul in Montevideo hat der Pariſer Akademie angezeigt, daß Herr Bonpland ſich zu St. Borja, in der braſilianiſchen Provinz Corrientes niedergelaſſen hat.

∴ Der Abkömmling der berühmten Familie Lally-Tolendal, Graf Stanislas Lally-Tolendal, Sohn des 1817 verſtorbenen Gouverneurs von Point-à-Pitre, iſt wegen Fälſchung und Unterſchlagung anvertrauter Gelder (er war Commis in einer Milchhandlung) zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt worden.

∴ Der „Rheiniſche Beobachter" ſagt: »Herr Laube hat es ſo einzurichten gewußt, daß die „Preſſe" die Anzeige enthält, daß beſagter Herr Laube in Paris angekommen iſt. (Ungeheures Gelächter.) Herr Laube iſt nach Paris gezogen, um wieder ein paar neue Ideen zu neuem „Rococo" aufzuſchnappen, und ſich durch A. Weil und Conſorten, trotz deren „jüdiſchem Elemente", lobhudeln zu laſſen, in der Hoffnung, daß der deutſche

Michel dadurch eine hohe Idee von ihm erhalten würde. Um aber ſeiner Verzweiflungsreiſe einen guten Klang zu geben, ließ er ausſprengen, er beſuche ſeinen Freund (?) Heine, der ſich jedoch ſchwerlich nach ihm geſehnt haben wird. Indem ſich Herr Laube zu dem „jüdiſchen Elemente“ des Herrn Heine herabließ, hatte er dabei die beſcheidene Abſicht, ſeinen unbedeutenden Namen mit dem des jüdiſchen Heine zuſammen nennen zu laſſen, um dadurch Etwas zu gewinnen! Herr Laube gewinnt aber Nichts dabei, Heine bleibt Heine und Herr Laube bleibt Laube; die Franzoſen wiſſen ſchon nach zwei Minuten nicht mehr, wer dieſer Herr Lobe iſt, und wenn ſie es auch alle Tage gedruckt läſen.

∴ Wenige Tage vor dem Tode der Demoiſelle Mars hat Frankreich einen nicht minder berühmten Künſtler, den ausgezeichneten Caricaturiſten Grandville, verloren. — Grandville war ein angenommener Name; er hieß Ignace Iſidore Gérard und wurde 1804 zu Nancy geboren. Ganz Europa kennt ſeine „Metamorphoses du jour“, ſeine „Dieux de la fable“, ſeine „Thierbilder“ (ein großer Theil derſelben befand ſich unter Anderm auch in den beiden erſten Jahrgängen unſeres „Charivari“); ſeine „Scènes de la vie privée des animaux“, und ſeine Illuſtrationen zum „Don Quixote“ von Cervantes, zu den köſtlichen „Fabeln“ von La Fontaine und zu „Gullivers Reiſen“ von Swift. Aber die ſchönſte und reizendſte Schöpfung ſeines wunderbaren Talents waren ſeine „Fleurs animées“, ein Werk, das allein hinreichend iſt, ſeinen Namen für alle Zeiten unſterblich zu machen. Drei Monate vor ſeinem Tode verlor er den älteſten ſeiner beiden Söhne, einen hoffnungsvollen Knaben von ſechs Jahren, deſſen Verluſt ſich der arme Grandville ſo ſehr zu Herzen nahm, daß er von dem Augenblicke zu kränkeln begann. Er ſtarb, 43 Jahre alt, betrauert von Allen, die den liebenswürdigen, anſpruchsloſen Künſtler näher gekannt haben.

∴ Seit langer Zeit hat Paris keine ſo erhebende und in ſo vieler Hinſicht intereſſante
Feierlichkeit, als das Leichenbegängniß der Dem. Mars geſehen. Am Abende ihres Todes
war ihr Ableben in allen Theatern durch den Regiſſeur dem Publicum angezeigt worden
und am Begräbnißtage ſchloß das Théâtre français, als Zeichen der Trauer, ſeine
Pforten. Die Theilnahme war allgemein, ganz Paris drängte ſich ſeit drei Tagen nach
er ſonſt ſo ſtillen Straße Lavoiſier, um den verblichenen Liebling des Publicums noch
in Mal zu ſehen und ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen. Zu dem Begräbnißtage waren
eine Einladungen ergangen, aber Alles, was Paris an dramatiſchen Künſtlern, an
Schriftſtellern, Muſikern, Malern, Bildhauern, Kunſtfreunden u. ſ. w. zählt, war erſchie-
ien, ſo daß man die Anzahl der den Sarg begleitenden Perſonen ohne Uebertreibung auf
0,000 anſchlagen kann. Die Enden des Bahrtuches trugen der Pair von Frankreich
Graf Kératry, der Pair und Akademiker Viennet, Herr von Liadières, Adjutant des
Königs, Baron Taylor, der berühmte Compoſiteur Auber und der berühmte Schauſpieler
Samſon. Hinter dem Sarge folgte der Sohn der Verſtorbenen und das ſämmtliche
erſonal des Théâtre français. Die nun folgende Maſſe von Notabilitäten aller Art zu
ildern, erlaſſen Sie mir wohl, da waren A. Dumas, E. Sue, J. Janin, F. Soulié,
ouffé, F. Lemaitre, Lablache, Ronconi, Mario, Horace Vernet, Ingres, Delacroix,
radier, Jauffrey, Caſtil Blaze, Adam, Halévy, da waren alle nur irgend bedeutende
amen der Literatur, des Theaters und der Kunſt. Um 1 Uhr ſetzte ſich der Zug über
e Boulevards nach dem Père Lachaiſe in Bewegung; die Boulevards waren mit Men-
hen überfüllt, die Damen am Fenſter und auf den Balcons meiſt in Trauerkleidung.
uf dem Kirchhofe ſelbſt waren ſehr viele Damen in Trauer um das Grab (in der Nähe
s Grabes Talma's) verſammelt, unter ihnen Talma's Wittwe, jetzige Gräfin von
alot, die einſt ſo berühmte Künſtlerin Demoiſelle Dupont und Roſa Dupuis, Demoiſelle
achel, von Madame Doche begleitet. Die Grabreden hielten Herr Samſon im Namen
s Théâtre français, Graf Kératry im Namen der königlichen Theater-Commiſſion, Herr
ennet im Namen der dramatiſchen Schriftſteller und Baron Taylor im Namen der
rſtellenden Künſtler Frankreichs. Als der Sarg hinabgeſenkt ward, warfen alle Um-
henden ihre Veilchenbouquets in die Gruft. So ehrt Frankreich ſeine Lieblinge.

∴ Von Auguſte Lireux iſt ein kurzer, aber ſehr genauer und ziemlich vollſtändiger
bensabriß unter dem Titel „Notice historique de Mademoiselle Mars“, mit einem
cſimilie dieſer berühmten Künſtlerin, erſchienen. — Von einer andern, nicht minder an-
henden Lebensſkizze, die ein bekannter Journaliſt, M. C. M., geſchrieben hat, ſind,
ch der Ausſage des Pariſer „Charivari“, an einem Tage mehr als 3000 Exemplare
griffen worden. In dieſer Notiz findet man eine Reihe höchſt intereſſanter Briefe
ſer großen Künſtlerin und eine ſehr ausführliche Ueberſicht aller von ihr dargeſtellten
llen, deren Zahl ſich ſeit dem 22. März 1800 bis zum 15. April 1841 auf ein-
ndertundzehn belief.

∴ Das Einzige, was in Frankreich niemals ſtirbt, iſt das Lied. Unter dem Titel „Chansons lointaines“ hat Herr Jules Olivier ein Bouquet reizender Poeſien herausgegeben, die ſich durch Originalität und Harmonie der Rhythmen auszeichnen.

∴ In der „Union monarchique“ veröffentlicht Herr von Balzac ſeinen neueſten Roman, betitelt „le député d'Arcis“. (Wieder ein gefundener Biſſen für die Legion ſeiner Miteſſer id est Ueberſetzer.)

∴ Meiſter Scribe hat für das Gymnaſe-Theater ein neues zweiactiges Luſtſpiel, „le bonheur d'être aimé“, geſchrieben.

∴ Roſe Chéri, der gefeierte Liebling des Gymnaſe-Theaters, hat einen Ausflug über den Kanal la Manche gemacht, um als Clariſſe Harlowe die Köpfe aller engliſchen Lovelaces zu bezaubern.

∴ Im Theater der Folies dramatiques hat „la Reine Argot“, eine verſifizirte Parodie der „Reine Margot“, blutwenig Beifall eingeerntet.

∴ Das Théâtre historique macht famoſe Geſchäfte. Die erſten neun Vorſtellungen der „Reine Margot“ haben gegen 50,000 Francs eingetragen.

∴ Im Odéon-Theater iſt ein neues zweiactiges, in Verſen geſchriebenes Luſtſpiel, „Le Manchon“, von Herrn Corbelier-Delanoue, gegeben und von Publicum und Kritik gleich günſtig aufgenommen worden.

∴ „Ginetta“ heißt eine neue Oper, die, von einem Schüler Boieldieu's componirt, in der Opéra comique einſtudirt wird.

∴ Einer unſerer induſtriellen Speculanten hat ein Pianiſten-Pulver erfunden, d. h. nicht um den Ueberfluß von Klavierpaukern niederzuſchießen, ſondern um ihren Fingern die Feuchtigkeit zu nehmen, wodurch ſie genöthigt ſind, ſich jeden Augenblick ihre unſterblichen Hände abzuwiſchen.

∴ Der ſtatiſtiſche Jahresabſchluß der franzöſiſchen Poſtverwaltung hat den Nachweis geliefert, daß im verfloſſenen Jahre 129,915,000 Briefe durch die franzöſiſchen Poſtbehörden befördert worden ſind; von dieſer Maſſe ſind 3,330,000 als unbeſtellbar zurückgeblieben.

∴ Die zwei bedeutendſten Kaffeehäuſer des Palais-Royal ſind das Café de Foy und das Café de la Rotonde. Das erſte bezahlt 40,000, das zweite 41,000 Francs jährliche Pacht.

Potsdam. Am 9. d. M. iſt auf dem hieſigen Theater Karl Gaillards „Norbert Schreck“ zum erſten Male aufgeführt worden. Das Stück iſt bereits im Druck erſchienen und hat ein günſtiges Urtheil erfahren.

Rom. Die neuen hieſigen Zeitungen hatten bei der Regierung auf den Erlaß der Stempelabgabe angetragen, da ſie ohnedies eingehen müßten, und die Regierung hat ihnen dieſe Abgabe in der That für das laufende Jahr geſchenkt.

∴ Das neue Blatt des „Contemporaneo“ war wegen zweier Aufſätze, die es ohne Cenſur gedruckt, nahe daran, verboten zu werden, iſt aber noch mit einer Geldſtrafe davongekommen.

Straßburg. Ein reicher Sonderling unſerer Stadt hat ſein ſehr bedeutendes Vermögen in der Art vermacht, daß die Zinſen deſſelben noch acht Jahre zum Capital geſchlagen werden ſollen. Daſſelbe wird dann jährlich 200,000 Francs Zinſen abwerfen, welche — hört, hört! — dem hieſigen Theater zufallen ſollen. Dieſer Narr heißt Apfel. (Welche Bühne würde nicht gern in ſolchen Apfel einbeißen?)

Wallis. Die Walliſer Frauen ſind jetzt ganz des Teufels. Die Anführerin des weiblichen Landſturms aus dem Iller-Thal, Maria Rey-Bellet, läßt in der „Simplon-Zeitung“ ein Schreiben an alle katholiſchen Frauen und Mädchen der Schweiz abdrucken, durch das ſie dieſelben auffordert, ſich militäriſch zu organiſiren. — »Zu einer Zeit,« ſchreibt die Heldin, »da wir ſo viele Männer Sansculottes werden ſehen, iſt es nöthig, daß wir uns waffnen und an deren Stelle treten.« (Nun, wenn ihre Zunge ſo ſpitz als ihre Feder iſt, dann zittert, Männer von Wallis!)

Wien. Herr von Alvensleben, von ſeiner Krankheit wiederhergeſtellt, dankt in der Bäuerle'ſchen „Theaterzeitung“ für die großmüthige Unterſtützung, die ihm von nah und fern zu Theil geworden iſt.

∴ Der in Hamburg durchgefallene Sänger Duprez will jetzt bei uns ſein Glück verſuchen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der Beherrſcher des birmaniſchen Reichs führt in ſeinem ellenlangen Titel auch
Beinamen „Handhaber aller zehn königlichen Pflichten“. Dieſe ſind: Barmherzigkeit,
othätigkeit, Gerechtigkeit, Beſtrafung ohne Zorn, tägliches Gebet, Mäßigkeit in Er-
ng der Abgaben, Duldſamkeit, Beſtellung kluger Befehlshaber, Anhörung weiſer
ſchläge und Vermeidung des Stolzes. (Man erſieht daraus, daß die Herren Bir-
en noch lange nicht ſo dumm ſind, als einige unter ihnen ausſehen.)
— In China beſtraft man die Wucherer durch Abhauen der einen, im Wieder-
ngsfalle auch der andern Hand. Giebt es, bei nochmaliger Wiederholung, keine
mehr abzuhauen, ſo geht's an den Kopf. (Würde dieſe Sitte auch in Deutſchland
führt, wie Viele liefen bei uns ohne Hände herum!)
— Während der Regierung Ludwigs XIV. beſtand von 1675 bis 1680 in Paris
dem Namen „Chambre ardente“ (brennendes Zimmer) eine Unterſuchungs-Com-
n gegen die damals überhand nehmenden Zaubereien, Hexen- und Teufels-Beſchwö-
n. Vor dieſer Commiſſion mußte einſt auch die Herzogin von Bouillon erſcheinen.
Präſident und Staatsrath La Reynie war ſo unvorſichtig, ſie zu fragen, ob ſie ſchon
eufel geſehen habe? — »Ich erblicke ihn eben jetzt zum erſten Male,« erwiderte
iſtreiche Dame, »er ſieht ſehr grob und häßlich aus und iſt als Staatsrath und
ent angethan.« Das Verhör hatte nach dieſer Antwort ſogleich ein Ende und die
gin wurde durch keine weitere Vorladung beunruhigt. (Converſationsblatt.)
— Cardinal Fleury unterſchrieb ſich einſt in einem Briefe an den Cardinal Quirini
y, évêque de Fréjus par l'indignation divine“.
— Jean Lambert Tallien, einer der Hauptmitarbeiter am Sturze Robespierre's
ner der eifrigſten Septembriſeurs, vermählte ſich im Jahre 1805 mit Mademoiſelle
rus de Fontenay und gab der erſten Tochter, die ſie ihm geſchenkt, den Namen
Thermidor“. (An dieſem Tage wurde Robespierre geſtürzt.)
— Eine Madame de la Tiſſeure hatte eine ſo wunderbar kleine Hand, daß ihr
er jedem Europäer ſechstauſend Mark Silber bot, der im Stande ſei, deren Hand-
anzuziehen; doch fand ſich Niemand, deſſen Hand geeignet war, dieſen Preis
tragen.
Es gab eine Zeit in England, wo die Damen, die zur Whigpartei gehörten,
hönpfläſterchen auf der linken, und die Anhängerinnen der Tories ihre Schön-
chen auf der rechten Wange trugen.
Die Frauen zu Ispahan ſollen ihren ſprichwörtlich gewordenen Teint einzig und
m Safte der perſiſchen Melonen zu verdanken haben.
Ein mit geſunder Lunge begabter Redner kann, nach der Berechnung engliſcher
chreiber, in jeder Secunde durchſchnittlich zwei Wörter ſprechen, alſo 120 in der
und 72,000 in der Stunde. (Wer zählt demnach die Millionen unnützer Worte,
mancher deutſchen Ständekammer in den Wind geſprochen werden?)
Die Vorgänger Lanners und Strauß', d. h. jene Componiſten, welche vor die-
n Dioscuren die Wiener Tanzwelt mit Walzern verſorgt haben, waren Gruber,
Bilde, Pamer, Grünfeld, Penſel, Steidel, Wendlik, Schwarz, Faiſtenberger und
Einer der fruchtbarſten unter dieſen war Faiſtenberger, der über zweihundert
rtien, Menuets u. ſ. w. componirt hat. Der Letzte ſchrieb ausgezeichnet ſchöne
deren Titel aber ſehr komiſch waren. Einer derſelben hieß „Walzer in D —
t's — au weh!“ —

Treffer und Nieten.

dwig XIV. fragte einſt ſeine Schwägerin, die Herzogin von Orleans (eine
Prinzeſſin): »Was mag die Natur dabei gedacht haben, als ſie einer deutſchen
die Hände einer Kuhmagd gab?« — »Sire,« erwiderte die Prinzeſſin, »die
ihr dieſe Hände, um damit die franzöſiſchen Hofdamen zu ohrfeigen.«
er Marſchall Richelieu, der unter drei Herrſchern Frankreichs gelebt, pflegte zu
man unter Ludwig XIV. am Hofe geſchwiegen, unter Ludwig XV. den Mund
hne Etwas zu ſagen, und erſt unter Ludwig XVI. angefangen habe zu ſpre-
Jedem der Schnabel gewachſen.
ch dem Tode des Cardinals Fleury erſchien folgendes Epigramm:

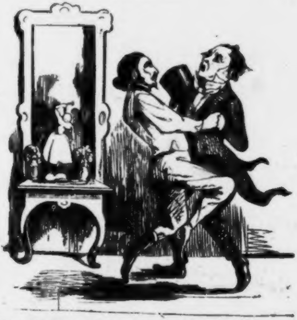
„Floruit sine fructu,
Defloruit sine luctu.“

Im Verlage von C. C. Meinhold und Söhne in Dresden erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

50 Mittel gegen böſe Gläubiger
oder
Borgen macht Sorgen.

Humoriſtiſche Skizze aus dem Leben
von **Nikanor I.**
Mit mindeſtens 130 Originalholzſchnitten
nach **C. Reinhardt.**
Erſcheint in zehn monatlichen Lieferungen und koſtet jede derſelben
10 Ngr. = 30 Kr. Conv.-M. = 36 Kr. rhein.

Wir empfehlen dies Werk allen Denen, welche das Leben von der luſtigen Seite betrachten, das heißt Allen, die gern lachen und den Humor für die Pointe des Daſeins halten. »Selig ſind, die reines Herzens ſind,« heißt es — und wir fügen hinzu: »Selig ſind Die, welche gemüthlich lachen!«



Der Balletmeiſter mit ſeinem Gläubiger.

... Und nun beginnt der Balletmeiſter eine luſtige Tanzmelodie zu ſummen. :Der Gläubiger will entfliehen — aber er erwiſcht ihn. Der ſechsachtlige Marokkaner geht los; trotz allen Sträubens muß der Außerordentliche mit herum. Sie ſind bis an die Thüre, der Balletmeiſter ſtößt ſie auf, und ein Schwung — der Schwindelvolle wird vom Schwindler hinausgeworfen — er iſt ihn los. Schillern muß ſo Etwas vorgeſchwebt haben, als er ſchrieb: »Der iſt verſorgt und aufgehoben, der Graf wird ſeine Diener loben.«

Hierbei eine literariſche Beilage der **Gebauer**'ſchen Buchhandlung.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

º. 239. Leipzig, 30. April 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

rlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
rlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Eveline.

Ein ſchweizer Abenteuer von E. Guido.

(Schluß.)

VI.

Am andern Morgen, gerade zur Stunde des Rendezvous, ſchlug
Alfred den Weg nach jenem lockenden Landhauſe ein. Am zweiten
gen war er wieder dort. Das war der von Evelinen feſtgeſetzte
an dem ich mich bei ihrem Bruder um ihre Hand bewerben ſollte.
mußte ſie von mir denken, daß ich geſtern nicht gekommen war?
muß ich, was auch geſchehen möge, ſie ſprechen, um ihr den Grund
s Ausbleibens zu geſtehen.

ch eile raſch nach ihrer Wohnung. Alfred iſt nicht da, ich gehe
Garten. Aus der Mitte jenes Boskets, des ſtillverſchwiegenen
t unſerer raſchen Liebe, dringen zwei Stimmen an mein Ohr.
l ohne Zweifel ihr Bruder ... gewiß erzählt ſie ihm ihren Gram
nnt mich einen Undankbaren, weil ſie mich geſtern vergebens er-
hat. Ich trete näher ... ich lauſche ... mein Herz pocht unge-
. mein Blut wallt ſtürmiſch ... mein Blick verfinſtert ſich ...
und Hölle! An Evelinens Seite ſitzt Alfred, ihre Hand zärtlich
ſeinen haltend. Ich zögere einen Augenblick, um die Verräther
raſchen, zu erſchrecken, zu vernichten! Ich weiß nicht, welcher
e mich davon zurückhielt.

Ich will ihr das Gefühl der Beſchämung erſparen, dachte ich
hloß, meinen Nebenbuhler am Ausgange des Gartens zu erwarten.
Haſt Du hier eine Mondſchein-Scene gemalt? fragte ich voll bit-
onie.

antwortete mit der größten Ruhe:

Errathen, mein Freund!

er mir vor Wuth, geſtehe ich ihm, daß ich Evelinen liebe. Un-
worten beginnen ſich wie ſcharfe Rappiere zu kreuzen, und jedes

Wort läßt eine Wunde zurück. Wir beſchließen, uns am andern Morgen zu ſchlagen.

— Wer aber iſt denn dieſes räthſelhafte Weib? fragte ich mich, Nachts ruhlos mein Zimmer durchſchreitend. Wer iſt dies junge naive Mädchen, das erſt freiwillig mir entgegenkommt und, zwei Tage ſpäter, an der Seite eines Andern ſchwärmt? Hier waltet eine Infamie oder ein geheimnißvoller Plan, den ich nicht durchſchauen kann. Aber ſtrafbarer als er iſt ſie ſelbſt. Nicht ihn ... ſie, ſie muß ich zuerſt beſtrafen für den Verrath, den ſie an mir verübt hat.

Und während ich ruhig den Plan meiner Rache entwarf, um dieſe deſto ſicherer und ſchrecklicher auf das Haupt der Schuldigen herabfallen zu laſſen, ſtiegen aus dem Hintergrunde der Berge die erſten Strahlen der Morgendämmerung herauf. In dem Augenblick, als ich mein Zimmer verließ, um friſche Luft zu ſchöpfen, trat Alfred mir entgegen, eben ſo freundlich wie gewöhnlich.

— Höre, Freund Horace, ſagte er, ich habe viel nachgedacht über unſere Angelegenheit. Ein Duell, inmitten dieſer Gebirge, im Angeſichte des Sanct Gotthards, hätte allerdings, ich geſtehe es, auch ſeine pittoreske Seite, vor Allem für zwei Leute unſerer Art ... aber deſſen ungeachtet iſt es unmöglich ...

— Und warum unmöglich? Ein Mann von Ehre läßt auch die kleinſte Beleidigung nicht ungeſtraft.

— Das iſt Alles recht ſchön und gut, aber, zum Teufel! wir haben hier weder Piſtolen noch Rappiere und können uns doch nicht mit Bratſpießen durchbohren, oder durchs Loos entſcheiden laſſen, wer von uns Beiden in die Reuß ſpringen ſoll. Dieſe Art zu ſterben — das wirſt Du ſelber zugeben — wäre mehr als abgeſchmackt ... ſie wäre echt engliſch!

In dieſem Tone fuhr er fort und ſchloß mit der Verſicherung, daß er auf ſeine flüchtige Liebe keinen allzugroßen Werth lege, daß meine Anſprüche auf Evelinens Hand zwei Mal vierundzwanzig Stunden älter ſeien als die ſeinigen, daß er darum gern zurücktreten und — wenn es mir Spaß mache — ſich ſpäter in Paris mit mir ſchlagen wolle.

— Deſſen ungeachtet wiederhole ich noch ein Mal, was ich Dir geſtern Abend geſagt: ſie liebt mich wirklich.

— Aber — Gott und der Mond ſind meine Zeugen, daß ſie auch mich liebt und daß ſie von mir geheirathet ſein will und daß ſie auch mich aufgefordert hat, bei ihrem Bruder um ihre Hand zu werben.

— Teufel, das geht zu weit! Entweder iſt Eveline eine leichtſinnige Kokette, oder eine verſchmitzte Abenteurerin.

VII.

In demſelben Augenblick meldete man mir einen Beſuch. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich dort ihren Bruder. Er war blaß und ſchien von langem Leiden niedergedrückt. Er reichte mir ſeine Hand und ſagte:

— Mein Herr, Sie ſehen einen Mann vor ſich, der im höchſten Grade unglücklich iſt.

Dieſer Anfang machte mich etwas beſtürzt. Ich glaubte, daß Evelinens Bruder gekommen ſei, von mir Genugthuung zu verlangen. Aber zweifelsohne wollte er zuerſt an meine Rechtlichkeit appelliren.

— Er thut wohl daran, dachte ich bei mir und fühlte mich von der
Traurigkeit ſeiner Miene tiefer ergriffen als von allen Vorwürfen, zu
enen er ſich vielleicht berechtigt gefühlt.
Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Ich werde, um ſeine Ruhe
erzuſtellen, Waſen ſofort verlaſſen. Denn mit welchem Rechte vernichte
h das Glück eines Mannes, der mir ſo offen und herzlich die Hand
eicht? Eveline wird für mich ein reizendes Traumbild, eine angefan-
ene, unvollendete Liebe, ach! nicht die erſte und nicht die letzte Liebe
eſer Art in meinem Leben bleiben. Nach Allem, was vorgegangen,
ar es von ihr nur eine augenblickliche Laune, eine vorübergehende Nei-
ng, eine poetiſche Viſion.
— Meine Schweſter hat Sie geſehen ... ſie hat Ihnen Blumen
geworfen. Iſt's nicht ſo?
— So iſt es allerdings.
— Ohne Zweifel hat ſie Ihnen auch geſagt, daß ſie Sie liebt ...
— Sie hat es mir geſagt.
— Sie hat Ihnen Treue geſchworen und verſprochen, Sie zu hei-
en.
— Sie hat's gethan.
— Ach, mein Herr, bedauern Sie mich und ſie ...
– Und warum?
— Meine arme Schweſter, erwiderte der Bruder mit tiefbewegter
nme, iſt wahnſinnig!
— Wahnſinnig? wiederholte ich tief erſchreckt.
— Ja, mein Herr, wahnſinnig ſeit einem Jahre. Der Tod eines
en braven Mannes, der mein Freund geweſen iſt, und den ſie mit
anzen Kraft ihrer ſchönen Seele geliebt und angebetet, hat ihr den
and geraubt. Die Aerzte hatten gehofft, daß das Reiſen ſie zer-
n und endlich wohl auch heilen würde. Deshalb hatte ich ſie hie-
ach der Schweiz geführt. Das Haus, das wir bewohnen, hatte
fallen ... ſie hatte mich gebeten, hier zu bleiben, und glücklich, jeden
Wünſche zu erfüllen, will ich hier ſo lange bleiben, bis ſie mir
wird: »Reiſen wir!« Ihr Wille, mein Herr, iſt für mich ein
es Geſetz ... ich habe nichts mehr auf der Welt als ſie ... ich bin
ruder, ich bin ihr Vater. Begreifen Sie nun, mein Herr, wie
klich ich bin?
h war zu tief gerührt, um ihm darauf antworten zu können.
– Ihr Wahnſinn, fuhr er fort, iſt eben ſo bizarr als rührend.
l und ohne Unterlaß glaubt ſie in jedem jungen Manne, den ſie
hren todten Geliebten wieder zu erkennen. So oft ich ſie auf
Augenblick verlaſſe, wirft ſie den vorübergehenden Männern Blu-
und ſpricht mit ihnen von Liebe. Aber ihre Geſpräche haben
woran man ihren Wahnſinn erkennt, und darum begreife ich, daß
e ſich haben täuſchen laſſen. In Ihrem Alter, mein Herr, iſt
obald es ſich um Liebe handelt, gern ſo leichtgläubig! Habe ich
ht, mein Herr?
efbewegt reichte ich ihm meine Hand.
Leben Sie wohl, fuhr er fort, verfolgen Sie Ihre Reiſe und
glücklicher als Eveline. Vergeſſen Sie das arme, kranke Kind,
ben auch Sie eine Schweſter, deren Schönheit Sie an die der

meinigen erinnert, dann bitten Sie Gott, mein Herr, daß er ſie vor ähnlichem Wahnſinn bewahre und daß er tröſtenden Balſam ſtreue in das ſchmerzzerriſſene Herz der Armen, die den Geliebten ihrer Seele nicht vergeſſen kann. Adieu, Adieu, auf Nimmerwiederſehen! ſagte er, drückte noch ein Mal meine Hand und kehrte zu ſeiner kranken Schweſter zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Den Reſt des Tages brachte ich in der Schenke in Geſellſchaft Alfreds zu. Der brave Junge, dem ich Das, was ich ſoeben erfahren, treu berichtet hatte, verlor ſeine Heiterkeit und war verſtimmt und traurig, wie ich. Ein blühend-junges, engel-ſchönes Mädchen hatte ihm ihr Herz geſchenkt, und dieſer Engel, dieſe Fee war — eine Wahnſinnige! Der Teufel kann dabei heiter bleiben!

VIII.

Am andern Morgen, beim Aufgang der Sonne, wollte ich vor meiner Abreiſe noch einen letzten Blick auf jenes kleine Landhaus werfen. Ich bat Alfred, mich zu begleiten.

Eveline ſaß am Ufer des Baches; ihre kleinen Füße berührten die bewegte Fläche. Die Zweige einer Trauerweide hüllten deren Geſtalt in ihren mitleidigen Schatten ein. Ihre Haare waren mit einem Kranze geſchmückt. Mit beiden Händen hielt ſie Blumen, Roſen, Veilchen und Vergißmeinnicht, die ſie mit unbeſchreiblich wehmüthigem Ausdruck zu Kränzen aneinanderfügte. — Diesmal war es nicht mehr Verona's Giulietta, dem Augenblick entgegenſeufzend, der ſie mit ihrem Romeo unter dem Brauthimmel der Mondnacht vereinen ſollte, die Stunden, Minuten und Secunden zählend, mit der ganzen Ungeduld eines Kindes, das an die Seligkeit des erſten Balles und an die Pracht der neuen Robe denkt, die eine zärtliche Mutter ihm geſchenkt. — Diesmal war es Ophelia, Ophelia, die arme mit Blumenkronen geſchmückte Wahnſinnige! Dicht hinter ihr ſaß der treue Bruder, das Geſicht in tiefen Gram verſenkt, die Augen flehend zum Himmel emporgehoben. Eveline ſah uns nicht … er aber warf uns, als er uns gewahrte, mit der Hand einen traurig-milden Abſchiedsgruß hinüber.

Die junge Morgenſonne überſchwemmte dieſe Scene mit ihrem blonden, friſchen, heitern Lichte. Ein kühler Wind öffnete den Kelch der thaubeperlten Blumen. Die großen Ulmen des Gartens bildeten den Hintergrund dieſes Gemäldes, das uns ewig unvergeßlich bleiben wird. Wir erwiderten den Gruß des Bruders und wollten, ſchweren Herzens, von dannen ziehen; da gewahrte uns Eveline … ſie machte eine Bewegung … ihre Füße glitten ans Ufer hinab … der Bruder aber hielt ſie in ſeinen Armen zurück. Lächelnd warf ſie uns Beiden ein Sträuschen von Rosmarin und Vergißmeinnicht zu mit den Worten:

— Denkt an mich, denkt an mich!

IX.

Es iſt jetzt gerade ein Jahr, daß einer meiner Freunde, von ſeiner Reiſe aus der Schweiz heimgekehrt, mir erzählt hat, daß in der Gegend von Waſen ein junges Mädchen ihm ein Bouquet Roſen zugeworfen hat.

Arme Eveline! Beneidenswerther Todter, den ſolch ein Herz betrauert!

Dissolving views.

Von Max Waldau.

Hamlet. Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Geſtalt eines Kameels?
Polonius. Beim Himmel, ſie ſieht auch wirklich aus wie ein Kameel?
H. Mich dünkt, ſie ſieht aus wie ein Wieſel.
P. Sie hat einen Rücken wie ein Wieſel.
H. Oder wie ein Wallfiſch.
P. Ganz wie ein Wallfiſch.

Shakeſpeare.

Mein Freund Schwabacher iſt ein guter Kauz, ſo ſehr ſeine Trocken-
eit mich auch oft genug incommodirt. Ich gehe gern mit ihm ſpazieren,
eil ich ihn gern ſchimpfen höre, und die ſchlechten Saaten ſind das Ein-
ge, was ihn dazu bringt; namentlich, wenn ich dabei die ſchönen
ornblumen und den prächtigen Klatſch-Mohn lobe.
So trieben wir das Ding eine Zeitlang; er nannte mich jeden Augen-
ck einen Narren, und wir blieben gute Freunde. — Auf einmal iſt
wie umgewandelt und immer ſchon auf den Abend verſagt. Ich ſchöpfe
erdacht, laure ihm auf, und ſiehe da, er geht alle Tage ins Marionetten-
eater. Ich folge ihm; vielleicht hat er eine Dulcinea da. Richtig!
ten im Parquet ſitzt er in ſeinem pfefferkuchenfarbenen Ueberrock, die
ille auf der Naſe und den Operngucker noch davor, aber die Dulcinea?
n, er ſtiert feſt und unerſchütterlich auf die Bühne, vor der ſchönen
ene, in der ſich Doctor Fauſt dem Teufel verſchreibt, bis zu ſeiner Höllen-
t. Dann kommen die Metamorphoſen. Die kleine Tyrolerin ſchneuzt
die Naſe und wird zum Krokodil; der König mit der goldenen
ne wird zu einer Champagnerflaſche, mit welcher der ruſſiſche Adler,
ymedes ſpielt; die Heuſchrecke mit den Kantharidenflügeln ſpringt
der Bühne herum — ſchnapp, und ſie ſteht als Engel mit dem flam-
den Schwerte vor den Thoren des Paradieſes ꝛc. Schwabacher ſitzt
weglich, bis Alles vorbei iſt.
Wir treffen uns beim Ausgange; er drückt mir ſtumm die Hand.
ſer Genuß!« flüſtert er, »wie viel ich da lerne!« Ich nehme ſei-
Arm; er iſt weich geſtimmt und beichtet.
Der arme Junge! Die Birch-Pfeiffer, der Börnſtein, der Laube
die Wiener Poſſenreißer haben ihn auf dem Gewiſſen! Seit er die
al-Hanswurſte dieſer Leute über die Bretter ſtelzen und hinken ſah,
ihn die fixe Idee, auch ein Theaterſtück zu ſchreiben. Um ſich die
ge Bühnenkenntniß zu erwerben, läuft er nun zu den Marionetten.
gt, ich weiß von jenen großen Meiſtern, daß „Handlung“ ein Vor-
l, aber das, was ihr „Salbadern“ nennt, die Hauptſache iſt. Je
, je unbehilflicher, deſto höher und beſſer! Alter Kohl und dünne
, das iſt das Wahre! Dieſe Meiſter müſſen es verſtehen. Aber
en ſich doch noch nicht ganz zu der Natur, zu der Unbehilflichkeit

einer echten Marionette emporſchwingen können; vielleicht gelingt es mir; vielleicht baue ich das große Werk, den Cölner Dom, den ſie angefangen, vollends aus.

Das wird gut werden, dachte ich, und nahm mir vor, ihn wo möglich von ſeinem tollen Unternehmen abzubringen. Unter dem Vorwande, mich über ſeinen Stoff zu unterrichten, überredete ich ihn am andern Tage zu einer neuen Promenade.

Zeitgemäß mußte das Stück natürlich ſein, d. h. entweder antik oder ſocial. Schwabacher wollte dieſe beiden Fliegen mit Einer Klappe ſchlagen, und den Prometheus von Aeſchylos mit einer Proſtitutionsgeſchichte à la Maria-Magdalena in Verbindung bringen. Hebbel war ihm im Ganzen zu prüde, und um dieſen Fehler ſicher zu vermeiden; las er: „l'ane mort“ und den Meuraius. In dieſer Beziehung verſprach alſo der Drama-Embryo wirklich untadelig zu werden.

Ich erfuhr dies Alles noch im Raume der Stadt. Schwabacher, der nun nichts mehr zu ſagen wußte, klagte um ſeine verſäumten Marionetten.

— Sieh' doch da oben, rief ich, als wir das Thor paſſirt hatten, die Purpurvorhänge zu beiden Seiten, in der Mitte die klarblaue Bühne. Ich glaube, der Himmel ſpielt Dir zu gefallen heute Theater, und Du kommſt beſſer weg, denn hier ſind die Dräthe unſichtbar.

— Grade, daß man allen Mechanismus von vornherein ſieht, das iſt das Schöne, das iſt das Große! Haſt Du denn noch gar nichts von den ewigen Vorbildern gelernt? entgegnete Schwabacher.

Ich ließ mich nicht ſtören.

— Da haſt Du's! Gravitätiſch langſam tritt ein Maſtodon aus den Couliſſen, ihm entgegen von der andern Seite ein zierlicher Ichthyoſaurus. Das Maſtodon legitimirt ſich als fleiſchfreſſendes Thier; der kleine Sansculotte, der ihm vor der Naſe herumhüpft, verſchwindet in ſeinem Rachen. Der Ichthyoſaurus hat etwas Chamäleoniſches an ſich: er wechſelt von Zeit zu Zeit die Farbe, zuletzt wird er ſehr bleich. Beide bewegen ſich vorſichtig auf ihren antediluvianiſchen Beinen, die nachgerade tragunfähig zu werden ſcheinen. Donnerwetter, ſolche verſchwäbelnde Spindelbeine ſollen die Koloſſe tragen! Richtig, da liegen ſie ſchon ſchlangenhaft auf dem Bauche.

— Dummheit, meint Schwabacher, ich ſehe nichts als ein paar grau-violette Wolken, einen Klumpen und einen ſchmalen, langen Streif.

— Aber, lieber Freund, das war doch jetzt wirklich „Schnapp!“ wie bei den Metamorphoſen. Das weiland Maſtodon ſetzt ſich auf die Hinterbeine und ſchneidet ein bärbeißiges Geſicht; ich laſſe mich hängen, wenn's nicht Portraitfigur des berühmten Morgenblatt-Redacteurs iſt. Der Ichthyoſaurus balancirt auf ſeinem großen Schwanze und verſucht gleichfalls, ſich aufrecht zu erhalten. Aber die Sache ſteht ſchlecht: der antediluvianiſche Schwanz trägt jetzt den Herrn Görres eben ſo wenig, als die Floſſen vorhin den Ichthyoſaurus.

— Unſinn, meint Schwabacher, Du wirſt anzüglich.

— Aber ſieh doch nur, eben ſchnappt's wieder. Das Schwanzthierchen wird ein hochgeſtelltes Eichhorn, das mit dem Schwanze wedelt — nun, das iſt ja Schwanznatur. Menzel-Maſtodon zieht eine Hengſtenberg'ſche Fratze und heult Pſalmen (wenn nicht etwa in der

ſtähe eine alte Leier geſpielt wird). Siehſt Du die großen leeren Knopf-
öcher, da haben noch viel Orden Platz. Sei doch nicht ſo jämmerlich
nempfänglich, wenn die beſten Männer unſerer Zeit vor Dir ſata-
organiſiren und nebelbildern!

Der Vorhang iſt einen Augenblick geſunken; ein Sonnenſtrahl ſchreit
ls Regiſſeur durch das Guckloch:

— Meine Herren, zum Beſchluß noch eine brillante Feuerwerks-
cene; wir bitten auf morgen um zahlreichen Zuſpruch.

Der Vorhang geht auf: die Sonne als Don Juan wird in die Hölle
eſtürzt; Feuerregen um ſie her; überall Glut; die Berge ſcheinen Vul-
ane; Flammen züngeln und ziſchen, bis der Pulverdampf endlich Alles
 dichtes Dunkel hüllt.

— Ich wäre doch lieber bei den Marionetten geweſen, ſagt Schwa-
cher.

Ein Lavater der Naſen.

Herr von Quandt ſtellt in ſeinem unlängſt erſchienenen Werke
Beobachtungen und Fantaſien über Menſchen" einige phyſiognomiſche
tudien über die Franzoſen an. Die Geſichtsformen der Franzoſen,
gt unſer Naſen-Lavater, ſind entſchiedener ausgebildet als die der
eutſchen. Stumpfnaſen kommen in Frankreich faſt gar nicht vor. Die
auptarten ſind: 1) die Dicknäſigen, 2) die Langnäſigen und 3) die
rummnäſigen. Diejenigen, welche ſtatt der Naſe eine Weltkugel in
rem werthen Geſichte tragen, glauben Weltherrſcher zu ſein und ſind,
s ſolche, anmaßend, roh, egoiſtiſch, phlegmatiſch und jähzornig. —
ie Langnäſigen ſind kalt, in ſich gekehrt und haben etwas Edles in
rem Benehmen. Die Naſe gleicht dem Pendel, der, gerade herab-
ngend, Ruhe bezeichnet. — Die Krummnäſigen dagegen ſind ſehr leb-
ft, eitel und leichtſinnig. Bildung vermag die Kanten der Kryſtalli-
tion wohl abzuſtumpfen, aber die Grundform bleibt.

Diſtichen.

Von K. Altmann.

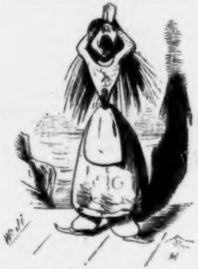
Nicht in der Trennung, ihr Brüder! beſteht die chriſtliche Liebe:
Durch die Vereinigung nur werdet ihr Jünger des Herrn!

* * *

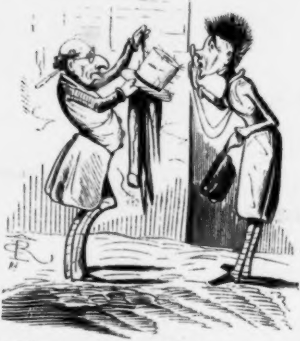
Nicht durch den Tod, o Freund! ſollſt Du mir den Glauben bewähren,
Durch das Leben, o Freund! magſt Du bewähren ihn mir!

* * *

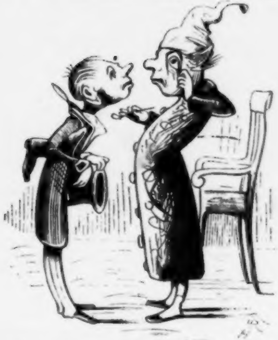
Alſo groß iſt mein Gott, daß die ganze Welt ihn nicht faſſet;
Alſo klein iſt mein Gott, daß ihn mein Herz in ſich birgt.



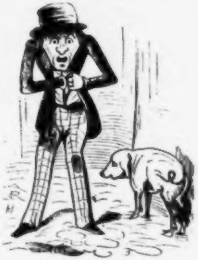
Eine Rezia, die den Verluſt ihres vielgeliebten Hüon beweint.



Ein Trödler, der einem deutſchen Schullehrer die Garderobe eines deutſchen Gelehrten zeigt.



Ein armer Schuſter, der nicht errathen kann, wo einem alten Sünder der Schuh reſp. Stiefel drückt.



Ein verzweifelnder Mime, der ſeit zwanzig Jahren ein lebenslängliches Engagement ſucht.

Zapfenſtreich.

Algier. Mehrere kranke Soldaten in den hieſigen Hospitälern haben ſich geweigert, ſich bei der Operation durch Schwefeläther betäuben zu laſſen, weil ſie die Anwendung dieſes Mittels für eine Feigheit halten. (Stolz lieb' ich den Spanier!)

Amſterdam. Am 6. April wurde hier die berühmte Gemälde-Sammlung des Herrn Johann Aacher verſteigert; ſie beſtand aus 92 Nummern, welche die beträchtliche Summe von 46,529 Gulden eingebracht. Am meiſten bezahlt wurden die Bilder von Koekkoek, Schelfhout, Schotel und van Stry.

Baſel. In Einſiedeln erſcheint jetzt, zwei Mal wöchentlich, ein liberales Blatt unter dem Titel „der Erzähler aus der Urſchweiz“.

Berlin. Der weiße Saal, in welchem der vereinigte Landtag ſeine Sitzungen hält, hat fünf Fenſter. Dem mittelſten gegenüber befindet ſich der königliche Thron, und vor dem Throne der Sitz für den präſidirenden Marſchall, den Fürſten zu Solms-Hohen-Solms-Lich. Zur Rechten des Thrones ſind zehn Sitze für die Prinzen des Hauſes, zur Linken eilf Sitze für die Staatsminiſter. Hinter dieſen ſitzen die Stenographen. Zu beiden Seiten des Thrones ſind 11, 16, 21 und 22, im Ganzen alſo 70 Sitze für die Mitglieder der Herrenkurie. Von da bleiben drei freie Gänge. Dazwiſchen befinden ſich die Sitze der Abgeordneten der drei Stände und zwar im erſten Gange die von Rheinland und Pommern, im zweiten die von Poſen und Preußen, im dritten die von Brandenburg und Schleſien, im vierten die von Sachſen und Weſtphalen. Der Raum iſt ſo beſchränkt, daß ſich ſelbſt in den Fenſterniſchen noch Sitze für die Landtags-Mitglieder befinden.

∴ In dem „Reglement über den Geſchäftsgang beim Landtage“ lautet §. 15, Artikel d: »Das Verleſen ſchriftlich abgefaßter Reden iſt unzuläſſig.« Ein Paragraph, der manches jener Mitglieder, die der extemporirten Rede nicht mächtig ſind, zu unfreiwilligem Schweigen verurtheilt.

∴ Faſt alle Pariſer Zeitungen von Bedeutung haben Berichterſtatter nach Berlin geſchickt, die über den am 11. eröffneten vereinigten Landtag berichten ſollen. Das „Journal des Débats“ hat Herrn Thomas, der „National“ Herrn Schoelcher geſchickt. Herr Raſſet wird für die Londoner „Times“ berichten.

∴ Unter den Fremden, die der Landtag hieher gelockt, befindet ſich auch der rühmlich bekannte Patriot Dr. Johann Jacoby aus Königsberg.

∴ Herr Pückler ohne Muskau fährt fort, außer ſich zu ſein, weil er nicht auf der Herrenbank ſitzen darf. Er will ſich nun ſogar ein ganzes Königreich bei den Tſcherkeſſen kaufen und dann ſelbſt eine Herrenbank errichten. Herr Spieker ſoll dann ebenfalls ein „Herr“ werden und bei „hohen Perſonen“ Zutritt erhalten. Welch fürchterliche Rache! Indeß bei Gott iſt Alles möglich!

∴ Die Hauptſumme der Einnahmen des preußiſchen Staats beträgt 64 Millionen 33,697 Thaler, die der Ausgaben 61 Millionen 384,449 Thaler; mithin bleibt für 1847 ein Ueberſchuß von 2 Millionen 649,248 Thaler.

∴ Es iſt wirklich wahr, daß der preußiſche Geſandte dem Bundestage den Entwurf eines Preßgeſetzes vorgelegt habe. Baiern, Würtemberg und Baden ſind ſofort beigetreten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mehrheit dafür ſein werde. Am meiſten ſoll ſich Oeſterreich dagegen ſträuben und man meint, falls dies Geſetz angenommen würde, werde es aus dem deutſchen Bunde ausſcheiden.

∴ Ein Omnibus-Enthuſiaſt, der wöchentlich zwei Thaler zu ſeinem Vergnügen veromnibuſirt, ſoll mit dem Gedanken umgehen, über alle ſeine Fahrten vom Odeum bis zum Alexanderplatze „Reiſeſkizzen“, in vorläufig fünf Bänden, herauszugeben. Er ſucht nur noch einen Verleger. (Hat Niemand Luſt?)

Florenz. Unter dem Titel „Notizie biografiche dei lavori spettanti alla storia politica, ecclesiastica e litteraria d'Italia publicati in Germania del 1800 al 1846“ (84 Seiten 8.) hat der preußiſche Legationsrath Reumont eine Ueberſicht der deutſchen hiſtoriſchen Literatur in dem angeführten Zeitraum, herausgegeben, die für das gelehrte italieniſche Publicum eben ſo intereſſant als nützlich ſein muß, indem es dadurch zur Kenntniß eines Theils der deutſchen Literatur gelangt, der ſein Vaterland betrifft. Das ganze

Unternehmen iſt alphabetiſch, nach dem Namen der Verfaſſer, geordnet, und ein Sach-
Regiſter erleichtert das Aufſuchen Deſſen, was über die verſchiedenen Abtheilungen der
Geſchichte, ſowie über einzelne hiſtoriſche Perſonen und Materien, in Deutſchland er-
ſchienen iſt.

Frankfurt. Das große injuriöſe Geheimniß, welches der Reiſe des Herrn Laube
zum Grunde liegt, iſt nun endlich gehoben, und man kann nicht leugnen, daß der ge-
feierte Autor des „Rococo" abermals einen „kühnen Wurf" zu thun im Begriffe ſteht.
Herr Laube, der endlich eingeſehen hat, daß er eben ſo wenig Dramaturg in Berlin werden
kann, als Herr Kühne Bibliothekar und Schiller junior in Weimar, Herr Laube, der
nun alle politiſchen und dramaturgiſchen Labyrinthe vergebens durchgerannt, ohne daß
ihm Etwas daraus entſprungen iſt, als Demüthigung, dieſer Herr Heinrich Laube, ganz
Rococo, befindet ſich jetzt in Paris, um — man ſtaune und ſchaudere! — ſich mit
den Legitimiſten zu vereinigen und fortan zu Ehren Heinrichs des Fünften ſeine Roſi-
nante zu tummeln. Die Legitimiſten glauben ein gutes Geſchäft zu machen, indem ſie
ſich den „plus remarquable auteur" beilegen, und ſie werden bald genug ſehen, ob ihre
romantiſche Sache dadurch *mehr* auf den Strumpf kommt, als bisher. Das nächſte
Stück des „Meiſters vom Schwerte" wird nun die Großthaten des Helden von Trocadero
behandeln, um den Herzog von Angoulême an den dramatiſchen Himmel als Stern
non plus ultra anzunieten. Wie übrigens dieſe Actien auch rentiren mögen, einiger
Segen wird ihnen gewiß zu Theil, denn ſie ſind auf die preiswürdigſte Tugend, die
Entſagung, baſirt. Da nun Herr Heinrich den Sieg über ſich ſelbſt davongetragen,
mußte ihm auch daran gelegen ſein, gleichgeſtimmte Organe in Deutſchland für die
eilige Sache zu gewinnen. Dieſes Ziel iſt ebenfalls erreicht. „Didascalia" und „Roſen",
ieſe hochgeehrten Organe deutſcher Maculatur, welche in neueſter Zeit den Muth der
Entſagung beſaßen, durch Schweifwedelung ohne Gleichen in der Antichambre des großen
aube das unauslöſchliche Gelächter Deutſchlands über ſich ergehen zu laſſen, ſind gewür-
igt, in dieſer Affaire mit zu glänzen. Herr Heſſekihl wird alſo in Zukunft ſeine „Morgen-
ränen" und das, was er als Romane von ſich zu geben pflegt, der Frau Gräfin von
hambord weihen, Herr Wagner aber ſeine bekannten monatlichen „Frühlingsgedanken"
nd ſeine vielen Gelegenheitsgedichte, welche ihm ſchon manches ſchöne Trinkgeld einge-
ragen haben, für den Herrn Herzog von Bordeaux neu aufzulegen verſuchen. Doch iſt
e ausdrückliche Bedingung dabei von Herrn Laube gemacht worden, daß die Herren
eſſekihl und Wagner ſich vorher erſt noch wenigſtens drei Mal wiedertaufen laſſen,
amit das „jüdiſche Element" ganz und gar aus denſelben entweiche. Die Leute der
ntſagung haben natürlich auch mit Freuden darein gewilligt, Herr Wagner beſonders
it einem ſeligen Blicke auf die dadurch neu erwachſenden Pathengeſchenke.

Hannover. Die zweite Kammer hatte bekanntlich drei Mal beſchloſſen, daß der
uchhandel freigegeben werden ſolle; jetzt, nach den Conferenzen mit der erſten Kammer,
t ſie zum vierten Male einen Beſchluß gefaßt und damit die früheren Beſchlüſſe zer-
rt; der Buchhandel wird nun nicht freigegeben.

Karlsruhe. Wir haben nun vierzehn Tage lang die hieſige von Herrn Giehne
igirte Zeitung geleſen und müſſen offen geſtehen, daß ſie jetzt weit ſchlechter und
haltsloſer iſt, als vorher. Die frühern guten erſten Artikel ſind verſchwunden, und
ben einem äußerſt langweiligen Geſchwätze Platz gemacht, neun Zehntheile des ganzen
umes aber füllen talentlos zuſammengeſuchte Abſchreibereien. Herr Giehne (obgleich
ethe und Genz der Zweite) iſt ſehr, *ſehr* alt geworden und würde weit beſſer ge-
n haben, ſich wieder als Candidat der Theologie von der Kanzel hören zu laſſen, als
h ein Mal eine Zeitung herauszugeben. Doch die Abonnenten tragen Geld ein, und
iſt die Hauptſache.

Leipzig. Der Docent der Rechte an der hieſigen Univerſität, der königliche Juſtiz-
h Dr. Höpfner, Mitglied des königlichen Spruchcollegiums, hat in Verbindung mit
rrn Ritter Dr. Auguſt Ludwig Mothes, Rechtsanwalt, Cammerconſulent und Patri-
nialrichter, Herrn Dr. Herrmann Theodor Schletter, Rechtsanwalt, Docent der Rechte
der hieſigen Univerſität, Herrn Dr. Paul Anton Heink, Rechtsanwalt, Patrimonial-
ter, und Herrn Dr. Benno Vogel, Rechtsanwalt hierſelbſt, einen Verein für Rechts-
achten gegründet. Der Verein wird Jedermann, ſei er Richter, Anwalt oder Partei,
an ihn mit geeigneter ſchriftlicher Anfrage ſich wendet, in allen Rechtsſachen, ſeien
bereits bei einer Behörde anhängig oder nicht, über alle Fragen des in- und ausländi-
n Rechts Gutachten ertheilen, die in collegialiſcher Berathung abgefaßt und mög-
beſchleunigt werden ſollen. Die Anfragen und die Honorare für die Gutachten ſind

portofrei an den königlichen Juſtizrath Dr. Höpfner, als Vorſitzenden dieſes Vereins, einzuſenden.

∴ Eine neue deutſche Oper, die „Belagerung von Solothurn“, von F. Brandenburg, iſt bei ihrer erſten Aufführung auf der hieſigen Bühne beifällig aufgenommen worden, ſo wenig ſich auch der Succeß durch Beſetzung und Ausſtattung unterſtützt ſah. Der Componiſt wurde zwei Mal, nach dem erſten Acte und am Schluſſe der Oper, gerufen. Auch nach unſerer Meinung verdient ſeine Muſik dieſe ermunternde Anerkennung, ſchon deshalb, weil ſie nicht an gleicher Melodienarmuth laborirt, wie ſo viele an unſerm Ohr vorübergegangenen Opernverſuche anderer neueren deutſchen Componiſten. Neben dem melodiöſen Charakter der Oper legt auch die Harmonieführung und ebenſo die Inſtrumentation Zeugniß für die tüchtige Künſtlerſchaft dieſes Componiſten ab. Kurz, die Oper iſt, wie das Publicum ſagt, „eine recht hübſche Oper“, das will ſo viel ſagen: ſie wird einige Male gegeben werden und dann — vergeſſen ſein, weil auch ſie — wir beklagen es innig für den wackern Componiſten — an dem in der deutſchen Opernwelt herrſchenden Gebrechen, dem Mangel eines guten Libretto leidet.

∴ Es giebt noch Leute, die ſich und Andere glauben machen, daß die Pacht, die Herr Dr. C. C. Schmidt für das hieſige Theater bezahlt, eine ungeheure Summe ſei: er bezahlte bisher 1500 Thaler. Das „Dampfboot“ macht dabei die Bemerkung, daß die Danziger Theaterdirection für ſechs Monate 1200 Thaler Pacht zahlen muß.

∴ Da die meiſten Journale in dieſem Augenblicke mit Beſprechung eines die Schreibweiſe der Gräfin Ida Hahn verſpottenden Buchs, unter dem Titel „Diogena“, beſudelt werden, und ungeachtet des großen Lärmens in den Zeitungen doch kein Menſch von dem Werke ſpricht, da die Schriften der Madame Hahn längſt außer Cours gekommen ſind und alſo eine Verſpottung derſelben nur für äußerſt wenige Perſonen Intereſſe haben kann, da in den Blättern bald Der bald Jener als Verfaſſer der „Diogena“ genannt wird, um die Sache immer wichtiger zu machen, und da endlich alle dieſe Beſprechungen aus Leipzig ſtammen, ſo muß man auf die einfachſte Weiſe zu dem natürlichſten Schluſſe kommen, daß beſagtes Buch „Diogena“ von Herrn Aurelio Buddeus oder ſeiner Familie abſtammt. Welche Verbüſſelung der Eitelkeit gehört dazu, in dem jetzigen Augenblick, wo es ſich in Deutſchland um ſo ernſte Dinge handelt, der Verſpottung einer albernen Frau Wichtigkeit verſchaffen zu wollen! Deſſen iſt nur Herr Aurelio Buddeus und Conſorten fähig! Doch Seifenblaſen gehen, woher ſie gekommen! —

∴ Wir leſen im „Dorfbarbier“: »Herr Guizot hat einem Berliner Buchhändler den Orden der Ehrenlegion zugeſchickt, weil dieſer Buchhändler nicht mit belgiſchem Nachdruck gehandelt hat. Bekanntlich ſind die belgiſchen Buchdrucker die größten Spitzbuben, was den Nachdruck anlangt. So wie in Paris ein Buch erſcheint, fallen die Belgier wie eine Räuberbande darüber her und drucken es in wenig Tagen nach. Es iſt nun zwar von dem Berliner Buchhändler ganz rechtſchaffen, daß er nicht mit geſtohlenen Gegenſtänden handelt, aber wo hier die großen Verdienſte, die den Ehrenlegion-Orden nach ſich ziehen, zu ſuchen ſind, will uns nicht einleuchten. Das iſt doch eigentlich nur unſere verwünſchte Pflicht und Schuldigkeit, daß wir nicht dieſes Schandweſen, das die Belgier treiben, noch befördern helfen; und dafür, daß man als ehrlicher Mann handelt, hat man, meiner Anſicht nach, noch keinen Anſpruch auf den Orden der Ehrenlegion. In Leipzig giebt's anderthalbhundert Buchhändler, hat da in Betreff des belgiſchen Nachdrucks gar keiner Anſpruch auf die Ehrenlegion?« (Vor Allen Herr Michelſen, der, ſo viel uns bekannt iſt, noch niemals belgiſche Nachdrucke verkauft hat!)

∴ Der „Hamburger Correſpondent“ berichtet von einem Pamphlet, das in Brüſſel unter dem Titel „Memoiren der Gräfin von Hatzfeld“ erſchienen iſt. Daſſelbe ſoll ſo geſchrieben ſein, daß es Damen, die ſonſt nicht mehr erröthen können, als probates Schminkmittel empfohlen werden darf.

∴ Dr. Hermann Semmig hat eine Ueberſetzung von Auguſtin Thierry's bekannter Schrift unter dem Titel „Entſtehung und Ausbildung des Tiers-état in Frankreich u. ſ. w.“ ans Licht treten laſſen. Dieſe geſchichtliche Skizze iſt eben ſo intereſſant als zeitgemäß.

∴ Von Louiſe Otto erſcheint nächſtens ein neuer Tendenz-Roman und eine Sammlung politiſch-ſocialer Gedichte. Sie iſt Dieſelbe, die unter dem Namen Otto Stern früher an einigen hieſigen Journalen thätig geweſen war.

∴ Einige unſerer hieſigen Theaterrecenſenten wollen mit einigen ſogenannten Künſtlern eine gemeinſchaftliche Injurienklage anſtellen gegen Heinrich Heine, weil in ſeinem „Atta Troll“ folgende Strophe vorkommt:

»Schreiben Eſel nicht Kritiken,
Spielen Affen nicht Komödie?
Giebt es einen größern Mimen,
Als Batavia, die Meerkatz?«

Lyon. Die hieſige Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften hat eine goldene Me-
im Werthe von 600 Francs als Preis für die beſte Arbeit über das Leben und
Schriften des kürzlich in Paris geſtorbenen Bankiers Deleſſert ausgeſetzt, der, wie
nt, aus Lyon gebürtig war.

London. Am 5. April iſt Herr Joſeph Planta im 60ſten Jahre ſeines Lebens
ben. Sein Vater, ein geborener Schweizer, war Bibliothekar am britiſchen Mu-
s er ſelbſt fungirte früher als Sekretär des Marquis von Londonderry auf dem
er und Athener Congreß, ſpäter als Unterſtaats-Sekretär im Departement der aus-
gen Angelegenheiten.
r. Am 2. April verlor die periodiſche Tagesliteratur den fruchtbaren Schriftſteller
n Rede; er ſtarb am Schlagfluß. Rede, im Jahre 1802 in Hamburg geboren, war
Sohn des Advokaten Thom-Leman Esq., Verfaſſers mehrerer juridiſchen Werke.
r. Dr. Murphy, der römiſch-katholiſche Biſchof, iſt am 9. April in ſehr hohem
mit Tode abgegangen. Er hinterläßt eine ſehr koſtbare und ſeltene Kupferſtich-
lung und eine der werthvollſten Privatbibliotheken in Irland, von mehr als 200,000
n, zu deren Erbin er die Stadt Cork eingeſetzt hat.
. Am 6. November wurde die zweite italieniſche Oper in dem Coventgarden-
er mit Roſſini's „Semiramis“ eröffnet. Am meiſten Intereſſe erregte Signora
, die neue Contra-Altiſtin, welche als Arſace zum erſten Male hier auftrat. »Viel-
ſagen die „Times“, »war eine vollkommnere Sängerin noch nicht gehört worden.
Stimme iſt von der herrlichſten Beſchaffenheit, die tieferen Töne ſind beſonders
nd voll. Natur und Kunſt ſcheinen die Alboni zu einem Stern erſter Größe be-
zu haben.« Chor und Orcheſter waren durchaus lobenswerth; auch an glänzen-
ßerer Ausſtattung fehlte es nicht. Nach dem Schluſſe der Oper wurden die Haupt-
er gerufen und die National-Hymne angeſtimmt.

München. Baron von Zu Rhein, ſeit einigen Wochen Finanzminiſter, war vor
Jahren einer der thätigſten Mitarbeiter an den vom Baron von Eisholz redi-
„Theeblättern“.

lmütz. Nach der Berechnung des Dr. Schimko iſt das Tageslicht auf dem neu-
ten Planeten Leverrier 200 Mal ſtärker als die Mondbeleuchtung der Erde, welche
0 Mal weniger Licht hat, als die Tageshelle. Die Tageshelle des Planeten
r iſt 1400 Mal ſchwächer als die der Erde.

aris. In der Deputirtenkammer übergab Herr Chapuis de Montlaville eine Bitt-
von ſechzig Pariſer Buchhändlern für ſeinen Antrag, wegen Ermäßigung des
sſtempels. Er begann mit der Bitte, daß die Kammer ihn in ſeinem Antrage
ihen möge. Er habe für die Politik, für die Zeitungspolitik, das wärmſte Inter-
er es verdrieße ihn, daß man ſie zur Induſtrie mache. Jeder Staatsmann, der
ſes Zeitungsblatt leite, müſſe die Wahrheit an ſich ſelbſt empfinden. Es ſei un-
m, die Belle-Etage eines Hauſes zu bewohnen, wo in der Parterre-Wohnung
hauſe. »Die Feuilletons,« ſagte er, »ſind eine moderne Erfindung: ſie entſtehen
Verweichlichung der Sitten, und ſind verderblich für unſere Verhältniſſe. Die
ectüre zieht die Menſchen von der Wirklichkeit ab und wiegt ſie in excentriſche
; ſie macht ſie ſchlaff, verdirbt die guten Sitten und verleitet zu Vergnügen und
hwendung. Der Arbeiter, welcher mit Gier alle Morgen, alle Abende, des Nachts
bſt, über dieſe Fantaſiegebilde herfällt, kann keine Kraft, keine Luſt zur Arbeit
, wie ſie jetzt ein Familienvater braucht. Die öffentliche Moral ſeufzt über dieſe
euilletons, und der Kopf gewinnt nichts dabei. Unſere rein correcte franzöſiſche
wird verdorben und entehrt, ihr Styl gemißhandelt. Alle Ueberlieferungen,
ſer Ruhm wird zum Spiel. Eine ſchwarze Bande fällt über unſere Geſchichte
uns unſern Ruhm zu nehmen, und das Theater, welches der Herr Miniſter des
kürzlich conceſſionirt hat, ſollte ſich nicht „Théâtre hiſtorique“, ſondern ein
der geſchichtlichen Traveſtie nennen. Dieſer Unfug müſſe ein Ende nehmen. Ich
Feuilletonroman nicht unterdrücken; ich will nur, daß die Zeitungen, welche
illeton haben, keinen Stempel zahlen, der ihnen die Hälfte des Abonnements
auf dieſe Weiſe will ich die Zeitungen ohne Feuilleton für die Verminderung ihrer
en entſchädigt ſehen.«
Die Budget-Commiſſion der Deputirtenkammer hat beſchloſſen, die jährliche
ung, die das Théâtre français von der Regierung erhält, um 100,000 Frs. zu
dagegen die dem Odéon bewilligte Subvention auf 60,000 Francs zu ermäßigen.
Der „National“ erzählt, er habe einen Brief von der hinlänglich bekannten
ola Montez erhalten, werde ihn aber, da er weder Baier noch Jeſuit ſei, nicht

abdrucken. Die baierſche Pompadour ſolle ihre Biographien und Plane für die Zukunft in die baierſchen Journale abdrucken laſſen, die franzöſiſche Preſſe aber damit ungeſchoren laſſen. (Zwar nicht galant, aber doch höchſt vernünftig!)

∴ Die gute Lola Montez hat das Schreiben, in welchem ſie ſich über die Verleumdungen (?), die man über ſie verbreitet, beklagt und erklärt, daß ſie im Jahre 1823 in Sevilla geboren worden ſei, Maria Dolores Porris y Montez heiße und nur wegen des Unglücks ihrer Familie (ihr Vater war Officier im Dienſte Don Carlos', ihre Mutter eine Havanneſerin von friſchem Geblüt) in ſpätern Jahren zum Theater gegangen ſei, das ſie nun für immer verlaſſen werde, weil ſie in München ihren Wohnplatz genommen, wahrſcheinlich in alle Sprachen überſetzen laſſen und nach allen Zeitungen verſendet. Auch hier haben daſſelbe mehrere Zeitungen erhalten.

∴ Demoiſelle Mars hat angeblich 800,000 Francs hinterlaſſen, welche ihrem einzigen lebenden Kinde zufallen. Sie hatte früher wohl das Doppelte beſeſſen, aber 700,000 Francs in Actien und 150,000 Francs durch den Diebſtahl ihrer Juwelen verloren.

∴ Dem. Mars hat höchſt intereſſante Memoiren hinterlaſſen, die in Kurzem die Preſſe verlaſſen ſollen.

∴ Chateaubriands Geiſtesfähigkeiten ſollen durch das Schmerzgefühl über den Tod ſeiner Gattin ſo ſehr geſchwächt ſein, daß er ſeine beſten Freunde nicht mehr erkennt; das Urtheil über Lamartine's Geſchichte der Gironde, „der Sänger der „Méditations“ habe die Guillotine vergoldet“, ſcheint alſo nicht echt zu ſein.

∴ Der Abbé Chatel, der Gründer der franzöſiſch-katholiſchen Kirche, erklärt die Nachricht, daß er zum Poſtmeiſter ernannt worden ſei, für Verleumdung. Im Gegentheil beſchäftige er ſich mit einem Werke über ſeine Kirche, die er keineswegs aufgegeben habe.

∴ Neulich haben die Fourieriſten den Geburtstag ihres verſtorbenen Meiſters durch ein glänzendes Bankett gefeiert, an dem über tauſend Perſonen Theil genommen haben.

∴ Im Gymnaſe-Theater hat ein neues einactiges Vaudeville, „la Cour de Biberach“, von Paul Vermond (nach einer Novelle von Eugène Guinot bearbeitet) eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

∴ „Un docteur en herbe“ heißt ein neues Vaudeville, das im Palais-Royal-Theater in Scene gegangen und beifällig aufgenommen worden iſt. Verfaſſer dieſes amüſanten Luſtſpiels ſind die Herren Duvert und Lauzanne, zwei Dichter, an deren Namen ſich ſchon manch glänzender Succeß geknüpft hat.

∴ Eine ſpaniſche Schauſpielergeſellſchaft unter der Direction des Herrn Combia iſt hier angekommen. Sie wird hier einen Cyclus von Vorſtellungen geben und dann nach London gehen.

∴ Die hieſigen Zeitungen ſollen ſeit dem neuen Jahre, in Folge der bekannten Preßprozeſſe gegen die Herren Dumas und Sue, gegen 12,000 Abonnenten verloren haben.

∴ Seit Kurzem zeigt ſich hier ein neuer Zwerg, Marquis de Lillipult genannt, ein Kerlchen, ſo klein, daß jede Dame es ganz bequem in ihren Pompadour verbergen kann. Der Herr Marquis ſind 34 Jahre alt.

Peſth. Herr Petöfi, einer der beſten Lyriker Ungarns, hat die franzöſiſchen Gedichte der Madame Anaïs Segalas ins Ungariſche überſetzt. (Warum hat er ſich nicht lieber an die Oden Victor Hugo's gemacht?)

Petersburg. Seit 1819 bis zu Ende des Jahres 1846 ſind aus den ſibiriſchen Bergwerken für 182 Millionen Rubel Golderze zu Tage gefördert worden.

Port-au-Prince. An die Stelle des am 28. Februar geſtorbenen Präſidenten der Republik Haiti, Riché, iſt der General Soulouque erwählt worden.

Regensburg. Am 3. April iſt hier der bekannte Mathematiker Däzl, 96 Jahre alt, geſtorben.

Rom. Ein italieniſcher Componiſt, Namens Perugini, hatte mit dem jungen Maſtai-Ferreti, gegenwärtig Papſt, in einem und demſelben Collegium ſeine Studien gemacht. Vor Kurzem erhielt Pius IX. folgenden Brief: »Heiliger Vater! Ich weiß nicht, ob Sie ſich noch erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihr Mitſchüler zu ſein, und daß Eure Heiligkeit mir oft die Gnade erzeigten, Duette mit mir zu ſpielen, deren Ausführung gerade nicht, wenigſtens von meiner Seite, ganz tadellos geweſen, worüber Eure Heiligkeit ſo viel Verdruß hatten, daß Sie mich oft auf die Finger klopften. Ich wage es, mich in Ihre Erinnerung hervorzurufen und zu bitten, einen Mann in Schutz zu nehmen, der niemals die glücklichen Augenblicke vergeſſen wird, welche er einſt an der Seite Desjenigen zugebracht, den ſeine apoſtoliſchen Tugenden bis auf den Thron St. Peters geführt haben.« Der Papſt antwortete auf dies Schreiben: »Niemals habe ich Ihren Namen vergeſſen, mein Sohn. Kommen Sie zu mir nach Rom, wir wollen wieder Duette mit einander ſpielen, und wenn Sie keine Fortſchritte gemacht haben, werde ich Sie wieder auf die Finger klopfen.« Nach ſolchen Zügen iſt es wohl natürlich, daß der Enthuſiasmus für den heiligen Vater immerfort im Steigen begriffen iſt.

∴ Der Papſt hat eine Geſellſchaft von Künſtlern beauftragt, nach den vorhandenen Münzen ꝛc. die Bildniſſe der bisherigen 258 Päpſte zu entwerfen, um ſie, in Moſaik oder Fresco, für die Paulskirche anfertigen zu laſſen.

Wien. Vor Kurzem wurde hier ein ſechſtes Schauſpielhaus, ein „Puppentheater", in der Zeughausſtraße Nummer 178 eröffnet. Es hat großen Zulauf. Caſperl geht einer ſchönen Zukunft entgegen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Mademoiſelle Mars und die Herzogin von Angoulême wurden an einem und demſelben Tage geboren. In dem Augenblick, wo die Mutter der Erſteren, im Begriffe niederzukommen, das Glockengeläute und den Kanonendonner vernahm, ſoll ſie geäußert haben: »Voilà la reine qui va faire comme moi!«

— Der größte Verdruß, welcher der Schauſpielerin Mars in ihrem ganzen Leben widerfuhr, war der Diebſtahl ihrer Diamanten. Man rieth ihr, dieſelben durch falſche zu erſetzen in einer ihrer beſten Rollen, wo ſie als Kokette auf der Bühne erſcheinen ſollte. »Nein,« erwiderte ſie, »ich hoffe, daß wenn ich ſpiele, das Publicum nicht meine Diamanten applaudiren wird. Und was Molière betrifft, ſo brauchen ſeine Rollen keinen Flitter.« Dieſer Zug erinnert uns an Demoiſelle Georges, die auf ihren Kunſtreiſen in den franzöſiſchen Provinzen allenthalben ankündigen ließ: »Mademoiselle Georges jouera avec tous ses diamants.«

— Zu den Eigenthümlichkeiten der Mademoiſelle Mars gehörte unter Anderm auch die, mit einem Veilchenbouquet in der Hand und wo möglich Veilchen-Guirlanden im Haare auf der Bühne zu erſcheinen. Die Veilchen galten, ſeit Napoleon mit ihnen im Frühlinge des Jahres 1815 von Elba zurückgekehrt war, als Emblême ſeiner Anhänger, und im vertrauten Geſpräche pflegte Dem. Mars den Kaiſer ſehr häufig „le père Violetto" zu nennen.

— Die nordamerikaniſche Volkshymne „Hail Columbia" — in frühern Zeiten Waſhington-Marſch genannt — iſt das Werk eines deutſchen Muſikers, Namens Pfeil, der zu Waſhingtons Zeit Orcheſterdirector des Johnſtreet-Theaters in New-York geweſen war.

An den Redacteur des „Charivari".

Da Sie ſich für den Hofbuchhändler und Ritter hoher Orden, Herrn Alexander Duncker, ganz beſonders zu intereſſiren ſcheinen*) und öfter Mittheilungen über ihn in Ihrem „Charivari" bringen, ſo erlaube ich mir, Ihnen die hochwichtige Notiz zugehen zu laſſen, daß derſelbe die geſtrige Soirée beim Prinzen von Preußen in weißen Hoſen, mit beiden Orden, zu beehren geruht hat.

Einer, der ſich auch für dieſen
Herrn intereſſirt.

Berlin, 14. April 1847.

---

*) Der Schein trügt, mein lieber Herr. C. M. D.

In J. B. Müllers Verlags-Buchhandlung in Stuttgart ſind erſchienen folgende:

ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Werke in gemeinfaßlicher Darſtellung:

Walchner, Dr. Fr. A. (Profeſſor der Chemie und Mineralogie an der polytechniſchen Schule zu Karlsruhe), **Handbuch der Chemie,** volksfaßlich und in Beziehung auf die Gewerbe und das bürgerliche Leben bearbeitet. Erſter Band: Unorganiſche Chemie. Erſte bis vierte Lieferung. 8. Geh. à 12 Sgr.

Der zweite Band, die organiſche Chemie, erſcheint ſeit Neujahr in regelmäßigen Monatslieferungen. Das Werk iſt einer der gelungenſten Verſuche, die für das praktiſche Leben heutzutage ſo wichtig gewordene Wiſſenſchaft der Chemie volksfaßlich zu machen, und deshalb in vielen Bürger- und Gewerbſchulen eingeführt.

Einleitung in die Phyſik.

Euler, Leonh., Briefe an eine deutſche Prinzeſſin, über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie. Aufs Neue nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Mit einem Supplemente, die neueſten Ergebniſſe und Bereicherungen der Phyſik in Briefform behandelnd, von Dr. Joh. Müller (Profeſſor der Phyſik und Technologie an der Univerſität zu Freiburg im Br.). Erſter Theil, mit vielen Holzſchnitten. 15 Sgr.

Das Werk iſt in drei, ſchnell auf einander folgenden Theilen vollſtändig. Eulers Briefe gelten ſchon ſeit beinahe 80 Jahren bei allen civiliſirten Nationen für die ausgezeichnetſte und klarſte Einleitung in die Phyſik. Der Herr Herausgeber dieſer neuen Ausgabe iſt bereits durch ſeine meiſterhafte Bearbeitung von Pouillets „Lehrbuch der Phyſik und Meteorologie“ ſo vortheilhaft bekannt, daß ſeine Mitwirkung dem trefflichen Werke des großen Euler nur zu noch größerer Empfehlung gereichen kann.

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Närriſches Complimentirbuch.

Mit vielen komiſchen Illuſtrationen.

Von W. Kaulen.

Preis ½ Thaler.

Ein mit Witz und glücklicher Laune geſchriebenes Werkchen.

Hamburg. **Verlags-Comptoir.**

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 16.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 16.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Ein armer Narr.

Seit zwei Jahren befindet ſich im Irrenhauſe zu Ivry bei Paris ein Mann, deſſen Talent einſt halb Europa erfreut und entzückt hat. Sein Name iſt Gaëtano Donizetti. Geboren am 27. September im Jahre 1799 zu Bergamo, hat er jetzt ſein achtundvierzigſtes Lebensjahr erreicht. Schüler des deutſchen Componiſten Simon Mayer in Bergamo und des Paters Mattei in Rom, trat er als Jüngling von einundzwanzig Jahren als Componiſt der Oper „**Enrico conte di Borgogna**“ auf, die, in Venedig dargeſtellt, großen Beifall fand. Seit jener Zeit hat er faſt ſechzig größere und kleinere Opern componirt, deren Namen wir hier in alphabetiſcher Ordnung folgen laſſen. 1. **Adelia** (1841 für Rom) 2. **Ajo nell' imbarazzo**. 3. **Aladmor in Granata** (1830 für Palermo). 4. **Alfredo**. 5. **Anna Bolena** (1820 für Neapel). 6. **Assedio di Calais**. 7. **Belisario**. 8. **Betsy**. 9. **Borgomaestro di Saardam**. 10. **Buondelmonte**. 11. **Campanello**. 12. **Castello di Kenilworth** (1828 für Neapel). 13. **Catarina Cornaro**. 14. **Chiara e Serafina** (1822 für Mailand). 15. **Convenienze ed Inconvenienze teatrali**. 16. **Diluvio universale** (1830 für Neapel). 17. **Don Pasquale**. 18. **Dom Sebastian** (beide 1843 für Paris). 19. **Enrico conte di Borgogna** (1820 für Venedig). 20. **Eleonora di Guienna**. 21. **Elisir d'amore**. 22. **Esule di Roma**. 23. **Falegname di Livonia**. 24. **Fausta**. 25. **Favorita**. 26. **Fille du regiment** (1840 für Paris). 27. **Follia**. 28. **Furioso**. 29. **Gemma di Vergy**. 30. **Giovanni di Calais**. 31. **Giovanni di Parigi**. 32. **Giovanni Grasso**. 33. **Imelda Lambertazzi**. 34. **Lettera anonima**. 35. **Linda di Chamounix**. 36. **Lucia di Lammermoor**. 37. **Lucrezia Borgia**. 38. **Maria di Rohan** (1843 für Wien). 39. **Maria Padilla**. 40. **Maria di Rudenza**. 41. **Maria Stuarda**. 42. **Marino Falieri** (1835 für Paris). 43. **Martyrs** (1840 für Paris). 44. **Nozze in villa**. 45. **Nuovo Pourceaugnac**. 46. **Olivo e Pasquale**.*) 47. **Otto mesi in due ori**. 48. **Pazzi per progetto**. 49. **Paria**. 50. **Parisina**. 51. **Pia di Tolomei**. 52. **Regina di Golconda** (1828 für Rom). 53. **Roberto Devereux**. 54. **Rosamunda d'Inghilterra**. 55. **Sancia di Castiglia**. 56. **Torquato Tasso**. 57. **Ugo conte di Parigi**. 58. **Zingara**. 59. **Zoraide di Granata**.

---

*) Dieſe Oper, 1827 von Siebers überſetzt, wurde auf den deutſchen Bühnen unter dem Titel „Phlegma und Cholera“ gegeben.

Das beſte Fortkommen.

Jeder, der eine gute Stimme hat, ſollte Theaterſänger werden. Die Kehlenfertigkeit thut's allen Andern zuvor. Die nützlichſten Menſchen verhungern, arme Bauern und Fabrikanten müſſen ſich zu Hunderten ein neues Vaterland ſuchen, aber gute Tenoriſten ſteigen im Preiſe. Das will die Welt nun einmal ſo. Die „ſchwediſche Nachtigall“ Jungfer Lind ſoll ſich ſchon 100,000 Thaler erſungen haben. Man kann lange in Thran oder Kaffee oder Zucker und Tabak ſpeculiren, ehe man die ins Trockene bringt. Und wo bleiben die Lorbeerkränze? — Der Sänger Staudigl hat auch ſchon 100,000 Gulden. Sabine Heinefetter hat Güter in Baden-Baden, Wiesbaden und Aſchaffenburg. — In Weſtphalen verdient die fleißigſte Spinnerin wöchentlich nicht mehr als 3 Neugroſchen, auch wohl viertehalb, wenn es hoch kommt. Aber weshalb ſingen die Spinnerinnen nicht? — Bürger iſt in Göttingen beinahe verhungert. Scribe in Paris führt eine goldene Feder im Wappen und iſt Millionär. — Ein italieniſcher Sänger hat 2 Millionen Francs auf Zinſen. Das ging ſo zu: Zu Bergamo in der großen Tenorfabrik lebte vor dreißig Jahren der Tenoriſt Nozzari. Der ließ ſich ein „unnennbares Kleidungsſtück“ anfertigen, das wir Deutſche Hoſen nennen. Ein Junge brachte ſie ihm. Nozzari hatte den Schneiderburſchen bereits geſehen, im Theater, wo er mit im Chore ſang. Künſtler haben oft Anwandlungen von ſcherzhafter Laune: Nozzari ließ den Burſchen ſingen und ſang ihm etwas vor. Als das Trinkgeld erreicht war, ſprach der Sänger: „Schneiderburſch, Du kannſt der beſte Tenor in Italien werden, wenn Du fleißig ſein willſt.“ Der Schneiderburſch iſt fleißig geweſen und, vermöge ſeiner Kehlenfertigkeit, Millionär geworden. Dieſer ci-devant Schneiderburſch heißt — Rubini und hat jetzt ein Marquiſat im Kirchenſtaate.

(Oſterl. Blätter.)

Denkwürdige Flüche und Schwüre.

Sokrates ſchwur beim Hunde, Pythagoras bei Waſſer, Luft und dem Viereck. Die Männer fluchten me hercule! Die Weiber me Castor! und Aepehol! (per Pollucem) war beiden Geſchlechtern gemeinſchaftlich. Die Egypter ſchwuren bei Knoblauch und Zwiebeln; die Skythen bei Wind und Grab; der Tartar bei ſeiner langen Lanze; die Römer beim Genius ihres Kaiſers, wie Caligula beim Wohlſein und Genius ſeines Leibpferdes. Der Barbar ſchwur bei ſeiner Ehre und ſeinem Schwert; der Chriſt bei Reliquien ſeiner Heiligen, bei Altar und Evangelium; der Mohammedaner beim Bart des Propheten; die Neger bei ihren Fetiſchen und Karl XII. bei ſeinem großen Stiefel. Philipp Auguſt von Frankreich ſetzte auf den Schwur: „bei Gottes Haaren und Zähnen“ zwanzig Sous Strafe, und wer ſie nicht zahlte, ſollte erſäuft werden. Jeder bedeutende Mann hatte damals ſeinen Leibſchwur. Louis XI. fluchte

Pasque Dieu! Karl VIII. Jour Dieu! Ludwig XII. le diable m'emporte! Franz I. foi de gentilhomme! Heinrich IV. fluchte Ventre St. Gris! (was Beziehung auf den h. Franz hatte). Markgraf Heinrich der Hammer aus Sachſen hatte gerade ſeinen Beinamen von ſeinem Leibfluche „Potz Hammer!“ Karl der Kühne von Burgund ſchwur bei St. Görgen; Schärtel von Burtenbuch „Potz blau Feuer!“ — Und Alle dachten ſich ſo wenig dabei, wie Sokrates bei ſeinem Hund und die Schweizer Bodmer und Breitinger bei ihrem Katzer (Ketzer) oder beim Kätzli. Graf Dietrichſtein ſtiftete 1517 eine eigene Geſellſchaft, die ſich verband, nicht zu fluchen, obgleich ſie Fluchgeſellſchaft hieß.

Zapfenſtreich.

Berlin. Im verfloſſenen Jahre iſt die Königliche Bibliothek um 4582 gedruckte Werke, 442 Zeitſchriften, 221 Handſchriften, 43 Landkarten, 462 muſikaliſche Werke, zuſammen um 5750 Werke vermehrt worden. Außerdem hat ſie einen neuen Zuwachs durch die Bücher-Sammlung des verſtorbenen Schachſpielers Bledow erhalten. Die letztere beſteht aus 446 Werken aus der Literatur des Schachſpiels.

Karlsruhe. Die häufigen Theaterbrände letzterer Zeit haben die Behauptung hervorgerufen, daß im Durchſchnitt jedes Theater binnen dreißig und einigen Jahren abbrenne; wir wollen die Richtigkeit derſelben hingehen laſſen und nur die Theaterbrände der letzten Decennien aufführen:

1765 den 6. April der Opernſaal zu Paris, und 1781 brannte derſelbe zum zweiten Male ab; 1817, 29. Juli, das Schauſpielhaus in Berlin; 1826, 6. Januar, das Schauſpielhaus zu Birmingham; 1826, 2. April, das Theatergebäude zu Philadelphia, 1823, 14. Januar, das Münchner Hoftheater; 1823, 14. December, ſtänd. Theater zu Grätz; 1824, 30. September, das Schauſpielhaus zu Eſte (Venet.); 1825, 14. März, das Schauſpielhaus in Petersburg; 1825, 22. März, das Schauſpielhaus in Weimar; 1826, 19. Februar, das Schauſpielhaus zu Bukareſt; 1826, 14. März, der Cirque olimpique zu Paris; 1838, 15. Januar, das große Opernhaus zu Paris; 1843, 18. Auguſt, das k. Opernhaus in Berlin; 1846, 21 April, das, mit 300,000 Fr. verſicherte, große Schauſpielhaus zu Avignon; 1847, 2. Februar, das ſt. Theater zu Peſth; 1847, 28. Februar, as Hoftheater zu Karlsruhe.

(Oeſtr. Th. u. Muſ.-Alb.)

Leipzig. Am 10. Mai findet bei T. O. Weigel die öffentliche Verſteigerung einer höchſt werthvollen Sammlung von Autographen ſtatt. Das gedruckte Verzeichniß macht 581 Handſchriften namhaft, darunter 73 von weltlichen Fürſten (unter dieſen ein Autograph vom alten Deſſauer — Nummer 1 — von Kaiſer Karl V. — Nummer 34 — von Maria Thereſia — Nummer 46 — von Friedrich dem Großen — Nummer 55 —) 24 on geiſtlichen Fürſten; 45 von berühmten Staatsmännern, Feldherren u. ſ. w. (darunter ne Handſchrift von Eugen von Savoyen — Nummer 112 — vom Schwedenkanzler xel Oxenſtierna — Nummer 125 — vom General Grafen von Pappenheim — Nummer 26 — vom Fürſten Piccolomini — Nummer 127 — vom General von Tilly — Nummer 39 — und von Wallenſtein — Nummer 143 —, und 436 Handſchriften von berühm- n Gelehrten, Dichtern und Künſtlern (darunter Handſchriften von Meuſel, Morhof, chlözer, Thomaſius u. ſ. w).

∴ Nach genauer Zählung kündigt der Leipziger Oſtermeß-Katalog 5871 fertig ge- ordene Schriften an, von denen gegen 1000 auf Leipzig, 461 auf Berlin, über 300 auf tuttgart, 200 auf Wien, 170 auf Hamburg, 112 auf Frankfurt und 90 auf München mmen. Ueber die Religionsfrage giebt es allein 150 Schriften. Von Eugen Sue's artin der Findling ſind 10 Ueberſetzungen in 12 Ausgaben erſchienen.

∴ Während der Meſſe wird ſich hier im Circus auf dem Königsplatze die Kunſt- itergeſellſchaft des Herrn Renz produciren. Aus Berlin iſt dieſer Geſellſchaft ein guter uf vorausgeeilt.

London. Ein Kaufmann Burnett in Aberdeen, welcher im Jahre 1774 geſtorben war, hatte ein Grundſtück hinterlaſſen, deſſen Ertrag, laut Teſtament, immer 40 Jahre geſammelt werden ſoll, um damit den Verfaſſer zu belohnen, welcher die beſte Schrift „über das Daſein eines allmächtigen höchſten Weſens“ liefert. Sieben Jahre vor Ablauf der Friſt iſt zur Preisbewerbung aufzufordern. Dies iſt vor Kurzem geſchehen und wer im Jahre 1854 die beſte Schrift über den erwähnten Gegenſtand liefert, erhält einen Preis von fünfzehntauſend Thalern (2400 Pf. St.) das Höchſte, was wohl je für ein Buch dieſer Art geboten worden iſt. (Diezmann's Modenzeitung.)

Mannheim. Herr v. Itzſtein hat die Sammlungen für Karl Heinzen eingeſtellt, weil dieſer der Verfaſſer der bekannten Aufruhr-Adreſſe ſein ſoll.

Paris Der deutſche Schriftſteller Dr. Carl Grün iſt, des Communismus verdächtig, aus Paris und Frankreich ausgewieſen und in Begleitung eines Polizeiagenten bis an die belgiſche Grenze escortirt worden.

∴ Im Ambigu-Theater iſt das Dumas'ſche Drama „les trois Mousquetaires“, das nach der 150ſten Vorſtellung bei Seite gelegt worden war, neu in Scene gegangen und bewährt ſeine alte Zugkraft.

∴ Das Theater der Porte-Saint-Martin hat ein neues fünfactiges Drama „Maitre Palma ou la nuit de Vendredi-Saint“ von den Herren Feuillet und Bocage gegeben und damit ziemlich gut reuſſirt.

∴ Das Theatre hiſtorique hat ein neues Trauerſpiel „la fille d'Eschyle“ angenommen.

Zürich. In Bern iſt einer der achtbarſten Männer der polniſchen Flüchtlinge, der Oberſt und Ingenieur Lelewel, geſtorben.

Erklärung.

Meinen Freunden und Bekannten, wie auch dem deutſchen Publikum, ſo weit es ſich für einen Schriftſteller intereſſirt, zur Nachricht, daß ich durch nichts in der Welt die neuerlich erlaſſene, von zahlreichen Blättern mitgetheilte, ſteckbriefartige*) — exceptionelle — Aufforderung des k. k. böhmiſchen Landesguberniums verſchuldet habe. Seit 21 Jahren lebe ich in Leipzig; bereits vor 9 Jahren wurde ich von öſterreichiſchen Behörden als ſächſiſcher Unterthan, ac. Ausländer erkannt, indem ich mit ſächſiſchen, von den reſp. k. k. Conſulaten und Geſandtſchaften viſirten Päſſen in Oeſterreich gereiſt bin, ohne irgend einen Anſtand, ohne Nachfrage über meine Heimathsangehörigkeit, im Gegentheil, unter Erzeigung mancher wohlwollenden Aufmerkſamkeit.**) — Betrübt zwar über die nunmehrige grundloſe Verfolgung, aber dadurch auch gezwungen, habe ich ſofort — ſo weit das in meinen Kräften ſteht! — höhern Ortes gegen dieſe, auf mir noch unbegreifliche Weiſe angeregte Maßregel Beſchwerde eingelegt, deren Erfolg doch wenigſtens dahin lauten wird, daß der erlaſſenen Citation keine für mich beſchimpfende Abſicht zu Grunde liegt.

Leipzig, den 4. April 1847.

Dr. C. Herloßſohn.

---

*) Nach den Correſp. ausw. Blätter „Androhung von Gefängniß, verſchärft durch Faſten!“

**) Die hierauf bezüglichen Papiere, Briefe und Päſſe befinden ſich ſeit mehr als einem Jahre ſchon in den Händen des gegenwärtigen kaiſ. kön. Generalconſuls für Sachſen, Leg. R. rc. Herrn v. Hübner, von dem ſie mir Behufs einer Einſicht abverlangt worden ſind.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

. 240. Leipzig, 7. Mai 1847.

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

lich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
rlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Robespierre,

geſchildert von Lamartine.

lus der „Histoire des Girondins“ übertragen von E. M. Oettinger.

Robespierre's häusliches Leben war der beredtſamſte Beweis und
glänzendſte Zeugniß für die Uneigennützigkeit ſeiner Gedanken. Hätte
ter Jean Jacques Rouſſeau (Robespierre's Vorbild) die Einſiedelei
Ermenonville verlaſſen, um als Geſetzgeber der Menſchheit auf-
ten, er hätte nicht armſeliger leben können als Robespierre. Und
Armuth erſchien um ſo ehrenvoller, da ſie eine freiwillige war.
enſtand zahlreicher Beſtechungs-Verſuche von Seiten des Hofes, wie
Seiten der Mirabeau-, Lameth- und Gironde-Partei, ſah er tag-
h Gold und Reichthum zu ſeinen Füßen liegen; er aber verſchmähte
ich zu bücken, um ſie aufzuheben. Durch allgemeine Wahl zu den
ern eines öffentlichen Anklägers und Richters von Paris berufen,
er beſchloſſen, auf Alles Verzicht zu leiſten, um in unbefleckter,
, ſtolzer Dürftigkeit zu leben. Sein ganzes Vermögen, wie das
Bruders*) und das ſeiner Schweſter**), beſtand aus dem Erträg-
iniger verpachteten Grundſtücke in Artois. Die Pächter aber, arme
andte ſeiner Familie, pflegten die kleine Pacht nur ſehr unregelmäßig
zahlen. Sein tägliches Gehalt als Mitglied des Convents mußte
infachen Bedürfniſſen dieſer drei Perſonen zu Hilfe eilen, und wenn
nicht ausreichte, ſah er ſich gezwungen, die Börſe ſeines Wirths
einer Freunde in Anſpruch zu nehmen. Und dennoch betrugen bei

---

Er hieß Auguſtin und war vier Jahre jünger als Maximilian.
) Marie Marguerite Charlotte von Robespierre ſtarb erſt am 2. Auguſt 1834,
Jahre vor dem Ableben der Schweſter Marats, deren Schickſal mit dem ihrigen
ffallende Aehnlichkeit hatte. Unter dem angenommenen Namen einer Mademoiſelle
he lebte die Schweſter Robespierre's von einer dürftigen Penſion, die ihr der
gewährt hatte, in der Rue Gracieuſe, Faubourg Saint-Marceau, in derſelben
in der ſich, gleichfalls unter falſchem Namen, Marats Schweſter, der es noch viel
r ging, niedergelaſſen hatte. E. M. O.

ſeinem Tode ſeine ſämmtlichen Schulden, nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Paris, kaum viertauſend Francs, eine unbedeutende Summe, die, beſſer als alles Andere, die außerordentliche Mäßigkeit ſeiner Genüſſe und Ausgaben beſtätigt.

Robespierre's Gewohnheiten waren die eines beſcheidenen Handwerkers. Er bewohnte in der Rue Saint-Honoré ein Haus, das der Aſſomptionskirche gegenüber lag*). Dieſes niedrige Haus mit einem Vorhofe, umgeben von Wagenſchuppen, die mit Brettern und Handwerkszeug aller Art angefüllt waren, hatte ein faſt ländliches Ausſehen. Es beſtand aus einer Küche, die in den Vorhof hinausführte, und aus einem gemeinſchaftlichen Speiſezimmer, das von der Küche durch einen Corridor getrennt war. Von der Mitte dieſes Corridors führte eine hölzerne Treppe zu einem in Form eines Dachſtübchens erbauten Halbgeſchoſſe, das ſich über die Wagenſchuppen erhob. Die Fenſter dieſer Zimmer gingen aufs Dach hinaus und hatten keine andere Perſpective als das Innere eines Zimmerplatzes, aus welchem Axt und Säge der Handwerker zurückhallten.

Dieſes kleine Haus gehörte einem Schreiner, Namens Duplay, der, ein Landsmann von Robespierre, mit deſſen Familie er in Geſchäftsberührung ſtand, dem Deputirten von Arras, bei deſſen Ankunft in Paris, ein Quartier anbot. Das mehrjährige Beiſammenleben und eine gemeinſchaftliche Tafel hatten Duplay's Gaſtfreundſchaft in gegenſeitige Anhänglichkeit verwandelt. Dieſe Familie war für Robespierre eine zweite Familie geworden. Allmälig hatte er ihr ſeine Geſinnungen eingeprägt, ohne ihr die Einfachheit ihrer Sitten und ihren religiöſen Glauben zu rauben. Dieſe Familie war zuſammengeſetzt aus Vater, Mutter, einem Sohne, der noch Kind war, und zwei jungen Mädchen, von denen das eine achtzehn, das andere zwanzig Jahre zählte. Der Vater, den ganzen Tag mit der Arbeit beſchäftigt, beſuchte allabendlich den Klubb der Jacobiner, blos um Robespierre zu hören. Und wenn er heimkehrte, war er entzückt von Bewunderung für den großen Volksredner und erfüllt von glühendem Haß gegen die Feinde dieſes jungen, unbeſcholtenen Vaterlandsvertheidigers. Madame Duplay theilte den Enthuſiasmus ihres Gemahls für ſeinen jungen Tiſchgenoſſen. Der Ruhm Robespierre's, der mit ihr unter Einem Dache wohnte, verlieh den kleinen Dienſten, welche er ihr aus freiwilliger Hausgenoſſenſchaft erwies, in den Augen der Madame Duplay einen deſto höhern Werth, weil Robespierre ſie nicht wie ſeine Wirthin, ſondern mehr wie ſeine Mutter betrachtete. Robespierre vergalt die Anhänglichkeit dieſer Familie mit wahrhaft inniger Freundſchaft. Vertraulich mit dem Vater, kindlich mit der Mutter, väterlich mit dem Sohne, familiär und faſt brüderlich mit den beiden Mädchen, flößte er dieſem Kreiſe, den er um ſich gebildet hatte, all jene Gefühle ein, von welchen ſeine edle Seele ſelbſt durchglüht war. Aber nicht blos Freundſchaft, auch Liebe feſſelte ſein Herz an dieſes Haus. Eleonore, Duplay's älteſte Tochter, hatte ihm eine ernſte, zärtliche Zuneigung eingeflößt. Weder er noch ſie wußten ſich zu ſagen, wann dieſe Zuneigung angefangen hatte. Robespierre's Liebe, überlegter und ruhiger, als die glühende, naive Liebe Eleonorens, verſchaffte ihm nur Freude und keine Qualen, nur Glück und keine Beſorgniß. Dieſe Liebe, gegenſeitig geſtanden und gebilligt von der Familie, achtete ſich ſelbſt durch den Glanz ihrer Reinheit. Robespierre hatte von den Aeltern die Hand der Tochter begehrt; Vater und Mutter Duplay hatten ſie ihm zugeſagt. Aber die Ungewißheit der Zukunft erweckte in ihm den Entſchluß, ſich dann erſt mit ihr zu verbinden, wenn ſich Frankreichs Zukunft entſchieden habe. Er für ſeinen Theil, ſagte er oft, wünſche nichts ſehnlicher als den Augenblick herbei, wo er, nach beendigter Revolution, ſich aus dem Strudel der Politik herausreißen, Eleonoren heirathen und mit ihr nach Artois zurückkehren könne, um dort, im Schooße der kleinen Güter ſeiner Familie, ſein beſcheidenes Glück mit der Glückſeligkeit des neugebornen, großen, freien Frankreichs zu verſchmelzen.

---

*) Die Nummer dieſes weltgeſchichtlichen Hauſes war 366. C. M. D.

In der Familie Duplay lebte auch eine Schweſter des Conventmitglieds Pierre Lebas: Sophie, die Geliebte Saint-Juſts, eines der eifrigſten Anhänger Robespierre's. Mademoiſelle Lebas, ſchöner und weniger zurückhaltender als die Tochter Duplay's, beunruhigte häufig das Stillleben dieſer Familie durch die Stürme, die ihr eitler und leichtſinniger Charakter in der Seele des eiferſüchtigen Saint-Juſt heraufbeſchwor. Mehr denn ein Mal warf ihr Robespierre die Unbeſtändigkeit ihres Herzens vor, und darum mißfiel ſie ihm in dem Maße, wie ihm die jüngere Schweſter ſeiner Geliebten, Eliſabeth Duplay, gefiel, die bald darauf die Gattin ſeines Landsmanns und Collegen Lebas wurde. Dieſe junge Frau, die ſchon einen Tag nach der Hochzeit ihren Gatten verlor*), überlebte ihn länger als ein halbes Jahrhundert, ohne auch nur ein einziges Mal ſeine Anhänglichkeit an Robespierre, die ihm das Leben gekoſtet hatte, zu verwünſchen; denn auch ſie liebte den Gefährten ihrer Jugend, ihn, der ihr in ihrer Erinnerung ſo ſanft, ſo rein, ſo ugendhaft erſchienen war.

Die Wechſelfälle des Glückes, des Einfluſſes, der äußern Popularität änderten nichts in der Einfachheit ſeines häuslichen Lebens. Das Volk am herbeigeſtrömt, um an der Thür dieſes kleinen unbedeutenden Hau-es um Gnade und Leben zu flehen. Robespierre's Wohnung beſtand us einer niedern Kammer über dem Zimmerplatze. Dieſe Kammer war em Zimmer des Herrn Duplay nur durch ein kleines gemeinſchaftliches Kabinet, das zugleich als Garderobe der jungen Mädchen benutzt wurde, etrennt. Robespierre's Zimmer, deſſen Fenſter aufs Dach hinausgingen, nthielt weiter nichts als ein Bett von blau- und weißgeſtreifter Serge, inen Tiſch und vier Strohſeſſel. Dieſer Winkel genügte ihm zur Ruhe nd zur Arbeit. Seine Papiere, ſeine Berichte und die Manuſcripte einer eigenhändig niedergeſchriebenen Reden waren ſorgfältig in kleinen eſtellen von Tannenholz eingereiht. Daneben lagen einige ausgewählte Bücher. Auf ſeinem Arbeitstiſche lag faſt immer ein Band von Jean acques Rouſſeau und Racine aufgeſchlagen, um als Zeugniß zu dienen ir die philoſophiſche und literariſche Vorliebe, die er für dieſe beiden chriftſteller beſaß.

Hier, in dieſem dürftigen Gemache war's, wo er den größten Theil s Tages, beſchäftigt mit der Ausarbeitung ſeiner Reden, zubrachte.

---

*) Lebas, feſtgenommen als Anhänger Robespierre's am 9. Thermidor (27. Juli 94), tödtete ſich im Hôtel de Ville, als er die Sache Robespierre's verloren ſah, durch en Piſtolenſchuß.

C. M. D.

Er ging nur aus, um ſich Morgens in den Convent und Abends in die Clubbs der Jacobiner zu begeben. Selbſt zu jener Zeit, wo die Demagogen dem Pöbel dadurch zu ſchmeicheln affectirten, daß ſie den Cynismus und die Zerlumptheit der Armuth nachahmten, war Robespierre's Kleidung rein, ſauber, ja ſogar elegant. Die etwas ängſtliche Sorgfalt, die er auf die würdige Haltung ſeines Körpers wie auf den Styl ſeiner Reden verwendete, machte ſich auch in ſeinem Aeußern bemerkbar. Weißgepudertes und an den Schläfen in Flügelform aufgerolltes Haar; ein blauer, an der Hüfte zugeknöpfter und an der Bruſt offener Rock, um ſeine ſchneeweiße Weſte zu zeigen; ein kurzes Beinkleid von gelber Farbe; blendend weiße Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen bildeten ſein unveränderliches Coſtüme. Man hätte ſagen können, er wolle dadurch, daß er weder Form noch Farbe ſeiner Kleider wechſelte, dem Volke ſtets ein und daſſelbe Bild von ſich einprägen.

Die Züge und der Ausdruck ſeines Geſichts aber verriethen die beſtändige Spannung ſeines unruhigen Geiſtes. Doch eben dieſe Züge, die in der Außenwelt nicht ſelten etwas Finſteres, Unheimliches beſaßen, entrunzelten ſich im Innern ſeiner Häuslichkeit, bei Tiſch oder Abends beim Feuer der Hobelſpäne, im niedern Saale des ſchlichten Handwerkmanns. Im Kreiſe der Familie Duplay brachte er ſeine Abende zu, plaudernd von den Eindrücken des Tages, von den Planen des kommenden Morgens, von den Verſchwörungen der Ariſtokraten, von den Gefahren der Patrioten, von den Fernſichten der Zukunft, wie ſich dieſelbe nach der Revolution für Jeden von ihnen geſtalten werde. Dieſer Familienkreis war das Volk im Kleinen, mit ſeinen einfachen Sitten, mit ſeinem Argwohn, mit ſeinem Geflüſter, ſeinen Declamationen, ſeinem Vorurtheil gegen die Reichen, mit ſeiner Wuth und dann wieder mit all ſeiner Zärtlichkeit und ſeiner ganzen Hingebung.

In dieſe Vertraulichkeit hatte nur die kleine Zahl der vertrauteſten Freunde Robespierre's und der Familie Duplay abwechſelnd freien Zutritt: dann und wann kamen die beiden Brüder Lameth; Lebas und Saint-Juſt waren Die, die niemals fehlten; häufig kamen Panis, Coffinhal und Fouché von Nantes, welcher Robespierre's Schweſter in dem Maße liebte, in dem ihr Bruder ihn haßte; Taſchereau, Legendre, Merlin de Thionville, Couthon, Hébert, Péthion, Camille Desmoulins, Philippe Buonarotti, ein römiſcher Patriot und würdiger Nacheiferer des letzten Tribunen Cola de Rienzi; ein gewiſſer Nicolas, Drucker des Journals und der Reden des „Unbeſtechlichen", ein Schloſſer, Namens Didier, Freund des alten Duplay, einige Handwerker, die niemals im Clubb der Jacobiner fehlten, und endlich Frau von Chalabre, eine reiche Adelige und enthuſiaſtiſche Bewundererin Robespierre's, ſich beugend vor ſeinem Ruhme wie einſt die Wittwen von Korinth und Rom vor dem Apoſtel des neuen Cultus, ihm ihr ganzes Vermögen anbietend, um mit Hülfe deſſelben die Populariſation ſeiner Ideen durchzuſetzen, eifrig beſorgt, um jeden Preis die Freundſchaft des Hauſes Duplay zu gewinnen, um einen wohlwollenden Blick Robespierre's zu erhaſchen.

All' dieſe Leute unterhielten ſich vom Gange der Revolution. Dann und wann folgten der ernſten Converſation unſchuldig-heitere Scherze mit den jungen Mädchen. Bisweilen auch geſchah es, daß Robespierre, um den Geiſt ſeiner jungen Braut zu bilden, der Familie Etwas vorlas:

faſt immer war es ein Capitel aus Rouſſeau's „Bekenntniſſen“ oder ein
Trauerſpiel von Racine. Er liebte es, dieſe ſchönen Verſe zu declami-
ren, theils um ſich ſelbſt durchs Theater für die Rednerbühne auszubilden,
theils um dieſe einfachen, für alles Schöne empfänglichen Seelen auf
den Niveau der erhabenen Gefühle und Kataſtrophen des Alterthums
mporzuheben. Abends ging er nur ſelten aus. Zwei oder drei Mal
m Jahre führte er Madame Duplay und ihre Töchter ins Theater,
aber immer nur ins Théâtre français und zu claſſiſchen Stücken. Er
iebte vor Allem die Tragödien, die ihm die Tribunen, das Volk, den
Scheiterhaufen, die großen Verbrechen und die großen Tugenden ins
Gedächtniß zurückriefen. Die übrigen Abende zog er ſich frühzeitig in
eine Kammer zurück, ging früh zu Bette und ſtand oft mitten in der Nacht
uf, um zu arbeiten. Die unzählbaren Reden, die er zur Zeit der beiden
ational-Verſammlungen und in den Clubbs der Jacobiner hielt, die
rtikel, die er für ſein Journal ſchrieb, die Sorgfalt des Styls, die ſich
allen ſeinen Arbeiten bemerkbar machte, die unermüdlichen Verbeſſerun-
n in ſeinen Manuſcripten, beweiſen ſeine Nachtwachen und ſeinen
ernen Fleiß. Er ſtrebte eben ſo eifrig nach Kunſt, als nach Herrſchaft,
nn er wußte, daß die Maſſe mindeſtens eben ſo ſehr das Schöne,
e das Wahre liebt.

Seine einzigen Zerſtreuungen waren einſame Spaziergänge nach der
t Jean Jacques Rouſſeau's, ſeines Vorbildes, in den Champs elyſées
d in der Umgegend von Paris. Sein einziger Begleiter war ein
ßer Hund, von der Race der Doggen, ein kluges, treues Thier, das
nächtlich vor der Thür ſeines einzigen Zimmers ſchlief und ſeinen Herrn,
oft er ausging, wie ſein Schatten begleitete. Dieſer coloſſale Hund,
annt vom ganzen Stadtviertel, hieß Bloum. Robespierre liebte ihn
und ſpielte ohne Unterlaß mit dieſem Thiere, das jeden ſeiner Blicke
ſtand. Dieſer Hund war die einzige Escorte dieſes Tyrannen der
inung, der den Thron der Lilien zertrümmerte und die ganze Ariſto-
ie ſeines Landes in fremde Länder trieb.

Nur in den Augenblicken äußerſter Aufregung und wenn man be-
t war für das Leben des Demokraten, pflegten ihn der Drucker Nicolas,
Schloſſer Didier, der junge Duplay, unter ihren Kitteln mit Knitteln
ffnet, von fern zu begleiten. Robespierre, durch dieſe Vorſichts-
regeln unangenehm berührt, ſagte oft zu ſeinem Wirthe:

— Laßt mich ausziehen aus Eurem Hauſe und überlaßt mich meinem
kſale; ich compromittire Eure Familie, und meine Feinde werden es
n Kindern als ein Verbrechen anrechnen, daß ſie den Muth gehabt
, mich zu lieben.

— Nein, nein, erwiderte der alte ehrliche Duplay, wir wollen mit
ſiegen oder ſterben.

Manchmal, Sonntags, verließ die ganze Familie mit Robespierre das
ihl der Stadt, um ſich in die Einſamkeit des Landes zu flüchten. Der
tribun, der an ſolchen Tagen all' ſeine Plane von ſich abgeſchüttelt hatte
ieder ganz Menſch geworden war, verlor ſich, am Arme ſeiner Braut,
t von Mutter und Schweſter, von Vater und Bruder, in den Gehölzen
erſailles und Iſſy. — So lebte dieſer Mann, deſſen Macht von Tag zu
zunehmen begann. Dieſe Macht war nur ein Name, aber dieſer Name
chte ganz Frankreich.

Geſchichte der Marſeillaiſe.

Nach Lamartine.

Im Jahre 1792 lag ein junger Artillerie-Officier, Rouget de Lisle, zu Straßburg in Garniſon. Er war aus Lons-le-Saulnier im Jura gebürtig, jenem Lande der Träumerei und der Kraft, wie alle Gebirgsländer. Er war als Soldat für den Krieg, als Denker für die Revolution begeiſtert, und ſuchte die Langeweile des Garniſonlebens durch Poeſie zu bannen. Durch ſein dichteriſches und muſikaliſches Talent hatte er Zutritt in das Haus des Bürgermeiſters Dietrich, eines Elſaſſer Patrioten, gefunden und ſich bald zum Liebling der ganzen Familie gemacht. Die Frau und die jungen Töchter Dietrichs theilten die Schwärmerei des revolutionairen Patriotismus; ſie liebten den jungen Mann; ſie gaben ſeinem Herzen, ſeiner Poeſie und ſeiner Muſik die ſchönſten Inſpirationen; ſie führten ſeine kaum geborenen Entwürfe aus; ſie belauſchten die erſten Lebensregungen ſeines Genius.

Der Winter war hart, die Noth in Straßburg groß. Dietrich war mittellos; ſein Haus ärmlich, aber ſtets gaſtfreundlich für Rouget de Lisle geöffnet. Der junge Krieger nahm Morgens und Abends ſeinen Platz an dieſer frugalen Tafel ein, wie ein Bruder oder Kind der Familie. Eines Tages lagen nur etwas Kommisbrot und einige Schnitte geräucherter Schinken auf dem Tiſche. Dietrich betrachtete de Lisle mit wehmüthigem Lächeln und ſagte: »Der Ueberfluß fehlt unſerer Tafel. Was ſchadet's? Wenn nur die Begeiſterung nicht bei unſern Bürgerfeſten und der Muth nicht im Herzen unſerer Soldaten fehlt! Noch habe ich eine Flaſche Wein in meinem Keller. Bringt ſie herauf, meine Töchter! Wir wollen ſie auf die Freiheit und das Vaterland leeren! Straßburg wird wohl bald ein patriotiſches Feſt feiern; de Lisle muß in dieſem letzten Tropfen das Feuer für ein Siegeslied ſchöpfen, das in die Herzen des Volkes die Begeiſterung trägt, aus der es hervorgehen ſoll.«

Die Mädchen brachten den Wein und füllten die Gläſer der beiden Männer bis die Flaſche leer war. Es ſchlug Mitternacht; man trennte ſich. Die Nacht war kalt. Rouget de Lisle erreichte, in tiefes Nachdenken verſunken, ſein einſames Zimmer: ſein Kopf war erhitzt, ſeine Fantaſie aufgeregt. Bald nährt er ſeine Begeiſterung mit den Gefühlen ſeines patriotiſchen Herzens, bald mit den mächtig angeſchlagenen Accorden ſeines Claviers; bald componirt er die Melodie vor dem Texte, bald dichtet er die Worte vor der Melodie: Verſe und Töne verbinden ſich ſo innig in ſeiner Fantaſie, daß er ſelbſt nicht unterſcheiden kann, welche zuerſt entſtanden ſind. Muſik und Poeſie, Empfindung und Ausdruck greifen harmoniſch in einander: er ſang Alles und ſchrieb nichts auf. Von der erhabenen Schöpfung ermattet, ſchlief er an ſeinem Inſtrumente ein und erwachte erſt mit Tages Anbruch. Sein Gedächtniß rief nur mit Mühe, wie die nebelhaften Erſcheinungen eines Traumes, die nächtlichen Geſänge zurück. Er ſchrieb ſie auf, fügte die Noten hinzu und eilte zu Dietrich. Er fand ihn in ſeinem Garten mit ländlicher Arbeit beſchäftigt; die Gattin und Töchter waren noch nicht wach. Dietrich weckte ſie und rief noch einige geiſtes- und gemüthsverwandte Freunde. Rouget de Lisle ſang; die älteſte Tochter des Hauſes begleitete ihn. Bei der erſten Strophe erbleichten die Geſichter; bei der zweiten floſſen die Thränen; bei der letzten machte, ſich der Rauſch des Entzückens in den ungeſtümſten Aeußerungen Luft. Die Mutter und ihre Töchter, der Vater und Rouget de Lisle umarmten ſich mit heißen Thränen. Die Hymne des Vaterlandes war gefunden: leider ſollte ſie auch die Hymne des Schreckens werden. — Den unglücklichen Dietrich geleiteten wenige Monate ſpäter dieſelben Töne zum Schaffot, welche an ſeinem Herde, dem Herzen eines Freundes entſprungen, die Lippen ſeiner Töchter ſo oft wiederholt hatten.

Das neue Lied, bald in Straßburg bekannt, flog von Stadt zu Stadt und ward zum Volkslied. Die patriotiſchen Clubbs in Marſeille ſangen es bei Beginn und am Ende ihrer Sitzungen; die Marſeiller verbreiteten es in ganz Frankreich: daher kam ihm der Name „Marſeillaiſe“. Die alte Mutter de Lisle's, eine fromme gläubige Royaliſtin, erſchreckt, den Namen ihres Sohnes in dem Munde des raſenden Volkes wiederhallen zu hören, ſchrieb an ihn: »Was iſt es mit dieſer Revolutions-Hymne, welche alle Räuberbanden Frankreichs ſingen und mit der man Deinen Namen verbindet?«

Rouget de Lisle ſelbſt, als Royaliſt geächtet, flüchtigen Fußes über die Gebirgspfade der Alpen dahineilend, hörte mit Schaudern ſeine Töne wie ein Todesdrohen zu ſich heraufdringen. »Wie nennt Ihr dieſes Lied?« fragte er ſeinen Führer. — »Die „Marſeillaiſe“,« antwortete der Bauer. Und der Dichter dieſes Liedes ſank auf ſeine Knie und betete.

Ein Zug von Talma.

Talma begegnete eines Tages einem alten Collegen, dem Schauſpieler Plaiſance, der ſich, ohne Engagement, in den mißlichſten Umſtänden befand.

— Wie geht's? fragte Talma.

— Schlecht, ich bin alt und ſchwach.

— Du warſt immer bei der Hand; wenn es mein Benefice galt, nahmſt Du mit den undankbarſten Rollen vorlieb. Da haſt Du meine Karte; beſuche mich morgen früh.

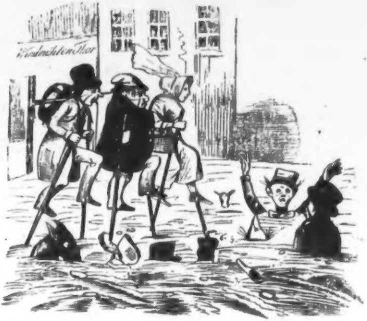
Mit der Karte ſchob er ihm ein Geldſtück in die Hand.

Am andern Tage fand ſich der Schauſpieler bei Talma ein. Dieſer führte ihn in ſeine Bibliothek und zeigte auf einen Schrank voll unaufgeſchnittener Bücher.

— Du mußt mir alle dieſe Bücher aufſchneiden; doch ich bin nicht reich und kann Dir dafür nicht mehr als fünf Francs täglich geben. Aber übereile Dich nicht, denn ich habe Zeit.

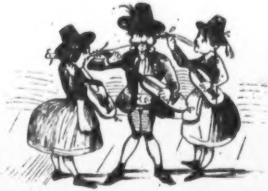
Bis Plaiſance fertig war, hatte ihm Talma eine Anſtellung verſchafft.

Reiſende,



die ſich nach der ſächſiſch-baierſchen Staats-Eiſenbahn fortſtelzen.

Ein Tyroler Kleeblatt.



„Wonn der Schnee von de, Alma' obi geht.“

Zapfenſtreich.

Antwerpen. Neulich wurden hier eine Anzahl Mädchen, welche das erſte Mal zum Abendmahl gegangen waren, an den Kirchthüren bei ihrem Nachhauſegehen von einem Haufen Bettler angefallen, die ihnen die Kleider zerriſſen, die Geldbörſen und die reich verzierten mit ſilbernen Klappen verſehenen Gebetbücher wegnahmen unter der Aeußerung: »Erſt wollen wir das verkaufen und uns ſatt eſſen; dann iſt es möglich, daß auch wir beten; dazu brauchen wir aber keine Gebetbücher. Wollen Euch die Eltern wiederum welche kaufen, ſo iſt das recht ſchön; das rettet uns vielleicht noch einmal vom Hungertode.« —

Berlin. Der König hat in Anbetracht der ungewöhnlich großen Theuerung der dringendſten Lebensbedürfniſſe den Befehl erlaſſen, daß die Erhebung der Mahlſteuer bis zum 1. Auguſt und auch die Klaſſenſteuer für die unterſte Kopfſteuerſtufe während der Monate Mai, Juni und Juli d. J. wegfallen ſolle, ein Geſetz, das ſeinem Herzen zur ſchönſten Ehre gereicht.

∴ Der Prinz Karl hat der Eröffnung des Landtages beigewohnt und iſt dann, höchſt befriedigt, wie man hört, nach Genua zu ſeiner reconvalescenten Tochter zurückgekehrt.

∴ Der Landtagsmarſchall Fürſt Solms-Hohen-Solms-Lich iſt im vorigen Decennium anonym als Schriftſteller aufgetreten mit einer Brochüre, betitelt „Deutſchland und die Repräſentativ-Verfaſſungen (Gießen 1838). Der Fürſt iſt Ariſtokrat, aber — der Wahrheit die Ehre! — Ariſtokrat im beſſern Sinne des Worts.

∴ In der am 15. April ſtattgehabten Sitzung des vereinigten Landtags, die Adreſſe an den König in Berathung ziehend, hat ſich ein komiſcher Zwiſchenfall ereignet. Ein Abgeordneter Conze, eben im Begriff, gegen die „ſchlechte Preſſe“ und gegen die „Meiſter im Niederreißen“ loszudonnern, hört ſich plötzlich unterbrochen durch mehrere Stimmen, welche ausrufen: »Der Redner lieſt ab!« Ein anderer Abgeordneter (Gier) erklärt: »Wenn man ſich erſt Reden ausarbeiten und dann vorleſen wolle, ſo ſehe er kein Ende ab.« Der Landtagsmarſchall ertheilte dem beſtürzten Redner den väterlichen Rath, er würde, Falls er ſeine Rede nicht ohne Concept fortzuſetzen vermöchte, am beſten thun, auf das Wort zu verzichten. Herr Conze aber, der den Cicero und Demoſthenes noch weiter fortſpielen will, wird nun aufgefordert, ſich kurz zu faſſen. Der langen Rede kurzer Sinn lautete dann, Herr Conze ſei mit dem vom Grafen von Arnim vorgeſchlagenen Amendement vollkommen einverſtanden und wünſche, daß eine große Majorität dafür ſein möge. Hätte die Verſammlung zugegeben, daß der ehrenwerthe Abgeordnete ſeine vorbereitete Rede abgeleſen hätte, ſo wäre ſie vielleicht noch jetzt nicht zu Ende. Man ſieht, daß jener Paragraph des Reglements, welcher freie unvorbereitete Redner verlangt, gewiß auch ſein Gutes hat.

∴ Auch Herr Guizot hat einen beſondern Bevollmächtigten hierher geſchickt, um dem franzöſiſchen Hofe Bericht über den Gang der Landtagsverhandlungen zu erſtatten. Der Envoyé des Herrn Guizot ſoll aber nur ſo viel Deutſch verſtehen, daß er nur mit knapper Noth die Phraſeologie gewöhnlicher Alltags-Converſation verſteht.

∴ Die weiſen Väter unſerer Stadt haben darauf angetragen, den Bären der Stadt Berlin loszubinden. Seit dem Jahre 1440, wo Friedrich II. das trotzige Berlin nach langem Widerſtande unterworfen hatte, wurde dem guten Bären im löblichen Stadtwappen um den ſtörrigen Hals ein Strick geworfen, den er noch bis zur heutigen Stunde mit ſich herumſchleppt. Es giebt nun ein paar gutmüthige Leute, welche ſich der angenehmen Hoffnung hingeben, für Berlin habe jetzt die Stunde der Freiheit geſchlagen. Dieſe ſcheinen nicht die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ zu leſen.

∴ Herr von Pückler ohne Muskau ſchafft jetzt wieder die Umgebung eines Schlößchens in Schleſien „zum Paradieſe“ um, wie die Zeitungen ſagen. Da der weiſe Mann Alles ſo ſchnell in ein Paradies zu verwandeln vermag, ſo iſt es freilich Jammerſchade, daß er nicht zum Landtage kommen durfte, er hätte auch dieſen zu einem Paradieſe umgeſchaffen, was durchaus nichts hätte ſchaden können. Solche Talente ſollten in der That beſſer benutzt werden. — Das über Herrn von Pückler von ſeinen Freunden neulich ausgeſprengte Gerücht, er habe in frühern Jahren einen großen Zweikampf vor der Fronte zweier Armeen beſtanden, mußte er ſelbſt für falſch erklären, meinte aber dabei,

»übrigens iſt mir auch Aehnliches vorgekommen,« — Das Nämliche ſagte Don Quixote ſehr oft zu ſeinem getreuen Sancho, wenn ihm dieſer eine Wundergeſchichte erzählte. »Siehſt Du, mein Sohn, das iſt mir auch ſchon vorgekommen,« und der große Amadis von Gallien hat dergleichen vielfach erlebt u. ſ. w. (Wer lacht da?)

∴ Bei Julius Springer iſt eine ſehr zeitgemäße Broſchüre, „Preußens Bücher-Verbote in Bezug auf Buchhändler und Privatperſonen“, von Max Pilati, herausgekommen.

∴ Ein halb verbürgtes On dit läßt Frau von Oven, die gefeierte Charlotte von Hagn, die „Königin des deutſchen Luſtſpiels“, aus dem allzuruhigen Hafen der Ehe wieder ins brauſende Wellenmeer des Künſtlerlebens zurückkehren und in ihr früheres Verhältniß zur hieſigen Hofbühne wieder eintreten. Sollte dies intereſſante Gerücht ſich beſtätigen, ſo wäre der Kunſt hierzu nur Glück zu wünſchen.

∴ Herr Ludwig Rellſtab, der ſo vielfach angefeindete, aber immer unbeſiegte Recenſent, der kritiſche Löwentödter Spontini's, der Voſſiſche Achilleus, der, welche Blößen er ſich auch gebe, doch keinen von all' den Hieben fühlt, die hageldicht auf ihn niederſchmettern, Herr Ludwig Rellſtab, deſſen kritiſches Ahnungsvermögen ſelbſt über nicht ſtattgehabte Aufführungen Orakelſprüche von ſich giebt, Herr Ludwig Rellſtab hat Dem. Miller, die in Dreiſchocks letztem Concert eine für die ſelige Malibran geſchriebene Arie geſungen hat, ſo warm und brünſtig gelobt, wie nur Herr Ludwig Rellſtab es kann. — Dem. Millers ſchwache Stimme war ſtark genug, den Hörern das Vergnügen ſelbſt eines Dreiſchock'ſchen Concerts zu verkümmern, — und dennoch hat Herr Ludwig Rellſtab Dem. Miller gelobt. Ja, mehr noch! Dem. Miller iſt Herrn Ludwig Rellſtabs Schülerin, und dennoch hat Herr Ludwig Rellſtab ſie gelobt. Welcher Muth von Herrn Ludwig Rellſtab, unter ſolchen Umſtänden — ſeiner Ueberzeugung treu zu bleiben. (Spruchhalle.)

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ bringt die hochwichtige Nachricht, daß der leidende Zuſtand der beliebten Hof-Opernſängerin Fräulein Marx faſt gänzlich beſeitigt ſei. — (Gerechter Gott, wen intereſſirt es, zu wiſſen, ob dieſe oder jene Theaterprinzeſſin wohl oder unwohl iſt?!)

Dresden. Seit Kurzem ſieht man auf der hieſigen Hofbühne einen ganzen Schwarm obſcurer Leute, wie einen Herrn Darnaut von Wien und eine Dem. Deny von Deſſau, ſich im Gaſtſpiele herumtummeln. Die „Abendzeitung“ iſt mit vollem Rechte darüber ungehalten und ſchreibt unter Anderm: »Das iſt ja ein wahrer Gaſtrollen-Unfug und wir möchten den Herrn Dramaturgen Dr. C. Gutzkow in der That fragen, was er ſich eigentlich dabei denkt? (Vermuthlich gar nichts!) Ein Gaſt nach dem andern und einer immer ſchlechter als der andere; für die nächſten Tage ſind wieder zwei angekündigt, von denen kein Menſch in der Kunſtwelt je Etwas gehört hat. Erlaubt ſich Herr Gutzkow vielleicht einen unüberlegten Scherz mit dem Einfluſſe ſeiner Stellung und mit der Nachſicht des Publicums? (Faſt ſcheint's ſo!) Iſt das für einen Dramaturgen einer deutſchen Hofbühne der Weg, zu neuen tüchtigen Mitgliedern zu gelangen, daß er allen Schund auf unſerer Bühne zum Gaſtſpiel wie in einer erbaulichen Laterna magica zuſammenfegt? Wenn Herrn Gutzkow ſo wenig Perſonalkenntniß beiwohnt, daß für die unbedeutendſte Perſönlichkeit ein Gaſtſpiel eröffnet werden muß, wenn jeder Künſtler, den er vielleicht engagiren möchte, erſt durch ein langes Gaſtſpiel dem Letztern bekannt werden muß, ſo heißt dies mit dem Publicum ein lächerliches Spiel treiben.« (Der Mann hat Recht. Und wenn Herrn Gutzkow's Wirkſamkeit ſich nicht bald von einer beſſern Seite zeigt, ſo dürfte ſich ſeine Anſtellung als höchſt überflüſſig herausſtellen.)

Frankfurt. Am 2. April iſt der hieſige Schriftſteller Wilhelm Sauerwein in einem Alter von 44 Jahren geſtorben.

Gotha. Nach einem genealogiſchen Kalender zählen die 35 regierenden Häuſer des einigen Deutſchlands nur 208 männliche und 241 weibliche Mitglieder.

Hamburg. Im Thalia-Theater gaſtirt jetzt der Dresdener Komiker Räder mit großem Beifall.

Heidelberg. Vom 1. Juli angefangen wird die „Deutſche Zeitung“ im Verlage des Mannheimer Buchhändlers und Abgeordneten Baſſermann und unter der Oberleitung des Profeſſors Gervinus erſcheinen.

Karlsruhe. Zur Abwechslung wird jetzt auch ein Bischen auf Herrn Hoffmann von Fallersleben gefahndet.

Königsberg. Dr. Rupp ſieht ſich gezwungen, ſeinen Gottesdienſt im hieſigen Turnhauſe abzuhalten. (Nichts geht über Toleranz!)

∴ In Maſuren haben ein paar freche Diebe den Schulzen geſtohlen. (Den werden ſie wohl bald wiederbringen.)

Kopenhagen. Der König hat zur Errichtung der Bildſäule des großen Aſtronomen Tycho de Brahe 4000 Pfund Erz geſchenkt, deren Werth 1500 Thaler beträgt. Dadurch iſt die Summe der Beiträge auf 12,434 Thaler geſtiegen, ſo daß nur noch etwa 8000 Thaler zur Ausführung dieſes Monumentes fehlen. (Bei dieſen traurigen Zeiten ſollte man ſtatt der Denkmäler lieber Hilfskaſſen für Arme errichten, meint ein däniſches Blatt und Niemand kann ſagen, daß es Unrecht hat.)

Leipzig. Abd-el-Kader, deſſen Kriegsglück ſich in neueſter Zeit gewendet zu haben ſcheint, ſoll die Abſicht ausgeſprochen haben, ſich nach Leipzig überzuſiedeln, um ſich hier, wie Einige ſagen, als Buchhändler zu etabliren, oder wie Andere behaupten, als Claqueur beim hieſigen Theater anſtellen zu laſſen. Es giebt Leute, denen er in letzterer Eigenſchaft ſehr willkommen wäre.

∴ Im Verlage von Carl Muquard (Brüſſel und Leipzig) hat die Erſcheinung eines neuen Prachtwerks begonnen, das der Preſſe und dem Verlage, aus welchen es hervorgeht, zu großer Ehre gereicht: wir meinen „Spanien und die Spanier“, geſchildert von Emanuel von Cuendias. Das erſte Heft, das vor uns liegt, enthält vier ſauber ausgeführte Holzſchnitte, einen illuminirten Stahlſtich (ein junges Mädchen aus der Gegend von Bilbao) und das Panorama der Stadt Malaga. Das Ganze wird in 24 Lieferungen ausgegeben, von denen jede 10 Neugroſchen koſtet. Wir werden noch einmal auf dies Prachtwerk zurückkommen.

∴ Die graphiſche Anſtalt von G. H. Friedlein giebt unter dem Titel „Shakeſpeare-Gallerie“ eine Sammlung ſehr gelungener Illuſtrationen zu den dramatiſchen Werken des großen Briten heraus. Die Zeichnungen, von engliſchen und franzöſiſchen Künſtlern entworfen, ſind von C. Piil in Chemitypie dergeſtalt ſauber ausgeführt, daß ſie der vollſten Anerkennung würdig ſind. Das Probeheft bringt Meiſter Williams Bildniß und Illuſtrationen zum „Hamlet“, „Cymbeline“, „Julius Cäſar“ und zu den „beiden Veroneſern“. Jeder dieſer Illuſtrationen iſt ein hiſtoriſch-kritiſches Reſumé des Stücks beigefügt, dem die Scene entnommen iſt. Das Ganze wird in zehn monatlichen Lieferungen, ede zu 10 Neugroſchen, erſcheinen, das Ganze alſo nur 10⅓ Thaler koſten. Shakeſpeare's Portrait, mit ſeinem Facſimile verziert, iſt von G. Schlick in Leipziger Metall ausgeführt.

∴ In unſerer Nachbarſtadt Halle iſt ein höchſt anziehender Beitrag zur Geſchichte er religiöſen Wirren der Gegenwart unter dem Titel „der religiöſe Wahnſinn“ er- hienen. Verfaſſer dieſes hochgelehrten Werkes iſt der rühmlich bekannte Profeſſor Dr. Karl Wilhelm Ideler.

∴ Der Redacteur des „Charivari“ hat in vergangener Woche drei Briefe erhalten, nen aus Braunſchweig, den zweiten aus Hamburg, den dritten aus Wien; alle drei ragen, was aus Herrn Marr geworden iſt, der früher in Braunſchweig und ſpäter in Wien engagirt geweſen und jetzt ziemlich verſchollen ſei. Wir beeilen uns, ihnen die chſt erfreuliche Nachricht mitzutheilen, daß Herr Marr bis jetzt noch immer Ober-Re- ſſeur unſeres Stadttheaters iſt.

∴ Ein Stück, „der Banquerottirer“, von Herrn Hacke, iſt hier durchgefallen, und geſchah ihm Recht. Ein zweites, die „Maskerade im Dachſtübchen“, von einem hie- en Komiker, hielt ſich nur, weil der Verfaſſer ſelbſt darin mit Händen und Füßen arbeitet und durch Späße der trivialſten Art das geduldige Meßpublicum zu einem tleidigen Lachen gebracht hat. Obgleich das Stück ein ſchwülſtiger und an den Haaren rbeigezogener Wiſchiwaſchi iſt, haben es die hieſigen Recenſenten dennoch gelobt, da r Ueberſetzer zu ihrer Brüderſchaft gehört.

∴ Herr Henri Laube, der neue Alliirte der alten Bourbons, iſt aus Paris zurück- ehrt. Sein Lorbeergepäck kommt vermuthlich erſt ſpäter nach.

London. Die „Morning-Poſt“ ſchreibt: Die Königin Victoria ſcheint, ſeitdem ſie wieder Mutter fühlt, ſehr geändert. (Man könnte dies weit eher dann behaupten, nn ſie ſich einmal *nicht* Mutter fühlen würde.)

∴ Lord John Ruſſel hat dem Unterhauſe die Anzeige gemacht, daß die Regierung e Bill einbringen werde, welche die Eidesformel aufheben ſoll, die bisher das einzige derniß gegen den Eintritt der Juden ins Parlament und in die Staatsämter geweſen — (ein Fortſchritt, welcher ein neues Zeugniß von der Intelligenz Englands ablegt.)

∴ Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy iſt hier angekommen, um ſein neues Orato- m „Elias“ zu dirigiren.

∴ Man erzählt ſich hier mit ziemlich vieler Beſtimmtheit, der Ex-Herzog Carl von Braunſchweig gehe mit dem abenteuerlichen Plane um, den preußiſchen Ex-Lieutenant Carl Heinzen als Redacteur für die hieſige deutſche Zeitung zu gewinnen. Die Alliance dieſer beiden Carls iſt ein neuer Beweis für den alten Grundſatz „les extrêmes se touchent".

∴ Eine dem Parlamente vorliegende geſetzliche Declaration erklärt alle vor dem 2. Mai 1837 in England, Wales und Irland zwiſchen Quäkern und Juden, nach den Gebräuchen ihrer Religion, geſchloſſenen Ehen für vollgültig.

∴ Die bigotten „Times" tadeln in einem leitenden Artikel, daß ein paar Engländer in Paris neulich an einem Sonntag an einem Pferderennen Theil genommen. Das „Journal des Débats" findet dieſen Vorwurf ſehr lächerlich und meint, daß es in Frankreich keine Sonntags-Entweihung ſei, ſich bei einem Pferderennen zu betheiligen.

Madrid. Madame Munnoz befindet ſich jetzt in unintereſſanten Umſtänden.

Malta. Die hieſige Zeitung meldet, daß der Eigenthümer des Grundſtücks zu Miſſolunghi, auf welchem das Haus geſtanden hatte, in dem Lord Byron geſtorben war, ſich erboten habe, den Platz zur Errichtung eines Denkmals für den großen Dichter unentgeltlich herzugeben. Es fehlt jetzt nur noch das Denkmal, und auch dies wird hoffentlich nicht ausbleiben.

Mailand. In der Scala hat ſich eine neue Oper, „Don Carlo" — Text von Giachetti und Muſik vom Maeſtro Pasquale Bona — hören laſſen und vielen Beifall eingeerntet.

München. Seine Majeſtät der König haben eine neue Hofcharge ins Leben zu rufen geruht: „Hof-Junker", eine Charge, die uns in die ſchönen Zeiten des Mittelalters verſetzt.

∴ Die hieſigen Cenſurgeſchäfte beſorgt jetzt der jüngſte Regierungsrath Graf von Reigersberg.

∴ Die überaus zahlreichen Verehrer der Lola Montez wollen ihr auf dem Schloßplatze eine Bronze-Statue in der Stellung der Cachuca errichten laſſen. Eine National-Unterzeichnung ſoll die Koſten dazu decken. Herr von Abel hat erklärt, nichts beitragen zu wollen. (Dieſe Weigerung kann ihm ſchlecht bekommen!)

∴ Lola Montez, die baierſche Pompadour, hat ihr mit ſardanapaliſcher Pracht eingerichtetes Palais in der Barerſtraße bezogen. Einem unverbürgten Gerüchte zu Folge wollen drei hieſige Geſangvereine dieſer durch Anmuth und Sittſamkeit allgemein beliebten Dame ein Ständchen bringen.

∴ „Mit Speck fängt man Mäuſe"; ſo heißt eine neue Poſſe, welche Herr Leopold Feldmann geſchrieben hat.

∴ Die „Walhalla" des Königs von Baiern iſt von einem Profeſſor Megli ins Italieniſche übertragen worden.

∴ Der hieſige unter der Leitung des Prinzen Eduard von Altenburg beſtehende Verein gegen Thierquälerei hat in ſeinem jüngſten Jahresbericht bekannt gemacht, daß er 139 Filialvereine und 5000 Mitglieder zählt. Die Schriften des Vereins ſind durch ganz Europa verbreitet und in verſchiedene Sprachen überſetzt worden. (Aus dieſem Grunde ſcheint uns die Nachricht, daß auch die Kühne'ſchen Novellen einen Beſtandtheil dieſer Vereinsbibliothek bilden, auf einem höchſt dickleibigen Irrthume zu beruhen.)

New-York. Einem Briefe von Georg Fein entnehmen wir Folgendes: »Es gewährt in der That ein tragikomiſches Schauſpiel, die Verwandlungen vieler unſerer deutſchen Landsleute mit anzuſehen. Ein ehemaliger katholiſcher Pfarrer in Rheinbaiern, Namens Grohe, hält jetzt eine kleine Schnapsſchenke und daneben eine Kleinkinderſchule; ein Anderer, Namens Bohne, früher tüchtiger Geſang- und Muſiklehrer, iſt jetzt Deſtillateur und macht als ſolcher gute Geſchäfte; ein ehemaliger vornehmer ſächſiſcher Baron iſt jetzt Barbier und raſirt nun die Schwarzen; ein ehemaliger baierſcher Lieutenant Röder treibt einen vortheilhaften Cigarrenhandel; ein Dr. phil. Samuel Ludwigh, ein Ungar, welcher lange Zeit Rationaliſten-Prediger geweſen wär, hält jetzt eine Gaſtwirthſchaft u. ſ. w.«

Paris. Louis Philipp hat den ci-devant Leibgardiſten Auguſtin Fernand Munnoz (geboren in Tarancon in der ſpaniſchen Provinz Toledo am 4. Mai 1808), Herzog von Rianzares, Grand von Spanien erſter Klaſſe, Ritter des Ordens vom goldenen Vließ, Großkreuz des Ordens Carls III. und der Ehrenlegion, zum erblichen franzöſiſchen Herzog unter dem Namen „Herzog von Montmorot" ernannt. (Montmorot iſt ein kleiner Flecken bei den Salzwerken von Dieuze, welche der Königin Mutter von Spanien gehören.)

∴ Der Herzog von Broglie ſoll nach London geſchickt werden, um der engliſchen Regierung anzuzeigen, daß die Herzogin von Montpenſier ihre Niederkunft in Neuilly abwarten werde; da nun die ſpaniſche Conſtitution einem Prinzen, der nicht in Spanien geboren iſt, alle Thronfolgerechte abſpricht, ſo iſt dies eine ſtillſchweigende Entſagung Frankreichs für die Nachkommenſchaft des Herzogs und die Herzogin von Montpenſier auf die Thronfolge in Spanien.

∴ Man geht mit dem keineswegs patriotiſchen Plane um, das Panthéon, die ehemalige St. Genofevenkirche, dem Gottesdienſte wieder zu geben. Frankreich verlöre dadurch eine ſeiner glorreichſten Erinnerungen.

∴ Die ruſſenfreundliche „Preſſe“ erzählt den leichtgläubigen Pariſern, der Kaiſer von Rußland wolle ſeinen Bruder, den Großfürſten Michael, zum Vice-König von Polen ernennen. Dieſe Erhebung, ſagt ſie, ſei eine „Frankreich gegebene Genugthuung“, da die polniſche Frage die einzige ſei, welche Rußland und Frankreich bis jetzt getrennt habe. Dann folgt eine begeiſterte Schilderung des Großfürſten Michael und es kommt darin folgende Stelle vor: »Großfürſt Michael liebt Frankreich außerordentlich; er ſpricht nur franzöſiſch und lieſt nur franzöſiſche Werke; er haßt das Engliſche und das Deutſche, das er nie erlernen konnte; ſein Hof in Warſchau wird ganz franzöſiſch ſein.«

∴ Der Pariſer „Charivari“, der Herrn Hector Berlioz auf Steg und Weg verfolgt, beſchreibt deſſen Reiſe-Abenteuer und erzählt unter Anderm, daß der Componiſt des „Fauſt“ in Polen wegen ſeiner großen Naſe in nicht kleine Gefahren hineingerathen ſei. »In Warſchau,« ſchwatzt unſer Namensvetter, »machten ihm unbekannte Gönner den gemüthlichen Vorſchlag, ſich an die Spitze einer Verſchwörung gegen Rußland zu ſtellen: „Sie ſtammen von königlich polniſchem Blute,“ ſagten die Verführer, „denn Sie haben ganz die Naſe eines Jagellonen. Sagen Sie ein einziges Wort und Sie werden König ſein und als Berliozki I. oder Berliozko II., ganz nach Belieben, den Thron Ihrer langnäſigen Vorfahren beſteigen.« Um der Verführung aus dem Wege zu gehen, hat ſich Herr Berlioz in der Verkleidung eines Bärenführers aus Warſchau heimlich eclipſirt.

∴ Der Czar von Rußland, ſagt daſſelbe Journal, hat uns fünfzig Millionen geſchickt und wir, unſerer Seits, haben ihm dafür Herrn Berlioz und deſſen Muſik geſchickt. Der arme Kaiſer Nicolaus macht bei dieſem Handel einen ſchlechten Tauſch.

∴ Scribe hat ein neues dreiactiges Luſtſpiel, „Haranda ou les grandes passions“, aus ſeinen unerſchöpflichen Aermeln geſchüttelt und dem Gymnaſe-Theater damit ein neues Zugſtück geſchenkt. Mit dieſem Succeß nicht zufrieden, hat er gleich noch ein zweites Luſtſpiel geſchrieben, betitelt: „Une femme qui se jette par la fenêtre“.

∴ „Une chaise a deux“ iſt der Titel eines neuen, ganz allerliebſten Luſtſpiels, das im Vaudeville-Theater furore macht. Verfaſſer dieſer reizenden Bluette iſt Herr Hippolyte Leroux.

∴ Das Dumas'ſche Drama „le Comte de Monte-Christo“ hat eine luſtige Parodie hervorgerufen, die ſich „Comte de Monte-Fiasco“ nennt und allabendlich die lachluſtige Menge ins Theater der Porte Saint-Martin lockt.

∴ Von Lamartine's „Histoire des Girondins“ iſt der dritte Band erſchienen; er enthält die Schilderung des 10. Auguſt und die Geſchichte der September-Tage. Seit Rouſſeau's „Nouvelle Héloïse“ hat kein literariſches Product ſo allgemeines Aufſehen erregt, als dieſes Werk. Anfangs Mai erſcheint der vierte Band.

∴ Die guten Franzoſen haben wieder zwei neue unbezahlbare Epitheta erfunden. Das eine heißt „exhilarandelirandococoricochicandard“ und das andere, was ungefähr daſſelbe ſagt: „mirobolantiscodadard“.

∴ Die feindliche Invaſion in den Jahren 1814 und 1815 koſtete Paris 43 Mill. 65,024 Francs, die Nothzeit von 1816 und 1817 16 Mill. 264,457 Francs, die Julirevolution 5 Mill. 684,000 Francs und die jetzige Noth wird ungefähr 10 Mill. Francs koſten.

Peſth. Garay's hiſtoriſche Balladen „az Arpádok“, unlängſt erſchienen, behandeln die Hauptmomente der ungariſchen Geſchichte aus der Zeit der Arpaden. Einzelne darunter ſind bereits aus Vorträgen in der Kisfaludy-Geſellſchaft bekannt.

Rom. Der berühmte Bildhauer Bartolini iſt aus Florenz angekommen, um das Bildniß des Papſtes in Marmor auszuführen.

Warſchau. Fürſt Paskewitſch iſt durch und durch ein Ruſſe und liebt als ſolcher den Polen nicht, iſt aber dabei ein braver und gerechter Mann, der das Geſetz mit ſo vieler Milde, als zuläſſig, walten läßt und abſichtlich Niemand beeinträchtigt. Daneben iſt er prachtliebend und giebt dem Gewerbſtande Warſchau's viel zu verdienen, weshalb er auch unter der geringeren Klaſſe viele eifrige Anhänger zählt. In ſeinen glänzenden

Cirkeln geht es freilich anders her, als dies in dem weſtlichen Europa der Fall iſt, der Wirth iſt zugleich in jedem Augenblick der Gebieter, auf den alle Blicke gerichtet ſind; wenn er bei Tafel ſpricht, ſo wagt Niemand zu eſſen, ſondern Jeder ſieht ihn unverwandt an, und greift erſt wieder zur Gabel, wenn der Fürſt die ſeinige bereits in Bewegung geſetzt hat. Er allein ſpricht; alle Andern wagen nur zu ziſcheln. (D. A. Z.)

Weimar. In unſerm ſogenannten Ilm-Athen leben gegenwärtig nicht weniger als vierzehn Opern-Componiſten. Da gerade zwölf auf ein Dutzend gehen, ſo ſind ihrer noch zwei über ein Dutzend. Um aber Jedem derſelben ſein Recht angedeihen zu laſſen, wird von Keinem derſelben eine Oper oder ſonſt was aufgeführt.

Wien. Der „Schätzling", eine neue Poſſe von Johann Neſtroy, hat im Leopoldſtädter Theater zündend eingeſchlagen und vielen Beifall davongetragen.

∴ Lenau wird im Laufe dieſes Frühjahrs hierher gebracht werden. Da das Honorar von 20,000 Gulden für den Verlag ſeiner Schriften Baron von Cotta contractmäßig nur in fünfjährigen gleichen Raten zahlt und man das Kapital nicht angreifen will, ſo ſind die Zinſen bis jetzt nicht ausreichend geweſen, um den Unterhalt des unglücklichen Dichters zu beſchaffen. Ein Kreis von Freunden hat aber durch Unterzeichnung die fehlende Summe gedeckt.

∴ Mehrere Officiere, die ſich in den Verein gegen Thierquälerei hatten aufnehmen laſſen, haben auf Befehl des Hofkriegsraths ſogleich wieder ausſcheiden müſſen. (Vermuthlich glaubt man Philantropie und Militärſtand nicht gut vereinbar!)

∴ Das Theater an der Wien leidet ſeit dem Jenny-Lind-Rauſch und Meyerbeer-Paroxismus an einer Art von Katzenjammer, der dem armen Pokorny viel zu ſchaffen macht. Der Arme ſteht auf ſchwankenden Füßen und kommt nicht ſo bald aus dem Wackeln heraus.

∴ Herr Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Hugh-Pearſon-Lyſer ſoll bei dem neu eröffneten Puppentheater eine Anſtellung als Supernumerar-Dramaturg erhalten haben, eine Stelle, zu der er ganz geſchaffen ſcheint.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Das Herz des erſten Grenadiers von Frankreich war lange Zeit Gegenſtand eines Prozeſſes in der Heldenfamilie Latour d'Auvergne. Das Herz dieſes Tapfern wurde ſeit ſeinem Tode in einer goldenen Kapſel verwahrt und der älteſte Sergeant der 46ſten Halbbrigade trug dieſes Kleinod an der Spitze derjenigen Compagnie, der einſt dieſer gefeierte Grenadier angehört hatte. So oft bei Paraden der Name „Latour d'Auvergne" aufgerufen wurde, mußte der Träger ſeines Herzens erwidern: »Gefallen auf dem Felde der Ehre!« Während der Reſtauration wurde dies Herz dem Regiment abgenommen und in die Schatzkammer der Ehrenlegion niedergelegt. In Folge eines Befehls von Ludwig XVIII. wurde es im Jahre 1816 der Familie des Helden zuerkannt und dem Grafen de Latour d'Auvergne Lauraguais verabfolgt. Später erſchien eine Nichte des erſten Grenadiers, Madame Kerſauſie, und machte ihre Anſprüche an dies Herz geltend. Die Gerichte entſchieden zu ihren Gunſten.

— Die Geſetze der frühern Jahrhunderte waren, wenn auch im Ganzen ſehr barbariſch, mitunter doch ſehr witzig. In Darmſtadt gab es in frühern Zeiten einen hölzernen Eſel, den jene Frauen beſteigen mußten, welche die uralte Mode mitmachten, ihre Männer zu prügeln. In vielen Städten Englands gab es einen Läſterſtuhl (Ducking stool), worauf man ſtreitſüchtige Xantippen feſtband und „zur Abkühlung ihres Zornes" ins Waſſer untertauchte. In Spanien und Portugal waren an den Thoren und Thürmen große Gitterkäfige angebracht, in die man die liederlichen Dirnen einſperrte. In einigen Städten Italiens exiſtirte ein Laſterſtein, auf den ſich jeder Guitier, der ſeine Schulden nicht bezahlen konnte, mit entblößtem Hintertheile hinſetzen und die Stachelreden der Zuſchauer ertragen mußte. Die Menſchen ſind zwar nicht beſſer, aber unſere Geſetze weit milder geworden.

— Nach Carl Gollmicks Angabe ſoll Schickaneder den Stoff zu der von Mozart componirten „Zauberflöte" einem franzöſiſchen Romane des Abbé Terraſſon: „Sethos, histoire ou vie de l'ancienne Egypte" (deutſch von Claudius, Breslau 1777) entnommen haben.

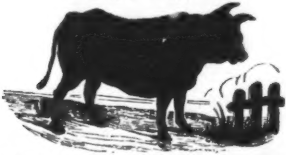
— Der erſte Jude, der in Deutſchland als dramaturgiſcher Dichter aufgetreten war, hieß David Arnſtein. Seine „dramatiſchen Verſuche", erſchienen 1787 zu Wien.

Treffer und Nieten.

• Der arabiſche Khalif Almanſur hielt eines Tages zu Damask eine öffentliche Anrede an ſein gutmüthiges Volk, daſſelbe ermahnend, der Gottheit zu danken, daß ſeit dem Antritt ſeiner glorreichen Regierung das Land von der Peſt verſchont geblieben ſei. Da erhob ſich ein arabiſcher Schriftgelehrter und ſprach: »Die Gottheit iſt allzu gnädig, als daß ſie Dich und die Peſt uns zu gleicher Zeit geſchickt hätte!«

• Ein Stephan Foſter, ein reicher Landedelmann zu Chelmsford, war von einem Mädchen, dem er die Ehe verſprochen haben ſoll, unlängſt in gerichtlichen Anſpruch genommen worden. Bei den Prozeßverhandlungen hatte die Klägerin, als Beweismittel, einen echt engliſchen, wahrhaft muſterhaften Liebesbrief producirt. Derſelbe lautet wie folgt: »Meine theure Miß Anna: 1) habe ich mich zu entſchuldigen, daß ich Ihnen ſo lange eine Antwort ſchuldig geblieben bin; 2) danke ich Ihnen für Ihren gefühlvollen Brief; 3) bin ich jetzt ſehr beſchäftigt; 4) hoffe ich, daß Sie ſich wohl befinden; 5) freue ich mich, daß Sie mit Ihrem Geſchicke zufrieden ſind; 6) kann ich Sie nicht beſuchen, weil das Wetter impertinent ſchlecht iſt und jede Reiſe unmöglich macht; 7) leide ich ſeit Kurzem an Katarrh; 8) hoffe ich, daß der Himmel ſich bald wieder aufklären wird; 9) empfinde ich die peinlichſte Langeweile, weil ich keinen vierten paſſenden Mann zum Whiſt finden kann; 10) denke ich ſehr häufig an Sie; 11) hoffe ich, daß Sie bisweilen auch an mich denken werden, und 12) bin ich Ihr ganz ergebener Stephan Foſter.« Trotz aller Vorſicht, womit dieſer unvergleichliche Liebesbrief abgefaßt war, wurde der arme Lovelace von Chelmsford verurtheilt, der guten Miß 400 Pfund Sterling Schadenerſatz zu zahlen. (In der That ein herbes Miß-Geſchick!)

Ein Leipziger Meßfremder,



edler Race, geboren auf dem Schloſſe zu Waldenburg“. (Siehe Leipziger Tageblatt.)

An den Redacteur des „Charivari“.

St. Petersburg, am 27. März 1847.

Da ich Ihr Journal ausſchließlich nur auf dem Wege des Buchhandels hier erhalten ann, ſo ſind mir die letzten Nummern erſt vor einigen Tagen zugekommen und darum ann ich mich erſt jetzt der angenehmen Pflicht unterziehen, Ihrem in Nummer 222 des Charivari“ ausgeſprochenen Wunſche nachzukommen und Ihnen nachſtehendes Verzeichiß der ruſſiſchen Ueberſetzungen Schiller'ſcher Dramen zugehen zu laſſen. Von dieſen eberſetzungen exiſtiren im Druck: „Die Räuber“, überſetzt von Sandunow 1793, und on einem Anonymus 1828; „Fiesco“, überſ. von G. A. 1803 und von Ketſchew 1824; Kabale und Liebe“, überſ. von Smirnow 1806; „Maria Stuart“, überſ. von A. aſchkin 1820; „Don Carlos“, überſ. von einem Ungenannten 1825; „Wallenſtein“, berſ. von S. Schewirow 1826; „Jungfrau von Orleans“, überſ. von A. W. Joukowsky 826; „Wilhelm Tell“, überſ. von S. Schewirow 1828 und von A. Ruckſchew 1829. lle dieſe Ueberſetzungen ſind in Moskau erſchienen.

Ich benutze dieſe Gelegenheit u. ſ. w.

F. L . . . ch jun.

In allen Buch- und Muſikalienhandlungen iſt zu haben:

Das ſingende Deutſchland.

Album

der ausgewählteſten Lieder und Romanzen
mit
Begleitung des Pianoforte.

4 Bände, 284 Lieder enthaltend.

Preis eines Bandes nur 7½ Neugroſchen.

Dieſe vier Bände, elegant ausgeſtattet, enthalten eine Sammlung von 284 der ſchönſten Lieder der deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Muſik; Lieder von mehr als vierzig der gefeierteſten Tondichter Europa's; Lieder, die ſich für jedes Alter und Geſchlecht, für jede Regung und Bewegung des Gemüthes eignen; Lieder, wie ſie auf den Höhen der freien Alpen und am traulichen Kaminfeuer des Salons; Lieder, wie ſie im frohen Zecher- und Becherkreiſe und im Schooße grüner Wald-Einſamkeit ertönen; Lieder der Sehnſucht und Schwermuth; Lieder der Luſt und Freude, Lieder der Liebe und des bacchantiſchen Jubels, ein Golconda der köſtlichſten Melodien, ein unerſchöpflicher Schatz von Geſängen, welche die Reiſe durch alle Welttheile gemacht und in jeder Zone ein millionenſtimmiges Echo gefunden haben. — Weber und Spohr, Meyerbeer und Kreuzer, Marſchner und Lortzing; Schubert und Proch, Lindpaintner und Kücken, Auber und Halévy, Herold und Adam, Panſeron und Puget; Roſſini und Bellini, Caraffa und Donizetti, Ricci und Maſini haben die ſchönſten Blüthen ihrer Muſe beigeſteuert und ein tauſendfarbiges Tonbouquet geliefert, das jeder Schönen ein hoch willkommenes Geſchenk und eine der lieblichſten Erinnerungen ſein wird an Den, der ihr's huldigend zu Füßen gelegt hat. Die vier Bände, welche früher vier Thaler gekoſtet haben, werden jetzt, ſo weit der geringe Vorrath reicht, für den vierten Theil des urſprünglichen Preiſes, alſo 284 ſauber gedruckte Lieder für Einen Thaler abgelaſſen. Während im Muſikhandel faſt jedes dieſer Lieder 10 bis 15 Neugroſchen koſten würde, koſtet hier jedes Lied nicht viel mehr als Einen Pfennig und darum empfehlen wir unſere Pfennig-Liederhalle Allen, die in dieſer traurig-aufgeregten Zeit den Balſam des Troſtes in den Armen der Muſik, an den Purpurlippen ſchöner, ewig-junger Lieder ſuchen; ſo empfehlen wir unſer Album allen Denen, die Uhlands wohlgemeinten Rath beherzigen:

»Singe, wem Geſang gegeben.«

Hier iſt Geſang in Hülle und Fülle. Kauft, und — ſingt!

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 241. Leipzig, 14. Mai 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
Jährlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
ehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Aus Gullivers hinterlaſſenen Papieren.

Fragment von J. J.

Ueber öde Sandſteppen kam ich nach der Stadt Tſchitſchapatnam.
in wunderbares Volk, beherrſcht von einem Zauberer, der ſtatt des
chwertes eine rieſenmäßige Feder über Aller Häupter ſchweben läßt,
t in ihren Räumen. Dieſes Zauberers Macht iſt jedoch beſchränkt
n einer Fee, die, in unſere Sprache übertragen, „öffentliche Meinung"
ßt. Das Volk ſelbſt iſt gutmüthig und gelehrig; es nährt ſich von
Früchten des Feldes und den eßbaren Thieren, hat aber eine ganz
ondere und faſt unerklärliche Vorliebe für den Speichel, der einigen
vorzugten unter ihnen aus dem Munde läuft. Dies iſt ihnen die liebſte
eiſe; ſie lecken ihn, wo ſie ihn finden, auf der Straße, in den Häu-
, auf den Kanzeln, auf den Kathedern, und Einer ſucht den Andern
in zu übertreffen. So haben ſie es zu einer förmlichen Kunſt in
er uns ſo ekelhaft ſcheinenden Leckerei gebracht.

Ganz anderer Art iſt die Nahrung ihres Geiſtes. Jeder von ihnen
nämlich eine Oeffnung im Kopfe, und in dieſe ſtopfen ſie mittelſt Ma-
en ſo viel als möglich Papier, welches mit einer eigenthümlichen
von ſchwarzer Farbe nach gewiſſen Regeln künſtlich bemalt iſt. So
e dieſe Leute in den Kinderjahren ſind, beſteht jene Maſchine in ei-
dünnen, länglichen Stückchen Holz, ausſehend wie bei uns etwa ein
gel, und wird von Aeltern, wie auch von beſonders dazu angeſtellten
nern gehandhabt; ſpäter treten an die Stelle dieſes Holzes Zureden
Stücke von edlen Metallen, die in die Taſche geſteckt oder an die Bruſt
ngen werden, und von hier aus jenes merkwürdige Einpfropfen be-
rn. Selten nur thut es Jemand aus eigenem freien Antriebe. Zu-
n aber fehlt es dieſen Menſchen an ſolch einer Oeffnung von Natur,
ſie wächſt wegen Mangel an Gebrauchs zu; oft auch geſchieht dies
einen unglücklichen Fall. Stets verfällt ſo Einer dem allgemeinen
uern, denn für ihn iſt das, was ſie nächſt dem Lecken von Speichel
as größte Glück anſehen, verloren. Ich ſelbſt wurde gleich nach

meiner Ankunſt in Betreff dieſer Kopföffnung befragt und befühlt; auch wurde mir Sprichel vorgeſetzt. Jene beſaß ich nicht und dieſen verſchmähte ich. Man verachtete mich, und nur Wenige vermochten dieſen in ihren Augen unerhörten Fehler zu überſehen und mir als einem Fremden Rückſicht zu ſchenken.

Ein ſolcher war es, der mich eines Tages aufforderte, ihn in die Verſammlung der Dicköpfe, die heute, aus welchem Grunde habe ich vergeſſen, öffentlich ſtattfinden würde, zu begleiten. Ich ſtaunte und bat um eine Erklärung über das Weſen jener ehrwürdigen Verſammlung. Mein neuer Freund erzählte mir, daß Diejenigen, welchen es gelänge, das meiſte Papier in ihre Kopföffnungen zu bringen, ausgezeichnet würden mit dem Namen „Dickopf“. Uebrigens ſei dies mehr als eine bloß bildliche Bezeichnung, denn durch die ungeheure Menge Papier, welche in den Kopf hinein gepreßt würde, erweitere ſich dieſer in Wirklichkeit. — Bereitwillig nahm ich jenen Vorſchlag an und trat in den zur öffentlichen Verſammlung des Collegiums der Dicköpfe beſtimmten Sitzungsſaal ein. Mein Freund nannte mir die Anweſenden, unter welchen, wie er mir ſagte, ſich höchſt angeſehene Perſonen befanden. Hierauf beſtieg einer der Dicköpfe eine Art Tribune, machte den Mund auf, zog einen langen mit Schwarz bemalten Papierſtreifen aus dem Halſe, und Alle betrachteten aufmerkſam die mir unbekannten, darauf verzeichneten Charaktere. Auf einmal wurde mein Freund blaß, nahm meinen Arm und führte mich ſchleunigſt hinaus.

— Mein Gott, was iſt Ihnen?

— Ach, eine Figur war auf jenem Zettel, die muß dem Zauberer, unſerem Herrn und Meiſter, mißfallen haben.

— Iſt ſie denn ſo häßlich? fragte ich weiter.

— Nein, nichts weniger als das, aber er ſieht ſie nicht gern, ſo wenig wie Sie und ich; denn es iſt die — Wahrheit!

Die Sache blieb mir unverſtändlich; doch ſchien es mir, als wenn es leicht zu verhindern wäre, daß ſolche mißfallende Figuren aus dem Munde der Dicköpfe kämen. Allein man zeigte mir, wie dies ganz unmöglich ſei, denn obgleich der Zauberer eine ungeheure Scheere in ſeinem Beſitz habe, mit der alle mißliebigen Figuren aus dem in den Kopf hineingeſtopften Papiere ausgeſchnitten würden, ſo ſei es doch nicht zu vermeiden, daß zuweilen eine und die andere der Scheere entſchlüpfe. Manchmal ſoll es auch vorkommen, daß die Figuren in den Köpfen ſich ändern und andere Geſtalt annehmen.

Die Sache machte greßes Aufſehen, was wohl in der Beſonderheit dieſes Volkes liegen mag. Uebrigens wurde die Angelegenheit nach einigen Tagen beigelegt, indem alle Dicköpfe ſich vereinigten und jeder einen Zettel aus dem Munde zog. Auf jedem dieſer Zettel war ein Kind abgebildet, welches die Hand eines Vaters küßt. Zum Dank bekamen ſie eine Unmaſſe Speichel vorgeſetzt, über welchen ſie mit wahrem Heißhunger herfielen.

Friede dem hochweiſen Collegium der Dicköpfe!

Non-plus-ultra-Ausgabe.

Die Geheimniſſe, der ewige Jude, Martin der Findling,
Monte-Chriſto, die beiden Selbſtmörder, Caſanova und
Lucretia oder die Kinder der Nacht,

oder

Die ſieben Todſünden

und

die ſieben Cardinaltugenden.

Allerneueſter Roman, nach dem Franzöſiſchen und Engliſchen deutſch bearbeitet
von „Vielen“.

Von Hermann Walden.

Vorrede.

Dieſer allerneueſte Roman, auch zugleich der vorzüglichſte und leerreichſte, der je geſchrieben worden, bietet des Unterhaltenden und Grauſigen ſo viel dar, daß man vor lauter Wald die Bäume darin nicht ſehen kann, und daß gefühlvolle Leſerinnen, Mädchen von neun bis vierzehn Jahren, denen dies Werk beſonders anzurathen iſt, bei Leſung deſſelben unbedingt nach jedem Capitel in Ohnmacht fallen müſſen.

Wir glauben, daß dieſe kurze Empfehlung hinreichen wird, genanntes Werk zu einem wahren Volksbuche zu machen. Den Preis deſſelben haben wir unter aller Kritik niedrig geſtellt, — ein wahres non plus ultra von Preis-Niedrigkeit daraus gemacht, und legen wir deshalb noch einige Gulden an jedem Exemplare zu, doch muß es die Menge bringen.

Die Verlagsbuchhandlung.

⁂

Einleitung.

Es war eine finſtere Nacht, — eine ſtockpechfinſtere Nacht. — — —

Es war eine ſo finſtere Nacht, daß man bequem das Pfeiſen des Windes hören konnte. — — —

Aus der Ferne vernahm man ganz deutlich drei Kanonenſchüſſe — ie klangen wie die Seufzer eines ſterbenden Kindes. — — —

Dann fielen mehrere Sternſchnuppen — und mit ihnen drei Nummern der Berliner Kirchenzeitung zur Erde nieder. — — — —

Dieſe ſtieß ein Wehgeſchrei aus — —

Der Donner grollte —

Blitze durchzuckten die Luft — —

Der Schnee fiel in Strömen — — —

Eine glänzende Equipage kam daher gerollt. — Die vorgeſpannten Pferde hatten Menſchenköpfe, welche Thränen des Zornes weinten — und wie unglückliche Buchhändler-Phyſiognomien ausſahen. — — —

Im Wagen ſaßen ſieben Perſonen — — — ſie hatten das Ausſehen dickleibiger Romane — — — ſie waren ſehr traurig — — hatten ein rührendes Geſicht — — und hielten Mohnkörner in den Händen. — —

Hintenauf ſtanden ihre Bedienten, — ſie glichen einer Waſſerſuppe, — hielten franzöſiſche und engliſche Lexica in den Händen, — nannten ſich „Ueberſetzer“, und beſaßen ſieben Tugenden — und ſieben Laſter. — —

Seitwärts am Wege ſtand ein verdorrter Baum — — — d'rauf krächzte eine hellſehende Eule — — —

Der Baum am Wege trug faule Früchte. — —

Darunter knieeten mehrere Frauensperſonen — — drei Blitze kreuzten ſich — — bei ihrem Scheine — — konnte man die Frau Put-Put unter den Knieenden ſehen — — — wie ſie mit Händen und Füßen zugleich ſchrieb. — — —

Die Früchte, welche an dem verdorrten Baume hingen, trugen in goldener Inſchrift die Namen ſchwindſüchtiger Frauen Verzählungen — —

Die Eule, welche über ihnen krächzte, nannte ſich: deutſche Weisheit. — — —

Die Equipage fuhr auf der großen Heerſtraße hin, welche über ſchneebedeckte Gebirge von Leipzig nach Roſenthal führt — —,—

Am Wege ſtanden palaſt-ähnliche Gebäude — — —

Jedes derſelben trug auf großem Schilde — — eine zauberhafte Inſchrift — — —

Dieſe Inſchrift lautete:

f.

B. 18 **G. W. K. L. B.** 47. u.

Wenn man ſie enträthſelte, ſo erhielt man folgendes Reſultat:

Große **W**erthvolle **K**laſſiſche **L**eih-**B**ibliothek, errichtet durchs: **G**rimmaſche, **W**eberſche, **K**ollmannſche, **L**iterariſche, **B**ergerſche Verlags-Comptoir, anno 1847. Bitte für uns!

Vor jedem dieſer Gebäude hielt die Equipage ſtill —

Die Nacht fing an ſich zu erhellen, — — — ſie wurde heller und heller, — — — die deutſche Freiheit war noch nicht vom Himmel gefallen, — — — die Preßfreiheit war noch nicht proclamirt, — — — Preußen hatte ſchon ſeine Conſtitution, — — — Metternich war noch Metternich, — — — Hengſtenberg war noch nicht Papſt, — — — die Lichtfreunde waren noch keine Gasanſtalten, — — — der General-Poſtmeiſter hatte das Tragen der Schnurrbärte noch nicht controllirt. — — —

In der Ferne verſchwanden die letzten Blitze — — — und der letzte Donner trollte ſich fort und grollte nicht mehr, — — — ſein letzter Ton verlor ſich in die nahen Gebirge. — — — Er klang wie ein Ketzergericht. — — — Die Eule ſchlug drei Mal mit den Flügeln — — — — ein deutſcher Schriftſteller zog ohne Kopf vorüber, — — — ein anderer mit vernageltem Munde folgte ihm nach. — — — Der Mond entfärbte ſich und wurde blaß. — — —

Es wurde heller und heller — — — man konnte die „Europa“ leſen, ohne Schwindel und Kopfweh zu bekommen. — — —

Der Wind brauſte und fegte Deutſchland mit mächtigem Beſen. — — Der hohe Bundestag zitterte und kam in Bewegung — — Da — da — da — — —

(Fortſetzung folgt im folgenden Jahrhundert.)

Dumas und ſein Mitarbeiter.

Im Vaudeville giebt man ein neues einactiges Stück: „Les collabora-
urs“, welches die literariſche Compagnieſchaften lächerlich macht und
mentlich auf Scribe und Dumas gemünzt ſcheint. Die Pariſer Kritik
nmt ſich jedoch der Angegriffenen an und ſagt: Dumas und Scribe
irden auch ohne ihre Mitarbeiter Dumas und Scribe bleiben, aber
re Mitarbeiter ohne ſie im ganzen Leben nicht Dumas und Scribe
rden. Ein Feuilletoniſt des „Siècle“ beſchreibt den eiſernen Fleiß
s Erſten wie folgt: Dumas ſteht jeden Morgen um ſechs Uhr auf; auf
nem Schreibtiſche liegen fünfunddreißig Blätter von größtem Formate;
nimmt die Feder und ſchreibt mit einer Schönheit, welche dem größten
lligraphen beneidenswerth erſcheint, in Einem Zuge und ohne Etwas
szuſtreichen, bis eilf Uhr. Um dieſe Stunde frühſtückt er und das im-
r in zahlreicher Geſellſchaft, denn der Verfaſſer des „Monte-Chriſto“ iſt
gaſtfreundlichſte aller Schriftſteller; doch ſelbſt während dieſes Morgen-
bles pauſirt ſein lebhafter Geiſt nicht eine Sekunde. Mit dem Glocken-
age Zwölf ergreift er von Neuem die Feder, um ſie erſt Abends ſechs
r wieder aus der Hand zu legen. Das Diner, zu welchem er ſich
n begiebt, findet ihn eben ſo munter, eben ſo ſprühend von pikanten
fällen, als am Morgen. Nur wenn die Anzahl Blätter, die er ſich
lich in ſeinem raſtlos ſchaffenden Geiſte vorgeſchrieben hat, ausnahms-
ſe nicht gefüllt iſt, wirft eine Wolke der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt
Schleier des Unmuths über ſein Geſicht. — Nach Tiſche geht er
Vergnügungen des Salons nach, zu deren Focus ihn unwillkürlich
ſtets leuchtender Esprit macht. Um zwei Uhr in der Nacht kehrt er
n, und oft ergreift er vor dem Schlafengehen nochmals die Feder,
den Plan eines Romans, eines Dramas, eines Vaudevilles, einer
iſchen Oper oder ſonſt einer Dichtung, der ſich unterdeſſen in ſeiner
glühenden Phantaſie ausgeſchmolzen hat, aufs Papier zu werfen.
Jahr hat 365 Tage, und wir haben mit dieſem einen Tage ein
r aus dem Leben dieſes berühmten Schriftſtellers erzählt. Denn Herr
mas lebt, ausgenommen auf Reiſen, einen Tag wie alle Tage. Er
nur einen Mitarbeiter — Auguſt Maquet, der ihn als ſeinen Mei-
verehrt und deſſen zweites Ich in der Literatur geworden iſt. Keine
e des Einen wird gedruckt, ohne daß ſie nicht der Andere zuvor
bgeſehen hat. So ergänzen dieſe literariſchen Zwillinge einander,
chen ſich gegenſeitig aus, feuern einander an, und es gereicht Beiden
Ehre, wie ſie einander Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Dumas iſt
er der Erſte, welcher den intelligenten Wetteifer ſeines Jüngers
quet anerkennt, und dieſer iſt glücklich in der Verehrung des unver-
aren Talentes ſeines Meiſters. Dumas ſelbſt äußerte einmal:
ein Fleiß iſt eiſern, aber der Fleiß meines Maquet iſt ſtählern und
weit mehr Politur.“ — Dumas trinkt während der Arbeit Limonade;
quet trinkt ihm zu Gefallen mit, hat es aber noch nicht ſo weit
acht, täglich acht Schoppen in ſich hinein zu gießen wie Dumas.
n Beide einmal mit einander verwechſelt werden ſollten, daran wird
ſie wiedererkennen.

Klaſſification der Komödianten.

Die „Spruchhalle“, ein Berliner Blatt, theilt die Komödianten — in Rückſicht auf die Kritik — in folgende ſechs Kategorien oder Klaſſen:

1. **Der Uebermüthige** (**Roscius superinflatus**, Cuv.). Zu dieſer Kategorie gehören diejenigen Künſtler und Künſtlerinnen, welche ſich nicht nur für vollkommen halten (dies thun Alle), ſondern auch ganz gewiß ſind, daß die Welt ſie dafür hält. Sie ſind daher nicht nur der Meinung, daß ſie aus einer Recenſion nichts lernen können (dieſer Meinung ſind Alle), ſondern ſie verachten auch das Lob, welches ihnen von Recenſenten ertheilt wird, weil ſie alle Diejenigen verachten, welche muthmaßlich es wagen könnten, ſie auch einmal zu tadeln. In der Zeit ihrer höchſten Blüthe verharren ſie bei dieſem Principe ſelbſt auf ihren Kunſtreiſen; ſobald ſie aber eine Schlappe davon getragen haben, werden ſie kirr und ſetzen ſich in fremden Städten mit den Recenſenten auf den Viſitencomment.

2. **Der Stolze** (**R. superbus** Cuv.). Zu dieſer Klaſſe gehören die „Künſtler erſter Größe“. Sie halten ſich für anbetungswürdig und haben nichts dagegen, ſchwarz auf weiß angebetet zu werden. Wenn aber ein Kritiker einen Tadel über ſie ausſpricht, ſo halten ſie ihn für einen Nichtswürdigen, den ſie in effigie ohrfeigen und dem ſie in Gedanken ins Geſicht ſpeien. Ihnen iſt die Kritik nichts weiter, als die Wichsbürſte, die ihren Glanz aufreibt.

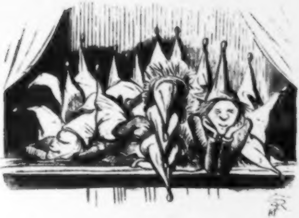
3. **Der Kriecher** (**R. schwanzwedulans** Cuv.). Dieſe halten ſich für nicht minder vollkommen und unverbeſſerlich, als die Andern, aber ſie geben ſich das Anſehen, äußerſt lernbegierig zu ſein. Zu dem Kritiker, der ſie getadelt hat, ſagen ſie mit ſüßem Lächeln, ſie hätten den Tadel wohl verdient, aber er ſei doch ein wenig zu ſtreng geweſen; im Innern aber rufen ſie: »Dummer Eſel, der mich zu belehren denkt! Mich! Hm!«

4. **Der Aengſtliche** (**R. trepidans** Cuv.). Sie zittern vor jeder Kritik und leſen ſie ſtets mit Herzklopfen. Sind ſie gelobt, ſo ſeufzen ſie tief auf und rufen: »Gott ſei Dank!« wittern ſie einen Tadel, ſo ſchleudern ſie das Blatt voll Entſetzen in den fernſten Winkel und laufen davon, als ob ihnen der Kopf brenne.

5. **Der Kalte** (**R. jejunus** Cuv.). Dies ſind die Phlegmatiker, meiſt lebenslänglich angeſtellt, die alle Monate regelmäßig die Gage holen und in jedem Quartal nur Eine Recenſion leſen. Sind ſie gelobt, ſo ſagen ſie: »Na!« und legen das Blatt fort; ſind ſie getadelt, ſo ſagen ſie: „Pah!« und legen das Blatt auch fort.

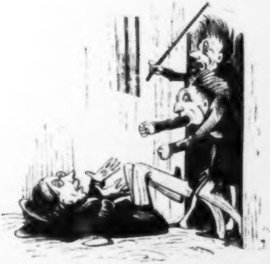
6. **Der Stumpfe** (**R. rhinoceros** Cuv. — **Dickfellus flagellosuetus** Linn.). Zu dieſer Kategorie gehören Diejenigen, welche von den unabläſſigen Geißelhieben der Kritik ſchon Hornſchwielen bekommen haben. Sie leſen niemals eine Kritik und machen kein Hehl daraus; ja, wenn ſie lebenslänglich angeſtellt ſind, ſo prahlen ſie ſogar damit.

Außerordentliche Sitzung



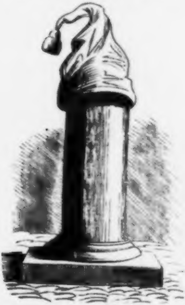
des hochgeöhrten Schriftſteller-Vereins zu Kuhſchnappel.

Ein Pſeudo-Proletarier,



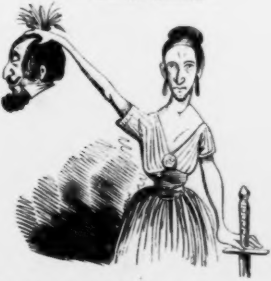
er hinausgemaßregelt wird, weil ſich bei ihm ein doppelter Louisd'or vorgefunden hat.

Impoſantes Denkmal,



im Hermannswalde dem deutſchen Michel geweiht.

Eine gewiſſe Judith,



die einen ungewiſſen Holofernes geköpft hat.

Zapfenſtreich.

Antwerpen. Das Glockenſpiel unſerer Kathedrale erhält alljährlich in der Charwoche neue Melodien. Jetzt ſpielt es die ſentimentale Schlußarie „O bel ange“ aus Donizetti's „Lucia di Lammermoor“ und eine Arie aus Auberts „Teufels-Antheil“.

Augsburg. Der bekannte Karl Heinzen hat den Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, Guſtav Kolb, auf Piſtolen oder krumme Säbel gefordert, weil dieſe Zeitung ihm die Abfaſſung und Verbreitung der bekannten revolutionären Flugblätter zugeſchrieben hat. Die Nachrichten, welche die „Allgemeine Zeitung“ bringt, tragen aber ſo häufig den Stempel der Unwahrheit, daß Herr Heinzen über das von ihr verbreitete Gerücht beruhigt ſein kann. Für Herrn Kolb aber bleibt es eine Schmach, daß er das ihm anvertraute Organ zum Tummelplatz unſaubern Privathaſſes herabwürdigt.

Berlin. In der Maſſe der Petitionen, die dem vereinigten Landtage vorliegen, befinden ſich u. A. auch folgende: zwei Anträge auf Gleichſtellung der Juden mit ihren hriſtlichen Mitbürgern in bürgerlichen und politiſchen Rechten (eingebracht von den Abgeordneten von Gottberg und Werner) und ein Antrag auf Einführung der Preßfreiheit (eingebracht vom Abgeordneten Krüger).

∴ Die Oppoſitions-Mitglieder aller acht Provinzen des vereinigten Landtags hatten einen aus den Herren von Auerswald, von Vincke und Meviſſen zuſammengeſetzten Comité gewählt und demſelben den Auftrag ertheilt, eine Denkſchrift zu entwerfen, die genau nachweiſen ſoll, in welchen Puncten das Patent vom 3. Februar mit den ältern Geſetzen von 1815, 1820 und 1823 in vollem Widerſpruche ſteht. Dieſer Proteſt iſt, von vielen Mitgliedern der Oppoſition unterzeichnet, dem Fürſten Landtagsmarſchall überreicht worden.

∴ Auf die Adreſſe des vereinigten Landtags hat der König den Ständen das Verſprechen ertheilt, dieſelben in vier Jahren wieder vollſtändig um ſich zu verſammeln, „damit die Früchte beſſerer Erfahrung nicht unbenutzt bleiben“.

∴ Die Mittheilungen über den Landtag gehen in der „Preußiſchen Allgemeinen Zeitung“ ſehr langſam von ſtatten. Einen Theil der Schuld trägt die Ungeſchicklichkeit er Stenographen, die eben ſo ungeübt in ihrer neuen Thätigkeit ſind, wie ein großer Theil unſerer Landtagsdeputirten. Man hat ſich in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, ber Hals und Kopf drei Stenographen von Dresden zu verſchreiben, die hier angelangt ind. Das tägliche Honorar eines ſolchen Stenographen beträgt einen Louisd'or; er genießt alſo höhere Diäten als ein Landtagsabgeordneter, der bekanntlich nur drei Thaler rhält. Außerdem ſind den Stenographen noch zweiunddreißig Kopiſten beigegeben, die leichfalls von der Regierung beſoldet werden.

∴ Viele unſerer Landtagsdeputirten haben die Zeit, in welcher ſie hier weniger be- häftigt waren, zu kurzen Ausflügen nach Leipzig und Hamburg mittelſt der Eiſenbahnen enutzt.

∴ Wenn dem preußiſchen Königshauſe ein Unglück bevorſteht, ſo zeigt ſich, nach r bekannten Sage, die weiße Frau im Schloſſe. Am 11. April, dem Eröffnungstage s vereinigten Landtags, ſoll ſie endlich, wie ein hieſiger Poetaſter in der „Weſſiſchen“ agt, erlöſt werden ſein, denn:

»Was hier zu fördern einſt gebot der Urgeiſt ihr, anjetzo lebet —
Und zum Erlöſungs-Morgenroth ſie nunmehr ſegnend aufwärts ſchwebet.«

∴ Auf den Antrag eines deutſchen Staates, welcher in Betreff der Zeitungs- roduction einer der ergiebigſten iſt, ſoll bei den übrigen deutſchen Staaten die Einwir- ng einer Ermäßigung des Zeitungsportos im Werke ſein. Der Antrag ſoll dahin uten, daß keine Poſt für die Beförderung von Zeitungen, vom Verlags- bis zum Be- mmungsorte, mehr als 15 Sgr. vierteljährlich Poſtaufſchlag berechnen dürfe. Für die eineren Zeitungen müſſe ſogar eine bedeutend größere Ermäßigung eintreten, ſo daß ren Beförderung per Poſt vierteljährlich nicht mehr als 5 Sgr. betragen dürfe.

∴ Dr. Eduard Meyen iſt auch in zweiter Inſtanz zu zweijähriger Feſtungsſtrafe rurtheilt worden. Warum? Blos darum, weil er an einem öffentlichen Orte ein ver- tenes Gedicht vorgeleſen hat. (Fiat justitia!!!)

∴ Ob Herr General-Muſikdirector Meyerbeer nach London gehen werde, iſt noch ht gewiß entſchieden. Familien-Angelegenheiten, namentlich die Krankheit ſeiner Schwie- rmutter, feſſeln ihn an Berlin vielleicht auf längere Zeit.

∴ Ludwig Deſſoir hat als Hamlet einen Cyclus ſeiner Gaſtrollen auf der Hofbühne eröffnet und den Beweis geliefert, daß er nicht kleiner als ſein Ruf iſt. Herr Deſſoir gehört zu den Beſſern der Beſten.

∴ Die zweite Gaſtrolle des Herrn Deſſoir war der Bolingbroke in Scribe's bekanntem Luſtſpiele „das Glas Waſſer“. Der Referent der „Spener'ſchen Zeitung“ ſagt darüber: »Die Auffaſſung der Rolle ließ nichts zu wünſchen übrig; die Abſichten des Dichters traten klar in das Licht, die ſcharfen Spitzen, wie die Wendungen heiterer Ironie wurden meiſt mit großer Wirkung und Wahrheit herausgekehrt. Herr Deſſoir nüancirte auch oft recht fein: ja, einzelne Stellen waren ſogar von überraſchender Kraft und dürften ſich dreiſt dem Beſten, was in dieſer Rolle durch Seydelmann und Emil Devrient (deſſen Bolingbroke unſtreitig zu ſeinen beſten Leiſtungen gehört) gegeben worden, an die Seite ſtellen.«

∴ „Ein Billet“ iſt der Titel eines neuen Stückes der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer. Daſſelbe ſpielt 1661, in dem Regierungsjahre Carls II. Hauptgeſtalten ſind: Carl II., Buckingham, Clarendon, Herzog von York. Eine der brillanteſten Frauenrollen iſt Anna Hyde. Das Stück iſt Originalſchauſpiel auf hiſtoriſchem Grunde und gehört zu dem Genre der „Marquiſe von Villette“.

∴ Die Prinzeſſin von Preußen hatte Herrn Franz Liszt, bei deſſen letzter Anweſenheit in Berlin, die ſämmtlichen muſikaliſchen Werke des in der Schlacht bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis geſchenkt. Herr Liszt hat eine Elegie über Motive aus den muſikaliſchen Werken des Prinzen Louis componirt und dieſelbe der Prinzeſſin von Preußen zugeeignet. Dieſe Elegie iſt hier ſoeben in der Schleſinger'ſchen Muſikalienhandlung im Druck erſchienen.

∴ In der Schleſinger'ſchen Muſikhandlung iſt E. M. Oettingers bekanntes Trinklied „Fünfmalhunderttauſend Teufel kamen plötzlich auf die Welt“, in Muſik geſetzt von Graben-Hoffmann, erſchienen. Die Compoſition — 12 Seiten ſtark — iſt ein Springquell des ausgelaſſenſten Humors, ein Feuerwerk der zündendſten Melodien, Champagnerſchaum in Muſik geſetzt. Das Lied wird in jedem frohen Zecherkreiſe ein dankbares Echo finden. Auch die Ausſtattung der Titelvignette, gezeichnet von W. Schulz, iſt eine köſtliche Diablerie, eine reizende Charge, die dem Talente des Zeichners zu großer Ehre gereicht.

∴ Leopold Schefers neueſtes Werk führt den ſeltſamen Titel „Vierzehn Töchter. Ein Frauenroman“.

∴ Im „Geſellſchafter“ erzählt ein Herr C. Rienitz: »In Berlin giebt's keine Eckenſteher mehr; ſie ſind ſämmtlich Schriftſteller geworden, um dem deutſchen Humor in der Satire doch etwas mehr feinen Witz beizubringen.« (Viel Ehre für die Berliner Schriftſteller. Man könnte dies ſinnige Compliment auch umkehren und ſagen: In Berlin giebt's keine Schriftſteller mehr; ſie ſind ſämmtlich Eckenſteher geworden, um ... Herrn C. Rienitz gleichzuſtehen.)

∴ Von vielen Seiten her wird es getadelt, daß an den Schaufenſtern mancher Kunſtläden lascive Bilder ausgehängt ſind, an deren Beſchauung ſich namentlich die Schuljugend ergötzt. Die Kunſthändler ſollten doch mehr Mitleid mit der Unſchuld haben!

Breslau. Von einem unſerer jüngern Schriftſteller, Hermann Walden, iſt unlängſt das erſte Heft einer humoriſtiſch-ſatiriſchen Zeitſchrift unter dem Titel „Deutſche Narrhalla“ in Creutzburg bei Fiſcher erſchienen. Der junge Mann hat einen geſunden kernigen Humor und viel treffenden Witz, und fallen die nachfolgenden Hefte ſo gut als das erſte aus, ſo wird es ſeinem Journale nicht an Leſern fehlen. Das erſte Heft, „gewidmet dem König Tſching-Tſchang und allen andern Narren“, enthält außer der Widmung vierzehn Aufſätze, die durchweg pikant ſind. (Mit Einwilligung des Verfaſſers theilen wir daraus in der heutigen Nummer des „Charivari“ die „Non-plus-ultra-Ausgabe — ſiehe Seite 3843 — mit.)

Cöln. Ein rheinländiſcher Künſtler, Hartung aus Coblenz, hat im Auftrage des Königs von Preußen eine Metall-Statue Siegfrieds für das Schloß Stolzenfels ausgeführt, welche jetzt in der Kunſtausſtellung zu Paris aufgeſtellt iſt, und nach dem Schluß der Ausſtellung nach Cöln abgeführt werden ſoll.

Frankfurt. Im „Converſationsblatt“ empfiehlt Jemand die Walderdbeeren als das bewährteſte Mittel gegen die Sommerſproſſen. Er ſagt: Eine chemiſche Unterſuchung der Walderdbeeren, und mehrere zur Zeit ihrer Reife damit angeſtellte Verſuche haben es bewieſen, daß reife Walderdbeeren, vor dem Schlafengehen zerquetſcht auf die von Sommerſproſſen befleckten Theile des Geſichts gelegt und erſt am folgenden Morgen wieder abgewaſchen, die Sommerſproſſen vertreiben und zwar ſo, daß ſie nie wieder kommen.

Genf. In Genf iſt die Verfaſſung in dritter Berathung des großen Raths mit fünfzig gegen vierzehn Stimmen angenommen worden.

Grätz. Man ſpricht hier von der Gründung einer neuen politiſchen Zeitung, die den Namen „ſüdöſterreichiſches Journal" führen und, wie man ſagt, von dem gegenwärtig hier lebenden Literaten Julian Chownitz redigirt werden ſoll.

Hamburg. Am 21. April iſt unſer neu decorirtes Stadttheater, das wegen der nothwendig gewordenen Reſtauration ſeit dem 28. März geſchloſſen war, unter der neuen Direction der Herren Maurice und Baiſon, mit dem Göthe'ſchen „Egmont" eröffnet worden. Das Publicum war im höchſten Grade überraſcht, ſtatt des alten, ſeit zwei Jahrzehnten ziemlich eingeräucherten Hauſes ein wirklich elegantes, man möchte ſagen prachtvolles, wiederzufinden. Dem Stücke ging ein von Herrn Baiſon vorgetragener Prolog voraus, der das junge Unternehmen der alten Nachſicht des Publicums empfahl. Beide Directoren wurden ſtürmiſch gerufen.

Insbruck. Am 31. März iſt in einigen Thälern Tyrols rothfarbiger Schnee gefallen. Der Aberglaube der guten Tyroler knüpft an dieſe Naturerſcheinung traurige Erwartungen von Krieg und Hungersnoth und Gott weiß was mehr. Die Naturforſcher aber erklären das Phänomen ganz einfach ſo, daß die rothe Beimiſchung aus dem Staube der afrikaniſchen Wüſte beſteht, den der Südwind hier niedergeſchlagen hat.

Königsberg. Seit Kurzem hält hier Dr. Rupp, im Saale der ſtädtiſchen Reſſource, geſchichtliche Vorträge über die Entſtehung der magna charta in England.

Leipzig. In Schweden muß Jeder, der zehn geſunde Finger hat, ein Klavierſpieler ſein; auch muß dort faſt jede Familie einen Flügel haben, denn kein Land conſumirt ſo viel deutſche Klaviere als Schweden. Wir haben mit eigenen Augen einen Brief geſehen, worin ein einziges Haus bei einem unſerer tüchtigſten Flügelbauer, Alexander Bretſchneider, erſt unlängſt 1000, ſchreibe tauſend Klaviere beſtellt hat. Herr Bretſchneider würde bei ſeinen früher eingegangenen Verpflichtungen fünf volle Jahre brauchen, um dieſen Auftrag zu effectuiren; der gute Schwede braucht ſie aber ſchon Ende dieſes Jahres. — Bei dieſer Gelegenheit gereicht es uns zum Vergnügen, das Ausland auf Herrn Bretſchneiders Inſtrumente wiederholt aufmerkſam zu machen; ſeine Flügel zeichnen ſich durch dauerhaften Mechanismus, durch große Klangfülle wie durch Billigkeit des Preiſes aus und verdienen, was die beiden erſten Eigenſchaften betrifft, mit den Erard'ſchen und Pleyel'ſchen, mit den Streicher'ſchen und Boſendörfer'ſchen in Eine Linie geſtellt zu werden.

∴ Der „Komet" erzählt: Ein hieſiger Zahnarzt wende jetzt bei ſeinen Operationen die Gedichte des Herrn Dr. Carl H.....s an. Die Wirkung derſelben übertreffe ſogar die des Schwefeläthers. Schon nach einer Viertelminute — ſo lange muß der Kranke das Titelblatt anſtarren — verſinkt er in tiefen Schlummer. Die Operation geſchieht dann ohne allen Schmerz, ja ſogar ohne Traum. Wer die Gedichte des Herrn Dr. H. geleſen, ſchläft nur. Die Preiſe des Opiums ſind bedeutend gefallen.

∴ Donna Gismunda Roſenlaub, die Oberprieſterin der Leipziger Mode, hat Coiffuren à la Marx und à la Thillon, Amazonenhüte à la Montez und Eclat-Häubchen à la Piſtolet angekündigt. Letztere, ſagt die große Frau, verwunden, ohne zu explodiren. Dieſe Phraſe allein befähigt Donna Gismunda zu der Ehre, Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins zu werden.

∴ Ein Berliner Meßfremder hat unſerer ſogenannten Primadonna, Namens Schwarzbach, den gutgemeinten Rath ertheilt, ſich fünf thüring'ſche Eiſenbahn-Actien zu kaufen, damit ſie eine Stimme erhalte.

∴ Dem. Sam-Galli hat ein neues Luſtſpiel geſchrieben: „Er iſt noch immer Ober-Regiſſeur". Herr Marr hat's ſofort angenommen.

∴ Unſere Oper liegt in den letzten Zügen und iſt ein Bild des coloſſalſten Jammers.

∴ Im Monat März d. J. ſind 922 neue Werke im deutſchen Buchhandel erſchienen, deren Titel das monatliche alphabetiſche Verzeichniß einzeln angiebt.

London. Der Oberſtlieutenant Walter Scott, Baronet von Abbetsford, einziger noch überlebender Sohn des großen Romanſchriftſtellers, iſt auf der Rückkehr von Madras nach England auf dem Cap, in einem Alter von 46 Jahren, geſtorben.

∴ In einem engliſchen Blatte lieſt man über die Ausdehnung ſämmtlicher, jetzt auf dem Erdballe befindlichen Eiſenbahnen die Bemerkung, daß alle jetzt vollendeten Schienenwege der Erde eine Strecke von 22,000 engliſchen Meilen 4400 Wegſtunden ausmachen, welche, wenn ſie eine einzige ununterbrochene Linie bildete, in 40 Tagen und Nächten zurückgelegt werden könnte, ſobald in jeder Stunde 25 Meilen oder 10 Stunden gefahren würden.

Madrid. Es ſcheint beſtimmt, daß der 29jährige Herzog von Glückſtadt Frankreichs Repräſentant in der ſpaniſchen Hauptſtadt bleibt; ihm beigegeben ſind als erſter Legationsſekretär Baron Talleyrand, 23 Jahre alt, als zweiter Legationsſekretär Graf Latour d'Auvergne, 22 Jahre alt, als Attaché Graf Guirault, kaum 20 Jahre alt. Ein ſo junges Geſandtſchafts-Perſonal bei einer 17jährigen Königin, ſagen Einige, zeige von tiefer politiſcher Berechnung; Andere meinen dagegen, es ſei ein großer Mißgriff, ſo junge Leute auf einen Poſten zu ſtellen, der die gereifteſte diplomatiſche Erfahrung fordert.

München. Der Oberbaurath von Gärtner, der Schöpfer der meiſten Prachtbauten der Ludwigsſtraße, iſt nach kurzer Krankheit dem Tode erlegen. Geboren 1792 zu Coblenz, hat Herr von Gärtner ein Alter von 55 Jahren erreicht. Deutſchland verliert in ihm einen ſeiner fantaſievollſten Baumeiſter.

Paris. Eine königliche Ordonnanz vom 20. April hat dem Maler Heinrich Lehmann, aus Kiel im Herzogthume Holſtein gebürtig, das franzöſiſche Bürgerrecht verliehen.

∴ Der Miniſter des Innern ſoll, wie man vernimmt, die Conceſſion zur Erbauung eines neuen Schauſpielhauſes ertheilt haben; es ſoll „Théâtre étranger“ heißen und befugt ſein, ſechs Monate in jedem Jahre zu ſpielen und während dieſer Zeit 15 deutſche, 15 engliſche, 15 ſpaniſche und 15 italieniſche Vorſtellungen zu geben. (Eine eben ſo originelle als glückliche Idee.)

∴ Die „Illuſtration“ brachte vor Kurzem einen geiſtreichen Nekrolog des am 17. März d. J. geſtorbenen Caricaturenmalers J. J. Grandville. Wir theilen aus dieſem Nachrufe den Schluß mit: Die letzten aus Grandville's Meiſterhand hervorgegangenen Zeichnungen haben einen fremdartigen, geheimnißvollen Charakter. Kurze Zeit vor ſeinem Ableben, nachdem er ſeine „menſchliche Flora“, wir meinen ſeine „belebten Blumen“, herausgegeben hatte, ſagte er zu ſeiner Gattin: »Zu lange ſchon habe ich meine Augen zur Erde geſenkt; jetzt will ich ſie zum Himmel erheben.« Und ſeit dem Januar, ſeit dem Tode ſeines Kindes, hatte er zwölf Studien, „die belebten Sterne“ entworfen. Er ſtellte dieſe Himmelskörper unter der Form duftiger Frauengeſtalten dar, am Firmamente prangend über menſchlichen Gruppen, die dem Einfluſſe dieſer Sterne unterworfen ſind. Venus z. B. lächelt auf ein junges Liebespaar herab, das träumeriſch auf dem Gipfel eines Berges ſitzt. Die Nebelſterne, die Kometen, der Hesperus, der gute und der böſe Stern und noch viele andere Geſtirne beſtrahlen andere, theils ſatiriſche, theils idylliſche Gruppen, deren himmliſche Symbole ſie darſtellen. Wenige Tage vor dem Delirium, das ſeinem Tode voranging, ſagte Grandville zu einem ſeiner vertrauten Freunde: »Glaube mir, mein Freund, bald werde ich — ich fühle es — meine Sterne in der Nähe ſtudiren können.« Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. — Jetzt ruht er in Saint-Mandé, an der Seite ſeiner erſten Gattin und ſeiner drei ihm vorangegangenen Kinder, nicht weit vom Grabe eines ſeiner wärmſten Freunde, Armand Carrels.

∴ Herr Ampère iſt, an die Stelle des verſtorbenen A. Guiraud, mit zwanzig unter achtunddreißig Stimmen zum Mitglied der Akademie gewählt worden.

∴ Vor Kurzem wurde hier ein Doctor G*** begraben, der ſonſt in glänzenden Verhältniſſen ſtand und eine höchſt einträgliche Praxis in der vornehmen Welt hatte, durch den Trunk aber, den er ſich angewöhnte, ſo weit herunterkam, daß er der Arzt der Lumpenſammler wurde. Seine zahlreichen Kunden und faſt alle Lumpenſammler, die das größte Vertrauen zu ihm hatten, begleiteten ihn zum Grabe, und an dieſem wurden drei Reden gehalten von einem ehemaligen Notar, von einem ehemaligen Advocaten und von einem ehemaligen Unterpräfecten, die alle drei jetzt ebenfalls Lumpenſammler ſind.

∴ Vor einigen Tagen hat ſich eine Tochter der Madame Georges Sand mit einem Uhlanen-Officier vermählt.

∴ In Calais iſt ein aus England eingeſchmuggeltes Pamphlet gegen die Juli-Dynaſtie, betitelt „Révolutions politiques ou les trois victimes“, von der Polizei confiscirt worden.

∴ Der bekannte Schriftſteller Roger de Beauvoir wird in Kurzem „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Mademoiſelle Mars“ veröffentlichen.

∴ Im Théâtre français hat ſich ein neues Drama in fünf Acten, „un Poète“, von Jules Barbier, ſehen laſſen. Es iſt die erſte Arbeit eines jungen Dichters, deſſen Talent zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

∴ „Le Syrien“ iſt der Titel eines fünfactigen Dramas, das im Odéon-Theater aufgeführt wurde. Es ſpielt in Rom zur Zeit Nero's. Der Verfaſſer des Stückes iſt Herr Latour Saint-Ybars.

∴ Im Variétés-Theater hat ein neues Vaudeville, „l'enfant de l'amour", von Bayard und Paul Vermond, außerordentlich gefallen. Jules Janin nennt es eine neue illuſtrirte Auflage des kleinen „Letorières", des Vaudeville, das dieſen Namen führt.

∴ Nach der Berechnung des Bankier Fould ſind in Frankreich ſeit dem Jahre 1784 nicht weniger als 3900 Millionen Francs geprägt worden; deſſenungeachtet ſollen in Folge der ſtarken Metallausfuhr jetzt nicht mehr als 1700 Millionen Francs baares Geld in Frankreich circuliren.

∴ Am 1. Januar dieſes Jahres hatte Frankreich 136 Kriegsſchiffe, darunter 7 Linienſchiffe, 15 Fregatten, 24 Corvetten und 31 Briggs unter Segel. Seit vorigem Jahr hat ſich die Flotte um 1 Linienſchiff, 1 Corvette, 1 Brigg, 3 kleine Schiffe und 1 Transportſchiff vermindert.

Peſth. Ende Octobers oder Anfangs November ſoll der ungariſche Reichstag er- ffnet werden. Ein neu auftauchendes Gerücht nennt unſere Stadt als den Sitz des ünftigen Reichstages; es ſoll dies zu den Conceſſionen gehören, welche die Krone dem rzherzog Stephan bewilligt hat.

∴ Ein fantaſtiſcher Slawiſt, Profeſſor Dankowsky, hat unlängſt eine Abhandlung rſcheinen laſſen, worin er in vollem Ernſte zu behaupten wagt, daß Anacreon, der Lieb- ng der Grazien, ein ſlawiſcher Dichter ſei und daß die alten Griechen überhaupt nichts nderes als verkappte Slawen geweſen wären. (Unſinn, Dein Name iſt Dankowsky!)

Petersburg. Die Italieniſche Oper hat ihre Saiſon auf ſehr traurige Weiſe eſchloſſen. Das rieſige Haus war beiſpiellos leer, ſowie auch während des ganzen Winters daſſelbe nur ſehr ſparſam beſucht war; und dennoch ſind für den künftigen Winter die Herren Tamburini, Salvi, Collini und Guasco, ſowie Madame de Giuli- orſi aufs Neue gewonnen. — Das deutſche Theater hat dagegen einen neuen Auf- hwung bekommen durch das Engagement des Herrn Wallner, deſſen gemüthliche, lebens- iſche Darſtellungen ſich, wie überall, auch hier des ſchönſten Erfolges zu erfreuen haben. ermöchte man doch ihn, der als Menſch wie als Künſtler gleich geachtet iſt, noch recht nge hier zu feſſeln! Seine jüngſten Leiſtungen, in welchen er hier wahrhafte Triumphe feiert hat, ſind: Bankier Müller im „Liebesprotocoll", Amtsrath Poll in „Pantoffel d Degen", Friſeur Keck in Kaiſers Poſſe „Doctor und Friſeur" und Kommerzienrath ndrée im „Sonntagsräuſchchen". Auch Madame Grabowsky iſt neu engagirt. Das anzöſiſche Schauſpiel verliert zwei ſeiner tüchtigſten Mitglieder durch den Abgang des errn Altan und ſeiner Frau. — Madame Pleſſy gaſtrollt gegenwärtig in Moskau und hält neben ihrer ohnehin ſchon enormen hieſigen Gage noch ein Honorar von 1000 Rubel pier für *jede* Rolle.

∴ Die Concertſaiſon, die nun auch vorüber iſt, war dieſes Jahr wider Erwarten ßerſt glänzend. Berlioz führte in zwei Concerten, welche ziemlich beſucht waren, einige ner großartigen Schöpfungen auf; jedoch hat das erſte Concert nicht 12,000 Rubel lber (wie ein deutſches Journal fälſchlich berichtet hat), ſondern nur 3000 Rubel Silber gebracht. — Heinrich Ernſt hat mehr Beifall errungen und doch konnte er ſich in cuniärer Hinſicht keines bedeutenden Gewinnes erfreuen. Er geht von hier direkt nach utſchland, und kommt künftigen Winter nach Moskau. — Die bekannte Celliſtin Liſa B. iſtiany gab vier nicht ſehr beſuchte Concerte. — Max Bohrer ſpielte ein Mal vor ren Bänken und verſchwand gleich darauf; man ſagt, er habe ſich nach London ge- chtet.

∴ Herrn Lejars iſt von Seiten des Hofes eine feſte Anſtellung als Director einer ſerlichen Hofreitergeſellſchaft angetragen worden, welche ſtabil in Petersburg bleiben te. Der beſcheidene Reiter machte nun folgende noch beſcheidenere Bedingungen: Eine be Million Abſtandsſumme und für ſich und ſeine Mitglieder ein Jahrgehalt von ,000 Rubel Papier. Natürlich zerſchlug ſich die Sache, ſolchen unvernünftigen Forde- gen gegenüber, und jetzt wird er ſeinen Weg nach Berlin nehmen. — Quirin Müller mit ſeinen „lebenden Bildern" hier angekommen und hat bis jetzt einige Vorſtellungen eben, die jedoch nur ſehr ſpärlich beſucht waren.

∴ Am 6. April ſtarb hier einer der Veteranen der ruſſiſchen Flotte, der Admiral xander Ogilvi, Mitglied des Admiralitäts-Rathes. Im Jahre 1765 geboren, trat ſelbe ſehr jung in die engliſche Marine. Als die ruſſiſche Geſandtſchaft in London im re 1783 mehreren engliſchen See-Officieren den Antrag machte, in ruſſiſche Dienſte zutreten, befand ſich unter denſelben auch der Midſhipman Ogilvi, der bei ſeiner An- ft in Rußland achtzehn Jahre zählte.

∴ An der Eiſenbahn nach Moskau wird tüchtig gearbeitet. Mitte Mai ſoll eine e Strecke von einigen Meilen bereits befahren werden.

Rom. Die von Gregor XVI. ernannten Cardinäle wollen jeder 300 Scudi zu einem Denkmal des verſtorbenen Papſtes beitragen.

Stockholm. „Eine Familie" und „Marquiſe von Villette", von Charlotte Birch-Pfeiffer, ſind ins Schwediſche überſetzt und machen auch hier furore: alle ſchwediſchen Journale ſind voll des Lobes über dieſe Stücke. (Theaterchronik.)

Stuttgart. Unſere Stadt hat beſchloſſen, dem Dr. Pfizer das Ehrenbürgerrecht zu verleihen.

∴ Im Hallberger'ſchen Verlage iſt ein ſogenannter hiſtoriſcher Roman erſchienen, deſſen Titelheld Martin Luther iſt. Dem Bearbeiter ſoll angeblich ein franzöſiſches Original vorgelegen haben. Katharina von Bora ſpielt darin die Rolle einer Jugendgeliebten des Reformators, als er noch Student in Erfurt war. Die romantiſchen Zuthaten dieſes ſogenannten hiſtoriſchen Romanes ſind Ritter, Zigeuner und andere ſtereotype Leihbibliotheks-Figuren, ſo daß für das Bedürfniß geiſtesarmer Leſer hinlänglich geſorgt iſt. (Geſellſchafter.)

Weimar. Schillers Haus, welches der Dichter im Jahre 1802 von einem Engländer kaufte, und deſſen obere, nach der Morgen- und Mittagſonne gelegene Zimmer er noch während des, nach ſeinem Plane ſtattfindenden Ausbaues bezog, aus welchem dann in der Nacht vom 11. bis 12. Mai 1805 die Hülle des Verſtorbenen hinausgetragen wurde, kommt auf den im vorigen Monat erfolgten Tod ſeiner letzten Beſitzerin, der Wittwe des Bauinſpectors Weiß, abermals zum Verkauf. Der Pietät unſerer Tage iſt hier eine ſchwerlich wiederkehrende Gelegenheit gegeben, dem Vaterlande des Dichters, der vorzugsweiſe ſeines Volkes Freund und Führer iſt und bleibt, den gemeinſamen, ewigen Beſitz des Wohnſitzes des deutſchen Shakeſpeare zu ſichern.

Wien. Wien hat über 300,000 Einwohner; darunter giebt's 200,000 Literaten und 100,000 Menſchen, die das ganze Jahr keine Zeile leſen; doch kann man die Maſſe der Einwohner noch ganz anders klaſſificiren und die hübſchen Mädchen und die alten Jungfern, die Koketten und die Zimperlichen, die Blauſtrümpfe, das Geſchlecht der ewigen Lächler, die Schleichenden, die Nagenden, die Applaudirenden, die Freibillet-Beſitzer (ſehr zahlreich), die Claqueurs, die Schauſpieler, die ſich für Garricks halten, die Sänger mit und ohne Stimme u. ſ. w. zuſammen addiren. Auch könnte man die 300,000 Einwohner in 200,000 Biertrinker und 100,000 Weintrinker, oder in 200,000 Kaffeeſchweſtern und 100,000 Kaffeebrüder eintheilen, über welche ſtatiſtiſche Unterſuchung unſere Herren Gelehrten bis jetzt noch wenig Licht verbreitet haben. (Wiener Zeitſchrift.)

∴ Die italieniſche Opernſaiſon iſt diesmal brillanter als in den letzten Jahren. Der Glanzpunct der ganzen Geſellſchaft iſt die mit Recht gefeierte Primadonna Tadolini und der ruſſiſche Tenoriſt Ivanoff. Erſtere iſt fürs nächſte Jahr nach London engagirt und erhält dort für vier Monate 80,000 Francs.

∴ Der Bau des Leopoldſtädter Theaters iſt nun endlich definitiv entſchieden; ſchon jetzt iſt theilweiſe mit dem Einreißen begonnen und am 30. April iſt die letzte Vorſtellung in dem alten, im Auditorium wie ein höchſt elegantes Schmuck- und Puppenkäſtchen neu decorirten Theaters. Der Bau ſoll Tag und Nacht ununterbrochen fortgeſetzt und mit ſolcher Energie betrieben werden, daß der Director Carl ſchon im Laufe des Octobers das neue Haus einzuweihen gedenkt. Die Koſten des ganzen Gebäudes ſind auf 340,000 Gulden C. M. veranſchlagt.

∴ Bei einem Feſtmahle kamen kürzlich auch zwei Prachtexemplare von vollkommen reifen Erdbeeren zur Tafel, die man aus dem berühmten Hügel'ſchen Garten bezogen und mit 50 Gulden C. M. bezahlt hatte. Wie viel arme Familien hätten ſich für dieſes Geld ſatt eſſen können?!

∴ Im Stöckhölzer'ſchen Verlage iſt eine nicht unintereſſante Novellenſammlung unter dem etwas geſpreizten Titel „Parket und Wildniß" von einem Herrn C. W. Meſſenhauer herausgekommen.

∴ Der Buchhändler Jaſper hat die Conceſſion zur Errichtung einer Leihbibliothek in Wien erhalten. (Es iſt dies die allererſte!!!)

∴ Der ſogenannte Narrenthurm in der Alſervorſtadt beſteht aus 139 Zellen, in welchen alljährlich 250 bis 300 Geiſteskranke, größtentheils den ärmſten und unterſten Klaſſen angehörend, ein menſchenfreundliches Aſyl finden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Friedrich der Große wollte einſt, als es der königlichen Bibliothek in Berlin an Raum gefehlt hatte, den Befehl erlaſſen, alle theologiſchen und juriſtiſchen Folianten und Quartanten dem Feuer zu übergeben; bald aber beſann er ſich eines Beſſern und ſagte: »Nein, man verbrenne ſie nicht, denn auch die Denkmäler des menſchlichen Unſinns müſſen bleiben.«

— Im Jahre 1554 erließ Königin Maria von England, die Nachfolgerin Eduards VI., folgendes Aufwandsgeſetz: »Wer in oder auf ſeinem Hute, Mütze, Gürtel, Degenſcheide, Strümpfen, Schuhen oder Spornleder Seide tragen wird, der ſoll drei Monate im Gefängniſſe ſitzen oder zehn Pfund Strafe zahlen; doch ſind obrigkeitliche und vornehme Perſonen davon ausgenommen. Und wenn Jemand weiß, daß ſein Dienſtbote gegen dieſes Verbot ſündigt und ihn nicht binnen vierzehn Tagen aus den Dienſten jagt oder ihn wieder aufnimmt, ſoll hundert Pfund Strafe geben.« (Heutzutage dürfen ſich die weiblichen Dienſtboten eben ſo gut in Seide hüllen, als ihre Herrſchaft.)

— Im Jahre 1674 erſchien zu London eine „Petition der Weiber gegen den Kaffee“ (the women's petition against the coffee), und ein Jahr ſpäter ließ König Carl II. alle Londoner Kafferhäuſer als Häuſer des Luxus und Herd der Revolutionen ſchließen.

— Ranucci, der Verfaſſer der „Serie de' duchi e marchesi di Toscana“ (Florenz 1780), ſucht den Beweis zu führen, daß die Gräfin Mathilde (geſtorben um das Jahr 1115), trotz ihrer zweimaligen Verheirathung, als Jungfrau geſtorben ſei. (Niemand wird gezwungen, das zu glauben.)

— Der Geiſt der chineſiſchen Verfaſſung, erzählt Herr Fränzel in ſeiner Statiſtik, ſpricht ſich dadurch am ſchönſten aus, daß ſie das Volk nicht, wie bei uns, nach Köpfen oder Seelen, ſondern nach Mäulern zählt.

— Der franzöſiſche Gelehrte Ampère leitet das Wort „Pyramide“ von Pirama ab, welches in koptiſcher Sprache „Höhe“ bedeutet.

— Die Bettler in Irland haben eine artige Mode, Almoſen zu bekommen. Sie bieten einen halben Pfennig an, den ſie Naſenſtüber nennen, und bitten, ihn gegen einen ganzen zu vertauſchen.

Treffer und Nieten.

• Dem berühmten Philoſophen Rouſſeau wurde einſt die Frage aufgeworfen, wie viele und welche Eigenſchaften ein Mädchen beſitzen müſſe, um einen Mann glücklich zu machen. Schnell entwarf er folgende weibliche Taxnote: Schönheit 0, Wirthſchaftlichkeit 0, Geiſtesbildung 0, Geld 0, Herzensgüte 1. — Hätte z. B. ein Mädchen nichts, als ein gutes Herz, ſo würde ſie eins gelten. Hätte ſie Schönheit oder Geld dazu, ſo wäre ſie 10 werth, und vereinte ſie mehrere dieſer Eigenſchaften, ſo könnte ſie in der idealen Schätzung auf 100 oder 1000, oder, wenn Alles zuſammenträfe, auf 10,000 ſteigen. — Aber alle Eigenſchaften ohne die Güte des Herzens wären doch nur eine Reihe Nullen. So war die Anſicht zu Rouſſeau's Zeiten; in unſerer aufgeklärten Epoche finden wir die Tabelle ziemlich modificirt und das Geld zu 1, alles Uebrige zu 0 angeſchlagen.

• Walter Scott ſagt in einem Briefe (1821) in Betreff der von Georg IV. geſtifteten Literary-Society: »Laßt uns in einiger Entfernung von einander, und wir werden das Decorum beobachten; zwingt ihr jedoch eine Anzahl von ſolchen Gelehrten in eine Geſellſchaft zuſammen, während dieſelben doch ſo ſehr von einander abweichen in der Politik, im Geſchmack, im Charakter und in den Sitten, und nichts auf Erden gemein aben, als ihre allgemeine Reizbarkeit und einen ſchwarzen Flecken am Finger — was äßt ſich dann anders erwarten, als allerlei Zwiſt, Häkelei, Pasquille, Spottſchriften und Duelle?«

• Erziehung, ſagt Eduard Burke, iſt die wohlfeilſte und zugleich ſicherſte National-Vertheidigung.

Soeben iſt bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in Berlin erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Diebe in Berlin

oder

Darſtellung ihres Entſtehens, ihrer Organiſation, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Gewohnheiten und ihrer Sprache.

Zur Belehrung

für Polizeibeamte und zur Warnung für das Publicum.

Nach praktiſchen Erfahrungen

von

C. W. Zimmermann.

2 Theile. Eleg. broſch. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt des erſten Theiles.

1) Ueber den Sicherheitszuſtand von Berlin, wie er im Allgemeinen iſt.
2) Specielle Gründe über die ſteigende Zunahme des Proletariats und der Verbrechen in der Preuß. Reſidenz.
3) Charakteriſtik und Phyſiognomien der Diebswelt von Berlin im Allgemeinen.
4) Vom baldowerten gewaltſamen Diebſtahl.
5) Vom nicht baldowerten gewaltſ. Diebſtahl.
6) Der Taſchendiebſtahl.
7) Der Markt-, Laden- und Budendiebſtahl.
8) Von den übrigen Diebſtahlsmethoden.
9) Von den Hehlern und vom Verbleibe des geſtohlenen Gutes in Berlin.
10) Von dem Betrug.
11) Größere Verbrechen, Raub u. ſ. w.
12) Die Diebesſprache in Berlin, und
13) Die Spitznamen der Gauner.

Inhalt des zweiten Theiles.

1) Der Dieb in der Stadtvoigtei.
2) Der Dieb im Arbeitshauſe.
3) Der Dieb im Zuchthauſe.
4) Der Dieb in der Strafanſtalt und auf der Strafſection.
5) Der Dieb nach der Entlaſſung. — Polizeiaufſicht. — Prävention.
6) Die preußiſchen Strafgeſetze gegen Eigenthumsverbrechen.
7) Vorſchläge zur Minderung der Eigenthumsverbrechen.
8) Warnung an das Publicum.

Von allen Seiten werden Befürchtungen für die Zukunft, wegen der hohen Preiſe der Conſumtibilien, angeregt. Eine natürliche Folge iſt, daß man jenen verbrecheriſchen Angriffen gegen das Privateigenthum entgegenſieht, welche den Winter von 1842 und 1843 charakteriſiren. Der Herr Verfaſſer der angekündigten Schrift, deſſen frühere amtliche Stellung ihn genau das Terrain und die Proceduren jener Feinde der bürgerlichen Geſellſchaft erkennen ließ, hat ſich veranlaßt gefunden, ſeine Erfahrungen in dieſem bisher noch für das größere Publicum dunkel gebliebenen Gebiete zu veröffentlichen, um nicht blos den Beamten, welchen die Gelegenheit fehlt, durch eigene Wahrnehmungen die Nacktheiten unſeres Lebens kennen zu lernen, einen Fingerzeig, ſondern überhaupt einem Jeden, der noch Etwas zu verlieren hat, einen warnenden Wink zu geben, dadurch, daß die verſchiedenen Machinationen jener Gauner freimüthig aufgedeckt und alle die Myſterien enthüllt werden, durch welche es ihnen bisher gelang und immer noch gelingt, dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen. Daher werden in dem angezeigten Werke, wie der Titel angiebt, die Verhältniſſe, Verbindungen, tactiſche Kunſtgriffe und Eigenthümlichkeiten der Diebe in Berlin bis zu ihrem Entſtehungspuncte zurückgeführt, und von dort aus in den verſchiedenen Branchen der Eigenthumsverbrechen practiſch und geſchichtlich bis zu dem Stadium erörtert, in welchem ſie ſich zur Zeit hier befinden. Die überreichen thatſächlichen Beiſpiele, welche überall als Belege für die Behauptungen des Herrn Verfaſſers angeführt ſind, ſowie die theils direct von ſelbſt ſich ergebenden Vorſchläge zur Sicherung des Eigenthums werden dieſer Schrift gewiß den Erfolg verbürgen, welchen jedes auf das allgemeine Wohl und Beſte berechnete Werk jederzeit zu erwarten hat.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 242. Leipzig, 21. Mai 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Eine Tänzerin.

Novellette von K. Eib.

Von Warſchau nach Wien,
Von da nach Berlin,
Wo geht denn die tolle Reiſe hin?
La, la, la! La, la, la!

Von Wien nach Berlin,
Nach München von Wien!
Da ging die tolle Reiſe hin,
Ha, ha, ha! Ha, ha, ha!

I.

Wie ſie heißt, wollt Ihr wiſſen? Faſt möchte ich's nicht verrathen!
b ihr Name ſo klingt, oder ſo, es muß Euch am Ende ganz gleich
in; — Sennora Lalla will ich ſie nennen.

Ihr habt ſie nie geſehen? O dann bedauere ich Euch, wenn anders
n mächtig brennendes Weiberauge Euch noch entflammen kann! Wirk-
h, ſie iſt ſchön, dieſe Tochter des Südens, ſchön wie die Houri, von
elcher Mohammed ſchwärmt. Ihr Auge iſt mandelförmig geſchlitzt; nur
ten ſchlägt ſie ganz die langen ſeidenen Wimpern auf — dann iſt ſie
ld wie die Löwin, die durch die Ruinen von Memphis jagt, weil man
r ihr Junges entriſſen!

Ihr Haar iſt ſchwarz, dunkelſchwarz, wie das Holz jenes Baumes,
r an den Quellen des Nils wächſt, jenes Baumes, deſſen Schatten die
ger der Wüſte deckt.

Sie iſt kein Frauenzimmer der Proſa, der Theegeſellſchaft — ihr
t, wenn Ihr ſie Euch ſo gedacht. Ich möchte ihr den Beinamen geben:
er Blitz"; ſie würde ihn eben ſo würdig tragen, wie ihn jener präch-
e, mächtige ſeldſchukiſche Sultan trug — — — Sie kann lieben, lieben
t ſüdlicher Gluth; ſie muß ein warmes, flammendes Herz haben; ein
rz, das ſich ſelbſt genug ſein kann in den Zeiten des Schiffbruchs, und
ßig ſich losſagen kann von der Welt und ihren Satzungen — — —

II.

Es war ein dunkles ſtillverſchwiegenes Boudoir, umkleidet von dunkelrother Sammettapete. Ein Tiſch — an ihm ſitzen ſieben Männer und ein Weib — wir kennen die dunkeläugige Sennora!

Was denkt Ihr, was ſie thun? In ſchwankenden Händen halten ſie die langen ſpitzigen Gläſer, aus denen der perlende Schaum des Champagners aufzittert.

— Vive veuve Cliquot! rufen Alle und ſetzen die leuchtenden Gläſer an den Mund, und das ſchöne, junge Polengeſicht dort neben der Sennora neigt ſich zu ihrer Wange herüber und drückt ihr einen langen Kuß auf ihr Antlitz. Sie umſchlingt ihn haſtig mit ihren bloßen, braunen, vollen Armen, die Andern ſehen's und drängen ſich um ſie — —

— Mir auch einen Kuß, Lalla! Mir auch einen!

So lallen ſie. Ich könnte ſie zeichnen, dieſe Geſichter, dieſe weinrothen Faunenzüge. Der Eine muß ein katholiſcher Geiſtlicher ſein: er hat die Tonſur; der zweite trägt eine Brille und hat wenige graue Haare — ich ſollte meinen, ich hätte ſein Geſicht ſchon irgendwo in einem Journale gezeichnet oder irgendwo in einer Gallerie berühmter Schriftſteller geleſen. Lalla erhebt ſich, wirft das ſchwarzlockige Köpfchen zurück und den langen Schleier, den ſie über die Haare gebreitet trägt.

— Macht mir Platz, ihr .....! ruft ſie und ſchwingt drohend ihre Reitgerte über den Häuptern der Anſtürmenden.

Die Gerte ſcheint ihnen wohlbekannt zu ſein, denn Alle ziehen ſich gehorſam zurück. O, ich kenne das Stöckchen! Ich könnte ein Buch ſchreiben über dies Stöckchen und über die Dienſte, die es ihr geleiſtet hat bei Portiers und Miniſtern, bei Journaliſten und Gensd'armen, bei — — —

Allmächtiger Gott, bewahre uns vor der Reitgerte Lalla's! Dieſe Reitgerte, die bei ihr ſchläft und mit ihr ausgeht, iſt aus einem Rhinocerosſchwanze verfertigt und von einem Häuptling der Senegal-Neger der Sennora als pflichtſchuldiger Tribut ihr zugeſendet worden, als Tribut der Dankbarkeit für gratis geleiſtete Liebesdienſte.

III.

— Und ich begreiſe nicht, wie Du überhaupt in dieſe Geſellſchaft gehen kannſt, meine ſchwarze Lalla?

— Das begreifſt Du nicht? Sieh', mich treibt's nach Ruhm und Ehre! Leben und Begrabenwerden, begraben mit allen großen Hoffnungen und Träumen, ohne daß ein Kind kommender Tage Etwas von mir weiß, — der Gedanke iſt vernichtend für mich. Wenn unſere Zeit nicht ſo grau wäre, ſo aſchgrau proſaiſch, Henry, ich wüßte, was ich thäte. Ich würde ein neues Amazonenreich gründen unter den ewigen Palmen am Ganges, oder ſonſt was thun, wobei Einem das Herz friſcher und muthiger ſchlägt, als gewöhnlich. Aber die Zeit hat die Nachtmütze der Vernunft über ihr kahles Haupt gezogen und möchte gern ſchlafen gehen. Da muß ich mich denn an dieſe Journaliſten halten, die mit aufgeblaſenen Backen marktſchreien gehen für den Pfennig; ſie ſollen mich unſterblich machen durch ihre Wochenblättchen.

Und wie die Sennora ſo zu dem ſchönen, jungen Polen ſprach, neben dem ſie ſaß im Boudoir am knatternden Kaminfeuer, lachte ſie ſchmerzlich auf; das flackernde Feuer auf dem Roſte warf einen wilden Schimmer über ihre Stirn — da ſah ſie aus wie eine Verzweifelte.

Henry umhalſte ſie. Sie preßte ſich an ihn. Aber gleich darauf ſtieß ſie ihn von ſich.

— Liebſt Du mich wirklich, Henry? fragte Lalla.

— Dich allein, wie ich Niemand liebe!

Lalla ſtand auf, eilte zum Spiegel, riß ein Kärtchen herunter und gab's ihm.

Henry ward roth; endlich lächelte er bitter und ſagte:

— Lalla, es iſt wahr! Seit heute Morgen bin ich mit ihr vermählt!

— Ich gratulire, Herr Graf, rief Lalla und ſchlug mit der ſchwarzen Reitgerte über das koſtbare Porzellan-Service, das vor ihnen auf dem Paliſander-Holztiſchchen ſtand. Seine Scherben flogen herum.

Henry lachte und ſagte:

— Ich dächte, Lalla wüßte, was eine Heirath zu bedeuten hat.

— Wie, Du liebſt ſie nicht?

— Nie!

— Soll ich Dir's glauben? Sie ſtrich mit der braunen Hand über ſein ſchönes Geſicht. Ich will Dir's glauben, rief ſie dann, ſprang auf und riß das Fenſter auf. Er folgte ihr.

— Sieh' hier, oben im Blau des Nachthimmels den Leuchtenden, den Aldebaran. In Spanien haben ſie's mich gelehrt, wie die Sterne laufen und was ſie verkünden; ſchwör' mir's beim Aldebaran, daß Du ſie nicht liebſt, daß Du mich allein liebſt!

Henry hob den Finger in die Höhe und ſprach:

— Ich ſchwöre!

— Und ich ſchwöre Dir, rief die Sennora, und ihre Hand zitterte heftig und ihr Auge rollte wie das Auge einer Tigerin, ich ſchwöre Dir's, daß ich Dich ewig lieben will und daß ich Rache finden werde, wenn ich erfahre, daß Du ſie liebſt, daß Du ſie je berührſt! Ich ſchwöre Dir's!

Er ſtürmte fort. Sie band den langen, weiten Mantel um — ähnlich, wie ihn der baskiſche Landmann trägt in den Bergen, wo ſie geboren ward — und auf die Locken drückte ſie die faltige, hohe Mütze und warf ſich auf das ſcheue Pferd der Ukraine, das Keiner außer ihr zu bändigen vermochte, und ſtürmte durch die einſamen Thore von Warſchau in die Stille der Nacht hinaus.

IV.

Wir ſind im Theater zu Warſchau. Das Ballet iſt bald zu Ende. Lalla tanzt; es iſt ein Tanz, geſchaffen, um ein Männerherz verrückt zu machen — es iſt der wilde Tanz, durch deſſen Rhythmen das ſpaniſche Feuer, die ſpaniſche Glut pulſt — Lalla raſ't — der Geiſt ihres Volkes kommt über ſie — plötzlich — warum blickt der Kapellmeiſter ſo verlegen nach ihr empor? — die Muſik verſtummt — nur eine Violine folgt in abgeriſſenen Tönen ihren Bewegungen — ein junger Mann ſpielt ſie, deſſen Augen verſengend auf der Tänzerin ruhen — das ganze Orcheſter ſieht ihn fragend an — der Kapellmeiſter ſchlägt ſeine Partitur zu — aus der Couliſſe ſchaut ängſtlich der Maitre de Ballet hervor. — Ich will Euch ſagen, was geſchehen iſt. Lalla hat aufgehört, den Tanz zu tanzen, den das Programm ihr vorgeſchrieben hat; ſie improviſirt und blickt unverwandt auf jene kleine Seitenloge im erſten Range — von den Zuſchauern vermag keiner zu erſpähen, wer drinnen ſitzt — Henry befindet ſich in der Loge; vor ihm ſitzt ein glühend-ſchönes Weib, in reizender, ſchwarzer Tracht, wie die ſtolzen Polinnen ſie lieben — Henry hatte ſich zu ihr hinabgebeugt und auf ihren weißen Alabaſter-Nacken einen Kuß gedrückt, und ſie, ſie hatte ihn freundlich-lächelnd angeſchaut — ihn kümmerte nicht Lalla — er hatte ſie vergeſſen an der Seite ſeines jungen, ſchönheit-ſtrahlenden Weibes — Lalla aber hatte den Kuß geſehen und Henry's glühende Wange, die ſich zu Jener hernieder gebeugt. — — —

Henry flüſterte ſeiner jungen Gemahlin Etwas ins Ohr; ſie erröthete, ſtand auf und legte ihren Arm in den ſeinen; dann verließen ſie die Loge.

— Henry, ſahſt Du nicht, wie Lalla geraſ't? Henry, verſtandeſt Du nicht, was Lalla gemeint mit ihren wilden Bewegungen?

Es war der Tanz der Rache, den ſie tanzte — ihr Auge zuckte wild und ſchrecklich und einſam klang dazu die ſchrillende Violine — Lalla verſchwand hinter der Couliſſe — das Haus klatſchte Bravo und rief ſie — die Violine klang zwiſchen durch mit ſchmeichelnden, bittenden Tönen — Lalla aber erſcheint nicht — aus des jungen Mannes Armen gleitet das Inſtrument und poltert zur Erde — er wird blaß und ſinkt nieder — — —

V.

Es iſt ſtill und ruhig geworden auf den Straßen von Warſchau. — Die Zuſchauer haben längſt das Theater verlaſſen. — Im Boudoir der jungen Gräfin ſchimmert die dunkelbrennende Nachtlampe — ſie iſt nicht allein

— — — — — — — — — — — — — — — — —

da ſchreit Etwas auf im Flure des Hôtels — eine Furie keucht die Treppe hinauf und ſtürzt athemlos in das Boudoir. — Henry ſpringt ihr taumelnd entgegen; eng an ihn ſchmiegt ſich ſein ſchönes Weib.

— Wer biſt Du? will Henry rufen, doch er vermag es nicht — das Auge der Sennora macht ihn zittern. —

— Ich hab' eine Rechnung mit dem Grafen abzuſchließen, ſpricht Sennora zur Gräfin; Entſchuldigung, daß ich zu dieſer Stunde erſcheine, aber es ging nicht anders! Und dabei lachte ſie wild auf und zog ihn mit ſich ins nächſte Gemach.

— Erbärmlicher, ruft ſie, was verſprachſt Du mir? Beim Lichte des Aldebaran, ich will mich rächen!

Sie riß aus dem Buſen einen kleinen Dolch; Henry zitterte.

— Nein, rief ſie und warf den Dolch weg; ich mag nicht Dein Blut, Du feiger Verräther, für Dich iſt dies gut genug. Sie hatte die Gerte in der Hand ... die Gerte, aus einem Rhinocerosſchwanze gefertigt und von einem Negerhäuptling ihr überſandt als pflichtſchuldigen Tribut für gratis geleiſtete Liebesdienſte.

Armer Henry, Du jammerſt mich! — —

VI.

Am andern Morgen war Lalla ſchon abgereiſt. Der junge Muſikus war verſchwunden. Einige Tage darauf fand man in der Weichſel einen Leichnam. — Es war der Muſikus. —

Henry ging mit ſeiner ſchönen Gattin nach Paris. Paris iſt eine große Stadt, wo man Mancherlei vergeſſen lernen kann — daß man einmal eine Heimath gehabt und ein Vaterland — wo man ſeine Träume und Thränen vergeſſen lernen kann und auch, daß man einſt Hiebe mit der Reitgerte bekommen hat.

Der Cotillon.

Von A. Raphael.

I.

Er lag in den letzten Zügen. Die ſchöne Gräfin ſchien außer ſich
a ſein. Knieend lag ſie vor dem Bette ihres ſterbenden Gemahls, der
ie galoppirende Schwindſucht und 30,000 Thaler Jahres-Einkünfte hatte.
äcilie rang die Hände ... in luſtigen Ringen quoll ihr feſſelloſes Haar
er die Schultern hinab ... ſie ächzte, ſchluchzte, ſtöhnte, ſeufzte, klagte,
einte, flehte ... bei Gott! nichts geht doch über ein treues Weib!

Halt! Beinahe hätte ich vergeſſen, Dir zu ſagen, daß Cäciliens
chmerz nur eine diplomatiſche Schminke, eine wohlberechnete Maske war.
er Graf hatte noch nicht ſein Teſtament gemacht; die Gräfin verviel-
ltigte ihre Seufzer, ihre Thränen und Gebete, um — Univerſalerbin
nes bedeutenden Vermögens zu werden. Wie geſagt, nichts geht über
treues Weib!

Das Teſtament war jetzt unterſchrieben und Cäcilie einzige Erbin
ner Reichthümer. Sie warf ſich auf ſein Bett und legte ihre zitternde
nd auf des Gatten kalte Stirn, worauf ſchon der Schweiß des letzten
mpfes ſaß.

— Hector, lieber Hector, laß mich nur noch ein Mal Deine Stimme
en ... ſprich nur noch ein einzig Wort, auf daß ich ſehe, daß Du
h lebſt ...

Der Graf raffte röchelnd die ſterbenden Kräfte zuſammen, um von
Abſchied zu nehmen.

— Mein Ende naht ... bald bin ich jenſeits ... leb' wohl, Cäcilie ...
nke mein!

— Ewig, ewig ... doch wenn Du ſterben mußt, ſo will auch ich
t leben ... Ich habe noch *eine* Bitte an Dich.

— Im Voraus ſei ſie Dir gewährt!

— Wenn Du es kannſt, ſo hole mich gleich nach Deinem Tode von
r Erde ab, die, biſt Du todt, öd' und farblos für mich iſt. Denn was
iebe ohne Dich, mein Hector! Verſprich mir alſo, mich bald von

dieſer freudenloſen Erde abzurufen, damit ich bald, bald mit Dir vereint werde, dort droben in den Sternen.

Der Graf wollte antworten ... der Tod ſchloß mit einem kalten Kuß deſſen Lippen.

Hector war verſchieden ... Cäcilie ließ ihre Maſke fallen. Ein Zug an der Klingelſchnur rief einen ihrer Bedienten herbei.

— Raſch hin zu Herrn Frédéric. Melde ihm den Tod meines Gemahls und lade ihn zu gleicher Zeit zu einem Souper ein. O Weiber, Weiber!!!

II.

Drei Tage ſpäter wurde er beerdigt. Eine Kette von 74 der glänzendſten Equipagen folgte dem Leichenwagen. In dem erſten Staatswagen ſaß Cäcilie, in tiefe Trauer gehüllt, und ihre Bonne, eine 54jährige Gurli aus dem Elſaß, die der jungen Comteſſe in einem Zeitraum von drei Jahren bereits dreiundvierzig franzöſiſche Vocabeln eingetrichtert hatte.

Im zweiten Wagen gähnte Herr Frédéric. Wer iſt dieſer Mann? Welche Frage! Frédéric iſt bisher der Hausfreund des Grafen geweſen und wird, nach deſſen Ableben, wahrſcheinlich Hectors Nachfolger werden.

Er drückte ſich in die Ecke und rechnete, welche Summe er von Cäcilien begehren müſſe, um einſtweilen einen Theil der Gläubiger zu befriedigen, die ihn am meiſten drängten.

Im dritten Wagen lächelte die kleine Fiorina, eine Solotänzerin der großen Oper, die ſeit ſechs Jahren des Grafen Dulcinea geweſen, die ihm während dieſes Zeitraums drei Knaben und ein Mädchen geſchenkt und trotzdem auf dem Theaterzettel noch immer als Demoiſelle Fiorina brillirt. Auch ſie hatte der Graf (in einem Codicill ſeines Teſtaments) reichlich bedacht. Ihr Begleiter war Herr Camille, der Leibrecenſent, mit welchem ſie vor Kurzem einen dreijährigen Lobhudel-Contract abgeſchloſſen hatte.

Der Sarg wurde in die Erde geſenkt. Die Gräfin wußte ſich noch einige Thränen zu verſchaffen und warf dann eine Hand voll Erde auf das Grab; Frédéric folgte ihrem Beiſpiel und war dabei ſehr gerührt.

Auf dem Rückwege fuhr Cäcilie mit Frédéric in dem erſten und die Bonne der Gräfin mit dem Privatſekretär des Grafen in dem zweiten Wagen.

Das Geſicht der Gräfin, das noch vor einer Stunde von Schmerz und Gram umflort war, hatte ſeine Larve abgeſtreift und nahm nun ſeine natürliche Heiterkeit an.

— Dank ſei dem Himmel, daß Hector todt iſt ... Nun ſteht nichts mehr unſerm Glücke im Wege. Frédéric, freuſt Du Dich nicht?

— Ob ich mich freue! Sagt Dir nicht die Thräne, die jetzt in meinem Auge zittert, wie ich mich freue? Cäcilie, Sonne meines Glücks ...

— Frédéric, Stern meines Lebens ... ſie küßten ſich.

III.

Abends war bei der Gräfin großer Ball. Die Gäſte, die hierzu Einladungskarten erhalten, wurden gebeten in Trauer zu erſcheinen. Der Salon der Gräfin war zu dieſem Zweck mit ſchwarzem Flor drappirt; ſelbſt um die Lüſtres, Candelabres und Girandolen wanden ſich, wie um die großen Wandſpiegel, die deren Licht einſogen, leichte, durchſichtige Florhüllen. Die Ball-Damen waren alle insgeſammt ſchwarz gekleidet. Wie ſchön contraſtirte bei Mancher die düſtere Farbe der Trauer mit dem blendenden Weiß des Teints! Die Reizendſte von Allen war Cäcilie. Aus der ſchwarzen Sammetrobe quoll der Schnee ihres Buſens, ihres Nackens, ihrer Schulter hervor. Ein langer Schleier, mit einer Brillantnadel an der Friſur befeſtigt, floß faſt bis zur Erde herab. Wie ſehr ſtach die äußere Trauer von der inneren Freude ab!

Ein Tanz folgte dem andern. Die unermüdlichſte der Tänzerinnen war Cäcilie. Erſt unlängſt hatte ſie ſich mit Frédéric in einen der Nebenſäle zurückgezogen, um dort in ſeinen Armen von den Strapazen des Tanzes auszuruhen, als die Muſik Beide zum Cotillon rief. Das liebende Paar eilt in den Saal zurück ... Der Cotillon beginnt ... man tanzt und tanzt ... ſchon naht der Tanz ſeinem Ende ... Die große Uhr, die über der Gallerie des Orcheſters angebracht iſt, verkündet Mitternacht ... Kaum iſt der letzte Glockenton verhallt, da verfinſtert ſich der Saal, der noch vor einer halben Minute in einem Meere von Lichtern floß. Von ſelbſt ſind alle Lüſtres und Girandolen erloſchen ... die Muſik verſtummt plötzlich ... Cäcilie ſtößt einen furchtbaren Schrei aus ... eine geſpenſterartige Erſcheinung fordert ſie mit ernſten Geberden zu einer Extratour auf ... ſie fühlt ſich von einer eiskalten Todeshand ergriffen ... ſie zittert ... ſie bebt ... und erkennt in dieſem leichenartigen Phantom ihren Gatten ...

— Was willſt Du von mir?

— Deine letzte Bitte erfüllen!

Er ſchlingt ſeine Hände um ihren Leib ... die Erde öffnet ſich ... Cäcilie ſtößt einen Schrei aus.

Und Beide verſchwanden.

Der Mann des Jahrhunderts.

Man ſagt, das ſchaffende Princip in der Welt bedürfe eines Zeitraums von hundert und mehr Jahren, um einen Mann hervorzubringen, der den Beinamen des Großen verdient, und unſer Jahrhundert habe ſeiner Pflicht bereits Genüge geleiſtet, denn es habe ſeinen Napoleon gehabt. Wie denn aber das neunzehnte Jahrhundert bereits ſehr viele ſonderbare und bedeutungsvolle Sachen — wir erinnern nur an das untrügliche Mittel von Marie Keilholz gegen Hühneraugen und das „Volksblatt“ — hervorgebracht hat, ſo ſchuf es noch einen zweiten, eben ſo großen Mann, und dieſer, der Mann des Jahrhunderts, er lebt nicht etwa in Spitzbergen oder am Kap der guten Hoffnung, ſondern in Leipzig; er iſt nicht Kaiſer oder König oder gar Mitarbeiter an der „Zeitung für die elegante Welt“, ſondern er iſt ein Kleiderkünſtler, ein Tailleur, ein Taylor, ja ſelbſt — ich ſage es ohne Furcht vor der Welt und der Leipziger Kramerinnung — er iſt ein Marchand tailleur. Sein Name iſt Samuel Chriſtian Heyer.

Wenn ſich vor vielen Jahren ſieben Städte um die Ehre ſtritten, die Geburtsſtätte des großen Homer zu ſein, ſo ſind es hier vierzehn, welche nach der Ehre geizen, Hoyer's erſten Schrei in ihren Mauern gehört zu haben. Dieſe Städte ſind: Leipzig, Padua, Liebertwolkwitz, Genua, Grimma, Reudnitz, Amſterdam, Stötteritz, Utrecht, Warſchau, Wien, München, Karlsruhe und noch ein Mal Leipzig; aber keiner von allen dürfen wir den Preis zuerkennen, denn die bedeutendſten hiſtoriſchen Studien, welche wir zu dieſem Ende angeſtellt, haben uns ganz andere Reſultate gegeben. Die nachſtehende Mittheilung iſt als der Wahrheit jedenfalls am nächſten kommend zu betrachten.

Samuel Chriſtian Hoyer, dermaliger Schneidermeiſter und Ex-Marchand-Tailleur zu Leipzig, geboren am 31. April 1746, iſt der Sohn der Königin Pomaré von Neuſeeland und des Grafen Hoyer von Mannsfeld. Seine Jugend verbrachte er am Hofe ſeiner Mutter in fröhlichem Spiel mit den Seeländern und Seehunden, — er war die Freude ſeiner Mutter, die, gleich der Dido vom Aeneas oder der Ariadne vom Theſeus, von ihrem Hoyer verlaſſen, ihr ganzes Glück in der Erziehung ihres geliebten Sohnes fand. Die bedeutendſten Gelehrten ihrer Zeit waren ſeine Lehrer; der große Czersky unterrichtete ihn in der Religion; Voltaire brachte ihm alle mögliche Philoſophie bei; Profeſſor Leo in Halle war ſein Lehrer in der Geſchichte. Das Ideal ſeiner Jugend war Alcibiades, bekanntlich einer der größten Tuchhändler in Athen. In ſeinem ſiebenzehnten Jahre zog er ſich, wie uns die Geſchichte von vielen großen Männern erzählt, in die Einſamkeit zurück und verbrachte drei Jahre im eifrigſten Studium in der Pyramide des Cheops, woſelbſt er dem großen Napoleon als der kleine graue Mann erſchien und nicht wenig zur Eroberung von Aegypten beitrug. In Aegypten empfand er auch zum erſten Male die Gewalt der Liebe; er liebte eine reizende Dardanelle, die ihm einen Sohn, Mehemed Ali, gebar, der jetzt als Regent in Aegypten herrſcht. Von hier ab bis in ſein dreißigſtes Jahr fehlen uns alle Nachrichten; ein undurchdringliches Dunkel deckt dieſe Jahre, und es iſt nicht ganz unmöglich, daß er, wie mehrere Hiſtoriker behaupten, jener Mann mit der eiſernen Maske war, deſſen Perſönlichkeit noch immer ein Räthſel iſt. Sucht man den leutſeligen Mann über dieſe Jahre zum Reden zu bringen, ſo verfinſtert ſich ſein Geſicht: ſeine Augen ſtrahlen in wildem Feuer, ſein Bart ſträubt ſich und — er ſchweigt. Ein einziges Mal nur ließ er eine darauf Bezug habende dunkele Redensart fallen, er ſagte nämlich: »In dieſer Zeit habe ich zugeſchnitten!« Ehren wir ſein Schweigen und übergehen wir den Zeitraum bis zu ſeiner Anſiedelung in Leipzig. Hier kaum angekommen, woſelbſt er eine große Kleiderkünſtlerwerkſtatt anlegte, erlangte er bald einen Ruf, wie wenige Künſtler vor ihm ihn hatten. Faſt alle Monarchen der Erde laſſen bei ihm arbeiten, — wie man ſagt, ſoll Louis Philipp es eben nur ſeinen von Hoyer gefertigten Kleidern verdanken, daß ihn noch keine der auf ihn abgeſchoſſenen mörderiſchen Kugeln getroffen hat. Aber den Glanzpunct ſeines Ruhmes erreichte er erſt vor einigen Jahren, wo er als Schriftſteller auftrat. Im Anfange für den Verfaſſer von „Godwie-Caſtle“ gehalten, lehnte er ſpäter die Autorſchaft ab, trat dann raſch aufeinander mit den bedeutendſten Productionen unter ſeinem Namen hervor und errang ſich unſterblichen Ruhm, obwohl auch er nicht unter die Walhallagenoſſen verſetzt wurde. Daß er ſich um die Hand der kleinen Königin von Spanien beworben hat, ſcheint nicht begründet zu ſein, da Herr Hoyer ſeit längerer Zeit glücklicher Gatte und Familienvater iſt. So lebt er denn bald in ſeiner Werkſtatt unter ſeinen hundert und über hundert Arbeitern, die ihn wie ein höheres Weſen verehren, und bald in den Salons; überall iſt er zu Hauſe, überall imponirt er durch ſeine Erſcheinung, überall entzückt er durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, denn er iſt nicht allein der bedeutendſte, ſondern auch der liebenswürdigſte Mann ſeiner Zeit! —*)

Apage Satanas!

Von J. Gottſtein.

I.

Ein Communiſt! ſo ruft Ihr wild
Von jenem feinen Herrn;
O geht uns mit dem Schreckgebild,
O bleibt uns damit fern!

Ein Communiſt, der kleine Mann,
Der Sanfte — mit Vergunſt! —
So lache, wer noch lachen kann,
Denn's Lachen wird 'ne Kunſt.

Wenn Jeder, der 'ne Phraſe dreht,
Auch dächte, wie er ſpricht:
Das wäre ſchon ein And'res, ſeht,
Das fiele ins Gewicht.

II.

Ein Communiſt — im weichen Stuhle
Die faulen Glieder üppig ruh'n,
Dieweil der Arme dreht die Spule,
Speiſt er — und ach, wie zart! — ſein Huhn.

III.

Abends in dem Kaffeehauſe
Oeffnet er die heiße Bruſt,
Spielend mit der Buſenkrauſe
Zeigt er wohl, wie unbewußt.

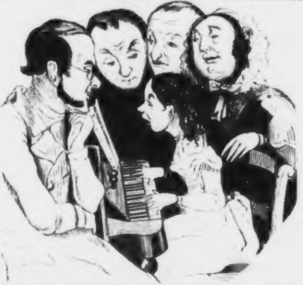
Spricht nur von ſocialen Thaten,
Oft mit Geiſt, Talent und Spott —
Und befiehlt den beſten Braten
Und das ſeltenſte Compot.

Giebt zur Noth auch für die Armen,
Wenn nur in der Zeitung ſteht:
„Herr N. N. hat ſtets Erbarmen,
Wenn zu ihm die Armuth fleht!“

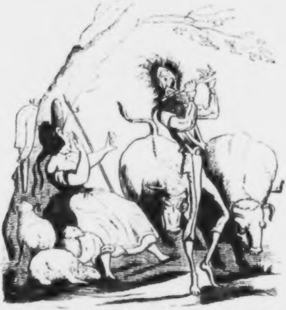
---

*) Aus der ſoeben erſchienenen „Naturgeſchichte der Leipziger Meſſe“. (Leipzig. [illegible])

C. M. D.



Ein junger, hoffnungsvoller Lind-Wurm, der ſeine Verwandtſchaft bis zu Thränen rührt.



Ein Don-Quixote, der durch eine Flöten-Paſſage das Herz ſeiner Dulcinea erweicht.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die vielbeſprochene „Declaration der Rechte“ iſt von 97 Deputirten un-
zeichnet und dabei dem Entwurfe des Freiherrn von Vincke, als dem „entſchiedenern“
r dem des Herrn von Beckerath, der Vorzug gegeben worden.
∴ Der preußiſche Staatsſchatz hat ſich ſeit der Regierung des jetzigen Königs um
Millionen Thaler vermehrt. Wie groß er überhaupt iſt, wird nicht verrathen, um
n Feinden in Oſten und Weſten nicht Angſt zu machen.
∴ Von der auf Befehl des Königs veranſtalteten Pracht-Ausgabe der Werke
iedrichs des Großen iſt der vierte und fünfte Band, welcher die „guerre de sept ans“
thält, erſchienen. In der Vorrede giebt der Herausgeber, Profeſſor Preuß, eine inter-
ante Notiz über die urſprüngliche Form der Handſchrift des königlichen Geſchichts-
reibers, den Titel des Werkes u. ſ. w. Das Teſtament Friedrichs des Großen, das
ſer auf dem Marſche gegen die Ruſſen, nach Aufhebung der Belagerung von Olmütz,
derſchrieb, erſcheint hier zum erſten Male ganz vollſtändig. (Seite 261 und 262 des
rten Bandes.) Es iſt an den Prinzen Heinrich, ſeinen Bruder, gerichtet und aus
üſſau vom 10. Auguſt 1758 datirt.

Breslau. In einer vom Geheimen Kammerrath Boccius veröffentlichten Bro-
re wird die Verfahrungsweiſe zur Tilgung des übermäßigen Brantweingenuſſes ange-
en. »Der Trunkenbold wird in ein Zimmer eingeſchloſſen, wo er alle ſeine Bequem-
keiten hat. Man läßt ihn ſo viel trinken, als er nur will, von einem Gemiſche aus
i Theilen Waſſer mit einem Theile Branntwein. Er bekommt, wenn er daran ge-
hnt iſt, Kaffee und Thee, immer aber mit ein Drittel Branntwein verſetzt. Alles,
s man ihm zum Eſſen giebt, Brot, Fleiſch, Kartoffeln und Vegetabilien im Allge-
inen, wird vorher in der genannten Miſchung von zwei Theilen Waſſer mit einem
eile Branntwein verſetzt, und bringt die Zeit meiſtens mit dem Schlafen zu. Nach
f Tagen will er nichts mehr von dem ſo zubereiteten Eſſen oder Getränke genießen
fleht um reines Waſſer und branntweinfreies Eſſen. Wenn man dann ſeinem Wunſche
hgiebt, ſo wird die Kur ohne Nutzen; ſie muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis das
Trinker nichts mehr von dem mit Branntwein verſetzten Getränke oder Eſſen genießen
n. Er iſt dann kurirt.« Ein herrliches Mittel zur Menſchenquälerei! (Volksſpiegel.)
∴ Das Haupt der ariſtokratiſchen und katholiſchen Partei in Schleſien, Fürſt
hfeld, der erſt voriges Jahr vom Papſt den höchſten katholiſchen Orden erhalten hat,
vom Fürſtbiſchof von Breslau excommunicirt worden. Er hatte die nachgeſuchte Schei-
g von ſeiner Frau, einer Gräfin von Reichenbach, nicht erlangen können, und hat
deſſen ungeachtet mit einer verwittweten Frau von Buch, einer Proteſtantin, vermählt.
∴ Herr von Baerſt will wieder einmal das hieſige Theater abtreten.

Conſtanz Dr. Stromeyer, Redacteur des hier erſcheinenden „Tagesherold“, iſt
28. April plötzlich geſtorben.

Florenz. Der Großherzog von Toscana will allen Fürſten Deutſchlands mit gu-
Beiſpiel vorangehen und in ſeinem Lande die Preßfreiheit einführen. (Ach, warum
t Deutſchland nicht in Toscana!)

Genf. Karl Heinzen erklärt in Bezug auf die von Itzſtein'ſchen Sammlungen für
daß dieſelben nur für ſeine Reiſe nach Amerika beſtimmt geweſen ſeien und er ſelbſt
von den früheren Geldern einen Theil für publiciſtiſche Zwecke verwendet habe. Nie
in Briefen zwiſchen ihm und Herrn von Itzſtein von Verwendung der Gelder zu revo-
onären Zwecken die Rede geweſen.
∴ Am 20. April ſtarb hier J. G. Heß, der ſich unter Anderm durch eine Lebens-
hreibung Zwingli's und ſeine Ueberſetzung der allgemeinen Geſchichte Johannes von
llers bekannt gemacht. Heß, ein geborener Züricher, hat den größten Theil ſeines
ns in Genf zugebracht und war hier eine der einflußreichſten Mittelsperſonen zwiſchen
en deutſchen und franzöſiſchen Landsleuten.

Ghent. Am 27. und 28. Juni findet in unſern Mauern das zweite deutſch-vlä-
che Sängerfeſt ſtatt.

Hamburg. Unſere Journaliſtik hat ſeit dem Anfange Aprils wieder mehrfache
änderungen erfahren. Localblätter ſind: „der Beobachter“, „der Freiſchütz“ und die

„Bergedorfer Eiſenbahn-Zeitung". Der am meiſten verbreitete, in einer Auflage von 6000 Exemplaren erſcheinende „Beobachter" hat in letzterer Zeit durch die Mitwirkung des Herrn Siemens Gercke eine weſentliche Verbeſſerung und Umgeſtaltung gewonnen. Der „Freiſchütz", an welchem Herr Mendelsſohn fleißiger Mitarbeiter iſt, beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Theater-Angelegenheiten. Das Letztere iſt auch das Gebiet, auf welchem ſich die „Eiſenbahn-Zeitung" bewegt. Ein viertes, in dieſe Kategorie gehörendes Blatt, der „Erzähler", früher ein plebejiſches Schmutzblatt, dann unter mancherlei Redactionen in raſcher Aufeinanderfolge Tendenz und Farbe wechſelnd, hat jetzt post varios casus zu erſcheinen aufgehört, indem deſſen letzter Redacteur, B. Heitmann, das „Hamburger Bürgerblatt" (ein auf Koſten des hieſigen Bürgervereins gegründetes Organ) übernommen.

Karlsruhe. Der Rheder A. Bölz in Uckermünde hat Herrn von Itzſtein, als dem Pathen ſeines Schiffes „Adam von Itzſtein", ein treffliches Bild dieſes Schiffes mit der Anſicht von Swinemünde und einem freundlichen Schreiben überſandt, welches unſere Zeitungen mittheilen. Herr Bölz überſendet das Bild Herrn von Itzſtein, damit er, wie er ſich ausdrückt, wenigſtens im Bilde ſchaue, was in Wirklichkeit zu ſehen ihm nicht vergönnt wurde.

Kopenhagen. Die uralte, ſchon vielfach benutzte Ahasverus-Sage hat in dem bekannten Märchen-Dichter Anderſen einen neuen Bearbeiter gefunden.

Leipzig. Saphir ſchreibt in ſeinem „Humoriſten": »Von Oettinger, dem unermüdlich Arbeitenden, iſt ein intereſſanter Aufſatz zu leſen, „Mademoiſelle Mars und ihre Freunde", nämlich Arnault, Chénier und Geoffroy; ein Biſschen aber hat er ſich in dieſem Aufſatz „verhödert", d. h. vergaloppirt, wenn er ſagt: Namen wie Mars und Talma, Charlotte von Hagn und Ludwig Devrient werden ewig leben u. ſ. w. O Eduard, iſt das Dein Ernſt? Und haſt Du unter allen deutſchen Künſtlerinnen keine andere Namen gefunden? Eduard, Eduard! Ich kenne Dir!« (Chacun a son gout! Der Eine liebt Ananas, der Andere Rettige. Aber wenn ich meinem Freunde S. eine kleine Freude machen kann, ſo thue ich's gern. Und wenn alſo wieder einmal eine Mars ſtirbt und ich dann wieder aufgelegt bin, einen Nekrolog zu ſchreiben, dann werde ich ſtatt meines Lieblings, Charlotte von Hagn, ſeinen Liebling, Julie Rettig, nicht vergeſſen. Moritz, Moritz, ich kenne Dir!!!)

∴ Gruß und Brüderſchaft an den ſehr ehrenwerthen „Sir John Falſtaff" wohlgeboren in Grimma. In Nummer 18 Ihres „Wochenblatts für Humor und Satire" befindet ſich, Seite 71, ein Aufſatz, überſchrieben „Rathſchläge, Revolutionen zu dämpfen". Dieſer Artikel iſt ſehr treffend, was uns durchaus nicht wundert, da auf jeder Nummer Ihres Blattes zu leſen iſt: »Jeder gute und treffende Witz u. ſ. w. findet ſchnelle Aufnahme gegen ein Honorar von zehn Thalern.« Der ſehr geehrte Sir John Falſtaff wird nun freundlichſt erſucht, dem Redacteur des „Charivari" mit umgehender Poſt zehn Thaler einzuſchicken, da jene „Rathſchläge" der wörtliche Nachdruck eines Artikels ſind, den E. M. Oettinger vor 17, ſage ſiebenzehn Jahren für ſeinen „Berliner Eulenſpiegel" geſchrieben hat. (Siehe „Confiscirten Eulenſpiegel" 1ſter Band Seite 233—236). Das einzige Wort, das Sir Falſtaff geändert hat, heißt „Schmach", wofür unſer Engliſhman „Hunger" geſetzt hat; rechnet man für dieſe Aenderung 5 Silbergroſchen, ſo erhalte ich noch 9 Thaler 25 Silbergroſchen, worüber ich hiermit gerührten Herzens quittire.

∴ Eine ſteinreiche Lady, die unlängſt in London ihren letzten Seufzer ausgehaucht, hat dem engliſchen Dichter W. 1000 Pfd. St. (faſt 7000 Thaler) hinterlaſſen, weil ſie, wie ausdrücklich in ihrem Teſtamente bemerkt iſt, ſeinen Dichtungen manche Stunde guten Schlafes zu verdanken hatte. Wenn die gute Milady unter uns Nachahmerinnen finden ſollte, ſo würde ihnen die Wahl unter der Maſſe unſerer Poeten keinen Augenblick ſchwer werden. Eine, die ſich für's Drama intereſſirt, würde Herrn Heinrich Laube, Eine, die aus lyriſchen Gedichten ihren Schlaf bezogen hat, Herrn Dr. Haltaus oder Herrn Moritz Hartmann zum Erben einſetzen.

∴ Die Direction eines auswärtigen Theaters hat ſich an einen hieſigen Schriftſteller gewendet mit der Bitte, ihr einen Ober-Regiſſeur zu empfehlen. »Wir brauchen ihn wie's liebe Brod; für den Augenblick alſo wird uns Jeder — mit Ausnahme Ihres Ober-Regiſſeurs Marr — ſehr willkommen ſein.«

∴ Auf unſerm Stadttheater hat ſich ein neues, nach dem Franzöſiſchen bearbeitetes Luſtſpiel „Drei Könige und drei Damen", von Léon Gozlan, überſetzt von Heinrich Börnſtein, ſehen laſſen und eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden, obgleich die Aufführung und namentlich Herr Wagener noch mehr als nüchtern war.

Lemberg. Bei Samber in Gallizien, acht Meilen ſüdweſtlich von Lemberg, iſt ein Salzlager entdeckt worden, das eben ſo unerſchöpflich ſein ſoll, als das von Wieliczka.

(Der Centner Salz zu gewinnen koſtet in Wieliczka 1 Gulden und der Verkaufspreis iſt
5 Gulden.)

London. Der ſogenannte „Sieger von Waterloo“, der gute Herzog von Wellington,
bezieht vom engliſchen Staate ein feſtes Jahresgehalt von 245,000 Thaler, was Tag für
Tag 944 Thaler macht. Außerdem hat er von England mehrere Güter geſchenkt erhal-
ten, die ihm jährlich noch eine kleine Rente von 220,000 Thalern abwerfen, ſo daß er,
Alles in Allem, täglich über 2000 Thaler zu verzehren hat. (Wenn ich nicht Redacteur
es „Charivari“ wäre, ſo möchte ich — vielleicht! — Herzog von Wellington ſein und
wär's auch nur auf ein paar Monate!)

∴ Die Gräfin Mornington hat bei der Polizei um Einweiſung in ein Armenhaus
nachſuchen müſſen, weil ihr Gemahl ihr jede Unterſtützung verweigert. Der Graf von
Mornington iſt ein Neffe Wellingtons und der Stammhalter des Hauſes Wellesley.
Der gute Graf verdient, ob er gleich Wellingtons Neffe, 25 Prügel auf eine Stelle,
te, Anſtandshalber, nicht gut genannt werden kann.)

∴ In Ballinahinch iſt Sir William Martin, Unterhausmitglied für Galway, ge-
orben; er war der Beſitzer eines Gütercomplexes von 60 Miles Länge und 30 Miles
Breite. Seine einzige Tochter, Erbin ſeines großen Vermögens, verſchluckte in der Troſt-
ſigkeit über ihres Vaters Ableben eine Doſis Gift und ſtarb eine Stunde darauf. —
Das Ende dieſer Dame verdient einen Platz in jedem Journale, da bekanntlich nicht
le Töchter ſich den Tod eines Vaters ſo ſehr zu Herzen nehmen, als Miß Martin.
Wenn wir zufällig bei Thränen wären, ſo würden wir unſern ganzen Vorrath auf den
rabeshügel dieſes dankbaren Kindes ausgießen.)

∴ Admiral Davidan Gould, der letztlebende von Nelſons Capitainen bei der Schlacht
n Abukir, iſt in einem Alter von neunzig Jahren ins Jenſeits hinübergeſegelt.

∴ Am 22. April ſtarb hier, in dem vorzugsweiſe durch ſeine Bemühungen entſtan-
nen Muſtergefängniß Pentonville, Sir William Crawford, älteſter General-Inſpector
r britiſchen Gefängniſſe.

∴ Die vom Hilfs-Comite für Irland eingenommenen Gelder haben ſich Ende
ril ſchon auf 400,000 Pfd. St. belaufen.

Orleans. Am 29. April hat unſere Stadt das 418te Jahresfeſt ihrer Befreiung
n den Engländern durch die Jungfrau von Orleans gefeiert.

Paris. Herr und Madame Delamarre (Letztere die einſt berühmte belle Limona-
re im Café Frascati) ſtanden neulich wegen Bankerutts vor Gericht. Es kam bei
ſer Gelegenheit zur Sprache, daß das Kaffeezimmer, in welchem Madame ſitzt, täglich
unter 700 und gewöhnlich 14- und 1500 Frs. einnimmt. Dafür wechſelt die belle
nonadiere auch zwölf Mal täglich die Kleider, geht nie zu Fuß aus dem Hauſe und
einen Livreebedienten, zwei Hausmädchen und eine Geſellſchaftsdame. Das Gericht
die Dame frei, verurtheilte aber ihren Gemahl zu einem Jahre Haft.

∴ Der öſterreichiſche Botſchafter, Graf Appony, iſt, an die Stelle des unlängſt
orbenen Miniſters von Weyland, faſt einſtimmig zum Präſidenten des deutſchen Hilfs-
eins erwählt worden, eine Wahl, die dieſem Inſtitute von großem Nutzen ſein wird.

∴ Die Geſellſchaft zur Unterſtützung heruntergekommener dramatiſcher Schriftſteller
Componiſten hat, unter Herrn Viennets Vorſitz, ihre Jahres-Verſammlung gehalten.
dem Bericht geht hervor, daß im vorigen Jahre 95 Perſonen theils durch einſt-
ige Spenden, theils durch Penſionen unterſtützt worden ſind, und daß die Geſellſchaft
erdem 1523 Francs für die Loire-Ueberſchwemmten beigetragen hat.

∴ Félicien David, der Componiſt der „Wüſte“, hat den Orden der Ehrenlegion
lten.

∴ Das Variétés-Theater hat ein neues vieractiges Vaudeville, „Léonard le per-
ier“, von den Herren Dumanoir und Clairville, aufgeführt. Der Held des Stückes
jener Glückliche, welcher eine der Maitreſſen Ludwigs XV., Madame Dubarry, fri-
ind außerdem gar nicht unintereſſante Denkwürdigkeiten über dieſe Dame hinterlaſſen
Die Hauptrolle, von Bouffé dargeſtellt, hat dem luſtigen Dinge reichen Beifall
afft.

∴ Das Théâtre français hat ein neues Luſtſpiel in Verſen, betitelt „l'amour
re d'auteur“, von einem Herrn Numa Jautard, zur Aufführung angenommen.

∴ In der „Vigie de Morbihan“ proteſtirt der Nachrichter Ganié, der die Executio-
n Buzançais vorgenommen hat, gegen den ihm von den Journalen beigelegten Na-
„Henker“ (bourreau): er ſei „Vollzieher der Criminalurtheile“, und nur laſter-
Perſonen, die ſich ſelbſt vor den Strafen und Hinrichtungen fürchten, geben ihm
ſteren Namen, während alle „wohlerzogene“ Perſonen ihn „exécuteur des juge-

ments criminels“ nennen. Das erinnert an den aus ähnlicher Urſache entſtandenen Prozeß des Scharfrichters Samſon in Paris gegen Camille Desmoulins. Der Letztere wurde vom Tribunale freigeſprochen, aber ein Jahr ſpäter bekam ihn Samſon doch unter das Meſſer ſeiner Guillotine.

Peſth. Das „Peſti Hirlap“ giebt die Statiſtik der hier erſcheinenden politiſchen Zeitungen folgendermaßen an: Das „Peſti-Hirlap“ giebt 3423, die „Peſther-Zeitung“ 2995, der „Hirado“ 2335 und der „Jelenkor“ nahe an 1000 Exemplare aus.

∴ Der „Hirado“ theilt folgendes, höchſt charakteriſtiſches Geſpräch zweier reicher Bürger mit. A. Haben Sie ſchon den neueſten Roman des Schriftſtellers X. gekauft? — B. Ich kaufe ihn nicht, weil die Zeitungen über den ſchlechten Abſatz dieſes Werkes geklagt haben, es folglich wohl auch ſchlecht ſein muß. — A. Aber die Gedichte des Herrn Z. haben Sie doch ſchon gekauft? — B. Wozu? Die Zeitungen verkündigen den enormen Abſatz dieſes Buches, da bedarf es nicht erſt meiner Theilnahme. (Die Moral wird der Leſer leicht herausfinden.)

∴ Der Agramer Theater-Director ſucht „deutſche Schauſpieler“, welche kroatiſch, ſlavoniſch, dalmatiſch und ſerbiſch ſprechen. Die wird er leicht finden; aber ſollte er einmal deutſche Schauſpieler ſuchen, die „deutſch“, d. h. ein gutes Deutſch ſprechen, dann wird der arme Teufel lange ſuchen müſſen!

Petersburg. Der ehemalige Herausgeber des „ruſſiſchen Boten“ (Russkij Westnik), Sergius Glinka, iſt hier, 72 Jahre alt, geſtorben.

Prag. Es iſt jetzt entſchieden worden, daß den Jeſuiten der Aufenthalt in Prag nicht geſtattet wird: der Verfaſſer einer Flugſchrift gegen die Jeſuiten, Herr Arnold, iſt aber in Prag verhaftet worden. Eine Bittſchrift für die Jeſuiten hat die Regierung ſelbſt beſeitigt.

∴ Am 16. April ſtarb im hieſigen Krankenhauſe, wohin er auf eigenes Verlangen gebracht wurde, Herr Ladislaus Tarnowski, der Redacteur der „Prager Zeitung“, im Alter von 36 Jahren. Er war von Geburt ein Schleſier und führte die Redaction der Zeitung faſt bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens. Noch zwei Stunden vor ſeinem Tode hatte er die Correctur eines ſeiner Aufſätze beſorgt. Herr Tarnowski war auch als Romanſchriftſteller nicht unbekannt.

Rom. Rom hat bekanntlich im Jahre 1842 ſeine ſchönſte Eiche, die Taſſo-Eiche, durch einen Sturm verloren. Im Jahre 1843 verlor es ſeine ſchönſte Pinie in dem Garten Colonna durch einen Blitzſchlag, in dieſem Oſterfeſte die prachtvolle, über 100 Fuß hohe und angeblich 500 Jahre alte Palme im Kloſtergarten von S. Giovanni e Paolo auf dem Monte Celio durch einen Windſtoß.

Stockholm. Die Wiſſenſchaft hat den Verluſt des Profeſſors Eric Guſtav Geijer zu beklagen. Der Tod dieſes berühmten Gelehrten iſt ein um ſo größerer Verluſt für die Wiſſenſchaft, da der Verſtorbene viele wichtige Geſchichtswerke unvollendet hinterlaſſen hat.

Turin. Am 18. April ſtarb hier, in einem Alter von 72 Jahren, der berühmte Schriftſteller Alberto Nota, Anfangs Advocat in ſeiner Vaterſtadt Turin, ſpäter Sekretär des Herzogs Albert von Carignan und, als dieſer den ſardiniſchen Thron beſtieg, General-Intendant der Provinzen Pignerol und Coni. Mehr noch als durch ſeine politiſche Wirkſamkeit zeichnete er ſich durch ſeine dramatiſche Wirkſamkeit aus. Nota galt ſeit Goldoni's Tode für den beſten Luſtſpieldichter Italiens. Manche ſeiner Stücke haben ſich, bearbeitet von dem verſtorbenen Theaterdichter Carl Blum, auch auf deutſchen Bühnen eingebürgert, und ſelbſt Frankreich hat viele Luſtſpiele des italieniſchen Scribe benutzt. — Aber nicht blos wegen ſeines Geiſtes, auch wegen ſeines Charakters ſtand Signor Nota in der allgemeinſten Achtung.

Wien. Am 30. April iſt der Erzherzog Carl an den Folgen einer Entzündungs-Krankheit im 76ſten Jahre ſeines Alters geſtorben. Die Theilnahme iſt allgemein. Als Menſch und Vater war der Verewigte einer der Edelſten. Ritterlich in allen ſeinen Handlungen und feſt in ſeinen Entſchlüſſen, mag er ſich nur in einer Wahl ſeiner Umgebung geirrt haben, allein ſelbſt die Beharrlichkeit, mit der er ſich in dieſer Wahl, ſelbſt dem regierenden kaiſerlichen Bruder gegenüber, benahm, verdient geachtet zu werden. — Sein Nachfolger in den großen Majorats-Gütern der albertiniſch-ſächſiſchen Erbſchaft iſt der Erzherzog Albrecht, commandirender General von Nieder-Oeſterreich.

∴ Oeſterreich reſp. Herr Metternich ſoll Preußen den Antrag gemacht haben, durch gemeinſchaftlichen Bundesbeſchluß die früheren vom Bundestag erlaſſenen Beſchlüſſe

iber die Preſſe und die Cenſur aufzuheben und jedem Fürſten anheim zu geben, was
ür Geſetze er für ſein Land in dieſen Angelegenheiten geben wolle. — Das iſt zwar
edruckt zu leſen, doch bitten wir den Leſer, ſich vor der Hand in ſeiner Freude zu
näßigen.
(Dorf-Zeitung.)

∴ Herr von Hammer-Purgſtall arbeitet an einer Lebensgeſchichte des berühmten
hleſl, der als Premier-Miniſter unter Kaiſer Matthias mehr als drei Decennien lang
faſt unumſchränkter Gewalt die Geſchicke Deutſchlands leitete und der Politik der öſter-
richiſchen Erblande eine Richtung gab, die bis auf den heutigen Tag mit eiſerner Con-
quenz verfolgt wurde. Man erwartet von dem Verfaſſer die intereſſanteſten Aufſchlüſſe
er die Entwickelung des Ständeweſens, wie über die Staats- und Kirchengeſchichte
s 16ten und 17ten Jahrhunderts.

∴ Der bekannte Poſſendichter Friedrich Kaiſer hat für das Theater an der Wien
n neues Luſtſpiel geſchrieben. Es heißt „Zwei Piſtolen" und wird, wenn er anders gut
laden hat, mit ihnen keinen Schuß ins Blaue thun.

∴ Das Schreier'ſche Affentheater ſcheint jetzt faſt mehr Anziehungskraft als das
urgtheater zu haben. Die vierfüßigen Mimen haben auf das Publicum ſo tiefen Ein-
uck gemacht, daß man der Dame Pompadour — der Fanny Elsler dieſer Geſellſchaft —
lumen zugeworfen hat. Kurz, es herrſcht ſo viel Enthuſiasmus im Saale, daß Manche
vergeſſen ſcheinen, daß ſie nur in einem Affentheater ſind. (Wir für unſern Theil be-
riſen dieſen harmloſen Jubel; auch uns iſt ein gut dreſſirter Affe lieber als ein ſchlecht
eſſirter Komödiant.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Kaiſer Karl V. bediente ſich der Deviſe: a. e. i. o. u. Lamberius ſchrieb in
„Diarium cellense" darüber einen Commentar, worin er 150 verſchiedene Aus-
ungen dieſer fünf Buchſtaben mittheilt. Die beſte, wenn auch nicht die richtigſte, lau-
Austriacorum est imperare orbi universo (Oeſterreich muß die ganze Welt be-
rſchen).

— Vor dreißig Jahren ließ die bekannte Schwärmerin Juliane von Krüdener eine
itung für die Armen" erſcheinen mit der Bemerkung, »die Armen erhalten dieſe Zei-
g umſonſt, theilen ſie gegen Speiſe den Reichen mit und beten für dieſe.« — Von
r Armen-Zeitung erſchien aber nur Eine Nummer, datirt vom 5. Mai 1817; als
tto iſt eine Stelle aus Jeſaias Capitel 61, Vers 1 – 3 vorgeſetzt. In einer Einlei-
g vertröſtete ſie die Armen auf das Reich Gottes und kündigte die Strafgerichte an,
demſelben vorangehen.

— Die ſchönſte Grabſchrift, die auf den Schöpfer der deutſchen Reformation ge-
t worden iſt, lautet kurz und bündig:

»Martinus Lutherus
in terra notus,
Et coelo et inferno.«

aſſer derſelben iſt — Friedrich von Schiller.

Treffer und Nieten.

* Ein deutſcher Schriftſteller ſagt: »Wollt Ihr wiſſen, wohin die Liebe führt, ſo
t im Geſetzbuch das Capitel über — Eheſcheidung auf.«

* Ein franzöſiſches Journal ſchreibt: Die Unterhaltung von ehemals findet ſich jetzt
nds mehr, »on bavarde, on babille, on cancane, on caquete, on parle, mais
cause plus.«

* Ein Hund, von dem man weiß, er beißt, iſt zehn Mal beſſer als ein falſcher
ſter.

Anzeige.

Geſundheitsrückſichten treiben mich nach dem Bade. Während mei-
vierwöchentlichen Abweſenheit wird einer meiner Mitarbeiter, Herr
Dorn, die Redaction des „Charivari" führen.

Leipzig, am 11. Mai 1847.
E. M. Oettinger.

Jede Woche erſcheint:

Kasperle im Frack.

Humoriſtiſch-ſatyriſche Zeitſchrift
mit Illuſtrationen.

Preis des Jahrganges von 52 Nummern (à 1—2 Bogen) mit 4—500 Illuſtrationen (**Original-Karrikaturen** und **Bilderwitze**) 5⅓ Thaler = 8 Fl. Conv. = 9 Fl. 36 Kr. Rhein.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Poſtämter an, durch welche auch fortwährend **Probenummern gratis** zu erhalten ſind.

Inſertionsgebühren für die geſpaltene Zeile oder Raum 2 Ngr.

Renger'ſche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Morgengruß
an
# die Preußen.
Sechs Gedichte
von
Karl Knorren.
Broch. Preis 7½ Ngr.

Hannover. Im Verlage von A. L. Pockwitz iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Henning der Hahn. Seitenſtück und Schluß des „Reineke der Fuchs". Nach dem Altdeutſchen des ſechzehnten Jahrhunderts metriſch bearbeitet von Ernſt Rommel. Mit vier Original-Zeichnungen. Broch. Preis: 12 Ggr.

Zum erſten Male erſcheint eine treue und zeitgemäße Bearbeitung und Uebertragung dieſes komiſch-ſatiriſchen Heldengedichtes, über deſſen Werth das Urtheil aller Sachverſtändigen nur günſtig lautet, wie denn unter Anderm der rühmlichſt bekannte Dr. Scheller, in ſeiner „Saſſiſchen Bücherkunde", es ein „ſehr witziges Gedicht" und eine „vortreffliche Fabel" nennt. Nicht allein aber macht dieſes Buch als ein für ſich abgeſchloſſenes Werk auf allgemeines Intereſſe gegründeten Anſpruch, ſondern es wird auch als Supplement zu jeder Ausgabe des „Reinecke Fuchs" willkommen ſein, indem es die Geſchichte des Fuchſes bis zu deſſen Tode fortführt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 243. Leipzig, 28. Mai 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
ährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
hmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Ida.

Eine Reſidenzgeſchichte von Adolph Carl.

1. Im Kerker.

Vom Thurme hallen dumpf die Glockenſchläge der zehnten Stunde.
an hat mir heut Lichter gegeben und Schreibmaterialien, auch eine
aſche mit feurigem Burgunder ſteht vor mir auf dem Tiſche. Ich habe
Alles dies gebeten, denn ſchlafen kann ich dieſe Nacht doch nicht,
ßer Gott, es iſt ja meine letzte Nacht!
Die letzte Nacht! — Fürchterlicher Gedanke! — Morgen ſoll ich
s Leben verlaſſen, und doch bin ich ſo jung noch, ſo kräftig und ge-
d! Morgen ſoll ſich der Geiſt vom Körper trennen, morgen ſoll ich
tt, dem Gerechten, gegenübertreten, um Rechenſchaft abzulegen über
meine Thaten, ja über meine Gedanken. Aber giebt es denn einen
tt? Giebt es eine Belohnung für die Tugend, eine Strafe für Laſter
Verbrechen nach dem Tode? Tage, Wochen lang durchfiebert mich
er Gedanke; ich ſtrenge alle Kraft meines Geiſtes an, um dieſe furcht-
wichtige Frage zu löſen; aber immer vergeblich! Alle Gründe der
loſophie habe ich aus meinen Studienjahren wieder hervorgeſucht, um
zu beweiſen, daß es keinen Gott, keine ſtrafende Gerechtigkeit nach
Tode gäbe, und dennoch ſagt mir mein innerſtes Gefühl, daß dies
s nur Trugſchlüſſe ſind, dennoch ruft mein Gewiſſen mir in jeder
nute mit furchtbar überzeugendem Tone zu: »Es giebt einen Gott!
giebt eine ſtrafende Gerechtigkeit, und ſie wird Dich verdammen!
haſt die Gebote des Höchſten übertreten, Du haſt das Blut Deines
hſten vergoſſen, Du wirſt gerichtet, Du wirſt verdammt werden!«
O, der Gedanke iſt gräßlich! Keine Hoffnung auf Leben, keine
nung, mein Verbrechen ſühnen zu können, und die ſchreckliche Ge-
eit, im ewigen Leben verdammt zu werden!
Aber wenn nun doch die Philoſophie Recht hätte? Wenn es doch
n Gott gäbe, wenn die Seele ſtürbe mit dem Körper, wenn ſie ſich
ihm auflöſte in unzählige Atome, in ewige Vernichtung, wäre das

denn ein Troſt, vermöchte ich dann ruhiger dem nahen Tode entgegen zu gehen? O nein, das wäre noch furchtbarer! Der Gedanke allein an eine ewige Vernichtung, an eine Auflöſung in das Nichts, macht meine Pulſe ſtocken, und kalter Schauer durchrieſelt meine Adern. Nein, leben, nur leben, und wäre es auch unter den furchtbarſten, gräßlichſten Qualen!

Es giebt einen Gott, es muß einen Gott und ein ewiges Leben geben!

* * *

Ich hatte die Feder niedergelegt; meine zitternde Hand vermochte ſie nicht länger zu führen; jetzt bin ich ruhiger geworden und ergreife ſie von Neuem, um für Dich, Ferdinand, meinen liebſten, meinen einzigen Freund, die Gedanken niederzuſchreiben, die in dieſer furchtbaren Nacht mein Hirn durchzucken. Noch ein Mal komme ich auf die Frage zurück, die heut meine ganze Seele beſchäftigt, auf die Frage: Giebt es ein ewiges Leben?

Ich war Arzt, Du weißt es, ich war Naturforſcher, und mein Name iſt unter den Gelehrten mit Auszeichnung genannt worden. Oft habe ich in nächtlichen Stunden, wenn der Geiſt ſich frei und ungehindert dem tiefen Nachdenken überlaſſen konnte, nachgeſonnen über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Körper, und damals empfing ich die volle feſte Ueberzeugung, daß die Unſterblichkeit der Seele nur ein ſchönes Märchen ſei, von unſern frommen Vorfahren uns überliefert, und von uns in glücklicher Selbſttäuſchung gern geglaubt. Ich war damals jung, kräftig und geſund, der Tod ſchien viele, viele Jahre von mir entfernt zu ſein, und an ihn zu denken erſchien mir als eine grenzenloſe Thorheit. Noch belaſtete keine Blutſchuld meine Seele, noch hatte ich nicht die ſtrafende Gerechtigkeit im ewigen Leben zu fürchten, ich konnte alſo damals den Gründen der Philoſophie Gehör geben, ohne daß das mahnende Gewiſſen mit furchtbarer Stimme meine Vernunftgründe übertönte; aber jetzt? — Jetzt freilich iſt es anders, die Zeiten haben ſich geändert.

Doch genug hiervon, ich will jetzt nicht an mein nahes, ſchreckliches Ende denken; ich will Dir, mein theurer Ferdinand, mit kurzen Worten die Geſchichte meines Lebens erzählen.

Jahre ſind dahin gegangen, ſeitdem wir, zwei fröhliche, lebensluſtige Jünglinge, in Jena zuſammen ſtudirten, und in inniger Freundſchaft vereint daſſelbe Zimmer, dieſelben Vergnügungen theilten. Wir haben uns ſeitdem nicht geſchrieben, denn das Leben hat uns getrennt durch wichtige Geſchäfte und ernſte Ereigniſſe; aber ich weiß, ich fühle es, daß mein Andenken in Deinem Gedächtniß noch mit eben ſo friſchen, glühenden Farben ſtehen muß, wie Deine Geſtalt mir jetzt vorſchwebt; Du ſollſt daher dieſe meine letzte Beichte empfangen, Dir will ich erzählen, wie ich zum Mörder wurde, um Deinetwillen will ich die alten, noch nicht verharſchten Wunden wieder aufreißen. Ich weiß es, Du wirſt um mich weinen, Du wirſt mich nicht verdammen!

Ein Jahr hatte ich Jena verlaſſen, war ich von Dir getrennt, und übte in Berlin als practiſcher Arzt die Heilkunde. Ich wohnte bei meinem Vater; aber ich kam wenig mit ihm zuſammen, denn, Du weißt es, er war ein grilliger alter Mann, der trotz ſeines in jeder Beziehung vorzüglichen Charakters doch kein angenehmer Geſellſchafter für einen ſo lebensfrohen Jüngling, als ich, war. Mein Vater hatte es ſich zum

rundſatz gemacht, mich meinen eigenen Weg gehen zu laſſen, und ſo
erließ er mich denn meinen Vergnügungen, dem Umgang mit meinen
reunden, indem er ſich nur damit begnügte, mich von Zeit zu Zeit zu
arnen vor Denen, welche ſein ſcharfer Blick, ſein durchdringender Ver-
and für unwürdig erkannt hatte; er hoffte, daß ich dann mich von
nen zurückziehen würde, er wußte, daß wenn ich erſt ausgetobt hätte,
von ſelbſt auf den glatten, ebenen Weg zurückkehren würde, den Ver-
nſt und Moral dem Manne vorzeichnen. Ich war zu dieſer Zeit mit
nem talentvollen, jungen Maler bekannt geworden, deſſen geiſtreicher
ngang mich intereſſirte, und der in mir ein neues Leben für die Kunſt,
lche ich bisher wenig gekannt hatte, erſchloß. Wallbrühl war ein
ßerſt talent- und geiſtreicher Menſch, der im höchſten Grade die
nſt verſtand, ſich beliebt bei Jedermann zu machen, und deshalb um
gefährlicher für einen Jüngling meines Alters wurde, weil er ſeine
moraliſchen, ſchädlichen Grundſätze unter einem einnehmenden Aeußern,
ter einer hinreißenden Liebenswürdigkeit verbarg. Er wurde bald mein
ter Freund, mein einziger Umgang, obgleich mein Vater, welcher den
gen Mann durchſchaute, mich mehrfach vor ihm warnte; ich aber hielt
Widerwillen meines Vaters gegen Wallbrühl für eine Grille, und
mich täglich mehr einem Umgange hin, der mir immer intereſſanter
genußreicher wurde.

Eines Tages beſuchte ich Wallbrühl und fand ihn fleißig arbeitend
einem Portrait, welches ein wunderbar reizendes Mädchen vorſtellte.
unend in dem Anblick dieſer engelgleichen Schönheit verloren, blieb
hinter meinem Freunde ſtehen, und ſchaute ihm, der eben nur noch
letzten Pinſelſtriche an ſeiner Arbeit machte, zu. Wallbrühl ſtand auf,
te Pinſel und Pallette fort und trat zu mir, indem er gleich mir ſein
endetes Kunſtwerk, auf welches er Urſache hatte ſtolz zu ſein, be-
htete.

— Nun, Otto, fragte er, indem er mir forſchend ins Geſicht ſchaute,
gefällt Dir das Bild? Aehnlich iſt es; aber wie iſt es gemalt, wie
gefaßt? Deine wahre Meinung, Freund, keine Schmeichelei!

— Ich ſtand in tiefes Sinnen verloren, meine ganze Seele war
gezaubert in meinen Blick auf dies wunderliebliche Antlitz. Zwei Mal
gte Wallbrühl fragen: ehe ich wieder zum Bewußtſein, zur Beſinnung
achte.

— Du fragſt mich noch? entgegnete ich ihm. Wunder, wunderbar
n iſt dieſes Engelsangeſicht, Du haſt ein Meiſterwerk der Kunſt ge-
rt! Nie hätte ich mir träumen laſſen, daß es ſolche Schönheit gäbe!

— Du ſchwärmſt, lieber Otto! entgegnete Wallbrühl, mich auslachend,
m er mich mit einem eigenthümlich forſchenden Blick, der bis in die
rſte Tiefe meiner Seele zu dringen ſchien, betrachtete. — Nun, fuhr
ach einer Pauſe fort, wenn dies Bildchen Dich in ſo hohem Grade
ückt, wie würde Dir erſt das Mädchen ſelbſt gefallen!

— Noch ſchöner, das iſt unmöglich!

— Du magſt Dich ſelbſt davon überzeugen, wenn Du anders Luſt
haſt. Es iſt dies das Portrait einer entfernten Couſine von mir,
ich glaube wohl, es wagen zu können, Dich bei Ida Bruckner und
Mutter einführen zu können. Was meinſt Du dazu?

— Wie, Wallbrühl, ich ſoll dieſen Engel kennen lernen? jubelte ich laut auf. — Du willſt mich zu ihr führen? Wie könnte ich Dir das je vergelten!

— Ah, bah! lachte Wallbrühl; was thut man nicht für ſeine Freunde. Du kannſt gleich mitkommen.

Freudig folgte ich dem jungen Maler, der mich zu ſeiner Tante führte. Ich wurde von ihr mit großer Zuvorkommenheit empfangen, und auch die reizende Ida, welche in der That ſelbſt noch ſchöner als ihr Portrait war, empfing mich äußerſt freundlich. Ein lebhaftes, intereſſantes Geſpräch war, wie überall wo Wallbrühl ſich deſſen annahm, ſchnell im Gange, und kaum ſaß ich eine Stunde in dem traulichen, beſcheidenen Stübchen, als ich mich daſelbſt heimiſch fühlte. Jeder Zwang war vom erſten Augenblick an verbannt aus der Unterhaltung, muntere Scherze würzten das Geſpräch, und die liebliche Ida trug nicht wenig dazu bei, es für mich reizend und angenehm zu machen. Mein Blick haftete fortwährend wonnetrunken auf dem ſchönen Mädchen, oft hörte ich kaum auf die Unterhaltung, ſo ſehr war ich verſunken in das Anſchauen dieſer wunderlieblichen Schönheit. Ida ſchien die Bewunderung, welche ich ihr zollte, wohl zu bemerken und eben nicht unzufrieden damit zu ſein, denn oft ſuchte ihr tiefblickendes, ſchwarzes Auge das meinige, und ein liebliches Lächeln umſchwebte dann ihren ſchönen, edelgeformten Mund. Sie unterhielt ſich viel mit Wallbrühl, der überhaupt mit ſeinen Verwandten in einem außerordentlich innigen Verhältniß zu ſtehen ſchien, und oft durchzuckte ein bitteres Gefühl meine Seele, wenn ich ſah, wie Ida meinen Freund mit einem faſt zu liebevollen Lächeln anredete.

So verging der Abend unter Wonne= und Qualen; es ſchlug zehn Uhr, und Wallbrühl brach auf, ich mußte natürlich folgen; erhielt aber beim Abſchiede ſo herzliche Einladungen, bald, recht bald wiederzukommen, daß ich mich über die Trennung getröſtet fühlte. Wonneberauſcht verließ ich das kleine Haus und ging ſchweigend neben meinem Freunde her, der vergeblich verſuchte, ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Ich hörte ſeine Worte nicht, denn alle meine Gedanken waren zurückgeblieben in dem kleinen traulichen Zimmer; das Bild der reizenden Ida ſchwebte meiner Seele vor; ich rief jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung von ihr in mein Gedächtniß zurück. Wohl fünf Minuten mochten wir ſo fortgegangen ſein, da blieb Wallbrühl plötzlich ſtehen, ergriff mich bei den Schultern und ſagte, mich unter lautem Lachen tüchtig ſchüttelnd:

— Es iſt ja wahrlich mit Dir gar nicht mehr auszukommen, Otto. Da ſchwatze ich nun ſchon ſeit fünf Minuten in Dich hinein, rede mich heiſer und Du gehſt neben mir her mit einem ſo ſelig verklärten Geſicht, als ob Du eben aus dem Himmel kämſt. Du lächelſt ein Mal über das andere entzückt; aber eine Antwort bekomme ich auf alle meine Fragen nicht, denn Du hörſt mich ja nicht einmal. Ich glaube gar, Menſch, Du biſt ſchon jetzt in meine Couſine verliebt! Sei aufrichtig, Otto, geſtehe es, habe ich nicht Recht?

— Verliebt! rief ich ärgerlich, denn dieſes Wort, welches ich früher ſo häufig gebraucht hatte, klang mir in dieſem Augenblick gemein; es ſchien mir, als entwürdige es das Gefühl, welches in meinem Herzen ſchon feſte Wurzel gefaßt hatte.

— Nun ja, verliebt, entgegnete Wallbrühl lachend; ich weiß nicht,
vie Dich das ärgern kann, denn ich dächte, Ida wäre doch wohl ein
Mädchen, in welches ſelbſt ein Mann von Geſchmack ſich verlieben kann,
ohne daß er ſich deſſen zu ſchämen braucht. Alſo warum ärgerſt Du
Dich über meine Frage?

— Ich ärgere mich nur über das Wort, welches Du gebraucht haſt,
iber das Wort, welches die edelſten, heiligſten Gefühle, die das Menſchen-
erz auszuſtrömen vermag, hinabzieht in den Staub der Gemeinheit. Ich
iebe Ida, ich bete dieſes hehre, herrliche Weſen an; ihr gehört von dem
lugenblick an, wo ich ſie zuerſt ſah, jeder Pulsſchlag meines Herzens,
eder meiner Gedanken. Ja, ich liebe Ida, mit allem Feuer, aller Gluth,
eren die menſchliche Seele fähig iſt, ich liebe ſie und werde ſie ewig
eben!

— Du biſt ja ganz in Extaſe! Ich fürchte nur, dies plötzliche
euer wird nicht lange währen, denn es iſt zu ſchnell entſtanden, um
auerhaft zu ſein. Das iſt aber vielleicht recht gut, denn was würde
ein alter, grämlicher Vater ſagen, wenn er erführe, daß Du ein blut-
rmes Mädchen von niederm Stande liebſt, denn Du mußt wiſſen, Ida's
ater war Kanzleibote. Wenn ich Dir rathen ſoll, guter Otto, ſo er-
icke dieſe Leidenſchaft im Keime, denn ſo viel ich weiß, biſt Du darauf
ngewieſen, einſt ein wohlhabendes Mädchen zu heirathen, wenn Du Dei-
n Gewohnheiten gemäß fortleben willſt. Ich rathe Dir alſo, laß den
eutigen Beſuch den erſten und einzigen bei meiner Tante ſein!

— Willſt Du, daß ich das Licht der Sonne entbehre; willſt Du,
aß ich untergehe in wilder Verzweiflung. Nein, nimmermehr! Das
ben erſcheint mir farblos ohne Ida; ſie allein vermag Glanz und Licht
das Dunkel zu werfen, welches meine Seele umnachtet bei dem Ge-
nken, daß ich ſie nicht wiederſehen ſolle.

— Du ſchwärmſt, Freund, entgegnete Wallbrühl; Deine Leidenſchaft
ird ſo ſchnell erlöſchen, als ſie entſtanden iſt. Es thut mir wahrhaft
d, daß ich Dich in das Haus meiner Tante eingeführt habe, denn ich
rchte, Du wirſt den ſtillen Frieden dieſer Familie ſtören, welche bisher
ar ärmlich, aber doch vermöge meiner Unterſtützung glücklich gelebt
t. Mir liegt in dieſem Falle eine doppelte Pflicht ob, erſtens die Pflicht
r Freundſchaft gegen Dich, und zweitens die Pflicht des Verwandten
gen Ida. Beide gebieten mir, das Verhältniß, welches zwiſchen Dir
d Ida entſtehen könnte und würde, wenn Ihr näher bekannt würdet,
nn auch Du gefällſt ihr, im Entſtehen zu erſticken, dies kann aber nur
ſchehen, wenn ich Deine fernern Beſuche im Bruckner'ſchen Hauſe ver-
ndere.

— Du biſt eiferſüchtig! Ich habe es wohl bemerkt!

— Sei nicht thöricht, Otto! Ich liebe allerdings Ida; aber wie
e Schweſter, und eine ſolche iſt ſie mir in der That. Verſuche einmal
bſt mit ruhiger Vernunft nachzudenken, und frage Dich, ob ich's ge-
lten kann, daß Deine Liebe zu meiner Couſine zur wahren Leidenſchaft
rde, da Du das Mädchen doch niemals heirathen kannſt.

— Und weshalb nicht?

— Ich habe es Dir ſchon geſagt: Ida iſt arm!

— Was ſchadet das? Iſt nicht mein Vater reich, beſitze ich nicht ſelbſt von meiner verſtorbenen Mutter ein hinlängliches Vermögen, um mit meiner Gattin glücklich zu leben?

— Ich kannte Deine Verhältniſſe nicht, entgegnete Wallbrühl nachdenklich, und ſo ändert allerdings das, was Du eben geſagt haſt, meine Anſichten nicht unbedeutend; aber bedenke, lieber Otto, Ida iſt auch niedern Standes, und nie würde Dein Vater . . .

— Mein Vater liebt mich und ſeine Liebe zu mir wird alle Vorurtheile beſiegen. Verlaß Dich darauf! Vermag ich Ida's Liebe zu erringen, ſo wird ſie meine Gattin, und wenn eine Welt von Hinderniſſen ſich zwiſchen uns aufthürmte.

— Volenti non fit injuria! Es wäre thöricht von mir, wenn ich jetzt noch Einwendungen machen wollte, da Du alle meine Gewiſſensſcrupel verſcheucht haſt. Verſuche alſo in Gottes Namen Dein Glück bei meiner Couſine und glaube mir, es giebt wahrhaftig Niemanden, den ich lieber meinen Vetter nennen möchte, als gerade Dich!

Wallbrühl drückte mir freundlich die Hand. Wir ſchieden, denn unſere Wege trennten ſich. Halb im Traume kam ich in meiner Wohnung an und warf mich auf mein Lager, wo ich erſt ſpät Ruhe fand; aber ſelbſt im Schlummer noch ſchwebte mir Ida's liebliches Bild vor.

Die folgenden Tage ſchienen Jahrhunderte zu ſein, ſo langſam, träge und ſchwer verfloſſen mir die Stunden bis zu dem Augenblick, wo ich Ida wieder ſehen konnte.

Mehrere Monate vergingen, und faſt täglich brachte ich mehrere Stunden in dem kleinen, traulichen Zimmer zu. Ich wurde dort faſt ſchon als ein Mitglied der Familie betrachtet, und verging ja einmal ein Tag, an dem es unmöglich war, zu kommen, ſo machte mir Ida mit ſo holder und unwiderſtehlicher Freundlichkeit Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, daß meine Leidenſchaft für ſie zunahm.

Nach und nach zog ich mich von allen andern Bekanntſchaften, Wallbrühl ausgenommen, zurück, um meine freie Zeit ganz bei der Geliebten zuzubringen. Spiel und fröhliche Geſellſchaften beim Glaſe, die mich früher wohl angezogen hatten, machten mir kein Vergnügen mehr, nur bei ihr, in ihrer beſeligenden Nähe vermochte ich mich glücklich zu fühlen.

Mein Vater ſagte lange nichts zu dieſer Liebe, die er wohl bemerkte, die ihm aber zu ſchnell entſtanden ſchien, als daß ſie nach ſeiner Meinung von langer Dauer ſein könnte. Erſt als er ſah, daß meine Leidenſchaft von Tag zu Tage wuchs, erſt als ich ihm mit Beſtimmtheit meine Abſicht erklärte, daß Ida meine Gattin werden ſolle, wenn ich mir ihre Liebe erringen könnte, erſt da warnte er mich und theilte mir mit, daß dem Gerüchte nach Ida durchaus mit Wallbrühl nicht verwandt ſei und die Unterſtützung deſſelben nur durch ſchändliche Liebesdienſte erkauft habe; aber ich hörte nicht auf die Stimme des Vaters, Alles, was er ſagte, hielt ich nur für die Eingebung ſeiner Vorurtheile, und ſo ſetzte ich denn meine Beſuche bei Ida fort, ohne den Warnungen, den Bitten meines Vaters die geringſte Rückſicht zu ſchenken.

So war ein Vierteljahr vergangen, ſeit Wallbrühl mich bei ſeiner Tante eingeführt hatte. Es war ein ſchöner Juniabend. Die Sonne war eben untergegangen, und das kleine Zimmer der Geliebten ſchien mir im Zwielicht noch traulicher, als ſonſt. Ich ſaß mit Ida allein auf dem kleinen Sopha, die Mutter war ausgegangen, Wallbrühl konnte heut Abend nicht kommen. Das Halbdunkel, welches dem Untergange der Sonne folgt, hat für mich ſtets etwas unerklärlich Anziehendes gehabt. Die weichen Töne des Lichtes wirken auch auf mich beſänftigt ein und ſtimmen mein Gemüth zur Mittheilung.

Gedankenvoll ſchaute ich in Ida's ſchönes Angeſicht. Sie ſaß träumeriſch neben mir; da begegnete ihr Auge dem meinigen, und eine unendliche Freundlichkeit, ja ſchüchterne Liebe las ich in ihrem Blicke. Ich konnte nicht widerſtehen; ich geſtand ihr mit glühender Beredtſamkeit die Gefühle, welche meine Bruſt beſeelten; ich ſagte ihr, daß ich ſie liebe, unausſprechlich liebe und ſie? — ſie ſank an meine Bruſt und hauchte in leiſen Flüſtertönen das Geſtändniß der Gegenliebe. Wir hielten uns innig umarmt. Glühende Küſſe beſiegelten den Bund der Liebe.

Unterdeſſen war es ganz dunkel geworden. Es war gegen eilf Uhr, als Ida's Mutter zurückkam und uns aus den ſüßen Träumen weckte. Sie blickte uns freundlich an.

— Ei, ei, Kinder, ſagte ſie; ich ſollte eigentlich zürnen; aber, guter Gott, Ihr liebt Euch, ſo werdet denn glücklich, Ihr habt meinen Segen!

Ich fiel der Alten um den Hals, ich war ſo überglücklich, daß ich die ganze Welt hätte umarmen mögen. Noch eine Stunde blieben wir froh vereint zuſammen, ich war ja nun Ida's Verlobter, ich durfte ſie meine Braut, Du nennen; ich durfte ſie zärtlich küſſen in Gegenwart der Mutter. Endlich, ſchon war Mitternacht vorüber, mahnte die Mutter zum Aufbruch.

Ich eilte nach meiner Wohnung zurück, leichten, elaſtiſchen Tritts, denn faſt ſchien es mir, als trüge mich das Glück auf ſeinen Flügeln. Ich nahte dem Hauſe meines Vaters, als mir ſchon vor der Thür unſer alter Diener begegnete.

— Es iſt mir lieb, daß ich Sie treffe, Herr Otto, ſagte er; ich ſollte Sie holen.

— Mich holen? Und warum? fragte ich verwundert.

— Ihr Herr Vater befahl es. Er hat heut Abend wieder den Blutſturz gehabt, und jetzt iſt er ſo krank und ſchwach, daß er zu ſterben glaubt. Sein einziger Wunſch iſt, Sie noch zu ſehen und zu ſprechen vor ſeinem Tode. Kommen Sie ſchnell, Herr Otto.

Ich war erſtarrt vor Schreck und Schmerz, und ohne recht zur Beſinnung kommen zu können, folgte ich dem treuen Diener. Wir traten n das Schlafgemach meines Vaters. Das Nachtlicht beleuchtete mit trübem Scheine das weite Zimmer, doch war es ſo hell, daß ich deutlich die Züge des theuern Kranken erkennen konnte. Mein erſter Blick ſchon agte mir, daß keine Hoffnung auf Geneſung ſei.

Ein Strahl der Freude flog über die bleichen Züge meines Vaters, als ich ſeinem Bette nahte; er blickte mich mit wehmüthig-zärtlichem Lächeln an.

— Gott ſei Dank, daß Du kommſt, mein theurer Sohn, ſagte er mit ſchwacher Stimme, mir ſeine bleiche, abgezehrte Hand entgegenſtreckend; ch habe Dir noch ſo viel zu ſagen, und doch iſt die Zeit, die Gott mir noch vergönnen wird, ſo kurz! Du biſt ſelbſt Arzt, Du weißt es, nur wenige Augenblicke noch habe ich zu leben!

— Ich hoffe noch immer, mein Vater, ſtammelte ich.

— Nein, mein Sohn, Du täuſcheſt mich nicht, ich weiß, daß ich bald ſterben muß, und Du weißt es auch. So laß uns wenigſtens die kurze Zeit, welche mir noch bleibt, mit einander plaudern; aber rücke näher an mein Bett, das Sprechen wird mir ſchwer. Du weißt, mein Otto, fuhr er fort, ich habe Dich immer Deinen eigenen Weg gehen laſſen, denn ich war überzeugt, daß trotz Deiner Leidenſchaftlichkeit doch das Dir innewohnende beſſere Princip den Sieg über dieſelbe erringen würde. Früher hatte ich nie Urſache gehabt, dieſen Grundſatz, mit welchem ich Deine Erziehung geleitet habe, zu bereuen; jetzt aber, ſeit kurzer Zeit erſt, machſt Du mir ſchwere Sorge, mein Sohn.

— Vater! ...

— Unterbrich mich nicht, Otto! Meine Zeit iſt gemeſſen, ich fühle das Nahen des Todes. Du haſt in letzter Zeit meine Warnungen unbeachtet gelaſſen, Du fährſt fort in dem Umgange mit dem leichtfertigen Wallbrühl und dem Mädchen, von dem Du weißt, daß ſie die Maitreſſe dieſes unwürdigen Menſchen iſt, der ſich Deinen Freund nennt, nur um Dich ins Elend zu ſtürzen, um ...

— Vater, ich verſichere ...

— Still, Otto! Glaube mir, wenn der Augenblick naht, wo die Seele den Körper auf ewig verlaſſen ſoll, dann iſt ſie ſchon halb frei von dem groben, irdiſchen Stoff, der ſie umgiebt, dann naht ſie ſich mehr der Stufe der Vollkommenheit. Auch ich blicke jetzt klarer, auch ich durchſchaue ſchärfer die Verhältniſſe, als früher jemals in meinem Leben. — O mein theurer Sohn, Du mein einziges Kind, glaube mir jetzt! Es ſteht in Deiner Macht, den Tod Deines Vaters, der Dich ſo zärtlich liebt, ſanft und freundlich zu machen. Gieb mir das Verſprechen, Otto, daß Du jeden Umgang mit Wallbrühl und ſeiner Geliebten für immer abbrechen willſt, dann kann ich ruhig ſterben, denn ich hege dann die Ueberzeugung, daß Du glücklich werden wirſt, und dies iſt ja mein einziger Wunſch auf Erden!

— O Vater, verlange alles Andere von mir, und ich ſchwöre Dir, ich will's erfüllen; aber ...

— Du weigerſt Dich alſo, mein Sohn? Siehe, Du haſt mein Haupt in den letzten Monden mit Sorge und Kummer beladen, der Gram um Dich hat mein Leben abgekürzt, und nun willſt Du mich ſterben laſſen, ohne mir den Troſt zu geben, daß Du wenigſtens nach meinem Tode zurückkehrſt auf den Weg, den Vernunft und Moral Dir vorzeichnen. O, mein Sohn, das habe ich wahrlich nicht um Dich verdient!

Eine Thräne des bitterſten Schmerzes trat in das ſchon halberloſchene Auge meines edeln Vaters, ſeine Stimme war während der letzten Worte immer ſchwächer und ſchwächer geworden, und ſichtbar nahte ihm der Tod.

— Vater, theurer, geliebter Vater, rief ich aus, indem ich die Hand des Sterbenden an meine Lippen drückte, verzeihe mir! Alles ſoll geſchehen, wie Du willſt. Ich ſchwöre Dir, ich will mich trennen von Denen, die ich liebe. Ich opfere Dir das Glück meines Lebens; aber ich opfere es Dir gern und willig; nur ſegne mich noch.

Ein Lächeln unbeſchreiblicher Freude verklärte die Züge meines Vaters. Er legte die Hand auf mein Haupt und blickte gen Himmel, dann ſprach er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme:

— So ſegne Dich Gott, mein Sohn ... mein theures ... ewig ... geliebtes ... Kind!

Ich ſank vor dem Lager nieder auf die Kniee und drückte die theure Vaterhand an meine Lippen, der Schmerz überwältigte mich, heiße Thränen entfloſſen meinen Augen, ich verbarg das Geſicht in die Kiſſen und weinte laut.

Nach langer Zeit erſt blickte ich wieder auf, da ſtrahlte mit goldenem Lichte die Morgenſonne ins Zimmer, und umgab wie mit einem Heiligenſcheine das Haupt meines Vaters. Er war hinübergegangen. Ein ſeliges Lächeln verklärte ſeine Züge und die erloſchenen Augen ſchienen noch immer mit unendlicher Zärtlichkeit auf mir zu ruhen.

Das war der Tod eines frommen, gottergebenen Mannes; mit welcher Freudigkeit ging er dem ewigen Richter entgegen, während ich zittere vor der gerechten Strafe! Ein freudiges Lächeln umſchwebte ſeine Züge bei dem Gedanken an das Sterben, während mir die Todesangſt den kalten Schweiß in großen Tropfen aus allen Poren treibt! — Allmächtiger Gott, Du biſt gerecht; aber Du biſt auch gnädig, habe Erbarmen mit mir!

Da ſchlägt es **Drei**. Nur drei Stunden ſind mir noch vergönnt!

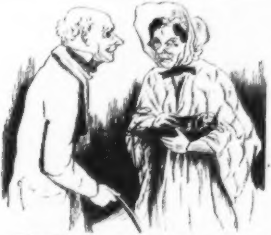
(Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige Rechnung.

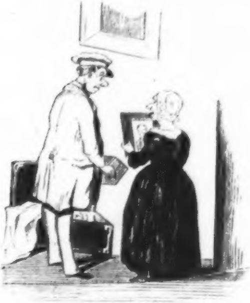
Der „New-York-Miror“ brachte vor Kurzem folgende Rechnung, welche einem amerikaniſchen Gericht bei Gelegenheit einer Klage wegen „gebrochenen Verſprechens“, die neulich zur Verhandlung kam, mit vorgelegt war:

»Mr. Eliphalet *** ſchuldet der Miß Jellah ***:

	Doll.	Cent.
Für drei Cotillons, die ſie bei der erſten Bekanntſchaft mit ihm tanzte	15	—
Für drei Seufzer und einen Traum in ſelbiger Nacht	250	—
Ein Mal in der Kirche an die Farbe ſeiner Augen gedacht . . .	488	
Zum Wettrennen gegangen, nachdem ſie ſechs Andere zurückgewieſen	525	
Drei artige junge Herren ihm zu Gefallen vernachläſſigt . . .	93	
Eine Uhrkette gemacht	120	—
Für die Koſten des Stoffes zu ſelbiger		75
Für fünf muntere Sprünge und zwei lebhafte Bewegungen . . .	144	—
Ein Kleid zerriſſen und einen Strumpf zerplatzt bei beſagten Bewegungen	7	31
Für einen geſtohlenen Kuß	125	
Daß ich ihn zehn Mal ohne auszuweichen meine Wange habe küſſen laſſen, jedes Mal 11 Doll.	110	—
Für einen langen Spaziergang bei Mondſchein	270	—
Für dreißigmaliges Erröthen	600	—
Für mein Herz — ach!	1	94
Dollars	2750	—



Ein Ehepaar aus der alten Zeit.



Ein von der Reiſe heimkehrender Gatte,
der ſeiner Ehehälfte nichts weiter als ſein Daguerreotyp mitbringt.

Zapfenſtreich.

Athen. Es iſt hier die Rede davon, dem Dichter und Philhellenen Byron ein Monument zu errichten, und zwar in Miſſolunghi an der Stelle des Hauſes, in welchem er am 19. April 1824 geſtorben. Das Haus wurde gänzlich zertrümmert, als bei Erſtürmung der Stadt durch die Türken ſich ein Theil der Einwohner in die Luft ſprengte; der Eigenthümer des Areals aber hat dieſes unentgeltlich zur Errichtung eines Denkmals angeboten, und der Vorſchlag, der von einem Malteſer Blatt ausgegangen, ſcheint in England vielen Anklang zu finden, ſo daß die Subſcription dafür alsbald eröffnet werden dürfte. Begraben liegt Byron nicht in Miſſolunghi (wie in namhaften deutſchen Blättern irrthümlich angegeben iſt), ſondern in der Familiengruft in der Dorfkirche zu Hucknall, einige Wegeſtunden von der Stadt Nottingham, unfern Newſtead-Abbey. Dort ruht er neben ſeiner Mutter, und ſeine Schweſter, die ehrenwerthe Auguſta Anna Leigh, hat ihm über der Gruft einen einfachen Denkſtein einmauern laſſen. Kommt das Denkmal in Miſſolunghi zu Stande, ſo dürfte dieſes Erinnerungszeichen dem Wunſche des Vollendeten mehr entſprechen, als ein Monument neben manchen ziemlich unbedeutenden Versmachern im dumpfen Poetenwinkel der Weſtminſter-Abtei, welches anglikaniſche Engherzigkeit ihm verſagt hat.

Augsburg. Unſere verehrliche „Allgemeine“ ſcheint in ein neues Stadium getreten zu ſein. Nicht ihr politiſcher Theil allein, auch der Raum, den ſie den Anzeigen eingeräumt hat, ſoll ihre — Tendenz vertreten. Nur ein Beiſpiel davon. Der Buchhändler Keil in Leipzig, deſſen Verlagsartikel — wie die ſo mancher andern Buchhändler — in Oeſterreich verboten ſind, ſandte unlängſt mehrere Anzeigen an die Expedition der „Allgemeinen Zeitung“ ein, um ſie gegen ſein gutes Geld in das Anzeigeblatt der „Allgemeinen“ zu inſeriren. Er erhielt dieſelben von der Expedition zurück mit dem Bemerken, daß die öſterreichiſche Regierung ſeine Bücher verboten habe, die „Allgemeine Zeitung“ aber Anzeigen verbotener Bücher nicht aufnehme. Welche himmliſche Logik! Nun ſage man noch, daß die edle Augsburgerin nicht gar zu ſehr auf Filzſchuhen gehe!

∴ Ein Herr Williams kündigte hier eine deklamatoriſche Akademie an, mit dem Beiſatz: Wer ſechs Billete nimmt, bekommt drei Monate lang Unterricht in der engliſchen Sprache. (Zieht noch nicht genug!)

Berlin. Man erinnert ſich wohl noch mit Vergnügen und mit einem gewiſſen tiefſinnigen Begnügtſein der „Berliner Skizzen“, welche Albert Fränkel und Ludwig Köppen im vorigen Jahre bei Rieß in Berlin herausgegeben. Es ſind bis jetzt davon drei Bände erſchienen, die nicht nur ein ſehr bedeutendes Leſepublicum, ſondern auch einen allgemeinen Beifall fanden und wohl ſo recht eigentlich als Erſtlinge eines Literaturzweiges gelten konnten, wie wir ihn in Deutſchland bisher noch nicht gehabt. Den bis jetzt erſchienenen drei Bänden ſollen demnächſt zwei weitere nachfolgen und wir glauben vollſtändig berechtigt zu ſein, bereits im Voraus auf dieſelben aufmerkſam zu machen. Es iſt ein eigenes Ding um die Volksliteratur, um die Volksbücher — gar zu viele Unberufene haben da ihr Heil verſucht und meiſtens viel mehr geſchrieben als geleiſtet. Mit den „Berliner Skizzen“ war es etwas Anderes — ſie erſchienen in unſcheinbarem Gewande, ohne den Mund vollzunehmen, und man entdeckte gar bald hinter dem einfachen Kleide ein warmes Herz, ein tiefes Gefühl; ſie nannten ſich nicht Volksbücher, aber ſie waren es, ſie waren es im eigentlichſten Sinne des Wortes. Der Verleger beabſichtigt, wenn man uns recht berichtet, eine zweite wohlfeilere Ausgabe davon zu veranſtalten — wir wünſchen ihm und dem Publicum alles Glück dazu und freuen uns, daß das Buch dadurch um ſo mehr dem größeren Publicum zugänglich gemacht werde.

∴ Spontini hat, wie man hört, ſein „verlorenes Paradies“ nach Milton (Text vom verſtorbenen Dr Sobernheim), welches Tonwerk er in Berlin begonnen hatte, nunmehr in Paris beendigt. Die Ouvertüre ſoll in Cöln bei dem bevorſtehenden Muſikfeſte unter Spontini's eigener Leitung zur Aufführung kommen. — Die Erwartungen, die man namentlich in Berlin an dieſe neue Schöpfung des großen Componiſten knüpft, ſind ſeiner würdig.

∴ Der bei dem letzten Communiſtenprozeß bekannt gewordene Denunciant Mentel ſoll in ſeinem Gefängniß wahnſinnig geworden ſein, den ganzen Tag auf den Knieen liegen und beten. Er iſt in Freiheit geſetzt. (Denunciant — Beten — Wahnſinn — Freiheit — welche ſonderbare Stufenleiter!)

∴ Im Verlage des Verlags-Bureau in Leipzig erſchien ſoeben eine Brochüre, „die Aufhebung des Proletariats mit Rückſicht auf Credit-Geſetze, Wucher-Geſetze und Armen-Verwaltung", von N. H. Neumann, wenn wir nicht irren, von einem Berliner Kaufmann, die in Wahrheit zu dem Vorzüglichſten gehört, was ſeit Jahren über die große Zeitfrage geſchrieben iſt, und nicht wenig zur Löſung derſelben beitragen kann, wird ſie anders ihrem Werthe gemäß beachtet. Der Ideengang iſt ein eben ſo origineller, wie die Darſtellung eine allgemein verſtändliche, im Uebrigen iſt das Büchelchen der Beachtung jedes die Erforderniſſe der Zeit Berückſichtigenden durchaus zu empfehlen.

Boſton. Madame Weiß mit ihren 48 tanzenden Säuglingen wäre bald hier gelyncht worden und iſt in aller Eile, um der Wuth des dortigen Mob zu entgehen, Ende März nach New-York zurückgekehrt, wo ſie ihre Kinder im Parks-Theater tanzen läßt. Sie ſoll viel Geld, aber Amerika ſo ſatt haben, daß ſie über Hals und Kopf nach Europa zurückkehren will.

Braunſchweig. Herr von Holtei hat in einer Vorſtellung, die zum Beſten der hieſigen Regiſſeure gegeben worden, als „alter Feldherr" in dem Singſpiel dieſes Namens gaſtirt und erklecklichen Beifall geerntet.

Breslau. Zu den „Verſtorbenen" und den „Lebendigen" hat ſich ein Breslauer Lyriker geſellt, ein „Scheintodter". Er hat nämlich Gedichte, o nein, nur Verſe herausgegeben, „Verſuche eines Scheintodten". „Verſuche" ſind es wohl kaum, der Verfaſſer ſcheint uns auch nicht nur zum Schein todt zu ſein, vielmehr iſt er wohl von vornherein todt geboren. Dem Buche wünſchen wir von Herzen eine glückliche Reiſe — zur nächſten Oſtermeſſe, o da werden ſie wiederkommen, die Maſſen, die da hinausgegangen ſind, der Verleger wird die Häupter ſeiner Lieben zählen, und ſämmtliche „Verſuche" werden wieder eingehen in das Haus ihrer Väter. Sela.

Brüſſel. Der König der Belgier hat dem Könige beider Sicilien das große Band des Leopold-Ordens überſandt. Gleichzeitig iſt auch dem Hannover'ſchen Geſandten, Grafen von Kielmannsegge, daſſelbe Ordensband und dem franzöſiſchen Schriftſteller Scribe der Leopolds-Orden verliehen worden.

∴ Am 14. März ſtarb in St. Joſſe-ten-norde bei Brüſſel ein gewiſſer Herr des Croismare, ſeit 1836 Beamter des belgiſchen Finanzminiſteriums. Nach ſeinem Tode entdeckte man mit nicht geringem Erſtaunen, daß der Verſtorbene, welcher aus Frankreich herſtammt und früher als Officier mehrere Feldzüge mitgemacht, ein — Frauenzimmer ſei.

∴ Nach dem hier erſcheinenden „Herald" hat ein Engländer, Samuel Raid, das Project einer Miniatur-Eiſenbahn von nicht mehr als zehntauſend Meilen entworfen. Dieſe Bahn ſoll London, oder beſſer Oſtende, mit Canton in China verbinden, ſo daß man von einem Orte zum andern in zwölf Tagereiſen gelangen könnte.

Cöln. Das neunundzwanzigſte niederrheiniſche Muſikfeſt wird während der bevorſtehenden Pfingſttage in unſerer Stadt gefeiert und der ſtädtiſche Muſikdirector Dorn hat die Leitung deſſelben übernommen. Am erſten Tage werden „der Meſſias", von Händel, und eine eigens für das diesjährige Feſt componirte Symphonie von Onſlow, am zweiten die Symphonie Nr. 7 von Beethoven, der 114te Pſalm von Mendelsſohn-Bartholdy, die Ouvertüre des Freiſchütz und der zweite Act der Spontini'ſchen Oper „Olympia" zur Aufführung gelangen. Onſlow und General-Muſikdirector Spontini ſind vom Comité zur Dirigirung ihrer obengenannten Werke eingeladen worden und man hofft, daß wenigſtens Einer von Beiden der Einladung entſprechen wird.

∴ Es erregt nicht geringes Aufſehen, daß der „Rheiniſche Beobachter" allen ſeinen Abonnenten täglich eine vollſtändige Nummer der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung" als „Extrabeilage zum Rheiniſchen Beobachter" zukommen läßt. Sie wird ihm täglich von Berlin aus per Poſt zugeſandt. Dieſe Art und Weiſe, ein Blatt der guten Preſſe zu ſubveniren, iſt völlig neu. Daß ſie aber den Einfluß des „Beobachters" ſteigere, iſt ſchwerlich anzunehmen.

Dresden. Herr von Florencourt, welcher hier gegenwärtig den „Verfaſſungsfreund" redigirt, iſt in Folge ſeiner Angriffe auf den alten Jahn in der Biedermann'ſchen „Monatsſchrift" mittelſt fiscaliſchen Prozeſſes von dem Oberlandesgericht in Naumburg zu vier Wochen Gefängniß und 50 Thaler Strafe verurtheilt worden. Beide Theile wollen appelliren.

Haag. „Eine Familie“, von Charlotte Birch-Pfeiffer, und „der Graf von Monte-Chriſto“, von Karlſchmidt, kommen hier in holländiſcher Ueberſetzung zur Aufführung.

Hamburg. Im Thalia-Theater gaſtirt jetzt der würdige Ober-Regiſſeur Marr vor leeren Bänken und einem Publicum, das von ſeinem monotonen Spiele wenig erbaut iſt.

Heidelberg. Unſere Hochſchule hat eine unerwartete Abnahme, um hundert Studirende, erlitten.

Königsberg. Fräulein von Marra, welche hier gaſtirt, hat am 2. Mai ihren Antheil an der Einnahme, im Betrage von 200 Thalern, den hieſigen Armen zugewendet.

Leipzig. Der diesjährige Weidmann'ſche Oſtermeßkatalog zählt die erſchienenen Bücher und Schriften aller Art auf 5871, von denen allein auf Leipzig nahe an 1000, auf Berlin 464, auf Stuttgart 300, auf Wien 200, auf Hamburg 170, auf Frankfurt 112, auf München 90 kommen.

∴ Fräulein Unzelmann, unſere bisherige erſte Liebhaberin, hat unſere Bühne verlaſſen und iſt in ihr neues Engagement nach Berlin abgereiſt. Fräulein Unzelmann war der Stern unſerer dramatiſchen Nacht, Fräulein Unzelmann war ein ſtrahlender Lichtpunct in der egyptiſchen Finſterniß unſeres Theaters, Fräulein Unzelmann war eine Künſtlerin im eigentlichſten Sinne des Wortes. Referent hat das Theater nicht eben grade mit einem Vorurtheil für daſſelbe beſucht, er iſt aber durch das meiſterhafte Spiel der genannten Künſtlerin in den meiſten Fällen ihres Auftretens zu wahrhafter Verehrung hingeriſſen worden und ſcheut ſich nicht, offen zu bekennen, wie er den Abgang der Fräulein Unzelmann für den bedeutendſten Verluſt hält, welcher das hieſige Theater hat treffen können. Die gefeierte Künſtlerin geht nun einem andern Wirkungskreiſe entgegen, wo ſie eine allgemeinere, eine bedeutendere Anerkennung finden wird, als dies bei uns geſchehen konnte; ſie nimmt unſere lebhafteſten Wünſche für ihr Wohl, für ihr Glück mit, ſo weit dies Glück in Anerkennung vorzüglicher Leiſtungen beſtehen kann. — Im Uebrigen iſt Herr Marr noch immer Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters.

London. Das Literarium. Unter dieſem Titel ſoll, dem „Athenäum“ zufolge, eine Anſtalt errichtet werden, wo man die Verfaſſerſchaft jeder beliebigen Art von Werken gegen Geld erwerben kann. — Alle literariſchen Erzeugniſſe, von einem epiſchen Gedicht herab bis zu einer Quackſalber-Ankündigung, ſoll man zu ſehr billigem Preis und im ſtrengſten Geheimniß erlangen können.

∴ Im hieſigen Lyceum-Theater iſt eine Poſſe aufgeführt worden, unter dem Titel „Endlich doch Jenny Lind, oder die ſchwediſche Nachtigall“, welche ſolchen Beifall fand, aß ſie jeden Abend gegeben werden muß.

∴ Varnhagens „Denkwürdigkeiten“ werden ſoeben von Sir Alexander Gordon, dem Schwiegerſohn der als Ueberſetzerin ſo berühmten und geſchätzten Mſ. Sarah Auguſtin, ür die engliſche Preſſe vorbereitet.

∴ An die Stelle der ſehr gebrechlichen Giggs ſind jetzt die neumodiſchen Americains getreten, ein kleines, leichtes Fuhrwerk, das faſt durchweg von Eiſen iſt.

Madrid. Die Königin Iſabella ſchmollt noch immer mit ihrem Gemahl, der ſich n die Einſamkeit zurückzieht und Kalender macht. Die Königin liebt deſto mehr die Oeffentlichkeit und fährt täglich in einem leichten Tilbury ſpazieren, wobei ſie ſelbſt utſchirt. Im Theater und bei Stiergefechten läßt ſie ſich häufig ſehen und giebt ſich lle Mühe, recht heiter und guter Laune zu ſcheinen. Das Volk empfängt ſie überall nit großem Jubel und im Circus hatte man eine mächtige Fahne entfaltet, worauf mit lenlangen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Es lebe die conſtitutionelle Königin!“ Ihre Mutter, die Königin Chriſtine, befindet ſich zum neunten Male in intereſſanten Umſtänden. m 27. April hat ſie 41ſtes Lebensjahr zurückgelegt.

München. Dekan Witſchel, Verfaſſer des bekannten Erbauungsbuchs „Morgen- nd Abendopfer“, iſt am 24. April im 78ſten Lebensjahre zu Kattenhochſtadt (Herrhaft Ellingen) geſtorben.

Neu-Orleans. Im St. Charles-Theater ſind kürzlich Schillers „Räuber“, von em bekannten Anderſon für die amerikaniſche Bühne bearbeitet, zur Aufführung gekomen. Die Amerikaner waren über die Tendenz des Stücks ganz entrüſtet!

New-York. Ein nordamerikaniſcher Maler, Namens Banvard, hat ein dieſer rt noch nie dageweſenes Bild vollendet: eine pittoreske Darſtellung des ganzen Miſſiſſippiluſſes. Die Leinwand, auf die er dies Rieſenbild gemalt hat, iſt nicht weniger als drei gliſche Meilen lang. Es iſt auf Walzen gerollt und wird dem Beſchauer ſtückweiſe rgerollt. Der Maler will ſein Bild ſpäter nach Europa bringen.

Paris. Der Geſundheitszuſtand der Herzogin von Orleans erfordert eine Badereiſe nach Plombières. Da ſie ſich aber nicht von ihren Kindern trennen will, und der König dagegen durchaus nicht zugiebt, daß der Graf von Paris, als künftiger Thronerbe, ſich aus ſeiner Nähe entferne, ſo hat die Prinzeſſin, zur größten Betrübniß der königlichen Familie, auf die Reiſe nach Plombières verzichtet, obwohl die Aerzte ſchlimme Folgen von dieſer Unterlaſſung fürchten.

∴ Beim Namensfeſte des Königs der Franzoſen waren in den Gallerien der Tuilerien unter Anderm auch die Bataillons-Commandanten der Nationalgarde von Paris erſchienen, um dem Juli-König ihren Glückwunſch abzuſtatten. Unter dieſen befand ſich ein Commandant, auf deſſen Bruſt nicht weniger als eilf Orden und Kreuze prangten. Erſtaunt fragte ſich alle Welt, auf welchen Schlachtfeldern dieſer Kriegsheld ſich mehr Auszeichnungen geholt, als manche im Gewühl der Schlachten ergrauten Marſchälle. — Endlich erfuhr man, daß der vielbeſternte Mann der Bataillons-Commandant von Saint-Germain, einer der Groß-Marſchälle unſerer Literatur, der bekannte Schriftſteller Alexander Dumas ſei!

∴ Herr Breton, der bekannte Begründer der Stenographie, iſt Ritter der Ehrenlegion geworden.

∴ Die junge, ſchöne und geiſtreiche Fürſtin von La Tremouille will ſich der Bühne widmen und im Théâtre français als Roxane zuerſt debutiren.

∴ Frankreich hat 15,700 Poſtbeamte, welche ihre Gehalte (zuſammen circa zwei Millionen Francs) aus der Staatskaſſe beziehen; 2300 dergleichen, deren Bezüge in zugewieſenen Emolumenten beſtehen; 320 außer Activität geſetzte erhalten an Gratificationen, Unterſtützungen u. ſ. w. zuſammen circa 220,000 Francs; 750 Penſionaire beziehen 480,000 Francs. In Summa 19,070 Individuen beziehen aus der Poſt- reſp. Staats-Kaſſe circa 2,700,000 Francs.

∴ Nach der neueſten Zählung hat unſere Stadt 1 Million 53,897 Einwohner, darunter 19,701 Mann Militär. Die Zahl der Häuſer beläuft ſich auf 30,221. Von den 374,960 bewohnbaren Quartieren ſind 18,054 nicht bewohnt. Von der Geſammtzahl der Einwohner ſind 555,427 nicht verheirathet und 498,470 verheirathet.

Philadelphia. Dr. Seidenſticker hat, „gezwungen durch mancherlei Unannehmlichkeiten ſeiner Stellung“, die Redaction des „Philadelphiſchen Demokraten“ aufgegeben.

Prag. Wie weit in Oeſterreich die Titelwuth geht, mag folgendes Beiſpiel beweiſen. Ein Prager Componiſt, Namens Franz Liebmann, hat einen, beiläufig erwähnt, ſehr hübſchen „Königs-Marſch“ componirt und denſelben einem Herrn Anton Ulbrich gewidmet, welcher, wie in der Dedication auf der Titelvignette zu leſen iſt, „Kauf- und Handelsmann, Repräſentant der königlichen Stadt Brüx, Mit-Intereſſent der Püllnauer Bitter-Waſſer-Quellen, Ehrenmitglied und für das Jahr 1846 König der löblich privilegirten Schützengeſellſchaft“ iſt. Der „Königs-Marſch“, erſchienen bei Johann Hoffmann, koſtet 15 Kreuzer Conventions-Münze. So viel, glauben wir, iſt ſchon der komiſche Titel des „Mit-Intereſſenten der Püllnauer Bitter-Waſſer-Quellen“ werth!

Stuttgart. Lenau ſoll auf das Verlangen ſeiner Verwandten aus der Heilanſtalt zu Winnenberg nach Wien in den dortigen Narrenthurm gebracht werden. Wie es heißt, geſchieht dies mit Rückſicht auf ſeine dereinſtige Hinterlaſſenſchaft. Die Feder ſträubt ſich gegen das Niederſchreiben dieſer Worte. Sind dieſelben begründet, ſo müßte ganz Deutſchland wie ein Mann aufſtehen gegen ein ſolches Verfahren, denn der unglückliche Dichter ſträubt ſich in lichten Augenblicken ſelbſt auf das Lebhafteſte gegen eine ſolche Ueberſiedelung und ſoll eben ſelbſt nur von der Heilanſtalt, in der er ſich jetzt befindet, eine Herſtellung erwarten. Iſt denn Niemand im Stande, über dieſe Angelegenheit aufzuklären? Kann keiner der unzähligen Freunde des unglücklichen Dichters das Wahre von dem Falſchen ſondern, damit nöthigenfalls die öffentliche Meinung die beabſichtigte That vor der Ausführung richte? O unglücklicher Dichter! Wir ſchwer haben ſich die Götter an Dir gerächt! Sie waren von jeher neidiſch auf die gotterfüllten Menſchen. Tireſias büßte die Gabe der Weiſſagung mit dem Verluſte des Lichtes ſeiner Augen, und Du, Du edler Schwan mit dem göttergleichen Geſang, der Du Dein glänzendes Gefieder in die klaren Fluthen ewiger Wahrheit, ewigen Lichtes tauchteſt, Du biſt in lange, ſchwarze Nacht geſtürzt, der Schlag Deiner Flügel iſt gelähmt, der Geſang Deiner Bruſt iſt verſtummt. Wird es auf ewig ſein?!

Wien. Seit Kurzem verweilt die Prinzeſſin Amalie von Sachſen in unſerer Mitte, aus welcher Veranlaſſung mehrere ihrer Stücke und auch ein neues, das ſie mitgebracht (?), in Scene geſetzt werden ſollen. Man erinnert ſich dabei eines Ausſpruchs des verſtorbenen Kaiſers Franz, als das erſte Stück der Prinzeſſin hier zur Aufführung gekommen war. »Heut' trau' i mi nit ins Theater,« ſagte Franz, »ſie könnten mer's auspfeifen.« Die Befürchtung des Monarchen ging aber nicht in Erfüllung, denn das Stück wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

∴ Der Bau des Leopoldſtädter Theaters, das ſeit dem letzten April geſchloſſen iſt, wird nach ſechs Monaten vollendet ſein. Die Herren von Sickarsburg und van der Null, zwei junge Architecten, denen die Leitung dieſes Baues übertragen iſt, haben ſich contractlich verpflichtet, dem Director Carl für jeden Tag, der über die feſtgeſetzte Zeit von ſechs Monaten die Eröffnung des Theaters verhindert, eine Strafe von 500 Gulden C. M. zu bezahlen.

∴ Der Kaiſer hat verordnet, daß die Armee die Trauer um den Erzherzog Carl ſechs Wochen länger als die Hoftrauer trage.

∴ Der Tod wüthet ſeit einem Jahre in den Reihen der hieſigen Bücher-Cenſoren. Kaum haben ſie Kuffner und Rupprecht begraben, ſo iſt auch ſchon der Hintritt eines dritten Gedankenrichters zu melden. Dieſer Dritte hieß Wabruſcheck-Blumenbach; er bekleidete ſeit 1819 den Cenſorpoſten und war — zu ſeiner Ehre ſei's geſagt — noch einer der vernünftigen unſerer Gedanken-Inquiſitoren.

∴ Die Homöopathie hat hier einen neuen Halt gewonnen, indem Dr. Gärtner zum erſten Leibarzt des Kaiſers ernannt worden iſt.

∴ Ein hieſiger Arzt, Dr. Warburger, hat ein vegetabiliſches Mittel gegen das Wechſelfieber erfunden, und damit bereits 160 Kranke geheilt. (Mit dieſem Mittel wäre an Zahltagen der Leipziger Oſtermeſſe Etwas zu machen!)

∴ Der Director des kaiſerlich königlichen lithographiſchen Inſtituts, Herr Oberſtwachtmeiſter Edler von Kohl-Koblenegg, hat die Leidensſtationen Chriſti in vierzehn Bildern eigenhändig in Oel gemalt und dieſelben der kaiſerlich königlichen Akademie hier zum Geſchenk gemacht.

∴ Neſtroy hat ein neues Stück geſchrieben: „der Schützling“, welches hier furore gemacht hat.

∴ „Zur Jenny Lind“ heißt ſeit Kurzem ein Putzwaarenlager in der Kärnthnerſtraße. Es iſt hier eine Seltenheit, daß der Name einer künſtleriſchen Notabilität zum Schilde dient.

(Theaterchronik.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Herr Prutz giebt in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Journalismus“, Bd. I. S. 219, eine merkwürdige Probe von der Seltenheit der Zeitungen im Jahre 1606. In dieſem Jahre decretirte der Magiſtrat von Hildesheim, »daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe ſich eine Zeitung halte, man mit ihm ſprechen und erſuchen welle, dieſelbe dem Magiſtrat gegen Erſtattung der halben Koſten zu communiciren.«

— Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts beſaßen die beiden Schweſterſtädte Peſth und Ofen, ein gemeinſchaftliches Theater, deſſen Geſchichte Pater Johann Endrödi in ſeinem „Magyar Jatek szin“ (Peſth 1793) beſchreibt. In Peſth geſchah 1790 der erſte Anfang mit der Aufführung des überſetzten Luſtſpiels „Igaz Házy, vagy is a Polgar Mester“ und im März 1793 hatte die ungariſche Literatur ſchon mehr als fünfzig Theaterſtücke in ungariſcher Sprache gedruckt aufzuweiſen. Das erſte ungariſche Singſpiel hieß „Pikko Hertzeg és Jutka Perski“.

— Als der große Pitt Miniſter war, verordnete er bei einer Hungersnoth in London, daß kein Bäcker friſch gebackenes Brot verkaufen durfte. Sogleich verminderte ſich der Verbrauch um ein Drittheil. — Daſſelbe geſchieht in Rußland, wo bei einer Theurung friſch gebackenes Brot zu verkaufen unterſagt iſt.

— Man hat berechnet, daß die Hungerjahre meiſt in einem Zwiſchenraume von zehn bis zwölf Jahren eintreten: 1762, 1772, 1793—94, 1804, 1815—16, 1825—26, 1836—37, 1846—47.

Treffer und Nieten.

• »Sie müſſen ſich mit Schwefeläther heilen laſſen, mein Fräulein,« ſagte unlängſt ein junger Mann zu einem jungen Mädchen, das ſich gar ſehr über Zahnſchmerzen beklagte. »Mit was für Leder?« frug die Erſtaunte.

Soeben iſt bei **Ferdinand Reichardt und Comp.** in **Berlin** erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ungarn und das Palatinat
oder
Wer ſoll Palatin ſein?

Seinen Landsleuten und allen Freunden der Freiheit gewidmet
von
einem in Norddeutſchland lebenden Ungar.
Mit den Bildniſſen des verſtorbenen Erzherzogs Palatinus Joſeph und des Erzherzogs Stephan, gegenwärtigen Statthalters von Ungarn.

Preis 9 Sgr.

Wir machen auf dieſe entſchieden freiſinnige Parteiſchrift, welche die trefflichſten Aufſchlüſſe über ungariſches Nationalleben, wie über die Bedeutung der Palatinswürde neben einer ſchlagenden Abfertigung verkaufter Stimmen über ungariſche Zuſtände in deutſchen Blättern ꝛc. enthält, aufmerkſam.

Im Verlage des Unterzeichneten erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Germania.
Vaterländiſches Leſebuch
für die reifere Jugend
von
Dr. Vogel.

Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Veranlaßt iſt dieſes Buch durch das Bedürfniß, der Bildung zur wahren Volksthümlichkeit — welche mit gerechter Würdigung der Fremde gar wohl vereinbar iſt — in unſerer deutſchen Jugend einen feſten Boden zu bereiten. Der goldene Faden, welcher ſich durch daſſelbe hindurchzieht, iſt daher kein anderer, als Weckung deutſcher Geſinnung, ungeheuchelter, klarer, aus der richtigen Erkenntniß hervorgegangener Liebe zum deutſchen Vaterlande, welches Gott mit ſo viel Schönheit geſchmückt und durch ein ſo tüchtiges Volk, durch ſo viele treffliche Geiſter verherrlicht hat. Es zerfällt das Buch dieſem ſeinem Zwecke gemäß in drei Hauptabtheilungen: I. deutſches Land, II. deutſches Volk und III. deutſche Sprache; und wird, recht gebraucht, ſowohl in der Schule als im Hauſe mit Segen gebraucht werden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

244. Leipzig, 4. Juni 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
icher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
en Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Ida.

Eine Reſidenzgeſchichte von Adolph Carl.

(Fortſetzung.)

II. Die Schickſalsnacht.

Wieder ergreiſe ich die Feder, und fahre fort in der Erzählung
r Schickſale. Die Zeit iſt kurz, welche ich noch zu leben habe, und
möchte ich ſo gern, daß Du, mein theurer Ferdinand, erfahren mö-
welches dunkle Verhängniß mich verfolgt und mich endlich zum Morde
ben hat. Bis zum Tode meines Vaters war ich allerdings ein
inniger, jähzornig aufbrauſender junger Mann; ich ließ mich leicht
ſſen zum höchſten Entzücken, wie zur tiefſten Verzweiflung; aber ich
mir noch kein Verbrechen, kaum ein Unrecht vorzuwerfen. Der
meines Vaters warf mich mit einem Male in den Strudel des
ewegten Lebens; er raubte mir den weiſen, milden Rathgeber, der
mir ſelber unbewußt, gelenkt hatte durch alle Gefahren, welche das
dem Unerfahrenen beut, und noch war mein Charakter nicht ſtark,
feſt genug, um der Verführung zu widerſtehen.

Der Leichnam meines Vaters wurde drei Tage nach dem Tode
h zur Erde beſtattet. Viele Freunde des Verſtorbenen folgten in
n Trauerzuge, ich ſelbſt ging faſt ohne Bewußtſein hinter dem Sarge
Keine Thräne entfloß meinen Augen, aber wilder Schmerz durch-
meine Seele. Ich ſtand an dem geöffneten Grabe und ſchaute
angſam in die Grube ſenkenden Sarge ſtarr, faſt ohne Bewußtſein
ich hörte nicht die tröſtenden Worte der Freunde meines Vaters
es alten ehrwürdigen Predigers, der die Leichenrede hielt. Der
war verſchwunden. Mechaniſch, ohne zu wiſſen, was ich that,
ch einige Hände voll Erde in das Grab und ſchaute dann wieder
und theilnahmlos den Todtengräbern zu. Lange mechte ich ſo
en haben, da weckte mich ein warmer Händedruck und eine milde,
dete Stimme aus meiner Betäubung.

Wallbrühl ſtand vor mir. Eine Thräne glänzte in ſeinem Auge, als er mich anredete. »Mein armer Otto!« Das war Alles, was er ſagte; aber es lag eine ſo freundliche Theilnahme in den wenigen Worten, daß ich an ſeine Bruſt ſtürzte und laut zu weinen begann. Die Thränen erleichterten mich; ich fühlte mich wohler und freier; mein Bewußtſein kehrte zurück; aber mit ihm auch die Erinnerung an das Verſprechen, welches ich meinem Vater auf ſeinem Sterbebette gegeben hatte. Ich wand mich aus den Armen des Freundes los, ſchaute ihn, von neuem Schmerz bewegt, liebevoll an und ſagte:

— Du meinſt es gut mit mir, Wallbrühl, ich weiß es, und Du wirſt mich daher auch verſtehen, wenn ich offen gegen Dich bin; Du wirſt mir nicht grollen, wenn ich eine Pflicht, die letzte, theuerſte, welche ich meinem ſeligen Vater ſchuldig bin, erfüllen will.

Wallbrühl erwiderte theilnehmend:

— Denke jetzt nicht daran, lieber Otto, Du biſt zu ſehr von Schmerz bewegt und erſchüttert, um Deiner ſelbſt klar bewußt zu ſein. Komm mit mir, Freund, komm zu Deiner Ida, die ſich nach Dir ſehnt, um mit Dir Deinen herrlichen Vater zu beweinen, um Deinen Schmerz zu theilen und Dich zu tröſten. Komm, mein Otto, Du bedarfſt in dieſer kummervollen Stunde des liebevollen Troſtes Deiner Braut.

Ein jäher Schreck durchzuckte mich bei den Worten Wallbrühls, denn jetzt erſt ſtand mit voller, gräßlicher Klarheit mein ganzes Unglück mir lebhaft vor der Seele; ich war gezwungen, nachdem der Tod mir den Vater geraubt, auch Diejenigen von mir zu ſtoßen, an denen allein noch mein Herz mit Liebe hing. Ich mußte mich von Wallbrühl trennen, ich durfte Ida nicht wieder ſehen, das war meine heilige Pflicht, und ſie mußte erfüllt werden, ob auch mein Herz dabei verblutete.

— Höre mich an, Wallbrühl, ſagte ich nach langer Pauſe, mit vor Schmerz blutender Stimme, es iſt die höchſte Zeit, daß ich mich von Dir, daß ich mich von Ida trenne; denn wiſſe, auf dem Sterbebette habe ich meinem Vater den heiligen Schwur geleiſtet, jede Verbindung mit Euch aufzulöſen!

— Otto!

— Unterbrich mich nicht! Suche nicht mich zu überreden, denn ich verſichere Dir, jedes Wort wäre vergeblich! Ich kenne meine Pflicht, das Herz will mir brechen, doch ich muß, ich muß!

Noch ein Mal drückte ich warm des Freundes Hand, dann entfernte ich mich ſchnell und erſt als ich weit von ihm war, ſchaute ich mich nach ihm um. Wallbrühl ſtand noch immer an der nämlichen Stelle; er blickte mir unverwandt nach; aber dieſer Blick erfüllte mich mit Schrecken, denn ein furchtbarer Hohn, eine Bosheit ohne Gleichen lag darin ausgeprägt! Schnell ſetzte ich meinen Weg fort, und zum erſten Male durchdrang mich der Gedanke: Dein Vater hatte Recht, als er Dich vor dieſem Menſchen gewarnt, denn ſo kann ein edler Menſch dem ſcheidenden Freunde nicht nachſchauen!

Ich kehrte in meine Wohnung heim und beſchäftigte mich eifrig mit Ordnung meiner Vermögens-Angelegenheiten, denn ich wollte die ärztliche Praxis niederlegen, um mich ganz dem Studium der Naturwiſſenſchaften zu widmen, und ich fand, daß ich dies recht gut könne, denn mein Vater hatte mir ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlaſſen.

Ich vergrub mich in die Papiere, welche mir Aufſchluß über meine Verhältniſſe gaben, als ich in meiner Arbeit durch den alten Diener meines Vaters unterbrochen wurde; er brachte mir einen Brief — von Ida. Sie bat, ſie beſchwor mich, zu ihr zu kommen, ſie berief ſich auf die Schwüre ewiger Liebe, welche wir ausgetauſcht hätten; ich aber blieb feſt und unerſchütterlich. Ich antwortete ihr mit tauſend Schwüren, daß meine Liebe zu ihr noch unverändert wäre, und daß ſie es ewig bleiben würde; aber ich erklärte ihr auch beſtimmt, daß keine Macht der Erde mich vermögen würde, Dem entgegen zu handeln, was ich einmal als meine Pflicht erkannt hätte.

Ich glaubte, indem ich dieſen Brief ſchrieb, daß ich wirklich dieſe Kraft beſäße. O über das thörichte Selbſtvertrauen! Ich forderte die Verſuchung heraus; ſie kam — und ich unterlag!

* * *

Ich hatte die Feder niedergelegt, denn der ſchwerſte Theil meines Bekenntniſſes iſt mir noch vorbehalten. Die Erinnerung an die Scenen, welche ich Dir jetzt beſchreiben werde, zerreißt mir das Herz; und dennoch werde ich mich bezwingen.

Der Brief an Ida, wie ich glaubte mein letztes Wort an ſie, war fortgeſchickt; ich hatte mich wieder in meine Arbeit zu vertiefen geſucht, obgleich meine Gedanken, fern von den todten Papieren, nur bei meiner lieblichen Braut verweilten, von der ich ja nun geſchieden ſein ſollte auf ewig. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte ſich meiner, denn mit immer lebhafteren, ſchöneren Farben trat Ida's Bild vor meine Seele, immer reizender erſchien mir das Glück, mit ihr vereint zu ſein, während mir das Loos, entfernt von ihr leben zu müſſen, mit jedem Augenblick furchtbarer entgegentrat. Meine Aufregung nahm von Minute zu Minute zu. Das Blut wallte mir fieberhaft erhitzt durch die Adern; mein Kopf glühte; ich ſprang auf, warf die Papiere von mir, und beſchloß, draußen im Freien mich in der herrlichen Mondſcheinnacht abzukühlen.

Ich trat hinaus ins Freie; ein kühler Wind umfächelte meine glühende Stirn. Eben wollte ich meinen Spaziergang antreten, als ich mich am Rock feſtgehalten fühlte und ein ärmlich gekleidetes Mädchen hinter mir erblickte, welche mich bat, ihr zu ihrer kranken Mutter zu folgen, deren Zuſtand in den drei Tagen, in welchen ich ſie nicht beſucht habe, ſich bedeutend verſchlimmert hätte. Jetzt erſt beſann ich mich, daß ich, betäubt durch meinen eigenen Schmerz, die Pflichten, welche einem Arzte obliegen, ſchändlich vernachläſſigt hatte. Eiligen Schrittes folgte ich der Kleinen, um mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen.

Ich trat in das ärmliche Dachzimmer, in welchem eine faſt unerträgliche Gluth herrſchte. Auf dem Strohlager wälzte ſich in Fieberraſerei die Kranke, der erſte Blick auf ſie ſagte mir, daß ſie unrettbar verloren ſei. Mein Gewiſſen klagte mich laut an. Du biſt der Mörder der Unglücklichen, rief mir die innere Stimme zu, denn Du hätteſt ſie vielleicht retten können, hätteſt Du Deine Pflicht als Arzt erfüllt.

Die Hitze des Zimmers war, wie geſagt, unerträglich. Mein Kopf glühte, das Blut ſchien mir ſiedend durch die Adern zu rollen; dennoch hielt ich's für Pflicht, am Krankenlager zu bleiben, um wenigſtens jetzt noch Alles zu thun, was in meinen Kräften ſtand, um die Unglückliche zu reiten. So vergingen mehrere Stunden; endlich vermochte ich nicht länger zu bleiben, meine Anſtrengungen waren ja doch unnütz.

Ich trat hinaus ins Freie. Der Mond ſchien nicht mehr. Ein feiner, kalter Regen durchſchauerte mich, als ich ſo plötzlich aus der ſo drückend heißen Stube in die kalte Nachtluft trat. Ich beeilte meinen Schritt und trat bald in meine Wohnung ein. Ich legte mich zu Bett; aber lange konnte ich nicht einſchlafen, denn ein furchtbarer Kopfſchmerz hatte mich ergriffen, wilde Fieberträume umnachteten meine Phantaſie; endlich verließ mich das Bewußtſein.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich unendlich matt; kaum vermochte ich die ſchweren Augenlider aufzuſchlagen, und erſt nach langer Zeit kam ich zu völligem Bewußtſein. Ich blickte um mich. Es war ein freundlicher Sommertag; die Sonne ſchien hell ins Zimmer hinein. Am Fußende meines Bettes ſaß, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, in einfachem Hauskleide, meine reizende Ida.

Tiefes Staunen ergriff mich; ich wußte nicht, wie mir geſchah; ich wollte ſprechen; doch nur mit Mühe vermochte ich ihren Namen zu ſtammeln.

Sie blicke auf, ſie beugte ſich über mich, und ſchaute mir mit ängſtlicher Spannung ins Auge.

— Gott ſei Dank, er lebt! rief ſie entzückt und eilte aus dem Zimmer.

Nach wenigen Minuten kehrte ſie zurück in Begleitung eines alten, ehrwürdig ausſehenden Mannes, in dem ich einen der berühmteſten Aerzte der Reſidenz, den Doctor H***, erkannte. Er trat an mein Bett und betrachtete mich mit prüfendem Blick; dann ergriff er meinen Puls und ſagte, ſich zu Ida wendend, die mit furchtbarer Spannung ſeinem Ausſpruch entgegenſah:

— Er iſt gerettet. Das Fieber hat aufgehört!

Dann fuhr er zu mir fort:

— Ja, ja, mein werther Freund und College, Sie ſind gerettet! Sie haben ein höchſt merkwürdiges und intereſſantes Nervenfieber gehabt, ſeit ſechs Wochen liegen Sie ohne Bewußtſein, und ohne die ſorgſame Pflege Ihrer Freundin lägen Sie wohl ſchon längſt auf dem Kirchhofe.

Ich warf einen dankbaren Blick auf Ida, den ſie mit einem himmliſchen Lächeln erwiderte; ich wollte antworten, aber ich war ſo ſchwach, daß ich es nicht vermochte.

— Sprich nicht, mein lieber, theurer Otto, rief Ida aus, ſich über mein Bett beugend und meine Hand zärtlich drückend. Du mußt jetzt ruhen.

Ich hörte nichts mehr, denn wieder verließ mich die Beſinnung; aber ich wurde jetzt nicht beunruhigt durch wilde, furchtbare Fieberfantaſien, ſondern ich ſchlief feſt. Gekräftigt erwachte ich. Es war Nacht. Ein trübes Licht erhellte ſpärlich das Zimmer, aber doch genug, daß ich Ida erkennen konnte, die eingeſchlummert auf einem Lehnſtuhl an meinem Bette ſaß. Von einer leiſen Bewegung, welche ich machte, wurde ihr leiſer Schlaf ſogleich unterbrochen. Sie ſprang auf, beugte ſich über mich hin, und ſchaute mir mit einem liebevollen Lächeln ins Auge.

— Wie befindeſt Du Dich, theurer Otto? fragte ſie.

— O wohl, ganz wohl, Du biſt ja bei mir! entgegnete ich zwar mit ſchwacher, aber doch klarer und deutlicher Stimme. — Aber ſage mir, was iſt mit mir vorgegangen? Ich muß krank geweſen ſein, noch jetzt fühle ich mich unausſprechlich matt und angegriffen.

— Du ſollſt Alles erfahren; aber ſprich nicht ſo viel, der Arzt hat es verboten. Schlummere jetzt noch ein wenig, und wenn Du morgen geſtärkt erwachſt, ſo werde ich Dir Alles erzählen.

Ich bat, ſie möchte es jetzt thun; aber lächelnd legte ſie den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß ſie nicht antworten würde, und ſo mußte ich mich denn wohl zufrieden geben. Erſt am andern Morgen, als ich geſtärkt aus langem Schlummer wieder erwachte, erhielt ich Aufſchluß von ihr. Ich hatte ein hitziges Nervenfieber glücklich überſtanden, Ida hatte mich während der ganzen langen Krankheit treu und ſorgſam gepflegt, und ihr verdankte ich, wie mir der Doctor H*** verſicherte, hauptſächlich mein Leben.

— Ich erfuhr, erzählte ſie mir, daß Du gefährlich krank ſeiſt! Du hatteſt Abſchied genommen von mir in Deinem Briefe; aber ich vermochte es nicht, Dich fern von mir krank zu wiſſen. Ich kam hierher, um Dich zu pflegen, und werde Dich nicht verlaſſen, bis Du geſund biſt, dann magſt Du ſelbſt entſcheiden, ob Du den Schwüren, die Du mir geleiſtet haſt, treu bleiben willſt oder nicht.

Wohl ſtieg das Bild meines ſterbenden Vaters in meiner Erinnerung wieder auf; dennoch vermochte ich es nicht, Ida aus meiner Nähe zu verbannen. Die Liebe hatte über die Pflicht geſiegt!

Monden vergingen, ehe ich völlig wieder hergeſtellt war. Während der ganzen Zeit hatte mich Ida mit treuer, liebevoller Sorgfalt gepflegt. Sie wußte mich zu überreden, daß mein ſeliger Vater von ungerechten Vorurtheilen gegen ſie und Wallbrühl befangen geweſen ſei, und ich — ch glaubte ihr! Die Erinnerung an meinen Vater und an das Verprechen, welches ich demſelben gegeben hatte, verſchwand mehr und mehr; Wallbrühl wurde wieder mein intimſter Freund, und ein halbes Jahr nach meiner völligen Geneſung trat ich mit Ida vor den Altar.

* * *

Wir ſtanden vor dem Altar. Der alte, ehrwürdige Prediger, weler mich einſt confirmirt hatte und der mir ſtets ein treuer, väterlicher reund geweſen war, ſegnete unſern Bund. Er hielt eine ſchöne, herzrgreifende Rede, und ſprach darin viel von Pflichten der Aeltern gegen hre Kinder und der Kinder gegen die Aeltern, da trat mit grellen Faren vor meine Erinnerung das Bild meines ſterbenden Vaters. Er lickte mich mit kummervoller Miene an, und ſchien mir Vorwürfe zu achen darüber, daß ich das heilige, ihm auf dem Sterbebette gegebene erſprechen gebrochen. Ich zitterte; nur undeutlich vermochte ich das erhängnißvolle „Ja" zu ſprechen, gern wäre ich jetzt noch zurückgetren; aber — — — es war zu ſpät.

Wir waren getraut. Ich führte meine junge Gattin nach dem harnden Wagen und fuhr mit ihr nach der Wohnung, die ich feſtlich gehmückt hatte.

— O, meine theure Ida, ſagte ich unterwegs, ich opfere Dir viel, denn ich opfere Dir die Ruhe meines Gewiſſens! Vergiß das nie, denn nur Deine unwandelbare Liebe kann mich entſchädigen für das furchtbare Opfer.

Ida entwand ſich bei dieſen Worten meinen Armen und ſchaute mich mit ſo theilnahmloſer Miene an, daß kalter Schauder mich durchrieſelte.

— Du biſt langweilig, Otto, ſagte ſie verdrießlich; wozu mir ewig wiederholen, daß Dein Vater aus Gott weiß welcher Grille mich gehaßt und verachtet hat. Laß die Todten ruhen! Was kümmern wir uns um ſie?!

Ich antwortete nichts; denn ich war ſchmerzlich berührt. Ida kannte die faſt an Anbetung grenzende Liebe, welche ich meinem Vater bewahrt hatte, ſie wußte, daß ihre Worte mich verletzen mußten, und doch konnte ſie ſo ſprechen! Das war ein ſchlimmes, ein ſehr ſchlimmes Vorzeichen!

In meiner Wohnung angelangt, empfing uns Wallbrühl; er drückte mir freundſchaftlich die Hand; um ſeine Lippen aber ſchwebte ein eigenthümliches, faſt ſpöttiſches Lächeln.

Laß mich, theurer Ferdinand, die nun folgende Zeit bis zur ſchrecklichen Nacht, welche mein Schickſal beſiegelt hat, mit kurzen Worten übergehen, denn wohl kaum iſt es nöthig, daß ich Dir ſchildere, wie ich mit jedem Tage mehr einſah, daß ich betrogen war. Ida hatte ihren Zweck erreicht, ſie war meine Gattin und ſie hielt es nicht mehr für nöthig, ſich noch länger zu verſtellen. Ich hatte gehofft, einen Engel zu lieben, und fand zu meinem tiefen Kummer, daß Ida ein eitles, falſches, ganz und gar gefühlloſes Weib war. Nur ſchlaue Berechnung meines nicht unbedeutenden Vermögens hatte es ihr wünſchenswerth erſcheinen laſſen, mit mir vereint zu ſein, denn ſie war arm und fühlte ſchmerzlich die Entbehrungen, welche ihr, dem eitlen, vergnügungsſüchtigen Weibe, die Entbehrung auferlegte.

Wallbrühl war täglich in unſerm Hauſe. Er kannte jeden Zug meines Charakters; wußte, daß ich das Bedürfniß hatte, mich mit Liebe an irgend ein Weſen anzuſchließen, und benutzte meine Schwächen ſo gut, daß meine Freundſchaft für ihn täglich zunahm, während meine Liebe zu Ida ſich verminderte; aber nein, ich ſpreche nicht die Wahrheit, meine Liebe zu dem ſchönen, bezaubernden Weibe verminderte ſich nicht; ich fühlte mich nur grenzenlos unglücklich, daß meine Liebe zu ihr nicht erwidert wurde. Ich konnte Wallbrühl nicht zürnen, daß er die Urſache meines Unglücks war; er hatte mich zwar zuerſt mit Ida bekannt gemacht, doch ſuchte er jetzt Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtand, um das alte Verhältniß zwiſchen mir und meiner Gattin wieder herzuſtellen. Oft machte er ihr in meiner Gegenwart bittere Vorwürfe, daß ſie ſo ſchlecht meine aufopfernde Liebe für ſie vergelte; aber Ida hörte ihn nur mit ſpöttiſchem, halb verächtlichen Lächeln an, ohne Etwas zu erwidern, aber auch ohne ſich in ihrem kalten, liebloſen Benehmen gegen mich zu ändern.

(Schluß folgt.)

Literatur-Signale.

Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung von Ludwig Seeger. Leipzig, 1847.

Ein fünfundzwanzig Bogen-ſtarker Band Gedichte in ſchönem, großen Format und ziemlich ariſtokratiſcher Ausſtattung liegt vor uns. Fünfundzwanzig Bogen Gedichte! wird der freundliche Leſer mit uns ausrufen — aber ſtill, derlei voreilige Urtheile dürfen ein Buch nicht treffen, das uns einen außerordentlichen Genuß bereitet hat und deſſen Lectüre, nein, deſſen Studium einem jeden Freunde wahrer Poeſie einen gleich großen Genuß bereiten wird.

Seeger hat bedeutende Studien gemacht, hauptſächlich hat er Göthe ſtudirt, darum er denn auch eine bedeutende Gewalt der Form erreicht hat. Glücklich in dieſem Beſitz weiß er nun ein ſo warmes und ſo liebenswürdiges Gefühl in die reine Form zu gießen, daß ſeine Bedeutſamkeit von Vers zu Vers immer mehr und mehr heraustritt, und daß man nur mit wahrhafter Befriedigung das Buch aus der Hand legen kann. Die ganze Sammlung iſt getheilt in „Lieder der Dämmerung“, „Lieder des Morgens“ und „Lieder des Tages“ und repräſentirt ſie im Ganzen das Werden eines politiſchen Dichters, es iſt dies Buch eine ſchwindende Nacht, ein glühender Morgen und ein brennend heißer Mittag einer durch und durch poetiſchen Seele. Das Buch enthält 400 Gedichte, nur eins davon als Probe.

Sommernacht.

Droben an des Berges Mauer
Auf der Lauer
Steht und lugt des Mondes Schein
Schüchtern in die Welt hinein;
Doch der Tag hat noch zu ſchaffen,
Und mit überglühten Waffen
Hält er Wacht
Vor dem Thor der ſchönen, lauen,
Silberblauen
Sommernacht.

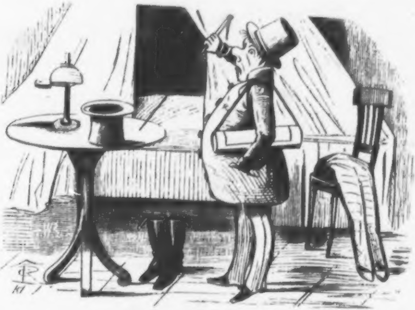
Bleiche Geiſterinſeln ſchwimmen
Und verglimmen,
Kaum berühret von leiſem Hauch
In dem lichten Zauberrauch;
Aetherharfen zittern linde,
Ferner Welten Frühlingswinde
Sind erwacht
Ueber dieſer ſchönen, lauen,
Silberblauen
Sommernacht.

Durch die Abendflammen ſchweifen
Dunkle Streifen;
An den Sternen hin und her
Weht der Wald, ein grünes Meer.
Ins Gebet der Abendglocken
Schlagen Nachtigallen, locken
Süß und ſacht
Uns hinaus in dieſe laue,
Silberblaue
Sommernacht.

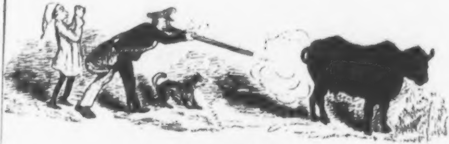
Aufgethan die feuchten Augen,
Einzuſaugen
Dieſen hohen, ſtillen Geiſt,
Der ob unſern Häuptern kreiſt,
Bis die erſten Morgenblitze
An der höchſten Alpenſpitze
Angefacht,
Wandeln wir durch dieſe laue,
Silberblaue
Sommernacht.

Dies iſt eins von den Liedern des Morgens, die Lieder des Tages reihen ſich würdig in aufſteigendem Werthe an.

D.

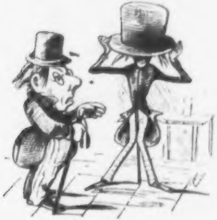


Ein Naturforſcher
entdeckt zu Hauſe eine fremde Pflanze.

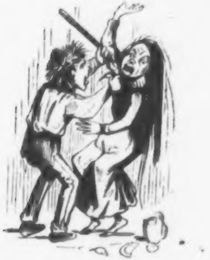


Sonntagsjäger:

— Was ich heute für ein Glück habe — ein ſolches Wildpret habe ich mein Lebtag noch nicht geſchoſſen. Man könnte es beinahe für einen Ochſen halten.



Zwei Landſtände,
auf welche ganz Deutſchland ſeine Augen richtet.



Bildliche Darſtellung
der entente cordiale zwiſchen zwei Großmächten Europa's.

Was iſt ein Tartüffe?

Wie vielerlei Menſchen giebt's doch auf der Welt,
Von denen ſo Mancher uns nicht recht gefällt,
Doch Einer beſonders, man nennt ihn Tartüffe!
Verräth ſich durch manchen durchtriebenen Kniff;
Genau iſt er, was bei den Thieren der Fuchs;
Macht er uns was weiß, ſo gereicht's ihm zum Jux,
Drum werden von mir mehr're Zeichen benannt,
Woran ein Tartüffe wird von Jedem erkannt.

Gelegentlich war man 'mal in der Auction, —
Wir wiſſen, da leimte ſo Mancher ſich ſchon, —
Man hat was erſtanden, doch theuer, und geht
Um Jemand zu fragen, der's tüchtig verſteht;
Der macht große Augen, reißt's Maul wie weit auf,
Und ſagt: »Alle tauſend, das nenn' ich 'nen Kauf!«
Doch kaum iſt man fort, heißt's: »O Gott, welch Kameel!« ...
Das iſt ein Tartüffe, ich behaupt's ohne Hehl!

Es bittet ein Herr eine Dame zum Tanz;
Vor Wonne, ſo ſcheint es, zerfließt er faſt ganz:
»Mein Fräulein, beim Himmel, ſo zaub'riſch wie Sie,
So ſylphengleich tanzt' ich mit Niemand noch, nie!«
Das Fräulein erröthend, meint: »»O welcher Spott!««
Doch ſchwört er von Neuem: »Mein Fräulein, bei Gott!«
Und gleich drauf erzählt er: »Na, das war ein Plack!« —
Das iſt ein Tartüffe, und zwar einer im Frack.

Ein Kegelclubb hat in der Kaſſe viel Geld,
Beſchließt, daß man heute 'nen Schmauß dafür hält!
Der Eine trifft morgen den theuerſten Freund,
Der's, wie er weiß, ſtets mit ihm aufrichtig meint;
»Freund, geſtern hab' ich mich beim Schmauß recht erquickt!«
»»Na, Bruder, das freut mich, bin mit Dir entzückt!««
Doch morgen heißt's: »Hätt' der's zu Brode geſpart!«
Das iſt ein Tartüffe von der ſchmählichſten Art.

Man hat ein paar Leute geladen zu Thee;
»Doch nehmt hübſch fürlieb,« ſagt zum Scherz man exprès;
Die Hausfrau nach Kräften hat nobel ſervirt,
Und herzenerſtürmende Bemmchen geſchmiert.
»Nein, das ſind doch zu große Umſtänd' gemacht,« —
Sagt Einer, — »ich bin zum Erſtaunen gebracht!«
Und ſchon auf der Trepp' meint er: »lumpig war's doch!« —
Das iſt ein Tartüffe; und dergleichen giebt's noch.

Es ſchneidet ein Fant einem Fräulein die Cour:
»O, Sie ſind ſo reizend; ſind ſelbſt die Amour;
Die Löckchen, das Grübchen, der niedliche Hut,
Das kleidet Sie Alles ſo himmliſch, ſo gut.«
Die and're Minute ſchon neckt ihn ein Freund:
»»Du biſt in das Mädel verſchoſſen, wie's ſcheint!««
»Ha, ha, wohl in die mit der Dole wie groß?!« —
Das iſt ein Tartüffe, den bedauern wir blos.

Heut' willſt Du, denkt Einer, zu Fuchſens 'mal geh'n,
Die freu'n ſich ſo innig ſtets, wenn ſie dich ſeh'n. —
Beim Eintritt wird gleich er umarmt und geküßt;
»Ich habe,« ſagt Fuchs, »Dich ja täglich vermißt;«
Beim Aufbruch fragt er ihn mit klagendem Ton:
»Im Ernſt, Du willſt fort? Aber — jetzt doch nicht ſchon?!!«
Und kaum iſt er 'raus, heißt's: »Na, Der hatte Pech!«
Das iſt ein Tartüffe; na, nu hab'n Sie's doch weg?!

(Aus der „Naturgeſchichte der Leipziger Meſſe“.)

Zapfenſtreich.

Augsburg. Herr K — o — l — b, dieſer Redacteur sans peur et sans reproche, dieſer Schriftſteller par excellence — à propos, meine Herren, was hat Herr Kolb geſchrieben? »eine königliche Belohnung Dem, welcher mir Etwas nachweiſen kann« — hat eine kleine Fatalität erfahren. Der Schriftſteller Karl Heinzen, der ſich durch die verleumderiſchen und aus der Luft gegriffenen Correſpondenzen der Augsburgerin perſönlich beleidigt ſah, verlangte Satisfaction von Herrn Kolb; er forderte ihn, hat jedoch den genannten Herrn noch nicht können zum Schuß bringen.

Berlin. In der Herren-Curie befinden ſich mehrere Schriftſteller; wir nennen u. A. Fürſt Lichnowsky (Verfaſſer einiger Schriften über Spanien und Portugal), Fürſt Lynar (Verfaſſer des „Ritter von Rhodus“ u. ſ. w.) und den Grafen Dyhrn (Verfaſſer des Drama „Conradin von Schwaben“).

∴ Der Generalpoſtmeiſter hat dem Miſſionsvereine zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden Portofreiheit bewilligt. Die Juden haben es alſo ziemlich billig, ſelig zu werden — jedenfalls wird dieſe „Portofreiheit“ von nicht unbedeutendem Nutzen und Erfolg für dieſen Verein ſein.

∴ Unſere Damen wollen dem rheiniſchen Abgeordneten Beckerath einen ſilbernen Eichenkranz und eine Dankadreſſe überreichen. Da ſieht man doch ganz deutlich, daß die meiſte Oppoſition von den Frauen ausgeht.

∴ Die Abonnentenzahl der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung“ ſoll ſich, wegen der Landtagsnachrichten, um 3000 vermehrt haben. Wie gut iſt doch eine ſolche Protection! Der „Charivari“ wird ſich nie ſolcher Subvention zu erfreuen haben. Wie wäre es, wenn man ihn einmal zum officiellen Organ der preußiſchen „erſten und zweiten Verſammlung“ machte?

∴ Das politiſche Leben in Deutſchlands bedeutendſtem zur Hegemonie durchaus beſtimmten Staate, Preußen, ſoll ſich analog der engliſchen Geſchichte entwickeln. Ob dies „ſoll“ von der Geſchichte beachtet werden wird, läßt ſich nicht gut vorausſehen, am Ende leichter bezweifeln als glauben; intereſſant indeß dürfte es immer ſein, dahin gehörige Parallelen zu ziehen und einzelne Abſchnitte der Geſchichte aus der ganzen Maſſe herauszugreifen. Dahin gehört unter Anderm die Geſchichte Cromwells, eines der größten Männer, welche das Volk aus ſich ſelbſt erzeugt hat, und dahin gehört das claſſiſche Geſchichtswerk Robert Southey's über den „Protector“, wovon ſoeben eine recht gute Ueberſetzung im Verlage des Buchhändlers C. Schäfer in Leipzig erſchienen iſt. Das Buch beſitzt allen Werth und allen Reiz eines von einem bedeutenden Hiſtoriker mit Eifer und ohne die Feſſeln der Cenſur gearbeiteten Werkes und dürfte bei dem Studium jener bedeutenden Zeit von wirklichem Nutzen ſein.

∴ Fräulein Kunth-Baleſti, von der königlichen Oper zu Brüſſel, eine ausgezeichnete Sängerin, weilt jetzt hier, um in einigen Opern aufzutreten.

∴ Der Führer unſerer Pferdefleiſcheſſer, Herr Ludwig Rellſtab, ſpricht mit derſelben Kritik, die er ſeit Jahren unſerer Bühne und unſeren muſikaliſchen Leiſtungen anlegt, von der Bouillon, den Cotelettes, dem Braten von Pferdefleiſch. Ja, allerdings! Similia similibus!

Brüſſel. Seit einigen Wochen ſieht man in den hieſigen Salons einen jungen Mann von eleganter Tournüre, mit halb tartariſchen, halb türkiſchen Geſichtszügen und ſchwarzen glühenden Augen. Sein Koſtüm beſteht aus Sammet, mit Gold und Perlen reich geſtickt, aus einem perſiſchen Ueberwurf mit diamantenen Schnallen, während ein Brillantſtern auf der Bruſt hängt; es iſt dies der Prinz von Koricoß, ein Enkel des ehemaligen Czaars von Armenien, Leon VI., der nun durch die Ungnade des ruſſiſchen Kaiſers im Exil ſich befindet, während daheim alle ſeine Güter confiscirt ſind. Die Urſache dieſer Verbannung des jungen Fürſten, der bisher ruhig in Petersburg lebte, iſt ein flüchtiger Volksaufſtand, der kürzlich in Georgien ſtattfand, wobei der Ruf ertönte: »Es lebe der Czarowitſch Leon VII.« Der Patriarch von Siß hat dem jungen Fürſten, der ausnehmend luſtig und ſtreng bigott zu gleicher Zeit iſt, einen Biſchof in Begleitung zweier armeniſchen Edelleute nachgeſchickt, die vor einigen Tagen hier angekommen ſind.

Conſtantinopel. Keiner von allen franzöſiſchen Romanſchriftſtellern hat hier ſo viele Leſer, als Meiſter Paul de Kock. Ein junger Armenier, Namens A. Malum, hat einen der beſſern Romane dieſes Schriftſtellers, „Carolin“, ins Türkiſche überſetzt und dem Pforten-Miniſter Reſchid-Paſcha gewidmet.

Dresden. Der Sänger Tichatſcheck bezieht folgenden Gehalt: 5000 Thaler Gage und extra noch jeden Abend, wo er ſingt, 20 Thaler Spielhonorar, 1000 Thaler Garderobegeld, 800 Thaler als Kirchenſänger (als welcher er ſich bis jetzt noch nicht producirt) und 1200 Thaler als dasjenige Sümmchen, womit die Intendanz ihm ſeinen Urlaub abkauft. Dies macht nun nach Adam Rieſe im Laufe des Jahres wenigſtens 9000 Thaler. Dagegen bekommen, man höre! folgende Kammermuſici, als acht Geiger, drei Bratſchiſten, ein Baſſiſt, zwei Celloiſten, drei Horniſten und ein Flötiſt, Jeder einen jährlichen Gehalt von 150, ſchreibe Einhundertundfünfzig Thaler. — Fabelhaft, aber wahr!

∴ Mit vollem Rechte wird über die Maſſe von unbedeutenden Gäſten geklagt, welche unſere Bühne jetzt auf Engagement — maltraitiren, und durchweg ſo ungeeignet für dieſelbe ſind, daß nur die entſchiedenſte künſtleriſche Unbekanntſchaft mit denſelben ihr Auftreten zulaſſen kann.

Gent. Das zweite deutſch-vlämiſche Sängerfeſt wird am 27. und 28. Juni hier abgehalten werden. In Cöln war's zu theuer.

Haag. Eine neue Oper von Vogel, „die Belagerung von Leyden", Text von Lucas, hat hier außerordentliche Senſation gemacht. Componiſt und Dichter ſind mit Orden decorirt worden.

Hamburg. Die erſten Nummern der „Dramaturgiſchen Blätter", von R. E. Prutz, ſind erſchienen. Auch Rötſcher hat ſoeben das erſte Heft ſeiner „Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur" edirt.

Hannover. Fräulein Baumeiſter, unſere erſte Liebhaberin, hat einen neuen Contract auf eine Reihe von Jahren unter günſtigen Bedingungen abgeſchloſſen. Wir freuen uns, die liebenswürdige Künſtlerin noch ferner bei uns zu ſehen.

∴ Auch hier wird der Schutz- oder Leibzoll, den die Juden bis jetzt entrichten mußten, nun ebenfalls, und zwar vom 1. Juli an, in Wegfall kommen.

Kiel. Das Verbot der „Bremer Zeitung" in Schleswig-Holſtein iſt nicht vom Könige von Dänemark, ſondern von der ſchleswig-holſtein'ſchen Kanzlei ausgegangen, denn in Dänemark ſelbſt iſt die Zeitung bis jetzt noch erlaubt.

Kopenhagen. Der berühmte Märchendichter Hans Chriſtian Anderſen (geboren am 2. April 1805 in Odenſe) war in früherer Zeit auch für die Bühne thätig geweſen. Außer einigen Scribe'ſchen Luſtſpielen, die er ins Schwediſche überſetzt hat, verdankt ihm das ſchwediſche Theater auch mehrere Operntexte, unter Anderm die „Braut von Lammermoor", die er für Bredahl, den „Raben", den er für Hartmann, und das „Feſt zu Kenilworth", das er für Weiſe geſchrieben hat. Im Jahre 1840 trat er mit einem romantiſchen Drama, „der Mulatte" auf. Weniger gefiel ſein Trauerſpiel „das Mauren-Mädchen".

Leipzig. Vor kaum zwanzig Jahren hatte Leipzig 40,000 Einwohner und 32 Bäcker; jetzt hat Leipzig mit den Fremden, den Arbeitern aus den umliegenden Dörfern u. ſ. w. vielleicht beinahe 80,000 Einwohner und 34 Bäcker. 'S iſt ſonderbar, daß in Leipzig kein Menſch Bäcker werden will!

Lemberg. Liſzt giebt hier mit außerordentlichem Beifall Concerte. Er hat in drei derſelben 7500 Gulden eingenommen.

London. Unter dem Namen „Amateur Musical Society" iſt hier ſeit Kurzem ein Verein von Muſikfreunden aus den höchſten Ständen zuſammengetreten. Dieſer Verein hat ſich das Ziel geſetzt, die claſſiſchen Werke großer Meiſter aufzuführen von einem Orcheſter, das einzig und allein aus den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft beſteht. Die Liſte der Theilnehmer, welche bereits über hundert Mitglieder zählt, nennt, außer dem Prinzen Albert und dem Herzoge von Cambridge, faſt nur Herzoge, Lords und Baronets. Der Herzog Carl von Braunſchweig, der ſich als Mitglied dieſes Vereines vorſchlagen ließ, iſt — Gott weiß weshalb — durchgefallen.

∴ Die Literary-Fund-Society hielt neulich ihre Jahresverſammlung. Es ergab ſich aus dem erſtatteten Bericht, daß der Verein im vorigen Jahre zur Unterſtützung nothleidender Schriftſteller oder deren Wittwen und Waiſen 1407 Pfd. St. verausgabt hat. (Da könnte der Leipziger Schriftſteller-Verein bis zur Ewigkeit zuſammenthun und es würde dieſe Summe einer einzigen Jahresrechnung nicht herauskommen.)

Madrid. Das Privatvermögen der Königin Marie Chriſtine wird auf nahe an 1000 Millionen Francs geſchätzt, iſt zum größten-Theil in Frankreich und England ſicher angelegt und bringt über 4 Millionen Francs Zinſen ein. Nun rede man noch länger, daß der ſpaniſche Haushalt nicht in beſtem Zuſtande ſei!

Mannheim. In der Verlagshandlung von J. P. Grohe erſchienen „Geſammelte Schriften von Arnold Ruge“. A. Ruge, der O'Connel der deutſchen Literatur, lebt bekanntlich ſeit Ende vorigen Jahres wieder in Deutſchland und hat erſt vor Kurzem die bereits erwähnten „Poetiſchen und Politiſchen Bilder aus der Zeit“ herausgegeben. Von ſeinen geſammelten Schriften ſind bis jetzt ſieben Bände erſchienen.

Merſeburg. Die Anführerin unſerer „Revolution“ war eine Waſchfrau. »Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entſetzen Spott.« 'S iſt ſchrecklich geweſen!

München. Der Erfinder der Stereochromie, Profeſſor Schlotthauer, iſt zum interimiſtiſchen Dirigenten der hieſigen Akademie der bildenden Künſte ernannt worden.

∴ Lola Montez hat in der „Augsburger Allgem. Zeitung“ folgende Erklärung erlaſſen: »Müde, die Zielſcheibe ſo vieler heimlichen und öffentlichen, mündlichen, brieflichen und gedruckten Bosheiten zu ſein, erkläre ich Jeden für einen ehrloſen Verleumder, der ſich auf irgend eine Weiſe eine üble Nachrede gegen mich erlaubt, ohne ſie beweiſen zu können.« (Ha, ha, wer lacht da?)

New-York. Nach einer im vorigen Jahre hier erſchienenen Schrift gab es in den vereinigten Staaten an claſſiſchen Orts- und Perſonen-Namen 18 Athen, 3 Sparta, 3 Korinth, 14 Rom, 12 Karthago, 4 Delphi, 1 Thermopylae, 3 Arkadien, 4 Attika, 2 Ithaka, 1 Memphi, 1 Troja, 1 Babylon, 1 Ninive, 6 Homer, 1 Horaz, 1 Hannibal, 1 Cäſar, 3 Scipio, 3 Solon, 1 Euklid, 2 Cato, 2 Cicero; außerdem finden die Hauptgottheiten der Griechen und Römer ihre Repräſentanten. Auch die heilige Schrift liefert ein Contingent von Ortsnamen; an den fernen Oſten der alten Welt erinnern die Namen Peking, Canton, Nanking, China, Bengalen, Bombay, Levante u. ſ. w., die alle ebenfalls mehrere Male vorkommen. Namen europäiſcher Reiche und Großſtädte fehlen natürlich auch nicht, unter Anderm giebt's dort 20 Berlin, aber kein einziges Preußen.

Paris. Spontini und Auber haben das Officierkreuz der Ehrenlegion erhalten. Auch Adolphe Adam, der bekannte Componiſt des „Poſtillons von Lonjumeau“, des „Brauers von Preſton“ und vieler andern mit Recht allgemein beliebten Opern, iſt zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Ein franzöſiſches Journal brachte vor Kurzem eine biographiſche Notiz des Herrn Saint-Amant, der, wie bekannt, einer der ausgezeichnetſten Schachſpieler Frankreichs iſt. In ſeiner Jugend war er in einer der franzöſiſchen Colonien als Sekretär angeſtellt; aber die Einförmigkeit ſeines Amtes trieb ihn nach einigen Jahren nach Paris zurück. Hier widmete er ſich der Schauſpielkunſt und trat im Théâtre français auf. Bald aber entſagte er auch dieſer neuen Laufbahn, um ſein Glück als Weinhändler zu verſuchen, was er noch heutigen Tages iſt. Im Jahre 1835 machte er ſich als Schachſpieler durch eine Wette mit Herrn Mouret bekannt. Ein Jahr darauf beſuchte er London und kehrte ſiegbekrönt nach Paris zurück. Nach dem Tode des Herrn de Labourdonnais übernahm er die Redaction des „Palamède“. Geboren 1799 hat er unlängſt ſeinen 48ſten Geburtstag gefeiert.

∴ Die Journale „La Patrie“ und „Esprit public“, vor Kurzem erſt mit einander verſchmolzen, ſollten am 4. Mai verſteigert werden, fanden aber keine entſprechende Käufer, und werden wohl ganz eingehen. Allem Anſcheine nach iſt unſere Journalliteratur der Kataſtrophe ſehr nahe, wo alle kleineren Journale ſterben und nur noch einige wenige große Parteiblätter fortleben.

Petersburg. Es giebt in Rußland 140 Tageblätter und Zeitſchriften; von den Tageblättern kommen an 40 in Provinzial- und Gouvernements-Städten heraus, ſie beſtehen erſt ſeit zehn Jahren: früher gab es Tageblätter nur in den beiden Hauptſtädten des Reichs. In dieſem Jahre ſind vier neue aufgetaucht und eins iſt wieder erſtanden; das älteſte Tageblatt Rußlands iſt die „Ruſſiſch-akademiſche Zeitſchrift“ mit der gleichnamigen deutſchen (ſeit 1717).

∴ Das „Journal de St. Petersburg“ giebt den Betrag des in Rußland curſirenden Papiergeldes auf 369,728,368 Silberrubel an.

∴ Der ruſſiſche Staatsſekretär Balujansky, der ſich um die ruſſiſche Geſetzſammlung, den „Swod der Geſetze“, große Verdienſte erworben, iſt im Alter von 79 Jahren geſtorben.

Piſa. In den letzten Tagen des verfloſſenen Monats iſt hier der berühmte Profeſſor Giovanni Carmignani geſtorben.

Prag. Der Orden der Tempelherren hat, wie bekannt, auch in Böhmen und Mähren große Beſitzungen. Ein Beitrag zur Geſchichte dieſes Ordens iſt unlängſt zu

Znaim, im Verlage von F. M. Hofmann, erſchienen; er heißt „die Tempelherren in Mähren“ und hat einen Herrn J. E. Horky zum Verfaſſer. Sein Werk unterſucht die Geſchichte dieſes Ordens und lichtet manches Dunkel, das auf ihr ruht.

∴ Auch bei uns iſt die „Valentine“, von G. Freitag, über die Bretter gegangen; ſie hat den allgemeinſten Beifall des Publicums und beinahe ebenſo allgemeinen Tadel von der Prager ſchreibenden Kritik gefunden. — Gott ſei Dank! Letzteres will nicht viel ſagen. Die „Valentine“ wird und muß ſelbſt bei wenig gelungener Darſtellung ein geiſtvolles Publicum befriedigen — für ein Publicum ohne Urtheil, oder für eine neidiſche Kritik, die mit Furcht und Zagen jedes Neue groß anblickt und anfeindet, iſt ſie allerdings ohne bedeutenden Einfluß, da derartige Beurtheilung ja ſchon von vorn herein Partei gegen das Stück iſt. Möchte die „Valentine“ bald auf noch mehreren Bühnen erſcheinen, damit der Genuß immer allgemeiner werde!

∴ Die Redaction der „Prager Zeitung“ wird jetzt interimiſtiſch vom Schriftſteller J. E. Hickel geleitet. Dem Vernehmen nach ſoll der Verleger Medau einem bekannten Leipziger Journaliſten Anträge zur Uebernahme der Redaction gemacht haben.

Riga. Herr Baumeiſter, vom Schweriner Theater, giebt bei uns mit vielem Erfolge eine Reihe von Gaſtrollen.

Rom. Papſt Pius IX. hat am 21. April, dem Tage, an dem vor 2500 Jahren die Stadt Rom gegründet wurde, ſeinem Lande eine Conſtitution verheißen. Aus allen Provinzen des Kirchenſtaates ſollen ſich Deputirte um den päpſtlichen Stuhl verſammeln, die nicht blos ihren Rath über die Einführung einer beſſern Ordnung im Staatshaushalt ertheilen, ſondern auch bei der Verwaltung mitwirken ſollen. Der Cardinal Gizzi hat über dieſe Angelegenheit ein ausführliches Rundſchreiben an die Delegaten erlaſſen und ſie aufgefordert, aus jeder Provinz zwei oder drei Männer namhaft zu machen, aus denen der Papſt die tüchtigſten auswählen werde. Dieſe Abgeordneten ſollen zwei Jahre hindurch in Rom ſich aufhalten und dieſe Angelegenheit in Ordnung bringen. Im ganzen Kirchenſtaate herrſcht ein allgemeiner Jubel, und die Stadt Rom hat dem Papſt einen glänzenden Fackelzug von 10,000 Fackeln dargebracht. Der Papſt erſchien auf dem Balkon ſeines Palaſtes und ertheilte dem jubelnden Volke ſeinen Segen.

Trieſt. Das Journal des öſterreichiſchen Lloyd hat eine Aufforderung erlaſſen, Biber-Colonien anzulegen, weil ſie ihren Eigenthümern großen Gewinn gewähren, indem das Caſtoreum, das ſogenannte Bibergeil, jetzt dergeſtalt ſelten und theuer wird, daß ein einziger Biber über 450 Gulden Caſtoreum bei ſich führt. Das Loth koſtet nämlich 12 bis 16 Gulden, und ein guter Biber hat wohl an 40 Loth.

Wallis. Das hieſige Obergericht hat einen gewiſſen Ribordy, welcher vor drei Jahren bei dem Rückzug der Walliſer die Brücke von Riddes angezündet haben ſoll, verurtheilt, 7000 Francs zum Wiederaufbau derſelben zu zahlen und außerdem auf acht Jahre ſeine politiſchen Rechte zu verlieren.

Warſchau. Vor einigen Tagen ging ein Soldat von Praga über die Brücke nach der Stadt zurück und hatte vergeſſen, ſeine Uniform dienſtgerecht ganz zuzumachen. Da begegnete ihm ein Officier, wird über dieſes entſetzliche Verbrechen ſehr zornig und befiehlt, er möge ſogleich mit nach der Wache kommen, dort werde er 500 Hiebe erhalten. Der Soldat ſprang aus großer Abneigung gegen dieſe 500 Hiebe in die Weichſel und iſt glücklicher Weiſe ertrunken.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Als Ludwig XVIII. im Jahre 1793 aus Deutſchland durch die Schweiz im tiefſten Incognito nach Turin reiſte, fand er in einem Wirthshauſe, wo er übernachten wollte, zwei franzöſiſche Officiere vom republikaniſchen Heere. Er ließ ſich mit dem einen in ein Geſpräch ein, wobei er äußerte, er ſei von Geburt ein Engländer, hoffe übrigens auch demnächſt nach Frankreich zu kommen u. ſ. w. Der Officier erwiderte ihm mit feſter Stimme: »So lange ich lebe, werden Sie Frankreich nicht wieder betreten. Ich weiß, wer Sie ſind; das Vaterland geht über Alles, darum rathe ich Ihnen, hier nicht zu übernachten!« Ludwig befolgte dieſen Rath, der ihm — von dem nachmaligen König von Neapel, Joſeph Murat, gegeben war.

— In einer Geſellſchaft, in der ſich auch Cardinal Richelieu befand, wurde das Vernünftige der drei Mönchsgelübde etwas in Zweifel gezogen. »Meſſieurs,« ſagte der

Cardinal, »ich habe dieſe drei Gelübde auch abgelegt, und doch hat mich das Gelübde der Armuth nicht abgehalten, der reichſte Privatmann in Europa zu ſein; und doch hat mir das Gelübde des Gehorſams nicht unterſagt, ganz Frankreich zu beherrſchen; und doch hat mich das Gelübde der Keuſchheit nicht gehindert, der Geliebte einer Königin zu ſein.«

— Die im Jahre 1797 zu Lauſanne erſchienene Ausgabe des „Contrat social" von Rouſſeau iſt Napoleon Bonaparte gewidmet und zwar mit folgenden Worten: »Citoyen général. J'ai quelque presentiment, dit J. J. Rousseau dans son deuxième livre du contrat social, qu'un jour la petite île de Corse étonnera l'Europe! — L'Europe demande aujourd'hui, citoyen général, quel est le lieu de votre naissance? — La Renommé repond a l'Europe: c'est l'île de Corse. — Je suis, citoyen général, l'un de vos admirateurs, Jean Mourer, libraire.« (Die erſte Ausgabe des „Contrat social" erſchien übrigens 1762 zu Amſterdam, deutſch 1800 zu Düſſeldorf, die neueſte Ueberſetzung 1843 zu Leipzig, ſie iſt von A. Marr. — Die erſte Ausgabe der „Nouvelle Héloise" erſchien 1761 zu Paris, deutſch 1785 zu Berlin von K. F. Kramer. Die erſte Ausgabe der „Emile" erſchien 1762 zu Amſterdam, deutſch 1789 zu Braunſchweig, ebenfalls von K. F. Kramer.)

— Byron ſchien nicht viel auf ſein Werk „Manfred" zu halten. »Ich weiß nicht, ob es gut oder ſchlecht iſt,« ſchrieb er an ſeinen Verleger Murray. »Ich ſchätze es zu
00 Guineen, und noch weniger, wenn Sie wollen. Der Preis beweiſt, daß ich nicht im geringſten Weſens davon mache. Verbrennen Sie es darum, wenn Sie wollen, nennen Sie es eine Dichtung, denn ein Drama iſt es nicht, aber ich verbiete, daß man ihm dieſen Namen gebe. Es iſt eine dialogiſirte Dichtung, eine Pantomime, Alles, was Sie wollen.«

— Das Schloß Herdervar, in Ungarn, liegt in drei Comitaten, im Wieſelburger, Preßburger und Raaber; es hat drei Thürme, von denen jeder in einem andern Comitate ſteht.

— Der Herr Dr. Holtaus wollte vor vier Jahren nach Italien reiſen.

Treffer und Nieten.

• Im Schwarzwalde entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen
Wirth, der ihnen durch ſeine coloſſale Grobheit imponirte. Sie verbreiteten ſeinen Ruhm
rch Old England und bald ſtand ſein Wirthshaus auf der großen Tour, die alle Eng-
nder machen, bald war der Wirth von Engländern überſchwemmt, ohne eine Ahnung
r Urſache des unverhofften Glückes zu haben. Durch den Umgang mit vielen Menſchen
nd den blühenden Zuſtand ſeines Geſchäfts wurden die Manieren mit der Zeit gefälliger,
er eben ſo ſchnell verſchwanden nun auch ſeine Engländer. Als er den Grund dieſer
enderung erfuhr, entſchloß er ſich zu folgender Anzeige: »Den Herren Engländern mache
hiermit bekannt, daß mein Wirthshaus nach wie vor beſteht; wie in frühern Jahren
rde ich auch in dieſem grob ſein, ſehr grob, noch mehr als ſehr grob. Ich bitte daher
n fleißigen Beſuch.« — Und die Engländer kamen wieder, mehr als vorher, und der
irth warf ſie in der Regel, gleich nach den erſten Worten, wieder zur Thür hinaus,
d ſeit dieſer Zeit kehren ſie wieder bei ihm ein.

• Neulich entwickelte Jemand, der etwas mente captus war, bei einem Geſpräch
r die Weltkörper folgende Anſicht: »'S iſt ein närriſch Ding mit der Sonne, die brau-
n wir eigentlich gar nicht; denn am Tage iſt es ſo ſchon helle, wenn ſie auch nicht
eint, und Nachts ſcheint ſie ja überdies nicht. Mit dem Mond iſt es bald ebenſo,
be oft in den finſterſten Nächten, wenn kein Stern am Himmel iſt, ſcheint er nicht.

• In London wurden, obgleich Victualien keines Patents bedürfen, dennoch ein paar
lchverkäuferinnen feſtgenommen, weil ſie kein Verkaufspatent hatten. Ihr Sachwalter
lte natürlich die Frage auf: »Warum die Milch eine Ausnahme mache?« — »Sie
ehen doch,« entgegnete der Richter, »daß Milch eine Waare iſt!« — »Sehr gern,«
iderte der Sachwalter, »ſobald Sie nur zugeſtehen, daß die Kuh ein Fabrikant iſt.«

• Ein junger Mann, der ſich vor dem Soldatwerden ſehr fürchtete, ſtarb glücklicher-
ſe vor der Aushebung. Einer ſeiner Freunde gab ihm nachſtehende Verſe mit ins
ab:

»Ruhe ſanft in kühler Erde,
Frei von Militärbeſchwerde.«

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen:

Jahrbücher
für
# dramatiſche Kunſt
und
Literatur
redigirt vom
Prof. Dr. H. Th. Rötſcher.

Erſtes Heft. 6¼ Bogen.

Inhalt:

Vorwort von H. Th. Rötſcher.
1. Ueber den Urſprung der modernen Bühne von Th. Mundt. Erſter Artikel.
2. Ueber den Styl des Dramas von Friedrich Hebbel aus Wien.
3. Ueber die dramatiſche Literatur der Franzoſen von Dr. Bamberg aus Paris.
4. Wie ſich die rohe Empirie gegen die Wiſſenſchaft verhält, dargeſtellt an dem Entwurf einer practiſchen Schauſpielerſchule von Auguſt Lewald. Von H. Th. Rötſcher.
5. Mittheilung mehrerer noch ungedruckter Briefe Seydelmann's nebſt Erörterungen von H. Th. Rötſcher.
6. Kritiken über Berliner Bühnenvorſtellungen:
    Göthe's Fauſt. Von Dr. Melchior Meyr.
    La Calomnie, Comédie en 5 actes et en prose du théâtre français, par Scribe, und ihre Darſtellung durch die franzöſiſche Geſellſchaft in Berlin. Von H. Th. Rötſcher.
7. Correſpondenz-Nachrichten.
    Aus Königsberg. Ueber Dr. Gottſchalls „Blinde von Alcara“ und deren erſte Aufführung in Königsberg. Ein Brief des Prof. Carl Roſenkranz an den Herausgeber.
    Aus Hamburg von Dr. Carl Töpfer.
    Aus Dresden. Aphorismen über die Dresdener Bühne von Dr. Schladebach.
    Aus Stettin von Fr. D.
    Aus Wien von M. H.
    Aus Kopenhagen von Henrik Herz.

Berlin, im April 1847. **Louis Hirſchfeld.**

Bei J. F. Glücks Separat-Conto iſt erſchienen:

Naturgeſchichte der Leipziger Meſſe und lebende Bilder aus Leipzig. (Humoreſke.)

Mit einem Titelkupfer. Broch. 5 Ngr.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 17.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 17.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Etabliſſements-Anzeige.

Die Unterzeichneten erlauben ſich hiermit, Einer hochgeehrten Menſchheit die ergebene Anzeige zu machen, daß ſie ſeit Kurzem in Breslau eine Commandite ihres wohl aſſortirten Religionsgeſchäftes errichtet haben. Da wir jede in dieſes Fach ſchlagende Novität aus den erſten Fabriken der Erde, d. h. aus den Schädeln der Erfinder, zu beziehen im Stande ſind, ſo finden ſich, die in Europa nicht gangbaren Religions-Artikel abgerechnet, alle Sorten in den beliebteſten Muſtern und verſchiedenartigſten Qualitäten zu jeder Zeit auf dem Lager. Beſonders glauben wir das chriſtliche Publikum auf einen bedeutenden Vorrath von fuchsſchwänzigem Jeſuitismus, und auf vornehmen, mit großen gedrehten Hörnern verzierten Pietismus, und das jüdiſche auf eine anſehnliche Quantität ſogenannter langohriger Orthodoxie aufmerkſam machen zu müſſen. Da wir zu befürchten Urſache haben, daß mit der fortſchreitenden Geiſtes- und Geſchmacksbildung der Menſchen dieſe drei Artikel immer mehr aus der Mode kommen und die helleren Köpfe künftiger Generationen ſie gänzlich desavouiren dürften, haben wir uns entſchloſſen, dieſelben zu den billigſten Preiſen abzulaſſen.

Von Chriſtkatholicismus, Ruppianismus und Reformgenoſſenſchaftismus haben wir einſtweilen nur geringen Vorrath; einen größern hingegen von Katholicismus à la Pius IX., Evangelismus à la verſtorbenem Prophet de Suckow und Geigerianismus oder Rabbinerverſammlunrie. Mit der Zeit hoffen wir jedoch unſere Magazine immer mehr und mehr mit den zuerſt genannten drei Artikeln anfüllen zu können.

Sollten wir beim Publikum das Verlangen nach Atheismus verſpüren, ſo ſind wir nicht abgeneigt, auch dieſen Artikel auf's Lager zu bringen. Wir müſſen jedoch im Voraus bemerken, daß der hochgeehrten Menſchheit dieſe Waare theuer zu ſtehen kommen dürfte, da dieſelbe in einem außerhalb der Grenzen unſeres Geſchäftskreiſes fließenden Feuerbache präparirt wird, und ſo faſt das geſammte irdiſche und himmliſche Glück der geehrten Kunden als Kaufſchilling aufgehen könnte.

Für reelle und prompte Bedienung bürgt unſere altehrwürdige Firma.

Den Platz unſerer Magazine kann jeder Kaufluſtige durch das, in der zu Breslau erſcheinenden, ſo ſehr freiſinnigen Oder-Zeitung, ſtereotyp ſich befindende „Tagebuch des Sehens- und Wiſſenswertheſten für Fremde und Einheimiſche“ erfahren.

Um zahlreichen Beſuch bitten gehorſamſt

Himmel-a-ja im Februar 1847. Godſon u. Compagnie.

Zapfenſtreich.

Berlin. Der König von Preußen hat den Berliner Magiſtrat getadelt, daß derſelbe, unmittelbar nach den ſtattgehabten Unruhen, die Kartoffeln unter dem Preiſe verkaufen ließ, weil ein ſolches Verfahren die Billigung der Unruhen involvire.

Cöln. In hieſiger Zeitung werden „Obligate Theaterpfeifen“ als Radikal-Mittel gegen Faulheit, Gemeinheit, freches Extemporiren — in 2 Sorten, kleine à 2½ Sgr., größere a 5 Sgr. ausgeboten. (Könnte auch an andern Orten nichts ſchaden.)

∴ Der Luftſchiffer Green wird während des Pfingſtfeſtes hier eine Luftfahrt halten. Die Geiſtlichkeit unterſtützt den Mann, der die Blicke der Cölner nach Oben ziehen will, auf das Lebhafteſte.

Elberfeld. Das Scepter der Elberfelder Bühne wird in nächſter Saiſon in weibliche Hände kommen, denn das Theatercomité hat die Direction der Schauſpielerin Frl. Thereſe Novack und zwar auf drei Jahre übertragen. Fräulein Novack hat den Contract unter vortheilhaften Bedingungen abgeſchloſſen.

Frankfurt. Um die Mitte des Juni wird Mlle. Rachel, aus Paris, im Gefolge anderer franzöſiſcher Schauſpieler hier zu Gaſtrollen erwartet. Natürlich in franzöſiſcher Sprache! — Nachdem eine ſchwediſche Sängerin die deutſchen Theater heimgeſucht und das deutſche Geld in Maſſe mitgenommen hat, fehlt blos noch, daß auch die franzöſiſchen Schauſpieler anfangen, die deutſchen Theater-Kaſſen als gute Priſen zu betrachten. Aber wenn es ihnen nur nicht ſo geht, wie dem franzöſiſchen Sänger Hrn. Duprez in Hamburg, der ſich nun umſonſt angeſtrengt hat, deutſch zu lernen.

∴ Am 9. Mai iſt hier der bekannte Hofrath Dr. C. P. Berly, 65 Jahre alt, mit Tode abgegangen. Seit 1830 hatte er ſeine Kräfte ausſchließlich der Redaction der hieſigen Ober-Poſtamtszeitung gewidmet, und war bis an ſein Ende der „verantwortliche Redacteur dieſes Journals.“ Berly hatte ein wahrhaft ſeltenes Compilationstalent, wodurch die leitenden Artikel, die er über engliſche und franzöſiſche Zuſtände ſchrieb, mitunter ſehr belehrend waren. Ein vielſeitiges Wiſſen, ein äußerſt ſchlagfertiges Gedächtniß und eine reiche Bibliothek unterſtützten ihn hierbei. Die Redactionsgeſchäfte der „Ober-Poſtamtszeitung“ (an welcher ſeit Neujahr der Drucker Herr A. Oſterrieth in der Weiſe betheiligt iſt, daß er den Verlag dieſes Blattes von der Turn- und Taxis'ſchen General-Poſt-Direction zu Lehen erhalten hat) befinden ſich jetzt in den Händen des Herrn W. Riehl. Die franzöſiſchen und engliſchen Artikel ſind ſeit Berly's Tode proviſoriſch dem Dr. Sattler anvertraut; im Uebrigen iſt die Richtung dieſer Zeitung ganz die alte geblieben.

∴ Aus Frankfurt wird ein Beiſpiel des jämmerlichſten Fanatismus erzählt: nächtlicherweiſe wurde in eine Wachsfigurenhütte eingebrochen, die Figur, welche Guſtav Adolf von Schweden vorſtellte, umgeworfen und ihr der Kopf zerſchlagen.

Heſſen. Junkel aus Hersfeld, Henkel aus Kaſſel, Luderer aus Marburg ſind mit Hausſuchungen und gerichtlichen Unterſuchungen heimgeſucht. — Der Magiſtrat der Stadt Rinteln iſt gerichtlich belangt worden, weil er das Verfahren des daſigen Deputirten laut gebilligt hat. — Der Gymnaſiallehrer Schell von Fulda iſt ſuspendirt worden, weil er zum Deutſchkatholicismus übergetreten iſt. — Die Gymnaſiallehrer Jacobi und Bertit zu Hersfeld ſind ſuspendirt, weil ſie eine Petition zu Gunſten des Deutſchkatholicismus und der Glaubensfreiheit mit unterzeichnet hatten. — Der Oberbürgermeiſter von Hanau iſt mit zwei Thaler Strafe bedroht worden, weil der daſige Stadtrath auf die Verfügung des Miniſters des Innern: „daß die Deutſchkatholiken an der Kirchhofmauer beerdigt werden ſollten,“ erklärt hätte, „der Kirchhof ſei ſtädtiſches Eigenthum und ſtehe nicht zur Verfügung des Miniſters.“ — Der Dr. phil. Bayrhoffer iſt ſuspendirt worden, weil er ſich für den Fortſchritt im Proteſtantismus ausgeſprochen. — Der Oberappellationsgerichtsrath Gunſte iſt zum Eiſenbahndirektor degradirt, weil er den unſchuldigen Jordan freiſprach, was das ganze Collegium beſtätigte.

London. Der älteſte Sohn Sir Walter Scott's und der Letzte des Namens Scott, der vor Kurzem auf der Rückfahrt nach England geſtorben iſt, hatte mehrere Jahre in Indien gedient und war dort bis zum Obriſt-Lieutenant im 15. Huſaren-Regiment avancirt. Er war im Jahre 1801 geboren und hatte eine Miß Jobſon, aus Fifeſhire, geheirathet, die ein bedeutendes Vermögen beſaß, mit der er aber keine Kinder hatte. Der

Titel der Scott'ſchen Familie erliſcht mit ihm: Abbotsford fällt an den einzigen Sohn des Hrn. Lockhart, der mit Sir Walter Scott's älteſter Tochter verheirathet war. Der junge Lockhart dient als Cornet in der Armee.

∴ Mendelsſohn muſikaliſches Drama: „Der Sturm," nach Shakeſpeare von Scribe bearbeitet, wird unter der Direction des Componiſten zum erſten Male im Theater der Königin zur Darſtellung kommen. Die Haupt-Partien ſingen Jenny Lind, Hr. Gordoni, Hr. Staudigl (Caliban) und Hr. Lablache (Proſpero). Für daſſelbe Theater hat Heinrich Heine ein Ballet geliefert, dem eine alte deutſche Legende ſehr ſinnig zu Grund gelegt iſt.

∴ Die armen Iren kommen jetzt zu Tauſenden nach London, wo man in nicht geringer Sorge iſt wegen dieſer Invaſion von Proletariern; nun, die gute Geſellſchaft hat ja Eiſenbahnen, auf denen ſie ſich die Armen vom Halſe ſchaffen kann.

∴ Die Lind macht auch in London großes Glück. Die Engländer erheben ſie bis in den ſiebenten Himmel. Gerade wie bei Hinrichtungen ſtellen ſich die Leute ſchon halbe Tage lang vor Eröffnung der Oper an die verſchloſſenen Thüren, um die Swedish Nightingale zu ſehen und zu hören.

Magdeburg. Carl Devrients hieſiges Gaſtſpiel geht ſehr ſpurlos vorüber. Man ſagt, er habe in einer Rolle auf ſeinen Antheil nur 2 Thlr. 8 Gr. erobert.

München. Was den eigentlich dramatiſchen Theil unſerer Bühnen-Leiſtungen betrifft, ſo möchten wir wohl fragen, ob es eine große Anſtalt in Deutſchland giebt, von welcher im Ganzen und Allgemeinen ſo wenig geleiſtet wird, als von unſerm Hof- und National-Theater. Seit die Wiener Poſſen denn doch in Mißkredit zu kommen angefangen haben, weiß man ſich in und mit Nichts mehr zu helfen, und alle Novitäten fallen entweder kurzweg durch, oder ſie ſchleppen ſich zum Verdruß der Abonnenten gleich nothwendigen Uebeln eine Zeit lang auf dem Repertoir fort, ohne etwas Anderes zu ſein als unwillkommene Lückenbüßer. Dahin gehört Alles, was man etwa als Münchener Theater-Novitäten dürfte kennen gelernt haben, Trautmann's Caglioſtro nicht ausgenommen.

Paris Der Vater einer unſerer beliebteſten Schauſpielerinnen, Mlle. Roſa Cheri, iſt auf höchſt traurige Weiſe geſtorben. Er ſtürzte 3 Stock hoch auf dem Boulevard Bonne nouvelle aus dem Fenſter und war auf der Stelle todt.

∴ A. Dumas will ein paar Mauren und Maurinnen, die er ſich aus Afrika mitgebracht, in einem Spektakel-Drama: „Abdel Kaders erſte Liebe" auftreten laſſen (?) — Schillers „Kabale und Liebe," von A. Dumas bearbeitet („La fille du musicien"), wird nächſtens auf dem Théâtre historique erſcheinen.

∴ Eine kleine privatim ausgegebene Broſchüre: Observations sur les catalogues de la collection des estampes, enthält viele intereſſante Details über den gegenwärtigen Beſtand der prachtvollen Kupferſtichſammlung in der k. Bibliothek, welche durch die unermüdete Sorgfalt ihres thätigen und kenntnißreichen Aufſehers, des Hrn. Duchesne d. Aelt., zu einer der erſten, wo nicht der erſten überhaupt, in Europa geworden iſt. Der Urſprung der Kupferſtichſammlung datirt ſich aus demſelben Jahrhundert, in welchem die Kunſt des Metalldruckes erfunden wurde; der erſte Sammler der Kupferſtiche war Claud. Maugis, der Beichtvater der Königin Louiſe von Vaudemont, Gemahlin Heinrichs III. (1576.) Er brauchte 40 Jahre, um ſeine Sammlung zu bilden, was ihm aber um ſo leichter wurde, als er damals keinen Mitbewerber hatte, und überdieß als Beichtvater der Königin Maria von Medicis fortwährend mit den Florentinern in Verbindung ſtand, welche ihm alte italieniſche Kupferſtiche verſchafften. Faſt zur ſelben Zeit legten der Biſchof von Tarbes, Sauveur d'Iharſe, der Biſchof von Ypern (wahrſcheinlich Ant. v. Hawnin), der Ober-Intendant Fouquet, der Ebeniſt Loute und der Kupferſtecher Israel Silveſtre, Kupferſtichſammlungen an. — Nach dem Tode Claud. Maugis gingen die bedeutendſten Blätter ſeiner Sammlung in die des Jean Delorme, des Arztes der Königin, über, und aus dieſer brachte Hr. v. Marolles, der Abt von Villeloin, für 1000 Louisd'or die ſeltenſten Sachen an ſich. „Colbert ließ, als er die k. Bibliothek aus der Rue de la Harpe in die Rue Vivienne bringen ließ, zugleich ein Kupferſtich-Cabinet damit verbinden, und kaufte zu dem Ende im Jahre 1667 die Sammlung des Abbé v. Marolles, deren Verzeichniß ein Jahr früher erſchienen war. Dieſe Sammlung beſtand aus 264 Bänden, welche ungefähr 125,000 Blätter enthielten. Als Duchesne im Jahre 1795 bei der Bibliothek angeſtellt wurde (mit der das Kupferſtich-cabinet verbunden iſt), fand er nur eine Inventur der Bände und einen alphabetiſchen Katalog der Künſtler vor Das Cabinet beſtand damals aus 3058 Bänden, die ſich bis zum Jahre 1800 auf 4337 vermehrt hatten. Gegenwärtig beſteht es aus 9625 Bänden. Die Zahl der Blätter belief ſich im Jahre 1840 auf 900,500, worunter allein 90,000

Portraite, 36,000 Coſtüm-Blätter und 257,000 Blätter, welche zu den Werken der Maler und Kupferſtecher gehören. Im gegenwärtigen Jahre (1847) beträgt die Zahl der Blätter über eine Million 300,000.

Stuttgart. Kückens neue Oper „Der Prätendent“ iſt endlich doch, und zwar mit großem Beifall, gegeben worden. Es wird gewiß eine deutſche Repertoire-Oper werden. Melodie und Gediegenheit vereinigen ſich darin, die Geſang-Parthien ſind meiſt dankbar.

Wien. Bei P. Mechetti erſcheint in Kurzem, zum Beſten der Orcheſter-Mitglieder des Peſther Theaters, ein „Album für Geſang und Pianoforte,“ mit Original-Beiträgen von G. Meyerbeer, Franz Liszt, C. G. Reißiger, F. v. Flotow, O. Nicolai, H. Proch, Adolf Müller, Franz Erkel, J. Curci, C. Thern und dem Herausgeber, nebſt einer poetiſchen Einleitung von J. Ritter v. Levitſchnigg; herausgegeben von C. Friedrich Witt, Kapellmeiſter des k. k. Theaters zu Peſth, Ehren-Mitglied mehrerer philharmon. Geſellſchaften. Inhalt: An den Neugeborenen, componirt von G. Meyerbeer. Isten veled (Lebewohl; P. Horváthtól Zenéjetirta Liszt Ferencz. Wann kehrſt du mir wieder, und Kunſt und Liebe, Quartett mit Chor, comp. von C. G. Reißiger. Die Perle der Tourraine comp. von F. v. Flotow. Wir drei, von O. Nicolai. Quartett, von H. Proch. Das Mädchen, das ich liebe, von Ad. Müller. Alice, la perle de l'Andalousie, Bolero, par J. Curci. Szozat Vörösmartitol Zenejet irta Erkel Ferencz. Notturno pour le Piano, par Ch. Thern. Canzone pescareccia (Schifferlied), comp. von C. Fr. Witt.

∴ Der bekannte Orientaliſt Joſeph Freiherr v. Hammer-Purgſtall (geb. am 9. Juni 1774 zu Grätz), iſt, wie wir aus einem hieſigen Journale erfahren, Ritter des öſterreichiſchen Leopoldordens, der franzöſiſchen Ehrenlegion, des ſchwediſchen Nordſtern-Ordens, des ſardiniſchen St. Mauriz- und Lazarus- und des perſiſchen Ordens des Löwen und der Sonne. Im Jahre 1835 erbte er von ſeiner edlen Freundin, der Gräfin Purgſtall, geborenen Cranestoun, mit der er ſeit ſeiner Rückkehr aus England in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, die kleine Herrſchaft und das große Schloß Hainfeld in Steyermark, und wurde mit Uebertragung des Namens und Wappens des mit dem letzten Purgſtall erloſchenen Geſchlechts als Hammer-Purgſtall in den Freiherrenſtand erhoben.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier eine neue illuſtrirte Zeitſchrift, „Der ſchwarze Domino“, redigirt von Herrn Julius Seidlitz, der vor mehreren Jahren in Leipzig für den „Planeten“ gearbeitet hat. Herr Seidlitz iſt ein pikanter Feuilletoniſt, der beſſer als mancher Andere den Geſchmack des Publikums kennt. Der „ſchwarze Domino“, der trotz ſeines Titels roſenfarbener Laune iſt, hat ſich in der kurzen Zeit ſeines Beſtehens ſchon ſo viel Anhang verſchafft, daß ihm ein gutes Gedeihen zu prophezeihen iſt.

∴ Der inneröſterreichiſche, von Caſtelli angeregte Verein gegen Mißhandlung der Thiere zählt bereits gegen tauſend Mitglieder. Ein Verein gegen Menſchenquälerei in geiſtiger Beziehung hat nicht denſelben Anklang gefunden.

∴ Das Regiment Erzherzog Karl hat den Hut und Rock ſeines verſtorbenen hohen Inhabers als Vermächtniß und Andenken erhalten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Heinrich der Erlauchte oder der Hammer — von dem Sprichworte: „daß Dich der Hammer!“ welches er ſtets im Munde führte, alſo benannt — Landgraf von Thüringen (geſtorben 1287), hatte die Bergwerke der Art in Schwung gebracht, daß er ganze Thürme von Gold aufhäufte und ſagte: „Wenn das Königreich Böhmen feil wäre, ſo könnte er es mit baarem Gelde bezahlen.“ Seinen Reichthum ließ er im Jahre 1263 bei einem glänzenden Turniere ſehen; er hatte nämlich einen großen Baum von gediegenem Silber aufrichten und mit goldenen Aepfeln behängen laſſen. Von dieſem Baume wurden an die Ritter nach ihrem Verdienſte Blätter, Aepfel und Aeſte vertheilt.

— Als Friedrich I., der ſich die Königskrone aufgeſetzt hatte, die erſte Enkelin geboren wurde, mühten ſich die Poeten in Schmeicheleien für das königliche Kind ab. Ein Herr von Meyſenburg, ein heſſiſcher Adeliger, überreichte dem Könige ein Gedicht, in dem er die Neugeborne dem Jeſuskinde verglich und die drei Taufpathen, die Könige von Polen, Dänemark und Preußen, die heiligen drei Könige nannte. Er erhielt für dieſe Schmeichelei ein Geſchenk von 1000 Dukaten. Heutzutage würde man ſo loyale Dichtungen minder theuer belohnen: die Orden ſind doch eine ſchöne Erfindung!

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

º. 245. Leipzig, 11. Juni 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ṙrlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
ṙrlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
men Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

*Ida.

Eine Reſidenzgeſchichte von Adolph Carl.

(Schluß.)

In dieſer traurigen Lage vergingen mir zwei Jahre wie zwei Jahr-
derte. Ich fühlte mich unglücklich in meinem Hauſe, und widmete
nun ganz und gar meinen Studien und der mediciniſchen Praxis.
Erfolge, welche mir hier wurden, der nicht unbedeutende Name, den
mir errang, trugen wenigſtens einigermaßen dazu bei, mich zu ent-
digen für den Verluſt des häuslichen Glückes.

Zu jener Zeit hatte ich in meiner Geſellſchaft einen Baron P***
en gelernt. Der geiſtreiche, wiſſenſchaftlich gebildete Mann gefiel
und auch er ſchien an meiner Unterhaltung Gefallen zu finden, ſo
er mich einlud, einige Tage bei ihm auf ſeinem fünf Meilen von
Hauptſtadt entfernten Landgute zuzubringen. Gern nahm ich dieſe
adung an, denn jeder Tag, den ich fern von Hauſe verleben konnte,
em ich nicht gezwungen war, die kalten, liebloſen Blicke meiner Gat-
u ſehen, erſchien mir als ein Feſttag. Wir verabredeten daher, daß
Baron mich am nächſten Nachmittage in ſeinem Wagen abholen ſolle,
daß wir dann zuſammen nach ſeinem Gute fahren wollten.

Die beſtimmte Zeit kam und der Baron hielt Wort. Er ſaß in
em Studirzimmer auf dem Sopha, während ich mich zu der kleinen
vorbereitete, als ganz unerwartet Ida, welche nichts von dem Be-
gewußt hatte, ins Zimmer trat. Sie blieb, als ſie den Baron er-
, einen Augenblick erſchreckt ſtehen, Leichenbläſſe überzog ihr Geſicht,
ſchnell entfernte ſie ſich wieder, ſo daß der Baron kaum einen Blick
ie Forteilende zu werfen vermochte; aber dieſer Blick ſchien genug
in, denn mein Bekannter ſchaute mich mit ganz eigenthümlichem
n an und fragte:

— Lieber Doctor, wer war die Dame?

ch weiß nicht, was mich veranlaßte, durch dieſen gewiß unbedeu-
Vorfall aufgeregt zu werden; aber ſo viel iſt gewiß, daß mich

eine wunderbare Ahnung durchzuckte, als könnte ich hier Aufſchlüſſe über das frühere Leben meiner Gattin, in dem mir noch Manches unklar war, erhalten. Ich erwiderte daher ſcheinbar ruhig:

— Meine Wirthſchafterin; aber bitte, Herr Baron, warten Sie hier einen Augenblick, ich habe ihr noch einige Aufträge zu geben.

Ich verließ das Zimmer und eilte zu Ida, die ich noch immer äußerſt blaß und erſchreckt fand.

— Weshalb kehrteſt Du ſo ſchnell um, Ida? fragte ich. Ich konnte Dich ja meinem Freunde nicht einmal vorſtellen.

Ida ſchaute mich mit forſchendem Blicke an, doch da ſie meine Ruhe ſah, antwortete ſie in ihrer gewöhnlichen unfreundlichen Weiſe:

— Du weißt ja, daß ich Deine Freunde nicht liebe, und zumal mag ich mit dieſem Baron P*** nicht zuſammen kommen.

— Du kennſt den Baron?

— Ja; hat er mich erkannt?

Bei dieſer Frage war in Ida's Zügen eine ängſtliche Spannung zu leſen.

— Er hat Dich nicht geſehen! Weshalb aber willſt Du ihn nicht als einen alten Bekannten begrüßen? Es wäre mir das um ſo lieber, da ich gerade jetzt im Begriff bin, eine Gefälligkeit von ihm anzunehmen, denn ich werde einige Tage bei ihm auf ſeinem Gute bleiben.

— Dafür bin ich dem Baron allerdings vielen Dank ſchuldig, denn er gewährt mir einige frohe Tage; aber deſſen ungeachtet habe ich nicht Luſt, eine Bekanntſchaft mit ihm zu erneuen, die ich früher der Zudringkeiten wegen, welche ſich dieſer Menſch zu erlauben gewagt, abgebrochen habe.

— Was iſt das? Erkläre Dich deutlicher!

— Biſt Du vielleicht eiferſüchtig?

— O nein; aber ich habe das Recht, von Dir die Erklärung dieſer räthſelhaften Worte zu verlangen.

— Da magſt Du ſie in Gottes Namen hören. Der Baron hatte meiner Mutter Nähtereien aufgetragen; unter dieſem Vorwand wußte er ſich in unſer Haus einzudrängen, machte mir eine Liebeserklärung, wurde aber von mir abgewieſen und meine Mutter verbot ihm auf meine Veranlaſſung unſer Haus. Das iſt der Grund, weshalb ich eine Bekanntſchaft nicht erneuern will, die für Dich und mich nur unangenehm ſein könnte.

Ida's Erklärung beruhigte mich einigermaßen, ja ich fühlte ſogar Gewiſſensbiſſe wegen des Verdachts, den ich einen Augenblick unwillkürlich gehegt hatte. Ich nahm deshalb freundlichen Abſchied, und wollte ſogar Ida, die mir wieder ſo lieblich und ſchön wie früher erſchien, küſſen; aber ſie entzog ſich unſanft meinen Liebkoſungen, und ſagte mit verächtlichem Lachen:

— Otto, ich bitte Dich, laß dieſe Albernheiten! Die Flitterwochen ſind längſt vorüber. Du weißt ja, daß mich jetzt dergleichen Zärtlichkeitsbezeigungen nur langweilen.

Ein wilder Schmerz durchkrampfte mich bei dieſen gefühlloſen Worten; ich wandte mich ab und entfernte mich ſchnell. Einen Augenblick ſpäter ſaß ich mit dem Baron im Wagen und hatte bald die Reſidenz verlaſſen.

Gegen acht Uhr Abends kamen wir auf ſeinem Landgute an. Er zeigte mir das Schloß und ſeine prächtige Waffenſammlung, in der mir vor Allem ein zierlicher Dolch gefiel. Der Baron war ſo freundlich, ihn mir zu ſchenken, als er gewahrte, daß ich Vergnügen an der ſchönen Waffe hatte. Erſt nach neun Uhr ſetzten wir uns zur Abendmahlzeit.

— Ei, lieber Doctor, ſagte lachend der Baron, der ſchon der Flaſche tüchtig zugeſprochen hatte, da fällt mir ein, daß ich mir heut Vormittag vorgenommen hatte, Ihnen Vorwürfe zu machen über Ihren Lebenswandel.

— Ueber meinen Lebenswandel?

— Nun, Sie thun ſo erſtaunt und unſchuldig! Haben Sie vielleicht vergeſſen, daß ich heute in Ihrer Behauſung die berüchtigte Ida als Ihre Wirthſchafterin geſehen habe?

— Die berüchtigte Ida? fragte ich mit mühſam erzwungener Ruhe, denn daß ich innerlich bei dieſem ſchrecklichen Worte furchtbar aufgeregt war, kannſt Du Dir denken, theurer Ferdinand. — Ich verſtehe Sie kaum, lieber Baron!

— Ha, ha, ha! lachte der Lebemann in weinſeliger Stimmung; er will den Unſchuldigen ſpielen, das iſt köſtlich! Aber Scherz bei Seite, lieber Doctor, ich halte es doch für ein Unrecht, daß Sie, der Sie eine junge, ſchöne Frau haben ſollen, eine ſo übelberüchtigte Perſon in Ihrem Hauſe dulden.

— Wie geſagt, ich verſtehe Sie nicht, erklären Sie ſich deutlicher!

— Sie verſtehen mich wirklich nicht? fragte der Baron verwundert. Nun dann iſt es Freundſchaftspflicht von mir, daß ich Sie aufkläre. Wiſſen Sie nichts von dem frühern Lebenswandel dieſer Ida?

— Nichts, gar nichts, und bitte Sie um Gotteswillen, daß Sie mir Alles mittheilen, was Sie von ihr wiſſen.

— Das ſoll geſchehen! Ecoutez donc, mon ami! Ida Brücknersdorf ...

— Brücknersdorf? Ah, ſo iſt es doch eine Andere, dieſe Ida heißt Bruckner. Sie irren ſich vielleicht in der Perſon.

— Ich irre mich nicht, obwohl der Name anders klingt, ſo hat dies doch nichts zu ſagen, denn dergleichen Perſonen ändern die Namen wie die Kleider; außerdem habe ich Ihre Wirthſchafterin, wenn auch nur einen Augenblick, doch genau geſehen, und dieſer Augenblick hat vollkommen hingereicht, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht irre. Alſo dieſe Ida Brücknersdorf oder Bruckner, wie Sie ſie nennen, iſt, ſoviel ich weiß, die Tochter eines Gerichtsdieners. Ihr Vater ſtarb, und da die Mutter ſowohl als die Tochter nicht Luſt hatten, ſich durch Arbeit mühſelig ihr Brod zu verdienen, ſo wählten ſie einen leichteren Weg. Die Mutter verkaufte ihr Kind, und die Tochter ließ ſich willig verkaufen. Ich war damals, es ſind ungefähr vier Jahre her, ein leichtſinniger, junger Menſch. Ida, die ich an einem öffentlichen Orte von ſchlechtem Rufe geſehen hatte, gefiel mir; ſie war ein wunderbar ſchönes Mädchen, und ich wurde bald mit ihr und der Mutter einig, da ich weder Mühe noch Koſten ſcheute. Ida wurde meine Griſette, aber ſie blieb dies nur wenige Monate, da ich bald die Entdeckung machte, daß ſie fortwährend einen geheimen Liebeshandel mit einem jungen Maler, Namens Wallbrühl, unterhielt.

— Wallbrühl?

— Kennen Sie ihn vielleicht?

— Ja wohl, doch bitte fortzufahren.

— Ich habe eigentlich wenig mehr zu ſagen. Kaum hatte ich Beweiſe von der Treuloſigkeit und Undankbarkeit dieſer Dirne, die ich mit Geſchenken überhäuft hatte, als ich jeden Umgang mit ihr abbrach und ſie ihrem Schickſal überließ. Ich habe ſeitdem nichts wieder von ihr gehört bis zum heutigen Tage, wo ich ſie bei Ihnen wiederfand.

Der Baron hatte geendet. Ich ballte die Hände krampfhaft zuſammen; ich biß mir die Lippen blutig, um nicht den Zorn, der mein Inneres durchtobte, in meinem Aeußern zu verrathen. Es gelang mir, mich zu bezwingen, ich blieb ruhig und ſagte nach einer kleinen Pauſe:

— Und Sie wiſſen gewiß, Herr Baron, daß jene Ida und die, welche Sie in meinem Hauſe geſehen haben, dieſelbe iſt?! Sie ſind überzeugt, daß jedes Wort, welches Sie mir über Ida geſagt haben, die reine Wahrheit iſt, und können dies mit Ihrem Ehrenwort bekräftigen? Bedenken Sie, Herr Baron, es hängt viel, ſehr viel von Ihren Worten ab; bedenken Sie, daß ich Ihrem Ehrenwort vertraue und dies Weib aus meinem Hauſe ſtoße, wo ſie nicht würdig iſt zu leben, wenn Sie auf Ihre Ehre verſichern, daß Sie ſich in keiner Beziehung täuſchen.

— Ich verſtehe Sie kaum. Sie ſind ja furchtbar aufgeregt! ſagte der Baron verwundert. Mein Wort ſollte Ihnen eigentlich genügen, aber da Sie es verlangen, ſo bekräftige ich es mit meinem heiligen Ehrenwort.

— Es iſt gut, erwiderte ich aufſtehend; ich weiß genug. Nun aber muß ich fort nach Haus, noch in dieſem Augenblick, denn nicht Eine Nacht darf dieſes Weib unter meinem Dache ruhen.

Der Baron redete mir vergeblich zu, doch wenigſtens bis morgen zu warten. Ich aber hatte keine Ruhe mehr; meine Pulſe fieberten; ich mußte fort, um die Schändliche zu entlarven. Endlich nach langen Bitten gab der Baron nach. Er ließ mir ein Pferd ſatteln und befahl einem Reitknecht, mich zu begleiten. Ich nahm Abſchied von ihm, und ſetzte eben den Fuß in den Steigbügel, als er noch ein Mal zu mir ans Pferd kam.

— Sie haben Ihren Dolch vergeſſen, ſagte er freundlich, indem er mir die ſchöne Waffe überreichte, welche er mir geſchenkt hatte.

Ich griff nach dem Dolch, ſteckte ihn ein und ſchwang mich ſchnell in den Sattel. Dann beugte ich mich zu ihm herab, legte meine Hand auf ſeine Schulter und flüſterte ihm zu mit leiſer, aber wohl verſtändlicher Stimme:

— Wiſſen Sie wohl, lieber Baron, daß Sie heute ein Werkzeug der Rache Gottes geworden ſind? Jene Ida, deren ſchändlichen Lebenswandel Sie mir geſchildert haben, jene ſchändliche, nichtswürdige Ida iſt mein Weib!

— Großer Gott! rief der Baron und fiel meinem Pferde in den Zügel, das kann, das darf nicht möglich ſein. Bleiben Sie hier, nur eine Nacht noch, mein Freund, bis Sie ruhiger geworden ſind, Sie wiſſen ja nicht, was Sie thun!

Ich aber lachte laut auf in wilder Verzweiflung. Wüthend ſtieß ich meinem Pferde die Sporen in die Weichen und entriß den Zügel den Händen meines erſchreckten Freundes.

— Leben Sie wohl, Herr Baron, rief ich ihm lachend zu; morgen ſollen Sie mehr von mir hören!

Dann ſprengte ich fort.

Von dem Wege, den ich mit furchtbarer Schnelligkeit zurücklegte, weiß ich faſt nichts mehr. Wilde Fantaſien durchfieberten mein Hirn, oft griff ich nach dem Dolche, den ich krampfhaft umſchloß. Rache, furchtbare Rache dem ſchändlichen Weibe, das mich um mein Lebensglück betrogen, an dem falſchen Freunde, der mich verrathen hatte, das war Alles, was ich dachte. Wie ich die Pläne, die ſich verworren in mir entwickelten, ausführen wollte, das wußte ich nicht, daran dachte ich nicht, nur rächen wollte, rächen mußte ich mich.

Es ſchlug Mitternacht, als ich wieder in Berlin eintraf. Ich hielt wenige Schritte vor meinem Hauſe ſtill, ſprang vom Pferde, warf dem Reitknechte, der mir kaum zu folgen vermocht hatte, die Zügel zu und eilte leiſen, geräuſchloſen Schrittes weiter. Die Fenſter von Ida's Zimmer waren noch matt erleuchtet, das Haus noch offen. Ich ſtieg ſchnell die Treppen hinan, öffnete leiſe mit dem Hauptſchlüſſel, den ich ſtets bei mir trug, die Thür meiner Wohnung und wandte mich nach Ida's Zimmer. Einen Augenblick zögerte ich, ehe ich eintrat. Ein guter Geiſt ſchien mich zu warnen; aber ich hörte ſeine Stimme nicht; ſie wurde übertönt durch das Gefühl der Rache, das aufs Neue in mir erweckt wurde, als ich in Ida's Zimmer flüſtern hörte und deutlich ihre und Wallbrühls Stimme erkannte.

Was ich damals gefühlt, ich weiß es nicht, ich vermag es nicht zu beſchreiben, nur ſo viel erinnere ich mich, daß jeder andere Gedanke, als der an eine gräßliche, blutige Rache in mir ertödtet war. Ich öffnete ſchnell die Thür und trat in das Gemach. Es war vom Lichte mehrerer Kerzen hell beleuchtet. Ida und Wallbrühl ſaßen auf dem Sopha, welches der Thür gerade gegenüber ſtand. Sie hielten ſich zärtlich umſchlungen und wechſelten glühende Küſſe.

Ich ſtand vor ihnen und lachte in wilder Verzweiflung laut auf.

— Ha, ha! Mein Weib in den Armen meines Freundes! rief ich; aber der Ton meiner Stimme war fürchterlich.

Ida und Wallbrühl ſprangen von dem weichen Liebeslager auf und ſchauten mich entſetzt an; jede Farbe des Lebens war von ihren bleichen Wangen gewichen.

— Otto! rief Wallbrühl, ich ...

— Still! erwiderte ich mit gräßlicher, mir ſelbſt unbegreiflicher Ruhe. Mit Dir habe ich jetzt nichts zu ſchaffen. Laß mich allein mit meinem Weibe!

— Was willſt Du thun, Otto? Um Gotteswillen ...

— Kein Wort mehr! Fort mit Dir, oder ich ſchwöre Dir, es iſt zu ſpät! Fort, im Augenblick!

Ich war ihm näher getreten, der Dolch blinkte in meiner Hand. Wallbrühl blickte um ſich, als ſuche er eine Waffe; aber er war wehrlos und las in meinen Augen ſein Todesurtheil, wenn er es wagte, meinen Befehlen ungehorſam zu ſein. Noch einen Augenblick zögerte er, er blickte auf Ida und ahnte das Schickſal der Unglücklichen, mit der er eben erſt in zärtlicher Umarmung vereint geweſen war; aber ſeine Liebe zum Leben, ſeine erbärmliche Feigheit errang den Sieg über die Regung des Mitleids, welche ihn einen Augenblick durchzuckt hatte, ich näherte mich ihm, er wich zurück und entfloh. Ich verſchloß die Thür hinter ihm; dann trat ich zu Ida, die, vor Schreck ihrer Sinne kaum mächtig, noch regungslos auf derſelben Stelle ſtand. Ihre Augen waren ſtarr auf mich gerichtet, und Leichenbläſſe hatte ihr liebliches Antlitz überzogen. O, ſie war ſchön, wunderbar ſchön auch noch in dieſem Augenblick!

Ich blieb vor ihr ſtehen, mein Entſchluß war gefaßt; aber bevor ich ihn ausführte, erinnerte ich mich noch ein Mal der glücklichen Zeit, in der ich Ida ſo innig, ſo wahr geliebt hatte. Eine Thräne trat in mein Auge, und meine Hand, die bisher krampfhaft feſt den Dolch gehalten hatte, zitterte.

— Ida, ſagte ich tiefbewegt, wie innig habe ich Dich geliebt, und wie haſt Du mir vergolten! Um Deinetwillen habe ich den heiligen Schwur gebrochen, den ich meinem Vater auf dem Sterbebette geleiſtet, um Deinetwillen habe ich die Ruhe meines Lebens verloren, und Du, Du haſt meine Liebe verrathen, Du haſt mich ſchändlich betrogen! Ida, ich habe geſchworen, mich zu rächen, bereite Dich zum Tode!

Sie ſtürzte nieder zu meinen Füßen. Sie umklammerte meine Kniee mit ihren Armen und flehte um ihr Leben, um Gnade. Sie blickte zu mir empor; ihr ſchönes Antlitz war mir zugewandt; nie hatte ich ſie ſo reizend, ſo lieblich geſehen, als in dieſem Augenblick. Inniges Mitleid ergriff mich. Die Liebe zu ihr, welche ich nie ganz und gar hatte erſticken können, erwachte aufs Neue in mir mit voller Kraft, als ſie mich mit den zärtlichſten Namen nannte, als ſie mich anflehte, ihr zu verzeihen, und mir mit heiligen Schwüren betheuerte, daß ſie bereue, daß ſie nie wieder ſündigen werde! Mein Entſchluß wankte, der Dolch entfiel faſt meiner Hand; ich mußte mich abwenden von ihr, und doch tönte ihre ſanfte, flehende Stimme an mein Ohr. Schon hatte ich ihr halb verziehen, ſchon beugte ich mich nieder zu ihr, um ſie in meine Arme zu erheben, da — hörte ich draußen das Geräuſch vieler Schritte, und gleich darauf die Stimme Wallbrühls, der laut und angſtvoll ausrief:

— Um Gotteswillen ſchnell! Brecht die Thüre auf, jeder Augenblick iſt verloren! Schnell, oder wir kommen zu ſpät!

Der Ton dieſer verhaßten Stimme erſtickte mit einem Male jede Regung des Mitleids in mir. Meine Wuth erwachte von Neuem; ich riß mich los von der Flehenden, ſtürzte mich auf ſie und ſtieß ihr mit ſicherer Hand den Dolch ins Herz.

Heftige Stöße donnerten gegen die Thür; ich beachtete ſie nicht. Alle meine Gedanken waren gefeſſelt in einen, in den, daß ich Die ermordet, die ich ſo wahr, ſo innig geliebt hatte! Ich beugte mich nieder zu ihr. Sie war zu Boden geſunken, ein dunkler Blutſtrom floß aus der weißen Bruſt und röthete den Fußboden. Ich hob ſie empor in meinen Arm, trug ſie auf den Divan und legte ſie ſanft in die weichen Kiſſen.

Noch ein Mal ſchlug ſie die Augen auf; ihr Blick traf den meinigen; ſie ſchien mich um Verzeihung bitten zu wollen, aber ſie vermochte nicht zu ſprechen. Ein tiefer Seufzer — und das Leben war entflohen. Ich drückte noch einen heißen Kuß glühender, zärtlicher Liebe auf den ſelbſt im Tode noch ſo ſchönen Mund, ich ſchaute noch ein Mal hin auf das ieblliche Antlitz, dann ſtand ich auf und öffnete die Thür, welche allen inſtrengungen Wallbrühls, ſie zu ſprengen, widerſtanden hatte.

Der Verräther ſtürzte bleich und athemlos ins Zimmer; ihm folgten ehrere Soldaten, eine Patrouille, welche er vor meinem Hauſe getroffen nd zu Hilfe gerufen hatte.

— Ihr kommt zu ſpät, ſagte ich ruhig, ſie iſt todt!

Ich zeigte auf den Divan, wo Ida's Leiche lag.

* * *

Ich habe geendet, bin aufrichtig gegen Dich geweſen, mein theurer erdinand, jedes Wort meiner Geſchichte iſt Wahrheit! Was ſoll ich — — — es ſchlägt Fünf! Noch eine Stunde!

Und zum letzten Male ergreiſe ich die Feder, um Abſchied von Dir u nehmen. Der erſte Strahl der Morgenſonne ſcheint goldig durch die iſernen Fenſtergitter meines Kerkers. Ich habe die Nacht durchwacht, ieſe gräßliche Nacht, wie einſt die Nacht am Sterbebette meines Vaters, nd die, in welcher das Schickſal mich zum Mörder gemacht.

Der Morgen bricht an; nur wenige Minuten noch habe ich zu leben, ann ſoll die Seele ſich trennen von dem jugendlich kräftigen Körper, ann ſoll ich dem ewigen Richter gegenübertreten und mein Gewiſſen iſt elaſtet mit einem Mord. O Gott, Du biſt ein Gott der Gerechtigkeit; ber Du biſt auch ein Gott der Gnade! Vater des Himmels und der rde, habe Erbarmen mit mir!

* * *

Mein Freund iſt todt! Er iſt hinübergegangen in das Jenſeits; er t gerichtet und — ich lebe der vollen Ueberzeugung — dort oben iſt ihm erziehen worden! Ich gebe hier das, was er in ſeiner letzten Nacht iedergeſchrieben hat, wie ich es ſelbſt von ihm erhalten habe.

Leſer, kannſt Du ihm Dein Mitleid verſagen?

Gervinus gegen die neueſte Literatur.

Herr Gervinus, in ſeiner Brochüre über „das preußiſche Curien-atent vom 3. Februar", ſpricht gegen das Ende dieſes rhetoriſchen lebungsſchriftchens ſein Anathem über die junge deutſche Literatur aus. Herr Gervinus ſagt von dieſer Literatur, »ſie ſei auf das Ziel gerichtet: eden Grundſatz und jede Sitte zu lockern, jedes Vorurtheil, aber auch edes geſunde Urtheil zu zerſtören, an die Stelle der Bildung Entſitt-ichung und Verwilderung zu ſetzen, die Gemüther mit der Macht des Böſen auszuſtatten;« er ſagt zwei Seiten früher, »es ſei in unſerer iteratur Fäulniß eingetreten, Ueberfülle und ſchlechte Arbeit, und als olge der ſchlechten Exiſtenz unſerer Schriftſteller, Verrottung der Cha-aktere.« O Du arme deutſche Literatur, o Ihr armen wenigen Ver-reter dieſer verpeſtenden Literatur, es iſt nach dieſer Denunciation vollends m Euch geſchehen,« wenn Ihr nicht zu Herrn Gervinus in Heidelberg geht und Euch ein wirkſames, rettendes Recept für Sittlichkeit, geſunde Vorurtheile, gute Arbeit kauft, und ebenſo Recepte gegen Entſittlichung, gegen die Macht des Böſen, gegen die ſchlechte Exiſtenz! Warum hat Herr Gervinus, der doch in ſeiner „Conſtitutionellen Rhetorik“ gegen das beſagte Patent politiſche Gegner im Feldlager des Abſolutismus und der Ariſtokratie namhaft macht und offen angreift, warum hat er dieſen Weg nicht auch bei der Anfeindung unſerer armen, zahmen, höchſtens mit Idealen ſchwärmenden Literatur gewählt, ſtatt ſie mit einigen ſchimpfenden, Neid und Haß und Galle ſprühenden Tiraden abzufinden? — Wahrlich, Herr Gervinus muß alle dieſe Vorwürfe und Läſterungen gegen eine Literatur ausſtoßen, von der er nur geträumt hat, die aber weder ihm noch einem Andern in Deutſchland zu Geſicht gekommen iſt, oder man iſt verſucht, ihn als Gelehrten in dieſelbe Klaſſe reactionärer Finſterlinge zu verſetzen, unter deren Einfluß und Macht das deutſche Volk lange Zeit geſeufzt hat. Gelehrten freilich, welche in der deutſchen Literatur der Neuzeit einen Geiſt tieferer Bildung und höherer Sittlichkeit als die politiſcher Doctrinäre erkennen und verehren, ſolchen Gelehrten iſt auch bekannt, daß Herr Gervinus viel zu einſeitig in ſeiner oberflächlichen und äußerlichen Auffaſſung der Geſchichte befangen iſt, als daß ſein Blick bis in die Tiefen der Menſchheit und bis an die Höhen ihrer beſſern Zukunft reichen ſollte; aber im Namen des ſittlichen Ehrgefühls des ganzen deutſchen Volkes wird es nothwendig ſein, dagegen zu proteſtiren, daß Herr Gervinus den Geiſt unſerer neueren Literatur verunglimpft und denuncirt, weil er ihn nicht verſteht.

Was, Herr Gervinus, dem „Franzoſen“ Voltaire geſtehen Sie den Humanismus zu, und den „Söhnen Ihres eigenen Volkes“ ſprechen Sie ihn ab, ohne auch nur mit einem einzigen thatſächlichen Beiſpiel aus der Literatur dieſe frechſte aller Anſchuldigungen zu unterſtützen? — Herr Gervinus, Herr Gervinus, Ihre liberalthuende Rhetorik hilft Ihnen nichts, ſolch eine ſchmachvolle Verſündigung an den mit tauſend Leiden kämpfenden Vertretern unſerer jungen Literatur kann Ihnen nur die Verachtung aller Guten im deutſchen Volke zuziehen.

Fr. D.

Wie nachtheilig es iſt,

wenn ein Lehrer und Dr. philos., auch grauſamer Hiſtoriker, zugleich „Dichter“ iſt.

Du haſt ſchon wieder gefehlt? wo biſt Du geweſen? —
»Ich habe Ihre ſchönen Gedichte geleſen!« —
So warſt Du vertieft? Du haſt mich erkannt!
So geh'! mein Gott! ich bin ja kein Pedant!

Drei Fabeln,

frei nach Lachambeaudie*) von Albrecht.

I. Der Hammer.

Ein ſtarkes, ſchweres Eiſenſtück,
Rothglühend,
Funkenſprühend,
Zog aus der Gluth der Schmied zurück.
Der Ambos nimmt es auf und harter Schläge Wucht
Den rohen Stoff alsbald zu formen ſucht.
Vergeblich ob der Qual erſeufzt das Eiſen,
Verwünſcht, verflucht des ſchweren Hammers Laſt;
Doch kann es dem Tyrann ſich nicht entreißen;
Des Meiſters Zange hält es ſtreng gefaßt.
Doch ſiehe, plötzlich wird es frei,
Geformet von des Schmiedes Hand
Damit es ſelbſt ein Hammer ſei. —
Nunmehr gar bald der Hammer fand —
Vergeſſend ſeiner eignen Plagen —
Es ſei ganz herrlich, loszuſchlagen,
Und ſchlug am ärgſten nun im Land.

* * *

Die Diener, frei vom harten Joche,
Die ſelbſt die ſtrengen Herren ſpielen,
Die Liberalen, die im Geldſack wühlen
Und bald als ſchlimmſte Herren ſich erweiſen —
Sie ſind das wahre Hammereiſen!

II. Salomon und der Ackersmann.

Im Traum erſchien einſt einem Ackersmann
Der weiſe Salomon und ſprach ihn alſo an:
»In Deines Leibes friſcher Stärke
Sei unverdroſſen ſtets zum Werke.
Laſſ' immer Dir vor Augen ſchweben
Der kleinen Biene emſig Streben.« —
Sprach's und verſchwand. — Der Mann erwacht,
Hat ſich das Wort gar wohl bedacht,
Und folget ihm mit ſtetem Fleiß
In reger Müh' und ſaurem Schweiß.
Und da er zählte achtzig Jahr,
Müht er ſich noch, wie einſt im blonden Haar.
Da wiederum erſchien die alte Viſion,
Und es ſprach Salomon:
»Greis, willſt Du Dich wohl mühen bis ins Grab?«
»»Der Biene Fleiß,««
Verſetzt der Greis,
»»Er iſt das Vorbild, das Dein Wort mir gab!«« —
»Wohl; doch die Biene ſorgt im Sommer blos,
Und lebt im Winter in der Ruhe Schooß —
So ſei nun auch Dein Winter ſorgenlos.« —
»»Du ſpotteſt mein; denn Mangel, Elend, Noth,
Erzwingen rechtlos Mühen bis zum Tod.«« —
»So haſt Du keinen Freund, haſt keinen Sohn,
Mit rüſt'gem Arm den ſchwachen Mann zu ſtützen?«
»»Wohl hab' ich ſie; doch ihrer Arbeit Lohn
Kann ſie ja ſelbſt nicht vor dem Hunger ſchützen.««
Da betet Salomo zum Himmelszelt:
»Gieb, großer Vater Deiner Welt,
Gieb ſeine Frucht der Jugend wackerm Fleiße,
Gieb Ruh' dem müden, ſchwachen Greiſe.«

III. Der Eſel und ſein Herr.

Herrn Redacteur D. d'A. gewidmet.

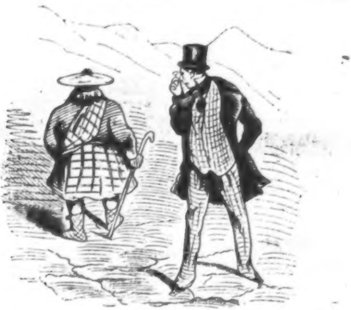
»Vom Sattel mach' ich meinen Eſel frei!
Fürwahr, ein Sattel iſt Thierquälerei.«
So ſprach der Herr; allein Herr Langohr ſpricht:
»»Ich trug ihn jeden Tag; ich kann ihn miſſen nicht;
Mein Vater und mein Ohm und meine Ahnen all,
Sie trugen ſtets, allüberall
Den Sattel auch — und ich bin ihrer werth.
Ich bin kein radikales Pferd.
Weg mit der Neuerung! — Bis ich dereinſt erblaſſe,
Laßt mir den Sattel! — Nie entſag' ich meiner Race.««

* * *

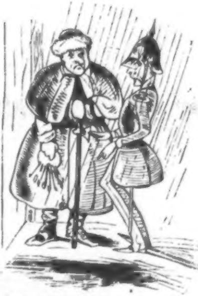
Und die Moral von der Geſchicht':
»»Der — läßt vom — nicht!««

---

*) Lachambeaudie's Fabelſammlung ward zwei Mal von der franzöſiſchen Akademie gekrönt und erlebte in den jüngſten Jahren fünf Auflagen. Ein ſolches Intereſſe an Fabeln konnte für unſere Zeit nur dadurch erweckt werden, daß der Verfaſſer dieſem Genre zuerſt politiſch-ſociale Färbung gab.



Bildliche Darſtellung der innigen Uebereinſtimmung und Seelenverwandtſchaft zweier unter das Glück Eines Königsſcepters vereinigten Nationen.



»Halt! Wer da!« — »Na, der Nachtwächter!« — »Der kosmopolitiſche?« — »J bewahre, et is jar nich politiſch, jetzt kosmopolitiſch zu ſin.«

Zapfenſtreich.

Athen. Es herrſcht hier drückende Gewitterſchwüle. Die Türkei droht noch immer und England ſteht von ſeiner Schuldforderung nicht ab. Griechenland hat zwar verſprochen, zu zahlen, aber wovon? In Athen ſelbſt ſind Parteiungen und Alles iſt auf eine Exploſion gefaßt. Die Patrouillen durchziehen Tag und Nacht die Straßen. Der König hat die Kammern aufgelöſt. — Kolettis führt aber noch kräftig das Ruder. — Caveat rex, ne quid detrimenti regnum capiat!

Bamberg. Vor Kurzem iſt hier ein Getreideſchiff von 40 bis 50,000 Gulden an Werth mit Beſchlag belegt worden, ohne daß der Eigenthümer der Ladung bis jetzt ausfindig gemacht werden konnte. Dieſer müßte nämlich, da den geſetzlichen Beſtimmungen beim Ankaufe des Getreides nicht genügt worden iſt, nicht nur die Confiscation, ſondern auch noch eine Geldſtrafe im Betrag des Ankaufspreiſes tragen.

Baſel. Dem „Baſeler Tageblatt“ zu Folge befindet ſich in Reihen ein Brunnen, der ſeit undenklichen Zeiten der „Hungerbrunnen“ genannt wird. Dieſer hat die merkwürdige Eigenſchaft, daß er nur in theuern Zeiten läuft, hingegen in fruchtbaren Jahren trocken iſt. Im jetzigen Jahrhundert lief er zum erſten Male 1816, dann blieb er trocken bis 1845, wo er wieder zu laufen anfing, und lief bis vor etwa vier Wochen, wo ſeine Quellen anfingen zu verſiegen. Die Reihener glauben nun, daß das Jahr 1847 ein fruchtbares ſein werde, da der Hungerbrunnen zu laufen aufgehört habe. Möge ihr Glaube in Erfüllung gehen!

Berlin. Die vielbeſprochene Adreſſe der ſiebenundvierzig Bauern aus dem ohlau'ſchen Kreiſe in Schleſien, welche ſich der Adreſſe des vereinigten Landtags mit ſo ſehr zur Schau getragenem Ultraroyalismus gegenüberſtellte, iſt, wie man aus guter Quelle verſichert, auf dem Gute des Grafen York entſtanden, der aber von der ganzen Sache nichts gewußt hat. Ein überfrommer Paſtor des Dorfes hat dieſelbe verfaßt und die Bauern zur Unterzeichnung bewogen. Und einige hieſige Ueberfromme ſind es, welche in der hieſigen Zeitung in ſo feuriger Weiſe ihren Beifall über die „ſchlichten Worte“ dieſer „kindlich frommen Landleute“ und ihren Abſcheu gegen die „wohlgeſetzten Reden der dem Lügengeiſte der Zeit fröhnenden Gebildeten“ (es ſind die liberalen Deputirten gemeint) ausſprechen.

∴ Ueber die Gaſtrollen, welche Madame Garcia-Viardot auf der königlichen Opernbühne hier in deutſcher Sprache gegeben, äußern ſich alle Berliner Journale fortwährend auf das Günſtigſte; insbeſondere ſind es die Stimmmittel und die treffliche Methode, die von allen Seiten die größte Anerkennung finden. Madame Garcia, Tochter des berühmten Geſangkünſtlers Garcia in Paris, dem wir die Ausbildung der vorzüglichſten Geſangstalente, unter Andern der Lind, verdanken, und Schweſter der Malibran, trat in ihrem fünfzehnten Jahre in einem Concerte im Schauſpielhauſe zu Frankfurt auf und ließ damals ſchon die große Künſtlerin, die ſie ſeitdem geworden, ahnen. Es äußert ſich die „Preußiſche Zeitung“ bei Gelegenheit der Beſprechung eines im Schauſpielhauſe gegebenen Concerts über den Geſang der Madame Garcia an dieſem Abend wiederholt auf ſehr lobende Weiſe. Madame Garcia wird, wie wir vernehmen, ihre Gaſtrollen hier noch im Laufe dieſes Monats beendigen, um auf der Frankfurter Bühne in allen den Rollen, die ſie für die königliche Oper in deutſcher Sprache einſtudirt hat, aufzutreten.

∴ Die „Bremer Zeitung“ hat den Herrn Stahr aus Oldenburg als Berichterſtatter über die reichsſtändiſchen Verhandlungen hierher geſchickt, und da nun dieſe Mittheilungen einigen Leuten recht ſehr bandwurmlang werden, ſo ſagt der Volkswitz: »Die „Bremer Zeitung“ hat den Berliner Stahrkrampf.«

∴ Jeder der ſogenannten Häuslinge des Arbeitshauſes erhält jetzt, ſtatt der theuern Kartoffeln, als Nahrung täglich acht Loth Reis in die Suppe, was mehr nährt und der Stadt-Armenkaſſe billiger zu ſtehen kommt, als die Kartoffeln.

Danzig. Man erzählt ſich hier einen hübſchen Zug von Fräulein von Marra. Ein Tenoriſt, Herr L. aus Brünn, ſoll früher ein guter Sänger geweſen ſein, hat aber in Folge einer Krankheit ſeine Stimme verloren, und bei ſeinem Auftreten mit der genannten Sängerin vollſtändig fiasco gemacht. So war er mit ſeiner Familie dem äußerſten Mangel Preis gegeben. Fräulein von Marra hat ihn zu ſich kommen laſſen und ihm ein anſehnliches Geſchenk zu ſeiner Heimkehr gemacht. Fräulein von Marra gaſtirt gegenwärtig in Königsberg, wo ſie für ſechs Vorſtellungen 1200 Thaler erhält.

Detmold. Unſere Regierung hat den Ständen in einem ſehr ungnädigen Landtagsabſchiede eröffnet, daß ſie die von ihnen nicht bewilligten Budgetpoſten dennoch erheben und verwenden werde. Das iſt deutlich geſprochen. Wie man hört, will der ſtändiſche Ausſchuß energiſche Schritte dagegen thun.

Egypten. Mehemed Ali's Einkünfte ſollen betragen vom Verkauf der Baumwolle, des Indigos, Zuckers u. ſ. w. über 40 Millionen Francs; der Gewinn ſeiner Leinwebereien wird auf 12 Millionen angeſchlagen, die indirekten Steuern nebſt der Douane auf 6 Millionen. Die ganzen Einkünfte des Vice-Königs werden auf 100 Millionen Francs geſchätzt. – Die Verbeſſerung des ſehr darnieder liegenden Ackerbaues ſoll dieſem Manne der Induſtrie ſehr am Herzen liegen.

Elberfeld. Hier hat ſich, der „Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung“ zu Folge, eine neue religiöſe Secte conſtituirt, die „Kohlbrüggianer“ oder, wie der Volkswitz ſie nach ihrem eigentlichen Haupte nennt, die „Carliſten“. Sie halten in dem Saale eines der größten Gaſthöfe ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte, haben bereits ihr Presbyterium gewählt, eine Liſte zu Beitrittserklärungen ausgelegt, nehmen für ſich den Namen „Altreformirte“ in Anſpruch und geben vor, daß der Hauptgrund ihres Austritts die Einführung der Agende und der Kirchenordnung ſei. Die Beigetretenen, die ſich bis jetzt auf 360 belaufen ſollen, gehören größtentheils zu der reformirten, theilweiſe auch zu der lutheriſchen Gemeinde Elberfelds.

Freiburg. In der „Oberrheiniſchen Zeitung“ macht das Comité zur Errichtung eines Denkmals für Karl von Rotteck bekannt, daß daſſelbe im September auf dem öffentlichen Platze von Freiburg aufgeſtellt werden wird.

Königsberg. Die „Zeitung für Preußen“ meldet von der ruſſiſchen Grenze: „Ein Gutsbeſitzer hatte bei der Regierungskaſſe eine Anleihe auf ſeine Güter gemacht und kehrte von der Gouvernementskaſſe beladen, man ſagt mit 30,000 Silberrubeln, nach Hauſe zurück. Gegen Abend nahm er in einem jüdiſchen Wirthshauſe Herberge, um nicht mit ſeiner Baarſchaft in der Dunkelheit auf den unſichern Seitenwegen reiſen zu müſſen, und forderte, unter Verſprechung guter Belohnung, den Wirth auf, dieſe Nacht keinen Reiſenden aufzunehmen. Um Mitternacht ward heftig an die Thür gepocht, und mehrere Stimmen begehrten Einlaß. Als der Wirth verſicherte, ſein Haus ſei ſo beſetzt, daß er keinen Fremden aufzunehmen im Stande ſei, wurde die Thür erbrochen und der Kutſcher des Gutsbeſitzers, der den Eingang in das Zimmer ſeines Herrn mit ſeinem Körper verſperren wollte, auf eine grauſame Weiſe niedergemetzelt. Unterdeſſen gewann der Edelmann Zeit, ergriff ſeinen ſcharfgeladenen Doppelläufer und zielte ſo gut, daß er zwei der Angreifenden todt zu Boden ſtreckte, die Uebrigen entkamen. Als ſpäter die Juſtiz herbeikam, erſtaunte man nicht wenig, als man in den beiden verkappten Gefallenen den Regierungskaſſenrendanten, welcher dem Gutsbeſitzer das Geld Tags vorher ausgezahlt hatte, und ſeinen Sekretär erkannte.“

∴ Mit paniſchem Schrecken gewahrte man eines Morgens auf dem eine Meile von hier entfernten Gute W. eine totale Niederlage unter dem lieben Rindvieh, von dem ein Stück wie das andere, zum Glück noch nicht verendet, wie man ſich bald überzeugte, aber doch in ſo tiefen Schlaf verſunken dalag, daß es weder durch Zuruf noch durch Schläge geweckt werden konnte. Erſt gegen Abend erhoben ſich die Langſchläfer. Lange Zeit konnte man nicht begreifen, durch welche Urſache ein ſo ſeltſamer und hartnäckiger Schlaf herbeigeführt worden ſein könne, und glaubte Anfangs, daß die in guten Portionen verabfolgten Tragen aus der Branntweinbrennerei noch zu viel Spiritus enthalten hätten. Erſt ſpäter ſtellte ſich heraus, daß der Schlaf durch etwas ganz Anderes herbeigeführt worden war — nämlich durch eine Nummer der „Europa“, welche durch Unvorſichtigkeit eines jungen Verwalters unter das Futter gekommen war.

Leipzig. Von hier iſt jetzt nur Zweierlei und das kaum Bemerkenswerthes mitzutheilen — ein Mal fährt die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ in den wahrhaft ermüdenden Berichten über den preußiſchen Landtag fort, wodurch ſie hinreichend documentirt, daß es ihr gelungen iſt, den fadeſten, langweiligſten aller Berliner Correſpondenten für ſich einzufangen — und endlich, daß Herr Marr noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt.

Linz. Der vaterländiſche Dichter Fobbe beabſichtigt die Herausgabe eines neuen Bandes Gedichte unter dem Titel „Blüthen“. Von dem fantaſievollen poetiſchen Geiſte dieſes Dichters läßt ſich erwarten, daß ſeine beliebten „Knospen“ ſich zu noch ſchönern „Blüthen“ entfalten werden.

Liſſabon. Die deutſche Bevölkerung in Portugal iſt nicht ſehr zahlreich, ſo z. B. ſind in Liſſabon kaum 400 Deutſche anzutreffen und anderwärts im Lande ſind nur wenige Familien zerſtreut. Die gemeinen Portugieſen wollen immer für Engländer gelten, die Deutſchen aber geberden ſich wie Portugieſen, ahmen ihre Sitten und Unſitten nach, ſprechen ſelbſt im eigenen Hauſe portugieſiſch und denken nicht daran, daß ſie Deutſche ſind.

London. Die Königin von Großbritannien hat, mit dem fünfjährigen Prinzen von Wales an der Hand, zur Seite ihres Gemahls, des Prinzen Albert, den nach der geiſtreichen Compoſition von Cornelius und Geh. Rath Stüler gezeichneten kunſtfertigen Glaubensſchild, welchen der König von Preußen für den Prinzen von Wales als Pathengeſchenk anfertigen ließ, am 27. April, Nachmittags 4 Uhr, in einer Privat-Audienz aus den Händen des königlich preußiſchen Geſandten Bunſen, mit angenehmer Ueberraſchung über die reiche Ausführung empfangen.

∴ Sobald ſich die ſchwediſche Nachtigall hören läßt, wir meinen nämlich die Jenny Lind, dann laſſen ihre Lordſchaften im Oberhauſe, ſowie die Herren im Hauſe der Gemeinen die Staatsgeſchäfte liegen und ſchweigen in Kunſtgenüſſen. Im Ober- wie im Unterhauſe that man ein paar unbedeutende Sachen über Hals und Kopf ab, um Jenny Lind zu hören. Die Geſangskönigin hat ganz London electriſirt, und wenn in der City die Geldklemme nicht noch ihren Spuk triebe, ſo wäre es vor Enthuſiasmus nicht auszuhalten.

München. Das Miniſterium des Cultus, an deſſen Spitze der Baron Zu-Rhein ſteht, fordert die Laien auf, ſich dem höhern Lehramte zu widmen, nachdem unter dem Miniſter Abel planmäßig nur Prieſter Gymnaſiallehrer werden konnten. Der Laienſtand n Baiern war dadurch der Philologie faſt ganz fremd geworden. Eine und die andere Generation ſcheint ohnehin ſchon verdorben für die richtige Auffaſſung unſerer Zeitfragen

∴ In Baiern beſtehen 44 Procent der Bevölkerung aus Armen.

Münſter. In dieſen Tagen iſt hier ſeit kurzer Zeit zum zweiten Male der Fall vorgekommen, daß wichtige Unterſuchungs-Acten entwendet worden ſind. Zuerſt ver-chwanden die Unterſuchungs-Acten wegen Wuchers und Betrugs gegen einen reichen üdiſchen Kaufmann, eben als dieſelben zum Spruch vorgelegt werden ſollten. Jetzt ſind die Unterſuchungs-Acten wegen Betrugs gegen einen wohlhabenden Eiſenhändler plötzlich ver-chwunden. Bereits war in zweiter Inſtanz die Relation verleſen und das conclusum ollegii gefaßt, und der Referent gerade mit der Ausarbeitung des Erkenntniſſes nach ieſem conclusum beſchäftigt; ſo lange aber ein Erkenntniß noch nicht unterſchrieben, iſt s rechtlich als gar nicht erlaſſen anzuſehen. So liegt denn der merkwürdige Fall vor, aß materiell ein Endurtheil erlaſſen, deſſen Inhalt jedem einzelnen Richter bekannt, das ber wegen eines formellen Mangels nicht zur Ausführung gebracht werden kann. Eine Wiederholung der Unterſuchung iſt unmöglich, da die Ueberführungsſtücke in Schriften eſtehen, die ſich in den verſchwundenen Acten befanden.

∴ Der im vorigen Jahre aus dem Juſtizdienſt entlaſſene Referendar Erdmann at ſich vor Kurzem aus dem Fürſtenthume Lippe-Detmold, wo er ſich bei Verwandten ufhielt, „wegen Verführung des Volks zum Atheismus und Communismus“ entfernen nüſſen. Derſelbe beabſichtigt nach Amerika auszuwandern, will jedoch zuvor noch die Herausgabe einer von ihm geſchriebenen populären Geſchichte des Bauernkrieges bewirken.

Paris. Der „Moniteur“ brachte neulich eine königliche Ordonnanz vom 9. Mai, wodurch dem Marine-Miniſter ein außerordentlicher Credit von 461,000 Francs eröffnet wird, um damit die 2733 Negerſclaven, die ſich auf der von Frankreich in Beſitz genom-nenen Inſel Mayotte als Eigenthum der dortigen Bevölkerung befinden, loszukaufen. Dieſe Freigelaſſenen ſind dann noch zu einer fünfjährigen mäßigen Arbeit für den Staat erpflichtet und die Einfuhr von Sclaven auf Mayotte iſt ſeit der Beſitznahme für im-ner verboten.

∴ Die erſte Weintraube in dieſem Jahre, welche in den königlichen Gewächshäuſern n Paris zur Reife gebracht worden, wurde von König Louis Philipp am 25. März einem Schwiegerſohne, dem Könige der Belgier, in einem mit dem königlichen Wappen ergoldeten Käſtchen, auf der Nordbahn zugeſendet.

∴ In der Vorſtadt St. Antoine leben jetzt gegen 60,000 deutſche Arbeiter aus den erſchiedenſten Gewerben. Es iſt für dieſelben kürzlich in einer der hieſigen Kirchen ein rovisoriſcher katholiſcher Gottesdienſt mit deutſchen Prieſtern eingerichtet worden; wahr-heinlich werden ſie ſich ſpäter zu einer dauernden deutſchen Gemeinde conſtituiren.

∴ Auber iſt eben damit beſchäftigt, ſeine letzte Oper zu dichten. Sie wird ganz infach „Kosciusko“ heißen. Der Text behandelt, wie ſchon der Titel andeutet, eine

Scene aus dem furchtbaren Drama der polniſchen Revolution. Die letzte Arbeit des großen Meiſters ſoll ein Seitenſtück zur „Stummen von Portici“ werden.

∴ Mehrere Milchlieferanten von Paris haben mit der Nord-Eiſenbahn Verträge abgeſchloſſen, um Milch zu beſtimmter Stunde nach Paris ſchaffen zu können. Die Sendungen ſollen Nachts bewerkſtelligt werden, und ſo ſollen von einer einzigen Lieferungscompagnie 40,000 Kannen täglich Morgens zwiſchen 3 und 4 Uhr ankommen, nicht ſpäter, denn um 5 Uhr ſoll bereits die Hälfte etwa durch die zahlloſen Marktleute, die in Paris zuſammenſtrömen, verzehret ſein.

Petersburg. In Folge des veränderlichen Wetters herrſcht hier die Grippe mit allen ihren Schrecken. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge ſollen an hunderttauſend Menſchen an ihr darniederliegen. In den hohen und höchſten Regionen donnert's, blitzt's und ſchlägt's ein. Viele hat das Wetter bis nach Sibirien verſchlagen; ſogar von der Polizei. Dagegen verfährt die Cenſur minder ſtreng und hindert es nicht, daß grobe Mißbräuche der Polizei und beſtechlichen Gerichte auf der Bühne vorgeführt werden.

∴ In Petersburg beſteht ſchon ſeit längerer Zeit auf kaiſerliche Koſten eine Theaterſchule. Es werden nämlich über 400 Zöglinge geiſtig und leiblich erzogen und in allen Fächern des Wiſſens unterrichtet. Daraus gehen dann wahrhaft gebildete Künſtler hervor und zwar nicht blos gebildete Schauſpieler, ſondern auch Sänger und Tänzer. — Wünſchenswerth wäre es, wenn andere Länder dieſe Einrichtung nachahmten.

Prag. Hier ſoll ein czechiſches Volksblatt zur Beförderung der Religioſität unter dem Titel „der Seligkeits-Verkünder“ erſcheinen. Der Herausgeber iſt ein Herr Wenzel Stüle.

Rom. Die päpſtliche Regierung beabſichtigt die Errichtung eines Miniſteriums für Brücken- und Chauſſée-Bauten ganz nach franzöſiſchem Muſter. — Zur Beſchäftigung ſämmtlicher Vagabunden und Müßiggänger im Kirchenſtaate werden Ackerbau-Colonien errichtet.

∴ Zu den hier beſtehenden Nonnenklöſtern ſoll ein neues, der Baſilianerinnen, hinzukommen, und die geweſene Oberin des Kloſters in Minsk, Makryna Mizyslawska, die vor einigen Jahren als angebliche Betrügerin ſo viel von ſich reden machte, zu deſſen Leiterin beſtimmt worden ſein.

∴ Aus Rom wird gemeldet die Bekehrung des Sultans von Banka und Billiton, zwei Inſeln, die eine Bevölkerung von 60,000 Einwohnern, meiſt chineſiſchen Urſprungs, haben. Der Sultan begab ſich nach Singapore, um dort die heilige Taufe zu empfangen, und vor ſeiner Rückkehr hat er den dortigen katholiſchen Miſſionär, ihn zu begleiten und ſeine ganze Familie und noch außerdem fünfzehn Perſonen, die er ſelbſt in den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet hatte, zu taufen, ſo wie auch eine Kapelle einzuſegnen, deren Erbauung für die neuen Chriſten ſeines Königreichs er beſchloſſen hat. Die Inſel Banka, die ſehr bedeutende Zinnbergwerke hat, ſteht unter niederländiſcher Oberherrſchaft, hat aber ſtets ihre eigenen Geſetze und Gebräuche bewahrt.

Stuttgart. Alles iſt hier wieder ruhig und geht ſeinen gewohnten Gang. Eine Deputation des Stadtraths hat dem Könige im Namen der Bürgerſchaft eine Ergebenheitsadreſſe überreicht. Der König hat ſie gnädig und huldvoll aufgenommen und verſprochen, daß es zwiſchen ihm und der wohl unſchuldigen Bürgerſchaft beim Alten, das heißt, beim alten Vertrauen bleiben ſoll. Dem Stadtrath ſind Gewehre zur Bewaffnung der Bürgerſchaft angeboten worden.

∴ König Ludwigs „Walhalla-Genoſſen“ ſind bei Metzler in einer lateiniſchen Ueberſetzung erſchienen; der Ueberſetzer iſt ein Herr Karl Zell, welcher auch mehrere Gedichte des gekrönten Dichters in lateiniſche Verſe umgewandelt hat. (Schade, daß die Walhalla ſchon fertig iſt, nun wird Herr Zell wohl warten müſſen, bis einmal eine zweite Auflage erſcheint!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In der Mitte Septembers 1787 kam die Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg in das Audienzzimmer des Controlorganges und hing ſich vertrauensvoll an Kaiſer Joſephs Arm. Dieſer ſprach eine Weile mit ihr und ſagte dann plötzlich: »Weißt Du ſchon, daß ich meinen Neffen Franz in den Krieg ſchicken will?« Die Prinzeſſin erbleichte und ſank beinahe in Ohnmacht. Joſeph umarmte ſie zärtlich und ſagte: »Ich will ihn mit Dir am 8. Jänner kommenden Jahres vermählen.« Die Angſt der liebenden Prinzeſſin verwandelte ſich alſogleich in die ſüßeſte Freude. Sie bat den Kaiſer um die Gnade, alle Summen, welche zu Feſtivitäten bei ihrer Vermählung beſtimmt ſein dürften, zum Beſten der Armen bei dieſer hart bedrängten Zeit zu verwenden. Joſeph antwortete: »Ich fühle den ganzen Werth Deiner Bitte, allein meine Wiener mögen auch gern ein paar fröhliche Tage haben, und die Kaufleute müſſen auch leben; jedoch ſoll es die Armuth merken, daß ich meinem Herzen eine frohe Stunde mache.«

— Jakob Graf von Murray, geboren 1531, war ein Sohn Jakobs V. von Schottland und Bruder der Königin Maria Stuart, deren Vertrauen er dadurch erwiderte, daß er ſie zu entthronen ſtrebte und ſie ſpäter auch in die Hände der Königin von England brachte. Seine Herrſchaft als Regent war überall voll Willkür und Frevel, die endlich ſowie ſein Verrath an ſeiner Herrin ihren wohlverdienten Lohn fanden, indem der von ihm auf das Gröblichſte beleidigte James Hamilton von Lothwellangh ihn am 13. Januar 1569 zu Linlithgow erſchoß.

— Am 1. Januar d. J. hat die ruſſiſche Hauptſtadt Moskau ihr 700jähriges Jubiläum gefeiert. Freilich iſt die Annahme des Jahres 1847 als Jubeljahr der Gründung Moskau's nur willkührlich angegeben, denn es ſind über dieſelbe keine genauen Angaben vorhanden, außer daß die altruſſiſchen Chroniſten im Jahre 1147 zum erſten Male eine Stadt dieſes Namens erwähnen, in welcher der Fürſt Georg mit der langen Hand (Dolgorukji) ſeine Bundesgenoſſen und Vaſallen bewirthete. Dieſer Georg wird als Eroberer der Stadt angenommen, der auf einer Reiſe nach den Ufern des Fluſſes Moskwa kam, wo die Beſitzungen des reichen Bojaren Kutſchko gelegen waren, den er irgend eines Vergehens wegen umbringen ließ. Von der Schönheit der Gegend gefeſſelt, habe er hier eine Stadt gegründet.

Treffer und Nieten.

* Jemand ſagte zu Lord Effingham: »In Grönland werden die Menſchen häufig hundert Jahre alt, und doch giebt es dort keinen Arzt. Iſt das nicht wunderbar?« — »Bei uns in London giebt es mehrere tauſend Aerzte,« erwiderte der Lord, »und Mancher wird dort hundert Jahre alt; iſt das nicht weit wunderbarer?«

* Wenn ich heirathen würde,« ſagte neulich ein Witzbold, »ließ ich dem Ehecontracte die Clauſel einſchalten: meine Braut verpflichtet ſich, ſo wenige Schauſpiele und Bälle als möglich zu verſäumen, und ich hielte während des erſten Jahres meiner Verheirathung gewiſſenhaft auf die Erfüllung des Contractes. Ich bin feſt überzeugt, ſie bäte mich nach Verlauf eines Jahres um Gotteswillen, daß ich ſie zu Hauſe ließe, was ich denn mit ſcheinbarer Unzufriedenheit dann und wann, endlich öfter geſtatten würde. Die bekannte Geſchichte der Kuchenbäckerlehrlinge, die Anfangs ſo viel eſſen können, wie ſie wollen, hat mich auf dieſe ruse de guerre gebracht.«

* Preisfrage: »Wie viel Schriftſteller müſſen die Nacht hindurch an ihrem Arbeitstiſche auf einem Strohſeſſel wachen, damit ein Buchhändler des Tages in einem Sammetfauteuil ſchlafen könne?« Wer dieſe Preisaufgabe löſt, erhält hundert Gratis-Exemplare von einem nächſtens erſcheinenden Kochbuche.

„Auch ein Unſterblicher!"

I. M. S. Der würdige „Bayard", redigirt von dem würdigern, vielleicht ſpäter hochwürdigen Dr. von Alnoncourt, berühmtem Arzt und Accoucheur unſerer lieben Stadt Leipzig, berichtet:

> »Oettinger und Heller bleiben uns gewiß. Der Erſte, weil er unter honetten Leuten geduldet wird, der Zweite, weil er ſich zu ſchwer von Leipzigs gaſtfreiem Tiſch und Keller trennen kann.«

Was wollen Sie damit ſagen, liebenswürdigſter Accoucheur? Glauben Sie uns, wer ſich anſtändig beträgt, iſt in Leipzig ſtets willkommen, und wird überall gern geſehen.

☞ **Humoristische Werke.** ☜

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Komiſcher Volkskalender

für 1847. Von Adolph Glaßbrenner. Mit vielen Holzſchnitten. Preis 10 Sgr.

Närriſches Complimentirbuch.

Von Wilh. Kaulen. Mit vielen komiſchen Holzſchnitten. Preis 10 Sgr.

General von Hühnerbein's

militäriſch-humoriſtiſches Definitorium. Zweite Auflage. Preis 7½ Sgr.
Ein militäriſcher Katechismus der originellſten Art.

Herrn Buffey's Wallfahrt

nach dem heiligen Rock. Genrebild von Ad. Glaßbrenner. Preis 7½ Sgr.

Hamburg. Verlags-Comptoir.

Im Verlage von **Bergers Buchhandlung** in Leipzig erſchien neu:

Beſtuſchew, A., Kaukaſus. 3 Bde. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Cuſtine, Marq., Rußland im Jahre 1839. 3te Auflage. 4 Bde. 8. 5 Thlr.

Mundt's, Theod., Schriften. 1r und 2r Bd. 8. à 22½ Ngr.
Inhalt: Moderne Lebenswirren. [illegible]. Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen.

Menevel, Baron, Marie Louiſe und Napoleon. Geſchichtliche Erinnerungen. 2te Auflage. 3 Bde. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. v., Suſanne. Roman. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Stolle's, Ferd., Werke. 18r — 25r Bd. 8. Subſcr.-Preis à 1 Thlr.
18r—20r Bd. Die Erbſchaft in Kabul. Kom. Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr.
21r—23r Bd. Napoleon in Aegypten. Hiſt. Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr.
24r—25r Bd. Erzählungen. 2 Bde. 3 Thlr.
Einzelne Werke werden nur zu den bemerkten Ladenpreiſen abgegeben.

Töpffers, R., Werke. Herausgegeben von C. L. Heyne. 1r – 4r. Bd. 8. broſch. à 10 Ngr.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

. 246. Leipzig, 18. Juni 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

ch 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
cher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
n Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Abenteuer eines Virtuoſen.

Von Heinrich Flügge.

— Er hatte ganz Europa, Afrika, Amerika und Auſtralien bereits
reiſt und befand ſich jetzt auf dem Wege nach Aſien.

— Wer? Wer?

— Herr Blaſius Simplicius Bogenſtreicher.

— Und wozu hatte der Mann bereits vier Welttheile durchſtreift?

— Um Concerte zu geben. Keine Reſidenz- oder Provinzialſtadt,
flecken, ja faſt kein Dorf hatte er vermieden, wo es nur irgend
d war ein Concert zu arrangiren. Jetzt wollte, wie geſagt, Herr
s Simplicius Bogenſtreicher, der der Sohn eines deutſchen Militär-
ers war, nach Aſien, um Seine Hoheit dem Sultan von Meſopo-
und Mutzelbecher ein Concert einer fremden und vier Concerte
eigenen Compoſition vorzutragen.

ls Herr Bogenſtreicher auf dem Luſtſchloſſe Seiner Hoheit, wo ſich
e eben aufhielt, ankam, verwehrten ihm die Wachen den Eintritt.

— Weshalb? fragte der reiſende Concertiſt.

— Weil Seine Hoheit an ungeheurer Langeweile laboriren, ſagte
chthabende Officier.

— Und wodurch iſt er in dieſelbe verſetzt?

— Durch ausgezeichnete Clavier-, Geiger-, Flöten-, Horn-, Fagott-,
-, Clarinett-, Poſaunen- und andere Virtuoſen. Seine Hoheit
geruht, zu erklären, daß, wenn ſich hier jemals ein anderer Vir-
ls einer auf dem Brumm Eiſen, oder feiner geſagt, Mundtrommel,
och feiner, Mundharmonika ſehen ließe, er mit fünfundzwanzig
ügeln unter die Fußſohlen regalirt und aus dem Lande transpor-
den ſolle.

rr Bogenſtreicher ſeufzte im Stillen »Ach Gott!« und forſchte

Alſo durch ausgezeichnete Virtuoſen iſt Euer Herr in Lange-
rſetzt?

— Ja, durch lauter tüchtige Künſtler; eben weil ſie alle gleich vortrefflich, famos, ausgezeichnet, mit Meiſterſchaft, in hoher Vollendung u. ſ. w., wie es in unſerm Wochenblatte hieß, ſpielten, haben ſie Seine Hoheit, dem Allah noch langes Leben verleihen wolle, ſo ſehr ennuirt, daß er jetzt nur einem ganz miſerabeln Concertiſten oder einen Mann auf der Maultrommel Gehör ſchenken will. Seine Hoheit ſehnen ſich nach Abwechslung. Alle ſeine Langeweile zu tödten haben wir und er ſelbſt ſchon Verſchiedenes verſucht, aber ohne Erfolg. Ich zittere, wenn ich nur daran denke, daß ich in einer Stunde vor ihn treten und ihn durchaus unterhalten ſoll.

— Habt Ihr denn noch kein Thema? fragte Bogenſtreicher mitleidig.

— Ich habe da wohl eins, ſagte der Officier, aber ich zweifle ſehr, daß es Seine Hoheit unterhalten wird. Ich wollte nämlich Seiner Hoheit erzählen, womit ſich berühmte und berüchtigte Männer befaßt haben, um die Langeweile zu vernichten. König Sardanapal tödtete die Langeweile durch Haspeln, Kaiſer Auguſtus beſchäftigte ſich mit Drechſeln, Karl der Fünfte machte Uhren und Domitian erſchlug Fliegen. Die ägyptiſchen Pharaonen erbauten aus Langeweile Pyramiden und Scipio Mückenhäuſer, die er aus Schneckenhäuſern hervorzauberte. Aus Langeweile klapperte Demetrius, König in Aſien, mit goldenen Würfeln, eroberten Alexander, der kühne Macedonier, und Napoleon der kriegsluſtige Corſe, die halbe Welt. Aus eben dieſem Beweggrunde putzte Cyrus Bäume aus, hetzte Severus Rebhühner zuſammen, ließ Heliogabalus zehntauſend Pfund Spinngewebe in Rom aufhäufen, fing Kaiſer Heinrich Finken, beſchnitt König Korvinus Weinſtöcke, drechſelte Ludwig der Fünfzehnte Doſen, eggte Antonius Pius, pflügte Diokletianus und grub Talma ein Kohl- und Rübenfeld um, Kaiſer Maximilian ſtieg nach Gemſen herum, Nero tanzte und ſpielte auf dem Theater und ſchrieb daneben, gleich Herrn Laube und Conſorten, Schauſpiele. Die Langeweile machte den König Chriſtian zum Kanonengießer, den Herzog von Merſeburg zum Baßgeiger und den Papſt Clemens den Zwölften zum Maccaronimacher. Aus Langeweile machte der Papſt Urban der Achte Bouquets und ſchenkte ſie galant den römiſchen Schönen, ſtellte der Herzog Karl von Mantua allerlei Lärm an, ſchlachtete der Herzog Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel Ochſen, der Graf Kaſimir von Hanau verſetzte Dörfer und Aemter und kaufte für das gelöſte Geld Nürnberger Spielwaaren u. ſ. w.

— Ich glaube ſchwerlich, daß Ihr Seine Hoheit dadurch auf einen Augenblick von der Langeweile zu erlöſen vermögt, ſagte Bogenſtreicher, und ich hielte es deshalb für beſſer, wenn Ihr ſeine Hoheit von meiner Ankunft unterrichten wolltet, mir wird es dann vielleicht möglich ſein, ihn zu unterhalten; denn obgleich ich eigentlich nur Streichmuſikmacher bin, ſo verſtehe ich dennoch auch das Brumm-Eiſen zu ſpielen.

— Wie, Ihr ſeid ein Maultrommler? Ach, warum habt Ihr das nicht gleich geſagt? Kommt, daß ich Euch ſofort zu Seiner Hoheit führe! rief der Officier.

— Vorerſt noch eine Frage: Woher kommt's, daß Seine Hoheit ſo ſehr einen Mundharmonikaniſten bevorzugen?

— Weil Seine Hoheit dies Inſtrument mit eben ſolcher Meiſter-
ſchaft zu ſpielen geruhen, als der Herzog von Merſeburg, ſeligen An-
denkens, die Baßgeige.

Der Mundharmonikaniſt Herr Blaſius Simplicius Bogenſtreicher
vard hierauf vor Seine Hoheit geführt.

Seine Hoheit ſaß unter einem Baldachin und ließ ſich von zweien
einer Kammerherren mit Pfauenſchweifen Kühlung zuwehen, während
echsunddreißig junge Mädchen einen ſehr angenehmen Tanz nach dem
Tacte einer guten Janitſcharenmuſik ausführten.

Seine Hoheit ennuirten ſich auf das Sträflichſte, und geruhten zu
ähnen.

— Geht Alle zum Teufel! rief er den Tänzerinnen und Muſikern
u, Ihr langweilt mich zu Tode.

Die Tänzerinnen und Muſiker verſchwanden.

— Ruft mir meinen Oberhofſpaßmacher! befahl Seine Hoheit den
ammerherren.

Dieſe eilten, den Befehl auszuführen. Gleich darauf erſchien de
Oberhofſpaßmacher.

— Kerl, geruhten Seine Hoheit dieſen anzureden, wenn Du nicht
innen fünf Minuten ein honettes Vergnügen, eine wirkliche Zerſtreuung
ir mich erſinnſt, ſo erhälſt Du Fünfzig unter die Fußſohlen, erſinnſt
u dann binnen zehn Minuten nichts, ſo laſſe ich Dich … baumeln.
etzt geh' und ſinne fünf Minuten nach!

Der Sultan zog eine goldene Patentuhr hervor, hielt ſie ans Ohr,
n ſich zu überzeugen, ob ſie fortſchreite, und legte ſie dann, darauf
hauend, vor ſich auf den Tiſch.

Der Oberhofſpaßmacher kreuzte die Hände über die Bruſt, verneigte
h tief und zog ſich trüben Blickes bei Seite.

Unterdeſſen ſtanden der Offizier und unſer Bogenſtreicher hinter
ner Ecke.

— Laſſen Sie uns vortreten, ſagte der Letztere.

— Noch nicht, entgegnete der Officier, ich habe an dem Oberhof-
aßmacher ein Schärtlein auszuwetzen und will ihn deshalb noch ein
enig zappeln laſſen. Erſt ſoll er Seiner Hoheit angeben, was er für
Vergnügen erſonnen hat, und wenn dann Seine Hoheit unzufrieden
mit ſind und den armen Schelm beſtrafen laſſen wollen, dann treten
r vor und retten ihn, wodurch uns dieſer dickköpfige deutſche Sclave
rpflichtet wird.

— Dieſer Oberhofſpaßmacher iſt ein Deutſcher? fiel Bogenſtreicher
gend ein.

— Ja, antwortete der Officier, es iſt ein deutſcher Hund, der, bei
em unſerer Nachbarn in Gefangenſchaft gerathen, an unſern Herrn
kauft ward und, da er Anfangs einiges komiſche Talent gezeigt, von
iner Hoheit den Rang und Titel eines Oberhofſpaßmachers erhielt.

Fünf Minuten waren verſtrichen.

Der Sultan rief: »Konrad Knickemeyer!«

Der Oberhofſpaßmacher kehrte zurück.

— Nun, wie ſteht es? fragte Seine Hoheit.

— Recht gut, danke für gütige Nachfrage; ich denke, wir richten ein Theater ein und geben Heinrich Laube'ſche ins Meſopotamiſche überſetzte Stücke darauf.

— Kann ich mitſpielen?

— Ja, Eure Hoheit würden die Tyrannen und polternden Alten gewiß ganz ausgezeichnet geben.

— Meinſt Du? ſagte Seine Hoheit die Stirn runzelnd, den Witz ſehr gut verſtanden habend, daß ich die Tyrannen ſehr gut geben würde. Ich will doch gleich mal den Verſuch machen und Dir fünfundzwanzig Hiebe geben laſſen, damit Du künftig Deine Zunge beſſer im Zaume hältſt und nicht in Verſuchung kommſt, auf meine Koſten witzig zu ſein.

Man ſieht hieraus, daß, wenn die Eigenliebe verletzt wird, ſelbſt ein Sultan von Meſopotamien und Mutzelbecher keinen Witz verdauen kann.

Der Oberhofſpaßmacher fiel auf die Knie und bat um Verzeihung, indem er an ſeine früher geleiſteten Dienſte erinnerte.

— Eben daß ich bis jetzt zu Deinen ſchlechten Witzen geſchwiegen habe, ſagte Seine Hoheit, das hat Dich keck und verwegen gemacht, und damit Du nicht wieder Dich ſo frevelnd gegen unſere Perſon benimmſt, ſollſt Du jetzt beſtraft werden. Man führe ihn zur Execution, ſagte der Sultan zu einem ſeiner Kammerherren.

Man wollte den Verurtheilten eben abführen, als der Officier und Bogenſtreicher hinter der Ecke vortraten.

Der Kammerherr und der Verurtheilte blieben neugierig ſtehen. Kaum hatte der Letztere den Virtuoſen geſehen, als er auf ihn zu und mit dem Ausrufe: »Mein Bruder!« in ſeine Arme ſtürzte.

Der Sultan und die Kammerherren blickten verwunderungsvoll auf die Gruppe.

Endlich drängte der Virtuoſe den Oberhofſpaßmacher ſanft zur Seite und ſich vor dem Baldachin, worunter der Sultan ſaß, auf die Knie werfend, bat er für den hier ſo wunderbar wiedergefundenen Bruder um Gnade.

— Wer iſt der Mann? fragte der Sultan den verdutzt daſtehenden Officier.

— Ein reiſender Maultrommelvirtuoſe! ſagte der Gefragte.

— Ein Maultrommelſpieler! rief ſeine Hoheit vergnügt. Er ſei mir willkommen! Dem Oberhofſpaßmacher iſt die Strafe erlaſſen.

Der Oberhofſpaßmacher und der Maultrommelvirtuoſe drückten ihren Dank dadurch aus, daß ſie erſt ihre Hände über der Bruſt kreuzten, dann ſich vor ſeiner Hoheit verneigten, die Knie bogen und endlich den Zipfel ſeines Gewandes küßten.

Der Sultan winkte mit der Hand und ſagte:

— Man laſſe uns und den Fremdling allein!

Die Kammerherren, der Officier und der Oberhofſpaßmacher verkrümelten ſich.

— Jetzt laſſen Sie mich eine Probe Ihrer Kunſt hören, ſagte der Sultan.

— Wie Eure Hoheit befehlen. Nur bedaure ich, nicht mit einer Maultrommel verſehen zu ſein, ich habe ſie unterwegs verloren und muß nun erſt an eine engliſche Kurzwaarenhandlung ſchreiben, um mir einige neue Inſtrumente der Art nachkommen zu laſſen.

— Gut, ſagte der Sultan, ſo nehmen Sie hier mein eigenes In- rument.

Herr Bogenſtreicher nahm die von Seiner Hoheit ihm dargereichte Naultrommel in den Mund und trommelte darauf zum Entzücken des ultans den Gungl'ſchen „Kriegerluſt-Marſch“.

Seine Hoheit geruheten „Bravo“ zu rufen und in die Hände zu atſchen.

Bogenſtreicher, durch dieſen Beifall aufgemuntert, ſpielte nun auch ariationen über den deutſchen Freiheits-Marſch von Anton Wallerſtein.

Der Sultan war raſend entzückt und applaudirte mit Händen und üßen, dabei rief er donnernd ein Mal über das andere: Bravo! Bra- ſſimo!

— Wo lebt der Componiſt dieſes herrlichen Marſches? fragte er.

— In Hannover, wo er Mitglied der königlichen Kapelle iſt, ant- ertete Bogenſtreicher.

— Wir wollen den Mann anerkennen, rief der Sultan; wir wollen m ein Denkmal ſetzen!

— Wo, Eure Hoheit?

— In unſerm Herzen, antwortete der Sultan.

— Das iſt brav, ſagte Bogenſtreicher, und ſetzte hinzu: geruhen ure Hoheit, daß ich Sie dafür umarmen darf?

— Die Bitte ſei Euch gewährt, ſagte der Sultan und trocknete eine hräne auf, die ihm die Wange hinabgleiten wollte.

— Ich bin gerührt, entzückt, geknickt, ſagte Bogenſtreicher, und lgte dem Sultan in ſein Zimmer, wo er ſich neben Seiner Hoheit auf n Divan niederlaſſen mußte. Der Sultan ließ Wein und kalte Küche ftragen.

— Lieber Freund, begann er zu Bogenſtreicher, nun eſſen Sie ſich Jacken voll und dann wollen wir muſiciren. Vorläufig ſpielen Sie erſte und ich die zweite Maultrommel, ſpäter, wenn ich erſt auf Ihre uen Sachen einſtudirt bin, ſoll es umgekehrt ſein.

— Ganz wie Eure Hoheit befehlen.

— Wäre es nicht möglich, ſagte der Sultan zu dem trinkenden und ſenden Virtuoſen, daß wir ein Quartett einrichteten? Sie ſchrieben nn mehrere Quartette für Maultrommeln, die dann mein Hofmuſikalien- ndler bei Verluſt ſeines Titels verlegen und die das Publikum bei rluſt meiner höchſten Gnade und Androhung meines tiefſten Zornes ufen müßte.

— Gut, ſehr gut, ſagte Bogenſtreicher.

— O es geht nichts über eine abſolute Regierung, rief der Sultan hſtgefällig aus, wo Willkür zum Geſetz wird.

— Wer, fragte Bogenſtreicher, ſollte nach Eurer Hoheit Meinung er Quartett vervollſtändigen?

— Mein Leibmameluck und mein Oberhofſpaßmacher, der ja wohl er Bruder iſt?

— Ja, Hoheit, er iſt mein Bruder, und ich bin erſtaunt, ihn hier h langen Jahren wiederzufinden.

— Dann haben Sie gewiß ihm Vieles mitzutheilen. Nun, ich gehe ſelbſt hieher zu ſenden, damit Sie ſich gehörig mit ihm unterreden nen.

— Eure Hoheit ſind zu gütig.

— Daran ſind nur Sie ſchuld, lieber ... apropos, wie heißen Sie doch?

— Blaſius Simplicius Bogenſtreicher.

— Aber Ihr Bruder heißt ja Konrad Knickemeyer?

— So heiße auch ich, aber da mir der Name nicht gefiel, ſo habe ich mir einen andern zugelegt ...

— Der auch noch nicht beſſer klingt, lächelte der Sultan; doch, ſetzte er hinzu, de gustibus non disputandum.

Er ging hinweg.

(Schluß folgt.)

Catilina.

Eine Skizze von K. Eib.

I.

Catilina! — Schreib' Dir den Namen in Deine Gedenktafel, Du Dichter, deſſen Herz warm klopft für die großen Ideen des Tages, für die Ideen der Menſchenfreiheit und der Menſchenwürde! — Blicke ſtolzer, Du Jüngling mit der leuchtenden Stirn und dem funkelnden Auge, dem der graue Dämon der Proſa die Demantkrone einer heiligen Jugendbegeiſterung noch nicht von den Schläfen ſtreifte! — Der Name ſteht auf einem Leichenſteine im großen Felde der Geſchichte, unter dem ein reiches, großes Leben ausgeblutet hat, ein Leben, das der thörichte Sinn der Zeitgenoſſen nicht umfaſſen, nicht verſtehen konnte.

Die Hiſtorie erzählt uns von einem Schlemmer und Säufer, der zu viel Schulden hatte, um ſie zu bezahlen, und zu wenig, um darüber den Verſtand verlieren zu können, und der darum eine Revolution anſtiftete, um ſeine Finanzen in Ordnung zu bringen — den Mann nennt ſie Catilina.

Aber zwiſchen den Zeilen der Salluſtiſchen Annalen lauſcht eine Geſchichte, erſchütternd, gewaltig, deren grelle Farben die Zeit von zwei Jahrtauſenden noch nicht zu bleichen verſtand, eine Geſchichte, gemacht, um ein Dichterherz zu begeiſtern und umzuwühlen ...

Es iſt die alte Geſchichte von einem ſtolzen, muthigen Herzen, das durch die kühngewölbten Triumphbogen ſeiner Hoffnungen und Schwärmereien jubelnd in die Welt zieht ... Es ſieht den bleichen, dunkelen Engel nicht, der den verfolgenden Fuß dicht hinter ſeine Ferſen drängt, den Engel mit dem Bogen und den Pfeilen, von denen er einen nach dem andern ihm hinterrücks in die Seite ſchießt. Das Herz wird dann ſo matt und weh und dreht ſich am Ende um und ſtürzt dem bleichen Engel in die Arme ...

O ich hätte Dich ſehen mögen, Lucius Sergius Catilina! An jenem Tage, da Du um Deine glänzenden Schultern zum erſten Male die Toga virilis ſchwangſt ... Dein Geiſt brauſte wie das ungebändigte Roß der Wüſte ... es lag eine Zukunft vor Dir, die ſo groß, ſo unermeßlich ſchien ... Sergius Catilina, wo blieb der Muth Deiner Jugend? —

Ich ſehe Dich wieder ... Du magſt zehn Jahre älter geworden ſein ... Dein Auge liegt tief, es iſt umflort ... Dein Mund zuckt nach Genuß und höhnt ihn doch zugleich von ſich ...

Sergius, wie verſtehe ich Dich? Haſt Du lachen gelernt über Deiner Jugend Glut und Begeiſterung, da Du ſahſt, daß ſie umſonſt und unnütz ſei für Deine Zeit, wo man auf dem Markte für Seſtertien Tugend und Ehre einfeilſchen kann! Die Zeit hat Dich verlacht ... Du willſt Dich rächen an ihr, armer Falſtaff!

II.

Ich ſaß im kleinen, halbdunkeln Stübchen ... Es lag in der zweiten Etage eines Hauſes im Quartier Latin in der großen Lutetia ... Mein Sinnen ſchwärmte jenſeit des Rheins ... Ich ſtand wieder vor der kleinen Hütte, in der meine Jugend ſich glücklich gefühlt hatte. Meine Mutter ſah ich wieder mit dem blaſſen Antlitz und den ſchwarzen, vollen Locken, mit den wehmüthigen Augen ... mir war ſo weich ums Herz — — Da klopft's an meine Thür. — »Herein!«

Er tritt zu mir, der lang vermißte Jugendfreund, Franciscus, den ich im Vaterlande wähnte, in den Armen eines ſchönen Weibes. Wir ſtanden uns ſtill gegenüber ... Wir laſen in unſern Geſichtern — das ſeine verſtand ich nicht.

— Was fehlt Dir, Franciscus? rief ich endlich leiſe ihm zu.

— Ein Herz, das mich liebt, und eine Scholle Land, darauf ich wohne! ſprach er dumpf.

Er mußte ſehr unglücklich ſein! Er ſetzte ſich zu mir ... es dauerte lange, ehe er ſich bewegen ließ, offen zu ſprechen. — Was erfuhr ich von ihm?

Er war der Sohn eines vornehmen, hochgeſtellten Beamten, der ihm, dem einzigen Kinde, eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ. Der Hofmeiſter, der den Erbprinzen ſeines kleinen Vaterlandes erzog, unterrichtete ihn ebenfalls. Der Fürſt des Ländchens, der einen Geſpielen ür ſeinen Erben ſuchte, meinte keinen paſſenderen finden zu können, als meinen Freund Franciscus. So wuchs er am Hofe auf. Er war ſchön; aber er hatte nicht jene üppige Schönheit, die oft der Jugend eigen iſt: r war blaß und mager. Sein Geſicht war ſchon in früher Zeit ſcharf gezeichnet. Er hatte ein wildes, zuckendes Auge, das aber unſäglich ſüß nd mild ausſehen konnte.

An dem Hofe, wo er lebte, hielt ſich auch die Tante des regierenden ürſten auf, ein feinnerviges, thee- und klatſchſüchtiges Frauenzimmer, ie eine Tochter, Eliſa, hatte, welche eben ſo ſchön war, wie ſie häßlich. rancisčus, der Erbprinz und Eliſa ſpielten oft zuſammen und wenn liſa einmal „ſchwarzer Mann“ war, dann fing ſie ſtets Franciscus, as dem jungen Erbprinz ungeheuer gleichgiltig erſchien. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das erſte Wort, was Franciscus, der neben mir ſaß, ausſprach, war: — Eliſa hat den Erbprinzen geheirathet; ſie mußte es.

Er weinte wie ein Kind. Ich wollte ihn tröſten, er ward heftig.

— Laß mich weinen, rief er, ihr Menſchen habt mir meine Freude genommen, laßt mir wenigſtens meinen Jammer.

Ich ſtörte ihn nicht … Noch ein Mal betrachtete ich ſein Geſicht … jetzt verſtand ich, was der tief eingegrabene Zug zwiſchen Auge und Mund bedeutete, jetzt verſtand ich das irrende Herumfahren ſeines Auges.

III.

Er erzählte mir wenig von den Vorfällen zwiſchen dem Erbprinzen und ihm. Ich erfuhr, daß er dem Fürſtenſohn ein ehrliches Duell angeboten und man ihn aus dem Lande getrieben hätte. Sein Vater war todt, ſeine Mutter hatte er nie gekannt, ſein Vermögen war verloren … Franciscus, ich hätte Dir ſo gern Alles, was Du verloren hatteſt, erſetzt — aber ich konnte es nicht. — —

IV.

Ich hatte ſeit zwei Jahren mein Vaterland verlaſſen. Fragt mich nicht, warum ich die heimiſchen, heiligen Thäler der Moldau verließ, um nach Paris zu ziehen … Fragt mich nicht! … Der „Globe“ und einige andere Blätter nahmen Aufſätze von mir an und ſicherten mir ſo meinen Unterhalt. In meinem Vaterlande hatte ich noch eine Schweſter, die einzige, die mir von einer Menge von Verwandten übrig geblieben war… ſie war arm und nährte ſich von ihrer Hände Arbeit … ich theilte mit ihr meinen Erwerb.

Da kam Franciscus zu mir, krank und matt. Ich habe auch erzählt, was ihn zu mir trieb. Er wohnte bei mir, er ſchlief bei mir — ſeine Nahrung waren die Thränen, die er niederſchluchzte — — — er durchlebte gräßliche Tage.

V.

Eines Morgens, da ich aufſtand, fand ich ihn vor ſeinem Reiſekoffer knieend. Er hatte ein dickes Heft in Händen, auf deſſen erſter Seite das Wort „Catilina“ ſtand.

— Was machſt Du, Franciscus? fragte ich.

— Ich habe hier eine Tragödie, antwortete er mir. Ich werde ſie zu *** nach Leipzig ſchicken, er ſoll ſie in Verlag nehmen; das Honorar, das er mir zahlt, wird mich retten.

Ich wollte ihn unterbrechen.

— Laß! rief er, laß! Du biſt gut, aber Du kannſt mich hier nicht unterhalten. Ich werde Literat werden, da habe ich Beſchäftigung und Auskommen. — Ich glaube, ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, Beſchäftigung wird mich heilen!

Er ſchrieb an *** in Leipzig.

VI.

Unſere Lage wurde ſchlimmer. Das Blatt, das am freundlichſten mir zur Seite geſtanden hatte, ging ein. Ich ſagte ihm nichts, aber er erfuhr es doch. Er war zu ſtolz, um ferner Etwas von mir annehmen zu wollen, und alle meine Ueberredungskünſte waren erforderlich, ihn in meiner Wohnung zu behalten. Er wurde einſilbiger als je … da er-

innerte er ſich, daß Eliſa eine genaue Bekannte in Paris habe, eine
ruſſiſche Fürſtin. Er ſagte mir, daß er ſie aufſuchen würde, und verließ
mich. —

VII.

Er war völlig zerknirſcht, als er heimkehrte.

— Wie ſie freundlich war, ſagte er, als ich ihr mich vorſtellte —
und doch habe ich nichts erreicht! O verlangen denn dieſe Vornehmen,
daß man erſt betteln und ſchmeicheln ſoll, ehe ſie ſich erbarmen! ...

Ich kannte ſeinen Stolz ... Er hatte es nicht über die Lippen brin-
gen können, ihr ein Wort von ſeiner Lage zu ſagen. Wie konnte ſie ſo
Etwas ahnen!

Er ſaß finſter im Lehnſtuhl; ich wollte ſchreiben, da ſchellte es ...

— Ein Brief aus Leipzig!

Fieberhaft erregt ſprang Franciscus auf.

— Oeffne Du ihn! rief er und ſchloß hinter dem Briefboten die
Thür.

Ich zerknitterte das Siegel ... ich bemerkte, wie er ſich bückte und
twas aus ſeinem Koffer nahm ... ich las, ich ließ den Brief fallen ...
in Schuß! ... Franciscus wußte den Inhalt des Briefes — der Buch-
ndler lehnte den Verlag des „Catilina" ab. — — —

VIII.

Die Träger kamen und wollten den Sarg ſchließen ... ich beugte
ich noch ein Mal über den theuern Leichnam und küßte den ſtolzen,
ſtgeſchloſſenen Mund und die weiße, hohe Stirn, da trat eine ſchöne,
onde Frau ein, es war die ruſſiſche Fürſtin, die zufällig von der gräß-
chen Lage meines Franciscus erfahren hatte, die gekommen war, ihm
ilfe zu bringen, und nun ſah, daß er ſich ſchon ſelbſt geholfen hatte ...
ſank neben mir am Sarge nieder, faßte die kleine weiße Hand des
odten und küßte ſie weinend.

Wir ſtiegen in ihren Wagen und fuhren der Leiche nach.

— Wiſſen Sie, ſagte ſie mir, daß er mir der theuerſte Menſch von
iner früheſten Jugend an war? Ich war damals Eliſa's Freundin
d traf ihn oft bei ihr. Mich hatte ſein blaſſes, ernſtes Geſicht gleich
fangs wunderbar ergriffen ... ich mußte ihn lieben. Und wie er
eder zu mir kam und mich hier in Paris beſuchte, wie zitterte meine
nd, da er ſie küßte! — O daß ich alle falſche Scheu überwunden
tte, als er vor mir ſtand, ihm um den Hals gefallen wäre und
nach ſeinen Leiden gefragt hätte ... ich hätte ihn retten können, und
that's nicht.

Wir kamen auf Père la Chaiſe ... wir ſenkten ihn ein ... die
dtengräber beteten ſtill ein Vaterunſer mit ... die Sandſchollen pochten
mpf an die Bretter ſeines Sarges ... wir ſtiegen wieder in den har-
den Wagen ein — — —

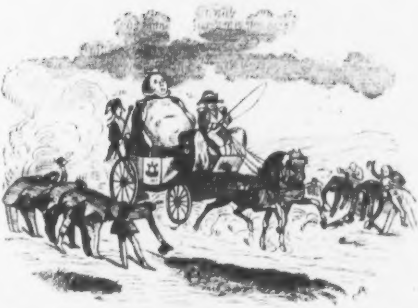
Die Fürſtin hat einen Stein auf ſein Grab legen laſſen. Eine
ſe Marmortafel ruht auf grünem Raſen. Auf ihr ſtehen die Worte:

„Franciscus von Haslow,
Cor Cordum."

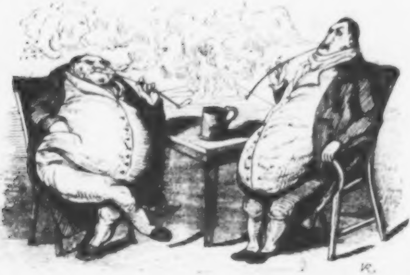
Reformirt und lutheriſch.

Ihr fragt wohl, was die ſchwarze Tracht bedeute,
Die Zier des adel'gen Teint,
Womit dort jene nobeln jungen Leute
So ſcherzend zieh'n durchs bunt' Gedräng'?
Sie haben Geld und — leichte, leere Herzen:
Die ſchwarze Tracht bedeutet ihre Schmerzen.

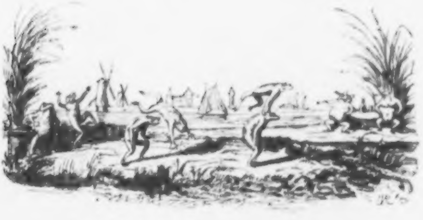
Die junge Frau, die, mit getrübten Augen,
So achtlos durch die Menge ſchleicht,
Als könnt' ihr all' die bunte Luſt nicht taugen,
Die ihr auf ewig dünkt verſcheucht —
Der Schmerz in ihrer Mien' erweckt mir Schauer,
Habt Achtung vor dem Schmerz! — das iſt die Trauer.



»Der Herr Baron Amſchel von Rothſchild ſind heute Morgen in einem eleganten Tilbury ſpazieren gefahren.« (Fr. O. P. A. Z.)



»Na, Wertheſter, das war doch einmal ein Jahr für uns, wo wir Etwas verdient haben, wo man von Getreidepreiſen reden konnte.« — »Ja wohl, Gevatter, man ſieht's Euch auch an, Ihr ſeid eben ſo fett geworden wie Eure Schweine.« — »Na, und Ihr, Gevatter! Ihr wohl nicht?«



Eine Extrafahrt mit Sommervergnügen nach dem Gölzſchthal.

Zapfenſtreich.

Antwerpen. In den Baſſins herrſcht jetzt ein außerordentlich bewegtes Leben. Dieſelben ſind mit Schiffen ſo überfüllt, daß die ankommenden Fahrzeuge nicht mehr Platz darin finden und die neuen Getreidezufuhren auf der Schelde ausgeladen werden. Bereits wurden auch zwanzig Schiffe zur Aufnahme von Auswanderern ausgerüſtet. Obgleich [illegible] verſchiedene noch auf Abfahrt warten, kommen doch faſt täglich große Züge an.

Athen. Mit großer Beſorgniß blicken alle Friedliebenden auf die Zuſtände in Griechenland und der Türkei. Die bis auf den äußerſten Grad gediehene Spannung muß bei dem leicht entzündbaren Charakter der helleniſchen Bevölkerung, deren große Aufregung ſich bei der neulichen Feier des Befreiungskampfes in Athen bereits kund gegeben hat, die ernſteſten Verwickelungen befürchten laſſen. Iſt der Brand einmal ausgebrochen, ſo wird das vereinte Bemühen der Cabinette ihn nicht zu löſchen im Stande ſein, und die Folgen für die Ruhe Europa's ſind nicht zu berechnen. Ueber die mehr als gehäſſige Rolle, welche die engliſche Politik in dieſer Frage geſpielt hat und noch ſpielt, herrſcht hier bei allen Leuten, die mit jenen Verhältniſſen vertraut ſind, nur Eine Stimme. Es iſt die Pflicht der Preſſe aller Länder, vorzüglich der deutſchen und franzöſiſchen, dieſen erbarmungsloſen Egoismus, der die Schickſale eines kaum befreiten, von allen Nationen der Chriſtenheit mit Theilnahme betrachteten Volkes mit kaltherziger Berechnung dem Abgrunde zudrängt, ſchonungslos der gerechten Entrüſtung preiszugeben.

∴ Hier iſt eine alte griechiſche Handſchrift aus dem ſechſten Jahrhundert nach Chriſto gefunden worden, welche außer einer Abhandlung über die byzantiniſche Malerei nichts Geringeres enthalten ſoll, als die Erfindung des Daguerreotypirens und Andeutungen über die Schießbaumwolle! Im Manuſcripte wird die Kunſt, Lichtbilder zu machen, Heliotypia — *[illegible]* genannt.

∴ Mehrere der größten hieſigen Handlungshäuſer berathen ſich über die Errichtung einer Handelsbörſe.

Berlin. Die Brodunruhen und Hungeraufſtände ſollen auch, wie die letzte polniſche Revolution, ein Werk der Communiſten ſein. Es iſt kein Wunder, wenn die Communiſten ſich am Ende für bedeutend halten; man hat oft und taktlos genug gethan, als wären ſie's. Weil an den neueſten Emeuten hauptſächlich ſolche Leute Theil nahmen, die nichts zu verlieren hatten, ſind ſie communiſtiſch.

∴ Einer der weſtphäliſchen Abgeordneten hat eine der wichtigſten Petitionen eingebracht, nämlich: „den Antrag auf vollſtändige Gewährleiſtung aller den Behörden zwangsweiſe anzuvertrauenden Gelder oder Eigenthumswerke". Daß über Feſtſtellung einer ſolchen Garantie, die, wie man glauben ſollte, ſchon nach den allereinfachſten Rechtsbegriffen unbedingt ſtattfinden müßte, noch Petitionen nöthig ſind, iſt traurig genug. Liegt nicht eine ungeheure Härte, ja Ungerechtigkeit darin, daß, nachdem man gezwungen worden iſt, Dies oder Jenes einer Behörde zur Aufbewahrung zu übergeben, dieſe dann nicht für die gute Bewahrung und unbedingte Sicherheit des ihr zwangsweiſe anvertrauten Gutes zu ſtehen braucht! Und daß dieſe den Gerichten übergebenen Gelder, größtentheils noch dazu Mündelgelder, nicht gehörig bewacht werden, beweiſen — ganz abgerechnet noch von den nichts weniger als ſeltenen Fällen, daß die Beamten ſelbſt die Kaſſen beſtehlen — die ſehr häufigen Einbrüche. „So wurden," ſchreibt die „Cölniſche Zeitung", „kürzlich die Kaſſen von Dorſten, Bielefeld, Lüdinghauſen, Lüdenſcheid, Iſerlohn u. ſ. w. ausgeleert, ohne daß die Deponenten — (nicht zu vergeſſen: die ihr Geld für dieſe Kaſſen hergeben mußten) — nur einen Anſpruch auf Erſatz machen können." Iſt das gerecht?

∴ Der als Geograph bekannte Geheime Regierungsrath Engelhardt feierte vorigen Monat inmitten ſeiner Kinder und Kindeskinder das 50jährige Jubiläum ſeiner amtlichen Thätigkeit.

∴ Fräulein Unzelmann hat auf unſerer Bühne mit der „Valentine" debutirt. Sie hat den außerordentlichſten Erfolg davongetragen und wurde während der Vorſtellung drei Mal gerufen. Neue Lorbeeren um die denkende Stirn der jungen Künſtlerin!

Bonn. Unſere Verhältniſſe ſind ſo klein, daß man die Ankunft eines Brautkleides aus Paris im Wochenblatte anzeigt, damit die Bekannten kommen und es beſchauen

mögen. Gegenwärtig ſpielt eine Truppe hier in einem Wirthshausſaal, welche in „Uriel
Acoſta" die Rolle des Spinoza ſtrich, den Ben Jochai durch eine Dame beſetzte, den
Wanderſtraten aber auch den alten Akiba durch einen und denſelben Acteur ſchauſpielern ließ!
Das inmitten einer Univerſitätsſtadt! Das inmitten der großen Völkerſtrömung, die am
Rhein auf- und abwogt.

Danzig. Herr Kniewel, der Theologie und der Philoſophie Doctor, Prediger an
der hieſigen Hauptkirche, ein eben ſo durch ſeine Gelehrſamkeit als durch ſeine Streng-
und Rechtgläubigkeit bekannter Geiſtlicher, hat ſich öffentlich vor der verſammelten Ge-
meinde von der Landeskirche losgeſagt und in einem „Pfingſtruf an meine geliebte Ge-
meinde und an alle evangeliſche Chriſten aller Orten" die Beweggründe zu dieſem ent-
ſchiedenen Schritte mitgetheilt.

Dresden. Madame Schröder-Devrient hat ihr Engagement verlaſſen; doch wird
ſie ſpäter auf Gaſtrollen zurückkehren.

Freiburg. Ein achtungswerther und glaubwürdiger Geiſtlicher aus dem Canton
Schwyz berichtet über das Treiben der Jeſuiten oder ihrer Stellvertreter (der Ligorianer)
in der Gegend von Freiburg Folgendes: In einer Gemeinde wurde dort unlängſt eine
Miſſion gehalten. Die überall bekannten Prediger vertheilten bei Anfang der Miſſion
auf alle für dieſe Bußzeit feſtgeſetzten Tage ihre beſtimmten Predigten. Die Miſſion
ſollte am letzten Tage endigen mit einer Ablaßpredigt und der Segenſpendung unter
Ausſetzung des hochwürdigen Gutes. — Der letzte Tag brach an, und das Volk ver-
ſammelte ſich ſehr zahlreich im Tempel Gottes. Es begann der Gottesdienſt. Nach einer
anderthalbſtündigen Predigt ließ ſich der Prediger plötzlich — ohne Schluß und Amen —
in die Kanzel hinunter und blieb ſo lange Zeit unſichtbar. Die Zuhörer hielten die Pre-
digt für beendigt. Alles Volk wunderte ſich über dieſen Vorgang und harrte mit Sehn-
ſucht der Dinge, die da kommen ſollten. Unterdeſſen trat ein anderer Diener Gottes
— natürlich war dies abgeredetes Spiel — an den Altar, um dem Volke den Segen zu
ertheilen. Wie er nun, das hochwürdige Gut in den Händen, die Worte: „Adjutor um
noſtrum in nomine domini" ausgeſprochen hatte, erhob ſich plötzlich der verſchwundene
Prediger aus der Kanzel und ſchrie mit donnernder Stimme: »Halt ein, Prieſter Gottes,
mit dem Segen; das Volk iſt noch nicht würdig, denſelben zu empfangen! Denn es ſind
hier noch Menſchen, deren Herz, fern von der Buße, noch zu ſehr am Irdiſchen klebt;
Menſchen, die ihrem Nächſten noch nicht verziehen haben; Menſchen, in deren Herzen
noch das Feuer verſchiedener Leidenſchaften lodert; Menſchen, die in ſich noch die teuf-
liſche Brut liebloſen Urtheils unterhalten; Menſchen, denen die Religion unſeres gött-
lichen Heilandes verächtlich ſcheint, und die mehr geneigt ſind, den Neuerungen ihr Ohr
zu leihen. Und ſolche Menſchen ſind des heiligen Segens nicht würdig.« — Nun fing
alles Volk an zu weinen und laut zu ſchreien. Da ſich der Prediger an dieſem Schau-
ſpiel einige Zeit ergötzt hatte, ſo ſprach er gelaſſen weiter: »Euer Weinen und Schreien,
iebe Chriſten, iſt mir ein Zeichen Eures gerührten und erweichten Herzens, ja ein Zei-
den Eurer Buße und Beſſerung. Der liebe Gott hat ſich jetzt Eurer erbarmt und will
Euch ſegnen mit ſeinem Segen. Nun, ſo empfanget denſelben!« — — — —
Nun, lieber Leſer, was ſagſt Du zu dieſem Vorfall? Iſt es möglich, daß man in dieſem
Jahrhundert noch das Schweizervolk, das ſich den gebildeten und edlern Nationen der
rde anreiht, und ſich nicht mit Unrecht der frommen Sitte ſeiner Väter rühmt, —
's möglich, daß man dieſes Volk ſo zum Spielwerk von Gauklern machen kann? Und
ollten dieſe Gaukler nicht, wie einſt jene Tempelſchänder im neuen Teſtament, endlich
um Schweigen gebracht werden? — Wie lange noch darf jene Stätte, von welcher
rab aus dem begeiſterten Herzen eines gläubigen Dieners des göttlichen Wortes —
roſt und Erquickung den Armen, Ermahnung und Stärkung den Schwachen, Zucht und
eſſerung den Verirrten, Allen aber Hoffnung und Weisheit zuſtrömen ſoll: wie lange
ch darf dieſe Stätte auf ſo gröbliche Weiſe entwürdigt werden? — Kein Weltgeiſtlicher
ürfte ungeſtraft ſo plump die Kanzel entweihen! Und den ultramontanen Trabanten
ittelalterlicher Geiſtesknechtſchaft ſoll es erlaubt ſein, in dem Gotteshauſe Poſſenſpiele
treiben?

Grimma. Dem „ſächſiſchen Volksblatte", dem Leſer hinreichend durch ſeine In-
ination für eine Richtung des Glaubens und Wiſſens bekannt, welche ſeiner Zeit in den
auers u. ſ. w. ihre lebhafteſten Vertreter fand, iſt es endlich gelungen, in der Perſon
s bald von der Feſtung zurückkehrenden E. Bauer einen tüchtigen Redacteur zu ge-
innen. Wir fürchten nur, das arme „ſächſiſche Volksblatt" werde in ſeinen Beſtrebun-
n für das Wohl der Menſchen gar zu bald von Cenſur und Polizei gehindert werden,
nn ſchon in den letzten Nummern ſind ſo radicale Geſchichten vorgekommen, daß es dem

Leſer kalt über die Haut läuft. Aus vielem Unkraut nur eine verdorrte Brenneſſel, aus einem „Liebe für die gegenwärtige Zeit der Noth gedichtet“:

Kein Wunder, wenn die Erde
Nur Dorn und Diſtel trägt,
Der Fluch iſt die Beſchwerde,
Den man im Buſen hegt.

Es drängt ſich Iſrael
Selbſt in das Unglücke,
Und ſtößt die Hand zurücke,
Die alles Segens Quell u. ſ. w.

Genug des Unſinns! Iſt das nicht radical — dumm?

Heidelberg. Auf unſerer Hochſchule wird die Zahl der Studirenden immer geringer, es ſind ſchon hundert Studenten weniger als im vorigen Jahre.

Jena. Vor Kurzem ſtarb nach mehrjährigem Krankſein der geheime Hofrath, Profeſſor der Geſchichte Dr. Heinrich Luden. Er war am 10. April 1780 zu Lockſtadt im Bremiſchen geboren.

Jever. Hofrath Ehrentraut beabſichtigt eine Zeitſchrift für frieſiſche Geſchichte und Sprache unter dem Titel herauszugeben: „Frieſiſches Archiv“, in zwangloſen Heften, deren Inhalt hauptſächlich beſtehen wird in Quellen frieſiſcher Geſchichte, beſonders in Urkunden, zunächſt für die Geſchichte von Rüſtringen, Oeſtringen und Wangerland, und in Darſtellungen noch lebender frieſiſchen Dialecte, zunächſt des wangerogiſchen und des ſaterländiſchen.

Leipzig. Die Regierung hat die Verbindung der hieſigen Bahnhöfe ausgeſprochen, in den nächſten Wochen werden die Terrainaufnahmen beginnen und es wird hierbei auf eine Linie Bedacht genommen werden, welche den Zweck vollſtändig und ohne aufhältliche Schwierigkeiten baldigſt erreichen läßt. So werden die ſüd- und norddeutſchen Eiſenbahnen in Leipzig ihre Verbindung finden; ein für den Handel eben ſo wichtiges als erfreuliches Ereigniß.

∴ Wie es heißt, geht der bisherige Kapellmeiſter des Stadttheaters, Ferdinand Stegmayer, ab, und an ſeine Stelle tritt Julius Rietz aus Düſſeldorf.

Lobenſtein. Die Fürſten von Reuß haben zur Belohnung für treue Dienſte ein Militär-Ehrenzeichen geſtiftet.

London. Hier macht folgender Beitrag zur Familienchronik einiges Aufſehen. Lord C. ging eine Wette ein, daß ſein Pferd über eine Tafel von 24 Gedecken ſetzen würde, ohne Etwas davon zu demoliren. Es war eine tolle Wette, ein Salto mortale, den kein Jokei, kein Groom wagen wollte. Der Lord, ein leidenſchaftlicher Verehrer ſeines Pferdes, ſah ſich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt, die Wette fallen zu laſſen oder ſelbſt ſein Pferd zu beſteigen. Er wählte das Letztere. Seine Gemahlin, eine Franzöſin, bat ihn inſtändigſt, das Wagniß aufzugeben, aber er ſchlug den Ruhm ſeines Pferdes höher an, als die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Gattin. Am nächſten Morgen trat dieſe mit einem Piſtol in der Hand in ſein Schlafzimmer und ſagte: »Mein Herr, die Mutter Ihres Kindes hat das Pferd Ihres Gemahls erſchoſſen.« — Der Lord war vernünftig genug, ſeine ihm jetzt noch theurere Gattin mit Anerkennung ihrer Energie in ſeine Arme zu ſchließen.

Madrid. Ein Wahnſinniger, Namens de la Riva,* hat auf die Königin Iſabella geſchoſſen. Auch hier ſcheinen Attentate in die Mode zu kommen.

Mainz. Die Auswanderung hat namentlich hier einen eigenthümlichen Uebelſtand hervorgerufen. Jeder, der von einem Andern Etwas zu fordern hat, trachtet danach, ſein Geld ſo ſchnell als möglich zu bekommen. Wenn in einer Gemeinde vom Auswandern die Rede iſt, werden auch Einwohner, die ans Auswandern gar nicht denken, von ihren Gläubigern häufig mittels Execution zur Zahlung gezwungen, weil ſie der Auswanderung verdächtig ſind.

Paris. Vicomte Chateaubriand — 76 Jahre alt — will Madame Recamier — 73 Jahre alt — heirathen. Ganz Paris lacht!

Rom. Die allgemeine Einführung der Nationalgarde iſt nunmehr definitiv entſchieden. Durch dieſe Einführung wird nicht nur eine ſehr beträchtliche Minderung der Truppen überhaupt, ſondern auch zugleich die Entlaſſung des koſtſpieligen Schweizer-Corps bewirkt werden. (Wie es heißt, hat man ſich einen Leipziger Communalgardiſten als Modell verſchrieben.)

Stuttgart. Der deutſchkatholiſche Prediger Würmle iſt aus Würtemberg ausgewieſen worden, eben als ihn die „freie evangeliſche“ Gemeinde zu Eßlingen zu ihrem Pfarrer erwählt hatte.

Wien. Hier geht man mit der Anfertigung von neuen Banknoten um, bei wel-
en drei Farben in einander fließen und doch wieder ſich ſo abſcheiden ſollen, daß eine
erfälſchung kaum möglich iſt. Die jetzt curſirenden Banknoten waren der Verfälſchung
ſehr ausgeſetzt, daß die Bank beſtändig Agenten für die Entdeckung von Falſificationen
lohnen mußte. So z. B. erhielt der Polizeicommiſſär von Felſenthal für die Auffindung
r Ritter von Beerr'ſchen Banknotenfabrikation eine Prämie von 10,000 Gulden C. M.
elſenthal iſt einer der ſcharfſinnigſten und zugleich humanſten Beamten der Sicherheits-
olizei in Oeſterreich. Seine Memoiren, mit denen er gegenwärtig beſchäftigt ſein ſoll,
rften bei guter Darſtellung einen intereſſanten Einblick in die Sittenzuſtände der
iſerſtadt gewähren.

Zürich. Das hieſige Theater iſt vom 1. October dieſes Jahres an aufs Neue zu
rpachten. Die jährliche Miethe fürs Haus beträgt 1200 Gulden Züricher Währung
ngefähr 1300 Gulden rhein.), die zu ſtellende Caution 1000 Gulden. Bibliothek und
rderobe kann unter billigen Bedingungen benutzt werden.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Zur Zeit Karls I. überſchwemmten die Apoſtel der chriſtlichen Gleichheit Eng-
d mit kleinen revolutionären Pamphleten. Viele hatten portative Druckereien; oft
n ihnen die Häſcher der Biſchöfe und des Königs über den Hals gekommen waren,
hienen die Brochüren halb fertig und in der Mitte abgebrochen. Das britiſche Muſeum
ſie alle geſammelt. Die allgemeine Maske der anonymen Autoren war: „Martin
r — prelate“. Sie zogen die Monarchie mit fanatiſchem Religionseifer von ihrer
e herab und ſprachen gefliſſentlich im gemeinſten Packträgerdialect, ja ſogar das
hwälſch der Gauner und Landſtreicher verſchmähten ſie nicht. Man findet über 600
her Pamphlete im britiſchen Muſeum. Das eine iſt verlegt „In Europa“, ein an-
s „Zwei Klafter weit von einem alten Galgenſtrick von Biſchof“, ein drittes „Zwei
ritt vom Scheiterhaufen, wo die Kirchentyrannen mich richten würden, wenn ſie mich
en“. Einer dieſer Pamphletiſten ſagt: »Ha, Ihr Biſchofsmützen und Krummſtabs-
iten, Ihr zwingt uns mit unſerer Preſſe von Grafſchaft zu Grafſchaft zu ziehen,
ich ſehe, wie Eure Spürhunde auf unſerer Fährte ſind; aber verlaßt Euch darauf,
r ſollt allenthalben kleine Martins finden, die zum Auskriechen bereit ſind,
aus dem Boden auftauchen, um Euch Stück vor Stück zu erwürgen und das Volk
rächen.« — »Hätte Karl I. die Preſſe nicht unterdrückt, ſagt Junius, das Haus
art ſäße noch auf dem Throne von England.« »Aber,« ſetzt Hegel hinzu, »die
hichte geſchieht umſonſt, ſie belehrt weder die eine noch die andere Partei und jede
t immer von Neuem ihr Verhängniß!«

— Die Schweizer beſchwören den Schlucken mit folgendem Geſange:

»Ih, ih geh' hintern Hag,
Ih, ih geh' ab!«

nchmal wäre dieſer Geſang vielleicht beſſer als lange Kammerdebatten, es verſteht
daß man die Melodie dazu nicht verfehlen dürfte und daß der „Schlucken“ ginge.

Treffer und Nieten.

In einer neuen Poſſe von Neſtroy ſagt ſehr richtig Einer: »Nur Jene, die ar-
ten, ſollen zu eſſen bekommen.« Da erwidert ihm der Andere: »Bedenken Ew.
den, wie viele Menſchen dadurch brodlos würden!«

Der franzöſiſche Dichter Lattaignant (geſt. 1779) machte mit ſeinem Luſtſpiele
Alberne“ kein Glück, weil er dieſen Charakter nicht gehörig dargeſtellt hatte. Piron
te dabei die boshafte Bemerkung, er habe das erwartet, weil ſich kein Menſch genug
, um ſich ſelbſt abzuſchildern.

Nach Agricola iſt es ein altes Sprichwort: »Wäre Frankfurt mein, wollt' ich's
Mainz verzehren.«

Bei **Christian Ernst Kollmann** in Leipzig ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alexander Dumas'

Schriften

1. bis 147. Bändchen à 5 Ngr.

enthaltend:

Athos, Porthos und Aramis, oder: Die drei Mousquetaire. Aus dem Franzöſiſchen von W. L. Weſché. 13 Bändchen. 2 Thlr. 5 Ngr.

Artagnan, oder: Zwanzig Jahre ſpäter. Fortſetzung von „Athos, Porthos und Aramis ꝛc.“ Aus dem Franzöſiſchen von W. L. Weſché. 17 Bändchen. 2 Thlr. 25 Ngr.

Königin Margot. Hiſtoriſcher Roman. Aus dem Franzöſiſchen von Ferdinand Heine. 14 Bändchen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Dame von Monſoreau. Aus dem Franzöſiſchen von W. L. Weſché. 16 Bändchen. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Baſtard von Mauléon. Aus dem Franzöſiſchen von W. L. Weſché. 1s—10s Bändchen. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fernande. Ein Roman aus dem Franzöſiſchen von W. L. Weſché. 6 Bändchen. 1 Thlr.

Der Graf von Monte-Chriſto. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. C. Suſemihl. 26 Bändchen. 4 Thlr. 10 Ngr.

Der Chevalier von Maiſon-Rouge. Aus dem Franzöſiſchen von C. Lehmann. 8 Bändchen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Memoiren eines Arztes. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von W. L. Weſché. 1s — 13s Bändchen. 2 Thlr. 5 Ngr.

Die beiden Dianen. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. H. Franke. 1 — 6s Bändchen. 1 Thlr.

Der Damenkrieg. Aus dem Franzöſiſchen von F. Heine. 13 Bändchen. 2 Thlr. 5 Ngr.

Ludwig XIV. und ſein Jahrhundert. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. C. Suſemihl. 1s — 4s Bändchen. 20 Ngr.

Im Verlage von **Bergers Buchhandlung** in Leipzig erſchien neu:

Stolle's, Ferd., Werke. 18r — 25r Bd. 8. Subſcr.-Preis à 1 Thlr.

18r – 20r Bd. Die Erbſchaft in Kabul. Kom. Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr.
21r — 23r Bd. Napoleon in Aegypten. Hiſt. Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr.
24r — 25r Bd. Erzählungen. 2 Bde. 3 Thlr.

Einzelne Werke werden nur zu den bemerkten Ladenpreiſen abgegeben.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 247. Leipzig, 25. Juni 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2.

Junius' Briefe.

Dieſes Buch liegt nun in deutſcher Ueberſetzung von Arnold Ruge vor uns. Wir haben dieſe Bereicherung unſerer Literatur durch einen der größten Autoren Altenglands ſchon früher angekündigt und freuen uns, das Publicum in größern Kreiſen jetzt an dem Genuſſe dieſes Meiſterwerks, das in ſeinem deutſchen Gewande nichts verloren hat, Theil nehmen zu laſſen. Als Probe geben wir hier einen der ſchönſten Briefe, den fünfzehnten, an den Herzog von Grafton, den damaligen Premier-Miniſter.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 8. Juli 1769.

Mylord,

Wenn die Natur Ihnen einen Verſtand gegeben hätte, der fähig wäre mit den Wünſchen und Grundtrieben Ihres Herzens Schritt zu halten, ſo hätte ſie aus Ihnen vielleicht den furchtbarſten Miniſter gemacht, der je unter einem beſchränkten Monarchen daran gearbeitet, ein freies Volk zu Grunde zu richten. Wo weder Schaamgefühl, noch Vorwürfe des Gewiſſens, noch Furcht vor Strafe die Pläne eines Miniſters in Schranken halten, würde das Volk nur zu viel Grund haben, ſeine Lage zu beklagen, wenn es nicht in der Verſtandesſchwäche des Miniſters wieder einigen Beiſtand fände. Wir müſſen der gütigen Vorſehung dafür danken, daß die äußerſte Verderbenheit des Herzens zuweilen merkwürdiger Weiſe mit einem verworrenen Verſtande verbunden iſt, welcher ſelbſt den ſtärkſten Lieblingsneigungen entgegenwirkt und denſelben Mann zu einem Verräther ohne Geſchick und zu einem Heuchler ohne Maske macht. So hätten die Maßregeln, auf welche Ew. Gnaden Thätigkeit vorzüglich verwendet wurde, mit mehr als gewöhnlicher Geſchicklichkeit ausgeführt werden müſſen, da ſie ohne Verſtand beſchloſſen worden waren. Aber wahrlich, Mylord, die Ausführung iſt eben ſo plump geweſen als der Plan. Durch Einen entſcheidenden Schritt haben Sie alle Schreibekünſte zu nichte gemacht. Sie haben die Intriguen der Oppoſition entſchieden verwirrt und das Geſchrei der Parteien zum Schweigen gebracht. Ein dunkles, zweideutiges Syſtem mag zu ſcharfſinniger Beleuchtung auffordern und Stoff geben; und bei zweideutigen Maßregeln muß zur Aufregung und Betheiligung der Volksleidenſchaften die giftige Uebertreibung der Parteien angewendet werden. Sie hingegen haben das Verdienſt Ihrer Verwaltung zu einer ſolchen Klarheit gebracht, daß jeder Engländer, auch der beſchränkteſte Kopf, ſelbſt darüber entſcheiden kann. Dies iſt keine Aufregung der Leidenſchaften, ſondern eine ruhige Berufung an das Urtheil des Volks über ſeine eigenen weſentlichſten Intereſſen. Ein Miniſter von mehr Erfahrung hätte einen unumwundenen Angriff auf die oberſten Grundſätze der Conſtitution, ohne vorher einen gewiſſen Fortſchritt in der Unterjochung des Volksgeiſtes gemacht zu haben, nicht gewagt. In einer Sache, wie die Ihrige, Mylord, iſt es nicht genug, den Hof zur Verfügung zu haben, wenn Sie keine Mittel finden, die Jury zu corrumpiren oder einzuſchüchtern. Der ganze Volkskörper bildet dieſe Jury und von ihrer Entſcheidung giebt es nur Eine Appellation.

Ob Sie die Talente beſitzen, in einer ſo ſchwierigen und gefährlichen Kriſis ſich zu halten, hätten Sie längſt überlegen ſollen. So richtig Sie Ihre Wünſche verſtehen, über das Maaß Ihres Verſtandes haben Sie ſich vielleicht doch geirrt. *Ehrlichkeit und Dummheit haben ſo lange für gleichbedeutend gegolten, daß der Gegenſatz in Credit gekommen iſt und jeder Schurke ſich einbildet, ein Mann von Geiſt zu ſein.* — Es iſt eine Beſorgniß Ihrer Freunde, Mylord, daß Sie einen voreiligen Schluß dieſer Art gezogen haben und daß ein übermäßiges Vertrauen auf Ihren ſittlichen Charakter Sie über die Tiefe Ihres Verſtandes getäuſcht hat. Sie haben die Dinge zu weit getrieben, um zurückzugehen. Sie haben dem Volke offen erklärt, was es von dem Fortbeſtehen Ihres Miniſteriums zu erwarten hat. Es iſt Zeit für Ew. Gnaden, daran zu denken, was Sie nun Ihrerſeits möglicher Weiſe von ſeinem Selbſtgefühl und ſeinem Zorne zu erwarten haben.

Seit der Thronbeſteigung unſers allergnädigſten Königs haben wir ein Regierungsſyſtem geſehen, welches man füglich ein Experimentir-Regiment nennen könnte. Man hat Parteien von allen Namen angeſtellt und entlaſſen: der Rath der geſchickteſten Männer im Lande iſt wiederholt eingefordert und verworfen worden; und wenn einem Miniſter das königliche Mißfallen bedeutet wurde, ſo ſtanden die Ausdrücke deſſelben regelmäßig mit ſeiner Geſchicklichkeit und Redlichkeit im Verhältniß. Der Hochmuth des Günſtlings übte auf jedes Miniſterium einen unverkennbaren Einfluß; und jedes Genre von Miniſtern behauptete ein Anſehen von Beſtand, ſo lange ſie ſich dieſem Einfluß unterwarfen. Aber es waren gewiſſe Dienſte für die Sicherheit des Günſtlings oder für ſeine Rachſucht zu leiſten, welche Ihre Vorfahren im Amte, weiſe oder redlich genug, nicht auf ſich nahmen. In dem Augenblick, wo dieſer widerſpenſtige Geiſt entdeckt wurde, war Ihre Ungnade entſchieden. Lord Chatam, Mr. Grenville und Lord Rockingham haben nach einander die Ehre gehabt, entlaſſen zu werden, weil ſie ihre Pflichten als Diener des Volkes ſolchen Gefälligkeiten, die man von ihrer Stellung erwartete, vorzogen. Endlich wurde von den Ueberläufern aller Parteien, Coterieen und Verbindungen ein unterwürfiges Miniſterium gebildet; und es fehlte nur noch ein Führer für dieſe artigen, wohldisciplinirten Truppen.

Treten Sie vor, Mylord, denn Sie ſind der Mann! Lord Bute fand
eine Ausſicht für ſeine Herrſchaft oder Sicherheit in der ſtolzen gebieten-
en Ueberlegenheit von Lord Chatams Genie, in dem ſcharfen, unbeug-
amen Verſtande Mr. Grenville's, und in der milden, aber feſten Redlich-
eit Lord Rockinghams. Seine Abſichten und ſeine Lage erforderten eine
Kreatur, die von allen dieſen Eigenſchaften frei war; und er ſah ſich
gezwungen, jede Theilung, Auflöſung, Zuſammenſetzung und Abklärung
politiſcher Chemie durchzumachen, bevor er glücklich bei dem Vitriol-
aput mortuum Ew. Gnaden anlangte. Schal und geſchmacklos in Ih-
em ruhigen Inſichſein werden Sie ſogleich wieder Säure, wie man Sie
n Activität ſetzt. So verhalten ſich die Extreme abwechſelnder Indolenz
nd Wuth, welche Ihre ganze Verwaltung beherrſcht haben. Nachdem
un Ihre Stellung zum Volke eine verzweifelte wurde, entſchloſſen Sie
ich, gleich andern ehrlichen Dienern, den beſten Herrn, den es geben
ann, in Ihre Verlegenheiten mit zu verwickeln. Wir verdanken es Ew.
Gnaden wohlgeleiteten Anſtrengungen, daß Ihr König überredet wurde,
n der Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen zu zweifeln, und das Volk,
Verdacht gegen den Charakter ſeines Königs zu faſſen zu einer Zeit, als
Beides gar nicht in Frage ſtand.

Sie haben die königliche Würde zu einem gemeinen und unehren-
aften Streit mit Mr. Wilkes erniedrigt und nicht die Geſchicklichkeit
eſeſſen, auch nur den geringſten Triumph über einen Privatmann zu
eiern, ohne die gröbſte Verletzung der conſtitutionellen Grundgeſetze und
er Rechte des Volks. Aber dies, Mylord, ſind Rechte, die Sie eben ſo
enig vernichten können, als den Boden, an den ſie ſich knüpfen. Die
rage dreht ſich nicht mehr um nationale Ehrenpuncte und Sicherheit
ach Außen, noch um mehr oder weniger einſchlagende und paſſende
Maßregeln im Innern. Es war nicht inconſequent von Ihnen, die
Sache der Freiheit, die Sie in Ihrem Vaterlande verfolgt hatten, in
inem fremden Lande zu verlaſſen; und in den gewöhnlichen Künſten
eimiſcher Corruption vermiſſen wir von Sir Robert Walpole's Syſtem
ichts als ſein Talent.

In dieſer demüthigenden Nachahmerſtellung hätten Sie lange ſicher
nd verächtlich fortfahren können. Wahrſcheinlich hätten Sie ſich nie
u der Würde, gehaßt zu werden, erhoben und wären vielleicht nur
äßig verachtet werden. Aber es ſcheint, Sie waren entſchloſſen, ſich
uszuzeichnen; und für einen Geiſt, wie den Ihrigen, gab es keinen
ndern Weg zum Ruhme, als durch die Zerſtörung eines edlen Kunſt-
erkes (der Verfaſſung), welches nach Ihrer Anſicht ſchon zu lange die
Bewunderung der Menſchheit genoſſen.

Der Gebrauch, den Sie von dem Militär gemacht haben, führte
ine beunruhigende Veränderung in die gewohnte Ausführung der Geſetze
n. Die willkürliche Einführung Mr. Luttrells greift das Grundgeſetz
lber an, da es offenbar das Recht der Geſetzgebung von Männern, die
as Volk gewählt hat, auf andere, die es verworfen hat, überträgt.
Bei der Fortſetzung ſolcher Ernennungen würden wir bald ein Unterhaus
ch ſammeln ſehen, an deſſen Wahl die andern Städte und Grafſchaften
en ſo geringen Antheil hätten, als die ergebene Grafſchaft von Middleſex.

Dennoch hege ich die Hoffnung, Ew. Gnaden wird finden, daß das
olk von England weder durch gewaltſame Maßregeln einzuſchüchtern,

noch durch Feinheiten zu betrügen iſt. Wenn es Mr. Luttrell durch einen offenbaren Gewaltſtreich und im entſchiedenen Widerſpruch mit der Wahl der ganzen Grafſchaft im Unterhauſe ſitzen ſieht, ſo wird es keine Ohren haben für die Subtilitäten, mit welchen jede willkürliche Ausübung der Gewalt in die Rechte und Privilegien des Parlaments hineingedeutet wird. Es braucht keiner Ueberredung durch Gründe, ſondern einfach den klaren Sinn der Sache, um die Leute zu überzeugen, daß die Uebertragung des Wahlrechts von dem ganzen Volke auf ſeine Repräſentanten allen Begriffen von einem Unterhauſe, die ſie von ihren Vorfahren überkommen, und ſie bereits, obgleich vielleicht vergebens, ihren Kindern überliefert haben, widerſpricht. Die Principien, nach welchen dieſe Gewaltmaßregel vertheidigt worden iſt, fügten Verachtung zum Unrecht hinzu und zwangen zu dem Gefühle, daß wir nicht blos unterdrückt, ſondern auch beſchimpft ſind.

Mit welcher Macht, Mylord, mit welcher Schutzwehr ſind Sie gerüſtet, um dem vereinigten Fluche von England zu begegnen? Die City von London hat dem Königreich ein edles Beiſpiel gegeben, wie man zu einem Könige dieſes Landes ſprechen ſoll: und ich ſtelle mir vor, Mylord, Sie haben doch noch nicht den Muth, ſich zwiſchen Ihren König und die Adreſſen ſeiner Unterthanen zu ſtellen. Das Unrecht, welches Sie unſerm Volke zugefügt, will nicht nur wieder gut gemacht, es will gerächt ſein. Vergebens werden Sie ſich nach Schutz umſehen bei jenem feilen Beſchluß, den Sie ſchon bezahlt haben; Sie müſſen noch einen kaufen, und das Unterhaus hätte ſich, um einen Miniſter zu retten, nicht nur für unabhängig von ſeinen Wählern, ſondern auch für einen entſchiedenen Feind der Verfaſſung zu erklären. Ueberlegen Sie, Mylord, ob ſeine Furcht ihm erlauben wird, bis zu dieſem Aeußerſten vorzurücken; oder, wenn ſein Schutz Ihnen entgehen ſollte, wie weit Sie ſich auf die Redlichkeit des Lächelns verlaſſen dürfen, welches ein frommer Hof ohne Widerſtreben an einen Wüſtling von Profeſſion verſchwendet. Es iſt in der That nicht der letzte Widerſpruch, dem Sie unterliegen, daß ein Mann, welcher der Welt durch die gröbſte Beleidigung aller Convenienz und allen Anſtandes in die Augen fällt, den erſten Diener eines Hofes vorſtellen ſoll, an welchem Beten Tugend und Knieen Religion iſt.

Trauen Sie nicht zu ſehr auf den Schein, durch den Ihre Vorgänger getäuſcht, aber nicht geſtürzt wurden. Selbſt der beſte Fürſt wird zuletzt die Entdeckung machen, daß dies ein Kampf iſt, in dem Alles verloren, aber nichts gewonnen werden kann; und wie Sie durch Zufall Miniſter, ohne Wahl angenommen, ohne Zutrauen beſtallt und ohne Zuneigung beibehalten wurden; ſein Sie verſichert, daß Sie bei irgend einer dringenden Veranlaſſung ſelbſt ohne die Formen des Bedauerns Ihre Entlaſſung erhalten werden. Sie werden dann noch Urſache zur Dankbarkeit haben, wenn man Ihnen erlaubt, ſich nach jenem Muſenſitze zurückzuziehen, welcher mit Rückſicht auf Ihre Lebensart, auf die verhältnißmäßige Reinheit Ihrer Sitten im Vergleich mit denen ſeines hohen Beſchützers und auf tauſend andere empfehlende Umſtände Sie gewählt hat, die keimende Tugend ſeiner Zöglinge anzufeuern und ihrer Erziehung vorzuſtehen. Sobald die Hoffart, Präbenden und Biſchofsſitze zu vertheilen, von Ihnen gewichen ſein wird, werden Sie dieſe gelehrte Anſtalt vollkommen von dem Wahnſinn ihrer Wahl geneſen finden und, was ſie in Wahrheit ſein ſollte, nur um ſo mehr geeignet zu einem friedlichen Hafen des Schlummers und der gedankenloſen Betrachtung. Die verehrungswürdigen Vorſtände der Univerſität werden, um Ihrer Beſcheidenheit nicht zu nahe zu treten, Sie ihren Zöglingen nicht länger zum Muſter aufſtellen. Die gelehrte Rhetorik der Dummheit wird ſchweigen; und ſelbſt die feile Muſe, ſo glücklich ſie im Erdichten iſt, wird Ihre Tugenden vergeſſen. Jedoch, zum Nutzen der nachrückenden Generation wäre ich im Stande zu wünſchen, Ihr Rücktritt möchte ſich verzögern, bis Ihre Sitten glücklich zu der Reife von Verderbniß gediehen ſind, bei welcher auch die ſchlechteſten Beiſpiele ihre Anſteckungskraft verlieren.

Junius.

* * *

Ohne Zweifel wird manchem deutſchen Leſer die Doſis des Zorns, der hier über den erſten Diener der Krone ausgegoſſen wird, etwas ſtark vorkommen. Ruge klärt uns in ſeiner Vorrede über dieſe vernichtende Polemik mit folgenden Worten auf:

„Das künſtleriſche Intereſſe an der Form dieſer claſſiſchen Briefe iſt jetzt ohne Zweifel vorhanden. Nur Eins, meine deutſchen Freunde, dürft Ihr dabei nicht vergeſſen, daß immer ein Sieger aus dem Feldlager der Whigs zu den Ueberläufern, zu den Verräthern, zu den Feinden des ganzen Volks von England (the body of the people) redet, und daß die Engländer überhaupt nicht ſo zart in ihren Wendungen ſind, als die Franzoſen oder gar — die Deutſchen.

Nachdem die Deutſchen nun ein Jahrhundert Shakeſpeare und die engliſchen Dichter ſtudirt und wie wir uns täglich überzeugen können, noch immer nicht damit fertig ſind; will ich ſie hier in ein neues, hoffentlich nützlicheres Studium ſtürzen — in das Studium der großen politiſchen Polemik und der parlamentariſchen Freiheitsbewegung dieſer Virtuoſen des Staatslebens, dieſer Römer des neuen, wirklichen orbis terrarum.

Die engliſchen Politiker haben Junius nirgends an Verſtand für die Freiheit, an Tiefe der Bildung und an Schönheit der claſſiſchen Form übertroffen, und Niemand die engliſchen Politiker. Wenn ich die Namen Canning und Peel nenne, ſo iſt kein weiterer Beweis nöthig. Sie ſind keine Namen mehr; ſie ſind Begriffe, bei denen jeder die umfaſſenden und weltbewegenden Ideen dieſer Köpfe fühlt und die unſterblich edle Haltung eines großen Staatsmannes bewundert. Dadurch war Junius bis jetzt in Deutſchland nur in den Händen weniger Bevorzugter, die engliſch laſen und die gewohnte Chauſſée der engliſchen Poeten zufällig einmal verließen.

Holen wir ein großes Verſäumniß nach. Und wenn es möglich iſt, eine ſolche Achtung vor dieſem Genius zu erzeugen, wie es ſeine Thaten verdienen und wie er ſie in ſeinem Vaterlande genießt, ſo werden viele politiſch umnebelte Köpfe unſerer Landsleute klar werden.

Die Frage, wer Junius ſei, iſt in England nicht die Frage, welcher Autor, ſondern welcher Staatsmann er ſei. So hat ſie allerdings ein großes Intereſſe, obgleich die eigene Verſicherung des Autors, er wolle ſein Geheimniß mit ins Grab nehmen, keine ſichere Antwort hoffen läßt.

Unter den Candidaten dieſes Ruhmes iſt Sir Philipp Francis der glücklichſte. Einige Engländer ſind ſo frei, die Sache für ausgemacht zu nehmen und Junius ohne Weiteres unter dieſem Namen aufzuführen. John Horne Tooke's und Mr. Burke's Ingenium gehören in eine andere Sphäre, und es wäre ſchwer zu begreifen, warum ſie die niedere für ihren Ruf und die höhere für ihre Anonymität gewählt hätten, wenn ſie dieſe Briefe zu ſchreiben fähig geweſen wären.«

Ein reizender Brief von Sir Philipp Francis an den preußiſchen Geſandten bei Friedrich II., den Ruge aus dem „Gentleman-Magazine“ mittheilt, macht es allerdings noch wahrſcheinlicher, als es ſchon ſein mochte, daß dieſer Staatsmann Junius ſei. Dieſer Brief hat ein beſonderes Intereſſe für die Preußen. Die ganze Sammlung iſt ein wahrer Schatz politiſcher und parlamentariſcher Weisheit und Dialektik. Nichts konnte daher zeitgemäßer ſein, als die Publication dieſer Briefe, die zugleich die voreiligen Urtheile Derer beſchämen werden, die in Arnold Ruge einen einſeitigen Franzoſenfreund geſehen haben.

Abenteuer eines Virtuoſen.

Von Heinrich Flügge.

(Schluß.)

Als der Sultan ſich entfernt hatte, trat der Oberhofſpaßmacher ein.

— Bruder, wie kommt es, daß ich Dich hier finde und zwar als Sclave? fragte der Virtuoſe.

— Das will ich Dir mit wenig Worten ſogleich mittheilen. Du weißt, daß, wie Du als Virtuoſe in die Welt zogeſt, ich in der Garniſon als Lieutenant der Garde auf der Faulbank lag, oder mit andern Worten, Morgens ein wenig exercirte, Mittags auf Parade zog, Nachmittags Fenſterparade bei den Damen ging oder ritt, Abends Concerte, Bälle oder Theater beſuchte und wenn mir dann noch Zeit übrig blieb, in den Conditoreien zu finden war. Dies Leben langweilte mich endlich und ich ſehnte mich nach tüchtiger Thätigkeit. Da las ich eines Tages einen Aufruf in der Zeitung, daß junge Freiwillige für einen Krieg gegen Meſopotamien angeworben werden ſollten und daß Lieutenants, die als ſolche in einem Heere gedient hätten, ſogleich zum Kapitän befördert würden. Dies war für mich zu lockend, als daß ich dieſe ſchöne Gelegenheit hätte ſollen unbeachtet vorübergehen laſſen, ich forderte deshalb meinen Abſchied vom bisherigen Dienſte und ging als Kapitän gegen die Meſopotamier. Da hatte ich das Unglück, in einem Gefechte von einem Verbündeten des Sultans von Meſopotamien gefangen genommen und an dieſen, nach Landesſitte, als Sclav verkauft zu werden. Ich machte nun gute Miene zum böſen Spiele, und trug, wenigſtens ſcheinbar, mit Gelaſſenheit und Ergebung mein ſo widriges Schickſal. Dieſe Ruhe flößte dem Sultan Achtung vor mir ein, und als ich endlich ſogar noch über meinen Unfall ſcherzte, machte er mich zu ſeinem Oberhofſpaßmacher und Vergnügenbeſorger, eine Charge, nach der ſich mancher Eingeborne ſchon lange vergebens geſehnt und bemüht hatte. Das iſt mein Leben, nun erzähle mir das Deinige.

Bogenſtreicher erzählte, was wir bereits wiſſen, daß er als wandernder Virtuoſe alle Welttheile durchſtrichen, und was wir noch nicht wiſſen, daß er bereits eine große Summe Geldes erworben und in einer engliſchen Bank niedergelegt habe.

Als Bogenſtreicher ſeine Erzählung beendet, fragte er ſeinen Bruder, ob er denn den Wunſch hege, noch länger beim Sultan zu bleiben.

— Gott bewahre, antwortete der Oberhofſpaßmacher und Vergnügenbeſorger, ich möchte noch heute fort, wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie es möglich wäre, hier wegzukommen.

— Entfliehe.

— Das geht nicht, die Wachen ſind zu ſchlau.

— So beſtich ſie mit Geld.

— Geht nicht, theurer Bruder, hier ſind die Wachen unbeſtechlich, weil ſie nicht gern für ein Geldſtück ihr Leben in Gefahr ſetzen.

— Ihr Leben?

— Ja, ihr Leben; denn wenn ich entkomme, ſo muß die ganze Wachtmannſchaft des Schloſſes über die Klinge ſpringen.

Bogenſtreicher nieſte.

— Das iſt ja fürchterlich ſtarker Tabak. Bruder, wie haſt Du ſo lange hier verweilen können und wie kannſt Du noch frohen Muthes dabei ſein, wenn das Demokles-Schwert ſo fortwährend über Deinem Haupte hängt.

— Bisher war meine Stellung noch nicht ſo prekär, als ſie es dieſen Augenblick iſt; denn ich wußte Seiner Hoheit noch immer, bald durch Ballet, Kunſtreiterei, Seiltanz, Marionetten und dergleichen Unterhaltung zu gewähren, aber jetzt bin ich am Ende und mein Hirn iſt an Einfällen ſo leer als ein ausgebrannter Krater. Mein heutiger Vorſchlag, die Birch-Pfeiffer und Herrn Laube auf die meſopotamiſche Bühne zu bringen, hätte mir bald eine Collation mit dem Prügel eingebracht ...

— Halt, Bruder, ſei nicht ungerecht, fiel Bogenſtreicher ein; nicht die Birch-Pfeiffer oder Laube hätten Dir Hiebe eingebracht, ſondern Dein ſarkaſtiſcher Witz, den Sultan die Tyrannen und polternden Alten ſpielen zu laſſen. Uebrigens fort von hier mußt Du und deshalb will ich Dich vom Sultan loskaufen.

— Du biſt ſehr gütig, lieber Bruder, aber das wird Dir leider nicht gelingen; denn Seine Hoheit bedürfen weniger des Geldes als eines Spaßmachers und werden mich deshalb nicht ziehen laſſen. Doch ich höre huſten, das iſt der Sultan, er kommt hieher.

— So verziehe Dich, Bruder, und laß mich nur machen, in einigen Wochen biſt Du frei und gehſt mit mir in unſere Heimath.

— Das gebe der Himmel! rief der Oberhofſpaßmacher und Vergnügenbeſorger aus und entfernte ſich.

Der Sultan kehrte zu Bogenſtreicher zurück.

— Nun, ſagte er, denke ich, können bald die Proben zu unſern Maultrommel-Concerten beginnen und ich habe ſoeben die Verfügung getroffen, daß die dritte und vierte Maultrommel nicht durch Ihren Bruder und den Leibmameluken, ſondern durch meine beiden erſten Miniſter beſorgt werden, da dieſe Männer unſerer Geſellſchaft würdiger ſind. Sind Sie damit zufrieden?

— Ganz nach Eurer Hoheit Willen.

— Sagen Sie mir einmal, beſchäftigen ſich die Großen der Erde wohl auch anderwärts mit dem Brumm-Eiſen?

— Die Frage kann ich Eurer Hoheit nicht beantworten, doch habe ich geleſen, daß ſich der Herzog von Merſeburg ſehr viel mit dem Brummholze, ich meine dem Baſſe beſchäftigt haben ſoll. Dieſer Herzog von Merſeburg war ſo verliebt in ſein Baßſpiel, daß er den Baß in der Kirche neben der Orgel ſtrich und auch wohl, wenn ihm die Predigt zu lang währte, während derſelben ſtimmte. Täglich um zwölf Uhr Mittags war Concert auf dem Zimmer ſeiner Gemahlin und in demſelben ſpielte er den Contrabaß, der von ſo ungeheurer Größe war, daß er ihn den König der Bäſſe nannte. Wenn der Herzog ausfuhr, ſo wurde ihm der Baß auf einem großen Ackerwagen nachgefahren, damit der Herzog, wenn ihn ein Gelüſte, den Baß erklingen zu laſſen, ankam, er dieſes ſogleich befriedigen konnte. Als ſeine Gemahlin eine Tochter gebar, wollte er das Kind nicht anerkennen. Als man ihm aber ſagte, ſie habe eine kleine Baßgeige mit auf die Welt gebracht, war Alles gut. — Einſt ſollten der Herzogin zwei Güter als Allodium übergeben werden; um ihn zu dieſer Handlung zu bewegen, ſchickte man ſeinen Baß voraus und dieſem folgte er mit Vergnügen.

Der Erzähler ſchwieg.

Seine Hoheit der Sultan wollten ſich ſchief, krumm und bucklicht lachen und waren ſo frei, zu geſtehen, daß ſie bei Leſung des „Buchs zum Todtlachen“ nicht ein Viertel ſo viel und ſo herzlich gelacht hätten, als über dieſe paar Anekdoten über den Herzog von Merſeburg.

Am nächſten Tage begannen die Proben.

Vier Wochen ſpäter war das erſte öffentliche Quartett für Brumm-Eiſen. Die Zuhörer, welche vom Sultan freigebig mit Freibillets verſehen waren und denen man jede Aeußerung des Mißfallens bei Strafe der Baſtonade durch Anſchlag im Concertſaale verboten hatte, applaudirten wie toll.

Die Baſtonade iſt eine Strafe der empfindlichſten Art.

Auf ein vom Sultan oder ſonſt die Strafe Verhängenden gegebenes Zeichen wird der Verurtheilte ergriffen, auf die Erde geworfen und mit einem Stricke, der um ſeine Knöchel geſchlungen wird, an einen ſtarken Knüppel befeſtigt, welchen zwei Sclaven in die Höhe halten, und zwei andere Sclaven bearbeiten abwechſelnd die Fußſohlen des Verurtheilten mit dünnen Riemen von Nilpferdhaut, die an der Spitze ausgefaſert und beſonders zu dieſem Zwecke beſtimmt ſind.

Da nun keiner der Zuhörer ſich einer ſolchen Behandlung auszuſetzen geneigt war, ſo ließ ſich auch natürlich nur Beifall hören.

Als das Concert zu Ende war, ſpeiſte das Quartett im Saale des Sultans zu Abend. — Als nun der Sultan luſtig und guter Dinge war, erlaubte er Herrn Bogenſtreicher, ſich eine Gnade auszubitten. Dieſer bat um die Befreiung ſeines Bruders aus Seiner Hoheit Dienſten und um Erlaubniß jetzt nach ſeiner Heimath zurückkehren zu dürfen.

Das Erſtere, die Freigabe Ihres Bruders, ſei gewährt, ſagte der Sultan; aber unglücklich würde es mich machen, wenn auch Sie ſcheiden wollten, Sie, der Sie ſo viel dazu beigetragen haben, mich aus der Melancholie, in die mich alle Ihre muſikaliſchen Vorgänger geſtürzt hatten, zu erretten. Bleiben Sie bei uns, zur Belohnung für Ihre Dienſte biete ich Ihnen die Hof-Concertmeiſterſtelle und die Hand meiner Tochter, der Prinzeſſin Rerelane, an.

Die Prinzeſſin Rerelane war etwa fünfzehn Jahre alt und ein engelgleiches, ſanftes Geſchöpf. Bogenſtreicher beſann ſich einige Augenblicke und ſchlug dann in die dargereichte Rechte des Sultans.

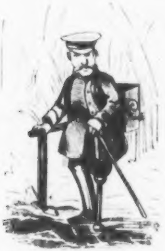
— Topp, ich werde Euer Schwiegerſohn! rief er aus.

— Und mein Hof-Concertmeiſter! ergänzte Seine Hoheit.

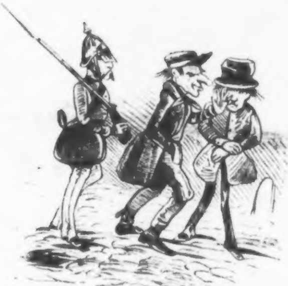
Der Oberhofſpaßmacher reiſte nach Afrika und ward Adjutant Abd-el-Kaders.

* * *

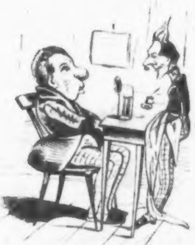
Und die Moral? — Jeder kann ſein Glück machen, wenn er an den rechten Mann geräth.



Och icke habe det Vaterland mit freiiemacht, bin unbeſcholten und doch keen Landſtand nich! Is des Gerechtigkeit?



Es hilft niſcht, Bruder, mir ſin uſjelöſt!



Darſtellung des großen Diner, welches die Hauptſtadt den Deputirten bei ihrer Ankunft in Berlin gegeben hat.

Zapfenſtreich.

Aachen. Herr Philipp Bruckner, der auch als dramatiſcher Schriftſteller auf-
reten iſt, giebt, vom 1. Juli angefangen, eine Monatsſchrift unter dem Titel „die
emſen und das Bremſenneſt“ heraus.

Aarau. Am 2. Juli iſt hier, 70 Jahre alt, einer der Veteranen der Schweizer
chhändler, Heinrich Remigius Sauerländer, geſtorben.

Berlin. Der vereinigte Landtag, der um vierzehn Tage verlängert worden iſt,
d dem preußiſchen Staate — Alles in Allem — gegen eine halbe Million Thaler
en. Jeder Abgeordnete erhält zwar nur drei Thaler Diäten für jeden Tag; für ein-
ne Deputirte aber beläuft ſich die Erſtattung der Reiſekoſten auf 3 bis 400 Thaler.
s an die oſtpreußiſchen Abgeordneten ſind 32,384 Thaler für Reiſekoſten ausgezahlt
rden.

∴ In einer Sitzung der Herren-Curie erinnerte Fürſt Lynar, bei Gelegenheit der
handlungen über die ſogenannte Standesehre, an eine Aeußerung, die der engliſche
niſter Pitt einſt im Parlamente gemacht, wo von der Entlaſſung eines Officiers die
e war. Pitt meinte, wenn der König ſagt: »Mir gefällt Ihre Naſe nicht und
um entlaſſe ich Sie,« ſo iſt dies ein Geſetz. (Allerdings, aber natürlich nur ein höchſt
rnes!)

∴ Das Anerbieten der ſtädtiſchen Behörden, Sicherheitswachen zu errichten, iſt von
Regierung — wie voraus zu ſehen war — zurückgewieſen worden.

∴ Ein vom hieſigen Criminalſenate erlaſſenes Urtheil erregt hier wegen ſeiner
ſung pyramidales Erſtaunen. Ein Mann, „wegen Beleidigung der Jungfrau Maria“
klagt, iſt von dieſem Gerichtshofe nicht als Beleidiger einer Religionsgeſellſchaft,
ern geradezu als Gotteslästerer verurtheilt worden. (Herr Criminel, ick melde
. . . mich!)

∴ Herr von Lüderitz, Staatsanwalt des Ober-Cenſur-Gerichts, hat ſein Leben
h Selbſtmord geendet. Er war der Nachfolger des Geheimen Raths Sulzer und
ſein Amt gerade drei Jahre verwaltet.

∴ Jacob Grimm iſt zum auswärtigen Mitgliede der Pariſer Akademie erwählt
den. Seine Concurrenten ſind die Herren Profeſſor Ritter in Berlin, Wilſon in
on, Abbé Peyron in Turin, Profeſſor Welcker in Bonn und Profeſſor Lobeck in
igsberg geweſen.

∴ Der Kapellmeiſter Wilhelm Taubert hat für die Einſtudirung der vom Herzog
Sachſen-Coburg componirten Oper „Zaira“ ein coburgiſches Ordensbändchen er-
n. Das jungfräuliche Knopfloch dieſes Mannes hat dieſe verdiente Auszeichnung
rührender Rührung angenommen.

∴ Am 14. v. M. iſt Madame Fanny Henſel, Gemahlin des Hofmalers Henſel
Schweſter des Componiſten Mendelsſohn-Bartholdy, eine der begabteſten Frauen
ns, eine eben ſo ausgezeichnete Tondichterin als Klavierkünſtlerin, am Nervenſchlag
rben.

∴ Der famoſe Zuckerbäcker Spargnapani hat eine höchſt zeitgemäße Erfindung ge-
t. Sein Patriotismus hat nämlich „ſtändiſche Verfaſſungs-Torten“ erfunden, die
n ihres gaumenſtachelnden Inhalts reißenden und beißenden Abſatz finden.

∴ Die Buchdruckerei der Akademie der Wiſſenſchaften hat kürzlich von ſämmtlichen
n-Arten, in denen ſie druckt, ein Verzeichniß in Geſtalt eines Tableau (in groß
) veröffentlicht. Sie befindet ſich hiernach im Beſitze der Typen folgender fünfzehn
chen: Deutſch, Latein, Griechiſch, Altgriechiſch (Unzialſchrift), Hebräiſch, Syriſch,
iſch, Koptiſch, Sanſkrit, Georgiſch, Armeniſch, Ruſſiſch, Chineſiſch, Perſepolitaniſch
Zend.

Bern. Der große Rath hat an die Stelle des ausſcheidenden Präſidenten von Tillier
Regierungsrath Ochſenbein zu deſſen Nachfolger für die Zeit vom 1. Juni 1847 bis
31. Mai 1848 erwählt. Herr Ochſenbein hat die Stelle angenommen.

Dresden. Am Dresdener Hoftheater ſoll die bisherige Vereinigung der Opern-
und Chordirection in Einer Perſon (Fiſcher) aufgehoben werden.

∴ Der Tenoriſt Heinrich Schmidt, bisher in Detmold (früher längere Zeit in Leipzig), iſt als Regiſſeur der Oper angeſtellt worden.

Dublin. Daniel O'Connell hat in ſeinem Teſtamente die Abtei Darrynane, ſowie ſein Grundeigenthum in Kerry und ſein Haus auf dem Merrion-Platze zu Dublin, ſeinem Sohne Mauriz vermacht; der jüngere Sohn Daniel erhält 5000 Pfd. St. als Theil einer Verſicherungsſumme des Lebens ſeines Vaters. Morgan O'Connell erhält nichts, weil ſein Amt ihm, nach der Anſicht des Vaters, ein hinreichendes Einkommen ſichert. Für die übrigen Mitglieder ſeiner Familie hat der Agitator durch bedeutende Verſicherungsſummen geſorgt, die ihnen jetzt nach ſeinem Hinſcheiden ausgezahlt werden müſſen.

Edinburgh. Am 1. Juni iſt der Geiſtliche Dr. Chalmers, der Stifter der neuen freien ſchottiſchen Presbyterianerkirche, 76 Jahre alt, unerwartet mit Tode abgegangen.

Erfurt. Hier iſt eine fünfeinhalbjährige Pianiſtin aufgetaucht, Minna Brune, ein „heiteres, unbefangenes, blondlockiges, kräftiges Kind", welches — aufgemuntert durch den Beifall der Erfurter — mit ſeinem Vater eine Kunſtreiſe durch Deutſchland anzutreten im Begriff iſt. Sie ſoll in der kurzen Zeit von ſechzehn Monaten die weite Laufbahn vom erſten Erkennen der Noten bis zum Virtuoſenthume durchlaufen haben.

Freiburg. Am 4. d. M. iſt hier der Dichter und Literat Braun aus Montabaur an der Schußwunde, die er am 19. April in einem Duell erhalten, geſtorben. Eine ſchmerzhafte Bruſtoperation hatte ſein Leben nur auf drei Wochen verlängert. Der Verſtorbene war mit allen jungen Schriftſtellern der neueren Literatur innig befreundet.

Genf. Ein Herr Clemens, Lehrer der Naturwiſſenſchaften am Collegium zu Vevay, hat Verſuche mit der Wirkung des Schwefeläthers auf die Pflanzenwelt angeſtellt und unter Anderm gefunden, daß die Dämpfe deſſelben, in etwa zehn Minuten, auch die Sinnpflanzen, z. B. die Mimosa pudica, ganz gefühllos machen.

Haag. Demoiſelle Rachel hat hier drei Vorſtellungen gegeben und durch den tiefen Eindruck ihres Spiels ſelbſt die kälteſten Kritiker zu warmem Enthuſiasmus hingeriſſen.

Hamburg. Die ſchönen Hoffnungen, welche ſich an Herrn Prutz' Ueberſiedelung nach Hamburg geknüpft, ſind ſchnell vernichtet worden. Die beiden Directoren des Stadttheaters und der jung ſo ſchnell veraltete Dramaturg haben ihren Contract aufgehoben. Die „dramaturgiſchen Blätter" ſind eingegangen.

Heidelberg. Der Königsberger Dr. Jacoby iſt hier eingetroffen und von ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern herzlich empfangen worden.

Karlsruhe. Vom 1. Juli angefangen erſcheint hier ein neues Wochenblatt, „das deutſche Reichsblatt", redigirt von dem Herausgeber der ehemaligen „deutſchen Tribune", Herrn J. G. A. Wirth. Der Zweck dieſer Zeitſchrift ſoll die Entwickelung und nähere Ausführung der Ideen ſein, welche der Verfaſſer in ſeiner Einleitung zur Geſchichte der deutſchen Staaten niedergelegt hat.

Königsberg. Zur Charakteriſtik unſeres Conſiſtoriums iſt der Antrag eines ſeiner Räthe an die hieſige Regierung ein ſchätzbarer Beitrag. Derſelbe verlangte neulich, daß dem Prediger Detroit der Religionsunterricht in der franzöſiſchen Schule genommen werde, weil ein Mädchen, das denſelben früher genoſſen und jetzt ſeine (Conſiſtorialraths) Confirmandin ſei, in einem ihrer Aufſätze den Gedanken ausgeſprochen habe, daß die Völker je nach ihrem Bildungsgrade ſich die mannigfachſten Vorſtellungen von Gott gemacht hätten. Die Regierung hat dies merkwürdige, unmotivirte Verlangen natürlich zurückgewieſen.

Kopenhagen. Dem Pianiſten Sigismund Thalberg iſt das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens verliehen worden.

Leipzig. Der in der Kunſtwelt ehrenvoll bekannte Organiſt C. F. Becker hat die muſikaliſche Literatur durch eine neue, eben ſo wichtige als intereſſante Arbeit bereichert, betitelt „die Tonwerke des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, oder ſyſtematiſch-chronologiſche Zuſammenſtellung der in dieſen Jahrhunderten gedruckten Muſikalien". Das Werk iſt als Prodromus zu dem von C. F. Whiſtling angefangenen und von Adolf Hofmeiſter ergänzten „Handbuch der muſikaliſchen Literatur" zu betrachten und füllt als ſolches eine längſt gefühlte Lücke aus.

∴ Einem Gerücht zufolge beabſichtigt man die bis jetzt unbeſetzte Stelle eines Profeſſors des Violoncellſpiels am Conſervatorium dem trefflichen Virtuoſen Coßmann aus Deſſau zu übertragen.

∴ Im Verlags-Bureau (Arnold Ruge) erſcheint noch im Laufe dieſes Monats die zweite Auflage von E. M. Oettingers bekanntem Romane „Sophie Arnould“ in zwei Bänden.

London. Der durch ſeine Schickſale in Bochara bekannt gewordene Miſſionär Dr. Wolff macht von London bekannt, daß er Freimaurer geworden, um ſich — nützlicher zu machen und zugleich tiefer in das heilige Alterthum einzudringen. (Wir wünſchen ihm die gewünſchte Tiefe!)

∴ Die Unterzeichnungen zu dem für Cobden beſtimmten Ehrengeſchenke ſind nun geſchloſſen worden; ſie betragen 80,483 Pfd. St. Der „Sun“ iſt damit nicht zufrieden, daß der Comité die Subſcription eher geſchloſſen hat, als die urſprünglich beabſichtigte Summe von 100,000 Pfd. St. erreicht worden iſt; zur Erreichung dieſes Zieles bringt er eine Halb-Pfennig-Subſcription in Vorſchlag.

∴ Signor Giuſeppe Verdi hat für das Queens-Theater eine neue Oper, „I Masnadieri“ (der Straßenräuber), geſchrieben, die er ſelber in Scene ſetzen will. Die Hauptpartie hat er für Jenny Lind componirt.

∴ Daß unter Umſtänden ein Ochſenkopf oft mehr werth iſt, als ein ganzer Ochſe, hat zu ſeiner größten Verwunderung nun auch ein engliſcher Fleiſcher erfahren. Er hatte bei einem Trödler ein ganz unſcheinbares Bild, einen Ochſenkopf darſtellend, für wenige Thaler gekauft. Beſagter Ochſenkopf war das Werk eines berühmten holländiſchen Meiſters, Van Cupps, und iſt unter Brüdern 3000 Pfd. St. werth. Der Fleiſcher will ſich, trotz der glänzenden Anerbietungen, nicht von ſeinem Ochſenkopfe trennen, will ſich indeß herablaſſen, um dieſen Preis ſein eigenes Portrait abnehmen zu laſſen.

∴ Ein Herr Ray Smee hat berechnet, daß das jährliche Einkommen von Großbritannien 498 Millionen Pfd. St. beträgt und daß nicht viel mehr als ein Drittheil davon der Einkommenſteuer unterliegt.

Lüttich. Blumenfreunde wird es intereſſiren, zu erfahren, daß es einem der hieſigen Gärtner, Herrn Libert, gelungen iſt, gefüllten Flieder in indigoblauer Farbe zu erzeugen.

Mailand. Am 1. Juli ſoll hier, bei Lucca, eine neue Muſikzeitung unter dem Titel „L'Italia musicale“ ins Leben treten.

Mannheim. Der „deutſche Zuſchauer“ (ein in Norddeutſchland leider noch nicht ſehr verbreitetes Blatt) nennt das gegenwärtige badiſche Miniſterium ein Miniſterium des Schwefeläthers, welches die öffentliche Meinung in die ſüßeſten Träume einwiegt, während man der Verfaſſung Arm und Beine abſchneidet.

Marſeille. Ein Kaufmann ſah dieſer Tage auf ſeinem Landgute in der Nähe von Endoume mehrere Flotten-Officiere, welche ſich ſeinen Garten betrachteten. Der Kaufmann führte ſie freundlich umher, zeigte ihnen ſeine beſten Stauden, Blumen und Treibhäuſer, bis der Bediente kam und zu Tiſche rief. Die Seeleute verbeugten ſich und wollten Abſchied nehmen; der Kaufmann aber ruhte nicht eher, als bis ſie ſämmtlich eingewilligt hatten, mit ihm die Suppe zu theilen. Bei Tiſche brachte der Wirth einen Toaſt aus, von dem er hoffte, daß er allen ſeinen Gäſten angenehm ſein werde, — „die Geſundheit des Prinzen von Joinville, ihres Admirals!“ Als die Geſundheit getrunken war, ſtand einer der Officiere auf und ſprach: »Mein Herr, wir nehmen dieſen Toaſt um ſo lieber auf, als er von dem Admiral ſelbſt mitgetrunken wird.« Dieſer Redner war der Prinz. Nach der Mahlzeit wurden die Cigarren gereicht; es ſollte Licht gebracht werden, der Prinz aber ſprang auf, meinte, er könne ſich Feuer holen und lief in die Küche, wo er ſich ohne Ceremonie die Cigarre anſteckte. Als die Gäſte fort waren, kam die Köchin mit freudeſtrahlendem Geſichte zu ihrer Herrin und zeigte ihr mehrere blanke Napoleons, die der fremde Herr beim Feuerholen in ihre Hand hatte gleiten laſſen.

München. Das „Würzburger Abendblatt“ meldet, daß der ehemalige Bürgermeiſter dieſer Stadt, Hofrath Behr, der würdige Martyrer ſeiner freien Meinung, nach mehr als fünfzehnjähriger Strafe von Sr. bayeriſchen Majeſtät endlich begnadigt worden iſt. (Zehn Jahre früher hätte ſolch ein Act große Sympathie erweckt, jetzt aber! . . .)

Münſter. Vor Kurzem iſt in Höxter für Daniel O'Connell ein feierliches Todtenamt abgehalten worden.

New-York. Der Buchhändler Helmich aus Bielefeld (derſelbe, der für ſeine offen ausgeſprochenen Meinungen den Säbelhieb vom Lieutenant Windel erhielt) hat jetzt hier eine deutſche Buchhandlung gegründet und damit einen deutſchen Journalleſezirkel, den erſten in Nordamerika, verbunden.

Paris. Der Marſchall Marquis de Grouchy, derſelbe, welchem Manche den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Waterloo beimeſſen, iſt am 29. Mai zu Saint-Etienne geſtorben. Da er 1766 geboren war, befand er ſich im 82ſten Jahre. Seine Leiche iſt hier eingetroffen.

∴ Das erſte Urtheil gegen den Redacteur des „Corſaire-Satan“, wegen der ehrenrührigen Artikel gegen Madame Jules Janin, iſt durch den Appellhof in contumaciam beſtätigt worden.

∴ Adolphe Adams neueſte Oper „la bouquetière“, die unlängſt in der großen Oper gegeben wurde, hat großen, allgemeinen Beifall erhalten. Es iſt eine lebhafte, friſche, heitere Muſik, ganz in dem Stil, wie Adams hübſche Oper „das Chalet“. Dem. Nau, welche die Hauptrolle geſungen, und Herr Bremond, der ſehr launig geſpielt, haben die Vorzüge der Oper trefflich hervorgehoben.

∴ Heinrich Heine befindet ſich ſeit Kurzem in den Pyrenäen, um in einer der dortigen Heilquellen Linderung ſeiner Leiden zu finden. Wird der kräftige Geiſt des „ungezogenen Lieblings der Muſen“ noch ein Mal über den kranken Körper ſiegen?

∴ Je mehr unſere Tagblätter an Gehalt abnehmen, deſto größere Bedeutung erlangen die Revuen. Die Honorare, die ſie bezahlen, gewinnen ihnen die beſten Kräfte. Die „Revue des deux mondes“ zahlt für jeden Bogen 150—250 Francs; die „Revue nouvelle“ 120, die „Revue indépendante“ 80 Francs. Für letzteres Blatt, von Paſcal Dupret geleitet, ſchreibt ſeit Kurzem auch der bekannte Baron Eckſtein.

Prag. Die böhmiſchen Stände haben beſchloſſen, eine eigene Deputation mit der Specialmiſſion, die Aufhebung des Lotto zu betreiben, nach Wien zu ſenden.

∴ Die von einigen Zeitungen des Auslandes mitgetheilte Nachricht von der Ernennung des Grafen Franz Stadion zum Oberſtburggrafen von Böhmen hat ſich bis jetzt noch nicht beſtätigt. Wer zu dieſem Poſten auserleſen, iſt bis jetzt noch eben ſo unbekannt als früher.

Rom. Hier feierte man am 22. April den erſten Tag des ſechsundzwanzigſten Jahrhunderts ſeit Gründung der ewigen Stadt; der Papſt befahl an dieſem Tage die Zuſammenberufung der Notabeln des Kirchen-Staates (je einer aus jeder Provinz aus der Klaſſe der Beſitzer), wodurch denn der erſte Anfang zu einer Volksrepräſentation gemacht worden iſt. Ein ſchöneres Geburtstags-Geſchenk hätte Pius IX. der ewigen Stadt nicht darreichen können.

∴ O'Connell's Herz, in ſilberner Urne verſchloſſen, iſt vom Dr. Miley und dem Sohne des Verſtorbenen hieher gebracht und einſtweilen in der Sanct Agathakirche, in welchem das iriſche Collegium miniſtrirt, niedergelegt worden.

Texas. In Galveſton ſoll ein deutſches Blatt, „der Stern von Texas“, begründet werden, zu dem die Vignette ſchon fertig iſt, und Preſſen und Lettern unterwegs ſind. Die Zahl der in den vereinigten Staaten in deutſcher Sprache erſcheinenden Blätter wird auf fünfzehn angegeben, wovon allein auf New-York fünf kommen; außerdem hat jede Country ihr eigenes officielles Organ.

Ulm. Der Dichter Hermann Rollet läßt hier „lyriſche Blätter“ erſcheinen, in deren erſtem Heft ſich auch der alte Juſtinus Kerner vernehmen läßt.

Wien. Herr von Holbein giebt „Lebenserinnerungen“ heraus. Der gute alte Herr mag Vieles zu erzählen haben; doch muß man ihm einräumen, daß mancher ſeiner literariſchen Gegner ihm Unrecht gethan hat. Wie Viele glaubten, man könne das Burgtheater nicht ſchlechter dirigiren, als Herr von Holbein. Der Graf von Dietrichſtein giebt ſich, ſeitdem Herr von Holbein durch ihn bei Seite geſchoben iſt, alle erdenkliche Mühe, zu beweiſen, daß er von der Kunſt, ein Theater vollſtändig zu Grunde zu richten, noch weit mehr zu erzählen weiß, als der ad acta gelegte Herr von Holbein.

∴ Frau von Weißenthurn iſt geſtorben. An ihrem Grabe ſind, wenn auch nicht Melpomene und Thalia, doch viele andere Notabilitäten der Kunſt und Literatur erſchienen, um der Hingeſchiedenen den letzten Zoll ihrer Anhänglichkeit darzubringen.

∴ In der Literatur giebt's wenig Neues. Ein junger Schriftſteller, Siegmund Engländer — Einer der Wenigen, die etwas Beſſeres anſtreben — begründet ein neues literariſches Unternehmen, das unter dem Titel „der Salon“ heftweiſe erſcheinen ſoll. Er hat einen langen hartnäckigen Kampf mit der Cenſur zu beſtehen gehabt; doch wünſchten wir gern zu wiſſen, warum? Im erſten Hefte iſt nichts ſo Schreckliches, was den Herren Cenſoren ſchlafloſe Nächte verurſachen könnte. Zwei Beiträge von Friedrich Hebbel ſind das Wichtigſte darin.

∴ Der bekannte Journaliſt Franz Wieſt iſt in einem Alter von kaum 35 Jahren einer längern Krankheit erlegen. Er hinterläßt eine Wittwe mit drei Kindern.

∴ Eine räthſelhafte Verhaftung erregt hier ein ziemliches Aufſehen. Der Pfarrer der Kirche zu Maria Troſt iſt gefänglich eingezogen worden; man erſchöpft ſich in vielfachen Vermuthungen, deren Veröffentlichung jedoch voreilig wäre.

∴ Im Prater wird jetzt den Schauluſtigen ein „Rieſenfaß" gezeigt, das ſelbſt das berühmte Heidelberger Faß an Inhalt übertrifft. Es umfaßt 3500 Eimer, koſtete 10,000 Gulden C. M. und wurde in Ungarn von dem Böttchermeiſter Frankendorfer verfertigt. Im Innern dieſes Faſſes muſicirt jetzt eine ungariſche Zigeunerbande.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1689 erſchien in Berlin ein gegen den herrſchenden Einfluß der franzöſiſchen Mode gerichtetes Buch: „der Teutſch-franzöſiſche Moden-Geiſt, wer es lieſet, verſteht's. Gedruckt zu Geyersberg" (drei Quartbände), und in demſelben Jahre eins, welches gegen die damalige Form der Hauben gerichtet war mit dem Titel: „die durch eine wunderliche Kalbs- oder Mißgeburt von Gott beſtraften Frauenzimmer-Hauben in einem ſeltſamen Bilde".

— Um das vor die Gardine-Citiren zu vermeiden, ließ ſich Kean nach Beendigung eines Stückes ſogleich ausziehen und lief eine halbe Stunde in ſeinem Garderobezimmer im Hemde herum. Frederic Cooke ließ ſich, ſobald der Vorhang fiel, in eine wollene Decke wickeln. Betterton nahm nach beendigter Vorſtellung ein warmes Bad und Garrick ſetzte die Füße in Haferſchleim.

— Ganz eigenthümlich iſt die engliſche Volks-Juſtiz in Bezug auf ertappte Taſchendiebe. Den Gauner auf der Stelle abzubläuen, nach Art und Weiſe der deutſchen Bauern, das ſchickt ſich in England nicht; auch die Haut der Diebe hat ihren Schutzbrief — man hilft ſich anders, luſtig und empfindlich zugleich. Wird ein ſolcher Taſchenräumer ergriffen, ſo ſprengen ſchnell die Berittenen (und die edlen Lords am eifrigſten) nach allen Richtungen fort, um, wenn kein Fluß in der Nähe, einen Teich oder Waſſerpfuhl auszumitteln. Iſt gefunden, was man ſucht, ſo wird dorthin in Begleitung unzähligen Volks der Dieb geſchleppt und, gehalten an einem Strick um den Leib, drei Mal ins Waſſer hineingeworfen. Macht er ſich noch kraus und mauſig nach überſtandener Taufe, ſo wiederholt man die Operation, bis er gehörig mürb wird vom Bade, Waſſer und verſchlucktem Schlamm. Den Rock auszuziehen, um dieſen trocken zu erhalten, vergönnt man ihm gern. Mit der Taufe iſt dann Alles abgethan.

Treffer und Nieten.

* Eine Engländerin verlangte an einer Wirthstafel Waſſer in der Sprache ihres Landes. In dem Glauben, daß der Kellner ſie nicht verſtehe, fügte ſie dem engliſchen Worte zugleich die franzöſiſche Ueberſetzung bei, wodurch das Wortſpiel Water-l'eau (Waterloo) entſtand. Der einfältige Burſche beeilte ſich darauf, der guten Lady das Gemälde der Schlacht von Waterloo, welches im Speiſeſaale hing, herbeizubringen, worauf unter allgemeinem Gelächter das gegenſeitige Mißverſtändniß zur Aufklärung kam.

* Danton ſah eines Morgens zum Fenſter hinaus und ſagte zu ſeiner Lucile: „Sei ruhig, mein Kind, der heutige Tag wird ohne Revolution vorübergehen, denn … es regnet; der Franzoſe revoltirt nur, wenn die Sonne ſcheint."

Anzeige.

Der Unterzeichnete, der während der fünfwöchentlichen Abweſenheit des Herrn E. M. Oettinger die Herausgabe des „Charivari" geleitet hat, legt mit der heutigen Nummer die Redaction dieſer Blätter in die Hände ſeines geſtern heimgekehrten Freundes zurück.

Leipzig, 10. Juni 1847. F. D.

Bei **Chriſtian Ernſt Kollmann** in Leipzig ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. P. R. James'

Neueſte Romane,

in Taſchenausgabe das Bändchen zu 5 Ngr.

Hiervon ſind in den Jahren 1845—47 erſchienen:

James, G. P. R., **Roſa d'Albret**, oder die unruhigen Zeiten. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Agincourt**. Roman. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Arrah Neil**. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Der Schmuggler**. Aus dem Engliſchen von A. Kretſchmar. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Die Stiefmutter**. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 12 Bändchen. 2 Thlr.

— — **Beauchamp**, oder der Irrthum. Aus dem Engliſchen von A. Kretſchmar. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Heidelberg**. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

— — **Schloß Ehrenſtein**. Aus dem Engliſchen von Dr. E. Suſemihl. 6 Bändchen. 1 Thlr.

Von den vorſtehenden Romanen iſt gleichzeitig eine elegant gedruckte Octav-Ausgabe erſchienen, die das Doppelte der Taſchenausgabe koſtet.

∴ Intereſſante Neuigkeit. ∴

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſoeben:

Dr. Eiſele's und Baron von Beiſele's Landtagsreiſe im April 1847.

Genrebilder aus der neueſten Zeitgeſchichte. Mit einem Titelkupfer von **Th. Hucklenbroich**. 8. Eleg. geh. im Umſchlag. à ¼ Thlr. = 27 Kr. rhn.

Hierbei eine literariſche Beilage von Philipp Reclam jun.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 248. Leipzig, 2. Juli 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Für meine Herren Feinde.

Seid nicht ungehalten, edle, theure, vielgeliebte Feinde, wenn ich, von meiner Badereiſe heimgekehrt, Euch durch ein Ständchen überraſche, deſſen Klänge Euch Alle, die Ihr ſo hoch erhaben über Neid und Mißgunſt ſeid, zweifelsohne mit tiefſinnigſter Freude erfüllen wird. Unter einem Wuſte eingeſendeter Bücher fand ich u. A. die vom Profeſſor Wolff in Jena herausgegebene „Encyclopädie der deutſchen Nationalliteratur" und im fünften Hefte derſelben — Seite 334 — eine kurze Lebensgeſchichte Deſſen, der mit ſchuldiger Ehrfurcht zum Gipfel Eures Ruhmes heraufblickt und, geblendet vom Sonnenglanze Eures Geiſtes, beſchämt ſein Auge niederſchlägt und ſich ſelber heimlich ins Ohr raunt: »Wie nichtig iſt Alles, was Du bisher gedacht, gefühlt und geſchrieben haſt gegen Das, was Deine Gegner geleiſtet haben. Jeder von Euch, ſelbſt Der, der bis jetzt noch gar nichts geſchrieben hat, iſt von dem erhabenen Bewußtſein belebt, eine Literaturkraft erſter Größe zu ſein, während ich — ärmſter aller Stümper — in *Euren* Augen ein untergeordnetes Nichts, der Schatten eines Schattens, *ein Heller unter Guineen bin.*« Verzeiht dieſem Nichts, wenn es den Leſern ſeines Blattes einen Abriß ſeines Lebens und eine Ueberſicht ſeiner Thätigkeit vorlegt, um dem Publicum, das ſeit zwanzig Jahren den Arbeiten dieſer unbedeutenden Null einiges Wohlgefallen ſchenkt, den Beweis zu liefern, daß ſeine Gegner ihm vielleicht Geiſt und Talent, aber wenigſtens nicht Fleiß abſprechen dürfen.

Profeſſor Wolffs biographiſcher Artikel lautet wörtlich:

»Eduard Maria Oettinger, geboren am 19. November 1808 in Breslau, erhielt eine treffliche wiſſenſchaftliche Bildung, hatte aber das Unglück, daß ſein früher ſehr wohlhabender Vater ſein ganzes Vermögen verlor und er ſelbſt ſich dadurch genöthigt ſah, ſeine Studien zu unterbrechen und ſelbſt für ſein weiteres Fortkommen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften wie des Lebens ſorgen zu müſſen. Er ging nun nach Wien, wo ſich der als Volksdichter und Journaliſt rühmlich bekannte

Bäuerle äußerſt wohlwollend ſeiner annahm und ihn veranlaßte, ſeine jungen geiſtigen Kräfte zu verſuchen. Die raſch entſtandene Kritik eines neuen Luſtſpiels, die erſte öffentliche Leiſtung aus Oettingers Feder, fand außergewöhnlichen Beifall und beſtimmte ihn, Journaliſt zu werden. Nachdem er zwei Jahre lang an Bäuerle's „Theaterzeitung“ als Mitarbeiter gewirkt und durch gelungene und glückliche Artikel ſich Anerkennung verſchafft hatte, ging er 1829 nach Berlin, wo er anfangs an der „Schnellpoſt“ von Saphir thätigen Antheil nahm, dann aber 1829 ein eigenes humoriſtiſch-ſatiriſches Journal, „Eulenſpiegel“, gründete, das ſich bald eines großen Kreiſes von Leſern erfreute, aber auch viele Gegner fand. Drückende Cenſurverhältniſſe bewogen nun Oettinger nach München überzuſiedeln, wo er ebenfalls ein neues Journal, „das ſchwarze Geſpenſt“ gründete. Dies wurde jedoch, weil es höhern Ortes Mißfallen erregt hatte, verboten und Oettinger, nachdem er gerichtlich von der Beſchuldigung des Verbrechens beleidigter Majeſtät freigeſprochen worden war, der fernere Aufenthalt in Baiern unterſagt. Er machte nun größere Reiſen, namentlich in Frankreich und den Niederlanden, und wandte ſich im Jahre 1830 nach Berlin, wo er ſein Journal „Eulenſpiegel“ wieder in das Leben rief, daſſelbe aber bereits 1831 eines gewaltſamen Todes ſterben ſah. Oettinger gründete dann eine neue humoriſtiſche Zeitſchrift, „Figaro“, die er bis 1835 fortführte, ſich jedoch aus leicht erklärlichen Rückſichten nicht öffentlich zur Redaction bekannte, obwohl der Inhalt derſelben zum größten Theil allein von ihm herrührte. Die Verweigerung der Conceſſion zu einem neuen Journale beſtimmte ihn jetzt, Hamburg zu ſeinem Wohnſitz zu erwählen. Hier gründete er ein neues Journal, „Argus“, das er bis 1838 mit großem Beifall redigirte; eine Einladung Bäuerle's bewog ihn jedoch nach Wien zurückzukehren und ſeine Kräfte der „Theaterzeitung“ zu widmen; der Aufenthalt in der Kaiſerſtadt ward ihm jedoch polizeilich verweigert. Ein Gleiches widerfuhr ihm in München, wohin er ſich gewandt hatte. Nachdem er nun eine Zeitlang in der Schweiz, dann in Stuttgart und darauf in Mainz verweilt hatte, faßte er den Entſchluß, ſich für immer in Frankreich niederzulaſſen; allein ſehr günſtige Anerbietungen des Buchhändlers Hoff in Mannheim bewogen ihn, dort hinzugehen und die Journale „der politiſche Poſtillon“ und die „belletriſtiſche Staffette“ zu redigiren, ſowie ſpäter die von ihm geſtiftete „Gaſthofszeitung“. — Von Mannheim wandte er ſich darauf nach Leipzig, wo er gegenwärtig lebt und den von ihm gegründeten „Charivari“ herausgiebt.

Seine Schriften ſind:

I. Belletriſtiſchen Inhaltes.

Das ſchwarze Geſpenſt. Taſchenbuch für Satyre, Ironie und Perſiflage ohne Goldſchnitt. 2 Bde. 12. Frankfurt a. M. 1830. Zweite Auflage, 2 Bde. 12. Ebendaſ. 1836.

Das weiße Geſpenſt. Blätter für Scherz und Ernſt. 8. Leipzig 1831. Zweite Auflage, 8. Ebendaſ. 1836.

Liebesblicke. Gedichte. 16. Berlin 1836.

Buch der Liebe. Gedichte. 12. Berlin 1832. Zweite Auflage, 12. 1835. Dritte Auflage, 12. Leipzig 1846.

Der conſiscirte Eulenſpiegel oder das Buch der Hundertachtundzwanzig. Nebſt Briefen an und von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 2 Bde. 8. Hamburg 1835.

Eau de mille fleurs. Pariſer Roman. 2 Bde. 8. Hamburg 1835.

Marabouts. Federſchmuck aus dem Reiche der Satire, des Humors und der Frivolität. 8. Hamburg 1835.

Faſhionable Dummheiten. Humoriſtiſch-ſatiriſche Skizzen aus der Beau Monde. 8. Hamburg 1836.

Dramatiſche Deſſerts. Luſtſpiele. 2 Bde. 8. Hamburg 1835—37.

Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bde. 8. Hamburg 1837.

Der Ring des Noſtradamus. Hiſtoriſch-romantiſche Skizzen des franzöſiſchen Hoflebens von 1515 — 1821. 3 Bde. 8. Leipzig 1838. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. Ebendaſ. 1845.

Bunte Kartenbilder. 8. Grimma 1839.

Onkel Zebra. Memoiren eines Epikuräers. 7 Theile. 16. Leipzig 1842—43. Zweite wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 16. Ebendaſ. 1846. Ins Holländiſche überſetzt. 2 Bde. 8. Amſterdam 1845.

Schobri, Ungarns größter Bandit. 12. Leipzig 1843. Ins Schwediſche überſetzt. 8. Stockholm 1845.

Spontini, biographiſche Skizze. 16. Leipzig 1845.

Narren-Almanach für die Jahre 1843, 1844, 1845, 1846, 1847. 5 Bde. 12. Enthaltend folgende Erzählungen:

Maggliabecchi. — Jonathan Dibbs — Die beiden Crebillon. — Maria Antoinette. — Herr von Kipfelhuber. — Sanſon. — Amandus Meps. — Baillant. — Ochſenheimer. — Labourdonnais. — Herr Malztippel. — †††. — Muley Ismael. — Puſchkin. — Grimod de la Reyniere. — Graf St. Germain. — Clerodendron fragrans. — Myoſotis. — Eine ganz verrückte Idee. — Roſſini. — Der ewige Jude. — Tamtam. — Jacob Paul Gundling. — Sophie Arnould. — Patſchouly. — Sans-Souci. — Der ſchwarze Chriſtoph oder Limonade, Marmelade und Orgeade. — Lavendel, Myrth und Thymian.

Joujour. Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſekabinet. 7 Bde. 16. Leipzig 1843—47.

Lucy (Novelle). Zweite Auflage. 16. Leipzig 1845. Zum erſten Male unter dem Titel „Rosberry“ im erſten Bande des Narren-Almanachs.

Venezianiſche Nächte. 16. Leipzig 1846.

Graf Saint-Germain. 16. Leipzig 1846. Zweite Auflage der im zweiten Bande des Narren-Almanachs abgedruckten Novelle gleichen Namens.

Roſſini. Komiſcher Roman. 2 Bde. 8. Leipzig 1847. Zweite vermehrte Auflage der im dritten Bande des Narren-Almanachs erſchienenen Erzählung gleichen Titels.

2. Zur Bibliographie gehörig.

Archives historiques, contenant une classification chronologique de 17,000 ouvrages pour servir à l'étude de l'histoire de tous les siècles et de toutes les nations. gr. 8. Carlsruhe et Paris 1841.

Bibliotheca Shahiludii, Bibliothèque du jeu des Echecs, Bibliothek des Schachſpiels. 8. Leipzig 1844.

Karl Otto Reventlow oder die Mnemonik in ihrer höchſten Ausbildung, nebſt einem Anhang, enthaltend die Literatur der Mnemonik. gr. 8. Leipzig 1845.

3. Anonym erſchienen:

Eheſtands-Grammatik oder Anleitung, eine Frau ſo zu dreſſiren, daß ſie auf jeden Wink gehorcht und ſanft wie ein Lamm wird. Ein Noth- und Hilfsbüchlein für alle Ehemänner. 16. Leipzig 1844. (Von dieſer Broſchüre ſind bis jetzt mehr als 15,000 Exemplare abgeſetzt worden.)

Mola Lontez. 16. Leipzig 1847.

4. Schriften anderer Verfaſſer, von Oettinger eingeleitet und herausgegeben.

Helene. Ein Fehdebrief an die Geſellſchaft. Aus den Papieren einer Dame. 12. Leipzig 1843.

Thomas Morus und ſein berühmtes Werk Utopia, mit bio- und bibliographiſcher Einleitung von E. M. Oettinger. 12. Leipzig 1846.

5. Ueberſetzungen.

Briefe Napoleons an die Kaiſerin Joſephine. 12. Berlin 1833.

Jenny. Novelle von Paul de Kock. 12. Leipzig 1833.

* * *

Oettinger zeichnet ſich als ſatiriſcher Schriftſteller durch große Lebendigkeit, Keckheit, Friſche, Witz und farbenſatte Darſtellung aus; ſeine Leiſtungen auf dieſem Gebiete erhalten einen eigenthümlichen Reiz, beſonders dadurch, daß er die Ereigniſſe der Gegenwart mit ſcharfem Blicke aufzufaſſen und mit leichter und gewandter, aber ſicherer Hand der Menge darzuſtellen verſteht, indem er dieſe durch Anmuth und Eigenthümlichkeit der äußern Einkleidung zu feſſeln weiß, während hinter anſcheinendem Uebermuth und ſchalkhaftem, nicht ſelten überſprudelndem Muthwillen ſich bei ihm oft ein tiefer Ernſt birgt. Freundlichere Verhältniſſe der periodiſchen Preſſe, als wir uns deren zu erfreuen haben, würden einem ſo entſchiedenen Talente einen ganz anderen Wirkungskreis einräumen, als ihm derſelbe in Deutſchland je zu Theil werden kann. — Noch glücklicher iſt Oettinger eigentlich als Liederdichter: Innigkeit, Wärme, Phantaſie und Tiefe des Gefühls ſind ſeinen lyriſchen Productionen eigen, und viele derſelben, von Componiſten mit Geſchick behandelt, bereits Eigenthum des Volks geworden. — Auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht und zwar auf einem Felde, von dem man glauben ſollte, es läge einem der Gegenwart zugewandten Geiſte ganz fern, auf dem Gebiete der Bücherkunde nämlich, hat ſich Oettinger allgemeine Anerkennung erworben. Seine bibliographiſchen Arbeiten ſind mit gründlicher Kenntniß und ſeltenem Fleiße ausgeſtattet und bieten dem Fachgelehrten treffliche Hilfsmittel dar.“

Profeſſor O. L. B. Wolff.

Geſchichte des Bankerotts.

Von Julius Lasker.

Der Bankerott iſt in der jüngſten Gegenwart eine Macht geworden. Er beherrſcht den Handel. Er übt faſt einen ſo bedeutenden Einfluß aus, wie der beſonnene Fortſchritt.

Klagt ein Kaufmann über die Mühſeligkeiten ſeines Berufes, beneidet er den Künſtler, den Schriftſteller, den Handwerker, dann ſagt er am Ende: das einzige Glück und Heil bei dem Handel iſt noch der, daß man bankerott werden kann!

In der That, es iſt wahr! Wie vielen Kaufleuten würde kein anderer Ausweg bleiben, als nach dem Bettelſtabe zu greifen, nichts zu retten, als — wie der alte Feldherr — die Ehre und das alternde Haupt, wenn ſie nicht bankerott werden könnten!

Der Bankerott erhält ihnen ihre großen Häuſer, ihre glänzenden Bälle, ihre koſtbaren Equipagen, ihren Namen, was man kaufmänniſch „Firma“ nennt.

Eine Kunſt, Bankerott zu machen, wäre längſt eine kaufmänniſch-buchhändleriſche Speculation geworden, wenn nicht jeder Buchhändler wüßte, daß es gar keine Kunſt mehr iſt, was jeder dütendrehende Lehrling aus dem F. F. verſteht.

Ich bitte dieſes F. F. nicht etwa Fi Filou! — auslegen zu wollen.

Und doch iſt es keine Kleinigkeit, Bankerott zu machen. Wer wollte die Millionen für Kleinigkeit anſehen, die alljährlich durch Bankerott verloren und — gewonnen werden!

Der Bankerott beſitzt ein reiches Wörterbuch. Eine Menge von Kunſtausdrücken ſteht ihm zu Gebote.

Der Bankerott iſt von ſeinem Entſtehen aus ein Wunderkind. Jedes andere irdiſche Weſen, die Käſemilbe wie das Rhinoceros, entſpringt aus einem Empfängniß; der Bankerott entſpringt aus einem Nicht-Empfängniß. Wenn die Wechſel nicht empfangen, nicht acceptirt werden, erblickt der Bankerott das Licht der Welt.

Der Sprachgebrauch iſt oft recht liebenswürdig. Er ſagt: der Bankerott iſt ausgebrochen. Als ob der Bankerott ein Spitzbube wäre!

Mögen nun auch noch die fernern Kunſtausdrücke die Revue paſſiren: Er kann ſich nicht mehr halten. Sonderbar, die Bankerotteure leben in der Regel auf ſehr großem Fuße und können ſich nicht halten! Außerdem haben ſie noch die Stütze, daß ihre Gläubiger ſie nicht loslaſſen. — Er iſt fertig. Wer fertig, iſt gemacht. Allerdings iſt ein Bankerottirer in der Regel ein gemachter Mann. — Er hat ſeine Zahlungen eingeſtellt. Das iſt die größte Beſchönigung, denn mancher Bankerottirer hat noch niemals angefangen zu zahlen. — Er hat ſich mit ſeinen Gläubigern geſetzt. Sehr fein ausgedrückt. Wer ſitzt, wird kürzer; und bei einer ſolchen Sitzung kommen die Gläubiger immer zu kurz. — Er bietet Procente. Sehr in der Ordnung. Da ſich der Bankerottirer durch den Bankerott ein Kapital macht, verzinſt er es wenigſtens ein Mal ſeinen Gläubigern.

Ein Türke ſchuldete einem Leipziger Kaufmann 30,000 Thaler und ließ ſich Jahre lang nicht mehr auf der Leipziger Meſſe ſehen. Endlich erblickt eines Tages der Leipziger den Türken auf der Straße. Nach dem Meßrecht will er ihn ſofort feſtnehmen laſſen. Doch der Türke bietet 50 Procent, und der Leipziger, froh, noch ſo guten Kaufes davon zu kommen, erklärt ſich mit dem Anerbieten zufrieden. Auf dem Zimmer des Leipzigers angekommen, fragt der Türke nach ſeinen Wechſeln, und da ihm dieſe präſentirt werden, ſagt er: »Nun haben Sie die Güte, mir 50 Procent darauf zu quittiren.« — »Aber die andern 50 Procent!« ruft der Leipziger. — »Ueber die können Sie neue Wechſel bekommen,« erwidert ruhig der Türke.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Ein Schauſpieler ohne Recenſionen. Dieſe reißen ihn zwar herunter, geben ihm aber erſt ſeine Wichtigkeit.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Die Illuſtrirte Zeitung ohne Illuſtrationen. Dieſe machen derſelben keine Ehre, erhalten ſie aber.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Der Buchhandel ohne Nachdruck. Dieſer ruinirt den ehrlichen Buchhandel, um ſich zu bereichern.

Was wäre der Handel ohne Bankerott? — Ein Stutzer ohne Schneidercredit. — Ein Charlatan ohne Dankſagung in den Zeitungen. — Ein Haaröl ohne künſtliche Perücken. — Ein Weinhändler mit Waſſermangel. — Eine alte Jungfer ohne verlorenen Taufſchein. — Ein Cenſor ohne Rothſtift. — Ein Rothſchild mit einem Herzen für die Armuth.

Wie man von den Handlungsreiſenden ſagt: Sie machen in Wolle, in Wein, in Senf, ſo kann man von manchen Leuten ſagen: Sie machen in Bankerott. Man begriffe nicht, womit ſie ihre Geſchäfte anfangen, wenn ſie dieſelben nicht eben nur anfingen, um ſie zu enden. Ihr Geſchäft läuft auf den Bankerott hinaus. Ein dummes deutſches Sprichwort ſagt: Wer ſeine Schulden bezahlt, verbeſſert ſein Vermögen. Weit klüger ſagt der Speculant: Wer ſeine Schulden nicht bezahlt, kommt zu Vermögen.

Die Mißgunſt der Menſchen hat aber bereits den Kaufleuten ihr Vorrecht geraubt, Bankerott zu machen. Alles beanſprucht ſchon dieſes Glück.

Selbſt die Religion hat Bankerott gemacht. Sie iſt in die Brüche der Secten gegangen. — Die Muſik hat Bankerott gemacht. Wie viele Leute glauben, Künſtler zu ſein, wenn ſie nur einen ſchlechten Accord anſchlagen können. — Die Literatur hat Bankerott gemacht. Ihre Bücher werden revidirt und die Buchführer zur Rechenſchaft gezogen. — Die Politik hat Bankerott gemacht. Sie weiſt jeden Wechſel zurück. — Die Liebe hat Bankerott gemacht. Sie kann die vielen Changen nicht aushalten. — Das Menſchenrecht hat Bankerott gemacht. Es hat den **Concursus bonorum** eröffnet. In der Theilung kommt nichts heraus.

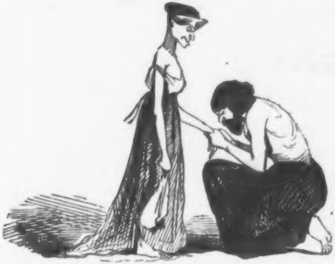
Man könnte eine neue Definition des Menſchen geben: Der Menſch iſt das Thier, das Bankerott macht. — Jedes andere Thier zeichnet man durch das Beiwort „Kapital" aus. Man ſpricht von einem Kapital-Ochſen, einem Kapital-Hunde, einem Kapital-Eſel. Einen Menſchen zeichnet man aus, indem man ſagt: Es iſt ein Mann, der ſeine Intereſſen wahrzunehmen weiß. So iſt das ganze Menſchendaſein ein Leben auf Credit.

Kurzgefaßte Geſchichte der Literatur.

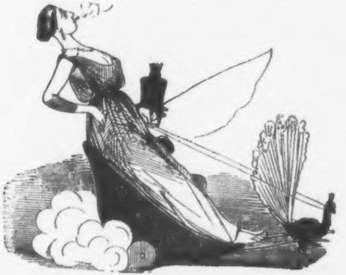
I. Fremdes Haar.	I.
1. Allongeperücken in	1.
A. Großem Format.	A. Lediglich Citate in groß Folio.
B. Kleinerem Format.	B. Etwas weniger Citate in klein Folio.
2. Stutzperücken in	2.
A. Großem Format.	A. Noch etwas weniger Citate in groß IV.
B. Kleinem Format.	B. Citate ſo viel als Text in klein IV.
3. Perücken mit Zopf oder Beutel.	3. Weniger Citate als Text in groß VIII. (Beginn der ſog. ſchönen Literatur dito.)
II. Eigenes Haar.	II.
1. Friſirt mit	1.
A. Langem Zopf. (Polizeiwidrig.)	A. Text mit ſehr wenigen Citaten in mittel VIII. (Ketzer in theologicis.)
B. Kurzem Zopf. (Polizeiwidrig.)	B. Text ohne Citate dito. (Ketzer in diversis.)
C. Locke.	C. Dito. Gelinde Aufklärerei dito.
D. a. Beutel. b. Zöpfchen.	D. Wenig Text. Fortſchritt der ſogenannten ſchönen Literatur dito in a. Wertherfieber. b. Rittergeſchichten.
2. Naturel.	2. Eigentlich textlos in klein VIII. oder XII. Triumph der ſog. ſchönen Literatur in
A. Kurz polizeilich.	A. Sentimentalität oder Beginn der Flegelei.
B. Kurz polizeiwidrig.	B. Ketzer in politicis.
C. Unabgeſchnitten. (Zuletzt polizeiwidrig.)	C. Deutſchthümler.
III. Haarloos. Wegen Kopfloſigkeit. (Touren.)	III. Vollendete Textloſigkeit. Vollendete Flegelei. (Illuſtrationen.)

Anhang. Strumpfleriſche ſogenannte ſchöne Literatur. (Fragment wegen Launenhaftigkeit periodiſcher Abtheilungen.

1. Seidene Strümpfe mit	1.
A. Gold oder Silber.	A. Sevigné ꝛc.
B. Ohne Zuthat. (Mitunter fleckig oder ſchadhaft.)	B. Gräfin Hahn-Hahn, v. Beſſing, Paalzow ꝛc.
2. Zwirnene Strümpfe.	2. Gatterer, Huber ꝛc.
3. Baumwollene Strümpfe.	3. Wie das Weib ſein ſoll. Hanke, Louiſe Mühlbach, Ida Frick ꝛc.
A. Reinlich.	
B. Fleckig, zerriſſen.	
4. Schafwollene Strümpfe oder Socken.	4. Dacier, Reiske ꝛc.
5. Strumpflos.	5. Sand, Aſton, Zitz ꝛc.



Mutter Chriſtine empfängt die Huldigung des Herzogs von Rianzares.



Donna Iſabella, begleitet von ihrem Privatſekretär, kutſchirt allerhöchſteigenhändig durch den Prado.

Zapfenſtreich.

Altenburg. H. A. Pierers weltbekanntes „Univerſallexikon“ hat nun mit der Ausgabe des 207ten Heftes ſeine Vollendung erreicht. Das ganze Werk, aus 34 Bänden beſtehend, iſt eines der ſchönſten Denkmäler des deutſchen Fleißes, eine der ſchönſten Trophäen unſerer Literatur.

Berlin. Die „Zeitungs-Halle“ enthält folgenden Landtags-Aktien-Bericht: Preußen iſt um 50 Procent geſtiegen; Deutſchland ſteigt fortwährend; der König hat perſönlich 300 Procent gewonnen; Radicale ſind beinahe auf Null geſunken; Orthodox-Dogmatiſche ſtark gefallen; Bureaukraten werden wahrſcheinlich den alten Stand nie mehr erreichen; Abſolutiſten weichen auch; Proletarier und Bedrängte ſind im Steigen und werden wohl auf pari kommen. Ueberhaupt ſcheint ſich zum allgemeinen Beſten eine vollſtändige Ausgleichung vorzubereiten.

∴ Preußen will dem Beiſpiele Frankreichs folgen und ſeine zum Tode verurtheilten Verbrecher zukünftig nicht mehr durchs Beil, ſondern durch die Guillotine hinrichten laſſen. (Den Verbrechern ſelbſt wird es ziemlich gleichgiltig ſein, auf welche Weiſe ſie geköpft werden; die Humanität aber darf darin wieder einen Fortſchritt erblicken.)

∴ Unter dem Schwarme fremder Notabilitäten, die ſeit Kurzem in unſern Mauern verweilen, befindet ſich der franzöſiſche Componiſt und Kritiker Hector Berlioz.

∴ „Die eiſerne Jungfer und das heimliche Gericht im königlichen Schloſſe zu Berlin, von M. F. Rabe,“ iſt der Titel eines ſoeben hier in der Haude- und Spener'ſchen Buchhandlung erſchienenen Werkes, deſſen Inhalt viel Anziehendes hat. In faſt ganz Deutſchland iſt der Glaube verbreitet, daß es in demſelben ehemals ein furchtbares, grauſenerregendes Tödtungs-Werkzeug gegeben habe: die Jungfer, die eiſerne Jungfer, ſowie die damit vollzogene Strafe der „Jungferkuß“ geheißen. — Auch in dem königlichen Schloſſe zu Berlin, erzählt man, ſoll ein ſolcher weiblicher Unhold geweſen ſein; man giebt deſſen Standort in einem noch vorhandenen Thurme der früheren Burg an, welcher nach einem, ehemals in demſelben befindlichen Gefängniß: der grüne Hut, noch jetzt dieſen Namen führt, und weiß gar Manches von ihm zu erzählen. Der Verfaſſer der hier angezeigten Schrift forſchte in Gedrucktem und Geſchriebenem nach, ſtellte die genaueſte örtliche Unterſuchung an und ſpricht ſich, darauf geſtützt, dahin aus, daß alle Erzählungen von einem Weſen jener Art im hieſigen Schloſſe völlig ungegründet ſind.

∴ Die letztjährige Nachtigallenſteuer hat hier nur 25 Thaler abgeworfen, woraus hervorgeht, daß in ganz Berlin nicht mehr als zehn Nachtigallen in Käfigen gehalten werden (?).

Bologna. Papſt Pius IX. hat ſämmtliche Privilegien der hieſigen unter ſeinem Vorgänger beiſpiellos vernachläſſigten Univerſität erneuert, und namentlich die Buchhändler angewieſen, von jedem Werke, das in deren Verlage erſcheint, die vom Geſetz beſtimmten Exemplare an die Univerſitätsbibliothek abzuliefern.

Bremen. Ein hier herausgekommenes Pamphlet, „der deutſche Schifffahrts- und Handelsbund“, macht bei uns großes Aufſehen und erregt nebenbei auch etwas Unruhe, weil man darin einen Abfall Bremens von der Sache des Freihandels und eine Diverſion zu Gunſten des Zollvereins erblicken will. Verfaſſer dieſer Schrift iſt der Senator Dickwitz, die rechte Hand des Bürgermeiſters Smidt. Seine Zeitungen ſecundiren dabei ganz vortrefflich.

∴ Ein unlängſt hier vom Stapel gelaufenes Schiff hat, zu Ehren eines der rheiniſchen Abgeordneten beim preußiſchen Landtage, den Namen Beckerath erhalten.

Brüſſel. Von der „Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten“, die hier (bei Muquardt) erſcheint, ſind ſoeben drei neue Lieferungen (2—4) herausgekommen. Wir haben ſchon früher der Erſcheinung dieſes Werkes gedacht und dabei erwähnt, daß die vorliegende Abtheilung Spanien und die Spanier zum Gegenſtande hat. Die vortrefflichen, in den Text eingedruckten Holzſchnitte und die Coſtumebilder (eine Frau aus Urgel, ein Einwohner aus der Gegend von Orihuela und ein Einwohner aus der Umgegend von Seroſo) ſind eine ſehr zierliche Ausſtattung des Werkes.

∴ Der auf der Place royale prangende Freiheitsbaum iſt unlängſt niedergehauen worden, um dem Standbilde Gottfrieds von Bouillon ſeinen Platz einzuräumen. Zahlreiche Schaaren von Bürgern hatten ſich eingefunden, um die Zweige des gefallenen Baumes unter ſich zu vertheilen als Andenken an die Tage des glorreichen Jahres 1830.

Chriſtiania. Der norwegiſche Studenten-Verein hat eine Unterzeichnung eröffnet zur Errichtung eines Denkmals für den verſtorbenen Dichter Henrik Wergeland. Daſſelbe ſoll auf einem der hieſigen Plätze aufgeſtellt und der etwaige Ueberſchuß der Beiträge zu einer des Dichters würdigen Ausgabe ſeiner Werke verwendet werden.

Coblenz. Das Gerücht, daß bei der „Rhein- und Moſelzeitung“ ein Redactionswechſel eintreten werde, hat ſich durch das am 1. Juni erfolgte plötzliche, aber freiwillige Ausſcheiden des ſeitherigen Redacteurs, Dr. Neurohr, beſtätigt. Die Gründe, welche ihn zu dieſem Schritte bewogen hatten, ſollen die ſein, daß er das Intriguiren von Seiten der hieſigen Ultramontanen nicht ferner ertragen wollte.

Darmſtadt. Das neueſte Regierungsblatt enthält ein Verbot der Verſendung und Verbreitung des bei H. Hoff in Mannheim erſcheinenden „deutſchen Zuſchauers“, bei einer Polizeiſtrafe von 10 Gulden für jedes Exemplar.

∴ Der hieſige Gemeinderath hat beſchloſſen, dem verſtorbenen Publiciſten E. E. Hoffmann, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um unſere Stadt, auf dem Friedhofe ein Denkmal ſetzen zu laſſen, deſſen Koſten durch freiwillige Beiträge von 12 Kreuzern gedeckt werden ſollen. (**Der Mann verdient's!**)

Detmold. Sämmtlichen Mitgliedern unſeres Hoftheaters in Duodezformat iſt der Contract gekündigt worden, weil man es von Grund aus reorganiſiren will. (Ganz eingehen laſſen wäre noch viel vernünftiger!)

Dresden. Der Präſident des Bundestags, Graf von Münch-Bellinghauſen, hat den ſächſiſchen Hausorden der Rautenkrone erhalten.

∴ Die liebe, gute, alte Madame Schröder-Devrient hat uns ohne Abſchiedsrolle verlaſſen; eben ſo die junge, hübſche Schauſpielerin Lebrün, welche ſich mit einem engliſchen Baronet, Don, einem reichen Sonderling, vermählt hat. Erſtere iſt königliche Kammerſängerin, Letztere Lady geworden. Beider Verluſt für die Bühne iſt — Dank den Muſen! — wohl zu ertragen.

∴ Auf unſerer Bühne gaſtirt jetzt die Wiener Hofopernſängerin Anna Zerr. Die erſte Rolle, in der ſie bei uns aufgetreten iſt, hat den günſtigen Ruf, der ihr vorausgegangen war, nicht beſtätigt. Ihre Norma — man hat dieſe Partie von Madame Viardot-Garcia gehört — war nicht geeignet, der Gaſtin Beifall zu verſchaffen.

Florenz. Der Großherzog von Toskana hat eine Commiſſion zur Abfaſſung eines neuen Civilgeſetzbuchs ernannt. Gleichzeitig iſt auch eine Commiſſion zur Abfaſſung eines neuen Strafgeſetzbuchs niedergeſetzt worden.

∴ Der bekannte Schriftſteller Vieuſſeux wird, begünſtigt durch das neue Preßgeſetz, ſein einſt durch ganz Toscana verbreitetes Blatt „Antologia“ nach vierzehnjähriger Unterbrechung unter dem Namen „la Fenice“ wieder erſcheinen laſſen. — Außerdem erſcheinen hier ſeit dem 1. Juni drei neue Zeitſchriften: „la Patria“, „l'Etrusco“ und „l'Arno“. — Auch Livorno ſoll eine neue Zeitung erhalten.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier, wöchentlich drei Mal, ein Blatt reinwiſſenſchaftlichen Inhalts in vier Sprachen (italieniſch, franzöſiſch, deutſch und engliſch). Es führt den Titel „Journal universel polyglottique“ und wird von einem Herrn Beſla redigirt.

Gallen. (St.) Der Tod hat uns einen unſerer verdienſtvollſten Mitbürger, den Archivar Ehrenzeller, den Verfaſſer der „St. Galliſchen Jahrbücher“, geraubt.

Hamburg. Unſere ſogenannte freie Stadt beabſichtigt die Gründung einer hanſeatiſchen Univerſität, wozu bereits anſehnliche Summen unterzeichnet ſein ſollen. (Aber Geld allein iſt dazu nicht hinreichend!)

Heidelberg. Das für die „deutſche Zeitung“ eingeſchoſſene Actien-Kapital beträgt 80,000 Gulden, zu welchen die Baſſermann'ſche Buchhandlung in Mannheim allein den vierten Theil dieſer Summe hergiebt.

Karlsruhe. Der Stadtrath von Freiburg hat genehmigt, daß der verſtorbene Geſchichtsſchreiber Carl von Rotteck auf dem dortigen Univerſitätsplatze ein Standbild erhalten darf. (Höchſt gnädig!)

Kiel. In der Rack'ſchen Buchhandlung iſt wieder ein ſogenanntes Stück Bedürfnißliteratur unter dem lockenden Titel „die Zahlenlotterie oder kurzgefaßte Anleitung, in derſelben 100 Procent zu gewinnen“, vom Stapel gelaufen. Das Opus, „nach mathematiſchen Grundſätzen bearbeitet", koſtet blos lumpige 2 Mark 6 Schilling. (Es giebt Narrenkappen, die weit theurer als dieſe ſind.)

Königsberg. Die hieſige Polizei iſt gegen den Sonntags-Gottesdienſt der Juden eingeſchritten, weil ein Miniſterial-Reſcript alle Veränderungen des jüdiſchen Gottesdienſtes verbietet. (Gehört das auch zur vielgeprieſenen Toleranz?)

Kopenhagen. Herr Reitzel, der ehemalige Redacteur des „Faedreland", iſt wegen einer patriotiſchen Rede in Skamlingsbanke zu 200 Rbthlr. Strafe und zwei Jahren Cenſur verurtheilt worden. (Blos zu zweijähriger Cenſur! Der Mann darf ſich gratuliren. Unſereiner hat noch niemals eine Rede gehalten und iſt zur Cenſurſtrafe auf Lebenszeit verurtheilt.)

Leipzig. Herr Robert Heller hat ſich einem Lohnkutſcher in die Arme geworfen und iſt nach dem Süden, d. h. nach Nürnberg geeilt, vermuthlich um dem Begräbniß der ſeit länger als vierzig Jahren beſtandenen „Zeitung für die elegante Welt" aus dem Wege zu gehen. Die „Elegante", an deren Untergang er nach Kräften redlich mitgewirkt hat, hört zu erſcheinen auf. Eine Thräne auf ihr Grab!

∴ Ganz in der Nähe unſerer liebenswürdigen Muſenſtadt will ſich eine Waſſerheul-Anſtalt etabliren unter den Auſpicien eines bekannten Novelliſten, der ſeine literariſche Unſterblichkeit aus dem Waſſer geſchöpft hat

∴ Der „Komet" ſchreibt: Es ſind wieder einige neue Wäſchezettel von Vater Göthe aufgefunden worden. Seine noch lebende Waſchfrau wird ſie als Supplement ſeiner Werke herausgeben. (Das wird Herr Eduard Boas der guten Frau ſehr verübeln!)

∴ Bei Julius Koffka iſt erſchienen: „der Geſellſchafter im Dampfwagen", ein Kaleidoſkop heiterer und ernſter Zeit- und Lebensbilder, redigirt von Julius Loeker. Das kleine nette Büchelchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erſte humoriſtiſche Skizzen und die zweite eine eben ſo genaue als vollſtändige Ueberſicht ſämmtlicher Fahrpläne der deutſchen Eiſenbahnen für den Sommerdienſt 1847 enthält und ſchon aus dieſem Grunde für Alles, was reiſt, ein ſehr willkommener Begleiter iſt. Aus der erſten Abtheilung bringen wir in heutiger Nummer unſeres Blattes ein artiges Pröbchen „zur Geſchichte des Bankerotts".

∴ In demſelben Verlage iſt unter dem Titel „Piesecke, der Mann der Revolution" ein burleskes Trauerſpiel erſchienen, das die Berliner Apriltage in den Kreis ſeiner Perſiflage zieht. Die kleine Satire, reich an blutritzenden Spitzen, iſt „den Glaſermeiſtern Berlins in Anerkennung ihrer Verdienſte in ſtürmiſchen Zeiten" gewidmet. An der Stirn dieſer komiſchen Tragödie prangt das parodirende Motto:

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Gensd'armen Scherz! —
Nicht achten ſie der Bäcker Thränen: —
Weit iſt ihr Magen, eng ihr Herz!
Nichts Heiliges iſt mehr; es löſen
Sich alle Banden frommer Scheu
Der Gute räumt den Platz dem Böſen
Und voller wird die Stadtvogtei!
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken —
Verderblich iſt des Tigers Zahn —
Jedoch, wer ſchildert wohl den Schrecken,
Wenn ſich die Cüraſſiere nah'n?
Ja, vor einem Cüraſſier laufen tauſend Berliner davon!

∴ Die Zahl der hieſigen Buchhändler beläuft ſich nach dem neulich ausgegebenen Verzeichniß derſelben auf 135, von welchen 78 zugleich Commiſſionäre von ungefähr 1900 auswärtigen Buchhandlungen ſind. Dazu kommen noch 19, die gegenwärtig kein offenes Geſchäft haben oder über deren Geſchäft Concurs eingeleitet iſt.

∴ Die Aufführung von Mozarts „Don Juan" war eine der grauenvollſten Darſtellungen unſeres in jeder Beziehung im Abſterben begriffenen Stadttheaters. Nur Herrn Ballmanns durchdachtes Spiel als Gerichtsperſon konnte das Stück vor gänzlichem Fall retten. Herrn Bickerts Stockſchnupfen zeichnete ſich auch diesmal vortheilhaft aus.

Lemberg. Der gefeiertſte Luſtſpieldichter unſerer polniſchen Literatur iſt Graf Alexander Fredro. Seine geſammelten Luſtſpiele ſind in fünf Bänden herausgekommen, von denen die beiden erſten 1826 in Wien, die drei letzten in den Jahren 1830, 1834 und 1838 in Lemberg erſchienen ſind. Die ganze Sammlung umfaßt ſiebzehn Stücke, von denen die „Damen und Huſaren", die „Freunde" und vor Allem die „Miſantropen" die gelungenſten ſind. Auch Alexanders älterer Bruder, Johann Maximilian Graf von Fredro, hat ſein Talent der Bühne zugewandt, und drei Trauerſpiele, „Dido", „Harald" und „Wanda", geſchrieben, welche vor zehn Jahren (1837) zu Leipzig im Druck erſchienen ſind.

London. Die hieſigen Verehrer O'Connells wollen ſeine Leiche, ſobald ſie hier eintrifft, feierlich durch die Stadt geleiten; in der Kathedrale zu Moorfields ſoll die katholiſche Geiſtlichkeit das Seelenamt abhalten. Sein Leichnam wird auf einem Kirchhofe bei Dublin beerdigt werden.

∴ Seit Kurzem hat der bekannte polniſche Geſchichtsſchreiber Graf Valerian Kraſinski eine Reihe von Vorleſungen über die jetzige und zukünftige Lage der polniſchen Nation eröffnet. Unter den Zuhörern gewahrte man auch den ruſſiſchen Geſandten.

∴ In England wurden an Bildern eingeführt im Jahre 1845: aus Frankreich 3797, aus Italien 3757, aus Holland und Belgien 4572, aus andern Ländern 2775, zuſammen 14,901; im Jahre 1846: aus Frankreich 2999, aus Italien 3635, aus Belgien und Holland 3954, aus andern Ländern 2327, zuſammen 12,915. Man kann annehmen, daß in den letzten zwanzig Jahren wenigſtens eine halbe Million Bilder nach England eingeführt worden ſind. (Wieviel ſchlechtes Zeug mag darunter geweſen ſein!)

Madrid. Eine engliſche Zeitung ſchreibt: Man iſt jetzt in Spanien — und namentlich in der Hauptſtadt — mit engliſcher Nachſicht erfüllt gegen die Geſammtheit liebender Frauen und äußert eine ſolche Entrüſtung gegen diejenigen Platoniker, welche das Forum der Zärtlichkeit auf den häuslichen Herd des Ehemanns beſchränken wollen. — Seit Kurzem ſpricht man viel von der Stiftung eines neuen Ritterordens, deſſen Deviſe „Vivat Amor, pereat Plato“ lauten ſoll. Als Großkanzlerin dieſes Ordens nennt man eine hochgeſtellte Dame am Hofe von Aranjuez.

∴ Herr Ventura de la Vega, Privatſekretär und Günſtling der jungen Königin, hat das Großkreuz des Iſabellen-Ordens erhalten. Donna Iſabella ſcheint große Neigung zu zeigen, in die Fußtapfen ihrer vielgeliebten Mutter Chriſtine zu treten.

∴ Nach einem Bericht im „Eſpectador“ ſoll der König geſonnen ſein, Madrid zu verlaſſen und ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Valladolid zu nehmen. Unterdeſſen bringen Seine Majeſtät, wie der „Faro“ erzählt, Allerhöchſtihre Zeit im Pardo mit Jagen, Reiten, Muſiciren und Billardſpielen zu, wofür er aus der Privatkaſſe ſeiner königlichen Gemahlin ein monatliches Taſchengeld von 30,000 Realen bezieht.

∴ Don Francisco will à tout prix von Donna Iſabella getrennt werden. Die Gründe, auf welche er ſeine Eheſcheidung baut, ſollen 1) ein mediciniſcher, 2) ein diplomatiſcher und 3) ein anderer Grund ſein.

∴ Die ci-devant Königin Chriſtine und dermalige Madame Munnoz, Herzogin von Rianzares, hat in der franzöſiſchen und engliſchen Bank ein rundes Sümmchen von 100 Millionen Francs angelegt.

∴ Auf Wunſch des engliſchen Geſandten ſoll General Eſpartero nach Spanien zurückberufen und zum General-Capitain der philippiniſchen Inſeln ernannt werden.

∴ Der ſeit Kurzem begnadigte Friedensfürſt Don Manuel Godoy, geboren 1767, war, zwanzig Jahre alt, als einfacher Edelmann in die königliche Leibwache getreten. Als er 1808 geſtürzt wurde, beſaß er ein Jahreseinkommen von 5 Millionen Piaſtern, eine beſondere Leibwache und die koſtbarſte Gemäldeſammlung in ganz Spanien. Das Alles verlor er; nur ſeine Gemahlin erhielt kurze Zeit vor ihrem Tode eine Penſion von 25,000 Francs. Da ſich der Friedensfürſt durch Hinneigung zu Frankreich den Haß des ſpaniſchen Volkes zugezogen hatte, ſo iſt nunmehr ſeine Rehabilitation als ein Werk Frankreichs anzuſehen.

∴ Die Regierung hat eine Münzverfügung erlaſſen, nach welcher unter dem Namen „Iſabelinos“ neue Goldſtücke zu 100 Realen (6 Thaler 20 Neugroſchen) geprägt werden ſollen.

Mainz. Die ſingenden Geſchwiſter Heinefetter — es gab deren bis jetzt drei: Sabine, Clara und Kathinka — haben ſich um eine Fatime vermehrt. Fatime Heinefetter will ihre erſten Verſuche auf norddeutſchen Bühnen machen.

München. Donna Lola Montez gab zur Einweihung ihres kleinen Schloſſes ein Feſtmahl, zu dem die Gute den königlichen Oberſthofmarſchall und ſämmtliche Miniſter eingeladen hatte; doch ging's wie bei jenem Feſtmahle im Evangelium: die Eingeladenen hielten es ihrer Würde angemeſſen, unter allerhand Vorwänden wegzubleiben. Darüber hat ſich die edle Sennora dergeſtalt echauffirt, daß ein paar gefällige Aerzte ihr einen Sommeraufenthalt in Aſchaffenburg und das Bad Brückenau angerathen haben.

∴ König Ludwig wird ſich nach dem Bade Brückenau begeben.

∴ Alle baierſchen Cenſoren haben die weiſe Weiſung erhalten, ſich bei Beurtheilung aller Schriften und Artikel über den preußiſchen Landtag ſtreng an die Bundesbeſtimmungen zu halten. (Als ob die baierſchen Cenſoren nicht ohnedies ſchon ſtreng genug wären!)

∴ Dem würdigen Bürgermeiſter Behr iſt bei ſeiner Begnadigung die Bedingung gemacht worden, daß er ſich vorläufig überall, nur nicht in Würzburg, niederlaſſen dürfe. (Alſo Amneſtie mit Hinderniſſen!)

∴ Charlotte von Hagn (Frau von Oven) kehrt nicht — wie es unlängſt in einigen Blättern geheißen hat — zur Bühne zurück, ſondern nimmt mit ihrem Gatten ihren bleibenden Aufenthalt in unſerer Stadt.

∴ Unſer ausgezeichneter Maler Kaulbach iſt über Wien und Dresden nach Berlin abgereiſt.

Neapel. In der Kirche Santa Maria del Carmine iſt das Standbild Conradins, von Thorwaldſen modellirt und von dem baier'ſchen Bildhauer Peter Schöpf in Marmor ausgeführt, in Gegenwart des Kronprinzen von Baiern, des Errichters dieſes Denkmals, feierlich enthüllt worden.

Paris. Mehrere Deputirte, erſchreckt durch das gewaltige Umſichgreifen der Hazardſpiele in den mittlern und höhern Schichten der Geſellſchaft, wollen der Regierung den Vorſchlag machen, die Spielkarten ſo hoch als möglich zu beſteuern. Leider aber wird auch dieſe Maßregel der Seuche des Hazardſpiels ſchwerlich einen Damm ziehen, da ſie eine Folge der jetzt überall herrſchenden Wuth iſt, ſchnell und ohne Arbeit reich werden zu wollen.

∴ Auber iſt zum Commandeur und Spontini zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Der im Jahre 1827 verſtorbene General Carlovèze vermachte 20,000 Francs, deren Zinſen alljährlich unter die zehn älteſten Reiter der geſammten Cavallerie vertheilt werden ſollen. Neulich hat die Vertheilung dieſer Summe ſtattgefunden (im Ganzen 930 Frs. 20 Cent.), der älteſte Reiter der Armee iſt ein Deutſcher, Namens Schelling, Quartiermeiſter und Ritter der Ehrenlegion. Er hat ſieben Feldzüge mitgemacht und ſteht 34 Jahre 3 Monat und 13 Tage im Dienſt; die übrigen Betheiligten hatten 33 und 32 Jahre gedient.

∴ Der „Corſaire-Satan“ will wiſſen, daß die ſpaniſche Tänzerin Montez, die ſich mit einem ihrer vielen Anbeter überworfen habe, in Kurzem nach Paris zurückkehren wolle. (Paris wird ſich beeilen, dieſer neuen Veſtalin Ehrenpforten zu erbauen.)

∴ Die bekannte Schauſpielerin Pleſſy iſt nun auch in der Appellations-Inſtanz verurtheilt worden, die 100,000 Frs. Entſchädigung an das Théâtre français zu zahlen, weil ſie ihren Contract gebrochen und ein Engagement in Petersburg angenommen. In dieſem Augenblick gaſtirt die ſchöne Contractbrecherin in Brüſſel und gefällt etwas mehr noch als raſend.

∴ Seit dem Jahre 1837 ſind hier, raſch hinter einander, vier deutſche Zeitungen aufgetaucht und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden: die „Pariſer deutſche Zeitung“ (redigirt von Adolph von Bornſtedt), das „Vorwärts“ (redigirt von Heinrich Börnſtein), der „Stern“ und der „deutſche Steuermann“. Seit dem Januar dieſes Jahres erſcheint, unter der Leitung der Herren Maurer und Braune, eine deutſche Monatsſchrift: „Pariſer Horen“, die ſich, dem Anſcheine nach, länger halten werden als ihre Vorgängerinnen.

∴ Ein engliſcher Graveur, Namens Skelton, hat Herrn Guizot in Kupfer geſtochen. Ein Spottblatt meint, dies Bildniß ſei nichts weniger als bezaubernd ſchön.

∴ Bei Ampot iſt unter dem Titel „Geoffroy Chaucer, poëte anglais du XIVième siècle“ ein Werk erſchienen, das den Vater der engliſchen Poeſie, den Dichter der berühmten „Canterbury-tales“, zum Gegenſtande hat und von einem Herrn Gomont herrührt. Den größten Theil dieſer Monographie nimmt Chaucers Lebensbeſchreibung ein.

∴ „Le Comte Egmont“, ein dem Göthe'ſchen Trauerſpiele gleichen Titels nachgeahmtes Drama, von einem Herrn Mellande, hat im Odéon-Theater, trotz aller Anſtrengungen der darin beſchäftigten Künſtler, Schiffbruch gelitten.

∴ „Le Chiffonnier“, das neue, mit großer Spannung erwartete Drama vom Dichter des „Diogenes“, Herrn Felix Pyat, iſt im Porte-Saint-Martin-Theater in Scene gegangen und mit einem Enthuſiasmus aufgenommen worden, der dieſem Zugſtücke mindeſtens hundert Vorſtellungen ſichert. Die Hauptrolle ſpielt der berühmte Frédéric Lemaitre.

∴ Das Théâtre français und die große Oper ſind, wegen nothwendiger Ausbeſſerungen im Innern, ſeit dem 1. Juli geſchloſſen.

∴ Die Stadt Nancy hat die Erlaubniß erhalten, dem General Drouot, welcher dort geboren worden, ein Denkmal zu errichten.

Peſth. Unſere von dem ungariſchen Maraſtoni mit einem Koſtenaufwand von 10,000 Gulden geſtiftete Maler-Akademie zählt jetzt 29 Frei- und 10 zahlende Schüler.

∴ Der Bildhauer Libay in Schemnitz hat Napoleons Büſte in Silber ausgeführt und will damit eine Reiſe nach Paris machen. (Der gute Mann kommt damit zwanzig Jahre zu ſpät. Jetzt iſt der Enthuſiasmus für den „Gott des Kriegs“ ſchon halb verraucht.)

Petersburg. Madame Volnys (Léontine Fay), eine der erſten Notabilitäten des Théâtre français in Paris, iſt mit einem Jahrgehalte von 60,000 Papierrubel für unſer Theater gewonnen. — Unſere deutſche Bühne hat den trivialen Hamburger Spaßmacher Brüning und die einſtmals junge, aber ſeitdem ſehr alt gewordene Madame Grabowsky nebſt Gemahl engagirt. Letzterer iſt, ſo zu ſagen, nur Knochenbeilage.

Stockholm. „Die weiße Frau zu Drottingholm" heißt ein komiſches Singſpiel, das, auf der hieſigen Bühne gegeben, großen Beifall eingeerntet hat. Der Componiſt dieſer Operette iſt Prinz Guſtav.

Wien. Unſere vielbeſprochene Akademie der Wiſſenſchaften, endlich zu Stande gebracht, zerfällt in eine mathematiſch-phyſikaliſche und eine hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe. Sie beſteht aus 48 Mitgliedern, wovon die Hälfte ihren Wohnſitz in Wien haben muß, aus Ehren-Mitgliedern, die nicht die Zahl von 24 überſchreiten dürfen, und aus correſpondirenden Mitgliedern in einer von der Akademie ſelbſt zu beſchränkenden Zahl. Vorſtand der Akademie iſt ein Curator (Erzherzog Johann); außerdem hat ſie einen alle drei Jahre neu zu wählenden Präſidenten, einen Vice-Präſidenten und zwei alle vier Jahre vom Kaiſer neu zu beſtätigende Sekretäre. Zur Beſtreitung ihrer Auslagen erhält ſie aus dem Staatsſchatze einen Etat von 40,000 Gulden C. M. Jährlich hat ſie vier Preiſe auszuſchreiben und von Zeit zu Zeit über gewiſſe Verwaltungsfragen ihr Gutachten abzugeben.

∴ Die Liſte der bis jetzt ernannten 40 Akademiker errang zum Theil großen Beifall. Mit Befriedigung ſieht man Celebritäten, wie Hammer, Hyrtl, Grillparzer, Schaffarik, Palaczky, und ſtrebſame Gelehrte, wie Endlicher, Ettingshauſen, Jäger, Baumgärtner, Chmel, Haidinger, Hügel in den Reihen der Akademiker. Dagegen iſt man mit der Wahl Anderer um ſo weniger einverſtanden, als ſie dem Publicum ganz unbekannte Namen bieten oder wenigſtens auf dem Gebiete der Literatur keine Wurzel haben. Am wenigſten Sympathien findet Herr Preſl Swatopluk, Profeſſor der ſpeciellen Naturgeſchichte in Prag, ein Czechomane von ſo gutem Waſſer, daß er der Schrecken der deutſchen Studenten in Prag iſt, denen er beim Examen ödipiſche Räthſel aufgiebt, während jeder ſeiner czechiſchen Hörer mit ſo milden Kinderfragen bedacht wird, daß er kaum ein Mal Raffs Naturgeſchichte geleſen zu haben braucht, um von Profeſſor Preſl Swatopluk mit Lorbeern gekrönt zu werden. Auch Herr Wolf findet wegen ſeines engherzigen Cenſor-Eifers gar keinen Anklang. Namen wie Rockitansky, Skoda, Rußegger, die jeder Akademie zur Zierde gereichen würden, werden dagegen ſehr ſchmerzlich vermißt.

∴ Um das Einführen der ungariſchen Zeitungen in Oeſterreich beſtmöglichſt zu erſchweren, iſt das ohnehin nicht billige Poſtporto derſelben noch bedeutend erhöht worden. Die Peſther Comitatsſtände wollen bei ihrem nächſten Zuſammentreten gegen dieſen neuen Hemmſchuh ernſtlichen Proteſt einlegen.

∴ Nicolaus Lenau iſt hier angekommen. Auf dem Dampfſchiffe blieb der geiſteskranke Dichter mit ſeinem Schwager ruhig in ſeiner Kajüte. Am Ufer ſtanden ſeine Freunde und ſeine Schweſter, um ihn zu empfangen; der Aermſte aber erkannte Keinen von ihnen. Seit ſeiner Ankunft befindet er ſich in der Privat-Irren-Anſtalt des Doctor Görgen in Döbling.

∴ Der Balladendichter J. N. Vogel hat aus Rom das Diplom eines Ehrenmitglieds der dortigen Akademie erhalten.

∴ In unſerm lieben Wien werden, gleich den zweibeinigen Künſtlern, auch die vierbeinigen Mimen, wir meinen die Affen des Herrn Schreier, allabendlich unter großem Jubel hervorgerufen. Neulich wurde Madame Pompadeur — die Crelinger unſerer Affenkomödie — ſogar durch eine Nachtmuſik überraſcht. Die Gefeierte erſchien am offenen Fenſter und geruhte mit dem ganzen Aufwande ihrer animaliſchen Grazie etwelche Pomeranzenſchalen auf die leeren Schädel ihrer Verehrer herabfallen zu laſſen.

∴ In einer unſerer hieſigen Buchhandlungen ſollen in Kurzem die geſammelten Werke der jüngſt verſtorbenen Hofſchauſpielerin Franul (Frau Null?) von Weißenthurn herauskommen.

∴ Meiſter Johann Strauß hat einen neuen Walzer-Cyclus unter dem Titel „fliegende Blätter" erſcheinen laſſen.

Zürich. Die „ſchweizeriſche Nationalzeitung" erzählt, daß die engliſche Regierung dem Gouverneur von Indien eine Probe der Schießbaumwolle überſendet habe. Der Gouverneur, gerade bei Tafel, habe den Brief unter den Teller gelegt, und als darauf die heiße Suppe ſervirt worden ſei, habe ſich die Baumwolle entzündet, den Teller in die Luft und die Suppe dem Gouverneur ins Geſicht geſprengt. (ben trovato!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In der ſeltenen „Introductio in chaldaicam linguam, syriacam atque armenicam et decem alias linguas" des Theſeus Ambroſius, die in Pavia bei Simoneta im Jahre 1539 in Quart erſchien, findet ſich, nach den verſchiedenen Schrift-Alphabeten, auch das Fac-Simile eines Briefes des Teufels, in ſehr ſonderbaren Schriftzügen. Er iſt an einen Zauberer, Ludwig von Spoleto, gerichtet, der dem Teufel eine ſchriftliche Beſchwörung zuſchickt, die Ambroſio ebenfalls mittheilt. Aus der Geſchichte der Correſpondenz mit Lucifer, welche in jenem Werke erzählt wird, geht hervor, daß die Zauberer ſich damals einer ſympathetiſchen Dinte bedienten. — Ich weiß nicht, ob De Foe (in ſeiner bekannten „Geſchichte des Teufels") des Talents deſſelben als Briefſteller erwähnt hat; als Muſiker iſt er durch ſeine berühmte Sonate bekannt, die der große Violinſpieler Tartini, dem er ſie auf einem coloſſalen Contrebaſſe (im Traume) vorgeſpielt, in Noten geſetzt hat.

— In London zeigt die Art, wie man an die Hausthür klopft, den Rang der Perſonen an, welche Einlaß begehren. Ein Schlag zu wenig würde eine Entwürdigung, ein Schlag zu viel eine Anmaßung oder wohl gar eine Impertinenz ſein. *Ein Schlag* verkündet den Milchmann, den Kutſcher oder einen Bettler und bedeutet: »Ich möchte hinein.« *Zwei Schläge* melden einen Boten oder einen Briefträger und bedeuten, daß Der, welcher anklopft, in Geſchäften komme und ſagen ſo viel als »Laßt mich hinein.« *Drei* Schläge verkünden den Herrn oder die Frau vom Hauſe oder einen der Hausfreunde. Sie ſagen ohne Umſtände: »Macht auf!« *Vier* Schläge melden eine Perſon von gutem Ton, unmittelbar unter dem Range des Adels, und bedeuten »Ich wünſche einzutreten!« Dieſe *vier* Schläge, zwei Mal feſt und dictatoriſch wiederholt, melden einen Mylord, eine Mylady, einen Miniſter oder irgend eine andere Perſon von hohem Range und wollen ſagen: »Ich laſſe mich herab, Euch einen Beſuch abzuſtatten.«

Treffer und Nieten.

* Der Großfürſt Michael von Rußland, der ein ſehr geiſtreicher Spötter iſt, ſagte von einem ſeiner Kammerherren, der zufällig, wie Rouſſeau, Jean Jacques heißt und rothe Haare hat: »Il est Jean, il est Jacques, il est roux, il est sot, mais pourtant il n'est pas Jean Jacques Rousseau.«

* Alberto Nota, der feinſte Luſtſpieldichter Italiens, hatte im Umgang viel Schlagfertigkeit des Witzes, und man erzählt ſich in Italien eine Menge glücklicher Einfälle von ihm. »Eine Schlacht iſt der herrlichſte Genuß,« rief ein Officier. — »Ach ja,« bemerkte Nota, »zumal wenn man auf der ſiegreichen Seite iſt.« — Ein anderes Mal ſagte ein Ehegatte, deſſen Gemahlin eben nicht im Geruche unverbrüchlicher Treue ſtand: »Welches Glück, Kinder zu haben!« — »Ja,« ſtimmte Nota ſarkaſtiſch bei, »zumal Kinder, deren Vater man iſt!«

* Michelet ſagt in ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution": »Die Welt denkt und Frankreich ſpricht.« (Wir wiſſen nicht, ob dies ein Compliment oder eine Grobheit ſein ſoll.)

* Ein ſpaniſches Sprichwort ertheilt folgenden wohl zu beherzigenden Rath:

  O ſcherze mit dem Eſel nicht,
  Er ſchlägt den Schweif Dir ins Geſicht.

  Aus dieſem Grunde ſcherzen wir mit manchem „Ritter ohne Furcht und Tadel" nur ſehr ungern.

* Balzac bemerkt in einem ſeiner Romane: »Die Frauen haben ein ganz eigenthümliches Gedächtniß; an den *erſten* Geliebten denken ſie oft noch nach dreißig Jahren zurück; ihren *letzten* Anbeter vergeſſen ſie oft ſchon nach drei Tagen.«

* In Neſtroy's neueſter Poſſe „der Schützling" kommt folgende Stelle vor: »Es iſt traurig, wenn man im *Mai* der Liebe im *Juni* ſeine *Juli* mit einem *Auguſt* beiſammen findet.«

* Vor Kurzem ſchrieb Jemand auf eine Subſcriptionsliſte in die Rubrik „Charakter": »N. N., Freund des Herrn Giacomo Meyerbeer.«

* Ein Wiener gab in einer vornehmen Damengeſellſchaft einem Ungarn folgende Räthſelfrage auf: »Es iſt ein Theil des menſchlichen Körpers und fängt mit einem A an.« Die Damen erröthen. — »Brauchen's nit roth zu werden,« ſagte der gutmüthige Wiener. »Ich weiß ſchon, was Sie meinen, aber Sie irren. Der Theil des menſchlichen Körpers, der mit einem A anfängt, iſt — A Paar Stiefel.«

Intereſſante Neuigkeit!

Soeben verließ die Preſſe und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzherzog Karl.

Sein Leben und ſein Siegeszug im Jahre 1809.

Ein Gedenkbuch für

Oeſterreichs Krieger und Volk.

Motto: Was die Tage auch zerſchmettert haben,
Karl und Aſpern iſt ins Herz gegraben,
Karl und Aſpern donnert's im Geſang.
Th. Körner.

13½ Bogen. Eleg. broch. 20 Ngr.

Dieſes vortreffliche Werk enthält außer der kurzgefaßten Biographie des verewigten Erzherzogs eine höchſt anziehende und ausführliche Schilderung des ewig denkwürdigen Feldzugs von 1809, wozu dem Verfaſſer Quellen zu Gebote ſtanden, wie zeither noch keinem Autor über dieſen Gegenſtand.

Die Verlagsbuchhandlung
Leopold Schleſinger in Berlin.

In der **Feſt**'ſchen Verlags-Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Schickſale der Frauen
und
die Proſtitution

im Zuſammenhange mit dem Princip der Unauflösbarkeit der katholiſchen Ehe und beſonders der öſterreichiſchen Geſetzgebung und der Philoſophie des Zeitalters.

Von
Dr. Ant. J. Groß-Hoffinger.

Broch. Preis 2 Thaler.

**Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 18,
und eine literariſche Beilage von Carl Muquardt.**

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 18.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Zapfenſtreich.

Amſterdam. Die drei Gaſtrollen, welche Frankreichs erſte tragiſche Schauſpie-
rin, Dlle. Rachel, auf der hieſigen Bühne gegeben, haben ihr 8023 Gulden eingebracht.

Augsburg. Im Verlage von C. A. Fahrmacher erſcheint eine Ueberſetzung der
n Edward Lytton Bulwer geſammelten und herausgegebenen „Skizzen aus dem Leben“
n Laman Blanchard, ins Deutſche übertragen von George von Roß. Blanchard's
chriften, ſagt Bulwer, verdienen einen Platz in jeder Sammlung ſchönwiſſenſchaftlicher
erke. Sie beſitzen, was in der leichten Literatur ſo ſelten gefunden wird, den eigen-
ämlichen Reiz, angenehme Eindrücke zu hinterlaſſen. Bulwer's Empfehlung wird
nen zahlreichen Freunden eine gute Bürgſchaft ſein. Das Ganze ſoll in 3 Bänden
ſcheinen.
∴ In der „All-Gemeinen Zeitung“ wird der jüngſt verſtorbene Publiciſt Ernſt
mil Hoffmann „eine auch auf der Kehrſeite ſtark ausgeprägte Individualität“ genannt.
Was ſoll das heißen, All-Gemeine? Hat der Selige vielleicht einen cul de Paris ge-
agen?)

Berlin. Wenn man die zweite Kammer oder Curie des vereinigten Landtags
rmiſch zerſetzt, ſo kommen 231 ritterſchaftliche Landſtände zum Vorſchein; darunter
9 Kammerherren, 50 Landräthe 42 Landſchaftsräthe, 18 Offiziere außer Dienſt und
5 Staatsbeamtete. Unter den 182 Abgeordneten der Städte befinden ſich, genau ge-
ählt, nicht weniger als vier Dutzend Bürgermeiſter, d. h. 48 Stück.
∴ Unter den neugewählten Stadtverordneten befindet ſich auch der als Mitglied
s Handwerker-Vereins durch ſein Rednertalent ſchnell bekannt gewordene Schriftſteller
erends.
∴ In der „Spenerſchen Zeitung“ lieſt man folgende Bemerkung: Schon ſeit zwei
ahren hatten die hieſigen Gärtner um die Erlaubniß angehalten, unter ſich eine gegen-
itige Hagel-Verſicherungs-Anſtalt errichten zu dürfen, ohne darauf Beſcheid zu erhalten.
wei Tage nach dem vor Kurzem ſtattgehabten Hagelwetter ging — endlich! — die Ge-
ehmigung ein. (Eile mit Weile!)
∴ Von Carl Ritters „Vergleichender Erdkunde“ — ein Werk, das ein deutſcher
ritiker mit vollem Rechte ein unvergängliches Denkmal deutſchen Wiſſens nennt — iſt
er dreizehnte Band herausgekommen, welcher Arabien in den Kreis ſeiner gelehrten For-
hungen zieht.
∴ Im Hoftheater gaſtirt jetzt die Sängerin Köſter-Schlegel und auf der König-
ädter Bühne die beliebte Schauſpielerin Julie Hermann aus Hamburg. Letztere bewährt
uch in dieſem Jahre ihre Anziehungskraft.

Bologna. Eine der gefeiertſten Sängerinnen Italiens Signora Bottrigari iſt, kaum
8 Jahre alt, auf ihrem Landſitze bei Bologna der Sichel des Todes anheimgefallen.

Chur. Seit einigen Tagen verweilt unter uns der bekannte Touriſt J. G. Kohl,
er von hier aus das rhätiſche Alpenland zu durchwandern gedenkt.

Conſtantinopel. Der türkiſche Sultan hat ſeine Blutegel im ganzen Lande auf
wei Jahre verpachtet und dafür das erkleckliche Sümmchen von anderthalb Millionen
iaſtern erhalten.

Cöln. Drei der Majeſtätsbeleidigung angeklagte Bürger unſerer Stadt, Maler Druſen, Maler Hempel und Kaufmann Paffrath, ſind nun auch in zweiter Inſtanz freigeſprochen worden.

Dresden. Bei Gelegenheit des diesjährigen Ordensfeſtes haben der Hiſtorienmaler Profeſſor Eduard Bendemann in Dresden und Profeſſor Dr. Wachsmuth in Leipzig das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens erhalten.

∴ In den „Hamburger Originalien“ befindet ſich ein Theaterbericht aus Dresden, worin es heißt: „Es ſcheint beinahe, als ob mit der Schönheit des neuen Schauſpielhauſes ein böſer Zauber eingezogen wäre. Das Theater iſt immer leer und immer leer! Nur das Poſſenhafte und zuweilen die Oper ziehen noch Leute ins Theater. Wenn Niemand mehr hinein will, wo will das hinaus? Iſt es nicht betrübend, wenn Damen und Herren vorziehen, auf der Brühl'ſchen Teraſſe zu luſtwandeln? Iſt das nicht unverzeihlich?“ *)

Dublin. Männer aller Farben haben den Lord-Mayor von Dublin erſucht, dem verſtorbenen Agitator O'Connell ein Denkmal zu errichten.

Frankfurt. Ueber die beim Bundestag beantragten neuen Preßgeſetze lieſt man hier und anderswo die wunderlichſten Dinge. Viele wollen wiſſen, die neue Preßfreiheit verhalte ſich zur alten Cenſur wie etwa die Regierung Rehabeams zu der Salomo's (2 Chron. 10) und werde eigentlich blos zur Strafe gegeben. Den Verfaſſern ſtreng mathematiſcher und rein naturwiſſenſchaftlicher Schriften wolle man aber ein unbedingtes Vertrauen ſchenken, vorausgeſetzt, daß unter ihnen kein neuer Galileo Galilei auftaucht.

∴ Bei der vor Kurzem ſtattgefundenen Auction der aus dem Dorow'ſchen Nachlaß angekauften Autographen wurde ein Brief des Erasmus von Rotterdam mit 54 Gulden 30 Kreuzer, ein Brief von Mozart mit 27 G. 18 K., eine muſikaliſche Reliquie deſſelben, nebſt einigen Zeilen von Spontini, mit 36 G. 40 K., ein Schreiben nebſt Notenblatt von Beethoven mit 19 G. 30 K., eine Unterſchrift des erſten Conſuls Bonaparte mit 11 G. 30 K., ein Brief von Göthe ebenfalls mit 11 Gulden 30 K., ein Brief von Klopſtock mit 10 G. 48 K., ein Billet von Bürger mit 4 G. 48 K., ein Schreiben von Koszinsko mit 9 G. 42 K., ein Brief von Leſſing 15 G. 30 K., von Byron 13 G. 20 K., von Kant 16 G. 31 K., bezahlt. Die Handſchriften noch lebender Notabilitäten wurden durchſchnittlich für 20—30 Kreuzer erſtanden.

∴ Am 28. v. M. ſtarb der Dr. med. Theodor Keſtner, ein Sohn der durch Göthe's Werther berühmt gewordenen Charlotte B. aus Wetzlar.

Hamburg. Auf dem Stadttheater gaſtirt jetzt Herr Döring, ein alter, gerngeſehener Liebling unſeres Publikums mit mirobolantem Beifall. Auf dem Thalia-Theater gefällt Madame Peroni-Glaßbrenner.

Leipzig. Adolph Böttger, der liebenswürdige Dichter der „Agnes Bernauer“, hat acht reizend ſchöne Johannis-Lieder geſchrieben, die (im Verlage des Herrn Otto Klemm erſchienen) in der Bruſt jedes Poeſiebegabten ein freudig-warmes Echo finden werden. Das beſte Lied dieſes kleinen Cyclus iſt das wundervoll-ſchöne Gebet: „Gewalt'ger Schöpfer, deſſen Güte u. ſ. w.“ Nicht minder reizend iſt das Sonett (Nummer 2), deſſen vier erſte Verſe hier einen Platz finden mögen. Sie lauten:

Der Flieder klopft mit duftig-weißen Trauben
Des niedern Kirchenfenſters blanke Scheiben,
Als wollten ſeine grünen Händchen ſchreiben
Ins fromme Glas auch ihren frommen Glauben.

∴ Von Cabet's „Voyage en Icarie“ wird hier eine deutſche Ueberſetzung vorbereitet. Es iſt auffallend, daß bis jetzt noch keine erſchienen; in Frankreich hat dies Werk bereits mehrere Auflagen erlebt.

---

*) Herr Dr. Töpfer fügt dieſem Ausrufe folgende Randgloſſe bei: „Nein, das iſt ſehr vernünftig. Bietet das Theater nicht ein in allen Theilen tüchtiges Ganze, ſo entſpricht es keineswegs mehr der ins Volk gedrungenen Bildung. An ein mittelmäßiges Theater Geld hingeben und für ſein Geld Langeweile kaufen, iſt eine Thorheit. Die Natur wird nie leer werden: ſie ſtellt trefflich dar, wohlfeil und voll Poeſie. Schelten Sie alſo nicht auf die Dresdener Spaziergänger, dies iſt anderswo auch ſo. Geht das Publikum nicht ins Schauſpielhaus, ſo verliert es auch gewiß nichts dort. Es giebt keinen gerechtern Richter, als das Publikum.“

Anmerkung für das Leipziger Stadttheater.

London. Nach Galignani's „Meſſenger" ſollen ſich unter der 1,813,676 Seelen
arken Bevölkerung der Themſeſtadt nur 151 Schriftſteller und blos ein Dutzend Blau:
rümpfe befinden. (Glückliches London! Unſer kleines Leipzig hat ſo viel Schriftſteller,
ß man mit ihnen den halben Ocean verſtopfen kann.)

∴ In der unlängſt eröffneten Tulpenausſtellung des Kunſtgärtners Groom ſlerirt
ben der „Lady Peel," der „Victoria Regina" und dem „Marſchall Soult" auch
ne „Jenny Lind" — ein gelbes Exemplar, um das ſkandinaviſche Blond
nzudeuten.

Mailand. Unſere Künſtlerwelt hat durch den Tod des berühmten Bildhauers
. Monti aus Ravenna einen allgemein betrauerten Verluſt erlitten.

München. Am 11. v. M. verſchied hier plötzlich, an den Folgen eines Schlag:
uſſes, im 64ſten Lebensjahre, der in ganz Deutſchland ehrenvoll bekannte Clarinettvir:
oſe Heinrich Bärmann. Er war über 40 Jahre lang die Zierde unſerer Hofkapelle
ıb ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften und ſeiner Bildung wegen allgemein beliebt.

Paris. Unſere gute Deputirtenkammer iſt faſt ganz auf den Hund gekommen,
nüſirt ſich aber dabei ganz königlich. In den letzten Sitzungen wurden unter ungeheurer
eiterkeit lange Reden für und gegen die Herren Hunde gehalten; endlich haben die Hunde
n Sieg davongetragen, denn die in Vorſchlag gebrachte Hundeſteuer iſt durchgefallen.

∴ Der „Courrier français" erzählt, daß der neue Seeminiſter, Herzog von Monte:
llo, der ſeither nie etwas mit der Marine zu ſchaffen gehabt, jetzt jeden Morgen ein paar
tunden im See:Muſeum des Louvre zubringe, um, vermittelſt der daſelbſt befindlichen
odelle aller Art, ſich wenigſtens eine oberflächliche Kenntniß ſeines neuen Poſtens zu
rſchaffen.

∴ Die beiden politiſchen Zeitungen „Commerce" und „Patrie" haben ſich in Ein
meinſchaftliches Unternehmen verſchmolzen, in der Weiſe jedoch, daß beide Redactionen
rtbeſtehen und die eine Hälfte des Blatts des Morgens, die andere des Abends ausge:
ben wird.

∴ Vor einigen Tagen wurde hier eine vollſtändige Sammlung aller von 1814 bis
15 gegen Napoleon und die Bourbons gerichteten Spottbilder unter dem Titel
listoire caricaturique de l'empereur Napoléon et de la Restauration" verkauft.
r Beſitzer derſelben, ein Herr de l'Eſtang, zu jener Zeit Conſervator in der Verwaltung
ſchönen Künſte, hat jener koſtbaren Sammlung ſehr werthvolle Bemerkungen hinzu:
fügt. Ein Bruder des jüngſtverſtorbenen Bankiers Deleſſert hat die ganze Sammlung
den ſpottbilligen Preis von 500 Francs erſtanden.

∴ Madame Mélanie Hahnemann, die Witwe des berühmten Gründers der Ho:
opathie, wegen unbefugter ärztlicher Praxis vor Gericht geladen, war, trotzdem, daß
von einer deutſchen Univerſität den Doctortitel erworben, zu 100 Francs Strafe und
die Koſten verurtheilt worden. Gleich darauf hatte ſie gegen das erſte Erkenntniß
pellation eingelegt, letztere aber an dem Tage, an welchem die Verhandlung feſtgeſetzt
r, zurückgenommen und ſich dem Urtheil der erſten Faſſung unterworfen.

∴ Auch in der diesjährigen Kunſtausſtellung prangte eine ganze Menagerie von
riſer Spießbürgern und Spießbürgerinnen. Der Hauptmaler dieſer Klaſſe iſt Herr
ard, der Paul de Kock des Pinſels, der heuer wieder ein paar beluſtigende Beiträge
die anarchiſche Sammlung geliefert hat.

∴ Nach einer hieſigen mediciniſchen Zeitſchrift giebt es in Frankreich über 20,000
rzte, worunter ſich jedoch kaum 12,000 geprüfte befinden. Die übrigen ſind Quackſalber,
uſcher und Dorfbarbiere.

∴ Donizetti hat die Irren:Anſtalt zu Ivry, in welcher er zwei Jahre und drei
onate ein trauriges Daſein gelebt, endlich verlaſſen. Sein Irrſinn hat ſich in ſtille
elancholie, in dumpfes Hinbrüten verwandelt; alle körperliche und geiſtige Empfindung
eint von ihm gewichen.

Prag. Der Beſchluß der böhmiſchen Stände, ihren Verhandlungen durch die Organe
Preſſe die möglichſte Oeffentlichkeit zu verleihen, wird hier als eine Frucht des ver:
igten Landtags in Berlin angeſehen, wohin ſich, wie bekannt, einige böhmiſche Cava:
e begeben hatten, um die Elemente und den Fortgang dieſer Verhandlungen in der Nähe
beobachten. Die Stände haben die Nothwendigkeit erkannt, ſich durch die unbeſchränk:
e Oeffentlichkeit das Vertrauen des Volkes zu erwerben.

Rom. Am Tage des Frohnleichnamsfeſtes lockte ein herrlicher Juniusmorgen und
Begeiſterung für Pius IX. ſchon in früheſter Frühe viele Tauſende in den bunteſten
uppen nach dem Vatican hin. Unter der Maſſe der Fremden befand ſich auch die

Proſpectus.

Zu keiner Zeit durchdrang eine ſo lebhafte Reiſeluſt alle Claſſen der Geſellſchaft wie heutzutage. Ein unüberſehbares Netz von Verbindungswegen wird bald die ganze Erde überſpannen; die entfernteſten Länder, die fremdartigſten Nationalitäten und Intereſſen gerathen in unmittelbare Berührung; Länder- und Völkerkunde iſt das tägliche Brod jedes nur halbwegs Gebildeten und vielleicht die weſentlichſte Grundlage aller modernen Cultur geworden.

Am angenehmſten und fruchtbarſten ſtudirt ſich Länder- und Völkerkunde auf Reiſen. Wißbegierde und Lebensluſt werden da zugleich befriedigt. Reiſen iſt daher das Loſungswort aller Welt; ein Segel das ſich im Winde bläht, eine dampfende Lokomotive erfüllt Jung und Alt mit gleicher Sehnſucht. Aber trotz aller Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, wie Wenigen iſt es gegönnt, ihrem Hang zu folgen, wie viele Tauſende müſſen an ihre Scholle, ihr Pult oder ihre Werkſtatt gefeſſelt bleiben! Dieſen reiſeluſtigen Gemüthern, die ſich aus ihrem engen Kreiſe nach Erfriſchung und Belehrung hinausſehnen, freundlich beizuſpringen oder den Gewanderten das Bild ihrer Erinnerungen zu vervollſtändigen und künſtleriſch zu fixiren, — das iſt der Zweck dieſes Unternehmens.

Wenn uns der Leſer nur mit einem Blick bis zur erſten Station unſeres erſten Ausfluges folgen will, ſo wird er ſich bald von den Annehmlichkeiten und Vortheilen überzeugen, die dem Mitreiſenden geboten werden. · Die Geſellſchaft, die ihm als Führer dient, beſteht aus Künſtlern und Schriftſtellern verſchiedener Art. An der Grenze jedes Landes empfängt ihn ein beredter, unterrichteter Cicerone, der jedoch überall zur Partei der Unbefangenen gehört. Wir reiſen zwar von einem Lande zum andern mit der Schnelligkeit, die der Stolz unſerer Dampf-Zeit iſt, aber wir wandern auch mit der romantiſchen Behaglichkeit der alten Poſthorn- und Poſtkutſchen-Zeit, ja ſogar wo es nöthig, auf Maulthieren und Kameelen, von einem Punkte zum andern; wir verlaſſen ſehr oft die Hauptſtraße, um das Volk in Gebirg- und Waldeinſamkeit kennen zu lernen, und weichen gewiß keinem Abenteuer aus, das für Sitten und Schickſale des Landes charakteriſtiſch iſt. Bei Natur- und Kunſtſchönheiten, bei Feſten, merkwürdigen Stadtſcenen u. ſ. w. wird geraſtet, um Zeichner und Maler zu beſchäftigen; ſo daß der Reiſende eine volle Mappe von treu nach der Natur gezeichneten Abbildungen und von ſauber gemalten Volkstrachten mit auf den Weg erhält. Außerdem wird jedoch für ernſtere Gegenſtände, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Handel, Zeit und Raum hinreichend übrig bleiben, um das Gemälde von jedem Land und Volk möglichſt vollſtändig auszuführen.

Auf gemeinſchaftliche Koſten reiſt es ſich billig, und daß bei der ungewöhnlich prachtvollen und wahrhaft künſtleriſchen Ausſtattung unſere Reiſe ſo wenig koſtſpielig iſt, möge beſonders dem Umſtande zugeſchrieben werden, daß wir mit drei Verlegern anderer Länder die ſehr bedeutenden Ausgaben für Zeichnungen und Holzſchnitte auf gemeinſchaftliche Koſten beſtreiten und ſo das Werk ziemlich gleichzeitig in vier verſchiedenen Ländern und Sprachen erſcheinen wird, ein Umſtand, der auch unſern anſpruchloſen und populären Titel ins Leben gerufen hat.

Indem wir den Wunſch ausſprechen, unſer Unternehmen möge bei dem gebildeten Publikum Anklang und Aufnahme finden, erlauben wir uns hiermit ergebenſt zur Theilnahme einzuladen, wodurch man ſich vorläufig nur zur Abnahme des erſten, in 24 Lieferungen erſcheinenden und vollſtändig für ſich beſtehenden Werkes über Spanien verbindlich macht.

Spanien und die Spanier.

GESCHILDERT VON R. v. CUENDIAS.

illuſtrirt
von unſern beſten Künſtlern,
mit vielen Zeichnungen, Holzſchnitten
und 24 Anſichten der vorzüglichſten Bau- und Kunſtdenkmäler in Tondruck
und 24 ſauber ausgemalten Volkstrachten.

Alle 14 Tage eine Lieferung von 2 Bogen Text, reich illuſtrirt, und 2 Abbildungen, von denen
eine ſehr ſauber ausgemalt.

Brüſſel und Leipzig
Die Verlagsbuchhandlung von Carl Muquardt.

Subſcriptionsſchein.

Ich ſubſcribire auf   Exempl. des bei C. Muquardt in Brüſſel und Leipzig erſcheinenden Werkes „Spanien und die Spanier“, in 24 Lieferungen, monatlich 2 Lieferungen à 8 Sgr., 30 kr. Rh. oder 30 kr. C. M.

Ort und Datum: Name:

Alle Buchhandlungen in Deutſchland nehmen dieſen Schein an, liefern zu dem oben angezeigten Preiſe das Werk regelmäßig und können die erſte Lieferung zur Einſicht vorlegen.

Einladung zur Subſcription.

Die Reiſe

auf

gemeinschaftliche Kosten,

von

einer Geſellſchaft von Schriftſtellern und Künſtlern.

Erſter Band.

Spanien und die Spanier.

vollſtändig in ungefähr 24 Lieferungen à 8 Sgr., 36 Kr. Rh. oder 30 Kr. C.

Mutter der Königin Iſabella von Spanien. Nach dem Hochamte in der Sixtina begannen die Kanonen der Engelsburg ein langſames Feuer; die Proceſſion trat aus der St. Peterskirche — eine Proceſſion, in welcher man, außer dem Papſt und ſeinem Hofſtaate, den Cardinälen und der hohen Prälatur und vielen andern, auch 1533 Weltprieſter und 2815 Ordensgeiſtliche in ihren eigenthümlichen Trachten mit brennenden Kerzen, Pſalmen und Hymnen ſingend, einherſchreiten ſah. In 15 Abtheilungen wurde der Zug von den Welt- und Ordensgeiſtlichen eröffnet; ihnen folgten die eigentlichen Mönchsorden in ſieben großen Haufen, hierauf 22 Abtheilungen angehender Geiſtlicher, Pfarrer, Vorſteher milder Stiftungen, Brüderſchaften und unteren Prälaten mit dem päpſtlichen Kreuz; nach ihnen kam in 21 Reihen die päpſtliche Capelle; in 13 tiefen Reihen folgte die hohe Prälatur mit den Cardinälen; auf dieſe der Papſt im Tragſeſſel; den Beſchluß machte der weltliche Hofſtaat ſeiner Heiligkeit, in welchem beſonders die Leibwache der Nobili durch ihre an dieſem Feſte zum erſten Mal angelegte koſtbare Kleidung und den mittelalterlich-antiken Helm vor Allem die Aufmerkſamkeit der Zuſchauermaſſen auf ſich zog. Der Papſt ſchloß die Feier nach ſeiner Rückkehr in die Peterskirche damit, daß er der dort verſammelten Menge den apoſtoliſchen Segen ertheilte.

∴ Der Papſt hat den allgemein beliebten Cardinal Altieri zum Hausminiſter ernannt.

∴ Am 30. Mai ſtarb hier, im Kloſter von San Caliſto, der berühmte Dichter und Geſchichtsforſcher Giuſeppe Borghi. Seine geiſtlichen Hymnen gehören zu den Zierden der modernen italieniſchen Literatur; eben ſo klaſſiſch iſt ſeine Ueberſetzung des Pindar.

Weimar. Einer der hieſigen Bierwirthe hat das kleine Haus, in welchem einſt Deutſchlands größter Dichter, Friedrich v. Schiller, gewohnt, für 5000 Thaler angekauft und will nun die Zimmer, in denen Schillers keuſche Muſe gewaltet, in öffentliche Bierſtuben verwandeln. (Echt deutſch!)

Wien. Erzherzog Karl von Oeſterreich — ſeine Hinterlaſſenſchaft wird auf 47 Millionen Gulden angegeben — hat den in Wien lebenden, auf den Schlachtfeldern ergrauten Kriegern, die unter ſeiner Fahne gedient — 2000 Gulden vermacht — (2000 in 47 Millionen!)

∴ Verlag und Eigenthumsrecht der „Wiener Zeitung“ ſoll an den Peſther Buchhändler Guſtav Heckenaſt übergehen und das Feuilleton der Redaction des bekannten Novelliſten Stifter anvertraut werden.

∴ Der „Kobold“, eine von Friedrich Kaiſer herausgegebene Illuſtrationsſchrift, hat nach kurzem Beſtehen das Winterquartier des großen unbekannten Jenſeits bezogen; an die Stelle des eingeſchlafenen „Kobold“ beabſichtigt der Verleger ein ähnliches Unternehmen unter dem Titel „Staberl als Kalendermacher“ ins Leben zu rufen.

∴ Unſere Hofbibliothek (die, beiläufig erwähnt, noch immer keinen Realkatalog beſitzt) hat 4000 Doubletten der Bibliothek in Athen zum Geſchenk gemacht. Wie viele öſterreichiſche Provinzial-Hauptſtadt-Bibliotheken hätten dadurch bereichert werden können! Aber das Geſchenk ſtellte dem fungirenden Hofrath den Erlöſer-Orden in Ausſicht und wirklich erhielt er das Commandeurkreuz deſſelben.

∴ Die hieſige Künſtler- und Gelehrten-Welt fühlt ſich unangenehm berührt, daß der ganz und gar talentloſe Componiſt Geiger, deſſen Oper „Wlaſta“ ein in Wien unerhörtes Fiasco gemacht, vor Kurzem den Orden der Ehrenlegion erhalten hat. Hyrtl, der gelehrte Profeſſor der Anatomie, Ferdinand Wolf, der tiefe Kenner der romaniſchen Sprachen, ſollen erklärt haben, fortan die gleiche Decoration, die ihnen im vorigen Jahre geworden, nicht mehr tragen zu wollen. Die Biographie des neugebackenen Ehrenlegionsritters läßt ſich in zwei Zeilen zuſammendrängen: Herr Geiger iſt der Mann ſeiner Frau, welche eine Marchande des Modes iſt, deren Mann durch die ſprichwörtlich gewordene Zudringlichkeit ſeiner Frau Muſiklehrer in einigen Kreiſen unſerer Ariſtokratie geworden iſt. Viele freuen ſich über dieſe und ähnliche Ordensverleihungen, weil ſie dazu beitragen werden, der überaus lächerlichen Ordenswuth, die hier graſſirt, ein Ende zu machen, da jeder Decorirte leicht in den Fall kommen kann, ſich mancher ſeiner Collegen ſchämen zu müſſen.

∴ Unſere Gelehrtenwelt hat durch den Tod des Directors der k. k. Hofbibliothek, Albrechts von Kraſt, einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Der Verſtorbene ſprach und ſchrieb vierzehn Sprachen, worunter die orientaliſchen ſein Hauptſtudium bildeten. Seine letzte Arbeit war der Entwurf eines raiſonnirenden Katalogs, den er im Vereine mit einem jüdiſchen Literaten, Simon Deutſch, herausgab. Herr von Kraſt war 32 Jahre alt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

249. Leipzig, 9. Juli 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger:

ch 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
cher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
n Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b

Wie viel Jeder werth iſt.

Tragikomiſche Betrachtung von E. M. Oettinger.

In den letzten zehn Jahren hat die Sucht, Handſchriften berühmter
onen zu ſammeln, in unſerm nachahmungsſüchtigen Deutſchland ſo
Wurzeln geſchlagen, daß auch bei uns der Handel mit Autographen
neuer Zweig einträglicher Speculation geworden iſt. Dieſe Manie
dieſen Schacher damit haben wir von den Engländern und Franzoſen
ſt. In Frankreich nämlich ſammelt Alles, was zur vornehmen Welt
rt oder gehören will, Briefe und Unterſchriften großer Leute, und
he dieſer Autographen ſind dort ſo ſehr geſucht, daß ſie, wie Staats-
ere, einen beſtimmten Cours, einen feſten Preis haben. Wenn arme
den ſelbſt armen, aber edlen Vicomte von Chateaubriand, den letz-
Champion der ſeit der Juli-Revolution zu Grabe getragenen Legiti-
t, um ein Almoſen bitten, ſchreibt er ſeinen ruhmgeſchmückten Namen
ein Blatt Papier, das dann ſo viel Werth hat, als eine Anweiſung
fünf Francs, die jeder Autographenhändler dafür zahlt.

Zwei der reichſten Sammlungen von Handſchriften zeitgenöſſiſcher
abilitäten der Künſte und Wiſſenſchaften ſind jetzt im Beſitze des Für-
von Metternich in Wien und des Hofraths Falkenſtein in Dresden.
Name des Erſtern erinnert mich an ein Factum, das hier einen
verdient. Der Neſtor der europäiſchen Diplomatie wünſchte ſich
Jahren eine ſeinem Schatze fehlende Handſchrift Jules Janins. Der
wandte ſich an den Grafen Appony und der Graf an den „König
Feuilleton". Der Verfaſſer des „todten Eſels und der guilloti-
n Frau" ergriff eine jungfräuliche Feder, nahm einen patſchouly-
enden Papierſtreif und ſchrieb:

> »Ich bekenne hiermit, vom Fürſten Metternich fünfzig Flaſchen ſeines beſten Johannisberger Ausbruchs erhalten zu haben, und ſtatte dafür dem freundlichen Geber meinen verbindlichſten Dank ab.
>
> J. J.«

Und Fürſt Metternich, ein Geiſt, der jeden Geiſt zu ſchätzen weiß, ſandte mit dem nächſten Couriere an Herrn Janin das Doppelte von Dem, worüber er im Voraus dankbar quittirt hatte.

Nicht minder hübſch iſt eine Anekdote, die man ſich vom Hofrath Falkenſtein erzählt. Der brave Mann, vertraut mit den drückenden Nahrungsſorgen eines jungen Dresdener Poeten, ſchickte ihm eines Tages vier Friedrichsd'or, begleitet von einem Schreiben, worin er ihm anzeigte, er ſei von einem ſeiner auswärtigen Freunde erſucht worden, für den beiliegenden Betrag ein handſchriftliches Gedicht des Herrn *** anzukaufen. Da es ihm bis jetzt, trotz aller Mühe, nicht gelungen ſei, ſich in den Beſitz des gewünſchten Autographs zu ſetzen, nehme er ſich die Freiheit, ſich direct an den Dichter ſelbſt zu wenden, mit der Bitte, dem Wunſche ſeines Freundes ein williges Gehör zu ſchenken. Der junge Dichter, gerührt von der Zartheit ſeines edlen Gönners, dankte ihm dafür in einem Gedichte, das nicht weniger ſeinem Herzen als ſeinem Talente zur Ehre gereicht.

Wären alle Autographenſammler ſo großmüthig wie Herr von Metternich, ſo zartfühlend wie Hofrath Falkenſtein, ſo hätte die Manie, die epidemiſch immer weiter um ſich greift, bei aller Unnützlichkeit doch auch ihr Nützliches.

Doch zur Sache!

Am 10. Mai d. J. fand in Leipzig eine von T. O. Weigel veranſtaltete Auction von Handſchriften ſtatt. Der Katalog der „Collection précieuse de lettres autographes“ enthielt 581 Nummern, darunter Handſchriften von 73 weltlichen und 24 geiſtlichen Fürſten, von 46 Staatsmännern und Feldherren; die übrigen Nummern waren Gelehrte, Dichter und Künſtler.

Der Güte eines Freundes verdanke ich ein Exemplar jenes Verzeichniſſes mit Angabe der Preiſe, um welche dieſe Autographa verkauft worden ſind. Betrachtet man die Preiſe als einen Maßſtab des geſchichtlichen Antheils, der ſich an die Schreiber dieſer Briefe knüpft, ſo ſtellt ſich faſt durchgängig ein ziemlich richtiges Verhältniß heraus.

Von den Handſchriften der weltlichen Fürſten erhielt den höchſten Preis eine Unterſchrift Kaiſer Carls V. vom 26. März 1526. Für dieſe wurden 5 Thaler 5 Neugroſchen bezahlt. Dann folgte eine Unterſchrift der Kaiſerin Maria vom 16. Februar 1761 mit 4 Thaler 15 Neugroſchen. Den niedrigſten Preis erhielten drei Unterſchriften der drei Mecklenburg-Schweriniſchen Herzoge Chriſtian Ludwig, Friedrich und Friedrich Franz. Alle Drei zuſammen gingen für 4 Neugroſchen weg, ſo daß auf jeden dieſer Herren 13⅓ Pfennige kommen.

Spottbillig ſtellten ſich die Preiſe der geiſtlichen Herren heraus. Den höchſten Preis erhielt der ſehr ehrenwerthe Biſchof Maximilian von Conſtanz, der für 3 Neugroſchen zugeſchlagen wurde. Alle 24 Unterſchriften zuſammen brachten 19, ſage neunzehn Neugroſchen ein, einen Neugroſchen weniger als die Unterſchrift Kaiſer Joſephs II.

Die theuerſte Handſchrift aus der Reihe der Feldherren und Staatsmänner war die des Prinzen Eugen von Savoyen; für ſie wurden 9 Thaler 11 Neugroſchen, alſo neun Mal mehr als für die Unterſchrift Kaiſer Joſephs I. bezahlt, der für 31 Neugroſchen wegging. Nach dem Prinzen kam Erzherzog Carl mit 7 Thaler 12 Neugroſchen; nach ihm Albrecht von Wallenſtein; Herzog von Friedland, mit 6 Thaler 4 Neugroſchen; um denſelben Preis wurde der Graf von Pappenheim, einer der andern Koriphäen des dreißigjährigen Krieges, verkauft. Drei Neugroſchen billiger war der General-Feldmarſchall Graf Johann Chriſtoph von Königsmarck. Eine Unterſchrift des alten Schwedenkanzlers Axel Oxenſtierna erhielt nur 2 Thaler 10 Neugroſchen und eine des Cardinals Rohan-Soubiſe, verwickelt in die berüchtigte Halsbandgeſchichte, bekam nur 1 Thaler. Aus der Reihe neuer Staatsmänner wurde ein Brieffragment des Freiherrn von Stein für 8 Neugroſchen und ganz für denſelben Preis ein vollſtändiger Brief des Ober-Präſidenten von Schön erſtanden.

Aus der Reihe der Gelehrten, Dichter und Künſtler erklimmten die höchſten Preiſe:

	Thlr.	Ngr.
Ein achtzeiliger lateiniſcher Brief Philipp Melanchthons	8	5
Ein dreizehnzeiliger Brief deſſelben Reformators . . .	7	5
Ein lateiniſcher Brief des Reformators Joh. Agricola	6	10
Ein desgleichen des Jeſuiten Caniſius (Peter de Hondt)	6	10
Ein vierſeitiger Brief des Dichters Hagedorn . . .	3	[illegible]
Eine Unterſchrift des alten Kirchenliederdichters S. Dach	3	—
Ein Brief Theodor Körners	1	23
Gedicht und Brief von Hölderlin	1	16
Ein Brief Langbeins	1	7
Ein Brief des Dichters de la Motte Fouqué	—	25
Ein Brief von Tiedge	—	18

Aus der Reihe noch jetzt lebender Dichter, Schriftteller und Künſtler erſtiegen die höchſten Preiſe:

Ein Brief von Eugène Sue	1	19
Ein Brief von Heinrich Heine	1	11
Eine Unterſchrift König Ludwigs von Baiern (nebſt Couvert und Siegel)	—	27
Ein Brief von Heinrich Zſchokke	—	24
Ein Brief des Fürſten Pückler-Muskau	—	12
Ein Brief Spontini's	—	12
Ein Brief Meyerbeers	—	12

Der höchſte Durchſchnittspreis der andern Unterſchriften war 6 Neugroſchen; u dieſem Preiſe wurde der Novelliſt G. Schilling, der Maler Ramberg, er Componiſt Reiſſiger, die Dichterin Adelheid von Stolterfoth, der rchäolog Grotefend, der Dichter Ernſt von Houwald, Freiherr von Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm), der ſächſiſche Conferenzminiſter nd Dichter Noſtiz von Jänkendorf, Stephan Graf von Szecheny (Vice-Präſident der ungariſchen Akademie) verſteigert.

Noch billiger gingen andere Unſterblichkeiten unſerer großen Zeit weg. — Für 5 Neugroſchen: Joſeph Freiherr von Hammer-Purgſtall; . F. Caſtelli; J. C. Haug; Adolf Müllner; Frau von Paalzow.

— Zum Preiſe von 4 Neugroſchen: Krug von Nidda, Guſtav Schwab; die Schauſpielerin Thereſe Deſſoir, zuſammen mit dem dermaligen kosmopolitiſchen Nachtwächter Franz Dingelſtedt; Carl Gutzkow; Benedictine Naubert; Profeſſor Wilhelm Wachsmuth; Caroline von Woltmann.

— Zum Preiſe von 3 Neugroſchen: Leopold Schefer; Profeſſor Friedrich Bülau; Ritter Bunſen; Profeſſor F. W. Gubitz; Heinrich Laube und Auguſt Lewald (zuſammen 3 Neugroſchen); Betty Paoli; Ludwig Storch; Fürſt Wittgenſtein (Preußiſcher Staatsminiſter).

— Zum Preiſe von 2 Neugroſchen: H. E. R. Belani; Helmina von Chézy; Carl Heun (Heinrich Clauren); Graf von Kolowrat (öſterreichiſcher Staatsminiſter); Fürſt Wolkonsky (ruſſiſcher Staatsminiſter); Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

— Zu einem Silbergroſchen: der Componiſt Albert Methfeſſel; der Novelliſt Stephan Schütze; der Journaliſt Richard Otto Spazier; der Archäolog W. G. Becker; der polniſche General Joſeph Bem; F. H. Bertuch, Freiherr von Biedenfeld und Robert Blum, „deutſch-katholiſcher Reformator“ (dieſe drei Briefe zuſammen für einen Silbergroſchen); der Philologe Auguſt Boeckh; der General-Intendant Graf Moritz von Brühl; der Humoriſt Carl Herloßſohn; der Criminaliſt J. E. Hitzig; der Lithograph Kriehuber; der Aeſthetiker Amadeus Wendt u. A.

In dieſer Phalanx „koſtbarer Handſchriften“ befindet ſich laut Katalog (Seite 13, Nummer 274) auch ein Autograph des beſten, treueſten und uneigennützigſten meiner Freunde. Sein Name iſt — wie jeder meiner ſcharfſinnigen Leſer leicht errathen wird: E. M. Oettinger. Meine Handſchrift wurde — incredibile dictu! — auch blos mit 6 Neugroſchen bezahlt. Hätte ich früher Kunde von dieſer Auction gehabt und wäre ich zu der Zeit, wo ſie ſtattgefunden, nicht verreiſt geweſen, ich hätte einen Groom hineingeſchickt mit der Ordre, mitzubieten bis ins Unendliche! Elende ſechs Neugroſchen für die unſterbliche Handſchrift eines Mannes, den der allzugnädige Katalog „einen berühmten Novelliſten und Satiriker“ zu tituliren geruht. Und für dieſe Berühmtheit hat Niemand mehr als ſechs Neugroſchen geboten? Schändlich! Mehr als ſchändlich! Ich könnte wüthend werden, müßte ich nicht vor Lachen mir die Hüften halten. Tröſte Dich, Eduard Maria, tröſte Dich mit Adelheide von Stolterfoth, die für gleiches Geld zu haben war; tröſte Dich mit Friedrich Halm, der auch nicht mehr als ſechs Neugroſchen werth iſt; tröſte Dich mit dem Fürſten Wittgenſtein, der ſich für drei Neugroſchen hergegeben hat. Blicke mit kannibaliſcher Malice herab auf ſo viele Fünf-, Vier-, Drei-, Zwei- und Ein-Groſchen-Größen der Literatur und gieb darum noch nicht alle Hoffnung auf, einſt noch etwas höher zu ſteigen im Preiſe des Autographenhandels.

Biſt Du, armer unbedeutender Menſch, ſchon bei Lebzeiten ſechs Neugroſchen werth, ſo haſt Du Ausſicht, einſt, wenn Du längſt vermodert biſt, in der Achtung der Nachwelt ſo zu wachſen, daß ein Autograph von Dir dann vielleicht den Werth von ſechs guten Groſchen oder ſieben Neugroſchen fünf Pfennigen haben wird.

Bis dahin, Eduard Maria, verzweifle nicht!

Humoriſtiſche Skizzen.

Von A. Beyer.

1. Die weiblichen Hageſtolzen.

Zu den mitleidwertheſten Dingen gehören jene dreißig bis vierzig
alten weiblichen Herzen, welche allein ſchlagen, nicht an der Seite
für das Glück eines heißerſehnten Gatten. Indem ſie die Rechnung
ihren Hoffnungen noch nicht abgeſchloſſen haben, leben ſie in dem
rigen Zwitterzuſtande der vermeintlichen Jugend und des wirklichen
rs.

Es giebt drei Arten derſelben: kokette, reſignirte und vernünftige.
erſten bilden die am meiſten humoriſtiſche Erſcheinung; alle zu
gerufenen Künſte der Toilette ſind nicht im Stande, den verblühten
en größere Friſche, den geſunkenen Formen mehr Hebung, den ver-
enen Farben wärmere Tinten zu geben. Ihre Unterhaltung iſt heraus-
rnd, in der That aber nur ein Scheingefecht, welches ahnen läßt,
die Feſtung ſich ohne Sturm ergeben werde. Der Grundgeſchmack
nagender Aerger über unerreichbare Siege. — Die zweiten ſind
nermüde; der vergeblichen Anſtrengungen überdrüſſig, zürnen ſie ge-
das ganze andere Geſchlecht, und wenn es ihnen freiſtünde, zögen
h in ein Kloſter oder Stift zurück — wenigſtens ſagen ſie ſo. Doch
genug, machen ſie aus der Nothwendigkeit ein Verdienſt und ſind
lich, wenn ſich Einer findet, der ihren Entſchluß noch für zu frühzeitig
— Die vernünftigen endlich, über ſie iſt nichts zu ſagen, wie über-
von guten Frauen und jedem ordnungsmäßigen Verhältniß. Es
e Klaſſe, aus der man häufig, der Vermuthung zum Trotz, noch
ge Weiber hervorgehen ſieht.

2. Am Grabe einer Schauſpielerin.

Da liegſt Du ſo bleich, ſo ſtumm und ſo ſteif, Du, die Du einſt ſo
pangig, ſo geſprächig und ſo beweglich warſt! Der Tod iſt doch anders,
Du ihn ſpielteſt, und ereilte Dich doch anders, als Du dachteſt. Ach,
etzten Kämpfe ließen Dich keine glänzenden Monologe ſprechen, keine
our-Arien ſingen und Deine verzerrten Glieder ſind nicht wie die
ickte, gebrochene Schöne einer Cordelia, Julia und Luiſe. Im
en Sarge erliſcht das Lebenslicht der Eitelkeit!

Aber leichter iſt dieſe letzte Rolle am Abend Deines Lebens, als die
en Abenden anderer früherer Tage waren. Du brauchteſt Deine
ger, Dein Röcheln nicht auswendig zu lernen. Der Tod iſt ein zu
Souffleur.

Armes Ding, wie ungerecht iſt Dein Schickſal! Da Du am wahr-
nd natürlichſten ſpielteſt, wurdeſt Du am wenigſten anerkannt; Dein
ehaus war ein leeres Haus, Dein Publicum ein dürftiges. Ver-

wandtſchaft und Freundſchaft hatten einige Freibillets ausgetheilt. So iſt es! Die, ſo die Kunſt lieben, mißachten das Leben, denn dieſes iſt ernſt, und jene iſt heiter. Wie undankbar! Iſt die Wirklichkeit nicht das Material des ſchaffenden Genius, die Leiter zur Höhe des Ideals, und darf ich die Hände abhauen, die jene Leiter mir gehalten haben?

Als die weiten Bogen des Theaters ſchallend Deinen Namen wiederhallten, da glaubteſt Du am Sterbelager ſo viel Jammerruf wie damals Beifallsruf zu hören, aber waren nicht die Thränen zu zählen! — — Welche Ausſichten nun für den ſo ſicher gehofften Nachruhm! O, tröſte Dich; der Geiſt lebt ewig fort, nur ſeine Gefäße wechſelt er; zerbricht das eine, findet er ein anderes, und mit dem neuen tritt Vergeſſen des alten ein. Aber Gott iſt gerecht! Wenn ſich am jüngſten Tage der ſchwarze Vorhang Deines Grabes noch ein Mal aufthut, und Dich eine Stimme ruft, ſtärker als die vereinte der Tauſende, die Du einſt entzückteſt, dann empfangen Dich nicht ſchnellwelkende Blumenſträuße, nicht Lorbeerkränze und Gedichte, ſondern Edens ewiggrüne Fluren. Deine Irrungen werden Deinem menſchlichen Theile, Deine Kunſt, und iſt ſie auch nur Empfängniß und Nachahmung, Deinem edlern Sinne angerechnet.

Empfängt nicht auch der Dichter? Gewiß! Aber aus der erſten Hand, während Du nur aus der zweiten empfingſt.

3. Der Stutzer.

Kleider machen Leute. Fürwahr! Jene wohlgeordneten Lumpen verdecken den Lump. O übertünchtes Grab! Oder meinſt Du, das wäre der ſchöne Schein, der das Leben verklärt, der Heiligenſchein des Lebens? Es iſt ein Schein, ja! aber ein falſcher, worauf der Jude nichts giebt. Fälſcher und Betrüger! ſtelle Dich in die Reihen einer Schlacht, wenn nicht etwa Deine Phantaſie ſchon vor ihrer eigenen Schöpfung Reißaus nehmen ſollte; glaubſt Du, die Lorgnette in der Weſtentaſche werde die tödtliche Kugel abhalten? Du irrſt, armſelige Puppe!

4. Die Häßliche mit dem Fächer.

Ganz wohl bauſt Du Deine Erfolge auf den Reiz des Geheimniſſes! Was wohl jener Schild verbergen kann? Ein kleiner Fuß! ein vornehmer Gang! eine ſchöne Toilette! — und ein häßlich Geſicht? Unmöglich! Sollte die Natur in allen Puncten ſo verſchwenderiſch und in dieſem einen, dem Hauptpuncte, ſo karg geweſen ſein? O, ſchiene doch ewig die Sonne und gäbe es keinen Schatten! Aber verdammt — bei jenem hohen Hauſe verſchwinden mit der Sonne und dem Fächer alle Deine Nachzügler.

(Schluß folgt.)

Mit der Naſe in die Laterne.

Von Theodor Drobiſch.

(Mit einer Pechvogel-Gallerie.)

Herr Syrop war ein Mann, der ſo zu ſagen in den Dreißigern nicht viel mehr zu ſuchen hatte. Er war Droguiſt, Chef eines Kräutergewölbes, Communalgardiſt, dabei eitel und ſehr — verliebt.

Verliebt? Ja! In ein Mädchen, welches mit allen Reizen und nebenbei auch noch etwas mit irdiſchen Gütern geſegnet war. Das Letztere erachtete Herr Syrop für eine Hauptſache, um damit ſeinem Kräutergewölbe einen neuen Schwung zu geben.

Roſalie, ſo hieß das hübſche Mädchen, mußte alſo gewonnen werden. Wie aber ſollte der liebeglühende Droguiſt dies anfangen? Wenn ſich in einſamen Stunden die Gewölbethür ſeiner Gefühle öffnete, wenn er das Bitterkleeſalz trüber Stunden aus ſeinem Leben ſchied und die duftenden Blumen der Liebe im Geiſte vor ſeinem Pulte aufpflanzte, da wurde jede Zeile ſeiner Strazze zu einem Sonett an Roſalie.

Syrop hatte irgend einmal geleſen, daß man den Frauen imponiren müſſe. Eine einzige kühne ritterliche That erobere ein Herz oft im Nu; ein Sprung ins Waſſer, um ein Kind zu retten, werfe oft in die Bruſt einer Schönen einen Liebesbrand, welcher, wie Carl Moor ſagt, fortbrennt, bis die Ewigkeit grau wird.

Der Beſitzer über Gummi elaſticum und Gummi arabicum, der Gebieter über ſechs Dutzend großbäuchiger, gefüllter Oleumflaſchen, der Herr und Gebieter über drei Vaſallen in der Perſon zweier Lehrlinge und eines Stößers, ſann nach, auf welche Weiſe er imponiren könne.

Das war nun freilich ein ſchwieriger Caſus; aber trotz aller Anſtrengung fiel ihm kein Imponirungs-Mittel ein; ſein Kopf blieb wüſt und leer wie die große Kokusnuß, welche vor ſeinem Laden hing.

— Welche Qual! rief er aus, ſchon ſeit Lichtmeß trag' ich die Gluth der Liebe in meiner Bruſt. Wenn dies noch vier Wochen lang ſo fortgeht, wenn Roſalie und ihre 10,000 Thaler nicht in meinen Beſitz gelangen, Herz, o Herz, was wird dann aus Dir? Ein halb Loth gebranntes Elfenbein, ein Fluidum, verwehter Duft der Kamille.

Da weckte ihn plötzlich der galoppirende Hufſchlag eines ſtolz daher jagenden Roſſes aus ſeinen Träumen. Er blickte hinaus und gewahrte auf demſelben einen Reiter, der nach dem Balcon eines Hauſes hinaufſah, wo zwiſchen Blumenſtöcken das niedliche Geſicht eines Mädchens hervorlugte. Als der Reiter näher kam, ließ er ſein Pferd langſam galoppiren, ſetzte ihm beide Sporen in die Seiten, daß es ſich maſeſtätiſch emporbäumte, und in dieſer erhabenen Stellung zog der Reiter vor der Schönen ſeinen Hut. Das liebliche Kind trat aus den Oleanderbüſchen hervor, dankte lächelnd und blickte dem galanten Reiter nach, ſo weit es ihr Auge vermochte.

— Jetzt hab' ich's! rief Herr Syrop. Zu Roß, zu Roß, und dann vor Roſaliens Haus! Als angehender Commis habe ich einen Curſus in der Reitbahn durchgemacht, habe mit über die Bahn changirt, kleine Volte rechts, ſowie kleine Volte links mit durchgemacht; es geht, es wird nochmals gehen.

* * *

Tags darauf hielt ein Stallburſche einen Schimmel vor der Thür des Kräutergewölbes, — Herr Syrop ſaß auf. Langſamen Schrittes ging es die Straße hinauf und am Ende derſelben verſuchte Droguiſtens linke Wade den Schimmel ein wenig zu kitzeln, um zu erſpähen, wie der edle Mecklenburger dieſe kleine Anſpielung aufnehmen werde.

Morbleu! der machte einen Satz, daß der verliebte Reiter zehn Toiſen über den Sattel emporſchnippte und ſchon nach dem Nothanker aller ſchlechten Reiter, nach dem Sattelknopfe, griff.

Doch die Liebe giebt Muth; er trabte weiter und ſah ſchon in der Ferne das Haus, wo Roſalie wohnt. Jetzt kommt er näher, da, aus der Fenſter Mitte, blickt Etwas hervor, ſie iſt's, ſie iſt's! — Schon will er den Hut ziehen und der Schönen einen claſſiſchen Gruß ſpenden, da erſcheint plötzlich hinter den Schultern des Mädchens ein junger Mann mit einem Schnurrbärtchen und drückt höchſt vertraut und mit Keckheit einen Kuß auf Roſaliens Lippen.

Als dies unſer Kräutergewölbier ſah, fuhr ihm der Schreck ſo in die Beine, daß ſie, wie von einem electriſchen Schlage durchzuckt, mit aller Kraft an die Weichen des Schimmels anprallten.

Donner und Wetter! Jetzt hättet Ihr den Mecklenburger ſehen ſollen! Den Kopf zwiſchen den Beinen ſauſte er die Straße entlang, daß dem Droguiſten die Haare pfiffen. Aber ihm war noch etwas Schlimmeres vorbehalten. Der Schimmel lenkte in eine Straße ein, die es noch nicht bis zur Gasbeleuchtung gebracht, in eine Straße, welche noch mit Oel geſalbten Laternen das Licht der Aufklärung ausgoß. Ein Lampenputzer war eben in Begriff, eine derſelben herunterzulaſſen, um die Gläſer ein wenig zu reinigen, als der Mann angeſprengt kam, der im Punct des Reitens gerade kein Graf Sandor war.

Jetzt, in dieſem Augenblick, ſang der Droguiſt nicht: »Ob ich Dich liebe, frage die Sterne!« jetzt legte das Schickſal einen andern Text unter, jetzt hieß es: »Mit der Naſe in die Laterne!«

Nach Verlauf von zehn Minuten kam der von einem coloſſalen Heimweh ergriffene Schimmel wieder vor ſeiner Stallthür an. Herr Syrop ſtieg ab und beſah ſeine Naſe, welche einen Schweizer an das Glühen der Gletſcher erinnern konnte.

Der Droguiſt gab jedoch noch nicht alle Hoffnung auf; er wünſchte Gewißheit zu haben, und nachdem der Chirurgus ſeine Naſe etwas reſtaurirt hatte, ging er per pedes in das Haus der Donna, wo er um Roſaliens Herz und Hand anhielt und — einen Korb bekam.

Warum einen Korb? — Das Mädchen meinte: Herrn Syrops rothe Naſe ſei ihr verdächtig, der Mann müſſe etwas zu tief ins Glas geguckt haben.

Zapfenſtreich.

Agram. Der hieſige Patrioten-Verein hat eine Aufforderung erlaſſen an alle kroatiſchen Schriftſteller, bei einer von ihm ausgeſetzten Preisbewerbung für Theaterſtücke zu concurriren. Der letzte Einſendungstermin iſt der 1. April 1848. Die ausgeſetzten Prämien ſind 120, 100 und 90 Gulden C. M. Die Manuſcripte werden eingeſendet an den Grafen Otto Sermage.

Berlin. Der vereinigte Landtag hat mit 220 gegen 215 Stimmen den Beſchluß gefaßt, die Juden zu allen Staatsämtern, welche nicht, ihrer Natur nach, das chriſtliche Glaubensbekenntniß vorausſetzen, zuzulaſſen. Wieder ein neuer glänzender Beweis von der edlen Geſinnung des Landtags. Für vollkommene Gleichſtellung der Juden mit ihren chriſtlichen Brüdern ſprachen die Abgeordneten Milde, Fürſt Reuß, Siebig, Neumann, Naumann, v. Gaffron, v. Rath, v. Raven, v. Beckerath, Lenſing, Meviſſen und v. Vincke. Zu jenen mittelalterlichen Charakteren, die ſich gegen die Emancipation ausſprachen, gehörte, wie zu erwarten war, auch der überaus fromme, chriſtlich-germaniſche Staatsminiſter v. Thile.

∴ Bei den Debatten über den Entwurf des neuen Judengeſetzes äußerte der Abgeordnete Camphauſen: Die Juden beſäßen Eigenſchaften, welche verdienten, daß Jeder ihnen das Wort rede. Beſonders ausgezeichnet ſeien ſie durch gewiſſe Fähigkeiten; nicht zu erwähnen, was die Juden in Poeſie, Literatur und Kunſt geleiſtet, rühmte er vor Allem auch ihr finanzielles Talent. Der Abgeordnete Mewiſſen ſagte unter Anderm: Auf dem Gebiete des Geiſtes ſei aus dem Schooße der jüdiſchen Nation eine Reihe der edelſten Geiſter hervorgegangen. Könne man ſich die deutſche Philoſophie ohne Baruch Spinoza, die Beſtrebungen auf dem Gebiete der Humanität ohne Moſes Mendelsſohn denken? Bei dieſer Hinneigung für das geiſtige Schaffen und Forſchen habe ſich des Judenthums durch den Druck, unter welchem es bisher geſeufzt, ein Geiſt des Haſſes und des bittern Spotts bemächtigt; die Literatur der Verzweiflung und des Weltſchmerzes habe ſich vorzugsweiſe durch die Juden unter uns ausgebildet. Aber dieſe Gereiztheit, mit welcher jetzt viele intelligente Juden in der Preſſe mitarbeiten, würde, wie der Abgeordnete von Raven ſehr richtig hervorhob, durch die Emancipation gänzlich beſeitigt werden. — Der begeiſtertſte Redner war wieder Herr von Beckerath. Er ſagte unter Anderm: Die Verfaſſer des Geſetzentwurfs hätten das Bedürfniß der Zeit mit zu kleinem Maßſtabe gemeſſen. Es handle ſich um Mitbürger, die ſeit Jahrhunderten mit uns vereinigt geweſen, mit uns geduldet, mit uns gekämpft; er danke dem Könige, daß hier die Stimmen des Landes ſich erheben können gegen einen letzten Verſuch, mit welchem der enge, mittelalterliche Geiſt noch ein Mal gegen die freiere, wahrhaft chriſtliche Weltanſchauung hervorzutreten wage. Das Recht müſſe gewährt werden, wo die gegenüberſtehende Pflichttreue erfüllt worden ſei. In dieſem Sinne ſchlage er ein Amendement folgenden Inhalts vor: „Die Juden, welche in den verſchiedenen Provinzen der Monarchie ihren Zutritt haben, genießen neben gleichen Pflichten gleiche Rechte mit unſern chriſtlichen Unterthanen, und ſollen nach den für dieſe daſelbſt geltenden geſetzlichen Vorſchriften behandelt werden.“

∴ Die „Spener'ſche Zeitung“ giebt bei Gelegenheit des neuen Juden-Geſetzes folgende ſtatiſtiſche Uiberſicht der jüdiſchen Bevölkerung:

Staat.	Zahl der Einwohner.	Darunter Juden.	Mithin ein Jude auf ... Einw.
1. Oeſterreich	36,720,000	641,000	57.
2. Preußen	15,267,326	206,050	74.
3. Baiern	4,440,327	62,830	71.
4. Sachſen	1,757,800	882	1,909.
5. Hannover	1,758,115	11,127	158.
6. Württemberg	1,725,167	11,524	149.
7. Baden	1,335,200	21,368	62.
8. Kurheſſen	732,073	8,300	88.
9 Belgien	4,213,863	1,954	2,157.
0. Niederlande	3,168,086	52,245	61.
1. Dänemark	2,195,500	6,000	366.
2. Schweden und Norwegen . .	4,260,000	850	5,012.
3. England	26,991,517	13,000	2,076.
. Frankreich	34,136,000	70,000	487.
. Rußland	62,838,453	1,120,000	56.
. Krakau	145,700	13,000	11.

∴ Man beabſichtigt, den Mitgliedern des vereinigten Landtags, vor ihrer Abreiſe von hier, im Kroll'ſchen Etabliſſement ein großartiges Feſtmahl zu veranſtalten, an welchem nicht blos Stände-Mitglieder, ſondern auch Bürger aus allen Klaſſen der Geſellſchaft, ſo weit der Raum es geſtattet, ſich betheiligen dürfen.

∴ Im 31ſten Bezirke iſt der Profeſſor Friedrich v. Raumer mit 168 Stimmen gegen 19 zum Stadtverordneten gewählt worden.

∴ Nach einer Bekanntmachung des Ober-Präſidenten der Provinz Brandenburg dürfen conceſſionirte Zeitſchriften vom Conceſſions-Inhaber im Selbſtverlage herausgegeben und, abgeſehen vom buchhändleriſchen Betriebe, verbreitet werden. Bei ſolchen conceſſionirten Zeitſchriften kommt es auch nicht darauf an, ob der Herausgeber den Inhalt derſelben ſelbſt verfaßt habe oder nicht. Bei allen andern Schriften, deren Erſcheinen von keiner Conceſſion abhängig iſt, ſteht das Selbſtverlagsrecht aber nur den Verfaſſern dieſer Schriften zu. Die Aufnahme fremder Aufſätze in eine Monatsſchrift, die im Selbſtverlage erſcheint, ſoll künftig den Herausgebern eine Unterſuchung zuziehen.

∴ Seit dem Wollmarkt ſind dem hieſigen Publicum zwei neue Locale eröffnet, die durch ihre eigenthümliche Benennung auffallen. Das eine derſelben iſt eine Reſtauration in der Judenſtraße, welche den Namen „Café omnibus“ führt; das andere iſt eine in der Spandauer Straße gelegene Conditorei „au pauvre diable“. (Letztere wird ſich gewiß eines zahlreichen Beſuches erfreuen.)

Bremen. Der „Charivari“ hat bereits gemeldet, daß einem der hieſigen großen Seeſchiffe der Ehren-Name „Beckerath“ beigelegt worden iſt. Das neue Dampfboot, das unlängſt aus Buckau hier angekommen, hat nun den Namen „Vincke“ erhalten. (Vor ſolchen Namen ſtreicht wohl jedes Schiff mit Freuden ſeine Segel.)

∴ Auch die „Bremer Zeitung“ kennt eine Verſion des Entwurfs zum Preßfreiheits-Geſetz, eine Verſion, vor der uns alle Heiligen des alten und neuen Kalenders gnädiglich behüten mögen. — Nach dieſem Entwurfe ſoll die Preßfreiheit eine Strafe ſein und gegen Verurtheilte auf „volle Preßfreiheit“ erkannt werden. Einer der Paragraphen ſoll lauten: »Die Herausgeber ſchon beſtehender Blätter haben die Conceſſion, welche ihnen nicht verſagt werden ſoll, unter Cautionsſtellung nachzuſuchen und bleiben bis zur Ertheilung derſelben unter Cenſur. Die Verpflichtung zur Beſtallung eines verantwortlichen Redacteurs und einer Cautionsſtellung ſeinerſeits iſt jedoch unbedingt anzuordnen, wenn das Blatt zu einem der in §. 12 bezeichneten Verbrechen mißbraucht und der Inhaber oder Herausgeber verurtheilt worden iſt. Das Blatt wird demnach cenſurfrei.« Sonſt hörte man wohl, daß ein in Preßfreiheit fehlendes Blatt zur Strafe unter Cenſur geſtellt wurde; jetzt würde ein unter Cenſur ſündigendes Journal in Zukunft die vorgeſchlagene Preßfreiheit genießen.

Cöln. Der Bildhauer Mohr, aus Andernach, will das im hieſigen Dome befindliche, von den Franzoſen zerſtörte Grabmal des Gründers dieſer Kathedrale, Conrad von Hochſtaden, wiederherſtellen und zwar auf eigene Koſten. (Solche Künſtler ſind weiße Raben.)

∴ Es iſt erfreulich, daß man jetzt zwei neue Cölniſche Dampfboote mit den Namen deutſcher Berühmtheiten geſchmückt hat, indem das eine „Göthe“ und das andere „Friedrich von Schiller“ getauft worden. Dies iſt ein Fortſchritt, der ein im Erſtarken begriffenes Nationalbewußtſein beurkundet.

Conſtantinopel. Der Sultan hat unlängſt ein Decret erlaſſen, das ſeinen hochbeglückten Türken beim ſchriftlichen Verkehre die Vereinfachung der Titulaturen einſchärft. (Im Ende lernen wir noch von den Türken, vernünftig zu werden.)

Dresden. Der Umſtand, daß der Bundestags-Präſident, Graf Münch-Bellinghauſen, den Rückweg über Dresden genommen, giebt der Vermuthung Raum, daß mit der ſächſiſchen Regierung wegen einzelner Bundes-Angelegenheiten beſondere Rückſprache gepflogen worden ſei. Zunächſt drängt ſich hierbei der Gedanke an das neue Preßgeſetz auf. In der That dürfte kein Bundesſtaat mehr berufen ſein, als Sachſen, in dieſer Sache ein gründliches Votum abzugeben. Kein Staat iſt mit der Literatur und der Preſſe durch ſeine geiſtigen wie materiellen Intereſſen inniger vertraut und verflochten, als eben Sachſen. Wem fiele hierbei nicht die überwiegende Bedeutſamkeit Leipzigs als Stapelplatz des deutſchen Literatur-Verkehrs und als Hauptſitz der ſächſiſchen Buchdruckereien ein? Man darf aber wohl hoffen, daß Sachſen, und überhaupt die conſtitutionellen Regierungen Deutſchlands, zu einem Preßgeſetze nur dann ihre Zuſtimmung geben werden, wenn daſſelbe die Preßfreiheit auch wirklich auf geſetzlicher Grundlage regelt, und ſomit alle Beſtimmungen fern bleiben, welche die Freiheit der Preſſe illuſoriſch machen oder zuletzt gar den Wunſch nach Wiederherſtellung der Cenſur erregen könnten.

. Madame Schröder-Devrient will wirklich nach Nordamerika auswandern. —
Romeo's Rächer-Stimme ſoll kein Gott, kein Gott die Yankee ſchützen". —
ie Frage unſeres Dramaturgen, „was ihr in Dresden mißfalle", ſoll die gute
erwidert haben: »Aber was gefällt Ihnen denn in Dresden?« (Höchſt ſchmeichel-
für eine Stadt, die ſo artig war, eine abgeſungene Sängerin ſeit Jahren auf
n zu tragen.)

enf. Karl Heinzen, der ſich ſeit ſeiner Verweiſung aus Zürich bei uns nieder-
n, hat ſich der beſondern Protection des Präſidenten James Fazy zu erfreuen. Die
niß zu ſeinem bleibenden Aufenthalt in Genf iſt ihm von Seiten der Behörde zu-
t. Herr Fazy ſoll großes Wohlwollen für ihn zeigen. Man befürchtet, daß dieſes
ollen zu einem Notenkriege führen wird zwiſchen den deutſchen Höfen und der
z.

öttingen. Unſere einſt ſo blühende Univerſität iſt ſeit der Verbannung des be-
Siebengeſtirns dergeſtalt geſunken, daß ſie in dieſem Sommer-Semeſter nur noch
udenten mehr zählt als Gießen, eine der am wenigſten beſuchten Univerſitäten
hlands.

aag. Dem. Rachel, welche von dem Könige und der Königin höchſt koſtbare Ge-
empfangen hat, iſt von hier, über Rotterdam und Cöln, nach Frankfurt abgereiſt,
der dortigen Bühne eine Reihe von Gaſtrollen zu geben.

amburg. Die hier beſtehende „Geſellſchaft für ſociale und politiſche Intereſſen
den" giebt ſeit dem 1. Juli unter der Leitung des Herrn Eduard Kohn eine
ſchrift unter dem Titel „Phönix" heraus. Das neue Organ will die Judenfrage
als rein religiöſe, ſondern als ſociale und politiſche" auffaſſen. Gewiſſensfreiheit
tionale Einigung ſoll der Zweck ſein, den dieſer Phönix ins Auge faſſen wird.

Vom nächſten Quartale angefangen wird hier der „Freihafen", eine Wochen-
ür Politik, Handel, Schifffahrt und Gewerbe, unter der Redaction eines Herrn
Scherer ins Leben treten. Das neue Unternehmen wird auf Actien gegründet
ganze Kapital derſelben ſoll 20,000 Mark Banco betragen.

arlsruhe. Aus Nordamerika ſind für die nothleidenden Schwarzwäldler 1345 Gul-
gegangen, die man in den deutſchen Kirchen von Louisville und New-York ge-
hat.

ipzig. Auf den Brettern unſeres verwaiſten Stadttheaters gaſtſpielt jetzt Fräu-
Marra, eine Sängerin, die mit ihrer winzigkleinen Stimme auffallend viel Ge-
machen verſteht und von den Organen unſerer Kritik in Weihrauch und Kreoſot
elt wird. Unſere lorbeerſchwangere „Theater-Chronik" nimmt keinen Anſtand,
in eine „liebreizende Sängerin" zu nennen, die überall, wo ſie bis jetzt gaſtirt,
ergängliche Erinnerung zurückgelaſſen hat. »Der Stimmfond dieſer „cara Marra"
gewaltiger, aber ihrer Stimme wohnt eine magiſche Kraft inne, mit welcher ſie
re Geſangs-Sirene durch die Nachtigallentöne ihrer Coloraturen und Triller das
Zuhörers unwillkürlich umſtrickt.« Gut gebrüllt, mein junger Löwe! — Aber
ch, als die Kunſt des Geſangs, verſteht die kleine „Geſangs-Sirene" die ein-
Kunſt des Klapperns. „Cara Marra" hat, was gewiß höchſt rühmenswerth
halben Theil ihrer Einnahme einem unſerer Hilfsvereine überwieſen; das aber,
dabei peinlich berührt hat, iſt der Umſtand, daß ſie dieſen Zug ihrer Wohlthä-
n die große Glocke gehängt und im Tageblatt und auf dem Theaterzettel damit
unk getrieben hat. Eine Thräne, getrocknet ohne Oſtentation, zählt mehr als
Thränen, die mit officiellem Pomp weggewiſcht werden. Ueber den Verlauf ihres
s werden wir nächſtens, wenn uns ſo viel Raum übrig bleibt, ein ausführliches
ringen.

Herr Marr, der noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt, hat, wie
nachträglich durch einen Bericht der „Originalien" erfahren, im zweiten Theater
burg gaſtirt. Herr Marr, heißt es — Seite 568 — hat vor abſchreckend leerem
ſpielt. (Unſer würdiger Freund iſt dies gewohnt.)

Eine der letzten Nummern der „Leipziger Zeitung" enthielt ein Heirathsgeſuch,
am Schluſſe hieß: »Die geehrten Damen werden gebeten, ſich in portofreien
poste restante niederzulegen.« So ſchön dieſe Laſten auch immer ſein mögen,
n ſie für Briefe doch etwas zu ſchwer zu ſein.

don. Nach einem Artikel der „Times" hat die Königin Victoria verhältniß-
e kleinſte Civilliſte, nämlich 500,000 Pfd. St. auf 50 Millionen Pfd. St.

Staatseinnahmen, was ein Verhältniß von 1 zu 100 ergiebt. In Frankreich ſtellt ſich die Proportion wie 1 zu 71, in Preußen wie 1 zu 13. Das ungünſtigſte Verhältniß ſtellt ſich bei Parma heraus, wo gerade die Hälfte der Staatseinkünfte vom Hofe verzehrt wird.

∴ Lord Burgerſh, der Bruder des Grafen von Weſtmoreland, engliſchen Geſandten in Berlin, hat der Dem. Jenny Lind ſein Herz — das wäre weiter nichts — aber auch ſeine Hand angeboten. Und das iſt die Möglichkeit von einem engliſchen Ariſtokraten. Die „beſcheidene Nachtigall“ aber hat in einem verbindlichen Schreiben geantwortet, daß ein früher gegebenes Verſprechen ſie hindere, davon Gebrauch zu machen. Sie will ihrem Jugendgeliebten, einem armen Schweden, treu bleiben (???).

∴ Der Theaterdirector Bunn, der die contractbrüchige Sängerin Jenny Lind vor Gericht gezogen hat, verlangt von ihr 10,000 Pfd. St. Schadenerſatz. Unter den Zeugen, welche von Seiten der Angeklagten citirt werden, befinden ſich Herr Meyerbeer und Lord Weſtmoreland, der engliſche Geſandte in Berlin.

∴ Das Bildniß der Dem. Jenny Lind wird ſchon in allen Straßen für 2 Pence ausgeſchrieen. Die Griſi, die ſehr neidiſcher Natur ſein ſoll, wird nicht ohne ein Gallenfieber davon kommen, wie man fürchtet. Man tadelt ſie bitter, daß ſie die ſchwediſche Nachtigall mit ſo ſcheelem Auge anſieht; allein das machen ja andere und ſelbſt größere Talente auch nicht beſſer. Heißt es doch von Mendelsſohn und Meyerbeer, daß ſie ſich wie die Peſt fliehen und kaum den Klang des gegenſeitigen Namens ertragen können. So miſcht ſich immer wieder das Kleine ins Große, damit auf dieſer armen Erde nichts ganz Großes beſtehe. (Grenzboten.)

∴ Zum Denkmal für den erſten engliſchen Buchdrucker, Wm. Caxton, haben der Dechant und das Kapitel von Weſtminſter 25 Pfd. St., der Buchhändler John Murray gleichfalls 25 Pfd. St. und die Buchdrucker Clowes 100 Pfd. St. unterzeichnet.

∴ Ein engliſches Journal, „the Mark Lane Express“, brachte neulich eine alte Wetterregel, welche ſelten täuſchen ſoll. Sie lautet: „Wenn die Eſche ihre Blätter vor der Eiche öffnet, ſo folgt gewöhnlich ein naſſer Sommer; öffnet aber die Eiche ihre Blätter vor der Eſche, ſo folgt gewöhnlich ein trockener Sommer.“ Diesmal hat die Eiche den Sieg davongetragen.

Lyon. Von J. Crétineau-Joly, dem bekannten Verfaſſer der „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie Jesus“, iſt ein neues, jeſuitenfreundliches Werk, „Clemens XIV.“, erſchienen, ein Werk, das eben nicht zu Gunſten dieſes großen Papſtes ausgefallen.

Madrid. Der verantwortliche Redacteur des „Eco de Comercio“ iſt, wegen zwei ſarkaſtiſcher Artikel gegen Mutter Chriſtine, dermalige Herzogin Rianzares, verhaftet und vor Gericht gezogen worden.

München. Auch der letzte unſerer politiſchen Gefangenen, Dr. Eiſenmann, der ehemalige Redacteur des „Würzburger Volksblatts“, ſoll in Kurzem begnadigt werden.

∴ Am 17. Juni ſtarb hier das älteſte Mitglied des Staatsraths, Herr Egidius von Kobell.

New-York. Die Zahl ſämmtlicher Collegien und Univerſitäten in den vereinigten Staaten von Nordamerika beläuft ſich gegenwärtig auf 110. Die älteſte dieſer gelehrten Schulen iſt die Havard-Univerſität zu New-Cambridge, geſtiftet 1638 von John Havard. Siebenzig dieſer Collegien und Univerſitäten ſind erſt im Verlaufe der letzten dreißig Jahre entſtanden.

Paris. Die Regierung hat die Genehmigung ertheilt, den Leichnam des Grafen von Saint-Leu, des ehemaligen Königs von Holland, und den ſeines älteſten Sohnes nach Reuil zu bringen, um neben den Ueberreſten der Kaiſerin Joſephine und der Königin Hortenſia beigeſetzt zu werden.

∴ Das Geſuch Jerôme Napoleons, des ci-devant Königs von Weſtphalen, das Exil der kaiſerlichen Familie aufzuheben, iſt von der Pairskammer beſeitigt, d. h. abgeſchlagen worden.

∴ Während des Kaiſerreichs hat die franzöſiſche Nation in jeder Minute 1450 und während der Reſtauration 1960 Francs Steuern entrichtet. Seit der Juli-Revolution hat ſie in jeder Minute 2900 Francs Steuern zu bezahlen.

∴ Vom 1. Januar bis zum 1. Juni haben die hieſigen Civilgerichte nicht weniger als 53 Eheſcheidungen ausgeſprochen, darunter 47 wegen erwieſenen Ehebruchs. (Von allen ernſthaften Dingen, ſagt der alte Spötter Beaumarchais, iſt die Ehe das allerkomiſchſte Ding.)

∴ Schillers „Kabale und Liebe", im Théâtre hiſtorique aufgeführt, hat außerordentlich gefallen. Die Bearbeitung, von Alexander Dumas, iſt möglichſt treu und nicht in der gewöhnlichen, verballhorniſirenden Art der Franzoſen. Hier heißt das Drama „Intrigue et amour". Moquet Melingue ſpielte den Ferdinand, Chéri den Präſidenten, Boileau den Wurm, Barré den Kalb; Madame Perſeu gab die Louiſe und Madame Lacreſſonière die Lady Milfort. Ausgezeichnet war St. Léon als Muſicus Miller.

∴ „Les trois portiers", ein neues zweiactiges Vaudeville von Dupeuty und Vanderburck, hat im Variété-Theater eine günſtige Aufnahme gefunden, weniger durch ſich ſelbſt, als durch das meiſterhafte Spiel des berühmten Komikers Vernet.

∴ Herr v. Lamartine beabſichtigt nach Beendigung ſeiner „Geſchichte der Girondins" eine „Geſchichte der franzöſiſchen Marine" zu ſchreiben.

∴ Von Alphonſe Esquiros befindet ſich eine Fortſetzung des Lamartine'ſchen Geſchichtswerkes unter der Preſſe; es iſt eine „Histoire des Montagnards".

∴ Außer der im „Charivari" ſchon früher angezeigten „Notice biographique sur Mademoiselle Mars", von Auguſte Lireux, iſt auch eine „Notice historique" von einer ihrer Kunſtgenoſſinnen, Madame Louiſe Fuſil, und ein nicht minder anziehendes Werk unter dem Titel „Souvenirs anecdotiques sur Mlle. Mars" von Madame Eliſa Aclocque herausgekommen.

∴ Der Bildhauer Cleſinger, deſſen Statue, eine von einer Schlange gebiſſene weibliche Figur, auf der letzten Kunſtausſtellung allgemein bewundert worden iſt, hat eine Tochter der Frau von Dudevant (Georges Sand) geheirathet.

Poſen. Die Nachricht, daß die Stelle unſeres nach Berlin berufenen Polizei-Präſidenten von Minutoli durch den Polizeirath Duncker beſetzt werden ſoll, ſcheint ſich keineswegs zu beſtätigen.

Prag. Am 7 Juni ſtarb der Veteran der czechiſchen Dichter, Sebaſtian Hniekowsky, Bürgermeiſter der königlichen Leibgedingſtadt Politſchka. Geboren am 19. März 1770 in der Stadt Zebrak, wirkte er ſchon in ſeinen Jünglingsjahren auf Puchmayr, Rautenkranz und die Brüder Nejedly, auf daß ſie ſich der czechiſchen Literatur widmeten, und iſt gleichſam als Wiedererwecker der böhmiſchen Poeſie zu betrachten. Kein Talent erſter Größe, aber ſehr fruchtbar, dichtete er bis ans Ende ſeines Lebens.

Rom. Der Papſt hat befohlen, daß O'Connells Herz in der Peterskirche beigeſetzt werden ſoll.

∴ Sowohl hier, als in Florenz ſind von verſchiedenen Seiten Bittſchriften mit zahlreichen Unterzeichnungen übergeben worden, um den Jeſuiten den Gymnaſial-Unterricht abzunehmen. Die frommen Väter in Rom haben einſtweilen den Befehl erhalten, den Borromäiſchen Palaſt zu räumen, weil er zu Staatszwecken benutzt werden ſoll.

∴ Am 8. v. M. iſt hier der ausgezeichnete Mal[illegible] Reinhart an der Bauchwaſſerſucht geſtorben. Er hat ein Alter von 86 Jahren erreicht. Alle hier anweſenden deutſchen Künſtler haben deſſen irdiſche Ueberreſte zu ihrer letzten Ruheſtätte geleitet.

∴ Der reiche Lord Ward, aus Irland, hat den ganzen nicht verſteigerten Ueberreſt der berühmten Bildergallerie des Cardinals Feſch dem Prinzen von Canino für 27,000 Scudi abgekauft. Derſelbe Lord hat auch die Gallerie Biſenzi (ſie beſteht aus 65 Stücken) für 36,000 Scudi erſtanden. Der Ertrag der Letztern iſt, nach dem letzten Willen des verſtorbenen Beſitzers, eines Grafen Camillo Biſenzi, zu lauter frommen Stiftungen für Kirchen, außerdem auch zu einer jährlichen Ausſtattung von acht armen Mädchen beſtimmt.

∴ Ein ſeit Kurzem hier erſcheinendes Modenblatt führt den ominöſen Titel „la gazza ladra" (die diebiſche Elſter). Stehlen gehört jetzt freilich auch zu den neueſten Moden.

Strelitz. Auch hier, wie in Mecklenburg-Schwerin, iſt ein Mandat erſchienen, daß der ſogenannte Judenzoll, ein Ueberbleibſel uralter Barbarei, von jetzt an nicht mehr erhoben werden darf.

Stockholm. Jenny Lind hat dem „Aftonblad" eine Berichtigung zugeſandt, nach welcher ſie für ihr Londoner Gaſtſpiel blos (!) 2000 Pfd. St. Honorar erhalten. — (Blos 14,000 Thaler!!! Unerhört!)

Weimar. Auch unſerm Landtage lag ein Geſuch auf Emancipation der Juden vor. Der Ausſchuß, der ſich gegen Annahme dieſer Petition ausgeſprochen, meinte unter Anderm, die Juden ſeien in merkantiliſcher Hinſicht ungefähr daſſelbe, was die Jeſuiten in religiöſer u. ſ. w. (Der gute Ausſchuß wird, wenn er nun nachträglich auf die Verhandlungen des preußiſchen Landtags, in Betreff der Juden, hinblickt, ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ſeine Augen ſchaamroth niederzuſchlagen vor dem Bewußtſein und den Anforderungen der neuen Zeit.)

Wien. Der unglückliche Dichter Lenau hat ſich ſeit ſeinem hieſigen Aufenthalt in Dr. Görgens Privat-Irren-Anſtalt einer merklichen Beſſerung ſeiner geiſtigen Geſundheit zu erfreuen.

∴ Während der Stern Heinrich Heine's in Paris allmälig zu erbleichen beginnt, geht hier bei uns ein anderer Stern deſſelben Namens auf; ob der Letztere aber auf der von ihm betretenen Bahn zu gleichem Glanze gelangen wird, iſt ſehr zu bezweifeln. Die „Sonntagsblätter“ melden nämlich, Herr Guſtav Heine, ein Bruder des Dichters, habe — hört, hört! — die Bewilligung zur Herausgabe einer „Fremdenliſte der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien“ erhalten. (»De sublime au ridicule,« ſagte Napoleon, »il n'y a qu'un pas.«)

∴ Der Kaiſer hat dem Director der beiden Theater an der Wien und in der Joſephſtadt, Franz Pokorny, deſſen Finanzen ſich in höchſt zerriſſenen Umſtänden befinden, 20,000 Gulden geſchenkt. (Der Dummen Vormund iſt das Glück.)

∴ Der Berliner Hofſchauſpieler Hendrichs hat vor Kurzem ſein Gaſtſpiel mit dem Garrick in „Doctor Robin“ und dem Rolla in „Dornen und Lorbeer“ auf dem Theater an der Wien mit dem glänzendſten Erfolge begonnen. Der gefeierte Gaſt gefiel ſo ſehr, daß die Vorſtellung am 5. wiederholt werden mußte; am 7. und 9. trat er mit gleich großem Erfolge als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ auf. Ein hieſiger Kritiker äußert ſich folgendermaßen über den Berliner Künſtler: der geſchätzte Gaſt iſt ein ausgezeichneter, in *jeder* Beziehung bedeutender Künſtler. Abgeſehen von ſeiner ſchönen, für die Bühne geſchaffenen Perſönlichkeit, dem Wohlklange ſeines Organs und ſeiner ſchönen Declamation iſt ſein Spiel ein wahrer Spiegel der Natur. Da iſt keine Effecthaſcherei, kein ſogenanntes „Männchenmachen“, keine Komödianterie und keine ſüßelnde Koketterie zu ſehen, wie ſie jetzt ſo häufig von den, durch Zeitungslob verwöhnten oder auf ein paar alte Glanzrollen beſchränkten Couliſſenſtürmern ſo häufig aufgetiſcht wird, ſondern echte männliche Würde, Sicherheit und Vertrauen auf ſich ſelbſt.«

∴ Im September wird die berühmte Schauſpielerin Rachel, in Geſellſchaft einiger andern franzöſiſchen Schauſpieler, hier zu einem Gaſtſpiel erwartet.

∴ Ein Enkel des Componiſten der „Schweizer-Familie“, der, wie ſein berühmter Großvater, den Namen Weigl trägt, iſt ſeit Kurzem beim Joſephſtädter Theater als Kapellmeiſter angeſtellt.

∴ Ein Verein von Literaten will zum Beſten der Hinterbliebenen des Schriftſtellers Franz Wieſt ein „literariſches Album“ herausgeben.

∴ Herr Eduard Breier, einer unſerer fruchtbarſten Schriftſteller, hat einen neuen Roman, „Alt- und Neu-Israel“, vollendet, der im reg- und ſtrebſamen Verlage von Stöckholzer von Hirſchfeld herauskommen wird.

∴ Bei einem hieſigen Kunſtverleger läßt Herr Franz Lißzt unter dem Titel „Schiller und Göthe“ (Text von den beiden Dichtern) erſcheinen.

∴ Die hieſige Geſellſchaft der Muſikfreunde zählte zu Ende des vorigen Jahres nach dem vor Kurzem ausgegebenen Berichte 540 unterſtützende und 225 ausübende Mitglieder und 39 Ehren-Mitglieder (zu Letztern gehört auch Hector Berlioz und der Leipziger Organiſt C. F. Becker.) Die muſikaliſche Bibliothek umfaßt 1964 Werke, die Sammlung der Compoſitionen 21,350 Nummern.

∴ Vor einigen Tagen iſt hier, in der Rauhenſteingaſſe, das Haus „zum Auge Gottes“ abgebrochen worden. Es iſt jenes Haus, in welchem Mozart, der Schöpfer des „Don Juan“, ſeine unſterbliche Seele ausgehaucht hat. Dem Vernehmen nach will der Beſitzer des neuen Hauſes im Hofraume deſſelben dem großen Mozart ein kleines Denkmal errichten.

Wiesbaden. Madame Viardot-Garcia war gebeten worden, ſich im hieſigen Theater hören zu laſſen; ſie erklärte ſich dazu bereit, wenn man ihr 50 Friedrichsd'or bezahle und ihrem Gemahle erlaube, im Revier des Herzogs zu jagen. Da man das letztere Begehren etwas unverſchämt fand, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen und unſere Stadt wird nun auf den Genuß, die Garcia zu hören, Verzicht leiſten müſſen. (Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht — mit Primedonnen hab're nicht!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

Nächſt dem Wetten iſt das Spielen eine Hauptleidenſchaft der Engländer, leg-
hon ſeit undenklichen Zeiten. Der berühmte Fox ſpielte einmal volle 22 Stunden
nander Hazardſpiele und verlor in jeder Stunde durchſchnittlich gegen 1500 Thaler.
aufhörte, verſicherte er, der höchſte Genuß im Leben ſei Spielen und Gewinnen,
ſtfolgende aber Spielen und Verlieren.

In der engliſchen Sprache giebt es 25,500 Hauptwörter, 40 Fürwörter, 9200
örter, 8000 Zeitwörter, 2600 Adverbien, 67 Präpoſitionen, 19 Conjunctionen,
rjectionen und 2 Artikel. (Der Mann, der die Großmuth gehabt, dieſe Zählung
gen, muß im Beſitze einer beneidenswerthen Geduld ſein.)

Die Philoſophen aller Zeiten haben ſich große Mühe gegeben, eine Definition
den, welche ſo recht ad oculos den Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier zeigt.
r merkwürdigſten Definitionen dieſer Art ſind von Edmund Burke und Adam
Der Erſte ſagte: »Der Menſch iſt ein Thier, das ſeine Speiſen kocht (animal
).« Der Zweite: »Der Menſch iſt ein Thier, welches Handel treibt.« Beides
anderes Geſchöpf.

Nichts iſt ſo mächtig als die Macht der Liebe. Ein Franzoſe liebte eine Dame,
, wiel er ein großer Schwätzer war, befahl, gänzlich zu ſchweigen, wenn
Liebe gewinnen wolle. Er ſprach zwei volle Jahre lang kein einziges Wort, ſo
e beſten Freunde glaubten, er ſei ſtumm geworden. Eines Tages endlich, in
r Geſellſchaft, rühmte ſich die Dame, den Stummgewordenen augenblicklich
können, und ſie that's, indem ſie ſagte: »Sprechen Sie.« Sogleich erhielt er
rache wieder und zur Belohnung ſeines ritterlichen Gehorſams die Hand der
Dame.

In Frankreich dauerte, wie Louis Blanc in ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen
on“ erzählt, drei Jahrhunderte hindurch ein Zunftproceß zwiſchen den Schneidern
dlern über die Grenze zwiſchen einem alten und einem neuen Kleide, und doch
eſe Grenze, trotz der 5000 Entſcheidungen beider Zünfte, nicht feſtgeſetzt werden!
Nach Haller können die Frauen den Hunger länger ertragen als die Männer;
tarch ſich ſchwerer berauſchen; nach Ariſtoteles bleiben ſie länger auf der Ober-
d nach Plinius werden ſie ſelten oder nie von Löwen angefallen.

Treffer und Nieten.

Kaiſer Maximilian pflegte zu ſagen: »Der König von Frankreich herrſcht über
nn ſie tragen Alles, was er ihnen aufbürdet; der König von England herrſcht
el, denn willig vollführen ſie ſeine Gebote; der König von Spanien herrſcht
ſchen, denn ſie folgen ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; ich ſelbſt
te der deutſche Kaiſer, herrſche über Könige, denn ſie gehorchen mir nur, ſo
beliebt.« (Völker und Herrſcher haben ſich ſeitdem geändert, denn die Fran-
keine Eſel und die Engländer keine Engel mehr.)

Die franzöſiſche Nationalverſammlung wollte einſt eine Adreſſe an Ludwig XVI.
Worten anfangen: »Die Verſammlung liegt zu Ew. Majeſtät Füßen u. ſ. w.«
jeſtät hat keine Füße,« rief kaltblütig ein Mitglied des Convents. Und der
ſes Mitglieds war … Mirabeau.

Voltaire hieß, wie bekannt, eigentlich Arouet; er gab ſeinen Familien-Namen
Einigen blos wegen des bedenklichen Gleichklangs „à rouer“ (zu rädern).

in aus Paris zurückgekehrter Berliner zeigte ſeinem Schneider ein Paar dort
Beinkleider und befragte ihn um ſein Urtheil. »Es ſteckt eine gute Idee in den
ſagte der Berliner Schneider, »im Ganzen aber ſind ſie doch viel zu ſubjectiv
« (In Berlin iſt jeder Schneider ein Stück Hegel und jeder Schuſter ein
erbach.)

ur einen Augenblick lang genießt man das Vergnügen der Rache; aber ewig
e, verziehen zu haben.

in Mann, der die Frauen verleumdet, hat keine edle Mutter gehabt.

s giebt in der Liebe eine Kriſis in dem Augenblick, wo die Neuheit aufhört und
nheit noch nicht angefangen hat.

erjenige, der aufhört, ein Ehrenmann zu ſein, wird oft gefährlicher als Der,
es nie geweſen iſt.

Für Freunde der Journaliſtik, Leſezirkel u. ſ. w.

Leuchtthurm Nr. 4 u. 5:

Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers, von Otto Ruppius. — Bilder aus Baiern und ſeiner Hauptſtadt. — Zuſtände in den Weberdiſtricten Schleſiens, von Ed. Pelz. — Spiegelbilder zur preußiſchen Verfaſſung. — Die Verarmung des Handwerkerſtandes. — Zwei neue preußiſche Geſetze. — Die ſächſiſche Preſſe: Sächſiſches Volksblatt, Bayard, Verfaſſungsfreund, Leipziger Zeitung, Deutſche Allgemeine Zeitung, Dorfbarbier. — Heinrich Simon, Biographie und Charakteriſtik. — Ein Gang durchs Voigtland. — Der religiöſe Wahnſinn. — Dr. Wirth, Biographie und Charakteriſtik. — Correſpondenzen aus Schleſien und Halle. — Umſchau in Deutſchland.

Mit Portraits von H. **Simon** und Dr. **Wirth**. — Die Haſentheilung (Genrebild).

Vierteljährig nur 24 Ngr.

Vom „Leuchthurm“ und dem Beiblatt „die Laterne“ wird regelmäßig alle 14 Tage eine Lieferung ausgegeben. Als Gratisprämie empfangen die Abonnenten am Schluſſe jeden Quartals ein großes Kunſtblatt.

☞ Mit Beginn des neuen Quartals wird jedem Hefte, außer dem Portrait, ein gutes Karikaturblatt (politiſcher Tendenz) beigelegt. ☜

Braunſchweig, im Juni 1847.

Expedition des Leuchtthurms.

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen:

Franzöſiſch-deutſches
und
Deutſch-Franzöſiſches
Handwörterbuch
von
Dr. J. A. E. Schmidt.

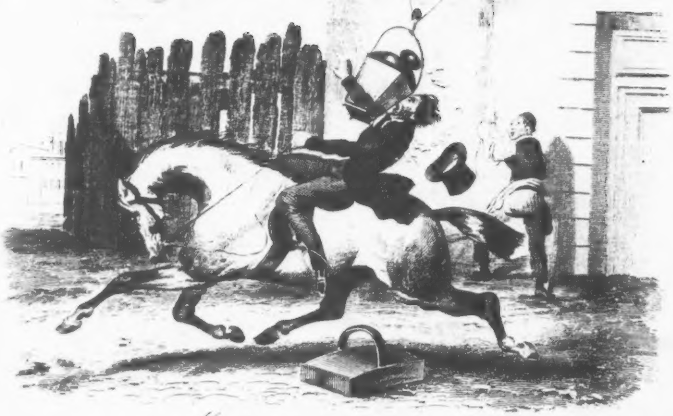
2 ſtarke Bände. **230** Bogen. Preis 2 Thaler.

Der Profeſſor Stanislas David

erklärt, nicht den geringſten Antheil an dem Werke zu haben, welches unter ſeinem Namen unter dem Titel: „**Les auteurs modernes de la France. Morceaux choisis à l'usage de la jeunesse**“ im Verlags-Comptoir zu Grimma erſchienen iſt. Da Profeſſor David ſich zur Zeit des Erſcheinens dieſes Werkes in Schweden befand, ſo konnte er nicht eher den mit ſeinem Namen getriebenen Mißbrauch aufdecken, den jene Buchhandlung ſich erlaubt hat.

Hierbei eine „Pechvogel-Gallerie“.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Mit der Nase in die Latern

Beilage zu Oettingers Charivari

№. 250. Leipzig, 16. Juli 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen.
Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2

Kurze Briefe an meinen langen Vetter.

Von E. M. Oettinger.

XII.

In Deinem letzten Briefe, chriſtlich-germaniſcher Vetter, erſuchſt Du mich, Dir zu ſagen, was vor dem Richterſtuhle eines Gentleman „Tugend" und was vor deſſen Forum „Laſter" iſt.

Die größte Tugend eines Gentleman iſt die: nie mehr zu eſſen, als er mit Behaglichkeit verdauen, und nie mehr zu trinken, als er mit Anſtand vertragen kann. Nur Philiſter verderben ſich den Magen und trinken ſich einen „Haarbeutel" oder geradezu einen Rauſch. Dieſe tugendhaften Spießbürger, die dem beſten ihrer Freunde — dem Magen — Exceſſe zumuthen, die ihn tief erröthen laſſen, ſtützen ſich beim Trinken auf einen Vers aus dem „neuen Sonntagskinde" und ſingen allabendlich, bevor ſie ihren philiſtröſen Leichnam in irgend eine Kneipe ſchleppen, den koſtbaren Pſalm:

„Wer niemals einen Rauſch gehabt,
Das iſt kein braver Mann."

Allnächtlich holen ſie ſich aus den „Töpſchen des baierſchen Bieres" einen ziemlich vollſtändigen Rauſch und tröſten ſich Morgens, wenn ſie erwachen, mit der Reue des Magens, mit einem abſcheulichen „Katzenjammer", mit dem himmliſchen Bewußtſein, daß Jeder von ihnen ein „kreuzbraver Mann" iſt. In den Augen dieſer „zweibeinigen Bierfäſſer" iſt der „nüchterne Gentleman", der jedem Rauſche vorſichtig aus dem Wege geht, ein Heuchler, ein Duckmäuſer oder, wie ſie's zu nennen geruhen, ein grundſchlechter Kerl, jeder Trunkenbold hingegen ein Märtyrer ſeines Durſtes, ein braver Mann, ein Heiliger.

Der Gentleman trinkt, und auch nur dann, wenn er Durſt hat, der Philiſter aber ſäuft und ſelbſt dann noch, wenn er durchaus nicht durſtig iſt. Sitzen zwei Philiſter bei einander, ſo ſtoßen ſie an und ſaufen Brüderſchaft. Ein Philiſter duzt ſich, wie ein Tyroler Handſchuhtrödler, mit Gott und der ganzen Welt; der Gentleman vermeidet dies zudringliche Du, weil er weiß, daß das „Sie“ eine nothwendige Schranke iſt, die ihn vor der tölpelhaften Zudringlichkeit des Philiſters ſchützt.

Nach dem Laſter des Dutzens mit jedem Lumpenkerl kommen zwei andere Laſter, die von allen andern, welche der gütige Himmel dem Philiſter als Pathenangebinde in die Wiege gelegt, die häßlichſten, gräßlichſten und abſcheulichſten ſind. Beide Laſter fangen im Deutſchen mit einem und demſelben Buchſtaben, mit einem L an. Ihr voller Name iſt: *langweilig und lächerlich*.

Fragte mich Jemand, ob ich lieber mit ſchlechten und dummen, oder mit langweiligen und lächerlichen Geſchöpfen Umgang haben möchte, ſo würde ich aus zwei Uebeln das kleinere wählen und mich entſchließen, weit lieber mein ganzes Leben mit Schurken, als vier Wochen mit langweiligen und lächerlichen Philiſtern umzugehen.

Nach meiner Anſicht, ausgezeichneter Vetter, giebt's im Leben kein größeres Unglück, als ennuyant und ridicule zu ſein. Spötter werden ſagen, daß ich dann *ſehr* unglücklich ſein muß; aber wäre ich — Scherz bei Seite — wirklich lächerlich und langweilig, dann würde ich — vielleicht auf Actien! — mich zum Wohle meiner Nebenmenſchen durch Schwefeläther betäuben oder durch Schießbaumwolle in die Luft ſprengen laſſen. Spaßvögel könnten leicht in Verſuchung gerathen, mich zu fragen, warum ich das nicht ſchon längſt verſucht habe? O meine Freunde, würde ich ſagen, ſo lange es noch Philiſter giebt, die noch tauſend Mal langweiliger und lächerlicher, als wir ſelber ſind, ſo lange will ich mein Leben noch genießen und mich in dieſen beiden Philiſtertugenden mehr und mehr ausbilden, um auf dieſe Weiſe — wie meine glänzenden Vorbilder — einſt die äußerſte Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen.

Mir fällt nicht gleich der Name jenes franzöſiſchen Philoſophen ein, der es vorzog, lieber für einen Schurken als für einen Dummkopf gehalten zu werden. »Pour devenir grand homme,« ſagte der Cardinal Dubois, »il faut être coquin.« Ich theile die Anſicht Seiner Eminenz. Wenn es einem Lumpen Spaß macht, mich für einen Schurken zu halten, ſo verzeih' ich's ihm. Aber wenn ein Dummkopf mich einen Dummkopf zu ſchelten wagt, dann möchte ich ihm zwei Naſenſtüber und eine gute Lehre geben, die nämlich, über die Splitter Anderer nicht ſeine eigenen Balken zu überſehen.

Mit einem Schurken, guter Michel, kannſt Du ſehr leicht fertig werden, doch »mit der Dummheit,« ſagt unſer großer Schiller, »kämpfen Götter ſelbſt vergebens.«

Ich höre Dich nun fragen, was, nach dem Begriffe jedes Nicht-Philiſters, langweilig iſt.

Dieſes Laſter, tugendhafter Vetter, hat eine Legion würdiger Repräſentanten. Blicke in Dich, blicke um Dich und ſuche mit mir die lebendigen Beiſpiele.

Langweilig iſt:

Ein Verliebter, der uns mit walterſcottiſcher Breite den Roman ſeiner Alltagsliebe mit allen ihren Epiſoden und Verwickelungen, mit allen ihren Morgen- und Abenteuern in der Regel mehr als ein Mal erzählt.

Ein junger Dichter, der uns mit ohrenpeinigendem, magenverderbendem, ſodbrennenerzeugendem Pathos einen Cyclus ſeiner letzten Balladen oder alle fünf Acte ſeines erſten Trauerſpiels vorlieſt.

Ein Theaterdirector, der uns das Repertoire ſeiner Bühne, „auf die ganz Deutſchland ſieht", vorlegt und ſeine neuen Erwerbungen preiſt, um uns zu überzeugen, wie unvernünftig groß die Opfer ſind, die er ſeinem undankbaren Publicum bringt.

Ein Stutzer, der ewig von ſeinen Pferden ſpricht und nicht zehn Worte reden kann, ohne zwanzig Mal ſeine Ehre abzunutzen.

Auf dieſe Herren paßt das claſſiſche — nicht von mir verfaßte — Diſtichon:

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', bei meiner Ehre,
Der Rappen trabt ganz magnifique, ganz magnifique, auf Ehre!"

Ein Komödiant, der ohne Unterlaß von ſeinen Rollen ſpricht: »Morgen trete ich als „Franz Moor" auf; da müßt Ihr hineingehen. Habt Ihr den alten Devrient geſehen? Schund! Habt Ihr Seydelmann geſehen? Schund! Habt Ihr Döring geſehen? Schund! Ich will Euch zeigen, wie dieſe Canaille aufgefaßt werden muß. Euer Haar wird ſich ſträuben ... Ihr werdet zittern und ſtaunen. In Hamburg, wo ich dieſe Beſtie vier Abende hinter einander bei drückendvollem Hauſe mit kannibaliſchem Beifall geſpielt, hat mich das verrückte Volk an jedem Abend achtundzwanzig Mal jubelnd hervorgerufen.«

Lache, Michelchen, lache, ſonſt wird unſer große Mime ungehalten und erzählt aller Welt, daß Du ein Eſel biſt, der ihn nicht loben will, weil er Dir kein Geld geliehen hat.

Soll ich Dir noch mehr ſolcher langweiligen Patrone vorführen?

Langweilig iſt jeder Philiſter, der, ſo oft wir ihm begegnen, uns entgegenſchreit: »Habt Ihr ſchon die Anekdote gehört? Wißt Ihr, warum man von unſerm Stadttheater die Blitzableiter abnehmen läßt? Weil da ohnehin nichts mehr einſchlägt.«

Ein nagelneuer Witz, der ſchon vor Anno Eins in Müchlers „Anekdoten-Almanach" zu leſen war.

Langweilig iſt jede Frau, die von Eiſenbahn-Actien und vom Cours der Staatspapiere, von der Emancipation der Juden und von der Organiſation der Arbeit, vom Communismus und Pauperismus, von der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtspflege, von ihren jungen Hunden und ihren alten Anbetern ſpricht.

Langweilig iſt jeder arme Teufel, der uns weißmachen will, er ſtecke bis über die Ohren in Geld.

»Ich will mir ein Pferd für 80 Louis kaufen,« ſagt er zu Dir. — »Apropos,« ſagt er leiſe zu mir, »können Sie mir bis morgen früh acht gute Groſchen borgen?«

Langweilig iſt ein Prediger, der auf der Kanzel Nächſtenliebe predigt und zu Hauſe Frau und Dienſtboten — ohne Unterſchied der Religion — ſchlägt. Mahomet verbot den Wein und war der größte Säufer. Viele predigen Moral und ſind die größten Sünder.

Langweilig iſt eine alte Kokette, die uns zumuthet, daß wir ſie trotz aller Häßlichkeit bezaubernd ſchön finden ſollen.

Langweilig iſt ein zärtlicher Vater, der uns einreden will, ſein dummer Junge ſei ein Wunderkind.

»Was ſagen Sie zu meinem Fritz? Das Kind geht erſt ins neunte Jahr und weiß ſchon zehn franzöſiſche Vocabeln. Fritzchen, wie heißt der Hund?« — »Azor,« antwortet der Bengel. — »Nun ſehen Sie mal, wie naiv der Junge iſt,« antwortet der Philiſter und iſt ſelig.

Du willſt nun auch erfahren, wer und was lächerlich iſt.

Auch dieſes Laſter, Vetter Michel, hat eine Legion würdiger Repräſentanten.

Lächerlich iſt:

Ein Ehemann, der den Mops ſeiner Frau auf dem Arme trägt.

Ein Philiſter, der erſt geſtern unſere Bekanntſchaft gemacht, und ſchon heute zumuthet: »Hören Sie, lieber Freund, Sie müſſen ſich in mein Stammbuch einſchreiben.«

Ein Gentleman, guter Michel, ſchreibt ſich niemals in ein Stammbuch. —

Ein Philiſterpaar, das ſich aus übertriebener Höflichkeit auf der Straße gegenſeitig ausweichen will und ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit auf ſeine ſpießbürgerlichen Hühneraugen tritt.

Nb. Es giebt keinen Philiſter, der nicht wenigſtens zwei Hühneraugen oder, in Ermangelung derſelben, ein paar perennirende Froſtbeulen hat.

Ein Stutzer, der während des Contretanzes bei einem allzuſehr riskirten Entrechat ſeine falſche Wade verliert.

Ein Kahlkopf, der beim Grüßen mit dem Hute ſeine Perücke abzieht.

Ein Hiſtrione, der einen Witz reißt, worüber Niemand lachen kann.

Ein altes Weib, à la chinoise oder gar à l'enfant friſirt.

Ein Spießbürger, der bei Sonnenſchein einen Regenſchirm trägt.

Ein alter Herr, der ſich ſchminkt.

Aber der Superlativ alles Lächerlichen iſt ein Dummkopf, der ſich einbildet, ein Genie zu ſein. So oft ich, hier und dort, ſolch ein ridicules Kerlchen ſehe, ſchlage ich eine helle Lache auf und ſage mit Mephiſto und kannibaliſcher Malice:

„Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt“ —

das heißt: ein coloſſaler Philiſter, ein pyramidaler Spießbürger, das non plus ultra aller Lächerlichkeit.

Genialer Vetter, willſt Du wiſſen, was lächerlich iſt, ſo hülle Dich oder irgend einen andern Eſel in die Haut eines Löwen, pflanze Dich dann mit möglichſt vieler Grandezza vor Deinen Spiegel, ahme das Brüllen eines Löwen nach und bilde Dir ein, ich fürchte mich vor Dir —

„Ehre die Eſel, ſie flechten und weben
Komiſche Scenen ins traurige Leben.“

Und ſo lange Du die Eſel — die Philiſter der Thierwelt — ehrſt, wirſt Du, wie ich hoffe, auch die Achtung vor Dir ſelbſt nicht verlieren.

Dies wünſcht von ganzem Herzen

Dein aufrichtiger Bewunderer
E. M. D.

Sitz der Seele.

Pſychologiſche Studie von N. N.

Dieſer Sitz iſt bisher ein Räthſel geweſen, das man zuerſt dadurch zu löſen verſucht hatte, daß man den menſchlichen Körper vom Gehirne aus, durch deſſen Fortſetzung im Rückenmark, beſeelt ſein ließ. Ein ſo großes Hauptquartier mit ſo weit laufendem Lager, meinte Carteſius, könne die Seele unmöglich haben, daher er ihr blos die unter dem Gehirne befindliche Drüſe — Zirbeldrüſe — als Wohnung anwies. Ein Anderer ließ dagegen die Seele über die Varolsbrücke im Menſchen ſpazieren laufen. — »Alle dieſe Stationen,« erklärte Sömmering, »ſind viel zu materiell: nur von Aether kann die Seele umhaucht ſein, und dieſer Aether iſt der in der Hirnhöhle ſchwimmende Dunſt.« Großen Widerſpruch erfuhr auch dieſe Anſicht, denn wo wäre etwas Geſagtes oder Geſchriebenes auf der Erde, dem nicht widerſprochen worden?! Die klügſten und erfahrenſten Financiers verſichern, zwei Mal zwei ſei durchaus nicht vier.

Ich nun, ich bin es, der dies bisher unauflösliche Räthſel auflöſt, und wenn dies hier ganz umſonſt erfolgt, ſo geſchieht es darum, weil zur Zeit Korn und Kartoffeln ſehr theuer ſind. Ein Geheimniß, welches nicht, wie die Schießbaumwolle, das an Uebervölkerung erkrankte Deutſchland gründlich zu heilen vermag, dem hohen Bundestage für Geld anbieten zu wollen, wäre Verrath gegen ſämmtliche deutſche Hungerleider. Auf Zeiten aber, in welchen die Regierungen Geld für Pſychologie haben dürften, zu warten, will ich aus dem hundertſten Grunde nicht, ganz abgeſehen von den übrigen neunundneunzig. Orden würde ich zwar in zahlloſer Menge erhalten, wahrſcheinlich jedoch ohne Brillanten; um ſie nebſt ihrem diverſen Eichen-, Birken- und Pappellaube auf meine Paletots, Ober-, Unter- und Schlafröcke nähen zu laſſen, würde mich Geld koſten, welches bei mir ſtets knapp iſt. Daher mag ich mich nicht einmal nennen und wünſche nicht, daß mein Name herausgebohrt werde; denn geſchähe es, verginge kein Tag, an welchem nicht wenigſtens zwei Mal mir ein Album zur Einzeichnung überreicht würde. Dinte und Federn hat man aber auch nicht umſonſt, und den Albums folgten wohl noch Subſcriptions- oder Pränumerationsbogen oder gar Anſprüche auf edelmüthige Abhilfe augenblicklicher Verlegenheiten. Gegen Diplome als doctor philosophiae et magister liberalium artium proteſtire ich einfür allemal. Demohngeachtet wird mir mein Lohn, mein großer Lohn werden. Nach hundert Jahren, wenn nicht ſchon früher, wird man die dringende Noth begreifen, mir ein Denkmal zu errichten, und zu deſſen Entwurf einen Concurs ausſchreiben. Eine Zeichnung, darſtellend die Seele, wie ſie im alten Orbis pictus abgebildet iſt, mit der Inſchrift: „dem großen Unbekannten, Erfinder des großen unbekannt Geweſenen“, wird den einſtweilen unbezahlt bleibenden Preis erlangen. Hierauf erfolgt eine Geldſammlung durch ſämmtliche, hoffentlich noch beſtehende deutſche Bundesſtaaten. Ob nach Abzug der bedeutenden Koſten des Sammelns ſo viel übrig bleiben wird, um gedachte Zeichnung zu verſteinern, iſt wenig wahrſcheinlich, noch weniger gewiß. Aber wie dem auch ſei, jedenfalls wird ein Urenkel des Herrn Hofrath Förſter ein Feſteſſen abzwecken mit Toaſts und feierlichen Geſängen; jene von einem Urenkel des Herrn Oberbürgermeiſters Krausnick, dieſe gedichtet und in Muſik geſetzt von einem Urenkel des Herrn ci-devant Lieutenant Rellſtab. Weder Erſtere noch Letztere zu hören, ſei mein Troſt dafür, daß ich auf das Miteſſen und Mittrinken Verzicht leiſten muß.

Doch nun zur Sache! Alle meine Vorgänger haben darin gefehlt, anzunehmen, daß die Seele, gleich der Uhrfeder, lediglich auf Einen Punct gebannt ſei, ohne zu beachten, daß die Feder der Uhr ihre Thätigkeit fortwährend nur auf einen einzigen Punct — den Zeiger — zu richten hat. In den verſchiedenen Perioden des menſchlichen Lebens wechſeln dagegen die Puncte faſt ausſchließlicher Thätigkeiten. Hiermit iſt das Geheimniß enthüllt. Allerdings das Ei des Columbus; aber wer hatte bisher dieſe verſchiedenen Puncte beachtet? — Dieſe Puncte, die Sitze der Seele, ſind nun folgende:

Erſter Sitz. Vom erſten bis ſechzehnten, etwa achtzehnten Jahre. In den Füßen und Beinen. Ihnen gehören die erſten Bewegungen derjenigen Kinder an, welche nicht thörichter Weiſe am Gängelbande geführt, ſondern, auf die Erde geſetzt, ſich ſelbſt überlaſſen werden. Knaben, Mädchen, angehende Jünglinge und heranwachſende Jungfrauen laufen, ſpringen, klettern. Ihnen iſt Sitzen über das Maaß hinaus, welches der Seele neue Kräfte giebt, als ein Leiden derſelben verhaßt, und um an ihm nicht zu erkranken, wird — kann es geſchehen — nicht in die Schule, nicht in die Kirche, ſondern hinter dieſelben gegangen, welchem naturgemäßen Triebe zu folgen ſelbſt die allerneueſte Pädagogik noch immer nicht mit Prämien belohnt. Ein Beweis, daß ſie doch noch nicht zu der Höhe geſtiegen iſt, auf welche ſie ſich erheben ſollte, hat ſie auch das Laufen, Springen, Klettern in Turnerei ſyſtematiſirt und macht mit den Schülern der vierten bis einſchließlich der erſten Klaſſe in den Hundstagen, während welcher die Fuß- und Beinſeele grade Ruhe begehrt, Fußreiſen, auf denen ſehr häufig der Schäfer nicht die Heerde füttert, ſondern dieſer von ihr gefüttert wird.

Zweiter Sitz. Vom ſechzehnten oder achtzehnten bis ſechsunddreißigſten, vielleicht vierzigſten Jahre. Im Centrum. Ein ſehr kitzlicher Punct, über welchem das Ausrufungszeichen der Männer nach chriſtlicher Zeitrechnung bald ſechstauſend Jahre lang ſteht; über den mit Luſt-, Schau- und Trauerſpielen, Romanen und Novellen unendlich mehr als ſechstauſend Variationen componirt worden ſind, und der, ſollte die Erde mit ihren Bewohnern nicht bald erkalten, gewiß zu noch unendlich mehr Variationen begeiſtern wird. Von ihm ſoll, wie ein ſcharfſinniger Engländer in Florenz behauptet, die Weltgeſchichte nicht nur ausgegangen ſein, ſondern zur Stunde noch fortgehen.

Dritter Sitz. Vom ſechsunddreißigſten oder vierzigſten bis fünfundſechzigſten, vielleicht gar ſiebzigſten Jahre. Im Magen. Bisher war dieſer nur Diener, jetzt iſt er Herr; bisher aß man nur, um zu leben, jetzt lebt man, um zu eſſen; doch eigentlich iſt man nicht mehr, man ſpeiſt; man trinkt nicht mehr, ſondern man ſchlürft. Zuletzt koſtet man nur noch, denn je ätheriſcher die Seele wird, deſto Wenigeres, aber auch immer Beſſeres, verlangt ſie.

Vierter Sitz. Vom fünfundſechzigſten oder ſiebzigſten bis hundertſten Jahre. Endlich im Kopfe. Selbſt König Salomo mußte erſt ſehr alt werden, um als Weiſer zu ſchreiben: vanitas vanitatum vanitas! Steigt die Seele endlich über den Kopf hinaus, dann iſt der Menſch eine ſeelenloſe, zerfallende Maſchine.

Jeder Sitz hat Virtuoſen aufzuweiſen. Z. B. Nummer 2 einen Caſanova; Nummer 3 einen Grimod de la Reynière, der Cambaceres' Koch für einen höheren Geiſt erachtete, als deſſen Herrn, und Erſterem den „Almanach des gourmands“ widmete. Für Nummer 4 erkläre ich als einen der erſten Virtuoſen — mich ſelbſt.

Schnellläufer, Balletänzer und Tänzerinnen, oder Touriſten, denke man ſich übrigens durchaus nicht als Virtuoſen des erſten Sitzes. Die Seele hat mit der Gewerbeſteuer nichts gemein. Balletters und Balletterinnen nebſt den übrigen Bretterhelden und Heldinnen befinden ſich in der Regel, entweder als Activa oder Paſſiva, im zweiten Sitzpunct und zeigen in demſelben blos noch ſchlechte Erinnerungen aus dem erſten. Touriſten aber laufen nicht, um zu laufen, ſondern um für die im zweiten oder dritten Stadium hungernde Seele zu ſchreiben.

Ganz eigenthümliche Uebergänge zu dem zweiten und dritten Stadium beweiſen die Unumſtößlichkeit meiner Theorie. Die Krankheit des Schreitens aus dem erſten zum zweiten Sitze führt bei dem männlichen Geſchlecht den Namen „Flegeljahre“; bei dem weiblichen bedarf ſie nur zu häufig der Hilfe des Arztes. Der Wechſel zwiſchen dem zweiten und dritten Sitzpunct kündigt ſich durch ein Unwohlſein an, das ſich oft bis zur Lebensüberdrüſſigkeit ſteigern kann. Sollten Männer nicht ſchon früher aus triftigen Gründen an Hausſchen leiden, ſo verfallen ſie jetzt in dieſe; Damen greifen zu den Spielkarten, und wenn auch alternde Jungfern die Hoffnung des Heirathens niemals vermiſſen, müſſen ſie ihre Liebkoſungen doch einſtweilen an Möpſe und Kater vergeuden. Allgemeine Heilung endlich in einem ſchmackhaften Roſtbeaf, einer zarten Hühnerpaſtete und in mehr als einer entſtöpſelten Flaſche, oder mit Nächſtenlob geſchwärzten Taſſe Kaffee.

Hart züchtigen ſich auch thörichte Verſuche, die Seele in naturwidrige Sitze zwingen zu wollen. Z. B. des vierten Sitzes in den erſten. Schon ein altes Sprichwort ſagt: „kluge Kinder leben nicht lange“, und ſiechen ſie nicht ſchnell dahin, verſchwindet doch ſehr bald das Wunder und blos ſich ſelbſt, wie der Welt, bleiben läſtige Kinder übrig.

Aber ohne fieberhafte Kriſis erhebt die Seele ſich in den Kopf. Wie viele Menſchen müſſen ſterben, ohne dieſes, freilich leider nur kurze Zeit dauernde Glück zu erlangen!

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Bamberg. Die ſattſam bekannte Lola Montez iſt bei ihrer Ankunft in unſerer Stadt von einem ungeheuern Menſchenſchwarme mit Schimpf und Schande empfangen und bis zu dem vom Bahnhofe ziemlich weit entfernten Gaſthauſe unter Spott und Hohn begleitet und unterwegs auch mit Steinen bombardirt worden. Der Tumult nahm dergeſtalt zu, daß ſie ihren Vorſatz, hier zu übernachten, aufgeben und nach kurzem Aufenthalte weiter reiſen mußte. Dieſe Perſon iſt in Baiern dergeſtalt verhaßt, daß man nicht begreifen kann, woher ſie den Muth nimmt, dieſer allgemeinen Wuth ſo keck die Stirn zu bieten.

Berlin. Der Vereinigte Landtag iſt durch den königlichen Commiſſar, Miniſter von Bodelſchwingh, geſchloſſen worden. Aus der Abſchiedsrede iſt folgender Paſſus hervorzuheben: »Blicken wir auf den eilfwöchentlichen Zeitraum des ſtändiſchen Wirkens dieſer hohen Verſammlung zurück, ſo werden Gefühle der mannigfachſten Art in unſerer Bruſt ſich regen. Wer vermöchte ſie zu überſehen, wer ihnen Ausdruck und Worte zu geben? Ein Gefühl aber dürfte Allen nicht fremd ſein, das Gefühl, daß die Ergebniſſe des Vereinigten Landtags weniger fruchtbringend für das Land geweſen ſind, als ſie es hätten ſein können.« (Das ſagt das Organ der Krone, was aber ſagt das Volk dazu???)

∴ Der König läßt zur Erinnerung an den erſten vereinigten Landtag eine Denkmünze prägen, zu welcher Profeſſor Cornelius die Zeichnung entworfen hat. Auf der Hauptſeite prangt der Schutzgeiſt Preußens, der auf die ſtändiſchen Geſetze hindeutet, die eine ruhmvolle Zukunft verheißen. An der Seite des Genius erblickt man den lauernden Geiſt der Empörung, welcher vor dem neu erſtarkten Genius Preußens ſcheu zurückbebt. Auf der Rückſeite ſind die vier Stände dargeſtellt.

∴ Die Curie der drei Stände hat die Petition um Preßfreiheit einſtimmig, und die Petition um Amneſtirung der politiſchen Gefangenen mit großer Mehrheit genehmigt.

∴ Die kleine Polizei hat das Bildniß des Breslauer Stadtgerichtsraths Simon, mit der Unterſchrift: »Haltet Euch bereit, denn die Zeit erfüllt ſich« confiscirt; die große Polizei aber hat es wieder freigegeben, vermuthlich, weil ſie einſieht, daß das Confisciren doch nichts hilft.

∴ Die Verhandlungen gegen die Tumultuanten der drei Apriltage ſind jetzt, bis auf einen Angeklagten, beendigt. Von den 107 Angeklagten, die in 58 Gruppen vor Gericht ſtanden, ſind 86 beſtraft, 13 von der Anklage entbunden und 8 für nicht ſchuldig erklärt worden. Unter den Angeklagten befinden ſich 17 Individuen weiblichen Geſchlechts.

∴ Herr Hector Berlioz, deſſen lärmmachende Muſik „Fauſt“ jüngſt im Opernhauſe unter ſeiner eigenen Leitung zur Aufführung gekommen war, iſt, vom König von Preußen mit dem rothen Adler-Orden dritter Klaſſe geſchmückt, nach Paris zurückgekehrt.

∴ Der General-Muſikdirector Meyerbeer iſt nach Franzensbrunnen gereiſt, um dort Brunnen- und andere Kuren zu gebrauchen. Da ſich dort ſein Vorgänger, der alte, ruhmgekrönte Spontini, gleichfalls als Kurgaſt befindet, ſo wird es, beſonders den preußiſchen Brunnengäſten, weder an Tact noch an Harmonie fehlen.

∴ Dem. Jenny Lind wird, wie man hört, nach Beendigung ihres Gaſtſpiels in England, auf kurze Zeit nach Berlin zurückkehren, hier noch einige Rollen ſingen und dann auf dem Theater, auf dem ſich ihr Ruf begründet hat, Abſchied von der Kunſt nehmen und nach Schweden zurückkehren.

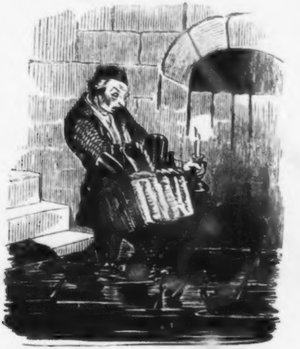
∴ Der Kapellmeiſter Moeſer hat vom Kaiſer von Oeſterreich für eine demſelben überſandte Feſt-Hymne die goldene Verdienſt-Medaille erhalten.

∴ In der „Spener'ſchen Zeitung“ trat neulich eine gewiſſe Nida Sturm im Namen mehrerer Jungfrauen (welche, allem Anſcheine nach, ſich gern unter die Haube wünſchen) mit dem höchſt poſſirlichen Vorſchlage auf, den Junggeſellen und Hageſtolzen, die nicht heirathen wollen, gleich Nachtigallen und Hunden, eine Steuer aufzulegen. — (O Nida, Nida, warum haſt Du uns das gethan?)

Breslau. Die Direction des hieſigen Theaters iſt nun definitiv auf die Herren Rimbs, Kießling und Reimann übergegangen. Der bisherige Pachter, Herr von Baerſt, hat ſein Domicil vorläufig in der Mark aufgeſchlagen.

Brüſſel. Einer der erſten Notabeln des emigrirten Polens, Profeſſor Joachim Lelewel, der ſeit fünfzehn Jahren in unſerer Mitte lebt und ſich durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten leider nur höchſt kümmerlich ernährt, hat von ſeinem unlängſt in der Schweiz geſtorbenen Bruder 8560 Francs geerbt, davon aber nicht mehr als 650 Francs für ſich behalten und das Uebrige den Kindern eines in der Nähe Warſchau's noch lebenden Bruders überlaſſen.

Conſtantinopel. Herr Franz Liſzt, der Ahasver der Klavierpauker, hat, kaum hier angelangt, ſich im Serail vor dem Sultan hören laſſen.



Folge der Unannehmlichkeit, in der Nähe eines Fluſſes zu wohnen.

Darmſtadt. Unſere zweite Kammer hat ihren frühern Beſchluß, die Ehe zwiſchen Chriſten und Nicht-Chriſten zu geſtatten, mit 34 gegen 8 Stimmen erneuert.

Florenz. Unſer Großherzog hat eine allgemeine Amneſtie erlaſſen für Alle, welche wegen Majeſtätsverbrechen in Piſa verhaftet und in Anklageſtand verſetzt ſind.

Frankfurt. Sowohl Würtemberg als Baden ſollen ſich entſchieden gegen Preußens drakoniſchen Preßgeſetz-Entwurf erklärt haben, was um ſo weniger auffallen darf, da beide Länder, ihren Ständen gegenüber, auch gar nicht damit durchkommen würden.

∴ Die Nachricht von der Zurücknahme des allgemeinen Bundes-Preßgeſetzes iſt ungegründet, obwohl es ſchwer werden wird, alle Anſichten auf einen Punct zu vereinen.

∴ Dem. Rachel, die, von Cöln kommend, auch auf unſerm Theater gaſtirt und dem intelligenten Theile des Publicums außerordentlich gefallen, hat für jeden Abend ein Honorar von 1000 Francs erhalten. Sie hat hat unſere Kunſtfreunde ſehr befriedigt, zumal diejenigen, denen die eigentliche Manier der franzöſiſchen Schauſpielkunſt zuſagt, worin die Künſtlerin wahrhafte Virtuoſität zu beanſpruchen berechtigt iſt. Mit ihren Leiſtungen ſtanden jedoch im ſchreiendſten Abſtich die ihrer Kunſtgenoſſen, welche dem Plebs der franzöſiſchen Theaterwelt anzugehören ſcheinen. Das Haus war übrigens keineswegs überfüllt; die Einnahme erreichte nicht ganz 3000 Gulden.

∴ Vor Kurzem wurde hier ein 73jähriger Bräutigam mit einer 66jährigen Braut getraut. Beide waren ſeit 40 Jahren Brautleute, die, wegen unbeſiegbarer Hinderniſſe, erſt unlängſt die obrigkeitliche Erlaubniß zum Heirathen erhalten hatten.

Genf. Während unſer freiſinniger Canton den vollſtändigſten Sieg über das Pfaffenthum feiert, geben die Walliſer ein trauriges Beiſpiel von der Frechheit der Jeſuitenherrſchaft. Der Biſchof von Sitten hat, in Uebereinſtimmung mit dem großen Rathe, das ſeit bald drei Jahren eingeſetzte Dankfeſt für den blutigen Sieg über die liberale Partei unter die von jetzt an alljährlich zu feiernden Feſte erſter Klaſſe aufgenommen. Dieſer ſonderbare Feſttag heißt „la fête de Nôtre-Dame-Auxilíatrice“. (Nieder mit den Jeſuiten und ihren Beſchützern!)

Hannover. Unſer neuer Polizei-Director heißt Wermuth und iſt ganz der Mann, manchen Leuten den Genuß am Leben ſtark zu verbittern.

Kaſan. Vor Kurzem traf die coloſſale Metallſtatue Derſhawins, welche, zum Andenken an den berühmten Dichter, in dem Hofe des hieſigen Univerſitätsgebäudes errichtet werden ſoll, an dem Ort ihrer Beſtimmung ein. Ohne nachgeſuchte Hilfe legte das verſammelte Volk bereitwillig Hand an und förderte in kurzer Zeit die bedeutende Laſt nach dem Aufſtellungsplatze.

Leipzig. Im Verlags-Bureau (Arnold Ruge) iſt ſoeben die zweite Auflage von Oettingers „Sophie Arnould“ in zwei Bänden ausgegeben worden. Anfangs Juli erſcheint bei Philipp Reclam jun. der erſte Band einer neuen Sammlung humoriſtiſcher Novellen unter dem Titel „Teufeleien“, Ende Auguſt der ſechſte Jahrgang des „Narren-Almanachs“ und Ende October die zweite Auflage des hiſtoriſchen Romans „Potsdam und Sansſouci“ (3 Bände).

∴ Im Auguſt wird in unſern Mauern eine Verſammlung deutſcher Tonkünſtler und Muſikfreunde ſtattfinden.

∴ Der Componiſt M. Nagiller, Gründer und Director des Mozart-Vereins, iſt hier angekommen, um hier, wie in Berlin, mehrere ſeiner Compoſitionen zur Aufführung zu bringen.

∴ In Nummer 143 des Saphir'ſchen „Humoriſten“ theilt Herr Franz Fitzinger ein halbes Dutzend „Götter-Epigramme“ mit. Das zweite, „Jupiter“ überſchrieben, heißt:

„Mancher Ochſe meint hienieden
Bis zu Dir emporzuragen,
Daß ihm Götterkraft beſchieden,
Und er könn' Europa tragen.“

(Wenn wir Redacteur der „Europa“ wären, würden wir uns derlei boshafte Anſpielungen nicht gefallen laſſen.)

∴ Nach einer ſehr mäßigen Berechnung ſoll unſer geſegnetes Deutſchland gegenwärtig von mehr als 46,000 „reiſenden Handlungsdienern“ durchſchwärmt werden. Da unter zehn Commis voyageurs mindeſtens neun ſich einbilden, Adoniſſe zu ſein, ſo iſt Deutſchland jetzt das Land der Adoniſſe.

Liſſabon. Der ſpaniſchen Armada, die intervenirend in Portugal eingerückt iſt, ſind ſehr ſtrenge Disciplinar-Befehle gegeben worden. Einer derſelben lautet: »Wer über 50 Realen (3 Thlr. 10 Ngr.) ſtiehlt, wird erſchoſſen.« (Wie Wenige werden dann leben bleiben!)

∴ Das immer noch im Geheimen erſcheinende Journal „Eſpectro“ mit dem Motto „Admonet in somnis, et turbida terret imago“, ſetzt mit kannibaliſcher Malice den heiligen Krieg gegen Donna Maria da Gloria und die Quadrupel-Allianz fort, und findet in ganz Portugal mehr und mehr Anhang.

London. Die Königin Victoria hat den Kindern des verſtorbenen, hochbegabten, aber unglücklichen Schriftſtellers Thomas Hood, ein Jahrgehalt von 100 Pfd. St. bewilligt. (Was thut unſer Deutſchland für die Wittwen und Waiſen ſeiner Schriftſteller? Es läßt ſie verhungern!)

∴ Der Fiſchhändler William Cubitt und der Brillenmacher Charles Hill ſind zu Sheriffs für London und Midleſſex erwählt worden. Dieſe Wahl wird, nach uraltem Brauche, alljährlich am Johannistage vollzogen.

∴ Dem. Jenny Lind wird nach dem Schluſſe der hieſigen Saiſon, gegen Ende des Auguſts, zwei Mal in Mancheſter auftreten und dabei von Lablache, Gardoni, Madame Caſtellan und Andern unterſtützt werden. Während ihres Aufenthalts in Mancheſter wird ſie in Liverpool und Birmingham Concerte geben, ſonſt aber wahrſcheinlich auf keinem Theater in England ſingen.

∴ Das Urtheil im Prozeſſe des Theaterdirectors Bunn gegen die Sängerin Lind wird erſt Anfangs December gefällt werden. Als Anwälte für die Verklagte werden Herr Hoggins und der General-Anwalt F. Theſiger auftreten.

∴ Der ſogenannte „Löwenkönig", der bekannte Thierbändiger Carter, iſt am 18. v. M. hier an einem Krebsübel geſtorben.

∴ Zu den pikanten Memoiren aus der Zeit der hannoverſchen Dynaſtie, welche in der letzten Zeit hier herausgekommen ſind, iſt ein neuer Beitrag erſchienen: „die Memoiren der Lady Sundon, der Ober-Garderobière der Königin Caroline, Gemahlin Georgs II.". Die Herausgeberin iſt Mrs. Thompſon, die Verfaſſerin eines „Lebens der Herzogin von Marlborough". Lady Sundon, die im Jahre 1742 mit Tode abging, und die ihren Gemahl, mit dem der Titel der Familie ausſtarb, zehn Jahre überlebte, war die allmächtige Günſtlingin der Königin, wie es Mr. Maſham bei der Königin Anna war, und durch deren Hände alle Beförderungen, Empfehlungen und dergleichen gingen, die übrigens Gelehrte, Dichter u. ſ. w., z. B. Sam. Clarke, Somerville (den Dichter der „Chase"), Thomſon, Savage (den ſie vom Tode gerettet haben ſoll), beſchützte und ſich für ſie intereſſirte. — Wie groß ihr Einfluß geweſen ſein muß, erſieht man aus den von Mrs. Thompſon mitgetheilten Briefen; Voltaire machte ihr den Hof, und ſogar die ſtolze Herzogin von Marlborough (der Lady Sundon ihre Einführung bei der Königin zu danken hatte) ließ ſich herab, ihre ehemalige Schützlingin um ihre Vermittlung zu bitten. Die Sammlung der Briefe, aus denen die Notizen der Mrs. Thompſon genommen ſind, bildet nicht weniger als ſieben dicke Bände.

∴ Im Muſtergefängniß zu Pentonville koſtet, wie aus einer Erörterung im Parlamente hervorgegangen iſt, die Erhaltung eines einzelnen Gefangenen dem Staate jährlich 36 Pfd. St. (360 Gulden C. M.).

∴ Sir Edward Lytton Bulwer hat ſeinen Landſitz dem deutſchen Dichter Ferdinand Freiligrath zum Aufenthalt angeboten.

∴ Der Blumenhändler Forteſcue hat hier vor Kurzem eine Blumen-Auction veranſtaltet, bei welcher für nicht weniger als 25,000 Pfd. St. Orchideen aus Borneo reißend-ſchnellen Abgang fanden. Ein Oncidium ampliatum grandiflorum wurde mit 7 Pfd. 10 Sh. bezahlt.

Lüttich. Ein Profeſſor Henaux beweiſt in der „Revue de Liége", daß Kaiſer Carl der Große nicht in Aachen, ſondern in Lüttich geboren worden.

Madrid. Donna Iſabella ſoll ihrem Premier-Miniſter Pacheco rund heraus erklärt haben, ſie wolle ſich von ihrem Gemahle ſcheiden laſſen und den General Serrano heirathen. Der gute Premier ſoll ſeiner Seits erklärt haben, er werde lieber abtreten, als zu dieſem Schritt ſeine Zuſtimmung geben.

∴ Der „Faro" verſichert, daß der Plan einer Eheſcheidung der Königin und des Königs vom jetzigen Cabinet blos im eigenen Intereſſe angeregt und befördert worden ſei.

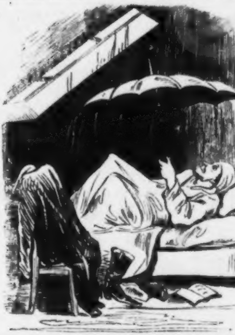
∴ Espartero hat aus London an alle hieſigen Zeitungen ein Schreiben erlaſſen, worin er die Nachricht, daß er die philippiniſchen Inſeln als Vice-König an ſich reißen und ſpäter in Englands Hände ſpielen wolle, für eine plumpe Verleumdung erklärt.

∴ In Folge eines neuen Miniſterialbeſchluſſes ſollen alle Ordensgüter zum Verkauf kommen. Der Werth derſelben wird auf 47 Millionen Francs angegeben.

Mancheſter. Signora Alboni, die ſich hier in Concerten hören ließ, hat enorme Senſation erregt.

München. Künftig wird in Folge des neuen, zwiſchen Baiern und Frankreich abgeſchloſſenen Vertrags — ein einfacher Brief aus Baiern nach Frankreich oder Algier nicht mehr als 18 Kreuzer, alſo kaum 2 Groſchen, koſten.

Nürnberg. Die gute Lola Montez, welche auf ihrer Reiſe nach Brückenau einige Stunden in unſerer Mitte zu verweilen geruht hat, iſt auch hier der Gegenſtand großer Neugier geweſen. Männer und Frauen, Jung und Alt, waren auf den Straßen, um die neue Pompadour anzugaffen. Einiger Pöbel vergaß ſich ſogar ſo weit, dieſer Perſon ein Lebehoch zuzurufen, worauf Lola ihre Herablaſſenheit ſo weit trieb, daß ſie, wie einſt bei Kindtaufsfeſten hier gebräuchlich war — was jetzt aber ſtreng verboten iſt — kleine Geldmünzen unter die Maulaffen-Maſſen auswarf.



Spitzbube von einem Hauswirth, der die Reparaturen erſt machen laſſen will, wenn ſchönes Wetter wird!

Paris. Graf Breſſon, unſer Ex-Geſandte am Madrider Hofe, hat den Botſchafterpoſten in Neapel angenommen.

∴ Herr Thibeaudeau, Adams Theilnehmer bei der Entrepriſe des dritten Opernhauſes, erklärt in den Zeitungen, er und ſein Compagnon habe dem Miniſter Duchatel für Erlangung jenes Privilegiums 100,000 Francs, ſage hunderttauſend Francs, bezahlen müſſen. Die Oppoſitionsjournale, entrüſtet über die Beſtechlichkeit des Miniſters, fordern die Herren Guizot und Duchatel, wollen ſie nicht in den Augen der öffentlichen Meinung für immer gebrandmarkt bleiben, zu gerichtlicher Unterſuchung dieſer öffentlichen Anklage auf.

∴ In Folge der Scandalgeſchichte, wegen welcher Herr Emil de Girardin jetzt vor dem Pairshofe ſteht, hat man Folgendes über deſſen Abkunft erfahren. Es ſcheint jetzt erwieſen, daß er die Frucht einer heimlichen Liebe zwiſchen dem noch lebenden Generallieutenant Grafen Alexandre de Girardin und der ſchönen, geiſtreichen, aber nichts weniger als ſpröden Madame Tallien, die, als Thereſe Cabarrus, aus dem Carmelitergefängniß den 9. Thermidor gegen Robespierre organiſiren half und ſpäter als Gattin des Conventsdeputirten Tallien die Zierde aller Salons zur Zeit des Directoriums geweſen war. Da Tallien noch lebte, mußte Emil de Girardins Geburt verheimlicht werden. Erſt ſpäter adoptirte ihn Graf Alexandre de Girardin, da er ihn, den beſtehenden Geſetzen gemäß, als aus einer unerlaubten Verbindung hervorgegangen, nicht legitimiren konnte. Der unternehmende, ränkevolle, in der Wahl der Mittel durchaus nicht ſcrupulöſe Geiſt der Madame Tallien ſcheint ſich vererbt zu haben auf ihren Sohn, der vielleicht noch beſtimmt iſt, eine bedeutende, wenn auch keine achtungsvolle Rolle zu ſpielen. Vom Präſidenten des Pairhofes um ſein Alter befragt, erwiderte Emil de Girardin, er habe keinen Geburtsſchein, glaube aber 45 Jahre alt zu ſein.

∴ Herr Adrien Boieldieu, der Sohn des berühmten Tonſetzers, hat eine Demoiſelle Textor, die Tochter eines Staabsofficiers, geheirathet, welche im Stifte von Saint-Denis 12 Mal die Medaille und 135 Mal die erſten Preiſe gewonnen hat. Der König und die Königin haben als Zeugen den Heirathscontract unterzeichnet.

∴ Lola Montez hatte vor ihrer Abreiſe aus Paris von Herrn Cerf Levy einige Shawls gekauft und ihm Anweiſungen auf ſich gegeben. Da dieſelben nicht honorirt wurden, ſo erhielt Cerf Levy das Recht, ſich an ihre zurückgebliebenen Sachen zu halten, was er auch that; dagegen hat nun der Advocat der Verklagten Oppoſition eingelegt. Die Sache iſt vorläufig auf vierzehn Tage verſchoben worden.

∴ Man ſagt, daß das Théâtre français ſich mit Demoiſelle Pleſſy, vermählte Madame Arnoud, ausſöhnen wolle, und deshalb einen Bevollmächtigten nach Brüſſel geſendet habe, um mit ihr zu unterhandeln. Vor Allem bietet man ihr an, daß man von dem Schadenerſatz von 100,000 Francs abſtehen wolle, zu welchem ſie wegen ihrer Flucht [illegible]rtheilt worden iſt.

∴ Im Théâtre français hat ſeit langer Zeit ein Stück, oder eigentlich nur ein Stückchen, entſchieden gefallen. Es iſt eine Art italieniſcher Maskenkomödie, dramatiſche Fresco-Malerei mit kecken Strichen und grellen Farben, aber voll von Witz, Laune und Humor. Das Stück heißt „Scaramouche et Pascariel“ und iſt von dem jungen talentvollen Dichter Michel Carré.

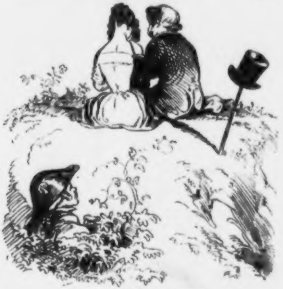
∴ Im Saint-Martin-Theater wird bei brückendvollem Hauſe Felix Pyats effectvolles Schauſpiel „le Chiffonnier“ (Heinrich Börnſtein hat dieſes Zugſtück für die deutſche Bühne bearbeitet) allabendlich wiederholt. Alles will den großen Frédéric Lemaitre in dieſer genialen Rolle ſehen.

∴ Ein Herr Nurrey hat im Odéon-Theater ein neues dreiactiges Luſtſpiel, „les notables de l'endroit“, vorgeführt, das, Scene für Scene, den Kotzebue'ſchen „Kleinſtädtern“ nachgebildet iſt. Sonderbar. Kotzebue ſah in Paris Picards Luſtſpiel „la petite ville“, überſetzte es als die „franzöſiſchen Kleinſtädter“ und die Idee gefiel ihm ſo wohl, daß er dann als Original die „deutſchen Kleinſtädter“ ſchrieb. Nun kommt nach fünfzig Jahren ein Franzoſe und überſetzt die „deutſchen Kleinſtädter“, kann aber ſchwerlich ein beſſeres Originalſtück daraus ſchaffen, als Meiſter Picards „petite ville“.

∴ Im Gaité-Theater hat ſich ein neues fünfactiges Schauerdrama, „les étouffeurs de Londres ou la taverne de sept cadrans“, von Jaime, ein Seitenſtück zum Birch-Pfeiffer'ſchen „Leichenräuber“, eingebürgert.

∴ Herr von Lamartine ſchreibt jetzt eine „Histoire des Constituants“, vom Zuſammentritt der Nationalverſammlung bis zum Tode Mirabeau's, in ſechs Bänden. Dann ſoll eine „Geſchichte des Directoriums bis zum 18. Brumaire“ folgen. Für die erſten ſechs Bände erhält er ein Honorar von 400,000 Francs.

∴ In den „Annales de Chemie“ befindet ſich ein Aufſatz, in welchem angedeutet wird, das neunzehnte Jahrhundert würde nicht vergehen, ohne das Geheimniß der Adepten, den Stein der Weiſen, gefunden zu haben. (Der Glaube macht ſelig.)



Jagd nach Turteltauben.

Peſth. Die ungariſche Hofkanzlei hatte ein Decret erlaſſen, welches dem Peſther Comitat befiehlt, die beiden Vicegeſpanne von Szent-Kiralyi und von Nyari wegen ihrer verleumderiſchen und verdächtigen Reden gegen den königlich ungariſchen Hofkanzler, zu vernehmen. Das Peſther Comitat beſchloß dagegen, auf Antrag des Oppoſitionsführers L. von Koſſuth, den beiden Vicegeſpannen ſeinen Dank auszuſprechen und der Kanzlei zu erklären, daß eine Vernehmung der beiden Vicegeſpanne ſchon deshalb nicht eintreten könne, weil die Anklagepuncte nicht angegeben ſind.

∴ Mitte October ſoll der ungariſche Reichstag eröffnet werden.

∴ Der Proto-Medicus und Statthalterei-Rath Dr. von Stahly hat den Orden der würtembergiſchen Krone erhalten.

∴ Madame Birch-Pfeiffer hat für die Eröffnung des deutſchen (Interim-)Theaters ein neues Schauſpiel geſchrieben und daſſelbe der Direction unentgeltlich überlaſſen.

Rom. Der Papſt hat den Monſignor Boſondi und Antonelli (General-Schatzmeiſter des Kirchenſtaats) zu Cardinal-Diaconen und die Erzbiſchöfe Giraud, von Cambrai, und Dupont, von Bourges, zu Cardinal-Prieſtern ernannt.

∴ Ein päpſtliches Breve hat die Erneuerung des Pius-Ordens decretirt.

∴ Der nächſte Heilige, der hier friſch gebacken werden ſoll, wird — wie man hört — Pater Caniſius ſein (?). Dieſer Jeſuit, auf deſſen Heiligſprechung die Katholiken der Schweiz, Baierns, Würtembergs, Preußens(??) und Oeſterreichs mit Sehnſucht warten(???), wie Graf Guiccioli im öffentlichen Conſiſtorium behauptet hat, wird nun wohl bald canoniſirt werden. (Pulveriſirt wäre viel geſcheidter!)

Schaffhauſen. Die Jeſuiten, welche vor Kurzem St. Gallen verloren und in Genf gefallen ſind, haben nun auch in Luzern eine Niederlage erlitten. Die heiligen Herren pflegten ſeit langer Zeit in einem Luzerner Hauſe zuſammenzukommen und dort mit jungen Damen zu tanzen; jetzt iſt dies offenkundig geworden. Dieſe Entdeckung hat in Luzern ſelbſt ſo großes Aufſehen erregt, daß die Dame, welche den Saal zu dieſen jeſuitiſchen Myſterien hergegeben, wie die Prieſterinnen, welche bei dieſen Spielen die Reigen angeführt, feſtgenommen werden mußten. Die frommen Herren gaben ſich freilich alle Mühe, das Scandal zu verheimlichen; aber glücklicherweiſe iſt dieſes nicht mehr möglich, und das Muckerthum ſo offenkundig, daß ſelbſt die rohen fanatiſirten Entlibucher endlich zur Beſinnung gekommen ſind.

∴ Auf den 5. und 6. Auguſt iſt hier die Abhaltung eines eidgenöſſiſchen Turnfeſtes angeſetzt.

Straßburg. Wahrſcheinlich wird die deutſche Oper hier feſten Fuß faſſen, indem ihr von dem 3 Millionen Francs betragenden Vermächtniß des Notar Apfel für das Straßburger Theater jährlich 15 bis 20,000 Francs als Unterſtützung ausgeſetzt werden ſollen.

Stuttgart. Am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance war von unſerm „Beobachter" nichts als der Titel und am Schluß die Namen des Druckers Wachendorf und des Redacteurs A. Weiſſer erſchienen. Die vier Seiten ſind ganz leer und tragen nur die richtige Pagina.

∴ In dieſen Tagen war eine von Paul Pfizer angeregte und abgefaßte Adreſſe an den vereinigten preußiſchen Landtag nach Berlin abgegangen. Die Adreſſe iſt an Herrn von Beckerath gerichtet.

Verſailles. Unſer Muſeum, das nun vollſtändig geordnet iſt, enthält 3286 Gegenſtände, nämlich 2745 Gemälde und 541 Bildhauerarbeiten. Unter den Gemälden zählt man 1030 verſchiedene Gegenſtände, wie Schlachten, geſchichtliche Züge u. ſ. w. 60 Gemälde geben Anſichten von königlichen Schlöſſern und 543 ſind Portraits, darunter 70 Könige, 62 Admirale, 38 Connetables, 298 Marſchälle und 75 berühmte Helden.

Weimar. Schillers Haus, das für 5000 Thaler noch immer zu verkaufen iſt, ſoll ein reicher Engländer für ſich erſtehen wollen, um der deutſchen Nation ein Beiſpiel zu geben, wie das „Ausland" deren große Männer ehrt. (Michel, ſchämſt Du Dich denn nicht?)

Wien. Die freiſinnigen Reden des Fürſten Felix Lichnowsky beim preußiſchen Landtage in Berlin haben hier ein um ſo größeres Aufſehen gemacht, weil deſſen Familie mit der des Fürſten Metternich verſchwägert iſt.

∴ Nun iſt ſogar die „Allgemeine Preußiſche Zeitung" — das unſchuldigſte Blatt unter Gottes Sonne — in unſerm furchtſamen Oeſterreich verboten. („Da hört am Ende Alles auf," ſagt Herr Liborius.)

∴ Dem als Gaſt unter uns verweilenden czechiſchen Gelehrten Palacky iſt von ſeinen zahlreichen Verehrern im „Fortunaſaale“ zum „Sperl“ ein großartiges Feſteſſen gegeben worden, bei dem es zahlloſe Toaſte geregnet hat.

∴ Auf dem Hofburgtheater hat der Weimar'ſche Hofſchauſpieler Genaſt gaſtirt und zwar als „Wilhelm Tell“, als Oberförſter in den „Jägern“, als Cromwell in „Cromwells Ende“ und als Buſch im „Räuſchchen“. Die Kritik rühmt vor Allem die letzte dieſer vier Rollen. Herr Seidlitz ſagt u. A.: »Herr Genaſt ließ uns in allen ſeinen Rollen jene glückliche Verbindung von einfacher Natürlichkeit und Kunſt des Details erkennen, jene Verbindung, welche ſo nothwendig iſt, um ein vollſtändiges Charakterbild zu liefern. Jedenfalls gehört Herr Genaſt zu den bedeutungsvollen Erſcheinungen in der Schauſpielerwelt.«

∴ Herr M. G. Saphir definirt in einem Aufſatz „Converſations-Lexikon der Ohnmacht“ das Wort „Geſinnung“ wie folgt: Wenn ein Schriftſteller weder Styl noch Geiſt, weder Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit hat und man ihn trotzdem als großen Mann auf den Schild heben will, ſo ſchreibt man: er hat Geſinnung. Dieſe „Geſinnung“, zuerſt auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommée-Flanell ſtark nach Norden, ſcheint aber nicht lange mehr gäng und gäbe zu bleiben. — „Tendenz“ – ſagt er — iſt die Eſſigflaſche, die man dem ohnmächtigen Talente unter die Naſe hält. „Tendenz“ iſt die Krücke für lahm gewordene Bühnendichter; „Tendenz“ endlich iſt die „geſchwollene Bauchwaſſerſucht“, die ſich für einen „intereſſanten Zuſtand“ ausgeben will.

∴ Herr Auguſt Schmidt, Redacteur der „Wiener Muſikzeitung“, hat das Eigenthumsrecht an einen Herrn Ferdinand Luib verkauft, der ſeit dem 1. Juli die Leitung dieſer Zeitſchrift übernommen hat.

∴ Die hieſigen Zeitungen erzählen mit großer Emphaſe, die Staatsdruckerei habe aus der Brockhaus'ſchen Officin in Leipzig eine äußerſt koſtſpielige Gießmaſchine erkauft. Sie hat dafür 350 Thaler bezahlt. (Quel bruit pour une omelette!)

∴ Manche Leute beſitzen in der That höchſt bizarre Launen; ſo macht ſich ſeit einiger Zeit in einem der hieſigen Kaffeehäuſer ein ziemlich alter Herr bemerkbar, der an Wochentagen eine blonde, an Sonntagen aber eine ſchwarze Perrücke trägt. (De gustibus non est disputandum.)

Zürich. Hier iſt (bei Fr. Schultheß) der erſte Band einer „Geſchichte der Republik Zürich“ erſchienen, welche den in den gegenwärtigen Schweizer-Bewegungen ſo bekannt gewordenen Dr. Bluntſchli zum Verfaſſer hat. Der Band reicht in zwei Abtheilungen von den Anfängen der Stadt bis zu dem Burgunder Kriege (Schlacht bei Nancy, 6. Januar 1477.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ein franzöſiſcher Arzt neuerer Zeit hat berechnet, daß der menſchliche Organismus nicht weniger als ſechstauſendachthundertdreiundſechzig (6863) Krankheiten unterworfen ſei.

— Bei den Irokeſen werden leichtſinnige Bankerottirer an einen Baum gebunden, worauf dann jeder Gläubiger das Recht hat, ſeinem Schuldner für jeden Dollar einen Hieb zu verſetzen und ihm ein beliebiges Schimpfwort an den Hals zu werfen; damit iſt dann die Schuld getilgt und die Sache ausgeglichen. (Bei kleinen Bankerotts mag dies gehen, bei großen aber müßte dieſe Ausgleichung etwas gefährlich werden.)

Treffer und Nieten.

• Ein Peſther Arzt hat neulich eine komiſche Einladung von einem ſeiner Patienten erhalten. Der Kranke war nämlich nicht zu Hauſe, und ließ dem Doctor durch ſeine Frau ſagen, er möchte ihn gefälligſt im Wirthshauſe beſuchen, er habe es im Bett vor Langeweile nicht mehr aushalten können.

• In einem von einem unſerer ſchwarzen, d. h. ungewaſchenen Blauſtrümpfe verfaßten Romane, der eine Maſſe gelehrt ſcheinenden Unſinns enthält, heißt es u. A.: »Der Menſch iſt die creatürliche Perſönlichkeit der conträren contradictoriſchen Negation des Geſchlechts.« (Unſinn, Du ſiegſt!)

• In Deutſchland — behauptet ein franzöſiſcher Blauſtrumpf — haben ſelbſt die Liebesgötter bleierne Flügel. (Die gute Frau hat wohl Recht.)

Ueber zwanzig Bogen.

Cenſurfrei!

Bei **Wilhelm Kori** in Leipzig iſt neu erſchienen:

Ivan Golovine,

Lebende Bilder und Charaktergemälde

aus dem

Ruſſenreiche.

Deutſch von

Robert Binder.

33½ Bogen. Geheftet. 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3½ Fl. Rhein.

In einer von ſeinen frühern Werken abweichenden Form, in der Form einer handelnden, aus dem friſchen Leben herausgegriffenen Schilderung führt der berühmte Verfaſſer, der ſeinem Vaterland entſagte und auf Englands freiem Boden eine zweite Heimath ſuchte und fand, in dieſem Werke das große Ruſſenreich in deſſen inneren Lebenslagen und Verhältniſſen Europas Blicken vor. Europa und vor Allem **Deutſchland**, deſſen Zukunft in **nächſter Wechſelwirkung** mit Rußland ſteht, die Beide dieſes unheimliche Land noch viel zu wenig kennen, ſie ſehen es hier — ſo zu ſagen, en négligé vor ſich ſtehen. Leſer, die der Gegenwart ernſt an die Pulſe fühlen, wie ſolche, die mehr unterhalten ſein wollen, die Einen wie die Andern werden hier neben alten Wahrheiten einen Schatz neuer Aufklärungen, einen reichen Genuß und volle Befriedigung finden; denn das Feuer unmittelbarer Anſchauung, die Lebensfriſche der Darſtellung, die dem Verfaſſer eigen ſind, entſtrömen einem Geiſte, der auf den Höhen ſeiner Zeit, und einem Herzen, das für die Intereſſen der Menſchheit erglüht.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 10.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 19.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Die ſingenden Blumen.

Märchen aus den „Signalen für die muſikaliſche Welt.“

In der herrlichen Frühlingszeit, wo Alles jubelt, glüht, tönt und lebt, gehen wir oft ſinnend an jenen ſtillen Blumen vorüber, denen der liebe Gott nichts gab, als ein herziges Auge, um es aufzuſchlagen, aber keinen Duft, dieſe zarte Sprache der Blumen. Unſer armer ſchwacher Menſchenverſtand will zürnen mit dem weiſen Schöpfer und klagt über das trübe Leben dieſer ewig ſchweigenden Geſchöpfe ſeiner Hand. Sonderbar iſt es jedoch, daß die betrauerten Blümchen durchaus nicht betrübt ausſehen, ſo mitleidig auch das Menſchenauge auf ſie herabblickt; ſie lächeln ſogar, und zwar ſo geheimnißvoll und verſtohlen, daß dem Menſchenkinde das Herz ſich wunderbar regt. Es iſt aber auch ein ſüßes Geheimniß in ſolchem Blumenleben, und wenn Ihr mir recht ſtill zuhören wollt, will ich's Euch verrathen. —

Es war in einer lauen Sommernacht, als ein junger, bleicher Mann am Grabe ſeiner Geliebten kniete. Der Winter hatte ihm die Braut genommen und ſeines Lebens Blüthe auf ewig gebrochen; der Frühling hatte ihn aufs Krankenlager geworfen und im milden Vollmondſchein einer Sommernacht ſah er die Ruheſtätte der geliebteſten Hülle auf Erden nun zum erſten Male. Der liebe Gott erkannte den tiefen, heiligen Schmerz ſeines treuen Herzens und hatte an den zahlloſen Fenſtern ſeines prächtigen Hauſes blendendhelle Lichtchen angezündet, die das Grab mit ſanftem Schimmer übergoſſen, damit ſeine Engel die Thränen zählen könnten, die aus den treueſten Augen auf den Hügel fielen, und ein Engel vor Allen — die geſtorbene Geliebte. — Alle Blumen des Grabes waren erhellt, jedes Blümchen leuchtete. Der Schlummernden zu Füßen ſtand ein alter Tulpenbaum regungslos im Mondenſchein; ihr zu Häupten blühte ein dichter Strauß weißer Veilchen, ſo ſchuldlos wie das Weſen, das unter ihnen ſchlief; die kleine zarte Zaunlilie nickte, Alpenröslein lächelten, blaue Glockenblumen neigten ſich und Kränze reizender Erika's umzogen und bedeckten den Hügel. Der trauernde junge Mann legte eine weiße Camellia, die Lieblingsblume ſeines todten Liebchens, auf das Grab. Bei dieſer Gabe, die zum erſten Male empfangen wurde ohne Liebesblick, ohne Dankesgruß, brach ſein Herz, und mit einem wilden Schmerzensſchrei umfaßte er den Hügel. — Da bat ein ſchöner, lichter Engel den gütigen

Vater: Sende, o ſende ihm den Schlummerengel. Und Gott gewährte die ſchüchterne Bitte, und der Engel des Schlafes mit den ſanften Augen, den lichten Locken und dem Mohnblumenkranze berührte die Stirn des Verzweifelnden. Selig verträumte er eine ſchwere Lebensſtunde. — Eine Stunde nur? — fragt Ihr. — Ach, Ihr Glücklichen, die Ihr ſo fragen könnt, Ihr wißt nicht, daß eine Stunde für ein ſchmerzzerriſſenes Herz eine Ewigkeit iſt! — Die Thurmuhr ſchlug Mitternacht. Kaum war der letzte Schlag verhallt, ſo tönte es wunderbar herüber vom alten Tulpenbaum mit ſeinen Blüthen. Es waren tiefe, weiche Töne, ähnlich denen, welche die Menſchenhand dem Violoncell entlockt. — Süß und innig ſchmiegte ſich der Chor der weißen Veilchen dieſem ernſten Singen an und die feinen durchdringenden Stimmchen klangen wie köſtlich reine Violinen; wie ſilbernes Glockenſpiel tönten die blauen Glöckchen; wie Flöten-, Viola- und Harfengeſäuſel die kleinen Lilien, Erika's und Alpenröslein. — Wunderſame, harmoniſche Accorde erfüllten die Luft, der Schläfer erwachte und lauſchte athemlos. — Da zuckten und bebten die Blätter der weißen Camellia und auch ſie begannen zu tönen und zu ſingen, aber mit einer Stimme, wie man ſie ſonſt auf Erden wohl nimmer hört. — Immer entzückender wurden die Klänge: es tönte von nah und von fern. Wonnevolle, aber fremde Accorde zogen und ſchwebten hin und her; kleine unſcheinbare Blümchen, die wohl kaum ein Menſchenauge erblickt am hellen Tage, richteten ſich empor und ſtimmten in die Himmelsharmonie ein, — jedes Blättchen regte ſich. — Der Trauernde fühlte den ſchweren Erdenkörper nicht mehr; dieſe Töne entrückten ihn allem Leide; es war ihm, als ob eine Stimme, ach! eine nur allzugeliebte Stimme leiſe, leiſe zu ihm ſpräche: Du haſt vernommen, was nur Todgeweihte vernehmen, — Du darfſt eingehen in Deinen Himmel! — Da tönte ein Accord, der ihm das Herz erbeben machte — plötzlich war es todtenſtill. — Sein Haupt ſank auf die todte jetzt ſchweigende Camellia, — er hörte nicht mehr den dumpfen Schlag der erſten Stunde des neuen Tages vom Kirchthurme herab, — er war in ſeinem Himmel, bei der Liebſten droben in ſeligſter Vereinigung.

Das iſt das entzückende Geheimniß der duftloſen Blumen; ſie dürfen ſingen jede Nacht, jede mit anderer Stimme, und alle Engel lauſchen dieſen Tönen. — Ach, was iſt die ſüßeſte irdiſche Muſik gegen dieſe Sphärenklänge?! — Aber nur müden, traurigen Menſchen, die der liebe Gott bald von der Erde rufen will, vergönnt er, ſolche Harmonien zu vernehmen, und wer eine Blume ſingen hört, mag ſich getroſt zur Wallfahrt ins Jenſeits vorbereiten. —

Zapfenſtreich.

Aarau. Ein hieſiges Blatt meldet folgende höchſt wichtige Erfindung: Herr Schauenberg, Coiffeur in Zofingen, hat eine Maſchine erfunden, vermittelſt welcher man in fünf Minuten zehn Menſchen raſiren kann. (Am Ende iſt dieſe Maſchine ein gewöhnlicher Löffel. Ueber den Löffel barbiren iſt oft blos Geſchwindigkeit und gar keine Hexerei.)

Berlin. Nummer 142 der „Spenerſchen Zeitung“ bringt nachfolgenden „Proteſt“: Gegen die Behauptung des Hrn. Geheimen Staatsminiſter, General der Infanterie, v. Thiele Excellenz, in der Sitzung der hohen Stände-Verſammlung: „Es iſt von der Preſſe die Rede geweſen und von dem Einfluſſe, den jüdiſche Schriftſteller in derſelben ausüben. Ich ſchreibe dieſen Einfluß keineswegs einer Feindſeligkeit zu, aber ich muß ihn dem Umſtande zuſchreiben, daß der Jude an und für ſich kein Vaterland haben kann, als das, worauf ihn ſein Glaube hinweiſt. Zion iſt das Vaterland des Juden. Jeder Jude, der ein gläubiger Jude iſt — denn von ſolchen, die weder an Chriſtum, noch an Moſen und die Propheten glauben, iſt hier nicht die Rede — alſo jeder Jude, der an ſeine Religion glaubt, hat dort ſein Vaterland, von dem er ſeinen Blick nie wegwendet. Er kann unter anderen Nationen wohl ein gehorſamer Unterthan ſein, er kann den Zuſtänden, in denen er lebt, aus eigenen Intereſſen oder aus dem Gefühl allgemeiner Menſchenliebe große Opfer bringen, er wird aber nie ein Deutſcher, nie ein Preuße werden, weil er ein Jude bleiben muß. Diejenigen Juden, die ſich ſo vielfach in der Preſſe geltend machen, können nicht anders, als entweder das Judenthum oder den Kosmopolitismus predigen. Ich weiß ſehr wohl, daß es eine große Menge ſolcher Kosmopoliten, namentlich unter den modernen Juden, giebt. Dies aber gerade weiſt uns hin auf die Lücke, die ihr Glaube ihnen läßt: es fehlt ihnen das Vaterland. Ich wiederhole, die Juden können nicht Preußen, nicht Deutſche ſein vom Grund der Seele. Sie können es aus einer Art von Gewohnheit zu ſein wähnen; aber in der Wahrheit müſſen ſie entweder ihren Glauben oder ihr vermeintes Vaterland aufgeben!“ lege ich hiermit Proteſt ein, getroſt auf mein 62jähriges Leben verweiſend, worin ich, durch nicht verdächtigt werden könnende Thaten, als Preuße, als Deutſcher, Preußen und Deutſchland als mein Vaterland, wie nur irgend Jemand, ſei es wer es ſei, mit Gut und Blut zu vertheidigen entſchloſſen mich bewährt zu haben mir bewußt bin, ſo namentlich 1806, 1813, 1815, 1830 wie 1840! — Keinem Menſchen, weder Königsſöhnen noch von Bettlern in ärmlichen Hütten Gezeugten, wird verſtattet, „Sich die Aeltern zu wählen“, Allen aber iſt die Aufgabe geſtellt: „Den von Gott unmittelbar ihnen angewieſenen Poſten nicht feig zu verlaſſen, ſondern mit Ehren zu behaupten; welchen Poſten behaupten, in die Augen ſpringend, mit um ſo höheren Ehren ſchmückt, je härtern Kämpfen und Prüfungen er ausgeſetzt iſt.“ — Daß die Juden den ihnen von Gott anvertrauten Poſten ſeit 1800 Jahren mit abſolut beiſpielloſer Ausdauer behaupten, bezeugt die Geſchichte, und dieſer Ruhm verbleibt ihnen ewiglich um ſo gewiſſer, je länger ihnen die ſchwere Prüfung auferlegt wird, jene Ausdauer zu bewähren dadurch: „daß die von Gott allen Menſchen urſprünglich unbedingt verliehenen Rechte wegen ihres Glaubens ihnen irgendwie vorenthalten werden“. — Denn es iſt der Triumph des menſchlichen Geiſtes: „das nur Gott erkennbare Geheimniß des Glaubens um ſo hartnäckiger zu wahren, je fanatiſcher es verfolgt wird“. — Alle in- und ausländiſche verehrliche Zeitungs-Redactionen bitte ich ergebenſt, dieſen meinen Proteſt in Ihre Spalten gütigſt aufzunehmen. Daniel Alexander Benda.

∴ Dieſelbe Zeitung enthält nachfolgenden „Aufruf an die Juden des Preußiſchen Staates“: Es iſt von hoher Stelle herab die Behauptung aufgeſtellt worden, „die Religion der Juden, deren Glaube, ſei mit ihrer Nationalität in einer untrennbaren Weiſe verwachſen, die Juden könnten nicht Preußen, nicht Deutſche ſein von Grund der Seele ꝛc. Meines Wiſſens enthält die Religion der Juden nichts zur rechtlichen Begründung obiger Behauptung, und um dieſe faktiſch zu entkräften, fordere ich alle Juden des Preußiſchen Staates auf, ſich bei nachſtehender Erklärung betheiligen zu wollen. Das Wie der Ausführung mag ſpäteren Erörterungen vorbehalten bleiben. Sommerfeld, im Juni 1847. Dr. Goldſcheider, practiſcher Arzt ꝛc. — Erklärung. Wir erklären hierdurch feierlichſt, daß wir kein beſonderes nationales Intereſſe, als das des deutſchen reſp. preußiſchen Vaterlandes kennen; daß wir den preußiſchen Staat, für den wir im Befreiungskriege unſer Blut vergoſſen haben, als unſer eigentliches Vaterland betrachten und keine Sehnſucht nach Jeruſalem fühlen; daß wir unſerm angeſtammten Herrſcherhauſe treu anhängen und für König und Vaterland leben und ſterben; daß wir auf keinen andern Meſſias hoffen, als auf unſere Freiheit; daß die Idee des Meſſias im Judenthume und die unſerer endlichen Erlöſung vom Drucke identiſch iſt; und daß Alle, welche dieſe Anſichten nicht theilen, den wahren Geiſt des Judenthums nicht erfaßt haben.

∴ „Der Günſtling oder Keine Jeſuiten mehr,“ Original-Luſtſpiel in 4 Acten von L. Schubar, bereits auf den meiſten Bühnen zur Aufführung gekommen, iſt jetzt auch im Buchhandel erſchienen. (Bei L. Fernbach jun., in Berlin.)

∴ In der Buch- und Kunſthandlung von L. Weyl u. Comp. ſind zwei Lithographien als eine ſchöne Erinnerung an unſern erſten vereinigten Landtag erſchienen. Die eine ſtellt den Abgeordneten Frhrn. von **Vincke**, die andere den Abgeordneten von **Beckerath**, im ganzer Figur, auf der Rednerbühne ſtehend, dar.

Cöln. Dlle. Rachel iſt plötzlich, nachdem ſchon die Theaterzettel ausgegeben waren, unpäßlich geworden. Man meint, die Unpäßlichkeit habe darin gelegen, daß die bons allemands nicht ſo viel Geld hergeben und nicht ſo viel klatſchen wollen, als in Paris und Amſterdam geſchehen iſt. Man wird in Paris ſchon einſehen, daß wir Deutſche noch immer auf einer ſehr niedrigen Culturſtufe ſtehen.

Eiſenach. Am 16. Aug. wird hier der Thüringer Sängerbund zuſammenkommen, wozu bereits 700 Freiwohnungen in der Stadt angeboten ſind. Man nehme ſich daran ein Muſter der Gaſtfreiheit.

Paris. Eine neue Weiſe, Jemandem eine intereſſante Familiennachricht mitzutheilen, wurde unlängſt im Theater des Variétés gebraucht. Während eines Zwiſchenactes trat der Komiker **Cazot** in's Proſcenium und wandte ſich ans Publikum — das ſchon die Anzeige von plötzlicher Erkrankung eines der Mitſpielenden zu hören fürchtete, mit folgenden Worten: „Meine Herren, ſoeben iſt Madame **Renard** von einem dicken, geſunden Knaben entbunden worden; ſollte ſich ihr Gemahl im Saale befinden, ſo wird er erſucht, ſich ſchleunigſt nach Hauſe zu verfügen.“ Der glückliche Vater, der ſich auf einem Sperrſitze befand folgte ohne Aufſchub der empfangenen Weiſung.

∴ A. **Dumas** hat ſeine Bearbeitung von „Kabale u. Liebe,“ als nach der erſten Vorſtellung unter ungemeinem Beifalle der Name des Autors verlangt wurde, als „eine Studie nach Schiller von A. Dumas“ durch den hervorgerufenen Schauſpieler **Molique** bezeichnet. (Tout comme chez nous! Die meiſten deutſchen Ueberſetzer ſagen nicht ſelten „nach einer franzöſiſchen Idee“, obgleich das Stück Wort für Wort überſetzt iſt.)

(Theater-Chronik.)

∴ Ein neuer Stern iſt eben am muſikaliſchen Himmel aufgetaucht. Es iſt diesmal wieder eine Nordländerin, welche die Löwin des Tages genannt wird, und zwar eine Deutſche, Fräulein **Graumann** aus Frankfurt a. M., eine Schülerin des hieſigen Meiſters Garcia, welche ſich ſowohl dem Concert-Geſange wie der Oper gewidmet hat und wahrſcheinlich auch in Deutſchland ihr Glück machen wird.

Petersburg. Die ſechs Univerſitäten des ruſſiſchen Reichs zählten Anfangs dieſes Jahres 3826 Studirende: die St. Petersburger 700, die Moskauſche 1099, die Charkowſche 486, die Kaſanſche 618, die Dorpatſche 574, und die Kiewſche 549. Die zehn Lehrbezirke des Reichs, der Warſchauſche ausgenommen, zählten an höheren, mittleren und unteren Lehranſtalten überhaupt 2143, deren Schülerzahl ſich auf 110,933 belief. Im Unterrichtsweſen am ärmſten ſind der transkaukaſiſche und der ſibiriſche Lehrbezirk; erſterer zählte nur 38 Lehranſtalten mit 3232 Schülern, letzterer 73 Lehranſtalten mit 3366 Schülern.

∴ Die Kaiſerin hat der Verfaſſerin des Buches „Jelka“ (der Chriſtbaum) ein Fermoir mit Brillanten geſchenkt. (Was hat Herr Stolle, der Herausgeber des Grimma'ſchen „Chriſtbäumchens“, bis jetzt als Anerkennung ſeiner ſchönen That erhalten?)

Wien. Den erſten Preis von 400 Ducaten für den beſten Plan zu einem neuen Theaterbau hat der Profeſſor **Rößner** an der hieſigen Akademie der bildenden Künſte errungen. Bewerber aus Ofen und Hamburg haben die übrigen beiden Preiſe erhalten.

Geſchwind, was giebts Altes?

— In der braſilianiſchen Provinz Pernambuco wird der Biß wüthender Thiere durch folgende lateiniſche Zauberformel geheilt:

S. A. T. O. R
A. R. E. P. O.
T. E. N. E. T.
O. P. E. R. A.
R. O. T. A. S.

Man mag dieſe Zeilen in horizontaler oder perpendiculärer Richtung leſen, immer kommen die fünf magiſchen Worte „Sator Arepo Tenet Opera Rotas“ heraus.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 251. Leipzig, 23. Juli 1847.

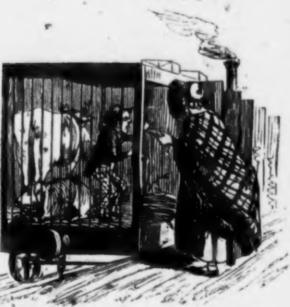
CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

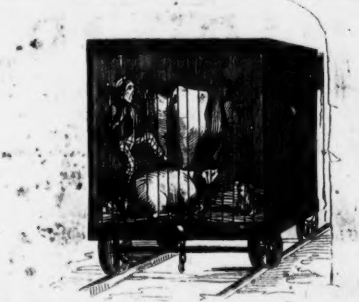
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^{1}/_{3}$ Thaler. Sämmtliche [illegible]ter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den [illegible]ur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

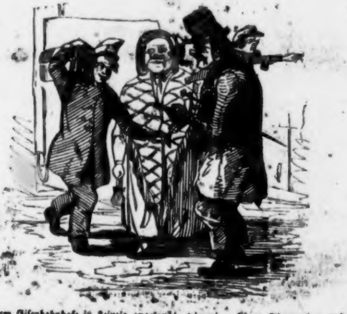
Ein Dresdener zum erſten Male in Leipzig.



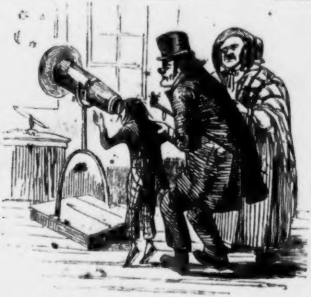
Ein Dresdener Philiſter, der ſich nach jahrelangem Sträuben endlich entſchloſſen hat, in Begleitung ſeiner mehr als reizenden Ehehälfte und ſeines einzigen Sproſſen, eine Vergnügungsreiſe nach Leipzig auf möglichſt billige Weiſe zu machen, läßt ſeinen jungen Erben in jener Wagenklaſſe fahren, die nur vierfüßige Paſſagiere aufnimmt. Der Moment iſt aufgefaßt, wo Mama den im Käfig unter Ochſen und Schweinen eingeſperrten Weltbürger fragt, ob er noch vor Abfahrt eine Butterſtulle vertilgen will, was vom Käfigbewohner bejaht wird.



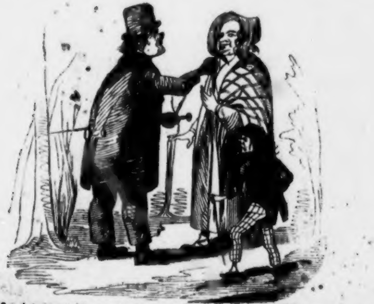
Durchfahrt durch den Oberauer Tunnel. Der kleine Dresdener Weltbürger fängt vor Furcht zu heulen an, weil es auf einmal Nacht und ein Schwein in der Finſterniß etwas zudringlich geworden iſt.



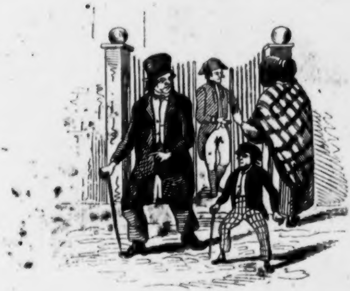
Auf dem Eiſenbahnhofe in Leipzig angelangt, nimmt er ſeinen Thronerben auf den Arm und fragt einen vorübergehenden Kofferträger nach der Pirna'ſchen Gaſſe, denn er glaubt, jede Stadt müſſe eine Pirna'ſche Gaſſe haben.



Der Dresdener beſteigt Mittags 12 Uhr das Leipziger Obſervatorium, um ſeiner Frau und ſeinem Knaben die Wunder des nächtlich geſtirnten Himmel zu zeigen. — Der Junge ſieht durch ein groſes Teleſkop und der Alte fragt: »Nepomukchen, ſiehſt Du den guten Mond?«



Philiſter beſucht mit Frau und Kind das Roſenthal, bricht dort einen Knoblauchsſtengel ab, hält ihn ſeiner Ehehäfte unter die Naſe und meint: »Herr Je, die Leipziger Roſen riechen doch ganz anders wie die Dresdener!«



Der Dresdener beſucht Gerhards Garten, um Poniatowsky's Denkmal zu ſehen. Am Eingange des Gartens wird ihm à Perſon 5 Neugroſchen abverlangt. »Weeßt Du was, Ricke, da kehren wir lieber um,« ſagt er zu ſeiner Ehehäfte, »und ſehen uns lieber den großen Ochſen an, der nur zwei Neugroſchen koſtet.«

(Schluß folgt.)

Humoriſtiſche Skizzen.

Von A. Beyer.

(Schluß.)

5. Die Nähterin.

Bedauernswerthes Kind! Den ganzen Tag, von früh bis ſpät haſt Du anhaltend gearbeitet, gebückt geſeſſen und die Nadel geführt. Du gehſt nun heim zu Deinem ärmlichen Lager, gebildet aus einem Strohſack und einer wollenen Decke, Letztere aus alten Kleiderreſten bunt zuſammengeflickt und doch zu beneiden, denn welch herrlichen Körper darf ſie berühren! Du eilſt nicht zu ſehr auf Deinem Wege nach Hauſe; die Luft iſt ſchön und dann willſt Du die Menſchen, die Dir begegnen, in aller Muße anſehen. Du liebſt ſie, Deine Genoſſen auf dieſer ſchlechten Erde, meiſt glücklicher als Du, wenn ererbtes und erſchachertes Gut glücklich macht, und doch geben ſie Dir keinen Heller mehr, als Du verdienſt, was nicht viel ſagen will. Wie viel Stiche mußt Du für ein paar Groſchen machen; ich rechne nur zwei auf die Sekunde, und 3600 Sekunden hat die Stunde, und zwölf Stunden arbeiteſt Du, und ſechs Groſchen erhältſt Du den Tag. Aber Du rechneſt es ihnen nicht nach, gutes Mädchen, Du freuſt Dich über die Geſtalten. Dein jugendliches Herz, es pulſirt noch raſch und der Anblick eines feinen, jungen Mannes treibt ſchneller Dein Blut. Sieh! da geht jetzt gerade hinter Dir ſolch ein feiner Herr. — Ach, wär' es mein Bräutigam! denkſt Du. Schon ſeit mehreren Minuten iſt er immer hinter Dir; Du bleibſt an jener Ecke ſtehen, überlegend, ob Du noch weiter gehen, oder ob Du nach Hauſe umkehren ſollſt. Auch er bleibt ſtehen. Du zitterſt, er aber redet Dich an.

— Liebe Kleine! Ihr Geſichtchen iſt ſo hübſch, Ihre Figur iſt ſo nett, für mein Leben gern möchte ich Ihre Bekanntſchaft machen. Dürfte ich Sie vielleicht begleiten?

Der Ton dieſer Worte iſt ſo artig, ſo vertrauenerweckend; Du kannſt nichts Arges dabei denken, und da Dein Wunſch ſeinem Antrage ſchon halb entgegengekommen iſt, ſagſt Du in allen Ehren:

— Recht gern, mein Herr; doch ich wollte juſt nach Hauſe gehen, und ich weiß nicht, ob Ihr Weg ...

— Auch der meine iſt? Macht denn das Etwas aus? Folge ich nicht wie ein Schweifſtern der Sonne, durch ihre Anziehungskraft aus meiner Bahn gelenkt?

Du trauſt den glatten Worten, die ſich in Dein Herz ſchmeicheln; ihr ungewohnter Klang iſt Muſik für Dein Ohr. Er begleitet Dich. Du erlaubſt ihm beim Abſchied, Dich morgen Abend wieder zu begleiten, und den nächſten Abend wieder. Eure Bekanntſchaft wird von Deiner Seite erſt Freundſchaft, dann Liebe. Er lockt Dich zu ſich, Du gewährſt ihm Alles ... Da plötzlich ſiehſt Du ihn ſeltener, er hat häufig dringende Geſchäfte; dann immer ſeltener; er ſagt, er wäre krank geweſen; zuletzt gar nicht mehr; er hat die Stadt verlaſſen. Du bleibſt troſtlos zurück; eine milde Anſtalt nimmt Dich auf, und bald lebt ein Weſen mehr auf der Welt, Deinen Namen führend und, wie Du, prädeſtinirt zum Leiden, noch ehe es geboren war. Bedauernswerthe Mutter, ich rechnete zu wenig Stiche; Deine Nadel muß doppelt ſo ſchnell gehen, ſonſt ...

9. Der Muſicus.

In einer großen Stadt lebt ein Muſicus; es leben dort freilich mehrere; ich ſpreche aber nur von Einem, deſſen Loos ich mittheilungswürdig finde. Er wird das ſiebzigſte Jahr mit den vorhergegangenen neunundſechzig zuſammen bald auf ſeinem Rücken haben. Seine Wohnung iſt das Dachſtübchen eines Hauſes in der Vorſtadt, hoch, ſehr hoch; ohne Hilfe ſeines Stockes würde er gar nicht hinaufkommen können. Er ſpielt die Geige zum Vergnügen des Proletariers, d. h. in den Bierkellern zum Tanz, oder auch auf den Höfen, ſofern er nicht von den reichen Wirthen dort hinausgejagt wird. Durch lange handwerksmäßige Gewohnheit abgeſtumpft, bricht ein Strahl ſeines angeborenen Talents nur ſelten noch hervor, und doch iſt es wahr, der Mann iſt ein durch Mißgunſt der Umſtände lebendig begrabenes Genie: unter guten Umſtänden hätte er vielleicht ein zweiter Gluck, Beethoven, Mozart, Haydn werden können; ja, nur mit einem Zehntheil der Pflege, welche an ſo manchen vornehmen jungen Dilettanten verſchwendet wird, der nach vieljährigem, theurem Unterricht doch nur ein Stümper bleibt. Es ſollte anders ſein. Seine Mutter hatte ihn, ohne Erlaubniß des Staats, außer der Ehe geboren; in einem Waiſenhaus erzogen, lernte er ſein Inſtrument; mit dem vierzehnten Jahre jedoch ſollte er ſich ſelbſt ernähren, ſeine Kunſt ſollte nach Brod gehen. Er fand ein Unterkommen als Führer und Gabenſammler bei einem drehorgelſpielenden Invaliden. Als dieſer ſtarb, trat er mit der Geige an deſſen Stelle und ſchwang ſich nach und nach endlich zum Bierfiedler empor. Hier ſtockt ſeine Carrière, und wenn er ſtirbt, wird er als Bierfiedler ſterben. Am liebſten ſpielt er Lieder ohne Worte, Melodien, die er ſeinem alten Vorgänger abgehört und für die Geige überſetzt hat, darunter die bekannte „was ſoll ich in der Fremde thun?“ mit mannigfachen Variationen. Die Melodie hat Bedeutung für ihn: er denkt ſich dabei den Text, aber in anderm Sinne; er meint, die Fremde wäre der Himmel, und wenn darauf folgt, „es iſt ja hier ſo ſchön“, das „Hier“ wäre die Erde, und dann denkt er weiter, umgekehrt ſei es doch eigentlich richtiger.

Ich ſagte, ein Strahl ſeines Talentes bräche noch zuweilen hervor; dies zeigt ſich nur dann, wenn er nicht ſpielt, nämlich zu Ende eines rührenden Themas, da läßt er den Ton verſchwimmen ſo ſanft, daß man die Grenze zwiſchen Ton und Pauſe nicht merkt, und es iſt Einem, als habe man den Seufzer einer Seele gehört, die Mitternachts, nach einem bitter erfahrenen Leben, über dem Grabe klagend davonſchwebt.

Doch das verſteht ſein Publicum nicht; Gewinn bringen ihm nur die Tänze, und wenn er nicht hungern will, muß er ſtreichen, ſtreichen im Dreiachtel-Tact. Aber ach, das wird ihm nun immer ſchwerer: der Arm wird leicht müde, und Galopp geht es beſſer zum Grabe als auf dem Inſtrument. Bald wird er ſein Schickſal beendet haben; es hat arg mit ihm geſpielt — dieſe Lebensmelodie war eine lange Elegie — ein Können und Wollen und ein Nichtſollen. Gütiger Gott, löſe bald dieſe Disharmonie und — gieb ihm die ewige Ruhe!

V. Der Philoſoph.

Es iſt merkwürdig, aber doch wahr! nämlich die umgekehrte Geſchichte von Apollo und Daphne; denn Gott läuft nicht mehr der Nymphe, ſondern die Nymphe dem Gotte nach.

Da geht auf der Straße ein Jung-Hegelianer und hinter ihm geht eine Köchin. Der Jung-Hegelianer hat ſich in ſein Selbſtbewußtſein ſo hineinphiloſophirt, daß er ſich für den oberſten der Götter hält; häßlich wie Therſites, glaubt er, ſchön zu ſein wie Apoll. Er glaubt ferner, er drehe ſich nicht mit der Erde um deren Axe, ſondern die Erde drehe ſich um ihn, und in dieſer Verdrehtheit bildet er ſich ein, die Köchin laufe ihm ſeiner Schönheit wegen nach, ſtatt daß dieſe — nach dem Fleiſcherladen gehen will, um dort Wurſt zu holen. O, donquixotiſchter aller Donquixote! Was iſt das Leben ohne Selbſtbewußtſein, oder vielmehr, was iſt es mit Selbſtbewußtſein? Seit fünf Jahrtauſenden hebräiſcher Zeitrechnung ſteht bereits die Welt, und jeder Wurm da glaubt, ſie könne ohne ihn nicht beſtehen!

Die Eulenverſammlung.

Allegorie von M. R.

In Ting-Ting hielten alle Eulen des ganzen chineſiſchen Reiches eine große Verſammlung. Sie landtagten oft und hatten Zweckeſſen und Zwecktrinken, und ſie hatten's Urſache, denn wo gäb's nichts zu berathſchlagen und zu bezweckeſſen? Keine aller Eulenverſammlungen, von welchen uns die Geſchichte erzählt, war aber ſo ſtürmiſch geweſen, als dieſe, denn nie waren ſo wichtige Fragen zur Frage gekommen. Die einfache Sachlage war dieſe. Die Eulen hatten ſich am Tage nicht ſehen laſſen dürfen; denn bei dem Glanze des Sonnenlichts hatten andere ſaubere Herren, wie Falken und Weihe, das Regiment geführt; dagegen hatten die Eulen regiert, wenn die Nacht mit mächtiger Hand ihren Schleier über der Erde gebreitet hielt. Da hatten ſie denn auch recht meiſterlich despotirt und tyranniſirt! Und wozu ſollten ihnen auch ſonſt wohl ihre ſcharfen Krallen und ihre gebogenen, ſtarken Schnäbel? Und nun? Ja, nun ſollte im ganzen chineſiſchen Reiche die Gasbeleuchtung eingeführt werden, ſo daß man am Ende der Sonne gar nicht mehr bedurft hätte, weil die Nacht den Tag faſt an Helle übertraf. Wurden dadurch nicht die Eulen in ihren heiligſten Rechten gekränkt? Hatten ſie nicht Jahrtauſende in trautem Vereine mit der Finſterniß dieſe Erde beherrſcht? Sollten ſie nun dieſe Rechte, die von Vater auf Sohn und ſo bis auf ſie fortgeerbt waren, aufgeben? Und müſſen ſie dies nicht, wenn ihre Verbündete, die heilige Nacht, von der Erde verbannt würde? Hatten ſie durch ihren Ruf: »Komm-mit!« zwar immer zum Fortſchritt aufgefordert, ſo riefen ſie nun doch einſtimmig: »Nimmermehr! Licht in die Nacht, in dies alte „naturwüchſige“ Inſtitut, iſt kein Fortſchritt, es iſt böswillige unrechtmäßige Verletzung heiliger, längſterworbener, von unſern Vorfahren auf uns vererbter Rechte!«

»Hiſtoriſche Rechte!« rief eine Eule, die dem Studium des Natur- und Völkerrechts oblag.

Was geſchah? Sie verſuchten es mit Gewalt, ſie ſupplicirten, ſie hielten Zweckeſſen, ſie landtagten und dennoch kam das Licht und ſie hielten es durch alle ihre Bemühungen nicht zurück.

Warum?

Sag', was kann dafür das Blümchen,
Daß es lieblich duftend blüht?
Und die Sterne, daß ſie glänzen?
Und die Sonne, daß ſie glüht?
Und die Wälder, daß ſie rauſchen?
Und die Woge, daß ſie ſchäumt?

Und die Quelle, daß ſie murmelt?
Und die Seele, daß ſie träumt?
Und mein Herz, wer kann's mir deuten?
Daß es heiß und innig liebt,
Daß es, geſtern noch ſo glücklich,
Heute bis zum Tod betrübt?

Zapfenſtreich.

Algier. An Marſchall Bugeauds Stelle ſoll der General-Lieutenant Graf von Caſtellane, welcher jetzt in den Pyrenäen commandirt, zum Gouverneur von Algerien auserſehen ſein.

Augsburg. Der ehrwürdige Chriſtoph von Schmidt, der berühmte Verfaſſer der weltbekannten „Oſtereier“ und vieler andern Jugendſchriften, unter denen faſt alle in die meiſten modernen Sprachen überſetzt worden ſind, wird in Kurzem ſein achtzigſtes Lebensjahr zurückgelegt haben. Unſere Stadt beabſichtigt deſſen Geburtstag als ein öffentliches Feſt im Rathhauſe zu feiern und dem heitern, noch immer geiſtesfriſchen Greiſe eine goldene Ehrenmedaille zu überreichen. (Bravo!)

Bamberg. Auf Befehl ſoll unſere gute Stadt aus dem Schooße ihres Magiſtrats nolens volens eine Deputation erwählen, die ſich perſönlich nach Brückenau begeben ſoll, um der ehemaligen Tänzerin Lola Montez die einer Fremden zugefügten Beleidigungen (ſiehe „Charivari“ Seite 3992) abzubitten. (Unerhört, aber leider nur allzuwahr!) Wir unſrer Seits wollen eine Deputation nach Brückenau ſchicken mit dem Auftrage, der guten Lola ein in Schweinsleder eingebundenes Exemplar der bekannten Broſchüre „M—O—L—A L—O—N—T—E—Z“ zu überreichen, von der, beiläufig erwähnt, jetzt nahe an 8000 Exemplare abgeſetzt ſind.)

Berlin. Am 1. Juli iſt unſer Polizei-Präſident, Herr von Puttkammer, aus ſeinem faſt neun Jahre innegehabten Wirkungskreiſe ausgeſchieden, um einen neuen als Chef-Präſident der Regierung zu Frankfurt zu beginnen. An demſelben Tage iſt der neuernannte Präſident, Herr von Minutoli, an deſſen Stelle eingetreten.

∴ Der bisherige Polizei-Director Duncker hat, wie man hört, ſeine bisherige Stellung bei der Sicherheits-Polizei niedergelegt und ſoll in dem Criminal-Inſpector Gfellius einen einſtweiligen Vertreter erhalten.

∴ Manchem unſerer Leſer wird bei Leſung der Landtagsverhandlungen nicht entgangen ſein, daß der Miniſter von Thiele bei Gelegenheit der Berathung über den Judengeſetzentwurf ſich einmal des Ausdrucks „türkiſches Unweſen“ bedient habe. Dieſe Aeußerung hat dem hieſigen türkiſchen Geſandten, Chekib-Bey, Veranlaſſung gegeben, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine Beſchwerdenote zu überreichen.

∴ Man ſagt, daß mit der Einführung des Geſetzes vom 17. Juli 1846 in ganz Preußen, ſo weit das Allgemeine Landrecht gilt, auch der bisherige eximirte Gerichtsſtand (für Adelige und Beamtete) in Civil- und Criminalſachen endlich aufhören ſoll, ein Fortſchritt, durch den dann ſämmtliche Staatsbürger nicht nur gleich vor dem Geſetze, ſondern auch gleich vor dem Richter werden.

∴ Eine neue Verfügung vom 24. v. M. benachrichtigt ſämmtliche Poſtanſtalten der preußiſchen Monarchie, daß Büchersendungen nach Italien weder auf dem Wege über den Splügen, noch durch den Canton Teſſin (über Chiaſſo) in die italieniſchen Staaten eingelaſſen werden, wenn jene Sendungen nicht in Kiſten verpackt ſind. (Der Grund liegt auf flacher Hand!)

∴ Durch unſern vereinigten Landtag iſt die Broſchüren-Literatur zu wahrer Chimboraſſohöhe emporgeſtiegen. Uns fällt dabei eine Stelle aus „Hamlet“ ein: Oldenholm: Was leſ't Ihr da, gnädigſter Herr? — Hamlet: Worte, Worte, nichts als Worte!

∴ Herr von Warburg, Redacteur des ſeit ſieben Jahren hier erſcheinenden „Magazins für Jäger“, iſt am 3. d. M. auf einer Luſtpartie in Charlottenburg in Folge eines Schlagfluſſes geſtorben. Sein Magazin wird fortgeſetzt.

∴ Seit Kurzem haben wir wieder eine neue Zeitung, redigirt vom Dr. Hermes. Sie erſcheint wöchentlich — Dank den Muſen — nur zwei Mal und erzählt uns in der Regel fünf Tage ſpäter blos Dasjenige, was wir ſchon früher aus den andern Zeitungen erfahren haben. Sie iſt arm an Geiſt und reich … an Langeweile. (Humoriſt.)

∴ Auf dem Königſtädter Theater hat eine neue dreiactige Poſſe, „Georgine Sandmann oder der Clubb der Emancipirten“, vom Schauſpieler Friedrich Gomansky, gefallen.

∴ Wegen verbotenen Cigarrenrauchens auf der Straße iſt neulich ein ſechzehnjähriges Mädchen von der Polizei zu einer Geldbuße von 15 Sgr. oder, bei Zahlungsunvermögen, zu zwölfſtündigem Gefängniß verurtheilt worden.

∴ Im preußiſchen Staate warten nicht weniger als 1800 Candidaten der evangeliſchen Theologie auf eine Anſtellung. Glücklicherweiſe hat ſich die Zahl der evangeliſchen Theologen auf den preußiſchen Univerſitäten in dieſem Semeſter auf 250 vermindert.

Bern. Von dem berühmt, aber wenig bekannt gewordenen Schriftchen „Maria Stella" iſt hier, von Jenny Sohn, eine neue Auflage angekündigt worden. Die erſte erſchien 1830, wenige Monate vor der franzöſiſchen Revolution, auf Koſten der Verfaſſerin. Die ganze Auflage wurde von Denen, die ſich darin getroffen fühlten, angekauft. Der Jeſuit Roſſenarr erklärte in ſeinem vorjährigen Proceſſe, daß ſich ein Exemplar dieſes Buches in der Jeſuiten-Bibliothek zu Paris befände; es ſollte vernichtet werden; bald darauf erſchien eine neue Auflage zu Brüſſel. Jetzt taucht das Buch wieder in der Schweiz auf. (Telegraph.)

Bingen. Bei dem unlängſt ſtattgefundenen Turnfeſt iſt hier ein revolutionärer Aufruf an die niedern Volksklaſſen mit dem Motto „Brod oder Revolution" vertheilt worden. Das ganze Manifeſt bewegt ſich in Ausdrucksweiſen folgender Art: »Hunger iſt unſer Feldherr, Blut unſere Loſung und unſere Fahnen ſind die zuckenden Glieder unſerer reichen Dränger.« (Die Herren Communiſten werden tagtäglich abgeſchmackter!)

Braunſchweig. Die Verlobung des Herzogs von Braunſchweig mit der Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Schwerin, die in Potsdam vor ſich gegangen ſein ſoll, wird wieder ungewiß gemacht. Der Herzog ſoll ſich den Schritt noch ein Mal überlegt haben und zu ſeiner alten Deviſe: »Ich bleibe ledig,« zurückgekehrt ſein. (Braunſchweig iſt ruhig!)

∴ Die hieſigen Advocaten haben vernünftigerweiſe beſchloſſen, bei ihrem gegenſeitigen Briefwechſel den alten, mehr als lächerlichen Titelkram von Hochwohl-, Wohlgeboren u. ſ. w. abzuſchaffen. (Wir wollen nun jeden dieſer Herren „Unwohlgeboren" nennen.)

Breslau. Der am 27. Juni ſtattgefundenen Einweihung des Denkmals für Friedrich II. haben u. A. auch 25 Greiſe beigewohnt, welche unter dem großen Fritz als Soldaten gedient.

Brüſſel. König Leopold, ſeit geraumer Zeit bedeutend leberkrank, geht, wie man hört, mit dem Plane um, ſeine Krone zu Gunſten ſeines erſtgeborenen Sohnes niederzulegen und bis zu deſſen Großjährigkeit eine Regentſchaft einzuſetzen. (Gott ſchütze jedes Land vor Regentſchaften!)

∴ Der vlämiſche Dichter Rolet de Bramere van Steeland hat vom König der Niederlande den Orden der Eichenkrone erhalten.

∴ Der belgiſche Nachdruck macht ſo gute Geſchäfte, daß er jetzt im Stande iſt, größere franzöſiſche Romane ganz umſonſt zu liefern. Zwei hieſige Zeitungen machten vor einiger Zeit bekannt, daß ſie an ihre Abonnenten allwöchentlich einen Band franzöſiſcher Romane und noch außerdem alljährlich zwanzig bis dreißig Romane gratis vertheilen. Unter dieſen Umſtänden fehlt es den Journalen nicht an Leſern, da dieſe blos 16 Thaler zu zahlen brauchen, um außer 365 großen Zeitungsblättern noch alljährlich eine kleine Bibliothek zu erhalten. (Keine Kunſt, da dieſe Nachdrucker ſich vom Schweiße Anderer mäſten.)

Conſtantinopel. Vor Kurzem wurde auf dem aſiatiſchen Ufer, in Gegenwart Kiamil Paſcha's, des Schwiegerſohnes Mehemed Ali's, der Grundſtein zu einem neuen Palaſte gelegt, welchen der Vice-König von Aegypten durch den türkiſchen Baumeiſter, Hadſchi Stephane, erbauen läßt. Der Bau iſt auf drei bis vier Jahre und der Koſtenbetrag auf 2 Millionen 400,000 Gulden veranſchlagt.

∴ Die Schlüſſel der heiligen Kaaba, des innern Theiles der Moſchee zu Mekka, waren ſeit der Einnahme der Stadt Bagdad, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, der Familie Dagh-Deveren-Oghlu in Adrianopel anvertraut. Nach dem Tode des letzten Gliedes dieſer Familie hat Abdul Meſchid den Befehl erlaſſen, dieſe Schlüſſel in die Schatzkammer des Serails abzuliefern, was nun auch geſchehen iſt.

∴ Der Sultan hat eine Verordnung erlaſſen, die den frommen Türken erneuert einſchärft, dem Gebote des fünfmaligen täglichen Gebets genauer als bisher nachzukommen.

Florenz. Nach einer Volkszählung des vorigen Jahres hat das Großherzogthum Toscana 1 Million 565,751 Einwohner.

Genf. Karl Heinzen, mit dem ſich die deutſche Preſſe ſchon oft beſchäftigt hat, erklärt das Gerücht, welches ihn bei der in London erſcheinenden deutſchen Zeitung betheiligt ſein läßt, für falſch und grundlos. — Heinzen will vielmehr in nächſter Zeit ein deutſches Journal unter dem Titel „die Oppoſition" herausgeben. Die Annahme der neuen demokratiſchen Verfaſſung Genfs kommt nun auch ihm zu gute. Im Allgemeinen ſcheint er hier ſehr einſiedleriſch zu leben, doch hält er regelmäßig jede Woche im hieſigen Handwerkerverein vielbeſuchte Vorleſungen über deutſche Geſchichte und Politik. Alles Andere, was über ſein hieſiges Treiben, namentlich von der „Augsburger Allgemeinen“, au geſprengt wird, iſt ſelbſtverdächtige Verdächtigung.

Ghent. Bei dem vlämiſch-deutſchen Sängerfeſte in unſerer Stadt waren 41 deu ſche Geſellſchaften mit 529 Sängern und 50 belgiſche Vereine mit mindeſtens 1000 Sä gern gegenwärtig. Die Bonner Concordia und der Cölner Männer-Geſang-Vere haben die Palme des Feſtes davongetragen. Kapellmeiſter Spohr wurde mit rauſchende Jubel begrüßt.

Hamburg. Am 30. v. M. iſt der erſte Syndicus, Dr. Carl Sieveking, unſ Geſandter beim Bundestage, geſtorben. An ſeine Stelle ſoll Herr Merck jun. erwä werden.

∴ Im Herold'ſchen Verlage iſt ein fünfaktiges Drama in franzöſiſcher Sprach „Frédéric, prince royale de Prusse“, von einem Herrn J. F. Laſſart, herausgekomme Die Intrigue dreht ſich um den Fluchtverſuch Friedrichs und die Kataſtrophe ſpielt a 6. November 1730, an Katts Hinrichtungstage. Friedrich Wilhelm I., der darin als e Tyrann erſter Klaſſe erſcheint, ſagt von ſich ſelbſt: »Dans ce monde et dans l'autr on me verra maudit.« Das ganze Stück iſt ſo reich an Ungereimtheiten, daß man ei mehr oder weniger dem Dichter wohl verzeihen kann.

∴ Von Börne's „geſammelten Schriften“ erſcheint, bei Hoffmann und Campe, ei zweite Auflage; die, welche ſeit 1840 als ſogenannte zweite Auflage curſirt hat, iſt nu die alte mit neuem Titelblatte geweſen. Die jetzige wird wahrſcheinlich eine vollſtändi werden ſollen. (Ob aber auch dürfen?)

Hannover. Die „letzte weiße Roſe“, von einem Herrn Elz, hat auf unſer Theater nicht den beſten Geruch zurückgelaſſen. Wir möchten wiſſen, fragt das „Theater und Muſik-Album, warum alle „weiße Roſen“ ſo wenig gefallen? (Bekanntlich hat au Rabbi Ignaz Kuranda eine „weiße Roſe“ geſchrieben.)

∴ Herr von Holtei hat, wie die „Schleſiſche Zeitung“ berichtet, aus Liebe zur Unabhängigkeit eine ihm hier angebotene Dramaturgen- und Vorleſer-Stelle beim Köni nicht angenommen. Herr von Holtei kann, „wie Marquis Poſa“, kein Fürſtendiene ſein und das iſt ſchön von ihm. (Gegenwärtig befindet er ſich in Wien.)

Heidelberg. Herr Auguſt Schnetzler, einer der talentvollſten Dichter Baden verweilt ſeit einiger Zeit in unſerer Mitte und arbeitet an einem „Heidelberger Sagenbuche“, einem lyriſchen Album, „Deutſchlands Dichterinnen“, und einem metriſchen Luſtſpiele, „der moderne Simſon“.

∴ Endlich ſind die erſten Nummern der „deutſchen Zeitung“ ans Licht getreten Unter dem Titel lieſt man „herausgegeben von G. Gervinus, L. Häuſſer, G. Höfken K. Mathy und K. Mittermayer“; am Schluſſe des Blatts iſt Herr Gervinus genannt Gleich der Eingangsartikel dieſer „doctrinären Profeſſorzeitung“ lamentirt über verſchiedene Hinderniſſe, welche dieſem Blatte ſchon vor ſeinem Beginn in den Weg getreten Die bis jetzt erſchienenen Nummern ſind bedeutend matt und riechen alle, mehr oder weniger nach der Studirlampe; es fehlt ihnen friſches, grünes Leben und das nothwendig Salz, um manche in der That gutgeſchriebene Artikel genießbarer zu machen. Die Folg wird lehren, ob ſolch ein Organ ſich halten kann.

Hermannſtadt. Der Verein für ſiebenbürgiſche Landeskunde hat den preußiſche Geheimerath Dr. Reigebaur zum Ehrenmitglied ernannt.

Königsberg. Die Frau Ex-Rittmeiſterin Lehmann, welche wegen ihrer Emancipationswuth einige Zeit hindurch viel von ſich ſprechen zu machen gewußt, lebt hie jetzt weit zurückgezogener als ſonſt. Da ihr das Tragen männlicher Kleidung durc Miniſterial-Reſcript unterſagt worden war, ſo trägt ſie die verbotenen Beinkleider nunmehr unter dem weiblichen Anzuge, der viel kürzer als bei andern Damen iſt. Sei Kurzem trägt ſie auch abgeſchnittenes, nach Hinten toupirtes Haar. Nächſtens will ſi Madame auch ein kleines Schnurrbärtchen wachſen laſſen.

∴ Unlängſt iſt hier ein neues, 400 Laſt großes Schiff mit dem ruhmgeſchmück Namen unſeres großen Philoſophen „Immanuel Kant“ vom Stapel gelaufen.

Leipzig. Die „Theater-Chronik“ bringt ſehr hübſche Brouillons aus der Feder de Herrn Franz Wallner. Derſelbe erzählt, er habe in Reval einen Sohn Kotzebue's kennen gelernt, der von ſeinem Vater noch mehrere ungedruckte Luſtſpiele beſitzt, die aber, leider! ſo undeutlich geſchrieben ſind, daß Niemand ſie entziffern kann. (Ein große Glück für unſere modernen Kotzebue's, deren Stücke man wohl leſen, aber nicht ſehe kann, ohne darüber einzuſchlafen.)

∴ Herr E. D., einer der famoſeſten Mitarbeiter im feurigen Ofen der Berliner „Monatsſchrift für Dramatik und andere häusliche Bedürfniſſe“, ſchreibt in einer ſeiner neueſten Muſterkritiken über ein in Berlin aufgeführtes Poſſenſpiel „Nur keine Berlinerin!“ von einem der darin beſchäftigten Komiker: »Herr Grobecker war einerſeits zu ſehr und auf der andern (koſtbare Satzbildung) zu wenig der Lümmel vom Lande.« Wie hat dieſer Komiker es anzufangen, um das Gleichgewicht dieſer ſchwankenden Lümmelei herzuſtellen? fragt die „Theater-Locomotive“ und ertheilt ihm den wohlgemeinten Rath, ſich direct an Herrn E. D. zu wenden mit der beſcheidenen Anfrage, wie man einerſeits zu ſehr und andererſeits zu wenig Lümmel ſein kann. Daſſelbe Blatt hatte einige Zeit in dem leichtverzeihlichen Irrthume gelebt, daß E. D. ſo viel als E(rz) D(umm) zu bedeuten habe; erſt nachträglich hat es erfahren, daß dies unbekannte E. D. Ernſt Dohm heißt. —

∴ Unſere auswärtigen Leſer werden nicht wenig erſtaunt ſein, wenn ſie erfahren, daß Herr Marr, horribile dictu! noch immer Ober-Regiſſeur unſeres glücklichen Stadttheaters iſt. (Quousque tandem?)

∴ Herr Anſchütz, eine der Größen, die noch immer mit großer Behaglichkeit an ihrem längſtverwelkten Wienerhofburgtheaterlorbeer käuen, hat auf der hieſigen Bühne gegaſtgaukelt und den Beweis geliefert, daß er ein ſehr matter „Nathan der Weiſe“, ein ſehr ſpießbürgerlicher „Wallenſtein“, ein höchſt manierirter „Lear“, aber ein ganz erträglicher „Oberförſter“ iſt.

∴ Ein berühmter National-Oeconom hat ſämmtlichen Regierungen den äußerſt gemüthlichen Vorſchlag gemacht, den ſtehenden Heeren lilafarbene Montur machen zu laſſen, wodurch man ſehr viel an Pulver erſpare, weil ſchon die Farbe ſchießt.

London. Noch jetzt beſteht der Beſchluß des Unterhauſes vom Jahre 1729, daß jede Veröffentlichung der Debatten des Hauſes als Privilegienbruch ſchwer zu beſtrafen ſei. Aber dieſes Geſetz wurde nie befolgt. Im Jahre 1770 erſchienen die erſten Zeitungsberichte, und ſeitdem ſind die Verhandlungen ein Eigenthum des Volks. Die Vertreter der Preſſe ſind in beiden Häuſern in anerkannter Stellung. Der Sprecher Abott räumte ihnen zuerſt Sitze im Unterhauſe ein. Trotz des noch beſtehenden Geſetzes geſtattet das Parlament die Veröffentlichung in den Zeitungen. Wo gäbe es ohne die Zeitungen Leben in der Debatte, Wetteifer, der Tüchtigkeit entwickelt, Widerſtand, der Wahrheit hervorruft? Wie ſchal, flach und unerheblich wären Verhandlungen einer Verſammlung, wo Unwiſſenheit und Thorheit die Verſpottung nicht befürchteten, Beredtſamkeit und Wiſſen keine Anerkennung erwarteten! Das Parlament weiß dieſes und baut deshalb Gallerien für die Berichterſtatter.

∴ Der Schriftſteller Leigh Hunt hat von der Regierung eine jährliche Penſion von 200 Pfd. St. als Entſchädigung für die pecuniären und perſönlichen Opfer erhalten, welche er dargebracht, um gewiſſe politiſche Grundſätze zu vertheidigen, deren Wahrheit jetzt erfreulicher Weiſe vollſtändig anerkannt und zur Geltung gelangt ſei.

∴ Jenny Lind iſt als „Norma“ hier halb und halb durchgefallen. Die Kritik erklärt, daß die „ſchwediſche Nachtigall“ die erſte Amine (in der „Nachtwandlerin“), aber dem Range nach „kaum die fünfte Norma“ ſei.

∴ Auch Shakeſpeare's Haus ſoll im Laufe dieſes Sommers verſteigert werden. Der patriotiſche John Bull ſieht mit Kummer, daß ſich bereits mehr als ein reicher Bruder Jonathan eingefunden hat, die, Alle zuſammen, keine Dollars ſcheuen wollen, um das Gebäude, ein Denkmal der Regierungszeit der glorreichen Königin Eliſabeth, nach Amerika fortſchaffen zu laſſen.

∴ Von den „Lebensbeſchreibungen der Königinnen von England“, herausgegeben von Miß Agnes Strickland, iſt unlängſt der zehnte Band erſchienen; er enthält den Schluß der Biographie der Marie Beatrice, der liebenswürdigen Gemahlin Jacobs II. und das Leben ſeiner Tochter Marie, Gemahlin Wilhelms III.

∴ Ein übergeſchnappter Engländer hat eine Flugſchrift unter dem Titel „das Raſiren, eine unnatürliche, unverſtändige, unmännliche, gottloſe und verderbliche Sitte“ herausgegeben und darin ſonnenklar bewieſen, daß das Raſirmeſſer, „dieſe drei Mal verfluchte Waffe“, das irdiſche Paradies zerſtört und mit der Mode des glattgeſchorenen Kinns zugleich die ſieben Todſünden in die Welt gebracht habe. Der gute John Bull iſt der Meinung, der erſte Barbier und das große Thier in der Apokalypſe Johannis wären, wenn auch nicht eine und dieſelbe Perſon, doch gewiß ſehr nahe verwandt geweſen. (Ins Bedlam mit dieſem Narren!)

∴ Ein engliſches Blatt empfiehlt Potaſche als das wirkſamſte Mittel gegen Bienenſtich. Auch die Berührung der verwundeten Stelle mit Indigo ſoll augenblicklich den Schmerz ſtillen.

Lübeck. Das hieſige Sängerfeſt, das uns zahlreiche Gäſte zugeführt hatte, war außerordentlich heiter. Die Leitung der Geſänge hatten die Kapellmeiſter Friedrich Schneider und Heinrich Marſchner, aus Deſſau und Hannover, übernommen. Der genußreichſte Theil des Ganzen war die Fahrt nach Travemünde, bei der ſich gegen 900 Perſonen betheiligt hatten.

Lüttich. Unſere zwei liberalen Vereine haben ſich ausgeſöhnt und unter dem Namen „Association de l'union libérale de Liége" mit einander verbunden.

München. Unter den Bruderſchaften, welche hier der diesjährigen Frohnleichnams-Proceſſion beigewohnt haben, figurirten u. A. der „Liebesbund der königlichen Kanzleiboten und herrſchaftlichen Diener unter dem Schutze der heiligen Familie" und der „Frauen-Roſenkranz-Verein vom koſtbaren Blute Jeſu". (Wie???)

Nürnberg. Die Tänzerin Taglioni hat hier „alle Erwartungen übertroffen". — Ob auch die, daß ſie zum Beſten der Armen tanzen wird? Davon ſchweigt „das Feenartige ihrer Erſcheinung".

Paris. Die liebenswürdige Herzogin von Orleans hat ſich im Schloß der Tuilerien ein Zimmer errichten laſſen, ganz genau wie jenes, welches ſie früher in Ludwigsluſt bewohnt hatte; ihr Klavier, alle ihre Möbeln, ihre Bücher und Zeichnungen hat ſie von dort kommen laſſen und ſich auf dieſe Weiſe ein Heiligthum der Jugenderinnerung geſchaffen, in welchem ſie oft ganze Tage lang in ſinnender Schwermuth zubringt. Ihr Lieblingsinſtrument iſt eine kleine Orgel aus Nußbaumholz, und wenn man an einem ſchönen Sommerabend an den Tuilerien vorübergeht, tönen durch die offenen Fenſter Sebaſtian Bachs ſchwermüthige „Choräle" durch die Stille der Nacht gleich einer Leichenklage am Grabe eines frühverwelkten Glücks.

∴ Der Pair Graf Alton Shée, deſſen Aeußerung in der Pairskammer: »Ich bin weder Katholik noch Chriſt« ſo lebhafte Angriffe gegen ihn hervorgerufen, hat im neueſten Hefte der „Revue indépendante" einen Aufſatz „Opinions sur les religions d'état", veröffentlicht, in welchem er ſeine Anſichten ausführlich entwickelt.

∴ Lola Montez, reich an Freunden und Gönnern, hat achtzehn Actien auf das Palais-Royal reklamirt, die ihr einer ihrer Freunde, der erſchoſſene Dujarrier, vermacht hatte; das Tribunal, vor dem die Sache verhandelt worden iſt, hat das Vermächtniß anerkannt, aber auch verlangt, daß, da Lola nicht in Frankreich heimiſch iſt, dieſelbe zuvörderſt eine Summe deponiren ſolle, um eventualiter auch ihre Verpflichtungen zu erfüllen.

∴ Der Scharfrichter von Paris, Henry Samſon, Sohn des bekannten Scharfrichters zur Zeit der erſten Revolution, iſt durch ein Decret des Grafen Duchâtel, Miniſter des Innern, ſeines Amtes entſetzt worden. (Das Warum weiß bis jetzt Niemand!)

∴ Der Caſſationshof hat entſchieden, daß die Marketenderinnen mit Leib und Seele zur Armee gehören und in nöthigen Fällen, alſo ganz wie die Soldaten, vors Kriegsgericht geſtellt werden können.

∴ Unter den 1,200,000 Einwohnern von Paris giebt es 61,000 Frauen, die ſich Wittwen nennen, darunter wirkliche Wittwen: 20,000; problematiſche Wittwen, d. h. ſolche, deren Männer vielleicht noch am Leben ſind, 6800; Wittwen, die nie einen Mann beſeſſen, 18,000; Wittwen, die ſich „fromm" tituliren laſſen, ohne es wirklich zu ſein, 4500; Provinzialwittwen, deren Ehrbarkeit ſchwer zu controliren iſt, 6500; alte Jungfern, die den Titel „Wittwe" vorziehen, 5200. Geſammtſumme 61,000. (Gott ſegne ihre Studien!)

∴ Frankreich beherbergt, nach einem officiellen Commiſſionsberichte, jetzt noch 11,600 politiſche Flüchtlinge, nämlich 6272 Spanier, 4606 Polen, 604 Italiener und Deutſche 478. Die größere Hälfte dieſer Refugiés wird von der Regierung unterſtützt.

∴ Unſer Seine-Babel hat gegenwärtig 280 Leſecabinets, 700 Buchhändler und über 1800 Schriftſteller, wovon zwei Drittheile Belletriſten ſind. Ferner hat es 1600 Aerzte und über 700 Apotheker, 1000 Limonadiers und über 4000 Weinhändler.

∴ Bei dem Begräbniſſe des Herrn Aimé Martin, eines der älteſten Redacteure des „Journal des Débats", hat ſein Freund Lamartine eine ergreifende Rede gehalten.

∴ An die Stelle des Herrn Léon Pillet, der das Scepter der großen Oper niedergelegt hat, iſt Herr Crosnier, der frühere Director der großen Oper, eingetreten.

∴ Das Vaudeville-Theater hat ein neues dreiactiges Luſtſpiel „le dernier amour", von Léon Gozlan, aufgeführt und damit großen Beifall eingeerntet. Die Idee, daß ein ſchon ziemlich bejahrtes Fräulein durch eine Melodie, die ſie nicht vergeſſen kann, an ein menſchliches Weſen gefeſſelt iſt, das gleichfalls für dieſe Melodie ſchwärmt, iſt eben ſo neu als pikant. Aber noch pikanter war Dem. Nathalie in der Hauptrolle, der Demoiſelle Montdel, die, beiläufig erwähnt, Jungfrau bleibt. (Wir gratuliren ihr von ganzem Herzen!)

∴ Auch Herr Audibert, ein Freund der verſtorbenen Mars, hat eine intereſſante Lebensſkizze dieſer berühmten Künſtlerin erſcheinen laſſen.

∴ François Michel hat ein ſehr merkwürdiges Buch veröffentlicht, „Histoire des races maudites en France“, ein Werk, woraus man erſieht, daß es ſelbſt im aufgeklärten Frankreich noch eine Art Parias giebt. Dahin gehören u. A. die Bewohner der Vorſtädte von Haut-Port und Lyzel, die Chipaerts und Burins im Departement Ain.

∴ Von Edgar Quinet iſt eine neue Broſchüre herausgekommen, „La France et la Sainte Alliance en Portugal“.

∴ Unter dem Titel „l'Etoile“ erſcheint hier ſeit Kurzem ein neues Abendblatt, welches den eingegangenen „Meſſager des Chambres“ erſetzen will.

Parma. Bei den Unruhen, die hier am Geburtstage des Papſtes ſtattgefunden, ſah man große Anſchläge mit den Worten: «Es lebe Pius IX.» unter Drohungen gegen die Regierung und das famoſe „Morte ai Gesuiti“. Die Polizei und das Militär unterdrückten die Illumination und ließen die Lichter auslöſchen.

Peſth. Seit vierzehn Tagen — meldet der „Hirharang“ — verweilt hier ein engliſcher Reiſender, der jeden Abend in einem andern unſerer vierzehn großen Gaſthöfe überſiedelt, ſeinem Vorſatze getreu: ganz Europa zu durchreiſen, ohne in einem ſeiner Gaſthöfe länger als eine Nacht zuzubringen. (Dieſer Puff gefällt uns und vielleicht ſchon darum, weil er ... unſere Erfindung iſt. Man ſehe „Charivari“ Nummer 28 vom 9. April 1843, Seite 43. Dort befindet ſich auch das Portrait dieſes fabelhaften Engländers. Doch darum keine Feindſchaft nicht, meine Herren von Peſth!)

∴ In der guten Stadt Raab flötet Herr Heindl und ein Herr Rubinſtein paukt Klavier; viel Enthuſiasmus, aber blutwenig Beſuch. (Das iſt dort ſo wie ... überall!)

Petersburg. Der große Ochſe aus Pawlogradsk, welcher in Ochta gemäſtet wird, und mit 51 Pud in die Maſt eintrat, iſt jetzt 71 Pud (2800 Pfund) ſchwer geworden und nimmt nicht weiter an Schwere zu. Der Kaiſer hat dem Maſtherrn, Engländer Methv, einen Brillantring zuſtellen laſſen. Das Thier, ein echter Ruſſe, ſoll zur Ausſtellung nach London geſchickt werden.

Prag. Der Berliner Hofſchauſpieler Rott hat hier als Wilhelm Tell, Ludwig XI., Lieberkühn, Oſſip, zwei Mal als Richard III., als König Philipp im „Don Carlos“, Zwiebelfeld in Rampachs „Laßt die Todten ruhen“, als Wallenſtein, Götz von Berlichingen und Lear bei zahlreich beſetztem Hauſe gaſtirt und reichen, wohlverdienten Beifall davongetragen. Seine Gattin iſt mit gleich günſtigem Erfolge als Marie Anne im Börnſtein'ſchen „Mutterherz“ aufgetreten.

∴ Auch Herr und Madame Beckmann haben mit ziemlich vielem Beifall gaſtirt.

Rom. Der neue Pius-Orden hat nach dem jetzigen Papſte den Namen „Piano“ erhalten, ein Name, der zu einer Menge guter und ſchlechter Späße Veranlaſſung giebt, weil piano auch ſo viel als langſam, leiſe, flach u. ſ. w. heißt.

Singapore. Gegenwärtig erſcheinen hier drei engliſche Zeitungen: die „Free Preß“, die „Straits Times“ und der „Singaporian“.

Stuttgart. Der Maler A. Simon ſoll mit einer Ausweiſung aus Würtemberg bedroht worden ſein. (Warum?)

Weimar. Das ehemalige Schillerhaus iſt endlich zur Verſteigerung gelangt. Das baufällige Haus, welches ohne ſeine geſchichtliche Bedeutung vielleicht kaum 3000 Thaler werth wäre, iſt von Seiten des Stadtraths für 5025 Thaler erſtanden worden. Der rechtsgiltige Zuſchlag erfolgt jedoch erſt nach acht Tagen, bis wohin es den Verkäufern freiſteht, den Kauf wieder rückgängig zu machen. (Letzteres, ſagt man, werde wohl geſchehen!)

Wien. Der als dramatiſcher und ſtrategetiſcher Schriftſteller bekannte Obriſtlieutenant Pannaſch, vor drei Jahren wegen eines damals vielbeſprochenen Ehrenhandels in Penſionsſtand verſetzt, iſt vor Kurzem zum Archiv-Director der Hofcanzlei ernannt worden. Es ſtehen nun zwei geiſtreiche Männer (Franz Grillparzer iſt Archiv-Director der Hofkammer) an der Spitze bedeutender Inſtitute und man hofft, daß dieſe Männer ihre Stellung beſſer begreifen und für die Geſchichte ausbeuten werden, als der Director des Staats-Archivs, Herr von Hügel.

∴ Unſere neugebackene Akademie hat den bekannten Orientaliſten Hofrath v. Hammer-Purgſtall zum Präſidenten und den Hofrath Baumgartner zu deſſen Stellvertreter erwählt.

∴ Die erſte Sitzung der neuerrichteten Akademie hat in einem der Säle der Hofbibliothek ſtattgefunden.

∴ Ungewöhnlich großes Aufſehen macht hier die auf verſchiedenen Wegen bekannt gewordene Petition der böhmiſchen Stände um Zwanzig-Bogen-Freiheit und um Milderung der immer drückender werdenden Cenſurverhältniſſe. Die von Prag eigens zu dieſem Zwecke hieher geſchickte Deputation wird, wie man hört, vom Kaiſer nicht angenommen werden.

∴ In Kurzem werden hier folgende Gäſte erwartet: Alexander von Humboldt, Spontini (der ſich jetzt in Franzensbrunnen aufhält), Lindpaintner, Kücken und der ci-devant Souffleur Auguſt Lewald.

∴ Herr Ernſt Roſe macht im „Wanderer" den Vorſchlag, eine Hilfskaſſe für kranke und gebrechliche Schriftſteller zu gründen. Möchte dieſer Wunſch — eben ſo ſchön als edel — nicht blos ein frommer bleiben!

∴ Der „Humoriſt" ſchreibt: »Herr Ludwig Eckardt, auch Chlodwig genannt, erklärt als Bevollmächtigter der Madame Birch-Pfeiffer, daß ſie kein Stück für das Theater an der Wien ſchreibt u. ſ. w. Der Himmel und Madame Birch-Pfeiffer wählen zu ihren Zwecken oft ſehr dunkle Wege!«

∴ Von M. G. Saphir erſcheint in Hamburg der zweite Theil ſeiner „dummen Briefe", 21 Bogen ſtark.

∴ Im Nachlaſſe der Frau von Weiſſenthurn hat ſich ein ganz fertiges Luſtſpiel, „die reiche Erbin", vorgefunden.

∴ Unter dem Titel „Grabſchriften berühmter, merkwürdiger und ausgezeichneter Perſonen aller Stände, Zeiten und Völker" iſt hier ein kleines, gar nicht unintereſſantes Sammelwerk erſchienen, in welchem der ungenannte Herausgeber eine große Anzahl von Grabſchriften aus allen Sprachen zuſammengeſtellt hat.

∴ Jener Herr Weigl, von welchem hieſige und auswärtige Blätter berichtet hatten, daß derſelbe als Kapellmeiſter am Joſephſtädter Theater engagirt ſei, iſt kein Enkel Joſeph Weigls und ſchon aus dem Grunde nicht, weil dieſer Weigl keine Kinder gehabt.

∴ Die „Wiener Zeitung" vom 12. Juli brachte in der Liſte der Todten u. A. auch den Namen Joſeph Eiſele. Ob dieſer Eiſele einer der zwei bekannten Reiſenden geweſen?

∴ Die öſterreichiſche Monarchie beſitzt gegenwärtig 34 ſtehende Theater, darunter ein polniſches in Lemberg, ein czechiſches in Prag, ein magyariſches in Peſth, ein illyriſches in Agram und zwei italieniſche Theater in Mailand und Venedig.

∴ In Muſterndorf, vor der Mariahilfer Linie, befindet ſich an einem der dortigen Häuſer das Aushängeſchild einer Hebamme mit der soi-disant franzöſiſchen Aufſchrift: „Marie Raud, accoucheuse". (Beweis, daß dieſe sage-femme keine femme sage iſt.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1575, bei der Belagerung von Gotha durch den Churfürſt Auguſt I. von Sachſen, war eine große Contribution von Säcken ausgeſchrieben, die man, mit Erde ausgefüllt, als tragbare Verſchanzungen gebrauchen wollte. Der Rath zu Zwickau lieferte 25 Schock Säcke, das ganze Amt 46,178 Stück. Das ganze Land aber ſoll 19,009,656 Stück zuſammengebracht haben. Dies hätte, den einzelnen Sack zu vier Groſchen gerechnet, an Geldeswerth 3,168,276 Thaler ausgemacht. Das Ende vom Liede war, daß keiner dieſer Säcke zu der urſprünglichen Beſtimmung gebraucht wurde, weil die Eroberung Gotha's äußerſt ſchnell von ſtatten ging.

Als Mirabeau durch ſein Auftreten im Convent der Gegenpartei immer furchtbarer wurde, verſuchte dieſe, ſich ſeiner dadurch zu entledigen, daß fünfzig Edelleute aus den älteſten Geſchlechtern, meiſtens Officiere, ihn zum Duell forderten. Er — Graf, Abkömmling einer der älteſten adeligen Familien, deſſen Vorfahren ſeit Jahrhunderten in der Armee gedient, der ſelbſt mit Ruhm gefochten — nahm die fünfzig Herausforderungsbriefe mit in die Verſammlung und rief, indem er bei der Erzählung des Vorgangs ſie auf den Tiſch warf: »Mein Kopf iſt dem Vaterlande mehr werth, als fünfhundert ſolcher Pflaſtertreter! — Der „Moniteur" mag meine Antwort auf dieſe Wiſche ihren Schreibern und der Nation verkünden!«

Um ſich einen Begriff zu machen von den patriotiſchen Stücken, die zur Zeit der Schreckensherrſchaft in Paris aufgeführt worden ſind, wird die Mittheilung eines Theaterzettels aus jener Zeit genügen; er lautete:

„Auf Befehl und zum Vergnügen des ſouveränen Volkes.
Die Schauſpieler des Theaters der Republik werden heute, an der erſten
Sansculottide, aufführen: **Das jüngſte Gericht der Könige**, von
Sylvain Maréchal. Hierauf: **Die Ehe des Kapuziners.“**

Man ſieht, auch die Komödien der Revolutionszeit haben mit einer Heirath geſchloſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß es eine Pfaffenhochzeit war.

— Die jüngſte Zeit hat die widerſprechendſten Anſichten über die Rechte der Juden zu Tage gefördert; ein Rückblick auf das vierzehnte Jahrhundert zeigt, daß damals bei allem Schwanken doch ein Princip zu Grunde lag. Markgraf Otto, die Armuth und Nothdurft der Städte Rathenau, Strausberg ꝛc. anſehend, beſchenkte dieſelben mit je zwei Juden, damit ſie ihre Lage verbeſſern möchten. Markgraf Ludwig der Römer gab dem Bürger Thilen von Kalow in Luckau nicht nur die Juden in Guben, ſondern auch die zu Luckau, zu einem rechten Erblehn. Danach ſcheinen die Juden als nutzbare Sachen behandelt zu ſein. Derſelbe Markgraf Ludwig aber übertrug auch ſeinem getreuen Kammerknecht, dem Juden Fritzel, das Ambacht des Thurms zu Spandau zu einem rechten Erblehn. Sucht man nach der Conſequenz in dieſem Verfahren der alten, guten Zeit, ſo liegt dieſe darin, daß die Juden, als Rechts-Sub- oder Objecte eines chriſtlichen Staats, Geld, viel Geld zahlen mußten, um auf die eine oder andere Weiſe geduldet zu werden.

— In China werden manche Verbrecher nicht nur mit dem Tode beſtraft, ſondern auch noch dadurch, daß man ihr Bild in knieender Stellung, die Hände auf den Rücken gebunden, als abſchreckendes Beiſpiel in Erz gießen läßt. Der Name des Verbrechers wird vorn auf die Bruſt eingegraben. (Würde dies auch bei uns in Europa eingeführt, ſo bekamen wir mit der Zeit eine coloſſale Gallerie von ehernen Statuen.)

— Thomas Haſſelbach, ein Wiener Theolog des ſiebzehnten Jahrhunderts, las volle zweiundzwanzig Jahre über das erſte Kapitel des Jeſaias, und Aegidius Guthmann ſchrieb über die erſten fünf Verſe der Geneſis eine Einleitung von vierundzwanzig Büchern.

— Der bekannte Schriftſteller J. Funck (Buchhändler C. F. Kunz, jetzt in Prag bei ſeiner Tochter lebend), einer der wärmſten Freunde und Verehrer Jean Pauls, beſitzt faſt alle Portraits dieſes großen Dichters und unter dieſen auch eins auf einem Tabak-Paket mit der Unterſchrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laſter,
Empfiehlt gewiß auch gerne dieſen Knaſter.“

— Die zahlreichſten Metamorphoſen erleidet unter allen Thieren wohl unſtreitig der Froſch, denn bevor er die Geſtalt bekommt, unter der er uns Allen bekannt iſt, hat er 20 Stadien verſchiedenartiger Körperbeſchaffenheit durchzumachen.

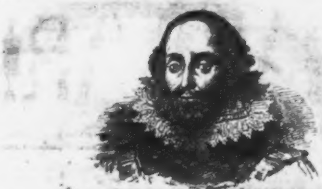
Treffer und Nieten.

* Ein nordamerikaniſches Blatt erzählt: Ein Maler malte eine Winterlandſchaft nach einer Gegend von den weißen Bergen von New-Hampſhire dergeſtalt naturgetreu, daß ein Thermometer, den man ans Gemälde hielt, ſofort ſieben Grade unter den Gefrierpunct fiel.

* Ein junger Pariſer, entſchloſſen, ſich zu verheirathen, erſuchte eine Putzmacherin, ihm einen Ueberſchlag vorzulegen, wie hoch ein comfortables Brautgeſchenk zu ſtehen komme. Es wurde ihm ein Präliminare vorgelegt: das Spitzenkleid ſchreckte ihn nicht ab, auch nicht der Sammet, noch der Caſhemir, noch die Diamanten. Als er aber zum Artikel Taſchentücher kam — drei Dutzend für 6200 Francs! — wich er zehn Schritt zurück und — blieb ledig! (Man ſieht, daß auch Taſchentücher ihr Gutes haben.)

* In einer auswärtigen Zeitung ſtand vor Kurzem folgendes „Heirathsgeſuch“: Ein ein einträgliches Amt bekleidender Mann, in ſeinen beſten Jahren, ſucht ſein Sein verkümmerndes einförmiges Leben durch ein ein einträchtiges Herz beſitzendes Weſen zu verſchönern. — (Ein herrlicher Styl!)

* Neulich wetteten ein Franzoſe und ein Kentuckier, welcher von Beiden am längſten zu ſprechen vermöchte. Es ſammelten ſich viele Neugierige bei dieſem eigenthümlichen Wettkampfe, der wenigſtens dreizehn Stunden dauerte. Alle Anweſenden, auch die neugierigſten und ſelbſt die Kampfrichter, waren eingeſchlafen, und als ſie früh erwachten, lag der Franzoſe — todt am Boden, der Kentuckier aber kniete neben ihm und — ſchrie ihm ins Ohr: „Ich habe gewonnen, ich habe gewonnen!“



SHAKSPEARE-GALLERIE.

Vierzig Illustrationen
zu
SHAKSPEARE'S DRAMATISCHEN WERKEN
chemitypirt
in der
Graphischen Anstalt von **G. H. Friedlein**
in Leipzig.
Mit erläuterndem Texte.
Lexikon-Octav.

In zehn monatlichen Lieferungen
à 10 Ngr. = 30 Xr. C.-M. = 36 Xr. Rh.
Vollständig 3⅓ Thaler.

Ein Prospectus nebst Probedruck ist in *allen*, die bereits erschienene erste Lieferung in den meisten Buch- und Kunsthandlungen vorrathig oder zu erhalten.

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eheſtands-Grammatik

oder

Anleitung

eine Frau ſo zu dreſſiren, daß ſie auf jeden Wink gehorcht und — ſanft wie ein Lamm wird.

Ein Noth- und Hilfsbüchlein
für alle Ehemänner.

Preis 5 Neugroſchen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 252 Leipzig, 30. Juli 1847.

CHARIVARI

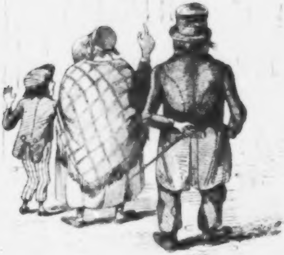
(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b

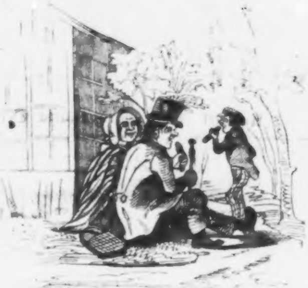
Ein Dresdener zum erſten Male in Leipzig.

(Schluß.)



Der Dresdener nebſt Frau und Kind ſtehen maulaffend vor dem abgebrannten Hôtel de Pologne und wundern ſich, daß jetzt dort keine einzige Spritze mehr zu ſehen iſt. — (Das Hôtel war bekanntlich ſchon am 24. Auguſt v. J. abgebrannt.)

Unſere Dresdener ſetzen ſich, um das Mittagbrod zu ſparen, ins Roſenthal, genießen ohne Muſikgroſchen das ſchöne Concert bei Kintſchy und verzehren ihr mitgebrachtes Butterbrod.



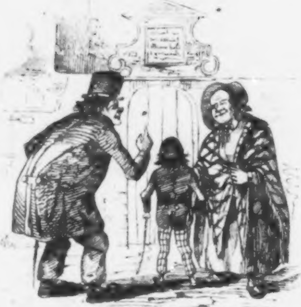
Dann gehen ſie nach Gohlis und betrachten hier das Schillerhaus. Der Vater läßt ſeinen hoffnungsvollen Knaben die Inſchrif[illegible] Notiztafel [illegible]uchſtabiren.

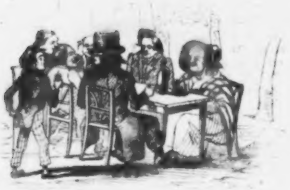
— Höre, Chriſtian, fragt die Frau, was iſt das für ein Lied an die Freude, wie fängt es denn an?

— Das weeßt Du nicht? Schleswig-Holſtein meerumſchlungen.

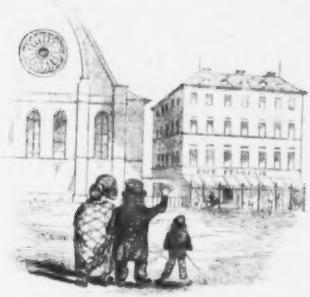
— Ja, das kenn' ich, ſagt die Frau und fügt entzückt hinzu: war Schiller aus Holſtein?

— Ne, ſo viel mir bekannt iſt, war er aus Schleswig.





Dann kehren ſie in die Oberſchenke ein, woſelbſt ſieben Perſonen eine Flaſche Braunbier vertilgen



Da in Leipzig keine Herrſchaft wohnt, ſo können die Dresdener nicht begreifen, wovon die Leute hier leben, und wundern ſich über die ſchönen Häuſer, die ſie hier finden.

Fanny Cerrito in Leipzig*).

Von L. Kaliſch.

Es war am 15. December des merkwürdigen Jahres 1846. Hoher Schnee bedeckte die Gefilde, und die ſächſiſche Natur ſah aus, als ob man ihr den Pelz gewaſchen hätte. Aber in Leipzig waren die Gemüther ſehr bewegt. Es war nämlich ſchon Mittag geworden und die ſehnlichſt erwartete Sylphide Fanny Cerrito noch immer nicht von Dresden angelangt. Und es ſchlug Eins und ſie kam noch immer nicht. Den guten Leipzigern verging der Appetit. Sie hatten ſchon die Billets eingelöſt; ſie hatten ſich als ächte Deutſche auf den bevorſtehenden Genuß ſchon im Voraus gefreut; mehrere Schriftſteller hatten die betreffenden Kritiken ſchon in die Druckerei abgegeben und jetzt — man fürchtete das Schlimmſte. Doch Fanny kam. Sie kam, als gerade in Leipzig die Abenddämmerung begann, nämlich gegen zwei Uhr Nachmittags. Leipzig athmete wieder auf und eilte ins Theater. Die Eintrittspreiſe waren um das Zweifache erhöht, wodurch mancher Biedermann an der Theaterkaſſe einen doppelten Schmerz empfand; ſelbſt dem armen Volk, das nur in unſern Theatern *hochgeſtellt* iſt, kam das Vergnügen ſehr theuer zu ſtehen.

Nachdem ich meine irdiſchen Angelegenheiten geordnet und in der Geſchwindigkeit noch ein Codicill zu meinem letzten Willen aufgeſetzt hatte, flog ich ebenfalls ins Theater. An der Thür deſſelben ſah ich die Nothwendigkeit ein, meine Rippen auf den wichtigen Moment vorzubereiten und meinen Filzhut zu verwahren, daß er ſeine Faſſung nicht verliere. Das Gedränge war ſo arg, daß ich's für's Beſte hielt, mich paſſiv zu verhalten. Nach einer Viertelſtunde war ich glücklich in den Tempel der Kunſt geſchoben; leider nicht ohne bittern Verluſt: unter Leipziger Füßen hatte mein Pariſer Filz ſein franzöſiſches Leben ausgehaucht.

Ich kam zwiſchen einen Spezereikrämer und einen jungen Dichter zu ſitzen. Zu meiner Rechten duftete moderne Lyrik, zu meiner Linken veritabler Laberdan. Anderthalb Stunden ſah ich mit gepreßten Gefühlen auf den Vorhang. Die Langeweile macht grauſam. Ich dachte unterdeſſen, wie ich meuchlings die Zeit tödten könne. Ich zählte die Knöpfe an dem geſchwächten Rocke meines Nachbars zur Rechten; zwei von denſelben hatten Reißaus genommen, und einer baumelte wie das Schwert des Damokles an einem dünnen Zwirnsfaden. Ich zählte die Haare an dem Backenbarte meines Nachbars zur Linken und ſuchte mich zu überzeugen, ob ihm der Zopf nach hinten hing; ich recitirte das große und kleine Ein-Mal-Eins; ich lernte die Arabesken an den Logenbrüſtungen auswendig und ſchon war ich im Begriff, der Zeit den letzten Stoß zu verſetzen, als ich eine tiefe Bewegung im Herzen des Vorhangs wahrnahm. Er zitterte, bebte und ging endlich auf. Der Zettel verkündete, daß der Genuß des Theaterabends aus Fleiſch und Geiſt beſtehen würde. Ein Luſtſpiel war das dramatiſche Fleiſch und die Cerrito war der tanzende Geiſt. Das Fleiſch war ſehr alt und mehr geeignet, den Appetit zu verderben, als ihn zu reizen. Ich fing daher wieder an, die lyriſchen Knöpfe zu zählen. Endlich, endlich kam ſie. Sie kam und ſiegte, denn ſie tanzte.

---

*) Probe aus den „Loſen Heften“, die bei O. Wigand erſchienen ſind.

Was ſoll ich nun zu den Leiſtungen dieſer Fee ſagen? Eigentlich ſoll man dieſe gar nicht kritiſiren. Allein wenn man bedenkt, daß unſere allerbeſten Schriftſteller der Gegenwart oft unter der Kritik ſind, ſo wird ſich die göttliche Fanny gewiß auch eine kritiſche Beſprechung ihrer Production gefallen laſſen.

Wenn mein literariſches Gedächtniß mich nicht täuſcht, ſo iſt es Theodor Mundt, der von Fanny Elsler geſagt hat, ſie tanze Göthe. Die Cerrito leiſtet mehr: ſie tanzt Göthe und Schiller zugleich. Die ſubjectivſte Gefühlsinnigkeit und die objectivſte Plaſtik reißen in ihren Schöpfungen zur Bewunderung hin. In den Pas der Elsler iſt viel Geiſt; in denen der Cerrito iſt Herz und Geiſt zugleich; ja, noch mehr als einfacher Geiſt; es iſt Zeitgeiſt in denſelben. Die Elsler tanzt antike Statuen; die Cerrito tanzt lebendige Menſchen. Wären die Pas der Elsler Worte, ſie würden überall das Imprimatur erhalten; während die Pas der Cerrito, wenn ſie ſich in Worte verwandelten, die Cenſur nicht paſſiren könnten. Sie müßte in dieſem Falle über zwanzig Bogen tanzen, und gewiß würden dann ihre Tänze mit Beſchlag belegt werden. Woher das kommt? Das will ich Euch ſagen! Die Elsler tanzt das abſolute, die Cerrito das liberale Princip. Die Elsler iſt die Tänzerin der hiſtoriſchen Erinnerungen; die Cerrito iſt die Tänzerin berechtigter Gegenwart. Doch ſtellen wir jetzt die Elsler bei Seite und ſprechen wir blos von der Cerrito!

Die jüngere Fanny ſucht in ihren himmliſchen Pas vom Beſonderen zum Allgemeinen edler zu tanzen. So iſt ihre Polka, obgleich in derſelben die Luft der böhmiſchen Dörfer uns lieblich anweht, doch viel mehr als böhmiſch; ihre Polka iſt panſlaviſtiſch. Sie verſucht es, auch den empfindloſeſten Zuſchauer ins Reich der Fantaſie zu verſetzen; und wenn wir ihre Cachucha ſehen, kommt Alles uns gleich ſpaniſch vor.

Und welcher Reichthum liegt in ihren Leiſtungen! Sie beſchenkt uns nicht: ſie überhäuft uns mit Geſchenken. Fanny giebt uns keine Roſen, ſie giebt uns auch keine Roſenſträuche. Fanny giebt uns Roſenbüſche. Ihr Talent iſt ſo arm an Scheidemünze, daß ihre geringſte Gabe in Goldſtücken beſteht. Nachdem wir uns nun das innerſte Weſen Fanny's gründlich aus einander gelegt, wollen wir mit einigen Worten der Betrachtung die Manier in ihren Schöpfungen beſprechen.

Unſere Tänzerinnen ſind gewohnt, vor den Augen des Publicums ihre Glieder zu zergliedern. Sie machen aus ihrem Körper eine Windmühle und drehen ſich ſo ſchnell, als ob ſie in einer Minute einen Scheffel Korn mahlen müßten. Unſere gewöhnlichen Tänzerinnen verwickeln ſich in ſich ſelbſt; wie Medea ſtreuen ſie die menſchlichen Glieder rings umher und müſſen ſie wieder mit vieler Mühe aufſammeln, und dann wundert man ſich mit Recht, daß ſie mit ihren Gliedern wieder ſo ſchnell in Ordnung kommen, da dieſe nicht numerirt ſind.

Unſere Cerrito thut nun dies Alles freilich auch, aber mit welcher Anmuth, mit welcher pſychologiſchen Tiefe! Sie tanzt erſt das Problem und dann die Auflöſung dazu. Sie überſpringt in ihrem Tanze die

Grenzen der verſchiedenen Künſte; aber ſie zeigt uns auch, daß das Genie, das ſo oft die Regel zur Ausnahme macht, auch die Ausnahme zur Regel ſtempeln kann. Sie malt und dichtet mit den Füßen; aber die Poeſie und Malerei ſind entzückt, von ſolchen Füßen überſchritten zu werden, ich ſage „überſchritten“ und werde zum Frevler an Fanny's Genius. Fanny überſchreitet nicht; Fanny tanzt nicht; Fanny haucht. Ihr Fuß hat einen belebenden Odem. Ihr Fuß macht ihrem Herzen den Sitz der Empfindung ſtreitig und — der Fuß gewinnt den Prozeß. Von der himmliſchen Fanny kann man ohne Uebertreibung ſagen, daß ſie das Herz in den Strümpfen trägt.

Danton, ſilhouettirt von Lamartine.

Bruchſtück aus der „Geſchichte der Girondiſten“.

Georges Danton war einer jener Menſchen, die, aus den Gährungen der Revolution hervorgegangen, auf dieſem Strudel ſo lange herumſchwimmen, bis er ſie verſchluckt. Alles an ihm war rieſenhaft roh und gemein, wie die Maſſe, die ihn erzeugt hatte. Er mußte ihr gefallen, ſchon darum, weil er ihr gleich war. Seine Beredtſamkeit glich dem Ausbruche der Menge: ſeine Stimme war kräftig, wie das Geheul des Aufruhrs; jede ſeiner Phraſen kurz und bündig, wie das Commando des Feldherrn. Ohne beſtimmtes Princip liebte er an der Herrſchaft des Volks nur die Verwirrung: dieſe war ſein Element; er ſtürzte ſich hinein, nicht aus Herrſchſucht, ſondern aus jener ſinnlichen Luſt, welche der Menſch in der beſchleunigten Bewegung findet, die ihn mit ſich fortreißt. Er berauſchte ſich im Taumel der Revolution, wie man ſich in Wein berauſcht, und dieſer Rauſch ſtand ihm gut, denn er hatte in dieſer allgemeinen Verwirrung, die er hervorgerufen, das Uebergewicht der ruhigen Ueberlegung, um Jener zu gebieten. Kaltblütig ſelbſt in der Leidenſchaft, luſtig ſelbſt in ſeinem Zorne, brachte er den Pöbel zum Lachen, ſelbſt dann, wenn er nach Blut lechzte; er amüſirte das Volk, indem er es in Ektaſe verſetzte. Er ſprach ihm nicht von der Tugend; er ſprach ihm nur von der Kraft, denn Kraft war das Einzige, wofür er Sinn hatte; er war ein Politiker des Augenblicks, ſpielend mit der Bewegung, ohne einen andern Zweck, als die Luſt dieſes ſchrecklichen Spieles, ohne andern Einſatz, als ſein Leben. Ein ſolcher Menſch war natürlich vollkommen gleichgiltig gegen Despotismus oder Freiheit(???), im Gegentheil machte ihn ſeine Verachtung des Volks mehr zur Tyrannei geneigt. Wenn man in den Menſchen nichts Göttliches ſieht, ſo iſt das Beſte, was man mit ihnen thun kann, ſie zu knechten. Man dient nur Dem, was man achtet. Er hielt's mit dem Volke, weil er aus dem Volke war und weil dieſem der Sieg gehörte. Gleich wie er ihm gedient, ſo hätte er's, nach Umſtänden, auch verrathen, ohne Gewiſſensbiſſe. Der Hof erkannte den Tarif ſeiner Ueberzeugungen und bedrohte ihn, um deſſen Preiſe zu ſteigern. Er hatte die Hand in allen Intriguen; ſein Gewiſſen ſcheute ſich vor keiner Beſtechung; heute kaufte man ihn und morgen war er aufs Neue feil. Die ungeheuren Summen, die ihm aus dieſer unreinen Quelle zugefloſſen waren, wurden leichtſinnig von ihm vergeudet. Ein Anderer hätte ſich vor den Einzelnen wie vor den Parteien geſchämt, die ins Geheimniß ſeiner Schwächen eingeweiht waren: er nicht im Geringſten; er ſah Allen ins Geſicht, ohne zu erröthen. Aber die Andern hatten nur die Niedrigkeit des Laſters, Dantons Laſter waren heroiſch. Der Unglaube, dieſe Schwäche ſeiner Seele, war in ſeinen Augen die Stärke ſeines Ehrgeizes; in ihm cultivirte er das Element ſeiner künftigen Größe. Er verachtete Alles, was noch irgend auf einen Reſpect Anſpruch machte. Solch ein Charakter mußte ein ungeheures Uebergewicht über die Maſſen an ſich reißen. Er regte ſie auf und brachte ſie zur Gährung, bereit, ſich auf jedem Meere einzuſchiffen, ſei's auch von Blut.

(Wie ganz anders ſchildert ihn Thiers!)

Ein Sohn, geſchildert von ſeinem Vater.

Alexander Dumas entwirft in ſeinen „Reiſe-Eindrücken von Spanien und Afrika" von ſeinem Sohne, den Eugen Sue in ſeinem „Martin" als Grafen Scipio Duriveau ſo ergötzlich geſchildert hat, folgende Umriſſe: »Was ſoll ich Ihnen von meinem Sohne ſagen? Sie verderben mir ihn ohnedies ganz und gar, und wenn er Sie nicht Schweſter hieße, ſo dürfte er Sie Mutter nennen. Er iſt in einer Stunde des Halbdunkels zur Welt gekommen: es war nicht mehr Tag und noch nicht Nacht, und ſo beſteht auch ſein ganzes Weſen aus Gegenſätzen, die ein ſonderbares Ich geſtalten, voll Licht und Schatten. Er iſt träge und thätig, nüchtern und großmüthig, verſchwenderiſch und ſparſam, mißtrauiſch und leichtgläubig, blaſirt und unerfahren, leichtſinnig und treu; ſeine Rede iſt kalt und ſeine Hand raſch: über mich ſpottet er mit dem ganzen Verſtande und liebt mich dabei von ganzem Herzen. Er iſt immer bereit, mir, wie Valère, den Geldbeutel zu ſtehlen oder, wie der Cid, ſich für mich zu ſchlagen. Sonſt iſt er voll der hinreißendſten Lebendigkeit, die ich jemals auf den Lippen eines jungen Mannes funkeln ſah. Wie eine Flamme macht ſie ſich bisweilen Luft, im Denken ſowohl als im Handeln, in der Ruhe wie in der Gefahr. Er reitet vortrefflich, ficht gut, ſchießt ausgezeichnet und tanzt unvergleichlich ſchön alle Charaktertänze, die man ſeit dem Tode der Gavotte in Frankreich eingeführt hat. — Manchmal zanken wir uns und dann verläßt er, wie der leichtſinnige Myrtill, das Haus ſeines ihn zärtlich liebenden Vaters. Doch an demſelben Tage kaufe ich ein Kalb und füttere es, überzeugt, daß Adolphe innerhalb eines Monats ſeinen Theil davon eſſen wird. Die böſen Jungen behaupten allerdings, daß er nicht ſeines Vaters, ſondern blos des Kalbes wegen zurückkommt; ich aber weiß am beſten, was ich von meinem Sohne zu halten habe.«

Zapfenſtreich.

Augsburg. Der berühmte [illegible] iſt nach ſiebzehnjähriger Abweſenheit glücklich nach ſeiner Vaterſtadt Augsburg zurückgekehrt, um ſich vorläufig hier niederzulaſſen.

Berlin. In Bezug auf die wichtigſten Verhandlungen des nunmehr beendigten Landtags haben wir noch nachzutragen, daß die Herrencurie dem Antrage der Ständecurie auf allgemeine Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens bei Criminalproceſſen in der preußiſchen Monarchie mit allen Stimmen (gegen drei) beigetreten iſt.

∴ Von den 543 Petitionen, die dem vereinigten Landtage vorgelegen haben, iſt leider keine einzige an den Thron gelangt, weil, um eine Petition dahin zu bringen, die Einhelligkeit von zwei Drittheilen der Stimmen in beiden Curien erforderlich iſt. Nichtsdeſtoweniger wird dieſer Landtag nicht ohne Erfolg bleiben. (Das walte Gott!)

∴ **Vor einigen Tagen hat uns nun auch der letzte der unter uns weilenden Deputirten, Herr von Vincke, verlaſſen, nachdem er von ſeinem Unwohlſein vollkommen hergeſtellt iſt; er litt an einem Halsübel.** In ſeinem landräthlichen Kreiſe wird er jetzt vertreten, weil er auf ein Jahr Urlaub genommen hat; ſein Kreis umfaßt 72,000 Seelen. Was er dem Lande durch ſein Auftreten auf dem vereinigten Landtage geworden, wird von Niemand verkannt werden, dem die Ueberzeugung eines Mannes etwas gilt, welcher für Geſetz und Recht muthig in die Schranken tritt, und deſſen geiſtige Ueberlegenheit ſelbſt von ſeinen Gegnern anerkannt wird.

∴ Eine dichtende Jüdin oder eine jüdiſche Dichterin hat in der „Voſſiſchen" dem Fürſten Lynar für die Theilnahme, welche er bei den Landtags-Verhandlungen ihren Glaubensgenoſſen geſchenkt, einen Kranz von etwa ſechzig Verſen gewunden. (Muß man alle ſolchen Verſe hören? fragt Fra Diavolo.)

∴ In Oeſterreich iſt ſeit Kurzem die „Preußiſche Allgemeine" verboten, vermuthlich wohl nur darum, weil ſie die ausführlichen Verhandlungen des Landtags gebracht. Man fürchtet, wohl nicht ohne Grund, daß die Oeſterreicher, wenn ſie dergleichen leſen, daran Geſchmack finden und ſich endlich auch etwas freiere Inſtitutionen wünſchen könnten. (Wünſchen aber iſt auch in Oeſterreich erlaubt!)

∴ **Der Beginn des großen Polenproceſſes iſt abermals, und zwar auf den 1. Auguſt, hinausgeſchoben. Für die Verhandlungen deſſelben, welche zugleich ein großes menſchliches Intereſſe darbieten werden, iſt Oeffentlichkeit beſtimmt.**

∴ **Der Bau unſeres Domes**, ſchreibt der „Figaro", ſchreitet ſo langſam vorwärts, daß, wenn mit der Verwendung der Arbeitskräfte ſo fortgefahren wird, das Gebäude kaum in hundert Jahren vollendet ſein dürfte. (Eile mit Weile!)

∴ Madame Birch-Pfeiffer, die bei Weitem unterſchätzte Dichterin der „Familie" und vieler andern effectvollen Bühnenſtücke, läßt im Verlage von Duncker und Humblot eine Sammlung ihrer dramatiſchen Schriften erſcheinen. Der erſte Band — ſoeben herausgekommen — enthält die „Marquiſe von Villette", „Eliſabeth" und „Simon".

∴ Herr Theodor Mügge hat ein neues Reiſewerk, „die Schweiz und ihre Zuſtände", herausgegeben.

∴ Von C. D. Hoffmann erſcheint hier in Commiſſion bei Trowitzſch und Sohn eine „Geſchichte der Berliniſchen Schützengilde".

Braunſchweig. Herzog Carl von Braunſchweig hat, von London aus, einen geharniſchten Proteſt gegen die beabſichtigte Vermählung ſeines „Unterthanen und Bruders Wilhelm" erlaſſen und jede etwaige Verbindung deſſelben im voraus für null und nichtig erklärt, zumal auch die Zeit nicht mehr fern iſt, wo er ſelbſt ſich zu vermählen gedenkt, um ſeiner legitimen Nachkommenſchaft deren unveräußerliches Recht auf ſeine Krone zu ſichern. (Bange machen gilt nicht, ſagt Nante!)

Brüſſel. Der Fürſt von Ligne hat in Paris einen Degen gekauft, welchen Herzog Albrecht von Friedland im Jahre 1625 dem großen Maler Rubens geſchenkt.

Cairo. Mehemet Ali hat den barbariſchen Befehl erlaſſen, ſämmtliche Mumien Aegyptens auszugraben, zu entkleiden und deren Hüllen in die königlichen Papierfabriken zum Einſtampfen einzuliefern.

Conſtantinopel. Vor Kurzem iſt hier an den beiden jüngſten Söhnen des Sultans und an 11,000 andern Kindern die geſetzliche Beſchneidung vorgenommen worden.

Crefeld. Unſere ſonſt ſtillen, nur an Markt- und Feiertagen belebten Straßen ſind am 2. Juli ein dicht gedrängtes, wogendes Menſchenmeer geweſen. Jung und Alt, vom reichen Fabrikherrn bis zum ärmſten Weber, Alles, was ſonſt um Politik und den Gang der Weltgeſchichte ſich wenig kümmert, war in Bewegung, um den hochgefeierten Landtags-Deputirten von Beckerath bei ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt zu bewillkommnen. Selbſt unſere geſchloſſenen Geſellſchaften, zwanzig an der Zahl, hatten den Kaſtengeiſt verbannt und zur Feier des Tages ihre ſonſt verſchloſſenen Thüren gaſtfreundlich jedem Nichtmitgliede geöffnet. Ein aus ihrer Mitte gewählter Ausſchuß hatte, in Gemeinſchaft mit einem Comité des Gemeinderathes, die Anordnung und Leitung des ſchönen Feſtes übernommen. Schon um zwei Uhr Nachmittags bewegte ſich durch die, mit unzähligen Fahnen geſchmückten Straßen eine lange Wagenreihe unter Anführung eines Gemeinderathes, eine berittene Deputation der Polizei und ein ſtattlicher Reiterzug, mit einem Muſikchor an der Spitze, nach dem zwei Stunden von hier entfernten Städtchen Oſterrath, um den Helden des Tages von dort im Triumphe abzuholen. Nach den üblichen Bewillkommnungs-Reden lenkten die Züge wieder der Stadt Crefeld zu. Am Thore derſelben ſchloſſen ſich das Schützenchor in Galla, die Turner in Turner-Tracht und der Landwehr-Verein mit Fahnen und Muſikchören an. So zog gegen 7 Uhr Abends unſer Landtags-Abgeordneter, Herr von Beckerath, unter dem Jubelrufe und den Beifallsbezeugungen der Menge in ſeine Vaterſtadt ein. Der Mann, „deſſen Wiege einſt neben dem Webſtuhle ſeines Vaters ſtand“, wird jetzt in allen Theilen Preußens und ganz Deutſchlands gefeiert.

∴ Hier iſt eine Subſcription eröffnet worden, um dem neuerbauten Bremer Schiffe „von Beckerath“ eine prachtvolle ſchwarz-roth-goldene Fahne zu überſenden.

∴ Auch in unſern Nachbarſtädten Dülken und Aachen ſind ähnliche Demonſtrationen zum feierlichen Empfang der wackern Landtags-Abgeordneten Mewiſſen und Hanſemann vorbereitet; ein hinreichender Beweis, daß dieſe Männer in Geiſt und Uebereinſtimmung mit den Wünſchen und Erwartungen des Volkes gehandelt haben.

Dresden. Nummer 147 der „Wiener Theaterzeitung“ ſchreibt: »Wir Alle erinnern uns einer nicht ſehr fernen Zeit, da konnte man in Dresden vom großen Arago in Paris reden und die Antwort bekommen: »dafür haben wir die Schröder-Devrient,« oder vom Mimen Löwe in Wien: »dafür haben wir die Schröder-Devrient,« oder von Daniel O'Connell: »dafür haben wir die Schröder-Devrient,« hieß es, und dieſe Madame Schröder-Devrient hatte ſchon lange keinen geſunden Ton mehr in der Kehle und doch bezog Madame Schröder-Devrient [illegible] Thälerchen für ſechs Monate und 1000 dieſer runden Silberſtücke als Penſion. Und trotzdem beliebte es ihr, ſich durchgehend dieſer Beneficien zu entziehen; wahrſcheinlich locken ſie die Lind-Erfolge wieder auf fremde Bühnen. So weit kannſt Du, mein liebes Dresden, ſchwache Seelen irre führen.« Dem Vernehmen nach ſoll dieſe ausgeſungene Madame Schröder-Devrient von Neuem für unſern dramatiſchen Invalidendom gewonnen ſein. (Hübſcher Gewinn!)

Florenz. Von Lucian Bonaparte iſt hier ein „vergleichendes Wörterbuch aller europäiſchen Sprachen“ erſchienen. Den Vertrieb für Deutſchland hat die Tendler'ſche Buchhandlung in Wien übernommen.

Frankfurt. Dem. Rachel hat nicht verſäumt, während der erſten Tage ihres Hierſeins die Judengaſſe, unſern Ghetto, zu beſuchen und bei der Durchfahrt die Pferde ihres Wagens in langſamem Schritte gehen zu laſſen. Wohl mag die Bruſt der franzöſiſchen Künſtlerin von eigenen Gefühlen durchzogen worden ſein bei dem Anblick dieſer Räume, wo einſt Jahrhunderte lang, ihren Glaubensgenoſſen vom chriſtlichen Fanatismus manche Rollen zugetheilt waren, tragiſcher als alle, die auf der Bühne vorkommen. Gegenwärtig hat übrigens dieſe an traurigen Erinnerungen ſo reiche Gaſſe ihre ehemalige Originalität faſt gänzlich eingebüßt, weil ihre jetzige Bevölkerung faſt zur Hälfte aus Chriſten beſteht.

∴ Dem. Rachel hat uns verlaſſen, um ihre Kunſtreiſe nach Lüttich anzutreten, von wo ſie zu zwei Vorſtellungen eingeladen iſt. Ihre vierte und letzte Vorſtellung auf unſerm Stadttheater, wo ſie Schillers „Maria Stuart“ nach der Lebrün'ſchen Bearbeitung gab, fand einen ziemlich getheilten Beifall, unſtreitig, weil dem deutſchen Kunſtgeſchmack der franzöſiſche Pathos nicht zuſagt. Für den Reinertrag ihrer Kunſtfahrten in Deutſchland iſt maßgebend, daß Dem. Rachel und ihr Bruder Raphael denſelben gegen 20,000 Francs in Pariſer Wechſel bei Rothſchild umgeſetzt haben. Dem. Rachel erhielt hier bei der zweiten Vorſtellung vom Großfürſten Thronfolger von Rußland ein Geſchenk von 600 Francs (etwa 28 Friedrichsd'ors), welches ſie angenommen, während ſie ein Geſchenk des Baron von Rothſchild zurückgewieſen hat.

∴ **Dem. Rachel** (Felix) iſt gebürtig von Rödelheim, bei Frankfurt a. M., wo ſie, wie in dieſer letztern Stadt, noch mehrere Verwandte beiderlei Geſchlechts hat.

∴ Einer unſerer Mitarbeiter, Herr Bernhard Schwerzſchud, hat in den öden Spalten der „Didaskalia" der gefeierten Schauſpielerin Rachel folgendes Akroſtichon gewidmet:

Racine und Corneille ſind dem Grabe entſtiegen
Auf Deinen Wink. Ha, lauſchten wir den Siegen
Camillens, Phädra's, Hermionens nicht?
Hier iſt die Weihe, die die Palme flicht!
Ein Götterfunke mußte Dich durchbeben,
Lieh Deine Schöpferkraft den Todten — Leben.

∴ **Dem. Leopoldine Tuczek**, der gefeierte Liebling der Berliner, iſt hier zu Gaſtrollen eingetroffen.

∴ **Die Zeitungs-Preisliſte** der Turn und Taxis'ſchen Oberpoſtamts-Zeitungs-Expedition fürs zweite Semeſter 1846 enthält 1660 Nummern in 16 Sprachen. Die deutſchen Zeitungen füllen 938 Nummern, die franzöſiſchen 236, die engliſchen 168, die holländiſchen 35 u. ſ. w. In einzelnen Nummern ſind nur die türkiſchen und walachiſchen Journale vorhanden. Die theuerſten Zeitungen ſind die engliſchen, von denen die erſten hier jährlich 132 bis 134 Gulden koſten. **Die theuerſte der deutſchen Zeitungen iſt der (höchſtlederne) „Oeſterreichiſche Beobachter", welcher jährlich 42 Gulden koſtet,** (aber **nicht die Hälfte werth iſt**).

Halle. Der Director Nachtigall gefällt nicht; man wünſcht einen tüchtigern Director. Nun kann die Nachtigall bald flöten gehen. („Nachtigall, ich hör' Dir trapſen!")

Hamburg. Ein hieſiger Polizei-Beamteter, Inhaber mehrerer Orden und eines Palaſtes, der, auf dem Neuen Wall gelegen, die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden auf ſich zieht, iſt, wegen Veruntreuungen öffentlicher Gelder, nach Einigen gefänglich eingezogen worden; nach Andern ſoll er bereits außer dem Bereiche der hieſigen Juſtiz ſein. Sein Gehalt belief ſich jährlich auf 2400 Mark und davon (?) hielt ſich dieſer Menſch Reitpferd und Equipage, lebte auf großem Fuße und baute ſich ſein rieſiges Palais, das für ihn zur Fallgrube geworden iſt.

∴ Seit der letzten Beſchwerde des preußiſchen Geſandten, Herrn von Hänlein, gegen den „Mephiſtopheles" wird die hieſige Cenſur von einem Dr. Glaſer auf wahrhaft vandaliſche Weiſe gehandhabt. Der Mann ſtreicht Alles, was irgendwie über Preußen und Oeſterreich geſagt wird*). An eine Beobachtung des Rechts und der Billigkeit gegen den freien Hamburger Bürger iſt dabei nicht zu denken. Der „Tagewächter", ein tüchtiges Oppoſitionsblatt, das größtentheils von den Herren Chriſtern und Evers geſchrieben wird, **erſcheint mit zahlloſen Cenſurſtrichen und in der letzten Zeit regelmäßig mit einer weißen Seite.**

∴ Der frühere Herausgeber des „Mephiſtopheles", Herr Wilhelm Marr, beabſichtigt, nach Amerika auszuwandern. (Vielleicht nimmt er ſeinen Herrn Vater mit, der, beiläufig erwähnt, noch immer Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters iſt.)

∴ Herr Döring, der genialſte Charakterdarſteller der deutſchen Bühne, hat ſein diesmaliges Gaſtſpiel auf dem Stadttheater mit dem „Mephiſto" beſchloſſen. Dieſer ausgezeichnete Künſtler hat in einem ausgedehnten Rollencyclus als Bankier Müller, Commiſſionsrath Froſch, Schewa, Adam, Shylock, Michel Perrin, Elias Krumm und Meiſter Adam in Hebbels (viel zu ſehr überſchätzter) „Maria Magdalena" aufs Neue die glänzende Vielſeitigkeit ſeines großartigen Talentes bewährt und in jeder dieſer Rollen den ehrenvollſten Beifall davongetragen.

Jena. In Schillers Garten iſt neulich ein roher Granitblock mit den Worten: „Hier ſchrieb Schiller ſeinen „Wallenſtein" 1798" an derſelben Stelle niedergelegt worden, wo früher das Häuschen geſtanden, in welchem der große Dichter ſein größtes Werk vollendet hat.

Kaſſel. Der ehemalige Landtags-Abgeordnete Kaufmann C. Sunkel, in Hersfeld, iſt von der gegen ihn erhobenen Hochverrathsklage vollſtändig freigeſprochen worden.

Kiew. Der Klavierpauker Liszt gab auch in Krzemieniec ein Concert, à Billet 6 Rubel. Wie man ihn dort aufnahm, kann man daraus erſehen, daß, als er die Schale einer Pommeranze auf die Straße warf, die Damen wie beſeſſen hinunter liefen und ſich ſo lange darum balgten, bis nichts davon übrig blieb?!?! (Ländlich, ſittlich!)

---

*) Dank den Göttern, daß die Leipziger Cenſur in humanern Händen ruht!
E. M. O.

Kopenhagen. Der König von Dänemark hat dem Kapellmeiſter Franz Gläſer, als Anerkennung ſeiner Verdienſte, das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens verliehen.

Leipzig. Nach dem neueſten Staatskalender hat Sachſen 30,600,500 Thaler Staatsſchuld. In Umlauf ſind jetzt 7 Millionen Thaler in Caſſenbillets; die verzinsliche Staatsſchuld beſteht gegenwärtig aus:

3 Millionen 947,000 Thaler Staatsſchuld-Caſſenſcheinen,
9 Millionen 150,975 Thaler Credit-Caſſenſcheine, und
10 Millionen Thaler beträgt die neue Anleihe.

∴ Die „Staatsbürger-Zeitung“ ſchreibt: Wir haben in Deutſchland faſt eben ſo viele Räthe und Rathstitel, als Tage im Jahre. In Griechenland trägt, wie Fürſt Pückler erzählt, jeder Rath in Uniform eine Sonne auf ſeinen Epaulettes. Wie viele Sonnen würden uns leuchten, führte man in Deutſchland die griechiſche Rathsdecoration ein. Nach einer mäßigen Berechnung giebt's in Deutſchland ſo viele Hofräthe, als das Fürſtenthum Liechtenſtein Einwohner hat, nämlich 24,000 Hofräthe. Rückten dieſelben, ſchwerfällig wie ſie ſind, gegen irgend einen Feind, die Erde würde dröhnen. (Vielleicht auch nicht, denn all' dieſe Hofräthe pflegen höchſt leiſe aufzutreten.)

∴ Der größte und doch ungefährlichſte Feind der deutſchen Literaten iſt der preußiſche Landſtand Herr von Thadden. Er war es, der in einer der letzten Sitzungen des preußiſchen Landtags zu äußern geruht: er wünſche den Literaten Preßfreiheit und gleich daneben — den Galgen. (Wer Andern eine Grube gräbt, fällt oft ſelbſt hinein!)

∴ Soeben erfahren wir, daß Herr Hieronymus Lorm, Verfaſſer des „literariſchen Dachſtübchens“ und des wirklich leſenswerthen Artikels gegen den Verfaſſer der gebirchpfeifferten „Bernſteinhere“ in Nummer 28 der „Europa“, kein Anderer iſt, als Herr Moriz Hartmann, früher einer der eifrigſten Anhänger des Rabbi Kuranda und ſeiner Akolythen. Niemand verſäume, jenen Aufſatz zu leſen.

∴ Im „Zeitſpiegel“ der „Staatsbürgerzeitung“ fanden wir neulich folgende Randgloſſe: »Man ſagt, daß der Schaum aus dem Munde eines heftig gequälten Menſchen giftig werde. Wenn jetzt ſo viele giftige literariſche Producte auftauchen, ſo erklärt ſich dieſe Erſcheinung vielleicht aus den Quälereien, welche manchen Literaten von der ſtrengen Polizei bereitet werden.«

∴ In Nummer 79 der „Theater-Chronik“ weiſt ein gewiſſer Dr. W. Ehrlich einem ungewiſſen Dr. W. Abel ein unehrliches Plagiat nach, das Letzterer ſich in ſeinem auch bei uns zur Aufführung gebrachten Luſtſpiel „Eines Hochzeittages Fatalitäten“ hat zu Schulden kommen laſſen. Genanntes Machwerk iſt weiter nichts als eine faſt wörtliche Ueberſetzung des däniſchen Originalluſtſpiels „En Bryllupsdags Fataliteter“, von Th. Overſkou, gedruckt zu Kopenhagen im Jahre 1840. (Auch ſchon dageweſen!)

∴ Herr Dr. C. C. Schmidt, Pachter und Director unſeres Stadttheaters, hat im „Tageblatt“ einen Steckbrief erlaſſen gegen einen Sänger, der, contractbrüchig geworden und heimlich durchgegangen, Salomon heißt. Wir geſtehen zu unſerer unendlich großen Schande, daß wir nur den alten Salomon, den Sänger des hohen Liedes, und ſonſt gar keinen Sänger dieſes frommen Namens kennen. Möchte im Uebrigen auch Herr Marr uns den Gefallen erweiſen, je eher je lieber das Beiſpiel dieſes durchgegangenen Salomon zu befolgen. Wir würden dann gern bereit ſein, ihm eine Thräne des innigſten Bedauerns über deſſen unerſetzlichen Verluſt nachzuweinen.

Lich. Der Fürſt Solms-Hohenſolms-Lich, von dem Landtage aus Berlin zurückgekehrt, iſt durch Nachtmuſik und Ständchen begrüßt worden.

London. Kapellmeiſter Spohr aus Kaſſel iſt hier eingetroffen, um drei geiſtliche Muſik-Aufführungen zu leiten.

∴ Der Tenoriſt Gardoni wird ſich mit Signora Annetta Tamburini, der Tochter des berühmten Baritoniſten, vermählen.

∴ Vor Kurzem ſpielten, wie die „Morning-Poſt“ erzählt, zwei Engländer eine Partie Schach um 5000 Pfd. St. (faſt 35,000 Thaler). Unter den Zuſchauern wurden Wetten angeſtellt, die ſich zuſammen auf 20,000 Pfd. St. beliefen.

∴ Die botaniſche Geſellſchaft hatte unlängſt eine Verſammlung, in welcher ein Herr Long die Anſicht geäußert, daß die Kartoffelkrankheit die Folge gewiſſer ſchädlicher Einflüſſe des „Kometen“ (natürlich nicht des unſeres Freundes Herloßſohn), ſondern des großen Kometen vom Jahre 1844 ſei. (Was man dem armen Teufel Alles in die Schuhe ſchiebt!)

Luzern. In Horw hat ſich ein Militär-Verein „zum Schutze des Rechts, der Freiheit und der Religion“ gebildet, der eine Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem gemeuchelten Leu eingeweiht hat.

Madrid. Der Infant Don Francisco de Paula und ſeine Tochter haben den königlichen Palaſt verlaſſen müſſen, weil der geiſtesſchwache Prinz ſich in die geheime Geſellſchaft der „Rächer Alibaud's“ hatte aufnehmen laſſen und gleich darauf mit ſeiner gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit der Königin Iſabella alle Ceremonien und Geheimniſſe dieſes Königsmörder-Ordens ausgeplaudert haben ſoll. Iſabella, ſich an de la Riva's Attentat erinnernd, hat dem Infanten befohlen, Madrid binnen drei Tagen zu verlaſſen.

München. Ein hieſiger Berichterſtatter der „Europa“ theilt folgende Anecdote mit: Lola Montez gab vor ihrer Abreiſe ein Dejeuner, bei welchem ſie mit dem Diplome einer Gräfin von Landsberg überraſcht wurde. Als die neue Gräfin nach Brückenau abreiſte, waren alle ihre Schützlinge am Bahnhofe verſammelt, um derſelben ihre „Ehrfurcht“ zu bezeugen. Unter den ihr die Hand Küſſenden bemerkte man auch die königliche Hofſchauſpielerin Denker. Ein Herr M. küßte ihr die Hand, indem er ſich auf ein Knie niederließ. Eine königliche Hofballettänzerin, welche penſionirt und durch Protection der Lola Montez wieder angeſtellt worden iſt, war ſo unvorſichtig, ihre Beſchützerin vor einigen Wochen zu beleidigen, und wurde ſogleich wieder penſionirt. Vor einigen Tagen kam ſie bei Letzterer wieder zu Gnaden und wurde ſogleich wieder angeſtellt. (Das iſt aber keine Anecdote, ſondern Thatſache.) — Drei Corpsglieder und zwar Senior, Conſenior und Secretär einer Studentenverbindung machten ihre Aufwartung bei Lola Montez, wurden freundlich empfangen und mit Champagner bewirthet. Die Corps der übrigen Verbindungen thaten hierauf jene Verbindung in Verruf, worauf die Corpsglieder derſelben erklärten, ihre Chargirten hätten jene Aufwartung ohne der Uebrigen Wiſſen und Willen gemacht und ſeien deshalb aus der Verbindung geſtoßen. Auf dieſe Erklärung iſt der Verruf der Verbindung revocirt worden. (Allerliebſte Geſchichten, die uns an die Zeiten Ludwigs XV. und der Pompadour erinnern.)

∴ Herr Carl Vogt, ein homo novus in der dramatiſchen Poeſie, hat ein größeres Drama aus der baieriſchen Geſchichte geſchrieben; er iſt derſelbe, von dem im vorigen Winter ein der „Ledernenhoſenpoeſie“ angehöriges, aber ziemlich beifällig aufgenommenes Luſtſpiel, „die beiden Freier“, zur Aufführung gekommen war.

∴ Herr Franz Lachner will von der Leitung der hieſigen Hofkapelle zurücktreten. Andere meinen, die Hofkapelle wolle von ihm zurücktreten.

Münſter. Die Tochter des Bürgermeiſters Tſchech, welche nach der Hinrichtung ihres Vaters, des bekannten Attentäters, auf Koſten der Königin bei dem evangeliſchen Pfarrer Overbeck in Camen untergebracht war, iſt unlängſt mit einem Franzoſen nach Belgien entflohen. — Nach dem „Rheiniſchen Beobachter“ begab ſich die Flüchtige, unter dem Vorwande, eine Freundin beſuchen zu wollen, aus dem Hauſe. Als ſie am ſpäten Abend noch nicht zurückgekehrt war, ſandte der Pfarrer die Magd nach der Wohnung jener Freundin. Die Magd kam mit der Botſchaft zurück, daß das Fräulein Tſchech gar nicht dort geweſen ſei. Darüber beängſtigt, ſuchte der Pfarrer in ihrem Schlafgemache nach, wo er zu ſeinem Erſtaunen ein Brieſchen fand, in dem er höflichſt erſucht wurde, am andern Morgen 9 Uhr mit ſeiner Pflegetochter und deren Geliebten in Brüſſel einen Eierkuchen zu verſpeiſen. (Vergleiche Trier.)

Neapel. Der bekannte Cardinal Acton iſt geſtorben.

Paris. Die Académie française hat unter den Werken, die um den Preis Gobert ſich beworben, den erſten Preis von 10,000 Francs Herrn Raynal, Verfaſſer einer „histoire du Berry“, und den zweiten Preis von 2000 Francs dem Herrn Francisque Michel, Verfaſſer der „histoire des races maudites de la France et de l'Espagne“, zuerkannt.

∴ Der Fauteuil des Herrn Ballanche in der Akademie war bis jetzt durch folgende Perſonen beſetzt: durch Desmareſt (1634), durch Mesmes (1675), Mauroy (1688), Abbé de Louvois (1708), Maſſillon (1719), Duc de Nivernais (1743), Legouvé (1803) und Alexandre Duval (1812).

∴ Ganz Frankreich, deſſen katholiſche Bevölkerung nicht 32 Millionen überſteigt, hat gegenwärtig 4 Cardinäle, 15 Erzbiſchöfe und 68 Titular-Biſchöfe; außerdem hat es 477 General-Vicare, 1789 Canonici, 3083 Pfarreien erſter Klaſſe, 508 zweiter Klaſſe, 24,083 Pfarr-Aſſiſtenten, 6742 Coadjutoren, 430 Kapläne, 4049 geiſtliche Profeſſoren an den Seminarien, 233 an den Lyceen und Univerſitäten und 2409 Prieſter. Die Regierung hat dem Miniſterium für den katholiſchen und proteſtantiſchen Cultus eine jährliche Summe von 37,913,658 Francs ausgeſetzt. (Damit kann das liebenswürdige Pfaffen-Völkchen ſchon zufrieden ſein!)

∴ Frankreich hat jetzt nicht mehr als ſechs Marſchälle, von denen zwei noch von Napoleon, einer von Ludwig XVIII und drei von Louis Philipp ernannt worden ſind:

Soult, Herzog von Dalmatien, ſeit dem 19. Mai 1804; Oudinot, Herzog von Reggio (dermaliger Gouverneur des Invalidendomes), ſeit dem 12. Juli 1809; Graf Molitor, ſeit dem 9. October 1823; Graf Gérard (Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion), ſeit dem 17. Auguſt 1830; Graf Horace Sebaſtiani, ſeit dem 21. October 1840 und Bugeaud, Herzog von Isly, ſeit dem 31. Juli 1843. Geſtrichen aus der Marſchallsliſte iſt Marmont, der 1809 von Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Znaim zum Marſchall ernannte Herzog von Raguſa.

∴ Der „Siecle" hat aus den endloſen Ehrenlegions-Ernennungen des „Moniteur" nachgewieſen, daß zu den vom Jahre 1842 bis 1846 erfolgten 9938 Ordens-Verleihungen nicht weniger als 1359 neue hinzugekommen ſind, ſo daß das Cabinet Soult-Guizot allein ſchon 11,297 Großofficiere, Commandeure, Officiere und Ritter der Ehrenlegion fabricirt hat. (So reich iſt Frankreich jetzt an Ehre!)

∴ Der „Charivari" theilt die Budgets der verſchiedenen Staaten Europa's mit: Frankreich 1,400,000,000 Frs.; England 1,250,000,000 Frs.; Preußen 200,000,000 Frs.; Baiern 61,280,000 Frs.; Holland 87,500,000 Frs.; Belgien 8[illegible],400,000 Frs.; Dänemark 63,450,000 Frs.; Schweden u. Norwegen 21,000,000 Frs.; Sachſen 17,875,000 Frs.; Griechenland 13,395,750 Frs.; Parma 2,000,000 Frs.; Lucca 1,000,000 Frs. (Zahlen entſcheiden, ſagt Herr von Benzenberg.)

∴ Die „Démocratie pacifique" iſt in fünf Tagen drei Mal mit gerichtlichem Beſchlag belegt worden; die beiden erſten Male wegen eines ſocialen Feuilletonromans, „la part des femmes", von Meray, und das dritte Mal wegen eines überaus beißenden Artikels gegen die Beſtechlichkeit des Miniſteriums.

∴ Adam, der Compoſiteur vom „Poſtillon von Longjumeau", hat bekanntlich das Ritterkreuz der Ehrenlegion bekommen. »Welches Wunder?« ruft der „Humoriſt" aus, »ſchon Adam der Erſte hat gar nichts gethan und im Schlaf ſein Kreuz bekommen!«

∴ Die Nachricht der „Grenzboten", als ſei Heinrich Heine wieder nach den Pyrenäenbädern abgereiſt, entbehrt jedes Grundes. Der „ungezogene Liebling der Grazien" lebt ſeit ſechs Wochen im freundlichen Montmorency bei Paris.

∴ Charles Sheridan, ein Enkel des berühmten Dramatikers Richard Brinsley Sheridan und Bruder der geiſtreichen Lady Seymour, iſt hier als Attaché der engliſchen Geſandtſchaft geſtorben.

∴ Der Enkel eines der bedeutendſten Revolutionsmänner, Fabre d'Eglantine, iſt hier vor Kurzem als Vagabond und Bettler verhaftet worden. — Ein Enkel Collot d'Herbois' iſt Marqueur in einem hieſigen Kaffehauſe; Dantons beide Söhne dagegen ſind ſchlichte Bauern in Arcis-ſur-Aube.

∴ François Ponſard, der Dichter der „Lucrezia" und der „Agnes von Meran", hat eine neue Tragödie, „Charlotte Corday", gedichtet und die Titelrolle der Demoiſelle Rachel zugedacht.

∴ Nach dem „Propagateur de l'Aube" ſollen im Gefängniß zu Clairvaux von 2000 Gefangenen 687 geſtorben ſein. Schuld daran iſt die ſchlechte Behandlung. (Mag wohl auch anderswo vorkommen!)

Petersburg. Der Akademiker Uſträlow hat einen geſchichtlichen Abriß der zweiundzwanzigjährigen Regierung des Kaiſers Nikolaus herausgegeben und damit ſeine Geſchichte Rußlands vollendet, die er bereits 1841 in fünf Bänden, bis auf den Tod des Kaiſers Alexander gehend, erſcheinen ließ. Der Abriß ſoll hier einen, durch ſein publiciſtiſches Talent bekannten deutſchen Ueberſetzer gefunden haben.

Poſen. Von Carl Libelt iſt hier eine Geſchichte der Jungfrau von Orleans in polniſcher Sprache unter dem Titel „Dziewica Orleanska" herausgekommen.

Prag. Dr. M. Letteris hat ſeine hebräiſche Nachbildung der Racine'ſchen Tragödie „Athalie" Herrn Adolphe Cremieux, einem der erſten Redner der Deputirtenkammer und Vice-Präſidenten des iſraelitiſchen Conſiſtoriums in Paris, gewidmet und von demſelben ein Dankſagungsſchreiben erhalten, worin es heißt: »Notre littérature classique est pour moi l'objet d'un culte: Racine est le dieu poétique à qui je sacrifie avec bonheur. „Athalie" est l'ouvrage le plus parfait de Racine. Jugez, Monsieur, si je vais être charmé d'avoir cette belle tragédie en hébreu, dans cette belle et sublime poésie hébraique, dans cette langue, qui a fourni à Racine de si belles inspirations etc. etc.«

∴ H. Kolars Trauerſpiel „Monika", eines der ausgezeichnetſten Dramen der czechiſchen Literatur, iſt bei J. Poſpiſil in eleganter Ausſtattung erſchienen und einem unſerer beſten Lyriker, dem Freiherrn Drahotin von Villani, zugeeignet.

∴ Der bekannte iriſche Mäßigkeits-Apoſtel Pater Mathew, der einige Tage in unſern Mauern verweilt hat, iſt von hier nach Wien abgereiſt. (Um dort Mäßigkeit zu ſtudiren?)

Rom. Man hält den Papſt, trotz aller Liebe und Verehrung für ihn, jetzt ſchlecht berathen, und ſchiebt dieſen ſchlechten Rath auf den Cardinal Lambruschini, der viel bei ihm empfangen wird. Neulich fuhren mehrere Wagen im ſchnellen Schritt durch die Straßen und die Leute in denſelben riefen: »Morte a Lambruschini, Morte a Barutti, Morte a Corboli. Viva Pio nono!«

∴ Die päpſtliche Regierung will eine Bürgergarde (gardia urbana e civica) ins Leben rufen. Die Emancipation der Juden hat ſie vorläufig aufgegeben. Die armen Teufel dürfen ihr Ghetto nicht verlaſſen.

Salzburg. Am 1. Juli ſtarb hier der königlich preußiſche General-Lieutenant und General-Inſpecteur des Militär-Unterrichts- und Bildungs-Weſens, Herr Rühle von Lilienſtern, in ſeinem 68ſten Lebensjahre.

Schwerin. Der Geheime Medicinalrath Dr. J. D. W. Sachſe, der ſeit 1795 über 50,000 Kupferſtiche und mit beſonderer Vorliebe über 7000 Portraits von Aerzten und Naturforſchern geſammelt, hat, in Commiſſion der Marcus'ſchen Buchhandlung, das erſte Heft ſeines „Verzeichniſſes“ erſcheinen laſſen. Das 93 Seiten ſtarke Heft umfaßt blos den Buchſtaben A und reicht von Petrus de Abano bis d'Azzoguidi. Der Katalog, ganz nach dem Möhſen'ſchen Muſter*) angelegt, giebt außer dem Namen des Malers und Stechers auch noch andere Notizen, die ſich auf den Lebenslauf und die ärztliche Berufsthätigkeit der portraitirten Leute bezieht. Es wäre wohl zu wünſchen, daß dieſer Katalog vom geſchätzten Herausgeber zu Ende geführt würde.

Trier. In Bezug auf die von Gamen entflohene Tochter Tſchechs bemerkt die hieſige Zeitung, daß ein nicht in allen Kreiſen genannter Dichter (?) ſich früher etwa zwei Wochen lang in Gamen aufgehalten habe, in der Hoffnung, eine Unterredung mit ihr zu erlangen, doch wegen der ſtrengen Bewachung unverrichteter Sache wieder abgereiſt war. (Vergleiche Münſter.)

Warſchau. Es ſind hier ſtrenge Wuchergeſetze erſchienen. Das erſte Mal wird mit dreifacher Summe des erwucherten Guts gebüßt, bei dem zweiten Male giebt es Gefängniß und bei dem dritten Male Sibirien. (Nicht mehr als billig!)

Weimar. Dem neuen Intendanten, Herrn von Ziegeſar, wird der Freiherr von Biedenfeld als Dramaturg zur Seite ſtehen.

Wien. Der bekannte Opern- und Lieder-Componiſt Beſque von Püttlingen, der ſich unter dem angenommenen Namen „Hoven“ einen ehrenvollen Platz in der Kunſtgeſchichte erworben, und dem es beſonders gelungen, Heinrich Heine's Poeſien, wohl 90 an der Zahl, mit Genialität in Muſik zu ſetzen, iſt vom Kaiſer zum wirklichen geheimen Hof- und Staatskanzlei- und zum geheimen Staats-Official befördert worden.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung“ brachte in Nummer 147 einen nicht unintereſſanten Nekrolog des jüngſt verſtorbenen Schriftſtellers Franz Wieſt.

∴ Der ruſſiſche Hofſchauſpieler Wallner gedenkt in dieſem Herbſt ſeine Vaterſtadt Wien zu beſuchen. Hoffentlich bringt er mit ſeinem neuen Titel auch ſeinen alten Humor mit.

∴ Herr Auguſt Lewald will Baden-Baden verlaſſen und ſich nach Steyermark überſiedeln. (Glückliches Steyermark! Wirſt Du das auch ertragen können?)

∴ Ein Herr Eduard Anſchütz beſang neulich in zwei bockbeinigen Sonetten den „Held von Aſpern“. (Was ſo ein armer Held ſich Alles muß gefallen laſſen!)

∴ Zum Vermächtniß des Erzherzogs Karl gehört auch eine Sammlung von mehr als 150,000 Kupferſtichen und 14,000 Handzeichnungen.

∴ Aus der k. k. Staatsdruckerei iſt ein treu copirter japaneſiſcher Roman mit Abbildungen hervorgegangen.

---

*) Wir meinen J. K. W. Möhſens „Verzeichniß einer Sammlung von Bildern, größtentheils berühmter Aerzte, ſowohl in Kupferſtichen als in ſchwarzer Kunſt u. ſ. w.“ Berlin 1771. 4.

E. M. D.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— An der baierſchen Grenze lieſt man noch heutzutage einen uralten Anſchlag folgenden Inhalts: »Muſikanten, Schauſpielern und „anderm Geſindel" iſt der Eintritt in dieſes Land verwehrt.« (Höchſt vernünftig, doch wundert es uns, wie trotz dieſes Anſchlages die bewußte Sennora hineingekommen iſt.)

— Lambert Danaus nennt den Tanz den Inbegriff aller Gifte, die der Teufel durch einander gemiſcht, um die Herzen der Tanzenden mit böſen Lüſten zu entzünden. (Hat der Mann Recht, meine Damen?)

— Die guten Mauren ſehen Spanien noch immer für ein Land an, auf das ſie Anſpruch machen können. Viele Familien in Marocco und Tetuan bewahren den Schlüſſel zu dem Hauſe ihrer Vorfahren in Caſtilien und Granada auf und hoffen denſelben noch einmal brauchen zu können. (Gott beſſere Euer Herz; mit dem Verſtande iſt's ohnehin vorbei!)

— Der große Mahomet, ein leidenſchaftlicher Säufer, trank nichts ſo gern als Branntwein, Rum und abgezogenen Weingeiſt. Folge davon war, daß er an der Krankheit der Trunkenbolde, am Delirium tremens (Säufer-Wahnſinn), ſtarb.

— Droit de Pelotte hieß eine alte franzöſiſche Steuer, welche Diejenigen erlegen mußten, die ſich zum zweiten Male oder mit einer Fremden verehlichten.

— Der alte Campe hielt es für verdienſtlicher, ein Pfund Wolle zu ſpinnen, als einen Band ſchlechter Gedichte drucken zu laſſen. (Notiz für Herrn Dr. Karl Haltaus!)

Treffer und Nieten.

* Juſtus Möſer ſagt: »Für einen Staat, der unter dem Schutze ſtehender Heere maſchinenmäßig ſeinen alten Gang geht, ſtürzt ſich kein Curtius in den Schlund, denn keine Begeiſterung kann darin aufkommen.«

* Schriftlicher Zorn, meint Jean Paul, entkräftigt den innerlichen; Autoren, meint er, müſſe man in Lumpenpapier, wie Vipern in wirkliche Lumpen beißen laſſen, damit Dieſe wie Jene ihr Gift verlieren.

* Voltaire, der den Polyphont in der „Merope" verbeſſert hatte, wollte die Rolle dem Schauſpieler ſchon vor Tagesanbruch zuſchicken. Bedienter: »Es iſt noch zu früh, der Schauſpieler wird noch ſchlafen.« Voltaire erwiderte: »Geh' nur, Tyrannen ſchlafen niemals!«

* »Wiſſen Sie den Unterſchied zwiſchen Ihrer Frau und deren Portrait,« ſagte ein Freund zu dem Andern, der ihm eben das Bild ſeiner Frau gezeigt. »Dieſer Unterſchied beſteht darin, daß ich dieſes Bild ſchön und getreu nennen muß, während das Original weder das Eine noch das Andere iſt.«

* »Jugend,« ſchreibt ein franzöſiſcher Schriftſteller, »iſt der Rahmen der Liebe, und Liebe iſt der Geiſt des Herzens.«

* Denjenigen, welche man liebt, kann man Alles verzeihen, mit Ausnahme der Nichterwiederung ſeiner Liebe.

* »Der Kuß,« ſagt der Verfaſſer des „Narren-Almanachs", »iſt der poetiſche Anfang von einem proſaiſchen Ende.«

* Das „Ulmer Anzeigeblatt" vom 17. Juni enthält unter Andern auch nachſtehende Anzeigen: Unterhaltungs-Anzeige. Heute Abend um fünf Uhr findet auf dem Felſenkeller Muſik und Luſtfeuerwerk ſtatt, bei eintretender Dämmerung iſt die Mutterliebe am Grabe zu ſehen bei glänzender Beleuchtung. Für gutes Bier und Speiſen aller Art wird ſtets Sorge getragen, wozu höflichſt einladet: Kallbardt auf dem Felſenkeller. — »Zwei Feigenbäume und Nürnberger Correſpondenten von den Jahren 1840 bis 1846 ſind zu verkaufen. Wo, ſagt die Expedition.«

* Vor Kurzem wurde in Kenſington eine Wittwe, die an mancherlei fixen Ideen laborirt, in Sicherheit gebracht. Die gute Frau behauptet, nie verheirathet geweſen zu ſein, ob ſie gleich vier Kinder hat*). Sie verliebte ſich mit großer Leidenſchaft in den römiſchen Dichter Virgil, den ſie aus Erzählungen ihres verſtorbenen Mannes kennen gelernt, und lieſt jetzt, ob ſie gleich kein Wort lateiniſch verſteht, deſſen „Aneide" jeden Tag von Früh bis Abends.

C. M. D.

---

*) Als ob das ſo ganz unmöglich wär!

Zu wahrem **Spottpreiſe** iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

! Billigstes neuestes !

Conversations-Lexikon
zum Handgebrauch
oder
encyklopädiſches Realwörterbuch
aller Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Vollständig in einem Bande.

919 Bogen für 2 Thlr — 3 Gldn. C.-M. — 3½ Gldn. Rhn.

(Der Ladenpreis war auf 6 Thaler feſtgeſetzt.)

Dieſes ſehr ſorgſam ausgearbeitete, erſt kürzlich vollendete Werk enthält mehr als 60,000 Artikel aus allen Reichen der Wiſſenſchaften und Künſte, nebſt vollſtändigſtem Fremdwörterbuche und deutlicher Ausſprache aller aus andern Sprachen ſtammenden Wörter und Eigennamen. — **Zum Handgebrauche das vollſtändigſte, überſichtlichſte Lexikon.** — **Die Ausſtattung iſt auf das Eleganteſte beſorgt.** — **Man kaufe ſchnell**, da das Werk, erſt in dieſem Jahre beendet, bald vergriffen ſein und nie wieder aufs Neue gedruckt werden wird.

Subſcribentenſammler erhalten auf je 10 Exemplare ein Freiexemplar.

Auguſt Weichardt in **Leipzig.**

In der **Kößling**'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Lola Montez.
Abenteuer der berühmten Tänzerin.
Von ihr ſelbſt erzählt.

Aus dem Franzöſiſchen. Preis 7½ Ngr.

Soeben iſt im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kirſch, Dr. Karl Wilhelm, **Moſaik.** Album deutſcher Schriftſteller mit Beiträgen von Th. Apel, Adolf Böttger, Berolt, G. Ad. von Carlowitz, Delius, Drobiſch, Em-Tor, Gerhard, Herloßſohn, K. Knorrn, Köberle, Mautner, E. Mecklenburg, Nordmann, Oelckers, Oettinger. Brochirt. (Cenſurfrei.) Preis 1½ Thlr.

——, **Moderne Streifzüge** in Poeſie und Proſa. Zweite vermehrte Auflage. Brochirt. Preis 1½ Thlr.

Knorrn, **Karl**, **Morgengruß an die Preußen.** Sechs Gedichte. Zweite Auflage. Brochirt. Preis 7½ Ngr.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 20.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 20.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Lamartine und ſeine „Geſchichte der Girondiſten."

Lamartine's obengenanntes Geſchichtswerk iſt nun beendet. Die einzelnen Partieen dieſes Buches beſtechen ſo ſehr, daß man darüber erſt dann ein Urtheil fällen kann, wenn man ſich den Ueberblick über das ganze Werk geſichert und es vom Anfang bis zum Ende durchgeleſen hat. Die Macht der Schilderung, die Vollendung der Portraits, kurz Alles, was Beſchreibung heißt, iſt in dieſem Buche vortrefflich. Ein gewaltiger Zauber bindet den Leſer an dieſe Blätter, in denen ſich die große Reihe von Bildern, vom Todtenbette Mirabeau's bis zum Schaffotte Robespierre's, ſo herrlich aufrollt. Wie das lebt und lebt, wie das glüht und athmet, wie das Alles in's tiefſte Herz eingreift! Wir Deutſche haben kein Geſchichtsbuch von ſolcher Macht der Schilderung! — Doch all' dieſe großen, außerordentlichen Vorzüge dürfen uns für die Mängel dieſes Buches nicht blind machen; es hat deren, und das Schlimme iſt, daß die Mängel in der Unentſchiedenheit des Verfaſſers für die politiſchen Parteiungen liegen. Der Verfaſſer iſt über ſeinem Buche ſelbſt ein Anderer geworden und hat es ſomit ſelbſt in zwei Hälften geſpalten. Im Anfang iſt er Girondiſt mit Girondiſten, bis in die Hälfte des Werks, wo plötzlich Robespierre zum fleiſchgewordenen Principe der Revolution heranwächſt. Von da an ſind die Girondiſten nur des démocrates d'occasion, während Robespierre das lebendige Princip der Demokratie, le démocrate de principe, iſt; der Verfaſſer zeigt unbarmherzig, wie die Girondiſten, nur um ſich ſelbſt zu retten, für den Tod des Königs ſtimmen und ſammt und ſonders gegen ihre Ueberzeugung zu Mördern werden.

Eine ähnliche Unſicherheit der Handhabung ſeines Richteramtes als Geſchichtsforſcher zeigt Lamartine bei Mirabeau und Danton. Er, der Schriftſteller, der vor allen Andern auf unbedingte Schätzung des Princips der Geſinnung dringt, warum begeiſtert er ſich ſo oft für die bloße Kraft, für das Genie ohne Ueberzeugung? So ſtellt ſich heraus, daß auch dieſes Buch bei ſeinen unendlichen Schönheiten doch blos mehr Roman als Geſchichtswerk iſt. Lamartine hat damit ſeinem Vaterlande einen großen Dienſt geleiſtet: er hat, indem er mit ſeinem energiſchen Pinſel alle halbvergeſſenen Greuel der Revolution wieder hingezeichnet, in einer großen Maſſe den Schrecken vor den entfeſſelten Gewalten heraufbeſchworen; von ſich ſelber aber hat er gezeigt, daß auch in ſeiner Bruſt die böſe Krankheit wohnt, welche die modernen Poeten, ſeit Byron, nicht loslaſſen zu wollen ſcheint — die tiefe traurige Skepſis, die ſich vergeblich mit dem Hinblick auf die Göttlichkeit der Menſchennatur zu tröſten ſucht.

Frau von Weiſſenthurn.

Die „Wiener Sonntagsblätter" brachten unlängſt einen Nekrolog der im Juni d. J. geſtorbenen Schauſpielerin und Schriftſtellerin Weiſſenthurn. Wir entlehnen daraus folgendes Bruchſtück: Johanna Franul von Weiſſenthurn war die Tochter des Schauſpielers Benjamin Grünberg. Koblenz ihre Vaterſtadt, das Jahr 1771 das ihrer Geburt. Ihre Mutter hatte ſich in zweiter Ehe mit dem Schauſpieler Andreas Teichmann aus Eiſenach verbunden. Kaum 13 Jahre alt, trat Johanna in Weiße's „Kinderfreund" auf, und 4 Jahre ſpäter erhielt ſie ein Engagement am Hoftheater zu München. Im Jahre 1789 folgte ſie einer Einladung auf die Bühne nach Baden nächſt Wien. Kaiſer Joſeph ließ ſie dann durch Brockmann beim Hoftheater anſtellen, und ihr erſtes Auftreten war zugleich der letzte Theaterbeſuch dieſes unvergeßlichen Monarchen. 1809 ſpielte ſie auf dem Schönbrunner Hoftheater die „Phädra" vor Napoleon, welcher der Künſtlerin, deren Spiel auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatte, eine Gratification von 3000 Francs zukommen ließ. Am Schluſſe des 40ſten Jahres ihrer Leiſtungen als k. k. Hofſchauſpielerin erhielt ſie als Auszeichnung die große goldene Civil-Ehrenmedaille, ſowie ihre dramatiſchen Arbeiten durch die Verleihung der königl. preußiſchen großen goldenen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaften gewürdigt wurden. In Wien hatte ſie ſich mit einem Herrn Franul von Weiſſenthurn, Caſſier des Arnſtein'ſchen Handlungshauſes, vermählt. Frau von Franul war zugleich eine der fruchtbarſten dramatiſchen Schriftſtellerinnen. Ihr erſtes Auftreten in der dramatiſchen Literatur war das Trauerſpiel: „Die Druſen"; ſie ſchrieb es in Folge einer Wette binnen 8 Tagen und in ihrem 25ſten Jahre.

Das Verzeichniß ihrer dramatiſchen Schriften iſt folgendes:

Schauſpiele: Kindliche Liebe. — Deutſche Treue. — Liebe und Entſagung. — Die Druſen. — Totila, König der Gothen. — Adelheid von Burgau. — Der Wald bei Hermannſtadt. — Verſöhnung. — Die Beſtürmung von Smolensk. — Das Waiſenhaus. — Johann, Herzog von Finnland. — Herrmann. — Die Schweſtern Sankt Janvier. — Agnes von der Lille. — Die Reiſe nach Amerika. — Die Burg Gölding. — Pauline.

Luſtſpiele: Ein Haus zu verkaufen. — Der Kuhkauf. — Beſchämte Eiferſucht. — Das Nachſpiel. — Die Erben. — Das Mißverſtändniß. — Die Radikalkur. — Unterthanenliebe. — Das Frühſtück. — Die Eheſcheuen. — Die erſte Liebe. — Es ſpukt. — Die Schweizerhütte am Rheinthale. — Welche iſt die Braut? — Das Gut Sternberg. — Welcher iſt der Bräutigam? — Das Conſilium. — Das letzte Mittel. — Der Traum. — Die Engländerin. — Die Pilgerin. — Das Manuſcript. — Des Malers Meiſterſtück. — Der erſte Schritt. — Der Brautſchleier. — Die Geprüften. — Ein Mann hilft dem andern.

Dieſe Dramen ſind in Wien bei Degen, jetzt Wörſchner und Bianchi, bei Wallishauſer, und in Berlin bei Schleſinger erſchienen.

Griſetten-Fehde.

In den letzten Tagen des ſchönen Maimonats entſpann ſich ein kleiner Briefwechſel zwiſchen Mademoiſelle Athalie, einer wüthenden Corſetnähterin, und Mademoiſelle Leontine, einer nicht minder vollblütigen Putzmacherin.

Die Eine ſchrieb der Andern:

»Mademoiſelle!

Eliſa hat mir geſagt, ſie habe Sie vorgeſtern mit Alfred im Chateau Rouge geſehen. Sie wiſſen, daß Alfred mein Geliebter iſt. Ich ſage Ihnen, daß ich, falls Sie ſich die Miene geben, ihn noch einmal ſprechen zu wollen, mich an Ihnen rächen werde eben ſo ruhig, als ob ich eine Cigarre rauchte.

Ich habe die Ehre, Sie nicht zu grüßen. Athalie.«

Noch an demſelben Abende erhielt ſie folgende Antwort:

»Mademoiſelle!

Ich werde mit Alfred reden ſo lange, als es mir und ihm gefällt. Wenn man ſo häßlich iſt, wie Sie, ſollte man ſich nicht wundern, wenn man früher oder ſpäter als Ballaſt über Bord geworfen wird.

Im Uebrigen werde ich den Rath befolgen, den mir eine meiner Freundinnen gegeben hat, und Ihren mehr als unverſchämten Brief dem Polizei-Commiſſär übergeben. Leontine.«

Hierauf ſchrieb die Andere:

»Ich frage eben ſo wenig nach der Polizei und Ihnen, als nach dem Teufel, und habe Ihnen nur noch zu ſagen, daß ich von einer Dame Ihrer Nummer nicht ferner incommodirt werden will. Vorläufig ſage ich Ihnen nicht mehr als dies.

Athalie.«

Acht Tage ſpäter hatte Mademoiſelle Leontine eine große Toilette gemacht, um nach dem Circus zu gehen; ſie trug ein Kleid von Barrège, einen Hut von weißem Crepp, mit Blumen geſchmückt, die eben ſo ſehr ihrem Talente als Putzmacherin wie ihrem Geſchmack als Pariſerin zur Ehre gereichten. Als ſie gegen Mittag zum Hauſe hinaustritt und ihren Fuß eben auf die Straße ſetzt, kommt ihr eine Frau entgegen, die, ein kleines Fläſchchen in der Hand, ihr mit großer Gemüthsruhe eine darin befindliche Flüſſigkeit ins Geſicht gießt.

— Waſchen Sie ſich, meine Liebe, ſagte Athalie, die ihrer Nebenbuhlerin auf das neue Kleid und auf den neuen Hut den Inhalt einer Dintenflaſche ausgegoſſen hatte.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die „Freikugeln" machen nachträglich die Bemerkung, der preußiſche Landtag ſei am Tage Quaſimodogeniti eröffnet und am Tage Jeremiae geſchloſſen worden. (Beides iſt allerdings höchſt charakteriſtiſch!)

Carlsbad. In der diesjährigen Badeliſte paradirt eine Frau N. N. als „bürgerlich geräucherte Schweinefleiſchwaarenhändlers-Gattin." (Allah iſt groß!)

Conſtantinopel. Auch die guten Türken haben nun einen „türkiſchen Staatskalender," ganz nach dem Muſter des preußiſchen, erhalten. An der Spitze des kaiſerlichen Hofſtaats prangt das Haupt der Verſchnittenen, „der Agha der Wohnung der erhabenen Glückſeligkeit."

Crefeld. Eine Deputation und an deren Spitze der Ober-Rabbiner Bodenheimer, hat im Namen der hieſigen Juden, dem Landtags-Abgeordneten Herrn v. Beckerath, in dankbarer Anerkennung ſeiner edlen Bemühungen um die Emancipation der Juden, eine Dankadreſſe überreicht.

Hamburg. „Maria Magdalena", von F. Hebbel, iſt nun auch aufgeführt worden. Herr Döring ſpielte den Tiſchler als Gaſt. Bei der zweiten Aufführung waren faſt alle Damen weggeblieben.

Leipzig. Der Frankfurter Oſtermeß-Katalog vom Jahre 1574 brachte auf 3½ Quartbogen das Verzeichniß ſämmtlicher, ſeit der Herbſtmeſſe 1573 in allen Ländern Europa's erſchienenen Werke. Wie doch die Zeiten ſich ändern! Der jüngſte Leipzigermeß-Katalog füllt 432 Octavſeiten mit den Titeln jener Bücher, welche ſeit Michaeli 1846 blos in Deutſchland zum Heile der Menſchheit das Licht dieſer Finſterniß erblickt haben. (Wenn wir für jeden Krebs darunter einen Hummer hätten, dann lüden wir unſere ſämmtlichen Feinde zum Frühſtück ein.)

∴ Die Sängerin Stöckl hat auf unſerer Bühne geheineſettert, ohne eben mehr Glück als überall zu machen. Ihre Stimme, die das Cap Vierzig längſt umſegelt hat, iſt nicht mehr angenehm.

∴ Wir können Allen, die ſich dafür nicht intereſſiren, die tröſtliche Verſicherung ertheilen, daß Herr Marr das Beiſpiel des durchgegangenen Sängers Salomon — Dank den Göttern! — noch nicht befolgt hat.

∴ Das Perſonale unſeres Stadttheaters iſt complet: es fehlt nur noch eine erſte Sängerin, ein erſter Baſſiſt, ein erſter Tenor, eine erſte Liebhaberin und mehr dergleichen Luxus-Artikel. Dafür aber iſt, was mehr als dies Alles ſagen will, Herr Marr noch immer Oberregiſſeur.

London. Zur Feier der Einführung des Prinzen Albert als Kanzler der Univerſität Cambridge haben der Prinz Waldemar von Preußen, der Erbgroßherzog von Sachſen-Weimar, der Prinz Peter von Oldenburg, der Prinz von Löwenſtein, der belgiſche Geſandte, Herr van de Weyer, und die Lords Spencer und Abercorn honoris causa die Würde eines Doctors der Rechte erhalten. (Das hätten dieſe Herren in Deutſchland viel billiger haben können.)

∴ Der Herzog Wellington bezieht vom Staate an fixem Gehalt jährlich 245,000 Thaler; außerdem hat er vom Staate mehrere Güter zum Geſchenk erhalten, die ihm jährlich noch die enorme Rente von 220,000 Thalern abwerfen; er hat alſo ein tägliches

Einkommen von 1274 Thalern. Und doch, wenn von der Noth der armen Irländer die Rede iſt, ſteht Seine Lordſchaft zuerſt auf und dringt auf die ſtrengſte Beſtrafung Derer, die nach Brot ſchreien. (Der brave Mann!)

∴ Der Sieger von Waterloo, der alte Adonis Wellington, will ſich auf ſeine alten Tage noch mit der reichen Erbin Miß Burdett-Coutts vermählen. (Er bekäme dann zu ſeinen vielen Orden auch noch ein hübſches Kreuz!)

∴ Als Curioſum iſt zu erwähnen, daß ein verrückter Engländer die Königin von Otaheiti, Donna Pomare, in einem Lobgedicht beſungen, das blos 324 Strophen hat! (Will's Herr Tauchnitz vielleicht auch verlegen?)

∴ Der „Morning-Herald" will beweiſen, daß unter den Hauptſtädten Europa's London die geſundeſte ſei, und verweiſt auf das ſtatiſtiſche Verhältniß der Sterblichkeit, welches ſich hier wie 1 zu 44 herausſtellt, während es ſich in Paris wie 1 zu 36, in Wien wie 1 zu 22, in Madrid wie 1 zu 35, in Amſterdam wie 1 zu 28 und in Genf wie 1 zu 43 verhält.

Lüttich. Mlle. Rachel hat auch hier furore gemacht. Dieſe Künſtlerin, ſchreibt ein hieſiges Journal, iſt nicht ſchön. Sie hat keine regelmäßigen, aber Augen, in denen es oft grauenhaft blitzt, und einen Mund, der furchtbar ergreifend lächeln kann. Was die Leidenſchaft ihr eingiebt, das liegt in den Augenhöhlen und auf der Stirn, das weint und jammert in der gedämpften Stimme. Die Ironie zuckt um ihren Mund mit ſolcher Kraft, daß ſie den Zuſchauer für alle ihre Schmerzen empfänglich macht. Selbſt ihre Armbewegungen haben etwas Wunderbares. Auch die Art, wie ſie ſich drappirt, iſt auffallend. Liegt es am Schnitt ihres Coſtümes, an der Fülle des Stoffs, der ſie umwallt, an dem wohlgebildeten, modellartigen, wenn auch magern Körperbau, man weiß es nicht; aber ein Bildhauer, der eine Antike formen, eine Agrippina oder Julia in Faltenwurf ſtudiren will, braucht nur die Rachel zu ſehen, um ſich nach ihr zu bilden.

Nürnberg. Schon ſeit längerer Zeit lebt hier die ehemalige Sängerin Agnes Schebeſt, David Strauß's Frau, getrennt von ihrem Manne. Schroffe Verſchiedenheit der religiöſen Anſichten, ſagt man, ſolle dieſe Trennung herbeigeführt haben. Andere geben auch andere Gründe an. (Glaube Jeder das, was ihm gefällt!)

Paris. Der blödſinnige Donizetti hatte bis unlängſt noch ein kindiſches Bewußtſein für ſeine Toilette bewahrt, und man mußte ihn täglich ſehr ſorgſam anziehen. In vollſtändiger Galla, den Frack geſchmückt mit allen ſeinen Orden, ſo ſaß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom frühſten Morgen bis zum ſpäten Abend. Eine entſetzliche Ruine ſeines zerſtörten Geiſtes.

∴ Alexander Dumas hat für das Théâtre historique ein neues Drama „les Girondins" geſchrieben.

∴ Der berühmte Arzt und Patholog Pariſet, beſtändiger Secretär der mediciniſchen Academie, iſt geſtorben.

Stuttgart. Unſer Hoftheater hat vor Beginn der Ferien ein neues Trauerſpiel „Strafford", vom Baron Paul von Wangenheim, zur Aufführung gebracht und damit Ehre eingelegt. In der Aufführung haben ſich vor Allen Herr Grunert als John Pym, Herr Fedor Löwe als Träger der Titelrolle und Herr Auguſt Gerſtel als Archias, Hofnarr König Carls I., ausgezeichnet.

Wien. Einer der erſten Notabeln des preußiſchen Landtags, der „weſtphäliſche Mirabeau," Herr v. Vincke, iſt hier angekommen.

∴ Der Berliner Hofſchauſpieler Moritz Rott wird im Theater an der Wien zu Gaſtrollen erwartet. Er wird in einem Cyclus Shakeſpeare'ſcher Tragödien und in einigen Luſtſpielen auftreten.

∴ Die Brüder Jaſper haben eine Leihbibliothek errichtet, die das Eigenthümliche hat, daß jeder halb- und ganzjährige Abonnent bis zur Höhe des Abonnementspreiſes Bücher wählen kann, welche die Leihbibliothek anſchaffen muß. (Gute Idee, welche Nachahmung verdient.)

∴ Albert Lortzing ſoll geſonnen ſein, ſein hieſiges Engagement aufzugeben und nach Leipzig zurückzukehren. (Er wird uns ſtets willkommen ſein!)

∴ Unſere vielbeſuchte Affencomödie wird nächſtens einem „höchſt ſchmeichelhaften Gaſtſpielrufe" nach Peſth folgen. Die vierfüßigen Mimen reiſen — ohne Empfehlungsbriefe; eine Eigenſchaft, durch die ſie ſich höchſt vortheilhaft vor ihren zweibeinigen Kunſtgenoſſen auszeichnen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 253. Leipzig, 6. Auguſt 1847.

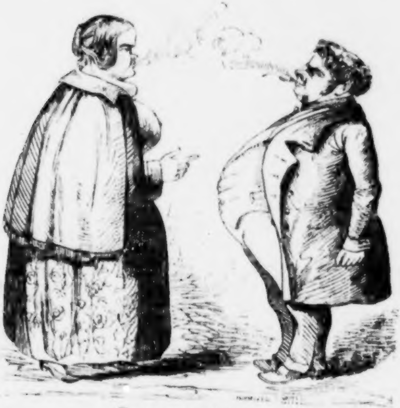
CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Moderne Götterlehre.



Amor und Pſyche.

Fräulein von Marivaux.

Von A. Houſſaye.

1.

Frau von Vez, eine junge Wittwe, ziemlich hübſch und ziemlich kokett, hatte die Leidenſchaft, den Schöngeiſt zu ſpielen und die Geſchichte des Hôtel Rambouillet fortzuſetzen. Das Orakel ihres Cirkels war Herr von Marivaux. Er folgte ihr überall, und ſehr oft nahm ſie ihn mit ſich auf ihr Landgut Vez in der Bourgogne.

Auch im Jahre 1721 befand ſich Marivaux während des Sommers auf dem Schloſſe zu Vez. Die Beſitzerin deſſelben hatte um ſich einige Freunde aus Paris und der Provinz verſammelt. Das Schloß war ſehr belebt; Marivaux aber und Frau von Vez hatten die Gewohnheit, über einige Puncte der profanen Theologie zu disputiren, keineswegs verloren. Eines Tages, als ſie, wie zwei philoſophiſche Einſiedler, unter einer Hagebuchenhecke des Parkes ſich befanden, konnte Fräulein Julie Düriez, welche von ihrer Mutter der Frau von Vez anvertraut worden war, neugierig, wie man es mit achtzehn Jahren iſt, ſich nicht enthalten, in der Umgebung des Hagebuchenſtrauchs zu horchen.

— Sie beſtehen alſo darauf, ſchlecht von uns Frauen zu ſprechen? fragte Frau von Vez den Philoſophen.

— Ja, Madame! Wenn irgend Einer eine Frau und die Liebe, die er für ſie hegt, mir zu rühmen verſucht, glaube ich einen Wahnſinnigen zu hören, der mir eine Schlange lobt, die ihn gebiſſen hat. Noch mehr: die Schlange nimmt uns nur das Leben, die Frauen aber entreißen uns Freiheit, Verſtand und Ruhe. Verliebte ſind trunkene Sclaven. Der Beruf einer Frau iſt, den vernünftigſten Menſchen in Wahnſinn zu verſetzen. Eine Frau iſt immer ein Kind: Beide ergötzt man durch Feenmärchen.

— Ich muß Ihnen beiſtimmen, Herr von Marivaux, daß es Zeiten giebt, wo wir uns ſelbſt nicht verſtehen. Es gäbe jedoch ein ſehr einfaches Mittel, Sie von dem Verdienſte der Frauen zu überzeugen, das wäre: mit dem Herzen derſelben zu reden, welches oft nicht ein einziges Wort von Dem, was der Geiſt ſpricht, verſteht. Ich bin überzeugt, daß, befände ſich Fräulein Julie an meiner Stelle, Sie ſich nicht beſtreben würden, Recht gegen die Frauen behalten zu wollen. Um Sie zu ſtrafen, will ich Sie zwingen, glücklich zu ſein, und Sie verheirathen.

Das junge Mädchen, welches gehorcht hatte, floh erröthend und beſtürzt, ohne zu wiſſen, warum?

Ehe ich weiter gehe, verweile ich einen Augenblick bei dem Portrait, welches der Dichter uns von ihr hinterlaſſen hat: »Julie iſt, ohne ſchön zu ſein, eine liebenswürdige Brünette. Es iſt ein Geſicht, deſſen Züge eine gewiſſe glückliche Unbeſtimmtheit beſitzen. Ich habe ſolche Phyſiognomien ſtets Phantaſieen der Natur genannt, durch welche auf Koſten des Herzens blos die Augen ergötzt werden. Ja, das ſind ſolche Phyſiognomien, welche dem Nichts gleichen; man liebt ſie, ſobald man ſie erblickt, ohne daran zu denken, ſie zu fürchten. Dagegen giebt es offenbar gefahrvolle Geſichter; wenn man ſich in ſie verliebt hat, iſt man keineswegs der Betrogene geweſen, denn man hat es vorher gewußt. Aber die Geſichter, von denen ich rede, fallen nicht auf; ihr Reiz wirkt deſto ſtärker und man iſt ganz erſtaunt, ſich plötzlich auf einer Liebe zu ertappen, von der man nicht die geringſte Ahnung gehabt hat.«

Marivaux näherte ſich dem Fräulein mit einer jener Phraſen, die zu verſtehen nur Frau von Vez die Kunſt beſaß. Julie aber, welcher der Schlüſſel zu jener Kunſtſprache zu fehlen ſchien, ſchlug die Augen zu Boden und erröthete. Marivaux, welcher ſie bis jetzt kaum beachtet hatte, fand plötzlich, daß ſie reizend ſei. Er fuhr fort, mit ihr zu ſprechen und ſie — ihm nicht zu antworten. Er fühlte, daß in dieſem Schweigen eine große Beredtſamkeit lag.

Dieſer Menſch, welcher zehn Jahre ſeines Lebens damit zugebracht hatte, die Metaphyſik des Herzens zu ſtudiren, fühlte mit einem Male, daß er der unwiſſendſte Liebhaber der Welt ſei. Die Liebe iſt keine Wiſſenſchaft: ſie iſt eine Offenbarung. Die Erſcheinung einer reizenden Geſtalt macht ein Herz lauter ſchlagen, als alle Reflexionen der Philoſophen und Dichter.

— Was haben Sie denn? ſagte eines Tages Frau von Vez zu Marivaux. Sie ſind traurig und ſtill geworden.

— Traurig? antwortete Marivaux. Nein, Madame! Ich laſſe nur meine Freude ſehen. Sagt Ihnen mein Stillſchweigen nicht, daß ich verliebt bin?

— Verliebt? Ich glaube es nicht. Doch iſt ja die Liebe die Göttin der Wunder.

— Verliebt bis zu dem Grade, daß, wenn ich es wagen dürfte, ich in dieſem Augenblick um die Hand Juliens anhalten würde.

— Nun, ſagte Frau von Vez, man muß niemals verzweifeln. Ich werde für Sie die Freiwerberin machen.

An eben demſelben Tage wollte Frau von Vez, welche wußte, daß Marivaux und Fräulein Julie ſich allein in dem Salon trafen, aus Liebe zur Philoſophie die Sprache des verliebten Marivaux kennen lernen. Sie war erſtaunt, denſelben nicht gelehrt, ſondern nur mit einer des erſten Weltzeitalters würdigen Einfachheit ſprechen zu hören. »Sie ſind ſchön und ich liebe Sie!« Das war Alles, was er ſeiner Geliebten ſagte.

Julie hatte Herrn von Marivaux ſchon vom erſten Augenblick an geliebt, ſich ihre Liebe aber nicht eher geſtanden, als an jenem Vormittag, wo ſie ſtaunend das unter der Hagebuchenhecke geführte Geſpräch vernommen. Sie war die Tochter eines Procurators von Sens, welcher kurze Zeit vorher, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, geſtorben war. Ihre Mutter kannte Frau von Vez ſehr gut und hatte derſelben Julien für die Saiſon anvertraut.

Frau von Vez hatte keine Mühe, Mutter und Tochter für die Heirath, welche Marivaux beabſichtigte, zu beſtimmen. Die Ceremonie fand in dem Schloſſe ſtatt. Sogleich nach ſeiner Verheirathung kehrte Marivaux nach Paris zurück, aus Furcht, ſein Glück in der glänzenden Geſellſchaft des Schloſſes von Vez zu verlieren. Hierin zeigte er allerdings Verſtand; denn das Glück will in Freiheit leben.

Leider aber hatte unſer Philoſoph niemals das Geheimniß gefunden, glücklich zu ſein. Seine Frau hatte allen Reiz der Einfachheit und Anmuth. Sie liebte ihn mit rührender Zärtlichkeit. Sie war das Leben, das Lächeln, die Freude ſeines Hauſes. Er war nicht reich; ſie aber war zufrieden mit Wenigem. Sie gab ihm bald eine Tochter und er befand ſich mitten im Glück; aber der blinde Philoſoph bemerkte es nicht eher, als nach dem Tode ſeiner Frau, welche achtzehn Monate nach ihrer Verheirathung ſtarb.

II.

Achtzehn Jahre ſpäter luſtwandelte im Schloſſe zu Vez ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit. Es war Fräulein von Marivaux. Sie ging in einer hundertjährigen Lindenallee auf und ab. Am Ende derſelben blieb ſie ſtehen und erhob ihre Augen nach einem Berge hin, von dem herab man in Zwiſchenräumen Hörnerklang und Hundegebell vernahm. Fräulein von Marivaux war eine jener träumeriſchen Frauen, von denen ihr Vater philoſophirte. Ihre blauen Augen und ihre ſchönen ſchwarzen Haare machten einen reizenden Eindruck. — Der Marquis d'Argens ſpricht von ihrem Portrait, gemalt von Largillière, an welchem er den lebendigen Ausdruck und die intereſſante Friſche bewundert.

Während Fräulein von Marivaux hin und her ging, verfolgte ihr Vater, welcher mit Frau von Vez auf der Terraſſe ſaß, ſeine philoſophiſchen Unterredungen. Da er nicht mehr das Alter hatte, von den Frauen Uebels zu ſagen, zog er gegen das ganze Leben los.

— Wie aber, begann ſeine Freundin, wenn wir uns plötzlich wieder verjungen könnten? wenn wir alle unſere entflohenen Vergnügungen noch ein Mal durchlebten? Ach, die Jugend! die Jugend! Betrachten Sie meinen Sohn, wie er in den Forſten da unten ſo glücklich iſt, ſo frei, ſo ſtark und bereit zu Allem. Fragen Sie Ihre Tochter, welche jetzt irgendwo träumt, ob es in ihrem Alter nicht ſüß iſt, das Leben zu ertragen?

Hätte Fräulein von Marivaux darauf antworten ſollen, ſo würde ſie geſagt haben: »Wahrlich, das Leben iſt ſchön! Ich fühle es an meinem Herzen, welches ſchneller ſchlägt, wenn das Horn in den Gebirgen erklingt. Ja, ja, das Leben iſt ſchön!«

Frau von Vez hatte einen Sohn, welcher bei dem Tode ſeiner Großmutter ein ungeheures Vermögen erben mußte. Sie, die ihr ganzes Leben hindurch als Philoſophin aller Pracht und Herrlichkeit geſpottet hatte, war jetzt von allen Vorurtheilen für Herrlichkeit und Pracht durchdrungen. Wenn ſie mit Marivaux oder mit irgend einem andern Philoſophen ſchwatzte, behauptete ſie freilich, daß die Freude des Herzens das ganze Glück ausmache. Aber wenn ſie ſich mit ſich ſelbſt unterhielt, dachte ſie ganz anders.

Am Abende nach der Jagd kehrte Guillaume de Vez, ein junger Mann von zwanzig Jahren, welcher noch nicht durch die zierlichen Manieren der großen Welt ſeine freie Natürlichkeit verloren hatte, durch den Park aufs Schloß zurück. Er fand Fräulein von Marivaux auf ſeinem Wege, ohne Zweifel durch Zufall; denn der Zufall iſt den jungen Leuten immer willfährig.

— Ah, Sie ſind es! ſagte Fräulein von Marivaux, ſich entfärbend. Aber, mein Gott, in welchem Anzuge?

— Sie wiſſen: ſpitzige Felſen — Dornen — Sümpfe. Um in den Park zu kommen, mußte ich beinahe ſchwimmen; doch, Dank dem Himmel! die Jagd war gut, ſagte Guillaume und überreichte dem Fräulein von Marivaux ein Erdbeerreis mit Früchten.

Das Fräulein ſchlug die Augen nieder.

— Als ich durchs Gehölz zog, fuhr er fort, erinnerte ich mich, daß wir im vergangenen Jahre einen ganzen Vormittag in wahrhaft idylliſcher Freude zugebracht haben. Wir pflückten Erdbeeren und waren glücklich wie Kinder.

In dieſem Augenblick wurde Guillaume von einem ſeiner nachfolgenden Freunde gerufen. Fräulein von Marivaux machte ihm ein Zeichen des Lebewohls und entfernte ſich. Sie kehrte ins Schloß zurück, begab ſich auf ihr Zimmer und fing dort laut zu weinen an.

— Er liebt mich nicht, ſprach ſie nachdenkend, denn er mußte erſt in den Forſt zurückkehren und die Erdbeeren wiederſehen, um ſich jenes ſchönen Morgens zu erinnern, welcher ſeit Einem Jahre mein ganzes Leben iſt.

Sie nahm das Bouquet und athmete tief und traurig.

In demſelben Augenblick rief die Glocke zum Abendeſſen. Schnell ſtellte ſie das Bouquet in ein Glas und ging in den Salon hinab. Das Souper war ſehr einſylbig; die jungen Leute waren von der Jagd ermüdet, und Marivaux und Frau von Bez wußten nicht mehr, wovon ſie ſich unterhalten ſollten. Fräulein von Marivaux ihrerſeits dachte nur daran, daß ſie nicht geliebt werde.

Als nach dem Abendbrode die Beſitzerin des Schloſſes und deren Sohn ſich allein befanden, fragte der junge Mann, ob Fräulein von Marivaux noch lange hier bleiben werde?

— In einigen Tagen wird ſie ihrem Vater nach Paris folgen, ſagte Frau von Bez.

— Das wird ſie nicht; denn, da ich es einmal ſagen muß, ich liebe ſie und will ſie heirathen.

— Biſt Du wahnſinnig?

— Iſt's Wahnſinn, ein hübſches Mädchen zu lieben?

Madame ſah wohl ein, daß ſich gegen dieſen Grund nichts einwenden ließ. Sie ging bald nachher aufs Zimmer des Fräuleins von Marivaux.

— Mein theures Kind, ſprach ſie, Guillaume liebt Sie; aber das iſt ein Wahnſinn! Sie werden nach Paris zurückkehren und vor Ihrer Abreiſe ihm zu verſtehen geben, daß Sie ihn nicht lieben werden, ſelbſt wenn Sie ins Kloſter gehen müßten.

— Ins Kloſter! rief Fräulein von Marivaux, ganz beſtürzt einestheils durch die Freude, ſich geliebt zu wiſſen, anderntheils durch den Schmerz, von jenem Grabe reden zu hören, in das man ihre Jugend zu begraben beſchloß.

— Ihr Vater hat Ihnen alſo noch nicht eröffnet, daß er Sie dort unterzubringen gedenkt, in jenem ſo geſegneten Zufluchtsorte vor den Gefahren dieſer Welt? Der Herzog von Orleans wird Ihre Mitgiſt bezahlen.

— Meine Mitgift? ſtammelte das junge Kind mit ſterbender Stimme. Ja, Madame, mein Vater hat mit mir vom Kloſter geſprochen … aber … ich habe es vergeſſen …

— — — — — — — — — — — — — — —

Fräulein von Marivaux konnte die ganze Nacht kein Auge zuſchließen. Als ſie am andern Morgen bei Sonnenaufgang ihr Fenſter öffnete, ſah ſie Guillaume zu Pferde abreiſen.

— Wo geht er hin? fragte ſie ſich, indem ſie die Hand aufs brechende Herz legte.

Bei einer Krümmung des Weges kehrte ſich der junge Reiter um und grüßte ſie.

— Ach! rief ſie; das iſt ein Abſchied fürs ganze Leben!

Sie folgte ihm lange mit ihren Augen, und als er hinter den Bäumen verſchwand, fiel ſie auf ihre Knice und betete.

III.

Fräulein von Marivaux ſah ihren Guillaume nie wieder. Frau von Bez, irgend einen Gewaltſtreich von Seiten ihres Sohnes befürchtend, hatte ihn zu einem Freunde in der Nachbarſchaft geſchickt. Er ſollte am folgenden Tage zurückkehren. Aber am folgenden Tage ging ſie ſelbſt zu ihm und eröffnete ihm, daß Herr und Fräulein von Marivaux ſich bereits in Paris befänden. Guillaume wollte ſogleich zu Pferde ſteigen und der Geliebten nacheilen. Er ſchwur, daß er ſie wiederſehen oder vor Kummer ſterben würde. Seine Mutter, die Männer von früher her kennend, ließ ihren Sohn reden. Sie verſprach ihm obendrein, bei ihrer Zurückkunft nach Paris ſeine Sache bei Fräulein von Marivaux zu unterſtützen.

Als er ſechs Wochen ſpäter nach Paris zurückkehrte, war Fräulein von Marivaux im Kloſter du Tréſor. Er verſuchte, ſie zu entführen; doch hatte er nicht einmal den Troſt, zu wiſſen, ob ſeine leidenſchaftlichen Briefe bis zu ihr gelangten.

Marivaux, anmaßend, ſich einzubilden, daß er in allen Herzen leſen könne, bemerkte die Liebe ſeiner Tochter nicht. »Es iſt erſtaunlich,« ſchrieb er nach ſeinem erſten Beſuche im Kloſter, »wie Einſamkeit und Gebet die Wangen einer Frau bleichen. Die arme Kleine war ſo friſch, ehe ſie in das Kloſter ging. O mein Gott! Mit welch hohen Freuden bezahlſt Du dieſe menſchlichen Opfer! Nicht blos Herz und Freiheit legt man zu Deinen Füßen, die Jungfrauen weihen Dir auch ihre Schönheit und das ſüße Echo ihrer Jugend!«

Als Marivaux bei einem zweiten Beſuche ſeine Tochter noch bleicher und kraftloſer wiederfand, fragte er ſie, ob das Opfer über ihre Kräfte gehe?

— Nein! antwortete ſie, ihm die Hand reichend.

Aber, dachte ſie an Gott oder an Guillaume de Bez? Sie unterlag dem erſten Schlage nicht. Marivaux beſuchte ſie wieder. Ihre Reſignation hatte den Ausdruck melancholiſcher Freude angenommen.

— Ich werde den Schleier nehmen, ſagte ſie zu ihrem Vater. Ich fühle mich würdig dazu und werde die Kraft haben, mich zu entfernen, ohne Sehnſucht nach den „Küſtenufern des Lebens“, wie unſere Geſänge ſprechen, zu empfinden. Sie ſuchte ſich ſelbſt zu betrügen. —

Und endlich erſchien der entſcheidende Tag. Als am Morgen ihr Vater ſie weinen ſah, ſagte er: »Das ſind Thränen der Freude!« Frau von Bez, welche ebenfalls erſchien, wollte über dieſes Haupt, das ſie mit weniger bleichen Roſen hätte ſchmücken können, den Schleier breiten. Die Glocke läutete. Fräulein von Marivaux warf ſich in die Arme ihres Vaters.

— Ich gehe, um zu ſterben, ſagte ſie mit Ruhe; leben Sie wohl! ... Meine Mutter erwartet mich!

Marivaux, welcher die natürliche Sprache des Herzens niemals verſtanden hatte, glaubte, daß ſie nur figürlich ſpreche.

Die Priorin trat vor die Jungfrau, welche bleicher war als der Tod. Als ſie an den Altar trat, mußte man ſie halten. Sie nahm die Glückwünſche des Prieſters an, der ihr ſeinen Segen gab.

Ein ſonderbarer Zufall führte in demſelben Augenblick am Thore des Kloſters eine Schauſpielerin von der italieniſchen Komödie, Mademoiſelle Sylvia, herbei.

— Sie weinen, Marivaux.

— Ja, denn ſoeben habe ich ein gutes Werk verrichtet: ich habe meine Tochter aus den Gefahren der Welt gerettet. In dieſem Augenblick iſt ſie eine Braut des Himmels.

— Welche Idee!

— Sie wiſſen, daß ich ihr keine Mitgift geben kann.

— Grauſamer Vater! rief die gefühlvolle Schauſpielerin.

— Sie thun mir Unrecht. Seit ihrer Geburt habe ich darüber nachgedacht und Alles ſtudirt und Alles erwogen: die Freuden dieſer Welt ſind in Thränen gebadet.

— Und nehmen Sie das Vergnügen zu weinen für nichts? Gehen Sie! Sie ſind kein Menſch ... Sie ſind nur ein Philoſoph!

IV.

Wenige Tage darauf kehrte Marivaux zum letzten Male auf das Schloß von Bez zurück. Ob er da beim Anblick der Bäume, welche ſich leiſe in der Luft bewegten, beim Anblick der Zugvögel, der hüpfenden Quellen, der ſmaragdenen Wieſen, der geſchmückten Schnitter und der dunklen Weinbeeren nicht mit Herzklopfen an die enge und finſtere Zelle dachte, in der ſeine Tochter betete und weinte? — —

Guillaume de Bez gab den Bitten ſeiner Mutter nach und entſchloß ſich, ganz gegen ſeine Neigung, ein Fräulein von Riancourt zu heirathen.

V.

Fräulein von Marivaux lebte nicht lange mehr. Sie ſtarb im zweiundzwanzigſten Jahre.

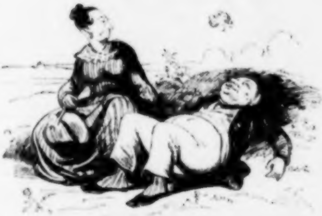
Ihr Vater beweinte ſie zwar, doch tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß ſeine Tochter im Frieden des Herzens und in der Liebe Gottes geſtorben ſei.

VI.

Uns aber fällt bei dieſer einfachen, aber herzbrechenden Geſchichte eine Stelle aus den Schriften Lichtenbergs ein. Sie lautet:

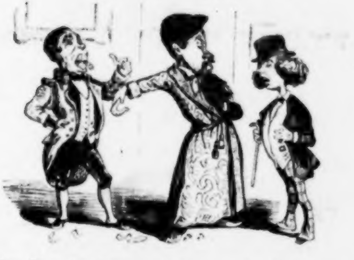
»Wenn's dem lieben Gott jemals einfiele, einen Menſchen zu ſchaffen, wie ſich ihn die Philoſophen träumen, wahrhaftig, dieſer Menſch müßte gleich den erſten Tag ins Tollhaus gebracht werden.«

Auf dem Lande



Erſchrick nicht, Eudoria, der loſe Schäfer wird ſich gleich niederlaſſen; er ſieht meine Naſe für eine Roſenknoſpe an.

Beim Zahnarzte.



Betrachten Sie meinen Diener; mit dem von mir erfundenen „geruchloſen Gebiß“ kann dieſer Kerl Hufeiſen zerbeißen.

Zapfenſtreich.

Algier. Seine Wohlgeboren Herr Abd-el-Kader, welcher Geld braucht, will die Wüſte Sahara verpachten und fordert alle europäiſchen Sandfuhrleute auf, ihm ihre Anerbietungen einzuſenden.

∴ Die franzöſiſche Regierung geht mit dem Plane um, hier eine mahomedaniſche Univerſität zu gründen und an deren Spitze den jetzt in Paris verweilenden Kadi von Conſtantine, Mahomed Schabli, zu ſtellen.

Augsburg. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ erzählt, als vor fünfzig Jahren dieſes Blatt gegründet wurde, habe Schiller, der das Kind ins Leben führen half, die einzige Beſorgniß geäußert: täglich den Stoff für einen halben Bogen zuſammenzubringen, werde unmöglich ſein! (Was würde Schiller zum Zeitungs-Ueberfluß der Jetztzeit ſagen?)

Bamberg. Die Exceſſe, welche bei der neulichen Anweſenheit der Lola Montez in unſerer Mitte ſtattgefunden, hatten von gewiſſer Seite zu dem Anſinnen geführt, unſere Stadt ſolle eine Deputation nach Brückenau ſchicken, um jener Perſon Abbitte zu leiſten. Dieſer Antrag iſt aber von Seiten des Magiſtrats einſtimmig verworfen worden.

Berlin. Nach einem Erkenntniß des Obercenſurgerichts iſt den Berliner Buchhändlern durch ein Miniſterial-Reſcript der Debit eines bisher ſtreng verbotenen und zu ſeiner Zeit viel beſprochenen Buches wieder geſtattet worden. Es führt den Titel: „Merkwürdigkeiten und wunderbare Prophezeihungen des Bruders Herrmann von Lehnin, enthaltend die Schickſale des Hauſes Brandenburg, der katholiſchen und evangeliſchen Kirchen des Erdenrundes, nebſt Aufruf an alle Souveräne Deutſchlands, Se. Majeſtät den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Oberhaupt des deutſchen Bundes unter dem Titel eines „Königs von Germanien“ einzuſetzen, ſobald er zum Katholicismus übergegangen ſein wird, von Louis de Bourros, aus dem Franzöſiſchen mit einer Einleitung“.

∴ Der König hat dem öſterreichiſchen Stanzeldichter Baron von Klesheim eine goldene Medaille und die Königin dem „Schwarzblattl“ eine Brillantnadel geſchenkt.

∴ Der dritte und letzte Theil des claſſiſchen Geſchichtswerks „Neuere Geſchichte der Israeliten“, vom Dr. [illegible] Joſt, enthält die Culturgeſchichte und die ſchlagendſten Beweiſe von der Höhe [illegible]bildung, auf der die Juden ſtehen.

∴ Der franzöſiſch[illegible]riftſteller C. Barthelemes, Verfaſſer des „Jordano Bruno“, iſt von der hieſigen Aka[illegible]mie zum Correſpondenten ernannt worden.

∴ Der „Figaro“ ſchreibt: Der rühmlich bekannte Schauſpieler Wilhelm Gerſtel, Intrigant und Charakterſpieler, befindet ſich gegenwärtig in Berlin. Wann und wo er gaſtiren wird, iſt noch unbekannt. Es wird verſichert, daß er in ſeinem Fache wahrhaft Tüchtiges leiſtet und dies veranlaßt uns zu dem Wunſche, ihn hier recht bald auftreten zu ſehen. (Der Mann iſt größer als ſein Ruf.)

∴ Hier macht eine Sängerin, Fräulein Nummel, Aufſehen. Die „Berliner Muſikzeitung“ ſchreibt: Nach der „Spener'ſchen Zeitung“ iſt die Sängerin Fräulein Nummel eine Spanierin. Da jetzt alles Spaniſche in der Mode iſt, ſo wird dieſe Notiz hinreichen, um die Actien der Künſtlerſchaft dieſer Sängerin um 50 Procent in die Höhe zu bringen. (Ihr Name wenigſtens klingt ganz ſpaniſch.)

∴ Von Roderich Benedix wird ein neues vieractiges Luſtſpiel, „die Banditen“, zur Aufführung vorbereitet.

Brügge. Am 15. Juli iſt die ganze Eiſenbahnſtrecke von hier nach Courtray eröffnet worden. Seit dieſem Tage kann man die Reiſe von Oſtende nach Paris und umgekehrt in zehn bis elf Stunden zurücklegen.

Cairo. Die hieſigen Gelehrten zerbrechen ſich ihre hohlen Schädel über eine nach und nach weiß gewordene Negerin, die uns durch ihre Farbenverwandlung um ein Sprichwort (Laver un nègre, einen Mohren weiß waſchen) ärmer gemacht hat.

Cöln. Die „Cölniſche Zeitung“ hat ein ausführliches Schreiben von der Tochter des hingerichteten Bürgermeiſters Tſchech erhalten (ſiehe „Charivari“ Seite 4028). Sie beſchreibt ihre heimliche Flucht (vom 27. Juni), ihre Reiſe nach Baſel, wo ſie gaſtliche Theilnahme bei einem bekannten Literaten gehofft, ihn aber nicht mehr anweſend gefunden hatte. Hierauf wandte ſie ſich nach Frankreich. Die Mittel dazu erhielt ſie durch

Unterſtützung, die ihr in Mannheim und durch die Maires von Mühlhauſen und Colmar zu Theil geworden iſt. Gegenwärtig erwartet ſie in Straßburg den Erfolg eines Berichts des dortigen Präfecten über ſie ans franzöſiſche Miniſterium. Louiſe Aſchech, 23 Jahre alt, ſpricht das Franzöſiſche eben ſo geläufig, als das Deutſche und iſt, was ihre Perſönlichkeit anlangt, eine ſehr pikante Erſcheinung.

∴ Neulich hatte hier die engliſche Bibelgeſellſchaft durch Anſchlagzettel ihren Bibelverkauf angekündigt. Am folgenden Tage waren ſämmtliche Anſchläge . . . ſchwarz überſtrichen.

Conſtantinopel. Der Director des hieſigen öſterreichiſchen Krankenhauſes hat den Niſchan Iftichar in Brillanten erhalten.

Dresden. Laut „Tageblatt" wird Prinz Albert, der muthmaßliche Thronerbe, die Univerſität Bonn beſuchen. Dadurch werden gewiſſe Gerüchte, die früher in Umlauf geweſen waren, in ihr ungegründetes Nichts zurückfallen.

∴ Madame Schröder-Devrient (Schier vierzig Jahre biſt Du alt!) beabſichtigt, ſich in Coburg niederzulaſſen. (Je wie weg! rief Coburg.)

∴ Der Verfaſſer des mit ſo großem Beifall aufgenommenen Poſſenſpiels „Mir ſein de Deputation", ein Herr C. Gottwald, hat ein neues Originalluſtſpiel, „ein Tag in Batavia", geſchrieben.

Dublin. O'Connell's Teſtament iſt nun gerichtlich eröffnet und beglaubigt worden. Sein hinterlaſſenes Vermögen beträgt kaum 25,000 Pfd. St., wovon er 1000 Pfd. ſeinem Freunde Ray, Sekretär des Repeal-Vereins, vermacht hat.

Grimma. Der „Dorfbarbier" erzählt: Die Anſelme, die Jonathane, und wie alle die Rothſchilds heißen, werden nun bald auf den Kaiſer Nikolaus eiferſüchtig werden, weil dem der Mammon nicht ans Herz gewachſen iſt. Erſt haben Se. Majeſtät den Franzoſen 50 Millionen geborgt und jetzt erzählt man, daß Sie Ihrem Schwager, dem Könige von Preußen, 50 Millionen zur Herſtellung der öſtlichen Eiſenbahn angeboten hätten. Ich glaube, die ganze Sache iſt ein Zeitungspuff, um den vereinigten Landtag zu ärgern, welcher ſich nach dem Patente vom 3. Februar nicht für ermächtigt hielt, eine neue Staatsanleihe zu genehmigen. Darum ſoll's nun wahrſcheinlich hinſichtlich der ruſſiſchen Millionen heißen: Seht, Ihr preußiſchen Landſtände, um Geld zu erhalten, braucht Euch Se. Majeſtät gar nicht, da ſind ihr Herr Schwager, der Kaiſer von Rußland, da, der ſpannt vor — Uebrigens iſt die Sache nicht neu, daß ein Monarch bedeutende Summen auf ſeine Perſon aufgenommen, ohne daß ſie vom Staate garantirt geweſen wären. Dem vorigen Könige ging's ſelbſt ſo. Hochdieſelben borgten einmal auf einen Wechſel 10 Millionen von Rothſchilden. Ein niedliches Wechſelchen, 10 Millionen! Was geſchieht nun aber (ich bin ein ſchlechter Juriſt), wenn eine Majeſtät auf Wechſel borgt und nicht bezahlen kann? Wie will denn da der Gläubiger der Majeſtät beikommen? Er kann ſie doch führwahr nicht hinſetzen laſſen? (Man verlängert die Wechſel!)

Hannover. Man ſagt, Freiherr von Vincke wolle ſich auch in unſerem Lande zum Stände-Mitglied wählen laſſen. Er beſitzt dazu Eigenthum genug, denn es werden nur 600 Thaler reines Einkommen verlangt, aber er würde ſeine Landrathsſtelle niederlegen müſſen, wenn er die Wahl annähme, da kein Mitglied der Kammern in auswärtigen Staatsdienſten ſtehen darf.

∴ Die „Morgen-Zeitung" ſchreibt: Bei dem gegenwärtigen Vorhaben, die Preſſe, weil ſie die Cenſur zu Boden geſchlagen hat, durch ein ſogenanntes Preßfreiheitsgeſetz in die erwünſchten Schranken zurückzudrängen, muß man ſich des Wortes erinnern, das Juſtus Möſer ſchon vor ſiebzig Jahren ausgeſprochen hat. Es lautet: »Alle Decrete und Cenſur-Edicte können gegen die Freiheit der Preſſe gerade ſo viel helfen, als der bekannte Rath des Generals und Hofnarren von Kyau, daß man die Wieſen pflaſtern ſolle, damit ihnen die Maulwürfe nicht ſo viel ſchaden.«

∴ Zum Zweck des Fortbaues des neuen Theaters hat das Finanz-Miniſterium mit dem hieſigen Bankier Adolph Meyer auf Credit der königlichen Generalkaſſe eine vierprocentige Anleihe von 250,000 Thalern abgeſchloſſen. Der Bau ſoll nun raſch zu Ende geführt werden.

Honolulu. In der Hauptſtadt der Sandwich-Inſeln erſcheint ſeit Kurzem eine neue engliſche Zeitung unter dem Titel „the friend".

Karlsruhe. In der Mitte Auguſts müſſen ſich alle Mitglieder unſerer Hofbühne wieder bei uns eingefunden haben. Von unſern Künſtlern erwerben ſich auswärts Ruhm Ludwig Deſſoir im Schauſpiel und Herr Sontheim in der Oper, ein junger, talentvoller

Heldentenor, der in Kaſſel dreiundzwanzig Mal auftrat und ſtürmiſchen Beifall errang. Deſſoir hat ſeine Regie an Herrn Fiſcher, den Gemahl der bekannten Sängerin Fiſcher-Schwarzböck, abgetreten.

Königsberg. Am 16. Juli ſtarb hier der berühmte Anatom und Phyſiolog, der Geheime Medicinalrath Profeſſor Dr. Carl Friedrich Burdach, im 72ſten Jahre.

Leipzig. Biſchof Dittrich aus Dresden wird nach Leipzig kommen, um die feierliche Glockenweihe in der neuen katholiſchen Kirche zu vollziehen. Die drei Glocken, deren größte 21 Centner ſchwer und mit dem Bildniſſe des Königs von Sachſen geziert iſt, werden folgende Namen führen: 1) Deo gratias. 2) Pax vobiscum. 3) Sursum corda.

∴ In Nummer 30 der Baumgärtner'ſchen „Allgemeinen Modenzeitung" vom Jahre 1847 wird Herr Profeſſor Heideloff in Nürnberg unter die „im rein gothiſchen Style erbauten Profeſſoren" gezählt und von ihm geſagt, die neue katholiſche Kirche in Leipzig ſei nach ihm erbaut worden.

∴ Unſere „Theaterchronik" erzählt: Während verſchiedene Hofbühnen und Stadttheater nach Liebhaberinnen ſchmachten (ich ſchmachte, du ſchmachteſt, er ſchmachtet!), befinden ſich nicht weniger als vier Stück — Dem. Viereck, Dem. Mügge und noch zwei deae minorum gentium — ganz gemüthlich in Pyrmont, um dort die Kur zu gebrauchen. (Was für eine Kur? davon ſchweigt die „Chronik".)

∴ Die ausgezeichnete Bibliothek des kürzlich verſtorbenen oldenburgiſchen Staatsminiſters Brandenſtein, über 20,000 Bände ſtark, ſoll durch T. O. Weigel öffentlich verſteigert werden. Aus dem Erlöſe derſelben ſoll, nach dem letzten Willen des Verſtorbenen (erſchrecken Sie nicht, Herr Robert Heller), ein Stipendium gegründet werden.

∴ Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur. (Man muß dem lieben Gott für Alles danken!)

Liſſabon. An der Spitze der abſolutiſtiſchen Kamarilla ſteht der Kaplan der Königin, ein gewiſſer Pater Marcos, der, wie neulich im engliſchen Parlament erwähnt worden iſt, eine ganze Schaar Kinder hat, und wegen Trunkſucht ſeines Biſthums entſetzt worden war. — (Ein ſauberer Liebling!)

Liverpool. Der „Liverpool Mercury" meldet, daß vom 1. Januar bis zum 30. Juni 1847 auf 451 von hier abgegangenen Schiffen mehr als 100,000 Auswanderer aller Nationen nach Amerika befördert worden ſind. (Ein ſchrecklich-trauriger Beweis von den troſtloſen Zuſtänden unſerer alten, abgelebten Jungfrau Europa.)

London. Die Königin Victoria hat dem beliebten Schauſpieldichter Sheridan Knowles ein Jahrgehalt von 100 Pfd. St. bewilligt. (Aus ihrer oder aus des Volks Schatulle?)

∴ Bei dem letzten Concerte der Muſikfreunde, erzählt ein boshafter Franzoſe, hörte ich ohrzerreißende Clarinette-Töne und fragte meinen Nachbar, »wie heißt die Hoheit, welche jetzt mein Ohr entzückt?« — »Es iſt keine Hoheit, ſondern einer unſerer ausgezeichnetſten Virtuoſen,« erhielt er zur Antwort. — »Seltſam,« ſagte der Franzoſe, »nach der Art ſeines Spieles hätte ich geglaubt, daß er wenigſtens der Prinz Albert ſei.« (Sehr ſchmeichelhaft für den Gemahl der Königin!)

∴ Der Herzog von Wellington hat, als Ober-Befehlshaber des Heeres, ein Rundſchreiben an die Militärbehörden erlaſſen, worin er befiehlt, daß das ſeither zur Brandmarkung der Deſerteure gebrauchte Inſtrument, weil das Brandmal ſich zu leicht verwiſche, außer Gebrauch geſetzt und dafür die Brandmarkung durch Nadeln eingeführt werden ſolle. Die Operation muß künftig in den Spitälern und unter Aufſicht eines Arztes geſchehen, der ſich überzeugen muß, daß der Buchſtabe D. unauslöſchlich in die Haut eingegraben iſt. (Man fragt ſich hierbei mit Recht, ob es wahr ſei, was Lord Palmerſton im Unterhauſe geſagt, daß England an der Spitze der ſocialen, moraliſchen und politiſchen Civiliſation ſtehe? —)

∴ In einer der jüngſten Sitzungen des Oberhauſes nahm der Biſchof von Norwich eine von ihm eingebrachte Bill gegen Kuppelei zurück, weil ſich aus den Aeußerungen mehrererer ehrenwerthen Peers ergeben hatte, daß dieſer Vorſchlag ganz und gar unpraktiſch ſei. (Rule Britannia!)

∴ Jenny Lind bringt jede Stunde, die ihr übrig bleibt, bei Miſtreß Grote, der Gemahlin des bekannten Geſchichtsſchreibers, zu. Dieſe Dame iſt eine überaus große Kunſtnärrin, die hier ein ſehr großes Haus führt und ſich ſehr leicht für Alles, was Talent hat, enthuſiasmirt. Die böſe Welt, die derlei uneigennützige Freundſchaft nicht begreifen kann, erſinnt die abgeſchmackteſten Geſchichten und die albernſten Märchen, um ſich den vertrauten Umgang beider Damen zu erklären.

∴ Bei einer der letzten Darſtellungen Jenny Linds in der „Regiments-Tochter" war das Gedränge im Parquet der italieniſchen Oper ſo groß, daß einige Leute mit vollkommen zerriſſenen Kleidern in das Theater kamen. So war einem Herren der hintere ganze Rock bis zum Kragen aufgeriſſen und ein Anderer gelangte ohne Vorhemd und Kragen auf ſeinen Sitz und ſaß ſo im bloßen Halſe da. (Wie mag es nun erſt den Damen ergangen ſein!)

∴ In Kurzem wird hier (der Königin Victoria zugeeignet) erſcheinen: „Memoirs of the private life and opinions of Louisa, queen of Prussia, consort of Frederick William III." Von Mrs. Chs. Richardſon.

∴ Die engliſchen Geſetze verlangen, daß bei jedem Schiffe von hundert Mann ein Prediger angeſtellt werde; deshalb bemannt man die Fregatten oft nur mit neunundneunzig Soldaten, um Seine Hochehrwürden nicht umſonſt zu bemühen.

∴ Die Geſammt-Einnahme der Poſtverwaltung für 1846 hat 2 Mill. 4007 Pfd. St. betragen.

Madrid. Der General Serrano, der begünſtigte Liebling der Königin Iſabella, hat den ganz in der nächſten Nähe des königlichen Schloſſes gelegenen Palaſt des gegenwärtig in Paris lebenden Herzogs von Granada bezogen und mehr als prachtvoll, wahrhaft königlich, ausſchmücken laſſen. — Die Mutter des Generals hat das Band des Louiſen-Ordens erhalten. (Die Liebe, ach die Liebe, hat ſie ſo weit gebracht!)

München. Eine unſerer populären Berühmtheiten, der Director des ſogenannten Kasperl-Theaters, Namens Schwaiger, vor Kurzem hier geſtorben, iſt ganz ohne alle kirchliche Ceremonie beerdigt worden. Ein Geiſtlicher ging blos in Civilanzug mit und einer unſerer unzähligen Theater-Recenſenten ſprach am Grabe über den Bibelvers „Richtet nicht, ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet". (O München! München!!)

∴ Am 13. Juli brachten die Mitglieder des Schwaiger'ſchen Volkstheaters, geleitet von einer unzähligen Menſchenmenge, dem Andenken ihres Directors einen Fackelzug. Alle Frauen und Mädchen, die zu dem Theaterperſonal gehörten, erſchienen in dem Zuge, der ein ganz eigenthümliches Anſehen hatte.

∴ Der „baieriſche Landbote" hat eine Recenſion des „Wilhelm Tell" nicht gebracht, weil ihm die Cenſur ein offenes Urtheil über das Spiel einer Dem. Krick ganz und gar geſtrichen hat.

Münſter. Die Weſtphalen haben eine ganz eigenthümliche Art erdacht, ihrem Abgeordneten beim Berliner Landtage, dem Herrn von Vincke, eine Ehre zu erweiſen. Beim Kegelſchieben nennen ſie den Wurf, der alle neun Kegel trifft, den Vincke-Wurf.

New-York. Ein franzöſiſches Journal, der „Franco-Américain", berichtet, daß der ehemalige Ordonnanz-Officier Louis Philipps, Gudin, der wegen falſchen Spiels ſich genöthigt geſehen, Paris zu verlaſſen, in New-York angekommen iſt.

Paris. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat den berühmten Chemiker Graham in London zum correſpondirenden Mitglied erwählt.

∴ Das franzöſiſche Staatsarchiv hat unlängſt den Brief, welchen Napoleon Bonaparte an den Grafen von Provence (nachmaligen Ludwig XVIII.) geſchrieben, um denſelben zu Entſagung ſeiner Rechte auf den Thron Frankreichs zu bewegen, für 2500 Frs. angekauft.

∴ Der Skandal-Prozeß gegen Herrn Teſte hat ſein Ende erreicht. Der ehemalige Miniſter iſt zu dreijährigem Gefängniß, zum Verluſt aller bürgerlichen Rechte und zu einem Schadenerſatz von 188,000 Francs verurtheilt. Nachdem Herr Teſte einen Verſuch zum Selbſtmorde gemacht, begehrte er vom Gefangenwärter den bekannten Roman „Monte Chriſto" von A. Dumas. Es wurde ihm die Antwort, daß man ihm damit nicht dienen könne, weil ſich dies Werk nicht in der Bibliothek der Pairskammer befinde.

∴ Der verurtheilte Ex-Miniſter Teſte will ein Werk ſchreiben, „Souvenirs d'un homme d'autrefois", das ſich nur mit ſeinem frühern Leben beſchäftigen ſoll, ohne ſeiner politiſchen Wirkſamkeit ſeit 1830 zu erwähnen.

∴ General Cubières ſtudirt im Gefängniß die Feldzüge der Kaiſer-Armee und ſein Mitſchuldiger Parmentier arbeitet an einer Rechtfertigung, in der er „an die Nachwelt appellirt" und von der er große Wirkung hofft. In Bezug darauf verſichert der „Corſaire-Satan", es ſei von ſämmtlichen Kartoffeln Frankreichs eine Petition eingegangen, worin dieſe nützlichen Knollen verlangen, daß man ſie nicht mehr Parmentier (denn ſo heißen ſie nach jenem Naturforſcher Parmentier, der ſie in Frankreich eingeführt) nennen möge; widrigenfalls würden ſie alle, vor Aerger und Schaam, krank werden. (Kannibaliſche Malice!)

∴ Der legitimiſtiſche „Indépendant de l'Oueſt“ iſt wegen Abdrucks einer einzigen Stelle aus den 1771 verfaßten Briefen des Engländers Junius vor Gericht gezogen worden. (Da ſind wir in Deutſchland doch vernünftiger. Bei uns in Leipzig iſt die ganze Sammlung dieſer claſſiſchen Briefe, von Arnold Ruge ins Deutſche übertragen, erſchienen und keinem Staate iſt es bis jetzt eingefallen, den Herausgeber deshalb vor Gericht zu ziehen.)

∴ Herr Thiers iſt nach Italien abgereiſt, um dort neue Studien für ſeine „Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs“ zu machen.

∴ Das Geheimniß der Bekehrung Bu Maza's ſoll in den ſchönen Augen einer jungen Pariſerin ruhen, die oft beim Père Mabille in der Chaumière die Polka und den Cancan tanzt. (Amor vincit omnia!)

∴ Einer unſerer berühmteſten Köche hat unlängſt eine ſeiner Nichten verheirathet und ihr eine halbe Million Francs zur Mitgift gegeben. (Der hat's verſtanden!)

∴ Das vor der Barriere von Monceaux gelegene Batignolles, das ſeines raſchen Anwachſens halber vom Dorfe zur Stadt erhoben worden iſt und deſſen Terrains und bedeutendſten Gebäude faſt alle dem Baron James von Rothſchild gehören, ſoll durch königliche Ordonnanz den Namen „Rothſchildville“ erhalten. (Wenn das kein Puff iſt, ſo thut es uns herzlich leid!)

Peſth. Das deutſche Interims-Theater iſt mit der Birch-Pfeiffer'ſchen „Familie“ eröffnet worden.

Petersburg. Der Kaiſer Nikolaus geht mit dem Plane einer Abdication zu Gunſten einer ſeines Söhne um. (Das druckt der „Leipziger Kinderfreund“ der „Weſer-Zeitung“ nach. Welche von Beiden iſt die Gefoppte?)

∴ Der Berliner Komiker Louis Schneider hat, auf ausdrücklichen Wunſch des Kaiſers, in einer Privatvorſtellung zu Petershof als „reiſender Student“ und in ſeinem bekannten Genrebild „der Kurmärker und die Picarde“ gaſtirt und dafür von Nikolaus einen koſtbaren Brillantring erhalten.

∴ Die einſtmals junge Leontine Fay, die jetzige Madame Volnys, neu engagirtes Mitglied unſeres franzöſiſchen Schauſpiels, gefällt ſehr, obgleich auch man hier, wo Schönheit und Jugend mehr als irgendwo geſchätzt werden, die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß ſchon verſchiedene Sommer und verſchiedene Winter über den Scheitel dieſer Künſtlerin hinweggerauſcht ſind. Im nächſten Winter wird es zu erbitterten Kämpfen kommen zwiſchen den Pleſſianern und den Volnyſianern.

∴ Franz Wallner, der Liebling der Petersburger, iſt einem Gaſtſpielrufe nach Leipzig gefolgt.

Porte-au-Prince. Man beabſichtigt, hier ein hayti'ſches Pantheon zu gründen. Als neulich die Miniſter dem Hauſe der Repräſentanten die Errichtung eines Denkmals für den verſtorbenen Präſidenten Riché vorſchlugen, brachten ſie auch Pétions Verdienſte in Erinnerung; darauf ſchlug ein anderer Deputirter vor, dieſen Beiden auch Deſſalines hinzuzufügen und aufs Monument deſſelben die Worte zu ſetzen: »Seine (Deſſalines') Fehler wurden durch die großen Wohlthaten vergeſſen, die er ſeiner (Neger) Race erzeugt hat« Zuletzt ſchlug ein Anderer noch Philipp Guerrier vor, daß auch dieſer einen Platz in der Walhalla der Neger verdiene. Endlich kam man überein, hier eine Kirche zu bauen und darin die Ueberreſte dieſer vier Präſidenten und der Tochter Pétions beizuſetzen. (Auch Hayti iſt undankbar, ſonſt hätte es den größten ſeiner Wohlthäter, den erſten ſeiner Befreier, Touſſaint L'Ouverture, nicht vergeſſen dürfen.)

Rom. Ein päpſtliches Breve enthält die nähern Beſtimmungen über den vom heiligen Vater neu gegründeten Verdienſtorden, dem der Name „Ordine Piano“ beigelegt worden iſt. Der Orden hat zwei Grade. Die Ritter der erſten Klaſſe erhalten das Recht des Erbadels, die der zweiten nur den perſönlichen Adel. Die Decoration beſteht aus einem goldenen Sterne, deſſen Fläche acht himmelblaue Strahlen theilen; in der Mitte befindet ſich ein großer Stempel mit der goldenen Inſchrift „Pius IX.“; den Schild umkreiſt ein goldener Rand mit der blauen Inſchrift: „Virtuti et Merito“. Auf der Kehrſeite des Stempels ſteht die Jahreszahl der Gründung MDCCCXLVII.

∴ Die Einnahmen der Propaganda haben im verfloſſenen Jahre 2,882,289 Frs. betragen; davon kamen 2,054,545 aus Frankreich, 203,677 aus Preußen, 55,454 aus andern deutſchen Staaten, wobei ſich 23,921 aus Würtemberg und 10,638 Francs aus Baden befinden.

Stuttgart. In unſerm Miniſterium iſt man mit den Verhaltungsbefehlen des Bundestagsgeſandten für die Preßfreiheitsfrage beſchäftigt. Preußen hat ſich in der That an die Spitze der Staaten geſtellt, welche der Unzulänglichkeit der Präventivmaßregeln müde ſind und ein allgemeines Bundesgeſetz wünſchen, während Oeſterreich, Kurheſſen und Hannover von der Abſchaffung der Cenſur nichts wiſſen wollen. Man zweifelt unter dieſen Umſtänden daran, daß ein organiſcher Beſchluß (mit Stimmeneinheit) zu Stande kommen werde. (Wir zweifeln, Ihr zweifelt, Sie zweifeln!!!)

Uri. Nach dem „Wächter des Uri“ werden ſich in den Urkantonen nun auch die Frauen militäriſch organiſiren. Es iſt dazu bereits ein Aufruf erfolgt und 672 Frauen und Töchter ſind bereits organiſirt und verſtehen die Gewehre und Stutzen zu gebrauchen.

Weimar. Die Uebergabe von Schillers Haus an unſern Stadtrath, der es für 5025 Thaler gekauft hat, ſoll zu Michaelis erfolgen. — Seit Kurzem ſind hier mehrere Betrügereien mit dem Verkauf angeblicher Briefe von Schiller und Göthe vorgekommen.

Wien. Der Ober-Kämmerer Graf von Dietrichſtein hat den rothen Adler-Orden erſter Klaſſe erhalten.

∴ Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung“ enthält eine Erklärung des Herrn von Bauernfeld: er bitte das Publicum, ihm aufs Wort zu glauben, daß er während ſeiner ganzen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn noch niemals einen anonymen Correſpondenz-Artikel in irgend ein deutſches Blatt einrücken ließ. (Wir glauben es ihm.)

∴ Von dem im „Charivari“ ſchon vor einiger Zeit angekündigten Werke „Jüdiſcher Plutarch oder biographiſches Lexikon der merkwürdigſten Männer und Frauen jüdiſcher Abkunft“ (von Franz Gräffer und Simon Deutſch) befindet ſich der erſte Band unter der Preſſe und der zweite iſt im Manuſcript bereits vollendet.

Würzburg. Der hier kürzlich verſtorbene Profeſſor Geier hat ſeine koſtbare Bibliothek, deren Werth auf 15,000 Gulden geſchätzt wird, der hieſigen Univerſität vermacht.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Bis zum Jahre 1529 hat im Amte Burgau, bei Jena, folgender Gebrauch beſtanden. Wenn dort Jemand einen Eid ablegen ſollte, mußte er den Leichnam irgend eines Heiligen auf ſeine Koſten nach Burgau ſchaffen, ihn barfuß auf den Schindanger tragen, ihn dort auf eine ſeidene Decke niederlegen und bei einem brennenden Wachslicht knieend den Eid leiſten. (Aber trotz all' dieſer Firlefanzereien mögen dort Meineide eben ſo häufig vorgekommen ſein, als anderswo.)

— Zur Zeit Karls IX., Königs von Frankreich, müſſen die Tänze ſehr ſteif und trocken geweſen ſein. Wenigſtens ſpielte man zu den Tanzbeluſtigungen bei Hofe — die Pſalmen Davids. Der König ſelbſt tanzte am allerliebſten nach den Worten des 129ſten Pſalmes: Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber ſie haben mich nicht übermocht.

— Die Fabel eines alten engliſchen Stückes: „Mutter Gurtons Nadel“ (Gammer Gurtons Needle), iſt gewiß die ſimpelſte, die je zu fünf Acten ausgeſponnen ward. Mutter Gurton hat die Nadel verlegt, womit ſie ihres Knechts Sonntagshoſe flicken will. Darüber entſteht viel Wortwechſel, Zank und Schlägerei, ja ſogar eine gerichtliche Klage, bis endlich die Unglücksnadel ſich wiederfindet und zwar — in der Sonntagshoſe ſelbſt. Dieſes ſchöne Stück erſchien 1575 im Druck, und der Verfaſſer war John Hill, nachmals Biſchof von Bath und Wells. (Theater-Locomotive.)

— Ein Mathematiker (diesmal aber kein Engländer) hat folgende Berechnung angeſtellt: Wenn die Erde mit einem Ameiſenhaufen verglichen wird, ſo iſt der Vergleich in Rückſicht auf die verhältnißmäßige Größe der Geſchöpfe und ihrer Wohnungen ſehr ungenau. Nehmen wir an, daß gegenwärtig 600 Millionen Menſchen auf der Erde leben, und daß zehn Perſonen, Männer, Weiber, Kinder, im Durchſchnitte der Größe einer Kubikelle gleich ſind, ſo würde das ganze lebende Menſchengeſchlecht, eng zuſammengepackt, eine Maſſe bilden, gleich einem pyramidaliſchen Berge von 1000 Ellen Breite unten und 60 Ellen Höhe, d. h. einen Berg von mittelmäßiger Größe. Nehmen wir ferner 150 Generationen ſeit der Sündfluth an, und ſchätzen wir jede auf 300 Millionen, ſo würde das Ganze, in eine Maſſe zuſammengepackt, dem Benlaweres in Perthſhire noch nicht gleich kommen, welcher Berg ein Kegel von 15,000 Fuß unten im Durchſchnitte und 3700 Fuß Höhe iſt. Nun hat der Aetna dreißig Mal die Maſſe von dem Benlaweres, der Chimboraſſo könnte zehn Aetna's bilden, und es würden 10,000 Millionen Berge wie der Chimboraſſo dazu gehören, um eine Erde zu bilden. (Wiener Theaterzeitung.)

— Thomas von Aquino, geſt. 1274, hat über 100 Schriften verfaßt. — Anton Arnauld, geſt. 1694, ſchrieb 104 Schriften, größtentheils politiſchen Inhalts. — Auguſtinus, Kirchenvater, geſt. 430, über 100 Bücher. — Büſching, der bekannte Geograph, über 100 Werke, worunter einige in 6, eines in 22 Bänden. — Calderon, geſt. 1687, ſchrieb 127 Komödien, 95 geiſtliche Schauſpiele, 100 Divertiſſements. — Calmet, katholiſcher Theologe, gab, ohne die Octavbände zu rechnen, 25 Folio- und 24 Quartbände heraus. — Camerarius. Das Verzeichniß ſeiner Schriften in Fabricius Bibliotheca graeca füllt 30 Quartſeiten. — Goldoni, geſt. 1792, 200 Theaterſtücke. — Haller, als Arzt, Botaniker und Dichter bekannt, ſchrieb zahlreiche Werke und allein für die „Göttinger gelehrte Zeitung" 12,000 Recenſionen. — Leſſing, geſt. 1781, an 150 Werke. — Richter, Paſtor in Görlitz, ſchrieb 6000 Predigten. — Lopez de Vega, geſt. 1635, 1800 Theaterſtücke. — Voltaire, geſt. 1788, ſchrieb 70 Octavbände.

— Im Walde von Ceriſy ſteht eine Eiche, die, vom Volke „la vieille chênesse" genannt, wahrſcheinlich der Neſtor der Wälder der Normandie iſt. Sie hat am Fuß neun Metres im Umfang und iſt faſt gänzlich hohl, aber noch immer grün. Im vorigen Jahre hat man im Innern derſelben eine ſteinerne Kapelle aufgeführt, worin ſich ſechzehn Perſonen aufhalten können. Alljährlich findet am Pfingſtmontag am Fuße dieſer Eiche ein ländliches Feſt ſtatt.

— Der fromme Türke Abu Hanifah ſoll, wie Walch in einer ſeiner gelehrten Diſſertationen erzählt, den Alcoran während ſeiner langen Gefangenſchaft nicht weniger als 7000 Mal von Anfang bis Ende durchgeleſen haben. (Dazu gehört ein türkiſcher Magen!)

— Im Jahre 1825 erſchien ein Verzeichniß von Medaillen, die auf Aerzte und Naturforſcher bis zu dieſer Zeit geprägt worden ſind. Dieſer „Index numismatum virorum rebus medicis vel physicis meritorum memoriam percussorum" — zuſammengeſtellt vom Profeſſor Carl Asmus Rudolphi — enthält die Beſchreibung von 523 Medaillen, welche auf 350 Perſonen geprägt ſind.

— Eine der größten Curioſitäten der Carl Nodier'ſchen Schriften iſt deſſen „Bibliographie des fous" (ein Verzeichniß excentriſcher Schriften). Paris 1836. 8.

Treffer und Nieten.

* Der Gemahl der Königin Victoria, Prinz Albert, ſchalt zu Eton einen Knaben, weil er zu wenig gelernt hatte. »Das iſt nicht meine Schuld,« entgegnete der kecke Burſche, »denn wir haben, da alle Augenblicke ein neuer Prinz geboren wird, zu viele Feiertage.«

* Der unlängſt verſtorbene Cardinal Micara fuhr bei der letzten Papſtwahl mit Lambruschini, dem Haupte der Reactionäre, in einem Wagen zum Conclave. »Wenn der Fürſt der Hölle bei der Wahl den Vorſitz führt,« ſagte er zu ſeinem Collegen, »ſo werden Sie Papſt; wenn das Volk eine Stimme hat, ſo bin ich der Mann; wenn aber der Himmel ſeine Hand dazu thut, ſo wird es Ferreti.« (Ferreti iſt es geworden.)

* Ein Komödiant, welcher mit ſeinem Ruhme mehr die Journale, als die Häuſer füllt, gab neulich Gaſtrollen in Hamburg vor äußerſt leeren Bänken. »Wie kommt's,« wurde er gefragt, »daß es bei Ihrem Gaſtſpiele ſowohl geſtern als vorgeſtern ſo erſchrecklich leer geweſen iſt?« — »Vorgeſtern,« erklärte der Gaſt, »war der Regen daran ſchuld, geſtern das ſchöne Wetter.«

* Der Schauſpieler M. befand ſich in Berlin in einer Geſellſchaft, in der Jemand das alte Sprichwort „das Glück kommt im Schlaf" citirte. »Ei, ei,« bemerkte der boshafte Mime, »wenn das wirklich wahr wäre, dann müßten die Abonnenten der Mätſcherſchen „Jahrbücher" unbändig viel Glück haben.«

* Ein Berliner Blauſtrumpf ſagte neulich: »Ich muß ein gutes Buch ſchreiben, um das Privilegium zu erwerben, Zeitlebens albern zu ſein.«

* Die Hauptbeſchäftigung des wahren Flaneurs zerfällt in drei Abtheilungen: Erſtens in Nichtsthun, zweitens in Nichtsdenken und drittens im Ausruhen vom Nichtsthun und Nichtsdenken.

* Ein erſt vor Kurzem erſchienenes Buch trägt folgendes Motto: »Nächſt dem Vergnügen, braven Leuten eine Freude zu machen, giebt's keinen größern Genuß, als ſchlechte Kerle zu ärgern.« (Lantu discognitur alea!)

Bei **Philipp Reclam** jun. in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das ſingende Deutſchland.
Album
der ausgewähltesten Lieder und Romanzen
mit
Begleitung des Pianoforte.
4 Bände, **284** Lieder enthaltend.
Preis **Ein** Thaler.

Im **Verlags-Magazin** in Leipzig und bei **Wittenbecher, Siegel und Kollmann** in Wien iſt erſchienen:

Eliſabeth von Oeſterreich,
Königin von Frankreich.
Von
Clary Darlem.
Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.
1ſter Theil. 8. Preis 1 Thlr 10 Ngr.

In eleganter Ausſtattung (Miniaturausgabe) erſchienen ſoeben in meinem Verlage:

Böttger, Adolf, **Agnes Bernauer.** Dramatiſches Gedicht. Zweite veränderte Auflage. Broch. Preis 15 Ngr.

———, **Gedichte.** Dritte ſtark vermehrte Auflage. Mit Portrait. Broch. Preis 2 Thlr.

Knorr, Karl, **Dichtungen.** Zweite unveränderte Auflage. Broch. Preis 1⅓ Thlr.

Mecklenburg, Emil, **Abraham und die Seinen.** Ein Roman. 2 Bde. Broch. Preis 2⅓ Thlr.

———, **Poetiſches Reiſebuch.** Broch. Preis 1 Thlr.

Oelckers, Theodor, **Gedichte.** Broch. Preis 1⅓ Thlr.

Otto Klemm in Leipzig.

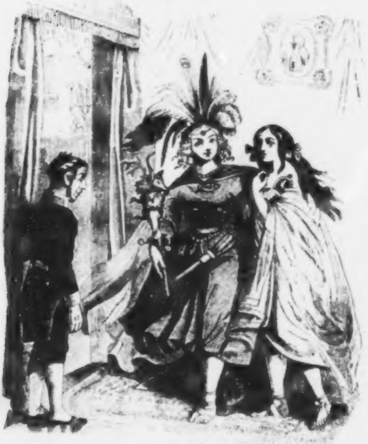
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 254. Leipzig, 13. Auguſt 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

MOLA LONTEZ



am Arme der Geſchichte im Vorzimmer der Walhalla.

Peregrinus Süßmeyer.

Genrebild von Heinrich Flügge.

Viele Schriftſteller haben es vor mir gethan und Viele noch werden es nach mir thun und ſich alle erdenkliche Mühe geben, dem Leſer ein genaues Bild von der Perſönlichkeit ihrer Helden zu verſchaffen und doch am Ende — umſonſt. Ich will dies nicht thun. Ich will einmal von dieſer allgemeinen Fahrſtraße abweichen und meinem Leſer ſagen, wie die Perſönlichkeit meines Helden nicht beſchaffen war. Vielleicht, daß gerade dadurch der Leſer ſich von ihm ein Bild macht, das dem Original am nächſten kommt.

Herr Peregrinus Süßmeyer hat keine große wohlbeleibte Geſtalt, weder männlich ſchöne, noch geiſtreiche Geſichtszüge, kein feuriges Auge, kein ſchwarzes Haupt- und Barthaar, kein wohlklingendes Organ; auch macht er keine ſehr elegante Toilette.

Wer ſich nun kein genaues Bild von deſſen Perſönlichkeit zu entwerfen vermag, der muß wenig oder gar keine Fantaſie haben.

Herr Peregrinus Süßmeyer gehört zu jener Zahl unausſtehlicher Individuen, von denen ſchon Gellert ſpricht:

»Er war ein junger Menſch, der gütigſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſein.«

Der erſten Sylbe ſeines Namens glaubt Herr Süßmeyer dadurch Ehre zu machen, daß er beſtändig honigſüße Reden über ſeine Lippen gleiten läßt. Voigts „Zuſammenſtellung von Liedern der Liebe“ und „die Blumenſprache“ bilden ſeine Hauptlectüre. Eingelernte Verſe fließen ihm in Geſellſchaft von Damen wie Waſſer vom Munde, und wenn er, ſeine Hand an ſeine Bruſt legend, einer Dame ein Gedicht vordeclamirt, wobei er abwechſelnd die Dame und den Himmel anblickt, dann iſt er über ſich entzückt und ganz und gar in ſich vernarrt. Faſt alle unverheirathete Damen, mit denen er in Berührung kommt, erhalten von ihm eine Anwartſchaft auf ſein Herz. Immer bietet er Hand und Herz aus, aber ewig lacht man über ihn und nirgends werden ſeine Bewerbungen acceptirt. Aber alle dieſe Erfahrungen haben Herrn Süßmeyer nicht gebeſſert. Er iſt ſich in ſeinem Benehmen gleich geblieben.

»Vergebens waſcht Ihr einen Mohren;
Vergebens lehrt Ihr einen Thoren;
Der Mohr bleibt Mohr,
Der Thor ein Thor.«

* * *

Als Herr Süßmeyer nach Jahren eingeſehen hatte, daß die Damen ihn doch nur zum Spielball ihrer Launen gebraucht hatten, wollte er an ihnen eclatante Rache nehmen, indem er eine Frau aus einer andern als ſeiner Vaterſtadt, wo er von Kindesbeinen an bis a dato wohnhaft war, zu heirathen beſchloß.

Mancher Ort, manche Stadt, ward von ihm Behufs einer Brautſchau durchreiſt, nirgends aber gelangte er zum gewünſchten Ziele; da beſchloß er ein wahrhaft verzweifeltes Mittel: ſich als Heirathscandidat in die Zeitungen einrücken zu laſſen. Er ſchrieb an einen Freund in Berlin und erſuchte denſelben, ſein dem Schreiben eingelegtes Inſerat einer dortigen Zeitung zugeben zu laſſen und die Offerten für ihn entgegenzunehmen.

Der Freund verſprach, Süßmeyers Aufträge auszuführen, und überſandte ihm einen Abdruck des Inſerats. Dieſes lautete: »Ein junger, an Leib und Seele wohlgebildeter Mann, der wenig Gelegenheit hat, mit Damen zuſammenzutreffen, ſucht auf dieſem jetzt ſo ſehr beliebten Wege eine Lebensgefährtin mit einem disponiblen Vermögen von einigen tauſend Thalern. Der Geſuchſteller bekleidet eine ihn leidlich ernährende Stellung. Etwaige Offerten bittet man unter der Chiffre O. W. an die Redaction dieſer Zeitung eingeben zu laſſen. Noch wird bemerkt, daß, da der Geſuchſteller hier nicht am Orte iſt, ein ſehr intimer, die ſtrengſte Verſchwiegenheit beobachtender Freund deſſelben das wohlgetroffene Daguerreotype-Portrait des Geſuchſtellers vorzuzeigen bereit ſein und das Nähere mit den ſich meldenden Damen verabreden wird.«

Mit Sehnſucht erwartete Herr Süßmeyer ein Reſultat ſeines Geſuches und ſiehe da, ſchon acht Tage nach Abdruck deſſelben erhielt er von ſeinem Freunde die höchſterfreuliche Nachricht, daß eine Dame ſich bereit erklärt habe, Herrn Süßmeyer kennen und lieben zu lernen, und daß ſie zu dieſem Zweck, am Nachmittage des dritten Tages nach Abgang dieſes Schreibens von Berlin, in Süßmeyers Heimath eintreffen werde. Als Ort des Rendezvous habe er, der Freund, den Liebersdorf'ſchen Garten vorgeſchlagen, womit ſie ſich einverſtanden erklärt, und wo Süßmeyer ſie am beſtimmten Tage, Nachmittags vier Uhr, in der dritten Laube, am großen Wege rechts, allein ſitzend mit einem Strickzeuge in der Hand, antreffen werde.

Gleich nach Leſung dieſes Berichtes machte ſich unſer Held auf einige Empfangsfeierlichkeiten gefaßt. Zunächſt eilte er zu einem ſeiner Bekannten, der ſich mit der edlen Reimkunſt befaßt, und ließ ſich von dieſem ein Liebesgedicht verfertigen; dann ſtürzte er zu einem Bildhauer und erſtand von dieſem für Geld einen gipſernen Amor.

Mit Gott Amor und dem Gedichte ging er am Tage des Rendezvous, lange vor vier Uhr, in den zu jener Zeit wenig beſuchten Garten, band dem Amor das zierlich zuſammengefaltete Gedicht an einen Flügel und kletterte damit auf einen ſeine Zweige über die zum Stelldichein beſtimmte Laube ausbreitenden Birnbaum, auf dem, da es Sommer war, ſich noch die ſchönſten reifen Früchte befanden, von denen er — weniger aus Appetit, als aus Langerweile — etwelche zu verzehren beſchloß.

Schon lange hatte er ſeinen hohen Standpunct eingenommen, als eine junge ſchöne Dame ſich in die verhängnißvolle Laube niederließ und ihr Strickzeug hervorzog.

— Das iſt die Erwartete, murmelte Süßmeyer freudig auf dem Birnbaume und ſetzte leiſe declamirend hinzu: »Sie iſt ſo ſchön, ich möcht' ſie küſſen; Sonne, drück' die Augen zu!«

Schnell band er ſeinem Amor einen Bindfaden um den Hals, und während er ihn langſam herniederließ, flüſterte er:

— Geb', kleiner Venusknabe, und ſage der Dame frei nach Heinri Heine in Paris:

»Nur immerfort möcht' ich ſie ſehen,
Immer beugen vor ihr mein Knie;
Immer möcht' ich zu ihr liſpeln:
Madame, ich liebe Sie!«

Dabei wagt ſich Herr Süßmeyer, kriechend wie eine Schlange, a die äußerſte Spitze des Birnbaumzweiges, dieſer aber, zu ſchwach, ei ſolche Bürde länger zu tragen, bricht und Süßmeyer ſammt Liebesgo ſtürzen, im wahren Sinne des Worts, der Dame zu Füßen.

Dieſe fällt vor Schreck in Ohnmacht.

— Um des Himmelswillen, meine Theure, ruft Süßmeyer aufſtehen erholen Sie ſich, ſchlagen Sie Ihre himmliſch ſüßen Augen auf!

Es hilft nichts, die Dame und der Amor bleiben ſtumm.

Süßmeyer kniet vor der Erſtern nieder, indem er Letztern mit de Fuße in eine Ecke ſtößt.

— Mein Fräulein, ſtöhnte er, ihre Hände ergreifend, ich verwünſc meine Ungeſchicklichkeit und bitte und beſchwöre Sie um Alles in d Welt, erholen Sie ſich! Ich will unterdeſſen Waſſer holen, um Ihnen ins Geſicht zu ſpritzen, das hilft! ... Ach, wenn man uns hi ſo überraſchte, welch ein Geſpräch könnte daraus entſtehen!

— Da haben Sie recht! erſchallt eine tiefe Baßſtimme hint Süßmeyer.

Erſchreckt dreht ſich dieſer um und erblickt einen ihm völlig unb kannten Mann von großer Statur in militäriſchem Coſtume und m mehr Bart als Geſicht vor ſich ſtehen.

— Warum knieten Sie vor dieſer Dame? fragt der Bärtige, Sü meyern von der Laube fortziehend.

— Die Frage dünkt mir ſonderbar.

— Sonderbar?

— Ja, und ich kann und will Sie Ihnen nicht beantworten.

— Sie müſſen ſie mir beantworten! ruft der Bärtige, indem die Spitzen ſeines langen Schnurrbartes zwiſchen die Mundwinkel zie und feurige Blicke auf Süßmeyer ſchießt. Ich habe ein Recht dazu.

— Ein Recht? fragt Süßmeyer ſpöttiſch; ei, das will ich doch ſehe ob ein Mann, den ich durchaus nicht kenne, von mir Beantwortur ſeiner Fragen verlangen kann?

— Herr, ruft der Militär drohend, reizen Sie meinen Zorn nic Es iſt beſſer, wir verſtändigen uns ruhig, ſetzte er hinzu.

Herrn Süßmeyer, der grade nicht zu den Tapferſten gehört, ſchei das letzte Argument des Fremden einleuchtend und er ſtottert:

— Gern würde ich Ihnen Alles ſagen, was Sie wiſſen wolle wenn mir nicht das Gelöbniß der ſtrengſten Verſchwiegenheit die Zun bände.

— Sie haben alſo mit dieſer Dame ein Verhältniß, das Ihn Verſchwiegenheit auferlegt?

— Ja.

— Donnerwetter! Seit wann beſteht dies Verhältniß?

— Seit ... ach, das kann und darf ich nicht ſagen!

— Immer beſſer! ſchreit der Fremde, tief erboſt. Herr, ſpiel Sie mir gegenüber nicht länger den Geheimnißvollen.

— Ich darf nichts ſagen.

— Gut, wenn Sie nicht reden wollen, ſo werde ich die Dame ſelber fragen.

Der Fremde ſchritt auf die Laube zu. Süßmeyer hielt ihn zurück.

— Ich bitte Sie um Gottes Willen! rief Süßmeyer, machen Sie keinen Lärm, beleidigen Sie die Dame nicht. Sie iſt unſchuldig.

— Unſchuldig? fragte der Fremde verwunderungsvoll. Es freut mich, daß Sie das ſagen. Mir geſtehen Sie ein, daß ſie ein Verhältniß mit Ihnen habe und doch ſagen Sie, ſie ſei unſchuldig ... Schöne Unſchuld! O ich armer Betrogener!

— Haben auch Sie ſich in die Zeitung ſetzen laſſen? fragte Süßmeyer; hat ſie auch Ihnen ein Stelldichein bewilligt?

— Zeitungen ſetzen laſſen, wiederholte der Fremde, davon verſtehe ich nichts.

— Wenn Sie das nicht begreifen, ſagte Süßmeyer, ſo zweifle ich an Ihrem Verſtande.

— Herr, machen Sie mich nicht wüthend! donnerte der Fremde, hin- und herrennend.

— Erlauben Sie nun auch mir eine Frage, ſagte Süßmeyer zu dem Fremden, und zwar die, in welchem Verhältniſſe Sie zu der Dame ſtehen, wenn Sie nicht wollen, daß auch ich den Verſtand verlieren ſoll.

— Nun gut, entgegnete der Militär, ſo mögen Sie denn erfahren, daß ich mit jener Dame in einem ſehr nahen Verhältniſſe ſtehe.

— Wie, auch Sie haben ein Verhältniß mit ihr?

— Jene Dame, donnerte der Gefragte, iſt meine Frau.

— Ihre Frau? wiederholte Süßmeyer, einen Schritt zurückprallend und den Fremden ſprachlos und mit offenem Munde ins Geſicht ſtarrend.

— Ja, meine Frau, entgegnete der Fremde; ich wollte, ich könnte ſagen, ſie wäre es nicht.

— Die Schlange! rief Süßmeyer.

— Ha, die Natter! ſtöhnte der Fremde.

— Sie wollte mich heirathen, ſagte Süßmeyer.

— Was, fragte der Fremde, ſie wollte Sie heirathen?

— Ja, ja, entgegnete Süßmeyer, und zu dem Zwecke gaben wir uns hier ein Rendezvous.

— Hölliſche Furie! rief der Fremde, ſie will einen Andern heirathen, während ich noch nicht einmal todt und begraben bin. Sie will mich vielleicht vergiften oder auf eine ſonſtige abſcheuliche Art aus der Welt ſchaffen? Himmel, ich danke Dir, daß ich dies ſcheußliche Complott noch zu rechter Zeit entdeckt habe! Crocodill von einer Frau, das ſoll Dir nicht gelingen! Ich fühle Etwas von einem Othello in mir und ...

Der Fremde ward jetzt durch das Hinzutreten der Dame, die leichenblaß aus der Laube hervortrat, unterbrochen.

— Ach, lieber Mann, ſagt ſie, da biſt Du ja; ach, wie elend fühle ich mich, wie bin ich vorhin erſchreckt!

— Das glaube ich. Du ſtellteſt Dich ſo erſchreckt, daß Du ſogar eine Ohnmacht fingirt haſt ... Weib, Weib, wie ſchändlich haſt Du mich betrogen!

— Mann, ich verſtehe Dich nicht! ſagte ſie ganz verwundert.

— Aber ich verſtehe Dich und Deinen ſchwarzen Verrath, erwider er heftig. Fort, Schlange, fort aus meinen Augen!

— Aber, lieber Wilhelm! ...

— Fort, fort, oder ich vergreife mich an Dir!

— Mein Herr, ſagte die Dame, ſich an Süßmeyer wendend, i bitte Sie, mir zu ſagen, was meinem Manne zugeſtoßen iſt? Noch n habe ich ihn ſo böſe und verwirrt geſehen.

— Er iſt wüthend über Ihre Treuloſigkeit, Madame!

— Ueber meine Treuloſigkeit? Wann war ich treulos?

— Wenn nicht ſchon eher, doch heute ganz gewiß, brüllte ve zweiflungsvoll ihr Gatte.

— Ich Dir heute treulos, lieber Mann?

— Ja, und noch ein Mal ja! Soll ich Dir Dein ſchändlich Benehmen vor die Seele zurückführen? Haſt Du nicht dieſem Her dort in der Laube ein Rendezvous gegeben? Hat er nicht vor Dir a den Knieen gelegen? Hatte er nicht Deine Hände erfaßt? Biſt D nicht bei meinem Anblick in eine fingirte Ohnmacht gefallen? Wen Du es vermagſt, ſo leugne dies.

— Zu leugnen vermag ich dies Alles ſehr wohl, da ich von de Augenblick, als ich aus Schreck in Ohnmacht fiel, bis jetzt nicht wei was mit mir vorgegangen war; doch wird eine Erzählung deſſen, wa mich in Ohnmacht verſetzt hat, meine beſte Rechtfertigung ſein. Ich gi in jene Laube und ſaß dort mit meinem Strickzeuge beſchäftigt, als plö lich über mir ein Zweig des Birnbaums brach und dieſer Herr in B gleitung einer Gypsfigur, die dort in der Laube liegt, vom Baume her vor mir zu Boden ſtürzte. Erſchreckt fiel ich in Ohnmacht. Das iſt Alle

— Kennſt Du dieſen Herrn nicht?

— Nein, dieſer Herr iſt mir völlig fremd.

— Allerdings, fiel Süßmeyer ein, kennen Sie mich jetzt vielleic noch nicht; wenn ich Ihnen aber meinen Namen nenne, ſo werde i ich Ihnen durchaus nicht mehr fremd ſein. Ich heiße Peregrinus Sü meyer.

Schweigend erwartete er die Wirkung, welche die Nennung ſein Namens auf die Dame hervorbringen würde; aber als er ſie dabei ga ruhig bleiben ſah, glaubte er, ſie habe ihn nicht verſtanden, und wiede holte ſeinen vollſtändigen Namen noch ein Mal. Aber auch diesm brachte ſein Name keine Wirkung hervor.

Empört über die Heuchelei dieſer Frau fragte er ziemlich entrüſte

— Sind Sie nicht die Dame, welche in einer Berliner Zeitun mein Heirathsgeſuch geleſen und ſich dadurch bewogen gefunden hat, vo Berlin hieher zu reiſen, um mit mir in jener Laube zuſammenzutreffen Sind Sie nicht zur feſtgeſetzten Zeit dort eingetroffen? Können S dies leugnen?

— Das kann ich, rief die Dame lächelnd aus; denn ich komm nicht von Berlin, habe Ihr Heirathsgeſuch nicht geleſen und Ihnen au kein Stelldichein bewilligt. Jetzt wird mir Alles klar! Hier waltet ei großer Irrthum ob.

Süßmeyer und der Fremde waren ganz verdutzt.

— Alſo Sie kommen nicht von Berlin, Madame? fragte Süßmeye

— Nein, mein Herr, ich komme nicht von Berlin.

— O dann iſt es ein Irrthum, der uns umſtrickt, und ich bitte Sie tauſend Mal um Vergebung! ruft Süßmeyer aus.

— Dieſe „Auflöſung“, ſagt der Fremde, freut mich ungemein. Uebrigens will ich Ihnen den wohlgemeinten Rath geben, ſich künftig genauer zu verſichern, ob die Zweige eines Baumes ſtark genug ſind, Sie zu tragen, und dann auch, ob die Dame, die Sie mit Ihrer Liebe beglücken wollen, auch die richtige iſt; ſonſt könnten Sie leicht in die Hände ihres Liebhabers oder gar ihres Mannes fallen, der Ihnen nach Umſtänden, in der erſten Hitze, das Fell gerbt oder Sie mit einem Degen durchbohrt. Leben Sie wohl!

Der Fremde reichte ſeiner Frau den Arm und entfernte ſich mit ihr. Süßmeyer ſah ihnen einen Augenblick nach, dann eilte er in die Laube zurück, um ſeinen Amor für einen möglich anderweitigen Gebrauch mit ſich zu nehmen. Gerade als er eintreten will, bleibt er am Eingange der Laube ſtehen, denn er ſieht drinnen ein Bildniß, das eben nicht bezaubernd ſchön zu nennen iſt. Er findet da eine, der Hexe von Endor nicht unähnliche Perſon, die mit einem Strickzeuge beſchäftigt iſt.

— Mein Gott, murmelt Süßmeyer erſchrocken, das iſt doch nicht die Berlinerin, die ...

Die Alte unterbrach ihn durch die Frage, ob ſie die Ehre habe, Herrn Süßmeyer vor ſich zu ſehen.

— Ja, der bin ich! Wer aber ſind denn Sie?

— Ich heiße Barbara Runkel und bin aus Berlin hiehergereiſt, um die nähere Bekanntſchaft des Herrn Peregrinus Süßmeyer zu machen, der in einer Berliner Zeitung einer Dame mit einem disponiblen Vermögen ſeine Hand anbot.

— Sie ... ſind ... alſo ... die ... Dame? ... ſtotterte Süßmeyer.

— Die einen Augenblick geneigt war, Ihnen ihre ſiebzig Jahre und ihre eben ſo vielen tauſend Thaler anzuvertrauen, woraus nun aber nichts werden kann, ſagte die Alte.

— Warum denn nicht, reizende Dame? fragte Süßmeyer, dem die ſiebzigtauſend Thaler den Kopf ſo eingenommen hatten, daß er weder die Runzeln, noch den zahnloſen Mund, noch die falſche Haartour, noch die halbzolldicke Schminke auf den gefurchten Wangen, ſondern nur die aufgehäuften Goldſtücke ſieht. Warum denn nicht?

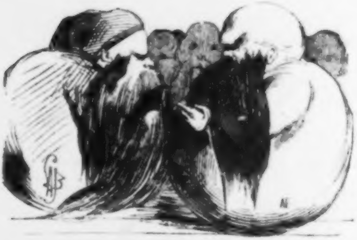
— Weil Sie die einer Dame, wie mir, ſchuldige Achtung aus den Augen geſetzt und, ſtatt ſchon vor mir hier zu ſein, mich eine ganze Stunde auf ſich haben warten laſſen. Ein Mann, der ſo unpünktlich iſt, kann nimmer meine Hand erringen!

Süßmeyer warf ſich vor ſie auf die Kniee und erzählte ihr ſein Abenteuer in der Laube; ſie aber hörte nicht darauf, ſondern erklärte, daß der erſte Eindruck bei ihr entſchieden, daß Süßmeyers Zuſpätkommen einen widrigen Eindruck auf ſie gemacht habe und ſie — nun nicht ſeine Gattin werden wolle. — Damit ſtand ſie auf, eilte aus dem Garten nach dem Bahnhofe und fuhr nach Berlin zurück.

— Verwünſchtes Schickſal! declamirte Süßmeyer, nahm ſeinen Amor untern Arm und ſchlich nach ſeiner Wohnung. Er hatte eine häßliche alte Frau und ſiebenzigtauſend ſchöne Thaler verloren.

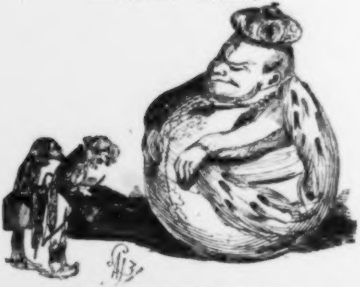
Armer Peregrin!

Zwei gelehrte Thebaner,



die durchaus nicht begreiſen können, warum der Charfreitag niemals auf einen Sonnabend fällt.

Tintenfaß eines Recenſenten,



vor dem ſich zwei großartige Künſtler verbeugen.

Zapfenſtreich.

W Anclam. Unſere Stadt, welche leider noch zu jenen gehört, die ganz ohne politiſches Bewußtſein ſind, hat jetzt einen neuen Beweis ihrer pommer'ſchen Bedächtigkeit abgelegt. Graf von Schwerin, einer der wackerſten Kämpen auf dem vereinigten Landtage, war vor vierzehn Tagen aus Berlin zurückgekehrt und von Keinem empfangen worden. Er war ſeitdem einige Male, wegen ſeiner Geſchäfte als Landrath, von ſeinem Ritterſitze hier geweſen; die Trägheit der guten Pommern hatte ſich nicht gerührt, einem ihrer tüchtigſten Vertreter den Tribut der Dankbarkeit abzutragen. Nach drei Wochen endlich wurde er von den Landſtänden und Städtern zu einem großartigen Mahle, bei dem, beiläufig erwähnt, das Couvert einen Friedrichsd'or gekoſtet, eingeholt; doch geſchah dies keineswegs aus innerm Triebe, ſondern wohl nur darum, weil unſere guten Pommern aus den Zeitungen den Empfang der andern Koryphäen geleſen hatten. Da ſchämten ſich die Anclamer und wollten nun nicht länger zurückbleiben. Während der Tafel wurde dem wackern Max von Schwerin eine Adreſſe mit 150 Unterſchriften und eine zweite von der Judengemeinde Anclams überreicht.

Berlin. Die Unterſuchungs-Acten des großen Polen-Prozeſſes, deſſen mündliche Verhandlungen am 2. Auguſt im neuen Gefangenenhauſe bei Moabit begonnen haben, ſollen nahe an tauſend Bände umfaſſen.

∴ Einer unſerer Juweliere hat Ringe und Armbänder zur Erinnerung an den vereinigten Landtag angefertigt. Sie haben die Form von Eichenkränzen, auf welchen die Krone des Hauſes Hohenzollern ruht, umgeben von acht Email-Schildern, geſchmückt mit den Farben und Wappen der acht Provinzen.

∴ Ein Herr Roſenberg hat das Erſcheinen einer neuen Zeitſchrift unter dem Titel „der Berliner Bär" angekündigt. (Herr Roſenberg iſt übrigens nicht der erſte Journaliſt, der ſeinen Abonnenten einen Bären aufbindet.)

∴ Der „Geſellſchafter" hat — hört, hört! — einen prächtigen Witz gemacht und Herrn Auguſt Lewald einen „Europa-Müden" genannt.

Bern. Der franzöſiſche Botſchafter, Herr Bois-le-Comte — hier zu Lande ſpottweiſe der Holzgraf genannt — hat ſich in einer Note beſchwert, daß der Redacteur des bei Jenny Sohn erſcheinenden „Guckkaſten" ſeinem Hunde Decorationen angehängt, welche dem Orden der Ehrenlegion ähnlich ſind. Hier meint man, daß dieſer Orden leider auf den Hund gekommen ſei.

Braunſchweig. Ein hieſiger Buch- und Muſikalienhändler M. iſt mit bedeutenden Schulden und Geldern nach Amerika entwichen.

Canton. Der berühmte Miſſionär Carl Gützlaff hat neulich unſere Stadt beſucht. Einen ganzen Abend brachte er in Geſellſchaft von ſämmtlichen hier anweſenden Deutſchen von ſechs Uhr bis Mitternacht zu. Er iſt ein ſehr lebhafter, unterhaltender Mann: man wird nicht müde, ihn erzählen zu hören; er verſteht die Kunſt, ſeine Zuhörer in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu erhalten; ſeine chineſiſchen Abenteuer und Anekdoten erzählt er ſo natürlich und lebendig, daß man förmlich dabei gegenwärtig iſt. Dabei hat er das Ausſehen eines wohlgenährten Berliners. (Gützlaff iſt, wie die ganze alte Familie dieſes Namens, pommerſchen Urſprungs.)

Cöln. Der ſtädtiſche Kapellmeiſter Heinrich Dorn hat „in Rückſicht auf ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe und Talente und den von ihm bei der Leitung muſikaliſcher Vereine bewieſenen Eifer", vom Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten, das Patent als königlicher Muſikdirector erhalten.

Konſtantinopel. Der große Klavierpauker Liszt hat ſich hier den Niſchan-Iftichar, den türkiſchen Verdienſt-Orden, erſpielt. Er wird bald ſo viele Orden als Herr von Metternich haben, darum aber doch immer bleiben, was er iſt, Klavierpauker!

∴ Der Redacteur des ungariſchen Novellen-Journals „Honderü" (Morgenröthe) hat bei ſeiner Vorſtellung im Serail vom Sultan einen koſtbaren Brillantring erhalten.

Deſſau. Eine unangenehme Plage iſt uns in dieſem Sommer die in unglaublicher Menge erſchienene ſogenannte Proceſſions-Raupe, deren Haare, wenn ſie eingeathmet werden, oder in den zartern Theilen der Haut ſich feſtlegen, gefährliche Entzündungen verurſachen. Es ſind dadurch beſonders unter dem ſchönen Geſchlecht bedenkliche Krankheitsfälle vorgekommen, und um ſich einigermaßen dagegen zu ſchützen, iſt es hier zur nothwendigen Sitte geworden, daß — vom jüngſten Mädchen bis zur Matrone —

Alles Beinkleider trägt. (Open. Zeitung.) (Der grundgütige Himmel ſchütze die Frauen Leipzigs vor ſolchen und ähnlichen Raupen!)

Freiburg. Fünf der noch vorhandenen politiſchen Gefangenen ſind in Freiheit geſetzt worden; die andern werden nächſtens ihr Urtheil empfangen; es ſind nur noch blos 3736 Fragen, welche 3575 Folioſeiten füllen, zu beantworten. (Nicht mehr?)

Güſtrow. Unſer überaus hochweiſer Magiſtrat ſoll vor längerer Zeit Herrn Hoffmann von Fallersleben, der ſeit einigen Jahren in Mecklenburg ſich niedergelaſſen hat, auf deſſen Geſuch um Aufnahme als Einwohner in unſerer Stadt einen Beſcheid mitgetheilt haben, lautend: »Die Commune könne Niemanden aufnehmen, der Dinge beifolgender Art ſchreibe und drucken laſſe.« Beigelegt war ein Gedicht aus dem „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“, den bekanntlich der württembergiſche s. v. Legationsrath Franz Dingelſtedt geſchrieben hat.

Hamburg. Noch nie iſt Hamburg ſo mit Schauſpielern überfüllt geweſen, wie in dieſem Augenblick. Auch Herr Director Ringelhardt, von Riga, war mit einem großen Theile ſeiner Geſellſchaft hier. Streits Hôtel, wo Herr Ringelhardt gewohnt hatte, war förmlich belagert von Künſtlern.

∴ Herr Anſchütz ſpielt im Stadttheater vor leeren Bänken.

Kaſſel. Der Kronprinz Mitregent hat ſich ins Bad Neuendorf begeben. Sein Gefolge, ſeiner vollkommen würdig, beläuft ſich, mit Einſchluß der Dienerſchaft und ſiebzehn Garde-Gensd'armes, auf hundert Perſonen. Er hat neun Kinder, darunter ſechs Grafen und drei Gräfinnen.

Königsberg. Dr. Jacoby, der geiſtreiche Verfaſſer der „vier Fragen“, arbeitet an einer „Geſchichte des erſten vereinigten Landtags“.

Kopenhagen. Der berühmte Chemiker Berzelius hat das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens erhalten.

Leipzig. Herr L. Raudnitz, einer der thätigſten Mitarbeiter der „Wiener Theaterzeitung“, ſagt in Nummer 161 dieſes Journals: »Die deutſche Theaterkritik nagt am Hungertuche; der Boden der dramatiſchen Poeſie ſieht viele Arbeiter und wenig Ernte; ihm fehlt das Sonnenlicht höherer Gunſt, ihm fehlt der befruchtende Regen, der Himmel iſt verſchloſſen und ſchwere Nebel drücken den Keim nieder und verkrüppeln die junge Saat. Da griff die Kritik ſelbſt zum Pfluge: ſie hatte die Senſe zu führen faſt ſchon verlernt; ihr bangte vor der Zukunft, wenn ſie ſich in ihrer Vorrathskammer umſchaute und hinausblickte auf die bevorſtehende Ernte: die Angſt vor Hungersnoth drängte. — Wunderbar, der Kritik danken wir die beſten dramatiſchen Producte der letzten Zeit: Gutzkow, Laube, Kühne, Oettinger, Heller und vielen Andern. Wie ſchlimm ſtände es um die Bühne der letzten Jahre ohne Dieſe!« (Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich ſelbſt! Herr Raudnitz ſcheint ganz und gar vergeſſen zu haben, daß mein liebes Leipzig, verführt durch die Machinationen einiger Schauſpieler, mein letztes Luſtſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke“ mit wahrer Berſerkerwuth ausgepfiffen hat. Und doch bin ich ſo unverſchämt zu glauben, daß dieſes ausgepfiffene Ding, wenn auch nicht beſſer, doch gewiß nicht ſchlechter als manches andere Stück iſt, das unſer Publicum, verblendet durch den Lobhudel einer kritiſchen Camarilla, mit Beifall überſchattet hat. Es hat den Anſchein, als ob auch Herr Raudnitz dieſer Anſicht ſei.)

∴ Dem. Agthe und Herr Götz, Beide vom Theater zu Weimar, ſind in der „Nachtwandlerin“ mit wohlverdientem Beifall aufgetreten. — Eine Schauſpielerin Baum, aus Königsberg, iſt nur ein Mal aufgetreten und mit Eclat durchgefallen. Herr Liedtke, ein junger, vielbegabter Liebhaber, von derſelben Bühne, hat dagegen ſehr gefallen.

∴ Durch die „Signale“ erfahren wir, daß der Münchener Kapellmeiſter Lachner unſer gutes Leipzig durch einen kurzen Beſuch erfreut hat.

∴ Der von hier durchgegangene Sänger Salomo, von dem ein Witzbold behauptet, er habe ſich auf eine Meierei zurückgezogen, iſt jetzt in Breslau und unſere ehemalige erſte Sängerin Meier in Hamburg engagirt.

∴ Herr Carl Haltaus, Verfaſſer einer „Geſchichte des puniſchen Krieges“, woran er vier Jahre gearbeitet, ſchreibt, wie man ſich erzählt, ſeit der Vergrößerung unſeres „Kinderfreundes“ die Theaterkritiken für dieſe Zeitung. Es wäre im Intereſſe jenes Blattes zu wünſchen, daß Herr Haltaus ſich zur Ausarbeitung jeder ſeiner Kritiken mindeſtens eben ſo viel Zeit ließe, als zur „Geſchichte ſeines puniſchen Krieges“. Dieſe Vorſicht hätte das Gute, daß man dann nur alle Schaltjahre ein Mal eine Arbeit ſeiner geiſtreichen Feder zu leſen bekäme.

∴ Bei C. B. Lorck iſt der ſechſte, ſiebente und achte Band von H. C. Anderſens „geſammelten Schriften" unter dem Titel „O. Z." erſchienen. Dieſes geheimnißvolle O. Z. iſt der Marke, welcher den Gefangenen im Odenſeer Zuchthauſe in den Arm gebrannt wird und der Held der Geſchichte heißt auch O. Z., Otto Zoſtrup.

∴ Die „Conſtitutionelle Staatsbürger-Zeitung" hat ſich ein neues Motto zugelegt. Es heißt „Nichts halb, ſondern ganz" und iſt ein Ausſpruch unſeres hochgeachteten Staatsminiſters von Könneritz.

∴ Stolle's „Dorfbarbier" hat ein neues Zeitwort, „lolamontezen", erfunden. (Ob er dafür in die Walhalla kommt?)

∴ Zu den reizendſten Zierden geſchmackvoller Einrichtung gehören die ſogenannten Lithophanien oder Lichtbilder, wie ſie aus der Berliner Porzellan-Manufactur ausgehen, in buntfarbige, mit geſchliffenen Arabesken geſchmückte Gläſer eingerahmt. Die ſchönſte und reichſte Auswahl dieſer gefaßten Bilder findet man in der hieſigen Glas- und Spiegelniederlage des Herrn Johann Kreiß in der Grimma'ſchen Straße. Pyramus und Thisbe, Abelard und Heloiſe, Petrarca und Laura, Romeo und Julia, Paul und Virginie, Esmeralda und ihre Ziege und viele andere, durch den Zauber der Poeſie unſterbliche Namen bilden ein diaphanes Panthéon, worauf das Auge mit Vergnügen weilt. (Man ſehe und kaufe!)

London. Die Frauen Englands haben durch Lord Grosvenor eine mit 100,000 Unterſchriften bedeckte Denkſchrift an die Königin gelangen laſſen, worin die Bitte ausgeſprochen wird, die Bill gegen das Umſichgreifen der Proſtitution anzunehmen.

∴ Seit Kurzem verweilt hier der däniſche Mährchendichter H. C. Anderſen unter uns. Sein Name iſt auch hier bekannt. Sein „Improviſator" iſt ſchon vor langer Zeit von Mary Howitt ins Engliſche überſetzt und ſein „Bilderbuch ohne Bilder" erſt unlängſt von Meta Taylor, geb. Dechen aus Mecklenburg, in engliſcher Ueberſetzung erſchienen.

∴ Zu den für Bibliographen und Sprachforſcher intereſſanteſten Erſcheinungen der neuern Zeit gehört die Herausgabe des Katalogs der ausgewählten und reichen Bibliothek der oſtindiſchen Compagnie, welche in dem „East-India house" (Leaden-hall-street) aufgeſtellt iſt*). Er iſt, ſo viel wir wiſſen, nicht in den Buchhandel gekommen, und einzelne Exemplare werden theuer bezahlt. — Der Zuſammenfluß aller literariſchen Erſcheinungen in dem eigentlichen Oſtindien, in den Colonien und den überſeeiſchen Beſitzungen der Engländer überhaupt, in jener Bibliothek, macht ſie zu einer der reichſten, die es in Europa giebt. Der ganze Katalog iſt ein unentbehrliches Hilfsmittel für die orientaliſche Literatur, und um ſo eher als ein ſolches anzuerkennen, als wir von den ähnlichen großen Sammlungen in Paris, Wien und St. Petersburg, ſo viel wir wiſſen, noch keine vollſtändigen gedruckten Verzeichniſſe beſitzen. (Spen. Zeit.)

∴ Bernard Maccabe hat eine „katholiſche Geſchichte Englands" erſcheinen laſſen.

∴ Gräfin Bleſſington hat einen neuen dreibändigen Roman, „Marmaduk Herbert oder der unglückliche Irrthum", herausgegeben.

∴ Seit Kurzem hat hier Herr Franz Timm, ein geborener Deutſcher, die erſte (?) deutſche Buchhandlung errichtet.

∴ Neulich hielten die Zeitungsverkäufer ihr jährliches Feſtmahl. Um zwei Uhr ſetzten ſich 300 Jungen zu Tiſch und ließen es ſich ſehr wohl ſchmecken, und gegen ſieben Uhr Abends fand das Diner für 200 Männer und deren Gattinnen ſtatt, welches gar köſtlich (most sumptuous) geweſen ſein ſoll. Auch Toaſte wurden ausgebracht, wobei der auf die Preßfreiheit natürlich nicht fehlte. Die Geſundheit der Königin wurde zwar nicht zuerſt, — die guten Leute kümmern ſich nicht um die Etikette — aber doch mit großer Herzlichkeit ausgebracht.

Lübeck. Bei der Germaniſten-Verſammlung, am 27., 28. und 29. September d. J., werden der Profeſſor Michelſen, aus Jena, über die Bedeutung der altnordiſchen National-Literatur für das deutſche Rechtsſtudium, der Profeſſor Müllenhoff, aus Kiel, über den Urſprung unſeres Epos aus der Völkerwanderung, der Profeſſor Wurm, aus Hamburg, über die Geſchichte der deutſchen Hanſa und der Staatsrath Dr. Jaup, aus Darmſtadt, über das deutſche Bürgerrecht Vorträge halten.

Lyon. Der König von Preußen hat dem hieſigen deutſchen Hilfs-Verein hundert Friedrichsd'or zukommen laſſen.

Madrid. Donna Iſabella hat unter die Staabs-Offiziere ihrer nichts weniger als iſabellenfarbigen Hauptſtadt 25,000 Stück echte Havannah-Cigarren vertheilen laſſen.

---

*) Catalogue of the library of the East-India-Company. London 1845. 8.

Sie werden nun nicht ermangeln, der Bevölkerung von Madrid viel blauen Dunſt vorzumachen.

∴ Königin Iſabella hat unlängſt drei Schauſpielern den Orden Karls III. geſchenkt. (Armer Karl III.! Wendeſt Du Dich nicht im Grabe um?)

∴ Das unlängſt erſchienene Geſetz über das geiſtige Eigenthum beſtimmt, daß die Rechte des Schriftſtellers nicht nur lebenslänglich, ſondern auch den Erben deſſelben noch fünfzig Jahre geſichert ſein ſollen.

Mailand. In der Scala hat ſich unlängſt der merkwürdige Fall ereignet, daß bei einer Vorſtellung von Bellini's „Montecchi und Capuletti" alle italieniſchen Sänger ausgepfiffen worden ſind und eine deutſche Sängerin allein vom Unwillen des aufgeregten Publicums verſchont geblieben iſt: die Retterin des deutſchen Geſangs in Italien iſt Marie Sulzer, die Tochter des Ober-Rabbiners in Wien.

Modena. Seit Kurzem erſcheint hier unter dem Titel „Rivista israelitica" eine die Intereſſen des Judenthums ins Auge faſſende Zeitſchrift unter der Redaction eines Herrn Ceſare Promighi.

München. Der „Berliner Geſellſchafter" ſchreibt: Lola Montez, in Baiern Gräfin von Landsberg, ſoll ſtets ein großes Gefolge haben von Leuten, die durch ſie weltliche Vortheile erlangen wollen. Ob unter dieſem Kriecher-Troß ſich auch Deutſche befinden? O ja! Man nennt Dieſen und Jenen, doch wollen wir weder Papier noch Druckerſchwärze an ſie wenden. (Braviſſimo!)

∴ Der „Deutſchen Profeſſoren-Zeitung", die in Heidelberg erſcheint, iſt in ganz Baiern der Poſtdebit entzogen worden. Sie will ſich, einem on dit zu Folge, an Senora Lola Montez wenden und um deren vielvermögende Fürſprache bitten (?).

∴ Dr. Reichert, welcher am Grabe des Leopoldſt.-Directors Schwaiger eine Rede über den bereits citirten Bibelvers (ſiehe „Charivari" Seite 4040) gehalten, iſt deshalb vor die Polizei geladen worden. (Will nicht auch er ſich an die gute Lola wenden?)

New-York. Im „New-York-Sun" lieſt man folgende Anzeige: »Spielkarten zum Verkauf bei John J. Mirabeon, [illegible] Naſſau-Street. Markirte Karten jeder Art, nebſt Anleitungen zum vortheilhaften Gebrauch derſelben bei folgenden Spielen: Bluff, Poker, Brag, Seven up, Faro, Bingo [illegible] u. ſ. w. von Einem, der practiſch damit bekannt iſt. Wer Unterricht in dieſen [illegible], welche Gewandtheit erheiſchen, zu haben wünſcht, beliebe ſich bei obiger Adreſſe zu melden.« (Und ſolch ein Kerl wird nicht gehenkt? O Yankee doddle, wie [illegible] biſt Du!)

Nürnberg. Der Officier, welcher die ††† Lola Montez hier herumgeführt, hatte, als er ſich der Tänzerin vorſtellen ließ, ſtatt der Uniform Civilkleider angezogen. Das Civilkleid wird vom Soldatenſtande als ein Eſelsfell betrachtet, von dem beleidigende Schläge abprallen, während die Uniform weit empfindlicher ſein ſoll. O wunderliches Volk, das ſeine Ehre vom Rocke, den es trägt, abhängig macht! (Telegraph.)

Paris. Der verurtheilte Miniſter Teſte (ſiehe „Charivari" Seite 4044) iſt in die Conciergerie abgeführt worden. Man hat dort eine Gefängnißzelle für ihn eingerichtet, die ſich gerade unter dem Saale des Civil-Tribunals des Caſſationshofes befindet, in welchem er ſeit drei Jahren präſidirt hatte. Auch das Gefängniß des Luxembourg, in welchem er bis jetzt geſeſſen, bietet das bemerkenswerthe Zuſammentreffen von Größe und Fall dar, daß es unter Teſte's Miniſterium der Staatsbauten erbaut und nach Vollendung von ihm unter großer Feierlichkeit beſichtigt worden war. Hätte er ſich damals träumen laſſen, daß er es einſt ſelbſt bewohnen würde? (»Nemo ante mortem beatus,« ſagt Solon.)

∴ Madame Katharine Teſte, die Gattin des verurtheilten Ex-Miniſters, hat beim Civilſenat ein Geſuch um Auflöſung der Gütergemeinſchaft zwiſchen ihr und ihrem Manne eingereicht.

∴ Dem großen Feſte, das der Herzog von Montpenſier zu Vincennes gegeben, haben viele Schriftſteller, u. A. auch Alexander Dumas, der Verfaſſer des „Monte Chriſto" beigewohnt. In Bezug darauf äußerte er: »Monte Chriſto iſt in den Schatten gedrängt; die Wirklichkeit hat Alles übertroffen, was die Fantaſie erträumen gekonnt.«

∴ Herr A. v. Gasparin, früher Deputirter für Corſica, will proteſtantiſcher Miſſionar werden und dem politiſchen Leben entſagen, um ſich der Propaganda zu widmen. Man erinnert ſich, daß Herr von Gasparin in der vorigen Kammer-Seſſion, als er noch Deputirter war, eines Tages ankündigte, er werde, wenn die Regierung den Verkauf proteſtantiſcher Bibeln irgend hindere, ſelbſt den Colporteur machen und mit Bibeln auf dem Rücken von Stadt zu Stadt gehen, um dem miniſteriellen Verbote zu trotzen.

∴ Dem. Georges-Weimers, einſt eine der größten Bühnen-Celebritäten und eine der Freundinnen Napoleons, die früher in ſardanapaliſchem Luxus gelebt, hat, um ihr Leben zu friſten, vor Kurzem eine Declamationsſchule errichtet.

∴ Jules Janin befindet ſich in Spaa, wo auch Herr Meyerbeer erwartet wird.

∴ Herr von Lamartine will im Vereine mit Léon von Malville und Alexander Dumas ein neues politiſches Tageblatt gründen unter dem Titel „le bon marché, journal des honnetes gens“ (der Wohlfeile, Journal der ehrlichen Leute) zu einem Jahres-Abonnement von 24 Francs, um es dem unbemittelten Volke zugänglich zu machen.

∴ Vor Kurzem erſchien hier der Proſpect einer neuen Zeitung, „l'Opinion“ genannt, welche ſich zwiſchen das „Journal des Débats“ und die „Preſſe“ ſtellen, alſo die entſchlafene „Epoque“ erſetzen will.

∴ Der abgeſetzte Pariſer Scharfrichter Henri Samſon hat eine Denkſchrift veröffentlicht, worin er ſich über ſeine Abſetzung beſchwert und ſeine Verdienſte bei der langjährigen Ausübung ſeines Amtes aufzählt. Es heißt darin: keine der von ihm vollſtreckten Hinrichtungen habe länger als 27 Secunden gedauert, bei „geeigneten“ und „fügſamen“ Delinquenten oft nur 13 Secunden; auch habe er im Mechanismus der Guillotine große Verbeſſerungen angebracht, endlich habe er die Verurtheilten ſtets mit großer Rückſicht und Artigkeit behandelt. (Für Letzteres danke ihm der Teufel!)

∴ Bei Gelegenheit der Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ haben die guten Franzoſen die nagelneue Entdeckung gemacht, daß der Stoff dieſes Trauerſpiels einem Buche von Mirabeau entlehnt ſei! — ! — ! Im Bezug darauf ſchreibt Herr A. Weill im „Corſaire-Satan“: Als Mirabeau in ſeiner bekannten Miſſion in Berlin war, habe er ein Pamphlet gegen den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel herausgegeben, das ſich in deſſen geſammelten Werken und im Original auf der königlichen Bibliothek in Berlin befindet. In dieſem Pamphlet, das gegen den Verkauf der heſſiſchen Unterthanen nach Amerika u. ſ. w. gerichtet war, fordert Mirabeau den deutſchen Dichter auf, ſolche Thaten zum warnenden Beiſpiele auf die Bühne zu bringen, was Schiller denn auch gethan habe. Daß er als Lady Milford die Gräfin Hohenheim, die Freundin des Herzogs von Würtemberg, die ihn gerettet hatte, ſchildern gewollt, iſt bekannt.

∴ In A. Dumas' neuem Drama „les Girondins“ werden Marat und Charlotte Corday, Buzot und Madame Roland, Vergniaud, Guadet, Genſonné, Pethion und viele andere, durch Lamartine's Geſchichtswerk ins Gedächtniß der Mitwelt zurückgerufene Koryphäen des Convents, handelnd auftreten.

∴ Ein junger, höchſt talentvoller Componiſt, Namens Ferville Vaucorbeuil, hat eine große Oper, „die Grafen von Arnheim“, geſchrieben. Der Text dieſer Muſik, die nächſtens einſtudirt werden ſoll, iſt von Alfred von Muſſet.

∴ Im Gymnaſe-Theater hat ein neues zweiactiges Vaudeville, „le jeune père“ von den Herren Fournier und Alphonſe, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Auf derſelben Bühne hat „le mousquetaire gris“, von F. Roſier, wegen vieler pikanten Details gefallen.

∴ Jean Paul de Kock erheitert das Publicum des Palais-Royal-Theaters durch eine ſeiner drolligſten Poſſen, „Un père d'occasion“.

∴ In den Variétés gefällt eine andere Vinette, „les moulins à paroles“, durch das pikante Spiel der trotz ihres Alters noch immer reizenden Virginie Déjazet.

∴ Ein rieſenhaftes Melodram, „le Chevalier de Saint Remy“, konnte ſelbſt von dem Sonntagspublicum des Saint-Martin-Theaters nicht verdaut werden.

∴ Die ſämmtlichen Theater von Paris haben im vorigen Jahre 9,742,854 Francs eingenommen. Die Dichterhonorare haben 1½ Million und die Beſoldungen der Claqueurs ungefähr 60,000 Francs betragen. (Wie viel koſtet die deutſche Claque?)

Peſth. Herr Bajza wird, der an ihn gelangten Aufforderung von Seiten der Reichs-Inſtanz nachgebend, Anfangs October die Directorſtelle beim ungariſchen National-Theater, vorläufig aber blos auf ein halbes Jahr, annehmen.

∴ Im nächſten Monat, ſchreibt der „Hirado“, geht das erſte Jahrzehend ſeit Eröffnung des National-Theaters zu Ende. Der Tag ſoll feſtlich begangen und das Verdienſt der ſechs Directoren, welche dieſes Kunſtinſtitut bis jetzt geleitet haben, vorgerechnet werden. Das Publicum, fügt daſſelbe Blatt hinzu, kann überzeugt ſein, daß dieſe Vorrechnung nicht viel Zeit rauben wird.

Poſen. Nach dem Aufhören des „Tygodnik“, „Rok“, „Oredownik“ beſteht die polniſche Zeitſchriften-Literatur hier nur aus dem von ſpärlichen Abonnenten erhaltenen „Przeglad poznanski“ (Poſener Revue), dem „Dziennik domowy“ (Blätter fürs Haus), der „katholiſchen Kirchen-Zeitung“ und den „Annalen der Miſſion“. Die hieſige „polniſche Zeitung“ entbehrt des eigenthümlichen Gepräges ganz. An polniſchen Werken ſind nur die Wiederabdrücke einiger Werke, wie Lelewels polniſcher Geſchichte, unter der Preſſe.

Prag. Am 13. Juli iſt der k. k. Hofrath und Referent bei der Wiener Studienhofcommiſſion Profeſſor Dr. Franz Ignaz Caſſian Hallaſchka am Zehrfieber geſtorben. Geboren am 10. Juli 1780 zu Bautſch in Mähren, hat er ein Alter von 67 Jahren erreicht und ſich namentlich als Aſtronom einen großen, wohlverdienten Ruf erworben. Im Jahre 1833 war er Rector magnificus an der Univerſität zu Wien.

Rom. Pius IX. will dem Stuhle Petri entſagen und ſich in ein Kloſter zurückziehen, weil man ſeinen wohlgemeinten Reform-Beſtrebungen von allen Seiten zu viel Hinderniſſe in den Weg wirft. (Ein ſo großer Geiſt, wie er, ſollte ſich dadurch nicht entmuthigen laſſen.)

San Marino. Auch im Herzen unſerer Republik — der kleinſten in der ganzen Welt — regt ſich neues Leben. Die Regierung hat die Abfaſſung eines neuen Geſetzbuchs beſchloſſen und dem Advocaten Mancini in Neapel die Ausarbeitung deſſelben übertragen. Mancini beabſichtigt die Abſchaffung der Todesſtrafe und die Einführung der Geſchwornen-Gerichte.

Tunis. Auch bei uns macht die Civiliſation jetzt raſende Fortſchritte. Der gute Bei will Papiergeld creiren und zwar ſolches, das in allen Kaſſen des Bey's bei Tag und Nacht wie baares Geld, nota bene gegen einen Verluſt von vier Procent angenommen werden ſoll. (Der Bey von Tunis iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht.)

Weimar. Unſer bisheriger Theater-Intendant, Oberhofmarſchall Freiherr Spiegel von Pückelsheim iſt nach faſt dreißigjähriger Leitung in den Ruheſtand getreten oder, wenn man will, getreten worden. Unter den Reformen, die ſein junger Nachfolger, Herr von Ziegeſar, angekündigt hat, ſteht obenan, daß künftig Niemand mehr lebenslänglich angeſtellt (Bravo!) und das Ballet abgeſchafft werden ſoll (Braviſſimo! Wer Kameele tanzen ſehen will, braucht ja nur Thierbuden zu beſuchen.)

Wien. Der Kaiſer von Oeſterreich hat dem Berliner Stallmeiſter Thomſen für deſſen Werk „die Reitkünſte in ihrer allgemeinen practiſchen Anwendung“ eine goldene Medaille geſchenkt.

∴ Richard Cobden, der begeiſterte Apoſtel des Freihandels, der ſiegreiche Führer in den Parlamentsſchlachten des vorigen Jahres, der vor Kurzem hier angekommen und vom Fürſten Metternich empfangen worden war, hat uns in dieſen Tagen wieder verlaſſen und ſeine Reiſe nach Berlin fortgeſetzt. Sowohl im Salon des Fürſten Metternich, als auch bei unſerem Finanz-Präſidenten, Baron von Kübek, der hier die Stelle eines Handels-Miniſteriums gleichzeitig vertritt, hat Herr Cobden die freundlichſte Aufnahme gefunden. Wir wiſſen nicht, welches Thema von dieſen Staatsmännern verhandelt wurde, doch hören wir, daß ſich Herr Cobden über die aufgeklärten und freiſinnigen Anſichten des Baron von Kübek mit wahrem Enthuſiasmus geäußert. »In dieſem Staatsmann,« ſoll Herr Cobden geſagt haben, »liegt eine ſchöne Zukunft!«

∴ Unter den hieſigen Freunden des unglücklichen Dichters Nicolaus Lenau hat ſich ein Ausſchuß zur Prüfung und Ueberwachung des Heilplans gebildet, welchem der Kranke in Döbling unterworfen werden ſoll. An der Spitze dieſes Comité ſteht der Baron Ernſt von Feuchtersleben und Dr. Romeo Seligmann. Daſſelbe ſoll ſich jetzt mit Beſtimmtheit dahin ausgeſprochen haben, daß Nicolaus Lenau an einer unheilbaren Gehirnentzündung leide.

∴ Der witzige Epigrammatiſt Ignaz Goldſchmied, ein vieljähriger Mitarbeiter des „Humoriſten“, iſt geſtorben.

∴ Herr Eduard Jerrmann, Regiſſeur des Theaters an der Wien, übernimmt vom September an die Direction des Theaters in der Joſephſtadt. An Jerrmanns Stelle tritt Herr Lußberger, der zu dieſer Zeit das Burgtheater verläßt.

∴ Die „Theaterzeitung“ ſchreibt: Madame Birch-Pfeiffer iſt nach Berlin zurückgekehrt, doch hat ſie *ihre* „*Familie*“ bei uns zurückgelaſſen.

∴ Das Repertoir der diesjährigen italieniſchen Opern-Saiſon beſtand blos aus eilf Opern, von denen fünf von Donizetti, zwei von Roſſini, zwei von Verdi u. ſ. w. waren. Neu erſchienen: „Maria Padilla“, „Olivo e Pasquale“, Beide von Donizetti, „Estella“, von Ricci, und „Caterina Howart“, von Matteo Salvi. Die meiſten Wiederholungen, ſechzehn, erlebte „Cenerentola“, von Roſſini. Im Ganzen zeigte das Publicum weit weniger Theilnahme, als früher.

∴ Auch die bekannte Madame Louiſe Aſton, eine der emancipirten Löwinnen Berlins, iſt hier angekommen.

∴ Nach einer hier erſchienenen Todtenliſte ſind in einer und derſelben Woche ein *Falke*, ein *Fuchs* und ein *Hirſch* an einer und derſelben Krankheit geſtorben.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Theodor Mügge erzählt in ſeiner neueſten Schrift „die Schweiz und ihre Zuſtände", daß im Jahre 1480 allein fünfzehnhundert Mörder und Räuber hingerichtet worden ſind. Danach kommen auf jeden Tag im Jahre etwa fünf Hinrichtungen.

∴ Vom heiligen Antonius, dem mächtigen Prediger, der aus der Tiefe des Meeres die Fiſche zum Hören heraufgezogen und deſſen Stimme man zwei Meilen weit gehört haben ſoll, wird in der Kirche ſeiner Vaterſtadt Padua die werthe Zunge aufbewahrt, welche alle Diejenigen, ſo ſie küſſen, zu vollkommenen Predigern macht. (Hat keiner unſerer Herren Prediger Luſt, deshalb nach Padua zu gehen? Ce Monsieur Antoine de Padoue n'est pas donc.)

— In Venedig wurde auf dem Ponte Rialto, auf dem jeder Händler ſeine eigene Bank hatte, dieſe Bank, wenn er zur beſtimmten Stunde ſeine Zahlung nicht zu leiſten vermochte, zerbrochen. Von dieſer zerbrochenen Bank (banca rotta) leitet man den Urſprung des Wortes „Bankerott" ab.

— Dem guten Türken erſcheint der Hut der Franken dergeſtalt lächerlich, daß in vielen Schulen ein Exemplar dieſer Kopfbedeckung als Strafmittel aufbewahrt wird, um ihn den unfolgſamen Kindern aufzuſtülpen: der Hut iſt die Eſelsmütze des türkiſchen Schülers.

— Auf der Inſel Jerſey wird kein Fremder mit dem Einheimiſchen auf einem und demſelben Kirchhofe begraben; man hat dort eigene „Fremden-Kirchhöfe".

Brieftauben oder geſchwind, was giebt's Neues?

∴ Man berichtet aus London: Heute Mittag hat ein junger Fanatiker auf Oliver Cromwell geſchoſſen und dafür von König Karl II. den Hoſenbandorden vierter Klaſſe ohne Schleife erhalten.

∴ Man ſchreibt aus Paris: Geſtern Abend iſt Robespierre, Dictator der franzöſiſchen Republik, guillotinirt worden. Seinen Kopf hat er dem anatomiſchen Muſeum in Wien, ſein Herz dem Pariſer Leihhauſe, ſeinen Magen der Rumford-Suppen-Anſtalt in Berlin, ſeine viertauſend Francs Schulden dem Baron James von Rothſchild und ſeine Seele dem Herrn v. Lamartine, Verfaſſer der „Geſchichte der Girondiſten", vermacht.

∴ Soeben erhalten wir eine telegraphiſche Depeſche, daß in Tilſit ein Friedensſchluß zwiſchen Napoleon und dem Könige von Preußen abgeſchloſſen worden unter der Bedingung, daß Herr Ludewig Rellſtab keine Kritiken mehr für die „Voſſiſche" und Herr Profeſſor Rötſcher dito keine mehr für die „Spener'ſche" ſchreiben darf.

∴ Heute Morgen hat Graf Roſtopſchin die alte Czarenſtadt Moskau an allen fünf Ecken anzünden laſſen und gleich darauf ein Déjeuner dansant gegeben, bei dem er die erſte Polka mit dem Kaiſer der Franzoſen getanzt und ſich dann in ſein Bewußtſein zurückgezogen hat, Rußland von der Knechtſchaft Napoleons befreit zu haben.

∴ Am 27. Januar 1796 iſt die Schauſpielerin Sophie Schröder von einem Töchterchen entbunden worden, das in der geſtern ſtattgefundenen Taufe den Namen „Wilhelmine" erhalten hat.

∴ Der ſelige Iffland hat geſtern das Leipziger Stadttheater beſucht, Herrn Regiſſeur Marr als Oberförſter in den „Jägern" bewundert und ſich dann gleich mit Dampf begraben laſſen.

Treffer und Nieten.

• Jemand lieferte unlängſt folgende Definitionen: Die Tinte iſt die dunkele Möglichkeit lichter Ideenwelten, die einer geiſtigen Schöpfung vorangehende Urnacht. Der Klecks iſt die ſpröde Renitenz mißhandelter Tinte gegen das Poſtulat idealer Entfaltung. Das Papier endlich iſt die nach einer Verſöhnung ringende Ausbreitung des lumpigen Princips im Raume.

• Der ſelige Profeſſor Hävernick in Königsberg ſagte im Eingang ſeiner erſten Vorleſung zu ſeinem einzigen Zuhörer: »Ich, der liebe Gott und Sie.«

• In einem Anfalle übler Laune ſagte Ludwig Börne einſt zu einem ſeiner Gegner: »Auch ich bin wohl feil, aber nicht wohlfeil.«

In der **C. Haas'ſchen Buchhandlung** in Wien iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wilde Roſen

von

M. G. Saphir.

Mit einem Stahlſtich.

Illuſtrirte vermehrte und verbeſſerte Miniaturausgabe.

Elegant gebunden in engl. Leinen mit Goldſchnitt,
und dem Portrait des Verfaſſers en relief
auf dem Umſchlage.
Preis 2 Thaler.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Gymnaſtik.

Faßliche Anleitung
zu gymnaſtiſchen Uebungen.

Enthaltend:

das Turnen,

Schlittſchuhlaufen, Schwimmen, Rudern, Reiten, Fahren, Schießen.

Nach Walker bearbeitet von **Julius Kunze.**

Zweite Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Holzſchnitten.
8. broſch. Preis 20 Ngr.

Verlag von **E. A. Haendel** in Leipzig.

Bei **Georg Blatt** in Altona iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bade, C., der Feldzug des Prinzen Eugen gegen die Oeſterreicher in Illyrien und Italien im Jahre 1813, hiſtoriſch dargeſtellt und kritiſch beleuchtet nach den Grundſätzen des von dem Verfaſſer in deſſen „Napoleon im Jahre 1813“ entwickelten centrifugalen Operationsſyſtems. 12. Geh. 15 Ngr.

Deutſch, M., Lieder eines Schatzgräbers. Dichtungen. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Zeiſe, H., Gedichte. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 21.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 21.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Zapfenſtreich.

Aachen. In der Schlußrede der letzten Aſſiſen ſagte der Präſident derſelben, Appellationsrath Schlick: „Der Sieg für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit iſt nun entſchieden, und ich lebe der Hoffnung, daß, ehe das nächſte Jahrzehent verfloſſen iſt, auch das Geſchworenen-Gericht ſeine Herrſchaft über ganz Deutſchland ausgebreitet haben wird." (Gott geb's!)

Ajaccio. Unſere Stadt will ihrem großen Landsmanne Napoleon auf dem vom Cardinal Feſch ihr geſchenkten Fußgeſtell ein Denkmal errichten.

Bamberg. Eine von Brückenau aus aufs Neue verlangte Adreſſe ſoll nun doch von hier abgegangen ſein; doch hat ſich der größere Theil des Gemeinderaths entſchieden geweigert, ſie zu unterzeichnen, und in einem Proteſte ausgeſprochen, daß die Perſönlichkeit der p. p. Montez ihnen nicht Achtung genug einflöße, um die begehrte Abbitte nur einigermaßen zu rechtfertigen. (Sehr bon!)

Baſel. Herr Heusler, Redacteur der hieſigen Zeitung, hatte in Folge eines Artikels über das eidgenöſſiſche Schützenfeſt zu Glarus, vor dem Unwillen des Volkes die Flucht ergreifen müſſen und ſich nach Baden geflüchtet. Die hieſige Volksverſammlung hatte nach Glarus einen mit 400 Unterſchriften bedeckten Proteſt geſchickt mit der Erklärung, daß Hr. Heusler die Verachtung der ganzen Schweiz verdiene. Gleichzeitig iſt die Regierung erſucht worden, der Baſeler Zeitung das Privilegium zu entziehen. (Iſt das auch Preßfreiheit?) Die Regierung hat eine Proclamation erlaſſen und zur Ruhe ermahnt. (Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!) Gleich darauf iſt Hr. Heusler wieder nach Baſel zurückgekehrt.

Berlin. Unter den Anwalten des großen Polenprozeſſes fungiren auch Herr Oettinger, der, wegen ſeiner oppoſitionellen Anſichten aus Königsberg verſetzt, in Folge deſſen ſeine Entlaſſung genommen hat, und Herr Referendar Stieber, dem man früher viel Uebles nachgeſagt, der aber durch ſeine Fähigkeit und ſein Talent als überaus tüchtiger Sachwalter vor dem Criminalgericht allgemeine Anerkennung gefunden.

∴ Der Polizei-Director Duncker iſt zum Chef einer neuen preußiſchen Central-Eiſenbahn-Polizei auserſehen worden.

∴ Der „Freimüthige" macht die hieſigen Geſundheits-Behörden auf eine große Gefahr aufmerkſam. Jenny Lind kommt in den Hundstagen nach Berlin, ſagt der ehrliche Ulrich v. Hutten und meint: „Wenn ſchon im Winter eine Maſſe Leute durch dieſe Nachtigall halb übergeſchnappt ſind, was iſt dann erſt in den Hundstagen von ihr zu erwarten?" (Ein Ganz-Verrückter aber iſt beſſer al[illegible]n Halb-Verrückter!)

∴ Dlle. Emma Roth, eine junge, reichbegabte Sängerin, die ſich unter den Auſpicien des Kapellmeiſters Marſchner in Hannover ausgebildet, hat ihren Gaſtrollen-Reigen auf der Hofbühne als Agathe im „Freiſchütz" eröffnet und ſehr ehrenvollen Beifall eingeerntet.

∴ Am 22. Juli verſchied hierſelbſt, 87 Jahre alt, Frau Sophie Spener, geborene Decker, Wittwe des im Jahre 1827 verſtorbenen Buchhändlers Carl Spener, des früheren Beſitzers und vieljährigen Redacteurs der Spener'ſchen Zeitung, eines Mannes, von dem der verſtorbene König in einem Cabinetsſchreiben an die nun verſtorbene Wittwe ſagte: „er war einer meiner achtungswertheſten Bürger."

Frankfurt. Nach der „Weſer Zeitung" ſoll der beabſichtigte Bundesbeſchluß über die Preſſe ganz zurückgenommen worden ſein. (Wie?)

Genf. Außer dem vom Präſident James Fazy gegründeten „National-Verein" hat ſich hier auch ein „Grütlibund" gebildet, der aus 12 Sectionen beſteht und wie jener bereit iſt, ſich dem Schweizer Volksvereine anzuſchließen.

Gießen. Auch hier iſt eine Adreſſe an die preußiſchen Landtags-Abgeordneten Beckerath, Hanſemann, Meviſſen und Vincke unterzeichnet worden.

Heidelberg. Ein Student aus Mannheim iſt hier relegirt worden, weil er — hört, hört! — für einige rheiniſche Zeitungen politiſche Correſpondenzen geliefert hat. (Das iſt noch nicht dageweſen!)

Leipzig. Viele Zeitungen erzählen uns mit großer Emphaſe, daß ein gewiſſer Graf Albert zu Erbach-Fürſtenau im Odenwalde neulich den fünfhundertſten Hirſch geſchoſſen. (Wieviel dieſer Herr ſchon Böcke geſchoſſen, davon ſchweigt die galante Fama.)

∴ Nach dem Verzeichniß der Hinrichs'ſchen Buchhandlung ſind in dem erſten Halbjahre nicht weniger als 4616 Werke neu erſchienen und aufgelegt worden, darunter die ſtärkſte Rubrik 830 theologiſche; dann folgen [illegible] ſchönwiſſenſchaftliche, 591 polytechniſche, 525 juriſtiſche, 453 geſchichtliche und geographiſche, 407 pädagogiſche, 254 naturwiſſenſchaftliche, 253 philologiſche, 250 mediciniſche, [illegible] mathematiſche, 52 philoſophiſche, und 411 Werke vermiſchten Inhalts.

London. Königin Victoria hat das Parlament aufgelöſt und eine neue Parlamentswahl angeordnet. Die Wahlen müſſen bis zum 21. September beendigt ſein. Sie hat 16 ſchottiſche Peers erwählt, welche im neuen Parlamente Schottland vertreten werden.

∴ Die am 23. Juli von der Königin geſchloſſene Seſſion der Parlamente iſt ſeit den letzten hundert Jahren eine der längſten geweſen, da ſie ſechs Jahre und merkwürdiger Weiſe unter verſchiedenen Miniſtern gedauert hat. Nur zwei Seſſionen, die von 1796 und 1830, haben die letzte an Dauer übertroffen.

∴ In der jetzt beendigten Parlamentsſeſſion ſind 4253 Bittſchriften mit 559,977 Unterſchriften gegen den Erziehungsplan und 919 Petitionen mit 141,717 Unterſchriften zu Gunſten deſſelben eingereicht worden.

∴ Der „Globe" giebt die Dauer der letzten 14 Parlamente ſeit 1796 an und bemerkt, daß ſeit 1801 fünfzehn Premierminiſter das Staatsruder geleitet und zwar Addington von 1801, Pitt 1804, Grenville 1806, Herzog von Portland 1807, Perceval 1810, Graf Liverpool 1812, Canning 1827, Goderich 1827, Herzog von Wellington 1828, Lord Grey 1830, Melbourne 1834, Peel 1834, Melbourne 1835, Peel 1841 und Lord John Ruſſell 1846.

∴ Am 16. September wird in Shakeſpeare's Geburtsort Stratford das Haus, in welchem er gewohnt, öffentlich verſteigert werden. Die Stadt will es für 3000 Pf. St. ankaufen.

∴ Der gute John Bull, der ſich in ſeinem Enthuſiasmus für „die ſchwediſche Nachtigall" noch weit lächerlicher als Berlin und Wien geberdet, hat für das Lindfieber, woran er leidet, ein neues Wort „jennylindomania" erfunden. Sie ſelber aber wird — weil das Wort „Löwin" ſchon zu verbraucht iſt, der „Alligator der Saiſon" genannt. (Old England iſt übergeſchnappt.)

∴ Die Haustruppen des Königs von Dahomy beſtehen, wie ein hieſiges Journal berichtet, aus 10,000 prächtig ausgerüſteten Weibern, von welchen Viele geharniſcht ſind. (Kein Wunder, denn manche Frauen gerathen leicht in Harniſch.)

∴ Sheridan Knowles hat ſich vom Drama ab- und dem Romane zugewendet. Sein „George Lovell" wird allgemein gerühmt.

∴ Engliſche Oper fehlt uns jetzt ganz: das dazu beſtimmte Prinzeßtheater in Oxfordſtreet hat kein genügendes Perſonal dafür zuſammenzubringen vermocht. Mme. Albertazzi, eine mit einem Italiener verheirathete Engländerin, die ſonſt dort zu ſingen pflegte, iſt ins Privatleben zurückgetreten, wie überhaupt die wenigen muſikaliſchen Notabilitäten ſich mit einem Male verloren haben. Clara Novello iſt eine Gräfin geworden und hat unter dem blauen Himmel der Romagna keine Sehnſucht nach dem Nebel Albions; Mme. Shaw, die treffliche Altiſtin, iſt ganz verſchollen; Frl. Kemble hat die Stimme eingebüßt und nur ein Frl. Birch giebt ſich Mühe, dieſe großen Lücken zu erſetzen. Dagegen blüht noch immer der Ruf des Herrn John Parry, den wir am beſten als einen muſikaliſchen Humoriſten bezeichnen. Er dichtet, componirt, ſingt und ſpielt, alles vereint, und wer an dem ſchweren Geſchütz engliſcher Komik Geſchmack findet, wird davon befriedigt ſein. Zu demſelben Genre gehört auch Herr Matthews, welcher das franzöſiſche Vaudeville auf engliſchen Boden verpflanzt hat, und ſich beſtrebt, den unübertrefflichen Levaſſeur des Palais-Royal nachzuahmen. Allein dazu reicht die Natur nicht aus, das Urbild wird Karrikatur, das Vaudeville Farce.

∴ **Dem. Rachel** hat im St. James-Theater einen Cyclus von Gaſtrollen eröffnet. Man ſollte alle engliſche Schauſpieler dahin ſchicken, damit ſie wenigſtens die Elemente der Aeſthetik lernten. Wir mögen in Deutſchland klagen über den Verfall des Theaters, wenn wir auf frühere Zeiten zurückkehren, aber verglichen mit England, ſtehen wir doch noch im Heiligthume der Kunſt.

Lüttich. Der hieſige Gartenbau-Verein hat aus Samen eine dreifarbige Roſe erzeugt und ſie „Tricolore Liégeoise“ getauft. (Am Ende iſt dieſe Roſe noch polizeiwidrig!)

Madrid. Seit Kurzem erſcheint auch hier eine Gerichtszeitung unter dem Namen „Gaceta de los Tribunales.“

Mailand. Die Akademie der ſchönen Künſte hat einen Preis von 1700 Lire für ein Oelgemälde von $1^{3}/_{4}$ Metres Höhe und $2^{1}/_{10}$ Metres Breite mit $1^{1}/_{2}$ Metres hohen Figuren des Vordergrundes ausgeſetzt, welches den Sophokles darſtellt, wie er, von ſeinen erbeluſtigen Söhnen des Blödſinns angeklagt, ſeinen Richtern das Trauerſpiel Oedipus auf Kolonos vorlieſt und darauf freigeſprochen wird, während die Söhne verurtheilt werden. Nur die in den öſterreichiſchen Staaten ſich aufhaltenden Maler dürfen ſich um den Preis bewerben.

Mannheim. Nach der hieſigen „Abendzeitung“ iſt Fräulein Tſchech ohne alle Unterſtützung, auf eigene Hand und Gefahr, von Kamen mit der Eiſenbahn nach Cöln, und von dort mit dem Dampfboot nach Straßburg, dann auf der Eiſenbahn nach Baſel und auf den Rath eines dortigen Buchhändlers wieder zurück nach Straßburg gereiſt, wo ſie gegenwärtig noch verweilt. (Siehe Charivari, Seite 4041.)

München. Man lieſt in den „Freikugeln“: „Lola Montez, Gräfin von Landsberg, fährt überall in einem vierſpännigen Hofwagen. Wie ſtolz werden in hundert Jahren die Grafen von Landsberg (wenn nämlich deren zu erwarten ſind) auf die andern bürgerlichen Menſchenkinder herabſehen! Angenommen, es gäbe in hundert Jahren noch einen Adel mit Ahnenſtolz u. ſ. w. in der Zeit!“

∴ Lola Montez vertreibt nicht nur Kinder, ſondern auch Männer. Künſtler, wie der Maler Kaulbach und der Kapellmeiſter Lachner verlaſſen die bairiſche Reſidenz, um ſich vor den Peitſchenhieben der lolamontezizſchen Laune zu retten. Beide wollen ſich nach Berlin überſiedeln.

Münſter. Am Tage nach der Flucht der Tochter Tſchechs fand ſich der Polizei-Director Duncker in Kamen ein. Man hatte nämlich den Franzoſen, der ſchon früher verſucht, die Tochter des ꝛc. Tſchech zu entführen, einige Tage vorher an der belgiſch-preußiſchen Grenze bemerkt und ſofort darüber nach Berlin berichtet; von dort aus ſandte man auf der Stelle den Polizei-Director Duncker, der nur um einen Tag zu ſpät kam. Der Entführer iſt ein franzöſiſcher Deputirter (?), welcher gleich nach der Hinrichtung des Tſchech, wo er ſich gerade in Berlin befand, deſſen Tochter ſeine Hand anbot und ſich deshalb aus Berlin hatte entfernen müſſen. (?)

Naumburg. Der hier unter Leitung des Herrn v. Florencourt herausgegebene „Verfaſſungsfreund“ hat „auf hohen Befehl“ zu erſcheinen aufgehört. (Was nützt das?)

Neapel. Das Budget des Conſervatoriums beträgt 36,000 Ducati (ungefähr 48,000 Thlr.), wofür 100 Zöglinge ernährt und unterrichtet werden. Die Beamten beſtehen aus zwei Gouverneurs, einem geiſtlichen Rector, einem Director und vierundzwanzig Profeſſoren. Mercadante, der Director, erhält 7500 Frcs. (2000 Thlr.) jährlich, die übrigen Lehrer erhalten 1200 bis 2500 Frcs.

New-York. Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben jetzt 335 öffentliche Bibliotheken, in welchen ſich, zuſammengenommen, 2,351,260 Bände befinden. Davon kommen auf New-York 33 Bibliotheken mit 174,000 Bänden, auf Pennſylvanien 32 B. mit 176,000 B., auf Maſſachuſſets 30 B. mit 203,000 B., auf Ohio 23 B. mit 68,000 B., auf Maryland 11 B. mit 54,200 B., auf Columbia 9 B. mit 75,000 B. u. ſ. w.

∴ Im Monat Juni ſind allein eintauſendzweihundert Schneider aus England hier eingewandert.

Nürnberg. Die gute Lola Montez, hier zu Lande auch Gräfin v. Landsberg geheißen, will eine in der Roſenau gelegene, im türkiſchen Serailſtyl erbaute Villa kaufen und ſich bei uns auf einige Zeit niederlaſſen. Gottlob leider wiſſen nur Wenige unter uns dies unverdiente Glück zu ſchätzen.

Paris. Von unſerer Strafpolizei wurde vor einigen Tagen der Fall conſtatirt, daß ein junger Menſch, der ſich eine Freundin hält und ſehr anſtändig lebt, Vormittags als verhungerter Arbeiter und Bettler ſich herumtreibt, um Nachmittags in einer Equipage mit ſeiner Schönen den Ertrag ſeines Bettelns zu verpraſſen.

∴ Das „Gymnaſe dramatique" iſt mit einem neuen dreiactigen Schauſpiel „Charlotte Corday", von den Herren Dumanoir und Clairville aufgetreten und hat damit viel Glück gemacht. Die Titelrolle hat in der gefeierten Madame Roſe Cheri eine reizende Vertreterin gefunden.

∴ Herr Cormenin hat für ſeine „Entretiens de village" den Preis von 3000 Francs und Herr Auguſtin Thierry den erſten Gobert'ſchen Preis für ſeine „Réflexions sur l'histoire de France" erhalten.

Petersburg. Am 14. Juli ſtarb hier der ehemalige Herausgeber des ruſſiſchen „Invaliden", der Geheimerath Peſarowius, in einem Alter von 72 Jahren.

Rom. Die Volksmänner haben ein in vielen Kaffeehäuſern gedruckt aufliegendes Schreiben an den Kriegsminiſter Mgr. Medici-Spada erlaſſen, worin es u. A. heißt: „Zügelloſer Mann, es iſt Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Prüfen Sie Ihr Gewiſſen und erkennen Sie ſich als das Inſekt, welches Sie in der That ſind. Sie ſind nicht mehr in der Möglichkeit, ſich wieder das öffentliche Zutrauen zu erwerben. In Laſter und Verbrechen zu tief verſunken, finden Sie nicht die nöthige moraliſche Kraft, den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit noch ein Mal betreten zu können. Treten Sie alſo ab, ziehen Sie ſich in ein Kloſter zurück, Ihre Sünden zu bereuen, die Allen bekannt und in Aller Munde ſind. Nützen Sie dieſen heilſamen Rath, wenn Sie ſich ſelbſt lieben, und zwingen Sie das Volk nicht, Exceſſe zu Ihrem Verderben zu begehen."

∴ Der neuernannte Cardinal-Secretär Ferretti erhielt ſeine Ernennung vom Papſte in einem Handſchreiben, das mit den Worten ſchloß: „Möge Ew. Eminenz kommen, um dieſe neue Würde auf ſich zu nehmen. Gott iſt mit uns". Cardinal Ferretti, ein vieljähriger Freund des Papſtes, iſt aus Ancona gebürtig und 52 Jahre alt.

Schleswig. Bei einem Geſangfeſte im Lehmſiecker Holze, an der Küſte von Schleswig, brach in dem Augenblick, wo die Huſumer Liedertafel das Lied anſtimmte: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben," die ganze Sängerbühne mit ihren 70 Sängern zuſammen. Zum Glück kam jedoch bei dieſem Fall Niemand zu Schaden.

Turin. Rußland, Oeſterreich und Preußen ſollen eine gemeinſchaftliche Note an ſämmtliche italieniſche Regierungen gerichtet haben, worin dieſe vor Abänderungen der Verfaſſungen ihrer reſp. Staaten auf's Ernſtlichſte gewarnt werden. Hier hat dieſe Note große Senſation erregt und im Miniſterium zu lebhaften Berathungen Anlaß gegeben.

Billet-doux aus Dresden.

Herr C. M. Oettinger wird gebeten, doch ja erſt vor Leipzigs Thüren zu kehren, ehe er ſich über die Dresdener luſtig macht und noch dazu auf eine ſo unſinnige Weiſe.*) Glauben Sie denn, daß ein Philiſter, wie Sie ihn in den letzten Nummern des „Charivari" dargeſtellt haben, jemals nach Leipzig kommt? Nimmermehr! Er müßte denn eine große Erbſchaft zu erheben haben, wenn er aus ſeinem göttlichen Dresden heraus ſoll, und dann bringt er niemals Frau und Kind mit.**)

Ein Leſer des „Charivari."

---

*) Bitte recht ſehr! Die harmloſen Bilder, über die Sie ſich ärgern, ſind uns von einem Dresdener ſelbſt eingeſchickt worden.

**) Das müſſen Sie freilich beſſer wiſſen. Die Karikatur „der Leipziger in Dresden," die Sie uns eingeſchickt, folgt in einer der nächſten Nummern des „Charivari."

C. M. O.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 255. Leipzig, 20. Auguſt 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b

Champagner-Parade.

Von Auguſt Grebe.

Aus dem Lande der Champagne, —
Alſo nicht von andern Orten,
Wie's oft heißt mit dreiſten Worten —
Nein, nur aus dem Land Champagne
Zieh'n, wie vordem, ſo auch heute
Blank und wohlbeleibt gar manche
Angeſeh'ne Ritterleute.
Aber nicht mit Pechkapuzen,
Schwarz und finſter, wie vor Jahren,
Gleich den Räubern der Abruzzen,
Zieh'n durch Deutſchland ihre Schaaren;
Nein, im Silberhelme heben
Sie empor das ſtolze Haupt,
Daß man ſonder Widerſtreben
An die edle Abkunft glaubt.
Und wie ſollt' im deutſchen Lande
Man nicht trauen wohlgemuth
Ihrer Abkunft, ihrem Stande,
Ihrem edlen vollen Blut?
Geben ſie, von ihren Ahnen
Treu ererbt, doch ſtets das alte
Loſungswort, daran zu mahnen,
Daß die Art ſich rein erhalte;
Denn im Thal' und auf der Höh'
Schallt es: Sillery mouſſeux!
All' ihr Helden der Champagne
Sollt von uns gefeiert ſein!
Wir, die Deutſchen, gut und fein,
Chevaliers de l'Allemagne,
Laden Eure Cavalcade
Zu Turnei und Feſtparade! —
Dir, mit ſchwarz-roth-gold'nen Wappen,
— Schauervolle Farben-Pracht! —
Dir zuerſt mit Deinen Knappen,
Der da wirket ſtets und wacht
In dem Weinberg Orleans,
Hoher Fürſt und Flügelmann,
Duc de Montebello, muß
Schallen der Fanfare Gruß!
Nun heran, ihr andern Herr'n,
Edle Ritter alleſammt,
Ihr auch ſeid willkommen gern,
Bouzymänner zubenamt,
Schulz — Salzwedel — Wageneur,
Lambry, Geldermann und Deutz!
Alle Achtung und bonheur!
Klingt's doch faſt etwas gefährlich,
Souverain und landesherrlich,
Ungefähr wie Greiz und Schleiz.
Dann den Heidſieck wohl zu merken,
Denn auch er iſt Bouzymann
Und, ob ſeinen Ritterwerken,
Strahlet auf des Schildes Plan,
Wie in Eurer Wappen Glanz',
Ein Komet mit ſeinem Schwanz'.
Immer näher, edle Degen!
Muth und Schande! — Wie verwegen!
Moet-Chandon heißt er ja,
— Iſt von ſtarkem Geiſte einer,
Führt ein Wappen, blau, wie keiner,
Selbſt nicht Roche-Victoria,
Oder, wie manch' and'rer Herr,

Renaudin und Bollinger; —
Moet iſt, wie all' die Jäger,
Einer der Kometenträger,
Aber mit dem Unterſchied,
Daß den Schwanz er ſtreng' vermied.
'S iſt auch löblich, denn wie necken
Sie die Herren van der Necken
Ob des Hahnen mit der Krone,
So er führt ſammt ſeinem Sohne
In dem Wappen? Selbſt der Adler,
Oder welche Vogelart
Sonſt es ſei, zahm oder wilde,
Die Herr Goerg auf ſeinem Schilde,
Dem goldſtrahlenden, bewahrt,
Findet ihre luſt'gen Tadler.
Aber ſeh'! Auf ſtolzen Rappen
Nah'n zwei Ritter: in dem Wappen
Schön verziert die Roſe glänzet; —
Ach, Ihr ſeid gar reiche Ritter,
Dreſſel-Aubert! Durch den Flitter
Und den Laubſchmuck, ſo da kränzet
Euer Wappen, blinken Gold,
Eures Ritterwerkes Sold,
Gold und runde Louisd'or
Sauber aufgezählt hervor.
Nun, Glück zu! Denn oftmals führt es
Auch zum Leid, oft ruinirt es
Selbſt den Vater und Sohn.
Doch ſtill mit den Stichelworten!
Denn es zieh'n heran ſo ſchon
Ruinart père et fils allborten.
Drum Glück auf! — Ein alter Kämpe
Aus dem Jahre Neununddreißig,
Mit der erſten Silberkrempe,
Sonſt bei allen Schlachten fleißig,
Trabet dort zum Schluß heran.
Ei, nur näher, Rittersmann,
Aſſy-Duchatel, in Ehren
Deinen Ruhm auch hier zu mehren!
Doch wer kann ſie alle nennen,
Deren glänzend ſtolze Schilder
Dort noch aus der Ferne brennen,
Ritter, die wir noch nicht kennen,
Sanfter bald, und bald auch wilder,
Die, genährt noch in den Wiegen
Mit Liqueur und Zucker kaum,
Zum Turnei heran ſchon fliegen
In der Schranken weiten Raum!
Ja, wer kennt die Helden alle,
Aber vollends auch die Schelmen,
Die da mit Kanonen-Schalle
Schäumend unter Ritterhelmen
Pfiffig wollen uns bethören,
Als ob ſie was Rechtes wären!
Wahrt Euch, daß Euch Pfuſchergeiſter
Des Turniers Herold und Meiſter
Nicht nach Eurem Stammbaum fragt!
Denn Ihr würdet fortgejagt,
Wenn dann Birk' und Apfelbaum
Löſeten den falſchen Traum.
Wißt, zu ſolcher Feſtparade —
Vollends hier im deutſchen Land',
Wo man, fern von Schein und Schimmer,
Echt-Originelles immer
Selbſt vom Ausland ſucht' und fand, —
Wißt, zu ſolcher Feſtparade
Nah'n nur Ritter echter Art,
Ritter mit der eignen Wade
Ritter mit dem eignen Bart! —
Darum haltet Euch hübſch ferne,
Daß man Euch nicht kennen lerne!
Denn ſchon ſtattlich aufmarſchiret
Steh'n die Edelen und ſchau'n
Zum Altan; dort paradiret,
Fein bedient von ihren Frau'n,
Des Turnieres Königin,
Reichbegabt an Geiſt und Sinn,
Sie, des Feſtes ſchönſter Stern.
Kennt Ihr Sie, Ihr edlen Herr'n?
Auf, laßt die Drometen dröhnen!
Herold, Deines Amts gewärtig,
Thue kund in lauten Tönen
Allen Rittern, ſchier und bärtig,
Wer ſie ſei, die Feſtes-Dame?
Wir, die Deutſchen, die geduld'gen,
Gar gefälligen Pflichtſchuld'gen,
— O, fortune de mon ame! —
Sind ſo ſelig, wenn wir huld'gen.
Darum ruhig! Achtung! — Wißt,
Daß es Madam' Cliquot iſt!

Hört, hört!

Die neueſte Nummer des „Teleſkopen“ bringt aus der Feder eines Ungenannten folgende kannibaliſch-malitiöſe Briefſchnitzel:

Große Auction von Handſchriften Leipziger Schriftſteller

oder

Kommt, ſeht und kauft!

Kein Capriccio, keine Humoreske, ſondern reine Wahrheit.

Am 25. Auguſt laufenden Jahres findet in Leipzig eine Auction von Autographen ſtatt. Es ſind meiſtentheils Briefe von Schriftſtellern, und da wir ſchon voraus das Glück hatten, ſolche zu leſen, ſo können wir uns nicht enthalten, einige derſelben zu Nutz und Frommen unſerer Leſer mitzutheilen.

Nummer 60. Ein Brief des bekannten Humoriſten und Satirikers E. M. Oettinger, folgenden Inhalts:

> »Ausgezeichneter Herr von Patchouli.
>
> Wenn es Ihre Zeit erlaubt, ſo erſuche ich Sie, mich heute Abend auf ein kleines frugales Mahl in meinem Garten zu beſuchen. Ich hoffe, daß wir uns coloſſal amüſiren werden, denn ich habe noch zwei meiner beſten Freunde, den Dr. Laube und den Herrn Ober-Regiſſeur Marr, eingeladen.
>
> Freundlichen Gruß von Ihrem
>
> E. M. Oettinger.«

Nummer 61. Ein unfrankirter Brief von Dr. Wilhelm Bernhardi, Redacteur der neuen „Theater-Locomotive“ und Verfaſſer einer unvollendeten Hamlet-Kritik:

> »An Herrn Bankier Müller.
>
> Die mir zugeſendeten Wechſel in Betrag von 11,000 Thaler zu Gunſten des Dr. Schiff in Hamburg habe ich unverzüglich acceptirt. Der Mann iſt gut. Da man mir ein Seebad angerathen hat und ich ſchon morgen abreiſen werde, ſo habe ich meinem Verwalter Auftrag ertheilt, die Wechſel augenblicklich zu honoriren. Auf meiner Rückreiſe, wo ich in Betreff mehrerer zu Beefſteaks tauglichen Ochſen in Ihre Nähe komme, werde ich auch Sie beſuchen.
>
> Hochachtungsvoll
>
> Dr. Wilhelm Bernhardi.
>
> Schkeuditz, am 10. Juni 1847.«

Der Katalog bringt dabei Seite 18 folgende Anmerkung: »Drei Zoll unter der Namensunterſchrift befindet ſich noch ein eigenhändiger Fettfleck (wahrſcheinlich von einem ſaftigen Beefſteak) und in der Richtung von Süd-Weſt-Nord ein Tintenkler von dieſer Größe ●. Fettfleck und Tintenkler können einzeln, oder, wenn es gewünſcht wird, auch getheilt verauctionirt werden.«

Nummer 62. Ein Brief von Ignatz Kuranda, Redacteur der „Grenzboten“:

»Verehrter Herr!

Ihr werthes Anerbieten, über die bevorſtehende Aufführung meiner „letzten weißen Roſe“ eine lobende Kritik in mehrere Journale zu befördern, muß ich leider ablehnen, da ich ſolche Sachen ſtets ſelbſt beſorge.

Berlin, an meinem Ausweiſungstage.

Dr. Kuranda.«

Nummer 63. Ein Brief von Dr. Robert Heller, weiland Redacteur der „Roſen“.

»Lieber Freund.

Du haſt mich zu einem Frühſtück eingeladen, wo, wie ich gehört, ein Bedeutendes an Wein vertilgt werden ſoll. — Ich muß ſehr bedauern, Deinem Wunſche nicht willfahren zu können, da ich durchaus keinen Wein, am allerwenigſten Rothwein trinke. Im Uebrigen ſtets

Gohlis. Dein Freund

Robert Heller.«

Nummer 64. Ein Brief von Dr. Johann Sporſchil, berühmtem Hiſtoriker:

»An Herrn Buchhändler Krebs in München.

Anbei ſende ich Ihnen das Manuſcript zu der Brochüre: „Bier iſt Gift!“ Es hat mir unendliche Mühe gekoſtet, ehe ich es zu Stande gebracht. Als Honorar bedinge ich mir ſechs Tonnen bairiſch Bier. Sie als Kenner werden ſchon eine gute Quelle wiſſen.

Reudnitz bei Leipzig. J. Sporſchil.«

Nummer 65. Ein Brief von Dr. Carl Herloßſohn, berühmter Schriftſteller und Redacteur der Zeitſchrift „Komet“:

»Verehrter Herr.

Die mir freundlichſt zugeſendeten ſechzehn Novellen für den „Kometen“ habe ich in einem Ruck durchgeleſen und finde ſie alle höchſt vortrefflich. Sie ſchreiben mir, daß Sie auf jedwedes Honorar verzichten; dieſe Worte haben mich tief geſchmerzt, ja, haben mich empört, denn ich honorire ſelbſt jedes abgedruckte Gedicht mit einem Friedrichsd'or und für Novellen gebe ich wenigſtens zwanzig Thaler in Gold pro Bogen. Ermeſſen Sie ſelbſt, wie leid es mir thut, ſechzehn Novellen zurückſenden zu müſſen, die mindeſtens hundert Druckbogen geben. Aber ich weiche durchaus nicht von dem Beſtehenden ab, denn conſequent muß der Menſch ſein und aus dieſem Grunde auch

Leipzig, in der Oſtermeſſe.

Ihr

ergebener

Dr. Herloßſohn.«

Nummer 66. Ein Brief von Dr. **Karl Haltaus, Dichter, Geſchichts**ſchreiber und Lehrer an der Thomasſchule zu Leipzig:

»An Herrn von Cotta in Stuttgart.

Aus Afrika zurückgekehrt, wohin ich mich Behufs der Studien zur Geſchichte des „puniſchen Krieges“ begeben, finde ich Ihre werthe Zuſchrift vom 6. December 1844 vor, worin Sie mich erſuchen, Ihnen den 30ſten bis 36ſten Band meiner Geſchichte des „puniſchen Krieges“ in Verlag zu geben. So ſchmeichelhaft mir dies Anerbieten iſt, ſo muß ich es doch vor der Hand abweiſen, denn ich habe ſo lange auf den Ruinen von Carthago geſeſſen, daß ich die Hämorrhoiden auf eine Art bekommen, die mich zwingt, wenigſtens acht Jahre zu pauſiren.

Leipzig, im Storchenneſt 1847.

Mit großer Hochachtung
Dr. Karl Haltaus.«

(Die Fortſetzung dieſer Briefe folgt in nächſter Nummer oder in vierzehn Tagen, oder gar nicht. Das Letztere am allerwahrſcheinlichſten.)

* * *

Unſer „Charivari“ erlaubt ſich, die Fortſetzung dieſer köſtlichen Briefe ſchon heute zu bringen, um die Leſer nicht ſo lange auf die vom „Teleſkopen“ verſprochene Fortſetzung warten zu laſſen.

Nummer 67. Ein Brief von dem bekannten Humoriſten **Theodor Drobiſch**:

»Lieber Oettinger.

Geſtern Abend habe ich mir einen arabiſchen Apfelſchimmel für 144 Louis gekauft. Er heißt Bu Maza und ſtammt in gerader Linie von jenem Hengſte ab, auf dem Mahomet, als er in eine der ſchönſten Perlen Mecca's verliebt geweſen war, tagtäglich dort ſeine Fenſterpromenaden gemacht. Ich ſitze nun den ganzen Tag zu Pferde und redigire ventre-à-terre dreizehn Journale, darunter auch den „Teleſkopen“.

Morgen reite ich nach Wurzen, um die Trümmern zu ſehen, auf welchen unſer gemeinſchaftlicher Freund Dr. Karl Haltaus bei ſeiner Rückkehr aus Afrika ausgeruht hat.

Wie immer
Ihr treuer Freund
Theodor Drobiſch.«

Nummer 68. Brief des ausgezeichneten Lyrikers und Byron-Ueberſetzers **Adolf Boettger**:

»Lieber Freund.

Geſtern war ich ſchauderhaft melancholiſch; heute bin ich's ebenfalls und ich fürchte, daß ich's auch morgen ſein werde. Wenn das ſo fortgeht, ſo bin ich capable, aus lauter Verzweiflung übermorgen die Gedichte des Herrn K. H. zu leſen und Dir darüber die längſt verſprochene Kritik zu ſchreiben.

Bis dahin behalte lieb
Deinen namenlos melancholiſchen Freund
Adolf Boettger.

P. S. Weiß Gott, ich bin ſehr melancholiſch!«

Nummer 69. Ein Brief des berühmten Privatdocenten Dr. Schletter, Redacteur des „Tageblatts“:

»Hochgeehrter Herr.

Ihre mir gütigſt eingeſandten Artikel gegen unſer Stadttheater habe ich leider ad acta legen müſſen, weil ich, was Sie nicht zu wiſſen ſcheinen, Inhaber eines Freibillets und ein großer Verehrer unſerer vortrefflichen Kunſtanſtalt bin.

Im Uebrigen habe ich die Ehre, trotz meiner Stellung, zu ſein

Ihr ganz ergebenſter
Dr. Schletter.«

Nummer 70. Brief des Dr. Auguſt Diezmann, Redacteur der „allgemeinen Modenzeitung“:

»Liebſter Aurelio.

Ihren Wunſch, ſich ſobald als möglich in die Gallerie berühmter Zeitgenoſſen aufgenommen zu ſehen, würde ich ſchon längſt erfüllt haben, wäre ich im Beſitze eines Portraits Ihrer intereſſanten Perſönlichkeit. Seit Monden ſuche ich einen Pinſel, der Sie verewigen ſoll; doch hat es mir bis heute noch nicht glücken wollen, einen zu finden, der ſich damit befaſſen will.

Mündlich mehr von

Ihrem treu ergebenen
A. Diezmann.«

Nummer 71. Brief des weltberühmten Novelliſten und Touriſten Ernſt Willkomm, dermalen nicht in Italien:

»An den Buchhändler X. in Leipzig.

Es wird Ihnen bekannt ſein, daß ich zwei Jahre, nein nur zwei Monate in Italien geweſen bin und darüber drei Bände höchſt anziehender Reiſenovellen unter dem Titel „Italieniſche Nächte“ herausgegeben habe, die, wie zu erwarten war, höchſt reißenden Abgang gefunden. Nachträglich habe ich mich, auf Zureden vieler Buchhändler, entſchloſſen, vier Bände neuer Reiſeſkizzen unter dem Titel „Italieniſche Morgen“ erſcheinen zu laſſen und frage, ob Sie geneigt wären, dieſelben in Verlag zu nehmen. Da meine Anſprüche höchſt beſcheiden ſind — ich verlange für jeden Bogen nur ſechzehn Carolins — ſo bin ich überzeugt, daß Sie dabei ein höchſt lucratives Geſchäft machen werden.

In Erwartung einer baldigen Antwort zeichnet ſich u. ſ. w.

Ihr ergebener

Ernſt Willkomm,
Verfaſſer der „Italieniſchen Nächte“.

Nummer 72. Brief des Herrn Marr, Verfaſſer der in Leipzig mit furore aufgenommenen Ueberſetzung „Zeit und Stände“ und, beiläufig erwähnt, noch immer Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters:

»Lieber Bruder!

Du ertheilſt mir den gefährlichen Rath, dem bewußten Kerl, der nicht müde wird, dem Publicum zu erzählen, daß ich noch immer Ober-Regiſſeur des Leipziger Stadttheaters bin, die Knochen im Leibe zu zerſchlagen. Solcher Gemeinheit iſt ein Mann meiner Bildung nicht fähig; ich für meinen Theil räche mich auf edlere Weiſe: ſo oft ich dem Kerl begegne, ſpucke ich aus vor ihm.

So rächt ſich

Dein Freund und College
H. Marr.«

Claſſification der Spieler.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Herr Louis von Carbonnel, welcher in Stuttgart, bei J. B. Müller, eine nicht unintereſſante „Physiologie de Bade-Bade" herausgegeben hat, theilt die profeſſionirten Spieler dieſes berühmten Kurorts in folgende acht Haupt-Rubriken ein.

1) Le comptable, der ausgelernte, wenigſtens fünfzigjährige, vorſichtige, methodiſche, zehn Stunden lang am Tiſch ausdauernde Spieler.

2) Le caroteur, der lauernde, anſcheinend nur zuſchauende und zerſtreute, nur nach der Wahrſcheinlichkeitsrechnung, wenn z. B. lange Roth gefallen iſt, auf Schwarz ſetzende, im Glücksfall mit ſeinem Gewinn verſchwindende und nie einem großen Riſico ſich ausſetzende Spieler.

3) Le tapissier, der wie eine Bombe plötzlich auf den Tiſch fällt und auf ein Mal eine Menge Nummern beſetzt, gewöhnlich ein reicher Ruſſe oder Engländer.

4) Les associés, eine ſchon viel gemeinere Klaſſe von eigentlichen Rittern der Induſtrie, die als geſetzte Herren ankommen, ſcheinbar um das Bad zu brauchen und ſich von angeſtrengten Berufsgeſchäften zu erholen, aber Spieler von Profeſſion ſind.

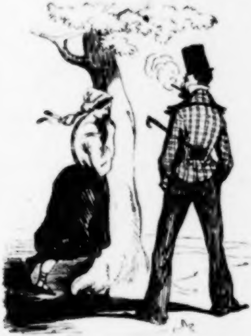
5) L'indifferent kommt immer mit Damen und ſtellt ſich, als verſtünde er das Spiel nicht, oder, wenn er ſpielt, als ſei ihm Gewinn und Verluſt vollkommen gleichgiltig.

6) Le joueur magnifique, ein Fürſt, Prinz oder großer Herr, der wirklich gleichgiltig und mit der nobelſten Kälte von der Welt das Geld zum Fenſter hinauswirft.

7) Le casse-cou, der leidenſchaftliche Spieler, der gewöhnlich Alles verliert und, wenn er könnte, Weib und Kind, ſeine eigene Freiheit und ſein Leben aufs Spiel ſetzen würde.

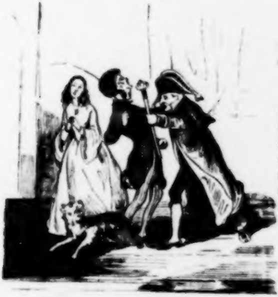
8) Le joueur invisible, gewöhnlich ein junger, reicher Erbe, der aber noch aus Scham oder Rückſichten einen Andern für ſich ſpielen läßt.

Die ſpielenden Frauen glaubt der Verfaſſer ſchicklicher Weiſe überſehen zu müſſen, weil ihr Laſter keine liebenswürdige Seite darbietet.



Jungfräulicher Zweifel.

Man ſagte mir, er ſei reich, und doch trägt er Hoſen wie unſer Bettdrillich!



Ein Portier und Mitglied des Anti-Thierquäler-Vereins.

Prügeln Sie Ihre Frau, ſo lang' es Ihnen gefällt; das geſchieht aus Menſchenliebe und geht mich nichts an, aber wenn Sie Ihren Hund prügeln, ſo iſt das Thierquälerei, mein Herr, und die dulde ich nicht!

Zapfenſtreich.

Aachen. Hier hat ſich eine Geſellſchaft zur Wiederherſtellung unſeres Münſters gebildet. Derſelbe wurde im Jahre 796 von Karl dem Großen erbaut und 804 von Papſt Leo III. eingeweiht.

Altona. Ein Dr. Schröder arbeitet im Auftrage des Vereins für Hamburgiſche Geſchichte an einem Lexikon verſtorbener Hamburgiſcher Schriftſteller. (Da kommt wahrſcheinlich auch Herr Dr. Wallheim hinein.)

Berlin. Keiner von allen Deputirten hat hier eine ſo ehrenvolle Erinnerung zurückgelaſſen, als Herr von Vincke. Sein verſtorbener Vater, Ober-Präſident von Weſtphalen, war bekanntlich ein eingefleiſchter Royaliſt, während der ſcharfſinnige und ſcharfzüngige Sohn ein liberaler Ariſtokrat, ein Mann des Fortſchritts und der Freiheit iſt. Man erzählt von einer Audienz, die Letzterer, vor ſeiner Abreiſe von hier — wir wiſſen nicht, bei wem? — gehabt haben ſoll. Man drückte ihm das tiefe Bedauern aus, daß der Sohn eines ſolchen Vaters ſich in die Reihen der Oppoſition geſtellt; von ſolchem Vater habe man ſich einen andern Sohn verſprochen. »Ja,« erwiderte Herr von Vincke, »die Söhne halten nicht immer, was die Väter verſprochen haben.« Herr von Vincke iſt ein Mann in den Dreißigern und noch unverheirathet.

∴ Die ci-devant „Preußiſche Staatszeitung", die ſich durch die vollſtändige Mittheilung der Landtagsverhandlungen im letzten Quartale eine Ueberzahl von Abnehmern verſchafft hatte, iſt jetzt wieder auf das alte Niveau von 3500 Abonnenten zurückgeſunken. Seltſamer Weiſe waren die Koſten für den Druck der Landtagsverhandlungen ſo ungeheuer angewachſen, daß ſie trotz jenes Mehr-Abonnements ein Deficit von 10,000 Thalern erhalten hat, die nun das Miniſterium des Innern bezahlen muß.

∴ Die „Deutſche Zeitung" ſagt: Es ſcheint kein bloßer Zufall, daß zu derſelben Zeit, wo die preußiſche Regierung die Oſtbahn aufgiebt, Rußland mit dem coloſſalen Plane einer Weſtbahn auftritt, die ſeine lockern Glieder von Petersburg bis Moskau und Warſchau verbinden ſoll. Der große Entwurf mahnt ſchmerzlich daran, wie ſehr durch das reſultatloſe Ende des preußiſchen Landtags Deutſchland verloren und wie viel dadurch ſein natürlicher Feind gewonnen hat.

∴ Kein Land iſt ſo reich an Blinden als Preußen. Auf eine Bevölkerung von 14 Millionen zählt man 10,000 Blinde. Auf 1400 Sehende kommt immer ein Blinder.

∴ Für die öffentlichen Gerichtsverhandlungen beginnt in Kurzem ein neuer Zeitabſchnitt, da die Frauen ſich ſelbſt öffentlich und mündlich zu vertheidigen anfangen. Bettina, das alte Kind, wird den Reigen eröffnen; aus Vorſicht hat das Gericht drei neue Schnellſchreiber angeſtellt, weil dieſe Frau bekanntlich mehr als ein halbes Dutzend Advocaten ſchwatzt.

∴ Unter den jetzt hier verweilenden ausgezeichneten Fremden befindet ſich auch der Fürſt von Canino, ein Neffe des Kaiſers Napoleon und Sohn des im Jahre 1840 in Viterbo verſtorbenen charakterfeſten Lucian Bonaparte. Der Fürſt von Canino wurde bekanntlich im Jahre 1843 wegen ſeiner Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften — er iſt Verfaſſer einer „Ornithologie Amerika's" und einer „Fauna Italiens" — von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zu ihrem Mitgliede erwählt.

∴ Der berühmte Freihandel-Vertheidiger Richard Cobden (geb. 1804 zu Mancheſter) iſt in Sans-Souci dem Könige vorgeſtellt worden. Cobden begiebt ſich von hier nach Petersburg.

∴ Jenny Lind droht wieder herzukommen. Ein Spötter hat den Vorſchlag gemacht, auf dem Platze vor dem Opernhauſe eine große Anſtalt für Sturzbäder zu errichten; doch fürchtet man, daß die auf ſo viele hohle Schädel niederfallenden Waſſertropfen einen für die ohnedies nicht allzufeſten Grundlagen der Berliner Häuſer übergefährlich erſchütternden Lärm hervorbringen möchten. — Dem. Rachel dagegen ſcheut ſich nach Berlin zu kommen, weil hier der echten, gediegenen Kunſt, ſtatt des Roſenwaſſers des Enthuſiasmus, die ätzende Lauge einer anmaßenden Kritik entgegengeſpritzt wird.

∴ Profeſſor Kaulbach hat ſeine Wirkſamkeit in dem neuerbauten Muſeum bereits begonnen. Er malt daſelbſt in dem großartigen Treppenhauſe ſeinen Karton: „die Zerſtörung des babyloniſchen Thurmes", und wird darin von zweien ſeiner Schüler unterſtützt.

∴ Der „Geſellſchafter" ſchreibt: Wir begegneten jüngſt auf einem holländiſchen Buche einem Titel, der ſelbſt den Titelſüchtigſten zu heilen im Stande wäre; er lautete: „Reichs-Vieh-Arzt".

∴ Der „Rettigjunge", das gefährliche Proletarierſtück, wird jetzt auf dem Berliner Sommertheater in Schöneberg gegeben. Schläft die Berliner Polizei? Und doch ſind ſo viele Hofräthe in Berlin! Die Dresdener war wachſamer und fürſichtiger. (Dresd. Tagebl.)

Bonn. Bekanntlich hat der Profeſſor Kinkel wegen eines Liedes, welches ziemlich leichtſinniger Natur iſt und den Schluß im diesjährigen Taſchenbuch „vom Rhein" bildet, Unannehmlichkeiten erfahren. Jetzt verlautet, daß dieſes Lied nicht als Original von dem bekannten Profeſſor herſtammt, ſondern daß es lediglich eine metriſche Bearbeitung der Lebensmaximen des längſt verſtorbenen Papſtes Bonifacius VIII. iſt.

Brüſſel. Herr Hendrick Conſcience, der bekannte Schriftſteller und Volksredner, iſt zum Lehrer der Prinzen für die vlämiſche Sprache und Literatur ernannt worden. Herr Conſcience hat ſeit langer Zeit die liberale Fahne verlaſſen, um ſich, nachdem er ſeine Feder der retrograden Partei verkauft hatte, in die Extreme der Apoſtaſie zu ſtürzen. Er, der früher durch ſeine vaterländiſchen Romane dem Fortſchritte weſentliche Dienſte geleiſtet, hat nun durch ſein politiſches Rockumkehren ſein ganzes Anſehen verloren.

∴ Zu dieſer Belohnung der Conſcience'ſchen Apoſtaſie bildet das Benehmen des Miniſteriums gegen einen andern vaterländiſchen Schriftſteller, der ſeine Farbe nicht verleugnet hat, einen eigenthümlichen Gegenſatz. Auf die Zuſendung ſeines Romans „Ein Sohn des Volks", von L. Gerrits, deſſen Hauptbegebenheiten ſich der Brabanter Revolution von 1790 anreihen, antwortete der Miniſter de Theux unter Rückſendung des eingeſchickten Exemplars: »Die Regierung finde ſich zur Aufmunterung derartiger Werke nicht veranlaßt.«

Cöln. Neulich ſtand hier ein merkwürdiger Mann vor Gericht, der Doctor der Medizin, Profeſſor der Anatomie und Naturwiſſenſchaften, Rentier, Dichter, Bildhauer, Ritter mehrerer Orden, Freiherr von Peller, welcher die üble Gewohnheit hatte, in den Gaſthäuſern die ſilbernen Löffel einzuſtecken. Die Unterſuchung ergab, daß er ein Maurergeſelle iſt. Seine Betrügereien verübte er in Folge eines eigenthümlichen Documents. Zur Zeit der Verſammlung der Naturforſcher in Nürnberg ſchrieb er, als Freiherr von Peller, mit allen obigen Titeln, an die Commiſſion und bat um die Ehre einer Vorleſung über die Polypen. — Die Antwort erfolgte unter allen jenen Titeln. Die Vorleſung wurde geſtattet und der Maurergeſell beſtieg auch wirklich das Katheder, gelangte aber nicht zum Schluß ſeiner Vorleſung, weil er lauter dummes Zeug zu Tage brachte und man ihn nicht fortfahren ließ. Mit dieſer Nürnberger Adreſſe aber half er ſich fort, auch durch manchen andern Schwindel, z. B. in Wiesbaden durch die gerichtliche Aufnahme ſeines Teſtaments, in welchem er eine Menge ſeiner (abweſenden) Diener mit Legaten ſeines großen Vermögens bedachte, unter Anderm erhielt auch Schwanthaler ſeine Sammlung von plaſtiſchen Meiſterwerken! Das Ende der Schwindelei war ſechs Jahre Zuchthaus.

Conſtantinopel. Der Sultan läßt nun auch in Mecca eine öffentliche Bibliothek anlegen. Die Türkei macht Fortſchritte. (Zeit wär's freilich!)

∴ Der Klavierpauker Liszt hat vom Sultan ein Pack der ſchönſten circaſſiſchen Mädchen geſchenkt bekommen, die ihm wahrſcheinlich noch beſſer gefallen werden, als früher die verführeriſche Lola Montez.

Dresden. Der König von Sachſen hat dem berühmten Geographen Profeſſor Dr. Carl Ritter das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens verliehen.

∴ Der beliebte Berliner Liedercomponiſt Auguſt Schaeffer, deſſen Polka-Ständchen ein Lieblingsſtück aller Männergeſangs-Vereine geworden iſt, wird ſeine in Berlin mit großem Beifall aufgeführte Operette im Herbſt auch hier in Scene ſetzen. Sie heißt „Eben recht" und — kommt uns eben recht. (Warum giebt man dies allerliebſte Singſpiel nicht auch in Leipzig?)

∴ Vom 1. October angefangen ſoll hier ein neues ſchönwiſſenſchaftliches Journal unter dem Titel „Dresdener Morgenblatt" erſcheinen.

∴ Im Herbſt wird hier ein Congreß der deutſchen Eiſenbahnen-Directionen ſtattfinden.

Elberfeld. Unſere Zeitung enthält in einer Mittheilung vom Bodenſee folgende, offenbar ganz ungegründete Nachricht: »Man ſpricht vielfach von einer bevorſtehenden Theilung der Schweiz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, welche zur Sicherung Europa's unumgänglich nothwendig erachtet würde. Frankreich ſolle, heißt es, die Lande franzöſiſcher Zunge: Neuchatel, Genf, Wallis und den größten Theil von Freiburg, Bern und Baſel erhalten; Oeſterreich ſolle dafür die übrigen Lande in Beſitz nehmen, welche dem Hauſe Habsburg theilweiſe ſchon früher zugeſtanden. Teſſin ſolle entweder an Savoyen oder an Frankreich fallen.« (Ein Nachſpiel von Krakau!)

Erfurt. Der Regierungsrath von Ehrenberg hat den Literaten F. Schrader in Weimar criminell belangt, weil dieſer vor einiger Zeit die bekannte Angelegenheit ſeiner Tochter zum Gegenſtande eines Zeitungsartikels gemacht hatte. Ein hieſiger Kaufmann war wegen deſſelben Vergehens in zweiter Inſtanz zu viermonatlicher Zuchthausſtrafe verurtheilt, aber vom Könige vorläufig begnadigt worden. Das unglückliche Fräulein Pauline von Ehrenberg wird in dieſem Prozeſſe ſelbſt als Zeugin auftreten. (Geht denn das?)

Florenz. Nicolini, der berühmte Verfaſſer des „Arnelda da Brescia“ und vieler andern gefeierten Trauerſpiele, hat ein neues Stück, „Filippo Strozzi“, vollendet, das ſich bereits unter der Preſſe befindet.

∴ Ein neues Ereigniß des italieniſchen Theaters betitelt ſich „das erſte Drama einer Schauſpielerin“. Verfaſſer deſſelben iſt ein Herr Gerardo de la Teſta.

Frankfurt. Herr Anſelmus von Rothſchild will ſich dem Elemente anvertrauen, das keine Balken hat: er will den Vice-König von Egypten und von Cairo aus die Inſel Ceylon beſuchen, wo ſeine Familie viele Plantagen beſitzt.

Gaſtein. Am 16. Auguſt hat die feierliche Enthüllung des Denkmals ſtattgefunden, das der Erzbiſchof Ladislaus Pyrker dem verſtorbenen Kaiſer Franz errichten ließ.

Genf. Karl Heinzen macht in der „Mannheimer Abendzeitung“ bekannt, daß er im Laufe dieſes Sommers ſeine Reiſe nach Amerika anzutreten gedenkt und fordert die deutſchen Buchhändler, welche ihm Geld ſchulden, zu deſſen Bezahlung unter dem Bemerken auf, daß das Unangenehme der Schritte, welche er im Weigerungsfalle zu thun genöthigt ſein würde, zu den geringen Schuldbeträgen in gar keinem Verhältniß ſtehen würde (d. h. mit andern Worten: er droht, jene Buchhändler, welche ſeine verbotene Schriften verkauft haben, zu denunciren, daß ſie ſie verkauft haben. Das iſt freilich auch radical, ob aber auch edel? (That is the question!)

Gotha. Der Herzog von Gotha, Componiſt der „Zaire“, beſchäftigt ſich mit der Ausarbeitung einer neuen Oper, zu der ihm Herr von Elsholtz den Text geſchrieben hat. Sie heißt „die Vergeltung“.

Hamburg. Unſere Zeitungen enthalten eine Poſtconvention zwiſchen England und Hamburg, die mit dem 1. September in Kraft tritt. Zeitungen direct von Hamburg nach England und zurück werden unentgeltlich befördert und zahlen nur dann ein Porto von einem halben Penny, wenn ſie mit Privatſchiffen befördert werden.

Königsberg. Die freie evangeliſche Gemeinde hat beſchloſſen, daß ihre Leichenbegängniſſe ohne allen Prunk ſtattfinden und Ruheplatz und Leichenwagen unentgeltlich ſein ſollen. Mit den Selbſtmördern wird hinſichtlich der Beerdigung keine Ausnahme gemacht. (Schön, ſehr ſchön!)

Kopenhagen. Auch hier hat ſeit Kurzem ein franzöſiſches Theater, unter Leitung des Schauſpielers Trouillet, feſten Fuß gefaßt.

Leipzig. Seit langer Zeit iſt kein Gaſtſpiel auf unſerm Stadttheater von ſo günſtigem Erfolge geweſen, als das der Dem. Rathe und des Herrn Götz von Weimar. Beide haben ſich eines reichen und gerechten Beifalls zu erfreuen, und verdienen in der einförmigen Sahara unſeres langweiligen Theater-Repertoires als erquickende Oaſen bezeichnet zu werden.

∴ Neulich hat Herr Wagener den „Fauſt“ dergeſtalt verunſtaltet, daß ihn unſer mehr als nachſichtiges Publicum verdientermaßen ausgezischt hat.

London. Die vier liberalen Candidaten der City, Lord John Ruſſell, Pattiſon, Larpent und Baron Rothſchild ſind zu Mitgliedern des Unterhauſes erwählt worden. — Letzterer iſt der erſte Israelit, welcher ins Parlament kommt.

∴ Bulwers Landſitz iſt ein kleiner Feenpalaſt; ſein Haus in London, St. James-Street, Nummer 19, in Buckingham-Gate, zeigt ſchon in ſeinem geputzten Aeußern den Geſchmack des Beſitzers und ſticht von dem räucherigen Schwarz der andern Wohnungen ab. Seine Equipage iſt elegant, aber höchſt einfach. Seine älteſte Tochter, ein hübſches Mädchen von achtzehn Jahren, iſt aus ihrer Penſion in Deutſchland zurückgekehrt und von ihm an die Spitze ſeines Haushalts geſtellt; doch erlaubt er ihr nie, einen Brief anzunehmen, ein Verbot, zu dem er wohl ſeine ſehr guten Gründe haben muß, obgleich der weiſe Metaphyſiker wohl hätte bedenken ſollen, wie doppelt ſüß verbotene Früchte ſchmecken.

∴ Der älteſte Admiral der britiſchen Flotte, Erskine Douglas, iſt auf ſeinem Landſitze Waterford im 87ſten Lebensjahre geſtorben.

∴ Auch Herr Walter, Haupteigenthümer der „Times" und früher Unterhaus-Mitglied, iſt am 29. Juli im 70ſten Lebensjahre geſtorben. Die „Times" ſind an dieſem Tage mit einem Trauerrande erſchienen.

∴ Von Henrick Herz's Drama, „König René's Tochter", iſt nun auch eine engliſche Ueberſetzung erſchienen.

∴ Der Buchhändler Bohn hat eine neue engliſche Uebertragung von Schillers „Don Carlos", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans" und „Braut von Meſſina" angekündigt.

∴ „Oliver Cromwell" iſt der Titel eines neuen fünfactigen Schauſpiels, das ein Sir Richard dem Drucke übergeben hat.

Mailand. Giulio Cavano hat den zweiten Band ſeiner italieniſchen Ueberſetzung der Shakeſpeare'ſchen Schauſpiele ans Licht treten laſſen. Er bringt den „König Lear".

Montpellier. Vor dem hieſigen Zuchtpolizeigerichte ſind zwei hochgeſtellte Griechen (falſche Spieler), die auch in deutſchen Bädern en passant eine Rolle geſpielt, verurtheilt worden, und zwar Graf Adolphe Lombard de Caſtellet zu zwei Jahren Gefängniß und 100 Francs Geldſtrafe, Graf Jules Neuriſſe d'Armonon zu fünfzehn Monaten Gefängnißſtrafe condemnirt. (Falſchſpielen ſcheint demnach auch zu den „noblen Paſſionen" zu gehören.)

München. Ein baieriſcher Correſpondent hat in Bezug auf Lola Montez ein neues Wort erfunden. Statt **Loyalität** ſchreibt er **Lolaität**. (Der Schelm!)

Neapel. Im verfloſſenen Jahre wurden im ganzen Königreiche Neapel blos 937 Bücher gedruckt; die größere Hälfte davon war — geiſtlichen Inhalts.

∴ Andrea Ferrigni-Piſone, der regens chori an der hieſigen Kathedrale, iſt jetzt vielleicht der einzige italieniſche Prieſter, der den Kirchengeſang gründlich ſtudirt hat und genau deſſen Geſchichte kennt. Seine „dissertazione sull' origine ed i progressi della musica sacra" iſt eines der gelehrteſten Werke der neuern italieniſchen Literatur.

∴ Im Fondo-Theater hat „Giulia di Toloſa", eine neue Oper vom Grafen Gabrielli, trotz mancher hübſchen Einzelheiten, nur wenig angeſprochen.

Ohlau. Unſere kleine, freundliche, durch die oberſchleſiſche Eiſenbahn nur drei Viertelſtunden von Breslau entlegene Stadt iſt bekanntlich nicht im beſten Geruche, obſchon der Ohlaufluß dort bei dem Orte, der ſeinen Namen trägt, nicht ganz ſo verpeſtende Dünſte haucht, als die ſind, womit er einen großen, von ihm durchſchnittenen Theil der Hauptſtadt Schleſiens, im Sommer namentlich, regalirt. Das heitere Ohlau iſt trotzdem nicht in beſtem Geruche, ſagen wir, nämlich der allda fabricirt werdenden Glimmſtengel halber. Der Duft dieſer geiſtvollen Ohlauer-Cigarren kann auch einen Feinſchmecker in dem Puncte, ſei er ſonſt noch ſo nervenſtark, gleich ohnmächtig werden laſſen, ſetzte er nur eine an den Mund. Daß ſich Ohlau viel um periodiſche Preſſe und öffentliches Leben bekümmere, davon hat, bis vor ſehr kurzer Zeit, auch nicht viel verlauten wollen. Plötzlich tritt es mit einer Monatsſchrift auf, dem „Kämpfer für Recht, Wahrheit und Freiheit", herausgegeben von Karl Graf. Das erſte Heft bietet des Pikanten und Förderlichen Mancherlei. Komme nur das Blatt dem Gottſtein'ſchen Motto:

»Hüll' dich nicht in ſchlaue Phraſen,
Rück' dem Gegner ſcharf zu Leibe,
Wer uns will zum Kampfe blaſen,
Offen bei den Unſern bleibe!«

das es gewählt, auch immer nach. Sehr Vielen freilich wird der „Kämpfer" ein Dorn im weichen, geilen Fleiſche ſein, exempli gratia den Ultramontanen, eine Benennung, welche das „Schleſiſche Kirchenblatt" und die ſeiner würdige „Modenzeitung" mit Wolluſt allen Katholiken vindicirt wiſſen wollen, für welches Aushängeſchild aber ſich jeder brave Katholik allerſchönſtens bedanken wird. Neulich ſchien unſere katholiſche Geiſtlichkeit nicht abgeneigt, einen Schritt nach vorn zu verſuchen: ſie folgte nämlich der Leiche, ich weiß nicht mehr, ob eines oder einer Evangeliſchen. Die Toleranz langte aber nur bis in die Nähe des Kirchhofs. Da wandten ſich die heiligen Herren, welche den Leichenzug durch ihre Gegenwart hatten celebriren wollen, haſtig nach dem lieben Hinten zurück.

Paris. Louis Philipp hat den Director der Sternwarte zu Pulkowa, den Doctor Struve, zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt.

∴ Der Obergärtner von Meudon hat den Orden der Ehrenlegion erhalten, weil er — hört, hört! — im vorigen Jahre die erſten Bohnen und heuer die erſten grünen Erbſen auf die Tafel Louis Philipps gebracht. (Hat der Berner Guckkaſtenmann Recht oder Unrecht?)

∴ Nach altem Herkommen müſſen die beiden Sitze, welche der Ex-Miniſter Teſte und der Ex-General Cubières in der Deputirtenkammer inne gehabt hatten, ein Jahr leer ſtehen bleiben. Erſterer iſt ſo krank, daß er aus der Conciergerie nach Ham abgeführt werden ſoll. Letzterer will ſich nach St. Louis, im Staate Miſſouri, begeben, wo einer ſeiner Oheime, welcher Frankreich 1815 als Flüchtling verlaſſen hatte, große Niederlaſſungen beſitzt.

∴ An den Straßenecken von Paris paradirte neulich ein Anſchlagzettel des Inhalts: »Man ſucht unbeſchäftigte Arbeiter, um einen Hof und zwei Kammern auszuräumen.«

∴ Der letzte General der egyptiſchen Armee Bonaparte's, Bron de Bailly, iſt im 90ſten Lebensjahre in Batignoles geſtorben. Nach einem Treffen am See Möris, wo zwei Pferde unter ihm getödtet wurden, ernannte ihn Bonaparte zum Brigadegeneral.

∴ Graf von Saint-Aulaire hat nach 15jähriger Wirkſamkeit ſeine diplomatiſche Laufbahn aufgegeben.

∴ Herr von Chateaubriand iſt aus dem Seebade von Dieppe zurückgekehrt.

∴ Der Schrecken aller franzöſiſchen Schriftſteller, die nur einigen Ehrgeiz haben, iſt ein gewiſſer Herr Le Bigna, ein literariſcher Leichenbegängniß-Unternehmer. Wünſcht ein Verleger einen Ballen Bücher, an deſſen Verkauf er zweifelt, loszuwerden, ſo bringt er ihn zu Herrn Le Bigna, der die ganze Auflage, ohne Rückſicht auf den Namen des Verfaſſers, zu 50 Centimes pro Band kauft. Kommt einmal der Name eines Schriftſtellers in Le Bigna's Katalog, ſo fallen deſſen Actien, commerziell genommen, um 50 und, in der Achtung ſeiner Collegen, um 75 Procent.

∴ Die franzöſiſche Volkspartei erhält jetzt ein neues Volksorgan zur Förderung ihrer Intereſſen. — An dem „Peuple“, der von V. Pilhes redigirt wird, wollen ſich Dupoty, Proudhon, Pyat, Thoré, Luchet und andere von den Wogen der Zeit getragene Geiſter betheiligen.

∴ Ein deutſcher Gelehrter, F. Goldſchmidt, hat in franzöſiſcher Sprache ein engliſches Geſchichtswerk: „Histoire politique de Guillaume III., roi de l'Angleterre“, veröffentlicht. Die Kritik beſpricht es mit großem Lobe.

∴ Vor Kurzem iſt hier ein kleines Büchelchen von ungewöhnlich großem Humor erſchienen. Es heißt „Pauvre trompette“ und iſt von Herrn Champfleury, Verfaſſer des „Chien-Caillou“. Es finden ſich Seiten in dieſem Buche, die ſelbſt der Autor der „Aventures du chat Moore“ nicht verleugnen würde.

∴ Zu Angers iſt von einem Herrn Guimoyſen ein dreiactiges Schauſpiel, „der Tod Urban Grandiers oder die franzöſiſche Rechtspflege im ſiebzehnten Jahrhundert“, im Druck herausgekommen.

∴ Die Civilliſte hat dem Théâtre français zu einer Umgeſtaltung ſeines Innern 300,000 Francs und der großen Oper zu demſelben Zwecke 100,000 Francs bewilligt.

∴ Einer der neuen Directoren, Herr Camille Roqueplan, iſt nach London gereiſt, um Jenny Lind auf drei, wo möglich auf ſechs Monate zu gewinnen.

∴ Im Théâtre olympique ſoll im Herbſt das Sophokleiſche Trauerſpiel „Oedip“, nach der italieniſchen Bearbeitung des Schauſpielers Guſtavo Modena, mit Muſik von Pacini, in Scene gehen.

∴ Ein einactiges Luſtſpiel, „le Chirurgien-Major“, von Emile Souveſtre, hat nicht viel Glück gemacht, weil Stoff und Behandlung nur mittelmäßig ſind.

Peſth. Fürſt Paul Eſterhazy hat ſämmtlichen ungariſchen Gelehrten und Schriftſtellern in ſeiner Reſidenz Eiſenſtadt ein großes Feſtmahl von 600 Couverts gegeben.

∴ Der Feuilletoniſt des „Buda Pesti Hirado“ ſchildert einen „Peſther Sonntag im Grünen“ wie folgt: »Morgens: Garten und Wald voll von Maikäfern; Mittags: Garten und Wald voll Raupen; Abends: Garten und Wald voll Gelſen, plus Fliegen und andern Naturſängern; dazu Muſik hier, dazu Muſik dort: hier Cymbel, dort Trommel; weiter Leierkaſten, Hanswurſt, Mariandel und Czakan; friſches Waſſer ohne Wein und abgeſtandener Wein mit unreinem Waſſer; Lachen umſonſt, Langeweile fürs Geld; große Hitze und kleines Gefrorenes; überfüllte Bierhäuſer und leeres Theater; Reiter zu Fuß und Fußkünſtler zu Roß, über das Ganze eine ungeheure Staubdecke und darunter — coloſſaler Katzenjammer. (Ei, das muß prächtig ſein, da möcht' ich hin!)

∴ Herr Szigligethi, der Scribe der ungariſchen Bühne, hat C. von Holtei's „Lorbeer und Bettelſtab“ ins Magyariſche überſetzt.

∴ Am 1. October ſoll das neuerbaute deutſche Theater eröffnungsreif ſein.

Petersburg. Auf dem Nationaltheater iſt eine ruſſiſche Bearbeitung des „Grafen Monte Chriſto“, von A. Dumas, in Scene gegangen.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind in ganz Rußland 793 Originalwerke und 79 Ueberſetzungen erſchienen. Die Einfuhr von Büchern aus dem Auslande belief ſich auf 597,595 Bände.

Prag. Einige hieſige Patrioten haben dem Cardinal Mezzofanti wegen ſeiner Vorliebe für die böhmiſche Sprache eine Auswahl der beſten böhmiſchen Schriften in prächtigen Einbänden überreichen laſſen. Das Geſchenk war von einer böhmiſchen Ode begleitet, die den Pfarrer Winiaricki zum Verfaſſer hat, der den Erfinder der Buchdruckerkunſt à tout prix zu einem geborenen Böhmen und aus Guttenberg einen Kuttenberg machen will.

∴ Der Muſeums-Verein zur Herausgabe guter böhmiſcher Bücher hat eine Ueberſetzung von Shakeſpeare's „Romeo und Julia", von Franz Doucha, veröffentlicht. Schon früher iſt von demſelben Vereine „Othello", von Malý, „Macbeth" und „Lear", von Kollar, erſchienen.

Regensburg. Der große Martin Luther ſoll nun endlich doch in die kleine Walhalla kommen. (Wer weiß, ob's ihm lieb ſein wird!)

∴ Die für unſere Walhalla beſtimmte Luther-Büſte wird nicht von Schwanthaler, ſondern vom Profeſſor Rietſchel, aus Dresden, im Atelier des Profeſſors Rauch in Berlin ausgeführt.

Rom. Die römiſchen Bürger haben der Stadt Bologna ein in Marmor ausgeführtes coloſſales Bruſtbild des jetzigen Papſtes zum Geſchenk gemacht.

∴ Luigi Domeniconi hat an der Spitze berühmter Schauſpieler, unter denen die Namen Riſtori, Salvini, Belotti, Gotellini glänzen, dem Papſte einen Plan zur Reform des italieniſchen Theaters vorgelegt. Er bezweckt, nach und nach die fremden Producte zu entfernen und ein gediegenes Nationaldrama zu begründen. Die italieniſchen Schriftſteller, die ihre Kräfte der Bühne zuwenden, ſollen, außer den Tantiemen, auch Prämien erhalten. (Wollen unſere dramatiſchen Meſſiaſſe nicht lieber nach Rom auswandern?)

∴ Auf einem der hieſigen Privattheater iſt „Esmeralda", eine neue Oper des Fürſten Joſeph Poniatowsky, mit raſendem Beifall aufgenommen worden.

Stockholm. Der ſchwediſche Schriftſteller Palmblad hat unlängſt den Briefwechſel der Prinzeſſin Sophie Dorothee von Zelle, der Gemahlin König Georgs I. von England, und ihres Günſtlings, des Grafen Philipp Chriſtoph von Königsmark, veröffentlicht. Es ergiebt ſich daraus, daß das Verhältniß Sophiens zu Philipp kein unſchuldiges geweſen iſt.

∴ Ludwig Deinhardſteins ſämmtliche Künſtlerdramen ſind von Herrn Dahlgrén ins Schwediſche überſetzt worden.

Stuttgart. Unſere Zeitungen haben die Erlaubniß erhalten, die Cenſurſtriche anzeigen zu dürfen und machen davon vielfachen Gebrauch. Es erſcheint jetzt kein Blatt, das nicht durch die Blatternarben der Cenſur verunſtaltet iſt.

Valparaiſo. Auch die Hauptſtadt von Chili hat jetzt eine italieniſche Oper, die mit Meyerbeers „Robert der Teufel" eröffnet worden iſt. Als erſte Sängerin figurirt eine Signora Carieri.

Weimar. Vor Kurzem iſt hier der letzte Enkel Chriſtoph Martin Wielands, der Studioſus Carl Wieland, der letzte Träger des ruhmgeſchmückten Namens ſeines Geſchlechts, geſtorben.

Wien. Ungeheures Aufſehen erregt eine Eingabe der Beamteten der Cenſurhofſtelle beim Erzherzog Ludwig, die an Freimuth Alles übertreffen ſoll, was hier in Beſchwerdeſachen bis jetzt vorgekommen ſein mag. Sie iſt gegen den Grafen Sedlnitzky, der noch immer Chef der Polizei- und Cenſurhofſtelle iſt, und gegen eine unordnungsmäßige Einſchiebung des Herrn Rankhofer, aus Lemberg, bei der hieſigen Cenſur gerichtet. Der Herr Graf wollen ſich endlich — freiwillig, wie man ſagt — zurückziehen.

∴ Der „Bilancia", das officielle Blatt des Papſtes, iſt hier mit „damnatur" belegt, d. h. verboten worden. (Nun wundert's uns nicht mehr, daß auch unſer „Charivari" ſtreng verboten iſt; aber geleſen wird er doch!)

∴ Dr. J. N. Vogl, der bekannte Balladendichter, iſt von der Akademie der Arkadier in Rom zum Mitglied erwählt worden und hat als ſolches den Namen „Naulide Pelopideo" erhalten. Die Auszeichnung iſt wohlverdient, aber der Name, aufrichtig geſagt, etwas ridicule.

∴ Ein deutſcher und ein egyptiſcher Prinz haben ein paar Tage in unſerer Mitte verweilt: Prinz Friedrich von Würtemberg und Prinz Chalil Effendi aus Cairo. Vor Kurzem ſind hier drei engliſche Blauſtrümpfe angekommen, die Miſſes Lucy, Mary Martineau und Miß Cooper.

∴ Die „Theater-Zeitung" meldet unter den in Wien Angekommenen auch einen „Herrn Karl Eichhorn, Literat aus Berlin". — „Karl Eichhorn?!" Wenn's kein Druckfehler iſt, wird ſich Berlin und das umliegende Nord-Deutſchland recht freuen, die Bekanntſchaft dieſes ſeines berühmten Literaten „Karl Eichhorn" zu machen. Noch mehr aber wird ſich gemeldeter Herr Karl Eichhorn ſelbſt gefreut haben, ſeinen werthen und gewiß von ihm ſehr geſchätzten Namen zum erſten Male gedruckt zu ſehen. (Th.-Locom.)

∴ Lenau's Verhalten iſt jetzt ein ruhiges: ſehr heitere Stimmung wechſelt mit tiefer Verſunkenheit ab. Muſik, wie er ſelbſt die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweiſt, übt einen wohlthätigen Einfluß auf ihn; wird ſie zu lärmend, ruft er: »leiſe!« Sein Ausſehen iſt kräftig vegetirend: reinlich gekleidet und mit dampfender Cigarre empfängt er gern Beſuche von ſeinen Freunden im ſchönen Garten der Irrenanſtalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine halbe Stunde von Wien und heiter gelegen iſt.

∴ Gräfin Hahn-Hahn hat ihren neueſten Roman „Sybille" dem Fürſten Friedrich von Schwarzenberg gewidmet. »Ihnen, lieber Fritz,« heißt es in der Zueignung, »weihe ich dieſes traurige Buch, denn Sie können es aushalten.« Das Selbſtgeſtändniß der Frau Gräfin, daß ihr Werk ein trauriges ſei, iſt höchſt lobenswerth; doch muthet ſie dem armen „Lanzknecht" nicht wenig zu, denn ihre „Sybille" iſt in der That nicht zum Aushalten. (Wiener Zeitſchrift.)

∴ Herr Eduard Breier hat einen neuen Roman, „Eine Maria Magdalena in Wien", unter der Feder. (Maria Magdalena und Wien! Kaum denkbar!)

∴ Herr Otto Prechtler hat beim Hofburgtheater ein neues Schauſpiel, „Adrienne", eingereicht. Es wird im Herbſt in Scene gehen.

∴ „Magda" heißt eine neue Oper des Herrn von Flotow, die im October im Kärnthnerthor-Theater zur Aufführung kommen ſoll.

∴ Der Theaterdirector Carl will auf drei Monate das Odeon miethen, um dort mit ſeiner Truppe bis zur Eröffnung des neuerbauten Theaters in der Leopoldſtadt (bis Ende December) zu gaukeln. (Armes Odeon!)

∴ Ein hypergenialer Tanzgeiger will eine Völkerwanderungs-Quadrille und eine neue Polka unter dem höchſt einfachen Titel „$a+b+c = 2a+b-c+d$" in die Welt ſchicken.

∴ Seit Kurzem iſt Jenny Lind hier zu haben ... in Porzellan.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Ein Naturforſcher — diesmal wieder ein franzöſiſcher — hat berechnet, welche ungeheure Kraft ein Vulkan, z. B. der Aetna, aufbieten muß, um die Lava aus ſeinem Innern bis an den Kraterrand hinaufzutreiben. Um ſeine Berechnung deutlicher zu machen, vergleicht er die vulkaniſche Kraft mit der einer Dampfmaſchine von 400 Pferdekraft und erlangt das Reſultat, daß die Kraft des Aetna gleich 55,262,500 ſolcher Dampfmaſchinen oder 21 Millionen Pferden gleich ſei. (Bitte, nachzurechnen!)

— In den Bodegas oder Weinſchuppen zu Xeres findet man einige große, ehrwürdige, mit altem Weine (madre vino) gefüllte Fäſſer, die den jüngern Jahrgängen Kraft und Stärke geben und ihnen neuen Muth einflößen; dieſe alten Weine werden entweder „Wellington" oder „Nelſon" getauft. Dieſen Fäſſern dürfen ſich nur Fremde von Bedeutung nähern und nur ihnen geſtattet man, daraus zu nippen. Das Faß, aus dem einſt Ferdinand VII. im Weinſchuppen Pedro Dombeqs gekoſtet hat, trägt noch jetzt den Namen dieſes Monarchen.

— Laurenz Normann war in Homer dergeſtalt verliebt, daß er ihn beſtändig bei ſich trug und einem ſeiner Söhne den Vornamen Homer gab, um den geliebten Namen recht oft hören zu können.

— Jeder Sultan muß nach dem Koran eine mechaniſche Kunſt treiben: Mahmud I. war Goldarbeiter; Osman III. war Tiſchler; Muſtapha III. ſchlug Münzen; der unglückliche Selim III. malte auf Mouſſelin; Achmed III. war Schriftſteller, Maler, Baumeiſter und Gärtner.

— Manche Indianerinnen tragen noch heute Trauer um den letzten Inka, indem ſie auf einer Seite ihres Rocks einen Streifen von dunklem Stoff ſenkrecht angeheftet haben.

— Die alten Chineſen verbrennen vor ihren Götzenbildern ſo viel Wohlgerüche und Parfümerien, daß ſie, nach engliſcher Berechnung, Jahr aus Jahr ein mehr als 90 Mill. Pfd. St. verausgaben. (Eine koſtſpielige Verehrung!)

— Die chineſiſche Schrift iſt, nach Gützlaff, aus 214 Wurzelzeichen gebildet, aus welchen alle übrigen Zeichen, die ſich auf 80,000 belaufen ſollen, zuſammengeſetzt werden.

— Im Dorfe Greven (im Münſter'ſchen) herrſcht der ſeltſame Brauch, daß alle ſechs Jahre diejenigen Männer, die ſich während dieſer Zeit verheirathet haben, in einer auf dem Markte aufgeſtellten Waſſerkufe untergetaucht werden. (Sind ſie denn nicht ohnedies abgekühlt?)

Treffer und Nieten.

• Friedrich der Große ſagte einſt: »Wenn ich eine böſe Provinz zu beſtrafen hätte, würde ich ſie durch einen Philoſophen regieren laſſen.«

• Ueber der Thür, welche in einen Saal führt, wo Landtagsverhandlungen gepflogen werden, fand man mit Kreide die Buchſtaben »V. G. u. w. W.« angeſchrieben. Alles zerbrach ſich den Kopf ob dieſer Hieroglyphen. Da entzifferte Einer den tiefen Sinn und jubelnd erſchell es: »Völker-Glück unſer wahres Wohl!« Am andern Morgen war der leere Raum zwiſchen den Buchſtaben wieder mit Kreide ausgefüllt und da hieß es: »Viel Geſchrei und wenig Wolle!« (Paßt das nicht ſo ziemlich auf alle Säle dieſer Art?)

• Herr von Rothſchild in Paris beſitzt eine gründliche Verachtung gegen Alle, die nicht Hunderte von Millionen commandiren. Ein bekannter Bankier war mit Hinterlaſſung eines geringern Vermögens, als man erwartet hatte, geſtorben. »Ich habe ihn für einen ziemlich wohlhabenden Mann gehalten,« ſagte der große Rothſchild, »und doch hat er nicht mehr als dreißig Millionen hinterlaſſen.« (Der arme Mann!)

• Lafontaine, der jeden Morgen einen gebratenen Apfel zu eſſen pflegte, legte eines Tages einen ſolchen zum Abkühlen auf den Kaminſims und ging inzwiſchen in ſeine Bibliothek. Gleich nachher trat einer ſeiner Freunde ins Zimmer, ſah den Apfel und aß ihn. Lafontaine kehrt zurück, ſah den Apfel nicht, ahnte aber ſogleich deſſen Schickſal. Voller Beſtürzung rief er: »Wer hat den Apfel gegeſſen, der auf dem Kamin lag?« — »Ich nicht,« erwiderte der Andere. — »Deſto beſſer, mein Freund.« — »Warum deſto beſſer?« — »Warum?« antwortete Lafontaine, »weil ich Arſenik hineingethan habe, um die Ratten zu vergiften.« — »Himmel! Arſenik! Ich bin vergiftet! Schnell ein Gegenmittel!« rief der Andere. — »Nur ruhig, Freund,« ſagte Lafontaine; »es war nur ein Spaß, um zu erfahren, wer meinen Apfel gegeſſen hat.« (Blätter a. d. Gegenwart.)

• Antonio Perez, Miniſter und Günſtling Philipps II. von Spanien, fand ſein höchſtes Glück im Beſitze einer einäugigen Geliebten. Heinrich IV., der eines Tages mit Don Perez ſprach, meinte, er könne nicht begreifen, wie eine einäugige Dame ſo reizend ſein könne. »Sire,« entgegnete Perez, »man muß dem Himmel danken, daß er ſie nur mit einem Auge zur Welt kommen ließ; mit dieſer Hälfte des himmliſchen Feuers ſteckt ſie ganz Spanien in Brand; hätte ſie nun gar zwei Augen, ſo würde ſie die ganze Erde in einen Aſchenhaufen verwandeln.«

• Der „Punch" bemerkt: ein Engländer ſei nie glücklicher, als wenn es ihm ſehr ſchlecht gehe; ein Schotte nirgends mehr zu Hauſe, als in der Fremde, und ein Irländer nirgends ruhiger als im Kriege.

• Zur Zeit Oliver Cromwells ſchrieb ein Londoner Kaufmann an einen ſeiner holländiſchen Geſchäftsfreunde: »Einige ſagen, der Protector ſei todt, Andere behaupten, er lebe noch; ich für meinen Theil glaube Keines von Beiden.«

• In Franzensbad, wo vor Kurzem Spontini und Meyerbeer die Kur gebraucht hatten, fragte eine Berlinerin eine Wiener Freundin: »Kennen Sie dieſe beiden Männer?« — »Ob ich ſie kenne?« erwiderte die Gefragte »Spontini hat „Schleſien im Feldlager" und Meyerbeer die „Weſtphalin" (die Veſtalin) componirt.

• Tireſias behauptet, die Frauen hätten neun Unzen Liebe im Herzen, während wir armen Männer nur drei Unzen hätten, und doch geſchieht es, daß wir im Verhältniß zu unſern drei Unzen uns öfter verlieben, als die neununzigen Frauen.

• Nach einem ſpaniſchen Sprichwort ſind Mädchen eben ſo ſchwer zu hüten als Weinberge: »Ninas y vinas son mal de guardar.«

• Unter allen Krankheiten des menſchlichen Geiſtes iſt die Liebe die einzige, die nicht die Heilung liebt.

• Die, welche nicht lieben, haben ſelten große Freude, und Die, welche lieben, haben ſehr oft große Leiden.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 256. Leipzig, 27. Auguſt 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Mademoiſelle Mézeray*).

Von E. M. Oettinger.

Mademoiſelle Joſephine Mézeray (geboren am 3. Mai 1772 zu Verſailles), eine der reizendſten und verführeriſchſten Schauſpielerinnen jener Zeit, war die Tochter eines Verſailler Limonadiers, der die kleine unſchuldige Marotte gehabt hatte, ſich einzubilden, ein Abkömmling des berühmten Geſchichtsſchreibers François Eudes de Mézerai zu ſein. Daß Dieſer ſich mit einem i und unſer Limonadier ſich mit einem y ſchrieb, war nichts weiter als ein Spiel der ewig wechſelnden Orthographie. Der Tochter, die in der kleinen Fußzehe mehr Geiſt und Verſtand als der Urheber ihrer Tage in ſeinem äußerſt beſchränkten Schädel beſaß, ſchien es durchaus gleichgiltig zu ſein, ob einer ihrer Vorfahren berühmt oder unberühmt geweſen; es genügte ihr, zu wiſſen, daß ihr Papa ein gutmüthiger Schwachkopf, ihre Mutter hingegen eine eben ſo ſchlaue als pikante Kokette geweſen war, die ihrem Gemahle ein Diadem von Hörnern jeder Größe aufgeſetzt und ſich dadurch den Ruf der galanteſten Frau von ganz Verſailles erworben hatte. All' dieſe Eigenſchaften der Mutter ſchienen ſich auf deren einzige Tochter vererbt zu haben. Geboren in einer Stunde des Halbdunkels, in einem Augenblick, in dem es nicht mehr Tag und noch nicht Nacht geweſen war, beſtand ihr ganzes Weſen aus Gegenſätzen, die ein ſonderbares Ich geſtalteten, ein Weſen von eben ſo vielen Licht- als Schattenſeiten, ein Ich, aus eben ſo vielen Tugenden als Untugenden zuſammengeſetzt: eben ſo luſtig als niedergeſchlagen, eben ſo mitleidig als unbarmherzig, eben ſo treu als unbeſtändig. Auch ihr Aeußeres trug, wie ihr Inneres, den Charakter dieſes Halbdunkels an ſich; man konnte ſie weder blond noch ſchwarz nennen: ſie hatte kaſtanienbraunes Haar, dunkelblaue Augen, ſcharfgezeichnete Augenbrauenbogen, eine jener regelmäßigen, feingeſchnittenen Naſen, die man an den römiſchen Cameen bewundert, einen weder zu großen noch zu

---

*) Epiſode aus dem Mitte September erſcheinenden ſechſten Jahrgang des „Narrenalmanach", enthaltend: Mademoiſelle Mars und ihr Hof u. ſ. w..

kleinen Mund, friſche, lebhafte Lippen, von keckem Lächeln eingeſäu
nicht zu kleine und nicht zu große, aber äußerſt geſunde Zähne, fei
roſenrothe Ohren, einen langen, nicht allzuweißen Hals, einen üppig
leichtgebräunten Nacken mit einigen Leberflecken (welche einen angebo
nen Hang zur Sinnlichkeit verrathen), eine kernige, aber nicht allzuſta
Bruſt, einen ſchlanken Leib mit ſtark hervortretenden Hüften, einen
zenden Arm und einen wundervoll geformten Fuß, deſſen Bau ein ei
ſo ſchönes Bein vermuthen ließ. — Vom pſychiſchen Standpunct
trachtet, war ſie genäſchig wie eine Creolin, leichtgläubig wie ein Ki
mißtrauiſch wie faſt jedes Weib und keck wie ein Mann, gewandt
Reiten und Jagen, beherzt im Fechten und Schießen. Sie aß gut, tr
gern und liebte vor Allem Trüffel und Auſter, Champagner und
frorenes. Wenn ſie bei guter Laune war, lachte und trällerte ſie m
als die ſorgloſeſte Griſette; doch wenn die Tage kamen, wo ſie,
ihrem Schickſal grollend, in tiefe Melancholie verſank, dann weinte
oft ganze Stunden lang und empfand ſo großen Ekel am Daſein,
die ganze Welt mit ihren elenden Freuden ſie, wie ſie zu ſagen pfleg
»mit verpeſtetem Athem wie der Pfuhl der Hölle anſtank.« Aber
Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich über ihren mehr als leichtſinnigen Lebe
wandel machte, währten nicht länger als Aprilregen; dann ſchien wie
bei ihr die Sonne, dann warf ſie ſich wieder in den Strudel der Z
ſtreuungen und betäubte die Mahnungen ihres Herzens durch die S
phismen ihres Geiſtes. — Zu den unzählig vielen Untugenden der Ma
moiſelle Mezeray gehörte auch ihre Leidenſchaft für Pharo. Sie ſpie
gern, aber hoch, und verlor auch gern, aber nicht viel, und wenn Le
res doch geſchah, dann fluchte ſie wie ein Soldat, zerriß die Karten u
war oft ſo aufgebracht, ſie dem Bankier an den Kopf zu werfen. —
ihren Neigungen gehörte vor allen andern ihre Vorliebe für Hun
deren ſie mehr als ein ganzes Dutzend beſaß, Hunde von faſt allen G
tungen: Wachtel-, Hühner-, Dachs- und Spitz-Hunde, Doggen, Möp
Pudel und Windſpiele. Dabei hatte ſie die boshafte Laune, jedem ih
„vierfüßigen Leibgarde“ den Namen einer jener Zeitungen oder Kriti
zu geben, die ſich ein Vergnügen daraus machten, ſie und ihre Leiſtung
als Schauſpielerin zu tadeln oder »anzubellen«, wie ſie's zu nennen geruh

Dieſe liebenswürdige Hundenärrin war eine der Geliebten d
Polizeiminiſters Fouché, der, wie wir durch einen ſeiner College
Herrn Chaptal, erfahren haben, ihrer mehr als zwölf beſaß, welche
theils aus Politik und theils aus Neigung für ſich und Andere unte
haltend, in vertrauten Geſprächen ſeine »zweibeinigen Spürhunde«, ſei
»Mouchards in Unterröcken«, ſeine »weiblichen Agenten« hieß, und der
Reize er zur Auskundſchaftung mancher Geheimniſſe vortrefflich ausz
beuten verſtand.

Joſeph Fouché (geboren am 29. Mai 1763 zu Nantes), einer d
erſten Helden der franzöſiſchen Revolution, urſprünglich Mitglied d
„Congrégation de l'oratoire“, dann Studienpräfect im Collège ſein
Vaterſtadt, ſpäter Advocat und endlich Mitglied des Convents, Anhäng
der Bergpartei und einer der vertrauteſten Freunde Marats und Robe
pierre's, war nach dem Sturze des Letztern als Geſandter bei der ciſalp
niſchen Republik nach Mailand geſchickt und nach ſeiner Zurückberufu

vom erſten Conſul zum Miniſter der Polizei und 1804 zum Herzog von Otranto erhoben worden.

Von der moraliſchen Seite betrachtet, war dieſer Fouché ein Charakter, der jenem Theatiner glich, deſſen zehn Gebote alſo lauteten:

1) Mache Dir Geld, ſo viel Du kannſt.
2) Laß alle Welt Dir dienſtbar ſein.
3) Sorge, daß es Deiner Tafel an nichts fehle.
4) Kaufe wohlfeil ein und laß Dir's theuer bezahlen.
5) Verkehre den Tag in Nacht.
6) Kühle Dir den rothen Wein mit weißem.
7) Betrüge Deine Vorgeſetzten, wo Du kannſt.
8) Lache, wo Du weinen, und weine, wo Du lachen ſollſt.
9) Iß nie mehr, als Du vertragen kannſt.
10) Die Sünder mache zu Deinen Sclaven.

Kein Wunder, daß ein Menſch mit ſolchen Grundſätzen in allen Sphären ſchneller ſein Glück machen mußte, als jeder Andere mit den zehn Geboten des alten, guten, ehrlichen Moſes.

Intereſſant iſt die Art und Weiſe, wie dieſe „Seele der geheimen Polizei" ſein Verhältniß mit Mademoiſelle Mézeray eingefädelt hatte.

Es war im Februar des Jahres 1806, als Joſephine folgenden Brief empfing:

> »Der Unterzeichnete hat Sie geſtern Abend als „coquette corrigée" ſo aufrichtig bewundern müſſen, daß er heute das unwiderſtehliche Bedürfniß fühlt, ſich das Vergnügen Ihrer perſönlichen Bekannſchaft zu verſchaffen. Falls Sie eben ſo gut als ſchön ſind, werden Sie einem Ihrer glühendſten Anbeter wohl erlauben, Sie beſuchen zu dürfen, um Ihnen mündlich zu ſagen, wie ſehr er ſei
>
> Ihr
> Louis XXV.«

Der Herzog von Otranto hatte die Vorſicht gebraucht, die bedeutungsvolle, inhaltſchwere Unterſchrift dreifach zu unterſtreichen, um Mademoiſelle Mézeray, die, wohl nicht mit Unrecht, im Geruche ſtand, eine treue Anhängerin der gefallenen Bourbons zu ſein, aufmerkſam zu machen, daß er die nachgeſuchte Erlaubniß nicht umſonſt begehre.

Joſephine, entzückt von der Neuheit dieſer eben ſo kecken als ungewöhnlichen Liebeserklärung, hatte ſich beeilt, ihrem unbekannten Verehrer Folgendes zu antworten:

> »Kommen Sie heute Abend, mein Herr. Einem Nachkommen des unglücklichen Ludwigs kann man nichts abſchlagen. Mit dem heißen Verlangen, Sie näher kennen zu lernen, erwartet Sie mit dem Glockenſchlage Zehn
>
> Ihre
> „gebeſſerte Kokette".

Und ſeit jenem Abende war unſere keuſche Joſephine die Geliebte des „keuſchen Joſeph", wie einſt der große Spötter Talleyrand ſeinen kleinen Collegen Fouché genannt.

* * *

Der „weibliche Agent“ des Herrn Polizeiminiſters lag, am Nachmittag zwiſchen Drei und Vier, in creoliſcher Nacktheit auf den wollüſtigen Kiſſen ihres mit Caſhemir überkleideten Divans, um ſich, bewacht von Dreien ihrer Lieblingshunde, der Sieſta zu überlaſſen, als ihr kleiner Leibmameluck — zur Zeit des Kaiſerreichs gehörte es zum guten Tone, daß jede vornehme Frau von einem Weſen dieſer Race bedient wurde — den Anfang ihres Schlummers ſtören mußte, um ihr einen Brief einzuhändigen, den ſoeben ein Diener gebracht, welcher von ſeinem Herrn den Auftrag erhalten hatte, ſich, wo möglich gleich, eine Antwort darauf zu erbitten.

Gähnend erbrach ſie das Siegel und las:

»Seit Monaten, Mademoiſelle, trägt ſich ein Mann, der kein anderes Verdienſt hat, als das, einer Ihrer aufrichtigſten Freunde zu ſein, mit dem leicht verzeihlichen Wunſche, Ihnen einen Act ſeiner Huldigung zu Füßen zu legen. Jetzt, Mademoiſelle, iſt der Augenblick gekommen, in dem er dieſen Wunſch erfüllen kann. In einigen Wochen erſcheint der vierte Jahrgang ſeines von allen Klaſſen der Geſellſchaft mit ſchmeichelhafter Nachſicht aufgenommenen „Almanachs des Gourmands“. Der Verfaſſer bittet um die Erlaubniß, [illegible] ſeines Buchs mit dem Namen der reizendſten Künſtlerin Frankreichs ſchmücken zu dürfen.

Meiſter Scarron, der ſeinen „Roman comique“ der Hündin ſeiner Schweſter gewidmet, hat Jeden, der uns eines ſeiner Bücher dedicirt, für einen Schmeichler, und Antoine Furetière, der ſeinen „Roman bourgeois“ dem Henker zugeeignet, hat den Mann, der die Sitte der Dedicationen erfunden, für einen Bettler erklärt. Der Unterzeichnete, Mademoiſelle, iſt zwar weder Scarron noch Furetière, aber eben ſo wenig iſt er Schmeichler oder Bettler. Wenn er ſeinem Gelüſte nachgiebt, Ihnen einen Band ſeines Taſchenbuchs zu widmen, ſo geſchieht es einzig und allein darum, weil Sie zu der kleinen Zahl jener Erleuchteten gehören, für welche die vielfach verkannte Gaſtronomie kein profaner Genuß, ſondern eine heilige Offenbarung iſt, die nur Solche zu begreifen verſtehen, denen der „Gott der Küchen und Keller“ einen eben ſo geläuterten Gaumen als feinfühlenden Geſchmack verliehen hat. »N'est pas gourmand qui veut!« ſagt unſer großer Freund Brillat-Savarin und hat vollkommen Recht.

Mademoiſelle, ſind Sie nun wirklich das, wofür die ganze Welt Sie hält, ſind Sie eine aufrichtige Verehrerin der Tafelfreuden, ſo werden Sie dem Unterzeichneten ohne Zögern geſtatten, Ihren lorbeerumkränzten Namen ins goldene Buch der gaſtronomiſchen Wiſſenſchaft einzutragen und ihm huldreich vergönnen, Ihnen ſeine Aufwartung machen zu dürfen, um ihm Gelegenheit zu verſchaffen, Ihnen zu beweiſen, wie rein und uneigennützig die innige Verehrung iſt, womit er iſt und bleibt

Ihr
treueſter Anhänger
Grimod de la Reynière.«

Mademoiſelle Mézeray, die für den Schreiber dieſes Briefes im Stillen längſt geſchwärmt hatte, fühlte ſich von der Feinheit ſeiner Aufmerkſamkeit ſo angenehm überraſcht, daß ſie ſich verpflichtet hielt, ihm ſofort zu antworten. Sie eilte an ihr Pult und ſchrieb ihm in ihrer lakoniſchen Art und Weiſe:

> »Mademoiſelle Mézeray dankt Herrn Grimod de la Reynière für die ihr zugedachte Widmung, die ſie mit der aufrichtigſten Freude und der freundlichen Bitte annimmt, ihr, je eher je lieber, den Genuß ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft zu verſchaffen.«

Dieſe Einladung war kaum expedirt, als ihr der Beſuch Ihres officiellen Anbeters angemeldet wurde. In demſelben Augenblick, als ſie Herrn Grimods Brief in ihr Buſentuch ſchob, erſchien Fouché in der Thür. Sein ſcharfer Polizeiblick gewahrte ſofort deren Verlegenheit. Er aber that, als ob er nichts bemerkt hätte, und ſagte mit der freundlichſten Miene, die er aufzuraffen im Stande war:

— Bon jour, ma chère Josephine!

— Bien venu, mon cher Joseph!

— Darf der beſte der Freunde ſich nach Deinem Befinden erkundigen?

— Die treueſte Deiner Freundinnen befindet ſich wohl, erwiderte Mademoiſelle Mézeray, ſeine warme Hand erfaſſend und ihn zärtlich auf den Divan ziehend.

— Laſſen wir das heute, ſagte Fouché mit wahrer Froſchkälte. Ich bin einzig und allein gekommen, um Dich zu fragen, auf welchem Fuße Du mit der Bourgoin ſtehſt?

— Wir nehmen gegenſeitig wenig Notiz von uns: ſie ſchwärmt für das Innere, ich für die Polizei.

— Dieſe „Flamme des Innern“ ſteht auf dem Puncte, uns Allen gefährlich zu werden.

— Durch Chaptal?

— O nein, der Mann iſt unſchädlich! ſagte der Miniſter mit wegwerfendem Lächeln. Doch hab' ich ſeit geſtern durch einen meiner Spürhunde aus der nächſten Umgebung des Kaiſers in Erfahrung gebracht, daß Napoleon der Große ſich, vermuthlich nur aus Langeweile, in die kleine Bourgoin vergafft hat.

— War's möglich? fragte Mademoiſelle Mézeray mit leicht erklärbarem Neide.

— Der kleine Caporal iſt zwar kein allzugroßer Weiberfreund, doch hat er dann und wann eben ſo groteske als bizarre Launen. Es iſt noch nicht lange her, daß er für die coloſſale Georges geſchwärmt, ihr für das Opfer einer einzigen Nacht eine Maſſe von Diamanten im Werthe von 50,000 Francs geſchenkt und ſich ſeitdem nicht mehr um ſie bekümmert hat.

— Fünfzigtauſend Francs!

— Nicht wahr, das gefällt Dir? Doch hat nicht Jeder das Glück, Kaiſer der Franzoſen zu ſein und nach Belieben über den goldenen Schweiß von dreißig Millionen Menſchen zu verfügen! — — Doch, daß ich's nicht vergeſſe, Joſephine! Du mußt, wenn ich bitten darf, von heute angefangen, gegen die Bourgoin ein ganz anderes Betragen annehmen, gegen ſie artig und zuvorkommend ſein und nichts außer Acht laſſen, um Dich bei ihr einzuſchmeicheln und in die Geheimniſſe ihres Herzens einzuweihen.

— Wie, mein Herr, fragte Mademoiſelle Mézeray aufbrauſend, Sie verlangen von mir, ihr den Hof zu machen?

— Natürlich nur pro forma, gutes Kind!

— Herzog von Otranto, Joſephine Mézeray wird ſich nie ſo tief erniedrigen, Ihr Spion zu ſein!

— Von etwas Anderm, liebes Kind! In dem Augenblick, als ich bei Dir eintrat, verſuchteſt Du vor mir einen Brief zu verbergen … Ein Mann wie ich ſieht Alles! Darf man fragen, welchen Inhalts jenes Schreiben iſt, das im neidenswerthen Kerker Deines Buſens ſchmachtet?

— Was giebt Ihnen ein Recht, mir meine Geheimniſſe zu entreißen?

— Fern ſei's von mir, Dich zu zwingen, ich bitte ja nur!

— Ah, das klingt anders! So oft Sie bitten, Herzog, wird es mir Bedürfniß ſein, Ihnen Alles zu gewähren, was im Bereiche meiner Kräfte liegt. Sie wünſchen das Billet zu leſen? Hier iſt es! ſagte ſie, holte es aus dem Gitter ihres Buſentuchs hervor und gab es ihm.

Fouché, der es mit großer Haſt entfaltet hatte, las mit halblauter Stimme:

> »Mademoiſelle, einer Ihrer Freunde, der an Ihrem Schickſal warmen Antheil nimmt, benachrichtigt Sie, daß Ihr „treuer Joſeph“, überdrüſſig Ihrer Reize, ſein Auge auf eine Ihrer Kunſtgenoſſinnen geworfen hat und der Gelegenheit auflauert, mit Ihnen ſo bald als möglich zu brechen. Sein Sie vorſichtig, um den Plan des liſtigen Fuchſes zu vereiteln!
>
> Ein Spion des Herrn Fouché.«

— Und Du glaubſt an dieſen Wiſch? fragte der Beſtürzte.

— Wie an das Amen im Gebete!

— Sei kein Kind, Joſephine, quäle Dich und mich nicht umſonſt mit Gerüchten, die einer meiner Feinde aus der Luft gegriffen hat, um mir die Sonne Deiner Gunſt zu rauben, ſagte der Heuchler, den Brief zerreißend und ſie mit erkünſtelter Zärtlichkeit an ſein Herz drückend. Mézeray, beim Ewigen! Du verkennſt mich!

— Das ſag' auch ich, mein Joſeph! erwiderte die Schauſpielerin aus gleichem Tone.

— Meine Pflicht ruft mich in die Tuilerien. Die Geſchäfte häufen ſich von Tag zu Tag; doch hoffe ich noch im Laufe dieſer Woche Dich wiederzuſehen. Bis dahin behalte lieb Deinen Freund, der ſich den Verrath zu Schulden kommen ließ, Dich, das Muſter der Treue, einen Augenblick untreu zu glauben. Verzeihung, Joſephine, Verzeihung! rief Fouché, drückte ihr die Hand und entfernte ſich.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Heuchler! rief Joſephine, als ſie allein war, ich ſchlage Dich mit Deinen eigenen Waffen! Erſt von Dir hab' ich die ſchwere Kunſt erlernt, mit der treuherzigſten Miene der Welt ein Ausbund unergründlicher Falſchheit zu ſein! fuhr ſie fort und hob die zwei Hälften des zerriſſenen Briefes auf. Du rühmſt Dich, Alles zu durchſchauen? Eitler Thor, Du biſt ſo kurzſichtig wie jeder andere Mann! Du glaubteſt den rechten Brief zu leſen und nahmſt den falſchen, den ich aus Vorſicht ſtets in petto halte. Du glaubſt, dieſen Brief habe einer Deiner Spione geſchrieben … Elender, dieſen Brief hat Joſephine geſchrieben!

Nun, wie gefällt Euch dieſe Frau?

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Berlin. Beim erſten vereinigten Landtage iſt, nach der genauen Angabe eines Statiſtikers, im Ganzen 1849 Mal geſprochen worden, von 145 Rednern aus der Herren-Curie, von 2058 aus dem Ritterſtande, 1570 aus dem Stande der Städte und von 183 aus dem Bauernſtande. Der Marſchall der vereinigten Curien hat allein 438, der Marſchall der Dreiſtände-Curie 1398 Mal geſprochen. Am häufigſten hatten Hanſemann, v. d. Heydt, Camphauſen, Vincke, Auerswald und Graf Schwerin das Wort ergriffen. In der Dreiſtände-Curie gab's außerdem 70 Mal „allgemeine Heiterkeit", d. h. Gelächter, 125 Mal Murren und 200 Bravo's, wobei das von ganz Deutſchland — wie die „Dorfzeitung" meint — nicht mitgerechnet ſei.

∴ Sir Richard Cobden, der auch hier fetirt worden iſt, hat uns wieder verlaſſen. Er will, ehe er nach England zurückkehrt, auch noch Petersburg, Moskau, Stockholm, Kopenhagen und die Hanſeſtädte beſuchen.

∴ Der bekannte Hiſtoriker Leopold Ranke läßt, bei Veit und Comp., ein neues Geſchichtswerk unter dem Titel „Neun Bücher preußiſcher Geſchichte" erſcheinen. Das ganze Werk wird in drei Bänden beendet ſein. Der erſte Band, bereits herausgekommen, reicht bis zum Jahre 1740.

∴ Auch unſere Stadt ſoll eine neue „deutſche Zeitung" erhalten. Der Redactions-Comité ſoll aus drei Mitgliedern des vereinigten Landtags, dem Fürſten Radziwill, dem Urheber dieſes Unternehmens, und aus den Herren von Bismark-Bohlen und von Werdeck zuſammengeſetzt ſein. Als Ober-Redacteur wird der Ober-Bibliothekar und Geheimerath Pertz genannt.

∴ Alle Stücke, welche beim Berliner Hoftheater eingereicht werden, kommen vor einen Leſe-Comité, welcher aus dem Grafen von Arnim, Dr. C. H. Spiker und den beiden Regiſſeuren Stawinsky und Weiß zuſammengeſetzt iſt. Gegen dieſe Prüfungs-Commiſſion, ſowie gegen die Willkür des Herrn von Küſtner, erheben ſich ſeit Kurzem gerechte und vielfältige Klagen. Man wünſcht, daß die Annahme oder Nicht-Annahme der Stücke von „Sachverſtändigen" entſchieden werde.

∴ Guſtav Manſen, der pſeudonyme Verfaſſer des auf mehreren Bühnen ſo günſtig aufgenommenen Luſtſpiels „das Pfand der blauen Schleife", iſt, wie man jetzt erfährt, ein Baron Guſtav zu Putlitz. Das Stück ſelbſt wird jetzt auch in Hamburg einſtudirt. Unſer großer Herr von Küſtner aber hat ſich dazu noch nicht entſchließen können.

∴ Der Literat L. Buhl, der ſeine Feſtungsſtrafe wegen Preßvergehens in Magdeburg kürzlich überſtanden hat, wird vorläufig ſein Domicil nicht wieder hier nehmen.

Breslau. Der bei der Einweihung des Friedrichsdenkmals erſchienene 110 Jahre alte Schleſier, Chriſtian Günther aus Cawallen, hatte wie Paſtor Gerhard in Schweidnitz bekannt macht, nicht ſein eigenes Taufzeugniß, ſondern das ſeines Namensvetters bei ſich. Günther iſt ungefähr 1760 geboren, hat alſo nicht einmal den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht.

Camen. Die „Elberfelder Zeitung" berichtet Folgendes über Fräulein Eliſe Tſchech: Der in ihrem Briefe angegebene Grund ihrer Flucht, allzugroße Strenge des Pfarrers, ſei lächerlich; ihr Charakter habe alle ihr zu Theil gewordene Liebe zurückgeſtoßen; ſie lobe ihres Vaters That und halte ſich verpflichtet, ſein Andenken durch eine Lebensbeſchreibung zu verherrlichen. Dazu habe ſie ſchon in Berlin durch Studenten den Anfang gemacht; jetzt in Camen habe ſie eine Biographie vollendet und Herrn Herwegh aufgeſucht, um durch ſeine Vermittlung ſie zum Drucke zu befördern. Ein Baſeler Buchhändler ſoll ihr die Veröffentlichung derſelben in der Schweiz widerrathen und ſie ſich nun, halb willig, halb gezwungen, beim Präfekten in Straßburg eingefunden haben. Dort ſei ſie nun mit Ordnen ihrer Papiere beſchäftigt.

Köln. Die „Cölniſche Zeitung" enthält einen Nekrolog des im Duell gebliebenen, ſonſt wohl wenig bekannten Literaten Braun. Wie der Verfaſſer des Nekrologs, W. von Chezy, ſchreibt, beſteht ſein Nachlaß in einer Sammlung von Ueberſchriften zu Entwürfen (wirklich ein Minimum von literariſchem Nachlaß), dann in einer Erzählung, „die wegen offenbarer Leichtfertigkeit nicht wohl erſcheinen konnte", und dem Anfang eines Buches „über die geſchichtliche Nothwendigkeit einer neuen Judenverfolgung". Für weitere

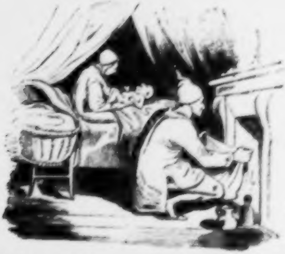
Ausarbeitung dieſes Werkes dürfte ſich unter den preußiſchen Deputirten ein ſehr geeigneter Kopf finden. Man ſehe die Debatten über die Judenfrage. (Freikugeln.)

Dresden. Am 6. Auguſt hat unſere Stadt einen ihrer biederſten Männer, Herrn Chriſtoph Arnold, den Begründer der ſeit mehr als fünfzig Jahren beſtehenden Buchhandlung gleichen Namens in Dresden und Leipzig, durch den Tod eingebüßt. Er hatte das ſeltene Alter von 85 Jahren erreicht.

Frankfurt. Unter dem Schutze der deutſchen Bundesverſammlung will man hier eine Commiſſion von Rechtsgelehrten und Sachverſtändigen errichten, die über das Verbrechen des Nachdrucks an Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt das Richteramt für alle deutſchen Bundesſtaaten erhalten ſoll.

∴ Zum Beneſiz der Penſions-Anſtalt iſt ein weißer Rabe, eine neue deutſche Oper, „Prinz Eugen, der edle Ritter“, auf unſerer Bühne erſchienen und hat ungewöhnlich großen Beifall davongetragen. Der Inhalt des Textes bewegt ſich nicht, wie man erwarten ſollte, um die Geſchichte jenes tapfern, gegen die Türken ſiegreichen und im deutſchen Volksliede vielbeſungenen Helden, ſondern handelt nur von der Entſtehung eben dieſes Volksliedes, das den Namen des ritterlichen Prinzen trägt und früher in allen Gauen des deutſchen Vaterlandes widerhallte. Componiſt derſelben iſt ein Herr Guſtav Schmidt, der mit dieſer Oper den Nagel auf den Kopf getroffen hat.

Unruhige Nacht



eines für das Leben ſeines Thronerben höchſt beſorgten Familienvaters.

Hamburg. Der „Telegraph“ ſchreibt: Ehedem durfte nur ein Fürſt, ein Graf, ein Baron oder ein anderer reicher Dummkopf eine Ballettänzerin lieben. Seit Genz aber die Fanny Elsler geliebt, iſt das Ballet auch für die Literatur erobert. Es hat für ſie jetzt ebenfalls ſüße Blickchen, verſtohlene Winkchen und zärtliche Beinchen. Und warum nicht? Die Literatur beſitzt ja Geld. Sie ißt Auſtern und trinkt Champagner, ſie geht ins Bad und macht Erholungsreiſen. Welcher Schriftſteller, welcher Dichter flöge jetzt nicht in der Welt herum? Wo man hinſieht und hinhört, iſt ein Stück Literatur auf der Reiſe. (Die Dachſtubenzeit iſt, Dank dem Himmel, längſt vorüber.)

Hannover. Der neue Vorſtand unſeres Juſtizminiſteriums geht mit dem Plane um, an Trennung der Juſtiz von der Verwaltung zu denken. (Mit Denken allein aber iſt's nicht abgethan; es muß auch gehandelt und ins Werk geſetzt werden!)

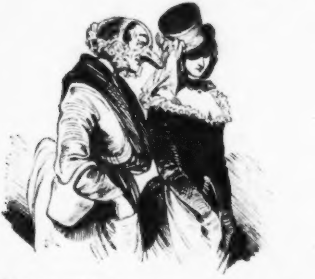
Helgoland. Unter den Gäſten unſers heuer ſehr beſuchten Badeorts befindet ſich u. A. auch der Wiener Grévedon, der rühmlich bekannte Portraitmaler Kriehuber.

Hermannſtadt. In Siebenbürgen hat man, bei einem Nachkommen des bekannten Siebenbürger Albert Molnar, der während der Zeit der Reformation in Straßburg gelebt, eine Sammlung von 650 Briefen Calvins und anderer Reformatoren aufgefunden.

Karlsruhe. Die Anträge unſerer Regierung bei dem Bunde, in Bezug auf eine freiere Geſtaltung der deutſchen Preßverhältniſſe, ſind einer beſondern Würdigung unterzogen worden und man ſcheint den Grundſatz angenommen zu haben, daß jeder einzelne Staat das Recht habe, die Cenſur in ſeinem Lande abzuſchaffen.

Kaſſel. Bei Theodor Fiſcher iſt eine „Geſchichte der heſſiſchen General-Synoden von 1568 – 1582" herausgekommen. Der Verfaſſer, Dr. H. Heppe, hat darin die wichtigſten Momente aus der Zeit der Reformation in ein durchaus neues Licht geſetzt und ſich um die Geſchichte dieſer Zeit ein großes Verdienſt erworben.

Eine Scene auf dem Maskenball,



bei der ſich Jeder denken kann, was ſeinem Geſchmacke zuſagt.

Leipzig. Im Verlage von E. O. Weller iſt eine „politiſche Gedenktafel, eine Reihe kurzer Lebensbeſchreibungen unberühmter Männer", erſchienen. Die 39 Seiten ſtarke Brochüre umfaßt die biographiſchen Skizzen von 1) W. L. Weckherlin, 2) F. v. d. Trenk, 3) J. G. A. Forſter, 4) C. F. Cramer, 5) A. G. F. Rebmann, 6) Eulogius Schneider, 7) Hans v. Held und 8) J. H. Friedrich. Die Nummern 1, 3, 4 und 5 werden unſern Leſern bekannt ſein, da ſie in den frühern Jahrgängen unſeres „Charivari" abgedruckt waren. Sämmtliche Lebensbeſchreibungen ſind in gedrängter Kürze abgefaßt und enthalten viel intereſſanten Stoff. Verfaſſer dieſer Skizzen iſt der Verleger E. O. Weller, einer unſerer Mitarbeiter. Mit ſeiner Erlaubniß werden wir in einer der nächſten Nummern unſeres Blattes eine der neu hinzugekommenen Skizzen mittheilen.

∴ Nicht minder anziehend iſt eine zweite, in derſelben Buchhandlung erſchienene Brochüre, betitelt „die franzöſiſche Volksliteratur ſeit 1833". Sie beleuchtet einen großen Theil der franzöſiſchen und belgiſchen Journale, welche die ſociale Richtung vertreten. Unter den Taſchenbüchern dieſer Farbe wird auch der „Almanach de la France démocratique" beſprochen, an welchem Brige, der frühere Redacteur der „Fraternité",

F. V. Raſpail, A. Esquiros, der Redacteur des „Krifte", der ſocialiſtiſche Dic P. Lachambaudie und Vincard, Verfaſſer der „Geſchichte der Arbeit" thätige Mitarbe ſind. Der vierte Abſchnitt bringt eine ziemlich ausführliche Lebensgeſchichte des Comm niſten Etienne Cabet. Auch dieſes Werkchen enthält manche dankenswerthe biographi Notiz über Dezamy, Flora Triſtan, J. Villegardelle u. A.

∴ Von Robert Hellers „Perlen" iſt bei Korn in Nürnberg der achte Jahrg erſchienen. In einer der nächſten Nummern mehr davon.

∴ In einer Anzeige des Buchs „die deutſchen Alpen" u. ſ. w., von A. Schaube bemerkt die „D. A. Z.": »Welch ein Reichthum der Anſchauung hier geboten wird, weiſt die einfache Notiz, die der Verfaſſer dem Regiſter ſeines Werkes vorangeſetzt h Sie lautet, daß man nach Durchleſung dieſes Buches oder beſſer nach Durchwander des darin beſchriebenen Gebiets ungefähr 770 Burgen und deren kurze Geſchichte ken lernt, 436 Seen überſchifft, 73 Höhlen durchkriecht, 314 Jöcher überſteigt, 550 Gletſc erklimmt, 250 große Waſſerfälle beſucht, durch 150 Engpäſſe kommt, 344 durch Sag oder Geſchichte geheiligte Orte durchſtreift und 260 Bäder und Heilquellen kennen lern (Was will man noch mehr!)

∴ Nummer 215 unſeres Pariſer Namensvetters bringt einen „la crise allemand betitelten Aufſatz, der ſich mit der Hegel'ſchen Philoſophie und Arnold Ruge beſchäft und höchſt drollig iſt. Das ganze Ding dreht ſich um das „moi" und „non-moi" u hat uns vielen Spaß gemacht, weil es ein ... reizender Unſinn iſt.

∴ Meiſter Ferdinand Stolle, der gemüthliche Dorfbarbier, hat uns einen Abdr des „Rechnungsabſchluſſes über den für die Armen im Erzgebirge von ihm angezündet „Weihnachtsbaum" eingeſchickt. Aus dieſem Abſchluß entnehmen wir das ſchöne R ſultat, daß die drei Auflagen ſeiner Gedichte zu 1500, 1300 und 1200 Exemplaren ein baaren Ertrag von 2595 Thlrn. 12 Ngr. 5 Pf. eingetragen haben. Freund Stolle h ſich durch dieſen Act ſeiner Menſchenliebe den Dank aller Menſchenfreunde, den Seg aller Armen des Erzgebirges erworben. Eben ſo ſchön und heilbringend iſt die von i ins Leben gerufene „Marienſtiftung", die, unter den Schutz aller Marien geſtellt, die Armen unſeres Erzgebirges eine neue Fundgrube ſegenbringender Unterſtützung we den und den Namen des Gründers in die Reihe jener edlen Wohlthäter ſtellen wird, a welche unſer kleines, durch Wohlthätigkeitsliebe ausgezeichnetes Sachſen mit vollem Rec Stolz ſein darf.

∴ Der immer und überall gern geſehene Komiker Franz Wallner hat auf unſer Stadttheater als Valentin im „Verſchwender" und zwei Mal als Hochfeld in „Sta und Land" gaſtirt und auch diesmal reichen, wohlverdienten Beifall errungen. Se Humor iſt der alte und ſeine vis comica ein ewig junger Springquell, der alle Freun der komiſchen Muſe ergötzt und erheitert hat. Mit neuem Lorbeer beladen iſt He Wallner in ſein ehrenvolles Engagement nach Petersburg zurückgekehrt.

∴ Erſt jetzt erfahren wir, daß zwei unſerer illuſtrirten Zeitſchriften, Pankwi „Illuſtrirtes Wochenblatt" und „Kaſperl im Frack" ſeit Kurzem eingegangen ſind.

Lemberg. Herr Vincenz von Thullie, als gewandter Ueberſetzer fremdſprachlich Dramen für die polniſche Bühne bekannt, hat H. Herz's Drama „König René's Tochter ins Polniſche übertragen.

London. Das neue Kronenſtück (5 Sch.), das Wyon geſchnitten hat, iſt als Kunſ werk ausgezeichnet. Ein Kritiker in der „Litterary gazette" (J. Britton) erhebt ſich inde gegen die lateiniſche Umſchrift und ſagt: »Iſt nicht ein engliſches Geldſtück, wie eine en liſche Parlaments-Acte, ganz beſonders für das engliſche Volk beſtimmt? Die Verbreitun der Kenntniſſe wird auch bald dem Mißbrauch der fremden Sprachen ſteuern. Grabb hat ſehr richtig geſagt: die todten Sprachen ſollten auch begraben werden.«

∴ Von den neuen Wahlen ſind bis jetzt 457 bekannt geworden; 245 ſind a Liberale, 81 auf Peeliten und 131 auf Conſervative gefallen.

∴ Die engliſche Regierung will die Inſel Helgoland befeſtigen laſſen.

∴ Die einſt berühmte Fanny Kemble, die vor zwanzig Jahren auf der engliſche Bühne geglänzt, aber nach ihrer Verheirathung mit einem Amerikaner, Namens Butle dem Theater Valet geſagt, hat vor ihrer Rückkehr zur Schauſpielkunſt (ſie iſt im Drury lane-Theater wieder aufgetreten) ein Reiſebuch unter dem Titel „Ein Jahr des Troſtes herausgegeben. Doch ſcheint die Künſtlerin beſagten Troſt, den ſie in Frankreich un Italien geſucht, dort keineswegs gefunden zu haben, da ſie auf die genannten Länder un deren Zuſtände nicht gut zu ſprechen iſt.

∴ Eine der jüngſten Löwinnen in der Sahara unſerer Blauſtrümpfe iſt jetzt ein Miß Jewsberry, Verfaſſerin des Romans „Zoe", der, im vorigen Sommer erſchiene von der Kritik als unmoraliſch erklärt, von aller Welt mit Heißhunger verſchlungen wir

Miß Jewsberry, früher ein ganz unbedeutendes Geſchöpf, von dem Niemand Notiz genommen hat, wird jetzt überall eingeladen und als „Lionne“ angeſtaunt.

∴ **Bulwers** geſchiedene Frau, Verfaſſerin des Romans „Cheveley oder der Mann von Ehre“, hält ſich zur Coterie der Lady Bleſſington und iſt jetzt eine der eifrigſten Gegnerinnen ihres Gemahls, deſſen Ruhm durch ſein junges Product „Lucrezia“ einen gewaltigen Stoß erlitten hat.

∴ Verdi's neue Oper „I Masnadieri“ (nach Schillers „Räubern“) iſt im Queen-Theater mit großem Beifall aufgenommen worden. Zwei Cavatinen, geſungen von Dem. Jenny Lind, und ein Duo, vorgetragen von Gardoni und Lablache, haben furore gemacht.

Lyon. In einem der geiſtlichen Ordenshäuſer waren heimliche Preſſen aufgefunden worden. Durch Urtheil des Zuchtpolizeigerichts iſt der Vorſteher dieſes Ordens, Abbé Valentin, dafür zu ſechsmonatlichem Gefängniß und 10,000 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden.

∴ Hier iſt eine der beliebteſten Kunſtreiterinnen, Dem. Leprovati, im Circus geſtürzt und von den nachfolgenden Pferden ſo getreten worden, daß ſie noch in der folgenden Nacht geſtorben iſt.

Madrid. Donna Iſabella hat folgenden Befehl erlaſſen: »Die Befehle des Königs dürfen dann erſt vollzogen werden, wenn ich vorher die Erlaubniß dazu ertheilt habe.« (Armer Don Aſſiß!)

∴ Donna Iſabella hat befohlen, dem verſtorbenen Herzog von Arguelles, deſſen Hauptverdienſt darin beſteht, ihre Erziehung geleitet zu haben, auf Staatskoſten ein Denkmal zu errichten. (Das arme Madrid findet keinen Grund dazu.)

∴ Bei der National-Bibliothek, die unter der Leitung des Don Eugenio de Tapia ſteht, ſind 6 Bibliothekare angeſtellt, darunter Duran, der Herausgeber der „ſpaniſchen Romanzen“, und Hartzenbuſch, der Verfaſſer der beliebten Schauſpiele. Die Univerſitäts-bibliothek wird von P. G. de Aranda geleitet.

∴ Die erſte unter den hieſigen Akademien iſt die Academia eſpanola, an deren Spitze Martinez de la Roſa ſteht. Zu den Mitgliedern derſelben gehören Quintana, Tapia, Breton des los Herreros (Spaniens Scribe), der Luſtſpieldichter Gil de Zarate, Hartzenbuſch und Ochoa. Director der im Jahre 1784 geſtifteten Academia de la hiſtoria iſt M. A. Lopez de Lajopola. Cenſor iſt Salvá. Zu den auswärtigen Mitgliedern gehören Wolf in Wien, Depping, Raoul-Rochette und Mignet in Paris.

Mannheim. Neulich fand man an vielen Straßenecken und Gebäuden einen mit blutrother Farbe gedruckten Anſchlag, auf dem am Rande ein bedenkter Galgen und ein Beil als Verzierung angebracht waren. In der Mitte ſtanden die Worte: »Hepp, hepp! Heute Abend zehn Uhr!« (Derlei rohe Späße können auch nur in Mannheim geſchehen! Anderswo würde jeder vernünftige Menſch ſolcher Gemeinheit ſich ſchämen!)

München. Wer nach Brückenau will, um dort Lola Montez, die Amazone mit der Reitgerte, zu ſehen, iſt angeführt. Sie iſt, im höchſten Grade empört, nach München zurückgekehrt. Man ſagt, eine Ruſſin habe ſie ausgeſtochen, darüber habe ſie Tiſche und Stühle zertrümmert und ſei von Brückenau abgereiſt.

∴ Nachdem Profeſſor Kaulbach (zur Zeit in Berlin) die ihm angetragene Vorſtandſchaft der hieſigen Akademie der bildenden Künſte aus leicht zu errathenden Gründen abgelehnt hat, ſoll der interimiſtiſche Director Heinrich Heß zur Bekleidung dieſer Stelle auserſehen ſein.

Nizza. Herr Sergent-Marceau, Schwager des Generals Marceau, Sekretär Robespierre's und einer der Deputirten des Convents, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt, iſt am 24. Juli, 98 Jahre alt, geſtorben. Der franzöſiſche General-Conſul in Nizza, Herr von Chateaugiron, hat das Begräbniß geleitet und der Deputirte Carnot die Leichenrede gehalten.

Paris. Das feenhafte Feſt, das der Herzog von Montpenſier unlängſt im Walde von Viennes gegeben, ſoll 70,000 Thaler gekoſtet und der mehr als ökonomiſche König Louis Philipp in Bezug darauf den Witz gemacht haben, ſeinen Sohn ſtatt Montpenſier „mon dépensier“ (meinen Verſchwender) zu nennen. (Dieſen Namen wird der gute Prinz ſobald nicht wieder los werden.)

∴ Die Herzogin Helene von Orleans hat ſeit Kurzem ein hiſtoriſch-philoſophiſches Werk vollendet, das noch im Laufe dieſes Jahres im Druck erſcheinen ſoll (?).

∴ Herr Teſte hat die Erlaubniß erhalten, im Krankenhauſe der Neothermen, in der Straße de la Victoire, ſeinen Aufenthalt zu nehmen.

∴ Der Jeſuitengeneral P. Roothan hat an das „Journal des Débats" ein Schreiben erlaſſen, worin er u. A. erklärt, daß nach den Statuten des Ordens den Mitgliedern jede directe oder indirecte Einmiſchung in die Politik ſtreng verboten ſei. Die „Débats" erwidern darauf, man habe ſeit 300 Jahren nicht bemerkt, daß ſolch ein Verbot exiſtire; doch gratuliren ſie dem Jeſuitengeneral, daß er das Verbot grade in ſo gelegener Zeit in Erinnerung bringe, da man ihn jetzt in Rom gewiß beim Worte nehmen werde. (Letzteres wollen auch wir hoffen!)

∴ Am 9. Auguſt iſt die Deputirten-Kammer geſchloſſen worden.

∴ Der verantwortliche Herausgeber des „Independant de l'Oueſt", Herr Möller, iſt vom Aſſiſenhofe der Mayenne wegen eines Schmähartikels gegen den Deputirten Boudet zu 3 Monaten Gefängniß, 1500 Francs Geldſtrafe und 5000 Francs Entſchädigung verurtheilt worden.

∴ Man ſagt, Herr von Girardin wolle die „Preſſe" verkaufen. Er giebt ſich unendliche Mühe, geheime Documente zu neuen Scandal-Prozeſſen à la Teſte und Cubières zuſammenzuſuchen, um ſeine Zeitung dadurch mehr und mehr in Schwung zu bringen.

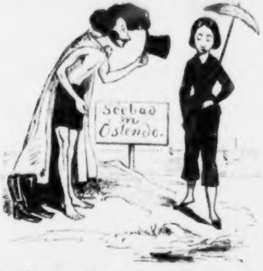
∴ E. Cauchy hat von der Akademie für ſein Werk „das Duell in ſeinem Urſprung und ſeinem gegenwärtigen Zuſtande in ſittlicher Beziehung" einen Preis von 3000 Frcs. und Jules Sandeau für ſeinen Roman „Madeleine" eine Medaille im Werthe von 2000 Frcs. erhalten.

∴ Thiers' ſiebenter Band der „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs" iſt vor Kurzem erſchienen. Warum Herr Thiers in einem Anhängſel Herrn von Lamartine ſo ſcharf geißelt und ihn als Hiſtoriker von Alpha bis Omega der Lüge zeiht, begreift nur Der, welcher weiß, wie wehe es dem mit weniger Licht begabten Wandelſtern thun muß, ſich durch eine zu derſelben Zeit heller leuchtende Sonne verdunkelt zu ſehen.

∴ Vor Kurzem iſt hier eine Prachtausgabe der „Luſiade" von Camoens erſchienen. Der Herausgeber, ein in Paris lebender Portugieſe, Namens José da Fonſeca, hat ſich bemüht, den Urtext frei von allen im Laufe dreier Jahrhunderte eingeſchlichenen Unrichtigkeiten zu reinigen.

∴ Das jüngſte Werk des franzöſiſchen Socialiſten Proudhon führt — wie unſer „Charivari" ſchon vor längerer Zeit berichtet hat — den etwas capriciöſen Titel „Philoſophie des Elends". Es hat jetzt eine geiſtreiche Entgegnung gefunden in dem Buche, welches betitelt iſt „das Elend der Philoſophie".

Ein berühmter Theaterkritiker,



der ſich auf dem Strande zu Oſtende einer berühmten Tänzerin vorſtellt.

Paris. Im Gymnaſe dramatique hat „Un Mari anonyme“, ein neues zweiactiges Luſtſpiel mit Geſang, von den Herren Dennéry und Laffitte, glücklich eingeſchlagen. Die geiſtreich geſchürzte und gewandt gelöſte Intrigue hat allgemein angeſprochen. (Friſch auf, Börnſteinianer!)

∴ Das Variétés-Theater hat mit einem neuen Luſtſpiel, „la Sirène de Luxembourg“, von einem Herrn Bieville, kein abſonderliches Glück gemacht.

∴ Der berühmte Schauſpieler Lepeintre jun., vom Theater des Variétés, hat ſich wegen eines Wechſels von 2000 Francs, den er nicht bezahlen gekonnt, bei Neuen in die Seine geſtürzt.

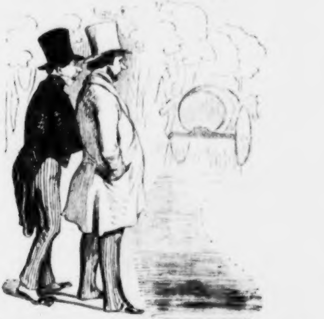
∴ Der Bruder des berühmten Bildhauers Pradier, aus Genf, einer unſerer bekannteſten Dichter, iſt hier geſtorben.

∴ Die Geſammtſumme aller in Frankreich aufgenommenen Staatsanleihen, mit Einſchluß der jetzt abzuſchließenden von 350 Millionen, beläuft ſich auf 1192 Millionen.

∴ Während der Beleuchtung am 29. Juli brannten hier, angezündet von 800 Arbeitern, auf Staatskoſten 227,500 farbige Lampen, 21,000 andere Lampen und 18,000 venetianiſche Laternen. Dieſe Illumination hat 51,313 Frs. 40 Cts., die drei Feuerwerke 41,258 Frs. 69 Cts. und die erleuchteten Maſten in den Häfen 4446 Frs. 60 Cts., zuſammen 97,018 Frs. 69 Cts. gekoſtet.

∴ Auf den franzöſiſchen Auſterbänken werden jetzt alljährlich im Durchſchnitt 100 Millionen Auſtern gefangen, für die an Ort und Stelle etwa 2 Millionen Francs bezahlt werden, während ſie an den Verbrauchsorten 3 bis 4 Millionen Francs koſten. Paris allein verzehrt zwei Fünftel der ganzen Auſternmaſſe.

Ein Dresdener in Leipzig,



verwundert, daß man Waldſchlößchenbier auf die Straße ausgießt.

Peſth. Zur Ausſchmückung der Reſidenz des Erzherzogs Stephan in Ofen ſind vorläufig 200,000 Gulden angewieſen werden.

∴ Der „Buda-Peſti Hirado“ enthält eine Reihe leitender Artikel über den erſten preußiſchen vereinigten Landtag und deſſen großen moraliſchen Einfluß. Die Mitglieder des Landtags wurden darin wegen ihrer politiſchen Einſicht und mannhaften Würde vielfach belobt.

∴ Ein ungariſcher Schriftſteller, Herr Joſeph Nagy, hat in einer uralten Bibliothek einen in deutſcher Sprache geſchriebenen Roman aufgefunden, deſſen Verfaſſer kein Anderer als Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papſt Pius II.) ſein ſoll, welcher lange Zeit am Hofe des ungariſchen Königs Siegmund gelebt hat. Herr Nagy verſpricht Auszüge dieſes Werkes zu liefern.

Petersburg. Der Kaiſer hat befohlen, daß allen Gelehrten, welche auf eigene Koſten zu Vervollkommnung ihrer Kenntniſſe in das Ausland reiſen wollen und einen Schein von der Akademie über ihre Kenntniſſe vorzeigen, von jetzt an Freipäſſe gewährt werden ſollen.

∴ Unter den hier auf großartigen Unterſchleifen ertappten Ober-Beamteten — die Käuflichkeit iſt hier chroniſch — nennt man auch den General Lewaſchew, Liebling des Kaiſers und einen der ſtrengſten Verfolger in der Verſchwörung von 1825, denſelben Mann, welcher ſo viele ruſſiſche Jünglinge unerbittlich verurtheilt hatte. Solche Elende ſind aus Servilismus grauſam gegen die edelſten Menſchen, welche das Joch der Tyrannei zerbrechen wollen. (Oſterländ. Blätter.)

Prag. Hieronymus Lorm, der pſeudonyme Herausgeber der „Federn und Schwingen Oeſterreichs" und anderer polemiſchen Schriften, iſt Herr Heinrich Landesmann, ein geiſtreicher Mann, der das Unglück hat, taubſtumm zu ſein und ſich nur durch Finger- und Zeichenſprache unterhalten kann.

∴ Der Hofſchauſpieler Moritz, von Stuttgart, hat auf der hieſigen Bühne als Paul von Scharfeneck in den „Majoratserben", als Lord Bolingbroke im „Glas Waſſer", als Doctor Robin und als Ferdinand in den „Drillingen" mit ſehr günſtigem Erfolg gaſtirt.

∴ Der berühmte Slaviſt, Profeſſor Schafarik, Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek, hat ſein Cenſoramt niedergelegt.

∴ Prag und Dresden rücken ſich immer näher. An der Eiſenbahn aus Böhmen nach Sachſen arbeiten jetzt 40,000 Menſchen und auch von Sachſen aus wird eifrig fortgebaut.

Rom. Der Papſt will die Deputirten des Kirchenſtaats zum erſten Landtag einberufen. (Es lebe Pius IX.!)

∴ Die huldvolle Hand des Papſtes hat ſeinen jüdiſchen Unterthanen das Ghetto geöffnet; viele israelitiſche Familien haben dieſen traurigen Aufenthalt ſofort verlaſſen. Zum Schutze derſelben iſt Jedem, der ſich auf irgend eine Weiſe an ihnen vergeht, eine zehn- bis zwanzigjährige Galeerenſtrafe angedroht.

∴ Der Bildhauer Wolfreck iſt, nachdem er längere Zeit im evangeliſchen Hoſpital auf dem Capitol zugebracht, durch den hier anweſenden Erbprinzen nach ſeiner Heimath, Deſſau, zurückgeſchafft worden. Sein Bewußtſein ſcheint rettungslos verloren.

Salzburg. Anfangs September findet hier ein Zuſammenfluß vieler Wiener Schriftſteller, Maler und Muſiker ſtatt.

Stockholm. Dem greiſen Dichter Oehlenſchläger, der einige Zeit als Gaſt in unſern Mauern verweilt hatte, iſt am Tage vor ſeiner Abreiſe in einer Verſammlung der Akademie der Wiſſenſchaften ein Kranz überreicht worden, gewunden aus Zweigen jenes Lorbeerbaumes, der bei St. Onofrio in Rom in der Nähe der Eiche gepflanzt worden iſt, in deren Schatten Torquato Taſſo am Vorabende ſeines Todes und vor der ihm zugedachten Krönung auf dem Capitol ausgeruht hatte.

Stuttgart. Das Augenübel Juſtinus Kerners nimmt leider dergeſtalt zu, daß deſſen völlige Erblindung zu befürchten iſt.

∴ Ein neuer Beitrag zur Schiller-Literatur aus der Feder einer ſchwäbiſchen Dame betitelt ſich „Ludowika, ein Lebensbild aus der nächſten Vergangenheit. Mit Originalbriefen von Friedrich von Schiller".

Ulm. Nach der hier erſcheinenden „Chronik" ſollen die ſüdlichen Staaten, falls kein Bundesbeſchluß über die Preſſe zu Stande kommt, feſt entſchloſſen ſein, ſich den Carlsbader Beſchlüſſen vom Jahre 1819 zu entziehen und die Angelegenheiten der Preſſe nach ihrem eigenen Willen zu ordnen. (Das wäre mehr als vernünftig, das wäre gerecht!)

Warſchau. Das unglückliche Polen ſoll nun den letzten Ueberreſt beſſerer Zeiten, den Code Napoleon, einbüßen. In Kurzem wird das neue Strafgeſetzbuch erſcheinen, das, vom 11. Januar l. J. angefangen, an die Stelle des bisher Geltung gehabten Code treten wird.

∴ Das große pennſylvaniſche Zellengefängniß in Kaliſch ſoll bereits Hunderten von Menſchen das Leben gekoſtet haben. Es iſt merkwürdig, daß viele Menſchenkörper eher 1500 Ruthenhiebe, als die Strenge des pennſylvaniſchen Gefängnißſyſtems aushalten.

∴ Jeder mit der Eiſenbahn in Warſchau ankommende Fremde muß, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, ſeine Perſon mit drei Silbergroſchen veraccisen. (Iſt das Mahl- oder Schlachtſteuer?)

Wien. Der Palaſt, den Herr von Metternich, als künftigen Wittwenſitz ſeiner Gemahlin, in der Vorſtadt Rennweg neben ſeiner Villa erbauen läßt, iſt bereits mit Kupfer gedeckt und bis auf die Ausſchmückung vollendet. Die Fronte hat 18 Fenſter und die Ausſtattung der innern Räume wird auf 1 Million Gulden veranſchlagt.

∴ Hier will man wiſſen, daß der neue Preßgeſetzentwurf, mit welchem ſich der Bundestag beſchäftigt, eine Nachahmung der däniſchen Anordnungen ſei. Die Cenſoren ſollen bleiben, und zwar als Strafrichter, indem die innern Angelegenheiten Cenſurfreiheit erhalten und die Uebertreter als Strafe auf gewiſſe Zeit oder für immer zur Cenſur verurtheilt werden ſollen. Auch die Clauſel, daß eine Perſon auf Zeit oder für immer zur Leitung eines Blattes für unfähig erklärt werde, ſoll aus der däniſchen Preßgeſetzgebung in die deutſche übergehen. (O weh!)

∴ Der Hofrath Joſeph von Hammer-Purgſtall hat von „Khleſels Leben" den erſten Band erſcheinen laſſen. Es iſt dies der Lebenslauf des berühmten, unter der Regierung des Kaiſers Mathias ſo hochgeſtellten Staatsmannes und Cardinals Khleſel (gewöhnlich Cleſel geſchrieben), der, hinſichtlich ſeines Einfluſſes auf den Kaiſer, eine eben ſo wichtige Rolle als Cardinal Richelieu in Frankreich geſpielt. Khleſels Leben, ſagt Herr von Hammer in der Vorrede, fällt in die 47 letzten Jahre des ſechzehnten und in die erſten 30 Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts. — Das ganze Werk iſt auf vier Bände berechnet. Der erſte Band geht bis zum Jahre 1605*).

∴ Der von mehreren deutſchen Zeitungen gegebenen Nachricht, als ſei der Verfaſſer von „Oeſterreich und ſeine Zukunft" von der hieſigen Polizei vorgeladen worden, kann völlig widerſprochen werden. Es ſcheint vielmehr gegen denſelben weder dieſer noch ſonſt irgend ein Schritt von Seiten unſerer Regierung unternommen zu werden. Uebrigens iſt die Perſon des Verfaſſers hier allgemein bekannt; es iſt der Freiherr von Andrian-Werburg (alſo nicht Andriani, wie ihn die meiſten deutſchen Blätter bis jetzt italieniſirend verſtümmelt haben). Er iſt ein in Tyrol und Steyermark begüterter Landſtand und bereits ſeit länger als einem Jahre aus dem Staatsdienſte ausgetreten.

∴ Herr Adalbert Gyrowetz hat ſeine Lebensbeſchreibung, in welcher die reichen Erlebniſſe des fünfundachtzigjährigen Tonkünſtlers, die Muſikzuſtände von der Mozart'ſchen Epoche bis auf die Gegenwart und die bedeutendſten Perſönlichkeiten derſelben am Auge des Leſers vorüberziehen, nunmehr beendigt. Sie wird, mit ſeinem Portrait geſchmückt, auf Subſcription erſcheinen.

∴ Der „Geſellſchafter" macht die Bemerkung, daß im eigentlichen Oeſterreich (im Erzherzogthum) nicht eine einzige Zeitſchrift im Intereſſe des Katholicismus erſcheine. — (Das iſt allerdings eine merkwürdige Thatſache.)

∴ Der Zahnarzt Weiger hat ſeit Ende Januar bis Ende Juli 1650 Operationen unter Anwendung des Schwefeläthers vorgenommen und faſt durchgängig ein für die Patienten ganz und gar ſchmerzloſes Reſultat gewonnen.

∴ Graf Szapary, der berühmte ungariſche Magnetiſeur, iſt hier angekommen.

∴ Oeſterreich beſaß im Jahre 1844 in 15 Erzbisthümern und 76 Bisthümern 25 Millionen 112,129 katholiſche Einwohner. Es hatte 97 Domcapitel mit 957 Domcapitularen, 13,374 Pfarreien, 1964 Caplaneien und 41,313 Geiſtliche. In den 887 Klöſtern und Stiften befanden ſich 10,669 Mönche, Laienbrüder und Novizen und 3949 Nonnen.

Würzburg. In der Stahel'ſchen Buchhandlung hat ein Herr Häule zwei Bände „Württembergiſche Luſtſchlöſſer" herausgegeben. Die erſte Abtheilung ſchildert Ludwigsburg, die zweite umfaßt Freudenthal, Solitüde, Hohenheim, das Seegut, Bellevue und Roſenſtein. Die hervorragenden Charaktere ſind Carl Alexander und ſein jüdiſcher Finanzminiſter Süß Oppenheimer, Julie von Gräveniz, Carl Eugen in der Mitte ſeines glänzenden Hofſtaats, J. J. Moſer, Hubert, Rieger und Montmartin, Schubart, Franziska von Hohenheim und Schiller, welchem drei Artikel der Solitüde gewidmet ſind. Das Ganze bildet die erſte Section eines größern Werkes, das lieferungsweiſe unter dem Haupttitel „Deutſche Luſtſchlöſſer" erſcheinen ſoll.

---

*) Er iſt jener Cardinal, von dem ſeine Gegner behauptet haben, daß Cleſel der Repräſentant von 150 Stein ſei. — Der erſte Band iſt mit Khleſels Bildniß geziert. Es iſt nach dem Original geſtochen, das ſich in der Wohnung des jedesmaligen Domprobſtes von St. Stephan befindet.

C. M. D.

∴ Seit Kurzem erſcheinen hier zwei neue Zeitſchriften, das „Morgenblatt" und das „Converſationsblatt"; aber Eines iſt ſo ſchlecht als das Andere. Erſteres wird von einem Bierwirth herausgegeben; kein Wunder, daß in ihm der Hauch der Bierſtuben weht. Letzteres redigirt ein junger Student, der die Anekdotenſammlung in Meidingers Grammatik ausbeutet, um ſtets Neues und Pikantes zu bringen. (Auch unſer Leipzig iſt nicht arm an Blättern ſolcher Art.)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Vlad, Woiwode der Walachei, ließ eine ganze türkiſche Armee, 20,000 Menſchen an der Zahl, pfählen. Nach Hammers „Geſchichte" lebten viele der Gepfählten drei bis ſechs, einzelne ſogar acht Tage. In dieſem Walde von Jammernden, Heulenden und Verzweifelnden und unter Leichen zu luſtwandeln, war für ihn ein Hochgenuß. Einen ſeiner Vertrauten, einen ſiebenzigjährigen Greis, ließ er blos darum pfählen, weil er ihn auf dieſen ſchauerlichen Spaziergängen nicht begleiten wollte. Die Geſchichte nennt ihn den „Pfahl-Wütherich".

— In den Häuſern des engliſchen Adels wird nach jedem Todesfall eines Mitgliedes der Familie ein ganzes Jahr hindurch ein großes Trauerwappen, halb in ſchwarzen, halb in farbigen Feldern, ausgehangen. Deſſenungeachtet pflegt um manchen dieſer Adeligen oft ſchon nach drei Tagen kein Hahn mehr zu krähen.

— Am churſächſiſchen Hofe zu Dresden war es in den Jahren 1712 bis 1737 Brauch geweſen, die regierenden Herren und Damen, wie auch Perſonen höhern Standes, die dem Hofe einen Beſuch abſtatteten, auf der großen Wage im Zeughauſe zu wiegen und in ein Wagebuch das Gewicht der Gewogenen einzutragen.

— „Prinz Eugenius, der edle Ritter", ein Lied, das ſich über ein Jahrhundert im Munde erhalten hat, vielleicht das letzte allgemein geſungene hiſtoriſche Lied deutſcher Nation, iſt, wie der rühmlich bekannte Organiſt Becker in der „Leipziger muſikaliſchen Zeitung" (Jahrgang 1842, Nummer 41) erzählt, von einem brandenburgiſchen Krieger gedichtet, der unter dem Fürſten von Deſſau im Heere Eugen's gefochten hat. Ob die dazu gehörige, marſchähnliche, kernige Melodie zugleich mit dem Text erfunden, oder ob letzterer einer frühern Weiſe untergelegt worden iſt, läßt ſich nicht ermitteln. Die Entſtehung des Liedes fällt ins Jahr 1711. In einer Liederſammlung mit dem poſſierlichen Titel „Muſikaliſche Rüſtkammer auf der Harfe aus allerhand ſchönen und luſtigen Arien und Menuetten, Sarabanden, Giguen und Märſchen beſtehend aus allen Thonen 1719" iſt dies Lied zum erſten Male gedruckt.

Treffer und Nieten.

* Napoleon ſagte einſt: »Vier feindliche Journale ſind oft mehr zu fürchten als hunderttauſend Bajonette.«
* Jean Paul meint: »Nach der Weglegung eines humoriſtiſchen Buches haßt man weder die Welt, noch ſich ſelbſt.«
* Ein Berliner Kritiker bringt für den Ausdruck „claqueurs" das deutſche Wort „Jubelmänner" (im Gegenſatz zu den Klageweibern der Alten) in Vorſchlag.
* Die Liebe geht bei den Franzoſen faſt ganz in Geiſt auf; mehr als Untreue fürchtet die Franzöſin den Fluch der Langeweile.
* Auch das Menſchenherz, ſagt ein neuerer Schriftſteller, hat ſeine Feiertage: ſein Evangelium iſt Liebe und ſein Feſtſchmuck Ruhe.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 22.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 22.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Honoré de Balzac.

„Sehen Sie dort den kleinen, rothbackigen Falſtaff mit den dunklen, ſchwarzen Augen?“ — Dies iſt Herr v. Balzac, den alle Frauen Frankreichs beſſer als ihr „Vater unſer“ kennen.“ Das erſte Werk, welches ihm Ruf verſchafft hatte, war die „Elendshaut“ (la peau de chagrin), ein Roman, den er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre ſchrieb. Seine früheren Werke ſind unter dem angenommenen Namen Horace de Saint-Aubin herausgekommen, und als „Eugenie Grandet,“ das erſte ſeiner Bücher, welches den wahren Namen des Verfaſſers trug, erſchien, war es faſt unbekannt im Publikum, daß dieſer bereits einundzwanzig Bände veröffentlicht hatte. Balzac's Ruhm wuchs nun ſo ſchnell, daß der Buchhändler Delloye das ausſchließliche Verlagsrecht der Balzac'ſchen Schriften auf den Zeitraum von fünfzehn Jahren für eine dem Verfaſſer zu zahlende lebenslängliche Rente von 15,000 nebſt einer Summe von 60,000 Fr., die ſogleich ausgezahlt wurde, an ſich brachte.

Ich will hier eine Anekdote von Herrn v. Balzac erzählen, die bezeichnend für ſeinen Charakter iſt. Er iſt eben kein übergroßer Freund der Wahrheit und dabei außerordentlich geſchwätzig. Seine Erzählungen tragen ſo ſehr den Münchhauſen'ſchen Stempel, daß ſie ſich meiſt von ſelber widerlegen. Eines Tages trat er in den Salon der Madame Sophie Gay und erzählte ihr, wie er ſich, da er vierzehn Tage das Zimmer hätte hüten müſſen, in dieſer kurzen Periode 18,000 Fr. erſchrieben. Dieſe ganze Geſchichte nun war nichts, als eine thörichte Aufſchneiderei. Ein anderes Mal erzählte er, daß er ſeinem Freunde Sandeau zum Neujahr einen Schimmel geſchenkt habe. Als man einige Tage darauf Herrn Sandeau zu dieſem Geſchenk Glück wünſchte, erklärte derſelbe, daß er von der ganzen Sache ſchlechterdings nichts wiſſe. Deſſenungeachtet ſprach Hr. v. Balzac nach wie vor von dem Schimmel, den er ſeinem Freunde geſchenkt, ja er begab ſich eines Abends zu Herrn Sandeau und fragte ihn ganz ernſthaft, wie ihm das Pferd, welches er ihm geſchenkt, gefalle? Sandeau, der die Sache für einen Scherz nahm, antwortete, daß es ein herrliches Thier ſei, eine Erklärung, die Herrn Balzac neuen Muth gab und ihn, allem Anſchein nach, zum ernſtlichen Gläubigen an eine Wahrheit von ſeiner eigenen Fabrikation machte.

Er wohnt in einem kleinen Hauſe dicht vor Paris. Seine Einrichtung iſt fürſtlich; doch wird behauptet, daß er wie ein Mönch lebe, wenn er allein iſt. Giebt er ſeinen Freunden ein Diner, ſo iſt ſeine Tafel mit dem prächtigſten Silberſervice bedeckt und ſeine Dienerſchaft erſcheint in glänzender Livree. Er iſt von niedriger Herkunft, doch ſieht er aus, als wäre er einer alt-adeligen Familie entſproſſen. Er trinkt mehr Kaffee, als ſechs alte franzöſiſche Frauen zuſammengenommen, und wenn er ausgeht, trägt er einen Stock mit einem goldenen Knopf.

Alphonſe Karr.

Eine der ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der franzöſiſchen „hommes de lettres“ iſt Herr Alphonſe Karr. Er war früher Profeſſor an irgend einem Collegium und eröffnete ſeine literariſche Laufbahn als Mitarbeiter des „Figaro“. Er möchte allzugern für einen excentriſchen Kopf gehalten werden und geht daher mit äußerſter Sorgfalt darauf aus, ſich durch Alles, was ſeltſam und originell ſcheinen kann, auszuzeichnen und ſo die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Seine Lebensweiſe iſt ganz türkiſch. Man ſieht keine Stühle, ſondern nur Kiſſen in ſeinen Zimmern, und er ſchläft, ohne ſich auszuziehen, auf einem Sopha. Sein Bedienter iſt ein Mohr, den er in ein Scharlachwamms gekleidet hat und den er mit einem ſchönen, in allen Karr'ſchen Schriften vorkommenden Newfoundländer, Namens Freiſchütz, ausſchickt. Der Hund wie der Bediente tragen viel dazu bei, ihn überall bekannt zu machen. Ohne Zweifel iſt Karr die vollkommenſte Perſonification der literariſchen Eitelkeit, wie ſie ſich in Frankreich äußert. Ueberal in der Stadt ſieht man an den Häuſern ſeinen Namen, denn er veröffentlicht nie etwas, ohne es mit der ganzen Unbefangenheit und Unverdroſſenheit eines Londoner Handelsmannes auszupoſaunen. Vor zwei oder drei Jahren rettete er einen Menſchen vor dem Ertrinken und erhielt dafür von der Regierung eine ſilberne Medaille, die er, kindiſch genug, fortwährend im Knopfloch trägt.

Eduard Maria Oettinger,

geſchmeichelt von Hermann Walden.

Ein unlängſt erſchienenes Werk trägt das Motto: „Nächſt dem Vergnügen, braven Leuten eine Freude zu machen, giebts keinen größern Genuß, als ſchlechte Kerle zu ärgern.“ Aus dieſem Grunde theile ich zum Vergnügen meiner braven Gegner einen Aufſatz aus Nummer 32 des „Sir John Falſtaff“ vorſätzlich in der Beilage mit, auf daß meine braven Thebaner ihn leichter ausreißen, einſtecken oder wegwerfen können. Herr Hermann Walden ſchildert darin die „Humoriſten der Gegenwart“ und auch meine Wenigkeit. Er ſagt:

„Oettinger ſchrieb einmal von Saphir ungefähr Folgendes: „Saphir iſt nur viermal des Jahres witzig, nämlich im Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, am meiſten aber dann, wenn er zu neuer Pränumeration auf ſein Blatt einladet.“ — Ich gehe in meiner Schilderung Oettingers noch weiter, und behaupte, Oettinger iſt nur Einmal im Jahre geiſtreich, — dieſes eine Mal fängt aber mit dem erſten Januar an und endet in der Mitternachtsſtunde des letzten Decembers. Er iſt witzig in jeder Situation — ſeine Träume bringen ihm neue Pfeile, und die erſten Sonnenſtrahlen verſorgen ihn für den kommenden Tag mit neuen Gedankenblitzen; die ſpielenden Sonnenſtäubchen erinnern ihn an tauſend ſpielende Worte, und die tändelnden Mücken rufen unzählige tändelnde Sticheleien in ihm wach. Am witzigſten aber iſt er, wenn er das Klingen der Kriegstrompete hört — dann ſchreitet er mit heiterm Lächeln in den Kampf, mit einem Lächeln, das tauſend ſchöne und doch giftige Pfeile verbirgt, daß dieſe Pfeile mit nie fehlender Sicherheit verſendet und ſeine Mitkämpfenden entwaffnet. — Wenn Oettinger ſcherzt, ſo iſt er liebenswürdig; — eine buntgeblümte Wieſe mit Schmetterlingen und ſpielenden Mücken breitet ſich alsdann vor unſern Blicken aus, — aber wenn er hadert, ſo ſinken die bunten Blumen, die ſein Scherz vor uns ausgebreitet hatte — ſchnell verwelkt zuſammen und aus ihren Kelchen erheben ſich tauſend Weſpen und Bienen, — die ſpielenden Mücken geſellen ſich zu ihnen — um mit ihnen vereint den Kampf für ihren Herrn zu beſtehen, — während leuchtende Blitze an dem umdüſterten Firmament niederzucken und ſcharfgeſpitzte Pfeile in die Reihen ſeiner Feinde dringen.

Oettinger gleicht der Biene: er kann uns mit ſüßem Honig aufwarten, aber auch mit ſcharfem Stachel verwunden. — Er iſt wie Champagner-Schaum, ſchnell aufbrauſend, aber auch berauſchend. Oettinger iſt ein Baum, — ſeine Blätter laden zum Genuſſe ein, — man darf ihn aber nicht ſchütteln — ſonſt fallen die Früchte ſchwer auf das Haupt des Schüttelnden. —

Wenn Ihr einen Schriftſteller findet, der Euch fortwährend mit neuen, glänzenden Bildern entgegentritt, der die Sprache beherrſcht, wie ein indiſcher Jongleur ſeine Wurfmeſſer, wie Franz Liſzt die Taſten ſeines Pianos, wie ein Garrick ſein hundertfältiges Geſicht, der zu Euch ſpricht bald mit der graziöſen Leichtigkeit der verfeinerten Pariſerin und bald mit dem ſchweren Wurfgeſchoß der deutſchen Satyre, — der Euch in dieſer Minute den liebenswürdigen Schalk, in jener den hiſtoriſchen Forſcher, und in der dritten den eifrigen, erhitzten Kämpfer zeigt, dann ſeid gewiß — Ihr habt Eduard Maria Oettinger gefunden.“ —

Sherry.

Der Xerez-Wein, welcher unter dem Namen Sherry ſeinen wahren Namen verbergen hält, wächſt in dem ſüdweſtlichen Theile des „ſonnigen" Andaluſiens, in einem Landſtrich, in welchem die Stadt Xerez (zum Unterſchiede von den beiden andern Xerez, X. de la Frontera genannt), als Hauptort gelegen iſt. Der Weinbezirk erſtreckt ſich über eine Fläche, welche von den Orten Puerto de St. Maria, Rota, S. Lucar, Trebujena, Lebrija und Arcos begrenzt iſt. Die beſten Weinberge liegen in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Xerez, und der Wein nimmt an Qualität ab, je weiter die Weinberge ſich von dem Hauptorte entfernen. — Falſtaff's Sherris sack wuchs hier; es iſt der Xerez seco (trockener, herber Xerez), der noch gegenwärtig von den Kennern ſpaniſcher Weine ſehr geſchätzt wird. — Er wurde in England zuerſt unter Heinrich VII. bekannt, deſſen Sohn Heinrich VIII. die ſpaniſche Prinzeſſin Katharina heirathete. In allgemeinen Gebrauch kam jedoch der Sherry erſt unter der Regierung der Eliſabeth, zu deren Zeit Graf Eſſex (im J. 1596) Cadiz belagerte, und von dort aus die Mode des Trinkens ſpaniſcher Weine mitbrachte. Der Beſuch, welchen Karl I in Spanien abſtattete, trug dazu bei, den Geſchmack der Engländer am ſpaniſchen Weine noch allgemeiner zu machen, ſo daß er ſich auch in die Provinzen Englands verbreitete, denn Howel ſchreibt ſchon im J. 1645 von York aus: man möge ihm ein oder zwei Faß Auſtern ſchicken, „mit einem Glaſe des beſten Sherry dazu, den man hieſigen Ortes ſehr gern trinkt." Während der Succeſſionskriege und unter Karls III (von Spanien) Regierung nahm der Verbrauch von Sherry in England ſehr ab, ſo wie in Spanien überhaupt der Weinbau mit größerer Sorgloſigkeit, als früher, betrieben wurde. Erſt zu Ende des letzten Jahrhunderts brachte die Familie Gordon, deren Häuſer in Xerez und Puerto de St. Maria noch gegenwärtig den erſten Rang behaupten, den Weinbau wieder in Aufnahme. Die größere Güte der Weine ward zu ihrer beſten Empfehlung; da indeß die Mode Alles regiert, ſo kam der Xerez-Wein am meiſten in den Gang durch Lord Holland, der, nach ſeiner Rückkehr aus Spanien, vortrefflichen Sherry an ſeiner makelloſen Tafel gab.

Zapfenſtreich.

Berlin. Der ſeit mehreren Jahren unter uns lebende Schriftſteller und Dichter Dr. M. Wiener hat einen ehrenvollen Ruf als Profeſſor der Philologie an dem College von St. Louis, in Nordamerika, erhalten und wird zu Anfang des nächſten Monats die Reiſe dahin antreten. Vor ſeiner Abreiſe wird Herr Wiener noch den erſten Band einer von ihm unternommenen Ueberſetzung der dramatiſchen Werke John Ford's, eines Zeitgenoſſen Shakeſpeare's, herausgeben, zu welcher Ludwig Tiek eine Vorrede ſchreibt.

∴ Der „Voſſiſchen Zeitung" wird aus Paris geſchrieben: „Der bekannte Ueberſetzer Heinrich Börnſtein beabſichtigt binnen Jahresfriſt mit zahlreichen Freunden nach Amerika überzuſiedeln." (Wir glauben nicht daran, zumal jetzt Herr Börnſtein eben im Begriff iſt, ein neues Unternehmen, nämlich eine deutſche Leihbibliothek, in Paris zu begründen.)

∴ Der preußiſche Volksſchriften-Verein veranſtaltet einen Wiederabdruck vom „Wandsbecker Boten" des alten Mathias Claudius. — Derſelbe Verein hat einen Preis von 350 Thalern für den Verfaſſer der beſten Volksſchrift ausgeſetzt.

∴ Der große Polenproceß hat jetzt ein theatraliſches Intereſſe gewonnen, das an die franzöſiſchen Monſtre-Proceſſe erinnert, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Verſchiedenheit der Nationalität zu noch wunderlichern Scenen Veranlaſſung giebt.

Florenz. Auch unſer Großherzogthum ſoll Nationalgarden erhalten. Das darauf bezügliche Edict ſoll bei Anlaß der Feſtlichkeiten erſcheinen, die bei Gelegenheit der von Tag zu Tag erwarteten Entbindung der Großherzogin ſtattfinden ſollen.

Halle. Das überaus ehrenwerthe „Zippelskircher Volksblatt" hat, um die preußiſchen Landſtände in Mißkredit zu bringen, ſich die Mühe genommen, nachzurechnen, wieviel nach Maßgabe der Landtagsblätten die Reden der Abgeordneten von Vincke und v. Beckerath gekoſtet haben, und haben eine Summe von 25,000 Thalern (?) herauscalculirt. Wir finden das noch ſehr billig, denn manche jener Reden ſind in der That ganz unſchätzbar.

Hamburg. Dr. Carl Töpfer, deſſen dramatiſche Muſe lange gefeiert, hat ein neues, vieractiges hiſtoriſches Originalluſtſpiel „Bötger, der Goldmacher", mit einem Nachſpiele „Ein Abend im Berliner Thiergarten" vollendet.

∴ Im Thalia-Theater gaſtirt der Wiener Lokalſchauſpieler Laroche auch in dieſem Jahre mit glänzendem Erfolge vor gefüllten Häuſern. (Warum gaſtirt dieſer ausgezeichnete Künſtler nicht auch einmal in Leipzig? Die Antwort findet man unter Leipzig.)

Königsberg. Unſer Dramaturg, Herr Max Gottſchall, hat ein neues Luſtſpiel „Lord Byron in Italien" geſchrieben.

Leipzig. . . . weil Herr Marr noch immer Oberregiſſeur unſeres Stadttheaters iſt. (Den dazu gehörenden Vorderſatz findet man unter der Rubrik Hamburg und Laroche.)

London. In dem Jeſuiten-Collegium Stonyhurſt ſind fünf Schüler mit 30 Peitſchenhieben geſtraft worden, weil ſie den Ausdruck „verdammt" gebraucht, und einige den Jeſuiten abgeneigte Geſinnungen gezeigt haben ſollen!

∴ Prinz Albert hat zum Ankauf von Shakeſpeare's Geburtshauſe in Stratford ein Geſchenk von 250 Pf. St. beigeſteuert und ſich dadurch ein klein wenig populärer gemacht.

∴ Der däniſche Märchendichter Anderſen arbeitet an einem Ahasverus in Romanform, ein Stoff, dem ſein Talent keineswegs gewachſen iſt. Anderſen befindet ſich noch immer in London und ſpeiſt hier bei Geſandten und dergleichen. Er ſammelt wahrſcheinlich Stoff zu einer Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte.

∴ Der „Punch" ſchreibt: Der vormalige Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Herr Teſte, hat den test (die Probe) nicht beſtanden. Sein guter Name iſt an einem Salzſteine geſcheitert. Salz galt ſonſt für ein Präſervativ gegen Corruption (Fäulniß und Beſtechung , diesmal aber hat es ſich als Antiſeptikon bewährt.

Lyon. Der Cardinal-Erzbiſchof von Lyon, v. Bonald, ſoll ſeinen Geiſtlichen empfohlen haben, Gebete für die Bekehrung des Papſtes abzuhalten; es wird hinzugefügt, daß viele Geiſtliche ſich dieſem Anſinnen widerſetzt hätten.

München. Die neue Würzburger Zeitung erzählt in einem Artikel, den ſie allen andern vorausſtellt, daß die Senora Lola Montez, welche gegenwärtig ſich hier befindet, mit einem den Hofgarten beaufſichtigenden Soldaten ein unangenehmes Rencontre gehabt habe. Der Soldat wollte, dem beſtehenden Verbot gemäß, den Hund der Senora nicht einlaſſen, und dies zog eine Anzahl von Leuten herbei, die zum Theil Zeichen der Mißbilligung über das Benehmen der Fremden gegeben hätten. Im Publikum habe ſich „in Folge dieſes außergewöhnlichen Tages-Ereigniſſes" (ein abgewieſener Hund!) zwar einige Aufregung gezeigt, indeß ſei die Ruhe nicht im Mindeſten geſtört worden.

Paris. Die Verhaltungsbefehle, welche der franzöſiſche Botſchafter in der Schweiz, Herr Bois le Comte, von Herrn Guizot wegen der Sonderbund-Angelegenheit erhalten hat, haben, wie es ſcheint, dahin gelautet, daß er ſeine Tactloſigkeit irgendwie wieder gut machen ſoll; bekanntlich hat ſich der Graf mit der Erklärung Jenni's im „Guckkaſten", es ſeien nur „Bierzeichen" geweſen, befriedigt erklärt.

∴ Der Pater Lacordaire wird eine Leichenrede auf O'Connell halten, und zwar in der Notre Dame. In dieſer Kirche riß kürzlich ein Mann ſämmtliche Kerzen von den Altarleuchtern und ſtürzte mit dem Ruf: „Fort mit dieſem Götzendienſt!" auf den Geiſtlichen zu, um ihn zu erdroſſeln. Es gelang, den Wüthenden zu erfaſſen.

∴ Der mit der franzöſiſchen Colonie am Senegal verkehrende Fabrikant Regis in Paris hat für ſeine afrikaniſche Kundſchaft eine Götzenfabrik errichtet, deren Niederlage in der Beaulieu-Straße Nummer 73 iſt und die Ueberſchrift trägt: „Depot de dieux africains." (Götzen, kauft Götzen!)

∴ Halévy hat eine neue Oper beendet, deren Text von ſeinem Bruder Léon herrührt.

Rom. Die Jeſuiten haben als freiwillige Beiſteuer zur Uniformirung der hieſigen Nationalgarde 3000 Scudi und die Nonnen des Kloſters von S. Domenico zu gleichem Zweck 1000 Scudi hergegeben. (Durch Speck fängt man die Mäuſe.)

Straßburg. Hier iſt ein, zugleich in franzöſiſcher und deutſcher Sprache erſcheinendes Blatt, Journal de la Réforme Protestante, gegründet worden, welches der evangeliſchen Kirche gewidmet iſt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 257. Leipzig, 3. September 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2.

Einfall eines Poſtwagens.

Humoreske von Theodor Drobiſch.

(Hierzu eine Pechvogel-Gallerie.)

Es war zur Zeit des Roßmarktes, als ich mit dem Dampfwagen von Leipzig nach Altenburg fuhr. Dort im „baierſchen Hofe“ angelangt, bemerkte ich in der Ecke der Gäſtſtube einen alten Bekannten, den ich bei Eugen Sue in Paris kennen gelernt hatte. Es war — der ewige Jude.

— Altes Haus! rief ich erfreut, ſag' mir in aller Welt, wie kommſt denn Du nach Altenburg?

Ahasver ergriff meine Hand und ſprach:

— Aus gewiſſen Gründen. Sieh', guter Freund, mir war mein Reiſegeld ausgegangen; da hörte ich, daß hier während des Roßmarkts eine Spielbank geduldet wird; ich ging hin, ſetzte auf den Buben und — verlor den letzten Gulden.

— Hätteſt Du Dir für dies Geld lieber Deine Stiefel beſohlen laſſen, die von allen Seiten den Wunſch nach Oeffentlichkeit ausſprechen.

— Nicht mehr nöthig, denn meine Wanderung hat nun ihr Ende erreicht.

— Wie? Du haſt endlich nach achtzehnhundert Jahren eine wirkſame Todesart ausfindig gemacht?

— Alle Verſuche waren bisher vergeblich geblieben. Sogar der letzte.

— Und dieſer war?

— Ich hörte, daß man ſich in einem Engagement beim Director Nachtigall zu Halle in ſpäteſtens drei Monaten zu Tode ärgern müſſe. Das war Waſſer auf meine Mühle. Ich, der ich, wie Du weißt, immer Komödie geſpielt, ließ mich für Greiſe und alte komiſche Bediente engagiren. Gleich am erſten Tage erhielt ich drei Rollen: den Bonbon-Jungen in der „gefährlichen Tante“, den Pagen in den „Hugenotten“ und die Gräfin Aurora in Holtey's „Lenore“. — Jeder andere Mime wäre ob dieſer Rollenvertheilung entweder vor Wuth zum Schornſtein hinaus- oder neunundneunzig Klafter unters Podium gefahren. Mein Herz aber blieb kalt, wie der Winter in Sibirien. Selbſt beim beſten Willen konnte ich mich nicht zu Tode ärgern und nahm nun gleich darauf meinen Abſchied.

— Wirklich?

— Hier in meinem Wanderbuche kannſt Du's ſehen.

Der ewige Jude holte einen dicken Folianten hervor und tippte a
die letztbeſchriebene Seite, auf der Folgendes zu leſen war: »Daß d
Schauſpieler Ahasver, gebürtig aus Jeruſalem, hier bei dem Direct
Nachtigall mit gutem Betragen in Arbeit geſtanden, wird hiermit bezeug

— Und jetzt! Was willſt Du jetzt beginnen?

— Mein Leben auf andere Weiſe enden. Auf eine Art, die gew
nicht fehl ſchlägt.

— Soll mich in Deinem Intereſſe ſehr freuen. Was iſt's?

— Siehſt Du dort jene Paſſagiere, die nach der Poſt wandern?

— Jawohl!

— Es ſind meiſt Familienväter; ſie haben vor ihrer Reiſe mit d
Wittwen-Verſorgungs-Anſtalt correſpondirt, haben Policen auf die Leben
Verſicherungs-Bank gelöſt und ihr Teſtament gemacht, mit Einem Wo
ſie haben abgeſchloſſen mit der Welt, denn in einer halben Stunde b
ſteigen ſie den Poſtwagen, der von Altenburg nach Gößnitz fährt, u
wer dieſen Weg mit heiler Haut zurücklegt, hat von ſchauderhaftem Gl
zu ſagen.

— Iſt denn dieſer Weg gar ſo ſchlecht?

— Ich ſage Dir, guter Freund, ein ruſſiſcher Knitteldamm iſt e
Billard dagegen. Ich glaube, ehe der liebe Gott die pontiniſchen Sümp
und die Kreuzwege in den amerikaniſchen Urwäldern geſchaffen, hat
ſich hier erſt einen kleinen Entwurf dazu gemacht. Hier kann m
nicht wie der alte, ehrliche Adam nur Eine, ſondern alle Rippen ei
büßen; hier ſind Wege, bei deren Anblick die Altenburger Chirurgen u
die Pegauer Schuſter Vivat ſchreien. Sahſt Du nicht jenen Mann m
einem großen Scheffelſack unterm Arm? Es war ein Zahnarzt. W
man an der Oſtſee den Bernſtein ſucht, ſo ſucht dieſer Dentiſt auf jene
Wege ausgefallene Zähne, mit Einem Wort, jener Weg führt zum Hi
mel oder zur Hölle und aus dieſem Grunde habe ich mir einen Poſtſche
für dieſe Tour gelöſt. Hier vollend' ich's, die Gelegenheit iſt günſt
und wenn mich nicht Alles trügt, ſo hat der Schwager, welcher die P
führt, noch obenein einen kleinen Schwips. Hurrah, wir werfen u
Ich ſterbe auf der Straße von Altenburg nach Gößnitz!

— Nun denn, leb' wohl auf Wiederſehen in einer andern We
ſagte ich zu Freund Ahasver und begleitete ihn bis zur Poſt.

Als alle Paſſagiere dort eingeſtiegen waren, rief der Poſtſchreibe
»Glückliche Reiſe!« Das Geſicht, das bei dieſem chriſtlichen Wunſche d
ewige Commis voyageur ſchnitt, will ich nicht beſchreiben, denn es kön
jedem meiner Leſer böſe Träume verurſachen.

Noch an demſelben Abende erfuhr ich, daß der Poſtwagen umg
worfen habe und ſämmtliche Paſſagiere, bis auf Einen, auf der Ste
mauſetodt geblieben ſeien. Und dieſer Eine? — Dieſer Eine war me
Freund Ahasver, der ewige Jude.

* * *

M o r a l: **Wer Pech haben ſoll, kann ſelbſt von Altenburg na
Gößnitz fahren, ohne — den Hals zu brechen, denn auch das Schick
kann ſehr boshaft ſein.**

Der Herzog von Rivas.

Die in Mailand erſcheinende „Riviſta" enthält in ihrer neueſten Lieferung einen intereſſanten Aufſatz des Herrn F. Sanſeverino über die „poeti spagnuoli contemporanei" (ſpaniſche gleichzeitige Dichter), worin zuerſt eine dramatiſche Compoſitien des D. Angel Saavedra, Herzogs von Rivas, beurtheilt wird. Dieſer, im Jahre 1791 geboren, trat ſehr früh in Militärdienſt, machte den Unabhängigkeitskrieg mit, ſah ſich aber in Folge mehrerer, in der unglücklichen Schlacht von Ocana erhaltenen Wunden genöthigt, den Militärdienſt zu verlaſſen. Er und ſein Bruder wurden Mitglieder der Junta von Cadiz und zeichneten ſich hier durch ihre Beredtſamkeit und ihre Vaterlandsliebe aus. — Unter Ferdinand VII. ſah ſich der Herzog genöthigt, auszuwandern, ging über Gibraltar nach England und von dort nach Malta, durfte aber erſt im Jahre 1837 wieder nach Spanien zurückkehren. Unmittelbar nachher wurde er zum Mitgliede der Cortes gewählt, wo er aber ſeiner gemäßigten Meinungen wegen keinen Anklang fand, daher bald austrat und ſich in den Schoß ſeiner Familie nach Sevilla zurückzog. Hier lebte er im Jahre 1843 ruhig und mit der Malerei beſchäftigt (er hatte bereits vier Gemälde für die Kathedrale vollendet), als er mit Cortina wieder in das Miniſterium berufen wurde, und endlich, unter Gonzalez Bravo, den Geſandtſchaftspoſten in Neapel erhielt, den er noch gegenwärtig bekleidet. — Die erſten poetiſchen Verſuche des Herzogs waren lyriſcher und bukoliſcher Art; erſt ſpäter erſchienen ſeine erſten Schauſpiele, „Malek-Adel" und der „Herzog von Aquitanien", die ziemlich unbemerkt vorübergingen. Das erſte dramatiſche Product, welches auf dem ſpaniſchen Theater Aufſehen erregte, war „Lanuza", das im Jahre 1822 mit großem Beifall gegeben wurde. Das Stück ſpielt in der Zeit Philipps II. und wurde, wenn man auch ſeine Bedeutſamkeit anerkannte, doch hinſichtlich ſeines Werthes weit unter den „Pelagio" des Quintana und die „Wittwe Padilla's", von Martinez de la Roſa, geſtellt. Im Jahre 1833, noch als Verbannter in Frankreich lebend, ſchrieb der Herzog ein zweiactiges Schauſpiel, „Don Alvaro oder die Macht des Schickſals" (D. Alvaro ó la fuerza del destin), das zum erſten Male am 22. März 1835 in Madrid aufgeführt wurde und eine gänzliche theatraliſche Umwälzung hervorrief.

Der Enthuſiasmus verbreitete ſich bald von der Hauptſtadt in die Provinzen und die Aufführungen auf den Theatern von Valencia und Sevilla brachten eine ähnliche Wirkung wie die in Madrid hervor. Es war nicht allein, wie Byrons „Manfred", oder Werners „24. Februar", oder Göthe's „Fauſt", der Ausdruck eines einzelnen Gedankens, oder eine höher gedachte Incarnation des menſchlichen Typus, ſondern ein durchaus nationales Werk, das dem ſpaniſchen Drama eine eigenthümliche und großartige Bahn eröffnete, auf der ſich ſpäter ſo viele jugendliche und glänzende Geiſter verſuchten. — Das Gelingen dieſer Arbeit des Herzogs machte ihm Muth, ſich in der dramatiſchen Literatur mehr zu bewegen. Sonderbarer Weiſe war das nächſte Stück, welches er ſchrieb, hinſichtlich des Charakters dem frühern ganz entgegengeſetzt, ein heiteres, munteres Luſtſpiel, „tanto vales quanto tienes“ (ſoviel der Menſch beſitzt, gilt er), das ſich um die allerdings nicht neue Idee dreht, daß ein Millionär, der aus Lima erwartet wird, und auf den ſeine armen Verwandten ſo große Hoffnungen ſetzen, bei ſeiner Rückkehr dieſen ankündigt, daß er Alles verloren habe, von ihnen verſtoßen und nur von einer Nichte in Schutz genommen wird, die er, als er ſpäter ſich für vollkommen reich erklärt, allein beglückt. — Das Drama „Solaces de un prisionero, o tres noches de Madrid“, worin der König von Frankreich, Franz I., die Hauptrolle ſpielt, iſt im Geſchmack des „Don Alvaro“ geſchrieben, aber verhältnißmäßig ſehr fragmentariſch, wenngleich einzelne Scenen, zwiſchen dem gefangenen König und ſeiner ſpaniſchen Geliebten, Donna Eleonora, ſehr viel Effect machen. — Das nächſte dramatiſche Product des Herzogs, „la Morisca de Alaguar“, ein Luſtſpiel, und das darauf folgende „el Crisol de la lealtad“ (der Prüfſtein der Treue) ſind Beides vollkommen ſpaniſche Stücke, beſonders das letztere, das im zwölften Jahrhundert unter der Regierung des Königs Alphons von Aragonien ſpielt. Von den beiden neueſten Stücken des Herzogs „el parador de Baylen“ (der Gaſthof von Baylen) und „el desengano en un sueno“ (die Enttäuſchung in einem Traume), erinnert das letztere an Calderons bekanntes Stück „das Leben ein Traum“. — Außer ſeinen dramatiſchen Arbeiten hat ſich der Herzog auch noch durch einzelne größere Dichtungen bekannt gemacht, von denen der „Moro expósito, ó Cordoba y Burgos en el siglo decimo“, eine Legende in zwölf Romanzen, im Jahre 1843 in Paris herauskam. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Romanzen des Herzogs erſchien in Madrid 1843 unter dem Titel „Romances historicos del exmo. Senor Duque de Rivas“. 2 Bde. 16., von denen einige in einer italieniſchen Ueberſetzung von B. Secco Suardo im Jahre 1846 in Bergamo herausgekommen ſind.

Théroigne de Méricourt.

(Nach Lamartine.)

Geboren im Dorfe Méricourt unweit Lüttich, Tochter eines reichen Landwirths, hatte ſie die Erziehung der höhern Klaſſen erhalten. Mit ſiebenzehn Jahren hatte ihre blendende Schönheit die Aufmerkſamkeit eines jungen rheiniſchen Edelmanns angezogen, deſſen Schloß in der Nähe ihres Wohnſitzes lag. Geliebt, verführt und in Stich gelaſſen, war ſie aus dem väterlichen Hauſe entflohen und hatte ſich nach England geflüchtet. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in London kam ſie nach Frankreich. An Mirabeau empfohlen, lernte ſie durch ihn Sieyes, Joſeph Chénier, Danton, Rouſin, Briſſot, Camille Desmoulins und Pétion kennen. Romme, ein myſtiſcher Republikaner, entzündete in ihr das Feuer des deutſchen Illuminismus. Jugend, Liebe und Rache hatten ihren Kopf erhitzt. Sie lebte in der Trunkenheit der Leidenſchaften, der Ideen und der Vergnügungen. Anfangs Anhängerin der großen Revolution von 1789, war ſie aus deren Armen in die Arme reicher Wüſtlinge geleitet, die ihre Reize theuer bezahlen mußten. Eine Buhlerin des Reichthums, gab ſie ſich dem Volke freiwillig preis. Gleich den großen Luſtdirnen Egyptens oder Roms, verſchwendete ſie an die Freiheit das Geld, welches ſie dem Laſter entriß. Schon bei den erſten Aufſtänden zeigte ſie ſich auf der Straße. Sie weihte ihre Schönheit dazu, der Menge als Fahne zu dienen. In einem blutfarbigen Amazonenkleide, mit einem wallenden Federbuſch auf dem Hut, den Säbel an der Seite, zwei Piſtolen im Gürtel, ſo flog ſie zu den Aufſtänden. Sie hatte im erſten Gliede die Gitterthore des Invalidenhôtels ſprengen helfen, um die Kanonen herauszunehmen. Die Erſte im Sturme hatte ſie den Thurm der Baſtille erſtiegen. Die Sieger hatten ihr auf der Breſche einen Ehrenſäbel zuerkannt. In den Octobertagen hatte ſie die Weiber von Paris nach Verſailles geführt. Zu Pferde neben dem Wütherich Jourdan, welchen man den Mann mit dem langen Barte hieß, hatte ſie den König nach Paris zurückgebracht; ſie war, ohne zu erblaſſen, den abgehauenen Köpfen der Garde du Corps gefolgt, die auf den Piken als Siegeszeichen einhergetragen wurden. Ihre Worte hatten, trotz des ausländiſchen Accents, die Beredſamkeit des Getümmels. Sie erhob ihre Stimme in den Stürmen der Clubbs und ſchalt von den Gallerien herab den Saal aus. — Zuweilen hielt ſie Volksreden bei den Cordeliers. Camille Desmoulins ſpricht von der Begeiſterung, die einer ihrer Stegreifvorträge dort hervorrief. — »Ihre Bilder,« ſagt er, »waren von Pindar und aus der Bibel entlehnt; es war der Patriotismus einer Judith.« — Zufällig traf ſie in Paris den jungen Edelmann, der ſie verführt und in Stich gelaſſen hatte; er flehte ſie um Rettung an, aber Théroigne hatte nicht die Großmuth, ihm zu verzeihen. Er kam bei den Septembermorden ums Leben. Je blutdürſtiger die Revolution wurde, um ſo tiefer ſtürzte ſich dieſes Mädchen hinein. Sie konnte nur noch im Fieber der öffentlichen Aufregungen leben. Gleichwohl erwachte ihre erſte Verehrung für Briſſot beim Sturze der Girondiſten wieder. Auch ſie wünſchte jetzt die Revolution aufzuhalten. Aber es gab Weiber, die noch unter ihr ſtanden. Dieſe Weiber, welche man die Furien der Guillotine hieß, riſſen am 31. Mai 1790 der ſchönen Lütticherin die Kleider vom Leibe und peitſchten ſie öffentlich auf der Terraſſe der Tuilerien. — Dieſe Marter, entehrender als der Tod, brachte ſie um den Verſtand. Im Straßenkoth aufgehoben, wurde ſie in die Zelle eines Irrenhauſes geworfen und ſpäter nach der Salpetrière gebracht. Dort lebte ſie noch zwanzig Jahre. Dort ſtarb ſie im Jahre 1817*).

---

*) Eine weit ausführlichere, aber außerordentlich ſeltene Lebensbeſchreibung dieſer Revolutionsheldin erſchien 1790 zu Paris unter dem Titel: „Precis historique sur la vie de Mademoiselle Théroigne de Mericourt“. Auch exiſtirt ein gedrucktes Theaterſtück, „Théroigne et Populus“, das aber niemals aufgeführt wurde. C. M. D.

Die erſte Tonkünſtler-Verſammlung in Leipzig.

Von A. Riccius.

Der 13. und 14. Auguſt vereinigte in den Räumen des hieſigen Gewandhausſaales eine Menge auswärtiger und einheimiſcher Tonkünſtler. Die „neue Zeitſchrift für Muſik", an deren Spitze Dr. Brendel ſteht, hatte das Wünſchenswerthe einer ſolchen Verſammlung in verſchiedenen Aufſätzen in Anregung gebracht. Es war darauf hingedeutet worden, daß es eines kräftigen und einmüthigen Zuſammenwirkens, daß es insbeſondere auch des practiſchen Eingreifens bedürfe, wolle man ſich der Hoffnung einer Beſeitigung ſo mannichfacher Uebelſtände hingeben. Wiſſenſchaft und Kunſt treten jetzt aus ihrem Heiligthume, in welchem bisher nur die Prieſter derſelben gewaltet, während die Menge in ſcheuer Verehrung ſich noch immer ziemlich fern hält. Muſik beginnt jetzt das Eigenthum der ganzen Welt zu werden, und in Folge ihrer Verbreitung machen ſich eine Menge ſtörender, unwiſſenſchaftlicher und unkünſtleriſcher Einflüſſe geltend, welche nicht mehr durch eine theoretiſche Wirkſamkeit beſeitigt werden können, ſondern eine Begegnung auf eigenem Gebiete verlangen. In dieſen Betrachtungen hatte die Idee einer „Verſammlung deutſcher Tonkünſtler und Muſikfreunde" ihren Grund gefunden, und die eifrige Theilnahme, welche ſich durch eingeſendete Briefe aus allen Gegenden Deutſchlands kund gegeben, hatte die Redaction der „neuen Zeitung für Muſik" veranlaßt, eine ſolche Verſammlung ins Leben zu rufen. Die hieſigen Kräfte hatten ſich in vorbereitenden Verſammlungen für die Herſtellung dieſes Unternehmens vereinigt, und ſo ſah man hier mit Spannung, ja ſogar theilweiſe mit Befürchtung, dem zu jener Verſammlung anberaumten Tage entgegen. Man verbarg ſich nicht die Schwierigkeit des Unternehmens: die Muſiker haben bis jetzt auf ganz iſolirtem Boden geſtanden, und eine allzugeringe Theilnahme, eine faſt tadelnswerthe Gleichgiltigkeit gegen die Intereſſen der neuen Zeit, gegen das friſcherwachte Thun und Treiben unſerer intelligenten Zeit im Allgemeinen, hat gegen den ehrenwerthen Künſtlerſtand Vorwürfe erzeugt, die wir vergeblich ganz zurückzuweiſen im Stande ſind. Dennoch dürfen wir berichten, daß die Theilnahme gegen alle Erwartung ſich als bedeutend herausgeſtellt hat. Gegen 120 Perſonen, ſowohl fremde als einheimiſche, haben ſich mit Eifer an den Verſammlungen betheiligt, und wenn die Reſultate auch nicht welterſchütternd zu nennen ſind, ſo läßt ſich doch für die Zukunft die Hoffnung daraus ſchöpfen, daß Ideen angeregt worden ſind, die mancher der Anweſenden früher weder gekannt, noch als Individuum auszuſprechen ſich getraut hatte. Von großer Bedeutung iſt ferner der Umſtand, daß Künſtler aus den weitentlegenſten Gegenden unſeres Landes in die freundlichſte Berührung gekommen ſind, daß ſie ſich vertrauter ausgeſprochen und die Hand zu gleichem Wirken gereicht haben.

Wir theilen in gedrängter Kürze die Feſtordnung mit. Freitags am 13. Auguſt eröffnete Dr. Brendel, der Anreger dieſer Verſammlung, die Verhandlungen durch einen Gruß an die Gäſte, an welchen er eine längere Auseinanderſetzung ſeiner Ideen über die Tonkünſtlervereinigung anknüpfte. Organiſt C. F. Becker eröffnete als Vorſitzender die Beſprechung. Der erſte Antrag von Robert Schumann über Abſchaffung der franzöſiſchen Titel auf muſikaliſchen Werken und die Hinzufügung von Jahreszahlen rief eine lebhafte Debatte hervor. Man beſchloß, nach Kräften dieſe Anträge ins Werk zu ſetzen. Muſikdirector Sattler, aus Blankenburg, trug darauf an, Mittel und Wege zur Verbreitung werthvoller Manuſcripte ausfindig zu machen. Mit dieſem Antrage hing genau zuſammen ein anderer von C. Golmik, betreffend die Einrichtung beſonderer Prüfungscommiſſionen für alle zum Druck beſtimmten Muſikalien. Der Antrag wurde als vor der Hand unausführbar zurückgewieſen, während der von Sattler angeregte Gegenſtand die Verſammlung dahin beſtimmte, Kataloge ſolcher Manuſcripte zu veröffentlichen.

Außerdem wurden noch die Anträge über Unterdrückung der ſogenannten Autographien bei Muſikfeſten, die dem Nachdrucke gleich zu achten ſeien, und über beſſer einzurichtende Orgelprüfungen verhandelt. Das Programm bot noch eine Menge Puncte zur Verhandlung dar, doch reichte die Zeit nicht dazu aus, weil man oft über unwichtigere Dinge zu viel Zeit verſchwendet hatte. Nachmittags fand eine muſikaliſche Unterhaltung von Seiten der hieſigen Kräfte für die Gäſte ſtatt. Es wurde Folgendes geboten: Concert in D-Moll, von Bach, geſpielt von Profeſſor Moſcheles; das Waldweib, Liederkreis von J. Moſen, Muſik von A. Riccius, geſungen von Fräulein Vogel; großes Quartett in B-Dur (aus ſechs Sätzen), von Beethoven, geſpielt von den Herren David, Hunger, Gade und Wittmann; Lieder von Franz Schubert und Robert Schumann, geſungen von Dem. Agthe und Herrn Götze aus Weimar; Andante und Variationen aus dem großen D-Moll-Quartett von Franz Schubert*).

Der andere Morgen vereinigte die Künſtler von Neuem zur Fortſetzung der Tags zuvor abgebrochenen Beſprechungen. Hauptſächlich wurde über Muſikunterricht verhandelt; doch konnte hier leider keine Vereinigung ſtattfinden. Die Debatte wurde lebhaft, ſogar polemiſch; doch einigte man ſich am Ende, und wenn auch kein wirklicher Beſchluß über dieſen Gegenſtand gefaßt werden konnte, ſo iſt doch für Viele der Austauſch der verſchiedenſten Meinungen gewiß ſehr belehrend geweſen. Empfohlen wurden zum Unterricht „die Methode der Methoden von Moſcheles und Fetis“ und eine bald erſcheinende „Klavierſchule“ von Julius Knorr aus Leipzig. Dr. Brendel brachte noch einen Antrag über Einführung alter Muſikwerke in unſere Concerte. Ein Vorſchlag zur Abänderung des jetzt gebräuchlichen Schlüſſelſyſtems, von Heinrich Damme, wurde zurückgewieſen. Herr Nauenburg aus Halle ſprach unter lebhaftem Beifall „über die Nothwendigkeit, beſſere Geſangslehrer zu bilden“. Ehe die Verſammlung aus einander ging, beſchloß ſie noch, künftiges Jahr Leipzig als Verſammlungsort beizubehalten. Die Geſellſchaft will ſich als eine nach Außen feſt abgeſchloſſene Körperſchaft conſtituiren, beſchließt ein

---

*) Alle dieſe Nummern wurden von der Zuhörerſchaft, die einzig und allein aus Künſtlern beſtand, mit großem und aus dieſem Grunde um ſo ehrenvollern Beifall aufgenommen.

G. M. D.

Statut dazu noch im Laufe dieſes Jahres zu entwerfen, und wählt zur Vorbereitung deſſelben und als Comité der nächſtfolgenden Verſammlung die Herren Moſcheles, Becker, Brendel, Böhme und Riccius, ſämmtlich in Leipzig.

Hierauf ſprach Herr Muſikdirector Tſchirch, aus Liegnitz, über Reform der Kirchenmuſik, Profeſſor Griepenkerl, aus Braunſchweig, in einem gediegenen Vortrage über die Bedeutung der Oper in ihrer Stellung zu den allgemein hervortretenden Intereſſen der Jetztzeit und Dr. Wöltje aus Celle über eine Conſtruction des modernen Tonſyſtems. — In der Paulinerkirche war von 6 Uhr an öffentliches Orgelconcert. Organiſt Becker von hier, Organiſt Sattler aus Blankenburg, Muſikdirector Ritter aus Merſeburg, Muſikdirector Tſchirch aus Liegnitz, Lehrer Schaab aus Anger und Organiſt Schellenberg erfreuten die in den weiten Hallen der Paulinerkirche zahlreich verſammelten Zuhörer durch ihr vollendetes Spiel. Dann wurde die Verſammlung mit einem heitern Feſtmahle im Saale des Hôtel de Pruſſe geſchloſſen*).

---

*) Gewundert hat es uns und viele Andere, daß Herr Hauptmann, einer der Koryphäen unſerer muſikaliſchen Literatur, bei dieſer Verſammlung gefehlt hat. E. M. O.

Eine Gotha'ſche Grabſchrift.

Von Friedrich Mayer.

Und ſiehe, ich hatte einen Freund und der Freund war mir gewachſen ans Herz.

Und das Herz meines Freundes lag offen vor mir und ſein Haus ſtand geöffnet meinem Eintritt.

Und ſiehe, mein Freund hatte in ſeinem Haus eine treue Gattin, und die Gattin war ihm ſeit Jahren gewachſen ans Herz;

Mein Freund hatte auch eine junge Tochter und in ihrem Herzen ſproßten die Keime des Guten und des Böſen;

Ich aber war Lehrer der Jugend und hatte gelernt die Keime des Guten zu pflanzen und zu warten in jugendlichen Seelen.

Da hab' ich einen guten Kampf gekämpft und hab's vollendet und habe die Treue und die Freundſchaft gehalten:

Und habe dem Freund von der Seite die Gattin und aus dem Herzen der Tochter das Unkraut der kindlichen Liebe geriſſen, daß ſie geſpeit hat dem Vater ins Antlitz!

Und mein Freund ſtand im Alter verwaiſt und allein, von Kind und Gattin verlaſſen,

Denn ich ging die Wege der Gerechtigkeit und ließ mir antraun das Weib meines Freundes und nahm ſeine Tochter zu mir.

Da rief mich, ihm zu folgen, der Bote des Herrn, und ich folgte ihm freudig, denn ich hatte lieb ſeine Erſcheinung!

Und ein gerechter Richter ſchrieb auf mein Denkmal die Worte, die da ſtehen im Timotheus II. 4, 7. 8:

»Ich habe einen guten Kampf gekämpft und habe den Lauf vollendet und habe Glauben gehalten.

Hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, ſondern auch Allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben!«

Denn ſiehe, ich hatte gelebt in einer Stadt, wo jede Inſchrift auf den Grabmälern Wahrheit enthält, jeder Hausfreund ein guter Mann wird, wenn er ſtirbt, und wo das gemüthliche Princip herrſcht: De mortuis nil nisi bene!

Zapfenſtreich.

Aachen. Der Tenoriſt Sontheim, vom Hoftheater zu Karlsruhe, hat ſein hieſiges Gaſtſpiel mit dem Eleazar in der „Jüdin“ beendigt. Er hat hier den Gennaro, den Othello (zwei Mal) und den Eleazar geſungen, die beiden letztgenannten Partien mit einem hier beiſpielloſ glänzenden Erfolge. — Seit Wild haben wir hier keinen Othello gehört, der ſo wie Herr Sontheim Alles für dieſe Rolle mitbringt, was ihm den Succeß ſichern muß: eine perlende Coloratur, großartige, ſeltene Stimmmittel, eine ausgezeichnete Darſtellungsgabe und dabei eine Ausdauer, die ſtaunenerregend iſt, denn er ſang jedes Mal die große Scene im zweiten Act des „Othello“ da capo und das zweite Mal immer noch mit mehr Feuer und Bravour als das erſte Mal. Am glänzendſten jedoch bewährte er in der Rolle des Eleazar ſeine Meiſterſchaft; „mit größerer dramatiſcher Wahrheit und hinreißenderer Kraft kann man die Recitative nicht vortragen hören. Den Culminationspunct des Enthuſiasmus erreichte er in ſeiner großen Scene im vierten Act.

Berlin. Unſer neuer Polizei-Präſident hat eine Bekanntmachung gegen das hier maaßlos überhand nehmende Betteln erlaſſen und darin auf Paragraph 7 und 8 einer alten Verordnung vom 16. December 1774 und auf ein neues Publicandum vom 28. Mai 1833 hingewieſen, laut welchen es — ſelbſt bei Strafe! — verboten iſt, an Bettler Almoſen zu vertheilen.

∴ Der vom Könige ins Leben gerufene Schwanenorden wird jetzt ſeine Thätigkeit in dem ſoeben vollendeten großen Krankenhauſe in Berlin beginnen. Die oberſte Leitung deſſelben übernimmt die Gräfin Rantzau.

∴ Vor Kurzem ſind hier „Reden, die im Ständehauſe nicht gehalten worden ſind“, ans Licht getreten. Sie enthalten eine ſcharfe und geiſtreiche Kritik der gehaltenen Landtagsreden und machen um ſo größeres Aufſehen, weil man wiſſen will, daß ſie lautgewordene Gedanken des Königs oder eines ihm ſehr nahe ſtehenden Rathgebers ſind.

∴ In Kurzem wird hier ein Männergeſangverein unter dem Namen „Berliner Sängerbund“ ins Leben treten unter den Auſpicien des bekannten Componiſten und Muſiklehrers Gallenewe.

Breslau. Die hieſigen Zeitungen machen folgendes Mittel gegen das kalte Fieber bekannt: 2½ Loth Aloe ſucotin., ¼ Loth Agaricus, ¼ Loth Rhabarber, ¼ Loth Ammoniak, ¼ Loth Gentian-Wurzel, ¼ Loth Theriac Venet., ¼ Loth Rad. Zedoria, ¼ Loth Croc. Orientalis. Auf dieſe Ingredienzen ſollen zwei ſchleſiſche Quart ſtarken Kornbranntweins dreizehn Tage in gemäßigter Wärme ſtehen. Wenn das Fieber zum dritten Male eintritt, ſoll man einen Eßlöffel voll von dieſer Medicin nehmen, und ſelten ſoll ein zweiter Eßlöffel nöthig ſein, weil das Fieber gewöhnlich nicht mehr wiederkommt. Das Mittel wird ſehr empfohlen.

Dresden. Caroline von Göhren, die geiſtreiche Verfaſſerin der „Adoptivtochter“, hat einen neuen zweibändigen Roman, „Robert“, vollendet, der, wie der erſtere, intereſſante Schilderungen aus den höhern Kreiſen der modernen Geſellſchaftswelt enthalten und nächſtens im Druck erſcheinen ſoll.

Florenz. Die neue Geſetzgebungs-Commiſſion geht mit dem zeitgemäßen Plane um, aus dem neu zu entwerfenden Strafgeſetzbuch die Todesſtrafe auszuſchließen.

Frankfurt. Albert Lortzings „Undine“, mit Decorationen und Maſchinerie von Herrn Mühldorfer in Mannheim, hat auch bei uns ſehr gefallen. Das Ganze, gut in Scene geſetzt, wurde mit muſterhaftem Fleiße von Seiten der Darſteller aufgeführt. Wir ſehen den weitern Aufführungen dieſes ſchönen Werkes mit Ungeduld entgegen und freuen uns, daſſelbe als Repertoir-Oper begrüßen zu können.

Hamburg. Die Errichtung einer Univerſität in unſerer Stadt iſt ernſtlich in Anregung gebracht; doch obgleich ſiebenundzwanzig ſehr angeſehene Männer, darunter mehrere bedeutende Kaufleute, ſich ſehr dafür intereſſirt und einen proviſoriſchen Comité gebildet haben, ſo zweifelt man doch ſehr am Zuſtandekommen dieſes großartigen Projects und zwar beſonders wegen des Koſtenpuncts.

∴ Unſer Stadt-Theater läßt unter der Direction der Herren Maurice und Baiſon im Bezug zum Schau- und Luſtſpiele ſehr viel zu wünſchen übrig. Weder die Liebhaber genügen ſelbſt beſcheidenen Anforderungen, noch iſt das Fach der Charakter-Rollen ausreichend beſetzt. Herr Hinz, vom Hoftheater zu Coburg, gaſtirt ohne beſondern Erfolg. Herr Stolz, der neue Komiker, kann ſelbſt Herrn Brüning nicht vergeſſen machen. — Ein paar unbedeutende Novitäten aus dem Franzöſiſchen ſind total durchgefallen. — Nächſtens ſoll der „Lumpenſammler von Paris“ zur Aufführung kommen; vielleicht wird dies ein Zugſtück, deſſen die Kaſſe ſehr bedarf. — Die Oper hat auch zwei Verluſte erlitten: Herr Schott (Baß) und Herr Beck (Bariton), Beide mit ausgezeichneten Stimmen begabt, ſind plötzlich abgegangen. Kürzlich mußte unſer Baſſiſt Dalle Aſte im „Don Juan“ ſowohl den Comthur als auch den Bauer Maſetto ſingen. Der Mangel des erſten Tenor wird täglich fühlbarer, weil kein Gaſt mehr da iſt.

∴ Das Thalia-Theater ſcheint noch immer Maurice's Schooßkind zu ſein. Madame Holzinger, Fräulein Neumann, die Herren Wilhelmi, La Roche, Neſtroy, die ſchwediſche Sängerin Berwald ſahen wir auf dieſer Bühne in kurzer Zeit an uns vorüberziehen und erfreuten uns an ihren Leiſtungen. Ganz beſonders zieht jetzt der Wiener Komiker unſer lachluſtiges Publicum ins Theater.

∴ In der Vorſtadt St. Pauli hat der Schauſpieler Auguſt Koch das Actien-Theater übernommen. Eine große Menge engagementloſer Schauſpieler iſt durch das Unternehmen wieder in Thätigkeit gekommen; man rühmt ſehr die vielen ſchönen Geſichter unter den Damen. Ueberhaupt ſoll ſich Jeder beſtreben, ſeinen Platz auszufüllen. Wenn das Publicum nur auch ſeinen Platz ausfüllte! Drei bis vier Directoren ſind bei dieſem Theater in kurzer Zeit bankerott geworden.

Hildburghauſen. Die „Dorfzeitung“ ſchreibt: Wer in Deutſchland ein paar Jeſuiten auftreiben kann, der wird ihrem General Roothan in Rom einen großen Gefallen thun, wenn er ſie ihm zuſchickt, denn er verſichert in einer franzöſiſchen Zeitung, in Deutſchland gebe es durchaus keine Jeſuiten (ha, ha, wer lacht da?), in München keinen einzigen (ho, ho, wer weint da?), ſeit undenklicher Zeit auch in Münſter nicht (he, he, wer nieſt da?), in der Schweiz nur ſo ein paar und lauter gute, ſtille Leute. (Da muß Jeder einen Doppelgänger haben.)

Leipzig. Die „Grenzboten“ ſchreiben: Der Redacteur der Londoner „Times“ iſt geſtorben und das treue Blatt hat um den Mann, der es ſo vortheilhaft redigirte, Trauer angelegt. Zu ſolch rührenden Beweiſen von Anhänglichkeit hat man's in Deutſchland noch nicht gebracht. Unſere Journale legen ſo wenig Trauer an um ihre Redacteure, wie unſere Bücher um ihre Verfaſſer; ſonſt möchte es ſich gelegentlich ereignen, daß eines Tages die ganze Leipziger Büchermeſſe in ſchwarzen Rändern erſchiene. — (Vielleicht, daß ſie auf dieſe Weiſe einmal in Flor käme!)

∴ Die „Theaterchronik“ berichtet aus Karlsruhe (in Oberſchleſien bei Oppeln): Ein Schauſpieler Olivier, welcher hier bei einer Geſellſchaft engagirt iſt, die den Sommer über in dem, dem ruſſiſchen Generale Eugen von Würtemberg gehörigen Theater Vorſtellungen giebt, hat ein fünfactiges Luſtſpiel: „Onkel Zebra oder Heirathsleiden am Trauungstage“, nach Oettingers „Eau de mille fleurs“ geſchrieben. (Herr Olivier — le diable! — brauchte, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß auch gute Stücke durchfallen können, ſein Stück blos nach Leipzig zu ſchicken. Mein Name iſt hinreichend, dem Ding den Hals zu brechen.)

∴ Im Fritzſche's Verlage iſt „Ein deutſcher Michel vor hundert Jahren und der deutſche Michel von heute“ erſchienen. Der Verfaſſer dieſer vergleichenden Michel-Studien iſt der bekannte Romanſchriftſteller H. E. R. Belani (Häberlin).

∴ Im Verlags-Comptoir in Grimma ſind zwei ſehr anziehende neue Werke, Nicolaus Turgeneff's „Rußland und die Ruſſen“ und H. Schnitzler's „Geheime Geſchichte Rußlands unter den Kaiſern Alexander und Nicolaus“, in ſehr gewandter Ueberſetzung erſchienen

∴ Hier um [illegible] bedient man ſich des Schwefeläthers zur Betäubung der Bienen, um mit größerer [illegible]keit und ohne alle Beſorgniß vor den Stichen dieſer Inſecten ſich ihres Honigs [illegible] zu können.

∴ Graf Albert von Erbach-Fürſtenau, der unlängſt ſeinen fünfhundertſten Bock — nein, Hirſch — geſchoſſen hat, ſoll, einem on dit zu Folge, in den Fürſtenſtand erhoben werden. (Gratulor!)

Lemberg. Die Aufregung hat in Folge der Hinrichtungen am 31. Juli bedeutend zugenommen. So lange die „vom Leben zum Tode Gebrachten“ an den Pfählen hingen, was bis ſieben Uhr Abends der Fall war (um welche Zeit ſie von den Henkersknechten abgenommen, entkleidet und in eine acht Fuß tiefe Grube geſenkt wurden), kamen, nebſt einer Maſſe Neugieriger, die Freunde und Verwandten Teophil Wisniewski's in Trauer-

Kleidern und verrichteten ihre Andacht. Greiſe Männer entblößten ihr Haupt, knieten, im Angeſicht aller Welt, am Galgen Wisniowski's nieder und weinten, während junge Damen ſeine Füße küßten, den umſtehenden Henkersknechten Geld zuwarfen, Blumen ſtreuten und ſich trauernd entfernten, indem ſie etwas Erde mitnahmen. Und noch heute, wie damals, wallen vom frühen Morgen bis in die Nacht Schaaren von Menſchen zu dem verhängnißvollen Grabeshügel, der mit Blumen und Kränzen aller Art völlig überdeckt iſt. (Spen. Zeit.)

London. Eine hier vor Kurzem erſchienene Genealogie verſucht den Beweis zu führen, daß die Königin Victoria im ſiebenten Grade von einem franzöſiſchen Edelmann in Poitou, Namens Alexandre Deſſemier, Herrn von Olbreuſe und deſſen Gemahlin, Jacqueline Pouſſard de Vignon, abſtamme. Die Tochter dieſes Ehepaars, Eleonore, flößte dem Herzoge von Lüneburg, Georg Wilhelm von Braunſchweig, ſo viel Liebe ein, daß er ſich zunächſt heimlich und, nachdem er ſie zur Gräfin von Haarburg gemacht, öffentlich mit ihr vermählte. Die aus dieſer Ehe entſproſſene Tochter, Sophie Dorothea, vermählte ſich am 21. November 1682 mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Braunſchweig, Kurfürſten von Hannover, welcher unter dem Namen Georg I. den Thron von England beſtieg.

∴ Der Staatsſekretär hat den im Gefängniß ſitzenden betrügeriſchen Schuldnern eine ſtrengere Diät verordnet, ſo daß es ihnen ferner nicht mehr möglich ſein wird, ſich im Kerker gütlich zu thun und auf Koſten ihrer Gläubiger ſo ſchwelgeriſch zu eſſen und zu trinken, wie bisher.

∴ Während die Engländer über die Beſtechlichkeit der Franzoſen ſchreien, fällt es ihnen gar nicht auf, daß bei ihnen Alles und ſie ſelber käuflich ſind. Bekanntlich müſſen alle Offiziersſtellen gekauft werden. Noch ärger iſt's bei den Wahlen. Herr v. Rothſchild ſelbſt geſteht, daß ſein künftiger Sitz im Parlamente ihm, die geheimen Ausgaben nicht mitgerechnet, 260,000 Gulden gekoſtet hat.

∴ Der unlängſt verſtorbene Sir John Walter, Esq., wohlbekannt als Haupteigenthümer der „Times“, hatte ſeine Laufbahn als einfacher Druckerburſche begonnen, bis er ſpäterhin Eigenthümer wie auch Redacteur der einflußreichſten Zeitung Englands wurde. Im vorletzten Parlamente war er einer der Vertreter der Grafſchaft Berkſhire, in der er ein großes Gut beſitzt.

∴ In Nottingham iſt Herr Walter, der älteſte Sohn des kürzlich verſtorbenen Eigenthümers der „Times“, zum Mitglied des Parlaments gewählt worden, obgleich er nicht als Bewerber aufgetreten und abweſend war. Später traf er dort ein und hielt an die Wähler eine Dankrede, worin er äußerte, daß er ſeine Wahl nur den Verdienſten ſeines Vaters und den Leiſtungen der „Times“ zu danken habe.

∴ Die Vermählung des Herzogs von Wellington mit der reichſten Erbin Englands, Miß Burdett Coutts, wurde ſchon ſeit einiger Zeit angekündigt. Man hielt die Sache für einen bloßen Scherz; jetzt aber wird das Heirathsproject aus guter Quelle beſtätigt und hinzugefügt, daß die Hochzeit ſchon in einigen Wochen vor ſich gehen ſoll. Eine Zeitung meint, der „eiſerne“ Herzog werde dann wohl den Beinamen des „goldenen“ erhalten.

∴ Der „Obſerver“ erzählt: Der Dichter Tennyſon weilt krank zu Esher und Niemand hielt es der Mühe werth, ihn zu beſuchen oder nach ſeiner Bekanntſchaft zu trachten. Sobald die Königin und ihr Gemahl dies erfuhren, ſtatteten ſie dem Dichter unverweilt einen Beſuch ab. Kaum war dies bekannt geworden, als man Tennyſon mit Karten und Einladungen überſchwemmte; er aber ſandte die einen zurück und lehnte die andern ab.

∴ Seit einiger Zeit erblickt man in unſern Straßen Leute in wunderlichem Anzuge, die, mit Dintenfaß, Feder und Papier, jeden Vorübergehenden zur Unterzeichnung einer Bittſchrift auffordern. Dieſe Bittſchrift verlangt vom Himmel die Einſperrung des Satans, der ſeit Kurzem ſo arg herumwirthſchaftet. Oft ſind zwanzig bis dreißig ſolcher verrückten Schwärmer beiſammen und maltraitiren Jeden, der nicht unterſchreiben will. Wer nicht ſchreiben kann, für den unterſchreiben ſie ſelbſt. Dieſe armen übergeſchnappten Teufel ſind Anhänger der hirnverbrannten Schwärmerin Johanna Southkote (von der unſer „Charivari“ ſchon früher einmal Notiz genommen hat).

∴ Old-England treibt ſeine übergeſchnappte Begeiſterung für Schwedens Nachtigall bis zu unglaublicher Höhe. Zu dem Concert, das Jenny Lind am 15. September in Edinburgh geben wird, ſind ſchon ſeit vier Wochen Billets für 1800 Pfd. St. verkauft. (Unterdeſſen verhungert bald Irland!)

∴ Unſer großes Themſebabel hat jetzt mit 59 Städten des engliſchen Reichs electromagnetiſche Telegraphen-Verbindungen angeknüpft.

∴ Ein Engländer hat einen „Meilenzähler“ erfunden, eine Vorrichtung, welche, beim Fuhrwerke angebracht, die Meilen angiebt, die daſſelbe zurückgelegt hat.

Lucca. Zwiſchen Volk und Herzog iſt es hier zu Auftritten ſo ernſter Art gekommen, daß Letzterer ſich genöthigt geſehen hat, ſeine Sommer-Reſidenz zu verlaſſen und die Flucht zu ergreifen. Laut beſtehenden Verträgen hat er die bewaffnete Intervention Oeſterreichs nachgeſucht.

Mailand. Im Carcano-Theater iſt eine neue Oper, „die Bacchantin“, von Fontana, mit furore … durchgefallen.

∴ Im Redoutenſaale des Scalatheaters wird in Kurzem ein von dem berühmten Bildhauer Pompeo Marcheſi ausgeführtes Denkmal zu Ehren der verſtorbenen Geſangsheroine Marie Malibran aufgeſtellt werden.

Mannheim. Die Herren Baſſermann und von Itzſtein haben, wie man hört, das Eigenthumsrecht der hieſigen „Abendzeitung“ angekauft.

München. Vor dem Palaſte, den die bewußte Lola Montez bewohnt, iſt ein immerwährender Wachtpoſten von zwei Gensd'armen aufgeſtellt.

∴ Hofrath Thierſch, der bekanntlich der proteſtantiſchen Kirche angehört, iſt mit 39 Stimmen zum Rector der hieſigen Univerſität erwählt worden. Dieſe Wahl dürfte gerade jetzt nicht ohne Bedeutung ſein.

∴ Ludwig Uhland forſcht hier den Spuren eines altdeutſchen Romans nach, deſſen ſchon im zehnten Jahrhundert unter dem Namen des Herzogs Heinrich Erwähnung geſchieht.

∴ Man wird ſich eines in der „Augsburger Allgemeinen“ erſchienenen Sonetts des Königs Ludwig von Baiern erinnern, jenes mehr als mittelmäßigen Sonetts, in welchem die Stelle vorkommt:

»Aus meinem Paradieſe habt Ihr mich vertrieben.«

Dieſem Sonette iſt eine Erwiderung gefolgt, die alſo beginnen ſoll:

»Ja wohl, biſt aus dem Paradieſe Du verſtoßen.« u. ſ. w. u. ſ. w.

Dame Polizei ſucht nun den Cavalier Anonymus freundſchaftlichſt zu demaskiren, um ihn dann unter ihre ſchützenden Flügel zu nehmen. Bis jetzt aber iſt alles Suchen nach ihm ohne Erfolg geblieben.

∴ Dr. Schmid, Verfaſſer der Trauerſpiele „Pretiſlaw“, „Camoens“, „Carl Stuart“, „Chriſtoph der Kämpfer“, iſt Aſſeſſor am hieſigen Kreis- und Stadtgerichte geworden. Dr. Schmid iſt ein Mann von entſchiedenem Talente; aber ſeine Unkenntniß der Bühnentechnik iſt Schuld daran, daß noch keines ſeiner Stücke viel Glück gemacht und außerhalb Baierns Eingang gefunden hat.

New-York. Die „deutſche Schnellpoſt“ enthält eine Erklärung des ehemaligen Dictators von Krakau, Tyſſowski, der in einem größern Werke, woran er arbeitet, eine Darſtellung der letzten polniſchen Verhältniſſe geben will.

∴ Sobald der Strauß mit Mexico ausgefochten iſt, hat Bruder Jonathan ſchon ein anderes Plänchen in Petto: die Einverleibung der ſpaniſchen Inſel Cuba. »Cuba,« ſchreibt der „American Sun“, »gehört durch geographiſche Lage, Nothwendigkeit und Recht uns und muß unſer ſein. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, es in unſere Hände zu bekommen. Cuba wird jetzt ausgeboten, es zu kaufen; wenn die vereinigten Staaten der ſpaniſchen Regierung nur hundert Millionen Dollars bezahlen, ſo iſt es unſer.« — (Nur hundert Millionen Dollars — ein Lumpengeld für unſern Yankee doddle!)

∴ Nach der „deutſchen Schnellpoſt“ hat New-York 994 öffentliche Häuſer, die von 2483 proſtituirten Frauen bewohnt werden. Außerdem hat es 76 Herbergen von Dieben aller Art, 86 verdächtige Häuſer (disorderly), 55 Spielhäuſer, 11 Mock-Auctions (d. h. Niederlagen für geſtohlenes Gut) und 215 Diebshehler. In dieſen Zahlen, fügt die „Police-Gazette“ hinzu, ſei kaum die Hälfte der verbrecheriſchen Bevölkerung New-Yorks inbegriffen.

Padua. Die Löwin des Tages, die allen Paduanern die Köpfe verrückt, iſt Fanny Elsler, welche hier beiſpielloſes furore macht.

Paris. Der König hat vor Kurzem das Bildniß Pius IX. (von einem ſpaniſchen Maler in Rom) in den Tuilerien aufſtellen laſſen.

∴ Louis Philipp will wieder dreißig neue Pairs creiren.

∴ Die Regierung läßt Tag und Nacht Scheidemünzen prägen, um dem Mangel daran abzuhelfen.

∴ Herr Teſte, welcher ſich noch in der Conciergerie befindet, hat eine Bittſchrift an den König gerichtet, in welcher er um Erlaß der Geldſtrafe von 94,000 Francs bat.

Die 94,000 Francs, welche Herr Teſte als Buße in die Hoſpitäler zu entrichten, hat derſelbe bereits bezahlt.

∴ Herr von Lamartine iſt nach Marſeille abgereiſt, um ſeine Gattin ins Seebad zu begleiten. Von Marſeille wird er ſich nach Neapel begeben und von dort einen Ausflug nach Sicilien machen.

∴ Das „Journal des Débats" hatte neulich die ganze Oppoſition für Revolutionäre erklärt und ihre Philippica mit den Worten geſchloſſen: »Wir kennen Euch nur zu gut: vor fünfzig Jahren hießet Ihr der „Clubb der Jacobiner". Gleich darauf brachte der „National" Auszüge aus dem Tagebuch, das der jetzige König der Franzoſen als Herzog von Chartres während der Revolution geführt und in welchem er ſeine Aufnahme in den Jacobinerclubb, die Aemter, die er darin bekleidet, die Reden, die er darin gehalten, ſelbſt erzählt und ſich als höchſt eifrigen Jacobiner ſchildert. (Das erinnert an die Poſtillone und die beiden Juden.)

∴ Die Hinrichtung Wisniowski's und Kapuscinski's erregt auch hier — wie faſt überall — unheimliches Aufſehen. Die polniſchen Flüchtlinge wollen für ihre unglücklichen Landsleute ein feierliches Todtenamt veranſtalten.

∴ Der „Courrier français" meldet, daß der Redacteur der „Deutſchen Brüſſeler Zeitung", Herr Adalbert von Bornſtedt, vor den hieſigen Inſtructionsrichter vorgeladen worden ſei. (Den Grund dieſer Vorladung hat der „Courrier" nicht angegeben.)

∴ Im Louvre wird jetzt auch ein chineſiſches Muſeum errichtet.

∴ In Caen ſind die Bildſäulen Malherbe's und Laplace's feierlich enthüllt worden.

∴ In Vienne lebt ein Landwirth mit ſieben Kindern, von denen das älteſte, nach den ſieben Tönen der Muſik, Ut (c), das zweite Re (d), das dritte Mi (e), das vierte Fa (f), das fünfte Sol (g), das ſechſte La (a) und das ſiebente und jüngſte Si (h) heißt. Nur mit großer Mühe hat die Behörde beim jedesmaligen Einſchreiben ins Taufregiſter dieſen Mann bewegen können, dieſen ſo ganz und gar ungebräuchlichen Namen noch einen andern, dem Kalender entnommenen Vornamen hinzuzufügen.

∴ Die neueſten Damen-Taſchentücher werden jetzt „douleurs" genannt. Einige ſagen, ſie heißen „Schmerz", weil ſie Thränen trocknen, Andere behaupten, ſie heißen „Schmerz", weil ſie erſchrecklich theuer ſind und Vätern und Ehemännern viel Schmerzen verurſachen. Jeder dieſer battiſtenen, fringeſtickten, wappengeſchmückten Schmerzen koſtet 100 bis 120 Francs.

∴ Eine neu gegründete Waſſer-Verſicherungs-Geſellſchaft hat ſich den bezeichnenden Namen „die Arche Noah's" beigelegt.

Peſth. Nach Angabe des „Nemzet Ujſag" iſt jetzt die ungariſche Sprache auch bei den königlichen ungariſchen Poſtämtern als Geſchäftsſprache eingeführt worden. (Wieder ein Fortſchritt der ungariſchen Nationalität!)

∴ Theodor Bakody, der vielbegabte Dichter der „Traumbilder", läßt nächſtens eine neue Sammlung größtentheils lyriſcher Poeſien unter dem Titel „Sturm und Ruhe" in die Welt hinausflattern.

Petersburg. Das kaiſerliche Luſtſchloß Pawlowsk, die Reſidenz der Großfürſtin Michael, iſt in den Sommermonaten durch die Eiſenbahn außerordentlich belebt, namentlich an Feſt- und Donnerstagen, wo Johann Gungl in dem reizendſchönen Parke, welcher einige zwanzig Werſt Umfang hat, anziehende Concerte giebt.

Prag. Unſere Univerſität hat die Herren Abegg, Dahlmann, Jacob Grimm, Mittermaier, Robert Mohl, Rau, von Savigny und Schmitthenner zu Ehren-Doctoren ernannt.

Rom. Die von Gregor XVI. aufgehobene Academia de' Lincei iſt von Pius IX. neu ins Leben gerufen worden. Der Papſt hat dreißig Mitglieder ernannt.

∴ Trotz aller Verbote werden an den Straßenecken noch immer Verbannungs-Liſten gefunden. Auf den meiſten derſelben paradiren die frommen Söhne Loyola's, mehrere in und außerhalb Italien regierende Fürſten, fünf Cardinäle und eine lange Reihe römiſcher Privatperſonen, die ſich den Haß des Volkes zugezogen haben.

∴ In mehreren Orten des Kirchenſtaats ſind am Jahrestage der Hinrichtung des heldenmüthigen Bruderpaares Bandiera große Feierlichkeiten gehalten worden, u. A. in Piſa, Bologna und Ferrara unter den Augen der öſterreichiſchen Beſatzung. (De profundis!)

∴ Die römiſche Bevölkerung iſt in dieſem Jahre auf 175,883 Menſchen geſtiegen. Rom hat gegenwärtig 39 Biſchöfe, 1513 Prieſter, 2471 Mönche und Ordensgeiſtliche, 1754 Nonnen, 521 Seminariſten und Collegialen und 564 Akatholiken mit Ausſchluß der Juden. Die Zahl der Letztern wird auf 8000 angegeben.

∴ Der ganze Kirchenſtaat hat jetzt über 160,000 Mann Nationalgarden.

Weimar. Der Ober-Medicinalrath Dr. L. F. von Froriep, durch ſeine Schriften anatomiſchen und geburtshilflichen Inhalts bekannt, iſt vor Kurzem hier geſtorben.

Weſel. Die hieſigen Buchhändler Klönne und Becker ſind zuſammengetreten, um ein gemeinſames Organ zur Vertretung der Freihandels-Intereſſen zu gründen. Vom 1. October angefangen ſoll wöchentlich ein halber Bogen erſcheinen.

Wien. Auf einer Denkmünze, die hier zu Ehren des berühmten Orientaliſten Hammer von Purgſtall geprägt worden iſt, lieſt man als Deviſe: „Iſt der Morgen nicht nah!“ Der Cenſor — denn auch Medaillen ſind bei uns der Cenſur unterworfen — ſoll den ſcharfſinnigen Zweifel gehegt haben, ob in dieſer Deviſe nicht etwa eine Satire auf Oeſterreich zu erkennen ſei, und dieſer verdächtigen Deviſe dann erſt die Präg-Erlaubniß ertheilt haben, als er erfuhr, daß dieſer „Morgen“ ſich auf den Orient bezieht.

∴ Im Laufe dieſes Herbſtes wird der Wüſten-Componiſt Félicien David hier erwartet. — Gegenwärtig verweilt ein Sohn des berühmten engliſchen Dichters Shelley als Gaſt unter uns.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung“ bringt ſeit einiger Zeit ganz ausgezeichnet ſchöne ſatyriſche Bilder, gemalt von Gajetan, geſtochen von Andreas Geiger. In einer der jüngſten Nummern dieſes Journals bringt der geiſtreiche Karikaturiſt Gajetan eine Reihe aſtronomiſcher Beobachtungen: er läßt den Mond ſichtlich durch den Aequator gehen, zeigt den Mercur als halbtodt gerittenen Poſtillon in der Sonnennähe, ſtellt Frau Juno in Oppoſition mit der Sonne dar und ſchildert die Zuſammenkunft der Venus mit dem Saturn; dann zeigt er uns die Wochentage in witziger Allegorie: den Montag mit dem Antlitz des Halbmondes und in blauer Kleidung, an den blauen Montag erinnernd, den Dienſtag als Livreediener, den Mittwoch als „Aſchenmann“, weil ihm dabei der „Aſchermittwoch“ einfiel, den feiſten Donnerſtag, den Freitag als Fiſch und zwar als Stockfiſch, weil ihm der Kopf fehlt, den Sonnabend in der Kleidung eines polniſchen Juden und den Sonntag als feiernden Himmelskörper, der ſich's an dem Tage, an dem nicht gearbeitet wird, ſehr bequem macht. Noch mehr ſolcher köſtlichen Chargen und Herr Gajetan wird bald ſo bekannt wie der ſelige Grandville ſein.

∴ Unter den hieſigen Journalen hat ſeit Kurzem die „Wiener Zeitſchrift“ unter der Leitung des Herrn Streier einen tüchtigen Aufſchwung genommen und dadurch einen großen Kreis alter Leſer zurückgewonnen, die durch das plumpe, geiſtloſe Weſen der frühern Redaction verſcheucht worden waren. Jetzt hebt ſich das Journal mehr und mehr in der Gunſt des Publicums und es verdient dieſe Gunſt, weil der Inhalt deſſelben friſch und bunt iſt.

∴ Eine neue, bei Stockhölzer erſchienene Novellenſammlung von einem Herrn F. W. Meſſerſchmidt trägt den etwas allzuſehr geſuchten Titel „Wildniß und Parker“.

∴ Die ganze öſterreichiſche Monarchie beſitzt nicht mehr als 20 öffentliche Bibliotheken mit 1,337,659 Bänden. Die ſtärkſten darunter ſind die k. k. Hofbibliothek mit 312,000; die hieſige Univerſitäts-Bibliothek mit 115,966; die Bibliothek im Palazzo di Brera zu Mailand mit 184,393 (mehr nicht?) und die Univerſitäts-Bibliotheken in Padua und Prag mit 106,108 und 101,166 Bänden.

∴ Das im Bau begriffene Leopoldſtädter Theater ſoll nach dem Namen ſeines Beſitzers „Carltheater“ getauft werden. (Es wird Leute geben, für welche dieſer Name viel Zurückſcheuchendes hat.)

∴ Die „Wiener Modenzeitſchrift“ theilt folgenden ergötzlichen Auszug aus den Tagesausgaben einer Primadonna mit:

Am 15. dem Zahnarzte für ſechs Zähne	30	Fl.	—	Kr.
Für Fenſterſchlagen eines Recenſenten, der mich getadelt .	10	„	—	„
Dem Vorſtande der Claqueure	100	„	—	„
Für Strümpfe ſtopfen	1	„	—	„
Für Ausbeſſern meiner zwei Hemden	2	„	—	„
Für Schminke und Watte	20	„	—	„
Einem Armen geſchenkt	—	„	5	„
	163	Fl.	5	Kr.

Würzburg. Die überaus glückliche Lola Montez-Pompadour iſt noch an demſelben Tage nach der bewußten Hunde-Scene — ſiehe „Charivari“ Seite 4094 — von hier nach München zurückgekehrt; es iſt hier, außer Geſchrei, Pfeifen und Ziſchen der zum Auflauf verſammelt geweſenen Menge, nichts Ernſtliches vorgefallen; doch hofft man allgemein, daß p. p. Lola nicht mehr den Muth haben wird, unſere friedliche Stadt durch einen neuen Beſuch zu erfreuen!

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Eine der ſchönſten Inſchriften iſt die, welche die unglückliche Valentine von Mailand auf das Grab ihres Gemahls, des Herzogs von Orleans, ſetzen ließ. Dieſe eben ſo einfache als rührende Deviſe lautet: »Plus ne m'est rien, rien ne m'est plus.«

— Früher hat es auch Hofnärrinnen gegeben. Eine der bekannteſten war unter Heinrich IV. eine gewiſſe Mathurine; die Hofnärrin der Herzogin von Sachſen-Weiſſenfels im Jahre 1722 hieß Kathrin-Lieſe. Auch am Hofe zu Altenburg gab es eine Hofnärrin und die Kaiſerin Katharina II von Rußland hatte deren ſogar zwei.

— In der freien Reichsſtadt Eſſen mußte in frühern Zeiten jedes Kind, bevor es zum erſten Male communicirte, öffentlich dem Tanze entſagen.

— Don Felix de Azara, Herausgeber einer anziehenden Reiſebeſchreibung von Südamerika, hatte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen das Brod, daß er von 1771 an keinen Biſſen Brodes mehr aß. Er war im 25ſten Jahre ſehr krank und wurde auf den angerathenen Nichtgebrauch des Brodes ganz geſund.

— Manche Gelehrte ſind nicht fähig, ihre geiſtigen Kräfte zu gebrauchen, ohne ſich phyſiſch auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen. Pitt konnte am beſten denken, wenn er in ſeinem Zimmer auf- und abging; Sheridan, wenn er in eine Anzahl brennender Lichter ſtarrte; Fox war am aufgelegteſten nach fröhlichem Verkehre mit ſeinen Freunden; Gibbon am fleißigſten bei vollkommen ſtiller Mittagszeit; Byron mitten in der Nacht.

Treffer und Nieten.

• Zwei gelehrte Dresdener geriethen unlängſt in einen äußerſt heftigen Wortwechſel über die berühmte Elbbrücke. Der Eine dieſer gelehrten Thebaner behauptete, die Brücke führe von der Altſtadt nach der Neuſtadt, während der Andere feſt darauf beſtand, ſie führe von der Neuſtadt nach der Altſtadt. Und da Beide ſich nicht einigen konnten, ſind ſie ſeitdem die ärgſten Feinde.

• Ein kunſtſinniger Weimeraner äußerte: »Früh Morgens ein Spaziergang im Park und Abends ein Schiller'ſches Stück im Theater — und der Tag iſt mir verhunzt!!!

• In einem der Wiener Hôtels lieſt man folgende gedruckte Bitte: »Jeder Gaſt wird erſucht, mit den Aufwärterinnen auf der Treppe nicht freundlich zu ſein, weil auf dieſe Weiſe zu viel Tafelgeſchirr zerbrochen wird.« (Kommt häufig auch anderwärts vor!)

• Als Joſeph Haydn zur Krönung Kaiſer Leopolds II nach Prag eingeladen worden war, ſchrieb er: »Wo Mozart iſt, darf Haydn ſich nicht zeigen.« (Die Muſiker unſerer Zeit ſind etwas weniger beſcheiden.)

• Die guten Chineſen haben ein Sprichwort, in dem ihre ganze ſociale, religiöſe und politiſche Lebensweisheit enthalten iſt. Es heißt: »Sitzen iſt beſſer als Gehen, Liegen beſſer als Sitzen und Schlafen beſſer als Liegen.«

• »Der Frauen höchſter Schmuck iſt Schweigen,« ſagt ein gewiſſer Sophokles. Jammerſchade, daß nur ſo wenig Frauen dieſen alten Heiden kennen und ſtudiren; denn wie wenige unter ihnen ſieht man mit dieſem Schmuck geſchmückt?

• Baron Dupin, einer der größten Rechtsgelehrten des jetzigen Frankreichs, nennt das „Duell" „un homicide à quatre" (einen Todtſchlag zu Vieren).

• Nach Eduard Gans iſt die „Geſetzgebung das Sachregiſter der Geſchichte".

• Lord Briſtol theilte die Deutſchen in Weintrinker oder Schelme und in Bierſäufer oder Dummköpfe ein.

• Ein franzöſiſcher Schöngeiſt vergleicht die Deutſchen mit Schmetterlingen in Stulpenſtiefeln.

• Ein italieniſcher Witzling wollte die Nationalität bei einem Glaſe Wein erkennen, in das eine Fliege hineingefallen. Der Italiener, meinte er, giebt das Glas zurück, der Franzoſe nimmt die Fliege heraus und der Deutſche ſäuft den Wein mit ſammt der Fliege.

• Faulheit iſt die Dummheit des Körpers, Dummheit die Faulheit des Geiſtes.

Im Verlagsbureau in Leipzig (A. Ruge) iſt ſoeben erſchienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu erhalten:

Sophie Arnould.
Roman
von
Eduard Maria Oettinger.

Gr. 8. Broſch. 2 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieſer neueſte Roman des genialen Verfaſſers wird dem Publicum nicht minder willkommen ſein, als alle früheren. — Die Leiden und Freuden der berühmteſten Künſtlerin Frankreichs gaben einen Stoff ab, den die gewandte Feder des geiſtreichen Mannes mit großer Liebe behandelt hat.

Die Ausſtattung iſt höchſt brillant.

Bei **C. M. Schüller** in Crefeld iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
Liebesbote.
Sammlung ausgewählter Liebesbriefe
für
alle Verhältniſſe paſſend.
Von
Julius Alberty.

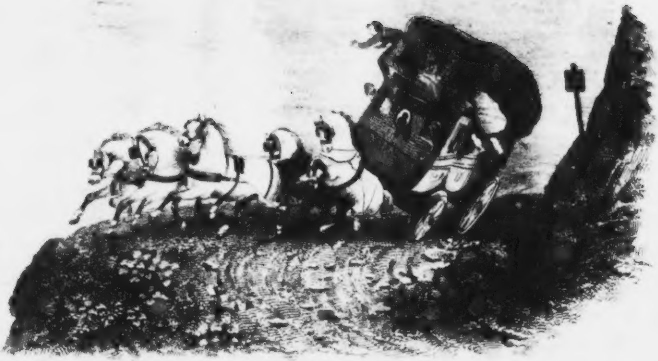
Motto: Haſt Du noch niemals geliebt, ſo geh' und liebe noch heute,
Unempfunden entflieht ſonſt Dir das reizendſte Glück.

8. Geh. Preis 7½ Sgr.

Es giebt gar viele Menſchen, die mal in den Fall kommen, ſich einer geliebten Perſon ſchriftlich mittheilen zu müſſen, denen es aber häufig an der nöthigen Bildung mangelt, ſelbſt derartige Briefe zu verfaſſen. Für Solche iſt der vorſtehende Briefſteller zunächſt beſtimmt, da er, hauptſächlich in den beiden erſten Abtheilungen (Liebeserklärungen und Heirathsanträge), Briefe enthält, welche durchſchnittlich für den Gebrauch des gewöhnlichen Mannes berechnet ſind und deſſen Anſprüchen in jeder Hinſicht genügen werden. Aber auch für den ſchon mehr Gebildeten, dem es nicht an Gedankenreichthum mangelt, kann es Stunden geben, in denen er nicht in der Stimmung iſt, welche nothwendig, um ſich auf eine angemeſſene Weiſe mitzutheilen, in denen er vielleicht wegen irgend einer Aeußerung, einer Wendung, deren er ſich bedienen will, in Verlegenheit iſt, und gleichſam einer Anregung bedarf, um zu beginnen und dann ſeinem eigenen Erguſſe freien Lauf zu laſſen. Auch einem Solchen bietet der „Liebesbote“ in der dritten Abtheilung (Liebesbriefe vermiſchten Inhalts) Manches dar, welches ſeinem Zwecke entſprechen wird.

Hierbei eine „Pechvogel-Gallerie“.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig



Einfall eines Postwagens.

Beilage zu Oettingers Charivari

[illegible]

No. 258. Leipzig, 10. September 1847.

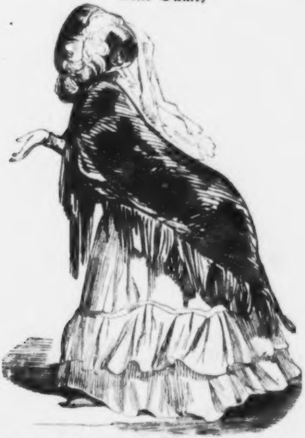
CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Eine Dame,



die Jedermann, der ihr ins Geſicht ſehen könnte, ſogleich erkennen würde.

Der König von Broeck.

Von Adolph Görling.

I.

— Broeck? Broeck? Und noch dazu ein König von Broeck?

— Allerdings, allerdings!

— Broeck iſt vielleicht eine Art von Utopien. Vielleicht ein Reich à la Taprobana in der Nähe des Mondes, deſſen Herrſcher und König in nächſter Verwandtſchaft zu dem ſeligen Könige von Thule ſteht.

— Broeck, erwidere ich Ihnen, iſt allerdings ein Utopien. Aber die ausſchweifendſte Phantaſie erſinnt nichts, was mit ihm verglichen werden könnte. Die Idee „Broeck“ iſt ſo ungeheuer, daß Sie, meine Verehrteſten, dieſelbe, gleich mir, nur anſtaunen und durch Schweigen verehren können. Und dies Broeck liegt allerdings für jeden dort nicht Eingebürgerten noch weiter als Taprobana. Broeck liegt für jeden Fremden nicht allein über den Mond, nein, über den Sirius hinaus. Und was den König von Thule betrifft, ſo hege ich zwar vor ſeinem Schloß am Meere, noch mehr vor ſeinem Becher, am meiſten vor ſeinem Weine und am allermeiſten vor ſeinem majeſtätiſchen Durſte eine ungeheure Hochachtung; dennoch iſt der König von Thule gegen den König von Broeck nur — entſchuldigen Sie! — ein Lump.

— Zur Sache, zur Sache! wird mir ungeduldig zugerufen.

— Sogleich!

Broeck hat in der ganzen weiten Welt ſeines Gleichen nicht, und doch iſt's nur ein Dorf. Broeck iſt der Inbegriff alles pyramidaliſch Monſtröſen. Sie finden hier den Reichthum und die Schätze aller Großmoguls von Aureng-Zeb bis zu Schah-Allum vereinigt. Die verſchwenderiſche Pracht, womit ſich Schah Nadir von Perſien und Tippo Saib von Myſore umgeben hatten, iſt Flitterland gegen das, was Sie in Broeck anſtaunen. Die Suleimith im Liede von der Schönſten iſt nachthäßlich gegen die Schönheiten, welche in Broeck athmen. Denken Sie ſich das Einmaleins auf der ſchwindelndſten Höhe ſeiner möglichen Anwendung; Dummheit, Phlegma, Dickwanſtigkeit in erſinnlichſter Vollkommenheit und Alles von dem unwiderſtehlichſten Zauber einer verzehrenden Langenweile in der millionten Potenz umſchlungen, dann haben Sie ein ungefähres Bild von Broeck.

Broeck liegt in Holland, unweit Amſterdam. Nur in Holland iſt ein Broeck möglich. Nur Holländer dauern darin aus. Innerhalb vierundzwanzig Stunden würde der Franzoſe dort wahnſinnig. In drei Tagen würde der Engländer ſich mit kaltblütigſter Indignation ſtranguliren. Der Italiener würde acht Tage zubringen, „pour perfectionner le far niente“, dann würde er ſich, von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Bemühungen überzeugt, in Apfelſinen todteſſen. Der Deutſche hingegen würde binnen zwanzig, höchſtens einundzwanzig Tagen in Broeck dem Schmauchen der Cigarren aus der dritten cubeſiſchen Audienzia erliegen oder ſicherlich vor Gähnen an der Maulſperre ſterben.

Mynheer allein dauert in Broeck aus. Jeder Bewohner von Broeck hat Millionen von Goldgulden und ſpaniſchen Thalern nicht allein verſchlungen, ſondern auch verdaut. Er iſt innen und außen von Büffelleder: ſchuß-, hieb- und ſtichfeſt.

— Broeck iſt Broeck! ſpricht er. Und ich bin ein Millionär, alſo wohne ich in Broeck!

Und in der That wohnt er dort, ohne daran zu ſterben.

In Broeck wohnen nur Millionäre. Der Aermſte in dieſem wahnſinnigen Paradieſe von Holland iſt der Thorwärter. Er iſt ſehr herabgekommen und beſitzt nur noch neunmalhunderttauſend Gulden. Sämmtliche Bewohner von Broeck zuſammengenommen könnten den Erdball mit Dukaten pflaſtern laſſen. Sie ſind Kaufleute, Nababs, Bankiers, die, meiſt in Indien unter den furchtbaren Anſtrengungen des Geldfreſſens ergraut, ſich vom Geſchäfte zurückgezogen haben, weil ſie daſſelbe nicht mehr zu überſehen vermochten. Alle dieſe Leute kennen ſich genauer, wie Brüder. Sie wiſſen den letzten Heller in dem unergründlichen Schlunde, welcher der Geldbeutel ihres Nachbars heißt. Dennoch verkehren ſie nie mit einander. Sie ſehen ſich zuweilen, aber dann ſprechen ſie nur die Sprache, welche ihnen ſeit langen Jahren als die einzige, eines Menſchen würdige erſchien. Das iſt die Börſenſprache. Ein unbemerkbares Achſelzucken, ein Blinzeln des Auges, ein Aufwerfen der Lippen, ein Wink mit der Hand und die Unterhaltung iſt zu Ende. O welch eine Tiefe des Geheimniſſes! Ich kannte einen jungen Kaufmann, welcher ſich nur zwanzig Secunden lang auf der Börſe zu Amſterdam wegen hundert Sack Javakaffee in dieſer geheimen Sprache unterhalten hatte. In Folge dieſer Fürwitzigkeit wurde er bankerott und hat nachher nie wieder das Maul aufgethan.

Sieht man Broeck, ſo wird man ſicherlich auf die Idee gerathen, die Phantaſien eines blaſirten, indiſchen Pavians ſeien hier lebendig geworden. Ein ſtark vergoldetes Gitter von abſurdeſter Form umſchließt die bizarrſten, dem Stoffe nach unſchätzbarſten Paläſte ſammt ihren wo möglich noch bizarreren Gärten, mit Bäumen, deren Stämme man mit Goldplatten verziert hat. Die Straßen ſind mit chineſiſchem Porzellan gepflaſtert. An den Gebäuden ſelbſt iſt nur zu bemerken, daß ſie ſo ſeltſam ausſehen, um für die paſſendſte Behauſung nicht für Menſchen, ſondern für die verzerrteſten indiſchen Götzenfratzen gelten zu können.

Und dennoch ſieht der Glückliche, welcher Broeck auf eine Viertelſtunde betreten darf — jede Minute länger wäre Galeerenſtrafe — hinter prachtvollen Fenſtern neben Angorakatzen und Papageien die bekannten unwiderſtehlich hinreißenden Köpfe, welche Rubens und Vandyk auf die Leinwand gezaubert haben. Junge Mädchen, welche, die eiskalte Ruhe im Auge, die das Herz ihrer Vater erfüllt, wie Automaten ſticken oder ſtarr vor ſich hinſehen. Ihr Reichthum hat ihnen nicht die Jugend, aber Bewußtſein und Empfindung derſelben geraubt. Sie denken nichts, ſie wünſchen, hoffen und fürchten nichts. Sie werden dereinſt als verheirathete Matronen eben ſo in Broeck wohnen und leben, wie jetzt als junge Mädchen.

Als junge Mädchen? Sie ſind jetzt ſchon Matronen, welche blos als junge, ſchöne Mädchen maskirt ſind.

Aber keine Regel ohne Ausnahme! Und dieſe Ausnahme macht eben die Schönſte der Schönen in Broeck, welche die Tochter des Reichſten der Reichen iſt.

Sie heißt Katerina van Waſſenbout.

Ihr Vater heißt Frederik van Waſſenbout. Bei dieſem Namen nicken die Mynheers in Broeck auf eine eigenthümliche Weiſe, nehmen einen Augenblick die Hukah aus den von Betel- und Arecakauen braun gefärbten Zähnen und murmeln:

— Koning!

II.

Im Café des Italiens befanden ſich an einem ſchönen Sommerabende vier junge Männer.

Drei echt holländiſche Phyſiognomien, denen der Wein und die franzöſiſche Sprache, welche ſie ſprachen, den Anſtrich einer in Amſterdam ungewöhnlichen Lebhaftigkeit verlieh. Obgleich alle drei natürlich Söhne von Kaufleuten und Bankiers, waren ſie doch in London und Paris hinlänglich dreſſirt, um ſich mit einigem Humor über die Amſterdamer Geldwänſte luſtig machen zu können.

Der Vierte war ein ſchlankgewachſener, junger Mann, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Er trug einen bronzefarbenen Frack, welcher auf zwanzig Schritte nach Humanns unſterblicher Meiſterhand nicht etwa roch, ſondern duftete. Den Frack zierte ein rothes Bändchen und eine dicke Roſe im Knopfloch. Sein Unterzeug war von lebhaften Farben, ſein Hut ſilberfarben.

Offen, ſonnenhell und dennoch nicht weniger fein und edel war das Geſicht dieſes Menſchen. Seine Augenbrauen waren ſtark, aber von edlem kühnen Ausdruck. Er blickte mit ſeinen großen dunkelbraunen Augen klug, ſcharfſinnig, faſt überlegen; der lächelnde Mund war damenhaft zart. Eine unverwüſtliche Laune lag auf ſeinem gebräunten Geſichte, das den claſſiſchen Schnitt der Landsleute Henri's IV. und Bernadotte's von Schweden beſaß.

— Mordieus! murmelte dieſer Mann unter ſeinem Schnurrbart, ein Glas Wein emporhebend.

Er war nur einen Augenblick finſter. Dann aber, das köſtliche Naß ſchlürfend, heiterte ſich ſein Geſicht auf und er trällerte:

»Berger, se vous m'aimas ou pas,
Plaignis m'ou pas, pecaire!«

Das waren die Klänge von Bagnères de Bigorre. Und unſer Mann war einer von Denen, bei welchen man, gehen ſie in eine Schenke, drauf ſchwören kann, daß der Wirth die Zeche bezahlt.

Der ſchöne Mann iſt ein Gascogner. Er liebt offenbar. Aber er liebt nach dem uralten Ritus vom Adour. Er liebt cavalierement.

— Und Du, Boisfranc-Tereira, woher kommſt Du? fragte einer der jungen Holländer.

— Von Broeck, war die Antwort.

— Und Mynheer van Waſſenbout hält Dich noch immer für den ſpaniſchen Neffen des Bankiers Siena?

— Sicherlich!

— Aber Katerina?

— Ah, mon amie, Caterina! ſeufzte Boisfranc.

— Liebt ſie Dich nicht mehr?

— Mit himmliſcher Gluth!

— Weiter, weiter, Raoul! Sprich! Du haſt unſer Ehrenwort des Schweigens und Du weißt, daß Du in jedem Falle, namentlich aber, wenn es darauf ankommt, dieſen Koning van Broeck zu demüthigen, auf uns rechnen kannſt.

— Mille peste! rief Boisfranc. So ſchießt zuſammen, Ihr Teufelskerle, und macht mich zum Millionär, denn ohnedies: Addio, mia luce, mio core, mia vita, mia speme; ah, quando che trionfi il nostro amore … Sacrebleu! Ich wollte, die Luſt hätte mich nicht angewandelt, Euer unſinniges Land zu ſehen!

— Verzweifle nicht! rief der Chorus, mit ihm anſtoßend.

Boisfranc legte mit tiefbetrübter Miene zwei Päckchen Cigarren auf den Tiſch, welche mit zierlichen Goldblumen umgeben waren.

— Ich bin zu Ende! ſagte er ſeufzend. Das reiche Ungeheuer hat mir diesmal die Cigarren verweigert, wahrſcheinlich, weil ſie nicht maſſiv genug vergoldet waren. Und es ſind mir doch meine letzten Dukaten drauf gegangen. Ich habe mir aber durch Cigarren, nur werthvoller wie dieſe, das diamantene Herz dieſes unſäglich habſüchtigen Ungeheuers erobert. Durch dieſe Cigarren habe ich Alles wieder verdorben. Er ſah ſie an, grinſete hämiſch und ſagte, auf das Gold zeigend: »Acht Karat!«

Die Freunde lachten.

— Du haſt ihn alſo angeräuchert, gleich dem Jupiter! rief der Eine.

— Du ſollteſt ihn lieber in den Rauchfang hängen, Boisfranc!

— Ein Thier, wie der König von Broeck, wird, gleich dem Schinken, nur durch Rauch genießbar.

— Und als Mann, welcher der Sache auf den Grund geht, hat Boisfranc ein Torfſeuer gewählt, bemerkte einer der jungen Männer. Dieſe Cigarren ſind Torf; nichts weiter als elende Trabucos!

Der junge Mann ſteckte eine der goldverzierten Cigarren an, blies den Dampf durch die Naſe und ſagte feierlich:

— Dieſe Cigarre iſt von der berühmten Sorte, welche, aus Rückſichten für die Naſennerven unſerer Mitmenſchen, nur auf der Spitze des Montblanc geraucht werden. Haſt Du keine weitern Hilfsmittel, um König Waſſenhout zu bewegen, ſo tröſte Dich. Katerina iſt für Dich verloren!

— Meint Ihr? fragte Boisfranc, welcher aus tiefem Sinnen erwachte. Wollt Ihr mir Geld borgen?

Die Holländer machten wie aufs Commando Alle ein und daſſelbe längliche Geſicht.

— Dann entſchuldigt mich, wenn ich beſſere Geſellſchaft ſuche!

— Boisfranc, Du ſollteſt bedenken, daß wir Dein Geheimniß in Händen haben! bemerkten die Holländer.

— Superbe! Eine tiefere Charakteriſtik in Einem Zuge iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Uebrigens bedarf ich Eures Schweigens nicht mehr! Zwiſchen mir und dem Könige von Broeck ſind in dieſem Augenblick die Karten aufgelegt. Offene, ritterliche Fehde! Ein Gascogner gegen einen Holländer! Esprit gegen neun Millionen! Und Jugend und Liebe gegen Alter und wölfiſche Habſucht. Le jeu est fait! Rien ne va plus! Lebt wohl, meine Herren!

— Was glaubt Ihr? fragte der Eine, als Boisfranc ſich raſch entfernte.

— Das iſt ſehr einfach: Terrira iſt ein Gascogner!

— Will ſagen: ein Narr!

— Und zwar ein ausgemachter!

(Schluß folgt.)

Notizen-Scala*).

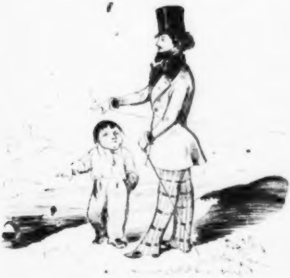
c. Signora Cantatrice hat ſich zum großen Bedauern aller Muſikfreunde für immer von der Bühne zurückgezogen, und wird künftig nur noch ihren ſchönen und erhabenen Pflichten als Gattin und Mutter leben. d. Madame Cantatrice hat einige Zeit in unſern Mauern verweilt, war aber leider nicht zu bewegen, uns durch den Zauber ihrer ſüßen Silberſtimme zu entzücken und ſich öffentlich hören zu laſſen. e. Einem on dit zu Folge ſoll Madame Cantatrice geſonnen ſein, dem Dringen vieler hochgeſtellten Kunſtfreunde nachzugeben, wieder ihrem herrlichen Kunſtberufe zu leben und die Bretter von Neuem zu betreten. Wirklich wäre es von Signora Cantatrice unverantwortlich, ihr großartiges Geſangsleben der Menſchheit zu entziehen, die ein Recht darauf hat; denn von der Natur ſo bevorzugte Weſen müſſen der ganzen Menſchheit und nicht ihrer Familie leben. f. Dem Vernehmen nach ſoll Madame Cantatrice nicht nur entſchloſſen ſein, die Bühne wieder zu betreten, ſondern man ſpricht auch davon, daß ſie aus beſonderer Liebe für Wien geſonnen ſei, wieder hieher zu kommen und uns mit ihrer herrlichen Stimme zu berauſchen; doch dürfen wir uns dieſer ſchönen Hoffnung noch nicht mit Gewißheit überlaſſen. g. Signora Cantatrice wird, wie wir ſoeben aus ſicherer Quelle erfahren, ganz gewiß nach Wien kommen und im Hofoperntheater einige Gaſtrollen geben. So hatten wir doch nicht vergeblich gehofft! h. Signora Cantatrice ſoll, neuern Nachrichten zu Folge, leider nicht nach Wien kommen, überhaupt geſonnen ſein, gar nicht mehr die Bretter zu betreten. So wären wir nun wieder um eine Hoffnung betrogen, um eine ſüße Hoffnung ärmer!!! i. Ein unberufener Notizler hat kürzlich das Wiederauftreten der Signora Cantatrice und ihr Eintreffen in Wien in Zweifel gezogen, doch können wir mit Beſtimmtheit zum Troſte ihrer Verehrer — und ihre Zahl iſt Legion — verſichern, daß die verehrte Frau ganz gewiß, jedoch erſt im Spätherbſte, in Wien eintreffen wird. k. Laut geſtern hier eingetroffenem eigenhändigen Schreiben der Signora Cantatrice, wird dieſelbe zuverläßlich im Monat October in Wien eintreffen und ganz beſtimmt im Hofoperntheater gaſtiren.

V. C.

---

*) Wiener Theaterzeitung.

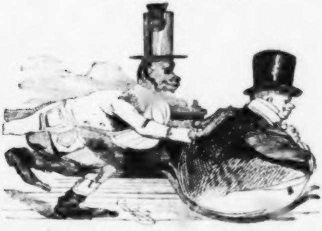
Ein Leipziger in Dresden.



Leipziger: Das alſo is de groſe Elbe?

Junge: Ne ſo was is mer no nich vorgekommen! Seh'n Se denn nich, daß das de Weißritz is?

Koſtbare Erfindung



eines nagelneuen holländiſchen Schlittens.

Zapfenſtreich.

Arnheim. Unſer Muſikfeſt, an welchem auch die Liedertafeln von Cleve, Cöln, Barmen, Elberfeld, Emmerich, Crefeld, Düſſeldorf, Weſel, Rees und Bocholt Theil genommen, iſt ſehr günſtig ausgefallen. Das Geſangsperſonal beſtand aus 550 Perſonen.

Augsburg. Am 16. Auguſt wurde im hieſigen Rathhauſe das Jubiläum des rühmlich bekannten Jugendſchriftſtellers und Dichters, Domcapitulars Chriſtoph von Schmid, gefeiert. Die Stadtbehörde überreichte dem achtzigjährigen Greiſe eine auf ihn geprägte Medaille; die Stadt Dinkelsbühl, der Geburtsort des Gefeierten, überſandte ihm einen ſilbernen Lorbeer- und Eichenkranz.

∴ Der hieſige Liſt-Comité hat jetzt die Geſammtſumme von 9665 Gulden eingenommen.

Bamberg. Am 4. Auguſt ſtarb hier die Wittwe des Hofſeilermeiſters Schönlein, Mutter des königlich preußiſchen Geheimen Ober-Medicinalraths und Profeſſors Dr. Schönlein, 83 Jahre alt.

Barcelona. In dem neuerbauten coloſſalen Iſabella-Theater iſt ein Böhme, Namens Zawrtal, als Kapellmeiſter angeſtellt.

Berlin. Der Kriegsminiſter von Boyen hat ſein Portefeuille niedergelegt und als ganz beſondere Auszeichnung eine für ihn neu creirte Würde, den Titel „Gouverneur der Invaliden", erhalten. Sein Nachfolger iſt der General-Lieutenant von Rohr, der bisher die eilfte Diviſion in Breslau commandirt und erſt unlängſt ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum gefeiert hat.

∴ Von dem ſogenannten Dreimännerwerk „Ergänzungen und Erläuterungen der preußiſchen Rechtsbücher durch Geſetzgebung und Wiſſenſchaft", von den Herren Gräff, Rönne und Simon, erſcheint nächſtens eine dritte, umgearbeitete Ausgabe in 15 Bänden, welche im Subſcriptionspreiſe vollſtändig 30 und ſpäter im Ladenpreiſe 38 Thaler koſten werden. Das Ganze ſoll, mit einem Regiſterbande verſehen, in anderthalb Jahren vollendet ſein.

∴ Bettina von Arnim, das alte eingebildete Kind, das dem hieſigen Magiſtrate einen mehr als impertinenten Brief geſchrieben, iſt, von dieſem zu gerichtlicher Unterſuchung gezogen, vom Kammergerichte wegen theils leichter, theils ſchwerer Beleidigungen des Magiſtrats zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe und zur Tragung der Koſten verurtheilt worden. Ihr Vertheidiger hatte ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, den injuriöſen Brief ſeiner Clientin für einen „humoriſtiſch-naiven Erguß ihres Witzes" zu erklären; doch hat dies nichts geholfen. Eine der anmaßendſten Aeußerungen des alten Kindes iſt die, daß man für manche ihrer Handſchriften ſchon zwei bis drei Ducaten gezahlt habe. (Derlei Dummköpfe hätte man unter Curatel ſtellen ſollen.)

∴ Herr Heinrich Beta (Bettziech) hat ſeit Kurzem die Redaction des „Volksvertreters" übernommen. — Dieſe Monatsſchrift, früher von F. W. A. Held und Dr. Peters redigirt, iſt vom Reichardt'ſchen Verlage in den des Herrn Leopold Schleſinger übergegangen.

∴ In der hieſigen norddeutſchen Volks-Buchhandlung iſt ſoeben als Volksbuch des norddeutſchen Volksſchriften-Vereins eine ſehr anziehende, den Handwerkerſtand beſonders intereſſirende und belehrende Erzählung von Otto Ruppius unter dem Titel: „Schlamm und feſter Boden", erſchienen. Der Geſellenſtand wird darin auf eine würdige Weiſe dargeſtellt.

∴ Die Wiener ſcheinen über die Zeitungsnachricht ſehr ungehalten zu ſein, daß Wien an Größe hinter Berlin zurückſtehen ſoll. Der „Nürnberger Correſpondent" hat deshalb eine beſondere Zuſendung erhalten, worin geſagt wird, daß Wien, wenn es auch an ſich nur 400,000 Einwohner zählen möchte, doch mit den umliegenden Dörfern des Stadtgebietes wohl noch 100,000 Einwohner mehr haben könne. Bei Berlin ſind aber auch die volkreichen Dörfer des Stadtgebietes, die, wie z. B. Schöneberg und Pankow, in ununterbrochenen Häuſerreihen mit Berlin zuſammenhangen, nicht mitgerechnet worden.

Bern. Unter dem Titel „Beiträge für Verfolgte" hat Herr Carl Heinzen im „Guckkaſten" einen Aufruf zur Unterſtützung der Tochter Tſchechs erlaſſen. Letztere will nun nach Bern kommen, wo ihr die Aufnahme in eine der angeſehenſten Familien geſichert ſein ſoll. (Vergleiche Straßburg.)

Braunſchweig. Die Herren Thierärzte unſerer 39 deutſchen Vaterländchen wollen ihren diesjährigen Congreß in Braunſchweig halten, nachdem ihnen der König von Hannover ſeine Reſidenz als den urſprünglich beabſichtigten Zuſammenkunfts-Ort verweigert hat. (Das Warum? wird auch wohl einſt offenbar werden!)

Breslau. Die gute Stadt Bunzlau will, in Ermangelung eines beſſern Jubiläums, im nächſten Jahre das 300jährige Jubelfeſt einer 1548 dort gegoſſenen und noch jetzt brauchbaren Kanone feiern. (Bunzlau! Warum gerade dieſes?)

Brüſſel. Auf der hieſigen Gewerbeausſtellung befindet ſich ein Schnupftuch aus Brüſſeler Spitzen, das, für die Königin von Spanien beſtimmt, 6000 Francs koſtet. — (6000 Francs! Wie vielen armen Spitzenklöpplern könnte man mit dem Werthe dieſes Schnupftuchs die Thränen trocknen!)

Cairo. Der alte Mehemet Ali hat ſämmtliche Häuſer ſeiner Hauptſtadt numeriren und jeder Straße einen beſtimmten Namen geben laſſen. Einen der Hauptplätze hat er den „franzöſiſchen Platz" genannt. Von hier ab läuft eine Louis-Philipp-Straße, eine Bonaparte-Straße, eine Pariſer-Straße; andere heißen Victoria-Straße, London-Straße u. ſ. w. Die ganze Stadt hat 300 Moſcheen und 75 Thore. (Einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge ſoll Mehemet Ali einem dieſer Thore den Namen „Halt aus-Thor!" beigelegt haben.)

Coburg. Das Coburger Lotto, das der Armuth der ganzen Umgegend den letzten Heller abnimmt, hat eine neue Lebensfriſt von ſechs Jahren erhalten. Der Antrag der Ständeverſammlung, daſſelbe ſchon jetzt aufzuheben und den Ausfall durch eine Einkommenſteuer der Kapitaliſten zu decken, hat wenig Unterſtützung gefunden. Die Erträgniſſe des Lotto belaufen ſich auf 70,000 Gulden, wovon 11,000 in die Staatskaſſe und 12,000 in die Hände der Lotto-Beamteten gehen. »Carthaginem esse delendam!« ruft die „Dorfzeitung".

Danzig. Graf von Hülſen in Zoppoth, auch als Dichter nicht unbekannt, hat hier eine lateiniſche Abhandlung über die Verdienſte des jetzigen Papſtes unter dem Titel „De Pio nono" ans Licht treten laſſen.

Dresden. Herr Siegmund Engländer, ein Mitarbeiter des Wiener „Humoriſten", ſagt in Bezug auf Herrn Gutzkow's „Seraphine": »Was iſt für das Leben gewonnen, wenn Herr Gutzkow die Bilderchen ſeiner Phantaſie wie Blaſen aufwirft? — Welch eine gebrechliche, aufgedunſene, ſchwammige Erfindung tritt uns in deſſen „Seraphine" entgegen, wo Alles auf eine unglaublich natürliche Weiſe verſandet und der Aasgeruch einer forcirten Dichternatur, das heuchleriſche Augenverdrehen einer Pſeudo-Sentimentalität und die Winzigkeit von Charakteren ohne allen Durchmeſſer, ohne alle und jede höhere ſymboliſche Bedeutung uns anwidert!« (Wie wahr! Wie treffend!)

Düſſeldorf. Schinderhannes „Julchen", die Geliebte jenes berüchtigten Räubers, lebt noch jetzt als 64jährige Greiſin auf dem Hundsrücken. Dieſe höchſt wichtige Entdeckung hat die „Düſſeldorfer Zeitung" gemacht. (Vielleicht läßt dieſes alte „Julchen" ſich bewegen, „Memoiren" zu ſchreiben.)

Edinburgh. In der Nacht vom 10. Auguſt ſtarb in Gorgie-Mill bei Edinburgh der berühmte Arzt Dr. Combe an einem Eingeweide-Leiden im 50ſten Lebensjahre. Er war, als ihn der Tod ereilte, mit einer Arbeit über die Natur und Urſachen des Schiffs-Fiebers beſchäftigt.

Frankfurt. C. F. Schloſſers berühmtes Geſchichtswerk über das achtzehnte Jahrhundert, ſoll, in der Handſchrift nunmehr ganz vollendet, noch im Laufe dieſes Jahres vollſtändig im Druck erſcheinen.

Hamburg. Die „Literariſchen und kritiſchen Blätter" enthalten einen nicht unintereſſanten Beitrag zur „Statiſtik des Hamburger Journalismus", vom Dr. Hoffmann, demzufolge ſich im letzten Decennium von 1837 bis 1847 das Zahlenverhältniß der in Hamburg und auf Hamburger Gebiete gedruckten Tag- und Wochenblätter folgendermaßen herausſtellt: 1837 erſchienen hier 27 Zeitblätter; 1838: 34; 1839: 33; 1840: 30; 1841: 30; 1842: 30; 1843: 29; 1844: 32; 1845: 36; 1846: 47; 1847: 41. Das fruchtbarſte Jahr war 1846. In der erſten Hälfte dieſes Jahres haben bereits aufgehört „das norddeutſche Archiv", von Dr. Bärmann; der „Erzähler", von Heitmann; das „kaufmänniſche Magazin", von J. Ohnefora. Der „Jude in Deutſchlands Gegenwart" hat ſich in einen „Phönix" verwandelt und der „Mephiſtopheles" iſt verboten. Von den „dramaturgiſchen Blättern" von C. M. Prutz ſind nur ſieben Nummern erſchienen. Auch das „Bürgerblatt“ dürfte nach manchem Redactionswechſel bald ſelig einſchlafen. Der vom Dr. Gallois gegründete „Patriot“ dürfte auch nur eine Eintagsfliege ſein. Der „Freihafen“, deſſen künftiger Redacteur H. Scherer gegenwärtig in London iſt, liegt noch im Schooße der nächſten Zukunft.

∴ Ludolf Wienbarg, der, ſtatt nach Amerika zu gehen, es vorgezogen hat, ſich nach Kiel überzuſiedeln, arbeitet, wie man hört, an einem geſchichtlichen Romane.

∴ Von allen Städten Deutſchlands iſt Hamburg die durſtigſte, denn auf je neunundfünfzig Köpfe der hieſigen Bevölkerung kommt ein Schenkwirth.

Kiel. Ludolf Wienbargs neueſte Schrift „das däniſche Königsgeſetz in hiſtoriſcher Beleuchtung“ u. ſ. w. iſt hier durch Polizei-Befehl verboten worden.

Kopenhagen. Seit dem 28. Juli d. J. wird auf den däniſch-weſtindiſchen Inſeln kein Sclave mehr geboren und nach Verlauf von zwölf Jahren wird dort die Sclaverei mit Stumpf und Stiel ausgerottet ſein.

Leipzig. Ein hieſiger Antiquar, Herr Armbruſter, hat den Auftrag übernommen, verſchiedene Städte Europa's zu beſuchen und die dortigen Verlagsbuchhändler in Anſpruch zu nehmen, daß ſie Werke aus ihrem Verlage zum Beſten der in Leipzig neu erbauten katholiſchen Kirche ſchenken. Die Baukoſten dieſer Kirche belaufen ſich auf ungefähr [illegible] Thaler, wozu indeß bis jetzt erſt etwa 55,000 Thaler beiſammen ſind. Der erwähnte Antiquar befindet ſich jetzt in Berlin, und es ſind ihm von dortigen Verlagsbuchhändlern, ohne Unterſchied des Glaubens, ſehr koſtbare Werke zugeſtellt worden. Er wird ſich, zu demſelben Zweck, von dort über Breslau nach Oeſterreich und Italien begeben und iſt auch mit dem Verkauf der erhaltenen Bücher beauftragt.

∴ Diezmann's „Modenzeitung“ ſchreibt: Wie man — mit Recht — jeden Ort, wo der Lieblingsdichter des deutſchen Volkes, Schiller, längere Zeit verweilt hatte, wie das Häuschen in Gohlis bei Leipzig, die Schillerhöhe bei Rudolſtadt, den Garten in Jena, das Weinbergshaus in Loſchwitz irgendwie bezeichnet hat, ſo lenkt jetzt der Componiſt Jähns in Berlin die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das Haus in dem Dorfe Klein-Hoſterwitz bei Pillnitz, in welchem der Schiller der deutſchen Componiſten, Carl Maria von Weber, fünf Sommer hindurch gewohnt und den „Freiſchütz“, ſeinem größten Theile nach, „Preziosa“ und „Euryanthe“ ganz vollſtändig und außerdem eine große Anzahl der ſchönſten Lieder geſchaffen hat. Herr Jähns hat dort ein Portrait Webers, ein Fremdenbuch, einen Brief Webers und deſſen erſten Entwurf des berühmten Chors und Ballets aus „Oberon“ niedergelegt, deſſen Melodien Deutſchland durchflogen hatten, ehe noch die Oper ſelbſt auf deutſchem Boden aufgeführt war, und wir machen namentlich die zahlreichen Beſucher der ſächſiſchen Schweiz, die doch gewiß auch alle Verehrer des unſterblichen Weber ſind, darauf aufmerkſam, damit von nun an Keiner mehr an jenem beſcheidenen Häuschen (das dem Winzer Felsner gehört) gleichgiltig vorübergehe.

∴ In Hänichen, dem Geburtsorte Gellerts, wird ein Denkmal zu Ehren dieſes ſittenreinen Dichters errichtet. Es iſt der allgemeine Wunſch, daß es kein Denkmal aus Stein und Erz, ſondern eine fromme, ſegenbringende Stiftung werde im Geiſte dieſes menſchenfreundlichen Dichters, der die Herzen nicht durch Prachtwerke, ſondern durch ſittenreine Lehren, ins ſchlichte Gewand unterhaltender Fabeln gehüllt, veredelt hat.

∴ Die „Theaterchronik“ meldet: Der „Voſſiſchen Zeitung“ wird aus Paris geſchrieben, daß der hier lebende Schriftſteller Heinrich Börnſtein im nächſten Jahre mit zahlreichen Freunden nach Amerika auswandern werde. Wir ſind ermächtigt, dieſe Nachricht zu widerlegen. Herr Börnſtein, der hier an der Spitze eines blühenden Geſchäftes ſteht, hat ſich vor Kurzem erſt eine hübſche Beſitzung in der Nähe von Paris gekauft und iſt in dieſem Augenblicke mit der Gründung einer großen deutſchen Leihbibliothek in Paris beſchäftigt, die am 1. October eröffnet werden wird. Allerdings giebt es Leute, die Herrn Börnſtein gern dahin wünſchen, wo der Pfeffer wächſt, und dieſe ſchicken ihn vermuthlich vorläufig nach Amerika.

∴ In dieſem Jahre ſind bis Ende Auguſt folgende Sängerfeſte gefeiert worden: ein niederſchleſiſches auf dem Gröbigberge, am zweiten Pfingſtfeiertage; eines zu Regensburg, 25. bis 27. Juni; ein allgemeines deutſches zu Lübeck, 26. bis 29. Juni; das zweite deutſch-vlämiſche zu Ghent, 27. Juni; das bergiſche zu Lennep, 27. Juni; eines zu Oldenburg, 4. Juli; das der vereinten norddeutſchen Liedertafeln zu Pyrmont, 5. bis 7. Juli; das der Handwerker-Vereine zu Neuſtadt-Eberswalde, 11. Juli; das des Ilm-Sängerbundes bei Helmſtädt, 18. Juli; das zweite des Saale-Sängerbundes zu Naumburg, 27. und 28. Juli; das dritte des Lahn-Bundes zu Weilburg, 4. Auguſt; das eilfte ſchleſiſche zu Landshut, 5. Auguſt; eines zu Elbing, 8. und 9. Auguſt; das des mittelrheiniſchen Sängerbundes zu Coblenz, 11. bis 15. Auguſt; das erſte niederländiſche zu Arnheim, 15. Auguſt; das des thüringiſchen Sängerbundes bei Eiſenach, 23. und 24. Auguſt.

∴ Im Monat Juli ſind im deutſchen Buchhandel 978 neue Werke erſchienen.

∴ Im Laufe dieſes Jahres ſoll hier von Dante's „göttlicher Komödie“ die erſte lateiniſche Ueberſetzung erſcheinen.

∴ Soeben ſind E. M. Oettingers „Kurze Briefe an meinen langen Vetter, oder Anleitung zur Kunſt in vierundzwanzig Stunden ein vollendeter Gentleman zu werden“, bei Otto Wigand, in höchſt eleganter Ausſtattung erſchienen.

∴ Der Redacteur der „Leipziger Zeitung“ hat uns erſucht, die von uns mitgetheilte Nachricht, daß Herr C. Haltaus die Theaterkritik für dieſe Zeitung beſorgt, als eine irrthümliche zu widerrufen. Solches geſchieht hiermit.

London. Der däniſche Dichter Anderſen iſt von London nach Schottland gereiſet. Vor ſeiner Abreiſe nach York und Edinburgh hatte er die Ehre, von dem Prinzen Albert nach Osborn-houſe (Inſel Wight) eingeladen zu werden. Wahrſcheinlich wird Anderſen der Königin in ihrem ländlichen Sitz, am Loch-Laggan, ſeine Aufwartung machen, um in dieſer romantiſchen Gegend neuen Stoff für ſeine Dichtungen zu ſammeln. Zu gleicher Zeit ſoll Anderſen eine Einladung von Lord und Lady Willoughby erhalten haben, bei ihnen, auf ſeiner Reiſe durch die Hochlande, auf Drummond Caſtle einzuſprechen.

∴ Es iſt vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der erſte Gründer der in London gegenwärtig ſehr verbreiteten Zeitung, die eine Auflage von 30,000 Exemplaren hat, der „Daily news“, der bekannte Romanſchriftſteller Dickens (Boz) war. Der gegenwärtige Herausgeber iſt Herr Eyre E. Crowe (der kürzlich auch einige Tage in Berlin zugebracht hat).

∴ Der Schornſteinfeger-Junge Jones, welcher, in die Königin verliebt, ſie oft im Buckingham-Palaſte heimgeſucht hatte, ſteht jetzt als tüchtiger Trompeter bei einem Huſaren-Regimente in Irland; doch ſoll er noch immer eine ſtille Neigung für Ihre Majeſtät haben und Nachts einſam und allein »Victoria, Victoria!« blaſen.

∴ Bis zum 16. Auguſt waren 634 Wahlen bekannt worden, unter welchen, nach Angabe des „Globe“, 330 auf Liberale, 105 auf Peeliten und 190 auf Schutzmänner gefallen ſind.

∴ In den letzten 25 Jahren (bis 1846) ſind in Großbritannien 17,813 Perſonen zum Tode verurtheilt und von dieſen [illegible] hingerichtet worden.

Madrid. Der wenig beneidenswerthe Gemahl der Königin von Spanien will ſich mit Donna Iſabella wieder ausſöhnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie den General Serrano und den Sekretär Vega, die deren Günſtlinge ſind, fortſchickt. Iſabella will ſich das Ding überlegen.

Mailand. Unter dem Namen „Emporio de' belle arti“ hat ſich hier eine Geſellſchaft gebildet, die ſich die Aufgabe ſtellt, den Verkauf eingeſendeter Gemälde und anderer Kunſtwerke zu vermitteln.

∴ Vor Kurzem iſt hier ein Kerl hingerichtet worden, der einen Mord begangen und die Leiche des Gemordeten drei Wochen lang im Strohſack des eigenen Bettes verborgen und allnächtlich auf dem Opfer ſeiner Habſucht geſchlafen hat.

München. Auf den 16. September oder 4. October ſoll — Niemand weiß weshalb — ein außerordentlicher Landtag einberufen werden.

Neapel. Der König hat den engliſchen Freihandels-Vertheidiger Richard Cobden zum Mitglied der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt.

∴ Der Richter, welcher das Todesurtheil über die heldenmüthigen Brüder Bandiera ausgeſprochen hat, ſoll unlängſt ermordet worden ſein.

New-York Es iſt gut, daß die deutſchen Amerikaner hier in beſſerem Rufe ſtehen, als in Deutſchland. Herr Polk, der Präſident der vereinigten Staaten, der weder aus Liebhaberei noch aus Schwäche ſchmeichelt, bezeichnet die Deutſchen als die tüchtigſten von allen Eingewanderten und als die tapferſten Krieger des amerikaniſchen Heeres. — (Kein Wunder, denn unſere Landsleute wiſſen, daß ſie dort für ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen.)

Padua General Almeida, einer der tapferſten Philhellenen, iſt vor Kurzem hier am Magenkrebs geſtorben.

Paris. Die Herzogin von Montpenſier ſoll ſich nun wirklich in intereſſanten Victoria-Umſtänden befinden. Es fragt ſich nun, ob die Infantin gehalten iſt, einem altſpaniſchen Geſetze gemäß, ihre Niederkunft in Spanien zu halten, damit ihre Kinder nicht der

Thronrechte verluſtig werden, oder ob dieſe Förmlichkeit durch ein ſpäteres Decret wieder aufgehoben worden iſt. Letzteres wird von Mutter Chriſtine behauptet.

∴ Der König hat bis zu dem vierzehnten Jahrestag ſeiner Thronbeſteigung etwa 600 von den Aſſiſen verurtheilte Perſonen ganz oder theilweiſe begnadigt. Auch den Galeerenſclaven ſind 145 Begnadigungen zu Theil geworden. Bei dieſer Gelegenheit erfährt man, daß es am Tage dieſer Begnadigung in Frankreich überhaupt 5828 Galeerenſclaven gab, darunter 2037, die auf Lebenszeit verurtheilt ſind.

∴ Der Herzog von Choiſeul-Praslin (der Mörder ſeiner Gattin), geboren 1803, ſtammt aus einer der älteſten und reichſten Familien Frankreichs. Die Praslins ſind Nachkommen der alten Grafen der Champagne, mit dem Hauſe Dreux und ſelbſt mit dem jetzt regierenden Königshauſe verwandt. Der Stammvater der Familie, Nicolas von Choiſeul, ſtarb am 31 Auguſt 1537; ſein Sohn Charles von Choiſeul erhielt, bei der Theilung der Erbſchaft, die Herrſchaft Praslin, die ſpäter zum Marquiſat erhoben wurde. Der Vater des Mörders war im Jahre 1814 Obriſt der Pariſer Nationalgarde und Mitglied des Senats. Der Mörder ſelbſt, Chef des dritten Zweiges des Herzogshauſes Choiſeul, iſt ſeit 1825 mit der Tochter des Marſchalls Horace Sebaſtiani, Fanny, vermählt und hat von ſeiner Frau ſechs Töchter und drei Söhne; das ſechste Kind, ein Knabe — von dem jetzigen König aus der Taufe gehoben — heißt Gaſton Louis Philipp von Praslin. Der Bruder des Mörders iſt Graf Edgar von Praslin, welcher, 1806 geboren, das Fräulein Schickler aus Berlin geheirathet hat. Sein Eigenthum iſt die große Herrſchaft Vaux bei Melun, auf deren Verſchönerung er über zwei Millionen Francs verwendet hat. — Die ermordete Herzogin wurde in Conſtantinopel geboren, wo der Marſchall Sebaſtiani damals Geſandter war und die Dardanellen gegen das Eindringen der engliſchen Flotte vertheidigte. Fanny's Geburt hatte ihrer Mutter das Leben gekoſtet. Der Marſchall, der das Kind nicht bei ſich behalten konnte, ſah ſich genöthigt, es nach Frankreich zu ſchicken, während der Leichnam ihrer Mutter nach Olmeta in Corſica gefahrt wurde, allwo er noch ruht. Olmeta iſt eine große Beſitzung des Marſchalls, und die Leiche der ermordeten Herzogin wird ebenfalls dort beigeſetzt werden. Sie war eine Wohlthäterin der Armen und außerordentlich beliebt. — Die Urſache ihrer Ermordung iſt eine Mademoiſelle de Luzy, die früher Erzieherin im Hauſe des Herzogs geweſen war. Dem „National" zu Folge ſoll ſie jedoch nicht Luzy, ſondern Laura von Luzzi heißen, in Italien geboren, ziemlich hübſch und von ſehr entſchiedenem Charakter ſein.

∴ Der Herzog von Praslin war, als er ſich mit Fräulein Sebaſtiani vermählt hatte, einundzwanzig Jahre alt; ſie war drei Jahre jünger als er. Fanny brachte ihrem Gatten ein jährliches Einkommen von faſt 100,000 Francs von mütterlicher Seite mit und erbte ſpäter noch eben ſo viel von einer Tante. — Ein gleichgroßes Vermögen beſaß ihr Gemahl. Zudem hatten ſie noch die Erbſchaft des ganzen Vermögens des Marſchalls Horace Sebaſtiani und des Generals Tiburce Sebaſtiani, welcher keine Kinder hat, und einen Antheil an dem Vermögen der verwittweten Herzogin von Praslin zu erwarten. — Von den neun Kindern der ermordeten Herzogin iſt blos die älteſte Tochter verheirathet mit einem reichen piemonteſiſchen Edelmann, mit dem ſie ſich gewöhnlich in Turin aufhält. Die zweitälteſte Tochter, 18 Jahre alt, iſt am Tage nach dem ſchrecklichen Ende ihrer Mutter abgereiſt, um ſich zu ihrem Großvater nach Genua zu begeben.

∴ In der erſten Sitzung des Pairshofes hatten ſich nicht mehr als 80 Pairs eingefunden, da faſt alle bedeutenden Familien Frankreichs mit dem Hauſe Choiſeul verwandt ſind, und die Sebaſtiani, Coigny, Choiſeul, Albufera, Morn, Clavieres, Broglie u. A. hinreichende Gründe hatten, ihr Wegbleiben zu rechtfertigen.

∴ Beauvallon, welcher den Journaliſten Dujarrier im Duell getödtet hatte, wird im Laufe dieſes Monats vor den Aſſiſen erſcheinen. Der pompöſe Name „Roſemond de Beauvallon" iſt übrigens nur ein angenommener Name. Der Angeklagte ſoll ſchlechtweg Brun, genannt Paupin, heißen.

∴ Kein einziges Blatt, ſelbſt nicht der „National", behandelt das „Cabinet von Potsdam" jetzt mit ſo geringer Rückſicht, als das „Journal des Débats". Eines der jüngſten Blätter enthält wieder eine ſehr herbe Kritik des letzten Landtags-Abſchieds, der das „Journal des Débats" in keiner Weiſe befriedigt hat.

∴ Die vier Species der jetzigen Politik in Frankreich laſſen ſich nach dem „Charivari" in folgenden Spruch zuſammenfaſſen:

Les griefs s'additionnent,
Les fonds de l'état se soustraient,
Les scandales se multiplient,
Et les conservateurs se divisent.

∴ Von den 44 Journaliſten, welche im Juli 1830 die bekannten Proteſtationen gegen die legitimen Ordonnanzen Karls X. unterzeichnet hatten, ſind acht bereits geſtorben; vier (worunter James Fazy, der jetzt in Genf eine wichtige Rolle ſpielt) haben Frankreich verlaſſen; zwei waren Miniſter geworden (Thiers und Rémuſat); acht ſind noch jetzt Staatsräthe, General-Directoren und Präfecten; vier ſind höhere Beamtete bei der Verwaltung; einer iſt General-Procurator; einer iſt Conſul; zwei ſind Unter-Intendanten, vier Bibliothekare, zwei Kaufleute, zwei Theater-Directoren (Léon Pillet und Neſtor Roqueplan) und nur ſechs ſind noch Zeitungsſchreiber; aber alle 44 hatten oder haben noch den Orden der Ehrenlegion.

∴ Pfarrer Hirzel, der Anführer des bekannten „Züri-Putſch" gegen Dr. David Strauß, hat ſich hier durch Gift getödtet.

∴ Die berühmte Klaviervirtuoſin Camilla Pleyel iſt ſeit Kurzem im hieſigen Conſervatoire als Lehrerin dieſes Inſtruments angeſtellt.

∴ Der bekannte Romandichter Frédéric Soulié iſt ſo erkrankt, daß man wenig Hoffnung zu deſſen Wiederherſtellung hat.

∴ Herr Boyer, Rath am königlichen Gerichtshofe zu Colmar, hat den erſten Band ſeiner „Geſchichte Rudolphs von Habsburg oder Elſaß im dreyzehnten Jahrhundert" erſcheinen laſſen.

∴ Als Seitenſtück zu Lamartine's „Geſchichte der Girondiſten" hat Alphonſe Esquiros, wie unſer „Charivari" bereits gemeldet, die „Geſchichte der Montagnards" geſchrieben, die faſt eben ſo viel Glück als das Lamartine'ſche Werk macht.

∴ Von Marats Hand iſt ein Roman aufgefunden worden, den der „Siècle" in Kurzem veröffentlichen will. Der Titel dieſes Romans heißt „die Abenteuer des jungen Grafen Potowsky.

∴ Vom Dr. Piſſon iſt ein neues vielgerühmtes Werk über die Frage erſchienen, ob auch die Sterne ſo bewohnt ſeien wie unſere Erde. Er bejaht dieſe Frage. (Vergleiche Treffer und Nieten.)

∴ Von 1830 bis 1845 ſind in Paris allein an 37,000 Werke gedruckt oder wiedergedruckt worden. Darunter befinden ſich ungefähr 3700 Theaterſtücke, ungerechnet 175 dramatiſche Werke, die in den Provinzen geſpielt und verlegt ſind, aber von den Pariſer Buchhändlern verkauft werden. Auf den Theaterzetteln ſind in dieſen fünfzehn Jahren nicht weniger als 900 verſchiedene Verfaſſer genannt worden. In demſelben Zeitraum ſind 5492 Bände Dichtungen erſchienen, macht auf jeden Tag etwas über einen Band. — Das jährlich in Frankreich fabricirte Papier reicht, nach einer Berechnung Firmin Didots, bis, Bogen an Bogen gelegt, das ganze Frankreich zwei Mal zu bedecken.

∴ Während in dieſem Augenblicke ſieben Theater hier geſchloſſen ſind, iſt dem Director des Theaters Beaumarchais die Erlaubniß ertheilt worden, zwei Mal in vierundzwanzig Stunden zu ſpielen; ſeine Extra-Vorſtellungen am Vormittag nennt er „matinées dramatiques".

∴ Im Théâtre des Variétés gefällt ein neues Vaudeville, „Qui dort, dine". Ein liebeſiecher Jüngling will ſich das Leben nehmen und wählt ſich den Hungertod. Schon ſeit vier Wochen hat der gute Junge keinen Biſſen gegeſſen, keinen Tropfen getrunken, und trotzdem lebt er und ſieht tagtäglich wohlgenährter aus. Wie das zugeht? Bei Tage beweint er ſeinen Liebesgram und Nachts verzehrt er im Somnambulismus die köſtlichſten Eierkuchen. Die Idee iſt charmant.

∴ Das Gaîté-Theater hat ein neues fünfactiges Drama, „Lea", von den Herren Paul Foucher und Bouchardy, den beiden Shakeſpeares des Boulevard du Temple, gebracht. Der Saal war ſo voll, daß, wie der „Charivari" ſagt, kein Orden der Ehrenlegion zur Erde fallen konnte. Die Freunde der Tugend haben die unſchuldige Lea, die Verehrer des Laſters die boshafte Octavia applaudirt. Das Drama hat ungeheuer gefallen.

∴ Im Gymnaſe dramatique ſieht man faſt allabendlich „Charlotte Corday", ein Stück, das weder Drama noch Melodram, eine leichtfertige Karikatur auf „Clariſſe Harlowe" iſt.

∴ Im Théâtre hiſtorique wird der „Chevalier de Maison rouge", eine Epiſode aus der Zeit der Girondiſten, einſtudirt.

∴ Die Pariſer ſelbſt ſpotten über die Art, wie man ihre Badauds, d. h. ihre Maulaffen zum Beſten hat. Neulich las man in den Champs Elysées folgende Anzeige: Ein merkwürdiger (phénoménal), lebendiger und ſprechender Fiſch, der „Seetiger" genannt. Beſagter Tiger iſt dergeſtalt dreſſirt, daß er auf Befehl ſeiner Herrin ſich aufrichtet, ſie zärtlich umarmt, ganz deutlich das Wort „Papa" ausſpricht und höchſt anmuthig einen Walzer tanzt. (Kann man mehr verlangen von einem Fiſch?)

∴ Ein Taubſtummer in Rouen hat der Stadt in ſeinem Teſtament eine Bibliothek von 60,000 Bänden und 300,000 Gulden vermacht.

Petersburg. Einer der beliebteſten Schriftſteller der ruſſiſchen Literatur iſt gegenwärtig Alexander Herz. Seine Novelle „Wer iſt der ſchuldige Theil" hat in ganz Rußland ein großes Leſepublicum gefunden.

Prag. Einer unſerer jungen vaterländiſchen Dichter, Namens Wilhelm Wiener, hat ein geſchichtliches Schauſpiel, „Georg Podiebrad", geſchrieben.

∴ Um die erledigte Redactionsſtelle der „Prager Zeitung" bewirbt ſich ſeit Kurzem ein ganzes Dutzend bekannter und unbekannter Literaten Wiens.

Straßburg. Fräulein Eliſabeth Tſchech, Tochter des hingerichteten „Attentäters", verweilt, von Allem entblößt, noch immer in unſerer Stadt. Mehrere Deutſche haben ſich der verlaſſenen Dame hilfreich angenommen. — Einem on dit zu Folge beabſichtigt Dem. Tſchech die Lebensgeſchichte ihres hingerichteten Vaters und den letzten Willen deſſelben unter dem Titel „Geſtändniſſe und Bekenntniſſe einer ſchönen Seele" hier im Druck erſcheinen zu laſſen. (Vergleiche Bern.)

Stuttgart. In Kurzem ſoll hier ein neues Journal in großartigem Stile erſcheinen. Bis jetzt iſt nur der Titel deſſelben bekannt. Es wird ſich „Neckarbote" nennen und das Feuilleton wird der europamüde Schriftſteller Auguſt Lewald leiten. (Iſt etwa dies das Großartige bei der Sache?)

∴ Die Mutter des Herrn Georg Herwegh iſt mit einem jungen Manne und zwei Kindern flüchtig geworden.

Tours. Der wiſſenſchaftliche Congreß der franzöſiſchen Gelehrten hat am 1. September ſeine fünfzehnte Seſſion hier in Tours eröffnet.

Warſchau. Der verdienſtvolle polniſche Sprachforſcher und Lexikograph Samuel Gottlieb von Linde, ehemaliger Präſident des evangeliſchen Conſiſtoriums und Rector des Lyceums zu Warſchau, iſt hier nach langer und ſchmerzhafter Krankheit im 77ſten Jahre ſeines Alters geſtorben.

Wien. Fräulein Friederike Bäuerle, Tochter des verdienſtvollen Volksdichters und Redacteurs der „Theaterzeitung", eine der beſten Klavierſpielerinnen Wiens, iſt ſeit Kurzem auch als Schriftſtellerin aufgetreten. Sie hat unter dem Buchſtaben F. ſchon manchen anziehenden Aufſatz für das Journal ihres Vaters geliefert. Ihre vielſeitige Bildung, ihre literariſche Fähigkeit, ihre Sprachkenntniſſe (ſie ſpricht und ſchreibt franzöſiſch, engliſch und italieniſch), ihre Gewandtheit und Eleganz im Ausdruck, ihre Correctheit und moderne Leichtigkeit im Stile aller dieſer Sprachen, ihr heller Verſtand, ihr reger Geiſt, ihr ungetrübter Humor macht ſie zu einer der erſten Löwinnen der hieſigen Geſellſchaft *).

(Wiener Zeitſchrift.)

∴ Der Profeſſor der Botanik an der hieſigen Hochſchule, Dr. Stephan Endlicher, (welcher nach Krakau geſandt war, um die dortige Univerſität nach öſterreichiſcher Weiſe einzurichten) hat den Titel und Rang eines Regierungsrathes erhalten.

∴ In der kaiſerlichen Bibliothek iſt das Original zu Schillers bekannter Ballade „der Handſchuh" aufgefunden worden. Sie iſt urſprünglich eine Romanze von Don Manuel de Léon und, mit Ausnahme des weit verſöhnlicheren Schluſſes, mit dem Schillerſchen Gedichte faſt ganz gleichlautend.

∴ Die Unterzeichnungen zu dem von Adolf Bäuerle gegründeten „Kreuzer-Verein zur Unterſtützung brodloſer Arbeiter" haben laut dem vierzehnten Verzeichniß in kurzer Zeit die Höhe von 978 Gulden C. M. erreicht. Die Wohlthätigkeitsliebe der Wiener hat hier Gelegenheit, ſich wieder in ihrem ſchönſten Lichte zu zeigen.

∴ Im Theater in der Joſephſtadt wird ein großes Spectakelſtück einſtudiert, welches „Tauſend und Eine Nacht" betitelt, von Herrn F. X. Told, dem Verfaſſer des „Zauberſchleiers", herrührt.

∴ Einer unſerer tiefſten Denker hat ein nagelneues Wort: „arteſiſcher-brunnentief-denkender-Mime", erfunden.

Zürich. In den 22 Kantonen der Schweiz leben gegenwärtig (unter 2,196,000 Bewohnern) 808,000 Katholiken.

---

*) Der Redacteur des „Charivari" hat die Ehre, der Lehrer dieſer eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Dame geweſen zu ſein. E. M. O.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Voltaire hatte einſt an Friedrich II. in allem Ernſte das närriſche Geſuch gerichtet, der König möge ihm die Stadt Cleve überlaſſen, um dort ein Aſyl für alle Philoſophen zu begründen; von dort ſollte ſich die gelehrte Race dann über die ganze Welt verbreiten. (Unglückliches Cleve!)

— Der Straßburger Biſchof Arbogaſt, welcher im Jahre 658 den irdiſchen Schauplatz verließ, verordnete in ſeinem Teſtamente, daß man ihn, zum Beweiſe ſeiner chriſtlichen Demuth, unter den Galgen begrabe. (Die Herren Biſchöfe der Jetztzeit ſind etwas weniger demüthig.)

— Der engliſche Graf Bute ließ mit einem Aufwande von 36,000 Thalern ein naturgeſchichtliches Prachtwerk mit ausgemalten Kupfern erſcheinen und davon — um es ſelten zu machen — nicht mehr als drei Exemplare abziehen.

— Die ſpaniſche Nonne Maria von Agreda ſchrieb „auf wiederholten Befehl Gottes und der allerheiligſten Jungfrau“ das Leben der Letztern in drei Bänden. Eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes ſpaniſchen Werkes erſchien 1696 zu Marſeille, von Thomas Crozet.

— „Aline, Königin von Golconda“, eine der reizendſten Opern Henri Bertons, blieb, wie der Componiſt ſelbſt erzählt, drei Jahre in ſeiner Mappe liegen und wurde endlich nur aus einer Art von Mitleid aufgeführt oder, richtiger geſagt, weil die komiſche Oper ſich damals in großer Verlegenheit befand. Später hat dieſe Oper die Runde durch alle Bühnen Frankreichs und Deutſchlands gemacht.

— Nach der franzöſiſchen Tonleiter Ut, Re, Mi, Fa, Sol hatte man eine Trinkregel feſtgeſtellt: man ſollte trinken Utiliter, Realiter, Mirabiliter, Familiariter, Solenniter.

Treffer und Nieten.

• In Leipzig befindet ſich ein Familienvater, der ſo dick iſt, daß ſeine Töchter, welche täglich einen Gang um die Stadt machen, bei ſchlechtem Wetter zu Hauſe bleiben und, um dennoch Bewegung zu machen, zehn Mal um ihren Herrn Vater herumgehen, was dann einem Spaziergange um die Stadt völlig gleich iſt.

• Domenico Barbaja, der ehemalige Impreſario des San-Carlo-Theaters in Neapel, der Freund Joachim Roſſini's, rühmte ſich kurz vor ſeinem Ende, dreißig Millionen (?) Künſtler, Sänger, Schauſpieler, Muſiker, Gelehrte, Dichter, Schriftſteller und Staatsmänner gekannt, zu Allen „Du“ geſagt und Jeden — hört, hört! — mindeſtens ein Mal familiär auf den Bauch geſchlagen zu haben!

• Ein Aſtronom behauptete in Voltaire's Gegenwart, daß jeder Planet ganz ohne allen Zweifel eben ſo bewohnt als unſere Erde ſei. »Vielleicht!« antwortete der Philoſoph, »doch haben Sie für dieſe Annahme nicht mehr Gewißheit, wie Jemand, welcher Flöhe hat, den Schluß daraus ziehen wollte, daß Jeder, der ihm auf der Straße begegnet, gleichfalls Flöhe haben muß.«

• Ein geiſtreicher Franzoſe ſagte von den geiſtreichen Frauen: »Si elles ne font pas des enfants, elles font des livres.« (Bei vielen Männern tritt oft der entgegengeſetzte Fall ein.)

• Ein alter Franzoſe definirte neulich die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft durch Folgendes: »Mein ſeliger Vater und meine ſelige Mutter waren das Menuet, ich und meine Frau waren die Gavotte und unſere Kinder ſind die Polka.«

• Frau von Staël nennt Napoleon Bonaparte den Robespierre zu Pferde.

• Ein alter Vers von Ovid lautet: „Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam“, d. h. Jeder, der einen Froſch liebt, glaubt, daß dieſer Froſch eine Diana ſei.

Rebus.

d. k. pi. t.

.·. **Höchst interessante Neuigkeit!** .·.

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig erſchien ſoeben:

Oeſterreich
und
die Broſchürenſchmiede
gegen
dieſes Kaiſerthum.
Von
Johann Sporſchil.
22 Bogen gr. 8. geh. 1½ Thlr. = 2 Fl. 15 Kr. C. Mze. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

Bei Unterzeichnetem erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wildniſs und Parket.
Geſammelte Novellen von **W. Fr. C. Meſſenhauſer.**
3 Bände, elegant ausgeſtattet, Velinpapier, 54 Bogen nur 3 Thaler.
Leipzig und Wien 1847.

Meſſenhauſer iſt nächſt **A. Stifter** einer der erſten Novelliſten in Oeſterreich; übertrifft aber Jenen in ſcharfer Charakterzeichnung und Erfindung, Reichthum an Stoff u. ſ. w. bei weitem. Wir ſind überzeugt, daß **Meſſenhauſers** Talent auch im Auslande bald anerkannt ſein wird, und ſeine Novellen in keiner Leihbibliothek fehlen ſollten.

Wien, Ende Juli 1847.

J. Stöckholzer v. Hirſchfeld.

Bei **C. M. Schüller** in Crefeld iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe,
zum Ueberſetzen aus dem
Deutſchen ins Engliſche,
mit angehängtem Wörterverzeichniſſe,
von **A. Pineas.**
Preis geheftet 12½ Sgr.

Eine reiche Auswahl von Briefen, vom einfachſten Billet ſtufenweis zur höheren Correſpondenz fortſchreitend, unter letzterer eine Menge aus den engliſchen Klaſſikern, wie Cheſterfield, Lady Montague, Sterne, Pope, Addiſon, Johnſon u. A. m., als Anhang noch eine Reihe von Geſchäftsbriefen, ſämmtlich zum Ueberſetzen ins Engliſche eigens bearbeitet und mit vollſtändigem Wörterbuch verſehen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 259. Leipzig, 17. September 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Der König von Broeck.

Von Adolph Görling.

(Schluß.)

III.

Boisfranc kehrte geraden Wegs nach ſeiner Wohnung zurück, einer glänzenden Wohnung, in welcher es ſo leer wie in einer Kirche war. Boisfranc durfte nur das auf einem Stuhle liegende Mouchoir de fête und eine Haarbürſte nebſt Bartwichſe in die Taſche ſtecken, aus dem Zimmer gehen und zuſchließen, dann war er vollkommen ausgezogen.

Sein Diener, ein gelbes, verſchmiztes Gascognergeſicht, lag in ſehr miſerablem Aufzuge platt auf dem Fußteppich und aß mit großer Erbauung holländiſchen Pfannkuchen.

— Welch barbariſches Gericht käuſt Du da, Bucaro? fragte Boisfranc mit einer Anwandlung von Grauſen.

— Voyons un peu, Messire! grinſete Bucaro.

— Woher haſt Du das?

— Gekauft!

— Du haſt alſo geſtohlen, Schurke?

— Blos gebettelt.

— Du warſt in Broeck?

— Certes, Messire! Ich habe Donna Katerina geſehen und bringe dieſen Brief.

Er langte unter ſeiner verſchoſſenen Weſte einen zerknitterten, noch immer duftenden Papierſtreifen hervor. Boisfranc machte einen drei Fuß hohen Entrechat und eine Doppelpirouette, drückte den Brief an die Lippen und las:

»Mein Freund.

Jede Hoffnung, auf die wir gebaut, iſt, ſeit Du Mynheer van Waſſenhout Deine unächten Cigarren mit unächter Vergoldung angeboten, in Nichts verſunken. Mein Vater hat jezt keine ſchwache Seite mehr, auf welche wir unſern Blick hoffend richten können, als ſeine bekannte Seltſamkeit, jeden Abend vier Stunden abweſend zu ſein, ohne daß es mir bis jetzt gelungen iſt, die Urſache dieſer Eigenthümlichkeit zu erforſchen. Benutze dieſe ſeine Abweſenheit nicht mehr, um zu mir zu kommen, ſondern ergründe vielmehr ſein Geheimniß. Ich habe eine Ahnung, als wenn die Entdeckung deſſelben unſer Glück herbeiführen würde.

Katerina.

N. S. Heute Abend bin ich auf dem Börſenplatze.“

— Und was weißt Du, Bucaro?

Der Burſche ſtrich die ſchlichten, ſchwarzglänzenden Haarſtreifen aus der Stirn und legte den Finger an die Naſe.

— Beaucoup, Messire! Der König von Broeck iſt in der Stadt.

— Weiter, Canaille!

— Und ich habe gebettelt!

— Wirſt Du reden?

— Und da habe ich den Mynheer in eben der Schenke geſehen, wo ich und die andern Bettler uns dieſen himmliſchen Pfannkuchen backen ließen.

— Ah, carissimo! Und was machte der Geldwolf dort?

— Was man dort thut: er aß Pfannkuchen, wie die Andern.

— Und wie war er angezogen, theuerſter Bucaro?

— Etwas ſchlechter, als ich.

— Biſt Du wahnſinnig?

— Keinesweges, Meſſire!

— Vorwärts, Bucaro, vorwärts! ſchrie Boisfranc, den Diener beim Kragen faſſend und ihn ſofort auf die Füße ſtellend. Bei Gott, wir haben die Spur dieſes Königs von Broeck! Das eine Ende der Fahrt iſt gefunden und meine Naſe iſt fein genug, um ſicherlich zu dem andern Ende derſelben zu gelangen. En avant! Hundert Francs, wenn wir Mynheer van Waſſenhout heute Abend noch fangen! Tauſend, wenn wir ihn auf irgend einem Roſſe von fahler Farbe*attrapiren.

Bucaro ſah ſeinem Herrn ſehnſüchtig und faſt gerührt ins Auge.

— Bucaro thut ſeine Schuldigkeit auch ohne Francs. Sie ſollen ſehen, Meſſire (er verſchluckte den Reſt ſeines Pfannkuchens), daß Bucaro ganz der Mann iſt, um Ihnen zur Zeit der Geldebbe nicht beſchwerlich zu ſein. Folgen Sie mir!

Das Paar begab ſich auf die Straße. Die Dämmerung brach ein. In ſeinen unſterblichen braunen Mantel gehüllt, lief der Diener unhörbar wie auf Sandalen vor dem Gascogner her. Er verließ bald die großen Straßen und vertiefte ſich in Gaſſen, Gäßchen und Binnenhöfe, ſich mit hoch empor gehobener Naſe ſicher durch das Labyrinth hindurch arbeitend. Plötzlich ſtand er ſtill, winkte mit der Hand und zeigte mit dem Finger auf eine halberleuchtete, zerfallene Treppe, welche zu einem Souterrain hinabführte. Unten ſah man ein Gewühl von Männern, Weibern und Kindern. Wahre Hogarth'ſche Muſterbilder in jenen gräßlichen Lumpen und Fetzen, wodurch ſich der Bettler von Amſterdam vor allen andern Bettlern der Welt auszeichnet.

Der Gascogner legte ſich platt auf die Erde vor eine der geöffneten Kellerluken, trotzte dem furchtbaren Brodem von gebratenem Fett und Zwiebeln, welcher ihm entgegenſchlug, und blickte mit dem Auge eines Falken hinab.

Die große Tafel ward mit Speiſen beſetzt und die Horden der Elenden ſchaarten ſich um den Tiſch. Den Ehrenplatz oben nahm eine Geſtalt ein, deren Anblick das Herz des Franzoſen zu ſtürmiſchen Schlägen trieb und ihn vor Erwartung zittern machte.

Dies dicke, eiskalte Geſicht, dieſer kahle, maſſive Schädel, das funkelnde Auge, ſammt den entſchieden imperatoriſchen Bewegungen des Mannes ließen jeden Zweifel an der Wahrheit ſchwinden. Der Gascogner ſah Mynheer van Waſſenhout. Er erkannte den in der grauen, zerriſſenen Bettler-Uniform ſteckenden Herrn von Millionen inmitten ſeiner ſchrecklichen Geſellſchaft. Und dennoch glaubte er nicht daran. Jetzt erhob der Bettler ſeine Stimme. Er war's — der König von Broeck. Er hielt eine Rede, aus welcher ſich ergab, daß dieſe zerlumpten Haufen eine Art von Staat bildeten, daß ſie förmlich organiſirt waren, um das Publicum auszubeuten, und daß ihm, dem Mynheer van Waſſenhout, die Herrſchaft über dieſen Bettlerſtaat zuſtand. Er war hier der König der Bettler, wie in Broeck derjenige der Millionaire. Toaſte wurden auf ihn ausgebracht; das Mahl begann und nach demſelben wurden von jedem der Bettler einige Geldmünzen in Waſſenhouts alten, zerdrückten Hut geworfen. Die Geſellſchaft brach geräuſchvoll auf, um ſich in der Stadt zu zerſtreuen und ihre verſchiedenen Poſten einzunehmen.

Van Waſſenhout blieb zurück. Er ſtürzte den Hut um, bog ſich mit gierig funkelnden Augen über die elenden Münzen und begann mit unglaublicher Schnelligkeit zu zählen.

— Zwei Goldgülden! rief er keuchend der Wirthin zu. Nimm dies elende Kupfer zu Dir!

Das Weib brachte die Münzen. Van Waſſenhout entriß ſie ihr und muſterte ſie mit blitzenden Augen, jedes derſelben auf dem Finger wiegend und dann auf den Tiſch werfend.

Der Verſtand des Gascogners ſtand ſtill. Er vergaß vor dieſem gräulichen Bilde eines wahrhaft dämoniſchen Gelddurſtes im erſten Augenblick ſogar an Katerina zu denken. Jetzt erhob ſich van Waſſenhout, hing einen weiten, braunen Mantel um und kam raſch die Treppe herauf.

Der Gascogner ſprang unwillkürlich in die Höhe, lief auf ihn zu und ergriff den Mann beim Arme.

— Mynheer van Waſſenhout, ſagte Boisfranc mit einer vor heftiger Erregung zitternden Stimme, wollen Sie die Güte haben, mir dieſe ſeltſame Maskerade zu erklären?

Boisfranc meinte zu fühlen, daß der Arm, welchen er gefaßt hielt, zu zittern begann.

— Sie täuſchen ſich, Mynheer! erwiderte der Bettler.

— Bei meinem Leben, nein! rief Boisfranc.

— Einen Augenblick! ſagte der Bettler ſehr ruhig. Jantje, rief er in den Keller hinab, bringe Licht herauf.

Das Weib gehorchte. Der Bettler nahm den Hut ab, hielt die Kerze dicht vor ſeine Naſe und blickte den Gascogner an, als ſei er ein Laternenpfahl. Der junge Mann ſtarrte ihn wie im Traume an. War's der König von Broeck oder war's ſein Doppelgänger? ... In dieſem Augenblick blies der Bettler das Licht aus und war ſpurlos verſchwunden.

— Wer iſt dies? fragte Boisfranc die vor ihm ſtehende Wirthin mit gepreßter Stimme.

— Der König.

— Seinen Namen, ſeinen Namen!

— Weiß Niemand.

— Und er kommt jeden Tag hieher?

— Jeden Tag! Er iſt vier Stunden täglich im Geſchäft unter unſern Leuten.

— Und außer dieſen vier Stunden kennt ihn Niemand?

— Niemand, Mynheer!

— Fünfzig Gulden, wenn Sie mir ſagen, wo ich dieſen Mann bei ſeinem Geſchäft des Bettelns treffe!

— Ah, Mynheer, Sie hatten ihn vorhin gefaßt, warum haben Sie ihn nicht feſtgehalten? Ihr Geld kann ich nicht verdienen.

Die Kellerluke fiel zu und Boisfranc und Bucaro ſtanden im Finſtern und kratzten ſich hinter den Ohren.

— Bucaro, haſt Du geſehen?

— Er war's, Meſſire! Und dieſen Weg hat er eingeſchlagen.

Wie ſcharf aber auch die Witterung der beiden Gascogner war, ſo hatten ſie doch mit einem Wilde zu thun, das ihrer Künſte ſpottete.

Drei Mal ſtörten ſie den Braunmantel auf und eben ſo oft verſchwand er wie ein Schatten.

Todtmüde, ſchweißtriefend, keuchend ſtanden endlich Herr und Diener ſtill, als ſie den Börſenplatz erreicht hatten.

Boisfranc warf einen Blick um ſich und erkannte im tiefen Schlagſchatten des Prachtgebäudes zwei weibliche Geſtalten. Er ſtreckte gegen die eine, deren Sylphenwuchs ſelbſt unter ihrem ſchwarzen Spitzenüberwurfe nicht zu verkennen war, die Arme aus und flog, »Katerina!« flüſternd, ihr entgegen.

Die ſchöne Holländerin warf die Kapuze zurück und erhob ihr Auge zu dem geliebten Manne. Das volle Licht des nahen Gasſchnabels fiel auf ihr Geſicht. Wie ſtrahlten dieſe dunkelbraunen Augen, die Boisfranc „ardemment doux, voluptueux et volontaires" nannte, unter den, wie von unſterblicher Meiſterhand mit chineſiſcher Tuſche gezogenen Augenbrauen. Wie ſüß und hingebend war Katerina's Lächeln, als ſie ihren ſchönen Kopf an die hochpochende Bruſt des Geliebten erhob! Boisfranc ſchloß die ſchöne Holländerin in ſeine Arme — er war für einige Augenblicke ein Gott.

Eine höchſt unſanfte Berührung ſchleuderte ihn von Katerina fort. Mynheer van Waſſenhout ſtand zwiſchen ihnen, nicht als Bettler, ſondern als König von Broeck gekleidet.

Er erhob drohend ſein prachtvolles Rohr und ſagte:

— Herr Glücksritter, der Sie ſind, kehren Sie auf Ihre Schlöſſer in Spanien zurück oder gehen Sie zum Teufel, meinetwegen. Finde ich aber nur die leiſeſte Spur von der Fortſetzung dieſer Schändlichkeiten, von Ihren Bemühungen, Katerina in Ihr Netz zu ziehen, um meine Millionen zu fangen, ſo werden Sie ſehen, mit wem Sie den Kampf begonnen haben.

— Ich ſcheue dieſen Kampf nicht, Mynheer! ſagte der Gascogner, nachdem er die erſte Ueberraſchung überwunden hatte. Ich kämpfe für meine Liebe und nicht für Ihr Geld, Mynheer van Waſſenhout. Uebrigens weiß ich, wem ich gegenüber ſtehe — dem Könige der Bettler von Amſterdam, Mynheer, dem Schändlichen, welcher, im Beſitze von Millionen, dem Elende die heiligen Gaben der Barmherzigkeit ſtiehlt, um noch einige Goldſtücke mehr zuſammenzuſcharren. Dieſer Mann iſt mein Gegner und ich fürchte ihn nicht, Mynheer; verſpreche Ihnen aber, daß ich ihn, bedroht er ernſtlich mein und meiner Geliebten Lebensglück, nicht ſchonen werde.

Mynheer van Waſſenhout drehte ſich ſchweigend um und zerrte Katerina von dannen.

Boisfranc aber hatte ein Vorgefühl des Sieges.

IV.

Von dieſem Augenblick an ſtrebten der Gascogner und ſein getreuer Diener unermüdlich, den König von Broeck in ſeiner Maske als König der Bettler wiederzufinden. Boisfranc war entſchloſſen, ihn nicht von der Stelle zu laſſen, bevor er nicht ſeine feierliche Einwilligung in Katerina's Heirath mit ihm beſchworen haben würde.

Waſſenhout aber ſchien wohl zu wiſſen, daß er verloren war, wenn er als Bettlerkönig dem Franzoſen in die Hände fiel. Er wußte, daß der Gascogner nicht mit ſich ſpielen ließ und daß er im Stande war, ihn in ſeinem glorreichen Aufzuge zum Senate zu führen und ſein ſchmähliches Geheimniß aller Welt zu offenbaren und beweiſen.

Die Gascogner hatten van Waſſenhout nur ein einziges Mal geſehen. Aber dieſes eine Mal wäre er faſt dem Bucaro in die Hände gerathen. Der Burſche hielt den Bettler gefaßt und wäre Boisfranc nahe genug geweſen, um den Angriff von einigen Bettelbuben auf Bucaro abzuweiſen, ſo war Mynheer in ſeiner Staats-Toga gefangen. Von dieſem Abende an blieb Waſſenhout verſchwunden. Er hatte offenbar ſeine abenteuerlichen Fahrten aufgegeben, und damit war zugleich die Hoffnung, welche Boisfranc auf ſie geſetzt hatte, in Nichts zerſtoben.

Katerina wurde ſo ſcharf bewacht, daß der Gascogner keinen Laut, keine Silbe von ihr erfuhr.

Er verzweifelte.

V.

Aber Mynheer van Waſſenhouts Verzweiflung war ungleich großartiger als diejenige Boisfrancs, wie ſich bald darauf auswies.

Boisfranc hatte bereits Studien über die Stelle gemacht, wo das Piſtol aufgeſetzt werden muß, damit die Kugel ſicher das Herz treffe, als ein reichgekleideter Diener des Königs von Broeck in ſeiner Wohnung erſchien. Er brachte folgenden Brief.

»Ich bin todtkrank. Wenn ich nicht ſterben ſoll, ſo kommen Sie, um mit mir zu unterhandeln.

Waſſenhout.«

Boisfranc eilte nach dem holländiſchen Paradieſe hinaus. Er fand den König von Broeck in einem orientaliſchen Seſſel liegend, inmitten ſeines prachtvollen Treibhauſes. Man hatte die ſeltenſten Blumen zu ſeinen Füßen aufgeſtellt; Diamantenſammlungen befanden ſich auf ſeinen Tiſchen neben ihm, und ſeine Diener waren beſchäftigt, ſeine ſeltenſten Koſtbarkeiten herbeizuſchleppen, um dem Nabob ein Lächeln abzugewinnen.

Er aber lächelte nicht. Die Augen halb geſchloſſen, wie ein Sterbender, hielt er mit den erſchlafften Händen das prächtige Rohr ſeiner edelſteinbeſetzten Hukah, ohne die blitzende Spitze derſelben an ſeine fahlen Lippen zu bringen.

Katerina lehnte mit verweinten Augen über ihn und verſuchte, ihm Troſt zuzuſprechen. Er hörte nicht darauf.

Boisfranc trat ein.

— Sie, murmelte Mynheer van Waſſenhout, als ſich die Diener auf einen Wink entfernt hatten, Sie ſind mein Mörder! Sie haben mein Geheimniß entdeckt; Sie haben es mir unmöglich gemacht, meine Leidenſchaft, meine einzige, die mich ans Leben bindet, zu befriedigen. Ich kann nicht mehr betteln, ohne fürchten zu müſſen, von Ihnen vor der ganzen Welt an den Pranger geſtellt zu werden.

Mynheer weinte bitterlich.

— Wiſſen Sie, daß ich zehn Jahre geſonnen habe, um dies Mittel ausfindig zu machen, wodurch mir mein Leben erträglich wurde! Sehen Sie dieſe Schätze ... Sie rühren mein Herz nicht zum millionten Theile ſo ſehr, als es ein erbettelter Dukaten vermag. Als Bettler bin ich ein Menſch; ich habe Wünſche, Zwecke, Hoffnungen und Leidenſchaften. Hier bin ich ein elender Millionär, der ohne Gnade umkommen muß. Haben Sie kein Mitleid mit Ihrem unglücklichen Opfer?

Boisfranc faßte Katerina's Hand und kniete mit der Geliebten vor den Holländer nieder.

— Alles! Thut, was Ihr wollt! Aber ſchwört mir mit dem furchtbarſten Eide, mein Geheimniß zu bewahren und mich nimmermehr, und wär's auch nur durch ein Augenblinzeln, in meinem einzigen Vergnügen auf der Erde ſtören zu wollen.

Die Verliebten leiſteten tiefgerührt den Schwur.

Mynheer hatte ihn nicht ſobald empfangen, als er aufſtand, tief aufſeufzte, die Hände des Paares flüchtig in einander legte und zerſtreut etwas von „Segen" murmelte. Dann ließ er anſpannen und fuhr im Galopp nach Amſterdam zu dem Bettlerkeller, wo er noch zeitig genug eintraf, um bei der großen Mahlzeit wie ſonſt ſeinen Ehrenplatz einzunehmen.

Der Gascogner heirathete Katerina.

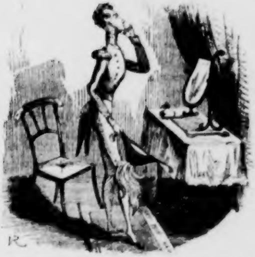
Es währte ein Jahr, da hatte Mynheer van Waſſenhout auf ſeinen allabendlichen Irrfahrten einen unzertrennlichen Gefährten.

Boisfranc, die Erfindung ſeines Schwiegervaters ſegnend, bettelte mit dem alten Könige von Broeck um die Wette.

Pucaro dagegen war ſeines alten Geſchäfts überdrüſſig geworden.

Er leiſtete der ſchönen Katerina Geſellſchaft.

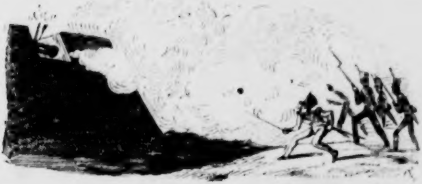
Ein Officier,



der zu einem Balle

und

Ein Ball,



der zu einem Officiere geht.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Baden-Baden. Nicht nur in Aachen, ſondern auch in Baden-Baden haben die Gaſtwirthe von der Londoner Bibelgeſellſchaft für jedes Zimmer eine Bibel erhalten.

Bordeaux. Der „graue Mann“, ein hier erſcheinendes Unterhaltungsblatt, iſt während des Guizot'ſchen Miniſteriums bereits 2 Mal vor die Aſſiſen, 47 Mal vor das Zuchtpolizeigericht und 11 Mal vor den königlichen Gerichtshof geſtellt worden. Dabei aber iſt die Gunſt des Publicums für das Blatt immer geſtiegen, ſo daß es ſich nun zu einer großen politiſchen Zeitung umgeſtalten will.

Berlin. Der General-Muſikdirector Spontini hat durch ein im Namen des Königs verfaßtes Schreiben vom 27. Auguſt die ehrenvolle Aufforderung erhalten, im Laufe des Winters nach Berlin zurückzukehren, um auf dem königlichen Operntheater alle ſeine großen Compoſitionen, namentlich „Nurmahal“ und „Veſtalin“, neu in Scene zu ſetzen. Dieſe Compoſitionen werden unter Spontini's eigener Direction gegeben werden.

∴ Die italieniſche Opernſaiſon im Königsſtädter Theater iſt mit Donizetti's „Lucrezia Borgia“ eröffnet worden.

∴ Die diesjährige italieniſche Operngeſellſchaft beſteht aus folgenden Mitgliedern: 1) Kapellmeiſter Signor Carlo de Barbieri; 2) Signora Emilia Boldrini; 3) Signora Enrichetta Fodor, 4) Signora Roſina Olivieri, Prime Donne assolute; 5) Signora Giuseppina Duglietti, Prime Donne Contralto e mezzo Soprano; 6) Signora Athenais Pianoli, Comprimaria; 7) Signor Ronconi, Primo Basso Baritono assoluto; 8) Signor Gaetano Pardini; 9) Signor Domenico Labocetta, Primi Tenori assoluto; 10) Signor Eugenio Luiſie; 11) Signor Luigi Pignoli, Primi Bassi; 12) Signor Giuseppe Catalano, Primo Basso Buffo; 13) Signor Aleſſandro Zoboli, Basso in genere; 14) Signor Luigi Migola, Secondo Tenore.

∴ Unter den „eingeſandten“ Artikeln der „Spener'ſchen Zeitung“ las man am 28. Auguſt, am Göthe'ſchen Geburtstage, folgende Notiz: »Sonſt hatte man hier ſo viel Pietät, daß man alljährlich am 28. Auguſt ein Stück von Göthe gab. In dieſem Jahre wurde uns dafür die „Familie“ gegeben. O tempora!«

∴ Der bekannte Landſchaftsmaler C. Hildebrandt iſt vom Könige zum Hofmaler ernannt worden.

∴ Im Laufe dieſer Tage ſoll ein Patent über die periodiſche Einberufung des vereinigten Landtags erſcheinen.

Brüſſel. Das berühmte in Holz geſchnittene Altarſtück in der Kirche St. Gudula, nach einer Zeichnung von Rubens gefertigt, iſt an einen Engländer verkauft worden, weil man die Koſten einer Wiedervergoldung nicht daran wenden gewollt. Es liegt nun zum Verkauf bei einem Auctionator in London. (Und Belgien rühmt ſich ſeiner Liebe zur Kunſt und ſeiner Verehrung für die großen Meiſter, die ſeine Söhne geweſen ſind!)

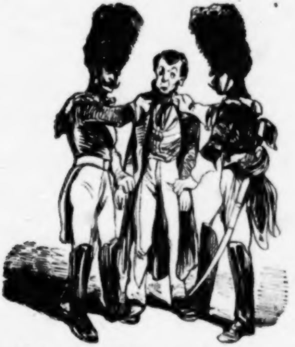
Chriſtiania. König Oskar von Schweden hat einen neuen norwegiſchen Ritterorden unter dem Namen des „St. Olafs-Ordens“ geſtiftet. Der Orden beſteht in einem weißemaillirten Kreuz mit dem Reichswappen, dem gekrönten goldenen Löwen mit dem Beile St. Olafs im weißen Felde, umgeben von einem roth, blau und doppelt weiß emaillirten Ringe. In den Kanten des Kreuzes bezeichnet ein gekröntes „O“ den Namen des Stifters. Das Ordensband iſt gewäſſert, hochroth mit blau und doppelt weißen Kanten. Die Beſtimmung des Ordens iſt: ausgezeichnete Verdienſte um König, Vaterland, Menſchheit, Kunſt oder Wiſſenſchaft zu belohnen; zum Kanzler iſt der Staatsminiſter Due ernannt worden. Von Auswärtigen befinden ſich A. von Humboldt, Oeſterd und Oehlenſchläger als Großkreuze und Leopold von Buch als Commandeur unter den Ernannten. (Bekanntlich hat Leopold von Buch durch ſein Reiſewerk die ausgezeichnetſten Verdienſte um die geologiſche Kenntniß Norwegens.)

Dresden. Das hieſige „Tageblatt“ brachte neulich eine Zuſammenſtellung, aus der ſich ergeben ſoll, daß die Jahreszahl 47 ein „bedeutſames Ereigniß, einen wichtigen ſtaatlichen Entwickelungsmoment bezeichne“. Merkwürdige Ereigniſſe, die ſich an jene Jahreszahl knüpfen, wies ſie allerdings nach, aber ſeltſamerweiſe faſt lauter ſogleich oder in ihren Folgen geſcheiterte Unternehmungen. 1047 Robert Guiscard in Unter-Italien. Was iſt aus ihrem Herrſcherſtamme in Italien und aus ihren Erben, den Hohenſtaufen, geworden? Doch dieſer Anfangspunct iſt noch das Beſte. 1147 kommt ein fruchtloſer

Kreuzzug; 1247 das Gegenkönigthum Heinrich Raspe's; 1347, ſehr ominös, die Revolution des Cola Rienzi in Rom, deren Anfang ſo vielverſprechend, deren Ausgang ſo kläglich war; 1447 das Aufkommen der Sforza's in Mailand; 1547 Fiesco's kurze Revolution in Genua; 1647 Maſaniello's nicht glücklicher Aufſtand in Neapel; 1747 endlich ein Aufſtand in Seeland und Holland, deſſen Ende der Sieg der Erbſtatthalter war. Es bleibt nun das Jahr 1847. (Vielleicht zeichnet ſich daſſelbe durch nichts ſo ſehr, als durch die Erhebung der Lola Montez in den baieriſchen Grafenſtand aus!)

Florenz. Die officielle Zeitung von Florenz bringt die erfreuliche Nachricht, daß im Großherzogthume Toscana die Todesſtrafe ein für allemal abgeſchafft iſt. (Vergleiche Rom.)

∴ Der gerechte Unwille des Volkes hat hier ein unpopuläres Miniſterium geſtürzt. Seit Kurzem iſt Campini zum Miniſter-Präſidenten ohne Portefeuille, Fürſt Corſini zum Miniſter des Auswärtigen, der ausgezeichnete Juriſt Bartolini zum Miniſter der Juſtiz und der bekannte Statiſtiker Graf Serriſtori zum Kriegsminiſter ernannt.



Sie wollen mich arretiren, meine Herren? Das geht nicht, denn ich bin Pair von Frankreich.

Harlem. Hier iſt ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für Lorenz Koſter, den vermeintlichen Erfinder der Buchdruckerkunſt, zuſammengetreten.

Hamburg. Die Staatsſchuld der freien Stadt Hamburg iſt ſeit dem Brande auf 65 Millionen Mark angewachſen.

∴ Nicht geringes Aufſehen erregt hier ein bei Julius Koffka in Leipzig erſchienenes Buch, „Hamburg und die Hamburger“, eine Sittenſchilderung, die von Anfang bis zu Ende unumwundene Wahrheit enthält.

Hannover. Wie ſehr, trotz der ſtändiſchen Beſchlüſſe, die Cenſur in unſerm Lande über die wenigen Blätter von Farbe gehandhabt wird, davon giebt Nummer 100 der hieſigen „Morgenzeitung“ wieder einen augenſcheinlichen Beweis: ſie iſt zum großen Theile weiß erſchienen. Alle Beſchwerden des Redacteurs gegen den Cenſor, Archivſekretär Dr. Siemſen, ſind vergeblich geweſen; er cenſirt nach wie vor unbarmherzig und bezieht dafür ein winzig-kleines Gehalt.

Krakau. Der Kaiſer von Oeſterreich hat befohlen, daß die hieſige Univerſität fortbeſtehen und das juridiſche Studium an derſelben die öſterreichiſche Verfaſſung, wie ſie an der Lemberger Univerſität beſteht, erhalten ſoll.

∴ Der bekannte Domherr Dr. J. Schindler iſt zum Kanzler unſerer neu organiſirten Univerſität ernannt worden.

Leipzig. Zu dem kleinen Häuflein intereſſanter Fremden, die in vergangener Woche unter uns verweilt hatten, gehören zwei Dänen: Herr M. A. Goldſchmidt, der beißend witzige Redacteur des in Kopenhagen zu lebenslänglicher Cenſur verurtheilten Spottblatts „Corſar“, und Carl Otto Reventlow, der allbekannte, ausgezeichnete Mnemotechniker. — Auch Leopold Feldmann, der beliebte Luſtſpieldichter aus München, hat ſich einige Tage bei uns aufgehalten und iſt von hier nach Hamburg abgereiſt.

∴ Die „Europa“ hat in Aſien einen Correſpondenten, dem aus Afrika geſchrieben wird, daß es auch in Amerika Leute giebt, die ſich beim Leſen der „Europa“ ſehr zu guſtorkühnen ſcheinen.

London. Es iſt neuerdings vielfach der Wunſch laut geworden, die ſeit der Regierung Heinrichs VIII., alſo ſeit mehr als 300 Jahren, unterbrochenen diplomatiſchen Beziehungen zum Papſte wiederhergeſtellt zu ſehen. Die Hauptſchwierigkeit liegt am Papſte, welcher bis zu dieſer Zeit die Könige von Großbritannien noch nicht als rechtmäßige Regenten anerkannt hat*). Der von den Vorgängern Pius IX. gegen die britiſchen Könige und deren Anhänger geſchleuderte Bannfluch iſt noch nicht zurückgenommen, vielmehr iſt die Bulle „In coena domini“, wodurch ſeit Paul V. König, Geiſtlichkeit, Adel, ja das ganze Volk Englands, mit Ausnahme der Katholiken, wegen Ungehorſams gegen den heiligen Stuhl, an jedem Gründonnerſtage excommunicirt und anathematiſirt werden, noch immer in Kraft. Die „Times“ hoffen, daß der jetzt regierende freiſinnige Papſt nicht anſtehen werde, dieſe Förmlichkeiten zurückzunehmen.

∴ Das vorige Parlament hat in der diesjährigen Seſſion 121 Tage geſeſſen; die Sitzungen deſſelben haben durchſchnittlich 7 Stunden 38 Minuten gedauert. Die Zahl der Abſtimmungen belief ſich auf 128.

∴ Lord Byrons Statue, von Thorwaldſen, von den engliſchen Frommen aus der Weſtminſter-Abtei glücklich hinausbugſirt, iſt ſeit Kurzem in der Bibliothek des Trinity-College der Univerſität Cambridge aufgeſtellt.

∴ Einzelne patriotiſche Kunſtliebhaber vermehren die National-Gallerie durch werthvolle Geſchenke. So hat kürzlich ein Herr Wells, in Redleaf, das ſchöne Bild von Guido Reni, „die Verklärung“, das er für 1200 Guineen von Sir Thomas Lawrence gekauft, in ſeinem Teſtamente jener Sammlung vermacht.

∴ Ein neues Ballet, „die Rajade“, worin Dem. Plunkett die Hauptrolle gab, hat auf dem Coventgarden-Theater ſehr gefallen.

∴ In England verkauft man Kartoffeln mit „blauen Augen“, welche „Jenny-Lind-Kartoffeln“ genannt werden.

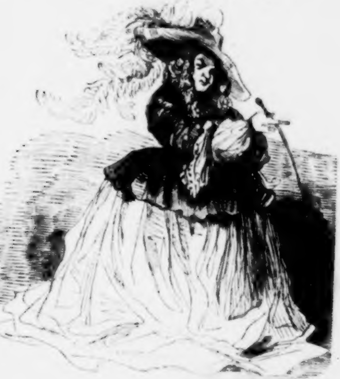
Mainz. Neulich kam ein armer Handwerksburſche nach Mainz und erſuchte einen Buchbinder, aus ſeinem Wanderbuche ein Blatt herauszunehmen, das ihm bei ſeiner Reiſe hinderlich ſein könnte. Auf dieſem Blatte ſtand: »Inhaber, welcher wegen Bettelns mit zehn Stockſchlägen dahier beſtraft wurde, geht heute weiter über Mainz nach Landau. Hanau, den 11. Auguſt 1847. Kurfürſtliche Polizeidirection, Weigand.« Der Buchbinder hat das Blatt, als „Beitrag zur Sittengeſchichte im Jahre des Heils 1847“, nebſt der Abbildung einer Bank, worauf man einen Menſchen für die Stockſchläge angeſchnallt ſieht, drucken laſſen und findet zahlreichen Zuſpruch.

München. Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ bringt folgendes Decret: »Wir Ludwig, König von Baiern ꝛc., urkunden und bekennen hiermit, daß wir beſchloſſen haben, die aus ſpaniſchem Adel geborene Maria von Porris und Montez (Lola Montez) in den gräflichen Stand unter der Benennung einer Gräfin von Landsfeld allergnädigſt zu erheben. Indem wir daher derſelben aus königlicher Macht die gräfliche Würde unſeres Königreichs mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen, wollen wir, daß ſie ſich des nachbeſchriebenen gräflichen Wappens bediene, beſtehend aus einem deutſchgevierteten Schilde. In dem erſten rothen Felde erſcheint ein aufrecht ſtehendes, blankes Schwert mit goldenem Griff, in dem zweiten blauen ein ſtreitfertiger, gekrönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein ſilberner, links gewendeter Delphin und in dem vierten weißen Felde eine blaßrothe Roſe. Auf dem Schilde ruht mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhangenden Helmdecken eine gräfliche mit neun Perlen geſchmückte Krone. Kundgethan ſei Dieſes allen Kron- und Reichsbeamten, allen unſern höhern und niedern Dienern und allen unſern Unterthanen insgemein, damit Sie die Maria Gräfin von Landsberg nicht nur ſelbſt für gräflich erkennen, ſondern ſie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert, dabei handhaben, indem unſer Wille iſt, daß Jeder, der dieſer Verleihung entgegenhandeln ſollte, durch den Fiscal unſerer Krone vor die Gerichte gefordert und ſowohl wegen Verletzung unſerer Befehle als wegen Mißkennung wohlerworbener Befugniſſe eines Dritten zu öffentlicher und Privatgenugthuung zugleich ohne alle Nachſicht angehalten werden ſoll. Zur Beſtätigung alles Deſſen haben wir eigenhändig unſern königlichen Namen unterzeichnet und unſer Reichsinſiegel anfügen laſſen. So geſchehen zu Aſchaffenburg den vierzehnten Tag des Monats Auguſt nach Chriſti unſers Herrn Geburt im Eintauſendachthundertſiebenundvierzigſten Jahre, unſerer Regierung im zweiundzwanzigſten. Ludwig. v. Maurer. Geßele. (Wir hätten für das Wappen der neugebackenen Gräfin ſtatt des Schwertes eine Reitgerte, ſtatt des Löwen einen Affen, ſtatt des Delphinen einen Stockfiſch und ſtatt der Roſe einen Nachtſchatten gewählt.)

---

*) Es mag hier erinnert werden, daß die Päpſte auch die preußiſche Königswürde bis zu Friedrich Wilhelm II. nicht anerkannt hatten. Friedrich der Große wurde im amtlichen Rom immer nur als „Soverano di Prussia“ aufgeführt.

Maria de Porris y Montez



als Gräfin von und zu Landsfeld.

München. Die durch ihre Liebesfahrten hinlänglich bekannte Tänzerin Lola Montez iſt nun wirklich — unerhört! — in den baierſchen Grafenſtand erhoben worden und führt jetzt den Namen der in der baierſchen Pfalz ausgeſtorbenen Grafenfamilie von Landsfeld. Außer dieſer Adelsverleihung hat ihr der König auch noch eine bedeutende Rente, man ſpricht von 25,000 Gulden für jedes Jahr, zugeſagt.

∴ In Bamberg iſt eine Flugſchrift, „Blätter der Corruption aus unſerer Zeit", vertheilt worden, welche ſich mit einem dortigen Appellationsgerichts-Director beſchäftigt, der als Werkzeug des Herrn von Abel beſonders bei den politiſchen Unterſuchungen eine traurige Rolle geſpielt und, um eine Staatsrathsſtelle zu erwerben, um die Kammerjungfer der jetzigen Gräfin von Landsfeld gefreit hat. Alles war in Ordnung, da erklärte die Gräfin, ſie könne für ſeine Beförderung nichts thun, und nun trat der Herr unter dem Vorwand, daß er doch zu alt und ſchwach ſei, von der Heirath zurück.

∴ Peter von Cornelius, in Berlin, J. Schnorr von Karolsfeld in Dresden und L. Canina, Architect in Rom, ſind zu Ehren-Mitgliedern der königlichen Akademie der Künſte ernannt worden.

∴ Der Berliner Profeſſor Hengſtenberg beſteigt jetzt die baierſchen Alpen, um auch einmal zu ſehen, wie ſich's in Gottes friſcher reiner Luft lebt.

∴ In Kurzem wird hier vor dem Odeum der Grundſtein zum Denkmale für den großen Tondichter Chriſtoph Ritter von Gluck gelegt.

Paris. Die Veranlaſſung zu der Scene, welche den Mord der Herzogin von Praslin zu Folge gehabt, ſoll ein Blumenſtrauß geweſen ſein, den der Herzog unmittelbar nach ſeiner letzten Ankunft in Paris zu Fräulein von Luzy getragen hatte.

∴ Ueber die letzten Stunden des Herzogs von Praslin, der ſich durch Arſenik vergiftet hat, berichtet ein Augenzeuge Folgendes: Das Delirium arsenicale, ein Höllenrauſch, den Michel Angelo auf die Stirn einiger ſeiner Verdammten eingeprägt zu haben ſcheint, durchraſte ſein Gehirn. Ein gichtiſches Zucken aller Geſichtsmuskeln, ein gräßliches Verdrehen der Augen ein unnennbares Fletſchen der Zähne, ein der Hand des Todes entgegenſtrebendes Bäumen der Haare: alle dieſe fürchterlichen Anzeichen eines mit den letzten Verheerungen des Giftes ringenden Selbſtmörders verkündeten die Löſung des ſchrecklichen Problems. Jede Zuckung, jeder Krampf dieſer gräßlichen Ertödtung vergalten zehnfach die wüthenden Stöße des Dolches, welche der Verbrecher, kaum hundert Stunden vorher, gegen ſein Opfer geführt. Und als der Abend nahte, als es nun gewiß wurde, daß der Schuldige durch menſchliche Hilfe nicht mehr zu retten ſei, trat der Pfarrer von Saint-Jacques-du-Haut-Pas, in Begleitung mehrerer Perſonen und einiger Gefängnißwärter, an das Lager des Sterbenden, um ihm die letzten Tröſtungen der Religion zu bieten. Halb bewußtlos lauſchte er den Gebeten, unter denen ſeine Seele mehr und mehr von ihrer irdiſchen Hülle ſich trennte. Um fünf Uhr war er todt.

∴ Die Leiche des Herzogs von Praslin iſt auf dem Kirchhofe Montparnaſſe beigeſetzt worden. Ein einfacher Stein ohne Namen und Inſchrift ſoll das Grab dieſes Elenden bezeichnen.

∴ Gegen den Hausarzt des Herzogs von Praslin iſt eine Special-Unterſuchung eingeleitet und derſelbe angeklagt worden, dem Herzoge bei ſeiner Selbſtvergiftung behilflich geweſen zu ſein.

∴ Die Kinder des Herzogs von Praslin haben beim Juſtizminiſter um die Erlaubniß nachgeſucht, den zu einer ſo traurigen Berühmtheit gelangten Namen Praslin mit dem Namen Choiſeul-Sebaſtiani vertauſchen zu dürfen.

∴ Eine der hohen Damen der bourboniſchen Familie in Frohsdorf ſoll beim Eingang der Nachricht von der Ermordung der Herzogin von Praslin durch deren eigenen Gemahl ausgerufen haben: »Voilà un scélérat raillé!« Bekanntlich iſt eine Gräfin von Choiſeul Ehrendame der Herzogin von Angoulême.

∴ Im Zimmer des Herzogs von Praslin hat man, in einem der geheimen Fächer eines Schranks von Roſenholz, eine lange, höchſt ſentimentale, hyper-romaneske Correſpondenz der Mademoiſelle de Luzy aufgefunden. Jeder ihrer Briefe beginnt mit den Worten „Lieber Theobald", und iſt von ihr mit dem Pſeudonamen „Azalie" unterzeichnet.

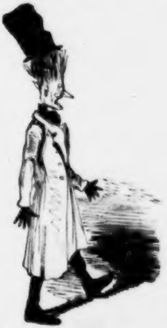
∴ In Bezug auf Dem. de Luzy ſagt die „Patrie": »Mademoiſelle de Luzy iſt zwei Mal vor dem Kanzler und der Pairs-Commiſſion verhört worden. Sie erſchien dabei als eine Dame von hervorragenden Eigenſchaften. Ihre Sprache iſt in Form und Weſen vorzüglich und, wie Herr Couſin ſagt, unmöglich niederzuſchreiben, denn Niemand könne klarer und brillanter ſich ausdrücken. Sie heißt Henriette de Luzy-Desportes, iſt 28 Jahre alt, in Paris geboren, und wohnt in der Straße du Harlay Nr. 9, in der Schulanſtalt der Madame Lemaire. Sie trat am 1 Mai 1841 in die Dienſte der Herzogin von Praslin ein, und war früher bei Lady islop in Chariſton in England. Ihr Gehalt bei freier Station betrug 2400 Francs jährlich. In Gemeinſchaft mit einer ihr untergebenen zweiten Erzieherin ſorgte ſie für die Ausbildung dreier Töchter des Herzogs und eines kleinen Knaben, die anderen Söhne waren der Obhut des Profeſſors Boſſu am Collège Bourbon anvertraut. Sie proteſtirt gegen den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit dem Herzog. Entlaſſen wurde ſie von der Herzogin am 18. Juli Abends, eben als die Familie nach dem Lande abreiſen wollte; ſie war darüber ſehr betrübt, indem ſie ihre Stelle als ein ſicheres Brod für die Zukunft zu bewahren gedachte, denn ſie hat kein Vermögen und einen alten Großvater, der ſie hart behandelt.

∴ Mademoiſelle de Luzy befindet ſich noch in ſtrengem Verwahrſam in der Conciergerie; ſie darf nur täglich zwei Stunden in dem innern Hofe ſpazieren gehen und erſcheint niedergeſchlagen und nachdenkend. Sie kleidet ſich einfach. Ihre Geſtalt iſt nicht ohne Anmuth, obwohl ihr der Zauber der Jugend fehlt. Ihre Augen ſind mit dunkelen Ringen umgeben und ausdrucksvoll, ihre Geſichtsfarbe iſt aber bleich und abgehärmt. Ihr dunkelbraunes Haar iſt ſorgfältig geordnet. Sie trägt ſich dunkel, mit ſchwarzem Tuche, und wenn ſie auf dem Hofe des Gefängniſſes herumgeht, kreuzt ſie die Arme über die Bruſt und hängt den Kopf.

∴ Die Neugier, die ſich jetzt an die Perſon der Mademoiſelle von Luzy knüpft, iſt ſo groß, daß der Director einer Lehranſtalt in London dieſer Dame einen Jahresgehalt von 25,000 Francs angeboten hat, wenn ſie in ſeinem Etabliſſement Vorleſungen über franzöſiſche Sprache und Literatur halten wolle.

∴ Es dürfte nicht unintereſſant ſein, zu erfahren, daß die Erzieherin der unglücklichen Herzogin von Praslin eine Berlinerin, eine Tochter Moſes Mendelsſohns, geweſen iſt. Letztere war ihrer Schülerin bis zu deren Verheirathung nahe geblieben.

Ein Pair von Frankreich,



dem die Haare dergeſtalt zu Berge ſtehen, daß ſein Hut ſich von ſelbſt erhebt.

Paris. Das letzte traurige Ereigniß, die Ermordung der Herzogin von Praslin, ſoll den greiſen Herzog Pasquier bewogen haben, ſein Amt als Kanzler von Frankreich niederzulegen. Als ſeinen Nachfolger nennt man den Grafen Molé.

∴ Der Erzbiſchof von Paris hat den Redactoren der katholiſchen Blätter „Voix de la Vérité“ und „Rappel“ die geiſtliche Gewalt entzogen und die Blätter ſelbſt ſtreng verboten.

∴ Der Geſchäftsführer und der Verfaſſer der leitenden Artikel der „Démocratie pacifique“ ſind Beide zu ſechs Monaten Gefängniß und 300 Francs Strafe in contumaciam verurtheilt worden.

∴ Mehrere Mitglieder der franzöſiſchen Akademie haben Herrn von Cormenin aufgefordert, ſich auf die Liſte der Candidaten für den durch Ballanche's Ableben erledigten Sitz in der Akademie zu ſtellen; Cormenin aber hat keine Luſt dazu.

∴ Das von einigen Blättern ausgeſprengte Gerücht, daß der ſchwer erkrankte Romanſchriftſteller Frédéric Soulié bereits geſtorben ſei, hat ſich zur Freude ſeiner vielen Freunde und Verehrer nicht beſtätigt. Noch lebt er!

∴ Auber, von einem längern Leiden — Dank den Göttern! — wieder hergeſtellt, hat nun endlich die neue Oper „Kosciuszko“ beendigt, womit die Opéra comique ihre Winter-Saiſon eröffnen will.

∴ Das Ballet von Perrot, zu welchem Heinrich Heine das Programm geliefert hat, ſoll „Mephistophela“ heißen.

∴ Im Théâtre historique hat ſich das neue Drama „le Chevalier de Maison-Rouge“ von A. Dumas, coloſſalen Beifall errungen. Um den rothen Faden dieſes Stücks — es handelt ſich um die Befreiung Marie Antoinettens aus der Conciergerie — ſchlingen ſich eine Unmaſſe höchſt intereſſanter Epiſoden aus der Revolutionsgeſchichte: die Gefangenen des Temple, die Girondiſten, die Klubbs, die Sectionen, das Revolutions-Tribunal, die Guillotine und ihre Tricoteuſes, das ungeheure Entſetzen und der ungeheure Enthuſiasmus jener großen Epoche ſind ſo geſchickt und lebhaft in die Handlung verwebt, daß das Publikum nicht aus der Spannung herauskommt, obwohl das Stück über ſechs Stunden ſpielt.

∴ Das Variétés-Theater hat ein neues fünfactiges Vaudeville, „les foyers d'acteurs“, von den Herren Clairville, Lagrange und Dennery zur Darſtellung gebracht und damit vielen Beifall eingeerntet.

∴ „La belle aux cheveux d'or“ heißt ein neues vieractiges Zauberſpiel, das dem Theater der Porte-Saint-Martin allabendlich einen Strom von Zuſchauern zuführt. Ganz Paris will die prächtigen, von Ciceri, Devoir und Rivière gemalten Decorationen, die goldene Schatzkammer, den Zaubergarten und das Schloß der Fee Mirſa bewundern.

∴ Einer unſerer jungen Schriftſteller, Herr Solié, der ſich bereits durch mehrere das Theater beſprechende Schriften bekannt gemacht, hat eine ſehr intereſſante „Histoire du théâtre de l'opera comique“ herausgegeben.

∴ Von den neuen Stücken, die im letzten Monat auf dem Gymnaſe-Theater in Scene gegangen ſind, haben ein einactiges Luſtſpiel, „Un homme sanguin“, von Labiche und Lefranc, und „Mademoiſelle Agathe“, ein Vaudeville von Dennery und Cormon, eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

∴ Die Stadt Liſieux, der Geburtsort des Miniſters Guizot, will deſſen Namen annehmen und ſich Guizotville nennen.

Peſth. In Siebenbürgen macht es großen Eindruck, daß dort nach einem Reſcript vom 2. Auguſt die magyariſche Sprache ebenfalls als officielle Sprache eingeführt iſt. Der Schlag iſt ausſchließlich gegen die Deutſchen gerichtet, welche dort eine Bevölkerung von 214,000 Seelen bilden.

Poſen. Der Director des polniſchen Theaters zu Krakau, Herr Pfeiffer, giebt gegenwärtig Vorſtellungen in Poſen. Er war auch nach Berlin gegangen, um dort die Erlaubniß zu einigen polniſchen Darſtellungen in Berlin zu erhalten, hat aber noch keinen Beſcheid erhalten. In ſpäteſtens vierzehn Tagen reiſt er nach Krakau zurück. Hier iſt das polniſche Theater wenig beſucht, weil viele Polen wegen des Prozeſſes nach Berlin gereiſt ſind, darunter viele Damen, namentlich Verwandte der Angeklagten.

Rom. Auch der edle Papſt Pius IX. beabſichtigt, aus dem ſoeben entſtehenden neuen römiſchen Strafgeſetzbuche die Todesſtrafe zu entfernen. (Vergleiche Florenz.)

∴ Als der Papſt die jüngſten Maßregeln der Oeſterreicher in Ferrara erfuhr, ſoll er ausgerufen haben: »Ich werde einen neuen Proteſt einlegen; reicht dies nicht hin, ſo werde ich die Oeſterreicher excommuniciren, und wenn auch dies nicht genügend iſt, ſo werde ich zu Pferde ſteigen, mich an die Spitze meines Volkes ſtellen und zwei Millionen Chriſten werden meinem Aufrufe folgen.«

∴ Es wäre merkwürdig, wenn die Cenſur, ein Inſtitut, das aus geiſtlichen Händen hervorgegangen, zuerſt auch wieder von einem Geiſtlichen, und zwar vom Papſte ſelbſt, aufgehoben würde. Cardinal Ferretti, des Papſtes rechte Hand, hat den Zeitungs-Redactoren die Verſicherung gegeben, es müſſe mit der Cenſur anders werden; die ſtrenge Cenſur ſei Schuld an den Winkelpreſſen; es ſei beſſer, die Regierung erfahre offen die Geſinnung des Volkes. (Daß man dies erſt ſo ſpät einſieht!)

∴ In einer der letzten Audienzen, welche zuerſt von Pius IX. eingeführt worden ſind, empfing der Papſt 44 Perſonen, darunter auch eine arme Jüdin.

∴ Die Akademie der heiligen Cäcilia hat den Herzog und die Herzogin von Montpenſier zu Ehren-Mitgliedern ernannt.

Stockholm. Der ſchwediſche Dichter, Biſchof Franzén, iſt in der Nacht zum 15. Auguſt, 75 Jahre alt, geſtorben.

∴ Die ſchwediſche Akademie hat für den verſtorbenen Biſchof Franzén eine vierwöchentliche Trauer angelegt und die Aufſtellung ſeiner Büſte beſchloſſen. Auch ſoll eine Medaille auf ihn geprägt werden.

Warſchau. Am 1. Januar k. J. ſoll das neue Strafgeſetzbuch für das Königreich Polen in Kraft treten. Der neue Codex zerfällt in 12 Theile, 68 Kapitel und 1221 Paragraphen, außer einer Beilage, in welcher die von körperlicher Züchtigung ausgenommenen Perſonen bezeichnet ſind.

Wien. Der „Humoriſt“ erzählt, daß der Schafsberg in Oberöſterreich, deſſen Erſteigung bis jetzt nur Wenigen geglückt ſei, im vorigen Monat von Seiner kaiſerlichen Hoheit dem durchlauchtigſten Herrn Erzherzog Carl Franz' erſtiegen worden iſt. (Hört, hört!)

∴ Anton Freiherr von Paumann, Hofſekretär der oberſten Polizei- und Cenſurhofſtelle, iſt zum Polizeidirector der Stadt Grätz ernannt worden. Unſere Journaliſtik verliert in ihm einen ihrer aufgeklärteſten Cenſoren.

∴ Franz Grillparzer, der Dichter der „Ahnfrau“, hat eine Reiſe durch Deutſchland angetreten. Er geht über München, Hamburg, Berlin, Breslau, Dresden und Leipzig.

∴ Fanny Elsler und der bekannte Pianiſt Leopold von Meyer ſind in Wien angekommen.

∴ Der bekannte Beſitzer des Affentheaters, Schreyer, iſt hier am Nervenfieber geſtorben; ſeine Frau führt das Geſchäft fort.

∴ Die in Heidelberg erſcheinende „deutſche Zeitung“ iſt hier, wegen ihrer antideutſchen Tendenz(?), auf das Strengſte verboten worden.

∴ Die Hymne auf Papſt Pius IX. macht auch hier die Runde und eine Faction von Italienern nennt ſie die „römiſche Marſeillaiſe“.

Geſchwind, was giebt's Neues?

— Der Küſter von Winkleigh bekommt jährlich eine Guinee, wofür er täglich die Kirchenuhr aufziehen muß. Um dieſe Summe zu verdienen, muß der Mann jährlich 102 engliſche Meilen zurücklegen, 29,000 Stufen auf- und abſteigen und 18 Tonnen Laſt 26,000 Ellen hoch aufwinden.

Treffer und Nieten.

• In der „Wiener Zeitung“ vom 12. Auguſt heißt es in der Perſonbeſchreibung eines todt aufgefundenen Mannes: Bekleidet war der Verſtorbene mit einem ſchwarzen Tuchfrack, drei Beinkleidern, zwei grobleinenen Unterhoſen und einer blaugeſtreiften Hoſe; ſomit hatte der arme Teufel bei der großen Hitze nicht weniger als ſechs Paar Hoſen angehabt.

Bibliographiſche Arbeiten rufen mich auf vier Wochen nach Dresden. Alle auf die Redaction des „Charivari“ Bezug habende Briefe u. ſ. w. bitte ich unter meiner Adreſſe nach Dresden zu ſchicken.

E. M. Oettinger.

In meinem Verlage erſchien ſoeben:

Fürſtenſchloß und Bauernhütte.

Novelle aus dem Thüringer Walde
von
Ludwig Köhler,
Verfaſſer von „Johannes Huß und ſeine Zeit“,
„Thomas Münzer und ſeine Genoſſen“ u. ſ. w.
8. broſch. 22½ Sgr.

Der Prinz aus dem Morgenlande,

aus der Chronik einer kleinen Stadt.
Von demſelben Verfaſſer.
2 Theile. 8. broſchirt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin, im Auguſt 1847. **Louis Quien.**

Bei **C. M. Schüller** in Crefeld iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. F. Ahn's
Neue
# holländiſche Sprachlehre
zum Selbſtunterricht für Deutſche.
Sechſte, verbeſſerte Auflage. 8. Preis geheftet 15 Silbergroſchen.

Der eigenthümlichen Methode, welche Herr Dr. Ahn in ſeinen vielen ſprachwiſſenſchaftlichen Werken mit ſo großem Beifall anwendet und die ihnen ſowohl zum Schulunterricht als zum Selbſtgebrauch überall Eingang verſchafft hat, iſt derſelbe auch in ſeiner holländiſchen Sprachlehre gefolgt. Wenn zudem noch der Abſatz von fünf ſtarken Auflagen binnen wenigen Jahren für den Werth eines Werkes ſpricht, ſo iſt bei der vorſtehenden Sprachlehre jede weitere Empfehlung überflüſſig.

Bei ***Ernst Fleischer*** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Becker, C. F., Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, oder systematisch-chronologische Zusammenstellung der in diesen zwei Jahrhunderten gedruckten Musikalien. Nebst dem Portrait des Verfassers. gr. 4. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter obigem Titel übergeben wir dem Geschichtsforscher der Tonkunst wie dem Musikfreunde ein Werk, welches durch seine eigenthümliche Abfassung wahrhaft neu zu nennen ist und die classischen Tonwerke jener Jahrhunderte in einer Art zusammengestellt enthält, um in kürzester Zeit mit ihrem Inhalt vertraut zu machen. Auch Freunde der Hymnologie wie des Volksgesanges werden reichen Gewinn daraus zu erzielen wissen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 260. Leipzig, 24. September 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Ein Geheimniß*).

Von E. M. Oettinger.

I.

Papa Geoffroy, der Kritiker par excellence, ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle, als ein Briefbote eintrat, der ihm ein Billet einhändigte, das vom Abſender nicht freigemacht worden war. Nachdem der Abbé das Porto bezahlt hatte, öffnete er das weiße Couvert und holte ein hoffnungsgrünes Blatt folgenden Inhalts hervor:

> »Eine eifrige Bewunderin der geiſtreichen Kritiken des Abbé Geoffroy wünſcht deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen, um ihm zu ſagen, wie groß der Genuß ſei, den ihr die Schärfe und der Witz ſeines Urtheils gewährt. Außerdem trägt ſie ſo Manches auf dem Herzen, das ſie aus tauſend Rückſichten, die ſie ſich und Andern ſchuldig iſt, dem Herrn Abbé nur unter vier Augen anvertrauen darf. Aus dieſem Grunde erlaubt ſie ſich, Herrn Geoffroy einzuladen, heute Abend mit dem Glockenſchlage Sechs die Kirche Saint Euſtache zu beſuchen. Dort, ganz in der Nähe des Altars, wird ihn eine ſchwarzverſchleierte Dame, eine weiße Schleife auf der Bruſt, erwarten, um das Weitere mit ihm mündlich zu beſprechen.
>
> Jos L...«

Der Abbé las die geheimnißvolle Einladung zum zweiten und zum dritten Male und war nun überzeugt, daß die Dame, die ihm ein Rendezvous gab, der haute volée angehöre, weil Papier und Siegel ihres Schreibens und der Duft, den es athmete — ſeine feine Naſe roch ſogleich den Extrait de Mouſſeline heraus — unverkennbare Zeichen ihres vornehmen Standes waren. Der Vorname „Jos" und das myſterieuſe L... führten ihn auf tauſend Vermuthungen; endlich beſann er ſich, daß an der großen Oper eine kleine, äußerſt pikante Tänzerin dieſes Namens engagirt ſei. Papa Geoffroy hatte ein ganz vortreffliches Gedächtniß.

---

*) Zweites und letztes Bruchſtück aus dem ſoeben erſchienenen ſechſten Jahrgange des „Narren-Almanachs".

— Irre ich nicht, ſagte er zu ſich, ſo iſt dieſe Zoë, die ſo ſehnlichſt unſere Bekanntſchaft zu machen wünſcht, das junge, frühlingsfriſche, reizende Geſchöpf, das in der galanten Welt unter dem Namen der „Perle von Avignon“ bekannt iſt. Meiſter Julien, fuhr er fort, hat Dein Geiſt auf das Herz dieſer Kleinen einen ſiegreichen Eindruck gemacht, dann, alter Knabe, darfſt Du Dir Glück wünſchen zu dieſer Eroberung; denn dieſe Zoë iſt ein Biſſen ganz nach meinem Geſchmack: klein, mager, blond und noch etwas unreif! C'est ce que j'aime! ſetzte er hinzu und ſog von Neuem den ſüßen Geruch dieſes Briefchens ein.

Unſer frommer Ex-Jeſuit, der ſeit Jahren den Beſuch einer Kirche ängſtlich vermieden hatte, konnte die ſechſte Stunde dieſes Nachmittags nicht erwarten. Seine allzujugendliche Einbildungskraft, die mit dem vorgerückten Alter ſeiner Jahre in argem Widerſpruche ſtand, malte ſich das Stelldichein und die Wonnen, die in Zoë's Armen ſeiner harrten, mit üppigen Giulio-Romano-Farben und verführeriſchen Carlo-Dolce-Schattirungen aus. Die dunkele Kirche, die verſchleierte Bajadere, der geheimnißvolle Ton ihrer Einladung hatte für ihn ſo viel Reiz, ſo viel Anziehungskraft, daß ſeine lüſternen Augen mit unbeſchreiblicher Ungeduld an den Zeigern ſeiner Wanduhr hingen. Die Minuten aber zogen ſo langſam und träge vorüber, als ob ſie Stunden wären. Um die Zeit zu tödten, zog er ſich an und begab ſich geraden Weges zu Véry.

Dort fand er ſeinen Freund Grimod. Das unabweisbare Bedürfniß, ſeinem vielgeliebten Magen die Wohlthat eines Gabelfrühſtücks angedeihen zu laſſen, hatte ihn in die Sacriſtei der Leckerbiſſen gelockt. In gleicher Abſicht war auch Geoffroy erſchienen.

Verliebte Leute können kein Geheimniß verſchweigen. Gegen Ende des Frühſtücks wagte der alte Herr die Frage:

— Kennt Herr Grimod die Tänzerin Zoë?

— Wer wird nicht die „Perle von Avignon“ kennen? Halb Paris ſchwärmt für die kleine Circe.

— Denken Sie ſich das unerhörte Glück! Die Kleine hat ſich in mich verliebt.

— Iſt das wahr? fragte der Feinſchmecker.

— Sie wiſſen, Freund Grimod, daß ich kein Windbeutel bin, der ſich mit Siegen brüſtet, die er nur in der Einbildung gemacht hat. Dame Zoë, ganz des Teufels, hat mir, unter uns geſagt, auf heute Abend ein Stelldichein gegeben.

— Wo? Wo? fragte Herr de la Reynière, dem vor Erſtaunen die Gabel aus der Hand fiel.

— Das werde ich bleiben laſſen, Ihnen anzuvertrauen.

— O dann glaube ich's nicht!

— Ueberzeugen Sie ſich, ſagte der Abbé und wies ihm blos die Unterſchrift des Briefes.

— Ja, das iſt die Hand der Tänzerin! Ich bin ein eifriger Autographenſammler und habe erſt unlängſt für ein Billet dieſer Peri 25 Frs. gezahlt. Mann Gottes, wie beneide ich Sie! Eroberungen ſolcher Art pflegt Unſereiner nicht alle Tage zu machen. Sie aber ſind ein Tauſendſaſa! Die Weiber lieben Jeden, welcher Aufſehen erregt. Ihr Feuilleton geht von Hand zu Hand, Ihr Urtheil von Mund zu Mund. Es ſoll mich nicht wundern, wenn Sie mir bald einmal ein Billetdoux von der Hand der Kaiſerin zeigen, denn auch Joſephine ſoll, wie ich aus ſehr guter Quelle weiß, ſich auffallend für Sie intereſſiren.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Papa! Einer meiner beſten Freunde, Herr Joſeph Marie Dechamps, der Privatſecretär Ihrer Majeſtät, hat mir erſt geſtern, natürlich nur unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, mitgetheilt, daß die Kaiſerin, neulich in einem Abendzirkel zu Malmaiſon, in ſeiner Gegenwart den leicht verzeihlichen Wunſch ausgeſprochen habe, den König des Feuilleton, den Napoleon Bonaparte der Kritik, einmal auch perſönlich kennen zu lernen. Ganz daſſelbe habe ich ſchon früher von Aimé Bonpland, dem berühmten Botaniker und Inſpector des Schloßgartens von Malmaiſon, gehört.

— Sie ſcherzen wohl nur, fragte Geoffroy.

— Das Eſſen, theurer Freund, iſt für mich ein Act ſo ernſter Natur, daß ich während der Ausübung deſſelben nie zu ſcherzen pflege. Im Uebrigen legen Sie viel zu wenig Werth auf Ihren Ruhm, wenn Sie das, was ich Ihnen in Bezug auf die Kaiſerin geſagt habe, ſo ganz und gar unglaublich finden. Die Geſchichte hat uns mehr als Ein Beiſpiel aufbewahrt, daß manche Fürſtin von der Höhe ihres Thrones herabgeſtiegen iſt, um ihr empfindſames Herz mit Dichtern und Künſtlern, deren Schöpfungen ſie bewundern mußte, huldreich zu theilen. War nicht Margarethe von Schottland, Gemahlin des eilften Ludwigs, in Alain Chartier, den Vater der franzöſiſchen Beredtſamkeit, dergeſtalt verliebt, daß ſie eines Nachmittags, als ſie den alten Herrn im Vorzimmer des Königs auf einem Lehnſtuhle eingeſchlafen fand, ſich zu ihm herniedergebeugt und, im Angeſichte aller Höflinge, den häßlichen Mund geküßt hatte, der ſo viel Schönes geſagt? Und warum ſollte nicht eben ſo gut die Gemahlin Napoleons, die großherzige Beſchützerin unſerer Literatur, für Vater Geoffroy, den Fürſten der franzöſiſchen Kritik, begeiſtert ſein?

— Sie glauben alſo wirklich ...

— Daß Sie früher, als Sie es vermuthen, eine Einladung nach Malmaiſon erhalten werden.

— Schon der Gedanke macht mich ſchwindelig! Grimod, wenn es wahr, wirklich wahr wäre, daß Ihre Majeſtät die Kaiſerin ſich für mich zu intereſſiren geruhte, ich würde Alles, Alles wagen ...

— Um Ihrem Ehrgeize einen hohen Triumph zu bereiten. Wer kann Ihnen das verdenken, Papa? Der Günſtling einer Kaiſerin zu ſein, iſt keine Kleinigkeit! Der unſterbliche Sänger Ovid, welchem Julia, die Tochter des Kaiſers Auguſtus, die Sonne ihrer Gunſt zugewendet hatte, fühlte ſich ſelbſt in der Verbannung ſo ſelig, daß er, im Bewußtſein dieſes Sieges, die Leiden ſeines Exils mit männlichem Stolze trug. — Vorläufig aber gebe ich Ihnen den guten Rath, ſich mit Jo's Eroberung zu begnügen; ſie iſt zwar nur eine Tänzerin, aber eine junge Odaliske iſt, genau betrachtet, beſſer als eine alte Sultanin.

— Auch ich liebe die Jugend, doch geſtehe ich gern, daß der Gedanke, mich von einer Sultanin geliebt zu wiſſen, mehr Beſtechendes für mich hat, als die Gunſt aller Odalisken.

— **Papa, Sie wiſſen Ihr Glück nicht zu ſchätzen. Ich, an Ihrer Stelle,** würde der gütigen Vorſehung als Tribut meines Dankes hundert Ochſen weihen.

— In Ermangelung der Ochſen wollen wir dem Vater Bacchus ein paar Flaſchen Champagner opfern. Garçon, rief er einem der dienſtbaren Geiſter zu, ein paar Bouteillen Cliquot!

Liebe macht den Geizhals zum Verſchwender.

— — — — — — — — — — — — —

Die Herren leerten eine Flaſche nach der andern und ſo verging ihnen unter Trinken und Schwatzen die Zeit. Als die Freunde ſich trennten, ſchlug es Vier. Grimod warf ſich in die Arme eines Fiacres und Abbé Geoffroy beſchloß, nachdem er Alles bezahlt hatte, ein halbes Stündchen unter den Bogengängen des Palais-Royal zu flaniren, um ſeinen kleinen Champagner-Nebel verrauchen zu laſſen.

II.

Mit dem fünften Glockenſchlage betritt unſer würdiger Abbé in geſpannter Erwartung den Säulengang der Kirche: er eilt hinein und findet ſie leer, ganz leer; doch kann ihn dies durchaus nicht befremden, da die ſchwarze Dame mit der weißen Schleife ihn erſt um Sechs erwartet. Es bleibt ihm alſo noch eine ganze Stunde, und da unſer liebenswürdiger Papa heute ein paar Gläſer mehr als gewöhnlich getrunken hat, ſo fühlt er ſich, trotz des Spazierganges, noch immer nicht ganz frei, und beſchließt daher, auf einer der erſten Bänke Platz zu nehmen, dort ein wenig auszuruhen und während dieſer langen Stunde eine Maſſe kurzweiliger Betrachtungen anzuſtellen.

— Wenn ich, dachte er bei ſich, für jedes Stelldichein, das im Schooße dieſer Kirche gegeben worden iſt, ein Fünffrankenſtück beſäße, dann wäre ich ſo reich, daß ich mir halb Paris kaufen könnte. Wenn die Wände und Beichtſtühle Alles, was ſie ſeit Jahrhunderten geſehen und gehört haben, mir erzählen wollten, könnte ich Denkwürdigkeiten in Tauſenden von Bänden erſcheinen laſſen, ohne den Stoff des Erzählten zu erſchöpfen. Wohl auf jeder dieſer Bänke hat ein galantes Abenteuer begonnen, wohl in jedem dieſer ſtillverſchwiegenen Beichtſtühle ein Drama geſpielt, und darum wundert's mich, daß noch keiner unſerer Romanſchriftſteller auf den Einfall gerathen iſt, „Memoiren einer Kirche" zu ſchreiben, monologiſirte unſer Abbé und legte ſein champagnerſchweres Haupt auf die Polſterlehne der Bank, die vor der ſeinigen ſtand. Das nach und nach hereinbrechende Dunkel, die ungeheure Ruhe im leeren Raume dieſes ſtillen Gottestempels wiegten ihn bald, ganz gegen ſeinen Willen, in leichten Schlummer und in ſüße Träume ein, in welchen Abälard und Heloiſe, Romeo und Julia, Petrarca und Laura, Taſſo und Leonore und all' jene Liebespaare, deren Leben durch den Zauber der Poeſie unſterblich geworden iſt, ihre Gräber verließen, wie blaue Geiſterflämmchen das Haupt des glücklichen Schläfers umgaukelten und ihm die Abenteuer ihrer Liebe ins Ohr flüſterten, um ſeinen trunkenen Geiſt mit tauſend Wonnen zu erfüllen, die ihn wie ſüße Minnemelodien, wie Echoklänge aus einer ſchönern Welt durchzitterten und in ſeinem Herzen eine Symphonie gleichgeſtimmter Accorde wachriefen. — Die eherne Zunge der Glocke verkündete die ſechſte Stunde, als plötzlich, in der ſchönſten Verwickelung dieſes vielgeſtaltigen Traumes, dicht hinter ſeinem Rücken eine tiefverſchleierte, ſchwarze Dame mit weißer Schleiſe ſtand, die ihn durch einen leiſen Fächerſchlag auf ſeine Schulter aus den ſüßen Banden ſeines Schlummers riß.

— Sie haben geſchlafen? fragte die Unbekannte.

— O nein! ſagte der Abbé, ſich raſch ermunternd. In tiefe Andacht verſunken, habe ich gebetet und dem Himmel für das Glück gedankt, das er mir durch Sie beſchieden hat.

— Sind Sie bereit, mir zu folgen?

— Bis ans Ende der Welt!

— Wohlan, dann kommen Sie!

Sie ging voran; er folgte ihr. Vor dem Eingange der Kirche harrte ein Wagen, der ſie Beide aufnahm. Als der Abbé an der Seite ſeiner ſchwarzſeidenen Sphynx ſaß, nahm ſie ihre Atlas-Schärpe ab und ſagte in einem Tone, der wie Muſik klang:

— Vor Allem muß ich Sie bitten, ſich von mir die Augen verbinden zu laſſen.

— Darf ich fragen, warum?

— Damit Sie nicht ſehen können, in welche Straße und in welches Haus ich Sie führe, erklärte ſie, ihm die Schärpe um die Augen bindend.

— Und wozu all' dieſe Geheimniſſe?

— Weil ſie zu unſerer beiderſeitigen Sicherheit unumgänglich nothwendig ſind.

— Schöne Unbekannte, begann der blinde Amor, es gefällt Ihnen, ſich wohl nur deshalb in ſo undurchdringliche Schleier zu hüllen, um meine Neugier zu ſpannen. Und doch habe ich längſt errathen, wer Sie ſind.

— Nun, für wen halten Sie mich?

— Sie ſind die „Perle von Avignon“, Frankreichs Circe, die Alles bezaubert, mit Einem Wort, Sie ſind Mademoiſelle Zoë von der großen Oper.

— Sie irren, Abbé, ich bin nur eine Abgeſandte jener Dame, die Sie kennen zu lernen wünſcht.

— Und warum iſt Dame Zoë nicht in eigener Perſon erſchienen?

— Weil ſie, von den Spürhunden des Herzogs von Otranto umringt, überall die Argusaugen des lauernden Verraths zu fürchten hat. Aus dieſem Grunde bin ich beauftragt, Sie nicht in Zoë's Wohnung, ſondern in die einer ihrer treueſten Freundinnen zu bringen. Erſt dort, wenn Ihre Binde von den Augen fällt, ſollen Sie erfahren, wo Sie ſind.

— Ein Stelldichein mit Hinderniſſen, das gefällt mir!

— Noch größer, Abbé, wird die Freude der Ueberraſchung ſein, wenn Sie, am Ziele angelangt, erfahren werden, welch ein Glück Ihnen bevorſteht.

— Die Neugier, ſchöne Unbekannte, verzehrt mich.

— Und doch darf ich Ihnen leider Das nur ſagen, was zu ſagen mir geſtattet iſt. Das Beſte erfahren Sie erſt zuletzt.

— Ich taumele auf dem Gipfel der Erwartung!

— Gedulden Sie ſich noch eine halbe Stunde . . . dann ſind wir am Ziele.

(Schluß folgt.)

Die Künſtler-Familie Ronconi.

Die Gebrüder Felice, Giorgio und Sebaſtiano Ronconi ſind die Söhne und Schüler des berühmten Maeſtro Ronconi, welcher, ein würdiger Stammbaum ſolcher ſeltenen Kunſtblüthen, erſt Kammerſänger des Kaiſers Napoleon war und dann als Geſangslehrer am kaiſerlichen Hofe zu St. Petersburg eine Anſtellung erhielt, welche er ſpäter mit einer gleichen am königlichen Hofe in München vertauſchte. — Von den drei Brüdern erfreut ſich der älteſte, Felice Ronconi, als Geſangslehrer eines ehrenvollen Rufes, für welchen ſeine lebenslängliche Anſtellung am kaiſerlichen Conſervatorium in Mailand das ſprechendſte Zeugniß ablegt. — Noch reicher und glänzender entfaltete ſich das muſikaliſche Talent des zweiten und dritten Bruders, Giorgio und Sebaſtiano Ronconi, welche Beide ſchon in ihrer früheſten Jugend als muſikaliſche Wunderkinder in ihrem Vaterlande galten, und von denen der ältere, Giorgio, der Geſangskunſt ohne Unterbrechung treu blieb, während der jüngere ſich durch einen unüberwindlichen Hang zur Malerkunſt hingezogen fühlte, in welcher er's auch ſehr bald zu einer nicht geringen Vollendung brachte. Als er aber zwei Jahre ſpäter in Rom Zeuge der Triumphe wurde, welche ſein Bruder Giorgio auf der Bühne errang, da erwachte auch in ihm wieder die Jugendliebe zur dramatiſchen Geſangskunſt. Das Zureden ſeines Vaters, der in dem muſikaliſchen Genie des jüngſten Sohnes deſſen glänzende Künſtlerlaufbahn vorherſah, beſtärkte den Schwankenden in ſeinem Entſchluſſe, als Sänger aufzutreten, und in der That wurde Sebaſtiano's erſtes Auftreten auch zugleich ſein erſter Erfolg — das erſte Glied jener Ehrenkette von Triumphen, die Sebaſtiano Ronconi (gegenwärtig in Berlin) nach einander in den Theatern in Rom, Florenz, Venedig, Trieſt, Ancona, Livorno und Mailand gefeiert, ſo daß der Künſtler ſeitdem in Italien nur der berühmte Sebaſtiano Ronconi heißt. Er erhielt in der Folge einen Ruf zur italieniſchen Oper in Wien; von dort wurde er nach London engagirt und kehrte in verſchiedenen Saiſons dahin zurück. Jetzt kommt er aus Spanien, und wenn er auch nicht jener ältere Ronconi iſt, der in Paris ſeinen hohen Künſtlernamen gerechtfertigt, ſo kann er dafür ſeine wiederholten Engagements in London und Wien, ſeine unbeſtrittenen Triumphe in Italien und Spanien in die Wage der Kritik werfen, deren Zunge folglich — wär' ſie auch eine noch ſo zweifelſüchtige — ſich eher zu Gunſten unſeres Sebaſtiano neigen dürfte, von welchem es in ſeinem Vaterlande für ausgemacht in dem Künſtlerwettkampfe der Ronconi gilt: daß Sebaſtiano als Geſangsvirtuoſe mit Giorgio auf gleicher Sonnenhöhe gereiften Talents ſteht, daß er (Sebaſtiano) denſelben aber als Schauſpieler an Darſtellungskraft bei Weitem überragt.

Der römiſche Volkshymnus.

»Gewiß,« ſagt der „Nürnbergiſche Correſpondent v. u. f. Deutſchland“, »wird es vielen unſerer Leſer erfreulich ſein, die Hymne kennen zu lernen, mit welcher am Morgen des Neujahrstages das römiſche Volk ſeinen angebeteten Herrſcher begrüßt hat und die ſeitdem zum römiſchen Nationalliede geworden iſt. Wir theilen deshalb hier den Originaltext dieſes Liedes nebſt dem Verſuche einer deutſchen Ueberſetzung mit. Verfaßt iſt daſſelbe von Philipp Meuceni aus Rom, componirt von Gaetano Magazzari aus Bologna. Man kann alſo gewiſſermaßen ſagen, daß die beiden Hauptſtädte des Landes ſich zur Schöpfung des neuen Nationalliedes die Hände gereicht haben.«

Del nuov' anno già l'alba primiera
Di Quirino la stirpe ridesta,
El' invita alla santa bandiera,
Che il vicario di Cristo inalzò.

Esultate, o fratelli, accorrete
Nuova gioja a noi tutti s'appresta:
All' Eterno preghiere porgete
Per quel Grande, che pace donò.

Sù, rompete le vane dimore,
Tutti al trono accorrete di Pio,
Di ciascuno Egli regna nel cuore,
Ei d'amore lo scettro impugnò.

Benedetto chi mai non dispera
Della vita suprema di Dio,
Benedetta la santa bandiera
Che il Vicario di Cristo inalzò!

Seht Aurorens Strahlen ſich ergießen,
Die des Jahres erſten Tag uns bringt.
Römer, auf! das Banner zu begrüßen,
Welches Chriſti Stellvertreter ſchwingt.

Jauchzt, ihr Brüder! Auch Quirinus' Söhnen
Lächelt neu der Freude Morgenroth;
Heißes Flehen laßt zum Himmel tönen
Für den Edlen, der uns Frieden bot.

Um den Thron beflügelt Eure Schritte,
Schaart Euch, den der Fürſten beſter ziert;
Herrſcht nicht Er in jedes Herzens Mitte,
Der der Liebe mildes Scepter führt?

Segen Dem, der bei des Schickſals Schlägen
Hoffend noch zum Himmelsthrone dringt;
Dir auch, heil'ges Banner! unſern Segen,
Welches Chriſti Stellvertreter ſchwingt.

Moderne Liebe.

Von C. D. Sternau.

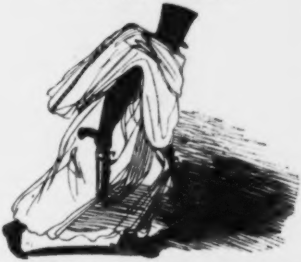
Sie ſprach zu mir: »Ich liebe Dich,
Du Quelle alles Glücks;«
Ich flüſterte: »Sehr angenehm!«
Und macht' einen höflichen Knix.

Nun führten wir uns Arm in Arm
Und küßten die Lippen uns wund,
Und ſprachen von unſ'rer Seligkeit
Zehn Mal in jeder Stund'.

Vier Wochen d'rauf, da war ihr Arm
Von meinem wieder frei,
Da war die ganze Seligkeit,
Die ganze Luſt vorbei.

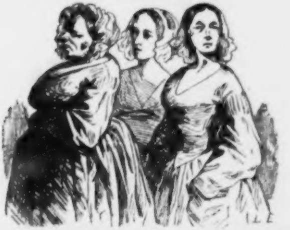
Sie ſtellt' mir ihren Bräutigam vor,
Und ſprach vom Wechſel des Glücks;
Ich flüſterte: »Sehr angenehm!«
Und macht' einen höflichen Knix.

Der Herzog von Praſlin.



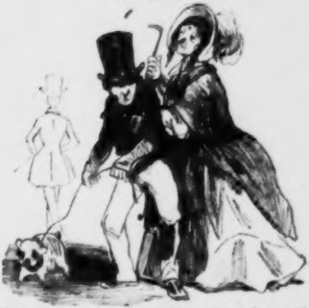
Madame la Ducheſſe iſt eine Conſtantinopolitanerin und kann nach dem Völkerrechte verlangen, daß ich mich auf türkiſche Manier mit ihr verſtändige.

Das alte Kind Bettina,



begleitet von ihren Defenſoren, zwei emancipirten Rechtsgelehrtinnen, erſcheint vor den Schranken des Kammergerichts.

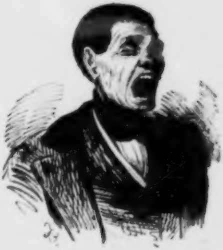
Süße Pflichten.



Theurer Nicodem, Du nimmſt meinen Azor auf den Arm, mich aber auf den Rücken und wateſt mit uns Beiden durch die Pfütze. Drüben erhältſt Du zur Belohnung einen Kuß.

Fürchten Sie nichts!

Dieſer Mann ſieht zwar aus, als ob er nieſen wollte, aber er iſt ein Deutſcher und ... wird es abwarten.



Zapfenſtreich.

Augsburg. Der berühmte Jugendſchriftſteller Chriſtoph von Schmidt hat an ſeinem Jubelfeſte den Kleinkinderſchulen unſerer Stadt ein Legat von 12,000 Gulden mit der ausdrücklichen Beſtimmung ausgeſetzt, daß die Kinder der Proteſtanten eben ſo gut Antheil an der Stiftung haben ſollen, als die der Katholiken.

Bagdad. Ein franzöſiſcher Aeronaut, Roſſet, hat im verfloſſenen Monat den Bewohnern Bagdads zum erſten Male das Schauſpiel einer Luftfahrt gegeben. Der Ballon verlor ſich in den Wolken, und die guten Bagdader glaubten, Herr Roſſet wäre direct in den Mond gefahren. Als er wieder zur Erde niederkam, wurde er von den Neugierigen dergeſtalt überlaufen, daß der franzöſiſche Conſul ſich zum Schutze dieſes Mannes einiges Militär erbitten mußte.

Berlin. Herr von Bodelſchwingh ſoll, dem [illegible], von der Verwaltung des Miniſteriums des Innern zurücktreten, um als [illegible] eine höhere, das Ganze umfaſſende Wirkſamkeit auszuüben.

∴ Die Nachricht, daß die Landtags-Abgeordneten Freiherr von Vincke und Graf von Schwerin ihre Entlaſſung als Landräthe eingereicht hätten, iſt ungegründet.

∴ Außer dem ſächſiſchen Juſtiz-Miniſter, Herrn von Carlowitz, hält ſich auch der hamburgiſche Senator Dr. Hudtwalcker hier auf, gleichfalls, um unſere verbeſſerte Juſtiz-Einrichtung kennen zu lernen. Beide wohnen, nach und nach, den Sitzungen der verſchiedenen Abtheilungen unſerer Gerichte mit großem Intereſſe bei; denn auch Hamburg denkt jetzt endlich an eine Verbeſſerung ſeiner noch gänzlich im Argen liegenden Juſtizverfaſſung.

∴ Einer der Koryphäen der polniſchen Angeklagten, Ludwig von Mieroslawski, ſoll ſich im hieſigen Gefängniß mit der Ausarbeitung einer neuen Schrift unter dem Titel „la révolution et la contrerévolution“ beſchäftigt haben. Mieroslawski iſt, außer dem Dr. Carl Liebelt, zweifelsohne einer der begabteſten der hier gerichteten Polen und ſeine Anſichten über den letzten Aufſtand werden daher von großem Intereſſe ſein.

∴ Der erſte Iſraelit, der nach dem neuen preußiſchen Judengeſetze an einer der preußiſchen Hochſchulen eine Stelle finden wird, iſt der tüchtige Anatom Dr. Remak aus Poſen; derſelbe ſoll eine Profeſſur an der hieſigen Univerſität erhalten.

∴ Vor Kurzem war einer der erſten Pariſer Muſikalienhändler, im Auftrage der Direction der großen Oper in Paris, hier anweſend, um den General-Muſik-Director Meyerbeer zu vermögen, dort baldigſt eine ſeiner neueſten Opern, z. B. „der Prophet“, „die Afrikanerin“ oder „das Feldlager“ zur Aufführung zu bringen. Herr Meyerbeer ſoll aber erklärt haben, dieſer Einladung nur dann folgen zu können, wenn die Pariſer große Oper wieder im Beſitze eines Perſonals, das ſeine neueſten großen Muſikwerke nach Wunſch auszuführen im Stande, ſein werde. Wir dürfen hoffen, Herrn Meyerbeer mit Neujahr 1848, wo der ihm bewilligte Urlaub abläuft, wieder in ſeinen hieſigen ehrenvollen Wirkungskreis eintreten zu ſehen.

∴ Das königliche Theater hat eine neue dramatiſche Bagatelle, „die Banditen“, von Roderich Benedix, zur Aufführung gebracht, aber wenig Glück damit gemacht, da das Stück, bis auf einige naheliegende Zeitanſpielungen, ohne alle poetiſche Bedeutung und jedenfalls eine der ſchwächſten Arbeiten des ſonſt ſo ſehr gewandten Bühnendichters Benedix iſt.

∴ Die italieniſche Operngeſellſchaft des Königſtädtiſchen Theaters hat mit neuen Mitteln und Kräften ihre Saiſon eröffnet und zieht beſonders durch den ausgezeichneten Baritoniſten Ronconi, deſſen Namen ſich in London und Paris großen Ruhm erworben hat. Das charakteriſtiſche und pikante Spiel Ronconi's hat ihn auch hier zum Liebling des Publicums gemacht. Höchſt unbedeutend und ſehr abgeſungen iſt die neue Primadonna Bellini, obwohl ſie noch einige hübſche Trümmer einer in der italieniſchen Geſangsweiſe hervorragenden Begabung beſitzt.

∴ K. L. Kannegießer, der rühmlich bekannte Ueberſetzer des „Dante“ hat ein fünfactiges Originalſtück, „Robert Bruce“, geſchrieben, das, nach dem Urtheile ſachverſtändiger Kritik, ſehr zur ſceniſchen Aufführung geeignet ſein ſoll.

∴ Herr von Sternberg und Frau Clara Mundt (Louiſe Mühlbach) haben einen und denſelben Stoff aus der ruſſiſchen Geſchichte zu einem Romane verarbeitet. Der des

Erſtern wird den barocken Titel „die gelbe Gräfin" führen, der der Letztern aber „die Tochter der Kaiſerin" heißen.

∴ Vor dem neuen Thore hier, rechts von Moabit, liegt das im mittelalterlichen Bauſtyle nach dem pennſylvaniſchen Syſtem erbaute Strafgefängniß, welches der Berliner Volkswitz gegenwärtig das „Hôtel de Pologne" nennt, weil der allein vollendete Flügel deſſelben in dieſem Augenblick mit den verhafteten Polen angefüllt iſt.

∴ Seit einiger Zeit hauſt in den Gewäſſern der Spree, zum Schrecken der Badenden, der Fiſcher und der Fiſche, ein — Seehund. Das Thier iſt einem Manne, der es am Stralauer Fiſchzugstage für Geld zeigte, entlaufen, und es iſt bis jetzt noch nicht gelungen, daſſelbe wieder einzufangen.

Breslau. Die hieſige Polizei hat auf das von einem hieſigen Feſtcomité zur Einſendung an Carl Heinzen beſtimmte Geld für die Tochter des Bürgermeiſters Tſchech großmüthig Beſchlag gelegt.

Dresden. Im Jahre 1846 haben in ſämmtlichen Hôtels und Gaſthäuſern Dresdens 62,195 fremde Familien gewohnt.

Florenz. Hier und in Livorno häufen ſich die Unordnungen. Man wirft auf die Juden mit Steinen, brennt in den Straßen Schwärmer ab, die erwachſenen Männer baden ſich in den Stadtkanälen (ein eigenthümlicher Revolutionsauswuchs!) und Patrouillen durchziehen die Stadt.

Frankfurt. Ende September findet hier die zweite Verſteigerung der Dorow'ſchen Autographen-Sammlung ſtatt. Die zweite Abtheilung (K bis Z) enthält einen großen Reichthum älterer Handſchriften. Der Katalog iſt gratis in jeder Buchhandlung zu haben.

Haag. Unter dem Titel „Atlas" und unter der Redaction eines Herrn L. van Vliet wird hier in Kurzem ein Blatt in rieſengroßem Formate erſcheinen. Es iſt ein Actienunternehmen, wozu das Kapital eine halbe Million Gulden betragen ſoll.

Hamburg. Unlängſt ſtarb hier im ſogenannten tiefen Keller (Pracher-Herberge) in der Nikolaiſtraße die Enkelin des Freiherrn von Knigge, der durch ſein Werk „über den Umgang mit Menſchen" berühmt geworden iſt. Der Ort ihres Todes zeigt genugſam, wie tief die Verſtorbene geſunken war und in welchem Elend ſie geendet hat. In Frankfurt geboren, kam ſie, nach dem Tode ihres Vaters, mit ihrer Mutter nach Hamburg und wurde hier raſch hinter einander die Geliebte Mortiers, Davouſts und anderer franzöſiſcher Officiere*), lebte verſchwenderiſch und genußſüchtig und feierte die ausgelaſſenſten Orgien. Mit den Jahren wurden ihre Bekanntſchaften anderer Art: ſie ſank von Stufe zu Stufe und trieb nebenbei das Gewerbe einer Straßenbettlerin.

∴ In den „Jahreszeiten" ſchlägt der Pariſer Correſpondent, Walter vom Berge, dem Könige der Franzoſen die Bildung eines neuen Miniſteriums aus folgenden Mitgliedern vor: Alexander Dumas, Conſeils-Präſident; Victor Hugo, Juſtiz-, und Eugene Sue, Marine-Miniſter; Balzac wäre für die Finanzen, Alphonſe Karr für den Krieg, und Paul de Kock für den öffentlichen Unterricht geeignet.

∴ Im Stadttheater hat Felix Pyats „Lumpenſammler", nach Heinrich Börnſteins Bearbeitung, mehr Glück gemacht, als es, bei Lichte betrachtet, verdient. In der Darſtellung glänzte vor Allen Herr Baiſon als Träger der Titelrolle.

∴ Auf unſerm Stadttheater wird Carl Töpfers neueſtes Luſtſpiel „Boettger, der Goldmacher" in Scene geſetzt.

Hannover. Einer königlichen Verordnung zufolge ſind nun auch die hieſigen Juden militärpflichtig.

Honolulu. Die gute Pomaré, Königin der Sandwich-Inſeln, hat einem jungen Franzoſen, Legrand, ein Privilegium zur Einrichtung eines franzöſiſchen Theaters in ihrer Hauptſtadt ertheilt. (Herr Carl Gutzkow, dermaliger Dramaturg der Dresdener Hofbühne, ſoll einen Ruf nach Honolulu erhalten und, wie man hört, auch angenommen haben, da er und ſeine Stellung in Dresden unmöglich geworden ſind.)

Leipzig. Am 19. September ſoll das großartige Hôtel de Pologne, das am 28. Auguſt v. J. abgebrannt war und jetzt wie ein Phönix aus ſeiner Aſche emporgeſtiegen iſt, neu eröffnet werden.

---

*) Auch Herr von Bourienne, der Privatſekretär Napoleons, war während ſeines Aufenthaltes in Hamburg einer ihrer Anbeter geweſen. C. M. D.

∴ Wir machen unſere Leſer auf eine reizende Erzählung aufmerkſam, die in den neueſten Nummern der Baumgärtner'ſchen „Modenzeitung“ erſchienen iſt. Sie heißt „die Familie Alain“ und iſt von Alphonſe Karr.

∴ Sue's „Ewiger Jude“, in zehn Bänden, iſt jetzt für einen halben Thaler zu haben. Man laſſe ihn als Makulatur ſterben, und die vielen Ueberſetzer können ihm das Requiem ſingen.

∴ Im verfloſſenen Jahre ſind auf ſämmtlichen europäiſchen Eiſenbahnen mehr als 16½ Millionen Menſchen und nahe an 32 Millionen Centner Frachtgüter befördert worden. Dies gab eine Brutto-Einnahme von 23 Millionen Gulden, alſo 7 Millionen mehr als im Jahre 1845.

London. Die Königin Wittwe hat zum Ankauf des Shakeſpeare-Hauſes in Stratford 100 Pfd. St. beigeſteuert.

∴ Herr H. E. Lloyd, ein vielſeitiger und in den neuern Sprachen und Literaturen ungemein bewanderter Gelehrter, iſt hier im Alter von 75 Jahren geſtorben. Er hat viele deutſche Werke, u. A. auch Raumers „Briefe über England“ und Dahlmanns „Geſchichte der engliſchen Revolution“ ins Engliſche übertragen.

∴ Hector Berlioz hat den Poſten eines Orcheſter-Directors am Drurylane-Theater gegen eine Entſchädigung von 10,000 Francs monatlich übernommen.

∴ Unter dem Titel „Bibliotheca Madrigaliana“ iſt hier ein Werkchen des Herrn E. F. Rimbault erſchienen, das für die engliſche muſikaliſche Literatur nicht ohne Wichtigkeit iſt. Es betrifft nämlich die muſikaliſch-dichteriſchen Werke, welche im Laufe des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts unter dem Titel „Madrigals, Ballets, Ayres (Airs), Canzonets“ u. ſ. w. herausgekommen ſind und den Haupttheil der damaligen muſikaliſchen Literatur ausgemacht haben. Das muſikaliſche Madrigal, das mit der poetiſchen Dichtungsgattung gleichen Namens faſt zu derſelben Zeit ſich verbreitete, iſt, wie dieſes, italieniſchen Urſprungs (worauf ſchon der Name „Madrigale“ hindeutet) und kam in Italien, namentlich durch Lucca Marenzio, in Gebrauch. Dieſe Madrigale, mehrſtimmige Geſangſtücke, waren zu den Zeiten der Eliſabeth und Jakobs I. in England ſo ſehr in der Mode, daß es zum guten Ton gehörte, ſie mitſingen zu können, denn Jeder, der nicht im Stande war, eine Stimme darin zu übernehmen, wurde faſt als ein Barbar und als „ein Mann ohne Erziehung“ angeſehen, ein Beweis, daß man damals in England doch nicht ſo unmuſikaliſch ſein mußte, als der gewöhnliche Glaube es haben will. Die erſte Sammlung von Madrigalen, welche in England erſchien, war die des Wynkyn de Worde, die im Jahre 1530 erſchien, und in der ſich religiöſe Gedichte, mit weltlichen vermiſcht, finden. Die Literatur der Madrigale fängt indeß bei unſerm Verfaſſer mit dem Jahre 1588 an und geht bis 1638 hinunter. Bei jeder Sammlung ſind der Titel, die Anzahl der Stimmen und die Anfangsworte der Geſänge genau angegeben. Ein doppeltes Regiſter, das der Componiſten und das der Text-Anfänge der Madrigale, erleichtert den Gebrauch des Werkchens, das, wie ſchon oben erwähnt, für die Geſchichte der Muſik keinen unbedeutenden Werth hat. (Oper. Zeit.)

∴ Während des mit dem 5. Januar 1847 zu Ende gegangenen Rechnungsjahres betrug die Brutto-Einnahme der engliſchen Poſt-Verwaltung, nach Rowland Hill's Angaben, 2 Millionen 302,717 Pfd. St., die Geſammtausgabe 1 Mill. 410,864 Pfd. St. und ſomit die reine Einnahme 891,853 Pfd. St.

∴ Ein engliſcher Mechaniker hat eine Dampfmaſchine erfunden, welche den Zweck hat, die Wiege ſeines neugeborenen Kindes im Gang zu halten; die ganze Maſchine, einſchließlich ihres Keſſels, hat nur 16½ Zoll Länge.

Lucca. Eine Polizeibekanntmachung verbietet, Zeitungen, Auszüge oder Bücher in Geſellſchaft mehrerer Perſonen ſowohl in den Kaffeehäuſern als andern öffentlichen Orten laut zu leſen. Die Dawiderhandelnden ſollen verhaftet und, wie die Mitglieder verbotener Geſellſchaften, beſtraft werden.

Luzern. Hier werden jetzt von den Hinterbliebenen Leu's die Hemden des angeblich ermordeten Leu in kleine Streifen geſchnitten und den Leuten als Amulette gegen Stich- und Schußwunden um theures Geld verkauft, obgleich Leu ſelbſt durch einen Schuß von wahrſcheinlich eigener Hand, wie dies noch immer Viele glauben, geſtorben iſt.

Madrid. Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Militärzeitung unter dem Titel „Revista de arte, ciencia é historica militar“, unter der Leitung des Brigadiers D. E. F. San-Roman.

∴ Der britiſche Geſandte Henry Bulwer hat den ihm von der Königin angetragenen Orden Karls III. abgelehnt.

Mannheim. Das vor Kurzem im Verlage von Heinrich Hoff erſchienene „Deutſche Volksliederbuch“, das, beiläufig erwähnt, großen Anklang gefunden hat, iſt von unſerer überaus löblichen Polizei mit Beſchlag belegt und der Verleger, auf Requiſition des Stadtamts, durch den Staatsanwalt Loewig, der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverraths angeklagt worden. Der Staatsanwalt ſtützt ſich dabei auf zwei Stellen, von denen die eine im „Bundesliede“, von K. Follen, die andere in einem „Trinkliede“, nach Forſter, enthalten iſt; im Bundesliede hat der Herr Staatsanwalt etwas Majeſtätsbeleidigung, im Trinkliede etwas Hochverrath herausgeſchnüffelt und als Strafe für beide Verbrechen auf drei Monate Arbeitshaus angetragen. Für die mündliche Verhandlung dieſer Sache vor dem hieſigen Hofgerichte iſt der erſte Termin auf den 30. September anberaumt.

∴ In Neuſtadt an der Haardt iſt der mehrfach genannte Student C. Blind wegen Verbreitung der Flugſchrift „der deutſche Hunger und die deutſchen Fürſten“ verhaftet worden.

Meiningen. Schillers Schweſter, die verwittwete Hofräthin Eliſabeth Chriſtiane Friederike Reinwald, geb. am 4. September 1757, iſt hier am 31. Auguſt geſtorben.

∴ In unſerer Mitte lebt nun noch eine Tochter Schillers, die Frau von Gleichen-Rußwurm.

München. Siebenzehn Zöglinge des Freyburger Jeſuiten-Inſtituts ſind unlängſt, in Begleitung ihres ehrwürdigen Paters, auf einer Ferienreiſe hier angelangt und gedenken einige Wochen hier zu verweilen. (On peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!)

∴ Der Faſt-, Feſt- und Feiertage ſoll es im Baierlande 229 geben. Das iſt wohl übertrieben; es blieben dann nur 136 und im Schaltjahre 137 Tage übrig und den Baiern müßten ja Faſten und Feiern die überläſtigſten Geſchäfte ſein.

∴ Herr Leopold Feldmann hat wieder ein neues dreiactiges Luſtſpiel, „der Rechnungsrath und ſeine Tochter“, geſchrieben, das ſehr komiſch ſein ſoll.

Neapel. Der frühere Vice-König von Sicilien, Marcheſe von Favara, welcher bei dem Regierungsantritt des jetzigen Königs einige Jahre verbannt geweſen war, iſt geſtorben und hat 40,000 (Silber-) Ducati Renten hinterlaſſen.

Paris. Louis Philipp hat dem deutſchen Maler H. Schleſinger, aus Frankfurt am Main, in Folge der diesjährigen Kunſtausſtellung im Louvre, die große goldene Medaille verliehen.

∴ Im Hauſe Choiſeul beſteht der Adel ſeit mehr als acht Jahrhunderten! Im Jahre 1182 heirathete ein Sire de Choiſeul die Urenkelin von König Ludwig dem Dicken. So ſpielten ſie auch während des erſten Kreuzzuges ungewöhnlich große Rollen. Cäſar, der letzte Marſchall dieſes Namens, verlor unter Ludwig XIV. in der Schlacht ſeine drei Söhne. Achtundzwanzig Choiſeuls von allen Zweigen ſtarben den Tod fürs Vaterland. Die Nachkommen derſelben waren Feld- und Großmarſchälle, Generaliſſimi, Miniſter, Geſandte, Herzöge und Pairs von Frankreich. Zu ihren nächſten Verwandten zählt man die Familien Goigny, Breteuil, Sabran, Harcourt, Béarn, Claviere, die älteſten und vornehmſten Häuſer des Landes.

∴ Ein neuer Skandal! Der Prinz von Eckmühl, Sohn des berüchtigten Marſchalls Davouſt, des Verwüſters von Hamburg, hat ſeine Maitreſſe, mit der er ſeit mehreren Jahren gelebt, ermordet und bald nach der That die Flucht ergriffen.

∴ Die gegebene Nachricht vom Fürſten von Eckmühl beſtätigt ſich, nur iſt ſein Opfer nicht geſtorben. Sie iſt die Tochter des däniſchen General-Conſuls in Pondichery und kam mit dem Fürſten von dort nach Europa. Nach einer heftigen Scene verſetzte er ihr einen Dolchſtoß in die Bruſt und ließ ſie in ihrem Blute für todt liegen. Da ein Pair nicht durch die gewöhnliche Gerichtsbarkeit verhaftet werden kann, ſo hatte er Zeit, ſich auf der Nordbahn nach Calais zu begeben und von dort nach England einzuſchiffen.

∴ Graf Alfred von Montesquiou ſoll ſich erſtochen haben, weil er 150,000 Francs im Spiel verloren, und, da jede Spielſchuld nach den Geſetzen des Jokeyclubbs und der faſhionablen Geſellſchaft innerhalb 24 Stunden bezahlt ſein muß, in Ermangelung der nöthigen Gelder falſche Wechſel gemacht hat, die er vor der Verfallzeit einlöſen gewollt. Als die Fälſchung früher entdeckt wurde, erſtach er ſich.

∴ Die „Démocratique pacifique“ iſt wegen einer unmoraliſchen Novelle, „la part des femmes“, vor den Geſchworenen erſchienen. Herausgeber und Verfaſſer, Cantagrel und Meray, waren in contumaciam Jeder zu ſechsmonatlichem Gefängniß und 3000 Frs. Geldſtrafe verurtheilt; die Geſchworenen haben das Urtheil auf das Minimum des Strafmaßes, 1 Monat Gefängniß und 100 Francs Geldbuße, herabgeſetzt.

∴ Seit Kurzem erſcheint hier wieder eine neue Zeitung, deren Tendenz im Titel derſelben ausgeſprochen iſt. Sie heißt „Conſervateur".

∴ Meiſter Scribe hat ein neues Luſtſpiel für das Théâtre français, „le Puff", und zwei neue Operntexte für Auber und Boiſſelot geſchrieben; das erſte dieſer Libretti heißt „Kosciusko", das zweite „la sorcière".

∴ Hier iſt ein Katalog aller Bücher erſchienen, die bisher Gegenſtand der gerichtlichen Verfolgung oder der kirchlichen Verdammung geweſen ſind.

∴ Man ſchätzt die Zahl der jetzt hier lebenden Deutſchen auf 20,000, deren einziger Centralpunct der deutſche Hilfsverein iſt, dem an Beiträgen von Seiten der dort angeſiedelten Landsleute jährlich nur 8000 Francs zufließen. Zeitiger Sekretär des Vereins iſt Dr. Haller aus Bamberg.

∴ Man berechnet, daß die franzöſiſchen Auſternbänke im Ganzen 100 Millionen Auſtern liefern, von denen auf Dieppe und den Küſtenſtrich bis Granville 2 Mill., auf Cancale und Granville 60 Mill., auf St. Brieuc, Paimpol und Tréguier 6 Mill., auf die Rhede von Breſt, auf Quiberon, Bourgneuf und das Baſſin von Arcachon 30 Mill. kommen. Die Hauptſtadt allein verbraucht ⅙ dieſer Summe, die aus Cancale, Granville und St. Brieuc kommen und, nachdem ſie in den ſogenannten Auſtern-Parks von St. Baaſt, Courſeulles und Dieppe niedergelegt worden ſind, durch Eilpoſten nach Paris befördert werden. Die großen Städte im ſüdlichen Frankreich verſorgen ſich aus den Parks von Marennes, wo man die grünen Auſtern zieht. Seit zwanzig Jahren hat ſich der Verbrauch der Auſtern mehr als verdoppelt.

Rom. Der Papſt iſt vom König von Sardinien erſucht worden, Pathenſtelle bei ſeinem Enkel zu übernehmen. Einer der Herren Cardinäle ſoll die Ordre erhalten haben, deſſen Stelle zu vertreten und dem Könige das Bildniß Sr. Heiligkeit zu überbringen.

∴ Der Papſt ſagte neulich zu einem ſeiner Vertrauten: »Italien iſt, wie die Leute ſagen, wie ein Stiefel geformt; ich will dieſem Stiefel einen Sporn geben.« (Pius IX. iſt der Mann dazu, dies Wort wahrzumachen.)

∴ Am 22. Auguſt iſt Abbé Grazioſi, der vertraute Freund und Beichtvater des jetzigen Papſtes, in ſeinem 54ſten Lebensjahre geſtorben. Pius IX. verdankt den ausgezeichneten Vorleſungen dieſes genialen Gelehrten ſeine theologiſche Bildung.

∴ Die „Pallade", eine Art Dorfzeitung, beſpricht das Verhältniß Pius' IX. der rohen Gewalt gegenüber, im Sinne dieſes Fürſten, und weiſt energiſch auf die geiſtigen Waffen des Katholicismus hin. Zweihundert Millionen Katholiken ſeien bei der Mißhandlung des Vicars Chriſti betheiligt. Sie appellirt an das große Tribunal des politiſchen Europa.

∴ Der Durchführung des hieſigen großen Prozeſſes, wegen der Verſchwörung, ſtellen ſich große Hinderniſſe entgegen, da allein 11 Cardinäle und 7 hohe Beamten dabei compromittirt ſind.

∴ In 50 Jahren hat ſich die katholiſche Geiſtlichkeit in ſechs europäiſchen Staaten um 865,000 Prieſter, Mönche und Nonnen vermindert. (Dieu merci!)

Stockholm. Profeſſor Dahl iſt zum Ritter des neu creirten St. Olafs-Ordens ernannt worden.

Teplitz. Der ausgezeichnete Pianiſt Rudolph Willmers hat im Schloßtheater zwei vielbeſuchte Concerte gegeben und auch hier wohlverdiente Anerkennung gefunden. Im zweiten Concert hatten wir das Vergnügen, Fräulein Richter von Ilſenau, eine junge, vielverſprechende Schülerin des Profeſſors Gordigiani aus Prag, zu hören. Sie ſang „das Heimweh", eines der ſchönſten Lieder ihres Lehrers, „Emma", ein Lied von Willmers, eine Arie aus dem „Zweikampf" von Herold und eine Arie von Beriot, und erregte durch die Schönheit ihrer Stimme und durch den Zauber ihres Vortrags allgemeinen Enthuſiasmus. Fräulein Richter von Ilſenau geht, mit den beſten Empfehlungen an die erſten Geſangsmeiſter Italiens verſehen, im October nach Italien, um von dort als vollendete Primadonna in ihr Vaterland zurückzukehren*).

Trier. Ein gewiſſer Gottfried de Laſſaulx ſtarb vor Kurzem hilflos und unbeachtet als Bettler im hieſigen Landarmenhauſe, während im Kammergerichts-Depoſitorium zu Berlin eine mütterliche Erbſchaft von 12,000 Thalern nebſt 17jährigen Zinſen für ihn aufbewahrt worden iſt.

---

*) Fräulein Richter von Ilſenau wäre eine glänzende Acquiſition für unſere Gewandhaus-Concerte. E. M. O.

Turin. Der König von Sardinien hat ſeine ganze Land- und Seemacht dem heiligen Vater gegen die Uebergriffe Oeſterreichs zur Verfügung geſtellt.

Wien. Marie Louiſe, Herzogin von Parma, die ci devant Gemahlin des Kaiſers Napoleon, will der Regierung von Parma entſagen und in Oeſterreich bleiben. Parma ſoll an den Herzog von Lucca und das Herzogthum Lucca an den Großherzog von Toscana fallen.

∴ Das bisher beſtandene Central-Bücher-Reviſionsamt hat, neu organiſirt, den Namen „Cenſur-Direction" erhalten. Zum Chef derſelben iſt Hofrath Martinez aus Innsbruck auserſehen; der bisherige Amtsvorſtand Hölzl iſt ihm als erſter und Herr Mankhoffer aus Lemberg als zweiter Adjunct beigegeben.

∴ Baron Salomon von Rothſchild hat vom Kaiſer die Erlaubniß erhalten, in den öſterreichiſchen Staaten ein Fideicommiß für ſeine Familie errichten zu dürfen. Dies wäre der erſte Fall, daß einem Israeliten geſtattet würde, in Oeſterreich ein Majorats-Erbe zu gründen.

∴ Jakob Grimm iſt ſeit einiger Zeit in der hieſigen Hofbibliothek eifrig bemüht, die Schätze derſelben für ſeine literariſchen Arbeiten zu benutzen, während Profeſſor Dahlmann, aus Bonn, das Staatsarchiv zu geſchichtlichen Zwecken ausbeutet.

∴ Der hieſige Verein gegen Thierquälerei zählt bereits gegen 2000 Mitglieder. Zu der Zahl der Ehrenmitglieder gehört der Staatskanzler Fürſt Metternich, Graf Kolowrat und Baron Rothſchild.

∴ Im Laufe des Herbſtes ſoll eine Sammlung der intereſſanteſten Aufſätze des Schriftſtellers Franz Wieſt unter dem Titel „Aus der Mappe eines deutſchen Journaliſten", zum Beſten ſeiner hilfloſen Familie erſcheinen.

∴ Strauß hat zwei neue Tanzbouquets, „Najaden-Quadrille" (Opus 206) und „Schwediſche Lieder-Walzer" (Opus 207) herausgegeben.

∴ Jemand hat nachgerechnet, daß Oeſterreich faſt eben ſo viele adelige als jüdiſche Unterthanen zähle: die Zahl der erſteren beträgt 500,000, die der letztern 650,000.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die erſte namhafte Schauſpielergeſellſchaft, bei welcher Molière engagirt, war die troupe des Comédiens de Monsieur, die auf dem Theater au petit Bourbon ſpielte. Molière trat hier zum erſten Male in dem Trauerſpiele „Heraklius" auf und zwar als Held des Stücks. Aber der zum Komiker geborene Darſteller mißfiel als Tragiker ſo ſehr, daß man ihn mit gebratenen Aepfeln warf, die an der Theaterthür zu kaufen waren. Er konnte die Rolle nicht zu Ende ſpielen und trat nie wieder in einem Trauerſpiele auf.

— Der Schauſpielerſtand in China gehört zu den verachtetſten Klaſſen der Geſellſchaft. Der Umgang mit Schauſpielerinnen iſt den Dienern des Staates ſtreng unterſagt. Wenn ein Beamter im Civil- oder Militärdienſt eine Muſikantin oder Schauſpielerin heirathet, ſei es als Frau erſten oder zweiten Ranges, ſo erhält er 50 Hiebe, die Heirath wird für nichtig erklärt und das Frauenzimmer von Staatswegen den Aeltern zurückgeſchickt.

— Cardanus, ein geſuchter Arzt aus dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, pflegte zu ſagen: »Ein tüchtiger Arzt komme in tauſend Jahren nur ein Mal — er ſelbſt ſei der ſiebente.

Treffer und Nieten.

• Lord C. ging neulich eine Wette ein, daß ſein Pferd über eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken ſetzen werde, ohne etwas daran zu derangiren. Es war eine tolle Wette und ein Saltomortale, den kein Jokei, kein Groom riskiren wollte. Der Lord, ein leidenſchaftlicher Verehrer ſeines Pferdes, ſah ſich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt, die Wette fallen zu laſſen oder ſelbſt das Pferd zu beſteigen. Er wählte das Letztere. Seine Gemahlin, eine energiſche Franzöſin, bat ihn, das Wagniß aufzugeben, er aber ſchlug den Ruhm ſeines Pferdes höher als die Bitten ſeiner Gattin an. Am nächſten Morgen trat dieſe, mit einer Piſtole in der Hand, zu ihm und ſagte: »Mein Herr, die Mutter Ihres Kindes hat das Pferd ihres Gemahls erſchoſſen.« Der koſtbare Renner war wirklich von Milady getödtet worden.

Intereſſante Neuigkeiten!

Bei Julius **Koffka** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entſchleierte Geheimniſſe
der
Proſtitution
in
Hamburg.

Klein 8. Brochirt 15 Ngr.

Hamburg
und
die Hamburger.

Portraits, Zuſtände und Skizzen aus der Gegenwart.
Klein 8. Brochirt 1 Thaler.

Im **Verlagsbureau** (Arnold Ruge) ſind ſoeben erſchienen:

Junius' Briefe,
deutſch von
Arnold Ruge.

Zweite Auflage. Taſchenausgabe. 30 Bogen. Eleg. broch.
1 Thlr. 10 Ngr., geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieſe zweite Auflage des wichtigen Buches iſt eine Taſchenausgabe, deren Ausſtattung ſich dem innern Werthe des Buches anſchließt. Die erſte Auflage wurde in zwei Monaten vollſtändig verkauft.

Bei **Wolfgang Gerhard** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kalliplaſtie. Studien über die Schönheit der Geſichtszüge und die Mittel zu deren Vervollkommnung. Nach dem Franzöſiſchen des Dr. Eid, ausübenden Arztes in Paris. 1 Bändchen in 8., elegant geheftet, Preis 18 Ngr.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 261. Leipzig, 1. October 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen Jährlicher Pränumerationspreis: $5^{1}/_{3}$ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b

Ein Geheimniß.

Von E. M. Oettinger.

(Schluß.)

Uns Allen, die wir uns einmal in gleicher oder auch nur in ähnlicher Lage befunden haben, muß es bekannt ſein, daß keiner von allen Reizen ſo viel Prickelndes hat, als der Reiz des Myſteriöſen. Jedes Geheimniß iſt eine cumäiſche Sibylle, die unſere Neugier faſt zu Tode kitzelt. Uns fällt dabei die räthſelhafte Grabſchrift „Aelia, Laelia, Crispis etc." ein, die man in Bologna im Hauſe des römiſchen Senators Volta ausgegraben, und worüber der arme Graf Carlo Malvaſia, nachdem er über dieſes magere Geheimniß einen dicken Quartband zuſammengeſchrieben hatte*), aus unbefriedigter Neugier den Verſtand verloren haben ſoll. In gleichem Zuſtande befand ſich unſer armer Freund. Gekitzelt von unwiderſtehlicher Neugier, den Schleier dieſes galanten Abenteuers zu lüften, befand er ſich in fieberhafter Aufregung, in einem Delirium, das ſeinem erhitzten Gehirne tauſend verworrene Hieroglyphen vorſpiegelte, von denen er keine zu entziffern vermochte. Der einzige Gedanke, der klar und deutlich vor der Camera obſcura ſeiner Seele ſtand, war der leicht erklärliche Wunſch, ſich, jenſeits der Brücke dieſes Geheimniſſes, am heißerſehnten Ziele zu ſehen.

Nachdem ſie länger als eine halbe Stunde von einer Straße in die andere gefahren waren, hatte ihn ſeine Begierde, zu erfahren, in welcher Gegend er ſich befinde, zu der Unvorſichtigkeit verleitet, plötzlich die Binde abzureißen und einen Blick auf die Straße zu werfen. In dieſem Augenblick befand ſich der Wagen in der Nähe der Tuilerien.

---

*) Dieſer Quartband erſchien unter dem Titel: „Aelia, Laelia, Criſpis" 1683 zu Bologna. Dreiundvierzig Autoren hatten ſich vor und nach ihm mit der Auflöſung dieſer geheimnißvollen Grabſchrift beſchäftigt, aber Keinem von Allen war die Löſung geglückt. Ein Abdruck dieſer Grabſchrift findet ſich in Oxenſtierna's „Pensées sur divers sujets" (tome I, page 353).

— Halt, halt! rief ſeine Begleiterin ihrem Kutſcher zu. Nun iſt Alles verloren!

— Was iſt verloren? fragte Herr Geoffroy.

— Nichts, Abbé, nichts! erwiderte die ſchwarze Dame ſchnell gefaßt. Noch iſt es Zeit, Ihre jugendliche Unbeſonnenheit wieder gut zu machen, wenn Sie ſich von Neuem die Augen verbinden laſſen und mir das heilige Verſprechen geben wollen, ſo lange blind zu bleiben, bis ich Ihnen die Erlaubniß zum Sehen ertheile. Mögen Sie dies nicht, ſo erſuche ich Sie, augenblicklich auszuſteigen, weil Sie unter keiner Bedingung erfahren dürfen, wo ich Sie hinfahren ſoll. Wollen Sie dem Befehle Ihrer Dame gehorchen oder nicht?

— Ich will! betheuerte der ungeduldige Abbé.

— Wie aber, wenn ich Ihrem Worte nicht mehr traue?

— Dann will ich ſchwören!

— Thun Sie das, ſagte ſie, ſeine Augen von Neuem verbindend.

— Ich ſchwöre beim Gott der Liebe, dieſe Binde nicht eher abzunehmen, als bis Sie mir die Erlaubniß dazu ertheilen.

— Gut, dann dürfen wir unſern Weg weiter verfolgen. Umkehren! rief ſie dem Kutſcher zu.

— Und warum befehlen Sie, umzukehren?

— Weil Sie geſehen haben, in welcher Gegend wir uns befinden. Die Ordre aber, die mir geworden iſt, verlangt, daß Sie mir blindlings folgen und keine Ahnung von der Straße haben ſollen, in welcher Sie mit heißer Sehnſucht erwartet werden.

— Schöne Unbekannte, ich berſte vor Neugier!

— In einer halben Stunde ſoll Ihnen Alles klar werden.

Nachdem ſie einige Minuten lang den Weg, den ſie gekommen, wieder zurückgefahren waren, befahl ſie dem Kutſcher, abermals zu halten. Als dies geſchehen war, erhob ſich die Dame, öffnete das vordere Wagenfenſter und flüſterte ihrem Kutſcher ein paar Worte ins Ohr. Gleich darauf ſetzte ein Hieb ſeiner Peitſche die Pferde in raſchere Bewegung. Der Wagen flog nun im ſtrengſten Galopp durch die finſter gewordenen Straßen.

— Iſt's erlaubt, zu fragen, weshalb wir jetzt ſo ſchnell fahren?

— Um die verſäumte Zeit einzuholen. Schon längſt wären wir am Ziele geweſen, hätte nicht Ihre jugendliche Unbeſonnenheit mich genöthigt, einen Umweg zu machen.

Der alte Herr, der ſich durch den abſichtlich wiederholten Vorwurf jugendlicher Unbeſonnenheit gründlich geſchmeichelt fühlte, ſchien, aus lauter Ungeduld, auf glühenden Kohlen zu ſitzen. Er rutſchte hin und her, kam mehr als ein Mal — wir wagen nicht zu entſcheiden, ob zufällig oder abſichtlich — mit dem Knie ſeiner Nachbarin in Berührung, bat ſie dann hundert Mal um Verzeihung und fragte fünf Mal in einer Viertelſtunde, wie lange er noch zu fahren habe.

Nachdem ſie abermals ein halbes Stündchen hin- und hergefahren waren, hatte der Wagen endlich das heißerſehnte Ziel erreicht.

— Nous sommes arrivés! ſagte die Dame.

— Dieu merci! flehnte der verbundene Abbé.

Der Kutſcher öffnete den Schlag; zuerſt ſtieg die Dame, dann ihr Begleiter heraus. Sie ergriff ſeinen Arm und führte den im Finſtern ängſtlich herumtappenden Seladon zwei ſteinerne Stufen hinauf. Oben angekommen, öffnete ſie die Thür des Vorſaals und geleitete den Abbé durch eine ziemlich lange Reihe prachtvoll meublirter Zimmer in einen glänzend erleuchteten Saal.

— Nun, Abbé, geſtattet man Ihnen, die Binde abzunehmen.

Papa Geoffroy riß die Schärpe ab und ſperrte Mund und Augen auf, als er ſich im Schooße eines wahrhaft fürſtlichen Luxus ſah.

— Wo bin ich? fragte er überraſcht.

— Im Schloß der Tuilerien, erwiderte die noch immer verſchleierte Dame.

Der Abbé, dem nun einfiel, was ihm ſein Freund Grimod beim Frühſtück erzählt hatte, ſchlug doch erſtaunt die Hände zuſammen und fragte mit angſtbewegter Stimme:

— In den Tuilerien? Darf ich nun auch erfahren, wer Sie ſind?

— Ich bin eine Ehrendame der Kaiſerin.

— Der Kaiſerin? wiederholte er tief erſchreckt.

— Beauftragt von Ihrer kaiſerlichen Majeſtät, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen hat ...

— Ein Geheimniß? fragte der Abbé faſt tonlos.

— Von ſo wichtiger Art, daß die Kaiſerin es Ihnen nur unter vier Augen zu entdecken wagt, jedoch nur unter Einer Bedingung ...

— Im Voraus unterwerfe ich mich jeder!

— Wohlan! Dort ſteht ein Schreibtiſch. Nehmen Sie Platz, Herr Abbé, und ſchreiben Sie, was ich Ihnen, auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, dictiren werde.

— Ich bin bereit! ſagte Geoffroy und ergriff die erſte beſte Feder.

Die ſchwarze Dame dictirte ihm ſtückweiſe:

— »Der Unterzeichnete verpflichtet ſich durch die unverbrüchlichſten Schwüre bei Gott und allen Heiligen« ...

— Bei Gott und allen Heiligen, wiederholte der Abbé, flugſchnell nachſchreibend.

— »Keine Seele auf Gottes Erdboden in das tiefe Geheimniß einzuweihen« ...

— Geheimniß einzuweihen, ſchrieb der Papa mit zitternder Feder.

— »Daß Ihre kaiſerliche Majeſtät, die erlauchte Gemahlin Napoleons I.« ...

— Napoleons I., wiederholte der Abbé faſt athemlos.

— »Hingeriſſen von der Bewunderung für den Geiſt des Unterzeichneten« ...

— Für den Geiſt des Unterzeichneten ...

— »Sich huldreich bewegen gefühlt hat« ...

— Bewegen gefühlt hat ...

— »Demſelben am heutigen Tage eine geheime Privataudienz zu bewilligen« ...

— Zu bewilligen, ſtotterte der unbeſchreiblich aufgeregte Abbé.

— »Der Unterzeichnete, der dieſen Beweis kaiſerlicher Huld zu ſchätzen weiß« ...

— Zu ſchätzen weiß, ſtöhnte der arme Mann, dem der Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

— »Erklärt hiermit« ...

— Erklärt hiermit ...

— »Sollte er ſo gewiſſenlos ſein, ſich jemals heimlich oder öffentlich dieſer Gunſtbezeigung zu rühmen« ...

— Zu rühmen ...

— »Sich freiwillig einer lebenslänglichen Gefangenſchaft auf dem Mont Saint-Michel zu unterwerfen.«

— Zu unterwerfen, wiederholte der Abbé, der ſo conſternirt war, daß er nicht mehr wußte, was er niederſchrieb.

— Erklären Sie ſich mit Allem einverſtanden?

— Ja! ſagte der Abbé, an Leib und Seele zitternd.

— Dann unterzeichnen Sie dieſe Erklärung mit Ihrem vollſtändigen Namen.

Mit fieberhaft fliegender Hand unterſchrieb er ſich mit Vor- und Zunamen.

— Abbé, geben Sie mir den Revers!

— Hier iſt er! ſagte der Glückliche.

— Ich gehe, um die Kaiſerin zu rufen, ſprach die Ehrendame Ihrer Majeſtät und begab ſich mit der bewußten Erklärung ins anſtoßende Gemach.

In demſelben Augenblick öffnete ſich auf entgegengeſetzter Seite, auf der die Dame hinausgegangen war, eine Flügelthür, durch die jetzt ein Herr hereintrat. Es war Grimod de la Reynière.

— Bon soir, cher papa! ſagte der verruchte Böſewicht.

— Sie treff' ich hier?

— Mit größerm Rechte, ausgezeichneter Papa, bin ich erſtaunt, Sie hier zu finden. Armer Mann, Sie glauben ſich im Schloß der Tuilerien, an der Stelle eines Stelldicheins mit der Kaiſerin, und ahnen nicht, daß Sie ſich in der Schlinge Ihrer größten Feindin befinden!

— Gott im Himmel, ſchrie der Abbé, jene ſchwarze Dame ...

— Iſt Ihre ganz ergebene Dienerin, erklärte Mademoiſelle Mézeray, die, eben eingetreten, jetzt unverſchleiert vor ihm ſtand.

— Himmel und Hölle, mein Revers!

— Er bleibt in den Händen meiner Freundin, ſagte der ſchändliche Böſewicht. Mademoiſelle Mézeray aber will ſo großmüthig ſein, nie davon Gebrauch zu machen, wenn Sie als reuiger Sünder für das große, himmelſchreiende Unrecht, das Sie ihr und ihrem Talente zugefügt haben, knieend Abbitte leiſten und als Mann von Ehre in meiner Gegenwart verſprechen, ſie fernerhin nie mehr ungerecht kränken zu wollen.

Der alte Herr, der ſeine ganze Faſſung verloren hatte, ſank vor ſeine Feindin auf beide Kniee nieder und ſagte:

— Mademoiſelle, verzeihen Sie einem alten Manne, der Ihnen verſpricht, Sie nie mehr zu tadeln, wenn Sie ihm einen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit geben wollen dadurch, daß Sie ihm jenen vermaledeiten Revers, der ihn ins Unglück ſtürzen kann, großmüthig zurückgeben.

Joſephine, viel zu gutherzig, um ſelbſt dem größten ihrer Feinde eine Bitte abzuſchlagen, war ſofort entſchloſſen, ihm Alles zu gewähren.

— Hier, Abbé, iſt der Revers. Geſtatten Sie, daß ich vor Ihren Augen ein Document, das geeignet iſt, Sie auf ewige Zeiten dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben, vor Ihren Augen zerreiße.

— Sie ſind ein Engel! jubelte Geoffrey und erfaßte ihre Hand, die er an ſeine Lippen zog.

Mademoiſelle Mézeray, die ihren Gegner beſiegt zu ihren Füßen ſah, nahm ihre weiße Buſenſchleiſe ab.

— Abbé, empfangen Sie dieſe Schleiſe als ein Zeichen der Erinnerung und Verzeihung, ſagte ſie mit dem einſchmeichelndſten Tone und befeſtigte ſie wie ein Ordensband an ein Knopfloch ſeiner ſchwarzen Weſte.

— Ich will, erklärte der alte Herr tiefgerührt, von jetzt an Ihre Farbe tragen und Ihr treuer Ritter ſein.

— Wer iſt dann glücklicher, als ich! rief Joſephine.

— Eine rührende Verſöhnungsſcene, ſagte der gründliche Taugenichts und fing boshaft zu applaudiren an. Ich könnte in helle Thränen ausbrechen.

— Warum, lieber Freund? fragte die Mézeray.

— Ach, weil ich nach dieſem, mir ewig unvergeßlichen Auftritt einen unbeſchreiblichen Hunger habe.

— Le souper est servi! meldete der eintretende Mameluck.

— Kommen Sie, mein theurer Abbé! ſagte die Schauſpielerin, häkelte ihren Arm in den des Kritikers und führte ihn in den Speiſeſaal.

Alle Drei waren bei köſtlichem Appetite.

III.

Seit jenem Abende wurde Mademoiſelle Mézeray vom Ritter der weißen Schleiſe *nie mehr* getadelt.

Er hat ſich einen Zug gemacht.

Anekdote aus dem Leben eines großen Dichters.

Von Heinrich Flügge.

Heinrich, der „ungezogene Liebling der Grazien“, der in demſelben Jahre geboren wurde, als der Pferdeverleiher Ambroſius Speckmann in Göttingen die nicht unwitzige Lebensgeſchichte eines Miethpferdes ſchrieb, ſtudirte im Jahre 1823 in Göttingen die Rechte.

Kurze Zeit vorher, ehe er die Doctorwürde erhielt, machte er an einem ſchönen Frühlingstage mit zweien ſeiner vertrauteſten Freunde einen Ritt nach dem hannöverſchen Städtchen Bowenden.

Hier ließ ſich jeder der Muſenjünger — denn das waren ſie im wahren Sinne des Worts — eine Portion Schinken und eine Flaſche Wein vorſetzen.

Der Mahlzeit wurde, in einer dichten Laube von Seringa-Gebüſch, alle Ehre angethan; dann ſchritt man zur Vorleſung poetiſcher Erzeugniſſe. Der „lange Flauß“, ſo wurde Bernhard F..., der eine der Studenten, wegen ſeiner Länge und ſeines außerordentlich zerriſſenen Schlafrocks, genannt, begann mit dem Vortrage einer Tragödie, „Judith und

Holofernes“, der von den beiden Andern, denen ſie herzlich viel Langeweile verurſachte, kaum Gehör geſchenkt wurde. Nachdem der Vorleſer ſein Manuſcript geſchloſſen hatte, wurde er von den Zuhörern mit coloſſalem Beifall überſchüttet, den der Autor von „Judith und Holofernes“ für baare Münze hinnahm, obgleich er als Dichter wohl hätte wiſſen ſollen, daß einem ſo ganz unbedingten, überſchwenglichen Beifall, zumal wenn er von Freunden geſpendet wird, nicht zu trauen iſt.

Dann las Adolph B…, von den Studenten wegen ſeiner gedrungenen Geſtalt „Pümpel“ genannt, ein größeres Gedicht „Till Eulenſpiegels Wiedergeburt“, das wegen ſeines ſatiriſchen Inhalts den Beifall des „ungezogenen Lieblings der Grazien“ erhielt.

Endlich las dieſer ſelbſt einige ſeiner reizenden, ſpäter in ſeinem „Buche der Lieder“ veröffentlichten Gedichte vor.

Die beiden Freunde waren ganz entzückt davon und ſelbſt der dicke Wirth, der leiſe herbei geſchlichen war, meinte, daß die Dinger (Verſe) recht ſchnackiſch ſind.

Heinrich beſtellte, aus Dankbarkeit für dieſe Kritik, noch eine zweite Flaſche Wein.

— Dieſe Gedichte, ſagte der lange Flauß, würde ich irgend einem Blatte zum Abdruck einſenden.

— Das iſt geſchehen, lieber Flauß, entgegnete Heinrich, aber man hat ſie mir zurückgeſchickt und ihre Aufnahme verweigert.

— An wen haſt Du ſie eingeſchickt?

— An Herrn Georg Harrys, den Redacteur der in Hannover erſcheinenden „Poſaune“.

— Und der hat dieſe herrliche Poeſie zurückgewieſen?

— Ja, und zwar mit folgenden Zeilen.

Der „ungezogene Liebling der Grazien“ zog ein Schreiben hervor und las:

> »Hochgeehrter Herr. Obgleich ich in Ihnen ein nicht unbedeutendes Dichtertalent entdecke, ſo kann ich doch von den mir eingeſandten Gedichten keinen Gebrauch machen, da, wenn ich es gerade herausſagen darf, alle rhythmiſchen Geſetze darin übertreten und außerdem zu viel Frivolität, Spott und ein gewiſſer Cynismus darin vorherrſchend ſind. Schreiben Sie zahmer und keuſcher, dann werden die Spalten meines Blattes Ihnen jederzeit geöffnet ſein ꝛc.
>
> Georg Harrys.«

— Nun, was meint Ihr dazu? fragte Heinrich.

— Ich für meine Perſon, ſagte Pümpel, meine, daß der Mann nicht ſo ganz Unrecht hat.

— O Du Philiſterſeele, möchte ich beinahe ſagen, wenn Du nicht der Verfaſſer des „wiedererſtandenen Eulenſpiegels“ und dadurch gegen meinen Ausruf einigermaßen geſchützt wärſt, willſt Du denn, eben wie dieſer Herr Harrys in Hannover, noch immer nicht begreifen, daß unſere Zeit eine andere geworden iſt, und daß es mit ihr auch die Poeſie werden muß? Gährt es nicht überall, und ſollte blos die Dichtkunſt ſich noch ferner, wie ein blinder Gaul in der Oelmühle, in dem einmal vorgezeichneten und breit getretenen Kreiſe bewegen? — Mich aber ſoll man nicht hindern, zu denken und zu dichten nach meiner Façon. Ich will unſere Poeſie, die nach und nach übernatürlich geworden iſt, wieder zu ihrer Natur zurückführen. Wenn ich die jetzigen Productionen unſerer Lyrik betrachte, ſo kommen ſie mir vor, wie ein Kerl, der es verſucht, in der Luft einen Sprung zu machen. Aber bevor es dieſem Kerl nicht gelingt, ſelbſt ſo ätheriſch zu werden, wie die Luft, wird er immer wieder zur Erde herabfallen. Meine Gedichte ſollen das Leben abſpiegeln, wo die Burleske neben der Tragödie, die Schellenkappe neben der Toga, der Schmerz neben der Luſt, die Anmuth neben der Gemeinheit einhergeht.

Heinrich ſchwieg einen Augenblick; dann fuhr er fort:

— Der Herr Redacteur Georg Harrys wünſcht, daß ich zahmer und keuſcher dichten ſoll, aber das mag und kann ich nicht, wenigſtens nicht in dem Sinne, in welchem er es meint. Anders zu dichten, wie ich dichte, hieße meine Individualität aufgeben. Der Teufel hole die Zahmheit!

Er ſchenkte die Gläſer voll und rief, indem er eins erhob:

— Es leben die drei Grazien: Liebe, Witz und Satire!

— Bitte um Entſchuldigung, ſagte der lange Flauß einfallend, der Witz iſt männlichen Geſchlechts und kann wohl nicht zu den Grazien gezählt werden.

— Da haſt Du recht, entgegnete Heinrich, ſetzen wir dafür Ironie und ſtellen wir den Witz als Wächter über ſie hin.

— So iſt es gut! rief Pümpel. Obgleich es den drei wahren Grazien, der Anmuth, der Huld und der Liebenswürdigkeit, nicht eben angenehm ſein wird, durch Liebe, Witz und Ironie aus ihrer Stellung verdrängt zu werden. Mich ſoll es nicht wundern, wenn ſie ſich dafür an Dir rächen.

— Schweig', heiſere Nachteule, die Du mein Herz durch Dein Kreiſchen mit bangen Ahnungen erfüllſt, und merke auf, wie ich mich an dem Herrn Georg Harrys gerächt habe.

Der „ungezogene Liebling der Grazien“ zog einige Nummern der „Poſaune“ hervor und las ein Gedicht. Als er geendet hatte, fragte er:

— Von wem iſt das Gedicht?

— Von Schiller, antwortete Pümpel und der lange Flauß.

— Ganz recht, ſagte der Vorleſer und las ein zweites Gedicht.

— Das iſt ebenfalls von Schiller, riefen die Zuhörer.

Heinrich las nun das dritte Gedicht.

— Auch von Schiller, hieß es wieder.

— Nun ſollt Ihr eine köſtliche Sorte von Redacteur kennen lernen, ſagte der Vorleſer; dieſe drei Gedichte, von denen faſt jeder Schuljunge weiß, daß ſie von Schiller ſind, habe ich Herrn Georg Harrys, mit Verſchweigung meines und des Verfaſſers Namen, eingeſandt; er hat ſie abgedruckt und in einer Note den ungenannten Verfaſſer aufgefordert, in ſeinen Beſtrebungen fortzufahren und der „Poſaune“ ſeine kräftigen Productionen zuzuſenden; auch mache er das Publicum noch beſonders auf dieſen anſcheinend noch jungen Muſenſohn beſtens aufmerkſam.

Die beiden Freunde ließen ein Gelächter erſchallen, das nicht enden zu wollen ſchien. Als man endlich ruhiger geworden war, glaubte der lange Flauß noch einmal darauf zurückkommen zu müſſen, daß Herr Georg Harrys auf Schiller als einen anſcheinend jungen Muſenſohn das Publicum aufmerkſam gemacht, worauf das Gelächter von Neuem losbrach.

— Meint aber ja nicht, ſagte Heinrich, daß Herr Georg Harrys durch den Abdruck der Gedichte und der Note darunter einen Witz machen gewollt, wie Einige, die es nicht wiſſen, daß er dann und wann einen Witz von dieſem oder jenem Anekdotenbuche entlehnt und ihn, ein wenig verändert, als den ſeinigen den Leſern ſeines Blattes auftiſcht, vielleicht glauben werden, nein, es war des Mannes ernſteſter Ernſt, und um die feſte Ueberzeugung davon zu haben, habe ich mein Manöver, wie es Euch dieſe Blätter — er legte mehrere Nummern der „Poſaune“ vor — beweiſen, noch ein paar Mal wiederholt.

Heinrich ſchwieg.

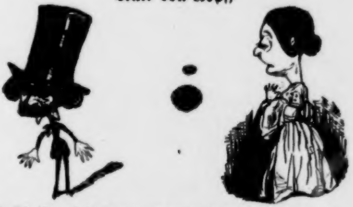
— Bedauernswürdiger Philiſter, ſagte er dann nach einer Weile, ſein Haar, das ihm wild um die Stirn hing, zurückſtreichend und ſeine ſanften ſchwärmeriſchen Augen nach einem Winkel der Laube richtend, als ſähe er dort Herrn Georg Harrys, der Du ein Blatt redigirſt und nicht einmal ſo beleſen biſt, Schillers Gedichte zu kennen, mein Freund, der mir Deine Stupidität geſchildert, hat ſich in Dir nicht geirrt, deutſche Schlafmütze! Ich habe ſtatt, wie Du mir rietheſt, zahmer und keuſcher zu ſchreiben, mir vorläufig mit Dir einen Jux gemacht, der hoffentlich, Leuten Deiner Art gegenüber, nicht der letzte ſein wird.

* * *

Erſt ſpät Abends kehrten die Freunde, die vorher noch mancher Flaſche Wein den Hals gebrochen hatten, nach Göttingen zurück.

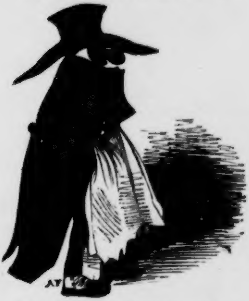
Des langen Flaußes „Judith und Holofernes“, ſowie des Pümpels „wiedererſtandener Eulenſpiegel“ ſind bis jetzt noch bleiches Manuſcript geblieben, während Heinrich Heine's „Buch der Lieder“ längſt ins roſige Leben getreten iſt und ſeine Worte, die er an jenem Abend ausgeſprochen hat, ſich bewahrheitet haben: er hat eine neue Gattung von Poeſie eingeführt, zahlreiche Nachahmer gefunden und ſich den Namen „ungezogener Liebling der Grazien“ erworben.

Leute von Kopf,



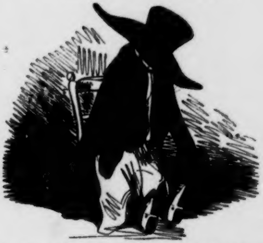
die ſich ihres koſtſpieligen Körpers möglichſt entäußert haben.

Eine theologiſche Nachteule.



Jeder kennt ſie; Niemand nennt ſie.

Ein verkappter Buſchklepper,



der tagtäglich drei Schriftſteller ſchlachtet und vier Blauſtrümpfe zum Frühſtück verzehrt.

Zapfenſtreich.

Aachen. Einer der größten Gegner der Preſſe, der ehemalige Miniſter des Innern und der Polizei, Herr von Rochow, Vice-Präſident des Staatsraths, iſt am 11. Auguſt geſtorben.

Berlin. Der König von Preußen ſoll ſich entſchieden haben, die Sache des Papſtes gegen die Uebergriffe Oeſterreichs zu unterſtützen.

∴ In Folge der Verhandlungen des vereinigten Landtages hat der König das nothwendige Bedürfniß eines Miniſterwechſels gefühlt. Herr von Bodelſchwingh behält das Miniſterium des Innern und erhält außerdem den Charakter und Titel eines Premier-Miniſters (den Charakter als Staatskanzler ſoll er abgelehnt haben); Herr von Savigny, der gegenwärtige Miniſter für die Geſetzreviſion, wird, an die Stelle des (in Aachen geſtorbenen) Herrn von Rochow, zweiter Präſident des Staatsraths. An die Stelle des Herrn von Savigny tritt der wirkliche Geheime Ober-Juſtizrath Bornemann. Herr von Duesberg, bisheriger Finanzminiſter, ſoll Herrn Uhden, den bisherigen Juſtizminiſter, remplaciren, und der gegenwärtige Präſident des Handelsamtes, Herr von Rönne, das Portefeuille der Finanzen übernehmen.

∴ Vor einigen Jahren ſchwebte beim hieſigen Criminalgericht ein Proceß, der weit umfaſſender war, als der jetzige Polen-Proceß, nämlich die ſogenannte Löwenthal'ſche Unterſuchung, welche 1834 gegen eine weitverzweigte Diebsbande geführt wurde. In dieſer Unterſuchung wurden 520 Perſonen in 854 Actenſtücken, zu denen noch 1196 Voractenſtücke gehörten, wegen 600 verſchiedener Verbrechen verurtheilt, und es wurde darin Summa Summarum auf 1264 Jahre Zuchthaus erkannt.

∴ Der Polen-Proceß wird allem Anſcheine bis zum April 1848 ſpielen und die Entſcheidung zweiter Inſtanz ſchwerlich vor 1849 erfolgen.

∴ In der Louiſenſtraße, dem Quartier latin Berlins, wohnen jetzt viele junge Polinnen, um ihren Landsleuten im großen Polen-Proceß beſtmöglichſt beizuſtehen.

∴ Unter den Fremden, welche ſich gegenwärtig hier aufhalten, um Berlin und ſeine zahlreichen wiſſenſchaftlichen Inſtitute aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, befindet ſich auch der Profeſſor Dahlmann aus Bonn, der Profeſſor Raimann aus Wien (Leibarzt des Kaiſers von Oeſterreich), der fruchtbare Theaterdichter Feldmann aus München und der berühmte franzöſiſche Romanſchriftſteller von Balzac aus Paris. Letzterer begiebt ſich von hier nach St. Petersburg.

∴ Der berühmte belgiſche Maler Wappers, Director der Antwerpener Kunſt-Akademie, wird hier zum Beſuch erwartet.

∴ Herr von der Hagen giebt in drei Bänden eine Sammlung von hundert altdeutſchen Erzählungen, beſtehend aus Ritter- und Pfaffen-Märchen, Stadt- und Dorfgeſchichten, Schwänken und Legenden heraus, die ſammt und ſonders aus dem zwölften Jahrhundert herrühren. Das Ganze ſoll noch im Laufe dieſes Jahres ans Licht treten.

∴ Der preußiſche Staat hat gegenwärtig 25,605 öffentliche Lehranſtalten, nämlich 6 Univerſitäten, 2 Akademien, das Lyceum zu Braunsberg, 117 Gymnaſien, 32 Progymnaſien, 41 Schullehrer-Seminarien, 100 höhere Bürgerſchulen, 661 Mittelſchulen und 23,646 Elementarſchulen mit 85,304 Lehrern und Lehrerinnen. Die Zahl der Lernenden beträgt 2 Mill. 455,121, davon auf den Univerſitäten und Akademien 3641 und auf den Gymnaſien 26,900 Inländer. Der Staat zahlt jährlich für die Gelehrtenſchulen 732,946 Thaler, für die übrigen Schulen 352,588 Thaler.

Breslau. Mit der „Schleſiſchen Zeitung“, welche bis jetzt von den hieſigen Blättern am entſchiedenſten liberale Grundſätze verfochten hat, ſoll bald eine weſentliche Veränderung vorgehen. Schon vor längerer Zeit hieß es, man habe in den Acten gefunden, daß das Privilegium der genannten Zeitung längſt erloſchen ſei und gar nicht mehr exiſtire. Dem Beſitzer der Zeitung (dem Buchhändler Korn) wurde inſinuirt, daß, wenn er nicht von Neuem um eine Conceſſion einkomme, das Blatt eingehen müſſe. Dies geſchah denn auch, die Conceſſion wurde ertheilt, aber nur unter der jetzt üblichen beſchränkenden Form „auf Widerruf“. Zu gleicher Zeit wurde der bisherige Redacteur R. Hilſcher nicht genehmigt.

Brüſſel. Nächſtens wird hier unter dem Titel „Mémoires concernant le gouvernement des Pays-Bas“ ein Werk veröffentlicht werden, welches über die neueſten Zuſtände Hollands höchſt pikante Aufſchlüſſe bringen ſoll.

Calcutta. Die periodiſche Preſſe des engliſchen Indiens liefert jetzt 32 Journale, davon kommen 6 auf Calcutta, 6 auf Madras, 4 auf Ceylon, 4 auf Bombay, 2 auf Moulmann und je 1 auf Serampur, Dalhi, Benares, Mirut, Kurratſchi.

Köln. Eine auffallende, mit andern Städten Deutſchlands contraſtirende Erſcheinung iſt die Theilnahmloſigkeit der hieſigen jungen Leute aus den ſogenannten gebildeten Ständen an dem politiſchen Leben unſerer Zeit. An andern Orten herrſcht jetzt in dieſem heranwachſenden Bürgerthume ein ſo reges geiſtiges Treiben, wie es vor wenigen Jahren kaum zu ahnen war; hier aber haben die ſich drängenden Ereigniſſe, die Umgeſtaltungen und Reformen keinen, oder nur ſehr wenigen Einfluß auf dieſe Generation ausgeübt. Eine Unterhaltung über politiſche Zuſtände erhebt ſich ſelten über die gewöhnlichſten Phraſen, und ſtatt ihrer pflegt man des beliebten, hier mit Leidenſchaft getriebenen Dominoſpiels.

Danzig. Bei einer unlängſt hier ſtattgefundenen Münzen-Verſteigerung ſind für einen polniſchen Thaler 140 Thaler preuß. Courant gezahlt worden. Der Mann, welcher dieſe Reliquie erſtanden hat, iſt ein Graf Potocki, der für den Ankauf dieſer Münze einen unbegrenzten Auftrag ertheilt hatte.

Darmſtadt. In unſerer vereinswüthigen Zeit hat ſich hier auch ein Verein zum Schutz der großherzoglich heſſiſchen Singvögel gebildet.

Dresden. Vom 1. October angefangen übernimmt der witzige Redacteur des Berliner „Freimüthigen", Dr. Julius Lasker, die Leitung des Feuilletons der Schmiederſchen „Abendzeitung". Seine friſche und gewandte Feder wird den Spalten dieſes Blattes neues Leben einhauchen.

Dublin. Der als Vorſitzender im O'Connell'ſchen Staats-Proceß bekannt gewordene Oberrichter Pennefather iſt vor Kurzem hier geſtorben.

∴ Wie das deutſche Volk ſeinen Liebling, den Kaiſer Rothbart, im Kyffhäuſer nicht ſterben, ſondern immer noch auf beſſere Zeiten harren läßt, ſo laſſen auch die armen Irländer ihren Daniel O'Connell nicht ſterben; ſie glauben, er ſei vor den Schreckniſſen der Zeit nach Italien geflohen und lebe ſtill und verborgen am Comerſee. (Ganz in der Ordnung! Was tüchtig gelebt hat, ſtirbt nicht.)

Frankfurt. Das Vermögen des Hauſes Rothſchild wird auf 600 Mill. Thaler angegeben. 600 Millionen Thaler zu 4 Procent bringen jährlich 24 Mill. Thaler Intereſſen. (Kein Wunder, wenn der liebe Mammon aller Orten ſo klamm iſt.)

Gera. Unſere Staatszeitung bringt nachſtehende Bekanntmachung:

»An
die Bewohner der Länder
Lobenſtein und Gera.

Wo und wie kann Ich Meinen Gefühlen Worte geben bei Eurer freien, volksthümlichen Feier, im chriſtlich-frommen Sinn, Meines 25jährigen Regierungs-Antritts;

Meinen Dank für ſo viele Liebe, für ſo viele Beweiſe Eurer Anerkennung, Ich darf wohl ſagen, treuen Strebens und guten Willens, für die rührenden Beweiſe Eurer Theilnahme bei langem Leiden im vorigen Jahre!

Ich vermag es nicht!
Traun, das verdien' Ich nicht!
Daher nur dieſe Worte:
das Andenken an jene Tage verliſcht in Meinem Herzen in Ewigkeit nicht,
der Beſitz dieſer Eurer Geſinnungen, er iſt Mein höchſtes, einziges Glück!
Mein höchſter Stolz!
Mein letzter Hauch für Euch, Ihr Lieben!

Doch jetzt, ſo Gott will, noch nicht, denn Ich melde Mich ſoweit geſund, daß friſche Kraft Mich belebt zur That.

Volkes Ruf iſt Fürſten Dank,
Volkes Lieb' iſt Fürſten Lohn,
Volkes Stimm' iſt Fürſten Rath,
Volkes Wohl iſt Fürſten Luſt!

H. 72.«

Hamburg. Die „Hamburger Nachrichten" enthielten neulich folgende Anzeige: »Ich Unterzeichneter fühle mich zum öffentlichen Dank verpflichtet gegen die Dame, welche mir meine verlorene Brieftaſche, enthaltend 100,000 Thaler in Caſſen-Anweiſungen und einen Brillantring, 60 Ducaten an Werth, wieder zurückerſtattete, ohne irgend einen Anſpruch dafür zu machen. In der größten Beſtürzung erfuhr ich nur ihren Namen: Clara Ottilie Leiſtemann. Nochmals dankend dafür, wird dieſelbe hiermit höflichſt aufgefordert, ſich am 4. October 1847 im „Hôtel de l'Europe“ in Hamburg zu melden. Stanislaus, Graf von Kominskoi.«

∴ Die Nachricht, daß die Tochter oder Enkelin des berühmten deutſchen Schriftſtellers A. v. Knigge in einer Herberge in Hamburg in den unglücklichſten Verhältniſſen geſtorben ſei (ſiehe „Charivari“ Seite 4155) iſt eine Erdichtung. Der Freiherr von Knigge hatte aus ſeiner Ehe mit Henriette von Baumbach nur ein einziges Kind, eine Tochter Philippine, welche mit dem hannöverſchen Oberſten Freiherrn von Reden verheirathet iſt. Von den vier Kindern derſelben iſt keins in Frankreich geboren, und der einzige Sohn der bekannte Statiſtiker Freiherr von Reden in Berlin; zwei Töchter ſind noch unvermählt. Eine davon iſt Canoniſſin in Fiſchbeck; die Andere iſt mit einem Freiherrn von Ompteda vermählt.

Karlsruhe. Am 1. October ſoll unſer ſogenanntes Noth- oder Interims-Theater eröffnet werden. Es wird nur 800 Zuſchauer faſſen und 8 Ausgänge erhalten.

Königsberg. Herr von Auerswald, nach fünfmonatlicher Abweſenheit in ſeine Heimath zurückgekehrt, hat von den Bürgern unſerer Stadt ein ſilbernes Thee-Service erhalten. Die Platte enthält in einem Eichenkranze die Widmung: »Dem Abgeordneten zum erſten vereinigten Landtage, Herrn Alfred von Auerswald, von ſeinen Verehrern.«

Leipzig. Für das am 31. October beginnende Univerſitätsjahr iſt der Profeſſor der theoretiſchen Philoſophie, Dr. Hartenſtein, zum Rector Magnificus erwählt worden, eine Wahl, der Jeder ſeinen vollen Beifall ſchenkt.

∴ Man erzählt ſich ſeit Kurzem, daß Herr Mühling, einer der frühern Directoren des Hamburger Stadttheaters, ſich als Compagnon des Dr. Schmidt bei der hieſigen Bühne betheiligen wolle. Dazu gehört mehr Muth, als Mancher ihm zutraut.

∴ Die „Freikugeln“ ſchreiben mit Bezug auf die Urkunde der Adelserhebung der bewußten Lola Montez: »Es wird allen baieriſchen Unterthanen insgeſammt kundgethan, daß ſie dieſe Maria nicht nur ſelbſt gräflich erkennen, ſondern ſie auch dabei handhaben ſollen, da Jeder, der dieſer Verleihung entgegenhandelt, beſtraft werden ſoll. Wie die einſtige Tänzerin Lola zu handhaben geweſen, das iſt nicht ſchwer zu ermeſſen; wie aber jetzt die Frau Gräfin mit ihrem neuen Wappen zu handhaben ſei, das weiß nicht Jeder. Die Stelle iſt für Jeden, der nicht eingeweiht iſt in die Myſterien des baieriſchen Styles, eben ſo dunkel als gefährlich. — Wir begreifen, ſagt daſſelbe Blatt, wie man einer Lola Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld geben kann; aber auch Ehre?« (Das iſt Etwas, was ſich nicht gut geben läßt.)

∴ In den 24 Jahren von Oſtern 1822 bis Oſtern 1846 ſind auf der Leipziger Univerſität 8731 Studenten immatriculirt worden.

London. Die amtliche Zeitung enthält einen Geheimrathsbefehl, daß allen in den großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen, wie den fürſtlich ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Staaten erſcheinenden Werken der Schutz gegen Nachdruck in Großbritanien und Irland (und umgekehrt) gewährt wird.

∴ Lord Minto iſt als engliſcher Geſandter nach Rom geſchickt worden.

∴ In den hieſigen Polizei-Wachthäuſern beſtehen Bibliotheken allgemein nützlicher Werke zur Benutzung der wachthabenden Polizei-Mannſchaften. Jeder Polizeibeamte trägt wöchentlich einen halben Penny (5 Pfennige) zur Erhaltung und Vergrößerung der Bücherſammlung bei. Der Miniſter des Innern hat neulich jeder Abtheilung der hieſigen Polizei 20 Pfd. St. (140 Thaler) zur Anſchaffung von Büchern überwieſen.

∴ Bettina, das alte Kind, hat einen Agenten hierher geſandt, um die engliſche Ueberſetzung ihres „Briefwechſels mit Göthe“ in Bauſch und Bogen zu verkaufen.

∴ Die Shakeſpeare-Society läßt in ihrer Thätigkeit nicht nach: ſoeben ſind wieder zwei neue Bände der von ihr herausgegebenen Schriften erſchienen. Der erſte enthält die Fortſetzung (Band 2) der von Herrn Thomas Wright herausgegebenen „Chester plays“, deren erſter Band im Jahre 1843 von der Geſellſchaft herausgegeben worden war. Dieſe „Chester plays“ ſind derſelben Art, wie die franzöſiſchen „Mystères“ und wie die deutſchen, noch hier und da (z. B. in Bayern) aufgeführten Schauſpiele aus der heiligen Schrift und ſo abgedruckt, wie ſie von den Zünften in der Stadt Cheſter in den Pfingſtfeſttagen aufgeführt wurden. — Der zweite Band der Schriften enthält ein Luſtſpiel, „Ralph Roister Doister“, von Nicholas Udall, einem ziemlich unbekannten dramatiſchen Dichter, mit welchem uns Collier in ſeiner „Geſchichte der engliſchen dramatiſchen Poeſie“ zuerſt bekannt gemacht hat (nach dem einzigen in der Bibliothek des Eton College befindlichen Exemplare des Originals), und ein Trauerſpiel, „Gorboduc“, von Thomas Norton und Thomas Sackville, von denen der Erſtere die drei erſten, der Letztere die letzten zwei Aufzüge geſchrieben hat. Der Herausgeber, Herr W. D. Cooper, hat den beiden Stücken beſondere Abhandlungen vorangeſchickt, in denen er weitläufige Notizen über Udall, „den Vater des engliſchen Luſtſpiels“, und Thomas Norton giebt.

Luzern. Die Fahne, welche der bekannte Luzerner Verhörrichter auf den Leuenmörder, Ammann, für ſein Freicorps gewählt hat, enthält das „Bild des ſeligen Vaters Leu“ auf der einen und das der „ſiegreichen Mutter Gottes“ auf der andern Seite. — Man nennt das Corps „das Corps der Rache“.

Madrid Die Königin hat den Herzog von Vittoria und Morella, General-Kapitän der ſpaniſchen Armee, Don Baldomero Eſpartero, zum Senator ernannt.

∴ Der Miniſter des Innern hat ein Edict erlaſſen, daß keine der hieſigen Zeitungen ſich fernerhin über das Privatleben der Königin, ihres Gemahls und über deren Ehe ſich äußern darf; jedes Blatt, das dawider handelt, zahlt 60,000 Realen Strafe und verliert die Conceſſion zum fernern Erſcheinen. (In Spanien heißt das Preßfreiheit!)

Mannheim. Unſere „Abendzeitung“ bringt einen der faulſten Flecken des deutſchen Poſtweſens, den mehr als unverſchämten Poſtaufſchlag auf die Zeitungen, zur Sprache und hofft, daß der beabſichtigte Poſtcongreß dieſen faulen Fleck ausbrennen werde. Niemand aber, meint die „Dorfzeitung“, wüthet gegen ſein eigen Fleiſch und deshalb wird wohl Alles hübſch beim Alten bleiben.

München. Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, hat ſich gleich am erſten Tage ihrer Rückkehr von Würzburg wieder eine jener Handlungen erlaubt, die ihrer Bildung ſo ſehr zur Ehre gereichen. Als ihr ein Ober-Lieutenant durch die Betrachtung der Bilder vor einer Kunſthandlung den Weg verſperrte, gab ſie ihm mit ihrem Schirme einen Hieb über den Rücken. Der Ober-Lieutenant, der das Betragen der ſogenannten Gräfin für eine „ſchamloſe Frechheit“ erklärte, wurde dafür von einem Artillerie-Officier gefordert. Der Obſt-Lieutenant aber ließ den Cartelträger durch ſeinen Bedienten die Treppe hinunterwerfen. (Alles echt baieriſch mit einem Ypſilon!)

∴ Lola Montez hat an viele adelige Häuſer Viſitenkarten mit dem Namen „Marie, Comtesse de Landsfeld“ herumgeſchickt. Die meiſten dieſer Karten ſind ihr mit der ſchriftlichen Bemerkung zurückgeſchickt worden: »Je ne connais pas une comtesse de ce nom.« (Man wird das den Leuten ſehr übel nehmen!)

∴ Die Königin von Baiern iſt veranlaßt worden, der ehemaligen Tänzerin Lola Montez, der neugebackenen Gräfin von Landsfeld, den Thereſien-Orden zu ertheilen, um die p. p. Lola in den Hofzirkeln zu einer persona grata zu machen. In Kurzem wird auch Lola's Einführung bei Hofe erfolgen.

∴ Das Eckhaus der Prannerſtraße ſoll niedergeriſſen und an deſſen Stelle das Winterpalais der baieriſchen Pompadour erbaut werden.

∴ Prinz Luitpold läßt in der königlichen Porzellan-Manufactur ein prachtvolles Service für den Vice-König von Aegypten anfertigen. Die 62 Teller werden Anſichten von Baiern und verſchiedene Stellungen der Gräfin von Landsfeld enthalten.

∴ Die Regierung beabſichtigt, die Geſchwornen-Gerichte, wie ſie in der Rheinpfalz beſtehen, auch in den übrigen ſieben Kreiſen einzuführen. — Auch ſoll die verderbliche Zahlen-Lotterie aufgehoben werden. (Letzteres vermuthlich nur deshalb, weil die Gräfin von Landsfeld in der letzten Ziehung eine Niete gewonnen haben ſoll. Glückliches Baiern mit einem Ypſilon!)

Nürnberg. Am 30. Auguſt iſt der durch mehrere politiſche und philoſophiſche Schriften, ſowie durch ſein „Handbuch für Reiſende nach London“ bekannte Dr. Joſeph Gambihler im 46ſten Lebensjahre am Nervenſchlage geſtorben.

Oldenburg. Zwiſchen Frankreich und Oldenburg iſt ein Vertrag über Auslieferung der Verbrecher, mit Ausnahme der politiſchen, zum Abſchluß gekommen.

Paris. Marſchall Sebaſtiani iſt zum Vormund der Praslin'ſchen Kinder ernannt worden. Das Zimmer, in welchem der vielbeſprochene Mord geſchehen iſt, ſoll unverändert in demſelben Zuſtande, wie es am Morgen nach der That geweſen war, erhalten bleiben; doch ſollen die Thüren und Fenſter deſſelben zugemauert werden.

∴ Der Pairshof ſoll, nach dem „Journal des Débats“, in ſeiner geheimen Berathung entſchieden haben, daß ein Pair in einem Falle, wie der des Herzogs von Praslin, dem gewöhnlichen Rechte anheimfalle und ſofort verhaftet werden könne, ohne daß es einer Vollmacht der Pairskammer dazu bedürfe. Künftig wird man alſo unter ähnlichen Verhältniſſen gleich zur Verhaftung ſchreiten können.

∴ Der Name Praslin, der ſchon im erſten Kreuzzuge unter den Kampfgenoſſen Gottfrieds von Bouillon vorkommt und ſeitdem ſich von Epoche zu Epoche auf dem Felde der Ehre verfolgen läßt, iſt jetzt unter dem Volke ein Schimpfname geworden, gleichbedeutend mit „Henker“ und „Mörder“ und hat die franzöſiſche Sprache um ein neues doppelſinniges Wort bereichert. Das ſonſt nur bei Conditoren gebräuchliche Wort „prasliner“ (in Zucker röſten) wird jetzt auch von einem Manne gebraucht, der ſeine Frau mißhandelt oder umbringt; es heißt jetzt nicht blos „überzuckern“, ſondern auch „abmurkſen“.

∴ In dem Vertrage, welchen die Regierung von Neugranada mit der Panamageſellſchaft abgeſchloſſen hat, verſpricht die Letztere die Eiſenbahn zwiſchen beiden Weltmeeren binnen ſechs Jahren herzuſtellen. Die Geſellſchaft hat dafür die Zuſicherung der Vortheile auf 99 Jahre. Iſt der Bau in der bezeichneten Friſt nicht beendigt, ſo verliert die Geſellſchaft die bereits gezahlte Caution (nur 60,000 Frs., etwa 3000 Frdr.). Der Bau iſt zu 25 Millionen veranſchlagt, die Mehrausgabe will die Regierung decken.

∴ Herr Granier de Caſſagnac, Redacteur der eingegangenen „Epoque“, der in Folge des Prozeſſes Beauvallon eine Verfolgung wegen falſchen Zeugniſſes zu befürchten hatte, iſt in aller Stille aus Paris verſchwunden und, wie man hört, nach Italien gegangen.

∴ In einigen Tagen wird Alexander von Humboldt hier erwartet.

∴ Zwei neue conſervative, alſo auch miniſterielle Organe ſollen in Kurzem das Licht der Welt erblicken. Die Geburt war ſchwer und ſchon lange angekündigt. Ihre Taufnamen ſind: „l'Opinion“ (die Meinung) und „le Conservateur“ (der Conſervative). Die „Opinion“ verdankt ihre Entſtehung einer Anzahl von Männern, welche durch bedeutenden Grundbeſitz ein beſonderes Intereſſe an der Erhaltung der beſtehenden Ordnung der Dinge und ihrer Dauer haben. Auch die Abonnenten der „Opinion“, deren man ſchon gegen 12,000 aufgebracht haben ſoll, gehören meiſt derſelben Klaſſe an — Den „Conſervateur“ hat eine gewiſſe Zahl von Abgeordneten der conſervativen Meinung ins Leben gerufen. — Für die Redaction der beiden neuen Blätter ſollen tüchtige Kräfte zuſammenwirken.

∴ Die Literatur der Sprichwörter hat vor Kurzem einen neuen Zuwachs erhalten. Von einem Herrn G. Dupleſſis iſt eine „Bibliographie parémiologique“ erſchienen, die weit vollſtändiger und viel zweckmäßiger als die „Literatur der Sprichwörter“ von C. G. Nopitſch (Nürnberg 1833) iſt.

∴ Unſere Proletarier wollen einen Verein zur ſittlichen Verbeſſerung der höhern Stände bilden.

∴ Ein Herr Damian Knußmann, aus Mainz, hat hier auf einen künſtlichen Blutegel ein Patent erhalten. Die Verſuche, welche mit dieſem Inſtrumente in den Hoſpitälern gemacht wurden, ſind ſehr günſtig ausgefallen, und wahrſcheinlich wird dieſer künſtliche Blutegel in Frankreich allgemein zur Anwendung kommen.

∴ Frankreich erzeugt im Durchſchnitt jährlich 37 Millionen Hectoliter Wein. Von 1841 bis 1845 wurden 162,223 Hect. nach England, 685,989 nach den Hanſeſtädten, 359,807 nach Holland, 202,881 nach Rußland, 399,279 nach Amerika und 5 Millionen 347,821 Hect. nach anderen Ländern ausgeführt. — Champagner verbraucht Frankreich durchſchnittlich jedes Jahr nicht mehr als 2,500,000 Flaſchen, während 4,500,000 Flaſchen ins Ausland gehen. Am 1. April d. J. war in Frankreich ein Vorrath von 22,847,971 Flaſchen Champagner vorhanden und zwar über 6 Millionen in Rimes, über 7 Millionen in Chalons und beinahe 10 Millionen in Epernay.

Peſth. Am 7. November wird der ungariſche Landtag ſeine Sitzungen eröffnen.

Prag. Vom czechiſchen Geſchichtsſchreiber Tomek befindet ſich eine Geſchichte der Prager Univerſität (in böhmiſcher Sprache) unter der Preſſe; ſie ſoll im künftigen Jahre als Feſtgabe zur vierten Säcularfeier unſerer Hochſchule erſcheinen.

∴ Auf unſerer Bühne hat Herr Baumeiſter, vom Schweriner Hoftheater, einen Cyclus von Gaſtrollen gegeben und ehrenvollen Beifall eingeerntet.

Rom. In Perugia haben ſich ſechzig junge Damen in die Liſten der Bürgergarde eingezeichnet und üben ſich jetzt im Exerciren und im Gebrauch der Waffen. — Der ganze Kirchenſtaat hat ſeit Kurzem ein kriegeriſches Anſehen. Der Cardinal Erzbiſchof von Ravenna läßt ſchon für das Heil der Waffen der päpſtlichen Heerſchaaren beten. Ancona und Oſimo haben Deputirte nach Lüttich geſandt, um dort Gewehre aufzukaufen. — Eine Schaar von 400 militäriſch einexercirten Knaben haben dem Papſte auf ſeinem Zuge zur Kirche die militäriſchen Honeurs gemacht. — Das Wiener Cabinet ſoll dem heiligen Vater die Wahl eines Schiedsrichters vorgeſchlagen haben.

∴ Man glaubt ziemlich allgemein, daß der Canonicus Grazioſi, der Freund und Rathgeber des Papſtes, vergiftet worden ſei. Man will ſeinen Leichnam ausgraben, um das Factum durch ärztliche Unterſuchung beſtätigen zu laſſen.

Stuttgart. Der bekannte Maler Simon, deſſen im Werden begriffenes großes Bild, „die Befreiung des Menſchengeiſtes", die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregt, ſoll aus unſerer Stadt verwieſen werden, weil er für die „Mannheimer Abendzeitung" correſpondirt. Er hat jedoch Recurs eingelegt, und hoffentlich wird man dem freien Künſtler verzeihen, daß er außer dem Pinſel auch die Feder zu führen verſteht.

Wien. Einer neuen Cenſur-Verordnung zufolge darf in den geſammten Wiener Journalen kein Wort über die herrſchende Theurung und die ſchändlichen Umtriebe auf den Getreidemärkten geſchrieben werden.

∴ Die öſterreichiſche Regierung hat dem ſchwerverdächtigen Bauernkönig Szela die goldene Verdienſt-Medaille ertheilt, weil er mit Gefahr ſeines Lebens für Herſtellung der Ruhe geſorgt haben ſoll (? — ! — ?).

∴ Zu der kleinen Zahl intereſſanter Gäſte, die in unſern Mauern verweilen, gehört der berühmte Sprachforſcher Jacob Grimm, der preußiſche Landtags-Abgeordnete von Beckerath, der czechiſche Hiſtoriker Palaczky und der engliſche Romanſchriftſteller Ainsworth, Verfaſſer des „Jack Sheppard" und des „Tower in London".

∴ Ludwig Deinhardſtein hat ein neues Künſtlerdrama, „Fürſt und Künſtler", vollendet. Unter den Perſonen kommt auch Göthe vor. In Kurzem ſoll das Stück im Burgtheater in Scene gehen.

∴ Baron von Rothſchild hat die Pflaſterung der Hauptſtadt mit dalmatiniſchem Asphalt, der ſich als dauerhaft bewährt, übernommen (?).

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Kleopatra, Königin von Aegypten, ſoll ein Werk über die Kosmetik geſchrieben haben, welches in ſo hohem Anſehen ſtand, daß Galienus ſich häufig auf daſſelbe beruft und ganze Stellen daraus citirt. Das Buch ſelbſt hieß „Cleopatrae gynaeciorum libri".

— Caligula ſagte eines Tages zu ſeiner Geliebten, Druſilla: »Ich hätte große Luſt, Dich auf die Folter legen zu laſſen, um von Dir zu erfahren, warum ich Dich ſo liebe.«

— Anna von Oeſterreich war ſo zart, daß ſelbſt der Atlas ihre feine Haut verwundet haben ſoll.

— Ninon de Lenclos ſagte einſt, daß, wenn der liebe Gott bei Erſchaffung ſeiner ſchönen Welt ſie um Rath gefragt haben würde, ſie ihm den Wink gegeben hätte, die Runzeln unter die Fußſohlen zu verbannen.

— Cyrano von Bergerac hatte eine ſo auffallend lange Naſe, daß er ſich genöthigt ſah, ſeinem Geruchswerkzeuge, das ihn dem allgemeinen Spotte preisgab, mit dem Schwerte Achtung zu verſchaffen; durch die ernſten Lehren, die er bei vielen Gelegenheiten gab, legte er den Spöttern völliges Stillſchweigen auf; Einigen brachte er im Duell ſogar tödtliche Wunden bei. Es iſt geſchichtlich erwieſen, daß die Naſe Bergeracs einem halben Dutzend braver Leute das Leben gekoſtet hat.

— In der indiſchen Götterlehre kommt ein weißes Himmelspferd, Kalighi, vor, welches beſtändig auf drei Beinen ſteht und den rechten Fuß in die Höhe hält. Wenn es endlich auch dieſen niederſetzt, dann wird Wiſchnu, der Gott der Götter, dies Roß beſteigen, um die ungerechten und gottloſen Könige zu tödten und das ganze Menſchengeſchlecht zu vernichten.

— Im Königreiche Macaſſar ließen ſich in früherer Zeit die vornehmen Leute ihre natürlichen Zähne ausreißen, um ſie durch künſtliche aus maſſivem Golde zu erſetzen.

— Die ſogenannten Calembourgs der Franzoſen ſtammen, nach Wilhelm Wackernagels Meinung, vom Pfaff von Kalenberg. In der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte auf dem Kalenberge bei Wien ein Pfarrer, der durch zahlreiche derbe Schwänke in Wort und That eine Lieblingsperſon der Sage und der Poeſie des Volks geworden war. Der Name des Kalenbergs war ſprichwörtlich. Auch Luther kannte ihn und nennt ihn einmal in den Randgloſſen zur heiligen Schrift, zu Sirach 19, 5: »Wer ſich freuet, daß er Schalkheiten treiben kann, der wird verachtet, wie Eulenſpiegel, Vincentius und der Pfaff von Calenberg.« Ein gewiſſer Philipp Frankfurter ſchrieb das Leben dieſes Calenbergers in Reimen; das Buch iſt wiederholt gedruckt worden, aber nur die Frankfurter Ausgabe von 1550 giebt den Namen des Dichters.

Bei **Ch. E. Kollmann** in Leipzig ſind ſoeben erſchienen:

1809.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

3 Bände. 3½ Thaler.

1r Band: Der Landwehrmann. 2r Band: Wien und Aspern.
3r Band: Wagram und das Attentat.

Der große deutſche Held des Jahres 1809 — Erzherzog Carl — iſt vor Kurzem erſt von dieſer Erde geſchieden. Seine Kriegsthaten in dieſem merkwürdigen Feldzuge uns zu vergegenwärtigen, iſt das Streben des Verfaſſers geweſen.

Die Nachtmahlsbrüder in Rom.

Ein Roman

von

Ernſt Willkomm.

3 Bände. 4½ Thaler.

Magnus Kraft.

Ein Roman

von

Maria Lenzen.

3 Bände. 3¾ Thaler.

Original-Romane,

welche ſoeben bei **A. Wienbrack** in Leipzig erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind:

Cünzer, Borromäus, Novellen. 2 Thlr. Eleg. broch.
Inhalt: Der Schwan vom Avon — Winifred — Das Quartett — Die Gräfin von Gräfenheims. —

Klencke, die deutſchen Phariſäer. 3 Thlr. Eleg. broch.

Lorenz, Wilhelmine, Von Altenburg nach Paris. 2 Thlr. Eleg. broch.

Norden, Maria, Feldblumen. 2 Thlr. Eleg. broch.
Inhalt: Vater und Sohn — Der Weber von Langenbielau — Der Flottenofficier — Bad Kiſſingen. —

Otto, Louiſe. Römiſch und Deutſch. 4 Thlr. Eleg. broch.

Penſeroſo, Manuelitta Dolores. 3 Thlr. Eleg. broch.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 262. Leipzig, 8. October 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen
Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen
ehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b

Agamemnon Schnaberl.

Novelle von Ferdinand Meßner.

Herr Schnaberl las alle Romane, deren er habhaft werden konnte, und erboſ'te ſich, daß keiner aus dem wirklichen Leben herausgegriffen war. Er machte jederzeit noch einen zweiten Schluß, indem er das Buch ruhig zuklappte und darüber mit Muße eine Gallenfieber-Predigt hielt. Ueber die geleſenen Bücher ärgerte er ſich vergnügt, »denn,« ſagte er, »nun kann ich doch ein beſſeres machen.« Seine Frau ärgerte ſich nicht weniger über ihn, obwohl mit weniger Vergnügen; da ſie übrigens nicht hoffen durfte, ihren Mann verbeſſert neu aufgelegt zu ſehen, ſo hatte ſie ſchon in der erſten Ausgabe ihn durch Nachdruck vermehrt, und kümmerte ſich deshalb nicht mehr um ihn, als nöthig war, um jeden Abend zu wiſſen, daß er noch am Leben ſei.

So hatte unſer Agamemnon ſchon längere Zeit auf ſeine Weiſe an der deutſchen Literatur herumgebeſſert und ſich ſelbſt durch ſeinen Aerger abgearbeitet, bis er endlich ernſtliche Anſtalt traf, ſich der Zahl der Schriftſteller anzureihen. »Wenn nun,« ſagte er, »der Aerger nicht recht losgeht, dann weiß ich, beim Himmel! nicht, wie ich es beſſer anfangen ſoll. Ein Dutzend Recenſenten, die ich mir auf den Hals ſchreibe, ſind ſo gut wie eine Schwindſucht.«

Mit Umſicht beſorgte er, was zu einem guten Romane gehört. — Zuerſt den Schreibtiſch, den er mit einem Regale verſehen ließ, das groß genug war, um die gediegenſten Schriften der ganzen deutſchen Literatur in ſich aufzunehmen. Papier trug er ſo viel zuſammen, als hoffe er die ganze Ewigkeit hindurch an ſeinem Romane fortzuſpinnen, und bezüglich der Federn war keine Gans mehr ihres Schwanzes und ihrer Flügel vor ihm ſicher. Erſt, nachdem er alle Materialien zum Schreiben glücklich zuſammengebracht hatte, lief er nach dem Stoffe ſeiner Erzählung umher, um nur Wirkliches zu erleben und zu verwenden, denn mit der Phantaſie wollte er ſich um keinen Preis einlaſſen.

Die erſte intereſſante Begebenheit, welche ihm aufſtieß, war eines Abends ein mäßiges Donnerwetter. Er ſelbſt betheiligte ſich dabei; denn da er ſich außerhalb der Stadt und ohne Schirm befand, trug er an ſeinem Leibe einen guten Theil des Regens mit herum, welchen er dem Erdboden durch ſein Dazwiſchenkommen entzogen hatte. Sein gänzlich durchweichter Hut, welcher, wie eine naſſe Schwalbe die Flügel, die Krempe lebensmatt herabhängen ließ, machte ihn einem Haſen ähnlicher als irgend einem Menſchen.

Schnaberl fluchte zwar ein klein wenig, brachte aber das Donnerwetter und den Regen, als glückliche Roman-Ideen, in ſeinem Skizzenbuche, das er ſtets bei ſich trug, ſofort aufs Trockene.

Während er noch am Donnerwetter ſchrieb, trieb der Wind einen Hut zu ſeinen Füßen. Er hob ihn auf und ſah ſich nach dem Eigenthümer deſſelben um. Dieſer war, eine Dame am Arme, ſeiner Kopfbedeckung nachgelaufen. Schnaberl trug dem Fremden den Hut entgegen und bemerkte dabei mit außerordentlicher Ueberraſchung, daß deſſen Begleiterin — ſeine eigene Frau war.

Daß die gute Frau ebenfalls überraſcht war, wird man uns zugeben; aber eine bei weitem größere Ueberraſchung trug ihr guter Mann davon.

— Ottilie! ſagte er und ergriff ihre beiden Hände und ſtülpte in der Zerſtreuung den fremden Hut auf den ſeinen, was, zum Teufel! führt denn Dich hierher, mein Engel?

Ottilie wollte antworten, aber der Fremde nahm das Wort und fragte:

— Was geht das Sie an?

Agamemnon ſtand bei der Frage ganz verblüfft; dann aber beſann er ſich und entgegnete:

— Was das mich angeht? Beim Teufel! Iſt es denn nicht meine Frau?

— Ihre Frau? fragte der Andere lachend. Herr, wenn Sie nicht ſchon ein Narr ſind, dann haben Sie wenigſtens gegründete Hoffnung, es bald zu werden. Geben Sie mir meinen Hut und trollen Sie ſich!

Schnaberl fand nach dieſer Erklärung wirklich Bedenken, die Dame als ſeine Frau zu reclamiren. »Wer, wie ich, ſchon eine Frau hat, und obenein eine ſolche, wie ich, der hat wohl alle Vorſicht nöthig, ſich nicht noch eine zweite auf den Hals zu laden,« ſprach er vor ſich hin und genehmigte ſtillſchweigend, daß der Andere ihm den Hut vom Kopfe nahm und dabei den ſeinigen in eine Pfütze warf.

Während er an ſeinem Hute herumſchabte, um ihm eine beſſere Façon beizubringen, ſtellte er folgende Betrachtungen an:

»Wenn die Frauen nur einigermaßen meinem Hute glichen, dann würden ſie weit biegſamer ſein, als ſie eigentlich ſind. Ein Hut nimmt jede beliebige Façon an, ein Weib keine; ein Hut kann ſich erweichen laſſen, ein Weib nur in gewiſſen Fällen; ein Hut ſetzt ſich auf den Kopf, das Weib ſetzt den Kopf ſelber auf; ein Hut wird ſo oft gezogen als es nöthig iſt, ein Weib läßt ſich nie ziehen, ſo oft es auch nöthig wird: nur darin kommen Beide überein, daß ſie ſich nach der Mode ändern.«

Unterdeſſen hatten ſich Beide, der Herr und ſeine Begleiterin, entfernt. Schnaberl aber fand den Vorfall intereſſant genug, um ihn für ſeinen künftigen Roman ſofort ſeinem Skizzenbuche einzuverleiben.

* * *

Als er ſpäter nach Hauſe kam und Ottilien fand, fuhr ihm wieder der Gedanke durch den Kopf, daß ſie mit der Dame, welcher er in Begleitung jenes fremden Mannes begegnet war, doch wohl identiſch ſei. Neben dieſer Idee ſpazierten in ſeinem Kopfe noch eine Maſſe anderer herum, die nichts Geringeres bezweckten, als der Wahrheit nahe zu kommen. Schnaberl wollte ſeine Frau Anfangs durch Blicke zum Geſtändniß zwingen und ſah ſie lange feſt und durchbohrend an; Ottilie aber bemerkte kaum ihren Mann und ſeine Blicke noch weniger; als er das endlich einſah, ſtand er davon ab. Nun wußte er kein anderes Mittel, als zu reden, und das that er denn auch.

Er erzählte das Erlebte Wort für Wort und ſetzte hinzu:

— Wenn Du jene Dame geweſen biſt, dann mag's hingehen, obwohl ich eigentlich nur gute Ideen und keine ſchlechten geſucht habe. Aber es wäre, beim Himmel! außerordentlich, wenn Du es nicht geweſen wärſt; denn dann würde ich Bedenken tragen müſſen, Dich jemals „Du" zu nennen, aus Beſorgniß, daß ich eine ganz fremde Erſcheinung für Dich anſehen und lieben könnte.

— Himmel! ſagte ſie, wird man Dich denn niemals los? Du ſchwatzeſt mich noch in eine Ohnmacht hinein.

Ein Mann, wie unſer Agamemnon, der noch obenein Schriftſteller werden will und Ohnmachten für ſeine Bücher braucht, läßt ſich durch bloßes Drohen nicht ſo leicht einſchüchtern. Schnaberl trieb's noch weiter. »Wenn mir meine Frau den Gefallen thäte,« dachte er bei ſich, »und wirklich ohnmächtig würde, dann bekäme ich ſolch eine Ohnmacht ganz in der Nähe zu-ſehen und könnte ſie ſo treu nach der Natur ſchildern, daß es eine wahre Freude wäre.«

Er nahm das Geſpräch wieder auf und fuhr fort:

— Wäre es aber nicht höchſt komiſch, wenn ich wirklich der Ehemann von der fremden Dame geweſen wäre, Du aber die fremde Dame ſelbſt? Daß ich ſtill ſchwieg wie ein Narr, weil ihr Begleiter mich auslachte? Wäre mein Hut nicht zur Unzeit in die Pfütze gefallen, daß ich ihn bürſten und frottiren mußte, wie einen Halbtodten, dann hätte ich Dir nachſehen und Dich wenigſtens am Gange erkennen können. Aber nur auf Bällen und in Salons ſchweben die Damen; im eigenen Hauſe treten ſie ganz anders auf; in Geſellſchaft haben ſie eine Sonntagsnatur und für den Mann eine wochentägige; im öffentlichen Leben erſcheinen ſie mit ihrer Seele en parure und im häuslichen en deshabillé.

Ottilie ſprang unwillig auf.

— Beim Himmel! rief ſie, Du bringſt mich um!

Schnaberl entnahm aus dieſen Bewegungen und ihren Worten, daß er ſie der Ohnmacht ſchon viel näher gebracht habe, und fuhr freudiger fort:

— Als ein Ehemann hätte ich dem Andern im glücklichſten Falle den Hals brechen ſollen, da er ſich ohne Weiteres als Acceſſiſt in Amt und Würden ſetzen wollte, die von Rechtswegen einzig und allein nur mir gebühren. Ein Ehemann aber hat die ſchlimmſten, die je auf der Welt zu Tage gefördert worden ſind. Die Frau vertritt blos eine Perſon, ſich als die regierende, der Mann vertritt die ganzen Eheſtands-Unterthanen und bildet durch ſich eine ſtehende Armee. Wenn es nun zum Kriege kommt, wer Anders iſt der Angeführte als der Ehemann?

Ottilie traf zur Ohnmacht all' jene Anſtalten, welche einen Mann erſchüttern können. Sie ließ die Arme herabſinken und lehnte ſich matt in die Sopha-Ecke.

— Agamemnon! ſprach ſie mit ſchwindender Stimme, Du biſt mein Tod!

Schnaberl aber war der Ohnmacht ſeiner Frau ſchon zu nahe gekommen und bemerkte das mit zu großem Vergnügen, als daß er davon hätte abſtehen können.

— Falle zu, ſagte er ruhig, ich werde Dich halten!

Ottilie ſank erblaſſend und mit geſchloſſenen Augen um, und Schnaberl kollerte vor Schreck darüber in die Stube. Erſt unter der Taufe ſeiner Frau, welche — ob aus Liebe zu ihrem Manne, bleibt unentſchieden — das Waſſer dabei nicht ſparte, kam er endlich wieder zu ſich.

— Ottilchen, fragte er, biſt Du nicht ohnmächtig?

Sie lächelte verſchmitzt und verſetzte:

— Ich war es, aber nicht ſo lange wie Du!

Schnaberl aber ſprach troſtlos für ſich:

— Nun bin ich um meine Ohnmacht und um die Beſchreibung derſelben gekommen; aber wiſſen möchte ich denn doch, wie ich ſo eigentlich umgefallen bin. Sapperment, das ſind ſchöne Sachen! Erſt nehme ich mir alle erdenkliche Mühe, meine Frau in eine Ohnmacht zu ſtürzen, um Letztere dann für meinen Roman zu gebrauchen, dann aber falle ich ſelbſt um wie ein Klotz!

* * *

Am andern Morgen, nachdem ſich unſer Agamemnon von ſeiner Ohnmacht wieder erholt hatte, erhielt er den Beſuch eines ſeiner Freunde, des Doctors Friebel, welcher außer einer einnahmeloſen Praxis einen Sohn beſaß, der das Talent des Ausgebens ſchon bis zum Schuldenmachen ausgebildet hatte. Darüber ärgerte ſich der Doctor und klagte Schnaberln ſeine Noth.

— Wenn ſo ein Stück Junge, ſagte er, endlich groß und geſcheidt geprügelt worden iſt, dann fängt ſeine eigentliche Dummheit erſt recht an. Iſt's nicht eine Sünde, meinen ſauren Verdienſt von ihm ſo arg verſchwendet zu ſehen?

— Doctor, verſetzte Schnaberl, was Du verdienſt, kommt Deinen Patienten ſaurer als Dir.

— Wie? ſagte Jener. Brauche ich nicht eine Maſſe Patienten, die ich erſt geſund oder todt kuriren muß, um als rechtlicher Mann beſtehen zu können? Und verſtehen die Leute nicht jetzt die Hälfte von Dem ſelbſt, was ein Doctor verſtehen muß, nämlich, wie man geſund bleibt? Was bleibt uns nun weiter übrig, als zu wiſſen, wie man am längſten oder kürzeſten ſtirbt?

— Ja, entgegnete Schnaberl, Ihr quackſalbert aber auch Zeugs durcheinander, was keinen Verſtand hat! Iſt es nicht ſchon eine große Wohlthat für den Kranken, wenn er noch mit dem Leben aus Euren Händen kommt? — Uebrigens hat Dein Junge erſt die Univerſität verlaſſen, und Jugend muß, wie Du wiſſen wirſt, austoben.

— Beim Teufel! ſagte Friebel aufgeregt, mein Junge tobt niemals aus. Haſt Du ihn denn nicht geſehen, ſeit er wieder zurück iſt?

— Nein, entgegnete Schnaberl. Ueberhaupt habe ich ihn, ſo alt er iſt, wenig oder gar nicht geſehen. Warſt Du früher nicht in der Reſidenz als Militärarzt?

— Ja, ſagte Friebel, aber hat er ſich denn nicht durch Deine Frau Geld von Dir geborgt, das Du nie zurück erhalten wirſt?

Schnaberl ſtand wie ein betrunkener Hund.

— Von mir? fragte er. Meine Frau hatte mir geſagt, daß ſie jenes Geld für ihren Bruder gebraucht.

— Und macht er nicht dafür, fuhr Jener ruhig fort, Deiner Frau den Hof und führt er ſie nicht aus und Dich an? Und hat er nicht ſeinen Freunden erzählt, daß er Dir mit Deiner Frau begegnet ſei und Dir ins Geſicht geſagt habe, daß es nicht Deine Frau ſei?

Schnaberl gerieth vor Verwunderung außer ſich.

— Verfluchter Kerl, der! ſchrie er wüthend; und hat er mir meinen Hut nicht zu Boden geworfen und ihn dergeſtalt beſudelt, daß er nicht wieder zu erkennen war? Und ſtand ich nicht da wie ein Narr und ſchabte und frottirte an meinem Hute herum, als wollt' ich ein Meiſterſtück daraus machen, während er meine Frau ruhig nach Hauſe führte?

— Ganz recht, beſtätigte Friebel gelaſſen, und dabei bemerkte er, daß Du Romane ſchreiben willſt und in die Krautfelder nach guten Ideen rennſt.

Schnaberl ſpazierte wie ein erboſter Truthahn in der Stube auf und ab.

— Kann es, ſagte er und blieb vor dem Doctor ſtehen, etwas Dummeres geben als Euch, die Ihr von einer Idee keine Idee habt? Steckt Ihr nicht ſammt und ſonders im Schmutze eines materiellen Lebens und ſteckt die Köpfe heraus wir die Rüben, blos damit man ſehen ſoll, wo Ihr ſteckt? Sollte man Euch nicht, wie Spanferkel, todtprügeln, blos damit Ihr beſſern Geſchmack bekämt? Beim Himmel! ich erlebe es noch, daß Ihr Eure Köpfe zum Tanzen verwendet und mit den Füßen das Hackebret dazu ſpielt.

Nun wurde auch der Doctor ärgerlich und ſprach:

— Können wir nicht auch ohne Dich dumm ſein? Daß Jeder im Schachte des allgemeinen Lebens herumbergwerkt und ſtatt des Erzes oft nur Steine herauskarrt, iſt dageweſen, ſo lange es Menſchen giebt. Schlagt Ihr Autoren nicht oft genug an Narrenköpfe, wenn Ihr aus dem Euren Ideen herausſchlagen wollt?

— Zu keiner Zeit, verſetzte Schnaberl; denn ſelbſt ein Narrenkopf iſt für Euch noch hinreichend. Würden wir Autoren oft ſo tolles Zeug ſchreiben, wenn Euch nicht nach ordentlichen Blut- und Mordgeſchichten lüſterte? Und muß nicht Liebe in jedes Buch hineingezerrt werden und darin ihre Affenſprünge machen? Lauft Ihr nicht nach elenden Poſſen ins Theater und lacht dabei über Eure eigene Geſchmackloſigkeit?

— Du biſt ein ausgemachter Narr! ſchrie der Doctor, der nicht mehr zu Worte kam, und rannte fort.

* * *

Schnaberls Roman-Ideen marſchirten von einer Seite zur andern und gediehen ganz vortrefflich. Die ſelbſt erlebten Geſchichten hielten gutwillig genug ſtill, um ſich von ihm abſchildern zu laſſen. Er that es mit allem Fleiße und gab den handelnden Perſonen blos andere Namen. »Denn,« ſagte er, »ſtelle ich mich ſelbſt hin wie ein Tanzbär, dann verbrenne ich mir die Pfoten an meiner eigenen Geſchichte.«

Mit jeder Seite ſchrieb er ſich, wie er hoffte, ſeinem Ruhme näher, und mußte ohnſtreitig am Schluſſe der Geſchichte auf der letzten Stufe deſſelben angelangt ſein. Dieſe Hoffnungen änderten ſich jedoch, als die Erlebniſſe beendigt waren und die Ideen ganz und gar ausblieben.

— Wär' ich nicht ein Thor, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich der verfluchten Ideen wegen die ganze Geſchichte und meinen Ruhm zugleich aufgäbe? Fängt mein Ruf nicht ſchon an, bedeutend zu werden, da der Doctor und ſein Sohn ſchon wiſſen, daß ich Autor bin? Was kann ich Beſſeres thun, als meinen Namen ins „Schneppenthaler Hellermagazin" zu laden und ihn daraus in jedes Ohr zu ſchießen?

Gedacht, gethan! Schnaberl ſchrieb: »In allen Zeitungen, Zeitſchriften, Journalen und Brochuren, in großen und kleinen Werken, hat mein Name ſeit einem Jahrzehend ruhmvoll obenan geſtanden; man war allgemein bemüht, mich für ſich zu gewinnen, meinen Kopf und meine Feder für ſich in Anſpruch zu nehmen. In Preußen ſollte ich die neue Conſtitution entwerfen; in England Gevatterbriefe für die Königin ſchreiben; in Portugal die gnädigen Geſinnungen der Donna Maria da Gloria, welche ſie für ihr Volk hegt, zu Papier bringen; in Rußland einen Ukas ausarbeiten, welcher dem Volke Gedankenfreiheit zuſichert; für Oeſterreich die Grundſätze des Deutſchkatholicismus zu einer Kirchenverbeſſerung ſammeln; für Sachſen eine Kartoffeltheorie entwerfen, um die Fäule abzuwenden; für Baiern aus dem Biere den Geiſt ziehen und für den deutſchen Bund ein allgemeines Preßfreiheits-Geſetz ausarbeiten. Ich hab' es nicht gethan! Das Warum werde ich der Nachwelt beantworten. Ich führe das Alles blos darum an, um die ungegründeten Gerüchte zu widerlegen, die, wie ich höre, Einer im Volke verbreitet, indem er behauptet hat, daß ich kein Autor ſei. Ich berufe mich auf das, was ich bisher geleiſtet habe, und auf die Gerechtigkeit der ganzen Nation, die mich vor ſolchem Schimpf zu ſchützen hat. Demjenigen aber, welcher mich von der Perſönlichkeit Deſſen unterrichtet, der ſo kleinlich von mir ſpricht, ſichere ich hiermit fünfzig Dukaten zu.«

Dieſe Leuchtkugel, an welche Schnaberl ſeinen Namen hing, ſollte über Schneppenthal leuchten, und deshalb ließ er ſie eiligſt im „Hellermagazin" aufſteigen.

— Auf ſolche Weiſe, ſagte er, kommt mein Name ſchon jetzt unter die Leute und wird weit eher berühmt als mein Buch, das noch zeitig genug meinem Ruhme hinterdrein kommt. Da die ganze Geſchichte, auf welche ich die fünfzig Dukaten geſetzt habe, nur von mir erdacht iſt, ſo kann ſie Niemand verdienen als ich. Beim Himmel! Dieſe Erfindung iſt eine neue Epiſode für meine Geſchichte!

⁂

Bald, nachdem der Aufſatz im „Hellermagazin" erſchienen war, erſchien auch Schnaberl jeden Tag einige Stunden länger auf den Straßen, um ſich, wie ein Eisbär, ſehen zu laſſen. Zu ſeinem Aerger hatte Schneppenthal nicht mehr als zwölfhundert Einwohner, die er, um recht oft geſehen zu werden, am liebſten bis zu Millionen hinauf multiplicirt hätte. Wenn ihn ein Vorübergehender von ohngefähr anſah, ſo glaubte er nichts ſicherer, als daß Jener den Hellermagazin-Artikel gleichſam an ſeiner Perſon noch ein Mal ableſe, denn daß er ſchon vorher den Artikel geleſen habe, präſumirte er dann jedesmal. Nur mit ſeinem Geſichte gerieth er bei ſolchen Gelegenheiten in Widerſtreit, denn theils wollte er eine höchſt tiefſinnige Miene annehmen, damit Jedermann gleich den tiefen Denker an ihm errathen ſolle, theils wollte er ſich das Anſehen eines Satyrs geben; dabei kämpfte er ſo lange gegen ſeine Alltags-Phyſiognomie, bis ſie den Ausdruck eines Schafes annahm.

Bald nach dem Erſcheinen des „Hellermagazins“ erſchien auch ein junger Mann bei Schnaberln, welcher durch ſeine frappante Aehnlichkeit mit dem Begleiter Ottiliens unſern Helden nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Er benahm ſich aber ſo leicht und ungezwungen, daß Agamemnon ſich veranlaßt fühlte, von ſeiner Idee abzuſtehen.

— Mein Herr, ſagte der Fremde, Sie haben fünfzig Ducaten Demjenigen ausgeſetzt, der Ihnen die Perſon nennt, welche Sie nicht als Autor anerkennen will.

Das war nun allerdings Schnaberl ſelbſt, der das gethan, und der damals, als er die ganze Geſchichte erdichtet hatte, auf ſolche Wendung nicht gefaßt war. Agamemnon ſuchte, wie ein kluger Feldherr, dem Drängen des Feindes auszuweichen und erwiderte:

— Es ſoll an dieſem Gerüchte nichts Wahres ſein, und ſo iſt jedenfalls mein Artikel als erledigt anzuſehen.

— Durchaus nicht, ſprach der Andere. Man zweifelt nicht nur an Ihrer Autorſchaft, ſondern behauptet geradezu, daß Sie kein Autor, wohl aber ein abgeſchmackter Thor ſind, der mit dem Au nicht wiſſe, was er anfangen ſolle und es zur Unterhaltung ſelbſt ſchreie.

Der Erfolg ſeines Artikels im „Hellermagazin“ ſtellte ſich für Schnaberl auf ſolche Weiſe allerdings glänzender heraus, als er jemals gehofft und gewünſcht hatte. So viele Grobheiten, auf welche er am allerwenigſten gefaßt war, mußten ihn nothwendig um ſeine Faſſung bringen. Wie eine gereizte Löwin ihr Junges, ſo wollte er jetzt ſeinen guten Namen vertheidigen, und rief:

— Wie? Wer wagt das zu behaupten?

— Ich! entgegnete der Fremde; und da Sie die Perſon nun wiſſen, erbitte ich mir die ausgeſetzten fünfzig Dukaten.

Daß man die Leute, welche Einem Grobheiten ins Geſicht ſagen, ſtatt ſie zur Thür hinauszuwerfen, noch mit fünfzig Dukaten honoriren ſoll, erſchien unſerm Schnaberln als himmelſchreiende Ungerechtigkeit. Der Anblick des Fremden, welcher ausſah, als wolle er alle Augenblicke zuſchlagen, zwang ihm ſo viel philoſophiſchen Gleichmuth ab, um ihn zu fragen, ob dies Ernſt oder Scherz ſei?

— Beim Teufel! entgegnete der Fremde, bin ich nicht deutlich genug geweſen? Wie Sie den Thoren nehmen wollen, kümmert mich nicht, und wie ich die Dukaten nehmen will, kümmert Sie nicht; jedenfalls nehme ich ſie allen Ernſtes, wenn das Sie beruhigen kann.

Schnaberl aber beſaß keineswegs jene Lammsgeduld der Stadtverordneten, die ſehr bald Beruhigung faſſen, ohne vorher beunruhigt zu ſein. Er ſperrte ſich Anfangs gegen die Bezahlung in aller Demuth, als Jener aber von ſeiner Forderung durchaus nicht abgehen wollte, fing Agamemnon zu handeln an und bot ihm erſt zehn, dann zwanzig, dann, immer aufgebrachter, dreißig, vierzig und endlich, in höchſter Hitze, fünfzig Dukaten.

Auf dem Wege zu ſeinem Pulte wollte Schnaberl den Frieden wieder brechen und die Unterhandlungen von vorn anfangen; aber der Fremde forderte mit ſolcher Energie ſein Geld, daß Agamemnon allen Muth verlor. Er händigte dem Unbekannten, nicht ohne Rührung, das Geld ein und murmelte etwas von Teufelholen, was Dieſer glücklicherweiſe nicht zu verſtehen ſchien.

Als unſer armer Schnaberl ſich endlich allein ſah, brach er in lichte Verzweiflung aus.

— Kann's wohl einen unglücklichern Autor geben, als mich? Iſt's nicht elend genug, daß ich nicht nur meinen Artikel für das „Hellermagazin“ nach den Zeilen zu bezahlen habe, muß der verfluchte Kerl mich noch gegen alles Chriſtenthum um mein ſchönes Geld bringen! Gehört die ganze fatale Geſchichte zu den glänzenden Erfolgen, welche ich mir als Romanſchreiber verſprochen habe? Beim Himmel! wenn ich jede Epiſode — die jetzige paßt für meinen Roman — ſo theuer zu bezahlen habe als dieſe, dann bekommt mein Buch unſtreitig einen reellen Werth, den mir aber kein Teufel vergüten wird.

(Schluß folgt.)

Franz Michael Franzén.

Einer der größten und liebenswürdigſten Dichter Schwedens, Franz Michael Franzén, iſt am 15. Auguſt d. J. zu Hernöſand geſtorben. Er war 1772 zu Uleaborg in Finnland geboren, wurde, 17 Jahre alt, bei der Univerſität in Abo zum Doctor der Philoſophie promovirt, 1798 Profeſſor der Literärgeſchichte, 1808 Mitglied der ſchwediſchen Akademie und war ſeit 1794 Herausgeber der einſt ſehr berühmten „Abo-Zeitung“. Bei der Abtretung Finnlands zog er (im Jahre 1810) nach Schweden und erhielt dort die einträgliche Pfarrei von Kumla. Von da an widmete er ſich mit unermüdetem Eifer dem Dienſte der Kirche, vernachläſſigte aber auch ſeine literariſche Wirkſamkeit nicht und ſchrieb ſeit 32 Jahren alle die Ehrengedächtniſſe berühmter ſchwediſcher Männer, welche an den jährlichen Feſttagen der ſchwediſchen Akademie öffentlich verleſen worden ſind. Die Dichtkunſt liebte er ſein ganzes Leben hindurch, und noch in ſeinem hohen Alter verfaßte er die ſchönſten, lieblichſten Gedichte. Im Jahre 1831 wurde er zum Biſchof von Hernöſand ernannt, welchem ausgedehnten, von religiöſen Streitigkeiten erſchütterten Stifte er bis zu ſeinem Tode 'vorſtand. Seine Predigten waren, wie ſeine Geſinnungen, von echt geiſtlicher Milde und Frömmigkeit, und Tegnér ſagte einmal, daß die Engel, falls ſie zur Erde niederſtiegen, um zu predigen, es gleich Franzén thun würden.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Algier. Der Herzog von Aumale iſt nun definitiv zum General-Gouverneur von Algier ernannt.

Berlin. Einer unſerer Blauſtrümpfe, Madame Minna Wauer, hat einen Roman, die „Jünger Börne's“, drucken laſſen, in welchem Herr Ernſt Dronke ein „Brunnenvergifter“ genannt wird. (Er hat doch nicht etwa den Brunnen der Minna Wauer vergiftet!?)

∴ Niccolini, der berühmte Verfaſſer des „Arnold von Brescia“, hat jetzt eine neue hiſtoriſche Tragödie in fünf Acten, „Filippo Strozzi“, gedichtet, welche als Nummer 12 des Teatro italiano binnem Kurzem hier erſcheinen wird.

Bologna. Unſere Bürgergarde hat einen ganz beſondern Nimbus durch den weltberühmten Namen Roſſini's erhalten, welcher vor Kurzem zum Kapitän der zweiten Legion ernannt worden iſt und ſich ſeines neuen Poſtens mit großem Eifer annimmt.

Breslau. Karl von Holtei lebt jetzt in Schleſien auf dem Lande und iſt beſchäftigt, den ſiebenten Band ſeiner „Vierzig Jahre“ zu ordnen. Auch vollendet er eine poetiſche Sammlung, deren Druck bereits begonnen hat, und die noch im Laufe des October unter dem Titel „Stimmen des Waldes“ erſcheinen wird. Sie ſoll in bunter Miſchung Gedichte, Lieder und Märchen enthalten.

Erlangen. Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Muſikzeitung unter dem Titel „Die Sängerhalle für alle deutſchen Muſikvereine“ unter der Leitung des Dr. J. Leutbecher.

Frankfurt. Mit der deutſchen Preſſe bleibt's beim Alten: die drei aufgeklärteſten Staaten unſeres großen, einigen Deutſchlands, Oeſterreich, Hannover und Kurheſſen, haben ſich entſchieden gegen die Aufhebung der Cenſur erklärt. (Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht; mit dem Bunde hab're nicht!)

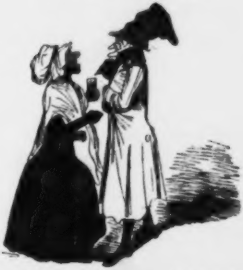
∴ Boiſſelots Oper „Berührt die Königin nicht“ hat hier eine Local-Parodie hervorgerufen, welche „Berührt die Köchin nicht“ heißt.

∴ Die zweite Abtheilung des Katalogs der Dorow'ſchen Autographen-Sammlung, die Abtheilung R — Z enthaltend, die am 28. September verſteigert werden ſoll, iſt uns in dieſen Tagen zugekommen. Auch hier findet man, wie in der erſten, einen großen Reichthum von Namen berühmter Perſonen, deren Briefe und Mittheilungen den Beſtand der Sammlung ausmachen. Unter den Deutſchen bemerken wir die Namen Adelung (den ruſſiſchen Gelehrten), Ammon, Ancillon, Arendt, Ach. v. Arnim, Beethoven, Fr. Bethmann, Beyme, Blücher, Blumenbach, Bürger, Buttmann, Dalberg, Eberhardt, Friedrich II. (Schreiben an den Kämmerer Fredersdorf), Gellert, die Frau Rath Göthe (Göthe's Mutter), Ph. Hackert, Hoffmann u. ſ. w., unter den Franzoſen Bellanche, Barante, Berryer, Bignon, die Bonaparte's, Daru, Dem. Déjazet, Dejean, Dumouriez, V. Hugo, Isabey u. ſ. w., unter den Engländern Beresford, Dickens (Boz), Lockhart, Sir Robert Peel u. ſ. w., von Italienern Morelli, Morghen, Paganini, Piccolomini u. ſ. w. Eine eigene Abtheilung bilden die Regenten-Briefe, die nach den Ländern geordnet ſind.

Hamburg. In Folge einer Anzeige in den „Wöchentlichen Nachrichten“ ging eine Nachricht durch alle Zeitungen, daß der Graf Stanislaus von Kaminskoi eine Brieftaſche mit 100,000 Thalern und einem Brillantringe verloren habe, welche er unverſehrt wieder erhalten, da ſie ein Fräulein Clara Ottilie Leiſtemann gefunden, dem er ſeinen Dank hiermit öffentlich ausſpreche. Der hamburgiſchen Polizei, die zu viel in der Proſa des Lebens ſich bewegt, klang die Geſchichte etwas zu poetiſch, beſonders da in den Fremdenzetteln kein Graf von Kaminskoi angemeldet war. Die Polizei hielt daher in den Gaſthöfen Anfrage, aber Niemand wußte von einem Grafen von Kaminskoi. Bei einer Anfrage in der Expedition der „Wöchentlichen Nachrichten“ ergab ſich, daß die quäſtionirte Annonce ein junges Mädchen gebracht und bezahlt habe. Die hamburger Polizei ſah ſich veranlaßt, zur Unterſuchung zu ſchreiten; die junge Dame, eine Altonaerin, ward, auf

Requiſition unſerer Polizei, in Altona von der dortigen Behörde ſofort arretirt(!!!) und nach Hamburg zur Unterſuchung abgeliefert. Aus den bisherigen Verhören hat ſich aber nichts ergeben, da die junge Dame alle Mitwiſſenſchaft ableugnet.

Mäßigkeits-Predigt.



Sie ſehen an mir, reizende Freundin, die ſegensreichen Wirkungen der Enthaltſamkeit.

Leipzig. Der ſo eben erſchienene ſechſte Jahrgang des „Narren-Almanachs" enthält C. M. Oettingers auf dem Leipziger Stadttheater mit Eclat durchgefallenes Poſſenſpiel „Zwei Seelen und Ein Gedanke" und einen hiſtoriſchen Roman, „Mademoiſelle Mars und ihr Hof". Das Luſtſpiel iſt Herrn Marr gewidmet, der, beiläufig erwähnt, noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt.

∴ Allen Damen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Geſichtszüge zu verſchönern (wir kennen deren Einige), legen wir ein Buch ans Herz, das ſoeben (bei Wolfgang Gerhard) zum Wohle aller Häßlichen erſchienen iſt. Wir meinen die „Kalliplaſtie" des Dr. Eid in Paris, ein auch in geſchichtlicher Beziehung intereſſantes Werk, das Studien über die Schönheit der Geſichtszüge und die Mittel zu deren Verſchönerung enthält. Es iſt eines jener Bücher, das eine Stelle in jedem Boudoir verdient. Die deutſche Ueberſetzung lieſt ſich faſt eben ſo leicht und fließend als das franzöſiſche Original, das in Paris in kurzer Zeit zwei neue Auflagen erlebt hat. Wir theilen unſern Leſerinnen aus dem reichen Schatze der kosmetiſchen Erfahrungen folgendes Geheimmittel mit: »Antoine Le Camus*) räth den Frauen, welche die Friſche ihres Geſichts heben wollen, vor dem Schlafengehen einige Erdbeeren auf dem Geſichte zu zerdrücken, den Saft derſelben die Nacht über auf der Haut eintrocknen zu laſſen und ſich Morgens mit in Waſſer aufgelöſtem Kerbelſafte das Geſicht zu waſchen. Dies, ſagt Le Camus, iſt eines der wirkſamſten Verſchönerungsmittel.«

∴ Im Monat Auguſt ſind 1177 neue Schriften im deutſchen Buchhandel erſchienen.

London. Königin Victoria iſt endlich einmal **nicht** in intereſſanten Umſtänden. (Du, ſtolzes England, freue Dich!)

---

*) Verfaſſer des kosmetiſchen Romans „Abdeker, ou l'art de conserver la beauté, l'an de l'hégire 1163 (Paris 1748) 2 vol. 12. Die neueſte Auflage, Paris 1790, hat 4 Bände.
C. M. O.

∴ Der Ober-Rabbiner von England, Dr. Adler, hat die jüdiſchen Inhaber von Proſtitutionshäuſern mit dem Kirchenbanne belegt. Eine Zeitung meint, dadurch werde in einer Stadt, wie London, der Proſtitution eben ſo wenig Eintrag geſchehen, wie durch die ungenügenden Beſtimmungen der Spooner'ſchen Bill.

∴ Seit Kurzem läßt ſich hier eine ausgezeichnete Sängerin hören, die jedoch nur mit einer Maske vor dem Geſichte ſingt. Ihr Geſang iſt vortrefflich, aber das Geheimniß noch weit vortrefflicher. Einige ſagen, es ſei eine ihrem Gemahle davon gelaufene Gräfin, Andere meinen, es ſei die Prinzeſſin mit dem Todtenkopfe.

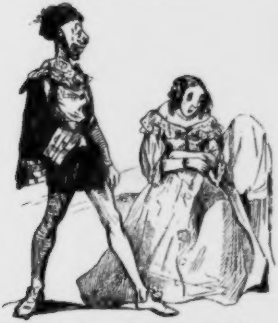
∴ Die Nachricht von der Vermählung der Sängerin Jenny Lind beſtätigt ſich. Dame Jenny hat ſich mit einem hieſigen Bankier, der auch als Hiſtoriker Griechenlands bekannt iſt, Herrn Grant, vermählt. Die Hochzeit iſt in Mancheſter gefeiert worden.

∴ Am 5. September ſtarb der wenigſtens in England berühmte Portrait- und Thiermaler William Simſon. Seine beſten Stücke befinden ſich in den reichen Sammlungen Sir R. Peels und des Marquis von Landsdowne.

∴ In der Kirche von Alborough hat man dem Dichter George Crabbe (geb. am 24. December 1754, geſt. am 29. Januar 1832) ein ſchönes Marmordenkmal geſetzt. In der Aufſchrift wird er der „Dichter der Natur und Wahrheit" genannt. Mit größerm Rechte kann Crabbe der „Vater der Fabrik- und Hunger-Poeſie" geheißen werden.

∴ Sir P. Laurie, Mitglied des hieſigen Gemeinderaths, hat den Vorſchlag gemacht, in London zu Ehren Shakeſpeare's ein Denkmal zu errichten. Der Vorſchlag hat allgemeinen Anklang gefunden.

Zwiſchen-Scene.



Hamlet: Mein Gott, was haben Sie, Ophelia?

Ophelia (unverſtändlich lallend): Mein Jebiß … iſcht … in die … Verſenkung jefallen.

Madrid. Lord Palmerſton will die Königin Iſabelle bewegen, die ſpaniſche Thronfolge wieder zu Gunſten des ſaliſchen Geſetzes zu ändern. Wenn ſie ohne männliche Erben ſtirbt, ſoll die Krone ihrem Oheim, dem Infanten Don Franciſco de Paula, zufallen.

Mailand. Das neueſte Heft der „Reviſta“ enthält einen geiſtreichen Aufſatz des Herrn Giuſeppe Torelli, „le maschere italiane“ (die italieniſchen Maſken), worin der Verfaſſer die Entſtehung der verſchiedenen Maſken, des Arlechino, Truffaldino, Pantalon, Brighella u. ſ. w. nachweiſet, und ihre verſchiedenen Umgeſtaltungen beſpricht.

München. Allgemein heißt es hier, daß der Kapellmeiſter Lachner wegen eines Conflictes mit einer erſt ſeit Kurzem hochgeſtellten Dame ſeine hieſige Stellung an der Hofbühne aufgeben und uns vielleicht auf immer verlaſſen werde. Sein Augenmerk ſoll auf Berlin gerichtet ſein.

∴ Die Standeserhöhung der Tänzerin Lola Montez hat hier in allen Kreiſen große Erbitterung erregt. Sechs der erſten Familien des bairiſchen Adels, die Grafen Arcos, Baſſenheim, Schönborn u. ſ. w. ſollen München verlaſſen haben, weil ſie die ehemalige p. p. Lola um keinen Preis als Gräfin anerkennen wollen.

∴ Der ehrenwerthe Officier, welcher in Würzburg den Auftritt mit der bairiſchen Pompadour gehabt, iſt penſionirt worden. Er war ſeit vierzig Jahren einer der bravſten Officiere unſerer Armee.

∴ Die hier ziemlich zahlreich anweſenden und durchreiſenden, manchmal auch durchgehenden Fremden, beſuchen das Haus der Lola Montez, wo namentlich das außerordentlich reiche Schlafkabinet bewundert wird, das ſeinesgleichen ſucht. Auf dem runden Tiſche deſſelben ſind an Lola Montez gerichtete Gedichte der Liebe und Bewunderung zur Schau ausgeſtellt und die in Marmor nachgebildete Hand Deſſen, Welcher die Gedichte geſchrieben hat.

(Europa.)

∴ Der Schlachtenmaler Peter Heß hat ſein großes Bild, „die Schlacht an der Moſkwa“, vollendet.

Paris. Louis Philipp hat einen neuen Enkel erhalten. Die Gemahlin des Herzogs von Aumale iſt von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen „Herzog von Guiſe“ erhalten hat. — Dieſer Titel wird jetzt zum erſten Male einem Prinzen des Hauſes Bourbon ertheilt. Bisher war er nur von Prinzen des Hauſes Lothringen geführt worden.

∴ Die „Mode“ verſichert, die verwittwete Herzogin von Praslin ſei noch immer nicht mit dem furchtbaren Verbrechen ihres Sohnes bekannt gemacht worden und werde daſſelbe hoffentlich auch niemals erfahren. Sie wiſſe nur, daß ihre Schwiegertochter ermordet worden und deren Gemahl an einem Hirnfieber geſtorben ſei.

∴ Die guten Pariſer wollen's noch immer nicht glauben, daß der elende Herzog von Praslin todt und begraben ſei. Es haben ſich Viele auf den Kirchhof Mont Parnaſſe begeben, wo man das Grab des Herzogs, einen einfachen horizontalen Stein mit einem ſchwarzen Kreuze, zeigt. Sie wollten das Grab aufſcharren, um ſich zu überzeugen, ob der Elende wirklich im Sarge liege; die löbliche Polizei aber hat dies nicht geduldet. — Die Leute erzählen ſich, der Herzog habe ſich nach Deutſchland geflüchtet und dort ein Aſyl gefunden. (Kein Kompliment für unſer armes Deutſchland!)

∴ Es leben in dieſem Augenblicke nur noch zwei Marſchälle des Kaiſerreichs: Soult, Herzog von Dalmatien, und Marmont, Herzog von Raguſa. Die Liſte der Marſchälle von Frankreich umfaßt gegenwärtig nur fünf Namen: Soult, Molitor, Gerard, Sebaſtiani und Bugeaud.

∴ Im Gard-Departement wird geſammelt, um für Herrn Teſte die Strafe zu bezahlen. In Bagnols wurde ſogar ein Triumphbogen mit der Inſchrift errichtet: „Teſte, dem Gott des Volks!“ (A Teste, le dieu du peuple!)

∴ Graf Breſſon iſt an die Stelle des Herzogs von Montebello zum außerordentlichen Geſandten Frankreichs am Hofe von Neapel ernannt worden.

∴ Der Vicekönig von Aegypten hat alle Werke, welche während ſeiner Herrſchaft in Aegypten gedruckt worden ſind, der königlichen Bibliothek zum Geſchenk gemacht. Dieſe höchſt intereſſante Sammlung iſt jetzt hier angekommen.

∴ Bu Maza erhält während ſeines Aufenthalts in Frankreich ein Jahrgehalt von 18,000 Francs und eine Miethsentſchädigung von monatlich 300 Francs. Außerdem werden ſein Führer und Dolmetſcher, ſowie ſein Diener, von der Regierung bezahlt.

∴ Herr von Caſtelnau iſt zum Profeſſor am botaniſchen Garten ernannt worden.

∴ Man hat berechnet, daß ſeit einem Monat mehr als 50,000 Italiener, die in Frankreich oder Belgien gewohnt, Päſſe genommen haben und in ihr Land zurückgereiſt ſind.

∴ Der Director der königlichen Bibliothek hat den Titel eines „General-Adminiſtrators der Bibliothek“ erhalten. Sein Gehalt iſt auf 12 000 Francs feſtgeſetzt.

∴ Die berühmte Sängerin Stolz (ehemals bei der großen Oper) iſt für das Theater San Carlo in Neapel auf ein Jahr für 100,000 Francs engagirt worden.

∴ Die Verwaltung des Théâtre français hat durch eine königliche Verordnung bedeutende Abänderungen erlitten. Die Befugniſſe des königlichen Commiſſars ſind anſehlich erweitert werden, ſo daß er jetzt eine Art Dictator geworden iſt. Auch wird dem Théâtre français das Recht ertheilt, von allen Pariſer Theatern diejenigen Künſtler zu ſich herüber zu nehmen, die es dazu für geeignet hält.

∴ Eine Pariſer Zeitung, der „Univers“, ſagt: »Theater und Literatur haben in Frankreich ſeit ſiebenzehn Jahren Schmutz und Schande zur Schau getragen. George Sand wurde von Eugène Sue, Lelia vom Juif Errant verdrängt. Wer auf Erfolg rechnen will, muß ſich im Kothe wälzen. Rückſichten auf Sitte, Anſtand, Schicklichkeit darf das Talent nicht mehr nehmen. Der Styl muß eben ſo ſchlecht ſein als der Inhalt, dann ſind dem Romane hunderttauſend Leſer gewiß. Was ſoll man von gebildeten Klaſſen denken, welche die „Mystères de Paris“ aus dem „Journal des Débats“, den „Juif errant“ aus dem „Conſtitutionel“, die „dernière incarnation de Vautrin“ aus der „Preſſe“ verſchlingen? Wem ſolche Sachen gefallen, kann der auf Sittlichkeit und Geſchmack Anſpruch machen, kann die Schule, die ihn gebildet hat, ſich ihres Erfolges freuen? Vor einigen Jahren waren die Romane beliebt, welche Religion, Familienleben und Ehe als veraltete Einrichtungen abgeſchafft wiſſen wollten; dieſe Gerichte genügen nicht mehr dem überreizten Gaumen des gebildeten Frankreichs, die Zeitungen tiſchen neue Leckerbiſſen auf, gewürzt mit Mord, Ehebruch und Gaunerſprache. Die Spekulanten reißen ſich um die Schriftſteller, denen dieſe Gattung am beſten gelingt. Die Sprache der gebildeten Geſellſchaft riecht und ſchmeckt ſchon nach der widerlichen Garküche, wo jene ſcheußlichen Gerichte bereitet werden. Unter Ludwig XIV. bereicherte ſich Frankreich mit dem Worte pudeur; unſer Zeitalter hat ihm das Wort lorer geſchenkt.«

∴ Die Verſteigerung der Bücherſammlung des Herrn Libri hat nicht weniger als 80,000 Francs eingetragen. Der Katalog dieſer Verſteigerung iſt als ein unentbehrliches Hilfsmittel für gewiſſe Klaſſen der Literatur, namentlich für die Sprachkunde und die ſchöne Literatur, anzuſehen.

∴ Ein neues Journal, welches den ſeltſamen Titel „Harem“ führt, erſcheint ſeit Kurzem regelmäßig jede Woche und ſoll hauptſächlich zur Erleichterung ehelicher Verbindungen dienen. Heirathsluſtige beiderlei Geſchlechts machen um die Wette ihre Wünſche und Anforderungen darin bekannt, wobei es natürlich an Eigenlob nicht fehlt; und man lieſt bisweilen gar merkwürdige Dinge, ſo z. B. enthielt ein Heirathsgeſuch unter Anderm die Worte: »Ich bin ein Mann von angenehmem Aeußern, ſtarkem Bartwuchs u. ſ. w. und ſuche eine Lebensgefährtin, die weder buckelig noch häßlich ſein darf!« Gewiß eine von großer Beſcheidenheit zeugende Bedingung.

∴ Nach einer neulichen Zählung beläuft ſich die Bevölkerung von Paris gegenwärtig auf 1 Mill. 53,897 Seelen, indem ſie während der letzten fünf Jahre um 118,636 zugenommen hat.

Prag. Auf unſerm Theater hat Theodor Drobiſchs heitere Originalpoſſe „Von Vier bis Sechs“ eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

Rom. Der Cardinal-Staatsſekretär Feretti, die rechte Hand des Papſtes, hat den ſardiniſchen Mauritius- und Lazarus-Orden erhalten.

∴ Die „Bilancia“ enthält einen mit O. (Orioli) unterzeichneten Artikel, „Betrachtungen über die Lage des Augenblicks“, und ſagt darin: »Wir wollen keine lächerlichen Beſorgniſſe hegen, aber uns auch nicht dem Schlafe überlaſſen. Wir wollen einig ſein. Und ſollte es eines Tages zu dem Beweiſe mit dem Schwerte kommen, ſollte es aus Nothwendigkeit, zur Wahrung der Ehre unſerer Nation und auf Befehl unſeres Fürſten, als letzte Proteſtation ſo weit kommen, dann iſt die Zeit da, uns als Löwen zu beweiſen und, gleich den Kreuzfahrern, vielleicht als neue Kreuzfahrer, das feierliche „Gott will es“ anzuſtimmen. Dann werden ſelbſt die Kinder eingedenk ſein, welches Blut in unſern Adern fließt, und unter unſern Frauen werden ſich Debora's und Judiths finden.«

∴ Der Pater Ventura, früher General des Theatiner-Ordens, droht den Monarchen, daß die Kirche die Demagogie taufen werde, wie ſie ſonſt die barbariſchen Könige getauft habe, um der Kirche unterthan zu ſein. Solche Drohungen ſind bereits bei der Revolution in Belgien verwirklicht worden, und in Preußen hat Baron von Harthauſen in ſeinem „Manifeſt des weſtphäliſchen Adels gegen die Regierung“ dieſelbe Drohung ausgeſprochen. In den „Worten eines Gläubigen aus Deutſchland“ wird auf die Gefährlichkeit dieſer Harthauſen'ſchen Drohung aufmerkſam gemacht; allein das Miniſterium Rochow verbot dieſe Schrift in Preußen. (Warum???)

∴ Auf päpſtlichen Befehl werden, „um zu zeigen, daß unſere Stadt in jeder Beziehung auf dem Wege der Geſittung fortſchreitet“, vom November ab die Karawanen der mit Korn und Mehl beladenen Eſel, Maulthiere und Pferde, welche man durch die Straßen ziehen ſieht, aufhören und durch Wagen erſetzt werden.

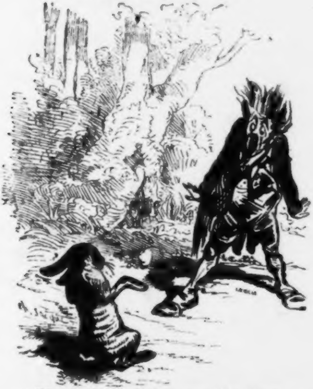
∴ Der General-Vicar, Cardinal Patrici, fordert in einer Bekanntmachung das Volk auf, vor dem wunderthätigen Marienbilde der Madonna della Salute zu beten, vor dem Pius V. ſehr oft gebetet und dadurch (???) den Sieg bei Lepanto über die Türken errungen habe! — ! — !

Stuttgart. Am 16. September iſt die erſte Nummer der „ſüddeutſchen politiſchen Zeitung", Redacteur Dr. Widenmann, erſchienen. Herr A. Lewald iſt von dem neuen Zeitungs-Unternehmen zurückgetreten, nachdem ihm der Eigenthümer die ganze, contractlich für ein Jahr ſtipulirte Gehaltsſumme ausgezahlt hat.

Trieſt. Der Walzer hat einen ſeiner talentvollſten Componiſten verloren: der Wiener Kapellmeiſter Wendl iſt hier geſtorben.

Turin. Dem in Ancona erſcheinenden „Piceno" zufolge, ſoll der Brief des Königs von Sardinien an den Papſt die Worte enthalten haben: »Als König und als gehorſamer Sohn des heiligen Stuhles erkenne ich an, daß wir durch Bande verknüpft ſind, wie Vater und Sohn. Ich mißbillige höchlich das Verfahren Oeſterreichs, und ſtelle die ganze Macht meines Reiches zur Verfügung Ew. Heiligkeit. Zugleich habe ich einige meiner Truppen beordert, an die Grenze des Theils von Italien zu rücken, der im Beſitze des Kaiſers iſt, um nicht eher zurückzukehren, bis die öſterreichiſchen Truppen die päpſtlichen Staaten geräumt haben.«

Erſtes Zuſammentreffen



zwiſchen Herkules und dem nemeiſchen Löwen.

Wien. In unſern höhern Sphären bereitet ſich ein Kampf zwiſchen dem Vertreter des jetzt herrſchenden Syſtems und einer beſtimmten Fraction im Gouvernement vor, an deren Spitze der Staatsminiſter Graf von Kollowrat ſich befindet. In Verbindung mit dieſem Gerücht werden zwei ſouveräne Namen, ein ausländiſcher und ein inländiſcher, genannt.

∴ Graf Sedlnitzky, der noch immer Chef unſerer Polizei- und Cenſur-Hofſtelle iſt, hat — hört, hört! — den Orden des goldenen Vließes erhalten und wird in den Hofſtaat des Kaiſers übergehen.

∴ Eines der neueſten Stücke der Madame Birch-Pfeiffer, „Ein Billet“, das der engliſchen Geſchichte entlehnt iſt, und in welchem Anna Hyde, die Tochter des Lordkanzlers Hyde und Gemahlin des Herzogs von York (des nachmaligen Königs Jakob II.), eine Hauptrolle ſpielt, das auf der Berliner Bühne nächſtens in Scene geht, wird auch hier, auf dem Burgtheater, zur Aufführung kommen.

∴ Herr Baiſon, Mitdirector des Hamburger Stadttheaters, wird auf dem hieſigen Hofburgtheater gaſtiren.

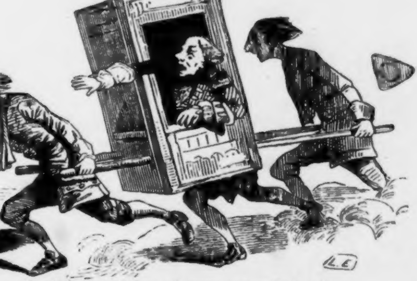
∴ Albert Lortzing hat eine neue Oper, „Zum Groß-Admiral“, componirt. Nach der Rückkehr des Herrn Staudigl ſoll ſie im Theater an der Wien einſtudirt werden.

∴ Eine neue Variation der Jenny-Lutzer-Dingelſtedt-Kärnthner-Thor-Theater-Frage lautet nach Angabe des „Humoriſten“:

„Wie uns verſicherte der Regiſſeur, Herr Schober,
Kommt Jenny Lutzer zuverläſſig im October.“

∴ Die „Wiener Zeitung“ iſt auf weitere zehn Jahre den Ghelen'ſchen Erben verliehen und der Pacht um 10.000 Gulden erhöht worden. Um dieſe Mehrausgabe zu decken, verfiel Herr Stambach, der noch immer an der Spitze der ökonomiſchen Verwaltung ſteht, auf die coloſſale Idee, die Inſertionsgebühren zu erhöhen. Der alte, ehrenwerthe Redacteur, J. C. Bernard, der dieſem Treiben nicht länger zuſehen mag, ſoll ſeine Demiſſion verlangt haben. Herr Stambach beabſichtigt, die „Wiener Zeitung“ von Neujahr an ganz im Formate des „Journal des Débats“ erſcheinen zu laſſen. Inhalt und Tendenzloſigkeit aber ſollen nach wie vor beibehalten werden. Alle übrigen belletriſtiſchen Blätter ſollen die Erlaubniß erhalten, Inſerate aufnehmen zu dürfen, doch ſollen dieſe Inſerate blos Bücheranzeigen enthalten. Die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung“ wird ſich hierbei wohl am beſten befinden, denn es giebt Orte in der Monarchie, wo außer der „Theaterzeitung“ kein deutſches Blatt, ja nicht einmal die „Wiener Zeitung“, gehalten wird.

Etwas anſtrengend,



aber doch immer beſſer, als wenn man zu Fuße geht.

Für Freunde guter Journallektüre.

Bei Beginn eines neuen Quartals empfehlen wir allen Freunden geſinnungstüchtiger, gediegener und friſcher Journallektüre unſere Zeitſchrift

Der Leuchtthurm.

Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung
für
das deutſche Volk,
redigirt
von
E. Keil.

Mit guten Kunſtblättern.

Vierteljährig nur 24 Ngr.

Alle vierzehn Tage erſcheint eine Nummer: das Monatsheft des „Leuchtthurms" (circa 4 - 5 Bogen mit Portrait und Karikatur) am 1ſten, das Beiblatt die „Laterne" am 15ten jeden Monats. Dadurch erhält unſere Monatsſchrift die Friſche eines Wochenjournals.

Statt aller weitern Empfehlung (die große Verbreitung der Zeitſchrift ſpricht am beſten für den Werth derſelben) laſſen wir hier nur den Inhalt des letzten Quartals folgen:

Nummer 7: Die ſchwarze Lilie. Erzählung von G. Heſekiel. — Der Biſchof von Breslau und ſeine Beamten. — Der weiße Saal und die Weisheit ſeines Landtags. Von Heinrich Beta. — Das Turnen der Mädchen und ein Geheim-Kirchenrath. — Ernſt Moritz Arndt. Biographie und Charakteriſtik von Robert Blum. — Die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menſchheit. — Proteſt der Magdeburger. — Ein Hamburger Serienverkäufer. — Umſchau in Deutſchland.

Mit 2 Kunſtblättern:
Arndt's Portrait. — Das kleine Brod.

Nummer 8: Ein Opfer. Erzählung von Louiſe Otto. — Die Städteordnung, ein traulich Wort an alle deutſchen Bürger. — Die Börſenmänner, ihre Betrügereien und die Geſchichte eines Kapitals von hundert Thalern. — Die öſterreichiſchen Cenſurbeamten. — Hermann von Beckerath, Biographie und Charakteriſtik. — Ein Stück Polenproceß. — Immer wieder ſchießen! — Literaturſaal. — Schleſiſche Depeſchen. — Umſchau in Deutſchland.

Mit 2 Kunſtblättern:
H. von Beckeraths Portrait. — Geiſtige Erquickungsſtunden.

Nummer 9: Der Bauernaufruhr. — Die Kammer. Bild aus dem preußiſchen Militär- und Kaſernenleben. — Der Hamburger Berg. — Berliner Spiegelbilder Nr. IV. — Nicolaus Lenau. Biographie und Charakteriſtik. — Depeſchen aus Schleſien. — Umſchau in Deutſchland.

Mit 2 Kunſtblättern:
Lenau's Portrait. — Bei 30 Grad Hitze.

Braunſchweig, im September 1847.

Expedition des Leuchtthurms.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 23
und eine antiquariſche Beilage von J. C. Senf in Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 23.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Ein Preis-Lied.

Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß die Stadt Trarbach vor zwei Jahren einen Preis von zwanzig Eimern Moſelwein im Werthe von 500 Thalern für die beſte Apotheoſe des Moſelweines ausgeſetzt hatte. So eben erhalten wir aus Trarbach die Mittheilung, daß dieſer Preis, um welchen ſich gegen hundert Dichter und Componiſten beworben, nachfolgendem Liede von Julius Otto dem Sohne, componirt von Julius Otto dem Vater, Organiſten in Dresden, zuerkannt worden iſt. Der Text dieſes Liedes lautet:

Des deutſchen Rheines Braut.

Wohl iſt im deutſchen Vaterland
Manch ſchöner Strom zu ſchau'n;
Wohl zieht manch blaues Wogenland
Durch Deutſchlands freie Gau'n;
Wohl blüht in lichtem Sonnenſtrahl
Manch edlen Weines Glut
Auf Bergeshöh'n, in grünem Thal,
In deutſcher Ströme Flut;
Doch Einem Strom ſoll jetzt allein
Erklingen unſer Lied,
Und preiſen laßt uns Einen Wein
Begeiſtert heißerglüht.
Kennt ihr den Strom? Kennt ihr den Wein?
Geprieſen ſei'n ſie laut:
Die Moſel iſt's, der deutſche Strom,
Des deutſchen Rheines Braut!

Auf der Vogeſen blauen Höh'n
Auf wildem Felsgeſtein
Entſpringt kryſtallenklar und ſchön
Sein Quell jungfräulich rein.
Er fließt zu Thal in ſchnellem Lauf,
Strömt raſch durch Welſchlands Au'n,
Kein Strom, kein Strudel hält ihn auf,
Sein Deutſchland muß er ſchau'n.
Willkommen denn, du deutſcher Fluß,
Du blaues Wogenband,
Sei mir gegrüßt mit deutſchem Gruß
Im deutſchen Vaterland!
Sei mir gegrüßt viel tauſendmal,
Geprieſen hell und laut,
Du ſchöner deutſcher Moſelſtrom,
Du deutſchen Rheines Braut!

Wie fließeſt du ſo friſch und frei
In vollem Wogendrang
An grünen Rebenhöh'n vorbei,
Das blüh'nde Thal entlang.
Manch alte Stadt, manch hoher Dom,
Manch' alter Veſte Macht
Sie ſpiegeln ſich in deinem Strom
In ſtolzer, greiſer Pracht.
So lenkſt zum Rhein du deinen Lauf,
Erfüllſt dein ſchönes Loos,
Süß koſend nimmt die Braut er auf
In ſeinen kühlen Schooß.
Beglückt ſtrömſt du mit ihm dahin,
O ſei geprieſen laut,
Du ſchöner deutſcher Moſelſtrom,
Du deutſchen Rheines Braut!

Als Morgengabe ſüß und hold
Bringſt deinem lieben Rhein
Du wohl das ſchönſte, beſte Gold —
Du bringſt ihm deinen Wein!
Und wie des Bräut'gams trotz'ger Muth
Sich ſeine Reben ſchafft
Voll heißer, wilder Feuergluth,
Voll kühner Manneskraft;

Du bringſt ihm Trauben and'rer Art,
Du bringſt ihm andern Wein,
Voll Feuer auch, doch lieblich zart,
Jungfräulich, mild und rein.
O ſüßer Wein, o edles Gold,
Geprieſen ſeiſt du laut!
Du biſt ſo lieblich, weil dich pflegt
Des deutſchen Rheines Braut!

Und ob auch deine Wiege jetzt
Seufzt unter fremdem Joch,
Ob welſche Gau'n dein Strom auch netzt,
Deutſch bleibſt du, Moſel, doch!

Deutſch iſt ja deines Namens Laut,
Deutſch iſt dein goldner Wein.
Dem deutſchen Rhein biſt du getraut,
Deutſch wirſt du ewig ſein!
Und wenn einſt unſer Schlachtſchwert klirrt
Im letzten heil'gen Streit,
Dann, deutſche Felſenjungfrau, wird
Auch deine Wieg' befreit!
Ein donnernd Hoch aus voller Bruſt
Erkling' zum Himmel laut
Dir, ſchönem deutſchen Moſelſtrom,
Dir, deutſchen Rheines Braut!

Hinrichtung König Karls I.

Jn einem ſo eben erſchienenen Werke des Herrn Heneage Jeſſe „literary and historical memorials of London" (2 Bde. 8.) findet man eine intereſſante Nachricht über die letzten Augenblicke Karls I. von England am Morgen ſeiner Hinrichtung, die aus einem im britiſchen Muſeum aufbewahrten, ungedruckten Briefe entnommen iſt. „Heute ſtarb Se. M. auf einem Schaffot im Whitehall. Seine Kinder waren geſtern bei ihm: dem Herzog von Glouceſter gab er ſeine Georgskette, der Lady (der Prinzeſſin Eliſabeth) ſeinen Ring vom Finger, und ſagte ihnen, ſeine Unterthanen hätten Manches, das ſie ihren Kindern ſchenken könnten: dieß ſei indeß Alles was er ihnen geben könne. Heute gegen 1 Uhr kam er aus St. James (Park) in einem langen ſchwarzen Mantel und grauen Strümpfen. Der Pfalzgraf ging durch den Park mit ihm. Er war ſchwach und mußte ſich im Parke niederſetzen und ausruhen. Er ging nach Whitehall auf dem gewöhnlichen Wege aus dem Park und trat aus dem Bankett-Hauſe, auf eigends dazu gelegten Brettern, auf das Schaffot. Er war nicht lange dort, und was er ſprach, war an die beiden Biſchöfe, Dr. Juxon und Dr. Morton, gerichtet. Dem Dr. Juxon gab er ſeinen Hut und ſeinen Mantel. Er betete mit ihnen, ging zwei oder drei Male auf dem Schaffot umher und ſtreckte die Hände gegen das Volk aus. Seine letzten Worte, wie man mir ſagt, waren: „Jch muß mich Eurer Gewalt fügen, aber ich leugne Eure Macht (authority) ab." Er ſelbſt zog ſein Wamms aus und kniete am Block nieder. Als ein Beamter ſich erbot, ihm bei dem Aufknöpfen zu helfen, oder einen Dienſt der Art zu leiſten, ſtieß er ihn von ſich. Zwei Leute, mit Maſken und falſchem Haar, wurden zu ſeinen Nachrichtern beſtimmt. Wer ſie waren, iſt unbekannt: Einige ſagen, es ſei der gewöhnliche Henker geweſen, Andere, daß es ein gewiſſer Capitän Foxlei war, da der Henker ſich geweigert habe, den Dienſt zu leiſten. Der Biſchof von London (Juxon) war beſtändig bei dem König geblieben, ſeitdem das Urtheil gefällt war. Nach dem Tode des Königs hat man eine Bekanntmachung erlaſſen, daß Niemand, bei irgend einer ſchweren Strafe, ſeinen Sohn, den Prinzen Karl, zum König ausrufen ſoll, und dies iſt Alles, was ich bis jetzt von dieſem traurigen Tage gehört habe. Sonderbar iſt es, daß man bei mehr als einer Gelegenheit erwähnt findet, „daß der Lord Protector (Cromwell) im Park in einem Tragſeſſel Luft geſchöpft habe."

Päpſtliches.

Ein Curioſitätenjäger in Rom hat eine ſeltſame Berechnung aufgeſtellt, um das Todesjahr des Papſtes zu finden. Man muß nämlich die dem päpſtlichen Namen nachgefügte Zahl mit der Zahl ſeines Vorgängers addiren und dazu noch 10 hinzurechnen, dann giebt die Summe das geſuchte Jahr. Z. B. Pius VII. folgte auf Pius VI.; 7 und 6 und 10 macht 23; Pius VII. ſtarb im Jahre 1823. Jhm folgte Leo XII.; 7 und 12 und 10 macht 29; Leo XII. ſtarb 1829. Der nächſte Papſt war Pius VIII.; 12 und 8 und 10 macht 30; Pius VIII ſtarb 1830. Bei Gregor XVI. trifft die Rechnung nicht zu; er hätte 1834 ſterben müſſen, lebte aber bis 1846; wenn man ihm aber zwei Vorgänger anrechnet, ſo iſt alles wieder in Ordnung, nämlich 12, 8, 16 und 10 macht 46. Für den jetzigen Papſt ſind beide Methoden nicht anwendbar; denn das in beiden Fällen gegebene Jahr (1821 und 1842) iſt ſchon verfloſſen; angenommen aber, wir geben ihm drei Vorgänger (Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI.) ſo müßte er bis zum Jahre 1855 leben, und Pius IX hätte ſomit noch acht Jahre vor ſich, um ſeinen hohen Beruf zu erfüllen und die Uhr des Vatican nach dem 19. Jahrhundert zu ſtellen.

(Converſ. Blatt.)

Statiſtik der franzöſiſchen Zeitungen während der Revolution.

In Paris entſtanden von 1789 – 1800 mehr als 1000 neue Zeitungen, die ihr Leben oft nur auf wenige Wochen und Nummern brachten, deren Aufhören nicht Folge einer Conceſſionsentziehung, ſondern die Wirkſamkeit der Guillotine war, die mit der geſtürzten Partei häufig auch die Köpfe der Redacteure forderte.

Es	erſchienen	1789	ungefähr	160	neue	Journale.	Es	erſchienen	1795	ungefähr	30	neue	Journale.
"	"	1790	"	140	"	"	"	"	1796	"	30	"	"
"	"	1791	"	186	"	"	"	"	1797	"	23	"	"
"	"	1792	"	60	"	"	"	"	1798	"	17	"	"
"	"	1793	"	55	"	"	"	"	1799	"	7	"	"
"	"	1794	"	35	"	"							

Mehr als 200 führten den Namen „Journal;“ dann gab es Bulletins, Feuilles, Annales, Chroniques, Courriers, Messagers, Tribunes, dann Miroirs, Vedettes, Sentinelles, Fanaux; eine Menge Patriotes, Républicains, Amis, Défenseurs, Ennemis und eine lange Reihe von Anti- (anti-Marat, -Fanatique, -Brissotin) von Spott- und Witz-Blättern. Unter letztern beſonders Peltiers royaliſtiſches Blatt: les actes des apôtres. Die berühmteſten waren Hebert's: père Duchèsne mit dem Sinnbild eines umgeſtürzten Ofens, Desmoulins: vieux Cordelier, Briſſot von Warvilles: patriote; Marats ami du peuple. Die franzöſiſche Regierung iſt jetzt im Begriff, die reichhaltige Sammlung von Revolutionsjournalen aus dem Nachlaſſe des Verſailler Advokaten Deſchiens anzukaufen.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ bringt in ihrem offiziellen Theile folgende höchſt wichtige Bekanntmachung: „Des Königs Majeſtät haben zu geſtatten geruht, daß der „Stallſchreiber-Gaſſe“ die Bezeichnung „Stallſchreiber-Straße“ beigelegt werde.“ (Berlin iſt ruhig.)

∴ Die Veröffentlichung der Briefe, mit welcher der Generalmuſikdirektor Spontini gedroht haben ſoll, bezieht ſich auf 60 Handſchreiben, welche ihm der jetzige König von Preußen als Kronprinz geſchrieben und worin vielfache politiſche Aeußerungen über neuere Staaten- und Hofverhältniſſe, beſonders aber auch über Louis Philipps Charakter und Regierung vorkommen ſollen. Die Briefe, welche ſich in ſeinen Händen befinden, ſollen übrigens auch noch dadurch bemerkenswerth und bedeutungsvoll ſein, daß ſie in einem ſtreng legitimiſtiſchen Geiſte über verſchiedene Zeitverhältniſſe ſich ausſprechen.

Copenhagen. Der König von Dänemark hat den Dichter Adam Oehlenſchläger, Commandeur vom Danebrog und Danebrogsmann, zum Conferenzrath ernannt.

Königsberg. Die Bremer Zeitung ſchreibt: Eine Thatſache, die unglaublich ſchiene, wenn ſie nicht protokollariſch conſtatirt wäre, erregt jetzt peinliches Aufſehen. Der Polizeipräſident Lauterbach verbot hier bei einer Feuersbrunſt, die von der Nacht des vergangenen Sonnabends in den Sonntag hinein in einem der belebteſten Stadttheile fortwährte, dem Brandinſpektor, während des ſonntäglichen Vormittagsgottesdienſtes mit ſeiner Mannſchaft zu löſchen. Der Brandinſpektor glaubte wegen ſeiner ſchweren Verantwortlichkeit nicht Folge leiſten zu dürfen und beſchwerte ſich ſpäter darüber beim Magiſtrat, von dem er zu Protokoll vernommen wurde, worauf der Magiſtrat eine Beſchwerde bei der Regierung einrichte.

Leipzig. Der „Hamburger Telegraph“ ſchreibt: »Kühne's „Europa“ iſt langweilig. Dieſe Langeweile wird übrigens gegenwärtig, da der eigentliche Redakteur abweſend iſt und Herr Willkomm deſſen Stelle vertritt, noch um ein Bedeutendes vermehrt. Der **Europamüde**, deſſen „italieniſche Nächte“ nicht wie die in dem Kroll'ſchen Etabliſſement in Berlin zum üppigen Vergnügen, ſondern zum echten deutſchen Schlafe verlocken, macht die gewöhnliche Langeweile zu einer außerordentlichen. Man ennuyirt ſich mit Abwechslung.«

Mailand. Auch hier waren Unruhen ausgebrochen. Auch hier war der Ruf: „Viva il papa Pio nono e suo governo“ ertönt.

München. Der Hofzahnarzt Genger hat vom Könige der Franzoſen das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhalten, eine Auszeichnung, die ihm ſchon im Jahre 1812, zu welcher Zeit er in der franzöſiſchen Armee als Chirurg gedient, von Napoleon zugedacht, jedoch nicht zur Ausführung gekommen war, weil Herr Genger, damals am Typhus erkrankt, irrthümlich in den Todtenliſten aufgeführt ſtand.

∴ Dr. Konrad Maurer, ein Sohn des Miniſterverweſers und Verfaſſer des Werkes „Geſchichte des älteſten Adels,“ iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Rechte an der hieſigen Univerſität ernannt worden. Ob das wohl mit der Erhebung der Lola Montez in den alten Adel in Verbindung ſteht? Iſt Herr Maurer vielleicht auch Stammbaummacher?

Paris. Marſchall Sebaſtiani war's, der Vater der ermordeten Herzogin v. Praslin, welcher nach der Eroberung Warſchau's durch die Ruſſen in der franzöſiſchen Deputirtenkammer die empörend mitleidloſen Worte ſprach: „L'ordre règne maintenant à Varsovie.“ Die Erinnerung an dieſe Worte, welche damals ſo tief verletzten, ſcheint genügend, um das Mitgefühl mit dem unglücklichen Vater hinwegzuſcheuchen. Jetzt ſitzt der alte Mann allein in dem verödeten Hôtel Praslin, in dem Hauſe, in welchem ſeine geliebte Tochter von ihrem Gatten gemordet wurde, und in Paris geht nun von Mund zu Munde, was ein Pole geſagt: L'ordre règne maintenant dans l'hôtel Sebastiani.“ (Ein Stück Nemeſis.)

∴ Marſchall Oudinot, Herzog von Reggio, Gouverneur der Invaliden, iſt am 13. September in ſeinem 81ſten Lebensjahre geſtorben.

∴ Der Marſchall Oudinot hat Memoiren hinterlaſſen, welche ſein Sohn, Generallieutenant Oudinot, herausgeben wird.

∴ Louis Philipp will das alte Schloß der Herzogin von Guiſe, bei Joinville, wieder aufbauen laſſen, um es ſeinem jüngſten Enkel, dem neugeborenen Sohne des Herzogs von Aumale, zu ſchenken.

∴ Dlle. Deluzy-Desportes iſt, zum erſten Male in der neuen Procedur, vom Unterſuchungsrichter Brouſſais verhört worden. Erſt in dieſem Verhöre erfuhr ſie die Vergiftung und den Tod des Herzogs von Praslin. Ihr Entſetzen darüber war ſo groß, daß ſie in die heftigſten Nervenkrämpfe verfiel.

∴ Der „Charivari“ nennt die ſogenannte Gräfin v. Landsfeld, die in Paris ſattſam bekannte Tänzerin Lola Montez, höchſt bezeichnend, „Gräfin von Cancansfeld“. Père Mabille, der Eigenthümer der Chaumière, wo die Pariſer Griſetten ihre Bälle feiern, hat bei der Nachricht der Adelserhebung eines ſeiner frühern Stammgäſte ſeinen Garten illuminirt.

Rom. Graf Roſſi, der franzöſiſche Geſandte in Rom, hat um ſeine Abberufung nachgeſucht.

∴ Der polniſche General Skrynicki iſt hier angekommen, um dem Papſte für den Fall einer kriegeriſchen Colliſion ſeine Dienſte anzubieten. General S., im Jahre 1831 Generaliſſimus des polniſchen Heeres, iſt jetzt General-Lieutenant in belgiſchem Dienſte.

Stuttgart. Das würtembergiſche Heer, aus kaum 12,000 Mann beſtehend, hat nicht weniger als 14 Generale. Und dennoch hat man unlängſt wieder ein Paar neue gemacht.

Wien. Herr Schreyer, Beſitzer und Direktor des Affentheaters, iſt geſtorben. Er hatte in dem kunſtſinnigen Wien innerhalb 3 Monate einen reinen Gewinn von 20,000 Gulden erübrigt. Die Wiener Theaterzeitung, welche auch auf dieſes Kunſtinſtitut ihr kritiſches Augenmerk gerichtet, rühmt von dem Verſtorbenen, daß er „in ſeinem Fache“ hohe Kenntniſſe beſeſſen. Die trauernde Wittwe ſetzt das luſtige Geſchäft fort.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 263. Leipzig, 15. October 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Agamemnon Schnaberl.

Novelle von Ferdinand Metzner.

(Schluß.)

Schon ſchwebte Schnaberls Geiſt über dem verlorenen Gelde, als ihm der Briefbote ein Schreiben folgenden Inhalts brachte:

»Mein Herr. Sie haben durch den Uebermuth, der aus Ihrem Artikel im „Hellermagazin“ ſpricht, die ganze Körperſchaft der Autoren beleidigt. Außerdem, daß Sie der Teufel für Ihre Arroganz holen möge, werde ich Sie dafür, daß Sie in allen Zeitſchriften obenan geſtanden haben wollen, nunmehr auf die Spitze meines Degens ſtellen und Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ſpießen. Verſtehen Sie mich? Ich fordere Sie hiermit auf, morgen früh um vier Uhr — beſſere Leute ſchlafen dann noch — vor dem Schneppenthaler Thore zu erſcheinen und ſich mit mir ſo lange herum zu ſchießen, bis Einer von uns auf dem Platze bleibt. Ich kann Sie zwar nicht ex officio bei fünf, zehn oder zwanzig Thalern Strafe bedeuten, zu erſcheinen, doch würde ich das Außenbleiben an Ihnen abprügeln. Uebrigens ſtelle ich Ihnen frei, ſich bis dahin — das heißt, bis morgen früh um Fünf — zu erhängen oder davon zu laufen.

Mit wahrer Freundſchaft werde ich mich morgen nennen
Ihren ergebenen

N. N.«

Das war eine neue Leuchtkugel, die ihn blendete und, ſo zu ſagen, dumm machte. »Was denkt der Kerl?« fragte er in aller Einfalt ſich ſelbſt und ſah bald verwundert in den Brief, bald in den Spiegel, um aus Beiden irgend einen Zuſammenhang herauszufinden.

Schnaberl würde ſich am liebſten hingelegt und geſchlafen haben, wenn ihm der Herausforderer nicht mit Degen und Piſtolen die Augen offen gehalten hätte. Und da er durchaus an Etwas denken mußte, ſo dachte er vor Allem an Flucht.

— Ehe ich mich, ſagte er, mit dem Kerle herumſchieße und das Leben in Einem Athem zehn Mal riskire, und das Alles für ein lumpiges „Hellermagazin“, lieber laufe ich davon, ſo weit ich kann. Sich der Ehre halber todtſchießen laſſen, iſt überhaupt die größte Dummheit, die ich mir denken kann.

Er packte Alles, was ihm nöthig war, ohne große Beſchwerniß auf ſeinen Rücken und machte ſich ſofort aus dem Staube.

Von dem Poſtwagen Gebrauch machen, wagte er aus Vorſicht nicht. Der Kerl, dachte er, kann am Kutſchenſchlage ſtehen und Dir, wenn Du einſteigſt, noch ins Genick einen Stoß geben, der Dir die Flucht unmöglich macht.

Von ſeiner Frau nahm er herzlich Abſchied, verſchwieg ihr aber, warum und wohin er reiſe, aus Furcht, ſeine vielgeliebte Ehehälfte könne ihn an ſeinen Gegner verrathen.

— Ottilie, ſagte er und freute ſich dabei, daß er einmal Gelegenheit fand, gerührt zu werden und rühren zu können, um ein Geſicht voller Schmerz und Wehmuth für ſeinen Roman zu bekommen; wenn der Mann ſich von ſeiner Frau für lange Zeit trennen muß, fühlt er den Augenblick des Wiederſehens, ſie den der Trennung am meiſten. Was Du jetzt fühlſt, weiß ich zwar nicht; aber wenn Du eine Frau biſt, welche ihren Mann liebt, dann mußt Du bis in Dein Innerſtes gerührt ſein. Biſt Du es?

Schnaberl wartete bei dieſer Frage auf Antwort; ſeine Frau aber ſah ihn lange mit einer Miſchung von Aerger und Lachluſt an, dann fragte ſie:

— Soll es mich etwa traurig machen, daß Du wie ein Narr auf und davon läufſt, ohne zu ſagen, warum und wohin?

— Allerdings, antwortete er überzeugt. Bei meiner Abreiſe ſollteſt Du ſo viel Thränen vergießen, als ein Weib bei ſolchen Gelegenheiten nur immer aufzutreiben vermag. Weint Ihr nicht eines verunglückten Kleides wegen, in welches ein Lieutenant, in Ermangelung eines Pferds, ſeine Sporen ſtieß, dem Menſchen ſo lange nach, bis Ihr vor Thränen ihn nicht mehr ſehen könnt? Und iſt denn ein Mann nicht mindeſtens eben ſo viel werth als ein Kleid, da er doch jederzeit ein neues kaufen muß? Und weine ich nicht jetzt ſchon oder doch wenigſtens bald?

Und nun rieb er ſo lange an ſeinen Augen herum, bis er ſie unter Waſſer geſetzt hatte, dann zeigte er ſie mit fröhlichem Geſichte ſeiner Frau.

— Kannſt Du, ſprach er, ſo gerührt ſein als ich, ſo ſei es!

Sie aber lachte ihm geradezu ins Geſicht und verſetzte:

— Weshalb? Weine, wenn es Dir Vergnügen macht, mir aber macht das Weinen keinen Spaß!

Er aber ward ſeines Thränen-Vergnügens doch nicht recht froh. Zuvörderſt ſtiegen ihm ängſtliche Gedanken auf, wohin er bei ſeiner Flucht gerathen würde, die ihm inſofern endlos ſchien, weil er nicht wiſſen konnte, wie lange ſein Gegner überhaupt ſein Gegner ſein würde. Sodann war er um das Fortkommen ſelbſt ſehr verlegen. »Wenn der Kerl,« ſagte er, »mich erwiſcht, ſchlägt er mich todt, was meine Reiſe für immer unterbrechen würde.«

Von ſeiner Frau mußte er ſcheiden, ohne ſie gerührt oder in Thränen zu ſehen. Beim Friſeur kaufte er ſich einen Bart, der ſein halbes

Geſicht mit Pelz bedeckte, »des Spaßes wegen,« wie er ſagte; eigentlich aber blos darum, damit Niemand ihn erkennen ſollte.

So aufgeputzt, einige nöthige Kleider und Wäſche und ſein Manuſcript im Ränzel, verließ er mit einbrechender Dunkelheit die Stadt. Als er ſah, daß er lebendig durch das Stadtthor gekommen war, verminderte ſich ſeine Furcht vor dem unbekannten Gegner.

Die gänzlich hereingebrochene Finſterniß ſetzte ihm ſeine Lage erſt ins rechte Licht. »Hätte ich erſt Kunkelwitz erreicht,« ſagte er, »dann wäre ich eine halbe Tagereiſe, die ich allerdings bei Nacht mache, von Schneppenthal entfernt, und der Kerl, der ganz darauf verſeſſen ſcheint, mich todt zu ſchießen, wäre mir dann nicht mehr gefährlich.

Seine Reiſe ging ohne Abenteuer glücklich weiter. Nur in einzelnen Dörfern, durch die er kam, nöthigten ihn die Herren Hofhunde zu kleinen Umwegen. »Ich glaube,« ſagte er bei ſich, »dieſe Hunde ſind deshalb ſo ſehr auf die Waden verſeſſen, weil ſie ſelber keine haben.«

Früh, als der Nachtwächter die letzte Runde machte, rückte Schnaberl wohlbehalten in Kunkelwitz ein. Die erſte intereſſante Erſcheinung, welche ihm dort aufſtieß, war der Nachtwächter ſelbſt, der die Morgenſtunde nicht, wie herkömmlich, mit dem Horne wegblies, ſondern wegflötete. Schnaberl erkundigte ſich nach der Urſache dieſer neuen Erſcheinung und erhielt folgende Auskunft:

— Es ſei durchaus nicht gänzlich aufgehoben worden, beim Einbruch die Nacht mit dem Horne an- und beim Ausbruch ſie abzublaſen. Allein der Herr Bürgermeiſter habe, weil ſeine Frau Wöchnerin ſei, die Hörner ſo lange abſchaffen laſſen, als ſie ſich in Wochen befinde, dann kämen ſie wieder dran.

Bald nach dem Nachtwächter ſtieß er auf den Doctor Friebel, der hier (Kunkelwitz war ein Badeort) interimiſtiſch für den kranken Badearzt ſtationirte. Beim Anblick des alten Freundes, den er aus deſſen Barte glücklich heraus fand, vergaß der Doctor ſeinen Groll und rief, ihn umarmend:

— Beim Himmel! Du ſieht mit Deinem Barte wie eine halbgerupfte Lerche aus. Fliege Deinen Ideen nach, alte Seele, und trillere ſie mir von oben zu, indeß ich hier unten die Leute ins Waſſer bringe.

* * *

Während Schnaberl ſich in Kunkelwitz mit Hilfe des Doctors Friebel einlogirte, hatte ſich Ottilie in Schneppenthal auslogirt. Curt war nämlich von ſeinem Vater veranlaßt worden, ihm nach Kunkelwitz zu folgen. Durch die fünfzig Dukaten, welche er dem armen Schnaberl glücklich abgenommen hatte, war er in den Stand geſetzt, einige Zeit ohne Unterſtützung ſeines Vaters leben zu können; er wußte Ottilien zu bereden, ihn zu begleiten.

In Kunkelwitz angekommen, miethete ſich unſer Paar in einem Hauſe ein, das der Wohnung Schnaberls zufällig gegenüber lag.

Ottilie konnte ohne Curt, welcher des Vormittags ſeinen Vater aſſiſtiren mußte, nicht ausgehen, da dieſer um deren Anweſenheit natürlich nichts wiſſen durfte, und mußte die jedesmalige Rückkehr ihres Begleiters erwarten, der geſchickt genug die Gegenden erſpähte, wo er mit

Ottilien ſeinem Vater nicht begegnete. Sie unterhielt ſich indeß damit, von ihrem Fenſter aus die Umgebung kennen zu lernen.

Schnaberl, der, wie mancher Ehemann, etwas kurzſichtig war, hatte von ſeiner Frau, welche ihm gegenüber oft am Fenſter erſchien, nichts weiter wahrgenommen, als daß ſie ein Frauenzimmer ſei. Da ihr Begleiter ihm noch nicht zu Geſicht gekommen war, der Aufenthalt an einem Badeorte ohne irgend ein pikantes Abenteuer aber ſehr langweilig iſt, ſo gab ſich Schnaberl die Mühe, ſich in ſeine Frau zu verlieben. Er kokettirte Vormittags ein paar Stunden mit ihr und war ſelig, wenn er ſie lachen ſah, und freute ſich den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch — denn zu dieſer Zeit war die Dame nicht zu ſehen — auf den folgenden Tag, an welchem er wieder nicken und ſich anlachen laſſen durfte.

Dieſes Glück dauerte ſo lange, als ſein Bart ihn unkenntlich machte; bis er denn eines Morgens vergeſſen hatte, ſein halbes Geſicht hineinzuwickeln, und bartlos am Fenſter erſchien.

Mitten in ſeiner Verbeugung blieb er ſtecken, als er bemerkte, daß die Dame auffällig ſchnell ſich vom Fenſter zurückzog. Eine Stunde ſpäter erhielt er folgendes Billet:

> »Mein Herr. Ihr Betragen, welches Sie ſich gegen meine Gattin erlauben, überſteigt die Grenzen des Anſtandes und fordert blutige Genugthuung. Sie werden ſich morgen mit mir ſo lange ſchießen, bis Einer von uns Beiden auf dem Platze bleibt. Da Sie meine Wohnung wiſſen, beſtimmen Sie mir Ort und Stunde.
>
> N. N.«

Schnaberl las das Billet mit ſtummer Verzweiflung und ſchrie:

— Sind denn die Menſchen überall des lebendigen Teufels, daß ſie mich durchaus umbringen wollen? Heißt das ſeiner Geſundheit wegen oder zum Vergnügen ins Bad reiſen, wenn man das Leben dabei einzubüßen Hoffnung hat? Und ſchreiben denn alle Leute, die mich todtſchießen wollen, eine und dieſelbe Hand? Wenn ich in jeder Stadt auf einen Kerl ſtoße, der mich ohne Weiteres umbringen will, wo ſoll ich dann am Ende hin? Hätte ich ahnen können, daß die Frau verheirathet ſei, dann hätte ich mir gar nicht die Mühe gegeben, mich täglich einige Stunden hinzuſtellen und ihr wie ein Narr zuzunicken. Sapperment! Hat ſie meine Verbeugungen nicht lächelnd aufgenommen? Warum ſchießt ſich der Mann nicht lieber mit ihr? Und ich ſoll noch Zeit und Ort beſtimmen? Beim Himmel, der Kerl muthet mir viel zu! Vor meinem Tode ſchieß' ich mich durchaus nicht. Uebrigens habe ich das Bad herzlich ſatt. Ich reiſe auf der Stelle weiter, mag ſich todtſchießen laſſen, wer Luſt hat; ich finde kein Vergnügen daran!

Um ſicherer zu entkommen, wartete Schnaberl den Einbruch der Nacht ab und ließ ſich den ganzen Nachmittag nicht am Fenſter ſehen. Er brachte die Zeit damit hin, ſeine Effecten wieder einzupacken und die neueſten Begebenheiten in ſein Skizzenbuch einzutragen. Aber ſeine größte Sorge war nun die, wohin er eigentlich flüchten ſollte.

— Lauf' ich, ſagte er, zurück, ſo laufe ich geradezu dem Andern in die Arme, der nicht minder auf meinen Tod verſeſſen iſt, als der badende

Ehemann; reiſe ich weiter von Schneppenthal weg, ſo kann es mir paſſiren, daß ich im ganzen Leben meine Heimath nicht wiederfinde und wie ein ewiger Jude raſtlos bis zum Tage des jüngſten Gerichts umherlaufen muß.

* * *

Eben war Schnaberl im Begriff, auf gut Glück ſeine Weiterreiſe anzutreten, als der Doctor die Treppe hinaufgepoltert kam.

— Iſt das Manier? ſchrie dieſer ſchon draußen. Kannſt Du, Bengel, denn nicht allein kommen?

Dann brachte er Ottilien und ſeinen Sohn, welchen Beiden er auf ſeinem Spaziergange begegnet war, in die Stube transportirt und ſtellte ſie ſeinem Freunde vor.

— Haſt Du denn, ſagte er zu dieſem, keine Augen, daß Dir Deine Frau und mein ſauberer Zeiſig ſo ungenirt gegenüber wohnen dürfen?

Schnaberl, der ſeit dem erſten Anblick ſeiner Frau noch gar nicht zu ſich ſelbſt gekommen war, entgegnete dem Doctor ganz perplex:

— Aber iſt ſie denn nicht *ſeine* Frau? und zeigte dabei auf Curt.

Der Doctor wollte antworten, aber ſein Sohn kam ihm zuvor.

— Ihre Gattin, ſprach er zu Schnaberl, ſehnte ſich darnach, mit Ihnen wieder zuſammenzutreffen. Ein Zufall machte ſie mit Ihrem Aufenthalte bekannt, und da ich, dem Rufe meines Vaters folgend, hierher reiſte, erlaubte ich mir, mich Ihrer Frau Gemahlin als Begleiter anzubieten.

— Sapperment! rief Schnaberl gerührt und wendete ſich zu ſeiner Frau. Iſt das wahr?

Unſere eigenen Fehler werden uns am fühlbarſten, wenn Andere, ſie zu verdecken, ſich mit uns in gleiche Schuld ſtellen. Die Lüge, welcher Curt ſich ſchuldig gemacht, brannte in Ottiliens Seele, und gleichwohl ſchämte ſie ſich vor dem Doctor, ihrem Gatten Alles zu geſtehen. Sie bejahte deſſen Frage nur ſtumm und erröthend.

Der Doctor war in ſeinem Leben zum erſten Male mit ſeinem Sohne zufrieden, als dieſer, um Ottilien zu ſchonen, ihrem Gatten ein Hiſtörchen vorlog. Schnaberl indeß fand noch Zeit zu einigen Bedenken.

— Weshalb, fragte er, iſt meine Frau nicht früher zu mir gekommen, als eben erſt jetzt?

— Sie waren in Ihrem Barte nicht zu erkennen geweſen, entgegnete Curt, und der Doctor ſetzte hinzu:

— Beim Himmel! Sah'ſt Du Dir denn ähnlich? Habe ich nicht Noth genug gehabt, Dich aus Deinem Kinn-Pelze als einen Bekannten herauszuziehen? Wie in aller Welt konnte Deine Frau vermuthen, daß Du hinter eine Haarhecke kriechen und nur mit halbem Geſichte darüber hinausgucken würdeſt?

Schnaberl fand dieſe Gründe einleuchtend genug, um daran zu glauben, und als er weitere Fragen thun wollte, bat ihn Ottilie, ſie damit zu verſchonen, indem ſie verſprach, ihm zu gelegener Zeit Alles geſtehen zu wollen.

— Gut, ſagte er, das mag hingehen! Aber, beim Himmel! muß ich nicht hier bleiben, wenn ich nicht in Schneppenthal todtgeſchoſſen ſein will?

— Reiſe nur, verſetzte der Doctor, welcher den Zuſammenhang errieth, Du haſt dort kein Duell mehr zu fürchten.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Doctor und nahm ſeinen Sohn mit ſich, um Ottilien Zeit und Gelegenheit zu geben, ihren beſſern Entſchließungen zu folgen.

Ottilie geſtand ihrem Gatten unverholen ihr Vergehen und den Lauf der Geſchichte und dieſer rief am Ende der Erzählung verwundert aus:

— War ich denn ein Narr? Habe ich nicht den beſten Roman ſo eigentlich mit meiner ganzen Perſon geſchrieben? Beim Himmel, ich ſchreibe im Leben keine Lebensbilder mehr, als das Ende der angefangenen, welche unſere gegenſeitige Verſöhnung erzählen ſoll.

Mit Anbruch des folgenden Tages reiſte Schnaberl mit ſeiner Gattin nach Schneppenthal zurück. Leicht rollte der Wagen über die Vergangenheit einer hoffnungsvollern Zukunft entgegen, welche Ottilie ihrem Gatten verſprach.

Curt machte noch eine Menge genialer Dummheiten, bis er ſich endlich wirklich verliebte.

— Es fehlt noch die letzte, ſagte er, die zu heirathen, dann iſt mein Lebenslauf geſchloſſen.

Auch dies dauerte nicht lange mehr. Der Badearzt, für welchen Friebel interimiſtiſch fungirte, ſtarb und der Doctor bekam deſſen Stelle, welche er, in Berückſichtigung Ottiliens und ihres Gatten, ſeinem Sohne überließ. Friebel zog ſich nach Schneppenthal zurück, wo ihn Schnaberl, glücklich und um einige Erfahrungen reicher, mit offenen Armen empfing.

Im Kruge kehr' ich ſpät noch ein.

Von Eduard Kauffer.

Im Kruge kehr' ich ſpät noch ein …
O Schenkwirth, wie ſchön iſt Dein Töchterlein,
Wie ſchön und ſo ſchön, wie nur Wenige ſind,
    Iſt ſie, die züchtige,
    Schmetterlingsflüchtige,
Iſt klein Marie, Dein goldenes Kind!

Schenk' ein, Du alter Trinkgeſell!
Die Sorg' iſt trübe, der Wein iſt hell,
Die Sorge macht Kummer, doch freien Muth
    Giebt das belebende,
    Himmelanhebende,
In Flammen geborene Traubenblut.

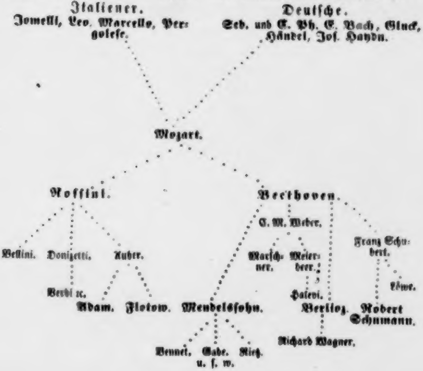
Der Schenkwirth brachte den vollen Pokal,
Wir zechten beim flimmernden Kerzenſtrahl
Und über die Schultern in meinen Wein
    Schauten zwei mächtige,
    Wunderſam prächtige,
Sehnſüchtig verlockende Aeugelein.

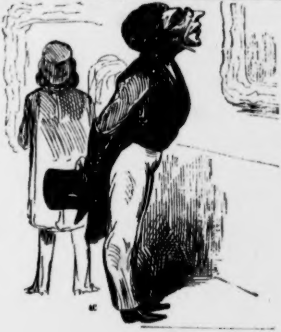
Und wie es kam um Mitternacht,
Hat trunken der alte Schenkwirth gelacht,
Und wie er auf den Boden ſank,
Liebend die blühende,
Durſtig erglühende
Holdſelige Jungfrau mein Arm umſchlang. — —

Aus dem Kruge geh' ich im Morgenſchein …
O Schenkwirth, wie ſchön iſt Dein Töchterlein,
Wie ſchön und ſo ſchön, wie Wenige ſind,
Iſt ſie, die züchtige,
Schmetterlingsflüchtige,
Iſt klein Marie, Dein goldenes Kind!

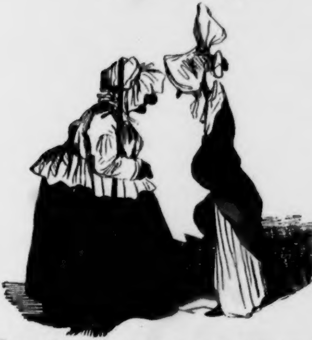
Muſikaliſcher Stammbaum.

Folgender Stammbaum, gegen den kein Genealog etwas zu erinnern haben wird, beweiſt, daß Roſſini der Vater aller jetzigen italieniſchen, Beethoven der Vater aller jetzigen nicht-italieniſchen Componiſten iſt:

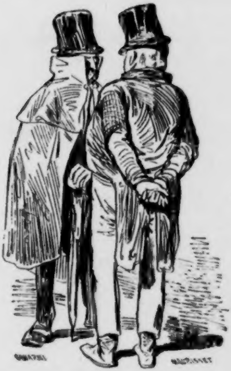

Italiener.
Jomelli, Leo, Marcello, Pergoleſe.
Deutſche.
Seb. und C. Ph. E. Bach, Gluck, Händel, Joſ. Haydn.
Mozart.
Roſſini.
Beethoven.
C. M. Weber.
Franz Schubert.
Bellini.
Donizetti.
Auber.
Marſchner.
Meierbeer.
Verdi rc.
Halevi.
Löwe.
Adam.
Flotow.
Mendelsſohn.
Berlioz.
Robert Schumann.
Richard Wagner.
Bennet.
Gade.
Rietz.
u. ſ. w.



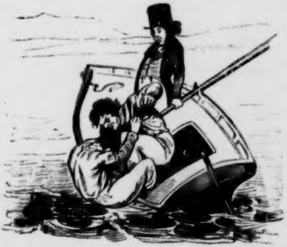
Ein Pinſel,
der das Talent eines Andern bewundert.



Zwei Damen, denen es Niemand anſieht, daß ſie dem ſchönen Geſchlechte angehören.



Zwei Eiſenbahn-Actionäre,
die aus dem Regen unter die Traufe
gekommen.



Drei Leipziger Jünglinge, welche, durch Marryats Romane zu Seeleuten ausgebildet, auf der Pleiße Schiffbruch oder etwas Anderes leiden.

Zapfenſtreich.

Altenburg. Major H. A. Pierer, der verdienſtvolle Herausgeber des „Univerſal-Lexikon“, hat am 24. September, zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit, das Ritterkreuz des erneſtiniſchen Hausordens als Anerkennung ſeiner literariſchen Thätigkeit erhalten. Seine nunmehr beendigte „Encyclopädie“ iſt in der That ein Werk, worauf die deutſche Literatur mit vollem Rechte ſtolz ſein kann.

Berlin. Nach dem zwiſchen Preußen und Frankreich abgeſchloſſenen Poſtvertrage wird ein Brief von Berlin bis Marſeille nicht mehr als 6½ Silbergroſchen oder 80 Centimes koſten.

Dresden. Ein Spottvogel meldet das Theaterereigniß, daß unſer — salva venia — ausgezeichneter Dramaturg, Herr Carl Gutzkow, Shakeſpeare's „Coriolan“ für die hieſige Bühne bearbeitet hat. Was ſoll daran das Ereigniß ſein? Die Bearbeitung oder die Aufführung? Oder überhaupt der Einfall, „Coriolan“ auf die Bühne zu bringen? England weiß, wie bekannt, ſchon ſeit Jahren, daß dies großartige Drama auf der Scene von nicht minder großartiger Wirkung als im Leſen iſt, und die Aufführung dieſes Stücks iſt ſelbſt in Deutſchland nichts Neues mehr, denn ſchon vor Jahren wurde es im Berliner Hoftheater aufgeführt. Das Komiſchſte bei dieſem ſogenannten Ereigniſſe iſt, daß Herr Gutzkow den Shakeſpeare *verbeſſern* will. (Ha, ha, wer lacht da? Ich nicht!)

Hamburg. Herr Charles Maurice, der Mitdirector des hieſigen Stadttheaters, ſcheint in der Führung dieſes Kunſtinſtituts ein dickes Haar gefunden zu haben, denn er hat ſich davon losgeſagt. An deſſen Stelle tritt der Tenoriſt Wurda ein. Herr Maurice aber bleibt, nach wie vor, Eigenthümer und Director des Thalia-Theaters.

∴ Auf einem der hieſigen Vorſtadttheater wird jetzt nach Jahrmarktsart die Praslin'ſche Mordgeſchichte, und zwar unter vielem Zulauf und Beifall aus allen Ständen, aufgeführt.

∴ Die große aus 5000 gedruckten Werken und 800 Handſchriften beſtehende hebräiſche Bibliothek des unlängſt hier verſtorbenen Sammlers Michel iſt von dem Britiſh-Muſeum in London käuflich erworben worden. (Das engliſche Geld ſchnappt den deutſchen Bibliotheken die beſten Schätze vor der Naſe weg.)

∴ Herr Fedor Wehl hat bei B. S. Berendſohn einen „illuſtrirten Fremdenführer nach und auf Helgoland“ erſcheinen laſſen.

Hannover. Der Hofmarſchall von Malortie, bekannt durch das Buch, das den Titel ſeines Autors führt, arbeitet an einem geſchichtlichen Werke über den Hofhalt des Churfürſten Carl Auguſt, des Stammvaters der jetzt regierenden Linie. Das Werk ſoll, mit Illuſtrationen ausgeſtattet, noch im Laufe dieſes Jahres ans Licht treten.

Karlsruhe. Vor Kurzem iſt wieder in mehrere Orte, durch die Poſt und an einzelne Bürger adreſſirt, ein Aufruf an die deutſche Nation, voll des wüthendſten Jakobinismus, gelangt. Es heißt darin unter Anderm, daß die franzöſiſche Revolution von 1789 mißlungen ſei, weil in derſelben nicht genug gemetzelt worden. Der Verfaſſer iſt der Bierbrauer Richter aus Achern, gegenwärtig in New-York.

Königsberg. Zwei unſerer ſogenannten Schöngeiſter, Herr Gottſchall und Walesrode, ſind ſich gegenſeitig in ihre unſterblichen Haare gerathen und haben ſich mit Verſen duellirt. Herr Gottſchall ſagt von ſeinem Gegner, Herrn Walesrode:

»Walesrode,
Eine Epiſode
In der Literatur
Nur!!!«

Dagegen ſagt Herr Walesrode von Herrn Gottſchall:

»Gottſchall,
Wortſchwall
In der Poeſie,
Mehr nie!«

Wer von Beiden hat Recht? (Wir glauben, Beide!)

Kopenhagen. Henrik Herz, der Dichter des in Deutſchland durch fünf Ueberſetzungen bekannt gewordenen Drama's „König René's Tochter", iſt (geboren am 25. Auguſt 1798 zu Kopenhagen) der Sohn jüdiſcher Aeltern. Sein Vater, Philipp Herz, war zuerſt Kaufmann und dann Bäcker. Im Jahre 1826 trat Henrik als dramatiſcher Dichter mit dem Luſtſpiele „Herr Burchardt und ſeine Familie" auf. Mit Hilfe einer königlichen Unterſtützung bereiſte er Deutſchland, Italien und Frankreich und kehrte dann nach Kopenhagen zurück. — „König René's Tochter", das er viele Jahre in ſeinem Pulte verſchloſſen hielt, wurde erſt am 5. Juli d. J. in Kopenhagen auf die Bühne gebracht und hier mit demſelben Enthuſiasmus aufgenommen, den es gleich darauf auf allen Bühnen Deutſchlands hervorgerufen hat.

Leipzig. Bei Julius Keſſka iſt unter dem Titel „Kopornyana" eine beißende Satire auf den Wiener Schauſpieldirector Franz Pokorny erſchienen. Die „Genieſtreiche des genieloſen Theaterprincipals" werden in Oeſterreich viele Lacher finden.

∴ Herr Langenſchwarz, der ſich ſeit Kurzem in Leipzig aufhält, arbeitet an einer „Geheimgeſchichte des Despoten Juſtinian und der byzantiniſchen Tänzerin Theodora". Wer unter den Zeilen zu leſen verſteht, wird begreifen, wer unter dieſer Theodora gemeint iſt.

∴ Ein Spaßvogel hat unſer Stadttheater, bei welchem Herr Marr noch immer als Ober-Regiſſeur florirt, einen Marr-Stall genannt. — Demoiſelle Marra läßt ſich mit ihrer kleinen Stimme vor großen Preiſen hören. — Auch bei uns hat der „Lumpenſammler" eine beifällige Aufnahme gefunden.

∴ Unter den Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen der Pariſer Bühnen zählt ein Kenner nicht weniger als 57 berühmte Schönheiten. (Wieviel Schönheiten ſind wohl bei unſerem Theater zu finden? Keine Einzige!)

London. Auch hier hatte die „ſchwediſche Nachtigall", Jenny Lind, ſich geweigert, ihre Kehle zum Beſten der Armen abzunutzen. Ferdinand Freiligrath hat dieſen ſchönen Zug ihres ſcandinaviſchen Mitleids durch folgendes Impromptü anerkannt:

»Deine Stimme, holde Philomele,
Iſt von Silber und von Gold iſt Deine Kehle,
Doch Dein Herz, o glaube mir,
Jenny Lind, iſt von — Papier.«

∴ Die „Times", die größte Journalmacht der Gegenwart, ſetzt jährlich durch die Poſt, allein für London, 31,200,000 Nummern ab. Vor 25 Jahren hatte dieſe Zeitung drei Eigenthümer, welche, nach Abzug aller Unkoſten, einen jährlichen Ueberſchuß von 14,000 Pfd. St. unter ſich theilten. Gegenwärtig, wo das Journal ſich bedeutend vergrößert hat, wirft es jährlich über 30,000 Pfd. St. reinen Ueberſchuß ab. (Alſo ungefähr 2 bis 3 Pfund mehr als die „Deutſche allgemeine Zeitung" des Herrn Brockhaus.)

∴ Ein Graf Dundonald hat die Kunſt erfunden, Kugeln mittelſt fortgeſetzter Gasſtrömungen zu werfen, ſo zwar, daß bei dem damit angeſtellten Verſuche 25pfündige Kugeln 7000 Ellen weit fortgeſchleudert worden ſind.

Lucca. Der Herzog von Lucca, welcher ſich genöthigt geſehen hat, ſeine Hauptſtadt zu verlaſſen, hält ſich abwechſelnd in Maſſa und Modena auf. Er hat eine Regentſchaft eingeſetzt, an deren Spitze der Marquis Maſſa ſteht.

Madrid Der „Conſtitutionnel" enthält einen ausführlichen Bericht über die Lebensweiſe der Königin Iſabella von Spanien. Es heißt darin unter Anderm: Die Königin ſteht ſpät auf, weil ſie nicht vor drei oder vier Uhr Morgens zu Bette geht. Um zwei Uhr Mittags ſpeiſt ſie. Die Perſonen, welche zur Audienz gelaſſen werden ſollen, müſſen zwei bis drei Stunden warten, auch die Miniſter. Die Königin iſt ſehr gefühlvoll für Unglück und bewilligt in ſolchen Anträgen ſtets mehr, als begehrt wird. Auch iſt ſie ſehr muthwillig als Reiterin und im Fahren. Mit Leichtigkeit lenkt ſie vier Pferde. Ihre Couſine, die Infantin Donna Joſepha, ſagte ihr kürzlich: »Ihre Pferde wiſſen, daß Sie die Königin ſind, deshalb gehorchen ſie Ihnen ſo gut.« Die Königin iſt eine vortreffliche Sängerin und ſingt in allen Hof-Concerten. Sie hat eine hübſche Figur, iſt etwas ſtark und ſtets bei guter Laune. Ihr Lieblings-Schriftſteller iſt — Paul de Kock.

Magdeburg. Laut Beſchluß der hieſigen Stadtverordneten iſt dem freiſinnigen Prediger Uhlich, weil er ſich um die Volksaufklärung hochverdient gemacht, das hieſige Ehrenbürgerrecht ertheilt worden.

Mailand. Am hieſigen Dome iſt ſeit zwei Jahren die Kapellmeiſterſtelle unbeſetzt; es findet ſich in ganz Italien kein Bewerber, weil die Probearbeit — eine Fuge — Alle abſchreckt.

Mannheim. Bei einem Buchhalter der Heſſ'ſchen Buchdruckerei iſt eine erfolgloſe Hausſuchung nach aufrühreriſchen Flugblättern gehalten worden. — Für die beiden Gefangenen aus Mannheim, Studioſus Blind und Madame Cohen, ſind dem Gerichtshof in Frankenthal vergeblich 30,000 Gulden Caution geboten worden. Madame Cohen iſt eine ſehr geiſt- und phantaſiereiche Dame, 28 Jahre alt und Mutter zweier Kinder. Ihr Gatte iſt jüdiſcher Rentier in Mannheim.

∴ Die neueſte Schrift des Verfaſſers des „Lebens Jeſu", Dr. D. Fr. Strauß, die hier (bei Baſſermann) erſchienen iſt, gehört zu den eigenthümlichen Erzeugniſſen der neueren Literatur. Sie führt den Titel „der Romantiker auf dem Throne der Cäſarn, oder Julian der Abtrünnige (apostata)", und iſt eine mit großem Scharfſinne durchgeführte Apologie Julians nach den Schriften der Alten und Neuen, die für und wider ihn aufgetreten ſind.

∴ Als ein trauriger Beleg für die Zumuthungen, welche dem guten Glauben noch heutzutage in den civiliſirten Ländern gemacht werden, theilt die hieſige „Abendzeitung" den Himmelsbrief mit, welcher vor Kurzem in Walldürn mit geiſtlicher Approbation ausgegeben worden iſt. Der Anfang lautet wörtlich: »Wahrhafte Abſchrift des Himmelsbriefes, ſo Gott ſelbſt geſchrieben, und auf St. Michaelsberg in Bethania vor St. Michaelis Bild hanget, auch Niemand weiß, woran er hanget. Er iſt mit goldenen Buchſtaben geſchrieben und von dem Engel St. Michael dahin geſandt worden. Wer ihn anrühren will, vor dem weichet er; wer ihn aber abſchreiben will, zu dem neigt er ſich und thut ſich gegen ihn auf.« Nun folgt der Inhalt des Briefes, welcher mit den Worten ſchließt: »Haltet meine Gebote, die ich Euch durch den Engel St. Michael geſandt und kund gethan habe. Ich, wahrer Jeſus Chriſtus, Anfang und Ende, Amen. Mit Genehmigung geiſtlicher Obrigkeit.«

München. Der König von Baiern hat der Gräfin von Landsfeld eine mit Diamanten beſetzte Reitgerte geſchenkt.

∴ Das von einigen Blättern ausgeſtreute Gerücht, unſere allgemein bedauerte Königin habe der p. p. Lola Montez den Thereſien-Orden verliehen, hat ſich als grundloſe Lüge herausgeſtellt.

∴ Dr. Paul Erdmann hat bei Hoffmann und Campe ein Buch erſcheinen laſſen, das hier verſchlungen wird. Es heißt „Lola Montez und die Jeſuiten" und enthält eine Darſtellung der jüngſten Ereigniſſe in München. Wir entlehnen dieſem Werke folgende Züge: Als Lola einſt von ſpasmiſchen Leiden, welche ſich auf die Mittel des Stabsarztes Dr. Curtius noch heftiger einſtellten, befallen war, ſprach ſie zum König: »Louis, ich habe Gift bekommen!« Da ergriff Seine Majeſtät die Medizin und leerte ſie unter dem Ausrufe: »Wenn keine Lola mehr iſt, ſoll auch kein Ludwig mehr ſein!« — Als Lola einſt gefragt wurde, wie ſie bei ihrer Jugend und ihrem Temperamente ein Verhältniß mit einem ſchon ſo hochbejahrten Manne eingehen könne, antwortete ſie: »Der Geiſt eines Ludwig bleibt ewig friſch und jung!« — Eines Tages war Lola in eine Modehandlung getreten und ließ ſich Mehreres zur Auswahl vorlegen. Bei einem Artikel bemerkte der Verkäufer, daß derſelbe für eine hohe Perſon beſtimmt ſei. Raſch fiel Lola ein: »Dann muß ich etwas noch Schöneres haben.« Erzürnt ſoll der Beſitzer der Handlung ſie hierauf beim Arm ergriffen und aus dem Laden geführt haben. Der König, erzählt man weiter, habe ſich in den Laden des Modiſten verfügt und, da derſelbe gerade abweſend war, gegen deſſen Frau geäußert: »Sagen Sie Ihrem Manne, daß er ein Flegel ſei!« — Ein anderes Mal, als der König Lola beſuchte, fielen deſſen Augen beim zufälligen Oeffnen eines Schrankes auf zwei Dolche. Neugierig fragte der König, ob dieſe auch zu ihrer Toilette gehörten. Da nahm ſie in jede Hand einen Dolch und ſagte: »Den einen für mich, den andern für Dich, wenn Du mich verläßt!«

∴ Faſt täglich wird hier ein auswärtiges Blatt von der Polizei mit Beſchlag belegt. In jüngſter Zeit ſind ſechs Nummern der „Cölner Zeitung" confiſcirt worden. Warum? Weil ſie nicht genug Reſpect vor der edlen Lola Maria von Porris y Montez, Gräfin von Landsfeld haben. (Heilloſe Wirthſchaft!)

Nürnberg. Dem hieſigen Cenſor iſt, weil er die Aufnahme der Nachricht von der Standeserhöhung der Lola Montez in die dortigen Blätter aus dem Regierungsblatte geſtattet hat, vom Miniſterium eine Geldſtrafe auferlegt worden.

Paris. Louis Philipp hat den beiden General-Lieutenants Graf Reille und Vicomte Dode de la Brunerie die Marſchallswürde ertheilt.

∴ Es hieß vor Kurzem, Marſchall Sebaſtiani habe den Befehl gegeben, die Zimmer, in welchem ſeine Tochter von ihrem Gemahle ermordet worden war, zu vermauern. Der Marſchall ſcheint ſich eines Beſſern beſonnen zu haben, denn allen Geſetzen der Schicklichkeit Hohn ſprechend, hat er dieſe Zimmer an einen Herrn Moſſelmann, Bruder der Gräfin Lehon (Frau des ehemaligen belgiſchen Geſandten), vermiethet. Das Mobiliar der Zimmer iſt verſteigert worden.

∴ In einem der hier zahlreich beſtehenden Athenäen hat ein Profeſſor eine Reihe von Vorleſungen über die Briefe der Herzogin von Praslin in ſtyliſtiſcher, philoſophiſcher und moraliſcher Beziehung angekündigt. (Iſt das nicht das non plus ultra von Mangel an Sittlichkeitsgefühl?)

∴ Herr Guizot iſt an die Stelle des Marſchalls Soult zum Miniſter-Präſidenten ernannt worden.

∴ Seit der Juli-Revolution haben ſieben Perſonen den Poſten eines Miniſter-Präſidenten bekleidet: Jacques Lafitte, Caſimir Perier, Herzog von Broglie, Graf Molé, Thiers, Marſchall Soult und Guizot.

∴ Die franzöſiſche Regierung hat einen Profeſſor nach Tahiti geſchickt, welcher die Königin Pomaré in der franzöſiſchen Sprache ausbilden ſoll. Eine Franzöſin, die bereits in „gewiſſen Jahren" ſteht, ſoll Ihre Otaheitiſche Majeſtät mit den Anfangsgründen der Geometrie und Geſchichte bekannt machen. Nächſtens ſoll auch ein Tanzmeiſter abgeſchickt werden, um die Herrſcherin von Otaheiti in der „Polka" zu unterrichten. Die gute Pomaré ſoll à tout prix ganz und gar franzöſirt werden.

∴ Es iſt merkwürdig, daß gerade derjenige Marſchall, der am häufigſten verwundet worden (Oudinot), am längſten gelebt und das ſchöne Alter von 81 Jahren erreicht hat. Seine Verwundungen waren ſo ſprichwörtlich geworden, daß Kaiſer Napoleon, als er den Marſchall einſt beſucht hatte, lachend ausrief: »Schämen Sie ſich, Herzog von Reggio, wer wird ſich beſtändig verwunden laſſen!«

∴ Unſer Erzbiſchof hat in ſämmtlichen Kirchen ſeiner Diöceſe Dankgebete für die reich geſegnete Ernte dieſes Jahres angeordnet.

∴ Frédéric Soulié, der berühmte Romanſchriftſteller, den einige Zeitungen ſchon vor vier Wochen haben ſterben laſſen, iſt erſt am 23. September in Bièvre ſeiner langen ſchmerzhaften Krankheit erlegen.

∴ Scribe hat vom türkiſchen Sultan eine mit Brillanten beſetzte Chibouka zum Geſchenk erhalten.

∴ Paul de Kock, welcher ſeit einigen Jahren Wittwer iſt, will ſich in Kurzem mit einer reichen Araberin aus Oran vermählen. Sie bringt ihrem Gatten eine Mitgift von 120 Kameelen mit.

∴ Mademoiſelle Henriette Luzy-Desportes iſt noch immer die Axe der allgemeinen Theilnahme. Bis jetzt ſind nicht weniger als achtzehn Portraits von ihr erſchienen.

∴ Der „Charivari" nennt Lola Montez eine „gekrönte Griſette".

∴ Im Jahre 1843 hatte Herr Viollet le Duc, ein Gelehrter, der nicht allein als geſchmackvoller Dichter, ſondern auch als Herausgeber der Werke der Dichter Rotrou, Boileau und Regnier ſich Ruf erworben, das Verzeichniß ſeiner ſeit vielen Jahren geſammelten poetiſchen Bibliothek unter dem Titel „Catalogue des livres composant la bibliothèque poétique de M. Viollet de Duc" herausgegeben und faſt zu jedem Buche mehr oder minder ausführliche literariſche Notizen hinzugefügt, welche über die Geſchichte ſeines Verfaſſers Auskunft geben. Gegenwärtig hat nun derſelbe Verfaſſer ein Supplement jener Bibliothek herausgegeben, welches in zwei Theile zerfällt. Dies Supplement hat für den Literaturfreund und Bücherſammler einen noch größeren Werth als der frühere rein poetiſche Theil, denn er giebt eine vollſtändige Literatur jener ſo eigenthümlichen franzöſiſchen Dichtungs-Gattung, der Chanſons, die, von der älteſten bis zu der neueſten Zeit, als ein Erguß der Fröhlichkeit und des geſelligen Zuſammenlebens, die größten Dichter der Nation cultivirt haben. Dann folgen die Literatur der fabliaux, der contes, der facéties u. ſ. w. Am Schluß folgt ein alphabetiſches Regiſter der chansonniers (Chanſon-Dichter) und der conteurs (Erzähler).

∴ Beranger hat wieder ein neues politiſches Lied, „die Sündfluth", drucken laſſen, deſſen ſechs Strophen mit der Zeile ſchließen: »Ces pauvres rois, ils seront tous noyés.« Man mag aus dieſer einen Zeile auf den Inhalt des Ganzen ſchließen.

∴ Eugène Sue, der ſeinem literariſchen Ruhme durch „Martin das Findelkind" eine empfindliche Schlappe verſetzt hat, ſchreibt für den „Conſtitutionnel" die längſt verſprochenen „ſieben Todſünden". Die ſieben Todſünden heißen l'orgueil (der Hochmuth), la luxure (die Unkeuſchheit), la paresse (die Faulheit), la gourmandise (die Schwelgerei), l'envie (der Neid), l'avarice (der Geiz) und la colère (der Zorn). Jeder dieſer ſieben Romane wird drei bis vier Bände, das Ganze alſo ungefähr dreißig Bände geben. Die erſte dieſer ſieben Todſünden wird Ende October losgelaſſen.

∴ Am 3. November ſoll Voltaire's ehemalige Beſitzung Ferney, bei Genf, am Orte ſelbſt in vier Parzellen öffentlich verſteigert werden. Das Ganze, aus einem Schloſſe und aus Waldungen und Gründen mit einem Flächenraume von 163 Hectaren beſtehend, iſt zu 350,000 Francs veranſchlagt.

∴ Die franzöſiſche Zeitſchrift „Les Archives Israelites“ berechnet die Geſammtzahl aller über den Erdball verbreiteten Juden auf 6 Millionen. Von dieſen befinden ſich nur 180.000 (wahrſcheinlich ſind blos die erwachſenen Männer gemeint) im Genuſſe voller bürgerlicher Rechte, nämlich 30,000 in den vereinigten Staaten, 50,000 in Holland, 10,000 in Belgien und 90,000 in Frankreich. In England ſind 20,000 bis jetzt nur unvollſtändig emancipirt (d. h. ſie ſind vom Oberhauſe ausgeſchloſſen und ihr Recht, im Unterhauſe zu ſitzen, iſt bis jetzt noch zweifelhaft.)

∴ Das Variétés-Theater hat ſeinen Beſuchern zwei neue Vaudevilles vorgeführt: „le Suisse de Marly“, von den Herren Leuven und Brunswick, und „la Filleule à Nicol“, von Herrn Deligny. Beide Kleinigkeiten haben angeſprochen.

∴ Für daſſelbe Theater hat der bekannte Feuilletoniſt Theophile Gautier eine gereimte Arlequinade, „Pierrot posthume“, geſchrieben.

∴ Das Palais-Royal-Theater hat mit einem neuen einactigen Vaudeville, „le Bonheur sous la main“, von einem Herrn Léone, kein Glück gemacht.

∴ Im Vaudeville-Theater läßt ſich eine neue Poſſe, „Rose et Marguerite“, ſehen.

∴ Seit Kurzem hat ſich hier ein neues Kaffeehaus etablirt, das „zur preußiſchen Verfaſſung“ heißt.

Peſth. Dem Redacteur des „Honderü“ ſind bei der Naturforſcher-Verſammlung in Oedenburg acht Paar Beinkleider geſtohlen worden. (Heißt das auch Naturforſchen?)

Petersburg. Bis zum 16. September ſind im Hafen von Cronſtadt, während der diesjährigen Schifffahrt, über 2700 Schiffe angekommen; eine noch nie erlebte Zahl.

∴ Der beliebte Komiker Franz Wallner iſt auf weitere drei Jahre, unter denſelben brillanten Bedingungen wie bisher, für unſer deutſches Theater gewonnen.

∴ In Kurzem beginnt die italieniſche Oper ihre Vorſtellungen. Primadonnen ſind: Giuli Borſi, Frezzoni und Angri; Contre-Alto: Fanny Léon; Tenore: Salvi und Guasco; Baritone: Tamburini und Collini; Baſſobuffo: Napoleone Roſſi.

∴ Am 12. September iſt ein Herr Lebet bei ſehr ſtürmiſchem Wetter in einem Luftballon aufgeſtiegen und ſeitdem nicht mehr geſehen worden. Den Ballon fanden einige Fiſcher, zwei Stunden ſpäter, 300 Werſte von hieſiger Reſidenz im Ladoga-See, jedoch ohne den unglücklichen Luftſchiffer.

∴ Der berühmte Freihandelsheld Richard Cobden, der unter uns geweilt, hat ſich von hier nach Hamburg begeben.

∴ Das Knalleffectſtück „der Lumpenſammler von Paris“ iſt von der hieſigen Cenſur ſowohl in deutſcher als franzöſiſcher Sprache verboten worden.

∴ Die Petersburg-Pawlowsk-Eiſenbahn wird bis Gatſchina verlängert.

Poſen. Bei einer der jüngſten Vorſtellungen der polniſchen Schauſpielertruppe, aus Krakau, wurde in den Zwiſchenacten von der zahlreich verſammelten Zuhörerſchaft, die größtentheils aus Polen beſtand, zuerſt der Mazurek Skrzynecki's, dann die polniſche Nationalhymne „Noch iſt Polen nicht verloren“ und endlich die Kosciusko'ſche Polonaiſe verlangt; das Orcheſter ſpielte dieſe Stücke und erhielt dafür enthuſiaſtiſchen Beifall.

Stockholm. Neulich wurde hier eine Schonerbrigg vom Stapel gelaſſen, welche in der Schiffstaufe den Namen „Jenny Lind“ erhalten hat.

Stuttgart. Vor vier Jahren hatte ein ruſſiſcher Schriftſteller, Alexander Oulibicheff, eine „nouvelle biographie de Mozart“ mit einer ausführlichen Beurtheilung aller Werke dieſes großen Tonmeiſters (Moscau 1843, 3 Bände, 8.) herausgegeben. Von dieſem ausgezeichneten Werke iſt jetzt im Verlage von A. Becher eine von A. Schraishuon unternommene Ueberſetzung erſchienen. Das Werk verdient allgemeine Beachtung, denn noch kein Commentator Mozarts hat ihn in ſeinem innerſten Weſen und nach ſeiner ganzen Originalität ſo gut aufgefaßt und iſt ſo tief in ſeine Eigenthümlichkeiten und Schöpfungen eingedrungen, wie Oulibicheff. Wir möchten ihn deshalb den Lichtenberg Mozarts nennen: denn er liefert, ebenſo wie Jener vom britiſchen Maler, den erklärenden Text zu Mozarts genialen Productionen, indem er dieſelben vor den Augen des Leſers mit einer Klarheit enthüllt, wodurch dieſem ein Tiefblick in das räthſelhafte Schaffen und Wirken des außerordentlichen Geiſtes möglich wird.

Venedig. Prinz Cárl Lucian Bonaparte, der vom Gelehrten-Congreß zum Vorſitzenden der Section der vergleichenden Anatomie ernannt worden war, iſt von der hieſigen Polizei ausgewieſen worden, weil ſeine Antrittsrede, die etwas freiſinniger Art geweſen, große Lobſprüche auf den jetzigen Papſt enthielt.

∴ Der berühmte Geograph Ritter, den einige deutſche Zeitungen nach Aſien reiſen laſſen, wird von hier nach Berlin zurückkehren.

∴ Die Stadt Venedig hat jedem Mitgliede des hieſigen Gelehrten-Congreſſes eine Beſchreibung Venedigs in drei Quartbänden geſchenkt, ein Prachtwerk, deſſen Druck allein 50,000 Lire gekoſtet hat.

∴ In Meſtre, bei Venedig, iſt Admiral Bandiera, der unglückliche Vater der zwei bei Coſenza erſchoſſenen Heldenſöhne, mit Tod abgegangen.

Wien. Der „Humoriſt“ meldet: »Beide Strauße werden eheſtens Kunſtausflüge machen. Vater Strauß zieht gen Norden, nach Schweden, Sohn Strauß zieht gen Oſten, nach Conſtantinopel. Da werden wir wahrſcheinlich bald „Runen-Walzer“ und „Conſtantinopolitaniſche Dudelſack-Quadrillen“ bekommen.

∴ Der engliſche Romanſchriftſteller Ainsworth iſt von hier nach Conſtantinopel abgereiſt.

∴ Im Theater an der Wien wird ein neues Schauſpiel, „Chriſt und Jude“, von einem Herrn J. C. Böhm, einſtudirt.

∴ Die „Wiener Zeitſchrift“ berichtet aus Tyrnau: »Ein dortiger Bürger hat die Fronte ſeines Hauſes mit der Inſchrift geziert: „Hunden und Juden iſt der Eintritt unterſagt.“ Anmerkung: Wir zählen jetzt das Jahr 1847 nach Chriſti Geburt: es ſind alſo 407 Jahre ſeit der Einführung der Buchdruckerkunſt, 311 Jahre ſeit der Entſtehung des erſten Journals und 57 Jahre ſeit dem Tode Kaiſer Joſephs II.« (Der gute Tyrnauer verdient wegen ſeines lächerlichen Judenhaſſes lebendig in Weingeiſt geſetzt und für Geld gezeigt zu werden.)

Würzburg. Unſer „Abendblatt“ ſchreibt vom 20. September: »Eine Prieſterin Thaliens, welche ſeit vierzehn Tagen in einem Wirthshauſe gewohnt und bereits ein anſehnliches Sümmchen auf dem Kerbholze verzeichnet ſah, verſchwand, da der Wirth auf Bezahlung ſeiner Forderung drang, unverſehens geſtern Abend, jedoch nicht ohne demſelben die theuerſten Pfänder, die ſie beſaß — ihre zwei Sprößlinge von noch zarter Jugend — zurückzulaſſen. Dieſer Zug ſtrenger Rechtlichkeitsliebe ſoll dem Wirthe eine nicht geringe Verlegenheit bereitet haben.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Wohl keine von allen Literaturen Europa's iſt ſo reich an dramatiſchen Productionen, als die ſpaniſche. Flögel giebt in ſeiner „Geſchichte der komiſchen Literatur“ (IV. Seite 158) die Zahl der ſpaniſchen Dramen auf 24,000 an.

— In London wurde 1718 ein Schneidergeſelle ins Tollhaus geſchickt, weil er geſagt, Lord Pelham, der damals im Miniſterium war, ſchiele mit dem rechten Auge. — Ein Brauer, Namens Smith, mußte 10 Pfd. St. bezahlen, weil er, als die Königin vorüberfuhr, Geſichter ſchnitt.

Treffer und Nieten.

• »Warum haben Sie dieſe 77 Francs geſtohlen?« fragte neulich der Präſident des Pariſer Correctionsgerichts einen Angeklagten. — »Ich habe ſie für meine Kinder geſtohlen,« erwiderte der Dieb. — »Sind Sie verheirathet?« — »Nein, doch hoffe ich bald in den Eheſtand zu treten und dann auch Kinder zu bekommen.«

• Von einem Balletmeiſter, der mit einem Trupp Tänzerinnen umherreiſt, welche nichts als Shawlgruppirungen ausführen, ſagte ein kritiſcher Spötter: »Herr X. iſt Virtuoſe in der Kunſt, Wäſche aufzuhängen.«

Bei **Philipp Reclam jun.** in Leipzig iſt erſchienen:

NARRENALMANACH

für

1848

von

Eduard Maria Oettinger.

Sechſter Band.

Elegant geheftet. Preis 2 Thaler.

Teufeleien

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band,

mit 77 Karikaturen.

Elegant geheftet. Preis 1 Thaler.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Kurze Briefe an meinen langen Vetter

oder

Anleitung zur Kunſt, in 24 Stunden ein vollendeter Gentleman zu werden.

Von **Eduard Maria Oettinger.**

Elegant geheftet. Preis 15 Neugroſchen.

Bei **Gebrüder Reichenbach** in Leipzig erſchien:

Die Mörder Wallenſteins.

Hiſtoriſcher Roman

von **Carl Herloßſohn.**

1847. 3 Bände. 4½ Thaler.

Hollands Lucretia oder ein Opfer der Freiheit.

Hiſtoriſcher Roman. 1847. 2 Theile. 1½ Thaler.

Hierbei eine literariſche Beilage von A. Weichardt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 264. Leipzig, 22. October 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Der ſchwarze Schimmel.

Engliſches Genrebild von Adolph Görling.

I.

Den Anfang der Geſchichte macht das Ende eines ungemein lebhaften Zwiegeſprächs, geführt von Seiner Herrlichkeit, Mylord Sporter, und von Mr. Blandy, Lieutenant in der Leibgarde Ihrer Majeſtät der Königin von England.

Der Lord iſt ein Baumwollenlord. Wir brauchen alſo nicht hinzuzufügen, daß er eine Rente jenes Kalibers bezieht, das man in London mit „shameless“ (unverſchämt) bezeichnet. Der Officier iſt ein jüngerer Sohn aus alter, edler Familie, aber ſo arm, daß er, mit dem Hute in der Hand, Jeden deswegen um gefällige Verzeihung zu bitten ſcheint.

Lord Sporter iſt kurz und von gewaltigem Umfange, Mr. Blandy dagegen hoch und von ſchlankem Wuchſe. Die faſhionable Haltung, welche den jungen Officier auszeichnet, ſteht in ſtärkſtem Contraſte zu der wollſackähnlichen Figur des alten Herrn. Mylord, in einen perſiſchen Schlafrock gehüllt, ſtampft mit gewichtigen Schritten im prächtigen Zimmer ſeines Palaſtes auf Großvenor-Square auf und ab. Der Herr Lieutenant betrachtet den alten, ſich ſpreizenden Pfau melancholiſch und tiefbewegt, indeß er mit herabhängenden Armen und geſenktem Kopfe unbeweglich wie eine Bildſäule daſteht.

— So hören Sie doch, Blandy, ruft Lord Sporter, während er keuchend ſich vor den jungen Mann ſtellt und ſein kleines, graues Auge majeſtätiſch zu den dunklen Sternen ſeines Gaſtes aufſchlägt.

Blandy ſcheint ſich verbeugen zu wollen.

— Wir ſind noch zu wenig im Klaren, als daß wir nicht unſere vereinte Erfindungskraft aufbieten ſollten, um Alles, was in der Rennbahn neben uns, das heißt, neben meinen Pferden und Ihnen, erſcheinen möchte, zu verdunkeln.

— Ja, murmelte der Officier, wir ſind noch nicht im Klaren.

— Sie werden alſo in grünem Collet mit ſilberweißen Schleifen reiten, Mr. Blandy ... Weiß und grün ... Schöne Farben!

— Mary's Unſchuld und meine Hoffnung! ſagte der Officier für ſich.

— Der Padiſchah, mein Schimmelhengſt, das edelſte Geſchöpf unter Gottes Sonne, mein Stolz, mein Schatz, mein Alles, wird Roſen an der Stirn haben, und auch Sie, Sir, werden eine Roſe auf der linken Bruſt tragen!

— Die Roſe iſt die Blume der Liebe! bemerkte Mr. Blandy halblaut.

— Sie iſt eine Anſpielung auf meine von den Sommerſets vergebens beſtrittene Abſtammung vom Hauſe Lancaſter. Das bedeutet die Roſe! Aber antworten Sie doch!

— Mylord, ſagte Blandy, endlich Muth faſſend, ich bin in einer Angelegenheit gekommen, welche, wichtiger als alle Rennen und Renner der Welt, mein Herz ſo heftig bewegt, daß ich kaum Faſſung erringen kann, um Ihnen mein Geheimniß zu entdecken.

— Wichtiger als Rennen, wichtiger als Padiſchah? Unmöglich! ſagte der Lord.

— Mylord, erwiderte der Officier, dieſe Stunde entſcheidet über zweier Menſchen Leben und Schickſal!

— Nothing else! Weiter! bemerkte Lord Sporter, eine Priſe nehmend.

— Möchte ich Worte finden, um Ihr Herz zu rühren ...

— Sprechen Sie von meinem Padiſchah, Sir, dann werden Sie in mir Ihren Mann finden.

— Nein, ich werde von Eurer Lordſchaft Tochter, ich werde von Lady Mary ſprechen ... und von mir! fügte er leiſer und befangener hinzu.

— Seltſame Zuſammenſtellung! bemerkte Mylord. Meine Pferde und Sie, Maſter; well! Aber meine Tochter und Sie?! 'T is strange!

— Mylord, ich liebe Ihre Tochter und Ihre Tochter erwidert meine Liebe! rief Blandy, vor den alten Lord niederſinkend. Wir legen unſer Schickſal in Ihre Hand und flehen um Ihren Segen.

— Um Ihren Segen! wiederholte eine ſilberhelle Stimme.

Die Thür des Zimmers wurde raſch geöffnet und herein flog eine ſchlanke Geſtalt von blendender Schönheit, die ſich neben den jungen Mann niederließ.

— Dam! rief der Lord, mit funkelnden Augen das ſchöne Paar zu ſeinen Füßen muſternd.

Mylord drehte ſich, um den ausgeſtreckten, blüthenweißen Armen ſeiner Tochter zu entgehen, kurz und heftig um und ſagte:

— Ein ſauberer Handel! Mr. Blandy, wir werden weiter darüber reden. Du aber, Lady Mary, wirſt die Güte haben, Dich auf der Stelle zu entfernen.

Mary, die ſich raſch erhob, ſah ihrem Vater offen und ſtolz ins Auge und ergriff die Hand Blandy's.

— Mylord, ſagte ſie mit engliſchem Stolz, ich erkläre hiermit feierlich vor Gott und vor Dir, mein Vater, daß mein Herz Gilbert Blandy gehört und immer ſein Eigenthum bleiben wird. Jetzt, Mylord, beginnen Sie Ihr Geſchäft mit meinem Verlobten. Aber bedenken Sie, daß Mary

Sporter ſich wohl an Gilbert Blandy, doch nimmermehr an einen andern Mann verhandeln läßt.

— Werden ſehen! erwiderte Lord Sporter, als ſeine Tochter das Zimmer verließ.

Mylord wollte ſich eine gleichgiltige Miene geben, ſah aber bald darauf ſehr betreten aus. Er ging neben dem jungen Manne auf und ab, ſchielte bald auf ihn, bald auf ein an der Wand hängendes Bildniß ſeiner Tochter, und die Gedanken, welche ihm dabei durch den Kopf fuhren, ſchienen ſehr ernſter Natur zu ſein.

— Mr. Blandy, begann er endlich, ich habe Sie verdammt lieb gehabt; auch haben Sie ſich dieſer Liebe bis jetzt höchſt würdig gezeigt, denn Sie haben meine Pferde jedesmal mit ausgezeichnetem Erfolge geritten und mit meinem Padiſchah die Wettbücher von mehr als hundert Lords zu Schanden gemacht. Sie haben demnach ein gegründetes Recht auf meine Gegendienſte. Alſo fordern Sie, was Sie wollen; nur laſſen Sie meinen Padiſchah und meine Tochter aus dem Spiele.

Der ehrenwerthe Lord hielt inne, um Athem zu ſchöpfen.

— Es iſt ſicher, fuhr er fort, meine Tochter muß endlich verheirathet werden, muß ſogar ſehr bald verheirathet werden. Aber Sie, Mr. Blandy, Sie werden um keinen Preis ihr Gemahl werden! Haben Sie mich verſtanden?

Mr. Blandy wagte murmelnd ſich nach der Urſache dieſer herzloſen Entſcheidung zu erkundigen.

— Wiſſen Sie, wer ich bin? fragte Lord Sporter, während er ſich auf die Spitzen ſeiner in chineſiſchen Schuhen ſteckenden Füße ſtellte.

— Sie ſind Peer von England, erwiderte Gilbert Blandy.

— Ich kümmere mich den Teufel um meine Peerſchaft, Sir! unterbrach ihn der Lord.

— Sie ſind Millionär, doppelt und dreifach ...

— Das kann jeder Narr ſein!

— Sie ſind Inhaber einer beträchtlichen Zahl hoher und höchſter Orden ...

— Wollen Sie mich beleidigen? fragte Lord Sporter. Ich ſelbſt werde ſagen, wer ich bin, damit Sie ermeſſen, welchem Manne Sie die Tochter abfordern. Ich bin Thomas Sporter, der erſte Fuchsjäger Englands, der Sultan von Melton-Mowbray, der König der freien Rennen Old-Englands, der Großmeiſter der edelſten, erhabenſten und tiefſinnigſten Kunſt der Welt, der Trainage! Ich bin der anerkannte Erfinder eines vor mir unerhörten Schleifroll-Zügels und eines unübertrefflichen Blendungs-Apparats für flüchtige Pferde. Endlich habe ich noch den Original-Flaſchenzug' erfunden, um das wildeſte Pferd durch den Druck dieſes kleinen Fingers ſofort in den Bock zu ſpannen. Das, junger Mann, das iſt Thomas Sporter!

Der Sultan von Melton-Mowbray ſah dem Officier feſt und ernſt ins Auge, um die Wirkung dieſer Rede zu ermeſſen. Mr. Blandy aber war von derſelben nicht ſo niedergeſchmettert, als der edle Lord erwartet hatte.

— Mylord, ſagte der junge Mann, eben die anerkannten Wahrheiten, welche Sie mir verkündigt haben, geben mir den Muth, meine Bitte um die Hand von Lady Mary zu erneuern. — Sie ſind der geniale Erfinder und der gewandte Lenker Ihrer großartigen Schöpfung, der Trainiranſtalt auf Sporterhill. Aber wegen Melton und der Rennbahnen erlaube ich mir zu bemerken, daß Sie, Mylord, meines Wiſſens nie ſelbſt handelnd aufgetreten ſind, daß ich alſo das, was Sie eben von Ihrer hochgeſchätzten Perſon zu ſagen beliebten, auf Eurer Lordſchaft Pferde, namentlich auf Padiſchah, beziehen muß.

— That's sure! Meine Pferde machen mich zum Herrſcher aller Rennbahnen Englands. Ich ſelbſt habe niemals ein Pferd beſtiegen, Sir, und es wäre lächerlich, wenn Jemand ſich einbilden wollte, daß dies noch zu meinem Ruhme fehle.

— Gut, Mylord, Sie werden es alſo nicht ungern hören, wenn ich Ihnen meinerſeits gehorſamſt bemerke, daß Gilbert Blandy gegenwärtig der erſte Fuchsjäger Englands in Perſon iſt, daß eben er der Sultan von Melton und der König der Rennbahn genannt wird ...

— Sie ſind Jokei, Sir! Weiter nichts, Sir! Sie wollen ſagen, der ausgezeichnetſte Reiter habe eine Art von Recht, der Schwiegerſohn des Beſitzers der ausgezeichnetſten Rennpferde zu werden?

Blandy ſtammelte etwas von kühnen Vermuthungen und ewigem Einklange gleichgeſtimmter Seelen.

— Einen Jokei kann ich bezahlen, Mr. Blandy, fuhr Sporter ziemlich rauh fort. Noch mehr, ich kann mir Jokei's trainiren und ich werde von den vier Burſchen, welche die Trainage durchgehalten haben, den ſtärkſten wahrſcheinlich ſchon übermorgen in Newmarket auf die Bahn bringen. Neunzehn Jahr alt, ſechsundfünfzig Pfund ſchwer, bei vier Fuß acht Zoll Größe! Und was will ich? Die Sommerſets und Waterfords, die Richmonds und Wilſterhills und wie die Schurken alle heißen, welche die Kunſt verſtehen, echtes Blut zu ziehen, wogegen kein Renner außer meinem Padiſchah ſich behaupten kann, ſie ſollen keinen Preis, und wäre es die letzte Peitſche Old-Englands, mehr gewinnen. Meine Pferde ſollen Rennmaſchinen werden, die den Ruhm aller Grosvenors, Old-Travellers, Dalkitts und Eclipſe's verdunkeln ſollen! Es darf im Rennkalender kein anderer Name zu finden ſein, als der meinige! Ah, der Rennkalender! Das Buch der Bücher, neben welchem das goldene Buch der Signora der über Inſeln herrſchenden Venezia wie ein bleicher Schatten ſchwindet! Welche Annalen halten den Vergleich mit dem Racing-Keepſake aus? Was iſt ſelbſt die Weltgeſchichte neben dem Racing-Kalender? Die Weltgeſchichte iſt weder Sport noch Faſhion! Aber ich, Thomas Sporter, ich allein bin ſelbſt mit meinen Millionen zu ſchwach, um die britiſchen Sportsmen zu überwältigen. Ich habe mit den furchtbarſten Anſtrengungen den Lords und Gentlemen in meinem einzigen Padiſchah „Schach“ geboten; aber ſie ſind zähe; ich allein werde ſie nicht „matt“ machen können. Wohlan, Mr. Blandy! Da iſt meine Tochter! Durch ſie werde ich mir einen Alliirten ſuchen, und ich habe ein Auge auf Lord Whitebeard! Er ſoll mein Schwiegerſohn, mein Genoſſe und Kampfgefährte auf der Bahn des Ruhmes, auf der Rennbahn werden! Zweihundertundachtzig Koppel weißer, gelbgefleckter Fuchshunde, dann drei Geſtüte, zwölf Bahn- und fünfzehn Jagdpferde erſten Ranges! Das iſt ein Mann, welcher um Thomas Sporters Tochter werben kann, mein junger Herr! Können Sie mir dieſelben Vortheile bieten, dann kommen Sie wieder, Mr. Blandy, und wir werden weiter mit einander reden!

Der Lord wandte ſich mit hochgerötheten Wangen um und ſchritt zur Thür ſeines Cabinets.

Blandy ergriff ihn beim Arme.

— Mylord! ſagte er verzweifelnd.

— Was beliebt, Sir?

— Ich will Sie anflehen, die Bedingungen, deren Erfüllung Sie von Ihrem Alliirten verlangen, aus Barmherzigkeit ſo weit herabzuſetzen, daß mir, wenn auch erſt nach Jahren, Hoffnung bleibt, ſie endlich erfüllen zu können.

— Hol' mich der Teufel, Blandy, Sie dauern mich! Werden Sie reich, shameless reich, dann kommen Sie wieder! Sie ſind der beſte Jokei, den man ſich denken kann; Sie wären nicht der Erſte, welcher ſich auf der Rennbahn ein fürſtliches Vermögen erritten hat. Halten Sie freies Buch, freie Wetten; mein Princip, Sir, und Sie werden finden, daß es gut iſt!

— Wenn ich meinen Hals, meine Seligkeit verwetten könnte, Mylord, rief Gilbert Blandy, ſo möchte es ſein. Wer aber wird für mich nur jämmerliche fünfhundert Pfund halten wollen?

— Das iſt Ihre Sache, Sir! erwiderte Mylord, verließ das Zimmer und zog die Thür hinter ſich zu. Blandy ſah noch einen Augenblick wie verloren und verrathen nach allen Seiten um ſich, dann ſchlich er niedergeſchlagen zur Thür hinaus.

II.

Am Abende deſſelben Tages verſuchte Blandy vergebens, in Mylords Hôtel zu dringen, um Lady Mary zu ſehen. Der vorſichtige Sultan von Melton ſchien den Beſuch des Officiers erwartet zu haben, denn Blandy fand überall Wall und Mauer. Die Schlupfpförtchen waren geſchloſſen, der große Eingang war mit unerbittlichen Hütern beſetzt, welche jeden Verſuch einer Beſtechung finſter zurückwieſen. Selbſt die in der Halle lungernden Herren Hunde ſchienen gegen den ſonſt ſo werthen Freund im Bunde zu ſein.

Gleichzeitig von Zorn und Liebe beſtürmt, ſtand Gilbert, die glühende Stirn an die kalte Mauer des Palaſtes drückend, vor der Schwelle ſeines Paradieſes, zu dem ihm der Schlüſſel fehlte. Er verſank in eine Art gedankenloſen Hinbrütens und wurde erweckt, als eine Blume dicht neben ihm zur Erde niederfiel. Er blickte auf und ſah im obern Stockwerk Mary's Arm hinter den Fenſtervorhängen verſchwinden. Blandy ergriff die Blume und entdeckte, daß ein feiner Streifen Papier um den Stiel derſelben gewickelt war; er eilte zum nächſten Gasſchnabel, um leſen zu können.

— Ich bin ſtreng bewacht, ſchrieb ihm Mary; Padiſchah iſt es nicht. Kannſt Du, da man mich meiner Kaſſe gänzlich beraubt hat, nicht Geld zuſammenbringen, damit wir bequem nach Deutſchland fliehen, ſo nimm Padiſchah, mache ihn unkenntlich und reite ihn übermorgen in Newmarket. Lord Sporter und ich werden dort ſein. Muth, Muth! Mit meiner und Padiſchahs Hilfe wirſt Du auf der Bahn ſicher Dein Ziel erreichen.

Im nächſten Augenblicke war Blandy bereits beſchäftigt, einen Plan zu entwerfen, um ſich des Schimmelhengſtes zu bemächtigen.

Lord Tom, welcher ſeine ganze Dienerſchaft, zur Bewachung ſeiner Tochter im Hauſe, längs der Parkmauern und in den Pavillons angeſtellt hatte, vergaß zum erſten Mal in ſeinem Leben ſeinem Marſtall, der am Ende des Gartens lag, die nöthige Sorgfalt zuzuwenden.

Während die Grooms und Jokei's ihren wichtigen Wachtdienſt verſahen, ſchlüpfte Gilbert in den Stall, wo ſich der erſte Renner Old-Englands, in eleganter Nachtkleidung, wie ein Dandy auf ſeinem ſchwellenden Lager dehnte. — Blandy umwand Padiſchahs Füße mit Heu und führte ſeine Beute raſch von dannen.

An dieſem Abende empfand das Herz des Sultans von Melton zum erſten Male ein menſchliches Rühren: bei der Nachricht vom Raube Padiſchahs wurde er ohnmächtig.

III.

Newmarket! Welches britiſche Herz ſchlägt nicht höher bei dem Klange dieſes Namens! Wie Heeresmaſſen rücken die Vertreter aller Stände, vom Prinzen von Geblüt bis zum letzten Gauner, in die Stadt, um einige Tage lang nichts, als durch und durch Engländer zu ſein.

Die Rennbahn füllt ſich mit Tauſenden und aber Tauſenden. Kopf an Kopf wogt ein unabſehbares Meer von Menſchengeſichtern. Eine Wagenburg zieht ſich an der Innerſeite der Bahn hin; Alles vereinigend, was die Geburts- und Geld-Ariſtokratie Englands an Luxus, Geſchmack und Schönheit zur Schau zu ſtellen hat.

Die Prinzen erſcheinen unter den prachtvollen Baldachinen, über denen ſich ſtolz die ſchwere Seide von Old-Englands Pavillon wiegt. Der Sheriff und die Rennrichter nehmen ihre Plätze ein.

Die Rennpferde erſcheinen, ſechsundvierzig an der Zahl. Noch ſind ſie ruhig, aber ihre Nüſtern wittern Kampfesluſt. Die bleichen Jokei's werden gewogen, Sattel und Zeug wird wieder aufgelegt und der Rennwärter legt die nervige Fauſt an das Tau, welches die Bahn verſchließt. Im Augenblick des Abritts ſtürzt Alles herbei, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen. Die Engländer ſcheinen die Renner mit den Augen verſchlingen zu wollen. Die Wettbücher in der linken Hand, den Bleiſtift in der Rechten, ſchreit, bietet, wettet Jeder nach ſeinem Vermögen.

In demſelben Augenblick erſcheint die Equipage des Lord Sporter. Er ſelbſt, ſpleeniger als je, in dicke Frieskleidung gehüllt, lehnt matt und krank in der Wagenecke. Lady Mary dagegen ſitzt aufgerichtet, das Hütchen zurückgeſchoben, um ungehinderter ſich umſchauen zu können. Ihr reizendes Geſicht zeigt eine peinliche Unruhe. Ihr Auge fliegt ſuchend durch die Reihen der Fuhrwerke; jetzt wendet ſie den Kopf nach der Seite hin, wo die Roſſe unter ihren Reitern ſich bäumen und ſich von der Hand der Stallknechte, welche ſie gefaßt hält, mit Gewalt loszumachen ſtreben.

Ihre Ahnung hat ſie nicht getäuſcht. Lady Mary hat die Nähe des Geliebten empfunden.

Mr. Blandy ſtand dicht neben Lord Toms Fuhrwerke. Er trug weiß und grün und wiegte ſich mit kühnem Blicke in dem Sattel auf dem ſchönſten Renner, welcher je vor der Barriere erſchienen war.

Ein glänzend ſchwarzer Hengſt war's, den Gilbert ritt. Metamorphoſe! ſchrie Blandy's Diener, welcher am Zügel dieſes ſtolzen Pferdes hing. Metamorphoſe! Wer wettet auf meinen Neger! Es wird kein Preis übrig bleiben, den Metamorphoſe nicht gewinnt! Noch fünf Minuten! Metamorphoſe!

Der Name war bis jetzt noch nie gehört worden. Alle drängten ſich heran, um den Renner zu muſtern, welcher mit bekannten, furchtbaren Gegnern ſeinen erſten Strauß zu beſtehen im Begriff ſtand. Ringsum ertönte ein Ruf der Ueberraſchung. Der ſchwarze Hengſt, ruhiger als alle übrigen Pferde, muſterte mit faſt überlegender Klugheit ſeine Kampfgenoſſen. Dann ſenkte er den Kopf, wie im Bewußtſein ſeines Sieges, zur Erde und ſchob den heißen Brodem aus ſeinen Nüſtern in die Staubwolken, die er mit den Vorderfüßen aufgeſcharrt hatte.

— Metamorphoſe for ever! ſchrieen hundert Kehlen und in Einer Minute waren an die Schnelligkeit des edlen Thieres Summen geknüpft, die deſſen Werth vielleicht um das Hundertfache überſtiegen.

Und Tom ſelbſt erwachte aus ſeiner Apathie. Padiſchah war freilich geſtohlen, aber noch immer hatte er ſeinen Silberſchimmel Wanneß vor der Barriere und er war ſicher, daß ſein Wanneß ſich durch keinen der Renner werde werfen laſſen. Mary fing in der Nachbarſchaft an, Wetten einzugeben, und kaum war hiermit der Anfang gemacht, als Lord Tom ſein Augenglas nahm und, wie ein Feldherr vor der Schlacht, die Truppen muſterte.

— Setze Dich, mein Vater! rief Mary beſorgt. Du wirſt Dich erhitzen und am Ende noch kränker werden, als geſtern Abend. Ich hoffe, daß Du wenigſtens heute Dich nicht aufregen wirſt.

— Den Teufel auch! rief Lord Tom. Und wenn dies meine Todesſtunde wäre, ſo ſollte mein letztes Wort eine Wette ſein. He! Wilmington! Extra auf den Wanneß?

— Zweihundert Pfund auf Metarmophoſe! ſchrie ein umfangreicher Herr, mit dem Kopfe nickend und ſich in ſeinen Wagen wieder niederſetzend.

— Metamorphoſe! Immer dieſer Name! Und wer reitet ihn?

— Gilbert Blandy, Mylord! erwiderte dieſer ſelbſt, mit der Rechten einen Gruß herüber winkend. Freies Buch, Mylord, Sie wiſſen!

— Aber für wen reiten Sie! ſchrie Lord Tom, den das Wettfieber immer mächtiger zu packen begann.

— Für mich ſelbſt, Mylord!

— Iſt denn das Ihr Pferd?

— Yes, Mylord!

— Hundert Pfund, Blandy, rief Lord Sporter; Wanneß gegen Ihren verdammt ſchönen ſchwarzen Hengſt!

In demſelben Augenblick erſchien eine prächtige Equipage, dicht neben Lord Sporters Fuhrwerk. Ein finſter blickender, faſhionabler Herr in mittlern Jahren und eine Dame von ausgezeichneter Schönheit ſaßen im Fond des Wagens. Die Dame verneigte ſich mit bezaubernder Anmuth gegen Lord Sporter und winkte der ſchönen Mary vertraulich mit den Augen.

— Gott ſei Dank! murmelte Mary, ſich erſchöpft zurücklehnend, endlich kommt ſie!

Lord Sporter ſchwenkte ziemlich ungalant ſeinen Hut und murmelte leiſe vor ſich hin:

— Dieſer Sommerſet! Er weiß, daß ich ihn nicht leiden kann und doch legt er mir Bord an Bord! Heda, Blandy, ich denke alſo zweihundert Pfund, ſagte er, dem Herzoge den Rücken kehrend.

— Danke, Mylord! Aber erinnern Sie ſich, was Sie mir geſtern gerathen haben? Heute Abend bin ich reich oder todt, God bless me! Ich fürchte, mit Ihnen mache ich nichts. Sie ſcheinen, ſeit Padiſchah fort iſt, zu zögern ...

— Zögern?

— Ja, Mylord, erwiderte die reizende Herzogin von Sommerſet. Ich halte hier ſeit einer Minute, und noch haben Sie mir keine Guinee vorgeſchlagen.

— Auf meinen Wanneß fünfhundert! näſelte Sporter hochmüthig und ſcheinbar kaltblütig, obgleich ſeine Hände vor innerer Erregung zitterten.

— Ich halte ſie! erwiderte die Herzogin. Und mit dem Metamorphoſe?

— Wieder? murmelte Sporter. Der ſchwarze Hengſt ſoll wohl halten?

— Dies Thier unter mir, rief Blandy, hält nicht allein das, ſondern ſo viel Ihnen beliebt, Mylord, und ſollten es, ſtatt fünfhundert, fünfzigtauſend Pfund ſein. Iſt Ihnen gefällig?

— Wie? fragte Sporter, die Augen weit aufreißend.

— Der König der Bahnen wird ſicher annehmen, was ihm geboten wird! rief Blandy mit funkelnden Augen.

Der Sultan von Mowbray ſtand auf und ſah majeſtätiſch um ſich.

— Fünfzigtauſend Guineen! Mein Wettbuch iſt nicht zu klein für die doppelte Summe, Maſter Blandy! Nur Schade, daß Sie nicht der Mann ſind, den tauſendſten Theil dieſer Summe zu halten.

— Er iſt allerdings der Mann! rief Mary. Mr. Blandy, Sie werden mich verbinden, wenn Sie meinem Vater ſagen, daß ich für Sie Bürgſchaft leiſte.

— Du? rief Sporter verachtend.

— Und ich! liſpelte die Herzogin von Sommerſet mit ihrem einnehmendſten Lächeln, indeß ſie ihrer Freundin Mary einen wonneſtrahlenden Blick zuwarf. Fünfzigtauſend Pfund, Mylord, daß der ſchwarze Hengſt Ihren Silberſchimmel beſiegt. Bitte, ſchreiben Sie!

Lord Tom ſchien ganz einfältig geworden zu ſein. Er ſah Gilbert, dann ſeine Tochter und zuletzt die Herzogin an und begann zu ſchreiben, wobei er ſich bei den Nullen hinter der Fünf wenigſtens zehn Mal verzählte.

Gleich darauf wurde die Schranke geöffnet und eine Sekunde ſpäter durchflogen ſechsundvierzig Renner die Bahn. Zuerſt Spiel, dann Ernſt, zuletzt Kampf auf Leben und Tod. Der ſchwarze Hengſt, von dem ausgezeichnetſten Reiter geritten, blieb weit zurück. Dann aber maß Gilbert die Entfernung, welche ihn vom Ziele trennte, mit flammenden Blicken. Er gab ſeinem edlen Thiere die Sporen, und nun ſauſte Metamorphoſe an den übrigen Rennern vorüber und erreichte, ſelbſt von Wanneß nicht auf Pferdeslänge erreicht, zuerſt das Ziel.

Lord Sporter wurde zum zweiten Male ohnmächtig.

— Mein Padiſchah! rief er, als er wieder erwachte. O warum ſtand mein Padiſchah nicht dieſem ewig verdammten, prächtig-ſchwarzen Hengſte gegenüber! Dieſem Thiere, welches, Gott weiß woher, dieſelben Manieren wie mein verſchwundener Liebling entwickelt und ganz und gar meine Schule hat!

— Tröſten Sie ſich, erwiderte Pat, die ſchwarzen Hände auf den Kutſchenſchlag legend. Was Sie da ſagen, Mylord, muß nicht ganz unrecht ſein und ich vermuthe ſogar, daß Ihr weißer und dieſer ſchwarze Hengſt weitläufig mit einander verwandt ſind.

IV.

Am dritten Tage nach dem Rennen war Gilbert bei Mylord eingeladen.

— Was wollen Sie, Blandy, fragte Sporter, fünfzigtauſend Pfund und daß ich Sie zum Teufel wünſche, oder keine fünfzigtauſend Pfund und Lady Mary zur Frau?

Blandy wollte dem Alten beſchämt zu Füßen fallen. Lord Tom verhinderte ihn daran.

— Sie wollen Mary?

— Beſter, theuerſter Lord ...

— Well! Das Geſchäft iſt geſchloſſen! Aber noch eine Bedingung! Ich will Ihren Metamorphoſe zum Geſchenk haben. Verweigern Sie dies, ſo geht unſer Handel zurück!

— Er ſteht Ihnen zu Dienſten!

— Deine Hand, mein vielgeliebter Sohn! ſagte Sporter tief gerührt, während dicke Thränen über ſeine Wangen liefen.

Gilbert Blandy warf ſich in ſeine Arme.

— Nur keine unmännlichen Albernheiten, Gil! ſagte der Sultan von Mowbray und ſchritt feſten Trittes, den jungen Mann an der Hand, nach der Thür zum Salon. Du wirſt ſehen, mein Sohn, fuhr er fort, daß ich ein liebendes Herz, wenn ich auch weiter nichts von der Sache verſtehe, doch richtig zu beurtheilen weiß.

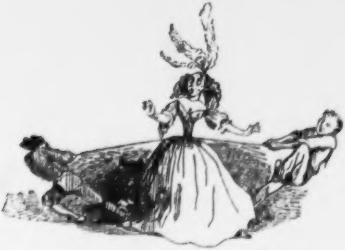
Die Flügelthüren flogen auf. Eine ſtrahlende Verſammlung zeigte ſich. Von Lady Sommerſet geführt, trat dem geblendeten Gilbert Lady Mary in bräutlichem Schmuck entgegen. Das Orcheſter ſpielte „Open the Door, open the Door, my maid“ und Lord Tom mußte alle Kraft ſeiner Lungen aufwenden, um unter dem Beifallsrufen, Glückwünſchen und Muſikſpektakel Mr. Gilbert Blandy und Lady Mary Sporter als Verlobte zu proclamiren.

Am Abend ſpät ſchlich ſich Tom Sporter heimlich in den Stall, um ſich an dem Anblick ſeines „ſchwarzen Schimmels“ zu weiden, der mit großer Gemüthsruhe ſeinen alten Platz eingenommen hatte.

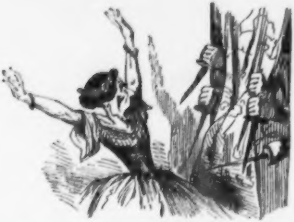
— — — — — — — — — — — — — — —

Es gelang Pat, dem unermüdlichen Maler, Padiſchah bis zur Heirath Gilberts und Mary's als Metamorphoſe zu erhalten. Dann erfolgte eine abermalige Metamorphoſe und eines ſchönen Morgens ſtand Padiſchah, glänzender als je, wieder als blendend weißer Schimmel im Marmorſtall ſeines Gebieters. — Tom Sporter ließ ſeine Kinder beichten. Da Gilbert den Tag vorher für den Sultan von Melton gegen den Herzog von Sommerſet die berühmte Wette gewonnen hatte, auf Padiſchah-Metamorphoſe der Länge nach über einen Tiſch von zwanzig Gedecken zu ſetzen, ſo beſänftigte ſich der Ueberliſtete und gelangte nach einigen Tagen des tiefſten Tiefſinns dahin, über die ganze Geſchichte lachen zu können. Das Einzige, was unſern Mylord zu ärgern ſchien, war ein Spitzname, den er bei dieſer Geſchichte davongetragen hatte. Ganz London hieß ihn — den ſchwarzen Schimmel!

Aus dem Leben einer Primadonna.



Wie cara Signora ſich eine Taille verſchafft.



Ein Ha, dem man's anhört, daß es gepreßt iſt.

Zapfenſtreich.

Aarau. Heinrich Zſchokke's „Stunden der Andacht" ſind nun auch ins Türkiſche überſetzt worden von David Malum Oglu.

Altona. Der Redacteur des „Dannevirke", P. Koch, hat, obwohl ſelbſt ohne Mittel, die in Hadersleben erſcheinende „Lyna" für 5000 Reichsthaler an ſich gekauft, ſo daß dieſes Blatt, welches fünfzig Jahre in deutſcher Sprache erſchienen iſt, zu Neujahr künftigen Jahres eingehen und mit der „Dannevirke" verbunden werden wird.

Amſterdam. Unſere Stadt erhält nun auch noch ein zweites franzöſiſches Theater, deſſen Mitglieder die Bewilligung erhalten haben, abwechſelnd auch in Leyden und Rotterdam zu ſpielen.

Baden-Baden. Seitdem Herr Benazet in Baden verweilt, ſchreibt die „Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung", ſind hier nicht weniger als ſieben Selbſtmorde bekannt geworden. Während er den Pacht der Pariſer Spielhäuſer gehabt, haben ſich, wie amtlich erwieſen worden iſt, gegen dreihundert Spieler das Leben genommen. Und dennoch findet das Laſter des Spiels, das man in Frankreich davongejagt hat, in Deutſchland ein Aſyl? (Iſt das nicht eine Schmach für Deutſchland?)

Berlin. Herr Friedrich Saß iſt zu einer Gefängnißſtrafe von vier Monaten verurtheilt worden, weil er einen Gensd'armen geſchlagen haben ſoll. Es iſt nun das dritte Mal, daß Herr Saß ins Gefängniß wandern muß. Das erſte Mal war er zu einem Monat verurtheilt, weil er den König der Belgier beleidigt hatte; das zweite Mal zu zwei Monaten, weil er den lieben Gott beleidigt hatte, und das dritte Mal zu vier Monaten, weil er einen preußiſchen Gensd'armen beleidigt hatte. Daraus folgt, daß ein Gensd'arm eine heiligere Perſon iſt, als der liebe Gott

∴ Der bewußte Seehund, der vor Kurzem einer Menagerie entſprungen war, ſoll ſich ſelber eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen haben. Das Motiv zu dieſem verzweifelten Entſchluſſe ſoll der Umſtand geweſen ſein, daß die Polizei ihm einen Heimathſchein abverlangt haben ſoll.

∴ Bei Leopold Schleſinger iſt unter dem Titel „die Lützower" ein Roman erſchienen, in welchem Theodor Körner und Hedwig die Hauptrollen ſpielen.

Bremen. Die „Bremer Unterhaltungsblätter" ſchreiben: »Ob das Theater in Bremen beſtehen kann oder nicht, iſt der Welt ganz gleichgiltig; heutzutage ſucht man den Ruhm einer Stadt in ganz andern Dingen.« (So denken auch wir!)

Brüſſel. Graf Heinrich von Merode, ſeit 1831 Mitglied des Senats, iſt hier am 24. September geſtorben.

Dresden. Madame Ida Frick wird eine deutſche Bearbeitung der intereſſanteſten Schauſpieler-Memoiren aus dem großen franzöſiſchen Sammelwerke der „Bibliothèque des Mémoires" von Barrière erſcheinen laſſen. Den Reigen ſollen die „Denkwürdigkeiten der Mademoiſelle Clairon" eröffnen.

∴ Robert Schmieder, Redacteur der „Abendzeitung", hat ſich nach Hamburg überſiedelt, um für das Feuilleton des „Hamburger Correſpondenten" dramaturgiſche Berichte über die dortigen Theater zu liefern.

∴ Die alte Madame Schröder-Devrient hat einen Feldzug gegen Rußland unternommen. Man fürchtet, auch ſie werde dort ihre Bereſina finden.

∴ Unſerer Oper, ſchreibt Veſpertina, ſteht in Herrn Ferdinand Hillers langweiliger Oper, „Conradin, der letzte Hohenſtaufe", ein harter Schlag bevor.

Düſſeldorf. Eine unſerer künſtleriſchen Berühmtheiten, der Stilllebenmacher Jacob Lehnen, iſt am 25. September einem Schlagfluß erlegen. Seine Perſönlichkeit war ſo allgemein bekannt wie ſeine Bilder und ſtand in paſſendem Verhältniß zu deren minutiöſer Ausführung. Jacob Lehnen war höchſtens drei Fuß hoch, dabei aber vollkommen proportionirt gebaut. Er hat ein Alter von 45 Jahren erreicht.

Frankfurt. Wenn Cato jetzt hier gelebt hätte, ſo würde er ſtatt ſeines „Carthaginem esse delendam" dem Bundestage täglich ein „weg mit den Spielhöllen" wiederholt haben; denn nirgends kann man mehr von den Verwüſtungen, welche dieſelben anrichten, hören, als gerade hier, wo, drei Stunden nördlich Homburg, vier Stunden öſtlich

Wilhelmsbad, ſieben Stunden weſtlich Wiesbaden und, in einem halben Tage erreichbar, ſüdlich Baden-Baden, die Blutſauger ſich eingeniſtet haben.

Hamburg. Einer der ausgezeichnetſten Blumengärtner Deutſchlands, John Both, der um die Veredlung der Blumen ſich große Verdienſte erworben hat, iſt geſtorben. Er war Schotte von Geburt.

∴ Auch Herr J. B. Appel, Inhaber einer Leihbibliothek und Verleger der literariſchen Mumie, „Leſefrüchte" genannt, hat die Winterquartiere des Jenſeits bezogen.

Leipzig. Herr Karl Biedermann, Profeſſor, Stadtverordneter und Gott weiß was noch, hat den Schmerz erleben müſſen, den 49 Leſern der von ihm ſeit zwei Jahren herausgegebenen Zeitſchrift „der Herold" anzeigen zu müſſen, daß ſein Blatt, das „Organ der liberalen Partei", aus Mangel an Theilnahme eingehen muß. Wenn man bedenkt, wie viel verfehlte Experimente er angeſtellt hat, um ſeinem „Herold" Leſer zu verſchaffen, ſo muß man ihn ob des Mißlingens in der That bedauern. Zuerſt erſchien der „Herold" wöchentlich ein Mal in rieſengroßem Format; dann ſchrumpfte er beſcheiden zuſammen und kam zwei, zuletzt gar drei Mal heraus; aber in allen Formaten blieb er geſpreizt, nüchtern und unnachahmlich langweilig und dieſe Langeweile war der Tod des Blattes, denn der Liberale will eben ſo wenig wie der Nichtliberale Journale leſen, deren Langeweile er nicht verdauen kann. Der „Herold" und Herr Biedermann ruhen in Frieden!

∴ Gegen Carl Herloßſohn ſoll eine fiscaliſche Unterſuchung eingeleitet werden. — Warum? Man höre und — erbleiche. Bisher hatte alle Welt geglaubt, der Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenſtein, ſei durch die Hand des Schotten Devereux gefallen. Ein Zufall hat jetzt herausgeſtellt, daß nicht er, ſondern Dr. Carl Herloßſohn, Redacteur des „Kometen", der Mörder Wallenſteins iſt. Wer es nicht glauben will, der leſe deſſen neueſten Roman, der ſoeben (bei Gebrüder Reichenbach) in drei Bänden erſchienen iſt. Auf jedem Bogen ſteht unten, bei der Signatur, klar und deutlich: „Herloßſohn, Mörder Wallenſteins!" Freund Herloßſohn will ſeinerſeits dem Drucker einen Injurien-Prozeß an den Hals werfen. Wir ſind begierig auf den Ausgang dieſer peinlichen Prozeſſe.

∴ Das Schauſpiel, das jetzt durch alle Bühnen Deutſchlands die Runde macht und überall Beifall erntet, iſt natürlich wieder franzöſiſchen Urſprungs: wir meinen Felix Pyats „Chiffonnier". Von dieſem „Lumpenſammler" ſind uns bis jetzt ſchon drei Ueberſetzungen bekannt: die eine iſt von Heinrich Börnſtein, die zweite von Louis von Alvensleben und die dritte von Heinrich Schmidt.

∴ Die „Dresdener Abendzeitung" ſchreibt: Oettinger hat während ſeines Aufenthalts in Dresden die Dresdener Theaterverhältniſſe für einen ausführlichen Bericht im „Charivari" gründlich erforſcht und iſt zu dieſem Zweck ein Mal, während eines Zwiſchenacts, im Theater geweſen. (Nicht übel!)

∴ Otto Wigands „Converſations-Lexikon", in kurzer Zeit bis zum F vorgeſchritten, findet täglich mehr Anklang und Theilnahme. Das Werk geſtaltet ſich unter den Auſpicien des Dr. Ludwig Meyer zu einem Unternehmen, das mit jedem Tage feſtere Wurzel ſchlägt.

∴ Jeder, der gute Bücher billig kaufen will, wende ſich an Herrn Ludwig Schreck in Leipzig. Rottecks „Weltgeſchichte", in zehn Theilen, iſt bei ihm für 1 Thaler 10 Neugroſchen zu haben.

∴ Stolle's „Dorfbarbier" erzählt: Herr von Bu-Maza, der einſt ſo gefürchtete Sohn der Wüſte, hat einen franzöſiſchen Frack angezogen und — will heirathen. Lebte er in Deutſchland, würde er wahrſcheinlich eine Kegelbahn anlegen, Braunbier oder Waldſchlößchen trinken und, nach des Tages Laſt, zu einem Dreier oder Sechſer Scat ſpielen. (Vielleicht auch Schafkopf, denn die Naturen der deutſchen Philiſter ſind ſehr verſchieden!)

∴ Unſer „Klein-Paris" hat einen ſeiner originellſten Käuze verloren. Am 30. v. M. iſt der durch ſeine drolligen Anzeigen durch ganz Deutſchland bekannt gewordene „Marchand Tailleur" Samuel Chriſtian Heyer geſtorben. Sein letzter Gram war der, daß ſein Name im „Bayard" ſtand.

∴ Ein Wiener Blatt erzählt Folgendes: Dieſer Tage wurde im Joſephſtädter Theater ein Mann geſehen, der an der Kaſſe ſein Billet bezahlt hat. Man murmelt, nächſtens werde die Biographie dieſes merkwürdigen Mannes erſcheinen!

∴ Seit einigen Tagen verweilt in unſerer Mitte ein lieber, lieber Gaſt, Baron Klesheim, das „liebenswürdige Schwarzblattl aus'm Weaner Wald".

London. Eine unſerer edlen Lordſchaften, W. Paget, ſoll gerichtlich belangt werden, weil er Einem unter der Vorſpiegelung, ihm ein Amt zu verſchaffen, 200 Pf. St. abgepreßt hat. (Nichts Neues unter der Sonne!)

∴ Ein engliſches Journal erzählt: Der alte verſtorbene Daniel O'Connell ſoll Zeiten gehabt haben, in welchen er täglich zwiſchen 70 bis 120 Thaler Briefporto bezahlen mußte. Man kann annehmen, er habe im Durchſchnitt tagtäglich 100 Thaler Porto bezahlt, was jährlich 36,500 Thaler macht!

∴ Ferdinand Freiligrath ſoll ſeinen hieſigen Aufenthalt herzlich ſatt haben, weil er ihn zu einem Broterwerbe nöthigt, der ihm alle Luſt zum Dichten verleidet. Er iſt niedergeſchlagen und ſeine Frau leider ſehr leidend. (Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!)

∴ Die italieniſche Primadonna Albertazzi iſt am 25. September, kaum 34 Jahre alt, an der Auszehrung geſtorben.

∴ Jenny Lind iſt in Norwich mit Glockengeläute empfangen und vom dortigen Biſchof in deſſen Palaſt geladen worden. Sie hat drei Concerte gegeben und 1400 Pfd. St. eingenommen. (Man ſieht, daß die Ueberſchätzungswuth, wie jede andere Thorheit, anſteckend iſt.)

∴ „The bottle“ (die Flaſche) iſt der Titel eines Gemäldes in acht Abtheilungen, nach Cruikſhanks Zeichnungen, das, wie Hogarths „Rake's progress“, alle Abſtufungen des Laſters und die Folgen der Trunkſucht, bis zum Morde, darſtellt, und deſſen Anblick, in ſeiner ſchrecklichen Wahrheit, mehr wirken dürfte, als alle Beſtrebungen der Mäßigkeits-Vereine zuſammengenommen.

∴ Ein neues Mittel, Pränumeranten zu bekommen, hat der Beſitzer des „Jerſey-Telegraphen“ erfunden. Er hat ſein Journal mit einem Lotterie-Unternehmen in Verbindung geſetzt. Jeder Pränumerant erhält ein Loos, vermöge deſſen er bis zu 5000 Pfd. St. gewinnen kann, gratis zu ſeiner ganzjährigen Pränumerationskarte. — (Dies Mittel hätte der ſelige „Herold“ des Herrn Biedermann verſuchen ſollen!)

Mannheim. Die hieſige „Abendzeitung“ macht bekannt, daß F. M. Hähner aus Verlag und Redaction dieſes Blattes ausgeſchieden und daß der Herr J. P. Grohe (der bisherige Redacteur des politiſchen Theils) jetzt alleiniger Verleger und verantwortlicher Redacteur der „Abendzeitung“ iſt.

∴ Daſſelbe Blatt berichtet, daß die Anklage gegen den Buchhändler Heinrich Hoff wegen Hochverraths, den die Naſe der hochlöblichen Polizei aus dem von ihm verlegten „Volksliederbuch“ herausgewittert, vom großherzoglichen Hofgerichte verworfen worden ſei.

München. Von der überaus erlauchten Frau Gräfin von Landsfeld, genannt Cancansfeld, ſagt das landesherrliche Decret: »ſie ſei von altſpaniſchem Adel.« Da haben wir uns ſchön geirrt, wir, die wir bisher gewähnt, ſie ſei eine Blutsverwandte des Stierfechters Montez oder von kunſtreiterlicher Abkunft, obwohl allerdings Eques, Caballero, Cavaliere, Chevalier, Ritter nichts Anderes als eben „Reiter“ heißt. Oder ſollte jener Ausdruck eine in königlicher Machtvollkommenheit ausgeſprochene Sentenz von Schiller: »Im Grabe adl' Ich Deine Väter« ſein???

New-York. Unſere Stadt errichtet dem erſten Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, dem großen, unſterblichen George Waſhington, in der Nähe des Union-Square, eine rieſengroße Statue, deren Koſten durch freiwillige Beiträge gedeckt werden. Erſt unlängſt hat ein hier geſtorbener Kaufmann, Namens Morgan, dazu 15,000 Dollars vermacht.

Paris. Herr Soult, ſeit Kurzem zum General-Marſchall ernannt, nimmt jetzt in der Pairskammer, nach Louis Philipps Söhnen, den erſten Rang ein und hat nun bei öffentlichen Feierlichkeiten gleichen Rang mit den Prinzen.

∴ Von 1804 bis 1844 ſind in Frankreich 44 Marſchälle ernannt worden, davon die meiſten aus einer Provinz, nämlich 9 aus Lothringen (Gerard, Gouvion, St. Cyr, Molitor, Lobau, Ney, Oudinot, Victor und Viomenil); Paris und Ile de France gaben 5 (Augereau, Berthier, Coligny, Grouchy und Maiſon). Das Ausland lieferte 3, nämlich Nizza den Maſſena, Polen den Fürſten Poniatowski und Deutſchland den Fürſten von Hohenlohe.

∴ Der „Corſaire Satan“ erzählt mit der ernſteſten Miene, der Herzog von Praslin, der Mörder ſeiner Frau, der ſie vergiftet haben ſoll, ſei wohlbehalten in New-York angelangt.

∴ Die Zeugen-Verhöre in dem Prozeß des Fräuleins von Luzy-Desportes dauern noch fort; es handelt ſich hauptſächlich um die Ermittelung der Stellung, welche Fräulein von Luzy in der Familie des Herzogs von Praslin eingenommen hat. Die Verhaftete darf übrigens Beſuche empfangen.

∴ Der Großherzog von Toscana ſoll ſeinen großen Diamanten, „Grand duc" genannt, hieher geſchickt haben, um ſich darauf Geld zu leihen. Der Werth dieſes Steines wird auf 2 Millionen 627,133 Francs angegeben.

∴ Die Erzbiſchöfe von Paris und Orleans haben Gebete für das Gelingen der Unternehmungen des Papſtes angeordnet.

∴ Herr Veron, Eigenthümer des „Conſtitutionnel", hat von der Königin von Spanien das Commandeur-Kreuz des Karls-Ordens anzunehmen geruht.

∴ Der Vater des jüngſt verſtorbenen Romanſchriftſtellers Frédéric Soulié (einer der älteſten Beamteten im Finanzminiſterium) hat am Todestage ſeines Sohnes den Orden der Ehrenlegion erhalten. Frédéric hat zwei Theaterſtücke, „le vieux Paris" und „une Fatalité", hinterlaſſen. Beide ſollen in Kurzem hier zur Darſtellung gelangen.

∴ Gaetano Donizetti iſt, von ſeinem Bruder Francesco und ſeinem Arzte begleitet, nach ſeiner Vaterſtadt Bergamo zurückgekehrt.

∴ Ein franzöſiſches Journal vergleicht Herrn Victor Hugo mit einem wilden Eber, der verurtheilt iſt, das Feld ſeines eigenen Genies zu verwüſten. Es nennt ihn den mächtigen Anführer der romantiſchen Horden, der, wie einſt die barbariſchen Gallier in Rom, in den Schoos der Akademie eingedrungen iſt, um die alten ohnmächtigen Senatoren ins Geſicht zu ſchlagen und am Bart zu zupfen. Seitdem Victor Hugo Vicomte und Pair geworden iſt, ruht er auf ſeiner Bärenhaut und kaut am welkenden Lorbeer ſeiner „Nôtre Dame de Paris".

∴ Eugène Scribe's Wappen beſteht aus einem Schild, auf welchem man Leyer und Feder erblickt mit der Umſchrift: »Là est ma fortune et ma liberté.«

∴ Die hieſigen Zeitungen, die ſchon früher bedeutende Summen an die Ausſtattung ihrer Feuilletons gewandt hatten, treiben gegenwärtig die Sache ins Rieſenhafte. So kündigt die „Preſſe" nicht weniger als fünf Romane berühmter Schriftſteller an, „les deux étoiles", von Théophile Gautier; „à louer présentement", von Méry; „mémoires de Don Juan", von Malleſille; „Chrisna, la Monténégrine", von Saintine, und „Gilbert", von Sandeau. Außerdem aber beginnt am 15. März 1848 der Abdruck der „confidences", von Herrn von Lamartine, Memoiren aus dem Jugendleben des berühmten Dichters, welche die Redaction für 40,000 Francs gekauft.

∴ Aubers neue Oper, die im Laufe dieſes Winters in Scene gehen ſoll, heißt nicht „Kosciuszko", ſondern „Aydé, ou le secret".

Petersburg. Herr von Balzac iſt hier im ſtrengſten Incognito unter dem Namen eines Dr. Aurelio Bubeus angelangt. Er iſt nun ſicher, daß ihn Niemand kennt.

∴ Am 28. September iſt hier der kaiſerliche Bibliothekar Collegienrath Oertel geſtorben.

Prag. Der talentvolle Romanſchriftſteller Eduard Breier, aus Wien, hat die Redaction der „Prager Zeitung" übernommen.

Rom. Cardinal Feretti, der Mann des Fortſchritts, hat aus geheim gehaltenen Gründen, die Abſicht ausgeſprochen, ſeine Staatsſekretär-Stelle niederzulegen; der Papſt aber hat dieſe Abdankung nicht angenommen.

∴ Herr Granier de Caſſagnac, der ehemalige Redacteur der „Epoche", die, wie bekannt, keine Epoche gemacht, befindet ſich ſeit Kurzem in Rom, um hier, im Auftrage der franzöſiſchen Regierung, eine franzöſiſche Zeitung zu gründen. Sie ſoll „le Courrier de Rome" heißen und bei Poggiali gedruckt werden. Anfangs November wird die erſte Nummer erſcheinen.

Stuttgart. Der König von Würtemberg hat dem bekannten Dichter Dräxler-Manfred die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft verliehen.

Venedig. Auch hier hatte man Unruhen befürchtet. Wegen der Tombola (Feſtlotterie), zu Ehren des Congreſſes, waren mehr als 50,000 Menſchen auf dem Marcusplatz verſammelt; hier ſollte ein Aufſtand verſucht werden. Die Behörde hatte alle Ausgänge des Platzes mit ſtarken Wachen beſetzt, auch bei dem Gaſometer Wachen aufgeſtellt, ſo daß die Flammen nicht verlöſcht werden konnten, und es blieb Alles ruhig; nur hier und da las man am folgenden Tage als Mauerſchrift mit Kohle: »Es lebe Pius IX.! Es lebe das freie Italien!«

∴ Der italieniſche Gelehrten-Congreß hat beſchloſſen, daß im künftigen Jahre die Verſammlung in Siena zuſammenkommen ſoll.

Warſchau. General Dehn, der Erbauer der hieſigen Citadelle, hat den Auftrag erhalten, den Bau der Eiſenbahn von Warſchau nach Moskau zu beginnen. Die Petersburg-Moskauer Bahn wird im künftigen Jahre fertig. Es arbeiten an derſelben, außer den Bauern, 50,000 Soldaten.

Wien. Der mit dem goldenen Vließ beehrte Polizei-Präſident Graf Sedlnitzky ſoll nun in die unmittelbare Nähe des Fürſten von Metternich, deſſen mächtige Hand ihn ſchon bisher ſeinen zahlreichen Gegnern gegenüber geſchützt hat, als Staatsminiſter kommen.

∴ Unſere Kaiſerſtadt hat zwei fremde literariſche Notabilitäten, Gräfin Ida Hahn-Hahn und Sir Edward Lytton Bulwer, beherbergt. Erſtere hat ſich von hier nach Venedig begeben.

∴ Vom Jahre 1842 bis 1847 befanden ſich unter den hier angekommenen Fremden 7244 Preußen, 6055 Deutſche aus den übrigen Bundesſtaaten, 4490 Ruſſen und Polen, 3230 Orientalen, 3198 Engländer, 2944 Franzoſen, 1940 Schweizer, 1287 Italiener, 568 Dänen, 454 Belgier, 418 Amerikaner, 367 Holländer, 267 Griechen, 261 Schweden und Norweger, 83 Spanier, 43 Portugieſen, 23 Braſilianer. Der perſönliche Verkehr mit Preußen iſt folglich der bedeutendſte in Wien. Von dieſen Fremden waren 17,336 Privatperſonen, 3372 Kaufleute, 8810 Gutsbeſitzer, 3160 Beamtete, 3149 Militärs, 1296 Schriftſteller und Künſtler, 1116 Schauſpieler und Sänger, 494 Geiſtliche ꝛc.

∴ Der Bildhauer Hirſchhäuter modellirt eine Reihenfolge von Statuetten, lebende öſterreichiſche Schriftſteller darſtellend. Die Erſten ſollen Franz Grillparzer und Joſeph von Hammer-Purgſtall ſein.

∴ Die Bäuer'ſche „Theaterzeitung" brachte unlängſt eine Gallerie „Wiener Charaktere", der wir folgendes Bild en miniature entnehmen: Johann Strauß. Europäiſche Berühmtheit — unwiderrufliches Genie — Melodiengott — voll Muſikwiſſens — voll nobeln Geſchmacks — mit der fortſchreitenden Zeit fortſchreitend. Aeußere Erſcheinung: Viereckiger Kopf, tiefliegende ſchöne Augen, kühn gewölbte Stirn, zuckende Lebendigkeit während des Spieles — ein Stück Diavolo. Im perſönlichen Umgange: beſcheiden, ſchweigend, zuhörend. Von den Wienern geliebt wie — Wenige!

∴ Seit Kurzem ſind Wien und Prag durch eine electriſche Telegraphenlinie in Verbindung geſetzt.

Geſchwind, was giebt's Altes!

— Die Satire wagte ſich auf dem Theater zu Paris auch einmal an König Ludwig XII. Seine Hofſchranzen hinterbrachten es ihm mit der Bitte, die Schauſpieler zu beſtrafen. »Das werde ich nicht,« ſagte der König. »Ich will das Stück ſehen, denn es freut mich, daß ſie mich würdig halten, die Wahrheit zu hören.« (Freilich iſt nicht jeder Ludwig der Zwölfte.)

— In den Memoiren der berühmten Schauſpielerin Clairon lautet eine Stelle folgendermaßen: »Die Schauſpieler von heute ſcheinen durch ihr Benehmen zeigen zu wollen, daß man ihnen dankbar ſein müſſe, ſelbſt wenn ſie noch ſo wenig thun; ſie ſcheinen der Meinung zu ſein, das Theater ſei ihretwegen da. Zu meiner Zeit waren wir im Gegentheil davon überzeugt, daß wir des Theaters wegen da ſeien. Wir wetteiferten unter einander in dem Beſtreben, unſern Kräften das Möglichſte zuzumuthen, und obgleich die erſten Künſtler damals (vor hundert Jahren) nicht das Viertheil der Einkünfte bezogen, die man jetzt an das Perſonal letzten Ranges verſchwendet, ſo war doch das Publicum beſſer bedient.« — Was würde Mademoiſelle Rachel ſagen, wenn man ihr zumuthen wollte, weſſen ſich die Clairon keineswegs geweigert, heute die „Phädra", morgen die „Agrippine" zu ſpielen und den dritten Tag in einem Nebenſtück zu ſingen und zu tanzen. — Auch ein Herzog von Praslin kommt in den Memoiren der Clairon vor und auch er ſpielt eine fatale Rolle darin. Die Clairon ſpannte alle Segel, um die Schauſpieler vom Kirchenbann erlöſt zu ſehen, und die Angelegenheit war bis zum Vortrag beim Könige gediehen. Da will es ihr und ihrer Kunſtgenoſſen Unſtern, daß der im Miniſter-Rathe anweſende Herzog von Praslin eine ehemalige Schauſpielerin zur Geliebten haben muß. Dieſe findet es empörend, daß die Clairon, welche ſie nie hat leiden können, etwas Beſſeres ſein will, als ſie ehedem ſelbſt geweſen, und klagt das weinend ihrem hochgeſtellten Freunde. Es wäre natürlich mehr als grauſam geweſen, dieſen Thränen zu widerſtehen, und der Herzog intriguirt ſo glücklich in der Sache, daß der für die Clairon ſehr wohlwollend geſtimmte König ſie mit einer halben Maßregel ſo gut wie abwies. Dies entſchied über ihren Rücktritt vom Theater.

— Alexander Dumas iſt bekanntlich etwas eitel. Nach der erſten Aufführung ſeines Trauerſpiels „Caligula" im Théâtre français ließ er auf ſich und ſein Stück eine goldene Denkmünze prägen. (Man ſagt, der Nachfolger des Herrn Tieck in Dresden gehe mit dem Plane um, eine Denkmünze auf ſeinen „Richard Savage“ prägen zu laſſen. Der Nachahmer Gutzkows, Herr Heinrich Laube, wird dann hoffentlich nicht lange zurückbleiben und eine Denkmünze auf ſeine „Bernſteinhexe“ ſchlagen laſſen.)

— Eine der intereſſanten Curioſitäten im Bereiche der Literatur-Geſchichte iſt Johann Ulrich Wollmars lateiniſche Abhandlung: „de spuriis in ecclesia et re litteraria claris, d. h. von gelehrten H—kindern, Wittenberg 1735, 4. (48 Seiten). Zu dieſen Spuriis gehören Celio Calcagnini, Theophraſtus Paracelſus, Erasmus von Rotterdam, Hieronymus Cardanus, Johann Sleidanus, die Brüder Scaliger, Galileo Galilei, Fortunato Sacchi, Robert Dodley und viele Andere.

— Johann Chriſtoph Tſchanter ſchrieb eine „Hiſtoriſche Nachricht von Leuten, die ſich zu Tode ſtudirt haben“, Budiſſin, 1722. 8.

— Zu den berühmten Leuten, welche ihren Haß gegen das ſchöne Geſchlecht ſo weit getrieben, daß ſie in ihrem ganzen Leben kein Weib berührt hatten, gehören Newton, Tilly und Karl XII.

Treffer und Nieten.

* Der Satiriker Swift beſuchte öfters ein Gaſthaus, welches im Schilde drei Kreuze führte und deſſen Beſitzer eine ſehr böſe Frau hatte. Nach einer häuslichen Scene, welche während ſeiner Anweſenheit vorfiel, kritzelte er mit einem Diamant in die Fenſterſcheibe:

»Drei Kreuze ſind das Schild vor Deiner Thür,
Häng' Deine Frau dazu, dann ſind es vier.«

Höchst interessante Neuigkeit!

Die Lützower.

Hiſtoriſcher Original-Roman.

3 Thle. 54 Bogen ſtark, elegant brochirt. Preis 3 Thlr.

Der Verfaſſer dieſes im edelſten Sinne vaterländiſchen Romans, ein alter Lützower, hat in dieſem Werke ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, insbeſondere dem edlen Heldenſänger Körner, ein Denkmal treuer Kameradſchaft ſetzen wollen, und er hat mehr erreicht, er hat dem deutſchen Volke ein Nationaldenkmal errichtet.

Körners und Hedwigs edle, doppelt an Liebe und begeiſterter Heldenkraft durchglühte Heldengeſtalten ſind die Brennpunkte der in blühendſter Sprache und lebenskräftiger Poeſie gehaltenen Schilderungen aus der Zeit der Wiedergeburt unſerer Nation.

Dieſes Werk, welches niemals im Preiſe herabgeſetzt wird, iſt ſo billig geſtellt, um jeder Leihbibliothek (denn es wird in keiner fehlen dürfen) die Anſchaffung deſſelben zu erleichtern.

Erſchienen bei **Leopold Schleſinger** in Berlin und zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im **Verlagsbureau** (Arnold Ruge) in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Die Valentine.

Schauſpiel von G. Freitag.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 265. Leipzig, 29. October 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Weiße Briefe an meine blaue Couſine.

Von H. Bertholdi.

Erſter Brief.

Sie wollen, ſchöne Couſine, daß ich Ihnen gute Lehren für die Verbeſſerung eines ſchlechten Styls ſchreiben ſoll? Voilà! In Rückſicht auf Ihre Verdienſte um die Zartheit meiner Manchetten will ich Ihrem Style zu Manchetten verhelfen, d. h. ich will Ihnen die Myſterien der Kunſt offenbaren, Ihre Gedanken in eleganter Toilette erſcheinen zu laſſen.

Ich halte Sie, trotz des Emancipationsfluges Ihrer bläulichen Seele, doch noch für evaiſch genug, um die Wunder der Toilettenkunſt bewundern zu können. Watte, Schminke, Stoffe und Wohlgerüche, welche zauberhafte Wirkungen bringen ſie hervor! Sie lügen beim Sonnenlichte der ehrlichen Natur ins Geſicht; ſie heben die Herzen der Männer aus den Angeln und verwandeln das „ſüße Hoffen“ kurzſichtiger Bräutigame in grimmiges Entſetzen. Die Toilettenkunſt iſt eine Macht, welche auf diplomatiſchen Hintertreppen die Geſellſchaft durch Schneider und Putzmacherinnen beherrſcht; ihre Politik iſt die Politik mancher Länder, ihre Moral jeſuitiſch: der Zweck heiligt die Mittel.

Was das Kleid für den Körper, das iſt das Wort für den Gedanken! Aus der großen Wörtergarderobe coſtümirt ſich der Gedanke in alle Nüancen, welche zwiſchen dem Hermelin des Königs und dem Lumpenkittel des Bettlers liegen; er putzt ſich ariſtokratiſch, er zieht einen Philiſterrock an oder bindet ein Tändelſchürzchen vor und haucht ſich „Morgenroth ins Geſicht“, wie eine Actrice.

Die Kunſt, unſere Gedanken in Worte zu kleiden, theure Couſine, nennt man den Styl.

Wenn Sie die Wichtigkeit der Kunſt, einen Menſchenkörper für die Effecte eines Salonabends vorzubereiten, hinlänglich ſelbſt erprobt haben, ſo werden Sie die Kunſt nicht für weniger nothwendig halten, den Gedanken für ſein Auftreten im papiernen Ballſaale würdig zu ſchmücken. Wie die äußere Erſcheinung, wie Stand und Charakter ſich im Coſtüme offenbaren, ſo offenbart ſich der Geiſt im Stylkleide; er kann Schifferſtiefel, einen Landpfarrerfrack, Glacéhandſchuhe, ächte Perlen im Haar und unächte Eau de Cologne im Taſchentuch tragen.

Wäre Dame Eva ein Blauſtrumpf geweſen und hätte „unendlichen Drang" in ſich verſpürt, Novellen auf Feigenblätter zu kritzeln, ſo wäre die „Stylrace", über welche ich Ihnen vorzüglich ſchreiben will, jedenfalls die älteſte geweſen. Aber zum Glück für die Bewohner des Paradieſes verſpürte Eva kein „Säuſeln des Genius" in ſich und die erſte Gelegenheit zur Stiftung eines Vereins gegen Thierquälerei ging verloren. Aber Kain erſchlug den Abel und entfloh in die Wälder. Die himmliſchen Heerſchaaren, die in den Mai-Tagen der Schöpfung ſich die Verwaltung der Polizeipräfekturen vorbehalten hatten, eröffneten ein Prozeßverfahren, und die erſten Acten wurden geſchrieben — ein Ereigniß, welches dem Bureauſtyl das Recht der Erſtgeburt verſchafft hat.

Der Bureauſtyl, der älteſte und einflußreichſte, hat ſich ſeitdem nur wenig verändert. Er hat immer noch Etwas von der Executormanier, und wenn auch die Sonne der Gegenwart über die dunkeln Schatten der Allongeperücken erhellende Streiflichter fallen ließ, ſo hat ſie die Vorliebe für Uniformröcke mit weißen Halstüchern noch immer nicht gänzlich hinwegſcheinen können. Er parfümirt ſich noch immer mit Actenmodergeruch und dem Aroma der Armenſünder-Atmoſphäre; er iſt breit und langweilig, wie eine Prozeßkoſten-Rechnung. Der Himmel bewahre Sie vor genauer Bekanntſchaft mit ihm!

Die zweite Race iſt der „Comptoirſtyl". Er iſt ſo alt wie der Handel und höflich wie der Handel, der treue Abdruck des Charakters ſeiner Erzeuger. Er befleißigt ſich einer ſparſamen Kürze und einer ſtereotypen Ladenphraſeologie. Er liebt die Mode und putzt ſich nach der Mode; aber der Geſchmack, der ihn putzt, iſt ein Theekiſten-Geſchmack und unter den geſtickten Manchetten gucken ihm große blauangelaufene Winterhände hervor.

Mit dieſen beiden Stylracen und deren Spielarten ſchließt der „hiſtoriſche Geſchäftsſtyl", zu dem man vielleicht noch den „geiſtlichen Styl" hinzunehmen könnte, welcher Chorrock und Bäffchen trägt und ſich wie der Jordan in zwei Arme, in den Halleluja- oder Poſaunenſtyl und den ſalbungsvollen patriarchaliſchen Hirtenſtyl zertheilt. Bei der zunehmenden „Verſumpfung" hat der geiſtliche Styl bereits das Unglück gehabt, bis zum Hals in die trüben Gewäſſer der ſinnlichen Sündfluth zu gerathen, deren ſteigende Wellen ihm hoffentlich bald zum letzten Vaterunſer verhelfen werden.

Ich komme jetzt zu dem Styl, für welchen Sie mich um Erziehungsregeln erſucht haben, zum „Styl für Gedankenaufzüge"; zur Wortbekleidungskunſt poetiſcher, romantiſcher, ſentimentaler, ironiſcher, humoriſtiſcher, luſtiger Gedanken, zum Styl der Büchermacher, zum Styl, deſſen ſtandesgemäße Toilette dem Schriftſteller ſein beſtimmtes, ihn goutirendes Publikum verſchafft.

Sie werden, meine reizende Collegin, nicht, wie die Mehrzahl Ihrer blauen Schweſterſchaft, erwarten, die Geheimniſſe der Styltoilettenkunſt, wie das Schneidern, in ſechs Stunden zu erlernen! Wenn Kunſt und Geſchmack dazu gehören, einem mittelmäßigen Körper ſcheinbare Reize zu verleihen, ſo gehört noch viel mehr dazu, einem mittelmäßigen Gedanken zur weltmänniſchen Erſcheinung zu verhelfen. Es gehört Kenntniß der Wörtergarderobe, Erkenntniß des Modernen, Geſchmack in der Auswahl des geiſtigen Parfums, eine ſchmiegſame Bildungsfähigkeit oder eine unbeugſame Originalität dazu.

Ich gebe Ihnen dies zu bedenken, ehe Sie ſich entſchließen, aus einer bläulichen Couſine eine ganz blaue zu werden. Sie ſchreiben mir, Sie fühlen das „Pochen des Genius" und ſehnen ſich über die enge Sphäre einer Männerſclavin hinaus. Es giebt eine Freiheit, ſchöne Couſine, gegen welche der Zuſtand eines erträglichen Despotismus ein Elyſium iſt. Was iſt eine Freiheit in den Urwäldern Amerika's gegen den „untergeordneten" Zuſtand in unſern Vaterländern mit Kegelparthien, Feſteſſen und Champagnerfêten? Ich rathe Ihnen, ſtatt den Tribut an die Welt in Literaturkindern zu bezahlen, lieber — — Sie verſtehen mich, ſchöne Couſine! Beherzigen Sie den Rath Ihres Vetters, der die langen Dornen im literariſchen Roſengarten aus Erfahrung kennt; verkaufen Sie die angenehmen Vorrechte der Weiblichkeit nicht um das Linſengericht einer recenſirten Freiheit.

Ich bleibe u. ſ. w.

Zweiter Brief.

Sie bleiben bei Ihrem Willen, die Welt in Literaturkindern zu bezahlen. Möge Ihre Nachkommenſchaft zahlreich und glücklich ſein! Ich, Ihr getreuer Vetter, will wenigſtens das Mögliche thun, den Kindern durch die Erkenntniß der Mutter zu nobler Erziehung zu verhelfen, und darum meinen Unterricht fortſetzen.

Der Styl iſt wie die Kleidertracht ein Kind des Zeitgeiſtes, ein Kind der Mode. Wie in der Kleidermode ſpiegelt ſich der Charakter einer Zeit auch in der Stylmode ab. Die Tracht des Gedankens hat durch Jahrhunderte die Moden der Kleidertracht mitgemacht. Der Gedanke hat Reifröcke und Schönpfläſterchen, geſtickte Weſten, Allongeperücken und einen Zopf ſo dick und lang getragen, daß er ihm noch heute auf manchem breiten Schriftſtellerrücken hängt. Nur wenige auserwählte Geiſter haben der Mode getrotzt und ſich und ihre Gedanken mit dem Muthe der eigenen Meinung nach ihrem eigenen Geſchmack coſtümirt.

Auch der moderne Styl, der Styl von heute und geſtern, hat die platoniſche Anhänglichkeit an ſein Schweſterchen noch nicht verloren. Er iſt geleckt und geſchliffen, aber er iſt mit der Egaliſirung der Kleidertracht auch egaler und mit der Egalität langweiliger geworden. Um ſo mehr iſt für die moderne Literatur die Nothwendigkeit vorhanden, dem Styl durch die Kunſt der Toilette ein ſchöneres Anſehen zu geben.

Es iſt natürlich, daß das Gedankencoſtüme nach der Tendenz des Gedankens verſchieden ſein muß. Man putzt ſich anders für einen Thee im Salon des Miniſters, als zum Erſcheinen in einer Volksverſammlung, anders für das Katheder und anders, wenn man eine Schäferſtunde zu feiern gedenkt. Ebenſowenig darf der brünette Gedanke im Coſtüme ſeiner blonden Schweſter erſcheinen; ein Gedanke mit feurigen Augen und ſchwellenden Lippen, fähig, in tauſend Herzen Sympathien zu wecken, kann in ſemmelblonder Toilette zur Lächerlichkeit herabſinken.

Der moderne Styl zerfällt nach Tendenz und Manier in zwei hervorragende Klaſſen: in den „ariſtokratiſchen" und in den „populären" Styl.

Für eine dieſer beiden Klaſſen müſſen Sie, ſchöne Couſine, nach genauer Prüfung der Anlagen Ihrer Gedankenkinder Partei zu nehmen ſich entſchließen, wenn Sie nicht zwiſchen Beiden auf der gemeinen Heerſtraße der philiſtröſen Alltäglichkeit mit einer Legion von obſcuren Buchfabrikanten zur Leipziger Meſſe traben wollen. Nach dem Stand dieſer beiden großen Stylklaſſen werden die beſondern Stylarten, der humoriſtiſche, philoſophiſche, poetiſche und romantiſche Styl, ariſtokratiſch oder populär coſtümirt, und können je nach den Umſtänden Beide zur Größe, Originalität und dadurch zur Claſſicität gelangen.

In der Bedeutung des Wortes „ariſtokratiſch“ liegt die Definition des Begriffs „ariſtokratiſcher Styl“. Der ariſtokratiſche Styl geht niemals in ordinärem Hausrock ſpazieren; er iſt ſtets en grand tenue, trägt Spitzenmanchetten und ſpielt mit der goldenen Doſe. Der ariſtokratiſche Styl iſt das Kind der gediegenen Bildung; er ſetzt beim Leſer Capacität für Das voraus, was er giebt. Er iſt deshalb kein Styl für Nähjungfern und alte Spießbürger, die nach des Tages Laſt auf Novellen und Biographien ausruhen. Der ariſtokratiſche Styl iſt niemals gemein, er ſchimpft nicht, er ſchwärmt nicht ins Bodenloſe hinein, er enthuſiasmirt ſich nicht für Allerweltskleinigkeiten; er iſt witzig, ohne Witze zu reißen, frivol ohne Gemeinheit und ernſt ohne Philiſterhaftigkeit.

Der ariſtokratiſche Styl trägt Blumen im Knopfloch und Parfüms in der Wäſche. Aber ſeine Parfüms ſind das Extract vorzüglicher Geiſter und ſeine Blumen wachſen nicht im Weizenfeld oder in „Hannchens Blumengarten“. Seine Blumen ſind poetiſche Gewächſe, welche der „reiche Geiſt“ in üppiger Vegetation hervorſprießen läßt.

Der ariſtokratiſche Styl hat ſtets ein ſarkaſtiſches Lächeln um den Mund; er liebt das Pikante, haßt die Sentimentalität und begnügt ſich, ahnungsvolle Andeutungen zu geben.

Wenn Sie, ſchöne Couſine, zur ariſtokratiſchen Stylfahne ſchwören wollen, ſo müſſen Sie vor Allem Ihre Gedanken ariſtokratiſiren. Sie müſſen Sie auf klaſſiſche Univerſitäten ſchicken und im Shakeſpeare wie in Ihrem Fingerhute bewandert ſein.

Sie müſſen fürs Zweite Ihre vornehmen Gedanken ein ſpirituelles Bad nehmen und den gewöhnlichen die grauen Sperlingsfedern ausrupfen laſſen. Der ariſtokratiſche Styl darf nichts Provinzielles an ſich haben, was auf den Ort ſeines Urſprungs deuten könnte.

Das dritte Erforderniß des ariſtokratiſchen Styls iſt Grazie. Seine Bewegungen müſſen edel, ſein Gang muß ſicher und ſchwebend ſein, wie der Gang einer Tänzerin. Er muß die moderne Grazie der göttlichen Fanny Elsler mit der antiken Plaſtik der Fanny Cerrito in ſich vereinen.

Der „populäre“ Styl hat mit allen dieſen Feinheiten und Rückſichten nichts zu thun. Er zieht einen einfachen Bürgerrock an; ſein Beſtreben iſt deutliche Derbheit und derbe Deutlichkeit. Wenn der ariſtokratiſche Styl die ſchwärmeriſche Mondſcheinphraſeologie aufgeſtellt hat, ſo geſchah es, weil der Zeitgeiſt die Schwärmerei durch Verſtandestropfen vergiftet hat; der populäre Styl verſchmäht die phantaſtiſche Tracht, weil ſein Publikum keine Nerven dafür hat. Nur der Allerweltsſtyl, der Styl für äſthetiſche Köchinnen und ſentimentale Unterofficiere, darf noch ſchwärmen.

Aber auch der populäre Styl bedarf der Toilettenkunſt; auch er braucht Blumen, Parfüms und Schönpfläſterchen; doch muß er vorſichtig ſein in der Auswahl, um ſeine Zwecke nicht durch eine mißliebige Zierlichkeit zu vernichten. Er pflückt die Blumen vom Wege: ſeine Parfüms ſind die Lieblingsgerüche des Volks, nöthigenfalls Kümmel und Knoblauch.

Nach dieſen kurzen Andeutungen frage ich Sie noch ein Mal, zu welcher Stylklaſſe Sie ſchwören wollen? Sind Sie im Stande, mit Grazie geiſtreich zu ſein, ſo werden Sie Ariſtokratin; gefällt's Ihnen beſſer, derbe Gedanken mit „Knoblauch und Kümmelſauce“ zu produciren, ſo laſſen Sie Ihre Gedanken mit der Handwerkerſchürze Toilette machen; gefällt Ihnen Beides nicht, ſo machen Sie's wie Frau Baubo im „Fauſt“ und reiten Sie auf dem Allerweltswege nach dem Leipziger Blocksberg.

Ihr u. ſ. w.

Statiſtik der franzöſiſchen Miniſter.

Vom 9. Auguſt 1830 — dem Tage, an welchem Louis Philipp den Thron beſtiegen — bis zum 9. Auguſt 1847 ſind 117 Perſonen in Frankreich Miniſter geweſen. Rechnet man von dieſer Zahl die Wiedereinſetzung abgetretener Miniſter ab, ſo bleiben 58 Perſonen, die ſich in dieſem Zeitraume von ſiebzehn Jahren in die Regierung getheilt haben. Guizot, Soult, Duchatel und Barthe ſind fünf Mal Miniſter, Guizot und Duchatel fünf Mal Conſeilspräſidenten, Thiers iſt ſechs Mal Miniſter und vier Mal Conſeilspräſident geweſen. Guizot zählt die längſte miniſterielle Exiſtenz, nämlich 10 Jahre, 11 Monate und 16 Tage. Nach ihm kommen Soult und Duchatel, die länger als 10 Jahre Miniſter geweſen ſind; Martin (du Nord) war 8 Jahre und 10 Monate, Cunin-Gridaine 8 Jahre, Lacave-Laplagne 7 Jahre, Barthe 5 Jahre, Villemain 4 Jahre, Duperré und Humann 4 Jahre, Thiers nur 4 Jahre, 6 Monate und 17 Tage, Molé gar nur 2 Jahre, und ſo abſteigend fort bis auf die Herren Breſſon, Ch. Dupin und Baſſano, die nur 8 Tage Miniſter geweſen ſind. Von dieſen 58 Miniſtern Louis Philipps ſind zwölf geſtorben: die Herren Duperré, Bernard, Louis, Maiſon, Schneider, Laffitte, Mortier, Duc de Baſſano, Humann, Rigny, Martin und Caſimir Perrier; zwei, Teſte und Cubières, ſind von der Pairskammer verurtheilt worden und acht ſind zur Oppoſition übergegangen: die Herren Dupont de l'Eure, Villemain, Thiers, Dufaure, Couſin, Gouin, Rémuſat und Vivien — es bleiben nun noch 36 mögliche Miniſter-Candidaten, wenn man nicht zu ganz neuen Namen ſeine Zuflucht nehmen will, was indeſſen mehr als wahrſcheinlich iſt.

Herr von Balzac.

Von E. Guido.

In allen Journalen Frankreichs lieſt man die Kunde, Herr von Balzac ſei unlängſt nach Rußland abgereiſt. Sonderbar, höchſt ſonderbar! Alljährlich, beim erſten Nahen des Herbſtes, ſchickt ſich Herr von Balzac zu einer Reiſe nach St. Petersburg an! Teufel, welch wichtiger Grund kann ihn veranlaſſen, jedes Jahr nach dem Norden zu laufen?

Das erſte Mal hieß es: Die Liebe treibe ihn nach Rußland. Herr von Balzac iſt ſeit ſiebzehn Jahren in eine moskowitiſche Schönheit verliebt, die vierzig Frühlinge und vierzigtauſend Leibeigene hat.

Gleich darauf war Herr von Balzac nach Paris zurückgekehrt, etwas weniger dick, aber noch eben ſo hageſtolz wie früher.

Das zweite Mal erzählte ſich ganz Paris, eine große induſtrielle Unternehmung rufe ihn an die Ufer der Newa. Herr von Balzac, hieß es, habe ſich nach Petersburg begeben, um den Kaiſer von Rußland zu veranlaſſen, ſeine Koſaken nach Belgien zu ſchicken, um mit der Gewalt der Waffen den belgiſchen Nachdruckern das Handwerk zu legen.

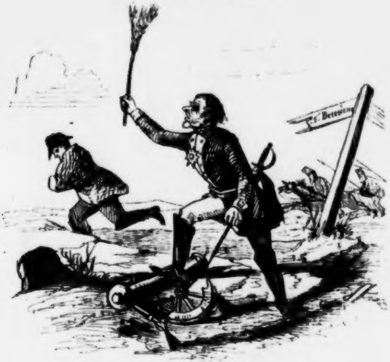
Aber ſiehe da, auch dies war ein Gerücht ohne Grund.

Das dritte Mal ſchob man ſeiner Reiſe politiſche Gründe unter. Vertraute Freunde des Herrn von Balzac wollten aus ganz ſicherer Quelle erfahren haben, Kaiſer Nikolaus wolle das Königreich Polen wieder herſtellen und die Regierung deſſelben ſeinem Freunde Balzac unter dem Titel eines Vice-Czaren anvertrauen.

Nach Paris zurückgekehrt, bemerkte alle Welt, daß Herr von Balzac einen Schuppenpelz, aber keine Vice-Krone trug.

In dieſem Jahre iſt er zum vierten Male nach St. Petersburg gereiſt und die Neugier der guten Stadt Paris hat ihren Gipfel erreicht. Eine Vermuthung jagt die andere. Der Eine behauptet, er wolle dort ein franzöſiſches Trauerſpiel aufführen laſſen; der Andere weiß ganz genau, daß er ſich dort an die Spitze einer Omnibus-Compagnie ſtellen und die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs mit der Wohlthat der Pariſer Citadines bekannt machen will. Ein Dritter erzählt, ein Großer des Reichs habe ihn eingeladen, um ſeinen Töchtern die neueſten Touren des Cancans vortanzen zu laſſen. Ein Vierter iſt feſt überzeugt, daß Herr von Balzac alljährlich die Meſſen von Nowogorod und Aſtrakan beſucht, um ſich dort — hört, hört! — für Geld ſehen zu laſſen, denn die Popularität des Herrn von Balzac iſt ſo groß, daß in allen Provinzen des ruſſiſchen Reichs, in der Hütte jedes Muſchick wie im Salon jeder gefühlvollen Dame, ſein Bild neben dem des heiligen Nikolaus hängt.

Ein alter Gaſſenhauer.



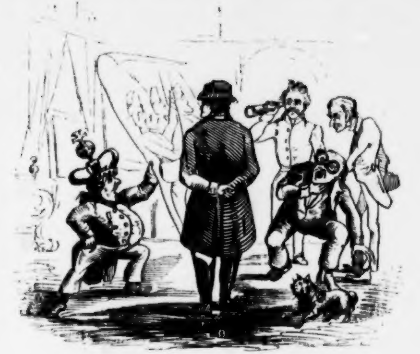
Alexander, Du großer, großer Kriegesheld,
Du ſchlugſt den Napolejohn auf off'nem Feld.
Napolejohn hat die große Schlacht verloren,
Dabei ſeind dreißigtauſend Pferde verfroren.
Juchheiraſaſa, Juchheiraſaſa,
Die Koſacken ſeind da,
Sie haben lange Bärte,
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

Zapfenſtreich.

Augsburg. Der „Allgemeinen Zeitung" ſchreibt man aus Sicilien: »In Palermo ſichern die Streifparteien, vorzüglich bei Nacht, die Ruhe und ſtören den Schlaf.« — Sie ſichern die Ruhe, indem ſie den Schlaf ſtören??? So etwas enorm Dummes kann man nur in der „Augsburger Allgemeinen" leſen!

Berlin. Das hieſige „Intelligenzblatt", das ſeinen Namen, wie bekannt, nach lucus a non lucendo führt und in deſſen Leitung ſich durchaus keine Intelligenz bemerkbar macht, ſoll, nachdem die Pachtzeit abgelaufen iſt, dem Meiſtbietenden überlaſſen werden. Das Pachtquantum betrug jährlich 15,000 Thaler; für die Folge ſind 27,000 Thaler geboten worden. Der Umſatz im Intelligenz-Comptoir ſoll ſich jährlich auf 60,000 bis 65,000 Thaler belaufen.

∴ Als Nachfolgerin im Amte des Chevalier von Küſtner, deſſen Stellung immer unhaltbarer erſcheint, wird Madame Birch-Pfeiffer bezeichnet. (Und warum nicht?)



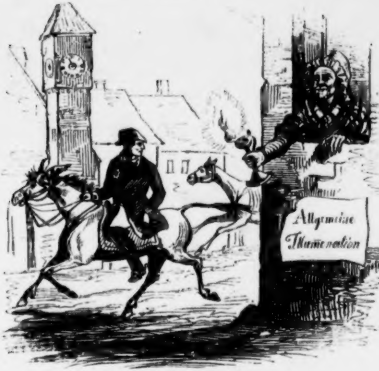
Und als Napolejohn gekommen war nach Dreſen,
Da fragten ſie: -Napolejohn, wo biſt Du jeweſen?
Napolejohn, wie ſiehſt Du denn aus?
Wie biſt Du gekommen aus Rußland heraus?-
Juchheiraſaſa, Juchheiraſaſa,
Die Koſacken ſeind da,
Sie haben lange Bärte,
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

∴ Dem. Jenny Lind hat auf der Hofbühne den Cyclus ihrer Gaſtrollen als „Regimentstochter“ eröffnet und gefallen; doch ſcheint ſich der Enthuſiasmus ſchon bedeutend abgekühlt zu haben.

∴ Im Königſtädtiſchen Theater wird im Laufe dieſer Saiſon von der italieniſchen Operngeſellſchaft eine, für Neapel geſchriebene Oper Mercadante's, „Leonore“, gegeben werden, deren Stoff der Bürger'ſchen Ballade entlehnt iſt.

∴ Der Tag des Heils kann nicht mehr allzufern ſein. Der Tractätchen-Verein, der ſeine Verfinſterungs-Literatur mit dem ſtolzen Namen „Erbauungsſchriften“ belegt, macht bekannt, daß er ſeit 1816 bis 1830 nicht weniger als 3,558,850 ſolcher ſaubern Schriften verlegt hat. Wunder genug, daß dadurch noch keine totale Sonnenfinſterniß eingetreten iſt!

Cadiz. Der hieſige „Nacional“ enthält einen merkwürdigen Artikel. Es wird darin geſagt, daß ein hieſiger Gelehrter, Herr Adolf de Caſtro, eine unbekannte Schrift des Cervantes entdeckt habe, welche den Titel „el buscapie“ (die Pulverſchlange) führt, und worin alle die dunkeln Stellen und Anſpielungen des Don Quixote erklärt werden. Das Exemplar befand ſich im Beſitze des Herrn Auguſtin de Argote, Sohnes des berühmten Bewohners von Sevilla, Gonzalo Argote de Molina, des Verfaſſers der „Ge-



Und als Napolejohn gekommen iſt nach Mainz,
Es mochte wohl ſein Dreiviertel auf Eins,
Und die Illumination war auch nicht hell,
Man glaubt', es ſei der Ferſcht von Neffſchatel.
Juchheiraſaſa, Juchheiraſaſa,
Die Koſacken ſeind da,
Sie haben lange Bärte,
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

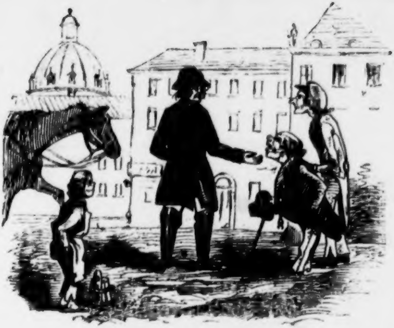
ſchichte des andaluſiſchen Adels" (historia de la nobleza de Andalusia). Herr Caſtro hat dem Werke noch mehrere geſchichtliche, kritiſche und bibliographiſche Anmerkungen hinzugefügt und will es der Oeffentlichkeit übergeben.

Florenz. Der Landſchaftsmaler Canella, von Geburt ein Veroneſer, iſt geſtorben. Er war einer der fleißigſten Arbeiter, die es je gegeben, denn oft vollendete er ein Bild in zehn Stunden, und dabei hatte er ſo viel Beſtellungen, daß er noch zwanzig Jahre hätte leben müſſen, um dieſelben ausführen zu können.

Genua. Das verloren geglaubte Bild Raphaels, „die Jungfrau von Loretto", iſt vom Marquis von Spinola, Präſidenten der hieſigen Akademie, wieder aufgefunden und vom Könige von Sardinien angekauft worden.

Halle. Herr Heinrich Leo, der Ritter der traurigen Geſtalt, in deſſen Seele das ganze Sündengefühl, das ſeit Adams Apfelbiß die fünf Racen der Menſchheit zu Boden drückt, Platz genommen zu haben ſcheint, iſt noch immer Profeſſor in Halle und hat noch immer keine Ausſicht, in der „Metropole der Intelligenz" ſeinen Krieg gegen das „Aufkläricht" fortzuſetzen.

Hamburg. Unſere Theaterkriſis iſt nun glücklich gelöſt. Herr Maurice iſt aus dem Contract entlaſſen und an ſeiner Stelle Herr Wurda angenommen worden. Ob



Und als Napolejohn gekommen nach Paris,
Beſah ihn der Senat vom Kopf bis an die Füß',
Und der König von Rom ſtemmt' die Hand in die Seit'
Und ſchrie dazu vor lauter Freud':
Juchheiraſaſa, Juchheiraſaſa,
Die Koſacken ſeind da,
Sie haben lange Bärte,
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

dieſe zweite Ehe des Herrn Boiſon einen längern Beſtand haben werde, darüber walten begründete Zweifel vor. Sänger und Schauſpieler, zu einer Direction verbunden, und dabei ſelbſt noch auf der Bühne wirkſam, müſſen, auch wenn ſie den friedfertigſten Charakter haben, ſehr bald in Gegenſatz und Zwieſpalt gerathen. Herr Maurice iſt froh, mit der Furcht davon gekommen zu ſein; man behauptet, daß er ſeinem Nachfolger ſogar ein nicht unanſehnliches Geldopfer gebracht habe, um ihn zu der Uebernahme zu bewegen; bei dem Publikum findet die Trennung allgemeinen Beifall. Denn nun iſt wieder Concurrenz eröffnet, und wir dürfen vorausſagen, daß Herr Maurice alle Anſtrengungen machen werde, um die Thalia-Bühne immer mehr und mehr zu heben.

Kopenhagen. Hendrick Herz, der Dichter des mit vollem Rechte ſo allgemein beliebten Dramolet „König René's Tochter", hat ein neues hiſtoriſches Luſtſpiel geſchrieben, deſſen anziehender Mittelpunkt „Ninon de Lenclos" iſt. Das Stück wird noch im Laufe dieſes Winters auf dem hieſigen Hoftheater zur Aufführung gelangen. (Freut Euch, Ueberſetzer und — Bühnen Deutſchlands!)

Leipzig. Seit Kurzem erſcheint hier eine neue Wochenſchrift unter dem Titel „die Hiobspoſt", die, blos den Schattenſeiten des Lebens gewidmet, über Unglücksfälle Bericht erſtattet in vier Rubriken: 1) Unglückschronik (Unfälle aller Art), 2) Verbrecherchronik (Diebſtähle, Mordthaten u. ſ. w.), 3) Gerichtschronik (Gerichtsverhandlungen), 4) Todeschronik (Nekrologe berühmter Männer und Frauen). Die „Hiobspoſt" — ſie wird vom

Dr. Eduard Amthor redigirt — ſollte ſich noch eine fünfte Rubrik: „Theaterchronik", zulegen und darin die Unglücksfälle, die ſich beim Theater ereignen, aufzeichnen, z. B.: Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur u. ſ. w. u. ſ. w.

∴ Die „Hiobspoſt" des Herrn Amthor bringt die brühheiße Nachricht, Herr Heinrich Laube habe ein neues Drama vollendet und daſſelbe einem ſeiner größten Verehrer — ſich ſelber — vorgeleſen. Man vermuthet, es habe ihm ſehr gefallen!

∴ Von Hermann Rollet, einem der begabteren Lyriker Oeſterreichs — er befindet ſich ſeit einigen Wochen als Gaſt unter uns — erſcheint in Kurzem eine dritte Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel „Friſche Lieder". Wenn ſie ſo ſchön und innig, wie deſſen „Frühlingsboten" ſind, ſo werden ſie, wie dieſe, überall Anklang finden.

∴ Herr Aurelio Buddeus, unter deſſen Namen Herr von Balzac die ruſſiſchen Provinzen bereiſt, um ſich den Huldigungen ſeiner vielen Verehrer zu entziehen, hat ein neues Opus unter dem höchſt naiven Titel „Halbkrankes" erſcheinen laſſen. Der Titel iſt höchſt paſſend gewählt, denn Herr Aurelio Buddeus hat noch nie etwas ganz Geſundes zu Tage gefördert.

∴ In der Gebauer'ſchen Buchhandlung erſcheinen, aus der Feder des Herrn von Corvin, „Biographien berühmter Maitreſſen". (Da darf auch Mola Lontez nicht fehlen!)

∴ Ein paar öſterreichiſche Schöngeiſter, die in ihrem klugen Vaterlande keinen Verleger finden, haben unſer Leipzig mit ihrer Gegenwart beglückt. Sofort haben zweiundzwanzig Buchhändler ihre Auswanderung nach Amerika angezeigt.

∴ Der diesjährige Michaelis-Meßkatalog bringt 4871 neue Bücher, von 758 Buchhändlern verlegt. Die Angelegenheiten der preußiſchen Landtags-Verfaſſung haben 52 Schriften hervorgerufen. Den Deutſchkatholiken und Lichtfreunden ſind 76 Schriften gewidmet. Schleswig-Holſtein iſt durch 4 Schriften vertreten.

∴ Die „Abenteuer des Baron Beiſele und ſeines Hofmeiſters Dr. Eiſele", von Leopold Feldmann, ſind auch auf der hieſigen Bühne durchgefallen.

∴ Während in einigen Gegenden Rußlands die Cholera morbus graſſirt, wüthet bei uns eine nicht minder angenehme Geißel, die Marra morbus. Beide Epidemien haben das mit einander gemein, daß der Menſch, der davon befallen wird, blau anläuft.

London. Ein Glasgower Journal hat die koſtbare Entdeckung gemacht, daß die viel zu ſehr überſchätzte Sängerin Jenny Lind von der ſchottiſchen Familie Lynne abſtamme. Die Mitglieder dieſer Familie ſind Lairds von Hunterſtone geweſen und im Jahre 1688 nach Schweden ausgewandert. Die Londoner „Mallepoſt" geht noch weiter: ſie beweiſt ſonnenklar, daß Jenny Lind von einer Seitenlinie der Familie des chineſiſchen Commiſſärs Lin abſtamme und daß deren Vorfahren chineſiſche Bonzen geweſen ſind. Die gute Jenny Lind iſt alſo keine ſchwediſche, ſondern eine ſchottiſch-chineſiſche Nachtigall!

∴ Eine Truppe chineſiſcher Schauſpieler, die unlängſt ihre Gaukeleien in New-York gezeigt hat, wird in London erwartet. Von hier will ſie das arme Feſtland unſicher machen.

∴ Eine ſehr zierlich gedruckte und mit 33 ſaubern Holzſchnitten ausgeſtattete Broſchüre, „The home of Shakespeare illustrated and described" (Shakeſpeare's Heimath), von Herrn F. W. Fairholt (dem Verfaſſer eines intereſſanten Coſtümwerks über England), enthält in einer überſichtlichen Darſtellung alles Das, was ſich auf Shakeſpeare's Geburtsort, Straatford, bezieht, mit den Darſtellungen des Aeußern ſeines Geburthauſes (von 1769 bis 1847), des Zimmers, in welchem er geboren ward, dem Innern des Ladens im Hauſe, der Küche u. ſ. w. Das ganze Werkchen iſt ſehr elegant ausgeſtattet und macht wohl auf ſeinen Platz in einer vollſtändigen Shakespeare library Anſpruch.

∴ Von George Fletſcher ſind „Studies of Shakespeare in the pays of King John, Cymbeline, Macbeth" u. ſ. w. herausgekommen.

∴ Jean Pauls „Levana" iſt ins Engliſche überſetzt worden.

∴ Beim hieſigen General-Poſtamte lagen im vorigen Monat 4202 Briefe, die ſich im Laufe der letzten drei Jahre angehäuft haben und bis jetzt nicht unterzubringen geweſen ſind; dieſelben enthalten an baarem Gelde, Banknoten, Wechſeln u. ſ. w. die ſtattliche Summe von 40,410 Pfd. St., welche, wenn ſich die unbekannten Eigenthümer innerhalb drei Monaten nicht gemeldet haben, dem Staate anheimfallen. (General-Poſtamt, ich melde mich!)

∴ Bei einer unlängſt hier abgehaltenen Autographen-Verſteigerung iſt ein eigenhändiger Brief Martin Luthers, die Lehre vom Fegefeuer betreffend, für 11 Guineen erſtanden worden.

Lucca. Durch Beſchluß des Staatsraths iſt hier etwas ganz Nagelneues — nämlich Preßfreiheit mit vorbeugender Cenſur eingeführt worden. (Man ſollte glauben, das liebe Lucca läge mitten im Herzen von Deutſchland!)

Madrid. Madrid hat gegenwärtig vier Schauſpielhäuſer: das Theatre del Principe oder das königliche (ſeit 1582), das Theater de la Cruz (Kreuztheater, ſeit 1579, das älteſte in Spanien), das Theater de la Valle und das unlängſt erſt fertig gewordene Theater del Oriente.

Mannheim. Herr Hoffmann von Fallersleben, der noch immer auf ſeinen Liberalismus umherreiſt und ſich ſeit einigen Tagen hier aufhält, hatte vom hieſigen Stadtgerichte die Weiſung erhalten, innerhalb 24 Stunden, bei Vermeidung von Zwangsmaßregeln, das Großherzogthum Baden zu verlaſſen. Herr Hoffmann hat ſich in Folge dieſer Weiſung nach Karlsruhe begeben und vom Miniſterium die Zurücknahme dieſes Befehles erwirkt. Es iſt damit, wie die hieſige „Abendzeitung" ſagt, die Schmach verhütet worden, daß aufs Neue ein deutſcher Bürger aus einem deutſchen Staate und noch dazu aus dem „glücklichen Baden" ausgewieſen wurde.

München. Herr Jarke, ehemaliger Redacteur des berüchtigten „Berliner politiſchen Wochenblattes", arbeitet jetzt fleißig an den ultramontanen hiſtoriſch-politiſchen Blättern. Kürzlich packte er den „Rheiniſchen Beobachter" an, dem er „Preußenſchändlichkeit" vorwirft und ihn ein „berüchtigtes, nur durch unheilbare Stupidität gemildertes Organ eines bündiſchen Servilismus" nennt. Man muß geſtehen, die Streiter für den Conſervatismus ſchonen einander nicht und ſagen ſich die bitterſten Wahrheiten.

∴ Der fruchtbare Bühnendichter Leopold Feldmann, geboren 1803, iſt, wie Hendrick Herz, der däniſche Dichter, iſraelitiſcher Abkunft. Er war kurz hintereinander Sattler, Schuſter, endlich Handlungslehrling und trat im Jahre 1830, nach beendigter Lehrzeit, in ein hieſiges Juweliergeſchäft. In den Jahren 1835 bis 1840 bereiſte er Griechenland und die Türkei. Sein erſtes Stück, „der falſche Eid", ließ er, kaum vierzehn Jahre alt, im damaligen Lipperl- und ſpätern Schwaiger-Theater aufführen. Die Zahl ſeiner bisher gelieferten Bühnenſtücke beläuft ſich auf zwanzig; eine Geſammtausgabe derſelben erſcheint bei Wallishauſer in Wien. Bis jetzt ſind davon zwei Bände ausgegeben.

∴ Unſere Bierbrauer haben einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt erlitten. Der unbarmherzige Tod hat den Neſtor unſerer Muſiker, Sulzbeck, genannt Baron von Sulzbeck, vom Schauplatz ſeiner irdiſchen Thätigkeit abgerufen. Der Verſtorbene ſoll in ſeinem Leben für hunderttauſend Gulden Bier getrunken haben. (Friede dem edlen Bierfaß!)

New-York. In einem unlängſt hier ſtattgefundenen Meeting iſt eine Adreſſe votirt worden an Herrn von Lamartine, um den gefeierten Dichter und Geſchichtſchreiber der Girondiſten zu bewegen, die vereinigten Staaten recht bald mit einem Beſuche zu beehren. (Die böſen Nord-Amerikaner! Warum laden ſie nicht auch den hochgelehrten Verfaſſer des „puniſchen Krieges" zu ſich ein?)

Paris. Marſchall Sebaſtiani hat die Gouverneurſtelle der Invaliden abgelehnt. Durch königliche Ordonnanz iſt Marſchall Molitor zum Gouverneur der Invaliden ernannt worden.

∴ Victor Hugo ſoll zum Vorleſer der Herzogin von Orleans ernannt werden.

∴ Herr von Abbadie, der erſt vor Kurzem die Quellen des weißen Nils entdeckt, hat das Officierkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

∴ Der Herausgeber der „Reforme", Herr Leoutre, iſt wegen eines Artikels über die Ermordung der Herzogin von Praslin von den Aſſiſen zu viermonatlichem Gefängniß und 3000 Francs Geldbuße verurtheilt worden.

∴ Der berühmte Geognoſt Alexander Brogniart, Vorſteher der königlichen Porzellanfabrik zu Sèvres, iſt am 7. October, 78 Jahre alt, geſtorben.

∴ Unter dem Bette Eugène Sue's befindet ſich ein Sarg. Von einem Freunde befragt, was dies zu bedeuten habe, entgegnete er: »Vor langer Zeit war ich einmal genöthigt, bei einem Wucherer erſter Größe eine Geldanleihe zu machen; der gute Mann zwang mich, eine gute Anzahl neuer Särge als Geldeswerth anzunehmen. Einen derſelben habe ich mir zum Andenken aufgehoben und ſeitdem die Entdeckung gemacht, daß es zur Aufbewahrung von Pantalons kein paſſenderes Meubel giebt, als einen Sarg.

∴ Einer der hieſigen Buchhändler hat der Mademoiſelle Deluzy-Desportes ein Honorar von 25,000 Francs geboten, wenn ſie die Briefe, die ſie vom Herzog von Choiſeul beſitze, ihm zum Druck überlaſſen wolle.

∴ Von dem Bibliophile Jacob (Paul Lacroix) iſt ein alter Roman neu aufgewärmt erſchienen: „la comtesse de Choiseul-Praslin". Die Handlung ſpielt am Hofe des fünfzehnten Ludwigs und die Heldin dieſes Romans iſt die Großmutter des Herzogs von Choiſeul-Praslin, der durch die Ermordung ſeiner Gemahlin eine ſo traurige Berühmtheit erlangt hat.

∴ Paul de Kock hat dem Gymnaſe-Theater eine einactige Poſſe, „la femme à deux maris“, geliefert, das allabendlich dem Zwerchfell der Zuſchauer ein unwiderſtehliches Schach bietet.

∴ „Un cheveu blond“ heißt ein neues einactiges Luſtſpiel, das Herr Léon Gozlan für das Vaudeville-Theater geſchrieben hat. Die Bluette, auf die Spitze eines blonden Haares gebaut, hat vor Allem durch die kecke Friſche des Dialogs gefallen.

∴ Im Gymnaſe dramatique hat „le Reveil du lion“, ein neues zweiactiges Vaudeville, von den Herren Bayard und Jaime, einen ziemlich günſtigen Erfolg davongetragen. Das Ding hat faſt gar keine Handlung, aber drollige Charaktere.

∴ Das zweite Théâtre français hat ein neues Drama, „Isabelle de Castille“, aufgeführt, das ſpurlos vorübergegangen iſt.

∴ Das Juſtiz- und Cultusminiſterium hat 47,878 Beamte, welche jährlich 47 Mill. 591,860 Francs erfordern, das Miniſterium des Auswärtigen 359 Beamte mit 6 Mill. 499,922 Francs Ausgaben, das Unterrichts-Miniſterium 1834 Beamte mit 5 Mill. 259,772 Francs Ausgaben, das Miniſterium des Innern 2715 Beamte mit 4 Mill. 36,996 Frs. Ausgaben, das Kriegsminiſterium 25,245 Beamte mit 64 Mill. 816,000 Frs. Ausgaben, das Miniſterium der Colonien und der Flotte 9876 Beamte mit 19 Mill. 148,934 Francs Ausgaben, das Finanzminiſterium 70,111 Beamte mit 92 Mill. 886,941 Francs Ausgaben, das Miniſterium der Staatsbauten 1758 Beamte mit 5 Mill. 529,000 Francs Ausgaben und das Handels- und Ackerbau-Miniſterium 1159 Beamte mit 2 Mill. 55,799 Francs Ausgaben.

∴ Im Hoſpital von Arras befinden ſich drei Ueberbleibſel der alten Armee, und zwar ſind alle drei — Trommelſchläger. Der erſte, Imbert Provençal, iſt 90 Jahre alt, hat unter Ludwig XVI. gedient, den egyptiſchen Feldzug mitgemacht, und die Armee erſt nach der Schlacht von Waterloo verlaſſen; der zweite, Delaby, hat die Feldzüge in Spanien und Portugal mitgemacht und iſt auf der Inſel Cabrera, entſetzlichen Andenkens, gefangen geweſen; der dritte, Delmoſſe, hat Napoleon im Jahre 1814 nach Elba begleitet und war Trommelſchläger in der kaiſerlichen Garde. Alle drei genießen einer vortrefflichen Geſundheit.

∴ In der Seineſtadt wohnen jetzt gegen 80,000 Deutſche, darunter faſt 60,000 Arbeiter. Vor den Barrieren, beſonders an der Barrière Montmartre, haben ſich viele deutſche Speiſewirthe etablirt und ſelbſt Franzoſen ſtrömen hinaus, um dort nouilles (Nudeln), Choucroute (Sauerkraut) und Knedell (Knödel) zu genießen. Am 1. Januar 1848 ſoll hier auch eine baierſche Bierhalle ins Leben treten. (Jubele, gutes München!)

∴ Im Jahre 1841 hatte unſer großes Seinebabel 1727 Straßen; nach der neueſten Zählung im Jahre 1846 war die Zahl der Straßen auf 1782 angewachſen.

∴ Beim Lager zu Compiègne hat man 74 Ritterkreuze der Ehrenlegion vertheilt. Nach der Schlacht von Auſterlitz hatte Napoleon nicht mehr als 15 Orden vertheilt.

Peſth. Im ungariſchen Nationaltheater hat ein neues Schauſpiel von Carl Hugo, „Baron und Bankier“, furore gemacht.

Petersburg. Die Geſchichte der ruſſiſchen Bühne iſt erſt in neueſter Zeit, und zwar durch die ernſten Beſtrebungen Koni's, des fruchtbaren Journaliſten und Theaterdichters, Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Behandlung geworden. Es zeigt von den erſten Studentenſpielereien zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in Kijew, den Kloſterkomödien im ſiebzehnten Jahrhundert, der ausſchließlichen Hofluſtbarkeit der Prinzeſſin Natalie 1716 bis zur Ernennung des Sumarokoff'ſchen Theaters zum Hoftheater 1758, dieſelben Phaſen und Uebergangs-Perioden, wie das deutſche. Wie der Ruſſe im Allgemeinen ein ungemeines Talent für die Nachahmung hat, ſo erſcheint auch das ruſſiſche Theater wie eine Moſaik von Spiegelbildern italieniſcher, franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Originale, und Alles, was in dieſen verſchiedenen Ländern einzeln Tüchtiges und dauernd Werthvolles entſtand, ging in das Repertoir ihres Theaters über. Eigenthümlich ruſſiſch ſind nur wenige bedeutende Werke ruſſiſcher Theaterdichter, dafür aber das ruſſiſche Vaudeville ſo durchaus national und ſelbſtſtändig, daß es ſeinem theils zur Comédie larmoyante, theils zur Pièce masquée degenerirten franzöſiſchen Originale gegenwärtig bei weitem vorzuziehen iſt, weil eine reizende Friſche und volksthümliche Lebendigkeit in ihm weht, für die nur zu fürchten iſt, daß der Stoff dafür im Volksleben ſelbſt bald ausgehen wird.

Prag. „Johann der Blinde" heißt ein im Druck erſchienenes neues Erzeugniß der czechiſchen Nationalliteratur. Das fünfactige Trauerſpiel, von einem Herrn Wlaſtky, endet mit dem Tode des Titelhelden in der Schlacht bei Crécy*).

∴ Schillers „Jungfrau von Orleans" iſt von Kaliſkiſu nun auch ins Slavoniſche übertragen worden.

Reval. Ein halb übergeſchnappter Kurländer iſt auf den Einfall gerathen, über Eugène Sue's „ewigen Juden" eine Reihe von Vorleſungen zu halten. (Das hat noch gefehlt!)

Rom. Pius IX. hat eine Special-Commiſſion de rebus britannicis ernannt, um die Verhältniſſe der katholiſchen Geiſtlichkeit mit denen aller andern katholiſchen Staaten in Einklang zu bringen. An der Spitze dieſer Commiſſion ſteht der Cardinal Barnabo, Mitglied des Collegiums der Propaganda.

∴ Es iſt der Beſchluß gefaßt worden, dem edlen Papſte für die Begründung der Bürgergarde durch ein großes Denkmal zu danken. Die Bürgergarde ſelbſt wird es auf dem Monte Pincio errichten. Die Regierung hat dazu den ungeheuren antiken Säulenſchaft von Cipollin-Marmor bewilligt, der ſeit langen Jahren im Hofe des Palaſtes des Monte Citorio liegt. Am Fuße deſſelben ſollen die vier Cardinal-Tugenden und auf ihm die Clemenza (Milde) aufgeſtellt werden.

∴ Cardinal Giuſeppe Alberghini (geboren am 13. September 1770 zu Bologna) iſt am 1. October mit Tod abgegangen. Er war ein frommer, anſpruchloſer Mann, der, vom vorigen Papſte am 6. April 1835 zur Cardinalswürde emporgehoben, an den politiſchen Reibungen nicht den mindeſten Antheil genommen hatte. Er war ein leidenſchaftlicher Bibliomane und hinterläßt eine Bibliothek von mehr als 30,000 Bänden.

Roſtow (am Don). Vor Kurzem iſt hier der bekannte Naturforſcher und Arzt Theodor von Stürmer, ein geborener Eſthländer, in der Blüthe ſeiner Jahre geſtorben.

Stuttgart. In Eßlingen fand unlängſt ein politiſches Zweckeſſen ſtatt, bei welchem der Cenſor, Oberamtmann Klem, einen begeiſterten Toaſt auf die Preßfreiheit ausgebracht hat.

Teplitz. Unlängſt iſt auf dem hieſigen Schloßtheater unter Mitwirkung „hoher" Dilettanten „König René's Tochter", das reizend-ſchöne Drama von Hendrick Herz, aufgeführt worden. Die Hauptrolle wurde von der überaus liebenswürdigen Fürſtin Eliſalex Clary (Tochter des öſterreichiſchen Generals Ficquelmont) mit der ihr eigenthümlichen Anmuth meiſterhaft dargeſtellt. Jeder Zoll ihrer ganzen Darſtellungsweiſe war reizend.

Trieſt. Die Verleihung des Leopold-Ordens an den Director des hieſigen Lloyd, Herrn von Bruck, macht großes Aufſehen, da, nach dem Statut des Ordens und nach altem Herkommen, in Oeſterreich nur Perſonen, welche den Rathstitel beſitzen, Orden bekommen, die übrigen ſich aber mit Medaillen begnügen müſſen. So wurde ſogar der Bildhauer Marcheſi früher zum kaiſerlichen Rath ernannt, damit er den Orden der eiſernen Krone empfangen konnte.

Turin. Turin, die Vaterſtadt des im vorigen Jahre geſtorbenen Bühnendichters Alberto Nota, hat beſchloſſen, dieſem „Liebling des italieniſchen Theaters" ein prachtvolles Denkmal zu ſetzen. — Der König von Sardinien hat zu dieſem Zwecke 5000 Francs beigeſteuert.

∴ In unſerer Hauptſtadt ſoll in Kurzem ein Congreß von Miniſtern ſämmtlicher italieniſcher Staaten, Neapel ausgenommen, zuſammentreten, um einen italieniſchen Zollverein zu Stande zu bringen.

Venedig. Erzherzog Friedrich, Sohn des kürzlich hingeſchiedenen tapfern Erzherzogs Carl, iſt eines plötzlichen Todes geſtorben. Geboren am 14. Mai 1821, hat er ein Alter von 26 Jahren erreicht. Man ſagt, er ſei vergiftet worden.

Wien. Das öſterreichiſche Heer zählt jetzt 9 Feldmarſchälle, 20 angeſtellte Feldzeugmeiſter und Generale der Reiterei, 26 Feldmarſchall-Lieutenants, 119 General-Majors und 213 Obriſten. Die Größe der ganzen Armee ſoll ſich auf 397,507 Mann belaufen.

∴ Der „Humoriſt" ſchreibt: »Bei einer der Gaſtrollen der Sängerin Marra im Theater an der Wien wurden am Schluſſe der Oper zwei Tauben von der Gallerie gelaſſen, die leider aber nicht fliegen wollten. Bei den Opern, in welchen Dem. Marra ſingt, ſind die „Tauben“ gewiß am beſten dran!«

---

*) Eine ſehr gediegene Abhandlung über dieſe geſchichtliche Perſönlichkeit erſchien im Jahre 1839 zu Gent unter dem Titel „Jean l'Aveugle, roi de Bohême, comte de Luxembourg, marquis d'Arlon", von P. A. Lenz. C. M. D.

∴ Ein italieniſcher Enthuſiaſt hat für die „diva Elssler“ ein neues Epitheton erfunden, er nennt ſie die „jennylindfüßige Fanny“. Dies Compliment läßt ſich wie ein Handſchuh umkehren und ein wahnſinniger Lindſchwärmer könnte die ſchwediſche Nachtigall „fannyelßlerkehlige Jenny“ heißen.

∴ Ein hieſiger Operntextlieferant geht mit dem Plane um, „König René's Tochter“ in ein Libretto umzuwandeln. Dies iſt, wie Herr Neſtroy ſagen würde, eine „verruckte Idee!“

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Drei der blutdürſtigſten Koriphäen der franzöſiſchen Revolution waren Chabot, Bazire und Merlin de Thionville. Ein Spötter jener Zeit hat dies Dreiblatt durch folgendes Epigramm verewigt:

»Fût-il jamais rien de plus sot,
Que Merlin, Bazire et Chabot?
Non, je ne connais rien de pire,
Que Merlin, Chabot et Bazire;
Je n'ai rien vu de plus coquin,
Que Chabot, Bazire et Merlin.«

— Guillaume Poſtel, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Paris (geſtorben 1580) behauptete einmal in allem Ernſte, daß Alles, was in der Natur vorgehe, ſich am geſtirnten Himmel mit hebräiſchen Buchſtaben verzeichnet fände. (Wer hebräiſch verſteht, der leſe!)

— Der theologiſche Schuſter Georg Fox war mit dem alten und neuen Teſtamente dergeſtalt vertraut, daß einer ſeiner Freunde ſagte: »Wenn jemals die Bibel verloren ginge, könne man ſie Wort für Wort in Fox' Munde finden.«

— Der älteſte Regenſchirm, deſſen die Geſchichte erwähnt, wurde im Jahre ~~1~~800 von Alcuin, Abt von Tours, dem Biſchof Arno von Salzburg zum Geſchenk gemacht. Leider haben wir keine genaue Beſchreibung von ihm; doch muß dies Geſchenk etwas ganz Seltenes geweſen ſeyn, ſonſt hätte der Geber dies Kunſtwerk gewiß nicht über 150 Meilen verſchickt.

— Eine der größten numismatiſchen Seltenheiten iſt eine Münze, die im Jahre 1751 in Breslau geprägt worden. Bei der dortigen Münze war ein Oeſterreicher angeſtellt, der aus Haß gegen Friedrich II., der durch das Recht der Eroberung Schleſien an ſich geriſſen, folgende reizende Infamie beging: In der Deviſe theilte er die Worte: „Ein Reichsthaler“ auf folgende Weiſe ab: „Ein Reich sthal er.“ Dieſe injurieuſen Thalerſtücke wurden auf Befehl des Königs eingeſchmolzen; doch exiſtiren noch einige dieſer Münzen und werden von Liebhabern mit Gold aufgewogen. (Einer dieſer Thaler befindet ſich in der großen Münzſammlung unſeres Verlegers.)

— Der Rhein, den Victor Hugo ſo bezeichnend eine „Grenze des Ehrgeizes“ nennt, hat eine Länge von 277 Meilen; er nimmt 1200 verſchiedene Bäche und Flüßchen in ſich auf, bewäſſert 114 Städte und trennt 11 Nationen.

Treffer und Nieten.

• Mirabeau hatte ſchon als Jüngling von ſechzehn Jahren eine trotzige Miene. Eines Tages fragte ihn der Prinz von Conti: »Was würdeſt Du thun, wenn ich Dir eine Ohrfeige gäbe?« — »Vor der Erfindung der Piſtolen,« erwiderte Mirabeau, »hätte mich dieſe Frage in Verlegenheit geſetzt.« — Herr von Champcenetz ſagte von Mirabeau: »Nicht blos ſein Geſicht, auch ſeine Seele iſt blatternarbig.«

• »Oeſterreich,« ſagt Victor Hugo, »iſt Deutſchlands Vergangenheit, Preußen iſt Deutſchlands Zukunft. Preußen iſt eine Nation von Geſtern, die ein Morgen hat.«

Bei **Ch. E. Kollmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Die ſieben Todſünden.

Deutſche Originalausgabe
von
Eugene Sue.
Erſter Band.

Die Herzogin.

Erſter Band.
Taſchenausgabe à ¼ Thaler.

Der zweite Band folgt in acht Tagen, ſowie **der erſte Band der großgedruckten Originalausgabe** à ½ Thaler.

Ich bin dieſes Mal von dem Herrn Verfaſſer in den Stand geſetzt, dem Erſcheinen der franzöſiſchen Ausgabe in Paris um ziemlich zwei Monate voraus zu ſein; da daſelbſt das erſte Kapitel erſt im November erſcheint.

Bei **F. Kuhnt** in Eisleben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fröhlich,

Commers-Liederbuch

für Deutschlands Liedertafeln.

Preis 10 Ngr.

Dieses Commersbuch enthält 58 der beliebtesten Volks- und Trinklieder für vierstimmigen Männergesang, darunter mehrere werthvolle Original-Compositionen, und hat den Zweck, bei Excursionen, bei Zusammenkünften mehrerer Vereine, bei Sängerfesten, sowie zu allen fröhlichen Gelegenheiten ein steter Begleiter jedes Sängers zu sein.

In **Ferd. Bethge's** Verlagsbuchhandlung in Berlin erſchien ſoeben:

Caeſar Borgia. Hiſtoriſcher Roman vom Verfaſſer des „Whitefriars“. Deutſch von M. B. Lindau. 3 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Perſonen (Caeſar und Lucrezia Borgia, Alexander VI., Alfons von Ferrara, Machiavell ꝛc.) wie Zeit (das große und letzte Jubelfeſt 1500) werden genügen, die Leſewelt auf dieſen neuen Roman des beliebten Verfaſſers aufmerkſam zu machen, um ſo mehr jetzt, wo alle Blicke auf Rom gerichtet ſind.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 24.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 24.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Herr von Klesheim.

Wer, wie ich, ſeit zwei Jahren kein Theater, kein Concert, keine
orleſung beſucht hat, iſt ſeinen Leſern Rechenſchaft ſchuldig, warum er
es gethan, und wer, wie ich, aus keinem ſeiner Gedanken ein Geheim-
ß macht, hat den Muth, auch das zu geſtehen, was Mancher ihm ver-
rgen wird. Ich halte den Theaterbeſuch, aufrichtig geſagt, für eine
ner ſogenannten Zerſtreuungen, die nur für ein gewiſſes Alter paſſen.
ch finde es begreiflich, wenn ein junger Mann bis zu ſeinem zwan-
gſten Jahre mit naiver Emſigkeit die Theater beſucht, ſich den Täu-
hungen des Lampenlichtes hingiebt und in ſeiner jugendlichen Beſchränkt-
eit, in Ermangelung eines Beſſern, für die falſche Wade einer Tänzerin
der den angeheuchelten Cul de Paris einer ſogenannten erſten Liebha-
erin ſchwärmen kann. Aber wenn man einmal das zwanzigſte Jahr
inter und das Bewußtſein vor ſich hat, daß die Schauſpielkunſt, mit
llem, was drum und dran hängt, eine coloſſale Abgeſchmacktheit, daß
ede Illuſion, die von der Bühne und von den ſogenannten Bühnen-
ünſtlern ausgeht, eine blaſſe, hohlwangige, ſchwindſüchtige Lüge iſt,
ann muß man dem Theater unwillig den Rücken kehren und dies mehr
als langweilige Vergnügen den Bonnen und Kindermuhmen überlaſſen. Man glaube ja nicht, daß ich der Einzige ſei, der ſo denkt: Tauſende unſerer neuen Generation theilen dieſe Anſicht und ziehen ſich mehr und mehr vom Theaterbeſuch zurück. Man nehme ein Blatt zur Hand, welches man will: in jedem wird man Klagelieder über die abnehmende Luſt zum Theater finden; jene Freude, die eine frühere Zeit an den Gaukeleien der Bühne gefunden, hat ſich abgenutzt. Unſere Zeit, die ſich mit ernſtern Dingen beſchäftigt, hat fürs Theater keine Empfänglichkeit mehr; die Rauſchgoldkronen der armen Mimen haben ihren Nimbus verloren; das, was man vor zwanzig Jahren mit kindiſcher Begeiſterung angeſtaunt hat, betrachtet man jetzt mit nüchternen Augen und entdeckt überall Blößen; man iſt überſättigt und empfindet Abſpannung, Langeweile und, was noch ſchlimmer als Beides iſt, Widerwillen und Ekel. So geht's mir, ſo geht's Tauſenden! Für mich iſt die Bühne eine Art von Kaltwaſſer-Heilanſtalt geworden, deren Kuren mich mit äſthetiſchem Fröſteln erfüllen: eine unſichtbare Douche tröpfelt mit unbarmherziger Ausdauer ihren kalten Regenſchauer auf mich herab und impft mir ein Gefühl der Unbehaglichkeit ein: man friert und möchte ſich in wollene Decken ein-

hüllen, um aufzuhauen, denn vom Scheitel bis zur Zeh iſt man Eiszapfen. Ein Menſch, mit etwas Fantaſie im Leibe, kann heut zu Tage nur höchſtens noch ein Ballet, ein gutes Ballet anſehen, ohne vor Langeweile die Maulſperre zu bekommen; aber auch nicht Jeder begreift den Zauber eines Ballets; es giebt Philiſternaſen, die den ſpießbürgerlichen Geruch des holländiſchen Käſes dem Parfüm aller Blumen vorziehen; ſolche Philiſterſeelen finden auch jetzt noch Geſchmack an der Wippchen- und Männchen-Macherei mancher ſogenannten Mimen, die ihre Kunſt zu einem proſaiſchen Handwerke herabziehen und heute den König Philipp vorſchuhen und morgen den Pariſer Lumpenſammler beſohlen; für mich hat dies Komödienſpiel nicht den mindeſten Reiz mehr und darum meide ich Alles, was Theater heißt.

Jetzt, nach zwei vollen Jahren, habe ich wieder einmal eine Akademie beſucht und einen reinen, unverfälſchten Genuß empfunden. Ich habe den Herrn v. Klesheim, das Schwarzblattl aus'm Weanerwald, gehört und bin entzückt. Es freut mich, daß ich endlich einmal eine Gelegenheit gefunden habe, meine Feder, die ich ſo oft in beißende Lauge tauchen muß, in Milch und Honig einzutauchen. Wie lieb, wie ſchön dies „Schwarzblattl“ ſingt! Das iſt Poeſie, das iſt blauäugige Lyrik mit Aehren und Kornblumen im Haar und Schneeglöckchen und Märzveilchen an der Bruſt. Der Vogel ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen: jedes ſeiner Lieder iſt eine herzige Libelle, die ſich auf den Stengeln ſüßer Wieſenblumen wiegt, eine Thauperle, die im blauen Auge eines Vergißmeinnicht glänzt, ein ſchwermüthiger Seufzer, der in jeder Bruſt einen warmen Wiederhall findet. Dieſe Poeſie hat nichts gemein mit dem forcirten fadenſcheinigen Klingklang, der ſich, im Gefühle ſeiner Ohnmacht, an das Geſpenſt der Politik anklammert und Marſeillaiſen mit blutgeſchminkter Vaterlandsliebe uns ins Ohr kreiſcht: das iſt ein Sänger des Waldes, der mit klugem Auge den frommen Klängen der Orgel zuhört, ein Vogel, der, lieb und keuſch, uns die Geheimniſſe aus grüner Waldesnacht ins Ohr flüſtert, der uns erzählt, wie ein treuloſer Schmetterling ein leichtgläubiges „Röſerl“ bethört, und wie das getäuſchte „Röſerl“ ſich darüber zu Tode grämt und wie's von den andern „Bleamerln“ begraben wird.

Und d' Küſterln ſagn den Todsfall,
An alle Bleamerln überall;
Die Nachtigall, gar trüab und bang,
Die ſingt in Wald an Trauer-G'ſang,
Schneeglöckerln in ihr'm weißn Haus,
Die läuten 's todte Röſerl aus.

Zwölf Frau'n-Käferln ziagn den Wagn,
Sechs Liljen thuan das Bahrtuachn tragn,
Johannes-Käferln, d' Aeugerln feucht,
Habn nebn 'n Sarg als Fackln g'leucht,
Kurz von den Wieſn und Gartn und Feld
Hat nit a anzigs Bleamerl g'fehlt.

Dieſer Sänger erzählt uns, wie das arme gefangene „Waldvögerl“, dem das „Büberl“ Zucker giebt, damit es ſingen ſoll, nicht ſingen kann, weil es eingeſperrt iſt.

A Herzl a roth's
Und a goldanes Haus
Das macht no nit's Glück
Von an Waldvögerl aus.

Is's Voglhaus no ſo ſchön
So oder ſo
Dreh's um wiaſt es willſt
Ab'r a Kerker bleibt's do!

Und a Vögerl, wenn's ſingen ſoll,
Spirrt's es nit ein,
A Vogel, der ſingen ſoll,
Frei muaß er ſein.

Drum liaber im Wald drauſt
Erhungern, erfriern,
's Erſchiaßen is beſſer,
Als d' Freiheit verliern

Das iſt Wahrheit, das iſt Poeſie! Ihr, die Ihr mit Eurem windgefüllten Reimgeklingel politiſcher Poeſie keinen Hund vom Ofen lockt, Ihr aufgeblaſenen Geſellen, die Ihr mit Eurem poetiſchen Schnickſchnack und Eurem literariſch-erbettelten Lobqualm von Stadt zu Stadt hauſiren rennt und mit Eurem Schnabel die Sterne vom Himmel zu reißen verſucht, geht bei dieſem „Schwarzblattl“ in die Schule und lernt von ihm den lebenswarmen, herzinnigen Ton anſchlagen, der ſo lange an den Franzen und Vorhängen unſerer Seele pickt, bis ſie ihm ihr Tiefinnerſtes erſchließt.

Dieſe einfachen Lieder erhalten überdem durch die Art und Weiſe, wie Herr v. Klesheim ſie vorträgt, einen unbeſchreiblich-ſüßen Zauber. Man kann ſie nicht hören, ohne tief ergriffen zu werden. Wir haben an den Wimpern manches ſchönen Frauenauges eine Thräne zittern ſehen, auf die das anſpruchsloſe Schwarzblattl ſtolzer ſein darf, als der ganze Troß jener poetiſchen Don-Quixote's auf den mühſam aufgehäuften Guano-Speicher ſeines ſchamlos fabricirten Selbſtlobs.

In dieſer Akademie haben wir außerdem die Bekanntſchaft eines jungen Sängers gemacht, welcher Herr von Rainer heißt und auf dem beſten Wege iſt, ein Tenoriſt di primo cartello zu werden. Er hat eine geſunde, kräftige, äußerſt wohlthuende Stimme, der nicht die mindeſte Anſtrengung anzuhören und die in allen Regiſtern von gleicher Kraft und Lieblichkeit iſt. Seine Stimme, mehr für den deutſchen getragenen Geſang als für Schnörkelſtyl der italieniſchen Manier geeignet, wird ihm in einigen Jahren einen der erſten Plätze in den immer dünner werdenden Reihen deutſcher Tenore ſichern.

E. M. O.

Pantheon der Schneider.

Die Schneider haben ſich von jeher und faſt in allen Ländern auf eigenthümliche und zwar meiſt rühmliche Weiſe ausgezeichnet und ihrer viele haben ſich nicht durch die Nadel, ſondern auf andere Weiſe einen hiſtoriſchen Namen erworben. Deutſchland iſt vorzüglich reich an merkwürdigen Schneidern und allein die letzten drei Jahrhunderte, vom Wiedertäufer Johann von Leyden bis auf den Weltſtürmer Weitling, haben ihrer eine große Anzahl aufzuweiſen. Jung Stilling war urſprünglich Schneider. Einer der bedeutendſten Feldherren des 17. Jahrhunderts, Derfflinger, war ebenfalls ein Schneider. Als Ludwig XIV. Straßburg an ſich riß, war es allein die dortige Schneiderzunft, welche Gegenwehr bis zum Tode verlangte. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich in Menge aufführen. Auch die engliſche Geſchichte hat ihre berühmten Schneider: — Sir John Hawkwood wurde gewöhnlich Johannes Acutus genannt und zwar wegen der Schärfe ſeiner Nadel oder ſeines Degens. Der Geſchichtsſchreiber Fuller ſagt von ihm: er machte ſeine Nadel zum Degen und ſeinen Fingerhut zum Schild. Sir Ralph Blackwell war mit ihm zugleich in der Lehre; auch er wurde wegen ſeiner Tapferkeit von Edward III. zum Ritter gemacht, heirathete ſeines Meiſters Tochter und ſtiftete Blackwellhall. Der Hiſtoriker John Speed war ein Schneider aus Cheſhire; auch der Antiquar John Stowe (geboren 1825) war ein Schneider. Elliots Regiment leichter Reiter beſtand hauptſächlich aus

Schneidern. — Der erſte Mann, welcher die Idee der Abſchaffung des Sclavenhandels anregte, war Thomas Woolman, ein Quäker und Schneider von New-Jerſey. Er gab mehrere Abhandlungen über dieſen Handel heraus, machte Reiſen, um ſich mit andern Perſonen über dieſen Gegenſtand zu berathen, kam in dieſen Angelegenheiten nach England und ging nach York, wo er die Pocken bekam und am 7. October 1722 ſtarb.

(Blätter der Gegenwart.)

Zur Geſchichte der Volkslieder.

Herr Schmidt, erſter Kuſtos der kaiſerlichen Bibliothek in Wien, hat eine Schrift: „Joſeph Haydn und Nikolo Zingarelli" veröffentlicht, worin des Erſteren angefochtene und dem Letzteren irrthümlich zugeſchriebene Autorſchaft des öſterreichiſchen Volksliedes „Gott erhalte Franz den Kaiſer" für Haydn durch Documente nachgewieſen und zugleich die Geſchichte des in Rede ſtehenden Nationalliedes, die Entſtehung mehrerer Andern mitgetheilt wird, ſo des „God save the king", gedichtet und componirt von Henry Carey und zum erſten Male 1740 geſungen bei einem Gaſtmahle zur Siegesfeier des Admirals Vernon; des „Rule Britannia", aus „Alfred" (mit Text von James Thomſon und Muſik vom Doctor Arne), zum erſten Mal am 1. Auguſt 1740 in den Gärten von Kliſton-Houſe zum Gedächtniß der Thronbeſteigung Georg's I. und zur Feier des Geburtstages der Prinzeſſin von Braunſchweig. Dann in ganz veränderter Geſtalt (mit den nur beibehaltenen Thomſon'ſchen Worten zum Geſange „Rule Britannia") 1751 im Druryplane-Theater gegeben; des „Sicilianiſchen Schiffergebets" deſſen Entſtehung kaum über die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinausreicht; der „Ruſſiſchen Volkshymne" („Gott ſei des Czaren Schutz") zu deren nach „God save the king" bearbeitetem Text Alexis Lwoff eine andere Melodie erfunden hat; des „Marlborough-Liedes" („Marlbourough s'en va-t-en guerre") 1709 nach der Schlacht bei Malplaquet gedichtet und componirt, ohne daß Dichter und Componiſt ſich bis jetzt haben ermitteln laſſen. —

Zapfenſtreich.

Berlin. Die Berliner Journaliſten ſind göttliche Käuze! Da wundern ſich zwei von ihnen über den berühmten Rechtsgelehrten Mittermaier, der ſich einen Tag in Berlin aufgehalten hat,. Der Recenſent der „Voſſiſchen" will ihn im Opernhauſe bei der „Veſtalin," und der Recenſent des „Figaro" an demſelben Abend in der Königſtadt beim „Lumpenſammler" geſehen haben. Und Beide finden das unerklärlich! (Man weiß nicht, ob dies naiv oder dumm iſt!)

Leipzig. Die „Theaterchronik" ſchreibt in Bezug auf Charlotte Birch-Pfeiffer: Nicht leicht iſt eine Frau von einer Heerde hirnloſer Klaffer ungerechter und boshafter angebellt worden, als ſie. Eine Menge Kritikaſter, die es nicht ertragen können, daß eine Dame es wagen kann, der armen verwaiſten deutſchen Bühne durch gediegene Kaſſenſtücke aufzuhelfen, fielen mit wahrhafter Berſerkerwuth über ihre Werke her. Ihre — d. h. der Kritiker — Schuld iſt es nicht, daß die „Marquiſe von Villette", „Eine Familie" und andere Originalſtücke von Frau Birch-Pfeiffer an allen deutſchen Bühnen mit demſelben Beifall gegeben werden, wie deren Bearbeitungen vorhandener Stoffe. Es wäre ein Glück für das deutſche Theater, wenn recht viele Birch-Pfeiffer exiſtirten, die Klagen über ſchlechte Einnahmen und leere Häuſer würden bald verſtummen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 266. Leipzig, 5. November 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5¹/₃ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Chineſiſches Märchen*).

Von Ludwig Foglar.

Am großen Marktplatz zu Nanking —
Da ſitzt jeden Morgen ein Mann,
Er ſitzt und ſchaut — wie ſo Mancher,
Der eben nichts Anderes kann.

Er legt querüber die Beine
Und wackelt mit dem Kopf,
Und von dem raſirten Schädel
Flattert ein ſchmaler Schopf.

Ihn kümmern nicht Bonzen, Mandarinen,
Und anderes Hundepack;
Er hält ausgeſpreizt mit den Händen
Einen großen ledernen Sack.

Die Oeffnung nach Oben, als warte er,
Daß Manna vom Himmel fällt —
Es wundert ſogar die Chineſen,
Daß er ſo närriſch ſich ſtellt.

Und einſt kam ſelber den Kaiſer
Die Neugier zu fragen an:
Was willſt Du mit Deinem Sacke,
Du dummer Unterthan?

Der aber ſprach: »O Kaiſer!
Ich ſorge für's himmliſche Reich,
Und ſollteſt Du, ging' es nach Rechten,
Statt Deiner mich krönen ſogleich.

Denn ſieh', vom Morgen bis Abend
Bracht' ich der Sonne Lauf,
Und mit dem ledernen Sacke
Fang' ich den Lichtſtrahl auf.

Und wenn Du einſt Deine Länder
So finſter wirſt haben gemacht,
Daß man nicht mehr erkennt, weſſen Schädel
Beherbergt die ſchwärzeſte Nacht —

Dann werde den Sack ich öffnen
Und laſſen mein Licht heraus,
Daß alle Welt möge erkennen
Deiner dunklen Wirthſchaft Graus!«

Der Kaiſer gab ein Zeichen,
Und Schergen fanden ſich ein
Und nähten den Strahlenſammler
Selbſt in den Sack hinein;

Dann trugen ſie ihn vor die Thore
Und warfen ihn in den Fluß.
Wie man ſich doch vor dem Lichte
Gut in Acht nehmen muß!

---

*) Probe aus den bei J. J. Weber in Leipzig nächſtens erſcheinenden „Strahlen und Schatten“.

Verbrechen aus Liebe.

Novellette von Eduard Kauffer.

I.

— Ich darf mir alſo noch immer keine Hoffnung auf Ihre Hand machen?

— Keine! Ich habe Ihnen deutlich genug auseinander geſezt, daß ich dann erſt die Ihrige werden will, wenn Sie durch irgend eine außerordentliche Handlung ſich des vollkommenen Vertrauens des Fürſten und eine höhere Stellung im Staate erworben haben. Ich gebe Ihnen noch ein halbes Jahr. In dieſem Zeitraume läßt ſich Manches thun. Wehl Ihnen, wenn Sie kein Mittel ſcheuen, Ihren Zweck zu erreichen!

— Joſephine!

— Es iſt mein leztes Wort!, Entſagen oder handeln iſt jezt Ihre Aufgabe!

Und fort gaukelte ſie wie ein Schmetterling.

Richard war betäubt. Regungslos ſtarrte der Unglückliche das bunte Getäfel des Fußbodens an. Endlich rang ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt. Wie ein Erwachender fuhr er mit der Hand über die Stirn ... ein ſchmerzliches Lächeln noch ... dann verließ er das Zimmer. In tiefem Sinnen, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, langte er in ſeiner Wohnung an.

Richard Löwen war der Sohn eines fürſtlichen Beamten. Obgleich erſt ſeit zwei Jahren von der Univerſität zurückgekehrt, hatten doch ſeine gediegenen Kenntniſſe, die Beſcheidenheit, die ihn nie verließ, das Angenehme ſeiner Perſon und die geſellſchaftlichen Talente, die er beſaß, ihm bereits eine Stelle im Gerichtshofe, die Liebe ſeiner Umgebung und eine Menge von Freunden erworben, die ihn eben ſo ſehr achteten, als er bemüht war, ihnen die aufopferndſten Dienſte zu leiſten. Die Männer ſchäzten ſeine Gelehrſamkeit, die Frauen ſeine geiſtreiche Unterhaltung, der Fürſt ſelbſt deſſen eifriges Streben, den Intereſſen des Vaterlandes förderlich zu ſein. Manches Frauenauge richtete ſich mit heimlichen Wünſchen auf ihn ... ein ſchöner und geachteter Mann iſt immer eine gute Eroberung. Aber in dieſer einzigen Beziehung entſprach Richard den Erwartungen nicht. Er blieb kalt gegen die ſchimmerndſten Reize ... ſein Herz ſchien der Liebe verſchloſſen zu ſein. Wenigſtens war dies die Meinung aller Damen, die ihn anziehend fanden und ſich gekränkt fühlten, daß er ihrem ſchüchternen Entgegenkommen ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte. Gewiß würden ſie weniger ſtreng geurtheilt haben, wenn ſie gewußt hätten, daß Richards Herz nicht mehr frei war.

Joſephine, die Tochter eines Officiers, der auf dem Schlachtfelde ſeinen Tod gefunden, hatte ſich ſeines Herzens bemächtigt. Er liebte ſie mit der ganzen Hingebung, deren nur edle Seelen fähig ſind, und wußte ſein Glück kaum zu faſſen, als ſeine Bewerbungen die günſtigſte Aufnahme fanden.

— Ich theile Ihre Gefühle, ſprach Joſephine, und bin entſchloſſen, Ihre Gattin zu werden, wenn Sie aus Ihrer jetzigen untergeordneten Stellung in eine höhere verſetzt werden.

Seit dieſer Erklärung wuchs der Fleiß Richards. Er arbeitete Tag und Nacht und ſparte keine Mühe, um dem Ziele, das er vor Augen hatte, ſich zu nähern. Doch umſonſt! Sein Fleiß wurde zwar anerkannt, aber nicht belohnt. Man fertigte ihn mit leeren Hoffnungen ab und tröſtete ihn mit der Ausſicht auf eine freundlichere Zukunft. Richard verlor den Muth nicht. Sein Eifer blieb derſelbe und er würde vielleicht vollkommen glücklich geweſen ſein, wenn nur Joſephine ſchon jetzt die Seinige geworden wäre.

Dieſe jedoch weigerte ſich ſtandhaft, ſeine Wünſche zu erfüllen, und als ſie ihm eines Tages mit Beſtimmtheit erklärte, daß ſie durch nichts von ihrem Vorſatze abgebracht werden könne, war er vernichtet.

Was ſollte er thun, um den Ehrgeiz ſeiner Geliebten zu befriedigen? Welche Mittel anwenden, um die bewundernde Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich zu lenken und dadurch ſchnell ſein Ziel zu erreichen?

Wochen vergingen, ehe er ſich dieſe Fragen beantworten konnte, und als er ſie ſich beantwortete, erſchrak er vor ſich ſelbſt, denn es fällt einem ehrlichen Manne immer ſchwer, ſich ſelbſt, das heißt ſeine Rechtſchaffenheit, aufzugeben. Lange zögerte er mit der Ausführung des Planes, den er entworfen hatte und von dem er ſich die außerordentlichſte Wirkung verſprach. Aber je länger er zögerte, deſto kälter wurde Joſephine. Dies gab endlich den Ausſchlag.

— Ich muß ſie beſitzen und wenn ich ſie mir durch ein Verbrechen erkaufen ſollte! rief Richard, während ein entſetzliches Lächeln um ſeine bebenden Lippen flog.

An dieſem Abende kam er erſt gegen Mitternacht nach Hauſe. Bleich und mit verſtörten Mienen trat er in das Zimmer ſeines Vaters, welcher noch mit dringenden Arbeiten beſchäftigt war.

— Was willſt Du noch ſo ſpät, mein Sohn? fragte dieſer beſtürzt. Iſt Dir ein Unglück begegnet?

— Ein großes Unglück ... ich habe geſpielt ...

— Und verloren?

— Viel verloren, mehr als ich bezahlen konnte. Ich komme deshalb zu Ihnen, mein theurer Vater! Helfen Sie mir ... ich bitte, ich beſchwöre Sie ... mein guter Name ſteht auf dem Spiele ... er iſt auch der Ihrige, Sie müſſen mir helfen.

— Aber woher jetzt Geld nehmen?

— Ich weiß es nicht ... aber meine Ehre! meine Ehre!

Richard rang die Hände. Sein Vater, gerührt von dieſer Verzweiflung, ſprach ihm Troſt zu und erbot ſich nach einiger Ueberlegung, ihm thätigen Beiſtand zu leiſten.

— Wie viel Geld haſt Du nöthig, um Deine Schulden zu bezahlen?

— Dreitauſend Thaler!

— Das iſt allerdings eine große Summe, aber ich werde ſie herbeiſchaffen, wenn Du mir verſprichſt, nie wieder eine ähnliche Unbeſonnenheit zu begehen.

— Ich verſpreche es!

Mit dieſer feierlichen Erklärung öffnete der alte Mann eine ſchwere eiſerne Kiſte, welche im Nebenzimmer ſtand, und nahm daraus einige Geldrollen.

— Hier ſind dreitauſend Thaler in Gold, ſprach er. Bezahle damit, was Du ſchuldig biſt, und begieb Dich nie wieder in eine Geſellſchaft, wo Dein guter Ruf eben ſo ſehr leidet, als Deine Kaſſe.

Richard umarmte ſeinen Vater und verließ ihn.

II.

Am Morgen des folgenden Tages ließ ſich Richard beim Fürſten melden, den er, in Betreff einer wichtigen Angelegenheit, um ſofortige Audienz erſuchte. Sie wurde ihm gewährt.

— Sie ſind Richard Löwen? redete der Fürſt ihn an.

— Ich bin es.

— Und was führt Sie zu mir?

— Ein trauriges Geſchäft! Ich ſtehe hier als der Ankläger meines eigenen Vaters. Mein Herz blutet aus tauſend Wunden; aber ich kann nicht anders! Die Treue, welche ich meinem Fürſtenhauſe geſchworen, geht über die Liebe zur Familie, die Pflicht über das Mitleid.

— Und welches Verbrechen hat Ihr Vater begangen?

— Er hat öffentliche Gelder unterſchlagen.

— Sind Sie deſſen gewiß?

— Ich ſchwöre es! Eine ſofort angeſtellte Unterſuchung der in ſeiner Verwahrung ſich befindlichen Kaſſe wird zeigen, daß dreitauſend Thaler in Gold an der Summe fehlen, die ſich darin befinden muß.

— Unerhört! rief der Fürſt aus, nachdem er Richard entlaſſen hatte. Ein Sohn, der ſeinen eigenen Vater anklagt ... ein Beamter, der nach vierzig Jahren der Treue ſein weißes Haupt durch einen gemeinen Diebſtahl verunehrt! Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern ſoll, die Ergebenheit dieſes jungen Mannes, oder die Geſchicklichkeit, mit welcher man mich im Geheimen getäuſcht hat.

Er gab hierauf Befehl zur augenblicklichen Unterſuchung der betreffenden Kaſſe. Sie fand ſich in Richtigkeit, nicht die kleinſte Summe fehlte.

— Alſo wagt man es, mich zur Zielſcheibe des Witzes zu machen? rief der Fürſt empört. Man verhafte ungeſäumt Vater und Sohn und führe ſie hieher. Mag es nun ein Scherz oder ein Schurkenſtreich ſein, ich werde den Schleier lüften und mich überzeugen, wer der Schuldige iſt.

Richard und ſein Vater wurden vor den Fürſten gebracht.

— Sprechen Sie die Wahrheit, Löwen! begann dieſer mit ernſter, aber ſtarker Stimme; haben Sie die Kaſſe, die ich Ihrer Rechtſchaffenheit anvertraut, immer und zu allen Zeiten gut verwaltet? Haben Sie nie die Gelder angegriffen, die in Ihren Händen geweſen?

— Mein Herr und mein Fürſt, erwiderte der Alte zitternd, geſtern noch hätte ich Ihre Frage mit einem freudigen und wahren Ja beantwortet. Es gereicht mir zum größten Schmerze, daß ich es heute nicht kann.

— Und warum können Sie es nicht?

— Ein außerordentliches Ereigniß nöthigte mich geſtern, der mir anvertrauten Kaſſe dreitauſend Thaler zu entnehmen. Ich habe ſie freilich heute mit dem früheſten Morgen durch ein Darlehn, welches ich auf mein Haus aufgenommen, wieder erſetzt; aber ich fühle, daß ich unrecht gethan und meine Pflicht verletzt habe.

— Ein außerordentliches Ereigniß, ſagten Sie. Entdecken Sie mir dies ohne Rückhalt, wenn Sie auf Gnade Anſpruch machen wollen.

Der Alte erzählte der Wahrheit getreu den Hergang der Sache. Der Fürſt war erſtaunt.

— Ich ſehe, ſprach er, daß Sie noch immer der alte, ehrliche Diener Ihres Fürſten ſind. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Stunde des Kummers verurſacht habe und ſchreiben Sie dieſe auf Rechnung Ihres Anklägers ... Ihres Sohnes hier, der vor Scham in die Erde ſinken muß.

Der Schuldige bebte und ſchlug die Augen zu Boden.

— Richard, Du? Welcher Wahnſinn hat Dich erfaßt?!

Der Unglückliche gab keine Antwort. Man verſuchte umſonſt, ihn zum Sprechen zu bewegen, um zu erfahren, welche Beweggründe ihn zu einer ſo nichtswürdigen Handlung verleitet hatten. Da alle Bemühungen erfolglos blieben, ſprach der Fürſt:

— Sie ſprechen ſich durch Ihr Stillſchweigen ſelbſt das Urtheil ... Sie ſind ſchuldig. Da ich aber keine Strafe kenne, welche hart genug wäre, Ihr Verbrechen vollkommen zu ſühnen, ſo überlaſſe ich dieſes Rächeramt Ihrem Gewiſſen und dem Himmel. Gehen Sie, Löwen, Sie ſind frei; aber für immer aus meinen Staaten verbannt.

III.

Eine Stunde ſpäter wankte Richard zur Stadt hinaus und nie hat man wieder von ihm gehört.

Eulogius Schneider *).

Von Edmund Weller.

Eulogius, eigentlich Johann Georg Schneider, geboren zu Wipfeld in Baiern am 20. October 1756, ſtudirte zu Würzburg erſt Philoſophie, dann Jurisprudenz, aber zu alle dem hatte er keine beſondere Luſt. In ſeinem zwanzigſten Jahre wurde er Mönch. Dann blieb er neun Jahre im Franziskanerkloſter zu Bamberg, wo er orientaliſche und die neueren Sprachen fleißig ſtudirte, nebenbei auch Gedichte machte. Durch eine 1785 öffentlich gehaltene freimüthige Rede, welche den Zorn der Gläubigen weckte, erhielt er, auf Empfehlung des Trier'ſchen Statthalters, eine Stelle als Hofprediger in Stuttgart, ſchrieb als ſolcher mehrere kirchliche Schriften, unter Andern „Predigten für gebildete Menſchen

---

*) Bruchſtück aus E. Weller's „Politiſche Gedenktafel", Leipzig 1847. 8.
E. M. O.

und denkende Chriſten, Breslau 1790“, meiſt politiſchen Inhalts, die ſeine Entlaſſung zur Folge hatten. Gleich darauf wurde er als Profeſſor nach Bonn gerufen, und ſprach auch hier unumwunden ſeine freieren Grundſätze aus in ſeiner „Rede über den gegenwärtigen Zuſtand und die Hinderniſſe der ſchönen Künſte im katholiſchen Deutſchland, Bonn“, und in der lateiniſchen Abhandlung „Ueber die nothwendige Verbindung der ſchönen Wiſſenſchaften mit Jurisprudenz und Theologie, Bonn“. Seine Gedichte, in denen ein kräftig ſinnliches Gemüth vorherrſcht, erſchienen zum erſten Mal 1799 und erlebten bis 1813 (Frankfurt am Main) fünf Auflagen. Zu derſelben Zeit verfaßte er ſeine „Feſten Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt und der ſchönen Schreibart insbeſondere, Bonn“, und ſeine Rede über Joſeph II. Seine Gedichte wurden in Cöln und Bonn verboten, aber ſelbſt von den niedern Klaſſen gekauft; Schneider ſelbſt gerieth in Unterſuchung, jedoch ohne Erfolg. Ebenſo verbot der Kurfürſt den „Katechetiſchen Unterricht in den allgemeinſten Grundſätzen des praktiſchen Chriſtenthums, Bonn 1790, 2. Auflage, 1801“, bei 100 Goldgulden Strafe, vergebens; das Büchlein ging reißend ab und ward mehrmals nachgedruckt. Schneider forderte ſeine Entlaſſung, die ihm der Kurfürſt nur ungern und auf das dringendſte Verlangen ertheilte, verließ Alles, was ihn hätte feſſeln können und eilte, ſich dem beginnenden Sturme der Revolution in die Arme zu werfen. Er reiſte ins Elſaß nach Straßburg, wirkte unterwegs mit Enthuſiasmus und der aufrichtigſten Hingebung, welche ihn Zeit ſeines Lebens beſeelte und welche nur die feigſten ſeiner Gegner geleugnet oder ignorirt haben, für das freie Prinzip, nachdem er die Feſſeln abgeworfen, ohne alle Zurückhaltung. Welches Verbrechen!

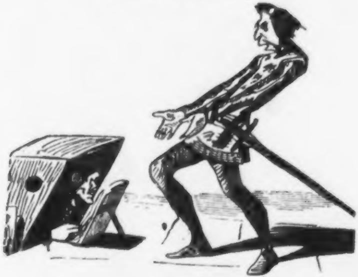
In Straßburg ernannte ihn der Biſchof Brendel zum Profeſſor der Theologie, nachdem er ſich mit dem Biſchof ſelbſt über die Zahl der Sakramente und dergleichen verſtändigt. Seine Predigten, wie er ſie in Münſter und anderwärts hielt, ſind theilweiſe abgedruckt; dazu gehört die Predigt „über die Uebereinſtimmung mit der neuen Staatsverfaſſung der Franken“, „über das Bild des guten Volkslehrers“ (Straßburg 1796), „über das Betragen eines aufgeklärten und chriſtlichen Patrioten gegen die ſogenannten Nichtconformiſten“, „über die Quelle des Undanks gegen Gott, den Stifter und Gründer unſerer weiſen Staatsverfaſſung“, „über die Würde und die Pflichten eines Wahlmannes“ (Weißenburg 1791). Seine hauptſächlichſte Theilnahme widmete er der „Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde“, in der er unter Anderm über die Weibererziehung ſprach, ein Gegenſtand, welcher dem Nationalconvente vorgelegt wurde. In gleichem Sinne wirkten Anton Joſeph Dorſch, der bald nach Mainz ging, und Johann Gottlieb Kämmerer (ſchrieb 1792 zu Straßburg eine Wochenſchrift, „die neueſten Religionsbegebenheiten in Frankreich“; 1796 zu Paris den „Argos oder der Mann mit hundert Augen“). Eine Broſchüre Schneiders über die Abſetzung des Königs ward von dem Maire Dietrich, der gegen die Abſetzung ſprach, zur Schließung der Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde benutzt. Als aber die Abſetzung erfolgte, mußte Dietrich ſeine Stelle abgeben und nach Baſel flüchten; Schneider wurde Maire von Hagenau in Elſaß. Die gehäſſigſten Verleumdungen ſuchten ihn in der öffentlichen Meinung zu vernichten; ſeine 1792 gegründete Zeitſchrift „Argos“ ſchlug die Erbärmlichkeit ſeiner Gegner ſiegreich zu Boden. Nachdem er einige Zeit als Civilcommiſſär bei der Armee fungirt, übernahm er am 19. Februar 1793 die Stelle eines öffentlichen Anklägers (ein den Ariſtokraten ſehr verhaßtes Amt) mit dem Ausruf: »Bürger, ich ſchwöre hier vor dem Angeſichte Gottes, im Angeſichte des Vaterlandes, das jeden unſerer Schritte ſieht, ich ſchwöre, jeden Feind des Geſetzes mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen.« Grauſamkeit war dem Charakter Schneiders fremd, in ihm hatte ein heißes Gefühl für alles Schöne und Gerechte mit aller Geiſtesſtärke und Feſtigkeit die Oberhand; er wollte den Verrath ſtürzen und ſein Vaterland von den Privilegirten, welche daſſelbe ſeit Jahrhunderten geplündert, befreien. Was er that, er that es aus Ueberzeugung. Im November 1793 legte er mit vielen Andern ſeine Würde als Prieſter im Münſter öffentlich nieder, im December heirathete er die Tochter eines Bürgers aus Baar. Wegen übermäßiger Pracht, wie man ſagte (nur dieſen Punkt konnten ſie herausfinden!) ward er auf Conventbefehl öffentlich ausgeſtellt. Dies und ſeine Verhaftung geſchah in Folge eines falſchen Berichts, den man Robespierre eingeſandt und worin er als Verſchwender und Weiberverführer angeklagt wurde. Trotz ſeiner Unſchuldverſicherungen (ſ. „Argos“ IV. 24) blieb er in der Pariſer Abtei eingekerkert. Daſelbſt ſchrieb er ſeine Vertheidigung und ſeine Gedanken über das damalige Regiment „Aux hommes libres de tous les pays et de tous les siècles“. Seine Unbeſtechlichkeit und ſein unbeugſamer Charakter mußten ſeine Feinde zur Verzweiflung bringen. Obiger Brief im „Argos“ beſchleunigte ſein Verderben. Das Urtheil erfolgte ohne Verhör. Sein Kopf fiel am 2. April 1794.

Den genügendſten Aufſchluß über ſein Leben gewähren „Schneiders Schickſale in Frankreich, Straßburg 1797“ und „Schneiders Leben und Schickſale im Vaterlande (von A. S. Stumpf), Frankfurt a. M. 1792“.

La Granja.

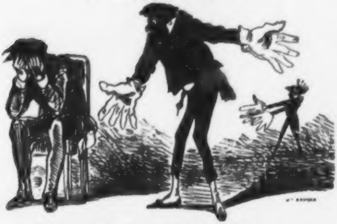
Dies Luſtſchloß der Königin von Spanien liegt 4000 Fuß über der Meeresfläche am Abhange des 8000 Fuß hohen Pennalara. Philipp V., der Erbauer dieſes Schloſſes, hat hier das klaſſiſche Verſailles nachahmen wollen. Die Koſten dieſes Baues beliefen ſich auf mehr als 40 Millionen Piaſter: rieſige Felſen mußten geſprengt, Berge abgetragen und Gartenerde aus der Ebene hinaufgetragen werden, um eine zahmere Vegetation zu erzwingen. Die Gärten dieſes Schloſſes, im franzöſiſchen Style angelegt, ſind mit 24 ſchönen Springbrunnen und mit doppelt ſo viel ſchlechten Statuen aus der Mythologie geſchmückt und verunziert. La Granja, bekannt durch mancherlei Palaſt-Intriguen und Revolutionen unter Philipp V. und Ferdinand VII., iſt 1836 auch der Schauplatz einer Soldaten-Revolution geweſen. In demſelben Palaſte, in dem die liſtige Marie Chriſtine ihrem ſterbenden Gemahle die Aufhebung des ſaliſchen Geſetzes abgeheuchelt hatte, wurde ſie vom Sergeanten Garcias gezwungen, die Conſtitution von 1812 wiederherzuſtellen. — Im Uebrigen iſt La Granja jetzt nur noch ein Schatten von Dem, was es früher geweſen war.

Helden-Monolog.



Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen,
Wächſt mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?

Pfotenhauer (zum Helden).



Kann ich Beifall aus der Erde ſtampfen,
Wächſt mir der Lorbeer auf der flachen Hand?

Zapfenſtreich.

Aachen. Alle Bücher, ſelbſt die belgiſchen Nachdrücke nicht ausgenommen, die von hier aus ganz Deutſchland überſchwemmen und dem franzöſiſchen, wie dem deutſchen Buchhandel ſo großen Nachtheil bringen, gehen, ohne beſteuert zu werden, über die deutſche Zollvereinsgrenze, während die Erzeugniſſe der deutſchen Literatur an der belgiſchen Grenze einem ſo hohen Eingangszoll unterliegen, daß der Centner gegen 40 Francs koſtet, weshalb nur wenige deutſche Druckſchriften nach Belgien eingehen. Unter dieſen Umſtänden iſt es unbegreiflich, warum von Seiten des Zollvereins keine Reklamationen erhoben oder Repreſſalien ausgeübt werden.

Algier. In der Nähe von Algier hat man — hört, hört! — ein Lager von „foſſiler Dinte“ entdeckt. Durch das Zuſammenfließen zweier verſchiedener Flüſſe, von denen der eine bedeutend viel Gerbeſtoff, der andere Eiſenſalze enthält, bildet ſich am Fundorte ein Niederſchlag, deſſen Auflöſung ſchwarze Dinte liefert. (Wenn's nämlich kein Puff iſt!)

Augsburg. Moritz Rugendas, der reiſende Maler, hat den braſilianiſchen Südſtern-Orden erhalten.

Bergamo. Der arme, unglückliche, geiſteskranke Donizetti iſt unlängſt in ſeiner Vaterſtadt Bergamo angelangt. In Como wollte man ihm eine Serenade bringen, eine Ehrenbezeigung, die ſich deſſen Begleitung verbeten hat, um den Kranken nicht unnütz aufregen zu laſſen.

Berlin. Die „Jahreszeiten“ ſchreiben: Dem. Fanny Lewald hat die Autorſchaft des Spottromans „Diogena“ nicht länger von ſich ablehnen können. Wir müſſen geſtehen, daß uns dieſe Autorſchaft, ganz abgeſehen von der ungemein wohlfeilen Art, mit welcher hier die gemeinſte Spottluſt und Schadenfreude ihre Befriedigung erhält, nicht ſehr zu Gunſten dieſer Dame einnimmt. — Es leuchtet daraus ein ziemlich naßkaltes Gemüth hervor, das etwas allzuſtark nach dem ſprichwörtlich gewordenen Weiber-Neid riecht. Gräfin Ida Hahn-Hahn hat, trotz ihrer vielen Mängel, doch immer noch mehr Geiſt und Talent in ihrem kleinen Finger, als die gute Fanny mit all' ihrem ätzenden Verſtande (?) aufzutreiben vermag. (Dem. Fanny Lewald verhält ſich zur Gräfin Hahn wie ein Radieschen zu einer Melone.)

∴ Von Humboldts „Koſmos“ erſcheint jetzt auch eine ſpaniſche Ueberſetzung, die Dr. Kühn in Berlin herausgiebt.

∴ Mitte November ſoll A. v. Sternbergs neueſter Roman unter dem Titel „die gelbe Gräfin“ ans Licht treten.

∴ Dem Gerüchte, daß die Wagner'ſche Oper „Cola Rienzi“, wegen darin vorkommender politiſcher Anſpielungen auf Rom und den Kirchenſtaat, hier nicht zur Aufführung kommen werde, können wir aus guter Quelle widerſprechen. Die erwähnte Oper konnte zur Geburtsfeier des Königs nur wegen des Erkrankens des Fräuleins Tuczek nicht gegeben werden, kommt aber in der nächſten Zeit im Opernhauſe zur Darſtellung.

∴ Im königlichen Schauſpielhauſe hat die „blaue Schleife“, geſchichtliches Drama in fünf Acten, von Manſen (G. von Putlitz), eine ehrenvolle Aufnahme gefunden. Es iſt das Erſtlingswerk eines Dichters, der zu ſchönen Erwartungen berechtigt. Sein Stück hat hübſche Situationen, conſequent durchgeführte Charaktere und einen feinen Dialog, der nicht arm an Pointen und glücklichen Wendungen iſt. Der glänzende Mittelpunkt des Ganzen iſt die franzöſiſche Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, die Geliebte des ritterlichen Marſchalls Moritz von Sachſen. Adrienne wurde von Dem. Stich ziemlich brav, der Marſchall hingegen von dem alten Herrn Grua herzlich matt dargeſtellt.

∴ Das Königſtädtiſche Theater hat das Berger'ſche Luſtſpiel „Jean Bart am Hofe“ zur Darſtellung gebracht, aber nur getheilten Beifall eingeerntet. In der Darſtellung excellirte Herr Grobecker als Träger der Titelrolle und Madame Rott als Lucie Scarron.

∴ Der Wiener Walzerfürſt Johann Strauß hat im Kroll'ſchen Wintergarten ſechs ſtark beſuchte Concerte gegeben und durch die Macht ſeiner Melodien Alles zu lautem Jubel hingeriſſen.

∴ In dieſen Tagen iſt die Gemäldeſammlung des verſtorbenen Generalpoſtmeiſters von Nagler öffentlich verſteigert worden.

∴ Ein hieſiges Journal brachte unlängſt folgende Notiz: »In Köpenick hat ſich geſtern eine Kammerzofe aus Liebesgram erſchoſſen.« Zwei Tage ſpäter hinkte folgende Berichtigung nach: »Die Selbſtmordgeſchichte hat ſich nicht in Köpenick, ſondern in Potsdam ereignet; auch war's keine Kammerzofe, ſondern ein Kammerhuſar; auch geſchah's nicht aus Liebesgram, ſondern blos — wegen Schulden.«

Brüſſel. Von den reizenden Fabeln des Baron Edwin Joſeph Auguſtin von Staſſart iſt jetzt die ſiebente Auflage erſchienen*). Faſt jede Nation hat ihren gefeierten Fabeldichter: Deutſchland hat ſeinen Gellert und Leſſing, Rußland ſeinen Kryloff, Spanien ſeinen Yriarte, England ſeinen Gay, Belgien ſeinen Staſſart; aber keine von allen Nationen iſt ſo reich an Fabeldichtern, als die franzöſiſche. Außer Lafontaine, deſſen Fabeln das Eigenthum aller Nationen geworden ſind, beſitzt ſie noch Florian, Lamotte, Aubert, Lemonnier, Ginguené, Andrieux und Arnault.

Darmſtadt. Herr Dräxler-Manfred hat den vom König der Niederlande ihm verliehenen Orden der Eichenkrone huldvollſt anzunehmen geruht.

Düſſeldorf. Hier ſteht gegenwärtig ein angeblicher Sprachlehrer, Philippi aus Rathenow, vor Gericht, weil er unter dem Vorgeben, daß er der Schriftſteller von Alvensleben, wo anders, daß er der Schriftſteller Freiherr von Sternberg ſei, unſere erſten Künſtler und auch mehrere andere Perſonen in Cöln, Düſſeldorf ꝛc. um Geld geprellt haben ſoll.

Fez. Der Kaiſer von Fez und Marocco hat auf den Kopf jedes Anhängers Abd-el-Kaders einen Preis von 15 Dukaten geſetzt. Der Mann, meint der „Dorfbarbier", honorirt beſſer als mancher deutſcher Buchhändler.

Florenz. Der Herzog von Lucca hat ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt geſehen, der Regierung zu entſagen und ſein Land dem Großherzoge von Toskana abzutreten. Das Volk hat die herzoglichen Wappen abgeriſſen und mit großem Jubel das Wappen von Toskana aufgepflanzt. Der Ex-Herzog hat den Titel eines Grafen von Pontremoli angenommen und erhält vom Großherzog ein monatliches Taſchengeld von [illegible] Scudi. (Damit kann der Mann auskommen.)

Hamburg. Am 11. October hat Madame Rümker, Gemahlin des bekannten Aſtronomen, im Sternbilde des Herkules einen neuen Kometen entdeckt. Es ſind jetzt 52 Jahre, daß Miß Caroline Herſchel, Schweſter des berühmten Aſtronomen, am 7. November 1795 den letzten der fünf von ihr aufgefundenen Kometen im Sternbilde des Drachen entdeckt hat.

Innsbruck. Herr Jermann, der ſein Verhältniß zum Director Pokorny vor der Zeit gelöſt hat, wird hier zu einem Gaſtſpiel erwartet; man freut ſich ſehr, die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Künſtlers zu machen, der uns bisher noch nie beſucht hatte.

Kaſan. Am 4. v. M. iſt hier unter großen Feierlichkeiten das prachtvolle Standbild des ruſſiſchen Dichters Derſchawin enthüllt worden.

Kopenhagen. Die alte Madame Schröder-Devrient hat hier als Romeo gaſtirt, aber nur ſtückweiſe gefallen. Höchſt komiſch war's, daß ſie ihre Parthie deutſch und ein Fräulein Bergnehr die Julietta däniſch geſungen hat.

Leipzig. Der nüchterne Theaterklatſch des Herrn Laube, der ſich ſonſt im „Moniteur der Schlachtfeſte und Schweinsknöchelchen" auf Koſten des guten Geſchmacks nur allzubreit gemacht, hat ſich ſeit Kurzem in der Hinterſtube unſeres „Kinderfreundes" angeſiedelt. In Nummer 257 dieſer Zeitung befindet ſich ein zweiſpaltiger Bandwurm, der ſo komiſch auf Stelzen geht, daß man darüber lachen muß. Herr Laube iſt auf unſer ſogenanntes Kunſt-Inſtitut, das er früher in den Himmel erhoben hat, nicht mehr gut zu ſprechen; vermuthlich wohl nur darum, weil es nicht allabendlich ſeinen „Struenſee" vorreitet, den kein Menſch ſehen will. Darüber aufgebracht, macht er nun uralte Entdeckungen, z. B. „daß die erſten Mitglieder unſeres Schauſpiels matt und die Regieführung ſchlaff geworden, Dinge, die ſchon jeder Gimpel auf dem Dache weiß. — Der alte „Kinderfreund" muß wahrlich nicht mehr wiſſen, womit er ſeine gähnenden Spalten füllen ſoll, ſonſt können wir nicht begreifen, wie er ſolch geiſtloſen Theaterklatſch aufnehmen kann. Man ſchweige über unſer Theater; das iſt das Beſte, was ſich darüber ſagen läßt.

---

*) Die erſte Auflage war im Jahre 1818 herausgekommen.

∴ Scribe's neueſtes Luſtſpiel „der Puff" hat bereits drei Ueberſetzer gefunden: Bärmann, Börnſtein und Theodor Hell. Noch vierzehn Tage, dann wird Deutſchland deren ein Dutzend zählen.

∴ Wir machen die Leſewelt im Voraus auf einen im Erſcheinen begriffenen Roman aufmerkſam. Er heißt „Ein häßliches Mädchen" und gehört der ſocialen Gattung an. Der Verfaſſer dieſes dreibändigen Romans — er erſcheint bei Arnold in Dresden — iſt Herr Adolph Goerling, ein junger, geiſtvoller Schriftſteller, deſſen lebendig-friſcher Styl und pikante Darſtellungsweiſe ihm in kurzer Zeit einen großen Leſerkreis verſchaffen wird.

∴ Nach der Ausſage eines bekannten auswärtigen Verlegers exiſtiren in Deutſchland mindeſtens 10,000 Gedicht-Sammlungen, die, Dank den Muſen, bis jetzt noch ungedruckt in den Mappen ihrer glücklichen Erzeuger ruhen. Heinrich Hoff, der Mannheimer Buchhändler, hat im Laufe dieſes Jahres blos von Heidelberger Studenten 167 Verlagsanträge dieſer Art erhalten. Wenn dieſer Platzregen von Poeſie einmal gedruckt über uns hereinbricht, dann wird es Zeit, daß wir uns nach einer Arche umſehen.

∴ Bei dem Intereſſe, welches die Beſetzung von Ferrara durch die Oeſterreicher erregt, wird es intereſſant ſein, eine kleine, hier (bei Fr. Fleiſcher) erſchienene Brochüre, „die Beſetzung von Ferrara, vom Punkte des internationalen Rechts betrachtet", zu leſen, die zwar nur eine Ueberſetzung aus dem Pariſer „Portefeuille" iſt, aber durch den beigefügten Plan eine deutliche Anſicht der örtlichen Verhältniſſe der Stadt giebt.

∴ Bei R. Blum und Compagnie erſcheint ein „populäres Staatslexikon", von dem ſoeben die erſte Lieferung ausgegeben wird.

∴ E. M. Oettinger arbeitet an einem neuen ſatiriſchen Roman, betitelt „Ut".

∴ Im Monat September d. J. ſind im deutſchen Buchhandel 1081 neue Werke erſchienen.

∴ Die „Hiobspoſt" meldet, Herr Moritz Procopius Hartmann habe einen neuen Verleger gefunden.

∴ Herr von Klesheim iſt über Dresden nach Wien zurückgekehrt.

London. Will Fa, der König der Zigeuner, iſt im 96. Jahre ſeines Alters in Kirk Yetholm (Schottland) mit Tode abgegangen. Er war der älteſte König in ganz Europa. Die „Daily News" bemerken, daß Seine Majeſtät ſeine Krone ziemlich ungeſchwächt und unentehrt getragen habe, da er während ſeines ganzen langen Lebens nicht ein einziges Mal, ſo viel man wiſſe, eingeſperrt oder verurtheilt worden ſei. Er war der letzte ſeines Stammes, und ſein Nachfolger, Blyth, ſoll nicht ganz königliches Blut in ſeinen Adern, ſondern eine nicht unbeträchtliche illegitime Beimiſchung haben.

∴ Richard Cobden, der eifrige Verfechter der Freihandels-Grundſätze, iſt von ſeiner langen Feſtlandsreiſe hieher zurückgekehrt.

∴ Man geht hier mit dem ſeltſamen Plane um, einen großen Begräbnißplatz anzulegen, welcher die letzte Ruheſtätte aller Officiere der engliſchen Land- und Seemacht werden ſoll. Auf der Anhöhe, welche jetzt das alte Gebäude Severndroog-Caſtle einnimmt, will man ein großartiges Mauſoleum errichten, das auf rieſigen Terraſſen Raum für zehntauſend Grabſtätten gewähren ſoll.

∴ Der engliſche Componiſt Wallace erhält für jede ſeiner ſechs dem Coventgardentheater zugeſagten Opern 1000 Pfd. St., für das halbe Dutzend alſo 72,000 Gulden Honorar.

∴ Ein erſt unlängſt hier erſchienenes Buch giebt Nachweiſe über die gegenwärtige Lage der Nachkommen der verſchiedenen Geſchlechter, welche einſt den Thron von England beſeſſen hatten. Ein Abkömmling der Tudors hat ſich zu Wapping niedergelaſſen, wo er mit alten Bouteillen Handel treibt; einer der Plantagenets iſt Conducteur eines Omnibus, welcher hier den Dienſt zwiſchen Paddington und der Bank von England verſieht, und ein Nachkomme des Hauſes Stuart iſt neulich als herumziehender Muſikant in Schottland geſtorben. (Alles iſt vergänglich! Warum nicht auch der Glanz alter Königshäuſer?)

∴ Nach d'Iſraeli's „Tancred" hat keiner von allen Romanen dieſes Jahres hier ſo viel Leſer gefunden, als „Grantley Manor", von Lady Georgine Fullarton. Dieſe Dame iſt unſtreitig eine der geiſtreichſten Schriftſtellerinnen des jungen Englands. Ihre „Ellen Middleton" iſt ins Deutſche überſetzt worden und hat auch in Frankreich ungetheilte Anerkennung gefunden.

Madrid. Eine unſerer politiſchen Zeitungen, der „Correo", hat aus Mangel an Leſern zu erſcheinen aufgehört.

Mannheim. Bei Heinrich Hoff, dem immer rüſtigen Verleger, iſt eine neue Liederſammlung unter dem Titel „Weſtöſtliche Schwalben", von Ludwig Wihl, erſchienen.

Dieſe Sammlung enthält lyriſche Bearbeitungen altteſtamentariſcher Scenen, in welchen ſich der Ausdruck der Freude und des Stolzes über eine frühere große Vergangenheit und die rührende Hoffnung einer beſſern Zukunft der jüdiſchen Nation kundgiebt. Die Kritik darf dieſe „weſtöſtlichen Schwalben“ als eine der gediegenſten Erſcheinungen der modernen Lyrik bezeichnen.

München. In der Kammer der Abgeordneten iſt die Preßfreiheitsfrage durch Dr. von Scheuerl zum 19ten Male in Anregung gebracht worden. Der ehrenwerthe Deputirte verlangte 1) unumſchränkte Preßfreiheit für alle Gegenſtände der innern Politik, 2) Aufhebung der (ganz und gar ungeſetzlichen) Nachcenſur ſolcher Blätter, die bereits auswärts die Cenſur paſſirt haben, 3) Aufhebung der Maßregel, daß ſelbſt nicht verbotenen Journalen der Debit durch die baierſchen Poſten entzogen werden darf. — Profeſſor Edel ſagte in Bezug auf Wiedereinführung der Preßfreiheit: Wohl Niemand werde der Cenſur das Wort reden; wohl Jeder werde wünſchen, das abgelebte Inſtitut der Cenſur in den Ocean verſenkt zu ſehen. Gewiſſensfreiheit, Gedankenfreiheit und Freiheit des Worts ſeien die Grundſäulen der geiſtigen Kraft. Nehme man eine weg, ſo ſei das Ganze gefährdet. — In demſelben Sinne ſprachen ſich Dr. Bauer, Dr. Willich und Freiherr von Cloſen aus. Der Letztere ſagte unter Anderm: Die Cenſur ſei eine Art Don Juan, der täglich zahlloſe Opfer der Willkür ſchlachte. Er habe hier ein Verzeichniß — und nun entfaltete er eine lange Reihe an einander geklebter Zeitungsſpalten, mit Cenſurſtrichen, gegen den Miniſtertiſch, ähnlich wie Leporello in der Scene des Don Juan das Verzeichniß der Opfer ſeines Herrn hervorzieht. Er habe, ſagte er, hier ein Verzeichniß von Artikeln, welche allein einem Augsburger Blatte ſeit Kurzem geſtrichen worden, wohl an die Tauſendunddrei. Die Kammer gerieth bei dieſer Mittheilung in „ungeheuere Heiterkeit“. (Aber, großer Gott, was hilft denn all' das Reden in den Kammern, was nützt denn all' das Petitioniren? Es bleibt dennoch Alles beim Alten.)

∴ Hier haben, wie ein baierſches Blatt erzählt, drei Reichsräthe den Miniſterverweſer von Maurer darüber zur Rede geſtellt, wie er es mit ſeiner Ehre habe vereinigen können, das Indigenats- und Adelspatent der Lola Montez zu unterzeichnen, nachdem er in der Staatsrathsſitzung vom 8. Februar eine ſolche Indigenatsverleihung als die größte Calamität bezeichnet hätte? Herr von Maurer erklärte hierauf, er habe nach Kräften verſucht, die Unterſchrift jener Decrete von ſich abzulehnen, es ſei ihm aber in der Sache nur die Wahl zwiſchen zwei Uebeln geblieben: entweder zu unterſchreiben oder ſeine Miniſterſtelle, an welche die Durchführung der Reform der baierſchen Geſetzgebung geknüpft iſt (?), aufzugeben, und er habe daher das kleinere Uebel dem größern vorgezogen .... Da ſind wir denn auf dem ſchönſten Wege zur Theorie: der Zweck heiligt das Mittel. Les Jésuites sont morts, vivent les Jésuites!

∴ Der ewige Jude unter den Touriſten, der Eremit von Gauting (Freiherr von Hallberg) iſt jetzt, mit ſeinem Ränzel und ſeinen achtzig Jahren auf dem Rücken, auf dem Wege nach Indien.

Paris. Marſchall Bugeaud ſoll die Erhebung zur Pairswürde abgelehnt haben.

∴ General-Lieutenant Baron Berthezène, Pair von Frankreich und einſt Gouverneur von Algier, iſt am 9. d. M., 73 Jahre alt, geſtorben.

∴ Man geht hier mit dem Plane um, dem edlen Papſt Pius IX. ſchon jetzt ein Denkmal zu errichten, zu welchem die Stadt den dazu nöthigen Terrain unentgeltlich hergeben will, denn auch hier hat der Nachfolger Gregors XVI. eine Unzahl glühender Verehrer.

∴ Neulich erſchien ein Menſch mit langem Bart in der Kleidung eines Auvergnaten an den Palaſtpforten von Saint Cloud und begehrte Einlaß. Vor dem Polizeicommiſſär erklärte er, daß er eine Sendung vom Himmel habe, um Frankreich zu retten. Ein Engel ſei ihm erſchienen und habe ihm befohlen, ſeine Heimath zu verlaſſen, nach Paris zu gehen und die Herzogin von Orleans zu heirathen, um den Grafen von Paris vor den teufliſchen Plänen Englands zu ſchützen. Man hat den wahnſinnigen Heirathscandidaten ins Irrenhaus abgeliefert.

∴ Alexander von Humboldt und Lord Brougham befinden ſich als Gäſte unter uns. Beide ſind von Louis Philipp empfangen worden.

∴ Der Gérant des „Courrier français“, wegen Beleidigung des Miniſters Dumont verklagt, iſt zu ſechsmonatlichem Gefängniß und 6000 Francs Geldſtrafe verurtheilt worden.

∴ Dem. Lucy-Desportes iſt wie begraben in ihrer Unterſuchungshaft; kein Journal nimmt ſich der Gefangenen an; man glaubt, es ſeien bei den meiſten öffentlichen Organen Schritte geſchehen, um das Schweigen derſelben zu erkaufen und auf dieſe

Weiſe eine Sache in Vergeſſenheit zu bringen, die vor wenig Wochen noch ganz Paris allarmirt hatte.

∴ Dr. Reinganum hat hier alte Handſchriften aufgefunden, welche höchſt wichtige, bisher noch unbekannte Aufſchlüſſe über Blaiſe Paſcals Leben und Schriften enthalten.

∴ Herr C. L. Bernays hat ein intereſſantes Buch, „die Ermordung der Herzogin von Praslin, ein Beitrag zur Paſſionsgeſchichte der Menſchen", erſcheinen laſſen.

∴ Das vielfach ausgebeutete Leben der „Jungfrau von Orleans" hat einen neuen Bearbeiter gefunden: vom Abbé Barthélemy de Beauregard iſt eine „histoire de la pucelle d'Orléans" in zwei Bänden erſchienen. Am Schluſſe des Werkes befindet ſich eine mehr als 300 Nummern umfaſſende Bibliographie aller Werke, die über dieſe Heldin bis jetzt erſchienen ſind*).

∴ Aus dem ſoeben erſchienenen Preis-Verzeichniſſe der Verſteigerung der erſten Abtheilung der Libri'ſchen Bibliothek, deren wir öfters erwähnt haben, geht hervor, daß die Abtheilung, aus 2726 Nummern beſtehend, 115,782 Frs. 75 Cts. (ungef 30,870 Thlr.) eingebracht hat, eine in Betracht der Zahl der Bücher gewiß nicht unbedeutende Summe. Mit den höchſten Preiſen wurden bezahlt: die italieniſche Ueberſetzung (in ottave rime) des erſten lateiniſchen Briefes des Columbus, wodurch er ſeine Entdeckung Amerika's verkündigte. Florenz 1493, 4., nur vier Blätter, 1700 Frs. (453 Thlr. 10 Sgr.). Das Katholikon oder die Summa des de Janua, 1460, zu 1505 Frs. G. Alioni, Opera macharonica, 1521, zu 1750 Frs. Die Ausgabe des Arioſt, Venedig 1524 zu 1480 Frs., und die von 1530, 4., zu 1530 Frs. Das lateiniſche Original von Morlini faceliae, Neapel 1520, 4., zu 1050 Frs. (340 Thlr.). Die ſeltene und unbekannte Ausgabe des Orlando inamorato des Bojardo, Venedig 1543, zu 760 Frs. Berlinghieri's geographia, Florenz 1480(?), zu 461 Frs. Die rime des Bern. Belinzone, Mailand 1493, 4., zu 455 Frs. Der decor puellarum, Venedig 1461, 4., zu 415 Frs. Gaspar Pergamenſis epistolarum liber., Paris (gegen 1470), 4., zu 520 Frs. —

∴ Vor Kurzem hat ſich auf dem Quai Voltaire eine communiſtiſche Buchhandlung etablirt, die blos ſolche Schriften verlegt, welche Communismus predigen.

∴ Im Vaudeville-Theater hat eine einactige Poſſe in Verſen von dem eben ſo bekannten als gefürchteten Kritiker Théophile Gautier ein glänzendes Fiasco gemacht. Das Stück heißt „Pierrot posthume" und iſt coloſſal langweilig. Aus der luſtigen, aufgeweckten Colombine hat er ein affektirtes Ding gemacht, das viel Aehnlichkeit mit den Griſetten des Quartier Breda hat; ſein Arlequin iſt traurig und nüchtern, ſein Pierrot fad und abgeſtanden und der Doctor „embêtant", wie der „Charivari" ſagt.

∴ Eben ſo hat ein neues zweiactiges Vaudeville, „la Recherche de l'inconnu", von Léon Laya, im Palais-Royal-Theater wenig oder gar kein Glück gemacht. Die Axe der Handlung dreht ſich um ein Portefeuille mit 50,000 Francs Bankbillets, das Jemand verloren hat. Der Finder ſucht den rechtmäßigen Eigenthümer und kann ihn nicht finden: er ſchenkt die Summe einem ruinirten Familienvater, dem dadurch geholfen wird. (Et voila tout!)

∴ Die drei Champagner-Bezirke Chalons, Epernay und Rheims beſaßen am 1. April d. J. auf dem Lager 18 Mill. 815,367 Flaſchen Champagner, und hatten binnen Jahresfriſt 8 Mill. 775,485 Flaſchen verkauft, davon 4 Mill. 711,915 Flaſchen an das Ausland. Der Champagner geht noch jetzt nach allen Gegenden der Erde, nach Perſien, nach Tahiti, nach Rußland und China. Vor dreißig Jahren gab es etwa zwanzig Häuſer, welche Champagner kelterten; jetzt giebt es deren dreihundert, von denen Ad. Jacqueſſon bei Chalons allein jährlich 700,000 Flaſchen verkauft. In dieſem Jahre iſt der Wein der Champagne ganz vorzüglich gediehen.

Peſth. Im ungariſchen Nationaltheater iſt ein neues Luſtſpiel, „Egy Szinésznö" (Eine Schauſpielerin), von Szigligethi, gegeben und günſtiger vom Publikum als von der Kritik aufgenommen worden.

Prag. Halévy's „Königin von Cypern" iſt unter dem Titel „Katharina Cornaro" in Scene gegangen und hat außerordentlich gefallen. Die charakteriſtiſchen, originellen Chöre, der Melodienreichthum und der Adel in der Erfindung ſicherte dieſer Oper einen dauernden Platz auf unſerm Repertoir, wie ihn die „Jüdin", der „Blitz" und die „Musketiere" deſſelben Componiſten einnehmen.

∴ Der verdienſtvolle Director unſeres Conſervatoriums, Herr Kittl, iſt zum Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Künſte in Stockholm ernannt worden.

---

*) J. B. Chauſſard citirt in ſeinem „Recueil historique sur Jeanne d'Arc" (Orléans 1806. 2 vol. 8.) 411 Schriften über die Jungfrau von Orleans. C. M. D.

Rom. Pius IX. hat dem Hiſtorienmaler Schnetz, dem frühern Director der franzöſiſchen Akademie in Rom, den Orden Gregors des Großen verliehen.

∴ Die päpſtliche Armee beſteht gegenwärtig aus 13,233 Mann mit 1301 Pferden und 48 Kanonen, dazu kommen jetzt noch 150,000 Mann Bürgergarden und drei Reſerve-Diviſionen, jede zu 30 Bataillons.

Venedig. Seit dem 26. September iſt die Rieſentreppe des Dogenpalaſtes, dieſelbe, auf der einſt Marino Falieri enthauptet worden, durch die Büſten nachfolgender Notabilitäten Italiens geſchmückt: 1) Pietro Bembo, Hiſtoriker und Dichter, geb. 1470, geſt. 1547; 2) Giovanni Poleni, Phyſiker, Architekt und Philolog, geb. 1683, geſt. 1761; 3) Enriko Dandolo, Feldherr und Doge, geb. 1108, geſt. 1205; 4) Paolo Paruta, Hiſtoriker und Rechtsgelehrter, geb. 1540, geſt. 1598; 5) Paolo Sarpi, Theolog und Geſchichtsſchreiber, geb. 1552, geſt. 1628; 6) Apoſtolo Zeno, Dichter und Gelehrter, geb. 1668, geſt. 1750; 7) Marco Foscarini, Admiral und Hiſtoriker, geb. 1695, geſt. 1763; 8) Gaspare Gozzi, Dichter und Proſaiſt, geb. 1713, geſt. 1785; 9) Marco Polo, erſter Beſchreiber unbekannter Länder in Aſien, geb. 1259, geſt. 1323; 10) Antonio Canova, Bildhauer, Maler und Architekt, geb. 1757, geſt. 1822; 11) Francesco Moroſini, der Peloponeſier, der einzige venezianiſche Feldherr, welcher nach ſeiner Siegesſtätte einen Namen führen durfte, geb. 1518, geſt. 1594; 12) Vincenzo Scamozzi, Architekt und Nebenbuhler des Palladio, geb. 1552, geſt. 1616; 13) Benedetto Marcello, klaſſiſcher Tonſetzer, geb. 1686, geſt. 1739; 14) Bernardo Zendrini, Mathematiker, geb. 1679, geſt. 1747; 15) Carlo Goldoni, dramatiſcher Dichter, geb. 1707, geſt. 1793.

Weimar. Ein preußiſcher Patriot ſoll ans hieſige Miniſterium das Anſinnen geſtellt haben, den Biedermann'ſchen „Herold", der in unſerm Muſeum auslag, baldmöglichſt zu entfernen. Der Herr „Herold" hat ſich nun freiwillig entfernt und in ein Muſeum zurückgezogen, das, ſicherm Vernehmen nach, noch öder als das Weimar'ſche ſein ſoll.

Wien. Mehr als je wird hier von Miniſterial-Veränderungen, die bis in ſehr hohe Kreiſe hinaufreichen ſollen, geſprochen. Die Stimmung im Innern, repräſentirt durch die dringenden Vorſtellungen der Stände (ſo haben ſich z. B. erſt kürzlich die Stände Steiermarks im Sinne des entſchiedenen Fortſchritts für Preßfreiheit und öffentliches Gerichtsverfahren ausgeſprochen) und die äußern Verhältniſſe haben hierzu den nächſten Anlaß gegeben.

∴ Unſere Stadt wird in dieſem Jahre beſonders von Schriftſtellern des Auslandes und namentlich von denen Englands ſtark beſucht. Kaum war Ainswert von hier abgereiſt, iſt Bulwer und bald darauf Lady Morgan hier angekommen. In Kurzem werden Boz und James erwartet.

∴ Ludwig Deinhardſteins neueſtes Schauſpiel „Fürſt und Dichter", im Hofburgtheater gegeben, hat nur theilweiſe gefallen.

∴ Herr Joſeph Netzer hat eine neue Oper, „die Königin von Caſtilien", componirt.

∴ Nach dem Zuſchauer haben die Wiener in den Darſtellerinnen der Regimentstochter die Vergleichungsſtufen: Poſitiv, Comparativ und Superlativ. — Die Marra nämlich iſt der Poſitiv: Regimentstochter, die Lind der Comparativ: die Regimentstochterer, und die Lutzer der Superlativ: die am Regimentstochterſten. (Res severa est verum gaudium, meint der „Humoriſt".)

∴ Franz Dowoty, der die ſchönſte und reichhaltigſte Dahlienſammlung in ganz Oeſterreich beſitzt, hat in ſeinem Garten in Meidling bei Wien eine Ausſtellung von 4000 abgeſchnittenen Dahlien veranſtaltet.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— König René, Graf von der Provence, ließ als Zeichen ſeiner Buße darüber, daß er einer Dame ſeines Hofes allzueifrig den Hof gemacht, die Abbildung des Skeletts derſelben, nachdem ſie geſtorben war, im Kloſter zu Avignon aufhängen.

— Voltaire ſagte einſt, Niemand ſei befähigter, die Geſchichte Englands zu ſchreiben, als der Henker, der darin die bedeutendſte Rolle ſpielt. Unter den unzähligen State-Trials oder Hochverraths-Prozeſſen befinden ſich unter Anderm acht Peers, welche des Todtſchlags und der Vergiftung angeklagt waren, nämlich der Earl von Sommerſet (1612), Lord Morley (1666), der Earl von Pembrocke (1678), Lord Cornwallis (1678), Lord Mohun (1692 und 1699), der Earl von Warwick (1699), Lord Ferrers (1760) und Lord Byron (1765).

— John Francis, der unlängſt eine „Geſchichte der Bank von England“ herausgegeben hat, erzählt Folgendes: Der Erſte, der im Jahre 1758 als Banknotenfälſcher beſtraft worden, hieß William Vaughan und war Leinwandhändler aus Stafford. Er hatte zwanzig Stück falſcher Banknoten verfertigt, um ein junges Frauenzimmer, das ihm Liebe eingeflößt, glauben zu machen, daß er reich ſei. (Liebe iſt der Fußſchemel aller Tugenden und das Piedeſtal aller Laſter.)

— Bei den egyptiſchen Bauern (Fellahs) herrſcht die uralte Sitte, ſich die Namen für neugeborene Kinder von den Reiſenden zu erbitten.

— Nach einer Berechnung des „Athenäums“ ſchreibt jede Londoner Familie in einem Jahre durchſchnittlich 175 Briefe.

Treffer und Nieten.

• An der Bildſäule Ludwigs XV. auf der Place Louis XVI. in Paris las man lezthin folgende Inſchrift:

»Oh, la belle statue, oh, le beau piédestal,
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval.«

(Paßt auch auf manche andere Statue.)

• Der Berliner „Geſellſchafter“ bringt folgendes Epigramm:

»Star trägt am Schlafrock ſeine Orden:
Wem wundert's noch?
Weiß man doch,
Daß ſie im Schlafe ihm geworden.«

• Ein Witzkopf legte einem der Abgeordneten, die jetzt in Leipzig ein allgemeines deutſches Wechſelrecht berathen, folgende Frage vor: »Kann ein Wechſel, zahlbar drei Tage nach Sicht, ſeine Kraft verlieren, wenn der Mann, der ihn zahlen ſoll, vor Ablauf des Verfalltages blind geworden iſt?«

• In der Dresdener Gemälde-Gallerie ſchaute neulich eine ſehr elegante Dame nach Correggio's „Nacht“ um. Sie hatte ſich von dem Bilde viel erzählen laſſen, ohne es kennen zu lernen, und ermuthigte ſich endlich zu einer Frage. „Antonio Allegri“ las ſie kopfſchüttelnd vom Rahmen des Bildes ab und — ging ſuchend weiter.

• Glücklichen Staaten ſchadet keine Meinung. Wo kein Pulver liegt, braucht man das Tabakrauchen nicht zu verbieten.

• Miniſter, welche kein gutes Gewiſſen haben, widerſetzen ſich der Preßfreiheit aus den nämlichen Gründen, weßhalb Freudenmädchen die Gaſſenbeleuchtung haſſen.

• Der Despotismus unterdrückt zuerſt die Preßfreiheit, dann die Sprechfreiheit und endlich auch, ſo viel als möglich, die Denkfreiheit.

Wir haben durch die Stadtpoſt ein fünfſtrophiges Gedicht auf den Naturdichter Carl Haltaus zum Abdruck für den „Charivari“ erhalten und erſuchen den Einſender, das Gedicht wieder abholen zu laſſen, da wir, im Intereſſe unſerer Leſer, Leuten, wie Herrn Haltaus u. ſ. w., allenfalls ein paar Zeilen, aber nicht ganze Spalten einräumen dürfen.

Lakoniſcher Briefwechſel.

Wien, am 17. October 1847.

Iſt Herr Marr wirklich noch Ober-Regiſſeur?

M. G. Saphir.

* * *

Leipzig, am 21. October 1847.

Yes, Sir !!!!!!!

E. M. Oettinger.

!!! Humoristische Neuigkeit !!!

Bei **Leopold Schleſinger** in Berlin iſt ſoeben ganz neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
Bowlen-Prozeß
oder
Tibbecke
als Angeklagter vor den Schranken des öffentlichen Gerichts
von
A. Hopf.
Preis 5 Sgr.

32 Seiten ſtark und mit einem Holzſchnitt verſehen mit der Unterſchrift:

Gerichtsdiener Janne. Du biſt zu früh gekommen, Tibbecke. Aber Du kannſt immer ein gehn; die Richter wern ſich gleich verſammeln. Geh' man un ſetz' Dir uf die Anklagebank.

Tibbecke. Na, mit die Anklagebank hab' ick niſcht zu dhun; denn die Bank wird jetzt öfter ſelber angeklagt. Doch würde ein Sitz uf die Bank eenen ſchlechten Schein uf mir werfen, un ſone Bankſcheine lieb' ick nich, denn ſie wern bei keene öffentliche Kaſſe vor voll angenommen, obgleich unſere volle Kaſſen mehr Scheine als klingende Münzen enthalten.

Im **Verlags-Comptoir** in Breslau erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Andere Zeiten.
Neue hiſtoriſche Novellen von Julius Krebs.
Mit einer Dedikation an die Verfaſſerin von „Godwin Caſtle“.
20 Bogen in Umſchlag. Preis ½ Thaler.

Leihbibliotheken und Leſezirkel können kaum ein billigeres gutes Buch anſchaffen, als das obige.

Voriges Jahr erſchien ebendaſelbſt:

Krakau und Paris.
Roman aus der jüngſten Polenverſchwörung und der zehntägigen Republik Krakau's. 2 Bde. Ladenpr. 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 267. Leipzig, 12. November 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5½ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Mirabeau in Nancy.

Novelle von Adolph Görling.

„An einem ſchönen Sommernachmittage des Jahres 1787 hielt vor dem glänzenden Gaſthofe „Le Dauphin“ in Nancy eine alte Kaleſche mit zwei magern Landpferden. Sie war ſchwer bepackt. Auf dem Bocke, am Hinterſitze und im Innern ſah man eine Maſſe von Koffern, Kaſten und Käſtchen von ſo ungewöhnlicher Eleganz, daß ſich eine herrſchaftliche Equipage dieſer Reiſerequiſiten nicht zu ſchämen gebraucht hätte.

Einen noch ſchärſern Contraſt bildeten die Inſaſſen des Fuhrwerks zu dieſem ſelbſt.

Als der Schlag geöffnet wurde, ſtieg zuerſt ein kleiner, fetter Mann aus, welcher mit ausgezeichnetem Geſchmack gekleidet war. Er ſchien noch jung und ſah eben ſo vornehm als verſchmitzt aus ſeinem einen blauen Auge, denn das andere war von dem Augenlide geſchloſſen. Man konnte ſchwerlich etwas Modiſcheres ſehen, als die ſchwere, geſtickte Weſte, den weiten, hängenden Frack und die zierliche Perücke à l'abbé dieſes Mannes. Er befahl mit näſelnder Stimme, daß die Kellner, bevor er ſeinen Fuß zur Erde ſetzte, den Staub von der Straße kehren ſollten, damit ſeine ausgezeichnet ſchönen Schuhe und Strümpfe nicht verdorben werden. Dabei fluchte der Herr ganz wie ein Mann comme il faut.

Als Alles einigermaßen zu ſeiner Zufriedenheit in Ordnung gebracht war, wandte ſich der corpulente Jüngling, machte eine tiefe Verbeugung und reichte einem andern Herrn im Innern des Wagens mit auffallender Ehrerbietung die Hand, um ihm beim Ausſteigen behilflich zu ſein.

Dieſer Zweite ſprang ohne Umſtände auf das Straßenpflaſter und drehte ſich mitten im Staube auf den Abſätzen um ſich ſelbſt herum. Dieſer Mann trug ſein eigenes Haar, das tief ſchwarz, nur wenig gekämmt und augenſcheinlich mit gar keiner Pomade und nur ſehr wenigem Puder verſehen war. Dies ſah, da der ganze Anzug von damals eine höchſt aufmerkſame Friſur verlangte, etwas unordentlich aus. Dieſer Herr, welcher die Hände in die Taſchen des Beinkleides geſteckt und einen kleinen

Heſhut — ähnlich unſern Claquehüten — höchſt cavaliermäßig auf die rechte Seite gedrückt hatte, gähnte aus vollem Halſe und begann dann die Fenſter der beiden Häuſerreihen zu muſtern, an denen ſich neugierige Gaffer, namentlich viele junge Mädchengeſichter, zeigten.

Jetzt erſt, nachdem der Mann die von der Reiſe bewirkte Apathie abgeſchüttelt hatte, konnte man über ſein Geſicht urtheilen. Es war durchaus nicht ſchön. Sein Inhaber konnte ſich weder auf Regelmäßigkeit der Züge, noch auf einen feinen, intereſſanten Teint — dieſe damals ſo ſehr geſchätzte Eigenſchaft — etwas einbilden. Das dunkle, fahle Geſicht war faſt häßlich. Selten aber mochte man Züge erblickt haben, welche eine ſo gewaltige Intelligenz wie dieſe kund gaben. Die Stirn dieſes Mannes, über welche dunkles Haar in dichten, krauſen Locken zwanglos herabfiel, war majeſtätiſch, und die großen, unſtäten, faſt rollenden Augen ſchleuderten Blitze. Das ganze Geſicht hatte etwas Löwenartiges. Er begann zu ſprechen und ſeine Stimme, rauh und ungleich, hallte aus der tiefſten Tiefe der Bruſt, ähnlich dem unterdrückten Gemurmel und Gebrumme des Königs der Thiere, dem man es anhört, daß er Abgründe in ſeiner Bruſt birgt, aus welcher der Donner hervorbrauſ't, der die Wüſte und ihre Bewohner erſtarren macht.

— Hannibal! rief dieſer Mann dem einäugigen Elegant zu.

— Herr Graf! erwiderte dieſer, ſich verbeugend.

— Dies elende Neſt iſt alſo Nancy?

— Ja!

— Und Du, edler Carthaginenſer, hatteſt den Muth, mir anzuſinnen, hier dieſe Nacht und noch den folgenden Tag zu raſten? Hier, erhabenes Genie, ſoll ich mich unter Deiner Leitung amüſiren? Lieber wollte ich die Zeit im Donjon von Vincennes hinbringen! — Allons, Manuel, wo ſind Deine geprieſenen Damen von Nancy? Zeige mir nur Ein erträgliches Geſicht unter dieſen Unglücklichen, welche dort durch die Fenſterſcheiben ſtieren, und ich werde ohne Widerrede Deinen zarten Körper berückſichtigen und ſofort im „Dauphin“ auf vierundzwanzig Stunden vor Anker gehen, damit Du ausſchlafen kannſt. Mache mir nur ein einziges Ding bemerklich, bei deſſen Anblick man nicht zu gähnen genöthigt iſt, und Du ſollſt Deinen Willen haben, hier zu übernachten. Wo nicht, ſo laſſen wir uns ſofort in die Ardennen ſchleudern!

Hannibal oder Manuel lächelte bei dieſer Anrede ziemlich beklommen und blickte an den Häuſern auf und nieder.

— Ach! ſeufzte er. Von dieſer abſcheulichen preußiſchen Hauptſtadt her ſind wir Tag und Nacht im Wagen geweſen ... Wir hätten dieſe Raſt verdient, Herr Graf. Sie iſt ſogar nothwendig, auch für Sie, mein Herr, ſelbſt wenn hier nur, ſtatt der guten Stadt Nancy, ein elendes einſames Wirthshaus oder gar eine Köhlerhütte ſtände.

— Köhlerhütten und dergleichen wirſt Du ſehr bald in den Ardennen in Maſſen bewundern können. Eine Köhlerhütte, eine unheimliche, nach Räubern riechende Herberge laſſe ich mir übrigens noch eher gefallen, da iſt ſicherlich noch eine Idee von Poeſie zu finden, und die Beſorgniß, man könnte unverſehens abgeſchlachtet werden, ſetzt doch wenigſtens in einige Spannung und läßt die Langeweile, die mir hier allenthalben vernichtend entgegengähnt, nicht aufkommen.

— Sie wollen mich ängſtigen, ſagte Manuel. Es fällt Ihnen ſicherlich nicht ein, dieſen „Dauphin“ zu verlaſſen.

— Dieſen „Dauphin“ nicht nur, ſondern alle „Dauphins“ in der Welt, Hannibal! ſagte der Graf, indeß ſein Auge blitzte und ſeine Lippen unverſtändlich murmelten.

— Kommen Sie! Kommen Sie! Sie werden doch nicht erwarten, daß die Schönen aus der Provinz Ihnen gleich bei Ihrer Ankunft die Honneurs machen ſollen? Wir werden ſicherlich die „berühmten“ Damen Nancy's im Theater finden. Treten Sie alſo ein!

— Haſt Du noch Geld, Manuel?

Manuel machte ein bedenkliches Geſicht.

— Eilf Louisd'or! flüſterte er endlich zögernd.

— Und ich noch fünf, macht ſechzehn! Du ſiehſt alſo, daß wir nicht daran denken dürfen, uns mit Spielen die Zeit zu vertreiben. Fahren wir alſo lieber weiter und ſchonen wir unſere erſchöpften Finanzen. Der Weg nach Paris iſt noch weit.

Manuel zuckte die Achſeln und ſeufzte. Um wie viel ſchwerer würde der Edle erſt dann geſeufzt haben, hätte er ahnen können, auf welche Weiſe er mit ſeinem Gebieter einen Theil dieſer Strecke durchmeſſen ſollte!

Plötzlich hob Manuel den Kopf in die Höhe und lauſchte.

— Was war das? fragte er. Ich habe eben einen Pariſer ſprechen gehört ...

— Wo da?

— Im „Dauphin“. Und ... ah ... Herr Graf ... Livréen ... Sehen Sie? Gottlob! Nun nicht mehr gezaudert, wir finden hier noble Geſellſchaft!

Ein betreßter Diener ſtellte ſich dick und breit unter die Einfahrt und betrachtete die beiden Leute, welche vor dem Wirthshauſe ſtehen blieben, ſtatt hineinzugehen, mit ziemlich ſpöttiſchen Blicken.

— Kennſt Du die Livrée? fragte der Graf, indeß er ſein Geſicht abwandte. Das fehlte noch, wenn ich hier auf die Clique der Mouniers, der Ruſſey's oder gar auf meine eigenen Verwandten ſtieße.

— Ohne Sorgen! ſagte Manuel. Obgleich dieſe Livrée abſcheulich ſchlecht iſt, ſo iſt dieſer Kerl da doch ſo fett, daß er nothwendig einem Pfründenträger oder einem Finanzmanne und zwar keinem der geringſten angehören muß. He da, Burſche! rief er dem Bedienten zu, was für eine Livrée iſt das? Entweder gehört ſie dem Herrn Erzbiſchef Lomenie de Brienne oder dem Herrn Requetenmeiſter D'Eſpinaſſe.

— Getroffen! erwiderte der Diener. Dies iſt die Livrée des Maître des Requêtes, Herrn D'Eſpinaſſe.

— D'Eſpinaſſe! murmelten der Graf und Manuel zugleich und konnten ein helles Gelächter nicht zurückhalten.

— Aber, Diantre, wie iſt's möglich, daß Dein Herr von Paris nach Nancy reiſt? fragte Manuel. Fürchtet er nicht, ſeine Finanzen durch dieſe ungeheure Ausgabe auf ewig zu ruiniren? D'Eſpinaſſe in dieſem Winkel von Frankreich? Die Zeiten der Wunder ſind wieder zurückgekehrt!

— Schweig, Hannibal! ſagte der Graf. Dies fängt an, mich zu intereſſiren. He, Burſche, was will Dein Herr in Nancy?

Als der Diener ſah, daß er einen Cavalier vor ſich habe, nahm er ſeinen großen Hut ab und zuckte, ſich tiefverbeugend, die Achſeln.

— Wahrſcheinlich Staatsgeſchäfte erledigen, bemerkte er.

— Sehr gut, mein Theurer! Hannibal, ich bin entſchloſſen, mich an dieſen wunderbaren Staatsgeſchäften ein wenig zu betheiligen. Dieſer alte Requetenmeiſter, den noch Niemand aus Paris und von ſeinen Geldkiſten gebracht, hat hier entweder eine intereſſante Privatangelegenheit abzumachen, oder Brienne iſt wirklich im Begriff, das Calonne'ſche Finanzſyſtem über den Haufen zu werfen. Jedenfalls aber muß ich wiſſen, wie die Sachen in Paris ſtehen, und nun werde ich dieſen Gelddrachen ein wenig ausholen.

— Wir bleiben alſo? fragte Manuel erfreut.

— Das Schickſal will's! ſagte der Graf aufgeweckt. Wir ſollen mit dem größten Geizhalſe Frankreichs zu Abend ſpeiſen. Geh' alſo und nimm ein paar Zimmer für uns in Beſchlag. Ich will unterdeſſen dem ehrwürdigen Herrn Requetenmeiſter meine Hochachtung bezeugen.

Manuel flog in das Gaſthaus und der Graf ſchlenderte langſam hinter ihm her.

— Melde mich Deinem Herrn, ſagte der Graf zu dem Diener.

— Darf ich um Ihren hochgeſchätzten Namen bitten, Meſſire?

— Er ſteht vom Anfang bis zum Ende zu Dienſt. Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, mein Junge!

Im nächſtfolgenden Augenblick riß der Diener die Thür auf; Graf Mirabeau trat bei Herrn D'Espinaſſe ein.

Der Maitre des Requêtes, hager und gelb im Geſichte, wie die perſonificirte pariſer Hungersnoth, ſaß, vollkommen angekleidet, eine abgenutzte Schnupftabaksdoſe zwiſchen den Fingern drehend, in kummervoller Haltung auf einem Tabouret und ſah ſtarr ein großes Glas Waſſer und einige Briefe an, die ſich vor ihm auf einem Tiſche befanden. Als Mirabeau eintrat, raffte er dieſe Briefe eilig zuſammen und ſteckte ſie in ſeine Schubtaſche.

Der Requetenmeiſter war nahe an ſechzig Jahre alt, ſchien aber noch älter, als er wirklich war. Seine Züge, welche gegenwärtig die tiefſte Niedergeſchlagenheit zeigten, waren erſtorben und in ſeinen Augen glühte ein eigenthümliches Leben. Er trug einen abgetragenen braunen Leibrock, eine höchſt invalide Perücke und vergilbte Wäſche. An der Aufmerkſamkeit, welche er ſeiner Kleidung zuwandte, bemerkte man jedoch, daß der Finanzmann ſich in ungewöhnlicher Galla befand.

Mirabeau war ziemlich verrufen. Seine Liebesgeſchichten, eine ſcandalöſer als die andere, ſeine ſchlüpfrigen belletriſtiſchen Arbeiten, noch mehr ſeine Pamphlete und ſeine rückſichtsloſen Angriffe auf die Staatsverwaltung, auf welche er ſeit ſeiner jahrelangen Gefangenſchaft einen bittern Groll geworfen hatte, machten ihn ſeinen Standesgenoſſen anrüchig und verhaßt. Le comte plébéien, vollendeter Spieler, Schürzenjäger und Demagog, widerſtrömiſcher Kopf, wurde er von den Kreiſen, denen er durch ſeine Geburt angehörte, kalt zurückgewieſen. Zu dieſer Zeit tröſtete es ihn noch nicht, daß der niedere Adel und der dritte Stand ihn dafür deſto lieber ſahen.

Dieſe Umſtände berückſichtigend trat Mirabeau in gemeſſener Haltung und, ſeines innerlichen Lachens ungeachtet, mit dem größten Ernſte von der Welt bei dem Alten ein. — Obgleich der Graf eine Art von College des Requetenmeiſters war, da er von dem Finanzminiſter Calonne mit einer geheimen Miſſion nach Berlin geſandt worden war, obgleich er den alten Geldwolf mehr als ein Mal in Paris geſehen und geſprochen hatte, war er dennoch nicht wenig erſtaunt, als Herr D'Espinaſſe, ſo wie er ſich ihm näherte, alle Etiquette bei Seite warf, auf ihn zulief und ihn feſt und inbrünſtig in ſeine hagern Arme ſchloß.

— Herr D'Espinaſſe! rief Mirabeau erſtaunt, indeß er ſich loszumachen verſuchte.

— Ach, laſſen Sie mich, beſter Graf, murmelte der Alte. Ein Freundesgeſicht in dieſer abſcheulichen Stadt, in dieſer abſcheulichen Lage ... Sie wiſſen nicht, welcher Troſt dies für mein Herz iſt!

— Sind Sie vielleicht abgeſetzt? Hat Sie Brienne bei ſeinem Antritt entlaſſen?

— Nichts weniger, als das! Ich bin noch im Dienſte, habe mehr Geſchäfte, als je, und werde erdrückt von der Laſt, die mir auferlegt iſt. Und während ich in Paris keine Minute zu verſäumen hätte, um meinen Pflichten obzuliegen und meine Intereſſen bei den ewigen Stürmen zu ſichern, ſitze ich hier wie ein Verdammter in Nancy und kann nicht vor-, nicht rückwärts.

— Sie ſind in Geldverlegenheit, theurer Herr D'Espinaſſe! bemerkte Mirabeau, dem es nicht unbekannt war, daß der Alte ein ganz beſonderes Vergnügen daran fand, unter irgend einem Verwandte Geld in kleinen Summen aufzuleihen, die er dann nie zurückzuzahlen pflegte.

D'Espinaſſe wurde ſtutzig, als er von Geld ſprechen hörte.

— Ach ja, ich bin immer in Geldverlegenheit, das heißt, im Großen, aber für meine Reiſe — er betrachtete den verſchuldeten Mirabeau mit einigem Mißtrauen — bin ich ... hm! ... ſo verſehen, daß ich ... wenn ich's knapp einrichte ... Paris zu erreichen hoffen darf.

— Aber, Teufel, was bringt Sie denn ſo in Harniſch? fragte Mirabeau.

— Setzen wir uns, lieber Graf! Ich bin ſehr erſchöpft. Es liegt hier ein Geheimniß ... Ich kann's nicht entdecken ... Es iſt zu ſchmählich! O Gott, ich bin zu abſcheulich angeführt! Es wirbelt mir im Kopfe; ich glaube, dies könnte mich tödten!

— Beruhigen Sie ſich, Herr D'Espinaſſe, ſagte Mirabeau. Dies Mißgeſchick, dieſe widerwärtigen Verhältniſſe werden ſich überwinden laſſen. Und kann ich Ihnen nützen, ſo rechnen Sie auf einen Bundesgenoſſen ohne Furcht und Tadel.

Mirabeau klingelte und ließ zwei Flaſchen Burgunder holen.

— Tranquille! ſagte der Graf, als der Alte höchſt beſtürzt aufſtand und in ſeine Schubtaſchen faßte, damit der Kellner nicht etwa hineingreife und ſich Bezahlung erzwinge. Ich habe noch einige preußiſche Dukaten, die ich los zu ſein wünſche. Die mögen hier für Wein aufgehen!

— Einverſtanden! ſagte D'Espinaſſe tief aufſeufzend, zuvor aber wollen wir ſie unterſuchen, und iſt es Ihnen gefällig, beſter Graf, ſo gebe ich Ihnen gute franzöſiſche Münze dafür, damit Sie nicht etwa Schaden leiden.

— Wie Sie wollen. Jetzt aber trinken wir. Auch ich bin ziemlich erſchöpft und bedarf dieſer Stärkung.

— Ach, und erſt ich! ſeufzte der Geizhals, gierig den Wein ſchlürfend.

Mirabeau bemächtigte ſich des Geſprächs. Er erzählte vom Berliner Hofe, von ſeinem Zerwürfniſſe mit Friedrich Wilhelm II. und geſtand, daß er keineswegs auf Veranlaſſung des Finanzminiſters, ſondern nur deshalb nach Paris zurückkehre, weil er — auf Befehl des Königs von Preußen – Berlin ſofort habe verlaſſen müſſen. D'Espinaſſe tröſtete ihn und verſprach, dafür in Paris zu ſorgen, daß dies für den Grafen keine unangenehmen Folgen nach ſich ziehe.

Allgemach wurden die beiden Männer heiterer. Der höchſt nüchterne D'Espinaſſe ward muthiger, dann geſchwätzig und gab ſich zuletzt einer überſchwenglichen Freundſchaft hin. Der Zeitpunkt war gekommen, um ihm das Geſtändniß über ſeine geheimnißvolle Angelegenheit zu entreißen.

D'Espinaſſe erzählte nun unter Ach und Weh ſeine tragikomiſche Geſchichte.

— Sie kennen Mademoiſelle Clariſſe?

— Vom Théâtre français? Wie ſollte ich nicht? Dieſe kleine, runde Dame mit dem prachtvollen Haar und den glänzenden Augen, welche in larmoyanten Rollen ſo unübertrefflich zu ſchluchzen verſteht?

— Ja, dieſen Engel, dieſes anbetenswürdige Geſchöpf ... Nein, dieſen Teufel ... Ach, Verzeihung, Clariſſe ...

— Wie! rief Mirabeau, hell auflachend. Sie ſind alſo verliebt?

Der Finanzmann beſann ſich einen Augenblick, dann erwiderte er:

— Nein, nein; ich nicht; ich meine meinen Neffen?

— Schämen Sie ſich! Wer wollte eine ſo ſchöne Flamme verleugnen, die ſehr wohl neben der Tugend eines Mannes beſtehen kann und wäre er ſelbſt noch ſittenreiner, als Herr D'Espinaſſe!

— Gut, ich will Ihnen nichts verheimlichen. Ja, ich liebe Clariſſe. Sie iſt meine erſte Liebe, bei Gott! Seit dem Augenblick, wo dieſe unglückliche Leidenſchaft von meinem Herzen Beſitz genommen hat, kenne ich mich ſelbſt nicht mehr.

— Sie ſind alſo freigebig geworden? fragte Mirabeau.

— Welche Qual, welche Pein habe ich erduldet! Was habe ich Alles verſucht, um dieſe Hartherzige zu rühren!

— Und es iſt Ihnen bis jetzt nicht gelungen? Sonderbar!

— Ach, ja doch! Es war eine kurze Zeit, da liebte mich dieſe Zauberin wahr und wirklich. Ich verlobte mich heimlich mit ihr und bald ſollte Hymen mich Glücklichen bekränzen ...

— Und weiter! Clariſſe wurde vermuthlich ungetreu?

— O, nein! Sie ſpielte mir einen hämiſchen, perfiden Streich. Sie ſchickte mir wenigſtens an achtzig verſchiedene Ouvriers, Kaufleute und Modiſtinnen und zuletzt auch noch den Pferdehändler auf den Hals, und dieſe Menſchen präſentirten mir die unverſchämteſten Rechnungen von der Welt, damit ich ſie für Mademoiſelle Clariſſe bezahlen ſollte.

— Aber, Teufel, Sie zahlten doch für Ihre Verlobte?

— Ich war auf der Stelle dazu entſchloſſen und ſprach dieſen Entſchluß ſofort gegen die Gläubiger meiner Braut aus. Aber jetzt, beſter Graf, ſah ich, daß all' dieſe Rechnungen übermäßig hoch waren, daß man Clariſſe, das heißt mich, ſchrecklich zu übervortheilen gedachte, und ich begann daher einige Schwierigkeiten zu machen und die Leute wegen ihrer Schurkerei ernſtlich zu bedrohen. Sie ließen ſich nicht wieder ſehen. Ich ging zu Clariſſe, um ihr meine gerechte Entrüſtung und eine Inſtruction mitzutheilen, wie ſie ſich die unverſchämten Buben am beſten vom Halſe ſchaffen könne; ſie aber wollte mich nicht wiederſehen.

— Ha, ha! lachte Mirabeau. Das glaube ich, ohne daß Sie deswegen ſchwören!

— Am Abend, fuhr D'Eſpinaſſe ſehr niedergeſchlagen fort, ſchickte ſie mir ein Billet, worin ſie mir ſchrieb:

> »Da Sie, Unhold, Tiger, Kannibale, meine kleinen Reſte zu zahlen verweigert haben — dieſe kleinen Reſte betrugen über achttauſend Francs — ſo hoffen Sie nie, mich wiederzuſehen. Mich, Ihre Verlobte, ſo zu mißhandeln! Mich ſo bloszuſtellen! Ich verabſcheue Sie; ich bemitleide Sie! Ich werde heute Nacht aus Paris flüchten müſſen, um meinen Gläubigern zu entgehen — Gott weiß, Ungeheuer, welches mein Schickſal ſein wird. Und doch liebe ich Sie, theuerſter D'Eſpinaſſe! Ach, ich bin ſehr unglücklich! Retten Sie mich, zahlen Sie noch heute Abend für mich oder ich bin für immer für Sie verloren!«

— Und was thaten Sie? Ich will nicht hoffen, daß Sie unbarmherzig geweſen ſind?

— Durchaus nicht! Aber der Brief zog mir eine Art Krankheitsanfall zu und warf mich über den Haufen. Ich wagte, da ich ſelbſt nicht mehr auftreiben konnte, dem geliebten Mädchen fünfzehnhundert Francs zu überſenden und wegen des Uebrigen um Friſt zu bitten. Sie nahm die fünfzehnhundert Francs und — reiſ'te ab.

— Teufel! Aber die Geſchichte iſt vermuthlich noch nicht zu Ende.

— Nein! Ich machte die Entdeckung, daß Clariſſe nie über tauſend Francs Schulden beſeſſen habe und daß dieſe Rechnungen nur eine Finte von ihr geweſen waren, um mich in Contribution zu ſetzen. Und dennoch betete ich ſie an. Ich erforſchte ihren Aufenthaltsort hier in Nancy, und ſchrieb ihr einen zärtlichen Brief, in welchem ich ſie bat, zurückzukehren. Sie antwortete dadurch, daß ſie einen Brief an mich einſandte, auf welchem ein Poſtvorſchuß von zehntauſend Francs verzeichnet war. Ich mußte ihn leider verweigern aus Furcht, das Opfer eines Betruges dritter Perſonen zu werden. Mehrere Wechſel, die mir, von ihr auf mich ausgeſtellt, präſentirt wurden, habe ich auf der Stelle bezahlt. Da kam abermals ein Wechſel zu einem ungeheuern Betrage und ich entſchied mich, für immer meine Gedanken an Clariſſe aus meinem Herzen zu reißen. Eben war ich damit beſchäftigt, als ein frankirter Brief von Clariſſe an mich einlief. Sie bat mich um Verzeihung, betheuerte heilig, daß ſie alle ihre Schulden bis auf zweitauſend Francs bezahlt habe, und bat mich, nach Nancy zu kommen, um ſie abzuholen und Anſtalten zur Verheirathung zu treffen. Meine unglückliche Leidenſchaft erwachte mit verdoppelter Gewalt. Ich fliege nach Nancy, eile nach Clariſſens Wohnung und werde mit Gelächter, mit bitterm Spott empfangen. Man hat mich zum Narren gehabt. Man hat mich aus Rache genöthigt, mich in Koſten zu werfen, man hat mich zu den Strapazen dieſer abſcheulichen Reiſe verurtheilt, und als ich angekommen war, hat man mich einen „alten Bajazzo“ genannt, einen „Harpagon“, und mich als ſolchen behandelt. So ſtehen die Sachen, mein theuerſter Graf. Rathen Sie mir nun, was fange ich an, um Clariſſe herumzubringen?

— Carte-blanche auf Ihre Geldkaſſe, D'Eſpinaſſe! rief Mirabeau.

— Unmöglich! Aber ich will unterhandeln, und was irgend in meinen Kräften ſteht, ſoll ihr werden.

— Gut, ich werde zu ihr gehen, ſagte Mirabeau, indeß er aufſtand, den Degen zurechtſchob und den Hut aufſetzte. Ich werde als Ihr Miniſter auftreten ...

— Ach, beſter Graf! ſagte der Geizhals betrübt; aber Sie ſind leider ein ſolcher ...

— Mädchenjäger, Herr Requetenmeiſter?

— Entſchuldigen Sie, ja.

— Deſto beſſer, ſo weiß ich, wie ſie anzugreifen ſind.

— Aber bedenken Sie, ich beſchwöre Sie, daß Sie es mit meiner Verlobten, der zukünftigen Gemahlin Ihres beſten Freundes, zu thun haben ...

— Ohne Sorgen!

— Hören Sie meine Inſtruction!

— Ueberflüſſig, mein Theuerſter! rief Mirabeau und ſchritt zum Zimmer hinaus, nachdem D'Eſpinaſſe ihm Clariſſens Wohnung bezeichnet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

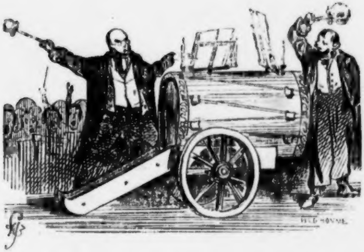
Aloys Blumauer.

Wohl Jedermann kennt Blumauers Parodie auf Virgils „Aeneide", aber nur Wenigen wird das Werkchen bekannt ſein, das in Folge dieſer Parodie erſchien. Es heißt „Blumauer im Olymp oder Virgilius contra Blumauer puncto labefactae Aeneidis, Lips. 1792. 8." In dieſem Prozeſſe tritt der alte Vulkan als Anwalt Jupiters und der luſtige Momus als Advokat Blumauers auf. Letzterer lieſt ſeines Clienten Traveſtie vor. Sämmtliche Götter — Dame Juno ausgenommen — müſſen ſich vor Lachen die unſterblichen Bäuche halten; der dicke Bacchus lacht dergeſtalt, daß er vom Stuhle fällt, und ſelbſt Zeus, der nicht länger ernſt bleiben kann, fällt folgendes Urtheil:

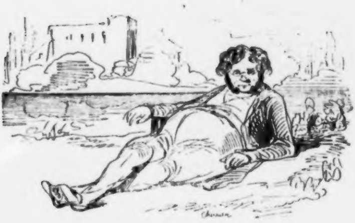
»Blumauer!« rief nun Zeus, »komm' her!
Küſſ' mich, Dein Freund iſt Jupiter,
Haſt's gut gemacht, Du Schlingel!
Laß Dich's nicht reu'n, befleiß'ge Dich
Und lief're bald was Neues — ich
Pränumerir' auf Alles.«

Nicht minder ſelten iſt das Schriftchen „Blumauer, bei den Göttern im Olymp über die Aeneide angeklagt", Grätz 1796. 8. — Es iſt intereſſant, daß Blumauer ſich auf ſeine poetiſchen Erzeugniſſe, die er oft in Wein- und Bierhäuſern auf Speiſezettel hinſchrieb, wenig zu Gute that, um ſo mehr aber auf ſeine bibliographiſchen Kenntniſſe. Ein thatſächlicher Beweis liegt in dem von ihm herausgegebenen „Catalogue raisonné des livres rares et précieux qui se trouvent chez A. Blumauer", Wien 1797, 8.; ein Katalog, der, beiläufig erwähnt, ſehr ſelten geworden iſt und von den Bücherfreunden ſtark geſucht wird.

C. M. D.



Ein Mann, der Geräuſch zu machen verſteht.



Ein Mann, der auf ſeinem Lorbeer ruht.

Zapfenſtreich.

Aachen. Am 19. October hat ein fremder Glücksritter die hieſige Bank geſprengt. Es iſt dies ſeit drei Jahren der zweite Fall. Der Director der Bank geruhte vor Schreck alle Faſſung zu verlieren und mußte in einer Sänfte nach Hauſe getragen werden.« — (Solch ein Schreck kann Leuten dieſer Art nicht ſchaden!)

Berlin. Profeſſor Ernſt Raupach hat vom Großherzog von Weimar das Ritterkreuz des weißen Falken-Ordens erhalten und, wie man hört, auch angenommen.

∴ Unter den angeklagten Polen, die unlängſt verhört worden ſind, befand ſich auch Michael von Modpoel, ein trefflicher Virtuos auf dem Clavier und der Geige. Seine meiſterhaften Leiſtungen haben namentlich in Paris manch glänzendes Concert verſchönt. Sein ſehnſüchtigſter Wunſch, in dem Gefängniß Geige ſpielen zu dürfen, iſt erfüllt worden.

∴ Das Claqueurweſen, das Herr Meyerbeer in Berlin eingeführt hat, nimmt auf eine höchſt lächerliche Weiſe überhand. Faſt jeder unſerer Hofgaukler und faſt jede unſerer Hofſchauſpielerinnen hat ein Paar Leibclaqueurs. Man fürchtet, daß nächſtens blutige Fehden unter dieſen Pfotenbauern ausbrechen werden.

∴ Jenny Lind hat bei ihrem jüngſten Aufenthalt unter uns ihren Freunden und Verehrern mit Beſtimmtheit erklärt, daß ſie nun für immer der Bühne entſagen und gegen Oſtern nur noch ein Mal in London gaſtiren werde.

∴ Unſer beliebter Komiker Gern, der ſeit vierzig Jahren ein Liebling unſeres Publikums iſt, hat eine Benefiz-Vorſtellung erhalten. Er gab die Rolle, in welcher er vor vier Decennien hier zuerſt aufgetreten war, den Diener in Kotzebue's „Indianer in England“, den Marotto im „Bär und Baſſa“ und die Lene in Blums Poſſe „Ein Ständchen vor dem Potsdamer Thore“. Das Haus war überfüllt und der Beifall enorm.

∴ Richard Wagners Oper „Rienzi“ hat, wie wohl vorauszuſehen war, auch hier nichts weiter als einen succès d'estime davongetragen. Der Referent der „Spener'ſchen Zeitung“, Dr. Spiker, ſagt darüber Folgendes: »Was die Muſik betrifft, ſo möchten wir nicht gern über ein Werk den Stab brechen, das ſo unverkennbare Spuren eines bedeutenden Talents enthält, das aber, unſerer Meinung nach, auf den bedenklichen Irrweg gerathen iſt, durch das Streben, neu und ungewöhnlich zu ſein, barock und unverſtändlich zu werden. Die faſt unaufhörliche Ueberladung mit Blasinſtrumenten, namentlich Poſaunen und Trompeten (die ſogar die Recitative, allein, begleiten), die ſchwierigſten harmoniſchen Combinationen, wenigen anſprechenden Melodien gegenüber, die Maßloſigkeit, jener ähnlich, die ſich in den ſpätern Compoſitionen Spontini's (den überhaupt der Componiſt ſich zum Vorbilde genommen zu haben ſcheint) findet, und die es nie zu einem beruhigenden Eindrucke kommen läßt, Alles dies ſtört den Genuß der Zuhörenden; dazu die übermäßige Länge der Oper, die gegen fünf Stunden währt, und daher geiſtig wie körperlich, Darſteller wie Zuhörer, ermüden muß! Einzelne gelungene Stellen, wie in dem Duett zwiſchen Irene und Adriano im erſten Aufzuge, und das Duett zwiſchen Rienzi und Irene im fünften, können für den allgemeinen Eindruck der Ermüdung, den das Ganze hervorbringt, keineswegs entſchädigen.« Die Darſtellung war durchweg tadellos. Herr Pfiſter ſang den Rienzi, Mad. Schlegel-Köſter oder Köſter-Schlegel die Parthie des Adriano und Dem. Leopoldine Tuczeck die Irene.

∴ Der vielbeſprochene, gegenwärtig ganz Italien electriſirende römiſche Volkshymnus auf Pius IX. (Inno all' onore di Pio IX.) iſt in die bei Schleſinger herausgegebene intereſſante Sammlung der Nationallieder aller Völker aufgenommen und bereits in gedachtem Verlage mit deutſchem, italieniſchem und franzöſiſchem Text mit Begleitung des Pianoforte erſchienen.

∴ Die neue in Italien mit Jubel aufgenommene Tragödie Giovanni Niccolini's, „Filippo Strozzi“, welche, wie die vor vier Jahren mit dem Banne Roms belegte Dichtung „Arnoldo von Brescia“, ebenfalls politiſche Zuſtände Italiens dem Leſer vorführt, iſt jetzt im Schleſinger'ſchen Verlage herausgekommen.

Breslau. Die „Staatsbürgerzeitung“ enthält nachſtehende Erklärung: »Freunde und Bekannte, die mich beſuchen wollen, bitte ich, um ſich Unannehmlichkeiten zu erſparen, ſich mit Päſſen, Taufzeugniſſen ꝛc. zu verſehen, da der Kreislandrath von Meaubeuge die Gensdarmen beauftragt hat, Fremde, die ſie bei mir finden und die dieſes Zeugniß nicht haben, zu verhaften und vor ihn zu bringen. Waltdorf bei Neiſſe, den 26. September 1847. Eduard Graf Reichenbach.« (In einer Zeit, wo man auch in Preußen von den Paſtracaſſerien zurückgekommen iſt, muß eine derartige Erklärung allerdings befremden.)

∴ Herr Iſoard, ein europäiſch unberühmter Schauſpieler, will gegen die Recenſenten, die ihn tadeln, die Prügelſtrafe eingeführt wiſſen. Welche neroniſche Grauſamkeit! Erſt müſſen die armen Teufel die Tortur aushalten, den p. p. Iſoard Komödie ſpielen zu ſehen, und dann ſollen ſie obendrein Prügel bekommen! Das heißt die Unbarmherzigkeit geradezu ins Aſchgraue treiben!

∴ In der „Schleſiſchen Zeitung“ wird der hochwichtige Vorſchlag gemacht, auf den Theaterzetteln blos die Namen der Spieler, ohne Zuſatz von Herr oder Frau oder Fräulein, zu nennen. Zur Berathung dieſer hochwichtigen Frage ſoll ein Congreß in Frankfurt am Main (Andere ſagen in Polkwitz oder Schöppenſtädt) zuſammentreten.

∴ Herr Guſtav Freitag, Verfaſſer der „Valentine“, hat ein neues Schauſpiel, „Graf Waldemar“, vollendet.

Darmſtadt. Am 13. October iſt in Affolderbach der bekannte Bibel-Ueberſetzer Leander von Eß, 76 Jahre alt, mit Tode abgegangen. Außer ſeiner Bibel-Ueberſetzung die in Millionen von Exemplaren durch ganz Deutſchland verbreitet iſt, hat er ſich auch durch andere volksthümliche Schriften einen ehrenvollen Ruf erworben.

Florenz. Der immer thätige Herr Vieuſſeur hat jetzt, wo in Toscana eine neue Aera geiſtiger Freiheit zu beginnen ſcheint, den Muth gefaßt, eine neue Zeitſchrift herauszugeben, welche ganz in dem Geiſte der früheren, von ihm edirten, trefflichen „Antologia“ redigirt werden wird. Sie wird „La Fenice“ heißen, und die bedeutendſten italieniſchen Gelehrten zu Mitarbeitern haben. Monatlich erſcheint ein Heft von 10 Bogen.

Hamburg. Das Thalia-Theater entwickelt eine große Thätigkeit: faſt jede Woche bringt es zwei bis drei Neuigkeiten. Ein neues Luſtſpiel, „der Börſenſchwindel“, hat ſehr gefallen; es iſt ein feines Salonſtück, welches ſich durch einen geiſtreichen Dialog auszeichnet und bei guter Darſtellung überall Glück machen wird. Echt charakteriſtiſch gab Herr L. Meyer den Bankier von Goldſchmidt, und ſein Spiel erregte große Heiterkeit. Die Rolle ſeiner Tochter gab Fräulein Herrmann ſo zart und fein nüancirt, daß ihre Leiſtung mit großem Beifall aufgenommen wurde. — Die nächſten Neuigkeiten dieſer Bühne ſind: „der erſte October“, von Wilhelmi, „die verhängnißvolle Reiſe“, von Miketſch, „der Allerweltspathe“, von W. A. Herrmann und „Er weiß nicht, was er will“, von demſelben Verfaſſer.

∴ Jenny Lind iſt von hier nach Lübeck und Stockholm abgegangen. Die Einnahme bei ihrem hieſigen Auftreten belief ſich auf 2500 Thaler. Es ſoll übrigens wegen der Platzbedrängniß und Rückſichtsloſigkeit der Direction gegen ihre eigenen Künſtler dabei zu ſehr verdrießlichen Auftritten gekommen ſein.

Jena. Am 14. v. M. wurde unſerm verehrten Geheimen Hofrathe Eichſtädt, dem „Orator Europae“, durch die Vorſehung das ſeltene Glück zu Theil, ihn das dritte fünfzigjährige Jubiläum erleben zu laſſen. Das erſte (1839) war das Doctorjubiläum, welches hier von der Univerſität begangen wurde; das zweite (1843) das Leipziger Profeſſorjubiläum, welches die Univerſität Leipzig durch eine ſolenne Deputation und der König von Sachſen durch Ueberſendung des Civil-Verdienſt-Ordens verherrlicht hatten; das dritte, das Jenaiſche Profeſſorjubiläum, wollte der Jubilar im Stillen auf ſeinem Landgute Bonndorf feiern; aber Verwandte und Freunde feierten es auf eine glänzende Art auf dem benachbarten Schloſſe Wolfitz.

Kaſſel. Durch Miniſterial-Beſchluß iſt die „Heidelberger Deutſche Zeitung“ in Kurheſſen verboten worden.

Leipzig. Aus dem Literaten-Vereine iſt nun auch Robert Blum ausgetreten. Der Verein hat nun keinen einzigen Namen von Bedeutung mehr.

∴ Dem. Dub, eine Wienerin, hat als Parthenia im „Sohn der Wildniß“ ihren erſten theatraliſchen Verſuch gewagt und ſo entſchieden gefallen, daß ihr zwei Mal die Ehre des Hervorrufs zu Theil geworden iſt. Dem. Dub hat ſehr ſchöne Mittel: ein äußerſt wohlklingendes Organ, eine äußerſt einnehmende Perſönlichkeit und eine richtige Auffaſſungsgabe. Schade, daß ſie etwas zu klein iſt; doch können wir ihr prophezeihen, daß ſie in der Gunſt des Publikums ſchnell wachſen wird.

∴ Unſer Stadttheater hat viel Pech: auch Feldmanns neues Luſtſpiel „der höfliche Mann“ iſt mit Eclat durchgefallen.

∴ Bei der Verſteigerung der Dr. Arndt'ſchen Kupferſtichſammlung iſt das ſchöne Exemplar des „Degenknopfes“, von Albrecht Dürer, für das königliche Kupferſtichkabinet in Dresden erſtanden worden. Das Blättchen wurde mit 161 Thaler bezahlt.

∴ Von Theodor Backody, einem ſehr talentvollen Lyriker Ungarns, erſcheint hier eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel „Sturm und Ruhe“.

London. Lord John Ruſſel hat, im Namen der Königin, der trauernden Mutter des berühmten chineſiſchen Sprachforſchers Robert Thom, der in China geſtorben iſt, ein Geſchenk von 250 Pfd. St. überſandt. Die letzten Tage des Lebens des Herrn Thom waren der Ausarbeitung eines Elementarwerkes über die chineſiſche Sprache und Literatur, unter dem Titel „the Chinese speaker“, gewidmet, von welchem einige Exemplare bereits in England angelangt ſind.

∴ Der bekannte Oberſt Warrington, welcher 33 Jahre britiſcher General-Conſul in Tripolis geweſen war, ſpäter aber nach Patras verſetzt worden, iſt dort am 18. Auguſt geſtorben. Er hatte ſich ſowohl in Spanien als Militär, wie durch ſeine diplomatiſchen Fähigkeiten und ſeine archäologiſchen Unterſuchungen über griechiſche und römiſche Alterthümer ausgezeichnet.

∴ Lord Campbell hat die zwei letzten Bände ſeiner Lebensbeſchreibungen der Lord-Kanzler vollendet. Sie werden die Biographien der Lords Loughborough, Erſkine und Eldon enthalten. Zu dem erſten hat der Graf von Roßlyn die ſämmtlichen Papiere des Lords hergegeben; bei Lord Erſkine's Biographie iſt ſein Tagebuch, von ſeiner Studienzeit bis zu ſeiner Erhebung zum Kanzler, zum Grunde gelegt, und für Lord Eldens Leben hat Sir Robert Peel ſeinen geheimen, mit Jenem geführten Briefwechſel ſeit dem Jahre 1822 (wo Sir Robert zum Staatsſekretär des Innern ernannt wurde) hergegeben.

∴ Der diesjährige ſoeben erſchienene Jahrgang des von Lady Bleſſington herausgegebenen „Book of beauty“ enthält die Portraits der Anna Boleyn, Jane Seymour und Catharina Paar, der zweiten, dritten und ſechſten Gemahlin des achten Heinrichs. Sodann folgt Berengaria, die Gemahlin Richards I., und Eliſabeth Woodville, die Gemahlin Eduards IV. Einen ziemlich weiten chronologiſchen Abſtand macht das Bild der Karoline Wilhelmine von Anſpach, Gemahlin Georgs II. (ſehr zierlich von Brown geſtochen). Hierauf folgen Eleonore von Provence, die Gemahlin Heinrichs III., Mathilde von Schottland, die Gemahlin Heinrichs I., Philippine von Hennegau, die Gemahlin Eduards III., Henriette Marie von Frankreich, die Gemahlin Karls I., Eleonore von Caſtilien, die Gemahlin Eduards I., und Iſabella von Valois, die zweite Gemahlin Richards II. Die Erläuterungen zu den Bildern ſind von der Lady Bleſſington.

∴ Der ſoeben erſchienene dritte Band der „Shakespeare society papers“ enthält, wie die beiden früheren, 1844 und 1845 erſchienenen, einzelne Bemerkungen und Abhandlungen zur Geſchichte der Zeit des großen Dichters und zur Kritik ſeiner Werke. So finden wir hier den Abdruck eines Actenſtückes über den master of the revels (maitre des spectacles) und ſeine Auctorität über Schauſpieldichter, Schauſpiele und Schauſpieler vom Jahre 1581 (commissio specialis pro — Magistro revellorum Ed. Tylney), von Herrn T. E. Tomlins mitgetheilt; Hemings „Schauſpieler in Briſtol unter der Regierung Heinrichs VIII.“, von W. Tyſon; eine unbekannte Abhandlung des großen Theaterfeindes Th. Stubbes, vom Jahre 1583, über Darſtellung früherer Schauſpiele durch Kirchenbeamte und Schauſpieler in Kirchen, von Herrn J. P. Collier; über „Hamlets Benehmen gegen Ophelia“, von Miß Zorlin.

∴ Lord Hervey's „Memoiren des Hofes Georgs II. und der Königin Karoline“, aus dem Familien-Archiv in Ickworth von J. W. Croker herausgegeben, werden in zwei Bänden erſcheinen.

∴ Unter dem Titel „Napoleon at St. Helena“ erſcheint, aus den Tagebüchern des verſtorbenen Sir H. Lowe von Sir R. H. Nicholas herausgegeben, eine Schilderung des Aufenthaltes des Kaiſers auf der Inſel Helena.

∴ Bei Bentley iſt eine engliſche Ueberſetzung von H. Schnitzlers neuem Werke „die geheime Geſchichte des ruſſiſchen Hofes“ in zwei Bänden herausgekommen.

Lucca. In der Entſagungsacte des Herzogs von Lucca hat das Volk aus deſſen Namen „Carlo Lodovico di Borbone“ — „Carlo Lodovico Birbone“ gemacht. Dies boshafte Wortſpiel liefert einen neuen Beweis von der Achtung und Liebe, die ſich der Ex-Herzog von Lucca in ſeinem Staate erworben hatte. Er war bei ſeinen Unterthanen dergeſtalt beliebt, daß, als die Nachricht von ſeiner Abdankung erſchien, alles Volk ſich verſammelte und aus voller Kehle „Nun danket alle Gott“ ſang.

∴ Auch hier iſt nun für immer die Todesſtrafe abgeſchafft worden.

Madrid. Die Königin von Spanien, welche die Muſe der Muſik faſt eben ſo glühend als den General Serrano liebt, hat dem italieniſchen Geſanglehrer Bordogni für eine Sendung neuer Solfeggien den Orden Karls III. geſchenkt. (Rien pour rien!)

Mailand. Bei dem überaus großen Mangel an neuen Opern wird Deutſchland mit Bewunderung hören, daß in Italien die Opern wie die Pilze aufſchießen. Angekündigt ſind „I Marcanti“, von Fontana; „Eleonora Dori“ und „Irene“, von Battiſta; „Clarisse Visconti“, von Landemo; „la Tirolese“, von Magazarri; „Giulia di Tolosa“, von Gabrielli; „Vara“, von Speranza; „il Corsaro“, von Rini; „Morlecho“, von Capecelatro; „Don Bucefalo“, von Cognoni; „Ascanio il giojelliere“, von Di Gieſa.

Mannheim. Herr Guſtav von Struve, Redacteur des „Deutſchen Zuſchauers“, iſt vom letzten Wahlbezirk zum Abgeordneten in die baden'ſche Kammer gewählt worden.

New-York. Johann Tyſſowsky, der ehemalige Dictator von Krakau, ſchwingt auch hier das Scepter, vorläufig aber nur über Kinder. Er iſt, wie einſt Louis Philipp, Schulmeiſter geworden.

Paris. Nach dem ſoeben erſchienenen „Almanac royal“ iſt Herr Guizot: Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion, Großkreuz des braſilianiſchen Südſterns, Großkreuz des goldenen Vließes von Spanien, Großkreuz des griechiſchen Erlöſer-Ordens, Großkreuz des neapolitaniſchen St. Ferdinands-Ordens, Großkreuz des ſicilianiſchen St. Januarius-Ordens und Großkreuz der St. Joſeph-Ordens von Toskana; aus dieſem Grunde kann man hinter ſeinem Namen † † † † † † †, das heißt ſieben Kreuze machen.

∴ In demſelben Werke iſt auch der Hofſtaat des Grafen von Paris aufgeführt. Der Gouverneur des Prinzen iſt der General Graf Baudrand, ſein Lehrer Herr Regnier und der des Herzogs von Chartres, Herr Gewigeon (Beide wohnen in den Tuilerien). Die Adjutanten des Grafen von Paris ſind: der Baron Marbot, der Graf von Montguyon, der Herzog von Elchingen, der Baron von Chabaud-Latour und der Oberſt Bertin de Veaux. Sein Ehren-Stallmeiſter iſt der Graf von Cambis, ſein Kabinetsſecretair Herr Boismilon, ſein Bibliothekar Herr Auguſt Thierry, ſein Arzt Herr Blache und ſein Wundarzt der Baron Pasquier. — Bei dem Hofſtaate der Königin und der königlichen Prinzeſſinnen ſind außer den „dames pour accompagner“ auch die Vorleſerinnen (dames lectrices) aufgeführt.

∴ Der Beichtvater der Königin, Abbé Guillon, Biſchof von Marocco, iſt in ſeinem 80ſten Jahre geſtorben. Der Biſchof von Périgueux, ſagt man, ſei zu ſeinem Nachfolger beſtimmt.

∴ Auch der Marquis von Caſtellane, das jüngſte Mitglied der Deputirtenkammer, iſt auf ſeinem Schloß zu Rochecotte, im Alter von 34 Jahren, geſtorben.

∴ Herr Gapo de Feuillide geht auf Koſten der Regierung nach Nordamerika, um dort Studien zu einer Geſchichte der Vereinsſtaaten zu ſammeln.

∴ Der unlängſt (am 23. September 1847) geſtorbene Schriftſteller Melchior Frédéric Soulié (geboren am 23. December 1800 zu Foix) hat nach einer von ihm ſelbſt verfaßten Notiz folgende Theaterſtücke verfaßt: „Roméo et Julia“, Trauerſpiel in fünf Acten, 1828; „Christine à Fontainebleau“, Trauerſpiel in fünf Acten, 1829; „Une nuit du duc de Montfort“, Luſtſpiel in zwei Acten, 1830; „Nobles et Bourgois“, Schauſpiel in fünf Acten, 1831; „La Famille de Lusigny“, Drama in drei Acten, 1832; „Clotilde“, Schauſpiel in fünf Acten, 1832; „Une aventure sous Charles IX.“, Luſtſpiel in drei Acten, 1834; „Les deux Reines“, komiſche Oper in einem Act, 1835. Im Gebiete des Romans hat er geliefert: „Les deux cadavres“, zwei Bände, 1832; „Le port de Créteil“, zwei Bände, 1833; „Le Magnétiseur“, zwei Bände, 1834; „Le Conseiller d'état“, zwei Bände, 1835; „Deux sejours, Province et Paris“, zwei Bände, 1836; „Romans historiques de Languedoc“, zwei Bände, 1336; „Sathaniel“, zwei Bände, 1836; „Le comte de Toulouse“, zwei Bände, 1837; „Le vicomte de Béziers“, zwei Bände, 1837; „Les mémoires du Diable“, acht Bände, 1838—40. Außerdem war er Mitarbeiter am „Miroir“, am „Figaro“, an der „Mode“, am „Voleur“ und am „Cent-et-un“. — Das letzte Drama, das er kurz vor ſeinem Tode vollendet hat, heißt „La Closerie de Genets“ und iſt auf dem Ambigu-Theater mit außerordentlichem Beifall gegeben worden.

∴ Der hieſige Schriftſteller-Verein will, in Verbindung mit den Ausgezeichnetſten der lebenden Künſtlerwelt, ein prachtvolles Album herſtellen, das zum Vortheile armer Schriftſteller Frankreichs verkauft oder ausgeſpielt werden ſoll. Sämmtliche Mitglieder der franzöſiſchen Akademie wie alle Schriftſteller, die ſich irgendwie bekannt gemacht haben, alle Maler und Bildhauer, deren Werke das Publikum liebt und die Componiſten, deren Melodien das Volk entzücken, haben ſich vereinigt, eigenhändig Etwas in dies Album zu ſchreiben oder zu zeichnen. Es wird Autographien von Chateaubriand, Lamartine, Hugo, Couſin, Salvandy, Guizot, Thiers, Béranger, Arago, George Sand, Eugène Sue, Dumas, Balzac, Scribe, von Roſſini, Meyerbeer, Halévy, Auber, Berlioz, von Ingres, Horace Vernet, Delaroche, Ary Scheffer, Diaz, Couture u. ſ. w. enthalten. Ein großer Theil des Albums iſt bereits gefüllt und die berühmteſten Namen haben ſich zuerſt eingezeichnet. Man hofft für dies Album mindeſtens 100,000 Francs zu löſen.

∴ Das neue Theater, die Opéra national (im Lokal des Circus von Franconi auf dem Boulevard), geht ſeiner Eröffnung entgegen. Adam betreibt das Ganze mit ſeiner gewohnten Thätigkeit. Das Orcheſter und die Chöre ſind ſehr brav. Das Theater wird mit einem muſikaliſchen Prolog eröffnet werden, wozu Auber, Halévy, Caraffa und Adam die Muſik geſchrieben haben; der Text iſt von Alphons Royer und Guſtav Vaez, den Verfaſſern des Textes der „Favorite“. Sodann wird eine große dreiactige Oper, „Gaſtibelza“, gegeben, deren Süjet einer Ballade Victor Hugo's entlehnt iſt. Der Text iſt von den Herren Dennery und Cormont (zwei Celebritäten des Boulevard du Temple), und die Muſik die erſte Arbeit eines vom Inſtitut gekrönten jungen Muſikers, Herrn Maillart.

∴ Das Théâtre français, das, wie die große Oper renovirt und reſtaurirt worden iſt, iſt am 19. d. M. wieder eröffnet worden, und zwar mit Racine's „Phädra“, in welchem Stücke Dem. Rachel die Hauptrolle geſpielt hat. Folgende Stücke ſollen, wie es heißt, in Scene geſetzt werden: „les Aristocrates“, fünfactiges Drama in Verſen, von Herrn E. Arago; „la Marquise d'Aubree“, desgleichen von Herrn Chr. Lafont; „Kleopatra“, Trauerſpiel in fünf Acten, von Frau von Girardin (mit der Hauptrolle für Dem. Rachel); „Quitte pour la peur“, einactiges Stück in Proſa; „un caprice“, Sprichwort, von Herrn A. von Muſſet, und „der Puff“, Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Scribe; „l'aventuriere“, fünfactiges Stück in Verſen, von Herrn Emil Augier; „le château de cartes“ (das Kartenhaus), ein fünfactiges Stück in Verſen, von Herrn Bayard; ein Trauerſpiel von den Herren Scribe und Legouvé, und die „Rue Quincampoix“, fünfactiges Stück in Verſen von Madame Ancelot.

∴ „Les impressions de ménage“ heißt ein neues einactiges Vaudeville, das im Variétés-Theater vielen Beifall eingeerntet hat. Verfaſſer dieſer artigen Bluette iſt ein Herr Briſebarre.

∴ Im Verlag bei Amyot iſt jetzt eine 24 Bogen ſtarke Schrift, „la présidence du conseil de Mr. Guizot et la majorité de 1847, par un homme d'etat“, erſchienen, die man allgemein als das Programm des Herrn Guizot, in ſeiner Stellung als Miniſterpräſident, betrachtet.

∴ Vor einigen Tagen wurden hier mehrere berühmte Rennpferde verſteigert, darunter der Morok, drei Jahre alt, gekauft von dem Fürſten Galizin für 20,000 Frs., der Fitz-Emilius, fünf Jahre alt, gekauft von demſelben für 26,000 Frs.

∴ Beim nächſten Pferderennen in Chantilly werden u. A. folgende vierfüßige Celebritäten auftreten: „Couche-tout-nu“, „Va-nu-pieds“, „Chourineur“, Lansquenet“, „Morock“, „Dagobert“ und „Murph“, Pferde, die nach den Hauptperſonen aus Eugène Sue's Romanen getauft ſind.

Peſth. Zwei der erſten Koriphäen der Oppoſition, der Vicegeſpann Moriz von Szent-Kiralyi und Ludwig von Koſſuth, ſind mit großer Stimmenmehrheit zu Abgeordneten des Peſther Comitats erwählt worden.

Petersburg. Herr Franz Mollner, der erſt vor Kurzem mit der Intendanz des kaiſerlichen Hoftheaters einen dreijährigen Contract abgeſchloſſen, hat bei derſelben um ſeine Entlaſſung nachgeſucht, weil er einen Contractpunct für verletzt hält.

Prag. „Drahomira“ iſt der Titel einer neuen Oper, die der Kapellmeiſter Franz Skraup für das hieſige Theater ſchreibt.

∴ Am 17 October ſtarb hier J. N. Fiſcher, Dr. der Medicin und Profeſſor der Augenheilkunde. — Am 20. d. M. verlor auch die juridiſche Facultät eines ihrer älteſten Mitglieder, den J. U. Dr. Aloys Wydra, Landesadvokaten, fürſterzbiſchöflichen Conſiſtorialrath u. ſ. w.

Rom. Der Papſt hat den bisherigen Nuntius in Paris, Monſignore Fornari, zum Cardinal erhoben und den bisherigen Nuntius in München, Monſignore Morichini, zu Fornari's Nachfolger ernannt.

Weimar. Unter den Papieren der verſtorbenen Frau von Wolzogen iſt der Entwurf eines Trauerſpiels von Schiller gefunden worden, welches das Geſchick der bekannten Kurprinzeſſin von Hannover, Sophie von Celle, zum Inhalt hat.

Wien. Dr. Wiesner, Verfaſſer der „Denkwürdigkeiten der öſterreichiſchen Cenſur“, hat von der „Deutſchen Zeitung“ einen Ruf nach Heidelberg erhalten, und wird die leitenden Artikel über Oeſterreich in dieſem Blatte liefern. Das Buch iſt hier unter dem Vorwande verboten worden: es entſpreche keineswegs ſeinem Titel und ſei durchaus nicht deutſch (?). Herr Wiesner hätte früher das Anerbieten der niederöſterreichiſchen Stände, gegen ein feſtes Jahrgehalt von 1000 Gulden, Artikel im ſtändiſchen Intereſſe für die deutſchen Zeitungen zu ſchreiben, abgelehnt.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Nur Wenigen dürfte es bekannt ſein, daß Milton, der Dichter des „verlorenen Paradieſes“, vor zweihundert Jahren eine Schrift gegen die Cenſur, dies verlorene Paradies des Gedankens, herausgegeben hat. Es heißt darin: »Wer da glaubt, durch Erlaubnißſcheine für Druckſachen den freien Ideen den Eingang beim Volke zu verſperren, der handelt ſo thöricht wie Jemand, welcher ſein Gartenthor abſchließt und ſich dem Wahne hingiebt, die Vögel könnten dann nicht in ſeinen Garten hineinfliegen.«

— Wohl keine Nation hat ſo viele Improviſatricen aufzuweiſen, als die italieniſche. Die Koryphäen der Dichtung aus dem Stegreif (ex improviso) waren Cäcilia Micheli, Giovanna de Santi, Barbara von Correggio Maddalena Morelli-Fernandez, genannt Corilla Olimpica, Fortunata Sulgher-Fantaſtici, Roſa Taddei und Tereſa Bandettini. Die berühmteſten Improviſatoren Italiens neuerer Zeit waren Ludovico Serio, Ludovico Roſſini, Franceſco Gianni und Tommaſo Sgricci.

— Die ſchwediſche Schauſpielerin Emilie Hoequiſt hinterließ 132 Schmuckgegenſtände, meiſtens mit Brillanten beſetzt; einen Sonnenſchirm mit goldenem Griff und mit Rubinen beſetzt und einen ſilbernen Helm, den ſie in der „Jungfrau von Orleans“ trug. Dieſer Helm war ein Geſchenk der verwittweten Königin von Schweden. Die Theatergarderobe der Dem. Hoequiſt beſtand aus mehr als 400 vollſtändigen Coſtümen. Der Werth des von ihr nachgelaſſenen Silbergeſchirrs ſoll ſich auf 20,000 Gulden belaufen.

— Der ſächſiſche General von Benkendorf, ohne welchen Friedrich II. bei Collin geſiegt hätte, brachte als neunzigjähriger Greis kurz vor ſeinem 1802 erfolgten Tode folgenden Trinkſpruch aus:

»Santé cent ans,
Cent mille écus par ans,
Prospérité dans nos amours,
La vie éternelle apres la fin de nos jours.«

Erklärung.

Die Unverſchämtheit mancher Nachdrucker geht wirklich ins Aſchgraue. Zum Beweiſe führe ich zwei neue Beiſpiele an. Ein Herr Gumprecht in Danzig hat die größere Hälfte meiner bei Otto Wigand erſchienenen „Kurzen Briefe an meinen langen Vetter“ im „Danziger Volkskalender“ nachgedruckt. Soeben erhalte ich eine Anzeige, worin die A. T. Colditz'ſche Verlagsbuchhandlung, ganz gegen mein Wiſſen und ganz gegen meinen Willen, eine neue dritte billige Taſchenausgabe meines bei Theodor Thomas herausgekommenen „Buchs der Liebe“ ankündigt. Der einzige rechtmäßige Verleger iſt Herr Thomas, der mir eben die Anzeige macht, daß er Oſtern nächſten Jahres die **vierte** Auflage erſcheinen läßt. — Ich proteſtire im Vereine mit Herrn Thomas gegen die von der Colditz'ſchen Buchhandlung beabſichtigte Herausgabe einer neuen Auflage meines „Buchs der Liebe“ und werde gegen ſeinen Nachdruck den Schutz der Geſetze in Anſpruch nehmen.

E. M. Oettinger.

Bei **Philipp Reclam jun.** in Leipzig iſt erſchienen:

NARRENALMANACH

für

[illegible]

von

Eduard Maria Oettinger.

Sechſter Band.

Elegant geheftet. Preis 2 Thaler.

Teufeleien

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band,

mit 77 Karikaturen.

Elegant geheftet. Preis 1 Thaler.

Bei **Auguſt Weichardt** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Weltkunde, in einer planmäßig geordneten **Rundſchau der wichtigſten neueren Land- und Seereiſen** für das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände auf Grund des Reiſewerkes von Dr. Wilhelm Harniſch dargeſtellt und herausgegeben von Friedrich Heinzelmann.

Das mit ſo großem Beifall aufgenommene Werk: „Die wichtigſten neueren Land- und Seereiſen, für die Jugend und andere Leſer bearbeitet von Dr. Wilhelm Harniſch", erſcheint hier in verjüngter Geſtalt und vollſtändiger Durchführung. Die geſammten Länder und Völker der Welt werden in einem farbenreichen, wohlgeordneten Rundgemälde mit den Wundern der Natur und Kunſt, mit dem leiblichen und geiſtigen Leben abgeſpiegelt. Den Stoff dazu liefern die tüchtigſten und gediegenſten Reiſebeſchreiber der letzten Jahrzehnte. Ueberall ſind geſchichtliche Einleitungen, ſo wie die nöthigen Erklärungen und Ueberſichten hinzugefügt, während die Verlagshandlung in geſchmackvoller Ausſtattung durch Stahlſtiche und Karten ihr Möglichſtes gethan hat. — Der erſte Band enthält die Reiſe durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Alle zwei Monate wird ein Band erſcheinen, ſo daß das ganze Werk innerhalb drei Jahren in ſechzehn mäßigen Bänden vollendet ſein wird.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 268. Leipzig, 19. November 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Mirabeau in Nancy.

Novelle von Adolph Görling.

(Fortſetzung.)

Als Mirabeau, von Manuel begleitet, in Clariſſens Wohnung angekommen war, hörte er, die Schauſpielerin ſei nicht zu Hauſe und habe ſich bereits zu der Vorſtellung ins Theater begeben.

— Alſo gehen wir, Hannibal! Vor allen Dingen aber, theuerſter Jüngling, fühle ich, ſeit ſich die Goldſtücke in meiner Taſche unter zehn vermindert haben, ein unabweisliches Gefühl der Unbehaglichkeit, einen Mangel an Gleichgewicht, der nicht zu meinem Vorhaben paßt. Du ſprachſt vorhin von eilf Louisd'or; gieb ſie mir, großherziger Afrikaner! Ich werde ſie Dir nachher wieder zuſtellen.

— Ach, beſter Graf, erwiderte der Sekretär, Sie ſelbſt beſitzen ja noch fünf Piſtolen, und wir wären geſchlagene Leute, wenn Sie dieſes Geld heute Abend noch verbrauchen wollten. Laſſen Sie mir meine Börſe!

— Poſſen! Ich werde mich hüten, einen einzigen Pfennig unnütz auszugeben!

— Aber was halten Sie für unnütz, wenn Ihr Amüſement in Frage kommt? Da ſteckt's eben!

— Gut, ich gebe gar nichts aus! Jetzt biſt Du doch beruhigt? Aber, sacre bleu, dieſe Clariſſe iſt liebenswürdig; ſie iſt in Paris reizend; Du begreifſt, daß ſie hier in Nancy, wo man vor Langeweile umkommt, bezaubernder als eine Göttin iſt! Ich muß ſie mir erobern, Manuel, und Du ſuchſt Dir eine kleine Choriſtin oder Clariſſens ſicherlich niedliches Kammermädchen zu erbeuten. Aber bedenke, wie wollte ſich's anſehen, wenn Clariſſe Schwierigkeiten machte und ich ſteckte zufällig die Hand in die Taſche und brächte nur jämmerliche fünf Louisd'or zum Vorſchein ... Gieb Dein Geld her, Geizhals!

— Aber was wird denn die Choriſtin ſagen, wenn ich die Hand in die Taſche ſtecke und nichts, gar nichts ans Tageslicht bringe?

— Choriſtinnen und Kammermädchen ſind, ſo lange die Welt ſteht, nie eigennützig geweſen. Uebrigens haſt Du ja noch Silber; ich habe Fünffrankenthaler bei Dir geſehen. Alſo, gieb mir Deine Börſe!

— Bitte, bitte ...

— Soll ich Dir das Piſtol auf die Bruſt ſetzen? Behalte ein Goldſtück; die andern muß ich haben!

Manuel gehorchte endlich. Von böſer Ahnung gepeinigt, verſuchte er noch einige gute Rathſchläge und Empfehlungen zur Sparſamkeit, indem er auf die vierzig Meilen bis Paris hinwies. Mirabeau verſprach, ſich ſo untadelhaft wie ein Trappiſt zu verhalten.

Indeß waren die Fremden bis ans Theater gekommen.

Mirabeau arbeitete ſich durch die Menge und achtete nicht darauf, daß Manuel, welcher ſeinen koſtbaren Frack zu verderben fürchtete, nicht ſchnell genug nachfolgen konnte. Als der Sekretär endlich im Gebäude feſten Fuß gefaßt hatte, war der Graf nirgends mehr zu finden. Er rief, er ſchrie ... Mirabeau war verſchwunden.

Es fiel dem guten Manuel nicht ein, daß ſein Herr auf die Bühne geeilt war und noch weniger, daß er dieſen Platz hinter den Couliſſen mit einem Louisd'or bezahlt hatte.

Seufzend nahm Hannibal einen Logenplatz und blickte vergebens mit ſeinem ſchönen blauen Auge im Hauſe umher, um ſeinen Herrn und Meiſter herauszufinden.

Unterdeſſen ſtand Mirabeau hinter den Couliſſen und erwartete ungeduldig das Erſcheinen der Mademoiſelle Clariſſe. Einige junge ſchöne Mädchen in Schäfertracht, mit griechiſchen Helmen auf den Köpfen, gruppirten ſich dicht neben ihn. Mirabeau trat zu ihnen heran und verflecht ſie augenblicklich in ein Geſpräch, das ſie vollſtändig gefangen zu nehmen ſchien.

Nachdem er ſich ihres Wohlwollens verſichert hatte, fragte er, um ſich zuvor über die etwaigen galanten Bekanntſchaften der ſchönen Clariſſe zu unterrichten, die ihm vielleicht in die Quere kommen könnten.

— Und welches Stück ſpielen Sie heute Abend, meine Damen?

— „Dido“.

— Sie geben vermuthlich dieſe Rolle? fragte er Diejenige, welche ihn mit dem entzückteſten Blick betrachtete.

— Ach nein! Dafür iſt ja dieſe Clariſſe ...

— Clariſſe?

— Eine alberne, leichtfertige Pariſerin, die uns der Director aufgezwungen hat.

— Iſt ſie verheirathet?

Die Mädchen lachten.

— Wir wiſſen nicht; aber wir glauben es; denn bald nachdem ſie hier eintraf, wurde ſie krank und wir haben herausgebracht, daß ſie ...

— Nun?

— En passant Mutter geworden iſt.

— Das iſt fatal! Und in Folge dieſes intereſſanten Umſtandes iſt ſie vielleicht ſehr häßlich geworden? fragte Mirabeau.

— Geworden? antworteten die Mädchen; wir glauben, daß ſie niemals ſchön geweſen iſt.

— Affen! murmelte Mirabeau und wandte ihnen den Rücken. Sie iſt alſo noch immer ſo ſchön, wie früher!

Er wurde ſofort für ſeine Parteilichkeit für die Pariſerin belohnt. Die Ankleidezimmer öffneten ſich und voran ſchritt ein bezauberndes Weſen mit unfriſirtem Haar, ziemlich nackten Schultern und einem roſenfarbenen Reifrocke, welches, ſtatt der rothen Schuhe mit hohen Abſätzen, goldene Sandalen an den ſchönen Füßen trug.

Mirabeau näherte ſich ihr. „Dido" ſtand ſtill, ſah ihn aufmerkſam an und trat ihm lebhaft einen Schritt entgegen.

— Ach, Mademoiſelle, wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen; wie noch weit glücklicher, daß Sie ſich des Bewunderers der Damen vom Théâtre français erinnern.

Sie winkte ihm Schweigen, nahm ſeinen Arm und ging mit ihm auf und ab.

— Wie kommen Sie nach Nancy? fragte die Schöne, nachdem ſie ſich nach den Pariſer Verhältniſſen erkundigt hatte.

Mirabeau erzählte.

— Und Sie, Clariſſe?

— Ach, das iſt eine ſeltſame Geſchichte! Denken Sie ſich, Herr D'Espinaſſe ...

— O, ich weiß Alles! Ich fand ihn im Gaſthofe und wenn ich nicht ſo eigennützig wäre, in dieſem Augenblick nur für mich Ihr Wohlwollen zu gewinnen, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß ich Auftrag habe, für Herrn D'Espinaſſe eine feierliche Brautwerbung anzubringen.

— Schweigen wir davon!

Die Klingel ertönte und „Dido" trat auf die Bühne. Während ſie Pauſe hatte, kehrte ſie zu dem Grafen, welcher ſich jeden Augenblick mehr für ſie enthuſiasmirte, zurück, und Mirabeau benutzte dieſe Zeit gewiſſenhaft, um die reizende Clariſſe, die ſchon zu wanken ſchien, vollends zu erobern.

— Jetzt aber, ſagte ſie endlich im letzten Act, ſich von ſeinem Arme losmachend, jetzt bitte ich um einige Minuten Ruhe. Meine große Scene kommt.

Dieſe große Scene kam und größer als die reizende Künſtlerin es geahnt hatte.

„Dido" beklagte die Flucht ihres Aeneas. Sie war mit ihren Thränen, mit ihrer Alles hinreißenden Declamation bezaubernd, himmliſch. Sie wurde zehn Mal in ihrer prachtvollen Klage durch donnernden Beifall unterbrochen und gelangte, während „Kannibalen Thränen fanden", zu der Stelle:

»So biſt, Aeneas, Du verſchwunden,
Mein Schmerz, er führt Dich nicht zurück?«

— Doch, doch, Clariſſe! rief ſchluchzend eine Stimme aus dem letzten Range. Hier bin ich! Sieh' mich an, Angebetete, Göttliche! Hier iſt Dein Aeneas, um Dich nie wieder zu verlaſſen!

Einen Augenblick herrſchte tiefe Todesſtille im Hauſe. Aller Blicke richteten ſich nach der Gallerie; dort erblickte man einen alten Menſchen im braunen Rocke, ohne Hut und Perrücke, welcher, während Thränen ſeine gelben Wangen überſtrömten, beide Arme nach der Bühne zu ausbreitete.

Ein furchtbares, unauslöſchliches Gelächter folgte dieſem Intermezzo. Es wurden in zehn Secunden mindeſtens hundert Witze geriſſen und mitunter ſehr boshafte; Alles ſchrie, lärmte und tobte wie beſeſſen. Die Schauſpielerin ſtand betäubt, wie eine Bildſäule, und bewegte ſich nicht.

— Hier iſt Dein Aeneas! ſchrie Herr D'Espinaſſe abermals. Verlaſſe dieſe ſchändliche Bühne und kehre in die Arme Deines Geliebten zurück.

— Du Thor, dahin wird ſie den Weg auch ohne Dich finden! rief eine helle Stimme.

Fürchterlicher Lärm.

— Ohne mich? fragte D'Espinaſſe. Ich bin ja ihr Aeneas!

— Glauben Sie das nicht, rief ein baumlanger Dragoner mit donnernder Stimme; wenn's einmal ein Aeneas ſein ſoll, ſo iſt's unſer kleiner, blonder Lieutenant von der dritten Escadron!

Die Menſchen ſchienen unſinnig werden zu wollen. Sie ſchrieen aus Leibeskräften, ſchwenkten die Hüte, ſprangen auf die Bänke und fielen ſich unter krampfhaftem Gelächter, nur noch lallend und unartikulirte Töne ausſtoßend, in die Arme.

Der Vorhang ſollte fallen. Er fiel auch wirklich, aber zwei Fuß vom Boden ſtieß er auf einen zu weit vorgerückten Felſen und blieb in der Schwebe. Jetzt ſah man hinter der Gardine die rothen Stiefel und glänzenden Sandalen der Schauſpieler und Schauſpielerinnen herbeilaufen, und man konnte an den verſchiedenen Stellungen dieſer hellbeleuchteten Füße ſehr genau bemerken, wie ihre Inhaber ſich hinter dem Vorhange abquälten, um das ſchwere Ding über den Felſen hinwegzuheben.

Der Paroxismus fing von Neuem an.

Endlich trat der Director vor und erklärte, die Mitglieder ſeien nach dieſen unerhörten Vorfällen ſo betroffen und verwirrt, daß er um eine halbſtündige Friſt nachſuche.

— Ich hoffe, das geehrte Publikum wird uns dieſe Raſt gewähren, damit wir uns wieder ſammeln können.

— Nein! ſchrie man. Dido heraus!

— Aber mit dem Aeneas!

— Ja, und mit dem rechten!

— Weiter ſpielen! Weiter ſpielen!

— Meine Damen und Herren, ſchrie der Director, ich ſchwöre, daß ich vor Ablauf einer halben Stunde nicht weiter ſpielen laſſe. Es iſt uns unmöglich!

Der Tumult überſtieg alle Grenzen. Unterdeſſen lag Mademoiſelle Clariſſe halbohnmächtig in Mirabeau's Armen. Sie erklärte beſtimmt, nicht weiter zu ſpielen, ſondern wollte nach Hauſe geführt werden, welchem Begehren ſich jedoch der Director widerſetzte. Er hielt Dame Dido feſt und ſchwor bei allen Teufeln, ſie komme nicht von der Stelle, ohne vorher ihrer Verpflichtung genügt zu haben, das Stück zu Ende ſpielen zu helfen.

Mirabeau und Dido ſetzten ſich in Bewegung. Der Director ergriff die Dame am Arm, worauf der Graf den Degen zog und dem Director zwei Zähne mit dem Gefäß in den Hals hineinſchlug. Der erbitterte Director ſammt den Schauſpielern würden in der erſten Wuth den Grafen ermordet haben, wäre nicht Hannibal auf dem Kampfplatz erſchienen.

— Halt! ſchrie er. Im Namen des Königs! Männer, was beginnt Ihr?

— He, Du! rief Mirabeau, auf den mit einer Pike bewaffneten Director hitzig andringend. Was willſt Du? Fort, Afrikaner! Dieſe Kälber werde ich allein abſchlachten.

— Wehrt Euch nicht, ums Himmelswillen! ſchrie Manuel, die Pike des Directors ergreifend. Mein Herr iſt ein Geſandter des Königs, es iſt der Graf Mirabeau, welcher vor Euch ſteht!

Die Schauſpieler ſtutzten und ließen die Waffen ſinken.

— Wir wollen Euch Revanche geben, liebe Leute, beſänftigte ſie Manuel, nur ruhig! Herr Graf, einen Augenblick Ihre Börſe!

— Hier! ſagte Mirabeau ſo großartig, als habe er Königreiche zu verſchenken, indeß er ſeinem Sekretär die Börſe reichte.

— Nehmen Sie! ächzte Hannibal und reichte dem Director zwei Louisd'or hin.

— Wie? für zwei Zähne zwei Louisd'or! erwiderte der Director. Wiſſen Sie, daß ein Zahn mindeſtens tauſend Francs werth iſt? Für zwei Louisd'or kann ich ja nicht einmal zwei falſche für meine kerngeſunden, echten wiederbekommen!

— Iſt dies etwa einer von den echten? rief Manuel, einen Zahn von der Erde aufhebend. Der Zahn, wahrſcheinlich von Ihnen ſelbſt fabricirt, iſt mit ſeiner Stecknadelſpitze keinen Sou werth.

— Ja, aber der andere war echt, bei Gott, mein Herr!

— So gieb ihm für den echten vier Louisd'or! rief Mirabeau, und dieſen durſtigen Burſchen da zahle zwei Louis, damit ſie auf unſere Geſundheit trinken. Und jetzt, Mademoiſelle Clariſſe, werde ich Sie nach Hauſe führen ...

— Unmöglich, mein Herr! ſchrie der Director und machte Anſtalt, ſich die Haare auszuraufen. Ich bin ruinirt, wenn meine Dido mich verläßt!

— Wie viel Geld verlangen Sie, wenn ich ſie doch mit mir nehme?

— Acht Louisd'or wenigſtens.

— Bezahle ihm die Hälfte, Hannibal, und dann fort!

— Ach, was machen Sie, Herr Graf? Wir ſind ruinirt! murmelte Hannibal.

— Wenn Du mich officiell als Geſandter und Graf ankündigſt, erwiderte ihm Mirabeau halblaut, ſo wundere Dich nicht, wenn ich mich als ſolcher benehme.

— Aber unſer Geldbeutel? Hier, nehmen Sie acht Louisd'or, Herr Director, und Sie, meine Herrſchaften, einen ... Ich empfehle mich Ihnen, Ihr Halunken!

Damit folgte Manuel dem Grafen.

Mirabeau konnte Mademoiſelle nicht tröſten. Sie blieb dabei, daß ſie keine Minute länger in Nancy verweilen werde. Und dennoch könne ſie nicht fort, weil ſie vor ihrer Abreiſe noch eine heilige Schuld abzutragen habe.

Das Paar befand ſich jetzt im Zimmer der Dido. Sie war ſo unwiderſtehlich, daß Mirabeau ihr ſein Leben hingegeben haben würde, wenn ſie es gefordert hätte.

— Und wie viel beträgt dieſe Schuld?

— O, Sie Großmüthigſter, ich werde von Ihnen keine Hilfe annehmen. Ich werde auf der Stelle zu meiner Tante, einige Stunden von hier, reiſen, morgen früh zurückkehren und dann die Stadt, wo ich ſo ſchrecklich beſchimpft worden bin, für immer verlaſſen.

— Noch ein Mal, wie viel brauchen Sie? fragte Mirabeau mit donnernder Stimme.

— Fünf Louis! hauchte die Dame mit erſterbendem Tone.

— He, Hannibal!

Manuel trat, zitternd am ganzen Leibe, faſt weinend, ein.

— Die Börſe!

— Barmherzigkeit! ſchluchzte der Sekretär.

Mirabeau runzelte die Stirn und trat ihm näher.

— Sagſt Du noch ein Wort, dann ermorde ich Dich! murmelte er ihm ins Ohr.

Manuel lieferte ab und behielt nur noch eine Piſtole übrig. Dann trat er ab.

— Hier, angebetetes Mädchen! ſagte Mirabeau, das Geld auf einen Tiſch legend. Aber jetzt reiſen Sie nicht zu Ihrer Tante.

— Nein, theuerſter Graf!

— Und ſind Sie entſchloſſen, Nancy zu verlaſſen, ſo reiſen Sie mit mir, Clariſſe.

— Ach ja! Und nach Paris!

— Morgen geht's fort. Mein Wagen kann hier verfahren. Ich werde hier bleiben und Ihnen behilflich ſein, wenn Sie einpacken u. ſ. w.

— Nur jetzt verlaſſen Sie mich, theuerſter Graf. Ich habe noch eine heilige Sache zu verrichten, ſagte ich Ihnen. Kommen Sie in zwei Stunden wieder.

— Dieſe Ewigkeit!

Clariſſe ſah ihn ſo bittend an, daß er Hut und Handſchuhe nahm, einen Kuß auf ihre Lippen drückte und raſch forteilte.

— Zaudern Sie nicht! Gehen Sie augenblicklich! rief ſie nach. Sie werden deſto ſchneller zurückkehren. Adieu!

(Schluß folgt.)

Spaniſche Albernheiten.

Herr von Rochau erzählt in ſeinem höchſt anziehenden Buche „Reiſeleben in Südfrankreich und Spanien“ eine Maſſe von Albernheiten, wodurch die ſpaniſche Etikette ſich auf Koſten des geſunden Menſchenverſtandes mit Grandezza lächerlich macht. Wir theilen ein paar Pröbchen daraus mit:

Der Herzog von Medina-Celi iſt ſeit vielen hundert Jahren ein Prätendent, der die ſpaniſche Krone nach Erbrecht in Anſpruch nimmt. So oft ein Thronwechſel ſtattfindet, legt der Herzog von Medina-Celi eine feierliche Verwahrung ſeiner Rechte ein und wird dafür regelmäßig in Geldſtrafe genommen. Dieſer Thronſtreit zwiſchen dem Könige und dem Herzoge von Medina-Celi thut indeſſen dem guten Vernehmen zwiſchen Beiden keinen Eintrag, ſo daß Letzterer es noch als eines ſeiner heiligſten Ehrenrechte anſieht, der Königin das Brautkleid ſchenken zu dürfen.

Die Markgrafen von Rivadeo haben, von alter Zeit her, das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu ſpeiſen und den Anzug zu verlangen, den der König gerade trägt. Die jetzt regierende Königin brachte den gegenwärtigen Inhaber dieſes markgräflichen Titels, den jungen Herzog von Hijar, auf eine ſchlaue Weiſe um den Genuß dieſes Privilegiums. Dem alten Brauch gemäß kommt er am Vorabende des Dreikönigstages, klopft an die Thür der Königin und ſagt: »Ich, der Markgraf von Rivadeo, wünſche zu wiſſen, um welche Stunde morgen die Königin ſpeiſen werde?« — »Die Königin ſpeiſt morgen gar nicht!« lautete die Antwort und der arme Herzog von Hijar mußte betrübt von dannen ziehen.

Die Etikette verlangt, daß die Königin von Spanien im Sommer um zehn und im Winter um neun Uhr zu Bette gehen muß. Die Prinzeſſin Louiſe von Orleans, Gemahlin Karls II., glaubte nach ihrer Ankunft in Madrid, daß die Stunde des Schlafengehens ſich nach der Müdigkeit richten müſſe. Aber es begegnete ihr mehrmals, daß, während ſie noch beim Nachteſſen ſaß, ihre Kammerfrauen erſchienen, ſie, ohne ein Wort zu ſagen, entkleideten und mit der größten Geſchwindigkeit zu Bette brachten.

Walhalla-Genoſſen.

Von Michel Teutſch.

In der Regensburger großen
Königsdichter Ludwigs Halle
Stehen gleich Ägypt'ſchen Mumien
Die Heroen Deutſchlands alle.

Alle? Möcht' es juſt bezweifeln;
Da in dieſen Ruhmeskaſten
Nur die kleinen deutſchen Helden,
Aber nicht die großen paßten.

Huß und Luther, deren Scheitel
Ragen zu des Himmels Bogen,
Deren Namen nie verſinken
In der Zeitfluth wilden Wogen

Deren Donnerwort die Knechte
Wird zu allen Zeiten ſchrecken,
Dieſe freilich wird man nimmer
Finden in Walhalla's Ecken.

Dennoch ſtehen viele hundert
Große deutſche Herr'n und Frauen
Längs den Wänden aufgeſtapelt,
Wunderbarlich anzuſchauen.

Alle Kaiſer, wie natürlich
Groß und klein — es ſind nicht wenig —
Alle Träger der Tiare,
Dutzendweis die deutſchen Kön'ge.

Der Loyola auch, der große
General der Jeſuiten,
Steht in einer langen Kutten
In der Schwerdterträger Mitten.

Und, gar lieblich anzuſehen,
Gegenüber dem Loyola,
Steht mit halbentblößtem Buſen
Fräulein Montez, Donna Lola.

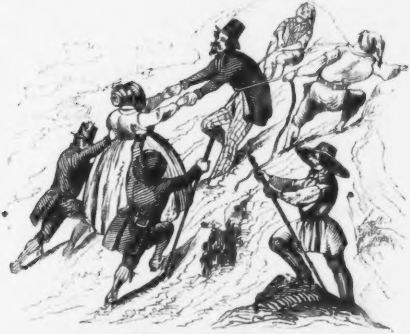
Schier verwundert blickt Loyola
Auf die liebenswürd'ge Kleine,
Die ſchon Manchen hat entzücket
Durch den Zauber ihrer Beine;

Die in Preußen mit der heil'gen
Polizei ſich nicht genirte
Und mit Schlägen ihrer Peitſche
Die Gensd'armen regalirte;

Die aus einem Gauklermädel
Deutſche Gräfin iſt geworden,
Und durch ihre Kunſt im Reiten
Sich verdient den Kronenorden;

Die Geſchichte fabriziret
In dem Lande der Bavaren,
Und die ſämmtlichen Miniſter
Ohne Mühe trieb zu Paaren.

Italieniſche



Aufſteigen auf den Veſuv.

Zapfenſtreich.

Algier. Eine nicht unintereſſante Erſcheinung im Gebiete der Wiſſenſchaften iſt das unlängſt hier herausgekommene Werk „Précis de la jurisprudence muselmane par Sidi Khelil“, das Geſetzbuch für alle Kadis der Raubſtaaten. Bisher waren die muſelmänniſchen Pandekten nur den Kennern der arabiſchen Sprache zugänglich geweſen.

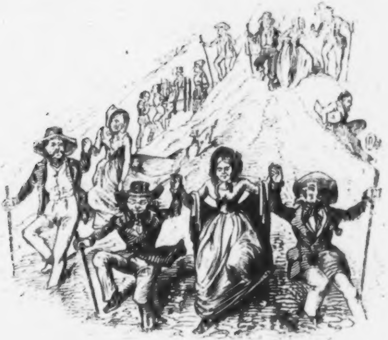
Athen. Der kürzlich verſtorbene Premier-Miniſter Koletti hat in ſeinem Teſtamente einen Brillantring, den er im Leben niemals abgelegt, ſeinem franzöſiſchen Collegen Guizot zum Andenken vermacht.

Berlin. Von den angeklagten Polen ſind bis jetzt folgende zehn entlaſſen worden: Matthäus von Moszczenski, Thaddäus von Sokolnicki, von Sczaniecki (dieſe drei gegen Caution), Orzeszkiewicz, Grundmann, Walkonski, Stawinski, Dolinski, von Koczorowski und Eduard von Skrzycki; die letztern ſechs, weil der Staatsanwalt keinen Strafantrag gegen ſie begründet hat. Welche Rückſicht der Gerichtshof gegen die im Polenprozeß Angeklagten nach allen Richtungen hin nimmt, beſtätigt auf das Neue wieder der Umſtand, daß am 1. November die Sitzung ausfiel. An dieſem Tage war nämlich das Allerheiligenfeſt. Die Angeklagten ſind nämlich, mit Ausſchluß dreier, ſämmtlich katholiſch. Der noch verhaftete Michel von Wodpol hat übrigens nicht, wie irrthümlich gemeldet worden iſt, eine Geige im Gefängniß, ſondern er beſchäftigt ſich nur mit Componiren.

∴ Herr Meyerbeer iſt nach Paris gereiſt, um dort ſeinen „Propheten“ in Scene zu ſetzen. Viele glauben aber weit eher an ſeinen „Moſes“, als an ſeinen „Propheten“.

∴ Die „Zeitungshalle“ ſchreibt: »Jenny Linds Stimme konnte die übermäßigen Anſtrengungen der engliſchen Guineenjagd nicht ertragen und iſt in hohem Grade ange-

Volksbilder.



Hinabſteigen.

griffen. Albernes Geſchwätz von leichter Verſchleierung, Trübung und Clairobſcur des Tons! Ihre Stimme iſt gefährlich krank, ſie iſt mehr als heiſer. Noch eine ſolche Art Seaſon und die ſchwediſche Nachtigall hat aufgehört zu ſchlagen. (Auch dies wäre zu ertragen!)

∴ Am 30. October iſt hier Madame Henriette Paalzow, geb. Wach, die Verfaſſerin der einige Zeit lang viel zu ſehr überſchätzten Romane „Godwie Caſtle“, Saint-Roche“, Thomas Thyrnau“ und „Jacob von der Nees“, geſtorben.

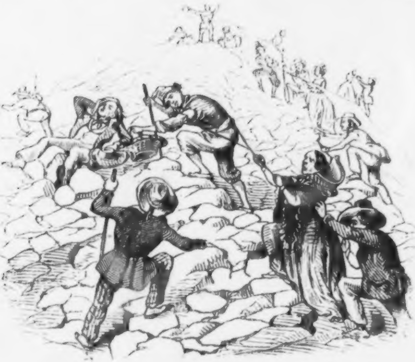
Cöln. Am Rhein ſind fünf Nord-Amerikaner (Dryce, Laurain, Adwin, Marly, Stainer) angekommen, die ſich Neger-Sänger nennen. Sie haben ſich nämlich, während ihres langen Aufenthalts in den Sclaven-Staaten Nord-Amerikas, mit den Geſängen, Tänzen, Pantomimen und Sitten der dortigen ſchwarzen Bevölkerung innig vertraut gemacht, und wollen nun am Rheine Lieder aus den fernen Urwäldern und Plantagen ihrer Heimath ſingen.

∴ Von Louiſe von Plönnies erſcheint nächſtens eine Lebensbeſchreibung des engliſchen Dichters Shelley.

Dorpat. Unſere Univerſitat ſoll, auf Befehl des Czaren, gänzlich aufgelöſt werden.

Dresden. Die „Abendzeitung“ ſchreibt: Von München aus ſoll dem Profeſſor Gubitz für ſeine Theater-Recenſionen in der „Voſſiſchen Zeitung“ der Titel „Particulier-conſtructionsrath“ ertheilt worden ſein.

Dublin. James Mac-Cullagh, Profeſſor der Naturphiloſophie an der hieſigen Univerſität, hat ſich in einem Anfall naturhiſtoriſchen Spleens in der Nacht vom 24 auf den 25. October mit einem Raſirmeſſer den Hals durchſchnitten. (Der Leipziger „Kinder-



Aufſteigen.

freund“ erzählt, am andern Morgen habe man ihn — hört, hört! — todt gefunden.“ (Iſt das nicht höchſt merkwürdig?)

Hamburg. Vier unſerer Schöngeiſter, die Herren Schlönbach, Hagen, Wehl und Marr, ſollen ſich zur gemeinſchaftlichen Herausgabe eines neuen Journals verbunden haben, das den höchſt bezeichnenden Titel „Lumpenſammler“ führen wird. (Den Leuten wird's zu ſolchem Blatte nie an Stoff fehlen.)

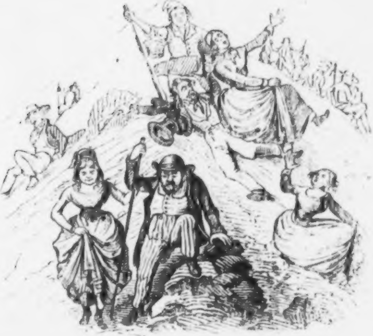
∴ Die alte Madame Schröder-Devrient beabſichtigt von hier einen Ausflug nach Nord-Amerika zu machen, um mit ihrer abgeſungenen Stimme dem Bruder Jonathan einige Dollars abzulocken. Sie ſucht hier, wie die „Jahreszeiten“ melden, eine literariſche Lobpoſaune, die ſie in Hamburg ſicherlich finden wird, denn in dieſer Branche machen wir hier viel.

Königsberg. Der Redacteur der hieſigen Staats- und Friedenszeitung“, Stadtrath Hartung, hat die Redaction ſeinem Sohn abgegeben, bleibt aber nomineller und verantwortlicher Redacteur.

Kopenhagen. Der Student F. Barford iſt wegen Herausgabe einer Schrift: „das Buch der Vergeltung“, in 200 Reichsthaler Geldſtrafe, fünfjährige Cenſur und in die Koſten verurtheilt worden.

∴ Ein hieſiger Schuhmacher iſt durch Erkenntniß des Criminalgerichts wegen Bigamie zu Tode verurtheilt worden. (Schon recht, warum iſt der Schuſter nicht bei ſeinem Leiſten geblieben.)

Leipzig. Wir haben den Leſern unſeres Journals die traurige Nachricht mitzutheilen, daß Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy am 4. November einer längern Krank-



Abſteigen.

heit erlegen iſt. Die Symphonie hat in ihm einen ihrer Koryphäen und unſer Gewandhaus eine ſeiner Hauptſtützen verloren. Wahrhaft ſchön und rührend iſt die Aufmerkſamkeit, die der König von Preußen dem Sterbenden erwieſen. Er hatte ſeinen Leibarzt Schönlein hieher geſchickt, um den kranken Genius den Banden des Todes zu entreißen ... es war zu ſpät. Am Tage ſeines Todes hatte das Gewandhaus ſeine Hallen geſchloſſen und das Concert abbeſtellt. — Eine der fanatiſchen Verehrerinnen des Verſtorbenen, Madame V., hat das Gelübde gethan, ihr ganzes Leben lang ſeinetwegen in Trauerkleidung zu erſcheinen*)

∴ Während des Rectorats des Herrn von der Pforten hat unſere Hochſchule fünf akademiſche Lehrer: zwei Profeſſoren der Medicin, Dr. Neubert und Dr. Halper, die Profeſſoren Kerndörffer und Fincke und den Magiſter Becker, Profeſſor der claſſiſchen Alterthumskunde, durch den Tod eingebüßt; ſein Rectorat war mithin kein allzuglückliches!

∴ Profeſſor Anſelme Ricard, ein junger franzöſiſcher Gelehrter, der mit der deutſchen Literatur vertrauter als mancher unſerer deutſchen Gelehrten iſt, beabſichtigt, im Laufe dieſes Winters einen Cyclus von Vorleſungen über die deutſche und franzöſiſche Literatur und ihren gegenſeitigen Einfluß zu halten. Nach dem Proſpecte, der uns vorliegt, verſprechen dieſe Vorleſungen, die, beiläufig erwähnt, blos die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ins Auge faſſen wollen, einen ſo großen Reichthum an Stoff und Vergleichungen, daß dieſe Vorleſungen eben ſo belehrend als unterhaltend ſein werden.

---

*) Felix Mendelsſohn, geboren am 3. Februar 1809, war ein Schüler Zelters und Ludwig Bergers. Der glänzendſte Beſitztitel ſeines muſikaliſchen Ruhmes iſt ſeine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum". In ſeinem Nachlaſſe findet ſich der erſte Act ſeiner Oper „Loreley" und ein Skelett zu ſeinem Oratorium „Chriſtus". C. M. O.

∴ Bei Wilhelm Engelmann, deſſen wiſſenſchaftlicher Verlag einen ehrenvollen Klang hat, iſt ein neues Werk erſchienen, das in der gelehrten Welt Epoche machen wird. Es iſt vom Dr. Schleiden, heißt „die Pflanze und ihr Leben“, enthält die Myſterien der vegetabiliſchen Natur und betrachtet die Botanik vom Standpunkte der Philoſophie. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir dieſes Werk als ein Seitenſtück zu Humboldts „Kosmos“ bezeichnen und ihm das Prognoſtikon ſtellen, daß es, wie „Kosmos“, ein Eigenthum aller Nationen werden wird.

∴ Die „Hiobspoſt“ ſchreibt die diesjährige Kartoffelkrankheit der guſtavkühne'ſchen „Europa“ zu. Landwirthe, welche beſſer unterrichtet ſind, meſſen die Schuld den geiſtreichen Theaterkritiken im „Kinderfreunde“ bei. (Wir unſererſeits ſind der Anſicht, daß … Herr Marr noch immer Ober-Regiſſeur unſeres Stadttheaters iſt.)

London Am 18. November hat das Parlament ſeine Seſſion eröffnet.

∴ Auf dem diesjährigen Polenball in der Guildhall befand ſich auch der Radſchah von Sarawack. Zu den dames patronesses gehörte u. A. auch die Herzogin von Kent.

∴ Vor Kurzem ſtand hier ein Biederweib vor Gericht, das ihrem armen Teufel von Mann während des Schlafens — hört, hört! — ſeine beiden Beine geſtohlen hatte. Die geſtohlenen Beine waren — von Holz.

∴ Man verſichert, daß der in dieſem Jahre verſtorbene Obriſt Scott, der älteſte Sohn des berühmten Romandichters Walter Scott, keine einzige von all' den Schriften geleſen, die den Namen ſeines Vaters unſterblich gemacht haben. (Ein braver Sohn!)

∴ Herr Julius Benedict arbeitet an einer „Esmeralda“, deren Text dem bekannten Balletſujet und dem Romane Victor Hugo's nachgebildet iſt.

Madrid. Das Gerücht, daß die Königin von Spanien ſich vergiftet habe, war aus der Luft gegriffen.

∴ Nach dem „Clamor publico“ hat ſich die Königin Wittwe Chriſtine, jetzige Madame Munnoz, ein Vermögen von 1700 Millionen Realen erſpart(?), von denen ſie jährlich 85 Millionen Realen (beinahe 6 Millionen Thaler) Zinſen bezieht.

Magdeburg. Am 27. October ſtarb hier an der Grippe Fr. Faber, der 36 Jahre lang Redacteur der „Magdeburger Zeitung“ war. Wie ihm die Zeitung nachrühmt, war er ein gewiſſenhafter, unermüdlich thätiger Arbeiter; er wurde 69 Jahre alt.

München. Unſere „Fliegenden Blätter“ beabſichtigen, die Meidinger'ſchen Anekdoten zu illuſtriren. Beweis dafür iſt der gute Rath, daß ein Mann, der ſeine Ehehälfte los zu werden wünſcht, „ſie in die Farbe geben und das Zeichen verlieren ſoll“. Dieſe Anekdote haben ſich ſchon zwei alte Seehunde in der Arche Noahs erzählt.

Paris. Der Herzog von Nemours hat in Fontainebleau das St. Hubertusfeſt gefeiert; ſämmtliche Damen (auch die Alten?) mußten in Amazonentracht erſcheinen.

∴ Der „Moniteur de l'Armee“ publicirt eine königliche Ordonnanz über die dem neuen General-Marſchall Soult zu erweiſenden militäriſchen Ehren. Der Marſchall nimmt demzufolge den Rang vor allen Marſchällen von Frankreich ein und erhält in ganz Frankreich jene Ehrenbezeigungen, die den Marſchällen ſonſt nur im Bezirke ihres Commandos erwieſen werden. Selbſt in Paris, wo außer dem Könige Niemand zwei Schildwachen vor ſeiner Thür hat, wird der Generalmarſchall zwei Schildwachen als Ehrenpoſten haben.

∴ Das Miniſterium Guizot hat ſeit ſeinem Beſtehen bis jetzt 102 neue Pairs ernannt und 700 Millionen Francs Anleihen abgeſchloſſen.

∴ Herr von Lamartine hat einen Artikel über die politiſche Lage Italiens veröffentlicht. Auch er läßt dem großherzigen Papſte Pius IX. alle Gerechtigkeit widerfahren, glaubt aber nicht, daß dieſer allein ſtark genug ſei, den zerriſſenen „Stiefel“ (Italien hat auf der Landkarte die Form eines Stiefels) wieder ganz zu machen; es müſſe eine auswärtige Macht ihm zu Hilfe kommen. Aber welche? fragt er. Seine Antwort iſt die: Rußland ſei zu weit, Oeſterreich gerade das Land, von dem es ſich befreien will; es bleibe daher nur Frankreich übrig, das jeder Freiheitsodem Italiens über die Alpen ruft. Aber in Frankreich regiere Herr Guizot und damit wäre geſagt, daß Italien verloren ſei. (Wir erinnern Italien und Herrn von Lamartine an das alte franzöſiſche Sprichwort: „Aide-toi, et le ciel t'aidera“.)

∴ Der franzöſiſche General-Conſul in Peru hat ſeinem Landsmanne, dem ermordeten Reiſenden Oſery in Cuzco, ein Denkmal errichten laſſen auf eigene Koſten.

∴ Herr Paillard de Villeneuve, Haupt-Redacteur der „Gazette des Tribunaux“, iſt zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

∴ Herr Teſte, der im Gefängniß der Conciergerie mit ungewöhnlicher Strenge behandelt wird, iſt ſo ſchwach und angegriffen, daß er ſchwerlich das Ende dieſes Jahres erleben wird.

∴ Mademoiſelle Deluzy-Desportes, die ſich noch immer in der Conciergerie befindet, lieſt fleißig die Schriften des Herrn von Lamartine, der „ihr Abgott" iſt.

∴ Vor Kurzem iſt, in 10,000 Exemplaren, ein „Mémoire justificatif" der Dem. Deluzy-Desportes erſchienen.

∴ Unlängſt wurde vor der Barrière St. Jacques ein gewiſſer Bertrand hingerichtet, der eines dreifachen Mordes überwieſen war. Als man ihm das Armeſünderkleid anzog, äußerte er ſcherzend: »Dieſe Livree habe ich längſt verdient.«

∴ C. L. Bernay's höchſt intereſſantes Werk über die Praslin'ſche Angelegenheit iſt nun ebenfalls erſchienen und die Wahrheit über die myſteriöſe That tritt immer mehr und mehr ans Licht.

∴ Der berühmte Camellienkenner Abbé Berleſe giebt hier, bei Duſſac, ein Prachtwerk in 130 Lieferungen, jede zu 2 Francs, mit zwei Kupfertafeln und Text heraus, unter dem Titel „Iconographie du genre Camellia", als eine Sammlung der ſeltenſten und ſchönſten Camellienarten.

∴ Seit dem 1. October iſt hier durch Eröffnung einer ausgewählten deutſchen Leihbibliothek, in der Straße J. J. Rouſſeau Nummer 8, einem langgefühlten Bedürfniſſe der hier lebenden deutſchen Bevölkerung abgeholfen worden. Dieſe Leihbibliothek, vorläufig 5000 Bände faſſend, iſt keine Sammlung von gewöhnlichen Romanen, Ritter- und Geiſtergeſchichten, ſondern eine Auswahl der beſten Werke der klaſſiſchen, hiſtoriſchen, politiſchen, ſocialen, poetiſchen und belletriſtiſchen Literatur Deutſchlands.

∴ Ein Leinenhändler in Paris nennt ſich ſeit einiger Zeit „Lieferant Ihrer Majeſtät der Königin der Geſellſchafts-Inſeln". Der Gedanke, daß J. M. die Königin Pomaré in der That geruhen ſollte, Hemden zu tragen, verfehlt nicht, große Senſation in der ſchönen Welt zu erregen.

∴ Spontini ſtudirt hier mit Madame Viardot-Garcia mehrere Rollen aus ſeinen Opern, wie die Veſtalin, Nurmahal ꝛc. ein, indem er beabſichtigt, die genannten Opern bei ſeiner bevorſtehenden Anweſenheit in Berlin mit dieſer Sängerin zur Aufführung zu bringen.

∴ Eugène Sue's neues Drama „Martin et Bamboche", nach ſeinem Roman „Martin" bearbeitet, iſt im Gaité-Theater glänzend durchgefallen. Vom zweiten Acte angefangen wurde mehr gegähnt als gepfiffen und vom dritten Acte noch mehr gepfiffen als gegähnt.

∴ Eine junge Schauſpielerin vom Gaité-Theater, Dem. L(eontine?) ſah bei einem Beſuche auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe, in einem Winkel ein verlaſſenes Grab, auf dem ſie, als Verzierung, komiſche Masken zu erblicken glaubte. Sie trat näher und las, nachdem ſie den Grabſtein geſäubert, „Mademoiſelle Clairon". Sogleich ließ ſie den Aufſeher des Kirchhofs rufen, machte ihm Vorwürfe über den Zuſtand, worin ſich das Grab der berühmten dramatiſchen Künſtlerin befände, ordnete an, daß es ausgebeſſert werden ſolle, ließ einen neuen Grabſtein beſorgen und das Grab mit einem Eiſengitter umgeben. Seit dieſer Zeit kommt die junge Schauſpielerin jeden Monat zu dieſem Grabe und pflegt die Blumen, die ſie ſelbſt darauf gepflanzt hat.

∴ Neulich fand hier ein Wettkampf ſämmtlicher Trommelſchläger von Paris, ſowohl der der Nationalgarde, als jener der Beſatzung, auf dem Kalbfell, ſtatt. Den Hauptpreis gewann der Trommler Simonet, deſſen Trommelwirbel Alles übertraf, was bis dahin auf dem Kalbfell geleiſtet worden iſt. Der Preis beſtand in einem Paar kunſtvoll gearbeiteter Trommelſchlägel.

∴ Unſer Seinebabel hat von 1831—1847 für öffentliche Bauten und Straßenpflaſter nicht weniger als 170 Mill. Frc. verwendet. (Die Pflaſterung der Windmühlenſtraße in Leipzig ſoll nur halb ſo viel gekoſtet haben.)

Prag. Auf der Prager Bühne hat ſich der „fliegende Holländer", Zauberpoſſe mit Geſang in drei Acten, von einem Herrn Dr. Wollheim, ſehen laſſen. Nummer 121 des hier erſcheinenden „Theater- und Muſik-Albums" beginnt ſeine Kritik darüber mit den Worten: »Ich komme von einer Leiche. Er iſt nicht mehr, der Holländer! Er wurde, trotz allen Ausſtattungsprunks, zu Grabe getragen um Dreiviertel auf Neun unter Ziſchen und Pfeifen. Dieſer Holländer hatte eine zähe, bocklederne Natur; im Uebrigen iſt er ein abgeſchmackter, bornirter, langweiliger Kerl . . . vor neun Uhr war das Leichenbegängniß ſchon vorüber.«

Stockholm. Jenny Lind, in ihrer Vaterſtadt angekommen, hat ſchon zwei Mal bei Hofe geſungen. Aber auch hier findet man, daß ihre Stimme ſehr angegriffen iſt.

Stuttgart. Herr Auguſt Lewald, der ſich von Neuem hier angeſiedelt hat, iſt ſehr ärgerlich, daß der Ausſchuß des hieſigen Muſeums ihm die Aufnahme in die Geſellſchaft verweigert hat.

Tunis. Der tuneſiſche Pöbel iſt ſehr erbittert, daß die auf der Inſel Gerbi aus lauter Chriſtenſchädeln erbaute Pyramide auf Befehl des Deys abgetragen worden iſt. Die einfältigen Tuneſen haſſen die armen Chriſten noch immer mit derſelben bornirten Wuth, wie manche Chriſten die armen Juden.

Turin. General Desambrois, Polizeidirector von Turin, ſoll zum Miniſter des Innern ernannt werden.

Venedig. Der Erzherzog Friedrich, der jugendliche Held von St. Jean d'Acre, wird hier — auf Befehl des Kaiſers — ein Denkmal erhalten.

∴ Der ſchnelle Tod des Erzherzogs Friedrich wird jetzt nicht mehr der Cholera, ſondern einer andern böſen Krankheit zugeſchrieben. Er ſoll in ſeiner dienſtlichen Stellung unglücklich geweſen und todt geärgert worden ſein. (Paſſirt das ſelbſt den Erzherzögen?)

Wien. Der Hofkammerpräſident von Kübeck ſoll zum Finanzminiſter ernannt werden.

∴ Die „Wiener Zeitſchrift“ enthält folgende boshafte Notiz: »Der Kaiſer von China iſt geſtorben. Wird da nicht mancher unſerer Mitbürger Trauer anlegen???« (Gut gebrüllt!)

∴ Der berühmte Gelehrte und Dichter Dal' Ongaro aus Trieſt will im Laufe dieſes Winters Wien beſuchen, um hier „Vorleſungen über Dante“ zu halten. Leider aber giebt's hier viele Leute, die mehr Sympathien für den Berliner Nante, als für den florentiniſchen Dante haben.

∴ Bäuerle's „Theaterzeitung“ ſchreibt: Wenn die Könige baden, haben die Karner zu thun; wenn Strauß, Vater und Sohn, auf Reiſen ſind, ſo haben die andern Muſikdirectoren zu geigen. Bei Domeyer in Hietzing geigt Herr Ballin, im Volksgarten Herr Fahrbach und beim Ungar in Hernals Herr Morelli. Ballin ſtammt aus Lanners Schule und ſeine Walzer haben etwas von dem Mollcharakter des ſentimentalen und melodienreichen Lanner. Fahrbach gehört dem Strauß'ſchen aufreizenden, prickelnden, ewig beweglichen und bewegenden Genre an. Morelli geht den Weg ſeines bekanntern Bruders, d. h. die Mittelſtraße: er hat von allen Dreien Etwas und zuſammengenommen ... gar Nichts. (Letzteres iſt in der That blutwenig!)

∴ Die „Wiener Theaterzeitung“ kennt einen Eßvirtuoſen — einen klaſſiſchen Kerl! Er geht täglich zu Mittag in fünf Gaſthäuſer, lieſt zuerſt alle Speiſezettel durch, wählt überall diejenige Speiſe, welche die beſte iſt, und fängt dann zu eſſen an. Im „Caſino“ ißt er die Suppe. Kaum iſt er fertig, klopft er dem Kellner, bezahlt ſeine Suppe und geht ins Hôtel zum „Erzherzog Karl“. Da ißt er Rindfleiſch mit Verſchiedenem, bezahlt und geht zur „Schnecke“. Hier vergönnt er ſich eine Mehlſpeiſe, zahlt prompt und läuft nach dem „Matſchakerhof“. In dieſen heiligen Hallen ſpeiſ't er Wildpret mit jener Beſonnenheit und jenem tiefen Ernſte, welche einen Künſtler ſeines Kalibers ſo ſehr ziert. Von da eilt er zur „Stadt Frankfurt“ und ſchickt ſeinem geehrten Magen den Nachtiſch zu. Während des Eſſens ſpricht er gar nichts, giebt Niemandem eine Antwort und iſt überhaupt ſehr nachdenkend. — Allah, erhalte dieſen Kauz bei geſegnetem Appetite!

∴ Handwerksburſchen, die nach Oeſterreich wollen, müſſen an der Grenze fünfzehn Thaler Reiſegeld nachweiſen; die hat aber ſolch ein armer Teufel faſt nie. Die Spekulation iſt daher helfend ins Mittel getreten. Faſt an allen Grenzpunkten Oeſterreichs haben ſich gutherzige Leute eingerichtet, dieſe fünfzehn Thaler auf eine Viertelſtunde herzuleihen und dafür nehmen ſie ſechs gute Groſchen Proviſion. Die guten Leute!

∴ Vier Componiſten, Kücken, Flotow, Benedict und Halévy, werden hier erwartet. Jeder dieſer Herren will im Theater an der Wien eine ſeiner Opern einſtudiren.

∴ Auch Herr Profeſſor Roetſcher wird nächſtens hier zum Beſuch eintreffen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Marſchall Moritz von Sachſen, Sohn der Gräfin Aurora von Königsmark und Auguſts des Starken, hatte 400 Jagd-, Reit- und Kutſchpferde und ſeine Tafel wurde von 35 Köchen bedient. Ein einziges Feſt, das er zu Ehren von Sens gegeben, hatte 400,000 Livres gekoſtet.

— Von F. C. Brückmann hat man eine lateiniſche Inaugural-Diſſertation, enthaltend ein Verzeichniß ſämmtlicher Arten von Getränken, die auf der ganzen Erde früher getrunken worden ſind und noch jetzt getrunken werden. Sie erſchien zu Helmſtädt im Jahre 1723. Die verſchiedenen Sorten des Bieres ſpielen die Hauptrollen darin.

Treffer und Nieten.

* Die Könige von Aragonien wurden bei ihrer Krönung im Namen der Stände vom Großrichter des Königreichs folgendermaßen angeredet: »Wir, die wir ſo viel ſind als Ihr, ja, die wir mehr vermögen als Ihr, wir machen Euch zu unſerem Könige und Herrn, jedoch nur unter der Bedingung, daß Ihr unſere Geſetze beobachtet. Wo nicht — nicht.«

* Der alte Krieger General Chaſſé lebte im vorigen Jahre noch als 81jähriger Greis in Breda. Er hat, wie er es gern wiederholt, alle Soldaten Europa's unter ſeinen Befehlen gehabt. Originell iſt ſein Urtheil über dieſelben: »Die Deutſchers fordern immer Brutt, Fleiſch und gute Frau Wirthin; die Hollanders Schnapps, Peypchen und Poplerum; die Engliſhmen Boeufſteak, Grog und viel Schlag; die Italianers Macaroni, und — — et Messieurs les François toujours le potage et la gloire — ſo führte ich ſie zum Siege. Fehlte aber Fleiſch, Tabak und Gloire, dann liefen ſie, marodirten und raiſonnirten. Nur der Spanier nicht; mit Ajo (Knoblauch) und Garaje, mit Papiercigarren und Sonnenſchein marſchirt er drei Mal vierundzwanzig Stunden, erträgt Hunger und Durſt, und — was die Hauptſache — raiſonnirt nie. Darum iſt mir der Spanier der liebſte Soldat.«

* Lord Howell, gefragt, was ſein Bruder, Lord Elden, auf der Jagd getödtet habe, erwiderte: »Nichts als Zeit!«

* Ein Hausknecht, der in der Lotterie eine bedeutende Summe gewonnen hatte, wünſchte nun, ſich in gewählteren Kreiſen als bisher zu bewegen, und fragte ſeinen Barbier, der ein „falſcher Kerl" war, wie man ſich in anſtändiger Geſellſchaft zu benehmen habe. Dieſer gab ihm den Rath: »Zieh' einen ſchwarzen Frack an und halt's Maul.« (Dieſen Rath können auch andere Philiſter befolgen.)

* Neulich laſen wir in einer Zeitung folgendes Heirathsgeſuch: »Ein Gelehrter, der nicht Zeit hat, ſich um das ſchöne Geſchlecht zu bekümmern, ſucht eine Lebensgefährtin.«

* Mitgift iſt der anſtändige Name jener Summe, mit deren Hilfe ſich manche Häßliche einen ſchönen Mann erkauft.

* Ein polniſches Sprichwort ſagt: das erſte Weib kommt von Gott, das zweite von den Menſchen und das dritte vom Teufel.

* In Schwaben heißt's: Es hat nur drei gute Weiber gegeben: die Eine iſt aus der Welt „geloffen", die Andere iſt im Bad erſoffen, die Dritte … ſucht man noch!

Bitte!

Kann mir Niemand Auskunft ertheilen, wann und wo über den am 20. Mai 1795 zu Ofen hingerichteten Kapuziner Ignaz Joſeph Martinovicz eine deſſen Verſchwörung behandelnde Monographie herausgekommen iſt? Sonderbar, daß in keiner von allen in Deutſchland erſchienenen Encyclopädien — ſelbſt nicht in der Pierer'ſchen — ein Werk über dieſen Mann aufzufinden iſt. Das einzige Werk dieſer Art, das über ihn eine flüchtige Auskunft ertheilt, iſt Michauds „Biographie universelle", Band 27, Seite 332. Weiß denn Niemand mehr über ihn?

C. M. D.

Zeitgedichte,

allen Freunden gehaltvoller Poeſie beſtens empfohlen.

Bei A. Wienbrack in Leipzig erſchienen ſoeben:

Geſammelte Gedichte
von
H. Klencke,
Verfaſſer des „deutſchen Geſpenſt" und der „deutſchen Phariſäer".
Mit dem Portrait und Facſimile des Dichters.
8vo elegant brochirt.
Preis 1 Thaler.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in Breslau iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Freiherr von Eulenſpiegel

oder

Lebensbilder aus der Neuzeit.

2 Bde. 8. 39 Bogen. Eleg. broch. Preis 3 Thaler.

Die „Ideen der Wahrheit und des Rechts", wie ſie ſich zu immer vollerer Anerkennung und Geltendmachung im individuellen und öffentlichen Leben zu bringen ſtreben, gewähren dieſem mit ſcharfer Beobachtung und richtiger Auffaſſung aus dem Leben geſchöpften Romane Anziehung und Reiz, ohne durch Moraliſiren die höheren Eindrücke zu ſchwächen.

Bei **J. C. B. Mohr** in Heidelberg iſt erſchienen:

Handbuch der Literatur des badiſchen Rechts.

Von Fr. Kappler. Erſte und zweite Lieferung. 1—21 Bogen.

Dieſes Werk enthält eine ſyſtematiſche Ueberſicht der geſammten Literatur des im Großherzogthum Baden geltenden Rechts in der Art, daß bei jedem einzelnen Artikel des Landrechts, der Prozeßordnung u. ſ. w. angezeigt iſt, welche Präjudizien, Erläuterungen, Abhandlungen darüber vorhanden ſind. Es iſt daher für Alle, welche ſich mit der Anwendung der Geſetze beſchäftigen, ein unentbehrliches Hilfsmittel, beſonders auch für die Beſitzer der „Jahrbücher des großherzoglichen Oberhofgerichts in Mannheim" und der „Annalen der badiſchen Gerichte ꝛc.", indem es zugleich ein ſyſtematiſches Regiſter über dieſe bildet.

Das Ganze erſcheint in 4 Lieferungen mit 43 Bogen im Laufe dieſes Jahres vollſtändig und iſt durch alle Buchhandlungen zu dem Subſcriptions-Preis von Thlr. 2. 16 gGr. oder Fl. 4. — jede Lieferung à 16 gGr. oder Fl. 1. — zu beziehen.

Hierbei „Extra-Charivari" Nummer 25.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 25.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Nachruf von E. M. Oettinger.

Leipzig hat einen ſeiner Lieblinge verloren. Er hieß Felix und war einer jener Glücklichen, die dieſen Namen mit vollem Rechte geführt, denn das launenhafte Glück, das, heute lächelnd, uns vielleicht ſchon morgen den Rücken kehrt, iſt ihm treu geblieben von der Wiege bis zum Grabe: der Lorbeer, den Mancher ſeiner Kunſtgenoſſen — man denke an Carl Maria von Weber! — mit tauſend Sorgen kämpfend, im Schweiße ſeines Angeſichts errungen, hat dieſem Glücklichen keine ſchlafloſe Nacht gekoſtet. Er hat ſich, wie Byron, ſorglos niedergelegt und iſt, wie dieſer, als berühmter Mann erwacht und, wie Bellini, im ungetrübten Sonnenſcheine ſeines Glücks, in der vollſten Blüthe ſeines Ruhmes, in der glänzendſten Rüſtung ſeiner ſchönen Kunſt geſtorben. Wohl ihm, daß er nicht, wie ſo mancher Andere, ſtückweiſe geſtorben iſt und ſeinen Ruhm überlebt hat!

Mendelsſohn war ein Epigone jenes großen Genius, der Beethoven hieß; aber dieſer war nicht ſo glücklich, als unſer Felix. Beethoven's Ruhm nagte am Hungertuche, Mendelsſohn kannte die Sorge kaum dem Namen nach. Beethoven theilte das Schickſal Jean Pauls: nur Wenige ſeiner Zeitgenoſſen verſtanden ihn zu würdigen; erſt die

Nachwelt hat Beiden den Platz eingeräumt, den ſie verdient haben; gerechter war die Mitwelt gegen Mendelsſohn: er hat nicht erſt zu ſterben gebraucht, um zum wahren Leben aufzugehen.

Felix war der Sohn einer Nation, die ſich das „auserwählte Volk Gottes“ nennt. Und dieſes Volk hat ein Recht dazu. Denn welche Nation hat ſo viel Ruhm, ſo viel Glanz, ſo viel Huldigung aufzuweiſen, als die jüdiſche?

Ihr bewundert die Muſik der „Hugenotten“ und fragt nach dem Namen ihres Schöpfers.

Er heißt Meyerbeer und iſt ein Jude.

Ihr laßt Euch hinreißen von dem Zauber der „Jüdin“ und fragt nach dem Namen ihres Urhebers.

Er heißt Halévy und iſt ein Jude.

Staunend ſteht Ihr vor einem der größten Bilder unſerer Zeit, vor dem trauernden Königspaare, das ſeine Harfen an die Palmen von Babylon gehängt, und fragt nach dem Namen des Malers.

Er heißt Bendemann und iſt ein Jude.

Ihr laßt Euch fortreißen von den Pſalmen, die ein begeiſterter Apoſtel der Freiheit Euch ins Herz gegraben hat. Ihr fragt nach dem Namen jenes Winkelrieds, der mit dem Donnerkeile ſeiner Feder der Freiheit eine Gaſſe gebahnt, nach dem Namen jenes neuen Simſons, der mit der Schärfe ſeines Geiſtes Tauſende von Philiſtern geſchlagen.

Er hieß Börne und war ein Jude.

Ihr laßt Euch berauſchen von der märchenhaften Schönheit einer neuen Lyrik, von der ſüßen Anmuth einer wunderbaren Poeſie; Ihr ſchlürfſt den Duft des „Buchs der Lieder“ und fragt nach dem Namen dieſes Sängers.

Er heißt Heine und iſt ein Jude.

Ihr huldigt den Klängen einer irdiſchen Sphärenmuſik; Euer Ohr trinkt raſtlos gierig die ſchmelzenden Accorde der Elfen; Euere Seele verſenkt ſich in die Wunder eines Sommernachttraums. Ihr betet mit „Paulus“, Ihr weint mit „Elias“ und fragt nach dem Namen ihres Schöpfers.

Er hieß Mendelsſohn und war ein Jude.

So rächt ſich Israel, ſo rächt ſich das „auserwählte Volk Gottes“ an ſeinen Verfolgern. Die Juden zwingen Euch, ſie zu bewundern, und dies iſt ihr Stolz, dies ihr Triumph!

Im Enkel des großen Moſes Mendelsſohn hat die Kirche ihren deutſchen Pergoleſe, die Symphonie den letzten Oberprieſter unſeres Jahrhunderts verloren. Sein Geiſt hat ſich „auf den Flügeln des Geſanges“ zu ſeiner Heimath emporgeſchwungen. Die Engel, die den ewigen Thron Jehova's umſtehen, greifen in die goldenen Saiten ihrer Leier und der millionenſtimmige Chor der Cherubim ruft dem Glücklichen jauchzend entgegen:

Sei willkommen, holder Sänger,
An Jehova's ew'gem Thron;
Gottes und der Engel Liebe
Sei, o Glücklicher, Dein Lohn!

Zapfenſtreich.

Algier. Horaze Vernet; der „Maler Afrikas", verweilt jetzt in Algier. Keineswegs aber um in dieſem Lande, welches er hinlänglich auswendig weiß, neue Stoffe zu ſuchen, ſondern um Eber und Löwen zu jagen. Vernet ſoll die ganze Kaltblütigkeit ſeines Vaters — der ſich bekanntlich, an den Maſt feſtgebunden, in einer Barke im wüthendſten Unwetter auf's Meer gewagt, um einen Sturm zeichnen zu können, — geerbt haben und ein noch beſſerer Jäger als Maler ſein, was nicht wenig ſagen will.

Berlin. Felix Mendelsſohn's Leiche iſt auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe vor dem Halle'ſchen Thore beigeſetzt worden.

∴ Im Hoftheater wird ein neues Ballet, „Thea, die Blumenfee" von Paul Taglioni mit großer Pracht in Scene geſetzt. Den Titelpart wird die ſchon etwas invalide Marie Taglioni tanzen.

∴ Willibald Alexis hat ſich nach Rom begeben, um dort den Winter über in Anſchauung und Schilderung des gänzlich-neuen italieniſchen Volkszuſtandes zuzubringen.

∴ Vom nächſten Jahre angefangen ſoll hier ein politiſches Wochenblatt in franzöſiſcher Sprache unter der Leitung eines polniſchen Conſervativen erſcheinen, welcher Wyslouch heißt.

∴ Als ein Curioſum, das einen Beleg dafür giebt, wie gegenwärtig ſelbſt in Kleinigkeiten das deutſche Element geltend gemacht wird, mag die Mittheilung hier eine Stelle finden, daß man ſich von einem vor Kurzem ergangenen Circular-Reſcripte erzählt, in welchem aufgegeben wird, darüber zu wachen, daß künftig bei der Conceſſionirung von Gaſthäuſern unter keiner Bedingung mehr die Annahme fremdländiſcher Titel und Namen geſtattet, und ſelbſt das Wort „Hôtel" in der Folge durch das Wort „Hof" erſetzt werden ſoll. Es dürfte daher zu erwarten ſein, daß wir bald neben unſerm bekannten „British Hôtel," Hôtel du Nord" ꝛc., noch einen „britiſchen Hof", nordiſchen Hof ꝛc erhalten.

∴ Von Herrn Edward Lytton Bulwers Biographie „Schillers Leben und Werke" erſcheint hier in drei Lieferungen eine deutſche Ueberſetzung.

Leipzig. Die Europa ſagt über ein neues Scandalbuch eines gewiſſen Herrn Wilhelm Marr: „Der „Radicalismus ohne Hoſen" wird jetzt vom „Radicalismus ohne Hemde" geſtürzt. Der Knabe Marr fängt an, nicht fürchterlich, aber höchſt amüſant zu werden."

∴ Nummer 216. 217. 218. und 219 des „Kometen" enthält eine Novelle „Salomon Bendeler" die vor länger als zwei Jahren in unſerm „Charivari" zu leſen war. (Siehe Charivari Nummer 144 vom 2. Juli 1845.) Herr Drobiſch macht ſich das Vergnügen, jede ſeiner Novellen in vier bis ſechs verſchiedene Zeitſchriften abdrucken zu laſſen. Schickt ſich das???

∴ Herr Langenſchwarz hat ein Luſtſpiel „die ſieben Lügner" geſchrieben. Es ſoll zuerſt in Weimar in Scene geſetzt werden.

London. Man hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die gefeierte Jenny Lind nur ein Ohr hat. Engliſche Blätter erzählen: eine Dame vom höchſten Range in London lud die Künſtlerin zu ſich ein, beſchenkte ſie mit einem Brillantſchmucke, und wollte ihr die Ohrgehänge eigenhändig anlegen. Dabei ward entdeckt, daß die Lind nur ein Ohr hat, welchen Mangel ſie durch das Tragen von geſchickt gemachten Haartouren zu verbergen verſteht.

München. Man iſt auf die Debatte der erſten Kammer über die Preßfrage ſehr geſpannt. Vorläufig iſt die Discuſſion auf 8 Tage verſchoben worden. Mehrere Reichsräthe werden, wegen der Cenſur, ernſte Fragen an die Miniſter richten.

Paris. Das Vaudeville-Theater hat ſeinen Beſuchern ein neues dreiactiges Luſtſpiel „le chevalier d'Essonne" von den Herren Dupeuty und Anicet Bourgeois, vorgeführt und durch die intereſſante Intrigue des Stückes ungetheilten Beifall eingeerntet.

∴ „L'homme aux 160 millions" heißt ein neues zweiactiges Vaudeville, das im Theater des Variétés, ein anſtändiges fiasco gemacht hat.

∴ Der Comité, unter deſſen Leitung das in Nummer 267 des Charivari (Seite 4269) beſprochene Album erſcheint, beſteht aus folgenden Mitgliedern: Salvandy, Vorſitzender, Felix Pyat und Charles Merruau, Vice-Präſidenten, Altaroche und Maquet, Sekretäre, Celliez und Thomas, Berichterſtatter und Michel Maſſon, Archivar.

∴ „Lettres de la duchesse de Praslin et considérations“ iſt der Titel einer kleinen Schrift von Frau von Caſamayor, die darin das Bekenntniß ablegt, daß ihr das Band der unauflösbaren Ehe mehr traurig als nützlich erſcheint, und daß die Scheidung eine Nothwendigkeit iſt.

∴ In der Gemeinde von Fixin (im Departement des Côte d'or) iſt dem Kaiſer Napoleon auf einem Felſen, welcher Sanct Helena heißt, eine Bronzeſtatue errichtet worden, mit der Inſchrift: „À Napoléon-Noizot, grénadier de l'ile d'Elbe, et Rudde, statuaire — 1847.“

∴ Auf Befehl des Miniſters iſt Frédéric Soulié's Büſte im Foyer des „Théâtre français“ aufgeſtellt worden.

Stockholm. Bekanntlich hatte der verſtorbene berühmte norwegiſche Volksdichter Wergeland für die Streichung des Paragraphen in der Verfaſſung ſeines Vaterlandes, welcher den Juden jeden Zutritt in Norwegen unterſagt, wenn ſie nicht einen beſonderen Geleitsbrief des Königs dazu haben, mit allen ſeinen geiſtigen Kräften bis zu ſeinem Tode gekämpft. Die jungen Männer der kleinen jüdiſchen Gemeinde in Stockholm beſchloſſen, ihre Theilnahme an dem dahingeſchiedenen Freunde durch ein an ſeinem Grabe zu errichtendes Denkmal von Erz zu beweiſen, und ſo hatten ſie ſehr bald aus eigenen Mitteln über 3000 Thlr. zuſammengebracht, welche zur Ausführung dieſes Zweckes verwendet wurden. Ein jüdiſcher Künſtler verfertigte das Modell zu dem Denkmal, ein jüdiſcher Meiſter — deren es viele in Schweden giebt — und Eiſengießereibeſitzer in Stockholm beſorgte den Guß, und der jüdiſche Lehrer der Gemeinde, Herr Lipmanſon, von dem eigentlich der Impuls zu dem Ganzen ausgegangen iſt, verfaßte die Inſchrift zu demſelben. Dieſe lautet: „Israelitiſche Herzen haben ſich aus Dankbarkeit gedrungen gefühlt, ihrem Freunde und muthigen Kämpfer für Recht, Wahrheit und Freiheit dieſes Denkmal zu ſtiften.“ Die Enthüllung dieſes Monuments fand unter angemeſſener Feierlichkeit Statt.

Wien. Man hat den dem Fürſten Lichtenſtein angehörigen Kahlenberg bei Wien für 80,000 Gulden angekauft, und es ſoll dort den Jeſuiten eine Anſiedelung verſchafft werden. Auch in Linz beſitzen die Jeſuiten ein Kloſter auf einem Berge außerhalb der Ringmauer. Ebenſo beſtehen in Inſpruck und Gräz Ordenshäuſer. Dieſe Anſiedelungen der Jeſuiten ſind ſehr zu bedauern, da durch ſie überall der Religionsfriede geſtört wird.

∴ Bei Tendler und Schefer iſt eine volksthümliche Geſchichte Napoleons in drei Bänden erſchienen.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Schiller hatte, nach Vollendung ſeines „Don Carlos“ als dramatiſcher Dichter eine zwölfjährige Pauſe gemacht. 1787 war ſein Carlos erſchienen und erſt 1799 kam ſein „Wallenſtein“, an welchem er ſieben Jahre gearbeitet hat.

— Die „Hochzeit des Figaro“, das reizende Luſtſpiel von Beaumarchais, am Abende der erſten Aufführung ausgepfiffen, erlebte dann 75 Wiederholungen und brachte dem Theater über eine halbe Million Francs ein. Das war ein ſo unerhörtes Ereigniß, daß Beaumarchais ſelbſt ſagte: Je sais quelque chose de plus fou que ma pièce: c'est le succès: der Erfolg iſt noch närriſcher als mein Stück.

Treffer und Nieten.

• Friedrich II. überſchrieb einen Brief an Waſhington: „Der älteſte General Europa's an den berühmteſten General der Welt.“

• Der alte, treuherzige Schicht, ehemals Muſikdirektor in den beiden Hauptkirchen Leipzigs, war Anfangs gegen Beethoven ſehr eingenommen und bezweifelte beſonders deſſen Befähigung für dramatiſche Muſik. „Beethoven iſt ein Eſel mit ſeiner Opernmuſik!“ pflegte er zu ſagen. Nur mit Mühe brachte man ihn endlich dahin, einer Aufführung des „Fidelio“ beizuwohnen. Nach der Vorſtellung war kein Wort aus ihm herauszubringen, aber bei einer zweiten und dritten Aufführung ſah man ihn abermals im Theater. Zuletzt, als man in ihn drang, ſein Urtheil zu ſagen, antwortete er: Die Sache iſt ganz einfach; die Sache iſt umgekehrt — ich war ein Eſel.

• Herr C. Rienitz ſchreibt im „Geſellſchafter“: „Wer die Wahrheit ſagt im Leben und in der Kritik, der muß Gott danken, daß es noch Polizei giebt, ſonſt würde er alle Tage geſteinigt.“

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 269. Leipzig, 26. November 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Mirabeau in Nancy.

Novelle von Adolph Görling.

(Schluß.)

Mirabeau kam wie im Traume auf die Straße. Hannibal ſchlich hinter ihm ſeufzend und ächzend her, während der Graf einen Spaziergang um die Stadt machte, weil er fühlte, im Zimmer nicht ausharren zu können.

— Wie lange werden wir noch ſo herumſpazieren? fragte Hannibal, als dieſer Spaziergang gar kein Ende zu nehmen ſchien.

— So fragte ich mich ſchon tauſend Mal, Manuel. Dieſe verdammten beiden Stunden! Ich könnte wahnſinnig werden!

— Ich bin's ſchon! murmelte Hannibal.

Lange Pauſe.

— Wir müſſen heute Abend doch wieder wegfahren! bemerkte endlich Manuel beſtimmt. Wir werden ſonſt morgen die Zeche nicht bezahlen können.

— O, der Requetenmeiſter iſt ja noch da! Mit ihm reiſen wir zurück. Mademoiſelle Clariſſe wird uns begleiten und ich ſtehe Dir dafür, daß der alte Geldwolf furchtbar bezahlen ſoll.

Manuel ſeufzte.

Endlich waren die beiden Stunden verlaufen. Mirabeau rannte nach dem Zimmer der Schauſpielerin. Er fand es angelweit geöffnet. Kommoden, Schränke, Alles ſtand offen. Eine ſchlimme Ahnung bemächtigte ſich ſeiner.

— Was iſt das? rief er aus.

Ein altes, die Stube auskehrendes Weib übergab ihm einen zierlichen Brief, den er haſtig erbrach und las:

»Theuerſter Graf!

Ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, daß ich mich einer unſchuldigen Liſt bediente, um mich Ihrer zu entledigen. Ich bin Braut des Dragonerlieutenents Desburron, und dieſer reiſt morgen nach einer andern Garniſon ab, wohin ich ihm, wie ſchon lange beſtimmt war, folge, um nicht als „Dido“ zurückzubleiben. Es iſt eine Fügung vom Himmel, daß Sie mich und meinen Bräutigam, die wir Beide kein Reiſegeld beſaßen, ſo großmüthig unterſtützten. Ich werde Ihnen das Geld in beſſern Zeiten zurückerſtatten. Sie ſind zu edel, als daß Sie einem liebenden Weibe zürnen könnten. Leben Sie wohl!

N. S. Ich habe ein kleines Mädchen, ein halbes Jahr alt, welches ich unmöglich mitnehmen kann, da mein theurer Desburron nichts davon ahnen darf. Dieſe Kleine habe ich an D'Eſpinaſſe geſandt. Sorgen Sie dafür, daß er als Vater ſeine Schuldigkeit erfülle. Der Vater des kleinen Engels iſt übrigens Robert Le Grand, Ihr Kamerad im corſicaniſchen Feldzuge. Sehen Sie ihn, ſo bringen Sie ihm meinen Gruß.

Ihre Freundin Clariſſe.«

Mirabeau wurde erſt ſehr wüthend; dann aber lachte er, daß er ſich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzuſinken.

— Superbe! rief er in roſiger Stimmung. Nancy, vergieb, daß ich Dich läſterte! Du biſt, was die Unterhaltung betrifft, unvergleichlich!

Hannibal zerfloß in Thränen.

— Still, lieber Junge, ſagte Mirabeau mit ſeiner bezaubernden Vertraulichkeit. Die wenigen Louis werden ſich wohl noch erſetzen laſſen. Gehen wir zum „Dauphin“ zurück. Du wirſt dort Wunder ſehen.

— Gott gebe, daß ſie zu unſerm Vortheil ſind!

Im Gaſthofe war Alles in Aufruhr. Der Wirth, die Wirthin, die Kellner, die Mägde und Knechte liefen hin und her und disputirten und heulten und weinten und ſchimpften durch einander.

Als Mirabeau näher trat, ſah er auf dem großen Tiſche, um welchen ſich die Menſchen geſchaart, die unſchuldige Urſache dieſes ſchrecklichen Lärms. Es war ein kleines, reizend angezogenes Mädchen in einem flachen Korbe, welches aus vollem Halſe in das verwirrte Concert einſtimmte.

Mirabeau beſänftigte die Leute mit großer Mühe.

— Und wem gehört das Kind? fragte er.

— Das mag der Himmel wiſſen! ſagte der Wirth, indeß die Wirthin fluchte und ſchimpfte. Das Körbchen hat vor dem Zimmer des Herrn Requetenmeiſters geſtanden, als der Kellner hinauf gegangen iſt. Niemand weiß, woher es gekommen. Der Kellner hat es dem alten Herrn auf die Stube gebracht. Dieſer hat, obgleich er ziemlich angetrunken geweſen iſt, vor Schrecken ſeinen Rauſch verloren und einen Brief, der auf die Bruſt der Kleinen geſteckt war, durchgeleſen. Dann war er wie wahnſinnig zu ſeinem Fuhrwerke gerannt. Wir wollten ihn aufhalten und uns mit ihm verſtändigen ... Alles nichts. »Aber, mein Herr, das Kind!« ſchrie ich. — »An die Ortsbehörde, Ihr Spitzbuben!« — »Mein Herr, ich bin kein Spitzbube. Ich verlange außerdem meine Bezahlung.« — »Doppelter Spitzbube!« ſchrie er. »Fahr' zu, Kutſcher!« Und ſo jagten die Kerle im Galopp davon, als Zahlung dies Kind hier zurücklaſſend. Und aus dieſem Briefe wird auch Niemand klug. Es fehlt die Unterſchrift ſammt der Adreſſe.

Mirabeau las den Brief und betrachtete das arme Kind. Dann ſpiegelte ſich eine tiefe Rührung auf ſeinem Geſichte.

Die Wirthin und die Mädchen flüſterten unter einander, bis die Erſtere entſchloſſen vortrat.

— Jetzt ſehen wir klar! rief ſie. Sie ſind Derjenige, welchem die Kleine beſtimmt war, und ſo gewiß ich lebe, Sie ſehen mir aus, als wenn Sie mehr als der' andere Herr von ihr wüßten. Sie werden uns aber ſicherlich nicht ſo entgehen, wie der alte Herr, das ſchwöre ich Ihnen. Jean, hole die Polizei!

— Ruhig! ſagte Mirabeau, mit ſeinen erhabenen Blicken die jämmerliche Verſammlung anblitzend. Glaubt Ihr, Hunde, fügte er mit ſeiner Löwenſtimme hinzu, daß noch nicht genug Thiere Eurer Art in der Welt ſind? Glaubt Ihr, ich, der ich dem Kinde eben ſo fremd bin, wie der alte Geizhals, ich würde Euch dieſe Menſchenſeele überlaſſen, damit Ihr ſie zu der einer Beſtie erzieht? Zur Seite! Mir das Kind her, Hannibal! Und jetzt bezahle und laß anſpannen!

Fünf Minuten ſpäter ſaßen die beiden Reiſenden, Herr und Diener, im Wagen, das Kind der Schauſpielerin vor ſich, keinen Sou in der Taſche, überlegend, was ſie zu beginnen hatten, um nach Paris zu gelangen.

Indeß Hannibal ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, fing die Kleine fürchterlich zu ſchreien an, und weder Hannibal noch Mirabeau vermochten ſie wieder zu beruhigen.

— Halt! ſchrie Mirabeau dem alten Lohnkutſcher zu. Komm' hieher an den Wagenſchlag.

Der Mann gehorchte.

— Kannſt Du mit kleinen Kindern umgehen? fragte ihn der Graf.

— Sehr wohl, mein Herr!

— Dann beruhige dieſen kleinen Teufel; ich kann dies Geheul nicht mehr aushalten. Nimm den Schreihals mit auf den Bock. Laß ihn aber um Gotteswillen nicht herunterfallen.

— Die Nachtluft zieht ſtark, erwiderte der alte Mann, und das Kind wird krank, wenn es nicht im Wagen bleibt.

— Allons, ſo ſetze Dich hier neben mich, befahl der Graf und Du, Hannibal, Du ſetzeſt Dich auf den Bock und fährſt uns.

— Das verſtehe ich nicht, Herr Graf!

— Nun, Faullenzer, dann werde ich ſelbſt fahren! Hier, Alter, bin ich! Steig' ein, mein Freund, und beſänftige dieſe kleine Beſtie!

— Aber Sie werden doch vorſichtig fahren, bemerkte der Kutſcher ängſtlich. Namentlich ſich hüten, daß Sie nicht von der Straße in den Chauſſéegraben kommen.

— Wofür hältſt Du mich? Kriech' in Deinen Taubenkaſten oder Du wirſt die Peitſche fühlen.

Der Fuhrmann gehorchte. Mirabeau ſetzte ſich auf den Bock und fuhr vorſichtig durch Nacht und Nebel. Hinter ihm in der Kutſche ward's ſtill, die Kleine ſchwieg und bald ſchnarchte der todtmüde Sekretär mit ſeinem alten Nachbar um die Wette. Es fing an, den Grafen einige Mal etwas „Stilles“ anzuwandeln; dann aber ſchüttelte er ſich und ſetzte die Pferde in Trab, um ſich munter zu halten.

— Wenn ich wüßte, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß dieſe Kleine von dem Geräuſche nicht wieder aufwachte, ſo möchte ich wahrhaftig von meinem Sitze fort.

Einen Augenblick ſpäter war Mirabeau feſt eingeſchlafen. Dieſer Stand der Dinge mochte eine Weile gedauert haben, als plötzlich ein furchtbarer Stoß und ein gleichzeitiges Krachen die Schläfer erweckte. Mirabeau fand ſich auf dem Raſen liegend. Er ſprang raſch in die Höhe und ſah, daß die Kutſche richtig im Graben lag, und daß die Achſe und ein Rad gebrochen waren. Er zog die beiden Inſaſſen ſammt der kleinen Schauſpielerin unter dem Gepäck hervor, welche, außer Hannibal, der ſich ſeine ſchöne Naſe zerquetſcht hatte, unbeſchädigt geblieben waren.

Der Fuhrmann war außer ſich. Er erklärte, daß ſein Wagen vor Ablauf von zwei Tagen nicht wieder hergeſtellt werden könne, daß eines der Pferde ein Bein gebrochen habe, daß er, wenn es auch möglich wäre, dennoch nicht weiter fahren wolle, ſondern ſeine Bezahlung für die Fahrt von drei Tagen ſammt der Entſchädigung für den durch Mirabeau's Schuld erlittenen Schaden verlange, und zwar augenblicklich.

— Was beginnen wir unglücklichſten aller Unglücksvögel! jammerte Hannibal außer ſich.

— Wir müſſen uns entſchloſſen aus der Affaire ziehen, ſagte Mirabeau in engliſcher Sprache. He, Kutſcher! rief er dieſem zu. Wir wollen zum nächſten Dorfe, um Euch Beiſtand zu holen. zugleich aber um Geld wechſeln zu können. Wir laſſen Euch hinlängliche Sicherheit in unſerer Bagage zurück.

— Das ſind nichts als Schriften und Bücher! Sie gehen nicht von der Stelle, und ſollte es mein Leben koſten.

— Dieſe Schriften, Hund, ſind Staatsſchriften von Seiner Majeſtät dem Könige von Preußen; erwiderte Mirabeau.

— Deſto ſchlimmer, dann muß ich ſie ohne Entſchädigung wieker herausgeben!

— Ich bin der Graf von Mirabeau, Geſandter Seiner allerchriſtlichen Majeſtät am Hofe von Berlin, und werde Dir — ich ſchwöre es — den doppelten Werth Deiner elenden Siebenſachen bezahlen! ſchrie Mirabeau.

Jetzt kamen fern auf der Straße Fuhrwerke heran. Der Kutſcher, welcher ſich bisher gegen die beiden bewaffneten Männer ziemlich demüthig verhalten hatte, ward nun grob und erhob die Peitſche.

— Ich habe von Leuten unterwegs wohl vernommen, was für ein Vogel der Graf von Mirabeau iſt! Geld und im Augenblick, oder ich werde Euch andere Dinge zeigen!

— Hannibal, faß zu! rief Mirabeau faſt kaltblütig, und beide Männer ſteckten den ſchrecklich ſchreienden Kutſcher in ſeinen umgeſtürzten Wagen, deſſen obern Schlag ſie mit einer ſchweren Bücherkiſte verrammelten.

— Aber das Kind? fragte Manuel.

— Ein ſchlechter Soldat, wer ſeine Beute aufgiebt! ſchrie Mirabeau, ſchleuderte den Korb fort und nahm das Windelkind unter den Arm. Jetzt in den Wald! Dies iſt eine Teufelsgeſchichte. Und werden wir angegriffen, ſo kämpfen wir, an irgend eine alte Eiche gelehnt, wie

Helden, pro aris et focis! En avant, Hannibal! Zeige Dich Deines Namens würdig!

Und ſämmtliche Bagage in Stich laſſend, rannten die Reiſenden zu Fuß in ein benachbartes kleines Gehölz.

Am andern Tage gewannen ſie wieder die Straße und gaben ihr Kind, welches ihnen zu ſterben drohte, einem proteſtantiſchen Pfarrer, dem ſie es binnen Monatsfriſt wieder abholen zu laſſen verſprachen.

Unter den ſeltſamſten Abenteuern marſchirten ſie ſo vier Tage lang ohne Geld, die Nacht unter freiem Himmel campirend, auf Paris zu. Am fünften Tage dieſer Pilgrimſchaft, eben als die Wanderer in einer öden Gegend, dem Hungertode nahe, erſchöpft niedergeſunken waren, nahte ſich, von Nancy kommend, eine glänzende Equipage. Mirabeau, den die Noth ſeines Gefährten mehr als ſeine eigene gerührt hatte, vergaß in dieſem Augenblick ſeinen Stoicismus. Er warf ſeinen Hut hoch in die Höhe und ſchrie:

— Glück Mirabeau's! So jauchze doch, Manuel! Da kommen Freunde!

Das Fuhrwerk kam raſch heran. Darin ſaß ein geiſtlicher Herr, welcher ſein kluges Geſicht zum Wagenfenſter herausſteckte, um die beiden Menſchen zu ſehen, die ſich zur Seite der Straße wie Unſinnige geberdeten.

— Halten Sie, Herr Biſchof, halten Sie! ſchrie ihm Mirabeau mit jener prachtvollen Stimme zu, die der Biſchof in der Nationalverſammlung ſpäter ſo oft bewunderte. Dann ſetzte ſich Mirabeau erſchöpft auf den Rand des Grabens an der Straße.

Der Biſchof von Autun, der hinkende Talleyrand, ſtieg aus und erkannte den Grafen.

— Sie ſind's, lieber Graf? Und in welchem Aufzuge? Wie ſind Sie hier auf der Straße nach Paris, während man Sie in Berlin glaubt?

— Von Allem ſpäter! Aber das ſchwöre ich, es hätte wenig daran gefehlt, ſo hätten Sie hier zwei Sterbende beichten hören können.

— Wollen Sie ſterben, lieber Graf, ſo laſſen Sie ſich durch mich durchaus nicht ſtören. Wegen der Beichte aber bemerke ich, daß ich ſie lieber in meinem Wagen entgegennehme. Steigen Sie ein!

Mirabeau ſprang in den Wagen und Hannibal kletterte zum Kutſcher hinauf.

— Und jetzt die Beichte, Herr Graf, ſagte Talleyrand, welcher ſchon damals eine unerſättliche Neugier beſaß.

Mirabeau erzählte ſein Abenteuer von Nancy.

Später fand der Graf Gelegenheit, von dem Ertrage ſeines „Journal des etats généraux" ſeinen Kutſcher zu bezahlen und ſeine Schriften einzulöſen.

* * *

Und das Kind der guten Clariſſe?

Neunzehn Jahre nach jenem Abenteuer zu Nancy debutirte in der großen Oper zu Paris eine kleine Tänzerin. Sie hieß Coeleſtine und war die Tochter jener „Dido", welche im Jahre zuvor im Hoſpital zu Avignon geſtorben war.

Das Marlborough-Lied.

Nach Anton Schmid*).

John Churchill, Herzog von Marlborough, eben ſo groß als Feldherr wie als Staatsmann, der ruhmgekrönte Sieger von Hochſtädt, Oudenarde, Ramillies und Blenheim, hatte ſeinen Namen zum Schrecken und zur Bewunderung aller Krieger erhoben. Da die Franzoſen ihn nicht beſiegen konnten, verſuchten ſie, ihn zu beſingen, und ſo entſtand das weltbekannte Lied:

»Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, Mironton, Mirontaine,
Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra.«

Dies Lied erſcholl nun in ganz Paris, von den kleinen Gemächern des Schloſſes Verſailles bis herab zu den Küchen und Ställen; dann zog es von Stadt zu Stadt, von einer Provinz zur andern, bis es endlich nach England kam, wo es bald eben ſo volksthümlich wurde, als in Frankreich.

Beaumarchais läßt in ſeinem Luſtſpiele „die Hochzeit des Figaro“ den Pagen Cherubin das Marlborough-Lied ſingen, indem er darin die alte Wiederholungszeile „Mironton, Mironton, Mirontaine“ mit dem ſchmachtenden Verſe „Que mon coeur, que mon coeur a de peine“ vertauſchte.

Göthe, der um jene Zeit Frankreich bereiſte, fühlte ſich von dem allgemeinen Mironton-Concert ſo betäubt, daß er einen ordentlichen Haß auf Marlborough warf, weil er die unſchuldige Urſache dieſer Geſangs-Epidemie geweſen iſt.

Marlborough mußte nun ſeinen Namen zu allen Moden, Stoffen, Wagen und Ragouts herleihen. Der Inhalt dieſes Liedes wurde auf Fächer und Schirme gemalt, auf Tapeten und Meubles geſtickt, in Metall und Edelſteine geſtochen. Dieſe Marlborough-Wuth dauerte viele Jahre und es bedurfte des Sturzes der Baſtille, um den allgemeinen Lärm, den dies kleine Lied erregt hatte, endlich zu erſticken.

Doch bald tauchte es wieder von Neuem auf während der Herrſchaft Napoleons, der dies Lied ſang, ſo oft er ſein Roß beſtieg, um in den Krieg zu ziehen.

---

*) Herr A. Schmid, Cuſtos der k. k. Hofbibliothek, hat unter dem Titel „Joſeph Haydn und Niccolo Zingarelli“ eine Abhandlung erſcheinen laſſen, die den Beweis liefert, daß das öſterreichiſche Volkslied „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ eine Compoſition Haydn's iſt. In dieſer Abhandlung zieht er auch das Marlborough-Lied in den Kreis ſeiner Forſchungen und aus dieſer theilen wir das vorſtehende Fragment mit. Die genannte Abhandlung, 118 Seiten ſtark, iſt in Wien bei Peter Rohrmann erſchienen.

C. M. D.

Nach Chateaubriands Meinung ſoll die Melodie dieſes Liedes dieſelbe ſein, welche die Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon's vor den Mauern Jeruſalems geſungen haben, um ihren Muth zur Befreiung der heiligen Stadt und des Grabes Chriſti anzufeuern, und noch jetzt ſoll dieſelbe Weiſe von den Arabern geſungen werden, wenn ſie ſich zum Kampfe vorbereiten; ja, man behauptet ſogar, ihre Vorfahren hätten dieſe Melodie in der Schlacht bei Maſſoure gelernt, wo die Waffengenoſſen des Herrn von Joinville ſie zum Klirren ihrer Schilder und ihrem volksthümlichen Schlachtenruf „Montjoie Saint-Denis!“ angeſtimmt haben ſollen.

Aber trotz all' dieſer Hypotheſen iſt der wahre Urſprung dieſes Liedes bis jetzt noch immer unerörtert geblieben.

Die Blumen duften und blühen*).

Ballade von J. N. Vogl.

Der König ſitzt auf dem gold'nen Thron,
Zur Seite ihm ſtehen ſein junger Sohn,
Und Ritter und Damen in reicher Zahl;
Ein Page kredenzet den Goldpokal;
Doch die Blumen duften und blühen.

Da nahet ein Bote in bleicher Haſt,
»Herr König, nur eilig das Schwert erfaßt,
Schon dringet Dein Gegner herein ins Land,
Rings lodern die Dörfer im rothen Brand!«
Doch die Blumen duften und blühen.

Da eilet der König mit ſeinem Sohn,
Hinaus, um zu ſchützen für ihn die Kron',
Schon klirren die Waffen, es ſchnaubt das Roß,
In Strömen das Blut auf der Haide floß;
Doch die Blumen duften und blühen.

»Verloren, o König, verloren die Schlacht,
Beſiegt hat des Feindes finſt're Macht!«
Hinflüchtet der Alte und rauft das Haar,
Erſchlagen der Sohn und die tapf're Schaar!
Doch die Blumen duften und blühen.

Was ſchallet und klinget im Morgenſchein?
Ins Königsſchloß reitet der Sieger ein,
Es flattern die Fähnlein im Sonnengold,
Es grüßen vom Söller die Damen hold;
Doch die Blumen duften und blühen.

Noch brütet das Dunkel ob Schloß und Land,
Da leuchtet's mit einmal wie Fackelbrand,
Horch, Glockengeheule und Waffengetoſ',
Es raſet der Aufruhr, der Mord iſt los!
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Sieger kämpft mit Verzweiflungsgrimm,
Da ſtürzt er zuſammen, das Reich mit ihm.
Es fliehen die Söldner, die Stadt iſt frei,
Die Lüfte erzittern vom Jubelgeſchrei;
Doch die Blumen duften und blühen.

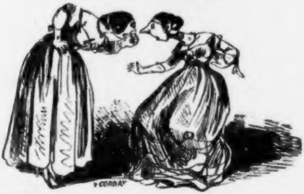
Schon bringt im Triumphe herbei der Schwarm
Den alten König, erfüllt von Harm,
Der aber weiſt Krone und Scepter fort:
»Das Kloſter ſei künftig mein Haus u. Hort!«
Doch die Blumen duften und blühen.

---

*) Probe aus den im Laufe des nächſten Jahres erſcheinenden „Blumenliedern“.
E. M. O.

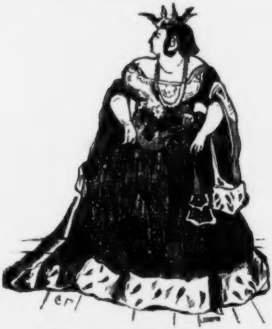
Maria Stuart.

Scene der beiden Königinnen.



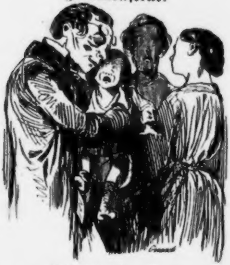
Eliſabeth: — — —. Maria Stuart: — — —.

Eine Theaterprinzeſſin,



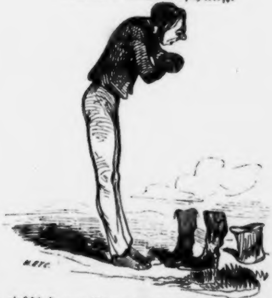
genannt die „gemäſtete Nachtigall“.

Familienſcene.



Mann. . . . . . . dies Würmchen iſt mein,
O ſelig, o ſelig, Dein Vater zu ſein!
Frau (ſchweigt).
Hausfreund. Ipse fecit!

Nante's Ueberraſchung.



Als ich einſchluf, war Allens in ſchönſter Ordnung, unn nu is durch den Boden des Hutes warrrrhaftig een Pilz ſewachſen unn in den Stiebeln ſteht das Jras ellenhoch.

Zapfenſtreich.

Algier. Die hieſige Bibliothek wurde im Jahre 1835 geſtiftet und im Jahre 1838 durch Herrn Berbrugger eingerichtet, der zum Bibliothekar ernannt wurde. Die Bibliothek iſt in einem Theile der Janitſcharenkaſerne untergebracht. Sie enthält gedruckte Bücher, Handſchriften und Karten. In der erſten waren bis zum 10. November 1846 1473 Bände, darunter 112 Werke über Algier. Die Zahl der Handſchriften betrug 687, darunter 43 Werke über den Koran. — Von Militär-Bibliotheken befinden ſich in der Provinz Algier 11, in der Provinz Oran 9, in der Provinz Conſtantine 6.

Amſterdam. Das Bankierhaus Rothaan hat Bankerott gemacht. Ein Verwandter dieſes Hauſes iſt der bekannte Jeſuiten-General Rothaan.

Berlin. Am 11. November hat uns der Tod einen unſerer ausgezeichnetſten Mitbürger entriſſen, deſſen Verluſt ganz Europa mit uns betrauern wird, den Geheimen Rath und Profeſſor Dr. Dieffenbach*). Er ſtarb plötzlich vom Schlage getroffen in ſeinem Beruf, in dem Clinicum, während er zu ſeinen Zuhörern über die Behandlung der Pulsadergeſchwulſt ſprach. Alle Verſuche, den Hingeſchiedenen wieder ins Leben zurückzurufen, waren erfolglos. Dieffenbach iſt in dem kräftigſten Mannesalter, mitten in der ſchönſten Thatkraft, auf der Höhe ſeines Ruhmes, geſtorben. Die ärztliche Wiſſenſchaft und vornehmlich ihre Praxis hat keinen zweiten Mann, wie ihn, zu verlieren.

∴ Paul Taglioni's neues Ballet „Thea, die Blumenfee" hat auf der Hofbühne eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Der Referent der „Spener'ſchen Zeitung" ſagt: „Thea" gehört in die Reihe jener Ballets, welche nicht eine Entwickelung hiſtoriſcher oder erfundener Begebenheiten, ſondern eine Reihe ſchöner und anmuthiger Bilder, durch Gruppirung und Bewegung anſchaulich gemacht und belebt, uns vorzuführen ſuchen. So ſehen wir denn im erſten Bilde der Blumenſee, nach der anmuthigen, von Marie Taglioni getanzten Moresca, die Alméen (morgenländiſche Tänzerinnen) einen großen pantomimiſchen Tanz aufführen, in welchem durch die mannichfachſten Bewegungen und Gruppirungen, vermittelſt der Schleier, in welche die Tänzerinnen gehüllt ſind, eine Reihe der anziehendſten und überraſchendſten Bilder hervorgebracht wird. Im zweiten Bilde giebt die Scene und der Tanz der Blumen, die, durch die Blumenfee (Mad. Taglioni) belebt, ſich allmälig entfalten, eine Anſchauung unſerer vollendeten Theater-Mechanik, die von dem Publikum mit lautem Beifall aufgenommen wurde. — Nach den Ideen des der Kunſt zu früh entriſſenen Grandville, von Kretſchmer coſtümirt, traten nach einander die ſchönſten Blumen, Granaten, Fuchſien, Glockenblumen, Immortellen u. ſ. w. tanzend auf, während die Blüthen der verſchiedenen Blumengruppen ſich aus niedlichen Kinderköpfen verkörperten und ſo ein Blumen-Parterre entſtand, in welchem ſelbſt die barocken Sonnenblumen nicht fehlten, deren grotesker Tanz große Beluſtigung gewährte. Das Ganze ſchloß mit einem großen glänzenden Bouquet, in welchem Marie Taglioni, als die Roſe, die Hauptſtelle einnahm.

∴ Michaelſons „Literariſcher Salon" ſchreibt über Richard Wagners Oper „Rienzi" Folgendes: »Die Oper hat buchſtäblich einen succès d'estime gewonnen, welchen man ſchon der rieſenhaften Idee zur Bewältigung eines beiſpiellos maſſenhaften Werkes nicht verſagen kann. Dieſerhalb war es auch, gelinde geſagt, unanſtändig, daß, nach dem Hervorruf des Componiſten, zu Ende des zweiten Actes, dieſem arg opponirt wurde. Vielleicht ſteht es damit in Verbindung, daß Herr Wagner, als ſich auch am Schluſſe der Oper, die von 6 bis 11 Uhr geſpielt, Stimmen zu ſeinem Hervorruf erhoben, nicht erſchien. Allerdings war dabei die Elite des Publikums nicht mit inbegriffen; denn ſchon im vierten, noch mehr vor dem fünften Act, verließ ein großer Theil deſſelben, von Abſpannung ermüdet, das ganz gefüllt geweſene Haus. „Rienzi" wird unter ſolchen Umſtänden bald vom Repertoire verſchwinden.«

∴ Herr Thomé, Director des Theaters in Lemberg, ſoll, wie man hört, von Oſtern 1848 ab, die Directionsſtelle des Königsſtädtiſchen Theaters erhalten.

Bremen. Herr Carl André, bisheriger Redacteur der „Bremer Zeitung", wird Ende dieſes Jahres Bremen verlaſſen und nach Wiesbaden überſiedeln. Als muthmaßlichen Nachfolger des Herrn André nennt man den bekannten Touriſten Kohl, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält.

---

*) Geboren am 2. Februar 1796 zu Königsberg.

Brüſſel. König Leopold hat Herrn K. van Hulſt, einem Buchdrucker in Kampen, der ſeit 1845 wegen einer Kritik der damaligen Thronrede gefangen ſaß, die fernere Strafzeit erlaſſen. (Bravo!)

Cöln. Der hieſige Dom-Kapellmeiſter Heinrich Dorn wird ein Vocal- und Inſtrumental-Concert veranſtalten, das aus lauter Compoſitionen Mendelsſohns beſtehen ſoll. Die Einnahme dieſes Concerts wird den erſten Fond zur Errichtung eines Denkmals für den Verewigten bilden.

Deſſau. Mendelsſohns Leiche, die mit einem Extrazuge der Eiſenbahn Nachts gegen zwei Uhr in Deſſau angekommen war, wurde hier von dem greiſen Kunſtveteran Friedrich Schneider entblößten Hauptes empfangen.

Dresden. Herr Julius Schladebach arbeitet an einer „Geſchichte der Oper“.
∴ „Conradin von Schwaben“, die eben ſo matte als langweilige Oper des Herrn Ferdinand Hiller, hat hier,-wie vorauszuſehen war, nur wenig Anklang gefunden.

Florenz. Die hieſigen Architekten haben ſich vereinigt, um der Bürgergarde eine Kanone zu ſchenken, welche den Namen „Michel Angelo“ führen ſoll.

Frankfurt. Die Nachricht vom Tode Felix Mendelsſohns hat auch hier tiefe Betrübniß erzeugt. Der ſo früh heimgegangene Meiſter iſt nicht für ſeinen Ruhm, wohl aber für die Kunſt zu früh geſtorben. Deutſchland und die ganze muſikaliſche Welt hat dadurch einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt erlitten.
∴ Herr Profeſſor Eduard Pick, Schüler Reventlow's, giebt hier Vorleſungen über die Gedächtnißkunſt.

Friburg. Die frommen Söhne Lojola's ſcheinen an Widerſtand zu denken, denn ſie haben ihre Zöglinge mit vier Kanonen bewaffnet. (Der Teufel hole ſie und ihre Kanonen!)

Glasgow. Vor Kurzem ſtarb hier ein alter Herr, der ſein Leben für 30,000 Pfd. St. verſichert hatte. Nun melden ſich nicht weniger als drei Frauen, die alle drei Wittwen des Entſchlafenen zu ſein behaupten, zur Empfangnahme dieſer Summe. Jede derſelben bringt einen rechtmäßigen Trauſchein bei, jede wurde von einem Geiſtlichen geſetzlich getraut, jede hat Kinder von dem guten Manne. Sie bewohnten drei verſchiedene Stadtviertel Glasgows und der Selige brachte abwechſelnd je vierzehn Tage bei einer ſeiner drei Frauen zu. (Ein hübſcher Luſtſpielſtoff!)

Hamburg. Ein neues Vaudeville, „Herr Karoline“, und ein anderes, „Ein Landſtand“, beide von David Kaliſch, haben im Thalia-Theater ſehr gefallen.
∴ Dr. Töpfer erläßt im „Hamburger Correſpondenten“ vom 27. October folgende Erklärung: »Von der Direction des hieſigen Stadttheaters iſt mir bis auf den heutigen Tag keine Offerte, als Dramaturg einzutreten, gemacht worden; ich muß deshalb erſuchen, mir weder Lobens- noch Tadelnswerthes, was bei dieſem Inſtitute zur Erſcheinung kommt, zuzuſchreiben.«

Herzogenbuſch. Vor Kurzem ſtarb im Dorfe Vernicum einer der berühmteſten Thiermaler Hollands, Johann Andreas Knip, im Alter von 75 Jahren. Seit fünfzehn Jahren war er blind geweſen.

Kaſſel. Profeſſor Dr. Friedrich Rehm, Abgeordneter der Univerſität Gießen, iſt am 5. November geſtorben. Ein Schlagfluß hatte der Laufbahn dieſes verdienſtvollen Gelehrten, welcher erſt 55 Jahre alt war, ein frühes Ziel geſetzt.

Kiel. Neulich hat ein adeliges Fräulein in Holſtein ſich geweigert, mit einem höchſt achtenswerthen Manne zu tanzen, weil derſelbe bürgerlicher Abkunft iſt. (Wie heißt dies verrückte Fräulein?)

Leipzig. Nummer 262 der „Spener'ſchen Zeitung“ ſchreibt: »Am Abende des 7. Novembers war zu Ehren Mendelsſohns das Leipziger Theater geſchloſſen.« Das iſt unwahr. — Der Pachter unſeres Stadttheaters hatte erſt dann, nachdem zwei Bürger unſerer Stadt ihm für den Ausfall der Vorſtellung eine Entſchädigung von dreihundert Thalern angeboten, ſich bereit erklärt, ſein Theater zu ſchließen; die Behörde aber hatte dagegen Einſpruch gethan und zwar mit Recht, denn man muß den Enthuſiasmus in keiner Rückſicht allzuweit treiben, ſonſt macht man ſich lächerlich!
∴ In vergangener Woche hat der bekannte engliſche Novelliſt Henry Lytton Bulwer einen Tag in unſerer Mitte verweilt. Die Journale hatten früher erzählt, derſelbe habe ſich unſeres Landsmanns Freiligrath, der bekanntlich jetzt in London lebt, warm

angenommen; hier ſchüttelte Herr Bulwer bei Freiligraths Namen bedauernd den Kopf und meinte, er ſei „hot headed“.

∴ Bei Robert Blum erſcheint im Laufe dieſes Monats ein ſocialer Roman, „Zwei Ariſtokraten“, von H. Bertholdi. Einzelne Bruchſtücke, die wir daraus geleſen, haben uns aufs Ganze geſpannt gemacht.

∴ Robert Heller hat einen neuen Roman, „Florian Geyer“, vollendet, der bei Georg Wigand erſcheint. Leute, denen wir ein unbefangenes Urtheil zutrauen, nennen dieſe Arbeit eine ſehr gelungene. (Wir wollen ſehen!)

London. Der Haushalt der Königin Victoria von England beträgt nach genauer Berechnung alljährlich die kleine Summe von 63,000 Pfd. St. oder 441,210 Thaler. Man hat zugleich ausgerechnet, daß zehntauſend hungernde Proletarier mit Weib und Kind von Dem würden leben können, was Küche und Keller dieſes Einen Haushaltes auffreſſen.

∴ Die Königin Victoria, die bekanntlich eine ſehr große Freundin der Pelargonien iſt, will eine Monographie über die Familie der „Storchſchnäbel“, mit Abbildungen der ſchönſten Arten, von den beſten Blumenmalern Englands und Frankreichs ausgeführt, unter dem Titel „Beauty of Flora“ erſcheinen laſſen.

∴ Der Erzbiſchof von York, Dr. Harcourt, Primas und Metropolit von England, iſt in dem hohen Alter von 90 Jahren geſtorben.

∴ Die großen Männer, denen die dankbare Nachwelt Denkmäler geſetzt, werden ſich bald dieſer Auszeichnung ſchämen müſſen, da man jetzt anfängt, Monumente ſolchen Leuten zu errichten, die durchaus keinen Anſpruch darauf haben. So geht man (wie die „Modenzeitung“ erzählt) mit dem Plane um, dem ſogenannten „Eiſenbahnkönig“, Hudſon, einem Manne, der ſich durch glückliche Spekulationen in Eiſenbahnbauten ein unermeßliches Vermögen erworben hat, ſchon bei Lebzeiten ein Denkmal zu ſetzen. (Old-England ſcheint zu vergeſſen, daß man, ganz abgeſehen von dieſem Herrn Hudſon, ein Millionär und dabei doch ein großer Lump ſein kann.)

∴ Die Sterne am Himmel und die Waſſertropfen im Meere werden für unzählbar gehalten; nicht minder zahllos ſind die Bücher. Als im Jahre 1841 ein ſogenannter Guineen-Katalog einer antiquariſchen Bücherſammlung erſchien, glaubte man ſchon das non plus ultra vor ſich zu haben; doch jetzt iſt die erſte Abtheilung eines neuen Katalogs erſchienen, der aus drei Bänden beſtehen und mehr als eine Million Werke aus allen Wiſſenſchaften namhaft machen ſoll.

∴ In dieſem Winter werden wir hier drei italieniſche Opern haben. Außer dem Queens-Theater wird am 1. December die große italieniſche Oper im Drury-lane-Theater eröffnet. Man hört, daß der Wiener Sänger Staudigl, der Stuttgarter Sänger Piſchek und die Pariſer Primadonna Dorus-Gras engagirt ſein ſollen.

Lucca. Der Ex-Herzog von Lucca hat in ſeinem ehemaligen Staate nichts Anderes zurückgelaſſen, als zehn Millionen Lire ſchreiender Schulden.

Madrid. Nachdem nun General Serrano fort iſt und der Oberſt Gurrea die ihm zugedachte Stelle (als Günſtling der Königin) nicht auszufüllen im Stande ſchien, ſoll die jetzt gerade herrſchende Partei an einem hübſchen kräftigen Officier, Namens Gandara, ſich „einen neuen Einfluß“ verſchaffen wollen. — Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen. Der Chriſtiniſche Apfel iſt nicht weit vom Stamme gefallen.

∴ Der neue Günſtling, Gandara, iſt das, was man in Spanien einen „Tiger“ nennt. Er iſt groß, eitel, unwiſſend, unverſchämt, leidenſchaftlicher Spieler und gefürchteter Klopffechter. Ohne Grund ſucht er Händel mit dem erſten Beſten, ſelbſt mit Denen, die mit ihm in freundlicher Berührung ſtehen. Bei den Weibern macht er Glück, obgleich er brutal und heftig iſt. Seine Galanterie iſt nicht die des Cid, ſondern vielmehr die eines Korporals. Voller Schulden und verſchwenderiſch benutzt er jedes Mittel, um ſich Geld zu verſchaffen; aber er findet nur noch bei Herrn Bulwer Kredit, der ihm ſchon bedeutende Summen vorgeſchoſſen hat. Ein ſolches Subjekt war ganz dazu geeignet, die Pläne und Intriguen des engliſchen Geſandten und des Finanzminiſters zu unterſtützen. Es iſt mir unmöglich, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſer neue Skandal auf die Bevölkerung von Madrid macht. Die gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft ſeufzen über das Schickſal einer ſchlechtberathenen jungen Königin, die das Opfer einer ſie umgebenden Intrigue iſt; das Volk drückt ſich mit einer Rückſichtsloſigkeit aus, in welcher von der traditionellen Achtung, welche in Spanien die königliche Würde genoß, keine Spur zu finden iſt. Schlimmeres hörte man nicht ſelbſt zur Zeit des berüchtigten Friedensfürſten.

Mannheim. In Commiſſion des freiſinnigen Buchhändlers Heinrich Hoff ſind „Oeſterreichiſche Flüchtlinge“, von Auguſt Bayr, herausgekommen; es ſind Lieder, die der Scheere der öſterreichiſchen Cenſur entkommen ſind, Lieder, die ſich durch ſich ſelbſt den Weg zum Herzen der deutſchen Leſewelt bahnen und wohl Jeden befriedigen werden. Den Gedichten ſind drei hiſtoriſche Beilagen aus den Jahren 1676, 1687 und 1846 angehängt. Von hohem Intereſſe iſt die geſchichtliche Epiſode „die Schlachtbank zu Eperies", verfaßt von Johann Nepik im Jahre 1688. (Vergleiche „Geſchwind, was giebt's Altes?")

Marburg. Dem hieſigen Beneficien-Inſpector iſt von dem Miniſter des Innern ſtreng unterſagt worden, künftighin Studirende moſaiſchen Glaubens zu einem Freitiſch vorzuſchlagen. Das Miniſterium iſt ſehr ungehalten darüber, daß im vorigen Halbjahr ein Jude einen Freitiſch genoſſen hat. (Spen. Zeit.)

München. Was macht Lola, unſer holder Liebling? Schon ſeit zwei bis drei Wochen hörten wir von keiner neuen Brutalität der edlen Gräfin von Cancansfeld. Es ſcheint, daß die Journale ſie nun in Ruhe auf ihren Lorbeern ausruhen und die ſauer verdiente Million in Frieden wollen verzehren laſſen. (In der Schweiz iſt eine Schrift über Lola Montez erſchienen, die ſich mit einer Deutlichkeit ausſprechen ſoll, welche eben nur in der Schweiz möglich iſt.)

Paris. Louis Philipp beſchäftigt ſich ſeit einiger Zeit ſehr emſig mit der Abfaſſung ſeiner Memoiren, welche nach ſeinem Tode unter dem Titel „Mes souvenirs" erſcheinen ſollen.

∴ Die Gemahlin des General-Marſchalls Soult wird jetzt „Madame la connétable" titulirt.

∴ Am 30. October hat die Familie Montmorency durch ein kirchliches Feſt den Tod ihres Ahnherrn, des Herzogs von Montmorency, gefeiert, der, ein Pathe des vierten Heinrichs, im Jahre 1632 in Toulouſe enthauptet worden iſt.

∴ Der Unterrichts-Miniſter hat eine Commiſſion ernannt, welche ſich mit der Prüfung der Bemerkungen beſchäftigen ſoll, die bei Gelegenheit der Arbeiten zum Katalog der Kupferſtiche der königlichen Bibliothek gemacht worden ſind. Sie beſteht aus Herrn Naudet (dem General-Verwalter der königlichen Bibliothek), als Vorſitzenden, den Mitgliedern des Inſtituts Herren Delaroche (dem berühmten Maler), Gatteaux und Forſter (dem berühmten Kupferſtecher), Robert Dumesnil (dem Verfaſſer des bekannten artiſtiſchen Werkes „le peintre graveur français"), und Herrn F. Ravaiſſon (dem General-Inſpector der öffentlichen Bibliotheken).

∴ Der perſiſche Geſandte wohnte neulich einer Vorſtellung der „Stummen von Portici" bei. Am andern Tage überſandte er den Tänzerinnen, Dem. Fleury und Plunkett, zwei koſtbare Ringe, der Erſteren mit der Inſchrift: „Der Schönſten" — der Andern mit der Deviſe: „Der Verführeriſchſten". (Der Tauſendſaſa!)

∴ Herr von Cormenin giebt in ſeinen „politiſchen Nachtgedanken" folgende äußerſt treffende Definition des Wortes „Budget": Ein Buch, das Einige zum Lachen und Viele zum Weinen bringt; ein Buch der Freude für die Regierenden, ein Buch des Leids für die Regierten; ein Buch, das die Thränen und den Schweiß des Volkes deſtillirt, um Gold daraus zu ziehen; ein Buch, das alle Quellen der Erzeugung austrocknet; ein Buch, das die Summen des Gewerbfleißes und des Ackerbaues erſchöpft; ein Buch, das die Arbeit zur Erhaltung des Müßigganges ſchafft.

∴ Der mit der Angelegenheit der Dem. Deluzy-Desportes beauftragte Unterſuchungsrichter hat, wie man hört, ſeinen Antrag dahin geſtellt, die Angeklagte auf freien Fuß zu ſetzen.

∴ Vor Kurzem iſt hier Ernest Déjazet, Profeſſor der Muſik und Vetter der berühmten Schauſpielerin gleichen Namens, geſtorben. Das „Journal des Débats" hat ihn mit Herrn Eugène Déjazet verwechſelt, der gleichfalls Tondichter und ein Sohn der Schauſpielerin Déjazet iſt. Letzterer, der ſich gegenwärtig mit ſeiner Mutter in Bordeaux befindet, arbeitet an einer komiſchen Oper, zu welcher ihm — hört, hört! — ſeine geiſtreiche Mama den Text geliefert.

∴ Meiſter Scribe hat im Gymnaſe-Theater ein neues dreiactiges Vaudeville, „la déesse", aufführen laſſen, das einen neuen Beweis der Unerſchöpflichkeit ſeiner Erfindungsgabe giebt; es iſt pikant und hat Fureur gemacht. Die Titelrolle wurde von Madame Roſe Chéri wahrhaft göttlich geſpielt.

∴ Im Théâtre français hat ſich ein neues fünfactiges Luſtſpiel, „les Aristocrates", von Etienne Arago, ſehen laſſen und einen ſo ſtürmiſchen Enthuſiasmus hervorgerufen, daß ſämmtliche Journale von Paris ihm einſtimmiges Lob ertheilen. Der „Charivari" ſchließt ſeine Kritik mit den Worten: »L'oeuvre de M. Etienne Arago fera epoque dans nos fastes littéraires.«

∴ Aus der Maſſe von Kalendern, die alljährlich vor Weihnachten auf Paris herabregnen, macht ſich in dieſem Jahre der „Almanac astrologique, magique, prophétique et satirique“ durch ſeine hübſchen Vignetten, gezeichnet von Bertall, und durch ſeine intereſſanten Beiträge von Léon Gozlan, Marco de St. Hilaire, A. Second und Andere bemerkbar.

∴ Am Allerheiligentage wurden hier über 100,000 Francs blos für Todtenkränze ausgegeben.

Peſth. Stancsics Mihaly, der ungariſche Lamennais, Verfaſſer des Volksbuches „Népkönyv“, iſt, als er, auf die conſtitutionelle Sicherheit der Perſon pochend, Ungarn betrat, plötzlich verſchwunden. Man erinnert ſich hierbei, wie die väterliche Regierung mit einem halben Dutzend anderer Schriftſteller verfahren hat und will ihr nun von Seiten des Landtags ohne Weiteres mit offenem Viſir auf den Leib rücken, um den Gefangenen zu befreien.

Petersburg. Nach dem vom hieſigen Poſtamte bekannt gemachten Circular haben für das nächſtfolgende Jahr 156 deutſche, 107 franzöſiſche, 45 engliſche und 2 polniſche Zeitſchriften die Eingangs-Erlaubniß nach Rußland erhalten. Von den deutſchen Blättern ſind fünf illuſtrirte erlaubt*).

∴ Selten hat ein Stück ſolches Furore gemacht, als der unlängſt zu Franz Wallners Beneſice gegebene „Alpenkönig und Menſchenfeind“, von Raimund. Das vortreffliche Märchen war dreizehn Jahre lang nicht gegeben und daher ſo gut wie neu. Der Beneficiant — Rappelkopf — wurden von dem überaus zahlreich verſammelten Publikum mit dem ſtürmiſchſten Applaus bewillkommt, und obwohl ihm eine plötzliche Heiſerkeit an der freien Entfaltung ſeiner Kräfte hinderte, drei Mal auf offener Scene und nach den Actenſchlüſſen gerufen. Leider verläßt derſelbe noch im Laufe dieſes Monats die hieſige Bühne. — Herr Holland gab den Doppelgänger mit ungemeiner Geſchicklichkeit und überraſchte durch ſein Copirtalent ſo, daß er gleichfalls ſtürmiſch auf offener Scene gerufen wurde.

∴ Der Scheikh Mohammed Tantawe hat an der hieſigen Univerſität eine Profeſſur der arabiſchen Sprache erhalten.

Prag. Graf Rudolph Stadion iſt zum Oberſt-Burggrafen von Böhmen ernannt worden.

∴ Der chineſiſche Philoſoph Tut-kom-che-nu (der Knigge und Campe China's) ſagt in ſeinem Werke „Krieg-e-rei“ in dem Kapitel „der Muſikalienhändler“: »Zweifle an Allem, was einen Muſikalienhändler betrifft, an der Unſterblichkeit ſeiner Seele, an ſeinem, ſeiner Frau und Kinder Daſein, nur nicht an der Unübertrefflichkeit ſeiner Verlagsartikel.«

Rom. Die römiſche Regierung hat einen General-Conſul in Paris ernannt, welchem der beſondere Auftrag geworden, Nachrichten über Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Ackerbau und Gewerbfleiß zu ſammeln und nach Rom zu ſenden.

Stockholm. Jenny Lind, der „baltiſche Schwan“, ſoll ſich während ihrer kurzen Laufbahn das artige Sümmchen von 100,000 Species erſungen haben.

Tunis. Unſer ex officio angebeteter Dey will ſich in dieſem Winter das Privatvergnügen einer deutſchen Oper verſchaffen. Der Dey will gute Gage zahlen; aber wer ihm nicht gefällt, erhält zum erſten Male die Baſtonade und zum zweiten Male die ſeidene Schnur. (Hat Niemand Luſt, ſich in Tunis engagiren zu laſſen?)

Wien. Das neue Cenſur-Gericht, das vermummte Fehmgericht des öſterreichiſchen Geiſtes, iſt in aller Stille organiſirt worden. Vier Polizei-Hofräthe, ein Hofrath der oberſten Juſtiz-Stelle und einer der Hofkanzlei bilden die obere Inſtanz, deſſen Chef noch immer der Graf Sedlnitzky iſt. Die untere Inſtanz, das ſogenannte Reviſionsamt, ſteht unter der Leitung des aus Innsbruck her berufenen Hofrath Martinez. Das alſo iſt der längſt erwartete Fortſchritt. (Immer langſam voran, immer langſam voran!)

∴ In den höhern Rayons unſerer Geſellſchaft macht eine Brochüre, „Ueber Rede-, Denk-, Schrift- und Preßfreiheit“, eine unangenehme Senſation. Verfaſſer derſelben iſt der Director des Geheimen Staatsarchivs, Hofrath Clemens von Hügel, ein Factotum des Herrn von Metternich. Damit iſt ſo ziemlich Alles geſagt.

∴ Die durch den Tod des Oberſtlieutenants Schels ledig gewordene Redaction der „militäriſchen Zeitſchrift“ iſt in die Hände des Oberſtlieutenants Pannaſch übergegangen, eines Herrn, der ſo reizbarer Natur iſt, daß er in literariſchen Fehden lieber mit dem Degen als mit der Feder dreinſchlägt, weil Letztere viel ſtumpfer als der Erſtere iſt. — Herr Pannaſch hat auch ein paar Theaterſtücke, z. B. „König Albion“, geſchrieben; doch taugen ſie nicht viel.

---

*) Unſer „Charivari“, der ſeit zwei Jahren in Rußland verboten war, darf dort wieder eingeführt werden. C. M. D.

∴ Der Komiker Beckmann, Verfaſſer des „Eckenſteher Nante“, hat ſein Talent nun ebenfalls der Tantième zugewendet und ein feines Luſtſpiel, „der Freund aus der Provinz“, geſchrieben.

∴ Oeſterreich beſitzt faſt eben ſo viele Adelige als Juden. Die Zahl der Erſtern beträgt faſt 500,000, die der Letztern 650,000.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Im Jahre 1687 wurden in der evangeliſchen Stadt Eperies in Ungarn, auf Befehl des Grafen Anton Caraffa, in Einer Woche 23 Ungarn zum Tode verurtheilt und, als Anhänger des Grafen Tököly, auf Pfähle geſpießt. Die Körper der unglücklichen Schlachtopfer blieben bis zu ihrer gänzlichen Verweſung auf den Pfählen und die aufgeſpießten Köpfe wurden von den kaiſerlichen Soldaten als Zielſcheiben ihrer Spieße benutzt. All' dieſen Grauſamkeiten ſetzte General Caraffa dadurch die Krone auf, daß er, an der Seite ſeiner Gattin, aus den Fenſtern des Mednyezky'ſchen Hauſes, lachender Zeuge dieſer blutigen Execution war. Eine auf Antrieb des nächſten Landtags niedergeſetzte Commiſſion zu Kaſchau ließ nach Beendigung ihrer Sitzungen bekannt machen, „daß es bei Todesſtrafe verboten ſei, von dem Eperies'ſchen Gerichte zu ſprechen!—!—!—!

— Pierre de la Broſſe, Barbier Ludwigs des Heiligen, gewann die Gunſt der Königin Blanche, für deren Gebiß er die zärtlichſte Sorge trug. Hätte dieſe Prinzeſſin noch unter Philipp dem Kühnen gelebt, ſo wäre der arme Barbier, auf welchen Marie von Brabant, Philipps zweite Gemahlin, einen tödtlichen Haß geworfen, wohl ſicherlich gehängt worden, weil er zu behaupten gewagt, daß Blanche von Caſtilien ſchönere Zähne als Marie von Brabant gehabt.

— Am 18. Januar 1772 wurde Schiller als Schüler in das Militär-Inſtitut auf dem würtembergiſchen Luſtſchloſſe Solitüde aufgenommen. Es klingt rührend und wie eine Vorbedeutung ſeiner ſpätern, nie ſonderlich glänzenden pecuniären Lage, wenn man in der Aufzählung der wenigen Habſeligkeiten, die er mit in die Anſtalt gebracht, aufgezeichnet findet: »An Geld — 43 Kreuzer.«

Treffer und Nieten.

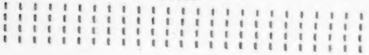
* Profeſſor Weber in Roſtock begann ſeine Vorleſungen über das Roſtocker Stadtrecht jedes Mal mit folgenden Worten: »Meine Herren, jetzt hört der geſunde Verſtand auf und das Roſtocker Stadtrecht fängt an.« (Gleiches ließe ſich auch von manchem unſerer modernen Schauſpiele ſagen.)

* Bechſtein der Jüngere, Verfaſſer des Lehrgedichts „Neue Naturgeſchichte der Stubenvögel“, ſagt darin:

»Was in Guinea Sperling heißt,
Sind bei uns Papageien;
So macht oft der betreßte Rock
Bediente zu Lakaien.«

* Ein Rutheniſches Sprichwort lautet: »Wer naß iſt, fürchtet den Regen nicht.«

Rebus.



Bei **Friedrich Schultheß** in Zürich iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Unſterblichkeit
der
menſchlichen Seele
und
ihr Zuſtand jenſeits des Grabes.
Eine Unterſuchung für gebildete Leſer in Briefen
von
J. P. Aebli.
8. broch. Fl. 1. 21 Kr. = 26¼ Ngr.

Dieſe gediegene Schrift hat zum Zwecke, den Glauben an die Unſterblichkeit und den Zuſtand der Seele jenſeits des Grabes zu reinigen, zu befeſtigen und zu beleben, die religiöſen Gegenſtände vernunft- und zeitgemäß zu beleuchten, damit einerſeits der Volksverfinſterung, andererſeits einer verwerflichen Zweifelſucht und einem alles religiöſe Leben erſtickenden Unglauben möglichſt Schranken geſetzt, Vernunft und Chriſtenthum mit einander in Harmonie gebracht werden.

Bei **J. C. B. Mohr** in Heidelberg iſt erſchienen und verſandt:

Die Conflicte der **Waſſerfahrt auf den Flüſſen** mit Benutzung der Letztern zum **Maſchinenbetriebe.** Ein Beitrag zur Lehre vom Waſſerrechte von **C. G. Schwab,** Königl. würtemb. Finanzrath, Juſtitiar der Zolldirection und des Bergraths zu Stuttgart.

Als Beilageheft zum Archiv für die civiliſtiſche Praxis u. ſ. w. 30. Band.

Inhaltsüberſicht. Einleitung. §. 1. Gegenſtand dieſer Erörterungen. Begriff von Schiff- und von Floßfahrt. §. 2. Die Waſſerbenutzung zum Maſchinenbetriebe. Deren Umfang und Wichtigkeit für die Induſtrie. §. 3. Nähere Bezeichnung der fließenden Gewäſſer, welche Gegenſtand der beiden Benutzungsarten ſind. §. 4. Plan des Folgenden. Allgemeiner Theil. Merkmale der öffentlichen und der Privatflüſſe. §. 5. Rechte der Privaten und des Staats an den letzteren. §. 6. Staatseigenthum der öffentlichen Flüſſe. Deſſen Folgen. Die Regalen-Rechte an dieſen Gewäſſern und was hieraus folgt. §. 7. Beſonderer Theil. Das Mühlregal und die Mühlengerechtigkeit, die Schifffahrt und die Flößerei in hiſtoriſcher und rechtlicher Beziehung. §. 8. Schiffbar- und Floßbarmachung. Einführung der Schiff- und Floßfahrt auf einem von Natur ſchiffbaren Fluſſe. Die Conflicte mit der Waſſernutzung zum Maſchinenbetrieb. Grundſatz, der hier gelten muß. §. 9. Ausnahmen von dieſem Grundſatz. Beweislaſt in ſolchen Fällen. §. 10. Die Frage in Betreff des Schadenerſatzes wegen der den Waſſerwerksbeſitzern durch die Einführung der Schiff- und Floßfahrt zugehenden Nachtheile. Grundſatz. Anſichten älterer und neuerer Schriftſteller. Widerlegung einiger Einwürfe. §. 11. Die Conflicte bei Ausübung der beiden Waſſernutzungen. Verſchuldete und unverſchuldete Nachtheile, welche den Waſſerwerksbeſitzern zugefügt werden. Entſchädigungsfrage nach der Theorie und nach der Anſicht der Schriftſteller, ſowie der Praxis. §. 12. Ueber die Competenz der Juſtiz- und Verwaltungsbehörden bei Streitigkeiten aus Veranlaſſung der hier abgehandelten Conflicte. Grundregel. Ausnahmen. §. 13. Literatur, die bei gegenwärtiger Arbeit benutzt wurde.

Preis Thlr. 1. 8 gGr. oder Fl. 2.

Hierbei eine literariſche Beilage von O. A. Schulz.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

№. 270. Leipzig. 3. December 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Folgen eines Talglichts.

Sittenbild nach Paul de Kock von E. Guido.

Herr Bouracand war ein kleiner Herr von etwa fünfzig Jahren; in ſeiner Jugend hatte er mit Gemälden gehandelt und im reifern Alter einen ſehr ausgeſprochenen Geſchmack für die Künſte behalten.

Herr Bouracand war nie hübſch geweſen: er hatte winzig-kleine Augen, eine pyramidale Naſe, einen coloſſalen Mund und — faſt gar kein Kinn. Und deſſen ungeachtet war er der Gegenſtand der ausſchließlichen Anbetung der Madame Bouracand, in deren Augen es unter Gottes Sonne keinen ſchönern Mann gab, als ihren Gemahl.

Die Liebe, ſagt man, macht blind; Madame Bouracand war merkwürdig blind: ihre Liebe zu ihrem Gemahle artete ſehr häufig in Eiferſucht aus und dieſe lächerliche Eiferſucht machte ihren glücklichen Gemahl oft höchſt unglücklich.

Eines Morgens blieb Herr Bouracand ſehr lange am offenen Fenſter ſtehen, um dem Laufe des Waſſers zuzuſehen, ein unſchuldiges Vergnügen, durch das er ſich — ganz gegen ſeinen Willen — einen mörderlichen Schnupfen zuzog.

Zum Glück giebt es tauſenderlei Mittel gegen den Schnupfen und Herr Bouracand hatte gehört, das Beſte ſei, wenn man ſich die Naſe mit Unſchlitt einreibe.

Madame Bouracand lag ſchon lange in den Federn, als ſie in der Küche die ſüße Stimme ihres angebeteten Gemahls vernahm. Sie ſpringt auf, läuft hinaus und findet Herrn Bouracand, wie er ſich, im ſtrengſten Negligé, von ſeiner Magd die Naſe mit Talg einbalſamiren läßt.

Nichts Unſchuldigeres als das! Aber die liebe Eiferſucht ſieht oft im Allerunſchuldigſten einen Hochverrath.

Madame wird purpurroth, ſchleudert der armen Magd ein paar wüthende Blicke zu und fragt ihren Gemahl:

— Mann Gottes, was machen Sie da?

— Sie ſehen es ja: ich laſſe mir von Dorothea die Naſe mit Unſchlitt einreiben.

— Was ſoll das heißen, mein Herr?

— Das ſoll heißen, daß ich einen fürchterlichen Schnupfen habe.

— Und konnten Sie ſich Ihre Naſe nicht ſelber einreiben?

— Ich rühre nicht gern Unſchlitt an.

— Sie ſind ein Ungeheuer! ruft Madame.

— Weil ich Talg auf der Naſe habe?

— Ihr Schnupfen, mein Herr, iſt nur ein Vorwand! O ich habe es längſt geahnt. Schändlicher, Sie haben ein Verhältniß mit der Magd!

— Sage mir, liebe Freundin, träumſt Du?

— Ich kenne Sie, Heuchler! Aber warten Sie nur, Böſewicht! Ich jage die Jungfer Dorothea fort.

— Wie, Kind, Du willſt ein Mädchen fortjagen, das ſchon drei Jahre bei uns dient und an das wir uns gewöhnt haben?

— Schweigen Sie, Heuchler!

Herr Bouracand zeigte bisweilen etwas Charakter; wenn er ſchrie, ſchrie er ungeheuer, und wenn man ihn zornig machte, war er geradezu ein Vieh.

Madame Bouracand gab ihm keine Antwort und ging zu Bette.

— Aber die Magd muß dennoch fort! ſagte ſie zu ſich ſelbſt und wußte wohl, daß ſie Mittel finden werde, ihren Plan durchzuſetzen.

Zwei Tage ſpäter war weder Frühſtück noch Mittagsbrod zu rechter Zeit fertig; im ganzen Hauſe ging Alles verkehrt und von Morgens bis Abends hörte man Madame Bouracand über Dorothea klagen.

Eines Morgens wies Madame auf ein Möbel und ſagte zu ihrem Gemahle:

— Sehen Sie, überall liegt fingerdicker Staub, und trotzdem wollen Sie das faule Ding behalten.

Da Herr Bouracand nichts ſo ſehr als ſeine Ruhe liebte, ſo ſagte er gelaſſen:

— Schicke ſie fort, wenn Du willſt!

Madame Bouracand wurde wieder ſo ſanft und liebenswürdig, daß Herr Bouracand ſie wie eine Violinſaite um den Finger wickeln konnte.

— Morgen bekommen wir eine neue Magd, ſagte ſie dann. Du ſollſt zufrieden ſein. Sie iſt eine Picarderin, ſehr reinlich, ſehr lebhaft und kocht vortrefflich.

— Deſto beſſer! ſagte Herr Bouracand.

Die Magd erſchien. Sie hieß Katharina und war weit weniger hübſch als Dorothea; Madame Bouracand aber ſchien ganz entzückt. Am andern Tage war das Entzücken ſchon weniger groß, denn Katharina, die eine vortreffliche Köchin ſein ſollte, trug eine verſalzte Suppe, verbrannte Cotelettes, ein ausgemergeltes Huhn und einen Salat auf, der ſo trocken und ungenießbar wie ein Bündel Heu war.

Bouracand verzog das Geſicht und … ſchwieg. Nach Verlauf von acht Tagen überzeugte ſich Madame, daß Katharina nicht einmal Eier zu ſieden verſtand.

Am andern Morgen wurde ſie fortgeſchickt.

— Morgen bekommen wir eine andere Magd, triumphirte Madame Bouracand: eine Flamländerin, ein großes, dickes, geſundes Mädchen mit einem ewig heitern, lebensfrohen Geſichte, flink und ſauber, treu und ehrlich, die Tugend ſelbſt!

— Gott geb's! ſeufzte Herr Bouracand.

Jungfer Déſirée (ſo hieß die neue Magd) iſt ſo flink und luſtig, daß ſie in Einem Nu ihre Geſchäfte vollendet.

— Ich bin zufrieden, ſagte Madame Bouracand.

In demſelben Augenblick tritt ihr einziger Sprößling, ein ſchielender Rothkopf von neun Jahren, welcher Olympia heißt, ins Zimmer hinein und ruft:

— Mama, Mama! Soeben hat die Magd die große porzellanene Salatſchüſſel zerbrochen.

Die überaus zärtliche Mutter jagt das Kind zur Thür hinaus und ſagt mit erheuchelter Ruhe:

— Mein Gott, das kann Jedem paſſiren!

Gleich darauf geht man zu Tiſche.

Déſirée kocht wie ein „junger Gott“ und Madame Bouracand iſt ſo erfreut darüber, daß ſie ſich faſt krank iſſt.

In demſelben Moment ertönt in der Küche ein ungeheurer Lärm.

— Was iſt das? fragt Herr Bouracand.

Olympia läuft in die Küche und ſtürzt mit der Nachricht herein:

— Déſirée hat einen ganzen Pack Teller fallen laſſen.

Herr Bouracand ſchneidet eine eſſigſaure Miene; Madame iſt ſchnell gefaßt und ſagt:

— Mein Gott, Unglück kann Jeder haben!

Gleich darauf tritt Jungfer Déſirée mit ihrer gewöhnlich heitern Miene ein und ſagt:

— Es iſt nicht von Bedeutung, Madame! Ich habe nur eilf Teller zerbrochen, die übrigen aber ſind alle ganz geblieben.

— Eilf Teller! brummt Herr Bouracand, vom Tiſch aufſtehend. Das ſcheint mir für den Anfang ſchon genug.

Am andern Morgen wirft Jungfer Déſirée beim Abſtäuben der Möbel zwei wunderhübſche, mit Muſchelwerk verzierte Riechfläſchchen hinunter.

— Das iſt auch nichts Dauerhaftes! ruft das dicke Mädchen mit lachender Miene und hebt die zerbrochenen Scherben auf.

An demſelben Tage zerbricht Déſirée beim Abdecken ein Kryſtallglas, das vor Herrn Bouracand ſtand.

— Auch das iſt kein Unglück, ſagt die Magd, denn das Glas ſah recht altväteriſch aus.

— Du mußt Dich beſſer in Acht nehmen, warnt Madame.

— Das arme Glas! ſeufzt Herr Bouracand. Es war ein Andenken meines Vaters.

— Beruhigen Sie ſich, Herr Bouracand, ſagt die grobe Flamländerin, es giebt noch mehr ſolcher Gläſer.

— Willſt Du noch Etwas von dieſem Pflaumenkuchen? fragt Madame Bouracand, um ihren Gemahl zu beſänftigen.

— Ich habe genug! erwidert der Aermſte.

Am folgenden Morgen zerbricht Jungfer Déſirée den Rücken eines Stuhles und die Glasglocke über der Uhr.

Tags darauf zerbricht ſie die Uhr ſelber und noch eine Theekanne obenrein.

Als Madame endlich auch ihren Toilettenſpiegel in hundert Stücke zertrümmert findet, entſchließt ſie ſich, Jungfer Déſirée fortzujagen.

Acht Tage iſt man ohne Magd. Am neunten tritt Madame Bouracand freudetrunken ins Zimmer ihres Gemahls und ſagt:

— Morgen bekommen wir eine neue Magd. Das Mädchen hat mir gleich auf den erſten Blick ſehr gefallen: es iſt eine Normännin. Sie hat ein offenes, ehrliches Geſicht und iſt erſt zwanzig Jahre alt; zwar ſcheint ſie mir etwas dumm zu ſein, aber dumme Dienſtboten ſind in der Regel die ehrlichſten.

Die Normännin kommt: es iſt ein plumpes, häßliches Mädchen mit Blatternarben und Augen, die faſt noch mehr als die der kleinen Olympia ſchielen.

— Endlich, ſagte Madame Bouracand zu ihrem Gemahle, habe ich gefunden, was ich ſo lange geſucht. Das Mädchen iſt wie geſchaffen für uns: ſie iſt fleißig und höflich und zerbricht nichts. Sie ſpricht, wie es ſich ſchickt, und iſt nicht ſo unverſchämt wie Ihre Dorethea

— Wir wollen ſehen! ſagt Herr Bouracand.

Bald aber bemerkt Madame, daß der Wein abnahm, der Liqueur verſchwand, daß Hand- und Tiſchtücher verloren gingen und daß vier ſilberne Löffel fehlten.

Darüber zur Rede geſtellt, antwortet Eudoria (ſo hieß die Normännin):

— Madame, ich will hoffen, daß Sie keinen Verdacht auf mich haben, ſonſt würde ich augenblicklich Ihren Dienſt verlaſſen.

— Ich habe durchaus keinen Verdacht auf Dich; doch begreife ich nicht ...

— Ihre Dienſtboten müſſen Sie wahrſcheinlich oft beſtohlen haben ...

— Allerdings!

— Ich aber, Madame, ich bin ehrlich.

Madame Bouracand wagte nicht zu widerſprechen.

Doch als ſie eines Abends unerwartet nach Hauſe kam, ertappte ſie Eudoria auf friſcher That, wie ſie ihr eben aus dem Wäſchſchranke Strümpfe und Hemden ſtehlen wollte.

Eudoria wurde nun Knall und Fall fortgejagt.

Vierzehn Tage blieb man ohne Dienſtboten.

— Jetzt hat's ein Ende, lieber Freund, rief Madame Bouracand. Nun bekommen wir einen wahren Schatz.

— Einen Schatz? fragte Herr Bouracand.

— Diesmal können wir uns darauf verlaſſen, denn es iſt eine Lothringerin: ein vorzügliches Mädchen, das eben aus ſeiner Provinz kommt ... die Fleiſcherin hat ſie mir empfohlen ... ſie iſt die Tugend ſelbſt ...

— Die Fleiſcherin?

— Nein, die Lothringerin! Sie heißt Gothon und iſt dabei ziemlich hübſch.

Herr Bouracand reibt ſich die Hände.

Gothon iſt in der That ein recht nettes Geſchöpf, das die Blicke keuſch zu Boden ſchlägt und ſchüchterner als manche Nonne ausſieht.

Madame Bouracand iſt natürlich abermals entzückt. Auch Herr Bouracand kann in der That nichts gegen Gothon einwenden, denn Gothon iſt flink, Gothon iſt ſauber und Gothon kocht ganz charmant. Man hat wirklich einen Schatz gefunden.

Eines Abends aber, als Madame früher, als ſie geſagt, vom Spaziergang zurückkehrt, findet ſie ihren Schatz im Geſpräche mit einem großen Burſchen in blauer Blouſe.

Die Blouſe macht ſich eilends aus dem Staube und ruft der Lothringerin »Gute Nacht, Baſe!« zu.

— Du haſt Vetter? fragt Madame Bouracand.

— Ja, Madame; aber nur einen ganz kleinen, der erſt kürzlich hieher gekommen.

— Mir iſt er nicht ſo klein vorgekommen, murmelt Herr Bouracand leiſe vor ſich hin.

— Einen Vetter kann man allerdings haben, ſagt Madame; nur darf er nicht zu oft kommen.

— So denke auch ich, ſagt Herr Bouracand, der auf dieſen Vetter ſchon etwas neidiſch iſt.

Kurze Zeit darauf überraſcht man den Schatz in traulicher Unterhaltung mit einem Chevauxleger.

— Wer iſt das? fragt Madame Bouracand.

— Auch ein Vetter! antwortet Jungfer Gothon.

Sie hat, wie es ſcheint, mehr als einen Vetter, denkt der Herr des Hauſes und Madame ſchüttelt bedenklich den Kopf.

Eines Morgens, als ſie ihren Schatz früh wecken wollte und aus dieſem Grunde leiſe in Gothons Kammer hineinſchlich, fand ſie abermals einen Vetter bei ihr.

Das war zu bunt! Madame Bouracand ſah ſich genöthigt, ihrem Schatze die Thür zu weiſen.

Dieſen vier Mädchen folgten im Laufe von acht Monaten noch zwölf andere: man verſuchte es mit Burgunderinnen, Champagnerinnen, Elſaßerinnen, Auvergnerinnen, kurz und gut mit Mädchen aus faſt allen Departements.

Aber Jede hatte ihre kleinen Fehler.

Herrn Bouracand, dem ſeine Häuslichkeit verleidet worden war, weil er ſich an dieſen immerwährenden Wechſel von Geſichtern nicht gewöhnen und — unter uns geſagt — Dorothea nicht ſo leicht verſchmerzen konnte, riß endlich die Geduld. Eines Morgens, als bei ihm die dreiundzwanzigſte Magd ihren Einzug hielt, beſtellte er ſich einen Platz im Poſtwagen; dann begab er ſich zu ſeiner Frau, um von ihr Abſchied zu nehmen.

— Ich verändere zwar nur ſehr ungern meinen Wohnort, ſagte Herr Bouracand, aber da Sie aus meinem Hauſe einen Taubenſchlag gemacht haben, will ich lieber auf Reiſen gehen.

— Wie, Hector, Sie wollen mich verlaſſen?

— Ja, Madame!

— Und auf wie lange, lieber Freund?

— Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenn Sie, Theuerſte, mit einer und derſelben Magd einmal länger als drei Monate auskommen ſollten, dann bitte ich Sie, es mir zu ſchreiben; ich will dann augenblicklich zurückkehren.

Und damit reiſte Herr Bouracand von dannen. Seine Frau fügte ſich ins Unvermeidliche und harrte und harrte.

Doch iſt der Böſewicht bis zum heutigen Tage noch nicht zurückgekehrt, obgleich ſeine Frau ſchon mit zweiundſiebenzig Mägden aus den ſechsundachtzig Departements Frankreichs vergebliche Verſuche angeſtellt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihr Gemahl ſich gewiß nirgends anders aufhält, als ... bei der zuerſt fortgeſchickten Dorothea.

— Das war doch dumm von mir! Ich hätte ſie lieber behalten ſollen. Das Talglicht iſt an Allem Schuld!

Die literariſchen Kameradſchaften.

Herr Siegmund Engländer, ein geſinnungstüchtiger Mitarbeiter des Saphir'ſchen „Humoriſten", wirft einen Blick in die ſchmutzige Garküche der literariſchen Ruhmmacherei und ſagt in einem Aufſatze, den wir der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen, unter Andern auch Folgendes:

„Heutzutage, wo es eben ſo viel Göthe's und Shakeſpeare's giebt, als Lyriker und Dramatiker in unſerm lieben Deutſchland lallen, hat ſich zur Ruhmſucht noch der Geiz nach Honoraren und der übergreifende Schacherſinn der Buchhändler geſellt. Der Geiſt iſt zur Münzſtätte geworden und der Ruhm ſteht mit auf dem Courszettel. Alles arbeitet nun an dem großen Blaſebalge der Ruhmmacherei, der Buchhändler für ſeinen Laden, der Autor für ſeinen Ruhm und ſein Honorar. Erſchreckend iſt es, wenn man ſich einen Augenblick dieſes tauſendfache Jagen und Haſchen nach Ruhm verſinnlicht. Ganze Banden werden organiſirt, Jeder ſtrebt in den Mittelpunkt zu kommen, und Einer lobt den Andern entweder pränumerando, um ſpäter Gegenlob zu erhalten, oder ſolvendo, um ſich für das erhaltene Lob zu bedanken. Wie jedes einzelne Geſchütz im Felde von mehreren Kanonieren bedient wird, ſo wird faſt jedes Journal von einer literariſchen Clique bewacht. Mit eiſernen Krallen wird Jeder zurückgedrängt, der nicht zur Kameraderie gehört und ſich einſchleichen will. Das ganze Jahr hindurch hört man das Schellengeklingel von Notizen über Mitglieder der Clique, und jedes neue Werk von ihnen wird mit feierlichem Geläute aller Glocken und mit dem Donner der Salven beehrt. *Eine Kameraderie reicht der andern die Hand, und wer der Bande ſich nicht anſchließt, wird in den Winkel gedrängt und bei lebendigem Leibe eingemauert.* Die Schlange der Kameradſchaft windet ſich durch alle Blätter; wenn der Kopf in Leipzig iſt, ſo windet ſich der Schwanz oft in Augsburg oder in Frankfurt und Nürnberg. — Das größte Hallogeſchrei der Ruhmmacherei iſt in den Correſpondenzen. Dieſe Rubrik iſt die wahre Eiterblaſe der Journaliſtik: alles Gift der Literatur wird in dieſelbe hineingeſpieen; alles Selbſtlob, alles Gebätſchel der Kameraderie, alle Verdächtigungen, alles Fletſchen und Grinſen trifft hier zuſammen. Jedes Verdienſt kann hier, wo der Redner mit herabgelaſſenem Viſire und nur auf einen Augenblick auftritt, mit Läſterungen verfolgt und jeder Knirps zu einem Goliath aufgeſtelzt werden. Wo irgend ein neues Talent aufgetaucht, wird es, wenn es nicht zur Fahne ſchwören will oder nicht als Gegengewicht gegen eine andere unbequeme Größe dienen ſoll, mit Mörderhänden niedergedrückt und erſtickt. An jedem Eingange ſteht eine Garde, und wehe Dem, der nicht die Bundesparole zu ſagen weiß oder ſich weigert, dem Fetiſch den Rücken zu küſſen. Tauſend Kunſtſtückchen werden angewendet, um das Publikum zu blenden; von jeder Linie der Windroſe aus wird ihm Sand in die Augen geſtreut. Wenn die „Revue des deux Mondes“ in Paris von der neueſten deutſchen Literatur plappert, ſo lebt der Souffleur in Leipzig oder Berlin, und oft hört ſie ſogar die Namen der Unſterblichkeiten falſch und ſpricht ſie verkehrt aus. Von Zeit zu Zeit wird Schriftſtellern, die außerhalb der Clique ſtehen, ein kleines Handgeld geboten. Man ſucht ſie für die Geſellſchaft durch ein Lob mit hundert Hinterthüren, um ſchlimmſten Falles Alles wieder ableugnen zu können, zu werben. Erwidert er pflichtſchuldigſt das Lob, ſo erhält er die Kokarde und den Freibrief für die journaliſtiſchen Wegelagerer. Er unterzeichnet die Proſcriptions-Tafeln und weiß nun, wer zu den Lebendigen zu gehören hat. Nur ſo iſt es erklärlich, daß in allen Journalen ſtets wieder dieſelben Namen vorkommen, immer die Nämlichen mit Lob bekränzt und allenthalben hämiſche Seitenblicke auf die Einſiedler der Literatur geworfen werden u. ſ. w.“

Wir, unſerer Seits, haben dieſer aufrichtigen Herzensergießung nur wenige Worte beizufügen:

Die plumpſte Kameradſchaft hat ihren Sitz in Leipzig. Mittelpunkt derſelben iſt Herr Heinrich Laube.

Ignaz Joſeph Martinovich.

An den Redacteur des „Charivari“.

Auf die Anfrage in Ihrer Zeitſchrift, ob Niemand Etwas über Ignaz Joſeph Martinovich wiſſe, kann Ihnen der Unterzeichnete — ein geborener Ungar, der ſich ebenfalls mit dieſem Charakter beſchäftigt — einige Mittheilungen machen. Es exiſtiren über ihn und ſeine Verſchwörung folgende Quellen:

F. Kazinczi, „Martinovich élete“; eine ungariſche Handſchrift, enthaltend ſeine vollſtändige Biographie, ſowie die ſeiner Mitſchuldigen; etwa dreißig Bogen ſtark.

„A Szabadság Martyrus“ (der Martyrer der Freiheit). Ungariſche Flugſchrift, ohne Angabe des Verfaſſers, gedruckt zu Kolosvar (Klauſenburg), ohne Jahreszahl.

„Der Hochverräther Martinovich“. Deutſche Flugſchrift, erſchienen in Berlin bei Maurer, gleichfalls ohne Jahreszahl, und höchſt ſelten.

J. Raba, „Schickſale eines ungariſchen Edelmanns“, Strasburg und Paris, 1800, 2 Bde.

Außerdem exiſtirt in lateiniſcher Sprache ein Programm dieſes Jacobinerclubbs, in 92 Artikeln, von Martinovich ſelbſt verfaßt. Jeder, bei dem dieſes Corpus delicti gefunden wurde, galt als Mitſchuldiger.

Nach der Hinrichtung der dreizehn Häupter erſchien ein ſogenannter Stammbaum der Verzweigung jener geheimen Geſellſchaft, ein ſchlechter Holzſchnitt.

Auch George Sand erwähnt in ihrem Romane „la comtesse de Rudolstadt“ dieſes Martinovich, und ſie ſelbſt ſagte mir, ſie habe unter den geheimen Papieren der Wiener Freimaurer, welche ſie beſitzt, auch Mittheilungen über Martinovich gefunden.

Endlich erſchien 1843 zu Zürich ein Werk, „die Jacobiner in Wien“, deſſen Verfaſſer ein Ungar iſt und der — wenn ich nicht irre — Pipin heißt.

Dieſe und viele andere Curioſa der ungariſchen Geſchichte beſitzt Herr D....t in Ofen.

Berlin, am 17. November 1847.

C. M. Kertbeny.

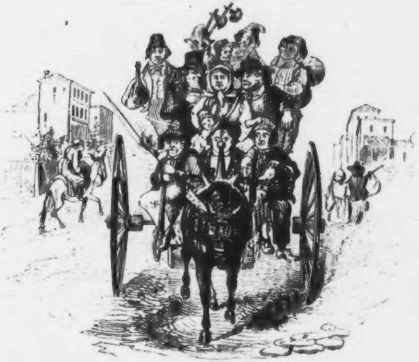
Vlämiſche Blauſtrümpfe.

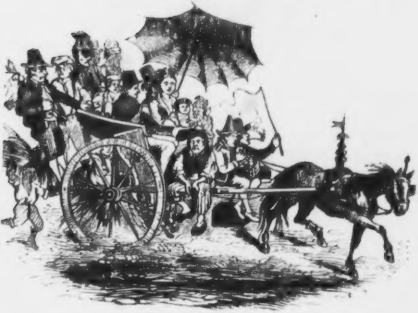
Unter den Frauen, die ſich als vlämiſche Dichterinnen bekannt gemacht haben, nimmt Marie Doolaeghe, aus Dixmude in Weſtflandern, den erſten Platz ein. Ein einfaches Mädchen, wuchs ſie im väterlichen Hauſe auf, als einer ihrer väterlichen Verwandten den poetiſchen Schwung ihrer Seele dadurch zu nähren ſuchte, daß er ſie aufs Studium der Mutterſprache und der niederdeutſchen Dichtung hinlenkte. Ihre Poeſie hängt voll zarter, duftiger Blüthen; ſie iſt ganz Gefühl, ohne alle äußere Prunkſucht, aber ſtolz und trotzig, wenn ſie vom Vaterlande ſingt. — Seit mehreren Jahren hat ſie unter ihren Geſchlechtsgenoſſinnen glückliche Nachfolgerinnen gefunden, beſonders an Madame Courtmans, der Gattin eines ſehr verdienſtvollen belgiſchen Schullehrers, die unter Anderm auch die Kaiſerin Maria Thereſia beſungen hat; an Frau van Ackern, der Verfaſſerin der „Madelieven“ (Gänſeblümchen), und an Fräulein D'Huyſelaere, der Tochter eines der älteſten Dichter Flanderns. Der lyriſchen Stimmung dieſer vlämiſchen Frauen gegenüber beſitzen die Wallonen, bezeichnend genug, an Madame Gatti de Gammond eine mit Geiſt begabte, aber etwas überſpannte ſocialiſtiſche Schriftſtellerin*).

---

*) Auch in Deutſchland iſt Madame Gatti de Gammond durch ihre Lebensbeſchreibung des Socialiſten Charles Fourier bekannt geworden. C. M. D.

Italieniſche Volksbilder.





Fahrt zum Jahrmarkt.

Zapfenſtreich.

Augsburg. M. von Beck, Capitular des Stiftes St. Stephan, hat im Schmid'ſchen Verlage eine Ueberſetzung des italieniſchen Geſchichtswerks „Leben der Katharina von Medicis", von Eugen Alberi, erſcheinen laſſen. Das Leben der Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich iſt in dieſem Werke ohne Parteiſucht entworfen und füllt aus dieſem Grunde eine Lücke der hiſtoriſchen Literatur aus.

Berlin. Die Beerdigung des Profeſſors Dr. Johann Friedrich Dieffenbach war eine der glänzendſten, deren man ſich hier zu erinnern weiß. Die große Hochachtung, Liebe und Zuneigung, deren ſich der Verſtorbene mit ſo großem Rechte in allen Kreiſen der Geſellſchaft erfreute, bethätigten ſich ſehr augenfällig und lebendig, da es galt, dem Hingeſchiedenen die letzte Ehre und Liebe zu erweiſen. Die Räume des Trauerhauſes vermochten nicht, die außergewöhnliche Zahl der Theilnehmer des Leichenzuges zu faſſen, ſo daß die Flure noch zur Hilfe genommen werden mußten. Aber auch draußen in den benachbarten Straßen und im Luſtgarten ſtanden dichtgeſchaarte Menſchenmaſſen, welche ſich zu dem Leichenzuge herbeigedrängt hatten. Dieſer gehörte denn in der That zu den größeſten und feierlichſten, welche wir ſeit langer Zeit hier geſehen, und ſeit Schleiermachers, Heim's und Gans' Begräbniſſen iſt eine ſo allgemeine Theilnahme bei dem Hinſcheiden eines Mannes der Wiſſenſchaft nicht wahrgenommen worden. Alle wiſſenſchaftlichen Ruhmwürdigkeiten unſerer Stadt und die Mehrzahl unſerer Aerzte waren in dem Trauerhauſe verſammelt. Auch der Director des Unterrichts-Miniſteriums, Dr. von Ladenberg, war erſchienen.

∴ Die Studenten aller Facultäten unſerer Univerſität haben, aus eigenem Antriebe, den Beſchluß gefaßt, wegen Dieffenbachs Ableben eine achttägige Trauer anzulegen. — (Dieſer ſchöne Zug macht ihnen Ehre!)

∴ Nach Otto Lüning iſt unſer Profeſſor Huber eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit: er redigirt eine Zeitſchrift, „Janus", die zwei Köpfe, doch in keinem von Beiden ... Gehirn hat.

∴ Abermals ſind im Polenprozeß drei Angeklagte auf freien Fuß geſetzt worden, nämlich: Anaſtaſius von Rabinski, von Szczawinski und Paul Zielkiewicz. Seit Beginn der mündlichen Verhandlungen ſind jetzt im Ganzen 49 Angeklagte aus dem „Hôtel de Pologne" entlaſſen worden.

∴ Im königſtädtiſchen Theater hat „der Garde-Lieutenant", Luſtſpiel in Einem Act, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von dem mit Recht beliebten Komiker E. L'Arronge, eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden.

∴ Die italieniſche Oper hat „Leonore", Text von Marco d'Arienzo, Muſik von Saverio Mercadante, aufgeführt. Die Oper, die für Berlin neu war, hat nur theilweiſe angeſprochen. In der Titelrolle hat Signora Fodor, ſowohl durch Geſang als durch Lebendigkeit ihres Spieles, excellirt.

∴ Ein neues Werk der alten Bettina, „Ilius, Pamphilius und Ambroſia", iſt im Augenblick ſeines Erſcheinens von der Polizei — man weiß noch nicht, warum? — mit Beſchlag belegt worden.

∴ Vor Kurzem erhielten hier zwei allein wohnende Damen von einem Ungenannten zwei Theaterbillets zugeſchickt. Sie benutzten dieſe, fanden aber, als ſie aus dem Theater nach Hauſe zurückkehrten, aus ihren Zimmern die werthvollſten Gegenſtände geraubt. — Ein Wink mehr zur Vorſicht gegen unſere raffinirten Diebe!

Bern. Der polniſche Emigrant Graf Grusczenski, welcher in der hieſigen Fiſcher'ſchen Buchhandlung Beſchäftigung erhielt, iſt verhaftet worden, angeblich, weil er der Verfaſſer der vielfach angegriffenen Berner Artikel im „Journal des Débats" iſt, welche ſich für den Sonderbund erklären. Sein Verkehr mit den Attaché's der franzöſiſchen Botſchaft und der Mißbrauch ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit dem General Dufour ſollen dabei mitgewirkt haben.

Brüſſel. Hier iſt ein merkwürdiger Selbſtmord vorgekommen. Ein gewiſſer Fabrizius wollte im königlichen Theater einige Muſikſtücke auf der Violine vortragen.

Bei der Probe ſpielte er aber ſo ſchlecht, daß man ihm offen ſagte, er würde mit dieſen Sachen, die de Beriot und Vieuxtemps vor ihm ſo vortrefflich geſpielt, ſich nur lächerlich machen. Dieſe Urtheile ergriffen ihn dergeſtalt, daß er ſich in den Kanal von Charleron ſtürzte und ertrank. Statt des Concertes erhielten die Zuhörer dieſe Schreckensbotſchaft.

∴ Die Pariſer Tänzerin Carlotta Griſi hat hier einen mirobolanten Enthuſiasmus aufgewühlt. Der „Obſervateur" ſagt von ihr: »Carlotta Griſi tanzt mit Leib und Seele. Wenn Maria Taglioni tanzt, ſo ſucht ſie blos zu amüſiren; Fanny Elsler ſucht zu gefallen; Lucilie Grahn ſucht zu überraſchen; Fanny Cerrito ſucht unſere Sinne zu berauſchen; Carlotta Griſi aber tanzt, um zu tanzen; ſie tanzt, weil ſie von der Leidenſchaft des Tanzes beſeelt iſt, weil der Tanz ihr Leben, ihr Element, weil ſie ſelbſt ganz und gar Tanz iſt.«

∴ Die belgiſche Thronrede beſtand aus 842 Worten und 4660 Buchſtaben. Um ſie durch den elektriſchen Telegraphen mitzutheilen, waren nicht weniger als 11,000 Signale nöthig und deſſen ungeachtet geſchah dieſe Mittheilung von hier nach Antwerpen in 47 Minuten.

Cöln. Die Hymne an Papſt Pius IX. iſt hier auf allen Leierkaſten zu hören.

Darmſtadt Ein Herr A. Kraus hat eine Abhandlung über den gräßlichen Tod der Gräfin von Görlitz, „zum Beſten der Kleinkinderſchule zu Darmſtadt", geſchrieben. (Verruckte Idee, ſagt Herr Neſtroy!)

Dresden. Man lieſt in der „Abendzeitung": Ein unternehmender Kopf geht damit um, eine kunſtreiſende Claque zu organiſiren. Ein Schriftſteller, der ein neues Stück fertig hat; Mimen, die auf Gaſtrollen oder Engagements umherreiſen, abonniren beim Unternehmer der herumziehenden Claque auf ein halbes oder ganzes Jahr. Dieſer ſendet ſodann an jeden Ort, in welchem das neue Stück aufgeführt werden ſoll, einen Organiſateur de la claque, und Autor und Schauſpieler haben dann nichts mehr zu fürchten. — Eine große Anzahl dienſtloſer Hausknechte hat ſich bereits zu Commis voyageurs de la claque gemeldet. (Hat Herr Laube nicht Luſt zum Abonniren?)

Düſſeldorf. Hermann Kothe, deſſen Gedächtnißſyſtem ſich ſeit ſeiner Anweſenheit in Hamburg noch ſehr vervollkommnet haben ſoll, lieſt jetzt mit außerordentlich glücklichen Erfolgen in den Rheinſtädten. In Crefeld wurde ihm von ſeinen Zuhörern beim Abſchiede eine Medaille überreicht mit der Inſchrift „dem Gedächtnißrieſen". — Auch hier, in Düſſeldorf, hat er durch ſeine Gedächtnißproben, die er in Gegenwart des Prinzen Friedrich von Preußen abgelegt, Alles in Erſtaunen geſetzt.

Elberfeld. Vor ungefähr ſiebzehn Jahren verlor in der Gegend von Crefeld ein fremder Kaufmann ein Packet mit einer bedeutenden Summe Kaſſenanweiſungen, ohne daß ſich damals, trotz aller angewandten Mühe, eine Spur davon auffinden ließ. Jetzt enthält die „Elberfelder Zeitung" unter den Inſertionen folgende Anzeige: »Ein Packet Kaſſen-Anweiſungen von einigen Pfunden Schwere, welches ein Kaufmann im Jahre 1832 verloren hat, ward der Zeit zwiſchen Süchteln und Crefeld gefunden. Der Eigenthümer oder deſſen Erben werden erſucht, ihre Adreſſe der Expedition dieſes Blattes verſiegelt franco Lit. G. H. Nr. 7532 einzuſenden, worauf nähere Auskunft ertheilt werden wird.« Wahrſcheinlich treibt den damaligen Finder jetzt das Gewiſſen, den verheimlichten Fund dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuzuſtellen.

Florenz. Giuſeppe Verdi's neueſte Oper „Macbeth" wird jetzt auf ſechsundzwanzig Theatern Italiens gegeben und erregt überall, wie hier, unerhörten Enthuſiasmus.

Hamburg. Ein neues Journal unter dem barocken Titel „der Lumpenſammler" erſcheint ſeit Anfang dieſes Monats. Die Redaction wird von einer Geſellſchaft geleitet, die ſich die „ſchwarze Bande" nennt. Wir fürchten, die Cenſur werde bald ihr Todesurtheil ſprechen.

Königsberg. Vor Kurzem lief hier ein Schiff vom Stapel, welches den Namen Johann Jacoby erhielt, den Kaufleuten Malmros und Comp. gehört und ſeine erſte Fahrt mit Getreide nach Frankreich machen wird. Die Zeitung von Preußen erwähnt dieſes Umſtandes mit dem Scherz, der Königsberger Liberalismus ſei nun flott geworden und gehe auf Reiſen.

Krakau. Der hieſige Buchhändler Zawadzki iſt wegen Verbreitung eines verbotenen Buches zu einer Strafe von 50,000 polniſchen Gulden verurtheilt worden. Im Unvermögensfalle ſoll ihm die Vergünſtigung, „mit bedrucktem Papiere zu handeln", auf Lebenszeit entzogen werden. (Nichts geht über Gerechtigkeit und — Milde!)

Leipzig. Unſer „Tageblatt" hat neulich mit der ernſteſten Miene von der Welt eine große Betiſe begangen. In ſeinem Berichte über das jüngſte Gewandhaus-Concert ſchreibt daſſelbe: »Eine hohe Frau aus unſerer Stadt, „Liederſängerin wie Keine" (???), ſang aus tiefſter Seele u. ſ. w.« Man ſollte meinen, dieſe hohe Frau ſei eine Königin. Dieſe hohe Frau iſt aber keine Andere, als die ehemalige Sängerin Livia Gerhard. Das heißt die Speichelleckerei doch etwas zu weit treiben!

∴ Die Londoner „Times" und das Pariſer „Journal des Débats" haben dem dahingeſchiedenen Meiſter Felix Mendelsſohn-Bartholdy einen Nekrolog gewidmet, welcher den Beweis liefert, daß der Verſtorbene auch in England und Frankreich glühende Verehrer gehabt hat.

∴ Der „Komet" macht auf Herrn Theodor Apel als einen jener Dichter aufmerkſam, der bisher wenig beachtet worden iſt, weil derſelbe es verſchmäht hat, ſich zu einer Clique zu halten, welche ſich die Aufgabe geſtellt, die Glieder ihres Bundes ſchon bei Lebzeiten in den Tempel der Unſterblichkeit zu ſchieben. Und — legen wir jetzt die Hand aufs Herz — was hat jene Clique damit erreicht? Ein mitleidiges Lächeln von Seiten der Verſtändigen, Hohn und Verachtung der Beſſergeſinnten. Zerfallen in ſich ſelbſt ſtehen ſie da und ſuchen die wenigen Ruhmesfetzen zuſammenzuflicken; es iſt aber kein Halt in der Sache und die Zunftgeſellen ſchnüren ſchon hier und da wieder ihr Bündel, um zu pilgern, von wannen ſie gekommen ſind. (Was ſagt Herr Moritz Procopius Hartmann, was ſagt Herr Johannes Nordmann-Rumpelmeyer, was ſagt endlich Mutter Kuranda, die Säugamme der öſterreichiſchen Lyriker, dazu?)

∴ Ein vortrefflicher Biſſen für Leihbibliotheken ſind die im Koſſka'ſchen Verlage ſoeben erſchienenen „Kaſernenbilder", von L. von Alvensleben. Der bekannte Verfaſſer erzählt in nonchalanter, ungeſchminkter Weiſe eine bunte Reihe ſpannender Abenteuer aus dem Soldatenleben, und verſteht die Neugier ſeiner Leſer ſo zu feſſeln, daß ſie ihm willig von Seite zu Seite folgt.

∴ Der „Mannheimer Abendzeitung" wird aus Cöln geſchrieben, ein dortiger Beamteter ſei blödſinnig geworden, weil er in der diesjährigen Ordensliſte vergebens ſeinen Namen geſucht. Wer darüber blödſinnig werden kann, ſchreibt die „Staatsbürgerzeitung", muß es wohl ſchon vorher geweſen ſein.

∴ Das auf dem Monarchenhügel errichtete Monument iſt „von frevelnder Hand" verunſtaltet. Man hat von den verſchlungenen Händen den Goldüberzug abgekratzt und eine Inſchrift angebracht, die keineswegs deutſch-national iſt.

∴ Sämmtliche bis jetzt vollendete Eiſenbahnen Deutſchlands haben zuſammen eine Länge von 725 deutſchen Meilen.

London. Die engliſchen Obergerichte beſtehen aus 51 Mitgliedern, wovon 22 auf England, 16 auf Irland und 13 auf Schottland kommen. Die Zahl der Unterrichter, mit Ausnahme jener der Grafſchaften, beträgt 312. Die Beſoldung der 22 engliſchen Oberrichter beträgt alljährlich 5,742,025 Francs; davon bezieht der Lordkanzler 220,000 und der Vicekanzler 150,000 Francs.

∴ Der neue Lord-Mayor von London, Alderman Hooper, hat am Tage, an welchem er ſeinen Amtseid geleiſtet, den Armen der Stadt 2000 Pfd. St. geſchenkt.

∴ Nach dem neuen Poſt-Reglement darf kein Packet mehr als zwei Fuß Länge haben und jeder Brief, der mehr als vier Unzen wiegt, muß frankirt werden.

Lüttich. Die Mitglieder des hieſigen typographiſchen Vereins hatten dem berühmten Liederdichter Béranger, in Paris, eine Adreſſe überſandt, in welcher ſie um die Ehre gebeten, ſeinen Namen in die Zahl der Ehren-Mitglieder dieſes Vereins eintragen zu dürfen, da er in ſeiner Jugend, wie bekannt, ebenfalls Buchdrucker in Lüttich geweſen. In ſeinem Antwortsſchreiben drückt der gefeierte Dichter ſeine lebhafte Freude aus und nennt ſich den „vieux et ancien camarade" der Lütticher Buchdrucker. »In einer Druckerei war es,« ſagt der greiſe Tyrtäus, »wo ich die erſten Regeln meiner Mutterſprache zu erlernen begann und eben dort ſind auch meine erſten Reime entſtanden.« — (Vive le vieux camarade!)

Madrid. Herr Gärtner, lange Zeit Geheimſekretär und Vertrauter des Generals Narvaez (ein Deutſcher von Geburt), iſt von dieſem zum General-Commandanten der Provinz Huesca ernannt worden.

Mainz. J. G. Horneyer hat unter dem Titel „der Letzte ſeines Stammes" einen Operntext verfaßt, der, nach dem Urtheile vieler Kenner, entſchiedenes Talent für derartige lyriſche Arbeiten verräth.

München. Daß die Malerei die feilſte und geſinnungsloſeſte aller Künſte iſt, die für Geld zu Allem zu haben, beweiſt unter Anderm, daß Herr Kaulbach, ſeitdem er aus Berlin zurückgekehrt, damit beſchäftigt iſt, die p. p. Lola Montez, Gräfin von Gancansfeld, in Lebensgröße zu haben. Es iſt ein Glück, daß jeder Menſch eine Lebensgröße hat, ſonſt wäre an Manchem und Mancher gar nichts Großes!

∴ Der Miniſter des Innern hat, in Folge der ſtändiſchen Verhandlungen über die Preßfreiheit, an alle Kreisregierungen den Befehl erlaſſen, bei der Cenſur für innere Angelegenheiten die größtmöglichſte Milde eintreten zu laſſen. (Gehört Lola Montez zu den innern oder äußern Angelegenheiten?)

Neapel. Graf Breſſon, der franzöſiſche Geſandte am hieſigen Hofe, hat ſich am 2. November, in einem Anfall von Schwermuth, die Gurgel durchgeſchnitten. Die Diplomatie verliert in ihm einen ihrer gewandteſten Vertreter. Seine Gemahlin hat die Leiche mit dem Dampfer „Magellan“ nach Frankreich geführt. Der Verſtorbene hinterläßt nur einen Sohn, den die Königin Iſabella von Spanien, wie bekannt, aus der Taufe gehoben und ſchon in den Windeln zum Granden erſter Klaſſe und nebenbei zum Herzog von San-Iſabel gemacht hat. (Die Berliner Ballettänzerin Hulda Galſter hat aus alter Freundſchaft für Herrn Breſſon eine dreitägige halbe Trauer angelegt.)

Odeſſa. Franz Liszt iſt von Conſtantinopel, wo er fünf Mal im Serail vor dem Sultan ſeine Compoſitionen vorgetragen und dafür als Anerkennung Orden und reiche Geſchenke erhalten hat, hier angekommen. Er beabſichtigt, in der Mitte Decembers über Berlin nach Weimar zu gehen und an letztgenanntem Orte in ſeiner Function als Kapellmeiſter während des Winters zu verweilen.

Palermo. Alle von den Jeſuiten geleiteten Schulen ſind faſt leer von Schülern; man theilt hier die Anſichten und die Meinung der Römer. Die Jeſuiten hatten in der letzten Zeit den Verſuch wiederholt, ſich wieder in Meſſina anzuſiedeln; allein der dortige Erzbiſchof, Kardinal Francisco di Paolo Villadicani (ein von den Gliedern ſeiner Diözeſe verehrter Mann), erklärte auf der Stelle: Ich mag dieſes Geſchlecht nicht haben, denn alle Verwirrungen in meiner Diözeſe kommen von den Ordensbrüdern. Man ſieht, daß dieſer Kardinal Anſichten hegt, welche gerade die entgegengeſetzten von denen des Kardinals Pignatelli in Palermo ſind, der allgemein gehaßt und verachtet iſt.

Paris. Louis Philipp hat den Dr. Carl Weil, den ehemaligen Redacteur des „deutſchen Courier“ in Stuttgart, in die Zahl der Ehrenlegionsritter aufgenommen.

∴ An die Stelle des Grafen Breſſon ſoll Herr Napoleon Duchâtel, Bruder des Miniſters des Innern, als franzöſiſcher Botſchafter nach Neapel geſchickt werden.

∴ Die „Semaine“ will wiſſen, Herr Guizot habe durch einen Agenten des Sonderbundes dem Fürſten Metternich den Vorſchlag gemacht, die Schweiz in zwei Hälften, eine proteſtantiſche und eine katholiſche, zu theilen und ſo dem Kriege ein Ende zu machen (?).

∴ Die franzöſiſche Regierung hat mit dem Hauſe Rothſchild eine neue Anleihe von 250 Millionen Francs abgeſchloſſen.

∴ Der Herzog von Praslin hatte ſich wenige Tage vor der Ermordung ſeiner Gemahlin vom Maler Duval portraitiren laſſen. Ein übergeſchnappter Sohn Albions hat dem Maler, in deſſen Händen ſich das Bild befand, dafür 1000 Guineen bezahlt. — (Dieſer Engliſhman verdient einen Platz im Narrenthurm.)

∴ Die Unterſuchungs-Acten gegen Dem. Deluzy-Desportes ſcheinen endlich geſchloſſen; wenigſtens verſichern die Gerichtszeitungen, daß das Requiſitorium des Prokurators nächſtens bevorſteht. — Der Marſchall Sebaſtiani, welcher wieder ſeit einiger Zeit das Hôtel in den Champs Elyſées bewohnt, wo ſich das Unglück zutrug, iſt geſtern vom Civilgericht zum Curator der Nachlaßmaſſe ſeiner Tochter und ſeines Schwiegerſohnes ernannt worden.

∴ Demoiſelle Falcon, welche lange Zeit von der Bühne entfernt war, ſoll bei der italieniſchen Oper engagirt ſein, um nächſtens in Mercadante's „Bravo“ oder in Mozarts „Cosi fan tutti“ zu debutiren. Man iſt geſpannt auf ihr Wiederauftreten.

∴ Herr Deschapelles, der „Whiſtkönig“ genannt, iſt hier, 72 Jahre alt, mit Tode abgegangen. Eine von ihm 1839 herausgegebene Schrift, „Traité du Whist“, wird von den Kennern als eines der beſten Lehrbücher dieſes Spieles geſchätzt. — Auch der Bildhauer Franz Anton Grevenich iſt hier in einem Alter von 46 Jahren geſtorben.

∴ In der großen Oper wird ein neues Tonwerk, Verdi's „Jeruſalem“, mit außerordentlicher Pracht in Scene gehen. Im erſten Acte ſchildert der talentvolle Componiſt durch die Macht ſeiner Töne einen Sonnenaufgang, der von hinreißender Schönheit ſein ſoll.

∴ Die Opéra comique hat eine neue Operette, „le Braconnier“, in Scene geſetzt und in dieſer Novität einen guten Treffer gemacht. Der Text iſt von Leuven und die

Muſik von G. Hequet, dem muſikaliſchen Berichterſtatter des „National". Die Partitur, die keine großen Anſprüche macht, iſt voll eleganter, ſchnell zündender Melodien, welche die Runde durch alle Leierkaſten machen und ſich überall einbürgern werden.

∴ Das im Théâtre français zum erſten Male gegebene Trauerſpiel „Cleopatra", von Madame Emile de Girardin (Delphine Gay), hat, trotz der vielen politiſchen und literariſchen Feinde, deren ſich die Verfaſſerin und deren Gemahl zu erfreuen haben, außerordentlich gefallen.

∴ Das zweite Théâtre français iſt mit einem neuen dreiactigen, in Verſen geſchriebenen Luſtſpiele aufgetreten, welches, „la couronne de France" betitelt, den bei dieſer Bühne angeſtellten Schauſpieler Louis Monroſe zum Verfaſſer hat, der darin die draſtiſch-komiſche Rolle des Clement Marot ſpielt und als Dichter wie als Darſteller reichen Beifall eingeerntet hat.

∴ „L'ordonnance du médecin", ein einactiges Vaudeville von einem Herrn von Prémaray, hat im Palais-Royal-Theater nur getheilten Beifall gefunden.

∴ Von Eduard Bourdon ſind neue Fabeln erſchienen.

∴ Das Vertrauen, welches man den franzöſiſchen Poſtbeamteten ſchenkt, iſt jetzt ſo ungeheuer groß, daß ein hier wohnender Straßburger, der unlängſt ſeinem alten Vater mit der Poſt einen Wechſel von 300 Francs zuſchickte, folgende Ankündigung, gleichſam als Sicherheitswache ſeiner Geldſendung, in ein hieſiges Blatt einrücken ließ: »Heute um zwei Uhr chargirte ich auf der Pariſer Poſt einen Brief mit 300 Francs an meinen Vater in Straßburg. Ich hoffe, die Poſtbeamteten werden die Unterſtützung eines Sohnes gegen ſeinen alten Vater ehren und dieſen Brief unangetaſtet laſſen.« (Das iſt ein Bischen ſtark!)

∴ Intereſſant iſt folgende Bettlerſtatiſtik, welche eine hieſige Zeitung mittheilt. In Schweden, deſſen Bevölkerung circa 3,500,000 Individuen beträgt, die ſich durch Einfachheit der Sitten und Liebe zum Ackerbau auszeichnet, kommen nur 3 Bettler auf 400 Einwohner, während man in Norwegen 5, in Dänemark 4, in Würtemberg 5, in der Schweiz 10, in Italien 13, in Frankreich 15, auf den vereinigten britiſchen Inſeln 17, in England allein 10 auf 100 rechnet. In Berlin hat ſich dagegen von 1842 bis 1846, alſo in 4 Jahren, die Zahl der Bettler verdoppelt.

∴ Die Stadt Orleans läßt ihrer „Jungfrau", der Jeanne d'Arc, eine Reiterſtatue ſetzen, deren Ausführung ſie dem bekannten Bildhauer Foyatier übertragen hat.

Peſth. Der Erzherzog Stephan iſt einſtimmig zum Reichspalatin Ungarns erwählt worden und hat den durch den Reichstag angenommenen Eid geleiſtet. Ein tauſendſtimmiger Eljen-Ruf verkündete den Jubel, den dieſe Wahl hervorgerufen hat.

∴ Eine hochpatriotiſche Ungarin hält hier an öffentlichen Orten Reden im Sinne der Oppoſition und zwar im fließenden Latein. Da ſie noch jung und ſchön iſt, ſo fehlt es ihr nicht an Anhang, beſonders da ſie ſich vorzugsweiſe an die jugendlichen Juraten wendet.

∴ Heinrich von Levitſchnigg läßt einen neuen Band epiſcher Dichtungen erſcheinen, welche die Thaten des ungariſchen Cid aus dem Hauſe Morſinay ſchildern und den Titel führen „das Lied von Hunyady".

Rom. Sardinien, Toskana, der Kirchenſtaat, Neapel, Parma, Lucca und Modena haben jetzt 101 Bataillone und 71 Schwadronen, zuſammen 112,888 Mann zu Fuß und 14,320 zu Pferde, unter den Waffen. Hierzu kommen noch 626 Kanonen. Das Königreich beider Sicilien unterhält eine Armee von 40,257 Mann, Sardinien 51,000 Mann, der Kirchenſtaat 13,223 Mann, Toskana 4800 Mann, Lucca 720 Mann, Parma 925 Mann, Modena 1860 Mann. Die römiſche Nationalgarde beſteht aus 150,000 Mann.

Trier. Der Veranſtalter der großen vielbeſprochenen Rockfahrt, Biſchof Arnoldi, hat unlängſt den rothen Adlerorden erhalten. Der „Leuchtthurm" nennt den Neu-Decorirten ſehr treffend den „Stifter der deutſchkatholiſchen Kirche" und meint, der Orden ſei als Anerkennung dieſer Gründung zu betrachten.

Wien. Der arme beklagenswerthe Nikolaus Lenau vegetirt in völlig geiſtiger Verſunkenheit, ohne den mindeſten Strahl von Bewußtſein. Er leidet an einer unheilbaren Gehirn-Erweichung. Sein Ausſehen iſt übrigens ziemlich kräftig; nur das Auge ſcheint verglaſ't und an manchen Tagen vermag die Zunge nur unverſtändliche Laute zu laſſen. (Gott beſſer's!)

∴ Der ungariſche Hofkanzler Graf Anton Mailáth iſt zum k. k. Staatsminiſter ernannt worden.

∴ Anfangs Februar wird der General-Muſikdirector Spontini aus Paris hier erwartet, um im Theater an der Wien ſeinen „Alcidor" in Scene zu ſetzen.

∴ Der franzöſiſche Philantrop Appert, ſeit einigen Wochen mit fleißiger Beſichtigung der hieſigen Gefängniſſe und Verſorgungs-Anſtalten beſchäftigt, hat ſich in gleicher Abſicht nach Ungarn begeben.

∴ Der liebenswürdige Liederdichter Heinrich Proch hat das aus dem Franzöſiſchen überſetzte Vaudeville „Hohe Brücke und tiefer Graben“ in ein Singſpiel umgewandelt.

∴ Herr Franz Stelzhammer hat in Peſth, bei Guſtav Heckenaſt, einen Band ganz allerliebſter „Jugendnovellen“ herausgegeben.

∴ Von Auguſt Schmidt, dem frühern Redacteur der „Wiener Muſikzeitung“, werden „Biographien von acht in jüngſter Zeit geſtorbener Wiener Tondichter“ herauskommen. Seyfried, Weigl, Moſel, Gensbacher u. A. werden in ihm ihren Plutarch (?) finden.

∴ Der berühmte Magier Bosco iſt aus Warſchau hier eingetroffen.

∴ Der Beſitzer des Wiener „Elyſium“ iſt nach Hamburg gereiſt, um Affen zu engagiren. (Giebt's denn in Wien keine Affen???)

Zürich. Die Geſammtbevölkerung der zweiundzwanzig Schweizer-Cantone beträgt 2 Millionen 196,000, darunter 808,500 Katholiken. Die Bevölkerung des Sonderbundes (ſieben Cantone) beträgt 399,600, darunter 1600 Proteſtanten.

Geſchwind, was giebt's Altes?

— In Deutſchland ſollen die Dalberge, von denen ein Sprößling Fürſt Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt geweſen war, die älteſte Adelsfamilie ſein. Wenn auch ihre Ableitung von der Jungfrau Maria nicht erweislich ſein wird, ſo läßt ſich doch durch geſchichtliche Urkunden darthun, daß ein Dalberg ſchon von Karl dem Großen mit deſſen noch vorhandenem Schwerte zum Ritter geſchlagen worden war. — Der Sternberge Urſprung leitet Tanner von den drei Weiſen aus dem Morgenlande ab. — In Ungarn wollen die Eſterhazy für die älteſten gelten. In ihrem Schloſſe Forchtenſtein (an der öſterreichiſchen Grenze, Oedenburger Comitat) findet ſich der Stammbaum der Familie, der durch einen Feldherrn Attila's, deſſen Portrait dort zu ſehen iſt, bis auf Adam fortgeführt wird. — In Frankreich geben ſich die Montmorency, welche ihren Urſprung von Noa herleiten, für die älteſten Adeligen aus. In einem Saale ihres Stammſchloſſes iſt ein darauf bezügliches Bild zu ſehen. In einem nach dem Geſchmacke Louis XIV. ausgeſchmückten Gemache mit hohen geöffneten Bogenfenſtern ſteht Noa, der Ahnherr der Familie, im Koſtüm des ſechzehnten Jahrhunderts, den Blick auf die Waſſer gerichtet, welche die ganze Umgegend überfluthen. Ein Diener Noa's, in der Livrée der Montmorency's, tritt eben ein und berichtet, daß es die höchſte Zeit ſei, die Arche zu beſteigen. — In Steiermark iſt die Familie der Stubenberge die älteſte; in der Gebethalle ihres Stammſchloſſes findet ſich ein Gemälde, welches Chriſtus am Kreuze vorſtellt. Vor demſelben kniet ein Stubenberg in voller Rüſtung betend; Chriſtus aber ſpricht: »Stehe auf, mein Lieber, unter uns Vettern darf ſo was nicht ſtattfinden.« — In M. hält ſich die Familie der K.... für die älteſte. Ihr Stammbaum iſt in mehreren Bänden eingetragen. Auf des erſten Foliobandes dritter Seite ſieht man am Rande die Note: »Um dieſe Zeit ungefähr ward die Welt erſchaffen.« Das wird wohl die älteſte Adelsfamilie ſein.

— In England mußte vor Zeiten einer der Lords dem Könige alljährlich an einem beſtimmten Tage in feierlichem Aufzuge — und zwar auf einem Heuwagen — eine Lerche als Anhänglichkeits-Tribut darbringen.

— Den jüdiſchen Färbern in Tunis iſt eine Farbe ſtreng unterſagt und zwar die grüne, weil ſie die Lieblingsfarbe des Propheten Mahomet geweſen iſt.

— Ein alter Aberglaube der Deutſchen beſtand darin, daß die Braut in den einen ihrer Hochzeitsſchuhe während der Trauung ein Geldſtück und in den andern etwas Salz, Pfeffer und Dill verſteckte, um ihren Mann unter den Pantoffel zu bekommen. (Vielen Bräuten gelingt dies auch ohne Pfeffer und Salz.)

— Es iſt eine ziemlich allgemein herrſchende Meinung, daß der Franzoſe Claude Chappe der Erfinder der Telegraphen ſei. Dieſem muß aber widerſprochen und die Ehre der Erfindung Deutſchland vindicirt werden, da der berühmte Naturforſcher und Chemiker Franz Karl Achard (geboren zu Berlin am 28. April 1754, geſtorben zu Kunern in Schleſien am 20. April 1821) bereits zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts zu Spandau einen leicht transportablen Telegraphen, durch welchen mittelſt fünf Zeichen 23,750 Wörter und Redensarten ausgedrückt werden konnten, conſtruirt und zum Gebrauche dieſes Inſtrumentes ein eigenes telegraphiſches Wörterbuch in deutſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben hatte.

— Es hat wirklich einen zweizüngigen Menſchen gegeben und zwar nicht einen ſolchen, wie ſie in unſern Tagen zu Tauſenden herumlaufen, die mit Einer Zunge entgegengeſetzte Meinungen vertheidigen, ſondern wirklich einen Mann, der zwei Zungen von Fleiſch beſaß. Er hieß Henry Wharton, war Kapellan eines Erzbiſchofs, und wenn die ganze Gemeinde das Lied ſang: „O daß ich tauſend Zungen hätte u. ſ. w.“, ſo brauchte er ſich nur 998 zu wünſchen. Dieſer Menſch mit zwei Zungen von Fleiſch ſtarb [illegible], im 51ſten Lebensjahre; die Race ſcheint ſich ſeitdem zahlreich als geiſtige und moraliſche Doppelzüngler fortgepflanzt zu haben.

— Im Mittelalter gab es eine Art köſtlicher Narren, Galloiſes oder Märtyrer der Liebe genannt, die in den Hundstagen Pelze anzogen und am Allerheiligen-Feſte halbnackt auf den Straßen herumliefen. Heutzutage würde man derlei Märtyrer der Liebe ins Tollhaus ſperren.

— Im Jahre 1674 trat ein junger Holſteiner, Mathias Knutzen, von Oldenvort, als Verkündiger einer freien Gemeinde, der ſogenannten „Gewiſſenhaften“ (Conscientiarii), in Deutſchland auf. Der erſte Paragraph ſeines ſonderbaren Glaubensbekenntniſſes lautete: »Es giebt weder Gott noch Teufel, weder Himmel noch Hölle, außer dem Gewiſſen.«

— „Om ma ni pad-me hum“ iſt die verbreitetſte und beliebteſte unter allen buddhiſtiſchen Gebetsformeln. Sie iſt dem Sanskrit entnommen und heißt, ins Deutſche übertragen, „Heil Dir, köſtlich blühende Lotrose!“

— Der eitle Narr Psaphon lehrte, um die Aufmerkſamkeit der Welt an ſich zu reißen, ganzen Schaaren von Vögeln ſeinen Namen ausſprechen und ließ ſie dann fortfliegen. Das von ihm abſtammende Sprichwort „Psaphonis aves“ paßt heutzutage auf gewiſſe Dichterlinge, die durch Clique und Claque in allen Blättern ihren Namen ausposaunen laſſen.

Treffer und Nieten.

* Der Theolog Zacharias Urſinus ſchrieb auf ſeine Thüre folgende wohlzubeherzigende Worte: »Freund, der Du hieher kommſt, faſſe Dich kurz, oder geh', oder hilf mir arbeiten.« (Notiz für Müßiggänger, die fleißigen Leuten die koſtbare Zeit ſtehlen!)

* »Ausländer,« ſagt ein Kalender, »iſt jeder Deutſcher, ſobald er aus dem Fangbereiche ſeiner vaterländiſcher Gensd'armen in das Gehege anders Uniformirter kommt.«

* Der menſchliche Geiſt, ſagt Victor Hugo, hat drei Schlüſſel, die Alles öffnen: die Zahl, den Buchſtaben und die Note. Wiſſen, denken, träumen, daran liegt Alles.

* Die Afghanen nennen ihre Kirchhöfe „Städte des Schweigens“.

Erklärung.

Ich habe ein Unrecht gut zu machen. Herr Gumprecht, den ich des Nachdrucks angeklagt, hatte, während meiner Abweſenheit von Leipzig, ſchriftlich die Genehmigung nachgeſucht, einige meiner „Kurzen Briefe an meinen langen Vetter“ in ſeinen Kalender aufzunehmen zu dürfen, und ſich aus freiem Antriebe bereit erklärt, mich dafür zu entſchädigen. Dieſer Brief iſt mir leider erſt jetzt zugekommen; ich nehme nun jene Beſchuldigung (in Nummer 269 des „Charivari“), Herrn Gumprecht betreffend, freiwillig und um ſo lieber zurück, da derſelbe mir bisher ſtets als Ehrenmann bekannt geweſen iſt.

E. M. Oettinger.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Nº. 271. Leipzig. 10. December 1817.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Friedrich der Große und ſeine Freunde.

Bruchſtück von E. M. Oettinger.

... Abends befand ſich der „Philoſoph von Sans-Souci" im vertrauten Kreiſe ſeiner „philoſophiſchen Leibgarde" und einiger anderen Gäſte, aus welchen — allabendlich von zehn bis zwölf Uhr Nachts — die kleine Tafelrunde des Königs Artus von Preußen beſtand. Dazu gehörte — außer den „vier Winden" und dem Privatſekretär Darget — auch Herr Jean Henri Samuel Formey, der — Abkömmling franzöſiſcher Eltern, Anfangs Paſtor in Brandenburg, ſpäter Profeſſor der Philoſophie und Beredtſamkeit am Collège français in Berlin — ſich bald darauf als Gründer der „Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" und — ſeit 1748 — als beſtändiger Sekretär der Berliner Akademie bekannt gemacht hatte. Auch der Hofmaler Pesne und der Kammermuſikus Quanz waren Mitglieder dieſes Klubbs.

Dieſe acht Perſonen, die ſich der ganz beſondern Gunſt Seiner Majeſtät des Königs zu erfreuen hatten, bildeten einen Verein, der durch die Verſchiedenheit ſeiner einzelnen Charaktere ein Salmigondis geiſtreicher Sonderlinge war.

Voltaire mit ſeiner Allonge-Perrücke und ſeinen unzählig vielen Runzeln hielt ſich, trotz ſeiner Häßlichkeit, für den Cäſar aller Frauenherzen, d'Argens mit ſeinem geſchminkten Geſichte und ſeinen geſtickten Hemdkrauſen für den ſchönſten Kavalier der ganzen Chriſtenheit; Maupertuis verehrte in ſich einen tiefen Naturforſcher, der dem lieben Gott in die Karten geguckt und alle Geheimniſſe der Schöpfung abgelauſcht, und La Mettrie, der freche Spötter, welcher die ganze Menſchheit für verrückt und nur ſich allein für vernünftig hielt, ließ ſelbſt an unſerm Herrgott kein gutes Haar, fand dieſe Schöpfung, die ſeinen Landsmann zur Bewunderung hinriß, höchſt abgeſchmackt und erbärmlich, war der gröbſte Materialiſt, leugnete das Vorhandenſein einer „ſogenannten Seele", hielt die Unſterblichkeit derſelben für ein „lächerliches Ammenmärchen" und verglich den Menſchen mit einer höchſt mangelhaften Maſchine und einer armſeligen Pflanze, die, wie jede andere, nach kurzer

Dauer für alle Zeiten hinſtirbt. Darget — ganz das Gegenſpiel dieſes Narren — war ein Muſter gottesfürchtiger Frömmigkeit, das täglich die Bibel las und an die Wunder der Geneſis ſo ſteif und feſt wie an die Zaubereien des großen Taſchenſpielers Philadelphia glaubte, welcher, als Friedrich ihn aus Potsdam verwieſen hatte, nach der Ausſage ſämmtlicher Wachen, mit vier feurigen Rappen in einer und derſelben Viertelſtunde zu allen vier Thoren der Stadt hinausgefahren war. Formey, ein Vielſchreiber, dem es mehr um Geld als um Ruhm zu thun war, ſchrieb allmonatlich eine neue Abhandlung, die er, „als ein Zeichen ungeheuchelter Hochachtung", heute Dem und morgen Jenem dedicirte und auf dieſe Weiſe eine Unzahl eitler Gönner um Tabaksdoſen und Buſennadeln betrog. Pesne hielt alle Maler für Pinſel, ſich ſelbſt aber für einen neuen Raphael, und Quanz, der Sohn eines hannöverſchen Hufſchmieds, war ſo ſtolz auf ſeinen Flötenruhm, daß er in ſich und ſeinem königlichen Schüler die größten Erſcheinungen ſeines Jahrhunderts ſah.

Der „große Fritz", der — jeden Morgen mit dem Glockenſchlage Fünf geweckt — vier Stunden im Tage Flötenſpieler, fünf Stunden abwechſelnd Philoſoph, Dichter und Schriftſteller, aber zu jeder Stunde Monarch im ſchönern Sinne dieſes Wortes war, ſchien, ſobald er ſein Tagewerk vollendet hatte, abſichtlich vergeſſen zu wollen, daß er ein Souverain „von Gottes Gnaden", ein geſalbtes Haupt, ein König ſei. Von zehn Uhr Abends bis nach Mitternacht geruhte er, ſich in der Rolle eines Privatmanns zu gefallen, der — umgeben von jener flüchtig ſkizzirten Tafelrunde — Krone und Majeſtät an den Nagel gehängt und vor ſeinen Gäſten nichts voraus hatte, als ſeine Nüchternheit; denn niemals — mochte er noch ſo heiter und aufgeregt ſein — gab er ſich dem unköniglichen Laſter des Trunkes hin, und mehr als ein Mal pflegte er zu ſagen, daß ein Monarch, der ſich nicht ſcheue, bis zu dieſem Laſter herabzuſinken, auf die Achtung ſeiner Unterthanen freiwillig Verzicht leiſte.

— Ein Fürſt, der, wie jener römiſche Kaiſer Tiberius Nero, zu einem Biberius Mero ſich erniedrigt, ſteht mit einem Fuße auf dem Capitole und mit dem andern am Abgrunde des tarpejiſchen Felſen.

Weit weniger prüde in dieſem Punkte waren einige ſeiner Gäſte; vor Allen zeichnete ſich der provençaliſche Marquis und der gottleugnende Doctor La Mettrie aus, die zwei ſo unermüdliche Säufer waren, daß der nüchterne Dichter der „Zaire" und des „Mahomet" den erſten ſeiner Landsleute mit einem Schwamm und den letzten, den „homme-machine", mit einem Trichter verglich.

— Die Gläſer geleert! rief La Mettrie, als er, im Stadium des Haarbeutels, die ſechſte Flaſche des brüſelnden Schaumweins entkorkte, um den Rittern der Tafelrunde von Neuem einzuſchenken, die Gläſer geleert auf das Wohl des großen Friedrichs, des Julius Cäſars der Mark Brandenburg!

— Unſer Diogenes von Saint-Malo, lachte der König, der in dieſem Kreiſe nichts übel nahm, ſcheint wieder ein klein wenig betrunken zu ſein.

— Betrunken? Nein! Aber berauſcht bin ich, berauſcht von den Sonnenſtrahlen der unerſchöpflichen Huld und Gnade des „chriſtlichen Salomo", gegen den der jüdiſche eine in Butter und Oliven gekochte

Null, ein in Wolluſt und Kuhmiſt untergegangener Schatten iſt! ſchrie La Mettrie, ſein großes Glas mit Einem Zuge leerend.

— Gut gebrüllt, Meiſter Schwamm, ſagte Voltaire, dem dieſer rohe Spaß zu gefallen ſchien. Im nüchternen Zuſtande iſt unſer Aeskulap ein trockener Geſell; doch wenn er getrunken hat, wirft er dann und wann Funken aus, die, von weiter Ferne betrachtet, eine entfernte Aehnlichkeit mit mittelmäßigen Bonmots zu haben ſcheinen.

— Nicht Jeder, unſterblicher Geiſt, kann Ariſtophanes und Juvenal, Shakeſpeare und Swift, Molière und Boileau in Einer Perſon ſein, wie unſer ruhm- und perrücken-gekrönter Voltaire I., von Gottes Gnaden König der Poeſie, Groß-Mogul des Witzes, Markgraf der Ironie und Ritter des Ordens pour le soi-disant mérite.

— Ho, ho, ho, lachte der ſchwerfällige Pedant Maupertuis, ein prächtiger Witz, ein herrlicher Einfall!

— Alter, erdedurchwühlender, ſternebeſchnüffelnder Maulwurf, erwiderte der halbbetrunkene Cyniker, wir wiſſen recht gut, warum Du dieſen Einfall goutirſt. Du lachſt, um Deinen akademiſchen Ingrimm zu verbeißen, weil unſer gnadenſpendender Trajan beim letzten Oeffnen ſeiner Ordens-Schleußen Dich übergangen hat.

— Eh, eh, grinſte der boshafte Faun von Châtenay, wenn jeder Pfeil dieſer giftgeſchwollenen Läſterzunge ſo ſpitz und treffend wie dieſer wäre, dann brauchte der große Schüler des winzig kleinen Boerhave beim Raſiren ſeiner Kundſchaft nicht ſo häufig zu ſtumpfen Groſchenmeſſern ſeine Zuflucht zu nehmen.

— Großer, weltbarbirender Genius, mußt Du nicht zugeben, daß ein ſtumpfes Raſirmeſſer immer noch ſchärfer und ſchneidender als der vertrocknete Gänſekiel des ſchlafenden Homers der beleidigten „Jungfrau von Orleans“ iſt?

— Freund La Mettrie, meinte der harmloſe Marquis d'Argens, hat ein gutes Herz, aber ein böſes Maul.

— Man muß es ihm ſtopfen, rieth Formey.

— Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden, warf Darget hin.

— Bibelfeſter, lammfrommer, tugendhafter Habakuk, entgegnete der Atheiſt, ton bêlement m'abime. Wenn gutmüthige Schafe wie Löwen brüllen, fängt Unſereiner aus böſem Gewiſſen zu zittern an. Hu, wie mich friert! Meiſter Raphael-Pesne, wie gefällt Euch dies altteſtamentariſche Lammsgeſicht mit dem neuteſtamentariſchen Löwenmaul? Nehmt Pinſel und Palette zur Hand und verewigt durch den Zauber Eurer Farben Bileams prophetiſches Leibroß, ſagte der freche Spötter, auf Darget weiſend.

— Wär' ich Thiermaler, ſchon längſt hätte ich keinen Andern als Euch ſelbſt erſucht, mir zu ſitzen, antwortete Pesne.

— Meiſter Fyt, Ihr braucht nur in den erſten beſten Spiegel zu ſchauen, um das köſtlichſte Modell des großartigſten Thierſtücks vor Euch zu ſehen.

— Homme-machine, Du biſt ein unverſchämter Flegel! rief ihm der König zu.

— Fridericus Auletes, flöteblaſende Majeſtät, ich trete in die großen Fußtapfen meines erleuchtenden Vorbilds. Geh' nach Hauſe, armſeliger

Quanz, und wirf Deine Flöten in den Abtritt! Die Virtuoſität Deines Schülers hat Dich aus dem Tempel der Unſterblichkeit hinausgeblaſen in die Wüſtenei ewiger Vergeſſenheit, in der die Piccoloflöten des Spottes, die Plockflöten des Hohns und die Querpfeifen der Schadenfreude Deine Midas-Ohren ſchonungslos zerreißen und Dich mit teufliſcher Wuth verfolgen werden bis zum Concert des jüngſten Gerichts, bei dem der große Weltenſchöpfer als Kapellmeiſter an der Spitze eines Orcheſters von Myriaden Millionen himmliſcher Poſaunenbläſer das große Oratorium der Welterlöſung dirigiren und die erſte Geige ſpielen, Erzengel Gabriel die große Pauke und der quiescirte Teufel das Triangulum ſchlagen wird. Und Formey der Große, Falls er bis dahin nicht geſtorben ſein ſollte, wird nach der Aufführung des jüngſten Gerichts eine gelehrte Abhandlung über die Vergebung der Sünden und eine „Lobrede auf den lieben Herrgott“ ſchreiben und ſie „als Opfergabe ungeheuchelter Verehrung“ einigen wohlhabenden Privat-Engeln zueignen, die nicht unterlaſſen werden, ihm dafür ein anſtändiges Geſchenk zu machen.

— Dein Rauſch, guter Freund, wird unangenehm, ſagte Formey, der ſich dadurch beleidigt fühlte.

— Geh' ſchlafen, guter Diogenes! rieth ihm der König.

— Großer Alexander, wie kannſt Du verlangen, daß Dein treuer Hephäſtion ſo früh ſchon einſchlafen ſoll, da Du ihm heute noch keines Deiner unſterblichen Gedichte vorgeleſen haſt?

— Wer kann das Seiner Majeſtät verargen? fragte Voltaire. Il ne faut pas semer des fleurs devant des pourceaux, ſetzte er hinzu und rührte den Zucker im Glaſe um.

— Merke Dir das, großer Formey, und dedicire darum keine Deiner Schriften dem Dichter der „Pucelle d'Orléans“, erwiderte der Cyniker, der ſtets das letzte Wort behielt.

Während ſich dieſe Herren noch ein Weilchen die gröbſten Grobheiten ſagten, hatte der König ohne Geräuſch die Tafelrunde verlaſſen und ſich in ein anderes Zimmer verfügt.

Erſt ſpät bemerkte Darget deſſen Abweſenheit.

— Wo mag Seine Majeſtät hingegangen ſein? fragte Marquis d'Argens.

— Zu ihr! Zu ihr! ſchrie La Mettrie, ein Glas nach dem andern hinabſtürzend.

Alle fragten, wen er meine.

— Ihr errathet das nicht? Wißt Ihr nicht, daß unſer großer Fritz, für den das ſchöne Geſchlecht ſeit langer Zeit ein Brechpulver geweſen war, ihm ſeit Kurzem wieder Geſchmack abgewonnen und ſich über Hals und Kopf verliebt hat?

— In wen? fragten Alle wie aus Einem Munde.

— In eine Dame vom Theater ...

— Vom Theater? wiederholte d'Argens, in deſſen Mienen ſich urplötzlich ein hoher Grad peinlicher Beſtürzung abſpiegelte.

— In eine Schauſpielerin, die klug wie der Teufel, aber häßlich wie die Nacht iſt, weshalb unſer Fritz ſie auch nie bei Tage, ſondern immer erſt um Mitternacht beſucht, car la nuit tous les chats sont gris.

— Und der Name dieſer Katze? fragte Voltaire.

— Mademoiſelle Benjamine Cochois, proclamirte La Mettrie.

Der Marquis d'Argens ſank in Ohnmacht. Sein Geſicht wurde ſo bleich wie ſeine Halskrauſe.

— Er ſtirbt! ſagte Maupertuis mit einer Ruhe, die er ſich auf ſeinen Reiſen in Lappland angeeignet zu haben ſchien.

— Hilfe, Hilfe! ſchrieen Darget und Formey.

— Oeffne ihm eine Ader, ſagte Voltaire zu La Mettrie.

Letzterer ergriff ſtatt der Lanzette eine volle Waſſerflaſche, ſprang auf einen Stuhl und ließ von dieſer Höhe auf die Perrücke des ohnmächtigen Marquis eine Douche eiskalten Waſſers mit ſolcher Schnelligkeit herniederfallen, daß d'Argens, durch dieſen Schreck zum Bewußtſein zurückgekehrt, die Augen aufſchlug und die leiſe Frage vor ſich hinmurmelte:

— Ich glaube gar, es hat geregnet?

Die Scene ſchloß mit homeriſchem Gelächter.

Blau und Schwarz*).

Bemerkungen über die Frauen-Augen von Ferdinand Stamm.

Es giebt eigentlich nur zweierlei Frauen: blaue und ſchwarze. — Man merkt, ich theile ſie ab nach der Farbe ihrer Augen. Blonde und braune Frauen, nach der Farbe der Haare geſchieden, fließen in einander. Es giebt lichte mit dunkeln Augen, dunkle mit lichten Augen. Vor ſchwarzen Locken über blauen Augen warne ich jeden Mann, denn ich kenne nichts Gefährlicheres, als etwa eine Blonde mit tiefſchwarzen Augen.

Das ſchwarze Auge iſt vollkommene Nacht. Das blaue Auge iſt eine Nacht mit Mondlicht, wo Elfen Ringeltanz halten, fliegenden Sommer ſpinnen und neckende Träume durchs offene Fenſter in die Schlafſtube werfen.

Die ſchwarzen Augen ſind die Augen der Freude: da funkelt und blitzt Alles. Die blauen Augen gehören der Trauer, der Wehmuth, der Sehnſucht. Ein ſchwarzes Auge kann nur verlangen, fordern, an ſich reißen. Eine Medea mit blonden Augen kann ich mir eben ſo wenig denken als eine Desdemona mit ſchwarzen Augen. Die Südländerinnen ſind raſch und feurig, weil ſie ſchwarze Augen haben; die Nordländerinnen haben blaue Augen, weil ſie ſanft und ausdauernd ſind. Maria Stuart, wie ſie Schiller gemalt, hat blaue Augen, Eliſabeth ſchwarze, wenn's auch im Leben gerade umgekehrt geweſen iſt.

Blaue Augen bleiben ſelten ledig; ſchwarze machen mehr überraſchendes Glück, weil ſie mehr wagen. Blaue Augen lieben die Kinder zärtlicher und erziehen, wenn ſie keine eigenen haben, gern fremde Kinder. Die meiſten Kindermädchen haben blaue Augen. Zwar lieben auch die ſchwarzen Augen ihre Kinder, aber ſie erziehen mit härterer Hand weichere Kinder.

Die Welt ſieht ſich ganz anders an aus blauen als aus ſchwarzen Augen, daher auch das Urtheil und die Rede dieſer beiden Frauenarten ſehr verſchieden iſt. Ein Menſchenkenner weiß ſchon aus der Iris der Angeredeten, wie die Antwort auf ſeine Frage ausfallen wird. So kenne ich einen Blinden, der in Geſellſchaft von Frauen nur mit höchſt ſeltener Ausnahme ſicher errathen kann, welche blaue und welche ſchwarze Augen haben, ſobald er ſie reden hört.

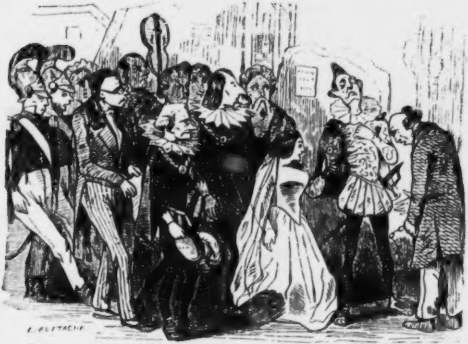
---

*) Fragment aus einem größern Aufſatze in „Oſt und Weſt“.

Zapfenſtreich.

(Mit eingeſtreuten Karikaturen.)

Bergamo. Donizetti iſt nun wieder in ſeiner Vaterſtadt, wo ihm eine reiche Signora ihren Palaſt zur Dispoſition geſtellt hat. Bergamo iſt überhaupt als italieniſche Künſtler-Wiege berühmt. Rubini, Donzelli, Marini, Donizetti, Morani, Lablache, Bordogni, David ſind Bergamasken! Man hört hier Stimmen von feiernden Handwerkern, die den Fremden ſtaunen machen — jeder Facchino ſingt mit einer gewiſſen Präciſion Melodien aus verſchiedenen Opern.



Wie die Königin von Spanien, an der Hand ihres Gemahls, die Cortes eröffnet.

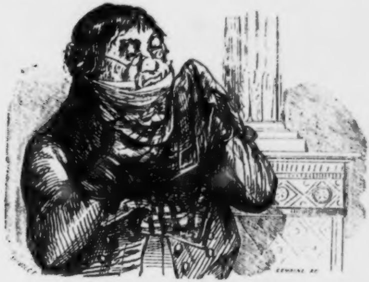
Berlin. Die Anklage in der jetzt geſchloſſenen erſten Inſtanz des Polenprozeſſes war urſprünglich gegen 254 Perſonen gerichtet. Von dieſen haben 251 vor den Schranken geſtanden und nur gegen 3 hat Krankheitshalber nicht verhandelt werden können. Es haben vom 2. Auguſt bis 17. November einſchließlich 71 Sitzungen ſtattgefunden. Die Zahl der vernommenen Zeugen betrug 372; da viele Zeugen jedoch wiederholt vernommen wurden, ſo wird wohl die ungefähre Zahl von 500 Zeugenvernehmungen herauskommen. Die Summe der Reiſekoſten und ſonſt den Zeugen gezahlten Gebühren ſoll gegen 17,000 Thaler betragen. Von den 254 Angeklagten befanden ſich zu Anfang 219 in Haft, von denen bis jetzt 68 entlaſſen ſind.

∴ Der Sohn unſers Rektors Dr. G. Schadow, der gegenwärtige Director der Kunſt-Akademie in Düſſeldorf, F. W. von Schadow, ſoll als Nachfolger ſeines Vaters das Directorat der hieſigen königlichen Akademie der Künſte einnehmen. Wilhelm von Schadow iſt in Berlin im Jahre 1779 geboren und gründete im Jahre 1826 in Düſſeldorf eine neue Malerſchule, die durch ihre künſtleriſche Bedeutung und die aus ihr hervorgegangenen Meiſter zu hohem Anſehen gelangt iſt.

∴ Unſere Theater-Enthuſiaſten ſchmeicheln ſich noch immer mit der Hoffnung, die franzöſiſche Schauſpielerin Rachel auf der hieſigen Bühne zu ſehen. Die äußerſt beſcheidene Melpomene hat für jede ihrer Gaſtrollen blos 3000 Francs begehrt. (Lumpengeld!)

∴ Taglioni's neueſtes Ballet „Thea" iſt der Magnet geworden, welcher zahlloſe Zuſchauermaſſen ins Opernhaus lockt. Man kann ſich aber auch nichts Poetiſcheres denken, als dies Ballet. Dieſer aus der Erde emporſteigende Blumenhain, dieſe hin- und herſchwankenden Knoſpen, das Entfalten derſelben zu farbenreichen Blüthen, das Verwandeln dieſer Blüthen in lebende Geſtalten und das allmälige Verſchwinden der ganzen Blumenpracht, iſt ſo überraſchend und ſo poetiſch zugleich, daß man es mit den Augen verſchlingt. Am größten aber iſt die Ueberraſchung, wenn man nun aus dem Blumenhain in die Wolken entführt wird, wenn die Blumenpracht allmälig unter unſern Füßen ſchwindet und wir uns plötzlich in den Wolkenpalaſt der Blumenfee verſetzt ſehen, — wahrlich, Carl Gropius hat hier ein Meiſterſtück geliefert!

∴ Der hieſige Volksſchriften-Verein, unter Leitung von Otto Ruppius, hat für die beſte Volkserzählung, welche bis Ende März 1848 an ihn eingeſendet wird, einen Preis von 350 Thalern ausgeſetzt.



Ein Maſtochſe der göttlichen Vorſehung.

Bremen. Die Hauptleitung der „Bremer Zeitung" übernimmt, nach Ausſcheiden des Herrn Carl André, Herr Dr. A. Wohlbrück.

∴ Hier darf kein Jude übernachten, außer den zwölf Tagen des Freimarktes. (Dafür iſt auch Bremen eine freie Stadt.)

Brüſſel. Seit 1831 ſind in Belgien 413 neue Klöſter gegründet worden; 24 alſo auf jedes Jahr. (Unglückliches Land, was ſoll aus Dir werden?!)

Dresden. Die „Abendzeitung" ſchreibt: „Für die zweite Aufführung von Friedrich Halms „Maria de Molina" werden Claqueurs mit elfenbeinernen Handſchuhen und Doppelkehlen geſucht, weil die mit gewöhnlichen Klatſch- und Stimmmitteln begabten Pfotenhauer bei der erſten Aufführung dieſes Stücks vor Langweiligkeit für längere Zeit gänzlich unbrauchbar geworden ſind.“ (In Folge dieſes Unglücks wird jetzt auch kein Stück von dem allgemein beliebten Dramaturgen Gutzkow gegeben.)

∴ Profeſſor Moritz Steinla hat vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe angenommen.

∴ Die Verfaſſerin der „Adoptivtochter“ hat einen neuen Roman, „Robert“, erſcheinen laſſen.

Düſſeldorf. Der hieſige Gymnaſial-Profeſſor Abraham Voß, Sohn des berühmten Dichters Johann Heinrich Voß, iſt geſtorben.

Erlangen. An der hieſigen Hochſchule iſt Dr. Herz, aus Baireuth, ein Iſraelit, als Proſector angeſtellt worden. Der erſte Fall der Art in Baiern mit einem Ypſilon.

Frankfurt. Am 20. November iſt hier der Kurfürſt Wilhelm von Heſſen geſtorben. Geboren am 28. Juli 1777 folgte er ſeinem Vater in der Regierung am 27. Februar 1821 und nahm am 1. October 1831 den Kurprinzen, jetzigen Kurfürſten Friedrich Wilhelm (geboren den 20. Auguſt 1802), zum Mitregenten an. Er war vermählt mit der am 19 Februar 1841 geſtorbenen Kurfürſtin Auguſte, einer Vaterſchweſter des Königs von Preußen, und zum zweiten Male mit Fräulein von Berlepſch, Baronin von Berge.

Florenz. Die Iſraeliten des Großherzogthums Toskana haben ihrem Souverän ein Geſuch um Gleichſtellung in allen Rechten mit ihren chriſtlichen Mitbürgern überreichen laſſen.

Freiburg. Herr Maillardoz, der als General der Freiburger Truppen keinen Lorbeer eingeerntet hat, iſt nach Nizza zu ſeiner Tochter abgereiſt, um ſich von den Strapazen des großen Kriegsmanövers auszuruhen. — Fournier iſt verſchwunden; Niemand weiß, wohin; ſein Haus iſt von Freiburger Landſtürmern demolirt worden.

∴ Gleich nach der Uebergabe unſerer Stadt hat eine Volksverſammlung die Ausweiſung der Jeſuiten, Liguorianer und Marienbrüder beſchloſſen. (Fiat lux!)

∴ In dem hieſigen Jeſuitenkloſter ſollen ſehr wichtige Correſpondenzen aufgefunden worden ſein, welche auch mehrere fremde und vornehme Herren mit einem eigenthümlichen Heiligenſchein umgeben.

∴ Ein reicher Engländer hat in Folge einer Wette, durch die Einnahme von Freiburg, 1000 Pfd. St. verloren.

Genua. Die „Villana Conteſſa“, von Lauro Roſſi, iſt total durchgefallen. Muſik und Buch ſind bodenlos ſchlecht.

Haag. Seit Kurzem erſcheint hier ein neues Wochenblatt, „le Courier Batave“.

Halle. Am 7. November wurde bei uns „der Graf von Burgund“, großes Ritterſchauſpiel in fünf Acten, von Auguſt von Kotzebue, angekündigt, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung auf dem Zettel, daß das im vierten Acte vorkommende Lamm nach beendigter Vorſtellung ausgeſpielt und jeder der „geehrten Zuſchauer“ ein Freiloos erhalten werde. (Im Jahre 1847!)

Hamburg. Das Stadttheater hat in den letzten Wochen meiſt nur leere Bänke geſehen. Auch die vielgerühmte Oper zieht nicht mehr ſo, wie Anfangs, was man jedoch der Beſchränktheit des Repertoirs an guten ältern Sachen um ſo gegründeter zuſchreibt, als die neuen meiſt durchfallen.

(Michaelſons Salon.)

Hannover. Carl Ziegler läßt nächſtens eine „Biographie Grabbe's“ erſcheinen.

Heidelberg. Am 17. November ſtarb hier im 77ſten Jahre ſeines Lebens der hochgeachtete Componiſt Vollweiler.

Leipzig. Bei Philipp Reclam jun. iſt die zweite Auflage von E. M. Oettingers hiſtoriſchem Romane „Potsdam und Sans-Souci“ in drei Bänden erſchienen. Die erſte Abtheilung ſpielt am Hofe Friedrich Wilhelms I., die zweite am Hofe Friedrichs des Großen. Aus der Letztern bringt die heutige Nummer unſeres „Charivari“ ein [illegible]gment, „Friedrich der Große und ſeine Freunde“.

∴ Adolph Böttger, der tüchtige Byron-Ueberſetzer, arbeitet ſeit längerer Zeit an Uebertragung der Lieder Bérangers.

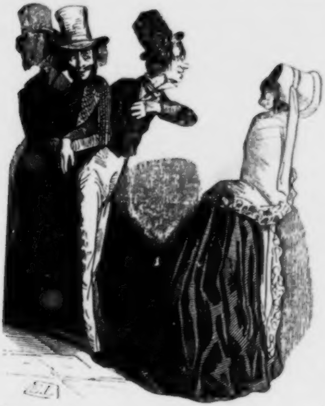
∴ Herr Laube, welcher Gottſched, Gellert und Schiller dramatiſch verunſtaltet hat, will nun auch unſern alten Balladendichter Bürger auf die Bühne bringen. (Ein guter Biſſen für die „Hiobspoſt“.)

∴ Von Herrn Langenſchwarz, deſſen Luſtſpiel „die ſieben Lügner“, einige Längen abgerechnet, gefallen hat, iſt ein neues Luſtſpiel, „die Geſchloſſenen“, an die Bühnen verſendet worden.

∴ Das fromme, unſchuldige „Converſations-Lexikon“ des Herrn Brockhaus iſt in Tyrol verboten worden.

∴ Charles Mayer, der erſte Grenadier der Klaviervirtuoſen, der Latour d'Auvergne der Pianiſten, der Dichter auf dem Klaviere, hat ſich einige Tage bei uns aufgehalten und im letzten Gewandhaus-Concerte durch den Zauber ſeines unvergleichlich ſchönen Spieles die ganze Zuhörerſchaft zu fanatiſchem Jubel hingeriſſen. Charles Mayer iſt von hier nach Bremen gereiſt.

∴ Leipzigs ſogenannte Theaterkritik liegt im Argen. Den Leuten, welche über die Zuſtände unſerer Bühne ein Langes und Breites ſchwatzen, fehlt vor Allem Unparteilichkeit. Dieſer wird in Weihrauch eingepökelt, Jener in den Koth gezogen, ein Dritter fortwährend mit Stillſchweigen übergangen, und das Alles aus parteilichen und perſönlichen Mißſtimmungen, die, wie die „Europa“ ſehr wahr bemerkt, „zur ehrlichen öffentlichen Berichterſtattung eigentlich ganz untüchtig machen“. Seit Jahren ſchweigt unſere ſogenannte Kritik gerade über einen unſerer beſſern Schauſpieler: wir meinen Herrn Richter, der mehr Intelligenz, mehr Bildung und mehr feine Repräſentation beſitzt, als mancher ſeiner Collegen, von denen, genau gezählt, dreizehn auf ein Dutzend gehen. Der Einzige, deſſen Kritiken wir darum den Andern vorziehen, weil ſie gewiſſenhaft ſind, iſt Herr Kühne.



Ein Liebesantrag, deſſen Erfolg erſt dann zuverläſſig iſt, ſobald die Dame ſich wieder umkehrt.

London. Die königliche Familie hat den Beſchluß gefaßt, keine Geſchenke mehr anzunehmen. (Vermuthlich bekommt ſie keine!)

∴ Sir Robert Peel und ſeine mächtige Partei im Unterhauſe werden für die Emancipation der Juden auftreten und auch Lord Bentinck will ſich dieſer Partei anſchließen. Im Oberhauſe wird dieſer Vorſchlag einen hartnäckigen Gegner finden in der Perſon des Lords Stanley, der die Emancipation als einen „verwegenen Verſuch" betrachtet, „Parlament und Staat zu entchriſtlichen".

∴ Für das Monument, das dem großen Daniel O'Connell in Dublin errichtet werden ſoll, ſind in den verſchiedenen Kirchſpielen Londons 1200 Pfd. St. geſammelt worden.

∴ Die Geſellſchaft für geiſtliche Muſik hat beſchloſſen, eine Subſcription zu eröffnen, um dem verſtorbenen Componiſten Mendelsſohn-Bartholdy hier ein Denkmal zu errichten. Die Königin und Prinz Albert haben bereits 100 Pfd. St. beigeſteuert.

Madrid. Der unlängſt in Spanien zum General-Kapitän von Huesca ernannte General Gärtner war im Jahre 1831 Student in Jena und ging damals nach den Niederlanden, um für die Freiheit zu fechten. Als dort ſeines Bleibens nicht war, ging er mit einem Univerſitätsfreunde nach Portugal, um gegen Don Miguel zu fechten. Sein Freund ſtarb dort an der Cholera, und er machte ſpäter in Spanien, wo er ſich die Freundſchaft des Herzogs von Valencia erwarb, ſein Glück.

∴ Am 7. November iſt hier die Wittwe des hingerichteten Generals Don Diego Leon geſtorben.

Mailand. Becks altes Luſtſpiel „die Schachmaſchine" hat hier einen Ueberſetzer gefunden.

Monaco. Auch das kleinſte der ſouveränen Fürſtenthümer Italiens, Monaco, das ſeit 1815 unter dem Schutze Sardiniens ſteht, iſt nun der politiſchen Bewegung gefolgt. Die geſammte Einwohnerſchaft des Hafenſtädtchens Mentone, die Geiſtlichkeit an der Spitze, iſt vor das Haus des Gouverneurs gezogen, um ihm das ſchriftliche Geſuch zu überreichen, Monaco in allen Dingen auf gleichen Fuß mit Sardinien zu ſtellen. Der Gouverneur hat verſprochen, das Geſuch dem in Frankreich wohnenden Fürſten Floreſtan vorzulegen.

München. Hier geht's wie im Göthe'ſchen „Flohliede". Spaniſche Fliegen, männlichen Geſchlechts, haben ſich hier eingeniſtet, um unter dem Schutze ihrer Verwandtin, der Gräfin Landsfeld, Etwas zu werden. Der Eine hat's ſchon bis zur Uniform eines Generals gebracht.

Paris. Der „Charivari" erzählt: Frankreich beſitzt unter ſeinen Staatsmännern und gelehrten Notabilitäten manche, die gegenwärtig als der Ernſt und die Würde ſelbſt erſcheinen und früher ſehr frivole Studien getrieben haben. Herr von Talleyrand hat alſo ganz Recht, wenn er ſagt: »Man kratze die Rinde eines ernſten Mannes nur etwas ab, dann wird man den Spaßmacher darunter entdecken.« Herr Pasquier z. B., der Kanzler des Pairshofes, welcher der Geburt aller Prinzen und Prinzeſſinnen der Dynaſtie beiwohnt und ſie mit Titeln und Würden überhäuft (weshalb man ihn auch „die Fee der gerechten Mitte" nennt), hat ſeine politiſche Laufbahn mit einer Poſſe, betitelt „Grimon ou le Portrait à fuir", begonnen. Herrn Decazes' Anfang iſt noch intereſſanter: er hat ehedem als Mitglied einer herumziehenden Schauſpieler-Truppe die komiſchen Rollen geſpielt. Das Talent des Herrn Moline de Saint-Yon als Vaudevilliſt kennt heutzutage Jedermann, ſogar Abd-el-Kader, welcher ihn aus eben dieſem Grunde niemals als wirklichen Kriegsminiſter anerkennen wollte. Erſt ganz neuerdings hat man die ergötzliche Entdeckung gemacht, daß der Verfaſſer der „Mère Godichon", dem man bisher vergebens nachgeſpürt, Niemand anders iſt, als Herr von Rémuſat.

∴ Herr Rémuſat, der ehemalige College des Miniſters Thiers, will jetzt, in Ermangelung eines Portefeuille, auch als Bühnendichter ſein Glück verſuchen und mit einem Schauſpiel, „Abélard", auftreten. Der „Charivari" nennt dieſes Stück „un drame centre-gauche".

∴ Ein Sekretär aus dem Gefolge des Herzogs von Aumale befindet ſich noch hier in Paris, weil ſeine hübſche junge Frau die Sonne Afrika's fürchtet und ihrem Manne nicht folgen will.

∴ Der bisherige Rabbiner von Phalsburg, Iſidor, iſt zum General-Rabbiner in Paris gewählt worden.

∴ Der ehemalige Redacteur des „Globe" und der „Epoque", J. Granier von Caſſagnac, welcher in Rom eine halbofficielle franzöſiſche Zeitung gründen gewollt, iſt unverrichteter Sache wieder nach Paris zurückgekehrt.

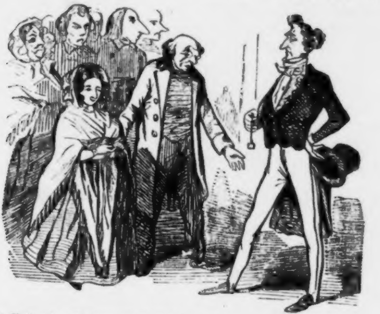
∴ Dem. Deluzy-Desportes iſt endlich durch gerichtliche Verordnung, welche ausſpricht, daß kein Grund zu einer Anklage gegen ſie vorliege, ihrer langen Unterſuchungshaft entlaſſen worden. Sie wird in Kurzem nach London gehen; dort ſoll ihr eine vortheilhafte Stellung zugeſichert worden ſein.

∴ Die vom Grafen Montalembert veranſtaltete Geldſammlung für den Schweizer Sonderbund hat bis jetzt nur 1900 Francs eingebracht, obwohl Chauteaubriand 20, Madame Recamier 20, der Herzog von Noailles 60 und der Veranſtalter ſelbſt 300 Francs unterzeichnet haben.

∴ Spontini hat Herrn Giuſeppe Verdi eine ſchriftliche Aufforderung der Akademie der heiligen Cäcilia in Rom übergeben, eine Hymne auf Pius IX. zu componiren, die zum Beſten hilfsbedürftiger Muſiker in Rom aufgeführt werden ſoll.

∴ Alexander Dumas, der bekanntlich etwas eitel iſt, hat ein Kabinet, deſſen Wände von oben bis unten mit den verſchiedenen Portraits ſeiner Perſönlichkeit behangen ſind. Bis jetzt exiſtiren von ihm 13 Bilder in Kupfer und Stahl und 22 Steinzeichnungen. Außerdem iſt er vier Mal in Wachs boſſirt und zwei Mal von Dantan in Marmor ausgehauen. Seine Gattin, Ida, hat, ganz das Gegentheil ihres Gemahls, das Gelübde gethan, ſich niemals weder zeichnen noch malen zu laſſen. (Les extremes se touchent.)

∴ Jules Janin ſagt von der Lind: Oh, dieſe ſchlaue, unſchuldige Jenny Lind! Sie thut wohl, nicht nach Paris zu kommen! Wie würde man ſie prüfen, zergliedern, wie würde man ſie durch das Sieb des feinen Pariſer Geſchmacks ziehen. Unſinnige, die ſich in ganz Europa Opfer-Altäre ohne unſere Erlaubniß errichten ließ! Nun ließen wir ihr dieſe Abgötterei vergelten, zu welcher Paris noch nicht ſein Viſa gegeben hat.



Der Vater der Debutantin ſtellt dem Theaterprincipal ſeine Tochter als tragiſche Heldin vor.

Paris. Das neue lyriſche Theater — Théâtre national genannt — iſt mit einem von Auber, Caraffa, Halévy und Adam in Muſik geſetzten Prologe und einem neuen lyriſchen Drama „Caſtibelza", von Maillard, eröffnet worden. Die Intrigue des Stücks dreht ſich um die Hingebung der Hauptperſon, Sabina, gegen ihren Vater, und um ihre Liebe zu Caſtibelza, einem jungen ſpaniſchen Kavalier. Das Hauptſtück in der Muſik iſt eine bekannte Romanze, die vom Wahnſinnigen von Toledo (fou de Tolède), die immer wiederkehrt und mit andern ſehr hübſchen Muſikſtücken gewürzt iſt. Im erſten Aufzuge gefielen namentlich ein Trio und im dritten die Romanze von Caſtibelza. Auch der zweite Aufzug iſt lebendig und melodiös. Die Ausführung war ſehr gelungen. — Die innere Verzierung des Saales iſt ſchön und geſchmackvoll.

∴ Das Trauerſpiel „Cléopâtre“, von Madame de Girardin, hat einen großen Theil ſeines Erfolges dem meiſterhaften Spiele der Demoiſelle Rachel zu danken, welche die Hauptrolle mit hinreißender Wahrheit ſpielt.

∴ Das Palais-Royal-Theater hat eine neue Poſſe, „Jacques le Fataliste“, in Scene geſetzt und das Vaudeville-Theater iſt mit einem neuen dreiactigen Schauſpiele, „une jeune vieillesse“, aufgetreten. Beide Stücke ſind beifällig aufgenommen worden.

∴ Der „Ménestrel“, eine Muſikzeitung, die ſich ſeit vierzehn Jahren der Gunſt des Publikums erfreut, wird, vom nächſten Jahre angefangen, allmonatlich eine neue Romanze von Loiſa Puget, der Gattin des bekannten Liedercomponiſten Guſtave Lemoine, bringen. Die Romanzen dieſer Dame ſind ſo ſehr en vogue, daß von jedem ihrer Lieder zwiſchen 10 bis 12,000 Exemplare verkauft werden.

∴ Von Victor Mangin iſt ein neuer Roman, „Camille“, herausgekommen.

Peſth. Bei G. Heckenaſt iſt von Joſeph Marlin ein dreibändiger Roman, „Geſchichte des Oſtens: Attila“, erſchienen, ein Werk, das ſich durch eine Fülle intereſſanter Situationen und lebendige Charakteriſtik auszeichnet.

∴ Hofrath Ludwig von Schedius, Profeſſor der Aeſthetik und Stütze der Reformirten Ungarns, ein Mann von großem Wirkungskreiſe, Verfaſſer vieler deutſchen und lateiniſchen Werke über Ungarn, iſt hier am 13. November in ſeinem 79ſten Jahre geſtorben.

∴ „Aleſſandro Stradella“, ins Italieniſche überſetzt, wird von der italieniſchen Operngeſellſchaft im Interims-Theater des Director Forſt aufgeführt werden.

Petersburg. Die Mißhelligkeiten zwiſchen Herrn Wallner und der hieſigen Hoftheaterdirection ſind — auf einem Mißverſtändniß beruhend — zur beiderſeitigen Zufriedenheit ausgeglichen. Herr Wallner tritt einen ſechsmonatlichen Urlaub an, welcher mit dem Zwecke einiger Gaſtſpiele auch Engagements bedeutender Mitglieder für die kaiſerliche Hofbühne verbinden ſoll. Herr Wallner wird Stettin, Hamburg, Hannover, Berlin, Leipzig und Wien beſuchen und mit dem erſten Dampfboote im Frühlinge wieder nach der ruſſiſchen Hauptſtadt zurückkehren.

Prag. Am 15. November iſt Profeſſor Johann Jungmann, einer der gelehrteſten Slaviſten, 75 Jahre alt, mit Tode abgegangen.

Rom. Nach beſtimmten Verſicherungen hat Pater Willem Rothaan, der General der Jeſuiten, die Ermächtigung ertheilt, die Schweiz zu verlaſſen, wenn dadurch annehmbare Friedensbedingungen zu Gunſten der katholiſchen Stände erzielt werden können.

∴ Rom ſoll ein franzöſiſches Theater erhalten.

Roſtock. Auch hier iſt Krieg ausgebrochen zwiſchen zwei Marſchällen, zum Glück ohne Heer. Es ſind die beiden Landtagsmarſchälle von Schwerin und Güſtrow. Bei der öffentlichen Auffahrt wollte Jeder vor dem Andern fahren und faſt wäre darüber der Landtag gar nicht zu Stande gekommen. Zum Glück hatte ein geiſtreicher Landſtand den trefflichen Einfall, die beiden Herren könnten ja zuſammen in Einem Wagen fahren. Es wurde die Probe gemacht; ein Zopf incommodirte den andern, doch ſiehe da — es ging!

Teplitz. Unſer vielgeprieſener Badeort, der zwar reich an reizenden Naturſchönheiten, deſto ärmer aber an intereſſanten originellen Perſönlichkeiten iſt, hat jetzt ſein einziges Original durch den Tod verloren, was hier allgemein betrübt und gewiß auch bei allen Denen, die nur ein Mal Teplitz beſucht, eine tiefe Wehmuth erregen wird. Der unter dem Zunamen „Rothſchild“ bekannte und hier ſehr beliebt geweſene, biedere, jüdiſche Handelsmann, welcher einſt mit Glücksgütern geſegnet war, und ſeit ſeiner Verarmung bis an ſein Lebensende, zum Ergötzen aller Badegäſte, einen erheiternden Humor beibehielt, iſt zu ſeinen Vätern hinübergegangen. (Requiescat!)

Venedig. Am 14. November iſt hier der Reſtor der kaiſerlichen Marine, Vice-Admiral Graf Dandolo, im 86ſten Jahre ſeines Lebens geſtorben.

Wien. Die Nationalbank bereitet die Ausgaben neuer Banknoten vor, deren techniſche Ausführung der Leitung des Directors der k. k. Staatsdruckerei, dem Regierungsrath Auer, in Gemeinſchaft mit dem Xylographen Blaſius Höfel, zugedacht iſt, wofür Letzterer eine Remuneration von 30,000 Gulden erhalten ſoll. Die neuen Banknoten werden buntfarbig werden und der Nachahmung größere Schwierigkeiten, als die jetzigen, entgegenſtellen.

∴ Hofrath Jenull, Profeſſor des Natur- und Staatsrechts, iſt zum Rector magnificus der hieſigen Univerſität ernannt worden.

∴ Seit dem 1. December haben die Profeſſoren Stubenrauch und Heyßler die Leitung der „Wiener Zeitung" übernommen, welche, vom neuen Jahre angefangen, in vergrößertem Formate erſcheinen ſoll. (Das Format allein thut freilich nichts zur Hebung eines Journals.)

∴ Der römiſche Volkshymnus auf Pius IX., ſowie der römiſche Volkshymnus-Marſch, für Pianoforte und Orcheſter arrangirt von M. Graziani (Berliner Ausgabe), hat nicht allein das Damnatur von der hieſigen Cenſur erhalten, ſondern iſt ſogar mit Beſchlag belegt worden.

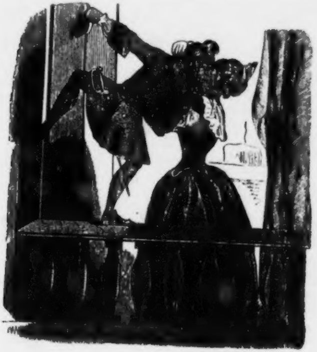
∴ Im hieſigen Polizeibureau exiſtirt eine Bibliothek von faſt 10,000 Bänden; ſämmtlich Kataloge derjenigen Bücher, die im öſterreichiſchen Staate verboten ſind. Der Katalog der erlaubten Bücher iſt weniger dickleibig.

∴ Ein Hiſtrione, Namens Denemy, der ſich jüngſt in einen Streit mit dem Publikum einzulaſſen gewagt, hat öffentliche Abbitte leiſten müſſen und iſt auch ſofort polizeilich 24 Stunden eingeſperrt worden, welcher Arreſt noch durch Faſten verſchärft worden.

∴ In der kaiſerlichen Reitſchule wurde Mendelsſohns „Elias" von 1100 Muſikern aufgeführt. Die mitwirkenden Soloſängerinnen erſchienen in ſchwarzen Trauerkleidern, die Choriſtinnen in weißen Kleidern mit ſchwarzen Schleifen an der linken Seite.

∴ In den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen ſind 33,000 Gulden C. M. für die katholiſche Kirche in Leipzig geſammelt worden.

∴ Hier läßt ſich ein Virtuoſe ganz eigener Sorte hören: ein Trommler ohne Trommel. Es iſt ein polniſcher Jude, welcher mit Mund und Bruſt ſo zu wirbeln verſteht, daß der Mann ſein Trommelfell nicht im Ohre, ſondern in dem Bruſtkaſten, und die Schlägel dazu in der Mundhöhle zu haben ſcheint.



Balconſcene zwiſchen Romeo und Julia.

Zürich. Der „Sonderbund“ — hier zu Lande „Sünderbund“ genannt — hat ſich coloſſal blamirt. Erſt hat er ſich bis zu den Zähnen hinauf gerüſtet, um ſich beim erſten Angriff zu übergeben. Ein wahrer Sonderbund-Putſch!

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Am 26. November 1725 wurde in Berlin ein Jude, Namens Hirſch, hingerichtet, weil er in einer die Juden betreffenden Unterſuchung falſche Angaben und Verleumdungen gegen angeſehene königliche Bediente verbreitet. So bezeichnen wenigſtens die dürftigen Nachrichten, welche über dieſen Vorfall ſich erhalten haben, das Verbrechen des Juden Hirſch. Er erhielt den Staupbeſen vom Rathhauſe bis vor das Spandauer Thor, und ſtieß im Schmerze ſo gräßliche Flüche und Gottesläſterungen aus, daß ihm die Zunge aus dem Halſe geſchnitten, ihm drei Mal damit aufs Maul geſchlagen und, nachdem er gehenkt werden war, an die linke Schulter befeſtigt wurde.

— Zu Tumala (in Mittel-Afrika) iſt nach dem Sprichwort „Wenn ein Menſchenkind zu Gott mit Andacht ruft“ jeder Betende unantaſtbar; ja ſelbſt an Verbrecher, die zum Tode verurtheilt ſind, darf, ſo lange ſie im Gebete begriffen ſind, nicht Hand angelegt werden.

— In Baden-Baden beſteht ein im Jahre 1668 von der Gemahlin des Markgrafen Leopold Wilhelm geſtiftetes Nonnenkloſter, deſſen Ordenstracht ſo lange ſchwarz bleibt, bis daß das Grab des Erlöſers wieder in den Händen der Chriſten ſein wird.

— Einer der größten und beliebteſten Dichter Schwedens war Carl Michael Bellmann (geboren am 4. Februar 1740 zu Stockholm, geſtorben daſelbſt am 10. Februar 1795). Eine von ihm geſtiftete Geſellſchaft feiert in deſſen Vaterſtadt alljährlich ſein Andenken, indem ſie am Bellmannstage (26. Julius) feſtlich geſchmückt in den Thiergarten zieht und die dort an ſeinem Lieblingsplatze aufgeſtellte Büſte des lebensfrohen Sängers unter Sang und Klang mit Spenden ſchäumenden Weines benetzt.

— Lord Spencer verlor eines Tages beim raſchen Reiten auf der Jagd einen ſeiner Frackſchöße. Um die Symmetrie wieder herzuſtellen, riß er ſich den andern Flügel ab und ritt in dieſer Kleidung nach Hauſe. — Bald darauf trug man „Gilets à la Spencer“, d. h. über den Frack einen Wamms.

— Jeder, der ſich angenehme Träume verſchaffen will, braucht vor dem Schlafengehen, ohne Abendbrot gegeſſen zu haben, blos eine rohe Zwiebel zu genießen. Probatum est!

Treffer und Nieten.

• In einem Journal von New-York findet ſich nachfolgende intereſſante Stelle eines Wahlredners: Das ehrenwerthe Mitglied, welches mir die Ehre angethan, mich bei dieſen Wahlen zu bekämpfen, iſt als Privatmann ſehr liebenswürdig, als Politiker aber iſt er ein ſehr übeldenkender, mißgunſtvoller, feiger Renegat. Ich räume ein, er iſt weiſe und gerecht in ſeinen Privatgeſchäften, aber für eine Stelle würde er ſeinen Vater verkaufen und ſeine Seele dem Teufel verſchreiben. Er iſt ein Mann von Ehre und Biederkeit, aber als Geſetzgeber würde er das in ihn zu ſetzende Vertrauen verrathen, denn in politiſchen Dingen iſt er ein Schurke durch und durch. Im Privatleben iſt er ein aufrichtiger Freund, in öffentlichen Dingen aber ſo verrätheriſch, wie ein Alligator aus Kentucky.

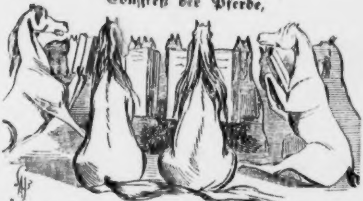
• Dufour, Ober-General der eidgenöſſiſchen Truppen, von einem indiscreten Frager über den Plan des Krieges befragt, gab ihm die Antwort: »Müßte ich befürchten, daß mein Hemd darum wüßte, ſo würde ich's ausziehen.« Quintus Cäcilius Metellus, der Beſieger Macedoniens, gab einem Freunde auf die Frage, was er vorhabe, die Antwort: »Wenn ich glauben könnte, daß mein Rock um meinen Plan wüßte, ſo würde ich ihn ins Feuer werfen.« (Beweis, daß General Dufour auch die alten Klaſſiker kennt.)

Botaniſche Notiz für Damen.

Die Damen ſind oft in Verlegenheit, mit welchen Pflanzen ſie ihre Blumenampeln füllen ſollen. Bekanntlich wählt man dazu ſolche Pflanzen, deren biegſame Stengel und Ranken ſich über den Rand des Gefäßes hinweg nach unten hängen, wie der Epheu, mehrere Orchideen u. ſ. w. Vorzugsweiſe eignen ſich zum Einſetzen in ſolche Ampeln folgende Pflanzen: Der ſproſſende oder wurzelrankige Steinbach (Saxifraga sarmentosa, Lin.). Die indiſche Erdbeere (Fragaria indica, Andr.; Duchesnea fragarioides, Smith.). Die zebraſtreifige Tradeskantie (Tradescantia zebrina). Sternbergs Grünpflanze (Chlorophytum Sternbergianum, Steud.). Geißelförmige Fackeldiſtel (Cactus flagelliformis, Mill.). Gezähnelte Bärlapp (Lycopodium denticulatum Lin.) Ruthencactus (Rhipsalis, Pfeiff.) Schildblättrigen Kranichſchnabel (Pelargonium peltatum, Abr.). Südeuropäiſches baſilienartiges Seifenkraut (Saponaria ocimoides Lin.). Perſiſche langgriffelige Kreuzblatt (Crucianella stylosa, Trin.). Vaillantähnliche Peperomie (Peperomia vaillantoides, Kunth.).

(Danziger Dampfboot.)

Congreß der Pferde,



welche nicht dulden wollen, daß wir ihr werthes Fleiſch freſſen.

Um Colliſionen zu vermeiden.

Der Unterzeichnete erſucht Deutſchland und die umliegende Gegend, ihn nicht mit dem Dr. Carl Haltaus, Lehrer an der Thomasſchule, zu verwechſeln.

Theodor Althaus.

* * *

Um Colliſionen zu vermeiden.

Der Unterzeichnete erſucht ſeine Freunde und Bekannte, ihn nicht mit dem Dr. Theodor Althaus, Verfaſſer der „Märchen aus der Gegenwart“, zu verwechſeln.

Carl Haltaus.

Bei **Philipp Reclam jun.** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dem
Könige von Preußen
am Tage der Publication
des
Erkenntniſſes im Polenprozeſſe.

Ich hab's gewagt!
Ulrich von Hutten.

Von
Auguſt Braß.
Preis 2½ Neugroſchen.

Potsdam und Sans-Souci.
Hiſtoriſcher Roman
von
Eduard Maria Oettinger.
Drei Bände. Eleg. geh. Preis 4 Thaler.

Weihnachtsgeſchenk für Gebildete.
Bei A. **Wienbrack** in Leipzig ſind ſoeben erſchienen:
Lieder
eines deutſchen Mädchens,
von
Louiſe Otto.
Alfred Meißner gewidmet.
16mo elegant gebunden.
Preis 1½ Thaler.

Schon durch die warme, lebensfriſche und begeiſternde Sprache, welche in jedem Gedichte dieſer „Lieder" vorherrſcht, wird ſich das Büchlein Freunde **ſelbſt** erwerben.

Der Verleger enthält ſich deshalb aller weitern Anpreiſung.

Soeben erſchien und iſt in allen guten Buchhandlungen zu haben:
Neues Mährchenbuch
von
E. O. Sternau.
Mit acht colorirten Originalzeichnungen von G. **Oſterwald** und einem colorirten Umſchlag in Farbendruck. Cartonirt Preis 1½ Thaler.

Text und Ausſtattung dieſes Buches mögen ſich durch ſich ſelbſt empfehlen; der Verleger erlaubt ſich deshalb nur die Bemerkung, daß in der neueſten Zeit nur wenige Bücher vorliegen möchten, welche ſich ſo zu einem paſſenden Weihnachtsgeſchenke für Kinder von acht bis ſechzehn Jahren eignen, wie das obige.

Cöln, im November 1847. Johann Georg Schmitz.

Hierbei eine literariſche Beilage von Eduard Trewendt.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

No. 272. Leipzig, 17. December 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thaler. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellung an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur, Hoheſtraße Nr. 2 b.

Offenes Sendſchreiben

des „Charivari" an den Biedermann'ſchen „Herold",

(wohnhaft im fünften Himmel, parterre links.)

Der Unterzeichnete bittet tauſend bis eilfhundert Mal um Verzeihung, wenn er ſich die Freiheit nimmt, dem „Herold" anzuzeigen, daß er am 1. Januar künftigen Jahres ſeinen ſiebenten Jahrgang beginnt. Der Redacteur des „Charivari" iſt weder Magiſter noch Profeſſor, weder Buchhändler noch Stadtverordneter; er iſt, genau genommen, gar nichts, nicht einmal Mitglied des Leipziger Literaten-Vereins, aber er kennt ſeine „Pappenheimer" und weiß, daß jeder Leſer, gleichviel ob derſelbe liberal oder illiberal iſt, nicht gelangweilt, ſondern unterhalten, nicht eingeſchläfert, ſondern angeregt ſein will. — Leſern, die nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen ſind, wird es nicht entgangen ſein, daß der „Charivari" vielleicht das einzige Blatt Leipzigs iſt, welches keiner Coterie, keiner Clique, keiner Kameradſchaft angehört, kein Blatt vor den Mund nimmt und um keine Gunſt, keine Auszeichnung buhlt: er will nichts werden, aber bleiben, was er bisher geweſen iſt: unabhängig in jeder Beziehung.

Der „Charivari" wird auch im nächſten Jahre mit demſelben Muthe und derſelben Conſequenz fortfahren, das Schöne ſchön, das Gute gut und das Schlechte miſerabel zu finden; er wird fortfahren, die literariſchen Lobhudel-Aſſecuranzen mit offenem Viſire zu befehden und die geiſtige Impotenz, auf welchem Gebiete ſie ſich immerhin breit zu machen wagt, in die Schranken ihres Nichts zurückzuwerfen.

Wir haben in dieſem Jahre 25 Extra-Beilagen gebracht; wir werden im nächſten Jahre dieſe Beilagen noch häufiger erſcheinen laſſen.

Der „Zapfenſtreich" wird auch im nächſten Jahre eine vollſtändige Ueberſicht aller intereſſanten Erſcheinungen im Gebiete des politiſchen, ſocialen, literariſchen und künſtleriſchen Lebens gewähren.

Wir könnten, wie andere Journale, den Leſern verſichern, wir hätten für unſer Blatt neue Kräfte gewonnen, die uns unaufgefordert ihre

Mitwirkung zugeſagt; wir überlaſſen dieſe Windbeuteleien andern Blättern und begnügen uns, zu verſichern, daß wir, wie bisher, auf unſere eigene Kraft vertrauen.

☞ Wer nun pränumeriren will, pränumerire; wer nicht pränumeriren will, habe die Güte, es bleiben zu laſſen.

Dem hingeſchiedenen „Herold“ widmet zwei Thränen des Mitleids der unterzeichnete

---

Zwölf Stunden verheirathet.

Novellette von E. M. Oettinger.

Erſte Station.

Es war im Poſthauſe zu Metz.

In die Mallepoſt, die, wie bekannt, nur Briefe und nicht mehr als drei Paſſagiere aufnimmt, ſtieg eine junge Dame und bald darauf ein junger Herr ein. Der dritte Paſſagier, eine alte, dickbäuchige, pausbackige und dabei ſehr drollige Figur, ſchwang ſich, trotz ihrer ſcheinbaren Schwerfälligkeit, mit vieler Nonchalance ins Cabriolet, in dem auch der luſtige Conducteur Platz nahm.

Der bezopfte Poſtillon ließ ſeine Peitſche vibriren; das ungeduldige Pferde-Quartett ſetzte ſich in Bewegung. Die Reiſe ging nach Paris.

Auf der erſten Station ereignete ſich nichts von Bedeutung. Die junge Dame nahm ihren ſchwarzſeidenen Schnurenhut ab, legte ihn auf ihren Schooß, ſetzte ſich das ſchöne Barbenhäubchen zurecht, wickelte ſich dichter in ihren ſeidenen Shawl und drückte ſich in die Ecke; der junge Mann, eingehüllt in ſeinen ſchottiſchen Sommermantel, ſchob den Mantelſack unter die Füße, ſteckte den Hut ins Netz, zog, wahrſcheinlich um ſeine ſchöne, weiße Hand zu zeigen, ſeine gelben Handſchuhe aus und drückte ſich in die andere Ecke. Beide kannten ſich nicht und wechſelten keine Sylbe. Nur dann und wann blinzelte er zu ihr und ſie zu ihm hinüber. Geſchah es, daß Beider Blicke ſich begegneten, ſo ſah die Dame verlegen auf die Erde und er, gleichgiltig ſcheinend, zum Fenſterſchlag hinaus. Das war die ganze Unterhaltung.

Im Cabriolet war man gegenſeitig ſchon weit vertraulicher geworden. Paſſagier und Conducteur unterhielten ſich von tauſend gleichgiltigen Dingen.

— Wer iſt die Dame, die mit uns fährt? fragte der neugierige Paſſagier.

— Eine Schauſpielerin, die, von Nantes kommend, in Metz Gaſtrollen gegeben hat, ſagte der Conducteur.

— Wie heißt ſie?

— Ihr Name iſt mir augenblicklich entfallen.

— Iſt ſie verheirathet?

— Geweſen; jetzt iſt ſie, ſo viel ich weiß, Wittwe.

— Ein ſchönes Weib! rief der Dicke, ſich vergnügt die Hände reibend.

— O ja, ſagte der Conducteur. Sie hat in Metz ſehr gefallen.

— Das glaube ich gern. Ein ſchönes Weib gefällt überall. Und wer iſt der junge Mann, der mit uns reiſ't?

— Ein berühmter Schriftſteller, der, aus Deutſchland kommend, nach Paris zurückkehrt.

— Sein Name?

— Wird mir wohl ſpäter einfallen.

— Schade, daß nicht Unſereins im Innern ſitzt.

— Warum, wenn man fragen darf?

— Wir würden der jungen Dame, zum Zeitvertreibe, ein klein wenig den Hof machen.

— Und glauben Sie? …

— Gewiß! Eine Künſtlerin und Wittwe obendrein … die ſind daran gewöhnt, ſich von aller Welt anbeten zu laſſen. Und noch dazu im Poſtwagen! In einem Nu iſt man bekannt, im zweiten vertraut mit einander.

— Sie ſcheinen viel Erfahrung gemacht zu haben.

— O ja, ſchmunzelte der Dicke und zog aus der Seitentaſche zwei Aepfel hervor. Plait-il? fragte er, ihm Beide hinhaltend.

— Ich pflege meinen Paſſagieren nichts abzuſchlagen, ſagte der zugreifende Conducteur.

— Das freut mich, rief der Dicke. Und Beide verzehrten nun ihre Aepfel.

Zweite Station.

Gegen fünf Uhr Abends erreichte man die zweite Station. Während des Pferdewechſelns ſtieg der junge Mann aus, um den armen Mädchen, die den Wagen belagerten, einige Apfelſinen und Pfirſiche abzukaufen.

Auch der dicke Herr, der ſchon auf der erſten Station ſeinen Fruchtvorrath aufgezehrt hatte, benutzte die Gelegenheit, ein neues Sümmchen in Aepfelactien anzulegen.

— Montez, Messieurs! rief der Conducteur.

Die beiden Paſſagiere verfügten ſich auf ihre Sitze.

— Madame, ſagte der junge Mann zu ſeiner Dame, darf ich mir erlauben, Ihnen einige Früchte anzubieten?

— Ich danke, mein Herr, ich liebe kein Obſt.

— Dann mag ich es auch nicht mehr, ſagte der junge Paſſagier und warf alle Früchte, die er gekauft hatte, zum Wagenfenſter hinaus.

— Die ſchönen Früchte!

— Ich hatte ſie nur Ihretwegen gekauft.

— Das iſt ſehr freundlich von Ihnen! Jetzt reut es mich faſt, daß ich ſie nicht verſucht habe ...

— Sogleich will ich ausſteigen und andere kaufen.

— Bleiben Sie, mein Herr, bat die Dame und hielt ihn ſüßlächelnd am Arme zurück.

— Wie Sie befehlen, erwiderte der junge Mann, ſich an dem Halskragen zupfend.

Gleich darauf trat wieder eine lange Pauſe ein. Aber während des Schweigens unterhielten ſie ſich in Gedanken von einander.

— Welch ſchönes Weib, dachte er.

— Welch galanter Mann, dachte ſie.

— Welch ein reizender Mund!

— Welch eine zarte Hand!

Mit Einem Wort: Beide hatten auf einander den günſtigſten Eindruck gemacht — Eines war von dem Andern entzückt. Wie leicht iſt es oft, ſich gegenſeitig einzunehmen. Hier waren die Früchte der Köder, der die Dame fing. Der Zweck heiligt die Mittel.

Dritte Station.

Gegen ſieben Uhr war man auf der dritten Station angelangt.

— Heda, rief der Dicke aus dem Kabinet heraus, giebt's keine Aepfel unter Euch?

— Hier, hier! ſchrieen zehn Stimmen auf ein Mal.

— Sie ſcheinen verſtimmt, Madame, fehlt Ihnen Etwas? fragte der junge Mann.

— Das Fahren bekommt mir nicht ... ich habe Kopfſchmerzen.

— Da läßt ſich Rath ſchaffen, ſagte der galante Paſſagier, ſprang aus dem Wagen, lief ins Wirthshaus und kam bald mit einem Glas Waſſer zurück. Trinken Sie, Madame. Ich habe etwas Brauſepulver, das ich auf der Reiſe immer bei mir führe, hineingethan und hoffe, es wird gute Dienſte thun.

— Sie ſind ſehr aufmerkſam, mein Herr.

— Das iſt eine Schuldigkeit, die man, einer ſolchen Dame gegenüber, mit Vergnügen erfüllt.

— Sie reiſen nach Paris? fragte er, als man weiter fuhr.

— Ja, mein Herr.

— Dann erlaube ich mir, Ihnen meinen Arzt zu empfehlen. Ich ſelber litt früher unausgeſetzt an demſelben Uebel ... in kurzer Zeit war ich geheilt davon. Gedenken Sie ſich lange bei uns aufzuhalten?

— Ich hoffe dort engagirt zu werden.

— Sind Sie Schauſpielerin?

— Zu dienen, mein Herr!

— Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen nützlich werden zu können. Ich bin Schriftſteller ... kenne alle Journaliſten ...

— Auch Herrn Alphons B.?

— So gut, als mich ſelbſt.

— Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.

— Madame, Sie kennen ihn bereits.

— Wie, Sie wären?

— Derſelbe, deſſen Namen Sie genannt.

— Welch ein glücklicher Zufall! Ich heiße Amélie B. und komme von Nantes. Vielleicht bin ich Ihnen nicht ganz unbekannt.

— Ich kenne Sie dem Namen nach ſchon ſehr lange. Es eilt Ihnen ein günſtiger Ruf voraus. Unſere Theater werden ſich reißen um Sie, unſere Feuilletons werden Ihnen, ich bürge dafür, Weihrauch ſtreuen.

— Ihr Einfluß, mein Herr!

— Sagen Sie lieber, Ihr Talent ...

Die Unterhaltung war jetzt in vollem Zuge. Man ſagte ſich gegenſeitig tauſend Schmeicheleien, erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen und ließ alle Batterien los, um ſich gegenſeitig einzunehmen.

Vierte Station.

Gegen neun Uhr erreichte man die vierte Station, wo die Paſſagiere ein frugales Abendbrot einnahmen. Nach Tiſche wurden die Reiſegefährten geſprächiger und vertraulicher. Der Kopfſchmerz der Schauſpielerin war verſchwunden. Er ſcherzte, ſie lachte; man aß Trüffeln und trank Champagner und ließ den Zufall leben, der ſie im Poſtwagen zuſammengeführt.

— Meine Herren, rief der Conducteur, es iſt Zeit zum Einſteigen.

— Noch ein Glas, Conducteur! Die Poſtwagen ſollen leben! rief Alphons und leerte ſein Glas.

Dann beſtieg man den Wagen, der pfeilſchnell von dannen flog.

— Von allen Künſtlerinnen Frankreichs, betheuerte Alphons, hat keine einen ſo ſchönen Eindruck auf mich gemacht, als Sie, reizende Frau. Die Fama hat wahrhaftig nicht zu viel erzählt. Sie ſind ſo liebenswürdig ...

— Und Sie ſo geiſtreich ...

— Ich könnte mich in Sie verlieben ...

— Spötter!

— Mort de ma vie, das iſt mein Ernſt! Noch mehr, ich wäre ſogar im Stande, Sie zu heirathen.

— Und wenn ich Sie beim Worte hielte?

— So würde ich in der nächſten Stadt, die wir paſſiren, auf die Mairie eilen und mich mit Ihnen auf ewig verbinden.

— Eben, ſagt das Sprichwort, werden im Himmel geſchloſſen.

— Wir wollen die unſrige im Poſtwagen ſchließen. Reizendes Weſen, ſind Sie damit zufrieden?

— Hier meine Hand, ich bin die Ihrige!

Der Wagen rollte eben zum Thor hinein. Man war auf der fünften Station, in Verdün, angekommen.

— Heda, rief der dicke Cabriolet-Paſſagier, giebt's hier keine Aepfel?

— Wo denken Sie hin, jetzt um eilf Uhr?

— Kann ich ausſteigen? fragte der Dicke.

— O ja, wir machen hier ein halb Stündchen Halt.

— Kommen Sie, Amélie, kommen Sie, rief Alphons, in einer Viertelſtunde iſt Alles abgemacht ... Conducteur, wo iſt hier die Mairie?

— Die Mairie? Was wollen Sie dort?

— Heirathen, mit Ihrer Erlaubniß.

— Wen denn?

— Dieſe Dame! Kommen Sie, Herr Conducteur, Sie ſollen unſer Zeuge ſein.

— Sie ſcherzen wohl nur?

— Nein, nein; kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Sie liefen zum Maire, der eben im Begriff war, ſein müdes Haupt zur Ruh' zu legen.

— Verzeihen Sie, Herr Maire, daß wir zu ſo ſpäter Stunde Ihnen läſtig fallen.

— Sie wünſchen?

— Vermählt zu werden, aber bald, wenn ich bitten darf, denn wir haben nur eine Viertelſtunde Zeit. Hier ſind unſere Papiere — Alles iſt in Ordnung.

Heutzutage wird Alles, ſelbſt das Heirathen, mit Dampfmaſchinen-Eile betrieben. Ein Geſchäft, wozu unſere ſchwerfälligen Vorfahren Jahre und Monate gebraucht, machen wir in einigen Tagen, einigen Stunden ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren Alphons und Amélie Mann und Frau. Der Dicke, der ſich unterdeſſen Aepfel gekauft hatte, gratulirte.

Bis Meaux war dieſe haſtig geſchloſſene Ehe ohne Wolken. Die eheliche Zärtlichkeit hatte ihren Gipfel erſtiegen.

— Wie ſoll unſer erſter Knabe heißen? fragte die glückliche Mutter.

— Cäſar, antwortete der glückliche Vater. Und iſt es ein Mädchen?

— So wird es, wie meine ſelige Mutter, Magdalena heißen.

— Pfui, welch ein antediluvianiſcher Name! Es wird, wie meine Mutter, Mélanie getauft.

— Sie ſind eigenſinnig, mein Herr Gemahl!

— Bisweilen, Frau Gemahlin!

— Das müſſen Sie ſich abgewöhnen, Alphons.

Bald darauf entſpann ſich ein Streit, der immer heftiger zu werden begann. Die Flitterſtunden waren vorüber; man zankte ſchon.

Auf der vorletzten Station, in Epernay, ſtieg über den Horizont der jungen Eheleute ein ſtarkes Gewitter auf. Alphons verlangte von ſeiner Frau, daß ſie ihm zu Liebe ihrer Kunſt entſagen und ſich von der Bühne zurückziehen ſolle; Amélie hingegen, eine paſſionirte Schauſpielerin, beſtand darauf, beim Theater zu bleiben.

— Jetzt, in der Blüthe meiner Jahre, im Zenith meines Ruhmes, ſoll ich der Kunſt und ihren Freuden entſagen. Hätte ich wiſſen können, mein Herr, daß Sie mich in meiner glänzend begonnenen Laufbahn, jetzt, wo mir Geld und Lorbeer winken, gewaltſam aufhalten wollen, würde ich Ihnen niemals meine Hand gereicht haben.

— Der Ruhm einer Schauſpielerin iſt eine Chimäre: ihr Lorbeer welkt ſchneller, als man glaubt. Hätte ich ahnen können, daß Sie beim Theater bleiben wollten, würde ich Sie niemals geheirathet haben.

— Die Kunſt geht mir über Alles, rief Amélie.

— Die Kunſt iſt bei mir Nebenſache, rief Alphons.

— Und wenn Sie mir nicht erlauben wollen, wieder aufzutreten, ſo laſſe ich mich von Ihnen ſcheiden.

— Und wenn ich Sie beim Wort hielte? rief Alphons aufgebracht.

— So würden Sie mir den größten Dienſt erweiſen, ſagte ſie kalt und gefaßt.

— Nun gut, Madame, Ihr Wille geſchehe!

Letzte Station.

In Paris angekommen, reichten beide Eheleute die Scheidung ein. Der Dicke gratulirte von ganzem Herzen.

Der Zerriſſene.

Von Ludwig Kaliſch.

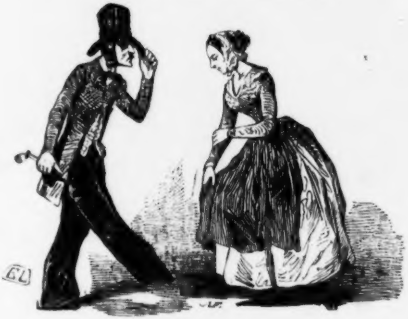
Ach und es iſt mir ſo fad und ſo flau,
Und der Himmel, der ſcheint mir ſo nebelhaft grau,
Und die Erde, die dünkt mir ein Jammerthal,
Und die Menſchheit, die deucht mir ſo dumm und ſo ſchaal;
Und mein Geiſt, der iſt ſo wild und verbiſſen;
Denn mein Gemüth iſt zerriſſen,
Und ich bin ein Zerriſſener.

Und ach! das Genießen bringt mir nicht Genuß,
Und der Champagner macht mir nur Verdruß.
Beafſteak in Madera, mein Lieblingsgericht,
Und Colcheſter-Auſtern ſchmecken mir nicht.
Mit Aerger verzehr' ich die leckerſten Biſſen;
Denn mein Gemüth iſt zerriſſen,
Und ich bin ein Zerriſſener.

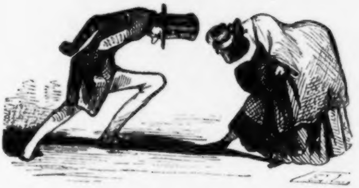
Ich haſſe die Liebe, ich liebe den Haß;
Ich ſuche und fliehe, ich weiß nicht was;
Ich leide und meide, ich weiß nicht warum.
Und warum mir Alles ſo ſchaal und ſo dumm,
Das kann ich nicht ſagen, das kann ich nicht wiſſen;
Denn mein Gemüth iſt zerriſſen,
Und ich bin ein Zerriſſener.

Mir iſt es ſo eklig, mir iſt es ſo weh,
Und mein Herz und mein Geiſt ſind ganz blasés.
Ich hab' auch ſchon oft mit Gott gegrollt;
Das half nichts. Pfui Teufel! Ich wollt' — —
Nun, was denn? — Das kann ich nicht wiſſen;
Denn mein Gemüth iſt zerriſſen,
Und ich bin ein Zerriſſener.

Zwei nagelneue Cancanstouren,



erfunden



von Madame la comtesse de Cancansfeld, élève du père Mabille.

Zapfenſtreich.

Berlin. Die neue Kirche im Thiergarten wird vom Volke „unſers Herrgotts Sommer-Logis“ genannt. Alle, die hier Etwas werden oder haben wollen, haben dort Sitze gemiethet, um von der Hofloge aus geſehen zu werden.

∴ Im Königsſtädter Theater hat eine neue Vaudeville-Poſſe, „Baron Schulze“, von David Kaliſch, nur theilweiſe befriedigt.

∴ Die unlängſt vom „Rheiniſchen Beobachter“ verbreitete Nachricht, man habe im Dome zu Aachen eine Kiſte mit den Gebeinen Karls des Großen entdeckt, hat ſich als Puff herausgeſtellt.

∴ In tauſend Jahren wird es nur noch Huſaren geben; wer das nicht glauben will, der kaufe den in Berlin erſchienenen „Huſarenmarſch“ eines Herrn von Witzleben. Beſagter Marſch — der Kronprinzeſſin von Würtemberg gewidmet — hat auf dem Titel eine Vignette, drei Huſaren darſtellend, mit der Unterſchrift:

»Und ſteht die Welt in tauſend Jahren,
So giebt es nur noch Huſaren.«

(Welche reizende Ausſicht für unſere Nachwelt!)

∴ Der beliebte Liedercomponiſt Auguſt Schäffer hat ein neues Männerquartett, „der alte Fritz auf Sans-Souci“, herausgegeben.

Breslau. Das hieſige Küraſſier-Regiment bewahrt noch fortwährend die martialiſche Ueberlieferung und den Ruhm, ſein Officiercorps rein von bürgerlicher Cameradſchaft gehalten zu haben.

Caën. Herr Lepage iſt, 79 Jahre alt, im Dorfe Clapée bei Caën geſtorben. Er war Adels-Sekretär bei den Reichsſtänden, Präſidentſchafts-Sekretär bei der conſtituirenden und der geſetzgebenden Verſammlung und General-Caſſirer beim italieniſchen Heere.

Cöln. Der „Rheiniſche Beobachter“ hat ein neues Wort, „Jetztmenſchheit“, erfunden. Um nächſt der Gegenwart auch Vergangenheit und Zukunft zu bezeichnen, wird wohl die „Sonſtmenſchheit“ und „Dereinſtmenſchheit“ erfunden werden müſſen.

∴ Ein rheiniſcher Kaplan hat einen „Luſtgarten der chriſtlichen Seele“ drucken laſſen. (Rococo!)

∴ Neben den Blumen- und Früchte-Ausſtellungen giebt's jetzt auch Käſe-Ausſtellungen. Eine ſolche fand neulich in Rees am Rhein ſtatt. Es waren 36 verſchiedene Käſe eingegangen, die ſich einer ſtrengen Prüfung unterwerfen mußten. Die Examinatoren prüften ſie nach Farbe, Form und Gewicht und zuletzt auch nach dem Geſchmack. Die ſogenannten holländiſchen Käſe einer Frau von Elsberge in Grietenbuſch trugen endlich den Preis davon.

Como. Die Italiener ſagen: Alles, was in Italien ſchlimm und zu beklagen iſt, das haben einzig und allein die Oeſterreicher auf dem Gewiſſen. Man glaubt, daß der Teufel in Geſtalt eines Oeſterreichers im Palaſte des Cavaliere Pietro Oglinati in Como erſchienen ſei und allnächtlich durch die Hallen dieſes Hauſes wandle, ſo daß ſich Niemand entſchließen kann, eine Wohnung in dieſem Hauſe zu nehmen.

Darmſtadt. Der „Schwarzwälder Uhrenhändler“ iſt der Titel einer neuen Oper, die ein Herr Zinkgräff componirt hat. Das Libretto iſt vom Herrn von Holtei.

Edinburg. Ein Profeſſor Simpſon hat hier ein neues ſchmerzbetäubendes Mittel entdeckt, welches den Schwefeläther bald verdrängen wird. Es heißt „Chloroform“ und ſoll den Vorzug haben, daß es ſchneller betäubt als der Schwefeläther, und jeden Apparat überflüſſig macht, indem man dem Kranken blos Mund und Naſe mit etwas „Chloroform“ zu beſtreichen braucht, ohne ihn der Gefahr von Convulſionen auszuſetzen.

Freiburg (im Breisgau). Seit Karl von Rottecks Tode hat an der hieſigen Hochſchule die Zahl der Studirenden dergeſtalt abgenommen, daß auf jeden der Profeſſoren kaum drei bis vier Zuhörer kommen. (Es geht manchem Profeſſor anderswo auch nicht viel beſſer.)

Freiburg. Die proviſoriſche Regierung hat bei Uebernahme der Verwaltung in der Kaſſe blos 5000 Francs, in den Rechnungen dagegen ein Deficit von 500,000 Francs vorgefunden.

∴ Das Volk von Freiburg hat gleich nach der Uebergabe Freiheitsbäume aufgepflanzt.

∴ Einem on dit zu Folge ſoll der von hier nach Neufchatel entwichene Staatsrath Fournier eine Anſtellung in der Wiener Hofkanzlei erhalten.

∴ In den Gemächern der Michaelsburg iſt eine intereſſante Statiſtik des Jeſuiten-Ordens von 1845 gefunden worden, welche vollſtändig im Druck erſcheinen wird. Die Schweiz zählt in dieſer Jeſuiten-Geographie nicht für ein eigenes Land, ſondern heißt mit ihren Anhängſeln Oberdeutſchland. Es erſcheinen darin auch 8) die Miſſion in Köthen, 9) die Miſſion in Dresden (exiſtirt nicht!) und 10) „die außerordentlichen Miſſionen“. An der Spitze der Provinzial-Regierung ſteht ſeit dem 18. Juli 1842 der Pater Rothenflue; ſein Stellvertreter iſt der Pater Souquat. Die Miſſion in Köthen leiten die Prieſter Devis und Ehrensberger. Die Provinz Oberdeutſchland hat außerdem noch Geſandtſchaften in Antwerpen, Gallizien, Lyon, Neapel, Rom und Piemont, Miſſouri, Maryland und Guatemala: dagegen ſind aber auch Abgeſandte der Provinzen Belgien, Lyon, Piemont und Spanien bei der oberdeutſchen Provinz beglaubigt; dieſe zählt 277 geiſtliche Ordensglieder, nämlich 101 Prieſter, 109 Scholaſtiker und 67 Coadjutoren. Weltliche Mitglieder waren genau eben ſo viel, indeß ſind dieſe in dem Verzeichniß nicht namentlich aufgeführt. (Schade, ſonſt würde man manchen nicht unbekannten Namen darin finden!)

Genf. Der Ober-General der eidgenöſſiſchen Truppen, der Sieger von Luzern, Guillaume Henri Dufour, iſt eigentlich ein Deutſcher, denn ſeine Geburtsſtadt iſt Conſtanz. Geboren am 15. September 1787, hat der General vor Kurzem ſein ſechzigſtes Lebensjahr überſchritten. Nicht blos als Soldat und Ingenieur, auch als militäriſcher Schriftſteller hat ſich Herr Dufour einen ehrenvollen Namen erworben, vor Allem durch ſein Werk „de la fortification permanente“. (Genève et Paris, 1824. 4.)

∴ Man weiß, daß ſeit Kurzem das Schloß Ferney, Voltaire's Wohnſitz, zum Verkauf ausgeboten iſt. Dies hat allen Liebhabern geſchichtlicher Curioſitäten Gelegenheit gegeben, daſſelbe in jeder Beziehung zu durchſtöbern, alle Schränke und Tapeten zu durchſuchen u. ſ. w. Bei dieſer Gelegenheit hatte ein Engländer das Glück, ein verborgenes Fach in einer Tapetenwand zu entdecken, in welchem er ein Manuſcript vorfand, das nicht ſowohl der Zahn der Zeit als der der Ratten ſtark zernagt hatte. Bei näherer Unterſuchung hat ſich ergeben, daß daſſelbe von der Hand Laharpe's herrührt. Es iſt ein bürgerliches Trauerſpiel, „der Verführer“ betitelt. Der Finder hat es dem Théâtre français zur Aufführung angeboten, allein die große Schwierigkeit wird ſein, die Stellen, welche der Rattenzahn als ein ſcharfer unbarmherziger Kritiker herausgebiſſen hat, wieder zu ergänzen; denn derſelbe hat über 300 Verſe aufgeſpeiſt. (Dieſe Geſchichte wünſcht wahr zu ſein.)

Genua. Am 22. November ſtarb der hieſige Erzbiſchof, Cardinal Tadini, hoch begabt, im Alter von 83 Jahren. Er war ein äußerſt gutmüthiger Prälat, aber ohne alle politiſche Meinung.

Grätz. Auch hier fängt's zu ſpuken an. Auch hier haben Unruhen ſtattgefunden, veranlaßt durch die Weigerung eines Geiſtlichen, einen ohne Abſolution geſtorbenen Beamteten zu beſtatten. Das Volk rottete ſich zuſammen, erzwang die feierliche Beerdigung und warf, unter dem Rufe »Nieder mit den Jeſuiten!« dem Erzbiſchof Zängerle die Fenſter ein. (Traurig, aber wahr!)

Hamburg. „Die blaue Schleife“, von Guſtav Manſen, hat hier weit weniger gefallen, als in Berlin. Herr Robert Schmieder beginnt ſeine Kritik mit den Worten: »Wir haben den Marſchall von Sachſen aufrichtig beklagt, daß eine jugendliche Dichterfeder ihn gezwungen hat, aus ſeiner Grabesruhe herauszuſteigen und auf ſeine alten Tage eine ſo traurige Rolle zu ſpielen, wie ihm in dieſer „blauen Schleife“ beſchieden iſt.

∴ Kückens Oper „der Prätendent“ iſt hier bereits vier Mal mit gleich großem Beifall gegeben worden, das vierte Mal mit aufgehobenem Abonnement. Die „Jahreszeiten“ ſchreiben über die erſte Aufführung: »Der 19. November brachte uns endlich die lange erwarte Oper von Fr. Kücken, „der Prätendent“. — Hier bewährte ſich einmal das Sprichwort: ›was lange währt, wird gut. Die Erwartungen wurden diesmal nicht getäuſcht, ſie wurden übertroffen. Kücken iſt als Liedercomponiſt längſt allgemein bekannt und hochgeachtet; ſein Ruf als ſolcher erſtreckt ſich über Deutſchland hinaus. Doch von dem Liede zur Oper iſt ein großer, ein gewagter Sprung; eine komiſche Oper ebenein in der dramatiſchen Muſik das ſchwierigſte Genre: der Autor aber hat zu unſerer Ueberraſchung dieſen großen Schritt mit großem Glück verſucht, und dieſer ſchwierige Wurf iſt ihm gelungen.«

Hechingen. Die verſtorbene Herzogin von Hohenzollern-Hechingen hat in ihrem erſt unlängſt eröffneten Teſtamente 350,000 Gulden den hilfsbedürftigen Unterthanen des Fürſtenthums vermacht. Das erinnert uns an das Teſtament des Kaiſers Franz I. von Oeſterreich, der ſeinem Volke — ſtatt des Geldes — ſeine Liebe vermacht hat. (Populis meis amorem meum!)

Jaſſy. Die bekannte Gräfin Daſch ſucht noch fortwährend an den Grenzen der Moldau Eintritt in das Land, aus dem ſie verbannt iſt, und hofft durch Eroberung des andern Sohnes des Hospodars noch einmal 10,000 Dukaten zu verdienen. Die Gräfin iſt noch immer ſehr hübſch und pflegt ſich in ihren Berechnungen ſelten zu täuſchen.

Königsberg. Der hieſige Polizei-Präſident Lauterbach iſt ein leidenſchaftlicher Seidenzüchter. Da er nun eingeſehen hat, daß es ſchwerer iſt, mit Männern als mit Raupen fertig zu werden und daß er mit den Königsbergern keine Seide ſpinnen werde, ſoll er ſich entſchloſſen haben, ſein Amt niederzulegen und von der Menſchenzucht zur Seidenzucht überzugehen. (Wir wünſchen, daß er dies je eher je lieber thue!)

Leipzig. Richard Cobden, der bei ſeiner Durchreiſe durch Leipzig unſer Muſeum beſucht, hat freiwillig das ſchriftliche Zeugniß ausgeſtellt, daß er in ganz Deutſchland keine zweite Leſe-Anſtalt gefunden, die ſo zweckmäßig eingerichtet und ſo gut geordnet als die unſrige iſt. Unter den Fremden, die ſich in jüngſter Zeit dort ins Fremdenbuch eingetragen haben, findet ſich auch Bulwers Name.

∴ Herr Hermann Rollett, der Dichter der „Frühlingsboten“, der ſich ſeit Kurzem in Leipzig aufhält, hat, wahrſcheinlich in Folge einer auswärtigen Reclamation, die Weiſung erhalten, Leipzig zu verlaſſen. (Wo iſt des Deutſchen Vaterland?)

∴ Herr Aurelio Buddeus, unter deſſen Namen Herr von Balzac im ſtrengſten Incognito die Krimm bereiſt, iſt jetzt als Datumrücker bei der „Augsburger Allgemeinen“ angeſtellt. (Armes Blatt, wie tief biſt Du geſunken!)

∴ Dem. Louiſe Otto hat bei Wienbrack „Lieder eines deutſchen Mädchens“ erſcheinen laſſen. Dame Otto ſcheint weniger auf das Mädchen als auf das Wort deutſch Werth zu legen, denn das Epitheton iſt in der Buchhändler-Anzeige groß gedruckt. Um mit Dem. Otto ganz ins Klare zu kommen, wünſchten wir, bevor wir ihre Lieder leſen, Auskunft zu erhalten, ob ſie ein jung- oder altdeutſches Mädchen iſt?

∴ Die „Weſer-Zeitung“ will in Erfahrung gebracht haben, daß die Preßfrage, die ſo lange am Bundestage in der Schwebe geweſen, endlich doch eine befriedigende Löſung gefunden habe. (Es fragt ſich nur, für wen die Löſung befriedigend iſt!)

∴ Die „Grenzboten“ beſprechen unſere Gewandhaus-Concerte und ſagen unter Anderm: „Auch hier verleugnet ſich der demokratiſche Charakter Leipzigs nicht; wenigſtens ſind die Brillanten und die Fracks hier ſelten und von den Herren gehören viele, in Beziehung auf ihre Hände, zu den Sansculotten. Erfreulich iſt's, daß die Damen nicht ſtricken und daß bei jeder Piece geklatſcht wird u. ſ. w. Madame Livia Frege wird als Erſcheinung eine „Erfriſchung für jedes Auge“ genannt.“ (Auch die „Grenzboten“ verſtehen zu ſchmeicheln.)

∴ Unſer Stadttheater, das mit ſeinen Neuigkeiten wenig Glück hat, kann ſich Glück wünſchen, daß ihm unter vielen Nieten endlich auch ein Treffer zu Theil geworden iſt: wir meinen Leopold Feldmanns Luſtſpiel „der Rechnungsrath und ſeine Töchter“. Der Träger dieſer hübſchen Komödie iſt Herr Richter, der ſeiner Rolle einen höchſt wirkſamen Lüſtre zu geben verſteht. Sehr komiſch iſt das Räthſel, das ihm der Rechnungsrath aufgiebt. Ein Hund verfolgt einen Haſen; wenn der Hund zu laufen anfängt, hat der Haſe bereits fünfzig Sprünge gemacht. Wenn nun der Haſe in eben der Zeit ſechs Sprünge macht, während der Hund nur fünf macht, und wenn neun Haſenſprünge hinſichtlich der Weite ſieben Hundeſprüngen gleich ſind, wie viel Sprünge wird der Haſe noch machen können, bis ihn der Hund einholt? Der Preis dieſes Rechnungs-Exempels iſt die Tochter des Rechnungsraths.

∴ Unſer Stadttheater iſt jetzt der Schauplatz von allerhand Gaukeleien. Kaum haben die Nebelbilder-Fabrikanten uns verlaſſen, ſo produciren ſich jetzt ein Paar engliſche Springer. Vielleicht kommen dann noch, um das Maaß der Kunſt vollzumachen, ſpaniſche Reiter und zuletzt die Hunde und Affen von weiland Schreier an die Reihe. —

∴ Neulich hat einer unſerer Schauſpieler Herrn Heinrich Laube copirt. Und das duldet die „ſturmfeſte Mitte“, der würdige Ober-Regiſſeur, der Herrn Laube in früherer Zeit, als er Herrn Marr gelobhudelt, ſo huldreich protegirt hatte!

∴ Einer unſerer erſten Pinſel iſt auf den koſtbaren Einfall gerathen, Demoiſelle Sam-Galli, die letzthin als Königin Eliſabeth in „Maria Stuart“ einen neuen glänzenden Beweis ihrer dramatiſchen Unfähigkeit abgelegt hat, in dieſer Rolle in Lebensgröße abzumalen und auf die Kunſtausſtellung nach Otaheiti zu ſchicken. (Hat das Original keine Luſt, ſeiner Copie nachzufolgen?)

∴ Stolle's „Dorfbarbier“ bringt folgende „Bartſchnitzel“: »Im jüngſten Concert habe ich meine Geduld verloren. Der redliche Finder wird gebeten, mir dieſelbe zurückzugeben, da ich die „Abendzeitung“ leſen muß. D. Gottſtehmirbei.« — »Wer ſich über das Weſen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit belehren will, beliebe die Bekanntſchaft meiner guten Frau zu machen. Lorenz Schmerzlich, Gemeiner im fünften ſchweren Pantoffelregiment.« — »Für eine zu erbauende Ruhmeshalle wird Ruhm geſucht. Näheres erfährt man vom „König von Thule“.«

∴ Die Bevölkerung der größten Städte Europas ſtellt ſich gegenwärtig folgendermaßen heraus: London hat 1,876,000 Einwohner; Paris 1,087,000; Conſtantinopel 780,000; Petersburg 480,000; Neapel 470,000; Berlin 410,000; Wien 400,000; Mancheſter 365,000; Liſſabon 350,000; Moskau 330,000; Dublin 290,000; Glasgow 290,000; Liverpool 280,000; Amſterdam 260,000 und Madrid 240,000 Einwohner.

London. Neulich wurde in der Freimaurer-Halle unter Lord Aſhley's Vorſitz eine Verſammlung gehalten, um das Gerücht, daß die Beamten des General-Poſtamts fortan auch den ganzen Sonntag arbeiten ſollen, zu erwägen. Man beſchloß einſtimmig, dem Premierminiſter eine Vorſtellung mit der Bitte zu überreichen, daß alle Poſtämter, ohne Ausnahme, des Sonntags geſchloſſen würden(?).

∴ Die „Times“ rügen es als eine Schmach für ganz England, daß die Wittwe des durch ſeinen Apparat für Auffindung von Arſenik im menſchlichen Körper und andere chemiſche Erfindungen von Belang berühmten Marſh nur eine armſelige Penſion von 20 Pfd. St. jährlich, d. h. 7 Shilling 8 Pence wöchentlich für ſich und ihre Familie erhält. (Da iſt unſer Deutſchland doch größer: das giebt den Wittwen verdienter Männer lieber gar nichts!)

∴ „Maritana“ iſt der Titel einer engliſchen Original-Oper, die in Einem Jahre 180 Mal bei drückend vollem Hauſe gegeben wurde. Der Componiſt derſelben iſt Herr Wallace, ein Irländer (geboren 1816 zu Waterfort). Nach Balfe iſt er jetzt der volksthümlichſte Tondichter Englands.

∴ Die „Nationalmuſik Irlands“ heißt eine unlängſt herausgekommene Schrift, die ein Abdruck der Vorträge iſt, welche Herr Corrow in Mancheſter über die Geſchichte der iriſchen National-Melodien gehalten hat.

Luzern. Als der General der Sonderbündler, Herr von Salis-Soglio, die Kunde vernahm, daß, mit Ausnahme Rütimanns, alle Herren der Regierung, der Staatsſchreiber Meyer, Siegwart Müller ꝛc. davon gelaufen ſeien, erklärte er, daß er nie die Stelle angenommen haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß er es mit ſolchen Schurken zu thun habe.

∴ Der Einzug in Luzern bot ein merkwürdiges Bild. Vor dem Jubel der Einwohner verſtummten die Trompeten, Trommeln und die Muſik. Drei Diviſionen hielten gleichzeitig ihren Einzug. Viele hundert Fahnen, mit Blumen oder Inſchriften geſchmückt, hingen aus den Fenſtern. Die Stadt Luzern begrüßte in den Eidgenoſſen ihre Erretter.

Madrid. Die Königin Iſabella hat eine Amneſtie für alle Schuldigen erlaſſen, deren Strafe nicht über zwei Jahre Galeeren beträgt.

∴ Ihre Majeſtät ſoll ſich jetzt wirklich in intereſſanten Victoria- und Donna-Maria-da-Gloria-Umſtänden befinden. (Gut Heil!)

∴ Ein ſpaniſcher Gelehrter, Namens Montemayor, will ein Luftſchiff erfunden haben, dem man ſich ohne Gefahr anvertrauen darf. Er macht ſich anheiſchig, in daſſelbe, außer einigen Paſſagieren, noch zwei Kanonen aufzunehmen und mit dieſen von Cadix nach Madrid in zehn Stunden zu ſegeln. Er nennt ſeine Maſchine „Aeolus“ und erbittet ſich zum Bau derſelben von Donna Iſabella blos 50,000 Piaſter. (Blos?)

New-York. Auch die hieſige Dampfſchiffsgeſellſchaft hat dem dritten und vierten Dampfboot den Namen „Franklin“ und „Humboldt“ beigelegt.

Paris. Louis Philipp hat der Tänzerin Cerrito für eine Vorſtellung des „Marmormädchens“ im Schloſſe zu Saint-Cloud ein koſtbares Bracelet überreichen laſſen.

∴ Auch Herr Maillard, der junge Componiſt der Oper „Caſtilbelza“, hat den Orden der Ehrenlegion erhalten.

∴ Der Biſchof von Chalons hatte, kurz vor der Einnahme Luzerns, einen Hirtenbrief erlaſſen und ſeine Gemeinde darin ermahnt, für das Waffenglück des Sonderbunds zu beten. Die Gemeinde ſcheint aber nicht gebetet, oder der Himmel das Gebet derſelben nicht erhört zu haben, denn das Pfaffenneſt Luzern hat ſich auf Gnade und Ungnade ergeben müſſen.

∴ Man erzählt ſich hier als etwas ganz Gewiſſes, Herr Bluntſchli, der Züricher Stadtrath, und einige ſeiner Genoſſen hätten für 60,000 Francs die Spalten des „Journal des Débats“ erkauft, um darin ihre Artikel zu Gunſten des „Sonderbund“ niederlegen zu dürfen. (Einem ſo zweideutigen Charakter wie Herrn Bluntſchli ſieht dies und noch vieles Andere ähnlich.)

∴ Der „National“ denuncirt die Schriftſteller, welche die ſchmähtlichen Artikel gegen die Schweiz im „Journal des Débats“ ſchreiben und nennt als die Verfaſſer dieſer jeſuitenfreundlichen Berichte die Herren Libri und Cherbuliez in Genf.

∴ Der Freiburger General Marquis von Maillardoz iſt in Paris angelangt. (Sein Lorbeer folgt erſt ſpäter nach.)

∴ Der perſiſche Geſandte am hieſigen Hofe wirbt eine Unzahl Leute aus allen Ständen für Anſtellungen am Hofe zu Teheran; unter Andern hat er einen Koch und einen Apotheker engagirt. (Vermuthlich ſoll der Eine das gut machen, was der Andere verdirbt.)

∴ Eine hieſige Zeitung ſchreibt von Herrn Meyerbeer: Die merkwürdigſte Gabe, welche dieſer Componiſt außer ſeinem muſikaliſchen Genie vom Himmel erhalten hat, iſt das wunderbare Gedächtniß, das ihm erlaubt, keinen Journaliſten, den er ein Mal geſehen, jemals zu vergeſſen. Hier wenigſtens kennt er alle Zeitungsſchreiber nach Namen, Alter, Herkunft, Familie u. ſ. w. Sobald er Einem begegnet, fragt er nach dem Befinden der Frau, der Kinder, der Tante, des Oheims und des Kutſchers. Das rührt ſelbſt die widerhaarigſten Kritiker: ſie werden weich und vergelten eine Artigkeit durch die andere, d. h. ſie loben Herrn Meyerbeer aus allen Tonarten.

∴ Ein hieſiges Journal, das ſich vorzugsweiſe mit Literatur und Kunſt befaßt, meldet, Mr. Mendellssohn-Bartholdy etc. ſei geſtorben.

∴ Der bekannte Dr. Koreff hat wieder einmal einen Prozeß gehabt, wie einen frühern mit Lady Hamilton, von der er 200,000 Francs als ärztliches Honorar verlangt hatte. Diesmal handelte es ſich um eine Dame aus dem Quartier Nôtre Dame de Lorette, die vielgekannte Marie Dupleſſis, welche kurze Zeit die Löwin des Tages geweſen, bald darauf aber in der Blüthe ihrer Jahre an der Lungenſucht geſtorben war. Herr Dr. Koreff erklärte vor Gericht, er habe der Dem. Dupleſſis 280 ärztliche Beſuche gemacht, und verlangte dafür von den Erben 14,000 Francs Honorar. Allein der Anwalt der Erben bewies, daß Herr Koreff bei Dem. Dupleſſis nicht als Arzt, ſondern als Beſucher ihres Salons eingeführt worden ſei und daß er ſie nie ärztlich behandelt habe; er bewies aus Päſſen, Wirthſchaftsrechnungen und Briefen, daß Dem. Dupleſſis zu der Zeit, in welcher ihr Dr. Koreff angeblich 280 Beſuche gemacht haben will, gar nicht in Paris, ja nicht einmal in Frankreich geweſen war. Das Gericht wies die Forderung des Dr. Koreff als völlig unbegründet ab und verurtheilte ihn in die Koſten. (Wir bedauern, daß Herr Koreff dem deutſchen Namen zum zweiten Male keine allzugroße Ehre macht.)

∴ Die berüchtigte Giftmiſcherin Laffarge ſoll begnadigt und ſchon am 1. Januar 1848 freigelaſſen werden.

∴ Der Stadtrath von Mühlhauſen hat beſchloſſen, von der Regierung zu erbitten, die genannte Stadt fortan franzöſiſch „Mulhouſe“ ſchreiben zu dürfen.

∴ In der Havanna iſt am 13. Juli d. J. ein ſteinreicher Tabakshändler geſtorben, der in ſeinem Teſtamente einem ſeiner literariſchen Lieblinge, dem bekannten Novelliſten Alfred de Muſſet, der bekanntlich einer der leidenſchaftlichſten Cigarren-Feinſchmecker iſt, 100,000 Stück der Feinſten Amaryllos vermacht. (Gratuliren und condoliren zugleich, daß der gute Havaneſer in ſeinem letzten Willen nicht auch an uns gedacht hat.)

∴ Die Praslin-Literatur iſt noch immer im Steigen. Herr A. Regnault, Bibliothekar des Staatsraths, hat ein elegiſches Gedicht, „la duchesse de Praslin“, mit dem Motto „Morremo referens“ veröffentlicht.

∴ Der „Chevalier de Maison-Rouge“ hat im Théâtre hiſtorique ſchon gegen hundert Wiederholungen erlebt.

∴ Im Vaudeville-Theater iſt eine einactige Poſſe, „Une existence décolorée“, nach einmaliger Aufführung ins Meer ewiger Vergeſſenheit hinabgeſunken.

∴ Im Variétés-Theater hat ein neues zweiactiges Luſtſpiel, „Jérome le maçon“, von den Herren Bayard und Bieville, beifällige Aufnahme gefunden.

∴ Seit der Juli-Revolution von 1830 bis zum Juli 1845 ſind in Frankreich nicht weniger als 3870 neue Vaudevilles fabricirt worden.

Peſth. Hier iſt ein Verein hochadeliger Frauen im Werke, der eine Art von Patronat für magyariſche Dichter bilden wird. Je ſechs dieſer Frauen wählen ſich einen

Lieblingsdichter, dem ſie eine Jahresrente von 600 Gulden C. M. ausſetzen, damit er ſorgenfrei ſeiner Muſe leben kann. (Wir bringen dieſen hochherzigen Frauen ein Eljen!)

Prag. Vor Kurzem hatte ſich hier das Gerücht verbreitet, der Buchhändler C. W. Medau, Eigenthümer der „Prager Zeitung", habe ſich erſchoſſen. Am andern Morgen widerſprach er dieſem von böswilligen Feinden ausgeſprengten Puff und erklärte, daß er durchaus keinen Beruf in ſich fühle, ſeinem Leben ein Ende zu machen.

∴ Auf unſerm Theater kommt eine neue Oper von Kalliwoda, „Blanda", zur Aufführung. Der Text dazu iſt aus dem Nachlaſſe Friedrich Kinds, des ‘Freiſchütz-Dichters.

Presburg. Die ungariſchen Stände haben den Adreſſe-Entwurf der Oppoſition (von Koſſuth verfaßt) mit einer Mehrheit von vier Stimmen angenommen.

Rio de Janeiro. Die franzöſiſche Schauſpielerin Mège, welche ſeit einigen Monaten hier gaſtirte, iſt von ihrem Gatten in dem Augenblick, wo ſie ſich nach dem Theater begeben wollte, erſchoſſen worden. Der Unglückliche hatte kurz vorher den Beweis von der Untreue ſeiner Frau erhalten. Er verſuchte es, ſich zu vergiften, was ihm jedoch nicht gelungen iſt.

Rom. Pasquino ſagt: der Papſt habe keinen Rath mehr gewußt, ohne Herrn von Metternich mit dem jungen Italien fertig zu werden, und aus dieſem Grunde habe er den preußiſchen Geſandten, Herrn von Uſedom, erſucht, nach Wien zu gehen, da die preußiſche Politik in den Angelegenheiten des Innern eben ſo groß iſt, wie die des Herrn von Metternich in den des Auswärtigen. Als Reſultat habe Herr von Uſedom die Thronrede des Königs von Preußen mitgebracht, welche der heilige Vater ſofort für die Eröffnung ſeines Reichsrathes auswendig gelernt.

Stuttgart. Am 21. November ſtarb hier der bekannte Schriftſteller Dr. A. Schott.

Texas. Der Arzt in Neu-Braunfels iſt zugleich Apotheker und Bäcker.

Turin. Das Königreich Sardinien hat ein neues, ziemlich liberales Preßgeſetz erhalten. (Wann wird unſer Deutſchland eins erhalten?)

Weimar. Freiherr von Biedenfeld hat ein „Portatives Whiſtbüchlein" herausgegeben.

Wien. Der „Humoriſt", der ſich ein „Wiener Deſiderienbüchlein" angelegt, eröffnet daſſelbe mit dem frommen Wunſche: »Es wäre zu wünſchen, vor Allem, daß bei uns weniger zu wünſchen wäre.« (Das glauben wir ihm ſehr gern!)

∴ Die komiſche Oper „Martha", von W. Friedrich, Muſik von Flotow, vor Kurzem zum erſten Male im k. k. Hofoperntheater aufgeführt, hatte einen entſchieden glänzenden Erfolg. Seit dem „Freiſchütz" hat bis jetzt auf dieſer Opernbühne kein Werk eine ſo unparteiiſch enthuſiaſtiſche Aufnahme gefunden, als dieſe „Martha". Der Componiſt wurde nicht weniger als ſechzehn Mal hervorgerufen, und wahrlich — nach Verdienſt — (im Wiener Maßſtab).

∴ Seit Kurzem verweilt der frühere Theater-Director Hamburgs, Herr Julius Cornet, und der Ex-Redacteur der „Europa", Herr Auguſt Lewald, in der Kaiſerſtadt.

∴ H. Feil arbeitet an einer Lebensbeſchreibung des großen öſterreichiſchen Bildhauers Raphael Donner.

∴ Die öſterreichiſche Monarchie hat 17 öffentliche Bibliotheken mit zuſammen 1,280,000 Bänden. Die Hofbibliothek in Wien iſt davon die reichſte, am meiſten benutzt aber werden die Wiener Univerſitätsbibliothek, die in Pavia und die in Prag. Sämmtliche Bibliotheken haben nur eine Dotation von 89,000 Gulden. (Blutwenig!)

Zürich. Auf die Erklärung des Königs von Preußen, jeden gegen Neufchatel unternommenen Schritt ſo anzuſehen, als wäre er gegen ihn ſelbſt gerichtet, ſoll die Siebener-Commiſſion den Antrag geſtellt haben: »Die Tagſatzung erkläre, ſie kenne in Neuenburg keinen König von Preußen, ſondern nur einen widerſpänſtigen Canton, der zur Raiſon gebracht werden müſſe.«

(Leipziger Zeitung.)

∴ Die erbeuteten Fahnen des Ammann'ſchen ſogenannten Rächercorps (mit dem Bildniß Leu's von Eberſol und der Jungfrau Maria) ſind nebſt den andern Trophäen von Luzern vom Obriſt Ochſenbein ins hieſige Zeughaus abgeliefert worden. (Man ſieht, daß weder Leu noch die Jungfrau Maria dem „Sünderbund" viel geholfen haben!)

Geſchwind, was giebt's Altes?

— Die Franzoſen, die gegen alles Fremde eingenommen ſind, nennen ihre Wucherer „Juifs“ oder „arabes“, die unbarmherzigen Gläubiger „anglais“, die ungeſchliffenen Leute „savoyards“, die Dummköpfe „welches“, Alle, die häßlich ſind, „chinois“, die großen Säufer „polonais“, die Herumtreiber „bohémiens“, die bezahlten Pfotenhauer im Theater „romains“ und die falſchen Spieler „grecs“. Nicht alle Portiers ſind „suisses“, aber alle Schweizer ſind Portiers, ſagt der „Voleur“.

— Die Einwohner der kleinen Inſel Rathlin (der Nordoſtküſte Irlands gegenüber) ſind von einem glühenden Patriotiſmus beſeelt, der ſich aber nur auf ihre kleine Inſel bezieht. Sie haben beſondere und eigenthümliche Geſetze und Strafen. Ihre ſchwerſte Strafe iſt — Verweiſung nach Irland.

— Georges Duval erzählt in ſeinen „Souvenirs Thermidoriens“, der berühmte Maler David habe an dem Tage, an welchem Ludwig XVI. als Gefangener in der Loge der Zeitungsſchreiber ſeinen Platz einnahm (am 11. Auguſt 1792), dem Monarchen keck ins Geſicht zu ſagen gewagt: »er werde von nun an keinen Tyrannen mehr malen, ausgenommen, wenn er deſſen Kopf in ſeinem Hute hätte!« (Iſt das republikaniſch oder brutal?)

— Der Geheimerath und Profeſſor Dr. Schönlein, der in Zürich eben ſo der Mann der freiheitsdurſtigen Jugend war, als er jetzt in Berlin der große Hof- und Leibarzt des Königs iſt, erinnert (als Extrem) an Gerhard van Swieten. Dieſer hatte es bei ſeinem Rufe nach Wien zur Bedingung gemacht, bei ſeiner holländiſchen Einfachheit bleiben zu dürfen, namentlich keine Manchetten zu tragen. Maria Thereſia aber ſtickte ihm ſelbſt ein Paar. Dieſe mußte er freilich tragen, aber deſſen ungeachtet blieb er bis an ſein Ende dem ſchönen Wahlſpruch treu: „Simplex sigilli verum“ (die Einfachheit iſt das Siegel des Wahren).

— Die Czarin Petrowna pflegte, ſo oft ſie von einer Hinrichtung zurückkam, ſich jedes Mal das Geſicht zu waſchen.

— Turmeryn, Biſchof von Maeſtricht, ließ eine Kirche neu einweihen, weil der Fuß eines Henkers ſie verunreinigt hatte.

— Ein Ungar, Namens Gorchille, wollte ſich lieber hinrichten laſſen, als den Platz eines Scharfrichters annehmen, den man ihm als Begnadigung anbot.

— Jacques d'Aupoles Lazeyre, Sekretär des Herzogs Heinrich von Montpenſier, ſchrieb eine „Généalogie du fils de Dieu, dauphin du ciel“.

Treffer und Nieten.

• Ein Gelehrter in Drontheim — ſein Name iſt uns entfallen — hatte ſich im vorigen Jahrhundert den Hals abgeſchnitten aus Verzweiflung, daß er nicht begreifen konnte, warum der Genitiv von Jupiter „Jovis“ lautet.

• Ein Philiſter iſt ein fauler, vielſagender, noch mehr fragender und nichts wagender Menſch, der das Kleine groß macht und das Große klein, weil er an dem Großen ſeine Kleinheit und Kleinlichkeit fühlt. Große Leidenſchaften, große Genüſſe, große Gefahren, große Tugenden — das Alles heißt der Philiſter Unſinn und Wahnſinn; er will das Leben lieber in Taſchenformat als in Folio.

• Verlobung iſt oft eine bloße Verſprechung, wo man ſtatt nein, ja ſagt. — Sie iſt ein Götterfeſt für fein fühlende Herzen; für Viele aber wird ſie zur Vorrede des Meineids.

• Ein Epigramm von Franz Fitzinger lautet:

»Es giebt in dieſem irdiſchen Gewimmel
Ein ganzes Heer hochmüthig-fader Gecken,
Die nie ſich beugen vorm geſtirnten Himmel
Und doch ſich bücken vor beſternten Röcken.«

(Auch bei uns giebt's derlei Schwachköpfe!)

Im **Verlags-Magazin** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Eliſabeth von Oeſterreich

von

Clary Darlem.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Zweiter Band. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
Complet 2 Thlr. 20 Ngr.

Soeben iſt erſchienen:

Die Geldangelegenheiten Oeſterreichs.

Von

Albrecht Tebeldi.

Gr. 8. 1847. Broch. Rthlr. 2.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in Breslau iſt ſoeben erſchienen:

Egeria.

Taſchenbuch für Bilder aus dem Volksleben.

1848.

Mit Beiträgen

von

J. Lasker, A. M. Neidhardt, O. Ruppius, G. Schirges, und H. Walden.

Mit ſechs Stahlſtichen.

21 Bogen. 8. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Vorzügliches Weihnachts- und Neujahrsgeschenk!

Im **Verlagsbureau** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Die Valentine.

Schauſpiel in fünf Acten von G. Freytag.

Eleg. gebunden mit Goldſchnitt 1 Thlr. 10 Ngr.

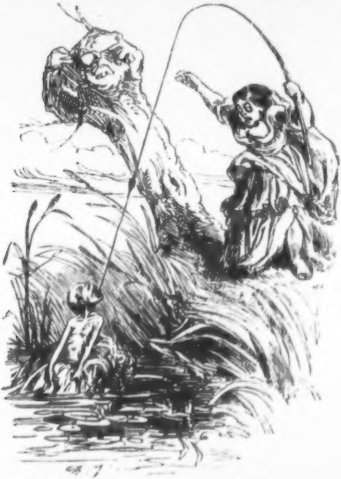
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

N°. 273. Leipzig, 24. December 1847.

CHARIVARI

(Sechſter Jahrgang.)
Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Ein im Trüben fiſchender Blauſtrumpf,



an deſſen Köder ein recenſirender Froſch hängen bleibt.

Der Bettler-Orden.

Von E. M. Oettinger.

... Er iſt der zahlreichſte aller Orden. Denn genau betrachtet ſind faſt alle Menſchen Bettler.

Es giebt nicht nur arme, ſondern auch reiche Bettler. Es giebt Leute, welche Jedermann für Reiche hält, die aber blutarme Schlucker ſind; es giebt aber auch Leute, welche man für arme Teufel hält, ob ſie gleich ſteinreiche Nabobs ſind. Mancher, der ſich in Lumpen hüllt, iſt reicher als ſein Nachbar, der in Caroſſen fährt, und gar Viele, welche großen Aufwand machen, ſind bettelarm.

Streng genommen ſind alle Menſchen arme Schlucker, und genau betrachtet iſt die ganze Menſchheit nichts Anderes als ein großes Bettelvolk. Die Natur wirft ihr einige Brocken vor die Füße und behandelt ſie ſo mesquin, daß ſie vor Schaam gar oft erröthet und im Stillen eine heiße Thräne vergießt.

Das Prädikat „Bettler“ thut aber weh; aus dieſem Grunde hat man dieſer Gilde mehrere Namen gegeben, welche ſchöner klingen. Man nennt ſie in den höhern Ständen: Bittſteller, Supplikanten &c.

Jeder Stand hat ſeine Bettler; ſelbſt der verehrungswürdige Adel zählt Mitglieder dieſer Congregation in ſeinen Reihen. Gar Mancher von dem hohen Adel hat ein halbes Dutzend Orden, noch ein Mal ſo viel Titel und Ahnen und obenein einen Kammerherrnſchlüſſel, und iſt trotzdem ein Lump, d. h. ein Bettler.

In der Republik der Künſte, der Literatur und der Wiſſenſchaften, in der ganzen Welt und auf den Brettern, die die Welt bedeuten, giebt's Bettler.

Der Eine bettelt um Liebe, der Andere um Protection, der Dritte um Orden, der Vierte um Ehrenämter, der Fünfte um Lobeserhebungen u. ſ. w.

Männer, welche blos um Gegenliebe betteln, nennt man Verliebte. Dieſe Bettler-Klaſſe iſt am zahlreichſten. Wer von uns hat in ſeinem Leben noch niemals um Gegenliebe bei dem ſchönen Geſchlecht gebettelt? Ach — dieſes Betteln iſt ſüß — ſo ein Bettler dünkt ſich reicher als ein Kröſus zu ſein. Wirft ihm die angebetete oder angebettelte Dame einen ſüßen Blick zu, ſo tauſcht er mit Göttern nicht, und verabreicht ſie ihm einen Kuß, ſo träumt er ſich, unſer Herrgott zu ſein. — Es wundert mich, daß es nicht Bettelvögte giebt, welche auch dieſe Art Bettler arretirt und in eine Strafanſtalt bringt, denn dieſe Bettler ſtiften oft mehr Unheil als jene, welche uns um ein paar Dreier die Ohren vollheulen. Sie tragen oft das Herz und die Ruhe unſchuldiger Kinder mit ſich fort, und ſo eine Unſchuld iſt oft mehr werth, als drei Dreier.

Faſt eben ſo groß iſt die Zahl der Protectionsbettler. Köpfe, deren Gehirn ein Strohſack iſt; Leute, die ſo ſtupid ſind, daß ſie nicht einmal wiſſen, ob die Eſel bürgerlichen oder adeligen Urſprungs ſind, dieſe

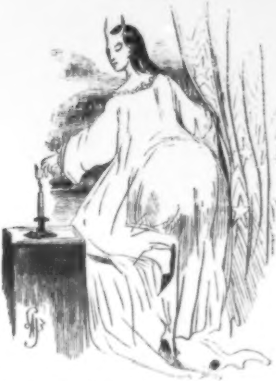
Dummköpfe, welche trotzdem, daß ſie gar keine Fähigkeiten haben, dennoch hohe Staatsämter bekleiden und mit Orden geziert ſein wollen, dieſe Schwachköpfe müſſen um Protection betteln, wenn ſie ihren Zweck erreichen wollen. Seht, Ihr Herren Bettelvögte und Polizei-Directoren, ſolche Subjecte ſolltet Ihr bei Waſſer und Brot einſperren, denn dieſe Bettler ſind dem Staate am allergefährlichſten. Sie ſchleichen ſich in Aemter ein, erbetteln ſich die wichtigſten Stellen, zu denen ſie nicht das mindeſte Talent haben, werden mit jedem Tage unverſchämter und hören nicht eher zu betteln auf, bis ſie ſich zum Geheimenrath oder Miniſter hinaufgebettelt haben. Da liegt dann das Wohl des ganzen Landes in einer Hand, die nur mit knapper Noth den Namen und das „von" des großen Ignoranten hinklerſen kann.

Nicht minder groß iſt die Legion jener Leute, welche um Lobeserhebungen und Beifallsbezeigungen betteln. Dieſe Bettler trifft man am häufigſten in der Antichambre der Journaliſten an. Der junge Compoſiteur überreicht ſeinen erſten Verſuch und bittet den Redacteur, eine kleine Anzeige, d. h. einen großen Lobhudel, in ſein Blatt niederlegen zu wollen. Der Schriftſteller bringt ſein neueſtes Erzeugniß, das ſoeben die Preſſe verlaſſen hat, zierlich eingebunden, und bittet um ein Gleiches. Der Schriftſteller aber iſt ein keckerer Bettler; er hat die kleine Anzeige, d. h. den großen Lobhudel über ſein Machwerk ſelbſt verfaßt, um, wie er ſagt, dem Redacteur, deſſen Zeit ſo beſchränkt iſt, die Mühe zu erſparen, das Buch ſelbſt durchzuleſen. Eine fremde Schauſpielerin, ſchön geputzt, macht ihm vor ihrem erſten Auftreten die Viſite, um ihn durch ihre Reize oder durch die Bezahlung eines halbjährigen Abonnement auf ſeine Zeitung vorhinein für ſich einzunehmen. Alle dieſe Herrchen und Damen betteln um Zeitungslob. Die Journaliſten haben mitunter gute Stunden, in denen ſie Niemandem Etwas abſchlagen können: ſie laſſen ſich rühren und füttern dieſe armen Bettler mit ein paar Elogen ab.

Aber auch die Journaliſten betteln. In ihrer Kunſtſprache wird dies Pränumerantenſammeln genannt. Ein obſcures Schreiberchen ſieht mit neidiſchem Auge, daß ein witziges Journal viel Theilnahme findet und viel Geld einträgt. Er ſagt: ſo ein Journal kann ich ebenfalls ſchreiben, heckt im Schweiße ſeines Angeſichts einen lärmſchlagenden, vielverſprechenden (wenn auch wenig haltenden) Proſpectus aus, geht dann zu einem gefälligen Buchdrucker und bittet ihn, von dem Proſpectus 500 Exemplare drucken zu laſſen. Er ſchickt dann, durch die Stadtpoſt, in der ganzen Stadt Anzeigen herum mit der Bitte, Jedermann möchte die Gewogenheit haben, auf dieſes eben ſo nützliche als wohlfeile Journal gütevollſt abonniren zu wollen.

Ich wiederhole es noch ein Mal: faſt jeder Menſch bettelt, der Eine um dieſes, der Andere um Jenes. Ich für meinen Theil bettle um nichts, als um Deine Gunſt, und bin überreich, wenn Du mir damit zu Weihnachten ein Geſchenk machen willſt.

Luna,



ihre Nachtlampe auslöſchend, weil im Kalender kein Mondſchein angegeben iſt.

Lettern aus einem Lexikon der Liebe.

Von Hieronymus Lorm.

Adam. Als Adam zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt kam, lief er ſchnell nach einer Schürze. Darum glauben viele Männer, ſobald ſie zur Erkenntniß kommen, auch ſie müßten jeder Schürze nachlaufen.

Auge. Glücklich das Herz, das im Kampfe mit dem Leben ein blaues Auge davongetragen hat.

Blick. Die ſtumme Sprache der Liebe, die Zunge des Herzens. Da den Frauen nicht leicht die Zunge gefeſſelt iſt, ſo ſprechen ſie dieſe Sprache, wenn ihr Herz gefeſſelt iſt.

Du. Der unſichtbare Trauring zweier Seelen.

Eiferſucht. Die Spanierin tödtet in der Eiferſucht den Geliebten, die Franzöſin ihre Nebenbuhlerin, die Engländerin ſich ſelbſt, die Deutſche — entſagt. Alle aber heirathen zuweilen einen Andern.

Flucht. Spielt bei Liebenden, ſowohl im wirklichen Leben als im Roman, keine kleine Rolle. Nur mit dem Unterſchiede, im Roman flüchten blos die Liebenden, in der Wirklichkeit flüchtet bald darauf auch die Liebe.

Hand — Handſchuh. Eine ſchöne Frauenhand iſt die fünfſaitige Leier der Liebe, auf welcher ſie oft ihre verführeriſchen Melodien ſpielt. — Der Handſchuh der alten Ritter iſt auf die modernen Damen übergegangen. Der hingeworfene Handſchuh einer Dame, um ihre ſchöne Hand zu zeigen, verkündet, daß ſie einen Sieg erringen will.

Ja. Sagt in der Liebe das Weib zu Allem „Ja"! um ſo gewiſſer wird der Mann es in der Ehe ſagen müſſen.

Koketterie. Die Kunſt, ein Herz zu gewinnen, ohne das eigene zu verlieren.

Kuß. Das elektriſche Symbol der Vereinigung. Der Sarg des Menſchen iſt aus vier Brettern zuſammengeſetzt, der Sarg der Unſchuld oft nur aus vier Lippen.

Liebe. Ein von den Nachtigallen nie ausgeſungenes, von den Roſen nie ausgeblühtes, von den Menſchenherzen nie ausgefühltes Wort. Liebe baut das verlorene Paradies wieder auf. Durch die Liebe wird der Mann zu einem Geſchöpfe Gottes, nicht blos der rohen Natur. Durch die Liebe wird dem Weibe alle Weisheit offenbar, die der Mann erſt durch die mühevolle Arbeit des Denkens erringt.

Nein. Ein reizender, bezaubernder Umweg zum Ja.

O! Ein einziger Laut und doch ein vollſtändiges Wörterbuch der Liebe. Sehnſucht, Schmerz, Entzücken wird, beſſer als durch händereiche Romane, durch ein einziges O! ausgedrückt. Ein Liebhaber, der nicht weiß, was er ſprechen ſoll, ruft: O! — worauf die Geliebte ſehr ſinnreich antwortet: O! — In der Liebe heißt es, wer A ſagt, muß auch O ſagen.

Phantaſie. Das Kammermädchen der Liebe, das oft gar ſeltenen Schmuck und Putz verwendet. Sie giebt der Geliebten Roſen ſtatt der Lippen, Schnee ſtatt des Buſens, Ebenholz ſtatt der Haare u. ſ. w. Aber wehe! wenn die Wirklichkeit die Phantaſie beim Wort halten wollte, wenn die Geliebte wirkliches Ebenholz ſtatt Haare, wirklichen Schnee ſtatt des Buſens, wirkliche Roſen ſtatt der Lippen bekäme!

Prüfungen. Wer edel und geläutert hervorgehen will aus der Schule der Liebe, der muß alle Prüfungen überſtanden haben. Das Herz muß ſein wie Asbeſt: es darf nicht verkohlen in den Feuerproben der Liebe, es muß gereinigt daraus hervorkommen.

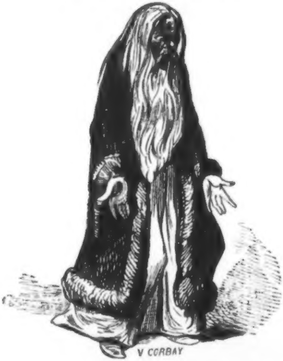
Rauſch. Der Weinrauſch hat ſeinen nüchternen Katzenjammer, und nach dem Liebesrauſch fängt gewöhnlich irgend eine alte Katze von Mama preſaiſch zu jammern an.

Sehnſucht. Das ſinnreichſte Wort der Liebe: man empfindet Sehnſucht, wenn man zu ſehen ſucht.

Tod. Unbarmherzigen Eltern und grauſamen Schickſalen gegenüber iſt der Tod ein Schreckſchuß, der aber ſelten in Wahrheit trifft. Viel eher, als daß Liebende ſich ſelber den Tod geben, geben ſie einem Andern das Leben.

Treue. Die ſchönſte Eigenſchaft der Liebe, ihr größtes Wunder, und deshalb keine Pflicht. Indem man dem geliebten Gegenſtande treu bleibt, bleibt man nur ſich ſelbſt treu; oft kann man aber nur ſich ſelbſt treu bleiben, indem man dem geliebten Gegenſtande untreu wird. Wer manchem Freunde oder mancher Geliebten treu ſein wollte, müßte ſich zum — Hund erniedrigen.

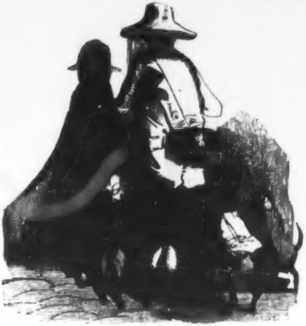
Der Eremit von Gauting.

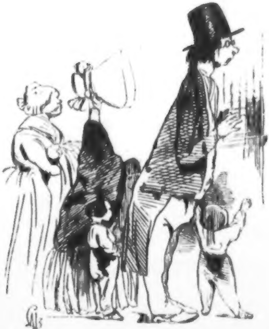


dem ein curdiſcher Schnapphahn ſeinen weltberühmten Ranzen abgenommen hat.

Eine vierfüßige Schauſpielergeſellſchaft,

die, ihren Principal an der Spitze, auf Gaſtrollen geht.





Ein Familienvater,

der mit Frau, Kindermuhme und ſeinen hoffnungsvollen Sproſſen den erſten Rang einer Hundekomödie beſucht.

Zapfenſtreich.

Baſel. Es hat ſich hier ein Verein freiſinniger Schweizer gebildet, die dem General Dufour eine National-Belohnung zugedacht haben. Der Aufruf zur Unterzeichnung iſt aber von der hieſigen Zeitung — zurückgewieſen worden. (Baſel bleibt Baſel!)

∴ Das Nationalgeſchenk, das General Dufour erhalten ſoll, beſteht in einem Landgute, das ihm und ſeiner Familie für immer verbleiben ſoll.

Berlin. Herr von Mieroslawski, einer der Koryphäen der polniſchen Verſchwörung, iſt, als Landesverräther erſter Klaſſe, unter Verluſt des Adels, Confiscation des Vermögens und Verluſt der Nationalcocarde, nebſt ſieben Andern, zum Tode durch das Beil, und Dr. Carl Friedrich Liebelt (Verfaſſer der „Geſchichte der Jungfrau von Orleans“) zu zwanzigjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt. Man ſagt, daß Herr von Mieroslawski, ſowie Dr. Liebelt, weder appelliren noch Begnadigung nachſuchen wollen.

∴ Das neueſte Schauſpiel der Madame Birch-Pfeiffer, „Dorf und Stadt“, hat bereits acht Wiederholungen bei drückend vollem Hauſe erlebt und hier — wie in Wien — ungetheilten Beifall eingeerntet. Die arme Kritik, die es dieſer Dame nicht verzeihen kann, daß ſie productiver und bühnenkundiger als Herr Soundſo iſt, verſucht bei jedem neuen Stücke ihren naſeweiſen Schnabel an dem Talente der Madame Birch-Pfeiffer zu wetzen und ſich fade Witze abzukitzeln. Was aber fragt das Publikum nach der Kritik? Es läuft wie beſeſſen ins Theater, wenn der Name „Birch-Pfeiffer“ auf dem Zettel ſteht. (Volkes Stimme, Gottes Stimme!)

∴ Der „Figaro“ ſagt über Charlotte Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt“: „Ueber ein Stück, welches, wie das ebengenannte, durch außerordentlich günſtige Erfolge ſich ſelber am beſten recenſirt, iſt es überflüſſig, eine Kritik zu ſchreiben. Das Publikum hat bereits gerichtet. Das Haus iſt jedesmal gefüllt und der Beifall allgemein. Die Verfaſſerin hat durch dieſes Stück neuerdings bewieſen, daß ſie das deutſche Theaterpublikum der heutigen Zeit genau kennt. Sie kommt den Sympathien deſſelben auf halbem Wege entgegen und findet deshalb überall offene Herzen und beifallsluſtige Zuſchauer. Ueber ihren Beruf zu Bühnenarbeiten herrſcht nur Eine Stimme; wir möchten Denen, die ſich's zur Luſt machen, gegen ſie jedesmal aufs Heftigſte zu opponiren, nur einen Gran des Talentes dieſer Schriftſtellerin wünſchen, ſie würden ſich dann nicht ſo kindiſch ingrimmig geberden. (Was meint die bewußte Clique dazu?)

∴ Herr Hieronymus Truhn hat ſchon wieder einmal das Unglück gehabt, daß Jemand — diesmal ein Ruſſe, ein Herr von Sobinikoff — die Oberflächlichkeit und Gehaltloſigkeit der Truhn'ſchen Kritiken erkannt und ihm unter Anderm nachgewieſen hat, daß er den Sinn gewiſſer Fremdwörter, die er ſo häufig gebraucht, nicht immer kennt. Herr Truhn bläht ſich gewaltig mit ſeinem Muſikus von Fach als Muſikkritiker auf; wo aber ſind die Werke des Herrn Truhn, aus denen hervorgeht, er beſitze mehr Muſikgelehrſamkeit, als die übrigen 20,000 von den mittelmäßigen Liedercomponiſten Deutſchlands???

(Jahreszeiten.)

∴ Bei Alexander Duncker iſt unter dem einfachen ſchmuckloſen Titel „Gräfenberger Aquarelle“ ein Buch erſchienen, das ſich durch lebendigen Geiſt und geiſtreiche Lebendigkeit ein großes Leſepublikum erwerben wird. Der Verfaſſer dieſer Aquarelle, Hieronymus Lorm, ſoll ein junger Böhme ſein, Landesmann heißen und das Unglück haben, taubſtumm zu ſein; dafür aber ſpricht ſeine Feder ſo beredt, daß jeder ſeiner Gedanken im Herzen der Leſer einen warmen Widerhall findet. Die heutige Nummer unſeres Blattes theilt einen kleinen Auszug aus jenem Buche, „Lettern aus einem Lexikon der Liebe“, mit.

∴ Viel Aufſehen macht hier ein im Druck erſchienener Vortrag des ausgezeichneten praktiſchen Juriſten und Staatsanwalts Herrn von Kirchmann. Er ſpricht ſich entſchieden gegen den Schwall von poſitiven und geſchriebenen Geſetzen aus und weiſt auf die Nothwendigkeit der Geſchwornen-Gerichte hin.

∴ Im Verlage von Ernſt Litfas iſt ein ſehr leſenswerthes Schriftchen erſchienen, das durch obercenſurgerichtliches Erkenntniß vom 30. November die Druckerlaubniß erhalten hat. Es iſt von C. O. Hoffmann und heißt „die Schweiz, die Eidgenoſſenſchaft und der Sonderbund; hiſtoriſche Skizzen aus den Jahren 1830 – 1847“.

∴ Der „Volkskalender“ von F. W. Gubitz, für 1848, hat eine noch weit größere Verbreitung, als alle früheren Jahrgänge dieſes nützlichen Buches; in Nordamerika beträgt die Verbreitung deſſelben diesmal mehr als das Doppelte; ſie iſt dort von 1800 bis auf faſt 4000 geſtiegen. Dänemark bezieht über 5000 Exemplare. Im Ganzen werden davon nahe an 50,000 Exemplare abgeſetzt. (Gratuliren!)

∴ Eylerts „Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.“ iſt bereits ins Engliſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Schwediſche und Ruſſiſche überſetzt.

∴ Zelters Geburtshaus in der Ziegelei von Petzow bei Potsdam hat eine Gedenktafel erhalten. Sie iſt vom Profeſſor Kiß modellirt und enthält innerhalb eines Lorbeer- und Eichenkranzes das Bruſtbild des Tonſetzers in einem Medaillon mit der Unterſchrift: »Hier ward Zelter geboren am 11. December 1758.«

∴ Der „Geſellſchafter“ liefert einen neuen Beitrag zum „reindeutſchen Wortſchatze“. Statt „Corſett“ ſchlägt er „Zierzwangsjacke“ vor

Bern. Auf die Anzeige, daß auch Zug ohne Weiteres capitulirt habe, antwortete Siegwart-Müller auf einem beſchmutzten Fetzen Papier: »Den Empfang des Zuger'ſchen Verraths beſcheinigt: L. Siegwart-Müller, Luzern, 23. November 1847.«

∴ Der kurze, kaum vierwöchentliche Feldzug gegen den „Sünderbund“ hat ungefähr 3,100,000 Schweizer Franken gekoſtet, die, laut Beſchluß der Tagſatzung, die ſieben Cantone zu bezahlen haben. Der „Sünderbund“ muß bis zum 24. December eine Million (ein artiges Weihnachtsgeſchenk!) entrichten. Die unterworfenen Cantone bleiben, bis die ganzen Kriegskoſten getilgt ſind, von eidgenöſſiſchen Truppen beſetzt. — Man ſieht, daß dieſer Krieg in Duodez-Format mehr Geld als Blut gekoſtet hat, denn in ſämmtlichen Kämpfen der Eidgenoſſenſchaft und des Sonderbundes ſind im Ganzen kaum 100 Mann gefallen und 150 Mann leicht verwundet worden.

∴ Der Unterhalt der eidgenöſſiſchen Armee ſoll, 11 Batzen pro Mann und Tag, zuſammen 5,011,000 Francs gekoſtet haben.

Bonn. Unſer diesmaliges Studentenverzeichniß führt nicht weniger als ſieben Prinzen, darunter Prinz Albert von Sachſen, und eine große Anzahl von Fürſten, Grafen und Andern an. Ein junger Fürſt Talleyrand, Großneffe des Fürſten von Benevent, beginnt hier ſeine Studien unter der Obhut des Profeſſors Walter.

Bremen. Während Hamburg ſeine Schiffe noch immer mit altbibliſchen Kalendernamen und mythologiſchen Gottheiten tauft, ſucht Bremen den berühmten deutſchen Namen auch auf dem Weltmeere Geltung zu verſchaffen. Hamburg hat nur einen J. G. Seume und ein kleines Schiff von 28 Laſt, Profeſſor Dahlmann. Unſer Bremen dagegen hat einen Joſeph Haydn von 300 Laſt, Itzſtein und Welcker von 470 Laſt; ferner einen Göthe, Schiller, Kepler, Herſchel, Olbers, Mozart, Alexander von Humboldt, Theodor Körner und, zum Aerger der holländiſchen Mynheers, giebt es ſogar drei Dampfboote, welche Gutenberg heißen.

Breslau. Einer unſerer großartigen Kritiker preiſt an einer Ballettänzerin „die graziöſe Promptitüde in allen Pas, die Elaſtizität in den Battements, die Soupleſſe in allen Bewegungen, das Petillante in jeder Pirouette“. (Der Mann ſcheint nicht blos Recenſent, ſondern auch Tanzmeiſter zu ſein!)

Deſſau. Das Herzogthum Anhalt-Köthen iſt nun mit dem Herzogthum Anhalt-Deſſau vereinigt. Anhalt-Köthen hat einen Flächenraum von 15 Quadrat-Meilen mit 42,000 Einwohnern, und mit Hinzurechnung dieſer beſitzt nunmehr Anhalt-Deſſau 32 Quadrat-Meilen und 107,000 Einwohner. Die Einkünfte des Herzogthums Anhalt-Köthen rechnet man zu 300,000 Thaler. Dagegen hat der verſtorbene Herzog nahe an 3 Millionen Thaler Schulden hinterlaſſen, die nun Anhalt-Deſſau übernommen hat.

Dresden. Kapellmeiſter Richard Wagner hat eine neue, nach der Graalſage bearbeitete Oper vollendet, welche „Lohengrin“ heißt. Der Componiſt hat ſich durch ſeinen „Rienzi“ den rothen Adler-Orden ertannhäuſert.

Elberfeld. Unſere kaum begonnene Theaterherrlichkeit hat ihr Ende erreicht. — Herr Haake hat ſich in Düſſeldorf engagirt, die Mitglieder ſind mitten im Winter brotlos, Dem. Nowak troſtlos, das Publikum theaterlos. — Letzteres Loos wird jedoch am leichteſten zu ertragen ſein.

∴ Hier ſoll, wie in Düſſeldorf und andern Rheinſtädten, für Mendelsſohn-Bartholdy ein muſikaliſches Trauerfeſt gefeiert werden.

Florenz. Der Miniſter Marcheſe Ridolfi iſt vom Großherzoge von Toscana zum Oberſten der Univerſitäts-Bürgergarde ernannt worden. Jede der beiden Univerſitätsſtädte, Piſa und Siena, hat ein Bataillon Bürgergarde zu bilden.

∴ Unter den neueren talentvolleren italieniſchen Schriftſtellern, zu denen wir Manzoni, Niccolini, Giordani, Cantu und Andere rechnen, hat Guerazzi beſondere

Aufmerkſamkeit erregt. Seine kleineren Schriften ſind kürzlich hier in einer Geſammt-Ausgabe (bei le Monnier) erſchienen. Den Anfang macht die hiſtoriſche Novelle „Veronica Cybo, Herzogin von San Giuliano", der beinahe das Schickſal widerfahren wäre, was mehreren Schriften widerfährt, von den Landsleuten des Verfaſſers, da ſie in deutſcher Sprache erſchienen war, ins Italieniſche überſetzt zu werden, wenn nicht der Verfaſſer durch eine Bekanntmachung dazwiſchen getreten wäre. Dann folgte eine Erzählung aus der Verbannungszeit des Verfaſſers, „la Serpicina", und auf dieſe eine andere, „die neuen Tartüffes", mit Mottos aus Hoffmanns „Kater Murr", und mit vielen Wahrheiten, die heute noch nicht verloren ſind. Ein politiſches Drama, „I bianchi e i neri" (die Weißen und die Schwarzen), das in Piſtoja ſpielt, beſchließt das Ganze.

Frankfurt. Der bekannte Geſchichtsſchreiber Sugenheim hat hier eine „Geſchichte der Jeſuiten in Deutſchland" herausgegeben, die als die „gediegenſte Schrift über Jeſuiten und Jeſuitismus" angeprieſen wird.

Freiburg (im Breisgau). Seit dem Falle Luzerns ſind hier ſieben Jeſuiten (eine böſe Sieben!) angekommen, die in aller Stille hier zu bleiben wünſchen. Man hofft jedoch, daß die Regierung ſo vernünftig ſein werde, nicht zuzugeben, daß dieſes Gelichter, das in der Schweiz ſo viel Unheil angeſtiftet hat, ſich hier einniſten dürfe.

Freiburg. Das hier beſtandene Jeſuiten-Collegium ſoll mehr als 2 Mill. Frs. Grundeigenthum beſitzen.

Hannover. Im königlich hannöverſchen Garten zu Herrenhauſen fungiren 1 Garteninſpector, 1 Gartenmeiſter, 1 Titular-Gartenmeiſter, 1 Meiſtergeſell, 1 Titular-Meiſtergeſell, 3 Gartenvögte und 1 Maulwurfsfänger. — Im Hofdienſte ſind 3 Haushofmeiſter, 1 Hoffourier, 6 Leibkammerdiener, 7 Salonkammerdiener, 16 Kaſtellane, 7 Leibjäger, 1 Leibhuſar, 2 Hoftrompeter, 2 Heiducken, 27 Hoflaquais, 7 Portiers. — Mit der Direction der Kaffeeküche iſt ein Haushofmeiſter beauftragt, unter dem 2 Kaffeefrauen ſtehen. — Stalllivréebediente ſind 2 Wagenmeiſter, 3 Leibkutſcher, 3 Satteldiener, 1 Heubinder, 2 Futterknechte, 1 Beſchlagmeiſter, 4 Trothauer, 18 Kutſcher, 14 Vorreiter, 23 Poſtillons, 27 Reitknechte, 2 Ordonnanz-Reitknechte, 4 Wagenhausknechte, 4 Schmiede und 41 Beiknechte.

∴ Die Sängerin Marra iſt von hier abgereiſt, ohne ihre zweite Gaſtrolle zu ſingen. Sie ſoll ſich bei einem Hofconcerte ein Unwohlſein zugezogen haben, das Einige einer Erkältung, Andere der lächerlichen Eiferſucht auf eine an jenem Abende mehr gefeierte Nebenbuhlerin zuſchreiben. (Letzteres ſcheint uns wahrſcheinlicher als Erſteres.)

Kaſſel. Die Leiche des Kurfürſten wird nicht hier, ſondern zu Hanau in der Johanniskirche beigeſetzt werden.

Köthen. Die neue Regierung ſoll den Jeſuiten den gaſtfreundlichen Aufenthalt, welchen ihnen der verſtorbene Herzog gewährt hatte, entzogen haben. (Braviſſimo!)

Kopenhagen. Der König von Dänemark hat auf Antrag des Univerſitätsraths beſchloſſen, daß das mündliche und ſchriftliche Examen im römiſchen Rechte künftig nicht mehr in lateiniſcher, ſondern in deutſcher Sprache abgehalten werden ſoll. (Bon!)

∴ In Kurzem erſcheint C. Anderſens „Ahasver", gleichzeitig in däniſcher und deutſcher Sprache.

Leipzig. Profeſſor Anſelme Ricard, der unſern Leſern im „Charivari" (S. 4283) bereits vorgeſtellt iſt, wird am 5. Januar k. J. den Cyclus ſeiner Vorleſungen über franzöſiſche und deutſche Literatur eröffnen. Wöchentlich werden — im Saale der Buchhändlerbörſe — zwei Sitzungen ſtattfinden. Wir theilen unſern Leſern einen Auszug des gedruckten Proſpects mit, um ſie von der Reichhaltigkeit des Stoffs der Aufgabe, die ſich Herr Ricard geſtellt, zu überzeugen. Erſte Sitzung: Apogée du classique en France et en Allemagne. — Revue de Haller, Klopstock, Wieland, Lessing etc. — Moliere, Lafontaine, Corneille, Racine, Voltaire, J. J. Rousseau etc. Zweite Sitzung: Révolution littéraire: Précurseurs. — Göthe, Schiller. — Lebrun, Chénier, la Marseillaise, Mirabeau, B. de St. Pierre, Chateaubriand. Dritte Sitzung: Göttinger Dichterbund. — Ecole idéaliste: Faust, Werner, Novalis, Tieck etc. — Critiques. — Poëtes descriptifs, épiques et dramatiques du temps de l'empire. Vierte Sitzung: Guerre de la liberté: Körner, Uhland etc. — France: Delavigne, Soumet, Lamartine, Hugo. — Drames fatalistes. — Poëtes satiriques en France: Courier, Barthélemy etc. — Burschenschaften et Kotzebue. Fünfte Sitzung: Révolution de 1830. — Victoire du romantique en France. — Barbier, Béranger. — Saint-Simon. — Börne, Heine et Alphonse Karr. — Victor Escousse et Charlotte

Stieglitz. — Rahel et Bettina. — G. Sand. — Emancipation de la femme. Sechſte Sitzung: Jeune France: Hugo, Balzac, St. Beuve, J. Janin. — Jeune Allemagne: Gutzkow, Mundt, Kühne, Laube etc. Produits des deux écoles. Siebente Sitzung: Littérature de plaintes et exagération romantique: Barbier, Em. Deschamps, H. Moreau etc. — Chamisso, Eichendorf, Grabbe etc. — Drames et romans. Achte Sitzung: Examen des meilleurs lyriques et des écrivains politiques: Lamartine, Hugo, Lenau, Grün, Freiligrath, Herwegh etc. — Cormenin, Lamennais etc. — Arnold Ruge. Neunte Sitzung: Littérature humoristique: Balzac, Jacob, Paul de Kock. — Immermann. — Saphir. — Oettinger. — Drames sérieux du temps actuel. — Histoire: Thiers, L. Blanc etc. Zehnte Sitzung: Examen des oeuvres de Hahn-Hahn, Sternberg, Dumas, Sue, G. Sand, Alf. de Musset, P. Féval etc. — Influence des deux littératures, conclusion générale.

∴ Herr Dr. Schletter, der ausgezeichnete Redacteur des „Leipziger Tageblatts“, hat (durch Buchhändler-Gelegenheit?) den türkiſchen Niſchan-Iftigar-Orden, natürlich ohne Brillanten, erhalten. (Wozu auch Brillanten? Brillirt nicht ſein Geiſt auch ohnedies?)

∴ Wir hatten neulich erzählt, daß der franzöſiſche Novelliſt Balzac im ſtrengſten Incognito unter dem Namen des großen Heilkundigen Dr. Aurelio Buddeus die ruſſiſchen Provinzen bereiſe. Soeben erfahren wir, daß Herr Buddeus Aurelio das gute Schwabenland unter dem Namen des Herrn von Balzac bereiſt. Die Geläufigkeit, mit welcher er das Franzöſiſche ſpricht, kommt ihm dabei dergeſtalt zu ſtatten, daß ... Niemand es glauben will.

∴ Engliſche Blätter faſeln ein Langes und Breites davon, daß Jenny Lind nur Ein Ohr habe. Aber noch intereſſanter iſt die Geſchichte, wie ſie das andere verloren haben ſoll. Sie hatte nämlich mit einem armen Teufel von Theaterdirector einen Cyclus von Gaſtrollen abgeſchloſſen und als „Muſter anſpruchsloſer Beſcheidenheit“ für jeden Abend blos elende hundert Pfund oder ganz erbärmliche ſiebenhundert Thaler begehrt. Zuletzt bekam ſie nur lumpige dreißig Louis, war damit zufrieden, erklärte aber: ſie werde ſich die Schmutzigkeit dieſes armen Teufels hinters Ohr ſchreiben. Der Director, dadurch ängſtlich gemacht, reiſte ihr nach und ſchnitt ihr das Ohr mitſammt der Beſchreibung des Factums ab. Seitdem hat Jenny blos Ein Ohr! (Ben trovato!)

∴ Wir wollen Herrn Ignaz Kuranda unter vier Augen ein Geheimniß ins Ohr flüſtern. Seine „Grenzboten“, die in früherer Zeit eines der beſten Journale Deutſchlands geweſen ſind, werden ſeit Kurzem — etwas langweilig.

∴ Dr. Arnold Ruge iſt nun auch als Novelliſt aufgetreten.

∴ Von Gervins „Biographie hiſtoriſch berühmter Maitreſſen“ iſt im Verlage von Wilhelm Engelmann (???) die erſte Lieferung ausgegeben worden. Sie enthält das Leben der Maria Aurora Gräfin von Königsmark. Wir werden nächſtens, mit Erlaubniß des Verlegers, ein Bruchſtück daraus mittheilen.

∴ Die „Hiobspoſt“ will aus ſicherer Quelle erfahren haben, daß der s. v. „Bayard“ auch im nächſten Jahre fortgeſetzt werden wird.

∴ Der „Dorfbarbier“ zählt die vielen Roberte auf, die jetzt in der Weltgeſchichte vorkommen. Da giebt's einen Robert Peel, den großen engliſchen Staatsmann, alsdann den berühmten Muſikus Robert Schumann; da iſt ferner der Leipziger O'Connell Robert Blum, alsdann der Iſenburg-Büdingen-Wächtersbacher Hofrath Robert Heller, dann der Redacteur der „Abendzeitung“, Robert Schmieder, ferner der große Lyriker und Amtsauctionator Robert Köhler, dann Robert der Teufel u. ſ. w. (Jammerſchade, daß Herr Wuttke zufällig Heinrich heißt!)

∴ Saphir ſagt: Während in Italien die Opern wie Pilze wachſen, wachſen in Deutſchland die Pilze wie die Opern; wir laſen kürzlich ſechs Beiſpiele, daß mehrere Menſchen nach dem Genuß der Pilze (und deutſchen Opern) ſich ſehr übel befunden haben. (Hat Freund Saphir denn ſchon Herrn Hillers „Conradin“ genoſſen?) Ach Gott, ruft der Spötter, es iſt nicht mehr zum Aushalten. Jetzt fangen die Frauen ſogar an, Kometen zu entdecken. Das iſt ja gegen allen Anſtand, meint M. G. Saphir.

∴ Wir leſen im „Wiener Humoriſten“: Oettinger ſagt vom Leipziger Theater: Man ſchweige über unſer Theater; das iſt das Beſte, was ſich darüber ſagen läßt. Das iſt gut geſagt und faſt eben ſo gut könnte man ſagen: Man rede von dieſem und jenem Theater Viel, weil man Alles verſchweigen muß. (Auch das iſt gut geſagt, doch könnte man eben ſo gut ſagen, man rede vom Theater im Allgemeinen wenig oder viel; es kräht doch kein Hahn darum, denn das Theater hat ſich überlebt.)

∴ Lortzings neueſte Oper „Zum Großadmiral“ wird nächſtens auf unſerm Stadttheater in Scene gehen. Die Muſik ſoll charmant ſein.

∴ Bei einer kleinen reiſenden Geſellſchaft iſt neulich E. Bauernfelds „deutſcher Krieger" unter dem Titel „der Churfürſt und der Haſe" gegeben worden. (Herrlich, prächtig, ja ſogar ſublim!)

∴ Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß Nummer 315 des „Kinderfreundes" keine einzige Nachricht, keine einzige Zeile, kein einziges Wort aus Frankreich gebracht hat. Man ſollte glauben, die „Leipziger Zeitung" habe den Beſchluß gefaßt, Frankreich aus der Liſte der beſtehenden Staaten zu ſtreichen.

∴ Im Monat September ſind im deutſchen Buchhandel 1061 Bücher erſchienen, im October ſind 2122 Kritiken darüber gedruckt worden und im Monat November haben nicht zwei Menſchen Etwas mehr davon gewußt.

∴ Ein Nürnberger Spielwaarenhändler kündigt unter ſeinen Weihnachtsgeſchenken unter Andern „das zerſtückelte Deutſchland als geographiſches Lotterie- und Gedulds-Spiel" an. (Der boshafte Spötter!)

∴ Wir müſſen unſern Leſern am Schluſſe des alten Jahres eine nagelneue Neuigkeit erzählen: Herr Marr iſt noch immer Ober-Regiſſeur. (Gut Heil!)

Leyden. Der berühmte Profeſſor der Medicin, Dr. Broers, iſt hier geſtorben. Unſere Hochſchule verliert in ihm eine ihrer erſten Notabilitäten.

London. Am 18. November ſtarb hier, 72 Jahre alt, an einer Gehirnlähmung Dr. Thomas Frognall Dibdin, der berühmte Bibliognoſt, Verfaſſer des „Bibliographical Decameron" und anderer in dies Fach einſchlagenden Werke. Er war viele Jahre Ober-Pfarrer (rector) der St. Mary's Diſtrict-Kirche in London geweſen.

∴ Auf Lough Swilly iſt der Auſternfang in dieſem Jahre ſo ergiebig, daß, nach der Zeitung von Derry, hundert Auſtern für 2 Pence (20 Pfennige) verkauft werden. (Laß uns dahin, dahin ziehen, wo die Auſtern ſchöner blühen!)

Luzern. Das bewegliche und unbewegliche Vermögen nachfolgender Perſonen iſt, auf Befehl der Tagſatzung, mit Beſchlag belegt worden: Rudolph Rüttimann von Luzern, Konſtantin Siegwart-Müller von Oberkirch, Karl Emanuel Müller von Eſchenbach, Ludwig Segriſt von Menznau, Wendelin Koſt von Buchenrain, Ludwig von Sonnenberg von Luzern, Joſeph Zünd von Luzern, Peter Thalmann von Entlibuch, Aloys Hautt von Luzern, Joſeph Tſchopp von Mauenſee, Joſeph Scherer, Doctor der Medicin von Hochdorf.

∴ Herr J. Schumacher-Uttenberg iſt zum Präſidenten und Herr L. F. Amrhyn zum Sekretär der proviſoriſchen Regierung erwählt worden.

∴ Die proviſoriſche Regierung hat beſchloſſen, alle Zeitungs-Verbote der ehemaligen Regierung aufzuheben.

∴ Der davongelaufene Schultheiß Siegwart-Müller hatte ſeine meiſten Kapitalien ſchon vor Jahresfriſt eingezogen und auf der Bank in Mailand hinterlegt. Sein Haus, das ſeit dem Einzuge der eidgenöſſiſchen Truppen größtentheils zerſtört worden iſt, hat einen Werth, der kaum 5000 Francs überſteigt.

∴ Die eidgenöſſiſchen Soldaten haben den Sonderbündlern gegenüber ein Lied vorgeſungen mit dem Refrain:

»Der Dufour kummt,
Der Orell brummt
Und richtet im „Zorn" die Pfaffen.«

Oberſt Orelli von Zürich wird ſcherzweiſe der „Zorn Gottes" genannt.

∴ In der Räber'ſchen Buchdruckerei, aus welcher die katholiſche Zeitung hervorging, haben die eidgenöſſiſchen Soldaten die Lettern zum Titel dieſer Zeitung geraubt und — hört, hört! — dieſelben als Reliquien davongetragen.

Lyon. In einem hieſigen Gewächshauſe blüht jetzt eine dreifarbige Camellia, deren Blumenblätter unten roſenfarben, oben weiß und in der Mitte himmelblau ſind. Letztere Farbe, ſagt man, ſei die einzige, welche Mutter Natur dieſer Pflanze bisher verſagt hatte.

Mailand. Maeſtro Treves hat eine neue Oper, „Agamemnon", für das Scala-Theater geſchrieben

München. Seit dem 1. December haben wir ein neues Miniſterium. Seine Mitglieder ſind: der Fürſt Ludwig von Oettingen-Wallerſtein, der Staatsrath Berks, der Director Heres und der Präſident von Beiſler.

∴ Herr von Maurer, der abgeſetzte Miniſter, ſoll als Geſandter für den Haag oder für Brüſſel erkoren ſein.

∴ Donna Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, ſoll entſchloſſen ſein, in ein Kloſter zu gehen, vor ihrer Aufnahme aber, auf ausdrückliches Verlangen der Aebtiſſin, an die ſie ſich gewendet hat, eine neunmonatliche Prüfung beſtehen müſſen. (Die gute Lola will das nicht!)

∴ Herr Kaulbach hat die Erlaubniß, ſein vielgelobtes und vielgetadeltes Gemälde, „die Zerſtörung Jeruſalems“, in Kupfer zu ſtechen, gegen ein Honorar von 16,000 Fl. verkauft. Für das Gemälde hat er das Doppelte dieſer Summe erhalten.

Münſter. Die hieſige Akademie ſoll in eine Univerſität umgewandelt werden.

New-York. Nach der Berechnung einer amerikaniſchen Zeitung hat das nordamerikaniſche Invaſionsheer in Mexiko bis jetzt im Ganzen 4800 Mann an Todten und Verwundeten verloren; davon 1623 (worunter 26[illegible] Deutſche) auf die Erſtürmung der Hauptſtadt und 1017 auf die Gefechte zwiſchen Puebla und Tacubaya kommen.

∴ In den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſind bis jetzt bereits 2350 Meilen elektromagnetiſche Telegraphen-Linien in Thätigkeit. Im Laufe einiger Monate werden andere tauſend Meilen vollendet ſein, ſo daß dann eine ununterbrochene Linie von 3350 Meilen beſtehen wird, die ſich von Canada bis an den Golf von Mexiko erſtreckt.

∴ **Gegen die bekannte Poſtmaßregel Englands**, die von allen über England nach den Vereins-Staaten geſchickten Briefen das volle Porto erheben läßt, hat die Regierung in Waſhington nicht mehr als billige Repreſſalien angeordnet. Seit dem 1. October darf kein von England kommender und nach dem britiſchen Nordamerika beſtimmter Brief auf amerikaniſchem Gebiete circuliren, wenn nicht dafür der volle Portoſatz entrichtet wird. (Schlägſt Du meinen Juden, ſchlage ich Deinen Juden!)

∴ Der deutſche Demokrat Hermann Kriege hält hier Vorleſungen über deutſche Geſchichte und Literatur. — Aehnliche Vorträge hält Georg Fein in Cincinnati und der deutſchkatholiſche Prediger Dowiat über das Weſen der Religion in Stuyveſants Inſtitut. In Boſton lieſt der berühmte Gletſcherforſcher Agaſſiz über Naturwiſſenſchaften.

Paris. Louis Philipp hat neulich im engern Hofcirkel zu Saint-Cloud den Jahrestag ſeiner 38jährigen Verheirathung gefeiert. Abends wurde bei Hofe „le bouquet de l'Infante“, komiſche Oper von Adrien Boieldieu (dem Sohne des berühmten Verſtorbenen), aufgeführt.

∴ Der ſpaniſche Sänger Mirall, der ſich ins Herz der jungen Königin Iſabella eintenorirt und ſich in kurzer Zeit einen hohen Einfluß ertrillert hatte und aus dieſem Grunde auf Befehl des Miniſteriums aus der Hauptſtadt verwieſen war, um „fern von Madrid“ über Dies und Jenes ungehindert nachzudenken, iſt in der Seineſtadt angekommen, um hier — faute de mieux — Concerte zu veranſtalten. Die ſpaniſche Botſchaft will dem Skandal dieſer Concerte, der hier großen Zudrang fände, vorbeugen und hat deshalb dem p. p. Mirall eine nicht unbedeutende Geldſumme anbieten laſſen unter der Bedingung, daß er ſofort Paris wieder verlaſſe. Der gute Sänger aber, der nicht auf den Kopf gefallen iſt, hat ſeine Forderung nun noch höher geſteigert. Man iſt begierig, was aus dieſem Skandale werden wird.

∴ Die polniſche literariſche Geſellſchaft hielt, zum Andenken des Aufſtandes vom 29. November 1830, ihre Jahresſitzung. Der Präſident, Fürſt Czartoryski, wünſchte den Polen Glück zu dem Geiſte der Nationalität und Freiheit, welcher ſich jetzt in den verſchiedenen Theilen von Europa kundgebe, und empfahl der heranwachſenden Generation, mit glühendem und zugleich überlegendem Eifer auf die ſittliche und politiſche Freiwerdung ihres Vaterlandes hinzuarbeiten.

∴ In der erſt unlängſt herausgekommenen Flugſchrift „la présidence du conseil de Monsieur Guizot“ werden Herr Guizot und Graf Duchatel als die zwei einzigen reinen Menſchen Frankreichs bezeichnet. Erſterer hat nur wenige tauſend Francs Rente — für ihn hat der Reichthum keinen Reiz — er geht zur Erholung auf ſein kleines Landgut nach Val Richer und lieſt dort Boſſuet, Pascal und — den heiligen Auguſtin.

∴ Ein ſchöngeiſtiger Paſtetenbäcker hat ein neues Naſchwerk, „Gâteaux du Sonderbund pour ceux qui n'aiment pas la Diète“ angekündigt. Sicher wird dieſer gute Mann ſein Glück machen, wenn nämlich ſeine Kuchen beſſer ſind, als ſeine Calembourgs.

Peſth. Graf K. Bathiany, das Haupt der Oppoſition der ungariſchen Magnaten, und deſſen Gemahlin, die geſchiedene Gräfin Szapary, ſind zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten.

Petersburg. Eine Hellſeherin hat hier im magnetiſchen Schlafe das „Nardenöl“ für das unfehlbarſte Mittel gegen die Cholera erklärt. Unglücklicherweiſe iſt dieſes Specificum aber nirgends aufzutreiben, und eine berathende Verſammlung von Aerzten und Apothekern hat den Ausſpruch gethan, daß dieſes Oel nur in der Bibel zu finden ſei, wo es in der Geſchichte der büßenden Magdalena vorkommt und wo, ohne Zweifel, auch die Petersburger Somnambule ihre Inſpiration geſchöpft.

Philadelphia. Unſere Stadt zählt jetzt 24,899 Mitglieder der hier beſtehenden Mäßigkeits-Vereine

Prag. Im Verlage von W. Paſcheles erſcheint hier, unter den Auſpicien mehrerer jüdiſchen Gelehrten, eine „Gallerie der Sipurim", eine Sammlung jüdiſcher Sagen, Märchen und Geſchichten u. ſ. w. Das erſte Heft enthält unter Anderm eine ſehr anziehende Sage, „Aſchmadai", von Jacob Roſenauer.

∴ „Oſt und Weſt" erzählt, im deutſchen China werde zum Andenken an die Erfindung einer neuen Mehlſpeiſe eine Gedächtnißmünze geprägt.

Rom. Eine Deputation von zwölf Perſonen, an deren Spitze Ciceruachio ſtand, hat ſich zum General der Jeſuiten begeben, um denſelben aufzufordern, ſofort die Jeſuiten aus der Schweiz zurückzurufen, widrigenfalls ſie nicht gut ſtänden für das Verhalten des römiſchen Volks gegen die hieſigen Jeſuiten.

Stuttgart. Dr. Barbili, Bibliothekar des Königs (früher Diaconus in Urach), hat ſich in Folge trübſinniger Laune bei Berg in den Neckar geſtürzt und iſt als Leiche herausgeholt worden.

Turin. Das neue Preßgeſetz beginnt mit folgender Einleitung: »Nachdem der geſunde Sinn und die Bildung, an welchen die unſerer Regierung anvertrauten Völker keinem andern Volke in Italien nachſtehen, uns die Ueberzeugung gewährt haben, daß die Beſtimmungen über die Cenſur ohne Uebelſtand erweitert werden können, ſo haben wir uns gern entſchloſſen, unſern Unterthanen dieſen neuen Beweis unſeres gerechten Zutrauens und unſeres beſtändigen Wunſches, die Verbreitung der Aufklärung und die Förderung der Wiſſenſchaften in jeder Weiſe zu begünſtigen, zu geben.« Das Edict ſelbſt enthält in 25 Artikeln folgende weſentlichen Beſtimmungen: Die Druckerlaubniß ſoll jedem Werke gewährt werden, welches keinen Angriff auf die Religion und ihre Diener, die öffentliche Moral, die Rechte der Souverainetät, die Regierung und Behörden, die Würde und Perſon auswärtiger Regenten und ihrer Vertreter, und die Ehre von Privatperſonen enthält. Politiſche Blätter dürfen nur in den Hauptorten der Bezirke erſcheinen. Der verantwortliche Herausgeber eines ſolchen hat eine Caution von 2000 bis 30,000 Lire zu hinterlegen.

∴ Vom 1. Mai 1848 angefangen, ſoll, wie ein königliches Edict beſtimmt, ein neues Criminal-Geſetzbuch eingeführt werden, das auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beruht. (Ein neuer Fortſchritt, zu dem das ganze Land ſich Glück wünſchen darf.)

Wien. Der Dichter der „Tunisias", der edle, hochbetagte Patriarch und Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus von Pyrker, iſt am 27. November ſeinen Leiden erlegen. Die kaiſerliche Familie hat ſich während ſeiner Krankheit täglich nach ſeinem Befinden erkundigen laſſen, und der Erzherzog Johann denſelben mehrmals beſucht. Seine irdiſche Hülle iſt nach Erlau abgeführt.

∴ Prinzeſſin Melanie, die zweite Tochter des Fürſten Staatskanzlers von Metternich, wird ſich in Kurzem mit dem jungen ungariſchen Grafen Valentin Eſterhazy vermählen.

∴ Unſere Regierung hat allen römiſchen Zeitungen den Eingang in die öſterreichiſchen Staaten verboten.

∴ Die Regierung läßt eine Irrenanſtalt bauen, deren Koſten auf 800,000 Gulden Conv.-Münze veranſchlagt ſind.

∴ Der „Humoriſt" ſchreibt: Es iſt uns ein Buch zur Beurtheilung eingeſchickt worden, welches den Titel „Allerlei Rau" führt. Wir ſind ſo unwiſſend, nicht zu wiſſen, was „Rau" heißt. Im „Converſationslexikon" findet ſich zwar ein Chriſtian Rau aus Königsberg, bekannt „wegen ſeiner zum Theil obſcönen Anekdoten", der, wie es weiter heißt, keine Regeln des Anſtandes gekannt und ſich in der Derbheit der Rede gefallen hat. Sollte dieſer Rau die Wurzel zu dieſem „Allerlei Rau" ſein? Trau, ſchau, Rau, wem?!?!?!

Zürich. In den Cantonen Luzern und Schwyz haben die Erfolge der eidgenöſſiſchen Waffen einen großartigen Umſchwung in der Geſinnung des Volkes hervorgerufen. Die guten Schwyzer, welche noch vor wenig Wochen zu den Waffen gegriffen, um „von der Religion die drohende Gefahr abzuwenden", haben nun mit eigener Hand das Jeſuitencollegium in Schwyz zerſtört.

• Geſchwind, was giebt's Altes?

— Der berühmte Tyrann Muley Ismael, Sultan von Marocco, welcher 1727 in ſeinem 81ſten Jahre ſtarb, ſoll 8000 Weiber gehabt und mit dieſen 900 Söhne und 300 Töchter gezeugt haben. (Ob dieſe Prinzen- und Prinzeſſinnen-Maſſe auch apanagirt geweſen, davon ſchweigt die Chronik von Marocco.)

— Johann Chriſtoph Graf von Königsmark, der große Schwedenmarſchall, an dem ſo viele tauſend Kugeln vorübergeflogen waren, ſtarb endlich an einem — Hühnerauge. Er hatte ſich daſſelbe ausſchneiden laſſen. Man ſchnitt zu tief, und da er nicht darauf achtete, kam der Brand dazu und machte (am 20. Februar 1663) ſeinem thatenreichen Leben ein Ende.

— Daß die Deutſchen im Trinken von jeher groß geweſen, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß mehrere deutſche Gelehrte das Trinken zum Gegenſtande ihrer hiſtoriſchen Studien gemacht haben. Unter Andern ſchrieb C. K. C. H[illegible]zeben ein Buch: „Vom Durſt der alten Deutſchen“. W. Peterſen ſchrieb eine „Geſchichte der deutſchen Nationalneigung zum Trunke“, und Thaddäus eine lateiniſche Abhandlung: „De Germanorum veterum aviditate bibendi“. Vincentius Obſopäus verfaßte in lateiniſchen Verſen ein großes Gedicht unter dem Titel „Victoria Bacchi, seu de arte bibendi“; das Buch erſchien 1536 in Nürnberg und wurde im folgenden Jahre von G. Wickgramm ins Deutſche überſetzt. — Daß auch das Ausland die Virtuoſität der Deutſchen im Trinken anerkannt hat, beweiſt das franzöſiſche „trinquer“ (unſer deutſches „Ueber den Durſt trinken“).

— Anton Koburger in Nürnberg druckte im Jahre 1483 die Offenbarung Johannis mit — Karikaturen.

— Nach dem Werke eines Dr. Bremſer (über lebende Würmer im lebenden Menſchen; Wien 1819, 4.) giebt es gegen 25,000 Arten, die in den Augen, Ohren, im Gehirn, Herzen, Zellgewebe u. ſ. w. vorkommen.

— Im Jahre 1370 erhielt Paris die erſte Thurmuhr.

Treffer und Nieten.

• Paul de Kock, der neulich in der großen Oper eine äußerſt magere Tänzerin auf der Bühne umherflattern ſah, wurde von einem Freunde befragt, ob er ihn am nächſten Morgen nach Verſailles begleiten wolle, um dort die Waſſer ſpringen zu ſehen. — »Il n'est pas besoin d'aller à Versailles; c'est ici, au théâtre, ou l'on peut voir jouer les eaux (les os).«

• »Sie fragen, ob mein Stück tragiſch ſei,« rief ein Poet des vorigen Jahrhunderts aus; »alle meine Helden ſterben bereits im dritten Act.« — »Und wer ſpielt denn in den folgenden Acten?« — »Die Schatten Derjenigen, welche ich in den drei erſten Acten ermordet habe,« lautete deſſen Antwort. (Fingerzeig für die Herren Gutzkow und Laube!)

• »Der Menſch,« ſagt Jean Paul, »iſt ein Gedankenſtrich im Buche des Lebens.«

Beſcheidene Anfrage.

In Amſterdam, im Verlage von J. C. van Keſteren, iſt eine holländiſche Ueberſetzung meines bei Otto Wigand in zweiter Auflage erſchienenen Romans „der Ring des Noſtradamus“ unter dem Titel „Tafereelen uit het Fransche hofleven gedurende de jaren 1559–1821“ blos mit der einfachen Angabe „naar het Hoogduitsch“, mit Hinweglaſſung meines Namens, herausgekommen. Man rühmt ſtets die holländiſche Ehrlichkeit. Ich erlaube mir nun die ganz beſcheidene Anfrage, ob auch das ehrlich iſt, wenn man ein Buch aus einer Sprache in die andere überſetzt, ohne den Namen des Verfaſſers anzugeben? Wir bitten unſern Ueberſetzer um Beantwortung dieſer Frage.

E. M. Oettinger.

!!! Zur Weihnachtszeit !!!

Soeben iſt bei **Leopold Schleſinger** in Berlin erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der luſtige Bildermann.

20 color. Bilder mit Text. Eleg. gebunden 16 Sgr.

Es hat ſich in der neueſten Zeit unter den Kinderſchriften keine einer günſtigeren Aufnahme im Publikum zu erfreuen gehabt, als der „Struwelpeter“. Und in der That, noch niemals ſind Geſchichten in einem dem Begriffs- und Anſchauungsvermögen der Kinder angemeſſenern Tone erzählt, noch nie welche erfunden worden, die ſo ganz auf dem Boden der Kindheit ſich bewegten und dieſem eigenthümlich wären. Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo glückliche Manier ihre Nachahmer finden würde; und ſo hat denn der „Struwelpeter“ bereits ſeine Nachahmungen erlebt. Auch das vorliegende Bilderbuch gehört dazu, und indem wir dies offen bekennen, dürfen wir es mit Recht ſagen, daß „**der luſtige Bildermann**“ unter dieſen Nachahmungen den erſten Rang einnimmt und als eine vollkommen adäquante Fortſetzung des „Struwelpeters“ angeſehen werden kann. Dies gilt vom Texte;

> »von den Bildern dürfen wir mit Recht erwähnen, daß ſie bei aller Feſthaltung des Einfachen, Naiven, Kindlichen, Ungekünſtelten doch zugleich künſtleriſchen Werth haben, indem der tüchtige Zeichner von dem Grundſatze ausgegangen iſt, daß man auch im Kinde ſchon den Sinn für das Schöne wecken müſſe, was allerdings durch die Art, wie die Bilder des „Struwelpeters“ ausgeführt ſind, nicht erreicht werden mag.«

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau,
zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Feierabend.

Jahrbuch
für
Ernſt und Scherz, Belehrung und Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

8. Mit 7 Stahlſtichen. 8 Bogen broſch. Preis nur 7½ Sgr.

In meinem Verlage erſcheint für 1848 in der bisherigen Weiſe:

SIGNALE
für
die muſikaliſche Welt.

6. Jahrgang.

Jährlich 52 Nummern für 2 Thlr.

Bartholf Senff in Leipzig.

Hierbei „Extra-Charivari“ Nummer 26
und **eine literariſche Beilage** von **Arnold Ruge.**

Schluß des Jahrgangs.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

EXTRA-CHARIVARI.

Nummer 26.

Redigirt von Eduard Maria Oettinger.

Nekrolog

berühmter Verſtorbener des Jahres 1847.

Zuſammengeſtellt von E. Guido.

Am 6. Januar ſtarb in Berlin der Generalſtabsarzt und Geheime-Ober-Medicinalrath Dr. Johann Wilhelm von **Wiebel** (geboren am 24. October 1767).

Am 11. Januar zu Jena die Schriftſtellerin Caroline von **Wolzogen**, geborene von **Lengefeld** (geb. am 3. Februar 1763).

Am 13. Januar in Peſth der Erzherzog Palatin **Joſeph**.

Am 14. Januar in Venedig Profeſſor F. A. **Ribbeck**, Direktor des Gymnaſiums zum grauen Kloſter in Berlin.

Am 25. Januar in Halle der Bibliothekar und Geſchichtsforſcher Ernſt Gotthelf **Förſtemann**.

Am 27. Januar in Bamberg der Bibliothekar Heinrich Joachim **Jaeck** (geb. am 30. October 1777).

Am 11. Februar in Berlin der geheime Staatsminiſter von **Ladenberg**.

Am 13. Februar in London der engliſche Geſchichtsſchreiber Sharon **Turner**.

Am 17. Februar in London der engliſche Maler William **Collins**.

Am 8. März in Wien der kaiſerliche Leibarzt Dr. Johann Nepomuk von **Raimann** (geb. 1780).

Am 10. März in Wien die Sängerin Marianne **Seſſi** (geb. 1776).

Am 16. März zu Paris der Caricaturenmaler Ignace Iſidor Gerard, genannt **Grandville** (geb. 1803).

Am 20. März in Paris die Schauſpielerin Hippolyte **Mars** (geb. am 19. December 1778).

Am 30. März in Gotha der Philolog Friedrich Wilhelm **Jacobs** (geb. am 6. October 1764).

Am 30. März in St. Germain-en-Laye der ehemalige Premierminiſter und Urheber der berüchtigten Juli-Ordonnanzen, Fürſt Jules **Polignac** (geb. 1780).

Am 2. April in London der Schriftſteller Leman Rede.

Am 2. April in Frankfurt am Main der Schriftſteller Wilhelm Sauerwein.

Am 3. April in Regensburg der Mathematiker Georg Anton Daetzl.

Am 18. April in Turin der Luſtſpieldichter Alberto Nota (geb. 1775).

Am 24. April in Kattenhochſtädt der Decan Joh. Heinr. Witſchel.

Am 30. April in Wien Erzherzog Karl (geb. am 5. September 1771).

Am 4. Mai in Genua der iriſche Agitator Daniel O'Connell.

Am 9. Mai in Frankfurt am Main der Publiciſt Hofrath Dr. Carl Peter Berly (geb. am 10. November 1781).

Am 30. Mai in Rom der Geſchichtsforſcher Giuſeppe Borghi.

Am 4. Juni in Wien die dramatiſche Dichterin und Schauſpielerin Johanna Franul von Weißenthurn (geb. 1773).

Am 7. Juni in Prag der czechiſche Dichter Sebaſtian Hniekowsky (geb. am 19. März 1770).

Am 11. Juni in München der Flötenvirtuoſe Heinrich Bärmann (geb. am 14. Februar 1784).

Am 17. Juni in München der Staatsrath Egidius von Kobell.

Am 28. Juni in Frankfurt am Main der Dr. med. Theodor Keſtner, Sohn der durch Göthe's Werther bekannt gewordenen Charlotte B. in Wetzlar.

Am 1. Juli in Salzburg der preußiſche General-Lieutenant Johann Jacob Otto Auguſt Rühle v. Lilienſtern (geb. am 16. April 1783).

Am 13. Juli in Wien Profeſſor Dr. Franz Ignaz Caſſian Halaſchka, Referent der Studien-Hofcommiſſion (geb. am 10. Juli 1780).

Am 14. Juli in Petersburg der Geheimerath Peſarovius, Herausgeber des ruſſiſchen „Invaliden.“

Am 24. Juli in Nizza das ehemalige Convents-Mitglied Antoine François Sergent-Marceau, Secretär Robespierre's (geb. 1750).

Am 29. Juli in London William Walter, Haupt-Eigenthümer und Redacteur der Londoner „Times“.

Am 6. Auguſt in Dresden der Buchhändler Chriſtoph Arnold.

Am 15. Auguſt zu Hernöſend der ſchwediſche Dichter Franz Michael Franzén (geb. 1772.)

Am 30. Auguſt in Nürnberg der politiſche Schriftſteller Dr. Joſeph Gambihler.

Am 5. September in London der Portrait- und Thiermaler William Simſon.

Am 23. September in Bièvre der Romanſchriftſteller Frédéric Soulié (geb. am 23. December 1800).

Am 25. September in London die italieniſche Primadonna Albertazzi (geb. 1803).

Am 1. October in Rom der Cardinal Giuſeppe **Alberghini** (geb. am 13. September 1770).

Am 7. October in Paris der Geognoſt Alexander **Brogniart** (geb. 1770).

Am 9. October in Paris der General-Lieutenant und Pair von Frankreich, Baron **Berthézène**.

Am 13. October in Affolderbach der Theolog und Bibelüberſetzer Leander **van Eß**.

Am 20. October in Prag der Juriſt und fürſtbiſchöfliche Conſiſtorialrath Dr. Aloys **Wydra**.

Am 4. November in Leipzig der Tondichter Felix **Mendelsſohn-Bartholdy** (geb. am 3. Februar 1809).

Am 11. November in Berlin der berühmte Arzt Johann Friedrich **Dieffenbach** (geb. am 2. Februar 1795).

Am 27. November in Wien der Erzbiſchof Johann Ladislaus v. **Pyrker**, Dichter der „Tuneſias" (geb. am 22. November 1772).

Am 29. November in Florenz der däniſche Schriftſteller Gräberg **von Hemſoë** (geb. 1775).

Zapfenſtreich.

Berlin. Von den verurtheilten Polen ſollen bis jetzt nur fünf das Rechtsmittel der Appellation ergriffen haben. Da der Zutritt zu den Verurtheilten gegenwärtig leichter iſt, als vor der Publikation des Erkenntniſſes, ſo erhalten ſie häufig Beſuche von ihren aus der Ferne hergekommenen Verwandten Unter Andern befindet ſich zu dieſem Zwecke auch die Gattin des zu zwanzigjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilten Dr. Carl Liebelt gegenwärtig hier.

∴ Das neue vortreffliche Schauſpiel: „Dorf und Stadt," von Ch. Birch-Pfeiffer, wird fortwährend bei dem ungeheuerſten Andrang des Publikums gegeben. An drei Abenden fand gar keine Abendkaſſe ſtatt, da ſämmtliche Billets vergriffen waren. Mit dieſem Stücke ſind die Lindzeiten, aber auch der abſcheuliche Billetwucher wiedergekehrt.

∴ Als ein in vielfacher Beziehung intereſſantes Werkchen können wir die ſo eben in Breslau bei Aug Schulz erſchienenen „Stimmen des Waldes von K. v. Holtei" freundlich begrüßen. Der geiſtreiche und gemüthliche Verfaſſer hat in dieſer Schrift ſeine Gefühle niedergelegt, die er, fern von Menſchen, im Freien und im Walde empfunden. Wir finden darin ſehr anſprechende kleine Geſänge, Fabeln, Märchen, Worte und Klänge als Stimmen des Feldes, Stimmen der Luft, als Farben und Liedchen, Töne und Duft, wofür der Dichter bei ſeiner Zuflucht in die freie Natur ſich begeiſtert. In dem Prolog zu dieſem Schriftchen, das gewiß jedem Leſer eine angenehme Unterhaltung gewähren wird, berührt der Verfaſſer die Spaltungen und Gebrechen unſerer Zeit

Brüſſel. Der berühmte flamändiſche Verein „De Olyftak" (der Oelzweig) in Antwerpen hat die Ausweiſung der HH. H Conſcience und J. Delaet aus der Geſellſchaft beſchloſſen

Hamburg. Man will hier eine engliſche Zeitung nach Art des Galignani's Messenger gründen. Die Unternehmer müſſen über die himmelweit verſchiedenen Verhältniſſe von Paris und Hamburg ganz unwiſſend ſein, um für eine ſo ſinnloſe Speculation ihr Geld zu wagen. Wenn neben Galignani noch eine Concurrenz beſtehen kann, ſo wäre Hamburg gewiß der letzte Ort. Allenfalls könnte von Brüſſel oder Frankfurt die Rede ſein, und auch da wäre das Unternehmen noch im höchſten Grade zweifelhaft.

∴ Die nächſte Novität des Thalia-Theaters iſt Dr. Töpfer's: „Böttcher der Goldmacher", vom Verfaſſer ſelbſt in Scene geſetzt. Es war im Stadttheater der Auf führung nahe, als der Hr. Dr. T. es plötzlich zurückforderte, wahrſcheinlich von dem Berliner Erfolge eingeſchüchtert, der nichts weniger als günſtig lautet, obgleich die „Originalien“ von 4 Mal hintereinander bei gedrücktvollem Hauſe unter nicht enden wollendem Beifall ſtattgefundenen Aufführungen in Berlin erzählt haben. (Theaterchronik.)

∴ „Das Billet“ von Charlotte Birch-Pfeiffer, zum erſten Male im Stadttheater aufgeführt, hat auch hier außerordentlich gefallen und ſtürmiſchen Beifall errungen. Das Stück wird viele Wiederholungen erleben.

Leipzig. Dr. A. W. Lampadius arbeitet an einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des General-Muſikdirectors Felix Mendelſohn-Bartholdy.

London. Einer unſerer induſtriellen Köpfe hat ſich ein Patent geben laſſen auf eine neu erfundene Cravatte, welche er „die ſich drehende Halsbinde“ nennt und die den Vorzug hat, daß ſie bei jeder neuen Umdrehung in andern Farben und Muſtern erſcheint. (Wir empfehlen dieſe Chamäleons-Cravatten gewiſſen Publiciſten, die gern oft die Farbe wechſeln.)

∴ Von Clemens Brentano's „Geſchichte vom braven Caspar und der ſchönen Annerl“ iſt hier eine Ueberſetzung von T. W. Appell erſchienen, die zugleich eine biographiſche Notiz über den Verfaſſer enthält. In der Einleitung zu dieſer giebt der Verfaſſer eine allgemeine Ueberſicht über den Zuſtand der romantiſchen Poeſie in Brentano's Jugendzeit, und theilt dann mehrere Details aus dem Leben dieſes in England verhältnißmäßig weniger bekannten deutſchen Schriftſtellers mit.

Luzern. General von Salis-Soglio, Chef der Sonderbundsarmee, will ein entfernter Verwandter der Königin Victoria ſein. Seine Familie ſoll ſchon 930 exiſtirt haben (nach oder vor Chriſti Geburt???). Ein franzöſiſches Blatt erwähnt vieler Mitglieder dieſer Familie, die ſich von jeher durch Waffenruhm ausgezeichnet haben. Uns will es bedünken, (ſagen die „Jahreszeiten“) daß dieſer General, als er ſich in die Dienſte der Luzerner Pfaffen begab, ſeiner Familie einen Schimpf angethan hat, den die glänzendſten Waffenthaten derſelben nicht rein waſchen können.

Madrid. Die Königin Iſabella von Spanien hat bekanntlich viel Sinn für Muſik und bei keinem der Hoffeſte darf dieſe fehlen. In einem Concert-monstre wurde dieſer Muſe im vorigen Monate auf eine glänzende Weiſe am Hofe gehuldigt. Das Orcheſter zählte über hundert Mitglieder, darunter mehrere ausgezeichnete Virtuoſen verſchiedener Nationen. Deutſchland war durch den rühmlich bekannten Pianiſten und Compoſiteur J. Schulhoff aus Prag und durch den gleich ausgezeichneten Violoncelliſten Seligmann, einen Franzoſen deutſcher Abkunft vertreten; 1500 Perſonen waren zu dieſer Feier geladen; das Concert begann um 10 und dauerte bis nach 1 Uhr Morgens, worauf man ſoupirte. Die junge Königin ſchien von den Leiſtungen der genannten Künſtler ſo befriedigt zu ſein, daß ſie ſie mit wahrhaft k. Freigebigkeit belohnte, indem ſie Tags darauf jedem eine Garnitur von ſieben Knöpfen in Diamanten, im Werthe von mehr als 2000 Francs ſchickte. Sie ſoll bei dieſer Gelegenheit geſagt haben: „Man ſpricht mir immer von Gleichheit, wohlan! mögen dieſe Künſtler mit mir eben ſo zufrieden ſein, wie ich es mit ihnen bin!“

Mainz. Unſer Carneval, welcher voriges Jahr wegen der traurigen Zeitverhältniſſe ausgeſetzt geweſen war, verſpricht diesmal glänzender als je zu werden.

Paris. Herr Delaroche, Geſchäftsführer des „National“, iſt wegen eines „le banquet d'Orléans“ überſchriebenen Artikels, welcher Beleidigungen gegen Louis Philipp und deſſen Familie enthält, zu einjährigem Gefängniß und 8000 Francs Geldbuße verurtheilt worden.

∴ Der zum Biſchof erhobene Abbé de Bonnechoſe iſt gleichzeitig zum Beichtvater der Königin ernannt worden.

∴ Eugene Scribe will aus Geſundheits-Rückſichten dieſen Winter in Andaluſien zubringen und dort nicht die Feder eintauchen. (Himmel, wovon ſollen dann die deutſchen Bühnen leben?)

Wien. Der verſtorbene Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus v. Pyrker, der Dichter der Tuneſias, hinterläßt ein ſehr bedeutendes Vermögen, welches ſein Bruder, ein penſionirter Rittmeiſter in Peſth, erbt. Sein Einkommen ſeit 1827 betrug jährlich 300,000 Gulden, und nahm durch die Erhöhung der Kornpreiſe noch bedeutend zu. Der Verſtorbene hat demnach in den letzten 20 Jahren weit über 6 Millionen Gulden eingenommen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Thomas Morus

und

ſein berühmtes Werk

Utopia.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Mit bio- und bibliographiſcher Einleitung

herausgegeben

von

E. M. Oettinger.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Sächsische
Landesbibliothek
28. NOV 1968
Dresden

Einleitung.

Unſer Zeitalter iſt ein rein papiernes. Alle Welt ſchreibt, und Mancher, der nicht ſelber ſchreiben kann, überſetzt das, was Andere geſchrieben haben. Und ſo kommt es, daß unſer deutſcher Büchermarkt Jahr aus Jahr ein von einer Sündfluth überſetzter Schriften überſchwemmt wird, deren Maſſe ſich zu jener unſerer Original Production wie Neun zu Eins verhält. Zum Glück aber iſt der größte Theil dieſer Ueberſetzungen „ephemerer Schund“, der, heute geboren, morgen ſchon verweſ't iſt. Aber deſſenungeachtet werden von jedem mittelmäßigen Romane, der in Frankreich, England und Schweden auftaucht, oft zwei, fünf und zehn Ueberſetzungen zu gleicher Zeit gemacht, während manches tiefgedachte Werk gediegener Wiſſenſchaft, das im Auslande erſcheint, bei uns oft kaum dem Namen nach bekannt wird. Das iſt traurig, aber leider nur allzu wahr.

Wohl mag es Viele geben, denen die Ueberſetzung eines Werkes, deſſen Original vor länger als dreihundert Jahren herausgekommen iſt, nicht mehr zeitgemäß, vielleicht ſogar lächerlich erſcheinen wird; viel größer aber, hoffe ich, wird die Zahl Derer ſein, welche leicht begreifen werden, daß es weit verdienſtlicher iſt, ein gutes altes Werk aus dem Staube leichtſinniger Vergeſſenheit, als einen „modernen Quark“ aus dem Schatten ſeines Nichts herauszuziehen.

Der Leſer geſtatte mir zuerſt ein Paar Worte über den Autor und dann einige kurze Andeutungen über den Werth ſeines Werkes.

Thomas More (geboren 1480 zu London), Sohn eines Richters am Kingsbench, hatte ſich durch die Schwungkraft ſeines Geiſtes mit reißender Schnelligkeit von der niedern Stufe eines Studenten von Oxford zu der höchſten Englands, zum Nachfolger des Cardinals Wolſey, zum Kanzler und Groß-Siegelbewahrer Heinrichs VIII. erhoben. Auf dem Gipfel ſeiner Macht, entſagte er dieſer Würde, weil ſeine religiöſe Ueberzeugung ihm nicht erlaubte, das Oberhaupt des Staates auch als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen; und weil er durch Nichts zu bewegen war, den Suprematseid abzulegen, ließ Heinrich VIII, der königliche Henker blutbefleckten Andenkens, den

edelſten und rechtſchaffenſten, den gelehrteſten und geachtetſt
Mann ſeines Königreichs, den Vermittler des Friedens von Can
brai, in's Gefängniß werfen und am 6. Juli 1535 auf de
Blutgerüſte als Märtyrer ſeines Glaubens ſterben.

Die erſte Ausgabe jenes Werkes, das einer der Haup
titel ſeines literariſchen Ruhmes iſt, erſchien in lateiniſch
Sprache unter dem Titel:

„De optimo reipublicae statu, deque nova insu
Utopia libri II, Lovan. 1516. 4.

Dieſer editio princeps folgten bald eine Unzahl Andere
Basil. 1518. 4. Glasgow. 1550. 8. Oxon. 1613. 8. Ams
1629. 8. Colon. Agr. 1629. 34. (höchſt ſelten). ibid 1655.
Oxon. 1663. 8. Glasgow. 1750. 8.

Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung ließ Jean Leblo
unter dem Titel: „Description de l'isle d'Utopie“. Pa
1550. 8., erſcheinen. Ihr folgten eine verbeſſerte Ausga
von B. Anneau, Lyon 1650. 16., von Samuel Sorbie
Amſt. 1643. 12., von Nicolas Gueudeville unter dem Tit
„Idée d'une république heureuse“. Leyde 1715. 1
Amst. 1730. 12., von Thomas Rouſſeau unter dem Tit
„le meilleur gouvernement“, Par. 1789. 8., von Vict
Stouvenel u. d. T.: „l'Utopie“. Par. 1842. 8.

Die erſte engliſche Ueberſetzung beſorgte Ralphe Robi
ſon, Lond. 1551. 4., ibid 1624. 4., dann folgten die Ueb
ſetzungen von Gilbert Burnet, Lond. 1682. 8., ibid 1684.
von Thomas Frognal Dibdin, Lond. 1809. 2 Bde. 8. u
von John A. Saint-John, Lond. 1838. 12.

Die erſte italieniſche Ueberſetzung erſchien von Piet
Giordani, Venez. 1548. 8.

Von ſpaniſchen Ueberſetzungen iſt mir nur die eine v
G. de Medinilla, Cordova 1636. 8., bekannt.

Die deutſche Literatur beſitzt drei Ueberſetzungen: Lei
1612. 8., Frkft. 1704. 8., ibid 1753. 8. Dieſe vierte Ueb
ſetzung, zu der ich aufgefordert worden bin dieſe Einleitu
zu ſchreiben, verdanken wir der gewandten Feder des Her
Hermann Kothe.

Daß eine neue Uebertragung dieſes claſſiſchen Werkes k
neswegs überflüſſig war, beweiſt ein Ausſpruch des berühm
Juriſten G. W. Böhmer. In ſeinem „Handbuch der Liter
tur des Criminalrechts“ (Göttingen 1816. 8.) ſchreibt er
Seite 258 —: „Eine neue Ueberſetzung von Thomas Mor
„Utopia“ würde unſere Literatur mit einem inter

ſanten Actenſtücke zur Geſchichte der Rechtsphiloſophie jenes Zeitalters bereichern und ſelbſt bei neuen Criminalgeſetzgebungen mit Nutzen angewendet werden können."

Ueber den Werth dieſes Werkes herrſcht nur Eine Stimme, die: daß es das würdigſte Seitenſtück zu Plato's „Republik" iſt. Die engliſche Literatur ſtellt es mit Stolz in die erſte Reihe ihrer Meiſterwerke. A. Cayley in ſeinen „Memoirs of Sir Tomas Morus" nennt es „a master-piece of wit and fancy". J. Macdiarmid in ſeinen „Lives of british statesmen" ſagt: The pleasing manner in which this work is written, the felicity of the style, the elegance of the satire, the acuteness of the remarks on men and manners, the freedom and manliness of the opinions, would have raised it to distinction in any age." H. Hallam in ſeiner „Introduction to the literature of Europa" ſetzt dieſen Lobeserhebungen die verdiente Krone auf, indem er ſagt: „We must not leave England without mention of the only work of genius that she can boast in this age: the Utopia of Sir Thomas More."

Ein Werk, für deſſen Werth ſolche Stimmen ſprechen, bedarf dann weiter keiner andern Empfehlung, um auch bei uns ſeines Erfolges gewiß zu ſein.

Schließlich erlaube ich mir Denjenigen, welche ſich für den Schöpfer dieſes Werkes intereſſiren, ein vollſtändiges Verzeichniß jener Schriften vorzulegen, die ſich ausführlich mit der Schilderung ſeines Lebens beſchäftigt haben.

Die älteſte Biographie Thomas Morus iſt von deſſen Schwiegerſohne William Roper „Vita Thomae Mori", Lond. 1626. 8, neu herausgegeben von T. Hearne, Oxon. 1716. 8.

Dann folgen:

T. More *), The life of Thomas Morus, Lond. 1627. 8. ibid 1727. 8. (Deutſch von T. Arnold, mit Vorrede von C. G. Jöcher, Leipzig 1741. 8.)

J. Hoddesdon, Thomae Mori vita et excitus, or the history of Sir Thomas More, Lond. 1652. 8. ibid 1662. 12.

(D. Reggi). Vita di Tomas Moro, Milan. 1675. 12. Bologna 1681. 12. Padov. 1703. 12. (Die erſte Auflage erſchien ohne Namen des Verfaſſers.)

---

*) Ein Enkel des Kanzlers.

J. Wahlius, Dissertatiuncula scholastica s. programma de Thoma Moro, Angliae Cancellario, Altenburg, 1684. 4.

F. Warner, Memoirs of the life of Thomas Morus, London 1758. 8.

A. Cayley, Memoirs of the Sir Thomas Morus (with a new translation of his Utopia) Lond. 1804. 2 Bde. 4.

J. Macdiarmid, Lives of british statesmen. London 1807. 4. (Enthält eine ausführliche Lebensbeſchreibung von More, Cecil, Wentworth und Hale)

G. T. Rudhart, Thomas Morus, Nürnb. 1829. 8.

J. Mackintosh, The life of Sir Thomas Morus. London 1830. 8. ibid. 1844. 8.

Princesse de Craon, Thomas Morus, Par. 1833. 2 Bde. 8. (Mehr Roman als Geſchichte, aber nicht unintereſſant)

Doch nicht blos Clio, auch Melpomene hat ſich dieſes dankbaren Stoffes bemächtigt und das Leben dieſes berühmten Mannes zu wirkſamen Dramen benutzt. Mir ſind vier Trauerſpiele ſeines Namens bekannt:

Thomas Morus, Tragédie von Puget de la Serre. Paris 1642. 8. *)

Thomas Morus, im vierten Bande von J. G. Dyk's „Nebentheater“. Leipzig 1786—88. 6 Bde. 8.

Thomas Morus, Trauerſpiel von Knippeln. Berl. 1785. 8.

Thomas Morus, Trauerſpiel. Leipz. 1791.

Thomas Morus, Trauerſpiel von Silvio Pellico, überſetzt von Duttenhofer.

Auch die Muſe der Muſik hat dieſen ergreifenden Stoff nicht unbenutzt gelaſſen: Leo Allacci in ſeiner „Drammaturgia“ zählt unter dem Titel „Tomaso Moro“ zwei Oratorien auf, wovon das eine von G. Neri (1688), das andere von B. M. Orlandi in Muſik geſetzt iſt.

Möge ſich bald einer unſerer neuen Meſſiaſſe der dramatiſchen Literatur dieſes Stoffes bemächtigen, um der deutſchen Bühne ein Stück zu ſchenken, das mit dem des Silvio Pellico würdig in die Schranken treten kann!

Leipzig, im November 1845.

E. M. Oettinger.

---

*) Das erſte franzöſiſche Trauerſpiel, das in Proſa geſchrieben iſt.

Erſtes Buch.

Heinrich VIII., der unüberwindliche König von England, ein Fürſt von ſeltenem und überlegenem Geiſte, hatte vor nicht langer Zeit einen Zwiſt von gewiſſer Bedeutung mit dem durchlauchtigen Carl, Prinzen von Caſtilien. Ich wurde damals mit der Miſſion, dieſe Angelegenheiten zu ordnen und möglichſt ins Reine zu bringen, als Geſandter nach Flandern geſchickt.

Man hatte mir den unvergleichlichen Cuthbert Tunſtall beigegeben, welchem der König unter dem Beifall Aller die Siegel des Erzbisthums von Canterbury anvertraut hatte. Ich werde hier nichts zu ſeinem Lobe ſagen, nicht etwa aus Furcht, daß man meine Freundſchaft der Schmeichelei beſchuldigen möchte, ſondern weil ſeine Kenntniſſe und ſeine Tüchtigkeit über mein Lob erhaben ſind; ſein Ruf iſt ſo glänzend, daß Jemand, der ſeine Verdienſte rühmen wollte, einem Sprüchwort gemäß mit der Laterne gegen die Sonne leuchten würde.

In Brügge, der für die Conferenz beſtimmten Stadt, trafen wir die Geſandten des Prinzen Carl, alle ſehr ausgezeichnete Männer. Der Gouverneur von Brügge war der Chef und das Haupt dieſer Geſandtſchaft, während Georg von Thamaſia, der Prevot von Mont-Caſſel, den Mund und die Seele derſelben bildete. Dieſer Mann, der ſeine Beredtſamkeit weniger der Kunſt als der Natur verdankt, galt für einen der größten Rechtsgelehrten in Staatsangelegenheiten; ſeine perſönlichen Fähigkeiten, verbunden mit einer langjährigen Geſchäftspraxis, machten ihn zu einem äußerſt gewandten Diplomaten.

Der Congreß hatte bereits zwei Sitzungen gehalten, konnte ſich aber über mehrere Punkte nicht vereinigen. Die Geſandten von Spanien nahmen darauf Abſchied von uns, um ſich nach Brüſſel zu begeben und dort den Willen des Prinzen zu erfahren. Ich meinerſeits benutzte dieſe Muße dadurch, daß ich nach Antwerpen reiſte.

Während meines Aufenthalts in dieſer Stadt empfing ich häufig Geſellſchaft; keine von allen Bekanntſchaften aber war mir angenehmer, als diejenige Peter Gilles', eines ſehr biederen Antwerpeners. Dieſer junge Mann, der unter ſeinen Mitbürgern einer ehrenvollen Stellung genießt, verdient ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Moralität halber eine der erhabenſten, denn ſeine Bildung ſteht in Nichts der Vortrefflichkeit ſeines Charakters nach. Seine Seele iſt Allen offen; für ſeine

Freunde aber bewährt er ſo viel Wohlwollen, Liebe, Treue und Hingebung, daß man ihn, ohne ſich an der Wahrheit zu verſündigen, das vollkommenſte Muſter der Freundſchaft nennen könnte. Beſcheiden und ohne Falſch, einfach und klug, weiß er mit Geiſt zu reden, und ſeine Scherze werden nie beleidigend. Genug, die Vertraulichkeit, die ſich bald zwiſchen uns entſpann, hatte etwas ſo Angenehmes und Bezauberndes, daß ſie in mir den Schmerz der Erinnerung an mein Vaterland, mein Haus, meine Gattin und meine Kinder milderte, und die Beſorgniſſe, welche eine Abweſenheit von mehr als vier Monaten erwecken mußte, ſogar zu beſchwichtigen vermochte.

Eines Tages beſuchte ich die Notre-Dame. Dieſe Kirche wird nicht allein von den Einwohnern ſehr verehrt, ſondern bildet auch eines unſerer ſchönſten Meiſterwerke der Architektur. Nach beendigtem Gottesdienſte wollte ich ſoeben in mein Hotel zurückkehren, als ich plötzlich vor Peter Gilles ſtand, der mit einem ſchon ältlichen Fremden plauderte. Der ſonnengebräunte Teint des Unbekannten, ſein langer Bart, ſein Rock, der nachläſſig bis zur Hälfte zurückfiel, ſeine Miene und ſeine Haltung ließen in ihm einen Schiffspatron vermuthen.

Kaum hatte Peter mich bemerkt, als er mir entgegenkam, mich grüßte und ſeinen Begleiter, der eben eine Erwiderung auf den Lippen hatte, ein wenig entfernte.

— Dieſen Herrn hier, ſagte er, ſtand ich ſoeben
im Begriffe zu Ihnen zu führen.

— Schon um Ihretwillen, mein Freund, würde
er mir herzlich willkommen geweſen ſein ...

— Und gewiß auch, wenn Sie ihn kennten, um
ſeiner ſelbſt willen. Von Niemandem würden Sie über
Menſchen und unbekannte Länder ſo genaue und intereſſante Details erfahren können, als eben von ihm.
Und ich weiß ja, daß dergleichen Neuigkeiten für Si
einen ungemeinen Reiz haben.

— Ich habe alſo nicht ſehr fehlgeſchoſſen; ich hiel
ihn ſogleich für einen Schiffspatron.

— Sie irren ſehr! ſagte Peter: er iſt freilich zu
See geweſen, aber nicht als Palinur. Er ſpielte viel
mehr die Rolle eines Ulyſſes oder gar eines Plato
Hören Sie ſeine Geſchichte:

„Raphael Hythlodée (der erſte dieſer Namen iſ
derjenige ſeiner Familie) verſteht ſehr gut das Lateiniſch
und hat das Griechiſche ganz in ſeiner Gewalt. Da
Studium der Philoſophie, der er ſich ausſchließlich ge
widmet, hat ihn veranlaßt, ſich die Sprache von Athe
vorzugsweiſe vor derjenigen Roms zu eigen zu mache
Daher wird er Ihnen über die geringfügigſten Gegen
ſtände nur Stellen aus dem Cicero oder Seneca cit
ren. Sein Vaterland iſt Portugal. Noch ſehr jun
trat er ſein elterliches Erbtheil ſeinen Brüdern ab, un
da er der Luſt, die Welt zu durchmeſſen, nicht wide
ſtehen konnte, ſchloß er ſich der Perſon und dem Glück

ſtern des Amerigo Vespuzzi an. Während der drei letzten von den vier Reiſen, deren Beſchreibung man heutiges Tages überall lieſt, hat er dieſen großen Seefahrer keinen Augenblick verlaſſen. Aber er kehrte nicht mit dieſem nach Europa zurück. Seinen dringenden Bitten nachgebend, erlaubte Amerigo ihm, einer von jenen „Vierundzwanzig“ zu ſein, die im Innern Neucaſtiliens zurückblieben. Seinem Wunſche gemäß wurde er alſo an dieſem Geſtade gelaſſen; denn den Tod in fremdem Lande fürchtet unſer Held nicht; er macht ſich wenig aus der Ehre, in einem gehörigen Sarge zu verweſen, und oft genug hört man von ihm den Sinnſpruch: »Dem Leichnam ohne Begräbniß dient der Himmel ſtatt des Leichentuchs; den Weg zu Gott findet man überall.« Dieſer abenteuerliche Charakter wäre ihm vielleicht verderblich geworden, hätte die Vorſehung ihn nicht beſchützt. Wie dem auch ſei, nach der Abfahrt des Vespuzzi durchwanderte er mit fünf Caſtilianern eine Menge Länder, gelangte, wie durch ein Wunder, zu Schiffe nach Taprobana und von dort nach Calcutta, wo er portugleſiſche Schiffe fand, deren eines ihn gegen alles Erwarten in ſein Vaterland zurückbrachte.“

Als Peter mit ſeiner Erzählung zu Ende war, dankte ich ihm für ſeine Gefälligkeit und ſeinen verbindlichen Eifer, mich der Unterhaltung eines ſo außergewöhnlichen Menſchen genießen zu laſſen; darauf näherte ich mich Raphael und führte ihn, nach den bei der erſten Anknüpfung einer Bekanntſchaft üblichen Complimenten, mit Peter Gilles nach meiner Wohnung. Dort ſetzten wir uns in den Garten auf eine Raſenbank, und die Converſation begann.

Zuerſt erzählte mir Raphael, wie er und ſeine Gefährten, nach der Abfahrt des Vespuzzi, durch ihre Freundlichkeit und mancherlei gute Dienſte ſich die Freundſchaft der Eingeborenen gewonnen und wie ſie mit dieſen friedlich und im beſten Einverſtändniß gelebt hätten. Er erzählte ſogar von einem Fürſten, deſſen Land und Name mir jedoch entfallen ſind, der ſie auf das Bereitwilligſte in ſeine Protection genommen. Dieſer Freigebige lieferte ihnen Barken, Fahrzeuge und alles Uebrige, was die Fortſetzung ihrer Reiſe erheiſchte. Ein treuer Führer bekam Auftrag, ſie zu begleiten und mit den ausgezeichnetſten Empfehlungen anderen Fürſten vorzuſtellen.

Nach einem mehrtägigen Marſche fanden ſie Flecken, wohlverwaltete Städte, zahlreiche Völkerſchaften, mächtige Staaten.

Unter dem Aequator, fügte Raphael hinzu, und innerhalb der beiderſeitigen Wendekreiſe ſahen ſie unermeßliche Einöden, die ein Feuerhimmel unaufhörlich verſengte. Alles füllte ſie hier mit Schrecken und Entſetzen. Das ungebaute Land hatte keine anderen Bewohner, als wilde Raubthiere, häßliches Gewürm, oder Menſchen, die noch ſchrecklicher waren, als jene Thiere. Je weiter man ſich vom Aequator entfernte, einen um ſo ſanfteren Charakter nahm die Natur allmälig an; die Hitze war weniger brennend, die Erde ſchmückte ſich mit einem lachenden Grün, die Thiere waren nicht mehr ſo wild. Noch weiterhin traf man auf Völkerſchaften, Städte und Flecken, wo ein lebhafter Land- und Seehandel getrieben wurde nicht allein in das Innere und mit den Grenzländern, ſondern auch mit ſehr entfernten Nationen.

Dieſe Entdeckungen entflammten den Eifer Raphaels und ſeiner Gefährten. Was aber mehr als dies Alles ihre Reiſeluſt vergrößerte, war der Umſtand, daß ſie ohne Schwierigkeit Zutritt zu dem erſten ſegelfertigen Schiffe erhielten, möchte nun die Beſtimmung deſſelben auch ſein welche ſie wolle.

Die erſten Fahrzeuge, die ſie bemerkten, waren flach, die Segel derſelben von Weiden oder Schilfblättern geflochten, und einige von Fellen. Später ſahen ſie Fahrzeuge mit ſpitzen Schnäbeln und Segeln von Hanf; diejenigen aber, die ſie zuletzt fanden, waren in Allem den unſrigen ähnlich und wurden von geſchickten Matroſen geführt, die den Himmel und das Meer kannten, obgleich ſie vom Compaß noch keine Idee hatten.

Dieſe guten Leute waren von Bewunderung und dem lebhafteſten Dank hingeriſſen, als unſere Caſtilianer ihnen eine Magnetnadel zeigten. Bis dahin hatten ſie ſich nur mit Beſorgniß ins Meer gewagt. Heute trotzen ſie, den Compaß in der Hand, den Stür-

men und dem Winter mit mehr Vertrauen, als Siche
heit; denn wenn ſie nicht behutſamer zu Werke gehe
kann dieſe ſchöne Erfindung, die ihnen die größte
Vortheile ſichern zu müſſen ſchien, durch ihre Unvo
ſichtigkeit ihnen leicht eine Quelle von Unglücksfälle
werden.

Ich würde gar zu lang ſein, wollt' ich hier Alle
berichten, was Raphael auf ſeinen Reiſen geſehen ha
Außerdem iſt dies nicht der Zweck dieſes Werkes. Vie
leicht werde ich ſeine Erzählung in einem beſondere
Buche ergänzen, wo ich vorzüglich auf die Sitte
Gebräuche und zweckmäßigen Einrichtungen derjenig
civiliſirten Völker näher eingehen werde, die er b
ſucht hat.

Wir drängten ihn in Betreff dieſes gewichtig
Stoffes mit tauſend Fragen, und er fand ein Be
gnügen darin, unſerer Wißbegierde zu genügen. Na
jenen fabelhaften Ungeheuern, die das Verdienſt d
Neuheit bereits verloren haben, fragten wir ihn nich
Scyllen, Celenen, Menſchenfreſſer und ähnliche Mi
wunder und Mißgeburten findet man überall. E
wenig seltener iſt eine vernünftig und durchgreifen
zweckmäßig organiſirte Geſellſchaft.

Um aufrichtig zu ſein, ſo bemerkte Raphael unt
dieſen neuen Völkern mitunter Einrichtungen, die nic
viel beſſer als die unſrigen waren; auf der ande
Seite aber fand er auch eine nicht geringe Anzahl vo
Geſetzen, die leicht der Art ſein möchten, die Städ

Nationen und Staaten des alten Europa zu erleuchten und zu regeneriren.

All' dieſe Dinge, ich wiederhole es, werden mir den Stoff für ein anderes Werk abgeben. In dem gegenwärtigen werde ich nur das berichten, was Raphael uns von den Sitten und Einrichtungen des utopiſchen Volks erzählte. Vorher erlaube ich mir jedoch, den Leſer von der Art und Weiſe zu unterrichten, in welcher die Converſation auf dieſem Terrain gepflogen wurde.

Raphael ließ in ſeine Erzählung gewichtige Reflexionen einfließen. Während er jede Regierungsform prüfte, analyſirte er mit bewundernswürdigem Scharfſinn das Zweckmäßige und Uebereinſtimmende in der einen, und das Schlechte und Falſche in der andern. Hörte man dieſen Competenten ſo die Einrichtungen und Sitten der verſchiedenen Völker gegeneinander abwägen, ſo hätte man vermuthen ſollen, er habe ſein ganzes Leben lang in Ländern verweilt, die er gleichwohl nur berührt hatte.

Peter konnte ſeine Bewunderung nicht zurückhalten.

— In der That, ſagte er, es befremdet mich ungemein, lieber Raphael, daß Sie nicht bei irgend einem Fürſten Dienſt ſuchten. Sie würden einem ſolchen, ich bin davon überzeugt, eben ſo willkommen als nützlich ſein. Seine Mußeſtunden würden Sie durch Ihre univerſalen Kenntniſſe als Geograph und Anthropolog ſehr angenehm ausfüllen, und eine Menge von bewährenden Beiſpielen, die Sie ihm citiren könnten, würden ihm eine ſolche Belehrung und unſchätzbare Rathſchläge ſichern. Zugleich könnten Sie dadurch ſich und den Ihrigen die glänzendſten Ausſichten eröffnen.

— Um das Schickſal der Meinigen, erwiderte Hythlodée, beunruhige ich mich wenig. Ich glaube ihnen gegenüber meinen Pflichten leidlich genügt zu haben. Andere pflegen ſich erſt dann, wenn ſie bereits mit einem Fuße im Grabe und mit dem andern nachzufolgen im Begriff ſtehen, ihrer Güter zu entäußern, und ſelbſt dann noch laſſen ſie nur äußerſt ungern fahren, was die ohnmächtige Hand nicht mehr feſtzuhalten vermag. Ich dagegen habe in der Blüthe und vollen Kraft der Jugend Alles meinen Verwandten und Freunden geſchenkt. Sie werden ſich, denk' ich, über meinen Egoismus nicht beklagen; ſie werden nicht verlangen, daß ich, um ihre Taſchen mit Gold zu füllen, mich einem Könige zum Sklaven anbieten ſolle.

— Verſtehen wir uns recht, ſagte Peter: meine Meinung iſt nicht, daß Sie einem Fürſten als Knecht, ſondern daß Sie ihm als Miniſter dienen ſollten.

— Die Fürſten, mein Freund, kennen zwiſchen beiden wenig oder gar keinen Unterſchied. Die lateiniſchen Worte servire und inservire unterſcheiden ſie blos nach der Sylbenzahl.

— Nennen Sie die Sache, wie es Ihnen gefällt, erwiderte Peter: ich wenigſtens ſehe darin für Sie das beſte Mittel, ſowohl dem Staat und den Individuen nützlich zu ſein, als ſich ſelbſt eine glückliche Stellung zu ſichern.

— Eine glückliche, ſagen Sie! und wie könnte das, was meinen Gefühlen, meiner Denkweiſe, meinem Charakter widerſtrebt, zu meinem Glücke beitragen? Wie ich jetzt lebe, bin ich frei, ich mache was ich will, und ich zweifle, daß viele von Denen, die ſich in den Purpur kleiden, von ſich daſſelbe ſagen können. Der Ehrgeizigen, die nach der Gunſt des Thrones ſtreben, giebt es die Hülle und die Fülle; die Könige werden mich und zwei oder drei Andere, die mit mir gleicher Meinung ſind, unter jenen Höflingen nicht ſehr vermiſſen.

Ich nahm jetzt das Wort:

— Augenſcheinlich, Raphael, jagen Sie weder dem Glücke noch großem Einfluß nach, und was mich betrifft, ſo hege ich deshalb nicht weniger Bewunderung und Achtung für Sie, als wenn Sie an der Spitze eines Reiches ſtänden. Dennoch ſcheint es mir eines ſo edlen und denkenden Geiſtes, wie des Ihrigen, vollkommen würdig, all' ſeine Talente der Leitung öffentlicher Angelegenheiten zuzuwenden, und ſollten Sie deshalb Ihr perſönliches Wohlbefinden außer Augen ſetzen müſſen. Das beſte Mittel dazu aber iſt unſtreitig, in den Rath irgend eines Fürſten zu treten; denn ich bin überzeugt, daß Sie den Mund nie öffnen werden, außer der Ehre und Wahrheit zum Frommen. Sie wiſſen es, der Fürſt iſt die Quelle, aus welcher das Gute

und das Böſe ſich wie ein Strom unter das Vo
gießt; und Sie beſitzen ſo viele Kenntniſſe und Ta
daß Sie, wenn Ihnen die Geſchäftsroutine ab
ſollte, ſelbſt dann noch einen vortrefflichen M
unter dem unwiſſendſten König abgeben würden.

— Sie verfallen in einen zweifachen Irrthum
theurer Morus! erwiederte Raphael. Sie täuſche
ſowohl in Beziehung auf den Sachbeſtand als a
Perſon. Ich beſitze bei weitem nicht die Fähigkei
Sie mir zuſchreiben; doch geſetzt auch, ich beſä
in hundertfachem Maße, ſo würde dennoch die
opferung meiner Ruhe der Oeffentlichkeit von k
Nutzen ſein. Den Fürſten liegt zuvörderſt nu
Krieg am Herzen (und gerade die Taktik iſt eine W
ſchaft, die ich nicht kenne und auch niemals k
lernen mag). Die ſegensreichen Künſte des Fri
vernachläſſigen ſie. Handelt es ſich um die Erweit
ihrer Grenzen, ſo iſt ihnen jedes Mittel recht;
Geweihtes noch Weltliches, weder Verbrechen noch
macht ihre Entſchlüſſe wankend. Viel weniger m
ſie ſich daraus, die ihrer Herrſchaft unterworfenen
ten auch wohl zu regieren. — Was nun die Räth
Könige betrifft, ſo möchte ihr Charakter folgender
Die Einen ſchweigen, und zwar mit Grund. Es
Noth, daß ſie ſelbſt berathen würden. Andere
fähig und wiſſen es; dieſe aber ſind beſtändig der
nung Desjenigen, der am meiſten in Gunſt ſteht;
Entzücken applaudiren ſie ſelbſt den ſchalſten Ausſpr

die er vorzubringen beliebt. Dieſe verächtlichen Schmarotzer kennen nur ein einziges Ziel: dasjenige, durch niedrige und verbrecheriſche Schmeichelei die Protection des erſten Günſtlings zu gewinnen. Die Uebrigen ſind Sklaven ihrer Eigenliebe; ſie hören nur auf ihre eigene Meinung. Dies kann nicht befremden. Die Natur befiehlt Jedem, die Kinder ſeines Geiſtes für ſchön zu halten. So liebkoſ't der Rabe ſeine Brut und der Affe ſeine Jungen. — Was geſchieht nun im Innern dieſer Miniſterien, in welchen Neid, Eitelkeit und Eigennutz vorherrſchen? Sucht Jemand eine vernünftige Meinung auf die Geſchichte oder die Gebräuche anderer Länder zu ſtützen? Alle Uebrigen würden ſich darüber empören; ihre Eigenliebe würde ſich beleidigt finden, wie wenn man ihnen alle Weisheit abſprechen und ſie für blödſinnig verſchreien wollte. Sie grübeln ſo lange nach, bis ſie irgend einen Gegengrund aufgefunden haben, und führt ihr Gedächtniß oder ihre Logik ſie auf einen Irrweg, ſo flüchten ſie ſich hinter den Gemeinſpruch: „Unſere Väter dachten und handelten ſo; wollte Gott, wir ſtänden unſeren weiſen Vätern nicht nach!“ Und dann ſetzen ſie ſich und brüſten ſich, als hätten ſie einen Orakelſpruch verkündigt. Nach ihnen ſollte man fürchten, der Untergang der Geſellſchaft könne nicht ausbleiben, wenn ſich Jemand fände, der klüger wäre als ſeine Voreltern. Gleichwohl laſſen uns die guten Einrichtungen, die wir von ihnen ererbt, ziemlich kalt, und ſobald eine zweckmäßige Neuerung aufkommen will,

klammern wir uns, um dem Fortſchritt in den
zu treten, an das Alte. Faſt überall habe ich
gleichen eigenſinnige, abgeſchmackte und hochmüt
Staatsbeamte gefunden. So traf ich einmal in
land . . .

— Um Verzeihung! unterbrach ich Raphael:
waren alſo auch in England?

— Einige Monate, ja. Es war kurz nach
Bürgerkriege zwiſchen Weſtengland und dem Könige
einem Kriege, der ſich mit einer ſchrecklichen Ni
metzelung der Inſurgenten endigte. Während dieſer
erzeigte mir der ſehr ehrwürdige Jean Morton, K
nal-Erzbiſchof von Canterbury und Kanzler von
land, große Verbindlichkeiten.

— Er war — ich rede hier blos zu Ihnen,
lieber Peter, denn Morus hat dergleichen Belehru
nicht nöthig — er war ein Mann, den man um
nes Charakters und ſeiner Tugend noch mehr ſch
mußte, als wegen ſeiner hohen Würden. Sein
lerer Wuchs beugte ſich nicht unter der Wucht de
ters; ohne ſtreng zu ſein, gebot ſeine Miene Acht
Andern gegenüber zeigte er ſich zu gleicher Zeit
zwungen, ernſt und bedachtſam. Er liebte es
Bittſteller mitunter durch ſtrenge Worte zu prüfen
jedoch nie kränkend wurden; er war vielmehr ent
bei ihnen auf Geiſtesgegenwart und lebhafte Aeuß
gen zu treffen, ſobald die letzteren nur nicht in

pertinenz ausarteten. Durch dieſes Verfahren ſuchte er über das größere oder geringere Verdienſt zu urtheilen und es nach ſeiner Beſonderheit zu würdigen. Seine Sprache war rein und energiſch; ſeine Rechtskenntniß tief, ſein Urtheil treffend, ſein Gedächtniß bewundernswürdig. Dieſe glänzenden Naturgaben hatte er noch durch Uebung und Studium entwickelt. Seine Meinung galt beim Könige viel; der Letztere betrachtete ihn als eine der feſteſten Stützen des Staats. Sehr jung von der Akademie an den Hof gekommen, ſein ganzes Leben hindurch inmitten der gewichtigſten Ereigniſſe, und unaufhörlich vom ſtürmiſchen Meere des Schickſals umhergeſchaukelt, hatte er ſich, unter beſtändig neu erſtehenden Schwierigkeiten, einen außergewöhnlichen Scharfblick und eine tiefe Kenntniß von dem Beſtehenden angeeignet, die ſich, ſo zu ſagen, mit ihm ſelbſt identifizirt hatte.

— Eines Tags war ich bei dieſem Prälaten zu Tiſch. Der Zufall ließ mich dort auf einen Laien treffen, der jedoch in dem Rufe eines großen Rechtskundigen ſtand. Dieſer Menſch überhäufte, ich weiß nicht zu welchem Zweck, die ſtrenge Juſtiz gegen die Diebe mit Lobpreiſungen. Mit großem Wohlbehagen erzählte er, wie man ſie hier und dort zu Zwanzigen an einem und dem nämlichen Galgen aufknüpfte. „Und dennoch, fügte er hinzu, welcher Uebelſtand! von all' dieſen Spitzbuben entgehen kaum zwei oder drei dem Strick, und England liefert deren von allen Seiten neue.“

— Mit jener Ungezwungenheit der Rede, di
dem **Kardinal** gegenüber beobachtete, ſagte ich da

— „Darin liegt nichts, worüber Sie ſich wu
dürſten. In dieſer Beziehung iſt der Tod eine eb
ungerechte als unnütze Strafe. Um den Diebſta
beſtrafen, iſt ſie zu grauſam, und um ihn zu ve
dern, zu ſchwach. Der einfache Diebſtahl verdien
Galgen nicht, und die ſchrecklichſte Buße wird Denje
nicht vom Stehlen zurückſchrecken, dem nur dies
Mittel übrig bleibt, um nicht Hungers zu ſte
Hierin gleicht die Juſtiz Englands und manch
deren Länder einem ſchlechten Lehrer, der ſeine S
lieber ſchlägt, als unterrichtet. Man unterzieh
Diebe den ſchrecklichſten Martern. Wäre es
beſſer, allen Gliedern der Geſellſchaft die Exiſten
ſichern, damit Niemand ſich in die Nothwendigkeit
ſetzt ſähe, zuerſt zu ſtehlen und dann vom Leben
Tode gebracht zu werden?“

— „Dafür iſt von der Geſellſchaft geſorgt!
derte mein Rechtskundiger: die Induſtrie, der Ack
bieten dem Volke eine Menge von Exiſtenzmit
aber es giebt Geſchöpfe, die das Verbrechen der
vorziehen.“

— „Jetzt ſind Sie, wo ich Sie haben wollte
widerte ich. Von Denjenigen, die mit Wunden
deckt aus inneren oder auswärtigen Kriegen heimke
will ich gar nicht einmal reden, obgleich ich dazu
Grund hätte. Denn wie viele Soldaten verloren

in der Schlacht von Cornwallis oder in dem Feldzuge gegen Frankreich ein oder mehrere Glieder im Dienſte des Königs und des Vaterlandes! Dieſe Unglücklichen waren zu ſchwach geworden, um ihr altes Handwerk fortzutreiben, und zu alt, um noch ein neues zu erlernen. Aber laſſen wir das; wir leben nicht immer in Kriegszeiten. Werfen wir die Augen auf Das, was täglich um uns her vorfällt.

„Die vornehmſte Urſache des öffentlichen Elends beſteht in der übermäßigen Anzahl von Edlen, die ſich, gleich müſſigen Horniſſen, von ihres Nächſten Schweiß und Arbeit nähren, und die ihre Ländereien bebauen laſſen, indem ſie, um ihre Revenüen zn vermehren, ihre Pächter bis auf's Blut ausſaugen; eine andere Oekonomie kennen ſie nicht. Aber handelt es ſich darum, ſich ein Vergnügen zu verſchaffen, ſo ſind ſie verſchwenderiſch bis zum Wahnſinn, und ſollten ſie dadurch an den Bettelſtab gerathen. Nicht minder beklagenswerth iſt es, daß ſie ganze Schaaren von müßigen Dienern, die nichts gelernt, wodurch ſie ſich ihre Exiſtenz ſichern könnten, in ihrem Gefolge haben.

„Wenn dieſe Diener erkranken oder ihren Herrn durch den Tod verlieren, giebt man ihnen den Abſchied; denn man will lieber Müſſiggänger als Kranke ernähren, und häufig iſt auch der Erbe des Verſtorbenen nicht fähig, die ihm überkommene Dienerſchaft fortzuhalten.

„Nun ſind dieſe Leute, wenn ſie nicht das Herz haben, zu ſtehlen, dem Hungertode ausgeſetzt. In

der That, was bleibt ihnen übrig? Während ſie
neues Unterkommen ſuchen, reiben ſie ihre Geſundh
und ihre Kleider auf; und wenn die Krankheit ſie
bleicht und die Zeit ſie in Lumpen gehüllt hat, erſchri
man vor dem Gedanken, ſie in Dienſt zu nehm
Selbſt die Bauern fühlen ſich dazu nicht gedrung
Von einem Menſchen, der ſich von Jugend auf
Müſſiggange und in Vergnügungen bewegt hat,
nur Säbel und Schild zu tragen, mit ſtolzem A
auf die Nachbarſchaft herabzuſehen und alle Welt
verachten gewohnt iſt — von einem ſolchen Menſc
wiſſen ſie recht gut, daß er ſich wenig dazu eig
den Spaten und die Karſt zu handhaben und im Die
eines armen Landmanns um geringen Lohn und k
Nahrung getreulich zu arbeiten.“

— „Gerade dieſe Menſchenklaſſe iſt es, ließ
mein Gegner hierauf vernehmen, die der Staat
der größten Sorgfalt unterhalten und vervielfälti
muß. Bei ihnen findet man mehr Muth und geiſ
Tüchtigkeit, als beim Handwerker und Ackersma
Sie ſind größer und ſtärker, und gehen ſie zum H
ab, ſo darf man, wenn eine Schlacht geliefert we
ſoll, gerade von ihnen am meiſten erwarten.“

— „Mit anderen Worten, erwiderte ich: um
Waffen Ruhm und Erfolg zu ſichern, muß man
Diebe vervielfältigen. Denn für die letzteren bi
jene Müſſiggänger eine unerſchöpfliche Schule.
beim Licht betrachtet ſind Spitzbuben nicht die ſchle

ſten Soldaten, und Soldaten ſind nicht die furchtſamſten Spitzbuben; es giebt viel Analoges zwiſchen dieſen beiden Metiers.' Unglücklicher Weiſe leidet nicht England allein an dieſer geſellſchaftlichen Wunde; ſie haftet faſt an allen Nationen.

„Eine noch weit gefährlichere Peſt nagt an dem inneren Leben Frankreichs. Jeder Fußbreit Landes iſt dort mit Truppen wie beſäet, die vom Staat in Regimenter vertheilt und beſoldet werden. Und dies geſchieht in Friedenszeiten — wenn man anders Pauſen, in welchen der Krieg kaum mehr als Athem ſchöpft, ſo nennen darf. Dies traurige Syſtem rechtfertigt man mit dem nämlichen Grunde, nach welchem es Ihnen nothwendig ſcheint, Myriaden unthätiger Diener zu unterhalten. Gewiſſe furchtſame und finſtere Politiker ſind der Anſicht geweſen, als erfordere die Sicherheit des Staats eine zahlreiche, ſtarke, beſtändig unter den Waffen ſtehende und aus Veteranen zuſammengeſetzte Armee. Neulingen wagen ſie ſich nicht anzuvertrauen. Man ſollte faſt meinen, daß ſie den Krieg nur deshalb erregten, um dem Soldaten das Exercitium beizubringen und, wie Salluſt ſagt, um durch dieſe große Menſchenſchlächterei zu verhindern, daß ſein Herz und ſeine Hand nicht einſchlafen.

„Frankreich lernt auf ſeine Unkoſten die Gefahr kennen, dieſe Art fleiſchfreſſender Thiere zu ernähren. Gleichwohl dürfte es ſeine Augen nur auf die Römer, die Carthaginenſer und eine Menge anderer Völker des

Alterthums werfen. Was iſt ihnen aus dieſen u
heuren und immer ſchlagfertigen Armeen erwachſen?
Verwüſtung ihrer Länder, die Zerſtörung ihrer St
der Untergang ihres Reichs. Ja, wenn es den F
zoſen noch genützt hätte, ihre Soldaten gleichſam ſ
als Säuglinge einzuexerciren! Aber Frankreichs V
ranen haben mit den Neugeworbenen Englands zu
gehabt, und ich weiß nicht, ob ſie ſich rühmen kön
häufig die Oberhand behalten zu haben. Ich will
dieſes Capitel ſchweigen; es möchte den Anſchein
ben, als ſuchte ich Denjenigen, die mir zuhören,
ſchmeicheln.

„Kommen wir auf Ihre kriegstüchtigen Bedie
zurück.

„Sie haben, ſagen Sie, mehr Muth und S
für Großes, als Handwerker und Bauern. Ich
meinen Theil glaube nicht, daß ein Bedienter V
große Furcht machen werde, Diejenigen ausgenom
deren Körperſchwäche lähmend auf ihre Seelenſtärke
gewirkt und deren Energie durch das Elend verni
iſt. Die Bedienten, ſagen Sie ferner, ſeien g
und ſtärker. Aber iſt es ſchade, zu ſehen, wie ſ
und ſchöne Menſchen (denn die Vornehmen wählen
Opfer ihrer verderbten Sitten aus) ſich in Unthäti
verzehren und durch weibiſche Beſchäftigungen verw
lichen, während man ſie dadurch, daß man ihnen
ehrſames Handwerk zuwieſe und ſie von ihrer H

Arbeit zu leben gewöhnte, fleißig und nützlich machen könnte?

„Von welcher Seite ich die Frage betrachten mag, dieſe unzählige Maſſe von müſſigen Menſchen ſcheint mir für das Land, ſelbſt für den Fall eines Kriegs, der ſich übrigens immer vermeiden läßt, ohne Nutzen. Dem Frieden gereicht ſie außerdem zu einer wahren Plage; und der Friede verdient wohl, daß man ſich mit ihm eben ſo angelegentlich beſchäftigt, als mit dem Kriege.

„Aber der Herren- und Bedientenſtand ſind nicht die einzigen Urſachen der Diebereien, von welchen Sie heimgeſucht werden. Es giebt eine andere, die ausſchließlich Ihrer Inſel eigenthümlich iſt.“

— „Und worin beſteht dieſe?“ fragte der Kardinal.

— „In den unzähligen Schafheerden, die heutiges Tages ganz England bedecken. Dieſe überall anderswo ſo ſanften und genügſamen Thiere ſind bei Ihnen ſo gefräßig und grauſam, daß ſie ſich ſelbſt an den Menſchen vergreifen und ſie von den Feldern, aus den Häuſern und Dörfern verjagen.

„In der That, nach allen Punkten des Königreichs, wo man die feinſte und koſtbarſte Wolle einſammelt, ſieht man die Vornehmen, die Reichen und ſogar ſehr ehrwürdige Abbé's hinzueilen, um ſich das Terrain ſtreitig zu machen. Ihre Renten, ihre Privilegien, die Revenüen ihrer Ländereien genügen dieſen armen Leuten nicht; ſie ſind nicht zufrieden damit, in Unthätigkeit und Vergnügungen zu leben, der Oeffentlichkeit zur Laſt und dem Staat ohne Nutzen. In Umkreiſen von vielen Meilen entfremden ſie den Boden der Cultur, ſie verwandeln ihn in Weiden, ſie reißen Häuſer und Dörfer nieder und verſchonen nur die Kirchen — um Stallungen für ihre Hammel zu erhalten. Die bewohnteſten und am beſten cultivirten Stellen ſchaffen ſie in Einöden um. Ohne Zweifel fürchten ſie, daß es zu viele Gärten und Holzungen geben und daß es den wilden Thieren an Boden fehlen möchte.

„So umzieht ein habſüchtiger Nimmerſatt mehre Tauſend Morgen Landes mit einer einzigen Ringmauer; rechtſchaffene Landleute werden aus ihren Häuſern verjagt, die Einen durch Betrug, die Anderen durch Gewalt, die Glücklichſten durch eine Kettenreihe von Bedrückungen und Plackereien, wodurch ſie gezwungen werden, ihre Beſitzthümer zu verkaufen. Und dann wandern dieſe Familien, die weniger reich als zahlreich ſind (denn der Ackerbau verlangt viele Hände), über die Felder davon, Männer und Frauen, Wittwen und Waiſen, Väter und Mütter mit kleinen Kindern. Weinend fliehen die Unglücklichen das Dach, unter welchem ſie geboren wurden, den Boden, der ſie ernährte, und wiſſen nicht, wo ſie eine Zufluchtsſtätte ſuchen ſollen. Um einen niedrigen Preis veräußern ſie dann Dasjenige, was ſie von ihren Effecten haben mitnehmen können — Gegenſtände, die ſchon an und für ſich nur einen geringen Werth haben. Iſt dieſe ſchwache Quelle erſchöpft, was bleibt ihnen übrig? Der Diebſtahl und ſpäter ein regelrechtes Gehängtwerden.

„Vielleicht flehen ſie es vor, ihr Elend als Bettler fortzuſchleppen. Aber dann zögert man nicht, ſie als Vagabonden und Menſchen ohne Heimath ins Gefängniß zu werfen. Und worin beſteht gleichwohl ihr Verbrechen? Es beſteht in nichts Anderem, als daß ſie Niemand finden können, der ihnen Arbeit gäbe, obgleich ſie nur dieſe auf das Eifrigſte ſuchen. Wer wird ſie auch beſchäftigen können? Sie verſtehen nur das Feld zu bebauen; es giebt alſo da, wo weder an Saat noch Ernte mehr zu denken iſt, für ſie nichts zu thun. Ein einziger Schaf- oder Kuhhirt genügt jetzt, um Ländereien abweiden zu laſſen, deren Beſtellung früher mehrere Hundert Arme erheiſchte.

„Eine andere Folge dieſes verderblichen Syſtems iſt der in mehren Gegenden ſehr hohe Preis der Lebensmittel.

„Aber das iſt nicht Alles. Seit der Vervielfältigung der Weiden hat eine peſtartige Viehſeuche eine unermeßliche Anzahl von Schafen getödtet. Es ſcheint faſt, als hätte der Himmel die unerſättliche Habſucht Ihrer Zuſammenraffer durch dieſe ſchreckliche Sterblichkeit beſtrafen wollen, die er gerechter gegen ihre eigenen Köpfe gekehrt hätte. Der Preis der Wolle iſt demgemäß ſo hoch geſtiegen, daß die unbemittelten Tucharbeiter gegenwärtig keine mehr kaufen können. Und da haben Sie abermals eine Maſſe von arbeitsloſen

Leuten. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Zahl der Schafe täglich in außerordentlichem Verhältniſſe wächſt; der Preis derſelben iſt aber nichtsdeſtoweniger deshalb um Nichts geſunken, weil der Wollhandel, wenngleich er kein geſetzliches Monopol iſt, ſich in der That ausſchließlich in den Händen einiger reichen Sammler befindet, die nichts zum Verkaufe drängt und die daher nur mit den größten Vortheilen verkaufen.

„Die übrigen Thiergattungen ſind aus demſelben und einem noch gewichtigeren Grunde verhältnißmäßig ebenfalls im Preiſe geſtiegen. Denn die Vermehrung dieſer Thiere iſt ſeit der Verminderung der Meierhöf und dem Ruin des Ackerbaues durchaus vernachläſſigt. Für das große Vieh ſorgen Ihre Vornehmen nicht i gleichem Maße, wie für ihre Schafe. In entlegenen Orten kaufen ſie magere Stücke faſt für Nichts, un nachdem ſie dieſelben in ihren Wieſen gemäſtet, verkaufen ſie ſolche zu übermäßigen Preiſen.

„Ich fürchte, daß England alle Folgen dieſer be beklagenswerthen Mißbräuche noch nicht empfunden ha Bis jetzt haben jene Viehmäſter nur an den Orten wo ſie verkaufen, Theurung verurſacht; dadurch aber daß ſie das Vieh von dort, wo ſie es aufkaufen, wegführen, ohne ihm Zeit zu geben, ſich zu vervielfältigen wird die Zahl deſſelben allmälig abnehmen, und da Land muß endlich dem bitterſten Mangel anheimfallen So wird eine Handvoll von Elenden Dasjenige, wa den Reichthum Ihrer Inſel bilden ſollte, in eine Quelle des Elends verkehren.

„Der allgemeine Uebelſtand nöthigt Jeden, ſeine Ausgaben und die Zahl ſeiner Diener einzuſchränken. Und was ſollen die Entlaſſenen beginnen? Sie müſſen entweder betteln oder, wenn ſie den Muth dazu haben, ſtehlen.

„Zu dieſen Urſachen des Elends geſellt ſich noch der Luxus mit ſeinem wahnſinnigen Aufwande. Bediente, Arbeiter, Bauern, alle Claſſen der Geſellſchaft entfalten einen unerhörten Luxus ſowohl in Betreff der Kleidung, als der Nahrung. Und was ſoll ich von den Ställen der Unzucht ſagen, von den Schandhöhlen des Trunks und der Hurerei, von jenen Spielhäuſern, vom Karten-, Würfel-, Ball-, Scheiben- und allen übrigen Spielen, die das Geld ihrer Prieſter verſchlingen und ſie, um ſich ihres Schadens zu erholen, gerades Wegs zum Diebſtahl führen?

„Heilen Sie Ihre Inſel von dieſen öffentlichen Peſtkrankheiten, entreißen Sie ihr dieſe Wurzeln des Verbrechens und des Elends. Zwingen Sie Ihre vornehmen Zerſtörer, die Meierhöfe und Dörfer, die ſie niedergeriſſen, wieder aufzubauen oder wenigſtens den Boden an Solche abzutreten, die über den Ruinen wieder aufbauen wollen. Legen Sie dem habſüchtigen Egoismus der Reichen einen Zügel an, nehmen Sie ihnen das Recht der Aufhäufung und des Monopols. Verbannen Sie die Unthätigkeit. Geben Sie dem Ackerbau einen

ausgebreiteten Wirkungskreis; ſchaffen Sie Manufac
turen in Wolle und anderen Zweigen der Induſtri
um jene Menſchenmaſſe nützlich zu beſchäftigen, dere
Elend ſeither Diebe und Vagabonden, oder, was be
nahe daſſelbe ſagt, Bedienten lieferte.

„So lange Sie dem Strome der bezeichneten Ueb
keinen Damm entgegenſetzen, rühmen Sie mir nic
Ihre Juſtiz; es wäre eine handgreifliche und alber
Unwahrheit.

„Millionen von Kindern überlaſſen Sie dem Ve
derbniß einer fehlerhaften und unmoraliſchen Erziehun
Die Verführung macht dieſe jungen Pflanzen, die f
die Tugend erblühen könnten, unter Ihren Augen ve
welken, und wenn ſie als Erwachſene die Verbreche
welche ſeit der Kindheit in ihren Seelen gekeimt, au
führen, beſtrafen Sie die Unglücklichen mit dem Tod
Sie haben Diebe gemacht, um das Vergnügen zu g
nießen, ſie aufzuknüpfen.“

— Während ich ſo ſprach, präparirte mein Gegn
ſich zu einer Antwort. Er nahm ſich vor, den pom
haften Weg jener regelrechten Disputatoren einzuſchl
gen, die nicht ſowohl antworten, als wiederholen, u
die alle Ehre einer Discuſſion in die Stärke des G
dächtniſſes ſetzen.

— „Sie haben ſehr wohl geſprochen, ſagte er, u
ſo mehr, da Ihnen als einem Fremden dieſe Materi
nur vom Hörenſagen bekannt ſein können. Ich wer
Sie eines Beſſern unterrichten. Der Gang meiner G

widerung wird folgender ſein: zuerſt werde ich Alles, was Sie geſagt, kurz wieder durchgehen; demnächſt werde ich die Irrungen hervorheben, deren Sie ſich aus Unkenntniß des wahren Sachbeſtandes ſchuldig gemacht; zuletzt aber werde ich Ihre Beweisgründe nicht allein als ſchwach, ſondern als durchaus nichtig herausſtellen. Ich beginne demnach in der eben bezeichneten Weiſe. Sie zählten, wenn ich nicht irre, vier ...“

— „Erlauben Sie, daß ich Sie aufhalte, unterbrach ihn der Kardinal nicht allzu freundlich: der Eingang läßt mich fürchten, daß Ihre Rede ein wenig lang werden möchte. Wir wollen Ihnen dieſe Mühe für heute erſparen. Aber damit iſt nicht geſagt, als ob ich Ihnen Ihre Abhandlung erlaſſen wollte: behalten Sie uns dieſelbe für unſere nächſte Zuſammenkunft auf, wo Sie mit Ihrer gegneriſchen Partei erſcheinen werden. Ich wünſche, daß Sie Beide ſich morgen wieder hier einfinden, wenn Sie oder Raphael nicht zu kommen verhindert ſind. Unterdeſſen, mein lieber Raphael, werden Sie mich durch die Mittheilung Ihrer Gründe verbinden, warum der Diebſtahl den Tod nicht verdiene und durch welche andere Strafe Sie die öffentliche Sicherheit beſſer zu verbürgen gedächten. Denn darüber, daß man den Diebſtahl nicht dulden dürfe, können Sie keine Zweifel hegen, und wenn der Galgen heutiges Tages kein Hinderniß mehr für ihn bildet — womit wollen Sie die Verbrecher ſelbſt dann noch ſchrecken, wenn ſie gewiß ſind, ihr Leben nicht zu verlieren? welche hinlänglich ſtarke Sanction würden Sie dem Geſetze geben? Müßte eine gelindere Strafe das Verbrechen nicht um ſo mehr ermuthigen und anſpornen?"

— „Ich lebe der tiefen Ueberzeugung, ſehr ehrwürdiger Vater, daß es ungerecht iſt, einen Menſchen zu tödten, weil er Geld entwendet hat. Die menſchliche Geſellſchaft kann nicht in der Art organiſirt werden, daß Jedem eine gleiche Habe garantirt würde.

„Zweifelsohne wird man mir einwerfen, daß die Geſellſchaft durch die Todesſtrafe die Gerechtigkeit und das Geſetz räche und nicht blos eine elende Geldentwendung beſtrafe. Meine Erwiderung darauf iſt der Grundſatz: „Summum jus, summa injuria." Der höchſte Grad des Rechts iſt der höchſte Grad der Ungerechtigkeit. Der Wille des Geſetzgebers iſt nicht ſo durchaus unfehlbar und unumſchränkt, daß man wegen der geringſten Verſtöße gegen ſeine Decrete das Schwert ziehen müßte. Das Geſetz iſt nicht ſo durchaus ſtreng und eiſern, daß es alle leichten und ſchweren Verbrechen mit dem nämlichen Auge betrachten und zwiſchen einem Mord und einem Diebſtahl nicht den mindeſten Unterſchied anerkennen ſollte. Denn wenn Billigkeit mehr als ein leeres Wort iſt, ſo befindet ſich zwiſchen jenen beiden Verbrechen ein Abgrund.

„Iſt es nicht ſtark? Gott hat den Mord verboten, und wir, wir machen uns nicht den leichteſten Scrupel daraus, um eines Diebſtahls von wenigen Geldſtücken willen zu tödten!

„Einer oder der Andere wird vielleicht ſagen: durch dieſes Verbot hat Gott das Recht zu tödten nur den Menſchen im Allgemeinen, keineswegs aber der Obrigkeit genommen, die, indem ſie verurtheilt, die Geſetze der Geſellſchaft vertritt.

„Aber wenn dem ſo iſt, wer verhindert die Menſchen, ſich andere, den göttlichen Vorſchriften gleich zuwiderlaufende Geſetze zu bilden und Diebſtahl, Ehebruch und Meineid für erlaubt zu erklären? Wie?! . . . Gott hat uns verboten, nicht allein unſerm Nächſten, ſondern auch uns ſelbſt das Leben zu nehmen: wir könnten eine geſetzliche Uebereinkunft treffen, uns einander, einigen juriſtiſchen Sentenzen zufolge, zu erwürgen! Und dieſe charmante Uebereinkunft würde Richtern und Henkern den Vorſitz vor der göttlichen Gerechtigkeit anweiſen, indem ſie ihnen das Recht gäbe, die vom peinlichen Geſetze zum Tode Verurtheilten in eine andere Welt zu ſchicken.

„Daraus würde nun ganz einfach folgen, daß der göttlichen Gerechtigkeitspflege durch die menſchliche der Stempel der Geſetzlichkeit und Vollmacht aufgedrückt werden müßte, und daß in allen denkbaren Fällen dem Menſchen die Entſcheidung darüber zuſtehe, wann den Geboten Gottes zu gehorchen ſei und wann nicht.

„Selbſt das Geſetz Moſis, ein Geſetz des Schreckens und der Rache, für Sklaven und tiefgeſunkene Menſchen berechnet, beſtrafte den einfachen Diebſtahl nicht mit dem Tode. Es ſei fern von uns, zu denken, daß

die chriſtlichen Vorſchriften, Vorſchriften der Milde u
Liebe, in welchen Gott als Vater befiehlt, uns
Recht ertheilten, unmenſchlicher zu ſein und jeden Aug
blick Bruderblut zu vergießen.

„Das ſind die Beweggründe, nach welchen es
ungerecht ſcheint, über den Dieb und den Mörder
nämliche Strafe zu verhängen. Wenige Worte wer
Sie überzeugen, wie nichtig dies Strafſyſtem in
ſelbſt, wie gefährlich es für die öffentliche Sic
heit iſt.

„Der Verbrecher ſieht, daß er nicht weniger
fürchten hat, wenn er ſtiehlt, als wenn er mordet;
tödtet alſo Denjenigen, den er ſonſt nur beraubt ha
würde; er tödtet ihn ſeiner eigenen Sicherheit hal
Denn ſo entledigt er ſich ſeines erſten Angebers
ſucht ſein Verbrechen auf gut Glück zu verheimlich
Eine ſchöne Wirkung jener unverſöhnlichen Juſtiz!
dem ſie dem Diebe mit dem Galgen droht, m
ſie ihn zum Mörder.

„Und jetzt komme ich zur Löſung jenes ſo oft
ſo lebhaft in Frage gebrachten Problems: »Welches
das beſte Strafſyſtem?«

„Nach meinem Dafürhalten wäre das beſte
leichter zu finden, als das ſchlimmſte. Zuerſt ken
Sie Alle das von den Römern, dieſem in der Wiſ
ſchaft der Staatsregierung ſo vorgeſchrittenen Vo
adoptirte Strafſyſtem. Die großen Verbrecher ve
theilten ſie zu lebenslänglicher Sklaverei, zu Zwan

arbeiten an Heerſtraßen oder in Bergwerken. Dieſes Verfahren ſcheint mir die Gerechtigkeit mit dem öffentlichen Nutzen zu vereinigen. Um Ihnen jedoch aufrichtig zu ſagen, wie ich darüber denke, ſo wüßte ich nichts dem an die Seite zu ſtellen, was ich bei den Polyleriten, einer von Perſien abhängigen Nation, geſehen habe.

„Das Land der Polyleriten iſt ziemlich bevölkert und ihre Einrichtungen zeugen von Nachdenken. Abgeſehen von dem jährlichen Tribut, welchen ſie dem König von Perſien zahlen, genießen ſie ihrer Freiheit und regieren ſich durch eigene Geſetze. Vom Meere entfernt, von Gebirgen eingeſchloſſen, laſſen ſie ſich an den Erzeugniſſen eines geſegneten und fruchtbaren Bodens genügen; ſelten gehen ſie ins Ausland, ſelten kommt ein Ausländer zu ihnen. Den Grundſätzen und Sitten ihrer Voreltern getreu, ſuchen ſie ihre Grenzen nicht zu erweitern und haben von außen nichts zu fürchten. Ihre Gebirge und der Tribut, welchen ſie jährlich dem Monarchen zahlen, ſchützen ſie vor jedem feindlichen Einfalle. Sie leben behaglich in Frieden und Ueberfluß, ohne Armee und ohne Adel, nur mit ihrem Glück beſchäftigt und wenig um eitlen Ruhm beſorgt; denn der übrigen Welt, ihre Nachbarn vielleicht abgerechnet, iſt ihr Name unbekannt.

„Wenn bei dieſem Volke ein Individuum des Diebſtahls überführt iſt, zwingt man ihn zuvörderſt zur Herausgabe des Geſtohlenen an den Eigenthümer, und nicht, wie es anderswo gehalten zu werden pflegt, an den Fürſten. Die Polyleriten ſind der Meinung, daß der Diebſtahl das Eigenthumsrecht keineswegs aufhebe. Iſt der Gegenſtand beſchädigt oder verloren, ſo nimmt man den Werth deſſelben aus dem Beſitzthume des Schuldigen, läßt aber ſeiner Frau und ſeinen Kindern alles Uebrige. Ihn ſelbſt verurtheilt man zu öffentlichen Arbeiten, und war der Diebſtahl nicht von erſchwerenden Umſtänden begleitet, ſo wirft man den Verurtheilten weder ins Gefängniß noch in Ketten; er arbeitet mit freiem Körper und ohne Feſſeln.

„Als Zwangsmittel für die Trägen und Widerſpenſtigen zieht man körperliche Züchtigung den Ketten vor. Diejenigen, welche ihre Pflichten gewiſſenhaft erfüllen, erfahren durchaus keine harte Behandlung. Abends werden die Sträflinge beim Namen aufgerufen und in Hütten eingeſchloſſen, wo ſie die Nacht zubringen. Uebrigens beſteht die einzige Strafe, die ſie zu erleiden haben, in der unausgeſetzten Arbeit; denn man liefert ihnen Alles, was zum Leben nothwendig iſt; da ſie für die Geſellſchaft arbeiten, werden ſie auch von der Geſellſchaft unterhalten.

„In der letztern Beziehung richtet ſich die Art und Weiſe nach den Oertlichkeiten. In gewiſſen Provinzen händigt man den Sträflingen das Ergebniß von Almoſen und Collecten ein. Dies Hilfsmittel iſt, obgleich Niemand zur Beiſteuer gezwungen werden kann, wegen der Gutmüthigkeit der Einwohner ein äußerſt ergiebiges. Anderswo beſtimmt man zu dieſem Zwecke einen Theil der Staatseinkünfte oder auch eine Privat- und Perſonenſteuer.

„Es giebt ſogar Gegenden, wo die Verurtheilten gar nicht an die öffentlichen Arbeiten gebunden ſind. Jeder, welcher Arbeiter oder Taglöhner bedarf, miethet ſich dieſelben für den Tag, und zwar um einen Lohn, der ein wenig niedriger iſt, als derjenige für einen freien Mann. Das Geſetz giebt dem Herrn das Recht, die Nachläſſigen zu ſchlagen. Auf dieſe Weiſe gebricht es den Verurtheilten niemals an Arbeit; ſie verdienen ſich ihre Kleidung und ihren Lebensunterhalt und fügen täglich Etwas zum Staatsſchatze hinzu.

„Man erkennt ſie leicht an der Farbe ihres Kleides, das bei Allen gleich und ihr ausſchließliches Eigenthum iſt. Ihr Kopf iſt nicht raſirt, ausgenommen ein wenig über den Ohren, deren eins verſchnitten iſt. Ihre Freunde dürfen ihnen zu trinken, zu eſſen und ein Kleid von der gewünſchten Farbe geben. Aber ein Geſchenk an Geld hat den Tod des Gebers ſowohl wie des Empfängers zur Folge. Ein freier Mann darf unter keinem Vorwande von einem Sklaven (ſo nennt man die Verurtheilten) Geld annehmen. Der Sklave darf keine Waffen berühren; dieſe beiden letzteren Verbrechen werden mit dem Tode beſtraft.

„Jede Provinz markirt ihre Sklaven mit einem beſondern und unterſcheidenden Zeichen. Das Auslöſchen deſſelben, ſowie ein Schritt über die Grenze und das

Reden mit Sklaven einer andern Provinz wird ihnen zu einem Hauptverbrechen angerechnet. Die einfache Abſicht, zu fliehen, iſt nicht weniger gefährlich, als die Flucht ſelbſt. Durch die Theilnahme an einem ſolchen Complott hat der Sklave ſein Leben und der freie Mann ſeine Freiheit verwirkt. Ja das Geſetz ſichert ſogar dem Angeber eine Belohnung: er empfängt Geld, wenn er frei iſt; die Freiheit, wenn er ſich zu den Sklaven zählt; und die Ungeſtraftheit, wenn er ein Mitſchuldiger war, damit der Uebelthäter nicht mehr Sicherheit darin ſinde, auf einer böſen Abſicht zu beharren, als dieſelbe zu bereuen.

„Dies iſt das Strafſyſtem der Polyleriten in Betreff des Diebſtahls. Man erkennt darin auf den erſten Blick große Milde, verbunden mit bedeutendem Nutzen. Wenn das Geſetz züchtigt, ſo geſchieht es nur, um das Verbrechen zu tödten, während des Menſchen geſchont wird. Es behandelt den Verurtheilten ſo ſanft und zweckmäßig, daß es ihn nöthigt, rechtſchaffen zu werden und während ſeines übrigen Lebens die Geſellſchaft für alle Uebel, die er ihr zugefügt, zu entſchädigen.

„Auch tritt nur äußerſt ſelten der Fall ein, daß Verurtheilte zu ihren früheren Fehlern zurückkehren. Die Einwohner hegen in dieſer Beziehung nicht im Entfernteſten Furcht, und Diejenigen unter den Letzteren, die irgend eine Reiſe unternehmen, wählen ſich ſogar ihre Führer unter dieſen Sklaven aus, die ſie von einer

Provinz zur andern wechſeln. In der That, was hätten ſie zu fürchten? Das Geſetz nimmt dem Sklaven die Möglichkeit und ſogar den Gedanken daran, zu ſtehlen; ſeine Hände ſind unbewaffnet; im Gelde ſieht er nur eine Warnung vor einem Hauptverbrechen; nach geſchehener Entwendung deſſelben iſt ihm der Tod ſicher und die Flucht unmöglich. Wie ſollte ein Menſch, deſſen Kleidung ſich von derjenigen aller Anderen unterſcheidet, es anfangen, unbemerkt zu entkommen? Er müßte denn durchaus nackt gehen — und ſelbſt in dieſem Falle würde ſein halb abgeſchnittenes Ohr ihn verrathen.

„Eben ſo unmöglich iſt es den Sklaven, ein Complott gegen den Staat zu ſchmieden. Um dem Unternehmen einigen Erfolg zu ſichern, müßten die Häupter deſſelben die Sklaven mehrerer Provinzen für ſich gewinnen. Dies würde ihnen jedoch nie gelingen. Leuten, die bei Todesſtrafe weder zuſammenkommen, noch mit einander ſprechen, einen Gruß weder geben, noch erwidern dürfen, iſt eine Verſchwörung nicht leicht. Ja es iſt ſogar kaum denkbar, daß ſie ihr Vorhaben ihren Kameraden, welche die Gefahr des Schweigens und den unermeßlichen Vortheil des Angebens kennen, anzuvertrauen wagen würden. Auf der andern Seite haben Alle die Hoffnung, dadurch, daß ſie ſich folgſam und ergeben zeigen und für die Zukunft eine gute Aufführung verbürgen, eines Tages die Freiheit wieder zu erlangen; denn es vergeht kein Jahr, in welchem nicht eine große Anzahl von Sklaven, die ſich vollſtändig g beſſert, ihren früheren Verhältniſſen zurück- und wied freigegeben würden.

„Warum, fügte ich noch hinzu, ließe ſich ein äh liches Strafſyſtem nicht in England einführen? Da ſelbe würde jener Juſtiz, die den Enthuſiasmus mein gelehrten Gegners ſo ſehr entflammt, bei weitem vo zuziehen ſein.“

— „Ein ſolches Verfahren,“ erwiderte dieſer, „wi ſich in England nie einführen laſſen, ohne die Auflöſu und den Untergang des Reichs zur unausbleiblichen Fol zu haben.“

— Dann ſchüttelte er den Kopf, verzog die Lipp und ſchwieg.

— Alle Anweſenden beeiferten ſich, dieſem glänzend Orakelſpruch entzückt bis zu dem Augenblick zu appla diren, wo der Kardinal in Folgendem ſeine Meinu ausſprach:

— „Wir ſind keine Propheten, um vor aller E fahrung wiſſen zu können, ob die polyleritiſche Geſe gebung unſerm Lande erſprießlich ſein würde oder nich Bei alledem ſcheint es mir, daß der Fürſt nach au geſprochenem Todesurtheil eine Friſt gebieten könnte, u dies neue Syſtem zu verſuchen, indem er zugleich d Privilegien der Stätten des Aſyls aufhöbe. Fällt d Reſultat des Verſuchs günſtig aus, ſo adoptiren w jenes Syſtem; wo nicht, ſo mögen die Verurtheilt die Todesſtrafe erleiden. Dieſe Verfahrungsweiſe wür die Ausübung der Juſtiz nur aufſchieben und während des Aufſchubs nicht die mindeſte Gefahr nach ſich ziehen. Ja ich gehe noch weiter; ich halte es für ſehr zweckmäßig, eben ſo milde und kluge Maßregeln zur Unterdrückung und Vernichtung der Vagabondage anzuwenden. Wir haben, um uns dieſer Landplage zu entledigen, Geſetze auf Geſetze gehäuft, und das Uebel iſt heutzutage ärger als je.“

— Kaum hatte der Kardinal das letzte Wort geſprochen, als den durch Seine Eminenz unterſtützten Meinungen, die, ſo lange ich allein ſie verfocht, nur Verachtung und Zurückweiſung erfahren hatten, von allen Seiten der übertriebenſte Beifall gezollt wurde. Beſonders regnete der Weihrauch auf die Anſichten des Prälaten in Bezug auf die Vagabondage herab.

„Ich weiß nicht, ob es nicht beſſer gethan wäre, das Uebrige der Converſation mit Stillſchweigen zu übergehen; es wurden ziemlich lächerliche Dinge beſprochen. Nichtsdeſtoweniger ſollen Sie auch dieſes erfahren; die erwähnten Dinge waren nicht übler Art, und außerdem knüpften ſie ſich an mein Sujet.

„Es befand ſich an der Tafel einer jener Schmarotzer, die ſich eine Ehre und ein Metier daraus machen, den Affen zu ſpielen. Was dieſen betrifft, ſo war die Aehnlichkeit ſo vollkommen, daß man ihn leicht für das nahm, was er zu vertreten ſuchte. Seine Scherze waren ſo albern und abgeſchmackt, daß das Lachen öfter ſeiner Perſon, als ſeinen Witzworten galt. Indeſſen entwiſchte ihm dennoch von Zeit zu Zeit ein ganz vernünftiges Wort. Er beſtätigte das franzöſiſche Sprichwort: »Wer die höchſte Stufe der Albernheit erſtieg, befindet ſich oft auf dem Gipfel des Witzes.«

„Einer der Gäſte machte die Bemerkung, daß ich das Loos der Diebe und der Kardinal dasjenige der Vagabonden zu verbeſſern getrachtet, daß es jedoch noch zwei andere Claſſen von Unglücklichen gäbe, deren Exiſtenz die Geſellſchaft ſicher zu ſtellen habe, da ſie unfähig ſeien, ſich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Er meinte die Kranken und die Altersſchwachen.

— „Laſſen Sie mich nur machen,“ ſagte der Geck, „ich habe in dieſer Hinſicht einen ſuperben Plan. Um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich bedeutend Luſt, mich von dem Anblick dieſer Elenden zu befreien und ſie von Aller Augen fern in ein Kloſter zu ſperren. Sie ermüden mich mit ihrer Weinerlichkeit, ihren Seufzern und Jammerſuppliken, obgleich dieſe Trauerwinſel mir nie einen Sou hat entreißen können; denn immer paſſirt mir entweder das Eine oder das Andere: Kann ich geben, ſo will ich nicht, und will ich, ſo kann ich nicht. Sie benehmen ſich daher jetzt auch ganz vernünftig; ſehen ſie mich kommen, ſo laſſen ſie mich, um keine Zeit zu verlieren, ungeſchoren. Sie wiſſen, daß ſie von mir nicht mehr erhalten würden, als von einem Prieſter. Ich beſchließe daher:

„Alle alten und kranken Bettler ſollen eingetheilt und claſſificirt werden, wie folgt: die Männer gehen als Laienbrüder in die Klöſter der Benedictiner; die Frauen werden Nonnen. So beliebt es mir.“

— Der Kardinal lächelte über dieſen Einfall; er billigte ihn als eine ſcherzhafte Idee, die übrigen Anweſenden aber als ein ernſtes und gewichtiges Wort. Vor Allen verſetzte ſie einen Geiſtlichen, der dort gegenwärtig war, in die roſenfarbenſte Laune. Dieſer ehrwürdige Bruder beluſtigte ſich, indem er die Runzeln von ſeinem finſtern Geſichte ein wenig verſchwinden ließ, mit bedeutender Malice auf Unkoſten der Prieſter und Mönche. Darauf wandte er ſich an unſern Tiſchnarren:

— „Sie haben den Bettelſtand noch immer nicht vernichtet, ſo lange Sie nicht darauf bedacht geweſen ſind, uns Bettelmönchen die Exiſtenz zu ſichern.“

— „Der Herr Kardinal,“ erwiderte Jener, „hat auch darauf die größtmögliche Rückſicht genommen, indem er ſagte, daß man die Vagabonden einſchließen und zur Arbeit nöthigen müſſe. Die Bettelmönche ſind aber die erſten Vagabonden von der Welt.“

— Bei dieſem ſcharfen Ausfall richteten Aller Augen ſich auf den Kardinal. Dieſer machte kein übellauniges Geſicht — und nun erhielt das Epigramm geräuſchvollen Beifall. Der ehrwürdige Bruder aber war wie verſteinert. Die ihm ins Geſicht geworfene Satyre entflammte plötzlich ſeinen Zorn; feuerroth ergoß er ſich in einen Strom von Beleidigungen, ſchalt den zarten

Spaßvogel einen Schelm, einen Verleumder, einen G
bian, ein Kind der Verdammniß, und würzte ſei
Scheltpredigt mit den ſchrecklichſten Drohungen der h
ligen Schrift.

„Jetzt begann unſer Spaßvogel in völligem Ern
zu ſpaßen, und er hatte leichtes Spiel:

— „Ereifern wir uns nicht, ſehr theurer Brud
Es ſteht geſchrieben: »Selig ſind die Geduldigen, de
ihrer iſt das Himmelreich.«

„Der Theolog zögerte nicht mit der Antwort.
lautete buchſtäblich:

— „Ich ereifere mich nicht, Sie Lump; oder
nigſtens verſündige ich mich damit nicht; denn der P
miſt ſagt: Ereifert euch und ſündigt nicht.“

„Der Kardinal ermahnte den Bruder nun in ſa
tem Tone, ſeine Aufwallung zu mäßigen.

— „Nein, mein Herr!“ rief dieſer: „nein, ich ka
ich darf nicht ſchweigen. Es iſt ein göttlicher E
der mich entflammt, und ſelbſt bei den Männern Go
finden wir dieſe heiligen Zornausbrüche. Daher ſ
geſchrieben: Der Eifer deines Hauſes verſchlingt m
Singt man nicht in den Kirchen: Die u. ſ. w.

„Und dieſelbe Strafe wird dieſem Spötter zu T
werden, dieſem Gecken, dieſem Bruder Lüderlich.“

— „Ihre Abſicht,“ ſagte der Kardinal, „iſt zwei
ohne eine gute. Aber mir ſcheint, daß Sie, wo n
heiliger, doch klüger handeln würden, wenn Sie es

meiden wollten, ſich mit einem Thoren in einen lächerlichen Streit einzulaſſen.“

— „Mein Benehmen, ſehr ehrwürdiger Vater, wüßte ich in der That nicht klüger einzurichten. Salomo, der weiſeſte der Menſchen, hat geſagt: Antworte dem Narren nach ſeiner Narrheit. Nun, und das thu' ich eben. Ich zeige ihm den Abgrund, in welchen er, wenn er ſich nicht hütet, unfehlbar ſtürzen wird. Diejenigen, welche den Elyſes verlachten, waren ſehr zahlreich, und ſie alle wurden dafür gezüchtigt, eines einzigen Mannes mit kahlem Haupte geſpottet zu haben. Wie groß wird nun die Züchtigung für einen einzigen Mann ausfallen, der eine ſo große Zahl von Brüdern, unter welchen ſo mancher Kahlkopf ſteckt, lächerlich zu machen wagt? Aber er hat noch einen andern, weit triftigern Grund, zu zittern. Wir beſitzen eine päpſtliche Bulle, nach welcher Diejenigen, die ſich über uns luſtig machen, dem Kirchenbann verfallen.“

„Der Kardinal machte dem Liede jetzt dadurch ein Ende, daß er den Tafelnarren durch ein Zeichen entfernte und der Unterhaltung eine andere Wendung gab. Bald darauf erhob er ſich von der Tafel, um ſeinen Lehensleuten Audienz zu ertheilen, und beurlaubte die ſämmtlichen Gäſte.

„Lieber Morus, ich habe Sie mit der Erzählung einer ziemlich langen Geſchichte ermüdet. Gewiß, ich würde mich ſchämen, ſie ſo lang ausgeſponnen zu haben, wenn ich nicht Ihren Bitten nachgegeben, und wenn nicht die Aufmerkſamkeit, die Sie dieſen Details widmeten, mir es zur Pflicht gemacht hätte, keins der Letzteren auszulaſſen. Ich hätte kürzer ſein können, aber ich wollte den Geiſt und Charakter der Gäſte vor Ihr Auge ſtellen. So lange nur ich allein meine Anſichten entwickelte, wurden meine Worte von Allen gemißbilligt; ſobald aber der Cardinal mit mir übereinſtimmte, trat unbedingter Beifall an die Stelle der Mißbilligung. Ihre höfiſche Schmeichelei ging ſo weit, ſelbſt die Albernheit eines Spaßmachers, welche der Cardinal nur als eine frivole Poſſe belächelte, weiſe und vortrefflich zu finden.

„Sind Sie jetzt der Meinung, daß meine Perſon und meine Rathſchläge bei Hofleuten große Beachtung finden würden?“

— „Ihre Erzählung,“ erwiderte ich, „hat mir großen Genuß bereitet. Sie vereinigte Intereſſe und Reiz mit den Reſultaten tiefen Nachdenkens. Ich glaubte mich, während ich Ihnen zuhörte, in England; denn ich bin als Kind in dem Palais jenes guten Cardinals erzogen, und die Erinnerung an ihn führte mich in meine früheſte Kindheit zurück. Sie beſaßen bereits meine ganze Freundſchaft; all' das Gute aber, was Sie von dem frommen Erzbiſchofe erzählten, macht Sie meinem Herzen noch theurer. Uebrigens beharre ich, in Betreff Ihrer, auf meiner Meinung; ich bin überzeugt, daß Ihre Rathſchläge von großem Nutzen für die Oeffentlichkeit ſein würden, ſobald Sie Ihre Abneigung gegen Könige und Höfe überwinden könnten. Iſt es nicht Ihre, wie die

Pflicht jedes guten Bürgers, dem allgemeinen Intereſſe perſönliche Abneigungen zu opfern? Plato ſagt: »Die Menſchheit wird einſt glücklich ſein, wenn die Philoſophen Könige oder die Könige Philoſophen ſein werden.« Ach, wie fern liegt uns dieſes Glück, wenn die Philoſophen es ſogar unter ihrer Würde finden, den Königen als Räthe beizuſtehen!“

— „Sie thun den Denkern Unrecht,“ erwiderte Raphael, „ſie ſind nicht egoiſtiſch genug, um die Wahrheit zu verbergen; mehrere haben ſie in ihren Schriften mitgetheilt; und wenn die Herren der Welt das Licht zu empfangen bereit wären, ſie könnten ſehen und verſtehen. Leider deckt ihre Augen eine unglückliche Binde — die Binde der Vorurtheile und falſchen Grundſätze, die man ihnen ſchon in früheſter Kindheit eingeflößt. Plato wußte das recht gut; er wußte auch, daß Könige niemals die Rathſchläge der Philoſophen befolgen würden, wenn ſie nicht ſelbſt Philoſophen wären. Er ſelbſt machte dieſe traurige Erfahrung am Hofe Dionyſius des Tyrannen.

„Angenommen nun, ich wäre Miniſter eines Königs. Ich ſchlage ihm die heilſamſten Geſetze vor; ich ſuche nach Kräften ſeinem Herzen und ſeinem Reiche alle Wurzeln des Uebels zu entreißen. Glauben Sie, daß er mich nicht von ſeinem Hofe verweiſen oder dem Geſpötte der Höflinge blosſtellen wird!

„Angenommen z. B., ich wäre Miniſter des Königs von Frankreich. Ich ſitze im Conſeil und der Monarch

ſelbſt präſidirt im Innern ſeines Palaſtes die Berathun
gen der geſcheidteſten Politiker des Königreichs. Dieſ
hohen und vielgeltenden Herren zerbrechen ſich die Köpf
um zu finden, mittelſt welcher Intriguen und Kniffe de
König, ihr Gebieter, ſich Mailand erhalten, das imme
auf's Neue abfallende Königreich Neapel wieder gewin
nen, wie er ferner die Republik Venedig vernichten un
das ganze Italien ſich unterwerfen, wie er endlich Flan
dern, Brabant, ganz Burgund und die übrigen Natio
nen, die ſein Ehrgeiz ſchon ſeit lange erobert und a
ſich geriſſen, ſeiner Krone wieder einverleiben könne.

„Der Eine ſchlägt vor, mit den Venetianern ei
Bündniß einzugehen, das ſo lange Geltung haben möge
als ein Bruch deſſelben ohne Nutzen ſei. »Um ihr Miß
trauen deſto gewiſſer zu beſeitigen,« fügt er hinzu
»könnten wir ihnen die Anfangsworte des Räthſels mit
theilen; ja, laſſen wir ihnen ſogar einen Antheil a
der Beute — nach der vollſtändigen Ausführung de
Projects werden wir dieſelbe mit leichter Mühe zurück
nehmen.«

„Ein Anderer räth, ſich mit den Deutſchen zu ver
binden; ein Dritter, mit Geld die Schweizer zu kirren
Dieſer hält dafür, daß man ſich den kaiſerlichen Go
geneigt machen und ihm Gold zum Sühnopfer darbrin
gen müſſe; Jener hält es für bequem, ſich mit dem König
von Arragonien zu vergleichen und ihm gleichſam al
Unterpfand des Friedens das Königreich Navarra abzu
treten, das ihm nicht gehört. Ein Anderer will de

Prinzen von Caſtilien mit der Hoffnung auf eine Allianz anlocken und am Hofe deſſelben, durch Auszahlung ſchwerer Penſionen an einige einflußreiche Staatsmänner, geheime Einverſtändniſſe unterhalten.

„Später gelangt man an jene ſchwierige Frage, zu welcher Niemand die Antwort weiß und die mehr als jede andere einen politiſchen »gordiſchen Knoten« bildet. Dieſe Frage betrifft England. Um ſich vor allen nicht vorherzuſehenden Fällen ſicher zu ſtellen, trifft man folgende Verfügungen:

„Es ſoll mit dieſer Macht wegen der Friedensbedingungen unterhandelt und das Band einer beſtändig ſchwankenden Vereinigung ſtraffer gezogen werden; man ſoll ſie öffentlich die beſte Freundin Frankreichs nennen, ihr aber im Grunde mißtrauen, wie ſeinem ärgſten Feinde.

„Man ſoll die Schotten, gleichſam als Schildwachen eines Vorpoſtens, denen nicht das mindeſte Geräuſch entgeht, beſtändig in Athem halten und ſie veranlaſſen, auf das erſte Zeichen einer Bewegung in England als Vortruppen einer Armee dort einzufallen.

„Man ſoll insgeheim (wegen der Tractate, die eine öffentliche Protection nicht zulaſſen) irgend eine hohe Perſon im Exil unterſtützen, ſie ermuthigen, Anſprüche auf die Krone Englands geltend zu machen, und dadurch dem regierenden Fürſten, ſobald er Anlaß zu Befürchtungen gibt, Schach bieten.

„Wenn nun inmitten dieſer königlichen Verſammlung, wo ſo viele und ſo große Intereſſen zur Sprache

kommen, in Gegenwart dieſer tiefen Politiker, die ſämmt
lich für den Krieg ſtimmen — wenn nun ich, ein Man
ohne alle Bedeutung, mich plötzlich erhöbe, um ihre Com
binationen und Berechnungen umzuſtoßen, wenn ic
ſpräche:

— „Laſſen wir Italien in Ruhe und bleiben wi
in Frankreich; Frankreich iſt ſchon zu groß, um vo
einem einzigen Manne wohl regiert zu werden, der Köni
darf nicht daran denken, es noch zu vergrößern. Hören
Sie, meine Herren, was ſich unter ähnlichen Umſtän
den bei den Achoriern ereignete und welchen Entſchlu
ſie bei dieſer Gelegenheit faßten:

„Dieſe Nation wohnt an den Ufern des Euroeſton
der Inſel Utopien gegenüber. Einſt beſchloß ſie de
Krieg, weil ihr König, kraft einer alten Allianz, Rech
auf ein benachbartes Königreich zu haben glaubte. Let
teres wurde unterjocht; aber man erkannte bald, daß di
Feſthaltung der Eroberung bei Weitem ſchwieriger un
mühſamer war, als die Eroberung ſelbſt.

„Jeden Augenblick mußte man eine Revolution im
Innern unterdrücken oder Truppen in das eroberte Lan
ſchicken; jeden Augenblick mußte man ſich für oder gege
die neuen Unterthanen ſchlagen. Unterdeſſen ſtand di
Armee beſtändig unter den Waffen, die Bürger erlage
unter der Laſt von Auflagen; das Geld ging in's Aus
land; das Blut floß in Strömen, um der Eitelkei
eines einzigen Menſchen zu genügen. Die kurzen Augen
blicke des Friedens waren nicht weniger unheilvoll, al

der Krieg. Die Zügelloſigkeit der Feldlager hatte verderblich auf die Sitten eingewirkt; der Soldat kehrte zum heimathlichen Herde zurück mit der Liebe zum Raube und der Kühnheit des Mörders, einer Frucht der Metzelei auf dem Schlachtfelde.

„Dieſe Verwirrungen, dieſe allgemeine Verachtung der Geſetze hatten ihren Grund darin, daß der Fürſt, indem er ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Sorgen zwiſchen beiden Königreichen theilte, weder dem einen noch dem andern in geziemender Weiſe vorſtehen konnte. Die Achorier wollten ſo vielen Uebeln ein Ziel ſetzen; ſie vereinigten ſich in einer Nationalverſammlung und boten dem Monarchen höflich die Wahl zwiſchen den beiden Staaten, indem ſie ihm erklärten, wie er fernerhin nicht zwei Kronen tragen könne und wie es abgeſchmackt ſei, daß ein großes Volk durch einen halben König regiert würde, da nicht einmal ein Individuum mit einem Eſeltreiber zu ſchaffen haben wolle, der zu gleicher Zeit einem andern Herrn diene.

„Der brave Fürſt entſchloß ſich kurz: er trat ſein neues Königreich einem ſeiner Freunde ab, der kurz nachher daraus verjagt wurde, und er ſelbſt begnügte ſich mit ſeiner alten Beſitzung.

„Ich komme zu meiner Annahme zurück. Wenn ich noch weiter ginge: wenn ich, mich an den Monarchen ſelbſt wendend, ihm begreiflich machte, daß dieſe Paſſion für den Krieg, die um ſeinetwillen die Nationen erſchüttern, ſeine Finanzen erſchöpfen und ſein Volk

ruiniren müſſe, demnächſt und eben dadurch abe
Frankreich die unſeligſten Folgen nach ſich ziehen kö
wenn ich zu ihm ſpräche:

„Sire, benutzen Sie den Frieden, den ein glückl
Ungefähr Ihnen bietet; bilden Sie das Königreich
Väter nach allen Seiten hin aus; treiben Sie das
den Reichthum, die Kraft zur vollen Blüthe; lieben
Ihre Unterthanen und machen Sie ſich's zur Fr
von ihnen geliebt zu werden; leben Sie inmitten
ſelben als Vater und herrſchen Sie nie als De
kümmern Sie ſich nicht um fremde Reiche, dasje
welches Ihnen zum Erbe geworden, iſt groß g
für Sie.“

„Sagen Sie mir, lieber Morus, was für
Empfang würde einer ſolchen Rede werden?“

— „Ein ſehr übler,“ erwiderte ich.

— „Das iſt nicht Alles,“ fuhr Raphael fort, „b
haben wir die auswärtige Politik der Miniſter Fr
reichs beleuchtet; es handelte ſich um den Ruhm
Regenten. Jetzt handelt es ſich um das Geld. F
wir ein wenig die Grundſätze in's Auge, nach we
ſie die Regierung und die Juſtiz handhaben.

„Dieſer ſchlägt vor, den Werth der Münzen
erhöhen, ſobald es gilt, eine Anleihe zurückzuzahlen,
umgekehrt, denſelben um ein Bedeutendes ſinken zu
ſen, ſobald man den Schatz füllen will. Durch
zwiefache Mittel entledigt ſich der Fürſt ungeh

Schulden und ſichert ſich in Wenigem eine äußerſt finanzielle Ernte.

„Jener räth die Vorſpiegelung eines nahe bevorſtehenden Krieges. Dieſer Vorwand wird eine neue Auflage rechtfertigen. Nach Erhebung des Nöthigen ſchließt der Fürſt auf einmal Frieden; er befiehlt, dies glückliche Ereigniß in den Kirchen durch Dankgebete und mit allen religiöſen Ceremonien zu feiern. Die Nation iſt geblendet und die öffentliche Dankbarkeit erhebt die Tugenden eines Königs, der ſo menſchlich und ſparſam mit dem Blute ſeiner Unterthanen umgeht, bis über die Wolken.

„Ein Anderer macht ſich daran, alte wurmſtichige und von der Zeit längſt aufgehobene Geſetze wieder hervorzuſuchen. Da das Daſein derſelben Jedem unbekannt iſt, wird Jeder ſie übertreten. Indem man daher die auf Uebertretung dieſer Geſetze feſtgeſtellten Geldbußen erneuert, ſchafft man ſich eine nicht nur ſehr ergiebige, ſondern ſogar ſehr ehrliche Quelle. Man handelt ja im Namen der Juſtiz.

„Wieder ein Anderer hält es für nicht minder erſprießlich, unter Androhung ſchwerer Geldſtrafen geradezu eine Menge von neuen Verboten, der Mehrzahl nach zu Gunſten des Volkes, zu erlaſſen. Um bedeutende Summen wird der König Denjenigen, deren Privatintereſſen durch jene Verbote gefährdet wären, die Erlaubniß verkaufen, ſich nicht darum zu kümmern. Auf dieſe Weiſe ſieht er ſich mit den Segnungen des Volkes über-

ſchüttet und macht eine doppelte Einnahme, indem ih
zugleich das Geld der Uebertreter und der Privilegirt
zufließt. Die Sache erſcheint um ſo zweckmäßiger,
Seine Majeſtät, je übermäßiger man den Preis für ei
Umgehung ſtellt, deſto mehr an Verehrung und Zun
gung gewinnt. Sehet, wird man ſagen, welchen Zwa
dieſer brave Fürſt ſeinem Herzen anthut, da er d
Recht, ſeinem Volke zu ſchaden, ſo theuer verkauft!

„Noch ein Anderer endlich räth dem Monarche
Richter anzuſtellen, die bereit ſeien, bei jeder Gelege
heit die Rechte der Krone zu vertheidigen. »Eure Ma
ſtät, fügt er hinzu, würden dieſelben an Ihren H
berufen und veranlaſſen, in Ihrer Gegenwart Ihre eig
nen Angelegenheiten zu unterſuchen. So ſchlecht ei
Sache auch ſein mag, immer wird ſich ein Richter fi
den, der vom Gegentheile überzeugt iſt — ſei es nu
aus Luſt am Widerſpruch, ſei es aus Liebe zur Ne
heit oder zum Verſchrobenen, oder ſei es endlich, u
dem Monarchen zu gefallen. Der Streit beginnt, d
Menge und der Conflict der Meinungen verwirren ei
an und für ſich ſehr klare Sache, die Wahrheit wi
in Frage geſtellt. Eure Majeſtät ergreifen den günſt
gen Augenblick, alle Schwierigkeiten dadurch zu beſeit
gen, indem Sie das Recht zu Ihren Gunſten auslege
Die Diſſidenten treten, aus Scham oder Furcht, Ihr
Meinung bei, und das Urtheil iſt allen Formen gemä
gefällt, wie ſich's gehört. Werden die Denkende
einem Richter zu widerſprechen wagen, der zu Gunſte

des Fürſten aburtheilt? Hat er nicht den Text des Geſetzes für ſich, die Freiheit der Auslegung und, was ein gewiſſenhafter und getreuer Richter über alle Geſetze erhaben achten muß, den königlichen Nutzen?«

„Hören Sie die politiſchen Moralgrundſätze, die von den Mitgliedern der hohen Verſammlung einſtimmig proclamirt werden:

„Der König, welcher eine Armee ernährt, beſitzt nie zu viel Geld.

„Der König kann nicht unrecht handeln, ſelbſt wenn er es wollte.

„Er iſt unumſchränkter Univerſal-Eigenthümer der Güter und Perſonen all' ſeiner Unterthanen; die Letzteren beſitzen das Ihrige nur, ſo lange es ihm beliebt, und nur als Nießnutz.

„Die Armuth des Volkes iſt der Schirmwall der Monarchie.

„Reichthum und Freiheit führen zum Ungehorſam und zur Verachtung der Gewalt; der freie und reiche Menſch erträgt eine ungerechte und deſpotiſche Regierung mit Ungeduld.

„Dürftigkeit und Elend entmuthigen die Kühnſten, ſtumpfen die Geiſter ab, machen ſie geſchickt zum Dulden und zur Knechtſchaft und nehmen ihnen durch den beſtändigen Druck jene Energie, die zur Abſchüttelung des Joches nöthig wäre.

„Wenn ich mich nun abermals erhöbe, wenn ich zu dieſen mächtigen Herren ſpräche:

„Ihre Rathſchläge ſind infam, eben ſo ſchim
für den König, als für das Volk verderblich. Die
und das Wohl Ihres Gebieters beſteht vielmehr in
Reichthume ſeiner Unterthanen, als in ſeinem eige
Die Menſchen haben die Könige um der Menſchen
nicht um der Könige willen gemacht; ſie haben H
ter an ihre Spitze geſtellt, um ruhig und ſicher vor
walt und feindlichen Angriffen zu leben; die heil
Pflicht des Fürſten beſteht darin, mehr auf das G
ſeines Volkes, als auf das ſeinige bedacht zu ſein.
ein treuer Hirt muß er ſich für ſeine Heerde opfern
ſie auf die fetteſten Weiden führen.

„Behaupten, daß das öffentliche Elend die
Schutzwache für die Monarchie bilde, heißt einen
ben und handgreiflichen Irrthum behaupten; wo
man mehr Streit und blutige Köpfe, als unter B
lern?

„Welches ſind die Menſchen, die am lebhaft
nach einer Revolution verlangen? Sind es nicht
jenigen, die eine beklagenswerthe Exiſtenz führen?
ches ſind die Menſchen, die am meiſten Kühnheit ze
werden, wenn es den Staat zu ſtürzen gilt? Sin
nicht diejenigen, die dabei nur gewinnen können,
ſie nichts zu verlieren haben?

„Ein König, der ſich den Haß und die Veracht
der Bürger zugezogen hat und ſich nur durch Bedrück
Plünderung, Gütereinziehung und gänzliche Verarm
des Volkes am Ruder zu erhalten weiß, ſollte

Throne ſteigen und das Scepter niederlegen. Durch Anwendung dieſer tyranniſchen Mittel wird er ſich vielleicht den Namen eines Königs bewahren, den Muth aber und die Majeſtät eines ſolchen gewiß verlieren. Die königliche Würde beſteht darin, nicht über Bettler, ſondern über reiche und glückliche Menſchen zu herrſchen.

„Fabricius, jene große Seele, war von dieſer erhabenen Wahrheit durchdrungen, als er ſagte: »Ich will lieber reichen Menſchen gebieten, als ſelbſt reich ſein.« Und in der That, mitten unter den Leiden und Seufzern eines Volkes den Wollüſten fröhnen und ſich mit Vergnügen überſättigen, heißt nicht ein Königreich, ſondern ein Gefängniß bewachen.

„Wenn ein Arzt die Krankheiten ſeiner Patienten nur dadurch zu entfernen weiß, daß er andere Krankheiten von noch gefährlicherem Charakter an deren Stelle treten läßt, ſo gilt er für einen unwiſſenden Pfuſcher; geſtehet daher, ihr, die ihr nur dadurch zu regieren wißt, daß ihr den Bürgern die Bedürfniſſe und die Bequemlichkeiten des Lebens raubet, geſtehet, daß ihr eben ſo unwürdig als unfähig ſeid, über freie Menſchen zu herrſchen. Oder wohlan, beſſert euch in Betreff eurer Unwiſſenheit, eures Stolzes und eurer Trägheit, denn dieſe Fehler ſind es, die dem Monarchen Haß und Verachtung zuziehen. Lebt, wie es billig iſt, von euren Domänen; gebt nicht mehr aus, als ihr einnehmt; hemmet den Strom des Laſters; treffet ſegensreiche Einrichtungen, die dem Böſen zuvorkommen und es im Keime erſticken, anſtatt Strafmaßregeln gegen die Unglücklichen zu treffen, die eine abgeſchmackte und barbariſche Geſetzgebung dem Verbrechen und dem Tode weiht.

„Denkt nicht daran, alte wurmſtichige Geſetze, die nicht mehr zeitgemäß und längſt vergeſſen ſind, zu erneuern und euren Unterthanen dadurch Steine des Anſtoßes und Aergerniſſes vorzuwerfen. Setzt auf den Verſtoß gegen ein Geſetz nie eine ſo hohe Geldbuße, daß der Richter ſie, einfachen Privatperſonen gegenüber, als ungerecht und ſchändlich brandmarken würde. Habt beſtändig die ſchöne Sitte der Macarier vor Augen.

„Bei dieſer Nation, einer Nachbarin von Utopien, bringt der König an dem Tage, wo er Beſitz vom Reiche nimmt, der Gottheit Opfer und gelobt durch einen heiligen Schwur, in ſeinen Koffern nie mehr als tauſend Pfund Gold oder eine dieſem gleichkommende Geldſumme zu haben. Dieſer Gebrauch wurde von einem Fürſten eingeführt, dem mehr das Wohl des Staates als die Aufhäufung von Millionen am Herzen lag. Er wollte dadurch dem Geize ſeiner Nachfolger einen Zügel anlegen und ſie verhindern, ſich auf Koſten ihrer Unterthanen zu bereichern. Tauſend Pfund Goldes ſchienen ihm eine Summe, die für den Fall eines auswärtigen oder Bürgerkrieges ausreichen, dagegen zu ſchwach ſein würde, um das Vermögen der Nation zu verſchlingen. Beſonders war es der letztere Grund, der ihn zur Aufſtellung dieſes Geſetzes bewog; er hatte aber noch zwei andere Zwecke: erſtens für ſchwankende Zeiten das zum Umlauf und für die täglichen Handelsgeſchäfte der Bürger nöthige Geld in Rückhalt zu haben; zweitens die Höhe der Auflagen und der Civilliſte einzuſchränken, damit der Fürſt den Ueberſchuß des geſetzlichen Maßes nicht zu Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten verwenden möge. Ein König, wie dieſer, iſt der Schrecken der Böſen und die Liebe der Rechtſchaffenen.

„Aber ſagen Sie mir nun, lieber Morus, wer eine ſolche Moral Menſchen predigen wollte, die aus Intereſſe und Berechnung geradezu entgegengeſetzten Grundſätzen anhangen, würde er nicht tauben Ohren predigen?"

— „Und zwar ſtocktauben!" erwiderte ich. „Aber mich wundert dies nicht, und um Ihnen meine Meinung zu ſagen, es iſt durchaus unnütz, Rathſchläge zu ertheilen, wenn man die feſte Ueberzeugung hegt, daß ſie ſowohl der Form als dem Weſen nach werden zurückgewieſen werden. Die Miniſter und Politiker des Tages aber ſchwimmen in Irrthümern und Vorurtheilen; wie wollen Sie ihre Anſichten mit Gewalt umwerfen und der Wahrheit und Billigkeit plötzlichen Eingang in Kopf und Herz derſelben erzwingen? Dieſe ſcholaſtiſche Philoſophie iſt wohl in einer vertraulichen Unterhaltung zwiſchen Freunden an ihrem Platze, keineswegs aber in den Rathsverſammlungen der Könige, wo große Angelegenheiten mit großer Autorität und der höchſten Gewalt gegenüber verhandelt werden."

— „Da haben wir, was ich ſoeben ſagte," verſetzte

Raphael, „an die Höfe der Fürſten hat die Philoſoph
keinen Zutritt.“

— „Sie haben Recht, wenn Sie jene Schulphil
ſophie meinen, die blindlings angreift und ſich wed
um Zeit, Ort, noch Perſonen kümmert. Aber es gi
eine minder rohe Philoſophie; dieſe kennt ihr Theat
und ſpielt ihre Rolle in dem Stücke, worin ſie aufz
treten hat, mit Geſchick und Harmonie. Und dieſe mü
ſen Sie in Anwendung bringen.

„Geſetzt, Sie wollten bei der Aufführung eines Luſ
ſpiels von Plautus in dem Augenblicke, wo die Sclave
in der beſten Laune ſind, im Gewande eines Phil
ſophen auf die Scene ſtürzen und jene Worte der Oct
via declamiren, womit Seneca den Nero geißelt un
moraliſirt; ich zweifle ſehr, daß man Ihnen applaudir
würde. Gewiß, Sie hätten beſſer gethan, ſich auf d
Rolle einer ſtummen Perſon zu beſchränken, als de
Publikum ein ſolches tragikomiſches Drama zu gebe
Dieſes ſchlecht zuſammenpaſſende Amalgam würde da
ganze Schauſpiel verderben, ſelbſt wenn Ihr Spru
hundertmal mehr werth wäre, als das Stück. Ei
guter Schauſpieler verwendet ſein ganzes Talent a
ſeine Rollen, ſie ſeien gut oder übel; er ſtört nicht da
Ganze, weil ihm vielleicht die Laune kommt, irgen
einen prächtigen und pompöſen Vers zu citiren.

„In dieſer Weiſe muß man auftreten, wenn ma
inmitten einer königlichen Verſammlung Staatsange
genheiten verhandelt. Kann man dennoch verkehrte Ma

nien nicht entwurzeln, noch unmoraliſche Gebräuche abſchaffen, ſo bildet dies keinen Grund, die öffentliche Sache zu verlaſſen. Der Schiffer verläßt während des Sturms ſein Schiff nicht, weil er den Wind nicht bemeiſtern kann.

„Sie ſprechen zu Menſchen, deren Grundſätze den Ihrigen zuwiderlaufen; wie werden ſie Ihre Worte aufnehmen, wenn Sie ihnen geradezu widerſprechen und ſie Lügen ſtrafen? Schlagen Sie einen Umweg ein; er wird Sie ſicherer zum Ziele führen. Sie müſſen die Wahrheit mit Geſchick und zur rechten Zeit zu ſagen wiſſen; und wenn Ihre Bemühungen nicht dazu beitragen können, das Gute zu bewirken, ſo mögen ſie wenigſtens dazu beitragen, die Intenſität des Böſen zu ſchwächen; denn nichts wird gut und vollkommen ſein, bevor nicht die Menſchen ſelbſt gut und vollkommen ſind. Und bis dahin werden Jahrhunderte verfließen.“

Raphael antwortete:

— „Wiſſen Sie, was mir aus einem ſolchen Verfahren erwachſen müßte? In dem Beſtreben, die Thorheit Anderer zu heilen, würde ich mit ihnen zum Thoren werden. Ich würde lügen, wollte ich anders ſprechen, als ich zu Ihnen geſprochen. Gewiſſen Philoſophen iſt die Lüge vielleicht erlaubt; mir widerſtrebt ſie. Ich weiß, daß meine Rede den Räthen der Könige hart und ſtreng ſcheinen würde; gleichwohl finde ich die Neuheit derſelben nicht ſo ſeltſam, daß ſie ans Abſurde ſtreifen ſollte. Wenn ich die Theorien der Republik Plato's oder die heutiges Tages bei den Utopiern üblichen Gebräuche berichten würde — Dinge ausgezeichneter Art, gegen welche unſere Ideen und Sitten nicht im Entfernteſten Stich halten — ſo könnte man glauben, ich käme aus einer andern Welt, weil hier Jeder des Eigenthumsrechts genießt, während dort alle Güter gemeinſchaftlich ſind. Aber was habe ich geſagt, das nicht veröffentlicht werden dürfte und ſogar müßte? Meine Moral zeigt die Gefahr, der Vernünftige läßt ſich dieſelbe zur Warnung dienen; ſie verletzt nur den Thoren, der ſich rettungslos in den Abgrund ſtürzt.

„Es iſt Feigheit oder falſche Scham, die Wahrheiten zu verſchweigen, welche die menſchliche Verderbtheit verdammen; man wendet vor, daß jene Wahrheiten, als abgeſchmackte Neuerungen oder unausführbare Chimären, einen ſchimpflichen Empfang erfahren würden. Sonſt müßte man über das Evangelium einen Schleier werfen und den Chriſten die Lehren Jeſu entſtellen. Aber Jeſus verbot ſeinen Jüngern das Schweigen und die Verheimlichung; er wiederholte ihnen oft: »Was ich leiſe und insgeheim zu euch rede, das predigt laut und öffentlich von den Dächern.« Die Moral Chriſti aber iſt den Sitten dieſer Welt mehr entgegen, als die in unſrer Unterhaltung ausgeſprochenen Anſichten.

„Die Apoſtel, als gewandte Männer, ſind auf dem Umwege, deſſen Sie vorhin erwähnten, vorgeſchritten; als ſie ſahen, daß es den Menſchen zuwider war, ihre ſchlechten Sitten der chriſtlichen Lehre gemäß zu ändern, bogen ſie das Evangelium wie eine Bleiſtange, um es den menſchlichen Sitten anzupaſſen. Wohin hat dieſe gewandte Verfahrungsweiſe ſie geführt? Dem Laſter die Ruhe und Sicherheit der Tugend zu geben.

„Und ich, ich würde in den Conſeils der Fürſten kein beſſeres Reſultat erlangen; denn entweder läuft meine Meinung der allgemeinen ſchnurſtracks zuwider, und dann iſt ſie ſo gut wie gar nicht ausgeſprochen, oder ſie hält mit derjenigen der Majorität Parallele, und dann »raſe ich mit den Raſenden,« wie Terenz den Micion ſich ausdrücken läßt. Und ſomit ſehe ich nicht, wohin Ihr Umweg führt. Sie ſagen: wenn man das Vollkommene nicht erreichen kann, muß man wenigſtens das Böſe entkräften. Aber Verſtellung iſt hier unmöglich und Nachſicht ein Verbrechen, weil man den abſcheulichſten Rathſchlägen beipflichten und Decreten ſeine Zuſtimmung geben müßte, die gefährlicher ſind als die Peſt; wer jenen ſchändlichen Beſchlüſſen mit beſſerer Ueberzeugung Beifall zollte, verdiente den Namen eines Spions und Verräthers.

„Es gibt daher kein Mittel, in dieſen hohen Sphären dem Staate nützlich zu werden. Die Luft, welche man dort einathmet, verdirbt die eigene Tugend. Die Sie umgebenden Menſchen werden, weit entfernt, Sie als Muſter zu betrachten, im Gegentheile, durch ihre Berührung und den Einfluß ihrer Verderbtheit, Sie anſtecken; und erhalten Sie wider Erwarten Ihre Seele rein und unbefleckt, ſo werden Sie der Immoralität

und den Thorheiten derſelben als Deckmantel dienen. E
bleibt Ihnen alſo keine Hoffnung, durch Ihren Umw
und Ihre indirekten Mittel das Böſe in Gutes zu v
wandeln.

„Aus dieſem Grunde räth der göttliche Plato d
Weiſen, ſich von der Leitung öffentlicher Angelegenheit
entfernt zu halten; und er ſtützt ſeinen Rath auf fo
genden ſchönen Vergleich:

„Wenn die Vernünftigen während eines anhalte
den und ſtarken Regens die Straßen und Plätze v
Menſchen gefüllt ſehen, rufen ſie dieſer thörichten Men
zu, nach Hauſe zu gehen, um ſich unter Dach und Fa
zu bringen. Und wenn ihre Worte keine Beachtu
finden, gehen ſie nicht ebenfalls auf die Straße hinau
um ſich naßregnen zu laſſen; ſie bleiben daheim u
begnügen ſich, da ſie die Thorheit Anderer nicht heil
können, wenigſtens ſelbſt vor dem Unwetter geſchützt
ſein.

„Jetzt, theurer Morus, will ich Ihnen mein Inn
ſtes öffnen und meine geheimſten Gedanken mittheil
Ueberall, wo das Eigenthumsrecht herrſcht, wo man Al
mit Geld mißt, wird von Billigkeit und geſellſchaftlich
Wohlbefinden nie die Rede ſein können. Sie müß
es denn billig finden, daß ſogar das Schätzenswerthe
ſich in den Händen der Unwürdigſten befindet, und ei
Staat vollkommen glücklich nennen, wo das öffentli
Vermögen einer Handvoll von Individuen zur Be

wurde, die im Genuſſe unersättlich ſind, während die Maſſe vom Elend verſchlungen wird.

„So kann ich, wenn ich die utopiſchen Einrichtungen mit denjenigen anderer Länder vergleiche, auf der einen Seite nicht genug die Weisheit und Menſchlichkeit bewundern, und dagegen auf der andern die Unvernunft und Barbarei beklagen.

„In Utopien iſt die Zahl der Geſetze gering; die Regierung verbreitet ihre Wohlthaten über alle Klaſſen der Bürger. Das Verdienſt empfängt dort ſeine Belohnung; und zugleich iſt der nationale Reichthum ſo gleich vertheilt, daß Jeder dort im Ueberfluſſe aller Annehmlichkeiten des Lebens genießt.

„In andern Ländern gilt der Grundſatz des »Mein und Dein,« durch eine Organiſation feſtgeſtellt, deren Mechanismus eben ſo verwickelt als fehlerhaft iſt. Wir finden Tauſende von Geſetzen, deren Zahl gleichwohl noch zu beſchränkt iſt, als daß jedes Individuum einen Beſitz erlangen, denſelben ſichern und von dem Beſitze eines Andern abſondern könnte. Zum Beweiſe dieſe Menge von Proceſſen, die täglich entſtehen und niemals endigen.

„Wenn ich mich dieſen Betrachtungen hingebe, muß ich dem Plato völliges Recht widerfahren laſſen, und ich wundere mich nicht mehr, daß er es verſchmähte, Völkern, welche die Gütergemeinſchaft von ſich wieſen, Geſetze vorzuſchreiben. Dieſer große Geiſt hatte klar vorhergeſehen, daß das einzige Mittel, öffentliches Glück zu begründen, in der Anwendung des Princips der Gleichheit beſtehe. Die Gleichheit aber, mein' ich, iſt in einem Staate, wo der Beſitz Einzelrecht und unbeſchränkt iſt, unmöglich; denn Jeder ſucht ſich dort, mit Hilfe verſchiedener Vorwände und Rechte, ſo viel anzueignen, als er kann, und der Nationalreichthum fällt endlich, ſo groß er auch ſein mag, in den Beſitz weniger Individuen, die den Uebrigen nur Mangel und Elend laſſen.

„Oft müßte ſelbſt das Loos des Reichen dem Armen zufallen. Giebt es nicht geizige, unmoraliſche, nichtsnutzige Reiche? beſcheidene, anſpruchsloſe Arme, deren Gewerbfleiß und Thätigkeit dem Staate nützt, ohne ihnen ſelbſt zur ſonderlichen Wohlthat zu gereichen?

„Das iſt es, was mich in unüberwindlicher Weiſe davon überzeugt, daß das einzige Mittel, die Güter mit Gleichheit und Billigkeit zu vertheilen und das Glück des menſchlichen Geſchlechts zu begründen, in der Aufhebung des Eigenthumsrechts beſtehe. So lange das Letztere das Fundament des geſellſchaftlichen Gebäudes bildet, werden der zahlreichſten und ſchätzenswertheſten Klaſſe nur Mangel, Kummer und Verzweiflung zu Theil werden.

„Ich weiß, daß es Mittel giebt, die das Uebel mildern können; aber um es gänzlich zu heben, ſind ſie zu ſchwach. Zum Beiſpiel:

„Ein Maximum des individuellen Eigenthums an Ländereien und Geld aufſtellen.

„Sich durch kräftige Geſetze gegen Deſpotismus und Anarchie ſichern.

„Die Ehrſucht und Intrigue brandmarken und züchtigen.

„Obrigkeitliche Aemter nicht verkaufen.

„Das officielle Gepränge in den höchſten Stellen abſchaffen, damit der Beamte, um ſeinem Range zu entſprechen, ſich nicht Betrug und Erpreſſungen erlaubt, oder damit man nicht genöthigt iſt, den Reichſten die Stellen zu geben, die man den Fähigſten geben ſollte.

„Dieſe Mittel, ich wiederhole es, eignen ſich ganz vortrefflich dazu, den Schmerz einzuſchläfern und die Wunden des geſellſchaftlichen Körpers zu ſchließen; aber hoffen Sie nicht, ihm ſeine Kraft und Geſundheit wiederzugeben, ſo lange Jeder das Seinige einzeln und ausſchließlich beſitzt. Sie werden ein einziges Geſchwür wegbeizen und alle übrigen entflammen; Sie werden einen Kranken heilen und einen durchaus Geſunden tödten; denn was Sie der Habe eines Individuums hinzufügen, nehmen Sie derjenigen eines andern.

Darauf antwortete ich Raphael:

— „Weit entfernt, Ihre Ueberzeugung zu theilen, bin ich im Gegentheile der Meinung, daß ein Land, wo man die Gütergemeinſchaft einführen würde, das unglücklichſte aller Länder ſein müßte. In der That, müßte es nicht dort an den nöthigſten Bedürfniſſen fehlen? Jeder wird die Arbeit fliehen und ſich ſeiner Exiſtenzſorgen auf Koſten der Thätigkeit ſeines Nächſten entſchlagen. Und geſetzt ſelbſt, daß das Elend die Trägen anſpornte: da das Geſetz dort für und wider Niemanden den Beſitz als ausſchließlich anerkennt, ſo würde des Murrens und der Unzufriedenheit kein Ende ſein, und Morde über Morde würden Ihre Republik mit Blut beſudeln.

„Welche Schranken wollten Sie der Anarchie entgegenſetzen? Ihre Obrigkeiten haben nur dem Namen nach eine Autorität; deſſen, was Furcht und Achtung gebietet, ſind ſie entkleidet. Ja mir ſcheint überhaupt bei einem ſolchen Volke von Gleichetheilern, das jede Art von Superiorität von ſich weiſ't, eine Regierung unmöglich.“

— „Dieſe Ihre Anſichten befremden mich nicht,“ erwiderte Raphael. „Sie machen ſich von einer ähnlichen Republik entweder gar keine oder doch nur eine unrichtige Vorſtellung. Wären Sie in Utopien geweſen, hätten Sie das Schauſpiel der Einrichtungen und Sitten dieſes Landes geſehen wie ich, der ich dort fünf Jahre meines Lebens zubrachte und es zu verlaſſen mich nur entſchließen konnte, um den Blick der alten Welt auf dieſe neue zu richten: Sie würden geſtehen, daß es nirgend anderswo eine vollkommener organiſirte Geſellſchaft gebe.“

Peter Gilles antwortete, indem er ſich an Raphael wandte:

— „Sie werden mir nie einreden, daß es in jener neuen Welt Völker mit beſſeren Conſtitutionen gebe, als in der unſrigen. Bei uns erzeugt die Natur Geiſter von nicht ſchwächerer Art. Wir haben ferner eine ältere

Civiliſation und eine Menge von Erfindungen, die eine lange Zeit ſowohl für die Bedürfniſſe als für die Annehmlichkeiten des Lebens hat hervorblühen laſſen — nicht zu erwähnen der durch den Zufall gemachten Erfindungen, auf welche ſelbſt das ſcharfſinnigſte Genie nicht verfallen wäre.“

— „Die Frage nach dem Alter,“ verſetzte Raphael, „würden Sie beſſer unterſuchen können, wenn Sie die Chroniken jener neuen Welt geleſen hätten. Dieſen Chroniken zufolge gab es dort früher Städte, als hier Menſchen. Was aber die Erfindungen betrifft, die man dem Genie oder Zufalle verdankt, ſo können ſie auf allen Continenten in gleicher Weiſe gemacht werden. Ich gebe zu, daß wir in den Wiſſenſchaften vor jenen Völkern den Vorrang haben; in Rückſicht auf Gewerbfleiß und Induſtrie laſſen ſie uns dagegen weit zurück. Ich will Ihnen einen Beweis davon geben:

„Aus ihren Annalen geht hervor, daß ſie vor unſerer Ankunft nie von unſerer Welt hatten reden hören; nur daß vor ungefähr zwölfhundert Jahren ein vom Sturme verſchlagenes Schiff in der Nähe der Inſel Utopien ſcheiterte. Die Wellen warfen Egypter und Römer an's Ufer, welche die Inſel nie wieder verlaſſen wollten. Die Utopier zogen aus dieſem Zufall unermeßlichen Nutzen; von den Schiffbrüchigen erlernten ſie Alles, was dieſe von den im römiſchen Reiche verbreiteten Wiſſenſchaften und Künſten verſtanden. Dieſe erſten Keime entwickelten ſich allmälig, und das Wenige, was die Utopier

erlernt hatten, ließ ſie das Uebrige finden. So theil
ein einziger Berührungspunkt mit der alten Welt ihne
die Induſtrie und den Geiſt derſelben mit.

„Möglich, daß ſchon vor jenem Schiffbruch da
nämliche Schickſal einige der Unſrigen nach Utopie
geführt hatte; aber die Erinnerung daran iſt gänzli
verwiſcht. Vielleicht wird auch mein Aufenthalt auf d
Inſel in künftigen Jahrhunderten vergeſſen werde
obgleich jener Aufenthalt für die Bewohner von unb
rechenbarem Vortheil war, da er ihnen das Mitt
wurde, ſich die ſchönſten Erfindungen Europa's anz
eignen.

„Aber wir — wie viele Jahrhunderte werden w
noch nöthig haben, bis wir das Vortrefflichſte in ihre
Einrichtungen von ihnen entlehnen können! Was ſ
in Betreff des materiellen und ſocialen Wohlbefinde
weit über uns ſtellt, obgleich wir ihnen an Kenntniſſ
und Reichthum gleichkommen, iſt jene geiſtige Thäti
keit, die ſie unaufhörlich der Erforſchung, Vervollkomn
nung und Anwendung nützlicher Dinge zuwenden.“

— „Nun gut,“ ſagte ich zu Raphael, „geben S
uns die Beſchreibung dieſer bewundernswerthen Inſ
Uebergehen Sie, ich bitte Sie darum, kein einzig
Detail. Schildern Sie uns die Felder, die Flüſſe, d
Städte, die Menſchen, die Sitten, die Einrichtunge
die Geſetze, kurz Alles, wovon Sie glauben, daß w
es zu erfahren wünſchen, und glauben Sie mir, dieſ
Wunſch umfaßt Alles, was wir nicht wiſſen.“

— „Sehr gern," verſetzte Raphael; „dieſe Dinge ſind meinem Gedächtniſſe ſtets gegenwärtig; aber die Erzählung derſelben wird viel Zeit in Anſpruch nehmen."

— „In dieſem Falle," ſagte ich, „gehen wir vorher zu Tiſch; ſpäter wird es uns an der nöthigen Zeit nicht fehlen."

— „Ich bin damit einverſtanden," meinte Raphael.

Wir traten jetzt ins Haus, um zu ſpeiſen, und ſpäter kehrten wir in den Garten zurück und ließen uns auf die nämliche Bank nieder. Ich befahl der Dienerſchaft ſorgfältig, jeden Unwillkommenen fern zu halten; darauf verband ich meine Bitten mit denjenigen Peters, daß Raphael uns ſein Verſprechen erfüllen möchte. Als dieſer uns ſo wißbegierig und erwartungsvoll ſah, ſammelte er ſich in einigen Augenblicken des Schweigens und Nachſinnens und begann dann in folgender Weiſe.

Zweites Buch.

Die größte Breite der Inſel Utopien beträgt zweimalhunderttauſend Schritte. Dieſe Breite befindet ſich in der Mitte und nimmt von hier aus bis an die beiden Endpunkte allmälig und ſymmetriſch in der Maße ab, daß die ganze Inſel ſich zu einem Halbkreis von fünfhundert Meilen im Umfange abrundet und die Geſtalt eines Mondviertels zeigt, deſſen Hörner ungefähr eilftauſend Schritte von einander entfernt ſind.

Dies ungeheure Baſſin wird vom Meere ausgefüllt; die daſſelbe amphitheatraliſch begrenzenden Länder brechen hier die Wuth der Winde, beſänftigen die empörte Woge und geben dieſer großen Waſſermaſſe den Anſchein eines ruhigen See's. Dieſer ausgehöhlte Theil der Inſel gleicht einem einzigen, äußerſt geräumigen und von allen Seiten zugänglichen Hafen.

Die Einfahrt in den Meerbuſen iſt wegen der Sandbänke auf der einen und der Klippen auf der andern Seite gefährlich. In der Mitte erhebt ſich ein Felſen, der in bedeutender Ferne geſehen wird und deshalb durchaus unſchädlich iſt. Die Utopier haben auf demſelben eine Feſtung erbaut, die durch eine gute Beſatzung vertheidigt wird. Andere unter dem Waſſer verborgene Felſen legen dem Schiffer unvermeidliche Schlingen. Nur die Eingebornen kennen die fahrbaren Stellen, und man darf daher mit Recht in dieſe Meerenge nur eindringen, wenn man einen utopiſchen Lootſen am Bord hat. Aber auch dieſe Vorſichtsmaßregel würde nicht genügen, befänden ſich nicht in gemeſſenen Entfernungen Leuchtthürme an der Küſte, um die zu nehmende Richtung vorzuſchreiben. Die einfache Verſetzung dieſer Leuchtthürme würde hinreichen, die zahlreichſte Flotte zu vernichten, dadurch, daß man ihr eine falſche Richtung gäbe.

An der entgegengeſetzten Seite der Inſel findet man beſuchte Häfen; die Küſten ſind durch Kunſt und Natur ſo gut befeſtigt, daß eine Handvoll Menſchen die Ausſchiffung einer großen Armee würde verhindern können.

Traditionen zufolge, die übrigens in der geographiſchen Geſtalt des Landes vollkommene Beſtätigung erhalten, war daſſelbe nicht immer eine Inſel. Früher führte es den Namen Abraxa und hing mit dem Continent zuſammen; Utopus, der ſich deſſelben bemächtigte, gab ihm ſeinen Namen.

Dieſer Eroberer war ein genialer Kopf. Er wußte eine rohe und barbariſche Bevölkerung zu entwildern und ein Volk daraus zu machen, deſſen Civiliſationsſtufe gegenwärtig diejenige aller anderen überragt. Nachdem der Sieg ihn zum Herrn des Landes gemacht, ließ er eine Erdenge von funfzehntauſend Schritt abtragen, die das Land mit dem Continent verband. So wurde das Land Abraxa zur Inſel Utopien. Zur Ausführung dieſes Rieſenwerkes verwandte Utopus ſowohl die Soldaten ſeiner Armee, als die Eingebornen, damit dieſe die vom Sieger ihnen auferlegte Arbeit nicht als eine Demüthigung und Schmach betrachten ſollten. Tauſende von Armen wurden ſomit in Bewegung geſetzt, und bald ſah man das Unternehmen vom Erfolg gekrönt. Die Nachbarvölker hatten das Werk anfangs als ein eitles und chimäriſches Beginnen ins Lächerliche gezogen und waren daher jetzt um ſo mehr von einem Erſtaunen ergriffen, das an Schrecken grenzte.

Die Inſel Utopien zählt vierundfunfzig geräumige und prachtvolle Städte. Sprache, Sitten, Einrichtungen und Geſetze ſind in allen völlig dieſelben. Die vierundfunfzig Städte ſind nach demſelben Plan erbaut; ſie beſitzen die nämlichen Anſtalten und die nämlichen öffentlichen Gebäude, nur daß dieſe dem Erforderniß der Oertlichkeiten gemäß modificirt ſind. Die größte Entfernung zwiſchen dieſen Städten beträgt vierundzwanzig Meilen und die geringſte eine Tagreiſe zu Fuß.

Von jeder Stadt werden jährlich drei erfahrene und fähige Greiſe zu Abgeordneten ernannt. Dieſe verſammeln ſich zu Amaurote, um dort über die Angelegenheiten des Landes zu berathen. Amaurote iſt die Hauptſtadt der Inſel; ihre mittlere Lage macht ſie zum ſchicklichſten Vereinigungspunkte für die ſämmtlichen Abgeordneten.

Jeder Stadt iſt ein Minimum von zwanzigtauſend Schritten Grundgebiets für den Anbau und Bedarf an Lebensmitteln zugewieſen. Im Allgemeinen entſpricht der Umfang des Grundgebiets der Entfernung der Städte. Die glücklichen Einwohner derſelben ſuchen die durch das Geſetz feſtgeſtellten Grenzen nie zu erweitern. Sie halten ſich nicht ſowohl für Eigenthümer, als für Pächter des Bodens.

Inmitten der Felder findet man bequem gebaute und mit jeder Art von Ackerbaugeräthen umgebene Häuſer. Sie dienen den Schaaren der Arbeiter, welche die Stadt zu beſtimmten Zeiten auf's Land ſchickt, zu Wohnungen.

Eine Ackerbau-Familie beſteht aus wenigſtens vierzig Individuen, Männern und Frauen, ſowie zwei Sklaven. Sie befindet ſich unter der Direction eines Familienvaters und einer Familienmutter, ernſter und verſtändiger Leute.

Dreißig Familien werden von einem „Philarchen" dirigirt.

Alljährlich kehren zwanzig Ackerbauer aus jeder Familie in die Stadt zurück. Es ſind dies Diejenigen, die ihre zwei Jahre des Ackerbau-Dienſtes beendigt

haben. Sie werden durch zwanzig andere Individu
erſetzt, deren Dienſtzeit erſt beginnt. Die neuen A
kömmlinge erhalten ihre Unterweiſung von Denjenige
die bereits ein Jahr auf dem Lande gearbeitet, und i
nächſten Jahre kommt dann die Reihe, Unterricht z
ertheilen, an ſie ſelbſt. Auf dieſe Weiſe ſind die Ack
bauer nie alle zugleich Ignoranten und Neulinge, un
die öffentliche Subſiſtenz hat von der Unerfahrenhe
der mit ihrer Sicherſtellung beauftragten Bürger nich
zu befürchten.

Jene jährliche Ablöſung hat noch einen andern Zwec
Man will das Leben der Bürger nicht allzulange fü
materielle und mühſame Arbeiten in Anſpruch nehme
Doch trifft es ſich natürlich, daß Einige am Ackerba
Geſchmack finden, und dieſen erlaubt man gern, meh
rere Jahre auf dem Lande zuzubringen.

Die Ackerbauer beſtellen das Feld, beſorgen d
Viehzucht, ſammeln Holz und führen ihre Vorräthe z
Land oder Waſſer der benachbarten Stadt zu. — S
haben ein äußerſt ſinnreiches Verfahren, um eine gro
Menge von Hühnern zu gewinnen: ſie überlaſſen da
Ausbrüten der Eier nicht den Hennen, ſondern bediene
ſich dazu einer künſtlichen Wärme von dem erforderliche
Grade. Sobald das Küken ſich von der Schale befre
hat, iſt es der Menſch, der bei demſelben Mutterſtel
vertritt, es beaufſichtigt und immer wiederzuerkenne
weiß. Sie ziehen nur wenig Pferde, und ſelbſt die
wenigen ſind von ſehr feuriger Art und nur dazu be

ſtimmt, die Jugend in der Behendigkeit zu üben. — Die Ochſen werden ausſchließlich für den Ackerbau und Transport benutzt. Der Ochs, ſagen die Utopier, beſitzt nicht die Lebhaftigkeit des Pferdes, aber er übertrifft das letztere an Geduld und Kraft; er iſt weniger Krankheiten unterworfen, billiger zu füttern, und wenn er nicht mehr zur Arbeit taugt, dient er noch für den Tiſch.

Die Utopier verwandeln das Getreide in Brod; ſie trinken den Saft der Weintraube, des Apfels, der Birne; das Waſſer trinken ſie entweder ohne Beimiſchung oder mit Honig und Süßholz gekocht, woran ſie Ueberfluß beſitzen.

Die Quantität der Lebensmittel, welche der Bedarf jeder Stadt und ihres Grundgebiets erfordert, iſt äußerſt genau beſtimmt. Nichtsdeſtoweniger treiben die Einwohner den Kornbau und die Viehzucht weit über jenen Bedarf hinaus. Der Ueberſchuß wird für die nächſten Jahre zurückgelegt.

Was die Möbeln, Hausgeräthe und andere Gegenſtände anlangt, die auf dem Lande nicht zu haben ſind, ſo ſehen die Ackerbauer ſich nach dieſen in der Stadt um. Sie wenden ſich deshalb an den ſtädtiſchen Magiſtrat, der ſie ihnen unverzüglich und ohne Vergütung ausliefern läßt. Alle Monate vereinigen ſie ſich zur Feier eines Feſttages.

Sobald die Zeit der Ernte kommt, benachrichtigen die Philarchen der Ackerbau-Familien die Magiſtrate der Städte von der Zahl der Hilfsarbeiter, deren ſie bedürfen. An dem dazu feſtgeſetzten Tage langen dann Schaaren von Schnittern an, und wenn der Himmel heiter iſt, wird die ganze Ernte faſt in einem einzigen Tage eingebracht.

Von den Städten Utopiens und insbeſondere von der Stadt Amaurote.

Wer eine Stadt kennt, kennt alle. Soviel die Natur des Orts es erlaubt, ſind alle einander völlig gleich. Ich könnte Ihnen daher ohne Unterſchied die erſte beſte beſchreiben; da aber Amaurote als Sitz der Regierung und des Senats den Vorrang vor allen übrigen Städten hat, werde ich dieſe vorzugsweiſe herausheben.

Amaurote liegt auf dem Abhange eines ſich ſanft erhebenden Hügels. Der Form nach bildet ſie faſt ein Quadrat. Ihre Breite beginnt ein wenig unter dem Gipfel des Hügels, zieht ſich etwa zweitauſend Schritte an den Ufern des Fluſſes Anyder hin und nimmt in demſelben Maße zu, je weiter man dieſen Fluß hinabſchreitet.

Die Quelle des Anyder iſt ſchwach; ſie befindet ſich achtzigtauſend Schritte aufwärts von Amaurote. Während ſeines Laufes ſchwillt dieſer Bach allmälig durch die Aufnahme mehrerer Flüſſe an, unter welchen man zwei von mittler Größe zählt. Vor Amaurote hat der

Anyder ſchon eine Breite von fünfhundert Schritten. Weiterhin nimmt dieſelbe beſtändig zu, bis er ſich endlich, nachdem er eine Länge von ſechzig Meilen durchlaufen hat, ins Meer ergießt.

Auf der ganzen Strecke zwiſchen der Stadt und dem Meere, ſowie noch einige Meilen oberhalb der Stadt, hemmt die Ebbe und Fluth, die täglich ſechs Stunden dauert, den Lauf des Fluſſes in auffallender Weiſe. Während der Fluth füllt der Ocean das Bette des Anyder mit ſeinen Wellen auf eine Länge von dreißig Meilen und treibt ihn gegen ſeine Quelle zurück. Das Salzwaſſer theilt dann dem Fluſſe ſeine Bitterkeit mit; ſobald jedoch die Ebbe eintritt, reinigt derſelbe ſich allmälig wieder, ſo daß er der Stadt ein ſüßes und trinkbares Waſſer liefert und daſſelbe bis nahe vor ſeiner Mündung unvermiſcht beibehält. Die beiden Ufer des Anyder ſind durch eine Steinbrücke mit einander verbunden. Dieſe Brücke, die aus bewundernswürdig gewölbten Bögen beſteht, befindet ſich an demjenigen äußerſten Ende der Stadt, welches vom Meere am weiteſten entfernt liegt, damit die Schiffe an allen Punkten der Rhede anlegen können.

Amaurote wird noch von einem zweiten Fluſſe durchſchnitten, der freilich klein, aber ſchön und ruhig iſt. Dieſer Fluß entſpringt in geringer Entfernung von der Stadt auf dem Hügel, auf welchem die letztere liegt, und nachdem er ſie in zwei Hälften getheilt, vereinigt er ſich mit dem Anyder. Die Amaurotaner haben die

Quelle deſſelben mit Mauern umzogen, die ſich
die Vorſtädte hineinziehen. So kann der Fe
Falle einer Belagerung den Fluß weder vergift
den Lauf deſſelben hemmen oder in ein anderes
leiten. Von den höchſten Punkten gehen in alle
tungen Röhren von Ziegelſteinen hinab, die das
in die niedrigen Stadttheile leiten. Wo dies
nicht anwendbar iſt, ſammeln große Ciſternen f
verſchiedenen Gebrauch der Einwohner das Regen

Die Stadt iſt von einem Gürtel hoher und
Mauern eingeſchloſſen, und in ſehr geringen
nungen erheben ſich Thürme und Schanzen.
Wälle ſind auf drei Seiten von Gräben umgebe
zwar beſtändig trocken, jedoch breit, tief und mit
und Gebüſchen bewachſen ſind. Der vierten Seite
der Fluß ſelbſt ſtatt des Grabens.

Die Straßen und Plätze eignen ſich ſowohl fü
Transport, als ſie gegen den Wind ſchützen.
Gebäude bieten viel Bequemlichkeit; ſie zeichne
durch Eleganz und Sauberkeit aus und bilde
ganze Länge der Straßen entlang, deren Breite zw
Fuß beträgt, zwei zuſammenhängende Reihen.

Hinter und zwiſchen den Häuſern befinden ſich
läufige Gärten. Jedes Haus hat eine Thür a
Straße und eine Thür in den Garten. Dieſe T
öffnen ſich auf einen leichten Druck der Hand und
den Erſten den Beſten eintreten.

Die Utopier gehen hierin von dem Grundſatze des gemeinſchaftlichen Beſitzes aus. Um ſogar jedem Gedanken an einen perſönlichen und unumſchränkten Beſitz vorzubeugen, wechſeln ſie alle zehn Jahre ihre Häuſer und looſen um dasjenige, welches ihnen zu Theil werden ſoll.

Die Bewohner der Städte beſorgen ihre Gärten mit Liebe; ſie ziehen Wein, Früchte, Blumen und alle Arten von Pflanzen. Sie bewähren dabei ſo viel Einſicht und Geſchmack, daß ich nirgend anderswo eine größere Fruchtbarkeit und Fülle geſehen habe, womit ſich ein ſo reizender Anblick vereinigte. Das Vergnügen iſt nicht die einzige Urſache, die ſie zur Gärtnerei anſpornt. Zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen herrſcht ein gewiſſer ehrgeiziger Streit; ſie kämpfen mit einander um die Wette, weſſen Garten am beſten beſtellt ſein werde. In der That läßt ſich ſchwerlich Etwas denken, das den Bürgern weder angenehmer noch nützlicher ſein könnte, als dieſe Beſchäftigung. Der Gründer des Reiches hatte das klar eingeſehen, denn er arbeitete mit allen Kräften dahin, den Geiſtern dieſe Richtung zu geben.

Die Utopier ſchreiben dem Utopus den allgemeinen Plan ihrer Städte zu. Dieſem großen Geſetzgeber fehlte es an Zeit, die von ihm projectirten Bauten und Verſchönerungen auszuführen; dazu bedurfte es mehrerer Generationen. Und ſo überließ er der Nachwelt die Sorge, ſein Werk fortzuſetzen und zu vervollkommnen.

Die utopiſchen Annalen, die ſeit der Eroberung d
Inſel gewiſſenhaft geführt wurden, umfaſſen eine G
ſchichte von ſiebenzehnhundert und ſechzig Jahren. Di
ſen Annalen zufolge waren die Häuſer anfangs ſel
niedrige Hütten aus Holz, mit Lehmmauern und ſp
zulaufenden Strohdächern. Heutiges Tages ſind d
Häuſer elegante Gebäude von drei Etagen; die äußere
Mauern beſtehen aus Stein oder Ziegel, die innere
aus Gyps. Die Dächer ſind flach und mit einer ze
ſtoßenen und unverbrennbaren Materie bedeckt, die nich
koſtet und beſſer als Blei die Angriffe des Wetters a
hält. Glasfenſter (vom Glaſe macht man auf der Inſ
großen Gebrauch) ſchützen gegen den Wind. Hin un
wieder benutzt man ſtatt des Glaſes ein Gewebe vo
äußerſter Zartheit, das man mit Ambra oder transpa
rentem Oele beſtreicht und das ſomit gleichfalls da
Licht, aber nicht den Wind durchläßt.

Von den Magiſtraten.

Dreißig Familien wählen jährlich einen Magiſtrat
In der alten Landesſprache heißt derſelbe »Syphogrant«
in der heutigen »Philarch«.

Zehn Syphogranten und deren dreihundert Familien
gehorchen einem »Protophilarchen« oder, wie die alt
Sprache ihn nannte, einem »Traniboren«.

Den Syphogranten endlich, der Zahl nach zwölf
hundert, liegt die letzte Wahl ob. Nachdem ſie geſchwo

ren, ihre Stimme dem beſten und fähigſten Bürger zu geben, ſchreiten ſie in geheimer Abſtimmung an's Werk und erklären einen der vier Bürger, welche das Volk vorgeſchlagen, zum Fürſten. Denn da die Stadt in vier Viertel abgetheilt iſt, ſtellt jedes derſelben dem Senate ſeinen Gewählten vor.

Die Fürſtenwürde gilt für Lebenszeit, vorausgeſetzt, daß der Fürſt nicht im Verdacht ſteht, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben. Die Traniboren werden alljährlich gewählt, aber man wechſelt ſie nicht ohne gewichtige Gründe. Die übrigen obrigkeitlichen Perſonen werden jährlich durch neue erſetzt.

Alle drei Tage, nöthigenfalls auch öfter, halten die Traniboren eine Sitzung mit dem Fürſten, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathen und möglichſt ſchnell die zwiſchen Privatperſonen anhängigen Proceſſe zu entſcheiden, welche letztere übrigens äußerſt ſelten ſind. Jeder Sitzung des Senats wohnen zwei Syphogranten bei, und dieſe beiden obrigkeitlichen Volksvertreter wechſeln in jeder Sitzung.

Das Geſetz will, daß Fragen von allgemeinem Intereſſe im Senate drei Tage zuvor abgehandelt werden, ehe zur Abſtimmung geſchritten und der Vorſchlag in ein Decret verwandelt wird.

Sich außer dem Senate und den Volksverſammlungen zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten vereinigen, iſt ein Verbrechen, auf welches der Tod ſteht.

Dieſe Beſtimmungen wollen den Fürſten und die

Traniboren verhindern, ſich gemeinſchaftlich gegen die Freiheit zu verſchwören, das Volk durch tyranniſche Geſetze zu unterdrücken und die Regierungsform zu ändern. Die Conſtitution iſt in dieſer Rückſicht ſo wachſam, daß Fragen von hoher Bedeutung den Verſammlungen der Syphogranten vorgelegt werden, welche ſie ihren Familien mittheilen. Die Sache wird dann in einer Volksverſammlung geprüft, und die Syphogranten machen ſpäter, nachdem ſie dieſelbe gründlich erwogen, dem Senate ihre Meinung und den Willen des Volks kund. Mitunter wird ſogar das Gutachten der ganzen Inſel eingeholt.

Unter den Regeln für den Senat verdient die folgende erwähnt zu werden: Wenn ein Vorſchlag gemacht iſt, darf man ihn nicht an demſelben Tage unterſuchen; die Berathung wird bis zur nächſten Sitzung aufgeſchoben.

Auf dieſe Weiſe läuft Niemand Gefahr, unbedachtſam die erſten die beſten Anſichten auszuſprechen und ſpäter eher die Vertheidigung der Letzteren, als das allgemeine Beſte, im Auge zu haben. Denn ereignet es ſich nicht häufig, daß man vor der Scham des Widerrufs und dem Geſtändniſſe eines unüberlegten Irrthums zurückweicht? In ſolchen Fällen opfert man das öffentliche Wohl der Erhaltung des eigenen Rufs. Der Gefahr einer ſolchen Uebereilung nun iſt man zuvorgekommen, und den Senatoren bleibt hinreichende Zeit zur Ueberlegung.

Von den Künſten und Handwerken.

Es giebt eine Beſchäftigung, die allen Utopiern, Männern wie Frauen, gemeinſchaftlich iſt und von welcher Niemand ſich ausſchließen darf. Dieſe Beſchäftigung iſt der Ackerbau. Die Kinder erlernen ihn theoretiſch in den Schulen und praktiſch auf den die Stadt begrenzenden Feldern, wohin man ſie ſpazieren führt. Dort ſehen ſie arbeiten; ſie arbeiten ſelbſt, und dieſe Uebung entwickelt überdies ihre phyſiſchen Kräfte.

Außer dem Ackerbau, der, ich wiederhole es, eine Pflicht für Alle iſt, wird Jedem ein beſonderer Erwerbszweig angewieſen. Die Einen weben Wolle oder Flachs; die Anderen ſind Maurer oder Töpfer; noch Andere arbeiten in Holz oder Metallen. Dies ſind die vornehmſten Metiers.

Die Kleider haben für alle Bewohner der Inſel die nämliche Form. Dieſelbe iſt unveränderlich; ſie unterſcheidet blos das männliche Geſchlecht vom weiblichen, das Cölibat von der Ehe. Die Kleider vereinigen Eleganz mit Bequemlichkeit; ſie geſtatten dem Körper jede mögliche Bewegung, ſie ſchützen ihn vor der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters. Jede Familie verfertigt ihre Kleider ſelbſt.

Alle, ohne Ausnahme, Männer und Frauen, ſind gehalten, eins der oben erwähnten Metiers zu erlernen. Da die Frauen ſchwächer ſind, arbeiten ſie meiſtens nur in Wolle und Flachs; den Männern liegen die mühſameren Beſchäftigungen ob.

Im Allgemeinen wird Jeder für das Handwerk ſeiner Eltern herangebildet; denn die Natur flößt gewöhnlich Geſchmack für daſſelbe ein. Wenn indeſſen Jemand mehr Geſchick und Neigung für ein anderes Geſchäft in ſich fühlt, wird er durch Adoption von einer derjenigen Familien aufgenommen, die jenes üben, und ſein Vater ſowohl wie der Magiſtrat tragen Sorge, ihn in den Dienſt eines rechtſchaffenen und ehrenhaften Familienvaters treten zu laſſen.

Wenn Jemand, der ſchon ein Handwerk übt, ſich für die Erlernung eines andern entſcheidet, ſo ſteht ihm dies unter den vorhergehenden Bedingungen frei. Man läßt ihm die Wahl desjenigen unter beiden, welches ihm am meiſten zuſagt, es wäre denn, daß die Stadt ihm ein anderes zum öffentlichen Nutzen anwieſe.

Die vornehmſte und faſt ausſchließliche Function der Syphogranten beſteht darin, Acht darauf zu haben, daß Niemand ſich dem Müßiggange und der Trägheit hingiebt, ſo wie daß Jeder unermüdlich ſeine Beſchäftigung treibt. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß die Utopier gleich Laſtthieren ſich von früh Morgens bis ſpät in die Nacht vor die Arbeit ſpannten. Ein ſolches für Geiſt und Körper gleich nachtheiliges Leben wäre ärger als Tortur und Sklaverei. Und gleichwohl iſt dies überall anderswo das traurige Loos des Arbeiters!

Die Utopier theilen die Zeit eines Tages und einer

Nacht in vierundzwanzig gleiche Stunden. Sechs Stunden werden für materielle Arbeiten in Anſpruch genommen; das Verhältniß iſt folgendes:

Drei Arbeitsſtunden Vormittag; darauf wird geſpeiſt. Nachmittag zwei Ruheſtunden, drei Arbeitsſtunden und hierauf folgt das Souper.

Sie zählen 1 Uhr, wenn wir Mittag haben. Um 9 Uhr legen ſie ſich zur Ruhe und widmen dem Schlafe 9 Stunden.

Die Zeit zwiſchen der Arbeit, den Mahlzeiten und dem Schlafe darf Jeder nach ſeinem Gefallen verwenden. Weit entfernt, dieſe Mußeſtunden dadurch zu mißbrauchen, daß ſie Thorheiten oder dem Müßiggange fröhnen, ſuchen ſie vielmehr ihre Erholung nur in der Abwechſelung ihrer Beſchäftigungen und Arbeiten. Sie können dies, Dank der folgenden, wahrhaft bewundernswerthen Einrichtung, mit Erfolg.

Alle Morgen vor Sonnenaufgang werden öffentliche Säle geöffnet. Nur Diejenigen, welche ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften gewidmet, ſind zum Beſuche dieſer Säle verbunden; aber Alle haben das Recht, ſich dort einzufinden, Männer und Frauen, mögen ihre Beſchäftigungen auch ſein, welche ſie wollen. Das Volk beſucht ſie in Maſſe, und Jeder benutzt denjenigen Zweig des Unterrichts, der ſeinem Erwerbszweig und Geſchmack am meiſten zuſagt.

Einige gehen während der Mußeſtunden vorzugsweiſe der Uebung ihres Handwerks nach. Es ſind dies

Diejenigen, deren Geiſt ſich nicht gern zum abſtracten Denken erhebt. Weit entfernt, ſie daran zu verhindern, zollt man ihnen vielmehr Beifall, da ſie ſich ſo beharrlich ihren Mitbürgern nützlich machen.

Abends nach der Mahlzeit verbringen die Utopier eine Stunde in Zerſtreuungen: Sommers in den Gärten, Winters in den gemeinſchaftlichen Speiſeſälen. Sie muſiciren oder pflegen der Unterhaltung. Sie kennen weder Würfel noch Karten noch irgend ein anderes von jenen Hazardſpielen, die eben ſo abgeſchmackt als gefährlich ſind. Indeſſen üben ſie zwei Arten von Spiel, die in mancherlei Beziehung unſerem Schach ähnlich ſind; das erſtere heißt die »arithmetiſche Schlacht«, worin das Heer vom Heere geſchlagen wird; das andere iſt der »Kampf der Laſter und Tugenden«. Dies letztere legt die Anarchie der Laſter unter ſich offenkundig vor Augen, den Haß, der ſie ſpaltet, und bei alle dem die vollkommene Eintracht, wenn es ſich um einen Angriff gegen Tugenden handelt. Es zeigt ferner, welches die den einzelnen Tugenden gegenüberſtehenden Laſter ſind, wie dieſe durch Gewalt und öffentlich, oder durch Liſt und auf Schleichwegen den erſteren beizukommen ſuchen; wie die Tugend die Angriffe des Laſters zurückſchlägt, es zu Boden wirft und ſeine Anſtrengungen fruchtlos macht; wie endlich der Sieg ſich für die eine oder andere Partei entſcheidet.

Ich bin hier eines Vorwurfs ernſter Art gewärtig und beeile mich, demſelben zuvorzukommen.

Man wird vielleicht ſagen: Sechs Arbeitsſtunden täglich genügen nicht für die Befriedigung des öffentlichen Bedarfs; Utopien muß ein ſehr unglückliches Land ſein.

Es muß doch wohl das Gegentheil ſtattfinden. Die ſechs Arbeitsſtunden liefern im Ueberfluſſe alle Bedürfniſſe und Annehmlichkeiten des Lebens, und außerdem einen Ueberfluß an Lebensmitteln weit über den Bedarf.

Sie werden dies leicht begreifen, wenn Sie nur die große Anzahl von müſſigen Menſchen bei andern Nationen bedenken wollen. Zuerſt faſt alle Frauen, welche die Hälfte der Bevölkerung bilden, und die meiſten Männer da, wo die Frauen arbeiten. Dann jene ungeheure Maſſe von Prieſtern und religiöſen Tagedieben. Zählen Sie zu dieſen all' die reichen Grundbeſitzer, die man gemeinhin »Adlige« nennt; zählen Sie noch deren Dienerſchaaren, eben ſo viele Taugenichtſe in Livree hinzu, ſo wie jene Sündfluth von kräftigen und vollkommen geſunden Bettlern, die ihre Faulheit unter falſche Gebrechen verſtecken. Als Reſultat wird ſich Ihnen ergeben, daß die Zahl Derjenigen, die durch ihre Arbeit für die Bedürfniſſe des menſchlichen Geſchlechts ſorgen, weit geringer erſcheint, als Sie ſich's vorſtellten.

Erwägen Sie ferner, wie wenige von Denjenigen, welche arbeiten, ſich mit wirklich nothwendigen Dingen beſchäftigen. Denn in dieſem Jahrhundert des Geldes, wo das letztere eine Gottheit und das univerſale Maaß iſt, wird eine Menge von eitlen und frivolen Künſten lediglich im Dienſte des Luxus und der Liederlichkeit geübt. Wäre aber die ganze Maſſe der Arbeiter mit den verſchiedenen nützlichen Handwerken in der Weiſe beſchäftigt, daß ſie ſelbſt im Ueberfluſſe Alles lieferten, was der Bedarf erheiſcht, ſo würde der Preis für Handarbeiten in dem Grade ſinken, daß der Arbeiter von ſeinem Lohne nicht mehr leben könnte.

Angenommen alſo, daß man zu nützlichen Arbeiten ſowohl Diejenigen veranlaßte, die nur Gegenſtände des Luxus verfertigen, als Diejenigen, die gar nichts verfertigen, während Jeder von dieſen die Arbeit und den Lohn von zwei wirklichen Arbeitern verbraucht: ſo würden Sie leicht einſehen, daß dieſe Menſchen mehr Zeit haben, als nöthig wäre, um für die Bedürfniſſe, die Bequemlichkeiten und ſelbſt die Vergnügungen des Lebens zu ſorgen. Unter dieſen Vergnügungen verſtehe ich diejenigen, die ſich auf Natur und Wahrheit gründen.

Das nun, was ich hier blos vorausſetze, iſt in Utopien durch Thatſachen bewährt. Dort giebt es in der ganzen Ausdehnung einer Stadt und ihres Grundgebiets kaum fünfhundert Individuen — Männer und Frauen mit eingerechnet, welche die zum Arbeiten erforderlichen Jahre und Kräfte beſitzen — die durch das Geſetz davon ausgenommen wären. Von der letzteren Zahl ſind die Syphogranten; und dennoch arbeiten dieſe obrigkeitlichen Perſonen gleich andern Bürgern, um ſie durch ihr Beiſpiel aufzumuntern. Jenes Vorrecht erſtreckt ſich ebenfalls auf ſolche Jünglinge, die das Volk auf Empfehlung der Prieſter und nach den geheimen Abſtimmungen der Syphogranten für Künſte und Wiſſenſchaften beſtimmt. Sobald einer unter dieſen Gewählten die öffentliche Hoffnung täuſcht, wird er in die Klaſſe der Arbeiter zurückverſetzt. Wenn aber umgekehrt — und dieſer Fall iſt häufig — ein Arbeiter dahin gelangt, ſich dadurch, daß er die Mußeſtunden intellectuellen Studien widmet, eine genügende Bildung zu verſchaffen, ſo wird er von der mechaniſchen Arbeit freigeſprochen und in die Gelehrtenklaſſe erhoben.

Aus den Gelehrten wählt man die Geſandten, die Prieſter, die Traniboren und den Fürſten. Letzterer hieß vor Zeiten »Barzam«; gegenwärtig nennt man ihn »Adem«. Die übrige Bevölkerung übt in ununterbrochener Thätigkeit nur nützliche Handwerke und erzeugt in kurzer Zeit eine beträchtliche Maſſe von allerlei vortrefflich ausgeführten Arbeiten.

Was noch zur Verminderung der Arbeit beiträgt, iſt der Umſtand, daß Alles wohl angelegt und in Ordnung erhalten wird. Es giebt daher in Utopien bei Weitem weniger zu thun als bei uns.

Anderswo nimmt der Bau und die Inſtandhaltung der Gebäude beſtändige Arbeiten in Anſpruch. Der Grund davon iſt einfach. Nachdem ein Vater mit großen Koſten gebaut, läßt er ſein Vermögen einem nachläſſigen und verſchwenderiſchen Sohne, unter welchem ſich allmälig Alles verſchlimmert, ſo daß der Erbe des letzteren ohne ungeheuren Koſtenaufwand keine Reparaturen unternehmen kann. Oft findet man ſogar, daß ein ausſtudirter Prieſter des Luxus ſich der väterlichen Bauten ſchämt und mit noch größeren Koſten auf einem andern Terrain neue Gebäude aufführt, während das Haus ſeines Vaters zur Ruine verfällt.

In Utopien hat man Alles ſo gründlich vorher erwogen und organiſirt, daß man dort äußerſt ſelten genöthigt iſt, ſich auf einem neuen Terrain anzubauen. Eintretende Schäden beſſert man augenblicklich wieder aus, drohenden kommt man ſogar zuvor. Auf dieſe Weiſe conſerviren die Gebäude ſich mit geringen Koſten und Arbeiten. Während der meiſten Zeit bleiben die Arbeiter zu Hauſe, um die Materialien vorzubereiten, das Holz zu hobeln und den Stein zu behauen. Wird dann irgendwo zu einer Baute gerufen, ſo liegen die Materialien völlig bereit und das Werk iſt im Handumdrehen beendigt.

Jetzt ſollen Sie erfahren, wie wenig den Utopiern ihre Kleidung koſtet.

Zur Arbeit kleiden ſie ſich in Leder oder Felle. Ein ſolches Kleid kann ſieben Jahre lang halten. Treten ſie öffentlich auf, ſo legen ſie eine Art Mantel oder einen Oberrock an, der das grobe Arbeitskleid verbirgt. Die Farbe dieſes Oberkleides iſt natürlich und für alle Einwohner dieſelbe. Sie verbrauchen daher weit weniger Tuch als überall anderswo, und dieſes Tuch kommt ihnen billiger. Die Leinwand wird, da ſie nur wenig Arbeit erfordert, viel verwandt. Sie ſchätzen den Preis der Leinwand nur nach deren Weiße, und denjenigen des Tuchs nur nach deſſen Ebenheit und Sauberkeit, ohne auf die Feinheit oder Dünne des Gewebes Rückſicht zu nehmen. In der Regel genügt ihnen ein einziges Kleid für zwei Jahre, während man anderswo vier oder fünf Kleider von verſchiedenen Farben und eben ſo viele ſeidene bedarf; die eigentlichen Elegants müſſen wenigſtens zehn beſitzen. Die Utopier haben durchaus keinen Grund, eine ſo bedeutende Garderobe zu führen; dieſe würde weder zu ihrer Bequemlichkeit mehr beitragen, noch ſie eleganter kleiden.

So iſt in Utopien alle Welt mit wirklich nutzenbringenden Künſten und Handwerken beſchäftigt. Die materielle Arbeit iſt dort von kurzer Dauer, und dennoch erzeugt dieſe Arbeit Wohlſtand und Ueberfluß. Nimmt dieſer Ueberfluß an Erzeugniſſen gar zu ſehr überhand, ſo werden die täglichen Arbeiten ausgeſetzt, und die Bevölkerung beſchäftigt ſich in Maſſe mit der Ausbeſſerung ſchadhafter Wege. In Ermangelung gewöhnlicher und außergewöhnlicher Beſchäftigungen berechtigt ein Decret zur Abkürzung der Arbeitszeit; denn die Regierung ſucht die Bürger keineswegs durch unnütze Anſtrengungen zu ermüden.

Der Zweck der ſocialen Einrichtungen in Utopien geht dahin, zuerſt dem öffentlichen und individuellen Verbrauche ſeine Bedürfniſſe zu ſichern, dann aber Jedem ſo viel wie möglich Zeit zu laſſen, um ſich der Knechtſchaft des Leibes zu entledigen, ſeinen Geiſt frei auszubilden und ſeine intellectuellen Anlagen durch das Studium der Künſte und Wiſſenſchaften zu entwickeln. Nur in dieſer vollſtändigen Entwickelung finden ſie das wahre Glück.

Vom wechſelſeitigen Verkehre zwiſchen den Bürgern.

Jetzt werde ich Euch mit den Beziehungen der Bürger unter ſich, ihrem Handel und dem Geſetze bekannt machen, wonach und in welcher Weiſe die zum Leben nothwendigen Gegenſtände vertheilt werden.

Die Stadt beſteht aus Familien, von denen die meiſten durch Bande der Verwandtſchaft vereinigt ſind.

Sobald eine Jungfrau mannbar iſt, giebt man ihr einen Gatten, mit welchem ſie fortan zuſammenwohnt.

Die Männer, Söhne und Enkel, bleiben in ihren Familien. Das älteſte Glied einer Familie iſt deren Oberhaupt, und wenn die Jahre ſeine Geiſteskraft geſchwächt haben, wird er durch denjenigen erſetzt, der ihm im Alter am nächſten ſteht.

Die nachfolgenden Beſtimmungen erhalten das Gleichgewicht der Bevölkerung und verhindern, daß dieſelbe an einigen Punkten zu ſchwach und dagegen an andern zu ſtark werde.

Jede Stadt muß ſechstauſend Familien, und jede Familie darf nur zehn bis zwölf junge Leute von mannbarem Alter zählen. Die Zahl der Kinder iſt nicht vorgeſchrieben.

Wenn eine Familie über die Zahl hinaus zunimmt, treten die überzähligen Mitglieder in minder zahlreiche Familien.

Enthält eine Stadt mehr Einwohner, als darin wohnen können und dürfen, ſo füllen die Ueberzähligen die Lücken weniger bevölkerter Städte aus.

Wenn endlich die ganze Inſel ſich mit Einwohnern überladen fände, ſo würde eine allgemeine Auswanderung vorgeſchrieben werden. Die Auswanderer würden auf dem nächſten Feſtlande, wo die Eingeborenen mehr Boden inne haben, als ſie anbauen können, eine Colonie gründen.

Die Colonie wird nach utopiſchen Geſetzen regiert und ruft die Anbauer zu ſich, die ihre Arbeiten und ihre Lebensweiſe theilen wollen.

Wenn die Coloniſten mit einem Volke zuſammentreffen, das ihre Einrichtungen und Sitten annimmt, ſo bilden ſie mit demſelben eine und dieſelbe ſociale Gemeinde. Dieſe Vereinigung iſt vortheilhaft für Alle. Denn während Alle ſo nach utopiſcher Weiſe leben, bewirken ſie, daß ein Land, welches ſich früher undankbar und unergiebig für ein einziges Volk zeigte, ergiebig und fruchtbar wird für zwei Völker zugleich.

Wenn aber die Coloniſten einer Nation begegnen, welche die Geſetze Utopiens zurückweiſt, ſo vertreiben ſie dieſe Nation aus dem Lande ſo weit, wie ſie das-

ſelbe anbauen wollen; erforderlichen Falls machen
Gebrauch von den Waffen. Ihren Grundſätzen zufol
iſt der gerechteſte und gegründetſte Krieg derjenige geg
ein Volk, das große Flächen ungebauten Landes beſi
und dieſelben wie um nichts und wieder nichts hüte
beſonders wenn dieſes Volk den Beſitz und die B
nutzung deſſelben Solchen verſagt, die dort nach de
unverjährbaren Rechte der Natur arbeiten und ſich e
nähren wollen.

Sollte einmal die Bevölkerung einer Stadt in de
Grade ſinken — und dieſer Fall iſt in Folge ſchrec
licher Peſtkrankheiten zwei Mal eingetreten — daß ma
ſie nicht wieder ergänzen könnte, ohne ſtörend in da
Gleichgewicht und die Ordnung der übrigen Theile de
Inſel einzugreifen, ſo würden die Koloniſten nach Utopie
zurückkehren. Unſere Inſulaner würden eher die Colo
nien aufgeben, als auch nur eine einzige Stadt ihre
Mutterlandes abnehmen laſſen.

Ich komme auf den wechſelſeitigen Verkehr zwiſche
den Bürgern zurück.

Der Aelteſte iſt, wie ſchon geſagt, das Haupt de
Familie. Die Frauen gehorchen ihren Männern, di
Kinder ihren Vätern und Müttern, und unter jene
wieder die jüngeren den älteſten.

Die ganze Stadt theilt ſich in vier gleiche Viertel
Im Mittelpunkte jedes Viertels befindet ſich der Mark
für die zum Leben nöthigen Gegenſtände. Hierher
bringt man die verſchiedenen Erzeugniſſe der Arbeit

aller Familien. Dieſe Erzeugniſſe werden zuerſt in Niederlagen deponirt und ſpäter, nach ihren Gattungen geordnet, in den entſprechenden Magazinen aufbewahrt.

Jeder Familienvater ſucht auf dem Markt, was er für ſich und die Seinigen nöthig hat. Was er verlangt, erhält er, ohne daß man dafür Geld oder andere Entſchädigung forderte. Den Familienvätern wird niemals Etwas verweigert. Da man Alles in außerordentlichem Ueberfluſſe beſitzt, fürchtet man nicht, daß Jemand über ſeinen Bedarf hinaus Etwas verlangen werde. In der That, warum ſollte Jemand, der gewiß iſt, niemals an irgend Etwas Mangel zu leiden, mehr zu beſitzen wünſchen, als er eben bedarf? Die Urſache der Unerſättlichkeit und Raubluſt bei den lebenden Weſen im Allgemeinen iſt die Furcht vor zukünftigen Beraubungen. Bei dem Menſchen im Beſondern hat die Habſucht noch einen andern Grund, den Stolz, der ihn reizt, ſeines Gleichen an Reichthum zu übertreffen und ſie durch das Auskramen eines glänzenden Ueberfluſſes zu blenden. Aber die utopiſchen Inſtitutionen machen dieſes Unweſen unmöglich.

Mit den Märkten, wovon ich ſoeben berichtete, ſind andere für Eßwaaren verbunden. Auf dieſe bringt man Gemüſe, Früchte, Brod, Fiſch, Geflügel und das Eßbare von vierfüßigen Thieren.

Außerhalb der Stadt findet man Schlachthäuſer, wo die für die Küche beſtimmten Thiere geſchlachtet werden. Dieſe Schlachthäuſer werden mittelſt kleiner

Canäle, die das Blut und den Schmutz abführen, ſehr reinlich gehalten. Von dort bringt man das Fleiſch auf den Markt, nachdem es durch Sklavenhände geſäubert und in Stücke zertheilt iſt; denn den Bürgern verbietet das Geſetz das Metzgerhandwerk, aus Furcht, daß die Gewohnheit des Abſchlachtens das Mitleid, dieſe edelſte Regung des menſchlichen Herzens, allmälig in ihnen ertödten möchte. Daß aber die Schlachthäuſer ſich außerhalb der Stadt befinden, hat noch einen andern Zweck. Man will den Bürgern einen widerwärtigen Anblick erſparen und die Stadt von dem Abfall, Schmutz und thieriſchen Stoffen freihalten, deren Fäulung Krankheiten erzeugen könnte.

An jeder Straße befinden ſich in gleichen Entfernungen geräumige Hotels, die ſich durch beſondere Namen von einander unterſcheiden. Dort wohnen die Syphogranten; ihre dreißig Familien wohnen zu beiden Seiten, funfzehn rechts und funfzehn links; im Hotel des Syphogranten halten ſie gemeinſchaftlich ihre Mahlzeiten.

Die Einkäufer verſammeln ſich zu einer beſtimmten Stunde auf dem Markte und fordern dort eine Quantität von Lebensmitteln, die der Zahl der zu Speiſenden entſpricht. Den Anfang macht man ſtets mit der Speiſung der Kranken, die in öffentlichen Hoſpitälern gepflegt werden.

Dieſe Hoſpitäler, der Zahl nach vier, liegen im Umkreiſe der Stadt, in einiger Entfernung von deren

Mauern. Sie ſind ſo weitläufig, daß man ſie leicht für Marktflecken halten könnte. Man vermeidet dadurch die Anhäufung und das gar zu nahe Zuſammenleben der Kranken, wodurch ihre Geneſung verzögert wird; überdies kann man einen Menſchen, der an einer anſteckenden Krankheit leidet, völlig iſoliren. Dieſe Hoſpitäler enthalten im Ueberfluſſe alle Heilmittel und Alles, was zur Herſtellung der Geſundheit erforderlich iſt. Die Kranken werden dort mit der liebreichſten und unermüdlichſten Sorgfalt gepflegt, und zwar unter der Leitung ſehr geſchickter Aerzte. Niemand iſt gezwungen, ſich dort behandeln zu laſſen; aber es giebt gewiß Niemand, der im Krankheitsfalle nicht die Behandlung im Hoſpitale derjenigen zu Hauſe vorzöge.

Wenn die Einkäufer der Hoſpitäler Dasjenige, was ſie den ärztlichen Vorſchriften zufolge verlangten, empfangen haben, wird das Beſte, was es auf dem Markte giebt, ohne Unterſchied für alle Speiſeſäle nach Verhältniß der Gäſte vertheilt. Man ſervirt zu gleicher Zeit dem Fürſten, dem Oberprieſter, den Traniboren, den Geſandten und — wenn es deren giebt, was jedoch ſehr ſelten iſt — den Fremden. Dieſe Letzteren finden bei ihrer Ankunft in einer Stadt eigens für ſie beſtimmte Wohnungen, die mit Allem, deſſen ſie bedürfen können, verſehen ſind.

Die Trompete verkündigt die Stunde der Mahlzeit. Die ganze Syphograntie, mit Ausnahme Derjenigen, die zu Hauſe oder im Hoſpitale krank darniederliegen,

begiebt ſich dann nach dem Hotel, um dort gem
ſchaftlich zu Mittag oder zu Abend zu ſpeiſen. E
erlaubt, die Lebensmittel für den beſondern Bed
nachdem die öffentlichen Tiſche völlig verſorgt ſind,
dem Markte einzukaufen. Aber ohne gewichtige Grü
machen die Utopier von dieſem Rechte niemals
brauch; da es Niemandem verwehrt iſt, zu Hauſe
ſpeiſen, ſo findet Niemand Vergnügen daran, es
thun. Denn es wäre Thorheit, mühſam ein ſchlech
Diner zubereiten zu wollen, wenn man ein ſolches
nige Schritte entfernt weit beſſer und billiger ha
kann.

Mit den ſchmutzigſten und beſchwerlichſten Küch
arbeiten ſind die Sklaven beauftragt. Die Fra
kochen die Speiſen, würzen die Gerichte, decken
Tafel und tragen wieder ab. Sie werden in die
Geſchäfte familienweiſe abgelöſt.

Man richtet drei oder mehr Tiſche an, je nach
Zahl der Gäſte. Die Männer ſitzen an der Wa
ſeite, die Frauen gegenüber, damit dieſe, wenn ih
eine plötzliche Unpäßlichkeit zuſtoßen ſollte, was ſchwan
ren Frauen mitunter begegnet, ohne Jemanden zu ſtö
hinausgehen und ſich in das Ammenzimmer zurückzie
können.

Jede Mutter ſäugt ihr Kind; nur Tod oder Kra
heit können ſie daran verhindern. In dieſen bei
Fällen ſuchen die Frauen der Syphogranten in a
Eile eine Amme, die ſie leicht finden. Die zu die

Dienſtleiſtung fähigen Frauen bieten ſich freiwillig und gern dazu an. Außerdem iſt dieſe Function eine der geehrteſten, und das Kind gehört ſeiner Amme, als wäre ſie ſeine Mutter.

Im Ammenſaale ſind ſomit die Kinder unter fünf Jahren. Jünglinge und Jungfrauen verſehen den Dienſt bei der Tafel. Diejenigen Knaben und Mädchen, welchen es noch an den zu dieſem Dienſt erforderlichen Kräften fehlt, bleiben ſchweigend ſtehen; ſie eſſen, was ihnen von den Sitzenden gereicht wird, und ſpeiſen nie außer dieſen Mahlzeiten.

Der Syphogrant und ſeine Gattin haben ihren Platz an der Mitte des erſten Tiſches. Dieſer Tiſch nimmt das obere Ende des Saales ein, und von hier aus überſieht man mit einem Blicke die ganze Geſellſchaft. Zwei Greiſe aus der Zahl der älteſten und ehrwürdigſten ſitzen bei dem Syphogranten, und ebenſo ſpeiſen alle übrigen Gäſte zu Vieren; befindet ſich in der Syphograntie eine Kirche, ſo erſetzen der Prieſter und ſeine Gattin jene beiden Greiſe und haben bei der Mahlzeit den Vorſitz.

An den beiden Seiten des Saales ſitzen in Reihen wechſelsweiſe zwei junge Leute und zwei ältere. Dieſe Einrichtung bringt die Individuen von gleichen Jahren zuſammen und vermengt zugleich alle Alter; außerdem erfüllt ſie einen moraliſchen Zweck. Da nichts geſchehen oder geſprochen werden kann, das nicht von den Nachbarn bemerkt würde, ſo hält der Ernſt des Greiſenalters und die Achtung, welche daſſelbe einflößt, den Ungeſtüm der Jugend in Schranken und verhindert ſie, in Worten und Manieren ſich mehr als geziemend zu erlauben.

Der Tiſch des Syphogranten wird zuerſt ſervirt; ſodann kommen die Uebrigen nach ihrer Stellung an die Reihe. Die beſten Biſſen werden den Familienälteſten vorgeſetzt, welche feſte und vorzugsweiſe bemerkbare Plätze einnehmen; alle Uebrigen werden mit vollkommener Gleichheit bedient. Jene braven Greiſe können von ihren Portionen nicht aller Welt reichen; aber ſie theilen dieſelben nach ihrem Gutdünken mit ihren nächſten Nachbarn. So erzeigt man dem Alter die ihm gebührende Ehre, und dieſe Huldigung gereicht zu Aller Wohl.

Die Diners und Soupers beginnen mit der Lectüre eines moraliſchen Buches; damit ſie aber nicht langweilen möge, fällt dieſe Lectüre kurz aus. Iſt ſie geendigt, ſo knüpfen die Bejahrteſten vernünftige Geſpräche an, denen es jedoch nicht an der Würze der Heiterkeit fehlt. Weit entfernt, ſich ſelbſt ausſchließlich und beſtändig das Wort vorzubehalten, hören ſie im Gegentheil gern den jungen Leuten zu; ja ſie veranlaſſen dieſelben ſogar zu unbefangenen, munteren Aeußerungen, um dadurch auf die Art ihres Charakters und Geiſtes zu ſchließen, die ſich leicht in dem Eifer und der bei einem Mahle herrſchenden Ungebundenheit verräth.

Das Diner iſt kurz, das Souper lang, weil nach dem erſteren gearbeitet wird, während man nach dem Souper des Schlafs und der nächtlichen Ruhe pflegt. Die Utopier ſind der Anſicht, daß der Schlaf vortheilhafter als die Arbeit auf die Verdauung einwirke. Bei einem Souper fehlt niemals Muſik und ein reichhaltiges und leckeres Deſſert. Weder Parfums noch die wohlriechendſten Eſſenzen, nichts iſt geſpart, um die Behaglichkeit und den Genuß der Gäſte zu erhöhen. Man wird vielleicht die Utopier deshalb eines übermäßigen Hanges zum Vergnügen anklagen? Sie haben zum Grundſatze, daß ein Vergnügen, ſobald es nichts Böſes erzeugt, vollkommen erlaubt ſei.

In dieſer Weiſe leben die utopiſchen Städter unter ſich. Die auf dem Felde Beſchäftigten ſind zu weit von einander entfernt, als daß ſie gemeinſchaftlich ſpeiſen könnten; ſie halten ihre Mahlzeiten Jedes für ſich zu Hauſe. Uebrigens iſt den ackerbauenden Familien eine reichliche und mannigfaltige Nahrung geſichert. Es fehlt ihnen an Nichts; ſind ſie nicht die Verſorgerinnen und gleichſam die Säugammen der Städte?

Von den Reiſen der Utopier.

Wünſcht ein Bürger einen Freund zu beſuchen, der in einer andern Stadt wohnt, oder will er eine einfache Luſtreiſe machen, ſo geben die Syphogranten und Traniboren ihm gern dazu ihre Einwilligung, ſobald kein erheblicher Hinderungsgrund vorliegt.

Die Reiſenden vereinigen ſich, um zuſammen zu reiſen; ſie ſind mit einem Paſſe vom Fürſten verſehen, der die Erlaubniß zur Reiſe beſcheinigt und den Tag der Rückkehr feſtſetzt. Man liefert ihnen einen Wagen und einen Sklaven, der das Geſpann beſorgen und führen muß. Wenn aber die Reiſenden keine Frauen mitnehmen, ſo weiſen ſie in der Regel den Wagen als Etwas, das ihnen nur hinderlich wäre, zurück. An Nahrungsmitteln nehmen ſie nichts mit auf den Weg; es kann ihnen ja an nichts gebrechen, da ſie überall wie zu Hauſe ſind.

Wenn ein Reiſender länger als einen Tag an einem Orte verweilt, arbeitet er daſelbſt in ſeinem Metier und erfährt die verbindlichſte Aufnahme von ſeinen Handwerksgenoſſen.

Wer, ohne deshalb um die erforderliche Erlaubniß nachgeſucht zu haben, die Grenzen ſeiner Provinz überſchreitet, wird als Verbrecher behandelt. Ohne den Paß vom Fürſten ergriffen, wird er gleich einem Ausreißer zurückgeführt und ſtreng beſtraft. Im Wiederholungsfalle verliert er die Freiheit.

Bekommt ein Bürger Luſt, einen Ausflug auf's Land innerhalb des Grundgebiets ſeiner Stadt zu machen, ſo kann er dies mit Zuſtimmung ſeiner Gattin und ſeines Familienvaters. Aber er muß ſeine Nahrung dadurch vergüten, daß er vor dem Diner und dem Souper ebenſoviel arbeitet, als man es in den Orten thut, wo er ſich aufhält. Unter dieſer Bedingung hat jedes Individuum das Recht, ſich aus der Stadt zu entfernen und das Grundgebiet zu durchwandern, weil er ſich außerhalb ebenſo nützlich macht, wie innerhalb.

Sie ſehen daher, daß Müſſiggang und Trägheit in Utopien unmöglich ſind. Man findet dort weder Schenken, noch Häuſer der Unzucht, noch Gelegenheiten zum liederlichen Leben, noch Diebshöhlen, noch geheime Verſammlungen. Jeder befindet ſich, da er unaufhörlich den Blicken Aller ausgeſetzt iſt, in der glücklichen Nothwendigkeit, nach den Geſetzen und Bräuchen des Landes zu arbeiten und ſich auszuruhen. Ueberfluß an Allem iſt die Frucht dieſes reinen und thätigen Lebens. Der Wohlſtand verbreitet ſich in gleicher Weiſe über alle Glieder dieſer bewundernswerthen Geſellſchaft; Armuth und Elend ſind dort unbekannt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß jede Stadt Utopiens drei Abgeordnete in den Senat zu Amaurote abſende. Die erſten Sitzungen des Senats ſind dazu beſtimmt, die ökonomiſche Statiſtik der verſchiedenen Theile der Inſel feſtzuſtellen. Sobald man ermittelt hat, an welchen Punkten ſich ein „Zuviel“ und an welchen ſich ein „Nicht genug“ ergiebt, wird das Gleichgewicht dadurch wiederhergeſtellt, daß man die leeren Räume der unglücklichen Städte mit dem zu entbehrenden Ueberfluß mehr begünſtigter Städte ausfüllt. Dieſe Compenſation geſchieht unentgeltlich. Die Stadt, welche giebt, wird von derjenigen, welche die Schuldnerin der erſtern wird, in Nichts entſchädigt; und umgekehrt empfängt ſie auch

wieder unentgeltlich von einer andern Stadt, der
Nichts gegeben.

So bildet der ganze utopiſche Staat gleichſam ei
und die nämliche Familie.

Wegen der Ungewißheit einer guten oder ſchlecht
Ernte für das folgende Jahr iſt die Inſel beſtänd
auf zwei Jahre mit Vorräthen verſehen. Das Ueb
flüſſige führt man in's Ausland. Dahin gehören Kor
Honig, Wolle, Flachs, Holz, Farbewaaren, Felle, Wach
Seife und Vieh. Der ſiebente Theil dieſer Waar
wird unter die Armen des Landes vertheilt, in welch
man jene ausführt; das Uebrige wird zu mäßigen Pre
ſen verkauft. Durch dieſen Handel gewinnt Utopie
nicht allein Gegenſtände des Bedürfniſſes, wie z. B
Eiſen, ſondern auch eine beträchtliche Maſſe von Gol
und Silber.

Seit der Zeit, daß die Utopier dieſen Verkehr über
haben ſie eine unglaubliche Quantität von Reichthü
mern zuſammengehäuft. Aus dieſem Grunde iſt es ihne
heutzutage gleichgiltig, ob ſie gegen Baarzahlung ode
auf Raten verkaufen. In der Regel nehmen ſie Schein
als Bezahlung an; aber an Unterſchriften einzelner Pri
vatperſonen laſſen ſie ſich nicht genügen. Die Schein
müſſen in geſetzlicher Form ausgeſtellt und durch di
Bürgſchaft und das Siegel der Stadt, welche ſie an-
nimmt, garantirt ſein. Am Verfalltage fordert die Stadt,
welche die Bürgſchaft geleiſtet, die beſonderen Schuldner
zur Zahlung auf; das Geld wird in den öffentlichen

Schatz niedergelegt und der Werth deſſelben ſo hoch feſtgeſetzt, wie die utopiſchen Gläubiger es verlangen.

Die Letzteren fordern faſt niemals die Tilgung der ganzen Schuld; ſie würden eine Ungerechtigkeit zu begehen glauben, wollten ſie einem Andern Etwas nehmen, deſſen er nöthig hat und ſie entbehren können. Inzwiſchen treten doch Fälle ein, wo ſie ihre völlige Befriedigung beanſpruchen; dies geſchieht, wenn ſie ſich ihres Geldes bedienen wollen, um einer benachbarten Nation Etwas vorzuſtrecken oder um einen Krieg zu unternehmen. In dem letztern Falle ſammeln ſie all' ihre Reichthümer, um ſich daraus gleichſam eine Schanze von Metall gegen dringende und unvorhergeſehene Gefahren zu bilden. Dieſe Reichthümer ſind beſtimmt, um damit fremde Truppen anzuwerben und reichlich zu beſolden; denn die Regierung von Utopien will lieber Fremde als Bürger dem Tode ausſetzen. Sie weiß auch, daß ſogar der erbittertſte Feind ſich mitunter verkauft, wenn nur der Kaufſchilling ſeiner Habſucht entſpricht; ſie weiß, daß das Geld im Allgemeinen die Seele des Krieges iſt, ſei es nun um Verräthereien zu erkaufen, oder ſei es, um offen zu kämpfen. Zu dieſen Zwecken haben die Utopier beſtändig unermeßliche Schätze zu ihrer Verfügung; aber weit entfernt ſie mit einer Art religiöſer Verehrung zu ſchonen, wie andere Völker es thun, verwenden ſie dieſelben zu Gebräuchen, die ich Ihnen kaum mitzutheilen wage. Ich fürchte ſehr, bei Ihnen keinen Glauben zu finden; denn ich geſtehe Ihnen offen, daß ich, wäre ich nicht Augenzeuge von dieſen Dingen geweſen, ſie niemals auf's Wort geglaubt haben würde. Es iſt dies ganz natürlich; je mehr fremde Gebräuche den unſrigen zuwiderlaufen, deſto weniger finden wir uns aufgelegt, dieſelben zu glauben. Nichtsdeſtoweniger wird der Kluge, der vernünftig urtheilt und weiß, daß die Utopier im völligen Widerſpruche mit andern Völkern denken und handeln, nicht darüber erſtaunt ſein, daß ſie das Geld und Silber auf eine von der unſrigen durchaus verſchiedene Weiſe verwenden.

In Utopien bedient man ſich im wechſelſeitigen Verkehre niemals der Geldmünzen; man ſpart dieſelben für ſolche kritiſche Ereigniſſe auf, deren Verwirklichung freilich ſehr ungewiß, aber immer möglich iſt. Gold und Silber haben in dieſem Lande nicht mehr Werth, als die Natur ihnen gegeben; man ſchätzt dort dieſe beiden Metalle weit niedriger, als das Eiſen, welches dem Menſchen eben ſo unentbehrlich iſt, als Waſſer und Feuer. In der That beſitzt weder das Gold noch das Silber irgend einen Vorzug, eine Fähigkeit für die Anwendung, eine Eigenthümlichkeit, deren Nichtvorhandenſein ein natürlicher und wahrhafter Uebelſtand wäre. Nur die menſchliche Thorheit hat auf ihre Seltenheit einen ſo hohen Preis geſetzt. Die Natur, dieſe vortreffliche Mutter, hat ſie als unnütze und eitle Erzeugniſſe tief vergraben, während ſie die Luft, das Waſſer, die Erde und Alles, was gut und wirklich nützlich iſt, offen gelegt hat.

Die Utopier ſchließen ihre Schätze nicht in Thürme oder andere befeſtigte und unzugängliche Gebäude ein; der gemeine Mann könnte dadurch in einfältiger Böswilligkeit auf den Verdacht gerathen, als ob der Fürſt und der Senat das Volk betrügen und durch die Plünderung des öffentlichen Vermögens ſich bereichern wollten. Aus Gold und Silber verfertigt man weder Gefäße, noch künſtlich gearbeitete Werkzeuge. Denn wenn man ſie eines Tages ſchmelzen müßte, um im Falle des Krieges die Armee zu bezahlen, würden Diejenigen, welche dieſe Gegenſtände der Kunſt und des Luxus liebgewonnen und ihre Freude daran gefunden hätten, im Verluſt derſelben einen bittern Schmerz empfinden.

Um dieſen Uebelſtänden vorzubeugen, ſind die Utopier auf eine Verwendung gefallen, die völlig mit ihren übrigen Einrichtungen harmonirt, denjenigen unſeres Continents aber, wo das Gold wie ein Gott verehrt und wie das höchſte Gut geſucht wird, ſchnurſtracks zuwiderläuft. Sie eſſen und trinken aus irdenen oder Glas-Geſchirren von gefälliger Form, aber ſehr geringem Werthe; das Gold und Silber ſind zu weit niedrigerem Gebrauche beſtimmt, in den gemeinſchaftlichen Hotels ſowohl, wie in den Privathäuſern; man macht ſogar Nachtgeſchirre daraus. Auch ſchmiedet man daraus Ketten und Feſſeln für die Sklaven und Schandmale für ſolche Verurtheilte, welche entehrende Verbrechen begangen. Dieſe Letzteren tragen goldene Ringe an den Fingern und in den Ohren, eine goldene Schnur am Halſe und goldene Spangen am Kopfe.

So vereinigt ſich Alles, das Gold und Silber in verächtlichem Anſehen zu erhalten. Andere Völker halten den Verluſt des Vermögens für das größte aller Uebel; wenn man aber der utopiſchen Nation all ihre ungeheure Reichthümer nähme, ſo würde Niemand einen Sou verloren zu haben ſcheinen.

Die Utopier ſammeln am Ufer des Meeres Perlen, in verſchiedenen Felſen Diamanten und koſtbare Steine. Ohne dieſe ſeltenen Gegenſtände ſehr zu ſuchen, bearbeiten ſie doch diejenigen gern, welche der Zufall ihnen in die Hände bringt, um ihre kleinen Kinder damit zu ſchmücken. Die Letzteren ſind anfangs äußerſt ſtolz darauf, dieſe Zierden zu tragen, aber in demſelben Maaße, wie ſie heranwachſen, bemerken ſie bald, daß dieſe Frivolitäten ſich nur für die kleinſten Kinder eignen. Dann erwarten ſie nicht, von den Eltern darauf aufmerkſam gemacht zu werden; ſie legen dieſen Schmuck freiwillig und aus Eigenliebe ab. So vernachläſſigen bei uns die Kinder, wenn ſie heranwachſen, allmälig ihre Puppen und Spielzeuge.

Dieſe Einrichtungen, von denjenigen anderer Völker ſo ſehr verſchieden, prägen dem Herzen des Utopiers Anſichten und Gefühle ein, die den unſrigen durchaus widerſprechen. Bei Gelegenheit einer Anemolianiſchen Geſandtſchaft wurde ich durch dieſen Unterſchied ſeltſam überraſcht.

Die Geſandten Anemoliens kamen nach Amaurote, während ich mich dort befand; und da ſie Angelegenheiten von hoher Bedeutung verhandeln mußten, hatte der Senat ſich in der Hauptſtadt verſammelt, wo er ſie erwartete. Bis dahin hatten die Geſandten der benachbarten Nationen, die nach Utopien gekommen waren, ſich dort in ſehr einfachem und anſpruchsloſem Aufzuge gezeigt, weil die utopiſchen Sitten ihnen völlig bekannt waren. Sie wußten, daß verſchwenderiſcher Schmuck dort von keinem Werthe, die Seide verachtet und das Gold zu ehrloſer Beſtimmung verdammt ſei.

Aber die Anemolier hatten, da die Inſel ihnen entfernter lag, ſehr wenig mit derſelben in Beziehung geſtanden. Als ſie daher erfuhren, daß die Einwohner dort ſich äußerſt einfach und alle auf dieſelbe Weiſe kleideten, ſchrieben ſie dieſe ungemeine Einfachheit der Armuth zu. Und ſo entſchloſſen ſie ſich denn mit mehr Eitelkeit als Klugheit, in einem Gepränge aufzutreten, deſſen ſelbſt himmliſche Geſandten ſich nicht ſchämen dürften, und die Augen jener armen Inſelbewohner durch den Glanz unerhörter Pracht zu blenden.

Die drei Miniſter, die in Anemolien hohe Herren waren, hielten daher ihren Einzug mit einem Gefolge von hundert Perſonen, ſämmtlich in Seide von den verſchiedenſten Farben gekleidet. Die Geſandten ſelbſt hatten ein reiches und prachtvolles Coſtüm; ſie trugen ein Kleid von golddurchwirktem Tuche, goldene Halsketten und Ohrringe, goldene Ringe an den Fingern und Treſſen an den Hüten, die von Edelſteinen glänzten. Kurz ſie hatten ſich mit alle dem bedeckt, was in Utopien die Strafe des Sklaven, das Schandmal der Ehrloſigkeit und das Spielzeug kleiner Kinder bildet.

Die hochmüthige Genugthuung der Geſandten und der Leute von ihrem Gefolge, welche den Luxus ihres Staates mit der einfachen und nachläſſigen Tracht des in Maſſe an ihrem Wege verbreiteten utopiſchen Volkes verglichen, gewährte einen luſtigen Anblick. Andererſeits war es nicht minder ſeltſam, an der Weiſe, wie das Volk ſich benahm, abzunehmen, wie ſehr die Fremden ſich in ihrer Erwartung getäuſcht hätten, und wie weit ſie davon entfernt wären, die Achtung und Ehrenbezeugungen, die ſie ſich verſprochen, hervorzurufen.

Eine kleine Zahl von Utopiern abgerechnet, die in ernſten Angelegenheiten das Ausland geſehen, betrachteten alle übrigen dieſen prachtvollen Aufzug nur mit Achſelzucken; ſie grüßten die niedrigſten Knechte deſſelben, indem ſie dieſe für die Geſandten nahmen, und ließen die Geſandten vorüber, ohne ihnen mehr Aufmerkſamkeit zu erzeigen als Knechten; denn ſie ſahen ja dieſelben mit goldnen Ketten beladen, wie ihre Sklaven.

Die Kinder, welche ihre Diamanten und Perlen abgelegt hatten, und ſolche an den Hüten der Geſandten erblickten, ſtießen ihre Mütter an. — Sieh doch dieſen großen Schelm — ſagten ſie — der noch Juwelen trägt, wie wenn er ganz klein wäre. — Und die Mütter erwiderten ſehr ernſt: — Schweig, mein Sohn; er iſt, denk' ich, einer von den Spaßmachern der Geſandtſchaft.

Einige beurtheilten die Form der goldenen Ketten: —

Sie ſind — ſagten ſie — allzuſchwach, man könnte ſie leicht zerbrechen; überdies ſind ſie nicht ſtraff genug angezogen, der Sklave könnte ſich, wenn er wollte, ihrer entledigen und davonfliehen.

Zwei Tage nach ihrem Einzuge in Amaurote erfuhren die Geſandten, daß die Utopier das Gold eben ſo ſehr verachteten, als man es in ihrem Lande ſchätzte. Sie hatten Gelegenheit, an dem Körper eines Sklaven mehr Gold und Silber zu bemerken, als ihr ganzes Gefolge trug. Jetzt legte ſich ihr Stolz; beſchämt durch die Myſtification, deren Ziel ſie geweſen, entkleideten ſie ſich ſchleunigſt der Pracht, die ſie ſo hochmüthig entfaltet hatten. Die geheimſten Beziehungen, welche ſie in Utopien anknüpften, lehrten ſie in der Folge die Grundſätze und Sitten der Einwohner kennen.

Es befremdet die Utopier ungemein, daß vernünftige Weſen an dem ungewiſſen und zweifelhaften Scheine einer Perle oder eines Steines ſich ergötzen können, während ſie den Blick nur auf die Geſtirne und die Sonne werfen dürften. Sie halten Denjenigen für blödſinnig, der ſich deshalb edler und ſchätzenswerther dünkt, weil er mit einer feineren Wolle bedeckt iſt, da doch dieſe Wolle vom Rücken eines Schafes geſchnitten und von dieſem Thiere zuerſt getragen wurde. Es befremdet ſie, daß das Gold, ſeiner Natur nach unnütz, einen ſo beträchtlichen künſtlichen Werth erhalten hat, daß man es ſogar mehr als den Menſchen ſelbſt ſchätzt, obgleich der Menſch ihm jenen Werth gegeben hat und es nach ſeiner Laune zu ſeinem Gebrauche verwendet.

Eben ſo befremdet es ſie, daß ein Reicher, ohne alle Kenntniſſe, dumm wie ein Klotz und ebenſo ſtumpf als unmoraliſch, eine Menge von vernünftigen und tugendhaften Menſchen in ſeiner Abhängigkeit halte, weil das Glück ihm einige Haufen Thaler zugetheilt. Aber das Glück, ſagen ſie, kann ihn verrathen und das Geſetz (welches eben ſowohl wie das Glück oft vom Gipfel in den Staub ſtürzt) kann ihm ſein Geld entreißen und ihn unter die Hände des verächtlichſten ſeiner Knechte gerathen laſſen. Dann wird dieſer nämliche Reiche ſich ſehr glücklich ſchätzen, in Geſellſchaft mit ſeinem Gelde und wie eine Marktwaare zum Dienſte ſeines früheren Knechts zu gelangen.

Es giebt noch eine andere Thorheit, welche die Utopier noch mehr verabſcheuen und ſogar kaum begreifen. Dieſe Thorheit beſteht darin, einem Menſchen faſt göttliche Ehren zu erweiſen, weil er reich iſt, obgleich man weder der Schuldner des letzteren iſt, noch Verbindlichkeiten gegen denſelben hat. Gleichwohl wiſſen die Thoren recht wohl, von welcher Art der häßliche Geiz jener ſelbſtſüchtigen Cröſus iſt; ſie wiſſen recht gut, daß ſie von allen Schätzen derſelben niemals einen Sou erhalten werden.

Solche Anſichten ſchöpfen unſere Inſulaner theils aus dem Studium der Wiſſenſchaften, theils aus der Erziehung, die ſie inmitten eines Staates erhalten, deſſen Einrichtungen mit all' unſeren Arten von Thorheiten im Widerſpruche ſtehen. Es iſt wahr, daß eine ſehr kleine Zahl von den materiellen Arbeiten befreit iſt und ſich ausſchließlich der Ausbildung des Geiſtes widmet. Dies ſind, wie ich ſchon geſagt habe, Diejenigen, welche ſeit ihrer Kindheit glückliche Anlagen, einen durchdringenden Verſtand, einen wiſſenſchaftlichen Beruf zeigten. Man verſäumt aber deſſen ungeachtet nicht, allen Kindern eine liberale Erziehung zu geben; und die große Maſſe der Bürger, Männer und Frauen widmen täglich ihre freien und müſſigen Augenblicke geiſtigen Arbeiten.

Die Utopier erlernen die Wiſſenſchaften in ihrer eigenen Sprache. Dieſe Sprache iſt reich, harmoniſch, eine treue Dolmetſcherin des Gedankens. Mit mehr oder weniger Aenderung iſt ſie über einen bedeutenden Theil der Erdkugel verbreitet.

Niemals hatten die Utopier vor unſerer Ankunft von den ſo berühmten Philoſophen in unſerer Welt ſprechen hören, inzwiſchen haben ſie die nämlichen Erfindungen gemacht, wie wir, in der Muſik, Dialektik, Arithmetik und Geometrie. Wenn ſie faſt in Allem unſeren Vorfahren gleichkommen, ſo ſtehen ſie dagegen den modernen Dialektikern weit nach; denn ſie haben noch keine von jenen feinen Regeln der Kürze, der Weitſchweifigkeit, der Erdichtung erfunden, in welchen man die Jugend in den Hörſälen der Logik unterrichtet. Sie haben die ſecundären Gedanken nicht ergrün-

det, und was den Menſchen im Allgemeinen oder, n
der Ausdrucksweiſe der Metaphyſik, den Univerſalm
ſchen betrifft, ſo hat dieſen coloſſalſten aller Rie
den man uns hier ſehen läßt, in Utopien noch N
mand bemerken können.

Zum Erſatz dafür kennen ſie äußerſt genau den L
der Geſtirne und die Bewegung der Himmelskör
Sie haben Maſchinen erfunden, welche mit großer A
führlichkeit die Bewegungen und gegenſeitigen Stell
gen der Sonne, des Mondes und der an ihrem H
zonte ſichtbaren Sterne darſtellen. Was den Haß
die Freundſchaft der Planeten und alle Betrugsar
der Divination aus dem Sternenhimmel betrifft,
denken ſie daran nicht im Traume. Aus Anzeic
wiſſen ſie, auf eine lange Erfahrung geſtützt, den
gen, den Wind und die übrigen Abwechſelungen
Wetters vorherzuſagen. Sie ſtellen keine anderen V
muthungen auf, als über die Urſachen der Nat
erſcheinungen, über Ebbe und Fluth, über die Salzu
des Meeres, über den Urſprung und die Natur
Himmels und der Erde. Ihre Syſteme berühren
gewiſſen Punkten diejenigen unſerer alten Philoſoph
an anderen entfernen ſie ſich von dieſen; aber in d
neuen Theorien, die ſie aufgeſtellt, giebt es Spaltung
bei ihnen wie bei uns.

In der Moral-Philoſophie behandeln ſie dieſelb
Fragen wie unſere Philoſophen. Sie ſuchen in
Seele des Menſchen, in ſeinem Körper und der Auße

welt, was zu ſeiner Glückſeligkeit beitragen könne; ſie fragen ſich, ob das Prädikat „gut" ohne Unterſchied allen Elementen des materiellen und intellectuellen Glückes oder ausſchließlich der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten zuſtehe. Sie ſtellen Unterſuchungen an über Tugend und Vergnügen; aber die erſte und vornehmſte ihrer Unterſuchungen betrifft die Ermittelung der einzigen Bedingung, oder der verſchiedenen Bedingungen des menſchlichen Glückes.

Man wird ſie vielleicht einer zu großen Hinneigung zum Epikurismus anklagen, denn wenn die Ergötzung nach ihren Anſichten nicht das einzige Element des Glückes iſt, ſo bildet ſie doch eins der weſentlichſten. Und ſeltſamer Weiſe ſtützen ſie dieſe vergnügungsſüchtige Moral auf die ſo ernſte und ſo ſtrenge Religion. Es iſt ihr Grundſatz, ſich niemals auf Unterſuchungen über „gut" und „böſe" einzulaſſen, ohne von Axiomen der Religion und Philoſophie auszugehen; ſie würden ſonſt ihre Raiſonnements für unvollſtändig halten und auf falſche Theorien zu bauen glauben.

Folgendes iſt ihr religiöſer Katechismus:

Die Seele iſt unſterblich. Gott, welcher gut iſt, hat ſie geſchaffen, um glücklich zu ſein. — Der Tugend warten nach dem Tode Belohnungen; Strafen foltern das Verbrechen.

Obgleich dieſe Dogmen der Religion angehören, meinen die Utopier, daß die Vernunft genüge, um ſie zu glauben und zu billigen. Sie bedenken ſich nicht,

zu erklären, daß man ohne dieſe Grundſätze nicht b
Verſtand ſein müßte, wollte man das Vergnügen ſi
nicht durch alle möglichen Mittel zu verſchaffen ſuche
ſeien dieſelben nun verbrecheriſch oder erlaubt. Die Tu
gend würde dann darin beſtehen, unter zwei Vergnüge
das angenehmſte, das pikanteſte zu wählen, und da
gegen diejenigen zu fliehen, deren Nachwehen größ
ſind, als der Genuß, den ſie verſchafft haben würden.

Aber ſtrenge und ſchwere Tugenden zu üben, au
die Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, ſich fre
willig dem Schmerz zu unterziehen und nach dem To
nicht die geringſte Belohnung für die irdiſchen Leide
zu hoffen, — das iſt in den Augen unſerer Inſulan
der Gipfel aller Thorheit.

Das Glück, ſagen ſie, iſt nicht in jeder Art vo
Vergnügen enthalten; nur die guten und wohlanſtän
digen gewähren daſſelbe. Und dieſe Vergnügen ſind e
zu welchen Alles, ſelbſt die Tugend, unſere Natur un
widerſtehlich hinzieht; ſie ſind es, welche das wah
Glück begründen.

Die Tugend erklären ſie durch ein „der Natur g
mäßes Leben“. Als Gott den Menſchen ſchuf, gab
ihm keine andere Beſtimmung.

Der Menſch, welcher dem Antriebe der Natur folg
gehorcht in ſeinen Abneigungen und Gelüſten nur d
Stimme der Vernunft. Die Vernunft aber hauc
allen Sterblichen zuerſt die Liebe und die Verehrun
der göttlichen Majeſtät ein, welcher wir das Sein un

Wohlſein verdanken. Zweitens lehrt und veranlaßt ſie uns, fröhlich und harmlos zu leben und unſerm Nächſten, der unſer Bruder iſt, dieſelben Vortheile zu verſchaffen.

Und in der That, wenn der finſterſte und fanatiſchſte Eiferer der Tugend, der entſchiedenſte Feind des Vergnügens Ihnen empfiehlt, ſeine Arbeiten, ſeine Nachtwachen, ſeine Kaſteiungen nachzuahmen, ſo empfiehlt auch er Ihnen nichts Anderes, als nach allen Kräften das Elend und die kleinen Leiden Ihres Nächſten zu mildern. Ein ſolcher ſtrenger Moraliſt überhäuft im Namen der Menſchlichkeit Denjenigen, der ſeinen Nächſten tröſtet und ihm hilft, mit Lobpreiſungen; er glaubt alſo, daß die edelſte und gewiſſermaßen die menſchlichſte Tugend darin beſtehe, die Leiden des Nächſten zu lindern, ihn der Verzweiflung und dem Kummer zu entreißen, ihm die Freuden des Lebens zu verſchaffen, oder mit anderen Worten, ihn der Freude theilhaftig werden zu laſſen.

Und warum ſollte die Natur nicht Jeden von uns beſtimmen, ſich ſelbſt das nämliche Gut wie Anderen zu verſchaffen? Denn von zwei Sätzen gilt der eine: eine angenehme Exiſtenz, d. h. ein Freudenleben, iſt entweder etwas Gutes oder ſie iſt etwas Böſes. Iſt ſie etwas Böſes, ſo darf man nicht allein ſeinen Mitbrüdern nicht behilflich ſein, derſelben zu genießen, ſondern man muß ſie deren ſogar, als einer gefährlichen und verbrecheriſchen Sache, berauben. Iſt ſie etwas

Gutes, ſo darf und ſoll man ſich wie Anderen dieſel
verſchaffen. Warum ſollten wir nun uns weniger gü
ſtig geſinnt ſein, als Anderen? Die Natur, welc
uns Theilnahme für unſere Brüder einhaucht, beſieh
uns nicht, grauſam und ohne Mitleiden gegen un
ſelbſt zu ſein.

Das iſt es, was die Utopier in ihrer Meinung b
ſtärkt, daß ein untadelhaft angenehmes Leben, d. h. d
Freude, der Zweck aller unſerer Handlungen ſei, d
darin der Wille der Natur und in dem Gehorſam geg
dieſen Willen die Tugend beſtehe.

Die Natur, ſagen ſie ferner, fordert alle Menſch
auf, ſich gegenſeitig zu helfen und gemeinſchaftlich d
Freudenfeſt des Lebens zu feiern. Dieſe Vorſchrift i
billig und gerecht; es giebt kein Individuum, deſſe
Stellung ſo hoch über dem menſchlichen Geſchlech
erhaben wäre, daß die Vorſehung nur für daſſel
allein Sorge tragen müßte. Die Natur hat Allen di
ſelbe Geſtalt gegeben, ſie erwärmt Alle in gleiche
Grade, ſie umfaßt Alle mit derſelben Liebe; was ſ
verdammt, iſt die Vergrößerung des eigenen Wohlb
findens, während man dadurch das Unglück eines An
dern erſchwert.

Aus dieſen Gründen denken die Utopier, daß ma
nicht allein die unter einfachen Bürgern getroffenen Uebe
einkünfte, ſondern auch die öffentlichen Geſetze beobac
ten müſſe, welche die Vertheilung der Annehmlichkeite
des Lebens ordnen, oder, mit anderen Worten, den Sto

der Freude in gleichem Maße austheilen, ſobald dieſe Geſetze durch einen guten Fürſten gerecht gehandhabt oder durch die allgemeine Beiſtimmung eines Volks ſanctionirt ſeien, das weder durch die Tyrannei unterdrückt, noch durch Schliche hintergangen werde.

Nach dem Glücke ſtreben, ohne die Geſetze zu verletzen, iſt Weisheit; für das allgemeine Wohl wirken, iſt Religion; das Glück des Nächſten mit Füßen treten, während man nur das eigene im Auge hat, iſt eine ungerechte Handlung.

Sich dagegen irgend einen Genuß verſagen, um Andere deſſelben theilhaftig werden zu laſſen, iſt ein Zeichen eines edlen und fühlenden Herzens, welches übrigens in reichem Maße für das geopferte Vergnügen entſchädigt wird. Zuerſt wird dieſes gute Werk durch die Wiedervergeltung der Dienſtleiſtungen belohnt; ferner verurſacht das Zeugniß des Bewußtſeins, die Erinnerung und Dankbarkeit Derjenigen, welche man ſich verpflichtet hat, der Seele mehr Vergnügen, als der Gegenſtand, deſſen man ſich beraubte, dem Körper hätte gewähren können. Endlich muß der Menſch, der an die Wahrheiten der Religion glaubt, feſt überzeugt ſein, daß Gott die freiwillige Entbehrung eines kurzwährenden und kleinen Vergnügens durch unausſprechliche und ewige Freuden belohnen werde.

So beziehen die Utopier in letzter Unterſuchung all' unſere Handlungen und ſogar all' unſere Tugenden auf die Freude als unſern Endzweck.

Vergnügen nennen ſie jeden Zuſtand oder jede Bewegung der Seele und des Leibes, worin der Menſch ein natürliches Wohlbehagen empfindet. Nicht ohne Grund fügen ſie das Wort „natürlich" hinzu; denn es iſt nicht allein die Sinnlichkeit, es iſt auch die Vernunft, wodurch wir zu Dingen hingezogen werden, die an und für ſich Wohlbehagen einflößen; und unter dieſen muß man diejenigen Annehmlichkeiten verſtehen, die man ohne Ungerechtigkeit ſuchen darf, die Genüſſe, um deren willen man ſich keine höheren verſagen muß und die kein Uebel in ihrem Gefolge haben.

Es giebt Dinge, welche die Menſchen ganz gegen die Natur und nur einer abgeſchmackten Uebereinkunft zufolge Vergnügen nennen, wie wenn es in ihrer Macht ſtünde, das Weſen eben ſo leicht wie die Worte zu vertauſchen. Dieſe Dinge, weit entfernt, zum Glücke beizutragen, ſind eben ſo viele Hinderniſſe für die Erlangung deſſelben; ſie laſſen nicht zu, daß Diejenigen, die ihnen nachſtreben, reiner und wahrer Freuden genießen; ſie verderben den Geſchmack, indem ſie ihn mit der Vorſtellung eines eingebildeten Vergnügens beſchäftigen. In der That giebt es eine Menge von Dingen, denen die Natur nicht einen einzigen Reiz gegeben, denen ſie vielmehr eine gewiſſe Bitterkeit beigemiſcht und die dennoch von den Menſchen als vorzügliche und in gewiſſer Hinſicht zum Leben ſogar nothwendige Vergnügen betrachten, obgleich ſie der Mehrzahl nach grundſchlecht und nur geeignet ſind, böſe Neigungen aufzuregen.

„Die Utopier zählen unter die Claſſe falſcher Vergnügen die Eitelkeit Derjenigen, die ſich, wie ich ſchon erwähnt habe, blos deshalb für beſſer halten, weil ſie ein ſchöneres Kleid tragen. Die Eitelkeit dieſer Thoren iſt aus doppelten Gründen lächerlich.

Erſtens ſchätzen ſie ihr Kleid höher als ihre Perſon; denn worin kann in Rückſicht auf den Gebrauch eine feinere Wolle ſich vor einer gröberen auszeichnen? Und dennoch tragen dieſe Unvernünftigen, wie wenn ſie ſich durch den Werth ihres Charakters und nicht durch ihr närriſches Benehmen von der Menge unterſchieden, die Naſe in der Luft und wähnen Wunders Etwas zu ſein. Sie machen wegen des Reichthums und der Eleganz ihrer Kleidung auf Ehrenbezeugungen Anſpruch, auf welche ſie in einer einfachen und gewöhnlichen Tracht nicht hoffen würden; ſie werden unwillig, ſobald man ihre Toilette mit einem gleichgiltigen Auge betrachtet.

Zweitens zeigen dieſe nämlichen Menſchen dadurch einen nicht geringern Grad von Einfältigkeit, daß ſie einen ganz beſondern Werth auf Ehrenbezeugungen legen, die weder wirklich dieſen Namen verdienen, noch irgend einen Nutzen haben. Oder iſt das Vergnügen ein natürliches und wahres, welches man dem Schmeichler gegenüber empfindet, der ſich den Kopf entblößt und demüthig das Knie beugt? Kann eine Kniebeugung vom Fieber oder Podagra heilen?

Zu Denjenigen, die ſich durch eine falſche Vorſtellung vom Vergnügen hinreißen laſſen, gehören noch die

Adeligen, die ſich mit Stolz und Liebe in den
danken an ihren Adel gefallen. Und wozu wünſch
ſich Glück? Zu dem Zufalle, der ſie von einer
Reihe reicher Vorfahren und beſonders reicher
eigenthümer (denn den heutigen Adel bildet das
mögen) abſtammen ließ. Nichtsdeſtoweniger m
dieſe Thoren ſelbſt dann, wenn ſie von ihren
Nichts ererbt, oder auch ihr Erbgut gänzlich verſc
det hätten, ihren Adel um kein Härchen geringer ſch

Die Utopier ſtellen die Liebhaber von Edelſ
in die Kategorie der Adelsnarren. Die Men
welche dieſer Paſſion fröhnen, halten ſich für
Götter, ſobald ſie einen ſchönen und ſeltenen Stei
funden haben, der von ihrer Zeit und in ihrem
ganz beſonders geſchätzt wird. Denn derſelbe
behält nicht immer und überall denſelben Werth.
Liebhaber von Geſchmeiden kauft ihn nackt und
Gold; er treibt ſeine Vorſicht ſo weit, vom Ver
eine Caution und ſelbſt den Schwur zu verlangen
der Diamant, der Rubin, der Topas ächt ſei;
fürchtet er, daß ſeine Augen von einem falſchen
lanten hintergangen werden möchten! Was für
Vergnügen liegt alſo darin, lieber einen natürl
als einen künſtlichen Stein zu betrachten, da das
den Unterſchied zwiſchen beiden nicht zu gewahren
mag? Bei Lichte betrachtet, hat weder der eine noc
andere für einen Sehenden mehr Werth, als für
Blinden.

Was ſoll man von den Geizigen ſagen, die Geld auf Geld häufen, nicht um davon Gebrauch zu machen, ſondern um ſich durch die Betrachtung eines ungeheuren Metallhaufens zu ergötzen? Iſt das Vergnügen dieſer elenden Reichen nicht eine reine Chimäre? — Iſt Derjenige glücklicher, welcher aus einem noch einfältigeren Grunde ſeine Thaler einſcharrt? Er ſieht ſeinen Schatz nicht einmal, und aus Furcht, ihn zu verlieren, verliert er ihn wirklich. Denn ſein Gold eingraben, heißt dies nicht, ſich ſelbſt und Anderen daſſelbe ſtehlen? Der Geizige aber iſt ruhig, er hüpft vor Freude, wenn er ſeine Reichthümer recht tief eingegraben hat. Nun ſetzen wir den Fall, daß irgend Jemand ſich dieſes der Erde anvertrauten Gutes bemächtige, und unſer Harpagon ſeinen Ruin um zehn Jahre überlebe, ohne es zu wiſſen; ich frage Sie, was kann ihm während dieſer Zeit daran liegen, ob er ſeinen Schatz wohl bewahrt oder verloren hat? Eingegraben oder geſtohlen, er iſt für ihn durchaus von demſelben Nutzen.

Als eingebildete Vergnügen betrachten die Utopier ebenfalls diejenigen der Jagd und der Hazardſpiele. Da ſie die letztern niemals geübt, kennen ſie dieſelben kaum dem Namen nach. Welche Freude können Sie darin finden, ſagen ſie, einen Würfel auf einen Tiſch zu werfen? Und angenommen auch, daß hierin ein Vergnügen läge, ſo müßte daſſelbe Sie eben ſo oft überſättigt haben, als es langweilig und fade für Sie werden mußte.

Iſt es nicht in größerem Maße ermüdend, als an-

genehm, Hunde bellen und heulen zu hören? Iſt
genußreicher, einen Hund nach einem Haſen, als n
einem Hunde laufen zu ſehen? Und dennoch findet
Lauf, wenn dieſer das Vergnügen bildet, in bei
Fällen Statt. Aber iſt es nicht vielmehr die H
nung auf das Erlegen, die Luſt am Blutvergieß
welche ausſchließlich zur Jagd reizt? Und wie ſo
man nicht lieber ſeine Seele dem Mitleid öffnen,
ſollte man nicht Abſcheu gegen eine ſolche Metzelei e
pfinden, in welcher der ſtarke, kühne und grauſa
Hund den ſchwachen, furchtſamen und flüchtigen Ha
zerreißt?

Unſere Inſulaner verbieten deshalb freien Menſch
die Jagd als eine ihrer unwürdige Beſchäftigung;
erlauben dieſelbe nur Metzgern. Und ihrer Meinu
nach bildet die Jagd ſogar die niedrigſte Art der Kun
das Vieh zu ſchlachten; die übrigen Arten dieſes Han
werks ſtehen weit mehr in Anſehen, weil ſie me
Nutzen bringen und man dadurch die Thiere nur a
Nothwendigkeit tödtet, während der Jäger in Blut u
Metzelei einen leeren Genuß ſucht. Außerdem halt
die Utopier dafür, daß dieſe Liebe zum Tödten, ſelb
zum Tödten der Thiere, der Hang einer bereits ve
wilderten, oder doch einer ſolchen Seele ſei, die d
Nachjagen dieſes barbariſchen Vergnügens bald verwi
dern werde.

Die Utopier verachten all' dieſe und eine faſt u
endliche Anzahl Vergnügen von ähnlicher Art, die b

gemeine Mann als höchſte Güter ſchätzt, deren ſcheinbarer Reiz jedoch nicht in der Natur begründet iſt. Selbſt wenn dieſe Vergnügen die Sinne in den angenehmſten Taumel verſetzen ſollten (was die natürliche Wirkung des Vergnügens zu ſein ſcheint), beſtätigen ſie nur, daß ſie mit wahrhafter Freude nichts gemein haben; denn, ſagen ſie, dieſes ſinnliche Vergnügen rührt nicht von der Natur des Gegenſtandes ſelbſt her, es iſt die Folge übler Gewohnheiten, die das Bittere ſüß finden laſſen. So finden ſchwangere Frauen, deren Geſchmack verderbt iſt, Pech und Talg ſüßer als Honig.

Die Utopier unterſcheiden mehre Arten wahrer Vergnügen: die einen beziehen ſich auf den Körper, die anderen auf die Seele.

Die Vergnügen der Seele beſtehen in der Entwickelung der Geiſteskräfte und den reinen Freuden, welche die Betrachtung der Wahrheit begleiten. Unſere Inſulaner verbinden damit gleichfalls das Bewußtſein eines untadelhaften Lebens und die gewiſſe Hoffnung auf eine glückſelige Unſterblichkeit.

Die Vergnügen des Körpers theilen ſie in zwei Gattungen:

Die erſte Gattung faßt alle Vergnügen in ſich, welche einen wirklichen, offenbaren Einfluß auf die Sinne üben, und deren Urſache die Erfriſchung der durch die innere Wärme erſchöpften Organe iſt. Jener Eindruck entſteht einestheils durch den Akt des Trinkens und Eſſens, welcher die verlorenen Kräfte wiederherſtellt,

anderntheils aber durch die animaliſchen Funktionen, wel
aus dem Körper die überflüſſigen Materien ſchaffe
Dieſer Art ſind die nöthigen Abſonderungen, der B
ſchlaf und die Stillung des Juckens durch Kratzen od
Reiben.

Bisweilen rührt auch das Vergnügen der Sin
nicht von animaliſchen Funktionen her, welche die e
ſchöpften Organe erfriſchen oder ſie eines unangenehme
Ueberfluſſes entledigen; es iſt dann die Wirkung ein
innern und unerklärlichen Kraft, welche aufregt, rei
und anzieht; dieſer Art iſt das Vergnügen, welches di
Muſik gewährt.

Die zweite Art ſinnlichen Vergnügens beſteht in der
fortwährenden und vollkommenen Gleichgewicht alle
Theile des Körpers, d. h. in einer unbedingten Geſundheit. In der That empfindet der Menſch, wenn ih
kein Schmerz berührt, in ſich ein gewiſſes Gefühl de
Behaglichkeit, ſelbſt wenn kein äußerer Gegenſtand angenehm auf ſeine Organe einwirkte. Es iſt wahr, da
dieſe Art von Vergnügen die Sinne nicht aufregt und berauſcht, wie zum Beiſpiel die Freuden der Tafel; dennoch ſtellen Viele dieſelben in den erſten Rang; und faſt alle Utopier erklären ſie für den Grundſtein des wahren Glückes. Denn, ſagen ſie, nur unter der Bedingung einer vollkommenen Geſundheit kann das Leben ruhig und wünſchenswerth erſcheinen; ohne Geſundheit iſt kein Vergnügen mehr möglich; ohne ſie iſt ſelbſt die

Abweſenheit des Schmerzes kein Gut mehr, ſie iſt nur die Unempfindlichkeit des Körpers.

Ueber dieſen Gegenſtand erhob ſich einſt in Utopien ein lebhafter Streit. Einige behaupteten, man dürfe eine beſtändige und ruhige Geſundheit nicht unter die Zahl der Vergnügen rechnen, da dieſelbe nicht, wie die von außen kommenden Sinnesempfindungen, einen wirklichen und beſondern Genuß gewähre. Gegenwärtig aber kommen alle mit einer ſehr geringen Ausnahme darin überein, daß die Geſundheit ein weſentliches Vergnügen ſei.

Wirklich iſt es nach ihnen der Schmerz, der in der Krankheit als unverſöhnlicher Feind des Vergnügens erſcheint; die Krankheit aber iſt gleichfalls eine Feindin der Geſundheit; warum ſollte alſo in der Geſundheit kein Vergnügen liegen, eben wie die Krankheit den Schmerz mit ſich bringt? Es iſt dabei faſt gleichgiltig, ob die Krankheit der Schmerz ſei, oder ob der Schmerz im Gefolge der Krankheit auftrete, weil die Reſultate durchaus dieſelben ſind. Mag man nun die Geſundheit als das Vergnügen ſelbſt oder auch nur als die Urſache betrachten, die jenes nothwendig erzeugt, wie das Feuer nothwendig die Wärme erzeugt: immer muß der Menſch, der einer unausgeſetzten Geſundheit genießt, in beiden Fällen ein gewiſſes Vergnügen empfinden.

Wenn wir ſpeiſen, ſagen die Utopier, iſt es dann nicht die Geſundheit, welche, indem ſie abzunehmen be-

ginnt, mit Hilfe der Nahrungsmittel gegen den Hun
kämpft? Die letzteren dringen vor, ſie treiben
grauſamen Feind vor ſich her und erfüllen den M
ſchen mit jenem Wohlbehagen, welches die Rück
ſeiner normalen Lebenskraft begleitet. Aber ſollte
Geſundheit, die ſo viel Vergnügen am Kampfe fa
ſich über den Sieg nicht freuen? Was ſie in d
Streite ſuchte, war ihre frühere Kraft, und iſt es m
lich, daß ſie, nachdem ſie dieſes Reſultat gewonnen,
eine ſtarre Betäubung verfiele, ohne ihr Glück we
zu kennen, noch zu lieben?

Dem zufolge verwerfen die Utopier durchaus
Meinung, als ob der geſunde Menſch von ſeinem Z
ſtand keine Empfindung habe. Nach ihnen muß m
krank ſein oder ſchlafen, um nicht zu fühlen, daß m
ſich wohl befindet; man muß von Stein oder in Leth
gie verfallen ſein, um ſich nicht in einer vollkommen
Geſundheit zu gefallen, um darin kein Wohlbehag
zu finden. Und was iſt nun dieſes Sichgefallen, d
Wohlbehagen anders, als Vergnügen?

Demnächſt geben ſie ſich ganz den Vergnügen d
Geiſtes hin, die ſie als die vornehmſten und weſen
lichſten aller Vergnügen betrachten. Zu den reinſt
und wünſchenswertheſten zählen ſie die Uebung der T
gend und das Bewußtſein eines fleckenloſen Leben
Unter den körperlichen Vergnügen geben ſie der G
ſundheit den Vorzug; denn wenn man eine gute Mah
zeit und die übrigen Genüſſe des animaliſchen Leben

ſuchen muß, ſo geſchieht dies nach ihrer Meinung blos der Erhaltung der Geſundheit wegen, da dieſe Dinge nicht an und für ſich, ſondern nur dadurch angenehm einwirken, daß ſie ſich den geheimen Angriffen der Krankheit entgegenſtellen.

Der Kluge wird dem Uebel lieber vorbeugen, als die betreffenden Gegenmittel anwenden, den Schmerz lieber vermeiden, als zu Linderungsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Dieſem zufolge machen die Utopier von allen Vergnügen des Körpers Gebrauch, deren Entbehrung ſie nöthigen würde, Heilmittel anzuwenden. Aber ſie ſetzen in dieſe Vergnügen nicht ihr ganzes Glück; ſonſt würde der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit in unaufhörlichem Hunger und Durſt beſtehen, weil man dann beſtändig eſſen und trinken müßte. Gewiß, ein ſolches Leben wäre eben ſo elend als verächtlich.

Die thieriſchen Genüſſe ſind die niedrigſten, die unreinſten, und immer ſind ſie von einem Schmerz begleitet. Vereinigt ſich der Hunger nicht, und zwar in ſehr ungleichem Verhältniß, mit dem Vergnügen des Speiſens? Die Empfindung des Hungers iſt in der That die heftigſte; ſie iſt gleichfalls die dauerhafteſte, da ſie vor dem Vergnügen entſteht und nur mit demſelben erliſcht.

Von dieſen Grundſätzen durchdrungen, denken die Utopier, daß man die fleiſchlichen Vergnügen nur ſo lange ſehr ſchätzen dürfe, als ſie nöthig und nützlich ſind. Bei alledem geben ſie ſich denſelben freudig hin und danken der Natur, die mit der Zärtlichkeit Mutter für den Menſchen Sorge trägt, indem ſ nothwendigen Funktionen des Lebens ſo angenehm liebliche Eindrücke beigeſellt.

Wie traurig würde unſer Loos ſein, müßten den Hunger und Durſt täglich durch Gifte und Arzneien vertreiben, wie wir die übrigen Krank von welchen wir dann und wann befallen werden, treiben!

Sie pflegen und entwickeln gern die Schönhei Stärke, die Gewandtheit des Körpers, dieſe ange ſten und glücklichſten Geſchenke der Natur. billigen ſie die Vergnügen, deren man mit Hil Geſichts, des Gehörs und des Geruchs genießt, gnügen, welche die Natur ausſchließlich für den ſchen geſchaffen hat und welche die Würze un Reiz des Lebens bilden. Denn das Thier läßt Blick nicht auf der Pracht der Schöpfung, a Ordnung und Einrichtung des Univerſums weilen. athmet den Geruch ein, um ſeine Nahrung zu ſcheiden, aber es empfindet nicht die Reize des Es kennt die Beziehungen der Töne nicht und weder Diſſonanz noch Harmonie zu ſchätzen.

Uebrigens vergeſſen die Utopier bei allen Arten licher Befriedigungen nie die praktiſche Regel, jenige Vergnügen zu fliehen, welches am Genuſſe größeren Vergnügens hindert, oder irgend einen S hinterläßt.“ In ihren Augen aber iſt der Schmerz die unvermeidliche Folge jedes unreinen Vergnügens.

Einer ihrer Grundſätze iſt noch folgender: die Schönheit des Körpers verachten, die Kräfte deſſelben ſchwächen, ſeine Geſchmeidigkeit in Steifheit verwandeln, ſein Temperament durch Faſten und Enthaltſamkeit niederſchlagen, ſeine Geſundheit verderben, kurz, alle Geſchenke der Natur zurückweiſen, und zwar aus keinem andern Grunde, als um ſich in der Hoffnung, daß Gott dieſe Kaſteiungen dereinſt mit ewiger, unausſprechlicher Freude belohnen werde, um ſo wirkſamer dem Glücke der Menſchheit zu weihen, heißt auf das Uneigennützigſte den Pflichten der Religion nachleben. — Aber ſeinen Leib geißeln, ſich für ein leeres Phantom der Tugend oder blos deshalb aufopfern, weil man ſich zum Voraus an Duldungen gewöhnen will, denen man vielleicht niemals unterworfen ſein wird, das iſt ein Akt ſtumpfſinniger Thorheit, feiger Grauſamkeit gegen ſich ſelbſt und hochmüthiger Undankbarkeit gegen die Natur; es heißt, die Wohlthaten des Schöpfers, gleichſam als verſchmähte man es, demſelben irgendwie verbindlich zu ſein, mit Füßen treten.

Dies iſt die utopiſche Theorie in Betreff der Tugend und des Vergnügens. So lange nicht eine himmliſche Offenbarung den Menſchen unmittelbar eines Heilſameren belehrt, glauben ſie, daß die menſchliche Vernunft nichts der Wahrheit Gemäßeres aufſtellen könne.

Iſt dieſe Moral gut, iſt ſie ſchlecht? Ich will darüber nicht urtheilen. Es fehlt mir dazu an Zeit und iſt auch zu meinem Zwecke nicht nothwendig; ich habe eine Erzählung unternommen und keine Apologie. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Utopier, Dank ihren Einrichtungen! das erſte aller Völker ſind, und daß nirgend anderswo ein glücklicherer Staat beſteht.

Der Utopier iſt gewandt und nervös; ohne von ſchwachem Wuchſe zu ſein, iſt er kräftiger, als ſein Aeußeres vermuthen läßt. Die Inſel iſt nicht in allen Gegenden gleich fruchtbar, die Luft nicht überall gleich rein und geſund, die Einwohner bekämpfen die nachtheiligen Einflüſſe der Atmoſphäre durch Mäßigkeit; ſie verbeſſern den Boden durch eine ausgezeichnete Beſtellung, ſo daß man nirgend anderswo einen beſſern Viehſtand oder reichlichere Ernten findet. In keinem andern Lande iſt das Leben des Menſchen länger und die Zahl der Krankheiten geringer.

Nicht allein die ackerbauenden Bürger ſtellen in großer Vollkommenheit die Arbeiten her, die einen von Natur undankbaren Boden fruchtbarer machen, ſondern das Volk wird bisweilen in Maſſe aufgeboten, ganze Wälder, deren Lage ein Hemmniß für den Transport bildet, zu entwurzeln und dafür andere in der Nähe des Meeres, der Flüſſe oder der Städte anzupflanzen; denn von allen Erzeugniſſen des Bodens läßt das Holz ſich am ſchwierigſten zu Lande fortſchaffen.

Das utopiſche Volk iſt verſtändig, liebenswürdig, gewerbfleißig, gemächlich und nichtsdeſtoweniger beharrlich in der Arbeit, ſobald die Arbeit nöthig iſt; ihre vornehmſte Paſſion iſt die Uebung und Entwickelung der Geiſteskräfte.

Während unſers Aufenthalts auf der Inſel hatten wir den Einwohnern Einiges über die Künſte und Wiſſenſchaften Griechenlands mitgetheilt. Wahrhaft merkwürdig war es zu ſehen, wie eifrig dieſe guten Inſulaner uns anlagen, ihnen die griechiſchen Autoren zu erklären; von den lateiniſchen hatten wir mit ihnen nicht geſprochen, da wir glaubten, daß ſie unter dieſen nur die Hiſtoriker und Dichter ſchätzen würden. Endlich mußten wir ihren Bitten nachgeben; es war dies, ich geſtehe es Ihnen, von unſerer Seite ein Akt reiner Gefälligkeit, von welcher wir uns keine beſonderen Früchte verſprachen. Nach einigen Lectionen aber hatten wir Urſache, uns wegen des Erfolges unſerer Unternehmung, wegen des Eifers und der Fortſchritte unſerer Schüler Glück zu wünſchen. Wir waren erſtaunt über die Leichtigkeit, mit welcher ſie die Form der Buchſtaben nachſchrieben, ſowie über die Reinheit ihrer Ausſprache, die Genauigkeit ihres Gedächtniſſes und die Treue ihrer Ueberſetzungen. Freilich wurden die meiſten von Denen, die ſich anfangs freiwillig mit einem ſo lobenswerthen Eifer dieſem Studium hingegeben, ſpäter durch ein Decret des Senats dazu angehalten: es waren dies die Ausgezeichnetſten aus der Klaſſe der Gelehrten, Männer von reifem Alter. Und ſo gab es nach weniger als drei Jahren nichts mehr in den Wer-

ken der guten Autoren, was ſie, die durch Druck
veranlaßten Schwierigkeiten abgerechnet, bei der Le
nicht vollkommen verſtanden hätten.

Meiner Meinung nach beweiſt die große Lei
keit, mit welcher ſie das Griechiſche erlernten, daß
Sprache ihnen nicht durchaus fremd war. Ich hal
der Abkunft nach für Griechen, und obgleich ihr J
ſich ſehr dem Perſiſchen nähert, findet man in den
men ihrer Städte und ihrer Obrigkeiten einige Sp
der griechiſchen Sprache.

Bei meiner vierten Reiſe nach Utopien hatte
anſtatt Waaren ein recht hübſches Päckchen Bi
mitgenommen, feſt entſchloſſen, ſo ſpät als mög
nach Europa zurückzukehren. Als ich von den Utop
ſchied, ließ ich ihnen meine Bibliothek; ſomit empfin
ſie faſt alle Werke Plato's von mir, eine bedeut
Anzahl derjenigen des Ariſtoteles, und Theophraſts W
über die Pflanzen, welches ſchon an mehreren Ste
zu meinem größten Bedauern zerriſſen war. Wäh
der Ueberfahrt hatte ich mich nicht darum gekümm
unglücklicher Weiſe fand es ein Affe, und dieſer Sch
machte ſich ein Vergnügen daraus, hier und da Blä
herauszureißen. Von allen Grammatikern konnte
unſeren Inſulanern nur den einzigen Laskaris geb
denn den Theoder hatte ich nicht mitgebracht;
Wörterbüchern beſitzen ſie den Heſichius und Di
coride.

Plutarch iſt ihr Lieblingsſchriftſteller; Lucians H terkeit und Anmuth entzückt ſie. Von den Dichtern beſitzen ſie den Ariſtophanes, Homer, Euripides und den Sophokles von Aldus in kleiner Schrift. Von den Hiſtorikern ließ ich ihnen den Thucidides, Herodot und Herodian.

Aus dem Gebiete der Medizin haben ſie einige Werke des Hippokrates, und den Mikrotechne von Galian, den mein Reiſegefährte Tricius Appinas mitgebracht hat. Dieſe beiden letzteren Bücher ſtehen bei ihnen in großer Achtung; denn wenn die Medizin in keinem Lande weniger nothwendig iſt, als in Utopien, ſo wird ſie in keinem mehr geehrt. Die Utopier ſtellen ſie in die Reihe der nützlichſten und edelſten Gebiete der Naturphiloſophie. Der Arzt, ſagen ſie, welcher ſich befleißigt, die Geheimniſſe des Lebens zu durchſchauen, ſchöpft nicht allein aus dieſem Studium ungemeinen Genuß, ſondern er macht ſich auch dem Urheber des Lebens angenehm. Den Anſichten der Utopier zufolge ſetzt der Schöpfer, einem irdiſchen Werkmeiſter gleich, ſeine Weltmaſchine den Blicken des Menſchen aus, des einzigen Weſens, welches dieſe ſchöne Unermeßlichkeit begreifen könne. Gott ſieht mit Liebe auf Den herab, der dieſes große Werk bewundert, und das Getriebe und die Geſetze derſelben zu entdecken ſucht; mitleidig betrachtet er Den, der gleich einem vernunftloſen Thiere bei dieſem bewundernswürdigen Schauſpiele kalt und gefühllos bleibt.

Man wird jetzt begreifen, daß die Utopier, deren

Geiſt unaufhörlich durch das Studium der Wiſſe
ſchaften und Literatur gebildet wird, mit einer bewu
dernswürdigen Fähigkeit für die zum Wohl des Lebe
beitragenden Künſte und Erfindungen begabt ſind. S
verdanken uns die Buchdruckerkunſt und die Fabrikati
des Papiers; aber ihr eigener Scharfſinn kam ihn
hierin eben ſo ſehr zu Statten, wie unſer Unterrich
denn keine dieſer beiden Künſte kannten wir gründlic
Wir beſchränkten uns alſo darauf, ihnen den Druck d
Aldus zu zeigen und ſie, ſoweit es uns möglich wa
über die zur Fabrikation des Papiers zu verwenden
Materie und das Verfahren bei der Buchdruckerkun
zu belehren. Bald erriethen ſie, worauf wir nur hi
gedeutet hatten. Früher ſchrieben ſie auf Fellen, Ri
den, Schilfrohrblättern; alsbald verſuchten ſie Papi
zu verfertigen und zu drucken. Dieſe erſten Verſuch
fielen ſchlecht aus, aber auf tauſend Mal gemachte E
fahrung geſtützt, gelangten ſie zu einem vollkommene
Erfolge; und wenn ſie alle griechiſchen Manuſcripte i
Händen hätten, würden ſie zahlreiche Ausgaben davo
abziehen können. Sie beſitzen gegenwärtig keine an
deren Bücher, als diejenigen, welche ich ihnen gelaſſen
aber dieſe Bücher haben ſie bereits in Tauſenden vo
Exemplaren vervielfältigt.

Kommt ein Fremder nach Utopien, ſo wird er au
das Beſte aufgenommen, wenn er ſich durch ein wirkliches
Verdienſt empfiehlt, oder wenn lange Reiſen ihm
eine genaue Kenntniß der Menſchen und der Zuſtände

gegeben. Dem letztern Grunde war es vielleicht zuzuſchreiben, daß man uns in dieſem Lande, wo man äußerſt gern von dem hört, was auswärts ſich zuträgt, einen ſo trefflichen Empfang angedeihen ließ. Durch den Handel kommen dort wenige Fremde zuſammen; denn was ſollte man, das Eiſen ausgenommen, nach Utopien einführen? Gold und Silber? Aber man würde ganz gewiß genöthigt ſein, das Eine wie das Andere wieder mit hinauszunehmen. Was den Ausfuhrhandel betrifft, ſo betreiben die Utopier ihn ſelbſt, und dabei haben ſie zwei Zwecke: zuerſt, um ſtets zu wiſſen, was in der Außenwelt vorgeht, und dann, um ihre Schifffahrt aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen.

Von den Sklaven.

Der Sklaverei verfallen nicht alle Kriegsgefangenen ohne Unterſchied, ſondern blos diejenigen Individuen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden.

Der Sohn des Sklaven iſt frei; der fremde Sklave wird es, ſobald er den Boden von Utopien betritt.

Die Knechtſchaft trifft insbeſondere diejenigen Bürger, welche ſchwere Verbrechen begingen, und die zum Tode Verurtheilten, die dem Auslande angehören. Die letztere Klaſſe von Sklaven iſt in Utopien ſehr zahlreich; die Utopier ſuchen ſie im Auslande auf, wo ſie

dieſelben um einen geringen Preis kaufen und bisweil
ſogar umſonſt erhalten.

All' dieſe Sklaven werden zu unausgeſetzter Arbe
gezwungen und tragen die Kette. Diejenigen abe
welche mit größerer Strenge behandelt werden, ſind d
Eingeborenen; dieſe betrachtet man als die elendeſt
unter den Verbrechern, werth, den übrigen durch ei
tiefere Entwürdigung zum Beiſpiel zu dienen.

In der That hatte man ihnen alle Keime der Tu
gend eingepflanzt; ſie hatten glücklich und gut zu ſei
gelernt, und entſchieden ſich dennoch für das Verbrecher

Noch eine andere Klaſſe von Sklaven bilden d
armen Tagelöhner der benachbarten Gegenden, die ſi
einfinden, um freiwillig ihre Dienſte anzubieten. Dieſ
werden in Allem wie Bürger behandelt, nur daß ma
ſie in Rückſicht auf ihre größere Gewöhnung an Ar
ſtrengungen ein wenig mehr arbeiten läßt. Es ſte
ihnen frei, zurückzureiſen, wann ſie wollen, und ni
mals läßt man ſie mit leeren Händen ziehen.

Ich habe ſchon erwähnt, wie angelegentlich di
Utopier für die Kranken Sorge tragen; man läßt
ihnen an Nichts fehlen, was zu ihrer Geneſung bei
tragen kann, beſtehe daſſelbe in Heil- oder Nahrungs
mitteln.

Die Unglücklichen, welche von unheilbaren Krank
heiten befallen ſind, empfangen alle Tröſtungen, al
Aufwartung, alle moraliſchen und phyſiſchen Linderungen
die ſich eignen, um ihnen das Leben erträglich zu machen

Wenn ſich aber jenen unheilbaren Krankheiten heftige Schmerzen zugeſellen, die Nichts verſcheuchen oder mildern kann, ſo beſuchen die Prieſter und obrigkeitlichen Perſonen den Patienten und rathen ihm das Einzige, was ſie unter dieſen Umſtänden für ſein Beſtes halten.

Sie ſtellen ihm vor, daß er der Güter und Funktionen des Lebens entkleidet ſei; daß er nur ſeinen eigenen Tod überlebe und dadurch ſich ſelbſt wie Anderen zur Laſt falle. Sie veranlaſſen ihn, das ihn aufreibende Uebel nicht länger zu nähren und beherzt zu ſterben, da die Exiſtenz für ihn nur eine Kettenreihe von Qualen ſei.

Sei gutes Muthes, ſprechen ſie zu ihm, brich die Ketten, die dich belaſten, und verlaſſe freiwillig das Gefängniß des Lebens, oder gieb wenigſtens zu, daß Andere dich daraus befreien. Dein Tod iſt keine ruchloſe Zurückweiſung der Wohlthaten der Exiſtenz, er iſt das Ende einer ſchrecklichen Folter.

In dieſem Falle der Stimme der Prieſter, welche die Organe der Gottheit ſind, gehorchen, heißt ein religiöſes und heiliges Werk vollbringen.

Diejenigen, welche ſich überzeugen laſſen, machen in freiwilliger Entſagung ihrem Leben ein Ende, oder man ſchläfert ſie auch wohl durch einen tödtlichen Schlaftrunk ein, und ſo ſterben ſie, ohne es zu bemerken. Diejenigen, die das Leben nicht verlaſſen wollen, werden deshalb nichtsdeſtoweniger mit der liebreichſten Aufmerkſamkeit und Sorgfalt behandelt;

ſterben ſie, ſo ehrt die öffentliche Meinung ihr Andenken.

Der Menſch, welcher ſich ohne einen von dem Magiſtrat und dem Prieſter gebilligten Grund tödtet, wird der Erde und des Feuers für unwürdig erklärt: ſein Körper wird nicht begraben, ſondern ſchimpflich in einen Moraſt geworfen.

Die Jungfrauen dürfen ſich nicht vor achtzehn, die Jünglinge nicht vor zweiundzwanzig Jahren verheirathen.

Die Individuen von beiden Geſchlechtern, welche überführt ſind, vor der Ehe verbotener Luſt unterlegen zu ſein, haben ſchwere Strafe zu gewärtigen und die Ehe iſt ihnen unter jeder Bedingung unterſagt, es wäre denn, daß der Fürſt ihnen den Fehler verzeihen würde. Der Vater und die Mutter der Familie, in welcher der letztere begangen wurde, werden entehrt, weil ſie nicht ſorgſam genug über die Aufführung ihrer Kinder gewacht haben.

Dieſes Geſetz ſcheint Ihnen vielleicht bis zum Uebermaß ſtreng; in Utopien aber meint man, daß die eheliche Liebe unter zwei Individuen, welche verurtheilt ſind, beſtändig einander gegenüber zu leben und die tauſend Unannehmlichkeiten dieſes vertrauten Umgangs zu erdulden, gar zu früh erlöſchen würde, wenn eine ſündhafte und ephemere Liebe geduldet und ungeſtraft wäre.

Uebrigens verheirathen die Utopier ſich nicht blindlings; um beſſer zu wählen, befolgen ſie einen Gebrauch, der uns anfänglich offenbar lächerlich und abgeſchmackt ſchien, den ſie aber mit kaltem Blute und wahrhaft bemerkenswerther Ernſthaftigkeit vollziehen:

Eine ehrbare und geſetzte Dame zeigt dem Bräutigam ſeine Verlobte, Jungfrau oder Wittwe, im Zuſtande völliger Nacktheit; und umgekehrt ſtellt ein Mann von erprobter Rechtſchaffenheit dem jungen Frauenzimmer ihren Verlobten nackt vor.

Ueber dieſe ſeltſame Sitte mußten wir herzlich lachen, wir fanden ſie ſogar ziemlich einfältig; aber auf all' unſere Spöttereien erwiderten die Utopier, daß ſie ſich über die Thorheiten der Menſchen anderer Länder nicht genug wundern könnten.

Wenn ſie einen Klepper, eine Sache von wenigen Thalern an Werth, kaufen, ſagten ſie, ſo ſehen ſie ſich mit ungemeiner Aengſtlichkeit vor. Das Thier iſt faſt nackt, und dennoch nehmen ſie ihm den Sattel und das Geſchirr ab, aus Furcht, daß dieſe ſchwachen Hüllen irgend ein Geſchwür verbergen möchten. Und wenn es ſich um die Wahl einer Gattin handelt — eine Wahl, welche auf das ganze übrige Leben Einfluß übt und welche eine Luſt oder eine Qual daraus macht — ſo gehen ſie mit der größten Sorgloſigkeit zu Werke! Wie! ſie knüpfen ſich mit unauflöslichen Banden an einen ganz von Kleidern eingehüllten Körper, ſie urtheilen über die ganze Frau nach einer Handbreit von ihrer Perſon, da nur ihr Geſicht unbedeckt iſt! und ſie fürchten nicht, demnächſt ein verſtecktes Gebrechen aufzufinden, das ſie zwingt, dieſe auf's Geradewohl geſchloſſene Verbindung zu verfluchen?

Die Utopier hatten gewiſſermaßen Recht, ſo zu reden; denn alle Menſchen ſind nicht genug Philoſophen, um an einer Frau nur den Geiſt und das Herz zu ſchätzen; und ſelbſt die Philoſophen werden nicht unwillig, wenn ſie Körperſchönheit mit Geiſtesfähigkeiten vereinigt finden. Es iſt gewiß, daß der glänzendſte Schmuck die abſchreckendſte Häßlichkeit verſtecken kann; das Herz wie die Sinne des unglücklichen Gatten werden alsdann die Frau verwünſchen, von welcher eine fleiſchliche Trennung ihm künftig verſagt iſt, weil die Myſtification, wenn ſie erſt nach geſchloſſener Ehe ſtattfand, die Unauflöslichkeit derſelben nicht aufhebt und dem Manne folglich Nichts übrig bleibt, als ſeinen Aerger in ſich zu beißen.

Den Geſetzen liegt es daher ob, ein unfehlbares Mittel aufzuſtellen, nicht in die Schlinge zu fallen; beſonders in Utopien, wo die Vielweiberei ſtreng verboten iſt und die Ehe meiſtens erſt durch den Tod gelöſt wird, ausgenommen im Falle des Ehebruchs und wenn die Aufführung des einen Theils durchaus nicht zu ertragen iſt.

In dieſen beiden Fällen giebt der Senat dem beleidigten Gatten das Recht, ſich wieder zu verheirathen;

der andere Theil wird verurtheilt, beſtändig in Eheloſigkeit und im Cölibat zu leben.

Unter keinem Verwande iſt es erlaubt, eine Frau von untadelhaftem Betragen wider ihren Willen zu verſtoßen, weil ſie etwa ein körperliches Gebrechen erhalten haben ſollte. Wer auf dieſe Weiſe ſeine Gattin in dem Augenblick verläßt, wo ſie am meiſten des Beiſtandes bedurfte, begeht in den Augen unſerer Inſulaner eine feige Grauſamkeit; er raubt dem Alter jede Hoffnung für die Zukunft und jedes Vertrauen auf die geſchworene Treue. Denn iſt das Alter nicht die Mutter der Krankheit, iſt es nicht ſelbſt eine Krankheit?

Es ereignet ſich bisweilen in Utopien, daß der Gatte und die Gattin, weil ſie wegen zu großer Ungleichheit der Charaktere nicht mit einander harmoniren, ſich nach neuen Verbindungen umſehen, die ihnen ein glücklicheres und angenehmeres Leben verheißen. Das Geſuch um Zulaſſung der Scheidung muß den Mitgliedern des Senats vorgelegt werden, die nebſt ihren Frauen, nachdem ſie die Sache ſorgfältig unterſucht, die Scheidung entweder zugeben oder für unſtatthaft erklären. Im erſteren Falle trennen die beiden klagenden Theile ſich mit gegenſeitiger Bewilligung und ſchreiten zu einer zweiten Ehe.

Die Eheſcheidung wird ſelten erlaubt; die Utopier wiſſen, daß in der Hoffnung, ſich leicht wieder verheirathen zu können, nicht das beſte Mittel beſteht, die eheliche Liebe zu befeſtigen.

Der Ehebrecher wird mit der härteſten Sklaver beſtraft.

Wenn die beiden Schuldigen verheirathet waren ſo hat jeder der beſchimpften Gatten das Recht, de beleidigenden Theil zu verſtoßen; ſie können ſich m einander oder nach Gutdünken wieder verheirathen Wenn indeſſen der beleidigte Theil, Gatte oder Gattin ſeine unwürdige Ehehälfte noch liebt, ſo iſt die Eh nicht aufgehoben, vorausgeſetzt jedoch, daß der beleidigt Theil dem ſchuldigen dahin folgt, wo dieſer zu arbei ten verurtheilt iſt. Die Reue des Einen und die lieb reiche Aufopferung des Andern erregt bisweilen das Mit leid des Fürſten, welcher Beiden die Freiheit ſchenkt.

Wiederholter Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft

Die Strafen für die übrigen Verbrechen hat da Geſetz nicht unabänderlich feſtgeſtellt. Der Senat miß die Buße nach der Größe des Frevels ab.

Die Männer beſtrafen ihre Frauen, die Väter und Mütter ihre Kinder, das Vergehen wäre denn ſo ſchwerer Art, daß es eine öffentliche Zurechtweiſung verlangte.

Die gewöhnliche Strafe, ſelbſt für die größten Verbrechen, iſt die Sklaverei. Die Utopier glauben, daß die Sklaverei für den Verbrecher nicht minder zurückſchreckend ſei, als der Tod, und daß ſie überdies dem Staate mehr nütze.

Ein Menſch, welcher arbeitet, ſagen ſie, iſt nützlicher als ein Leichnam; und das Beiſpiel einer unaufhörlichen Strafe ſchreckt auf eine dauerhaftere Weiſe von Verbrechen zurück, als ein geſetzlicher Mord, welcher den Schuldigen in einem Augenblick verſchwinden läßt.

Wenn die verurtheilten Sklaven ſich empören, tödtet man ſie gleich wilden und unbändigen Thieren, für welche die Kette nicht ſchwer genug iſt.

Diejenigen aber, welche geduldig ihr Schickſal ertragen, ſind nicht aller Hoffnung beraubt. Man findet unter dieſen Unglücklichen einige, welche, durch die Länge der Zeit und die Wucht ihrer Leiden gezähmt, eine wahre Reue äußern und beweiſen, daß das Verbrechen ſie noch mehr drückt, als die Strafe. Das Wort des Fürſten oder die Stimme des Volkes erleichtert alsdann ihre Knechtſchaft und ſchenkt ihnen häufig ſogar die Freiheit.

Die einfache Verlockung zum Ehebruch zieht dieſelbe Strafe nach ſich, wie die begangene Schändung ſelbſt.

In jeder Art crimineller Beziehungen gilt der wohlüberlegte Verſuch ſo viel wie die That. Die Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung einer ſchlechten Abſicht entgegenſtellten, gereichen niemals zur Rechtfertigung, da der Verbrecher das Böſe vollbracht haben würde, wenn er's gekonnt hätte.

Die Spaßmacher gereichen den Utopiern zur Beluſtigung; ſie beleidigen gilt für eine Schändlichkeit. So iſt auch das Vergnügen, welches man an der

Thorheit eines Andern findet, nicht unerlaubt.
Utopier, welche ſich für ihre Spaßmacher intere
vertrauen dieſelben nicht jenen ſtrengen Finſterlinge
welche die komiſchſten Reden oder Handlungen ni
erheitern vermögen. Sie fürchten, daß dergleichen
Herren zu wenig Milde und Sorge für einen N
zeigen würden, der ihnen zu Nichts dient, der
nicht einmal ein Lächeln abnöthigen kann, und
wohl beſteht hierin das einzige Talent, welches die
tur ihnen zugetheilt.

Gleich ſchändlich iſt es, über Häßlichkeit und
brechen zu ſpotten; wer einem Unglücklichen körp
Fehler vorwirft, deren Vermeidung nicht in ſeinen
ten ſtand, wird wie ein böswilliger Thor verachte

Die Vernachläſſigung der natürlichen Schönhei
in dieſem Lande für eine unwürdige Trägheit; di
nutzung der Schminke und anderer künſtlicher M
aber iſt eine entehrende Unverſchämtheit. Unſere
ſulaner wiſſen aus Erfahrung, daß eine Frau ſi
Liebe ihres Mannes weniger durch körperliche Vo
empfiehlt, als durch reine Sitten, Sanftmuth und
tung. Viele laſſen ſich durch die Schönheit hinr
aber nicht ein Einziger iſt beſtändig und treu,
er nicht neben der Schönheit zugleich Anmuth und
gend findet.

Die Utopier ſchrecken nicht allein durch Straf
vom Verbrechen zurück, ſie fordern auch durch E
und Belohnungen zur Tugend auf. Genialen M

nern und Denjenigen, welche ſich um den Staat glänzende Verdienſte erworben, werden auf öffentlichen Plätzen Denkmäler errichtet. Auf dieſe Weiſe wird das Andenken an große Handlungen verewigt, und der Ruhm der Vorfahren ſpornt die Nachkommenſchaft an und reizt ſie beſtändig zum Guten.

Wer allzu begierig nach einer einzigen obrigkeitlichen Würde ſtrebt, verliert alle Hoffnung, jemals irgend eine zu begleiten.

Die Utopier leben unter einander wie in einer Familie. Die Behörden zeigen ſich weder hart noch ſtolz, man nennt ſie Väter, und in der That üben ſie deren Gerechtigkeit und Güte. Mit Einfachheit nehmen ſie die Ehrenbezeugungen entgegen, welche man ihren Functionen freiwillig ſpendet; zu dieſen Zeichen der Ehrerbietung iſt Niemand gezwungen. Selbſt der Fürſt unterſcheidet ſich von der Menge weder durch den Purpur, noch durch das Diadem, ſondern einzig und allein durch einen Büſchel Kornähren, welchen er in der Hand hält. Die Inſignien des Oberprieſters beſchränken ſich auf eine Wachskerze, die man vor ihm herträgt.

Die Zahl der Geſetze iſt nur ſehr gering und dennoch für die Einrichtungen genügend. Was die Utopier bei anderen Völkern vorzüglich mißbilligen, iſt die unendliche Menge von Geſetzbüchern, Decreten und Commentaren, die gleichwohl für die öffentliche Ordnung noch nicht hinreichen. Sie betrachten es als die größte

Unrichtigkeit, die Menſchen durch Geſetze einzuſchmieden, die allzu zahlreich ſind, als daß jene die Zeit hätten, ſie zu leſen, oder allzu dunkel, als daß ſie dieſelben verſtehen könnten.

Dem zufolge giebt es in Utopien keine Advokaten, man findet dort keinen jener Sprecher von Profeſſion, die ſich befleißigen, das Geſetz zu verdrehen und mit der größten Gewandtheit eine Sache durchzuführen. Die Utopier halten es für beſſer, daß Jeder ſeine Sache ſelbſt vertheidige und Dasjenige, was er einem Advokaten zu ſagen hätte, geradewegs dem Richter anvertraue. Auf dieſe Weiſe finden weniger Zweideutigkeiten und Schliche Statt und die Wahrheit ſtellt ſich leichter heraus. Die Parteien tragen ihre Sache einfach vor, weil es dort keinen Advokaten giebt, der ſie von den tauſend Schleichwegen der Chikane unterrichten könnte. Die Gründe einer jeden werden von dem Richter nach geſundem Verſtande und beſtem Wiſſen unterſucht und abgewogen; er vertheidigt die Offenheit des ſchlichten Mannes gegen die falſchen Behauptungen des Schelms.

Eine ähnliche Ausübung der Juſtiz würde in anderen Ländern, die unter einem Haufen von Geſetzen in Verwirrung und Zweideutigkeiten vergraben liegen, ſehr ſchwer halten. Uebrigens iſt in Utopien Jedermann „Doctor der Rechte", denn die Zahl der Geſetze — ich wiederhole es — iſt dort äußerſt gering, und die roheſte, die materiellſte Auslegung derſelben wird wie die begründetſte und gerechteſte zugelaſſen.

Die Geſetze, ſagen die Utopier, ſind zu dem einzigen Zwecke aufgeſtellt, daß Jeder von ſeinen Rechten und Pflichten Kenntniß erhalte. Die Feinheiten Ihrer Commentare aber ſind nur Wenigen zugänglich und klären nur eine geringe Anzahl von Gelehrten auf, während ein deutlich ausgeſprochenes Geſetz, deſſen Sinn nicht zweideutig und leicht zu faſſen iſt, von Allen verſtanden wird.

Was für ein Unterſchied liegt für die Maſſe, d. h. für die zahlreichſte und der Vorſchriften bedürftigſte Klaſſe — was für ein Unterſchied liegt für dieſe darin, ob es keine Geſetze gebe, oder ob die vorhandenen Geſetze ſo dunkel und verwirrt ſind, daß man, um eine wahre Bedeutung herauszubekommen, ungewöhnlichen Scharfſinn beſitzen und lange Unterſuchungen und Studien gemacht haben müßte? Die Urtheilskraft des gemeinen Mannes iſt nicht metaphyſiſch genug, um in ſolche Tiefen einzudringen; überdies würde ein Leben, welches die unaufhörlichen Arbeiten um das tägliche Brod in Anſpruch nehmen, dazu nicht genügen.

Die benachbarten Völker beneiden dieſe glückliche Inſel um ihre Regierung; ſie fühlen ſich durch die Weisheit ihrer Einrichtungen und die Tugenden ihrer Einwohner mächtig angezogen. Die freien Nationen und diejenigen, welche ſich durch ſich ſelbſt regieren (viele unter ihnen ſind einſt durch die Utopier von der Tyrannei befreit worden), kommen nach Utopien, um ſich dort auf ein oder fünf Jahre ihre Obrigkeiten zu erbitten. Nach Ablauf ihrer Amtsführung kehren dieſe entlehnten Obrigkeiten mit allen Ehren, die ſie verdienen, in ihr Land zurück, und andere reiſen ab, um ſie zu erſetzen.

Es iſt gewiß, daß die Völker, welche ſo handeln, ihre eigenen Intereſſen dadurch am meiſten befördern. Denn das Heil oder der Untergang eines Reichs hängt von den Sitten Derjenigen ab, die es verwalten.

Nun bieten aber unſere Inſulaner der Wahl Derjenigen, die ſie zu ihren Oberhäuptern wählen, die beſten Garantien politiſcher Tüchtigkeit. Der Utopier wird ſich durch den Köder des Reichthums nicht beſtechen laſſen, ſo glänzend dieſer auch ſein möchte; bald würde er nicht den geringſten Nutzen mehr davon haben, da er nach wenigen Jahren oder Monaten in ſein Vaterland zurückkehren muß; er wird ſich ferner weder durch Liebe noch durch Haß beſtimmen laſſen, weil er ſeinen Unterthanen durchaus unbekannt iſt. Unglücklich das Land, wo auf dem Richterſtuhle der Geiz und Privatrückſichten herrſchen! Um die Gerechtigkeit, dieſe feſteſte Stütze der Staaten, iſt es dort geſchehen.

Die utopiſche Republik erkennt diejenigen Völker, die bei ihr ihre Obrigkeiten ſuchen, für Verbündete, und diejenigen, die irgend eine Verbindlichkeit gegen ſie haben, für Freunde. Was die Verträge betrifft, welche die übrigen Nationen ſo oft abſchließen, um ſie zu brechen und ſpäter wieder zu erneuern, ſo ſchließt jene niemals einen ſolchen.

Wozu dienen die Verträge? fragen die Utopier. Hat nicht die Natur durch hinlänglich feſte Bande den Menſchen an den Menſchen gekettet? Würde Derjenige, welcher dieſe ſtarken und heiligen Bande verachtet, ſich ein Gewiſſen daraus machen, ſchriftlichen Vertrag zu verletzen?

Was ſie in dieſer Meinung beſtärkt, iſt der Umſtand, daß in den Ländern jener neuen Welt die unter Fürſten geſchloſſenen Uebereinkünfte treulich gehalten werden.

In Europa und vorzüglich in denjenigen Ländern, wo der Glaube und die Religion Chriſti herrſchen, iſt die Majeſtät der Verträge überall heilig und unverletzlich. Dieſes hat ſeinen Grund theils in der Gerechtigkeit und Bravheit der Monarchen, theils in der Furcht und Achtung, welche ihnen die hohe Geiſtlichkeit einflößt. Denn die Päpſte machen ſich zu Nichts verbindlich, das ſie nicht gewiſſenhaft ausführten; und daher nöthigen ſie auch die übrigen Souveräne zur treulichen Erfüllung ihrer Verſprechen, indem ſie Bann und Kirchenſtrafe anwenden, um dadurch die ſich Weigernden zu zwingen. Die Päpſte glauben mit Recht, daß es für die Chriſtenheit ſchimpflich ſei, Diejenigen ihren eigenen Uebereinkünften untreu zu ſehen, die ſich vor Allem des Namens der Getreuen rühmen.

In jener neuen Welt aber, die von der unſrigen weniger noch durch den Aequator, als durch die Gebräuche und Sitten geſchieden iſt, ſchenkt man den Verträgen nicht das mindeſte Vertrauen. Ein ſchneller Bruch folgt in der Regel den feierlichſten Friedensverſicherungen, hätten dieſe auch die Weihe der heiligſten Ceremonien erhalten. Denn es iſt ſehr leicht, in dem Texte eines Bündniſſes Stoff zur Chikane aufzufinden, denn die Unterhändler ſchieben abſichtlich ſeine Zweideutigkeiten ein, damit der Fürſt niemals durchaus gebunden ſein und immer einen geheimen Ausweg finden möge, um dadurch ſeinen Verbindlichkeiten zu entgehen. Und wenn gleichwohl der Miniſter, der ſich einen Ruhm daraus macht, in ſolcher Weiſe die Verhandlungen auf Rechnung ſeines Gebieters zu verfälſchen, ähnliche Schlauheiten oder vielmehr Schelmenſtreiche in einem Contracte unter einfachen Privatleuten entdeckte, ſo würde dieſer nämliche Diplomat auf der Höhe ſeiner Rechtſchaffenheit die Stirn runzeln und den Betrug gleich einem Frevel beſtrafen, welcher den Strang verdiente.

Sollte man dieſem zufolge nicht meinen, die Gerechtigkeit ſei eine gemeine und niedrig ſtehende Tugend, die tief unter dem Throne ſtehe? Man müßte denn zwei Arten von Gerechtigkeit unterſcheiden: die erſte, dem Volke günſtig, zu Fuß und geſenkten Hauptes, in enge Grenzen eingeſchloſſen, die ſie nicht überſpringen darf, durch zahlreiche Bande beſchränkt; die andere zum Gebrauche der Könige, unendlich angeſehener und erhabener, als die Gerechtigkeit im Volke, unendlich freier, und welcher es nicht verboten iſt, zu thun, was ſie eben will.

Ich bin geneigt, die Treuloſigkeit der Fürſten in dieſen entlegenen Ländern für die Urſache zu halten, welche die Utopier beſtimmt, keine Art diplomatiſcher Uebereinkünfte einzugehen. In Europa würden ſie vielleicht ihre Anſichten ändern.

Im Allgemeinen aber betrachten ſie die Einführung der Verträge ſelbſt dann noch für ein Uebel, wenn dieſe ſie gewiſſenhaft beobachten. Dieſer Gebrauch gewöhnt die Menſchen, ſich wechſelſeitig für Feinde zu halten, geboren, um ſich unaufhörlich zu bekriegen und ſich einander in Abweſenheit eines Friedensvertrags rechtmäßig zu vernichten, wie wenn kein natürliches Band unter zwei Nationen mehr beſtände, ſobald ein Hügel oder ein Wald ſie trennt.

Wenn noch die Bündniſſe die Freundſchaft der Verbündeten ſicherten; aber nie entfernen ſie jede Veranlaſſung zum Bruche, und folglich zu Raub und Krieg, wegen der Unbedachtſamkeit der Diplomaten, welche die Artikel aufſtellen. Selten umfaſſen die Bevollmächtigten in ihren Verboten und Decreten alle möglichen Fälle, ſelten ſprechen ſie dieſelben in einer durchaus deutlichen und genauen Weiſe aus.

Die Utopier haben den Grundſatz, nur Denjenigen als Feind zu behandeln, der ſich der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ſchuldig macht. Die Gemeinſchaft einer und derſelben Natur ſcheint ihnen ein feſteres

Band, als alle Verträge. Der Menſch, ſagen ſie, iſt mit dem Menſchen tiefer und feſter durch das Herz und die Menſchenliebe verbunden, als durch Worte und Formulare.

Vom Kriege.

Der Krieg iſt den Utopiern ein Greuel. Er ſcheint ihnen eine thieriſche Rohheit, die der Menſch gleichwohl häufiger begehe, als irgend eine Gattung wilder Thiere. Den Sitten faſt aller Nationen zuwider gilt in Utopien Nichts für ſo ſchändlich, als dem Ruhme auf Schlachtfeldern nachzuſtreben. Man darf jedoch nicht glauben, daß ſie ſich deshalb nicht ſehr eifrig in der militäriſchen Disciplin übten; ſogar die Frauen ſind dazu ebenſowohl wie die Männer gehalten; es ſind für die Uebungen gewiſſe Tage feſtgeſetzt, damit Niemand im entſcheidenden Augenblicke zum Kampfe ungeſchickt ſei.

Niemals aber unternehmen die Utopier einen Krieg ohne gewichtige Beweggründe. Zu dieſen zählen ſie die Nothwendigkeit, ihre Grenzen zu vertheidigen oder einen feindlichen Einfall in das Gebiet ihrer Verbündeten zurückzuſchlagen oder auch ein durch den Despotismus unterdrücktes Volk von der Knechtſchaft und dem Joche eines Tyrannen zu befreien. Hierin befragen ſie nicht ihre eigenen Intereſſen, ſie haben nur das Wohl der Menſchheit im Auge.

Der Staat von Utopien eilt ſeinen Freunden ohne alle Gegenanſprüche zu Hilfe, und zwar nicht allein bei Gelegenheit eines feindlichen Einfalles, ſondern auch bisweilen um Rache und Genugthuung für eine Beleidigung zu nehmen. In dieſer Weiſe geht er jedoch nur zu Werke, wenn er vor der Kriegserklärung befragt wurde; in dieſem Falle unterſucht er ernſtlich die Gerechtigkeit der Sache, und wenn das Volk, welches den Schaden zufügte, dieſen nicht erſetzen will, wird es für den Urheber des Kriegs erklärt und für alle Uebel deſſelben verantwortlich gemacht.

Dieſen unumſtößlichen Schluß faſſen die Utopier, ſo oft durch einen bewaffneten Einfall ein Raub verübt wurde; nie aber iſt ihr Zorn ſchrecklicher, als wenn Kaufleute von einer befreundeten Nation unter dem Schutze einiger unbilligen Geſetze, oder nach einer falſchen Auslegung von guten, in der Fremde im Namen der Gerechtigkeit ungerechte Prellereien erdulden mußten.

Der Art war der Urſprung des Krieges, welchen ſie kurz vor der gegenwärtigen Generation gegen die Alaopoliten und zu Gunſten der Nephelogeten unternahmen.

Die Alaopoliten hatten, nach der Ausſage der Nephelogeten, einigen ihrer Kaufleute unter geſetzlichem Vorwande einen beträchtlichen Schaden zugefügt. Mochte nun die Klage wohl oder übel begründet ſein, gewiß iſt es, daß er einen ſchrecklichen Krieg zur Folge hatte. Mit dem Haſſe und den Kräften der beiden vornehmſten

Feinde verbanden ſich die Rückſichten und Hilfsleiſtungen der benachbarten Länder. Mächtige Nationen wurden erſchüttert, andere geſchlagen. Dieſe traurige Kettenreihe von Uebeln endigte nur mit der gänzlichen Niederlage und Knechtſchaft der Alaopoliten, welche die Utopier (in Betracht, daß dieſer Krieg ſie nicht perſönlich anging) der Herrſchaft der Nephelogeten unterwarfen. Indeſſen erreichten die Letzteren bei weitem nicht den blühenden Zuſtand der Alaopoliten.

Mit ſolchem Nachdrucke verfolgen unſere Inſulaner ein ihren Freunden zugefügtes Unrecht, ſelbſt wenn es ſich dabei nur um Geld handelt. Geringern Eifer zeigen ſie für ihre eigenen Angelegenheiten. Ereignet es ſich, daß einige Bürger die Opfer irgend eines Betrugs, oder im Auslande ihrer Güter beraubt werden, ſo rächen die Utopier ſich, vorausgeſetzt, daß gegen jene kein perſönlicher Angriff ſtattgefunden, an dem Volke, das den Frevel beging, durch den Abbruch jedes Verkehrs mit demſelben, bis es Genugthuung gegeben hat.

Nicht als ob die Intereſſen ihrer Mitbürger ihnen weniger am Herzen lägen, als diejenigen ihrer Verbündeten; aber die zum Nachtheil der letzteren ausgeübten Prellereien ertragen ſie ungeduldiger, weil der nichtutopiſche Kaufmann dann einen Theil ſeines Privatvermögens einbüßt und weil dieſer Verluſt für ihn ein großes Unglück bildet, während der Utopier immer nur zum Nachtheile des öffentlichen Vermögens oder vielmehr des Ueberfluſſes ſeines Landes verlieren kann;

denn in anderer Weiſe iſt die Ausfuhr verboten. Und dies iſt der Grund, weshalb in Utopien die Individuen durch Geldverluſte nur ſehr ſchwach berührt werden. Mit Recht halten ſie es daher für allzu grauſam, durch den Tod einer großen Anzahl von Menſchen einen Schaden zu rächen, der weder das Leben, noch den Wohlſtand ihrer Mitbürger gefährden kann.

Ereignet es ſich übrigens, daß ein Utopier in Folge öffentlicher Berathung oder durch einen Privatanſchlag ungerechter Weiſe mißhandelt oder getödtet wird, ſo beauftragt der Staat ſeine Geſandten, den Thatbeſtand zu ermitteln, er verlangt die Auslieferung der Schuldigen und läßt ſich im Falle der Weigerung durch Nichts beſänftigen, als durch eine ſchleunige Kriegserklärung. Im entgegengeſetzten Falle werden die Urheber des Verbrechens mit dem Tode oder der Sklaverei beſtraft.

Die Utopier trauern über Nichts ſo ſehr, als über die Lorbeeren eines blutigen Krieges; ſie ſchämen ſich ſogar derſelben, da ſie es für abſurd halten, ſelbſt die glänzendſten Vortheile um menſchliches Blut zu erkaufen. Für ſie beſteht der ſchönſte Ruhm darin, den Feind nur durch Gewandtheit und Liſt beſiegt zu haben. Dann ſieht man ſie öffentliche Triumphe feiern und wie nach einer Heldenthat Trophäen errichten; ſie rühmen ſich, als Menſchen und Helden gehandelt zu haben, ſo oft ſie ausſchließlich durch die Macht der Vernunft geſiegt, was von allen lebenden Weſen keines als der

Menſch vermag. Der Löwe, ſagen ſie, der Bär, der Eber, der Wolf, der Hund und die übrigen wilden Thiere wiſſen im Kampfe nur ihre Körperkraft anzuwenden; der Mehrzahl nach übertreffen ſie uns an Kühnheit und Stärke, und dennoch unterliegen alle der Macht der Intelligenz und Vernunft.

Wenn die Utopier einen Krieg beginnen, haben ſie dabei keinen andern Zweck, als Dasjenige zu erlangen, was ſie ihn zu erklären verhindert hätte, wenn ihre Forderungen vor dem Friedensbruche erfüllt worden wären. Iſt jede Genugthuung unmöglich, ſo rächen ſie ſich an den Herausforderern in einer Weiſe, welche Diejenigen, welche ähnliche Unternehmungen wagen würden, für die Zukunft abſchreckt. Dieß iſt das Ziel der Utopier in der Ausführung ihrer Pläne, ein Ziel, welches ſie mit Energie und in Kürze zu erreichen ſuchen, indem ſie lieber die Gefahr vermeiden, als einem eitlen Ruhme nachjagen.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung tragen ſie Sorge, insgeheim an dem nämlichen Tage und in den vornehmſten Orten des feindlichen Landes Proclamationen anſchlagen zu laſſen, die das Siegel des Staates tragen. Dieſe Proclamationen verſprechen dem Mörder des Fürſten glänzende Belohnungen; minder beträchtliche Belohnungen, obgleich noch immer beträchtlich genug, werden für die Köpfe einer gewiſſen Zahl von Individuen verſprochen, deren Namen auf dieſen Todesurtheilen bemerkt ſind. Die Utopier ſetzen ſomit Preiſe auf die Köpfe der Räthe oder Miniſter, die zunächſt dem Fürſten die vornehmſten Urheber der Beleidigung ſind. Der dem Mörder verſprochene Lohn wird für Denjenigen verdoppelt, welcher einen der dem Tode Geweihten lebend überliefert. Selbſt Diejenigen, auf deren Kopf ein Preis geſetzt war, werden durch das Anerbieten ähnlicher Belohnungen und durch das Verſprechen der Ungeſtraftheit aufgefordert, ihre Mitſchuldigen zu verrathen.

Dieſe Maßregel bewirkt unter den Oberhäuptern der entgegengeſetzten Partei alsbald wechſelſeitiges Mißtrauen. Es herrſcht unter ihnen weder Zutrauen mehr noch Sicherheit; Einer fürchtet den Andern, und dieſe Furcht iſt keineswegs ungegründet. Denn es iſt thatſächlich, daß oft mehrere, und unter dieſen vorzüglich der Fürſt, gerade von Denjenigen verrathen wurden, auf welche ſie ihre ſicherſte Hoffnung geſtellt. So groß iſt die Macht des Geldes dem Verbrechen gegenüber. Auch ſchonen die Utopier deſſelben unter ſolchen Umſtänden niemals. Mit der dankbarſten Freigebigkeit belohnen ſie Diejenigen, welche ſie allen Gefahren der Verrätherei widmen; und ſie tragen Sorge, daß die Größe der Gefahr durch den Lohn aufgewogen werde.

Zu dieſem Zwecke verſprechen ſie den Verräthern nicht allein unermeßliche Summen an Geld, ſondern auch den perpetuellen Beſitz an Ländereien von bedeutendem Einkommen, die in ſicheren Gegenden bei ihren

Verbündeten gelegen ſind. Und ihr Wort halten ſie getreu.

Dieſer Gebrauch, mit ſeinen Feinden zu handeln, auf ihren Kopf einen Preis zu ſetzen, wird überall anderswo als eine grauſame Feigheit verworfen, die nur entarteten Seelen eigen ſei. Die Utopier aber rühmen ſich deſſelben als einer beſondern Klugheitsmaßregel, welche die ſchrecklichſten Kriege ohne Kampf entſcheide. Sie machen ſich eine Ehre daraus, wie aus einer Handlung der Menſchlichkeit und des Erbarmens, die durch den Tod weniger Schuldigen das Leben mehrerer Tauſend Unſchuldiger erkaufe, die auf dem Schlachtfelde zu ſterben beſtimmt waren. Denn die Schonung der Utopier umfaßt die Soldaten aller Fahnen; ſie wiſſen, daß der Soldat nicht aus eigener Entſcheidung in den Krieg zieht, ſondern durch die Befehle und die Streitſucht der Fürſten dazu gezwungen wird. Bleiben die obigen Mittel ohne Erfolg, ſo ſäen und nähren unſere Inſulaner Uneinigkeit und Zwietracht, indem ſie dem Bruder des Fürſten oder irgend einer andern hohen Perſon Hoffnung geben, ſich des Thrones zu bemächtigen.

Wenn die inneren Factionen aus Entkräftung erlöſchen, ſtacheln ſie die dem Feinde benachbarten Nationen auf; ſie bringen dieſelben mit ihm ins Handgemenge, indem ſie irgend einen jener alten Vorwände aufſuchen, deren die Könige niemals entbehren; zu gleicher Zeit verſprechen ſie dieſen neuen Verbündeten

Hilfsleiſtungen, laſſen ihnen das Geld im Stillen zufließen, vermehren die Kräfte derſelben jedoch nur durch eine geringe Zahl von Bürgern.

Die Bürger ſind dem Staate von Utopien der theuerſte und koſtbarſte Schatz; die rückſichtsvolle Achtung, welche die Einwohner der Inſel gegen einander hegen, iſt ſo groß, daß ſie nur ungern einwilligen würden, einen der Ihrigen gegen einen feindlichen Fürſten auszuwechſeln. Sie verſchwenden das Gold ohne Bedauern, weil ſie es nur zu jenen Gebräuchen verwenden, deren ich ſchon erwähnt habe; keiner unter ihnen würde weniger bequem zu leben gezwungen ſein, ſelbſt wenn ſie den letzten Thaler ausgeben müßten. Die Reichthümer der Inſel abgerechnet, ſind ſie auch außerdem, wie ich Ihnen ſchon erzählt zu haben glaube, Gläubiger mehrerer Staaten für unermeßliche Summen. Mit einem Theile dieſes Geldes beſolden ſie die Soldaten jedes Landes und vorzüglich des Landes der Zapoleten, welches in einer Entfernung von 500,000 Schritten öſtlich von Utopien liegt.

Die Zapoleten, ein barbariſches, rohes und wildes Volk, gefallen ſich nur inmitten der Wälder und Felſen, in welchen ſie aufgewachſen ſind. Sie ſind abgehärtet und ertragen geduldig Kälte, Hitze und Mühen. Die Annehmlichkeiten des Lebens ſind ihnen unbekannt, ſie vernachläſſigen den Ackerbau, ſie wiſſen weder bequem zu wohnen noch ſich leidlich zu kleiden. Ihr einziger Erwerbszweig beſteht in der Wartung ihrer Heerden, und in der Regel haben ſie keine anderen Exiſtenzmittel als Jagd und Raub.

Ausſchließlich für den Krieg geboren, ſuchen und ergreifen die Zapoleten begierig jede Gelegenheit, die ſich für einen ſolchen darbietet. Zu Tauſenden ſteigen ſie dann von ihren Gebirgen herab und verkaufen ihre Dienſte um einen niedrigen Preis an die erſte die beſte Nation, die deren bedarf. Das einzige Handwerk, welches ſie verſtehen, iſt ein todbringendes; aber ſie ſchlagen ſich tapfer und mit unbeſtechlicher Treue im Dienſte Derjenigen, die ſie angeworben. Niemals machen ſie ſich für einen gewiſſen Zeitraum verbindlich, ſondern immer nur unter der Bedingung, andern Tags zum Feinde überzugehen, wenn dieſer Feind ihnen mehr bietet, und ſpäter wieder unter ihre Fahnen zurückzukehren, ſobald ſie dort eine leichte Erhöhung des Soldes finden.

Selten entſteht in dieſen Ländern ein Krieg, in welchem nicht auf beiden Seiten Zapoleten kämpften. So ſieht man täglich ſehr nahe Verwandte, Freunde, die, während ſie derſelben Sache dienten, eng mit einander verbunden waren, ſpäter mit der ärgſten Erbitterung gegen einander kämpfen, ſobald der Zufall ſie trennt und in die Reihen zweier feindlichen Parteien bringt. Sie vergeſſen Familie und Freundſchaft, ſie tödten einander in ſchrecklicher Wuth, und zwar aus dem Grunde, weil zwei feindliche Herrſcher ihnen ihr Blut und ihre Wuth mit einigen Stücken geringer

Münze bezahlen. Die Geldbegierde iſt bei ihnen ſo arg, daß ein Sous über ihren täglichen Sold hinreicht, ſie ihre Fahne wechſeln zu laſſen. Dieſe Begierde iſt in ungezügelte Habſucht entartet, die gleichwohl ohne Nutzen für ſie iſt, denn was der Zapolet mit ſeinem Blute gewinnt, verſchwendet er durch Ausſchweifungen, und zwar durch Ausſchweifungen der elendeſten Art.

Dieſes Volk führt den Krieg für die Utopier gegen alle Welt, weil ſie nirgends anderswo beſſere Bezahlung finden. Die Utopier ihrerſeits, welche die braven Männer aufſuchen, um ſie nach Umſtänden zu benutzen, werben ſehr gern dieſe ehrloſe Soldateska an, um ſie zu mißbrauchen und gänzlich zu vernichten. Wenn ſie daher der Zapoleten bedürfen, ſuchen ſie dieſe durch glänzende Verſprechen zu verlocken und ſtellen ſie ſpäter an den gefährlichſten Poſten auf. Der größte Theil derſelben kommt um und kehrt niemals zurück, um das ihnen Verſprochene einzufordern; die Ueberlebenden aber empfangen pünktlich den feſtgeſtellten Preis, und dieſe ſtrenge Pünktlichkeit im Worthalten ermuthigt ſie, der Gefahr ſpäter mit derſelben Kühnheit zu trotzen. Die Utopier kümmern ſich ſehr wenig darum, ob ſie eine große Zahl dieſer Lohnſoldaten verlieren. Sie ſind überzeugt, ſich ein großes Verdienſt um die Menſchheit zu erwerben, wenn ſie die Erde einſt von dieſem ehrloſen Räuberſtamm reinigen können.

Außer den Zapoleten verwenden die Utopier in Kriegszeiten auch noch die Truppen der Staaten, deren Vertheidigung ſie übernehmen, ſodann die Hilfslegionen ihrer übrigen Verbündeten, ſowie zuletzt ihre eigenen Mitbürger, unter welchen ſie einen talentvollen und beherzten Mann auswählen, um ihn an die Spitze der ganzen Armee zu ſtellen.

Dieſer Obergeneral hat zwei Lieutenants unter ſich, die nicht den geringſten Einfluß haben, ſo lange jener das Commando führen kann. Unmittelbar nach dem Tode oder der Gefangennehmung des Generals aber tritt einer dieſer beiden Lieutenants wie aus Erbrecht in deſſen Stelle, und der Letztere wird ſeinerſeits, wenn die Reihe an ihn kommt, durch einen dritten erſetzt. Dem zufolge können die perſönlichen Gefahren des Generals, der wie jeder Andere allen Zufällen des Krieges ausgeſetzt iſt, das Wohl der Armee niemals gefährden.

Jede Stadt wirbt und übt ihre Truppen aus der Zahl Derjenigen, die ſich freiwillig ſtellen. Niemand wird wider ſeinen Willen zum Dienſt für entfernte Expeditionen gezwungen, und zwar aus dem Grunde, weil ein von Natur furchtſamer Soldat, ſtatt ſich tapfer zu zeigen, ſeine Kameraden durch die eigene Feigheit nur anſtecken würde. Nichtsdeſtoweniger benutzt man bei feindlichen Einfällen und inneren Kriegen alle kräftigen und geſunden Feiglinge, indem man ſie theils unter die beſſeren Soldaten an Bord der Kriegsſchiffe ſteckt, theils aber in die Feſtungen vertheilt. Dort iſt an Rückzug nicht zu denken, der Feind ſteht unmittel=

bar vor ihnen, die Flucht iſt unmöglich, und die Kameraden wachen. Dieſe gefahrvolle Stellung dämpft die Todesfurcht, und oft macht eine auf die Spitze getriebene Gefahr aus dem Feigſten einen Löwen.

Wenn das Geſetz Niemanden zwingt, gegen ſeine Neigung an die Grenze zu rücken, ſo erlaubt es dagegen den Frauen, die dies wünſchen, ihren Männern in die Armee zu folgen. Statt ihnen Hinderniſſe entgegenzuſetzen, muntert man ſie kräftig dazu auf, und ein ſolcher Schritt gereicht ihnen zu großer Ehre. Während des Kampfes werden die Gatten an einen und denſelben Poſten geſtellt, umgeben von ihren Söhnen und nächſten Verwandten, damit Diejenigen ſich ſchnell zur Hilfe eilen, die von Natur geneigt ſind, ſich einander auf das Eifrigſte beizuſtehen.

Schande und Entehrung erwarten den Gatten, welcher ohne ſeine Frau, den Sohn, welcher ohne ſeinen Vater heimkehrt. Wenn daher die Utopier nothwendig handgemein werden müſſen und der Feind widerſteht, verbreitet ein langer und ſchrecklicher Kampf Blut und Tod. Sie ſuchen nach allen Kräften nicht ſich ſelbſt dem Kampfe auszuſetzen und den Krieg vermittelſt der Hilfstruppen zu beendigen, die ſie in ihrem Solde halten. Wenn ſie aber ſchlechterdings gezwungen ſind, handgemein zu werden, ſo erſcheint ihre Unerſchrockenheit im Kampfe nicht geringer, als die Klugheit, mit welcher ſie ihn, ſo lange es möglich war, zu vermeiden ſuchten.

Im erſten Angriff verwenden ſie nicht ihren ganzen Eifer. Der Widerſtand und die Länge einer Schlacht erhöhen allmälig ihren Muth bis zu einem Grade, daß man ſie eher tödten, als in die Flucht treiben würde.

Was ihnen dieſe außerordentliche Tapferkeit des Todes und des Sieges einflößt, iſt die Gewißheit, daheim immer ſo viel zu finden, daß ſie bequem leben können; außerdem dürfen ſie ſich keine Unruhe über das Loos ihrer Familie machen — eine Unruhe, die überall anderswo die größten Seelen lähmt. Was ihre Sicherheit noch vermehrt, iſt ihre ungemeine Geſchicklichkeit in der militäriſchen Taktik, ſodann aber und hauptſächlich die ausgezeichnete Erziehung, deren ſie in den Schulen und Einrichtungen des Staates von Kind auf genießen. Frühzeitig lernen ſie, das Leben nicht genug zu verachten, um es unbedachtſamer Weiſe zu verſchwenden, daſſelbe aber auch nicht genug zu lieben, um es mit entehrendem Geize zu ſchonen, wenn die Ehre will, daß man es preisgebe.

In der größten Hitze des Kampfes verfolgt ein Trupp auserleſener Leute, die ſich durch einen Eid dem Tode gewidmet, den General der feindlichen Armee bis auf's Aeußerſte. Sie greifen ihn entweder durch Liſt oder im offenen Streite von nah oder von fern an. Dieſer kleine Trupp, ein langes Dreieck bildend, kennt weder Ruh' noch Raſt. Man erneuert ihn unaufhörlich mit friſchen Leuten, welche die ermüdeten Soldaten ablöſen, und ſelten mißlingt es ihm, den feindlichen General zu tödten oder gefangen zu nehmen, es wäre denn, daß er ſich durch die Flucht rettete.

Haben die Utopier einmal geſiegt, ſo metzeln ſie die Beſiegten nicht unnützer Weiſe nieder. Statt die Flüchtlinge zu tödten, nehmen ſie dieſelben lieber gefangen, und niemals verfolgen ſie letztere, ohne zu gleicher Zeit einen in Schlachtordnung unter ihren Fahnen aufgereihten Rückhalt bereit zu halten. Mit Ausnahme des Falles, wo die erſten Reihen niedergehauen ſind und der Nachtrab den Sieg davonträgt, würden ſie lieber alle Feinde entkommen laſſen, als ihnen nachlaufen; denn durch das Letztere wird der Soldat gewöhnt, ſeine Reihen zu verwirren. Sie erinnern ſich, dieſer Taktik nicht ſelten ihr Heil verdankt zu haben.

In der That ſtürzt ſich der Feind oft, nachdem er die Hauptmaſſe der Armee völlig in Verwirrung gebracht, in Unordnung und trunken durch Erfolg auf die Flüchtlinge. Dann konnte ein ſchwacher Rückhalt, der den rechten Augenblick erfaßte, dem Kampfe ſchnell ein anderes Anſehen geben, indem er die Sieger unverſehens angriff, während dieſe ſich hier und dorthin zerſtreuten und aus allzu großer Sicherheit jede Vorſichtsmaßregel unterließen. So wurde bisweilen der gewiſſeſte Sieg den Händen Derjenigen entriſſen, die ihn erfochten, und die Beſiegten ſchlugen nun ihrerſeits die Sieger.

Es iſt ſchwer zu behaupten, ob die Utopier einen Hinterhalt beſſer aufzuſtellen oder zu vermeiden wiſſen. Man ſollte glauben, ſie bereiteten ſich zur Flucht vor, wenn ſie gerade auf das Gegentheil ſinnen; und umgekehrt, hätten ſie die Abſicht zu fliehen, ſo würde man dies nicht errathen können. Wenn ſie ſich in Rückſicht auf Stellung und Zahl zu ſchwach fühlen, brechen ſie Nachts in tiefem Schweigen auf, oder ſie wenden die Gefahr wohl auch durch eine andere Kriegsliſt ab. Bisweilen ziehen ſie ſich am hellen Tage zurück, jedoch in ſo guter Ordnung, daß es nicht minder gefährlich iſt, ſie während eines ſolchen Rückzuges anzugreifen, als wenn ſie ſelbſt die Schlacht anbieten.

Beſonders tragen ſie Sorge, ihr Lager durch breite und tiefe Gräben zu befeſtigen; die ausgegrabene Erde wird in das Innere geſchafft. Dieſe Arbeiten verrichten keine Taglöhner, ſondern die Soldaten ſelbſt. Die ganze Armee wird daran beſchäftigt, ausgenommen die Schildwachen, die bewaffnet um das Lager herum aufgeſtellt ſind, um eine mögliche Ueberrumpelung zu vereiteln. Durch dieſes Mittel und durch die Anwendung ſo vieler Arbeiter ſieht man hurtig und in Sicherheit kräftige Schutzwehren erſtehen, die einen bedeutenden Raum Landes einſchließen.

Die Schutzwaffen der Utopier ſind ſehr maſſiv und dennoch für jede Art Bewegung und Handhabung ſo wohl geeignet, daß ſie den Soldaten ſelbſt am Schwimmen nicht hindern. Eine der erſten militäriſchen Uebungen, in welchen man den utopiſchen Soldaten unterrichtet, iſt diejenige, bewaffnet zu ſchwimmen. Aus der Ferne kämpfen ſie mit dem Wurfſpieß, den ſie kräftig und mit ſicherer Hand abſchleudern, Reiter ſowohl wie Fußgänger; und aus der Nähe ſchlagen ſie, ſtatt ſich der Säbel zu bedienen, mit Streitäxten, deren Schneide oder Gewicht den unvermeidlichen Tod geben, wie der Hieb auch gerichtet ſein mochte. Einen ganz beſondern Scharfſinn zeigen ſie in der Erfindung von Kriegsmaſchinen; und die neuen Maſchinen bleiben ſorgfältig bis zu demſelben Augenblicke ein Geheimniß, wo man von ihnen Gebrauch machen will; denn man fürchtet, daß ſie, wenn ſie vorher bekannt würden, eher ein lächerliches Spielzeug, als ein Gegenſtand von wirklichem Nutzen werden möchten. Worauf man bei ihrer Verfertigung am meiſten ſieht, iſt die Leichtigkeit des Transports und die Tauglichkeit zu beliebigem Gebrauch.

Die Utopier beobachten die mit dem Feinde geſchloſſenen Waffenſtillſtände ſo gewiſſenhaft, daß ſie dieſelben ſogar im Falle der Ausforderung nicht verletzen. Die Felder des eroberten Landes verwüſten ſie nicht, die Ernten verbrennen ſie nicht, ja ſie verhindern ſogar, ſo lange es ihnen möglich iſt, daß dieſelben von dem Fußvolk und der Reiterei zertreten werden, da ſie derſelben einſt bedürfen könnten.

Nie mißhandeln ſie einen Wehrloſen, er wäre denn ein Spion. Sie ſchonen die Städte, welche ſich übergeben, und überlaſſen diejenigen nicht der Plünderung, die ſie mit Sturm nehmen. Sie tödten nur die vornehmſten Anführer, welche die Uebergabe des Platzes verzögerten; die Uebrigen von Denen, welche die Belagerung aufhielten, verurtheilen ſie zur Sklaverei. Was die indifferente und ruhige Maſſe betrifft, ſo erfährt ſie nicht die mindeſte Härte. Wenn ſie erfahren, daß einer oder mehrere von den Belagerten zur Uebergabe gerathen, ſo geben ſie ihnen einen Theil von den Gütern der Verurtheilten; der andere Theil iſt für die Hilfstruppen. Sie ſelbſt nehmen von der Beute Nichts.

Nach beendigtem Kriege müſſen nicht die Verbündeten, zu deren Gunſten dieſer Krieg unternommen war, ſondern die Beſiegten die Koſten deſſelben tragen. Kraft dieſes Grundſatzes fordern die Utopier zuerſt Geld, welches ſie im Falle eines künftigen Krieges zu Gebräuchen verwenden, die Sie bereits kennen; ſowie zweitens die Abtretung weitläufiger Domänen, die auf dem eroberten Grundgebiete liegen und dem Staate bedeutende Revenuen [illegible]ern.

Gegenwärtig beſitzt dieſer Staat in mehren fremden Ländern unermeßliche Revenüen jener Art, die nach und nach aus verſchiedenen Urſachen entſtanden und jährlich mehr als ſiebenmalhunderttauſend Dukaten abwerfen. Auf dieſe Beſitzthümer ſchickt der Staat Bürger, die den Titel Quäſtoren führen; dieſe leben auf großem Fuße, führen ein bedeutendes Gefolge und laſſen dem Staatsſchatz dennoch anſehnliche Summen zufließen. Oft leihen die Utopier das Ergebniß dieſer Beſitzungen auch dem Volke des Landes, wo jene ſich befinden, bis die Nothwendigkeit des Gebrauchs für ſie ſelbſt eintritt. Selten fordern ſie die gänzliche Zahlung auf ein Mal. Ein Theil dieſer Domänen fällt Denjenigen zu, die der Verlockung nachgaben und den Gefahren trotzten, wovon ich Ihnen ſchon erzählt habe. Sobald ein Fürſt gegen Utopien die Waffen ergriffen hat und ſich rüſtet, ein unter der Herrſchaft der Inſel ſtehendes Land zu überfallen, ſammeln ſie ſogleich eine furchtbare Armee und ſchicken dieſelbe zum Angriffe des Feindes über die Grenzen. Nur im äußerſten Nothfalle führen die Inſulaner den Krieg innerhalb, und keine Macht der Welt kann ſie dann zwingen, fremde Hilfstruppen die Inſel betreten zu laſſen.

Von den Religionen Utopiens.

Die Religionen ſind in Utopien nicht allein in den verſchiedenen Provinzen verſchieden, ſondern ſelbſt innerhalb der Mauern jeder einzelnen Stadt; Dieſe verehren die Sonne, Jene den Mond, oder jeden andern Stern. Einige beten einen Menſchen als oberſte Gottheit an, deſſen Ruhm und Tugend einſt nicht ihres Gleichen hatten.

Der größte Theil der Einwohner, welcher zugleich der vernünftigſte iſt, verwirft jedoch dieſe Götzendienereien und glaubt an einen einzigen, ewigen, unermeßlichen, unbekannten, unerklärlichen, über alle Begriffe des menſchlichen Geiſtes erhabenen Gott, der mit ſeiner Allmacht und nicht nach ſeiner körperlichen Ausdehnung die Welt ausfülle. Dieſen Gott nennen ſie Vater; ihm ſchreiben ſie den Urſprung, das Wachsthum, die Fortſchritte, die Umgeſtaltungen und das Ende aller Dinge zu. Ihm allein erweiſen ſie göttliche Ehren.

Uebrigens kommen, trotz der Verſchiedenheit ihrer Glaubensanſichten, alle Utopier darin überein, „daß zugleich als Schöpfer und Vorſehung ein höchſtes Weſen exiſtire.“ Dieſes Weſen wird in der Landesſprache mit dem gemeinſchaftlichen Namen Mythra bezeichnet. Die Spaltungen haben ihren Grund darin, daß Mythra für Alle nicht daſſelbe iſt. Welches aber auch die Form ſei, in welcher Jeder ſeinen Gott anbetet, Jeder verehrt unter dieſer Form die Majeſtät und mächtige Natur, welcher, nach der allgemeinen Uebereinſtimmung der Völker, die unumſchränkte Herrſchaft über alle Dinge zuzuſchreiben iſt. Jede Verſchiedenheit abergläubiſcher Meinungen beginnt mit jedem Tage abzunehmen und ſich in eine einzige Religion aufzulöſen, die viel vernünftiger erſcheint. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß dieſe Umſchmelzung ohne die vorhergeſehenen und perſönlichen Unglücksfälle, die der Bekehrung einer großen Anzahl feindlich in den Weg traten, ſchon ſtattgefunden haben würde; ſtatt die Ereigniſſe dieſer Art dem Zufalle zuzuſchreiben, erklären Mehrere dieſelben in ihrem abergläubiſchen Schrecken für eine Wirkung des himmliſchen Zornes, für eine Rache, welche die Gottheit, in deren Verehung ſie läſſig zu werden begannen, für ihre Abtrünigkeit genommen.

Als ſie aber von uns den Namen Chriſti, ſeine Lehre, ſein Leben, ſeine Wunder, die außerordentliche Standhaftigkeit unter ſo vielen Martern erfahren hatten, und wie das freiwillig vergoſſene Blut des Heilandes die meiſten Nationen der Erde dem Geſetze des Evangeliums unterworfen habe, — Sie können ſich kaum einen Begriff davon machen, wie ſehr ſie ſich durch dieſe Offenbarung angezogen fühlten. Vielleicht war Gott insgeheim in ihrer Seele thätig; vielleicht ſchien ihnen die chriſtliche Religion dem Glauben zu entſprechen, der ſich bei ihnen der größten Gunſt erfreut.

Was am meiſten dazu beitrug, ihnen dieſe glückliche Empfänglichkeit einzuflößen, war meiner Meinung nach die Erzählung von dem gemeinſchaftlichen Leben der erſten Apoſtel, welches Jeſus Chriſtus ſo ſehr empfahl, und das noch gegenwärtig in den Geſellſchaften wahrer und vollkommener Chriſten üblich iſt.

Wie dem nun auch ſei, Viele unter ihnen entſchieden ſich für unſere Religion und wurden durch das heilige Waſſer der Taufe geläutert; leider befand ſich unter uns Vieren (der Tod von zweien unſerer Gefährten hatte uns auf dieſe Zahl herabgebracht) kein einziger Prieſter. Sie konnten daher, obgleich ſie in die übrigen Lehren eingeweiht waren, die Sacramente, welche bei uns nur die Prieſter ertheilen dürfen, nicht empfangen; gleichwohl haben ſie eine ſehr genaue Vorſtellung von jenen

Sacramenten, die ſie ſogar in dem Maaße wünſchen, daß ich ſie äußerſt eifrig die Frage verhandeln hörte: ob ein von ihnen erwählter Bürger nicht den Charakter eines Prieſters erhalten könnte. Bei meiner Abreiſe hatten ſie noch Niemanden gewählt, ſchienen jedoch zu dieſem Schritte entſchloſſen.

Die Einwohner der Inſel, die nicht an die chriſtliche Religion glauben, ſtellen ſich keineswegs ihrer Verbreitung entgegen und mißhandeln die Neubekehrten in keiner Weiſe. Ein Einziger von den Letzteren wurde in meiner Gegenwart arretirt. Kürzlich getauft, predigte er, trotz unſerem Abrathen, mit mehr Eifer als Klugheit. Leidenſchaftlich hingeriſſen, begnügte er ſich nicht damit, die chriſtliche Religion in den erſten Rang zu erheben, er verdammte auch ohne Weiteres alle übrigen; er eiferte gegen ihre Lehren, die er profan ſchalt, gegen die Anhänger anderer Sekten, die er als ruchloſe und der Hölle würdige Gottesläſterer verfluchte. Dieſer Neubekehrte wurde, nachdem er lange in ſolchem Tone declamirt hatte, feſtgenommen, und zwar nicht aus dem Grunde, weil er die Arten der Gottesverehrung angegriffen, ſondern weil er eine Bewegung unter dem Volke veranlaßt hatte; er wurde vor den Richterſtuhl geſtellt und ſpäter zum Exil verurtheilt.

Zu der Zahl ihrer älteſten Einrichtungen zählen die Utopier das Verbot, Niemanden ſeiner Religion halber zu beleidigen. Utopus hatte zur Zeit der Gründung des Reichs erfahren, daß die Eingebornen vor ſeiner

Ankunft unaufhörlich in einem Religionskriege begriffen geweſen. Auch hatte er bemerkt, daß dieſer Zuſtand des Landes ihm die Eroberung deſſelben bedeutend erleichtert, weil die feindlichen Sekten, ſtatt ſich zur Maſſe zu vereinigen, iſolirt und einzeln kämpften. Sobald er Sieger und Herr war, beeilte er ſich, völlige Religionsfreiheit auszuſchreiben. Jedoch verbot er keineswegs den proſelytiſchen Eifer, der den Glauben durch Beweisgründe mit Milde und Beſcheidenheit verbreitet, der andere Religionen nicht durch rohe Gewalt zu vernichten ſucht, wenn ihm die Bekehrung nicht gelingt; der endlich weder Gewaltthätigkeit noch Beleidigungen anwendet. Aber die Unduldſamkeit und der Fanatismus wurden mit Verbannung oder Sklaverei beſtraft.

Indem Utopus die Religionsfreiheit vorſchrieb, hatte er dabei nur die Aufrechthaltung des Friedens im Auge, welchen noch neulich unaufhörliche Kämpfe und unverſöhnlicher Haß geſtört hatten; ferner ſchien ihm das Intereſſe der Religion ſelbſt eine ſolche Maßregel zu verlangen. Niemals wagte er in Glaubensangelegenheiten verwegener Weiſe Etwas feſtzuſtellen, ungewiß, ob nicht Gott ſelbſt den Menſchen einen verſchiedenen Glauben einflößen würde, gleichſam um jene große Menge religiöſer Verehrungsformen zu prüfen. Was die Anwendung von Gewaltthätigkeiten und Drohungen betrifft, um Jemand zu einem andern Glauben zu zwingen, ſo ſchien ihm dies eben ſo tyranniſch als abgeſchmackt. Er ſah voraus, daß, wenn alle Religionen, mit Ausnahme einer einzigen, falſch wären, die Zeit kommen würde, wo die Wahrheit von ſelbſt, mit Hilfe der Milde und der Vernunft, leuchtend und triumphirend aus der Nacht des Irrthums emporſteigen würde.

Wenn im Gegentheil förmlich mit bewaffneter Hand geſtritten wird, ſo wird, da die ſchlechteſten Menſchen die eigenſinnigſten ſind, die beſſere und heiligere Religion endlich unter einer Menge von abergläubiſchen Meinungen begraben werden, wie eine ſchöne Ernte unter Dornen und Geſträuch. Deshalb ließ Utopus Jedem völlige Denk- und Glaubensfreiheit.

Nichtsdeſtoweniger ſtrafte er im Namen der Moral ernſtlich den Menſchen, welcher die Würde ſeiner Natur bis zu der Annahme erniedrigt, daß die Seele zugleich mit dem Körper ſterbe, oder daß die Welt dem Zufalle unterworfen ſei, und daß es keine Vorſehung gebe.

Die Utopier glauben daher an ein zukünftiges Leben, wo das Verbrechen beſtraft und die Tugend belohnt werde. Demjenigen geben ſie nicht den Namen des Menſchen, welcher jene Wahrheiten leugnet und das erhabene Weſen ſeiner Seele dem niedrigen Zuſtande eines thieriſchen Körpers gleichſtellt; mit dem größten Rechte verſagen ſie ihm die Ehre des Bürgertitels, überzeugt, daß er, ließe er ſich nicht durch Furcht beſtimmen, die Sitten und geſellſchaftlichen Einrichtungen wie Schneeflecken mit Füßen treten würde. Wer mag in der That bezweifeln, daß ein Individuum, deſſen einziger Zügel das peinliche Geſetz und deſſen einzige Hoffnung die

Materie und das Nichts bildet, ſich ein Vergnügen daraus machen werde, gewandt und insgeheim die Geſetze ſeines Landes zu umgehen, oder ſie mit Gewalt zu verletzen, ſobald er dadurch ſeinen Neigungen und ſeinem Egoismus fröhnt?

Dieſen Materialiſten erzeigt man nicht die mindeſte Ehre, man vertraut ihnen kein Amt, keine öffentliche Funktion an. Man verachtet ſie als Weſen niedriger und unmächtiger Art. Uebrigens verurtheilt man ſie, in der Ueberzeugung, daß Niemandes Glaube von ſeinem Willen abhänge, zu keiner Art von Strafe. Eben ſo wenig wendet man Drohungen an, um ſie zur Verſtellung ihrer Meinungen zu nöthigen. Die Verſtellung iſt in Utopien verpönt, und die Lüge, als eine ſehr nahe Verwandte des Betruges, ein Greuel. Nur daß man ihnen verboten hat, ihre Grundſätze öffentlich vor dem Volke auszuſprechen; im Beſonderen aber mit den Prieſtern und andern denkenden Perſonen iſt es ihnen erlaubt. Ja man fordert ſie in der Hoffnung, daß ihre wahnſinnigen Anſichten endlich der Vernunft weichen werden, zu Beſprechungen dieſer Art auf.

Eine große Anzahl von Utopiern bekennt ſich zu einem Syſtem, welches dem Materialismus in gerader Richtung entgegenläuft; und da ihre Meinungen weder gefährlich, ſondern durchaus alles geſunden Verſtandes baar ſind, verhindert man deren Verbreitung nicht. Dieſe Letzteren, in den entgegengeſetzten Irrthum verfallend, halten die Seelen der Thiere ſo gut wie die unſrigen für unſterblich, obgleich dieſelben in der zweifachen Rückſicht der Fähigkeiten und des ihnen beſtimmten Glückes den menſchlichen Seelen nachſtehen.

Alle Utopier, eine ſehr geringe Zahl abgerechnet, hegen die tiefe Ueberzeugung, daß den Menſchen jenſeit des Grabes eine unausſprechliche Glückſeligkeit erwarte. Aus dieſem Grunde betrauern ſie nur die Kranken, niemals die Todten; ausgenommen den Fall, wo der Sterbende das Leben unruhig und ungern verläßt. Die Furcht vor dem Tode halten ſie für ein ſchlimmes Zeichen, es ſcheint ihnen, daß nur hoffnungsloſe Seelen mit beflecktem Bewußtſein vor der Ewigkeit erzittern können, wie wenn ſie ihre Strafe ſchon herannahen ſehen. Außerdem nimmt Gott ihrer Meinung nach nur ungern einen Menſchen auf, der ſeiner Stimme nicht mit fröhlichem Herzen folgt, ſondern welchen der Tod widerſpenſtig und unwillig in ſeine Nähe führt.

Diejenigen, welche Jemand auf ſolche Weiſe ſterben ſehen, hegen Abſcheu vor demſelben; traurig und ſchweigend führen ſie den Leichnam davon und begraben ihn erſt, nachdem ſie die göttliche Barmherzigkeit angefleht haben, ihm ſeine Fehler zu verzeihen.

Niemand beklagt dagegen einen Bürger, der gutes Muthes und voll von Hoffnung zu ſterben weiß. Freudengeſänge begleiten ſein Leichenbegängniß, eifrig empfiehlt man ſeine Seele Gott und verbrennt dann ſeinen Körper mit achtungsvollem Ernſte, aber ohne Traurigkeit. Ueber der Grabſtätte erhebt ſich eine Säule, in welche die Titel des Verſtorbenen eingegraben werden. Sobald ſeine Freunde wieder daheim ſind, unterhalten ſie ſich von ſeinen Handlungen und Sitten; und was ſie einander beſonders gern und am häufigſten erzählen, iſt die Geſchichte ſeines rühmlichen Hinſcheidens.

Dieſe dem Gedächtniß braver Menſchen dargebrachten Ehrenbezeugungen bilden in den Augen unſerer Inſulaner eine kräftige Ermuthigung zur Tugend und überdies einen den Todten äußerſt angenehmen Zoll der Verehrung. Denn nach der Meinung der meiſten Utopier ſind die Todten, obgleich den kurzſichtigen Sterblichen unſichtbar, bei den Unterhaltungen der Lebenden gegenwärtig. Es würde ſich ſchlecht mit dem Zuſtande Glückſeliger vereinen, ſtände es ihnen nicht frei, ſich zu begeben, wohin es ihnen gut dünkt, und man könnte ſie, ohne ungerecht zu ſein, der Undankbarkeit beſchuldigen, wünſchten ſie nicht lebhaft, ihre Freunde wiederzuſehen, die auf der Erde wieder durch die Bande der Liebe und gegenſeitigen Zuneigung verbunden geweſen. Dieſem kann jedoch nicht ſo ſein, weil Liebe und Freundſchaft, ſtatt nach dem Tode zu erlöſchen, allem Vermuthen nach im Herzen der Auserwählten, gleich allen anderen vortrefflichen Eigenſchaften, nur wachſen können. Dieſem zufolge miſchen ſich die Todten nach der Meinung der Utopier in die Geſellſchaft der Lebenden und ſind Zeugen ihrer Handlungen und Geſpräche. Dieſer Glaube an die Gegenwart der Vorfahren flößt dem Volke ungemeines Vertrauen in ihre Unternehmungen ein, denn er ſichert denſelben die Hilfe und Unterſtützung mächtiger Beſchützer; überdies verhindert er eine Menge heimlicher Verbrechen.

Was die Vorbedeutungen und andere abergläubiſche Mittel zur Entſchleierung der Zukunft betrifft, von welchen die übrigen Völker ſo häufig Gebrauch machen, ſo verwerfen unſere Inſulaner dieſelben und machen ſich über ſie luſtig.

Sie verehren die Wunder, die ſich ohne Einfluß der Naturgeſetze ereignen, indem ſie dieſelben als Zeugniſſe von der Gegenwart der Gottheit betrachten. Sie verſichern ſogar, daß in ihrem Lande mehre Wunder ſtattgefunden haben, und daß oft mitten unter drohenden Gefahren die öffentlichen Gebete und ein ſtarker Glaube Wunder erzielten, wodurch das Reich gerettet wurde.

Sie halten die Betrachtung des Univerſums und das Lob, welches man dem Urheber der Schöpfung zollt, für eine gottgefällige Verehrung.

Indeſſen befindet ſich unter ihnen eine zahlreiche Klaſſe von Bürgern, welche aus religiöſen Anſichten die Wiſſenſchaft vernachläſſigen, alle Forſchung verſchmähen und jeder Art von Betrachtung und Vergnügen entſagen. Dieſe Menſchen ſuchen den Himmel einzig und allein durch ein thätiges Leben und gute Werke an ihrem Nächſten zu verdienen. Die Einen pflegen der Kranken, die Anderen beſſern die Wege und Brücken, ſäubern die Kanäle, ebnen den Boden, reinigen die Straßen von Steinen und Sand, fällen und beſchneiden die Bäume und bringen auf Zugkarren Holz, Korn, Früchte und die übrigen Erzeugniſſe des Landes in die Städte.

Sie arbeiten nicht allein für die Oeffentlichkeit, ſondern ſie ſtellen ſich auch zum Dienſte der Privatperſonen wie einfaches Geſinde und zeigen ſich gehorſamer und eifriger als Sklaven. Sie übernehmen freiwillig und mit Vergnügen die ſchmutzigſten Verrichtungen, die unangenehmſten und ſchwierigſten Arbeiten, von welchen die Mühe, der Ekel und Kleinmuth die meiſten Menſchen zurückſchrecken. Ohne Unterlaß widmen ſie ſich der Arbeit und Beſchwerde, um Anderen Ruhe und Bequemlichkeit zu verſchaffen, und für alles dieſes verlangen ſie nicht den geringſten Dank. Das Leben Anderer tadeln ſie nicht; nie rühmen ſie ſich des Guten, das ſie thun. Je mehr ſie ſich erniedrigen und dem Sklaven gleichſtellen, um ſo höher ſteigen ſie in der öffentlichen Achtung.

Die ſich aufopfernde Menſchenklaſſe theilt ſich in zwei Secten:

Die eine entſagt der Ehe. Sie enthält ſich nicht allein des Umganges mit den Frauen, ſondern ſie verwirft auch den Genuß des Fleiſches und Einige derſelben ſogar denjenigen der Speiſen von allen Thierarten ohne Ausnahme. Sie verzichtet auf alle Vergnügen dieſes Lebens, die ſie für ſich gefahrbringend hält; ſie ſtrebt nur dahin, durch Wachen und mühſelige Arbeiten die Freuden des zukünftigen Lebens zu verdienen. Die Hoffnung, dieſer Freuden bald theilhaftig zu werden, macht ſie flink und ſtark.

Die andere, nicht weniger arbeitsluſtig, zieht den Stand der Ehe vor, deſſen Pflichten und Annehmlichkeiten ſie anzieht. Sie glaubt, der Natur, ſich ſelbſt und dem Vaterlande Kinder ſchuldig zu ſein. Die Freuden flieht ſie nicht, ſobald dieſelben ſie nicht von der Arbeit abhalten. Sie ißt das Fleiſch der vierfüßigen Thiere, um ſich ſtärker und zur Ertragung von Beſchwerden fähiger zu machen.

Die Utopier halten dieſe letztere Secte für klüger, und die erſtere für frömmer. Wenn aber Diejenigen, die das Cölibat der Ehe, die Anſtrengung der Ruhe vorziehen, dieſe Lebensweiſe auf den geſunden Verſtand gründen wollten, ſo würden die Utopier mitleidig darüber lächeln. Aber ſie bezeugen dieſen außergewöhnlichen Menſchen gegenüber eine lebhafte Bewunderung und tiefe Achtung, weil die Religion der Beweggrund ihrer Aufopferung iſt, und weil man ſich in Utopien ſorgfältig hütet, irgendwie über Religionsſachen zu entſcheiden. Dieſe ſtrengen Sectirer nennen ſich in der Sprache des Landes Buthoresken; dieſe Benennung entſpricht derjenigen der Mönche.

Die utopiſchen Prieſter ſind Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit und ihre Zahl iſt deshalb ſehr gering; denn in jeder Stadt finden ſich deren nur dreizehn im Dienſte einer gleichen Anzahl von Kirchen. Der Fall des Krieges macht jedoch eine Ausnahme;

ſieben Prieſter begleiten alsdann die Armee, und man iſt genöthigt, an deren Statt ſieben andere zu ernennen. Die eigentlichen Amtsführer aber übernehmen ihre Functionen wieder, ſobald ſie zurück ſind. Die Candidaten folgen ihren Vorgängern der Reihe nach, je nachdem die letzteren mit Tode abgehen; bis dahin aſſiſtiren ſie dem Oberprieſter. Einen den übrigen Prieſtern vorgeſetzten Oberprieſter beſitzt jede Stadt.

Die Prieſter, wie die übrigen Beamten, werden vom Volke, um Intriguen zu vermeiden, in geheimer Abſtimmung gewählt; das Prieſter-Collegium der Stadt weiht die neuen Gewählten. Sie haben bei Religionsverhandlungen den Vorſitz, wachen über die Religionen und ſind gewiſſermaßen die Richter der Sitten. Es iſt entehrend, von ihnen vorgeladen zu werden, um Vorwürfe zu erhalten; es gilt dies für ein Zeichen eines unordentlichen Lebens. Wenn ſie übrigens das Recht der Ermahnung und des Vorwurfs haben, ſo kommt es dagegen nur dem Fürſten und den Obrigkeiten zu, die Schuldigen feſtnehmen und criminell verfolgen zu laſſen. Die Macht des Prieſters beſchränkt ſich darauf, ſolchen Menſchen, die einen anſtößigen Wandel führen, den Zugang zu den heiligen Myſterien zu verſagen. Es iebt nur wenige Strafen, vor welchen die Utopier ſich o ſehr fürchteten, als vor dieſer Ausſchließung; die- lbe macht ſie ehrlos, martert ſie mit tauſend religiöſen Schrecken und läßt ſie ſogar in Rückſicht auf ihre Per- nen nicht ruhig; ſpäter läßt der Senat, wenn ſie ſich nicht beeilen, den Prieſtern Zeichen wahrer Reue zu geben, ſie feſtnehmen und die Strafe der Gottloſen über ſie verhängen.

Die Erziehung der Kindheit und Jugend wird dem Prieſter anvertraut, der ſich hauptſächlich den Unterricht in der Moral und Tugend, und zwar eher als denjenigen in den Wiſſenſchaften angelegen ſein läßt. Der utopiſche Lehrer wendet ſeine ganze Erfahrung und Fähigkeit an, in die noch zarte und empfängliche Seele des Kindes die guten Grundſätze zu pflanzen, welche die Schutzwache des Staates bilden. Das Kind, welches den Keim dieſer Grundſätze in ſich aufgenommen, bewahrt dieſelben auf ſeiner ganzen Lebensbahn und wird ſpäter ein nützliches Element für die Erhaltung des Staates. Es iſt das Laſter, welches die Reiche zerfallen läßt, und das Laſter wird durch ſchlechte Anſichten erzeugt.

Die Prieſter wählen ihre Frauen unter dem tugendhafteſten Theile der Bevölkerung. Die Frauen ſelbſt ſind vom Prieſterthum nicht ausgeſchloſſen, vorausgeſetzt, daß ſie Wittwen und von vorgerücktem Alter ſind.

Es giebt kein Amt, das mehr in Anſehn ſtände, als dasjenige eines Prieſters. Die Verehrung, welche man den Prieſtern zollt, iſt ſo tiefer Art, daß, wenn einer unter ihnen ſich einer ehrloſen Handlung ſchuldig macht, er nicht zur Rechenſchaft gezogen wird; man überläßt ihn Gott und ſeinem Gewiſſen. Die Utopier halten es nicht für erlaubt, mit ſterblicher Hand Denjenigen zu berühren, der als ein geheiligtes Opfer, als etwas Unverletzliches und Abgeſondertes Gott geweiht war.

Dieſe Sitte iſt um ſo leichter zu üben, da der Prieſter nur ſehr wenige und dieſe mit der größten Sorgfalt gewählt ſind. Es kann ſich daher nur äußerſt ſelten ereignen, daß ein Mann, dem eine ſo hohe Würde anvertraut wurde, ungeachtet ſeiner Tugend und der Wahrheit, daß er unter den Guten der Beſte war, ſich dennoch dem Laſter und verderbten Sitten ergeben ſollte. Und wenn ein ſolcher Fall einträte (denn die Natur iſt veränderlich und zerbrechlich), ſo würde die Sicherheit des Staates nie durch eine an Zahl ſo geringe Klaſſe ſehr gefährdet ſein, die nur glänzende Ehren, keineswegs aber Einfluß oder Macht beſitzt.

Dadurch, daß die Utopier die Zahl der Prieſter ſo gering ſtellen, wollen ſie verhindern, daß das Anſehn eines Standes, der gegenwärtig der höchſten Achtung genießt, durch die Mittheilung jenes Anſehns an eine große Anzahl von Individuen nicht ſinken möge. Der vornehmſte Grund aber iſt, daß es ihnen ſchwer ſcheint, viele Männer aufzufinden, die tugendhaft genug zur Erfüllung eines Amtes wären, welches eine mehr als gewöhnliche Sittenreinheit erfordert.

Die utopiſchen Prieſter werden von fremden Nationen nicht weniger geſchätzt, als von ihren eigenen Mitbürgern. Die Erklärung und Urſache dieſer Wahrheit iſt folgende:

Während der Schlachten halten ſich die Prieſter beiſeit, wenn auch nicht weit vom Schlachtfelde entfernt. Dort beten ſie knieend mit zum Himmel erhobenen Händen und in ihre geheiligten Kleider gehüllt. Vor Allem flehen ſie um den Frieden, dann für ihr Land um den Sieg, aber um einen Sieg, der für keinen der beiden Theile blutig werden möge. Wenn ihre Mitbürger ſiegen, ſtürzen ſie ſich in das dichteſte Treffen und thun der Niedermetzelung Einhalt. Der Unglückliche, der ſie nahen ſieht und ſie ruft, behält ſein Leben; wer ihre langen und wallenden Kleider berühren kann, behält ſein Eigenthum nebſt ſeinem Leben. Dieſer ſchöne Brauch hat ihrem Charakter ſo viel wahre Majeſtät gewonnen, er haucht den benachbarten Völkern ſo viel Ehrfurcht vor den Perſonen derſelben ein, daß ihre Dazwiſchenkunft oft den Utopiern ſelbſt zu nicht geringerem Heile gereicht, als den feindlichen Armeen. In der That iſt der Fall vorgekommen, daß die utopiſchen Truppen, nachdem ſie jede Hoffnung verloren hatten, zurückwichen und förmlich flohen, daß aber in demſelben Augenblicke, wo der Feind ſich zum Mord und zur Plünderung auf ſie warf, die Vermittelung der Prieſter jene aufſchob, die Kämpfenden trennte, bis es ihr gelang, unter billigen Bedingungen den Frieden zu gewinnen. Niemals hat es in jenen Ländern ein ſo rohes, ſo grauſames und barbariſches Volk gegeben, daß daſſelbe die utopiſchen Prieſter nicht als ein unverletzliches und geheiligtes Corps geachtet hätte.

Die Utopier feiern an den erſten und letzten Tagen des Monats und des Jahres ein Feſt. Sie theilen das Jahr in Mond-Monate und meſſen es nach dem Umlauf der Sonne. Jene erſten und letzten Tage heißen in der utopiſchen Sprache Cynemernen und Trapemernen, was ungefähr ſo viel heißt wie Anfangsfeſt und Endfeſt.

Man kann in Utopien prachtvolle Tempel von reicher Struktur beſuchen, die ihrer Größe halber eine äußerſt zahlreiche Menge faſſen können, was wegen ihrer geringen Anzahl nothwendig war. Das Licht des hellen Tages wird dort zum Halbdunkel; dieſe Einrichtung hat ihren Grund nicht in der Unwiſſenheit der Architekten, ſondern ſie wurde abſichtlich und auf Anrathen der Prieſter getroffen. Denn ein gar zu ſtarkes Licht zerſtreut die Gedanken, während eine ſchwache und zweifelhafte Helle den Geiſt ſammelt und zur tiefſten Erbauung beiträgt.

Obgleich die Utopier ſich nicht zu derſelben Religion bekennen, ſtreben doch alle Verehrungsweiſen dieſes Landes in ihrer vielfachen Beſonderheit auf verſchiedenen Wegen zu einem einzigen Ziele. Dieſes Ziel iſt die Verehrung der göttlichen Natur. Man ſieht und hört deshalb in den Tempeln Nichts, was nicht allen Glaubensarten gemeinſchaftlich entſpräche. Jeder feiert zu Hauſe in ſeiner Familie die ſeinem Glauben beſonderen Myſterien. Der öffentliche Gottesdienſt iſt ſo organiſirt, daß er in Nichts dem häuslichen und beſonderen Gottesdienſte widerſpricht. Man ſieht in den Tempeln keine Art von Gottesbildern, damit es Jedem freiſtehe, ſich die Gottheit unter derjenigen Form zu denken, die ſeinem Glauben gemäß iſt. Man betet dort niemals zu Gott, als unter dem Namen Mythra, eine Bezeichnung, welche im Allgemeinen das Weſen der göttlichen Majeſtät ausdrückt, welcher Art dieſes Weſen auch ſein möge. Alle Gebete ſind dort der Art, daß Jeder ſie wiederholen kann, ohne gegen ſeine religiöſe Ueberzeugung zu verſtoßen.

An den Tagen des Endfeſtes vereinigt ſich das Volk Abends und früh Morgens in den Tempeln. Dort dankt es Gott für die ihm während desjenigen Jahres oder Monates erzeigten Wohlthaten, deſſen letzter Tag das gegenwärtige Feſt iſt. Andern Tags, als am Tage des Anfangsfeſtes, füllt das Volk ſchon am frühen Morgen die Tempel und fleht den Himmel um Glück während des Jahres oder Monats, deſſen Einweihung durch dieſes Feſt gefeiert wird. An den Tagen des Endfeſtes knien die Frauen, bevor ſie zum Tempel gehen, vor ihren Männern, die Kinder zu den Füßen ihrer Eltern. So geſtehen ſie alle ihre Fehler und Nachläſſigkeiten in der Erfüllung ihrer Pflichten; demnächſt bitten ſie dieſelben um Verzeihung. Mittelſt dieſes Familienbekenntniſſes, dieſer frommen Genugthuung, würden die Wolken des Haſſes, die den häuslichen Frieden verdunkelten, bald zerſtreut und Alle können alsdann mit ruhiger und reiner Seele dem Gottesdienſte beiwohnen; denn die Utopier würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, wollten ſie dort mit Haß und Unruhe im Herzen erſcheinen.

Wenn Zorn oder Reue ihre Bruſt erfüllte, würden ſie es niemals wagen, an der Gottesverehrung Theil zu nehmen, bevor ſie ſich nicht ausgeſöhnt und von ihren Leidenſchaften gereinigt hätten. Sie fürchten, daß Gott für eine ſolche Sünde ſchreckliche Rache nehmen möchte.

Die Männer befinden ſich im Tempel zur rechten, die Frauen zur linken Seite und abgeſondert. Die Plätze ſind ſo vertheilt, daß die Individuen jedes der beiden Geſchlechter beziehungsweiſe vor dem Vater und der Mutter ihrer Familie ſitzen. Dieſe Anordnung iſt getroffen, damit die Familienhäupter auswärts das Betragen Derjenigen beobachten können, die ſie daheim lehren und leiten. Man trägt Sorge, die Jüngeren unter die Aelteren zu miſchen, damit die Kinder nicht zuſammen ſeien und durch Kindesgeſpiele nicht die Zeit verlieren mögen, während welcher ſie ſich ganz der Gottesfurcht hingeben ſollen. Denn in dieſem Alter bildet die letztere den ſchärfſten und vielleicht den einzigen Sporn zur Tugend.

Die Utopier opfern bei ihren Gottesdienſten keine Thiere. Sie denken, daß der göttlichen Gnade, die den belebten Weſen das Leben gegeben, damit ſie leben ſollen, der Anblick von Blut und Mord nicht angenehm ſein könne. Sie brennen Weihrauch und andere Parfüms, ſo wie eine Menge von Wachskerzen. Sie wiſſen wohl, daß die Gottheit dieſer Dinge nicht bedarf, wie ſie gleichfalls der Gebete der Menſchen nicht bedarf; dennoch bringen ſie Gott gern dieſen Zoll der Verehrung. Ueberdies weiß ich kaum zu ſagen, wie der Menſch unter dem Einfluſſe jener Lichter, jener Parfüms, jener Ceremonien von einer heiligen Weihe ſich durchdrungen fühlt, und mit welchem Eifer er ſich der Verehrung des Allmächtigen hingiebt.

Das Volk iſt im Tempel in Weiß gekleidet; der Prieſter trägt eine Kleidung von verſchiedenen Farben, von bewundernswürdiger Arbeit und Form, obgleich der Stoff derſelben nicht ſehr koſtbar iſt. Der Prieſterrock iſt weder mit Gold geſtickt noch mit Steinen überſät; er iſt ein Gewebe von Vogelfedern, die mit ſo viel Kunſt und Geſchmack geordnet ſind, daß der reichſte Stoff dieſer bewundernswerthen Arbeit nachſtehen würde. Außerdem bilden dieſe Flügel und Federn, wenn ſie der feſtgeſetzten Beſtimmung gemäß im Kleide des Prieſters geordnet ſind, eben ſo viel Symbole, welche verborgene Myſterien enthalten. Die Prieſter bewahren und geben gewiſſenhaft die Auslegung dieſer Symbole, deren Anblick die Utopier unaufhörlich an die Wohlthaten Gottes, an die ihm dafür ſchuldige Dankbarkeit und an die Pflichten erinnert, die ſie gegeneinander zu erfüllen haben.

Sobald der Prieſter im Amtskleide am Eingange des Heiligthums erſcheint, wirft ſich Alles mit ſolcher Achtung und ſo tiefem Schweigen zu Boden, daß dieſes Schauſpiel die Seele mit einer Art von Schauer erfüllt, wie wenn ſich ein Gott in dem Tempel zeigte. Nach einigen Augenblicken giebt der Prieſter ein Zeichen, und die ganze Menge erhebt ſich. Dann ertönen Geſänge zum Lobe

Gottes, die in Zwiſchenräumen durch Symphonien muſikaliſcher Inſtrumente unterbrochen werden.

Die muſikaliſchen Inſtrumente ſind in Utopien großentheils von anderer Art als die unſrigen. Die meiſten ſind harmoniſcher und einige können den unſrigen nicht einmal verglichen werden. Was aber der utopiſchen Inſtrumental- und Vocal-Muſik einen unbeſtreitbaren Vorzug gibt, iſt der Umſtand, daß ſie in ſeltener Vollkommenheit alle natürlichen Seelenzuſtände nachahmt und wiedergibt. Die Utopier paſſen den Ton ſo trefflich der Sache an, ſie malen ſo lebhaft die Ergebenheit im Gebete, die Freude und das Mitleid, die Verwirrung, die Trauer und den Zorn; mit einem Worte, die Form ihrer Melodie ſtellt mit ſo großer Wahrheit die tiefſten Empfindungen dar, daß die Seele des Zuhörers ſich dadurch wunderbar erregt, durchdrungen und entflammt fühlt.

Am Ende des Gottesdienſtes ſprechen das Volk und der Prieſter zuſammen feierliche Gebete, deren Form durch das Geſetz und in der Art vorgeſchrieben iſt, daß Jeder den Inhalt des Ganzen auf ſich ſelbſt beziehen kann.

In dieſen Gebeten erkennen ſie Gott für den Schöpfer und Erhalter der Welt; ſie danken ihm für die zahlreichen Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hat. Insbeſondere aber danken ſie ihm dafür, daß er ſie aus beſonderer Gunſt inmitten des glücklichſten Staates und in einer Religion hat geboren werden laſſen, die ihnen die wahre ſcheint. Wäre gleichwohl dieſer Glaube ein Irrthum, gäbe es irgend eine beſſere, dem Ewigen angenehmere Regierung und Gottesverehrung, ſo würden ſie die göttliche Gnade um eine Offenbarung in dieſem Bezuge anflehen und ſich bereit erklären, in Allem ſeinem Willen zu folgen. Wenn aber im Gegentheil die utopiſche Gottesverehrung und Regierung die vollkommenſten ſind, ſo bitten ſie Gott, daß er ihnen die Kraft zur Beharrung verleihen und die übrigen Menſchen mit den nämlichen religiöſen und geſellſchaftlichen Einrichtungen beglücken möge; es wäre denn, daß er nach ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen an dieſer großen Verſchiedenheit der Religionen Gefallen fände. Endlich flehen ſie die göttliche Barmherzigkeit an, ſie nach einem leichten und ſanften Tode in Frieden aufzunehmen. Sie wagen den Himmel nicht um die Verlängerung oder Abkürzung ihres Lebens zu bitten; ſie ſagen ihm aber, ohne Furcht ihn zu beleidigen, daß ſie lieber durch den ſchmerzhafteſten Tod zu ihm eingehen, als ſeiner Gegenwart ſelbſt durch das glücklichſte Leben lange beraubt ſein möchten.

Nach dieſem Gebete werfen Alle ſich abermals zu Boden und erheben ſich einige Augenblicke ſpäter, um zum Mittagstiſche zu gehen, der übrige Theil des Tages wird zu Spielen und militäriſchen Uebungen verwandt.

Ich habe verſucht — fuhr Raphael fort — Ihnen die Form dieſes Freiſtaates zu beſchreiben, welchen ich nicht allein für den beſten, ſondern auch für den einzigen halte, der ſich mit gutem Rechte einen »Freiſtaat« nennen darf. Denn überall anderswo haben Diejenigen, welche für das allgemeine Intereſſe ſprechen, nur ihr perſönliches Intereſſe im Auge, während da, wo man Nichts zu eigen beſitzt, Alle ſich ernſtlich mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen, weil der beſondere Nutzen wirklich mit dem allgemeinen Wohle verſchmilzt. Wer wird in andern Ländern nicht wiſſen, daß er durch die Vernachläſſigung ſeiner eigenen Intereſſen, und wäre der Staat auch der blühendſte, nichtsdeſtoweniger Hungers ſterben würde? Daher die Nothwendigkeit, eher an ſich, als an ſein Vaterland, d. h. als an ſeinen Nächſten zu denken.

In Utopien dagegen, wo Alles Allen gehört, kann Niemand an irgend Etwas Mangel leiden, ſobald die öffentlichen Speicher gefüllt ſind, denn das Staatsvermögen wird in dieſem Lande nie ungerecht vertheilt; man ſieht dort weder Arme noch Bettler, und obgleich Niemand Etwas ſein eigen nennt, iſt dennoch Jeder reich. Giebt es in der That einen ſchöneren Reichthum, als denjenigen, der uns heiter und ruhig, ohne Unruhe und Sorge zu leben erlaubt? Giebt es ein ſchöneres Loos, als ſeiner Exiſtenz halber nicht zittern zu dürfen, nicht durch die unaufhörlichen Bitten und Klagen einer Gattin ermüdet zu werden, für ſeinen Sohn keine Armuth zu fürchten, ſich nicht über die Ausſteuer ſeiner Tochter zu beunruhigen — ſondern ſicher und furchtlos zu ſein in Betreff der Exiſtenz und Wohlhabenheit für ſich und all die Seinen, Gattin, Kinder, Enkel, Urenkel, bis auf die entfernteſte Nachkommenſchaft, womit ein Adeliger ſich brüſten kann?

Dieſe Vortheile verbürgt der utopiſche Staat den gebrechlichen ſowohl, die früher gearbeitet haben, als den thätigen Bürgern, die noch zur Arbeit fähig ſind.

Es wäre mir lieb, wenn Jemand mit dieſen Anordnungen diejenigen anderer Völker zu vergleichen wagen wollte; was mich betrifft, ſo will ich ſterben, wenn ich bei den übrigen Nationen die geringſte Spur von Gerechtigkeit und Billigkeit finde.

Iſt es gerecht, daß ein Adeliger, ein Goldſchmied, ein Wucherer, ein Menſch, der entweder nichts oder nur dem Staate unnütze Gegenſtände hervorbringt — iſt es gerecht, daß dieſe im Schooße der Unthätigkeit oder leerer Beſchäftigungen ein angenehmes und glänzendes Leben führen, während der Tagelöhner, der Kärrner, der Handwerker, der Ackersmann in tiefem Elende leben und ſich kaum die nothdürftigſte Nahrung erſchaffen? Gleichwohl ſind die Letzteren zu ſo langer und beſchwerlicher Arbeit gezwungen, wie ſie die Laſtthiere kaum ertragen würden — zu ſo nothwendigen Arbeiten, daß nicht eine einzige Geſellſchaft ohne dieſelben ein Jahr beſtehen könnte. In der That ſcheint der Zuſtand eines Laſtthieres tauſendmal beſſer; dieſes arbeitet nicht ſo lange, ſeine Nahrung iſt nur wenig ſchlechter und ſogar ſeinem Geſchmacke angemeſſener. Und dann fürchtet das Thier nichts von der Zukunft.

Aber worin beſteht das Loos des Tagelöhners? Eine fruchtloſe, undankbare Arbeit erſchöpft ihn in der Gegenwart, und die Ausſicht auf ein elendes Alter tödtet ihn; denn ſein täglicher Erwerb genügt nicht für all ſeine gegenwärtigen Bedürfniſſe. Wie könnte er daher ſein Loos verbeſſern und täglich etwas Ueberflüſſiges für die Bedürfniſſe des Alters bei Seite legen?

Iſt diejenige Geſellſchaft nicht unbillig und undankbar, welche ſo viele Güter an Diejenigen verſchwendet, die man unter der Bezeichnung der Vornehmen begreift, an die Müſſigen oder an jene Arbeiter in Luxusgegenſtänden, die ihre Thätigkeit nur frivolen Vergnügen zu widmen verſtehen — während ſie auf der andern Seite weder Theilnahme noch Sorge zeigt für den Landmann, den Köhler, den Tagelöhner, den Fuhrmann, den Handarbeiter, ohne welche eine Geſellſchaft nicht beſtehen könnte. In ihrem grauſamen Egoismus mißbraucht ſie die Kraft ihrer Jugend, um durch dieſelbe möglich viel Arbeit und Nutzen zu gewinnen; und ſobald unter dem Gewichte des Alters und der Krankheit ihre Kräfte abnehmen und es ihnen an Allem gebricht, vergißt ſie ihre Nachtwachen, ihre zahlreichen und wichtigen Dienſte, und belohnt ſie mit dem Hungertode.

Dies iſt noch nicht Alles. Die Reichen vermindern täglich den Lohn der Armen nicht allein durch allerlei Schliche, ſondern auch durch die Veröffentlichung von

Geſetzen, die darauf hinzielen. Eine ſo üble Vergeltung gegen Diejenigen, welche auf den größten Dank des Staates Anſpruch hätten, erſcheint Anfangs ſchon als eine unwiderlegliche Ungerechtigkeit; aber die Reichen haben dieſe Abſcheulichkeit dadurch, daß ſie dieſelben durch Geſetze ſanktionirten, in ein Recht verwandelt.

Ich ſehe daher in den blühendſten Staaten, verzeihe mir Gott, nichts als eine Verſchwörung der Reichſten, die, unter dem ſtolzen Namen und Aushängeſchilde des Staates, nur thun, was ſie wollen. Die Verſchwornen ſuchen durch jede Art von Trug, durch alle möglichen Mittel, folgenden, doppelten Zweck zu erreichen:

Erſtens ſich den gewiſſen und unbeſchränkten Beſitz eines mehr oder weniger ſchlecht erworbenen Vermögens zu ſichern; zweitens das Elend der Armen, ſo wie die Perſonen derſelben zu ihrem Vortheile zu mißbrauchen und um den möglichſt niedrigen Preis die Arbeiten und Anſtrengungen derſelben zu erkaufen.

Und dieſe Machinationen, welche die Reichen im Namen des Staates und folglich auch im Namen der Armen feſtgeſtellt, wurden zu Geſetzen.

Obgleich jedoch dieſe Schlechtgeſinnten unter einander mit unerſättlicher Habſucht alle Güter getheilt haben, die für das Glück eines ganzen Volkes ausreichen würden, ſind ſie dennoch weit von dem beneidenswerthen Zuſtande entfernt, deſſen die Utopier genießen.

In Utopien iſt der Geiz unmöglich, weil man dort vom Gelde keinen Gebrauch macht. Welch überfließende

Quelle von Sorgen hat man dadurch nicht ausgetrocknet! welch reiche Ernte von Verbrechen nicht bis auf die Wurzel ausgeriſſen! denn wer ſollte nicht wiſſen, daß der Betrug, der Diebſtahl, der Raub, die Prellereien, die Volksaufſtände, die Klagen, die Unruhen, die Todtſchläge, die Verräthereien, die Vergiftungen — wer ſollte nicht wiſſen, ſage ich — daß all dieſe Verbrechen, für welche die Geſellſchaft ſich unaufhörlich durch Strafen rächt, ohne ſie doch verhindern zu können, an demſelben Tage von der Erde vertilgt ſein würden, an welchem das Geld verſchwände? Dann würden auch die Furcht, die Unruhe, die Sorgen, die übermäßigen Anſtrengungen und Nachtwachen aufhören. Die Armuth ſelbſt, die allein des Geldes zu bedürfen ſcheint, die Armuth ſelbſt würde augenblicklich abnehmen, wenn das Geld völlig abgeſchafft wäre.

Ein offenbarer Beweis iſt folgender:

Angenommen, es träte ein ſchlechtes und unfruchtbares Jahr ein, während deſſen eine ſchreckliche Hungersnoth mehre Tauſend von Menſchen umkommen ließe. Nun behaupte ich, daß man, wenn man am Ende dieſer allgemeinen Noth die Speicher der Reichen durchſuchen wollte, dort unermeßliche Kornvorräthe entdecken würde. Wären dieſe Vorräthe zur rechten Zeit unter Diejenigen vertheilt worden, die der Hunger und die Entkräftung aufrieb, ſo würde nicht einer von dieſen Unglücklichen die Härte des Himmels und den Geiz der Erde empfunden haben. Sie ſehen alſo, daß ohne Geld Jedem die Exiſtenz hätte geſichert werden können und noch geſichert werden könnte; und daß der Schlüſſel des Goldes, dieſe glückliche Erfindung, die uns die Pforten des Glückes öffnen ſollte, uns dieſelben unerbittlich verſchließt.

Die Reichen ſelbſt, ich bezweifle es nicht, ſind von dieſen Wahrheiten überzeugt. Sie wiſſen, daß es unendlich beſſer iſt, niemals des Nothwendigen zu entbehren, als vom Ueberfluſſe umgeben zu ſein; daß es beſſer iſt, von unzähligen Uebeln befreit, als von großen Reichthümern umlagert zu ſein. Ich glaube ſogar, daß das menſchliche Geſchlecht ſchon längſt die Geſetze des utopiſchen Staates ſich angeeignet haben würde — ſei es nun in ſeinem eigenen Intereſſe, oder um dem Worte Chriſti zu gehorchen; denn der Weisheit des Erlöſers konnte Dasjenige, was den Menſchen am nützlichſten iſt, nicht unbekannt ſein, und ſeine göttliche Güte mußte ihnen das rathen, was er als gut und vollkommen erkannte.

Aber der Stolz, dieſe zügelloſe Leidenſchaft, die Königin und Mutter jeder geſellſchaftlichen Wunde, ſetzt jener Umwandlung der Völker einen unüberwindlichen Widerſtand entgegen. Der Stolz mißt das Glück nicht nach dem perſönlichen Wohlbefinden, ſondern nach der Größe der Leiden eines Andern. Der Stolze würde ſelbſt kein Gott werden wollen, wenn ihm keine Unglücklichen übrig blieben, die er kränken und als Sklaven behandeln könnte — wenn der Glanz ſeines Glückes nicht länger durch die Angſtſeufzer des Elends gehoben werden, wenn das Auskramen ſeiner Reichthümer die Armuth nicht länger martern und ihre Verzweiflung nicht länger aufregen dürfte. Der Stolz iſt eine hölliſche Schlange, die ſich in die Herzen der Menſchen eingeſchlichen, die ſie durch ihr Gift verblendet und ſie weit vom Pfade eines beſſeren Lebens ablockt. Dieſes Gewürm beißt ſich allzu tief ein, als daß man es leicht wieder abſchütteln könnte.

Ich wünſche allen Ländern von Herzensgrund eine Verfaſſung wie diejenige, die ich Ihnen beſchrieben habe. Wenigſtens freut es mich, daß die Utopier ſie angenommen und ihr Reich auf Einrichtungen gegründet haben, die demſelben nicht allein den blühendſten Zuſtand, ſondern auch, ſo weit menſchlicher Scharfblick vorauszuſehen vermag, eine ewige Dauer ſichern.

Denn die Keime des Ehrgeizes, der Zwietracht und aller übrigen Laſter ſind im Innern ausgerottet. Seitdem fürchtet der Staat keine bürgerlichen Uneinigkeiten, welche die Macht und den Wohlſtand ſo vieler Städte zerrüttet haben. Und während die Einigkeit der Bürger im Innern ſo feſt begründet iſt, vertheidigen die vortrefflichen und energiſchen Einrichtungen den Staat gegen die Gefahren von Außen. Der Neid aller benachbarten Könige würde das Reich nicht zu erſchüttern oder zu beunruhigen vermögen; ſie haben dies ſchon verſucht, immer aber ſind ihre Verſuche geſcheitert.

Als Raphael mit ſeiner Erzählung zu Ende war, erinnerte ich mich einer großen Anzahl von Geſetzen und Sitten der Utopier, die mir abgeſchmackt erſchienen; dahin gehört ihr Kriegsſyſtem, ihre Gottesverehrung, ihre Religion und mehre andere Einrichtungen. Was aber beſonders all meinen Vorſtellungen widerſprach, war die Baſis, auf welcher jener ſeltſame Staat gegründet iſt, ich meine die Gemeinſchaft des Lebens und der Güter ohne den Gebrauch des Geldes. Denn dieſe Gemeinſchaft zerſtört gänzlich jede Art von Vornehmheit und Pracht, von Glanz und Würde, da doch dieſe Dinge in den Augen der öffentlichen Meinung die Ehre und die wahre Zierde eines Staates bilden. Dennoch machte ich Raphael nicht den geringſten Einwurf, da ich wußte, daß ſeine lange Erzählung ihn ermüdet hatte. Außerdem war ich nicht ſehr ſicher, ob er den Widerſpruch geduldig ertragen würde. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, wie er eifrig einigen Widerſprechern die Furcht vorgeworfen hatte, für Schwachköpfe zu gelten, wenn ſie auf die Behauptungen der Andern nicht Etwas zu erwidern fanden.

Ich lobte alſo die utopiſchen Einrichtungen, wie ſeinen Vortrag. Dann nahm ich ihn an der Hand, um ihn zum Souper zu führen, indem ich ſagte, daß wir ein ander Mal Muße finden würden, tiefer auf dieſen Stoff einzugehen und uns ausführlicher mit einander darüber zu beſprechen.

Wolle Gott, daß dies eines Tages geſchehe!

Denn wenn ich auf der einen Seite nicht Alles billigen kann, was von dieſem Manne, der übrigens ohne Widerſpruch ſehr gelehrt und in menſchlichen Zuſtänden ſehr bewandert iſt, geſprochen war, ſo geſtehe ich auf der andern Seite gern, daß es bei den Utopiern eine Menge von Dingen giebt, von welchen ich wünſche, daß ſie auch unſere Städte ſich aneignen möchten.

Ich wünſche es mehr, als ich es hoffe.

Bei demſelben Verleger ſind erſchienen:

Fürſt Koslofſky. Herausgegeben von Dr. W. Dorow. Preis 2 Thlr.

Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geſchichte. Von Dr. W. Dorow. 2 Thlr.

Vier Fragen eines Oeſterreichers. Pr. 1 Thlr.

Oeſterreich und Rußland. Preis 1¼ Thlr.

Die Juden in Oeſterreich. Preis ¼ Thlr.

Portfolio eines Oeſterreichers. Erſter und zweiter Band. Preis à 1½ Thlr.

Slaven und Magyaren. Preis 1 Thlr.

Schattenriſſe aus Oeſterreich. Preis 1¼ Thlr.

Politiſche Memorabilien aus Oeſterreichs Neuzeit. Preis 1 Thlr.

Böhmens Provinzial-Zuſtände auf dem Schachbrete der Oeffentlichkeit. Vom Verfaſſer der Schrift: „Oeſterreich und ſeine Staatsmänner." Preis ⅓ Thlr.

Revue öſterreichiſcher Zuſtände. Erſter bis vierter Band. Preis à Bd. 1 Thlr.

Der Fortſchritt und das conſervative Prinzip in Oeſterreich. In Bezug auf die Schrift: „Oeſterreichs Zukunft." Von Dr. S. Preis 1 Thlr.

Denkwürdigkeiten und geheime Geſchichten des Petersburger Hofes. Preis 1⅔ Thlr.

Ungarn als Quelle der Befürchtungen und Hoffnungen für Oeſterreichs Zukunft. Von Dr. S. Preis 1¼ Thlr.

Ungarns Gegenwart. Preis 1 Thlr.

Splitter und Balken aus Oeſterreich. 1 Thlr.

Prag unter König Wenzel IV. Hiſtoriſcher Roman von Friedrich Wallmar. 3 Bände. Preis 4 Thlr.

10 Jan

Hinweise 1. Ex.: Polit. 1339 9. Mai 1980
2. Ex. (Ges.)

Signatur 1A 1714	**Stok** R.

RS

Bub

AK E.

Titelaufn. R.

AKB

FK
1 Engl. Prosa R
1 Allg. Staatslehre L.

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihevermerk

III/9/280 Id-G 80/62

Venezianiſche Nächte.

Von

Eduard Maria Oettinger.

04

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig: Otto Wigand.
(Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.)
1846.

I.

Venedig iſt die Niobe der Städte. Nachdem die „Königin des adriatiſchen Meeres,“ gleich Amphions Gemahlin, all' ihre Macht, all' ihre Herrlichkeit eingebüßt, ward ſie vom Schickſal zur Beſtrafung ihres Stolzes in eine lebloſe Steinmaſſe verwandelt, die, das Bewußtſein ihrer verlorenen Größe in ſich tragend, gefoltert von ewigem Schmerze, noch im Tode Thränen vergießt.

Die ſchöne, prachtgeſchmückte Venezia, welche einſt mit ſouveränem Stolze auf ihre machtloſe Umgebung herabgeblickt, iſt jetzt nichts mehr als der Leichenſtein ihrer frühern Größe.

Aber ſelbſt im Tode iſt ſie noch ſchön! Der Schmerz, der ihre ſteinernen Glieder durchzuckt, verleiht ihrem zertrümmerten Weſen einen Nimbus, der ſich wie immergrüner Epheu um Ruinen ſchlingt, und die Thräne, die in ihrem marmorſtarren Auge blitzt, giebt ihrem Antlitz den Ausdruck rührender Schönheit.

Die alte, verwittwete Königin des adriatiſchen Meeres iſt zu jeder Stunde des Tages ſchön; am ſchönſten aber iſt ſie dann, wann die Nacht ihren mitleidsvollen Schleier über ſie ausbreitet und der milde Mond ſein ſchmerzverſöhnendes Licht auf ſie ausgießt. Dann gleicht die bella Venezia einer majeſtätiſchen Leiche, welche die Feſſeln der Verweſung von ſich abſchüttelt, das kalte Todeslächeln von ſich abwirft und zu neuem, laut pulſirenden Leben erwacht. Arme Venezia, wie ſchön biſt Du dann!

Aber noch keiner von allen Dichtern hat Dich ſo reizend geſchildert, ſo ſchön beſungen als Georges Sand im „Conſuelo.“

„Die Nacht, wenn Alles in Schweigen verſunken iſt, wenn der friedliche Mond die breiten Quaderſteine der Gaſſen und dieſen wirren Knäuel anſpruchlos an einander gedrängter Häuſer erhellt, ſolch eine Nacht gewährt hier den Anblick einer unbeſchreiblich maleriſchen Unordnung. Alles verſchönt ſich unter den Strahlen des Mondes. Die kleinſte

Wirkung der Architectur wird größer und eigenthümlicher; der unbedeutendſte weinumrankte Balcon nimmt die Miene einer ſpaniſchen Romanze an und erfüllt unſere Einbildungskraft mit jenen galanten Abenteuern, die man (in Spanien) Mantel- und Degen-Intriguen nennt.“

Und wahrlich ſie hat Recht. Eine venezianiſche Mondnacht iſt eine mit leuchtendem Feuer und glühender Fantaſie begabte Stegreifdichterin, die uns tauſend verliebte Abenteuer, tauſend luſtige Komödien, tauſend tolle Schwänke erzählt, worin ausgelaſſene Colombinen, muthwillige Arlequins, gefoppte Pantalons und geprügelte Pierrots auftreten, die uns zu lautem Lachen reizen. Das iſt die luſtige Seite vom Januskopfe der alten Lagunenſtadt. In Einem Nu aber verwandelt ſich die heitere Scene in ein blutrothes Drama; dann ſteht Venedig vor uns, wie es Victor Hugo in ſeinem „Angelo“ geſchildert hat.

„Venedig, wißt Ihr, was dieſes Venedig iſt. Venedig iſt die Staats-Inquiſition, Venedig iſt der Rath der Zehn. Und wißt Ihr, was dieſer Rath der Zehn iſt? Menſchen, die bei keinem Feſte, aber auf allen Blutgerüſten ſichtbar ſind. Menſchen, die unſer aller Köpfe in ihren Händen tragen, Euer Haupt, mein Haupt, das Haupt des Dogen. Menſchen, die dem Volke von Venedig kein anderes Geſicht zeigen, als jenen ſtummen, ehernen Rachen, der auf dem Sanct Markus ſtets geöffnet iſt, jenen Rachen, der, ſo ſtumm er ſcheint, jedem der Vorübergehenden laut und ſchrecklich zuruft: Denuncire! Einmal angegeben, iſt man gefangen; einmal gefangen, iſt man verloren. Zu Venedig geſchieht Alles geheim und geheimnißvoll. Verurtheilt, hingerichtet! Niemand hört etwas davon! Kein Wort, kein Blick iſt möglich; der Mund des Verurtheilten iſt verſtopft, der Henker trägt eine Maske. Doch was ſpreche ich von Blutgerüſten! Zu Venedig ſtirbt man nicht auf dem Schaffot, man verſchwindet. Es fehlt eines Tages ein Menſch in der Familie. Was iſt aus ihm geworden? Die Bleidächer, die unterirdiſchen Brunnen, der Canal Orfano, ſie allein wiſſen es. Bisweilen hört man zur Nachtzeit etwas ins Waſſer fallen. Eilt ſchnell vorüber. Im Uebrigen Bälle, Feſte, Fackeln, Muſik, Gondeln, Theater und fünf

Monate Carneval.“ Das iſt Venedig, Victor Hugo’s Venedig!

Und dieſes Venedig, in Mondſchein eingehüllt, iſt eine ſilberweiße Sibylle, die uns tauſend geheimnißvoll verſchlungene Dramen, tauſend bluttriefende Trauerſpiele, tauſend haarſträubende Mordgeſchichten erzählt, Geſchichten, die unſere Neugier auf die Folter ſpannen und mit glühenden Zangen kneifen, Geſchichten, die uns dergeſtalt ergreifen, daß wir kaum zu athmen wagen.

Zwiſchen jenen zwerchfellerſchütternden Poſſen und dieſen haarſträubenden Tragödien zieht ſich als betäubendes Zwiſchenſpiel eine glänzendrothe Reihe unvergleichlich ſchöner Volksfeſte: Carneval, Ridotto, Tombola, Concert, Theater, Illumination, Maskenball, Spiel und Geſang; Krönung des Dogen und der Dogareſſa; Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere; ein bunter Schwarm großartiger Kirchenfeſte; ein halbes Dutzend heiliger Marientage; das Sanct-Joſephs-Feſt; der Oſtermontag mit der Waſſerweihe, der feierlichen Einſegnung des Meeres und der ganzen Flotte; zwei der glänzendſten Dankfeſte zur Erlöſung von der Peſt, gefeiert in der Kirche del Redentore und der Santa Maria della Salute*); die Fresca und Regatta, das Probefahren und Wettrudern des wimmelnden Gondelheeres auf dem Canal grande und manch anderes Feſt, das die betäubte Bevölkerung nicht zur Beſinnung kommen läßt.

Dies feſtlich geſchmückte Venedig, das Nachts, bei Mondſchein- und Fackel-Beleuchtung, in ſtill verſchwiegenen Gondeln die eleuſiniſchen Myſterien der Liebe, Orgien und Bacchanalien bei Becherklang und Jubelſang feiert, dieſes luſtberauſchte, liebetrunkene Venedig gleicht der arabiſchen Prinzeſſin Scheherazade, die uns mit reizender Geſchwätzigkeit die Märchen von Tauſend und Einer Nacht ins nimmermüde Ohr träufelt und blaue Wunder erzählt von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit des europäiſchen Bagdad.

---

*) Die erſte dieſer beiden Kirchen wurde 1578 von Andrea Palladio, die zweite, in Folge eines ähnlichen Gelübdes, 1631 von Balthaſare Longhena erbaut; der Grund der Letzten, die ein wahrer Prachtbau iſt, ſoll auf 1,200,000 Eichenpfählen ruhen.

II.

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1177 hatte Sebaſtiano Ziani, der neununddreißigſte Doge von Venedig, an der Spitze von dreißig Galeeren in der Bucht von Pirano einen der glänzendſten Siege über die vereinte Flotte der Republik Genua und des deutſchen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa erfochten und den Ober-Admiral der feindlichen Seemacht, Otto, des Kaiſers tapfern Sohn, als Gefangenen nach Venedig gebracht. Gleich darauf war durch Ziani's Vermittlung der Friede zwiſchen Kaiſer Friedrich und dem lombardiſchen Städtebund, dem ſich auch Papſt Alexander III., des Kaiſers erbittertſter Feind, angeſchloſſen hatte, zu Stande gekommen. Zur Feier dieſes Sieges und zur Erinnerung an dieſen Friedensſchluß hatte der heilige Vater dem Dogen von Venedig einen Ring und mit dieſem Ring die ſouveräne Herrſchaft über das adriatiſche Meer geſchenkt mit den Worten: „daß wie das Weib dem Manne, ſo von jetzt an Adria dem Dogen unterthan ſein und bleiben ſolle für alle Zeiten.“

Dreihundertdreiunddvierzig Jahre ſpäter hatte der fünfundſiebenzigſte Doge, Leonardo Loredano, mit Zuſtimmung des ganzen Senates den Befehl erlaſſen, daß fortan, zur Erinnerung jenes Sieges bei Salvora, jeder Doge alljährlich am Himmelfahrtstage ſeine Vermählung mit dem adriatiſchen Meere zu feiern habe. Er ſelbſt feierte im Jahre 1520 dieſes Feſt zum erſten und, ein Jahr ſpäter, zum zweiten und letzten Male.

Unter der Herrſchaft des hundertundvierten Dogen, Domenico Contarini, des Siebenten dieſes Namens, wurde anno 1660 zum hundertundvierzigſten Male dies eben genannte Feſt mit einem in den Annalen Venedigs zuvor noch niemals dageweſenen Pompe begangen.

Ganz Venedig hatte ein bräutliches Ausſehen. Jeder Palaſt am großen Canale hatte ſeine Dächer mit Fahnen, ſeine Balcons mit koſtbaren Teppichen, ſeine Fenſter mit Blumenguirlanden geziert. Ein wolkenloſer, veilchenblauer Himmel beſchaute ſich in den ſpiegelhellen Wellen der ſelig-heitern Adria. Ein zahlloſes Heer reichgeſchmückter Barken und Gondeln ſchaukelte ſich auf dem friedlichen Nacken der Lagunen;

an beiden Ufern des Canal grande drängte ſich eine unüberſehbare Menſchenmenge, die, Kopf an Kopf, von der Höhe des Glockenthurmes auf dem Marcusplatze betrachtet, einem wimmelnden Ameiſenhaufen zu vergleichen war. In dieſem dichtgedrängten Volksknäuel herrſchte Luſt und Leben. Alles vergaß das Geſtern und lebte dem Heute; Alles jauchzte und jubelte, als ob Jeder unter ihnen ein Doge und keiner unter ihnen ein Spion vom Rathe der Zehn wäre, jenes geheimnißvollen, Alles wiſſenden und nichts verzeihenden Gerichtes, deſſen ewig gezücktes Schwert, an einem Haare befeſtigt, drohend über dem Haupte jedes Venezianers hing.

Am Ende der Piazzetta, da wo die Riva dei Schiavoni beginnt, ſtand in einer Gruppe ſchauluſtigen Pöbels ein armes, zwiefach gehaßtes, zwiefach verſpottetes Geſchöpf, eine junge reizendſchöne Jüdin, eine arme Waiſe, die, von Noth und Hunger zum Aeußerſten getrieben, zur Freudendirne herabgeſunken war. Sie hieß Lea und wurde wegen ihrer großen, orientaliſch ſchwarzen, gluthgefüllten Augen von der Maſſe der jungen liederlichen Nobili, die jedem dieſer bedauernswürdigen Weſen einen

Spottnamen zu geben pflegte, die „Gazelle vom Berge Sinai,“ von dem gemeinen Volke aber und unter ihren Gefährtinnen wegen eines leiſen Bart-Anflugs an den Oberlippen und unten am gebräunten Kinne „die braune Ziege“ genannt.

Das arme, unglückliche Geſchöpf trug große, in den Strahlen der jungen Morgenſonne weithin glänzende Ohrgehänge und an allen zehn Fingern ihrer ſchön geformten Hände blitzten Ringe von unechtem Golde und mit falſchen Steinen geziert, Geſchenke, die ihr die jungen und alten Wüſtlinge von Venedig ſtatt des Geldes, das ſie von ihnen zu fordern berechtigt war, als Scheide-Münze in den Schooß geworfen hatten. Zwei breite Flechten ihres rabenſchwarzen Haares rahmten ein blaſſes, auffallend ſchönes, ungemein edles Geſicht ein, auf dem ſo viel kindlich frommer Sinn, ſo viel ſchmerzliche Reſignation lag, daß es der tugendhafteſten Chriſtin, der frommſten Patrizierin zur Ehre gereicht hätte, wären ſie Eigenthümerinnen einer ſo unſchuldsvollen Phyſiognomie geweſen. Große, ſtarke, zart gewölbte Brauen beſchatteten ein kohlſchwarzes Augenpaar, das die düſtere Gluth des Orients und die verſengende Lava eines vulkaniſchen Herzens ausſtrömen ließ. Ihren friſchen, purpurrothen Mund umzuckt ein wehmüthig bitteres Lächeln, das dann und wann zwei Reihen blendendweißer Perlenzähne offenbarte, die ſich hinter den Korallenzweigen ihrer üppig vollen Lippen verbargen. Ihr ſchöner Hals, ihre reizend geformte Büſte, ihr ſchwellender Nacken, ihr ſchlanker Wuchs und das Ebenmaaß ihrer Glieder erhoben ſie zu einer Schönheit, die einen magnetiſchen Zauber beſaß, der die Blicke aller Vorübergehenden anzog. Unter Letztern befanden ſich junge Männer, in welchen jeder Venezianer gleich auf den erſten Blick ein Paar Nobili erkannte, weil ſie allein das Recht beſaßen, an öffentlichen Feſttagen eine Maske tragen zu dürfen.

Der Eine zupfte den Andern am Mantel und fragte, kaum fünf Schritte von Lea entfernt, ſo laut, daß ſie es hören konnte:

— Kennſt Du dieſe Dirne?

— Nein, erwiderte der Andere und zog ihn mit ſich fort.

— Das iſt Lea, die Venus aus dem Ghetto, die Gazelle vom Berge Sinai, die braune Ziege, mit einem Wort: das hübſche Judenkind, von dem ich mit Dir, wenn ich nicht irre, ſchon früher einmal geſprochen habe.

— Du irrſt; ich habe noch nie etwas von ihr gehört.

— Das wundert mich, ſagte Jener im Weitergehen, denn ſie läuft ſo ſchon zwei volle Jahre mit. Aber trotzdem iſt ſie noch immer bewundernswürdig ſchön.

— Und wohnt im Ghetto, nicht wahr?

— Nein! Ihre Glaubensgenoſſen, die verdammten Hebräer, haben die ſchmucke Sünderin ſo lange mit Spott und Hohn verfolgt, bis ſie das Judenviertel verlaſſen und ihr fliegendes Paphos nicht fern vom Marcusplatze, jenſeits der Brücke San Moiſè, in der Calle Petrocchi aufgeſchlagen hat.

— Du weißt das ſehr genau.

— Bin ich doch noch geſtern bei ihr geweſen und habe ihr in Anbetracht, daß ſie mich koſtbar amüſirt hat, jene Ringe geſchenkt, die heut' in ihren Ohren blitzen.

— Sind ſie von Gold?

— Wo denkſt Du hin? Goldene Ohrringe einer Judendirne, einem Freudenmädchen! Alles, was ich ihr ſchenke, iſt falſch. Goldene Geſchenke ſpart unſer Einer für ſeine Liebſchaften in der Merceria für galante Kaufmannsweiber auf.

— Das arme Geſchöpf!

— Du bedauerſt ſie; ah, dann bin ich gewiß, daß Du ſie bald beſuchen wirſt.

Die beiden Leute, welche dieſes Zwiegeſpräch geführt hatten, gehörten den vornehmſten Familien des goldenen Buches an *). Der Eine, der ſich geſtern bei der armen Judendirne ſo koſtbar unterhalten und ihr dafür ein Paar falſche Ohrringe geſchenkt hatte, war Giulio Gritti, der Neffe des Procurators von Sanct Marcus **); der Andere, der die arme Lea ſo mitleidsvoll bedauert hatte, war Henrico Contarini, der einzige Sohn des regierenden Dogen, der Augapfel ſeines Vaters, das Herzblatt ſeiner Mutter, der Stolz und die Freude der ganzen Familie. Giulio war Bräutigam einer der ſchönſten und reichſten Senatorentöchter Venedigs, Henrico — ein Jahr jünger als ſein Freund — ſeit drei Jahren mit einer Nichte des Podeſtà von Padua — Tarquinia Badoër — vermählt.

---

*) Das ſogenannte goldene Buch, 1296 eingeführt, iſt ein vollſtändiges Verzeichniß aller Verheirathungen und Geburten der venezianiſchen Nobili. Dieſes Regiſter, aus vielen in rothen Sammet eingebundenen Bänden beſtehend, wird in dem an der Frarikirche gelegenen Kloſtergebäude aufbewahrt. Nach Lecomte ſollen in den 380 Gemächern dieſes Kloſters nicht weniger als 8,664,709 (?) Archivhefte aufgeſpeichert liegen.

**) Ein Procurator von Sanct Marcus war einer der höchſten und angeſehenſten Beamteten der Republik, denn er kam gleich nach dem Dogen. Dieſe Procuratoren, deren es in der Regel neun gab, waren die Verwalter der Marcuskirche und die Vormünder der Waiſen.

III.

Unter dem Geläute aller Glocken von Venedig zog jetzt, langſam und feierlich wie ein rieſengroßer Schwan, das vom Admiral der Republik geführte Dogenſchiff, das kurz vorher den Anker gelichtet und ſeine ſchwerſeidenen, goldgeſtickten und mit dem Löwen des heiligen Marcus geſchmückten Flaggen entfaltet hatte, vom Dogenpalaſte an der Piazzetta längs der Riva dei Schiavoni durch die dichten Beete eines tauſendfarbigen Gondelflors in den Hafen von Lido hinaus.

Dieſes Schiff, Bucentoro *) genannt, über zwanzig Fuß breit und hundert Fuß lang, hatte am Vordertheile zwei reich vergoldete Schnäbel und ein zweiſaches Verdeck. Auf dem untern Theile des Verdecks ſaßen zweihundert buntgekleidete Ruderknechte, Arſenalotti genannt; auf dem obern Verdecke, das mit koſtbaren Teppichen überkleidet war, ſtand dort, wo bei andern Schiffen das Steuerruder ſteht, der reich vergoldete Thron des Dogen, welcher — umgeben vom Senate, vom Rathe der Zehn und von den Geſandten der fremden Mächte — einen ſchwerſeidenen, goldgewirkten, hermelinverbrämten Herzogsmantel und die Dogenkrone trug, ein goldenes, mit prächtigen Perlen und köſtlichen Edelſteinen geziertes Diadem, das

---

*) Nicolaus Erythräus leitet dieſen Namen vom Centaurus, dem Schiffe des Sergeſtus in Virgils „Aeneide,“ 5, 122 und 155; Jules Lecomte hingegen, der es Ducentoro nennt, leitet ihn von den Führern dieſes Schiffes, von den zweihundert Ruderknechten ab.

wegen ſeiner Geſtalt auch das „Horn" geheißen wurde *).

Als der Bucentoro in den Hafen angelangt war, ſalutirte der Schiffe maſtenreicher Wald mit Kanonendonner und Muſik, die durch den hunderttauſendſtimmigen Vivatruf des zuſchauenden Volkes und der auf den Maſten gleich Katzen herumkletternden Matroſen übertönt wurde. Alles, was eine Kehle hatte, ſchrie:

— Es lebe die Republik! Es lebe der Doge! Gelobt ſei die Mutter Gottes und der heilige Marcus, Venedigs ſegenſpendender Schutzpatron!

Bei der Inſel Elena angekommen, machte der ſtolze Bucentaur einen Augenblick Halt, um den in vollem Ornate erſcheinenden Patriarchen und ſein aus einer zahlloſen Menge von Prieſtern und Mönchen aller Ordensregeln zuſammengeſetztes Gefolge aufzunehmen. Dann fuhr das Schiff unter klingen-

---

*) Dies Diadem hatte urſprünglich dem Papſte Benedict III gehört; dieſer hatte es der frommen Aebtiſſin des Kloſters von San Zaccharia, und die Aebtiſſin dem neunundvierzigſten Dogen, Pietro Gradenigo (1289—1310) geſchenkt.

dem Spiele der Hofkapelle, begleitet vom hundertſtimmigen Kanonengruß der ganzen Flotte, ins offene Meer hinaus.

Hier goß der ehrwürdige Patriarch aus einem großen Silbergefäße geweihtes Waſſer in den brauſenden Wellenſchooß, um die Wuth des aufgeregten Elementes zu beſchwichtigen. Gleich darauf zog der Doge, unter dem lauten Gebete der Geiſtlichkeit, einen maſſiv goldenen Ring vom dritten Finger ſeiner linken Hand und warf von der Höhe ſeines Thrones dieſen Ring, als Symbol ſeiner Vermählung mit der ihm unterthänigen Adria, ins Meer hinab mit den Worten:

> Desponsamus te, Mare, in signum veri perpetuique Dominii!
> (Wir verloben Dich, Meer, zum Wahrzeichen einer ewigen Herrſchaft!)

In dieſem Augenblick hatte der Volksjubel den höchſten Gipfel erreicht. Halb Venedig ſtimmte eine uralte Hochzeitshymne an, deren Sinn wohl Keinem unter Allen verſtändlich war. Sämmtliche Schiffe ſalutirten zum dritten und letzten Male.

Dann fuhr der Doge mit ſeinem ganzen Gefolge (mit Ausnahme des Patriarchen und der fremden

Geſandten durfte Keiner von Allen, die ſich auf dem obern Verdeck des Bucentaur befanden, ſein Haupt bedecken) nach der Kirche San Nicola, um dort die Meſſe anzuhören, worauf dann der ganze Zug, begrüßt von Muſik, Vivatgeſchrei und Glockengeläute nach dem Dogenpalaſte *) zurückfuhr.

Die Großwürdenträger der Republik und die Geſandten der auswärtigen Mächte begaben ſich in den Saal des großen Raths, wo der Doge ihnen ein großartiges Feſtmahl gab. In einem andern Saale des Palaſts wurden die zweihundert Arſenalotti, die Führer des Bucentauro, nicht minder glänzend bewirthet, und Jeder unter ihnen vom Dogen in höchſt eigener Perſon mit vier Flaſchen Muskateller, einer mit dem herzoglichen Wappen gezierten und mit Zuckerwerk gefüllten Schachtel, einem Leder-

---

*) Der erſte Dogenpalaſt, 820 vom erſten in Venedig reſidirenden Dogen Angelo Participazio erbaut, wurde in einem Aufſtande unter Candiano IV. (976) zerſtört. Der zweite Palaſt, von Candiano's Nachfolger, Pietro Orſeolo, erbaut, wurde von einer Feuersbrunſt verzehrt. Der dritte wurde unter Marino Falieri (1342—1354) vom Architecten Filippo Calendario erbaut.

ſchlauche voll Arzneimitteln, einer Zechine *) und zwei Silbermünzen beſchenkt. Außerdem waren ſie berechtigt, nach aufgehobener Tafel Teller, Meſſer, Gabel, Gläſer, ja ſogar die Tiſchwäſche als ihr Eigenthum zu betrachten und mit nach Haus zu nehmen.

Nach beendigtem Feſtmahle wurde der Bucentaur vom Admiral der Flotte nach dem Arſenal zurückgeführt **).

---

*) Eine ducatengroße Goldmünze, die zuerſt 1280 nach dem Muſter der apuliſchen Dukaten geprägt und nach dem Münzgebäude, Zecca, Zecchino genannt wurde. Auf der Vorderſeite übergiebt der heilige Marcus dem vor ihm knieenden Dogen die Kreuzfahne, worauf D. U. X. ſteht. Umſchrift: S (an) M (arco) Venet. und der Name des Dogen. Auf der Kehrſeite ein Heiliger mit einem von Sternen umringten Buche und der Umſchrift: Ego Sum Lux Mundi.

**) Eine anziehende, aber ſelten gewordene Abhandlung über den Urſprung dieſer Ceremonie führt den Titel: „Dissertatio de nuptiali solemnitate Bucentauri.“ Sie iſt von J. C. Link verfaßt und 1728 zu Straßburg erſchienen. Eine ausführlichere Beſchreibung dieſes Feſtes befindet ſich in der Gräfin Michieli's intereſſantem Werke „Origine delle feste veneziane“ Milano 1829, 6 Bde. 12. Von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit des Bucentoro iſt jetzt nichts weiter als das wurmzernagte Stück von Maſtbaum auf einem höchſt ärmlichen Piedeſtal übrig geblieben. „Es verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagt

Dann begann die Regatta, ein großartiges Schauſpiel, das mehr als zwanzigtauſend Fremde nach dem „europäiſchen Bagdad“ gelockt. Acht bis zehntauſend phantaſtiſch-aufgeputzte Gondeln, bevölkert mit reichgeſchmückten Damen und Herren im theatraliſchen Coſtüme jener Zeit, wetteifernd, ſich gegenſeitig zu überflügeln. Welch ein Stoßen und Drängen! Welch ein Schreien und Toben! Welch ein Jauchzen und Jubeln! Ein auf dem Waſſer ſchwimmender Marcusplatz mit hunderttauſend Masken angefüllt! Aus den Fenſtern der Paläſte, an welchen dieſe Gondelſchwärme mit Blitzesſchnelle vorüberhuſchen, weht man mit Tüchern; oben, auf beiden Seiten der Rialtobrücke *) drängt ſich ein

---

A. v. Binzer, „daß durch ſo viele Jahrhunderte nicht ein und derſelbe Bucentaur erhalten werden konnte; doch ſollen in der langen Zeit von faſt dreihundert Jahren (1520 — 1796) nur drei ſolcher Prachtſchiffe exiſtirt haben, von welchen das erſte 1520, das zweite 1600 und das dritte 1725 erbaut worden iſt.“

*) Dieſe Marmorbrücke, unter dem achtundachtzigſten Dogen Pasquale Cicogna 1591 von Antonio da Ponte erbaut, beſteht aus einem einzigen Bogen, deſſen beiden Endpfeiler auf 12000 Eichen-Pfählen ruhen. Der Bau dieſer Brücke ſoll 230,000 Zechinen gekoſtet haben.

dichter Knäuel von Zuſchauern, die den zuerſt ankommenden Gondeln aus voller Bruſt entgegenjubeln; die nachfolgenden werden angefeuert, die letzten grauſam verhöhnt, mit Pfeifen und Ziſchen empfangen. Unter dem Bogen der Brücke rennen die ſchlanken Fahrzeuge ſo dicht an einander, daß eine Gondel die andere in den Grund zu bohren ſcheint; von allen Seiten ertönt dabei Muſik, rauſchende Muſik, die den triumphirenden Jubel der ſiegenden Wettruderer überlärmt. Und dieſes Feſt währte ſo lange bis es zu dunkeln begann. Dann drängte ſich halb Venedig nach dem Marcusplatze*), der, in einem Meere von Lichtern ſchwimmend, einen feenhaften Anblick darbot.

---

*) Der Marcusplatz, von dem ſchon Petrarca geſagt, er wiſſe nicht, ob die ganze Erde einen ähnlichen Platz aufzuweiſen habe, iſt 680 Fuß lang und 330 Fuß breit und zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt.

IV.

An dieſem Abende, an dem Venedig in bacchantiſchem Jubel ſchwelgte, ſaß Lea in ihrem kleinen, engen, matt erleuchteten Stübchen, putzte ihre falſchen Schmuckſachen und legte ein Stück nach dem Andern in ein Käſtchen von Pappe, das ihren ganzen Reichthum barg; dann ſeufzte ſie tief auf und nahm, um ihre trüben Gedanken zu verſcheuchen, die Mandoline von der Wand, ließ, traurig und niedergeſchlagen, ihre roſigen Finger über die ſtraffen Saiten irren und ſang dazu folgendes Lied:

Jeder Stern und jede Sonne,
Jeder Wolke lichtes Blau,
Jede Knoſpe, jede Blume,
Jede Perle, jeder Thau,
Jede Welle, jede Woge,
Die ſich um Venedig flicht,
Zeiget meinem trunk'nen Auge
Des Geliebten Angeſicht.

Ueberall, wohin ich ſchaue,
Leuchtet mir ſo freundlich mild
Und ſo liebevoll entgegen
Sein geliebtes ſüßes Bild.

Roſe birgts in ihrem Kelche,
Perle birgts in ihrem Kranz,
Welle birgts in ihrem Buſen
Und der Stern in ſeinem Glanz.

Und in demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, und ein junger Mann, in einen ſchwarzen Mantel eingehüllt, erſchien an der Schwelle des Zimmers.

— Lorenzo! ſchrie Lea und ſtürzte in ſeine Arme.

— Lea! hauchte der junge Mann und preßte das Mädchen mit ungeſtümer Luſt ans lautpochende Herz.

Lea ließ ihre Mandoline, Lorenzo ſeinen Mantel fallen. In glühender Umarmung, Aug' an Aug', Bruſt an Bruſt, Mund an Mund ſchmolzen zwei Seelen in Eine zuſammen. Mit halb geſchloſſenen Augen hing die „braune Ziege" an ſeinen feurigen Lippen und ſchwelgte in der Seeligkeit eines Kuſſes, der jeden Athemzug ihrer Seele mit tauſend Wonnen durchrieſelte. Im Ueberſtrömen dieſer Wonnen ſtahlen ſich aus den ſchwarzſeidenen Wimpern ihrer Augen zwei große Thränen, die langſam herniederrannen.

— Du weinſt? fragte Lorenzo, dieſe blitzenden

Tropfen wegküſſend. Lea, meine ſüße Taube von Zion, warum weinſt Du?

— Die Freude des Wiederſehens hat mir dieſe Zähren erpreßt. Ach, mein Lorenzo, acht ewig lange Tage hat Deine Lea Dich vergebens erwartet; acht Tage hat ſie ſich nach dem Sonnenglanze Deiner Augen wie ein armes verſchmachtendes Veilchen nach dem erfriſchenden Morgenthau geſehnt; acht Nächte hat ſie kein Auge geſchloſſen; ſie hat geweint und gebetet; ihr Herz hat geblutet und der Gedanke ſie gefoltert, Lorenzo, die Seele ihrer Seele, ihr Einziges und ihr Alles, was das ärmſte und verworfenſte Geſchöpf Gottes auf dieſer Welt beſitzt, Lorenzo könnte ihr untreu geworden ſein und ſie vergeſſen haben.

— Sieh in mein Auge, Lea, blick' in mein Herz, Stern von Jeruſalem, und frage, ob es möglich ſei, Dich vergeſſen zu können.

— Wo aber warſt Du ſo lange? fragte ſie mit ſanft bittendem Tone, indem ſie ihr glühendes Geſicht an ſeine Schulter lehnte und ihm mit thränenverklärtem Blick tiefforſchend ins Auge ſah.

— Dringende Geſchäfte, meine ſüße Lea, hatten mich nach Padua gerufen ... erſt geſtern Nacht bin ich von dort zurückgekehrt ...

— Schon geſtern Nacht und mein Lorenzo iſt nicht gleich in die Arme ſeines Mädchens geeilt?

— Mitternacht war längſt vorüber; ich wollte Deinen Schlaf nicht ſtören.

— Hat Dein Kommen mich wohl je geſtört? Bin ich nicht zu allen Stunden des Tages und der Nacht die gehorſame Magd, die treue Hündin, die Deines Winkes harrt. Seit geſtern in Venedig und erſt heut, erſt jetzt an der Bruſt Deiner Lea, wiederholte ſie mit ſchwerem Seufzer.

— Und kannſt Du darum mit mir grollen? fragte Lorenzo, ſie ſanft in ſeine Arme ſchließend.

— O wie wenig, mein Geliebter, kennſt Du den Zauber, der aus jedem Deiner Blicke, wie wenig die Muſik, die aus jedem Deiner Worte ſtrömt, wenn Du mich fragen kannſt, ob ich Dir grolle. Wer kann Dich ſehen und Dir zürnen? rief Lea und drückte ihn feſt an ihr Herz. Komm, mein Geliebter, komm! Setze Dich an meine Seite, lege Dein ſchön gelocktes Haupt auf meine Schulter, ſieh mich an und ſage mir, wie oft Du in den acht Tagen Deiner Abweſenheit an Dein Mädchen gedacht haſt.

— Ein einzig Mal ...

— Wie, mein Lorenzo, nur ein einzig Mal?

— Vom Augenblick meines Erwachens bis zu jenem, wo mir der Schlaf die müden Augen ſchloß ...

— Und Nachts, wenn Du ſchlieſſt?

— Hab' ich geträumt von Dir, mein ſüßes Kind ...

— Iſt das wahr, wirklich wahr? Du haſt geträumt, von mir geträumt?

— So lebhaft, wie noch nie!

— Sprich, mein Geliebter, was hat Dir von mir geträumt?

— Soll ich's Dir wirklich ſagen? fragte der junge Mann, deſſen freudeſtrahlender Blick ſich plötzlich umflort hatte.

— Du darfſt vor Lea kein Geheimniß haben ... ſie muß Alles, Alles wiſſen.

— Wohlan, ſo höre! ſagte Lorenzo und ſeufzte tief auf. Unter dem Schwarme junger Leute, die, vom Magnete Deiner Schönheit angelockt, Dich auf

Steg und Weg verfolgen, befand ſich, wie mir mein Traum gezeigt, ein junger, kecker, wüſter Nobile, der Dich während meiner Abweſenheit fleißig beſucht hat. Sprich, Lea, hat dieſes Traumgeſicht mich nur geäfft?

— Nein, mein Lorenzo, es hat Dir die Wahrheit gezeigt. Hat Deine Lea Dir verſchwiegen, daß ſie ein armes, tief geſunkenes Geſchöpf iſt, das vom Almoſen jener Leute lebt, deren Lüſten es ſich Preis geben muß, um zu leben, um ſeinen Hunger zu ſtillen?

— Du haſt mir nichts verſchwiegen ...

— Und dennoch, dennoch haſt Du mich Deiner Liebe werth gefunden und mir, der letzten Dirne, dem verworfenſten Geſchöpfe von Venedig vergönnt, Dich zu lieben, mein Lorenzo, mit allen Kräften meiner Seele. Mein Leib — o weh mir, daß ich's ſagen muß! — iſt Eigenthum der ganzen Stadt; denn ich bin arm, blutarm und will leben, denn das Leben iſt ſo ſchön! Aber meine Seele, Lorenzo, gehört Dir, nur Dir allein; mein Körper iſt der Sünde Opferlamm, doch meine Seele iſt rein und ohne Mäkel, wie die Deine!

— Jener Traum, Lea, hat den Scorpion der Eiferſucht in mir geweckt. Seit jener Nacht iſt der Gedanke, daß ganz Venedig meine Perle lieben darf, ein unerträgliches Gefühl für mich. Und darum hab' ich feſt beſchloſſen, daß es anders werden muß. Von dieſem Augenblick an darfſt Du keinem Andern als mir angehören; hörſt Du, Lea? fragte er in gebieteriſchem Tone.

— Ich höre, hauchte die Taube von Zion und ſchlug zitternd die Augen nieder.

— Von heute an muß ganz Venedig für Dich todt ſein; kein zweiter Mann darf Deine Schwelle mehr betreten; ich will's! rief er mit Blicken, in denen die hellen Flammen der Eiferſucht aufloderten.

— Dein Wille, mein Gebieter, iſt mir ein heiliges Gebot ... Dein Wille, Herr, geſchehe!

— O meine Lea, wie rührend iſt Deine Demuth! Wie groß und erhaben iſt Deine Reſignation! Und wie falſch und treulos, wie gemein und ſchlecht bin ich!

— Mein Lorenzo!

— Nenne dieſen Namen nicht, denn auch er iſt eine arge Täuſchung!

— Wie, dieſer ſüße Name? ...

— Iſt eine Lüge, wie Alles, was Du von mir glaubſt. Deine Ergebung in meinen Willen hat mich tief gerührt; die Maske, die ich trage, brennt mir auf der Seele; ich kann, ich darf, ich will nicht länger meine Lea täuſchen: Du mußt Alles, Alles wiſſen.

— Weh mir, was werd' ich hören?

— Der junge Maler, der ſich in Dein Heiligthum geſchlichen, um Dein Bild zu malen, heißt Henrico ...

— Henrico! rief Lea, angſtvoll die Hände faltend.

— Henrico Contarini ...

— Contarini! wiederholte das Judenmädchen, tief erſchreckt ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

— Der Mann, der Dich ſo plump getäuſcht, iſt nicht der arme Teufel, den er ſpielt ... Henrico Contarini iſt der Sohn des Dogen von Venedig ...

— O meine Ahnung! rief Lea, die leichenblaß ihr Haupt auf die Bruſt ſinken ließ.

— O das iſt noch nicht das Schlimmſte, was

Du erfahren mußt. Der Sohn des Dogen, der Dir in einer Nacht, vom Füllhorn Deiner Reize überſchüttet, die Ehe verſprochen hat . . .

— Halt' ein, Lorenzo, Du tödteſt mich . . .

— Dein Lorenzo iſt vermählt!

— O mein Gott, ſchrie Lea und ſank bewußtlos zur Erde nieder.

— Verzeih' mir, armes Kind, daß ich mich endlich ſtark genug gefühlt, Dir meinen Frevel zu geſtehen, ſtöhnte Henrico, kniete vor ſie nieder und bedeckte ihre bleiche Stirn mit heißen Küſſen. Einmal, Mädchen, mußteſt Du erfahren, was ſo lang mir auf dem Herzen lag. Erwache, meine arme Taube, und vernimm das Bekenntniß und den heiligen Schwur, daß des Dogen einziger Sohn, Tarquinia Badoer's Gemahl, Dich ſo heiß und innig wie Lorenzo, der arme, unvermählte Maler liebt.

Lea aber, die gefeſſelt in den Banden der Ohnmacht lag, hörte nichts. Starr, wie eine Leiche, lag ſie in den Armen des Geliebten, der ihr die Haare von der Stirn ſtrich und ihre eiskalten Schläfen ſo lange mit glühendheißen Küſſen bedeckte, bis ſie plötzlich wieder die Augen aufſchlug.

— Wo bin ich? fragte ſie mit matter Stimme.

— In Henrico's Armen!

— O mein Gott, mein Gott, ſo iſt denn Alles wahr, was ich ſeit lange ſchon geahnt! Du, des Dogen Sohn, und ich ein verworfenes Geſchöpf, auf das ganz Venedig mit den Fingern zeigt! Du, ein Chriſt, ich eine arme, hilfloſe Jüdin! Du vermählt und ich die Geliebte einer ganzen Stadt! O Jehovah, tödte die unglücklichſte aller Töchter Israels!

— Gnadenreicher Gott meiner Väter! flehte Henrico, laß mir meine ſüße, fromme Taube von Zion!

— Und der Name Deines Weibes? fragte Lea, von finſtern Gedanken gedrängt.

— Tarquinia!

— O welch ein ſtolzer Name! Und hat ſie nicht ein Recht, ſtolz zu ſein, da ſie das neidenswertheſte Weib auf Gottes weiter Welt, das Weib iſt, das von Dir geliebt wird?

— Wer ſagt Dir, Lea, daß ich ſie liebe, daß ich ſie je geliebt? Des Nordpols Kälte iſt glühend ihrem Herzen gegenüber, das kein anderes Gefühl als Stolz und Hochmuth kennt.

— Sie liebt Dich nicht?

— Tarquinia liebt Keinen auf der Welt.

— O dann iſt ſie auch nicht werth, Dein Weib zu ſein.

— Sie iſt es nur dem Namen nach. Seit drei Jahren, ſeitdem der Eigennutz unſerer Eltern uns zuſammengejocht, hat mein Ohr aus ihrem Munde noch kein ſüßes Wort gehört. Stolz auf den uralten Adel ihres Hauſes ſchmeichelt es ihrer Eitelkeit, den Sohn des Dogen ihren Mann zu nennen; dies abgerechnet, hab' ich nicht mehr Reiz für ſie als der letzte meiner Diener.

— Hat ſie Dir Kinder geſchenkt?

— Ich hab's gehofft, doch auch dieſe Hoffnung hat mich nur getäuſcht.

— Ach mein Lorenzo, das, was die ſtolze, vornehme Tarquinia Dir verſagt, kann Deine arme, verachtete Lea Dir gewähren! Henrico, ſieh in mein Auge. Und was gewahrſt Du in dieſem unbefleckten Spiegel?

— Ein Gefühl des Stolzes, wie ich ihn bei Dir noch nie geſehen …

— Du haſt Dich nicht getäuſcht; tauſend Freudenfeuer ſprühen in meinen Augen; auch die verſtoßene Lea hat nun ein Recht, ſtolz, ja noch ſtolzer als Dein Weib zu ſein, denn, ach! ſie fühlt ſich Mutter, Mutter von Dir! rief Lea und flog entzückt in ſeine Arme.

— Sprichſt Du Wahrheit? fragte Henrico mit freudeverklärtem Blick.

— O ſprich, Geliebter, hat Deine Magd Dich je getäuſcht?

— Noch nie, meine Liebe, hat eine Lüge den Blumenſaum Deiner Lippen befleckt. O meine Lea, wie groß und erhaben ſtehſt Du meinem Weibe gegenüber! Du haſt in mir den armen, unbekannten Künſtler geliebt, der Dir nicht die kleinſte Kleinigkeit geſchenkt, um die Uneigennützigkeit Deines Herzens zu prüfen. Du liebſt nicht ſeinen Stand und Namen, Du liebſt nur den Menſchen in ihm und erfüllſt den ſehnlichſten ſeiner Wünſche: Du ſchenkſt ihm ein Kind, ein Kind, das unter Deinem Herzen ruht, ein Kind …

— Das ſo ſchön wie ſein Vater und . . .

— So lieb wie ſeine Mutter werden wird, fügte Henrico hinzu und umarmte ſeine Lea mit unbeſchreiblicher Wonne.

V.

Henrico's Gemahlin — Tarquinia Badoer — war eine der ſtolzeſten Frauen von Venedig, ſtolz auf den uralten Adel ihrer Familie*), ſtolz auf ihren Reichthum, ſtolz auf ihre Schönheit. Die ausgezeichnetſten Maler der Republik hatten unter ſich gewetteifert, die Schwiegertochter des Dogen durch die

---

*) Das Haus der Badoër war eine der zwölf alten Wahlfamilien, welche im Jahre 697 den erſten Dogen, Paolo Anafeſto, erwählt hatten; von dieſen zwölf Wählern, Tribunen genannt, ſind uns nur zehn bekannt: 1) Badoër (ehemals Participazio), 2) die Barozzi, 3) die Contarini, 4) die Dandolo, 5) die Falieri, 6) die Gradenigo, 7) die Memmo, 8) die Polani, 9) die Sanuto (ehemals Candiano), und 10) die Tiepolo.

Macht ihrer Pinſel zu verherrlichen. Der Plutarch der venezianiſchen Maler, Carlo Ridolſi *), hatte ſie als Cleopatra, Dario Varotari **) als Semiramis, Pietro Liberi ***) als Juno gemalt. Ihre imponirende Geſtalt beſaß etwas Majeſtätiſches, das Jedem, der ihr nahte, ein Gefühl der Ehrfurcht einflößte. Auf ihrer hohen Stirn thronte ein königlicher Stolz, der ihrer Phyſiognomie einen beherrſchenden, aber nicht gewinnenden Ausdruck lieh. Tarquinia war eine jener kalten, regelmäßigen

---

*) Carlo Ridolſi, geb. 1602 zu Lonigo im Gebiete von Vicenza, war eben ſo berühmt als Maler wie als Schriftſteller. Seine Lebensbeſchreibungen der venezianiſchen Maler erſchienen unter dem Titel: Le maraviglie delle arte, ovvero delle vite de pittori Veneti, Venezia 1648, 2 Bde. 4. Die Republik beſchenkte ihn dafür mit einer goldenen Medaille, und Papſt Innocenz X. ernannte ihn zum Ritter des goldenen Sporns. Nach Zanetti ſoll er 1658, nach Boschini aber erſt zwei Jahre ſpäter geſtorben ſein.

**) Der Sohn Aleſſandro Varotari's, der unter dem Namen il Padovanino 1650 zu Padua geſtorben iſt.

***) Pietro Libero (geb. 1605, geſt. 1687 zu Padua) hatte auch in Deutſchland gearbeitet und war von dort als Graf, Ritter und reicher Mann nach Venedig zurückgekehrt, wo er wegen ſeiner Neigung, nackte Schönheiten im Tizian'ſchen Geſchmacke zu malen, den Beinamen Libertino erhielt.

Schönheiten, die nicht gefallen, nur imponiren wollen und deßhalb trotz allen Reizes, der ſie umgibt, mehr Abſtoßendes als Anziehendes haben. Der Stolz, der in jedem ihrer Züge, in jeder ihrer Mienen, in jeder ihrer Bewegungen ausgeprägt war, machte ſie rauh, ihr herriſches Benehmen unerträglich. Großgeſäugt an den Brüſten ſardanapaliſcher Verſchwendung, liebte ſie den größten Luxus, den üppigſten Aufwand. Armuth war in ihren Augen ein Gräuel, der Reichthum eine Tugend. Ihr Egoismus liebte Keinen als ſich ſelbſt, und Liebe, die Blume der menſchlichen Gefühle, kannte ſie nur dem Namen nach. Ihr Gemahl war ihr ſo gleichgiltig wie jeder andere Mann; aus Hunderten hatte ſie ihn erwählt, nicht weil er jung und ſchön, nein, weil er reich, wie ſie, und von alter vornehmer Familie war.

Zu den Anbetern dieſer ſtolzen, marmorkalten Schönheit gehörte auch Giulio Gritti, der Neffe des Procurators von Sanct Marcus, ein Schulfreund ihres Gemahls, ein herzloſer Menſch, welcher Freundſchaft, Liebe und Treue, den ſchönſten Dreiklang aller Tugenden, für Phantome, Hirngeſpinſte, Seifenblaſen hielt, die der leiſeſte Hauch zertrümmern kann. Giulio kannte nur ein Gefühl: das Gefühl der Wolluſt, die ſich keine Gewiſſensbiſſe macht, das Heiligſte auf Erden mit Füßen zu treten und alle Künſte tückiſch-ſchlauer Verführung, ja ſelbſt Liſt und Verrath, in Bewegung zu ſetzen, um früher oder ſpäter ihre Zwecke zu erreichen. In jedem weiblichen Weſen, das dieſem Wüſtling Gefallen eingeflößt hatte, ſah er eine Beute, die als Opfer ſeiner unerſättlichen Leidenſchaft fallen mußte. Es galt ihm gleich, ob das Weib, das ihm gefiel, die Tochter des letzten Proletariers oder die Gattin eines ihm ebenbürtigen Edelmanns war.

— Das Herz aller Frauen (pflegte er zu ſagen) iſt aus Einem Teige geknetet. Wer Eines kennt, kennt Alle; wer Eines zu bethören verſteht, vermag Alle zu bethören, gleichviel ob dieſes Herz in der Bruſt einer Bettlerin oder einer Fürſtin ſchlägt.

Die einzige Frau, die der Tactik ſeines frechen Verführungsſyſtems bis jetzt ſiegreich widerſtanden hatte, war Tarquinia Contarini. Aber eben darum hatte Henrico's Gemahlin mehr Reiz für ihn, als jedes andere Weib. Ihr unbeugſamer Stolz erweckte in ihm den kühnen Wunſch, ſie zu demüthigen, ſie zu zwingen, dieſe undurchdringliche Kälte, mit der ihr Herz dreifach umpanzert ſchien, freiwillig abzuwerfen und ihn endlich zu erhören. Giulio hatte, um dieſes Ziel zu erreichen, einen Plan entworfen, in dem Eiferſucht und Rache als mächtige Bundesgenoſſen ihm zur Seite ſtanden.

Eines Tages, als er Tarquinia, mit Pinſel, und Palette, vor der Staffelei eines faſt vollendeten Bildes fand, blieb er verwundert ſtehen, heftete ſeine großen ſchwarzen Augen auf die ſchönen Züge des Portraits und fragte erſt nach langer Pauſe:

— Signora, darf ich fragen, wer dieſes Götterweib iſt, das Eure Kunſt auf dieſe Leinwand hingezaubert hat?

— Es iſt Lucrezia, die Gemahlin Collatins.

— Und der Dolch in dieſer üppig-ſchönen Hand?

— Iſt der Rächer ihrer Schmach. Lucrezia will lieber ſterben als ſich den frechen Wünſchen des Königsſohnes Sextus fügen.

— Ich bewundere den kühnen göttergleichen Stolz, den Ihr dieſen edlen Zügen eingehaucht.

Doch mehr noch als dies ſetzt mich eine Aehnlichkeit in Erſtaunen, die Euer reizendes Bild mit einer Schönen hat, welche in Venedigs Mauern lebt.

— Ihr Name? fragte Tarquinia, ruhig fortmalend.

— Wird Euch unbekannt ſein, erwiderte Giulio. Sie iſt eine arme Judendirne, welche Lea heißt. Jung und Alt kennt ſie unter dem Spottnamen der „braunen Ziege.“ Wunderbar, daß ſie, die Euerm Bilde wie eine Hoſtie der andern gleicht, ganz das Gegenſpiel von Lucrezia's ſtolzer Keuſchheit, die Geliebte von halb Venedig . . .

— Mithin wohl auch die Eure iſt, fiel ihm Tarquinia mit kaltem Spott in die Rede.

— Ihr irrt, edle Frau. Ich mag nicht lieben, was ein Gemeingut Aller iſt. Meine Seele ſchwärmt nur für das, was jedem Andern unerreichbar ſcheint. Ihr, Signora, ſeid das erhabene, unbarmherzige Götterbild, zu dem ich zagend, zitternd, bittend, flehend emporſchaue, um den Heiligenſchein Eurer Schönheit mit nimmerſatten Zügen einzuſchlürfen.

— Ich glaube gar, Signor, erwiderte kalt und gemeſſen Henrico's Gemahlin, Ihr macht mir da, hinter meinem Rücken, eine offene Liebeserklärung?

— Nennt es, wie Ihr wollt, aber zürnt mir nicht, wenn ich die Wahrheit rede.

Tarquinia, auf deren Lippen noch Niemand ein Lächeln geſehen, vermochte bei dieſen Worten nicht, ernſt zu bleiben. Sie kehrte ſich um, betrachtete ihren Anbeter und fragte mit ſpöttiſchem Mitleid:

— Signor, habt Ihr Euern Verſtand verloren?

— Tarquinia, Ihr habt ein Herz ſo hart wie Diamant.

— Euer Mienenſpiel, mein guter Giulio, iſt äußerſt komiſch und die Komödie, die Ihr ſpielt, höchſt poſſierlich. Erlaubt, Signor, daß ich darüber lache.

— Ihr ſeid grauſam, Signora. Ihr treibt mit meiner Liebe zu Euch ein frevelhaftes Spiel.

— Wie finſter grollt Euer Blick, Signor! Wer Euch nicht näher kennt, der ſollte meinen, Ihr hättet große Luſt, meiner ſchwer beleidigten Lucrezia den ſcharfgeſchliffenen Dolch aus ihrer Hand zu winden, um ihn rachekühlend in mein diamantenes Herz zu drücken. Fürwahr, Ihr ſpielt Eure Rolle ganz vortrefflich.

— Tarquinia, treibt Euern Spott mit mir nicht allzuweit. Bedenkt, Signora, daß mir andere Waffen als dieſer gemalte Dolch zu Gebote ſtehen. Ein Wort, Ein Name vermöchte Euer ſtolzes Herz weit tiefer zu verwunden, als alle Mordgewehre unſeres Arſenals!

— Signor, was wollt Ihr damit ſagen? fragte Tarquinia, Pinſel und Palette wegwerfend und ſich raſch erhebend.

— Was ich damit ſagen will? wiederholte Giulio mit einem Anfluge bittern Hohnes. Etwas, das ich nicht ſagen kann, nicht ſagen darf.

— Warum? fragte ſie in gebieteriſchem Tone.

— Weil es ein finſteres Geheimniß iſt, das im volkreichen Venedig außer mir nur noch Eine Seele weiß.

— Und dieſe Eine? fragte Henrico's Gemahlin, von unheimlicher Neugier aufgepeitſcht.

— Iſt Lea, die „braune Ziege."

— Was ſagt Ihr? rief das ſtolze Weib, von demüthigender Ahnung durchſchauert.

— Die Wahrheit, Signora, nichts als die Wahrheit!

— Die Geliebte einer ganzen Stadt, das verworfene Geſchöpf, die gemeine Judendirne iſt alſo . . .

— Eure Nebenbuhlerin, Signora.

— Hab' ich denn auch recht gehört? O ſagt es mir noch einmal, werther Freund. Lea . . . ea . . .

— Iſt Henrico's Concubine.

— Herrlich! herrlich! rief ſie mit unterdrückter Wuth. Nun, Freund Giulio, fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, bewundert Ihr nicht den Geſchmack meines Gemahls?

— Ich finde ihn abſcheulich! erwiderte Gritti anſcheinend empört.

— Sagt lieber: niederträchtig! Glaubt nicht, mein guter Freund, daß ein Gefühl von Eiferſucht mich foltert. Verachtung, tiefinnige Verachtung iſt's, die jede meiner Adern mit Rache ſchwellt. Wär' Henrico in heißer Liebe zu einer Dame meines Gleichens entbrannt, ich hätte gelacht und kein Wort darüber verloren. Ein Mann aber, der ſich ſo weit vergeſſen kann, wie er, ein Mann, der ein elendes Geſchöpf, eine jüdiſche Straßendirne mir, der Nichte des Podeſtà von Padua, mir, der Letzten der Participazio, mir Tarquinia Badoër vorzuziehen wagt, iſt ein Elender, der mir — von dieſem Augenblick ein Gräuel — eine Welt zu Füßen legen könnte, ſie würde ſie und ihn verachtend von mir ſtoßen! — Ihr liebt mich, ſagtet Ihr vorhin. Ich will's Euch glauben, doch unter der Bedingung nur, daß Ihr mir treu behilflich ſein wollt, an ihm und ihr mein glühendheißes Rachgefühl zu kühlen. Sprecht, Giulio, wo wohnt die Elende, die es gewagt, mit der Schwiegertochter des Dogen in die Schranken zu treten?

— Seit Kurzem wohnt ſie am äußerſten Ende des Fondamento delle Zattere, nicht fern von der Kirche degli Geſuati, Nummer 782, in einem kleinen, aber ſchmucken Hauſe*), das, prachtvoll ausgeſchmückt mit Spiegeln und Teppichen, mit Bronze- und Marmorſtatuen, mit den koſtbarſten Bildern und den theuerſten Blumen, Euer liebenswürdiger Gemahl der „braunen Ziege“ zum Geſchenke gemacht hat.

---

*) In demſelben Hauſe ſtarb neunzig Jahre ſpäter, am 11. November 1750, einer der berühmteſten Schriftſteller Italiens, der kaiſerliche Hiſtoriograph und Hofpoet Apoſtolo Zeno.

— Und von wem, mein Freund, wißt das Alles Ihr ſo ganz genau?

— Von einem meiner theuer bezahlten Spürhunde, mit denen ich ſie ſeit jenem Augenblick umringt, in welchem ich erfahren, daß Henrico, berauſcht vom Reize ihrer frechen Schönheit, ſich der zahllos langen Liſte ihrer Liebhaber angeſchloſſen hat. Noch vor acht Tagen bewohnte die traveſtirte Danaë, in deren Schooß Euer verſchwenderiſcher Gemahl jetzt einen Zechinen-Regen herabfallen läßt, eine ärmlich-finſtere Kammer in der Calle Petrocchi. Der geheime Polizeiſpion dieſer Gaſſe*) hatte mir kaum erzählt, daß die Jüdin urplötzlich, mitten in der Nacht, aus dieſer Gaſſe verſchwunden ſei, als ich — nur Euch zu Liebe — meinen Spähern den

---

*) Faſt jede Straße Venedigs hat noch jetzt einen geheimen Aufſeher, welcher, Capo di Contrada genannt, einer der dort wohnenden Handwerker und in der Regel ein Schuſter iſt, der, vor ſeiner Wohnung unter freiem Himmel arbeitend, von frühem Morgen bequem das Treiben der ganzen Straße beobachten kann. Zur Zeit des Raths der Zehn ſoll die Republik Venedig gegen 10.000 ſolcher geheimer Aufpaſſer in ihrem Solde gehabt haben.

Auftrag gab, die neue Wohnung dieſer Dirne auszukundſchaften. Die „Taube von Zion“ — ſo nennt ſie Euer galanter Herr Gemahl — ſie, die noch vor Kurzem ein Gemeingut Aller geweſen war, iſt nun Henrico's ausſchließliches Eigenthum, ein Monopol, um das ich ihn wahrlich nicht beneide.

— Wißt Ihr mir zu ſagen, wann er bei ihr iſt?

— Es vergeht kein Tag, an dem er nicht in den Armen dieſer Hexe liegt, die ihn mit magiſcher Gewalt in ihren Zauberkreis feſtgebannt. Vor vier Wochen, als Ihr, der Doge und ganz Venedig Euern Gemahl, im Auftrag der Republik, in Padua geglaubt, war ich der Einzige ſeiner Freunde, welcher wußte, daß Henrico acht Tage und acht Nächte lang an der Bruſt ſeiner „braunen Ziege“ geſchwelgt. Faſt täglich, ſobald es zu dunkeln beginnt, eilt er in die Arme der jüdiſchen Circe und kehrt oft erſt mit Anbruch des Morgens in die Arme ſeines betrogenen Weibes heim.

— Bei ihr alſo verbringt er ſeine Nächte! Giulio, habt Dank für den Dienſt, den Ihr mir durch Offenbarung dieſes Geheimniſſes geleiſtet habt. Tarquinia Badoer weiß nun, was ſie ſich und ihrem befleckten Namen ſchuldig iſt.

Ihr brütet finſtere Plane. Signora, was wollt Ihr thun?

Etwas, was vielleicht noch kein Weib in ganz Venedig gethan . . .

Ihr wollt die Schmach, die der treuloſe Verräther Euch zugefügt, nicht überleben und Euch tödten?

Seid Ihr toll oder haltet Ihr mich dafür? Ich mich tödten? Thor, wo denkt Ihr hin! Das verworfene Geſchöpf ſoll ſeinen Frevel büßen.

— Und Henrico?

— Fragt mich nicht, Giulio! Ihr ſollt es früh genug erfahren, wie die Letzte der Badoer ſich zu rächen weiß. Lebt wohl, lebt wohl, mein lieber Freund.

— Und wann, göttliche Tarquinia, darf der treueſte Huldiger Eurer Schönheit Euch wiederſehen?

— Wann Ihr wollt! Wann Ihr wollt!

Giulio ergriff Tarquinia's Hand, preßte ſie ungeſtüm an ſeine brennendheißen Lippen, hauchte mit flehender Geberde und unbeſchreiblich weichem Ausdruck ihren Namen und entfernte ſich.

VI.

Am Abende deſſelben Tages herrſchte auf dem Fondamento delle Zattere, in jenem kleinen Hauſe, welches Giulio Gritti der Gemahlin Henrico's ſo genau bezeichnet hatte, nach der drückenden Schwüle des Tages die erquickende Ruhe einer milderfriſchenden Mainacht. Der Mond träufelte ſein Licht in den ſtillen Giudecca-Canal und verwandelte den zitternden Wellenſchlag in ein glitzerndes Funkenmeer. Nur hin und wieder zog eine einſame Gondel, einem ſchwarzen Schwane gleich, geräuſchlos auf dem farbenſprühenden Rücken der Lagune hin. Jenſeits der Giudecca ragte der prächtige Bau der Redentore-Kirche in die geſtirnte Nacht empor. Dieſſeits des Canals in dem Hauſe, das die „Taube von Zion" bewohnte, herrſchte ein ſtiller, wohlthuender Sabbatfriede. Durch die nur halbgeſchloſſenen Jalouſien drang die balſamiſche Kühle der milden Nachtluft in ein reizendſchönes Gemach, an deſſen Wänden die Meiſterwerke der italieniſchen Malerſchule in ſchwer vergoldeten Rahmen und auf Geſtellen von glänzendem Malachit blendendweiße Marmorſtatuen prangten, die ſich in den hohen Venezianiſchen Trumeaux abſpiegelten. In einem ſilbernen Käfig ſchaukelte ſich auf bronzirtem Ring ein ſchneeweißer Papagey mit himmelblauer Huppe, einer der ſchönſten und ſeltenſten Vögel der heißen Zone, und in zwei großen Niſchen athmete ein Flor hundertfarbiger Blüthen exotiſcher Blumen ein unbeſchreiblich ſchönes Aroma aus. Auf einem rothdamaſtenen Divan ſaß die ſchöne Jüdin und arbeitete beim Licht der traulichen Lampe an einem koſtbaren Teppich. Lea, im Schooß drückender Armuth geboren, ſah ſich ſeit dem Tage, an dem der Sohn des Dogen ihr dies Aſyl eingeräumt hatte, von verſchwenderiſcher Pracht umringt, nach der ſie ſich nicht geſehnt, umgeben von Luxus den er ihr aufgedrungen hatte, um ſie für alle Entbehrungen ihres frühern Lebens durch tauſend Annehmlichkeiten einer ſchönen Häuslichkeit zu entſchädigen. Während ihre großen ſchwarzen Augen auf den bunten Arabesken ihrer Stickerei ruhten, beſchäftigte ſich ihr in träumeriſchen Zuſtand verſenkter Geiſt mit dem Liebſten und Schönſten, das ſie auf Erden beſaß, mit dem Gegenſtande ihrer glühendſten Anbetung, mit dem Liebenswürdigſten aller Männer, mit Henrico, welcher — Gemahl einer Andern — ihr Geliebter, ihr Abgott war. Wohl fühlte ſie das Gefährliche dieſer Liebe. Ihr prophetiſcher Geiſt ſagte, daß unter dieſem Teppich, auf dem ſie fußte, eine Pulvermine ſchlummere, die das freundliche Aſyl, dieſen ſtillverborgenen Zufluchtsort unerlaubter Liebe, mit Einem Hauche in die Luft ſprengen und ſie und ihr ganzes Glück unter den Trümmern dieſes Luxus, in deſſen Schooße ſie ſich keineswegs heimiſch fühlte, begraben konnte. Sie wußte, daß ſie, mitten in dieſer anſcheinend ſichern Lage, ſich auf einem Vulkan befinde. Und darum war ſie, umgeben von Pracht und Reichthum, tauſendmal ängſtlicher, unruhiger und beſorgter als in der ärmlichen Kammer, die ſie in der Calle Petrocchi bewohnt hatte. Dort war ſie die geduldete Geliebte der ganzen Stadt, hier war ſie die ſtrafbare Maitreſſe des verheiratheten Dogen-Sohnes. Der kleinſte

Verdacht, der geringſte Argwohn der ſtolzen Tarquinia konnte die Aermſte vom höchſten Glücksgipfel in den tiefſten Abgrund des Verderbens ſchleudern. War Henrico bei ihr, ſo wußte dieſer die Sorgen, die wie drohende Geſpenſter ſie Tag und Nacht umkreiſten, durch die tauſendmal wiederholte Verſicherung zu verſcheuchen, daß ſeine Liebe zu ihr für ſeine Gattin und ganz Venedig ein unerforſchliches Geheimniß ſei; aber wenn ſie dann wieder allein war, dann erwachte von Neuem ihre Angſt und malte ihr mitten in dieſem Aufenthalte des Friedens und der Ruhe tauſend ſchreckliche Bilder vor, die ihre Einbildungskraft peinigend auf die Folter warfen. Da gab es Augenblicke, in denen ſie wünſchte, ſie hätte Tarquiniens Gemahl nie kennen gelernt, Augenblicke, in welchen ſie ſich in ihre frühere Armuth zurückſehnte. Sie begriff das Strafbare dieſes Verhältniſſes, das, einmal verrathen, ſie dem rächenden Arme des Raths der Zehn, den Geſetzen der Inquiſition, den Schrecken der Folter überliefern würde. Dieſe fortwährende Angſt gönnte ihr, wenn ſie ſich, allein, ohne Henrico's Schutz befand, keinen Augenblick der Ruhe, und der Umſtand, daß ſie unter ihrem Herzen ein Pfand ſeiner Liebe trug, verzehnfachte dieſe gerechte Angſt, die, gleich einer Harpye, ihr jeden Augenblick der Freude vergiftete. Lea's Lage war eine der ſchrecklichſten.

Als die Glocken der Kirche San Giorgio die zehnte Stunde verkündeten, ſah man auf dem einſam-öden Giudecca-Canal mit raſchem Fluge eine Gondel vorübergleiten, der, fünfhundert Schritte hinter ihr, eine zweite folgte. In der erſten befand ſich Henrico, der ſeiner ſchönen Jüdin gedachte und den Moment des Wiederſehens nicht erwarten konnte; in der zweiten ſaß Tarquinia, die ihn verfolgte, um ſich zu überzeugen, ob Giulio's Anklage gegründet ſei. In der einen Gondel ſchwelgte die Liebe, in der andern die Rache. Von den zehntauſend Gondeln Venedigs gibt's wohl keine Einzige, die nichts zu beichten wüßte von einer der hunderttauſend Leidenſchaften, die das menſchliche Herz zerwühlen. Wohl jede von ihnen weiß eine Geſchichte von Liebe und Haß, von Verrath und Rache zu erzählen. Und wahrlich, Jules Lecomte hat nicht Unrecht, wenn er ſeine Verwanderung ausſpricht, warum noch Keiner von allen Dichtern auf den Einfall gerathen iſt, die „Denkwürdigkeiten einer Gondel" zu ſchreiben.

„Die Geheimniſſe der venezianiſchen Gondel, ſagt einer unſerer beſſern Schriftſteller, ſind, gleich denen des Menſchenherzens, unermeßlich, unergründlich. Sie hat Alles erlebt, was das Leben Schönes und Häßliches, Erhabenes und Erbärmliches, Reizendes und Grauenvolles aufzu[illegible] beugt; ſie hat das Geflüſter verborgener Liebe, das leiſe Gemurmel des Verrathes und der verderbenſinnenden Rache, Verſchwörungen gegen das Leben und das Eigenthum Einzelner vernommen; ſie hat die ſchüchterne Ehebrecherin, wie das kecke Lächeln der ſichern, ſelbſtbewußten, intriguirenden Weltdame mit geheimnißvollem Schweigen bedeckt; Lauten- und Waffenklänge, Sehnſuchtsſeufzer und Mörderflüche, Segnungen und Verwünſchungen haben ihren verſchwiegenen Buſen durchdrungen; immer feſten Schrittes hat ſie, wie das dunkle Schickſal, die ihr Ueberantworteten bald zum traulichen Stelldichein, bald zum geſchäftigen Rialto, bald zu der Seufzerbrücke, bald zum ewigen Carneval auf dem Marcusplatze und bald an ein Schiff zur

Knechtſchaft und Verbannung geführt; mit einem Wort: die venezianiſche Gondel hat Alles erlebt, und nicht hundert Bände würden hinreichen, deren Myſterien zu erſchöpfen.''

Während dieſer flüchtigen Betrachtungen hat die erſte jener beiden Gondeln ihr Ziel erreicht. Henrico, in ſeinen ſchwarzen, weitfaltigen Mantel gehüllt, verläßt das Fahrzeug, drückt ſeinem treuen, ſtill verſchwiegenen Gondelier eine Zechine in die Hand, ertheilt ihm den Auftrag, in die Stadt zurückzufahren und ihn erſt zwei Stunden nach Mitternacht abzuholen; dann eilt er die Marmorſtufen des Kais hinan und fliegt in das Haus der Geliebten.

Die Gondel ſeiner Gemahlin, die ihm mit dem Falkenblick eiferſüchtiger Rache gefolgt war, hatte, während ſie Henrico ausſteigen ſah, ihrem Führer den Befehl ertheilt, raſch umzukehren, damit nichts den Argwohn ihres Gemahls erwecke. Nachdem dieſer ihrem Blicke entſchwunden iſt, treibt ſie den Gondelier zur größten Eile an, nach dem kleinen Hauſe hinzuſteuern, welches ſie genau bezeichnet. Bald hat auch ſie ihr Ziel erreicht. In dichte Schleier gehüllt, ſpringt ſie behende aus der Gondel hinaus, befiehlt dem Führer, ſie in der Nähe dieſes Hauſes zu erwarten, verſchwindet, ſchleicht mit angehaltenem Athem, leicht und flüchtig wie eine Katze, die kleine Treppe hinan, legt ihr geſpanntes Ohr an das Schlüſſelloch der Thür, die ſie vom Verräther trennt, und ſieht ihn in den Armen, ſchwelgend an den Lippen ihrer Nebenbuhlerin, die ihn mit glühendheißer Liebesluſt an ihr freudetrunkenes Herz drückt. So bleibt ſie zehn Minuten ein ſtarrer, unbeweglicher Zeuge ihres beiderſeitigen Verraths und vernimmt dann folgendes Geſpräch:

— Schon oft, geliebtes Leben, hab' ich Dich fragen wollen, für wen Du dieſen Teppich ſtickſt? Sprich, Lea, darf ich's wiſſen?

— Ich arbeite ihn für unſere Kirche, unſere alte Synagoge, und hoffe dadurch einen kleinen Theil meiner großen Sündenſchuld abzubüßen.

— Meine fromme Taube hat niemals geſündigt!

— O ſpotte meiner nicht! Schwer habe ich geſündigt gegen den Glauben meiner Väter, gegen göttliches und menſchliches Geſetz. Ich war eine

Sünderin und bin's jetzt vielleicht mehr als ſonſt. Ach Henrico!

— Sprich, holdes Kind, was trübet Deiner Augen lichten Sonnenſchein? Welch ein Gedanke iſt ſo grauſam, Dich zu quälen?

— Seitdem ich weiß, daß Du verheirathet biſt, ſehe ich überall, wohin ich ſchaue, den zürnenden Schatten Deiner Frau, deren Stolz ſich gedemüthigt, deren Ehrgeiz ſich tief gekränkt fühlen muß, daß Du der reichen, vornehmen Patriziertochter ein blutarmes, zwieſach verſtoßenes Geſchöpf vorziehſt.

— O nenne Dich nicht arm, denn biſt Du nicht überreich an Reiz und Schönheit und reicher noch an rührend frommer Liebe, Treue und Entſagung? Wär' ich frei, drückte mich nicht ein verhaßtes Band, das nur Eigennutz, nicht gegenſeitige Neigung geknüpft, ich zöge mit Dir in ein fernes Land, wo Dich Niemand kennt, um dort an Deiner Seite Venedigs Glanz und Alles um mich her zu vergeſſen, um Dir, nur Dir allein zu leben. Oft, ſüße Taube, gibt es Augenblicke, wo ich glaube, daß Du kein Geſchöpf dieſer Erde biſt. Oft meine ich in Dir ein feenhaftes Weſen, eine überirdiſche Zauberin zu ſehen, die mich behext, mit übernatürlicher Gewalt an den Siegeswagen ihrer Reize feſtgekettet hat. Oft, wenn ich liebend Dich umfaſſe und an Deiner Lippen Purpur hange, bebe ich in ſtiller Furcht, daß Du meinen Armen Dich entwinden, einer Sylphenkönigin gleich in die blauen Lüfte Dich erheben und für mich auf ewig verloren ſein kannſt. Jetzt und immer ſcheinſt Du mir ein Engel, dem ich die unſichtbaren Flügel wegküſſen möchte, damit er, gezwungen, auf fremder Erde zu verweilen, mir nicht entſchlüpfen kann. Du ängſtigſt Dich vor meiner Frau? Wie kann, wie ſoll ſie es erfahren, daß Du mein Weib, mein Alles biſt? Ihretwegen peinigſt Du Dich fortwährend mit Gewiſſensbiſſen und Vorwürfen, die ungerecht ſind. Nicht Du haſt ihr meine Liebe geraubt . . . ſie ſelbſt hat durch ihren unbeugſamen Stolz, durch ihren unerträglichen Hochmuth, durch ihre markerſtarrende Kälte meine Neigung auf ewig verſcherzt. Dies herzloſe Weib, das mich und Dich mit den Flechten ihrer Haare erwürgen, mit ihren Zähnen zerfleiſchen, mit ihren Nägeln zerreißen würde, wenn ſie je etwas erführe, dieſer Marmorblock verdient weder Dein noch mein Mitleid. Tarquinia hat weder Herz noch Seele. Sie weiß nicht, was Liebe, ſie weiß nur, was Stolz heißt. Tarquinia iſt kein Weib, Tarquinia iſt ein Weſen teufliſcher Art.

— Henrico, ſchmähe ſie nicht. Kannſt Du ſie nicht lieben, o dann achte ſie wenigſtens, denn ſie iſt Dein Weib!

— O wäre ſie es nie geweſen, dann wäre mir wohler als jetzt, dann dürfte ich ungeſtraft um die Krone meiner Wünſche, um Deinen Beſitz ringen, Dir zu Füßen ſinken und Dir ſagen: Lea, Königin meines Herzens, Seele meiner Seele, werde mein Weib, theile die Erde mit mir und den Himmel, der ohne Dich mir zur Hölle wird, rief Henrico und ſchloß die Jüdin von Neuem in ſeine Arme, drückte ſie von Neuem an ſein Herz und bedeckte ihr Geſicht mit liebetrunkenen Küſſen.

Tarquinia befand ſich in einem jener Seelenzuſtände, die keine Feder zu ſchildern vermag; während ihr Gemahl in den Wonnen des Paradieſes ſchwelgte, erlitt ſie die Qualen der Hölle: tauſend giftgeſchwollene Skorpione ſaugten ihr alles Blut aus den Adern: tauſend glühende Nadeln bohrten ſich in ihr krampfhaft aufgeregtes Herz, das ſie mit beiden Händen halten mußte, um deſſen laute Schläge zu dämpfen. Sie ſah, ſie hörte Alles: ſie knirſchte mit den Zähnen, ſie zerbiß ſich die Lippen, daß Blut daraus floß. Doch bei all ihrer Wuth und tiefinnerſten Empörung blieb ſie ſtill und ruhig, ſtarr und unbeweglich wie eine mit Gehör begabte Bildſäule, die ein böſer Geiſt an der glühendheißen Schwelle qualvoller Hölle feſtgezaubert hat, um hier mit ihren eigenen Ohren den Triumph ihrer Nebenbuhlerin, ihre eigene Schmach und Schande zu vernehmen. Sie hörte aus Henrico's eigenem Munde, wie er dieſe Jüdin, die in Tarquinia's Augen ein verworfenes Geſchöpf war, in den Himmel hob, mit welcher Gluth und Verblendung er ſie liebe, daß er dieſe gemeine Dirne, im Schlamm der Sünde untergegangen, für ein überirdiſches Weſen, für eine Fee, für eine Zauberin halten konnte. Zum erſten Mal in ihrem Leben regte ſich in ihr das Gefühl des Neides . . . die ſtolze Badoer beneidete die arme Lea um die Macht ihrer Schönheit. Ja, ja, dachte ſie bei ſich, dieſer Auswurf ihres Geſchlechts, dieſe verruchte Sünderin muß ein natürliches Weſen, eine Zauberin, eine Hexe ſein, um ſolche Gewalt über Henrico's Herz und Sinne zu gewinnen. Das war der Gedanke, der ſie aufrecht erhielt; an ihm klammerte ſie ſich an; an ihm rankte ſich ihre Rache empor. Sie raffte alle Kraft, allen Muth zuſammen, ſchwankte leiſe die Treppe hinab und erreichte nach wenigen Schritten die Gondel, in die ſie ſich erſchöpft und aufgelöſt hineinwarf.

VII.

Die erſten Augenblicke blieb Tarquinia regungslos. Sie wollte mit dem Gondelier reden und konnte es nicht; ſie wollte weinen und vermochte es nicht. Ihre Zunge war am Gaumen feſtgewurzelt, ihr Auge ſtarr und thränenlos. Ein böſer Dämon, der ihr Hirn zerwühlte, führte ihr in Gedanken das Alles noch einmal vor, was ſie kurz vorher an jener Thür gehört und geſehen hatte. Sie wollte ſich aus ihrem tauben Schmerze, aus ihrer dumpfen

Verzweiflung, aus ihrer ohnmächtigen Wuth emporraffen und brach von Neuem zuſammen. So blieb ſie zehn Minuten beſinnungslos auf dem Kiſſen der Gondel hingeſtreckt.

Endlich kam ſie wieder zu ſich. Sie öffnete die beiden Fenſter und fühlte ſich bald darauf durch die friſche Luft, die hineindrang, neu belebt, friſch geſtärkt. Sie ſtreifte das aufgelöſte Haar aus der Stirne und rief mit feſter Stimme:

— Taddeo!

Signora, was ſteht Euch zu Befehl?

— Zünde Deine Handlaterne an!

Der Gondelier trieb ſein Fahrzeug raſch ans Ufer und machte dort einen Augenblick Halt, um ſich Licht zu verſchaffen. In zwei Minuten war Tarquiniens Befehl erfüllt und die Gondel wieder im raſchen Zuge nach der Piazzetta.

Im Innern des matt erleuchteten Fahrzeuges ſaß Henrico's Gemahlin, deren Züge ſich plötzlich verklärt hatten. Raſch zog ſie ein kleines, reichgeſticktes Taſchenbuch hervor, nahm den Bleiſtift und ſchrieb auf eines der weißen Blätter ein paar flüchtige Zeilen, deren Inhalt jede ihrer Mienen mit dämoniſcher Freude erfüllt. Aus ihren glänzendſchwarzen Augen ſprühten die Funken dämoniſcher Rache; ihre Lippen umblitzte ein teufliſches Lächeln. Mit unbeſchreiblicher Wolluſt riß ſie aus ihrem Buche das beſchriebene Blatt heraus, überlas den Inhalt und triumphirte.

— Du ſollſt mein Rächer ſein! rief ſie aus und küßte das verhängnißvolle Blatt.

Bald darauf langte die Gondel am Kai der Piazetta an.

— Halt! rief ſie ihrem Führer zu.

Dann ſprang ſie raſch heraus, befahl dem Gondelier, ſie hier zu erwarten, und eilte dann über den Platz in den Hof des Dogenpalaſtes. Dort angekommen, flog ſie die Rieſentreppe *) hinan, wendete ſich rechts, warf dort in den erſten Löwenrachen **) das beſchriebene Blatt hinein, rannte

---

*) Die Scala de' giganti (zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Antonio Bregno gebaut) hat dieſen Namen von den zwei rieſengroßen Bildſäulen des Neptun und Mars erhalten, die oben auf der Treppe ſtehen. Zwiſchen dieſen beiden Statuen ſollen die ſpätern Dogen gekrönt worden ſein.

**) In dieſe Löwenrachen warf der Angeber ſeine geheimen dann ſo ſchnell, als ob ſie von Geſpenſtern gejagt würde, die Treppe hinab, erreichte den Hof, die Piazzetta und bald darauf die Gondel, die ihrer harrte. Aber das Licht darin war erloſchen.

In demſelben Augenblick flog das Fahrzeug vom Ufer fort. Als Tarquinia in das Innere trat, um ſich dort niederzulaſſen, rief eine Stimme ihr entgegen:

— Erſchreckt nicht, Signora!

— Wer da? fragte Tarquinia, die entſetzt zuſammenfuhr, weil ſie dieſe Stimme ſogleich erkannt hatte.

— Giulio iſt's, der aufrichtigſte Eurer Huldiger, der treuſte Eurer Bewunderer, der glühendſte Eurer Verehrer …

— Was wollt Ihr?

Anklagen hinein. Es waren kleine Oeffnungen, die in den Wänden des Dogenpalaſtes, vieler anderen Staatsgebäude und auch an einigen Kirchen angebracht waren. Die meiſten dieſer Löwenrachen ſind jetzt verſchwunden; einen derſelben, der vollſtändig erhalten iſt, erblickt man noch jetzt am Eingange der Kirche San Martino in der Nahe des Arſenals. Unter dieſem Löwenrachen lieſt man eine italieniſche Inſchrift, welche auffordert, Jeden, der gegen Staat oder Kirche gefrevelt hat, ſofort zu denunciren.

— Engelſüßes Weib, Eure Schönheit anbeten, Eure Reize bewundern mit der ganzen Kraft meiner Seele, rief Gritti, ſeinen ſtarken Arm um ihren ſchlanken Leib ſchlingend.

— Unverſchämter Thor, laßt mich los! ſchrie Tarquinia und verſuchte, ſich von ihm loszureißen.

— Setzt Euch auf meinen Schooß, Tarquinia, und hört mich ruhig an.

— Schweigt, ich mag nichts von Euch hören. Einem Banditen gleich habt Ihr Euch unter dem Schutze der Nacht in meine Gondel hineingewagt. Flieht, ſag' ich Euch, oder ich rufe um Hilfe.

— Verſucht's, Signora! erwiderte Giulio mit ſpöttiſchem Lächeln, Tarquinia auf ſeinen Schooß niederziehend.

— Taddeo, Taddeo! ſchrie Henrico's Gemahlin mit ſteigender Angſt.

— Signora, ſchreit Euch nicht umſonſt die Kehle wund. Taddeo, einer der Spürhunde, die in meinem Solde ſtehen, iſt auf mein Geheiß ſo taub, daß er die Stimme eines Stentors, ja ſelbſt die Poſaunen des Weltgerichts nicht hören würde. Seid alſo klug und macht keine vergebliche Anſtrengung, Euch meinen Armen zu entwinden. Hört mich an, Tarquinia. Ihr habt Euern Gemahl, ich habe Euch verfolgt. Ich ſah Euch ins Haus ſeiner Geliebten ſchleichen und harrte ſo lange, bis Ihr, zurückkehrend, Euch in dieſe Gondel warft. Dann flog meine Gondel der Euern nach. Als Ihr, an der Piazzetta ausſteigend, Euerm Führer zu warten befahlt, eilte ich in Euere Gondel, um Euch hier zu erwarten; einer meiner Spürhunde folgte Euch in den Dogenpalaſt; dort angelangt, warft Ihr im Corridor zu rechter Hand einen Zettel in den Löwenrachen. Ich habe ihn nicht geleſen und dennoch weiß ich deſſen Inhalt ſo genau, als ob ich ihn ſelbſt geſchrieben hätte. Ich kenne das Herz der Weiber und weiß, daß ihr beleidigter Stolz, ihr gekränkter Ehrgeiz der grauſamſten Rache fähig iſt. Ihr habt die Jüdin als Hexe und Euern Gemahl als Ehebrecher der Inquiſition, dem Rathe der Zehn überliefert. Ihr ſeht, Tarquinia, daß ich Alles, Alles weiß, und dennoch will ich Euch nicht verrathen, wenn Ihr nicht länger die Spröde ſpielen, Euch meinen Wünſchen fügen wollt.

— Elender! Nimmermehr!

— Gut, dann will ich augenblicklich Euch verlaſſen und hin zu dem armen Henrico eilen, um ihm zu ſagen, daß ſein liebloſes, rachſüchtiges Weib ihn und das Liebſte, was er auf Erden beſitzt, Lea, die ſchmucke Jüdin, die „braune Ziege,“ dem Arme der Inquiſition, dem Schwerte des unerbittlichen Geſetzes, der Folter und dem Tode überliefert hat.

— Wie? Giulio will mich verrathen?

— Um Henrico zu warnen und ihn und Lea zur Flucht zu bewegen.

— Bleibt, Giulio, bleibt! Entführt mir die Opfer meiner gerechten Rache nicht! Beide müſſen zur Sühne ihres Frevels fallen, ſo wahr ich die Letzte der Badoër bin!

— Das verheerende Feuer kühner Rache ſprüht aus Eurem Auge, glüht auf Eurem Antlitz. Noch nie ſeid Ihr mir ſo ſchön erſchienen, wie eben jetzt, wo Ihr den Tod Eures Gemahls und ſeiner Liebe beſchworen habt. Kommt, Tarquinia, fühlt an meinem Buſen Eurer Wangen Gluth!

— Laßt mich los, Giulio! In dieſem Augenblick hat mein Herz nur Raum für Ein Gefühl: für das Gefühl der Rache! Wenn Henrico's Haupt und das der elenden Jüdin dem Schwerte der Gerechtigkeit anheim gefallen ſind, dann will die Wittwe Euch erhören!

— Jetzt oder nie! rief Giulio und verſuchte nun mit Gewalt zu erzwingen, was ſie ihm freiwillig nicht gewähren wollte.

Tarquinia raffte ihren männlichen Muth und ihre ganze Kraft zuſammen, um ſich zu wehren. Sie griff nach dem Gürtel ihres Kleides und vermißte ihren Dolch. Giulio hatte ihn kurz vorher, um ſie wehrlos zu machen, unbemerkt aus der Scheide gezogen.

— Weh mir, ich bin verloren! rief ſie.

— Ihr ſeit's, wenn Ihr Euch nicht ergebt.

— Noch aber bleibt mir eine andere Waffe! Die Natur hat mich mit Nägeln begabt. Mit dieſen Nägeln will ich Euch zerfleiſchen, wenn Ihr mich anzutaſten wagt.

— Dein Sträuben, ſtolzes Weib, verdoppelt meine Begierde; ſei keine Närrin, ſchmuckes Kind, folge der Stimme der Natur und erhöre meiner Liebe heißes Flehen! rief Giulio und drückte ſie an ſeine Bruſt und bedeckte ſie mit Küſſen.

Tarquinia benutzte dieſen Augenblick, entwandte ihm den Dolch und wollte ihn muthig ins Herz des Verführers ſtoßen, als Giulio das blitzende Eiſen mit dem Arme auffing und es kräftig ihrer ſchwachen Hand entriß.

— Reize nicht meinen Zorn! ſchrie Gritti. Ergieb Dich oder ſtirb!

— Lieber ſterben als mich zwingen laſſen, was ich Dir nicht freiwillig gewähren will.

— Wohlan, ſo ſtirb! rief Giulio und ſtieß, von Zorn und wilder Sinnenluſt übermannt, den Dolch in ihre Bruſt.

— Jeſus! ſchrie Tarquinia und ſank todt auf den Boden der Gondel hin.

— Es iſt geſchehen! ſagte Gritti zu ſich ſelbſt. Sie iſt nun mein, ganz mein!

Taddeo, der bis dahin ſtill und ſtumm das ganze Geſpräch und den verzweifelten Kampf belauſcht hatte, ſtimmte jetzt, wo der Todesſtreich gefallen und Tarquinia ein willenloſes Opfer von Giulios hirnverbrannter Leidenſchaft war, die heitere Barcarole an:

La notte se bella,
Fa presto, Ninetta,
Andiamo in barchetta
I freschi a chiapar.
Che gusto contarse,
La soletti in laguna,
Al chiaro de Luna
Sentirsi a vogar.

Und der helle Mond goß ſein keuſches Licht auf die dunkeln Gondeln, in deren geheimnißvollem Innern ein himmelſchreiender Mord, ein fluchwürdiger Frevel verübt worden war.

VIII.

Bald darauf fragte Giulio den Gondolier:

— Taddeo, was fangen wir nun mit dieſer ſchönen Leiche an?

— Signor, wie könnt Ihr da noch lange fragen? Ihr helft mir, ſie in's Waſſer werfen.

— Wirſt Du auch nie mich verrathen?

— Was fällt Euch ein? Iſt nicht Taddeo der treueſte Eurer Diener?

— Das weiß ich und darum traue ich Dir mehr als jedem Andern. Für Dein Schweigen, alter Burſche, ſollſt Du reichlich belohnt werden.

— Ich kenne Eure Großmuth und weiß, daß ſie mir nichts ſchuldig bleibt. Uebrigens macht Euch wegen des kleinen Abenteuers keine allzugroßen Skrupel. So etwas geſchieht ja in unſerm lieben Venedig oft zehnmal in einem Jahre! Ich wills Euch nur geſtehen: ich habe das ſtolze Weib, das unſer Einen wie einen Hund behandelt hat, nie leiden mögen. Ueberdies bin ich ein Caſtellano und ſie und ihr Vater, der übermüthige Podeſtà von Padua, gehörten zur verhaßten Partei, der meine Feinde, die Nicolotti, dienen. Und ſchon aus dieſer Urſache iſt Eure That in meinen Augen gerechtfertigt, denn auch Ihr ſeid Einer der Unſrigen. Wollen wir die Leiche hier in den Canal hinabgleiten laſſen?

— Nein, unten am äußeren Ende deſſelben, in der Nähe des Lido, können wir uns ihrer mit größerer Sicherheit entledigen. Spute Dich, Freund

Taddeo, ſagte Giulio und kehrte ins Innere der Gondel zurück.

Der Caſtellano ruderte mit bewundernswürdiger Gemüthsruhe und in ſo heiterer Seelenſtimmung, als ob nichts vorgefallen wäre, auf den Lido zu und ſang unterweges die Strophe eines Spottliedes:

> O Teresina, la mama te domanda.
> „La mama me domanda? Cosa voi da me?“
> La te vol dare a un zovene *) Nicolotto.
> „Un zovene Nicolotto, no lo voi, no, no!
> Che tutti i zorni *) il me fa magnar i sepe
> Che fa magnar i sepe, no lo voi, no, no! **)

In der Nähe des Lido angelangt, verkündeten die ehernen Zungen der Sanct-Marcusglocken die

---

*) Der venezianiſche Dialect verwandelt die Sylben gio und giu in zo und zu und ſpricht zovene und zorno, ſtatt giovene und giorno.

**) Herr von Binzer, der dieſes Lied dem Werke des Herrn Jules Lecomte entlehnt hat, giebt dazu folgenden Commentar: „Dies iſt der Spottgeſang der Caſtellani und Nicoletti. Das Mädchen will den Nicoletto nicht, weil er ihr täglich sepe, d. h. Dintenfiſche zu eſſen giebt, die bekanntlich einen ſchwarzen Saft haben; ſchwarz aber iſt die Farbe der Nicoletti. Wenn einer dieſer Nicoletti dieſes Lied ſingt, verwandelt er das Wort Nicolotto in Castellano und die sepe in gambari; denn die Krebſe ſind roth und roth iſt die Farbe der Caſtellani.“

Stunde der Mitternacht. Die Gondel machte Halt. Taddeo erfaßte mit Hilfe Giulios die Leiche, deren Kleider zerriſſen waren, und verſenkte ſie mit dem Glockenſchlage Zwölf in den verſchwiegenen Schooß der Lagunen.

— Mich dauert nur der arme Mann, der Sohn unſeres Dogen, ſagte Taddeo.

— Er wird uns im Stillen Dank wiſſen, daß wir ihn von dieſem hochmüthigen Weibe befreit haben. Während wir ſie hier ohne lange Feierlichkeit ins naſſe Grab gelegt haben, ſchwelgt er an der Bruſt der ,,braunen Ziege.''

— Ihr meint die ſchwarze Jüdin, die auf dem Fondamento delle Zattere wohnt . . .

— Kennſt Du die ſchöne Lea?

— So gut wie Euch, Signor. Als ſie noch in der Calle Petrocchi gewohnt, hab' ich ihr mehr als einen hübſchen Fremden zugeführt und nicht von ihm allein, auch von ihr, manch gutes Trinklied erhalten. Und dafür bleibe ich ihr der armen Dirne, obgleich ſie Jüdin iſt, ewig gut und dankbar. Wohin, lieber Herr, befehlt Ihr nun, daß ich Euch führen ſoll?

— Kehr' um. Am äußerſten Ende der Riva will ich ausſteigen, zuvor aber noch zwei Zeilen ſchreiben … zünde raſch die Laterne an.

Nachdem dies geſchehen war, riß er aus Tarquinia's Taſchenbuch, das er, wenige Augenblicke vorher, auf dem Boden der Gondel gefunden hatte, ein Blatt heraus und ſchrieb mit demſelben Stift, mit welchem Tarquinia die geheime Anklage ihres Gemahls und der Jüdin hingeworfen hatte, eine neue, noch viel ſchrecklichere Denunciation nieder. Sie lautete:

„Eine Viertelſtunde vor Mitternacht hat Henrico Contarini, der Sohn des Dogen, der ſeit Monden mit einer jüdiſchen Hexe in wilder Ehe lebt, ſeine rechtmäßige Gemahlin, die fromme tugendhafte Tochter des Podeſtà von Padua, Tarquinia Vadoer, mit der er eine nächtliche Spazierfahrt auf dem großen Canale gemacht, im Innern der Gondeln ermordet und ihren Leichnam in den Schooß der Lagunen verſenkt.

Der Gondelier.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Noch in derſelben Nacht warf Giulio Gritti dieſe Anklage in den Löwenrachen der Sanct-Markus-Kirche.

IX.

Es ſcheint uns hier am rechten Orte, unſerm Leſer einen Blick in das geheimnißvolle Räderwerk der venezianiſchen Staatsmaſchine zu geſtatten, um ihm und uns ein Paar Augenblicke Zeit zu laſſen, ſich auf die Kataſtrophe unſerer Erzählung vorzubereiten.

Die Seele der venezianiſchen Republik, die ſouveräne Macht dieſes vielfach verzweigten Staatskörpers, die Quelle aller Regierungsgewalt war der große Rath, die Vereinigung aller Patrizier, an deren Verſammlungen, Berathungen und Beſchließungen jeder Nobile, der das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, Theil zu nehmen berechtigt war. Zu Gunſten der jungen Ariſtokratie wurden dreißig Nobili ſchon im Alter von einundzwanzig Jahren zugelaſſen *). Die geſetzgebende Gewalt lag alſo in den Händen des Adels, der aus ungefähr zweitauſend Gliedern beſtand. Das Volk, von allen öffentlichen Verhandlungen wie von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen, war — gleichwie noch jetzt in ſo vielen andern Staaten — eine willenloſe Null, deren erſte Pflicht „blinder Gehorſam“ hieß. Der große Rath wählte aus ſeinem Schooße einen aus dreihundert Mitgliedern zuſammengeſetzten Senat, dem das Recht zuſtand, die vom großen Rathe in Vorſchlag gebrachten Geſetze anzunehmen oder zu verwerfen, Krieg zu erklären, Bündniſſe und Frieden zu ſchließen, die öffentlichen Aemter zu vergeben, Adel- und Bürgerrechte zu verleihen, die Finanzen zu verwalten, Anleihen zu eröffnen, die Abgaben zu beſtimmen, Münzen ſchlagen zu laſſen u. ſ. w. An der Spitze des Senats ſtand der Doge; außer ihm gehörten zu dieſer Körperſchaft die neun Procuratoren von Sankt Marcus; die Signoria, beſtehend aus den ſechs Miniſterräthen des Dogen; die drei Präſidenten der Quarantien; ſämmtliche

---

*) Zu dieſen gehörte auch Giulio Gritti.

Mitglieder des Raths der Zehn; alle vierzig Mitglieder der Criminal-Quarantie; die ſechs Avogadoren oder Staatsanwalte (die drei ausſcheidenden und die drei eintretenden); der abgehende und der neuerwählte Cenſor; ſechszig vom großen Rathe erwählte Senatoren; eben ſo viel zugeſellte Senatoren (Pregadi); dreizehn Secretäre; fünfundfünfzig Aſpiranten, von welchen jedoch nur fünfundzwanzig mit zu ſtimmen berechtigt waren; die abgehenden oder zurückkehrenden Geſandten; die Ex-Podeſtà's oder geweſenen Civil-Gouverneure der Provinzen, und ſechzehn Savj, von denen aber blos ſechs — Ober-Savj genannt — ſtimmfähig waren. Der aus dem Schooße der neun Procuratoren erwählte Doge war nur ein Schattenbild ſouveräner Macht, eine Marionette in den Händen des Alles leitenden Senats. Der Doge durfte nur in Gegenwart ſeiner vom großen Rathe ihm zugetheilten Räthe *) Briefe vom Auslande eröffnen; ohne ſie durfte er keine Depeſchen an die venezianiſchen Geſandten abgehen laſſen,

---

*) Die Mitglieder der Signoria wurden auf acht Monate gewählt.

den fremden Geſandten weder Audienz noch Antwort ertheilen, bevor er darüber mit der Signoria Berathung gepflogen; er durfte außerhalb des venezianiſchen Freiſtaats keine Güter beſitzen und konnte nur mit Bewilligung des großen Raths ſeine Reſidenz verlaſſen. Ja ſelbſt ſeine Söhne durften ohne Erlaubniß der ſouveränen Macht das venezianiſche Gebiet nicht überſchreiten, keinen Handel treiben und von keinem auswärtigen Fürſten Orden oder andere Geſchenke annehmen. — Die ſechs Räthe des Dogen waren berechtigt, ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unangemeldet zu ſtören und ſeine Papiere unterſuchen zu dürfen. Bei alle dem wurde dieſem Schattenherrſcher, deſſen Willen ſklaviſch gebunden war, eine wahrhaft königliche Huldigung zu Theil. Der Secretär, welcher ihm die Beſchlüſſe des Senats zur Unterſchrift vorzulegen hatte, mußte jene ihm knieend überreichen. — Die Rechtspflege wurde von vier Gerichtshöfen verwaltet, von welchen die erſten drei aus vierzig, der vierte nur aus fünfundzwanzig Mitgliedern zuſammen geſetzt waren. Sämmtliche Mitglieder dieſer vier Tribunale — ſie mußten Nobili ſein — wurden vom großen Rathe erwählt. Die drei erſten Tribunale wurden wegen der Zahl ihrer vierzig Mitglieder Quarantien genannt. Die erſte unter dieſen dreien, die Criminal Quarantie, wählte aus ſich ſelbſt ihre Präſidenten, jedoch immer nur auf zwei Monate. Dieſer Gerichtshof, unumſchränkter Richter in peinlichen Prozeſſen, beſaß zwar das Recht der Begnadigung, hatte aber niemals davon Gebrauch gemacht. Außerdem beſtand noch — ſeit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts (1310 unter Pietro Gradenigo) — ein Conſiglietto de'Dieci, der Rath der Zehn, eine Art unheimlichen, ſchreckenvollen Vehmgerichts, das, ſeinen Urſprung einer blutigen Verſchwörung verdankend, Anfangs aus zehn Nobili, die das vierzigſte Jahr erreicht haben mußten, zuſammengeſetzt war. Dies furchtbare Tribunal — mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit und ohne Verantwortung urſprünglich nur auf zwei Monate gewählt — wurde ſpäter auf fünf Jahre verlängert und 1335 unter dem Dogen Giovanni Dandolo für permanent erklärt. — Aus dem Schooße dieſes Zehnmänner-Gerichts ging unter dem Dogen Francesco Foscari (zwiſchen 1423 und 1457) ein noch weit furchtbaredes Tribunal — die Staatsinquiſition — hervor. Sie beſtand aus drei Inquiſitoren, von denen zwei aus dem Rathe der Zehn und einer aus den ſechs Mitgliedern der Signoria hervorgingen. Die Perſonen, auf welche die von den Decemviren geleitete Wahl fiel, blieben für ganz Venedig ein Geheimniß. Die Function der zwei Mitglieder vom Rathe der Zehn dauerte ein ganzes Jahr, während die des Mitglieds der Signoria nur acht Monate währte. Später — wir wiſſen nicht, unter welchem Dogen — wurde noch ein vierter überzähliger Inquiſitor ernannt, um mit zwei der Fungirenden vereint über den Dritten richten zu können.

Ganz Venedig kannte die Exiſtenz dieſer ſchauerlichen Vehme, Keinem aber waren die Mitglieder derſelben bekannt. Dieſe Staatsinquiſitoren waren keiner andern Regel, als der verlangten Uebereinſtimmung in ihren Sentenzen unterworfen. Der Ort ihrer Sitzungen, die Wege der Ermittelung, die Wahl der Strafe, die Anwendung der raffinirteſten Folterqualen, das Geheimniß oder die Oeffentlichkeit der Vollziehung der Sentenz, dies alles blieb dem Gewiſſen der drei Richter überlaſſen. Vom letzten

Bürger bis zum erſten Staatsdiener hinauf war ganz Venedig der despotiſchen Gewalt, der dictatoriſchen Tyrannei dieſes Vehmgerichts unterworfen, vor dem ſelbſt der Doge zitterte, denn dieſe Inquiſitoren hatten das Recht, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in jedes Zimmer der Wohnung des Dogen einzudringen und ſeine Papiere zu unterſuchen; jede Behörde war der Staatsinquiſition unterworfen. Zahlloſe Spione einer geheimen Polizei, furchtbarer als irgend anderswo, und öfters aus den höchſten Ständen, drängten ſich in jedes Haus, in jede Familie, in jede Geſellſchaft ein; kein Wort ging verloren, kein Geheimniß blieb dieſem Tribunale verborgen: es hatte, mit tauſend Ohren und tauſend Augen begabt, einen Schlüſſel zu jeder Thür, einen Spion hinter jeder Wand.

Kehren wir zum Rathe der Zehn zurück. Der Wirkungskreis dieſes ,,alles wiſſenden und nichts verzeihenden,'' Gerichts umfaßte alle Angelegenheiten, welche mit der Sicherheit des Staates zuſammenhingen, alle Criminalanklagen, in welche Adel und Geiſtlichkeit verflochten waren; vor ſeinen Richterſtuhl gehörten alle Verbrechen, die außerhalb Venedigs und der Lagunen oder auf Barken verübt wurden, die Beſtrafung jeder Beleidigung, die man ſich während der Carnevalszeit gegen die Maskenfreiheit zu Schulden kommen ließ; ihm allein ſtanden die Entſcheidungen in Sachen des Ehebruchs, der Entführungen, der Gottesläſterung, des Kirchenraubs und anderer ſchweren Kirchenfrevel, alle Angelegenheiten der Preſſe und die Polizei des Buchhandels zu. — Wenn der Rath der Zehn die Anzeige eines begangenen Verbrechens erhielt, ſo wurde ſie einem der drei Präſidenten zugetheilt, der den Angeklagten ſofort verhaften ließ, ihn und die Zeugen vernahm und nach geſchloſſenem Verhöre den beiden andern Präſidenten darüber Bericht erſtatten mußte. Die Präſidenten waren dann im verſammelten Rathe der Zehn Ankläger und Richter in Einer Perſon. Der Angeklagte erhielt keinen Vertheidiger; keiner der Zeugen wurde ihm gegenüber geſtellt. Einmal verurtheilt, blieb es dem Gerichte überlaſſen, den Verbrecher hängen, erſäufen oder im Gefängniß erdroſſeln, ihn, ganz nach Willkür, heimlich oder öffentlich hinrichten zu laſſen. Dieſe blutigen Sentenzen ,,Derer von Oben'' — wie das Volk dieſe Vehmrichter genannt — waren nie mit den Namen der Richter, ſondern ſtets mit den drei verhängnißvollen Buchſtaben C. D. X. (Consiglietto de X.) unterzeichnet. Ganz Venedig las dieſe geheimnißvollen Urtheile und war Zeuge der Vollſtreckung derſelben; aber Niemand wagte zu murren, aus Furcht vor der Tyrannei dieſes Tribunals. Die Gefängniſſe der Bleidächer und der unterirdiſchen Brunnen im Dogenpalaſte waren die Aufenthaltsorte ſeiner unzählig vielen Schlachtopfer. Wurde einer der Beamteten der Republik ins Gefängniß abgeführt, ſo machte der Rath der Zehn dem großen Rathe die einfache Anzeige, daß das Amt, welches Jener bekleidet hatte, erledigt ſei. — Unter dem Dogen Marino Grimani wurde (1605) die dictatoriſche Macht dieſes furchtbaren Tribunals zwar blos auf Unterdrückung von Verſchwörungen gegen die Sicherheit des Staats beſchränkt und verfügt, daß daſſelbe nur mit Hinzuziehung des Dogen und der Signoria ſein Urtheil fällen durfte; deſſenungeachtet fuhr er ſort, mittelſt der Staats-Inquiſition ſein blutiges Richteramt ungeſtört auszuüben *).

X.

Als Henrico Contarini, aus den Armen Lea's in ſeine Wohnung heimkehrend, auf ſeine Frage, wo ſeine Gemahlin ſich befinde, von einer ihrer Dienerinnen die Antwort erhielt, daß ſie, gegen Eilf, ohne Begleitung ausgegangen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ſei, bemächtigte ſich ſeiner eine dunkle Ahnung, die ihn mit unheimlicher Beſorgniß erfüllte. Eilig ſandte er alle ſeine Diener aus, um Tarquinia bei ſeinem Vater und allen ihren Verwandten aufſuchen zu laſſen. Erſt gegen Morgen kehrten ſie mit der

---

*) Eine ausführliche Schilderung dieſes im Finſtern ohne Geſetz richtenden Tribunals findet der Leſer in Paolo Sarpi's Historia dell' origine, forma, leggi ed uso dell' officio dell' Inquisizione nella città et dominio di Venezia, o. O. 1639. 4. Venez. 1675. 12. und in Daru's Histoire de la république de Vénise, Par. 1828. 8 Bde. 12.

Nachricht zurück, daß Signora nirgends zu finden ſei. Obgleich müder als je, gönnte er ſich keinen Augenblick der Ruhe und des Schlafes und eilte zu ſeinem Freunde Giulio, um ſich bei ihm Rath und Auskunft zu holen.

Er fand ihn in den Armen eines ſüßen, ſorgloſen Schlummers und wartete einen Augenblick; dann aber weckte er ihn.

— Was giebts? fragte Giulio erwachend.

— Verzeih', daß ich zu ſo früher Morgenſtunde die Ruhe Deines Schlafes ſtöre; aber ein unbeſchreibliches Gefühl unerklärbarer Angſt treibt mich zu Dir, um Dich zu fragen, ob Du weißt, wo ſich meine Frau befindet?

— Wo Deine Frau ſich befindet? wiederholte Giulio, ihn angähnend. Woher ſoll denn ich das wiſſen?

— Ich dachte, Du würdeſt mir Auskunft geben können.

— Ich habe ſie ſeit geſtern Morgen nicht wieder geſehen; ſeit wann fehlt ſie Dir?

— Seit geſtern Nacht!

— Und Du kommſt, ſie bei mir zu ſuchen?

fragte Gritti, ſich den Schlaf aus den Augen reibend. Weißt Du nicht, daß Deine Frau, ein Muſterbild ſtolzer Tugend, nie meine Freundin geweſen iſt? Vielleicht iſt ſie zu einem ihrer Verwandten nach Padua gereiſt.

Auch ich vermuthe das und will . . .

— Was willſt Du? fragte Giulio, beide Arme gähnend ausgeſtreckt.

Mir bei Dir eine halbe Stunde Ruhe gönnen und dann nach Padua eilen, um Tarquinia dort aufzuſuchen. Giulio, willſt Du mich begleiten?

— Recht gern, doch nicht ſo früh, denn gegen zehn Uhr erwarte ich den Beſuch der hübſchen Sängerin Conſtanza, die geſtern Abend im Theater San Caſſiano als Elena in Cavalli's gleichnamiger Oper einen neuen Triumph gefeiert hat, zu dem ich — wie Du Dir denken kannſt — mein Scherflein beigetragen habe. Ich liebe dieſes üppige Weib, das eine Nachtigall in der Kehle und den Teufel im Leibe hat. Conſtanza hat verſprochen, heute bei mir zu frühſtücken. Willſt Du uns Geſellſchaft leiſten?

— Ein andermal, nur heute, nur jetzt nicht, denn ich ſtehe auf glühenden Kohlen und fühle eine unbeſchreibliche Angſt . . .

— Thor, wofür fürchteſt Du Dich?

— Das weiß ich ſelber nicht; doch ſagt mir ein unbeſtimmtes Gefühl, eine Ahnung, der ich nicht Meiſter werden kann, daß heut in der Nacht etwas vorgefallen iſt, was mir Unglück bringen wird.

— Wie kann man ſo albern ſein, ſich von Ahnungen einſchrecken zu laſſen?! Frage Dich doch ſelbſt, was geſchehen ſein kann? Wo warſt Du geſtern Abend?

— Bei Lea!

— Ah! Und wie befindet ſich das ſchöne Kind?

— Wohl, ganz wohl.

— Haſt Du die Nacht bei ihr zugebracht?

— Erſt drei Stunden nach Mitternacht hab' ich ſie verlaſſen . . .

— Ihretwegen alſo brauchſt Du, wie ich glaube, nicht beſorgt zu ſein . . .

— Aber meine Frau?

— Cospetto! Es iſt das erſte Mal, daß ich Dich um ſie beſorgt ſehe. Wie oft haſt Du mir gebeichtet, daß ihre Schönheit Dich kalt und gleichgiltig läßt, weil ihr Stolz etwas Abſtoßendes hat. Und leider hab' ich Dir Recht geben müſſen; die gute Frau iſt entſetzlich prüde . . .

Prüde? wiederholte Henrico etwas gereizt.

— Ei, nimm dieſen Ausdruck nicht gleich übel: ich wollte damit ſagen, daß Signora Contarini, von unerklärlichem Stolze beſeelt, bei aller Anziehungskraft doch etwas Zurückſtoßendes hat. Ah, da iſt Deine ,,braune Ziege'' ein ganz anderes Geſchöpf . . . durchaus nicht ſtolz . . . glühend wie eine über dem Roſte gebratene Kaſtanie und ſich hingebend, hingebend . . .

— Schweig, Giulio, ich bin jetzt nicht in der Stimmung, Deinen Spott ruhig hinzunehmen; alſo reize mich nicht. Um von etwas Anderm zu reden . . . Wo haſt denn Du den geſtrigen Abend zugebracht?

— Zuerſt war ich, wie geſagt, in der Oper und nach der Oper bis zwei Uhr Nachts bei Conſtanza; ich habe mich bei ihr köſtlich amüſirt, denn auch ſie iſt äußerſt hingebend und eben ſo glühend, als Deine ,,braune Ziege.''

— Sie heißt Lea.

— Das weiß ich ſo gut, als Du; aber ich bin nun einmal daran gewöhnt, ſie ſo zu nennen, wie halb Venedig ſie nennt. Sprich, biſt Du denn wirklich ſo ſehr in ſie vernarrt?

— Ich liebe ſie wie das Licht meiner Augen.

— Ich finde Deine heftige Neigung zu ihr, aufrichtig geſagt, ganz unerklärbar. Ich kenne die „braune Ziege" doch eben ſo genau als Du, finde aber nichts an ihr, was mich auf längere Zeit an ſie gefeſſelt halten könnte. Ich gebe zu, daß ſie einen ziemlich hübſchen Körper hat; das iſt aber auch Alles! Ihr Mund iſt viel zu groß, ihre Lippe viel zu ſtark und ihre Haut viel zu braun. Da lob' ich mir Conſtanzens Teint, der blendendweiß wie friſchgefallener Schnee und weich wie Atlas iſt. Ueberdem hat Deine „braune Ziege" ...

— Schweig, ſag' ich Dir!

— Ei, ei, Signor Henrico, Ihr werdet doch nicht ſo einfältig ſein, mir in meinem Hauſe das Reden wehren zu wollen?

— Ich ſage Dir ein für alle Mal, daß ich weder Dir noch irgend einem Menſchen in Venedig, ja ſelbſt dem Dogen, meinem Vater, nicht das Recht einräume, das Weib, das ich liebe, ungeſtraft verhöhnen zu dürfen. Wer Lea beleidigt, beleidigt auch mich!

Und wer Euch beleidigt? fragte Gritti mit ſchneidendem Hohne.

— Der iſt verloren! erwiderte Contarini mit zornflammendem Blicke.

Das bildet Ihr Euch wohl nur darum ein, weil Ihr der Sohn des Dogen ſeid?

Weil ich ein Mann von Ehre bin, der keinen Schimpf ungerächt läßt und wenn Signor Giulio keine feige Memme iſt …

— Was ſteht Euch dann zu Dienſten? fragte Giulio, ſich ernſt emporrichtend.

— Genugthuung, blutige Genugthuung!

— Wann?

— Heute Nacht!

Wo?

In Meſtre!

— Die Wahl der Waffen?

— Ueberlaſſe ich Euch!

— Abgemacht! erwiderte der Neffe des Procurators von Sanct Marcus und warf ſich ruhig auf ſein Bett zurück.

Henrico rannte wüthend fort; Giulio aber ſagte leiſe zu ſich ſelbſt:

— Da ſtürzt er fort, der aufgeblaſene Thor, ohne zu ahnen, daß er ſich — noch ehe die Sonne ſinkt — in einem der Kerker der Inquiſition befindet, und daß ſeine „braune Ziege“ ihm in den Bleidachern oder in den unterirdiſchen Brunnen Geſellſchaft leiſten wird. Eines doppelten Verbrechens, von ſeinem eigenen Weibe des Ehebruchs mit einer jüdiſchen Hexe, und von mir, ſeinem beſten Freunde — ha, ha! — der Ermordung ſeiner Frau angeklagt, kann ſelbſt des Dogen einziger Sohn dem ſtrafenden Arme der Inquiſition nicht entgehen; vielleicht, daß man ihn aus Rückſicht für den alten Herrn nicht öffentlich auf dem Marcusplatze hinrichten, ſondern aus Schonung für den gehörnten Popanz — Doge genannt — ohne langen Proceß heimlich im Gefängniß erwürgen läßt. Weniger Umſtände wird man mit der „braunen Ziege“ machen. Man wird ſie — falls ſie nicht Alles geſtehen ſollte, was man von ihr haben will — einige Male die Wirkungen der Folter empfinden laſſen, ihren ziemlich hübſchen Körper mit glühenden Zangen kitzeln, ihren fleiſchigen Fingern niedliche Daumſchrauben anlegen, ihren kleinen Fuß in einen nicht ganz bequemen ſpaniſchen Stiefel ſpannen und ihr auf dieſe Weiſe Achtung vor unſerer heiligen Staatsinquiſition und dem Raffinement einflößen, womit ſie täglich neue Qualen erſinnt. Des doppelten Verbrechens des Ehebruchs und der Hexerei geſtändig und überführt, wird Lea vor dem Eingang der Baſilika die Kirchenbuße erleiden und alsdann — was ganz von der Laune unſerer überaus barmherzigen Staatsinquiſitoren abhängt — entweder vor den Augen des verſammelten Volks lebendig verbrannt, oder in der ſtillen Einſamkeit des Kerkers langſam zu Tode gemartert und verſtümmelt, Nachts wenn Alles ſchläft, mit einem Stein um den Hals in den Canal Orfano hinabgeſtoßen werden; ſie verſchwindet dann ſo geräuſchlos, wie ſchon Mancher vor ihr verſchwunden iſt. Die Kirchenbuße aber, der ſie nicht entgeht, wird für das Volk von Venedig ein herrliches Schauſpiel ſein, worauf es ſchon ſeit einigen Jahren geſpannt iſt. Es lebe die Republik und die hochehrwürdige Staatsinquiſition! rief der Neffe des

Procurators von Sanct Marcus und verſuchte, wie ein Menſch mit dem allerruhigſten Gewiſſen, von Neuem einzuſchlafen.

Gewiſſen iſt nach dem Verfaſſer der Schrift „Mes rêves, ou l'art de ne pas m'ennuyer,“ eine ägyptiſche Chimäre. Er ſagt: „Les régulateurs de l'Egypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience.“ Giulio Gritti aber war kein Aegypter.

XI.

Drei Stunden ſpäter wurde der Sohn des Dogen aus blutigen Träumen aufgeweckt, durch das Erſcheinen des Meſſer grande, des Oberhauptes der Polizei, der, begleitet von zwei Fanti, urplötzlich vor dem Bett des Schläfers ſtand.

— Erwacht! krächzte die heiſere Stimme des Polizeimeiſters.

— Was wollt Ihr? fragte Henrico, die Augen aufſchlagend.

— Euch verhaſten.

— Auf Befehl?

— Der hohen Staatsinquiſition.

— Warum? Weßhalb? wagte der Sohn des Dogen zu fragen.

— Venedigs Polizei iſt Keinem Rechenſchaft ſchuldig über ihre Handlungen. Kleidet Euch an, Signor, und folgt uns im Namen des Geſetzes.

— O meine Ahnung! ſprach Henrico zu ſich ſelbſt und ſträubte ſich keinen Augenblick, dieſem Befehle Folge zu leiſten, wohl wiſſend, daß jeder Venezianer, ſelbſt der Doge, dem Machtſpruch dieſes Tribunals ſich nicht entziehen könne.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

In derſelben Stunde ward auch Lea von einem Abgeordneten der hohen Polizei und zwei Sbirren im Namen der hohen Staatsinquiſition verhaftet.

Henrico wurde in die Bleikammern und Lea in die Puzzi abgeführt.

XII.

Das Gefängniß der Bleikammern verhielt ſich zu dem der unterirdiſchen Brunnen, wie das Fegefeuer zur Hölle. Erſtere waren bei Weitem nicht ſo ſchrecklich, als ihr Ruf und die Vorſtellung, die man ſich davon gemacht; aber noch gräßlicher als die Beſchreibung davon waren die Puzzi, kleine, finſtere Löcher, worin die armen Opfer der Inquiſition bei lebendigem Leibe verfaulten. Nie drang ein Strahl der Sonne in dieſen Aufenthalt ewiger Finſterniß. Ungeziefer aller Art erzeugt, durch faule Atmoſphäre, machten dieſe Kerker zu einem Spiegelbild jener Hölle, wie der fromme Pater Cochem ſie gezeichnet hat. Der Fuß der Gefangenen trat auf naßkalte, ſchlüpfrige Kröten und Eidechſen, die ſich dadurch zu rächen ſuchten, daß ſie Manchem, während des Schlafes, in Mund und Ohren krochen. Die verpeſtete Luft erregte einen unbeſchreiblichen Ekel, der wie ein ſubtiles Gift an den Nerven nagte und das Leben „die ſüße Gewohnheit des Daſeins“ zur unerträglichſten Qual umſchuf.

In einem dieſer Löcher, auf feuchter Erde, lag die arme Jüdin, die ihrer Entbindung entgegenſah. Kein Laut der Klage, kein Wort des Murrens kam über ihre Lippen; mit kindlich-frommer Ergebung fügte ſie ſich in den unerforſchlichen Willen der Vorſehung und machte ſich mit dem Gedanken vertraut, daß ſie an der Schwelle des Todes ſtehe, daß ihr Leben auf die Neige gehe. Die wenigen Augenblicke, die ihr noch übrig blieben, verſchönte ſie ſich durch die Erinnerung an Henrico. Der Sonnenglanz ſeiner Augen, in die ihr Geiſt ſich verſenkte, vergoldete ihren dumpfen Kerker und liehen ſeiner ewigen Nacht erquickende Tageshelle und wohlthuende Mittagswärme. In Gedanken führte ſie mit dem Geliebten ihrer Seele lange, laute Geſpräche, in welchen ihr geiſtiges Ohr den ſüßen Zauber ſeiner Stimme vernahm, die wie beruhigende Muſik in die tiefſte Tiefe ihres Herzens herniederſtieg, um dort neue Keime froher Hoffnung auszuſtreuen. Sie ſah die ſchönſte Stunde ihres Lebens, den ſüßen Augenblick herannahen, wo ſie das Pfand der Liebe, das ſie unter ihrem Herzen trug, in ſeine Hände legen und ihm ſagen konnte: Dein iſt dies Kind! Dann malte ſie ſich mit den lachendſten Farben die Freude des Vaters, den Stolz der Mutter, die rührende Liebe des Kindes zu ſeinen Eltern und vergoß, mitten im tiefſten Schmerze, Thränen der reinſten Wonne.

Hätte Lea ahnen können, daß auch Henrico im Kerker ſchmachte, daß er, zwiefachen Verbrechens angeklagt, in dieſem Augenblick vor den Schranken der Inquiſition ſtehe, dann würde der Schmerz, früher als das Urtheil ihrer Richter, ſie getödtet haben.

Noch an demſelben Tage wurde auch ſie verhört und gefragt, ob ſie eingeſtehe, ſich ſtrafbarer Zauberkünſte bedient zu haben, um dem Sohne des Dogen, dem verheiratheten Manne, das Gefühl frevelhafter Liebe einzuflößen.

Die arme Jüdin betheuerte ihre Unſchuld.

— Here, fragte der Präſident der Inquiſition, willſt Du Deine Sünden freiwillig bekennen oder durch die Qualen der Folter zum Geſtändniß gezwungen werden?

— Seid menſchlich! flehte die Jüdin.

— Schleppt ſie in die Marterkammer! befahl der Inquiſitor.

— Habt Mitleid mit einem armen Geſchöpfe, das ſich Mutter fühlt, das ein Kind unter ihrem Herzen trägt.

— Verworfenes Geſchöpf, wer iſt der Vater dieſes Kindes? fragte der zweite Inquiſitor.

— Ich weiß es nicht, erwiderte Lea.

— Dieſes Kind, ſagte der Präſident, iſt die Frucht des Ehebruchs, den Du mit dem Sohne des Dogen getrieben haſt. Willſt Du bekennen?

— Ich kann es nicht!

— Foltert ſie! lautete der einſtimmige Befehl der drei unerbittlichen Richter.

Die Schergen der Inquiſition zerrten mit roher Gewalt die Jüdin in ein halbdunkles Gemach, an deſſen Wänden alle Marterwerkzeuge der Tortur als himmelſchreiende Zeugen der ausgeklügeltſten Grauſamkeit hingen. In der Ecke ſtand ein Ofen, worin ein Kohlenfeuer glühte, in das einer der Folterknechte eine Zange von Eiſen hineinlegte. Die beiden Andern ſtreckten Lea auf die Folterbank und ſchnallten ihre Arme und Füße feſt.

— Du ſiehſt, ſagte der Eine, daß die hohe Inquiſition nicht mit ſich ſpaßen läßt ...

— Erſpare Dir unnütze Schmerzen und geſtehe, rieth der Andere.

Die „Taube von Zion“ aber blickte ſtumm gen Himmel und betete ſtill zum Gott ihrer Väter um Muth und Kraft, die Qualen der Folter ohne Murren zu ertragen.

— Nun, Jüdin? fragte der Henker.

Aber Lea würdigte ſie keiner Antwort.

— Dann geſchehe der Wille der Inquiſition, ſagte der Dritte und kniff mit der glühenden Zange ins blühende Fleiſch der „braunen Ziege.“

Sie biß die Zähne zuſammen und ſchwieg.

Dies heroiſche Schweigen empörte das aller Menſchlichkeit beraubte Gefühl der Folterknechte, welche gewohnt waren, das Geheul des Jammers, den Schrei der Verzweiflung zu hören.

— Ja, ja, ſie iſt eine Hexe, ſagte der Eine, wie wär's ſonſt möglich, bei ſolchem Schmerze ſtumm zu bleiben!

— Hat ſie geſtanden? fragte das eintretende Mitglied der Inquiſition.

— Nein! erwiderten die Knechte.

— Nun, ſo legt ihr die Daumſchrauben an!

Die Schergen vollzogen den Befehl; aber auch jetzt kam kein Laut des Schmerzes über ihren Mund. Aus den feſtgeſchloſſenen Augen ſtahlen ſich zwei große glühendheiße Thränen, die wie zwei Thauperlen auf dem bleichen Roſenbeet ihrer Wangen zitterten.

— Das Herz dieſer Jüdin iſt ſo verſtockt, daß dieſe Qualen viel zu gelind für ſie ſind. Steckt ihren Kopf dort in jenen eiſernen Helm und laßt oben durch die kleine Oeffnung eiskaltes Waſſer tropfenweiſe auf ihr Gehirn niederfallen *).

Die Folterknechte machten ſich bereit, auch dieſen Befehl zu vollziehen. Auch dieſe Marter ertrug Lea zehn Minuten lang mit einem Heroismus, der ſelbſt den rohen Schergen imponirte und ihnen — zum erſten Male in ihrem blutigen Handwerk — einen Anflug von Mitleid einzuflößen ſchien.

Aber herzloſer als dieſe Henker war der Inquiſitor, der ſich an der entſetzlichen Marter der Jüdin zu weiden ſchien und während dieſes Acts der grauſam-

---

*) Das war eine der ſchrecklichſten Martern. Im Arſenale zu Venedig iſt noch jetzt einer dieſer Folterhelme zu ſehen.

ſten Unmenſchlichkeit ruhig genug war, ganz laut und vernehmlich pſychologiſche Studien anzuſtellen.

— Hm, ſagte er, ſollte eine Judenſeele unempfindlicher als die eines Chriſten ſein? Als man unſerm Heiland die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, ſoll er nicht geſtöhnt und nur eine Thräne geweint haben. Und doch hätte ich Luſt zu wetten, daß die anhaltende Eintönigkeit dieſes ſtets auf eine und dieſelbe Stelle niederfallenden Waſſertropfens ſchmerzhafter als jene Dornenkrone iſt. Wie ein Tropfen, der dem Andern folgt, endlich einen Stein aushöhlt, ſo muß dieſe Folter zuletzt auch eine Hirnſchale von Marmor erſchüttern.

Der Inquiſitor hatte ſich in ſeiner Berechnung nicht getäuſcht; denn kaum hatte er dies ausgeſprochen, als ſich plötzlich ein gellend-craſſer Schrei unerträglichen Schmerzes der röchelnden Bruſt der „braunen Ziege" entwand.

— Haltet ein, haltet ein! ſchrie ſie im Tone markdurchbohrender Verzweiflung.

— Willſt Du bekennen? fragte der Inquiſitor.

— Alles, Alles!

— Das Kind, das Du unter Deinem verſtockten

Herzen trägſt, iſt von Henrico Contarini, dem Sohne des Dogen.

— Von ihm! Von ihm!

— Du haſt Dich, um ihn untreu ſeiner Frau zu machen und ſein Herz für Dich einzunehmen, eines Zaubermittels, eines Liebestrankes bedient . . .

— Nein, das hab' ich nicht gethan!

— Beginnt von Neuem Eure Folter!

— Haltet ein, haltet ein, denn auch dies will ich geſtehen.

— Das genügt, ſagte der Inquiſitor. Schnallt ſie los und führt ſie in den Kerker zurück.

Das nannte man in Venedig ,,Gerechtigkeit.''

XIII.

Wir müſſen unſerm Leſer nun auch den Verlauf des Verhöres erzählen, dem ſich der Sohn des Dogen unterworfen hatte. Die geheime Anklage wegen Ehebruchs, die von Tarquinia ausgegangen war, hatte er gleich im erſten Verhöre eingeſtanden, dabei aber alle Schuld auf ſich ſelbſt gewälzt, um das Urtheil der Richter gegen Lea günſtiger zu ſtimmen. Aber noch ſchwerer laſtete auf ihm die Wucht der zweiten Anklage, die wie ein Blitz aus wolkenloſem Himmel auf ſein Haupt herniederzuckte. Erſt jetzt aus dem Munde des Präſidenten der Inquiſition erfuhr er Tarquiniens Ermordung; er ſollte ſie ermordet haben, um, ihrer ledig, die Jüdin zu heirathen, die ihn durch Satanskünſte in ihr Netz gelockt und ihn, allem Anſcheine nach, zu dem Morde aufgereizt habe. Dieſer Verdacht war ſo gräßlicher Art, daß Henrico, obgleich er ſich in dieſem Punkte ſeiner ganzen Unſchuld bewußt ſein durfte, vor Erſtaunen keines Wortes der Vertheidigung mächtig war.

— Wer iſt der Elende, fragte er, der mich als Mörder meiner Frau angeklagt hat?

— Als Sohn des Oberhauptes unſerer Republik ſollte es Euch bekannt ſein, daß Keinem das Recht zuſtehe, zu fragen, wer ihn eines Verbrechens angeklagt hat. Euch gegenüber, Signor, will die Inquiſition eine Ausnahme und Euch ſagen, daß die Anklage wider Euch vom Führer jener Gondel ausgegangen iſt, in deren Innern Ihr den Mord verübt haben ſollt.

— Wann?

— Geſtern um Mitternacht ſollt Ihr den Leichnam Eurer Gattin in den Schooß der Lagunen verſenkt haben.

— Stellt dieſen lügneriſchen Schurken mir gegenüber.

— Als Sohn des Dogen ſolltet Ihr wiſſen, daß dies gegen allen Gerichtsbrauch wäre. Die Geſetze der Inquiſition haben nie geſtattet, daß Ankläger und Zeugen mit dem Angeklagten confrontirt werden.

— Und dies Verfahren, Ihr Herren, nennt Ihr Juſtiz? Euer Gerichtshof iſt eine Mördergrube.

— Hütet Euch, ſolche Worte zu wiederholen; die Staats-Inquiſition würde ſich ſonſt gezwungen ſehen, Euch auch des Hochverraths gegen die Heiligkeit der Republik anzuklagen.

— Kläger, Richter und Verurtheiler in Einer Perſon!

— In Dreien, wie Ihr ſeht, erwiderte der Vorſitzende, auf ſeine beiden Nebenmänner weiſend.

— Wann alſo ſoll ich den Mord an meiner Frau innerhalb der Gondel verübt haben?

— Geſtern um Mitternacht.

— Herren der Inquiſition, Ihr ſeid belogen oder lügt. Laßt meine Lea rufen; ſie wird Euch durch alle Eide der Welt beweiſen, daß ich von zehn Uhr Nachts bis zwei Uhr Morgens bei ihr geweſen war.

— Als Sohn des Dogen ſollte es Euch nicht fremd ſein, daß eine Jüdin vor die Schranken der Inquiſition als Zeugin unzuläſſig iſt. Ueberdem iſt ſie auch Mutter eines Kindes von Euch und kann ſchon als Solche weder für noch gegen Euch zeugen.

— Ihr haltet mich demnach wirklich für den Mörder meiner Frau?

— Ja, doch ſo lange nur, als Ihr nicht andere Zeugen zum Beweiſe Eurer Unſchuld aufzurufen wißt als Eure Mitſchuldige.

— Lea, — das ſchwöre ich Euch beim ruhmvollen Namen meiner Ahnen — iſt dabei ſo unſchuldig als ich!

— Wir begreifen, daß der Angeklagte ſtets ganz anderer Anſicht als ſein Richter zu ſein pflegt; Lea aber iſt ihres Verbrechens bereits überführt.

— Ueberführt? wiederholte Henrico, wie vom Donner getroffen.

— Des Ehebruchs und eines noch weit größern Frevels, des Verbrechens der Hexerei.

— Herren der Inquiſition, glaubt Ihr wirklich an Hexerei? fragte Contarini, ſeine Richter mit zornglühenden Blicken durchbohrend.

— Wir glauben Alles, was uns ein Verbrecher geſteht.

— Freiwillig geſteht? fragte der Sohn des Dogen mit blitzendem Zorne.

— Man hat die Hexe gefoltert!

— Gefoltert! ſchrie Henrico und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

— Die Werkzeuge der Tortur hatten das verſtockte Geſchöpf urplötzlich geſprächig gemacht. Auf der Folterbank hat ſie uns eingeſtanden, daß das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, das Eure iſt, und daß ſie durch Zauberkünſte und Hexerei aller Art Euch für ſich eingenommen hat.

— Herren der Inquiſition, Ihr ſeid nicht freie Richter, Ihr ſeid bezahlte Henker!

— Junger Mann, zügelt Eure knabenhafte Wuth und redet Euch nicht um den Kopf. Die Wände dieſes Saales haben Ohren; keines Eurer Worte geht ungeſtraft vorüber. Oder glaubt Ihr, eitler Thor, daß Ihr darum, weil Ihr zufällig der Sohn des ehrwürdigen Oberhauptes unſerer erhabenen Republik ſeid, ein Vorrecht beſitzt, die Mitglieder des höchſten Tribunals, die Dreieinigkeit der Inquiſition, ſtraflos beleidigen zu dürfen? Sohn des Dogen, vor den Schranken dieſes Gerichtshofes ſteht Ihr mit dem letzten Bettler von Venedig auf einer und derſelben Stufe und Euer Kopf ſitzt nicht feſter als der des ruchloſen Geſchöpfes, mit dem Ihr, uneingedenk einer Gatten- und Edelmannspflicht, ſchnöden Ehebruch getrieben habt. Das Verhör iſt geſchloſſen. Führt den Verbrecher ins Gefängniß zurück.

XIV.

Die hochwürdige Staatsinquiſition, Feind der langen Procedur, pflegte manches ihrer Urtheile oft gleich nach dem erſten Verhöre zu fällen. Waren die drei Richter unter ſich einig, daß der Angeklagte ſchuldig ſei, dann durften ſie mit ihrem Opfer ganz nach Laune und Willkühr verfügen. Der Stolz des Dogenſohnes hatte dieſe bluttriefende Dreieinigkeit dergeſtalt empört, daß ſie, nach kurzer Berathung, Henrico Contarini als Ehebrecher und muthmaßlichen Mörder ſeiner Frau einſtimmig zum Beile, die Jüdin Lea aber, ſeine Mitſchuldige, als Hexe zu öffentlicher Kirchenbuße und zum Feuertode verurtheilte. Jedes Todesurtheil aber bedurfte, bevor es vollzogen wurde, der Unterſchrift des Dogen.

Noch an demſelben Tage überreichte, knieend, eine aus drei Mitgliedern vom Rathe der Zehn zuſammengeſetzte Deputation dem Vater das Todesurtheil ſeines Sohnes. Es war nicht das erſte Mal, daß die hochwürdige Staatsinquiſition das Vaterherz auf eine ſo grauſame Probe geſetzt. Zweihundertzehn

Jahre früher hatte Francesco Foscari ſeinen Sohn Jacopo, als Mitſchuldigen eines an Ermolao Donati verübten Meuchelmords angeklagt, verurtheilen müſſen. Der vierundachtzigjährige Greis, der es gewagt hatte, den Rath der Zehn fußfällig um die Begnadigung ſeines Sohnes anzuflehen, wurde abgeſetzt und Pasquale Malipieri zu deſſen Nachfolger erwählt; in demſelben Augenblick, als die Glocken von Sanct Marcus dem verſammelten Volke die Wahl des neuen Dogen verkündeten, ſank der Alte — eine Ader in der Bruſt war ihm geſprungen — als Leiche in die Arme der Sbirren.

Foscari's Schickſal war für jeden ſeiner Nachfolger eine ſchreckensvolle Mahnung, ſich keinem Urtheile des Rathes der Zehn zu widerſetzen. Mit blutigen Thränen unterzeichnete Domenico Contarini das Todesurtheil ſeines einzigen Sohnes.

XV.

Am Morgen des folgenden Tages drängte ſich auf dem Marcusplatze und der Piazzetta ein dichter

Knäuel von dreißigtauſend Menſchen, welche Zeugen der Kirchenbuße ſein wollten, die über Lea verhängt worden war. Jede Hexe, gleichviel ob ſie Jüdin oder Chriſtin war, mußte an der Schwelle von Sanct Marcus, in härenem Gewande, einen Strick um den Hals, eine brennende Wachskerze in der Hand, niederknieen und ſich öffentlich zu jener Sünde bekennen, um derentwillen ſie zu dieſer Strafe verurtheilt war.

— Geſtehſt Du, fragte einer der Büttel, Ehebruch getrieben zu haben mit dem Sohne des Dogen?

— Ja, erwiderte Lea ſo leiſe, daß nur die nächſte Umgebung es hören konnte.

— Geſtehſt Du, ihn irre geleitet und verführt zu haben durch Hexenkunſt?

— Nein, nein! ſchrie ſie ſo laut, daß der halbe Marcusplatz es hören konnte.

— Schleppt ſie fort! befahl der Meſſer grande.

Lea aber raffte all' ihren Muth, alle ihre Kraft zuſammen und rief mit glockenſtarker, rieſenlauter Stimme:

— Männer von Venedig, ſchützt eine Unglückliche, die man lebendig verbrennen will. Frauen von

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Venedig, erlaubt nicht, daß man ein Weib verbrenne, das ſich Mutter fühlt.

Ein tauſendſtimmiges Gemurmel der Empörung wälzte ſich von einem Ende des Platzes zum andern. Eines erzählte dem Andern: man will ein Weib verbrennen, das ſich Mutter fühlt; das können, das dürfen wir nicht dulden!

Der Meſſer grande, dem dieſe Volksaufregung nicht entgangen war, ließ die Verbrecherin ſchleunig in die Puzzi zurückführen; das Volk aber umzüngelte den Dogenpalaſt, verlangte Aufſchub der Strafe und ging nicht eher aus einander, bis ein Abgeordneter des Raths der Zehn auf dem Balcon erſchien und der empörten Maſſe das Verſprechen gab, daß das über die Jüdin verhängte Todesurtheil erſt nach ihrer Entbindung vollzogen werden ſolle.

Es lebe die Gerechtigkeit! ſchrie das Volk und zerſtreute ſich nach allen Seiten.

XVI.

Lea war bald darauf, nachdem man ſie aus der friſchen Tageshelle in die Nacht ihres dumpfen Kerkers zurückgeführt hatte, in einen langen, wunderbar erquickenden Schlaf geſunken. Holde Träume umgaukelten die arme Jüdin, die ſich durch das öffentliche Geſtändniß ihrer Schwangerſchaft eine kurze Verlängerung ihres traurigen Lebens erkauft hatte. Der gnadenreiche Gott der Träume legte ein engelſchönes Kind an die luſtgeſchwellte Mutterbruſt. Lea fühlte den warmen Hauch des neugeborenen Weſens, das Leben aus ihrem Leben ſog. Auch Henrico erſchien ihr im Traume. Mit zitternder Wonne legte ſie den kleinen Engel in die Arme des Vaters, deſſen Augen ſich mit blitzenden Thränen himmliſchſüßer Freude füllten.

— Nun will ich gerne ſterben, ſagte ſie und erwachte.

Kind und Vater waren plötzlich verſchwunden. An der Stelle jener ſüßen Traumgeſtalten ſtand ein Bild der Wirklichkeit, ein verlarvter Mann, der ihre Hand ergriff.

— Wer ſeid Ihr? fragte die Jüdin.

— Ich bin ein Mann, der, vom Glanze Deiner Schönheit hingeriſſen, Dich aus den Banden des Kerkers befreien will. Lea, fuhr er fort, Du ſtehſt an der Schwelle des Todes ... ich allein kann Dich noch retten ...

— Sprecht, wo iſt Henrico?

— Im Gefängniß ... auch ſeine Uhr iſt abgelaufen ... auch er iſt dem Henker verfallen ... doch auch ihn kann ich retten ...

— Um welchen Preis? fragte die „Ziege.“

— Um einen höchſten Preis: um Deine Liebe!

— Geht und laßt mich ruhig ſterben!

— Lea, habe Mitleid mit einem Manne, der ſein eigenes Leben freiwillig in die Schanze ſchlägt, um das Deinige zu retten. Lege Deine Hand an dieſes Herz und fühle, wie laut es ſchlägt ... Lea, habe Erbarmen mit einem Unglücklichen, den eine unwiderſtehliche Gewalt in das Zaubernetz Deiner Reize lockt, mit einem Elenden, der Dich liebt, der Dich anbetet mit der ganzen Raſerei einer liebetrunkenen Seele, die ſich an Deine Füße klammert und Dich bittet und beſchwört: erhöre mich!

— Der Ton Eurer Stimme erfüllt mich mit unbeſchreiblicher Angſt. Sprecht, wer ſeid Ihr?

Der Mann riß ſeine Larve vom Geſicht und fragte:

— Kennſt Du mich?

— Weh mir! Ihr ſeid der Unbarmherzige ...

— Der Dich foltern ließ; ja, Lea, ich bin der Elende, der ſich an Deiner Qual geweidet, der Dich gezwungen hat, das zu geſtehen, was Dich dem Feuertode überliefert. Aber höre mich, Lea, alle Martern, die Du auf der Folter erlitten haſt, ſind Kinderſpiel gegen die tauſendfache Qual, die nun ich erleide. Lea, der Mann, der Dich foltern ließ, liebt Dich ſeit jenem Augenblick mit einer Wuth, die jede Faſer, jede Fiber, jeden Nerv ſeines Seins auf tauſendfache Folter ſpannt. Lea, rief er aus und warf ſich zu ihren Füßen nieder, laß mich den Boden Deines Kerkers, den Staub Deiner Füße, den Saum Deines Kleides küſſen und Dir ſagen ...

— Fort, unbarmherziger Henker, ich mag nichts hören, denn jedes Eurer Worte iſt ein giftgetränkter Pfeil, der meines Herzens Reinheit tödtet. Lea kann nur Einen lieben und dieſer Eine iſt Henrico ...

— Bedenke, daß er für Dich verloren, bedenke, daß ein Wort von mir ihn retten kann ... Gewähre mir meine Bitte und noch heute Nacht befreie ich Dich und ihn ...

— Um dieſen Preis mag ich mein Leben und das Seine nicht erkaufen. Treu meinem Schwure, nur ihn zu lieben, will ich lieber zehnfach ſterben, als ihm untreu werden und mich den Lüſten eines Henkers opfern, der mich mit kaltem Blute foltern ließ.

— Es ſteht in meiner Macht, Dich heute von von Neuem auf die Folter zu werfen, Deinen blühenden Leib mit glühenden Zangen zu zerſtümmeln, Dich der rohen Wuth meiner Henkerknechte preiszuliefern, Dich, wenn ich will, ſchänden zu laſſen von dem Letzten meiner Sbirren.

— Verſucht es, blutbefleckter Henker! Noch lebt der Gott meiner Väter, der mich vor ſolchem Greuel ſchützen wird.

— Lea, ſei gnädig, Lea, erbarme Dich mein, flehte der Inquiſitor, ihre Knie umklammernd und ihre Kleider küſſend.

— Fort, fort! rief die Jüdin, ihn mit den Füßen von ſich ſtoßend. Euer glühendheißer Athem zieht wie ein Peſthauch in meine Seele, Euer Anblick foltert mich mehr als jeder Eurer Knechte; mich erfaßt ein ſo tiefer Ekel, daß ich lieber zehn Stunden auf der Folter, als einen Augenblick in Euren Armen liegen will.

— Dieſen Ekel, elende Jüdin, ſollſt Du büßen! ſchrie der Inquiſitor und verließ den Kerker, deſſen Riegel ſich hinter ihm ſchloſſen.

XVII.

Nachts um die zwölfte Stunde öffnete ſich von Neuem Lea's Kerker. Diesmal erſchienen zwei Sbirren mit dem Befehle, ihnen ſofort zu folgen.

— Wohin? fragte Lea.

— In ein anderes Gefängniß, erwiderte einer der Häſcher.

Von hier aus wurde Lea über die ſogenannte Seufzerbrücke in das dem Dogenpalaſte gegenüberliegende Gefängniß der Inquiſition abgeführt und dort barfuß auf eine kurz vorher glühend gemachte Eiſenplatte geſtellt, die ſich bald darauf unter ihren Füßen öffnete. Durch dieſe Fallthür ſank Lea mit einem gellenderaſſen Schrei des Entſetzens in den Canal Orfano hinab, deſſen Wellen, leiſe murmelnd, ihren Leichnam verſchlangen.

— Schade um die ſchöne Jüdin! ſagte einer der Sbirren.

— Haſt Du ihr ſchönes Bein geſehen? fragte der Andere.

— Cospetto di Bacco! rief der Andere.

Dann kehrten Beide in den Dogenpalaſt zurück.

XVIII.

Am andern Morgen mit dem Glockenſchlage Zehn wurde Henrico aus dem Kerker abgeholt, um auf der Piazzetta zwiſchen den zwei großen Säulen, auf denen der Löwe von Sanct Marcus und der heilige Theodor ſtehen, im Angeſicht des ganzen Volkes die Todesſtrafe zu erleiden.

Unter der zahlloſen, unüberſehbaren Maſſe erwartungsvoller Zuſchauer befand ſich mitten auf dem Plaße unter einer Gruppe junger Edelleute auch Giulio Gritti.

— Ich bin neugierig zu ſehen, ſagte er zu einem ſeiner Nachbarn, wie mein liebwerther Freund und Schulkamerad Henrico ſich in den letzten Augenblicken vor ſeiner Hinrichtung benehmen wird. Ich traue ihm, unter uns geſagt, wenig Muth zu. Der arme Junge hat von jeher ſchwache Nerven gehabt, ſagte Giulio und fing laut zu lachen an.

Nicht fern von ihm ſtand ein Mann aus dem Volke, den dies herzloſe Lachen tief empört hatte. Er kratzte ſich die Ohren und ſagte zu Einem ſeines Gleichen:

— Signor Gritti iſt ein elender Schurke ...

— Ein Böſewicht, welcher Vater und Mutter verkauft und kein Herz im Leibe hat, ſagte der Andere.

Jener aber verſank in dumpfes Hinbrüten.

In demſelben Augenblick erſchien der Sohn des Dogen in der Mitte zahlloſer Sbirren. Mit ruhig kaltem Muthe ſchritt er dem Richtplatze zu; oben auf dem Schaffot angelangt, blickte er gen Himmel und rief laut und vernehmlich:

— Der oben weiß, daß ich unſchuldig bin.

In demſelben Moment, als der Henker das Urtheil vollziehen will, ruft eine Donnerſtimme:

— Haltet ein! Haltet ein!

Giulio Gritti fühlt ſich plötzlich hinten am Genick gepackt; zwei rieſenſtarke Arme umklammern ſeinen Leib und ſchleppen ihn athemlos aufs Schaffot. Dort erhebt der Mann aus dem Volke ſeine Rieſenſtimme und ruft:

— Volk von Venedig, ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen, daß Henrico Contarini, der Sohn des Dogen, unſchuldig iſt. Der Mörder ſeines Weibes iſt dieſer Schurke hier, Giulio Gritti, welcher Tarquinia Badoer, Henrico's Gemahlin, in meiner Gondel erdolcht hat; ich, Volk von Venedig, bin ſein Mitſchuldiger!

Ein tauſendſtimmiger Ruf der unter den Gaffern umherſtehenden Gondeliere trug den Namen „Taddeo! Taddeo!“ mit Blitzesſchnelle durch die gedrängten Reihen der von Schreck und Staunen ergriffenen Volksmenge, die, Anfangs ſprachlos, ſchnell wieder

Faſſung gewann und jetzt wie aus Einer Kehle den Donnerruf erſchallen ließ:

— Es lebe der Sohn des Dogen! Nieder mit dem Böſewicht! Gnade, Gnade für Taddeo!

Giulio Gritti und ſein Mitſchuldiger wurden ſogleich, mit Stricken feſtgebunden, ins Gefängniß abgeführt. Henrico aber, am Fuße des Schaffots umſtrahlt von der Glorie ſeiner Unſchuld, beugte ſeine Knie, ſchaute zum heitern Himmel empor und ſprach:

— Dort oben wacht ein gerechter Richter!

Das Volk nahm den Sohn des Dogen auf ſeine Schultern und trug ihn unter Jubel und Geſang in die Arme ſeines Vaters.

— Es lebe der Doge! rief das Volk.

— Es lebe Venedig! rief der Doge.

XIX.

Als Henrico bald darauf Lea's trauriges Schickſal erfuhr, bemächtigte ſich ſeiner Seele ein unheilbares Weh. Er eilte in das kleine Haus, das er ihr geſchenkt hatte, und fand es verſiegelt im Auftrage der Polizei. Nachdem auf ſein Geſuch die Siegel abgenommen waren, verſchloß er ſich Tage lang in dieſe Zimmer, um ſich in jene ſchöne Zeit zurückzudenken, wo er hier, an Lea's Seite, den ſchönſten Traum ſeines Lebens geträumt. Den koſtbaren Teppich, den ſie geſtickt hatte, ſchenkte er der großen Synagoge im Ghetto, in welcher er noch jetzt gezeigt werden ſoll *). Bald nachher begab er ſich,

---

*) Vielleicht iſt dies derſelbe Teppich, von dem Herr v. Binzer in ſeinem „Venedig" ſpricht. Bei Schilderung der Hauptſynagoge im Ghetto ſagt er (Seite 197.): „Wände und Plafond ſind mit ausgezeichnet ſchönen Holzſchnitzarbeiten geſchmückt; die weißen Felder dazwiſchen werden beim Gottesdienſt mit Damaſt behangen und über die reichbeſetzten Marmoraltäre werden köſtliche Teppiche gedeckt, deren einer wirklich eine beſondere Erwähnung verdient. Er iſt das Geſchenk einer reichen Büßerin, die denſelben ganz allein verfertigt und an den Tagen, an welchen ſie daran gearbeitet hatte, nichts gegeſſen haben ſoll. In einer Einfaſſung von violetten, mit ſchweren Goldarabesken und ächten Perlen gezierten Atlas iſt im Vordergrunde die Stadt Jeruſalem zu ſehen, hinter ihr das Meer, über ihm der Berg Sinai und oben eine aus dichten Wolken hervorbrechende herrliche Strahlenglorie. Dies Alles iſt in Plattſtichen von bunten Seidenfäden bis in die kleinſten

mit Erlaubniß ſeines Vaters und der Signoria, auf Reiſen und kehrte erſt ſechs Jahre ſpäter nach Venedig zurück, um unter dem Oberbefehle Francesco Moroſini's, des General-Capitains der venezianiſchen Flotte, Candia gegen die Uebermacht von 180,000 Türken, unter dem Commando des Groß-Weſyrs Achmet Kiupergli, zu vertheidigen. Am 26. September 1667, am Tage, als Candia in des Feindes Hände fiel, ſank Henrico Contarini, der mit dem Muthe eines Löwen den letzten Poſten vertheidigt hatte, durchbohrt vom Damascener eines türkiſchen Soldaten, der das Haupt des heldenmüthigen Venezianers als Siegesbeute auf die Mauer der eroberten Stadt pflanzen ließ.

Auf Henrico's Bruſt fand ſich Lea's Bild. Als dies dem Groß-Weſyr überbracht wurde, betrachtete er das Porträt mit wachſendem Wohlgefallen, ſtrich

---

Details höchſt ſauber ausgeführt und auch jetzt noch, obgleich 215 Jahre alt, von hübſchem Farbeneffect.“ Die Zahl 215 ſtimmt freilich nicht mit Lea's Teppich, denn dieſer iſt jetzt erſt 186 Jahre alt.

ſich den langen, feingeſalbten Bart und rief, von der Schönheit dieſer Züge bezaubert:

— Ganz Candia für ſolch' ein Weib!

XX.

Gleich nach Lea's traurigem Ende hatte der große Rath ein Geſetz erlaſſen, das alle Freudendirnen aus dem venezianiſchem Gebiete verwies. Dies Decret hatte die Folge, daß faſt täglich Mädchen aus dem Schooße ihrer Familien geraubt, Klöſter erbrochen, Nonnen entführt und tauſend Ausſchweifungen begangen wurden. Bald darauf ſah der Senat ſich gezwungen, ein neues Geſetz zu erlaſſen, in dem dieſe unglücklichen Geſchöpfe — im Decrete werden ſie „Nostre bene merite meritici" genannt — zurückgerufen wurden. Man hatte ihnen, wie Daru erzählt, ein Fond angewieſen, aus dem ſie Unterſtützung zogen; man räumte ihnen Freihäuſer ein, die „case rampane" genannt wurden. Von dieſen leitet ſich der Urſprung ihres Schimpfnamens „carampana" her.

XXI.

Giulio Gritti nahm ein trauriges Ende. Durch Einfluß ſeiner Freunde hatte er die Mittel gefunden, ſeinem Kerker zu entkommen. Er floh nach Frankreich, warf ſich dort in die Scylla und Charybdis koſtſpieliger Zerſtreuungen, verſuchte durch falſches Spiel ſich neue Hilfsquellen zu verſchaffen, und ſtarb dort, in ſehr hohem Alter, als Bajazzo einer Seiltänzertruppe.

Taddeo war der Erſte, welcher, nach fünfzehnjähriger Gefängnißſtrafe, vom neu erwählten Dogen Nicola Sagredo — begnadigt wurde.

Gozzi und Goldoni.

I.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Venedig, das ſich vom Gipfel ſeiner politiſchen Macht ſchon lange vorher herabgeſtürzt ſah, eine Art geiſtiger Oberherrſchaft errungen, auf die es damals nicht minder ſtolz und eitel als in frühern Zeiten auf ſein ſtaatliches Uebergewicht zu ſein ſchien. Venedig war für alle Städte Italiens eine tonangebende Literaturmacht geworden. Unter der zehnjährigen, von keinem innern Kriege beunruhigten Regierung des hundertundſechszehnten Dogen Francesco Loredano (1752—62) hatte ſich hier eine glänzende Fülle literariſcher Kraft entwickelt, die der alten Marcusſtadt eine neue Glorie lieh.

Um dieſe Zeit hatten Natale Laſteſio, Giuſeppe und Daniele Farſetti, die drei Brüder Marſili, der Graf Campo-San-Pietro, der gelehrte Marco

Forcellini, Pietro Chiari, die beiden Gozzi und einige andere Gelehrte, Dichter und Schriftſteller eine literariſche Geſellſchaft gegründet, die ſich unter dem Namen der „academia degli Granelleschi“ bald in und außerhalb Italiens eine große Berühmtheit errang. Jedes Mitglied dieſes durch und durch eigenthümlichen Klubbs mußte in ſein Wappen das Sinnbild der Geſellſchaft — ein Paar Granelli — aufnehmen. Granello aber, das urſprünglich nichts anderes als das Körnchen in der Weinbeere bedeutet, hat außerdem noch einen Nebenſinn, der, weniger harmlos, ſynonym mit Schwachkopf, Tölpel, Einfaltspinſel iſt.

Dieſe Academie der Schwachköpfe, der, wie geſagt, die ausgezeichnetſten Gelehrten und die geiſtreichſten Schriftſteller der venezianiſchen Republik angehörten, pflegte ſich, allwöchentlich einmal, bald bei dieſem, bald bei jenem ſeiner Mitglieder zu verſammeln, um die ernſteſten Fragen der Literatur mit lachender Miene und harmloſem Spott in den Kreis ihrer närriſch-gelehrten Betrachtungen zu ziehen, über die Grundſätze der Aeſthetik und die Geheimniſſe des guten Geſchmacks hin und her zu ſtreiten und auf dieſe Weiſe den gegenſeitigen Reichthum ihrer Ideen auszutauſchen und in Cours zu ſetzen. Dies war bei allem Spaße, der ſich dabei geltend zu machen verſtand, das ernſte Profil dieſer Geſellſchaft.

Der Nebenzweck, die heitere Seite dieſer Academie war geſellige Unterhaltung, die, nicht ängſtlich in der Wahl ihrer Mittel, durch Neckereien und Myſtificationen aller Art ſich, wetteifernd, zu überbieten ſuchte. Jedes Mitglied hatte außer ſeinem bürgerlichen Namen noch zwei andere: einen ernſten Bei- und einen heitern Spottnamen. Alljährlich wurde ein neuer Präſident erwählt, der während der Sitzung eine Narrenkappe als Zeichen ſeiner hohen Würde trug. Vier Wochen nach ſeiner Erwählung mußte er der Geſellſchaft eine ſeiner literariſchen Arbeiten vorleſen.

Das Grundgeſetz dieſer Academie war in jeder Beziehung originell. Einer der eigenthümlichſten Paragraphen war der, welcher die komiſche Beſtimmung enthielt, daß in jeder Sitzung eines der anweſenden Mitglieder ſich auf den Läſterſtuhl ſetzen und jedem ſeiner ehrenwerthen Mitbrüder eine Grobheit ſagen mußte, wofür er dann laut §. 17 der Statuten mit großer Feierlichkeit hinausgeworfen wurde und nicht früher eintreten durfte, bis ihm der Vorſitzende im Namen der ganzen Geſellſchaft huldreich Verzeihung gewährt hatte. Dies Loos traf ſämmtliche Mitglieder nach der alphabetiſchen Reihenfolge des ihnen beigelegten Spottnamens, der laut §. 5 dem Reiche der Quadrupeden entlehnt ſein mußte. Erſt mußte der Affe, dann der Büffel, der Caſuar, das Dromedar, der Eſel, das Faulthier u. ſ. w. den Läſterſtuhl beſteigen, Jedem ſeiner Herrn Mitthiere eine coloſſale Grobheit ins Geſicht ſchleudern und ſich dann pflichtſchuldigſt und ohne Murren hinauswerfen laſſen. — Jeder neu aufgenommene Novize mußte am Tage der Einführung von jedem Mitgliede einen Naſenſtüber in Empfang nehmen und dies Zeichen huldvoller Weihe durch einen Handkuß beſcheinigen. Dann ſtülpte ihm der Präſident die Narrenkappe auf und taufte ihn im Namen der Geſellſchaft, die ihn ſodann als ihren Freund und Bruder umarmen mußte. Dies Alles ſollte eine Traveſtie jener tragikomiſchen Feierlichkeiten ſein; die bei der Aufnahme neuer Mitglieder in den geheimnißvollen Bund der Freimaurer beobachtet werden und die man dadurch lächerlich zu machen ſuchte. Aus dieſem Grunde wurden die „Granelleschi" ſpottweiſe „Freiſchloſſer" genannt, ein Spitzname, den ſie ſchon deßhalb verdienten, weil der Schlüſſel eine bedeutende Rolle ſpielte, denn der allererſte Paragraph der Statuten lautete:

„Mitglied dieſer Geſellſchaft kann Jeder ſein, der ein freier Mann und Inhaber eines Hausſchlüſſels iſt."

Und ſo kam's, daß die Herren Granelleschi dem innern Weſen nach geiſtreiche Männer, aber dem äußern Scheine und dem Namen nach ein Narrenklubb, eine Corporation von Thiergattungen, eine debattirende Menagerie waren.

II.

Feind dieſer Academie war Carlo Goldoni. Geboren 1707 zu Venedig *), hatte er unlängſt

---

*) In der Calle de'Cent'anni, Nummer 2793, wo noch

ſein fünfzigſtes Jahr erreicht und eine ſtürmiſche Jugend hinter ſich. Von ſeinen Eltern zum Studium der Medicin beſtimmt, die für ſeinen lebhaften Geiſt viel zu ernſt und zu trocken war, hatte er ſich, gleich nach dem Tode ſeines äußerſt ſtrengen Vaters, der Rechtswiſſenſchaft in die Arme geworfen, einige Jahre als Advokat ſich durchzuſchlagen verſucht, dann aber aus Mangel an Klienten auch dieſem Stande den Rücken zugekehrt und ſeine ungewiſſe Zukunft unter den Schutz der ihm wohlwollenden Muſen geſtellt. Aber ſein Hang zu unſtetem Leben, ſeine Neigung zu Zerſtreuungen, ſeine Liebe zum ſchönen Geſchlechte und ſeine Paſſion zu verliebten Abenteuern hatten ihn ſehr bald in ſo viel Schulden und Verdrießlichkeiten verwickelt, daß er gezwungen, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, nach Mailand geflohen war.

Dort hatte er, um ſich Geld zu verſchaffen, für einen mittelmäßigen Tondichter — Fortunato Chelleri — einen faſt eben ſo mittelmäßigen Operntext „Amalaſuinta“ geſchrieben, der bei der Aufführung

---

jetzt, über der Hausthür, das in Stein gehauene Bild Goldoni's mit einer Erinnerungstafel zu ſehen iſt.

nicht minder ſpurlos als die nüchterne Muſik vorübergerauſcht und ins Meer ewiger Vergeſſenheit hinabgeſunken war. Mehr Glück hatte ſein zweites Libretto, „der venezianiſche Gondelier," gemacht. Aber müde der Launen des Componiſten, der bald Dies, bald Jenes geändert haben wollte, hatte der junge Ex-Advokat den Beſchluß gefaßt, ſelbſtſtändig aufzutreten, ein Vorſatz, aus dem zuerſt „Beliſario" und gleich darauf „Roſamunda" hervorgegangen waren, zwei ziemlich gelungene Dramen, von denen jedoch nur das Erſte gefallen hatte.

Ein unruhiger Ahasver, planlos von einer Stadt zur andern ziehend, hatte er im Sommer des Jahres 1736 — zu Bergamo oder Brescia — die Bekanntſchaft einer blutjungen, ziemlich ſchönen, ungemein pikanten, aber auch äußerſt lockern Theaterſängerin gemacht, die, zufällig ohne Anſtellung und aus augenblicklichem Mangel an freigiebigen Anbetern ſich — faute de mieux — in Signor Goldoni verliebt hatte. Der arme eitle Thor war leichtgläubig genug ins Garn gelaufen und hatte ſie bald darauf geheirathet. Doch gleich nach den Flitterwochen hatte ſich dieſe Ehe nicht glücklicher als tauſend andere geſtaltet.

Beide Contrahenten heuchelten ſich mit Worten ewige Liebe vor, während ſie in der Stille ihres Herzens den Verluſt ihrer Unabhängigkeit, die eingebüßte Freiheit bereu'ten. Trotzdem fuhren Beide fort, ſich eine rührendſchöne Komödie von ewiggrüner Treue vorzugaukeln.

In dieſem Zuſtande gegenſeitiger Täuſchung war das erſte Jahrzehend dieſer Ehe friedlicher als manche andere abgelaufen. Man hatte ſich mehr und mehr an einander gewöhnt und ſich gegenſeitig eine Unzahl von Schwächen und Untugenden verziehen, um ſich das Joch der Ehe beſtmöglichſt zu erleichtern. Lavinia, vom Theater her gewohnt, ſich von einem Kreiſe ewig aufmerkſamer Anbeter umringt zu ſehen, überließ ſich auch in der Ehe der Huldigung ihrer Verehrer und drückte klug genug ein Auge zu, wenn ihr leichtſinniger Herr Gemahl, in ſeine alte Neigung zurückfallend, jedem weiblichen Weſen, das ihm nur einigermaßen gefiel, auf Leben und Tod den Hof zu machen ſich erlaubte. Dieſe gegenſeitige Toleranz iſt oft das einzige Heilmittel, das den krankhaften Zuſtand mancher Ehen noch einigermaßen erträglich macht.

Im Laufe dieſer zehn Jahre hatte Signor Goldoni, in Begleitung ſeiner Frau, auf ſeinen Zigzagreiſen durch ganz Italien ſämmtliche Bühnen ſeines Vaterlandes kennen gelernt und immer mehr und mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß das italieniſche Schauſpielweſen einer durchgreifenden Reform bedürfe, um ſich aus den Feſſeln eines uralten Schlendrians erlöſt zu ſehen. Damals florirte auf allen italieniſchen Theatern die Commedia dell'Arte, ein lebendiges Puppenſpiel mit ſtereotypen Characteren oder ſtehenden Volksmasken. Faſt jede Stadt Italiens hatte eine ihr eigenthümliche Maske. Venedig hatte den reichen Krämer Pantalone; Bologna den pedantiſchen Dottore; Bergamo den verſchmitzten Arlechino (Urahn des franzöſiſchen Arlequin und Geſchwiſterkind des deutſchen Pickelhärings) — und den nicht minder ſchlauen Scapino; Brescia den intriganten Brighella *); Florenz den alten,

---

*) Dieſe Benennung verdankt er einem Kampfe, der ſich um das Jahr 1200 zu Brescia zwiſchen Bürger und Adel entſponnen und Letztern gezwungen haben ſoll, nach Cremona zu flüchten, worauf Erſtere unter dem Namen Brugella oder Brighella einen Bund zur Aufrechthaltung der Volksſouverainität gebildet hatten.

ſeiner Schürze nachlaufenden Don Pasquale; Rom den geſchniegelten und gebiegelten Gecken Gielſomino; Neapel den ungeſchickten, tölpelhaften Bauerlümmel Coviello, den neckenden Pasquarimello und den faulen, feigen Pulcinella, das häßliche Windei, aus welchem der franzöſiſche Polichinell herausgekrochen iſt. Zu dieſem Volksmasken-Congreß ſchickte Mailand ſeinen Girolamo und Truffaldino, Piemont ſeinen Gianduja, Genua ſeinen Scaramuzzia, Calabrien ſeinen Giangurgulo, Sicilien ſeinen Travaglino und Meſſina ſeinen Giovanelli. Eine Maske aber, die allen Städten gemeinſchaftlich angehörte, war der Capitano, auch Spavento, Tracaſſo, Tempeſta oder Cocodrillo genannt, ein Character, welcher auffallende Aehnlichkeit mit dem Miles gloriosus von Plautus hat, ein bramarbaſirender Held, der ſeine Feinde in hunderttauſend Stücke zu zerhauen und mit kaltem Blute nebſt Haut und Haaren aufzufreſſen droht, aber, ſcharf ins Auge gefaßt, ſo blutwenig Courage hat, daß ein beherzter Haſe ihn ſiegreich in die Flucht jagen kann. — Die einzige Charactermaske weiblichen Geſchlechts war die ausgelaſſene, muthwillige, kecke Colombine, die gewöhnlich als Pantalone's Tochter und Arlechino's Geliebte erſcheint, woher ſie ſpäter den Beinamen Arlechinetta erhielt *).

Dieſe immer wiederkehrenden Stereotyp-Figuren hatten bei aller Luſtigkeit, die ihnen eigen war, doch auch das Ermüdende, daß alle Stücke durch ſie eine blaſſe Einförmigkeit erhielten.

Goldoni hatte, gelangweilt durch dies ewige Einerlei, den feſten Entſchluß gefaßt, jener unerquicklichen Monotonie den Krieg zu erklären und als Reformator des italieniſchen Theaters, als Luther der alleinſeligmachenden Commedia dell'Arte aufzutreten. Wirklich war er der Mann dazu. Sein Geiſt, der ſich nach den claſſiſchen Luſtſpielen Molière's gebildet hatte, fühlte ſich ſtark genug, die Schranken des Herkömmlichen umzuſtürzen und ſich

---

*) Ueber das Weſen dieſer Schauſpielgattung giebt es eine ausführliche Abhandlung „Trattato su la Commedia dell'Arte" von F. Valentini, Berl. 1826. 4. und über die characteriſtiſche Bedeutung der einzelnen Masken befindet ſich eine flüchtige Skizze in meinem Narren-Almanach für 1844 (Seite 1 — 6).

für ſein dramatiſches Talent eine neue Arena, ein neues Theater, ein neues Publikum zu ſchaffen.

Mit blutwenig Geld, aber mit verteufelt vielem Vertrauen, mit Siegesplanen im Herzen und einem Dutzend reformirender Luſtſpiele im Reiſeſack war er 1752 mit ſeiner Lavinia nach Venedig zurückgekehrt.

III.

Hier, im Reiche der Kritik, herrſchte mit unumſchränkter Macht und despotiſcher Gewalt Graf Gasparo Gozzi, ein berühmter Aeſthetiker, deſſen Urtheile von der gelehrten Welt als unumſtößliche Orakelſprüche hingenommen wurden.

Geboren 1713 zu Venedig, hatte er ſich in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre mit einer der liebenswürdigſten Muſen ſeiner Vaterſtadt, mit Luigia Bergalli, vermählt.

Seine Frau, zehn Jahre älter als er, Tochter eines ehrlichen, aber blutarmen Schuhmachers aus Vicenza, hatte den jungen, unbemittelten Grafen weniger durch den noch immer friſchen Glanz ihrer

Schönheit, als durch die Macht ihres Geiſtes und durch die Allgewalt ihres vielſeitigen Talentes für ſich eingenommen. Luigia, Schülerin der gefeierten Roſalba Carriera, war eine ausgezeichnete Malerin, eine tüchtige Harfenſpielerin und eine ſehr talentvolle Dichterin, die Franzöſiſch und Latein verſtand und ſchon frühzeitig die Luſtſpiele des Terenz in ihre Mutterſprache übertragen hatte *). In ihrem fünfzehnten Jahre war ihr, für dramatiſche Poeſie begeiſtert, das Glück zu Theil geworden, einen würdigen Lehrer zu finden in der Perſon Apoſtolo Zeno's, der gleich darauf (1719) vom Kaiſer Karl VI. als Hofpoet nach Wien berufen wurde. Acht Jahre ſpäter hatte ſie eine Blumenleſe der berühmteſten Dichterinnen Italiens **) und vier Jahre darauf ihr erſtes Luſtſpiel „le Avventure del poeta“ erſcheinen laſſen. Fünfunddreißig Jahre alt, als Graf Gozzi ſie zum Traualtar geführt hatte, war ſie noch immer eine blühend ſchöne Frau, welche durch die Anmuth ihres

---

*) Dieſe Ueberſetzung erſchien erſt 1733.

**) Componimenti poetici delle piu illustri rimatrici d'ogni secolo, Venezia 1726. 12.

Benehmens und durch den Reiz ihrer geiſtreichen Unterhaltung weit jüngere Schönheiten ſiegreich zu verdunkeln wußte. Gräfin Gozzi hatte nur Eine Unvollkommenheit: ſie war beiſpiellos ehrgeizig.

Die Sucht, Stücke von ſich aufgeführt zu ſehen, hatte ſie verleitet, ihren nachgiebigen Gemahl zu bewegen, im zwölften Jahre ihrer äußerſt friedlichen Ehe die Leitung des Theaters San Angelo zu übernehmen, was denn auch geſchehen war. Graf Gasparo, der ſich, theils aus Liebe zu ernſtern Studien, theils aus Neigung zu ungeſtörter Bequemlichkeit, wenig darum bekümmerte, hatte die Zügel der Bühne in die Hände ſeiner guten Frau gelegt, die, geſtochen von der Tarantel des Ehrgeizes, jedes halbe Jahr ein neues Stück, heute ein Drama und morgen ein Trauerſpiel ſchrieb, welche über Hals und Kopf einſtudirt und mit verſchwenderiſcher Pracht in Scene geſetzt wurden. So ſchoß nach und nach aus dem fruchtbaren Hirne der gräflichen Directrice ein ganzer Wald dramatiſcher Original-Pilze hervor, worunter die beiden Tragödien „Elettra“ und „la Teba“ den meiſten Beifall fanden. Damit nicht zufrieden, überſetzte ſie noch eine Unmaſſe von Stücken aus dem Franzöſiſchen. *)

Neidiſch wie Alle, die vom Ehrgeiz geplagt werden, ließ ſie nur ungern ein anderes Talent neben ſich aufkommen. Aber keinen von Allen fürchtete ſie mehr als Signor Goldoni, der mit ſeinen himmelblauen Komödien in andern Städten Italiens mehr Beifall einzuernten wagte, als Gräfin Luigia mit ihren blutrothen Tragödien, welche ihr Herr Gemahl, ſchwach genug, ohne Ausnahme für Meiſterwerke erklären mußte.

IV.

So ſtanden die Sachen als Carlo Goldoni in Begleitung ſeiner Frau in Venedig eingerückt war, um die einförmige Commedia dell'Arte zu entthronen und ſich als Meſſias einer neugeborenen Dramatik zu erheben.

---

*) Unter Andern auch ſämmtliche Trauerſpiele Racine's, Duchés „Abſalon“ und Lamothe's „Maccabäer.“

Gleich nach ſeiner Ankunft hatte er ſich durch einen ſeiner Freunde zur Aufnahme in den Schooß der „Academia degli Granelleschi“ vorſchlagen laſſen, war aber mit einer Mehrheit von ſieben Stimmen durchgefallen, was ihn dergeſtalt erbittert hatte, daß er ſeit jenem Augenblick ein Gegner des Grafen Gasparo Gozzi war, der, allem Anſcheine nach von ſeiner Frau aufgehetzt, Stimmen gegen ihn geſammelt hatte. Man erſieht daraus, daß das literariſche Cliquenweſen keine Erfindung der neuern Zeit, ſondern ein uraltes Erbübel iſt, das ſeit Jahrhunderten in allen Ländern üppig fortwuchert und immer weiter um ſich greift.

Goldoni war nun vor Allem darauf bedacht, auch ſich einen Anhang zu verſchaffen, um den Einfluß der Gozzi-Coterie zu ſchwächen. Mit Hilfe ſeiner charmanten Frau gelang es ihm in kurzer Zeit, eine Unzahl von Bekanntſchaften zu erobern, die ihn ſehr bald zum Mittelpunkte eines immer größer werdenden Kreiſes machten.

Zu dem langen Schweiſe ſeiner zahlreichen Anhänger gehörte auch Signor Giuſeppe Secchellari, Venedigs erſter Seidenfabrikant, ein Cröſus in goldgeränderten Duodez, ein Schwachkopf im größten Folio-Format, deſſen Dummheit faſt eben ſo ſprüchwörtlich als ſein Reichthum und — zu ſeinem Lobe ſei's geſagt — auch ſeine Freigebigkeit geworden war. Die ganze Stadt, vom Dogen bis zum letzten der geheimen Polizeiſpione herab, wußten Wunderdinge von dem Luxus zu erzählen, den Signor Secchellari in ſeinem wahrhaft fürſtlichen Haushalte bei jeder Gelegenheit zu entfalten pflegte. Er gab die glänzendſten Feſte und warf ſein ſeidenes Vermögen mit immer vollen Händen im wahrſten Sinne des Worts zu den Fenſtern ſeines großartigen Palaſtes am Canarreggio hinaus. Befreundet mit allen Familien des goldenen Buches, vertraut mit allen Mitgliedern des Senats, Du und Du mit allen Koriphäen der Gelehrten- und Künſtlerwelt, ſah er ſich fortwährend von einem Hofe von Schmarotzern umringt, die ſeinen Keller, ſeine Börſe leerten und aus Dankbarkeit dafür ſelbſt den ſchlechteſten ſeiner Witze mit einer Herzlichkeit belachten, als hätte ſich aus dem Borne bodenloſer Stupidität der geiſtreichſte Einfall verirrt.

Dieſer Erzgimpel war eines ſchönen Morgens, als er ſich mit einer engliſchen Banknote ſeine türkiſche Pfeife angezündet hatte, ganz unerwartet von der Geſellſchaft der Granelleschi, unter dem lauten Gelächter der ganzen Verſammlung, einſtimmig zum Präſidenten erwählt worden. Die luſtige Academie hatte aus ihrem Schooße eine Deputation von fünf Mitgliedern abgeſchickt, die ihm mit höchſt feierlicher Miene die Nachricht von ſeiner Erhebung zum „Arcigranellone“ (Erzgimpel, Haupt-Schwachkopf) überbrachte. Signor Cecchellari war davon dermaßen überraſcht, daß ihm in einem und demſelben Nu Verſtand und Pfeife ausgingen. Hoch entzückt fiel er auf ſeinen Lehnſtuhl zurück und hauchte zehnmal in Einem Athem: „Arcigranellone! Arcigranellone! O Ehre über Ehre!“

Am folgenden Tage ging mit noch weit größerer Feierlichkeit die Einſetzung des neuen Präſidenten vor ſich. Man ſetzte ihm eine Narrenkappe und über dieſe eine Guirlande gebackener Pflaumen als Krone und Diadem auf, begrüßte ihn mit gereimten und ungereimten Anreden, deren Komik ſo ernſt und deren Ernſt ſo komiſch war, daß ſämmtliche Granelleschi bei Anhören dieſer ironiſchen Vergötterung an Peſtilenz und hundert andere Schrecken ſich erinnern mußten, um ihr Lachen zurückzudrängen. Statt des Thrones war ein erhabener Großvaterſtuhl hergerichtet, auf welchem Erz-Gimpel I., zum „Fürſten der Granelleschi“ ausgerufen, eine Thronrede hielt, die wir unſerm Leſer unbedingt mittheilen würden, wenn ſie uns bekannt wäre. Gern wollten wir eine erfinden, wären wir nicht überzeugt, unſer Leſer habe dieſer Thronreden ſchon ſo viele gehört, daß er uns die Unſerige um ſo lieber erlaſſen wird, da er weiß, daß alle Thronreden, über eine und dieſelbe Schablone hingepinſelt, viel zu verſprechen und blutwenig zu halten pflegen.

Wir kehren alſo lieber zur Fortſetzung unſerer Erzählung zurück.

V.

Unſer „Arcigranellone“, ein Verehrer des ſchönen Geſchlechts, war einer der eifrigſten Kurmacher der Signora Goldoni, die — eilf Jahre jünger als ihr Gemahl — als Frau von fünfunddreißig Jahren noch immer höchſt pikant und einnehmend, Letzteres ſogar in doppelter Beziehung war; denn es verging kein Tag, an dem nicht die Großmuth des reichen Seidenhändlers ihr etwas eingab; geſtern erhielt ſie eine ſeidene Robe, heute einen neuen Shawl, Morgens ein Service von japaniſchem Porzellan und Abends einen Schmuck von venezianiſchem Rialto-Gold. Anbeter ſolcher Art ſind weiße Raben, die Niemand beſſer zu würdigen und liſtiger zu feſſeln verſtand, als die ehemalige Sängerin Lavinia.

Gleich nach ſeiner Inſtallation eilte er zu Signora Goldoni. Der neuerwählte Präſident fand ſeine alte Flamme in einem jener höchſt gefährlichen Morgenanzüge, die ſelbſt eine weit ſtandhaftere Gemüths-Beſchaffenheit als die des „kleinen, dicken Stöpſel“ (ſo hieß Lavinia ihren drolligen Seladon) leicht aus der Faſſung bringen können.

— Betrachten Sie mich! rief er aus.

Signora Goldoni würdigte den komiſchen Kauz einer ganz ernſten Betrachtung.

— Was bemerken Sie an mir? fragte er, beide Arme in die Hüften ſtützend.

— Auf Ihrem werthen Naſenſockel erblicke ich eine höchſt interreſſante Warze, die tagtäglich größer wird.

— Und ſonſt ſehen Sie nichts, gar nichts?

— Es giebt Augenblicke, in denen ich ſehr kurzſichtig bin. Außer dieſer Warze finde ich in der That nichts Auffallendes.

— Curios, ſehr curios! Ich glaubte, die neue Würde, zu der ich emporgeſtiegen bin, müſſe meiner Phyſiognomie eine Art von Nimbus verleihen. Erſchrecken Sie nicht, liebenswürdige Freundin, wenn Sie erfahren, daß die Academie der Granelleschi, dieſelbe, die Ihren ausgezeichneten Herrn Gemahl mit ſtarker Stimmenmehrheit durchfallen ließ, mich einſtimmig zu ihrem Präſidenten mit dem für mich eigends erfundenen Titel eines „Arcigranellone“ erwählt hat.

— Und darüber ſollte ich erſtaunen oder gar erſchrecken? Wer in ganz Venedig wäre geeigneter, dieſen Ehrenplatz ſo würdig auszufüllen, als Signor Secchellari?

— Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben; doch muß ich Ihnen ſagen, daß es mich einigermaßen beunruhigt, daß Ihr ausgezeichneter Herr Gemahl bei uns ſo ſchmählich durchgefallen iſt.

— Der Aermſte wird ſich darüber zu tröſten wiſſen.

— Glauben Sie? fragte der Erz-Gimpel mit komiſchem Zweifel.

— Wenigſtens hoffe ich es.

— Ich an ſeiner Stelle hätte mich darüber todtgegrämt. Apropos, theure Freundin, iſt es wahr, daß Ihr Herr Gemahl eine neue Academie gründen will, die der Unſrigen feindlich entgegentreten ſoll?

— Goldoni beabſichtigt das Erſtere allerdings. Im Vereine mit mehrern ſeiner Freunde will er eine „Academia degli Asinelli,“ eine Geſellſchaft der Stockfiſche, ins Leben rufen. Jammerſchade, daß der Klubb der Gimpel Sie uns bereits weggefiſcht hat!

— Schade? In wiefern?

— Die Geſellſchaft der Stockfiſche würde keinen andern als Sie zu ihrem Protector wählen.

— Sehr ſchmeichelhaft! Doch werden Sie begreifen, reizende Amathuſia, daß ich nicht, wie der

Truffaldino Ihres Herrn Gemahls, ein Diener zweier Herren, der Präſes zweier ſich feindlich gegenüberſtehenden Academien ſein kann. Und ſchon darum bitte ich Sie, Ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um Ihren Herrn Gemahl von der Ausführung dieſes Planes zurückzuhalten und ihn zu bewegen, ſich lieber noch einmal bei uns vorſchlagen zu laſſen.

— Wer und was bürgt ihm dafür, daß er nicht wiederum durchfällt?

— Ich gebe Ihnen meinen Kopf zum Pfande.

— Ihren Kopf? Lieber Gott, was ſoll ich damit anfangen?

— Sie ſollen das Recht haben, ihn als Haubenſtock zu benutzen, wenn Ihr Herr Gemahl zum zweiten Male bei uns durchfällt. Doch bevor ich's vergeſſe, will ich Sie fragen, ob es wahr iſt, daß Ihr Herr Gemahl ein neues Stück geſchrieben hat?

— Man ſagt's, doch kann ich's leider nicht verbürgen.

— Man munkelt ſich in die Ohren, daß er in ſeinem neuen Werke einige Mitglieder unſerer Academie, die ihn durchfallen ließ, unter Andern auch den Grafen Gaſparo Gozzi und deſſen Frau auf die Bühne bringen will. Glauben Sie das?

— Ich kümmere mich ſo wenig um Goldoni's dramatiſche Grillen, daß ich oft nicht einmal den Titel derſelben erfahre.

— Sein neueſtes Stück ſoll „Il Molière“ heißen und einen Heuchler entlarven.

— Ein prächtiger Stoff!

— Der die Zahl ſeiner Feinde noch vermehren wird.

— Was liegt daran? Ein ſo großes Talent, wie das meines Gemahls, kann in ſeinem Siegeslaufe durch Neid und Kabale nur auf Augenblicke gehemmt, aber nie ganz zurückgeworfen werden; einmal muß es ſich trotz aller Anfeindungen, trotz allen Desavouirens ſeiner Gegner, ſiegreich Bahn brechen und ſeiner Feinde Troß in ihr Nichts zurückwerfen.

Man ſieht, daß zu allen Zeiten und in allen Ländern die Frauen ſchwach genug ſind, oft in den kleinſten Talenten ihrer Männer großartige Erſcheinungen, epochemachende Genies anzuſtaunen. Lavinia hatte freilich ein Recht dazu.

— Vergeſſen Sie nicht, reizende Frau, daß Ihr

Herr Gemahl ſeit Kurzem einen ſehr gefährlichen Nebenbuhler gefunden hat.

— Einen Nebenbuhler? Wen meinen Sie?

— Den Signor Pietro Chiari, einen äußerſt fruchtbaren Dichter, der die Luſtſpiele dutzendweiſe aus den Aermeln ſchüttelt *).

— Ich bekümmere mich ſo wenig um Literatur, daß ich den Namen dieſes Herrn heute zum erſten Mal höre. Wer iſt dieſer Mann?

— Er war erſt Jeſuit und dann Weltgeiſtlicher. Vor Kurzem hat ihn der Herzog von Modena zum Hofpoeten ernannt.

— Beweiſt dies, daß er Dichter iſt?

---

*) Chiari verſuchte es allerdings, als Goldoni's Nebenbuhler aufzutreten. Als dieſer den Terenz auf die Bühne gebracht hatte, beeilte ſich jener, Gleiches mit dem Plautus zu verſuchen. Goldoni ſchrieb eine „Sposa persiana“, Chiari gleich darauf eine „Schiave chinese“. Letzterer iſt außerdem Verfaſſer der „Giuocatrice di Lotto“, der „Ballerina onorata“, der „Cantatrice per disgracia“, der „Bella Pellegrina“ und gegen fünfzig anderer Luſtſpiele, von welchen die in Verſen in zehn (Venedig 1759) und die in Proſa in vier Bänden (Bologna 1762) erſchienen ſind. Der Abbate, der all' dieſe Stücke im Laufe von zwölf Jahren geſchrieben hatte, ſtarb 1787 in ſeiner Vaterſtadt Brescia.

— Allerdings, erwiderte der Haupt-Schwachkopf, denn warum iſt es noch keinem von allen Fürſten Italiens eingefallen, aus Ihrem Herrn Gemahl irgend etwas zu machen?

— Und darum glauben Sie, daß Goldoni weniger Talent als der Abbate Chiari beſitzt?

— Das habe ich mehrfach behaupten hören.

— Von wem? fragte Lavinia, nicht ſo ruhig als gewöhnlich.

— Vom Grafen Gozzi und ſeiner höchſt gelehrten Frau, die doch auch Dichterin iſt.

— Graf Gozzi iſt der Feind meines Gemahls, weil die Gräfin ihm nicht verzeihen kann, daß Goldoni beſſere Stücke ſchreibt als ſie.

— Ihr „Jonathas“ hat geſtern Abend außerordentlich gefallen. Das Stück iſt ...

— Eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen ... ſonſt nichts!

— Und dennoch lobt es alle Welt.

— Weil es von der Gräfin Gozzi iſt. Hätte es Goldoni geſchrieben, man würde es unbarmherzig ausgepfiffen haben.

— Erlauben Sie, reizende Freundin, Ihnen einen Vorſchlag zu machen. Aus mehr als einem Grunde neugierig, das neueſte Stück Ihres Herrn Gemahls, bevor es irgendwo aufgeführt wird, kennen zu lernen, will ich mich verpflichten, Ihnen ein Geſchenk von tauſend, ſage tauſend Zecchinen zu machen, wenn Sie mir das Original oder eine Abſchrift jenes Stückes verſchaffen wollen.

Lavinia ſchien einen Augenblick zu überlegen.

— Nun? fragte Secchellari nach kurzer Pauſe, ſind Sie bereit, meinen Vorſchlag anzunehmen?

— Es ſei, jedoch nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre?

— Daß dieſer Handel ganz unter uns bleibt, und daß Sie — was Hauptbedingung iſt — mit der Abſchrift keinen Mißbrauch treiben.

— Wort und Hand darauf! ſagte Secchellari.

— Abgemacht! erwiderte Lavinia.

Und Beide reichten ſich die Hände.

VI.

— Tauſend Zechinen, ſagte Lavinia, als ihr Anbeter ſie verlaſſen hatte, ſind eine Summe, die bei dieſen ſchlechten Zeiten durchaus nicht zu verachten iſt. Mein guter Mann hat ſich, troß ſeines Talentes, troß ſeines Fleißes, bis jeßt noch nie zu der ſchwindelnden Höhe von tauſend Zechinen erheben können. Trauriges Loos der Dichter, die Tag und Nacht ihr Gehirn zermartern, um dem Publikum Vergnügen und dem Theaterunternehmer Geld zu verſchaffen! Sie ſelber aber werden mit Beifall und Ausſicht auf Unſterblichkeit abgeſpeiſt. Armer Goldoni, noch keines Deiner Stücke hat Dir mehr als ein paar hundert Gulden eingebracht. Und troßdem haſt Du noch immer nicht den Muth verloren und troß allen Trübſals Deine gute Laune Dir erhalten. Wär's nicht mehr als thöricht, das Anerbieten meines „kleinen dicken Stöpſels“ zurückzuweiſen? Wir gehen einer trüben Zukunft entgegen. Tauſend Zechinen ſind ein hübſcher Nothpfennig.

Auf dieſe Weiſe ſuchte Signora Goldoni, die im Punkte des Gewiſſens ohnedies etwas leichtfertig war, die Skrupel deſſelben beſtmöglichſt zu beſchwichtigen. Und gleich darauf verfügte ſie ſich ins Arbeitszimmer ihres Gemahls, durchſtöberte die Maſſe ſeiner Papiere und fand darunter den Entwurf vieler angefangenen, aber noch nicht vollendeten Stücke. Goldoni hatte die Gewohnheit, oft an vier bis fünf verſchiedenen Stücken zu gleicher Zeit zu arbeiten. So kam es, daß hier der Anfang und dort das Ende fehlte.

— Mein Herr Gemahl iſt etwas liederlich, meinte Lavinia und öffnete eine Schublade nach der andern, um unter dieſer Unzahl von Brouillons ein fertiges Stück zu finden. Sie gab bereits alle Hoffnung auf, als ein günſtiger Zufall ſie auf ein geheimes Fach ſeines Schreibpults aufmerkſam machte. Hier fand ſie, was ſie ſuchte: ein vollkommen fertiges Luſtſpiel, das, in drei Acten und Proſa, „Il Bugiardo“ hieß*).

---

*) Unſtreitig eines ſeiner beſten Luſtſpiele, das ſich unter dem Titel: „der leichtſinnige Lügner“, bearbeitet von F. L. Schmidt, auch auf den deutſchen Bühnen eingebürgert hat.

Sie nahm das Stück, ſchloß das geheime Fach und eilte in ihr Zimmer zurück.

VII.

Secchellari, der es nicht erwarten konnte, ſich im Beſitz der neueſten Arbeit ſeines Freundes Goldoni zu ſehen, wurde dazu nicht durch bloße Neugier getrieben; der Beweggrund war weit wichtiger. Der neuerwählte Präſident hatte bei der Uebernahme ſeines Amtes die im Grundgeſetz ausgeſprochene Verpflichtung übernommen, in längſtens vier Wochen nach dem Tage ſeiner Erwählung den Mitgliedern der Academie eine ſeiner literariſchen Arbeiten vorzuleſen oder ſich darauf gefaßt zu machen, laut §. 21 der Statuten mit Schimpf und Schande abgeſetzt zu werden. Die Herren Granelleschi, ſammt und ſonders von der literariſchen Unfähigkeit ihres Arcigranellone überzeugt, hatten dieſen Schwachkopf, genau betrachtet, eigentlich nur darum gewählt, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, ihn nach vier Wochen wieder fortjagen zu können.

Unſer Seidenhändler aber, der bei aller Dummheit doch ziemlich pfiffig war, hatte den Beſchluß gefaßt, ihnen die gehoffte Freude zu verderben.

— Ich ſelbſt kann freilich nicht ſchreiben, ſagte er zu ſich, doch bin ich reich genug, um Andere für mich ſchreiben zu laſſen. Aus dieſem Grunde habe ich mich anheiſchig gemacht, der Signora Goldoni tauſend Zecchinen zu bezahlen, wenn ſie mir das Original oder eine Abſchrift der neueſten Arbeit ihres Gemahls verſchafft. Dieſes Stück gebe ich dann ohne Umſtände für das Meinige aus. Wie viele Dichter haben ſich mit fremden Federn geſchmückt; warum ſoll ich gewiſſenhafter als ein Dichter ſein? Ich bin ein reicher Mann und verzichte auf literariſchen Nachruhm. Ich will Goldoni's Arbeit blos darum für die meinige ausgeben, um jenen boshaften Gimpeln, die mich nur deßhalb zu ihrem Präſidenten erwählt, um mich nach vier Wochen fortzuſchicken, einen Strich durch die Rechnung zu machen. He, he, alle Welt meint, ich ſei dumm. Und doch bin ich klüger, als ich ausſehe! Wie oft habe ich mich blos dumm geſtellt, um Andere, die mich überliſten gewollt, erſt ganz ſicher zu machen und ihnen dann zu zeigen, daß ich ſie überliſtet habe. Giuſeppe Secchellari iſt ein Pfiffikus, ſagte Erz-Gimpel I. und rieb ſich ſtillvergnügt die dicken Hände.

In demſelben Augenblick übergab ihm der Kammerdiener einen eben angekommenen Brief.

— Von? fragte der Seidenhändler mit lakoniſcher Kürze.

— Signora Goldoni.

— Ah! rief Secchellari und gab dem Diener ein Zeichen, ſo ſchnell als möglich zu verſchwinden. Die gute Lavinia! Ich bin neugierig, was ſie mir da geſchrieben hat.

Der Inhalt des Briefes lautete:

> „So eben habe ich mich in den Beſitz des neueſten Luſtſpiels meines Gemahls geſetzt und bin, um Ihrem Wunſche zu genügen, gern bereit, Ihnen daſſelbe gegen die bewußte Bürgſchaft von tauſend Zechinen auszuliefern. L. G.“

Eine Stunde ſpäter legte Signor Giuſeppe Secchellari zehn Rollen von je hundert Zechinen in die Hände der Signora Goldoni, die ihrerſeits den „Lügner“ ihres Gemahls ihrem Cicisbeo aushändigte.

VIII.

Goldoni hatte bis zu dieſem Zeitraume, außer einem Dutzend Operntexte, die er für Giacomo Maccarri, Balbaſſare Galuppi und Pietro Chiarini geliefert, mehr als ſechzig Luſtſpiele in Proſa und martelliſchen Verſen*) geſchrieben, von denen die meiſten auf allen Bühnen Italiens mit großem Beifall aufgenommen worden waren**); aber alle zuſammen hatten ihm ſo wenig eingebracht, daß er

---

*) Versmaaß von vierzehn Silben.

**) Wir theilen dem Leſer, der ſich für italieniſche Literatur intereſſirt, eine vollſtändige, alphabetiſch geordnete Liſte ſämmtlicher Luſtſpiele Goldoni's mit; er ſchrieb: 1) Amante militare. 2) Arcadia in Brenta. 3) Avventuriere onorato. 4) Bertoldo, Bertoldino e Caccasenno. 5) la Bottega da Caffeè. 6) la Buona Moglie. 7) la Calamità de' cuori. 8) il Cavalier di buon gusto. 9) il Cavalier e la Dama. 10) il Conte Caramela. 11) Contesa de' Numi. 12) la Contessina. 13) la Dama prudente. 14) De gustibus non est disputandum. 15) il Dissoluto, ossia Don Giovanni Tenorio. 16) la Donna di Garbo (deutſch u. d. T. Mirandolina, von Carl Blum). 17) la Donna vendicativa. 18) le Donne curiose. 19) le Donne gelose. 20) le Donne vendicate. 21) i Due Gemelli veneziani. 22) l'Erede fortunato. 23) la Famiglia dell' Antiquario. 24) la Favola de' tre Gobbi. 25) le Femmine puntimehr als einmal die Hülfe bewährter Freunde in Anſpruch nehmen mußte, um ſich aus drückender Geldverlegenheit zu befreien. Dieſe Nahrungsſorgen abgerechnet, hatte er beſtändig mit den liebloſen Verfolgungen der Kritik zu kämpfen, die, im Dienſte ergrauter Vorurtheile, dem Streben des kühnen Reformators gehäſſig in den Weg trat und ſein Talent bei jeder Gelegenheit mit erneuter Wuth in den

---

glione. 26) il Feudatore (auch unter dem Titel: il Marchese di Montefosco). 27) la Figlia ubbidiente. 28) la Finta ammalata. 29) il Finto Principe. 30) la Gastalda. 31) il Giuocatore. 32) l'Impostore. 33) l'Ipocondriaco. 34) Lucrezia Romana in Constantinopoli. 35) la Mascherata. 36) i Mercatanti. 37) la Moglie saggia. 38) il Moliere. 39) il Mondo alla Rovescia. 40) il Mondo della Luna. 41) Monsieur Petiton. 42) il Negligente. 43) il Paese della Cuccagna. 44) la Pamela. 45) la Pelarina. 46) le Pescatrici. 47) i Pettegolezzi delle Donne. 48) i Poeti. 49) il Portenosi Effetti della Madre Natura. 50) la Pupilla. 51) i Puntigli domestici. 52) la Putta onorata. 53) la Scuola moderna. 54) gli Sdegni amorosi. 55) la Serva amorosa. 56) il Servitore di due Padroni (auf der deutſchen Bühne unter dem Namen „Truffaldino“ einheimiſch). 57) il Teatro comico. 58) il Tutore. 59) la Vedova scaltra. 60) il Vero Amico. 61) il Virtuose ridicole. 62) l'Uomo prudente. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner geſammelten Luſtſpiele erſchien zu Venedig, 1794. 44 Bde. 8. Ungefähr vierzig dieſer Stücke ſind ins Deutſche überſetzt von J. H. Saal, Leipzig 1767—76. 11 Bde. 8.

Staub zog. Goldoni theilte das Schickſal mit allen großen Geiſtern, welche, die Schranken des Herkömmlichen niederreißend, ſich neue Bahnen brechen.

Die einzige Anerkennung, die ihm bis jetzt zu Theil geworden, war von Rom ausgegangen, wo die Academie der Arcadier*) ihn aus freiem Antrieb zum Mitglied erwählt hatte. Sein Schäfername war Poliſſeno Fegejo.

Die meiſten Anfechtungen fand er in ſeiner Vaterſtadt Venedig, wo der Einfluß des Coterie Gozzi alle Minen ſpringen ließ, dem wachſenden Ruhme des „italieniſchen Molière" feindlich entgegen zu arbeiten.

Goldoni aber ließ ſich dadurch nicht einſchüchtern, auf der neu eingeſchlagenen Bahn muthig fortzuſchreiten.

---

*) Die Academie der Arcadier entſtand 1690 durch Gelehrte, welche Königin Chriſtine von Schweden während ihres Aufenthalts in Rom um ſich verſammelte. Jedes Mitglied erhielt einen idylliſchen Namen und eine Hirtenflöte. Der erſte Präſident, Custode dell' Arcadia, war Crescembini. Die Geſellſchaft, die noch jetzt fortbeſteht, verſammelte ſich jeden Donnerſtag im Bosco di Parrasio, einem Garten, deſſen Namen einem Gebirge in Arcadien entlehnt iſt.

— Die Kritik, ſagte er eines Tages, iſt eine feile Beſtie, die nur die Mittelmäßigkeit und Jene unangetaſtet läßt, welche nicht den Muth haben, ihr die Zähne zu zeigen. So war die Kritik, ſo iſt ſie noch jetzt und ſo wird ſie immer ſein.

Großen Erfolg verſprach er ſich von ſeinem neuen Stücke, worin er das Vorbild ſeiner Studien, den großen Molière, „Frankreichs Ariſtophanes“, zum Mittelpunkt einer vom Anfang bis zum Ende ſpannenden Verwickelung gemacht hatte. Auch ſein „Bugiardo“ lag ſeit vier Wochen fertig im geheimen Schubfache ſeines Pultes. Niemand in ganz Venedig wußte irgend etwas von der Exiſtenz dieſes Luſtſpiels. Auch ſein „Molière“ *) war fertig bis auf den letzten Act, den er ſchon dreimal umgearbeitet und auch zum vierten Male verworfen hatte. Er, der ſonſt ſelten oder nie gefeilt hatte, war diesmal vorſichtiger und gewiſſenhafter als je.

---

*) Von vielen Seiten iſt einem neuen Dramatiker, Karl Gutzkow, der Vorwurf gemacht worden, er habe dieſer Goldoni'ſchen Komödie die Idee zu ſeinem „Urbild des Tartüffe“ entlehnt. Die Unterſuchung, in wie weit dieſer Vorwurf gerecht oder ungerecht iſt, überlaſſen wir Andern.

Eines Morgens, als Goldoni wieder ſehr eifrig mit ſeinem „Molière" beſchäftigt war, beſuchte ihn Baldaſſare Galuppi, ein ſehr beliebter Componiſt, der, trotz ſeiner fünfzig Jahre, einer der heiterſten Köpfe Venedigs und — was ihm zu weit größerem Ruhme gereicht — der treueſte Freund unſeres Freundes war *).

— Du kommſt wie gerufen, ſagte der Dichter zum Componiſten. So eben habe ich Dir ſchreiben und Dich bitten wollen, mir auf vierzehn Tage ...

— Geld zu leihen ... wie viel?

— Eine Kleinigkeit für einen ſo reichen Mann! Fünfzig lumpige Zecchinen!

---

*) Geboren 1703 auf der unweit Venedig gelegenen Inſel Burano, von der er ſpäter den Beinamen „Buranello" erhielt. Schon als junger Menſch von neunzehn Jahren hatte er dem Drange, öffentlich aufzutreten, nicht widerſtehen können und ſeine erſte Oper „gli amanti rivali" aufführen laſſen. Die Oper war durchgefallen. Galuppi, den dies Fiasco nicht entmuthigt hatte, war 1741 einem Rufe nach London gefolgt und hatte dort in drei Jahren vier große Opern („Penelope," „Scipione in Cartagine," „Enrico" und „Sirbace" componirt, deren Beifall bis in die Mauern ſeiner Vaterſtadt zurücktönte. Geld- und ruhmbeladen war er 1745 nach Venedig zurückgekehrt und ſeit jener Zeit einer der beliebteſten Tondichter Italiens.

— Und wozu brauchſt Du ſie?

— Zum Leben, Kamerad, zum Leben. Ich habe nicht mehr als zwei Scudi in der Taſche …

— Deine Taſche, alter Freund, gleicht dem bodenloſen Faſſe der Danaiden. Du verbrauchſt in acht Tagen mehr Geld als Unſereiner in vier Wochen. Ich will Dir durchaus keine Vorwürfe machen, Dich aber freundſchaftlich daran erinnern, daß erſt vor einigen Tagen …

— Du mir fünfzig Kreuzthaler geliehen haſt. Glaubſt Du, ich hätte das vergeſſen? O nein, o nein!

— Was aber haſt Du mit dem Gelde angefangen?

— Ich hab's verſpielt!

— Spiel, alter Freund, iſt ein Laſter!

— Nur keine Moral, liebſter Balthaſar! Ich weiß es eben ſo gut, als Du, daß das Spiel keine Tugend iſt und dennoch kann ichs mir nicht abgewöhnen. Jeder Menſch hat eine ſchwache Seite: ich liebe das Spiel, Du, altes Haus, liebſt den Wein …

— Der Wein erfreut des Menſchen Herz!

— Das hat ſchon David geſagt …

— David war ein großer Mann …

— Lange nicht ſo groß, als mein alter Freund Galuppi, der über ſiebenzig Opern geſchrieben hat…

— Worunter einige durchgefallen ſind, fügte der Componiſt mit gutmüthigem Lächeln hinzu.

— Ein ſchlechter Reiter, der niemals vom Pferde geſtürzt iſt. Hat nicht auch manche meiner Arbeiten Fiasco gmacht?

— Du haſt Recht. Doch um zur Hauptſache zurückzukehren … Freund Goldoni braucht alſo fünfzig Zecchinen …

— Und zwar noch heute!

— Iſt Er böſe, wenn ich Ihm, ſtatt fünfzig, hundert leihe?

— Nicht im Geringſten! Ich liebe runde Summen, weil ſie ſich leichter behalten.

— Ja, ja, Du pflegſt das, was man Dir leiht, ſehr gern zu *behalten*!

— Nur keine Wortſpiele, alter Junge!

— Nun aber ein Wort in allem Ernſt geſprochen. Du biſt faul, Goldoni, ſehr faul! Seit acht Wochen iſt kein neues Stück von Dir aufgeführt werden. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt, und, hat man ſich den Beifall des Publikums errungen, nicht auf der Bärenhaut liegen. Dichter und Künſtler, geſtern noch vergöttert, können heute ſchon von Andern verdrängt und morgen ganz und gar vergeſſen ſein. Ich habe mir Vermögen geſammelt und bin darum doch nicht faul ... erſt unlängſt habe ich eine Oper vollendet und heute ſchon eine neue angefangen. Man muß fleißig ſein, wenn man ſich von dem jüngern Volke nicht verdrängt ſehen will. Sprich, Alter, haſt Du nichts Neues geſchrieben?

— In meinem Pulte ruhen zwei neue Luſtſpiele, die Dir hoffentlich gefallen werden ...

— Und wo und wann willſt Du ſie aufführen laſſen?

— Das Eine davon will ich morgen nach Mantua ſchicken, das Zweite, das ich für San Samuele*) geſchrieben, bis zum Carneval liegen laſſen.

— Möge jedes Deiner neuen Stücke ſo gut gefallen als Dein „Diener zweier Herren.“ Addio, caro mio, in einer Stunde ſchicke ich Dir Dein Geld!

---

*) Eines der älteſten Theater Venedigs.

— Der Himmel erhalte Dich! ſagte Goldoni und begleitete ſeinen Freund bis zur Thür. Dann kehrte er um und ſprach zu ſich ſelbſt: Wenn jeder Menſch ſo treu und bieder wie Freund Galuppi wäre, dann wäre das Leben noch einmal ſo ſchön.

IX.

Acht Tage ſpäter, nachdem Giuſeppe Secchellari ſich — durch Beſtechung der Signora Goldoni — in den unrechtmäßigen Beſitz des „Bugiardo“ geſetzt, lud er ſämmtliche Mitglieder der Academie der „Granelleschi“ zu einem großartigen Abendeſſen ein, um ſeiner Präſidentenpflicht zu genügen und den gelehrten Herren Goldoni's Luſtſpiel als das Seinige vorzuleſen oder, richtiger geſagt, von der Gräfin Luigia Gozzi vorleſen zu laſſen, weil er ſelber, klug genug, einen Anfall von Heiſerkeit vorgeſchützt hatte, um ſich einer Arbeit zu überheben, der er durchaus nicht gewachſen war.

Die Gräfin, die auch als Vorleſerin zu glänzen wußte, war entzückt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dies Talent vor einem ſo auserwählten Kreiſe von Zuhörern geltend zu machen. Sie las das ganze Stück und vor Allem die Rolle des jungen, leichtſinnigen Lügners mit ſo vielem Humor, daß Jeder davon begeiſtert war, obwohl Keiner von Allen begreifen konnte, wie es möglich ſei, daß ein ſo coloſſaler Dummkopf, wie ihr Amphytrion *), ſolch ein Meiſterwerk zu ſchaffen im Stande ſei.

Nachdem die Vorleſung beendigt war, ergriff Graf Gasparo Gozzi, Venedigs gefürchtetſter Kritiker, das Wort und fragte den Präſidenten im Tone eines Inquiſitor's:

— Das Stück, das wir ſo eben gehört haben, iſt alſo Deine Arbeit?

---

*) Name eines Characters aus einem Molière'ſchen Luſtſpiele, Perſonification eines reichen Mannes, der gern und oft Gäſte bei ſich ſieht und bei der Tafel den angenehmen Wirth macht. (Grimod de la Reynière's „Almanach des Gourmands, Band II, Seite 29.)

— Natürlich! antwortete der Arcigranellone mit einer Frechheit, die nur dem reichen Dummkopf eigen iſt.

— Du haſt ſie keinem Andern geſtohlen?

— Seh' ich aus wie ein Dieb? fragte der Seidenhändler und warf ſich in die Bruſt.

— Du haſt ſie Niemandem durch Geld oder gute Worte abgekauft oder aus der Hand geſpielt?

— Seid Ihr verrückt? fragte Secchellari.

— Ich frage Dich, würdiger Arcigranellone, zum letzten Male, iſt dies ausgezeichnete Luſtſpiel „il Bugiardo" Dein rechtmäßiges, geiſtiges Eigenthum?

— Natürlich! Natürlich! betheuerte der Mann der Seide mit conſequenter Unverſchämtheit.

— Dann begreifen wir nicht, fuhr der Graf fort, wie Jemand unter uns dumm genug ſein konnte, zu glauben, daß Du ein Schwachkopf biſt.

— Wir haben Dir Unrecht gethan! riefen ſämmtliche Mitglieder der Academie.

— Du biſt, fuhr Graf Gozzi fort, ein Dichter, dem ich eine große Zukunft prophezeihe.

— Dein „Lügner" wird Furore machen, erklärte der Abbate Pietro Chiari.

— Wir müſſen es ſchleunig zur Aufführung bringen, ſagte die gräfliche Directrice.

— Nicht um Alles in der Welt! ſchrie der Amphytrion.

— Wie, fragte der Graf, Du willſt Dein Meiſterwerk meinem Theater entziehen?

— Nicht blos Deinem Theater, ſondern Allen, Allen!

— Was? Sie wollen Ihr Stück nirgends aufführen laſſen?

— Nirgends, Frau Gräfin, betheuerte Erz-Gimpel I., der ſich wie ein Truthahn aufblähte.

— Du mußt! ſchrieen Alle.

— Ich muß? Wer unter Euch kann mich dazu zwingen? fragte der reiche Tropf mit ruhig-lächelnder Miene.

— Wir ſinds Ihrem Talente ſchuldig, Sie zu ſtürmen, dies reizende Luſtſpiel uns noch heute zur Aufführung zu überlaſſen.

— Ich bin Kaufmann und verzichte auf den Ruhm, als Dichter zu glänzen ...

— Warum? Warum? fragten Alle.

— Weil meine Beſcheidenheit es mir durchaus verbietet. Ihr findet das Ding gut … ich finde es nicht …

— Himmel, welch' ein hoher Grad von Selbſtverleugnung! rief die Gräfin. Hätte Goldoni oder ein anderer jener Herren, welche die Poeſie zur Profeſſion herabwürdigen, jemals ein ſo geiſtreiches Stück, wie das Ihrige geſchrieben, ſie würden vor lauter Hochmuth ihr Bischen Verſtand verlieren.

— Jeder Dichter iſt eitel! Ich bin Fabrikant und hoffe als ſolcher mehr Seide zu ſpinnen, als der arme Teufel Goldoni mit all' ſeinen Komödien.

— Es lebe Gimpel der Erſte! rief die Geſellſchaft.

— Es lebe die Beſcheidenheit! rief der Wirth. Und gleich darauf gings zu Tiſche.

X.

Am Abende des folgenden Tages traf Goldoni mit ſeinem Nebenbuhler in einem Kaffeehauſe in der Frezzaria zuſammen, dort, wo jetzt das Café de'Lazzaroni, das Stelldichein der venezianiſchen Schöngeiſter und Künſtler iſt. Beide Herren hatten ſich ſeit einigen Wochen nicht geſehen; Beide ſchienen erfreut, daß der Zufall ſie hier zuſammenführe.

— Mein guter Abbé, begann Goldoni, einen Becher Sorbetto ſchlürfend, wie gehts mit Ihrer Geſundheit?

— Schlecht, lieber Freund, ſehr ſchlecht, erwiderte Chiari den Zucker in dem kurz vorher erhaltenen Glaſe Waſſer umrührend.

— Armer Abbé, Sie leiden?

— An faſt unerträglicher Schlafloſigkeit.

— Da weiß ich ein Mittel, Abbé, das Sie von dieſem Uebel ſchnell befreien ſoll. Leſen Sie allabendlich ein Stück des hochgelehrten Grafen Gasparo Gozzi.

— Wie? Hat denn auch er Stücke geſchrieben?

— Und was für welche! Es iſt unverzeihlich, Abbé, daß Sie dieſe Meiſterwerke noch nicht ſtudirt haben. Leſen Sie z. B. eines ſeiner beiden mehr als claſſiſchen Trauerſpiele „Medea“ oder „Edipo.“ Freund, wenn Sie auch dann nicht einſchlafen, dann rathe ich Ihnen, alle Hoffnung dazu aufzugeben.

— Hat Gozzi außer dieſen beiden Tragödien noch etwas Anderes für die Bühne geſchrieben?

— Ein halbes Dutzend Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen*); doch ſagt die böſe Welt, ſeine Frau, die im kleinen Finger mehr Geiſt beſitzt als er in ſeiner ganzen Fauſt, ſolle ihm dabei geholfen haben.

— Freund Goldoni iſt ſehr boshaft! meinte der Abbé, an ſeinem Zuckerwaſſer nippend.

— War ich's jemals gegen Sie?

— Niemals! Gasparo Gozzi aber ...

— Iſt einer meiner Feinde, der mir bei jeder Gelegenheit zu ſchaden ſucht ...

— Das glaube auch ich ...

— Und darum bin ich ihm keine Rückſicht ſchuldig.

— Iſt es wahr, daß Sie ihn in einem Ihrer neuen Stücke auf die Bühne bringen wollen?

— Wer ſagt das? rief Goldoni aufgebracht.

— Halb Venedig!

---

*) Esopo in città und Esopo alla Corte (beide nach Bourſault), Cenia (nach Frau von Graffigny), Democrito creduto pazzo (nach Autreau), Filosofi innamorati (nach Destouches) und „Zaire“ (nach Voltaire).

— Venedig lügt! Eine Rache ſolcher Art wäre eben ſo kleinlich als unedel. Ich, Freund Abbé, weiß meine Feinde würdiger zu beſtrafen. Ich zwinge ſie, mich im Stillen zu beneiden!

— Solche Rache iſt jedem Dichter erlaubt. Doch da wir einmal vom Theater reden, ſo will ich Ihnen eine kleine Neuigkeit mittheilen, die Sie gewiß ſehr überraſchen wird.

— Ich bitte, erzählen Sie! Bottega, noch einen Becher Arlecchino! *).

— Sie kennen doch den reichen Seidenhändler Secchellari?

— Ob ich ihn kenne! Der Schwachkopf iſt ein Anbeter meiner Frau, die ſich über ihn luſtig macht.

— Dieſer gute Mann, den wir unlängſt des Scherzes halber zum Präſidenten unſerer Academie ernannt, hat uns geſtern Abend ein luculliſches Mahl gegeben und . . .

— Mich nicht dazu eingeladen? Der Schurke! Ich werde meine Frau erſuchen, ihn dafür exemplariſch zu beſtrafen.

---

*) Gemiſchtes, buntfarbiges Gefrorenes.

— Unſer ehrwürdiger Arcigranello hat uns die köſtlichſten Speiſen, die allerfeinſten Weine, unter Andern einen herrlichen Montefiascone vorgeſetzt.

— Der Spitzbube! Der Undankbare!

— Aber mehr als dies Alles hat uns etwas Anderes überraſcht. Denken Sie ſich, lieber Freund, dieſer Seidenwurm hat ein Luſtſpiel geſchrieben.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Ihre Ueberraſchung wird ſich ſteigern, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Arbeit in mehrfacher Hinſicht ein kleines Meiſterſtück, ein Characterluſtſpiel ganz à la Molière iſt.

— Sie wollen mich wohl nur zum Beſten haben?

— Sie irren; ich erzähle Ihnen kein Märchen, ſondern lauter Wahrheit. Die Gräfin Gozzi hat uns das Stück vor Tiſche vorgeleſen und wir Alle ſind davon ſo entzückt geweſen, daß wir Anfangs nicht wußten, was wir davon glauben, was wir dazu ſagen ſollten; am Ende mußten wir — wenn auch nur ganz im Stillen — uns ſelber eingeſtehen, daß

Keiner unter uns im Stande ſei, ſolch ein Luſtſpiel zu ſchreiben.

— Ich traue meinen Ohren nicht und glaube noch immer, daß Sie mich nur foppen wollen. Secchellari, dieſe zu Fleiſch gewordene Quinteſſenz aller Dummheit, ſoll ein Luſtſpiel, ein gutes Luſtſpiel geſchrieben haben? Unmöglich!

— Anfangs haben auch wir nicht daran glauben wollen, uns ſpäter aber davon überzeugt, daß es wirklich von ihm und keinem Andern iſt.

— Merkwürdig, höchſt merkwürdig!

— Auch wir waren davon überraſcht, weil Keiner unter uns dieſem Dummkopf ſo viel Geiſt zugetraut hatte.

— Und wie viel Acte hat dieſes Meiſterwerk?

— Fünf! antwortete der Abbate, ſein Zuckerwaſſer leerend.

— Und der Titel?

— „Il Bugiardo.“

— „Il Bugiardo?“ wiederholte Goldoni ganz erſtaunt.

— Ei warum erſchrecken Sie?

— Weil auch ich ein neues Stück dieſes Namens geſchrieben habe.

— Iſt's nicht ſchon oft dageweſen, daß zwei Dichter einen und denſelben Stoff behandelt haben? Sagt nicht ſchon ein franzöſiſches Sprüchwort „les beaux esprits se rencontrent.

— Von einer Begegnung zwiſchen mir und Secchellari kann keine Rede ſein. Ich habe dieſen Stoff erfunden.

— Ich bin weit entfernt, Ihnen das Verdienſt der Erfindung abzuſtreiten, doch erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß ſchon vor mehr als hundert Jahren Pierre Corneille ein fünfactiges Luſtſpiel, betitelt „le Menteur" im Hôtel de Bourgogne zur Aufführung gebracht hat. Dies franzöſiſche Original ſcheint dem neuen Plautus Italiens als Muſter vorgeſchwebt zu haben, mit dem einzigen Unterſchiede, daß manche Scene Secchellari's zehnmal geiſtreicher als die ſeines Vorbildes iſt.

— Unmöglich! Unmöglich!

— Und dennoch wahr! Doch warum ſoll nicht auch ein blindes Huhn einmal ein Korn im Sande finden? Wir Alle haben ihm gerathen, es ſchleunig zur Aufführung zu bringen.

— Und er? fragte Goldoni in Extaſe.

— Er ſcheint darauf verzichten zu wollen.

— Warum, weßhalb?

— Weil er zu wenig eitel ſei, um auf Dichterruhm Anſpruch zu machen.

— Der Elende hat mir meinen Stoff geſtohlen!

— Dieſe Behauptung, Signor Goldoni, ſcheint mir etwas gewagt. Mit demſelben Rechte könnte der Seidenhändler behaupten, Sie hätten die Idee Ihres „Lügners,“ von deſſen Exiſtenz bis jetzt Niemand etwas erfahren hat, dem Pierre Corneille oder, wollte Jemand boshaft ſein, geradezu ihm, Giuſeppe Secchellari, entwendet.

— Bin ich der Mann, der ſich je mit fremden Federn geſchmückt hat?

Das wollte ich damit nicht geſagt haben; ich meine nur, daß gewiſſe Ideen und Charactere das Eigenthum aller Dichter ſind, denn auch Corneille hat ſeinen „Lügner“ nicht erfunden, ſondern einem ſpaniſchen Luſtſpiel von Juan d'Alcaron entlehnt. Die Idee mag immerhin alt ſein, wenn nur die Bearbeitung ſo überraſchend neu, ſo draſtiſch-heiter wie in Secchellari's „Bugiardo“ erſcheint.

— Sie bringen mich in Verzweiflung.

— Cospetto, wodurch? fragte Chiari mit feinem Loyola-Lächeln.

— Durch die Hartnäckigkeit, mit der Sie mir die Erfindung dieſes Stoffes ſtreitig machen. Beweiſt nicht ſchon der Titel, daß Secchellari ein elender Plagiator iſt?

— Der Titel, glaube ich, iſt Nebenſache; wenn Ihr Stück denſelben Namen führt, ſo brauchen Sie ihn ja nur zu ändern.

— Das werde ich nicht thun! rief Goldoni, ungewöhnlich ſtark aufgebracht. Er, er muß ihn ändern.

— Machen Sie das mit ihm ſelber ab, entgegnete der Abbate, der ſich durch die aufbrauſende Hitze ſeines Freundes nicht aus ſeiner kalten Ruhe reißen ließ.

— Noch heute, jetzt gleich will ich hin zu ihm.

— Erſparen Sie ſich den Weg, denn Sie werden ihn weder zu Hauſe noch anderswo finden. Vor einer Stunde hat mir die Gräfin Gozzi, in deren

Theater ich ihren „Absalon“ geſehen, die Nachricht erhalten, daß unſer ehrwürdiger Arcigranellone ...

— Nun, warum halten Sie ein?

— Um mir mit Ihrer gütigen Erlaubniß zuvörderſt die Naſe abzuwiſchen, erwiderte der Abbate mit ſeiner empörenden Kaltblütigkeit. Vor einer Stunde alſo erfuhr ich, daß der Dichter des „Bugiardo“ — ein Stück, das, beiläufig geſagt, auf allen Bühnen Furore machen muß — daß Signor Secchellari dringender Geſchäfte halber ...

— Vollenden Sie, vollenden Sie.

— Heute Nachmittag nach Lyon abgereiſt iſt und erſt in fünf bis ſechs Wochen zurückkehren wird.

— Corpo di Cristo, ich bin außer mir!

— Aber weßhalb denn?

— Weil ich den elenden Plagiator nicht gleich zur Rechenſchaft ziehen kann.

— Signor Goldoni iſt ein Hitzkopf. Zorn ſchadet der Verdauung. Merken Sie ſich das, ſagte der Abbé, nickte ihm gute Nacht zu und entfernte ſich.

Jener aber ſah ihn zur Thür hinausſchleichen und dachte ſtill bei ſich:

— Er iſt und bleibt ein Jeſuit!

XI.

Mit fieberheißem Kopfe ſtürmte Signor Goldoni zum Kaffeehauſe hinaus, um mit Sturmſchritten ſeine vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entfernte Wohnung am Campo Santa Maria Formosa zu erreichen. Unterwegs flüſterte ihm ein unſichtbarer Teufel mit hölliſcher Schadenfreude den Verdacht ein, der Spitzbube von Seidenhändler, der ihn faſt täglich beſuche, und der Signora Lavinia auf wahrhaft zudringliche Weiſe den Hof mache, habe, gekitzelt vom Ehrgeiz, ſich als Dichter bewundert zu ſehen, ihm das Manuſcript ſeines „Bugiardo“ aus dem Pulte geſtohlen. Schon im Voraus ſpie er Feuer und Flammen, Flüche und Verwünſchungen auf das Haupt des nichtswürdigen „Seidenwurms,“ der ihm mit dieſem Stück Geld und Ehre rauben wolle.

— Wer um Alles in der Welt kann ihm die Exiſtenz meines Stückes und jene geheime Schublade verrathen haben? Wer anders als mein Weib, mein treuloſes Weib, das ſich die Huldigungen dieſes Schwachkopfs ruhig gefallen läßt. O Weiber,

Weiber! Ihr ſeid im Stande, Euch an plumpe Waſchbären und alte Heupferde zu gewöhnen, wenn dieſe häßlichen Beſtien Geld, Geld und wiederum Geld haben. Vermaledeiter Mammon, dem kein Weib widerſtehen kann! Verrätheriſches Metall, mit deſſen Hilfe Alles feil, ſelbſt die Tugend eines Weibes und das Gewiſſen eines Prieſters zu erkaufen iſt! Ich wollte, ich hätte Geld und keine Frau! Leider aber hat mir der Himmel im Gegentheil viel Weiber und wenig Geld beſcheert. O ich unglücklicher, doppelt geſchlagener Mann!

Bald darauf befand er ſich in ſeinem Arbeitszimmer. Mit unbeſchreiblicher Angſt öffnete er das geheime Schubfach und fand es leer. Sein „Bugiardo“ war verſchwunden, geſtohlen, wie die Stimme der Ahnung ihm verrathen hatte. Sein Schreck, ſeine Wuth überſprang alle Schranken.

Mit brennender Wachskerze in der Hand, empört wie jener Mohr von Venedig in dem verhängnißvollen Augenblick, wo er das Leben der ungetreuen Desdemona, die in ſüßem Schlummer ruht, durch einen Dolchſtoß endet, ſtürzt er ins Schlafgemach ſeiner Frau, rüttelt ſie ſchonungslos aus dem Schlafe auf und ruft ihr mit donnernder Stimme zu:

— Geſtehe!

— Biſt Du närriſch geworden? fragt Lavinia, ſich ſchnell ermunternd. Was ſoll ich geſtehen?

— Daß Du mich beſtohlen haſt.

— Mann Gottes, biſt Du verrückt? Was ſoll ich Dir geſtohlen haben?

- Den Schweiß meines Angeſichts, mein Stück, mein Stück!

— Biſt Du wirklich toll? Was für ein Stück?

— Falſches, treuloſes Weib, ſtelle Dich immerhin unſchuldig ... mich täuſcheſt Du nicht ... mit daumendicken Lettern ſteht auf Deiner Stirn geſchrieben: ich habe meinen Mann, meinen armen Mann beſtohlen.

— Höre, guter Carlo, nun fange ich wirklich zu glauben an, daß Deine Tollheit keine Maske iſt. Menſch, kannſt Du wirklich glauben, daß ich fähig wäre ...

— O Himmel, weſſen ſeid Ihr Weiber denn nicht fähig?

— Zügle Deinen Zorn, ſonſt, mein Herr und

Gebieter, reißt auch mir die Geduld. Sage ruhig und gelaſſen, was willſt Du von mir?

— Mein Stück, meinen „Lügner?"

— Haſt Du Dein Stück mir zum Aufbewahren gegeben?

— Nein!

— Wie alſo ſollte ich dazu kommen, zu wiſſen, wohin Du Dein Stück verkramt haſt? Sprich, Carlo, habe ich mich jemals um Deine Stücke bekümmert?

— Niemals, niemals!

— Warum alſo ſollte ich diesmal eine Ausnahme gemacht haben?

— Um einem Deiner Anbeter einen Dienſt zu erweiſen.

— Beim Zeus, ich verſtehe Dich nicht!

— Dann will ich mich deutlicher erklären. Du haſt mein Stück mir entwendet, um es dem Schwachkopf Secchellari in die Hand zu ſpielen . . .

— Carlo, iſt das Dein Ernſt?

— Mein heiligſter Ernſt! Der Elende treibt nun ſeine Frechheit ſo weit, *meine* Arbeit für die *ſeinige* auszugeben.

— Thut er das wirklich?

— Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mit Dir zu ſpaßen.

— Und darüber biſt Du außer Dir?

— Hab' ich nicht ein Recht dazu?

— Nein, Carlo, nein! Denn wer in ganz Venedig wird es glauben, daß ein ſo coloſſaler Dummkopf, wie unſer gemeinſchaftlicher Freund Secchellari iſt, ein Stück ſchreiben kann?

— Wer's ihm glauben wird? Jeder meiner Feinde wirds ihm glauben, ſchon darum glauben, um mich dadurch zu kränken. Du kennſt die Dichter nicht. Der Neid des Einen läßt am Talente des Andern kein gutes Haar, und da ich Allen ein Dorn im Auge bin, wird es für jeden von ihnen eine Freude, ein Triumph, ein Hochgenuß ſein, alle Welt zu überreden, daß ich mich mit fremden Federn ſchmücken will, daß Secchellari der Erfinder des Stücks und mein „Lügner“ ein Plagiat des Seinigen ſei.

— Mein Gott, es kann Dir doch nicht ſchwer werden, aller Welt zu beweiſen, daß Du der Autor biſt.

— Wodurch ſoll ich das beweiſen?

— Durch Deine erſten Entwürfe . . .

— Ich habe ſie verbrannt . . .

— Oder durch die Reinſchrift . . .

— Ich hatte nur Eine und dieſe Eine hat mir der Teufel auf eine mir unbegreifliche Weiſe aus einem geheimen Fache meines Pults geholt.

— Wie, mein Herr und Gebieter, Ihr habt geheime Fächer?

— Nur eins, nur eins!

— Auch das iſt verdächtig, mein Freund, und nun habe ich erſt recht kein Mitleid mit Dir. Ein Ehemann, welcher geheime Schubfächer hat, iſt ein Verräther . . .

— Aber Lavinia, ſagte Goldoni, der ihren aufflammenden Zorn ſchon im Keime zu erdrücken verſuchte.

— Ein erbärmlicher Verräther! ſchrie die kluge Frau, anſcheinend noch weit gereizter.

— Gott im Himmel, wie kann ein ſo kluges Weib, wie Lavinia, ſo kindiſch ſein, über etwas ſo Alltägliches in Harniſch zu gerathen. Jede Ehe hat ihre kleinen Geheimniſſe, und das iſt recht gut, liebes Kind, denn wenn der arme Mann von ſeiner Frau das Alles wüßte, was Andere von ihr wiſſen, dann wäre Mancher ſehr beklagenswerth!

— Geh, geh, Verräther, ich mag nichts, durchaus nichts mehr hören.

— Aber, Vinchen, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dich beſchwöre, mir nicht zu zürnen ...

— Sprecht, was Ihr wollt! Ich ſchlafe!

Lavinia kehrte ihrem Gemahle den Rücken zu und ſprach keine Sylbe mehr. Goldoni, der oft genug Gelegenheit gehabt hatte, ſchreiende Proben ihres Eigenſinns zu erhalten, nahm den Leuchter, den er kurz vorher auf den Tiſch geſetzt hatte, und verfügte ſich, „gute Nacht“ wünſchend, mit bewundernswürdiger Gelaſſenheit in ſein Schlafzimmer.

Als ſich Signora Goldoni ohne Zeugen ſah, fing ſie zu lächeln an und ſagte:

— Lavinia, Du haſt Deine Rolle gut geſpielt. Nun aber iſt's Zeit zum Schlafen!

Sie kehrte ſich um, deckte die nackten Schultern zu und ſank gleich darauf in die Arme eines holden Traumes. Goldoni aber konnte kein Auge ſchließen, denn er dachte an ſeine Frau und an ſeinen „Lügner“ und keines von Beiden war geeignet, ſeinem aufgeregten

Geiſte die ſüße Wohlthat des Schlafes zu vergönnen.

Als er am andern Morgen früher als je aufſtand, um die letzte Feile an ſeinen Molière anzulegen, nahm er wie gewöhnlich ſein Tagebuch zur Hand und ſchrieb:

5. Januar. Geſtern Nacht machte ich die Entdeckung, daß mein neues Stück, von dem ich mir ſo glänzenden Erfolg verſprochen hatte, mir aus meinem Pulte geſtohlen worden iſt. Lavinia leugnet, und dennoch glaube ich, daß ſie die Urheberin dieſes Raubes iſt. Jede Frau, ſelbſt die Beſte, iſt ein Zwitterweſen, das neunundneunzig Beſtandtheile eines Teufels und nur ein einziges Beſtandtheilchen eines Engels hat. Dies einzige Theilchen iſt ....*) Ich habe eine traurige Nacht verbracht!

---

*) Goldoni ſchrieb ſo unleſerlich, daß Keiner von Allen, die ſein Tagebuch geſehen, dies Wort entziffern konnte.

XII.

Zu rechter Zeit erſchien Freund Galuppi.

— Ah, mein lieber Balthaſar, ein guter Engel ſchickt Dich, mich zu tröſten …

— Diavolo, Du brauchſt ſchon wieder Geld?

— Diesmal, Freund in der Noth, brauche ich vor allen Dingen Rath, guten Rath …

— Was iſt geſchehen?

— Ein Unglück, ein großes Unglück! Eines meiner beiden neuen Stücke, „der Lügner,“ iſt mir aus dieſem Pulte hier geſtohlen, hörſt Du, geſtohlen worden. Ich bin außer mir, doppelt außer mir, weil ich nur eine Reinſchrift davon gehabt und das Brouillon verbrannt habe.

— Das iſt allerdings fatal, höchſt fatal! Doch auf wen fällt Dein Verdacht?

— Auf meine Frau! erwiderte Goldoni ſo leiſe als möglich.

— Auf Deine Frau? Was ſoll ſie damit angefangen haben?

— Einer Ihrer eifrigſten Anbeter iſt der reiche

Dummkopf Secchellari. Geſtern Nacht erfahre ich durch Chiari, daß jener Dummkopf ein Stück geſchrieben, das, wie das meinige, il Bugiardo heißt.

— Dein Weib alſo ſollte Dich verkauft und verrathen haben?

— Iſt das nicht ſchon häufig dageweſen? Von allen boshaften Teufeln, welche die Hölle unſerer armen Erde auf den Zopf geſpieen hat, iſt — nicht wahr, Du ſchweigſt darüber? — der Eheteufel Asmodi der allerabſcheulichſte ...

— Deine Ehe ſchien mir eine glückliche zu ſein ..

— Oro tutto non è quel che risplende *). Meine gute Lavinia iſt — unter uns geſagt — das Muſter eines Weibes, wie es gerade nicht ſein ſoll. Doch um auf mein Stück zurückzukommen. Wie fange ich's an, es den Klauen des frechen Diebes zu entreißen?

— Nichts leichter als das! Du gehſt zu Secchellari und ſagſt ihm geradezu auf den Kopf, daß er Dich beſtohlen hat ...

---

*) Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt.

— Das geht nicht, ſchon aus dem Grunde nicht, weil er geſtern Nachmittag nach Frankreich gereiſt iſt.

— Fatal, ſehr fatal! Der Spitzbube iſt — ſo viel ich weiß — nicht verheirathet, ſonſt hätten wir während ſeiner Abweſenheit ſeine Frau ins Verhör genommen und ſie gezwungen, uns das corpus delicti auszuhändigen ... Aber halt, da fällt mir etwas ein ...

— Was fällt Dir ein?

— Eine koſtbare Idee zu einem komiſchen Duett, das ich für meine neue Oper gebrauchen kann. Willſt Du mir ſchnell ein Paar Verſe dazu machen?

— Nur jetzt nicht, lieber Freund! Vor allen Dingen muß ich alle Hebel in Bewegung ſetzen, um mein geraubtes Eigenthum wieder zu erlangen. Denke Dich in meine Lage, alter Balthaſar. Wenn Dein Weib Dir eine Deiner neuen Opern geſtohlen hätte ...

— Ich wäre fähig, wie Blaubart, meiner Alten, wie ſehr ich ſie auch lieb habe, die Kehle abzuſchneiden.

— Denke weiter ... wenn Dein Weib Dich nur darum beſtohlen hätte, um Deine Oper den Händen eines ihrer einfältigen Anbeter zu überliefern, der nun frech genug iſt, Deine göttliche Muſik für die ſeinige auszugeben?

— Dann wäre ich capable, ſie und ihn umzubringen.

— Begreifſt Du nun, daß ich gerechte Urſache habe, aufgeregt zu ſein?

— Ich bedaure Dich; wie aber kann ich Dir helfen?

— Geh' zu meiner Frau hinüber ... ſchildere ihr mit aller Beredtſamkeit, die Dir zu Gebote ſteht, meine Lage ... verſuche, die verſtockte Sünderin zu rühren, ſie zu bewegen, Dir ihre Schuld, ihren Frevel zu beichten und ihren Mitſchuldigen zu veranlaſſen, das geſtohlene Gut freiwillig herauszugeben.

— Signora Lavinia, ſagſt Du, ſei ſehr verſtockt ...

— Signor Galuppi wird ihre Hartnäckigkeit zu beſiegen wiſſen.

— Wir wollen ſehen! ſagte der Freund, der ſich durch dies Zutrauen geſchmeichelt fühlte, nahm Hut und Stock, verfügte ſich in den andern Flügel und ließ ſich dort von einem reizenden Stubenmädchen-Puck bei der „Königin der Elfen", Signora Goldoni, anmelden.

Und ſiehe, er wurde augenblicklich angenommen.

XIII.

— Ich grüße Sie, ſchöne Frau, ſagte der Legat in partibus infidelium und ergriff die Hand der Inquiſitin, um jene galant an ſeine Lippen zu ziehen.

— Willkommen, Signor Galuppi, erwiderte die Schuldige, ſo freundlich wie ein Ohrwürmchen. Ich habe ſchon ſeit ſehr langer Zeit das Vergnügen entbehrt, Sie bei mir zu ſehen. Darf ich Sie bitten, an meiner Seite Platz zu nehmen und mir zu ſagen, was Ihrer ergebenen Dienerin die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Ich komme als Abgeordneter unſers gemeinſchaftlichen Freundes …

— Des Signor Secchellari? fiel ihm Signora in die Rede.

Galuppi ſtutzte einen Augenblick; dann ſagte er, ruhig lächelnd aus einer großen Perlmutterdoſe eine Priſe nehmend:

— Errathen!

— Was bringen Sie mir Neues von ihm?

— Signor Secchellari iſt geſtern Nachmittag abgereiſt.

— Das weiß ich bereits.

— Eine Stunde vor ſeiner Abreiſe hat er mich zum Vertrauten eines wichtigen Geheimniſſes gemacht. Signora, errathen Sie? fragte der Componiſt mit ſchlauem Blinzeln.

— Nein, Signor, das errathe ich nicht.

— Und doch liegt es ſo nahe. Freund Secchellari hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen … (Galuppi nahm aus Verlegenheit eine zweite Priſe.)

— Was zu ſagen? fragte Lavinia, die deſſen Verlegenheit ſogleich bemerkt hatte.

— Daß ... der bewußte Handel ... ihn ... ſehr gereut ...

— Welcher Handel? fragte die Angeklagte mit impertinenter Unbefangenheit.

— Jener Handel, der — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit — keinem von Beiden zur Ehre gereicht.

— Ihre Worte ſind Hieroglyphen ... bei allen Heiligen unſers Kalenders, ich verſtehe Sie nicht.

— Sonderbar, ſehr ſonderbar, meinte der Inquiſitor und nahm eine dritte Priſe.

— Was finden Sie ſonderbar? fragte Lavinia mit reizender Unſchuld.

— Daß Sie die Geſchichte läugnen wollen ...

— Welche Geſchichte? fragte Signora mit höchſt unbefangener Impertinenz.

— Ich will nun nicht länger Umwege machen und lieber gleich mit der Thür ins Haus fallen. Secchellari hat mir das Stück Ihres Herrn Gemahls übergeben.

— Welches Stück?

— Das Stück, das Sie ihm zu leihen die Güte gehabt ...

— Mein Herr, ich habe ihm nichts geliehen …

— Wie, Signora, Sie haben es ihm geſchenkt? fragte Galuppi, etwas gereizt.

— Mein Herr, ich habe ihm auch nichts geſchenkt, erwiderte Lavinia mit unerſchütterlicher Ruhe.

— Gleichviel, ob Sie das Stück ihm geſchenkt oder nur geliehen haben, er hat es mir gegeben, um es in Ihre Hände zurückzulegen. „Sagen Sie der Signora Goldoni, daß ich nur einen Augenblick lang im Zweifel geweſen bin, was ich mit dem Stück, das ich ihrer Güte verdanke, anfangen ſoll. Fremdes Eigenthum für das Seinige ausgeben, wäre dumm und ſchlecht. Mag alle Welt glauben, daß ich das Erſtere bin … Niemand aber — ſagen Sie dies meiner Freundin — ſoll ein Recht haben, glauben zu dürfen, daß Secchellari ſchlecht genug iſt, ſich mit dem Geiſte eines Andern zu brüſten.“ Das, Signora, waren ſeine eigenen Worte …

— Ich verſtehe dieſe Worte eben ſo wenig als die Ihrigen …

— Dann muß ich leider noch deutlicher werden. Secchellari hat mir offen und ehrlich geſtanden, daß er Sie beſchwatzt habe, ihm das neueſte Stück Ihres Gemahls zu verſchaffen ...

— Signor, hat er das wirklich geſagt? fragte die Inquiſitin und betonte das Wort wirklich auf ſo ganz eigenthümliche Weiſe, daß der Inquiſitor dadurch wieder ganz aus der Faſſung kam.

— Allerdings! ſtotterte Galuppi mit ſo wenig Entſchloſſenheit, daß Lavinia ihn gleich durchſchaute und nun ganz anders gegen ihn auftrat.

— Signor, hat er Ihnen wirklich ein Stück meines Gemahls übergeben?

— Allerdings, allerdings! antwortete der Inquiſit noch weit zaghafter.

— Signor, wo haben Sie das Stück? fragte ihn der weibliche Inquiſitor mit durchbohrendem Blick.

— Zu Hauſe, ſtammelte der verlegene Legat.

— Zu Hauſe? wiederholte Signora Goldoni und fing laut zu lachen an. Gut! Gehen Sie hübſch nach Hauſe, holen Sie das Stück, bringen Sie mir das Stück, dann will ich das Alles, was Sie mir von Secchellari erzählt haben, recht gern glauben und Ihnen eben ſo gern Rede ſtehen.

Bringen Sie's aber nicht, dann, Signor, ſind Sie ein Lügner, ja noch Aergeres als das, ein Spion meines Gemahls, abgeſchickt, mir das Geſtändniß einer Schuld abzulocken, von der ich mich — wie Sie ſich nun wohl überzeugt haben werden — vollkommen frei fühle. Mag Secchellari geſagt haben, was er wolle ... Ich habe ein Recht, Alles zu läugnen ...

— Sie wollen alſo nichts geſtehen?

— Signor, dieſelbe Frage richte ich an Sie.

— Sie thun mir Unrecht ...

— Das ſag' auch ich ...

— Ihr Läugnen, Madame, wird nichts helfen.

— Die Rolle, die Sie zu ſpielen übernommen haben, verlache ich ...

— Ich eile, das Stück zu holen.

— Thun Sie das, Signor, ſagte Lavinia.

Galuppi trat beſchämt ſeinen Rückzug an. Draußen im Vorſaale ſchüttelte er den Kopf und murmelte ſtill vor ſich hin:

— Ein kluges Weib!

— Ein ſchlauer Fuchs! ſagte Signora Goldoni, und dennoch abgeprallt! Ha, ha, wer uns Frauen überliſten will, muß doch noch pfiffiger als Signor Galuppi ſein.

Der Legatus in partibus infidelium begab ſich ſchnurſtracks zu Goldoni, um ihm das ganze gegenſeitige Verhör zu erzählen.

— Deine Frau iſt leider ſehr ſattelfeſt.

— Bedaure mich, alter Freund. Ich bin das Pferd, auf dem ſie reitet.

— Wirf ſie ab!

— Ich habe nicht den Muth dazu.

— Dann trage Dein Joch ohne Murren, ſagte ſein Freund und ging.

XIV.

Zehn Tage nach jener peinlichen, aber ganz erfolgloſen Verhörs-Scene war an allen Säulen, welche die Einfaſſung des Marcus-Platzes bilden, folgender, in allen Farben ſpielender Theaterzettel angeklebt:

Teatro San Angelo.

Lunedi 18. Jannario 1753.

Rappresentazione estraordinaria al beneficio di Cornelia Ricci.

Il Bugiardo.

Commedia in 3 atti ed in prosa di Giuseppe Secchellari, Veneziano.

Wer malt Goldoni's Erſtaunen, Goldoni's Wuth, als er, unter den Bogengängen der alten Procuratien auf- und abwandelnd, urplötzlich *ſein* Stück als das eines *Andern* angekündigt ſieht! Er bleibt vor dem Zettel ſtehen, lieſt die Perſonen, ballt die Fäuſte, knirſcht die Zähne zuſammen und häuft Flüche und Verwünſchungen auf das Haupt des ſchamlos-frechen Diebes, der ſich vor den Augen einer ganzen Stadt mit geſtohlenem Gute brüſtet, mit geraubten Federn ſchmückt. Außer ſich rennt er zu Galuppi.

— Mich trifft der Schlag! ruft er aus und wirft ſich erſchöpft auf einen der bequemen Lehnſtühle.

— Was iſt geſchehen? fragt der theilnahmvolle Freund.

— Ein Bubenſtück! Ein ſchändliches, niederträchtiges Bubenſtück!

— Iſt Dein Weib Dir untreu geworden?

— Ach, Freund, daran bin ich ſchon längſt gewöhnt. Schlimmeres als dies iſt mir begegnet ...

— Sprich!

— Heute Abend wird im San-Angelo-Theater, zum Benefiz der Ricci, mein „Lügner" unter Secchellari's Namen aufgeführt.

— Weiter nichts?

— Wie? Iſt das nicht ſchon genug? Ich bin ſo wüthend, daß ich ſelbſt den Löwen des heiligen Marcus mit kaltem Blute zerreißen könnte.

— Den Löwen des heiligen Marcus? Das glaub' ich Dir, denn das Vieh beißt nicht mehr.

— Ich könnte mich und die ganze Welt zerfleiſchen, vor Allem aber dieſen Schurken Secchellari, der mein Stück für das Seinige ausgibt. Unerhört! Unerhört!

— Freund, wie oft iſt das ſchon da geweſen! Sei kein Narr, Goldoni! Gräme Dich über ſolche Dummheit nicht!

— Dummheit? fragt der Dichter heftig aufſpringend, wie ſoll ich das verſtehen?

— Ganz wie Du willſt, erwidert der Componiſt mit der ihm eigenthümlichen Ruhe. Wenn Du kein Thor biſt, ſo warteſt Du erſt den Erfolg des Stückes ab. Gefällt es, dann haſt Du noch immer Zeit, Dich darüber zu ärgern. Mißfällt's — was doch am Ende auch nicht unmöglich iſt — dann fällt das Fiasco auf Secchellari's Haupt, und er iſt dann genug geſtraft.

— Mein Stück, Beſter, muß gefallen!

— Liebſter, das ſagt jeder Dichter, und doch lebt nicht Einer, dem noch keines ſeiner Werke durchgefallen wäre. Wie manches Meiſterſtück iſt bei der erſten Aufführung ausgepfiffen und ſpäter mit ungeheurem Brio aufgenommen worden!

— Du ſprichſt aus Erfahrung, wirft Goldoni mit beißender Anſpielung hin.

— Auch Du, alter Freund, haſt die Launen des vielköpfigen Ungeheuers, das wir „Publikum" nennen, kennen gelernt und wirſt mir eingeſtehen, daß es ſich oft kein Gewiſſen daraus macht, einen

Pfuſcher in den Himmel zu erheben, während es manchen Künſtler in den Staub zu ziehen ſucht. Das Publikum iſt ein Deſpot, der mit dem Schlaf unſerer Nächte, mit dem Leben unſeres Lebens oft genug ein höchſt grauſames Spiel treibt. Alſo folge mir, lieber Freund. Warte den Erfolg der erſten Aufführung ab; dann wollen wir ſehen, was zu thun iſt, um Secchellari zu entlarven und Dich in den Beſitz Deines Eigenthums zu ſetzen.

— Jetzt, wo ich ruhiger geworden bin, ſehe ich ein, daß Du Recht haſt, und darum will ich Deinen Rath befolgen und ...

— Heute Abend mit mir Dein Stück anſehen.

— Freund, willſt Du mir wirklich dies Opfer bringen? fragt Goldoni plötzlich ganz gerührt.

— Mit tauſend Freuden!

— Laß Dich umarmen, lieber Freund! Doch halt, damit ich's nicht vergeſſe. Kannſt Du mir auf acht Tage zehn Zecchinen leihen?

— Wer A. ſagt, muß auch B. ſagen, erwiderte der Freund in der Noth und zog ſeine Börſe.

— Der Himmel erhalte Dich noch hundert Jahre! rief Goldoni.

— Danke, danke, ſagte Galuppi und lächelte.

XV.

Bevor wir beide Freunde ins Theater begleiten, wollen wir einen Augenblick Halt machen, um die wandelbaren, unerklärlichen, ja faſt räthſelhaften Launen jenes vielköpfigen Ungeheuers „Publikum“ etwas näher in's Auge zu faſſen.

— Wie manches Meiſterſtück (dies ſind Galuppi's Worte) iſt bei der erſten Aufführung ausgepfiffen und ſpäter mit Enthuſiasmus aufgenommen worden.

Wir erinnern unſere Leſer an zwei der auffallendſten Beiſpiele. Leſſings „Emilia Galotti“ hatte das Unglück, bei ihrem erſten Erſcheinen in Wien ohne Schonung durchzufallen, während ſie bald darauf durch alle Bühnen Deutſchlands die Runde und auf allen Furore machte. — Beaumarchais'

„Hochzeit des Figaro“ — bei der erſten Aufführung mit Eclat ausgepocht — wurde hundert Male hinter einander wiederholt und mit einem Jubel aufgenommen, der gleich einer Bombe in eine Pulvermine ſchlug und die erſten Funken der franzöſiſchen Revolution entzündete.

Die erſte Vorſtellung kann alſo nie maßgebend für den Erfolg der übrigen ſein. Wie viele Stücke ſind umgekehrt bei der erſten Darſtellung, durch tauſend Künſte der Clique und Claque mit donnerndem Hurrah begrüßt, nach der zweiten Wiederholung geräuſchlos ins Meer ewiger Vergeſſenheit geſunken! Die Zahl der Beiſpiele wäre Legion.

Die erſte Aufführung hat daher immer etwas Kitzliches. Sie iſt eine Art von Fegefeuer, in dem der arme Dichter, wie der heilige Laurentius, bei gelindem Feuer auf dem Roſte gleich einem Hammel-Cotelette gebraten wird, um von hier hoffnungslos in die Hölle, oder, von den Schlacken gereinigt, in den Himmel, ins Treibhaus der frommen Seelen, verſetzt zu werden. Kein Wunder alſo, wenn jeder Dichter, ſelbſt der abgehärtetſte, bei dem erſten Erſcheinen jedes neuen Stückes ſich etwas unruhig fühlt. Denn nicht jeder Poet findet ſeine Luſtſpiele ſo coloſſal-komiſch, daß er ſich, wie jener Zeitgenoſſe des Sokrates, Philiſtion aus Magneſia, darüber todtlachen kann. Zum Glück iſt aber auch nicht jeder Dichter ſo ängſtlich wie jener liebenswürdig beſcheidene Franzoſe Bouilly, der Verfaſſer der „Fanchon“, der bei der Aufführung jedes ſeiner neuen Liederſpiele hinter den Kouliſſen wie auf Kohlen ſtand und gegen Ende des Stückes ſich beide Ohren zuhielt, um ſich in Ungewißheit zu laſſen, ob das Publikum zu applaudiren oder zu ziſchen geruht. Zum Unglück iſt auch nicht jeder Poet ſo gleichgiltig, wie jener Demouſtier, welcher (1796) bei der erſten Aufführung ſeines neuen Luſtſpiels „les trois fils“ einem jungen Manne, der in der Nachbarloge ſaß und aus Leibeskraft zu ziſchen anfing, mit der gelaſſenen Frage: Iſt's gefällig, mein Herr? einen hohlen Schlüſſel lieh und, einſehend, daß ſein Stück nicht gefallen kann, zuletzt ſich ſelber auspfiff. Nicht Jedem hat der Himmel ſo viel kaltes Blut verliehen, wie Herrn Scribe, der ruhig aus ſeiner Loge zuhören kann, wie das Publikum eines ſeiner leichtfertigen Stücke auspfeift, während er mit großer Gemüthsruhe eine

Orange nach der andern verſpeiſt, um ſich damit die trockene Kehle anzufriſchen.

Auch Goldoni konnte als kampfgeübter, ſieggewohnter Held einen Puff mehr als jeder Andere vertragen; an jenem Abende aber geſtand er ſich und ſeinem Begleiter, daß er, aufgeregter und unruhiger als je, herzlich froh wäre, wenn er die Tortur der erſten Aufführung ſeines „Bugiardo“ ſchon überſtanden hätte. Eine dunkle Ahnung ſagte ihm, er werde im Theater Aerger und Verdruß haben.

— Ich bin aufs Schlimmſte gefaßt, ſprach er zu Galuppi und häkelte ſich in deſſen Arm ein.

— Du zitterſt! Es ſchüttelt Dich das Fieber der erſten Aufführung. Auch ich kenne dies Gefühl, das wie ein Wermuthstropfen in unſern Freudenbecher fällt und uns den ſüßen Moſt der Hoffnung vergällt. Komm, Freund! Bevor wir zum Richtplatz gehen, wollen wir hier einkehren und uns durch eine Taſſe guten Moccaſafts ſtärken und erquicken.

Gleich darauf traten Beide ins Kaffeehaus.

Zwei junge Leute, welche Billard ſpielten, pauſirten einen Augenblick, um die Eingetretenen zu betrachten.

— Kennſt Du den langen magern Mann? fragte der Eine.

— Maeſtro Galuppi. Weißt Du aber auch, wer der Andere iſt? fragte der Zweite.

— Wer wird den nicht kennen? Das iſt Italiens Molière, Signor Carlo Goldoni!

— Reſpect vor ſolchen Herren! ſagte der Erſte.

— So denk' auch ich, antwortete der Zweite.

Und Beide legten aus Achtung für dieſe beiden Namen ihre Billardſtöcke weg, ſtreiften ihre aufgekrempelten Rockärmel zurück, grüßten ſehr artig und hörten zu ſpielen auf.

— Kennſt Du dieſe jungen Leute? fragte Goldoni ſeinen Freund.

— Der Eine iſt Dichter, der andere Muſiker.

— Und Beide gefallen mir, denn auf ihrer Stirn ſteht eine große Zukunft geſchrieben, ſagte der prophetiſche Dichter und löffelte ſein Eis.

Der Eine hieß Albergati, der Andere Giuſeppe Sarti.

XVI.

Wir befinden uns in einem gedrängt vollen Theater, in dem kein Apfel zur Erde fallen kann. Auf den Geſichtern aller Zuſchauer malen ſich alle Kennzeichen ungeduldiger Erwartung ab. Die Spannung, die im ganzen Hauſe herrſcht, iſt eben ſo natürlich als begreiflich. Ganz Venedig kennt den reichen Seidenhändler, der auf großmogoliſchem Fuße lebt, der eine der reichſten Bildergallerien und eine der koſtbarſten Bibliotheken, einen herrlichen Keller, einen Chor von Köchen und einen Schwarm von goldbetreßten Dienern aller Art beſitzt. Jedermann kennt den hypergalanten Frauenverehrer Secchellari, der jeder Schürze den Hof macht; jede Frau kennt den großartigen Verſchwender, der bei allen guten Eigenſchaften, die ihm nicht abzuſprechen ſind, nur den winzig kleinen Fehler hat, daß er ein coloſſaler Schwachkopf iſt.

Und dieſer Erz-Gimpel, dieſer Narr in Folio, tritt urplötzlich aus der ägyptiſchen Finſterniß ſeiner großartigen Dummheit als Dichter eines fünfartigen Luſtſpiels hervor! Iſt dies nicht ein Ereigniß, das alle Berechtigung in ſich trägt, die Neugier einer ganzen Stadt in Allarm zu ſetzen? — Vom frühen Morgen bis zum Augenblick, wo ſich die Eingänge des Theaters San Angelo öffneten, ſprach man von Secchellari und ſeinem „Bugiardo,“ und Freund und Feind, Arm und Reich, Alt und Jung, war über alle Maßen geſpannt, ein Stück zu ſehen, von dem man im Voraus überzeugt ſchien, daß es durchfallen müſſe. Und um es mit feierlichem Pompe zu Grabe zu tragen, hatte ſich das Parterre mit Stöcken, Pfeifen und Hausſchlüſſeln bewaffnet, um bei der erſten Veranlaſſung gleich loszuſchlagen.

Jetzt endlich fliegt der Vorhang auf. Im dichtgedrängten Hauſe herrſcht eine Stille, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können. Das Stück beginnt … man iſt vom Scheitel bis zur Schuhſohle Ohr, ganz Ohr. Man erwartet Langeweile und ſieht ſich bald getäuſcht, denn gleich in den erſten Scenen entfaltet der Lügner ſo viel Leben und Laune, daß die Zuhörer, davon mehr und mehr electriſirt, erſt lächeln und dann aus vollem Halſe lachen müſſen. Die Böswilligen, die nur deßhalb gekommen waren, um das Stück à tout prix auszupochen, ärgern ſich im Stillen, daß ſie beim Schluß des erſten Acts noch keine Gelegenheit gefunden haben, von ihren Hausſchlüſſeln Gebrauch zu machen. Als der Vorhang niederfällt, erſchallt von allen Seiten ein ſo allgemeiner, ungetheilter Beifall, daß Niemand dagegen zu proteſtiren wagt.

— Wie biſt Du mit der Aufführung zufrieden? fragte während des Zwiſchenactes Galuppi den Dichter des Stücks.

— Der ,,Lügner'' entwickelt viel geſunden Humor, aber deſto langweiliger erſcheint mir ſeine Geliebte, Signora Ricci.

— Auch ich kann ihrem Spiele keinen Geſchmack abgewinnen, und doch iſt ſie der Liebling des Publikums und, wie man ſagt, die Maitreſſe des jüngern Gozzi.

— Kennſt Du den Grafen Carlo? fragte Goldoni.

— Nur dem Namen nach: Er ſoll weit geiſtreicher als ſein Bruder Gaſparo ſein.

— Hm, dazu gehört freilich nicht viel!

— Carlo Gozzi ſoll, in allem Ernſt geſprochen, ein ganz tüchtiger Kopf ſein.

— Doch traue ich auch ihm wenig Geſchmack zu, denn wie wäre es ſonſt möglich, ſich in ein Geſicht wie das der Ricci zu verlieben.

— Ich erinnere Dich an den Titel einer Deiner Komödien: „De gustibus non est disputandum.“

Gleich darauf beginnt der zweite Act. Ganz dieſelbe Spannung wie im Erſten. Leute, die ſich vorgenommen hatten, um jeden Preis zu gähnen, ſehen ſich bald von der luſtigen Handlung und dem heitern Dialoge ſo mit fortgeriſſen, daß ſie, ganz gegen ihren Willen, herzlich lachen müſſen. Ein lachender Feind aber iſt entwaffnet ... er vergißt die hohlen Schlüſſel, die er in der Taſche trägt, und ſieht ſich endlich gar gezwungen, ſtatt zu pfeifen, laut zu applaudiren. Welch ein Triumph für den Dichter, der die vorgefaßte Meinung ſeiner Feinde ſo ſiegreich aus dem Felde zu ſchlagen verſteht! Der Vorhang fällt zum zweiten Male, und wieder ertönt ein lauter, allgemeiner Beifallsruf.

— Nun, Galuppi, wie gefällt Dir das Stück? fragte der Dichter.

— Ich gratulire Dir zu Deinem neuen Siege, erwiderte der Componiſt und drückte mit biederer Herzlichkeit die Hand ſeines Freundes.

— Iſt es nicht ſchändlich, daß ein Dummkopf, wie Secchellari, die Früchte meines Sieges erntet?

— Beruhige Dich, alter Freund. Es wird nicht lange verſchwiegen bleiben, daß Du der Schöpfer dieſes Stückes biſt.

Beide Freunde verfügten ſich ins Buffet.

Dort unterhielten ſich zwei Leute, die ihnen unbekannt waren, vom Erfolge des Stücks.

— Was ſagſt Du zu dem Ding? fragte der Eine.

— Ich finde es außerordentlich luſtig und ungewöhnlich pikant, erwiderte der Andere.

— Es überraſcht um ſo mehr, da Niemand dieſem Tölpel Secchellari ſo viel Geiſt, ſo viel gute Einfälle zugetraut hätte.

— Alſo auch Du glaubſt, daß Secchellari der Autor dieſes Stückes iſt?

— Steht nicht ſein Name auf dem Zettel?

— Das beweiſt noch nichts! Ich für meinen

Theil hätte Luſt zu wetten, daß ein Anderer dahinter ſteckt . . .

— Der ihm vielleicht geholfen hat?

— Mehr als geholfen. Ich vermuthe hinter dem Schleier dieſes Geheimniſſes irgend einen armen Teufel, dem der reiche Narr dieſe Komödie für ein Stück Geld abgekauft hat, um ſich in den Geruch eines Dichters zu bringen.

— Und glaubſt Du, daß der Name des armen Teufels verſchwiegen bleiben wird?

— Nicht lange! ſagte der Andere.

Dieſe Worte waren ſüßer Balſam für Goldoni, der dies Geſpräch, ziemlich laut geführt, aufmerkſam belauſcht hatte.

Einen Augenblick ſpäter begann der dritte Act. Auch er gefiel dergeſtalt, daß von Scene zu Scene mit der Spannkraft der Handlung auch der Beifall der Zuhörer wuchs. Alles, was Hände hatte, applaudirte wie wüthend; jede Kehle löſte ſich in laute Bravo's auf . . . nur ein Einziger Mann wagte dieſen allgemeinen Applaus durch vereinzelte Ziſchlaute zu ſchwächen, die ſich wie glühende Nadeln ins Trommelfell des dicht hinter ihm auf Kohlen ſtehenden Dichters bohrten. Da dieſer Mann fortwährend raiſonnirte und nicht müde wurde, luſtig fortzuziſchen, wenn alle Andern rings um ihn her applaudirten, klopfte ihm ſein Hintermann etwas unſanft auf die Schulter und ermahnte ihn, Ruhe zu halten. Der eigenſinnige Zuſchauer fing, dadurch aufgeregt, noch heftiger zu ziſchen an. Goldoni klopfte ihm zum zweiten Male auf die Schulter. Der iſolirte Ziſcher kehrte ſich um und fragte etwas allzulaut:

— Was wollen Sie?

— Sie fragen, warum Sie dieſen einſtimmigen Beifall durch einſtimmiges Ziſchen unterbrechen?

— Im Zwiſchenact werde ich Ihnen darauf antworten.

Gleich darauf fiel der Vorhang. Alles applaudirte; nur der Bewußte ziſchte wieder; dann kehrte er ſich um und ſagte zu ſeinem Hintermanne:

— Mann Gottes, Sie haben mich gefragt, warum ich ziſche. Ich bin Ihnen zwar keine Rechenſchaft ſchuldig, doch will ich mich herablaſſen, Ihnen dieſe Frage zu beantworten. Ich ziſche, weil ich mich durch den Beifall der Menge nicht einſchüchtern laſſe, zu behaupten, daß manche Scene dieſes Stücks mit Haaren herbeigezogen und mancher Witz höchſt albern iſt . . .

— Signor, Sie ſind ein Flegel!

— Wer ſind Sie? fragte Jener, dieſen bei der Bruſt packend.

— Ich bin der Dichter dieſes Stücks, erwiderte Goldoni.

— Der Dichter dieſes Stücks? Signor Giuſeppe Secchellari? fragte der Andere, ihn mit höhniſchem Blick vom Kopfe bis zum Fuße meſſend. Mann Gottes, Sie ſind ein Lügner, denn Signor Secchellari, der Autor dieſes Stücks, befindet ſich nicht in Venedig.

— Ich, ich bin der Autor dieſes Stücks! rief der Dichter.

— Mann Gottes, wie heißen Sie?

— Carlo Goldoni! entgegnete der Gefragte.

— Goldoni? Es freut mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen; doch muß ich Sie bitten, mir für den Flegel, den Sie mir an den Hals geworfen, innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden, mit den Waffen in der Hand, Satisfaction zu geben.

— Ihr Name?

— Hier, Signor Goldoni, iſt meine Adreſſe. Erlauben Sie mir, bevor ich Ihnen „gute Nacht“ wünſche, eine kleine harmloſe Bemerkung. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann Ihres Gleichen ſo thöricht ſein könnte, wie der Pfau in der Fabel mit fremden Federn Rad ſchlagen zu wollen.

— Signor, was wollen Sie damit ſagen?

— Was bei einigem Verſtande ſo leicht zu errathen iſt. Ein Blick auf den Anſchlagzettel wird Sie belehren, daß Sie ein Opfer wahnſinniger Verblendung ſind, wenn Sie ſich für den Urheber eines Stückes halten, das von keinem Andern als Signor Secchellari iſt.

— Herr, ich ſage Ihnen, dies Stück iſt von mir. Freund Galuppi kann mir dies bezeugen.

— Hier iſt nicht der Ort dazu, mich darüber mit Ihnen in Streit einzulaſſen. Doch geſetzt auch, das Stück wäre von Ihnen, ſo hätten Sie kein Recht, ſich mehr darauf einzubilden, als auf jede Ihrer frühern Komödien. Sie wiſſen nun meinen Namen, wiſſen meine Wohnung und können, wenn Sie ſich durch mein unumwundenes Urtheil beleidigt fühlen, zu jeder Stunde des Tages von mir Satisſaction verlangen. Vor allen Dingen aber habe ich den Flegel reinzuwaſchen. Ich erwarte Sie alſo in Begleitung zweier Piſtolen und eines Secundanten…

— Morgen Mittag zwiſchen Zwölf und Eins in Meſtre …

Abgemacht, ſagte der Andere und ging.

XVII.

Dieſer Andere war Graf Carlo Gozzi.

Geboren **1722** zu Venedig*), hatte er ſich durch die zerrüttete Lage ſeiner Familie gezwungen geſehen, im Alter von zweiundzwanzig Jahren ſein Glück als Soldat zu verſuchen. Sein händelſüchtiger Character hatte ihn in ſeiner militäriſchen Laufbahn in ſo viele Streitigkeiten verwickelt, daß faſt kein Monat ohne Duell vergangen war, eine Uebung, die ihm den Ruf des kühnſten Schlägers und des beſten Schützen verſchafft hatte. Doch ſchon nach Verlauf dreier Jahre war er, dem Kriegsgott untreu geworden, feſt entſchloſſen, das Schwert mit der Feder zu vertauſchen. Iſt dieſe doch in der Hand derer, die ſie zu gebrauchen verſtehen, eine weit ſchärfere, viel gefährlichere Waffe als das Schwert, das nicht ſo weit als eine Feder reicht.

---

*) Das Haus, in welchem er geboren wurde, liegt in der Nähe der Brücke Donna Onesta, in der Calle larga. Die Nummer des Hauſes iſt mir entfallen.

So dachte auch Graf Carlo, der ſich befähigt fühlte, die Siege, die er auf dem blutgetränkten Felde der Ehre einzuernten gehofft, auf den lorbeerſprießenden Brettern des Theaters nachzuholen. Tauſend literariſche Entwürfe ſchwirrten in ſeinem Hirne wie Drohnen in einem Bienenkorbe umher; aber keiner von allen Planen, die er mit ſich herumtrug, reifte zur Ausführung heran.

Um jene Zeit hatte er die Bekanntſchaft der Signora Ricci gemacht, die ſeit einigen Jahren als erſte Liebhaberin beim Theater ſeiner Schwägerin angeſtellt war. Cornelia — gefallſüchtig wie jede Schauſpielerin ihres Alters — war Anfangs ſchlau genug geweſen, die zärtlichen Seufzer des Grafen hartnäckig zu überhören, einzig und allein in der wohlberechneten Abſicht, durch den Reiz ihrer Kälte ſeine Gluth zu verdoppeln. Nachdem ſie dieſe Abſicht erreicht hatte, war ſie gefühlvoll genug, Gluth durch Gluth zu heilen. Seit Kurzem wußte ganz Venedig, daß Signora Ricci die Geliebte des Grafen war.

Nach dem dritten Acte ſtürzte er in ihr Ankleidezimmer und rief:

— Schönſte, Liebſte, Beſte, gratuliren Sie mir!

— Wozu? fragte die Kokette, die ſich eben umgekleidet hatte.

Zu einem neuen Duell!

Mit wem? fragte Signora Ricci, die dunkle Nacht ihrer Locken mit einer weißen Roſe ſchmückend.

— Mit dem Feinde meiner Familie ... mit dem Ex-Advokaten Signor Carlo Goldoni ...

— Mit Goldoni? wiederholte die Künſtlerin, unangenehm überraſcht. Und warum? Weßhalb?

— Weil er Sie beleidigt hat!

— Mich???

— Ja, Sie, Sie, meine theure, angebetete Cornelia. Gegen Ende des erſten Actes ſtand ich hinter ihm und ſeinem Freunde Galuppi. Beide unterhielten ſich von Ihnen. Goldoni erfrechte ſich, meine reizende Freundin langweilig zu finden und mir allen Geſchmack abzuſprechen, weil es ſonſt nicht möglich wäre, in Sie verliebt zu ſein.

Signora Ricci fing zu lachen an.

— Sie lachen und mir kocht noch jetzt das Blut in den Adern. Anfangs wollte ich ihn gleich beim Genick faſſen und ihm die Gurgel umdrehen, aber noch zeitig genug überlegte ich, daß ein Cavalier meines Namens, ein Mann meiner Bildung ſich auf feinere Weiſe rächen muß. Ich belauſchte ruhig ihr Geſpräch und vernahm, wie Galuppi ſeinem Freunde zum glänzenden Erfolge des „Bugiardo“ gratulirte, der — denken Sie ſich meine Ueberraſchung! — nicht von Secchellari, ſondern von Goldoni iſt.

— Sehen Sie, das dachte ich mir!

— Hören Sie weiter. Vor Beginn des dritten Actes pflanze ich mich dicht vor Goldoni hin und mache mir den Spaß, während das ganze Haus applaudirt, einſtimmig zu ziſchen. Das verdrießt den guten Mann, er verweiſt mich zur Ruhe, ich aber ziſche nun natürlich noch viel ärger und reize ihn dadurch dergeſtalt, daß er mich zur Rechenſchaft zieht. Ein Wort giebt das andere ... ich mache mich luſtig über ſein Stück ... er nennt mich einen Flegel — denken Sie ſich, einen Flegel! — und die natürliche Folge dieſes Flegels war meiner Seits eine Herausforderung, die er ſeinerſeits — Dank dem Himmel! — angenommen hat, ſagte der Graf, der darüber ſeelenvergnügt zu ſein ſchien.

— Sie ſind noch immer der alte unverbeſſerliche Raufbold. Wie oft, lieber Carlo, haben Sie mir verſprochen, nicht mit aller Welt anbinden, nicht abſichtlich Scandal ſuchen zu wollen, um ſich Ihre kannibaliſche Duellwuth abzugewöhnen. Gehen Sie in ſich, Graf, werden Sie endlich einmal ruhig und vernünftig und ſchlagen Sie ſich nicht um jede Kleinigkeit.

— Er hat Sie langweilig und mich einen Flegel genannt. Darf ich dieſen Schimpf auf uns ſitzen laſſen?

— Ja, Carlo, ja, ſagte Signora Ricci und warf einen Blick in den Spiegel.

— Es giebt Augenblicke, Cornelia, in denen ich Sie nicht begreife ...

— Das freut mich, lieber Graf, ſagte die Schauſpielerin und verließ trällernd die Garderobe.

denn die Klingel des Inſpicienten rief ſie ſo eben auf die Bühne zurück.

Gozzi ſchüttelte den Kopf und ging.

XVIII.

Nach dem vierten Acte, der mit noch größerm Jubel als der dritte aufgenommen worden war, verfügte ſich Graf Gozzi aus der Loge ſeiner Schwägerin in die Garderobe ſeiner Geliebten. Er klopfte an ... Niemand rief herein ... er klopfte abermals ... Niemand öffnete ... er klopfte zum dritten Male ... die Thür blieb verſchloſſen.

— Meine reizende Cornelia ſchmollt wieder einmal ... ſie iſt böſe, daß ich mich mit Goldoni ſchlagen will ... ſie begreift nicht, daß ich den Flegel nicht ungeſtraft laſſen darf. Nach dem Theater werde ich mich geraden Weges in ihre Wohnung verfügen, um ihr zu beweiſen, wie ſehr ſie mir Unrecht thut. Schlage ich mich doch nur ihretwegen, ſagte der Graf und kehrte mißgeſtimmt in die Proſceniums-Loge ſeiner Schwägerin zurück.

Gleich darauf begann der letzte Act. Signora Ricci erſchien. Sie würdigte den Grafen, der ſie mit ſeinen Augen verſchlang, keines Blickes. Das ärgerte ihn dergeſtalt, daß er mit großem Geräuſch ſeine Loge und bald darauf das Theater verließ.

Am Ende des Stückes wurde unter rauſchendem Beifall der Dichter gerufen. An ſeiner Stelle erſchien der Regiſſeur, um der neugierig harrenden Menge die Mittheilung zu machen, daß Signor Secchellari abweſend ſei.

Goldoni ballte die Fäuſte und ſchwieg.

— Sei kein Thor, Dich darüber zu ärgern, tröſtete Galuppi; endlich muß es ja doch herauskommen, daß Du der Schöpfer dieſes Stückes biſt.

Die Menge entſtrömte in heitern Geſprächen dem überfüllten Muſentempel. Galuppi führte ſeinen Freund zum erſten Delicateſſenhändler, um ihn dort mit Hilfe von Auſtern und Champagner in beſſere Laune zu verſetzen.

Gozzi aber ging zu ſeiner Geliebten, die kurz vorher aus dem Theater zurückgekehrt war.

— Cornelia, fragte er, ihre Hand erfaſſend, ſind Sie noch immer böſe auf mich?

— Hab' ich nicht ein Recht dazu? entgegnete Signora Ricci kalt und ernſt.

— Verzeihen Sie mir?

— Nur unter Einer Bedingung.

— Sehen Sie, Cornelia, ich liebe Sie dermaaßen, daß ich mich jeder im Voraus unterwerfe.

— Dort auf jenem Pulte finden Sie Feder, Dinte und Papier. Setzen Sie ſich, lieber Graf, und ſchreiben Sie?

— Was ſoll ich ſchreiben?

— Was ich Ihnen dictiren werde, Herr Graf! Sind Sie bereit?

— Zu Allem, wie Sie ſehen, ſagte er, ſetzte ſich und nahm eine Feder.

— Fangen wir an: Lieber Herr ...

— Lieber Herr ...

— Ich habe Sie heute Abend im Theater in einer Aufwallung des Zornes herausgefordert ...

— Wie, Cornelia, Sie verlangen?

— Unterbrechen Sie mich nicht und ſchreiben

Sie weiter in einer Aufwallung herausgefordert. Jetzt, wo ich dieſe Aufwallung bereue …

— Nein, ich bereue ſie nicht!

— Ich ſage Ihnen, lieber Graf, Sie bereuen ſie.

— Gut, wenn Sie's durchaus haben wollen, ſo bereue ich …

— Alſo: Jetzt wo ich dieſe Aufwallung bereue, halte ich's für meine Pflicht, die Herausforderung zurückzunehmen …

— Ach, Cornelia, Sie verderben mir durch Ihr gutes Herz eine große Freude.

— Wo halten Sie?

— Bei der Zurücknahme meiner Herausforderung

— Die Herausforderung zurückzunehmen und dieſe Gelegenheit zu benutzen, Sie zu verſichern, wie ſehr ich ſei …

— Wie ſehr ich ſei …

— Ihr aufrichtiger Verehrer.

— Cornelia, zwingen Sie mich nicht zu einer Lüge.

— Nun, ſo ſchreiben Sie: Ihr ergebener Diener.

— Meinetwegen, ſagte der Graf.

— Unterſchreiben Sie nun Ihren Namen!

— Schrecklich, ſchrecklich! rief Gozzi und klexte ſeinen Namen auf faſt unleſerliche Weiſe hin.

— Nun verſiegeln Sie den Brief.

— Weiber, Weiber! rief der Graf und that Alles, was ſie ihm ſagte. Hier, Cornelia, iſt der vermaledeite Brief.

— Nun bin ich wieder mit Ihnen ausgeſöhnt, ſagte die Schauſpielerin, ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, legte ihre weichen Arme um ſeinen Hals und gab ihm einen Kuß.

XIX.

Zwei Tage nach der zehnten Wiederholung des „Lügners“ war Giuſeppe Seechellari von ſeiner Lyoner Reiſe zurückgekehrt. Der große Schwarm ſeiner Schmarotzer und das kleine Häuflein ſeiner wahren Freunde beeilte ſich, ihm Glück zu wünſchen zum äußerſt glänzenden Erfolge ſeines dramatiſchen Erſtlingsprodukts.

Der Arcigranellone fiel aus den Wolken, als er erfuhr, daß Gräfin Gozzi, der er das Stück geliehen, daſſelbe ohne ſeine Erlaubniß, während ſeiner Abweſenheit, über Hals und Kopf hatte einſtudiren und unter ſeinem Namen aufführen laſſen.

— Das iſt zu ſtark! ſagte er zu ſich ſelbſt. Ich hatte meiner Freundin, Signora Goldoni, verſprochen, mit dem Stück ihres Gemahls keinen Mißbrauch zu treiben. Und dennoch iſt dies ganz wider Willen geſchehen! Um in Laviniens Augen nicht als Wortbrüchiger zu erſcheinen, will ich augenblicklich hin zu ihr, um mich zu rechtfertigen.

Ungeſäumt eilte er zu Signora Goldoni.

— Menſch! rief ſie ihm entgegen, was haben Sie gethan?

Ich bin unſchuldig, betheuerte der Seidenhändler. Die boshafte Gräfin Gozzi hat das Stück Ihres Herrn Gemahls hinter meinem Rücken, ganz gegen meinen Willen, aufführen laſſen unter meinem Namen, um damit volle Häuſer zu machen und viel Geld zu verdienen. Sie hat dieſen Zweck, wie ich höre, vollkommen gut erreicht. Morgen findet die eilfte Wiederholung des „Bugiardo“ ſtatt und ſchon heute iſt kein Billet mehr zu haben …

— Das Stück hat Furore gemacht … Sie haben meinen armen Gemahl um einen ſeiner glänzendſten Siege geprellt.

— Geprellt?, Signora, Sie verkennen mich. Giuſeppe Secchellari iſt nicht der Mann, der Andere prellt. Sie ſollen ſehen, liebe Freundin, daß ich ein guter Kerl bin, der den Gatten ſeiner Freundin für die Kränkung, die er ohne ſein Wiſſen dem Dichter des „Bugiardo“ zugefügt hat, fürſtlich entſchädigen wird. Wo iſt Goldoni? Wo finde ich ihn?

— Der Aerger der letzten Tage hat ihn aufs Krankenlager geworfen … er hat das Fieber …

— Ich muß zu ihm, um ihm Troſt und Geneſung zu bringen.

Der Arcigranellone verfügte ſich zum Kranken.

— Signor, rief Goldoni, Sie wagen es, mir unter die Augen zu treten?

— Ich bitte und beſchwöre Sie, mir zu verzeihen, daß ich die unſchuldige Urſache Ihres Grames, Ihrer Krankheit bin. Ich will Ihnen meine Sünde beichten, überzeugt, daß Ihr gutes Herz mir Abſolution ertheilen wird. Die Geſellſchaft der Granelleſchi, die ſo boshaft geweſen iſt, Sie durchfallen zu laſſen, hatte mich zu ihrem Präſidenten erwählt. Als ſolcher hatte ich bei Annahme der Wahl die Verpflichtung übernommen, den Mitgliedern unſerer Academie eine literariſche Arbeit vorzuleſen. Aus dieſem Grunde hatte ich mich hinter Ihre Frau Gemahlin geſteckt und ſie beſchwatzt, mir eines Ihrer neuen Luſtſpiele zu verſchaffen. Gräfin Gozzi mußte es vorleſen ... es machte Senſation ... ich wünſchte, Sie als Autor des Stücks hätten Zeuge des Beifalls ſein können, der ihm von allen Mitgliedern einſtimmig zu Theil wurde. Die Gräfin bat mich, ihr das Stück auf acht Tage zu leihen; ich nahm ihr das Verſprechen ab, es nicht ohne meine Erlaubniß aufzuführen ... ſie thats, ich gab es ihr und reiſte nach Lyon. Heute Morgen angekommen, erfahre ich zu meinem größten Schreck, daß die Gräfin ihr Wort gebrochen und Ihr Stück unter meinem Namen aufgeführt hat. Beruhigen Sie ſich, lieber Freund ... morgen früh leſen Sie in der Zeitung meine freiwillige Erklärung, daß Sie der rechtmäßige Eigenthümer dieſes Stückes ſind.

— Das wollen Sie wirklich thun?

— Iſt das nicht meine Schuldigkeit? Doch noch mehr will ich thun. Um Sie für den Aerger, den ich Ihnen bereitet habe, einigermaßen zu entſchädigen, habe ich mir die Erlaubniß genommen, Ihnen hier eine kleine Medicin mitzubringen, ſagte der reiche Mann, zog zehn große Rollen, jede zu hundert Zecchinen, aus der Bruſttaſche und legte eine nach der andern auf das Bett des Kranken mit den Worten: Hier ſind tauſend Zecchinen Schmerzensgeld. Geld iſt die beſte Arzenei!

— Sie ſind ein edler Mann, ein tüchtiger Arzt!

— Und Sie, lieber Freund, ein Patient, dem ich Hilfe ſchuldig bin. Wünſche gute Beſſerung, ſagte Giuſeppe Secchellari, reichte ihm die Hand und begab ſich zu Signora Goldoni.

— Nun, Freund, was ſagt mein Gemahl?

— Er hat mir verziehen. Wir ſind nun wieder gute Freunde.

— Das freut mich, ſagte Lavinia und umarmte ihren Cicisbeo.

XX.

Einige Jahre ſpäter trat Graf Carlo Gozzi als Nebenbuhler Goldoni's auf. In einem Zeitraume von vier Jahren ſchrieb er für das Theater Sacchi (ſo hieß der Unternehmer dieſer Bühne) zehn Feenmärchen, zuerſt das „Märchen von den drei Pomeranzen,“ eine Burleske, ſo draſtiſch wie's vielleicht keine Zweite giebt, eine übervolle Pulvermine komiſcher Einfälle, die das Zwerchfell des griesgrämigſten Grillenfängers aus der Faſſung bringen. Dieſem Erſtlingsprodukte, von dem ganz Venedig entzückt war, folgte der „Rabe,“ die „Frau Schlange,“ „Turandot“ *), „Zobeide,“ „König Hirſch,“ der „Beherrſcher der Schutzgeiſter,“ der „grüne Vogel“ und das „blaue Ungeheuer,“ Stücke, welche er, weil Scherz und Ernſt darin abwechſeln, „fiabe tragicomiche“ taufte **).

---

*) Von Schiller frei bearbeitet.

**) Eine Sammlung dieſer dramatiſchen Märchen erſchien u. d. T. Le dieci fiabe teatrali. Berlin 1808. 3 Bde. 12. von

Dieſe luſtigen Märchen gefielen bald dergeſtalt, daß Goldoni's Stern durch ſie verdunkelt wurde. — Im Jahre 1760 — kurz vorher war Lavinia geſtorben — begab er ſich nach Parma und — drei Jahre ſpäter — von dort nach Paris, um hier mehrere ſeiner ältern Stücke in italieniſcher, nachher auch einige neue in franzöſiſcher Sprache zur Aufführung zu bringen. Von Letztern gefiel vorzugsweiſe das dreiactige Luſtſpiel „le Bourru bienfaisant" *), aufgeführt zum erſten Male am 4. November 1771 und Tags darauf dargeſtellt im Schloßtheater zu Fontainebleau von Préville, Bellecour, Molé und von den Damen Préville, Bellecour und Mademoiſelle Doligny. — Durch eine ſeiner Freundinnen der Dauphine von Frankreich empfohlen, wurde er als Vorleſer und Lehrer der italieniſchen Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV. angeſtellt, entſagte der Bühne und widmete ſich nun ganz den Pflichten ſeines neuen Amtes. Er wohnte im Schloſſe zu Verſailles

---

F. A. C. Werthes in's Deutſche überſetzt, Bern 1795. 5 Bde. 8., neu übertragen von C. Streckfuß, Berlin 1805. 8.

*) Von Goldoni ſelbſt u. d. T. „il Burbero di buon cuore" ins Italieniſche überſetzt, Paris 1789. 8.

und begleitete von hier aus den Hof auf allen Ausflügen nach Marli, Compiegne und Fontainebleau. Nach dem Tode ſeiner Beſchützerin, der Dauphine von Frankreich, ließ man dem alten Diener nichts als eine kleine Penſion. Goldoni führte nun ein höchſt eingezogenes ruhiges Leben bis zu dem Augenblick, als die Revolution ihm auch ſeine letzte Stütze — jene unbedeutende Unterſtützung — entzog. Der drückendſten Noth und Sorge preisgegeben, begab er ſich unter den Schutz des hochherzigen Dichters Joſeph Chénier, welcher, Mitglied des National-Convents, durch die Macht ſeiner hinreißenden Beredſamkeit die Verſammlung bewog, am 7. Januar 1793 ein Decret zu erlaſſen, das dem ſterbenden Greiſe die ihm entzogene Penſion zurückgab. Aber dieſe Hilfe kam leider zu ſpät, denn ſchon am Morgen des folgenden Tages ſchloß Carlo Goldoni im größten Elende ſeine lebensmüden Augen.

— Schlaf wohl, armer Freund, ſagte Chénier.

XXI.

Balthaſar Galuppi war ſeinem Landsmanne acht Jahre früher, am 4. Januar 1785, als Capellmeiſter der Sanct-Marcuskirche, als Nachfolger Giuſeppe Saratelli's, vorangegangen. Er ſtarb ſo **wohlhabend**, daß er den Armen Venedigs eine Summe von fünfzigtauſend Scudi hinterlaſſen konnte. Man ließ ihm, als Zeichen des Dankes, ein prachtvolles Denkmal ſetzen mit der Inſchrift:

Monumentum Galuppi.
Angeli cantare sciunt, quae cecinit.

XXII.

Graf Gasparo Gozzi, der im Jahre 1768 eine dem Addiſon'ſchen „Spectator“ nachgebildete Zeitſchrift „il Osservatore veneto periodico“ gegründet hatte, übernahm nach dem Eingehen derſelben das Amt eines Büchercenſors und ſtarb am 26. December 1786.

Sein jüngerer Bruder, der über ſein Leben und ſein ſchriftſtelleriſches Wirken in ſeinen Denkwürdigkeiten, die er „Memorie inutile“ genannt, die beſte Auskunft gegeben hat, überlebte alle Perſonen unſerer Erzählung. Er ſtarb am 4. April 1806.

XXIII.

Secchellari endete als Verſchwender im Armenhauſe.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Die Taube von Zion 3

Seppi und Geltoni 127

Lost [illegible] City [illegible] [illegible] [illegible]

Venezianiſche Nächte.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig: Otto Wigand.
(Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.)
1846.

Byron und Shelley.

I.

Unter den hundert großen Prachtbauten, welche die feenhafte Einfaſſung des Canal grande bilden, zeigen ſich, unfern der Kirche San Samuele, drei dicht an einander grenzende Paläſte, welche „Mocenigo" heißen, ein Name, an den ſich manche geſchichtliche Erinnerung knüpft, weil ſieben Abkömmlinge der Familie dieſes Namens die Dogenwürde bekleidet haben *).

---

*) 1. Tomaſo Mocenigo (1414 — 1423), unter deſſen Herrſchaft der Admiral der Republik, Pietro Loredano, die türkiſche Flotte bei Gallipolis geſchlagen hatte. 2. Pietro M. (1474 — 1476.) 3. Giovanni M. (1478 — 1485) unter deſſen Regierung durch den Tod der Königin Catharina Cornaro die Inſel Cypern als Erbſchaft der Republik anheim gefallen war. 4. Ludovico I. (1570 — 1576), unter welchem Cypern wieder unter die Botmäßigkeit der Türken kam, obgleich deren Flotte (1571) durch Don Juan von Oeſterreich in der

In dem mittelſten dieſer drei Paläſte hauſte — im Sommer des Jahres 1818 — der ſchon damals hochgefeierte Dichter des „Manfred,“ Lord Byron, der ſich kurz vorher von ſeiner reizendſchönen Frau — Iſabella Milbanke — getrennt hatte, weil das Joch der Ehe ſeinem freien Geiſte und ſeiner zügelloſen Fantaſie unerträglich war.

Bei ſeiner Ankunft in Venedig hatte er in der Frezzaria — einer der Hauptarterien der vollblütigen Meeresſtadt — bei einem Leinwandhändler gewohnt, in deſſen Frau, die weit weniger ſchön, aber viel pikanter als Milady war, Mylord ſich Anfangs mehr aus Langeweile als aus wahrer Neigung verliebt hatte. Marianna S..., die Frau des „Kaufmanns von Venedig“ — wie ihn Byron in einem Briefe an Thomas Moore genannt — war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ihrer äußern Erſcheinung nach eine Antilope mit großen, orientaliſch-

---

Schlacht von Lepanto faſt gänzlich vernichtet worden war. 5. Ludovico II. (von 1700 — 1709). 6. Sebaſtiano M. (von 1722 — 1732) und 7. Aloiſio M. (1763 — 1769), unter welchem der Admiral Emo den letzten Verſuch gemacht hatte, Venedig von der Tyrannei der Barbaresken zu befreien.

ſchwarzen Augen von unbeſchreiblichem Ausdruck, regelmäßigen, faſt adlerartigen Zügen, kleinem Munde, zartem, aber etwas hektiſchen Teint, ſchöner Stirn, glänzend-ſchwarzen Locken, ſylphenleichter Geſtalt und melodiſcher Stimme, die wie eine Laute und wie der Geſang eines Seraphs klang, ein Weib, das außerdem eine Menge Tugenden und Gaben beſaß, um damit ein neues Kapitel des hohen Liedes zu füllen *).

Aber trotz dieſer Lobſprüche war er auch Mariannens ſehr bald überdrüſſig geworden und hatte gleich darauf die Einladung der Gräfin Mocenigo, ſeine Wohnung in einem ihrer Paläſte aufzuſchlagen, hauptſächlich darum angenommen, um ſeine Neigung zu Mariannen „mit Stumpf und Stiel“ auszurotten.

Nachdem Byron ſich in ſeiner neuen Wohnung häuslich eingerichtet hatte, begann er hier ſeinen „Marino Faliero.“

Um dieſe Zeit rückte auch einer ſeiner hyperpoetiſchen Landsleute, Sir Percy Byſſhe Shelley, deſſen

---

*) S. Byrons Leben, von A. Böttger, S. XLVII.

Bekanntſchaft er, einige Monate früher, auf der Villa Diodati bei Genf gemacht hatte, in Venedig ein.

Selten wohl hat es zwei entgegengeſetztere Charactere wie Byron und Shelley gegeben. Man höre, wie ihr gemeinſchaftlicher Freund, Thomas Moore, Beide geſchildert hat. „Byron und Shelley, ſagt der Dichter des Lalla Rook, waren zwei Naturen, ganz dazu geeignet, ihre Verſchiedenheit an einander zu entwickeln: Byrons Fantaſie malte mit den Farben des Lebens: er war praktiſcher Poet. Shelley ſah eigenſinnig Alles durch ſein eigenes Medium. Im Politiſchen, wenngleich urſprünglich Ariſtokrat, bekannte ſich Shelley zu utopiſchen Grundſätzen und war unter Anderm auch für Gütergemeinſchaft. Ueber den Glauben der Menſchen und vor Allem über die Weiber hatte er ſeine eigenen, etwas egoiſtiſchen Ideen."

Aber trotz der Verſchiedenheit ihrer politiſchen und philoſophiſchen Anſichten waren ſie die beſten Freunde. Byron achtete Shelley, trotz ſeines Leichtſinns, und legte auf deſſen Urtheil oft mehr Gewicht als auf ſein eigenes.

Byron war in der Regel ſehr ſchwermüthig, Shelley dagegen ſtets heiterer Laune. Durch dieſe Heiterkeit des Geiſtes, durch dieſen ewig friſchen roſenfarbenen Humor hatte Shelley eine faſt despotiſche Herrſchaft über alle Gemüthszuſtände Byron's errungen.

II.

Lord Byron ſtand, in dichteriſches Brüten verſunken, an einem der Fenſter ſeines Arbeitsſaales und ließ die Finger ſeiner blendendweißen Hand, auf die er ungemein eitel war, mechaniſch auf den hellen Spiegelſcheiben trommeln, als — unangemeldet und ohne anzuklopfen — Sir Percy Byſſhe Shelley in ziemlich beſtaubten Reiſekleidern, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen kleinen Reiſeſack in der Hand, ins Zimmer ſeines Freundes eintrat.

— Sei gegrüßt, großer Barde! rief der Dichter des „Revolt of Islam“ und ließ ſeinen Reiſeſack auf den Fußboden fallen, um den erſtaunten Freund in ſeine Arme zu ſchließen.

— Byſſhe, wo kommſt Du her?

— Geraden Weges aus dem großen Bedlam London, wo Du, lieber Freund, ſchon ſeit langer Zeit, ich will nicht gerade ſagen, mit Sehnſucht, wohl aber mit etwas Neugier erwartet wirſt. Zuvörderſt bringe ich Dir einen Gruß und ein Packet gar nicht ungerechter Vorwürfe von Deinem Verleger John Murray, dem Du ſeit — Gott weiß wie lang — einen neuen Akt Deines ,,Manfred'' verſprochen haſt; er lauert darauf, wie ein Henker auf die Garderobe eines hingerichteten Gentleman, und läßt Dir ſagen, daß Du jetzt wohl lange genug auf der Bärenhaut gelegen habeſt, und daß es hohe Zeit ſei, daß Du wieder etwas von Dir hören ließeſt, damit die Leute in England ſich überzeugen, daß Du noch lebſt und noch etwas erfinden kannſt . . .

— Haſt Du ausgeredet?

— Noch nicht. Ich ſage Dir, edler Lord, daß, Falls Du noch länger fortfahren ſollteſt, ein ſo faullenzeriſches Leben zu führen, wie bisher, in England bald kein Hahn mehr um Dich krähen wird. Schon jetzt iſt Dein Name halb und halb verſchollen und mehr als ein naſeweiſer Lump will behaupten, daß Du ſchon bei lebendigem Leibe todt ſeiſt.

— Ha, ha! Meinetwegen mag das Geſindel von mir glauben, was es will. Du ſiehſt, Sir Byſſhe, daß ich noch lebe!

— Aber wie lebſt Du? Wie ein Trappiſt unter lauter Todtenköpfen, wie ein Aſcet in einer Einſiedelei, wie ein wildes Thier in einer ſtinkenden Menagerie unter Affen und Papageien, unter Katzen und Hunden. — Eine ſaubere Geſellſchaft für eine Herrlichkeit Deines Schlages!

— Du biſt ein Narr, Shelley, und dennoch — Gott verzeihe mir die Sünde! — liebe ich Dich faſt noch mehr als ... meinen Newfoundländer Hund, dem ich, Dir zu Ehren, den Namen Percy gegeben. Wo aber, zum Teufel, haſt Du Deine Familie?

— Die habe ich einſtweilen bei einem Landsmann in Padua zurückgelaſſen, um vorauszueilen und hier eine paſſende Wohnung für ſie aufzuſuchen. Unterdeſſen, großer, unſterblicher Barde, quartiere ich mich bei Dir ein ...

— Bei mir? Shelley, das geht nicht!

— Warum nicht?

— Weil es mir an Platz fehlt, Dich unterzubringen.

— Hol' Dich der Teufel, Mylord. Da, wo eine Elſter, ein Fuchs, zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und ein ganzer Wald von Papageien Platz haben, wird wohl auch ein winzig kleines Plätzchen für den ehrenwerthen Sir Percy Byſſhe Shelley übrig ſein.

— All' dieſe Thiere ſtören mich nicht im Arbeiten; Du hingegen . . .

— Pfui, Herrlichkeit, ſchäme Dich, daß Du einem Deiner Landsleute eine ſo kleine unbedeutende Gefälligkeit abzuſchlagen wagſt. Du biſt ein herzloſer Egoiſt, Byron, der die erhabene Tugend der Gütergemeinſchaft nicht zu ſchätzen weiß. Lies Thomas More's „Utopia“ und lerne begreifen, daß Gemeinſchaft der Güter eine der edelſten Einrichtungen des Staatslebens iſt. Apropos, lorbeerumſcheitelter Barde, kannſt Du mir nicht auf ganz kurze Zeit hundert Pfund Sterling leihen?

— Ich bedaure, lieber Freund, daß auch ich gerade nicht bei Kaſſe bin.

— Geizhals, das hab' ich im Voraus gewußt und Dir mit dieſer Bitte blos eine Falle legen wollen. Ich brauche Dein Geld nicht, ich bin reicher als Du, denn ich habe wenig oder gar keine Bedürfniſſe; Du aber wälzeſt Dich, wie ein Schwein, in kothigem Geld und biſt trotzdem nicht zufrieden. Und ſolch ein Filz will Poet ſein? Wer Dich für eine Dichterſeele hält, iſt verrückt!

— Höre, Percy, fragte Byron, plötzlich ganz ernſt und niedergeſchlagen, iſt das, was Du ſo eben geſagt haſt, Scherz oder Ernſt?

— Ernſt, blutiger Ernſt! Ein reicher Kerl, der einen armen Teufel, welcher noch obenein ſein Landsmann iſt, lumpige hundert Pfund Sterling abzuſchlagen wagt, kann unter keiner Bedingung ein wahrer Dichter ſein.

— Shelley, ich habe ja nur mit Dir geſcherzt. Mit dem größten Vergnügen bin ich bereit, Dir hundert Guineen zu ſchenken.

— Ich mag von Keinem, am allerwenigſten von Dir, etwas geſchenkt.

— Nun gut, ſo will ich Dir hundert Pfund, oder, wenn Du willſt, noch mehr leihen.

— Jetzt, Egoiſt, mag ich auch nichts von Dir geborgt haben, rief Shelley, hob ärgerlich ſeinen Reiſeſack auf und wollte gehen.

— Bleib', Percy, bleib', bat Byron, ihn am Rockſchooß zurückhaltend.

— Laß mich los, ich muß fort; meine Zeit iſt mein Kapital ...

— Sieh, Shelley, wenn Du bleibſt, will ich Dir mein neues Gedicht, eine „Ode an Venedig“, vorleſen.

— Höre, Gordon, willſt Du das wirklich? fragte Sir Percy mit freudeſtrahlender Miene.

— Ja, Freund, ja!

— Dann bleibe ich bei Dir, ſo lang Du willſt.

— Zuvor aber wollen wir frühſtücken. Ein nüchterner Magen iſt ein weit ſtrengerer Kunſtrichter als einer, der im Bewußtſein der Sattheit ſchwelgt; ein gutes Glas Wein macht ſelbſt die Seele eines Philiſters empfänglicher für den Zauber der Poeſie ...

— Ah, Mylord, Du willſt mich beſtechen; doch ſag' ich Dir im Voraus, daß Dir das ſchwerlich gelingen wird. Ich liebe vor Allem die Aufrichtigkeit und werde mich durch Deinen guten Wein nicht abhalten laſſen, Dein Gedicht, falls es mir nicht gefällt, ganz abſcheulich ſchlecht zu finden.

— Eben weil ich weiß, daß Du aufrichtig biſt, hat Dein Urtheil für mich größern Werth, als das der ganzen Preſſe, die, von Neid und Mißgunſt erfüllt, mein Bischen Talent ſchmählich herabſetzt oder ganz und gar ignorirt, ſagte Byron und klingelte.

Seine Freundin Margaretha brachte das Frühſtück.

— Höre, Mylord, da haſt Du Dir einen ganz verteufelt netten Stubenburſchen zugelegt, rief Shelley und kniff die Wange der Bäuerin.

— Was unterſteht ſich der Herr? ſchrie die Schönheit vom Lande, verſetzte dem etwas unverſchämten Bewunderer ihrer Reize einen jener Apoſtrophe, die man im bürgerlichen Leben ,,Maulſchellen'' zu nennen pflegt, und entfernte ſich mit einem Blick, in dem ein ganzes Heer von Teufeln lag.

Shelley, der wie ein vom Blitz getroffener Fockmaſt daſtand, hielt ſich die Backe; Byron, der ſich des Lachens nicht enthalten konnte, hielt ſich die Hüften.

— Dieſe kleine, dralle, ſchwarzäugige Hexe, meinte Sir Percy, ſcheint den leibhaften Satan im Leibe zu haben.

— Sie iſt ein „wildes Thier“, das keinen Spaß verſteht.

— Nach dem Bildniß zu ſchließen, das unlängſt bei Murray im Stich erſchienen iſt, muß dieſer Satan im Unterrocke Deine Fornarina ſein, ſagte Shelley und machte ſich ungeſäumt ans Frühſtück.

— So iſt's leider, ſagte Byron und ſtöhnte. Sie iſt eine Bäuerin aus dem Brenta-Bezirk, die mir zu Liebe ihren Tölpel von Mann verlaſſen und ſich, ganz wider meinen Willen, bei mir eingeniſtet hat. Du könnteſt Dir ein großes Verdienſt um mich erwerben, wenn Du eine Liſt erſänneſt, die geeignet wäre, ſie mir vom Halſe zu ſchaffen, denn ſie iſt grob, zänkiſch, trotzig und eiferſüchtig über alle Beſchreibung. Neulich, als ich ſie fortjagen wollte, ergriff ſie ein Tiſchmeſſer und drohte mir, ſich erſtechen zu wollen, wenn ich ihr nicht erlaubte, bei mir zu bleiben. Und weil ich mir bei dieſer Komödienſcene ruhig die Zähne ſtocherte, gerieth ſie außer ſich vor Wuth, lief nach dem Fenſter und ſtürzte ſich hier von dieſem Balkon in den Canal hinab. Die ſchlaue Hexe wußte recht gut, daß ſie bei dieſem Sprung nichts zu befürchten hatte, denn unten hielt eine Gondel, welche die Fallende auffing. Dieſer Vorfall erregte hier ein heilloſes Skandal. Die böſe Welt erzählte, ich hätte das „wilde Thier“, wie der Polenkönig Caſimir ſeine ſchöne Jüdin Eſther, erſäufen wollen. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ſich die gute öſterreichiſche Polizei hineingemiſcht und mich in eine Criminalunterſuchung verwickelt. Nächſt der türkiſchen Peſt und dem langweiligen engliſchen Whiſt fürcht' ich aber nichts ſo ſehr als die öſterreichiſche Polizei, die einen Nachgeſchmack der venezianiſchen Inquiſition hat. Um mit dieſen fatalen Herren nicht in Berührung zu kommen, mußte ich zum böſen Spiele gute Miene machen und Margarethen erlauben, bei mir zu bleiben ...

— Und ſolch einen Satan duldeſt Du um Dich?

— Was ſoll ich thun, um ſie los zu werden?

— Ich weiß ein herrliches Mittel, Dich von ihr zu befreien. Noch heute erkläre ich ihr meine Liebe und morgen entführe ich ſie!

— Du kennſt dieſe leidenſchaftlichen Italienerinnen nicht: wenn ſie ſich einmal in irgend Jemand verliebt haben, ſitzen ſie wie Blutegel feſt und fallen nicht eher ab, als bis ſie ganz geſättigt ſind ... ich kenne dieſe Weiber!

— Du ſollſt, wie ich höre, einen ganzen Harem verliebter Weiber haben; in London weiß jedes Kind, daß Gräfin Albrizzi oder ,,Venedigs Frau von Staël'' — wie Du ſie nennſt — Gräfin Benzoni, Gräfin Guiccioli und, Zeus mag wiſſen, wie all' die galanten Prinzeſſinnen heißen mögen, in Dich närriſch verliebt ſind.

— Sprich nicht ſo laut, Percy, denn wenn das mein ,,wildes Thier'' hört, kratzt es all' dieſen Weibern die Augen aus.

— Aber wiſſen möcht' ich denn doch, was all' dieſe Frauen bewegen mag, ſich in Dich, hinkenden Eheteufel, zu verlieben. Unſer Einer, der doch auch nicht zu verachten iſt, macht im ganzen Jahre nicht ſo viele Eroberungen, als dieſer Barde da in acht Tagen. Stoß' an, Hahn im Korbe, die Weiber, welche lieben, ſollen leben! Jetzt, Gordon, bin ich in der Stimmung, Deine Ode anzuhören, und wenn dieſe ſo gut als Dein Cyperwein iſt, dann gratulire ich Dir.

Byron holte ſein Manuſcript und wollte eben beginnen, als Margarita ihm einen Brief aus London übergab und, nachdem ſie einen verächtlichen Blick auf den Freund ihres Freundes geſchleudert, ſich augenblicklich zurückzog.

— Von John Murray, ſagte Byron und erbrach das Siegel.

— Was will er?

— Er bittet um neues Manuſcript, ſchickt mir 350 Pfund Sterling Honorar für meinen „Manfred“ und bedankt ſich für das Geſchenk.

— Für welch ein Geſchenk? fragte Shelley, ſeinen Becher leerend.

— Für ein Stück Granit, das ich in Verona heimlich von Giulietta's Sarg abgeſchlagen.

— Menſch, das haſt Du gewagt?

— Noch mehr als das, aber verrathe mich nicht. In der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, wo zehn Liebesbriefe der ſchönen Lucrezia Borgia an Pietro Bembo und eine blonde Haarlocke derſelben als eine der koſtbarſten Seltenheiten unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden, habe ich aus der Letztern — durch Beſtechung des Cuſtode, der ein Auge zugedrückt — ein Haar geſtohlen, das ich als Reliquie in einer goldenen Kapſel beſtändig auf dem Herzen trage. Ah dieſe Lucrezia! Welch ein Ausbund reizender Liederlichkeit! O warum gibt es unter allen Weibern von Venedig keine Borgia! In ſolch ein Ungeheuer, Percy, könnte ich mich verlieben bis zum Raſendwerden *).

---

*) Lucrezia Borgia, in neuerer Zeit durch Victor Hugo's Drama und Donizetti's gleichnamige Oper dem Staube der Vergeſſenheit entriſſen, war eine der wollüſtigſten und ausſchweifendſten Frauen ihrer und aller Zeiten. Eine natürliche Tochter Roderich Lenzuoli's, des nachmaligen heiligen Vaters Alexanders VI., und ſeiner Maitreſſe Vanozzia, hatte ſie ſich — 1493 — in ihrem ſechszehnten Jahre mit Giovanni Sforza, Fürſten von Peſaro, vermählt und ſich vier Jahre ſpäter „à cause d'impuissance“ von ihm ſcheiden laſſen, um 1498 Alfonſo, Herzog von Biſeglia, einen natürlichen Sohn Alphons II. von Arragonien, zu heirathen, den ſie, zwei Jahre nach der Hochzeit, durch ihren Bruder Cäſar ermorden ließ. Im Jahre 1501 vermählte ſie ſich mit Alfonſo d' Eſte, dem Sohne Herkules, Herzogs von Ferrara. Lucrezia, die nach dem Zeugniſſe aller gleichzeitigen Schriftſteller während ihrer erſten und zweiten Ehe Blutſchande mit ihrem Vater und ihren

— Du biſt ein Wüſtling, deſſen Gaumen überſättigt iſt; Dich reizt nur noch Liebe, die ſtark gepfeffert iſt. Um aber wieder auf Deinen netten Stubenburſchen zurückzukommen, Dein „wildes Thier" gefällt mir, und wie Du jenen Bembo um

---

beiden Brüdern Giovanni und Cäſar getrieben, entweihte auch das dritte Band durch Ehebruch mit Pietro Bembo, den ſie mit vielen andern Dichtern und Gelehrten an den Hof von Ferrara gelockt. Mazzuchelli behauptet zwar, daß dieſes zärtliche Verhältniß, das, 1503 begonnen und drei Jahre gewährt, rein platoniſch geblieben ſei; Balthaſar Oltrecchi aber in ſeiner gelehrten Abhandlung „sopra gli primi amori di Monsignore Pietro Bembo." Venez. 1758. 4. ſo wie die Liebesbriefe und die Haarlocke, welche in der Brera aufbewahrt werden, beweiſen das Gegentheil. Lucrezia Borgia ſtarb 1520. Bembo vermählte ſich mit einer ſchönen Venezianerin, Namens Moroſina, und erſt nach dem Tode derſelben widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und wurde (erſt 1539) von Paul III. zum Cardinal ernannt. In ſeiner Jugend hatte er auch mit Catharina Cornaro, der nachmaligen Königin von Cypern, in zärtlichem Liebesverhältniß geſtanden und während ihres beiderſeitigen Aufenthaltes zu Aſolo ihr zu Ehren Lieder und Geſpräche über das Weſen der Liebe geſchrieben, die „gli Asolani" betitelt, zuerſt 1505 zu Venedig im Druck erſchienen waren. Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung erſchien von J. Martin, Paris 1545. 8., ſpaniſch Salamanca 1551. 12. Dieſe Sammlung war lange Zeit die Lieblingslectüre des galanten Italiens.

ſeine Lucrezia beneideſt, ſo beneide ich Dich um Deine Margarita.

— Ich trete ſie Dir ab, denn für mich hat ſie keinen Reiz mehr: ich weiß ſie auswendig wie das Vaterunſer und wäre froh, wenn ſie mir untreu würde.

— Dein Wunſch ſoll in Erfüllung gehen, Herrlichkeit, ſagte Shelley und zupfte ſeine Vatermörder.

Gut, verſuche Dein Glück! Audaces fortuna juvat, fügte er hinzu und las ihm die „Ode an Venedig“ vor.

Shelley, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zum Schluſſe zugehört hatte, umarmte ſeinen Freund und ſagte:

— Wär' ich Venedig, wie groß wäre mein Stolz, von Lord Byron beſungen zu ſein! Nun aber muß ich fort!

— Und wann ſeh' ich Dich wieder?

Sobald ich eine Wohnung für mich und die Meinigen gefunden. Auf Wiederſehen, rief er aus und rannte fort.

III.

Es waren ſeitdem zwei Monate verfloſſen.

Während dieſer Zeit hatte Shelley ſeinen Landsmann faſt täglich beſucht, und durch die unwiderſtehliche Gewalt ſeines Alles beſiegenden Humors mehr als einmal die ſchwarzen Gewitterwolken der Melancholie von der Stirn ſeines Freundes verſcheucht. Der Oſſian des neunzehnten Jahrhunderts — ſo pflegte Sir Percy ihn zu nennen — war in der Regel trübſinnig, ſchwermüthig und trotz aller Freigeiſterei beiſpiellos abergläubiſch. Wie ſeine Mutter glaubte er an Vorahnungen und Viſionen und fürchtete ſich, wie Thomas Hobbes, Nachts in finſtern Zimmern vor Geſpenſtern und andern geiſterhaften Erſcheinungen. Sein Glaube an Wunder ging ſogar ſo weit, daß er einen Achat als Talisman gegen den Zauber der Liebe bei ſich trug. Aber trotz dieſes Amulets fühlte er ſich — ſeit dem letzten Carneval — von den Reizen einer Dame gefeſſelt, deren Geiſt und Schönheit ſtärker als ſein Talisman war. Sein Herz ſchlug für Gräfin Thereſe.

Thereſe von Gamba war in ihrem ſechszehnten Jahre mit einem faſt ſechzigjährigen Greiſe vermählt worden. Graf Guiccioli, der reichſte Mann der ganzen Romagna, wurde nicht mit Unrecht der Cröſus von Ravenna genannt. Aber Reichthum allein kann eine ſo zart beſaitete Seele, wie die Thereſens, nicht glücklich machen. Die junge, reizendſchöne Gräfin fühlte ſich im Schooße des Luxus, an den vollen Brüſten der Verſchwendung, unglücklicher als das ärmſte Weib auf Gottes weiter Erde. — Während des Carnevals hatte ſie durch ihren Bruder Lord Byron's Bekanntſchaft gemacht und, geblendet vom Nimbus ſeines literariſchen Ruhmes, berauſcht vom Nectar ſeiner himmliſchen Poeſien, eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Nach Beendigung des Carnevals war ſie, mit Byron's Bild im Herzen, nach Ravenna zurückgekehrt und hatte ſich dort in den Armen des alten Herrn verlaſſener als je gefühlt. Der einzige Troſt der jungen, unglücklichen Frau war ihr Lieblingsdichter Dante, der ſie, oft wider ihren Willen, an den Sänger der ,,Braut von Abydos'' erinnerte und ihre Neigung zu ihm zehnfach verſtärkte.

Während Byron's Herz für Gräfin Guiccioli ſchlug, ſchwärmte Shelley für deſſen Margarita, die ihm gegenüber eine kalte, ſtolze, unerbittliche Artemiſia blieb. Deſſen ungeachtet ſetzte er unverdroſſen ſeine Werbung fort und gab als Mann, der das wandelbare Herz der Frauen kennt, noch nicht alle Hoffnung auf.

— Nun, Freund Mephiſto, fragte eines Morgens Lord Byron ſeinen Luſtigmacher, wie ſteht Deine Angelegenheit mit Margarita?

— Ich verſuche ſie auf jede mögliche Weiſe zu ködern, aber trotz aller Mühe, die ich mir gebe, will ſie noch immer nicht anbeißen.

— Ich merke, daß Du in der Kunſt, Frauenherzen zu erobern, kein Napoleon biſt.

— Kennſt Du den großen Göthe?

— Ich überſetze ſeinen „Fauſt.“

— Merk' Dir vor allen Dingen Göthe's Lehre:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.“

Geh' hin und befolge ſeinen Rath.

— Alles umſonſt! Geſtern war ich zart und ſchmachtend, heute war ich kühn und verwegen, hab' aber heute eben ſo wenig bei ihr durchgeſetzt als geſtern. Margarita hat, mir gegenüber, ein Herz von carrariſchem Marmor.

— Verſuch's mit Geſchenken; ein Weib, das etwas nimmt, iſt auch geneigt zum Geben.

— Sehr wahr, weiſer Don Juan, was aber ſoll ich ihr ſchenken?

— Sie wünſcht ſich einen Schmuck von Brillanten . . .

— Knauſer, warum erfüllſt Du ihn nicht?

— Weil ich ſie um jeden Preis los ſein will. Damit Du aber ſiehſt, daß ich kein Geizhals und gern bereit bin, Deiner Neigung zu ihr Vorſchub zu leiſten, will ich noch heute einen Brillantſchmuck kaufen, den Du ihr ſchenken ſollſt.

— Großmuth, Dein Name iſt Oſſian!

— Gelingt's Dir, mein wildes Thier zu kirren, ſo zahl' ich Dir noch dreihundert Pfund obenein . . .

— Schmerzensgeld! Abgemacht! rief Sir Percy und umarmte ſeinen Freund.

— Heute Abend, Freund Byſſhe, kannſt Du hier Deinen Schmuck in Empfang nehmen.

Shelley ging. Eine Stunde ſpäter hielt vor dem Palaſte Mocenigo eine Gondel, welche Lord Byron zum Juwelier brachte.

IV.

Als der Abend kam, erſchien Sir Percy. Byron legte einen Schmuck von fünfhundert Pfund in ſeines **Freundes** Hand und ſagte mit prophetiſchem Geiſte:

— Sie wird Dir nicht mehr widerſtehen!

V.

Am andern Morgen, zu einer Stunde, in welcher Lord Byron verabredetermaßen ausgegangen war, um dem Verführer ſeiner Freundin das Feld zu räumen, erſchien Shelley, entflammt vom

Bewußtſein ſeines unausbleiblichen Sieges, ausgerüſtet mit dem unwiderſtehlichen Talisman eines höchſt werthvollen Brillantſchmucks, um damit den letzten Sturm auf das ,,Fort Sainte-Marguérite'' zu unternehmen.

Die junge Bäuerin war, vor dem Spiegel ſitzend, eben damit beſchäftigt, die reiche Fülle ihres glänzendſchwarzen Haares, das auf das Pfirſichfleiſch ihres üppigen Nackens herniederquoll, in Flechten abzutheilen, als Sir Percy eintrat.

— Reizende Schöne, himmliſche Camöne, ſinnebezaubernde Anadyomene, der Sclave Deiner göttergleichen Schönheit wagt Dir guten Morgen zu wünſchen.

— Unverſchämter Flegel, ſchrie Margarita, wer hat ihm erlaubt, ſo mir nichts Dir nichts einzutreten? Will Er, daß ich ihn anhören ſoll, ſo pack' er ſich ſchnell hinaus, um, wie ſich's ziemt, fein artig anzuklopfen. Wenn Margarita ſich dann herabläßt, Herein zu rufen, dann kann Er eintreten, hört Er?

— Ganz Ohr; aber da ich einmal hier bin . . .

— Dort iſt die Thür, und wenn ſich der Herr nicht augenblicklich entfernt, mach' ich von dieſem

Brenneiſen Gebrauch, rief die aufgebrachte Schöne und griff nach dem glühenden Inſtrumente, das ſie ihrem Anbeter dicht unter die Naſe hielt.

— Ich gehorche, ſtöhnte Sir Percy und trat äußerſt gerührt ſeinen Rückzug an.

Als er draußen war, ſchob ſie ſchnell den Riegel vor und lief zu ihrem Spiegel zurück. Shelley aber beeilte ſich, dem erhaltenen Befehle gemäß, höchſt demüthig anzuklopfen.

Wer nicht Herein rief, war Margarita.

Shelley klopfte zum zweiten und dritten Male; er klopfte ſtärker und ſtärker, erſt mit den Händen, dann mit den Füßen, zuletzt mit allen vier Extremitäten zugleich. Die ſchlaue Bäuerin flocht ruhig ihre Haare fort und trällerte ein venezianiſches Couplet dazu.

Sir Percy, wohl einſehend, daß mit Ungeſtüm hier nichts durchzuſetzen ſei, hielt es für klüger, ſich aufs Bitten zu legen.

— Oeffne, himmliſches Weib, öffne, flötete er mit ſchmachtender Stimme. Der treueſte Deiner Anbeter hat Dir, ſtolze Herrin, etwas mitgebracht, das Dir beweiſen wird, wie unendlich er Dich liebt, und wie ſehr Du Unrecht thuſt, ihn ſo kalt und lieblos von Dir wegzuſtoßen. Oeffne, Julia, Dein Romeo bringt Dir einen Schmuck ...

— Einen Schmuck? fragte ſie mit plötzlich gekirrtem Tone.

— Von Brillanten.

— Von Brillanten? wiederholte ſie mit geſpanntem Ohre. Welcher Teufel, mein Romeo, hat Dir geſagt, daß Deine Giulietta nichts ſo ſehr als Brillanten liebt?

— Weiß nicht der Liebende ſelbſt die geheimſten Gedanken der Geliebten zu errathen? Oeffne, Thisbe, Dein Priamus ſteht auf glühenden Kohlen ...

Margarita ſchob raſch den Riegel zurück.

— Nun, Freund Priamus, wo haſt Du Deinen Schmuck?

— In der Taſche, holdſelige Thisbe!

— Mann Gottes, laß ſehen!

— Bevor das achte Wunder der Welt Dein Auge blendet, verlange ich als Friedensabſchluß einen Kuß von Dir.

— Zwei für Einen, ſagte die urplötzlich ganz umgewandelte Bäuerin, umarmte ihren Anbeter und drückte ihm zwei ungeſtüme Küſſe auf.

Sir Percy, vom Honig ihrer Lippen berauſcht, zog raſch das Etui hervor und öffnete es, um das Auge der Gekirrten durch den Glanz der Steine zu bezaubern.

Der Anblick des Schmucks brachte eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Im erſten Augenblick ſtockte der Fluß ihrer Rede; bald aber faßte ſie ſich, packte ihren Anbeter bei der Bruſt und fragte mit unbeſchreiblicher Wuth:

— Gran Can' della Madonna, woher haſt Du dieſen Schmuck?

— Ich hab' ihn gekauft.

— Gekauft? wiederholte die raſende Thisbe und ſchüttelte den ſchwachen Priamus. Du biſt ein Lügner, ein Schurke, ein Dieb! Dieſen Schmuck haſt Du geſtohlen.

— Geſtohlen? fragte Sir Percy tief erſchreckt.

— Mir geſtohlen! ſchrie die zornſchnaubende Giulietta. Dieſen Schmuck hat mir mein Freund, Lord Byron, vor ſechs Monaten zu meinem Namenstag geſchenkt. Du haſt ihn mir aus meinem

Schranke geſtohlen ... Hund Gottes, ich erwürge Dich!

— Sei menſchlich, Thisbe, hab' Erbarmen, Giulietta, hör' mich an, ich bin unſchuldig, total unſchuldig, flehte Sheller und mußte all' ſeine Kraft zuſammenraffen, um ſich von der Wüthenden loszureißen.

— Dieb! Dieb! Dieb! ſchrie Margarita und drang mit geballten Fäuſten auf ihn ein.

— Engel, Du verkennſt mich, jammerte Sir Peter, ihrer Wuth aus dem Wege gehend. Der hinkende Teufel, Asmodi Byron, den Gott verdammen möge, hat ſich mit dem beſten ſeiner Freunde einen ſchändlichen, wahrhaft niederträchtigen Spaß erlaubt; er hat mir den Schmuck geſchenkt und mir gerathen, mit Hilfe dieſes Schmuckes bei Dir mein Glück zu verſuchen. Der Elende hat mich gefoppt!

— Schmählich gefoppt! ſchrie die Bäuerin, deren Wuth ſich jetzt in unbändiges Gelächter verwandelte. Gefoppt, gefoppt, gefoppt! ſchrie ſie in Einem Athemzuge und ſprang wie närriſch im Zimmer umher.

— Warte, Oſſian, dieſer Spaß iſt Dir nicht geſchenkt! rief Shelley und rannte wüthend fort.

VI.

Vier Wochen ſpäter — der Myſtificirte hatte ſeinem Freunde den etwas boshaften Scherz längſt ſchon verziehen — erhielt Lord Byron, nach Mitternacht aus dem Salon der Gräfin Albrizzi heimkehrend, einen Brief aus Mailand. Einer ſeiner Schulkameraden von Eton ſchrieb ihm Folgendes:

In der größten Eile gebe ich Ihnen, mein theurer Freund, den wohlgemeinten Rath, gleich nach Empfang dieſer Zeilen Venedig und ſo ſchnell als möglich das lombardiſch-venezianiſche Gebiet zu verlaſſen, da mich ein Zufall in das Geheimniß eingeweiht, daß die Mailänder Polizei zwei geheime Agenten abgeſchickt hat mit dem Auftrage, Sie in Venedig feſtzunehmen und nach Mailand abzuführen, wo man Ew. Lordſchaft in eine peinliche Unterſuchung verwickeln will. Während Ihrer Anweſenheit in M. ſollen Sie, in der Brera, durch Beſtechung eines der Cuſtoden, ein Haar aus der Locke der Lucrezia Borgia und — was noch weit ſchlimmer iſt — zwei jener Liebesbriefe, die ſie an Pietro Bembo geſchrieben hat — (verzeihen Sie, Mylord, wenn ich mich des wahren Ausdrucks bediene) — geſtohlen haben. Der Präfect der ambroſianiſchen Bibliothek, dem dieſer Diebſtahls erſt vor Kurzem bekannt worden war, hatte der Regierung davon Anzeige gemacht und dieſe hat einen Preis von 5000 Lire für denjenigen ausgeſetzt, der im Stande iſt, den Thäter jener That auszumitteln. Ihr Mitſchuldiger, der Cuſtode, der Ihnen zu dieſem Raube hilfreiche Hand geboten, hat ſich durch den ausgeſchriebenen Preis bewegen laſſen, Sie heimlich anzugeben. Die Regierung, die dieſen Diebſtahl als Kirchenraub beſtraft ſehen will, hat, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, Häſcher abgeſendet, die Sie fahnden ſollen. Wenn Sie, Mylord, Ihre

Freiheit lieben, ſo werden Sie keinen Augenblick Zeit verſäumen und ſo bald als möglich die Flucht ergreifen.

Ihr
Freund und ehemaliger Schulkamerad in Eton,
Thomas Medwin.

Lord Byron, der — wie unſerm Leſer bereits bekannt iſt — von einer heiloſen Furcht vor Oeſterreichs Polizei durchdrungen war, hatte das Schreiben noch nicht ausgeleſen, als dicker Angſtſchweiß auf ſeine Stirn trat. Seine erhitzte Fantaſie ſpiegelte ihm alle Qualen einer langen Gefangenſchaft in dumpfen Kerkern vor; die Seufzerbrücke, die Bleidächer, die Puzzi und alle Schreckniſſe der venezianiſchen Inquiſition ſtanden vor ſeiner Seele und impften jedem Nerv derſelben tauſendfache Angſt ein. Der Schreck hatte ſeine Beſinnung gelähmt; er wußte nicht, was er thun, ob er bleiben oder fliehen ſollte.

In dieſem zweifelhaften Augenblick ſtürzte Shelley, leichenblaß wie Hamlet, als er den Geiſt ſeines Vaters erblickt, ins Zimmer ſeines Freundes und ruft ihm mit angſtgebrochener Stimme die zwei ſchreckenvollen Worte zu:

Fliehe! Fliehe!

Du weißt alſo?

Alles, Alles!

Und von wem?

Lady Arabella Lamb, eine Deiner wärmſten Bewunderinnen, hat von Mailand einen expreſſen Boten nach Venedig geſchickt, um Dich aus den Klauen der nacheilenden Häſcher zu befreien. Es iſt kein Augenblick Zeit zu verlieren, Mylord! Eile, eile!

— Wohin?

— Nach Frankreich, wo ein Mann wie Du, wegen einer lumpigen Locke, die er geſtohlen haben ſoll, nicht den Galgen zu fürchten braucht.

— Und wann, glaubſt Du, ſoll ich fliehen?

— Noch in dieſer Nacht, jetzt gleich, denn jeder Augenblick bringt Dich dem Gefängniß näher.

— Aber meine Sachen ſind noch nicht gepackt ...

— Ich ſchicke ſie Dir nach ... eile, eile!

— Gerechter Gott! rief Byron, bei Nacht und Nebel ſoll ich fliehen, wie ein Dieb! Was wird Venedig dazu ſagen?

— Es wird, aus Furcht vor Oeſterreichs Polizei, nicht den Muth haben, Dich zu bedauern ... Deine Ehre, Deine Freiheit, Dein Leben ſtehen auf dem Spiele ... unten harrt meine Gondel ... in einer halben Stunde kannſt Du in Meſtre, vor Tagesanbruch in Padua ſein ... fliehe, fliehe!

— Farewell, Venezia, leb' wohl, mein treuer Shelley.

— Möge Dein Schutzgeiſt ſeine ſchirmenden Flügel über Dich ausbreiten und Dich ungefährdet über die Grenze bringen. In Ferrara wirſt Du Deine Koffer und einen Brief von mir finden, der Dir ſagen wird, wohin Du Dich von dortaus wenden ſollſt. Gott mit Dir, Mylord, rief Sir Percy und drängte den angſtgelähmten Freund zur Thür hinaus und in die unten harrende Gondel hinein.

Fünf Minuten ſpäter war ſie verſchwunden.

VI.

Um ſechs Uhr Morgens langte Lord Byron in Padua an, nahm hier Extrapoſt und fuhr ohne Aufenthalt über Raguſa nach Ferrara, wo er am Nachmittag des folgenden Tages ankam. Er eilte auf die Poſt, um zu fragen, ob ein Brief für ihn angekommen ſei.

— Ja, ſagte der Poſtbeamtete und reichte ihm ein unfrankirtes Schreiben aus Venedig.

Mit unbeſchreiblicher Haſt erbrach er das Siegel und las:

> Dieſer Brief, my dear, iſt zwölf Stunden vor Deiner Flucht aus Venedig abgegangen, um vor Dir in Ferrara einzutreffen. In größter Eile habe ich Dir die Mittheilung zu machen, daß Du wegen des bewußten Lockenraubes jetzt ganz außer Sorgen ſein darfſt, da Thomas Medwins Brief und Lady Arabella's an mich abgeſchickter Courier nichts weiter als ein von mir erfundener Scherz, eine kleine, unſchuldige Revanche für die Myſtification, die Du Dir mit mir erlaubt haſt, geweſen iſt. Wir ſind

nun quitt, Herrlichkeit, und hoffentlich auch ferner eben ſo gute Freunde wie bisher.

Behalte auch in der Ferne lieb
Deinen
aufrichtigen Verehrer
Shelley, genannt der „Gottesleugner.“

P. S. Willſt Du nach Venedig zurückkehren oder ſoll ich Deine Koffer nach Frankreich ſchicken?

Byron, Anfangs empört über dieſen grauſamen Spaß, wollte ſich augenblicklich hinſetzen und dem Pſeudo-Medwin einen alle Regeln der Höflichkeit über Bord werfenden Brief ſchreiben; ſein hungriger Magen aber ermahnte ihn, zuvor ein Frühſtück einzunehmen.

Als das ſaftige Beafſteeck mit den friſchen Eiern vor ihm ſtand, beſänftigte ſich ſein Zorn; er lächelte und ſprach:

— Genau betrachtet kann ichs meinem Freunde Shelley nicht verdenken, daß er ſich an mir gerächt hat, und darum wäre es thöricht von mir, wenn ich ihm deßhalb zürnen ſollte, um ſo mehr, da er mir einer meiner liebſten Freunde iſt.

Nachdem Byron ſein Frühſtück verſpeiſt hatte, ſchrieb er ſeinem Landsmann:

> Du haſt Dich glänzend gerächt. Sei ſo gut und ſchicke mir einen meiner Koffer nach Ravenna; einmal auf der Reiſe, eile ich dorthin, um meine ſchöne Gräfin zu beſuchen. Zu Anfang des Winters kehre ich nach Venedig zurück und werde mich freuen, wenn ich Dich dort noch antreffe.
>
> Grüße Margarita und ſage ihr in meinem Namen, daß ſie nicht länger die Spröde ſpielen und Dich endlich erhören ſoll.
>
> Bleibe gut
>
> Deinem
> Dir treu ergebenen Freunde
> Byron.

Roſalba.

I.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blühte in Venedig eine hochgefeierte Paſtellmalerin. Sie war die uneheliche Tochter eines vornehmen Abenteurers und eines armen Fiſchermädchens aus Chioggia, das, ſeinen Fall mit dem Leben bezahlend, im Jahre 1675, drei Tage nach der Entbindung, geſtorben war. Der Verführer der Mutter hatte das Kind nach dem Findelhauſe bringen laſſen, wo es, wegen der blendenden Weiße ſeiner Haut „Roſa alba“ getauft worden war.

Dreizehn Jahre ſpäter, nachdem dieſes Findelkind zu einer der ſchönſten Jungfrauen Venedigs herangeblüht war, hatte ſich ein Vertrauter ihres Vaters, Signor Filippo Carriera, ihrer angenommen und, weil ſie frühzeitig Anlagen zur Malerei gezeigt, ſie der Pflege und dem Unterricht des Paſtellmalers Giovanni Antonio Lazzari anvertraut.

Unter der Aufſicht dieſes wackern Meiſters hatte ſich Roſalbens Talent in wenigen Jahren ſo raſch und mächtig entwickelt, daß die Schülerin bald den Lehrer übertraf. Als Jungfrau von zwanzig Jahren — Roſalba hatte aus Dankbarkeit den Familiennamen ihres Beſchützers angenommen — ſtand ſie im Rufe der erſten Paſtellmalerin Italiens. Signora Carriera erhob das Paſtell zu ſolcher Vollendung, daß man ihren Bildern die Kraft und Wärme, das Leben und die Friſche der Oelgemälde zugeſtehen mußte. Fünf Jahre ſpäter hatte die Künſtlerin einen ſo großen Ruhm erlangt, daß ganz Europa ſich um ihre Bilder riß. In Allen bewunderte man die Reinheit und Weichheit der Farbengebung, die Wahrheit und den Adel der Zeichnung. Ihre Madonnen und andere Heiligenbilder vereinigten Anmuth und Majeſtät, die Eigenſchaften Murillo's und Raphael's. Ihre Portraits zeichneten ſich überdies durch die treueſte und vollkommenſte Aehnlichkeit aus. Die Zartheit der Nuancen, die Wahrheit des Ausdrucks waren wahrhaft bewundernswerth.

Aber nicht bloß durch die Macht ihres Talents, auch durch den Zauber ihrer Schönheit hatte Roſalba ganz Venedig zu lauter Bewunderung hingeriſſen. Melchiori zählt ſie in ſeinen handſchriftlichen Lebensbeſchreibungen der venezianiſchen Maler jenen Frauen bei, denen die Zeitgenoſſen den Titel einer „vierten Grazie“ und „zehnten Muſe“ beigelegt hatten, um dadurch die zwiefache Aureole ihrer gefeierten Perſönlichkeit zu bezeichnen *). Signora Carriera war in der That eine der reizendſten Frauen Venedigs. Auf ihrer Stirne ruhte die Majeſtät der „Madonna de la Seggiola“ **), gemildert durch die Anmuth der Murillo'ſchen „Maria mit dem Chriſtusbilde“ ***). Aus der Nacht ihrer Augen, beſchattet von langen Wimpern, die ſich gleich Pfeilen auf das lichte Weiß ihrer Wangen lagerten, leuchtete ein Feuer, in dem ſich Sonnenglanz und Mondlicht zu vereinen ſchien. Ihr Mund war eine unwiderſtehliche Aufforderung zum Kuſſe, ihre Bruſt ſchön wie die jener Cleopatra, durch die ſich Guido Reni im Palazzo Pitti verewigt hat*). Auf dem weißen Sammet ihres üppigen Nackens brannte, faſt in der Mitte, ein kleines ſchwarzes Maal, das Jeder, der es ſah, einem Veilchen gleich hätte abpflücken und ins Knopfloch ſeines Rockes ſtecken mögen. Dieſes Maal übte einen geheimnißvollen Zauber, einen unbeſchreiblichen Reiz aus. Ihre Geſtalt war groß, ſchlank und impoſant: ihr voller Arm, ihre ſchöngeformte Hand, ihr reizender Fuß würdig, einem Michel-

---

*) Dieſen ſchmeichelhaften Beinamen hat Italien den Dichterinnen Lucia Avogadro, Lucia Bertani, Maria Luigia Cicci, Camilla Fenaroli und der Improviſatrice Fortunata Sulgher, Frankreich ſeiner Pernette de Guillet, Claudine Colletet, Antoinette Deshoulières und der Anna de la Vigne, England der Catharina Philipps und der Anna Killigrew, Holland ſeiner Anna Maria Schurmann gegeben.

**) Eines der berühmteſten Bilder Raphaels in der Pitti-Gallerie zu Florenz.

***) Das 62ſte Bild in derſelben Gallerie.

---

*) Das 176ſte Bild im Saturnusſaale. Cleopatra hält eine Natter in der Hand. Man erzählte mir in Florenz, daß ein engliſcher Touriſt, während ſeines viermonatlichen Aufenthalts daſelbſt, tagtäglich zwei Stunden vor dieſem Bilde geſtanden, deren Buſen bewundert und das Loos dieſer Natter beneidet, durch die ſich die Tochter des Ptolemäus Auletes vergiftet haben ſoll. Mir ſcheint die Natter ein perſonificirter Gewiſſensbiß zu ſein, denn Cleopatra, eben ſo reizend als liederlich, hatte wohl Manches ſich vorzuwerfen.

Angelo als Modell zu dienen. So war Roſalba Carriera, deren Schönheit mehr als einen Dichter Venedigs zu Ottave rime und Sonetten begeiſterte. Der eine dieſer überſchwenglichen Poeten verglich ſie mit Judith und ſich ſelber mit Holophernes, der durch ſie ſeinen Kopf verloren hat; ein Anderer ſah in ihr eine neue Laura und in ſich einen neuen Petrarca, der an der Quelle von Vaucluſe vierzehnzeilige Thränen vergießt. Alles huldigte dem Reize ihrer Schönheit.

II.

Jener Dichter, welcher Roſalba mit Judith verglichen, hatte die Künſtlerin dadurch zu einem neuen Bilde angeregt, auf welchem eben dieſe Judith ihrem Holophernes mit ſeinem eigenen Schwerte den Kopf vom Rumpfe trennt.

Dieſe Judith iſt ein reizender Stoff, den ſchon mehr als ein Dichter ausgebeutet hat. Die deutſche Literatur beſitzt ein Singſpiel dieſes Namens von

Martin Opitz, ein Schauſpiel „Judith" von H. von Itzenloe (Zürich 1809) und ein Drama „Judith und Holophernes" von einem Ungenannten (Zerbſt 1817). Schon 1510 hatte der Franzoſe Ledevin ein Trauerſpiel gleichen Namens geſchrieben; ihm folgte Boyer, deſſen Tragödie 1695 erſchien; im Jahre 1726 ließ Poney de Neuville ſeine „Judith" in Saint-Cyr aufführen. 1747 erſchien eine fünfactige „Judith" zu Genf und 1763 zu Dijon. Auch Italien hat zwei Trauerſpiele dieſes Namens von Federigo de la Valle (1627) und von Girolamo Gigli (1693), eine Komödie von Ceſare Sacchetti (1575) und vier Oratorien von Filippo Tomaſſini (1701), von Giacomo Buonacorſi (1706), von Benedetto Marcello (1710) und von Giuſeppe Orlandini (1793) aufzuweiſen.

Auch die Malerkunſt hat ſich dieſes Stoffes bemächtigt und ſchon lange vor Roſalba haben Jacopo Ligozzi *), Criſtofero Allori **) und Artemiſia

---

*) Ein Veroneſer (1543–1627).

**) Ein Florentiner (1577–1621).

Gentileschi *) dieſe Judith durch die Macht ihrer Farben verherrlicht.

Roſalbens Bild machte ſo großes Aufſehen, daß ganz Venedig es ſehen wollte.

Eines Morgens empfing Signora Carriera den Beſuch eines Unbekannten, der, nach ſeiner Ausſage, die Mühſeligkeiten einer Reiſe von mehr als tauſend Meilen überwunden hatte, um des Glückes theilhaftig zu werden, ihre Judith bewundern zu dürfen.

Der Fremde, deſſen Alter ſich ſchwer errathen ließ, hatte auf die Künſtlerin einen geheimnißvollen, räthſelhaften, unerklärlichen Eindruck gemacht, von dem ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben im Stande war. Der Unbekannte beantwortete jede ihrer Fragen nur halb und verſtand es, ſich in ſo myſteriöſe Schleier zu hüllen, daß Roſalbens Neugier dadurch eben ſo lebhaft als peinlich aufgeregt werden mußte.

— Darf ich Sie um Ihren Namen bitten? hatte ſie ihn gefragt.

---

*) Eine Piſanerin (1590 — 1642).

— Signora, hatte er geantwortet, es würde mir nicht ſchwer fallen, Ihnen hundert falſche Namen zu nennen; doch möchte ich Sie um keinen Preis der Welt belügen wollen; mein wahrer Name aber muß für Sie, wenigſtens für jetzt, ein Geheimniß bleiben.

— Werde ich ihn ſpäter erfahren?

— Vielleicht, vielleicht auch nicht.

— Doch warum dies Incognito?

— Signora, auch dieſe Frage darf ich Ihnen nicht beantworten.

— Sie haben eine Reiſe von mehr als tauſend Meilen gemacht, um, wie Sie zu ſagen die Güte gehabt, eine meiner Arbeiten zu ſehen. Aus welchem Lande kommen Sie?

— Aus einem Lande, das Ihnen nur dem Namen nach bekannt ſein wird.

— Und dieſer Name?

— Muß leider, fügte er mit ſchwerem Seufzer hinzu, gleichfalls ein Geheimniß für Sie bleiben ...

— Sie ſprechen unſere Sprache ſo rein und fließend, daß ich in Verſuchung komme, Sie für einen Italiener zu halten.

— Leider habe ich nicht die Ehre, Ihr Landsmann zu ſein.

— Sie ſind ein Franzoſe?

— Eben ſo wenig als ein Italiener!

— Und doch iſt unſere Sprache Ihnen ſo geläufig wie mir.

— Signora, erwiderte der Fremde mit ſichtbarer Schüchternheit, ich ſpreche alle Sprachen bis auf eine ...

— Und dieſe Eine?

— Darf ich Ihnen nicht nennen.

— Signor, Sie ſcheinen die Caprice zu haben, ſich in dichte dunkel Schleier zu hüllen, vielleicht blos darum, um mich neugierig zu machen.

— Signora, das iſt keineswegs meine Abſicht; der einzige Wunſch, der mich von ſo weiter Ferne in Ihre holde Nähe trieb, iſt die Sehnſucht, Ihre Judith zu ſehen. Signora, wollen Sie nicht ſo gütig ſein, einem der glühendſten Verehrer der göttlichen Malerkunſt Ihr Bild zu zeigen?

— Mit tauſend Freuden bin ich bereit, es Ihrem Urtheile zu unterwerfen.

Roſalba führte ihn in ihr Atelier.

Dort angekommen, zog ſie von dem Bilde den grünen Vorhang weg und bat — beſcheiden wie ſie war — um Nachſicht.

— Welch ein Bild! rief der Unbekannte. In meinem ganzen Leben habe ich kein ſchöneres Weib als dieſe Judith geſehen.

Roſalba ſchlug erröthend die Augen nieder, denn gleichwie jener Allori in der Judith ſeine Geliebte Mazzafira und in ſeinem Holofernes ſich ſelbſt gemalt, ſo hatte auch Signora Carriera in den beiden Figuren jenen Dichter und ſich ſelbſt ſprechend ähnlich portraitirt.

— Welch' überraſchende Wahrheit, welch' frappante Aehnlichkeit! fügte er mit unverkennbarer Extaſe hinzu und ließ ſeine großen, brennendſchwarzen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Schmerz und Wonne auf dem ſchönen Buſen des Bildes ruhen, deſſen Colorit von ſolcher Wärme durchſtrömt war, daß jeder Zug, jede Nuance zu leben, zu athmen, zu pulſiren ſchien.

Seine Bewunderung machte ſie noch verlegener.

— Signora, fragte der Fremde, wie lange haben Sie an dieſem Meiſterwerke gearbeitet?

— Kaum einen Monat …

— Und der Preis dieſes Bildes? ſetzte er raſch hinzu.

— Ich habe noch nie daran gedacht, es zu verkaufen …

— Sie wollen es für ſich behalten?

— Um an dieſem Bilde zu ſehen, wie man von Jahr zu Jahr ſich verändert.

— Signora, rief der Unbekannte, ſich auf ein Knie niederlaſſend, ich bitte und beſchwöre Sie, mir dieſes Bild abzulaſſen. Verlangen Sie den höchſten Preis … ich gewähre ihn im Voraus …

— Stehen Sie auf, mein Herr!

— Nicht eher, bis Sie meine Bitte mir gewähren …

— Ihre Extaſe, Signor, iſt eben ſo ſchmeichelhaft als rührend. Ein Mann, der die Gabe beſitzt, ſo warm zu bitten, als Sie, mein Herr, wird wohl jeden ſeiner Wünſche in Erfüllung gehen ſehen …

— Signora, Sie wollen alſo …

— Ihren Wunſch erfüllen, jedoch nur dann, wenn Sie mir ſagen, wer Sie ſind.

— Weh mir! rief der Unbekannte und bedeckte ſein Geſicht.

— Welch finſteres Geheimniß legt Ihnen den Zwang auf, mir Ihren Namen verſchweigen zu müſſen?

— Es iſt ein Gelübde, das mich zwingt, hier in Venedig unter falſchem Namen aufzutreten ...

— O ſo ſagen Sie mir wenigſtens den falſchen Namen ...

— Nennen Sie mich Marcheſe Teo, Conte Santangelo, Duca de' Medici oder kurz und einfach Ricciardo, ganz wie Sie wollen.

— Signor, ich begreiſe Sie nicht!

— Tröſten Sie ſich damit, daß Sie nicht die Einzige ſind. Ich bin ein armer Mann, den die ganze Welt nicht begreift ...

— Sie ſcheinen vielen Kummer zu haben?

— Mehr als hundert Andere ertragen können ....

— Ich bedauere Sie, mein Herr.

— Das gewährt mir Troſt, Signora. Doch um wieder auf Ihr Bild zurückzukommen ... der Preis deſſelben?

— Ich ſchenke es Ihnen, ſagte die Künſtlerin, die ſich vom Grame des Unbekannten hatte weich ſtimmen laſſen.

— Signora, ſagte der Fremde mit einem Stolze, der nur dem Spanier eigen iſt, ich bin kein Bettler.

— Ein Geſchenk iſt kein Almoſen ...

— Und dennoch kann ich weder das Eine, noch das Andere von Ihnen annehmen ...

— Dann behalte ich mein Bild.

— Haben Sie Mitleid, Signora! bat er mit jenem unbeſchreiblichen Ausdruck, der ſeinem ganzen Weſen eine unbeſiegbare Gewalt verlieh.

— Wohlan, bezahlen Sie mir dafür, was und ſo wenig Sie wollen.

— Das nehme ich an, rief der Fremde hoch entzückt. Und wann darf ich das Bild abholen laſſen?

— Es ſteht Ihnen jeden Augenblick zu Dienſten.

— Ich eile nach Hauſe, um Ihnen noch heute einen kleinen Theil meiner großen Schuld abzutragen, ſagte der geheimnißvolle Mann, warf noch einen ſengendheißen Blick auf ihr Portrait, unterdrückte einen Seufzer und ging.

Roſalba aber verſank in tiefes Nachdenken.

III.

Wer iſt dieſer räthſelhafte, geheimnißvolle Mann?

Dieſe Frage war ſeit jenem Augenblick Axe und Brennpunkt ihrer Gedanken. Roſalba mußte ſich geſtehen, daß dieſer Unbekannte ein namenloſes Etwas beſaß, das ſie mit magiſcher Gewalt anzog. Sie, die ihr jungfräuliches Herz bis zu dieſer Stunde vor jedem Eindruck der Liebe bewahrt hatte, fühlte jetzt in der tiefſten Tiefe ihrer Seele eine Regung, die ſie beunruhigte. Ueberall, wohin ſie ihr Auge wandte, erblickte ſie das Bild des Fremden: es hing an allen Wänden ihres Ateliers, es ſchaute zu allen Fenſtern, es guckte durch alle Schlüſſellöcher hinein. Der Unbekannte, obgleich nicht mehr jung, erſchien ihr glühender als mancher Jüngling. Im Tone ſeiner Stimme lag ein unheimlicher Zauber, der ſie zittern machte, weil ſie fühlte, daß ſie dieſem Zauber früher oder ſpäter unterliegen werde.

Sie ergriff die Palette, ſetzte ſich an die Staffelei und verſuchte ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben; immer aber kehrten ſie zu jenem Fremden zurück, der ſo lebhaft vor ihr ſtand, daß ſie — ohne es zu wiſſen — die Contouren ſeines Bildes malte. Erſchreckt warf ſie den Pinſel weg, als ſie, wie aus einem Traume erwachend, die Umriſſe ſeines Portraits vor ſich ſah.

— Dieſer Unbekannte, rief ſie aus, muß eine überirdiſche Gewalt beſitzen, die alle meine Sinne berückt und mein ganzes Sein behert. Noch keiner von allen Männern hat ſolchen Eindruck auf mich gemacht. Aus ſeinen Augen loderte eine Glut, die mich zu verſengen ſchien; jeder ſeiner Blicke brannte auf mir wie ein Tropfen glühenden Oeles. Und dennoch regte ſich in mir ein Gefühl, das mich mit nie geahnter Wonne durchſchauerte. Ja ſelbſt ſein Bild, das ich unbewußt entworfen habe, ſieht mich mit Augen an, die all' mein Blut in Aufregung bringen, und je länger ich dieſe Züge betrachte, deſto heißer brennt meine Stirn, deſto glühender kreiſt und kocht mein Blut. Mir iſt, als müßte ich mich hinabſtürzen in die geheimnißvolle Tiefe dieſer Augen, in welchen zwei Salamander glühende Pfeile abdrücken, die mein Herz verwunden, meinen Geiſt vergiften und mir einen Taumel einimpfen, den ich nicht bemeiſtern kann. Verſchlingen möchte ich dieſe Züge, die gleich Sirenen mich — ich fühl' es — in den Strudel der Verführung, in den Schoos der Sünde hinabziehen. Himmel, wer iſt dieſer räthſelhafte Mann?

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, durch die ein Mohr in ſcharlachrother Livree eintrat, der, ſich auf ein Knie niederlaſſend, der Künſtlerin auf weißem Atlaskiſſen ein Ebenholzkäſtchen mit goldenem Schlüſſel überreichte.

— Von wem? fragte Roſalba überraſcht.

— Vom Marcheſe Teo, meinem gnädigen Herrn.

Signora Carriera öffnete das Käſtchen und fand im Innern einen Diamantenſchmuck, deſſen Glanz dem Glitzern eines von den Strahlen der Sonne beſchienenen Eisgletſchers zu vergleichen war. Neben dieſem Geſchenke lag ein kleines Blatt, auf dem der Geber um die Erlaubniß bat, ſie noch einmal beſuchen zu dürfen, um ihr vor ſeiner Abreiſe ein Lebewohl für immer zu ſagen.

— Euer Gebieter will Venedig verlaſſen?

— Morgen früh! erwiderte der Mohr.

— Sagt Euerm Herrn, daß ich ihn noch heute zu ſprechen wünſche.

Der Diener verbeugte ſich ſchweigend und ging.

Roſalba betrachtete noch einmal den Schmuck und geſtand ſich, daß ſie noch niemals Edelſteine dieſer Größe, Diamanten und Juwelen dieſer Schönheit, dieſes Werthes geſehen habe.

— Marcheſe Leo muß ein reicher Nabob oder der Groß-Mogul ſelber ſein. Aber mehr als ſein Geſchenk beſchäftigt mich ſein Bild, das beſtändig mir vor Augen ſteht. Intereſſirt mich dieſer Fremde vielleicht nur darum, weil er ſich in myſtiſche Schleier hüllt, die meine Neugier reizen? Ach, ſie iſt's nicht allein, die mich mit zauberiſcher Macht antreibt, den Schleier dieſes Geheimniſſes zu lüften. Ein Gefühl, das ich nicht zu nennen wage, beſtürmt mich mit einer Gewalt, die mich mit ſich fortreißt ... Gott weiß, wohin? fügte die Künſtlerin mit ahnungsvoller Unruhe hinzu.

Dann betrachtete ſie noch einmal die Handſchrift des Fremden, durchflog noch einmal den Inhalt dieſer Zeilen und preßte ſie an die friſchen Roſen ihres Mundes.

— Ich bin behext, rief ſie aus und fing bitter zu weinen an.

IV.

Warum weint Ihr, Signora? fragte Clelia, die Vertraute der Künſtlerin, die eben eintrat.

— Haſt Du noch nie von jenen Matroſen gehört, die bei wolkenloſem Himmel die Nähe eines großen Sturmes, Schiffbruch und Untergang vorausſehen?

— Was beunruhigt Euch?

— Eine Ahnung, die wie ein böſer Alp auf meinem Herzen laſtet und mich zu erdrücken droht.

— Ihr ſeht Geſpenſter, Signora, wo keine ſind. Faßt Muth und erzählt mir, was Euch ängſtigt.

— Vor zwei Stunden erhielt ich den Beſuch eines Unbekannten, den — meine Ahnung ſagt es mir — ein böſer Geiſt in meine Nähe trieb.

— Was wollte er von Euch?.

— Mein Bild!

— Und Ihr gabt es ihm?

— Weil er mich mit einer Gluth beſtürmte, der ich nicht widerſtehen konnte. Vor einer Viertelſtunde ſchickte er mir dafür dieſen Schmuck, ſagte Roſalba und öffnete das Käſtchen.

— Heilige Mutter Gottes! ſchrie Clelia.

— Was iſt Dir? fragte die Künſtlerin tief erſchreckt.

— Der Glanz der Steine hat mich dergeſtalt geblendet, daß ich unwillkührlich die Augen ſchließen mußte, weil das Farbenſprühen dieſer Diamanten mir weh gethan hat.

— So ging's auch mir und dennoch bezwang ich den Schmerz und ließ mein Auge mit ganz eigenthümlichem Gefühle auf dieſem Geſchmeide ruhen.

— Ich verſtehe mich auf Diamanten und bin feſt überzeugt, daß dieſer Schmuck einen Werth von zwanzigtauſend Scudi hat. Wie reich muß jener Fremde ſein, der Euch ein ſo koſtbares Geſchenk zu

Füßen legen kann. Wißt Ihr, Signora, wer und was er iſt?

— Nein, Clelia, und das eben beunruhigt mich. Auf mein wiederholtes Bitten, mir ſeinen Namen zu ſagen, gab er mir eine unbeſtimmte Antwort. Nennen Sie mich, ſagte er, Marcheſe Teo, Conte Santangelo, Duca de' Medici oder kurz und einfach Ricciardo.

— Ich an Eurer Stelle würde ihn beim letzten Namen nennen und ſeine Huldigungen nicht zurückweiſen, denn nicht jeder unſerer Herren Cavaliere iſt ſo reich und galant als Euer Ricciardo.

— Dein Leichtſinn, Clelia, kränkt mich.

— Und doch meine ich's ſo gut mit Euch! Ihr ſteht allein, ohne Schutz, in der Welt. Euer einziges Vermögen iſt Pinſel und Palette. Euere Bilder werden jetzt ſehr geſucht; wer aber ſteht Euch dafür, ob dies immer ſo bleiben wird? Bedenkt, Signora, wie bald andere Zeiten kommen und andere Talente auftauchen, die Euch — ſchneller als Ihr's ahnt — aus der Menge Gunſt verdrängen können. Steigen und Fallen iſt das Loos jedes Künſtlers. Heute gefeiert und angebetet, morgen geſtürzt und vergeſſen, das iſt das Schickſal jedes Talents, deſſen Erfolg von der wandelbaren Laune der großen Maſſe, von der Gunſt des blinden Haufens abhängt. Signora Carriera geht, wie jede Künſtlerin, wenn ſie altert, einer traurigen Zukunft entgegen, und nur darum hat Euere treue Dienerin es gewagt, Euch den wohlgemeinten Rath zu geben, den Seufzern jenes reichen Fremden ein nachſichtiges Ohr zu leihen.

— Schweig, rief die Künſtlerin, deren jungfräulicher Stolz ſich verletzt hielt.

Clelia aber ließ ſich nicht einſchüchtern.

— Soll ich Euch, fuhr ſie fort, an Talente erinnern, die, noch weit größer als das Euere, im größten Elend umgekommen ſind? Denkt an Artemiſia Gentileschi, die, von Gram und Sorge, von Kummer und Noth aufgerieben, im Hoſpital zu Piſa in den Feſſeln des Wahnſinns geendet hat; denkt an Veronica Franchi, die, in der Blüthe ihrer Jahre blind geworden, als Bettlerin im Armenhauſe geſtorben iſt.

— Ach, Clelia, eine böſe Ahnung ſagt mir, daß auch ich nicht glücklich enden werde.

— Um ſo mehr gebietet mir meine Dienerpflicht, Euch zu rathen, in der Jugend voller Blüthe an die Hilfloſigkeit des Alters zu denken und jenen geheimnißvollen Cavalier, deſſen Reichthum Euch eine heitere Zukunft ſchaffen kann, nicht aus jungfräulichem Stolz oder künſtleriſchem Hochmuth zurückzuweiſen.

— Geh, Clelia, geh!

— Ich gehorche, Signora, doch wage ich's, Euch noch einen dritten Namen in's Gedächtniß zu rufen. Denkt an eine der berühmteſten Malerinnen Bologna's, denkt an Eliſabetha Sirani, die in Euerm Alter auf dem Gipfel des Ruhmes vergiftet wurde von blaſſem Neide, der ſich durch ihr Tadel verdunkelt ſah. Auch Ihr habt Neider, auch Ihr habt Feinde, die Euern Ruhm Euch mißgönnen und Alles wagen, ihn und Euch zu untergraben. Ihr habt errungen, was zu erringen war. Entſagt Eurer Kunſt und weiſet nicht die Huldigung eines Mannes zurück, der auf den Altar Eurer Reize ſo koſtbare Opfergaben niederlegt, als jenen Schmuck.

— Verlaſſe mich! ſagte Roſalba entrüſtet.

Clelia verbeugte ſich und ging. Signora Carriera nahm die Harfe und ſang, um ſich aufzuheitern, eine Stanze aus Taſſo's befreitem Jeruſalem. Aber mitten im Geſange platzte eine Saite. Dunklen Ahnungen preisgegeben, erbebte Roſalba und wurde leichenblaß.

— Eine böſe Vorbedeutung! rief ſie aus und verſank in dumpfes Hinbrüten.

V.

Gleich darauf wurde der Fremde angemeldet.

— Verzeihen Sie, Signora, ſagte er, wenn meine Sehnſucht, das Bild mit dem Originale zu vergleichen, mich ſo ſchnell in Ihre zauberhafte Nähe zurücktreibt. Signora, es drängt mich, Ihnen zu ſagen, daß ich die ganze Welt, doch nirgends einen Engel Ihrer Art geſehen.

— Cavaliere, Sie beſchämen mich . . .

— Beſchämt man die Roſe, wenn man ſie „Königin der Blumen" heißt. Sie, holde Herrin, ſind die Roſe Ihres Geſchlechts, und Jeder, der Sie im Frühlingsglanze Ihrer feenhaften Reize ſieht, muß ſich wonnebebend ſagen: „Du haſt nie Schöneres geſehen.“

— Signor, rief Roſalba mit glühender Begeiſterung, Sie ſind Poet.

— Sie irren, Signora, ich bin nichts weiter als ein armer, maaßlos unglücklicher Mann.

— Signor, faſſen Sie Vertrauen zu mir, nennen Sie mir den Grund Ihres Unglücks.

— Sie ſinds, ſagte der Fremde tief betrübt.

— Himmel, was hab' ich verbrochen?

— Vor zehn Tagen, als ich vom glücklichen Arabien nach Perſiens Hauptſtadt kam, um einen meiner alten Freunde, den erlauchten Schah Huſſein, zu beſuchen, erſchien mir im Schloſſe zu Ispahan in meines Lebens ſchönſter Nacht Ihr Bild in einem Traume, den ich nie vergeſſen werde. Ich ſah Sie vor mir in der Fülle Ihrer engelholden Reize, ſo lebhaft wie jetzt, und verließ noch in derſelben Nacht den Hof, um zu den Füßen meines Traumbildes hinzueilen.

— Cavaliere, Sie erzählen mir ein Märchen aus dem „Papageienbuch“ *).

— Es klingt faſt wie ein Märchen und dennoch iſt es keins.

— Hatten Sie ſchon früher mich irgendwo geſehen?

Der Fremde beſann ſich einen Augenblick, dann antwortete er:

— Nein!

— Wie war's dann möglich, daß Sie den Namen Ihres Traumbilds wußten?

— Ich fragte meinen Stern ... er ſagte mir Alles!

— Und welcher Stern war's, der Ihnen ſo richtige Auskunft gab?

— Sie errathen ſeinen Namen nicht? Signora, es war mein Glücksſtern!

— O fände doch auch ich einen Stern, der mir Auskunft geben möchte über Sie!

— Ich bitte und beſchwöre Sie, nicht nachzu-

---

*) Tutinameh, eine perſiſche Märchenſammlung, deutſch herausgegeben von Koſegarten, Stuttgart 1829.

forſchen, wer ich ſei; es genüge Ihrem Mitleid zu wiſſen, daß ich der unglücklichſte Menſch auf Gottes weiter Erde bin.

— Und warum ſind Sie unglücklich?

— Weil ich Sie ſeit jenem Traume mit der Seele meiner Seele liebe.

— Und iſts ein Unglück, mich zu lieben?

— O fragen Sie nicht mehr; hören Sie mich an. Um mich vom Wahnſinn meiner Liebe zu heilen, giebt es ein Mittel nur ...

— Und dies eine Mittel?

— Heißt: Erhörung!

— Signor! rief Roſalba ſich erhebend.

— Ich weiß, daß ich darum vergebens flehe; das eben macht mich unglücklich. Ach, Signora, wenn noch ein Funke von Theilnahme für fremdes Leid in Ihrem Herzen glimmt, dann erbarmen Sie ſich meines Wahnſinns! Haben Sie Mitleid mit einem Manne, der, kaum ſeiner Sinne mächtig, von der Gluth ſeiner Leidenſchaft verzehrt wird.

— Wenn Ihre Liebe zu mir wirklich ſo heiß iſt, wie kommts, daß Sie morgen ſchon wieder abreiſen wollen?

— Eine Lebensfrage ruft mich nach China, an den Hof von Peking ...

— Was wollen Sie dort?

— Den Bruder der Sonne, den Kaiſer von China, meinen erlauchten Schüler vom Tode retten ...

— Sie ſind alſo Arzt?

— O nein!

— Himmel, was ſind Sie denn?

— Ich bin der glühendſte Anbeter Ihrer Schönheit ...

— Und doch wollen Sie nach China ...

— Ein Wort von Ihnen und ich bleibe!

— Bleiben Sie, Cavaliere, bleiben Sie! bat Roſalba, die ſich mehr und mehr zu ihm hingezogen fühlte.

— O wie glücklich macht mich der Befehl, da zu bleiben, wo ich ſo gern verweile ...

In demſelben Augenblick meldete der Diener der Signora den Abbate Corraderi.

— Ich heiße ihn willkommen.

— Erlauben Sie, daß ich mich entferne ...

— Wann ſeh' ich Sie wieder?

— Ich werde Sie mit Ihrer Erlaubniß nun täglich beſuchen, ſagte der Unbekannte und empfahl ſich.

VI.

Der Abbé Daniele Corradori war ein grundgeſcheuter Jeſuit, der ſich mit allerhand närriſchem Zeuge, mit Alchemie, Aſtrologie, Angelographie, Dämonologie, Chiromantie, Geomantie, Hydromantie, Meteroskopie, natürlicher und übernatürlicher Magie, Nekromantie, Thaumaturgie, mit Kabbala und vielen andern Fächern geheimer Philoſophie beſchäftigte, wie jener gelehrte Narr Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, der — geſtorben 1535 im Gefängniß zu Grenoble — der Nachwelt über all' jenen Unſinn ein höchſt geheimnißvolles Werk unter dem Titel „de occulta philosophia“ hinterließ *). — Aus dieſem Borne myſtiſcher Weltweisheit hatte

---

*) Die erſte Auflage dieſes Werkes erſchien im Jahre 1531 zu Antwerpen.

Corradori die erſte Nahrung zu ſeiner Lieblingswiſſenſchaft geſchöpft und ſich darin dergeſtalt umgeſehen, daß er — in ſeiner Einbildung — mit allen Geiſtern der vier Elemente, mit den Salamandern, Nixen, Sylphen und Gnomen oder all' jenen überirdiſchen Weſen, die in Feuer, Waſſer, Luft und Erde hauſen, auf ſo vertrautem Fuße ſtand, daß es nur eines Winkes von ihm bedurfte, um jeden dieſer ihm dienſtbaren Geiſter aus der tiefſten Tiefe ihrer Elemente auf die Oberwelt zu citiren. Gleich ſeinem erhabenen Vorbilde Agrippa führte er überall einen ſchwarzen Hund mit ſich herum *), den er, zu Ehren jenes großen Goldmachers Philippus Aureolus Paracelſus Bombaſtus ab Hohenheim, kurzweg „Paracelſus“ hieß. Dieſer Hund, der ſeines Zeichens ein Pudel war, trug ein Halsband von rothen Glasperlen und am Ende des Schweifes einen großen, feuerſprühenden Edelſtein, der ſeinem Herrn Nachts als Laterne voranging. Beſagter Pudel

---

*) Agrippa von Nettesheim hatte zwei Hunde, die er für verkleidete Teufel ausgab und von denen der Eine auf den Namen „Monſieur,“ der Andere, weiblichen Geſchlechts, auf den Ruf „Mademoiſelle“ zu gehorchen ſo artig war.

merkwürdig gut dreſſürt — hatte bei allen ſchönen Eigenſchaften nur eine üble Angewohnheit, die nämlich: Jeden, der ihm nicht gefiel, für einen Eckſtein anzuſehen. Wie der Hund, ſo der Herr. Auch der Abbé war ein gut dreſſürter Jeſuit, ein ſchlauer Fuchs, der, nach ſeiner eigenen Ausſage, ſelbſt durch ſolche Bretter ſah, die kein Loch hatten. Seit Kurzem beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit der Mekaſcheſa.

— Willkommen, lieber Freund, ſagte Roſalba, dem Abbate die Hand reichend.

— Ich grüße voll Ehrfurcht die Muſe der Malerei, ſagte Corradori, die ſchöne Hand der Künſtlerin mit halbgeſchloſſenen Augen an ſeine blaßblauen, feingeſchnittenen Lippen ziehend.

— Sie haben ſich ſchon lange nicht bei uns ſehen laſſen. Gewiß haben dringende Arbeiten Sie zurückgehalten ...

— Seit ſechs Wochen habe ich mich ganz und gar ins Studium der Mekaſcheſa vertieft.

— Mekaſcheſa? Ich höre dies geheimnißvolle Wort heute zum erſten Male. Iſt's erlaubt, zu fragen, was dieſes Wort bedeutet?

— Mekaſcheſa heißt im Arabiſchen die Zaubergabe, die Gedanken eines Andern zu errathen.

— Schmeicheln Sie ſich, Abbé, dieſe Gabe zu beſitzen?

— Allerdings, erwiderte der Jeſuit mit großer Ruhe.

— Nun dann erlauben Sie wohl, daß ich Ihre Kunſt ſogleich auf die Probe ſtelle. Was denke ich jetzt?

— Sie denken ſich: Abbé Corradori iſt ein Narr, der ſich einbildet, mehr zu wiſſen, als jeder Andere.

— Errathen, lieber Freund, errathen! Doch denke ich noch weit mehr ...

— Sie denken jetzt lebhafter als je an die Zukunft, die Sie mit gerechter Beſorgniß erfüllt.

— Was ſagen Sie?

— Ich habe im Buche des Schickſals geleſen, daß Ihnen in ſpätern Jahren ein großes Leid bevorſteht. Paracelſus, rief er zu ſeinem Hund gewendet, irrt ſich Dein Herr?

— Au, au! bellte der Pudel, mit dem prophetiſchen Schweife wedelnd.

— Das heißt, in die menſchliche Sprache überſetzt, nein, nein!

— Und können Sie mir ſagen, welche Art von Leiden mir bevorſteht?

— Weit entfernt, mir die Gabe der Weiſſagung anzumaaßen, kann ich nur ahnen …

— Und was ahnen Sie?

— Daß Ihr Alter nicht ſo glücklich als Ihre Jugend vorüberrauſchen wird.

— Dieſe Ahnung, von der auch ich erfüllt bin, macht mich ſchon jetzt traurig und niedergebeugt …

— Seyn Sie aufrichtig. Der Gedanke an die Zukunft iſt nicht das Einzige, was Sie quält. Seit ganz Kurzem peinigt Sie noch ein anderes Leid.

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Das Leid der Liebe. Wiſſen Sie, Signora, was einer unſerer Dichter ſagt:

„Ach, die Liebe giebt uns Leben
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit.“

Mit Einem Wort: Sie ſind verliebt.

— Himmel, in wen?

— Von Rechtswegen ſollten Sie das beſſer wiſſen als ich …

— Aber da Sie die Gabe beſitzen, die Gedanken Anderer zu errathen …

— So bin ich natürlich im Stande, Ihnen auch dieſe Frage zu beantworten. Sie lieben jenen Mann, der Sie ſo eben verlaſſen hat.

Roſalba, außer ſich, ihren geheimſten Gedanken errathen zu ſehen, rief mit einem Anfluge von Bitterkeit:

— Weiſer Daniel, Sie irren!

— Paracelſus, fragte der Kabbaliſt ſeinen grundgelehrten Pudel, irre ich?

— Wau, wau! bellte das vierfüßige Orakel.

— Keinesweges, erklärt mein hochgelahrter Freund. Signora, ich gebe zu, daß ich irren kann, denn irren iſt menſchlich, dieſer Pudel aber irrt niemals.

— Dann iſt er wohl mehr als ein Menſch? fragte die Künſtlerin mit ſchlechtverhehltem Spott.

— Er iſt der Mephiſto des armen, wißbegierigen Doctors Fauſt, ein kluger Famulus von jener hohen Schule, auf der die beiden Hunde des großen

Magiers, Heinrich Cornelius Agrippa, ihre metaphyſiſchen Studien vollendet haben. Der Eine dieſer Hunde, der in ſeiner rührenden Beſcheidenheit auf den nichtsſagenden Namen „Monſieur“ gehört, ſoll 1533 in der Academie zu Grenoble öffentlich disputirt und eine uralte Streitfrage „ob der Teufel auch bellen könne?“ mit ſo vielem Scharfſinn vertheidigt haben, daß eine deutſche Univerſität ihn dafür zum Doctor der Philoſophie ernannt haben ſoll *). Freund Paracelſus, wie ſpät iſt es?

Der Pudel bellte eilf Mal, dann hielt er plötzlich inne und bellte noch drei Mal, aber kürzer und ſchwächer als das erſte Mal.

Drei Viertel auf Zwölf, ſagte der Abbé, auf ſeine Uhr zeigend. Sie ſehen, Freund Paracelſus iſt ſeiner Sache immer ſehr gewiß.

Iſt dieſer grundgeſcheute Pudel wohl im Stande, jede Ihrer Fragen zu beantworten?

Jede! antwortete der Jeſuit, die Uhr einſteckend.

---

*) Auf der Univerſität zu Salzburg wurden noch im achtzehnten Jahrhundert zwei ähnliche Streitfragen beantwortet: 1) ob der Teufel auch Profeſſor der Theologie werden könne und 2) ob Gott auch zu bellen vermöge wie ein Hund.

— O dann erweiſen Sie mir die Freundſchaft, ihn zu fragen, ob jener Mann, der mich vor wenig Augenblicken verlaſſen hat, ihm bekannt iſt?

— Paracelſus, fragte der jeſuitiſche Fauſt ſeinen vierbeinigen Mephiſto, kennſt Du jenen Fremden?

Der Pudel fing zu winſeln an.

— Und was bedeutet dies? fragte Roſalba.

— Nichts Gutes, Signora. Dies Gewinſel beurkundet eine Art Idioſynkraſie oder geiſtiger Abneigung, die zwiſchen ihm und meinem Pudel herrſcht.

— Ich beſchwöre Sie, ihn um nähere Auskunft zu bitten . . .

— Freund Paracelſus, habe die Güte, Dich deutlicher zu erklären . . .

Der Pudel, unruhig hin- und herrennend, klaffte Wau hau wau, hau wau hau!

— Und das heißt? fragte die Leichtgläubige.

— Ich möchte wohl, doch darf ich nicht, verdolmetſchte der ſchlaue Jeſuit. Sie ſehen, daß es Augenblicke giebt, in welchen dieſer harmlos ehrliche Pudel ein ganz verſchmitzter Diplomat iſt.

— Wofür, Abbé, halten wohl Sie jenen Fremden?

— Ich halte ihn für ſehr beneidenswerth, weil er von Tauſenden der Erſte iſt, der ſich ſchmeicheln darf, auf Ihren jungfräulichen Stolz einen nicht ungefährlichen Eindruck gemacht zu haben.

— Abbé, auch Pudel können irren!

— Zugeſtanden, doch nehme ich den Meinigen aus, der unfehlbar wie der König von England iſt*).

— Iſt der ein Diplomat, welcher nur das, was er nicht weiß, verſchweigt?

— Paracelſus, rief er ſeinem vierfüßigen Diplomaten zu, man ſpottet Deiner. Zeige der Signora, daß Du Muth beſitzeſt und ſag' ihr, wer jener Fremde iſt, der ſie ſo auffallend intereſſirt.

Der Pudel ſtreckte Vorder- und Hinterbeine aus und ließ nichts weiter als ein langgezogenes Brrrrrrr vernehmen.

— Ueberſetzen Sie mir das!

— Der Fremde, erklärt Paracelſus, iſt ein Millionär . . .

— Und ſeine Heimath?

---

*) Nach dem engliſchen Grundſatze: „the king can do no wrong.“

— Kennſt Du das Vaterland dieſes Unbekannten? fragte der Jeſuit ſein bellendes Auskunftsbureau.

— Rrr!

— Nein!

— Dann, theurer Freund, weiß Ihr Pudel nicht mehr als Sie …

— Er iſt eben ſo wenig allwiſſend, als ich, ſagte Daniele Corradori, der ſich dadurch beleidigt fühlte. Signora, verzeihen Sie, wenn wir — mein Pudel und ich — Sie einen Augenblick geſtört haben … Keiner von uns Beiden wird Sie ferner beläſtigen, ſprach der Jeſuit, machte eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Im Vorzimmer ſchnarchte ein fauler Diener. Der ſchwarze Pudel ſah im Vorübergehen den weißen Strumpf des Schlafenden für einen Eckſtein an. Der Jeſuit, der dies gewahrte, lächelte und ſprach:

— Freund Paracelſus, das ſchickt ſich nicht! Ein Pudel Deines Gleichens muß Lebensart beſitzen!

VII.

Roſalbens größter Fehler war ihr Aberglaube. Aberglaube aber iſt jene traurige Thorheit, die den unbedeutendſten Dingen eine übernatürliche Wichtigkeit beilegt. Der Aberglaube iſt jener geflügelte, feuerſpeiende Drache, der unſer Leben mit ewiger Unruhe erfüllt. Der Aberglaube erzeugt Dämonen und Geſpenſter, die unſere Einbildungskraft täglich auf qualvolle Foltern werfen. Umgeben von einem Schwarme ſelbſterfundener Ungeheuer zeigt er uns auf der einen Seite die Hölle mit allen ihren Schreckniſſen, auf der andern den Weg zum Himmel, der ſich durch Amulete, Talismane, Roſenkränze u. ſ. w. erkaufen läßt. Denen, die ihm folgen, verſpricht er mittelſt Wünſchelruthen verborgene Schätze entdecken zu helfen, den Stein der Weiſen zu finden und den Schleier der Zukunft zu lüften. Der Aberglaube iſt die blutige Quelle, aus welcher der Fatalismus, die Ketzereien, die Menſchenopfer, die Auto-da-fés und die größte Geißel der Menſchheit, der

Menſchheit, der Fanatismus, hervorgegangen und. Schon Plutarch hat erklärt, daß der Aberglaube ein weit größeres Uebel als der Unglaube iſt. Ein deutſcher Gelehrter hat über jenen ein Buch von drei Bänden geſchrieben *) und ſein Thema noch lange nicht erſchöpft.

Wer iſt im Stande, all jenen Unſinn aufzuzählen, der uns vom Aberglauben aufgeſchwatzt wird? Der Eine iſt unglücklich, wenn ein Bild von der Wand herabfällt; der Andere ängſtigt ſich zu Tode, wenn er der Dreizehnte bei der Tafel iſt. Der Eine erſchrickt, wenn er drei Lichter brennen ſieht; der Andere entſetzt ſich vor gekreuzten Meſſern. Ein zerbrochener Spiegel, ein umgeſtoßenes Salzfaß, ein umgekehrtes Brodt verkündet ihnen Unglück. Eine Frau zieht ſich die Hoſen ihres Mannes an, um ſchmerzlos entbunden zu werden; eine Andere fürchtet ſich vor Hemden, die an Freitagen genäht worden ſind, weil dieſe Hemden das Unglück haben ſollen, jene Geſchöpfe anzuziehen, welche einer unſerer Schöngeiſter

---

*) Fiſcher's „Buch vom Aberglauben," Leipzig 1791—94 3 Bde. 8

die „Nero's der Unterröcke" getauft hat. Man kann ſich wie ein Schwamm volltrinken, ohne je berauſcht zu werden, wenn man vor dem Trinken ganz leiſe den unbezahlbaren Vers deklamirt:

„Jupiter his alta sonuit clementer ab Ida."

und muß in allen Spielen gewinnen, wenn man auf jungfräuliches Pergament die kabbaliſtiſche Formel:

† Aba † alny † abafroy † agera † procha

mit dem Blute einer jungfräulichen Taube und der jüngſten Feder eines weißen Rabens hinſchreibt und dieſe Formel beſtändig bei ſich trägt.

Wie Recht hat der weiſeſte aller Fabeldichter, wenn er ſagt

„L'homme est de glace aux vérités,
Il est de feu pour le mensonge" *).

Roſalbens Aberglaube glaubte ſelbſt das Unglaublichſte. So glaubte ſie unter Anderm auch an gewiſſe Träume. Wenn ſie von Leichen träumte, ſo deutete dies auf nahe Hochzeit, und träumte ſie, umgekehrt, von einer Hochzeit, ſo machte ſie ſich auf ein großes Unglück gefaßt.

---

*) La Fontaine, Livre IX, Fable 6.

Nachts vorher hatte ſie ſich als Braut mit weißen Roſen im Haare geſehen, und dieſer Traum, das Erſcheinen des Unbekannten und jene geheimnißvolle Abneigung, die der Pudel Paracelſus gegen ihn an den Tag gelegt, hatten ihre Einbildungskraft mit tauſend Ahnungen erfüllt, die ihr keine Minute ruhiger Ueberlegung gönnten. In dieſer aufgeregten Stimmung ſah ſie in jenem Fremden einen indiſchen Nabob und einen Augenblick ſpäter einen Magier aus China. Hatte er nicht den Schah von Perſien ſeinen Freund und den Kaiſer von China ſeinen Schüler genannt? Und hatte er nicht erklärt, nach Peking eilen zu wollen, um Letztern vom Tode zu retten?

— Ich bin meiner Sache nun gewiß! rief ſie aus. Der Marcheſe Leo iſt ein Magier!

VIII.

Jener Mann, der im Herzen der Künſtlerin den erſten Funken der Liebe geweckt hatte, ſaß in einem kleinen, mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Kabinet, das, obgleich draußen die Sonne ſchien, durch ſieben Kerzen, die auf ſchwerſilbernem Armleuchter brannten, eine unheimliche Beleuchtung erhielt. Auf der ſchwarzen Sammettapete prangten rechts und links zwiſchen vier blutrothen Kreuzen zwei weiße Todtenſchädel und über jedem derſelben brannte eine Ampel, die ein blaßgrünes Licht ausſtrahlte. In der Mitte des Zimmers, vor einem mit allerhand chemiſchen Apparaten beſetzten Tiſche, ſaß der Unbekannte, den Kopf in beide Hände geſtützt. Er las ein uraltes Buch „de secretis mulierum“, ein Buch, das, alle Myſterien der weiblichen Natur offenbarend, von Einigen dem Regensburger Biſchof Albertus Magnus, von Andern einem ſeiner Schüler, Heinrich von Sachſen, zugeſchrieben wird.

Daneben lagen zwei andere Zauberbücher, rechts der „Thesaurus thesaurorum“ vom Meiſter Theophraſtus Paracelſus*) und links die „Magia amatoria“ eines Ungenannten**). Alle drei enthielten eine Unzahl natürlicher und übernatürlicher Geheimmittel, in keuſchen Frauenherzen die Oriflamme erſter Liebe anzufachen. Das eine dieſer Mittel lautet:

---

*) Gedruckt zu Straßburg 1574. 8.

**) Ohne Orts- und Jahresangabe.

> „Nimm eine weiße und eine dunkelrothe Roſe; ſtelle die rothe in weißen und die weiße in rothen Wein; laſſe beide Roſen zwei Tage, zwei Nächte und zwei Stunden in den weingefüllten Gläſern ſtehen; dann trinke zuerſt den rothen und ſpäter den weißen Wein; dann eile zum Gegenſtande Deiner Liebe, reiche ihr beide Roſen und bitte ſie, daran zu riechen. Riecht ſie zuerſt an der weißen, dann wird ſie einen Augenblick Dich lieben und gleich darauf Dich haſſen mit dem ganzen Haſſe ihres Haſſes; riecht ſie zuerſt an der rothen, dann wird ſie einen Augenblick Dich haſſen, aber gleich darauf Dich ewig lieben mit der ganzen Liebe ihrer Liebe.“

— Dies Mittel, rief der Fremde, will ich anwenden, weil es von allen, welche mir zu Gebote ſtehen, für ſie, die ich liebe mit der ganzen Raſerei meiner liebetrunkenen Seele, das gefahrloſeſte iſt. O Roſalba, könnteſt Du ahnen, wie ſehr dies Herz Dich liebt, wie unendlich die Qual iſt, die Deine Schönheit ihm bereitet, Du würdeſt Mitleid mit dieſem ſchwergeprüften Herzen haben und ihm das Deinige freiwillig opfern, nicht gezwungen durch die unheimliche Macht eines kabbaliſtiſchen Talismans.

Dann ließ er aus einer mit Ur-Schlamm angefüllten Jaspis-Vaſe in wenig Augenblicken zwei Roſen emporwachſen, von denen die eine weißer als friſch gefallener Schnee, die andere rother als friſch vergoſſenes Blut war. Dann pflückte er beide Roſen und ſtellte ſie in cryſtallene Gläſer, die er vorher mit dem Gold und Purpur des edelſten Traubenſaftes angefüllt hatte. Dann ſah er auf die Uhr.

In demſelben Augenblick trat Corradori, begleitet von ſeinem hochgelehrten Pudel, ein.

— Nun, Freund, ſagte der Fremde, was darf ich hoffen?

— Das Beſte, Kamerad, denn Roſalba liebt Dich.

— Sie hat's geſtanden? fragte Jener hochentzückt

— Das nicht; doch hat mein Pudel das gleich gewittert. Nicht wahr, Paracelſus?

— Wau, wau! bellte der Hund.

— Daniel, wozu dieſe Narrenspoſſen? Wir ſind ja unter uns! War Roſalba neugierig, zu erfahren, wer ich bin?

— Sie wollte es von mir und meinem Hunde um jeden Preis erfahren …

— Und was ſagteſt Du ihr?

— Ich überließ die Beantwortung jeder ihrer Fragen meinem Pudel …

— Und Dein Pudel?

— Benahm ſich wie ein Diplomat …

— Das heißt?

— Er ſchwieg.

— Das war ſehr weiſe von ihm, ſagte der Unbekannte und ſtreichelte mit ironiſcher Freundlichkeit den Kopf des Hundes, deſſen Maul eben ganz harmlos nach einer Fliege zu ſchnappen geruhte. Nun aber in allem Ernſte geſprochen, weißt Du, Daniel, daß ich ſehr unglücklich bin?

— Unglücklich? fragte der Jeſuit ganz erſtaunt.

— Weil ich, ſo nahe am Ziele, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt werde. Das, was ich thun will, ſage ich mir, iſt himmelſchreiend, und doch fehlt es mir an Kraft zum Widerſtande. Der Gedanke an Roſalba erfüllt mich mit tauſend Wonnen und Myriaden Schrecken.

— Aber biſt Du denn auch Deiner Sache ganz gewiß?

Leider nur allzugewiß! ſeufzte der Fremde.

— Laß fahren Deine Skrupel; ich ſehe in dem, was Du thun willſt, keine Sünde, und ertheile Dir, wenn's Dich beruhigen kann, Abſolution im Voraus.

Der Pudel wedelte mit dem Schweife.

— Freund Paracelſus ſcheint mit meiner Anſicht übereinzuſtimmen. Alſo gehe hin und thue, was Du nicht laſſen kannſt. Kraft meines Prieſteramtes ertheile ich Dir vollſtändigen Ablaß Deiner Sünde, ſprach der fromme Vater und legte ſeine magern, ſtarkbehaarten Knochenhände auf das Haupt ſeines Freundes, der ſtier zu Boden ſah.

Paracelſus aber ſtellte ſich auf die Hinterbeine wie ein Soldat, der ins Gewehr tritt, wedelte mit dem Schweife und ſchlug ein lautes Gebell an.

Gleich darauf verließ Corradori ſeinen Freund.

* * *

IX.

Nachdem zwei Tage, zwei Nächte und zwei Stunden verfloſſen waren, nahm der Unbekannte die beiden bezauberten Roſen und eilte damit hoffnungstrunken zu Roſalba.

Unterweges fragte er ſich:

— Welcher von dieſen Roſen wird ſie den Vorzug ſchenken? Soll ich wünſchen, daß es die weiße, ſoll ich wünſchen, daß es die rothe ſei? Wiegt ein Augenblick der Liebe die Qual ewigen Haſſes auf? Und was iſt ein Augenblick des Haſſes gegen die Seligkeit ewiger Liebe? In der rothen Roſe ruht mein Glück!

Beim Eintritt reichte er ihr Beide.

— Signora, ſagte er, weiſen Sie dieſe Blumen nicht zurück, denn ſie ſind die treuen Dolmetſcher meiner tiefinnerſten Gefühle.

— Welch herrliche Roſen! Welch ſüßer Schnee! Welch flammendes Blut! Nie hab' ich zwei ſchönere Roſen geſehen, ſprach Roſalba, nahm Beide und roch zuerſt an der rothen. Himmel, welch ein betäubender Duft! rief ſie aus.

— O ſehen Sie doch! Die weiße Roſe, neidiſch auf das Glück der rothen, liegt entblättert zu Ihren Füßen.

— Heilige Mutter Gottes, was geht mit mir vor? Der Geruch dieſer Roſe erfüllt mich mit Abſcheu und Ekel. Fort, fort, Elender, ich haſſe Dich! Dein Schlangenblick vergiftet mich; Du biſt ein Zauberer, der, mit böſen Geiſtern im Bunde, mich wie dieſe weiße Roſe zerknicken will; apage, apage, Satanas!

In demſelben Augenblick warf ein ſtarker Windſtoß die Jalouſien zu. In einem Nu hatte ſich die grelle Mittagshelle in heimliches Halbdunkel verwandelt.

Roſalba rieb ſich die Augen, denn ſie glaubte zu träumen. Die Zauberklänge ſinneſchmeichelnder Sphärenmuſik lockten ihren betäubten Geiſt in ein Netz von Melodieen, die jede Fiber ihres Seins mit ſüßer Wolluſt erfüllten. Aus den Wänden, aus der Decke, aus dem Fußboden ſah ſie einen Flor von Blumen hervorquellen, welche das Zimmer in eine Laube verwandelten, in deren ſtillverſchwiegenen Zweigen ein Heer von Nachtigallen begeiſternde Liebespſalmen ſang, die zündend in das Herz der Jungfrau fielen, dort den ſchlummernden Funken der Liebe weckten und ihn zu helllodernder Flamme anfachten. Vor ihren traumgefangenen Augen ſtiegen aus dem Schooße der blumenſchwangern Erde dichte Schwärme durchſichtiger Feen, die, auf goldbeſaiteten Harfen die Liebeshymnen der Nachtigallen begleitend, die wolluſtzitternde Jungfrau auf ein Lager von Lotusblüthen und Roſenblättern zogen. Durch das dunkle Myrthengrün der Laube träufelte der Mond ſein ſilbernes Flockenlicht auf Roſalba, die, Aug' an Aug', Mund an Mund, an dem Herzen ihres Verführers lag, der jetzt die Wonnen und Seligkeiten aller Himmel durchflog.

Wie alles Schöne im Leben währte auch dieſer Traum nicht lange. Roſalba, die durch den Geruch der zaubergeweihten Roſe in magnetiſchen Schlaf geſunken war, erwachte bald darauf und ſah ſich aus der Nachtigallen-Laube, aus ihrem Feentraume in die Wirklichkeit zurückverſetzt. Sie fühlte ſich, ganz und gar verwandelt, aus dem Himmel auf die Erde geſtürzt. Sie ſuchte die Blumen, die Feen und den Mann, der ſie bezaubert hatte; er aber und Alles war verſchwunden und von der Seligkeit dieſes Traumes, von der glücklichſten Minute ihres Lebens war ihr nichts geblieben, als ein Symbol ihrer ſturmgeknickten Blüthe, jene entblätterte Roſe, die unheilkündend zu ihren Füßen lag. Roſalba hob die Trümmer derſelben auf, küßte die ſtaubbedeckten Blätter und benetzte ſie mit dem Thau heißer Thränen. Die arme Roſe aber blieb gebrochen.

X.

Seit jenem ſüßen, unheilvollen Traume erwartete die arme Roſalba täglich und ſtündlich die Wiederkehr des Fremden, den ſie, wie ſchwer er ſich auch an ihr verſündigt hatte, jetzt, wo ſie ſich von ihm vernachläſſigt ſah, zu lieben anfing mit der ganzen Gluth und Raſerei der erſten Liebe.

— Wo weilſt Du, mein Geliebter, was hält Dich ab, in meine Arme zu eilen? Fürchteſt Du die Rache der beleidigten Jungfrau? Komm an mein Herz, Geliebter, ich will Dir Alles, Alles verzeihen, denn Liebe kann nicht zürnen. Eile, eile, mein Geliebter, mir das Licht Deiner Augen, den Balſam Deines Troſtes zu ſchenken, denn was iſt mein Leben ohne Dich? Ein Tag ohne Sonne, ein Himmel ohne Blau, ein Auge ohne Thränen! Komm, Geliebter, komm, ich lechze nach Deinen Küſſen, wie ein verwelkendes Blatt nach erfriſchendem Regen. Eile, eile, laß Dich nicht vergebens rufen in die Arme ſehnſüchtig harrender Liebe!

Es verging eine Woche, es verging ein Monat, es verging ein Jahr. Roſalbens Sehnſucht, Liebe und Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Sie beſchwor Himmel und Hölle, den treuloſen Geliebten an ihr Herz zurückzuführen. Sie weinte, ſie betete, ſie fluchte; aber weder Gott noch Teufel erbarmte ſich ihrer Noth.

Der Unbekannte war und blieb verſchwunden.

XI.

Roſalba, welche Tage und Nächte durchweinte, ging mit Rieſenſchritten der Erfüllung ihrer traurigen Ahnung entgegen. Die Aerzte, die ſie behandelten, erklärten einſtimmig, daß ihr Auge auf dem Punkte ſtehe, zu erblinden, wenn ſie ihren Thränen kein Ziel ſetze. Um die angegriffene Sehkraft zu ſchonen, durfte ſie weder leſen, noch malen. So war ſie ſich, ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung überlaſſen und fing, als ſie einſah, daß all' ihr Bitten und Flehen ungehört verhalle, die Vorſehung zu läſtern an.

Der Himmel will mich nicht erhören! rief ſie aus, nun wohlan, dann erhöre Du mich, Teufel! Ich will Dir meinen geſchändeten Leib und meine arme Seele verkaufen, wenn Du mir eines Deiner weltdurchbohrenden Augen leihſt, damit ich mit Hilfe dieſes Auges den treuloſen Verräther, unter welcher Maske und in welchem Winkel der Erde er ſich verborgen haben mag, aus Millionen heraus finden und mich an ihm rächen kann. Rächen? wiederholte ſie und fing wieder bitter zu weinen an. Mich rächen an dem, den ich liebe mit nie erlöſchender Gluth? Teufel, leihe mir Dein Auge, ich will ihn ſuchen und mich rächen durch Liebe, durch unendliche Liebe. Teufel, wenn Deine Macht kein Hirngeſpinſt iſt, ſo zeige mir, was Du vermagſt.

Gleich darauf war ſie eingeſchlafen. Im Traume erſchien ihr jener böſe Geiſt, deſſen Hilfe ſie angerufen hatte.

— Roſalba! rief der Böſe, der wie ein Alp ihr Herz erdrückte.

— Was willſt Du? ſtöhnte die Träumende.

— Deinen Wunſch erfüllen, Dir ein drittes Auge, ein Auge des Teufels verleihen. Mit Hilfe dieſes Auges wirſt Du Alles hinter Deinem Rücken ſehen, was außer Dir keiner von allen Sterblichen ſieht. Dies dritte Auge wird ewig wach bleiben und Dir zur Qual der Hölle werden, weil Du mit ihm Dinge ſehen wirſt ſo ſchauerlicher Art, daß Dein Blut in den Adern erſtarren, Dein Haar ſich mähnengleich emporſträuben und Deine Seele, in tauſend Schrecken aufgelöſt, zittern und beben wird wie am Tage des jüngſten Gerichts. Das Auge des Teufels, das Du fortan auf Deinem Nacken trägſt, wird Dir jede Secunde Deines Daſeins vergällen und Dich martern bis zum letzten Augenblick, denn nur der Tod vermag das dritte Deiner Augen zu ſchließen. Erwache nun, Tochter Lucifers, und beginne Dein neues qualvolles Leben!

Der Teufel verſchwand. Roſalba Carriera erwachte.

In der Mitte des Nackens, an der Stelle jenes brennendſchwarzen Males fühlte ſie urplötzlich das Daſein eines dritten Auges, eines Auges, deſſen Feuer das Fleiſch ihres Nackens zu brennen ſchien gleich einer glühenden Kohle. Vermittelſt dieſes Auges ſah ſie einen dichtgedrängten Reigen ſcheußlicher Gnomen und Geſpenſter, die lärmend, polternd, ziſchend, höhnend, plärrend, zerrend ihr Lager umkreiſten und den Schlaf aus ihren Wimpern riſſen. In jedem dieſer hölliſchen Geiſter erblickte ſie ihren Verführer, der ſie hohnlachend anzugrinzen und ſich mit teufliſcher Schadenfreude an der Angſt ihres Herzens zu weiden ſchien. In den Adern erſtarrte ihr Blut; eiskalter Schweiß rann von der fieberhaft erhitzten Stirn, auf dem das Haar mähnengleich emporwuchs. Sie vermochte wohl zwei, aber nicht das dritte Auge zu ſchließen, und Alles, was ſie damit ſah, erfüllte ihren Geiſt mit tauſend Schrecken, die ihn gänzlich zerrütteten. Roſalba wurde wahnſinnig.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Aber mitten im Wahnſinn ſuchte ihr drittes Auge Tag und Nacht den Verführer, den ſie noch immer liebte mit aller Gluth der Liebe, den ſie überall fand, doch nirgends feſthalten konnte, der überall verſchwand, wie ein neckendes Phantom, das mit der heißen Sehnſucht ihres liebeverlangenden Herzens ein teufliſch grauſames Spiel trieb. Mit dem Auge des Teufels ſah ſie, wie der Treuloſe in den Armen anderer Frauen lag, die, Millionenmal jünger und ſchöner, friſcher und üppiger als die arme gebrochene Roſe, in die blutende Wunde ihres liebekranken Herzens das ätzende Gift marternder Eiferſucht einſpritzten und das arme Geſchöpf vollends zur Verzweiflung brachten.

In dieſem Zuſtande blinden Wahnſinns erreichte ſie ein grauſames Alter von zwei und achtzig Jahren.

In der Nacht vor ihrem Tode entdeckte ihr drittes Auge in einem der brennenden Höllenpfuhle eine teufliſche Fratze, die ſie ſeit dem Verſchwinden des treuloſen Verräthers vergebens geſucht hatte. Neben dieſem Verworfenen badete in ſtinkendem Schwefel ein ſchwarzer Hund mit feurigen Augen. Es war Corradori und ſein Pudel.

— Jeſuit! rief die Wahnſinnige, ich habe Dich ſeit fünfzig Jahren in allen Winkeln der Erde geſucht, um Dich bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Teufeln der Hölle zu bitten und beſchwören, mir zu ſagen, ob Du jenen Fremden gekannt, der mir mein Herz gebrochen hat?

— Ich habe ihn gekannt, erwiderte der Jeſuit.

— Nenne mir ſeinen Namen, auf daß ich den Mann, den ich ſo heiß geliebt habe, im letzten Augenblick meines Lebens verfluchen kann.

— Er iſt ein Graf und heißt Saint-Germain.

— Fluch über ihn!

— Unglückliche, Du verfluchſt Deinen eigenen Vater!

Paracelſus fing furchtbar zu heulen an; Roſalba aber empfahl ihre Seele der Barmherzigkeit Gottes und ſtarb mit den Worten:

—. Vater im Himmel, verzeihe mir!

Am 28. Februar 1757 wurde Roſalba in aller Stille beerdigt.

XII.

Aber noch jetzt bewundert man in der Dresdener Galerie 157 Portraits, durch die ſich die unglückliche, blinde, wahnſinnige Roſalba Carriera unſterblich gemacht hat für alle Zeiten.

Caſanova.

1.

Es war zur Zeit des Carnevals. Fremde aus aller Herren Länder zogen, vom Glanze dieſes Feſtes angelockt, ſchaarenweiſe in die prachtgeſchmückte Marcusſtadt, um Zeugen des tollen Jubels und der feſſelloſen Luſt zu ſein, die hier vom zweiten Weihnachtsfeiertage bis zum Aſchermittwoch ihre tauſendfarbigen Schwingen regten. Während dieſes ſchönen, weltberühmten Feſtes glich der „Platz der Plätze" Tag und Nacht einem coloſſalen Ballſaale, in dem ein Heer von Maſken auf- und niederwogte. Chineſiſche Mandarine am Arme florentiniſcher Blumenmädchen, römiſche Veſtalinnen geführt von ſpaniſchen Don Juans, ſchottiſche Hochlandsfeen und ruſſiſche Koſaken, perſiſche Peris und polniſche Juden, indiſche Bonzen und venezianiſche Colombinen, arkadiſche Schäferinnen und grönlänbiſche Eisbären, bergamaskiſche Arlechine und franzöſiſche Marketenderinnen, Blocksbergheren und Troubadours und ein wimmelnder Ameiſenhaufen von Pantalons, Pierrots und anderen Masken der Commedia del'Arte zogen ſingend, neckend, kichernd, koſend, plärrend, höhnend, pfeifend, ſtoßend, drängend vorüber, Alles mit ſich fortreißend in den ſauſenden, brauſenden, ſchäumenden, toſenden Carnevalsſtrudel. Ganz Venedig war Eine Maske: ſelbſt der Doge vertauſchte ſeinen Herzogsmantel mit einfach ſchlichtem Domino, um, ungekannt wie Harun-al-Raſchid, durch die dichten Reihen der ausgelaſſenen Bevölkerung ſeines luſtberauſchten Bagdads ſich hindurchzudrängen. Die Mitglieder des großen Raths wohnten maskirt den Sitzungen bei und ſelbſt der Nuntius des heiligen Vaters benutzte dieſen allgemeinen Rauſch, ſein geiſtliches Ornat abzuwerfen und in der Verkleidung eines Pulcinells den weltlichen Freuden nachzulaufen. Aus allen Winkeln, aus allen Häuſern, aus allen Fenſtern erſcholl Muſik: hier girrte eine Mandoline, dort lärmte eine Trommel; hier gellte eine Trompete, hier ſchwärmte eine Flöte; hier tönte ein ſchüchternes Lied, dort raſte wilde, alles überlärmende Janitſcharenmuſik. Die ganze Stadt überließ ſich den ausſchweifendſten Vergnügungen; fromme Mönche und keuſche Nonnen miſchten ſich als Pantalons und Colombinen, als Pilger und Fledermäuſe in dieſen profanen Jubel und entſchädigten ſich im Carneval für die klöſterlichen Entbehrungen des ganzen Jahres. Der Marcusplatz mit ſeinem Maskengewimmel glich einem großartigen Narrenhauſe: hier ſtellte ſich ein Arlechino auf den Kopf; dort lief ein Pierrot auf den Füßen; hier trug ein coloſſales Wickelkind ſeine alte Amme; dort prügelte ein ganzer Rudel hoffnungsvoller Schuljugend ihren ehrwürdigen Schulmeiſter. Viele Fremde erſtiegen den Campanile, um von der Höhe dieſes Thurmes dieſe Fluth von Masken zu überſchauen, die, foppend und gefoppt, ſich auf- und niederwälzte. Und ſobald es zu dunkeln begann, ſchmückten ſich die Fenſter der alten und neuen Procuratien mit unzähligen Lampen und die byzantiniſchen Kuppeln der Metropolis ſchwammen in einem hundertfarbigen Lichtermeere, das ſich auf die Piazzetta ergoß, wo Seiltänzer, Puppenſpieler, Bärenführer und andere Gaukler ihre Künſte zeigten.

Während des Carnevals war Venedig ein zu Fleiſch und Blut gewordenes Decameron, das hunderte von Novellen, tauſende von frivolen Abenteuern erzählen und ſelbſt den griesgrämigſten Zuhörer in roſenfarbene Laune, in himmelblaues Delirium verſetzen konnte. Venedigs Carneval war ein üppiger Sardanapal, der mit immer vollen Händen ſeinen Reichthum auf die Straße warf und am Aſchermittwoch ſich unter den Trümmern ſeiner Schätze begrub.

II.

In dieſem Maskenſchwarme tummelte ſich in der letzten Carnevalswoche des Jahres 1756 ein blauſeidener Domino umher, den wir näher ins Auge faſſen wollen, weil er einer der Hauptfactoren unſerer kleinen Erzählung iſt. Dieſer Mann, damals dreißig Jahre alt, war der Abgott aller Frauen, der Schrecken aller Ehemänner Venedigs, der Lovelace Italiens: Jacob Caſanova de Seingalt.

Es giebt wenig Männer, die ſich durch galante

Abenteuer einen ſo großen Ruhm erworben haben, als dieſer Caſanova, der, ein Linné der Liebe, ein Buffon des Frauenherzens, das größte aller Räthſel dergeſtalt durchſchaut hatte, daß die Liebe, dieſe tauſendjährige Sphynx, aller Schleier ledig, aufgelöſt zu ſeinen Füßen lag. Jede Frau, die er einmal geſehen, einmal geſprochen hatte, war ein Opferlamm ſeines Scharfblicks, der im Nu die Achillesferſe fand, wo ſie verwundbar war. Caſanova's ſtärkſte Seite beſtand in der Gabe, die ſchwache Seite Jener aufzufinden, die er für ſich einzunehmen geſonnen war. Caſanova hatte aus der Liebe eine Wiſſenſchaft gemacht, die ihn nicht eher ruhen ließ, bis jedes Problem derſelben gelöſt war. Welch' ſchönes, herrliches Studium! Das Herz der Frauen war ſeine Domäne und die Liebe derſelben ſeine Apanage. Wie jener Don Juan, der durch den Zauber Mozart'ſcher Muſik Unſterblichkeit errungen, hatte unſer Held eine lange Liſte von Annen und Elviren aufzuweiſen, die ihm tributpflichtig waren.

Zu dieſen Frauen gehörte auch Pulcheria Martignano, die junge, liebenswürdige Ehehälfte eines alten, häßlichen Nobile, der ſich erſt unlängſt aus

Spinea im Treviſaniſchen nach Venedig überſiedelt hatte. Signora Pulcheria war ein vollſtändiges Alphabet all' jener Reize, die man gefährlich nennt, ſo lange ſie ſtark genug ſind, der Huldigung ihrer Bewunderer Widerſtand zu leiſten. Ein kornblumenblaues Auge und goldgelbes, ſeidenweiches Haar — zwei ſeltene Eigenſchaften einer Italienerin — verliehen ihrer Schönheit einen außerordentlichen Parfum, den wohl Niemand beſſer zu würdigen verſtand, als der Julius Cäſar aller Frauen, Signor Caſanova, bei deſſen Namen jeder Ehemann drei Kreuze ſchlug. Signora, ſeit zehn Monaten vermählt, hatte wenig Urſache, ſich glücklich zu fühlen, weil der alte Herr äußerſt argwöhniſch, ungemein mißtrauiſch und entſetzlich eiferſüchtig war. So oft er, Geſchäfte halber, ſein junges Weib verlaſſen mußte, ſchloß er ſie, gleich einer Gefangenen, in ein abgelegenes Zimmer ein, in dem ſich unter andern uralten Familienmeubeln auch ein geheimnißvoller, höchſt verdächtiger Schrank befand. — Die Frauen aller Länder haben den Fehler, etwas neugierig zu ſein. Pulcheria machte von dieſer Regel keine Ausnahme. Jener Schrank, der früh genug ihre Neugier erregt hatte, bewog ſie, ihren Gatten täglich zu beſtürmen, ihr zu ſagen, weßhalb er dieſes Meuble hartnäckig verſchloſſen halte und warum er es trotz aller Bitten durchaus nicht öffnen wolle.

— Liebes Kind, hatte der Alte geſagt, zwinge mich nicht, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, von deſſen Geheimhaltung mein und Dein Leben abhängt. Ich bitte und beſchwöre Dich, Pulcheria, nie darnach zu forſchen, was meine Familie ſeit länger als dreihundert Jahren in dieſem Schranke verborgen hält. Nur ſo viel darf ich Dir ſagen, daß er eine Reliquie birgt, die uns Unheil bringt, wenn irgend Jemand die Exiſtenz derſelben ahnt.

— Du folterſt meine Neugier . . .

— Das thut mir Leid; mehr aber kann und darf ich Dir nicht ſagen.

Dies war der ewig wiederkehrende Refrain, womit er die Neugier ſeiner Frau, die nicht müde wurde, ihn tagtäglich mit neuen Bitten zu beſtürmen, in die Schranken des Gehorſams zurückwies.

Eines Abends, als der eiferſüchtige Othello die arme Pulcheria wiederum eingeſperrt hatte, erweckte der geheimnißvolle Schrank in ihrer neugiergequälten

Seele einen Verdacht, der ſie dergeſtalt beunruhigte, daß ſie plötzlich zu zittern begann.

— Heilige Mutter Gottes! rief ſie aus, ſollte mein Gemahl eine Art Blaubart ſein, der in dieſem verhängnißvollen Schranke ſeine gemordeten Weiber verbirgt? Sollte es wirklich wahr ſein, daß ſeine beiden erſten Frauen keines natürlichen Todes geſtorben ſind? Himmel, das wäre ſchrecklich!

In demſelben Augenblick ertönte unter ihrem Fenſter ein von Mandolinenklängen begleitetes Lied:

„Ich wollt' ich wär' ein Vogel,
Dann bau' ich mir ein Neſt
Am Fenſter meines Liebchens,
Das ſich nicht ſehen läßt.“

„Dann pickt' ich mit dem Schnabel
Die Fenſterſcheiben ein
Und flöge leiſe, leiſe
In ihr Gemach hinein.“

Er iſt's, er iſt's! rief Pulcheria und öffnete das Fenſter.

Einen Augenblick ſpäter ſchwang ſich der Sänger dieſes Ständchens auf einer Strickleiter zum Kerker der Signora Martignano empor.

— Armer Engel! rief er aus. Schon wieder eingeſperrt?

— Ach, guter Jacob, ich bin ſehr unglücklich, ſeufzte Pulcheria.

— Weßhalb, Geliebte meiner Seele? fragte Caſanova.

— Weil mich das böſe Geſchick einem Manne vermählt hat, der ein neuer Blaubart iſt.

— Ein Blaubart? wiederholte der Cavaliere. Reizende Närrin, liebenswürdigſte aller Frauen, wie kommſt Du plötzlich auf dieſe Idee?

— Siehſt Du dort jenen Schrank?

— Natürlich!

— Weißt Du, was er enthält?

— Nein!

— Auch ich weiß es nicht; aber dies eben beunruhigt mich. Seit zehn Monaten bitte und beſchwöre ich meinen alten, unausſtehlichen Gemahl, mir zu beichten, was er darin verbirgt; er will und darf es mir nicht ſagen. Du begreifſt alſo, daß in dieſem Kaſten ein finſteres Geheimniß ruht.

— Sollte er wirklich? . . .

— O meine Ahnung trügt mich nicht!

— Um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, brauchen wir ja nur den Schrank zu öffnen . . .

— Leicht geſagt; wie aber, wenn kein Schloſſer Venedigs dies im Stande iſt?

— Wer ſagt das?

— Mein Mann.

— Er lügt! Zu Hauſe, theuere Pulcheria, habe ich einen passe-par-tout, der alle Schlöſſer öffnet. Morgen bringe ich ihn mit; dann ſoll Deine Neugier geſtillt ſein; heute aber wollen wir keine Zeit verlieren und den kurzen Augenblick genießen, den uns die Eiferſucht Deines Mannes gönnt.

— O mein Jacob! rief Pulcheria und flog in ſeine Arme.

III.

Bald darauf ſehen wir unſern Helden auf der Strickleiter in die harrende Gondel hinabſteigen, die ihn blitzſchnell von dannen trägt. Mit der Mandoline in der Hand lehnt Signor Caſanova, etwas ermüdet, wie es ſcheint, an das bequeme Rückenpolſter, das Lied vor ſich hinträllernd:

Sie iſt, was ſoll ich ſagen,
Der Reize Etui,
Doch er — nicht zu ertragen! —
Ein alter Parapluie.
Er gleicht dem Spinngewebe
In ihrem Boudoir …
Madam' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

In demſelben Moment gleitet an ſeiner Gondel eine andere vorüber, in welcher ein Mann ſitzt, der, eben vom Spielklubb heimkehrend, entzückt von dieſem heitern Liede, dem unſichtbaren Sänger ein lautes Bravo zuruft. Armer Signor Martignano! Du haſt keine Ahnung, daß dies Couplet ſich auf Dich bezieht!

Caſanova ſteckt den Kopf zur Gondel hinaus und ſingt:

Der Mann iſt mir zuwider,
Und wißt Ihr auch warum?
Ich dichte für ſie Lieder,
Und er, er nimmt dies krumm;
Ich weiß nicht, was ich gäbe,
Bekäme er den Staar …
Madam' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Einen Augenblick ſpäter hat das Dromedar ſeine Wohnung erreicht.

IV.

Während Freund Caſanova in den Armen eines ſüßen Schlummers liegt, in den Gott Morpheus die Arabesken ſeiner ſchönſten Träume webt, wollen wir, zur Characteriſtik dieſes glücklichen Schläfers, in deſſen Papierkorb greifen und aus der Tiefe deſſelben eine Handvoll Aphorismen herausholen, welche geeignet ſind, die Sinnesart unſeres Helden ins rechte Licht zu ſtellen. Man höre und urtheile:

„Liebe iſt der Fußſchemel aller Verbrechen und das Piedeſtal aller Tugenden.“

„Glaube iſt der Schlummer der Seele.“

„Hoffnung iſt eine Fantasmagorie des Lebens: ſie entfernt ſich, je mehr wir uns ihr nähern.“

„Nichts in der Welt iſt ſich weniger ähnlich als eine Frau der Andern.“

„Ihre Frau hat Sie getäuſcht, ſagte der Marquis M. zum Herzog von B. einem der geiſtreichſten Männer am Hofe Philipps von Orleans. Wie, rief der Herzog, ſollte ſie mir treu geblieben ſein?''

,,Marcheſe C. ſagte von ſeiner Frau: Ich ziehe den Schmerz, von ihr betrogen zu werden, der Schmach vor, ſie grundlos untreu zu wähnen. — Welch ein hyperpoetiſcher Pinſel!''

,,Jede Frau, ſagt man, ſei ein Räthſel. Die Auflöſung dieſes Räthſels heißt: Chaque femme est un charmant être qui s'habille, babille et deshabille.''

,,Ein berühmter Philoſoph des Alterthums wurde gefragt, warum er die Schönheit liebe. Dieſe Frage, erwiderte der weiſe Mann, kann nur ein Blinder thun. — Wohl mir, daß ich kein Blinder bin!''

,,Jedes Weib iſt ein vierbändiger Roman; der erſte giebt unbeſtimmte Hoffnung; der zweite leidet ſchon an Längen; der dritte iſt ein launenhaftes Zickzack und der vierte von herben oder trügeriſchen Thränen durchnäßt. Will man einzelne Seiten dieſes Romans überſchlagen, ſo riskirt man, den Zuſammenhang zu verlieren und das Ganze nicht zu verſtehen; will man aber Alles leſen und gar nichts überſchlagen, ſo verliert man viel Zeit und wird ſo abgeſpannt, daß man froh iſt, wenn man das Ende erreicht.“

„Unter drei Frauen ergiebt ſich eine aus Liebe, die zweite aus Eigennutz, die dritte um Nichts. Letztere iſt von Allen die gefügigſte.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Zu der dritten Kategorie gehörte Signora Martignano, die den Schrecken aller Ehemänner eigentlich nur darum zu lieben ſchien, weil ſie aus mehr als einem Grunde ihren Gatten widerwärtig, langweilig, unerträglich fand. Eine Frau von dreiundzwanzig Jahren in den Armen eines ſechszigjährigen Othello iſt eine im Schnee erfrierende Roſe, deren Schickſal allerdings etwas Tragiſches hat. Zum Glück war Caſanova der Mann, der das arme Weib zu tröſten verſtand.

V.

Am folgenden Abend, als Signor Filippo Martignano im Ridotto di San Moiſè wieder beim Pharo ſaß und ein Geldſtück nach dem andern verlor, erſchien unſer Freund unter dem Fenſter der ſehnſüchtig harrenden Coeurdame, die ihn, einen Augenblick ſpäter, in ſeine Arme ſchloß.

— Geliebter, fragte das reizende Weib, haſt Du den bewußten Schlüſſel mitgebracht?

— Allerdings! rief unſer Held und drückte einen glühendheißen Kuß auf das Couvert ihrer reizend ſchönen Zähne.

— O dann öffne, denn ich brenne vor Neugier, den Schleier dieſes Geheimniſſes zu lüften.

Lange widerſtand das Schloß jenes Schrankes den Verſuchungen des Passe-par-tout; endlich erlag es ... die Thür flog auf und ſtatt gemordeter Frauen fanden ſie ein uraltes Portrait.

— Wer mag das ſein? fragte Pulcheria.

— Nach der Kopfbedeckung zu ſchließen ein

Doge. Teufel, ſteht nicht in der Ecke ein Name? Ganz recht! Ah nun weiß ich Alles!

— Erzähle!

— Nur jetzt nicht, himmliſches Weib, denn unſere Augenblicke ſind gezählt, und bald ſchlägt die Stunde, wo Dein Gemahl vom Pharo heimkehrt. Geliebte, die Zeit iſt edel ...

— Zuvor aber muß ich wiſſen ...

— Morgen, neugieriges Kind, ſollſt Du die Geſchichte dieſes Bildes erfahren ... für heute iſts zu ſpät ... komm, Pulcheria, komm!

In demſelben Augenblick vernahmen Beide den Huſten des alten Herrn, der heute früher als gewöhnlich heimgekehrt war.

— Himmel, mein Mann! ſchrie das arme Weib.

— Löſche das Licht aus, ſagte Caſanova, der nach Mantel, Hut und Mandoline griff und flüchtig wie ein Reh in den Schrank ſchlüpfte, deſſen Thür ſich eben wieder ſchloß, als jene des Gefängnißzimmers aufging, durch die nun der huſtende Haustyrann eintrat.

— Heiliger Marcus, rief er aus, wie kommts, daß mein geliebtes Weib im Finſtern ſitzt?

— Ein Windſtoß, der durchs Fenſter drang, hat mir vor wenig Minuten das Licht ausgelöſcht.

— Zum Glück bin ich heute eine Stunde früher als gewöhnlich nach Hauſe geeilt. Bald, ſüßes Kind, bin ich wieder bei Dir!

Während der Alte hustend durch den langen Corridor in ſein Zimmer tappte und dort ſein Feuerzeug ſuchte, um Licht zu machen, verließ Caſanova den Schrank, den er wieder zuſchloß, umarmte Pulcheria, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und ſchwang ſich, behender als manche Katze, durchs Fenſter und auf der Strickleiter in die unten harrende Gondel hinab.

In derſelben Secunde, als Pulcheria hinter dem Fliehenden das Fenſter ſchloß, kehrte Signor Filippo mit brennender Wachskerze in den Kerker ſeiner Gemahlin zurück.

— Welch ein überaus günſtiger Stern, heißgeliebter Ulyſſes, führt Dich heute ſo ungewöhnlich früh in die Arme Deiner ſehnſüchtig harrenden Caliſo zurück? fragte Pulcheria mit asbeſtenem Lächeln.

— Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, liebes Kind. Mein Huſten martert mich, wie Du hörſt, mehr als ſonſt. Komm, Pulcheria, wir wollen ſchlafen gehen!

— Was fällt Dir ein? Ich bin nicht ſchläfrig und will noch ein Stündchen aufbleiben, um dieſes Buch auszuleſen.

— Iſts erlaubt zu wiſſen, welcher Dichter ſo glücklich iſt, Deine Aufmerkſamkeit zu feſſeln?

Pulcheria reichte ihm das kleine Buch. Es hieß „l' Rsbandita“ und war ein ziemlich ſeltenes Gedicht von etlichen tauſend Verſen, in welchem kein einziges R vorkommt. Der Verfaſſer dieſer literariſchen Curioſität war Vincenzo Carbone, ein neapolitaniſcher Dominicaner-Mönch, der zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts gelebt und das R nicht ausſprechen gekonnt hat.

Signor Martignano, der den etwas myſtiſchen Titel dieſes Buches nicht gleich begreifen konnte, fragte von eiferſüchtigem Argwohn hingeriſſen:

— Was enthält dieſes Ding?

— Die Geſchichte eines elenden Verräthers, der ſeiner armen, unglücklichen Frau nicht geſtehen will, was er vor ihr in einer goldenen Kapſel verbirgt. Bei dieſer Gelegenheit, Filippo, muß ich Dir ſagen, daß jener Schrank, den Du in meiner Gegenwart durchaus nicht öffnen willſt, den Verdacht in mir erweckt, daß Du ...

— Sprich, Pulcheria, bat der Alte.

— Nein, nein, ich will lieber ſchweigen ...

— Warum? fragte Martignano, der ſein Geheimniß verrathen glaubte.

— Weil's mir ſo gefällt, ſagte der kleine Trotzkopf, dem alten Herrn den Rücken zukehrend.

— Pulcheria, fragte Filippo mit wachſender Ungeduld, Du weißt, was jener Schrank enthält?

— Ich weiß es ...

— Seit wann?

— Schon ſeit Monden!

— Und wer hat Dich in dies finſtere Geheimniß eingeweiht?

— Der Gott der Träume. Eines Nachts, als ich eben eingeſchlummert war, erſchien mir im Traume ein junger, ſchöner, liebenswürdiger Cavalier, der mit goldenem Zauberſchlüſſel den geheimnißvollen Schrank öffnete und mir ins Ohr raunte:

Unglückliches Weib, ich will Dich einweihen in ein Geheimniß Deines Gemahls, der ein alter grauer Böſewicht iſt. Dort in jenem Schranke verbirgt er ein Bild, das …

— Sprich weiter!

— Nein, mehr kann, mehr darf ich Dir nicht ſagen, ſprach die ſchlaue Eva.

— Pulcheria, rief der Alte, an Leib und Seele zitternd, könnteſt Du jemals ſo grauſam ſein, dies Geheimniß zu verrathen?

— Das hängt von Umſtänden ab. Wenn Du fortfahren ſollteſt, mich noch fernerhin meiner Freiheit zu berauben, dann, Filippo, mache Dich aufs Schlimme gefaßt. Ein Wort und …

— Pulcheria, ich will ja Alles thun, was Du verlangſt, wenn Du mir gelobſt, keinem Dritten die Exiſtenz dieſes Bildes zu verrathen, denn ſieh', ſonſt bin ich verloren …

— Das weiß ich. Willſt Du mich von jetzt an in guter Laune erhalten, ſo mußt Du ſein gefügig ſein und jeden meiner Wünſche erfüllen … ſonſt!

— Schweige, gutes Weib, denn auch die Wände haben Ohren. Der Teufel hole den Gott der Träume, der Dir das Daſein jenes Bildes offenbart hat, das unſere Familie ſeit länger als dreihundert Jahren als ein heiliges Geheimniß, als eine Art von Reliquie aufbewahrt. In Deiner Hand, Pulcheria, liegt jetzt mein Leben, meine Freiheit. Zeige, daß Du edel biſt und ſchweigen kannſt, wie das Grab.

— Wirſt Du aber auch von heute an immer hübſch artig ſein und mich nicht mehr einſperren?

— Ich werde Alles thun, was Dir Freude macht.

— Gleich will ich Dich auf eine kleine Probe ſtellen. Der Carneval geht zu Ende ... ich habe noch keines von allen Feſten mitgemacht; übermorgen will auch ich mich einmal amüſiren auf dem großen Maskenball. Giebſt Du mir Dein Wort, mich hinzuführen?

— Ich verſpreche es Dir!

— Nun kannſt Du ſchlafen gehen, ſagte Pulcheria.

— Und wann folgſt Du mir?

— Signor Martignano, verſchont Euer Weib mit unnützen Fragen!

Der Alte zog ſich kopfſchüttelnd zurück.

VI.

Am folgenden Abende, als Pulcheriens Tröſter ſich auf der Strickleiter zu Signora Martignano emporſchwang, wollte ſie ihm nicht eher einen Kuß geben, bis er ihr die Geſchichte jenes Bildes erzählt habe.

— Dieſes Portrait, ſagte Caſanova, hatte einer der unglücklichſten Dogen, Marino Falieri, einen Tag vor ſeiner Hinrichtung, am 13. April 1355, einem ſeiner vertrauteſten Freunde, dem Signor Bartolomeo Martignano, einem Vorfahren Deines Mannes, geſchenkt. Bald nach Falieri's Enthauptung*) war vom großen Rathe der Befehl erlaſſen worden, alle Münzen mit dem Bilde dieſes Dogen einzuſchmelzen und ſämmtliche Portraits des Verräthers innerhalb acht Tagen an den Meſſer grande zum Verbrennen abzuliefern, um jede Erinnerung an

---

*) Ueber die von ihm angezettelte Verſchwörung und über ſeine Hinrichtung findet man viel intereſſante Aufſchlüſſe in „Marino Faliero, épisode de l'histoire de Venise" par E. Ronteix. Par. 1829. 8.

Marino für alle Zeiten zu vernichten. Aber trotz dieſes eben ſo tyranniſchen als kindiſchen Befehles iſt jenes Bild, das Dein Alter dort in jenem Schranke verwahrt, ein Erbſtück der Familie Martignano geblieben, welche es als eine Art Reliquie betrachtet, die ihr Glück bringen ſoll. Nach jenem uralten Geſetze verfällt noch jetzt Jeder, bei dem ein Bildniß Marino Falieri's gefunden wird, in zehnjährige Galeerenſtrafe. Dies, Seele meiner Seele, der Grund, warum jenes gefahrbringende Bild ſo geheim gehalten wird, daß es ſeit drei Jahrhunderten in jenem Schranke hängt.

— Gut, daß wir dies wiſſen! Dies Geheimniß macht aus meinem Tyrannen einen Sklaven, der von nun an nach meiner Pfeife tanzen muß ... ich will den alten, unausſtehlichen Othello ſo grauſam quälen, wie er bisher mich gequält hat.

— Bravo, bravo, holder Engel! Ein Mann in ſeinen Jahren hat durchaus kein Recht mehr, eiferſüchtig auf ſein Weib zu ſein ...

— Jetzt bin ich Herr. Morgen früh muß mich mein Mann auf den Marcusplatz und Abends ins Ridotto führen ... Dort treffen wir uns ... nicht wahr, Jacob? fragte das junge Weib und ſchmiegte ſich zärtlich an den Hals ihres Tröſters an ... ich erſcheine als Columbine ... eine blaue Schleife am Buſen ſagt Dir: dies iſt Pulcheria, die mit Dir den erſten Tag ihrer Freiheit genießen will.

— Ich werde Dir als Capitano folgen und Mittel und Wege finden, Dich den Klauen Deines alten Bären zu entreißen ...

— Dann werfen wir uns in die Gondel und ...

— Das Uebrige findet ſich, ſagte Signor Caſanova und zog Pulcheria an ſein Herz.

Unter ſüßem Geplauder der Liebe war eine Stunde raſch verfloſſen. Gegen Mitternacht trat unſer Held ſeinen Rückzug an.

VII.

Am Morgen des folgenden Tages warf ſich Signora ins Gewand einer Colombine und befahl ihrem Alten, ſie auf den Marcusplatz zu führen.

Filippo, mehr ans Befehlen als ans Gehorchen gewöhnt, wagte einen Augenblick Widerſtand zu leiſten, Pulcheria aber drohte mit dem Zeigefinger und ſagte weiter nichts als:

— Meiſter Filippo, denkt an den Schrank!

Der Alte, der eben keinen Ueberfluß an Muth beſaß, erbleichte. Sein Weibchen aber lachte und ſagte:

— Wirf Deinen alten Mantel ab ... dort hängt Deine Maske ... Du wirſt als Polichinell mich begleiten ...

— Was verlangſt Du von mir? Ich ſoll mich auf meine alten Tage noch in Hanswurſtkleider werfen?

— Ich will's! befahl Pulcheria, ihre ſchwarze Halblarve umbindend.

— Pulcheria, reize nicht meinen Zorn!

— Filippo, denk' an das Bild des Dogen!

— Mich trifft der Schlag! rief der alte Herr.

— Meinetwegen, aber ſpute Dich, denn ich brenne vor Neugier, Dich als Hanswurſt zu ſehen!

— Weib, Du bringſt mich um!

— Gefalle ich Dir? fragte Pulcheria, ſich dicht vor ihn hinpflanzend.

— Du biſt ein Satan!

— Und Ihr, Meiſter Filippo, ſeid ein Verräther, den Ein Wort von mir zehn Jahre auf die Galeere bringen kann. Vergeßt das nicht und tummelt Euch!

Der arme, verrathene Filippo mußte zum böſen Spiele gute Miene machen und par ordre du Mufti ſeinen alten, gebrechlichen Leichnam in die ſchreiende Maske eines Polichinells hüllen. Mit der blauen Schleife am Buſen und einem buckeligen Hanswurſt am Arme eilte die reizende Colombine nach dem maskenwimmelnden Marcusplatz.

Dort herrſchte ſeit Tagesanbruch ein unbeſchreiblicher Lärm und ein Gedränge, daß Niemand ſeines Lebens ſicher war. Mehr als fünfzigtauſend Masken mengten ſich bunt durch einander; ſie ſtießen und wurden geſtoßen, ſangen und ſchrieen, als ob die Hölle die ganze Garniſon ihrer Teufel mit klingendem Spiele hätte ausrücken laſſen.

VIII.

In dieſem lärmenden Gewühle erſchien jetzt eine der reizendſten Colombinen Venedigs, geführt von einem der häßlichſten Polichinells von ganz Italien. Das grämliche Geſicht und die heitere Maske des alten Herrn bildeten einen himmelſchreienden Gegenſatz. Filippo hätte die ſchöne Pulcheria verfluchen mögen; doch wagte er's nicht, weil ſie die Macht beſaß, ihn zehn Jahre auf die Galeere zu bringen. Während rings um ihn her der ganze Marcusplatz lachte und jubelte, ſeufzte und ſtöhnte der alte Hanswurſt wider Willen, fluchte im Innern und fror im Aeußern wie ein Schneider, der dicht am Gefrierpunkt ſteht.

— Kind, flehte der Alte, laß uns lieber nach Hauſe gehen, als hier in dieſer kannibaliſchen Kälte unter dieſem verrückten Narrenſchwarme umherlaufen; denke an mein Alter und mein Podagra . . .

— Denk an das Bild im Schranke, antwortete Pulcheria und ſuchte überall ihren Capitano.

— Du biſt ein fürchterliches Weib! ſtöhnte der zähneklappernde Polichinell.

— Du biſt ein herrlicher Hanswurſt! rief Colombine und wollte berſten vor Lachen.

In demſelben Augenblick gewahrte ſie an ihrer Seite einen Capitano, der zärtlich ihren Elbogen drückte. Er iſts, dachte ſie ſich und nickte mit dem Kopfe. Gleich darauf war die Maske verſchwunden.

— Pulcheria, jammerte der frierende Hanswurſt, habe Mitleid mit einem alten Manne, welcher Bauchgrimmen hat.

— Signor Filippo iſt ein alter Poltron! Bei drei Grad Kälte kann man nicht erfrieren, meinte das glühende Weib.

— Vergiß nicht, liebes Weib, daß ich älter bin, als Du!

— Alter Thor, wer heißt Dich, ein Weib zu heirathen, das viel zu jung für Dich iſt?

— Himmel, welche Sprache!

— Verſtehſt Du ſie?

— Teufel, welcher Hohn!

— Du verdienſt ihn, denn Du haſt mich gequält und gemartert, als ob ich Deine Sklavin wäre.

Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ich Gleiches mit Gleichem vergelten kann.

— Pulcheria, Du haſt den Teufel im Leibe!

— Und Du den Falieri im Schranke!

— Es iſt zum Verzweifeln! rief der unglückliche Hanswurſt, den eine Gänſehaut überlief.

— Seid Ihr Signor Filippo Martignano? fragte ein blutrother Domino, der urplötzlich dicht vor ihm ſtand.

— Zu dienen, antwortete der frierende Polichinell.

— Wir ſuchen Euch ſeit einer Stunde, ſagte ein ſchwarzer Domino, der dicht neben ihm ſtand.

— Ihr ſucht mich?

— Im Namen des Geſetzes, erwiderte ein weißer Domino, der dicht hinter ihm ſtand.

— Was wollt Ihr?

— Euch erſuchen, uns zu folgen, ſagten alle Drei.

— Wohin?

— Zum Meſſer Grande, erklärte der Rothe.

— Was ſoll ich dort?

— Ihm Rede ſtehen, antwortete der Schwarze.

— Worüber?

— Ueber einen Frevel, den Eure Familie ſeit länger als dreihundert Jahren ungeſtraft ausgeübt hat, ſetzte der Weiße hinzu.

— Verhaftet ihn im Namen der hohen Polizei, befahl der Rothe ſeinen beiden Spießgeſellen.

— Folgt uns! ſagten die Häſcher.

— Jeſus, ich bin verloren! rief der Hanswurſt. Komm, Pulcheria, begleite Deinen unglücklichen Mann . . .

— Das iſt nicht erlaubt, ſprach der Rothe.

— Dann eile ich nach Hauſe, guter Filippo, ſagte Pulcheria, ließ den Alten los und verſchwand im Gewühle der Masken.

— Heiliger Marcus, wo iſt mein Weib? ſchrie der Alte.

— Verſchwunden! entgegneten die beiden Häſcher, die ihn in ihre Mitte nahmen und ihn raſch mit ſich fortzogen.

Als Pulcheria und die rothe Maske den Blicken der Häſcher entſchwunden waren, ſagte der Weiße zum Schwarzen:

— Nun wollen wir einen Augenblick Halt machen und hier etwas genießen.

— Signor, iſts Euch gefällig, mit uns zu frühſtücken? fragte der Schwarze.

— Ihr ſollt mich ja arretiren?

— Ganz recht, meinte der Weiße, aber da wir bei guter Laune ſind, ſo wollen wir Euch . . .

— Laufen laſſen, ſetzte der Schwarze hinzu.

— Wie? Ihr ſeid nicht Sbirren?

Sie ſchüttelten den Kopf und lachten.

— Schurken, wer ſeid Ihr?

— Harmloſe Masken, die ſich den Spaß gemacht haben, ſagte der Weiße.

— Euch einen kleinen Schreck einzujagen, fügte der Schwarze hinzu.

— Elende, nichtswürdige Kuppler, wo iſt mein Weib?

— Habt Ihr ein Weib? fragten die Biedermänner.

— Ein junges, thörichtes Weib, deſſen Leichtſinn mich heute in Verzweiflung bringt, ſchrie Hanswurſt und riß ſich wüthend die Larve vom Geſicht. Heilige Mutter Gottes, wo iſt Pulcheria?

— Das errathet Ihr nicht? fragte der Weiße.

— Signora ſchwärmt jetzt am Arme eines jungen, liebenswürdigen Cavaliers …

— Der ihr ſo eben begreiflich macht, wie thöricht es ſei …

— Die Perlen ihrer frühlingsfriſchen Schönheit einer alten Sau vorzuwerfen …

— Heiliger Marcus, dort ſteht mein braves Weib! ſchrie der Alte, rannte fort und brach ſich wie ein wüthender Eber durch die dichten Maskenſchwärme durch, um ſeine Colombine zu erreichen, die zärtlich am Arme eines der beweglichſten Arlechine des ganzen Marcusplatzes hing.

— Schlange, hab' ich Dich endlich? ſchrie der wüthende Ehemann und wollte ſeiner Frau die Larve vom Geſichte reißen.

— Elender Hanswurſt, donnerte ihr Begleiter, Du wagſt es, die heilige Maskenfreiheit anzutaſten?

— Ich habe ein Recht dazu … dieſe Maske iſt meine Frau!

— Hanswurſt, Du lügſt! erklärte Arlechino und verſetzte mit der geballten Fauſt dem gebrechlichen Alten einen ſo heftigen Schlag auf den Magen, daß Signor Martignano zur Beluſtigung aller Andern niederfiel und ganz gegen ſeinen Willen einen Purzelbaum ſchoß.

Als der ärmſte aller Polichinells ſich von dieſem Fall erhoben hatte, waren Colombine und Arlechin längſt wieder verſchwunden.

Der Alte ſchoß nun wie ein angeſchoſſenes Wildſchwein von einem Ende des Platzes zum andern, um ſein Weib zu ſuchen.

Pulcheria aber ſaß ſchon lange an der Seite Caſanova's in einer Gondel, die das ſeelige Paar nach Murano trug, wo ſie im ſtillverſchwiegenen Zimmer eines Fiſchers ſich ungeſtört den Freuden des Carnevals überließen.

IX.

Signor Filippo aber, deſſen Aufregung ſich nicht beſchreiben läßt, ſchwitzte am ganzen Leibe. Von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht rannte er wie ein Wahnſinniger unter den Masken auf und ab, fragte jede derſelben, ob ſie ſein Weib geſehen habe, klapperte vor Kälte, heulte vor Wuth und war der Letzte, der, eine Stunde nach Mitternacht, den Marcusplatz verließ, um wie ein halbtodt gehetzter Jagdhund in ſeine Wohnung zu eilen.

Pulcheria lag im Bette und ſchlief.

— Wach' auf! ſchrie er und rüttelte ſie aus ſüßem Traume auf.

— Was giebts? fragte das brave Weib.

— Du kannſt noch fragen? Beichte, Schlange, oder ſtirb!

— Denk' an den Schrank, Filippo, ſagte Pulcheria und kehrte ihm den Rücken zu.

— Verflucht! ſchrie der arme Mann und fing zu zittern an.

Hanswurſt hatte ſich eine Kolik geholt.

Tullia Manini.

I.

Venedig ſtand am Vorabende großer Ereigniſſe.

Im Palazzo Manini, am Rialto, ſaß in der Nacht vom dreißigſten April des Jahres 1797 der Doge von Venedig, Ludovico Manini, das ſorgenmüde Haupt auf den linken Arm geſtützt und mit der Rechten die vergilbten Pergamentblätter eines uralten Manuſcriptes umwendend, deſſen Weiſſagungen das Oberhaupt der Republik mit grauenvoller Ahnung zu erfüllen ſchien. Jetzt fiel ſein Blick auf folgende Stelle:

„Se non cangi pensier, un secol solo
Non contera sopra'l millesimo anno
Tu liberta, que va fuggendo a volo.“

— Unglückliches Venedig, rief der Doge aus, im Buche des Schickſals ſtehts geſchrieben, daß Deine Freiheit nicht länger als eilfhundert Jahre währen ſoll. Als Venedigs Tribunen Paolo Anafeſto zum erſten Dogen ausgerufen hatten, ſchrieb man 697. Seitdem ſind gerade eilf Jahrhunderte verfloſſen und mit blutiger Drohung ſteht jetzt das verhängnißvolle Jahr 1797 vor meinem Geiſte und ruft mir die ſchreckenvollen Worte zu: ,,Du, Ludovico Manini, wirſt die Reihe der Dogen beſchließen; unter Deinem Scepter wird Venedigs letzte Freiheitsſtunde ſchlagen.'' Leider ſehe ich dieſe Prophezeihung früh genug in Erfüllung gehen. Hannibal ante portas! Von Mailand aus hat uns der Ober-General des franzöſiſchen Heeres, Napoleon Buonaparte, den Krieg erklärt. Der ſechstägige Waffenſtillſtand, den er uns bewilligt hat, iſt abgelaufen. Morgen ſoll der große Rath entſcheiden, ob die Republik des heiligen Marcus zu den Waffen greifen, oder ſich auf Gnade und Ungnade ergeben ſoll. O Tag des Unheils, hätte ich Dich nie erlebt! jammerte der Doge und überließ ſich dem Schmerze, der ſeinem Auge glühendheiße Thränen erpreßte, die tropfenweiſe auf die weiſſagenden Pergamentsblätter niederfielen.

In demſelben Augenblick öffnete ſich eine geheime Tapetenthür, durch die eine weiße Geſtalt, mit brennender Wachskerze in der Hand, faſt geräuſchlos in die Gallerie hineinſchwebte.

— Wer da? ſchrie der Doge, tief erſchreckt.

— Tullia iſts, Tullia, Deine Tochter, Tullia, Dein einziges Kind!

— Engelskind, was hat Deine Ruhe geſtört und Dich zu ſo ſpäter Stunde den Armen des Schlafes entriſſen?

— O mein Vater, glaubſt Du, Deine Tullia wäre ſo herzlos, ſchlafen zu können, wenn der Liebſte und Beſte aller Väter, Venedigs ehrwürdiger Doge, von banger Sorge wach gehalten wird? So eben hat es Zwei geſchlagen. Seit einer Stunde hat Dein Kind mit unbeſchreiblicher Angſt dort, hinter jener Tapetenthür, jeden Deiner Seufzer belauſcht, mein Vater, und endlich den Muth gefaßt, ſein Verſteck zu verlaſſen, um Dich zu tröſten mit aller Macht, die der treuen Liebe eines Kindes, eines einzigen Kindes zu Gebote ſteht. Vater, rief das reizendſchöne Dogenkind, hemme Deiner Thränen Lauf und vertraue Jenem, der Alles zu unſerm Beſten lenken wird.

— Die Republik, Tullia, iſt unerrettbar verloren. Ich kenne die Stimmung des großen Raths. Zu feig, um an Vertheidigung zu denken, wird er die Waffen ſtrecken und kriechend unterhandeln mit Buonaparte, der, ſiegestrunken und übermüthig gemacht durch das Glück, das ſeinem Heere folgt, uns harte, demüthigende Friedensbedingungen vorſchreiben wird.

Er alſo iſt Venedigs Unglücksſtern?

— Napoleon Buonaparte iſt ein neuer Attila, der verheerend von einem Reiche zum andern zieht und alle Throne ſtürzt.

— Und wo hauſt jetzt dieſe Gottesgeißel?

— In Mailand!

— Und glaubſt Du, mein Vater, daß Venedig gerettet wäre, wenn dieſer Attila unſchädlich gemacht würde?

— Der General iſt die Seele der ganzen Armee. Sein Name iſt ein Talisman, der ihre Fahnen von einem Siege zum andern treibt. Ohne ihn wäre ſein Heer eine Rieſenſchlange ohne Kopf.

— Dann will ich noch heute nach Mailand.

— Kind, was willſt Du dort?

— Jener Schlange den Kopf abſchlagen, die

Republik des heiligen Marcus von dieſem Attila befreien, ihn ermorden, wie Charlotte Corday die Gottesgeißel der franzöſiſchen Republik, den elenden Marat, ermordet hat.

— Tullia, willſt Du auf das Haupt Deines unglücklichen Vaters auch noch den Schimpf wälzen, daß ſein Kind der Manini reinen Namen durch Meuchelmord befleckt? Laß ab von dieſem blutigen Vorhaben ... wirf Dich nicht zur Nemeſis der Geſchichte auf. Laß Alles kommen, wie es kommen ſoll. Vater, ſagteſt Du vorhin, vertraue Jenem, der Alles zu unſerm Beſten lenken wird. Ich rufe Dir Deine eigenen Worte zu und ermahne und beſchwöre Dich, mein frommes Mädchen, bei Allem, was Dir lieb und heilig iſt, ſo blutigen Gedanken keinen Raum zu geben in Deines Herzens unverdorbener Reinheit. Komm, Kind, laß uns ſchlafen gehen und unſere Zukunft, unſer ganzes Heil unter den Schutz des großen Richters ſtellen, der uns ſchirmen wird mit den Flügeln ſeiner weltdurchſtrömenden Huld, denn Gott iſt gerecht, Gott iſt gnädig. Sein Wille geſchehe im Himmel wie auf Erden! betete der Doge.

Amen! ſtöhnte das bleiche, geiſterhafte Mädchen.

II.

Am Morgen des folgenden Tages ſah man den Dogenpalaſt mit einem zwiefachen Gürtel von Infanterie und Artillerie umringt; alle Gewerke ſtanden unter den Waffen und zahlreiche Streifwachen durchzogen die Stadt, um in einigen entferntern Theilen, in welchen Aufruhr ausgebrochen war, die Ruhe herzuſtellen. Aber trotz aller Vorſichtsmaaßregeln wuchs von Stunde zu Stunde die Zahl der Aufrührer, die mit dem wilden Geſchrei: Es lebe die Freiheit! Es lebe der heilige Marcus! Nieder mit der Ariſtokratie! Untergang dem Dogen! durch die engen Straßen ſtrömten und Alles, was ihnen nicht folgen wollte, gewaltſam mit ſich fortriſſen.

Während hier und dort verſtärkte Patrouillen vereinzelte Volkshaufen durch Waffengewalt aus einander ſprengen mußten, waren im großen Saale des Dogenpalaſtes 609 Patricier, kaum die Hälfte des großen Rathes, verſammelt, um den Bericht des Dogen zu vernehmen. Es war todtenſtill, als Ludovico Manini, im vollen Ornate, blaß wie eine Leiche, den ſchwanken Thron beſtieg, der ,,Blüthe des Volkes von Venedig'' die traurige Lage der Republik auseinanderſetzte und die anweſenden Nobili mit aller Begeiſterung, die ihm zu Gebote ſtand, im Namen des heiligen Marcus aufforderte, das Wohl des vom übermüthigen Feinde ſchwer bedrohten Vaterlandes feſt im Auge zu behalten und nur das zu beſchließen, was Jeder unter ihnen einſt nach ſeiner innigſten Ueberzeugung vor den Aſſiſen der Geſchichte und vor dem Richterſtuhle ſeines Gewiſſens werde verantworten können.

. — Senatoren von Venedig, in Euere Hände legt Sanct Marcus die Zukunft ſeines Löwen. Ihr habt nun zu wählen zwiſchen Freiheit und Sklaverei, zwiſchen Leben und Tod. Denkt an Euere ruhmgekrönten Vorfahren und beſchließt, was ihrer und Eurer würdig iſt. Laßt Euch durch Furcht vor der Uebermacht der Feinde nicht abſchrecken, Euer ſchönes Vaterland bis zum letzten Augenblicke Eures Lebens mit Löwenmuth zu vertheidigen. Bedenkt, daß ſeit vierzehnhundert Jahren kein feindlicher Fuß den geheiligten Boden der ſieggeſchmückten ,,Meereskönigin'' entweiht hat. Bedenkt, daß einer Eurer Dogen, Sebaſtiano Ziani, mit einer Handvoll Schiffe die verbündete Flotte eines deutſchen Kaiſers und der genueſiſchen Republik vernichtet hat. Volk von Venedig, zeige Dich ſtark und muthig wie damals, dann wirſt Du auch Frankreichs Tricolore im Schooße Deiner Lagunen begraben. Sieg oder Tod ſei unſere Loſung!

So ſchloß die Rede des Dogen, der, von innerer Aufregung erſchöpft, zitternd die Stufen des Thrones herniederſtieg und der Berathung freien Lauf ließ.

— — — — — — — — —

Der Sturm der Debatten währte drei volle Tage.

Am 3. Mai wurde endlich mit 512 Stimmen gegen 25 der feigherzige Beſchluß gefaßt, Venedigs eilfhundertjährige Unabhängigkeit aufzugeben und mit der Republik Frankreich Frieden zu ſchließen um jeden Preis. Das einſt ſo mächtige Venedig fühlte ſich jetzt dergeſtalt ſchwach, daß nur 25 Mitglieder des großen Rathes — unter ihnen der Doge —

den Muth beſeſſen hatten, einen Augenblick an Vertheidigung zu denken.

Als der Senatsbeſchluß in der Stadt bekannt geworden war, wuchs die Aufregung dergeſtalt, daß nur durch brutale Gewalt der Waffen die Inſurrection des für die Freiheit der Republik erglühenden Volkes unterdrückt werden konnte. 512 feige Edelleute hatten über das Schickſal eines ganzen Volkes entſchieden. Ludovico Manini wurde, ohnmächtig, in einer Sänfte nach ſeinem Privatpalaſt getragen.

Tullia widmete dort dem unglücklichen Vater ſo viel zärtliche Sorgfalt, ſo viel rührende Liebe, daß er in den Armen ſeines Kindes bald zu neuem Leben erwachte.

— Vater, rief das heldenmüthige Mädchen, noch iſt Venedig nicht ganz verloren. Eine Stimme des Herzens ſagt mir, daß der Stern des heiligen Marcus, dem Erlöſchen nahe, von Neuem aufflammen und alle andern Sonnen Italiens verdunkeln wird.

Der Doge aber ſchüttelte das Haupt und wiederholte mit tonloſer Stimme die unheilvolle Prophezeiung:

Se non cangi pensier, un secol solo
Non contera sopra 'l millesimo anno
Tu liberta, che va fuggendo a volo

Und der Doge und ſeine Tochter ſenkten das Haupt und ſaßen niedergeſchlagen wie die trauernden Propheten auf den Trümmern von Babylon.

III.

Laut dem am 16. Mai zu Verona abgeſchloſſenen Vertrage hatte Venedig ſich verpflichtet:

1. Die Hauptſtadt der Republik den franzöſiſchen Truppen einzuräumen,
2. Sechs Millionen Francs Brandſchatzung zu zahlen,
3. Dem Obergeneral Napoleon Buonaparte und der von ihm niedergeſetzten Commiſſion, an deren Spitze Daunou ſtand, fünfhundert der werthvollſten Handſchriften der Marcus-Bibliothek *),

---

*) Dieſer Bücherſchatz iſt urſprünglich eine Schenkung

4. Zwanzig der berühmteſten Bilder von Tizian, Tintorett, Palma vecchio und andern Koriphäen der venezianiſchen Schule, und
5. jene vier weltberühmten Roſſe, welche vom mittelſten der fünf Portale der Marcuskirche herniederſchauen, am Tage des Einzugs auszuliefern.

Dieſe Roſſe, auf welche Venedig ſeit fünfhundertneunzig Jahren mit gerechtem Stolze hinaufgeblickt, ſind aus der Werkſtatt eines der größten Künſtler Griechenlands hervorgegangen. Der Schöpfer derſelben, ein Zeitgenoſſe Alexanders von Macedonien, Lyſippus von Sikyon, hat ſich durch ſie ein Denkmal geſetzt, das ein faſt zweitauſendjähriger Zeuge ſeines unvergänglichen Künſtlerruhmes iſt. — Für welche Stadt Griechenlands dies Viergeſpann

---

Petrarca's, der ſeine Bibliothek dem Senate von Venedig abtrat und dafür eine lebenslängliche Penſion und ein Haus als freie Wohnung erhielt. Dieſes Haus, in dem einſt auch Boccaccio gewohnt, liegt auf der Riva de' Schiavoni Nummer 4144 und iſt mit einer Marmortafel geſchmückt, welche Kunde davon giebt. Im Jahre 1468 erhielt die Bibliothek eine ſtarke Vermehrung durch den Cardinal Beſſarion, deſſen Bildniß im Vorſaale der Bibliothek zu ſehen iſt.

urſprünglich beſtimmt geweſen war, hat keiner von allen Geſchichtsforſchern bis jetzt ermitteln können. In der Mitte des erſten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung finden wir dieſe Roſſe im weltbeherrſchenden Rom, wo ſie zuerſt Nero's und ſpäter Trajan's Triumphbogen geſchmückt haben ſollen. Im Jahre 330 nach Chriſti Geburt wanderten ſie mit Conſtantin dem Großen nach ſeiner prachtgeſchmückten Reſidenz am Bosporus. Dort blieben ſie neunhundert Jahre Zierde und Stolz des Hippodroms. Im Jahre 1204 wurde Conſtantinopel vom einundvierzigſten Dogen, Henrico Dandolo, erobert. Ein Jahr ſpäter ſchickte deſſen Nachfolger, Pietro Zani, den Marino Zeno als Podeſtà ins eroberte Byzanz, und dieſer Zeno ſandte noch in demſelben Jahre die „Wächter des Hippodroms“, begleitet von andern Kunſtſchätzen, nach Venedig, das mit dieſer Siegesbeute den Eingang ſeiner ſchönſten Kirche verherrlichte. Jedes dieſer Roſſe, an welchen noch jetzt Spuren ehemaliger Vergoldung zu ſehen ſind, wiegt ſiebenzehnhundert Centner. Nach einem der venezianiſchen Hiſtoriographen ſollen die Augen dieſes Viergeſpanns einſt nußgroße Edelſteine geweſen ſein, deren Glanz den großen Conſtantin dergeſtalt beleidigt haben ſoll, daß er einſt den Befehl gegeben habe, dieſe Roſſe zu blenden, d. h. ihnen die diamantenen Augen auszureißen und mit denſelben das Diadem ſeiner Mutter, der heiligen Helene, zu ſchmücken. Im Uebrigen haben die Gelehrten über Urſprung und Geſchichte dieſer Pferde ſo unendlich viel zuſammengefabelt, daß das Wahre vom Falſchen ſchwer zu ſondern iſt*).

---

*) Es exiſtiren darüber folgende Streitſchriften: 1) Narrazione storica dei quattro Cavalli di Venezia, von Leopoldo Cicognara, Venezia 1815. 4. 2) Notizie storiche sui Cavalli, von Nicolo Bettoni, Padova 1815. 8. 3) Lettera sui quattro Cavalli, von Andrea Mustoxidi, Padova 1816. 8. 4) Osservazioni sui Cavalli di Venezia, von Girolamo Antonio Dandolo, Venezia 1817. 8. Muſtoxidi behauptet, daß dieſe Pferde erſt im fünften Jahrhundert, auf Befehl des Kaiſers Theodoſius, von Chios nach Conſtantinopel gekommen ſeien.

IV.

Der 16. Mai war ein Tag der Trauer. Venedig, das bis dahin keine feindlichen Truppen geſehen hatte, hörte an jenem Tage dreitauſend Franzoſen mit klingendem Spiele auf den Marcusplatz ziehen, wo ſie, zur Muſterung aufgeſtellt, einen glänzenden Phalanx bildeten. Die alten Roſſe Zeno's ſchienen wehmüthig herabzuſchauen auf die dreifarbigen Fahnen, deren ſtolzes Wehen jedem Venezianer ein höhnendes „Fuimus Troes“ zuflüſterte.

Als es zu dunkeln begann, ſtimmte die franzöſiſche Regimentsmuſik zuerſt jene weltberühmte Hymne an, welche das republikaniſche Heer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg geführt. Dumpf tönten die Glocken von Sanct Marcus, als die kriegeriſche Melodie der Marſeillaiſe das Volk von Venedig dergeſtalt begeiſterte, daß es mit lautem Jauchzen das Siegeslied ſeines Feindes vernahm.

Wer iſt der Componiſt dieſes Liedes? fragte ein Enthuſiaſt der Muſik einen der franzöſiſchen Offiziere.

— Er iſt Einer der Unſrigen . . . ein Soldat.

— Und ſein Name? fragte der Venezianer.

— Rouget de Lisle, antwortete der Offizier mit leicht verzeihlichem Stolze.

— Dieſe Franzoſen, ſagte eine vorüberwandelnde Courtiſane zu ihrer alten Begleiterin, ſind hübſche Leute und werden, hoffentlich, etwas Abwechslung in unſer einförmiges Leben bringen.

— Die verfluchten Franzoſen, brummte ein alter eiferſüchtiger Ehemann vor ſich hin, ſie werden viel Unheil anſtiften; ſie werden unſere Weiber verführen; ſie werden uns ihre elende Sprache aufdrängen; ſie werden ihre Sitten, ihre Moden bei uns einſchmuggeln und uns zu Franzoſen machen.

— Haſt Du gehört, was geſchehen iſt? fragte ein Gondolier den andern.

— Was iſt geſchehen?

— Eine Stunde nach dem Einrücken der Franzoſen ſind aus der unterirdiſchen Kapelle des Campanile die Gebeine des heiligen Marcus geſtohlen worden.

— Jeſus, Maria und Joſeph, ſchrie der Andere, dann ſind wir verloren!

— Morgen früh, ehrwürdiger Vater, ſagte ein junger Nobile zu einem alten feiſten Pfaffen, werden Zeno's Roſſe herabgenommen und nach Paris geſchickt.

— Dies Unglück iſt allenfalls noch zu ertragen, meinte der ehrwürdige Herr.

— Morgen früh werden fünfhundert der werthvollſten Manuſcripte der Marcus-Bibliothek ausgeliefert ...

— Auch darüber werde ich mich tröſten ...

— Zwanzig unſerer ſchönſten Gemälde wandern nach Frankreich ...

— Meinetwegen! ſagte der Pfaff.

Der Ober-General will, wie ich höre, alle Klöſter aufheben und alle Pfaffen fortjagen ...

— Fluch dem Elenden! rief der Pfaff, Fluch den Kirchenräubern!

— Genau betrachtet, ſagte ein Bürger zum andern, können wir froh ſein, daß unſere ſogenannte Republik ihr Ende erreicht hat. Die Franzmänner bringen uns Freiheit und Gleichheit und befreien den Bürger vom Drucke des Adels, den Gott und der heilige Marcus verdammen möge.

— Amen, Amen! flüſterte leiſe der Andere.

Während die eine Hälfte der Bevölkerung den Feind im Stillen verwünſchte, die andere mit lauter Stimme den Umſturz der alten Ordnung, den Untergang der Adelsherrſchaft, das Ende der Inquiſition pries, ſpielte die Regimentsmuſik jene Märſche, bei deren Klängen Napoleon Buonaparte, ein zweiter Hannibal, ſeinen Heereszug über die Alpen geführt hatte.

— Vive la liberté! jubelten die Franzoſen.

— Evvivà San Marco! ſchrieen die Venezianer.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Acht Tage nach dem Einzuge der Franzoſen trat an die Stelle des aufgelöſten großen Rathes eine proviſoriſche Regierung von ſechszig Mitgliedern, die Tags darauf, am 25. Mai, die Gefängniſſe der Staatsinquiſition niederzureißen und die Löwenrachen, jene ſchrecklichen Zeugen tauſend falſcher Anklagen, zu vernichten befahl.

Das Volk von Venedig löſte ſich freiheittraumend in lauten Jubel auf.

— Evvivà la libertà! jubelten die Venezianer.

— A bas l'inquisition! ſchrieen die Franzoſen.

Und Beide waren nun nicht mehr Feinde.

Am 4. Juni wurde auf dem Marcusplatze am Fuße des neugepflanzten Freiheitsbaumes unter dem tauſendſtimmigen Jubelgeſchrei des Volkes das goldene Buch, das Familienregiſter des verhaßten Adels, verbrannt, und am Abende dieſes Freudenfeſtes erglänzte die bella Venezia im Strahlenſchmucke feenhafter Beleuchtung. Draußen herrſchte lauter Jubel; im Innern der Paläſte aber betrauerte die beſiegte Ariſtokratie den Untergang ihrer vierzehnhundertjährigen Macht, den Sonnenaufgang einer neuen Aera.

V.

Im Palaſte des ehemaligen Oberhauptes der venezianiſchen Republik wohnte der Obriſt Merlinville, Adjutant des Obergenerals Napoleon Buonaparte.

Sein liebenswürdiges Benehmen, die zarte Aufmerkſamkeit, die er bei jeder Gelegenheit der geſunkenen

Größe, dem Ex-Dogen erwies, hatte ihm in wenigen Tagen die Zuneigung der Tochter Manini's verſchafft. Tullia geſtand ſich mit Zittern und Zagen, daß dieſer Franzoſe all' jene Vorzüge beſaß, mit denen ſie das Ideal ihrer Träume ausgeſchmückt hatte. Auf ſeiner hohen Stirn prangte die ernſte Würde des Helden; aus ſeinem Auge leuchtete das Feuer edler Begeiſterung. Seine ganze Erſcheinung hatte etwas Impoſantes, das ihm eine zwiefache Glorie, den Strahlenglanz eines Kriegsgottes und den Nimbus eines homeriſchen Helden um die jugendliche Stirn flocht.

— Er iſt ein Ajar! rief die Tochter des Dogen, als ſie ihr Ideal, mit der dreifarbigen Schärpe geſchmückt, im vollen Glanze ſeiner goldgeſtickten Uniform erblickte. Welch ein Mann! flüſterte ſie leiſe vor ſich hin und ließ ihr Auge mit zitterndem Wohlgefallen auf ſeiner männlich-ſchönen Heldengeſtalt ruhen.

Bald darauf befand er ſich in ihrem Zimmer.

— Signora, ſagte er, Sie waren geſtern Abend ſo freundlich geweſen, ſich mit mir über die Literatur Ihres ſchönen Vaterlandes zu unterhalten. Ich habe in dieſem Geſpräche mit Ihnen ſo viel gelernt, daß ich nicht erwarten kann, auch Ihr Urtheil über die Künſte Italiens, vor Allem über die Muſik, zu erfahren. Zürnen Sie mir, wenn ich Sie frage, welcher von allen jetzt lebenden Componiſten ſo glücklich iſt, Ihr Liebling zu ſein?

— Ich liebe Keinen ſo ſehr als Zingarelli.

— Welch eine Uebereinſtimmung des Geſchmacks! Der Componiſt der reizenden Oper „Romeo e Giulietta“ iſt auch mein Liebling, und ich habe den Maeſtro Zingarelli jetzt noch einmal ſo lieb, da ich weiß, daß auch Sie ihn lieben.

Romeo's Arie „Ombra adorata“ iſt, nach meiner Anſicht, das Schönſte, was die neuere Muſik Italiens bis jetzt aufzuweiſen hat, ſagte Tullia.

Die ganze Oper machte ſo großen Eindruck auf mich, daß ich ihn um dieſe Schöpfung mehr beneidete als manchen Feldherrn um einen glänzend erkämpften Sieg. O wer doch auch ſo componiren könnte, wie Maeſtro Zingarelli! Nächſt ihm giebt's für mich nur noch Einen, der Muſik zu ſchreiben verſteht, und dieſer Eine . . .

— Iſt Paiſiello! rief Tullia mit ſchöner Begeiſterung.

— Wunderbar, daß auch hier mein Geſchmack der Ihrige iſt. Paiſiello's Muſik hat für mich einen ganz eigenthümlichen Zauber. Stundenlang kann ich ſeinen Melodien lauſchen, ohne durch ſie ermüdet zu werden. Seine Muſik hat etwas Beruhigendes, das alle Leidenſchaften, die unſer Herz beſtürmen, in ſüßen Schlummer und holde Träume wiegt.

— Und welche von Paiſiello's Opern ſagt Ihnen am meiſten zu?

Sein „Rè Teodoro in Venezia.“

— Sie iſt ein in Muſik geſetztes Pasquill ...

— In dem mehr Witz und Laune, als in manchem unſerer ſogenannten Luſtſpiele zu finden iſt *).

---

*) Der Text dieſer äußerſt komiſchen Oper iſt vom Dichter der „Animali parlanti,“ dem Abbe Caſti, der den Stoff zu dieſem Libretto vom Kaiſer Joſeph erhielt. Die Hauptfigur dieſer Oper iſt der geldarme, neugebackene und bald wieder flüchtig gewordene Beherrſcher von Corſika, Theodor von Neuhof, der ſo tief im Schuldenbuche ſeines Gaſtwirths ſteckt, daß er nur durch die Liſt, deſſen Tochter heirathen zu wollen, ſich eine kurze Galgenfriſt verſchafft. Dieſer „Rè senza regno e denari“ iſt eine Perſiflage auf den damals mit großem Pomre

Noch Zingarelli und Paiſiello ſteht noch ein dritter Name auf der Liſte meiner Lieblinge und dieſer Dritte ...

— Heißt Cimaroſa.

— Errathen, Signora! Sein „Matrimonio segreto“ iſt nach meiner Anſicht ein Meiſterwerk, das vergebens ſeines Gleichen ſucht. Ach, Signora, ich möchte Kaiſer von Frankreich oder König von Italien ſein, blos des Vergnügens willen, dies Triumvirat an meinen Hof zu ziehen!

Sie lieben alſo die italieniſche Muſik?

— Mehr als die franzöſiſche ...

— Und warum? fragte Tullia.

— Weil die Muſik Ihres ſchönen Vaterlandes weit ſanfter als die unſere iſt ...

— Sie ſcheinen mir in dieſem Punkte nicht ganz ohne Vorurtheil. Auch Frankreich beſitzt ein Paar Componiſten, auf die es ſtolz ſein darf. Méhul und ...

---

umherreiſenden König Guſtav von Schweden, deſſen Aufwand dem beſcheidenen Sohne Maria Thereſiens verhaßt war. Kaiſer Joſeph ſchenkte dem Componiſten dieſer Oper eine goldene Tabatiere und 1000 Stück Kremnitzer Dukaten.

— Grétry! fügte Merlinville raſch hinzu. Alle Andern aber machen zu viel Lärm.

— **Obriſt, was halten Sie von Cherubini?**

— **Er iſt ein Componiſt, deſſen Muſik mit einem Fuße in Italien, mit dem andern in Frankreich ſteht ... ich höre ihn lieber in der Kirche als auf der Bühne ...**

— Erzählen Sie mir etwas von Ihren Theatern. **Hat** Ihr Frankreich große Schauſpieler?

— Ich kenne nur Einen ...

— **Und** dieſer Eine?

— Iſt Talma, ein himmelſtürmendes Talent, ein Heros, für den ich ſchwärme. Dieſer Talma, **ein Gott der Tragödie, iſt der David** unſerer Mimen.

— Und David?

— Iſt der Talma unſerer Maler. Jede Rolle von Talma iſt ein Stück Kunſt-, jedes Bild von David ein unvergängliches Stück Welt-Geſchichte. **Eines** der ſchönſten Werke des Letztern iſt Buonapartens **Zug** über den Sanct Bernhard ...

— Ich habe viel von dieſem Bilde gehört, es aber nie geſehen ...

— Signora ſoll, ſobald wir nach Paris heimkehren, eine Copie dieſes Bildes erhalten . . .

— Verzeihen Sie, Obriſt, wenn ich Sie bitte, mich damit zu verſchonen . . .

— Weshalb? fragte Merlinville.

— Obriſt, ich haſſe den General Buonaparte . . .

— Wie, Jullia, ſagte der Soldat mit jenem Lächeln, durch das Alles bezauberte, Sie haſſen einen Mann, den Sie gar nicht kennen? Was hat der arme General Ihnen jemals zu Leide gethan, daß Sie ſelbſt ſein Bild nicht ſehen wollen?

— Hab' ich nicht ein Recht, ihn zu haſſen! Er hat Venedigs weißen Ruhm befleckt . . . er hat meinem Vaterlande die Freiheit geraubt . . .

— Venedig, Signora, hat die wahre Freiheit nur dem Namen nach gekannt. Zu allen Zeiten war Venedigs Volk ein willenloſer Sklave des übermüthigen Adels . . .

— Unter der Knechtſchaft dieſes Adels war Venedig eilf Jahrhunderte eine blühende Republik, eine gefürchtete Macht, die unumſchränkte Königin des adriatiſchen Meeres! Was iſt ſie jetzt? Ein geſtürzter Coloß, ein erobertes Land, eine franzöſiſche Provinz!

— Frankreich wird das Volk von Venedig aus der Sklaverei der Ariſtokratie befreien und dem letzten Bürger dieſelben Rechte wie dem erſten Patrizier einräumen. Signora, iſt General Buonaparte darum wirklich ſo haſſenswerth?

— Obriſt, ich verabſcheue ihn!

— Und das ſagen Sie ſeinem ehemaligen Schulkameraden, ſeinem jetzigen Adjutanten? fragte Merlinville mit ruhigem Lächeln.

— Damit er durch Sie erfahre, daß in Venedig ein Weſen lebt, das ihn verwünſcht. Obriſt, ſagen Sie dies Ihrem General!

— Tullia, es würde ihn unglücklich machen zu wiſſen, daß ein Engel Ihrer Art ihm zürnt.

— Ich fluche ihm! rief Tullia.

— Noch einmal, Signora, wage ich zu fragen, was mein armer Freund verbrochen hat, daß ein ſo ſanftes Weſen, wie Sie, ihm fluchen kann?

— Signor, Sie errathen das nicht? Er hat meinen armen unglücklichen Vater vom Sonnenglanze des Thrones in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzt. Noch vor wenig Tagen war ich die Tochter des Dogen von Venedig ... jetzt bin ich ein armes unbekanntes Geſchöpf.

— Signora Manini, ſagte der Obriſt mit dem ihm eigenthümlichen Zauber herzgewinnender Freundlichkeit, iſt ungerecht gegen ſich und ihr Geſchick. Mag aus Venedig werden, was da will, Tullia Manini bleibt immer die ſchönſte Perle im Diademe dieſer Königin des Meeres. — Ich weiß nicht, Signora, wer geſagt hat, daß jede Venezianerin eine geborene Prinzeſſin ſei; ſo viel aber weiß ich, daß die Letzte der Manini die Erſte ihres Geſchlechts, die Krone aller Frauen von Venedig iſt ...

— Franzoſen ſind die erſten Meiſter in der Kunſt zu ſchmeicheln ...

— O dann bin ich kein Franzoſe, denn ich liebe vor Allem die Wahrheit, und wie tief es mich auch ſchmerzen mag, meinen armen Freund Napoleon von Ihnen gehaßt und verwünſcht zu wiſſen, ſo freut es mich doch, daß Signora ſo viel Muth beſitzt, aus der Geſinnung ihres Herzens kein Geheimniß zu machen ...

— Obriſt, es gewährt mir Freude, es gewährt mir eine Art Genugthuung, aller Welt zu ſagen, daß ich dieſen übermüthigen Buonaparte, den ganz Europa knechtiſch bewundert, aus dem Grunde meiner Seele haſſe und verabſcheue ...

— Hüten Sie ſich, Signora, dieſen Haß laut werden zu laſſen ... der General könnte ſonſt auf die grauſame Idee verfallen, ſich blutig an Ihnen zu rächen ...

— Wodurch? fragte Tullia mit allem Stolze, der ihrer Schönheit zu Gebote ſtand.

— Tullia, vom Haſſe bis zur Liebe giebts oft nur Einen Schritt! Wie häufig iſt es geſchehen, daß ein Frauenherz, nicht minder ſtolz und edel als das Ihre, den Mann, den es geſtern noch gehaßt, heute, ohne es ſelbſt zu wiſſen, zu lieben angefangen hat?

— Wie, mein Herr, fragte die Tochter des Dogen mit bitterm Lächeln, Sie könnten mich fähig halten, jemals einen Mann zu lieben, der mein Vaterland erniedrigt, meines Hauſes Glanz und Ehre getrübt hat?

— Hat nicht Cleopatra, die Tochter des geſtürzten Ptolomäer-Königs, den Beſieger ihres erlauchten Vaters geliebt?

Obriſt, General Buonaparte iſt kein Antonius …

Das gebe ich zu: doch iſt er ein Mann, der das Herz der Frauen ſo genau als das Innere jeder andern Zeitung kennt. In einigen Tagen, Signora, kommt der General nach Venedig, um Italiens Zukunft zu ordnen. Sein Adjutant erbittet ſich ſchon heute die Erlaubniß, Ihnen den General vorſtellen zu dürfen …

— Merlinville, ich mag ihn nicht ſehen!

— Ei, ei, ſchon dieſe Furcht beweiſt, daß Sie für meinen Freund etwas mehr empfinden, als bloßen Haß …

Sie haben Recht, ich verabſcheue ihn!

— Signora, darf ich eben ſo offen reden als Sie, ſo geſtatten Sie mir, Ihren Haß und Abſcheu vorläufig zu bezweifeln. Ihr Sträuben, ihn kennen zu lernen, entſpringt — verzeihen Sie, wenn ich irre — einzig und allein aus der Ahnung, daß der Mann, den Sie zu haſſen glauben, mächtig genug wäre, Ihnen Achtung, vielleicht gar Liebe einzuflößen …

— Signor, ich finde dieſe Behauptung ſehr gewagt …

— Und dennoch richtig, denn auch ich kenne das Herz der Frauen und weiß, daß ſie nur den zu haſſen vermögen, den ſie zu lieben im Stande wären …

— Obriſt, dann muß ich Ihnen ſagen, daß ich im Stande wäre, auch Sie zu haſſen …

Tullia! rief der Obriſt, hoch entzückt vom Geſtändniß ihrer Liebe, Sie ſagten da ein Wort …

— Das Sie längſt hätten errathen können, ſprach die Tochter des Dogen, erröthend die Augen niederſchlagend.

— Signora, ich bin ehrgeizig wie jeder Soldat. Nun aber tauſche ich ſelbſt mit Buonaparte nicht, denn Tullia Manini, die Krone aller Frauen, die Blüthe aller Engel, ſie liebt mich …

— Mit der ganzen Gluth der erſten Liebe! rief Tullia und flog weinend an ſein Herz.

— Armer Napoleon! rief er aus. Welcher von Deinen Siegen wäre glänzend genug, ſich mit dem Meinigen zu meſſen? Der Stern, der Dir bei Arcole geleuchtet hat, wie klein und dürftig iſt er gegen den

Glanz der Sonne, der jetzt an meinem Herzen ruht!

Der Obriſt hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. Es war der erſte Kuß, den eines Mannes Mund [illegible] keuſchen Lilie gab. Sie ſchloß die Augen; ihr Herz aber öffnete ſich gleich einer Knospe, die ſich vom erſten Strahle der Frühlingsſonne wachgeküßt fühlt. An den Wimpern hingen Thränen, die wie blitzende Thautropfen auf den Purpur ihrer Wangen niederfielen.

Der Obriſt betrachtete mit ſtiller Andacht die liebeverklärten Züge des Mädchens, das mit der Züchtigkeit einer Madonna an ſeinem laut klopfenden Herzen lag. Von der Macht ihrer Reize überwältigt, raffte er die ganze Kraft ſeines Geiſtes zuſammen und ſagte:

— Verzeihen Sie, Signora, wenn ich zum erſten Male in meinem Leben mein Heil und das Ihrige in der Flucht ſuche. Jeder Augenblick längern Verweilens brächte uns Gefahr. Beſiegt räume ich das Feld, ſetzte er hinzu, drückte ſie an ſein Herz und ſtürmte fort.

Welch' ein Mann! rief Tullia und zerfloß in Thränen.

VI.

Im Herzen der armen Tullia tobten nun zwei gleich gewaltige, gleich mächtig verheerende Leidenſchaften: eben ſo groß und kühn als ihr Haß gegen Buonaparte war ihre Liebe zu Merlinville. In Erſterem erblickte ſie den böſen Geiſt der Vernichtung, eine neue Gottesgeißel, in Letzterem die Incarnation ihres Ideals, in dem ſich alle Tugenden vereinigten, um ihn zum „Mann aller Männer" zu erheben. Der Obriſt war nicht blos Soldat, er war auch Poet, Poet im ſchönſten Sinne des Worts.

Eines Morgens fand Tullia, aus der Kirche heimkehrend, in ihrem Zimmer einen Blumenſtrauß und dabei folgendes Gedicht:

Quoi de plus gracieux qu'une perle? — Une fleur!
Qu'une fleur? — Une blonde étoile.
Qu'une étoile? — Un ange qui voile

Un doux nuage de pâleur.
Et qu'un ange ? — Une jeune fille,
Oui, sainte à la fois et gentille,
Se nomme étoile, perle, ange, Tullie ou fleur !

— Dieſe Blumen, dieſe Verſe ſind von ihm! rief ſie aus und verſchlang den Duft dieſer Blumen und die Poeſie dieſer Verſe, die ſie mit Perl und Blume, mit Stern und Engel verglichen.

Mit dem Bouquet an der Bruſt, eilte ſie zu ihrem Vater, um ihm das Gedicht zu zeigen.

— Wer iſt dieſer Schmeichler? fragte Manini.

— Unſer Gaſt, der Obriſt Merlinville.

— Merlinville? wiederholte der Ex-Doge mit wehmüthig-bitterm Lächeln.

— Vater, ich liebe ihn, rief das Mädchen mit jenem ungezügelten Enthuſiasmus, welcher der erſten Liebe jeder Italienerin eigen iſt.

— Wie, meine fromme Tullia kann ſich gegen Venedig und ihren alten Vater ſo ſchwer verſündigen, einen unſerer Feinde, einen Franzoſen, zu lieben?

— Vater, ich liebe ihn nicht, ich bete ihn an! rief Tullia mit glühender Begeiſterung.

— Und was giebt Dir den Muth, dieſen Frevel mir zu beichten?

— Deine Liebe zu mir! Ich bin Dein einziges Kind, mein Vater, mein Glück iſt auch das Deine ...

— Es iſt ein Bedürfniß meiner Seele, Tullia, jeden Deiner Wünſche zu erfüllen, bis auf Einen ... Nie werde ich zugeben ...

— Halt ein, Vater, halt ein! Hab' Mitleid! Hab' Erbarmen! Sprich nicht das Todesurtheil Deines einzigen Kindes aus ... Deine Tullia kann nicht leben ohne Merlinville ...

— So ſpricht der Wahnſinn!

— So ſpricht die Liebe, die jeden Nerv meines Lebens durchbebt.

— Und glaubſt Du, armes, unglückliches Kind, daß auch er Dich liebt?

— Kannſt Du dieſe Verſe leſen und daran zweifeln?

— Biſt Du Deiner Sache ſo ganz gewiß? Haſt Du ſeine Liebe auf irgend eine Probe geſtellt?

— Bis jetzt noch nicht, doch werde ichs, und

Merlinville — mein Herz ſagt es mir — wird jede Probe beſtehen.

— Tullia, laß ab von dieſer Liebe, die Dich, armes Kind, ins Verderben ſtürzt. Traue den Schwüren eines Franzoſen nicht ... bekämpfe eine Leidenſchaft, die Dich an jähen Abgrund führt, und beweiſe Deinem grauen, gramgebeugten Vater, daß Du des Kindes ſchönſte Pflicht — Gehorſam — nicht verlernt haſt. — Morgen (fuhr Manini nach kurzer Pauſe fort) wird Obriſt Merlinville uns verlaſſen, um ſich ins Hauptquartier des Ober-Generals Buonaparte zu begeben. Lerne im Voraus, ihn vergeſſen, denn wer weiß, ob er je nach Venedig zurückkehrt.

— Tullia wird ihm folgen.

— Wahnſinniges Kind, wohin?

— Bis ans Ende der Welt, denn noch einmal ſag' ich's Dir, mein Vater, ich kann nicht leben ohne Merlinville!

— O dann verwünſche ich den Tag, der dieſen Fremden in mein Haus geführt! So ſtürmt nun ein Unglück nach dem andern auf mich ein, um mich und meines Hauſes morſchen Stamm auf ewig zu vernichten. Buonaparte hat meinem greiſen Haupte die Dogenkrone und dieſer Merlinville meinem zwiefach gebrochenen Herzen das einzige Kind geraubt. O was bleibt mir Armen noch? Nichts als Elend, Schmach und Tod! ſtöhnte der edle Greis und ſank erſchöpft auf einen Lehnſtuhl.

Tullia warf ſich zu des Vaters Füßen nieder, umklammerte ſeine Knie, küßte ſeine kalten, bleichen Hände, ließ ihren Thränen freien Lauf und jammerte und flehte:

— Vater, lieber Vater, nimm mir das Leben, aber laſſe meine Liebe mir! Wende Deines Segens ſüße Sonne von mir ab, fluche mir, mein Vater, verwünſche mich, aber verzeihe, verzeihe mir!

— Tullia, Du ſtehſt am Abgrunde des Verderbens . . .

— Vater, laß mich hineinſtürzen und darin untergehen!

Vater und Tochter zerfloſſen in Thränen.

VII.

In ganz eigenthümlicher Lage befand ſich Merlinville. Er fragte ſich, ob das Gefühl, das er für des Degen Tochter empfinde, Liebe, reine Liebe ſei, und ſchwankte zwiſchen Zweifel und Gewißheit.

— Tullia, ſagte er zu ſich, iſt ein Kind, deſſen Jugend und Schönheit, deſſen Geiſt und Enthuſiasmus Dich intereſſirt. Oder könnteſt Du dies Kind wohl auch lieben? Doch wozu dieſe Frage! Dein Herz, guter Freund, iſt ja ohnedies nicht mehr frei. Was ſoll ich thun? Soll ich großmüthig der Beute meines Sieges entſagen oder ſie genießen? Das Letztere wäre ſchändlich! Ich will Mann ſein und auf jeden Triumph, der auf Tullias Niederlage fußt, mit Freuden Verzicht leiſten.

Mit dieſem Vorſatz eilte er zu ihr.

— Signora, ſagte er, ihre Hand erfaſſend, ich komme, um Ihnen Lebewohl zu ſagen.

— Auf wie lange? fragte Tullia.

— Auf immer! fügte der Obriſt mit leiſem Seufzer hinzu

— Auf immer? wiederholte das leichenblaſſe Mädchen. Obriſt, was treibt Sie ſchon ſo ſchnell aus unſerer Nähe?

— Die Pflicht, Signora, der Ehrgeiz! Ich brenne vor Begier, mich von Neuem an der Seite meines Generals ins Gewühl der Schlachten zu werfen, um beim dumpfen Donner der Kanonen die zitternden Schläge meines kranken Herzens zu vergeſſen ...

— Merlinville, auch mein Herz iſt krank ... auch das Meine blutet ... doch ich Aermſte der Armen kann mich nicht wie Sie ins Gewühl der Schlachten werfen ... mein Herz muß langſam verbluten ...

— Signora, was kann ich thun, um Ihnen den Frieden Ihres Herzens wieder zu geben?

— Verſchaffen Sie mir die Ueberzeugung, daß Sie meiner Liebe würdig ſind.

— Und wodurch, Tullia, ſoll ich Ihnen das beweiſen?

— Daß Sie mir ein Opfer bringen!

— Alles, was Sie verlangen, ſei Ihnen im Voraus gewährt!

— Obriſt, ich halte Sie beim Wort! Sie verlaſſen uns morgen, um ſich ins Hauptquartier des Ober-Generals Buonaparte zu begeben ...

— Ich habe ihm wichtige Nachrichten zu überbringen ...

— Als Adjutant haben Sie Gelegenheit, beſtändig in deſſen Nähe zu ſein ...

— So iſt's!

— Obriſt, ſprach Tullia, wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe geben, ſo befreien Sie die Welt von dieſer Gottesgeißel.

— Wie? ſagte Merlinville entſetzt zurückſchaudernd, ich ſoll meinen Schulkameraden, meinen Freund, meinen Vorgeſetzten ...

— Ermorden! rief die Tochter des Dogen und ihr Geſicht verklärte ſich.

— Tullia, fragte der Obriſt tief bewegt, iſt dies Ihr Ernſt?

— Heiliger Ernſt! betheuerte Tullia mit emporgehobener Hand.

— Gut, dann will ich Sie noch heute und zwar jetzt gleich verlaſſen, erwiderte der Franzoſe mit krampfhafter Aufregung. Signora, ſetzte er hinzu, Sie verlangen von dem Manne, der Sie liebt, ein Opfer, das ihm das Leben koſtet. Denn gelingt es mir, den Ober-General zu ermorden, ſo werden Sie an demſelben Tage, an dem Sie den Untergang Ihres Feindes erfahren, auch das traurige Ende Ihres Freundes zu beklagen haben . . .

— Gleich nach vollendeter That müſſen Sie fliehen . . .

— Wohin?

— Sie fragen noch? In meine Arme! Dann will ich Sie lieben, wie noch kein Weib auf Erden den Gegenſtand ihrer Liebe geliebt hat; dann will ich jeden Augenblick der Angſt, die Sie ausgeſtanden, Ihnen durch Liebe, tauſendfache Liebe vergelten; dann ſollen Sie erfahren, daß, wie groß auch mein Haß gegen Buonaparte, meine Liebe zu Ihnen millionenmal größer iſt, ſo groß und innig, ſo wahr und unendlich, daß keine Sprache der Welt ſie zu ſchildern vermag, rief die Tochter des Dogen und ſtürzte ſich an ſein Herz.

— Unbegreifliches Kind! ſagte Merlinville, ſie in ſeinen Armen haltend, ſelbſt in Deinem Haſſe erſcheinſt Du mir groß und edel, ſchön und erhaben, wie jene Charlotte Corday, die ihr Vaterland vom Tyrannen befreien gewollt. Leb' wohl, Jullia, leb' wohl, bald ſollſt Du von mir hören, ſagte der Obriſt, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort.

Jullia fiel auf die Knie, faltete die Hände und betete:

— Gott der Liebe, Gott der Rache, erhöre mein Flehen! Schirme den Helden, den ich liebe, und vernichte den böſen Geiſt, der verheerend von einem Reiche zum andern zieht, den neuen Attila, der meines Vaterlandes Freiheit, meines Vaters Krone mit Füßen getreten und die ſtolze „Königin des Meeres" zu ſeiner Magd erniedrigt hat. Heiliger Marcus, breite Deine Flügel über Merlinville, der Dich und mich rächen wird, Amen!

— — — — — — — — —

— — — — — — —

Gleich darauf befand ſich der Obriſt auf dem Wege nach Mailand.

VIII.

Acht Tage ſpäter erhielt Tullia Manini aus dem Hauptquartier Mailand folgende Nachricht:

Signora.

Ich benutze den erſten freien Augenblick, um Ihnen eine Welt voll heißer Grüße zu Füßen zu legen und Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren, das mir die ganze Schwere Ihres edlen Haſſes, gewiß aber auch einen Strahl Ihres ſchönen Mitleids zuwenden wird. Tullia, Sie haben mein Herz auf eine harte Probe geſtellt: Sie haben verlangt, daß Obriſt Merlinville den Ober-General Buonaparte ermorden ſoll. Erfahren Sie nun, theuere Freundin, daß der Erſtere nur eine Maske geweſen iſt, unter welcher der Letztere, incognito, mit Ihnen unter Einem Dache gewohnt hat. Merlinville und Buonaparte ſind zwei Namen einer und derſelben Perſon, der das Doppelloos zugefallen, von Ihnen eben ſo glühend geliebt als gehaßt zu werden. Signora, Obriſt Merlinville, dem es gelungen iſt, die Liebe Ihres edlen Herzens zu erringen, bittet und beſchwört Sie, den verhaßten Napoleon zu den Todten zu werfen, Jenem aber ein liebevolles Andenken zu bewahren. Wohin ſein Stern ihn auch führen mag, an die Ufer des Rheins oder zu Aegyptens Pyramiden, in Sieg oder Tod, auf Schaffot oder Thron, überall und in jeder Lage ſeines Lebens wird er Ihrer mit tauſend Wonnen und tauſend Schmerzen gedenken und Ihr göttergleiches Bild, das ſich mit unauslöſchlichen Zügen in ſeine Seele eingeprägt hat, wird ihm in Stunden der Entmuthigung tröſtend vor den Augen ſtehen und den ſüßen Troſt gewähren, daß, wenn einſt auch ganz Europa ihn haſſen und verwünſchen ſollte, in Venedig ein Engel lebt, der ihm den Sonnenglanz ſeiner Theilnahme, das Mondlicht ſeines Mitleids nicht verſagen wird.

Empfangen Sie, Signora, die Verſicherung der innigſten Zuneigung

Ihres
aufrichtigen Verehrers
Napoleon Buonaparte.

— Buonaparte! rief ſie aus und ſank beſinnungslos zu Boden.

IX.

Die Folge dieſer Nachricht war ein hitziges Fieber, das die arme Tullia, das blühende Mädchen, in wenig Tagen an den Rand des Grabes brachte. Auf dem Gipfel des Paroxismus fantaſirte ſie von Merlinville, den ſie mit heißer Liebesgluth umfaßte, bald aber mit Abſcheu wieder von ſich ſtieß, als ſie in ihm den verhaßten Feind ihres Vaterlandes erkannte. Dieſes Körperleiden, dieſer Seelenkampf verzehrte ihre jugendliche Kraft mit ſo großer Haſt, daß die Aerzte bereits jede Hoffnung aufgaben. Am eilften Tage war ſie todt.

X.

Nur kurze Zeit überlebte der alte Doge den Tod ſeines einzigen Kindes.

Nach dem in der Nacht vom 17. auf den 18. October deſſelben Jahres im Schloß zu Campo Formio zwiſchen Frankreich und Oeſterreich abgeſchloſſenen Frieden trat Letzteres ſeine Niederlande und das liebe Rheinufer an Frankreich ab und erhielt dafür Dalmatien und Venedig.

In dem Augenblicke, als der ſchwergeprüfte Doge dem neuen Herrſcher den Eid der Treue ſchwören ſollte, ſtürzte er bewußtlos nieder und iſt von ſeinem langen Schlafe ſeitdem nicht wieder aufgewacht. Mit ihm ſtarb der letzte Manini.

IX.

Nur wenige Jahre blieb Venedig unter Oeſterreichs Scepter. Am 10. December 1805 fiel es, in Folge des Friedens von Presburg, mit ſeiner Terra Firma an das neugeſchaffene Königreich Italien, das in Eugen von Beauharnais, des Kaiſers tapfern Stiefſohn, mit lautem Jubel die Morgenröthe einer neuen Zukunft begrüßte.

Als Napoleon im Jahre 1806 die Dogenſtadt zum zweiten Male mit ſeiner Gegenwart beehrte, bewohnte der Kaiſer der Franzoſen, der König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes, den Palazzo Balbi.

Gleich nach ſeiner Ankunft zog er Erkundigungen über die Familie Manini ein.

— Lebt der letzte Doge noch? fragte er den Beſitzer des Palaſtes.

— Er iſt todt, ſagte der Venezianer.

— Und ſeine Tochter? fragte der Kaiſer.

— Auch ſie ſchläft den ewigen Schlaf.

— Arme Tullia, ſeufzte Napoleon und erdrückte eine Thräne.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — —

Am folgenden Morgen, noch ehe die Sonne Venedigs Dome vergoldete, begab ſich der Kaiſer, begleitet von einem ſeiner Groß-Offiziere, nach jenem Kirchhofe, auf welchem Tullias Gebeine im Schooße der Erde, von keines Freundes Thränen benetzt, langſam vermoderten.

— Duroc, ſagte er tief bewegt zu ſeinem Beglei ter, unter dieſem Steine ſchläft ein Engel, den ich bis zum letzten Hauche meines Lebens achten und lieben werde. — O Tullia, wenn Deine reine, unentweihte Seele nach dem Tode in ihre ewige Heimath, in den azurblauen Himmel heimgekehrt iſt, dann wirſt Du jetzt aus Deines Himmels Höhen auf mich herniederſehen und den, der Dich ewig lieben wird, nicht länger haſſen.

In demſelben Augenblick zuckte aus den Dämmerwolken der erſte Sonnenſtrahl. Der Kaiſer beugte ſich nieder auf den einfach-ſchlichten Grabeshügel, pflückte ein grünes Blatt, küßte es, ſchaute zum erwachenden Morgen empor und flüſterte leiſe vor ſich hin:

— Schlaf wohl, arme Tullia, ſchlaf wohl! Auf Wiederſehen in einer ſchönern Welt!

Dann eilte er tief bewegt weiter.

XII.

Wir kehren nach Venedig und ſeinen vier Roſſen zurück.

Dieſe Roſſe, die mit vielen andern geraubten Kunſtſchätzen nach Paris gewandert waren, hatten ſeit 1806 den Triumphbogen geſchmückt, welchen Napoleon als einen Zeugen ſeiner italieniſchen Siege vor dem Schloſſe der Tuilerien emporwachſen ließ. Hier blieben ſie faſt neun Jahre.

Im Jahre 1815 forderte ein anderer Kaiſer Franz I. — Ziani's geraubte Roſſe zurück und bald darauf verließen ſie Napoleons Triumphbogen, um von Neuem die ſchmucken Wächter des mittelſten Eingangs der Marcuskirche zu werden. Herr v. Binzer beſchreibt nach der Ausſage eines Augenzeugen den Jubel, mit dem Venedigs uralte Ruhmeszeugen vom Volke begrüßt wurden.

,,Ein großes Fahrzeug, ſchwarz gekleidet wie alle Gondeln, war zur Aufnahme der Heimkehrenden eigends eingerichtet, in der Mitte ein erhöhtes Gerüſt, worauf die herrlichen, mit Lorbeer geſchmückten Thiere prangten und bei ihrem feierlichen Einzuge wahrhaft ſtolz einherzuſchreiten ſchienen, als das Schiff langſam durch den Canal grande dahinglitt, gefolgt von feſtlich geſchmückter Militär-Escorte, umgeben von Tauſenden von Gondeln und Böten aller Art, die, ſo weit das Auge reichen konnte, den ganzen Canal bedeckten, während alle Fenſter der vielen Paläſte zu beiden Seiten mit Zuſchauern beſetzt waren, deren lauter Jubel von dem Jauchzen der Menge auf dem Waſſer übertönt wurde. — An der Piazzetta glücklich ausgeſchifft, wurden die ehernen Roſſe feierlich bis vor die Marcuskirche gebracht, um ſie dort auf den alten hohen Stand hinaufzuwinden. Der ganze Platz war mit Menſchen dergeſtalt gefüllt, daß keine Orange hätte zur Erde fallen können, und dennoch herrſchte, als nach beendigtem Segensſpruch die mächtige Laſt ſich zu heben begann, eine tiefe, feierliche Stille. Von dem Brauſen des Freudengeſchreis aber, das kein Ende nehmen wollte, kann nur der ſich eine Vorſtellung machen, welcher etwas Aehnliches ſelbſt erlebt hat.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

XIII.

Das eherne Viergeſpann ſteht nun ſeit drei Jahrzehnten auf ſeinem alten Poſten und ſchaut mit zweitauſendjährigem Stolze, mit unverwüſtlicher Kraft und ungeſchwächter Majeſtät auf Venedigs wandelndes Geſchick herab.

Wer ſagt uns, wie lange ſie hier noch bleiben werden? Ihr armen Roſſe, Ihr habt in Euern jüngern Jahren ſchönere, glanzvollere Tage geſehen, als jetzt! Venedig iſt nur noch ein Schattenbild ſeiner frühern Pracht und Herrlichkeit. Vielleicht erſcheint einſt ein neuer Napoleon, der dieſe Roſſe zum zweiten Male entführt — Gott und Fürſt Metternich mögen wiſſen — wohin?

Povera bella Venezia! Auf jedem Deiner Marmorquadern ſteht mit hieroglyphiſchen Buchſtaben geſchrieben:

„Sic transit gloria mundi!“

XIV.

Am Canal von Murano, auf der Gräber-Inſel San Michele, wo Tullia's irdiſche Ueberreſte ruhen, erblickt der Fremde, der dieſen Kirchhof beſucht, ein Grab-Denkmal mit der einfachen Inſchrift:

Voilà!

— — — — — — — — — —

— — — — — — —

Unter dieſem Steine ruht Tullia Manini.

Das

Geheimniß einer Gondel.

I.

In keiner Stadt Italiens fühlt ſich der Fremde ſo ſehr zu verliebten Abenteuern angeregt, als in Venedig. Woher das kommt, woran das liegt, das weiß ich nicht; doch wird Jeder, der ein Paar Wochen in der alten Venusſtadt (Vénise aussi belle que Vénus) verlebt hat, ſich und mir eingeſtehen müſſen, daß er beim Anblick jeder geſchloſſenen Gondel, die an der ſeinigen vorübergehuſcht iſt, einen Anflug von Neugier und etwas Sehnſucht nach irgend einem Abenteuer in ſich verſpürt haben wird.

Venedig hat gegen tauſend Gondeln. Eine ſieht wie die andere aus: lang, ſchmal und einförmig ſchwarz wie ein ſchwimmender Sarg. Dieſe gleichförmige Trauerfarbe iſt die Folge eines uralten Geſetzes, das unter der Herrſchaft des dreiundachtzigſten Dogen Hieronimo Priuli — zwiſchen 1559 und

1567 — erlaſſen worden war, um dem mehr und mehr um ſich greifenden Luxus der Nobili, die ſich, wetteifernd in möglichſt prachtvoller Ausſchmückung ihrer Fahrzeuge, gegenſeitig zu Grunde richteten, das Ziel zu ſetzen, daß alle Gondeln gleichmäßig ſchwarz bekleidet werden mußten; aber eben dieſe Farbe der Trauer verleiht jeder dieſer Gondeln einen geheimnißvollen Anſtrich, der ſie, namentlich in den Augen des Fremden, äußerſt anziehend macht.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ich war ſchon zwölf Tage in Venedig und ſehnte mich nach einem Abenteuer, wie ein junger Dichter nach der erſten Aufführung ſeines erſten Bühnenſtücks. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht durchſtreifte ich den wirren Knäuel ſchmaler Seitengaſſen — Calle genannt — ohne das zu finden, was ich ſuchte.

Verdrießlich beſtieg ich eines Abends — zwiſchen Zehn und Elf — am Traghetto della Santa Salute — nicht fern von meiner Wohnung — meine Gondel, um mich beim blaſſen Scheine des Mondes und einer glühenden Havannah-Cigarre durch den Canal grande fahren zu laſſen.

Eine Stimme des Herzens, die mich noch niemals getäuſcht hatte, ſchien mir zuzuflüſtern:

— Heute wirſt Du finden, was Du ſeit acht Tagen vergebens geſucht haſt.

Mit dem Rücken am ſchwarzen Maroquin-Kiſſen meiner Gondel angelehnt, ſchaute ich durch die offenen Fenſter in die taghelle Mondnacht hinaus und träumte von ſchwarzen Augen und weißen Auſtern, von würzigen Lippen und duftendem Orangeneis, von ſchwellenden Nacken und ſchäumendem Champagner. Und ſo oft eine Gondel an der meinigen vorüberfuhr, warf ich einen Blick hinein, um das zu erſpähen, was ich ſeit zwölf Tagen vergebens geſucht hatte.

— Wieder ein Tag verloren, ſagte ich zu mir und ſuchte in einer meiner Rocktaſchen die Cigarrenbüchſe, um mir an den Trümmern meiner alten Regalia eine neue anzuzünden. Im Suchen ſtößt meine Hand auf ein kleines Buch, in dem ich, bei Luna's galanter Ampel, einen der vielgeleſenſten Romane der neuern Literatur Italiens, Cäſar Cantù's ,,Margarita Puſterla'' erkenne.

— Pietro, rufe ich meinem Führer zu, ſoeben habe ich in Deiner Gondel einen ganz allerliebſten Fund gemacht ...

— Eine Börſe? fragt der Gondolier.

— Das weniger, aber ein Buch, von dem ich bereits in Mailand ſo viel Schönes gehört, daß ich ſchon dort mir ernſtlich vorgenommen hatte, die Bekanntſchaft dieſes vielgerühmten Romanes zu machen. Du erlaubſt doch, daß ich ihn mit nach Hauſe nehmen darf? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihn Dir wiedergebe ...

— Ich kenne Sie zwar erſt ſeit zehn oder elf Tagen, halte Sie aber für ſo grundehrlich, daß ich Ihnen noch weit mehr als dies anvertrauen würde.

— Das iſt ſehr artig von Dir; das Beſte aber hätte ich beinahe vergeſſen. Ahnſt Du wohl, wem dieſes Buch gehören mag?

— Nein, lieber Herr!

— Nach dem Dufte zu urtheilen, der dieſem eleganten Einbande entſtrömt, gehört dies Buch einer weiblichen Boudoir-Bibliothek. Wen haſt Du zuletzt in Deiner Gondel geführt?

— Eine Dame.

— Kannteſt Du ſie?

— Nein, lieber Herr! Ihr Geſicht war tief verſchleiert.

— Fuhr ſie allein?

— Ganz allein.

— Und wohin?

— Nach dem Campo San Stefano, wo ſie ausſtieg.

— Ihr Wuchs?

— Impoſant!

— Charmant! Charmant! Und glaubſt Du, daß ſie noch jung iſt?

— Nach dem Tone ihrer Stimme zu ſchließen, muß ſie noch ſehr jung und, nach ihrer Ausſprache zu urtheilen, eine Fremde ſein.

— Eine Franzöſin?

— Ich wäre geneigt, ſie weit eher für eine Engländerin zu halten.

— Auch nicht übel! Ich liebe dieſe ſemmelblonden Schönen! Aber, Herzensjunge, wie erfahren wir die Wohnung dieſer Lady?

— Laſſen Sie dies meine Sorge ſein. Morgen mit Tagesanbruch laufe ich nach dem Stephansplatz und frage dort in jedem Hauſe: wohnt hier eine große, ſchlanke Engländerin, welche geſtern Abend zwiſchen Neun und Zehn in der Gondel 92 ein kleines Buch vergeſſen hat . . . wie heißt das Ding? ſetzte er raſch hinzu.

,,Margarita Puſterla''.

Ein Name, den der Teufel behalten kann! Sie müſſen die Güte haben, ihn mir aufzuſchreiben.

— Den Teufel?

— Den Namen des Buches.

Sogleich, ſagte ich, zog meine Brieftaſche hervor und riß ein Blatt heraus, auf das ich den Titel meines Fundes ſchrieb. Hier, Pietro!

— Corpo di Cristo! erwiderte mein Gondolier, indem er ſich die langen, ſonnverbrannten Ohren rieb, das nützt mir ja auch nicht viel . . .

Wie ſo? fragte ich in meiner Einfalt.

— Ach, Signor, ich kann ja nicht leſen . . .

— Dummkopf! wollte ich ſagen, beſann mich aber bald eines Beſſern und meinte, wozu auch? Leſen iſt Luxus; der Titel des Romanes iſt freilich etwas ſchwer zu behalten, aber deſto leichter wirſt Du Dir, wie ich hoffe, den Namen des Schriftſtellers merken. Er heißt Cäſar Cantù.

— Bravo, braviſſimo! Cäſar heißt der junge Hund meines alten Kameraden Beppo, und Cantù heißt Geſang. Den Namen, Signor, vergeſſe ich nicht!

— Alſo auf Wiederſehen, morgen früh, ſagte ich und verließ die Gondel, deren blankgeputzter Schnabel ſo eben am Traghetto della Santa Salute angelegt hatte.

II.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich Licht, um mich auszukleiden und mit meiner ,,Margarita Puſterla'' zu Bett zu gehen.

Ich fange zu leſen an und leſe bis tief in die Nacht hinein. Der Roman, der ſeinem Autor den Beinamen eines italieniſchen Walter Scott verſchafft hat, iſt in mehrfacher Hinſicht höchſt intereſſant *). Bei einer der ſpannendſten Scenen, eben als ich das Blatt umwende, fällt aus dem Buche ein kleiner Zettel heraus.

Und was finde ich? Wohl hätte ich Luſt zu wetten, daß keiner von allen Leſern es errathen würde, und darum beeile ich mich, ſeine Neugier ſchleunigſt zu befriedigen.

Es war eines jener Papiere, die, ſprechende Zeugen augenblicklicher Geldverlegenheit, im bürgerlichen Leben ſchlechtweg „Pfandzettel“ genannt werden.

Die Inhaberin dieſes Zettels — der Name der verſetzenden Perſon iſt auf keinem derſelben angegeben — hatte ihren Shawl verſetzt, worauf ihr das

---

*) Dieſer reizende Roman, der auch in Deutſchland bekannt zu werden verdient, iſt, von einem in Venedig lebenden Maler, G. Fink, ins Deutſche übertragen, 1842 in Stuttgart erſchienen. Leſer, die den hiſtoriſchen Genre lieben, werden ſich mit „Italiens Walter Scott“ ſchnell befreunden.

kaiſerlich königliche Leihhaus — hier zu Lande monte di pietà genannt — (auch in Venedig ſteht es nicht für Mottenſchaden ein) armſelige 532 öſterreichiſche Zwanziger vorgeſchoſſen hatte.

— Das Pfand muß alſo, dachte ich bei mir, mindeſtens den dreifachen Werth dieſer Summe haben, folglich ein ganz reſpectabler Shawl ſein; eine Dame aber, die derlei koſtbare Shawls beſitzt, muß — gleichviel, ob ſie Franzöſin oder Engländerin iſt — vornehmen Standes ſein; in kleine augenblickliche Geldverlegenheiten kann ſich — durch Umſtände und Conſtellationen eigenthümlicher Art — ſelbſt die reichſte Frau verwickelt ſehen. Aber einerlei, ob die bewußte Dame reich oder arm, vornehm oder nicht vornehm ſein mag, ſie iſt jung, ihr Wuchs — ſagt Pietro — iſt impoſant . . . das genügt! Daß Milady augenblicklich nicht bei Kaſſe iſt, hat durchaus nichts zu ſagen. Im Gegentheil! dachte ich und ſchlug das Buch zu, um in Gedanken an ſie ſo ſchnell als möglich in die Welt der Träume hinüberzuſchlummern.

III.

Was und wovon ich in jener Nacht geträumt habe, kann Jeder errathen, der ſich einmal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden hat. Nur ſo viel ſei geſagt, daß ich in meinem ganzen Leben nie ſo geläufig Engliſch geſprochen, als in jener ſchönen Nacht, die — wäre es nach meinem Wunſche gegangen — drei Mal länger als jede andere hätte dauern müſſen. Milady, ungemein liebevoll, beantwortete jede meiner Fragen mit einem äußerſt wohlthuenden „yes“ und geſtand mit ſchamgerötheter Wange und niedergeſchlagenen Augen ihre augenblickliche Geldverlegenheit . . . ich benutzte dies Geſtändniß, meine Großmuth zu zeigen, zog meine volle Börſe und . . . erwachte.

IV.

Drei Stunden ſpäter — ich lag noch immer im Bette und vertiefte mich mehr und mehr in Cantù's

„Margarita" — vernahm ich ein ſchüchternes Klopfen an meiner Thür.

Kaum hatte ich hereingerufen, als mein lieber, treuer, dienſtwilliger Pietro, mit einem „buon giorno" im Munde und ſeinem Strohhute in der Hand, vor meinem Bette ſtand.

— Was bringſt Du?

— Die gewünſchte Auskunft, lieber Herr! Auf dem Stephansplatze, Nummer 743, wohnt die bewußte Dame, die wir ſuchen. Sie iſt — wie ich mir gleich gedacht — eine Engländerin, heißt Lady Georgine Colbourn, thut entſetzlich vornehm und macht einen ſo unmenſchlich großen Aufwand, daß ſie im ganzen Seſtiera *) „des Nabobs Geliebte" heißt.

— Iſt ſie verheirathet?

— Das weiß man nicht; ſo viel aber weiß der

---

*) Venedig iſt in ſechs Seſtiere eingetheilt: 1) Sestiera di San Marco (Kern und Mittelpunkt der Stadt). 2) Sestiera di Castello. Die größte Sehenswürdigkeit dieſes Bezirks iſt das Arſenal, das drei italieniſche Meilen im Umfang hat. 3) Sestiera di Canalreggio. 4) Sestiera di San Paolo 5) Sestiera di Santa Croce und 6) Sestiera di Dorso Duro.

ganze Stephansplatz, daß Lady Georgine die gute Freundin eines alten, ſteinreichen, aber bodenlos geizigen Bankiers iſt, der ſie, wie Unſereiner ſagt, unterhält, vermuthlich weil . . .

— Sie ihrerſeits auch ihn unterhält; ich finde das ganz in der Ordnung. Aber haſt Du Dich auch erkundigt, ob das Buch, das ich in Deiner Gondel gefunden habe, auch wirklich ihr gehört?

— Diavolo, daran hab' ich nicht gedacht! O, Pietro, Dein Gedächtniß iſt keinen Schuß Pulver werth, rief er aus und ſchlug ſeine Stirn. Aber morgen, längſtens übermorgen, ſollen Sie nicht nur das, ſondern noch weit mehr, ja ſogar Alles, Alles erfahren, denn jeder von uns hat ſeine Spione, und wenn Einer von uns etwas erfahren will, ſo horchen wir Alle, denn wozu anders als zum Horchen hat uns der liebe Gott ſo hübſche lange Ohren gegeben!

— Braver Junge, ausgezeichnetſter aller venezianiſchen Gondoliere, ſagte ich und öffnete meine Börſe. Dieſes Fünffrankenſtück, das ich jetzt zwiſchen meinen Fingern halte, bittet um Erlaubniß, aus meiner Hand in die Deinige zu ſpazieren. Ich hoffe, daß Freund Pietro nicht ſo grauſam ſein wird, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, fuhr ich fort und warf ihm das Geldſtück zu.

— Sie verkennen mich, lieber Herr, ſagte mein brauner Fouché, der das Geldſtück im Nu aufgefangen hatte.

Dann drehte er ſich dreimal auf dem Abſatz ſeines geflickten Stiefels herum, warf ſeinen kleinen runden Strohhut an die Decke, fing ihn, wie ein wohl abgerichteter Pudel, mit weitgeöffnetem Maule und rief in der Freude ſeines Herzens:

— Evvivà il Signor Tedesco!

Dann tanzte er zur Thür hinaus.

V.

Am Abend deſſelben Tages befand ich mich im Café Florian*), um die franzöſiſchen Zeitungen zu leſen. Von dort begab ich mich zu ſeinem ariſtokratiſchen Nachbar Suttil, um bei einem Becher dreifachen Fruchteiſes die reizende Serenade der öſterreichiſchen Regimentsmuſik, die — Donnerſtags und Sonntags — auf dem Marcusplatze die beliebteſten Nummern aus den neueſten Opern ſpielt, und die nicht minder üppigen Blicke der unter den Bogengängen der Procuratien und auf den mondbeſchienenen Quadern des Platzes auf- und abwandelnden Frauenwelt einzuſchlürfen. In jeder impoſanten Figur, die mir auffiel, glaubte ich die bewußte Engländerin zu ſehen, die junge, ſchöne und dennoch beklagenswerthe Milady, die, ob ſie gleich des

---

*) Das größte, bekannteſte und eleganteſte Kaffeehaus, von dem erzählt wird, daß es ſeit 1797 bis jetzt nur eine Nacht

---

ſoll geſchloſſen geweſen ſein. Sein Nachbar Suttil iſt der Sammelplatz der Ariſtokratie. Hier fand ich die Herzogin von Berry. Das Cafe dell' Imperatore d'Austria iſt das Stelldichein der Deutſchen und das Café Quadri auf der andern Seite des Marcusplatzes das Rendezvous der Militairs. Außer dieſen verdient noch das Café de' Lazzaroni, am Ende der Frezzaria, der Vereinigungspunkt der venezianiſchen Künſtler und Schriftſteller, und das berüchtigte Café Gamba auf der Riva dei Schiavoni von jedem Fremden, der das venezianiſche Leben in allen Schattirungen kennen zu lernen wünſcht, beſucht zu werden.

„Nabobs Geliebte“ iſt, ſich genöthigt ſah, einen ihrer Shawls — denn ſicher hat ſie deren ein ganzes Dutzend — ins Leihhaus zu tragen, um den beneidenswertheſten aller Caſhemire, der ſich auf ihren alabaſternen Schultern gewiegt, dort als Pfand für ſchnöde 532 Lire zurückzulaſſen. Ich kannte ihren „Nabob“ nicht, doch haßte ich, aus lauter Liebe zu Milady, den unverſchämten Geizhals ſo gründlich, daß ich ihn im erſten beſten Mörſer mit kaltem Blute und paſſender Melodiebegleitung langſam hätte zerſtampfen können. Grauſamer Filz! Arme Georgine! Undankbare Welt!

— Von Suttil verfügte ich mich zum „Kaiſer von Oeſterreich“, um dort einen meiner Landsleute, den liebenswürdigen Dr. F......r zu ſuchen, der ſo manche Nacht ſtundenlang mit mir das venezianiſche Straßen-Labyrinth nach allen Richtungen durchſtreift hatte und bald vor dieſem, bald vor jenem Hauſe ſtehen geblieben war, um mir eine Seite aus den Geheimniſſen dieſer abenteuerlichen Stadt ins Ohr zu raunen. Leider fand ich ihn heute nicht. In Verzweiflung darüber entſchloß ich mich, nach dem Grundſatze der Homöopathie, Langeweile durch

Langeweile zu heilen: ich griff nach einer deutſchen Zeitung.

Gerechter Gott, es war die Augsburger!

VI.

Am andern Morgen, als ich beim „Imperatore d'Auſtria" mit der ganzen Jungfräulichkeit eines immer ſehr zurückhaltenden Appetits meine Chocolade trank, griff ich nach der dicht vor mir liegenden, noch ganz druckfeuchten „Gazetta di Venezia", um zu erfahren, welches von den vielen geſchloſſenen Theatern*) heute Abend geöffnet ſei.

---

*) Das größte und ſchönſte dieſer Theater, Fenice, liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Campo San Fantin, iſt aber nur vom October bis Anfangs März der Oper und dem Ballet geöffnet. Nach dieſem ſind die Theater San Benedetto, unweit der Kirche gleichen Namens, in der Nähe der Poſt, San Samuele, Apollo und Malibran die bekannteſten. Im Ridotto di San Moisè werden in der Winterſaiſon ſtark beſuchte Maskenbälle gegeben. Der Impreſario des Fenice-Theaters iſt gegenwärtig ein Graf Camillo Gritti.

Ich las:

Teatro Apollo:

Norma . . . . . Signora Marietta Arrigotti.

Oper und Sängerin hatte ich im lieben Venedig, aus Langeweile, ſchon zwei Abende hinter einander gehört. Aller guten Dinge ſind drei, ſagte ich mir und beſchloß, Dame Norma heute zum dritten Male zu beſuchen. In demſelben Augenblick fiel mein Falkenauge oder Adlerblick — welches von Beiden ſagt meiner freundlichen Leſerin mehr zu? — auf eine Anzeige, die, in etwas auffallender Schrift, dicht unter dem Theater abgedruckt ſtand. Sie lautete:

> „Vorgeſtern, zwiſchen neun und zehn Uhr Abends, hat Jemand, der ſich vom Traghetto della Santa Salute nach dem Campo San Stefano fahren ließ, in der Gondel, deren Nummer ihm leider unbekannt iſt, ein in rothen Saffian gebundenes, goldgeränderteſ Exemplar von Cantù's „Margarita Puſterla“ und in dieſem Buche einen kleinen gedruckten Zettel (Spiegelberg, ich kenne Dich!) liegen laſſen, welcher für den Eigenthümer deſſelben

von höchſter Wichtigkeit iſt (natürlich!). Der ehrliche Finder (bitte recht ſehr!) wird dringend erſucht, Beides, wo möglich noch heute, auf dem Campo San Stefano, Nummer 734, im zweiten Stockwerke abzugeben. Die Perſon, die jenen Zettel verloren hat, rechnet dabei auf die Discretion des Finders (ſehr begreiflich!) und erklärt ſich dafür gern bereit, ihm für die Bewahrung des wichtigen Geheimniſſes, in das ein boshafter Zufall ihn eingeweiht hat, **eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung** zu Theil werden zu laſſen.“

Die durchſchoſſene Discretion und die mit fetter Schrift zugeſagte ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung verſchaffte mir die poſitive Gewißheit, daß die Eigenthümerin dieſes Pfandzettels die bewußte Milady ſei, deren impoſanter Wuchs ſeit jener Nacht, in der ich ſo lebhaft von ihr geträumt hatte, meine etwas aufgeregte Phantaſie in beſtändigem Schach erhielt.

— Mylady wohnt alſo auf dem Stephansplatze Nummer 734. Mein guter Pietro muß ſich alſo doch wohl geirrt haben, denn nach ſeiner Angabe

ſollte es ja Nummer 743 ſein. Aber geſtand er denn nicht ſelbſt, daß ſein Gedächtniß keinen Schuß Pulver werth ſei? Und wie leicht ſind zwei Nummern wie dieſe zu verwechſeln! — — — — — —
— — — — — — — —

Ich zahlte mein Frühſtück und kehrte eilig nach meiner Wohnung heim, um Buch und Zettel zu holen, die ich als redlicher Finder ungeſäumt den Händen der ſchönen Eigenthümerin mit dem impoſanten Wuchſe überliefern wollte. Ganz im Hintergrunde meiner frivolen Gedanken ſchimmerten in blendender Transparent-Beleuchtung die geheimnißvollen, inhaltsſchweren Worte:

eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung.

Gott iſt groß und Mahomet ſein Prophet!

VII.

Als ich die Treppe zu meiner Wohnung erſtieg, ſagte mir der Diener des Hauſes, Pietro habe mich, gleich nachdem ich ausgegangen ſei, hier geſucht, um mir eine wichtige Nachricht zu bringen; er habe eine ganze Stunde auf mich gewartet und ſei dann fortgelaufen, um mich in einem der Kaffeehäuſer aufzuſuchen.

Alles, was er mir ſagen konnte, wußte ich bereits.

Endlich alſo nach dreizehn langen, ziemlich einförmigen Tagen ſtand ich an der Schwelle eines Abenteuers, von dem ich mir — unter uns geſagt — alle Wonnen und Seligkeiten des muhamedaniſchen Paradieſes, die **meinen Wünſchen angemeſſene Belohnung** verſprach.

Um meines Sieges bei Milady ganz gewiß zu ſein, warf ich mich in den Nimbus einer ausgeſucht feinen Toilette. Unter mehr als einem Dutzend jungfräulicher Weſten wählte ich ein weißes, von geſtickten Veilchen eingefaßtes Atlas-Gilet und eine weißſeidene Halsbinde, deren reizender Schnitt Bulwer's Pelham — Englands erleuchtetſten Dandy — zu einer Epopöe in Gott weiß wie viel Geſängen begeiſtert hätte. Aber nichts von Allem iſt ſchwieriger als die richtige Wahl der Farbe, die man bei Anlegung der Handſchuhe zu beobachten hat. Es befremdet mich, daß noch keine unſerer eleganten Federn auf den gewiß nicht undankbaren Einfall gerathen iſt, eine „Physiologie des Handſchuhs" zu ſchreiben. Der Stoff liegt doch ſo nah! Denn wie leicht läßt ſich aus der Farbe des Handſchuhs der Charakter und die Neigung des Behandſchuhten errathen!

Ein Mann, welcher ſchneeweiße Handſchuhe trägt, iſt ein Pfarr-Candidat oder ſonſt ein zudringender Supplikant.

Ein Mann mit flohbraunen Handſchuhen iſt ein Philiſter, der den Stutzer ſpielen will.

Ein Mann mit ſchwarzen Handſchuhen iſt ein armer Teufel, der die etwas koſtſpielige Mode der Fauſtbekleidung nur gezwungen mitmacht.

Roſenfarbene Handſchuhe trägt ein Fantaſt oder Dummkopf.

Lila-Handſchuhe verleihen der männlichſten Phyſiognomie etwas Weibiſches.

Seidene Handſchuhe ſind „ridicule", baumwollene ſogar „cocaſſe“. Letzteres aber verhält ſich zu Erſterem wie ein Zopf zu einer Perücke.

Ein Dandy im unentweihten Sinne dieſes häufig ſo arg mißbrauchten Wortes kann nur buttergelbe oder entenpfotenfarbige (patte de canard) Glacehandſchuhe tragen.

Unentſchieden, welche von beiden Farben ich heute wählen ſollte, zog ich mir ein Paar buttergelbe an und ſteckte ein Paar Entenpfoten ein, damit, Falls die Wahl mich unterweges gereuen ſollte, ich meine Uebereilung ſogleich wieder gut machen könnte. Vorſicht, ſagt ein deutſcher Philiſter, iſt die Mutter der Weisheit.

Aber weil ich am Traghetto weder meinen Pietro noch ſeine Gondel fand, warf ich mich in die ſeines Freundes Beppo.

Unter Venedigs Gondolieren — man zählt deren gegen zehntauſend — giebt es, wie bekannt, zwei Parteien, von denen die Einen (Caſtellani) einen rothen, die der andern (Nicolotti) einen ſchwarzen Gürtel tragen und in der Politik, um die ich mich wenig bekümmere, ganz entgegengeſetzter Anſicht ſind. Pietro aber und Beppo waren Beide Schwarzgürtel oder, was daſſelbe ſagen will, intime Freunde, gute Kameraden, Dutzbrüder *).

— Signor, ſagte Beppo, als ich rückwärts in die Gondel ſtieg **), der arme Pietro ſucht Sie in der ganzen Stadt, um Ihnen eine Nachricht von großer, großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Ich weiß Alles, ſagte ich und gab ihm den Auftrag, mich ſo ſchnell als möglich nach dem Ziele meiner Wünſche, nach dem Stephansplatze, zu befördern.

Ich weiß ſehr wohl, daß ein franzöſiſcher Erzähler in meiner Stelle ganz anders gehandelt hätte und — wohl gemerkt, wenn er gerade gut bei Kaſſe geweſen — zuerſt nach dem Leibhauſe gefahren wäre, um dort den verpfändeten Shawl für ſeine Rechnung auszulöſen und ihn gleich darauf als ein Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit zu Milady's Füßen niederzulegen. Das hätte auch ich thun, d. h. erzählen können, aber wohl Niemand würde mir dieſen Zug der Großmuth geglaubt haben, denn ich bin ein deutſcher Schriftſteller, der ſein Geld für ſich ſelber braucht und für ein leichtfertiges Abenteuer, von dem noch nicht abzuſehen war, wie es enden werde, nicht ſo gewiſſenlos 532 Lire hinauswerfen kann.

---

*) Faſt alle Gondoliere haben, wie in Neapel die Lazzaroni, unter ſich Spitznamen, die oft ſehr bezeichnend ſind. Mein Pietro iſt in ganz Venedig unter dem Namen „Fra Aglio“ bekannt, weil er ungewöhnlich ſtark nach dem Lieblingsgewürze der Juden, nach Knoblauch duftet.

**) Daran, daß Jemand vorwärts in die Gondel ſteigt, erkennt der Gondolier den Fremden, der ihm jede Ueberfahrt dreimal theurer als der Einheimiſche bezahlen muß.

Habe ich Unrecht, ſo ſage man's!

VIII.

Ich fuhr alſo nach dem Stephansplatze und kam unterweges durch Canäle und Brücken, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ach, mancher Fremde, der ſich einbildet, das große Straßenräthſel Venedig ſchon nach Verlauf von vierzehn Tagen zu kennen, iſt ein eingebildeter Thor. Der Schöpfer der „verhängnißvollen Gabel'' — Graf Platen — hatte nicht ſo ganz Unrecht, als er bei Schilderung dieſes hieroglyphiſch verſchlungenen Häuſerknäuels, „bella Venezia" genannt, die Verſe ſang:

> „Dies Labyrinth von Brücken und von Gaſſen,
> Die tauſendfach ſich in einander ſchlingen,
> Wie wird hindurch zu gehen mir gelingen,
> Wie werd' ich je dies große Räthſel faſſen?"

Giebt's doch ſelbſt Eingeborene, die dieſe Straßen-Sphynx nicht zu enträthſeln vermögen. Und trotz dieſes Chaos von Gaſſen und Gäßchen, von Brücken und Canälen *) bleibt die halbverwitterte „Donna dei mari" (wie ſie einſt Heinrich III. von Frankreich genannt) noch immer die eigenthümlichſte und anziehendſte Stadt von ganz Italien, eine Stadt, die, wie Abbé Coyer geſagt, nicht von Menſchen, ſondern von Göttern erbaut zu ſein ſcheint, um die Sterblichen in ein Netz zu locken, in dem jede Maſche ein Stück Geſchichte, eine großartige Ruine iſt, in der jeder Palaſt als alter, grauer, lebensmüder Zeuge längſt verſchwundener Macht und Herrlichkeit erſcheint.

---

*) Eine italieniſche Beſchreibung Venedigs gibt die Zahl der Canäle auf 146, die der Brücken auf 450, die der Gaſſen und Gäßchen auf 2108 und die der Häuſer auf 27,918 an.

„Those days are gone — but beauty still is here“ *)

ſang der unſterbliche Sänger des „Childe Harald“ und ſchrieb der armen Venezia in dieſer einzigen Zeile die ſchönſte, rührendſte und unvergänglichſte Grabſchrift.

Das Wetter begünſtigte mein Unternehmen. Die Sonne lachte mir freundlich ins Geſicht, und die ſchaukelnde Bewegung der Gondel weckte in mir ein Gefühl unbeſchreiblicher Wolluſt. Heiterer als je ſang ich die Barcarole, die ich Tags vorher von einem der ſchönſten Blumenmädchen auf dem duftigen Raſen des Lido gelernt hatte, alſo lautend:

Andar' sul mare,
O piacere!
Evvivà l'amor!
Andar' sul mare,
A te pensare
Con tutto il cuor
E chiamare:
Evvivà, evvivà l'amor!

Tu e la sola,
Che mi consuola
Nel mio dolor.

---

*) „Jene Tage ſind dahin, aber Schönheit iſt noch hier.“

La barca vola
Volando sembra
Anche gridar
E chiamar:
Evvivà, evvivà l'amor!

Und bald darauf hatte meine Gondel ihr Ziel erreicht.

IX.

Ich ſteige aus und ſuche auf einem der größten und ſchönſten Plätze Venedigs — es zählt deren gegen fünfzig — die Hausnummer 734, die auch alſogleich gefunden iſt.

Da kein Portier zu ſehen, bei dem ich zuvor einige Erkundigung über die Dame, die ich ſuche, einziehen kann, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als, bewaffnet mit meinem doppelten Talisman, die zwei Marmortreppen zu erſteigen und — oben angelangt — an der nächſten Thür zu klingeln.

Gleich darauf öffnet ſich die Pforte des Paradieſes, und eine junge Dame, impoſant wie Göttin

Adria, gemalt von Tintoretto*), ſchön wie der Tag und reizend wie die Nacht, ſteht dicht vor der geöffneten Thür und fragt mich in franzöſiſcher Sprache:

— Zu wem wünſchen Sie?

— Zu Ihnen, Madame, antworte ich, ohne mich durch den Froſt dieſer erſten Frage einſchüchtern zu laſſen.

— Zu mir? wiederholt die ſchöne Frau mit einem Ton und einer Miene, worin ſich ein ganzes Tournier boshafter Fragezeichen umherzutummeln ſchien.

— Zu Ihnen! wiederhole ich faſt noch kälter als ſie.

— Monsieur, je n'ai pas l'honneur ...

— Ni moi non plus, ſetze ich raſch hinzu, aber das ſchadet nichts; ich werde Ihnen bald nicht mehr fremd ſein, wenn Sie die Güte haben wollen, mir nicht länger den Eingang zu verſperren.

Sie trat einige Schritte zurück ... ich befand mich jetzt im Vorſaale.

---

*) Eines der ſchönſten und großartigſten Deckengemälde dieſes Meiſters im großen Rathsſaale des Dogenpalaſtes

— Madame, fuhr ich fort, ich bringe Ihnen etwas . . .

— Mir? fragte ſie höchſt erſtaunt.

— Wem ſonſt als Ihnen, ſchöne Frau!

— Mein Herr, Sie irren.

— Nein, Madame, ich irre mich nicht. Hören Sie mich an, Madame. Ich bringe Ihnen etwas — meine Blicke ſchweiften im Saale umher, um zu ſehen, ob uns Niemand belauſche — etwas von der höchſten Wichtigkeit. Nun, errathen Sie noch immer nicht?

— Nein, mein Herr, erwiderte die kalte Artemiſia mit ſteinernem Lächeln.

— Faſſen Sie Muth, Madame! Sie dürfen, — wie's in der Zeitung ſteht — ganz und gar auf meine Diſcretion rechnen.

Ich betonte dies Wort abſichtlich etwas ſcharf, um ihr die bewußte Zeitungs-Annonce ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Mein Herr, ich begreife noch immer nicht, was Sie wollen . . .

— Was ich will? rief ich ärgerlich. Welche unnütze Frage, Madame! Haben Sie nicht freiwillig erklärt, daß Sie gern bereit ſind, dem redlichen Finder — ich wiederhole Ihre Anzeige Wort für Wort — für die Bewahrung des wichtigen Geheimniſſes, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung zu Theil werden zu laſſen? Madame, fragte ich ziemlich barſch, begreifen Sie nun endlich?

— Mein Herr, entgegnete die Dame mit der empörendſten Ruhe und Gelaſſenheit, ich begreife von Allem, was Sie mir bis jetzt geſagt haben, noch immer keine Silbe und muß Sie deßhalb bitten, ſich deutlicher zu erklären.

— Alſo noch deutlicher? rief ich und zog das bewußte Buch hervor. Madame, fragte ich mit einem zwei Finger dicken Anſtrich von Schadenfreude, iſt Ihnen dieſer Einband bekannt?

— Ja! Dieſes Buch, mein Herr, gehört mir; auf dem Rücken des Einbandes ſtehen die goldenen Anfangsbuchſtaben meines Namens. Wie aber kommen Sie zu dieſem Buche?

— Madame, ich begreife nicht, daß Sie das Alles ſo ſchwer begreifen. Sie haben das Buch geſtern Abend   zwiſchen Neun und Zehn — liegen laſſen ...

— Liegen laſſen? Ich?? Und wo???

— Ei, auch das wiſſen Sie nicht mehr? In der Gondel, Madame, in der Gondel!

— In welcher Gondel? fragte ſie von Neuem überraſcht.

— In derſelben Gondel, in der es, eine Stunde ſpäter, durch Zufall in meine Hände gerathen iſt. Ich bin, wie Sie endlich zu begreifen die Güte haben werden, der redliche Finder, der ... der ... der ...

— Eine Belohnung erwartet. Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſes Buch geſtern unmöglich verloren haben kann, da ich ſeit acht Tagen gar nicht aus dem Hauſe gekommen bin?

— Wie geht das zu? Hab' ich mich vielleicht in der Hausnummer geirrt? Bin ich hier nicht in Nummer 734?

— Allerdings!

— Befinde ich mich nicht im zweiten Stockwerk?

— Ganz recht!

— Wohnt außer Ihnen noch eine andere Dame, etwa eine Engländerin, auf demſelben Flure?

— Nein!

— Dann weiß ich, bei Gott! nicht mehr, was ich dazu ſagen ſoll. Madame, nur eine Frage noch: nicht wahr, Sie haben einen Ihrer Shawls verſetzt?

— Sind Sie toll? fragte Madame ganz entrüſtet.

— Noch nicht, doch könnte ich's leicht werden, Falls Sie ſich darin gefallen ſollten, noch länger zu läugnen: hier, Madame, iſt Ihr Buch, und hier, Madame, iſt der Pfandzettel.

— Der Pfandzettel? Wer ſagt Ihnen, daß dieſer verpfändete Shawl mir gehört?

— Die „Gazetta di Venezia“ ſagt mir das; in der heutigen Nummer dieſer ausgezeichneten Zeitung ganz; am Fuße des Blattes, dicht unter den Theateranzeigen, wird der redliche Finder erſucht, Buch und Zettel Stephansplatz, Nummer 734, abzugeben. Nun, Madame, wiſſen Sie Alles!

— Himmel! rief das ſchöne Weib, in deſſen Seele ein grundhäßlicher Gedanke aufzutauchen begann, ſollte vielleicht mein Herr Gemahl? ...

— Wie, Sie ſind verheirathet?

— Allerdings!

— Ah, Madame, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Großer Gott, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen, jetzt erſt ſehe ich klar, ganz klar. Ja, ja, ſo iſt's! Madame, ich bedauere unendlich . . .

— Was bedauern Sie? fragte die Dame etwas gereizt.

— Daß ich, ganz wider meinen Willen, der Verräther Ihres Herrn Gemahls geworden bin. Madame, ich beſchwöre Sie bei allen Pfandzetteln Venedigs, mich ihm unbekannter Weiſe zu empfehlen und ihn zu bitten, mir ja nicht zu zürnen, wenn ich — ohne es zu ahnen — ihm einen kleinen Verdruß bereitet habe, ſagte ich und überließ die Dame, die in düſteres Nachdenken verſunken war, dem traurigen Vorgefühle, daß der Herr Gemahl hinter ihrem Rücken einen ihrer Shawls verſetzt habe.

Als ich die Treppe hinabſtieg, ſagte ich zu mir:

— Es iſt doch recht gut, daß Du kein franzöſiſcher Schriftſteller biſt. Du hätteſt jenen vermaledeiten Shawl für Deine Rechnung ausgelöſt und wärſt jetzt um eine Summe ärmer und um 532 Lire — drei machen einen Gulden! — ärmer geweſen.

Gott iſt groß und 532 Lire ſind 177 Gulden 20 Kreuzer Conventions-Münze.

X.

An der Hausthür meiner Wohnung erwartete mich Pietro, genannt Fra'Aglio, um mir die Nachricht zu bringen, daß die bewußte Lady Georgine Colbourn, des ,,Nabobs Geliebte,'' die auf dem Stephansplatze Nummer 743 gewohnt, geſtern, bei Nacht und Nebel, mit einem jungen Bildhauer nach Florenz durchgegangen ſei.

Mein geträumtes Paradies war beim Teufel.

XI.

Abends erfuhr ich bei Suttil, daß Signor L., der erſt ſeit Kurzem mit einer der reichſten Kaufmannstöchter von Marſeille verheirathet geweſen ſei, einen der koſtbaren Shawls ſeiner jungen, ſchönen Frau heimlich entwendet und verſetzt habe, um mit dem Gelde eine dringende Schuld einer ſeiner alten Liebſchaften, einer häßlichen Choriſtin am Theater Benedetto, zu bezahlen. Die Folge davon werde — maledetto! — eine Scheidung ſein.

Gott iſt groß, Mahomet ſein Prophet und die Ehe — eine grandiöſe Dummheit.

Abſchied von Venedig.

Ich kann mich von der alten Dogenſtadt, in der ich, auf meiner vorjährigen Herbſtreiſe durch Italien, vierzehn glückliche Tage verlebt habe, nicht trennen, ohne zuvor einen kurzen, aber heißen Abſchiedsblick auf Venedig und deſſen Bewohner zu werfen. Mögen Andere vorzugsweiſe für Rom ſchwärmen, für Neapel enthuſiasmirt ſein oder ſich am meiſten in Florenz gefallen; auf mich hat keine Stadt Italiens ſo tiefen, mächtigen, unvertilgbaren Eindruck gemacht, als das europäiſche Bagdad. Rufe ich in mein Gedächtniß jene vier genannten Städte zurück, ſo erſcheint mir Florenz als ewig junge Braut, Neapel als eine mit allen Künſten ſinnlicher Verführung vertraute Griſette, Rom als eine uralte, ehrwürdige, aber reizloſe Matrone und Venedig als eine in Trauer gehüllte Witwe, auf deren liebenswürdigem Antlitz der

Schmerz und die Wehmuth, welche jeden ihrer blaſſen Züge durchzittern, den Reiz ihrer Schönheit und die Schönheit ihrer Reize erhöht. Venedig iſt ein üppiger Herbſt, Florenz ein holder Frühling, Neapel ein vollblütiger Sommer, Rom ein ſtarrer Winter. Ich für meinen Theil liebe von allen Jahreszeiten keine ſo ſehr als den Herbſt und unter den Frauen keine ſo ſehr als die Witwen. Und darum ziehe ich Venedig allen andern Städten vor. Zum Glück bin ich nicht der Einzige, welcher Venedig die „Blüthe aller Städte Italiens" nennt. Auch Lord Byron, Graf Platen und Georges Sand ſind entzückt von Venedigs Schönheit. Letztere hat in ihrem „Leone Leoni," in ihren „Moſaikarbeitern" und vor Allem in einer ihrer kleinen Novellen „L'Orco" den Zauber der alten Marcusſtadt und den Glanz ihrer Geſchichte mit unvergänglichen Farben gemalt. Welche Feder vermag das ſchöne Venedig ſchöner zu ſchildern, als die Feder der Dudevant! „Venedig, Du einzige Stadt, die nicht durch die Hand, ſondern durch den Geiſt des Menſchen geſchaffen iſt, die Du gemacht ſcheinſt, um den Seelen der Gerechten zum vorübergehenden Aufenthalt zu dienen und für ſie eine Stufe von der

Erde zum Himmel zu ſein; Paläſte, einſt von Feen bewohnt, die noch jetzt ihren magiſchen Hauch ausſtrömen laſſen; luſtige Säulenhallen, die im Sturme ſchwanken; leichte Spitzen, die ſich mit den wogenden Maſten der Schiffe vermiſchen; Arcaden, in welchen tauſend Stimmen zu wohnen ſcheinen, um jedem vorüberhuſchenden Tone zu antworten; Myriaden von Engeln und Heiligen, welche auf den Kuppeln ihre Flügel von Erz und Marmor zu bewegen ſcheinen, wenn der friſche Hauch des Morgens über ihre feuchten Stirnen hinzieht; Du Stadt, Du einzige Stadt, die nicht wie alle Andern auf ſchmutzigem Boden ruht, ſondern gleich einer Gruppe von Schwänen auf den Wogen ſchwebt!'' — O mein Venedig, ich hätte Dich ſehen mögen zur Zeit Deines Glanzes, vor dreihundert Jahren, als der Löwe von Sanct Marcus ſich noch nicht träumen ließ, daß ein ſchwarzer Adler ihm die ſiegestrunkenen Augen ausſchlagen werde! ,,Höre auf zu murmeln, Stimme der Adria! Verlöſche, Lampe der Madonna! Verbirg Dich für immer, Königin der Nacht mit dem Silberſchleier; es giebt keine Venezianer mehr in Venedig!'' Ungariſche Garden mit weißen Röcken und blauen

Hoſen entweihen das Pflaſter Deiner Geſchichte ... Du biſt nur noch ein Schatten Deines frühern Glanzes. Und trotzdem biſt Du noch immer ſchön und reizend, doppelt ſchön für den Dichter, denn auf jeder Straße von Venedig liegt ein hiſtoriſches Drama, aus jedem Winkel, aus jedem Palaſte ſchaut eine Novelle auf ihn herab. Warlich, ich wüßte keine zweite Stadt, die ſo viel Ideen weckt, als Venedig, das uns Stoff giebt für eine neue „Tauſend und Eine Nacht.“

Welch' eine Fluth weltberühmter Namen ſprudelt aus dem Schooße der ſtolzen „Donna dei Mari“ empor! Marino Falieri, Francesco Foscari, Francesco Moroſini, Catarina Cornaro, Bianca Capello, Lucrezia Borgia! Und welch' ein Schwarm von Dichtern und Künſtlern! Jacopo Sannazaro*),

---

*) Sannazaro, ein geborener Neapolitaner, erhielt für ein zum Lobe Venetigs geſchriebenes Epigramm von ſechs Zeilen von der Signoria ein Geſchenk von 600 Dukaten. Die Verſe lauten:

„Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice et illa tui moenia Martis, ait.

Pietro Bembo *), Franceſco Loredano **), Tizian ***), Tintoretto †), Bordone ††), Sanſovino †††), Vittoria *†) und Canova **†).

Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque;
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Wieviel mag Graf Platen, der zum Ruhme Venedigs doch weit ſchönere Verſe gedichtet, wohl von der Signeria Cotta in Stuttgart erhalten haben?

*) Siehe Band II., Seite 20 und 21 in der Anmerkung.

**) Eines der originellſten Werke dieſes Dichters iſt ſein „Vita di Adamo" Venezia 1640. 12. franz. vom Chevalier de Mailly, Paris 1695. 12.

***) Tiziano Vecelli (geboren 1477 zu Cadore im Friaul) wurde nach Giovanni Bellini's Tode (1516) zum „Maler der Republik" ernannt. Das Haus, worin „Venedigs Raphaël" gewohnt und worin er (1576) in ſeinem 99ſten Lebensjahre an der Peſt geſtorben iſt, liegt am Campo Rotto und führt die Nummer 5526.

†) Jacopo Robuſti, genannt Tintoretto, geb. 1512 in der Calle larga Nummer 3162. Venedig allein zählt von dieſem Meiſter, der ein Alter von 82 Jahren erreicht hat, gegen dreihundert Gemälde.

††) Paris Bordone (geb. 1500, geſt. 1570). Sein ſchönſtes Bild iſt der „Ring des heiligen Marcus, eine Schilderung der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere. Dies Bild befindet ſich im Louvre zu Paris.

†††) Jacopo Tatti, geb. 1479 zu Florenz, bekam 1523 vom Dogen Andrea Gritti einen Ruf nach Venedig, wo er den Titel

Welch unerſchöpflicher Trauerſpiel-, Opern-, Luſtſpiel- und Novellenſtoff! Jeder dieſer Namen iſt ein Stück Geſchichte, das Dir, bella Venezia, zu ewigem Ruhme gereicht. Deine hundertzwanzig Dogen ſind, bis auf einige Ausnahmen, längſt vergeſſen und verſchollen, Dein Tizian aber wird leben bis ans Ende aller Zeiten!

Bevor ich Dir, „Stadt der Städte," mein letztes Lebewohl zurufe, halte ich es für meine Pflicht, eines Mannes zu gedenken, der mir während meines kurzen Aufenthaltes in Venedig ein eben ſo treuer, als aufmerkſamer Cicerone geweſen iſt; ich meine den weltberühmten Fremdenführer Nicolo Bulgari, der,

---

„Baumeiſter der Procuratoren" und die Aufſicht über alle Staatsgebäude und Hospitäler erhält. Er ſtarb 1570.

*†) Aleſſandro Vittoria, geb. 1525 zu Trient, war ein Schüler Sanſovin's und Tizian's. Er ſtarb, 83 Jahre alt, in der Calle della pietà, Nummer 3799.

**†) Antonio Canova, geb. am 1. November 1757 zu Poſſagno unweit Treviſo, ſtarb, von Pabſt Pius VII. zum Marcheſe d'Ischia ernannt, am 13. October 1822 in dem kleinen einfachen Hauſe, das am Campo Gallo, unfern des Marcusplatzes, durch eine in Marmor geſchnittene Inſchrift kenntlich iſt. Canova's Denkmal ſteht in der Kirche Santa Maria di Frari.

ein wahrer Polyglott, der Landsmann aller Nationen, die Vorſehung der Deutſchen, Venedigs unterrichtetſter Hiſtoriograph iſt, welcher uns von jedem Hauſe, jedem Steine etwas Intereſſantes zu erzählen weiß, ein Führer, in deſſen Begleitung ſich jeder Fremde bald ſo heimiſch als in ſeiner Vaterſtadt fühlt. An ſeiner Seite bin ich zu allen Häuſern hingezogen, aus welchen ein Strahl der Glorie hervorgegangen für die Stirn der unvergänglich-ſchönen Meereskönigin; an ſeiner Seite habe ich Venedig in vierzehn Tagen beſſer kennen gelernt, als mancher Fremde in vierzehn Monaten. Wer Venedig nicht blos oberflächlich ſehen will, muß vor Allem der Gondel entſagen und per pedes ins Tiefinnerſte dieſes Straßenknäuels eindringen. Tag und Nacht auf den Beinen habe ich die verworrene Häuſerſphynx nach allen Richtungen durchlaufen und mich dergeſtalt orientirt, daß ich Venedig von Innen und Außen ſo genau wie mein „Roſenthal“ kenne, den einzigen Ort Leipzigs, den ich ſelbſt am Golfe von Neapel, an den Geſtaden der Tiber, an den Ufern des Arno, an der Schwelle des adriatiſchen Meeres ſchmerzlich vermißt habe.

Empfange hier meinen öffentlichen Dank, guter Nicolo Bulgari, und die Verſicherung, daß die Erinnerung an Venedig eine der ſchönſten meines ganzen Lebens bleiben wird.

Addio, Venezia, Addio, Donna dei Mari!

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Byron und Shelley 3

Roſalba 41

Caſanova 101

Tullia Manini 137

Das Geheimniß einer Gondel 190

Abſchied von Venedig 225

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Mola

oder

Tanz und Weltgeſchichte.

Eine ſpaniſch-deutſche Erzählung.

Leipzig,
Ernſt Keil & Comp.
1847.

2. 1.
64

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Erſtes Kapitel.

Ein Stiergefecht in Madrid.

Madrid iſt eine ſehr ſtille, man könnte beinahe ſagen, todte Stadt, wenn nicht gerade die politiſchen Hitzköpfe an der Puerta del Sol eine kleine Revolution improviſiren. Der Fremde, der mit der Erwartung eines lebhaften, ſüdlich großſtädtiſchen Lebens, wie es zum Beiſpiel in Neapel herrſcht, hierher kommt, wird ſich bald auf das ſchmerzlichſte enttäuſcht ſehen. Allerdings iſt an ſchönen Sommerabenden im Prado, wo ſich die ganze elegante Welt verſammelt, viel Gewühl anzutreffen. Die Herren wandeln, behaglich ihre Papiercigarren rauchend, in langen Reihen auf und nieder, während die Damen größtentheils auf den ſteinernen Bänken ſitzen und mit einander plaudern und lachen, oder das Eiswaſſer ſchlürfen, welches die umherwandelnden Waſſerträger fortwährend mit großem Geſchrei feilbieten. Die maleriſche Mantilla, welche das ſchöne Geſchlecht noch größtentheils beibehalten hat, ſticht ſeltſam, aber ſehr vortheilhaft gegen die unſchöne franzöſiſche Tracht ab, welche die Mode und der gute Ton den Männern zu tragen befiehlt. Nur zuweilen drängt ſich ein Majo, ſo nennt man hier die Stutzer aus den niedern Volksklaſſen, in ſeinem reichen und pittoresken andaluſiſchen Nationalanzuge, zwiſchen den jungen franzöſiſchen Geſandſchaftsattachés, die auf Liebesabenteuer ausgehen, den langweiligen und gelangweilten Engländern, und den echt ſpaniſchen Hidalgos in Frack und Glacéhandſchuhen, mit keckem und rückſichtsloſem Uebermuthe durch, an ſeinem Arme eine kleine feurige Manola, wie man in Madrid die Griſetten nennt, führend. Sie läßt ihre glühenden ſchwarzen Augen in raſtloſer Beweglichkeit über die verſammelte Männerwelt hinſchweifen, und verſteht ihren Fächer, dieſe zweite Sprache der Spanierinnen, ſehr gut zu handhaben. Ihr Begleiter iſt nicht wenig ſtolz auf dieſe ſeine allerdings etwas unzuverläſſige Eroberung, und thut ſein Möglichſtes, um ſie durch Orangen, Eiswaſſer und wohlriechende Cigaretten feſt an ſich zu ketten. Die Andaluſierin dort erkennt man ſogleich an ihrem hohen ſchlanken Körperbau, ihrem leichten ſchwebenden Gang und der überaus anmuthigen Art, mit welcher ſie ihre ſchwarzſeidene Mantilla zu tragen und zu drapiren verſteht. Dagegen wird auch Niemand nur einen Augenblick daran zweifeln, daß dieſe beiden langen, blonden Damen hier mit den geſchmackloſen Hüten, der ſteifen Körperhaltung und den vor Prüderie zu Boden geſchlagenen Augen noch im vergangenen Winter gefeierte Schönheiten der Londoner Routs waren. Die Franzöſinnen und Italienerinnen finden ſich ſchon eher in dieſem Treiben zurecht, obgleich auch ſie, ſelbſt für das ungeübteſte Auge, ſogleich von den Töchtern des Landes zu unterſcheiden ſind.

Aber dieſer Prado, das wahre Eldorado der Gaffer und Müſſiggänger iſt vor dem Thore gelegen und theilt den Straßen der innern Stadt nur wenig von ſeiner Lebhaftigkeit mit. Will man jedoch die ganze Bevölkerung von Madrid beiſammen ſehen und in ihrer Eigenthümlichkeit kennen lernen, ſo muß man im Frühlinge oder im Herbſte an einem heiteren Montags-Nachmittage über den Plaza del Sol durch das ſchöne Thor von Alcala, zu welchem eine lange mit kleinen Bäumen beſetzte Allee hinführt, hinauswandeln. Außerhalb der Stadt, neben dem Prado, etwas links von dem Thore, gelangt man dann zu dem für die Stiergefechte beſtimmten Circus, la plaza de toros genannt. Freilich iſt dieſer Gang leichter anzuempfehlen, als zu thun, denn an einem ſolchen Montags-Nachmittage iſt Alles, was in Madrid nur noch die Glieder rühren kann, auf den Beinen, und die vielen Fuhrwerke vom Miethcorricolo und dem großen von zehn bis zwölf mit Schellen und Troddeln behangenen Maulthieren gezogenen Omnibus, bis zu dem prächtigen, mit ſechs andaluſiſchen Hengſten beſpannten Staatswagen der Königin, welche alle mit wahrhaft mörderiſcher Geſchwindigkeit dem Ziele ihrer Beſtimmung zurollen, tragen eben nicht viel dazu bei, dieſen durch das Gewühl, die Hitze und den Staub ohnedieß lebensgefährlichen Gang angenehmer zu machen.

An dem Circus angelangt, drängen ſich alle dieſe verſchiedenen Fuhrwerke nach den Eingängen zu, und die an dem Hauptthore des Gebäudes aufgeſtellte leichte Reiterei hat alle erdenkliche Mühe, dieſes chaotiſche Gewirr in Ordnung zu erhalten. Dagegen halten die Fußgänger von ſelbſt eine muſterhafte Ordnung. Dieſe vielen Tauſende von Menſchen nehmen ohne allen unnöthigen Tumult und ohne alles Gedränge ihre Plätze in dem Circus ein, und die Männer bilden mit echt ſpaniſcher Höflichkeit eine lange Reihe, um die Frauen an ſich vorüber zu laſſen und ihnen den Vortritt zu gewähren.

Der Circus ſelbſt iſt kreisrund, von außerordentlichem Umfange, ſehr dauerhaft gebaut, und mit einer großen maſſiven Ringmauer umgeben Sein Dach iſt der blaue liebe Gotteshimmel und die Sonne hat Beleuchtung und Heitzung unentgeltlich übernommen. Leider thut ſie in letzterer Beziehung zuweilen des Guten zu viel, und wenn ſelbſt im Frühjahre und im Herbſte diejenigen, denen ihre beſchränkten Geldmittel nur die wohlfeileren Plätze der Sonnenſeite geſtatten, einen beiläufigen Begriff von den Annehmlichkeiten des Lebendiggebratenwerdens bekommen, ſo wird man leicht einſehen, daß die Stiergefechte im hohen Sommer zum großen Leidweſen der für dieſelben ſchwärmenden Bevölkerung zu den unmöglichen Dingen gehören. Im Winter aber ſind die Stiere zu kalt und zu feige, ſo, daß alſo nur die zwei Uebergangs-Jahreszeiten, der Frühling und der Herbſt, dieſem edlen Vergnügen gewidmet werden können.

Die Arena iſt von einer hohen, dicken und hellroth angeſtrichenen Holzſchranke umgeben, hinter welcher ein breiter, mit Dielen verſchlagener Weg freigelaſſen worden iſt. Hinter dieſem Wege erheben ſich die Stufen für die Zuſchauer, welche ohngefähr dem Parterre unſerer Theater entſprechen und über dieſen Stufen die Logen, welche gewöhnlich von vornehmen Familien für die ganze Dauer der Saiſon gemiethet und meiſtens ſehr elegant eingerichtet ſind.

Das Volk mußte ſich heute ein beſonderes intereſſantes Schauſpiel verſprechen, denn auf den Mienen der Meiſten, die ſich jetzt haſtig nach dem Circus hinbewegten, war Neugierde und geſpannte Erwartung zu leſen, und zuweilen hörte man wie der Name Francisco Lontes in dem Tone der größten Wichtigkeit und Ehrfurcht geflüſtert wurde.

Das war es alſo! Francisco Lontes, der berühmteſte Matador Spaniens, der nie fehlende Espada ſollte heute auftreten. Zu der Zeit, in welcher dieſe unſere Erzählung beginnt, ſtand Lontes noch im Zenith ſeines Ruhmes und ſeiner Kraft. Er erhielt für jeden Kampf fünfzehnhundert Franken, und verſtand es auch, mit Anſtand einen, ſeinem großen Einkommen angemeſſenen Aufwand zu machen. Seine Freigebigkeit und ſein ritterliches Weſen trugen eben ſo viel als ſeine unglaubliche Geſchicklichkeit in dem gefährlichen Spiele dazu bei, ihm die Gunſt des Volkes zu gewinnen und zu erhalten.

Bald war der Circus überfüllt, und die erwartungsvollen Zuſchauer vertrieben ſich die Zeit ſo gut es ging damit, ſich Orangenſchalen und Spottworte zuzuwerfen. Beſonders waren die Fremden die Zielſcheibe des Volkswitzes, und ein unglücklicher Engländer wurde zweimal, unter allgemeinem Jubel und Gelächter, genöthigt, ſeine ſilberne Brille abzunehmen und wieder aufzuſetzen.

Endlich war es fünf Uhr. Eine Fanfare ertönte, und die drei oder vier Spritzfäſſer, welche mit magern Kleppern beſpannt bis jetzt zur Befeuchtung des Sandes auf der Arena herumgeführt worden waren, verſchwanden. Eine Abtheilung ſchön uniformirter blauer Jäger zu Pferde umkreiſte im Schritt die Arena. Dann ertönte eine zweite Fanfare, und die Kämpfer traten ein. Den Zug eröffneten drei Picadores auf ſchlechten Pferden, mit langen Lanzen bewaffnet. Sie tragen einen grauen Filzhut mit flachem Rande, eine goldgeſtickte Jacke und ein Beinkleid von gelben Dammhirſchleder. Ihre Lanzen haben aber nur eine ſehr kleine eiſerne Spitze, da ſie blos dazu beſtimmt ſind, den Stier zu reizen, nicht aber ihn zu verwunden. Das rechte Bein des Picadors iſt durch eine eiſerne Schiene gegen die Hörnerſtöße des Thieres geſchützt.

Hinter den Picadores kommen die Matadores oder Espadas, das heißt, die eigentlichen Tödter. Sie ſind alle ſehr reich gekleidet, und Lontes eine ungemein kräftige, männlich ſchöne Geſtalt wird mit beſonderem Jubel empfangen. Den Schluß des Zuges macht ein großer Schwarm von Chulos und Banderilleros, ſchöne junge Leute in tanzmäßig leichter ſeidener Kleidung, die ſtatt aller Waffe über dem Arm einen leichten Mantel von greller Farbe und mit Gold oder Silber bordirt tragen.

Nachdem ſich die Picadores längs der Schranke in einer gewiſſen Entfernung von einander aufgeſtellt und die Chulos und Banderilleros ſich in der Arena zerſtreut haben, ritt ein Alguazil in die Bahn, begrüßte den Präſidenten des Kampfſpiels, und erbat ſich den Schlüſſel zum

Toril, das heißt, dem Stalle der Kampfſtiere. Der Schlüſſel wurde ihm zugeworfen, er übergab ihn dem Hüter und eilte dann, ſich in Sicherheit zu bringen.

Es war aber auch wirklich hoch an der Zeit, dies zu thun, denn ſogleich hinter ihm that ſich die Thüre auf, und ein großer prachtvoller Stier kam mit mächtigen Sprüngen in die Arena geſauſt. Trotz ſeiner ungewöhnlichen Größe und Stärke verkündete doch auch jede Bewegung des Thieres eine außerordentliche Leichtigkeit. In der Mitte der Arena angelangt, blieb es wie geblendet ſtehen, glotzte die Menſchenmenge an und unterbrach durch ſein lautes kurzes Brüllen auf eine ſchauerliche Weiſe die allgemeine Stille.

Fünf bis ſechs Chulos ſprangen ſogleich herbei und ſchwangen ihre Cappa's oder ſeidenen Mäntel um den Kopf des Stieres. Wüthend verfolgte er ſeine neckenden Angreifer und hatte einen derſelben ſchon beinahe erreicht, als er des erſten Picadors zu Pferde anſichtig wurde. Bei dieſem Anblicke ſtutzte der Stier und ließ von dem Verfolgten ab. Der Picador erwartete unterdeſſen ſeinen Feind unbeweglich mit eingelegter Lanze. Der Stier rannte an, und war bald von einem Lanzenſtoß getroffen. Noch wüthender gemacht, ſtieß er dem armen Pferde, ſobald er es erreicht hatte, ſein Horn tief in die Bruſt, ſo daß es augenblicklich zuſammenſtürzte und ſeinen Reiter unter ſich begrub.

Der Stier zerfleiſchte nun in blinder Wuth den Körper des Pferdes, das ſo ſeinem Reiter als Schild diente, mit ſeinem Horne, bis wieder die Chulos herbeiſprangen, um den Stier auf ſich zu lenken, und ſo dem armen gequetſchten Reiter Zeit zu geben, ſich unter dem Pferdecadaver hervorzuarbeiten und aus der Bahn zu hinken.

Dem zweiten und dritten Picador ging es nicht beſſer, als ihrem Kameraden, und das Publicum fing ſchon an, für den Stier Partei zu nehmen, und Bravo, Toro! zu rufen, als Lontes in die Arena trat.

Bei ſeinem Anblicke verſtummte Alles, denn jetzt ſollte ja eigentlich erſt der ernſthafte Kampf beginnen; bis jetzt war Alles nur Vorſpiel, freilich ein ziemlich blutiges Vorſpiel, geweſen.

In der einen Hand hielt der gefeierte Matador, der jetzt ruhig dem wüthenden Thiere entgegenſchritt, die Muleta, ein blutrothes Tuch, welches dazu beſtimmt iſt, den Stier noch mehr zu reizen und zugleich zu blenden, in der andern den mächtigen Torero-Degen mit der ſcharfen zweiſchneidigen Toledo-Klinge und dem kreuzförmigen Griffe.

Die Banderilleros hatten den Stier indeſſen mit vielen kleinen, mit Widerhaken verſehenen Wurfpfeilen förmlich geſpickt und ſo zur äußerſten Wuth und Verzweiflung gebracht.

Sobald das Thier ſeinen neuen und gefährlichſten Feind gewahrte, ſtürzte es ſich alſogleich auf denſelben. Lontes floh anfangs abſichtlich. Das Publicum war ſehr erſtaunt, hatte aber zu viel Achtung vor dem bewährten Muthe und der anerkannten Geſchicklichkeit des andaluſiſchen Espada, um Zeichen des Unwillens von ſich zu geben, wie es bei jedem anderen Kämpfer unfehlbar gethan hätte. Und in der That ſollte es auch bald Urſache haben, ſich zu ſeiner Mäßigung Glück zu wünſchen, denn als Lontes ſchon beinahe von ſeinem Feinde erreicht war, kehrte er ſich plötzlich um, ließ Degen und Muleta hinabſinken, und ſchaute ſo wehrlos mit ſeinem ſtarren dämoniſchen Blicke ſeinem Feinde ins Auge. Verblüfft blieb der Stier ſtehen. Das Volk brach in einen donnernden, nicht enden wollenden Beifallsſturm aus.

Unterdeſſen hatte Lontes Degen und Muleta wieder aufgerafft, und war um ein Paar Schritte zurückgeſprungen. Aber auch der Stier hatte ſich wieder von ſeiner Beſtürzung erholt und ſprang jetzt wie raſend auf das vorgehaltene rothe Tuch los. Aber in demſelben Augenblicke leuchtete ein Blitz auf, und der Degen des Matadors fuhr ziſchend wie wenn glühendes Eiſen in kaltes Waſſer getaucht wird, bis an das Stichblatt zwiſchen die Kehle und den Nacken des Stieres, der lautlos zuſammenbrach.

Lontes verbeugte ſich nun zierlich dankend rings gegen das jauchzende Publicum, raffte die Cigarren, die von allen Seiten auf die Arena flogen, auf, und ſchwang ſich dann über die Schranke, um in dem Gange mit ſeinen Freunden ruhig, als ob er nichts gethan hätte, zu plaudern und zu rauchen.

Nun ſprengten vier Maulthiere ſeltſam bedeckt mit Schellen, gelben Tüchern und rothen Troddeln in die Arena, und zogen in wenigen Minuten den erlegten Stier und die todten Pferde hinaus. Dann kam ein Mann und ſtreute Sand auf die Blutlachen.

Während nun der zweite Stier, ein tückiſches hinterliſtiges Thier, aus der Sierra Morena, ſein Spiel mit den Picadores und Chulos trieb, ſprach Lontes in dem Gange mit einem jungen ſchönen Manne, welcher ſein Neffe war und Chiclanero genannt wurde. Dieſer Chiclanero war nach ſeinem Oheim der geſchickteſte und berühmteſte Matador Spaniens, und ſchien dazu beſtimmt zu ſein, einſt ſeinem Lehrer und Oheime ſelbſt den Preis ſtreitig zu machen.

Neben dieſen beiden ſtand ein wunderſchönes junges Mädchen von höchſtens dreizehn Jahren in der reichen und reizenden andaluſiſchen Nationaltracht. Wer ſie genauer betrachtete, der konnte ihrer Geſichtsbildung nach, keinen Augenblick zweifeln, daß ſie die Tochter des großen Lontes ſei.

„Juan," ſagte dieſer jetzt zu ſeinem Neffen, indem er über die Schranke in den Circus blickte, und das Treiben des zweiten Stiers einen Augenblick ſehr ſcharf beobachtete, „Juan, ich weiß, Du biſt ein ſehr tüchtiger Junge und haſt ein furchtloſes Herz und einen ſtählernen Arm; aber nimm Dich dann doch ein wenig mit dem Burſchen da drinnen in Acht; er gehört zu den tückiſchen gefährlichen Beſtien, die nicht anſpringen, ſondern warten. Sieh nur, wie er mit den armen Pferden umgeht."

„Pah!" meinte Juan der Chiclanero leichtſinnig und ſorglos, „ich will ſchon mit ihm fertig werden. Verlaßt Euch darauf."

„Vater," ſagte jetzt Mola mit jugendlich friſcher vibrirender Stimme, „ich kann ſo nichts ſehen, hebe mich doch auf die Schranke hinauf."

„Das geht nicht, mein Kind," ſagte Lontes, „die Stiere ſpringen manchmal über die Barriere, und wenn das nun gerade an der Stelle geſchehe, wo Du ſitzeſt. —"

„Nun, was dann?“ fragte Mola.

„So könnteſt Du Schaden nehmen,“ erwiderte Lontes.

„Ich bin Deine Tochter,“ ſprach jetzt das Mädchen trotzig, „und fürchte mich nicht vor einem Toro. Und wenn er gerade an der Stelle über die Schranke ſpringt, wo ich ſitze, ſo werde ich ihm ſchon auszuweichen wiſſen.“

Mit dieſen Worten ſprang ſie leicht und behend empor und ſetzte ſich rittlings auf der Schranke nieder.

„Nun, wenn Du allein hinaufkommen kannſt, kleiner Affe,“ lachte Lontes, „warum bitteſt Du mich, daß ich Dich heben ſoll.“

Damit war die Sache abgethan.

Molas plötzliches Erſcheinen auf der Schranke hatte die Aufmerkſamkeit des Publicums für einen Augenblick von dem Kampfe abgelenkt.

„Bravo, Mola!“ tönte es von allen Seiten. „Beim heiligen Jago, ſie iſt die echte Tochter ihres Vaters.“

Mola ließ ihre glänzenden blauen Augen raſch im Kreiſe herumſchweifen, dann nickte ſie ſtolz und gnädig mit dem Kopfe, und ſchien den Beifall der Menge als einen ihr gebührenden Tribut gleichgültig aufzunehmen. Sie war ein tolles, unartiges, verzogenes, reizendes Kind.

Bald jedoch wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit durch den jetzt ernſthafter werdenden Kampf wieder von ihr abgelenkt. Der Stier hatte drei Pferde getödtet und einen Picador verwundet. Die Banderilleros hatten ihm eine erkleckliche Anzahl Wurfpfeile in den Nacken gehackt, und jetzt trat der Chiclanero mit Degen und Muleta in die Bahn.

Der Stier wollte nicht angreifen, ſondern erwartete, wie es der erfahrene Lontes vorhergeſagt hatte, feſten Fußes ſeinen Gegner. Endlich nahe bei der Stelle, wo Mola ſaß, beſchloß dieſer Letztere ein Ende zu machen und ſich auf das Thier zu ſtürzen. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Matador den Stoß führte, machte der Stier eine Seitenbewegung, ſo daß der Degen des Chiclanero nur ſeinen Hals ſtreifte, während ſein Horn den Gegner leicht am Arme verwundete und in einiger Entfernung in den Sand ſchleuderte.

Ein Schrei des Entſetzens ertönte. Juan ſchien verloren; denn die Chulos, die bei der bekannten Geſchicklichkeit des Chiclanero eine ſolche Wendung nicht erwarten konnten, hatten ſich zu weit von der Stelle der Entſcheidung entfernt.

Da, in dieſem Momente der höchſten Gefahr, ſprang Mola, zu deren Füßen der Chiclanero gerade gefallen war, von der Schranke herunter, raffte mit Blitzesſchnelligkeit das rothe Tuch auf und hielt es etwas ſeitwärts von dem Gefallenen, dem Stiere, der eben zum neuen Sprunge anſetzte, entgegen.

Eine athemloſe Stille herrſchte in dem Circus.

Das Thier ließ ſich verleiten und ſtürzte auf das ihm verhaßte rothe Tuch los. Mola wich aber geſchickt aus, ſprang ein Paar Schritte zurück und ſchwang dann von Neuem die Muleta.

Unterdeſſen waren die Chulos und Banderilleros herbeigeeilt, der nur leicht verwundete

Chiclanero war wieder aufgeſtanden und hatte ſeinen Degen aufgerafft, und Mola ſchwang ſich lachend wieder auf die Barriere.

„Viva Mola Lontes! Viva Mola Lontes!“ ertönte es jetzt tauſendſtimmig.

Der Chiclanero hatte ſich jetzt an ſeinem Feinde zu rächen und ſchritt blos mit dem Degen, ohne Muleta dem Stiere mit erhabener Kühnheit entgegen. Er war ganz blaß vor Zorn, und ergrimmter als die wilde Beſtie.

Regungslos auf die eiſerne Kniekehle geſtützt, ließ er den Stier in ſeinen Degen rennen, und als derſelbe lautlos zuſammengebrochen war, hob er Mola von der Schranke und küßte ſie als ſeine Retterin vor dem ganzen Publicum, welches wie raſend applaudirte.

Das weitere Gefecht bot kein beſonderes Intereſſe dar. Mola Lontes aber war in Madrid die Heldin des Tages.

Zweites Kapitel.

Ein Dolchſtoß und ſeine Folgen.

Was iſt bei uns ein Mädchen von dreizehn Jahren? Ein Kind, welches mit ſeiner Puppe ſpielt, und in der Schule ſeine Lektion herſagt. In den ſüdlichen Ländern, wo die heißere Sonne, eben ſo wie ſie Bäume und Blumen üppiger und ſchneller emporſchießen läßt, auch die Menſchen früher reift, iſt ein Mädchen von dreizehn Jahren eine vollkommene Jungfrau — bisweilen auch keine mehr. Unſere Frauen mögen jedoch ihre Schweſtern aus dem Süden um dieſen Vorzug der Frühreife nicht beneiden; denn er iſt ein ſehr zweifelhaftes Geſchenk der Götter.

Während die Frauen des Nordens ihre Schönheit oft bis tief in den Spätherbſt ihres Lebens hinein conſerviren, verlieren die Südländerinnen dieſelbe mit ihrem Frühlinge. Allerdings giebt es auch hier, wie überall, Ausnahmen, und wir ſelbſt werden im Laufe unſerer Erzählung Gelegenheit haben, eine ſolche kennen zu lernen.

Nichts war wohl natürlicher, als daß ſich nach dem im vorigen Kapitel erzähltem Auftritte die Verhältniſſe zwiſchen dem Chiclanero und ſeiner Retterin Mola inniger geſtalteten. Der Erſtere fand es jetzt erſt der Mühe werth, das Kind ſeines Oheims genauer zu betrachten, und ſiehe! er fand, daß das Mädchen die herrlichſten geiſtvollſten blauen Augen, die reichſten blauſchwarzen Haare, den zierlichſten, dabei aber doch vollen Körperbau, und die kleinſten Füßchen von der Welt beſaß. Erſtaunt darüber, daß er ſo viele ungewöhnliche Vorzüge bis jetzt ganz überſehen hatte, beſchloß er, ſeiner niedlichen und heldenmüthigen Couſine von nun an mit Eifer den Hof zu machen; ein Vorſatz, in welchem ihn vielleicht noch ein Gedanke an das große Vermögen, welches ſich Lontes, wie man behauptete, trotz ſeiner nichts weniger als ſparſamen Lebensweiſe ſchon zurückgelegt hatte, beſtärkte.

„Lontes," ſagte er eines Tages zu ſeinem Oheim, „Eure Tochter hat mir das Leben gerettet, doch das iſt am Ende das Wenigſte! Schon mancher Chulo oder Banderillero hat mir durch ſein Herbeiſpringen mit der Cappa denſelben Dienſt erwieſen, obgleich ich, merkt es wohl, durch dieſe Bemerkung die muthige That Eurer Tochter nicht herunterſetzen, und etwa der Dankbarkeit aus dem Wege gehen will. Gott bewahre; ich wollte damit nur geſagt haben, daß ich mich nicht allein deshalb, weil ſie mir das Leben gerettet hat, in Eure Mola verliebt habe; denn ſonſt hätte ich mich, wie geſagt, ſchon in manchen Chulo und Banderillero verlieben müſſen."

Franziſco Lontes hörte ruhig lächelnd zu.

„Wenn Du kein Taugenichts wäreſt, Juan, ſo ließe ſich über die Sache weiter ſprechen," ſagte er endlich, „aber alle leichtſinnigen Weiber von Madrid wiſſen von Juan el Chiclanero zu erzählen. Sonſt hätte ich nichts dagegen, wenn meine Mola einen tüchtigen Matador, wie Du einer biſt, heirathete.“

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau,“ betheuerte Juan, „ich ſtelle den Frauen nicht nach, es mag eitel klingen, wenn ich ſelbſt es ſage; aber es iſt deshalb nicht weniger wahr, ſie drängen ſich an mich, ſie ſchicken mir Beſtellungen in meine Wohnung, und warum ſollte ich denn bis jetzt, wo ich keine Verpflichtung gegen irgend Jemanden hatte, nicht das, was mir mein gutes Glück an Gunſtbezeugungen zu Theil werden ließ, dankbar annehmen? Wenn Eure Mola mich liebt und Ihr nichts gegen unſer Verhältniß einzuwenden habt, dann freilich muß das anders werden, dann ſollen alle die ſchönen Damen von Madrid ihre feurigſten Blicke und Händedrücke, ihre deutlichſten Winke an mich verſchwenden.“

„Nun wohl“ ſagte Lontes nach einer Weile, „ſo ſieh zu, wie weit Du mit dem Mädchen kommen kannſt; mir ſoll es lieb ſein, Dich Sohn zu nennen. Die Dispenſation will ich Euch ſchon verſchaffen. Aber ich will es Dir um

Deiner ſelbſt willen gerathen haben, daß Du Deinen Vorſätzen und meiner Mola treu bleibſt, denn ſie iſt eine Andaluſierin, und führt immer einen kleinen Dolch bei ſich."

Iſt es nicht ſeltſam, faſt eine Ironie des Schickſals, daß die Liebeslaufbahn eines Weibes, welches zu den ungewöhnlichſten pikanteſten Abenteuern beſtimmt war, auf eine ſo philiſtrösregelmäßige Weiſe begann? Ein ſpaniſcher Stierkämpfer ſpricht erſt mit ſeinem zukünftigen Schwiegervater in spe, bevor er ſeine Serenaden vor dem Fenſter bringt. Gerade ſo würde es ein deutſcher Candidat der Theologie gemacht haben. Nur das Eine möchte ich wiſſen, ob der tapfere Chiclanero zu dieſer ſeiner feierlichen Werbung einen ſchwarzen Frack und eine weiße Halsbinde angezogen hat. O Romantik, Romantik, was iſt aus Dir geworden, ſelbſt in Spanien, dem klaſſiſchen Lande der Romantik und der Mauleſel?

In der nächſten Nacht brachte Juan ſeiner Mola ein Ständchen. Das gute Kind ſchien jedoch gar keinen Begriff von der Bedeutung zu haben, welche ein erſtes Ständchen in dem Leben eines jungen ſpaniſchen Mädchens und eines alten deutſchen Profeſſors beanſprucht.

Nachdem der Chiclanero ein paar Accorde auf ſeiner Guitarre gegriffen hatte, öffnete ſich das Fenſter von Molas Schlafzimmer, und ihr bleiches Geſicht beugte ſich, ſeltſam vom Mondſcheine beleuchtet, aus demſelben heraus.

„Was machſt Du da unten für Unſinn,“ ſagte ſie, als ſie ihren Couſin erkannt hatte.

Dieſer hatte jedoch keine Zeit, zu antworten, denn ein Alguazil war an ihn herangetreten und hatte ihm das Singen und Guitarreſpielen verboten. Daraus entſpann ſich zuerſt ein Wortwechſel, und dann ein Fauſtkampf, in welchem der kräftige Toreador natürlich Sieger blieb. Nachdem der Alguazil blutend und ſchreiend entwiſcht war, ſang Juan mit kräftiger wohlklingender Stimme, in dem er ſeinen Geſang mit einzelnen abgeriſſenen Accorden begleitete:

Madrid! Du Licht von Spaniens Thalen
In deinen tauſend Feldern ſtralen
Viel tauſend Augen ſchwarz und blau;

Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tauſend kleine Füßchen baden
Sich Nachts in Deines Prados Thau.

Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann laſſen tauſend Händchen ihre
Buntfarbgen ſeidnen Tücher wehn
Und in den ſternerhellten, lauen
Lenznächten ſieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen ſtehn.

Madrid, Madrid, laß ſie ſich ſehnen,
Ich ſpotte deiner ſtolzen Schönen,
Die muthig tummeln Maul und Pferd;
Denn unter Allen weiß ich Eine,
Laß Braun' und Blonde kommen, keine
Iſt ihrer Fingerſpitze werth.

Hier unterbrach Mola den Sänger vom Fenſter aus, indem ſie herunterrief:

„So laß doch das langweilige Singen, und komm lieber ein wenig zu mir herauf. Ich bin noch gar nicht ſchläfrig, und wir können noch ein Stündchen mit einander plaudern. Warte einen Augenblick; ich will Dir ſogleich die Thüre aufmachen."

Der Chiclanero war Anfangs ganz erſtarrt über dieſe unverhoffte, faſt allzu naive Einladung; aber er hatte nicht lange Zeit, ſich zu beſinnen. Am anderen Ende der Straße ſah er zehn bis zwölf wohlbewaffnete Alguazils gegen ſich anrücken, mit denen ein Kampf troß aller ſeiner Stärke und Gewandtheit doch jedenfalls zu ſeinem Nachtheile hätte ausfallen müſſen und vor denen zu fliehen, ihm ſeine Ehre verbot. So zog er es denn vor, dieſe Nacht in den weichen Armen der Liebe, ſtatt auf der harten Pritſche des Wachthauſes zu ruhen.

Jetzt öffnete Mola die Thüre und zog ihn am Arme raſch durch einen dunklen Gang und über eine nur ſpärlich von der ewigen Lampe vor dem Madonnenbildniß beleuchteten Treppe in ihr Schlafzimmer, während der früher von Juan durchgeprügelte Häſcher mit ſeinen Genoſſen vergebens vor der ſchnell wieder verſchloſſenen Thüre tobte und fluchte.

Hier offenbart ſich denn doch wieder ein Unterſchied zwiſchen Spanien und Deutſchland, der entſchieden zu Gunſten des erſteren ins Gewicht fällt. Wenn deutſche Studenten in der Begeiſterung, welche das Bier verleiht, einen Nachtwächter durchgeholzt haben, ſo müſſen ſie entweder Ferſengeld geben, oder auf dem Polizeiwachthauſe übernachten, denn keine ſchwarzäugige Donna zieht ſie durch einen dunklen Gang und über eine Treppe, auf welcher das ewige Lämpchen vor dem Madonnenbildniß brennt, in ihre Schlafkammer hinauf.

Mola's Zimmer war klein, aber ungemein reich und zierlich eingerichtet. Der Mondenſchein, der weich und voll durch das offenſtehende Fenſter hereinſtrömte, machte jede künſtliche Beleuchtung überflüſſig.

Auf einem kleinen Tiſchchen ſtand ein Körbchen mit prächtigen friſchen Früchten, und daneben eine Flaſche mit dem herrlichſten topasfarbenen Weine.

Der Chiclanero warf ſich, als er oben angekommen war, bequem in das Sopha, und Mola ſank auf einen Stuhl, und konnte ſich gar nicht faſſen vor Lachen über das Toben und Fluchen der Alguazils unter ihrem Fenſter.

„Du ſtellſt ſaubere Geſchichten an, Juan,“ ſagte ſie endlich, noch immer von einem beinahe krampfhaften Lachen unterbrochen; wirklich vortreffliche Geſchichten. Morgen wird die ganze Nachbarſchaft über dieſen nächtlichen Skandal die Köpfe zuſammenſtecken, und der gute Ruf eines armen Mädchens" — hier lachte ſie noch lauter und toller, als zuvor — „iſt auf immer vernichtet."

Statt aller Antwort ſchlürfte der Chiclanero ein Glas Wein hinunter, und brannte ſich dann behaglich ſeine Cigarre an.

„Und wenn ich Dir nun nicht aufgemacht hätte, Juan," fuhr Mola fort, „was wäre daraus geworden? Du hätteſt heute Nacht ſicher auf der Wache ſchlafen müſſen."

Juan war aufgeſtanden, hatte das reizende Mädchen umfaßt und zu ſich auf das Sopha gezogen.

„Du biſt immer meine Retterin," ſagte er zärtlich, „vor den Hörnern des Stieres ebenſowohl, als vor den Spießen der Alguazils." Und dabei küßte er ſie auf die brennendrothen, feingeſchnittenen Lippen.

„Sprich doch nicht immer von der lächerlichen Geſchichte mit dem Stiere, über welche das dumme Volk ſo viel Aufhebens macht," ſagte Mola ſtolz. „Was habe ich denn weiter gethan, was nicht der feigſte Chulo, wenn er gerade in der Nähe geweſen wäre, eben ſo gut hätte thun können? Ja! wenn ich nur ein Mann wäre, da würde ich ganz andere Dinge thun.“

„Nun, und zum Beiſpiel?“ fragte Juan.

„Ich würde ſelbſt Stiere tödten, wie Du und mein Vater,“ erwiderte ſie raſch.

In dieſem zierlichen, faſt kindlich ſchönen Körper lebte und webte ein wilder, trotziger, entſchloſſener Geiſt.

„Laß uns davon abbrechen,“ ſagte der Chiclanero. „Wir wollen lieber von unſerer Liebe ſprechen.“

„Von unſerer Liebe?“ fragte Mola erſtaunt. „Habe ich Dir denn ſchon geſagt, daß ich Dich liebe?“

„Nun, bei allen Heiligen,“ entgegnete der Matador; „ich mußte doch wohl glauben, daß Du mir gut ſeiſt. Würdeſt Du mich denn ſonſt in ſo ſpäter Nachtſtunde allein in Deinem Schlafzimmer empfangen?“

„Du biſt ſehr eitel, Juan," ſagte das Mädchen ſchnippiſch, und ſchien ſich an der Verlegenheit ihres verblüfften Liebhabers, der ſchon vollkommen geſiegt zu haben glaubte, zu weiden. „Du gingſt unten vorbei, machteſt Lärm und Skandal, und ich wollte nicht, daß Du den Alguazils in die Hände falleſt. Ueberdieß biſt Du mein Vetter, und da ſehe ich denn nicht weiter ein, was es Beſonderes ſein ſoll, wenn ich ein Stündchen mit Dir plaudere."

Der Chiclanero ſah ein, daß ihn das Mädchen nur zum Beſten haben wolle, er nahm daher eine ſehr ernſte Miene an, und ſagte feierlich:

„Mola, laß jetzt für einen Augenblick die Poſſen. Ich liebe Dich und habe ſchon mit Deinem Vater deßhalb geſprochen. Er hat Nichts dagegen einzuwenden, mich ſeinen Sohn zu nennen, und wenn Du mich anders leiden magſt, ſo ſollſt Du mein Weib werden."

Mola ſah ihren Vetter mit einem langen prüfenden Blicke, den derſelbe auch nicht zu ſcheuen hatte, an. Juan war ein ſchöner, ſchlanker, kräftiger Burſche; und ſeine ritterliche Kühnheit und Gewandtheit hatten Mola ſchon längſt für ihn eingenommen. Dazu kam noch ſeit jenem geſchilderten Stiergefecht das beſondere Intereſſe, welches man immer an Perſonen nimmt, um derentwillen man Opfer gebracht oder Gefahren beſtanden hat. Nach einiger Zeit ſchlug ſie daher ihre großen forſchenden Augen etwas nieder und ſagte:

„Du biſt eigentlich ein nichtsnutziger Schlingel, Juan, der ſich mit Alguazils herumbalgt und mit Schauſpielerinnen liebelt, aber Du gefällſt mir, und ſo ſei es. Aber das merke Dir, Juan, wenn ich liebe, ſo bin ich auch eiferſüchtig, und wenn ich meine Eiferſucht begründet finde, — furchtbar.“

Sie ſprach die letzten Worte mit einem ſo energiſchen, faſt wilden Ausdrucke der Wahrheit, daß der Matador einen Augenblick wie erſchreckt, zurückfuhr. Bald aber faßte er ſich wieder und umſchlang ſeine Geliebte heißer und heißer. Anfangs erwiderte ſie ſeine flammenden Küſſe ziemlich zurückhaltend; bald begann aber auch in ihren Adern das andaluſiſche Blut zu kochen und zu ſchäumen. Die Nacht, die Einſamkeit, der Wein, — ſie hatte auch ein paar Becher davon getrunken, — die ſüßberauſchenden Düfte, die aus den nahen Gärten über die Straße her in das Zimmer drangen — und jetzt legte ſich noch überdies eine dunkle Wolke gleich einem dichten Vorhange über den Mond, und verfinſterte das Zimmer. Das war ein ſchlecht gewählter Augenblick von dieſer Wolke. —

Als Juan gegen Morgen ſeine Braut verließ, nahm er eine ihrer Buſenſchleifen und ſehr viele gute Vorſätze mit. Aber Träume ſind Schäume und gute Vorſätze ſind in vielen Fällen auch nicht mehr. Die lebhafte hübſche franzöſiſche Schauſpielerin, Mademoiſelle Virginie, brachte die guten Vorſätze des tapferen Chiclanero bald genug zum Wanken, und die arme Mola harrte manchen Abend vergebens auf ihren Bräutigam, den ſie wirklich trotz ihres übermüthigen leichtfertigen Weſens ſehr liebte.

Juan hielt indeſſen ſein neues Verhältniß mit der Theaterprinzeſſin äußerſt geheim, denn er dachte nicht im Entfernteſten daran, eines flüchtigen Abenteuers willen ſeinen Heirathsplan aufzugeben. Abgeſehen von dem Vermögen des alten Lontes, mußte er deſſen Rache fürchten, wenn ſich das Verhältniß mit der ſchönen Mola, die er übrigens auch ganz gut leiden mochte, durch ſeine Schuld zerſchlug.

Mola's Treue war übrigens auch keinen geringen Anfechtungen ausgeſetzt, die ſie jedoch beſſer beſtand. Als ſie einſt in die Meſſe ging, drückte ihr eine alte Frau ein Papier in die Hand und verſchwand dann ſogleich im Gedränge.

Mola nahm ihren Platz in der Kirche ein, legte das Papier in ihr großes Geſangbuch, und las mit großer Andacht einen an Sie gerichteten Liebesbrief, der auf ſehr zierlich, unverändertes, wohlriechendes Papier geſchrieben war, und in welchem ſie ein junger Attachó der franzöſiſchen Geſandtſchaft bei Himmel und Erde beſchwor, ſich am nächſten Tage in der Dämmerung in einem näher bezeichneten, meiſtens ziemlich menſchenleeren Platze des Prados einzufinden.

Weibliche Neugierde ließ Mola einen Augenblick ſchwanken, ob ſie das erbetene Rendezvous gewähren ſolle oder nicht; aber ihre beſſere Natur ſiegte, und ſie nahm ſich vor, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ihrem Juan treu zu bleiben.

Ein paar Tage nach dieſem Vorfalle ſtand Mola an ihrem Fenſter, und ſchaute zerſtreut und gedankenvoll auf die Straße hinab. Da ertönte mit Einemmale lauter Hufſchlag, und auf einem prächtigen Pferde ſprengte ein ſchöner elegant gekleideter junger Mann heran.

Wie er Mola am Fenſter erblickte, grüßte er ſehr tief und ehrfurchtsvoll und warf einen ſo ſchmachtenden und zugleich vorwurfsvollen Blick zu ihr hinauf, daß ſie nicht einen Moment daran zweifeln konnte, daß dieſer ſchöne Reiter und der Schreiber jenes Liebesbriefes ein und dieſelbe Perſon ſei.

Juan war ſchon mehrere Tage nicht dageweſen.

Mola dachte den ganzen Tag über an den hübſchen Reiter und war am nächſten Abende wieder am Fenſter. Der junge Franzoſe fehlte eben ſo wenig, und glaubte diesmal ſchon ein leichtes Kopfnicken als Erwiderung ſeines Grußes zu bemerken.

So ging das einige Tage fort, bis endlich ein Zufall die Bewerbungen des kühnen Fremden auffallend begünſtigte.

Die Schauſpielerin Virginie ſaß eines Tages in ihrem Boudoir, das mit echt franzöſiſcher Eleganz und Coquetterie eingerichtet war, als ihr der junge Geſandtſchaftsattaché Eugen, ſo hieß Mola's neuer Anbeter, gemeldet wurde.

„Willkommen, lieber Eugen," rief das Mädchen dem Eintretenden entgegen. „Nun, wie geht's, mein angehender Geſandter? Hat unſer ſchönes Frankreich wieder einen neuen diplomatiſchen Sieg über dieſes barbariſche Spanien erfochten?"

„Frankreich bedarf nicht der Diplomaten, um Siege zu erfechten," entgegnete Eugen galant. „Die ſchönen Augen ſeiner Töchter erobern ihm in allen Himmelsgegenden ganze Länder."

„Nun, was wenigſtens die meinigen betrifft," ſcherzte Virginie, „ſo thun ſie ihr Möglichſtes, um Ihren galanten Ausſpruch nicht Lügen zu ſtraſen. Können Sie ſich denken, lieber Eugen, daß jetzt einer der erſten Matadors Madrid, ein blutiger Held der Arena, als zärtlicher Seladon zu meinen Füßen girrt."

„Wirklich?" ſagte Eugen aufmerkſam werdend. „Darf man den Namen des glücklichen Unglücklichen wiſſen?"

„Es iſt ein Chiclanero," ſagte die Schauſpielerin, „und was das Intereſſanteſte an der Sache iſt, ich habe ihn einer kleinen Spanierin, die noch dazu ſeine Lebensretterin und die Tochter ſeines großen Lehrers Lontes iſt, abſpenſtig gemacht."

Eugen hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Ein Plan ſchien offenbar in ſeinem Geiſte Wurzel zu faſſen.

„Aber liebenswürdige Repräſentantin Frankreichs," ſagte er nach einer Weile, „haben Sie denn auch Beweiſe, daß der ſtiertödtende Seladon nicht ein falſches Spiel ſpielt? Doch Verzeihung, dieſe Frage iſt eine Majeſtätsbeleidigung gegen Ihre Schönheit und Geſchicklichkeit."

„Ich will Ihnen verzeihen, und Ihnen aus übergroßer Gnade ſogar die Beweiſe, die Sie verlangen, geben. Sehen Sie dieſe Buſenſchleiſe hier. Noch vor vierzehn Tagen hat die kleine Mola ſie getragen. Zweiſler, verlangen Sie mehr?"

„Gewiß nicht, ſelbſt der ungläubige Thomas müßte durch dieſe Siegestrophäe über eine überwundene Nebenbuhlerin beſchämt werden. Um ſo mehr ſchmerzt es mich aber, ihren ferneren Triumphen nicht beiwohnen zu können. Ich komme, um Abſchied zu nehmen. Geſtern erhielt ich ein Schreiben, welches mich nach Paris zurückruft, und übermorgen reiſe ich ab. Wenn Sie Aufträge nach Paris haben, ſo ſoll es mich glücklich machen, Ihnen dienen zu können."

Eugen nahm wirklich ein halbes Dutzend Aufträge in Empfang, und beſchleunigte dann, auffallend zerſtreut und geiſtig beſchäftigt, ſeinen Abſchied.

Am nächſten Morgen erhielt Mola folgendes Billet:

Theuerſte Mola!

„Während Sie Ihren wahren, treuen Freund verſchmähen, betrügt Sie der unwürdige Juan.

Eine Ihnen gehörende Buſenſchleiſe befindet ſich gegenwärtig in dem Beſitze der leichtſinnigen Schauſpielerin Virginie. Vielleicht hat dieſe Nachricht eine für meine heißeſten Wünſche günſtigere Wirkung. Ich muß morgen Abend abreiſen, ſo tödtlich mir auch der Schmerz der Trennung von Ihnen ſein wird. Folgen Sie mir nach Paris und vergeſſen Sie einen Elenden. Alles, was die ſchöne Hauptſtadt Frankreichs und meine erfinderiſche Liebe an Freuden und Genüſſen ausſinnen können, ſoll dann im reichſten Kranze ihr junges, ſchönes Leben umgeben. Morgen Abends um acht Uhr wird eine Sänfte zehn Schritte von Ihrer Wohnung entfernt halten. Wollen Sie mir folgen, ſo ſetzen Sie ſich in dieſelbe. Im entgegengeſetzten Falle klagen Sie Ihre Grauſamkeit an, wenn Sie von meinem frühen Tode hören. Bis dahin bleibe
ich Ihr

treuer Freund
Eugen."

Mola war vor Zorn und Wuth außer ſich, als ſie dieſen Brief geleſen hatte.

Am nächſten Abende hatte ſie ihre werthvollſten und unentbehrlichſten Sachen zuſammengepackt, und machte ſich dann, ſo wie die Dämmerung einbrach, auf den Weg nach der Wohnung ihres treuloſen Bräutigams.

Juan war erſtaunt und beſtürzt, als er Mola in ſein Zimmer treten ſah. Sein böſes Gewiſſen ließ ihn ſogleich Unheil ahnen.

Das Mädchen trat ernſt und drohend vor dem Chiclanero hin, und ſagte gebieteriſch: „Juan, zeige mir die Schleife, die ich Dir geſchenkt habe."

Der Matador war augenſcheinlich beſchämt und verwirrt durch dieſe Anrede; doch faßte er ſich bald ein wenig und fing an mit großem erheucheltem Eifer unter ſeinen Habſeligkeiten nach dem Verlangten zu ſuchen.

Das Mädchen blieb ruhig, in ihre Mantilla gehüllt, vor ihm ſtehen.

Nachdem Juan lange und natürlich vergeblich geſucht hatte, ſagte er mit unſicherer Stimme:

„Verzeihe mir Mola, ich muß Deine Schleiſe verloren haben.“

„Du ſchwurſt mir, ſie ewig an Deinem Herzen zu tragen, Elender,“ entgegnete Mola mit erhabenem Zorne. „Ich will Dir ſagen, wo meine Schleiſe iſt. Die Schauſpielerin Virginie, um derentwillen Du mich verhöhnt, verlaſſen und geopfert haſt, beſitzt ſie und prahlt damit.“

Bei dieſen Worten hatte ſich das Mädchen mit zornfunkelnden Augen auf den vor Erſtaunen und Schrecken regungsloſen Chiclanero geſtürzt, ein kleiner Dolch blitzte mit Einem Male in ihrer Hand und in demſelben Augenblicke ſank Juan blutend zuſammen.

Mola würdigte den am Boden liegenden keines Blickes mehr, ſondern ſchritt ruhig und ſtolz, wie eine Königin, aus dem Zimmer.

Als ſie wieder nach Hauſe gekommen war, war es bereits ganz dunkel geworden. Sie raffte eilig ihre wenigen, ſchon bereit liegenden Habſeligkeiten auf, und trat hinaus auf die Gaſſe, nachdem ſie über ihre leichte Mantilla noch einen wärmeren Reiſemantel geworfen hatte.

Wie es ihr in dem Briefe des Geſandtſchaftsattachés angezeigt worden war, ſtand zehn Schritte von ihrem Hauſe entfernt eine Sänfte. Mola ſtieg in dieſelbe, denn es blieb ihr jetzt keine Wahl mehr, da ſie den Chiclanero tödtlich verwundet zu haben glaubte, und, um der Strafe zu entgehen, aus Spanien entfliehen mußte.

Dieſe rückſichtsloſe Hingabe an einen Mann, den ſie nur ein paar Mal geſehen und nie in ihrem Leben geſprochen hatte, war der erſte folgenreiche Schritt einer neuen Laufbahn, auf welcher wir ein Geſchöpf zu begleiten haben werden, welches mit den edelſten körperlichen und geiſtigen Anlagen ausgeſtattet, dieſelben faſt ſtets zur Befriedigung ihrer Launen mißbrauchte. Wir wollen Verirrungen, wie die, welche wir werden ſchildern müſſen, durchaus nicht entſchuldigen, ſondern nur darauf hinweiſen, daß auch hier, wie gewöhnlich, ein Mann die erſte Schuld an dem verfehlten und befleckten Daſein eines Weibes trägt.

Drittes Kapitel.

Mola als Ratte.

Mola's glücklicher Leichtſinn, die mannigfachen Reiſeeindrücke und die liebenswürdige Laune ihres Entführers halfen derſelben bald über die nachdenkliche Stimmung hinweg, welche ſich ihrer Anfangs denn doch bemächtigen wollte. Beſonders war es der Gedanke an den Schmerz, welchen ihre Entfernung ohne Abſchied ihrem Vater, der ſie leidenſchaftlich liebte, verurſachen mußte, welcher zuweilen einen trüben Schatten über ihr von Jugend und Schönheit ſtrahlendes Geſicht warf.

Alle dieſe Erinnerungen an ihr vergangenes Leben verſchwanden jedoch vor dem großartigen

Eindrucke, welchen das wunderbare Paris auf ſie machte, mit Einem Male in den Letheſtrom des Vergeſſens.

Freilich beſtand der Kranz, mit dem die ſchöne Hauptſtadt Frankreichs und die erfinderiſche Liebe Eugens ihr Leben umgeben ſollte, in nichts mehr als einer beſcheidenen Griſettenwohnung in einem Hotel garni in dem Quartier latin und zweihundert Franken monatlich, einigen Bouquets und einigen Paaren von Handſchuhen ausgenommen.

Eugen war ſehr liebenswürdig und genußſüchtig, aber durchaus nicht in eben dem Verhältniſſe reich; ja ſeine Abreiſe von Madrid war ſo eilig geweſen, daß er ganz und gar vergeſſen hatte, eine Kleinigkeit von dreißigtauſend Franken zu bezahlen, die er noch ſchuldig war.

Mola kam bald dahinter, was ſie von den ſchönen Redensarten jenes Briefes zu halten habe; aber ſie kümmerte ſich nicht darum. Bei Tage lachte und ſcherzte ſie mit ihrem Stubennachbar, einem jungen, lebhaften Studenten der Medicin, und Abends ging ſie mit Eugen in irgend ein Boulevardtheater. Sie war ganz eine glückliche, ſorgloſe Pariſer Griſette geworden.

Indeſſen, ſo wie Alles in dieſer Welt ein Ende erreicht, ſo auch Eugens Beſtändigkeit. Seine finanziellen Verhältniſſe wurden immer zerrütteter und ſpaniſcher, und er mußte endlich allen Ernſtes daran denken, dieſelben durch eine Heirath mit irgend einer reichen und adelſüchtigen Epicierstochter wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

Dazu war vor Allem nöthig, wenigſtens für eine Zeit lang, den ſoliden, geſetzten Mann zu ſpielen, und ſo gab er denn eines Tages ſeiner lieben Mola, ſtatt der zweihundert Franken, auf welche ſie gerade wartete, den Abſchied und den guten Rath, ſich bei dem Corps de Ballet der großen Oper engagiren zu laſſen. Beides koſtete ihm eben ſo wenig, als das noch überdies gegebene Verſprechen, ſich bei dem Director der großen Oper, Herrn Leon Pillet, für ſie verwenden zu wollen.

Mola grämte ſich um dieſen neuen Treubruch ſehr wenig, und dachte auch nicht im

Entfernteſten daran, ihn wieder mit einem Dolchſtoße zu rächen. Eugen war ihr eigentlich nie mehr als gleichgiltig geweſen und ſie hatte ihn nur als Mittel benutzt, um aus Spanien zu entfliehen.

Nun galt es aber für den Augenblick Rath zu ſchaffen, denn in Paris allein, fremd und ohne Geld zu ſein, iſt eine der ſchrecklichſten Lagen im menſchlichen Leben; freilich noch weit ſchrecklicher für einen deutſchen Poeten, als für ein junges, ſpaniſches Mädchen, die immer weit eher Freunde findet, die ihr, freilich auch nicht auf die uneigennützigſte Art und Weiſe, aus der Noth helfen.

Der Rath, den ihr Eugen zu guter Letzt noch gegeben hatte, war wirklich gar nicht zu verachten. Mola verſtand, wie faſt alle andaluſiſchen Mädchen, den Fandango, den Bolero, die Gitana und den Eiertanz vortrefflich zu tanzen; ſie beſaß eine herrliche Geſtalt, feurige, blaue Augen; was fehlte ihr alſo, um als Tänzerin Glück zu machen? Ob ſie ihre heißen Nationaltänze auf dem grünen Boden der andaluſiſchen

Thalebenen oder auf den Brettern der großen Oper zu Paris tanzte, das blieb ſich für ſie ſo ziemlich gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie in Paris eine viel größere und glänzendere Zuſchauerſchaft hatte und für ihre Pas noch dazu bezahlt wurde.

Außerdem bot dieſe Stellung noch einen ſehr weſentlichen Vortheil dar. Die Tänzerinnen der großen Oper waren gerade mehr als je Mode in Paris, und da das Schickſal unſere Mola einmal zur irrenden Liebesabenteurerin beſtimmt hatte, ſo war dieſe Stelle allerdings für ihre zukünftigen Ausſichten und Pläne die günſtigſte von der Welt.

Lieber Leſer nimmſt Du wohl zuweilen den geiſtvollen franzöſiſchen Charivari in die Hand? Wenn das der Fall iſt, ſo wirſt Du gewiß jene reizenden Bilder des genialen Gavarni geſehen haben, welche unter dem Titel: l'opera du dix-neuvième siècle eine fortlaufende Reihe der intereſſanteſten Mädchengeſtalten darſtellen. Das iſt Geiſt, Feuer und Leben, welches aus dieſen Geſichtern und üppig und zierlich zugleich gebauten Leibern ſpricht. Das iſt die wahrhafte, wirkliche Poeſie des Fleiſches.

Und weißt Du wohl auch, wie man eine ſolche herrliche Tänzerin, welcher der Maler gewöhnlich einen plumpen, reich- und dickgewordenen Börſenſpeculanten als Gegenſatz zur Seite ſtellt, in der pariſer Kunſtſprache nennt? Gewiß, wenn Du es nicht ſchon weißt, ſo ahnſt Du es auch nicht. Man bezeichnet dieſe ſchönen Mädchen mit dem Namen des häßlichſten ekelerregendſten Thieres, man nennt ſie — denke Dir — man nennt ſie Ratten.

Die Geſchichte ſchweigt darüber, ob der treuloſe Eugen ſein Verſprechen gehalten und ſeine ehemalige Geliebte wirklich dem Director der großen Oper empfohlen hat, oder ob Mola ihre Aufnahme in das beſonders durch hohe Moralität ausgezeichnete Corps de ballet der großen Oper blos ihren perſönlichen Eigenſchaften zu verdanken hatte, genug, nachdem ſie, wenn auch mit ſchwerem Herzen ihren hochfahrenden Plänen ſogleich als Solotänzerin aufzutreten; wenigſtens für den Augenblick hatte Lebewohl ſagen müſſen, finden wir ſie in fleiſchfarbenen Tricots und kurzem mit Goldflittern beſetztem Röckchen hinter den Couliſſen, umſchwärmt von der jeunesse dorée Frankreichs und der papierenem Alter der Börſenſpeculanten.

Man muß es geſehen haben, um ſich vom Leben und Treiben einen Begriff zu machen, welches hinter den Couliſſen der bedeutenderen Pariſer Theater herrſcht. Wer nur immer auf das Recht, die Bühne zu beſuchen, aus was immer für einem Grunde Anſpruch zu haben glaubt, macht ſich dasſelbe im vollſten Umfange zu Nutze. Man trifft da Deputirte und Pairs von Frankreich, Offiziere und Börſenſpeculanten, Journaliſten und Dramatiker; ja vielleicht ſogar bisweilen einen der jüngeren königlichen Prinzen an.

Dort plaudert der dicke Jules Janin mit einer hübſchen Ratte, während der berühmte Alexander Dumas, Marquis de la Pailleterie, ihrer Freundin eine Anſtellung bei ſeinem Theatre Hiſtorique verſpricht. Dieſer Herr, dort mit der ſchweren goldenen Kette über der Sammetweſte, iſt ein glücklicher Parvenu, der beſtändig auf die Baiſſe ſpeculirt hat, und dadurch in die Höhe gekommen, während jener einfach, aber elegant gekleidete junge Mann hier mit dem edelgeformten, aber bleichen und abgeſpannten Geſichte einer der älteſten und edelſten Namen Frankreichs trägt. Das Vergnügen trägt faſt eine eben ſo nivellirende Macht in ſich, als die Gewinnſucht, oder — der Tod.

Welch ein ungeheures Feld für ein Geſchöpf von Mola's Schönheit und Talent. Wie man von Napoleons Soldaten ſagte, daß ſie Alle den Marſchallsſtab in ihren Torniſtern trügen, ſo kann man auch von den Ratten ſagen, daß ſie in ihren Engagementscontracten, die auf hundert bis hundertzwanzig Franken monatlich lauten, zugleich die Anweiſung auf prächtige Equipagen, fürſtlich meublirte Wohnungen, volle Börſen, echte Caſhemir-Shwals und mit Auſtern und Champagner beſetzte Tafeln beſitzen. Freilich müßten die Schätze erſt gehoben, und bei den Tänzerinnen iſt es umgekehrt, wie bei den Soldaten. Bei ihnen ſiegt nicht entſchloſſenes Vordringen, ſondern zögerndes Zurückhalten.

Mola war durch ihre unglücklichen Abenteuer klug und gewitzigt geworden, für ihre zarte Jugend nur zu klug und gewitzigt. Von den zahlloſen Anträgen, mit denen ſie, da ihre Schönheit und die heiße ſinnliche Glut, die ſie in ihren Tanz zu legen wußte, bald Aufſehen erregte, beſtürmt wurde, nahm ſie den des Herrn d'Enonville, eines ſehr reichen Wechſelagenten, an, der jedoch weder Jugend noch Schönheit unter ſeine Vorzüge zu rechnen Grund hatte.

Unſere ſchöne Spanierin war von ihren beiden jungen Liebhabern betrogen und verlaſſen worden, und ſo verſuchte ſie es denn ein Mal mit dem Alter. Und ſiehe da! der Verſuch glückte.

D'Enonville war bald genug der Sklave ihrer excentriſchſten Launen geworden. Zwar hatte ſie keinen Funken von Zuneigung zu ihm; ja, der graue Thor, der mit aller Gewalt den jungen liebenswürdigen Roué der Regentſchaft ſpielen wollte, war ihr geradezu lächerlich und widerwärtig; aber darum war ſie nur um ſo mehr dazu geeignet, ihn zu beherrſchen und zu betrügen.

Bald hatte Mola eine fürſtlich eingerichtete Wohnung, zwei Kammermädchen, eine herrliche Equipage, ſechzig Louisd'or monatliches Nadelgeld und eine dieſer Stellung entſprechende Schuldenmaſſe.

„D'Enonville," ſagte ſie eines Tages, als ihr Liebhaber neben ihr auf dem Sopha ſaß und ihr fade abgebrauchte Schmeicheleien ſagte, „d'Enonville, Sie ſind unausſtehlich langweilig, und ich hätte große Luſt, Sie Ihren Geldſäcken zu überlaſſen, und zu meinem ehemaligen Stubennachbar, dem Studenten der Medicin, zu ziehen, der mich geſtern, als ich mit Ihnen in den Wagen ſtieg, ſo freundlich grüßte."

„Aber, um Gottes Willen, Mola, mein Engel, was fällt Dir ein," erwiderte der beſtürzte Wechſelagent. „Weißt Du denn nicht, daß Du mich tödteſt, wenn Du mich verläßt, daß ich ohne Dich nicht leben kann?"

„Das iſt Alles recht ſchön und gut," ſprach Mola, „aber ich ſterbe bei Ihnen vor langer Weile. Und dabei nahm ſie ihre Papiercigarre aus dem Munde und gähnte — zum Küſſen.

„Aber, mein Gott,“ ereiferte ſich d'Enonville, „laſſe ich Dir es denn an etwas fehlen? Jeder Deiner leiſeſten Wünſche iſt für mich ein Befehl.“

„Dieſe Bemerkung habe ich nicht gemacht. Ja, wenn es mir einfällt, bei den frères provençaux zu eſſen, da kömmt es Ihnen auf eine Flaſche Champagner zu ſieben Franken allerdings nicht an; aber ich denke, Sie könnten ſchon lange wiſſen, daß ich gewiſſe Rechnungen bezahlt ſehen möchte, und als wir neulich bei dem Magazin des Nouveautés vorbeigingen, zeigte ich Ihnen auch den Shwal, der mir am Beſten gefällt.“

„Aber, mein Kind, dieſer Shwal koſtet viertauſend Franken und Deine Rechnungen —“

Ein Zug unſterblicher ſtolzer Verachtung zuckte über das ſchöne Antlitz Mola's.

„Was wagen Sie, mein Herr?“ rief ſie mit zornglühenden Wangen aufſpringend und mit dem Fuße ſtampfend. „Sie unterſtehen ſich, mit mir von Geld zu ſprechen. Ihr ganzes Vermögen reicht nicht hin, um mir die Schande zu bezahlen, auch nur einen Blick an Sie verſchwendet zu haben.“

Sie war entzückend ſchön in ihrem Zorne.

„So beruhige Dich nur, theure Mola,“ bat d'Enonville, „es war ja nicht ſo böſe gemeint. Nicht wahr, Du giebſt mir jetzt Deine Rechnungen, und fährſt dann mit mir aus, Deinen Shwal zu kaufen?“

Mola nahm ein ziemliches Packetchen Papiere aus ihrem Secretair, der von Mahagonyholz und kunſtreich mit Ebenholz ausgelegt war, und ſchleuderte es ihrem Liebhaber vor die Füße, d'Enonville bückte ſich eilig darnach.

„Da,“ ſagte Mola, „ſind die Rechnungen, und den Shwal will ich jetzt nicht mehr, da ich weiß, was er koſtet. Wenn ich aber nicht morgen einen weit ſchöneren habe, ſo ziehe ich übermorgen in die Manſarde des Studenten Victor.“

D'Enonville ſtieß einen tiefen, aber halb unterdrückten Seufzer aus, dem ein noch tieferer folgte, als er einen flüchtigen Blick in die Rechnungen geworfen hatte.

„Morgen ſollſt Du Deine quittirten Rechnungen zurückhaben und einen Shwal tragen, um den Dich jede Herzogin beneiden wird. Sei nur jetzt wieder gut und ſchmolle nicht länger mit mir.“

So tief Mola hier ſchon gefallen iſt, ſo verächtlich ſie ſchon durch die Hingabe an einen alten lächerlich ſchwachen Mann aus bloſem Intereſſe geworden, ſo war ihre Seele doch noch immer einer wahren und aufopfernden Liebe fähig, eine Fähigkeit, die ſelbſt in dem befleckteſten Weibe ſelten, oder nie ganz erliſcht.

Bald ſollte dieſe Liebe ſie dem ſchmählichen Verhältniſſe mit d'Enonville entreißen, freilich nicht, um ſie in glücklichere Verhältniſſe zu bringen.

Der Klaviervirtuoſe Twiſt, der große Rattenfänger von Hameln, der ehrenſäbelraſſelnde, war wieder einmal zur Abwechslung in Paris, um ſeine fabelhafte Technik, ſeine langen Haare und ſein täglich blaſirter werdendes Geſicht bewundern zu laſſen.

Mola kam, ſah, und wurde beſiegt.

Es muß eine dämoniſche Gewalt, der kein

Weib widerſtehen kann, in dem Auge dieſes Menſchen liegen. Geniale Frauen, wie dumme Gänschen, Fürſtinnen, wie Bürgermädchen und Griſetten haben ſich in ihn verliebt. Wenn ſich Twiſt bei allen Rendezvous, die er bekommen hat, hätte einſtellen und alle Billets-doux hätte beantworten wollen, ſo hätte er ſich von der Ewigkeit Zeit dazu borgen müſſen, und ich glaube, die Ewigkeit wäre mit der Zeit bankerott geworden.

Man hat dieſes unerhörte Glück bei Frauen, welches Twiſt hatte, aus der bloſen Mode erklären wollen, und geſagt: Twiſt iſt gerade en vogue, und ein Narr macht zehne, und eine Närrin hundert. Aber meiner Meinung nach hat man Unrecht. Ich glaube denn doch, daß der Grund dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung tiefer liegt.

Twiſt iſt leider nur ein Virtuoſe; aber er könnte ſeiner Natur nach mehr ſein. Er iſt nicht dazu geboren, mit zu jener Heuſchreckenplage des Virtuoſenthums zu zählen, die ſchon hinlänglich, freilich bis jetzt immer vergebens characteriſirt worden iſt. Der Götzendienſt, den man mit dem Virtuoſenthume treibt, hat ſo Manche, hat auch Twiſt auf ſeinem Gewiſſen. Aufgeſtachelt durch das kritikloſe Zujauchzen der Menge, verſchwendet und zerſplittert er ſeine große geniale Kraft in tauſend kleine und unwürdige Kunſtſtückchen. Aber im Leben iſt er groß und genial geblieben, ſelbſt in ſeinen Laſtern und Schwächen. Er vielleicht von allen jetzt lebenden Menſchen allein verſteht die ſchwere Kunſt, mit Anſtand zu verſchwenden. Und ich glaube nicht, daß Twiſt, der Mann, viele ſeiner Triumphe Twiſt, dem Virtuoſen, zu verdanken hat.

Mola ſuchte ſich durch alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel dem Künſtler bemerkbar zu machen; allein vergebens. Twiſt ignorirte ſie vollſtändig; ſei es, daß ſie ihm gefiel, und er als erfahrener Kenner der Frauen berechnete, ſie auf dieſe Art um ſo ſicherer zu gewinnen, ſei es, daß er ſie wirklich nicht beachtete, und daß er, wie Leporello von Don Juan, ſingen konnte:

Aber in Spanien, aber in Spanien
Tauſend und drei!

Eines ſchönen Tages entſchloß ſich Twiſt, mit der Raſchheit, die ihm eigenthümlich iſt, nach Deutſchland zu reiſen, und am nächſten Morgen führte er auch dieſen Entſchluß aus.

Als d'Enonville wenige Stunden, nachdem der Virtuoſe abgereiſt war, ſeine Mola beſuchen wollte, fand er ſtatt ihrer einen ſehr laconiſchen Brief, indem ſie ihm ihre Wohnung, ihre Equipage, ihre Bedienung, ihren Caſhemir-Shwal, und ſogar eine Rolle Gold, die er ihr kurz vorher gegeben hatte, zur freien Verfügung ſtellte. Sie ſelbſt reiſte Twiſt nach Deutſchland nach und hatte ſo die Zahl der Frauen, von denen der Aermſte verfolgt wurde, um eine vermehrt.

Die ſtolze Spanierin konnte es nicht ertragen, verſchmäht zu werden, und betrat den deutſchen Boden mit dem Vorſatze, zu ſiegen, oder — ja das „oder" wußte ſie ſelbſt nicht — alſo auf jeden Fall zu ſiegen.

D'Enonville ſtand aber zu Paris mit einer wahren Armenſündermiene in dem verlaſſenen

Boudoir der Prieſterin Terpſychore's. Ein paar Monate, ſich von den Launen Molas plagen zu laſſen, dieſes Vergnügen hatte ihm über tauſend Louisd'or gekoſtet, und jetzt war ſie fort, fort für immer. Er hätte ſich die Haare ausraufen mögen, wenn er nur noch welche gehabt hätte. Zum Unglück trug er aber eine Perrücke.

Viertes Kapitel.

Mola in Deutſchland.

Sei mir gegrüßt, Heldin meines Romans, auf heimathlichem Boden. Deutſchland hätte ohne Dich nicht fertig werden können mit ſeiner weltgeſchichtlichen Entwicklung. Es empfindet ſchon ſeit vielen Jahren an einem höchſt fühlbaren Mangel an fremden Fuß-, Finger- und Kehlenkünſtlerinnen und Künſtlern. Die Deutſchen haben ſo ungeheuer viel Geld, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie es los werden ſollen. Niemand leidet bei uns Noth, und darum hat es auch gar nichts zu bedeuten, wenn man einer Tänzerin oder Sängerin für ein paar Stunden Sinnenkitzel Hunderte zu Füßen wirft; den Enthuſiasmus gar nicht gerechnet, der uns im Halſe ſteckt, und der uns erſticken würde, wenn wir ihm nicht Luft machten.

„Aber nimm Dich doch ein wenig in Acht, Mola! Du biſt ein willkürliches, eigenſinniges und gewaltthätiges Geſchöpf. In Spanien haſt Du Dolchſtiche ausgetheilt, nun — ländlich, ſittlich! Ich glaube, es wäre Dir auch nicht viel geſchehen, wenn Du nicht nach Paris geflohen wärſt, um ſo weniger, da ich Dir die tröſtliche Verſicherung geben kann, daß der treuloſe Chlicanero lebt, und ſich wieder ganz wohl befindet. In Frankreich gingen Dir Deine Gewaltſtreiche auch noch ſo hin; die Pariſer ſind ein ſehr galantes Volk, und die Schönheit iſt für ſie ein offener Freibrief zu Allem, den ſie in jedem Falle reſpectiren. Aber die Deutſchen ſind gerade nicht übermäßig galant, und vor Allem giebt es bei uns eine geheime Macht, die uns überall öffentlich entgegentritt, und die noch weit weniger galant iſt, als wir ſelbſt. Man nennt ſie die Polizei. Mola, Mola! nimm Dich vor der Polizei in Acht! Wie ich Dich kenne, fürchte ich; daß Du in böſe Conflicte mit ihr kommen wirſt.

Twiſt war in Leipzig in dem Hôtel de Bavière abgeſtiegen, und hatte es ſich in den ihm angewieſenen Zimmern bequem gemacht.

Lieber Leſer, kennſt Du Leipzig? Nicht? Du kennſt Leipzig nicht, welches ſich gern klein Paris ſchelten läßt, was der ſelige Herr von Göthe zu verantworten hat? Wenn Du nicht in Leipzig warſt, ſo kannſt Du nicht behaupten, jemals ſchlechten Kaffee getrunken und gute Schweinsknöchelchen mit Sauerkraut gegeſſen zu haben. Wenn Du nicht in Leipzig warſt, ſo weißt Du nicht, daß zwölf Literaten auf ein Dutzend gehen, und daß der Menſch, obgleich ein fleiſchfreſſendes, doch ein ſehr zahmes Thier iſt. Wenn Du nicht in Leipzig warſt, ſo haſt Du den hohlen Phraſenliberalismus nicht in ſeiner vollen Blüthe und die Höflichkeit nicht wild wachſen geſehen.

„Iſt der Kapellmeiſter Twiſt hier abgeſtiegen?" fragte Mola den Oberkellner des bereits erwähnten Hôtel de Bavière.

„Zu dienen, Madame,“ erwiderte dieſer; „er iſt kaum vor einer Stunde angekommen.“

„So melden Sie mich, ich will ihn ſprechen.“

„Entſchuldigen Sie, Madame. Der Herr Kapellmeiſter ſind ſehr ermüdet von der Reiſe und haben Befehl gegeben, Niemanden vorzulaſſen.“

„Ich will ihn ſprechen,“ ſchrie Mola ungeduldig, indem ſie heftig mit dem Fuße ſtampfte, ſo daß der erſchrockene Kellner ängſtlich zuſammenfuhr, und ſeine ſächſiſche Höflichkeit ſich im Geiſte vor dieſer ſpaniſchen Energie entſetzte.

„Ich will es dem Herrn Kapellmeiſter anzeigen, daß ihn eine Dame dringend nothwendig ſprechen müſſe,“ ſagte der Kellner, und ging die Treppe hinauf.

Mola folgte ihm auf dem Fuße. Als er aber das Zimmer öffnete, ſtieß ſie ihn raſch bei Seite, ging ſelbſt hinein, und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Twiſt ſtand auf, als er eine Dame auf ſo ungewöhnliche Art unangemeldet bei ſich eintreten ſah.

„Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs," ſagte er höflich, indem er Mola einen Stuhl anbot.

„Twiſt," erwiderte Mola, „Sie verachten, Sie verſchmähen mich, und ich liebe Sie; ich kann nicht ohne Sie leben. Ich bin Tag und Nacht gereiſt, um Sie einzuholen, als ich hörte, daß Sie Paris verlaſſen haben. Da bin ich nun; ich will gar nichts, als dort ſein, wo Sie ſind, Sie bisweilen ſehen, vielleicht manchmal mit Ihnen ſprechen."

Die Tänzerin ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke einer ſo wahren und tiefen Leidenſchaft, daß ſelbſt der blaſirte Twiſt davon ergriffen wurde. Das höhniſche Lächeln verſchwand von ſeiner Lippe. Er betrachtete ſeinen ſeltſamen Beſuch aufmerkſamer, und das Reſultat war, daß er ihr die Hand reichte und ſagte: „Sie lieben mich, Mola; nun wohl, ſo mögen Sie wiſſen, daß ich Sie ſchon ſeit lange geliebt habe, daß mich aber unglückliche Verhältniſſe etwas furchtſam und vorſichtig gemacht haben. Ich weiche jeder neuen Liebe aus, und meine Abreiſe von Paris war eine halbe Flucht vor Ihnen. Aber Sie ſind mir gefolgt. Es ſcheint, als ob es ſein müßte, und ſo wollen wir es denn mit einander wagen.“

Als der Virtuoſe dieſe eben ſo originelle, als anmaßende Erklärung von ſich gegeben hatte, ſprang Mola lachend und jubelnd auf ihn zu, flog ihm an den Hals und erſtickte ihn mit Küßen und Umarmungen. Noch an demſelben Tage miethete ſie ſich ebenfalls eine Wohnung in dem Hôtel de Bavière, und war von nun an, an allen öffentlichen Orten, an der Table d'hôte, im Roſenthal, in Concerten und im Theater immer mit dem Virtuoſen zuſammen.

Indeſſen dachte Twiſt, dem ſie ſich doch nur aufgedrungen hatte, ſchon daran, ſie wieder los zu werden. Er hatte ihre Schönheit genoſſen, und weiter bot ſie ihm kein Intereſſe dar, während ſie ihn wirklich liebte, obgleich ſie eben darum nicht im Stande war, ihn durch Launen, Eigenſinn und Coquetterie an ſich zu feſſeln.

„Mola," ſagte der Virtuoſe eines Tages, „wir müſſen uns, ſo leid es mir auch thut, wenigſtens auf einige Zeit trennen. Du weißt, ich bin Kapellmeiſter an einem kleinen deutſchen Hofe, dorthin muß ich jetzt reiſen."

„Nun wohl, ſo reiſe ich mit Dir," ſagte Mola kurz entſchloſſen.

„Das geht nicht, mein liebes Kind," erwiderte Twiſt milde, aber entſchieden; „der Hof, von dem ich ſpreche, iſt ſehr ſittenſtreng, und ich würde mir meine ganze Stellung untergraben, wenn ich vor ſeinen Augen mit einer Dame, die nicht meine Frau iſt, zuſammenlebte."

„Aber, giebt es denn kein Auskunftsmittel?„ jammerte Mola; „ich kann, ich will mich nicht von Dir trennen."

„Sei nicht kindiſch, Mola," beſchwichtigte ſie der Virtuoſe, „mein Aufenthalt an jenem Hofe dauert nicht lang, und wir treffen uns dann entweder hier oder an einem andern Orte Deutſchlands, den Du ſelbſt beſtimmen magſt wieder.

Die Tänzerin ſchien kein großes Vertrauen darein zu ſetzen, daß ſich Twiſt wirklich zu einem ſolchen, von ihr zu beſtimmenden Rendezvous einfinden werde, ſie ſagte daher:

„Twiſt, ich will Dir ein Auskunftsmittel vorſchlagen; ich begleite Dich, aber — als Knabe.“

Twiſt war über dieſen außergewöhnlichen Vorſchlag etwas erſtaunt und beſtürzt, denn er ſah ein, daß es ihm ſchwer fallen würde, ein Frauenzimmer, welches zu ſo energiſchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, um in ſeiner Nähe zu bleiben, los zu werden.

Indeſſen reizte ihn, wie immer, das Abenteuerliche, was in dieſem Plane lag.

„Meinetwegen,“ ſagte er lachend; „aber nimm Dich in Acht, die Polizei läßt nicht mit ſich ſpaßen und ich würde nicht im Stande ſein, Dich zu beſchützen, wenn Du entdeckt würdeſt.“

„Das ſoll meine Sorge ſein,“ entgegnete Mola in einem Tone, in dem ſich Sorgloſigkeit und Trotz paarten, „jetzt will ich mir einen paſſenden Knabenanzug verſchaffen.“

In der kleinen Reſidenz, in welcher Twiſt nun lebte, fiel der ſchöne Knabe, der ſich immer in ſeiner Begleitung befand, bald genug auf;

man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über ihn. Das Stadtgeklatſch bemächtigte ſich dieſes ihm ſo ungemein zuſagenden Stoffes.

Einige behaupteten, der ſchöne Knabe ſei ein begeiſterter Schüler Twiſt's, Andere nannten ihn ſogar ſeinen Sohn, obgleich der Virtuoſe noch beinahe zu jung dazu war, einen vierzehn- bis fünfzehnjährigen Sohn haben zu können. Endlich begann ſich Anfangs ſehr leiſe, ſchüchtern und verſtohlen, dann immer lauter, mächtiger und ſiegesgewiſſer das Gerücht zu verbreiten, der ſchöne Knabe ſei — ein Weib.

Der Hof war höchlich entrüſtet, als dieſes Gerücht zu ſeinen Ohren gedrungen war, und befahl eine ſtrenge Unterſuchung.

Die Polizei vernahm mehrere Leute, und da ſtellte ſich denn heraus, daß jener Knabe ſo furchtſam war, daß er keine Nacht allein ſchlief, ſondern jedesmal in Twiſt's Zimmer. Außerdem war auch ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen Allen aufgefallen.

Die Polizei hat niemals Gründe für ihre Entſcheidungen anzugeben, und das kam ihr jetzt ſehr zu Statten, als ſie dem ſchönen räthſelhaften Knaben ankündigte, daß er augenblicklich die Stadt und binnen einem Tage das Land verlaſſen müſſe.

Mola tobte, fluchte und weinte; aber das half Alles nichts. Twiſt konnte wirklich nichts für ſeine Geliebte thun, denn der Hof war auf ihn ſelbſt ſehr ungehalten, und eine Fürbitte würde in dieſem Falle geradezu eine Beleidigung geweſen ſein. Ueberdieß freute er ſich auch innerlich, ſeine zudringliche Begleiterin, deren er ſchon überdrüſſig war, endlich doch los zu werden; er war daher der Polizei im Herzen für ihr Einſchreiten ſehr dankbar.

Mola ließ ſich, bevor ſie abreiſte, das heilige Verſprechen geben, daß er ſie ſpäteſtens in vierzehn Tagen in Berlin treffen wolle.

Twiſt verſprach Alles, was ſeine Geliebte wollte, und reiſte dann am andern Tage, ſeelenvergnügt und in größter Eile nach Paris zurück.

In Berlin konnte indeſſen Mola nicht ſo lange auf ihren Geliebten warten, als ſie es ihm verſprochen hatte. Ein Ereigniß, ganz eigenthümlicher Art, nöthigte ſie Berlin in höchſter Eile zu verlaſſen.

Berlin iſt eine ſehr ſchöne Stadt, voll von Referendars, Gardelieutenants, Gensdarmen und Frommen.

Mola athmete hier, nachdem ſie in Ilm-Athen in ſteter Beſorgniß vor der endlich auch wirklich erfolgtem Kataſtrophe gelebt hatte wieder mit vollen Zügen großſtädtiſches, freies Leben. Sie quartierte ſich in einem der erſten Hôtels unter den Linden ein, und trat dann mit der Hof-Theater-Intendanz wegen Gaſtrollen in Unterhandlung.

Bevor ſie jedoch dieſe Unterhandlungen zum Abſchluſſe bringen konnte, trat ihr ihr böſes Schickſal zum zweiten Male in der Geſtalt der Polizei entgegen.

Die Sache verhielt ſich folgendermaßen:

Mola ging eines Tages die prächtigen Linden auf und ab, in dem Munde eine duftende, echt ſpaniſche Cigarette und in der Hand eine Reitpeitſche mit goldenem Knopfe, die ihr Twiſt als ein Andenken geſchenkt hatte. Eine Reitpeitſche, einer Dame als Andenken zu ſchenken, iſt ebenſo bezeichnend für Twiſt, als für Mola.

Mola war vielleicht gerade in ſüße und ſchmerzliche Erinnerungen an ihr ſchönes Spanien verſunken, und ſtieß daher in immer kürzeren Abſätzen immer dickere Rauchwolken hervor.

Nun aber durfte damals in Berlin auf offener Straße nicht geraucht werden, ein Umſtand, der ſich bis heute noch nicht geändert hat, obwohl ſeitdem gerade in Berlin ſich die ungeheuerſten, ſelbſt die kühnſten Erwartungen, überſteigendſten Dinge ereignet haben.

Ein chriſtlich germaniſch-preußiſcher Gensdarm ſah die mauriſch-romaniſch-ſpaniſche Tänzerin ſo in dem Vollgenuße ihres verpönten Raucherglückes dahin wandeln. Entſetzen erfaßte ihn, und die Haare ſeines Hauptes und Schnurrbartes ſträubten alle einzeln in die Höhe.

Männer hatte er ſchon genug wegen verbotenen Rauchens verhaftet. Wenn aber nun die Frauen auch zu rauchen anfangen, dann muß offenbar die Zahl der Gensdarmen verdoppelt werden, oder der Staat geht zu Grunde.

Endlich, nachdem er ſich etwas von ſeinem Staunen und Schreck, über dieſe herumwandelnde, weibliche Polizeicontravention — (es iſt hier vielleicht nicht überflüſſig, einzuſchalten, daß unſere Erzählung vor dem Beginne der bekannten Aſton'ſchen Emancipationsverſuche ſpielt) — erhohlt hatte, hielt er, feſt entſchloſſen, zum Wohle des Staates ein furchtbares Beiſpiel zu ſtatuiren, auf die kühne und ſorgloſe Raucherin zu.

„He! Madammecken, hier wird man nicht geroocht,“ ſagte er, indem er ihr den Weg vertrat.

Mola verſtand überhaupt nur ſehr unvollkommen deutſch, den jöttlichen Berliner Dialect aber gar nicht.

Sie ſtarrte daher die bewaffnete Macht, die ihr ſo plötzlich mit unverſtändlichen Worten in den Weg trat, ſehr verwundert an; blies ihr eine dicke Rauchwolke in's Geſicht, und wollte dann ruhig ihren Weg fortſetzen.

Das war zu viel für ein preußiſches Gensdarmengemüth, das war offenbares Hohnſprechen aller Ordnung und aller beſtehenden Staatseinrichtungen.

„Hier wird man nicht gerocht," ſagte der Gensdarm lauter und heftiger, indem er die Tänzerin ziemlich derb am Arme faßte.

Das war zu arg. Mola hatte in ihrer naiven ſpaniſchen Unwiſſenheit gar keinen Gedanken an die Möglichkeit ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht zu haben. Sie glaubte ſich daher von einem rohen Soldaten angegriffen und gemißhandelt. Das Blut ſchoß ihr heiß durch die Adern und nach dem Kopfe zu.

In einem Augenblicke hatte ſie ihren Arm frei gemacht und im nächſten fiel ein wahrer Hagel von Reitpeitſchenhieben auf den unglücklichen Gensdarmen nieder, der das Weltende für gekommen anſehen mochte.

Die Vorübergehenden waren gleich bei dem Beginne dieſer Scene ſtehen geblieben, um deren Entwicklung anzuſehen.

Bei dieſer unerwarteten Wendung der Dinge nahmen ſie jedoch keineswegs Partei für den Gensdarmen, ſondern ſchienen ſich zu freuen, daß die bewaffnete Macht eine Schlappe erhielt.

„Wer iſt ſie! wer iſt ſie?“ flüſterte es rings im Kreiſe.

„Eine junge ſpaniſche Fürſtin,“ bemerkte mit wichtiger Miene ein Kellner aus dem Hôtel, in welchem Mola wohnte, der ſich dem Kreiſe angeſchloſſen hatte.

„Dann jenießt die bewaffnete Macht jetzt eenen ſpaniſch-Bittern, bemerkte ein Eckenſteher.

Allgemeines Gelächter belohnte dieſen Witz, ſo nahe er auch lag.

Unterdeſſen hatte der Auflauf, das Lachen und Geſchrei noch drei bis vier Gensdarmen herbeigezogen, die, als ſie ſahen, wie man mit ihrem Kameraden umging, die Verbrecherin ohne Weiteres in die Mitte nahmen, und dieſelbe, ungeachtet ihres energiſchen Widerſtandes, von der ziſchenden und tobenden Volksmenge begleitet auf die Polizei brachten.

Dort klärte ſich das unglückliche Mißverſtändniß auf; aber Mola hatte, ohne es zu wiſſen, Hand oder vielmehr Reitpeitſche an die geheiligte Perſon eines preußiſchen Gensdarm gelegt, und dieſer Frevel mußte beſtraft werden.

Vorläufig entließ man zwar die Tänzerin; aber ſie war kaum in ihr Hôtel zurückgekehrt, als ihr ein Polizeicommiſſär die Weiſung brachte, daß ſie die königliche Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin binnen vierundzwanzig Stunden verlaſſen müſſe.

Wie man ſieht, entwickelt Mola durch ihre häufigen Ausweiſungen viel Beruf zum deutſchen Schriftſteller.

Nachdem Sie noch einen langen zärtlichen Brief an Twiſt geſchrieben hatte, in welchem ſie ihn beſchwor, ſo bald als möglich nach Baden-Baden in ihre Arme zu eilen, verließ ſie das ungaſtliche Berl'n, in welchem ſie merkwürdiger Weiſe auch nicht ein einziges Liebesabenteuer erlebt hatte.

Fünftes Kapitel.

Va banque!

Es wäre nicht unintereſſant, die Badeorte nach den allgemeinen Eindrücken, die ſie auf den unbefangenen Beobachter hervorbringen, zu characteriſiren. Karlsbad iſt das Bad der Diplomaten, in welchem man das, was die Heilquellen gut machen, durch den Aerger wieder verderben kann, wenn man an die Beſchlüſſe denkt, die hier gefaßt worden ſind. Iſchl iſt das Bad der hohen Ariſtocratie — der Fashion und der wirklich Leidenden. In dem romantiſchen Gaſtein träumen Dichter und glücklich Liebende.

Das Bad der Abenteurer jeder Art, der Sammelplatz aller Spieler, Glücksritter, und vornehmen verlorenen Mädchen von ganz Europa iſt unſtreitig Baden-Baden. Seiner vortheilhaften Lage, nicht allzuweit von der, vor manchen Unannehmlichkeiten rettenden franzöſiſchen Grenze, hat es hauptſächlich dieſen beneidenswerthen Vorzug zu verdanken.

Die Geſellſchaft in Baden-Baden beſteht außer den Spielern und Glücksrittern von Profeſſion, größtentheils aus ſehr reichen Engländern und Ruſſen, die hier im hohen Spiele Aufregung ſuchen, nachdem ſie ihre Sinne für jeden anderen Reiz abgeſtumpft haben.

Bald nach ihrer Ankunft ſollte Mola eine äußerſt unangenehme Ueberraſchung erfahren. Der Brief, den ſie an Twiſt geſchrieben hatte, kam unerbrochen an ſie zurück. Auf der Adreſſe ſtand bemerkt, daß der Virtuoſe ſchon vor einigen Tagen Ilm-Athen verlaſſen, und nicht angegeben habe, wohin er reiſe.

Das fiel der Tänzerin auf. Wenn Twiſt bald nach ihr abgereiſt war, ſo konnte er ſie ja noch in Berlin getroffen haben. Die Ahnung der Wahrheit durchzuckte ſie wie ein Blitz.

„Der Treuloſe hat mich verlaſſen und iſt nach Paris gereiſt,“ rief ſie wüthend aus; „aber morgen, heute noch, reiſe ich ihm nach; ſeine feige Flucht ſoll ihm nichts nützen.“

Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt. Mola war noch zu großen Dingen in Baden-Baden insbeſondere, und auf deutſchem Boden überhaupt beſtimmt.

Um ihrer inneren Aufregung Luft zu machen, nahm ſie Hut, und die niemals fehlende Reitpeitſche, und trat ins Freie.

Die Lichter aus dem Kurſaale leuchteten ſo freundlich, ſo einladend in den heiteren Abend hinaus, daß Mola der Verſuchung, hineinzutreten, nicht widerſtehen konnte.

Man ſpielte. Es iſt viel über das Spiel geſchrieben worden, und die Liberalen haben das Begehren: die Spielhöllen aufzuheben zu ihrem Ceterum vero censeo gemacht! Ich glaube, mit Unrecht. Es fällt mir hier nicht ein, das Laſter des Spieles rechtfertigen zu wollen; aber ich glaube, daß eine Prohibitivmaßregel dagegen eine Freiheitsbeſchränkung iſt, wie nur irgend eine, gegen welche die Herren Liberalen ſich ereifern. Dabei ſehe ich noch ganz davon ab, daß die Leidenſchaft des Spieles nie ganz auszurotten iſt, und daß das Verbot des öffentlichen Spieles das viel gefährlichere heimlichere Spielen unbedingt zur Folge hat. Möge man daher durch Schrift und Wort, durch Belehrung und Bildung des Volkes den ſchädlichen Einflüſſen der verführeriſchen Gelegenheit entgegen arbeiten, nicht aber gegen dieſelben Polizeimaßregeln zur Hülfe rufen, die man doch in den anderen Fällen ſo ſehr verabſcheut. Der Staat iſt keine Kleinkinderbewahranſtalt, und der Staatsbürger mag ſich ſelbſt vor dem Meſſer hüten, von dem er weiß, daß er ſich damit ſchneiden könnte; man braucht es ihm nicht aus der Hand zu nehmen.

Der Leſer verzeihe mir dieſe Abſchweifung; allein ich konnte mir die günſtige Gelegenheit nicht entgehen zu laſſen, einer allgemein gültigen Anſicht, die überall gedankenlos nachgeſprochen wird, entgegen zu treten.

Die grünen Tiſche waren heute ſehr zahlreich umdrängt. Schöne Frauen ſaßen mit fieberiſch glühenden Wangen und ungeduldig leuchtenden Augen da, und waren unſchön geworden durch den Ausdruck der Gewinnſucht, der auf ihrem Antlitze lag. Ueber ihre Schulter beugten ſich Herren, alte und junge, mit Ordensbändern im Knopfloche und in ſchabigen abgetragenen Röcken, der erprobte Spieler von Profeſſion, und der junge heidelberger Student, der ſeinen erſten Luisd'or wagt.

„Platz da! Platz da!“ riefen einige Herren, als ſich Mola dem grünen Tiſche näherte; „la belle Espagnole kömmt und will ſpielen.“

Sichtbar erheitert über dieſen ſchmeichelhaften Beinamen, warf Mola den Herren, die ihn gebraucht hatten, einen freundlichen Blick zu, und nahm dann Platz. Ihr halber Gram um den ungetreuen Virtuoſen ſchien ſchon verſchwunden zu ſein.

Mola ſpielte mit ſehr viel Nobleſſe. Sie verlor, und Goldſtück auf Goldſtück wurde von der gierigen Harke eingezogen. Nichts deſto weniger behielt ſie doch ihr heiteres Lächeln, ihren freundlichen Blick bei.

Neben ihr ſtand ein hübſcher junger Engländer, der offenbar das größte Intereſſe für ſie empfand, und einen ſehr feinen und noblen Weg gewählt hatte, um ihr dies zu zeigen.

Er ſetzte nämlich jedesmal auf diejenige Karte, welche Mola mit einem Goldſtück belegte, eine ganze Rolle Goldes, und verlor ſie mit dem unnachahmlichſten Anſtande und dem verbindlichſten Lächeln von der Welt.

„Wir haben heute Unglück,“ ſagte Mola jetzt aufſtehend zu dem Engländer, nachdem ſie das letzte Goldſtück verloren, welches ſie im Vermögen hatte. Obwohl ſie nun nicht wußte, wovon ſie ihre Gaſthausrechnung bezahlen, und wie ſie ihren Vorſatz, den flüchtigen Virtuoſen zu verfolgen, ausführen ſollte, ſo zeigte ſich doch nicht das leiſeſte Wölkchen der Sorge oder des Unmuthes auf ihrer ſtolzen reizenden Stirn.

Mola verließ ſich auf ihr gutes Glück, das ihr bis jetzt treu geblieben war, und den Zufall, den großen Gönner und Protector aller wandernden Kunſtreiter, herumziehenden Schauſpieler, fahrenden Literaten, und ſonſtigen vagabundirenden Genies. Der Erfolg wird zeigen, daß dies Vertrauen ſie nicht getäuſcht hat.

„Madonna," ſagte der Engländer, „wenn es wahr iſt, daß Unglück im Spiele, Glück in der Liebe bedeute, ſo würde ich eine zehnmal größere Summe, als die Bagatelle, die ich eben verlor, nicht bedauern. Freilich — Glück in der Liebe, das iſt ſo allgemein geſagt — oft drängen ſich Einem gleichgültige, ja widerwärtige Verhältniſſe förmlich auf, und das höchſte, das einzige Ziel ſeiner Wünſche kann man nicht erreichen. Spielen Sie nicht weiter?"

„Ich war auf mein conſequentes Unglück nicht gefaßt," entgegnete Mola, „und habe daher zu wenig Geld zu mir geſteckt."

„So erlauben Sie mir, auf Ihre Rechnung zu ſpielen, und Ihr Unglück an der Bank zu rächen," ſagte Lord Arthur, ſo hieß der Engländer, ſchnell und freudig, denn Mola's augenblickliche Geldverlegenheit gewährte ihm ſogleich einen unberechnenbaren Vortheil über Sie. „Aber merken Sie es wohl; ich ſpiele nur auf Ihre Rechnung."

Und nun begann der Lord ein tolles wahnſinniges Pointiren. Anfangs verlor er; aber er verdoppelte und verdreifachte ſeine Einſätze. Endlich hatte er kein baares Geld mehr bei ſich; da zog er einen Creditbrief auf eines der erſten Bankierhäuſer, und auf unbeſchränkte Summen lautend, hervor, warf ihn auf eine Karte, die mehrmals hinter einander verloren hatte, und rief: „va banque!“

Mit dieſen Worten hatte Lord Arthur nicht nur dem Bankier, ſondern auch dem Herzen der Spanierin ein donnerndes Va banque! zugerufen; denn die Frauen lieben den Mann immer, der um ihretwillen Thorheiten begeht. Der langhaarige Virtuoſe Twiſt war total vergeſſen.

Diesmal ſchlug das Spielglück um; Arthur's Farbe gewann; die Bank war geſprengt.

Der Engländer ſteckte ſeinen Creditbrief ruhig wieder ein, und übergab das Geld der Tänzerin mit den Worten:

„Es war ausgemacht; ich habe nur für Ihre Rechnung geſpielt.“

Mola nahm ſeinen Arm, den er ihr anbot, an, und ſchritt mit ihm, gefolgt von den boshaften Bemerkungen der Umſtehenden, die den reichen Engländer um ſeine ſchöne Eroberung beneideten, zum Kurſaale hinaus.

Nun ging ein ſchönes, ein beneidenswerthes Leben in dem luſtigen Baden an: Bälle, Concerte, Theater, Hetzjagden, und dazu die Huldigung der geſammten jungen und alten Männerwelt.

Der Engländer fuhr in dem großartigen Style, in dem er angefangen hatte, fort. Er miethete ſeiner Geliebten ein prachtvolles Landhaus; hielt ihr vier Wagen- und zwei Reitpferde, und ſetzte etwas darein, daß Mola an der Bank mehr Geld verlor, als der reiche ruſſiſche Fürſt, der wegen ſeines fabelhaften Unglückes im Spiel ſo viel von ſich reden machte.

Mola war glücklich und doppelt ſchön durch ihr Glück. Wenn ſie hoch zu Roß durch die Lichtenthaler Allee zu einer Hetzjagd dahinflog, ſo gewährte ſie in dem enganliegenden ſchwarzen Reithabit, dem ſchwarzen runden Filzhut mit den webenden weißen Federn leicht und keck auf das Haupt gedrückt, wirklich einen entzückenden und wahrhaft poetiſchen Anblick.

Zum Glück für Lord Arthur, der auf dem beſten Wege war, ſich zu ruiniren, trat hier die geheimnißvolle Macht, welche man die Polizei zu nennen übereingekommen iſt, zum dritten Male ſtörend in das Liebeleben der ſchönen Spanierin ein. Der Anlaß dazu war folgender.

Auf einem Spaziergange in der Umgegend von Baden wagte es ein junger Offizier, die ſchöne Tänzerin auf die auffallendſte und herausfordernſte Art durch ſeine Lorgnette zu betrachten.

„Welch ein Geck,“ ſagte Mola, die dieſe Art von Huldigungen nicht leiden konnte, laut genug, um von dem Betheiligten gehört zu werden.

Gereizt dadurch, trat er auf die Spanierin zu, und ſagte: „Mein Fräulein, wollen Sie mich nicht in mein Hôtel begleiten.“

„Mein Herr, wie kommen Sie zu dieſer unverſchämten Zumuthung,“ ſchrie Mola außer ſich vor Wuth.

„Entſchuldigen Sie;“ entgegnete der Offizier; „ich glaubte durch dieſen Antrag eine Dirne, wie Sie —“

Er konnte nicht ausſprechen.

Die obligate Reitgerte ſauſte mit ſolcher Gewalt in ſein Geſicht, daß ihm augenblicklich das Blut aus der Naſe hervorquoll.

„Ich gebe Ihnen Genugthuung, mein Herr,“ rief Mola.

„Ich kann mich mit einem Weibe nicht ſchlagen.“

„Feige Ausflüchte einer Memme! wenn aber das Weib beſſer als Sie ſchießt?“

„Dann iſt es etwas Anderes, und ich nehme Ihren Antrag an.

Am nächſten Morgen traf man ſich in einem kleinen Wäldchen.

Der Offizier hatte den erſten Schuß. Er ſchoß in die Luft.

„Der Schuß gilt nicht,“ ſagte Mola, „oder ich muß Sie für einen Feigling halten, der mich ſchont, um von mir wieder geſchont zu werden.

Schieſſen Sie noch einmal, und etwas beſſer, wenn ich bitten darf.“

Vergebens legten ſich die Secundanten, und beſonders Lord Arthur, der für das Leben ſeiner in jedem Sinne theuren Geliebten fürchtete, ins Mittel; die muthige Spanierin beſtand feſt auf ihrem Willen.

„Nun wohl, wenn Sie es denn wollen,“ ſagte der Offizier, zielte ſehr lange und ſcharf, und — die Kugel ſauſte dem Mädchen dicht an dem Ohre vorbei.

„Nicht übel gezielt,“ rief Mola; „aber ich glaube, Sie haben mich noch immer geſchont. Nun wohl denn, Ihre Schulter!“

Bei dieſen Worten ſchoß ſie, und der Offizier ſank zuſammen, wirklich, wie ſie es geſagt hatte, an der Schulter verwundet.

„Dies kleine Andenken an mich wird Ihnen nicht ſchaden. Ich würde Sie todt geſchoſſen haben, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß auch Ihre zweite Kugel mich abſichtlich fehlte. Adieu à revoir.“

Nach dieſen Worten verließ ſie am Arme

Lord Arthur's den Kampfplatz, um ſich bei einem Champagnerfrühſtück ihrer Heldenthat zu freuen.

Leider ſollte dieſe Freude nicht lange dauern. Wenige Stunden ſpäter wußte ganz Baden um das ſtattgefundene Duell und ſeinen Ausgang.

Die Polizei, die auch davon erfahren haben mochte, war der Anſicht, daß Piſtolenkugeln der raſchen Herſtellung der Badegäſte nicht gerade ſehr förderlich ſein könnten, und ſo fand denn Donna Lontes, als ſie Abends in ihre Wohnung zurückkehrte, die Weiſung vor, Baden am nächſten Morgen zu verlaſſen.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß man ſich noch einen zweiten Grund dieſer Ausweiſung in die Ohren flüſterte, an den wir jedoch zur Ehre unſerer Heldin nicht glauben wollen.

Man erzählte nämlich, als Donna Mola eines Tages in Geſellſchaft mehrerer Herren in dem Kurſaale ſaß, ſei ſie befragt worden, ob es wahr ſei, daß die Spanierinnen einen Dolch im Strumpfbande ſtecken hätten, und ſie habe darauf der Fragenden ſogleich den Beweis dieſer Wahrheit an ſich ſelbſt geliefert. Alle Damen hätten darauf ſogleich den Kurſaal verlaſſen, und die Entfernung der Tänzerin zur Bedingung ihres Bleibens in Baden gemacht.

Wie dem auch ſei. Mola weinte bittre Thränen, als ſie den Beſcheid, daß ſie morgen das ihr ſo liebgewordene Baden verlaſſen müſſe, erhielt. Allen Herrlichkeiten, die ſie ſo ſehr entzückt hatten, ſollte ſie Lebewohl ſagen, dem grünen Tiſche, den Spazierritten und Hetzjagden, den luſtigen lärmenden Champagnerfrühſtücken, vielleicht ſogar ihrem freigebigen Lord.

Ueber dieſen letzten Punkt beruhigte ſie Arthur allerdings, indem er ſie bat, nach Heidelberg zu reiſen, wohin er ihr, ſo bald er hier nur ſeine nothwendigſten Angelegenheiten geordnet hätte, nachfolgen wolle. Mit glühenden Farben malte er ihr die Reize eines idylliſchen liebebeglückten Stilllebens in dem reizenden Heidelberg aus. Aber Mola ſchüttelte traurig das ſchöne Köpfchen; ſie hatte keinen Sinn dafür; der grüne Tiſch und die Hetzjagden, auf welchen ſie durch die geſchickte Art, mit welcher ſie vom Pferde herab die armen Haſen mit der großen Hetzpeitſche todtſchlug, die Bewunderung Aller erregte, waren ihr doch lieber.

Mit düſtern Ahnungen reiſte ſie ab nach Heidelberg, wo ſie in dem erſten Gaſthofe abſtieg und auch für ihren Freund Arthur Quartier beſtellte.

Dieſer kam auch wirklich, treuer als ihre früheren Liebhaber, in wenigen Tagen, aber er war übler Laune. Es war ein großes Opfer, welches er Mola gebracht, daß er ſeine Freunde und ſein faſhionables Leben in Baden im Stich gelaſſen hatte. Ein Egoiſt bringt aber nie ein Opfer, ohne es der Perſon, der es gebracht, entgelten zu laſſen, und die meiſten Menſchen ſind Egoiſten, die Engländer aber die größten von Allen.

Dazu kam noch, daß ihn das idylliſche liebebeglückte Stillleben in dem reizenden Heidelberg, welches er der Tänzerin, um ſie zu tröſten, ſo reizend ausgemalt hatte, ſelbſt bald herzlich zu langweilen begann.

Wenn Stahl auf Stein ſchlägt, ſo giebt es Feuer, und wenn Unmuth auf üble Laune trifft, Zank.

Mehrere ſehr heftige Scenen fielen zwiſchen der ſchönen Mola und Arthur vor, und als die erſtere eines Tages zu ihrem Geliebten wollte, fand ſie die Thüre deſſelben für ſie verſchloſſen.

Als alles Toben und Lärmen vergeblich war, zog ſie einen Dolch und drohte den Bedienten niederzuſtoßen, wenn er nicht ſogleich öffne.

Dieſer aber, ein ſehr kaltblütiger, ehemaliger Matroſe, ſchlug ihr den Zahnſtocher, wie er ihren Dolch nannte, ſehr gelaſſen aus der Hand, ergriff ſie beim Arme, führte ſie zur Vorſaalthüre hinaus, und ſchloß auch dieſe hinter ihr zu.

Am andern Morgen war Lord Arthur abgereiſt. Solch ein trauriges Ende nahm ein Verhältniß, welches unter den glänzendſten Vorbedeutungen begonnen hatte. Die Moral davon iſt, daß ein Frauenzimmer, welches uns in dem Geräuſch der vornehmen Geſellſchaft oft ungemein reizt und anzieht, in der Einſamkeit, in einem idylliſchen liebebeglückten Stillleben unausſtehlich werden kann.

Sechſtes Kapitel.

Das Beethovenfeſt.

„Hol der Teufel den langweiligen Goddam-Lord!“ rief Mola, bald wieder getröſtet, aus. „Jetzt muß ich Twiſt wiederſehen. In Bonn halten ſie ein großes Feſt für einen verſtorbenen deutſchen Maëſtro, Beethoven, glaube ich, heißt er; da muß ich ihn treffen.“

Wirklich traf Mola's Vorausſetzung ein. Wie konnte Twiſt irgendwo fehlen, wo es galt, ſeine eigene kleine Eitelkeit an dem Ruhme eines großen Todten zu kitzeln.

Dieſe Feſte ſind im hohen Grade lächerlich. Wenn das Geld, welches auf ſie verwendet wird, dazu benutzt würde, junge Talente, welche noch mit Noth und Mangel zu ringen haben, und bisweilen dadurch zu Grunde gehen, zu unterſtützen', ſo würde das den großen Todten wohl mehr ehren, als wenn man zuſammen kommt, eine Statue unter Trompetentuſch und langweiligen Reden enthüllt, und dann in ein paar Concerten, in denen das moderne Virtuoſenthum ſich in ſeiner ganzen Hohlheit breit macht, die gute Muſik des Gefeierten durch ſchlechte italieniſche Floskeln verhunzt.

Mola's Erwartungen wurden weit übertroffen, denn ſie fand nicht nur den laangharigen Virtuoſen, ſondern auch mehrere Pariſer Journaliſten, die ſie noch von den Couliſſen der gro- Oper her kannte, in Bonn.

Twiſt kehrte eines Abends heiter und arglos in ſein Hôtel zurück. Man kann ſich ſeinen Schrecken und ſeine Ueberraſchung vorſtellen, als er, in ſein Zimmer tretend, Mola ganz ruhig auf ſeinem Sopha ſitzend und eine Cigarre rauchend fand.

„Bon soir Twiſt," ſagte ſie ganz heiter

und unbefangen und ſtreckte ihm ihre Hand entgegen.

„Du hier, Mola," ſagte der Virtuoſe mit dem Ausdrucke des ungeheuchelſten Erſtaunens.

„Wie Du ſiehſt. Deine Verwunderung iſt eben nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich."

„Ich glaubte, Du ſeiſt in Baden?"

„Ich wäre auch noch dort, wenn die deutſchen Alguazils nicht ſo unhöfliche Kerle wären."

„Und was gedenkſt Du, jetzt anzufangen?"

„Mais cest drôle. Was ich anzufangen gedenke? Ich gedenke vorläufig, hier zu bleiben, und dich dann auf Deinen weitern Reiſen zu begleiten."

Schöne Ausſichten, dachte der Pianiſt.

„Jetzt gieb mir aber vor Allen Rechenſchaft, warum Du weder nach Berlin gekommen biſt, noch mir geſchrieben haſt, monstre! Keine Ausflüchte! Rede! Rede!

„Eh bien," ſagte Twiſt, dem Mola jetzt wieder reizend erſchien, und der ſich auch halb und halb vor ihr fürchtete; „ich will Dir Alles geſtehen, mon ange! Siehſt Du, Du warſt kaum aus Ilm-Athen fort, ſo gab man mir auf ziemlich deutliche Weiſe bei Hofe zu verſtehen, daß man mich auch füglich entbehren könnte. Siehſt Du, das kränkte und verletzte meine Eitelkeit, Du warſt doch am Ende an dem ganzen Handel ſchuld, und ſo ſchmollte ich denn ein wenig mit Dir; willſt Du mir verzeihen?"

„Ich ſollte eigentlich nicht," meinte Mola. „Ich war an dem ganzen Handel ſchuld, ſagſt Du? Sage meine Liebe, meine piramidale Liebe zu Dir, die Du gar nicht verdienſt, und die mich allen Gefahren trotzen und Dir in Knabenkleidung folgen hieß, war ſchuld daran. Was Dir übrigens an einem kleinen deutſchen Hofe liegen kann, das begreife ich nicht. Mir ſollte nur einmal mein guter Stern einen Fürſten in mein Netz führen, wie wollte ich mit ihm Ball ſpielen; und eine beſondere Freude ſollte es mir ſein, auf den Köpfen ſeiner Unterthanen herumzutanzen, wie ich es zu Hauſe auf Eiern gethan habe."

Wer hat nicht in den Zeitungen bis zum Ekel die Beſchreibungen der Feſte geleſen, welche in Bonn zu Ehren Beethovens, und faſt zu gleicher Zeit dem ganzen Rhein entlang zu Ehren der Königin Victoria von England gefeiert wurden. Wir werden uns daher hüten, dieſelben hier zu wiederholen.

Concerte, Feuerwerke, Monſtrezapfenſtreiche, ſchwelgeriſche Tafeln; das Alles ſind Herrlichkeiten, von welchen eigentlich nur die letztgenannten auf wirklichen Werth Anſpruch machen können. Indeſſen je mehr Lärm, deſto beſſer, und Mola befand ſich wirklich wieder einmal ganz in ihrem Elemente.

„Und werden Sie nicht mehr nach Paris kommen, ſchöne Mola,“ ſagte eines Tages der dicke Jules Janin, der ſich ebenfalls für verpflichtet gehalten hatte, zu dem Beethovenfeſte zu kommen, um dann claſſiſchen Unſinn darüber zu ſchreiben, zu der Tänzerin.

„Vielleicht,“ erwiderte dieſe, „wenn ich als Solotänzerin auftreten kann. Ich will nicht mehr Ratte werden. C'est pourtant mauvais genre.

„Ich will es über mich nehmen, Ihnen wenigſtens ein Gaſtſpiel auszuwirken. Die Habltués der großen Oper ſind untröſtlich darüber, la belle Espangolet ſo lange ſchon zu vermiſſen.

„Es gilt,“ rief Mola, in der ſich wieder der Ehrgeiz der Tänzerin zu regen begann; „wenn Sie mir ein Gaſtſpiel als Solotänzerin auswirken, ſo bin ich jeden Augenblick bereit, nach Paris zu reiſen.“

„Und Twiſt?“ fragte der große König des Feuilletons.

„Der muß mit mir, ça s'entend,“ erwiderte die Tänzerin entſchieden, denn ſie glaubte jetzt mehr Einfluß als je über den Virtuoſen zu beſitzen.

„Nun wohl! dann iſt es abgemacht. Sie brauchen gar nicht zu warten, bis ich mit Herrn Pillet Ihretwegen geſprochen habe. Reiſen Sie nur ſogleich, wenn dieſes langweilige deutſche Feſt hier zu Ende iſt, nach Paris, und ich bürge Ihnen mit meinem Worte dafür, daß Sie als Solotänzerin auftreten ſollen.“

Während Twiſt ſich aber mit dem Directorium und dem Feſtcomité herumſtritt, um einige wirklich nothwendige Maßregeln, welche das anerkannterweiſe, mit ſeltener Tactloſigkeit begabte Comité nicht annehmen wollte, durchzuſetzen, hatte ſeine Mola Gelegenheit gefunden, die Bekanntſchaft eines jungen, reichen und liebenswürdigen Kaufmannsſohns aus Bonn zu machen und unbeſchadet der Liebe und Treue, die ſie dem Clavierpauker geſchworen hatte, eine Liaiſon mit demſelben anzuknüpfen.

Twiſt hatte zwar davon erfahren, ließ, jedoch in der frohen Hoffnung, daß der Sohn Merkurs ihm ſeinen Plagegeiſt vom Halſe ſchaffen werde, der Sache ihren freien Lauf.

„Ma foi,“ ſagte Mola, „ein Künſtler iſt doch liebenswürdiger, als dieſe lebendigen Rechnenmaſchinen von Kaufleuten.“

In dieſem Augenblicke brachte ihr ein Bedienter ein Billet. Es war ein duftender Liebesbrief von der lebendigen Rechnenmaſchine, in welchem Mola's ziemlich bedeutende quittirte Hôtel-Rechnung lag.

„Santa Madonna! welche Unverſchämtheit!“ rief Mola aus. „Wie kann er ſich um meine

Schulden bekümmern und ſich unterſtehen ſie zu bezahlen. Wozu wäre denn Twiſt da?“

„Sie nahm eine Anzahl Banknoten, die den Betrag der Rechnung ausmachten, aus ihrem Schreibtiſch, ſchloß ſie in ein Briefcouvert ein, und ſchrieb folgendes Billet dazu.

„Mein Herr!

Sie erzeigen mir ſehr am unrechten Platze Aufmerkſamkeiten. Meine Gaſthausrechnungen bin ich gewohnt, ſelbſt zu bezahlen. Sie erhalten daher beifolgend den Betrag der für mich bezahlten Rechnung zurück.

Ihre

Mola Lontes.

Sehr entzückt über eine ſolche Nobleſſe der Geſinnung, kaufte ihr der junge Kaufmann ſogleich ein ſehr ſchönes Armband, gegen welches ſich Mola nicht ſo grauſam, wie gegen die quittirte Rechnung bewies.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es den Sohn Mercurs allerdings nicht ſehr angenehm überraſchen, als er nach wenigen Tagen folgendes Briefchen erhielt.

Lieber Freund!

Ich brauche ſehr nothwendig zweihundert Louisd'or. Haben Sie die Güte, mir dieſe Kleinigkeit zu leihen, und ſogleich zu überſchicken.

Ihre aufrichtige

Mola.

Was war da zu thun? Der Unglückliche mußte bonne mine à mauvais jeu machen, und ſiegelte ſeufzend die Louisd'ore ein.

Unterdeſſen war der Tag herangerückt, an welchem das Beethovenfeſt, wie alle deutſchen Feſte, in eine große Zweckeſſerei als ſublimſte Spitze auslaufen ſollte. Was haben die Deutſchen nicht ſchon Alles zweckgegeſſen. Herwegh und Ronge, Mozart und Beethoven, Itzſtein und Hecker, und nun neulich gar noch die preußiſche Conſtitution vom 3. Februar. Da kann man wirklich ausrufen: Proſ't die Mahlzeit.

Alle Vorbereitungen waren in Bonn getroffen, — aber fragt mich nur nicht wie — und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Bald wurde angefangen, zu toaſten, denn es iſt eine liebenswürdige Eigenſchaft des Deutſchen, daß er den Spruch: leben und leben laſſen, beſonders bei Tiſche ſehr beherzigt. Schade nur, daß er dann gewöhnlich ſolche Todte leben läßt, die er, während ſie wirklich lebten, verhungern ließ.

„Twiſt, votre verre,“ rief Mola dem ihr gegenüber ſitzenden Virtuoſen zu, indem ſie ihr mit Champagner gefülltes Kelchglas erhob.

Twiſt ſtieß mit ihr an: Vive l'amour!

„Et le vin de Champagne!“ fügte Mola hinzu, da ſie vielleicht ſchon etwas die Wirkungen des Weines, den ſie leben ließ, verſpüren mochte.

Unterdeſſen hatten ſie am oberen Ende der Tafel ruhig weiter getoaſtet, bis endlich irgend ein Ultranationaler durch einen Toaſt, ich weiß nicht mehr, war er auf die Wiedereroberung des Elſaß, oder auf den Verfaſſer des Rheinliedes, den armen Nicolas Becker gerichtet, den Patriotismus der anweſenden Franzoſen beleidigte, worauf ſich ein allgemeiner Tumult erhob.

Twiſt ſprang auf, um zu vermitteln und zu beſchwichtigen, Mola, um ſich auf die franzöſiſche Seite zu ſchlagen, und wenn es dazu kommen ſollte, die Auswüchſe deutſchen Nationalgefühles durch Reitgertenhiebe zu entfernen.

Leider ſollte ihr das Vergnügen nicht zu Theil werden. Twiſt hielt eine ſehr geiſtreiche Rede, welche ohngefähr ſo lautete:

„Meine Herren — allerdings kann nicht in Abrede geſtellt werden — daß — in Anbetracht aller Umſtände — deutſches Nationalgefühl und franzöſiſcher Patriotismus — indeſſen, wenn Sie bedenken wollen — freilich — der Elſaß — jedoch — Nicolas Becker — jeune homme de talent — nichts deſto weniger — Vermittelung — Völkerfrühling — Kosmopolitismus — enfin, umarmen Sie ſich, meine Herren.“

Dieſe Rede erreichte ihren Zweck vollkommen. Die Gegner ſanken ſich gerührt in die Arme, was um ſo natürlicher ausſah, als der viele genoſſene Wein das zur Rührung unumgängliche Wanken der Beine täuſchend nachmachte.

„Vive Twiſt!“ rief die Verſammlung, „Twiſt, der Friedensſtifter! „Das haſt Du dumm gemacht,“ ſagte Mola, als der Virtuoſe ſeinen Platz ihr gegenüber wieder einnahm; „ich freute mich ſchon auf einen allgemeinen Kampf. Vaurien! warum mußteſt Du mir die Freude verderben?“

„Mais mon dieu! Mola,“ ſagte Twiſt, „denke Dir nur, was Deutſchland und Frankreich, ja, was ganz Europa dazu geſagt hätte, wenn man ſich bei dem ohnedies verunglücktem Beethovenfeſte zu guter Letzt noch geprügelt hätte.

„Que c'est que ça me regarde?“ rief Mola, „Frankreich, Deutſchland und ganz Europa. Twiſt, versez moi. Vivent les coups de cravache.“

Twiſt ſah, daß es die höchſte Zeit ſei, mit Mola ſich zu entfernen. Sie fing an, das zu werden, was die deutſchen Studenten „angeriſſen“ nennen.

„Je veux rester vaurien,“ ſagte ſie, als er aufſtand, und ſie aufforderte, ihm zu folgen; „je veux rester. Gehe allein nach Hauſe, wenn Du willſt. Mir gefällt es hier.“

Nur mit großer Mühe gelang es dem Virtuoſen endlich, Mola mit ſich fortzuziehen, und ſo weiterem Skandale, der bei dem Zuſtande, in welchem ſich Mola befand, unvermeidlich geweſen wäre, vorzubeugen.

Tags darauf reiſte Twiſt mit Mola nach Paris.

Dort hielt ſein Verhältniß zu ihr noch einige Zeit lang in der Art und Weiſe, wie ſolche erzwungene Verhältniſſe überhaupt halten können; das heißt, unter fortwährendem Zank und Stürmen.

Twiſt dachte aber jetzt ernſtlich daran, Mola endlich los zu werden. Er hatte ihre Jugendgeſchichte erfahren, und wußte daher, daß ſie es nie wagen werde, nach Spanien zurückzukehren.

„Mola,“ ſagte er daher eines Tages, „wir reiſen übermorgen wieder ab.“

„Das iſt ſchön,“ meinte Mola. „Paris langweilt mich auch ſchon wieder, und der dicke Jules Janin hat auch noch nicht Wort gehalten, und mir ein Gaſtſpiel an der großen Oper verſchafft. Aber wohin reiſen wir denn?“

„Nach Madrid!“

„Nach Madrid? Nicht möglich! dorthin darfſt Du nicht, denn da kam ich ja nicht mit.“

„So? und warum denn nicht? ich dachte gerade, es würde Dir Freude machen, Dein Vaterland wieder zu ſehen.“

„Treuloſes Ungeheuer! Du verhöhnſt mich noch; habe ich Dir doch ſelbſt die Geſchichte mit dem Chiclanero erzählt.“

„Ja ſo; dieſer freundſchaftliche Rippenſtoß mit dem Dolche, daran dachte ich nicht; das iſt freilich etwas Anderes. Allerdings wäre es unter dieſen Umſtänden für Dich gefährlich, nach Spanien zu reiſen.“

„Und Du?“

„Ich habe keinem Menſchen einen Dolchſtoß gegeben, und ſehe daher gar nicht ein, warum ich nicht nach Madrid reiſen ſollte.“

„Elender, Du reiſeſt gerade deshalb nach Spanien, weil Du weißt, daß ich Dir dorthin nicht folgen kann. Aber Du ſollſt nicht nach Madrid reiſen; ich ſage Dir, Du ſollſt nicht!“

„Ich muß; ich habe mich verpflichtet, dort zu ſpielen, und mein Wort iſt mir heilig.“

„Ja, wenn Du es darauf gegeben haſt, Taſten zu zerſchlagen, Saiten zu zerſprengen, und dafür Geld einzuſtreichen, nicht aber, wenn Du einem Mädchen, das Dich liebt, etwas verſprochen haſt.„

„Pah! Mola, ſei vernünftig! Ich hoffe, wenn Du mich wirklich liebſt, ſo wirſt Du meinem Glücke nicht im Wege ſtehen wollen, denn ich muß Dir nur im Vertrauen geſtehen, daß ich ſehr mit dem Plane umgehe, Eure kleine Königin Iſabella, welche die Diplomaten nicht unter die Haube zu bringen wiſſen, aus purer Menſchenfreundlichkeit, um der Sache einmal ein Ende zu machen, zu heirathen. Wenn das geſchehen iſt, Mola, dann erlaſſe ich eine große allgemeine Amneſtie, in welcher Du auch mit begriffen ſein wirſt, und dann kannſt Du auch wieder nach Spanien zurückkehren. Biſt Du damit zufrieden?"

Der Künſtler ſagte dies mit einem ſolchen Anfluge von Humor und guter Laune, daß Mola ihrem Drange zum Lachen nicht widerſtehen konnte. Nachdem ſie ſich ausgelacht hatte, ſagte ſie zu dem Virtuoſen:

„Eh bien, Twiſt! Mettons la position nette. Du biſt ein monstre, ein gaillard; aber man muß lachen über Deine Einfälle. Ich gebe Dich hiermit frei, und verſpreche Dir, Dich nicht wieder auf Deinen Reiſen zu verfolgen. Ich ſehe nachgerade ein, daß Du eben ſo wenig als ich, zur Treue geſchaffen biſt. Aber Twiſt," bei dieſen Worten, hielt ſie dem Virtuoſen ihre kleine weiße Hand hin, „restons amis."

„Vom ganzen Herzen, Mola, ſagte Twiſt," in die dargebotene Hand einſchlagend. „Und wenn Du irgend einmal in was immer für einer Beziehung einen Freund bedarfſt, ſo denke zuerſt an mich."

So ſchieden Mola Lontes und Twiſt von einander, und mir fallen dabei die Dingelſtedt-ſchen Verſe ein:

„Ein Thor, wer auch die Hefen ſchlürfte,
Weil er den Becher ausgeleert!
Wir wären, wenn's ſo enden dürfte,
Einer des Andern nimmer werth."

Siebentes Kapitel.

Mola's Debüt.

Als Twiſt abgereiſt war, um die kleine Königin Iſabella von Spanien zu heirathen, und dann ſeiner Mola Amneſtie zu ertheilen, ging dieſe zu Jules Janin.

Der allmächtige Feuilletoniſt war zwar gerade ſehr beſchäftigt; aber nichts deſto weniger wurde die Tänzerin vorgelaſſen. Es war auch in der That ſchwer, Mola Lontes nicht vorzulaſſen, da ſie die liebenswürdige Gewohnheit hatte, die Bedienten zu prügeln, und dann mit Gewalt in das Zimmer des Herrn zu dringen.

Wir treten alſo mit ihr in die Wohnung eines franzöſiſchen Schriftſtellers ein. Ein fürſtlicher Luxus blendet und verwirrt unſere Augen. Ueberall koſtbare Gemälde und Vaſen, antike Waffen und Geräthſchaften neben den eleganteſten neumodiſchen Rippſachen, überall Gold und Silber, Sammet und Seide, Ebenholz und Elfenbein.

Ein betreßter Bedienter führt uns in das Arbeitszimmer des großen Jules, dem es auf ein paar geographiſche oder hiſtoriſche Schnitzer in ſeinem an dergleichen Zufälligkeiten reichen Leben nicht ankömmt. Er hat mit der liebenswürdigſten Naivetät drucken laſſen: „Theodor Körner habe ſeine begeiſterten Kriegslieder in Paris eine Stunde vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution geſungen, ſei aber dann als ein echter Bierheld nach Deutſchland zurückgeflohen." Jules Janin iſt der ſeichteſte, erbärmlichſte, unwiſſendſte Schwätzer, und doch hat er eine fürſtliche Wohnung, eine Anzahl Bedienten, eine Equipage, und ein Landhaus, während bei uns die geiſtreichſten jungen Gelehrten, die talentvollſten Dichter zu Grunde gehen.

Woher kommt dies? Ich will es euch ſagen. Weil die Franzoſen wahres Nationalgefühl haben und wir nicht, weil ſie nicht ihre Talente verhungern laſſen, um ſich ſelbſt kümmerlich mit den Brodſamen, die von dem Tiſche fremder Literaturen in Geſtalt von ſchlechten Ueberſetzungen fallen, zu ernähren, weil ein franzöſiſcher Buchhändler nicht eigens nach dem Wohnorte eines ausländiſchen Schriftſtellers reiſen würde, um ihn um Gotteswillen zu beſchwören, ihm das ausſchließliche Recht, eine Ueberſetzung ſeiner unſterblichen Werke für eine Summe zu verkaufen, die er nicht für das beſte Originalwerk bezahlen würde, weil — ja ich könnte noch ſo manches „Weil“ anführen, aber ſie würden für unſere Nation zu demüthigend ausfallen.

Janin empfing die Tänzerin ungemein artig.

„Sie haben Ihr Wort nicht gehalten,“ ſagte Mola gleich beim Eintreten.

„Wie ſo?“ fragte Jules Janin.

„Nun, Sie haben mir in Bonn eine Gaſtrolle an der großen Oper verſprochen, und ich habe ſeitdem nichts weiter davon gehört.“

„Allerdings habe ich Ihnen eine Gaſtrolle an der großen Oper verſprochen und mein Verſprechen auch keineswegs vergeſſen; aber ich konnte nur bis jetzt nicht dazu kommen mit Herrn Pillet darüber zu ſprechen. Bedenken Sie nur, was ich zu thun habe. Die ganze Welt hat ſich gegen mich verſchworen und plagt mich, der um eine längſt verſprochene Vorrede, der um einen Feuilletonsartikel, der um eine Reclame, jener um eine Kritik. Es iſt zum Tollwerden!“

Mola blieb während dieſer Expectoration, welcher der König des Feuilletons mit einem ziemlich ſtarken Beigeſchmacke von Anmaßung und Selbſtzufriedenheit von ſich gab, ganz ruhig und theilnamlos.

„Sie ſind in der That ſehr zu bemitleiden, armer Janin,“ ſagte ſie dann ironiſch, „aber das Alles kann mir nichts nützen, und ich kann keine Rückſicht darauf nehmen. Sie haben geſagt, ich möge nur auf Ihre Verantwortung nach Paris kommen. Das habe ich gethan, und nun will ich mich nicht hier langweilen und mein Geld verzehren, ſondern mein Gaſtſpiel haben.“

Ein ſarcaſtiſches Lächeln zuckte bei den Worten Mola's: mein Geld verzehren um die Lippen des Feuilletoniſten, indeſſen unterdrückte er es, und ſagte:

„Wenn Sie mir meine bisherige Saumſeligkeit verzeihen wollen, ſo verſpreche ich Ihnen, ſchöne Mola, morgen Vormittag eigens zu Herrn Pillet zu fahren, um über dieſe Sache mit ihm zu ſprechen.“

„Eh bien alors c'est fini! Aber wiſſen Sie was, liebſter Janin, ich verſtehe mich ſehr ſchlecht auf Contracte und derlei Geſchäftsſachen. Sie könnten das auch gleich für mich in Ordnung bringen. Verſteht ſich, daß ich ſobald als möglich aufzutreten und dafür ſo viel Geld als möglich zu bekommen wünſche.“

„Ich werde mein Möglichſtes thun, Ihr Intereſſe zu wahren, reizende Mola, aber Sie wiſſen, man iſt bei Allem, was man thut, ein wenig eigennützig. Wenn Sie durch meine Vermittlung ein Gaſtſpiel erhalten, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, Furore machen, wenn Sie die Löwin des Tages ſein werden, werden Sie dann auch wenig dankbar und gefällig gegen den feurigen Bewunderer Ihrer Reize ſein?"

„Va t'en, alter, dicker Sünder," ſagte Mola lachend, indem ſie vom Stuhle aufſtand. „Darüber wollen wir weiter ſprechen, wenn ich erſt meinen Contract in der Taſche habe; es iſt daher Ihr eigner Vortheil, daß derſelbe ſo günſtig als möglich für mich lautet. A revoir denn."

„A revoir, ſo hoffe ich, und auf ein öfteres, langes, inniges revoir," rief ihr der Feuilletoniſt nach.

Vieux gredin! dachte ſich Mola, wenn ich erſt mein Gaſtſpiel an der großen Oper habe, dann weiß ich mir freigebigere und liebenswürdigere Anbeter zu finden, und dann will ich Dir auch auf Deinen unverſchämten Antrag antworten. Bis dahin adieu!

Jules Janin hielt Wort. Am andern Tage bekam die Tänzerin ein ſüßduftendes Billet, in welchem ihr der König des Feuilletons anzeigte, daß er vorläufig ein dreimaliges Auftreten an der großen Oper mit fünfhundert Francs für den Abend von Herrn Leon Pillet für ſie ausgewirkt habe. Geſiele ſie, woran zu zweifeln Frevel wäre, ſo würde ſich Herr Leon Pillet bereit finden laſſen, ihr noch ein öfteres Auftreten und höheres Honorar zu bewilligen.

Janin ließ ſogar in ſeinem Schreiben die Möglichkeit eines beſtändigen Engagements durchblicken und ſchloß mit den Betheuerungen ſeiner aufrichtigſten Freundſchaft und Ergebenheit.

Mola ſuchte nun ihre Tanzſchuhe und fleiſchfarbenen Tricots, die ſie ſchon lange nicht mehr benutzt hatte, hervor, und übte ſich täglich ein paar Stunden auf ihrem Zimmer in den kühnſten Pas und Pirouetten des Bolero, zum großen Ergötzen ihres vis à vis, eines jungen Studenten der Rechte aus der Provinz, dem ſeine Eltern ſehr viel gute Rathſchläge, aber ſehr wenig Geld mit nach Paris gegeben hatten, und den alſo der Zufall auffallend begünſtigte, das umſonſt zu ſehen, was gegen Entrée zu betrachten, ihm ſeine Geldmittel keineswegs erlaubt hätten.

Bald begannen die Proben auf dem Theater. Als Mola tanzte, ſchüttelten ſowohl der Balletmeiſter, als auch die Tänzer und Tänzerinnen, die zugegen waren, die Köpfe. Wahrhaftig das Pariſer Corps de Ballet iſt gerade nicht ſo prüde und das Publikum eben ſo wenig; aber das ſchien denn doch nach dem Göthe'ſchen Ausſpruch;

„Erlaubt iſt, was ſich ſchickt“

über die Grenzen des Erlaubten hinaus zu gehen, und die Municipalgarde wäre unfehlbar gegen dieſe Pas, wenn ſie in der chaumière oder auf dem bal Mabile getanzt worden wäre, eingeſchritten.

Trotzdem konnte man durchaus nicht ſagen, daß Mola's Tanz unanſtändig und ſomit unſchön geweſen ſei. Nein, durchaus nicht! Er war ſchön, nur lag in demſelben eine ſo heiße ſüdliche Färbung, eine ſo üppige ſinnliche Glut, daß die Polizei von ihrem Standpunkte aus, der ein moraliſcher und kein äſthetiſcher iſt, ſich bewogen fühlen konnte, einzuſchreiten.

Der verhängnißvolle Abend kam und mit ihm ein Reſultat, welches in der That Niemand erwartet hatte. Nicht die Polizei ſchritt ein, ſondern das Publikum war mit einem Male ungeheuer moraliſch geworden und die frivolen Pariſer waren prüde. Die Damen verließen nach dem erſten Tanze Mola's das Theater und die Herren pfiffen ſie nach allen Regeln der Kunſt aus.

Das ſcheint unerklärlich; aber in Paris giebt es nichts ſo Unmögliches und Unerklärliches, was nicht täglich geſchähe. Zum Unglück für die arme Mola war gerade jetzt durch einen jungen Kanzelredner mit feurigen Augen, intereſſanten bleichen Wangen, wohltönender Stimme und glühender Einbildungskraft, Tugend und Frömmigkeit unter den höheren Ständen ſo Mode geworden, wie ſpäter die Polka. Man ging in die Kirche, wie man auf dem Ball ging, nur, daß man beinahe eine noch ſorgfältigere Toilette dazu machte. Es iſt dies ja natürlich. Man muß dem lieben Gott doch noch mehr Ehre erweiſen als den Menſchen.

Dies mag die Frauen größtentheils dazu beſtimmt haben, das Theater zu verlaſſen, als die ſchöne Andaluſierin tanzte; vielleicht kam auch etwas Neid auf eine Schönheit hinzu, von der ſich die

Meiſten eingeſtehen mußten, daß ſie die ihrige weit übertreffe.

Genug. die Damen gingen und die Männer hielten es für ihre Pflicht, das Vertreiben derſelben durch furchtbares Pfeifen und Toben zu rächen.

Mola war hinter die Couliſſen zurückgetreten. und wüthete dort, wie eine verwundete Löwin.

„Die Elenden . . . es iſt ſchändlich . . . es iſt feig . . . es iſt erbärmlich . . . ein wehrloſes Weib zu verhöhnen und zu beſchimpfen . . . .“

Vergebens ſuchte man ſie von allen Seiten zu beruhigen, und ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß es oft denjenigen Künſtlern, die ſpäter die entſchiedendſten Lieblinge des Publikums wurden, bei ihren erſten Auftreten nicht beſſer ergangen ſei.

„Nein!“ rief ſie aus . . ich will nochmals hinaus auf die Bühne . . . ich will es ihnen in's Geſicht ſagen, daß es feige . . . daß es nicht franzöſiſch ſei, ein Weib zu beleidigen.“

Nur mit großer Mühe konnte man ſie von der Ausführung dieſes Vorhabens, welche jedenfalls das Uebel noch verſchlimmer hätte, abhalten.

In dieſem Augenblicke trat Herr Leon Pillet mit Herrn Beaujarrier, dem Geranten einer großen Zeitung, auf die Bühne.

Mola ſtürzte ſogleich auf den Director der großen Oper los. „Herr Pillet,“ ſagte ſie, „ich habe mich verpflichtet, dreimal aufzutreten, aber Sie werden einſehen, daß nach der Beleidigung, die mir zu Theil geworden, dies nicht mehr möglich iſt. Sie müſſen, Sie werden von der Erfüllung unſers Contractes abſtehen, ebenſo wie ich die für den heutigen Abend bedungenen fünfhundert Francs nicht annehmen werde.“

„Beruhigen Sie ſich mein Fräulein,“ ſagte Pillet; „es fällt mir gar nicht ein, nach dem, was vorgefallen iſt, auf der Erfüllung unſers Contractes zu beſtehen; ich könnte es um meiner ſelbſt Willen nicht und hatte mich ſchon darauf gefaßt gemacht, Ihnen ein anſehnliches Reugeld wegen Contractlöſung zu bezahlen, da Sie mir aber ſelbſt ſo freiwillig und freundlich die Hand dazu bieten, ſo iſt es mir um ſo lieber. Erlauben

Sie mir, daß ich Ihnen hier meinen Freund Beaujarrier, den Geranten eines unſerer einflußreichſten Blätter, vorſtelle."

Ein Gedanke ſchoß durch Mola's Seele. Sie hatte lange genug in Paris gelebt, um zu wiſſen, daß ſich ſogleich die ganze ſcandalſüchtige Preſſe vom Charivari bis zum Satan-corsaire auf ihr unglückliches Debüt ſtürzen werde, und es kam ihr daher jetzt gerade, wo ſie eines Schutzes in der Preſſe bedurfte, ſehr gelegen, dem Geranten eines einflußreichen Blattes gegenüber zu ſtehen. Sie bekämpfte daher, ſo gut es paſſen wollte, ihr Aufregung, um ihrer Liebenswürdigkeit gegen den zu kirrenden Geranten freien Spielraum zu laſſen.

„Sie ſehen, oder vielmehr Sie hören mein Unglück," ſagte Mola lächelnd, „werden Sie auch mit den erbarmungsloſen Journalen Chorus machen, die jetzt wie eine Meute Bluthunde über ein armes, wehrloſes fremdes Mädchen herfallen werden, um es zu verhöhnen und zu vernichten?"

„Gewiß nicht," erwiderte Beaujarrier; „die

Journaliſten, welche das thun ſollten, kennen Sie nicht, und verſtehen etwa ſo wenig von der Tanzkunſt, als der vornehme prüde Pöbel, der da draußen lärmt und ziſcht. Wenn Sie Nonnen tanzen ſehen wollen, ſo ſollen Sie nicht in die große Oper gehen. Was iſt der Tanz anders, und was ſoll er anders ſein, als ein verkörpertes Sinnbild der Liebe und des Genuſſes, und von dieſem Standpunkte aus betrachtet, haben Sie vortrefflich, haben Sie entzückend getanzt, und wenn nicht gerade bei den Damen die langweilige Frömmigkeit Mode wäre, ſo hätten die Männer eben ſo raſend applaudirt, als ſie jetzt pfeifen.“

„Es liegt ein Troſt in dem, was Sie mir da ſagen,“ erwiderte Mola, „und ich bin Ihnen unendlich dankbar für dieſen Troſt. Alſo kann ich darauf zählen, daß Ihr einflußreiches Journal die allzuſpitzigen Epigramme, die man gegen mich richten wird, abzuſtumpfen bemüht ſein wird?“

„Gewiß, reizende Mola, was an mir liegt, ſoll geſchehen, um die öffentliche Meinung zu

Ihren Gunſten zu lenken. Aber was wollen wir noch länger hier plaudern? Kleiden Sie Sich um, und erweiſen Sie mir dann die Ehre, heute Abend mit mir im Palais royal zu ſoupiren.“

„Ich nehme Ihre gütige Einladung an,“ ſagte Mola, froh darüber, den Journaliſten ſchon ganz in ihren Netzen zu haben.

Beaujarrier war, bis auf ſeine Neigung zum Spiel und zu den Tänzerinnen, ein ſehr achtungswerther Mann. Er hatte ſich ohne eigentliches literariſches Talent, durch bloſen Fleiß, Rechtlichkeit und Geſchäftseifer zum Geranten eines der größten und einflußreichſten pariſer Journale emporgeſchwungen, und genoß nun in dieſer Stellung außer dem Anſehen und dem Einfluſſe, die ſie gewährte, ſo bedeutende Einkünfte, daß er ſeine Familie aufs Freigebigſte unterſtützen und ſelbſt einen fürſtlichen Aufwand machen konnte.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß eine ſo überaus angenehme Lebensſtellung in Paris, wo es von jungen Leuten wimmelt, die ihr Glück machen wollen, nicht unbeneidet blieb. Beaujarrier kümmerte ſich indeß wenig um die öffentlichen und geheimen Angriffe, die er erfuhr. Wenn ſich gerade eine Gelegenheit dazu bot, ſo erwiderte er ſie, ſcharf und ſchlagend, ſonſt ignorirte er ſie, das beſte Verfahren unſtreitig, um ſeine Neider und Angreifer zu ärgern.

Nach wenigen Augenblicken kam Mola in ihrer gewöhnlichen Kleidung aus der Garderobe. Sie nahm Beaujarrier's Arm und verließ mit ihm das Theater.

Unten wartete eine elegante Equipage auf den Journaliſten, der mit ſeiner Begleiterin in dieſelbe ſtieg und dem Kutſcher „au palais royal!“ zurief.

Dort angekommen, führte der Journaliſt die ſchöne Tänzerin zu einem der eleganteſten unter den zahlreichen restaurants des palais royal.

Die Gaslichter flammten hell über den glänzend eingerichteten Saal und die ausgewählte Geſellſchaft, die ſich in demſelben befand.

„Es iſt zu laut und zu lärmend hier,“ ſagte Beaujarrier, „nicht wahr, Mola?“

Mola antwortete nicht; aber ein verrätheriſches Lächeln um ihren Mund ließ ahnen, daß es ihr nicht gerade unangenehm ſein würde, mit dem Journaliſten allein zu ſoupiren.

Ermuthigt dadurch, beſtellte Beaujarrier ein ungemein feines und koſtbares Souper mit Champagner, Auſtern und Trüffelpaſtete, und ließ daſſelbe nach einem cabinet particulier, wohin er ſeine Eroberung geführt hatte, bringen.

Die Tänzerin entwickelte bei dieſem Souper eine ſo hinreißende Heiterkeit und Anmuth, ſie wußte ihren Liebhaber durch ſo Manches, was ſie ihm gewährte, um ſo lüſterner nach dem Vielen, was ſie ihm verſagte, zu machen, daß er ihr am anderen Tage eine elegante Wohnung miethete, und ſie im nobelſten Style von der Welt entretenirte.

Hier war es aber doch ein anderes Verhältniß, als Mola einſt mit dem alten und lächerlichen d'Enonville gehabt hatte. Beaujarrier war in den beſten Jahren; dabei ein Mann von gewandtem Weſen und achtungswerthem Charakter, ſo daß ſelbſt die zucht- und rückſichtsloſe

Mola eine gewiſſe Art von Reſpect vor ihm hatte.

„Kannſt Du gut Piſtolen ſchießen, lieber Freund?“ ſagte ſie eines Tages zu ihm.

„Faſt gar nicht,“ erwiderte Beaujarrier.

„Das iſt ſehr ſchade, und unrecht von Dir obendrein. Ein Mann kann eine ſolche Fertigkeit ſehr gut im Leben brauchen; iſt ſie ja ſogar mir einmal zu Statten gekommen. Weißt Du was, wir wollen nach einem Schießſtande fahren.“

Beaujarrier willigte ein.

Mola hatte wirklich nicht renommirt; ſie ſchoß vorzüglich. Beaujarrier traf dagegen kaum die Scheibe.

„So ſieh doch einmal her,“ ſagte Mola; „es iſt ja ganz leicht; gieb Acht, ich will jetzt den dritten Ring treffen da — und jetzt das Schwarze — hier.“

„Du haſt gut reden, daß das leicht ſei,“ entgegnete Beaujarrier lachend; „denn erſtens haſt Du ein beſſeres Auge, als ich, und zweitens biſt

Du geübt. Aber die Sache beginnt mich zu langweilen, laß uns fort."

„Willſt Du Dich nicht täglich eine Stunde hier üben," fragte Mola, „es wäre Dir ſehr nützlich, in einem Monate könnteſt Du es weit genug bringen."

„Wozu?" fragte Beaujarrier; „ich habe noch kein Duell gehabt, und hoffe bei meiner ruhigen und friedfertigen Natur auch keines zu bekommen. Meine Zeit iſt mir zu koſtbar, um ſie auf unnütze Dinge zu verſchleudern. Komm!"

„Man kann doch nicht wiſſen, was für Fälle eintreten," ſagte Mola; „wenn Du meinen Rath befolgſt, ſo übſt Du Dich eine Stunde täglich."

Ein prophetiſcher Geiſt ſchien hier aus der Tänzerin geſprochen zu haben, wie wir bald genug ſehen werden.

Noch an demſelben Abende ging Beaujarrier zu einem kleinen Souper bei einem der Restaurants des palais royal. Er fand dort eine kleine Geſellſchaft, größtentheils aus Journaliſten und jungen Schauſpielerinnen beſtehend.

Der Ton war, wie man ſich bei ſolchen

Elementen der Geſelligkeit leicht denken kann, ein ziemlich freier. Man trank vielen Champagner, und Beaujarrier etwas mehr, als er vertragen konnte.

In dieſer Geſellſchaft befand ſich auch ein junger Creole, Namens Duvallon, der eine ziemlich ausgeſprochene Abneigung gegen Herrn Beaujarrier hegte, die dieſer ebenfalls von ganzem Herzen erwiderte. Die Gründe dieſer gegenſeitigen Antipathie beſtanden theils in der feindlichen Stellung der Journale, an welchen die beiden Männer betheiligt waren (denn auch Duvallon war Journaliſt) theils in Aeußerungen, die ſie gegenſeitig übereinander gethan hatten, und die ihnen die Klatſchſucht ſogenannter Freunde berichtet hatte.

„Anais! je gage qu'avant un mois je coucherai avec vous,“ rief Beaujarrier in einem Anfluge von toller Champagnerlaune aus, indem er mit der jungen hübſchen Schauſpielerin Athenais anſtieß.

Die Schauſpielerin ſelbſt, welche dieſer allerdings derbe Scherz galt, lachte und ſagte, indem ſie dem Journaliſten einen leichten Schlag auf die Schulter gab.

„Insolent! Sie ſind eben ſo eingebildet, als abgeſchmackt.“ Obgleich alſo die Betheiligte die Sache ſelbſt als bloſen Scherz behandelte, ſo fand ſich Herr Duvallon doch bewogen, ſich zum Ritter der beleidigten Unſchuld aufzuwerfen, und es entſtand jetzt ein Streit, der nur mit Mühe von den Anweſenden beſchwichtigt wurde.

Um den unangenehmen Eindruck, der durch dieſen Zwiſchenfall hervorgerufen worden war, zu verwiſchen, ſetzte man ſich zu einer Partie Lansquenet, ein Spiel, welches damals in Paris gerade ſehr en vogue war.

Aber bald hatte dieſes Spiel zu einem neuen Streite zwiſchen den beiden Gegnern Veranlaſſung gegeben.

Beaujarrier verlor nämlich ſo anhaltend und viel, daß am Ende ſeine Börſe erſchöpft war, und er an Herrn Duvallon noch zehn Louisd'or zu bezahlen hatte.

Es war natürlich, daß er einem Manne, mit dem er eine halbe Stunde zuvor einen heftigen Streit gehabt hatte, kein Geld ſchulden wollte; er rief daher den Beſitzer der Reſtauration, und ließ ſich von demſelben, der ihn als reichen und ſichern Mann kannte, zehn Louisd'or vorſtrecken, um ſie ſeinem Gegner zu bezahlen.

Duvallon fand aber in dieſer dringenden Eile Beaujarriers, ſich ſeiner Verpflichtung gegen ihn zu entledigen, eine neue Beleidigung gegen ſich, und verließ nach einem kurzen Wortwechſel das Zimmer mit den Worten:

„Monsieur Beaujarrier, votre figure me deplait souverainement.“

Achtes Kapitel.

Une cause célèbre.

Wer kennt ihn nicht, dieſen peinlichen, ſpannenden Zuſtand, in welchen uns, wenn ein Duell einmal unvermeidlich geworden iſt, die ſich oft ſo ſehr in die Länge ziehenden Verhandlungen über Waffen, Ort, Zeit und ſo weiter, verſetzen. Dieſe Zwiſchenzeit, während welcher die Secundanten von einer Partei zur andern gehen, um die Bedingungen des Kampfes feſtzuſetzen, iſt gewiß die unangenehmſte Beigabe jeder Ehrenſache.

Iſt einmal Alles in Ordnung, dann weiß man ſich, wenn man ſonſt gerade keine Memme iſt, zu faſſen, und der Entſcheidung kühn und unverwandt in's Auge zu ſehen.

In dem gegenwärtigen Falle zogen ſich dieſe Vorverhandlungen ſehr in die Länge.

Wir wiſſen, daß Beaujarrier ein ſehr ſchlechter Schütze war, und man kann es daher nicht für Feigheit erklären, wenn er Bedenken trug, einem Manne, wie Duvallon, der den größten Theil des Tages auf dem Schießſtande lag und ſich ſelbſt gerühmt hatte, er dürfe nur das Auge eines Menſchen ſehen, um demſelben eine Kugel durch den Kopf zu jagen, mit der Piſtole in der Hand entgegenzutreten.

Beaujarrier ging daher zu ſeinem Freunde, dem großen Alexander Dumas, der in dem Ruf ungemeiner Sachkenntniß in Duellſachen ſteht, obwohl man nicht eben viele Ehrenkämpfe aufzählen kann, die er wirklich ausgefochten hätte, um ſich Raths zu erholen.

„Eine ſchlimme Sache," ſagte Dumas, Marquis de la Pailleterie achſelzuckend, „eine ſehr ſchlimme Sache. Dieſer Creole Duvallon ſchießt wirklich ausgezeichnet, wie mir Adolph, der ihn oft auf dem Schießſtande geſehen hat, erzählte. Und Sie verſtehen ſich wohl nicht beſonders auf die Piſtole.“

„Durchaus nicht, ich fehle faſt regelmäßig die Scheibe.“

„C'est facheux; indeſſen wollen wir ſehen, was ſich thun läßt; vielleicht können wir machen, daß Duvallon den Degen wählt, mit dem werden Sie doch umzugehen wiſſen.“

Ueber dem Schreibtiſche des Verfaſſers von Monte Chriſto hing ein großer Degen mit goldenem Griff und ſammtener edelſteinbeſetzter Scheide.

Beaujarrier nahm ihn von der Wand herab und zog ihn, jedoch auf eine ſo ungeſchickte regelwidrige Art und Weiſe, daß Dumas ſogleich ſagte:

„Sie haben noch nie einen Degen in der Hand gehabt; das iſt freilich ſehr fatal; denn, wenn Sie nicht fechten können, ſo ſind Sie mit dem Degen faſt noch ſchlimmer daran, als mit der Piſtole.“

„Gewiß,“ ſagte Beaujarrier, die Waffe wieder an ihren Platz hängend. „Ich denke auch, wir bleiben bei der Piſtole. Es iſt doch eine Art von Gottes Fügung, die den Lauf einer Kugel lenkt. Und bei dem Degen liegt es in ſeiner Macht, mich, den Unerfahrenen in der Handhabung der Waffe, auf eine für mich demüthigende und lächerliche Art, zu ſchonen, und das will ich nicht zu ertragen haben, von ihm gerade am Allerwenigſten.“

„Nun, mein lieber Beaujarrier,“ ſagte Dumas nach einer Weile, „ſo wollen wir ſuchen, die ganze Sache rückgängig zu machen; die Beleidigung iſt ja keine ſo tödtliche —

„Nein, nein, Dumas,“ ſagte der Gerant heftig, „daran iſt nicht zu denken; ich habe noch kein Duell gehabt und auch keine Veranlaſſung dazu; ſchlage ich die erſte, die mir geboten iſt, aus, ſo wird man mich für einen Feigling halten und zehn neue Beleidigungen und Herausforderungen würden die Folge davon ſein. Schlage ich mich aber mit dieſem bramarbaſirenden Creolen, ſo werden meine Feinde Reſpect vor mir bekommen und mich in Ruhe laſſen. Es iſt beſſer ſo, glauben Sie mir.“

„Nun wohl,“ ſagte Dumas, „ich ehre Ihre Gründe und Geſinnungen und muß Ihnen größtentheils Recht geben. Wenn Sie ſich alſo durchaus ſchießen müſſen, ſo bedienen Sie ſich dieſer Piſtolen hier,“ damit nahm er ein elegantes Piſtolenbeſteck aus ſeinem Schreibtiſche; „ich habe ſie erſt vor wenigen Tagen bei Lepelletier gekauft und noch Niemand hat daraus geſchoſſen. Sie ſind Ihrem Gegner eben ſo fremd, wie Ihnen und können daher das Uebergewicht, welches er ohnedieß durch ſeine Geſchicklichkeit über Sie hat, nicht noch vermehren.“

„Gut! ich will zu Ihnen um die Waffen ſchicken,“ damit entfernte ſich Beaujarrier von Dumas.

Unterdeſſen machte Duvallons Secundant wider alles Erwarten gegen die Piſtolen des Herrn Dumas Einwendungen und verſprach ſelbſt Waffen herbeizuſchaffen, von denen er auf ſein Ehrenwort verſichern könne, daß ſie dem Creolen fremd ſeien.

Man wollte ſich ſchon am nächſten Tage in einem näher beſtimmten Theile des bois de Boulogne treffen, da Beaujarrier, nur um die Sache einmal zu Ende zu bringen, die Piſtolen ſeines Gegners annahm.

Beaujarrier und ſein Secundant mußten in der größten Kälte anderthalb Stunden auf die Gegenpartei warten; endlich erſchien der Creole mit ſeinem Secundanten; er entſchuldigte ſich auf die gerechten Vorwürfe, die man ihm machte, leicht und obenhin, er habe lange kein Miethcabriolet finden können.

Man ſchritt zum Laden.

Als Beaujarriers Secundant ſeinen Finger in die Mündung der Piſtole ſteckte, zog er ihn ganz geſchwärzt heraus, ein deutlicher Beweis, daß die Piſtole noch vor Kurzem gebraucht ſein mußte.

Die Einwendungen, die er jetzt natürlich gegen die Zuläſſigkeit der Waffen erhob, wurden durch den Secundanten des Creolen, einen ehemaligen Offizier in ſpaniſchen Dienſten, übertäubt und vornehmlich dadurch, daß er mit ſeinem Ehrenworte dafür einſtand, Herr Duvallon kenne die Waffen nicht, ein Ehrenwort, was mit um ſo unverantwortlicherer Sorgloſigkeit gegeben ward, als Herr Duvallon die Waffen ſchon am Abende zuvor in Händen gehabt hatte, und, als ſein Secundant an dieſem Morgen zu ihm kam, nicht zu Hauſe geweſen war.

Man maß nun die Barrièren ab.

Beaujarrier trat einen Schritt vor, ſchoß und fehlte.

Darauf ließ er die Piſtole, mit der er ſich ſelbſt nach den ſtrengſten Duellgeſetzen hätte den Kopf decken dürfen, fallen, und ſtellte ſich ganz breit der Kugel ſeines Gegners entgegen.

Dieſer trat ſo weit vor, als ihm geſtattet war, zielte während des Gehens lang und ſicher und ſchoß endlich. Beaujarrier ſank mit zerſchmettertem Kopfe nieder.

Der Arzt ſprang herbei, aber menſchliche Hilfe war hier vergebens; der Unglückliche war nach wenigen Secunden todt.

Duvallon entfernte ſich mit ſeinem Secundanten, während der Arzt und der Secundant des Gefallenen die Leiche in einen Mantel hüllten, um ſie in den in der Nähe haltenden Wagen und nach Paris zu bringen, wo Mola und die unglückliche Mutter des Gefallenen dieſe Schreckenspoſt erfahren mußten.

Mola war wenigſtens zum Theile darauf vorbereitet. Beaujarrier war ſeit ein paar Tagen auffallend beſchäftigt und zerſtreut geweſen, am letzten Abende hatte ſie ihn vergebens erwartet, und dieſen Morgen ein kurzes räthſelhaft abgefaßtes Billet erhalten, worin er von einem wichtigen und ernſtem Geſchäfte ſprach, und ihr für den Fall, daß er ſie nicht wieder ſehen ſollte, Lebewohl ſagte.

Deſto unvorbereiteter und entſetzlicher traf dieſer Schlag die Mutter Beaujarriers, die in ihm nicht nur ihren Sohn, ſondern den Ernährer und Wohlthäter der ganzen Familie betrauerte; obwohl auch Mola, als die Leiche in's Haus getragen wurde, alle Faſſung verlor, und laut jammernd und weinend auf ihren todten Freund hinſtürzte; denn wenn Sie auch eben keine mächtige Leidenſchaft für Beaujarrier empfunden hatte, ſo hatte ſie ihn doch mehr geachtet, als irgend einen ihrer früheren Liebhaber, und ſein ſanfter, redlicher Character, ſeine Liebe zu ihr, die Gefälligkeit, mit welcher er allen ihren Neigungen und Launen zuvor gekommen war, hatte ihm auch ihre wärmſte freundſchaftlichſte Zuneigung erworben.

Ein großer Schmerz gleicht alle kleinlichen geſellſchaftlichen Rückſichten aus, hebt alle Formen der Convenienz auf.

Beaujarriers Mutter hatte natürlich das Verhältniß ihres Sohnes zu der Tänzerin nie billigen können, hatte natürlich nie anders, als mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung von Mola geſprochen, und jetzt weinte ſie mit ihr zuſammen an der Leiche ihres Sohnes, ja es gewährte ihrem Schmerze ſogar Linderung, ein theilnehmendes Weſen zu finden, das ihren Sohn geliebt hatte, und ihn jetzt bedauerte, und wenn dieſes Weſen auch nur die ſo verachtete ſpaniſche Dirne wäre.

„Der arme gute Beaujarrier,“ ſagte Mola; „er hat niemals ſchießen gekonnt und wollte es auch nicht lernen, wie ſehr ich ihn auch zureredete. Wenn ich nur etwas Näheres über die unglückliche Geſchichte gewußt hätte, ich wäre auf den Kampfplatz geeilt und die Sache hätte eine andere Wendung nehmen müſſen. Aber aus ſeinem unglücklichen Briefe konnte ich nicht recht klug werden, obwohl ich eine Ehrenſache ahnte. Der arme gute Beaujarrier!"

Als man die Papiere des Gefallenen unterſuchte, fand man ein Teſtament, in welchem auch, außer ſeiner Familie, unſere Mola reichlich bedacht war und welches mit folgenden Worten begann:

> „Im Begriffe, mich für die nichtswürdigſte und erbärmlichſte Sache von der Welt zu ſchlagen, beſtimme ich u. ſ. w."

Was ſind das für ſociale Verhältniſſe, in welchen man ſich gezwungen ſieht, für eine Sache, die man ſelbſt für nichtswürdig und erbärmlich hält, nicht nur ſein Leben, ſondern das ganze Glück ſeiner Familie auf's Spiel zu ſetzen.

Duvallon hatte ſich mit ſeinem Secundanten nach Brüſſel geflüchtet, um den Folgen ſeiner That zu entgehen. Dieſer Schritt ſcheint auf ein ſehr böſes Gewiſſen zu deuten, denn in Frankreich kommt ein Duellant, der ſeinen Gegner im ehrlichen gleichen Kampfe getödtet hat, faſt immer ſtraflos davon, da das franzöſiſche Geſetzbuch keine Paragraphen über das Duell hat, und der auf Mord doch nicht angewendet werden kann.

Duvallon ſchien auch ſpäter einzuſehen, daß ihn ſeine Flucht ſehr gravire, denn als der Prozeß vor die Aſſiſen von Rouen verwieſen wurde, ſtellte er ſich freiwillig.

Das war wieder einmal Etwas für die neugierigen und ſcandalſüchtigen Pariſer. Eine cause célèbre, wie ſie lange nicht dageweſen war. Außer dem Duellanten waren noch Alexander der Große, Marquis de la Pailleterie und einige andere junge bekannte Schriftſteller als Zeugen vorgeladen. Daß Mola dabei nicht fehlen durfte, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Eiſenbahndirection mußte an dieſem Tage einen Extrazug abſenden, um die crême der Pariſer Geſellſchaft, die den Verhandlungen über das berühmte Duell beiwohnen wollte, nach Rouen zu bringen.

Die Verhandlungen begannen.

In dem überfüllten Saale herrſchte eine Todtenſtille.

Der Anwalt der Krone las die Anklageacte vor, die auf Mord lautete.

Nachdem er einige Details über das frühere Leben des Angeklagten gegeben hatte, die ein ſehr zweifelhaftes Licht auf ſeine Ehrenhaftigkeit und ſeinen Character warfen, ging er zu dem Duelle ſelbſt über, und hob hier beſonders hervor, daß der Angeklagte nicht loyal und ehrlich gekämpft habe. Scheine ſchon die Weigerung, Piſtolen, die noch nie gebraucht worden ſind, anzunehmen, ſehr befremdend, ſo ſei der Umſtand, daß Herr Duvallon an jenem verhängnißvollen Morgen nicht zu Hauſe geweſen ſei, und anderthalb Stunden habe auf ſich warten laſſen, beſonders, wenn man ihn mit der Ausſage des Secundanten Beaujarriers zuſammenhält, daß nämlich die Piſtolen erſt vor Kurzem gebraucht zu ſein geſchienen, und ſeinen Finger, den er beim Laden in die

Mündung geſteckt habe, geſchwärzt hätte, ungemein gravirend. Aus dem Zuſammentreffen dieſer beiden Umſtände ergebe ſich der dringende Verdacht, daß der Angeklagte die Piſtolen vor dem Kampfe probirt habe, um ſo mehr, als derſelbe in der Voruntersuchung ſeinen räthſelhaften Gang an jenem Morgen nicht hinreichend habe motiviren können. Ueberdies ſei das Duell von dem Angeklagten auf die muthwilligſte unverantwortlichſte Art und Weiſe hervorgerufen worden, da der gefallene Beaujarrier nach den Zeugniſſen aller, die ihn gekannt haben, der ruhigſte und friedfertigſte Menſch von der Welt war. Der Angeklagte ſei dagegen ein notoriſcher Raufbold und Händelſucher, der ſchon viele Duelle gehabt habe, und in einem derſelben ſeinem Gegner die Schulter zerſchmetterte, der die unglaublichſte Fertigkeit im Fechten und Schießen beſitze, und für den das menſchliche Angeſicht, das Meiſterwerk der Schöpfung, das Ebenbild Gottes, nichts weiter ſei, als ein Scheibe.

Der Anwalt der Krone trug am Schluſſe ſeiner Rede darauf an, den Angeklagten, Herrn

Duvallon, Journaliſten, des Mordes für ſchuldig zu erklären.

Man ſchritt nun zum Zeugenverhöre.

Unter dem allgemeinen neugierigen Geflüſter der Zuhörer wurde Alexander, der große Verfaſſer von Monte-Chriſto, vorgerufen.

Um ſeinen Namen und Stand befragt, erwiderte er: „Alexander Dumas, Davy, Marquis de la Pailleterie, dramatiſcher Schriftſteller, würde ich hinzuſetzen, wenn Frankreich nicht das Dreigeſtirn Molière, Corneille und Racine beſäße."

Seine Zeugenausſage beſchränkte ſich darauf, daß der Gefallene durchaus nicht mit den Waffen umzugeben verſtanden habe, wie ihm ſein Sohn Adolph Dumas verſichert, und wie er ſelbſt an der Art und Weiſe bemerkt habe, wie Beaujarrier einen zufällig in ſeinem Studierzimmer hängenden Degen gehandhabt habe. Außerdem erzählte er, daß er dem Gefallenen ſeine neuen, noch niemals gebrauchten Piſtolen zu dieſem unglücklichen Duelle angeboten, daß

Beaujarrier aber dieſelben nicht, wie er verſprochen hatte, abholen ließ.

Uebrigens ſprach er noch ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß es bei dem ſtattgefundenen Duell durchaus loyal ehrlich und ſtreng nach dem Code du duel zugegangen ſei.

„Code du duel?“ fragte der Präſident des Gerichtes verwundert, „wie ſo, gibt es alſo einen eigenen Code über die Art und Weiſe, ſeine Mitmenſchen zu tödten.“

Nach dieſer Frage war die Reihe des Verwundertſeins an Dumas.

„Wie, Herr Präſident,“ ſagte er, „Sie kennen den Code du duel nicht, Sie beſitzen dieſes Buch nicht? Es iſt das Werk der ausgezeichnetſten Staatsmänner, Offiziere und Schriftſteller, an welchem vielleicht ein halbes Jahrhundert gearbeitet wurde. Sie brauchen nur in die nächſte beſte Buchhandlung zu ſchicken; es iſt überall vorräthig.“

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath,“ ſagte der Präſident; „aber dieſes Buch ſoll niemals in meiner Bibliothek Platz finden.“

Dumas trat ab, nachdem er noch zuvor gefragt, ob er nicht nach Paris zurückreiſen dürfe, da heute gerade in einem der pariſer Theater ein Stück von ihm gegeben werde, und auf die Antwort des Präſidenten, er könne allerdings heute abreiſen, müſſe dann aber morgen wieder kommen, erklärt hatte, in dieſem Falle ziehe er es vor, hier zu bleiben.

Nun wurden mehrere Zeugen verhört, deren Ausſagen ſowohl als Perſönlichkeiten weniger Intereſſe darboten.

Endlich trat eine ſchöne junge Dame, hoch und ſchlank gewachſen, und ganz ſchwarz gekleidet vor die Schranken des Gerichtshofs. Ein allgemeines Flüſtern der Aufmerkſamkeit und der Bewunderung begrüßte ſie. Es war Mola Lontes.

Ihre Ausſage lautete folgendermaßen:

„Beaujarrier war der ruhigſte und friedfertigſte Menſch, den ich je gekannt habe. Er konnte mit Waffen gar nicht umgehen; ich war mehrmals mit ihm auf dem Schießſtande; aber er ſchoß ſehr ſchlecht; ich ſchoß viel beſſer. Auf meine Vorſtellungen, daß er ſich doch üben möge, erwiderte er mir: „Wozu? ich habe noch niemals ein Duell gehabt, und hoffe auch keines zu bekommen.“

Eines Tags hörte ich, daß er beim Spiele einen Streit mit einem Herrn Duvallon gehabt habe. Ich erinnerte mich dieſes Namens nur dunkel; aber es war mir ſo, als müßte ich einen Herrn Duvallon einmal gekannt, und eben nicht auf das Freundlichſte behandelt haben. Indeſſen wurde auf die Sache kein großes Gewicht gelegt, und ſo dachte ich denn auch nicht weiter daran, bis mir Beaujarrier's verändertes Weſen auffiel. Er war ernſt und zerſtreut geworden; er ſpielte nicht mehr, und ſchrieb und arbeitete viel in ſeinem Cabinette.

Auf meine Fragen gab er mir ausweichende Antworten; endlich an jenem Morgen, an welchem er fortging, um nicht wiederzukehren, erhielt ich folgendes Billet:

Bei dieſen Worten zog ſie ein Briefchen aus ihrem Buſen, welches folgendermaßen lautete:

„Liebe Mola!

Ich konnte dieſe Nacht nicht bei Dir zubringen, da ich heute Morgen ein Geſchäft vorhabe, zu welchem ich meiner ganzen phyſiſchen und moraliſchen Stärke bedarf. Ich ſchreibe Dir daher, um Dir für den Fall, daß ich Dich nicht wiederſehen ſollte, ein herzliches Lebewohl zu ſagen. Du ſollſt ſehen, daß ich Deiner ſelbſt in dem ernſteſtem Augenblicke meines Lebens gedacht habe. Alſo nochmals, lebe wohl!

Beaujarrier."

Als ich dieſen Brief erhielt, wußte ich ſogleich, daß mein Freund ein Duell zu beſtehen habe, und da ich ſeine gänzliche Unbekanntſchaft in der Handhabung der Waffen kannte, zitterte ich für den Ausgang deſſelben. Ich wollte ſogleich auf den Kampfplatz eilen, um das Duell noch zu verhindern; und ich bin überzeugt, daß, wenn mir die Ausführung dieſes Vorſatzes gelungen wäre, die Sache eine ganz andere Wendung genommen hätte. Bevor ich jedoch den Ort erfahren konnte, wo gewöhnlich dergleichen Kämpfe ausgefochten werden, brachte man meinen Freund todt nach Hauſe. Sein Geſicht war furchtbar zerſchmettert und kaum noch kenntlich. Der arme, arme Beaujarrier! Es war wahr, er hatte in dem ernſteſten Augenblicke ſeines Lebens beim Niederſchreiben ſeines Teſtaments noch an mich gedacht.“

Eine Todtenſtille herrſchte im Saale, während Mola ſprach.

Nun erhob ſich der Vertheidiger des Angeklagten und hielt eine lange Rede, deren Hauptziel war, die Unvermeidlichkeit des Kampfes und deſſen Redlichkeit zu beweiſen. Dieſe Rede, ſo ſcharfſinnig und überdacht ſie auch war, machte auf die Zuhörer doch einen erkältenden Eindruck. Es ſchien faſt, als ob der Redner von dem, was er ſagte, ſelbſt nicht ſehr tief überzeugt wäre.

Der Gerichtshof verlagte die weiteren Verhandlungen und das Urtheil auf morgen.

Am nächſten Tage wurde Duvallon, nachdem noch eine große Menge theils Beſchwerungs-, theils Entlaſtungszeugen vernommen worden waren, des Mordes für nicht ſchuldig erklärt, wie es auch nicht anders zu erwarten ſtand.

Den Beweis, daß er bei dem Kampfe ſich unerlaubte Vortheile zugeeignet hatte, war nicht geführt worden, und ſo war es denn unmöglich, einen Menſchen, der einem traurigen, aber von der beſtehenden Geſellſchaft ſanctionirtem Vorurtheile gehorcht hatte, einem Vorurtheile, dem ſich zu entziehen, oft ſchwer, ja wirklich unmöglich iſt, auf eine Stufe mit dem gemeinen Raubmörder zu ſtellen, und da das franzöſiſche Geſetzbuch, wie ſchon bemerkt, keinen eigenen Paragraphen über das Duell hat, zu einer und derſelben Strafe mit einem ſolchen zu verurtheilen.

Natürlich konnten jedoch trotz dieſem Urtheile die Civilanſprüche der Familie des gefallenen Beaujarrier gegen Duvallon geltend gemacht werden.

Der Angeklagte ein ſchöner bleicher junger Mann, elegant gekleidet und mit langen braunen Haaren, wurde nun ſogleich freigelaſſen.

Die vornehme Welt aber, die zu dieſer

cause célèbre nach Rouen gekommen war, kehrte wieder auf der Eiſenbahn nach Paris, zurück, ziemlich unzufrieden mit den Verhandlungen des Prozeſſes, von denen ſie ungleich mehr Scandal erwartet hatte.

Auch Mola reiſte wieder nach Paris, aber nur, um ihre Erbſchaftsangelegenheiten zu ordnen, und dann die Seineſtadt, in der ſie ſo viel Unangenehmes erlebt hatte, hoffentlich für immer zu verlaſſen.

Und in der That, Mola hätte mehr Geduld haben müſſen, als ſie wirklich beſaß, um es in Paris auszuhalten.

Es war noch nicht lange her, daß der Sturm von Bonmots und Moquerieen über ihr unglückliches Debüt ſich gelegt hatte, und jetzt brach das Ungewitter über ihr Benehmen vor den Aſſiſen zu Rouen, und namentlich über das allerdings ſehr naive Vorleſen jenes Billets in den pariſer Spottblättern von Neuem los. Ja, man brachte ihr unglückliches Debüt an der großen Oper ſogar mit dieſem unglücklichen Duelle in Zuſammenhang, und behauptete, eine

Journalpolemik über das erſtere ſei der erſte Grund zu der Feindſchaft zwiſchen den Herren Beaujarrier und Duvallon und dem unglücklichen Duelle geweſen.

Wie dem auch war, Mola beſchloß, dem Pelotonfeuer von Malicen aus dem Wege zu gehen, und ſobald als möglich abzureiſen.

Neuntes Kapitel.

Die nordiſchen Bären.

Aber wohin reiſen? das war jetzt die große Frage für Mola. Von unſerem lieben deutſchen Vaterland hatte ſie alle Licht- und Schattenſeiten hinreichend kennen gelernt, und ſie fühlte eben keine große Sehnſucht darnach, ihre Studien über die deutſche Polizei fortzuſetzen.

„Reiſen Sie nach Rußland,“ ſagte einer ihrer Freunde, ein bekannter Componiſt, zu ihr. „Rußland iſt das geſegnete Land der Rubel und der Knutenhiebe. Erſchrecken Sie nicht, ſchöne Mola, die Knutenhiebe ſind nur für die Landeskinder da, und höchſtens für die Polen, die ſich erfrechen, gegen die väterliche Herrſchaft des

Czaaren zu revoltiren; die Rubel blühen dagegen für die Fremden, namentlich für wälſche Fuß- oder Kehlenkünſtlerinnen.

„Der Gedanke iſt nicht ſchlecht," meinte Mola. „Es wäre ein großer Ruhm, dieſe Halbwilden durch Balletpas zu bezwingen. Eh bien! allons en Russie!"

Alle Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, die Koffer ſtanden gepackt da, und die Prieſterin Terpſychore's hatte nur noch in den Wagen zu ſteigen.

In dieſem Augenblicke trat eine Frau in das Zimmer. Es war die Putzhändlerin Madame Babelet.

„Gott ſei Dank, daß ich Sie noch treffe," ſagte Sie athemlos. „Sie wollen Paris verlaſſen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mir zuvor die ſechshundert Franken, die ſie mir ſchuldig ſind, bezahlen."

„Sie können auch nichts dagegen haben, gute Madame Babelet, wenn ich ſie ihnen nicht bezahle," ſagte die Sylphide lachend. „Aber glauben Sie ja nicht, daß ich Sie darum bringen will. Gott bewahre, ich habe dieſe Bagatelle ganz vergeſſen, ſonſt hätte ich ſie ſchon längſt bezahlt. Aber Sie haben mich übertheuert, Madame Babelet. Was war es nur, was ich von Ihnen genommen habe? Richtig, ein paar Schnupftücher und zwei Betttücher. Und dafür ſechshundert Franken? ça ne va pas. Wiſſen Sie was, hier ſind vierhundert funfzig Franken, et c'est encore trop."

„Nein," entgegnete die Putzhändlerin, „ich muß auf meine ſechshundert Franken beſtehen; allerdings waren es nur ein paar Schnupftücher und zwei Betttücher; aber die Schnupftücher waren von Battiſt und mit echten Spitzen beſetzt, und die Betttücher vom ſchwerſten weißen Atlas und mit Falbeln garnirt."

„Nun, wie Sie wollen, Madame Babelet. Wenn Sie dieſe vierhundert funfzig Franken nicht nehmen wollen, ſo bekommen Sie gar nichts."

„Das wollen wir einmal ſehen," ſagte die Putzhändlerin und entfernte ſich eilig.

Wenige Augenblicke ſpäter trat ein Gerichtsdiener ein, um das Gepäck der Tänzerin mit

Beſchlag zu belegen. Unter dieſen Umſtänden zog es Mola doch vor, die ſechshundert Franken in die Hände des Gerichtsdieners niederzulegen, damit ſie der Putzhändlerin, jedoch nur in dem Falle, daß das Gericht ihre hohe Forderung für begründet finde, ausgezahlt würden.

Noch voll Aerger über dieſe Geſchichte, ſtieg ſie in den Wagen und reiſte ab.

Ueber die Abenteuer, welche ſie auf ihrer Reiſe erlebt haben mochte, ſchweigt die Geſchichte. Wir finden ſie erſt in Petersburg wieder, wo ſie ſich vergeblich bemühte, zu einem Gaſtſpiele zu gelangen. Der Kaiſer perſönlich verbot daſſelbe. Wahrſcheinlich hatte er von ihren mannigfachen Erlebniſſen gehört, und die junge petersburger Männerwelt vor den Gefahren dieſer tanzenden Sirene bewahren wollen.

Durch dieſe Weigerung befand ſich Mola augenblicklich in großer Verlegenheit. Allerdings beſaß ſie durch das Vermächtniß des gefallenen Beaujarrier genug Vermögen, um auch allenfalls, ohne ihre Tanzkunſt auszuüben, gemächlich leben zu können; aber ſie hatte im Vertrauen auf die Erfolge ihrer Kunſt und den ruſſiſchen Rubelregen nur für die Mittel zur Hinreiſe geſorgt, und ihr anderes Geld ganz ruhig bei einem pariſer Bankier angelegt. Bis nun ein Brief hin und zurück kam, hätte ſie die dringendſte Noth, wahrſcheinlich zum erſten Male in ihrem Leben, zu leiden gehabt, wenn ſie nicht durch die Großmuth des Kaiſers dieſer Verlegenheit entriſſen worden wäre.

Sobald nämlich derſelbe von den unangenehmen Folgen hörte, welche ſein Verbieten des Auftretens, der Künſtlerin zugezogen hatte, ſchickte er ihr eine reich gefüllte Börſe, allerdings mit dem ziemlich deutlich ausgeſprochnen Wunſche, daß ſie dieſes Geld zur Entfernung aus Petersburg insbeſondere und aus Rußland überhaupt benützen möge.

Mola war zur See gekommen, und beſchloß daher, zu Lande über Moskau und Warſchau zurückzukehren.

In Moskau konnte ſie gleichfalls nicht zum Auftreten gelangen, da der Wille des Kaiſers hier ſchon bekannt geworden war.

Warſchau bot ihr dagegen günſtigere Chancen dar. Erſtens war es ſtrenggenommen doch keine ruſſiſche Stadt, und der beſtimmt ausgeſprochene Wille des Kaiſers ließ hier eine ſpitzfindige Auslegung zu. Zweitens war der Gouverneur dieſer Stadt Fürſt Paskewitſch, ein ſehr kunſtſinniger Mann, bei dem Mola, wenn ſie den ganzen Zauber ihrer Perſönlichkeit aufbot, ſchon eher hoffen durfte, etwas durchzuſetzen.

Ein bärtiger Diener führte ſie in das Arbeitszimmer des Fürſten.

Die ſtrenge Amtsmiene des Gouverneurs erheiterte ſich in etwas, als er die junge ſchöne Dame eintreten ſah.

„Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches?“ fragte er und rückte höflich einen Stuhl zurecht.

„Ich heiße Mola Lontes, bin Balletkünſtlerin aus Paris, und möchte gern die Erlaubniß haben, aufzutreten.“

„Das wird allerdings etwas ſchwer halten,“ ſagte Fürſt Paskiewitſch; „denn Seine kaiſerliche Majeſtät haben den Wunſch ausgedrückt, daß

Sie die ruſſiſchen Staaten ohne Aufenthalt verlaſſen.“

„Polen iſt nicht Rußland,“ ſagte Mola mit überraſcher geographiſcher Sicherheit.

„Nehmen Sie Sich in Acht, ſchöne Aufrührerin. Einem Manne könnten ſolche ketzeriſche Anſicht übel genug bekommen. Polen iſt Rußland, und was nicht iſt, kann noch werden. Im Himmel Gott, auf Erden der Czaar!“

„Das iſt ganz ſchön, mon prince; aber damit iſt immer die Frage noch nicht entſchieden, ob ich hier in Warſchau tanzen darf, oder nicht.“

„Ich kann dieſe Frage auch nicht entſcheiden,“ ſagte der Gouverneur. „Theaterangelegenheiten fallen eigentlich nicht in meinen Geſchäftskreis. Sie müſſen ſich deshalb an den Polizeiminiſter Herrn von Iwanoff wenden.“

„Ich danke Ihnen für dieſe Auskunft, mon prince; indeſſen wage ich doch noch eine Bitte an Sie. Eine ſo mächtige Fürſprache, wie die Ihrige, müßte mir jedenfalls ſehr viel nützen. Darf ich auf dieſelbe zählen?“

Mola ſprach dieſe letzten Worte mit einem ſo anmuthigen unwiderſtehlichen Lächeln, daß der Fürſt ganz hingeriſſen ſehr lebhaft erwiderte:

„Gewiß dürfen Sie das, gewiß, ma belle Espagnole!“

„Merci donc, mon prince,“ ſagte die Tänzerin, machte einen niedlichen Knix und entfernte ſich.

Der Polizeiminiſter Iwanoff war ein Mann, der über ſeine beſten Jahre hinaus war, dabei aber noch manche jugendliche Neigung und Leidenſchaft, unter Andern auch die für das ſchöne Geſchlecht beibehalten. Er ſpielte äußerlich den ungemein ſtrengen gottesfürchtigen und frommen Mann, war aber das, was man einen geheimen Sünder nennt.

Dabei war er von abſchreckender Häßlichkeit. Sein Geſicht trug jenen rohen geiſtig ſtumpfen Slaventypus, den man nur bei Ruſſen und Böhmen, nie aber bei Polen findet. Seine niedere Stirn war noch zur Hälfte von ſtruppigen Haaren bedeckt, ſeine Kalmückennaſe war von dem eben nicht ſehr mäßigen Genuſſe geiſtiger

Getränke geröthet, und um ſeinen breiten Mund ſpielte faſt immer ein verſchmitztes, gemeines ſinnliches Lächeln.

Mit dieſer ungemein anziehenden Perſönlichkeit hatte nur Mola wegen ihres Gaſtſpieles zu unterhandeln. Mit ſcharfem Blicke erkannte ſie, daß dieſem Manne gegenüber nur entſchloſſenes und energiſches Auftreten zum Ziele führen könne.

„Ich heiße Mola Lontes,“ ſagte ſie, als ſie vorgelaſſen worden war, kurz, „und bin Balletkünſtlerin aus Frankreich; wollen Sie mich auf dem hieſigen Theater auftreten laſſen?“

Iwanoff ſtierte ſie mit einem dumm ſtaunenden Blicke an. So entſchieden und kurz hatte noch Niemand mit ihm, dem gefürchteten Polizeiminiſter von Warſchau geſprochen.

„Ich bitte um eine Antwort,“ ſagte Mola endlich, als er ſie noch immer anſtarrte, ohne einen Laut von ſich zu geben. Ja oder nein!

„Je nachdem!“ ſagte Iwanoff endlich.

„Was heißt das, je nachdem?“ fragte Mola.

„Das heißt unter gewiſſen Bedingungen.“

„Nun, und dieſe Bedingungen?“

„Erſtens müſſen Sie eine Vorſtellung für die hieſigen Armen geben. Es iſt ſo viel Noth hier in Warſchau,“ ſagte Iwanoff mit ſüßlicher Scheinheiligkeit.

„Sehr gern will ich das,“ ſagte Mola; „jedoch erſt an dem zweiten oder dritten Abend; den erſten Abend bedinge ich mir aus, denn Jedermann iſt ſich doch ſelbſt der Nächſte.“

„Gut alſo, am dritten Abend.“

„Und die weiteren Bedingungen?“

„O, das wird ſich ſchon von ſelbſt finden,“ meinte Iwanoff mit lüſternem Lächeln.

Mola bemerkte gleich, wo das hinauswollte.

„Nein,“ ſagte ſie, „ich will die Bedingung wiſſen. Es findet ſich gar nichts auf dieſer Welt von ſelbſt.“

„Nun wohl; wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen,“ ſagte Iwanoff zögernd und verlegen, „die zweite Bedingung iſt — daß Sie ein wenig freundlich gegen mich ſind.“

„Und warum ſollte ich nicht freundlich gegen

Sie ſein, wenn Sie mir eine für mich ſo wichtige Gefälligkeit erweiſen," ſagte Mola, ihm mit der ihr angebornen Schlauheit Hoffnungen machend, die ſie nie zu erfüllen geſonnen war.

Iwanoff ging glücklich in die Falle, die ihm die Doppelzüngigkeit der Tänzerin geſtellt hatte.

„Nun wohl," ſagte Iwanoff, „ſo treffen Sie Ihre Vorkehrungen mit der Theaterdirection. Ich will noch heute mit dem Fürſten Paskiewitſch ſprechen, und wenn der, wie ich hoffe, nichts gegen Ihr Auftreten einzuwenden hat, ſo können Sie meinetwegen ſchon morgen auftreten."

Von dieſer Seite wußte ſich Mola ſchon vollkommen gedeckt.

„Ich danke Ihnen, Herr Polizeiminiſter," ſagte die Tänzerin; „wann ſoll ich aber die beſtimmte Nachricht darüber haben?"

„Ich will heute noch mit dem Herrn Gouverneur darüber ſprechen, und wenn Sie mir es erlauben, ſo überbringe ich Ihnen morgen früh perſönlich den Erlaubnißſchein."

„Es wird mir eine ungemeine Ehre ſein, Sie bei mir zu ſehen, Herr von Iwanoff."

Damit entfernte ſich die Tänzerin, lachend über die ſchönen Hoffnungen, in welche ſie den alten Gecken eingelullt hatte.

Mola hatte ſchon am Tage zuvor die Bekanntſchaft eines ſchönen jungen polniſchen Edelmanns gemacht, dem ſie nun bei einer Flaſche Champagner lachend ihr Abenteuer mit dem alten Faun von Polizeiminiſter erzählte.

„Das trifft ſich vortrefflich," meinte dieſer; „ich habe mit dieſem Herrn von Iwanoff noch eine alte Rechnung abzumachen. Wenn Du einmal den Erlaubnißſchein in Händen haſt, ſo kann er Dir das Auftreten nicht mehr verwehren; es würde zu viel Aufſehen machen, und dieſer ſcheinheilige Heuchler iſt ſehr auf ſeinen guten Ruf bedacht. Wenn Du mir alſo erlaubſt, ſo will ich Dich morgen Vormittag beſuchen, und wenn Dein alter Anbeter kömmt, in das Seitengemach treten. Wenn er zu zudringlich wird, ſo brauchſt Du mir dann nur ein Zeichen zu geben, und ich ſpringe dann herein, um ihn tüchtig durchzuprügeln."

„Was das Durchprügeln betrifft," meinte

Mola, „ſo will ich das ſchon ſelbſt beſorgen; wenn Du ihn aber dann die Treppe hinunterwerfen willſt, ſo wirſt Du mich ſehr verbinden, denn dazu iſt er mir zu dick und zu ſchwer.“

„Sehr gern will ich das.“

„Aber,“ ſagte Mola, ſchon im Vorgeſchmacke künftiger Prügeiſeligkeit mit ihrer Reitpeitſche ſpielend; „der Polizeiminiſter iſt ein mächtiger Mann werden wir auch ſtraflos wegkommen, wenn wir ihn ſo arg mitſpielen?“

„Du biſt eine Fremde; über Dich hat er alſo wenig oder gar keine Macht, und ich will mich ſchon unkenntlich machen. Und übrigens gebe ich Dir mein Wort, daß er keine Unterſuchung anſtellen, ſondern froh ſein wird, wenn wir von der Geſchichte ſchweigen.“

„Gut denn, es bleibt dabei, er wird geprügelt.“

Am andern Vormittag empfing Mola in dem reizendſten verführeriſchſten Negligé den überglücklichen Iwanoff, während ſein Feind, der junge Pole Caſimir, mit einer Seidenmaske vor dem Geſicht die Entwicklung dieſer Scene abwartete.

„Hier iſt Ihr Erlaubnißſchein, ſchöne Mola, der Fürſt Paskiewitſch hatte nicht das Mindeſte gegen Ihr Auftreten einzuwenden.“

Mola nahm das Papier und verſchloß es ſorgfältig in ihr Schreibpult.

Dann lud ſie den Polizeiminiſter ein, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Nun wußte ſie ihn mit der ausgeſuchteſten Coquetterie immer mehr zu reizen. Seine Schmeicheleien ſchien ſie mit Vergnügen anzuhören, ſie ließ ihre Hand in der ſeinigen ruhen, bis er kühner gemacht es wagte, ſeinen Arm um ihre Hüfte zu ſchlingen, und zugleich mit einer raſchen Bewegung, die Gürtelſchnur, die ihr leichtes Morgenkleid zuſammenhielt, zu löſen.

So weit wollte ihn Mola nur haben.

In dieſem Augenblicke ſprang ſie auf.

„Was unterſtehen Sie ſich, alter Narr,“ rief ſie, und die Reitpeitſche ſauſte dem unglücklichen Polizeiminiſter in immer raſcheren und engeren Kreiſen um die Ohren.

Jetzt wurde auch die Thüre des Seitenzimmers geöffnet, und der verlarvte Caſimir erſchien auf der Schwelle.

Iwanoff ſah ein, daß er das Opfer eines vollſtändig organiſirten Complotts ſei.

Eben ſo feige als gemein dachte er nicht an einen Widerſtand, ſondern fing an jämmerlich um Gnade zu bitten.

Aber Mola war taub für ſein Flehen. Die Reitpeitſche that ihre Schuldigkeit, wie noch nie; und als ihr Arm endlich ermüdet herabſank, faßte Caſimir den vor Wuth und Schmerz halb Ohnmächtigen und ſtieß ihn zum Zimmer hinaus und mit einem derben Fußtritt die Treppe hinab.

Iwanoff ſtieg in ſeinen Wagen, feſt entſchloſſen, ſich furchtbar an dieſer Tänzerin zu rächen.

Wie Caſimir vorausgeſagt hatte, konnte der geprügelte Polizeiminiſter ihr Auftreten nicht mehr verhindern, beſonders, da ſich der Gouverneur, Fürſt Paskiewitſch ſehr lebhaft dafür zu intereſſiren ſchien.

Auch wäre es ſchon zu ſpät geweſen, denn Mola hatte mit der Theaterdirection ſchon Alles in Richtigkeit gebracht und ihr Auftreten war ſchon für dieſen Abend angekündigt. Dem ungeheurem Aufſehen, welches jetzt, ſo ſpät noch, ein Verbot erregen würde, und den Fragen nach der Urſache, die es hervorgerufen haben, konnte er ſich nicht ausſetzen."

Aber wäre es nicht möglich die ſchöne Spanierin auspfeifen zu laſſen? Das war ein glücklicher Gedanke. Das mußte gehen.

Alſogleich traf er ſeine Anſtalten. Er kaufte außer der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Billets, die ihm immer zu Gebote ſtanden, noch gegen hundert Stück und vertheilte ſie an ſeine Kreaturen mit der beſtimmten Weiſung, die Tänzerin auszupfeifen. Außerdem ließ er durch dieſelben in der ganzen Stadt das Gerücht ausſprengen, Mola habe ſich geweigert, zum Beſten der Armen zu tanzen, um das Publikum in eine ſeinen Plänen günſtige Stimmung gegen ſeine Feindin zu verſetzen.

Der Abend kam und das Haus war gedrängt voll.

So wie Mola auf der Bühne erſchien, erhob jene gemiethete Rotte ein furchtbares Ziſchen und Pfeifen, welches jedoch der unparteiiſche Theil des Publikums durch lautes Klatſchen und Bravorufen zu übertäuben ſuchte.

Mola trat zornglühend an die Lampen vor.

Als ſich der Tumult einen Augenblick legte, bat Mola, die unterdeſſen den Polizeiminiſter Iwanoff, der hohnlächelnd und ſich vor Vergnügen die Hände reibend in der vorderſten Loge ſaß, bemerkt und ſogleich errathen hatte, daß er allein aus Rache den ganzen Tumult angeſtiftet habe, um das Wort. —

Sogleich erhoben die Kreaturen Iwanoffs wieder ein entſetzliches Schreien und Stampfen und Pfeifen, um die Tänzerin, wo möglich, von der Bühne zu verſcheuchen.

Aber Mola hielt muthig Stand. Sie ließ ihre zornflammenden Augen in dem ganzen, ſtürmiſch bewegten Hauſe herumſchweifen, als fordere ſie jeden einzeln zum Kampfe heraus.

Endlich gelang es den der Tänzerin günſtig Geſtimmten eine augenblickliche Ruhe durchzuſetzen.

Mola begann mit vor Zorn oft erſtickter Stimme zu ſprechen:

„Ich apellire an die Ehre und Großmuth der edlen polniſchen Nation. — Man kann über meine Kunſtleiſtungen den Stab brechen — aber erſt, wenn ich ſie gezeigt habe — ein wehrloſes Weib ohne Grund zu beſchimpfen, iſt des edlen polniſchen — Volkes unwürdig. — Doch ich bin überzeugt, dieſe Beſchimpfung geht auch nicht von demſelben aus, ſondern von den Kreaturen des elenden ruſſiſchen Polizeiminiſters Iwanoff — der ſich jetzt wie ein armer Sünder aus ſeiner Loge fortſchleicht — der ſich mir mit entehrenden Anträgen genähert hat, und der nun aus Rache für meine allerdings derbe Abweiſung — dieſe elende Intrigue anzettelte."

Dieſe Rede war von der ungeheuerſten Wirkung.

Iwanoff war ungemein verhaßt, und ſo war denn Alles von der Kühnheit dieſes Weibes freudig überraſcht, welche ihm öffentlich die Maske der Frömmigkeit und Ehrbarkeit von dem ſcheinheiligen Geſichte riß. Dazu kam noch die ſcharfe Hervorhebung des Gegenſatzes vom Ruſſenthum und Polenthum. —

Das Publikum brach in einen lauten nicht endenwollenden Jubel aus. Die Kreaturen Iwanoffs ſahen mit der Entfernung ihres Gebieters die Sache für beendigt und verloren an, und machten ſich ebenfalls ſo ſchnell als möglich aus dem Staube, um dem allgemeinen Unwillen, der ſchon in Thätlichkeiten gegen ſie auszubrechen drohte, zu entgehen.

Mola tanzte nun und errang den vollſtändigſten Erfolg, der ſie für ihr Pariſer Fiasco vollkommen entſchädigte.

Nach der Vorſtellung ging ſie mit ihrem Freunde Caſimir und einigen anderen jungen polniſchen Edelleuten in das erſte Hôtel von Warſchau, um zu ſoupiren. Alle waren entzückt über die Demüthigung des verhaßten Iwanoff und in erregter Stimmung, welche durch fleißiges Champagnertrinken immer erregter und erregter und zuletzt wirklich übermüthig wurde.

Mola ſpielte dabei die große Polenfreundin. Sie ſprach von Paris und den jungen verbannten Polen, die ſie dort kenne; ſie ſchilderte die Sympathie, die Frankreich für Polen hege, und ſchloß endlich damit, daß ſie den Polen, wenn ſie es verſuchen wollten, ihr Joch zu zerbrechen, Frankreichs Hilfe unbedingt zuſagte.

Endlich ſpät in der Nacht brach man auf und durchzog noch mit Lärmen und Geſchrei die Hauptſtraßen der Stadt.

Mola ſchrie aus Leibeskräften die Marſeillaiſe, aber nur immer die erſten vier Zeilen

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé
Contre nous de la tyrannie
L'etendard sanglant est levé

und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſie den Text nicht weiter kannte.

Dazwiſchen begannen ihre Begleiter, die jungen Polen, zu ſingen:

Noch iſt Polen nicht verloren,
Kosciusco führet uns.

Bald war von dieſem Revolutionsverſuche Anzeige gemacht, die Truppen rückten aus und beſetzten alle Plätze und Straßen, Kanonen wurden aufgefahren und die Reiterei begann zu patrouilliren.

Unterdeſſen hatten Mola glücklich ihr Hôtel und ihre Freunde ihre Wohnungen erreicht.

Am andern Morgen erfuhren die Bewohner von Warſchau, daß dieſe Nacht, während ſie ſo ruhig geſchlafen hatten, ein höchſt energiſcher Aufſtandsverſuch durch die Wachſamkeit der Behörden und die Tapferkeit und Kriegszucht der Truppen unterdrückt worden ſei. Paskiewitſch ſelbſt hatte dieſe Proclamation unterzeichnet.

Vor Mola's Hôtel hielt aber am nächſten Morgen ein leichter Reiſeſchlitten, umringt von zehn bis zwölf reitenden Koſaken.

Ein Polzeibeamter weckte die Sylphide aus ihren holden Morgenträumen, gab ihr eine Viertelſtunde Zeit, um ſich anzukleiden und ihre Sachen zu packen, dann mußte ſie in den Schlitten ſteigen, und fort ging es im geſtreckten Galopp.

Iſt es nicht merkwürdig, daß, wenn Jemand einmal mit der Polizei in Conflict gerathen iſt, ſich dieſelbe wie ſein Schatten an ihn heftet. Ich glaube, wenn ein ſolches Unglückskind auf eine wüſte Inſel verſchlagen wird, es findet dort ſchon einen Poliziſten bereit ſtehen, um es auszuweiſen.

Die Koſaken, welche neben Mola's Schlitten herſprengten, hatten den beſtimmteſten Auftrag, denſelben erſt an der preußiſchen Grenze zu verlaſſen.

Fürſt Paskiewitſch hatte Nichts mehr für Mola thun können. Die Geſchichte mit dem Polizeiminiſter Iwanoff hatte zu viel böſes Blut gemacht und überdies vermuthete man auch noch in der ſpaniſchen Tänzerin die Anſtiſterin des nächtlichen Unfugs. Die Unterſuchung darüber wurde ſogleich eingeleitet, und wehe den armen, jungen Polen, die ſich von Mola hatten verführen laſſen, wenn ſie entdeckt wurden.

Ob dies jedoch geſchehen iſt, wiſſen wir eben ſo wenig zu ſagen, wie, ob Mola mit einem der ſie escortirenden Koſaken eine Liebſchaft angeknüpft hat.

Zehntes Kapitel.

De Germania.

Es mag anmaßend erſcheinen in einem Buche, welches die Abenteuer einer leichtfüßigen und leichtſinnigen Tänzerin zum Stoffe hat durch eine Kapitelüberſchrift an den großen, ſtrengen, ernſten Tacitus zu erinnern; aber wir thun es gerade deshalb, um bei der Schilderung, welche wir von dem heutigen Deutſchland zu geben beabſichtigen, an die Characteriſtik des wahrheitsliebenden Römers als Gegenſatz zu erinnern.

Möge mir der geneigte Leſer daher eine kleine Abſchweifung verzeihen, und, wenn ihn meine Farbentöne in den folgenden Seiten zu ernſt und einförmig gewählt ſcheinen ſollten, bedenken, daß der Ernſt ſtets der dunkle Hintergrund iſt, aus welchem allein ſich der wahre Humor glänzend hervorheben kann.

Großer, ernſter, ſtrenger Tacitus, wenn Du jetzt aus Deinem Grabe emporſteigen und unter uns herumwandeln könnteſt, wie würdeſt Du den ſchönen, antiken Kopf ſchütteln, über die Nachkommen eines Volkes, welches Du mit ſo viel Liebe und Bewunderung geſchildert haſt. Die alten deutſchen Eichenwälder ſind gefällt und über den heiligen Platz, wo die Prieſter den Gottesdienſt hielten und die Alten des Volkes zu Gericht ſaßen, brauſt jetzt lärmend die geſchäftige Eiſenbahn; die Bären, in deren Felle unſere Vorfahren ſich kleideten, ſind ausgerottet, und das Nachgeſchlecht hüllt ſeinen Leib in franzöſiſches oder niederländiſches Tuch, und bedeckt die Wolfshaut ſeiner Selbſtſucht mit dem Schafspelze der chriſtlichen Nächſtenliebe.

Unſere Vorfahren waren nach Tacitus treu, wahrheitsliebend, tapfer, keuſch und abgehärtet; ein einmal gegebenes Wort wurde unverbrüchlich gehalten. Allerdings tranken ſie manchmal ein

Horn Meth über den Durſt, und wenn Alles verwürfelt war, ſo würfelten ſie ſelbſt um ihr höchſtes Gut, ihre Freiheit.

Wir wollen einmal ſehen, was aus allen dieſen Tugenden und Fehlern im Laufe der Zeit geworden iſt.

Die deutſche Treue iſt allerdings bis heute ſprüchwörtlich geblieben, und die Poeten des Freiheitskrieges haben ſie auch gar nicht aus dem Munde gebracht. Seit dem Freiheitskriege ſind aber zweiunddreißig Jahre vergangen und welche von den Hoffnungen, welche von den gerechten Anſprüchen des deutſchen Volkes iſt ſeitdem erfüllt worden? Wenn Tacitus unter deutſcher Treue das Aushalten quand même verſtand, dann allerdings haben die Deutſchen ihren alten Ruhm in dieſer Tugend bewährt.

Nach der deutſchen Wahrheitsliebe müßt ihr in Berlin fragen, und ein lautes, ſchallendes „Uf Ehre," wird euch als Antwort entgegen tönen.

Ueber die deutſche Tapferkeit habe ich auch ſo meine eigenen Anſichten. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Deutſchen Muth haben und ſich gut ſchlagen. Allerdings beſitzen ſie weder die kecke Bravour der Franzoſen oder Polen, noch den kaltblütigen, engliſchen Bulldoggenmuth. Aber ſie haben den Muth der Idee, der Ueberzeugung, den höchſten von allen. Freilich äußern ſie aber dieſen Muth nur dann, wenn es ihnen allerhöchſten Orts erlaubt wird. Ihr Muth iſt eben ſo offiziell, wie ihre Begeiſterung oder ihre Trauer. Als ſich der König von Preußen durch ſeine berühmte Proclamation an die Spitze der nationalen franzoſenfeindlichen Partei geſtellt hatte, da hatten die Deutſchen mit einem Male Muth; ihre Begeiſterung, ihr Nationalitätsgefühl war offiziell conceſſionirt geworden, und nun waren plötzlich Heere aus der Erde geſtampft, die Blüthe der deutſchen Jugend trat in die freiwilligen Jägercompagnien und ſchlug ſich rühmlich in den Schlachten auf franzöſiſchem Boden. Die blonden deutſchen Jungfrauen zupften Charpie und pflegten die Verwundeten.

Aber kurze Zeit vorher hatte es der tapfere Major Schill mit einer Handvoll entſchloſſener

Männer auf eigene Hand ohne höhere Erlaubniß verſucht, Deutſchland von dem Joche der Fremdherrſchaft zu befreien. Wo war da die deutſche Nationalbegeiſterung? Exiſtirte ſie damals noch nicht? O gewiß! aber man unterdrückte ſie gewaltſam in ſich, weil man wohl den Muth hatte, zu fechten, wenn es erlaubt und befohlen wird, aber des höheren entbehrt, ſelbſtſtändig für ſeine Ueberzeugung aufzutreten.

Und ſo mußte denn Schill mit ſeinen tapferen Genoſſen zu Grunde gehen.

Das iſt meine Anſicht vom deutſchen Muthe, der beim Schall des Kalbfells einen Kartätſchenhagel aushält, aber einem Gensd'armen gegenüber ſpurlos verſchwindet.

Was die Keuſchheit und Abhärtung unſerer heutigen Jugend betrifft, ſo würde ich Tacitus, wenn er unter uns wandelte, in das Theater ſenden, wenn die Begeiſterung für die Waden einer Tänzerin die Köpfe verdreht, wenn nach dem Theater die Pferde ausgeſpannt werden und die jungen Herren ſich ſelbſt einſpannen; ich würde den Römer in unſere luxuriöſen weichlichen Badeorte führen, und ihn dabei an ſeine Schilderung des Badens in Eiswaſſer erinnern, welches bei unſern Vorfahren Sitte war.

Wenn ein gegebenes Wort uns nicht mehr ſo heilig iſt, als es bei unſern Vorfahren war, ſo haben wir dafür in dem Sprichworte: „Schlechte Beiſpiele verderben gute Sitten,“ eine Entſchuldigung. Und fürwahr, ſchlechte Beiſpiele im Worthalten ſind uns Deutſchen von jeher von oben herab gegeben worden.

Was die Laſter des Trinkens und Spielens betrifft, ſo haben ſich dieſelben ſo ziemlich gut conſervirt; leider iſt auch noch ein drittes dazu gekommen, von dem unſere Vorfahren — Gott ſei Dank, und Heil ihnen — nichts wußten, das des Verſemachens. Es iſt unglaublich, was die Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts in dieſem Punkte verbrechen.

Jetzt iſt es gar nicht mehr nöthig, daß der Dichter eine eigene eigenthümliche Individualität ſei; man fängt jetzt an Familienweiſe zu dichten. Zwei Brüder oder zwei Schweſtern oder ein Ehepaar geben zuſammen einen Band Gedichte und in zehn Fällen neun Mal auf eigene Koſten heraus.

Dieſe Gedichte werden dann nicht etwa unterzeichnet, ſo daß man wiſſen könnte: dieſes Gedicht gehört der Eliſe, und jenes der Hedwig; dieſes dem Karl und jenes dem Anton; dieſes dem Manne und jenes der Frau; nein, Gott bewahre, die beiden Herausgeber ſind dann gewöhnlich mit ihren Gedichten, wie die ſiameſiſchen Zwillinge, die ſich auch für Geld ſehen ließen, zuſammengewachſen, und die Verantwortlichkeit für dieſe Majeſtätsbeleidigungen gegen den guten Geſchmack iſt eine ſolidariſche.

Man wird ſich nun vielleicht nach dieſer Phillippica gegen neudeutſche Hypercultur und dieſer Apotheoſe urdeutſcher Kraft, in dem Schreiber dieſer Zeilen einen blonden Jüngling in ſchwarzem altdeutſchen Rock mit herübergeſchlagenem Hemdkragen vorſtellen, der jährlich einmal zu dem Turnvater Jahn in Freiburg pilgert, und dort, wie dieſer es von einem tüchtigen Deutſchen verlangt, auf den Dielen ſchläft, und ſich, wenn ihn friert, mit der Kammerthüre zudeckt.

Da würde man ſich aber ſehr irren, wenn man das annehmen wollte. Ich geſtehe ganz aufrichtig ein, daß ich ſchwarze Haare habe, Frack, Halsbinde und Glacéhandſchuhe trage, den Turnvater Jahn in meinem Leben noch nicht geſehen habe, in meinem Bette ſchlafe, mich ſogar mit einem Federbette zudecke, und — horribile dictu — ein großes Faible für ein ganz und gar undeutſches Getränk, den Champagner, hege.

Indeſſen thut dies nichts zur Sache. Man kann Alles, das Alles thun, man kann ſelbſt von der Cultur beleckt ſein, und dennoch einſehen, daß alle unſere politiſchen und ſocialen Zuſtände faul und wurmſtichig ſind, und daß ein Stahlbad urdeutſcher Sitteneinfalt und Stärke unſerer hyſteriſchen nervenſchwachen Dame Germania durchaus nicht ſchaden könnte.

Und darum haben wir den Schatten des Tacitus heraufbeſchworen, eine That, die jedoch keineswegs auf Originalität Anſpruch machen kann, ſeit ein deutſcher Fürſt in unverſtändlichen Participialconſtructionen ſchreibt, und damit die Einfachheit und den Ernſt des großen Römers zu erkünſteln glaubt.

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas." Das iſt ein leider nur zu wahres Sprichwort. Manchmal liegen aber auch zwiſchen dem Sublime und dem Ridicule Jahrtauſende.

Tacitus — ich kann noch immer nicht von ihm loskommen, möge es mir ſein Schatten verzeihen — Tacitus heißt auf Deutſch „ſchweigſam." Nun da wundert es mich doch in der That, daß die Deutſchen keinen Tacitus haben. Sie ſind ja leider ein ganzes Volk von gezwungenen Tacituſſen. Schweigen, das iſt die erſte Bürgerpflicht; das Gehorchen verſteht ſich dann von ſelbſt. Ja, bei Gott, die Cenſur wird uns bald zu einem ſtillen Volke gemacht haben.

„Räſonnire Er nicht!" ſagte ein berliner Gensd'arm zu einem armen Teufel, den er arretirte, und der ihm auch ganz ſtillſchweigend folgte.

„Aber ich ſagte ja kein Wort,“ entgegnete ſchüchtern der Verhaftete.

„Gleichviel,“ meinte der Gensd'arm; „ich habe es gehört, wie er inwendig räſonnirte.

Ja, das iſt eben der Humor davon, daß das inwendige Räſonniren nicht zu verhindern und zu beſtrafen iſt, und wenn endlich dieſes inwendige Räſonniren das Individuum zu erſticken droht, dann erwacht der unvertilgbare Lebenstrieb, und es macht ſich äußerlich Luft (vorausgeſetzt, daß es unterdeſſen zwanzig Bogen ſtark geworden iſt, was in Deutſchland nicht ſchwer iſt) und dann — —

Darum genirt das innerliche Räſonniren die Regierungen ſo ſehr — —

Daß die Jenny Lind für einen Abend tauſend Gulden bekommt, finde ich übrigens eben ſo in der Ordnung, als daß die deutſchen Gelehrten und Dichter von jeher Hunger gelitten haben, und noch an dieſer Krankheit laboriren. Warum haben ſie ſich auch auf das unfruchtbare und anſtrengende Denken gelegt, und nicht auf das weit leichtere und dankbarere Singen oder Springen.

Mein Gott! um einen Gedanken, und folglich auch den, der ihn gedacht hat, zu würdigen, muß man einen Gedanken verſtehen können, und das iſt freilich nicht Jedermanns Sache; während ein Triller oder eine Pirouette, ohne beſondere Anſtrengung gehört und geſehen werden können. Es gibt jetzt ein eilftes Gebot, welches da lautet:

> „Werde eine Sängerin oder Tänzerin, auf daß du lange lebeſt und es dir wohlgehe auf Erden.“

Es wäre ungerecht, wollte man die Deutſchen allein anklagen, daß ſie ihre Dichter und Gelehrten verhungern laſſen, um den Sängerinnen und Tänzerinnen Goldberge vor den Füßen aufzuthürmen. Nein! Die Franzoſen und Engländer ſind um nicht viel beſſer; und obwohl in dieſen Ländern der Schriftſtellerſtand im Allgemeinen eine geſichertere und angenehmere Exiſtenz gewährt, als in unſerem geſegneten Deutſchland, ſo erſchoß ſich doch Chatterton und Richard Savage verhungerte, und in Paris ſtarben Gilbert und Hegeſippe Moreau aus Noth und Elend im Spitale, freilich waren ſie keine marchands de lignes, wie Alexander Dumas.

Dieſe Bemerkungen ſind lächerlich und tragiſch zugleich; lächerlich, weil ſie ſchon Millionen-Male gemacht worden ſind, und tragiſch, weil ſie noch immer nichts geholfen haben, am wenigſten aber in Deutſchland.

Wenn man die Weltgeſchichte als eine Tragödie betrachtet, ſo iſt der Deutſche der Narr in der Tragödie, der eigentlich am meiſten Verſtand von Allen hat, und die tiefſten Wahrheiten ausſpricht, der aber ſo unpraktiſch iſt, ein buntfarbiges zuſammengeflicktes Schellenkleid zu tragen und ſich prügeln zu laſſen. Dieſer Narr iſt wahrhaftig keine luſtige, ſondern eine tiefwehmüthige Geſtalt, er iſt der Humor des großen Tragödiendichters, des Weltgeiſtes.

Betrachtet man aber die Weltgeſchichte als Luſtſpiel — und man kann es trotz den tauſend blutigen Blättern derſelben, — ſo iſt der Deutſche der gefoppte betrogene Liebhaber. Er meint es ſehr treu und ehrlich, er liebt ſein Mädchen von ganzem Herzen; aber er iſt plump, ungeſchickt und zu täppiſch, und ein Anderer, vielleicht ein Windbeutel, aber gewandt und welterfahren, führt die Braut heim.

Ich will Euch an zwei Gräber führen, die mehr ſprechen, als Alles, was ein Schriftſteller über dieſes Thema ſagen könnte. In dem lärmenden, rauſchenden, gottloſen Paris iſt auf dem Kirchhofe Père Lachaise ein kleiner ſchlichter Grabeshügel, und unter demſelben liegt Ludwig Börne, der an Deutſchland geſtorben iſt.

Die leichtſinnigen Pariſer gehen ahnungslos an dieſem Grabe vorüber; die Wenigſten wiſſen es, daß in demſelben ein Herz zu Aſche zerfällt, das glühend für das Heil und die Freiheit der ganzen Welt geſchlagen, und das auch ſie, die Franzoſen, geliebt hat. Nur die Deutſchen, die den Père Lachaise beſuchen, knieen andächtig an dieſem Grabe nieder, denn ſie wiſſen es, wer dieſer Todte iſt, und welche ſchwere Schuld ſie an ihm begangen haben.

Liegt dies eine Grab außer Deutſchland, ſo liegt das andere, von dem ich noch ſprechen will, nahe an den äußerſten Marken deutſchen Sprachgebiets.

Der Wind hat bei Kufſtein in Tyrol den Schnee zu einem Hügel zuſammengeballt, und unter demſelben ruht Friedrich Liſt, der große Nationalökonom, der Deutſchland durch ſeinen Handel reich, und mächtig zu Lande und zur See machen wollte, und der dafür gefangen geſetzt und über's Weltmeer vertrieben wurde. Und als er endlich zurückkehren konnte, da haben die Pygmäen ſo lange an ſeiner Größe genergelt und gemäckelt, bis er das traurige Faſtnachtsſpiel, welches man Leben nennt, überdrüſſig bekommen hat, und eine Piſtolenkugel dieſen Ueberdruß ausſprach, und ſeinem Leben ein Ende machte. Er iſt todt, und für ſeine Familie wird jetzt geſammelt. Das iſt die alte Geſchichte in Deutſchland, die doch ewig neu bleibt, und über welche, wenn ſie einem auch juſt nicht ſelbſt paſſirt, das Herz entzwei brechen kann.

Erkennſt du dich wieder in dieſem Spiegel, ſittenreines, patriotiſches, tugendſtolzes Deutſchland? Und wenn deine Eitelkeit laut nein, nein! ſchreit, ſo meſſe deshalb dem Spiegel keine Schuld bei; es iſt ein treuer Spiegel, kein Hohlſpiegel, der die aufgenommenen Geſtalten gewaltſam verzerrt und karrikirt.

Und nun noch Eines, du tugendhaftes, zum Theile ſchon konſtitutionelles Deutſchland. Der Mund und das Herz fließen dir immer über von gerechter Entrüſtung, wenn du auf die franzöſiſche Maitreſſenwirthſchaft vor der Revolution, wenn du auf die Herrſchaft einer Pompadour, einer Dubarry, einer Maintenon zu ſprechen kommſt. Deine Empörung findet dann keine Worte, und du ſagſt, die franzöſiſche Revolution mußte kommen; ſie war eine gerechte Strafe der Greuel des modernen Sodom und Gomorrha.

Schlage an deine eigene Bruſt, mein tugendhaftes Deutſchland, und bete ein reuiges pater peccavi. Bis zu dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution haben es deine Fürſten und Großen nicht viel beſſer gemacht; ſie ahmten die ſinnloſe Verſchwendung der franzöſiſchen Großen freilich in kleinem beſchränkten und lächerlichen Style nach, ſie verpraßten den Schweiß, das Mark, und ſogar das Blut ihrer Unterthanen, die ſie nach Amerika verkauften, in glänzenden Feuerwerken und Banketten, dafür waren freilich ihre Pompadours, ihre Dubarrys und Maintenons weder geiſtvoll, noch graziös, ſondern meiſt plumpe, gemeine, hergelaufene Dirnen, wenn man vielleicht eine Gräfin Coſel und Aurora Königsmark ausnehmen will.

Und wenn man dir das vorhält, mein tugendhaftes Deutſchland, dann ſagſt Du: Ja, das iſt in einer finſtern Zeit, in einer Zeit des Despotismus und Aberglaubens geſchehen, aber in dem conſtitutionellen neunzehnten Jahrhunderte, in dem Zeitalter der Aufklärung und Intelligenz kann ſo etwas nicht mehr vorkommen.

Nicht? Glaubſt du wirklich nicht, tugendhaftes Deutſchland! Eh bien! — nous verrons!

Eilftes Kapitel.

Hof und Volk von Hohenheim.

Als Mola Lontes ihre aufgedrungenen Begleiter, die Koſacken, endlich wieder los war, ging ſie mit ſich zu Rathe, wohin ſie ſich nun zunächſt wenden ſollte.

Paris war ihr durch die Journaliſten verleidet, London hatte ſie ſchon durchgemacht, und in Italien ſtach ihre Perſönlichkeit zu wenig gegen die der meiſten übrigen Frauen ab, um Aufſehen zu erregen. Die deutſchen Hauptſtädte und reſpectiven deutſchen Polizeibüreaus hatte ſie, mit Ausnahme Wiens, auch ſchon faſt alle kennen gelernt.

Warum aber nicht nach Wien? Dort brauſen die bewegten Wellen eines großſtädtiſchen Lebens, dort iſt der Genuß zum Gotte erhoben, dem Hoch und Niedrig mit gleicher Andacht opfert; dort fließt aller Reichthum und aller Luxus Deutſchlands zu einem leuchtenden Brennpunkte zuſammen.

„Es iſt beſchloſſen,“ ſagte Mola zu ſich ſelbſt, „ich gehe nach Wien, um dort irgend einen reichen ungariſchen Cavalier zu ruiniren.“

Mola reiſte zu dieſem Zwecke über Breslau, Dresden und Leipzig. Bevor ſie nach Wien gelangte, ſollte jedoch ihr Schickſal eine ganz neue und eigenthümliche Wendung nehmen.

Hohenheim iſt ein ſouveraines conſtitutionelles Fürſtenthum, deſſen Bevölkerung neben dem Cultus der katholiſchen Religion, auch dem des vortrefflichen Bieres, welches in dieſem Lande gebraut wird, mit großer Inbrunſt obliegt. Die Mönche in den vielen Klöſtern, mit denen das Fürſtenthum überſäet iſt, gehen darin, ſo wie in der Frömmigkeit mit gutem Beiſpiele voran, und wenn man ihre wohlgenährten Leiber und ihre feiſten glänzenden Geſichter betrachtet, ſo fühlt man ſich zu dem Schluſſe verleitet, daß ihnen Faſten, Beten und Kaſteien ſehr wohl bekommen müſſe.

Die Bewohner von Hohenheim ſind übrigens ein ſehr luſtiges, ſorgloſes und liebenswürdiges Völkchen. Leben und leben laſſen, iſt ihr Wahlſpruch.

Was den Hof von Hohenheim, der in der Reſidenz gleichen Namens, einer neuen prächtigen Stadt, ſeinen Sitz hat, anbelangt, ſo iſt es beſonders der Fürſt, den wir näher ins Auge faſſen müſſen, da er in dem Leben unſerer Heldin, und folglich auch in dieſer Erzählung eine Hauptrolle zu ſpielen, beſtimmt iſt.

Er iſt durchaus nicht mehr jung, vielleicht ſechzig bis dreiundſechzig Jahre alt, hat aber der Neigungen und Leidenſchaften der Jugend noch immer nicht Lebewohl geſagt. Wenn die chronique scandaleuse Recht hat, ſo beſitzt er in einem eigenen Saale ſeines Pallaſtes eine kleine, aber ausgewählte Gemäldegallerie, die lediglich blos aus den Bildniſſen in Lebensgröße derjenigen Damen beſteht, die ſich ſeiner beſonderen Gunſt zu rühmen gehabt haben. Außerdem beſitzt er in Italien viele Villa's, auf deren jeder irgend eine verlaſſene Ariadne trauert, die er jedoch von Zeit zu Zeit aus Menſchenfreundlichkeit heimſucht und tröſtet.

Neben dem ſchönen Geſchlecht iſt übrigens hauptſächlich die Kunſt ſeine Leidenſchaft, beſonders die Malerei, Baukunſt und Poeſie.

Für die beiden erſtgenannten hat er wirklich ſehr viel gethan, vielleicht mehr, als ihm ſeine und ſeines Landes Kräfte eigentlich erlaubten. Maler, Bildhauer und Architecten haben fürſtliche Unterſtützungen von ihm genoſſen, und obwohl Hohenheim zu den wohlhabenderen und glücklicheren Ländern gehört, ſo konnte man doch oft Klagen der weniger kunſtſinnigen Unterthanen über dieſe koſtſpielige fürſtliche Liebhaberei vernehmen.

Was die Poeſie betrifft, ſo kann man dem Fürſten Chlodwig von Hohenheim allerdings keine ſo freigebige Unterſtützung derſelben nachrühmen, da er es, ſtatt den Dichtern unter die Arme zu greifen, vorgezogen hat, ſelbſt in ihre

Gilde zu treten. An Verlegern für ſeine Werke hat es ihm begreiflicherweiſe niemals gefehlt, ob aber die Kunſt durch dieſelben auch nur um ein Haar breit gefördert worden ſei, daß iſt eine andere Frage, die wir uns nicht unbedingt zu bejahen getrauen.

In der letzten Zeit hatte ſich der Fürſt nach einer bekannten Wahrnehmung, daß Leute, die ihr Leben genoſſen, die geliebt und gelebt haben, im Alter fromm werden, den Pietiſten und Jeſuiten in die Arme geworfen. Ein ultramontanes Miniſterium, an deſſen Spitze ein Herr von Babel ſtand, leitete die öffentlichen Angelegenheiten. Die Klöſter wurden vermehrt, und die Rechte der Proteſtanten immer mehr geſchmälert; die Kammer ſowohl, als der laut ausgeſprochene Unwille des ganzen Volkes war machtlos gegen dieſes Miniſterium, welches feſt auf ewige Zeiten dazuſtehen ſchien.

Aber ein Volk denkt — und eine ſpaniſche Tänzerin lenkt. Mola mußte auf ihrer Reiſe nach Wien das Fürſtenthum Hohenheim paſſiren.

In der Hauptſtadt deſſelben angekommen, ging ihr die Grille durch den Kopf, die Bewohner derſelben durch ihre göttliche Tanzkunſt zu enthuſiasmiren, und nebenbei auch ein wenig zu beſteuern. Das Geld von den Bewohnern einer kleinen Reſidenz iſt am Ende doch eben ſo viel werth, als die Hundertſousſtücke der Pariſer.

Sie wandte ſich an die Intendanz der Hofbühne, und erhielt, Dank ſei es dem wahrhaft kunſtſinnigen Geiſte, in welchem dieſe, ſo wie die meiſten unſerer Hofbühnen, verwaltet werden, ſogleich ein Gaſtſpiel.

Es iſt rührend. Jede Tänzerin, jede Sängerin, jede Araber-, Seiltänzer- und Kunſtreitergeſellſchaft wird von den Bühnen mit offenen Armen aufgenommen, ja ſogar der Affendarſteller Kliſchnigg, die Flöhe Bertolettis und der gelehrte dominoſpielende Mops Mohr haben auf deutſchen Bühnen mit großem Beifalle und enormem pecuniären Erfolg gegaſtſpielt. Nur der Dichter und ſein Product iſt der Paria unter allen dieſen Weſen einer höhern bevorzugten Gattung. Ihn läßt man Stunden lang antichambriren; ſeine Manuſcripte ſchickt man ungeleſen zurück und die Blätter der Hauptſcene, die er, um einen Beweis, ob es geleſen worden iſt oder nicht zu erhalten, zuſammengeklebt hat, halten nach ein paar Jahren noch ſo feſt, wie am erſten Tage. Und dabei beklagen ſich dieſe Herrn ſtets ſehr ſalbungsvoll darüber, daß die deutſche, dramatiſche Literatur immer mehr in Verfall gerathe, trotzdem, daß ſie doch durch Preisausſetzen und Tantièmen alles Mögliche thäten, um ſie zu heben. Preisausſetzen; es iſt zum Lachen! Einem Stücke wurde bei einer ſolchen Preisausſchreibung der Preis zuerkannt, er ſollte ausgezahlt werden, ſobald das Stück aufgeführt worden ſei. Seitdem ſind fünf Jahre verfloſſen, das Stück iſt noch nicht aufgeführt worden, und der Verfaſſer hat noch keinen Heller bekommen. Madame Birchpfeiffer ſteht ſich allerdings ſehr gut bei der Tantième.

Mela tanzte und gefiel außerordentlich. In Hohenheim weiß ſich die Frömmigkeit auch öffentlich beſſer mit der Poeſie des Fleiſches zu vertragen, als in Paris, und ein Polizeiminiſter Iwanoff war auch nicht da, um die ſchöne Spanierin erſt auszupfeifen und dann an die Grenze escortiren zu laſſen.

Die Intendanz beſtürmte Mola mit Anträgen, ihr Gaſtſpiel zu wiederholen, und Dieſe, der ein ſo oppoſitionsloſer Triumph noch nie zu Theil geworden war, und die von Eitelkeit berauſcht in dem Händeklatſchen der Zuſchauer ſchwelgte, geruhte dieſe Anträge anzunehmen. Außerdem hatte ſie auch ſchon Zeit gefunden, eine allerliebſte, kleine Intrigue mit einem jungen hübſchen und reichen Kaufmannsſohne anzuknüpfen, und Wien lief ihr ja doch nicht davon.

Sie miethete ſich alſo eine ſchöne Wohnung in dem Gaſthauſe zum goldenen Hirſche, dem beſten in ganz Hohenheim, und empfing dort die Beſuche ihres Liebhabers.

Auf Fürſt Chlodwig hatte Mola's Erſcheinung und Tanzen mehr Eindruck gemacht, als auf alle ſeine Unterthanen zuſammen.

Jugendliche Wünſche und Hoffnungen wurden in dem welken abgelebten Greiſe wach, bei dem Anblicke dieſer vollen, üppigen, ſchwellenden Schönheit und Jugend.

Wenn es irgend einem Weibe möglich iſt, ſchon erſtorbene Lebensgeiſter auf's Neue aufzuſtacheln und anzuregen, ſo muß es dieſe heiße Andaluſierin ſein; das mochte Fürſt Chlodwig ahnen.

Wie dem auch ſei. Eines Tages wurden der ſchönen Spanierin durch einen gegen die Schwächen und Launen ſeines Gebieters äußerſt gefälligen Kammerherrn Anerbietungen gemacht.

Mola theilte dieſelben ihrem Geliebten, dem reichen Kaufmannsſohne mit.

„Pah!“ ſagte dieſer, „wenn Du vernünftig biſt, ſo läßt Du Dich mit dem Fürſten nicht ein. Denn erſtens iſt es ſtadt- und landkundig, daß er ſehr ſparſam und knickerig gegen ſeine Geliebten iſt, und zweitens — iſt er ein alter, gebrechlicher Mann.“

Mola zog die Uneigennützigkeit der Beweggründe, aus welchen ihr Geliebter ſo ſchlecht von dem Fürſten ſprach, gerechtermaßen in Zweifel, und beſchloß, ſich die Sache denn doch ein wenig zu überlegen.

Einen ſouveränen Fürſten, ein geſalbtes Haupt zum Liebhaber und folglich zum Spielball ihrer

Launen zu haben, das war für ſie etwas Neues, und der Gedanke daran reizte ſie ungemein.

Was waren alle ihre bisherigen Liebhaber, ſelbſt Twiſt, der langhaarige Klavierpauker und der arme Beaujarrier gegen einen Fürſten Chlodwig von Hohenheim?

Mola beſchloß vor der Hand alle Anträge abzulehnen, um den Fürſten durch Widerſtand noch mehr zu reizen. Dabei wollte ſie aber auch eine Gelegenheit abwarten, um ihm trotzdem auf irgend eine elegante Weiſe ihr Intereſſe an ihm zu erkennen zu geben.

Dieſe Gelegenheit fand ſich bald genug.

Es war gerade irgend eines von den vielen Kirchenfeſten, die in katholiſchen Ländern gefeiert werden, und der ganze Hof, die geſammte Geiſtlichkeit, der Generalſtab, das Offiziercorps, und die Civilbehörde durchzogen im Feſtornate die Straßen der Stadt.

Das Militär hatte längs den Straßen, durch welche der Zug ging und die mit Bretern belegt waren, ein Spalier gebildet, um die neugierige ſchauluſtige Volksmenge zurückzuhalten.

Mola hatte ſich indeſſen mit der raſchen energiſchen Art, die ihr eigen war, durch das Spalier gedrängt, und ſtand jetzt, als der Zug vorbei kam, ganz allein und allen bemerkbar vor den Soldaten.

So wie der Fürſt ſie bemerkte, warf er ihr einen freundlichen Blick zu; ja, er machte ſogar, trotz der Heiligkeit der Stunde, eine einladende Handbewegung in der Richtung nach der Reſidenz zu.

Mola erwiderte alle dieſe Aufmerkſamkeiten durch den lauten Ausruf: „Welch ein ſchönes, geiſtreiches Geſicht!“

O Mola! Mola! wie tief biſt Du geſunken! Zu welchen plumpen, derben Mitteln nimmſt Du ſchon Deine Zuflucht!

Indeſſen ſchien es hier doch von Wirkung zu ſein. Ein heller Schimmer der Freude und der befriedigten Eitelkeit flog über das Geſicht des Fürſten, und Abends kam der Kammerherr mit dringenderen und beſtimmteren Anträgen wieder zu Mola.

Alte Männer, die ſelten mehr Triumphe ihrer Perſönlichkeit zu verdanken haben, ſind dann in dieſer Beziehung ſchrecklich ſchwach und eitel. Ein junger, wirklich ſchöner und geiſtreicher Mann würde ſich durch das allzueifrige Zuvorkommen, welches in dieſem Ausrufe Mola's lag, zurückgeſtoßen gefühlt haben.

Mola zeigte ſich dieſen Abend den Anträgen des vermittelnden Kammerherrn geneigter, und endlich nach langen Debatten wurde beſtimmt, daß der Fürſt ſie morgen Abend, jedoch im ſtrengſten Incognito und nur in Begleitung eines Kammerherrn, beſuchen dürfe.

Am nächſten Morgen wurde der Kaufmann, deſſen leichtſinniger Sohn bis jetzt der Liebhaber der Tänzerin geweſen war, plötzlich zu einer Privataudienz bei dem Fürſten beſchieden.

Der ehrſame dicke Bürger und Kaufmann von Hohenheim erſchrack ſehr, denn er konnte ſich gar nicht denken, was der Fürſt von ihm wolle.

„Eure Hoheit haben geruht, nach mir zu ſenden," ſagte der Kaufmann ehrerbietig, als er nach zweiſtündigem Warten endlich vorgelaſſen worden war.

„Ja," ſagte der Fürſt, „Ihres Sohnes wegen. Ihr Sohn hat ſich ſehr ſchwer gegen mich vergangen; er hat ſehr übel von mir geſprochen. Nur allein meiner Huld für Sie, den ich ſchon ſo viele Jahre als treuen und loyalen Bürger kenne, hat er es zu verdanken, daß ich ihn für diesmal noch ſo durchhüpfen laſſen will. Jedoch nur unter einer Bedingung: wenn er nämlich binnen zwei Stunden meine Haupt- und Reſidenzſtadt und binnen zwei Tagen mein Reich verlaſſen, und ſich verpflichten will, nicht eher in daſſelbe zurückzukehren, als bis ich es ihm ausdrücklich erlaube.“

Der gute Philiſter von Hohenheim war ganz entzückt über des Fürſten Milde und Gnade. Im Anfange der Rede hatte er ſeinen Sohn ſchon im Geiſte in einen Hochverraths- und Majeſtätsbeleidigungsprozeß verwickelt geſehen, und war überzeugt, derſelbe werde unter funfzehn Jahre Feſtungsſtrafe nicht davonkommen, die knieende Abbitte vor dem Bildniſſe des Fürſten ungerechnet.

„Euer Hoheit Wunſch iſt mir und meinem Sohne, der ſo unglücklich war, ſich Dero allerhöchſtes Mißfallen zuzuziehen, Befehl,“ entgegnete der Kaufmann. „Mein Sohn ſoll heute noch abreiſen.“

„Schön,“ ſagte der Fürſt, „Sie ſind nun entlaſſen, aber merken Sie ſich es; ich werde mich überzeugen, ob Ihr Sohn wirklich fort iſt.“

Nach einer Fluth von Betheuerungen und Dankſagungen entfernte ſich der Kaufmann, obwohl er eigentlich noch kein Wort davon wußte, was ſein Sohn denn eigentlich wohl verbrochen habe.

Als dieſer Letztere aus dem Munde ſeines Vaters die Audienz und die nothwendig gewordenen Folgen erfuhr, war er außer ſich vor Wuth.

„So hat ſie mich alſo doch dieſem alten geizigen Fürſten geopfert,“ rief er aus. „Es iſt ſchändlich; Aber ſelbſt, wenn ich das noch hingehen laſſen wollte, — ſie iſt nun einmal eine Dirne — wozu mußte ſie meine Aeußerungen denunciren. Wahrhaftig, ich hätte ſie für nobler und großartiger gehalten.“

Er wollte in der erſten Wuth zu der treuloſen Tänzerin hin, um ihr Vorwürfe zu machen, ein Unternehmen, was ſehr zwecklos geweſen wäre, und von dem ihn ſein Vater, der ſehr beſorgt war, daß er nicht um eine Minute ſpäter abreiſe, als der Fürſt es befohlen hatte, auch glücklich zurückhielt.

Endlich waren in der Eile alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, der Vater umarmte ſeinen Sohn, drückte ihm eine große Brieftaſche mit Banknoten und Creditbriefen in die Hand, hob ihn in den Wagen, und das Opfer der treuloſen Tänzerin verließ fluchend ſeine Vaterſtadt.

Mola wußte aber recht gut, warum ſie die Aeußerung ihres bisherigen Liebhabers über den Fürſten dem Kammerherrn denuncirt hatte.

Sie wollte durch dieſen Vorwurf des Geizes, den man ihm machte, und den ſie ihm mittheilte, gerade die Eitelkeit des Fürſten reizen, daß er das Gerücht thatſächlich widerlegen und ſich gegen ſie recht freigebig zeigen möge, und der Erfolg wird lehren, inwiefern ſie ihr Ziel erreichte, und ob ſie richtig und als feine Menſchenkennerin geſchloſſen hatte.

Am nächſten Abende kam der Fürſt, tief in einen ſchlichten Oberrock gehüllt, und nur von einem Adjutanten begleitet, in den Gaſthof, wo die Sylphide wohnte.

Ein unglücklicher Zufall wollte es jedoch, daß er ſich in der Zimmernummer irrte, und zu einem nebenan wohnenden Weinreiſenden gerieth, der ihn, trotz ſeiner Vermummung, ſogleich erkannte und mit ironiſcher Höflichkeit zurecht beſchied, zugleich aber auch dafür ſorgte, daß noch an demſelben Abende die ganze Reſidenz um dieſen Beſuch des Fürſten wußte.

Mola empfing ihn in einem ſehr leichten und reizenden Negligé.

Der Adjutant entfernte ſich pflichtſchuldigſt; ſie waren allein.

„Durchlaucht,“ ſagte Mola, „ich habe ihrem Wunſche nicht länger widerſtehen können. Mein eigenes Herz iſt zum Verräther an meinem Willen geworden.“

Der Fürſt war entzückt über dieſe ungemein geiſtreiche Einleitung des Geſprächs.

Er ließ ſich auf das Sopha nieder und ſagte:

„Ich war von meiner Jugend an ein Verehrer der Kunſt; beſonders aber der Malerei und Poeſie. Sie aber, ſchöne Donna, haben mich überzeugt, daß die Plaſtik denn doch höher, als beide ſtehe."

Mola lächelte.

Der Fürſt fuhr mit dem Ausdrucke geſchmeichelter Eitelkeit fort:

„Alſo, Ihr Herz wurde zum Verräther an Ihrem Willen, ſagten Sie nicht ſo? Und meine Verleumder nennen mich doch einen alten gebrechlichen Mann."

„Das iſt der Neid, der aus ihnen ſpricht," erwiderte Mola; „weil ſie ſchon als Jünglinge Greiſe ſind, ſo beneiden und verleumden ſie ihren Fürſten, der ſich noch als Greis Jugendkraft und Jugendſchönheit bewahrt hat."

Dieſe plumpen Schmeicheleien verfehlten bei dem ſchwachen und eitlen Fürſten ihre Wirkung durchaus nicht.

„Mola," ſagte er, „wir müſſen mit einander ins Reine kommen. Wollen Sie hier bleiben in Hohenheim, wollen Sie mir meine von Regierungsſorgen getrübten Tage erheitern und verſchönern; mit Einem Worte, wollen Sie mein werden?“

Als Mola den Fürſten ſo weit hatte, ſchlug plötzlich ihr Betragen gänzlich um. War ſie bis jetzt ſchmeichelnd und hingebend geweſen, ſo wurde ſie jetzt mit Einem Male frivol und kokett.

„C'est selon, mon prince?“ erwiderte ſie.

„Wenn Sie einwilligen, Mola,“ fuhr der Fürſt fort, „ſo ſoll Ihnen nicht nur Rang und Reichthum, ſondern, wonach eine geiſtreiche Frau ſich noch mehr ſehnt, Macht und Einfluß zu Gebote ſtehen. Sie ſollen dem Weſen nach die Fürſtin des Landes ſein, wie Sie die Königin meines Herzens ſind, wenn Sie auch den leeren Schall des Namens einer anderen überlaſſen müſſen.“

„Eh bien, alors oui!“ ſagte Mola, „wenn das iſt, ſo willige ich ein; aber vergeſſen Sie nicht, mon prince, daß dieſer Vertrag ein gegenſeitiger und freiwilliger iſt, und daß er eben ſo gut von mir, als von Ihnen gelöſt werden kann.“

„Ich hoffe, er ſoll es nicht werden," ſagte der Fürſt, „wenigſtens will ich gewiß keine Veranlaſſung dazu geben."

Mit dieſen Worten zog er die Tänzerin näher an ſich und umarmte ſie.

Sie ſträubte ſich anfangs mit erkünſteltem Widerſtande, während auf einen Augenblick der Ausdruck der tiefſten Verachtung, ja des Ekels, über ihr ſchönes ſtolzes Geſicht hinflog.

Der erhitzte Fürſt bemerkte dieſen böſen Zug nicht. Die Tänzerin hatte ſich auch bald wieder beſonnen, ihr Geſicht wurde wieder freundlich und hingebend, und ſie erwiderte die Küſſe ihres fürſtlichen Liebhabers.

Der Fürſt blieb länger als zwei Stunden bei ihr. Als er ſich endlich erſchöpft, aber liebeſelig entfernt hatte, ließ Mola ſogleich den Wirth zu ſich heraufrufen.

Ihr ganzes Benehmen war verändert; ſie gab ſich das Air einer Königin.

„Ich brauche von morgen an die ganze Beletage," ſagte ſie, „da ich geſonnen bin, mir eine ziemlich zahlreiche Dienerſchaft zu halten."

„Ich bedaure ſehr, mein Fräulein," ſagte der Wirth, „Ihrem Wunſche nicht willfahren zu können."

„Warum nicht, warum nicht?" fragte Mola heftig.

„Weil die Beletage von einer reichen engliſchen Familie bewohnt wird, der ich doch unmöglich die Thüre weiſen kann."

„Warum nicht," fragte Mola wieder, „wenn ich ihre Wohnung zu haben wünſche. Ich bezahle ſie Ihnen doppelt."

„Es thut mir leid," ſagte der Wirth, „aber ich habe kein Recht dazu, einen Gaſt —

Mola hatte die Geduld verloren. Noch ganz berauſcht von ihrem neuen Glücke und von den ehrgeizigen Plänen und Ausſichten, die ſich ihr eröffnet hatten, erbitterte es ſie aufs Aeußerſte, daß ein unbedeutender Gaſtwirth ihr gleich ihren erſten Wunſch abzuſchlagen wage.

„Fort, deutſche Beſtie!" rief ſie. „Wenn Du nicht willſt, ſo iſt es Dein eigener Schade."

Mit dieſen Worten gab ſie ihm eine derbe

Ohrfeige und ſtieß ihn zur Thüre hinaus, die ſie hinter ihm verriegelte.

Während der Beleidigte draußen wüthete und die Thüre einzuſprengen verſuchte, ging Mola, heftig aufgeregt, im Zimmer auf und ab.

„Morgen ziehe ich aus," ſagte ſie, „in einen andern Gaſthof, und dort halte ich mir Lakaien und Kammerfrauen, und Equipagen und Reitpferde, bis der Pallaſt eingerichtet iſt, den mir dieſer alte Fürſt verſprochen hat."

Der Wirth war endlich müde geworden, und ließ von ſeinen vergeblichen Verſuchen die Thüre einzuſprengen, ab. Er ging mit dem feſten Entſchluſſe hinunter, morgen mit früheſtem die Sylphide wegen Real- und Verbalinjurien zu denunciren.

Der Fürſt aber kehrte ganz entzückt und begeiſtert nach Hauſe zurück.

Beim Auskleiden ſagte er zu ſeinem Kammerherrn:

„Stets teutſchen Sinnes geweſen ſeiend, und es bewieſen habend vielfach; aber was Liebe ſei, unwiſſend bis jetzt, durch dieſe Spanierin erfahren habend heute.“

Am nächſten Morgen hatte die Reſidenz vollauf zu klatſchen und war glücklich.

Zwölftes Kapitel.

Es wird fort geprügelt.

Am nächſten Morgen brachte der Gaſtwirth ſeine Injurienklage an, und Mola zog aus.

Sie hatte ſich eben in der geräumigen und elegant eingerichteten bel-etage ihres neuen Gaſthofes etwas zurechtgefunden, und die nöthigen Aufträge ertheilt, um ſich ihre eigene Bedienung zu verſchaffen, als ihr der berühmte Maler Maulbach gemeldet wurde.

Wir haben ſchon früher jener ſeltſamen Grille des Fürſten erwähnt, alle ſeine verſchiedenen Geliebten malen zu laſſen und dieſe Gemälde in einem eigens dazu beſtimmten Saale aufzuſtellen.

Mola durfte in dieſer Gallerie natürlich nicht fehlen und ſo erhielt denn der berühmte Maulbach den Auftrag ſie für dieſelbe zu malen.

„Mein Fräulein,“ ſagte der große Künſtler, als er vorgelaſſen worden war, „ich habe von Seiner Durchlaucht den angenehmen und ehrenvollen Auftrag erhalten, Ihre lieblichen Züge auf der Leinwand feſtzuhalten.“

„Das heißt auf deutſch, Sie ſollen mich portraitiren, nicht wahr?“

„Allerdings,“ ſagte der etwas verblüffte Künſtler.

„Attendez mon cher,“ ſagte Mola, „wie lange muß ich da wohl ruhig ſitzen?“

„Täglich zwei Stunden acht Tage hindurch.“

„C'est impossible,“ erwiderte Mola mit Entſchiedenheit.

„Aber mein Fräulein,“ ſagte der Maler ſchüchtern, „Seine Durchlaucht wünſchen durchaus, Ihr Portrait zu beſitzen, und wie ſoll ich Sie denn malen, wenn Sie nicht ſitzen wollen?“

„Wiſſen Sie was,“ ſagte Mola; „ich will Ihnen einen Ausweg vorſchlagen: Schicken Sie einen geſchickten Daguerrotypiſten zu mir, dem brauche ich nur eine Minute ſtill zu ſitzen, was ich allenfalls aushalten kann, und Sie können dann das Bild nach dem Daguerrotype malen."

„Aber, das wird wirklich ſchwer gehen, das Colorit ..."

„Ei was, das geht ganz gut, und ich will es einmal ſo. Und was das Colorit betrifft, ſo ſchadet es nichts, wenn es etwas geſchmeichelt ausfällt und friſcher iſt, als in der Wirklichkeit."

Der Maler verſtand dieſen allerdings ziemlich deutlichen Wink; er ſah auch, daß Mola's Entſchluß, ihm nicht ſitzen zu wollen, feſtſtand, und ſo blieb ihm denn nichts übrig, als ſich demſelben zu fügen.

Nachdem er verſprochen hatte, den Daguerrotypiſten ſo bald als möglich zu ſchicken, empfahl er ſich.

Nun ging Mola aus, um einige Einkäufe zu machen. In dem erſten Modewaarengewölbe traf ſie einen ſehr jungen und hübſchen Ladendiener an. Sie ſuchte daher ziemlich lange unter den verſchiedenen Waaren und Sorten herum;

endlich ließ ſie ſich eine ziemliche Quantität auf die Seite legen und befahl, daß der Ladendiener ihr dieſelbe in ihr Hôtel bringe.

Man ſieht, die ſchöne Spanierin war zeitig genug darauf bedacht, den Fürſten zu betrügen, wenn man es bei der offenen Art und Weiſe, mit der ſie dabei zu Werke ging, noch betrügen nennen kann.

Seit einiger Zeit ſchien übrigens der Dolch, den Mola im Strumpfbande ſtecken hatte, zum Schutze ihrer Tugend nicht mehr auszureichen, denn ſie hatte ſich eine ungeheure engliſche Dogge angeſchafft, die ſie überall hin begleitete, und die nur aus ihrer Hand fraß.

Dieſer Hund war eine wilde, ungezogene, händelſüchtige Beſtie, und dazu beſtimmt eine große Rolle in dem ſcandalvollen Leben Mola's zu ſpielen.

Auch auf ihrem heutigen Ausgange hatte die Dogge ſie begleitet.

Nachdem Mola den Putzwaarenladen verlaſſen hatte, ging ſie weiter zu einem Silberarbeiter, wo ſie ſich ein prächtiges, maſſives Theeſervice beſtellte.

Im Begriffe, ſich nach Hauſe zu begeben, wurde ſie durch die Unarten des ſie begleitenden Hundes in eine äußerſt unangenehme Scene verwickelt.

Als ſie nämlich durch eine enge Straße ging, fuhr ihre Dogge den Pferden eines ſchwerbepackten Laſtwagens bellend zwiſchen die Beine. Die armen erſchreckten Thiere konnten zwar der großen Laſt des Wagens halber nicht durchgehen, aber ſie ſprangen in kurzen Sätzen nach beiden Seiten hin, ſo daß der Wagen in Gefahr gerieth, umgeworfen zu werden.

Mola ſah lächelnd dem Unheile zu, welches ihr Hund angerichtet hatte.

Der Fuhrmann faßte jedoch die Sache nicht ganz ſo humoriſtiſch auf, ſondern ergriff ſeine Peitſche und verſetzte der Dogge damit ein paar ſo energiſche Hiebe, daß ſie winſelnd und heulend bei ihrer Gebieterin Schutz ſuchte.

„Warte Beeſt,“ ſagte der Fuhrmann; „ich will

Dich lehren, meinen Gäulen zwiſchen die Beine zu fahren.“

Mola war außer ſich vor Wuth. Ein gemeiner Fuhrmann ſollte es wagen dürfen, den Hund der Maitreſſe des Fürſten zu prügeln. Da müßte es ja keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt geben.

Sie trat daher mit großer Entſchloſſenheit auf den Fuhrmann zu, und im nächſten Augenblicke war ihre im Glacéhandſchuh ſteckende Hand mit der gebräunten Wange des Roſſelenkers in eine ſehr derbe und unſanfte Berührung gekommen.

Anfangs maß derſelbe, ganz erſtarrt über dieſe Kühnheit, die ſchlanke und elegante Geſtalt ſeiner Gegnerin; bald aber erhob er ſeinen musculöſen Arm, und ſchlug mit den Worten: „I! was, ſchlagen laß ich mich von Niemand,“ auf ſie los.

Mola wehrte ſich auf's Tapferſte, aber die Uebermacht war zu ſehr auf Seiten des Fuhrmanns. Die Streiche fielen hageldicht, und Keiner aus dem Zuſchauerkreiſe, der ſich um dieſen Fauſtkampf gebildet hatte, fühlte ſo viel ritterliche Galanterie in ſich, einer bedrängten Dame beizuſtehen. Im Gegentheile lachte und applaudirte Alles.

Es iſt merkwürdig, was für einen inſtinktmäßigen Widerwillen das Volk immer gegen die Maitreſſen ſeiner Fürſten hat. Der Grund dieſer Erſcheinung mag darin zu ſuchen ſein, daß das Volk weiß, wie koſtſpielig dergleichen Privatvergnügungen gewöhnlich ſind, und daher nach einem logiſch ſehr richtigen Schluß für ſeinen Beutel fürchtet.

Hier kam außer dieſem allgemeinen Grunde noch der beſondere hinzu, daß die Fürſtin, welche durch dieſe neue Leidenſchaft des Gemahls von Neuem beleidigt und zurückgeſetzt wurde, eine wahre Landesmutter, eine freigebige und unermüdliche Wohlthäterin der Armen, und bei dem Volke ſehr beliebt war.

Das Volk jubelte und applaudirte, alſo wie geſagt, als Mola in ihrem Kampfe mit dem Fuhrmann den Kürzen zog, und der Ausgang hätte für die Tänzerin ſehr traurig werden können, wenn nicht gerade ein Gensd'armerielieutenant, Namens Birnbaum, vorbeigegangen wäre.

Eben ſo wohl aus Neugierde, als aus Pflichtgefühl, durchbrach Birnbaum den Kreis der ſchadenfrohen Gaffer, und ſah nun, in welcher Bedrängniß ſich unſere Heldin befand.

Er trat ſogleich auf den Fuhrmann zu, und befahl ihm, mit der ganzen Energie, die ihm ſeine Ritterpflicht und ſeine amtliche Stellung gab, von der Bayadere abzulaſſen.

Der Fuhrmann gehorchte, wenn auch murrend, und der Lieutenant gab der Tänzerin den Arm, um ſie ſicher nach Hauſe zu geleiten.

Indeſſen folgte der Pöbel ſchimpfend und ſpottend und pfeifend dem würdigen Paare, ſo daß der Lieutenant ſich genöthigt ſah, die Tänzerin einſtweilen in einen nahegelegenen Laden zu führen, und ſie dem Schutze des Beſitzers anzuempfehlen, um Hülfe zu requiriren und den muthwilligen Troß, der es ſogar wagte, des Anſehens eines Gensd'armerielieutenants zu ſpotten, zu zerſtreuen.

Mittlerweile war aber die Lage der Tänzerin eben auch keine ſehr angenehme.

Der Pöbel hatte vor dem Laden Halt gemacht, und belagerte ſie förmlich in demſelben. Schimpfworte, die eben nicht zu den feinſten Ausdrücken des Adelung'ſchen Wörterbuchs gezählt werden konnten, wurden mit lauter Stimme gerufen, und ein Stein flog ſogar klirrend in den Aushängekaſten des Ladens.

Mola wüthete. Sie wollte hinaus in die tobende Volksmenge, um die Schreier mit den Zähnen zu zerreißen, und der Beſitzer des Ladens mußte wirklich beinahe Gewalt anwenden, um ſie von der Ausführung dieſes Verfahrens zurückzuhalten, und ſo noch ferneres Unglück zu verhüten.

Endlich kam Birnbaum mit einer kleinen Abtheilung Gensd'armen, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, den Volkshaufen zu zerſtreuen.

Nun wurde nach einem Fiaker geſchickt. Mola ſetzte ſich mit ihrem Retter und der Dogge, die den ganzen Skandal verurſacht hatte, in denſelben, und fuhr nach Hauſe.

Diesmal war ſie im buchſtäblichen Sinne des Wortes noch mit einem blauen Auge davon gekommen.

Nachmittags wurden ihr die Sachen, die ſie ſich in dem Putzwaarenladen ausgeſucht hatte, zugeſchickt; aber man denke ſich ihre Wuth, nicht, wie ſie es befohlen hatte, durch den jungen, hübſchen Ladendiener, ſondern durch eines der Putzmachermädchen.

Mola war ohnedies noch durch die Scene vom Vormittage her aufgeregt. Sie zerriß alſo nicht nur die Waaren und die Rechnung, ſondern ohrfeigte auch noch das arme unſchuldige Mädchen.

Am Abende kam der Fürſt wieder.

„Durchlaucht," war ihr erſtes Wort an ihn, „morgen reiſe ich ab. Ich verlaſſe Ihr erbärmliches Land, wo man Frauenzimmer mißhandelt.

Der Fürſt wußte noch nicht, was vorgegangen war; daß etwas vorgegangen ſein mußte, ſah er allerdings an dem geſchwollenen und verbundenen Antlitze ſeiner Geliebten.

„Aber, mein Engel, ſo erzähle mir doch,

was geſchehen iſt, und ich ſchwöre Dir, die Schuldigen ſollen auf's Strengſte beſtraft werden."

Mola wollte ſich Anfangs nicht erbitten laſſen, und beſtand auf ihrem Vorſatze, morgen früh abzureiſen.

Nur durch das Verſprechen des Fürſten, ihr das Indigenat und den Grafentitel in Hohenheim zu verleihen, konnte ſie endlich bewogen werden, zu bleiben.

Nun erzählte ſie dem Fürſten ihr Unglück von heute Vormittag, wobei ſie nicht unterließ, die Verdienſte des Lieutenants Birnbaum um ihre Rettung, auf's Glänzendſte herauszuſtreichen.

Lieutenant Birnbaum war, beiläufig bemerkt, einer von jenen ſtarken breitſchulterigen Männern mit ſtarkem Barte, welche ſinnliche Weiber immer ſchön finden, und auch unſere Mola fühlte eine um ſo lebhaftere Neigung für ihn, als der ſchöne, aber dumme Ladendiener nicht gekommen war, und ſie dem alten Fürſten doch unmöglich zwei Tage lang treu bleiben konnte.

Am andern Tage erhielt der Lieutenant Birnbaum ſein Beförderungspatent zum Oberlieutenant, und zugleich ein Billet-doux von Mola, in welchem ſie ihn auf Nachmittag zu ſich beſchied.

Unglücklicherweiſe war der neue Oberlieutenant Vormittags ausgegangen, hatte mit einigen Freunden zuerſt vortrefflich gefrühſtückt, und dann noch beſſer zu Mittag geſpeiſt und getrunken.

Nach Tiſche machte er ſeinen kleinen Spaziergang, und ſpielte dann einige Partieen Billard in dem Kaffeehauſe, welches er gewöhnlich beſuchte.

Mola wartete um die beſtimmte Stunde, wer aber nicht kam, das war der Herr Oberlieutenant.

Mola und Warten! Kann man ſich zwei heterogenere Dinge vorſtellen? Mola, die perſonificirte queckſilberne Unruhe und Warten!

In der That verlor die Tänzerin bald die Geduld.

„Er unterſteht ſich, mich warten zu laſſen, was mir noch nie in meinem Leebn geſchehen iſt. Eh bien! er ſoll mich kennen lernen.“

Sie ſchickte auf das Polizeibüreau, und ließ ſich nach der Wohnung des Lieutenants Birnbaum erkundigen.

Als ſie dieſelbe erfahren hatte, ging ſie mit einem dünnen, aber ſehr ſtarken Ebenholzſtöckchen bewaffnet, und von ihrer Dogge begleitet, nach derſelben.

„Wohnt Herr Birnbaum hier?“ fragte ſie den über den ſeltſamen Beſuch erſtaunten Bedienten.

„Ja, gnädige Frau; aber er iſt nicht zu Hauſe.“

„So führe mich nur in ſein Zimmer; ich will ihm etwas aufſchreiben.“

Der Burſche gehorchte, ohne eine Ahnung des Unheils zu haben, welches über die Stube ſeines Herrn hereinbrechen ſollte.

Kaum war nämlich Mola in die Stube getreten, als ſie anfing, mit ihrem Ebenholzſtäbchen Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, zu zertrümmern.

Birnbaum beſaß einen ſehr ſchönen Glasſchrank, in dem er die Liebesgeſchenke ſo mancher vornehmen Hohenheimer Dame, die den breitſchulterigen Adonis begünſtigt hatte, aufbewahrte.

Dieſer fiel als erſtes Opfer. Dann kamen die Spiegel, die Bilder und die Fenſterſcheiben daran, während der Hund eine Mappe mit Papieren, die auf einem Tiſche lag, heruntergeworfen hatte, und die zerſtreuten Liebesbriefe in der Stube herumſchleppte und zerſetzte.

Zum Schluſſe goß Mola nach das Tintenfaß über ein Packet friſchgewaſchener Wäſche, welches auf einem Pulte lag.

Der Burſche ſtarrte in ſprachloſem Erſtaunen die Tänzerin und ihr Treiben an. Seine geiſtigen Fähigkeiten waren gänzlich abweſend, bis ihn endlich Mola rauh am Arme faßte und ſagte:

„Sage Deinem Herrn nur, er werde aus dieſer Verwüſtung ſchon erkennen, wer da geweſen.“

Damit ging ſie ſtolz und triumphirend über ihre Heldenthat ab.

Der unglückliche Birnbaum hatte unterdeſſen ruhig weiter geſpielt, das Glück begünſtigte ihn, er gewann bedeutend. Da es aber nicht nobel iſt, gewonnenes Geld mit nach Hauſe zu nehmen, ſo begab ſich der Lieutenant mit ſeinem Gegner im Billard, und noch einigen Freunden in ein Weinhaus, um das gewonnene Geld in Auſtern, Burgunder und Champagner zu verwandeln.

Abends kam indeſſen der Fürſt wieder zu ſeiner Geliebten, deren erſtes Wort war:

„Dieſer Birnbaum iſt ein Ungeheuer, ein liederlicher Menſch. Durchlaucht, Du mußt ihn jedenfalls aus Hohenheim fortjagen.“

„Aber, liebe Mola, geſtern empfahlſt Du mir ihn ja noch ſo dringend, daß ich ihn blos Deinetwegen zum Oberlieutenant befördert habe.“

„Ja, das war geſtern ſo, und heute iſt es anders,“ ſagte Mola, „heute will ich, daß er aus Hohenheim fort ſoll, und zwar ſogleich.“

„Aber, mein Gott, Mola, was hat er Dir denn gethan?“

„Ich brauche Dir zwar, wenn ich etwas will, keine Rechenſchaft darüber zu geben, aber da Du darauf beſtehſt, ſo will ich es diesmal ausnahmsweiſe thun. Ich habe ihn heute Nachmittag zu mir beſtellt, und denke Dir, er iſt nicht gekommen."

„Du haſt ihn zu Dir beſtellt, Mola? Was wollteſt Du denn von ihm?"

Mola ſchlug ein unſterbliches homeriſches Gelächter auf.

„Was ich von ihm wollte! Wie naiv Du fragen kannſt, alte Durchlaucht. Was ich von ihm wollte! Es iſt zum Todtlachen; er iſt ein hübſcher Junge und gefällt mir. Weiter wollte ich nichts von ihm."

Die Eitelkeit des Fürſten erhielt durch dieſes offene Geſtändniß Mola's einen ſehr empfindlichen Stoß. Er verſuchte einige Bemerkungen über gewünſchte Treue und Dankbarkeit zu machen, die aber Mola ſehr bald mit den Worten unterbrach:

„Durchlaucht, ich habe Dir geſagt, daß ich eben ſo gut unſer Verhältniß löſen kann, wie Du. Ich liebe aber meine Freiheit weit mehr, als Deine Palläſte, Dein Gold, Deine Grafentitel und Dein Indigenat. Wenn Du mich nicht thun laſſen willſt, was ich will, eh bien, ſo reiſe ich ab."

Was wollte der ſchwache Fürſt machen? Mola hatte ihn ganz und gar umgarnt; er konnte nicht von ihr laſſen; er mußte alſo, ſo ſchmerzlich und demüthigend es für ihn auch war, ausdrücklich und freiwillig geſtatten, von der Tänzerin wiſſentlich betrogen zu werden.

Indeſſen dachte er doch daran, die günſtige Gelegenheit, wenigſtens für den Augenblick einen ſeiner Nebenbuhler los zu werden, zu benutzen.

„Sagteſt Du nicht, Mola, Du wünſcheſt den Lieutenant Birnbaum aus Hohenheim fortgejagt?"

„Ja, das wünſche ich, und zwar ſo bald, wie möglich, damit er weiß, was es heißt, die Andaluſierin Dolores warten zu laſſen."

„Du ſollſt ſehen, daß ich Dir gern gefällig bin, Mola, gieb mir ein wenig Papier und eine Feder."

Mola brachte das Verlangte, und der Fürſt ſchrieb ſogleich einen Befehl an den Kriegsminiſter, den Lieutenant Birnbaum, nach dem entlegenſten Grenzorte zu verſetzen und den betreffenden Befehl eiligſt auszufertigen.

Der Kriegsminiſter, dem der Adjutant des Fürſten dieſen Befehl noch ſo ſpät Abends überbrachte, konnte nicht umhin, über die beſondere Aufmerkſamkeit zu ſtaunen, die der Fürſt ſeit geſtern dieſem Lieutenant Birnbaum zu Theil werden ließ.

Der Fuhrmann aber, der die Tänzerin geprügelt hatte, war trotz des fürſtlichen Verſprechens der ſtrengſten Strafe, bis jetzt noch in vollkommener Freiheit, und zwar nach dem bekannten deutſchen Sprichworte:

> Die Nürnberger hängen Keinen
> Sie hätten ihn denn zuvor.

Die Hohenheimer machen's auch ſo!

Dreizehntes Kapitel.

Verdrüßlichkeiten.

Als der Lieutenant Birnbaum am ſelben Morgen müde und ſchläfrig nach Hauſe kam, um die Weindünſte, die ſeit dem vergangenen Vormittage ſchon ſein Hirn benebelten, zu verſchlafen, fand er zu ſeinem großen Schrecken und Erſtaunen ſein Zimmer in einem Zuſtande, als ob die wilde Jagd durch daſſelbe gezogen wäre.

Er rüttelte ſeinen Bedienten aus dem Schlafe empor, was nicht wenig Mühe koſtete.

„He Burſche, verfluchter Schlingel, was haſt Du da angerichtet?“

„Ich, gnädiger Herr Lieutenant, gar Nichts.“

„Du nicht? Wer denn alſo? Wer war denn während meiner Abweſenheit hier?“

„Der Teufel, gnädiger Herr Lieutenant.“

Der Burſche ſagte dies mit einer ſo gläubigen, noch nachzitternden Angſt, daß der Lieutenant, ungeachtet ſeines Zornes und ſeiner Neugierde, lachen mußte.

„Der Teufel war alſo hier, ſagſt Du, Memme? Ich bin dem Fürſten der Hölle ſehr verbunden, für ſeinen freundlichen Beſuch. Wie ſah er denn aber aus?“

„Wie ein ſehr ſchönes, üppiges Weib.“

Durch vieles Kreuz und Querfragen brachte Birnbaum endlich von ſeinem Burſchen die Erzählung des ganzen Vorfalls, wie ihn der Leſer ſchon kennt, heraus.

Er bekam aber dadurch noch immer keine beſtimmte Gedankenrichtung, hinſichtlich der ſchönen Zerſtörerin, bis er beim Aufleſen der rings auf dem Boden herumliegenden, zum Theil zerriſſenen Papiere, ſein Oberlieutenantspatent und den Brief Mola's fand, in welchem ſie ihn zu ſich beſtellt hatte.

„Alſo, meine ſchöne Amazone war es," rief er aus, „das hätte ich gleich wiſſen können, denn, welche andere Dame würde auf das Zimmer eines Offiziers gehen, um es zu demoliren, und ihm dann ſagen zu laſſen, er möge daraus erkennen, wer dageweſen. Aber ich muß ſie wieder gut zu machen ſuchen. Ich will ihr morgen ſchreiben, oder ſelbſt zu ihr gehen."

Mit dieſem lobenswerthen Vorſatze wollte ſich Lieutenant Birnbaum zu Bette begeben. Aber ſo gut ſollte es ihm heute nicht werden, denn in dieſem Augenblicke ſchellte es heftig an ſeiner Thüre, und als der Lieutenant neugierig, wer ihn zu ſo früher Morgenſtunde beſuchen wolle, ſelbſt öffnete, ſtand eine Ordonnanz des Kriegsminiſteriums mit einem verſiegelten und an ihn adreſſirten Amtsſchreiben vor ihm.

Birnbaum nahm die Depeſche und erbrach ſie; aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, ſo mußte er ſich an einen Stuhl anhalten, um nicht vor Schreck und Zorn über ihren Inhalt umzuſinken.

Die Depeſche enthielt nämlich nichts Anderes, als ſeine Verſetzung nach der Garniſon des kleinſten, elendeſten Grenzneſtes, und den Befehl augenblicklich nach Empfang dieſes Schreibens dorthin abzureiſen.

Birnbaum war außer ſich. Hohenheim war im Allgemeinen eine ſehr angenehme Stadt, beſonders aber für den ſchmucken Cavallerie-Offizier, der ſo viel Glück bei Damen hatte, und nun ſollte er fort, fort in ein Städtchen, wo es vielleicht im Ganzen drei hübſche Mädchen gab, von denen aber jede ſchon ihren Bräutigam beſaß, und wo die jungen Frauen ihren Männern treu blieben. Es war entſetzlich!

Und jetzt, jetzt fort, wo er ſeinen vom ſchauderhafteſten Katzenjammer zerrütteten Körper eben durch einen tiefen Schlaf ſtärken wollte. Jetzt ſollte er ſich auf der holprigen Chauſſee die Seele noch vollends aus dem Leibe rütteln laſſen.

Birnbaum errieth übrigens bald, daß niemand Anderes, als die rachſüchtige Spanierin, die Schuld an dieſem neuen Unglücke trage, und er verfluchte tauſendmal den unglücklichen Zufall, der ihn gerade, als ihr Billet-Doux ankam, nicht hatte zu Hauſe ſein laſſen.

Für den Augenblick war nun freilich nichts Anderes zu thun, als Ordre zu pariren. Mit teufliſcher Schlauheit war für Alles geſorgt worden. Die Ordonnanz meldete, mit der Hand an dem Czako, daß unten ein ſehr bequemer Reiſewagen auf den Herrn Oberlieutenant warte.

Birbaum weckte alſo von Neuem ſeinen verſchlafenen Burſchen, packte mit deſſen Hülfe, was von ſeinen Sachen noch ganz war, ſo ſchnell als möglich zuſammen, und fort ging es erſt über das raſſelnde Pflaſter der Reſidenz und dann über die holprige Chauſſee.

Auf der erſten Station angelangt, ließ Birnbaum Halt machen. Er hatte Ordre parirt, und war abgereiſt, wann er ankommen mußte, das war nicht beſtimmt worden.

Er trat in das Poſthaus und ließ ſich Papier Dinte und Federn geben.

Nun ſchrieb er einen leidenſchaftlichen liebeglühenden Brief an die Spanierin, in dem er ihr ſchwor, daß er erſt dieſen Morgen nach

Hauſe gekommen, und alſo ihr Billet nicht früher erhalten habe. Er habe ſich ein ſo vermeſſenes Glück, wie ihm zu Theil geworden, nicht zu träumen gewagt, und ſo habe er es denn verſuchen wollen, den Liebesſchmerz, der ihn, ſeitdem er ſie zum erſten Male geſehen, erfaßt habe, in einem wilden Leben zu betäuben. Schließlich bat er ſie, ihren Einfluß dahin zu verwenden, daß er aus ſeiner unverdienten Verbannung zurückgerufen werde.

Als dieſer Brief geſchrieben war, rief er ſeinen Burſchen.

„He, Fritze! Du nimmſt Dir hier vom Poſthalter ein Pferd und reiteſt ventre à terre nach Hohenheim, wo Du dieſen Brief an ſeine Adreſſe beſorgſt. Verſtehſt Du mich, Dummkopf?“

„Aufzuwarten, gnädiger Herr Lieutenant.“

„So iſt's gut, hier haſt Du Geld, und nun mach ſchnell.“

Als Birnbaum ſeinen Bedienten als Poſtillon d'amour hatte fortreiten geſehen, ließ er ſich ganz ruhig ein Zimmer aufſperren und legte ſich zu Bette, nachdem er in Vorausſicht der Dinge, die da kommen ſollten, den Befehl ertheilt hatte, ihn, wenn ein Courier nach ihm fragen ſollte, ſogleich zu wecken.

Mola ſaß Vormittags eben bei der Toilette und ſchimpfte und ohrfeigte ihre unglücklichen Kammerfrauen, als ihr Birnbaum's Bedienter gemeldet wurde.

Sie ließ ihn eintreten.

Der arme Burſche blieb erſchreckt und verblüfft auf der Schwelle ſtehen, als er den leibhaftigen Teufel wieder vor ſich ſah, der die Wohnung ſeines Herrn demolirt hatte.

„Was bringſt Du?“ fragte Mola barſch.

„Einen . . , Brief . . .“ ſagte der Burſche zitternd und ſtotternd.

„So gieb her.“

Der Burſche näherte ſich der Tänzerin mit jenen unſichern, zögernden Schritten und jenen ſcheuen Blicken, mit denen man an ein Weſen hinantritt, über welches man ſelbſt noch nicht im Klaren iſt.

Mola verlor darüber die Geduld, trat raſch auf ihn zu und riß ihm den Brief aus der Hand.

„So! er hat alſo meinen Brief erſt dieſen Morgen erhalten. Dann iſt er freilich unſchuldig, der arme hübſche Junge. Und ich habe ihm Alles zerſchlagen; es iſt wirklich Schade. Doch dafür ſoll er zurück und zwar heute noch.“

Als ſie einmal dieſen Entſchluß gefaßt hatte, entließ ſie den Burſchen des Oberlieutenants mit der Botſchaft, ſein Herr werde bald von ihr hören.

Dann beeilte ſie ſich, ihre Toilette zu beendigen, und befahl, anzuſpannen.

Als ſie einſtieg und der Bediente fragte: „wohin ſie fahren wolle,“ erwiderte ſie kurz und feſt: „In das fürſtliche Schloß.“

Der arme Teufel von Bedienten wußte nicht, ob er ſeinen Ohren trauen ſollte. Er blieb daher zögernd in dem geöffneten Wagenſchlage ſtehen.

„In das fürſtliche Schloß ſage ich,“ rief Mola lauter, und ſchon ärgerlich über dieſes Zögern. „Hörſt Du denn nicht, Dummkopf? Muß ich es ſelbſt dem Kutſcher ſagen?“

Der Bediente rief nun dem Kutſcher überlaut zu. „In das fürſtliche Schloß,“ ſo, daß alle Vorübergehenden es hörten und die Köpfe über die freche Anmaßung und Prahlerei der Tänzerin ſchüttelten.

Der Fürſt hielt gerade mit ſeinen Miniſtern Staatsrath, als ein Kammerherr offenbar in heftiger Aufregung hereinſtürmte, und ihm in das Ohr flüſterte:

„Mola iſt da. Sie will ſogleich mit Euer Durchlaucht ſprechen, und drohte mit dem furchtbarſten Skandale, wenn wir ſie nicht melden wollten. Ich glaube, Euer Durchlaucht ſollten Aufſehen vermeiden und ſie vorlaſſen.“

Der Fürſt ſah ſehr erſchrocken und bleich aus. Er hob alſo gleich die Staatsrathsſitzung auf, und entfernte ſich mit dem Kammerherrn, während die Miniſter zugleich neugierig gemacht und beleidigt durch dieſe ſeltſame Unterbrechung, nach Hauſe fuhren.

„Mein lieber Graf,“ ſagte der Fürſt zu dem Kammerherrn; „ich danke Ihnen für Ihre Meldung und Ihren Rath, beide waren richtig. Nun aber haben Sie noch die Güte und führen Sie die Dame ſo heimlich und unbemerkt als möglich in mein Arbeitskabinett, wo ich ſie erwarten will."

„Es ſoll geſchehen, Ihro Durchlaucht," ſagte der Kammerherr, und entfernte ſich.

Nach wenigen Minuten hüpfte Mola lachend mit den Worten „bon jour, mon prince," in das Arbeitskabinett des Fürſten.

Dieſer gab ſich wieder einmal die vergebliche Mühe, eine ſtrenge Miene anzunehmen, um der übermüthigen Tänzerin zu imponiren."

„Mola," ſagte er, „das geht nicht, in meinem Schloſſe darfſt Du mich nicht beſuchen, das macht zu viel Aufſehen und Gerede. Außerdem haſt Du auch heute gerade durch Dein Erſcheinen eine ſehr wichtige Staatsrathsſitzung unterbrochen."

„Ich darf Alles, was ich will, merke Dir das, mon vieux. Wenn es mir einfällt, ſo mache ich nicht nur Dir, ſondern ſogar Deiner Frau Gemahlin Durchlaucht einen Beſuch. Und was die Staatsrathsſitzung betrifft, ſo habe ich den alten Miniſterperrücken auf der Treppe begegnet, und ihnen ins Geſicht gelacht. Da ſchmeichle ich mir denn doch eine angenehmere Geſellſchaft als die zu ſein.“

„Aber, Mola,“ ſagte der Fürſt, „was führt Dich denn eigentlich für ein Grund zu mir.“

„Ja, ſo! Das iſt wahr, das iſt die Hauptſache, und daran hätte ich beinahe vergeſſen zu denken, wenn Du mich nicht daran erinnert hätteſt. Du mußt den armen Oberlieutenant Birnbaum wieder zurückrufen.“

Der Fürſt machte bei dieſen Worten ein ſehr ſaures und verdrüßliches Geſicht.

„Liebe Mola,“ ſagte er endlich, „denke doch ſelbſt nur ein wenig nach, ob das geht. Er iſt erſt heute morgen abgereiſt, und ich müßte dieſem unbedeutenden Lieutenant gerade einen Courier nachſchicken, um ihn zurückzurufen.“

„Verſteht ſich, mußt Du das,“ ſagte Mola, „denn denke Dir nur, der arme Birnbaum war unſchuldig. Er hatte mich nicht beleidigen wollen, ſondern war nur aus dem einfachen Grunde nicht gekommen, weil er meinen Brief erſt heute Morgen erhalten hat.“

„Aber, Mola, ich will ihn ja zurückrufen,“

ſagte der Fürſt, deſſen Antlitz immer faltenreicher und verdrüßlicher wurde, „in ein paar Wochen, oder meinetwegen in ein paar Tagen; aber nur jetzt, nur heute nicht. Abgeſehen davon, daß ein ſo ſchnelles Verändern meines Willens, mein fürſtliches Anſehen bloßſtellen würde, ſo muß auch die betreffende Ordre vom Kriegsminiſter unterzeichnet werden, und der iſt jetzt nicht zugegen.“

„So laß ihn holen, mon prince, weit kann er noch nicht von hier ſein, denn ich begegnete ihm, wie geſagt, auf der Treppe. Ich ſage Dir nur dieſes: Ich will durchaus den Oberlieutenant Birnbaum noch heute ſehen. Wenn Du ihn alſo nicht holen läßt, ſo reiſe ich ihm nach. Comme vous voudrez.“

„Aber, mein Engel,“ ſagte der Fürſt, der jetzt ſchon einſah, daß er wieder werde nachgeben müſſen, „ſo gehe nur jetzt wenigſtens nach Hauſe. Ich verſpreche Dir, daß ich ſogleich, wie Du fort biſt, nach dem Kriegsminiſter ſchicken will, und daß Birnbaum noch heute nach Hohenheim zurückkehren ſoll. Aber, wie kann ich denn den Miniſter hierherkommen laſſen, wenn Du hier biſt.“

„Das will ich Dir ſagen. Du ſchickſt jetzt nach dem Miniſter, und wenn er kommt, ſo trete ich hinter den großen Spiegel hier. Du läßt dann das Decret ausfertigen, und ſagſt die alte Perrücke wieder fort.“

„Aber wozu denn das, mein Engel! Trauſt Du denn meinem Verſprechen nicht.“

„O ja, vollkommen mon prince; aber beſſer iſt beſſer, und ich habe nun einmal die Marotte, das Zurückberufungsſchreiben unterzeichnet und den Courier damit von hier fortreiten zu ſehen.“

Der Fürſt mußte ſich fügen.

Er ſchellte, Mola trat hinter den Spiegel, und der eintretende Kammerdiener erhielt den Befehl, Seine Excellenz dem Herrn Kriegsminiſter alſogleich zu dem Fürſten zu beſcheiden.

Der Kammerdiener ging, und Mola kam wieder hinter dem Spiegel hervor.

„Mache aber die Sache kurz ab, mon prince, denn auf die Länge dürfte es mir hinter dem Spiegel zu langweilig werden, und dann könnte ich mich durch irgend eine Bewegung verrathen.“

Dieſes offenherzige Geſtändniß trug eben nicht viel dazu bei, die Lage des Fürſten angenehmer zu machen. Er war in peinlicher Spannung, und ſeine Verlegenheit, wie er vor dem Kriegsminiſter die auffallende Aufmerkſamkeit, die er ſeit einigen Tagen dieſem unbedeutenden Gen'darmerielieutenant Birnbaum zu Theil werden ließ, motiviren ſolle, wuchs mit jedem Augenblicke.

Endlich hörte man Tritte, und Mola hatte gerade noch Zeit genug, raſch hinter den Spiegel zu ſchlüpfen, bevor der meldende Kammerdiener und hinter ihm Seine Excellenz der Herr Kriegsminiſter eintrat.

„Mein lieber Baron,“ ſagte der Fürſt ſichtbar ängſtlich und verlegen zu dem Miniſter. „Ich habe mir die Sache mit dieſem Lieutenant Birnbaum überlegt. Sehen Sie, wir wollen ihn doch in der Reſidenz laſſen.“

„Aber, Ihro Durchlaucht, nach Ihrem geſtrigen ſtrengen und ausdrücklichen Befehle muß er jetzt ſchon die Stadt verlaſſen haben, wenn er anders, wie ich doch hoffe, Ordre parirt hat.“

„Nun wohl, Baron, dann müſſen wir ihn zurückrufen, und das zwar ſogleich durch einen Courier, den wir ihm nachſenden wollen. Ich wünſche es.“

„Euer Durchlaucht Wünſche ſind mir Befehle; aber ich gebe Ihnen unterthänigſt zu bedenken, in was für ein ſchiefes Licht wir uns ſelbſt, dieſem unbedeutenden Lieutenant Birnbaum gegenüber, durch unſer inconſequentes Betragen ſtellen.“

Der Fürſt ſeufzte und der Miniſter fuhr fort:

„Erſt erheben wir ihn mit Uebergehung Vieler, die mehr Dienſtjahre, als er, zählen, plötzlich zum Oberlieutenant, dann verſetzen wir ihn eben ſo plötzlich in eine kleine ſchlechte Garniſon, und jetzt ſollen wir ihm gar einen Courier nachſchicken, um ihn wieder zurückzurufen.“

Der Fürſt war in großer Verlegenheit, was er auf dieſe allerdings ſehr begründeten

Vorſtellungen antworten ſollte. Er ſagte ſtammelnd:

„Ja, allerdings; aber Gründe von höherer diplomatiſcher Wichtigkeit ... ich wünſchte doch, wenn es möglich wäre.“

Unterdeſſen war der Tänzerin, wie ſie es vorhergeſagt hatte, hinter ihrem Spiegel die Zeit lang geworden, und ſie beſchloß jetzt, die Kataſtrophe zu beſchleunigen.

Zu dieſem Zwecke ſtreckte ſie eines ihrer kleinen, mit Atlasſchuhen bedeckten Füßchen, mit einigem Geräuſche hinter dem Spiegel hervor.

Der Fürſt erſchrak ſichtlich, und der Miniſter richtete ſeinen Blick nach dem Orte, woher das Geräuſch kam.

Als er den Damenſchuh hinter dem Spiegel hervorragen ſah, veränderte ſich ſein ganzes Weſen mit Einem Male.

Er hatte jetzt den Schlüſſel zu all den räthſelhaften Vorgängen mit dem Lieutenant Birnbaum, und er kannte jetzt die Gründe von höherer diplomatiſcher Wichtigkeit.

Ein ſarcaſtiſches Lächeln flog einen Augenblick über ſeine Züge; aber bald nahmen dieſelben wieder ihren gewöhnlichen Ernſt an. Er überſah jetzt deutlich die peinliche Lage des Fürſten, und er war Hofmann genug, um denſelben ſobald als möglich aus derſelben zu befreien, überzeugt, daß der Monarch gewiß dankbar dafür ſein werde.

„Ihro Durchlaucht,“ ſagte er daher, „wenn ich mir die Sache überlege, ſo geht ſie am Ende doch ohne allzugroße Nachtheile. Sehen Sie, der junge Offizier wird gern in der Reſidenz bleiben, und wir wollen ſein Schweigen über alle dieſe Vorgänge zur Bedingung dieſes Bleibens machen. Wenn Sie alſo erlauben, Ihro Durchlaucht, ſo ſetze ich ſogleich den Befehl auf.“

„Thun Sie das, lieber Baron,“ ſagte der Fürſt eifrig, und rieb ſich vor Vergnügen, ſo gut aus dieſer ſchlimmen Geſchichte heraus zu kommen, die Hände.

In wenigen Minuten hatte der Kriegsminiſter den Rückberufungsbefehl aufgeſetzt und unterzeichnet. Der Fürſt klingelte wieder.

„Dieſe Depeſche hier muß augenblicklich durch einen reitenden Courier an ihre Beſtimmung befördert werden.“

Als der Kammerdiener abgetreten war, wandte er ſich zu dem Miniſter:

„Ich danke Ihnen, Baron, Sie haben mir mit Treue und Umſicht gedient, und ich werde Ihre Verdienſte zu belohnen wiſſen.“

Damit war der Kriegsminiſter entlaſſen. So wie derſelbe die Thüre hinter ſich verſchloſſen hatte, ſchlüpfte Mola aus ihrem Verſtecke hervor.

„So! nun haſt Du alſo Deinen Willen, kleine, eigenſinnige Hexe. Ich ſollte eigentlich böſe auf Dich ſein,“ ſagte der Fürſt, „denn Du hätteſt Dich durch Deine queckſilberne Unruhe beinahe verrathen.“

Der Fürſt wußte nicht, daß ſie ſich wirklich, und zwar abſichtlich verrathen hatte.

„Nun muß ich noch den Courier fortreiten ſehen,“ ſagte Mola, „dann fahre ich nach Hauſe.“

„So tritt an dieſes Fenſter, aber verſtecke Dich ein wenig hinter die Gardinen.“

Mola that, wie ihr der Fürſt ſagte, und ſah auch wirklich im Schloßhofe den Courier gerade aufſteigen und dann aus dem Hofe ſprengen.

Oberlieutenant Birnbaum wurde Nachmittags in ſeinem Poſthauſe aus ſeinem tiefen Schlafe geweckt. Der Courier mit der Depeſche, welche ihn zurück nach Hohenheim und in die Arme der ſchönen Spanierin berief, war ſoeben angekommen.

Schnell kleidete er ſich an, und fuhr luſtig und guter Dinge in die Reſidenz zurück.

Zwei Tage darauf wurde ein in Hohenheim erſcheinendes illuſtrirtes Spottblatt confiscirt, weil es eine Carricatur gebracht hatte, unter dem Titel:

„Wie ein Birnbaum verſetzt wird.“

Vierzehntes Kapitel.

Mola und Loyola.

Wenn ich nicht irre, ſo hat Theodor Mundt, der ehemalige, junge Deutſchländer, geſagt, die Fanny Ceritto tanze Göthe. Dieſer Ausſpruch iſt wirklich über alle Begriffe geiſtreich und ganz deſſen würdig, der ihn gethan hat.

Göthes Fauſt, namentlich der zweite Theil, muß ſich in der Bein-Bearbeitung der Fanny Ceritto wunderſchön und ſehr verſtändlich ausgenommen haben, und ich wäre im Stande Herrn Mundt, um dieſen Anblick zu beneiden, wenn mir in der neueſten Zeit nicht noch ein weit intereſſanteres Schauſpiel glücklicher oder unglücklicher Weiſe zu Theil geworden wäre, das nämlich wie Mola Lontes hohenheimiſche Geſchichte tanzt.

Hohenheim iſt, wie wir ſchon erwähnt haben, ein erzkatholiſches Land. Die Schweiz iſt nicht allzuweit entfernt und der ultramontane Einfluß, der durch ihre Thäler über die Alpen hereinweht, iſt daher ſehr fühlbar.

Die höchſten Staatswürden ſind durchaus mit ſtrengkatholiſchen, ja ultramontangeſinnten Männern beſetzt, und die Kammeroppoſition, ſo wie der Wunſch der gebildeten und toleranten Mehrzahl der Bewohner Hohenheim's waren bis jetzt ganz ohnmächtig gegen ein Miniſterium, an deſſen Spitze der gewiegte Staatsmann und gewandte Redner und Dialectiker Pabel ſtand.

Die Klöſter vermehrten ſich faſt in demſelben Maßſtabe, wie die Bedrückungen der Andersglaubenden. Beſonders war es wegen einer ceremoniellen Frage, die Kniebeugungsfrage der Proteſtanten, bei der ſich die Intoleranz der herrſchenden Partei auf's augenfälligſte zeigte, und die nicht nur das ganze Fürſtenthum Hohenheim, ſondern ganz Deutſchland in Bewegung ſetzte.

An der Landesuniverſität und in der hoheim'ſchen, offiziellen Preſſe tobte und wüthete der Profeſſor Görres gegen die Proteſtanten, ein alter Jacobiner, der, ſeitdem er die rothe Mütze abgelegt hat und nicht mehr die Carmagnole um den Freiheitsbaum tanzt, gewaltig nach der Biſchofsmütze oder gar nach der dreifach gezackten päpſtlichen Tiara ſchielt.

Wenn es mir hier erlaubt iſt, ein paar Worte über Katholicismus und Proteſtantismus zu ſprechen, ſo möchte ich es gern thun, um meine Aeußerungen vor Mißdeutungen zu ſchützen.

Der Katholicismus iſt mir immer als etwas Ganzes, Fertiges erſchienen. Er ſtellt von Vorne herein die Forderung des Glaubens und baut auf dieſe Vorausſetzung, einen regelrechten ſchönen gothiſchen Dom auf, durch deſſen farbige Spitzfenſter die Sonnenſtrahlen der Poeſie und Liebe fantaſtiſch verklärt hereinfallen.

Der Proteſtantismus dagegen erſcheint mir als etwas Schwankendes, Unfertiges, als ein Uebergangsmoment in der Bildungsgeſchichte. Er will zwiſchen dem Glauben und Erkennen vermitteln, aber dieſe Vermittelung iſt nicht möglich, obgleich gerade in ihr und durch ſie die wahrſten und ewigſten Reſultate der Forſchung ſich ergeben.

Darum herrſcht der Katholicismus in dem ſchönen heitern ſinnlichen Süden, und der Proteſtantismus in dem nebelgrauen kalten nüchternen Norden; darum hat der Katholicismus ſo viel für die Kunſt und der Proteſtantismus noch mehr für die Wiſſenſchaft gethan.

Wie überhaupt der katholiſche Cultus ziemlich nachſichtig gegen die Sinnlichkeit iſt, da ſein Begehren wenigſtens zum Theil auf derſelben beruht, ſo hatte auch die klerikaliſche Partei, welche in Hohenheim herrſchte, große Nachſicht und Toleranz gegen die Schwächen und Leidenſchaften des Fürſten geübt, ja ſogar nicht eben ſelten, dieſelben geradezu zu ihrem Vortheile ausgebeutet. Manches wurde durch Frauen, die gerade in Gunſt bei dem Fürſten ſtanden, im Sinne dieſer Partei durchgeſetzt, was ſie ſonſt ſchwerlich erreicht hätte.

In letzter Zeit hatten aber dieſe Ultramontanen und Jeſuiten Unglück gehabt. Der Fürſt, der trotz aller ſeiner Schwächen, die dem Spotte Blößen gaben, geiſtvoll war und es auch mit ſeinem Volke und der ganzen Nation redlich meinte, ſchien ihr Treiben endlich durchſchaut zu haben und zu der Erkenntniß gekommen zu ſein, daß ſie ſeine Macht und ſein Anſehen mißbraucht, daß ſie ſich des fürſtlichen Scepters als Katzenpfote zum Herauslangen der heißen Kaſtanien bedient hatten.

Ein ſchwarzes Gewitter, deſſen erſtes Vorzeichen das feſte und energiſche Auftreten des Fürſten in einer vielbeſprochenen Nationalſache war, ſchien ſich über ihren Häuptern zuſammenziehen zu wollen. Von allen Seiten wurde der Sturz des herrſchenden Syſtems für unvermeidlich angeſehen, und die Vertreter deſſelben waren viel zu gewandt und erfahren, um das Mißliche und Unhaltbare ihrer Lage nicht ſelbſt beurtheilen und durchſchauen zu können.

Unter dieſen Umſtänden galt es noch einen Verſuch zu machen, ſich zu halten, und wenn der mißlang, wenigſtens mit ſo viel Lärm und Popularität als noch immer möglich, abzutreten.

Die neue heftige Leidenſchaft des Fürſten für die ſchöne Spanierin kam daher, den Männern dieſer Farbe wie gerufen; ſie erblickten in derſelben ihren letzten Hoffnungsſtrahl, wenn es gelang, Mola für ihre Pläne zu gewinnen, und wenn das mißlang, wenigſtens den Vorwand eines ehrenvollen und populären Rückzuges. Uebrigens waren alle Chançen für das Gelingen, denn Mola war eine Spanierin, und dieſe ſind in der Regel ſehr ſtreng katholiſch und bigott.

Als eines Tages Mola ganz arglos in ihrem Zimmer ſaß, wurde ihr ein Herr gemeldet, der ſeinen Namen der Bedienung nicht ſagen wollte und darauf beſtehe, mit Madame Lontes ſogleich und allein zu ſprechen.

Neugierde beſtimmte die Tänzerin, den eigenſinnigen Beſuch vorzulaſſen.

Ein langer, hagerer Herr, ſehr einfach in dunkle Farben gekleidet, trat ein. Um ſeine fein geſchnittenen Lippen ſpielte ein ſchlauer, zurückhaltender liſtiger Zug, ſein graues Auge ſchweifte ſcharf lugend und ſpähend umher. Man ſah es dieſer Geſtalt an, daß ſie gewohnt war, Kutte und Soutane zu tragen.

„Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs, mein Herr," ſagte Mola, nachdem ſich ihre Kammerfrau entfernt hatte, „und warum wollten Sie meiner Bedienung ihren Namen nicht nennen?"

„Weil Ihre Dienerſchaft aus Kindern der Eitelkeit und der Fleiſchesluſt beſteht, die meines heiligen Amtes nur ſpotten würden."

„Nun wohl, ſo ſagen Sie wenigſtens mir, wer Sie ſind, falls Sie mich auch nicht für ein Kind der Eitelkeit und der Fleiſchesluſt halten," ſagte Mola lachend.

„Ich heiße Pater Joſepho, und gehöre dem ehrwürdigen Orden der Liguerianer oder Redemptoriſten an, der ein Ausläufer des weiſen und berühmten Jeſuiten-Ordens iſt.

„Nun wohl, und was wünſchen Sie von mir, mein Herr Pater Joſepho?"

„Ich bin beauftragt, Ihnen den mütterlichen Zuruf der Kirche zu überbringen, daß Sie die große Macht, welche Ihnen der Himmel über das Gemüth des Fürſten verliehen, zum wahren

Beſten Aller, folglich zum Beſten der allein ſeligmachenden Kirche und ihrer Diener benützen mögen.“

„Mein Herr Pater Joſepho, wenn Sie mit mir unterhandeln wollen, ſo laſſen Sie vor Allem Ihren bilderreichen und ſalbungsvollen Ton fallen, den ich nicht verſtehe und daher nicht leiden mag. Gerade herausgeſagt: ich ſoll alſo die Kleriſei beſchützen. Wohl, und was bietet ſie mir dafür?“

Der Pater Joſepho war mit Einem Male wie umgetauſcht. Als er ſah, daß ſeine ſalbungsvollen Reden bei der ſchönen Spanierin nicht viel verfingen, legte er die geiſtliche, fromme Maske ganz ab, und ward dafür der ſchlaue gewandte Unterhändler und Geſchäftsmann.

„Schöne Mola,“ ſagte er, „offen geſprochen, wir bedürfen einander gegenſeitig. Für den Schutz, den Sie uns bieten, bieten wir Ihnen wieder Schutz und Unterſtützung. Ich bin der Beichtvater Seiner Durchlaucht des Fürſten, und ſchmeichle mir, als ſolcher einigen Einfluß auf das Gemüth deſſelben zu haben. Zeigen Sie ſich unſeren Plänen geneigt, nun wohl, ſo werden ich dieſen Einfluß zu Ihren Gunſten anwenden, wo nicht, ſo —

„Nun was dann?" fragte Mola geſpannt.

„Dann wird ſich dieſer Einfluß allerdings gegen Sie kehren müſſen."

Hier hatte der ſonſt ſo gewandte und ſchlaue Unterhändler eine große, eine unverzeihliche nie wieder gut zu machende Ungeſchicklichkeit begangen, die aus ſeiner geringen Kenntniß von Mola's Character entſprang.

Seine letzten Worte hatten wie eine Drohung geklungen, und eine Drohung war dasjenige auf der Welt, was die Tänzerin am meiſten reizte und was ſie am wenigſten vertragen konnte.

Hätte er ihrer Eitelkeit geſchmeichelt oder ihr Gold geboten, ſein Plan wäre vielleicht gelungen; aber eine Drohung! —

„Nun wohl mein Herr Pater Joſepho, Sie drohen mir mit ihrem Einfluſſe auf den Fürſten. Laßen Sie mich doch einmal ſehen, weſſen Einfluß Sieger in dieſem Kampfe, zu dem ich Sie hiermit herausfordere, bleiben wird. Ich ſage es Ihnen geradezu, daß ich Alles, was in meinen

Kräften steht, gegen Sie und Ihre Partei thun werde. Sehen Sie sich daher vor. Ich kann das schwarz berockte heuchlerische Geschlecht der Pfaffen ohnedies schon von Spanien her nicht leiden, wo sie mit ihren häßlichen Gestalten die schöne Natur verunstalten."

Der Pater Josepho sah jetzt, wo es freilich leider schon zu spät war, ein, daß er eine große Dummheit begangen habe. Er versuchte es noch sie wieder gut zu machen, aber es war schon zu spät dazu.

Mola hörte seinen Entschuldigungen und Versprechungen mit fest und trotzig zugekniffenen Lippen zu und als er geendet hatte, sagte sie kurz:

„Geben Sie sich weiter keine Mühe mein Herr Pater Josepho. Wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, so pflege ich auch dabei zu bleiben. Thun Sie, was Sie im Stande sind, um mich zu stürzen, vor Allen aber verlassen Sie mich."

Der Pater Josepho ging zähneknirschend und seine Ungeschicklichkeit verfluchend fort.

Mola's Einfluß nahm unterdessen von Stunde zu Stunde zu und war ſchon ſo ſtadt- und landkundig geworden, ſo daß ſie von allen Seiten mit Bittſchriften beſtürmt wurde, ſich für dieſe oder jene Sache oder auch für dieſe oder jene Perſon bei dem Fürſten zu verwenden.

In Folge dieſes Umſtandes erließ ſie in einem öffentlichen Blatte folgende Erklärung:

„Die Unterzeichnete ſieht ſich veranlaßt zu bitten, ſie künftighin mit Geſuchen und anderen ähnlichen Schriften zu verſchonen, da ſie als Fremde mit den Verhältnißen des Landes gänzlich unbekannt und überhaupt nicht in der Lage iſt, dergleichen Angelegenheiten erfolgreich bevorworten zu können. Mola Lontes“

Unterdeſſen war aber natürlich die ultramontane Gegenpartei auch nicht müßig geblieben; ſie hatte eines Theiles verſucht, die Fürſtin zum Bruche mit ihrem Gemahl und zur Abreiſe von Hohenheim zu drängen, und als dies mißlungen war, appelirte ſie geradezu an die Maſſen.

Dieſelben Leute, welche ſonſt immer außerordentlich tolerant, ja vielleicht ſogar niedrig gefällig gegen die Launen und Schwachheiten des

Fürſten geweſen waren, ſprachen jetzt und überall und beſonders an öffentlichen Orten ihre tugendhafte Entrüſtung über das traurige Verhältniß des Fürſten zu der ſpaniſchen Dirne, wie ſie Mola zu nennen beliebten, aus, und ſchürten ſo die Erbitterung und den Haß, welche das Volk ohnedies gegen Mola hegte, noch mehr an.

Zu gleicher Zeit ſprengten ſie das Gerücht aus, die ſo beliebte Fürſtin ſei im höchſten Grade unglücklich über dieſe neue Verirrung ihres Gemahls, und wolle an den benachbarten ihr verwandten Hof reiſen.

Sogar den auf weiten Reiſen begriffenen Kronprinzen ließ dieſe Partei mit Einem Male äußerſt gefährlich erkranken, um nur die Verwirrung und Unruhe und Gerüchte zu vermehren.

So bearbeitet wie das Volk nun war, bedurfte es nur eines zündenden Funkens und ſein Unwille mußte ſich tobend und lärmend Luft machen, denn die öffentliche Aufregung war beinahe ſo groß, als wenn die Biertaxe um einen Kreuzer erhöht worden wäre. Dieſer zündende Funke ſollte auch nicht mehr lange ausbleiben.

Mola lebte unterdeſſen herrlich und in Freuden weiter. Sie hatte ſich einen förmlichen kleinen Hof gebildet, zu welchem außer dem ſehr begünſtigten Oberlieutenant Birnbaum auch ein junger Pole gehörte, der ſich wirklich in einer eigenthümlichen Lage befand. Er hatte nämlich in Hohenheim nichts mehr zu thun und wollte gerne abreiſen; aber unter den verſchiedenartigſten Vorwänden wurde ihm immer ſein Paß zurückgehalten.

Die Auflöſung dieſes Räthſels lag darin, daß der junge ſchöne Pole der Tänzerin gefiel und daß Mola geſchickt genug zu intriguiren wußte, um ihm den Paß verweigern zu laſſen und ſo an Hohemheim zu feſſeln.

Unterdeſſen drang Mola fortwährend in den Fürſten ihr das verſprochene Indigenat und den Grafentitel zu verleihen.

Der Fürſt ſchob die Erfüllung dieſes Verſprechens von Tag zu Tag hinaus, denn er ahnte es, daß dieſer Gegenſtand zu einem vollſtändigen eclatanten Bruche mit ſeinem Miniſterium, das ihm ſchon ſeit einiger Zeit in Oppoſitionshaltung gegenüberſtand führen, könne, und er war doch noch nicht ganz mit ſich über ſein zukünftiges Verhalten im Klaren.

Mela konnte indeſſen den Tag nicht erwarten, an welchem ſie ſich Frau Gräfin ſchelten laſſen durfte; ſie hatte, ſchon auf das ſilberne Geſchirr, das ſie ſich gekauft hatte die neunzackige Grafenkrone graviren laſſen. Erreichte ſie nun ihr Ziel nicht, ſo hatte ſie ſich furchtbar blamirt.

Sie drang daher ſo lang in den Fürſten, bis er verſprach ihre Sache in der nächſten Staatsrathsſitzung vorzubringen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Prügeln will nicht enden.

Ganz Hohenheim wurde außer durch die Gerüchte und Anecdoten über die Tänzerin Mola Lontes, plötzlich auch noch durch ein großartiges Ballfeſt auf Subſcription, welches die excluſive Ariſtokratie veranſtaltete, in Bewegung geſetzt.

Man war dabei mit der ängſtlichſten Etikette zu Werke gegangen. Kein Menſchenkind, welches nicht mindeſtens ſechszehn Ahnen zählte, ſollte die Atmoſphäre durch ſeinen plebejiſchen Athem verpeſten, und die Unterhaltung des Vollblutadels beeinträchtigen.

Mola hatte auch von dieſem Balle gehört, und ſogleich in ihrem Innern beſchloſſen, demſelben à tout prix beizuwohnen, da ſie ſich ja doch ſchon als Gräfin betrachtete, wenn auch die Diplome noch nicht ausgefertigt waren.

Sie theilte jedoch Niemandem etwas von dieſem Entſchluſſe mit, da ſie mit Recht die energiſchen Gegenvorſtellungen, die man ihr machen würde, fürchtete.

Der verhängnißvolle Abend war gekommen, und Mola hatte eine ſehr reiche und geſchmackvolle Toilette gemacht. So erwartete ſie nun den Oberlieutenant Birnbaum und den jungen Polen, die ſie gewöhnlich um dieſe Zeit beſuchten, und von denen ſie ſich auf den Ball begleiten und auch nöthigenfalls beſchützen laſſen wollte.

Faſt gleichzeitig traten die Erwarteten ein, und waren ſehr erſtaunt über den ungewöhnlichen Putz, in welchem ſie die Tänzerin antrafen.

„Schöne Mola,“ ſagte der Oberlieutenant, „Sie ſtrahlen ja heute in königlichem Glanze, dieſe Diamanten in ihrem ſchwarzen Haare glänzen, wie Sterne am dunklen Nachthimmel; was haben Sie denn heute eigentlich vor, gegen welche Herzen wollen Sie denn den Feldzug eröffnen?“

„Ich gehe auf den Adelsball," ſagte die Tänzerin kurz und leichthin.

„Nicht möglich!" rief der Oberlieutenant erſtaunt, „ſind Sie denn eingeladen?"

„Wie Sie doch nur ſo albern fragen können, lieber Birnbaum, wenn ich eingeladen wäre, würde ich doch gewiß nicht hingehen."

„Aber, theuerſte Mola, wenn Sie nicht eingeladen ſind, ſo wird man Ihnen zuverläßlich den Eintritt verweigern," ſagte der junge Pole.

„Mir den Eintritt verweigern?" rief Mola mit zornfunkelnden Augen und der bloſe Gedanke daran, trieb ihr alles Blut in das Geſicht, „mir den Eintritt verweigern? Den möchte ich ſehen, der das wagen dürfte!"

„Um Gottes Willen Mola," ſagte Birnbaum, „ſtehen Sie von Ihrem Entſchluſſe ab, denn er führt unfehlbar zu Skandal und Händeln."

„Ich gehe hin," erwiderte Mola, „und Sie, meine Herren, werden mich begleiten."

„Ich, um keinen Preis," ſagte Oberlieutenant Birnbaum, „denn es widerſtrebt meiner Ehre, mich in eine Geſellſchaft eindrängen zu wollen, die mich nicht geladen hat.“

„Ich gehe auch nicht,“ ſagte der junge Pole, Birnbaum's Abſicht, die Tänzerin durch die Weigerung, ſie zu begleiten, von der Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten, verſtehend und darauf eingehend.

Alles war jedoch vergebens.

„Nun wohl, meine Herren, ſo gehe ich allein hin, erkläre Sie aber hiermit für elende Feiglinge, die ſich vor einem Rencontre mit ein paar adeligen Herren fürchten, und bitte Sie, wenn Sie mich heute wirklich nicht begleiten wollen, mich auch künftighin mit Ihrer Gegenwart nicht zu beläſtigen.“

„Aber, theuerſte Mola!“

Mola klingelte und ſagte zu der Kammerfrau, die darauf eintrat:

„Meinen Mantel, Marie, und ſage, der Wagen ſoll vorfahren.“

Oberlieutenant Birnbaum kannte Mola zu gut, um nicht zu wiſſen, daß jetzt nichts mehr in der Welt im Stande ſei, Mola von dem

Entſchluſſe, dieſen unglücklichen Ball zu beſuchen, abwendig zu machen. Er hielt es daher doch für ſeine Pflicht, ſie dahin zu begleiten, um ſie bei dem Skandale, der unbedingt erfolgen mußte, wenigſtens ſo viel als möglich vor Mißhandlungen zu ſchützen. Daher lenkte er jetzt geſchickt genug ein.

„Mola,“ ſagte er, „ich wollte Sie durch meine Weigerung, Sie zu begleiten, von Ihrem unglückſeligen Vorhaben abbringen.“

„Welche grenzenloſe Eitelkeit, ſich ſo etwas einzubilden. Sie glauben wohl, ich fürchte mich allein!“

„Das nicht; aber ich meinte … doch genug, mein Plan iſt mißlungen, und ich bin allerdings bereit, Sie zu begleiten.“

„Ich war derſelben Anſicht,“ ſagte der Pole „und folge auch jetzt dem Beiſpiele des Oberlieutenants.“

„Schön, meine Herren,‘, ſagte Mola, „aber es kömmt jetzt noch ſehr darauf an, ob ich nun Ihre ſpätgefaßten Entſchlüſſe annehmen will.“

Bei dieſen Worten trat die Kammerfrau mit dem Mantel ein, und meldete, daß angeſpannt ſei.

„Um Gotteswillen, laſſen Sie uns mitfahren, Mola,“ ſagte jetzt Birnbaum dringend.

„Nun, meinetwegen,“ ſagte die Tänzerin, „diesmal ſoll noch Gnade für Recht ergehen.“

Damit hüllte ſie ſich in ihren Mantel, und ſchritt die Treppen hinunter nach ihrem Wagen.

Der Saal, in welchem das Adelsballfeſt ſtatt fand, war glänzend erleuchtet und ſchon ziemlich gefüllt. Das Orcheſter ſpielte die Introduction zu der erſten Françaiſe, und an der Eingangsthüre ſtanden ein paar junge männliche Mitglieder der crême de la crême der Geſellſchaft in Schuhen und Strümpfen, den Claque unter dem Arm und den Galanteriedegen mit elfenbeinernem Griffe an der Seite. In einem Knopfloche ihres Frackes trugen ſie eine blaue Schleiſe als Abzeichen des Comité’s.

Ein Wagen rollte vor das Portal, und dienſteifrig ſprangen die jungen Feſtordner herbei, um die Dame galant aus dem Wagen zu heben, ihr Mantel und Tücher abzunehmen, und ſie dann in den Saal zu führen.

Aber, wer beſchreibt ihr Entſetzen, als ſtatt irgend einer erwarteten ariſtokratiſchen Schönheit die berüchtigte Tänzerin mit graziöſem Lächeln aus dem Wagen ſtieg, Mantel und Shwals abwarf, und ganz unbefangen auf die Eingangsthüre zueilte. Hinter ihr waren der Oberlieutenant Birnbaum und der junge Pole aus dem Wagen geſtiegen, und eilten ihr jetzt raſch nach.

Glücklicherweiſe hatte ſich noch einer der Feſtordner raſchgefaßt, bevor das Allerheiligſte dieſes ariſtokratiſchen Freudentempels durch den kecken Fuß der Tänzerin noch entweiht war.

Schnell entſchloſſen, vertrat er ihr den Weg zu der Thüre. „Ihre Einladungskarte, mein Fräulein, wenn ich bitten darf,“ ſagte er höflich, aber feſt.

„Ich beſitze keine,“ ſagte Mola kurz.

„Dann muß ich unendlich bedauern, Ihnen den Eintritt nicht geſtatten zu dürfen.“

„Mein Herr, wiſſen Sie, wer ich bin?“

Obwohl der Feſtordner dies ſehr gut wußte, ſo ſagte er doch: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Nun wohl, ſo will ich es Ihnen ſagen; ich bin die Gräſin Mola Lontes.“

„Ich kenne keine Gräfin dieſes Namens, wohl aber eine Tänzerin, die noch dazu in ſehr ſchlechtem Rufe ſteht.“

Das war zu arg. Mola ſagte kein Wort darauf, ſondern gab dem Feſtordner eine Ohrfeige, ſchob ihn dann raſch bei Seite und trat in den Saal.

Ihre Begleiter folgten ihr.

Unterdeſſen hatte der Wortwechſel an der Thüre ſchon Aufſehen erregt und den Tanz geſtört.

Jetzt, als Mola mit ihren Begleitern ſo gewaltſam hereinſtürmte, verſtummte die Muſik, und die ganze Françaiſe ſtob auseinander.

Die Damen flüchteten ſich alle in die äußerſten Ecken des Saales, während die Herren nach der Thüre zuſtrömten, um zu ſehen, was es gebe.

Unterdeſſen war auch der mißhandelte Feſtordner wieder mit zornglühenden Wangen in den Saal getreten, und erzählte den ihn Umdrängenden die Veranlaſſung und den ganzen Hergang des Streites.

Alles gab ihm, wie natürlich, Recht. Ein allgemeiner Ausruf der Entrüſtung erfüllte die Luft und man bedeutete Mola und ihre Begleiter, noch einmal allen Ernſtes das Feld zu räumen.

Die Letzteren waren auch dazu vollkommen bereit, und ſuchten auch die Tänzerin dazu zu bereden, jedoch vergeblich.

Mola ſtand kühn und ſtolz in dem lärmenden und tobenden Kreiſe, der ſich um ſie gebildet hatte, und ſagte entſchloſſen nur das Eine Wort: „Ich bleibe.“

Da erfaßte ſie der Feſtordner, den ſie früher geſchlagen hatte, am Arme, und ſuchte ſie mit Gewalt zur Thüre hinauszuführen.

Sie wehrte ſich mit Händen und Füßen und Zähnen, wie eine Verzweifelnde.

Jetzt hielten es der Oberlieutenant Birnbaum und der junge Pole auch für ihre Pflicht, ihrer Dame beizuſtehen.

Aber der erſte Verſuch dazu war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, in welchem

Mola's Partei natürlich den Kürzern ziehen mußte.

Mola war ſchon beinahe zur Thüre hinausgedrängt; ſie hielt ſich nur noch mit krampfhafter Gewalt an der Thürklinke feſt.

Da zog einer der Herren ſeinen Galanteriedegen und gab ihr mit demſelben einen ſcharfen Hieb über die Hand, ſo daß ſie den Thürgriff loslaſſen mußte.

Wir können dieſe That einem wehrloſen Frauenzimmer gegenüber allerdings für kein großes Heldenſtück erklären.

So wie Mola von dem Schmerz des Hiebes überwältig die Hand auch nur einen Augenblick zurückgezogen hatte, war ſie aus dem Saale gedrängt, und ehe ihre Begleiter ſich nur aus dem Handgemenge, in welches ſie ſelbſt verwikkelt waren, losmachen konnten, war die Tänzerin von ſtarken Armen in ihren Wagen gehoben worden, und der Kutſcher hatte alle Mühe, die Pferde, die man durch Stöße und Schläge ſcheu gemacht hatte, und die durchzugehen drohten, zu bewältigen.

Mola lag mehrere Tage an den Folgen dieſes Abends krank darnieder, und als ſie wieder geſund war, überraſchte ſie die angenehme Nachricht, daß ſowohl ſie und ihre Begleiter, als auch Mehrere von der Gegenpartei in Folge dieſes Rauferceſſes zu ein- bis zweitägigem geſchärftem Arreſte, das heißt: bei Waſſer und Brod verurtheilt worden ſeien.

Doch ſtand den Verurtheilten noch die Appellation, an die Gnade des Fürſten offen, und ſo iſt denn nicht zu bezweifeln, daß Mola und ihr Oberlieutenant Birnbaum an den Tagen, wo ihre Gegner bei Waſſer und Brod eingeſperrt wurden, Champagner tranken, Faſanen aßen und ſpazieren ritten.

Uebrigens ſoll der Fürſt in Folge dieſer verſchiedenen Auftritte den Befehl erlaſſen haben, daß keine Behörde mehr irgend eine Klage gegen Madame Mola Lontes annehmen ſolle.

Dieſe letzte Scene hatte, obwohl ſie eigentlich nur die excluſive Ariſtokratie betraf, doch merkwürdigerweiſe das Volk ungemein gegen die Tänzerin erbittert, und die kirchliche Partei trug das Ihrige bei, dieſe Erbitterung durch Gerüchte, Pamphlete und Karricaturen zu ſchüren.

Als Mola gänzlich wieder hergeſtellt war, kam eines Tages der Daguerrotypiſt, den ihr Maulbach zuzuſchicken verſprochen hatte, und nahm ihr Portrait auf.

Nicht lange darauf brachte ihr Maulbach ein nach dem Daguerrotypbilde ſehr fleißig ausgearbeitetes Bruſtbild.

Mola betrachtete es einige Augenblicke, dann ſchnitt ſie mit einer großen Papierſcheere, die ſie von ihrem Schreibtiſche nahm, quer durch dasſelbe durch.

„Aber um Gottes Willen, mein Fräulein, was thun Sie da? Seiner Durchlaucht hat das Bild ſehr wohl gefallen, und ſie geruhten mir, Ihr allerhöchſtes Wohlgefallen über die große Aehnlichkeit in äußerſt ſchmeichelhaften Worten zu erkennen zu geben.“

„Meinetwegen mag es dem alten Fürſten gefallen oder nicht. Mir gefällt die Kleckſerei nicht.“

„Aber, mein Fräulein . . .

„Was ſoll ſo ein Bruſtbild? Können Sie mich nach dem Daguerrotype nicht in Lebensgröße malen?"

„O gewiß! mein Fräulein, wenn Sie es wünſchen, und wenn Seine Durchlaucht darein willigt, was ich jedoch bezweifle, da Ihr Portrait dann nicht zu den übrigen einer gewiſſen Gallerie paſſen würde."

„Ei! was kümmert mich das Alles. Hören Sie zu, was ich für ein Bild haben will. Sie malen mich in Lebensgröße mit einem ſchweren Mantel von purpurnem Sammt über die Schultern und einem Diamantdiadem in den Haaren. Hinter mir müſſen zwei Pagen ſichtbar ſein, und zwar in der Pagentracht dieſes Hofes, welche mir die Schleppe tragen."

„Aber mein Fräulein, das iſt ja ganz unmöglich; ich bin Hofmaler und muß ja als ſolcher wiſſen, daß ich nur die Fürſtin ſelbſt in dieſem Aufzuge und mit Pagen, die ihr die Schleppe tragen, malen darf."

„Ich will es und damit Baſta!" ſagte die Tänzerin. „Sie ſind entlaſſen."

Der Künſtler ging in ſeiner Verlegenheit zu dem Fürſten und theilte ihm das Schickſal ſeines ſchönen Bruſtbildes und das Begehren Molas mit. —

„Um Gotteswillen, mein lieber Maulbach,“ ſagte der Fürſt; „ſuchen Sie Mola von dieſem Gedanken abzubringen; ich ſelbſt kann es nicht; ich habe weniger Macht über ſie, als jeder Andere.“

Wie ſich die Sache mit dem gemalten Purpurmantel und den Pagen weiter entwickelte, darüber ſchweigt die Geſchichte; wir berichteten ſie nur als einen neuen Beweis für den beinahe ans Wahnſinnige ſtreiſenden Ehrgeiz und die ungeheure Eitelkeit, die ſich Mola's ſchon bemächtigt hatte.

Indeſſen ſollte ſie doch manche Demüthigungen erfahren.

Der Putzwaarenhändler, von welchem ſie ihren Bedarf zog und dem ſie ſchon eine bedeutende Summe ſchuldete, war der erſte und eleganteſte in der Stadt, und die Fürſtin und der ganze weibliche Hof pflegten bei ihm ihre Einkäufe perſönlich zu beſorgen.

Die Kundſchaft der Tänzerin konnte ihm daher nichts weniger als angenehm ſein, denn er mußte fürchten, wenn die Fürſtin zufällig einmal in ſeinem Laden mit der Spanierin zuſammentraf, die Kundſchaft des Hofes zu verlieren. Er dachte daher daran, mit Mola zu brechen.

Er ſchickte daher eines Tages eine quittirte Rechnung an die Tänzerin, mit der Bitte, um ſofortige Bezahlung.

Mola hatte zwar genug Geld, um dieſe ſogleich bezahlen zu können, aber die Dringlichkeit des Kaufmanns ärgerte ſie, und ſie ſchickte daher die Rechnung mit der Bemerkung zurück, ſie werde dieſelbe bezahlen, wenn es ihr beliebe.

Gleich darauf kam der Fürſt zu ihr.

Er war noch keine Viertelſtunde bei Mola, als die Rechnung des Putzwaarenhändlers wieder präſentirt wurde, und zwar mit dem Zuſatze, daß, wenn Madame Mola Lontes dieſelbe nicht alſogleich bezahle, der Kaufmann ſich genöthigt ſehen würde, die Tänzerin noch heute zu verklagen.

Mola war außer ſich.

„Siehſt Du, ſo behandelt man mich in Deinem abſcheulichen, barbariſchen Lande. Wenn ich einen Ball beſuchen will, ſo mißhandelt und verwundet man mich, und, wenn ich eine Rechnung nicht ſogleich bezahlen will, ſo droht man mir mit den Gerichten. Aber ich reiſe morgen ab.“

„Beruhige Dich, mein Engel,“ ſagte Fürſt Chlodwig, „ich will ſelbſt mit dieſem Flegel von Kaufmann reden, und ich gebe Dir mein Wort, daß Du dann Ruhe haben ſollſt.“

Mit dieſen Worten ergriff er ſeinen Hut, und ging geradenwegs in die betreffende Putzwaarenhandlung.

Der Beſitzer derſelben war gerade nicht gegenwärtig, und ſo wandte ſich denn der Fürſt an die Frau deſſelben.

„Ihr Mann,“ ſagte er zu ihr, „hat ſich ſehr grob und dumm gegen die Mola Lontes benommen. Sie ſchuldet ihm ein paar hundert Gulden, und da ſchickt er quittirte Rechnungen und droht mit den Gerichten, wenn ſie nicht ſogleich bezahlen will. Madame Lontes kann und wird bezahlen. Sagen Sie Ihrem Manne, er möge ſie in Frieden laſſen; ich bürge für ihre Schuld. Sagen Sie ihm das, und ſagen Sie ihm noch dazu, daß er ſich ſehr dumm und grob benommen habe. Sagen Sie ihm das."

Damit ſchoß der Fürſt wüthend zum Laden hinaus und kehrte zu der Tänzerin zurück.

Unterdeſſen hatte die Aufregung gegen Mola wirklich einen bedenklichen Grad erreicht und vielfache Symptome ließen auf einen baldigen und gewaltſamen Ausbruch derſelben ſchließen. Dazu ſah der Fürſt voraus, daß die Erörterungen, welche nächſter Tage wegen des Grafentitels und des Indigenats ſtattfinden ſollten, neuen Zündſtoff gewähren dürften.

Unter dieſen Umſtänden hielt er es doch für angemeſſen, ſeine Geliebte unter ſtarker Gensd'armerieescorte, welche Birnbaum befehligte, nach einem benachbarten, an einem reizenden See gelegenen Luſtſchloſſe bringen zu laſſen.

Mola ließ ſich dieſe Verbannung ſehr gern gefallen. Sie ſchickte die Escorte wieder nach Hohenheim zurück, den Befehlshaber derſelben, Oberlieutenant Birnbaum, behielt ſie aber theils zu ihrem Schutze, theils um ſich ihre Einſamkeit erträglicher zu machen, bei ſich zurück.

Bisweilen entriß ſich auch der Fürſt ſeinen drückenden Regierungsſorgen, um nach dem Luſtſchloſſe zu fliegen und der ſchönen Spanierin ſeine neueſten Gedichte vorzuleſen, welche nächſtens im dritten Bande erſcheinen ſollen, und welche ein Hohenheimer Journal mit geſpannter Begierde erwartet, ein Privatvergnügen, das man dieſem Blatte gönnen kann.

Mola war ſchlau genug, ſich während dieſer Vorleſungen durch ſtarke Cigaretten vor dem Einſchlafen zu bewahren, und den dichtenden Fürſten und fürſtlichen Dichter dann mit Lobeserhebungen zu überſchütten.

Das war auch in der That das ſicherſte Mittel, denſelben ganz an ſich zu feſſeln, und ihn allen ihren Einfällen und Launen zu unterwerfen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Miniſterkriſis.

Der Staatsrath war verſammelt und harrte nur noch auf den Fürſten.

Bald trat auch dieſer ein und eröffnete die Sitzung.

Nachdem einige Gegenſtände, die für unſere Erzählung von keinem Intereſſe ſind, verhandelt worden waren, verlangte der Fürſt von dem Miniſter des Innern Bericht über das von Madame Mola Lontes geſtellte und von ihm unterſtützte Geſuch um Indigenats- und Grafentitel-Verleihung.

Herr von Babel hielt auf dieſe Aufforderung hin einen längern Vortrag, in welchem er nachwies daß alle zuſtändigen Behörden die Ertheilung des Indeginats abgelehnt hätten, da es der Dame an allen geſetzlich vorgeſchriebenen Erforderniſſen dazu mangle, da ſie keinen Taufſchein, keine Verhaltungszeugniſſe, keinen Entlaſſungsſchein aus ihrem bisherigen Unterthanenverbande, ja, wie verlautet, nicht einmal einen regelmäßigen Reiſepaß beſitze, und ihr Vorgeben, alle dieſe Papiere in der ſpaniſchen Revolution verloren zu haben, in keiner Weiſe glaubhaft zu erhärten vermöge.

Der Fürſt gerieth durch dieſe beſtimmte Ablehnung von Mola's Geſuch in keine geringe Verlegenheit.

Nach einigen ziemlich gereizten Worten über die traurige Ohnmacht ſeiner fürſtlichen Bevorwortung hob er die heutige Sitzung auf, und fuhr, nachdem er dieſelbe jedoch für morgen wieder zuſammenberufen hatte, nach dem Luſtſchloſſe, wo die Sylphide jetzt hauſte.

„Ah soyez le bienvenu mon prince," rief ihm Mola heiter entgegen. „Nun, wie ſteht's? heute war ja die ſo ſehr erſehnte Staatsrathsſitzung, bringſt Du mir mein Indigenat und meine Adelsbriefe mit?“

„Leider kann ich das noch nicht, mein Engel,“ ſagte der Fürſt offenbar verſtimmt. „Denke Dir, meine Miniſter und Behörden wollen durchaus nicht darein willigen.“

„Dann ſind Deine Miniſter und Behörden gredins, alte dumme Perrücken, und Du mußt ſie fortjagen, das iſt ganz einfach.“

„Was Du doch für eine gewaltſame, energiſche Politikerin biſt, Mola,“ ſagte der Fürſt lachend. „Aber warte nur, das kann ſchon kommen.“

„Ja, und Deine Miniſter und Behörden betrügen Dich und machen ſich über Dich luſtig.“

„Woher weißt Du denn das, Mola? Wenn das wirklich wahr wäre und Du es mir beweiſen könnteſt, ſo würdeſt Du nicht nur mir, ſondern dem ganzen Lande einen großen Dienſt damit erweiſen.“

„Nun wohl,“ ſagte Mola, „ſo will ich es thun, und ſie mögen es ſich ſelbſt zuſchreiben. Warum haben ſie mich gereizt? Höre alſo:“

Nun erzählte ſie dem Fürſten ihre Unterhaltung mit dem Pater Joſepho, die allerdings ganz dazu geeignet war, die Eitelkeit des Monarchen auf die Selbſtſtändigkeit ſeines Herrſchens zu verwunden.

Er ſah durch dieſen Schritt der ultramontanen Partei ein, daß ihn dieſelbe nur als ein Werkzeug in ihrer Hand betrachtete, und ihn auf jede mögliche Weiſe, ſelbſt durch ſeine Fehler und Schwächen, zu gängeln ſuche.

Dieſe Erzählung der Tänzerin entſchied unwiderruflich den Sturz des herrſchenden Syſtems.

„Ich danke Dir, Mola," ſagte der Fürſt, als ſeine Geliebte mit ihrer Erzählung zu Ende war; „ich danke Dir, daß Du mir über das Treiben dieſer frechen, herrſchſüchtigen Prieſter die Augen geöffnet haſt. Aber ihr Einfluß ſoll am längſten gedauert haben, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

Wüthend und voll von Plänen die widerſpenſtigen Miniſter und Prieſter zu demüthigen, fuhr der Fürſt ſogleich in die Reſidenz zurück.

Der Fürſt war noch nicht lange fortgefahren, als der Tänzerin gemeldet wurde, drei altmodiſch und ärmlich gekleidete bejahrte Männer wünſchten ſie zu ſprechen.

„Was mag das wieder ſein," ſagte Mola unmuthig; „man hat doch auch nicht einen Augenblick Ruhe. Laß ſie immerhin herein Marie!"

Die Kammerfrau ging und führte nach einigen Augenblicken drei Männer ein, auf deren ganzem Weſen der centnerſchwere Druck laſtete, den ein mühſeliges unbekanntes kummervolles Leben auf das Gemüth hervorbringt.

Mit ſcheuer Verwunderung ſahen ſie ſich in dem glänzend eingerichteten Zimmer um, und mit beinahe heiliger Erfurcht blickten ſie die nichts weniger als heilige Tänzerin an, die reich aber nachläßig gekleidet auf einem Sopha lag und ſich eine Weile ſtillſchweigend an der Verblüfftheit ihrer ſonderbaren Gäſte ergötzte.

Mola war aber eigentlich von Natur gut — „doch das ſind ſie alle" — und ſo brach ſie denn nach wenigen Augenblicken das für ihre Beſucher ungemein peinliche Stillſchweigen mit den freundlich geſprochenen Worten:

„Nehmen Sie Platz, meine Herren, und ſagen

Sie gütigſt, welchem Umſtande ich die Ehre Ihres Beſuches zu verdanken habe.“

Derjenige, welchen das Loos zum Wortführen beſtimmt hatte, räusperte ſich mehrere Male in ſichtbarer Verlegenheit und drehte ſeinen breitkrämpigen Filzhut mit immer ſteigender Geſchwindigkeit zwiſchen ſeinen Fingern herum.

Endlich ließ er ſich leicht auf die Kante eines Stuhles nieder und begann ſchüchtern:

„Sehen Sie, gnädige Frau, wir ſind Schullehrer aus dem gebirgigen Hochlande. Wir haben ſehr knapp zu leben und mancher von uns hat eine große Familie zu ernähren. Sehen Sie, wir ſind ſchon oft genug bei der Regierung und den Ständen um eine Verbeſſerung unſers Gehalts eingekommen, aber es hat halt bis jetzt Alles nichts genutzt. Da haben wir gehört —“ hier ſtockte der Redner lange, und ſuchte offenbar nach Worten die die Dame nicht verletzen konnten, — „da haben wir gehört, daß Gott Ihnen einen ſo großen Einfluß auf das Gemüth unſeres allergnädigſten Monarchen verliehen habe, und haben uns in unſerem ſchlichten Sinne gedacht, daß unſere Bitte vielleicht ein günſtigeres Gehör finden würde, wenn Sie ein paar Worte dafür fallen laſſen möchten, und darum haben wir uns unſerer drei aufgemacht, um Ihnen unſere Sache demüthigſt vorzutragen.“

Sichtbar froh, ſeine Rede angebracht zu haben ſchwieg jetzt der alte Schulmeiſter.

Die Tänzerin hatte mit unverkennbarer Theilnahme zugehört, denn erſtens ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß man ihr ſo viel Einfluß zuſchrieb, und zweitens brachte der ſchlichte ungekünſtelte Ton des Alten wirklich einen mächtigen Eindruck auf ſie hervor.

„Nun und wie viel bekömmt denn ſo ein Schullehrer im Gebirge?“ fragt ſie.

„Hundert und zwanzig Gulden des Jahres und freie Wohnung“ ſagte der Alte, „aber das ſind ſchon die Glücklichſten. Mancher bekömmt nicht einmal achtzig und davon ſoll er vielleicht ſechs bis acht Kinder ernähren. Und ein ſaures Brod iſt es auch gnädige Frau, das dürfen Sie uns glauben, ſich ſo ſein ganzes Leben mit den wilden Rangen herum zu placken.“

„Hundert und zwanzig Gulden das ganze lange Jahr hindurch,“ ſagte Mola, die von einer ſolchen Noth bis jetzt noch keinen Begriff gehabt hatte, „und dazu noch ſechs bis acht Kinder zu ernähren, das iſt ja gar nicht möglich. Gewiß, gewiß arme Leute, euch muß geholfen werden.“

Die drei Schulmeiſter ergoſſen ſich in Dankſagungen, Mola aber klingelte ihrer Kammerfrau, und befahl derſelben, Wein und Erfriſchungen auftragen zu laſſen.

Die armen Schulmeiſter, die vielleicht in ihrem ganzem Leben noch keinen Tropfen Wein getrunken hatten, machten erſt große Augen und ließen ſich lange nöthigen, endlich griffen ſie aber doch herzhaft zu. Mola betrachtete lächelnd dieſes intereſſante Bild.

Es war ein tief wehmüthiger und demüthigender Anblick dieſe fremde Pirouettenkünſtlerin die armen Lehrer des Volkes, die ſich um ihre mächtige Fürſprache zu bewerben gekommen waren, mit ausgeſuchten Delicateſſen bewirthen zu ſehen. Der ſchwerſte, der heiligſte, der wichtigſte Beruf lag in den Händen dieſer Männer, und ſie hatten ihr ganzes Leben hindurch gedarbt, und waren verdammt weiter zu darben, während die leichtfüſſige Sylphide ihr ganzes Leben hindurch geſchwelgt hatte und beſtimmt war, weiter zu ſchwelgen, ſo lange ihre Sinne noch des Genuſſes fähig waren.

Mit den Verſicherungen eifriger Fürſprache und reichlich beſchenkt, verließen endlich die drei Schulmeiſter unter fortwährenden Betheuerungen des heißeſten Dankes die Wohnung der Tänzerin.

Am nächſtem Morgen hielt der Fürſt die zweite Staatsrathsſitzung, war aber hinſichtlich des Gegenſtandes, der ihm jetzt am meiſten am Herzen lag, in derſelben eben ſo unglücklich wie in der erſten. Die Miniſter weigerten ſich einſtimmig die Indigenatsertheilung und das Adelsdiplom zu unterſchreiben. Die Sitzung führte zu keinem Reſultate und wurde unter ziemlich ſtürmiſchen Reden aufgehoben.

Das Miniſterium war jetzt zu der vollen Ueberzeugung gekommen, daß es, für den Augenblick wenigſtens, verloren war. Es war ſo lange es beſtand, unpopulär geweſen; jetzt bot ſich die ſchönſte Gelegenheit dar, mit Popularität abzudanken, was ſehr viel werth war, da es ein ſpäteres Wiederergreifen des Ruders, welches man keinen Augenblick aus den Augen verlor, ungemein erleichtern mußte.

Die Lage des Miniſteriums war in der That in dieſem Augenblicke eine eben ſo entſchieden günſtige, als die des Fürſten eine entſchieden ungünſtige.

Das Miniſterium hatte ſowohl den Adel als auch das Volk für ſich; den Adel, der ſich durch die Ertheilung eines Grafendiploms an eine Tänzerin von ſo äußerſt zweideutigem Rufe ſehr verletzt gefühlt hätte, weil er die abtretenden Staatsmänner, als Märtyrer für die Reinerhaltung ihres Standes betrachtete und das Volk, weil es die verhaßte Spanierin doch immer, als erſte Urſache zu dem Sturze des bisher allerdings nicht viel weniger verhaßten Miniſteriums betrachtete.

In einigen der excluſiv ariſtokratiſcheſten Kreiſen wurden nun raſch Verſammlungen gehalten, in welchen man beſonders diejenigen Männer, von welchen man glaubte, daß möglicherweiſe die neue Wahl des Monarchen auf ſie fallen könne, dahin zu beſtimmen ſuchte, die betreffenden Stellen auszuſchlagen, um ſo den Fürſten zu zwingen, den eingeſchlagenen Weg der freiſinnigen Reformen bald wieder zu verlaſſen und ſeine abgetretenen Rathgeber von Neuem zu Gnaden aufzunehmen.

Ja, in einem der fanatiſchſten Adelskreiſe wurde ſogar eine Art von Verruf — nach Art der Studentenverrufserklärungen gegen unverſchämte Wirthe und Pferdephiliſter — gegen denjenigen Adeligen ausgeſprochen, welcher ſich ſo weit vergeſſen ſollte, eine in Folge dieſer Vorgänge erledigte Stelle anzunehmen.

Um allen dieſen Intriguen die Krone aufzuſetzen, verſammelten ſich ſämmtliche Miniſter in dem Hauſe des Miniſters des Innern, Herrn von Babel, und unterzeichneten dort ein Geſammtgeſuch um Entlaſſung aus ihrem Aemtern.

Die Art und Weiſe wie dieſes geſchah, macht jenes Document zu einem in der ganzen Geſchichte beiſpiellos daſtehenden.

Es war in dieſem Documente von dem Männern des Stillſtandes, ja ſogar des Rückſchrittes, von den conſervativſten aller Conſervativen geradezu an die Maſſen appellirt, ein Manöver, welches ſie doch immer ihren Gegnern, den Liberalen und Radicalen, vorwarfen.

Der Zuſtand des Fürſtenthums wurde als ein äußerſt beunruhigender dargeſtellt; das Volk, hieß es, ſei aufgeregt, ſelbſt die Verläßlichkeit des Militärs wurde in Zweifel geſtellt, und das ſollte Alles die Folge einer reinen Privatneigung des Fürſten für eine ſpaniſche Tänzerin ſein; ein naives Eingeſtändniß, womit dieſe Herren ihrer Staatsweisheit und bisherigen Wirkſamkeit eben kein allzuglänzendes Zeugniß ausſtellten.

Allerdings war das Volk etwas aufgeregt, allein, das war gerade in Folge ihrer eigenen Intriguen und Machinationen geſchehen, während ſie dieſe künſtliche Aufregung jetzt als etwas aus dem Volke ſelbſt und den Ereigniſſen Hervorgegangenes hinſtellen wollten.

Hatte doch ein ultramontaner Prieſter die Frechheit ſo weit getrieben, nach dem Beiſpiele eines benachbarten großen und bigotten Hofes, Gebete für die Erleuchtung und Bekehrung eines verirrten Greiſes im Fürſtenthume Hohenheim ſelbſt anſtellen zu laſſen.

Als Fürſt Chlodwig das Abdankungsſchreiben geleſen hatte, ſtampfte er, wie es ſeine Art war, heftig auf den Boden; dann ſetzte er ſich hin, und ertheilte Herrn von Babel ſchriftlich ſeinen vollſtändigen Abſchied, den übrigen Miniſtern aber Urlaub auf unbeſtimmte Zeit und zwar ſchriftlich mit folgenden Worten:

„Wir Chlodwig Fürſt von Gottesgnaden Hohenheims ſeiend, erwägend ſtets unſerer Unterthanen Wohl, freierer Richtung uns hinzugeben beſchloſſen, Ungebürniſſe nicht zu dulden geſonnen, wie folgt beſtimmen hiermit u. ſ. w. u. ſ. w.“

Ja, man verſichert ſogar Fürſt Chlodwig habe ſeinen Unwillen gegen den Haupträdelsführer dieſer Intrigue, den ehemaligen Miniſter des Innern, Herrn von Babel in einem Gedichte Luſt gemacht, aus welchem wir folgende prächtige Apoſtrophe anführen können, ohne jedoch die Aechtheit desſelben verbürgen zu wollen:

Was, Du willſt die Delores
Und Chledwig lehren Mores?
Nie Aehnliches Erlebter,
Nie Liebedurchgebebter,
Unklugen, frech zu prahlen,
Gefahren auszumalen,
Weg haſt Du auserwählt;
Dich haß ich gleich der Spinne
Feſt ſteht's in Chledwig's Sinne:
Die Hohenheimer Minne,
Hört nur im Tode auf.

Konnte übrigens die Ueberſendung jenes wirklich alle Grenzen überſchreitenden Abdankungsſchreibens an den Fürſten noch durch eine augenblickliche Aufregung, welche ſo gediente Staatsmänner freilich auch zu beherrſchen wiſſen ſollten, entſchuldigt werden, ſo beweiſt, die offenbar nur durch Verletzung des Amtsgeheimniſſes mögliche, unglaublich raſche Verbreitung desſelben in Tauſenden von Abſchriften und Lithographieen unter alle Stände, die offenbare, böswillige Abſichtlichkeit, das lauteſte Appelliren an die Maſſen.

An allen öffentlichen Orten, in allen Kaffe- Wein- und Bierhäuſern lagen mehrere Copieen dieſes Documentes aus, die natürlich mit der ſcandalſüchtigen Begierde, die dem hohen und niederen Pöbel eigenthümlich iſt, geleſen oder vielmehr verſchlungen wurde. Dieſes Document beſchwor auf dieſe Art eigentlich erſt die Aufregung, von welcher es als ſchon vorhanden ſprach, und war durch ſeine Veröffentlichung geradezu ein revolutionärer Schritt geworden.

Als der Fürſt ſogleich mit Eifer an die neue Organiſation der Verwaltung im liberalen Sinne ging, thürmten ſich ihm von allen Seiten Schwierigkeiten entgegen, die er nicht erwartet hatte.

Mehrere Männer, denen er die erledigten Portefeuilles anbot, ſchlugen dieſelben aus; es war förmlich als ob Niemand mehr Miniſter werden wollte, ſo wirkſam waren die Intriguen des Adels und der Prieſter geweſen.

Der Fürſt ließ ſich indeſſen durch alles das nicht irre machen; die Amtsentſetzungen nahmen ihren regelmäßigen Verlauf nach abwärts zu, die Creaturen der Miniſter mußten ihren Herren folgen.

Einige ultramontangeſinnte Profeſſoren der Univerſität, hatten eine Beifallsadreſſe an die abgetretenen Miniſter wegen jenes Documentes erlaſſen. Börres, der ehemalige Jacobiner hatte an der Spitze dieſer Demonſtration geſtanden, deren Folge eine augenblickliche Entlaſſung der dabei Betheiligten war.

Durch dieſes energiſche Verfahren gewann der Fürſt ſich immer mehr und mehr das Vertrauen der Beſſergeſinnten, und die Rückſchrittspartei, welche durchaus einen Ausbruch haben wollte, mußte daher eilen, wenn es damit nicht zu ſpät werden ſollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Mola und die Preſſe.

Hatte Mola ſchon in Paris, nach ihrem unglücklichen Debüt an der großen Oper unangenehme Händel mit den Journalen, ſo ſollte dies in ihrer neuen jetzigen Stellung, welche durch den Einfluß, den ſie auf die Politik auszuüben ſchien, in der That eine die Preſſe herausforderende war, in noch viel größerem Maßſtabe der Fall ſein.

Dazu kam noch, daß Fürſt Chlodwig, ſeitdem er die Entlaſſung ſeines ultramontanen Miniſteriums angenommen und ſomit die Bahn des Fortſchrittes betreten hatte, nothwendiger Weiſe auch der Preſſe eine größere Freiheit geſtatten mußte.* Nicht nur die inländiſchen Journale nahmen einen lebhafteren und freieren Aufſchwung, ſondern auch die beſchränkenden Beſtimmungen, welche rückſichtlich der Einfuhr von fremden Blättern beſtanden, wurden aufgehoben oder doch modificirt. Sogar diejenigen Blätter, welche das mehrerwähnte Entlaſſungsgeſuch der Miniſter abgedruckt hatten, ſollen ungehindert nach Hohenheim gebracht worden ſein.

Wann wird doch endlich die große Stunde der vollkommenen Preßfreiheit ſchlagen? Wann werden die Fürſten und Mächtigen einſehen, daß die freie Preſſe in ſich ſelbſt das Gegengift gegen die freche und zügelloſe Preſſe trägt? Jetzt müſſen wir noch wie Bettler jeden Brodſamen einer freieren Preßbewegung, der uns unwillig von dem Tiſche eines Fürſten aus zugeworfen wird, demüthig und dankend aufheben, während wir berechtigt und zwar geſetzlich berechtigt ſind, vollkommene Preßfreiheit zu verlangen, während ein darauf ſich beziehender Paragraph in die Verfaſſungsurkunde faſt aller unſerer conſtitutionellen Staaten aufgenommen worden iſt. Desormais la charte sera une verité! Dieſes Wort werden wir erſt an dem Tage ausrufen können, an welchem vollſtändige Preßfreiheit proclamirt wird.

Die liberale Preſſe zeigte ſich jetzt bei dieſen Begebenheiten in Hohenheim in ihrem vollen Glanze. Wir wollen es nicht verkennen, daß es eine politiſche Nothwendigkeit geworden ſein mag, die Reſultate jener der liberalen Partei günſtigen Sinnesänderung des Fürſten Chlodwig auszubeuten, und denſelben gegen die zügelloſen, das Privatleben eines Monarchen antaſtenden Angriffe der hierarchiſchen Partei in Schutz zu nehmen, aber wir hätten doch gewünſcht, daß ſich in den liberalen Zeitungsjubel wenigſtens Eine Stimme gemiſcht hätte, die darauf hindeutete, wie demüthigend es für eine Nation ſei, politiſche Fortſchritte den Pirouetten und Rondes de jambe einer fremden Tänzerin zu verdanken. Und fürwahr; iſt es nicht entſetzlich niederſchlagend, zu ſehen, wie ein Miniſterium ſich gegen die energiſcheſte Kammeroppoſition und gegen den Unwillen eines ganzen Volkes hält, um dann von dem leichten Fächerſchlage einer liebenswürdigen Courtiſane geſtürzt zu werden? Neu iſt dieſe Geſchichte freilich nicht mehr, aber deßhalb um nichts weniger traurig.

Wir wollen damit das abgetretene Miniſterium durchaus nicht in Schutz nehmen; es hat namentlich durch ſeinen letzten Schritt bewieſen, daß es ihm eigentlich nie um etwas Anderes zu thun geweſen iſt, als um ſeine eigene Herrſchaft und Geltung und höchſtens noch um die ſeiner Partei. Aufrichtig geſtanden gönnen wir einer Verwaltung, die ſo lange ſie beſtanden hat, unpopulär geweſen iſt, dieſen Rückzug nicht, der ſie bei der oberflächlich urtheilenden Maſſe erſt populär machte.

Aber eben ſo wenig können wir mit den Stimmen Chorus machen, welche nun mit Berſerkerwuth über die Gefallenen herſtürzen, um den todten Löwen, den ſie doch hatten fürchten müſſen, nun feige Fußtritte zu geben, während ſie die neuaufgehende Sonne des Fortſchrittes mit rauſchenden Lobpſalmen begrüßen.

Dieſe Herren ſind doch in der That nicht im Mindeſten eckel; es liegt ihnen nur daran das zu erhalten, was ſie wünſchen; die Art und Weiſe auf welche ſie es erhalten, ſcheint ihnen vollkommen gleichgültig.

Wir müſſen geſtehen, daß wir in dieſer Beziehung anders denken. Ohne die vielverſprechenden Anfänge einer freieren Staatsbewegung, die ſich ſeit wenigen Wochen in Hohenheim regen, verkennen oder gar verdächtigen zu wollen, müſſen wir doch eingeſtehen, daß wir, wenn wir die Urſachen betrachten, durch welche ſie hervorgerufen worden ſind, durchaus keine Garantie des Fortbeſtehens derſelben finden können.

Jede ſtaatliche Entwicklung muß organiſch aus ſich ſelbſt, aus dem Bewußtſein der Unterthanen und des Herrſchers vor ſich gehen; eine Fächerintrigue dagegen kann ſich eben ſo gut, wie ſie für den Fortſchritt gewirkt hat, jeden Augenblick wieder dem Stillſtande oder gar dem Rückſchritte zuwenden. Exempla sunt odiosa.

Dieſen Warnungsruf wollten wir nur in den lauten, gedankenloſen Jubel gewiſſer Menſchen und Zeitungen herein ertönen laſſen. Möge er nicht ungehört verhallen.

Mola war alſo die Zielſcheibe aller boshaften Zeitungsnotizen geworden, mit denen alle Blätter, ſogar die franzöſiſchen und engliſchen, beſonders von Hohenheim aus überſchwemmt wurden.

Ihr Gelüſten nach dem Indigenate und der neunzackigen Grafenkrone, wurde überall und zwar mit dem größtem Rechte lächerlich gemacht, obwohl der mit Einem Male ſo tugendhafte und ſittenſtrenge Adel, ſchon manche Dame aus ſeiner Mitte geliefert hatte, die ganz dieſelbe Stellung eingenommen, wie jetzt die ſpaniſche Tänzerin. Da übte man freilich Nachſicht! das war ganz etwas Anderes, und die gute Geſellſchaft ſtand einer ſolchen Dame nach wie vor offen. Wir unſererſeits halten auf das alte gute deutſche Sprichwort: Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig, und wenn eine Adelige ſich wie eine Tänzerin benehmen darf, ſo darf auch eine Tänzerin adelig werden. Ueberhaupt ſehe ich nicht ein, warum wir armen Bürgerlichen, wenn der Adel ſo ſtreng und excluſiv zu Werke geht, dazu verdammt ſein ſollen, die räudigen Schafe deſſelben, die ſich eines entehrenden Verbrechens ſchuldig gemacht haben in unſere Mitte aufzunehmen, wie dies doch in einigen Geſetzgebungen beſtimmt wird. Das Bürgerthum bedankt ſich für die Blattern des Adels, ſagen wir frei nach Schillers Fiesco.

Mola war nun, wie wir geſehen haben, gerade in Bezug auf öffentliche Verſpottungen ſehr reizbar und es gab immer dienſtfertige und gefällige Menſchen, die ihr jede Malice mittheilten, und jeden groben Artikel portionenweiſe eingaben.

Es iſt dies überhaupt eine ganz merkwürdige Erſcheinung und man wäre beinahe verſucht, an überirdiſche dabei wirkende Kräfte zu glauben. Man darf in dem entfernteſten unbekannteſten Journale zeriſſen werden, in einem Blatte welches man nie geleſen, deſſen Namen man nie gehört hat, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, daß man in der Gegend, in welcher jenes obſcure Blatt erſcheint, irgend einen treuen Freund beſitzt, der uns die betreffende Nummer unfrankirt überſchickt, mit einem ſehr wehmüthigen condolirenden Briefe, aus dem aber die drohende lachende Schadenfreude, welche der menſchlichen Natur eigenthümlich iſt, hervorleuchtet. Und wenn man in einem neuſeeländiſchen Journale zerriſſen würde, ſo bin ich feſt davon überzeugt, daß man die Nachricht davon mit dem erſten Packetſchiffe welches nach Europa abgeht, erhielte.

Mola dachte ſchon lange daran, an einem der Hohenheimer Correſpondenten ein ſchreckliches Beiſpiel zu ſtatuiren, um, wo möglich den ferneren Lügen, Verläumdungen und boshaften Anecdoten ein Ende zu machen.

Fürſt Chlodwig hatte ihr zu dieſem Behufe ſeine ganze Macht, der tapfere Oberlieutenant Birnbaum ſeinen Säbel und ſeine Piſtolen zur Verfügung geſtellt.

„Nein, nein das iſt nichts“ ſagte ſie zu Birnbaum, „wenn der Fürſt einen jener boshaften Skribler beſtraft und einſperren läßt, ſo erheben dann die andern ein deſto lauteres Geſchrei. Und wenn Du einen derſelben das Geſicht zeichneſt oder gar todtſchießeſt, ſo macht das der Sache auch kein Ende, abgeſehen davon, daß das

Kriegsglück ſich auch gegen Dich erklären könnte.“

„Aber, was ſoll man denn thun, liebe Mela?“ fragte Birnbaum, „die Sache muß doch endlich einmal ein Ende nehmen, ſonſt ärgerſt Du Dich noch zu Tode.“

„Laß mich nur,“ erwiderte die Tänzerin; „ich muß auf irgend eine Weiſe die Lacher auf meine Seite zu bekommen ſuchen, indem ich einen Derjenigen, die am Meiſten gegen mich geſchrieben haben, auf irgend eine eclatante Art blamire. Ich habe ſchon ſo halbundhalb einen Plan im Kopfe. Bald werde ich mit demſelben ganz im Reinen ſein.“

„Wenn Du zur Ausführung deſſelben meiner Beihülfe bedürfen ſollteſt, ſo zähle ganz und gar auf mich,“ ſagte Birnbaum dienſteifrig.

„Vor Allem ſage mir einmal, welcher von den hieſigen Skriblern meinſt Du, hat wohl am Meiſten gegen mich geſchrieben?“

„Das iſt unſtreitig der dicke Klötz, ein geiſtreicher, aber ſehr boshafter Menſch; ſeine Luſtſpiele ſind ſehr gut, Du ſollteſt Dir nur einmal eines derſelben anſehen.“

„Nun wohl, an dieſem muß alſo das Exempel ſtatuirt werden. An einem Unbedeutenderen wäre es von keiner Wirkung. Uebermorgen ſollſt Du und die ganze Reſidenz Stoff zum Lachen haben."

Klötz, der geiſtreiche Luſtſpieldichter, ſaß am andern Tage gerade an ſeinem Schreibtiſche, beſchäftigt, eine geiſt- und maliçenſprühende Correſpondenz über die hieſigen Verhältniſſe abzufaſſen, in welcher die ſpaniſche Tänzerin wieder einmal derb mitgenommen werden ſollte, als ihm ein ſehr elegant coſtümirter Lackai ein duftiges Briefchen auf Roſapapier überbrachte.

Klötz erbrach es raſch und neugierig, und war offenbar froh erſtaunt, als er den Inhalt deſſelben überflogen hatte.

„Ich werde nicht fehlen," ſagte er zu dem Lackai, welcher ſich nun mit dieſem Beſcheide entfernte.

Das Briefchen hatte nichts Geringeres, als eine Einladung für heute Abend zu einem freundſchaftlichen Souper von Seiten der Donna Mola Lontes enthalten.

„Aha!" dachte der eitle Schriftſteller, „ſie hat die Spitze meiner Feder gefühlt, und will Frieden mit mir ſchließen. Nun, unter gewiſſen Bedingungen" — bei dieſen Gedanken ſpielte ein lüſternes Lächeln um ſeinen Mund — „dürfte ich wohl nicht abgeneigt dazu ſein. Vorläufig mag dieſe Correſpondenz alſo noch in meinem Schreibtiſche liegen bleiben."

Abends machte Klötz eine ſehr gewählte Toilette und fuhr nach dem Hôtel, welches die Tänzerin vor ein paar Tagen, ſeitdem ſie, von Langerweile geplagt, aus ihrem Luſtſchloſſe am See trotz aller Einwendungen des Fürſten und Birnbaums wieder in die Reſidenz zurückgekehrt war, bezogen hatte, bis ihr eigener Pallaſt eingerichtet ſein würde.

Mola empfing den Schriftſteller in ihrem Boudoir in elegantem und verführeriſchem Negligé auf dem Sopha ſitzend. Der Boden dieſes Boudoirs war mit koſtbaren Teppichen bedeckt, welche den Schall der Schritte dämpften; an den Fenſtern hingen lange Vorhänge von ſchwerem Stoffe herunter. Eine am Plafond befeſligte Ampel aus mattgeſchliffenem hellrothem Glaſe, verbreitete ein ſanftes träumeriſches Dämmerlicht, während eine Spieluhr leiſe melodiſche Weiſen ſpielte, und ein feiner narkotiſcher Parfüm das Zimmer durchwürzte. Es war ganz ein zur Liebe und zum Genuſſe geſchaffenes Gemach, welches ſelbſt dem blödeſten oder erſchlaffteſten Mann zu erotiſchen Gedanken und Bemühungen aufregen mußte.

Klötz hielt die Art und Weiſe, wie ihn Mola in dieſem kleinen Tempel der Liebe empfing, für ein günſtiges Vorzeichen.

„Guten Abend, lieber Klötz,“ rief ſie ihm entgegen und reichte ihm die Hand, „Sie laſſen auf ſich warten.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ entſchuldigte ſich der Schriftſteller — —

„Laſſen Sie es gut ſein!“ unterbrach ihn Mola. „Ich bin nur froh, daß Sie doch gekommen ſind. Legen Sie ab, und nehmen Sie Platz.“

Der Schriftſteller legte ſeinen Hut ab, und wollte ſich dann auf einem Fauteuil, dem Sopha, auf welchem Mola ſaß, gegenüber niederlaſſen.

„Warum wollen Sie Sich nicht zu mir auf den Divan ſetzen?“ fragte Mola mit unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit. „Scheuen Sie vielleicht meine Nähe?“

„O, gewiß nicht,“ betheuerte Klötz ganz hingeriſſen von der Liebenswürdigkeit der Tänzerin, und während er auf dem Divan ſich neben ſie niederließ, machte er ſich innerlich Vorwürfe darüber, daß er ein ſo herrliches Geſchöpf bis jetzt immer ſo unbarmherzig angegriffen habe.

Mola klingelte. Zwei Bedienten brachten einen mit einer höchſt eleganten Theemaſchine, nebſt allem Zubehör beſetzten Tiſch herein und entfernten ſich wieder.

Mola ſpielte nun die liebenswürdige Wirthin und ſchenkte dem Schriftſteller ein.

Dann ging ſie demſelben mit gutem Beiſpiele voran, indem ſie ſich eine Cigarre anzündete.

Klötz that auf ihre Aufforderung ein Gleiches, und bald rauchten und plauderten die beiden bis jetzt ſo erbitterten Gegner mit einander, als ob ſie ſtets ein Herz und ein Sinn geweſen wären.

Nach einiger Zeit klingelte Mola wieder; die Bedienten erſchienen, trugen den Theetiſch hinaus, und brachten dafür einen Tiſch herein, der mit einem ausgeſucht feinem Souper beſetzt war, und neben welchem ſie einen mit Eis gefüllten Kühleimer ſetzten, aus welchem die ſchlanken verſilberten Hälſe der Champagnerflaſchen hervorblickten.

Dem Schriftſteller, der, wie die meiſten heiteren Dichter, ein groſier Gourmand war, ging bei dieſem Anblicke das Herz auf.

„Wir müſſen uns ſelbſt bedienen,“ ſagte Mola, nachdem die Bedienten ſich wieder entfernt hatten; „denn dieſe neugierige Dienerſchaft, die auf jedes Wort horcht, um es weiter zu tragen, iſt mir ein Greuel.“

Dieſe Worte waren Muſik in den Ohren des Schriftſtellers.

Man aß und trank, man ſcherzte und lachte. Mola hatte aber ein Gericht, obwohl es ihr

Klötz öfters angeboten hatte, ſtets abgelehnt. Es war ein herrlicher Pudding, der ihm gerade am beſten ſchmeckte.

Endlich beim Deſſert, ſagte Mola lachend:

„A propos, mein lieber Klötz, wir haben ja noch etwas miteinander abzumachen.“

„Nun, das wäre, meine ſchöne Mola?“

„Wie ich höre, ſchreiben Sie in auswärtige Zeitungen immer ſehr boshafte Berichte über mich.“

Klötz gerieth in Verlegenheit.

„Verzeihen Sie, ſchöne Mola,“ ſagte er ſtotternd — „ich kannte Sie früher nicht ſo, wie jetzt — ich will meinen Fehler wieder gut machen.“

„Ich verzeihe nichts,“ ſagte Mola, indem ſie mit zornfunkelnden Augen aufſprang; „ich bin eine Spanierin und gewohnt ,mich zu rächen. Ich wünſche nur,“ fuhr ſie höhniſch fort, „daß Ihnen mein Pudding, von dem ich, wie Sie bemerkt haben werden, nichts genoſſen habe, gut bekommen möge; er war vergiftet.“

Bei dieſen Worten ſprang Klötz auf, ergriff ſeinen Hut, und eilte athemlos in die nächſte Apotheke. Dort verſchluckte er eine gehörige Maſſe von Pillen, Latwergen und anderen Brechmitteln, in Folge deren er einige Tage wirklich recht unwohl wurde, denn daß die Vergiftungsgeſchichte nur ein geiſtreicher Spaß Mola's war, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Als Klötz wieder geſund war, lachte die ganze Stadt über ſein komiſches Abenteuer, und obwohl er jetzt die Tänzerin mehr als je anfeindete, ſo war doch Allem, was er ſchrieb, durch Mola's geiſtreiche Rache von vornherein die Spitze abgebrochen.

Achtzehntes und letztes Kapitel.

Das Ende vom Liede.

Während aber Mola auf dieſe Weiſe mit Hülfe des Lächerlichen einen ihrer Feinde vernichtete, waren tauſend andere derſelben gegen ſie ungemein thätig geweſen.

Man hatte ſogar auf Tabacksdoſen und Pfeifenköpfe die beleidigendſten Karrikaturen gegen ſie gemalt, und einige ultramontan geſinnte Studenten, wahrſcheinlich edle Söhne der freien Schweiz, waren in ihrer Erbitterung ſo weit gegangen, ihre Hunde Mola zu rufen, ein Verfahren, welches, wie man zugeben wird, von ſehr genauer Beobachtung der ritterlichen Anſtandsgeſetze zeugt, welche ein Mann von Bilbung einer Dame, und wenn ſie ſelbſt die verworfenſte ihres Geſchlechtes wäre, immer ſchuldig iſt.

Und ſo war denn Alles zum Ausbruche jenes Exceſſe reif, der die ultima ratio der ultramontanen Partei war, und den ſie unmöglich entbehren konnte, da er gleichſam die Rechnungsprobe auf das Abdankungsſchreiben der Miniſter war.

Eine Anzahl hierarchiſch geſinnter Studenten wurde vorgeſchoben, um den Skandal zu eröffnen. Im Uebrigen wurde auf die guten Lungen und die Lärmſucht des Pöbels gerechnet, der ſeit den vor ein paar Jahren vorgefallenen Bierunruhen mit Straßenemeuten vertraut war.

An einem Nachmittage verſammelten ſich gegen zweihundert fanatiſirte Studenten vor der Univerſität. Von hier zogen ſie lärmend und ſingend vor die Wohnung eines der, in Folge ihrer Beifallsadreſſe an die abgetretenen Miniſter entlaſſenen Profeſſoren, dem ſie ein lautes Vivat brachten.

Unterdeſſen war der Tag ziemlich weit vorgeſchritten, und eine bedeutende Anzahl ſkandalluſtigen Pöbels hatte ſich den Studenten angeſchloſſen.

Man zog nun vor die Wohnung eines anderen Profeſſors, von dem es bekannt war, daß er der liberalen Partei angehöre, und den Fürſten gegen die Miniſter in Schutz genommen habe, und brachte demſelben ein Pereat.

Bei dieſem Auftritte flogen die erſten Steine gegen die Fenſterſcheiben.

Der erſte Steinwurf bei einem Volksauflaufe iſt immer etwas ſehr Verhängnißvolles; mit ihm iſt der Bann gebrochen, und die Volkswuth bricht nun entfeſſelt los. So ein Steinwurf kann viele Menſchenleben koſten, und auf der Hand, die ihn gethan, laſtet eine ſchwere Verantwortung.

Mittlerweile brach die Dämmerung immer mehr herein, und unter ihrem Schutze begann ſich der Pöbel kühner und ſicherer zu fühlen.

„Vor die Wohnung der Tänzerin,“ hieß es auf einmal, ohne daß man wußte, wer zuerſt dieſen Ruf erhoben; „nieder mit der ſpaniſchen Dirne, nieder mit Mola Lontes!“

Man zog in die Straße, in welcher ſich das von unſerer Heldin bewohnte Hôtel befand.

Unterdeſſen hatte man ſchon Nachricht von dem Unfuge erhalten, und die Sicherheitswache, welche beſtändig zum Schutze der Sylphide aufgeſtellt war, bedeutend verſtärkt.

Nichts deſto weniger war dieſelbe noch immer unzureichend, um den Pöbel zurück zu treiben.

Mola befand ſich gerade mit ihren Freunden beim Nachtiſche, und der Champagner hatte ſie in eine ſehr heitere Stimmung verſetzt.

Da hörte man mit einem Male ein dumpfes Lärmen und Toben die Straßen entlang, aus dem ſich der Ruf: „Nieder mit Mola Lontes!“ hin und wieder mit großer Deutlichkeit hervorhob.

„Man ruft meinen Namen,“ ſagte Mola zu den Oberlieutenant Birnbaum, „was wollen denn dieſe Beſtien von mir?“

Birnbaum trat an das Fenſter, vor welchem unterdeſſen die lärmende und tobende Menſchenmaſſe ſchon angelangt war.

„Nun, was gibts denn, mon cher?“ fragte Mola.

„Um Gottes Willen,“ ſagte Birnbaum, dem bei der ihm bekannten Heftigkeit der Andaluſierin ſchon Unheil ahnte, „um Gottes Willen, Mola, ſei nur jetzt ruhig, wenn Du Unglück verhüten willſt; das Volk iſt gegen Dich erbittert, und ſchimpft und tobt vor Deinem Fenſter.“

„Das muß ich mir doch anſehen,“ ſagte Mola und trat mit dem Champagnerglaſe in der Hand an das Fenſter.

Sie war eben im Begriffe, es zu öffnen, als ein Stein klingend in das Fenſter flog.

Birnbaum, der junge Pole, und die anderen Herren, die ſich noch bei der Tänzerin befanden, traten nun hinzu, und beſchworen ſie bei Allem, was ihr heilig ſei, ſich zurückzuziehen.

Das mochte jedoch ſehr wenig ſein, denn die Tänzerin gab dieſen vernünftigen Vorſtellungen durchaus kein Gehör, ſondern öffnete, trotz des dichten Steinhagels, der nun erfolgte, das Fenſter, und bog ſich mit dem ganzen Oberkörper weit aus demſelben.

Als ſie unter dem Volke mehrere Studenten bemerkte, erhob ſie ihr Champagnerglas und leerte es mit den Worten: „à votre santé messieurs!“

Erneuertes Toben und Schimpfen und ein noch dichterer Steinhagel waren die Antwort auf dieſe Herausforderung.

Mola war merkwürdiger Weiſe bis jetzt noch von keinem der zahlloſen Steinwürfe verletzt worden.

„Die Wuth des Volkes amüſirt mich,“ ſagte ſie; „ich mag kein Pferd reiten, das nicht in den Zügel knirſcht. Aber Sie ſollen es doch bereuen, mich beleidigt zu haben. Ich will jetzt auf ihren Köpfen erſt recht ſo herumtanzen, wie ich es zu Hauſe auf Eiern gethan habe. Sie ſollen mich noch kennen lernen.“

Ein Steinwurf, der die Tänzerin wirklich traf, und ſie, wenn auch nur ſehr unbedeutend an der Schulter verletzte, unterbrach dieſe Expectoration guter Vorſätze.

Und mit dieſem Steinwurfe nahm auch die humoriſtiſche Auffaſſung des Skandals von Seiten der Tänzerin ein Ende. Das Luſtſpiel ſollte beinahe in ein Trauerſpiel umſchlagen.

So wie ſich Mola von dem Steine verletzt fühlte, ſprang ſie auf und in das Zimmer zurück.

Sie riß ihren Dolch und ihre Piſtolen von der Wand. Dann trat ſie wieder mit wuthverzerrten Zügen an das Fenſter und legte die Waffen neben ſich auf das Fenſterbrett.

Die Volksmenge unten hatte das Alles bemerkt und ein noch wüthenderes Toben, Schimpfen und Steinwerfen war die Folge davon.

Mola begann nun langſam und mit abſichtlicher Umſtändlichkeit zu laden.

Die Vorſtellungen ihrer Geſellſchafter würdigte ſie durchaus keiner Antwort.

Endlich war ſie mit dem Laden ihrer Piſtolen fertig und ſetzte jetzt bedächtig die Zündhütchen auf.

Birnbaum beobachtete ſcharf alle ihre Bewegungen, feſt entſchloſſen, eine tolle, wahnſinnige, frevelhafte That, welche die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen mußte, um jeden Preis zu verhindern.

„Garde à vous, laches!“ rief Mola jetzt und zielte mit einer ihrer Piſtolen in den dickſten Volkshaufen hinein.

Aber in demſelben Augenblicke war ihr Birnbaum ſchon in den Arm gefallen und hatte ihr mit einer raſchen und kräftigen Bewegung die tödtliche Waffe aus der Hand gewunden.

Dieſe Entſchloſſenheit war höchſt wahrſcheinlich die Rettung der tollkühnen Tänzerin, denn ich bin feſt überzeugt, daß Mola, wenn ſie wirklich geſchoſſen, und wie es unter den gegebenen Umſtänden gar nicht anders möglich war, Jemanden verwundet oder getödtet hätte, nicht lebendig vom Platze gekommen und von dem Hôtel kein Stein auf dem andern geblieben wäre, ſo groß war die Erbitterung der Maſſe.

Mola war über die entſchloſſene That des Oberlieutenants, die doch ihre eigene Rettung war, außer ſich vor Wuth.

Sie kehrte ſich augenblicklich gegen ihn und gab ihm eine derbe Ohrfeige, die er mit dem Bewußtſein hinnahm, einen beſſeren Lohn für ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart verdient haben.

Unterdeſſen war zum Glück eine hinreichende Truppenmacht, ſowohl aus Infanterie als Cavallerie beſtehend, auf dem Schauplatze des Tumultes angelangt.

Den vereinten Anſtrengungen dieſer beiden Waffengattungen gelang es endlich das Volk zu zerſtreuen und die bedrohte Straße, in welcher ſich Molas Hôtel befand, frei zu halten. Was dabei beſonders hervorzuheben iſt, und von dem außerordentlich gutem Geiſte der Hohenheimer Truppen zeigt, iſt der Umſtand, daß, obwohl das Publikum nur widerwillig und zögernd zurückwich, doch kein Menſch überritten, oder ſonſt irgend wie verletzt wurde.

An andern Orten hat es bei weit geringeren Veranlaſſungen Blut gegeben. Exempla sunt odiosa müſſen wir noch einmal ſagen.

Das Volk zerſtreute ſich nun in einzelne Gruppen und verübte bis ſpät in die Nacht hinein, durch Schimpfen, Schreien und Fenſter- und Laterneneinwerfen in verſchiedenen Theilen der Stadt noch ſo manchen Unfug. Ja, ſogar in dem Saale des fürſtlichen Reſidenzſchloſſes, in welchem die mehr erwähnte Bildergallerie der Geliebten des Landesherrn aufgeſtellt ſein ſoll, wurden mehrere maſſive kriſtallne Spiegelfenſterſcheiben eingeworfen.

Infanterie und Cavallerie patrouillirten die ganze Nacht hindurch und am nächſten Morgen waren alle Vorkehrungen getroffen, um die Wiederholung ſolcher tumultuariſchen Scenen zu verhüten.

Ich glaube jedoch, daß dieſe Vorkehrungen überflüſſig waren. Das Volk hatte ſich ausgetobt und ſchon am andern Morgen begann die beſſere Anſicht unter allen Ständen ſich Bahn zu brechen. Man begann einzuſehen, daß man eben ſo wenig Recht habe, ſich in das Privatleben eines Fürſten, als in das eines Mitbürgers zu miſchen, und daß man ſich höchſtens, wenn man denn durchaus ſich zum Sittenrichter aufwerfen wolle, des Spottes als Waffe bedienen dürfe. Der Humor, der Spott beſitzt allen menſchlichen Thorheiten und Schwächen gegenüber, und wenn es auch fürſtliche wären, eine ewige, unabſtreitbare Berechtigung.

Dem Fürſten war es unterdeſſen, trotz der Intriguen der Adels- und Prieſterpartei, gelungen, eine neue Verwaltung im Sinne des Fortſchrittes zu bilden. Die Proklamirung derſelben machte einen äußerſt günſtigen Eindruck auf alle Klaſſen der Bevölkerung.

Zwar gab die Rückſchrittspartei ihre Aufreizungsverſuche durchaus nicht auf; aber ſie blieben machtlos, zum Theile auch darum, weil ſie wirklich zu plump und ungeſchickt angelegt waren.

Nachdem das Mährchen von der Abreiſe der Fürſtin durch das Hierbleiben derſelben thätſächlich widerlegt worden war, ſprengte man andere zum Theile noch widerſinnigere Gerüchte aus. Auf den bigotten Theil des Volkes ſuchte man dadurch zu wirken, daß man behauptete, mehrere ehrwürdige und im Lande allgemein beliebte Kirchenfürſten hätten über die hohenheimer Vorgänge bittere Thränen vergoſſen.

Um die Erbitterung gegen die Tänzerin rege zu erhalten, verbreitete man unter Anderem: dem ganzen Offiziercorps ſei verboten worden, Lorgnetten zu tragen, weil Mola es nicht leiden könne, und gegen Jeden, der ſie mittelſt eines ſolchen Sehwerkzeuges betrachtete, die Zunge blöcke, oder ein noch bezeichenderes Zeichen der Verhöhnung mache, welches ſie von den Pariſer gamins, bei denen es ſehr üblich ſein ſoll, gelernt habe.

Der Fürſt ſammelte indeſſen feurige Kohlen auf das Haupt dieſer Partei, indem er alle die beklagenswerthen Vorgänge mit dem Mantel des Vergebens und Vergeſſens bedeckte und ſogar dem ehemaligen Miniſter des Innern, Herrn von Babel, einen ehrenvollen und einträglichen Geſandtſchaftspoſten an einem auswärtigen Hofe verlieh.

Der Fürſt war noch nie ſo guter Laune geweſen, als geradezu jetzt; er ſchien wie um zwanzig Jahre verjüngt zu ſein. Er arbeitete ſehr fleißig mit ſeinem neuen Miniſterium, und war voll von großen Plänen und Entwürfen für das zukünftige Wohl und Gedeihen ſeiner Unterthanen und ſeines Landes.

Dieſe gute Laune wurde durch einen beſondern Umſtand noch ſehr vermehrt.

Die beſſere Stimmung hatte ſich nemlich ſchon ſo mächtig Bahn gebrochen, daß der Fürſt, als er eines Abends mit ſeiner Gemahlin in ſeine

Loge im Hoftheater trat, von einem lauten und herzlichen Lebehoch begrüßt wurde.

Auch Mola erſchien an dieſem Abende im Theater, und zwar in einer der des Fürſten gegenüber gelegenen Loge und kein Zeichen des Unwillens gegen ſie, miſchte ſich in den jubelnden Empfang des fürſtlichen Paares.

Eine unmittelbare Folge dieſer dem Fürſten zu Theil gewordenen öffentlichen Huldigung war der von ihm ertheilte Befehl, die Unterſuchungen gegen die allerdings nur wenigen Studenten und anderen Perſonen, welche an jenem tumultuariſchen Abende verhaftet worden waren, gänzlich niedergeſchlagen und die Betheiligten ſogleich auf freien Fuß zu ſetzen.

Dieſer Act der Großmuth und Milde gewann dem Fürſten vollends alle Herzen, und ſo iſt denn jetzt Alles auf dem beſten Wege, ſich auf echt national hohenheimiſch in Wohlgefallen und Bierräuſche auf die Geſundheit des Fürſten und vielleicht ſogar auf die unſerer Heldin Mola Lontes aufzulöſen.

Ob Mola Gräfin geworden iſt und das Indigenat bekommen hat, wiſſen wir bis jetzt noch nicht. Sie bewohnt jetzt noch immer ihr Hôtel, an welchem die Glaſer viel zu verdienen bekommen haben, und wartet darauf, daß der ihr von dem Fürſten geſchenkte Pallaſt vollſtändig eingerichtet werde.

Vielleicht, daß, wenn ſie von demſelben Beſitz genommen hat, der hohenheimer Magiſtrat ſich bewogen fühlen wird, ihr als Hausbeſitzerin das Bürgerrecht zu ertheilen, und daß das neue Miniſterium vielleicht dann auch ihren Adelsbrief unterſchreiben wird.

Das Alles halten wir für ganz gleichgültig; ja wir könnten das Letztere zur Demüthigung der excluſiven Ariſtokratie beinahe wünſchen.

Wichtiger jedoch iſt es, daß der Fürſt Chlodwig von Hohenheim auf der unter ſo außergewöhnlichen Umſtänden betretenen Bahn des Fortſchrittes beharre und ſo manchen benachbarten Herrſcher mit gutem Beiſpiele vorangehe, was wir denn auch von ganzem aufrichtigem Herzen hoffen und wünſchen wollen.

Die Moral von dieſer Geſchichte iſt aber die, daß ſelbſt eine Tänzerin bisweilen ein mächtiges Werkzeug in der Hand des ewigen Weltgeiſtes werden könne.

Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.

Kurze Briefe

an

meinen langen Vetter,

oder

Anleitung zur Kunſt, in vierundzwanzig Stunden

ein

vollendeter Gentleman

zu werden.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1847.

23884

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Erſter Brief.

In Deinem letzten Schreiben, ausgezeichneter Vetter, haſt Du mich erſucht, Dir einige Merkmale anzugeben, durch die Du den ſogenannten „Gentleman“ vom Philiſter unterſcheiden kannſt. Ich erfülle Deinen Wunſch.

Zu einem vollkommenen Gentleman gehört eigentlich viel und, genau betrachtet, doch ſehr wenig.

Was die Kleidung anlangt, ſo merke Dir verläufig Folgendes: Trage weder im Sommer, noch im Winter einen weißen Filzhut. Der weiße Filzhut iſt ein Merkmal, woran Du den Friſeur, den Sänger der italieniſchen Oper, den Kunſtreiter und den Buchhandlungs-Commis erkennen kannſt.

Nicht minder warne ich Dich vor einem Strohhut. Es giebt wenig Phyſiognomien, denen er zuſagt; die meiſten derſelben erhalten durch ihn einen Anflug von Lächerlichkeit.

Ahme, lieber Vetter, unter keiner Bedingung die Mode nach, an den innern Deckel Deines Hutes Deine Viſitenkarte anzukleben; das iſt eine ſpießbürgerliche Mode, die den Handlungsreiſenden oder einen jener Gelehrten verräth, welche ſtolz auf ihren Doctortitel ſind.

Ein ſchwarzſeidenes Halstuch kommt nie aus der Mode. Ein weißes aber kann Dich leicht in den Geruch eines Bittſtellers oder Candidaten der Theologie bringen.

Trage um Gotteswillen niemals ein ſogenanntes Chemiſettchen. Ein weißes Vorhemdchen iſt in der Regel ein Deckmantel für ein unſauberes Hemde, und ein unſauberes Hemde verräth, mehr als alles Andere, den Plebejer. Man verzeiht Dir weit eher einen abgetragenen Rock und einen abgeſchabten Hut, als ein Vorhemdchen.

Hüte Dich vor Buſennadeln jeder Art. Brillantene Tuchnadeln werden größtentheils nur von kaufmänniſchen Emporkömmlingen, von Krämern, welche ihren Reichthum zur Schau tragen wollen, angeſteckt. Der echte Gentleman trägt höchſtens eine einfache Goldnadel ohne Stein.

Willſt Du einen Deiner Feinde dem Fluche der Lächerlichkeit Preis geben, ſo rathe ihm vor allen Dingen, ſeine Uhr an eine große goldene Erbſenkette zu befeſtigen. Solch eine Erbſenkette iſt das Attribut reichgewordener Bierbrauer oder Marqueure, welche in der Lotterie gewonnen haben. Auch reiſende Komödianten, die eine alte reiche Frau geheirathet, und Taſchenſpieler, die ſich einiges Geld zurückgelegt haben, pflegen derlei Ketten zu lieben. Der echte Gentleman trägt ein dünnes Breguetkettchen, deſſen Haken er an das dritte oder vierte Knopfloch ſeiner Weſte befeſtigt.

Biſt Du kurzſichtig, ſo trage ein Lorgnon, aber weder eins von Perlmutter, noch von Gold. Perlmutter-Lorgnetten ſind ein Merkmal, woran Du den reichen Schneider, der den Rentier ſpielen will, oder die Griſette, die von einem Bankier unterhalten wird, erkennen kannſt. Durch goldene Lorgnetten wollen Weinreiſende und kleinſtädiſche Stutzer die Blicke der Angegafften auf ſich ziehen. Der Gentleman trägt ein kleines, in Schildkröte eingefaßtes und an einer ſchwarzſeidnen Schnur befeſtigtes Augenglas.

Wenn Du Schnupfer biſt, ſo rathe ich Dir, eine Doſe von Silber zu tragen, die aber ſo klein ſein muß, daß ſie in der Weſtentaſche Platz hat. Mit großen goldenen Doſen prunken in der Regel blos Aerzte, die ein paar reiche Patienten haben. Große runde Doſen von Papier-maché ſieht man meiſtentheils nur bei Gaſtwirthen, Poſtmeiſtern und Lotterie-Einnehmern.

Aber nichts in der Welt iſt abgeſchmackter, als eine geſtickte Cigarrentaſche. Es gab eine Zeit, wo ich deren ein halbes Dutzend beſaß; jede war ein Andenken von lieber Hand; alle waren mir theuer bis zu dem Augenblick, wo eine Dame, der ich vor dreizehn Jahren den Hof gemacht, mir geradezu ins Geſicht lachte, weil ich in ihrer Gegenwart eine Cigarrentaſche hervorzog, auf deren einer Seite ein flammendes Herz und auf der andern Cupido mit dem Pfeile eingeſtickt war. Als ich Tags darauf ſie wieder beſuchen wollte, ließ ſie mir durch ihr Kammermädchen ſagen, daß ſie für Leute, welche geſtickte Cigarrentaſchen tragen, nicht zu ſprechen ſei. Ich eilte nach Hauſe, warf all' dieſe theuern Andenken zum Fenſter hinaus und wurde dann wieder in Gnaden aufgenommen.

Faſt eben ſo lächerlich kommen mir Cigarrenbüchſen von Silber vor. Sie ſind Symptome, woran man den renommirenden Zahnarzt, den halbbankerotten Buchhändler oder den reichen Pferdemäkler herausfühlen kann. Ein Gentleman trägt ſeine Cigarren in einer Taſche von feinem Lima-Stroh.

Bediene Dich beim Rauchen Deiner Cigarre niemals einer Spitze oder Röhre; beide ſind ridicul, gleichviel, ob ſie von Horn oder Bernſtein, mit Gold oder Silber beſchlagen ſind. An der Art und Weiſe, wie Jemand ſeine Cigarre anbrennt und raucht, iſt ſehr leicht wahrzunehmen, ob er Philiſter oder Gentleman iſt. An der Table d'hôte pflegt der Letztere ſeine Cigarre an die Spitze ſeines hölzernen Zahnſtochers zu befeſtigen und in je zehn Minuten nie mehr als fünf Züge zu thun. Der Gentleman raucht, der Philiſter pafft.

Der Gentleman trägt niemals mehr als einen Ring und auch dieſen nur an dem kleinen Finger ſeiner linken oder an dem vierten Finger ſeiner rechten Hand. Leute, die auf Einem Finger fünf bis ſechs Ringe tragen, ſind gewöhnlich Spieler von Profeſſion oder Glücksritter. An Siegelringen pflegen nur untergeordnete Beamte, Polizei-Commiſſäre (Officiere tragen Siegelringe mit Wappen), oder Weinreiſende Geſchmack zu finden.

Die Mode, ſeidene Taſchentücher, ſogenannte Foulards zu tragen, überlaſſe den Philiſtern und Advokaten, welche die Anfangsbuchſtaben ihres Namens hineinwürken laſſen. Der Gentleman ſteckt tagtäglich ein reines Schnupftuch von echtem Battiſt (mit eingeſtickter Nummer von 30 bis 36) zu ſich;

An ſchwarzen Glacéhandſchuhen kannſt Du den Buchhalter oder reichen Geizhals erkennen. Pelzhandſchuhe dürfen nur Poſtillone und Fiacres anziehen. Der Gentleman trägt entweder buttergelbe Handſchuhe oder — gar keine. Letzterer Fall tritt jedoch nur dann ein, wenn er eine feine weiße ariſtokratiſche Hand — dieſe darf weder Niednägel noch Warzen haben — aufzuweiſen hat.

Der reiche Philiſter trägt ein Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf, der Gentleman ein dünnes ſpaniſches Rohr ohne Goldknopf.

Der Philiſter pflegt ſich, um in einen guten Geruch zu kommen, mit Eau de mille fleurs, Extrait de mouſſeline oder andern Wohlgerüchen zu parfümiren. Auch giebt es Schwachköpfe, die ſich mit Moſchus einreiben. Der Gentleman bedient ſich nur zweier Parfüms: innerhalb ſeines Hauſes Patchouly, außerhalb ſeines Hauſes Eau de Cologne. Auch pflegt er ein Flacon mit engliſchem Salmiak bei ſich zu führen, denn jeder Gentleman muß ſchwache Nerven haben.

Doch das Allerwichtigſte hätte ich beinahe vergeſſen. Sorge vor allen Dingen für feines Fußwerk. Auf den Stiefel kommt viel, ja oft Alles an. Bemühe Dich, lieber Vetter, Deine Winterbeulen loszuwerden. Der vollkommenſte Gentleman fällt, ſobald er Winterbeulen oder Leichdornen hat, der Sippſchaft der Spießbürger anheim.

Zweiter Brief.

In Deinem letzten Schreiben, worin Du Dich für die guten Lehren bedankſt, die ich Dir hinſichtlich Deines Anzugs ertheilt habe, begehrſt Du von mir zu erfahren, wie Du Dich bei Tiſche zu benehmen haſt. Auch dieſer Wunſch, vortrefflicher Vetter, ſei Dir gewährt.

Vor Allem habe die Güte, Dir zu merken, was ein gewiſſer Herr von Larochefoucauld, der, beiläufig geſagt, mehr Verſtand als jeder von uns Beiden beſeſſen, geſagt hat: „Manger est un besoin, mais savoir manger est un art.“ Sodann empfehle ich Dir, alle ſieben Theile meines „Onkels Zebra“ zu leſen und aus dem Memoiren dieſes in Gott ruhenden Epicuräers die äußerſt ſchwierige Kunſt zu erlernen, mit Verſtand zu eſſen, was in der That nicht ſo leicht iſt, als es Dir und manchem Andern, der davon nichts verſteht, vorkommen mag. In dieſem Buche, das ich, hätte es ein Anderer geſchrieben, ohne Weiteres einzig in ſeiner Art — ja noch mehr: klaſſiſch nennen würde, wirſt Du Manches finden, was Du nicht ſuchſt, und wiederum Manches darin ſuchen, was Du nicht finden wirſt; aber deſſenungeachtet lege ich es an Dein Herz mit der Bitte, jede Nacht vor dem Schlafengehen zehn bis zwölf Seiten zu leſen, um dadurch Deinen Geiſt und — was noch mehr ſagen will — Deinen Magen auszubilden.

Haſt Du die Kunſt zu eſſen erlernt, dann empfehle ich Dir ein anderes, nicht minder ausgezeichnetes Werk: „die Kunſt, ſchnell und gut zu verdauen" ein Opus, das der weltberühmte Buchhändler Fürſt in Nordhauſen zu Nutz und Frommen der ſchlechten Verdauung herausgegeben hat.

Haſt Du dann auch die Kunſt, Alles zu verdauen, erlernt, dann biſt Du ein gemachter Mann, der es weit, ſehr weit, ja, wenn das Glück ihm wohl will, ſogar bis zum Geheimen Hofrath und Ritter mehrerererer Orden bringen kann. Denn ein Mann, der heutzutage nicht blos Champignons und Gänſeleberpaſteten, Trüffeln und Gurkenſallat, ſondern auch Grobheiten, Dummheiten und Ungerechtigkeiten aller Art gemächlich verdauen kann, iſt, ohne es zu wiſſen, auf dem Wege, in kurzer Zeit ſein Glück zu machen.

Was das Eſſen anlangt, ſo merke Dir vorläufig Folgendes:

Die Serviette iſt für den Laien ein Stein des Anſtoßes. Es giebt Philiſter, die ſie wie ein Ordensband durch ein Knopfloch ihres Rockes, Andere, die ſie, wie ein Barbier, vorn in die Cravatte hineinſtecken. Thue keines von beiden, lieber Vetter. Breite Deine Serviette auf Deinen Schoß aus und bediene Dich ihrer ſo wenig als möglich. Ein Gentleman ißt immer ſo rein und ſauber, daß er im Nothfall auch ohne Serviette durchkommt.

Der Philiſter hält, wie Vater Noah in der Arche, die Gabel noch immer in der rechten Hand. Der Gentleman regiert das vierzackige Scepter mit der Linken, wozu freilich etwas Uebung und ein gewiſſer Takt gehört, der nicht jedem Deutſchen gegeben iſt. Niemand iſt geſchmackvoller, anmuthiger, graziöſer, als der engliſche Gentleman. Suche Dir einen Engländer als Vorbild zu verſchaffen, dann kann es Dir nicht fehlen, daß Du Dir in dieſem Punkte die nothwendige Routine erwirbſt. Aller Anfang iſt ſchwer, aber das Ende deſto lohnender.

Es giebt Leute, denen das Schnupfen ſo zur andern Natur geworden, daß ſie dieſe üble Gewohnheit ſelbſt während der Tafel nicht unterlaſſen können. Merke Dir, mein ausgezeichneter Vetter, daß ein Schnupfer bei Tiſche einer jener Gräuel iſt, die den Gentleman mit gerechtem Unwillen erfüllen.

Außerdem präge Dir folgende zehn Tiſchgebote ein:

1) Lege, wenn Du Deine Suppe ausgegeſſen haſt, den Löffel nie aufs Tiſchtuch, ſondern in Deinen Suppenteller.

2) Nage niemals irgend einen Knochen ab.

3) Wiſche niemals mit dem Brode Deinen Teller rein.

4) Kommt Dir Huſten oder Nieſen an, ſo wende Dich abwärts und halte Dir das Taſchentuch vor.

5) Stochere während des Eſſens, in Gegenwart Anderer, niemals in den Zähnen herum.

6) Knete niemals Brodkügelchen.

7) Lege Dein Schnupftuch niemals auf das Tiſchtuch.

8) Halte Deine Beine ruhig und ſchlage unter dem Tiſche keine Entrechats.

9) Lies während des Eſſens keine Zeitung.

10) Rauche erſt dann, wann ſich die Damen entfernt haben.

Beim Trinken haſt Du blos drei Regeln zu beobachten:

a) Schenke das Glas nie ſo voll, daß es überläuft.

b) Hüte Dich das volle Glas umzuwerfen.

c) Stoße nur mit Herren, aber niemals mit Damen an.

P. S. Trinke nie ſchwarzen Kaffee mit Milch.

Dritter Brief.

Dein letzter Brief, worin Du mir Deinen Dank ausdrückſt für die guten Lehren, die ich Dir in Bezug auf Eſſen und Trinken ertheilt habe, enthält die Aufforderung, Dir einige freundliche Winke zu geben, wie Du Dich im Theater zu benehmen haſt. Das Nachfolgende mag Dir beweiſen, daß ich nicht im Stande bin, Dir etwas abzuſchlagen.

Wenn Du das Theater beſuchen willſt, ſo merke Dir Folgendes:

Komme niemals früher als bis das Stück angefangen hat. Ein Menſch, der eine halbe Stunde früher auf ſeinem Platze ſitzt, iſt ein ausgemachter Philiſter. Der Gentleman kommt, wie überall, auch ins Theater ſpäter als jeder Andere und macht bei ſeinem Eintreten ſo viel Lärm, daß ſeine Umgebung gezwungen wird: St! St! auszurufen.

Ein wahrer Gentleman ſieht nur ſelten auf die Bühne, deſto häufiger aber in jene Logen, worin ſich hübſche Frauen befinden. Nur der Spießbürger wendet ſeinen Blick niemals von der Bühne ab.

In der Oper rathe ich Dir, jede Melodie ſo laut als möglich nachzuträllern und dabei (je falſcher deſto vornehmer) den Takt anzugeben.

Nur der Philiſter amüſirt ſich im Theater; der Gentleman muß überall, um wie viel mehr im Theater, Langeweile heucheln, in jeder Scene mindeſtens drei bis vier Mal gähnen und ſich dabei den Backenbart ſtreichen.

Der Spießbürger ſchaut voll Andacht jeden Augenblick in dem vor ihm liegenden Theaterzettel. Der Gentleman braucht keine Affiche, denn er muß alle Mitglieder der Bühne perſönlich kennen.

Wenn ſich der Gentleman im Theater die Naſe wiſcht, ſo muß es mit ſolchem Geräuſche geſchehen, daß ſeine Umgebung dadurch in ihrer philiſterhaften Andacht beſtmöglichſt geſtört wird.

Wenn der Philiſter in Thränen zerfließt, lacht der Gentleman und ſagt ſo laut, daß ſeine ſchöne Nachbarin es hören kann: „Gott, wie naiv!“

Ein Gentleman kokettirt immer mit mindeſtens drei Frauen zugleich.

Bei jedem Stück, das mehr als drei Akte hat, muß der Gentleman wenigſtens einen im Foyer verſäumen.

Der Gentleman muß ſich freien Zutritt auf die Bühne verſchaffen. Wer hinter den Couliſſen ſeinen Hut nicht aufbehält, iſt ein Laie, der dort blos geduldet wird.

Der Gentleman ſagt keiner Schauſpielerin eine Artigkeit; nur der Spießbürger erſchöpft ſich in Lobeserhebungen.

Der Philiſter nennt jede Schauſpielerin bei ihrem Familien- der Gentleman jede Künſtlerin — von der erſten Sängerin bis zur letzten Choriſtin — blos bei ihrem Vor-Namen.

In ſeine Loge zurückgekehrt, wendet er der Bühne den Rücken zu und thut, als ob er müde ſei und ſchlafen wolle. Er ſchließt die Augen und erwacht, ohne eingeſchlafen zu ſein.

Der Spießbürger bleibt bis zum letzten Augenblick. Der Gentleman entfernt ſich ſchon in der vorletzten Scene und zwar mit ebenſo vielem Geräuſch, als ſein Kommen verurſacht hat.

Fragt man den Spießbürger, wie ihn das Stück unterhalten habe, ſo antwortet er: „Herrlich!“

Fragt man den Gentleman, ſo erwidert er gähnend: „Miſerable!“

Nächſtens mehr!

Apropos, wie ſteht's mit Deinen Winterbeulen?

Vierter Brief.

Du ſchreibſt mir, daß Dich die Frau Hofräthin Eulalia von Dachsbein zum Ball eingeladen hat, und bitteſt mich, Dir ein paar väterliche oder vetterliche Winke zu ertheilen, wie Du Dich dabei zu benehmen haſt.

Vor Allem ſei Dir geſagt, daß ein echter Gentleman kein Freund vom Tanzen iſt und nur darum den Ball beſucht, um die Philiſter tanzen zu ſehen. So ein Spießbürger tanzt Alles, was auf dem Programm ſteht: die Polonaiſe, die Anglaiſe, die Françaiſe und Gott weiß was mehr; auch iſt er durchaus nicht wählig in der Perſon ſeiner Tänzerin; er tanzt mit Allen, ohne Unterſchied des Standes und der Jahre, mit jungen Mädchen und alten Weibern, und küßt Jeder, wenn er ſie zu ihrem Platze zurückführt, die Hand — eine Mode, die ſchon in der Arche Noah's Manchem höchſt lächerlich vorgekommen iſt. — Ein Gentleman, ausgezeichneter Vetter, tanzt nur höchſt ſelten und auch dann nur den Contredanſe, den er gehend abmacht, denn ein Gentleman läßt ſich niemals auf ſchulgerechte Pas, am allerwenigſten auf Entrechats ein.

An letzteren erkennſt Du augenblicklich den Tanzmeiſter, den Statiſten beim Corps de Ballet und den Philiſter, der ſich viel darauf einbildet, Unterricht im Tanzen gehabt zu haben. Der Gentleman tanzt ferner nur mit jungen Wittwen oder hübſchen Frauen, denen er, ohne daß es der gutmüthige Tropf von Gemahl merkt, beſtmöglichſt den Hof macht. Ein Weſen, das in Beinkleidern ohne Strippen tanzt, iſt das non plus ultra aller Lächerlichkeit, ſo wie ein Menſch, der ohne Handſchuhe tanzt, das geborene onze et demie aller

Philiſter und jedem Gentleman horrorum horror, d. h. ein Gräuel aller Gräuel iſt.

Wenn Du mit Deiner Tiſchnachbarin die Polonaiſe tanzen mußt, ſo unterhalte ſie ſo gut als es Dir möglich iſt. Führſt Du eine fremde Dame zur Polonaiſe, ſo ſuche als Gentleman, nicht etwa durch eine gewöhnliche Phraſe über Wetter oder Ball, ſondern durch eine ganz und gar ungewöhnliche Sprache das Geſpräch anzuknüpfen, z. B. Madame, bei welchem Schuhmacher laſſen Sie arbeiten? oder: Glauben Sie an die Auferſtehung des Fleiſches? oder: Eſſen Sie lieber Hecht oder Karpfen? oder: Leſen Sie lieber Boz und Bulwer? oder: Ziehen Sie grünen oder gelben Spargel vor? oder ſonſt eine Frage, wodurch die Dame verblüfft und verlegen gemacht wird. Letzteres, lieber Vetter, gehört darum zum feinen Tone, weil man auf dieſe Weiſe am allerſchnellſten die Geiſtesgegenwart und den Witz ſeiner Tänzerin auf die Probe ſtellt. Iſt ſie ſo beſchränkt, daß ſie Dir die Antwort ſchuldig bleiben muß, ſo bekümmere Dich nicht um ſie; läßt ſie ſich aber nicht verblüffen, ſo iſt es der Mühe werth, alle Springbrunnen Deines Geiſtes, alle Korkſtöpſel Deines Witzes ſpringen zu laſſen, um ſie durch die geiſtreichen Wendungen Deines Geſprächs in Sturm für Dich einzunehmen.

Der unverheirathete Philiſter hat die Gewohnheit, jeder jungen Tänzerin in der Aufgeregtheit ſeiner Gefühle die Liebe zu erklären. Ein Gentleman, der überhaupt kein Freund von Liebeserklärungen iſt, wird am allerwenigſten beim Tanzen die Stimme ſeines Herzens laut werden laſſen, weil dies, wie geſagt, philiſtrös und lächerlich iſt.

Ein Gentleman darf unter keiner Bedingung ſchwitzen beim Tanze; weiß er, daß er ſchwitzt, ſo darf er durchaus nicht tanzen, denn Schweiß beim Tanze iſt ein lächerliches Monopol der Philiſter.

Wähle Dir nur ſolche Tänzerinnen, die nicht viel Blumen im Haare haben; beim Tanzen pflegen ſie dieſe

Blumen zu verlieren, ein Umſtand, der Dich in di Nothwendigkeit ſtürzen könnte, Dich öfter zu bücken, als es einem Gentleman erlaubt iſt.

Ein Gentleman muß auf die Solidität ſeines Hoſenträgers rechnen dürfen; ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß dieſer Hoſenträger unter keiner Bedingung geſtickt ſein darf, denn ein geſtickter Hoſenträger iſt faſt eben ſo lächerlich, als ein geſticktes Futteral, worin der Spießbürger ſeinen Hausſchlüſſel mit ſich herumſchleppt.

Ein Gentleman wird auf Bällen niemals in einem ſchwarzen Frack erſcheinen. Schwarz iſt die Ballfarbe des Philiſters; der Gentleman trägt gewöhnlich einen braunen Frack.

Ein Gentleman führt immer ein Paar Reſerve-Handſchuhe bei ſich.

Daß es heutzutage noch Menſchen geben kann, die auf Bällen und in Geſellſchaften eine Kopfbürſte mit und ohne Spiegel bei ſich tragen können, iſt mir wenigſtens völlig unbegreiflich. Ein Menſch, der die Lächerlichkeit bis zu dieſem Punkte hinauf zu treiben wagt, iſt mehr Kameel als Menſch, und verdient als ſolches je eher je lieber ausgeſtopft einem zoologiſchen Muſeum einverleibt, oder lebendig in Weingeiſt aufbewahrt zu werden, als warnendes Beiſpiel für Kind und Kindeskinder.

Grüße die Frau Pupillenräthin Eulalia von Dachsbein und bitte ſie, Jeden, nur nicht mich einzuladen, denn ich bin ein geſchworener Feind des Tanzes und ſage wie Kaiſer Albrecht: „Wie das Jagen ſich nur für Männer, ſo ſchickt ſich das Tanzen nur für Weiber.“

P. S. Ein tanzender Gentleman darf weder eingeſetzte noch plombirte Zähne haben.

Fünfter Brief.

Du biſt ein ſehr gelehriger Schüler! Mit tiefgefühlter Freude habe ich vernommen, daß Dein wahrhaft überraſchendes Gentleman-Benehmen auf dem letzten Balle der Frau Pupillenräthin Eulalia von Dachsbein im ſtrengſten Sinne des Wortes „Fureur“ gemacht hat. Wem anders, ſchreibſt Du, hätteſt Du dieſe Siege zu verdanken, als mir und meinen weiſen Lehren. Es freut mich, daß Du dies einſiehſt. Wenn Du nun auf dem Pfade, den ich Dir vorzeichne, ſo rüſtig fortſchreiteſt, wie bisher, ſo wirſt Du bald am Ziele ſtehen und ein echtes „Vollblut,“ un lion comme il faut ſein.

Du frägſt mich, liebwerther Vetter, was ich vom Spiele halte, und ob daſſelbe eine jener Paſſionen ſei, deren ſich der Gentleman nicht zu ſchämen brauche?

Das Spiel, lieber Michel, iſt allerdings ein Laſter, aber genau betrachtet, ein faſhionables Laſter, das manche ſpießbürgerliche Tugend aufwiegt.

Spielen, ſagte eine Geliebte Ludwigs XV. (die ſchöne Herzogin von Chateauroux) iſt eine edle Leidenſchaft, denn es gehört Muth und Entſchloſſenheit dazu, mit dem Zufall, dem boshafteſten aller Kobolde, in die Schranken zu treten, um ihm einen Vortheil abzutrotzen. Das Trinken macht uns ſtumpf, das Spielen regt uns auf; der Trunk macht uns feig, das Spiel macht uns kühn und dem Kühnen lächelt das Glück.

Spiele, guter Michel, aber trinke nicht, denn der Trunk gehört zu den philiſtröſen Leidenſchaften.

Das Spiel aber iſt, wohlgemerkt, eine jener gefährlichen Klippen, woran mancher Spießbürger, welcher den Gentleman zu ſpielen verſucht, zu ſcheitern pflegt; denn nichts verräth ſo ſchnell den innern Menſchen, ſeinen Charakter und ſeine Denkungsweiſe, als das Spiel. In der Hitze des Spieles giebt ſich Jeder, der nicht Gentleman iſt, tauſend Blößen, die den Philiſter verrathen. Letzterer lamentirt ewig über Unglück, das er Pech, der Gentleman aber Guignon nennt. Wenn der Spießbürger zweimal hinter einander ſchlechte Karten — der Gentleman nennt ſie Papier — erhält, ſo fährt er, ſo zu ſagen, „aus dem Häuschen", brummt, ſchimpft, flucht und ruft: „So etwas kann nur mir paſſiren! S'iſt zum Teufel holen!! Solch Pech kann nur ich haben!!!" Hüte Dich vor ſolch einem Spieler, denn er verzeiht Dir weit eher hundert Ungezogenheiten, als einen einzigen Tric, den Du durch Deine Unachtſamkeit vergeben haſt; er wirft mit der Doſe, wirft mit den Karten, rückt mit dem Stuhle und will zehn Mal in einer Minute aus dem Pergament fahren. Der Gentleman giebt zu, daß er bisweilen irren kann, denn irren iſt menſchlich, der Philiſter aber kann, eben weil irren menſchlich iſt, niemals irren; er iſt ein unfehlbarer Spieler, ein unerreichbarer Meiſter, der jeden Andern für einen Stümper hält.

Aber noch viel unangenehmer iſt ſo ein Spießbürger, wenn er im Glücke ſitzt. In dieſem Falle verſucht er ſogar witzig zu werden und erſchöpft ſich in Witzen, die Du an den Spieltiſchen jeder Schenke hören kannſt. Er hänſelt die Verlierenden und wird ſo ungenießbar, daß jeder Zoll ſeines Körpers ein Brechpülverchen iſt.

Der berühmte Fox, einer der größten Staatsmänner Englands, pflegte zu ſagen: Nächſt dem Genuſſe zu gewinnen, kenne er kein ſchöneres Vergnügen, als das: zu verlieren. Nur für ſolche Menſchen wurde das Spiel erfunden. Der Philiſter reißt ſich beim kleinſten Verluſte die Haare aus. Nur der gebildete Mann — merke Dir das, guter Michel! — verſteht die Kunſt, ſein Geld mit Lächeln zu verlieren.

Du frägſt mich, ob der Gentleman alle Spiele ſpielen darf?

Nein, guter Vetter, das darf er nicht. Es giebt Spiele, die eigens für Philiſternaturen erfunden zu ſein ſcheinen; zu dieſen Spielen gehören Lotto, langer Puff, Mariage, Piquet, Scat und vor Allem, lieber Vetter, Schafskopf!

Den Uebergang von den ungentilen zu den gentilen Spielen bildet das Ecarté, das Lieblingsſpiel der Commis voyageurs und jener Glücksritter, die ſich eine ganz eigenthümliche Geſchicklichkeit in der Kunſt, zu rechter Zeit den König aufzuſchlagen, angeeignet haben.

Beim Proponiren im Ecarté verlangt der Spießbürger, wenn er Keine ſeiner Karten behält: Alle! Der Gentleman fordert: Paquet!

Auch Domino darf der Gentleman ſpielen, aber niemals im Kaffeehauſe, ſondern nur im Klubb oder in ſeinen vier Pfählen.

Die drei gentilſten Spiele ſind: L'hombre, Whiſt und Boſton. Die beiden erſten werden ſich zu allen Zeiten in der Gunſt der Gentleman erhalten; letzteres wird aber bald wieder gänzlich aus der Mode kommen oder den Frauen anheimfallen.

Beim Whiſt giebt es einen techniſchen Ausdruck, durch den Du den Gentleman vom Philiſter augenblicklich unterſcheiden kannſt: der Erſte ſagt, wenn er drei Bilder des Trumpfes hat, deux d'honneurs, der Spießbürger, der mit der franzöſiſchen Sprache brouillirt iſt, ſagt deux honneurs; ein Bock, der Jedem, welcher die Anfangsgründe des Franzöſiſchen glücklich überwunden hat, ein bronzirtes Lächeln abnöthigen wird.

Auch iſt an der Art und Weiſe, wie Jemand Karten giebt, ſehr leicht der Grad ſeiner geſellſchaftlichen Bildung zu erkennen. Ein Menſch, der den Daumen an der Zunge anfeuchtet, um die einzelnen Karten zu löſen, iſt ein Seehund erſter Klaſſe. Der Gentleman ſtreut die Karten wie Blumenblätter hin.

Ich höre Dich fragen, was ein Gentleman unter Seehund verſteht?

Seehund iſt die Crème des Philiſterthums.

Seehund iſt das Einmaleins aller Lächerlichkeiten.

Seehund iſt die Encyclopädie aller philiſterhaften Ungezogenheiten.

Beim Spiele darf der Gentleman nichts als Zuckerwaſſer trinken, der Seehund pflegt in der Regel Grog oder Bayriſch Bier vorzuziehen.

Nachſchrift. Vergiß nicht, mir zu ſchreiben, ob Du Deine Leichdornen losgeworden biſt.

Sechſter Brief.

Dein letztes Schreiben, herzlieber Michel, hat mich, erlaube mir, aufrichtig zu ſein — peinlich überraſcht. Du legſt darin das Geſtändniß ab, Du habeſt Dich auf dem Balle der Frau Pupillenräthin von Dachsbein, am Whiſttiſche, in die ſchönen kornblumenblauen Augen ihrer Mündel — Deiner Partnerin — dergeſtalt verliebt, daß Du, falls Fräulein Benjamine Dir keinen Korb giebt, feſt entſchloſſen ſeiſt, ſie zu heirathen. Michel, einziggeliebter Michel! wie kann ein ziemlich geſcheidter Menſch, der noch obenein Gentleman ſein will, 1848 Jahre nach Chriſti Geburt die unverantwortliche Bêtiſe begehen, ſich — gleichviel in wen — zu verlieben und aus Liebe zu heirathen? Vetter, Vetter,

„ſprich mir von allen Schreckniſſen des Gewiſſens,
nur von der Liebe ſprich mir nicht.“

Du ſagſt, ſie ſei ſchön, geiſtreich, liebenswürdig! Aber ſagt das nicht jeder, der das Unglück hat, verliebt zu ſein? Jede, die wir lieben, iſt die Schönſte, hat Herr von Jouy und nach ihm mancher verliebte Philiſter behauptet. Doch geſetzt auch, daß dies keine optiſche Selbſttäuſchung, ſondern mathematiſche Gewißheit wäre, kann Schönheit denn jemals ein triftiger Grund zur Entſchuldigung jener Thorheit ſein, für welche die Alles bemäntelnde Galanterie den Schmeichelnamen „Liebe“ erfunden hat? Ich ſage: nein, nein und abermals nein! Denn Schönheit, guter Michel, iſt nur ein flüchtiges Alkohol, ein Räucherkerzchen, das, ſchnell herunter gebrannt, ſeinen Wohlgeruch verliert. Merke Dir alſo, lieber Vetter, daß Jeder, der ſich in eine Frau blos ihrer Schönheit willen verliebt, ein Schwachkopf oder ein

Philiſter iſt, was auch hier wieder ziemlich auf Eins hinausläuft, denn ein Schwachkopf wird ſtets mehr oder weniger Philiſter, und ein Philiſter mehr oder weniger Schwachkopf ſein, quod bene notandum!

Ganz am Schluſſe giebſt Du Deinem Vetter, dem Dein Wohl mehr als das ſeinige am Herzen liegt, etwas dunkel zu verſtehen, daß Deine Schöne — nebenbei — auch nicht ganz ohne Vermögen ſei. Nebenbei, ſchreibſt Du und beweiſeſt dadurch, wie wenig, trotz aller guten Lehren, die ich Dir bisher ertheilt, wie blutwenig Du Dir Welt- und Menſchenkenntniß angeeignet haſt.

Das, was Du in Deiner präadamitiſchen Einfalt, in Deiner vorſündfluthlichen Naivetät Nebenſache zu nennen geruhſt, iſt ſchon ſeit langer Zeit beim Heirathen Hauptſache geworden.

Von je zehn Einfaltspinſeln, welche ſich den Leichtſinn zu ſchulden kommen laſſen, ihre goldene Unabhängigkeit der eiſernen Laune eines Weibes aufzuopfern, heirathen anderthalb aus Liebe, drei und ein halber aus Langeweile und fünf blos aus Geldrückſichten.

Von allen Ehen, die geſchloſſen werden, (— man ſagt im Himmel, weil, wie ein geiſtreicher Spötter meint, beide Theile gleich nach der Hochzeit aus den Wolken fallen —) ſind die ſogenannten Geldheirathen noch die vernünftigſten. Eine ſolche Vernunftheirath verhält ſich zu einer Heirath aus Liebe, wie ein Sack Geld zu einem Geldſack und letzterer wieder zu erſterem wie teufliſche Ironie zu göttlicher Wahrheit.

Ich komme noch einmal auf die Liebe zurück. Liebe, ehrlicher Michel, iſt eine jener Streitfragen, über die alle Philoſophen alter und neuer Zeit nie mit ſich einig geworden ſind.

Das, was der Eine keck behauptet, hat der Andere ebenſo keck verworfen. Der Eine hat ſie von dieſem, der Andere von jenem Standpunkte betrachtet: Dieſer hat ſie in den Himmel erhoben, Jener in den Staub gezogen. Zu Letztern gehört auch der gute Berliner, weiland Franz Horn, der ſie, plump genug, einen „potenzirten Trieb nach Fleiſchſpeiſe“ genannt.

Auch ich, guter Michel, habe, ohne mir im Entfernteſten einfallen zu laſſen, mich für einen Philoſophen zu halten, im zweiten Jahrgange meines „Narren-Almanachs“ das Kapitel der Liebe mit Allem, was drum und dran hängt, in den Kreis meiner Forſchungen gezogen und dort, wenn auch vielleicht wenig Neues, doch gewiß ſehr viel Wahres geſagt. Wenn Du nichts Beſſeres zu thun weißt, ſo lies es und ſage mir dann Deine Meinung, wenn Du als Philiſter überhaupt eine Meinung haſt. —

Nach meiner Anſicht, ausgezeichneter Vetter, iſt die Liebe unſerer Zeit ein chriſtlich-germaniſcher Begriff, der ſich zur Zeit der Kreuzzüge durch geiſtige Verſchmelzung morgen- und abendländiſcher Sitten ausgebildet hat. Zwar gab es ſchon im grauen Alterthume eine Liebe, dieſe Liebe aber, guter Michel, war größtentheils nur ſinnlicher, nicht geiſtiger Natur. —

Zur Zeit des alten Perikles liebten ſich die Griechen — das gebildetſte und geiſtreichſte Volk des Alterthums — um ſich die Zeit zu verkürzen, nicht aber, um ſich gegenſeitig zu langweilen. Und eben darum liebten ſie ſich, ohne daran zu denken, ſich je zu heirathen. Damals herrſchte durchaus kein Zwang. Man liebte ſich ſo lange, als man ſich gegenſeitig liebenswerth erſchien. Und daher kam es, daß es damals weit weniger unglückliche Familien als in ſpäteren Zeiten gab.

Damals, wo die Liebe keine philiſtröſe Pflicht, keine ſogenannte Schuldigkeit, ſondern ein gegenſeitiges

Vergnügen, ein freiwilliges Opfer war, damals gab es eine Aſpaſia, eine Lais, eine Theone — Weiber, die den Männern, welche ſie der Ehre ihres Umgangs würdig hielten, die finſtere Erde zum ſonnendurchwirkten Paradieſe umſchufen.

Daß es auch damals ſchon eine Xantippe gegeben hat, iſt nur Ausnahme von der Regel; Letztere ſcheint überdem auch ſchlimmer in der Einbildung des griesgrämigen Sokrates, als in der Wirklichkeit geweſen zu ſein. —

Erſt nachdem die Ehe aufgehört hatte, ein freiwilliger Vertrag zu ſein, ſtarben die Aſpaſien aus und kamen die Xantippen auf. In Ninon de l'Enclos, ſagt Balzac, wurde die letzte der Aſpaſien zu Grabe getragen; täglich aber wird eine neue Xantippe geboren. Und darum, herzlieber Vetter, ertheile ich Dir zwei wohlgemeinte Winke, Dir ſelber die Wahl überlaſſend, welchen von beiden Du befolgen willſt:

Liebe, ohne zu heirathen, oder heirathe ohne zu lieben.

Im Uebrigen bitte ich Gott, daß er Dich in ſeinen heiligen Schutz nehme u. ſ. w.

P. S. Wie befinden ſich Deine werthen Winterbeulen?

Siebenter Brief.

Dein Entſchluß, ſchreibſt Du, ſei gefaßt. Du willſt Deine Schöne heirathen, nicht weil Du ſie liebſt, ſondern weil ſie — jetzt erſt rückſt Du mit der Wahrheit heraus — ein höchſt achtenswerthes Vermögen beſitzt, weil ſie, rund heraus geſagt, „unverſchämt reich“ iſt.

Bei dieſer feierlichen Gelegenheit ſchütteſt Du in das Herz Deines Freundes Deinen geheimen Jammer über Deine Geldverhältniße aus und geſtehſt mir — mit Thränen in der Feder — daß Du ſeit fünf Jahren, um bei den Damen Deines Ortes einen gewiſſen Grad von Aufſehen zu erregen, verteufelt viel Schulden gemacht haſt, Schulden, die Dir armen Jungen ſchlafloſe Nächte verurſachen, Schulden, worüber Dein philiſtröſes Gewiſſen Dir bittere Vorwürfe macht.

Zachariä von Lingenthal ſagt in ſeinem biographiſchen Nachlaſſe: „Ich habe, weil ich meine Unabhängigkeit geliebt, mich immer vor Schulden gehütet. Auch iſt die Kunſt, Schulden zu machen, eine ſchwere Kunſt.“ Ich führe dieſe Stelle nur deshalb an, um Dir zu beweiſen, daß der berühmte Verfaſſer der „Vierzig Bücher vom Staate“ ein großer Philoſoph, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, ja alles Andere, nur kein Gentleman geweſen iſt; ſonſt hätte er unmöglich behaupten können, daß die Kunſt, Schulden zu machen, eine ſchwere Kunſt ſei. Jeder Gentleman, der darin eine, wenn auch nur alltägliche, Routine erlangt hat, wird im Stande ſein, den ſchlagendſten Beweis zu liefern, daß von allen freien Künſten die des Schuldenmachens die allerleichteſte iſt.

Als ich — ſo jung wie Du — mehr Gläubiger als Tage im Jahre hatte, war ich der unabhängigſte, freieſte und frohſte Menſch auf Gottes Erdboden; ich ſelbſt machte mir nicht die geringſte Sorge, ſondern überließ ſie meinen Gläubigern. Niemals — ſelbſt im Traume nicht — beging ich die Thorheit, mir über meine Schulden Gewiſſensbiſſe zu machen.

Ich kann in der That nicht begreifen, guter Vetter, wie Jemand die Philiſterhaftigkeit bis zu dem Punkte ausdehnen kann, ſich über Schulden Gewiſſensbiſſe zu machen. Die armen Eumeniden hätten viel zu thun, wenn ſie ihr ſchlangenumgürtetes Haupt und ihre bepechfackelten Hände in Dinge miſchen ſollten, die ſie, wie der Exekutor Wurzel im „Weltumſegler wider Willen" ſagt, in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht durchaus nichts angehen. Ich möchte wiſſen, wo die guten Furien all' die Schlangen hernehmen ſollten, wenn ihnen Jemand zumuthen wollte, Jeden blos darum, weil er Schulden hat, als Böſewicht zu verfolgen und in den Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen! Merke Dir ein für alle Mal, Schulden gehören nicht vor das Forum des Gewiſſens.

Weißt Du denn überhaupt, was Gewiſſen iſt? Nimm den zweiten Band von Krugs „philoſophiſchem Lexikon“ zur Hand und ſchlage Seite 267 auf; dort wirſt Du finden, daß der geiſtreiche Verfaſſer des Werkes „Mes rêves ou l'art de ne pas m'ennuyer“ das Gewiſſen für nichts Angeborenes, ſondern für etwas Erkünſteltes, für eine Erfindung der alten Aegyptier hält. Er ſagt ſehr naiv: „Les régulateurs de l'Égypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience.“

Und weil ich befürchten muß, daß Du, als ein gefleiſchter Philiſter, wenig oder gar nicht franzöſiſch verſtehſt, will ich Dir das Ding ins Deutſche überſetzen:

Aegyptens Geſetzgeber haben, um die Civiliſation zu vervollſtändigen, das Gewiſſen erfunden.

Laſſe Dir alſo darum kein graues Haar wachſen, mache Schulden, ſoviel Du für nöthig hältſt, und bezahle ſie niemals früher, als Du es im Stande biſt.

Schulden, lieber Michel, ſetzen Credit, Credit ſetzt Vertrauen, Vertrauen ſetzt Treue und Redlichkeit voraus; folglich iſt jeder Schuldenmacher ein Mann, der die ſchöne Maxime befolgt:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Vom . . . Schuldenmachen ab.“

Falls Du Dich in der Art und Weiſe, wie der Gentleman Schulden entweder zu machen oder zu bezahlen hat, noch mehr ausbilden und ganz und gar vervollkommnen willſt, ſo ſtudire die im Jahre 1837 in Paris erſchienen „Art de payer ses dettes“ vom Baron Emil de l'Empéſé, einem ſtupend geiſtreichen Manne, dem die faſhionable Welt außer dieſem Werke noch ein anderes, nicht minder wichtiges verdankt, das den unſterblichen Titel „Art de mettre sa cravate“ führt, die

Quelle, aus der Dein Vetter ſeine Virtuoſität in der Sphäre der Halstuchknoten geſchöpft hat.

Der Montesquieu der Kunſt, ſeine Schulden zu bezahlen, ſtellt in ſeinem Werke folgende ſieben Hauptheſes auf:

1.) Je mehr Schulden, deſto mehr Credit; je weniger Gläubiger, deſto weniger Hülfsquellen.

2.) Jeder, der nicht creditirt, muß unfehlbar Bankerott machen, denn je mehr man creditirt, deſto mehr verkauft man; je mehr man verkauft, deſto mehr macht man Geſchäfte und je mehr man Geſchäfte macht, deſto mehr gewinnt man.

3.) Die Bevölkerung jedes Staates zerfällt in zwei Klaſſen: in die erzeugende und in die verzehrende. Die Gläubiger ſind die produzirende, die Schuldner die conſumirende Klaſſe. Die erſte kann ebenſowenig ohne die letzte, als die letzte ohne die erſte beſtehen.

4.) Der Reichthum eines Staates hängt ſtets von der Größe ſeiner Schulden ab. Betrachte England und richte Dich darnach.

5.) Jeder Staat beſteht aus zwei Menſchenklaſſen: aus der einen, die zu viel, und aus der zweiten, die nicht genug hat. Jeder einzelne Staatsbürger muß, zum Wohle des Ganzen, ernſtlich darauf bedacht ſein, zwiſchen beiden Klaſſen das zur Erhaltung des Staates nöthige Gleichgewicht herzuſtellen.

6.) Es iſt vernünftiger, hunderttauſend Francs einem Einzigen, als hundert Francs tauſend Gläubigern ſchuldig zu ſein.

7.) Nichts iſt lächerlicher, als ſich Schulden halber zu grämen oder gar das Leben zu nehmen. Man muß für ſeine Gläubiger leben, aber nicht für ſie ſterben.

Merke Dir dieſe ſieben weiſen Lehren und es wird Dir, trotz der Schulden, die Du machſt, immer wohlergehen auf Erden wie im Himmel — Amen!

Mein nächſter Brief wird Dir einige Winke ertheilen, wie Du Dich im perſönlichen Umgang mit Deinen Gläubigern zu erhalten haſt.

P. S. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr es mich beunruhigt, daß Du noch immer Froſtbeulen haſt!

Achter Brief.

Am Schluſſe meines letzten Schreibens habe ich Dir einige Winke verſprochen, wie Du Dich im perſönlichen Umgange mit Deinen Gläubigern zu verhalten haſt. Ich würde Dir, liebes Kind, ganz einfach eine von den zwölf Auflagen von Knigge's claſſiſchem Werke „Ueber den Umgang mit Menſchen" anempfehlen, wäre ich nicht allzu ſattſam überzeugt, daß die meiſten Gläubiger wahre Unmenſchen, Barbaren, Quälgeiſter ſind, welche anders behandelt, anders gezähmt, anders gekirrt ſein wollen, als gewöhnliche Menſchenkinder.

Die heilige Schrift — das zweite Buch Moſis, Kapitel 22, Vers 25 — verbietet zwar jedem Gläubiger ſeinen Schuldner zu treten (Kunſtausdruck, guter Vetter, für drängen, drücken, quälen, peinigen) was aber fragt ein ſo gottloſer Gläubiger, ſo ein mitleidloſer Phariſäer, ſo ein kieſelherziger Manichäer nach der heiligen Schrift, nach Moſes und deſſen weiſen Satzungen? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern berief ſich der Gläubiger auf die menſchlichen Geſetze, die ſeine Unmenſchlichkeit — albern genug! — in Schutz genommen haben.

Danke Deinem Schöpfer, mein ausgezeichneter Vetter, daß Du nicht ſchon zu den Zeiten der Maccabäer gelebt haſt. Damals war ein Schuldenmacher viel ſchlimmer daran, als heutzutage. Der jüdiſche Gläubiger hatte das Recht, Dich Schulden halber nicht blos in den Kerker zu werfen, ſondern auch, wie einen Schöps oder Hammel, verkaufen zu dürfen. Das barbariſche Geſetz erlaubte ſogar, auch Dein Weib und Deine Kinder zu Gunſten Deines unbarmherzigen Gläubigers vertrödeln zu laſſen. Damals wurde manche ſchöne Jüdin um ein wahres Lumpengeld verſchachert. Beſtände das unmenſchliche Geſetz noch heutzutage, wie mancher Jude liefe, blos Schulden halber, je eher je lieber zum Chriſtenthume über!

Von den ſieben Weiſen Griechenlands habe ich von jeher für den guten Solon die meiſte Vorliebe gefühlt, weil er der Erſte geweſen war, der den Athenienſern das vernünftige Geſetz gegeben hatte, daß bürgerlicher Schulden halber kein Grieche eingeſperrt werden durfte. Er war es, der das abſcheuliche Geſetz des Perſonalarreſtes aufgehoben hat.

Wie einfältig, wie albern, wie dumm waren dagegen die Rhodier! Nach ihrer Geſetzgebung wäreſt Du, beklagenswerther Vetter, nicht allein für die eigenen Schulden, ſondern auch obenein für die Deines Vaters verantwortlich geweſen, ſelbſt dann noch, wenn Du aus Vorſicht auf deſſen Erbſchaft großmüthig Verzicht geleiſtet hätteſt. Würde das Rhodiſche Geſetz, daß alle Söhne verbunden ſeien, auch die Schulden ihrer Herren

Väter zu bezahlen, heutzutage bei uns eingeführt werden, welcher dumme Teufel möchte dann wohl noch Sohn ſeines Vaters ſein wollen?

Noch unmenſchlicher und grauſamer war das Geſetz der zwölf Tafeln: es erlaubte, den armen Schuldner in Stücke zu zerreißen und ihn gliedweiſe unter ſeine Gläubiger zu vertheilen. Hatte der Unglückliche blos einen einzigen Creditor, ſo durfte dieſer jenen zwar nicht tödten, aber, was noch viel ſchlimmer war, als Sklave auf öffentlichem Markte an den Meiſtbietenden verſteigern.

Die indiſche Geſetzgebung, guter Vetter, war in dieſem Punkte weit menſchlicher und viel galanter. Sie geſtattete dem Gläubiger, der ſein Geld nicht erhielt, ſich mit der Frau ſeines Schuldners, oder mit derjenigen ihrer Töchter, die ihm am beſten gefiel, gütlich abzufinden. Während die armen europäiſchen Ehemänner oft Jahre lang gebrauchen, um die Schulden ihrer putzſüchtigen Frauen zu bezahlen, ſteht es in der Macht der indiſchen Frauen, die Schulden ihrer Ehemänner in einer einzigen Nacht abzutragen. Wie mancher tiefverſchuldete Ehegatte möchte deshalb weit lieber Indianer als z. B. Reuß-Greiz-Schleizer ſein!

In der Türkei durfte der Gläubiger jeden ſeiner Schuldner ſpießen und, wenn derſelbe kein Muſelman war, ſogar ohne Seife ſpießen laſſen, was die Procedur natürlich noch viel ſchmerzhafter machte.

Kehren wir nun nach Rom zurück.

Strenge Geſetze, ausgezeichneter Vetter, überleben ſich bald. Die Barbarei des Zwölftafelgeſetzes währte, hinſichtlich der Zerſtückelung der Schuldner, nur bis zum Jahre 428, wo auf Antrag der Volkstribunen Petilius, der, einem on dit zu Folge, ſchwer verſchuldet geweſen ſein ſoll, den Conſuln ein Geſetz abgenöthigt wurde, das die Tödtung der Schuldner aufhob und dem Gläubiger blos das Recht einräumte, ſie in einem öffentlichen Gefängniße ſo lange zurückzuhalten, bis ſie ihre Schulden bezahlt hatten.

Julius Cäſar, die Frau aller Männer und der Mann aller Frauen, der in ſeiner Jugend mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe gehabt, erbarmte ſich der armen, freiheitberaubten Schuldner und bewilligte ihnen die Wohlthat der Güterabtretung (cessio bonorum), durch die ſie ſich vom Perſonalarreſt befreien konnten.

Seit jener Zeit hat ſich in dieſem Punkte der Geſetzgebung wenig geändert. Nur auf der Inſel Korea herrſcht noch bis heute die alte Sitte, die dem Gläubiger das Recht einräumt, ſeinem Schuldner tagtäglich fünfzehn Bambushiebe zu geben; ein Recht, das bei uns zu Lande, wo der zudringliche Gläubiger oft vom Schuldner Prügel erhält, köſtlich parodirt wird.

Ich komme jetzt endlich zur Hauptſache.

Merke Dir vor Allem, daß nicht alle Gläubiger aus einem Thone geknetet, über einen Leiſten geſchlagen, über einen Kamm geſchoren ſind, ſondern daß jeder einzelne eine andere Behandlung verlangt.

Nach meiner Anſicht, mein überaus geliebter Vetter, zerfällt das leider allzuzahlreiche Genus der Gläubiger in vier Species, die nach den vier Temperamenten einzutheilen ſind, in

1) ſanguiniſche,
2) choleriſche,
3) phlegmatiſche und
4) melancholiſche Gläubiger.

Jede dieſer vier Species zerfällt wieder, wie das Geſchlecht der Bremſen, in unzählige Varietäten oder Spielarten, und wie es Ochſen- Schaf- Pferde- und Rennthier-Bremſen giebt, ſo giebt es auch Ochſen- Schaf- Pferde- und Rennthier-Gläubiger.

Der ſanguiniſche Gläubiger (Tabanus sanguinicus) iſt gutmüthig, leicht gerührt, ſchnell überzeugt, und äußerſt nachgiebig, leider aber nicht ganz zuverläſſig; heute verſpricht er Dir Nachſicht und morgen — verklagt er Dich. Zu dieſer Species zweibeiniger Bremſen gehört vor Allem der Schneider (Tabanus sartor)

— Monſeigneur, fragte ein Gläubiger den Fürſten Talleyrand, ich möchte gern wiſſen, wann Sie mich einmal bezahlen werden?

— Gott im Himmel, rief der hinkende Teufel, wie kann man ſo neugierig ſein!

Notire Dir dieſe ausweichende Antwort; ſie verblüfft und iſt von ſo überraſchender Wirkung, daß ich mit deren Hülfe ſchon mehr als einen Schneider ſiegreich in die Flucht geſchlagen habe.

Als ich noch Garçon war, hatte ich einen Schneider, der mir am Erſten jedes Monats die unbezahlbare Ehre erwies, ſich weniger nach dem Befinden meiner fünf Sinne, als nach dem meines Geldbeutels zu erkundigen.

— Sie verlangen Geld von mir, edler Freund und Gönner?

— Nun ja, wenn es Sie nicht genirt . . .

— Durchaus nicht, ſagte ich und öffnete mein Schreibpult.

Das Geſicht meines Schneiders ſtrahlte Freude, denn ſeine Seele ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ich ihm wenigſtens einen Theil ſeiner Rechnung bezahlen würde.

Aber ſtatt des Geldes zeigte ich ihm ein halbes Dutzend verſiegelter Briefe.

— Sie irren, würdiger Mäcen, wenn Sie ſich dem Aberglauben hingeben, daß blos auf der Liſte Ihrer Gläubiger ſaumſelige Zahler ſtehen. Auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen . . . doch daß ich's nicht vergeſſe, darf ich Ihnen eine echte Havanna . . . dos amigos . . . première qualité anbieten?

— Danke verbindlichſt, ich rauche nicht.

Das wußte ich, ausgezeichneter Vetter, ſonſt hätte ich ihm gewiß keine angeboten.

— Ja, wie geſagt, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Sie ſehen hier fünf Mahnbriefe. Der eine dieſer Herren ſchuldet mir 8 Louis, die ich ihm im Ecarté vorgeſchoſſen; der Andre 50 Thaler, die ich ihm vor ſechs Monaten geliehen; der Dritte einen kleinen Reſt von 12 Carolins für eine reizendſchöne Apfelſtute, die ich ihm ſchon im vergangenen Jahre verkauft; den Vierten mahne ich nun bereits zum fünften Male um ſechs Dukaten, die ich ihm auf ſein Ehrenwort geliehen; der fünfte Brief iſt an eine junge Choriſtin gerichtet, die mir ſo lange die Ohren vollgeheult, ſie brauche einen neuen Shawl, daß mir endlich nichts Anderes übrig geblieben war, als für 86 Thaler gut zu ſagen, die ich ſeitdem längſt bezahlt habe. Lauter Kleinigkeiten, wie Sie ſehen — ich betonte das Wort abſichtlich etwas auffallend — aber wenn man alle dieſe Bagatellen zuſammenrechnet, kommt doch ein hübſches Sümmchen heraus.

— Ein Sümmchen? Eine Summe, eine reſpectable Summe!

— Nun ſehen Sie, lieber Freund, wie oft man ſich blos für Andere in Noth und Sorgen ſtürzt. Aber der Faden der Geduld platzt zuletzt . . . Nicht wahr?

— Natürlich!

— Ich habe meine Freunde heute zum erſten Male ernſtlich erſucht, an die Bezahlung ihrer Poſten zu denken, denn auch ich, ma foi! brauche mein Geld.

— So gut als ich das meinige, ſagte der Schneider.

— Ich habe dieſe fünf Briefe Anfangs auf die Stadtpoſt werfen wollen, mir jetzt aber die Sache anders überlegt. Meine Schuldner könnten die Ausrede gebrauchen, ſie hätten meine Mahnung nicht erhalten, und deßhalb habe ich mich entſchloſſen . . .

— Es zu machen, wie ich, und lieber ſelbſt hin zu gehen?

— Das nicht!

— Was denn?

— Sie zu bitten, dieſe Briefe an ihre Adreſſen abzugeben.

— Bin ich Ihr Laufburſche? fragte der Sanguiniker.

— Sie ſind mehr als das! Sie ſind mein Gönner, mein Beſchützer, mein Freund! rief ich und ſchloß den tiefgerührten Schneider feſt in meine Arme.

Das ehrliche Kameel! Faſt hätte es an meinem Krokodillherzen Thränen der reinſten Freude vergoſſen!

— Man kann Ihnen nichts abſchlagen, ſprach mein Mäcen; geben Sie her die Briefe.

— Sie wollen ſich alſo wirklich damit beläſtigen?

— Haben Sie es nicht verlangt?

— Gut! Zum Danke dafür will ich Alles, was Sie darauf einnehmen, morgen brüderlich mit Ihnen theilen.

— Schön, ſagte der Schneider, nahm die fünf Briefe und galoppirte für mich durch die halbe Stadt.

Du fragſt mich, naiver Vetter, ob jene Briefe wirklich mahnenden Inhalts geweſen??? Unter vier Augen geſagt: Nein! Denn keine von allen Perſonen, an die ich ſie gerichtet, war mir Etwas ſchuldig. Meine Briefe enthielten Mittheilungen der gleichgültigſten Art.

Als der Schneider am andern Morgen zu mir ins Zimmer trat, rief ich ihm donnernd entgegen:

— Nun, Mann Gottes, bringen Sie Geld?

— Nein!

— Und weshalb nicht?

— Weil ich von allen Fünfen keinen Heller erhalten habe. Der Eine ſchlief noch, der Andere war ſchon ausgegangen, der Dritte war noch gar nicht nach Hauſe gekommen, der Vierte war ausgezogen, ohne die Adreſſe ſeiner neuen Wohnung zu hinterlaſſen, und die Dame vom Theater ließ mir herausſagen, daß ſie Ihnen ſchriftlich antworten wolle.

— Sehen Sie, das hat man von ſeiner Bereitwilligkeit! Der Teufel hole alle guten Freunde und die Choriſtin obendrein! Ich bin ſo aufgebracht, ſo empört, ſo wüthend, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen könnte!

— Aber warum denn?

— Blos Ihretwegen! Es thut mir weh, es blutet mir das Herz, Sie auch heute ohne Geld fortſchicken zu müſſen . . .

— Faſſen Sie ſich, wir müſſen nun einmal mit unſern Gläubigern Geduld haben . . .

— Wann aber beſuchen Sie mich wieder?

— In vier Wochen!

— Nein, edler großmüthiger Freund, ich erwarte Sie in längſtens vierzehn Tagen . . . bis dahin hoffe ich . . .

— Schon gut, ſchon gut, ſagte der Schneider, wiſchte ſich eine erbſendicke Thräne aus dem Auge und ging.

Acht Tage ſpäter erhielt ich vom Stadtgericht eine Vorladung, aus der ich erſah, daß er mich Tags darauf verklagt hatte.

So ſind ſie, dieſe ſanguiniſchen Schneider!

— — — — — — — — —

Der choleriſche Gläubiger (Tabanus cholericus ist ſehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird durch Widerſpruch noch mehr aufgereizt und droht jeden Augenblick, einen furchtbaren Skandal zu machen. Im Ganzen aber iſt er nicht ſo grimmig, als er ausſieht, und läßt ſich durch Ruhe und Gelaſſenheit entwaffnen. Er droht beſtändig mit einer Klage, klagt aber in der That nur höchſt ſelten. Zu dieſer Klaſſe gehört vor Allem der Schuſter, (Tabanus sartor.)

Als ich noch Garçon war, hatte ich natürlich auch einen Schuſter, dem ich dann und wann Etwas ſchuldig blieb. Beſagter Pechmenſch war ein Grobian der feinſten, oder richtiger geſagt, der gröbſten Sorte, ein Flegel erſter Klaſſe, der den Feldzug von 1813 mitgemacht, das eiſerne Kreuz und, dieweil er einen Pudel und zwei Gensd'armen aus dem Waſſer gezogen, die goldene Rettungsmedaille erhalten hatte, worauf er, im Vorbeigehen geſagt, viel ſtolzer als der Fürſt Metternich oder der Herzog von Wellington auf alle ihre Crepundien war.

— Herr, ſagte er eines Morgens, ich brauche mein Geld.

— Ich gleichfalls, gab ich ihm ruhig zur Antwort.

— Meine Rechnung beträgt 14 Thaler 28 Silbergroſchen, und wenn Sie mich nicht augenblicklich bezahlen, ſo mache ich Ihnen einen Mordſpectakel, daß in fünf Minuten das ganze Haus zuſammenläuft.

— Thun Sie das, ich fürchte Sie nicht. Poltern, ſchimpfen, fluchen Sie. Ihr Zorn wird mir vielen Spaß machen. Je mehr Sie ſich ereifern, deſto mehr werde ich lachen, und wenn die Zeugen, die Sie herbeiwünſchen, erſchienen ſind, werde ich die Thür öffnen und ihnen ſagen: „Seht her, ſo benimmt ſich einer der ruhmgekrönten Krieger, die 1813 das Vaterland von der Schmach der Zwingherrſchaft befreit, ſo benimmt ſich ein Held, der zwei Fahnen und — Gott weiß, wie viel? Kanonen erbeutet, ſo benimmt ſich ein Ritter des eiſernen Kreuzes, ein Inhaber der goldenen Rettungsmedaille, der einen Pudel und zwei Gensd'armen aus dem Waſſer gezogen hat, ſo benimmt ſich ein Mann, ein Meiſter, ein Bürger, vielleicht einſt ein Stadtverordneter der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, weil er ſich vom Zorne, der unedelſten aller Leidenſchaften, auf einen Augenblick hinreißen ließ, ſeine Meiſterwürde zu vergeſſen und ſich wie der letzte ſeiner Schuſterjungen zu betragen.

— Herr, rief der Schuſter, deſſen Wuth mit einem Male gebrochen war.

— Nun, edler Krieger, tapferer Vaterlandsvertheidiger, was hindert Sie in Ihrem Vorhaben? Warum poltern, warum fluchen, warum ſchimpfen Sie nicht? Warum machen Sie nicht Mordſpectakel, damit die ganze Nachbarſchaft zuſammenläuft und Sie, den Helden, den Bürger, den zukunftigen Stadtverordneten in der Glorie Ihres Zornes bewundern kann???

Selbſt der gröbſte aller Grobiane, guter Vetter, hat eine Stelle, wo er kitzlich iſt. Findeſt Du dieſe Stelle, ſo ſteht es in Deiner Macht, den vierſchrötigſten Flegel in einen empfindſamen Galanthomme, den Tiger in einen Schöps umzuwandeln. Es giebt keinen Schuſter, der nicht ehrgeizig iſt. Ich kannte dieſen kitzlichen Punkt und wußte ihn zu benutzen.

— Ach, Herr! rief der zerknirſchte Schuſter und Stadtverordnete in spe, es war ja nicht ſo bös gemeint; ich ſpaßte ja nur. Wie können Sie nur glauben, daß es mir jemals einfallen könnte, Sie wegen lumpiger 14 Thaler 28 Silbergroſchen, die ich von Ihnen zu fordern die Ehre habe, zu mahnen, Ihnen wegen dieſer Lumperei nur ein böſes Wort zu ſagen?

— Aber weshalb ſind Sie denn jetzt hier?

— Weshalb ich hier bin? fragte der Vaterlandsvertheidiger, eine Sekunde lang einhaltend. Weshalb ich hier bin? Um Ihnen, wenn Sie erlauben, Maß zu nehmen zu einem Paar neuer Stiefel, denn ich will es Ihnen nur geſtehen, ich wünſche mir in meinen ganzem Leben keinen beſſeren Kunden, als Ew. Hochwohlgeboren.

— Es freut mich, daß Sie dies einſehen, ſagte ich, warf mich aufs Sopha und hielt ihm den rechten Fuß hin.

Der gebändigte Tiger ließ ſich auf ein Knie nieder, um mir Maß zu nehmen.

— So, ſagte er, nun bin ich fertig.

— In vier Wochen ſollen Sie Ihr Geld erhalten.

— Sie beſchämen mich, ſprechen wir nicht mehr davon!

— Nun denn, auf Wiederſehen! Wenn ich einſt die Geſchichte des glorreichen Jahres 1813 ſchreibe, ſo ſein Sie überzeugt, daß Ihr Name darin nicht fehlen wird. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie und Ihre Stiefel in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Schluchzend trat der Schuſter ſeinen Rückweg an.

— — — — — — — — — — —

Der phlegmatiſche Gläubiger (Tabanus phlegmaticus) liebt die Ruhe, haßt jede Aufregung, geht ſtets vorſichtig zu Werke und läßt ſich daher nur ſelten zu einer Unbeſonnenheit, nie aber zu Haß und Zorn hinreißen; er mahnt ſehr artig, leider aber öfterer als jeder Andere und, wenn's ſein muß, ſogar tagtäglich mit einer unermüdlichen Ausdauer. Von allen Gläubigern iſt er — merke es Dir lieber Vetter — der unerträglichſte. Zu dieſer Klaſſe gehört vor Allen der Friſeur und Barbier (Tabanus comae textor und Tabanus tonsor.) Dieſe Art von Bremſen kannſt Du Dir nur durch zwei Mittel vom Halſe ſchaffen. Durch Geld oder — Grobheit.

Vergiß überhaupt nicht, Dich in der faſhionablen Kunſt, mit Manier grob zu ſein, immer mehr und mehr auszubilden, denn nur der Philiſter iſt gegen Jedermann artig und zuvorkommend, der Gentleman aber gegen Alles, was nicht ſeines Gleichen iſt, immer abſtoßend, patzig, grob. Wenn der Gentleman einem Philiſter auf den Fuß tritt, ſo bittet der Getretene um Entſchuldigung; der Gentleman entſchuldigt ſich nur ſelten und auch dann nur im Vorbeigehen. — Grobheit, mein artiger Vetter, iſt der Schlüſſel zum Geheimniſſe, ſein Glück zu machen, denn ein unverſchämter Flegel kommt in der geſitteten Welt immer weiter, als der feingebildete, ſchüchterne und beſcheidene Mann. Beſcheidenheit, lieber Vetter, bringt oft ſelbſt den Reichen in den Geruch eines armen Teufels. Mir fällt dabei das hübſche Epigramm ein:

„Seit Göthe hat geſagt: „Nur Lumpe ſind beſcheiden,
Nimmt jeder Lump ſich vor, Beſcheidenheit zu meiden.“

Grobheit, mein beſcheidener Vetter, iſt weiter nichts, als Ironie im Schlafrock; Spott, Ironie und Malice aber ſind zu allen Zeiten die gefährlichſten Waffen geweſen. Merke Dir den Fibelvers:

„Bemühe Dich, mein Freund, recht göttlich grob zu werden,
Auf daß es wohl Dir geh' im Himmel und auf Erden.“

— — — — — — — — — — —

Der melancholiſche Gläubiger (Tabanus melancholicus) iſt ängſtlich um ſeine Zukunft beſorgt und ſehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt, ſeine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbſtpeinigung und zum Haß; er malt ſich und Andere, um ſie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichſten Bilder vor und ſieht Geſpenſter und Leichen, wo keine ſind. Zu dieſer Species gehört vor allem jene Klaſſe von Biedermännern, die Dir auf unmenſchlich hohe Zinſen Geld leiht, der Wucherer (Tabanus foenerator).

Dieſer Gläubiger hat beſtändig Seufzer auf den Lippen, Thränen in den Augen und Trauer in dem Herzen; er erzählt Dir lange Jeremiaden und Odiſſeen von Unglücksfällen, die ihn unabläſſig verfolgen; faſt täglich iſt ſein armes Weib von einem Zwillingspaare entbunden worden; allwöchentlich ſtirbt ihm „ein armes Wurm“ am Keuchhuſten oder an der Bräune; heute muß er den Apotheker und morgen den Doctor, heute die Miethe und morgen ſeine Lebensverſicherungs-Police bezahlen. Er klagt, winſelt, jammert und heult beſtändig, bittet Dich mit ſeinem Unglück Erbarmen zu haben und ihm das Geld — noch vor der Verfallzeit — zurückzuzahlen.

Vor zwölf Jahren trat eine dieſer edlen Menſchenfreunde mit einem Trauerflor um Arm und Hut in mein Zimmer ein.

— Sie trauern? fragte ich bewegt. Um wen?

— Um mein armes Weib, das die himmliſche Vorſehung vorgeſtern am Magenkrebs zu ſich genommen hat, erwiderte der arme Mann, der gleich darauf wie ein Kind zu heulen anfing. Morgen früh ſoll ſie begraben werden und ich habe keinen Groſchen Geld, um den Sarg und die Beerdigungskoſten zu bezahlen.

— Vor einigen Tagen war Ihre Frau ja noch friſch und geſund.

— Die Wege der Vorſehung ſind dunkel. Heute roth und morgen todt! rief er aus und zerfloß in Thränen.

Gerührt öffne ich meine Schatulle, um dem armen Teufel vier Wochen vor der Verfallzeit meinen Wechſel zu bezahlen, als die Thür ſich aufthut und ſein Weib den Kopf zur Thür hineinſteckt und mich fragt:

— Verzeihen Sie, iſt mein Mann noch da?

Der Heuchler ſtand wie vom Blitz getroffen; ich aber ſchlug ein lautes Gelächter auf, warf meine Schatulle zu und — den Heuchler zur Thür hinaus.

Ich erzähle Dir das, um Dir zu beweiſen, daß Du keiner dieſer melancholiſchen Stechfliegen glauben darfſt. Winſeln ſie, dann lache; jammern ſie, dann ſpotte, und werden ſie unangenehm, ſo wirf als Gentleman die Philiſter zur Thür hinaus. Mit Grobheit, wie geſagt, gelangt man immer am ſchnellſten zum Ziele.

Schließlich gebe ich Dir noch einen andern, wohl zu beherzigenden Rath:

Sei lieber zehn Männern, als einer einzigen Frau Etwas ſchuldig, denn es giebt keine nergelnderen Gläubiger, als die weiblichen. Nach der Peſt und Cholera kenne ich überhaupt Nichts Gefährlicheres in der Welt, als eine Gläubigerin.

Nachſchrift. Suche Deine Winterbeulen los zu werden.

Neunter Brief.

Schon ſeit langer Zeit, treuherziger Michel, habe ich die unerfreuliche Bemerkung gemacht, daß Du noch allzu vielen Nichtigkeiten dieſer Welt eine durchweg unnütze Bewunderung zollſt. Du fällſt aus einer Bewunderung in die andere: Du bewunderſt die Schönheit Deiner Braut, den Reichthum ihres Vaters, den Aufwand ihrer Mutter, den Witz ihres Bruders, die Naivetät ihrer Schweſter, die Verſchwiegenheit ihres Kammermädchens und hundert andere Eigenſchaften, die, bei Lichte betrachtet, ſo große Kleinigkeiten ſind, daß ſie nicht die geringſte Bewunderung verdienen. Du aber bewunderſt Alles: den Bau eines Pferdes, das Talent eines

Gauklers, die Bravour eines Seiltänzers, wie den Geiſt eines erhabenen Dichters; hinreichender Beweis, daß Du noch immer ein allzugroßer Philiſter biſt, um einzuſehen, daß ein wahrer Gentleman eigentlich nichts, gar nichts bewundern darf. Nur der Mann, der über nichts mehr erſtaunt, der mit Gleichgiltigkeit auf Perſonen und Handlungen herabſieht, die von Andern geliebt, bewundert oder gar gefürchtet werden, nur der, den nichts mehr überraſcht, iſt wahrhaft weiſe, wahrhaft beneidenswerth. Schon die alten Weltweiſen Griechenlands — klüger als alle Philoſophen unſerer Tage — fanden in der Athaumaſie, d. h. in der Nichtbewunderung, die Quelle der Eudämonie oder Glückſeligkeit, und ſchon Vater Horaz, Roms geiſtreichſter Gentleman, ſagt in ſeinen Briefen (I. 6):

„Nil admirari prope res est una, Numici,
Solaque, quae possit facere et servare beatum.“

In dieſen zwei Worten „nil admirari“ liegt, guter Michel, mehr Weisheit, als Dein baufälliger Verſtand ſich träumen läßt; in dieſen zwei inhaltsſchweren Worten „nichts bewundern" ruht das Geheimniß, ſich durch nichts in der Welt verblüffen, ſich durch nichts aus der Faſſung bringen laſſen. Horaz, guter Michel, war tauſendmal klüger, als jener Mäcen, der ein Typus jenes kindiſchen Enthuſiasmus iſt, welcher uns früher oder ſpäter dem Fluche der Lächerlichkeit preisgiebt. Ich kann mir nichts Abgeſchmackteres, als jenen gutmüthigen Mäcenas denken, der den Gentleman Horaz täglich an ſeine Tafel gezogen und, aus angeborenem Bewunderungstriebe, ſelbſt den ſchlechteſten Witz ſeines Gaſtes aus Leibeskräften belacht hat.

Lachen überhaupt iſt eine philiſterhafte Tugend. Denke, lieber lachluſtiger Michel, an Philipp II., welcher niemals gelacht, und an den Grafen Orenſtierna, der das Lachen den „Herold der Narrheit" genannt hat. Schon ein altes Sprichwort ſagt: „Per risum multum debes cognoscere stultum." („An vielem Lachen kannſt Du den Narren erkennen.") Nur ein Philiſter lacht, der Gentleman lächelt. So kannſt Du an der Weiſe, wie

Jemand lacht, nicht blos den Grad ſeiner Bildung, ſondern auch ſein Temperament und ſeinen aus dem Temperamente entſpringenden Charakter erkennen. Abbé Damaſeno, ein italieniſcher Aſtrolog, ließ im Jahre 1662 zu Orleans eine Flugſchrift von ſechs Blättern erſcheinen, in welcher er eine ziemlich geiſtreiche Charakteriſtik des Lachens liefert. Nach ſeiner Anſicht lacht der Choleriſche ha, ha, ha, der Phlegmatiſche he, he, he, der Melancholiſche hi, hi, hi und der Sanguiniſche ho, ho, ho; doch iſt nicht immer darauf zu bauen. Am klügſten iſt es, wenn Du überhaupt gar nicht, wenigſtens nicht in Gegenwart Anderer lachſt, ein Rath, der Dir in manchen Situationen des Lebens gute Dienſte leiſten wird. So z. B. kannſt Du einen Witzjäger in Verzweiflung bringen, wenn Du ſeine Witze nie belachſt. Auch bei den Frauen macht ein Mann, der ſelten lacht, immer tiefern Eindruck, als ein Narr, der beſtändig lacht.

Alſo weder ſtaunen noch lachen! Das merke Dir, mein guter Michel!

Zehnter Brief.

In einer Nachſchrift Deines letzten Briefes erſuchſt Du mich, Dir einige Bücher zu empfehlen, aus welchen Du die Kunſt erlernen kannſt, Dich bei allen Menſchen, vorzüglich aber bei den Frauen, beliebt zu machen.

Wäre ich Philiſter, wie Du, ſo würde ich für Dich folgende Liſte entwerfen:

1) I. B. Morvan de Bellegarde, „l'art de plaire dans la conversation et réflexions sur ce qui peut plaire et déplaire dans le commerce du

monde,“ ein Werk, das in alle Sprachen, natürlich auch ins Deutſche, überſetzt iſt. *)

2) A. F. von Knigge's „Umgang mit den Menſchen“ ein höchſt philiſterhaftes Buch, von dem ſchon eilf bis zwölf Auflagen erſchienen ſind. **) 2 Bd. 8.

3) I. M. Mossé, „l'art de se faire aimer des femmes et de se conduire dans le monde,“ Par. 1822. 18.

4) L. de Saint-Ange, „le secret de triompher des femmes et de les fixer,“ Par. 1825. 18.***)

---

*) Deutſch u. d. Titel „Ueber die feine Lebensart,“ Leipz. 1800. 8. Engliſch u. d. Titel: „Politiness of manners and behaviour in fashionable society,“ Lond. 1812. 8.

**) Die erſte Auflage erſchien Hannover 1788, die letzte 1822, 3 Bde.

***) Deutſch von G. Sellen, Leipzig 1830. Spaniſch, Madrid 1827. 2 Bde. 18.

5) E. Marco de Sainte-Hilaire „l'art de reussir en amour, enseigne en vingt-cinque leçons, ou nouveaux secrets de triompher des femmes et de les fixer," Par. 1825. 12.

6) H. N. Raisson, Code des boudoirs, moyens adroits de faire des conquêtes, de devenir heureux en amour et d'acquérir un certain aplomb auprès des femmes," Par. 1829. 18. *)

7) Deſſelben Autors „Code galant, ou l'art de conter fleurette," Par. 1829. 18.

8) C. F. von Rumohr „Schule der Höflichkeit für Alt und Jung," Stuttgart 1834—35. 2 Bde.

9) Alberti's „Complimentirbuch" und ein Dutzend anderer geiſtloſer, abgeſchmackter und philiſtröſer Compilationen.

---

*) Erſchien ohne Namen des Verfaſſers „par un jurisconsulte de Cythère."

Aber ſchon in einem meiner frühern Briefe — wenn ich nicht irre, im achten — habe ich Dir begreiflich zu machen geſucht, daß Beſcheidenheit und Höflichkeit nur philiſtröſe Tugenden, Arroganz und Grobheit aber die Vorzüge des wahren Gentleman ſind. Höflichkeit, die in der Regel nur ein Deckmantel kriechender Falſchheit iſt, ſcheint mir, ſelbſt vom Standpunkte der Moral betrachtet, verabſcheuenswürdiger als die rückſichtsloſeſte Grobheit. Das hat ſchon Krug geſagt und dadurch bewieſen, daß auch er kein Freund der Höflichkeit war. Grobheit aber und namentlich jene Gattung von Grobheit, welche der äſthetiſche Schlegel die göttliche genannt hat, iſt die erſte Staffel zur geheimnißvollen Leiter, auf deren Gipfel uns das Glück erwartet. Grobheit, mein artiger Vetter, iſt ein Paſſe-par-tout, der uns alle Thüren der fashionablen Welt öffnet. Hätte Herr von Rumohr eine „Schule der Grobheit" geſchrieben, ſie würde mehr Abſatz und Anklang gefunden haben, als ſeine „Schule der Höflichkeit," die, nach meiner Meinung, nur für Philiſter geſchrieben iſt. Da aber dieſe Race von Menſchen — es iſt dies eines der Hauptmerkmale, woran man ſie erkennen kann — ſelten oder nie ein Buch lieſt, ſo hat dieſes Werk ganz und gar ſeinen Zweck verfehlt.

Hätte jener große Philiſter ſtatt des „Galanthomme" einen „Grobian" oder die „Kunſt, ein Flegel zu werden" ausgebrütet, ſo hätte er unſerer „goldenen Jugend" einen Dienſt geleiſtet, für den ſie ihm früher oder ſpäter gedankt haben würde, denn die Gabe, mit Manier grob, mit Anſtand flegelhaft zu ſein, iſt zweizweifelsohne eine der ſchönſten Apanagen der vornehmen Welt, eine der größten Prärogative des echten Gentleman.

Merke Dir ein für alle Mal, daß nur der Philiſter gegen Jedermann artig und zuvorkommend, höflich und beſcheiden iſt.

Mir fällt dabei eine Anekdote ein. Graf von Bünau, Hofmarſchall des Königs von Sachſen, ein Ariſtokrat vom feinſten Waſſer, ein Gentleman comme il faut, hatte einem jungen Manne die Ehre erwieſen, ihn zum Diner einzuladen. Nach aufgehobener Tafel beging der junge Menſch die unverzeihliche Bêtiſe, ſich Seiner Excellenz mit höchſt philiſtröſer Verbeugung zu nahen und dem Grafen „geſegnete Mahlzeit" zu wünſchen. Graf von Bünau war darüber — und zwar mit vollem Rechte — ſo empört, daß er dem beſcheidenen Einfaltspinſel den Rücken zukehrte und zu einem ſeiner Freunde ſagte: „Welch ein Schwachkopf! Ich glaube gar, der Tölpel wäre, wenn ich in ſeiner Gegenwart nieſen würde, im Stande, mir: Gott helf! zu wünſchen."

Es giebt in der That nichts Einfältigeres, Abgeſchmackteres, Dümmeres, als jenes Alphabet platter, abgenutzter Höflichkeitsphraſen, die der Philiſter ewig wiederkäut und wodurch er ſich dem Gentleman gegenüber ſo unausſtehlich lächerlich macht.

Kein Menſch auf Erden iſt für mich unerträglicher, als ein Philiſter, der ſich einen „gehorſamſten Diener“ oder gar einen „unterthänigſten Knecht“ nennt, fortwährend Katzbuckel und Kratzfüße macht und ſich in lauter Höflichkeit auflöſt. Ein einziger Flegel flößt mir mehr Achtung, als ein ganzes Schock ſogenannter „artiger Menſchen“ ein.

Kaufe Dir, ſtatt aller Höflichkeitsſchulen, Meinhardts „Neueſtes Schimpfwörterbuch der Deutſchen“ *) und erlerne daraus die unbezahlbare Kunſt, in vier und zwanzig Stunden ein Flegel comme il faut zu werden.

Befleißige Dich der „göttlichen Grobheit“ und ſei überzeugt, daß Du in der vornehmen Welt mit ihr weiter kommen wirſt, als mit der allerhöflichſten Höflichkeit. Eine einzige malitiöſe Bemerkung, eine einzige geiſtreiche Grobheit macht oft mehr Effect, als tauſend fade Schmeicheleien.

---

*) Arnſtadt 1840.

Um aber bei den Frauen Dein Glück zu machen, brauchſt Du Dir gar nichts Anderes, als den Göthe'ſchen Vers zu merken:

„Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort."

Sei alſo grob gegen Männer und keck gegen Frauen, dann wirſt Du in der fashionablen Welt das erreichen, was der gutmüthige Philiſter in ſeiner Sprache und in ſeiner Sphäre „ſich beliebt machen" nennt.

Ich bitte Gott, daß Dich der Teufel hole, wenn Du fortfährſt, ſo kriechend artig zu ſein, wie bisher. Dies iſt der aufrichtige Wunſch Deines göttlich-groben Vetters.

P. S. Viele Grüße an Deine philiſterhaften Froſtbeulen.

Eilfter Brief.

In Deinem letzten Briefe, chriſtlich-germaniſcher Vetter, erſuchſt Du mich, Dir zu ſagen, was vor dem Richterſtuhle eines Gentleman „Tugend“ und was vor deſſen Forum „Laſter“ iſt.

Die größte Tugend eines Gentleman iſt die: nie mehr zu eſſen, als er mit Behaglichkeit verdauen, und nie mehr zu trinken, als er mit Anſtand vertragen kann. Nur Philiſter verderben ſich den Magen und trinken ſich einen „Haarbeutel“ oder geradezu einen Rauſch. Dieſe tugendhaften Spießbürger, die dem beſten ihrer Freunde — dem Magen — Exceſſe zumuthen, die ihn tief erröthen laſſen, ſtützen ſich beim Trinken auf einen Vers aus dem „neuen Sonntagskinde" und ſingen allabendlich, bevor ſie ihren philiſtröſen Leichnam in irgend eine Kneipe ſchleppen, den koſtbaren Pſalm:

„Wer niemals einen Rauſch gehabt,
Der iſt kein braver Mann."

Allmählich holen ſie ſich aus dem „Töpfchen des baieriſchen Bieres" einen ziemlich vollſtändigen Rauſch und tröſten ſich Morgens, wenn ſie mit der Reue des Magens, mit einem abſcheulichen „Katzenjammer" erwachen, mit dem himmliſchen Bewußtſein, daß jeder von ihnen ein „kreuzbraver Mann" iſt. In den Augen dieſer „zweibeinigen Bierfäſſer" iſt der „nüchterne Gentleman" der jedem Rauſche vorſichtig aus dem Wege geht, ein Heuchler, ein Duckmäuſer oder, wie ſie's zu nennen geruhen, ein grundſchlechter Kerl, jeder Trunkenbold hingegen ein Märtyrer ſeines Durſtes, ein braver Mann, ein Heiliger.

Der Gentleman trinkt und auch nur dann, wann er Durſt hat, der Philiſter aber ſäuft und ſelbſt dann noch, wann er durchaus nicht durſtig iſt. Sitzen zwei Philiſter bei einander, ſo ſtoßen ſie an und ſaufen Brüderſchaft. Ein Philiſter dutzt ſich, wie ein Tyroler Handſchuhtrödler, mit Gott und der ganzen Welt; der Gentleman vermeidet dies zudringliche Du, weil er weiß, daß das „Sie" eine nothwendige Schranke iſt, die ihn von der tölpelhaften Zudringlichkeit des Philiſters ſchützt.

Nach dem Laſter des Dutzens mit jedem Lumpenkerle kommen zwei andere Laſter, die von allen andern, welche der gütige Himmel dem Philiſter als Pathenangebinde in die Wiege gelegt, die häßlichſten, gräßlichſten und abſcheulichſten ſind. Beide Laſter fangen im Deutſchen mit einem und demſelben Buchſtaben, mit einem L an. Ihr voller Name iſt langweilig und lächerlich.

Fragt mich Jemand, ob ich lieber mit ſchlechten und dummen, oder mit langweiligen und lächerlichen Geſchöpfen Umgang haben möchte, ſo würde ich aus zwei Uebeln das kleinere wählen und mich entſchließen, weit lieber mein ganzes Leben mit Schurken, als vier Wochen mit langweiligen und lächerlichen Philiſtern umzugehen.

Nach meiner Anſicht, ausgezeichneter Vetter, giebt's im Leben kein größeres Unglück, als ennuyant und ridicule zu ſein. Spötter werden ſagen, daß ich dann ſehr unglücklich ſein muß; aber wäre ich — Scherz bei Seite! — wirklich lächerlich und langweilig, dann würde ich — vielleicht auf Actien! — mich zum Wohle meiner Nebenmenſchen durch Schwefeläther betäuben oder durch Schießbaumwolle in die Luft ſprengen laſſen. Spaßvögel könnten leicht in Verſuchung gerathen, mich zu fragen, warum ich dies nicht ſchon längſt verſucht habe? O meine Freunde, würde ich ſagen, ſo lange es noch Philiſter giebt, die noch tauſendmal langweiliger und lächerlicher, als wir ſelber ſind, ſo lange will ich mein Leben noch genießen und mich in dieſen beiden Philiſtertugenden mehr und mehr ausbilden, um auf dieſe Weiſe — wie meine glänzenden Vorbilder — einſt die äußerſte Stufe der Volkommenheit zu erklimmen.

Mir fällt nicht gleich der Name jenes franzöſiſchen Philoſophen ein, der es vorzog, lieber für einen Schurken als für einen Dummkopf gehalten zu werden. „Pour devenir grand homme“ ſagt der Cardinal Dubois, „il faut être coquin.“ Ich theile die Anſicht Seiner Eminenz. Wenn es einem Lumpen Spaß macht, mich für einen Schurken zu halten, ſo verzeih' ich's ihm. Aber wenn ein Dummkopf mich einen Dummkopf zu ſchelten wagt, dann möchte ich ihm zwei Naſenſtüber und eine gute Lehre geben, die nämlich, über die Splitter Anderer nicht ſeine eigenen Balken zu überſehen.

Mit einem Schurken, guter Michel, kannſt Du ſehr leicht fertig werden, doch „mit der Dummheit“, ſagt ſchon unſer großer Schiller, „kämpfen Götter ſelbſt vergebens.“

Ich höre Dich nun fragen, was nach dem Begriffe jedes Nichtphiliſters langweilig iſt.

Dieſes Laſter, tugendhafter Vetter, hat eine Legion würdiger Repräſentanten. Blicke in Dich, blicke um Dich und ſuche mit mir die lebendigen Beiſpiele.

Langweilig iſt:

Ein Verliebter, der uns mit walterſcottiſcher Breite den Roman ſeiner Alltagsliebe mit allen ihren Epiſoden und Verwickelungen, mit allen ihren Morgen- und Abendteuern in der Regel mehr als ein Mal erzählt.

Ein junger Dichter, der uns mit ohrenpeinigendem, magenverderbenden, ſodbrennenerzeugenden Pathos einen Cyclus ſeiner letzten Balladen oder alle fünf Akte ſeines erſten Trauerſpiels vorlieſt.

Ein Theaterdirector, der uns das Repertoire ſeiner Bühne, „auf die ganz Deutſchland ſieht“ vorlegt und ſeine neuen Erwerbungen preiſ't, um uns zu überzeugen, wie unvernünftig groß die Opfer ſind, die er ſeinem undankbaren Publicum bringt.

Ein Stutzer, der ewig von ſeinen Pferden ſpricht, und nicht zehn Worte reden kann, ohne zwanzigmal ſeine Ehre abzunutzen.

Auf dieſe Herren paßt das claſſiſche — nicht von mir verfaßte — Diſtichon:

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', bei meiner Ehre,
Der Rappen trabt ganz magnifique, ganz magnifique auf Ehre.

Ein Komödiant, der ohne Unterlaß von ſeinen Rollen ſpricht: Morgen trete ich als „Franz Moor" auf; da müßt Ihr hineingehen. Habt Ihr den alten Devrient geſehen? Schund! Habt Ihr Seydelmann geſehen? Schund! Habt Ihr Döring geſehen? Schund! Ich will Euch zeigen, wie dieſe Canaille aufgefaßt werden muß. Euer Haar wird ſich ſträuben . . . Ihr werdet zittern und ſtaunen. In Hamburg, wo ich dieſe Beſtie vier Abende hinter einander bei drückend vollem Hauſe mit kannibaliſchem Beifall geſpielt, hat mich das verrückte Volk an jedem Abend acht und zwanzig Mal jubelnd hervorgerufen."

Lache, Michelchen, lache, ſonſt wird unſer großer Mime ungehalten und erzählt aller Welt, daß Du ein Eſel biſt, der ihn nicht loben will, weil er Dir kein Geld geliehen hat.

Soll ich Dir noch mehr ſolcher langweiligen Patrone vorführen?

Langweilig iſt jeder Philiſter, der, ſo oft wir ihm begegnen, uns entgegenſchreit: „Habt Ihr ſchon die neue Anekdote gehört? Wißt Ihr, warum man von unſerm Stadttheater die Blitzableiter abnehmen läßt? Weil da ohnehin nichts mehr einſchlägt.“

Ein nagelneuer Witz, der ſchon vor Anno Eins in Müchlers „Anekdoten-Almanach“ zu leſen war.

Langweilig iſt jede Frau, die von Eiſenbahn-Actien und vom Cours der Staatspapiere, von der Emancipation der Juden und von der Organiſation der Arbeit, vom Communismus und Pauperismus, von der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtspflege, von ihren jungen Hunden und ihren alten Anbetern ſpricht.

Langweilig iſt jeder arme Teufel, der uns weißmachen will, er ſtecke bis über die Ohren in Geld.

„Ich will mir ein Pferd kaufen für 80 Louis,“ ſagt er zu Dir. — „Apropos,“ ſagt er leiſe zu mir,

„können Sie mir bis morgen früh acht gute Groſchen borgen?"

Langweilig iſt ein Prediger, der auf der Kanzel Nächſtenliebe predigt und zu Hauſe Frau und Dienſtboten — ohne Unterſchied der Religion — ſchlägt. Mahomet verbot den Wein und war der größte Säufer. Viele predigen Moral und ſind die ſchlimmſten Sünder.

Langweilig iſt eine alte Kokette, die uns zumuthet, daß wir ſie trotz ihrer Häßlichkeit bezaubernd ſchön finden ſollen.

Langweilig iſt ein zärtlicher Vater, der uns einreden will, ſein dummer Junge ſei ein Wunderkind.

„Was ſagen Sie zu meinem Fritz? Das Kind geht erſt in's neunte Jahr und weiß ſchon zehn franzöſiſche Vocabeln. Fritzchen, wie heißt der Hund?" — „Azor," antwortete der Bengel. — „Nun ſehen Sie mal, wie naiv der Junge iſt," antwortet der Philiſter und iſt ſelig.

Du willſt nun auch erfahren, wer und was lächerlich iſt.

Auch dieſes Laſter, Vetter Michel, hat eine Legion würdiger Repräſentanten.

Lächerlich iſt:

Ein Ehemann, der den Mops ſeiner Frau auf dem Arme trägt.

Ein Philiſter, der erſt geſtern unſere Bekanntſchaft gemacht, uns ſchon heute zumuthet: „Hören Sie mal, lieber Freund, Sie müſſen ſich in mein Stammbuch einſchreiben.“

Ein Gentleman, guter Michel, ſchreibt ſich niemals in ein Stammbuch. —

Ein Philiſterpaar, das ſich aus übertriebener Höflichkeit auf der Straße gegenſeitig ausweichen will und ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit auf ſeine ſpießbürgerlichen Hühneraugen tritt.

N. B. Es giebt keinen Philiſter, der nicht wenigſtens zwei Hühneraugen oder, in Ermangelung derſelben, ein paar perenirende Froſtbeulen hat.

Ein Stutzer, der während des Contretanzes bei einem allzuſehr riskirten Entrechat ſeine falſche Wade verliert.

Ein Kahlkopf, der beim Grüßen mit dem Hute ſeine Perücke abzieht.

Ein Hiſtrione, der einen Witz reißt, worüber Niemand lachen kann.

Ein altes Weib, à la chinoise oder gar à l'enfant friſirt.

Ein Spießbürger, der bei hellem Sonnenſchein einen Regenſchirm trägt.

Ein alter Herr, der ſich ſchminkt.

Aber der Superlativ aller Lächerlichkeiten iſt ein Dummkopf, der ſich einbildet, ein Genie zu ſein. So oft ich hier und dort ſolch ein prächtiges Kerlchen ſehe, ſchlage ich eine helle Lache auf und ſage mit Mephiſto und kannibaliſcher Malice:

„Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt" —

das heißt; ein coloſſaler Philiſter, ein pyramidaler Spießbürger, das non plus ultra aller Lächerlichkeit.

Genialer Vetter, willſt Du wiſſen, was lächerlich iſt, ſo hülle Dich oder irgend einen andern Eſel in die Haut eines Löwen, pflanze Dich mit ausgezeichneter Grandezza vor Deinen Spiegel, ahme das Brüllen eines Löwen nach und bilde Dir ein, ich fürchte mich vor Dir —

„Ehre die Eſel, ſie flechten und weben
Komiſche Scenen ins traurige Leben!"

Und ſo lange Du die Eſel — die Philiſter der Thierwelt ehrſt, wirſt Du, wie ich hoffe, auch die Achtung vor Dir ſelber nicht verlieren.

Zwölfter Brief.

Mein ſehr langer und lieber Vetter.

Das geiſtreiche Stillſchweigen, das Du ſeit längerer Zeit beobachtet haſt, hat meinem Herzen äußerſt wohlgethan und mir die Genugthuung verſchafft, daß Du in Folge der guten Lehren, die ich Dir ertheilt habe, wenigſtens eine Deiner unzählig vielen Philiſter-Tugenden in den Scat gelegt haſt. Früher geruhteſt Du, faſt allwöchentlich zu ſchreiben; jetzt, mein gelehriger Vetter, ſchreibſt Du mir höchſtens vier Mal im Jahre, und eben daran erkenne ich, daß Du Dich auf dem Wege der Beſſerung Deines eigenen Ichs befindeſt, denn nur eingefleiſchte Philiſter finden einen unbeſchreiblichen Genuß in einem ununterbrochenen Briefwechſel; der vernünftige Mann, wozu natürlich auch der Gentleman gehört, ſucht jeder Gelegenheit zum Briefſchreiben vorſichtig aus dem Wege zu gehen, denn allzu lebhaft ſteht vor ſeinem Geiſte die Maxime des klugen Schwedenkanzlers Axel Oxenſtierna, der ſeinem Sohne, als er auf Reiſen ging, die einfache, aber höchſt vernünftige Lehre gab: „Schreibe keine Briefe, mein Sohn!“ Niemand, guter Michel, hat die Weisheit dieſer Sentenz ſo beherzigt, als Vergniaud. (Sollteſt Du in Deiner Eigenſchaft als incarnirter Philiſter nicht wiſſen, wer dieſer Mann geweſen iſt, ſo ſchlage das erſte beſte Converſationslexikon — alſo nicht das Brockhaus'ſche — auf.) Beſagter Vergniaud, von allen Seiten mit Briefen beſtürmt, ließ ſich niemals im Leben zu der Gemeinheit einer Antwort herab und erklärte ein Mal in den Zeitungen: „Messieurs, je n'écris jamais des lettres.“ — Auch ich, mein Freund, haſſe nichts ſo ſehr, als Sauerkrauteſſen und Briefſchreiben, denn Eines wie das Andere iſt das untrüglichſte Merkmal, woran man den Philiſter — und vor Allen andern den deutſchen Philiſter — erkennt.

In Deinem letzten Briefe erzählſt Du mir, daß Du in neuerer Zeit, in Folge gewiſſer Kolliſionen, die nur Dir und mir bekannt ſind, von einer Fluth anonymer Briefe überſchwemmt wirſt, deren unverſchämter Inhalt Dich in Verzweiflung bringt. Du biſt empört, ſagſt Du, und man hört es jedem Deiner Worte an, wie es die Fäuſte ballt und mit den Zähnen knirſcht. Auch dies, beſter Vetter, mußt Du Dir, wenn Du Anſpruch auf den Character eines Gentleman machen willſt, um jeden Preis abgewöhnen, denn der erſte Paragraph des Sitten-Coder eines wahren Gentleman lautet: „Aergere Dich nicht!“ Es mag geſchehen, was da wolle, der Mann von feinem Tone darf ſich niemals ſo weit vergeſſen, ſich aus ſeiner Gemüthsruhe herausſchnellen zu laſſen; denn nur ein Philiſter hat das Recht, über jede Kleinigkeit empört zu ſein und wie ein unvernünftiges Thier in ſpießbürgerliche Wuth zu gerathen. Der Gentleman weiß, daß Zorn und Wuth die abgeſchmackteſten aller menſchlichen Leidenſchaften ſind.

Wie alſo, um Alles in der Welt, kannſt Du noch ſo ſehr Philiſter ſein, Dir den Inhalt anonymer Briefe zu Herzen zu nehmen und darüber aus dem Pergament zu fahren? Du ſagſt, Du wüßteſt, wer dieſe namenloſen Strolche ſind, die aus dem ſichern Verſteck der Anonymität ihre kothbefleckten Pfeile auf Dich abſchießen. Du kennſt ſie und fragſt mich, ob Du Gemeinheit mit Gemeinheit vergelten und ihnen antworten ſollſt. Denke an den weiſen Rath des alten Schweden und laſſe Keinem dieſer Käuze die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen. Leute, die ſich vor ſich ſelbſt ſo tief erniedrigen, in anonymen Briefen ihre Galle, ihren Geifer, ihre knabenhafte Wuth auszuröcheln, ſind harmloſe Philiſter, welche Furcht vor Prügeln haben, denn wären ſie nicht feig, beſäßen dieſe „Gevatter

Schneider und Handſchuhmacher" nur einen Fingerhut voll Muth, ſo würden ſie mit ihrem Zorne offen hervortreten und den Muth haben, ſich mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Wenn man Dir anonyme Briefe ſchreibt, ſo denke an einen gewiſſen Gotthold Ephraim Leſſing. Als er einſt die Handſchrift eines anonymen Briefſtellers erkannte, ließ er ſich herab, ihm die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen zu laſſen. Sein Brief, der auf alle Schreiben dieſer Art paßt, lautete:

> „Ihr namenloſer Wiſch liegt in dieſem Augenblicke vor mir; bald aber liegt er hinter mir."

Es gab eine Zeit, in der auch ich die Zielſcheibe einer Maſſe anonymer Wuth geweſen war. Es gab eine Zeit, wo faſt jeder Tag mir einen namenloſen Brief gebracht hat. Aber keine von all' dieſen Stylübungen, wie drohend ſie auch immer geweſen, waren im Stande, meinen Gleichmuth und die Achtung vor mir ſelbſt aus der Faſſung zu bringen.

Als ich in meiner Jugend noch genug Philiſter war, um mich mit Theaterrecenſionen zu beſchäftigen — eine Thorheit, die mich noch jetzt, nach fünfzehn Jahren, tief erröthen macht — gewährte es mir ein ganz beſonderes Vergnügen, einen Hiſtrionen, deſſen Naſe mir nicht gefiel, tagtäglich durch die Hechel zu ziehen. Dem armen Teufel riß die Geduld. Philiſter, wie er war, fing er an, ſich darüber zu ärgern. Eines Tages, als er mich nicht zu Hauſe wußte, heftete er an die Thür meiner Wohnung ein Stück Papier, auf dem eine nackte Schmeichelei, das einzige Wort, „Pavian" ſtand. Ich fand den Pavian und lachte. Zwei Tage ſpäter begrüßte mich an meiner Thür — ſchwarz auf weiß — ein „coloſſaler Eſel" und acht Tage darauf ein „ungeheures Rindvieh". Philiſter wären darüber empört geweſen; Dein Vetter aber war es nicht. — Statt mich zu ärgern, ſchrieb ich ihm ein äußerſt freundliches Billet folgenden Inhalts:

„Die drei Viſitenkarten, die Sie, überaus geehrter Herr, zu drei verſchiedenen Malen an meiner Thür zurückzulaſſen die Güte gehabt haben, legen mir die dringende Verpflichtung auf, Ihnen endlich, wenn auch nur ſchriftlich, einen Gegenbeſuch abzuſtatten mit der freundlichen Bitte, Ihre mir überaus werthe Beſuche, wo möglich, noch häufiger zu wiederholen, um mir Gelegenheit zu verſchaffen, Sie, als den Roscius unſerer Zeit, in ſeiner ganzen Vielſeitigkeit kennen und bewundern zu lernen. Bis dahin habe ich das Vergnügen zu ſein

Ihr
rückſichtsloſer Verehrer ꝛc.

Die einfache und ganz natürliche Folge davon war, daß jener Mime mich ſeitdem mit ſeinen vierfüßigen Beſuchen in Ruhe ließ.

Behalte Dir vor Allem noch Eins! Da, wo der Philiſter grob zu werden pflegt, darf ein Gentleman, wenn er ſich nichts vergeben will, höchſtens nur ironiſch werden. Die erſte Tugend des Mannes von feinem Ton iſt Ironie. Ironie iſt Grobheit in durchbrochenen Strümpfen und patchoulíduftenden Glacéhandſchuhen. Ironie iſt die Maienblüthe der Malice, wie Malice ihrerſeits die Crême des Witzes iſt. Merke Dir, um das Weſen der Ironie zu verſtehen und die Macht dieſer ſokratiſchen Tugend zu begreifen, den klaren einfachen Satz:

Ein Dummkopf, den Du zu einem Genie erhebſt, wird ſich durch dies unverdiente Lob tauſend Mal tiefer verletzt fühlen, als ein Genie, das Du zu einem Schwachkopf zu erniedrigen verſuchſt.

Die göttliche Ironie, die aus dem flachen Faſelhanſe einen tiefen Denker, aus dem abgefeimten Schurken einen ausgezeichneten Biedermann macht, iſt eine Aqua Toffana, in der jeder Tropfen von heillos vernichtender Wirkung iſt. Jenes fabelhafte Neſſus-Gewand, durch das ein ſchwaches Weib, Dejanira, den roheſten aller Götter, Herkules, in Wuth und Verzweiflung verſetzt hat, war gewiß nichts Anderes als . . . Ironie!

Alſo lerne vor Allem ironiſch ſein. Gleichwie ein blindes Huhn aus der Mitte eines Miſthaufens zufällig auch ein Mal ein Körnchen aufzufinden vermag, ſo kann auch der größte Dummkopf ein Mal einen guten Einfall haben und ſogar witzig werden; aber zu der Maladetta-Höhe der Ironie kann ſich nur ein Mann von guter Bildung und feinem Tone — mit Einem Wort: der Gentleman erheben. — Was aber haſt Du zu thun, um Dir dieſe Tugend, ich möchte ſagen, dieſen Parfum des Weltmanns anzueignen? Geh', wie der heilige Kirchenvater Auguſtin, allabendlich mit einem Luſtſpiele des Ariſtophanes zu Bette und lies jeden Morgen, beim Erwachen, ein paar Briefe des engliſchen Sokrates, des unerforſchlichen Junius, dann wirſt Du nach und nach die ſchwierigſte aller Künſte erlernen:

Andere zu ärgern, ohne Dich ſelbſt mitzuärgern.

Dann, Vetter, wird ſich Dein empfindlicher Leichnam allmälig mit einem dreifachen Panzer unverbrennbarer Asbeſthaut, mit einem undurchdringlichen Rhinocerosfell umgürten, an dem die heitren Schneebällchen philiſterhafter Wuth ſo machtlos abprallen werden, wie ohnmächtige Regentropfen an den ſteinernen Hüften der Pyramiden von Gizeh.

Bis dahin bleibe ich, ohne Ironie, meines langen Telemachs

kurzer Mentor,

E. M. Oettinger.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Teufeleien.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Mit 77 Karikaturen.

Leipzig, 1848.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

ZENTRALBIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN
N.F.G.
GSt
1307-

Inhalt.

Seite
Jenny 1
Reb Mauſche Rubel 63
Der ewige Jude 69
Leiden und Freuden eines Meßfremden im Leipziger Stadttheater . 106
Eveline 119
Benjamin Knorpel 138
Der ſchwarze Chriſtoph, oder Limonade, Marmelade und Orgeade . 154
Eiſenbahn-Schwindel 179
Ein Luſtſpielſtoff 185
Zwölf Tage aus dem Leben eines Malers 199
Herr Zwieback und Fräulein Chocolade, oder das Weib, wie es nicht ſein ſoll 211
Monolog eines Philiſters 219
Georgine Indigo 220
Ehret die Frauen 225
Offener Brief an den Redacteur des Charivari 232
Zwei Bilder aus dem Eheleben 238

Seite
Offener Brief des Schießpulver-Erfinders Berthold Schwarz an die Profeſſoren Schönbein in Baſel und Böttcher in Frankfurt . . 240
Eine Wintermode 244
Militaria 245
Frage und Antwort 246
Ein europamüder Leſer 247
Briefe an meinen langen Vetter 248
Sechs Berliner Volksbilder 262
Das Jahr 2848 268
Jungfräulicher Zweifel 275
Ein Portier und Mitglied des Anti-Thierquäler-Vereins 276
Literariſche Depeſche 277
Unruhige Nacht 279
Eine Scene auf dem Maſkenball 280
Ein berühmter Theaterkritiker 281
Ein Dresdener in Leipzig 282
Briefe eines Affen an ſeine Brüder 283

Literariſcher Anhang.

Beitrag zur Literatur der Fauſtſage 293
Maria Stuart auf der Bühne 304
Parallelen 308

Jenny.

Von

Paul de Kock.

Frei bearbeitet
von
Eduard Maria Oettinger.

Charles Paul de Kock wurde 1796 zu Paſſy bei Paris geboren. Seine Familie iſt holländiſchen Urſprungs und Paul von allen Gliedern derſelben der Einzige, der in Frankreich geboren iſt. Sein Bruder, der General de Kock, war im Jahre 1838 in Holland Miniſter des Innern.

Sohn eines Bankiers trat Paul de Kock, von ſeinem Vater für das merkantiliſche Fach beſtimmt, ungefähr vierzehn Jahre alt, in ein Wechſelgeſchäft ein. Der junge Handlungsbefliſſene blieb dort bis zu ſeinem neunzehnten Jahre; allein die Zahlen und Courszettel behagten dem jungen Herrn ſo wenig, daß er oft mitten in einer höchſt dringenden und wichtigen Berechnung innehielt, um über die ſpaßhaften Unglücksfälle des „Monſieur Dupont" und über „die Abenteuer des Savoyarden André" nachzudenken.

Kaum ſiebenzehn Jahre alt ſchrieb Paul de Kock ſeinen erſten Roman unter dem Titel „l'enfant de ma femme", eine Arbeit, die der junge Autor, der noch gar keinen Ruf beſaß, auf eigene Koſten herauszugeben ſich genöthigt ſah. Dieſes Erſtlingsproduct fand aber nur wenig Leſer und ging ſpurlos vorüber.

Fünf Jahre ſpäter war Paul de Kock ſo glücklich, das Manuſcript eines zweiten Romans, „Georgette, ou la fille du tabellion", von dem bekannten Buchhändler Barba zum Druck angenommen zu ſehen. Der Erfolg dieſes Werkes war ſo groß, daß 12,000 Exemplare davon abgeſetzt wurden. Die Rollen änderten ſich; jetzt waren es die Buchhändler, welche den jungen Schriftſteller mit Bitten um Verlagswerke beſtürmten.

Gegenwärtig iſt Paul de Kock derjenige Schriftſteller Frankreichs, von deſſen Werken die größte Anzahl von Exemplaren verkauft werden. Barba zieht von jedem neuen Romane Kock's zwiſchen 40—50,000 Exemplare ab. Aber nicht allein in Frankreich, auch in England iſt dieſer Autor einer der viel- und gerngeleſenſten. Es iſt eine Regel ohne Ausnahme, daß jeder Engländer, der die franzöſiſche Sprache erlernt, zuerſt einen Roman von Paul de Kock lieſt. Man erzählt, daß der Verfaſſer des „Monſieur Dupont", während ſeines Aufenthalts in Rom dem Papſte vorgeſtellt, von dieſem ſogleich gefragt worden ſei: „Sind Sie Franzoſe? Ah, dann haben Sie gewiß auch die Romane von Paul de Kock geleſen?"

Seit 1836 hat Paul de Kock mit ſeinem Verleger Barba einen Contract abgeſchloſſen, laut welchem Jener verpflichtet iſt, Dieſem jedes Jahr einen neuen Roman zu liefern; eine Verpflichtung, welche Paul de Kock bisher auf das Pünktlichſte erfüllt hat, was um ſo merkwürdiger erſcheint, da derſelbe unſtreitig der bequemſte Menſch iſt und kein größeres Glück kennt, als, in ſeinen Schlafrock gehüllt, den ganzen Tag am Fenſter ſeines auf dem Boulevard Saint Martin gelegenen und ihm als ſchuldenfreies Eigenthum angehörenden Hauſes zu liegen und dort, unbeweglich wie ein Türke, der ſeine Pfeife raucht, die Omnibus, die Ammen und Tourlourous, die Griſetten und Schauſpielerinnen des Ambigu und alle andern Perſonagen dieſes Stadttheils an ſich vorüberziehen zu laſſen.

Aus dieſem ſüßen Nichtsthun wird er dann und wann durch den Beſuch eines Buchhändler-Commis geſtört, der im Auftrag des Herrn Barba erſcheint, um den verſprochenen Roman abzuholen. Unſer Schriftſteller aber, der eben ſo wenig an die Erfüllung ſeines Contractes, als daran gedacht, ſich in den Canal Saint Martin zu ſtürzen, läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen und bittet den Abgeſandten Barba's, in vierzehn Tagen den erſten Band, der bis auf ein Paar Capitel bereits fertig ſei, in Empfang zu nehmen.

Und in der That ſind noch vor Ablauf der beſtimmten Zeit die erſten zwölf Capitel, die den erſten Band füllen ſollen, vollkommen fertig; Paul de Kock hat ſie niedergeſchrieben, ſeiner Feder völlig freien Lauf laſſend und ohne bei der erſten Seite zu wiſſen, was die zweite, und bei der zweiten, was die dritte enthalten, oder noch weniger, wie das Ganze endigen ſoll.

Vierzehn Tage ſpäter wird dann auf gleiche Weiſe auch der zweite Band fertig und Paul de Kock iſt dann von Neuem heiter, froh und ſeelenvergnügt, wieder eilf Monate lang ungeſtört ſeinem einzigen Vergnügen, dem Müßiggange, nachhängen zu können. Welch' ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen Paul de Kock, dem Sänger der Griſetten, und Herrn von Balzac, dem Dichter der „Femme de trente ans“, der jede einzelne Phraſe ſiebenzehn bis zwanzig Mal ändert, ausfeilt, durchſtreicht, von Neuem corrigirt, verwirft und wieder hinſchreibt.

Paul de Kock, der eben ſo treu als geiſtreich die Sitten und Gewohnheiten der Bürger von Paris ſchildert, iſt ſelbſt, mit Leib und Seele, ein würdiges Mitglied der ehrwürdigen Zunft; ein eifriger Verehrer des Ambigu und Gaité-Theaters, des Boulevard du Temple und des Hölzchens von Romainville. Sobald aber der Frühling herannaht, eilt Paul de Kock nach Belleville, wo das einzige Vergnügen des landbewohnenden Bürgers darin beſteht, auf kleine Vögel Jagd zu machen. Man kann dreiſt behaupten, daß die Sperlinge des Bois de Romainville keinen ärgern und erbitterteren Feind haben, als unſern Paul de Kock. Deſto mehr aber liebt er die Pariſer Griſetten, die ihn wieder lieben, weil ſie Niemand beſſer ſtudirt hat, als er, weil ſie Niemand ſo richtig zu ſchildern verſteht, als er.

Der fruchtbare Romanſchöpfer hat bereits über 120 Bände in Duodezformat geſchrieben. Seine Romane, ſämmtlich von anziehendem Intereſſe beſeelt, zeugen von ſcharfer und genauer Anſchauung der geſchilderten Gegenſtände und ſind, was die heitere Färbung und die komiſche Stickerei anbelangt, einzig in ihrer Art.

I.

Ein König von Frankreich hat geſagt: „ein Hof ohne Frauen iſt ein Frühling ohne Roſen.“

Man ſieht, daß Franz I. nicht blos König, ſondern auch Dichter war.

Frauen und Blumen! Wer die Einen liebt, muß unbedingt auch die Andern lieben; wer aber weder dieſe noch jene liebt, iſt ein Weſen, das, mehr Kameel als Menſch, in die Wüſte Sahara oder lebenslänglich in eine Waſſerheilanſtalt gehört.

Blumen und Frauen! Wer kann von den Einen reden, ohne an die Andern zu denken? Frauen und Blumen! Welcher Dichter hat nicht ſchon ein Lied darauf gemacht?

Ach mein Paris! Du verſchönerſt dich mit jedem Tage. Früher gab es in jeder Woche nur zwei Tage, wo du dir friſche Blumen kaufen konnteſt. Auf dem Kai, in der Nähe des Juſtiz-Palaſtes war es, wo die liebenswürdigen Landbewohner aus der Umgegend und die Herren Kunſtgärtner Mittwochs und Sonnabends ihre duftende Waare feilboten. Und das iſt auch jetzt noch der Fall. Jetzt aber giebt es noch zwei andere Blumenmärkte, und das iſt gut, ſehr gut. Das junge Mädchen aus dem Quartier Marais, der junge Bürger aus der Saint-Denis-Straße braucht nicht mehr zu Fuße die halbe Stadt zu durchlaufen oder einen Omnibus zu nehmen, um den alten Quai aux fleurs zu erreichen. Zwölf Sous bezahlen für einen Omnibus, um für ſechs Sous ein Vergißmeinnicht zu kaufen, das war Manchem zu koſtſpielig: Jetzt iſt es; Gottlob, anders! Nun hat auch der Marais auf dem Boulevard Saint Martin, dicht vor dem Springbrunnen, ſeinen Blumen-Bazar. Hierher kann man kommen, um ſich jeden Montag und jeden Freitag ſeine Lieblingsblumen auszuwählen. Sage mir, welche Blume dir gefällt, und ich werde dir ſagen, welche Gattung von Frauen du liebſt.

Der dritte Blumenmarkt liegt in der Chausée d'Antin, in dem faſhionablen Stadtviertel, wo die Bankiers und die Tänzerinnen der großen Oper, die Dandys und vornehmen Maitreſſen, die ſogenannten Löwen und Ratten ihr Hauptquartier aufgeſchlagen haben. Dort, in der Nähe der Magdalenenkirche, giebt es jeden Dienſtag und jeden Donnerſtag friſche Blumen. Hier, im reichſten Viertel, ſollte man die ſchönſten Blumen und die niedlichſten Frauen, die ſeltenſten Blüthen und die ausgeſuchteſten Toiletten ſehen; aber dem iſt nicht ſo; von allen drei Blumenmärkten iſt dieſer am wenigſten beſucht. Die vornehmen Frauen kaufen ſich ſelten ein Bouquet; ſie verlangen, daß es ihnen zu Füßen gelegt werde von einem ihrer tauſend Anbeter. Die Damen haben Recht, denn wozu haben ſie Anbeter?

Ihr ſeht, daß man jetzt jeden Tag, ohne Paris zu verlaſſen, mitten unter Roſen, Orangen und Dahlia's luſtwandeln und tagtäglich friſche Blumen haben kann.

Rouſſeau nannte einſt die gute Stadt Paris einen Haufen von Schmutz und Rauch. Lebte er jetzt, er würde ſie ein mit Blumen aller Zonen emaillirtes Treibhaus nennen.

2

Vor einem Jahre — es war an einem Mittwoch — bot der alte Blumenmarkt einen reizenden Anblick dar. Die bunten Kinder des Frühlings, mit tauſend lachenden Blüthen überkleidet, feſſelten Auge und Geruch; ein Schwarm von Spaziergängern wogte auf und ab; die Einen, um blos zu ſehen, die Andern, um auch zu kaufen; doch fiel ihnen die Wahl ſo ſchwer, denn alle Blumen waren ſo ſchön!

Mitten in dieſem Schwarme bemerkte man einen kleinen, ſchwarzgekleideten Greis, deſſen abgetragener Rock mehrere Generationen überlebt zu haben ſchien.

Dieſer kleine Mann, deſſen dürre Geſtalt eben ſo abgetragen als deſſen Kleidung erſchien, trug eine Perücke, welche ſich blond ausgab, vor Schaam aber roth geworden war. Sie war ſo kurz, daß ſie ihm nur bis zu den Ohren reichte; unter ihr ſchimmerten weiße Haare hervor, die gewaltig von der

Farbe ſeines Kopfputzes abſtachen. Auf dieſer Perücke ſaß ein Hut mit ſo ſchmaler Krempe, daß Niemand begreifen konnte, wie man ihn faſſen müſſe, um damit grüßen zu können. Und bei alledem hatte dieſer mehr als beſcheidene Anzug nichts Abſtoßendes, nichts Mitleiderregendes; denn in dieſem knappen, abgeſchabten Rocke ſchien der glücklichſte Menſch auf Gottes weiter Erde zu wohnen; aus ſeinen grauen Augen ſtrahlte Heiterkeit, auf ſeinen zuſammengekniffenen Lippen ſchaukelte ſich ein ſpöttiſches Lächeln. Oft rieb er ſich die Hände, wie Jemand, der ein gutes Geſchäft gemacht hat und mit ſich vollkommen zufrieden iſt.

Nachdem der alte Herr lange Zeit auf dem Kai auf- und abgelaufen iſt, alle Sträucher gemuſtert und in alle Blüthen, welche ſeinen Wohlgeruch ausathmen, ſeine dünne Naſe geſteckt hat, nähert er ſich einer der vielen Blumenhändlerinnen, zeigt mit dem Finger auf einen Veilchentopf und fragt nach dem Preiſe.

— Sechs Sous! lautet die Antwort.

— Sechs Sous? Und mir wagt Ihr ſo viel abzufordern; mir, einem alten Kunden?

— Ich weiß nicht, ob Sie oft bei Andern Etwas kaufen; ich ſehe Sie heut zum erſten Male.

— Glaubt das nicht, gute Frau! Wir haben uns ſchon oft geſehen. Vergeht doch kein Mittwoch und Sonnabend, wo ich nicht hier bin. Ich liebe ſie . . .

— Mich? fragt die Verkäuferin.

— Die Blumen, meine ich, gute Frau; ich bete ſie an, die Blumen! Ach Gott, wenn ich einen Garten hätte! Aber leider habe ich nur ein Fenſter, ein ſehr ſchmales Fenſter; ein Fenſter, das auf den Hof hinausgeht und wohin ſich nur ſelten ein Strahl der Sonne verirrt. Zwei Sous, gute Frau . . .

— Das geht nicht, alter Herr!

— Bedenkt, daß ich ein guter Kunde bin. Alle zwei Monate kaufe ich mir ein neues Veilchen, denn das Veilchen, gute Frau, iſt mein Liebling; es iſt keine ſeltene, keine theuere Blume, aber lieblicher als alle. Alſo drei Sous!

— Noch einen mehr, alter Herr.

— Nein, gute Frau, das iſt für mich zu theuer.

— Wenn dieſer Herr das Veilchen nicht nimmt, ſo kaufe ich's, ſagte ein junges Mädchen, das urplötzlich dicht neben dem kleinen Greiſe ſtand.

Der alte Herr betrachtet das hübſche Kind Anfangs mit zornigem, bald aber mit ſehr mildem Blick. Sind wir Männer auch noch ſo alt, zwei ſchöne, ſchwarze, feurige und ziemlich geiſtreiche Augen, ein kleines Stumpfnäschen, ein niedliches, mit weißen Zähnen garnirtes Mäulchen und ein friſches Figürchen, in den Nimbus der Jugend gehüllt, verlieren niemals ihren Zauber für uns.

Herr Alexandrin (ſo heißt der alte Herr) ergreift den Topf und überreicht ihn dem jungen Mädchen:

— In Ihrer Hand iſt dieſe Blume beſſer aufgehoben als in der meinen . . .

— Ach Gott, mein Herr, erwidert das junge Mädchen mit roſigem Lächeln, Sie ſind doch nicht böſe darüber? Wohl weiß ich, daß es noch viele Veilchen auf dem Markte giebt, aber oft hat man für einen Topf mehr Vorliebe, als für den andern. Behalten Sie dieſes Veilchen ... ich kaufe mir ein anderes.

— Nein, nein, Mademoiſelle, ich nehme es nicht zurück. Ach, wüßten Sie, wie glücklich es mich macht, Jemandem einen kleinen Dienſt zu erweiſen! Wollen Sie Gleiches mit Gleichem vergelten, ſo erlauben Sie mir, den Topf, der Ihr Kleid oder Ihre Handſchuhe verderben würde, Ihnen nachzutragen; an meinen Kleidern kann, wie Sie ſehen, nichts mehr verdorben werden. Ueberdem bin ich in dem Alter, das Sie vor jedem Argwohn ſichert. Niemand wird glauben, daß ich Ihr Geliebter bin. Auch das Alter hat ſeine Vorrechte. Erlauben Sie mir alſo, Ihr Träger zu ſein.

Das junge Mädchen betrachtet den alten Mann, der den Veilchentopf wie eine Flinte hält, womit ein Soldat das Gewehr präſentirt. Sie lächelt und ſagt:

— Gut, mein Herr, ich nehme es an, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir den Blumenſtock bis zu meiner Wohnung tragen. Doch wohne ich etwas hoch ... im ſechsten Stock ...

— Und wär's auf den Thürmen von Notredame, oder auf der Siegesſäule auf dem Vendome-Platze, ja, wär's auf der Spitze des Obelisk, ich würde mit Freuden hinaufklettern, um Sie begleiten zu können.

— Nun denn, ſo kommen Sie, mein Herr, ſagte das hübſche Kind.

Und der alte Herr folgte ihr bald laufend, bald ſpringend, damit ſie ja nicht glauben möge, daß das Tragen des Topfes ihm beſchwerlich falle.

Die junge Perſon, die er nach Hauſe begleitete, konnte höchſtens zwanzig Jahre alt ſein. Ihr Anzug war ſehr einfach: ein buntes Linnenkleid, ein ſchwarzſeidenes Schürzchen, ein Buſentuch von Foulard und ein einfaches Morgenhäubchen, das ſich dicht an beide Backen anſchloß, daraus beſtand ihre ganze Toilette Wer aber war dieſe junge Perſon? War ſie Griſette, Handwerkerin, Kammerdienerin? Schwer zu entſcheiden, denn in Paris gleichen ſich im Anzuge ſo Viele, daß ein ſcharfes Kennerauge dazu gehört, um gleich auf den erſten Augenblick zu errathen, weß Geiſtes Kind man iſt.

In der Rue de Laharpe macht ſie vor einem alten Hauſe Halt und ſagt zu ihrem Begleiter:

— Hier wohne ich, mein Herr; nehmen Sie ſich in Acht, die Treppe iſt finſter, halten Sie ſich an dem Geländer feſt.

Der alte Herr, der mit der Linken den Veilchenſtock an ſeine Bruſt gedrückt hält, klammert ſich mit der Rechten ängſtlich am Geländer feſt, das der Ariadnefaden in dieſem Treppen-Labyrinthe iſt. Ihm voran ſchreitet das junge Mädchen mit jener Sicherheit, welche uns die Gewohnheit verleiht.

— Nicht wahr, mein Herr, ich wohne ein wenig hoch? Wir haben hundertvierzehn Stufen zu ſteigen.

— Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, bald am Ziele zu ſein.

— Hier ſind wir, ſagt das Mädchen.

3.

Sie öffnet eine Thür. Der alte Herr tritt in ein kleines ſehr beſcheiden eingerichtetes Zimmer, in dem man nichts Ueberflüſſiges findet. Aber das Wenige iſt hübſch geordnet und mit großer Sorgfalt abgeſtaubt. Es herrſcht darin der Zauber der netteſten Reinlichkeit.

Das junge Mädchen beeilt ſich, dem alten Herrn den Blumenſtock abzunehmen und ihm einen Stuhl anzubieten.

— Jetzt, mein Herr, ſagt ſie, hoffe ich, daß Sie ſo freundlich ſein werden, mit mir mein beſcheidenes Mittagsbrod zu theilen; Sie werden mir die Erfüllung dieſer kleinen Bitte nicht verſagen. Da es Ihnen wünſchenswerth ſein muß, zu erfahren, wer ich bin, ſo erlauben Sie mir, Ihnen mit wenigen Worten die Geſchichte meines Lebens zu erzählen. — Ich heiße Jenny Desgrillons und bin die Tochter armer, aber ehrlicher Handwerksleute, die mich im Illuminiren unterrichten ließen, wodurch ich mich ſeit drei Jahren, wo ich das Unglück gehabt, meine braven Eltern zu verlieren, wie Sie denken können, kümmerlich ernähre. Auf dem Sterbebette empfahl mich mein Vater dem Schutze eines alten Freundes, der Benoit heißt und Gewürzkrämer iſt. Dieſer Herr Benoit, ein lieber, herzensguter Mann, hat einen einzigen Sohn. Er heißt Fanfan, macht mir den Hof und will mich heirathen. Ich aber, mein Herr, kann Herrn Fanfan durchaus nicht leiden. Leider fühle ich keinen Beruf in mir, Gewürzkrämerin zu werden — ich habe von Jugend auf große Neigung zum Theater und möchte für mein Leben gern Schauſpielerin werden, hübſche Kleider tragen, heute als Prinzeſſin, morgen als Bauermädchen erſcheinen und mir den Beifall des Publikums erringen. Ach, es muß ein ſüßes Gefühl ſein, zu meinen Füßen einen jungen Mann zu ſehen, der mich anbetet, der ſich meinetwegen erſchießen will. Noch ſchöner muß es ſein, wenn ein vornehmer Stutzer artige Verſe für mich in Muſik ſetzt und mir in a moll oder c dur ſeine Liebe geſteht. Das muß ein Glück ſein, von dem ich wachend träume, während ich den Blaubart und den kleinen Däumling illuminire. Wie aber fange ich's an, Schauſpielerin zu werden und eine Anſtellung beim Theater zu erhalten? Ich kenne in dem großen Paris, außer der Familie Benoit, keine menſchliche Seele. Herr Benoit aber iſt ein Mann, der das Theater verabſcheut. Sie ſehen, mein Herr, daß ich eines Freundes, einer Stütze bedarf. Ihr Alter, Ihr ehrliches Geſicht flößt mir ſo viel Vertrauen ein, daß ich den Muth habe, Sie um Ihren Rath zu bitten.

— Mademoiſelle, ſagt der alte Herr, der ihr aufmerkſam zugehört hat, ich fühle mich durch das Vertrauen, das

Sie mir ſchenken, unendlich geehrt, und um mich deſſelben würdig zu zeigen, erlaube ich mir, Ihnen vor Allem zu ſagen, wer ich bin. — Ich heiße Triptolomeus Eraſiſtratus Alexandrin; mein Großvater war Schullehrer, mein Vater öffentlicher Schreiber; ich ſelber gebe Unterricht im Schönſchreiben und im Versbau, zehn Sous die Marke, das iſt gewiß ſehr wenig, deſſenungeachtet könnte ich mich damit ganz anſtändig ernähren und brauchte nicht ſo ſchlechte Kleider zu tragen, hätte ich nicht eine unglückſelige Leidenſchaft, eine Leidenſchaft, die mich oft verleitet, meine Stunden zu vernachläſſigen.

— Und dieſe Leidenſchaft? fragt Jenny.

— Iſt gleichfalls das Theater.

— Wie, mein Herr, auch Sie wollen Schauſpieler werden? fragt das junge Mädchen mit etwas ſpöttiſchem Lächeln.

— Das eben nicht; ich möchte Schriftſteller, Autor, Dichter ſein. Ich bin zwar Dichter, denn ich habe ſchon mehr als dreißig Stücke geſchrieben, Dramen und Vaudevilles, Trauerſpiele und Poſſen, aber noch keins von allen iſt zur Aufführung gelangt, was mir, aufrichtig geſagt, ſehr weh thut, da ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, wohl behaupten darf, daß unter dieſen dreißig Stücken ſich manches befindet, das auf den Namen eines Meiſterwerkes Anſpruch machen darf. Aber man weiſt mich ab, man ſtößt mich zurück, man verkennt mein Talent. Die Eitelkeit meiner Collegen und die literariſchen Cliquen verſperren mir den Eingang zur Bühne. Aber glauben Sie ja nicht, Mademoiſelle, daß mich das abſchreckt; im Gegentheil, dieſe Hinderniſſe entflammen meinen Muth; ich verfolge ruhig meine Bahn; ich ſchreibe, ich ſinge, ich dichte . . . in dem kleinſten, unbedeutendſten Dinge finde ich Stoff zu einem fünfactigen Trauerſpiel; ein einſtürzender Schornſtein, ein umgeworfenes Cabriolet, ein Sergeant, der einem Diebe nachläuft, ein Mann, der ſeine Frau betrügt, eine Frau, die ihrem Manne untreu wird, giebt mir Stoff zu einem dreiactigen Luſtſpiel. Ich ſchicke meine Stücke an alle Bühnen, von der großen Oper bis zum Theater Petit Lazare; aber Gott mag wiſſen, woher es kommt, daß man mir alle meine Dramen wieder zurückſchickt. Doch, wie geſagt, ich verliere den Muth nicht und habe geſtern ein neues Stück angefangen, ein Stück, ach ich wollte, ich könnte die Ehre haben, es Ihnen, ſobald ich damit fertig bin, vorleſen zu dürfen . . .

— Ach, thun Sie das doch ja!

— Als ich, verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, Ihr allerliebſtes, ſchalkhaftes Geſichtchen ſah, ſagte ich zu mir: Welch' eine reizende Liebhaberin, welch' eine himmliſche Soubrette, welch' ein köſtlicher Page! Ich verhehle es Ihnen nicht, daß dieſer Gedanke mir den Muth gab, Sie zu bitten, mich als den Träger Ihres Blumentopfes anzunehmen.

— Sie ſind alſo Dichter, mein lieber Herr?

— Dichter, bis jetzt aber noch ungedruckt.

— Ach, wie froh bin ich, daß der Zufall mich mit Ihnen zuſammengeführt. Sie werden mir Unterricht in der Declamation ertheilen, werden mit mir meine Rollen durchgehen und mich auf meine Fehler aufmerkſam machen ...

— Mit tauſend Freuden, liebes Kind. Racine, Voltaire Molière ... ich kenne ihre Werke ſo gut auswendig, als meine eigenen.

— Ich für meinen Theil kenne bis jetzt nur die Meiſterwerke von Victor Ducange und Herrn Scribe ... aber ich habe ein vortreffliches Gedächtniß ... die ſtärkſte Rolle lerne ich in einer Nacht ...

— Deſto beſſer, reizende Melpomene. Ich werde Ihnen meine dreißig Stücke vorleſen, Sie werden ſich die Rollen auswählen, die Ihnen am meiſten zuſagen, ich werde eine nach der andern mit Ihnen durchnehmen und Sie zu einer Künſtlerin ausbilden, die am Firmamente der Kunſt bald als Sirius, als Stern erſter Größe, leuchten ſoll.

Der Dichter war ein wenig zu alt, die Schauſpielerin war ein wenig zu jung, aber die Erfahrung des Einen ſollte die Unerfahrenheit der Andern unterſtützen.

Gegenſeitig entzückt, ſich kennen gelernt zu haben, ſetzt man ſich zu Tiſche. Der alte Herr wird nicht müde, ihr die Intriguen ſeiner dreißig Meiſterwerke zu erzählen. Jenny verſteht zwar nichts, iſt aber deſſenungeachtet ganz enthuſiasmirt davon. Sie, ihrerſeits, declamirt ihm bald eine Stelle aus dieſer, bald eine Stelle aus jener Rolle vor. Kurz vorher hatte ſie auf einem Vorſtadttheater „Paul und Virginie" geſehen, ein Stück, das ihr außerordentlich gefallen hatte. Plötzlich erfaßt ſie den alten Schreiblehrer beim Arme, zieht ihn in eine Ecke des Zimmers und ſpannt dort, um die Gewitterſcene nachzuahmen, während welcher Paul ſich hinter Virginiens Kleide verbirgt, über den alten Herrn und ſich einen Regenſchirm auf.

In demſelben Augenblick erſcheint ein junger Mann mit einem Säckchen in der Hand. Es iſt Monſieur Fanfan, der einzige Erbe der Materialwaarenhandlung ſeines Vaters Benoit; Fanfan, der ſeiner jungen Freundin, in die er ſterblich verliebt iſt, als Act treuer Huldigung ein Pfund getrockneter Pflaumen zu Füßen legen will.

Monſieur Fanfan iſt nicht wenig beſtürzt, Mademoiſelle Jenny mit einem alten wildfremden Herrn unter einem Dache, einer Decke, einem Parapluie zu finden. Er nähert ſich ihr und fragt:

— Regnet es bei Ihnen, Mademoiſelle?

Statt aller Antwort zieht der alte Herr, vom Geiſte ſeiner Rolle durchdrungen, ſeine Virginie in die andere Ecke des Zimmers und ſchreit:

— Das iſt Herr von Labourdonnaye! Er kommt, um Dich wegzuführen, Virginie. Aber, beim Himmel, es ſoll ihm nicht gelingen, Dich meinen Armen zu entreißen!

Der junge Materialiſt betrachtet dieſe Scene mit einem koſtbar dummen Geſichte. Das Alter des Herrn, mit dem ſich Jenny unter dem Regenſchirm verſteckt hat, verſchafft ihm ſehr bald die Beruhigung, daß ſein erſter Argwohn ungegründet ſei.

— Monſieur Fanfan, ſagt Jenny, ich ſtelle Ihnen einen unſerer größten Dichter, Herr Triptolomeus Eraſiſtratus Alexandrin vor.

Die einfältige Gewürzkrämer-Seele wirft ihre großen Augen auf die abgeſchabten Kleider des kleinen Mannes und murmelt:

— Autor? Ah, ich verſtehe, Autor! Was verkauft man, wenn man Autor iſt?

Jenny will platzen vor Lachen.

— Monſieur Fanfan, ſpricht ſie, das iſt eine Frage, die nach Syrup riecht.

— Mein Freund, ſagt der alte Herr, indem er ſich dem jungen Manne nähert und ſeine Finger in den offenen Pflaumenſack ſteckt, den Monſieur Fanfan ſeiner Geliebten darreicht, ein Autor, mein Herr, verkauft gar nichts. Ich, zum Beiſpiel, habe noch nie Etwas verkauft.

— Und wovon lebt denn ſo ein Autor, der nie was verkauft?

— Vom Weihrauch der Kritik, vom Beifall des Publikums, das er heute zum Lachen und morgen zum Weinen hinreißt, das er heute erhebt und morgen erſchüttert, heute aufregt und morgen — das iſt freilich das Schlimmſte — einſchläfert, aber ſelbſt dann noch verſchafft er dem Publikum einen Genuß, denn iſt nicht auch der Schlaf ein höchſt angenehmer Genuß? Sie ſehen alſo, mein Herr, daß ein Autor keine Kleinigkeit iſt. Ehemals wurden ihm Altäre errichtet;

jetzt zieht er vor, ſich Häuſer zu kaufen; letzteres iſt weniger glorreich, aber weit vernünftiger.

— Ah, nun begreiſe ich Sie! Ein Autor iſt alſo ein Weſen, das ſich Häuſer kauft, antwortet Mosje Fanfan, fortwährend den abgeſchabten Rock des kleinen Mannes betrachtend. Ah, dann iſt das ein ſehr ſchöner Stand; und hätte ich das früher gewußt, ſo wäre auch ich Autor geworden. Hier, Mademoiſelle Jenny, bringe ich Ihnen ein Pfund extrafeiner Pflaumen. Papa erhielt ſie direct aus Tours; ſie ſind ſüßer als Zucker. Er, Papa nämlich, hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß er Sie morgen zu Tiſch erwartet; er will mit Ihnen wegen unſerer Heirath reden und die Geſchichte endlich in Ordnung bringen, um ſich dann vom Geſchäfte zurückzuziehen und mir ſeinen Laden zu überlaſſen.

— Mosje Fanfan, antwortet das junge Mädchen, indem ſie Mutter Gans und einige andere Bilder, die ſie illuminirt hatte, zuſammenrollt, wenn Ihr Herr Vater Sie nur deshalb zu mir ſchickt, ſo war es ganz unnütz, Sie zu incommodiren, denn ich will weder von Ihnen noch von Ihren Pflaumen etwas wiſſen. Ich bitte Sie und Herrn Benoit, mich zukünftig mit Anträgen ſolcher Art gütigſt zu verſchonen. Ich habe keine Luſt, Gewürzkrämerin zu ſein; ich will Schauſpielerin werden. Ich will mich beklatſcht, will mich in den Himmel gehoben, will mich vom Publikum vergöttert ſehen. Man wird von mir in den Journalen reden. Sie begreifen wohl, Monſieur Fanfan, daß es ein höheres Glück iſt, Abends auſ dem Theater zu glänzen, als den ganzen, lieben langen Tag in einer Bude ſitzen und jedem Maulaffen für fünf Sous Zucker oder Kaffee zu verkaufen. Mein Name wird auf allen Anſchlagszetteln prangen . . . er wird tagtäglich tauſendmal zu leſen ſein an allen Straßenecken von Paris. Dieſer Herr, der ſich ſehr gut darauf verſteht, hat mir geſagt, daß ich zu einer Liebhaberin, zu einer Soubrette, zu einem Pagen, wie geſchaffen bin. Dieſer Herr wird mir Unterricht ertheilen, dieſer Herr wird mir Rollen einſtudiren, dieſer Herr wird mir den Weg zum Theater bahnen. Alſo, ein für allemal, von einer Heirath zwiſchen uns kann von nun an nicht mehr die Rede ſein.

Drauf rollt ſie die illuminirten Bilder zuſammen und ſagt:

— Leben Sie wohl, Monſieur Fanfan, ich muß jetzt meine Arbeit abtragen und mir das Theaterſtück kaufen, in dem ich zum erſten Male auftreten will. Sie werden doch hineingehen, Monſieur Fanfan, werden doch applaudiren, Monſieur Fanfan?

Dem jungen Materialiſten tritt eine Thräne ins Auge.

— Sie, Herr Alexandrin, werden die Güte haben, ſo lange zu warten, bis ich zurückkehre. Sie werden mir heute die erſte Stunde geben ...

Der alte Herr verneigt ſich tief.

4.

Das junge Mädchen iſt fort. Monſieur Fanfan ſteht wie verſteinert, während der Dichter ihm alle Pflaumen aus dem Sacke frißt.

— Mein theurer Freund, man muß ſich niemals ſeinem Berufe widerſetzen. Wenn man einen entſchiedenen Beruf in ſich fühlt, ſo hat man auch ein entſchiedenes Talent. Betrachten Sie mich, zum Beiſpiel, mich! Ich bin ein geborenes Genie, ein geborener Dichter, und wäre ich nicht gezwungen, mir mein Brot durch Schreibunterricht zu verdienen, ſo hätte ich ſchon längſt einen unſterblichen Namen; aber das kommt noch. Mein Talent ... aber Ihre Pflaumen ſind wirklich vortrefflich ... ich könnte, mir nichts dir nichts, ein ganzes Pfund davon vertilgen ...

Der arme verliebte Jüngling bemerkt nicht, daß der geſchwätzige Alte nach und nach faſt den ganzen Sack leert. Jenny's Worte haben ihn zu Boden gedonnert; er ſieht, er hört nichts und kann kein Wort über ſeine Lippen bringen. Nachdem er einen großen, langen, ſchweren Seufzer ausgeſtoßen und wie Jemand, der einen böſen Traum gehabt, ſich ſeine Augen gerieben hat, ſchreit er:

— Nun denn, ſo möge ſie glücklich ſein; das iſt Alles, was ich wünſche. O ich Aermſter, der ich geglaubt, ich ſei im Stande, ſie glücklich zu machen! Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl!

auſ dem Theater zu glänzen, als den ganzen, lieben langen Tag in einer Bude ſitzen und jedem Maulaffen für fünf Sous Zucker oder Kaffee zu verkaufen. Mein Name wird auf allen Anſchlagszetteln prangen . . . er wird tagtäglich tauſendmal zu leſen ſein an allen Straßenecken von Paris. Dieſer Herr, der ſich ſehr gut darauf verſteht, hat mir geſagt, daß ich zu einer Liebhaberin, zu einer Soubrette, zu einem Pagen, wie geſchaffen bin. Dieſer Herr wird mir Unterricht ertheilen, dieſer Herr wird mir Rollen einſtudiren, dieſer Herr wird mir den Weg zum Theater bahnen. Alſo, ein für allemal, von einer Heirath zwiſchen uns kann von nun an nicht mehr die Rede ſein.

Drauf rollt ſie die illuminirten Bilder zuſammen und ſagt:

— Leben Sie wohl, Monſieur Fanfan, ich muß jetzt meine Arbeit abtragen und mir das Theaterſtück kaufen, in dem ich zum erſten Male auftreten will. Sie werden doch hineingehen, Monſieur Fanfan, werden doch applaudiren, Monſieur Fanfan?

Dem jungen Materialiſten tritt eine Thräne ins Auge.

— Sie, Herr Alexandrin, werden die Güte haben, ſo lange zu warten, bis ich zurückkehre. Sie werden mir heute die erſte Stunde geben ...

Der alte Herr verneigt ſich tief.

4.

Das junge Mädchen iſt fort. Monſieur Fanfan ſteht wie verſteinert, während der Dichter ihm alle Pflaumen aus dem Sacke frißt.

— Mein theurer Freund, man muß ſich niemals ſeinem Berufe widerſetzen. Wenn man einen entſchiedenen Beruf in ſich fühlt, ſo hat man auch ein entſchiedenes Talent. Betrachten Sie mich, zum Beiſpiel, mich! Ich bin ein geborenes Genie, ein geborener Dichter, und wäre ich nicht gezwungen, mir mein Brot durch Schreibunterricht zu verdienen, ſo hätte ich ſchon längſt einen unſterblichen Namen; aber das kommt noch. Mein Talent ... aber Ihre Pflaumen ſind wirklich vortrefflich ... ich könnte, mir nichts dir nichts, ein ganzes Pfund davon vertilgen ...

Der arme verliebte Jüngling bemerkt nicht, daß der geſchwätzige Alte nach und nach faſt den ganzen Sack leert. Jenny's Worte haben ihn zu Boden gedonnert; er ſieht, er hört nichts und kann kein Wort über ſeine Lippen bringen. Nachdem er einen großen, langen, ſchweren Seufzer ausgeſtoßen und wie Jemand, der einen böſen Traum gehabt, ſich ſeine Augen gerieben hat, ſchreit er:

— Nun denn, ſo möge ſie glücklich ſein; das iſt Alles, was ich wünſche. O ich Aermſter, der ich geglaubt, ich ſei im Stande, ſie glücklich zu machen! Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl!

Und Fanfan läuft fort und Alexandrin iſt wegen der Pflaumen, die noch im Sack zurückgeblieben ſind, untröſtlich.

Bald darauf kommt Jenny zurück; ſie bringt einige Theaterſtücke mit und wählt die Rollen aus; der alte Herr giebt ihr dann die erſte Lection und verläßt ſie mit dem Verſprechen, am andern Morgen wieder zu kommen.

Der gute Mann hält ſein Wort; vierzehn Tage lang erklimmt er jeden Vormittag zu der von Jenny feſtgeſetzten Stunde die ſechs finſtern Treppen, um der jungen Künſtlerin, die darüber Aſchenbrödel, den ewigen Juden und ein Dutzend anderer Bilder, welche ſie illuminiren ſoll, gänzlich vernachläſſigt, die ausgewählten Rollen einzuſtudiren.

— Es wird gehen, ſagt der alte Dichter, Sie machen raſende Fortſchritte: Ihre Ausſprache iſt ſchon viel deutlicher, Sie haben ſchon mehr Feuer, mehr Gefühl! Nur ſo fortgefahren, liebes Kind; noch ein Jahr Unterricht und Sie werden reif zum erſten Debut ſein.

— Wie, noch ein Jahr, noch ein ganzes, langes Jahr? Ah, das iſt zu viel! So lange kann ich nicht warten.

— Hübſch vorſichtig, liebes Kind, übereilen Sie ſich nicht, Sie könnten ſich durch zu frühzeitiges Auftreten Ihre ganze Zukunft verderben.

— Aber haben Sie mir nicht geſagt, daß ich eine reizende Figur fürs Theater habe?

— Ja, Ihr Aeußeres iſt ſehr hübſch; das allein aber reicht noch nicht hin. Schönheit thut ſehr viel, doch muß man auch Talent haben.

— Und habe ich denn kein Talent?

— O ja, liebes Kind, doch muß es zuvor ausgebildet werden.

Jenny, die einen etwas allzuhohen Grad von Selbſtvertrauen beſaß, fing zu glauben an, daß ſie ſchon mehr als ihr Lehrer verſtehe.

Unglückſeliger Weiſe hatte ſich der alte Mann eines ſchönen Morgens ſtark erkältet und dadurch einen Rheumatismus davongetragen, der ihm die Verpflichtung auflegte, ſein Zimmer zu hüten und den Unterricht auszuſetzen. Das junge Mädchen glaubte, ihr alter Lehrer vernachläſſige ſie. Anfangs war ſie betrübt, bald aber tröſtete ſie ſich und meinte:

— Wir wiſſen bereits genug!

5

Ein Monat war verfloſſen und der arme Greis noch immer an ſein Zimmer gefeſſelt. Doch glaube man ja nicht, daß ihm die Zeit lang geworden ſei; auf ſeinem ſchlechten Strohſeſſel, an der Ecke eines mehr rauchenden als wärmenden Camins ſitzend, machte der alte Herr Verſe: heute eine Scene und morgen ein Lied. Die Muſen waren ſeine treuen Geſellſchafterinnen, in deren Umgang der Aermſte ſich reicher als ein Crösus dünkte. Die lieben, guten Muſen! Wenn ſie auch nicht den Körper ernähren, ſo beſchäftigen ſie doch wenigſtens den Geiſt, und die, welche von ihnen am ſtiefmütterlichſten behandelt werden, fühlen ſich oft gerade am glücklichſten. Die Muſen gleichen jener Art von Geliebten, die uns ſehr grauſam behandeln, wiewohl wir ihnen die größten Opfer bringen, und trotzdem können wir uns nicht entſchließen, ſie zu verlaſſen, weil ſelbſt in den Qualen, die ſie uns bereiten, eine ſchmerzlich-ſüße Wonne liegt.

Als Herr Alexandrin wieder im Stande war auszugehen, begab er ſich nach der Rue de Laharpe, in die Wohnung ſeiner jungen Freundin. Es zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ſeiner Schülerin hin, um ſo mehr, da er während ſeiner Krankheit nicht ein Sterbenswörtchen von ihr gehört hatte. Und doch konnte er dem jungen Mädchen deshalb keinen Vorwurf machen, denn er hatte ihr nicht ſeine Adreſſe gegeben. Sie wußte alſo nicht, wo er wohne, und konnte ſich, ſelbſt wenn ſie's auch gewollt hätte, nicht nach der Geſundheit ihres alten Lehrers erkundigen.

Da Jenny in einem Hauſe wohnt, das einen Portier für einen überflüſſigen Luxus-Artikel hält, ſo bleibt dem alten Herrn nichts Anderes übrig, als ſelbſt nachzuſehen, ob die, die er ſuche, zu Hauſe iſt.

Mit pochendem Herzen ſteigt er die ſechs hohen Treppen hinan; er klopft an Jenny's Thür; man öffnet; aber ſtatt der jungen, ſchönen Illuminirerin findet er einen dicken Kerl in einer Schürze, mit einem Beinkleid und einer Nadel in der Hand.

— Wen ſuchen Sie? fragt der Dicke.

— Wen ich ſuche? Mein Gott, wen anders, als die Dame des Hauſes.

— Ah, meine Gemahlin. Tritt ein wenig näher, geliebte Olympia, ein alter Herr wünſcht Dich zu ſprechen. Haſt Du ihm während meiner Abweſenheit vielleicht Maaß zu einer Weſte oder einem Pantalon genommen? Beides thäte dem Herrn Noth, wie ich ſehe.

Dame Olympia nähert ſich der Thür, betrachtet den kleinen Greis und ſagt:

— Ich kenne dieſen Herrn nicht, ich habe ihn niemals geſehen. Was will er von mir? Mein Herr, was wollen Sie von mir?

Herr Alexandrin iſt ganz beſtürzt: er betrachtet die Thür und die Treppe und fragt:

— Bin ich hier nicht im ſechſten Stockwerk?

— Ja, da ſind Sie.

— Und bei wem?

— Bei Herrn Wichmann, Schneidermeiſter, der neue und auch alte Kleider macht. Was wünſchen Sie ſich machen zu laſſen?

— Ach, mein Herr, hier waltet ein Irrthum. Als ich vor einem Monate zum letzten Male hier war, wurde dieſes Zimmer von einer jungen Dame bewohnt, welche Bilder illuminirte und, mit Erlaubniß zu ſagen, Jenny hieß.

— Ach ja, ganz recht, vor einem Monate wohnte hier ein Anderer; jetzt wohne ich hier, ich, Monſieur Wichmann, Schneider. Brauchen Sie einen Frack oder einen Rock?

— O gewiß, ich könnte Beides gebrauchen; aber ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht den Schneider, ſondern Mademoiſelle Jenny ſuche.

— Sie iſt ſeit drei Wochen ausgezogen ...

— Und wo wohnt ſie? Hat ſie nicht ihre Adreſſe zurückgelaſſen?

— O ja! Vielgeliebte Gattin, wo haſt Du die Adreſſe des jungen Mädchens?

— Wo ich ſie habe? Habe ich ſie denn überhaupt gehabt?

— Ich hatte ſie auf eine Karte, o ich erinnere mich deſſen noch ganz genau, auf die Carreau-Dame geſchrieben.

— Auf die Carreau-Dame; ach, nun fällt mir's ein; die Karte habe ich unſerer Tony zum Spielen gegeben; ſie hat einen Kapuciner daraus gemacht und ihn verbrannt.

— Hören Sie's, unſere Tochter hat aus der Adreſſe der Dame, die Sie ſuchen, einen verbrannten Kapuciner gemacht. Es thut mir Leid, doch wird mich das nicht abhalten, Ihnen Maaß zu nehmen, wenn Sie wünſchen.

— Nein, ſage ich Ihnen, ich wünſche nichts, gar nichts, hören Sie's, gar nichts! Aber wenn man eine Adreſſe bekommt, ſo hebe man ſie auf und gebe ſie nicht ſeiner Tochter, daß ſie Kapuciner daraus macht, ſagt der alte Lehrer und ſtiefelt mit gerechtem Zorn die Treppe hinab. Wo ſie nun finden, meine junge Schülerin? Paris iſt ſo groß! Armes, junges Kind, meines Unterrichtes beraubt, wirſt du wenig Fortſchritte machen, und das iſt Schade, denn ich nehme warmen Antheil an dieſer lieben, kleinen Jenny! Verdammter Schneider, warum haſt du die Carreau-Dame deinem Kinde gegeben? Böſewicht, ich werde dir das niemals verzeihen!

Der alte Herr verſucht es, in der Nachbarſchaft Erkundigung über Jenny einzuziehen; aber in Paris ſind drei Wochen drei Jahrhunderte. Die Zeit führt hier ſo raſch Veränderungen, Wendungen und Neuerungen herbei, daß eine Perſon, die man vierzehn Tage nicht geſehen hat, ein ganz verſchollenes Weſen iſt, deſſen ſich Niemand mehr erinnern kann.

Da der alte Schreiblehrer durchaus nicht erfahren kann, was aus der jungen Illuminirerin geworden iſt, ſo ſagt er zu ſich: Bilde Dir ein, Alexandrin, daß Jenny ein Traumbild geweſen ſei, und denke nicht mehr an das junge Kind, alter Triptolomäus!

Und ſo vergingen fünf Monate, während welcher der kleine Greis fortfuhr, Schreibſtunden zu geben, um zu leben, und Stücke zu dichten, um ſich zu tröſten.

Aber ſeine Leidenſchaft für die Dichtkunſt verhinderte ihn nicht, auch die Blumen und unter dieſen, mehr denn jede andere, das beſcheidene, anſpruchsloſe, billige Veilchen zu lieben.

Alter, armer und dennoch glücklicher Poet!

6.

Eines Morgens, als Herr Alexandrin ſich zufällig in der Nähe des Boulevard Saint Martin befindet, erinnert er ſich, daß es auch in dieſem Stadtviertel einen Blumen Bazar giebt. Und zum Glück iſt es gerade ein Montag. Er ſchlägt den Weg nach dem Springbrunnen ein. Schon aus der Ferne lacht ihm ein hundertfarbiger Flor der reizendſten Blumen entgegen. Er tritt näher, mengt ſich in die Gruppen der Spaziergänger, bleibt ſtehen, betrachtet bald dieſe, bald jene Blüthe, athmet hier den ſüßen Duft einer Nelke, dort den geheimnißvollen Parfum eines Jasmins ein und iſt entzückt. Bald aber kehrt er zu ſeiner Lieblingsblume zurück und läßt ſein Auge mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen auf einem Veilchentopfe ruhen. Er nähert ſich der Blumenhändlerin, fragt und handelt, als er plötzlich, in geringer Entfernung von ſich, eine Dame erblickt, die äußerſt geſchmackvoll, aber etwas kokett gekleidet iſt.

— Was koſtet dieſer Roſenſtock? fragt die Dame.

Ihre Stimme ſcheint ihm bekannt. Er nähert ſich der Dame, guckt ihr unter den Hut und erkennt . . . ach, wen anders, als Mademoiſelle Jenny!

— Sie hier, mein liebes Kind! ſchreit er freudig überraſcht.

Jenny kehrt ſich um. Sie ſieht, ſie erkennt ihn und ruft:

— Ah, mein theurer Lehrer! Wie froh bin ich, Sie wiederzuſehen . . . ich glaubte Sie ſchon lange todt.

— Noch lebe ich und preiſe den Zufall, der mich, wie das erſte Mal, ſo auch heute unter Blumen mit Ihnen zuſammenführt. Ja, hier iſt der Ort, wo Sie hingehören, wo ich Sie, als ich Sie nirgends finden konnte, hätte ſuchen ſollen.

— Immer galant, mein lieber Profeſſor! Aber ich habe Ihnen Manches zu erzählen. Wollen Sie mich nicht nach Hauſe begleiten?

— Mit tauſend Freuden! Aber Sie wohnen nicht mehr in der Rue de Laharpe, ſechs Treppen hoch; ich habe Sie dort vergebens geſucht.

— Ich wohne nur ein Paar hundert Schritte von hier, auf der andern Seite des Boulevards . . . Sie brauchen jetzt nicht mehr ſo hoch zu ſteigen . . . ich wohne jetzt im dritten Stock. . . .

— Sie haben dieſen Roſentopf gekauft. Erlauben Sie mir, wie damals, Ihr Träger zu ſein.

— Wie, Sie wollen?

— Ach, das macht mir Freude . . . ich habe dann den Glauben, wenigſtens doch noch zu etwas in der Welt brauchbar zu ſein.

— Eh bien, kommen Sie!

Der alte Lehrer nimmt den Topf und folgt ſeiner jungen Schülerin. Bald aber fühlt er, daß ihm das Tragen diesmal ſaurer wird, denn der Roſentopf iſt viel ſchwerer. Der arme, alte Mann! Dicke Schweistropfen treten ihm auf die Stirn. Und während des Laufens und Schwitzens ſtellt er ganz im Stillen Betrachtungen an und denkt bei ſich:

— Teufel, ſechs Monate haben, wie ich ſehe, hier Vieles geändert. Zuerſt iſt ihre Toilette nicht mehr dieſelbe; damals war Demoiſelle Jenny ſehr einfach, wie eine beſcheidene Handwerkerin, gekleidet; heute trägt man einen bunten Hut, eine Robe à volants und einen hübſchen Shawl; damals wohnte man ſechs Treppen hoch; jetzt iſt man herabgeſtiegen, um im dritten Stockwerk zu wohnen; damals kaufte man ſich ein anſpruchsloſes Veilchen, heute kauft man einen theuern Roſenſtock. Hm, hm! Was doch innerhalb ſechs Monate nicht Alles geſchehen kann! Ich weiß recht gut, daß man in Paris nicht viel Zeit braucht, um ſein Glück zu machen, zumal wenn man jung iſt und ſo hübſche Augen hat, wie meine Schülerin . . .

In demſelben Augenblick hält Jenny vor einem ſchönen Hauſe. Sie geht hinein; ihr Begleiter folgt ihr. Diesmal braucht er ſich nicht am Geländer feſtzuklammern, denn die Treppe iſt hell und ſauber.

Ohne Anſtrengung erreicht man das dritte Stockwerk. Hier wird der alte Lehrer von ſeiner jungen Schülerin in ein kleines, reizend eingerichtetes Zimmer hineingeführt.

— Stellen Sie den Roſenſtock dort auf die Conſole und ſetzen Sie ſich auf dieſen Polſterſtuhl, bittet Jenny, indem ſie Shawl und Hut ablegt. Jetzt, mein lieber Lehrer, wollen wir mit einander plaudern. Sie ſind gewiß über die Veränderung meiner Lage erſtaunt? Aber Sie werden ſich das

Alles leicht erklären können, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſeit drei Monaten Schauſpielerin bin . . .

— Sie Schauſpielerin? Wie, theure Freundin, Sie ſind bereits aufgetreten und wohl gar engagirt?

— Engagirt und zwar als erſte Liebhaberin . . .

— Ach mein Gott! Ich begreife nicht . . .

— Wie ſich das Alles ſo raſch gemacht hat? Hören Sie: Wenige Tage nach Ihrem Ausbleiben . . .

— Ich hatte einen furchtbaren Rheumatismus.

— Armer Mann! Alſo wenige Tage nach Ihrem Ausbleiben mache ich durch eine meiner Freundinnen die Bekanntſchaft eines Herrn, der mit dem Director des Theaters, bei welchem ich angeſtellt bin, eng befreundet, mich ihm vorſtellt. Ich gefiel dem Director und noch an demſelben Tage unterzeichnete ich den Contract. Zehn Tage darauf betrat ich zum erſten Male die Bühne und machte **furore**, ich ſage Ihnen **furore**. Ich habe 2500 Francs Gage. Nun ſagen Sie ſelbſt, hatte ich nicht recht, meinem Berufe zu folgen? 2500 Francs! Iſt das für eine Anfängerin nicht ſchon genug? Und iſt das nicht beſſer, als ſein ganzes Lebenlang den Blaubart und den Däumling illuminiren? Hatte ich nicht Recht, vollkommen recht, den Heirathsantrag des einfältigen Monſieur Fanfan zurückzuweiſen? Ach, ich bin jetzt ſo glücklich, ſo zufrieden! Und wenn die Kuliſſen-Cabalen, der Neid und die Eiferſüchteleien meiner Kameradinnen, die Bosheit der Einen, die Klatſchſucht der Andern nicht wären!!! Aber das macht nichts; ich werde mich allmälig daran gewöhnen und mir dieſe Dummheiten nicht zu Herzen nehmen, denn trotz jener kleinen Schattenſeiten iſt das Künſtlerleben doch das ſchönſte und beſte, und ich wünſche mir niemals ein beſſeres Loos!

— Es freut mich, meine theure Schülerin, daß Ihr Wunſch nunmehr erfüllt iſt; erlauben Sie Ihrem alten Lehrer das Geſtändniß, daß es ihn ſehr glücklich machen würde, wenn er Sie einmal ſpielen ſehen könnte.

— Das kann gleich heute Abend geſchehen . . . ich trete in einer neuen Rolle auf . . . Sie müſſen kommen . . . ich werde einen Platz für Sie beſtellen . . . an der Caſſe brauchen Sie nur Ihren Namen zu nennen . . . dann wird man Ihnen den Platz anweiſen. Sehen Sie, dort liegt das Theater.

— Tauſend Dank, reizende Thalia, ich werde nicht ermangeln, mich heute Abend einzuſtellen.

— Und auf morgen lade ich Sie zum Frühſtück ein. Sie werden mir ſagen, ob Sie mit mir zufrieden geweſen ſind, werden mir erzählen, was Ihre Nachbarn im Theater über mich geſprochen haben . . .

— Abgemacht; heute Abend ſehe ich Sie ſpielen, und morgen, morgen frühſtücke ich mit Ihnen.

Alexandrin verläßt Jenny, entzückt, daß er ſeine junge Schülerin wiedergefunden hat, und doppelt entzückt, daß er heute, nach langer, langer Zeit, wieder einmal das Theater beſuchen kann.

7.

Der alte Lehrer gönnt ſich kaum Zeit zum Eſſen; er kann den Abend, die Eröffnung der Caſſe, nicht erwarten; er iſt der Erſte, der am Eingang des Theaters erſcheint; er harrt und harrt.

Endlich wird geöffnet. Er tritt ein, er nennt ſich, man weiſt ihm einen Platz im Orcheſter an; er iſt der Erſte im ganzen Saale. Seelenvergnügt reibt er ſich die mageren Hände, bewundert den alten Vorhang und denkt bei ſich:

— Ach wie glücklich müſſen Diejenigen ſein, die jeden Abend ein Theater beſuchen können!

Nach und nach füllt ſich der Saal. Unter den Perſonen, die in ſeiner Nähe Platz nehmen, glaubt er ein bekanntes Geſicht zu erkennen; beſagtes Geſicht gehört einem jungen Menſchen, der, was man ihm gleich anſehen kann, nicht das Schießpulver erfunden hat. Von Zeit zu Zeit zieht er aus ſeiner Rocktaſche bald dieſen, bald jenen Nahrungsſtoff, den er gedankenlos in den Mund ſchiebt, mit den Kinnladen zermalmt und gleichgiltig hinunterwürgt.

Herr Alexandrin erkennt den Sohn des Gewürzkrämers, den Geliebten Jenny's, den Monſieur Fanfan. Der Dichter entzückt, Jemanden zu finden, mit dem er ſich von ſeiner Schülerin unterhalten kann, verläßt ſeinen Platz und ſetzt ſich zu Monſieur Fanfan.

— Sie wiſſen alſo, junger Mann, daß ſie jetzt Schauſpielerin iſt? Ohne Zweifel ſind Sie wohl nur deshalb hier, um ſie ſpielen zu ſehen, um Zeuge ihres Triumphes zu ſein?

Der junge Menſch betrachtet den alten Mann, der dieſe Fragen an ihn richtet, Anfangs mit allen Zeichen der Verwunderung; endlich ruft er:

— Ah, nun erſt erkenne ich Sie! Sie ſind derjenige, welcher eines Morgens bei Mademoiſelle Jenny mit ihr unter einem Regenſchirm verſteckt war.

— Derſelbe, ganz recht! Wir probirten damals eine Scene; ich war ihr erſter Lehrer; ich war es, der das heilige Feuer in ihr angefacht hat.

— Ah, Sie alſo haben das heilige Feuer angefacht?

— Ich will damit ſagen, daß ich der Erſte war, der ihren Beruf, ihr Talent erkannt und, ich darf wohl ſagen, geſäugt und genährt, gehegt und gepflegt hat . . . ich darf wohl ſagen . . . aber, junger Mann, was eſſen Sie da?

— Mandeln und Roſinen, um mir während der Zwiſchenacte die Zeit zu vertreiben.

— Sie haben Recht, junger Mann, vollkommen Recht, das vertreibt die Zeit, das unterhält. Wir werden ſie ſpielen ſehen, wir werden Zeugen ihres Triumphes ſein, wir werden aus Leibeskräften applaudiren. Nicht wahr, junger Mann? Aber es dauert verteufelt lange, eh' man anfängt. Auch ich will mir die Zeit vertreiben; geben Sie mir unterdeſſen etwelche Roſinen.

— Sehr gern, alter Herr. Greifen Sie in meine linke Rocktaſche.

— Oh, das ſchickt ſich nicht.

— Geniren Sie ſich nicht; ich erlaube es Ihnen.

Der Schreiblehrer läßt ſich das nicht zweimal ſagen; er läßt eine ſeiner dürren Hände in Fanſans Rocktaſche hinabtauchen und holt aus faſt bodenloſer Tiefe eine ganze Handvoll Roſinen hervor.

— Nicht wahr, junger Mann, fragt er, eine Roſine nach der andern in den Abgrund ſeines Magens befördernd, Sie liebten Mademoiſelle Jenny?

— Ja, mein Herr, und wie mir ſcheint, liebe ich ſie noch.

— Wie Ihnen ſcheint? Ei, ſind Sie deſſen nicht gewiß?

— Ach, mein Herr, leider nur allzugewiß, erwidert Monſieur Fanſan mit einem 48pfündigen Seufzer.

Der alte Dichter fühlt ſich unendlich gerührt; aber ſtatt zu weinen, wiſcht er ſich blos die Naſe und fragt:

— Sie haben ſie heirathen wollen, dieſe reizende Jenny? Ach, junger Mann, Ihre Roſinen ſind vortrefflich. Sie wären glücklich geweſen, hätten Sie Jenny Ihre Frau nennen dürfen.

— Ja, mein Herr, ich war dumm genug zu glauben, daß auch ſie das glücklich machen würde.

— Dumm genug? Das ſcheint mir allzuhart. Aber da Ihnen das Wort einmal entwiſcht iſt, ſo erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es von Ihrer Seite höchſt ſelbſtſüchtig und ungerecht geweſen wäre, dieſes junge Mädchen zu hindern, ihre glänzende Laufbahn zu verfolgen. Sehen Sie doch, in wie kurzer Zeit ſich ihre Lage ſo günſtig umgeſtaltet hat! Jenny wohnt jetzt im dritten Stockwerk . . . ſie hat eine ſehr ſchöne Einrichtung . . .

— Wie, ſchon jetzt? Und das Alles vom Theater?

Alexandrin antwortet nicht; er findet, daß Monſieur Fanfan Betrachtungen anſtellt, die für einen Gewürzkrämer zu hinterliſtig ſind. Um dem Geſpräche einen andern Lauf zu geben, läßt er ſeine Hand zum zweiten Male in den Mandel- und Roſinen-Grund hinabtauchen und ſagt dabei:

— Sie haben Recht gehabt, dieſe Spielereien mitzunehmen, denn es ſcheint noch ſehr lange zu dauern, eh' die Komödie beginnt.

— Wenn Jenny, fuhr Fanfan fort, wirklich das Talent beſäße, Glück auf der Bühne zu machen, ſo würde ich ſagen, ſie hat Recht gehabt, mich nicht zum Manne zu nehmen; wenn ſie aber kein Talent hat . . .

— Still, junger Mann, nun geht es los!

Das erſte Stück beginnt. Jenny iſt erſt im zweiten beſchäftigt, das heut zum erſten Male in Scene geht. Das Publikum, neugierig, das neue Werk, um deſſentwillen es ſich eingefunden hat, kennen zu lernen, ſchenkt dem vorangehenden Stücke wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit.

Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer können den

Anfang des zweiten Stückes, das Auftreten Jenny's nicht erwarten.

Das erſte Stück hat endlich ſein Ende erreicht. Nach einem kurzen Zwiſchenact beginnt das zweite. Jenny erſcheint als junge Pachterin; ihr Anzug iſt ſo reizend, daß ſie Allen noch viel ſchöner als gewöhnlich erſcheint. Ueberall läßt ſich ein beifälliges Gemurmel vernehmen.

— Jenny iſt ganz allerliebſt!

— In der That ein ſchönes Weib!

— Sie hat ein Paar Spitzbuben-Augen!

— Einen Mund, geſchaffen zum Küſſen!

— Und ein bezauberndes Lächeln!

Monſieur Fanfan, verſunken im Anblick Jenny's, ſagt nichts, gar nichts; der alte Dichter rückt auf ſeinem Platze unruhig hin und her, und von Zeit zu Zeit ſpricht er mit leiſer Stimme zu ſich ſelbſt:

— Der linke Arm, wie eckig! Den Kopf mehr nach hinten! Ach, mein Gott, ſie erinnert ſich nicht mehr, was ich ihr hundert Mal geſagt habe, daß ſie den Hals zu ſehr in die Höhe ſtreckt, daß ſie ſchlecht umkehrt. Auf der Bühne wie im Leben iſt es eine ſchwierige Kunſt, gut umkehren zu können.

Der erſte Act iſt zu Ende . . . es beginnt der zweite . . . das neue Stück iſt ſchlecht und die Schauſpielerin iſt nicht gut . . . Jenny bleibt oft ſtecken. Das Publikum fängt erſt zu murren und nach einem Weilchen auch zu pfeifen an.

— Das gilt nicht Jenny, die man auspfeift, das gilt dem Stücke, ſagt der alte Mann zu ſeinem jungen Nachbar.

— Ich verſtehe zwar nichts davon, erwidert Monſieur Fanſan, doch ſcheint es mir, daß auch Mademoiſelle Jenny nicht bei guter Laune iſt.

Er hat Recht. Jenny, noch nicht gewöhnt daran, die üblen Launen des Publikums zu ertragen, wird von Scene zu Scene unruhiger und verliert immer mehr und mehr den Kopf.

Von allen Seiten geht jetzt das Pfeifen los ... Jenny wird ohnmächtig ... unter ſchrecklichem Tumult fällt der Vorhang.

Alexandrin ſitzt wie vom Blitz erſchlagen und wagt nicht zu reden. Das Publikum entfernt ſich. Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer bleiben bis zuletzt; dann gehen auch ſie.

Auf dem Boulevard angekommen, fragt Monſieur Fanſan ſeinen Begleiter:

— Und das, mein Herr, nennen Sie einen Triumph? Ich für meinen Theil habe dabei Todesqualen ausgeſtanden und möchte um keinen Preis der Erde noch ein Mal Zeuge eines ſolchen Triumphes ſein. Ja, wenn nur Zwei oder Drei geziſcht hätten, ſo würde ich ſie geprügelt haben, um ſie zum Schweigen zu bringen ... aber es waren ihrer ſo viel: ich kann mich doch nicht mit dem ganzen Theater herumprügeln ...

— Mein theurer Freund, ſpricht der alte Mann, ich wiederhole Ihnen noch ein Mal, daß das Publikum nur das

Stück ausgeziſcht hat. Daß Jenny eine ſo abſcheuliche Rolle gehabt, war nur die Schuld des Dichters. Sie hat ſich die Rolle nicht gemacht.

— Ah, das iſt einerlei, mein Herr! Ich verſtehe zwar nichts, aber es ſcheint mir, daß Mademoiſelle Jenny ihre Rolle nicht gut gelernt hat . . . Ich kann mich irren, aber ſo viel weiß ich ganz beſtimmt, wenn Mademoiſelle Jenny auftritt, gehe ich nie mehr ins Theater. Gute Nacht, mein Herr, ich glaube, es wäre für Jenny und mich viel beſſer geweſen, hätten Sie nie das heilige Feuer in ihr angefacht.

Dann ſeufzt er noch ein Mal und verläßt Herrn Alexandrin, der tiefbetrübt nach ſeiner Wohnung heimkehrt.

— Das junge Mädchen iſt zu früh aufgetreten, ſagt er zu ſich ſelbſt; ſie hätte noch ein Jahr Unterricht bei mir genießen müſſen.

8.

Am andern Morgen ſtellt ſich der alte Mann pünktlich bei ſeiner jungen Schülerin ein. Er findet ſie traurig, niedergeſchlagen, krank; ſie bittet ihn, an einer Tafel Platz zu nehmen, auf der das Frühſtück ſteht, das von ihrer Seite unberührt bleibt; aber während ihr Gaſt ſeinem hungrigen Magen Genugthuung verſchafft, beſtürmt ſie ihn mit tauſend Fragen.

— Nun, was ſprach man von mir?

— Man ſagte allgemein, daß das Stück nichts getaugt habe.

— Aber was ſagte man von mir?

— Man fand, daß Ihr Anzug ſehr nett, ſehr ſchön war... namentlich die Haube; ach, welch' eine köſtliche Haube!

— Aber von meinem Spiele ... von meinem Talente?

— Man ſagte, daß das Stück bedeutend gekürzt werden müſſe ...

— Sie ſprechen ewig vom Stück ... ich will wiſſen, was man über mich geſagt ... antworten Sie mir frei und unumwunden ...

— Ach, theure Freundin, was ſoll man von einer Schauſpielerin ſagen, die das Unglück hat, in einem Stücke aufzutreten, welches durchfällt! Man beklagt ſie; das iſt Alles, was man thun kann. Auch Sie hat man bedauert, ſehr bedauert; man war ſehr betrübt darüber ... am meiſten war es der arme Monſieur Fanfan; Sie kennen ihn, den jungen Gewürzkrämer, der Ihnen die hübſchen Pflaumen gebracht und Sie heirathen gewollt.

— Wie, auch er war im Theater?

— Er ſaß dicht an meiner Seite.

— Und hat wohl tüchtig mitgeziſcht?

— Sie verkennen den armen Jungen. Er hat die Ziſcher prügeln wollen; aber es waren ihrer ſo viele!

— Ach, welch ein Abend! Es flimmerte mir vor de Augen; es war mir, als müſſe ich erſticken! O, großer Gott nicht Alles iſt roſig auf dem Theater ... die Bühne hat auc ihre Dornen ... jetzt ſehe ich's ein ...

— Wenn die Bühne eine Roſe ohne Dornen wäre, theur

Freundin, dann würde alle Welt Komödie ſpielen wollen! Aber laſſen Sie deshalb noch nicht den Muth ſinken ... man muß ein Schach ertragen lernen und nicht gleich den Kopf verlieren. Es wäre freilich ganz anders geworden, wenn Sie meinen Rath befolgt hätten und nicht zu früh aufgetreten wären. Es iſt durchaus nothwendig, daß Sie noch ein Jahr Unterricht nehmen!

Mademoiſelle Jenny biß ihre Lippen, zog finſter ihre Augenbrauen und hörte ihm jetzt nur mit ſehr zerſtreuter Miene zu. Dann erhob ſie ſich und ſagte:

— Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, mein lieber Herr Alexandrin, daß ich bald gehen muß ... wir haben Probe ...

— Ah, ich begreife! Proben darf man nicht verſäumen. Erlauben Sie mir, daß ich mich ſogleich entferne ... car les affaires avant tout. Wann wünſchen Sie, daß ich wieder kommen ſoll, um Ihnen von Neuem Unterricht zu geben?

— Noch weiß ich es ſelbſt nicht genau. Doch habe ich ja jetzt Ihre Adreſſe. Und wenn ich Zeit habe, werde ich's Ihnen ſagen laſſen.

— Ganz wohl; überdem werde ich auch uneingeladen Sie dann und wann beſuchen. Sie erlauben es doch?

— Gewiß, gewiß! Alſo auf Wiederſehen, Herr Alexandrin!

Der alte Lehrer nimmt ſeinen Hut und geht. Zu Hauſe angekommen, reibt er ſich ſeelenvergnügt die Hände, weil er — was bei ihm ſchon lange nicht geſchehen war — gut gefrühſtückt und noch obendrein die Hoffnung mitgenommen hat, daß Mademoiſelle Jenny von Neuem bei ihm Unterricht nehmen und ihn dann noch recht oft zum Frühſtück einladen wird, denn Triptolemäus Criſiſtratus Alexandrin iſt, wie jeder Schöngeiſt, ein wenig Gourmand!

Acht Tage vergehen; der alte Lehrer erwartet tagtäglich, Jenny werde ihn rufen laſſen. Da dies nicht geſchieht, beſchließt er, uneingeladen ihr ſeine Aufwartung zu machen.

Er erreicht ihre Wohnung und fragt den Portier, ob Mademoiſelle Jenny Desgrillons noch zu Hauſe ſei. Der Hauswart betrachtet ihn ein Weilchen und ſagt dann:

— Mademoiſelle Jenny iſt nicht da.

— Dann komme ich ein ander Mal; aber ſagen Sie ihr: Monſieur Alexandrin, der ſeit acht Tagen mit Ungeduld Nachricht von ihr erwartet, ſei hier geweſen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Verſtehen Sie mich?

Der Schlingel antwortet nicht. Dieſe Menſchenrace hat die Angewohnheit, gegen abgeſchabte Kleider ſehr grob zu ſein.

Im Weggehen ſagt der alte Mann zu ſich:

— Ich bin überzeugt, ſie wird mich morgen holen laſſen.

Armer Alexandrin, du haſt dich geirrt!

Der gute Alte läßt ſich den weiten Weg nicht gereuen . . . er geht noch ein, noch zwei, noch drei Mal hin, aber immer ſagt ihm der Portier:

— Mademoiſelle iſt ausgegangen, oder Mademoiſelle iſt nicht zu ſprechen.

Das kränkt den armen Mann. Eines Morgens, als er wieder nachfragt und dieſelbe abweiſende Antwort erhält, ſagt er zornig:

— Mademoiſelle Jenny ſollte von Rechtswegen immer zu ſprechen ſein für mich, ihren Lehrer; für mich, der ich ihre erſten dramatiſchen Studien geleitet habe; für mich, der ich aus ihr eine Mars gemacht hätte, wäre ſie weniger eigenſinnig geweſen. Jetzt, Hauswart, ſagt der Mademoiſelle Jenny, daß ich ſie nicht mehr beſuchen werde; wenn ſie mich zu ſehen wünſcht, ſo weiß ſie meine Wohnung und kann mich rufen laſſen oder ſelber kommen, denn wer mich beſucht, vergiebt ſich nichts. Sagt ihr das, Portier, in meinem Namen!

Statt aller Antwort ſchlägt der Grobian das Fenſter ſeiner Loge dem alten Manne dicht vor der Naſe zu. Er geht, aber diesmal reibt er ſich nicht die Hände.

— O die Frauen, die Frauen! ſeufzt er tiefgekränkt vor ſich hin. Cato behauptet, Weisheit und Vernunft ſeien unverträglich mit ihrem Geiſte. Auch Catull hat dieſes ſchwache, undankbare Geſchlecht gekannt. Die Schwüre der Frauen, ſagt er, ſind auf den Flügeln des Windes und auf der Oberfläche der Wellen eingegraben. Von heute an denke ich wie Cato und Catull und ſage mit Freund Virgil:

„Varium et mutabile varium foemina.“

Die Zeit verſtrich. Der alte Mann hörte nichts mehr von ſeiner Schülerin. Treu ſeinem Entſchluſſe, hatte er ſie ſeitdem nicht wieder aufgeſucht, aber deſſenungeachtet ſchlummerte tief im Herzen des greiſen Dichters die alte Theilnahme an Jenny's Schickſal, und ſo oft er ausging, war es ſeine erſte Sorge, die ſämmtlichen Theaterzettel zu leſen, um vielleicht auf dem einen oder dem andern den Namen ſeiner ehemaligen Schülerin zu finden.

Aber niemals fand er in der Reihe der andern Schauſpielerinnen den Namen Jenny Desgrillons.

— Das iſt ſehr ſonderbar! ſagte er ſich. Sie muß alſo nur höchſt ſelten auftreten. Oder ſollte ſie einen andern Namen angenommen haben? Leicht möglich, daß ſie den ihrigen zu einfach gefunden hat. Armes Kind! Nicht der Name iſt's, der uns Talent giebt; das Talent iſt's, was uns einen Namen macht.

9.

Seitdem war ein halbes Jahr vorübergegangen.

Noch gar oft gedachte der alte Dichter der hübſchen Jenny in der **Rue de Laharpe**, die er Jener auf dem Boulevard Saint Martin vorzog; wohl dachte er auch an dieſe, doch las er nicht mehr ſo häufig als ſonſt die Theaterzettel, denn er wollte ſie nicht mehr ſpielen ſehen, aus Furcht, wieder, wie an jenem Abende, Zeuge ihrer Niederlage zu ſein.

Eines ſchönen Tages hat der alte Mann, nachdem er ein Paar Schreibſtunden gegeben, womit er die Bedürfniſſe des ganzen Tages gedeckt, ſeinen gewöhnlichen Spaziergang bis zum Boulevard de la Madeleine verlängert und befindet ſich plötzlich, ohne es zu wollen, auf dem Blumenmarkt.

Er bewundert dieſen reizenden Bazar, iſt aber ganz erſtaunt, hier ſo wenig Leute zu finden. In der That ſieht man hier weniger Blumen als auf den beiden andern Märkten, aber doch immer noch genug, um damit ein Körbchen „für die, die man liebt," auszufüllen.

Nachdem der Blumenfreund einen Topf nach dem andern mit poetiſcher Andacht bewundert hat, ſucht er wie gewöhnlich einen Veilchentopf.

Aber leider ſind auf dem Magdalenen-Markte die gewöhnlichen Blumen gerade die ſeltenen!

Noch immer ſucht er ſeine Lieblingsblume, als plötzlich ein ſehr eleganter, halbbedeckter Wagen Halt macht, aus dem eine junge Dame heraushüpft, die, ſelber eine Blume, ſylphenleicht mitten durch die andern Blumen ſchwebt. Dieſe junge Frau, die einen italieniſchen Strohhut trägt, der ihr Geſicht verbirgt, bleibt bald vor dieſem, bald vor jenem Topfe ſtehen, ohne etwas finden zu können, was ſchön genug wäre, ihre Wahl zu feſſeln.

Endlich gelingt es einer reizendſchönen Camelia, die Aufmerkſamkeit der jungen Sylphide zu erregen. Sie nähert ſich der Blume, um ſie zu kaufen; dicht neben der Camelia, hinter welcher er einen beſcheidenen Veilchentopf entdeckt haben will, ſteht der alte Alexandrin. Er vernimmt eine wohlbekannte Stimme, dreht ſich um, erblickt die Dame und ſtößt einen Schrei freudiger Ueberraſchung aus, denn es iſt Jenny.

Auch ſie ihrerſeits erkennt ſogleich den alten Freund, lächelt ihn freundlich an, reicht ihm die fein behandſchuhte Hand und ſagt zu ihm:

— Es ſcheint, als ſollten wir uns auf allen Blumenmärkten von Paris begegnen.

— Ja, ja, ſo ſcheint es faſt; man könnte ſagen, daß das mehr als Zufall, daß dies Beſtimmung iſt.

— Ich wette, daß Sie wieder ein Veilchen kaufen.

— Das iſt es, was ich ſuche. Ich bin treu und beſtändig, ich! Aber Sie? Sie? Heute iſt es eine Camelia, die Sie kaufen. Sie haben keine Lieblingsblume, wie es ſcheint, denn heute lieben Sie die Roſe und morgen eine Camelia.

— Sie ſind böſe auf mich . . . und in der That, ich muß geſtehen, daß Sie ein gutes Recht dazu haben, denn ich habe Sie gekränkt . . .

— Tief gekränkt, meine junge Freundin!

— Und wollen wir wieder Frieden ſchließen?

— Wer kann einer jungen, ſchönen Frau etwas abſchlagen? Sie erlauben mir doch, Ihre Camelia zu tragen? Sie wiſſen, daß dies einmal mein Amt iſt . . .

— Es ſei, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mit mir in meinen Wagen ſteigen und mich in meine Wohnung begleiten.

— Sie wohnen nicht mehr auf dem Boulevard Saint Martin?

— Seit Kurzem bewohne ich ein großes Quartier in der Rue d'Antin.

— Nicht mehr drei Treppen hoch?

— Ich bewohne den erſten Stock. Kommen Sie, alter Freund!

Alexandrin nimmt die Camelia, die noch ſchwerer als der Roſenſtock iſt; aber Eigenliebe verdoppelt ſeine Kraft; es iſt ein Stolz für ihn, Jenny's Träger zu ſein.

Zehn Schritte vom Blumenmarkte hält die Kaleſche; Jenny ſteigt ein, der Alte zögert einen Augenblick; Jenny reicht ihm ihre Hand, ihr Lakai nimmt ihm die Camelia ab und hilft ihm einſteigen.

Der Aermſte weiß noch gar nicht, wo er iſt, als er ſchon längſt im blitzſchnell dahinſauſenden Wagen vor einer jungen ſchönen Frau ſitzt, die einen Caſhemir, Spitzen und Federn trägt.

Der alte Mann, der zu träumen glaubt, reibt ſich die Augen. Noch nie, in ſeinem ganzen Leben, ſaß er in einer ſolchen Equipage. Die Vorübergehenden werfen neugierige Blicke hinein; alle Stutzer holen ihre Gläſer hervor, und Herr Alexandrin iſt eitel genug, zu glauben, das Alles gelte ihm!

Bald darauf hält der Wagen vor einem der ſchönſten Häuſer der Rue d'Antin; man fährt in den Hof hinein; ein Lakai öffnet den Wagenſchlag und nimmt dem alten Herrn die Camelia ab, was ihm, aufrichtig geſagt, gar nicht unlieb iſt; dann folgt er der jungen Freundin, die ihn in ein Zimmer eintreten läßt, in dem Alles kokett, elegant, prachtvoll iſt.

Nachdem ſie einen mit aſiatiſchem Luxus ausgeſtatteten Saal durchſchritten haben, treten ſie in ein mit Seide und Caſhemir überkleidetes Schmollſtübchen, wo dreifache Gardinen das helle Tageslicht verdunkeln.

Jenny giebt ihrem greiſen Lehrer ein Zeichen, ſich neben ſie auf den Divan zu ſetzen. Alexandrin, der ſich nicht enthalten kann, die Pracht, die ihn hier umgiebt, mit verwunderungsvoller Miene anzuſtaunen, wagt nur auf dem Rand des Divans Platz zu nehmen, leiſe vor ſich hinmurmelnd:

— Ah wie ſchön, wie reizend, wie herrlich! Auf welchem Theater, meine theuere Mademoiſelle Jenny, ſpielen Sie jetzt?

— Vor Allem ſei Ihnen geſagt, daß ich jetzt nicht mehr Mademoiſelle Jenny bin. Man nennt mich jetzt Frau von Saint-Eugène.

— Frau von Saint-Eugène? Ei, ei, das klingt viel ſtolzer!

— Ferner bin ich nicht mehr Schauſpielerin. Ich habe der Laufbahn, auf der man tauſend Langweiligkeiten, tauſend Unannehmlichkeiten geduldig ertragen muß, vor vier Monaten entſagt. Sie erinnern ſich doch noch der erſten Aufführung jenes Stückes, in dem ich durchgefallen war?

— O, ſo etwas vergißt man nicht ſo leicht! Ich ſaß im Orcheſter, neben einem ſchätzenswerthen Gewürzkrämer, neben Monſieur Fanfan, der mit mir brüderlich ſeine Angſt und Roſinen getheilt hatte . . .

— Am andern Morgen, als Sie mich beſuchten, wollten Sie mir nicht gerade heraus ſagen, daß ich auch Ihnen mißfallen habe. Ich eitle Närrin! Statt einzuſehen, daß Sie damals vollkommen Recht gehabt, ärgerte ich mich über Sie, weil meine Eitelkeit ſich dadurch verletzt fühlte, und deshalb, mein alter, würdiger Freund, gab ich meinem Portier den Befehl, Sie, ſo oft Sie mich beſuchen wollten, abzuweiſen.

— Nach meinem eilften Beſuche zweifelte ich nicht mehr daran, daß mein Erſcheinen Ihnen unangenehm ſei.

— Verzeihen Sie mir mein großes Unrecht, mein guter Lehrer! Die Schmeicheleien meiner Anbeter hatten meinen Kopf verwirrt; ich hielt mich für ein großes Talent, wiewohl ich, was ich leider jetzt erſt einſehe, nur höchſt mittelmäßig war. Ich wurde ausgeziſcht und ... verzweifelte. Gott mag wiſſen, wohin mich meine Verzweiflung geführt hätte, wäre nicht ein Schutzgeiſt erſchienen, der ſich meiner angenommen. Um dieſe Zeit machte ich die Bekanntſchaft eines ſehr alten, aber ſehr reichen und ſehr vornehmen Herrn; er hatte mich an jenem Abend, an dem ich durchgefallen war, ſpielen geſehen und mich ſo lieb gewonnen, daß er mir ſein Herz und ſein Vermögen, Wagen, Caſhemire und Alles, was ich von ihm verlangte, zu meinen Füßen legte unter der Bedingung, daß ich das Theater verlaſſen und ausſchließlich ihm angehören wolle. Der Augenblick, meiner Treu, war gut gewählt; ich verabſcheute das Theater; ich liebte den Aufwand und nahm ſeine Anträge an. Seit jener Zeit bewohne ich dieſes Quartier;

ich habe Dienerſchaft, Wagen und Pferde und das Bewußtſein, daß jeder Wunſch, den ich ausſpreche, ſofort erfüllt wird.

Der alte Lehrer, der ſeiner jungen Schülerin mit etwas ſonderbarer Miene zugehört hat, begnügt ſich, den Kopf zu ſchütteln; dann ſagt er:

— Es iſt erſtaunlich, wie ſich Mademoiſelle Jenny, ſeitdem ſie ſich als Frau von Saint-Eugène glücklich fühlt, ſo auffallend verändert hat. Sie haben nicht mehr, verzeihen Sie dem alten Manne ſeine Aufrichtigkeit, die jugendliche Friſche, nicht mehr die kernige Geſundheit, die damals, als Sie noch im ſechſten Stockwerk in der Rue de Laharpe gewohnt, Ihre reizendes Geſicht verſchönerte. Sie ſind jetzt — ach nehmen Sie mir's ja nicht übel — ſehr blaß; Ihr Geſicht iſt eingefallen, Ihr Auge nicht mehr ſo klar als ſonſt. Verzeihung, wenn das, was ich Ihnen eben ſage, Sie betrüben ſollte; aber ich muß es Ihnen ſagen . . .

— Das hat nichts zu bedeuten. Ich beſuche jetzt alle Bälle, alle Abendgeſellſchaften, ich durchſchwärme die Nächte und das ermüdet mich, ich gebe es zu, aber was ſchadet das? Es iſt vornehm, blaß zu ſein . . . man findet mich ſo ganz charmant . . .

— Und Ihr Herr Gemahl, Herr von Saint-Eugène, was macht er? Wo iſt er? Werden Sie mich ihm nicht vorſtellen?

— Wenn Herr von Saint-Eugène hier iſt, antwortete ſie lächelnd, empfange ich Niemanden. Aber er kommt niemals vor vier Uhr. Wenn Sie mich alſo ſprechen wollen, mein lieber Freund, ſo müſſen Sie mich Morgens beſuchen . . . dann frühſtücken wir zuſammen; ich erinnere mich, daß Sie ein wenig Gourmand ſind; ich werde Ihnen die delicateſten Dinge vorſetzen . . .

Der alte Mann erhebt ſich, nimmt ſeinen ſchlechten Hut, welchen er vor ſich auf den Fußteppich hingeſtellt hatte, verbeugt ſich und ſagt mit ernſtem Tone:

— Frau von Saint-Eugène, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!

— Wie, mein theurer Freund und Lehrer will mich ſchon wieder verlaſſen?

— Ja, Frau von Saint-Eugène, ich habe heute noch zwei Schreibſtunden zu geben. Ach, ich hätte mich nie auf etwas Anderes einlaſſen ſollen!

— Aber Sie werden mich doch recht bald wieder beſuchen? Hier, ich verſpreche es Ihnen, werden Sie jedes Mal, wenn Sie vor vier Uhr kommen, mich zu Hauſe finden.

— Das genügt, Frau von Saint-Eugène; ich werde mir das merken. Bleiben Sie ſitzen, Frau von Saint-Eugène; ich bitte Sie, ſich ja nicht ſtören zu laſſen.

Und dann geht er. Auf der Treppe ſagt er:

— Ah, das gefällt mir nicht! Die junge Dame geht jetzt einen Weg, den ich nicht liebe; ſie hat das Theater verlaſſen, für das ſie, wie ich geglaubt, ſo viel Beruf gehabt;

aber es ſcheint, daß ſie noch weit mehr Beruf zu Caſhemirs und Federhüten in ſich fühlt. Der alte Triptolemäus wird ſie nicht mehr beſuchen und wenn ſie ihm noch ſo gute Frühſtücke verſpricht. Ich bin Feinſchmecker, das mag ſein, ich will's durchaus nicht leugnen, aber meine Leckermäuligkeit wird mich nie zu niedern Handlungen verleiten. Von nun an darf ich die Schwelle der Mademoiſelle Jenny, die ſich jetzt Frau von Saint-Eugène nennen läßt und einen Mann hat, der erſt um vier Uhr zu ihr kommt, nicht mehr betreten.

10.

Alexandrin hat eben den Hof durchſchritten und ſich dem Ausgange genähert, als ein junger Mann mit einem Korbe, der mit Waaren angefüllt iſt, in den Hof eintritt und mit dem alten Poeten zuſammenſtößt.

— Mann Gottes, ruft Alexandrin, die Augen aufſchlagend, man nimmt ſich hübſch in Acht!

Aber in demſelben Augenblick ergreift er deſſen Arm und ſagt:

— Ah, Sie ſind's, Monſieur Fanfan!

— Ja, ich bin's! Ach nun erkenn' ich auch Sie! Sie ſind der bewußte Lehrer, der bewußte Autor.

— Ich war's, junger Freund. Jetzt bin ich wieder das, was ich früher geweſen, Schreiblehrer. Mit dem Alter wird man klüger; aber wohin wollen Sie, Monſieur Fanfan?

— Ich will Waaren, die man bei uns beſtellt hat, abliefern.

— Hier in dieſem Hauſe?

— Ja, lieber Herr!

— Bei wem, wenn's erlaubt iſt zu fragen?

— Bei, bei — warten Sie, der Name iſt mir entwiſcht; doch nein, eben fällt er mir wieder ein, bei Frau von Saint-Eugène. Ah, das muß eine ſehr reiche, vornehme Frau ſein, denn ſie hat in Kaffee und Zucker das Beſte, was wir haben, bei uns beſtellt.

— Sie wollen alſo wirklich zu Frau von Saint-Eugène? fragt der Dichter, den Gewürzkrämer zurückhaltend. Verzeihen Sie, mein junger Freund, wenn ich Sie zuvor auf etwas aufmerkſam mache. Wiſſen Sie, wer die Dame iſt, zu der Sie gehen wollen?

— Nein, aber ſobald ſie das, was ſie kauft, baar bezahlt, iſt mir das ſehr gleichgiltig.

— Es wird Ihnen nicht gleichgiltig ſein, wenn Sie erfahren, daß dieſe Dame, welche im erſten Stockwerk ein prachtvolles Quartier bewohnt, die Dame, welche Caſhemirs und Federhüte trägt, die Dame, welche Wagen und Pferde hat, die Dame, die jetzt Camellias kauft, keine Andere iſt, als Jenny Desgrillons; jene Jenny, die einſt, als ſie noch durch Illuminiren ſich ernährt hatte, Ihre Frau werden ſollte.

— Jenny! ſchreit Fanfan, indem er den Korb vom Kopfe nimmt und ihn auf einen Stein hinſtellt, Jenny! Wie, ſie iſt eine große Dame geworden? Sie hat ſich in ſo kurzer Zeit ein ſo großes Vermögen verſchafft? Ach, lieber Herr, nun ſehe ich wohl ein, daß Sie Recht gehabt, als Sie ſagten, Sie hätten das heilige Feuer in ihr angefacht. Nun ſehe ich wohl ein, daß auch Jenny Recht gehabt, als ſie ſagte: daß es beſſer ſei, Künſtlerin als Gewürzkrämerin zu ſein. Ich, ich hätte ihr niemals Wagen und Pferde halten, niemals Caſhemirs und Federhüte kaufen können, ich armer Fanfan! Aber um ſolch ein Haus zu machen, muß ſie bei der Oper ſein.

— Nein, ſie iſt nicht bei der Oper.

— Alſo beim Ballet?

— Auch das nicht, und dennoch macht ſie große Sprünge, ſetzt der Alte mit ſchwerem Seufzer hinzu und guckt mit Sehnſucht in den Korb hinein, in dem aber, zum großen Leidweſen ſeiner Eßluſt, alle Säcke feſt zugebunden ſind; ſie iſt nicht einmal bei einer Puppenkomödie . . . ſie hat das Theater ganz und gar verlaſſen . . .

— Verlaſſen? fragt Fanfan ganz erſtaunt. Und ſie hat trotzdem ihr Glück gemacht? So iſt es alſo ein reicher Mann, der ſie geheirathet hat? Ja, ja, ſie muß wohl verheirathet ſein, denn ſie heißt ja Frau von Saint-Eugène. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, kennen Sie den Glücklichen? Wer und was iſt Jenny's Gemahl? Iſt er Pair von Frankreich?

— Ihr Mann? Hm! Ich glaube, daß er eben ſo wenig Pair von Frankreich als Kaninchenfellhändler iſt; ich glaube . . . ach mein theurer Freund, die Weiber, die Weiber! Sehen Sie, junger Mann, ſchon Virgil hat geſagt:

„Varium et mutabile semper foemina.“

— Lieber Herr, ſagt Fanſan, den Korb wieder auf den Kopf ſetzend, ich verſtehe zwar kein Latein, aber ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ach, Jenny! Jenny! Mußte es dahin mit dir kommen! Alſo deshalb wollteſt du nicht mein Weib ſein? O weh mir, daß ich das erleben muß! Aber weshalb jammere ich? Wenn ſie glücklich iſt, o, dann bin ich es auch und habe nur den einen Wunſch, daß ſie es ewig, ewig bleiben möge. Aber unmöglich kann ſie verlangen, daß ich ihr Zucker und Kaffee verkaufen ſoll, ach nein! ſie kann ja anders wohin ſchicken; Zucker und Kaffee bekommt man überall. Ich, ich kann, ich will ſie niemals wiederſehen. Und wiſſen Sie warum, mein Herr? Das Herz würde mir brechen! Leben Sie wohl, leben Sie wohl und ſchenken Sie eine Thräne des Mitleids dem armen Fanſan, der auf Erden nichts Heiligeres gekannt hat, als jene Jenny, die nun auf ewig für mich verloren iſt. Adieu, mein Herr, Adieu!

Mit Thränen im Auge entfernt ſich der junge Mann; der alte Dichter ſieht ihn gehen und ſagt:

— Ein guter, braver Kerl, dieſer Gewürzkrämer! An ſeiner Stelle hätte ich eben ſo gehandelt; auch ich hätte meine Waare wieder nach Hauſe getragen. Aber ein Paar Unzen von dieſem Kaffee und Zucker hätte er mir wohl anbieten können! Ach wie lange habe ich ſchon keinen Kaffee getrunken! Aber das bleibt ſich gleich. Monſieur Fanſan hat darum doch ein gutes Herz! Einer Frau, die uns verachtet hat, muß man nicht einmal den Kaffee verſüßen!

Traurig und niedergeſchlagen, eine Thräne im Auge und viel Hunger im Magen, kehrt der alte Schreiblehrer in ſeine ſtille Klauſe heim, ſich das Verſprechen abnehmend, Frau von Saint-Eugène nicht mehr zu beſuchen und nie mehr eine Blume auf dem Magdalenenmarkt zu kaufen.

Armer Poet!

11.

Die Zeit iſt die ewige Bewegung; ſie bleibt nie ſtehen; ſie ſchreitet raſtlos vorwärts.

So war denn wieder ein halbes Jahr hinabgerauſcht ins Meer der Vergangenheit.

Der alte Mann pflegte noch immer die Muſen, die ihm nichts einbrachten; er war unglücklich, weil er Niemanden hatte, mit dem er vom Theater plaudern, dem er die Plane und Entwürfe zu ſeinen neuen Trauerſpielen erzählen konnte. Ach, wie oft dachte er in ſolchen Augenblicken an Jenny, die ihm mit ſo viel Güte zugehört, damals, als ſie noch in der Rue de Laharpe im ſechſten Stockwerk gewohnt; damals, als ſie noch den „Blaubart“ und den „Däumling“ illuminirt; damals, als ſie noch nicht zu einer Frau von Saint-Eugène herabgeſunken war!

Oft, wenn er an Jenny zurückdachte, hätte er weinen und ins Waſſer ſpringen mögen.

— Ich bin überzeugt, ſagte er zu ſich, daß ſie auch jetzt noch mit Vergnügen mich anhören würde, denn ich muß geſtehen, daß ſie ſich immer ſehr freundlich gegen mich gezeigt und daß ihre jetzige Lage ſie nicht ſtolzer gegen mich gemacht hat; aber ich kann, ich darf ſie nicht mehr ſehen . . . ich habe es mir verſprochen, denn der Umgang mit Frau von Saint-Eugène behagt mir nicht . . .

Und dennoch dachte er beſtändig an Jenny . . . ſie war ſein einziger Gedanke. In dem Alter Alexandrin's iſt man nicht unbeſtändig in ſeinen Neigungen; in dieſen Jahren verjagt kein neues Gefühl das alte; man bleibt treu, wenn Einem auch das Herz darüber bricht. Der alte Mann that ſein Möglichſtes, um, treu ſeinem ſich ſelbſt gegebenen Verſprechen, Jenny nie mehr wiederzuſehen; aber dieſer Entſchluß, Anfangs felſenfeſt, fing allmählig mehr und mehr zu wanken an, und endlich fand er ſogar Gründe, wichtige Gründe, ihn wieder aufzugeben.

— Ich muß geſtehen, ſagte er ſich, daß ich mich gegen dieſes junge Mädchen ſehr hart und grauſam gezeigt habe. Sie hingegen hatte ſich das letzte Mal, als ich ſie wiedergeſehen, ſo artig und freundlich gegen mich benommen; auf dem Magdalenenmarkte hatte ſie mich in ihren Wagen einſteigen laſſen; ſie hatte ihr Unrecht gegen mich eingeſehen; ſie hatte mich um Verzeihung gebeten; ſo etwas iſt ſelten; ſo etwas geſchieht nicht alle Tage. Und habe ich, genau betrachtet, mir ihr gegenüber gar keine Vorwürfe zu machen? War ich nicht Schuld daran, daß ſie das Illuminiren aufgegeben hat? War ich nicht der Erſte, der ſie in ihrer Neigung zum Theater beſtärkt hat? Ja wohl. Damals beging ich großes Unrecht gegen ſie, und jetzt, jetzt ſollte ich mich nicht mehr um ſie bekümmern, jetzt ſollte ich ſie ganz und gar vergeſſen?! Nein, nein, das geht nicht; das wäre undankbar, das wäre grauſam, das wäre ſchändlich von mir! Was kümmert mich Frau von Saint-Eugéne; ich will ja nur die gute Jenny beſuchen. Es wäre ſchlecht, wenn ich dieſe wegen jener vergäße, um ſo ſchlechter, da ich ſie das letzte Mal ſo verändert, ſo bleich und leidend fand. Ich darf nicht länger zögern, ich muß ihr einen Beſuch, nur noch einen einzigen Beſuch abſtatten, um zu erfahren, wie ſie ſich befindet; ja, dabei vergebe ich mir nichts!

Eines Morgens, nachdem er Rock und Hut aufs Beſte abgebürſtet hat, begiebt er ſich nach Jenny's Wohnung; acht Monate waren es ungefähr, ſeitdem er Jenny nicht mehr geſehen hatte. Wie ſchlug ihm das Herz, als er um die Ecke bog und ſich in der Rue d'Antin befand. Er wußte nicht die Nummer ihres Hauſes, aber unter Tauſenden hoffte er s alſogleich wiederzuerkennen, denn ſelbſt das Allergeringſte, was in irgend einer Beziehung zu einem Weſen ſteht, an deſſen Schickſal wir warmen Antheil nehmen, prägt ſich mit unverwiſchbaren Zügen in die tiefſte Tiefe unſerer Seele ein. Noch nach zehn, nach zwanzig Jahren erinnern wir uns der Farbe des Kleides, in dem wir zum erſten Male unſere Geliebte geſehen.

Der alte Mann betrachtet jedes Haus, an dem er vorübergeht; in der Gegend angelangt, wo, wie ihm ſcheint, dasjenige liegen muß, welches er ſucht, erblickt er vor dem ſchwarz ausgeſchlagenen Eingang einen Leichenwagen. Gerührt geht er vorbei und zieht ſeinen Hut; dann geht er weiter, um Jenny's Wohnung zu ſuchen; er muß ihr Haus überſehen haben, bildet er ſich ein; er kehrt dann wieder um und findet hier noch immer den ſchwarzen Wagen.

Dieſer traurige Anblick erfüllt ihn mit unbeſchreiblicher Wehmuth; er rennt vorüber, ſucht Jenny's Haus und kann es nicht finden.

Noch ein Mal umkehrend, befindet er ſich vor dem ſchwarz ausgeſchlagenen Hauſe; er iſt überzeugt, daß Jenny hier wohnen muß; es überſchleicht ihn eine Idee, die alles Blut in ſeinen Adern erſtarren macht; er will ſich überreden, daß Jenny in einem andern Hauſe wohne; aber je mehr er die ſchwarz ausgeſchlagene Thüre betrachtet, deſto mehr dringt ſich ihm die Gewißheit auf, daß er vor ihrer Wohnung ſich befindet. Er ſucht ſich zu tröſten:

— Was iſt denn ſo Merkwürdiges dabei, daß in dem Hauſe, das meine junge Schülerin bewohnt, Jemand geſtorben iſt? In Paris wohnen ſo Viele unter einem Dache; drei Treppen hoch ſtirbt der Eine, zwei Treppen hoch verheirathet man ſich und eine Treppe hoch kommt ein Kind zur Welt; das geſchieht ſehr häufig!

Der alte Mann tritt in den Hof hinein. Hier iſt der Sarg aufgeſtellt. Bei dieſem Anblick drängt ſich alles Blut nach ſeinem Herzen; er eilt vorüber, ſucht die Wohnung des Hauswarts, findet ſie und fragt mit gebrochener Stimme:

— Iſt dies nicht das Haus, in dem eine junge Dame wohnt, die ſich Frau von Saint-Eugène nennt?

Die Frau des Portiers betrachtet ihn einen Augenblick, ohne zu antworten; endlich ſagt ſie zögernd:

— Ja, mein Herr, in dieſem Hauſe hat ſie gewohnt.

— Hat ſie dieſe Wohnung verlaſſen, iſt ſie ausgezogen? fragt er ängſtlich geſpannt. Aber mein Gott, warum antworten Sie mir nicht?

— Sie ſind vielleicht ein Verwandter, vielleicht gar der Vater der Frau von Saint-Eugène?

— Ich bin nur ihr Freund; doch wozu dieſe Frage?

— Ich darf Ihnen nun die Wahrheit ſagen: die Dame, die Sie ſuchen, wohnt nicht mehr im erſten Stock, ſie wohnt jetzt hier, hier, ſagt die Frau mit ſchluchzender Stimme und zeigt dabei auf den Sarg, der vor der Thür ſteht.

— Wär's möglich! ſchreit der alte Mann mit markdurchbohrendem Tone, was, dieſe gute, dieſe ſchöne, dieſe junge Jenny . . .

— Iſt vorgeſtern geſtorben. Schon ſeit einiger Zeit war ſie leidend, doch wußte keiner von allen Aerzten, was ihr gefehlt. Seit einem Monat hat ſie das Bett gehütet und es nicht wieder verlaſſen. Sie weinte Tag und Nacht und Niemand wußte, weshalb.

— Arme Jenny, junges, unglückliches Kind! ſtöhnt der weinende Greis. Wer hatte ſie gepflegt?

— Ich, mein Herr, ich wachte die drei letzten Nächte an ihrem Lager.

— Kamen Freunde, die ſich nach ihr erkundigten?

— Seit vier Wochen beſuchte ſie Niemand mehr.

Der alte Mann zerfloß in Thränen.

Eine halbe Stunde ſpäter ſah man den Leichenwagen durch die Rue d'Antin rollen. Er trug Jenny. Und wer folgte ihr? Niemand, als der alte Mann. Er war der Einzige, der ihren Tod beweinte.

Der Leichenwagen zieht an einer Kirche vorüber, in der ſoeben Hochzeit gefeiert wird. Die Braut iſt ein junges, hübſches Kind von achtzehn Jahren, der Bräutigam iſt Monſieur Fanfan, der Gewürzkrämer.

Der Alte zieht ſein Schnupftuch aus der Taſche und zerfließt, dem Leichenwagen bis zum Kirchhof folgend, in Thränen.

Der letzte Anbeter Jenny's hatte ihr einen kleinen Winkel auf dem Kirchhofe vor der Barrière Picpus gekauft; ein ganz kleines Gitter umgab den Grabeshügel, der ſo ſchmal war, daß kaum ein Paar Blumen darauf Platz hatten.

Am andern Morgen brachte der alte Mann einen beſcheidenen Veilchentopf und pflanzte ihn, als Blume der Erinnerung, auf das Grab ſeiner jungen Freundin.

— Arme Jenny! ſeufzte er. Dieſe Blume war die Urſache unſerer Bekanntſchaft. So oft ich mir jetzt ein Veilchen kaufen kann, werde ich dein Grab damit ſchmücken und es mit meinen

Thränen begießen. Täglich will ich dich beſuchen, meine Jenny, und dich fragen, wie du geſchlafen haſt.

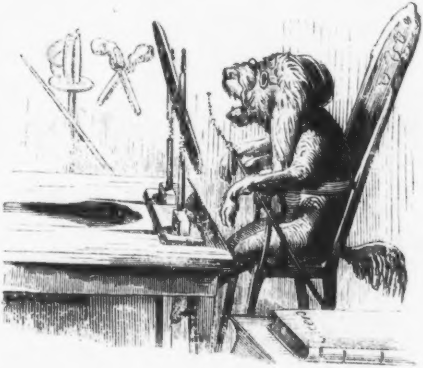
Alexahdrin hielt Wort. Tagtäglich beſuchte er zu einer und derſelben Stunde Jenny's Grab, ließ ſich nieder auf ſeine Knie, küßte die Erde, die deren irdiſche Hülle umſchloß, murmelte ein kurzes Gebet und kehrte dann, bis zum Sterben betrübt, in ſeine ſtille Klauſe heim.

13.

Vier Wochen ſpäter ſtarb auch er.

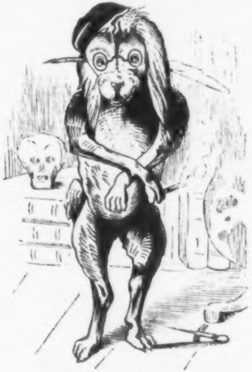
Reb Mauſche Nudel.

Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er kroch auf allen Vieren und knurrte comme il faut.
Er konnte apportiren und las den Cicero.

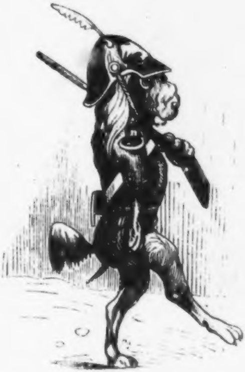


Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er ſprach neuntauſend Sprachen, auch Syriſch und Latein
Und Perſiſch und Arabiſch, doch nur mit ſich allein.

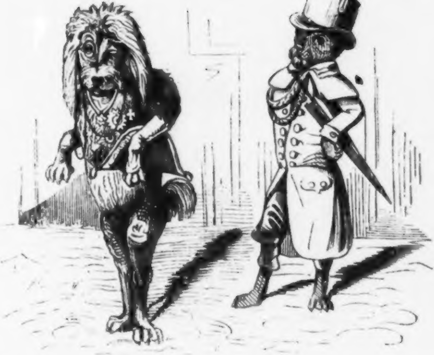
Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er ſchrieb dreihundert Stücke in einer einz'gen Nacht,
Doch wurden ſie, o Tücke! barbariſch ausgelacht.



Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er konnte exerciren und ſchultern das Gewehr,
Auch Bücher recenſiren und tanzen wie ein Bär.

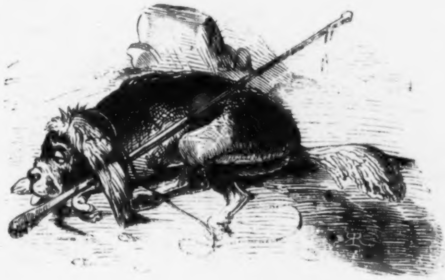


Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er kämpfte wie ein Löwe, in mehr als einer Schlacht,
Und hatte neunzehn Orden vom Monde mitgebracht.

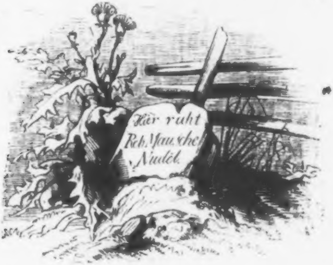


Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Er hatte einſt im Kriege zehn Städte demolirt
Und hunderttauſend Feinde wie Hammel fricaſſirt.

Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Schon glänzte dieſem Pudel des Ruhmes Morgenroth,
Da kam — o weh' — der Schinder und ſchlug ihn mauſetodt.



Es war einmal ein Pudel, ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel und galt für ein Genie.
Es ruht der arme Pudel nunmehr in Abr'ams Schoß,
O Nudel, Nudel, Nudel, mein Schmerz iſt grenzenlos


Hier ruht
Reb. Mausche
Nudel.

Der ewige Jude.

Opfer

E. G. B. S.

Betet für sie!

Leipzig,

am 25. August

1844.

Prolog.

Der Monat Auguſt naht ſeinem Ende.

Wir befinden uns nicht auf der engen Behrings-Straße, welche die äußerſten Grenzen der alten und neuen Welt, die öden Ufer Sibiriens und Nordamerika's trennt, ſondern auf der breiten

Landſtraße, welche zwei berühmte Meß- und Handelsſtädte, Frankfurt und Leipzig, mit einander verbindet.

Es iſt Nacht und mithin finſter.

Auf der Chauſſee liegt zwei Fuß hoher unbefleckter Schnee, eine Erſcheinung, die gewiß höchſt merkwürdig iſt, da ſie ſich im Auguſt, mitten im Sommer, zeigt. Manche geiſt- und geſchmackloſe Leſer werden ungläubig den Kopf ſchütteln und den Autor geradezu für verrückt erklären; Andere aber, welche z. B. den „ewigen Juden" des Herrn Eugène Sue geleſen haben, werden wiſſen, daß es bei einem guten Romane, für den man — ob wahr oder unwahr? — hunderttauſend Francs Honorar erhalten hat, auf eine Unwahrſcheinlichkeit mehr oder weniger durchaus nicht ankommt, wenn das, was erzählt wird, nur neu und frappant iſt. Was aber könnte einen deutſchen Leſer mit fünf geſunden Sinnen mehr frappiren, als zwei Fuß hoher unbefleckter Schnee, der im Auguſtmonat auf der Lindenauer Chauſſee liegt?

Es war ein furchtbar gräßlicher Sturm.

Einige alte, tauſendjährige Linden, die auf der Landſtraße gleich Kreuzen auf einem Friedhofe emporragten, waren entwurzelt und gebrochen vom Orkane fortgeführt worden. Wohin? Das iſt am Ende ganz gleichgiltig.

Dieſem raſenden Sturme, welcher Bäume entwurzelt, Kirchthürme erſchüttert, Dächer abdeckt und mit Chauſſeeſteinen Würfel ſpielt, dieſem raſenden Orkane hatten vier einſame Wanderer tollkühn Trotz geboten. Sie hatten ihm Trotz geboten, ohne nur einen Augenblick von der unveränderlichen Linie, der ſie folgten, abzuweichen; man errieth es an der Spur ihres gleichmäßigen, geraden und feſten Ganges.

Wer ſind die tollkühnen Wanderer, die während dieſer Kämpfe und Zerſtörungen der Natur immer ſicher, immer ruhig, immer langſam fortwandern?

War es Zufall oder Verhängniß? Unter den mit Eiſen und Maculatur beſchlagenen Sohlen dieſer vier Männer bildeten ſieben hervorſtehende Nägel ein Kreuz und jeder Nagel bildete einen Buchſtaben und die ſieben Buchſtaben bildeten einen wohlbekannten Namen:

E
S U E
G
E
N

Die vier Männer, die aus Leipzig kamen, ließen überall auf ihrem Wege dieſe wunderbare Spur zurück.

Wenn man auf dem harten, glänzenden Schnee dieſe tiefen Eindrücke ſah, hätte man die Chauſſee von Leipzig nach Lindenau für einen Marmorboden halten können, in den ein ſiebenfüßiges Ungeheuer ſeinen Namenszug eingegraben hatte.

Unterdeſſen war es noch finſterer geworden.

Bei dem blendenden Wiederſcheine des wunderbaren Schnee's entfaltete die Landſtraße ihr endlos weißes Leichentuch unter einer ſchweren Kuppel von ſo dunkelm Blau, daß es ſchwarz zu ſein ſchien, die bleichen Sterne verloren ſich gleich matten Silberflittern in den uferloſen Tiefen dieſes unheimlichen Gewölkes.

Das Schweigen war feierlich. Man hörte blos das Schnarchen eines Nachtwächters, der noch kurz vorher beim trüben Scheine einer Handlaterne ein Kapitel des „ewigen Juden" geleſen, und das heiſere Gekrächze eines unſichtbaren Nachtſchwärmers, welcher „Eduard und Kunigunde, Kunigund' und Eduard" ſang. Das Schweigen war, wie geſagt, höchſt feierlich.

Die ehernen Zungen der Thurmuhren Leipzigs verkündeten Mitternacht.

Die vier tollkühnen Männer ſtanden dort, wo die Funkenburg liegt, auf der Lauer.

Wir wollen das vierblättrige Kleeblatt, das wir bisher abſichtlich in ein geheimnißvolles Mackintoſh-Dunkel gehüllt, um die Neugier unſeres Leſers zu ſpannen, jetzt, nachdem wir unſere Abſicht vollkommen erreicht haben, demaskiren und unſerm verehrten Leſer pflichtſchuldig vorſtellen.

Dieſe einſamen Wanderer waren vier ewige Juden oder, richtiger geſagt, vier chriſtliche Buchhändler, die, zum Heile unſerer deutſchen Literatur, den „Juif errant" des Herrn Eugène Sue ins Deutſche überſetzen ließen.

Dieſe vier Buchhändler waren die ſehr ehrenwerthen Herren C. C. Kollmann, F. F. Brockhaus, J. J. Weber und O. O. Wigand.

Der Erſte dieſes buchhändleriſchen Quartetts trug in ſeiner Bruſttaſche eine Erklärung, daß Herr E. Sue nur ihm und keinem andern Buchhändler Deutſchlands das Recht einräume, vom „Juif errant“ eine deutſche Originalausgabe zu veranſtalten, ein unſchätzbares Monopol, wofür Herr Kollmann, einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge, dem franzöſiſchen Autor zehntauſend Francs bezahlt haben ſoll.

Der Zweite trug eine Ankündigung der „Deutſchen Allgemeinen“, der Dritte einen Proſpectus ſeiner „Novellenzeitung,“ die gleich in den erſten vier Wochen über 12,000 Abonnenten erobert haben will, der Vierte fünf Auflagen der von A. Diezmann überſetzten „Geheimniſſe von Paris“ bei ſich.

Alle vier Herren trugen überdem, ſtatt der Nachtmützen, nagelneue, dem Hirne der weltberühmten Modiſtin Donna Gismunde Roſenlaub entſprungene Ewige-Juden-Häubchen und rauchten, aus lauter Verehrung für das pyramidaliſche Talent des Herrn Eugène Sue, leichte Mystères de Paris-Cigarren, von denen das Hundert bei Schuchard und Planitz in Leipzig fünf Thaler zehn Neugroſchen koſtet.

Alle vier Herren waren mit großen Fernröhren bewaffnet; jeder von ihnen kletterte auf einen Baum und ſchaute nach der Richtung gen Frankfurt; keiner von ihnen ſprach eine Sylbe, aber Jeder dachte ſich ſeinen Theil und — harrte.

Worauf? Das werden unſere Leſer bald erfahren.

Urplötzlich erſchien am Horizonte ein ſchwacher ungewiſſer Schein. Anfangs war es ein liebliches bläuliches Licht, dem ähnlich, welches dem Aufgehen des Mondes vorausgeht; dann nahm das Licht zu und färbte ſich mit leichtem Roſenroth.

Auf allen andern Punkten des Himmels nahm unterdeſſen die Finſterniß zu; es war jetzt ſo dunkel, daß die vier Herren nur mit knapper Noth den Schnee der Landſtraße von der Dintenfläche des Firmamentes unterſcheiden konnten.

In dieſer unheimlichen Finſterniß vernahmen ſie plötzlich ein dumpfes, ſeltſames Geräuſch. Erſchreckt fuhren ſie zuſammen.

Dieſes ſtumme Entſetzen verkündete eines jener gewaltigen Naturereigniſſe, welche alle lebenden Weſen, vom grimmigſten bis zum ſanftmüthigſten, mit Schrecken erfüllen.

— Er kommt, er kommt! riefen ſie und ſprangen von ihrem Obſervatorium herab.

Einen Augenblick ſpäter rollte der Frankfurter Eilwagen heran.

Die vier Herren fielen den Pferden in die Zügel und ſchrieen einſtimmig:

— Halt! Halt! Halt!

— Wer da? fragte der tief erſchreckte Conducteur.

Jeder der vier Herren nannte ſeinen Namen.

— Was wünſchen Sie, meine Herren? fragte der Conducteur.

— Den „Conſtitutionnel!“ Den „Conſtitutionnel!“

— Sie kommen zu ſpät, meine Herren!

— Zu ſpät? wiederholte das Kleeblatt und wurde leichenblaß.

— Eine Stunde vor Frankfurt wurde der Poſtwagen vom Redacteur des Converſationsblatts, Herrn Dr. J. N. Schuſter, überfallen und geplündert.

— Geplündert?

— Ei, wiſſen Sie denn nicht, daß auch die Fürſtlich Turn und Taxis'ſche Zeitungsexpedition den „ewigen Juden" überſetzen läßt? Wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt!

— Ich bin verloren! rief Herr Kollmann.

— Mich trifft der Schlag! rief Herr Brockhaus.

— Mich ditto! rief Herr Weber.

— Samiel hilf! rief Herr Wigand.

— Wehe, wehe, wehe! rief eine unſichtbare Stimme.

Letztere gehörte dem Eigenthümer des Wirthshauſes zum weißen Falken in Möckern, das auf der Landſtraße von Rußland nach Frankreich liegt.

Vernichtet kehrten ſie nach Leipzig zurück.

— Was aber, fragt der neugierige Leſer, bedeutet jene Medaille, die als Motto auf dem Titelblatte der Erzählung prangt:

Hier folgt die Erklärung:

Opfer
einer grossherzigen Buchhändler-Speculation.

Betet für sie!

I.

„Aus einem finſtern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald ſind's zweitauſend Jahr',
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitſcht.
Als Jeſus einſt die Laſt des Kreuzes trug
Und raſten wollt' vor Ahasveros Thür,
Ach, da verſagt' ihm Ahasver die Raſt
Und ſtieß den Mittler trotzig von der Thür,
Und Jeſus ſchwankt' und ſank mit ſeiner Laſt,
Doch er verſtummt'. Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und ſprach im Grimm:
Die Ruh' haſt Du dem Menſchenſohn verſagt,
Auch Dir ſei ſie, Unmenſchlicher, verſagt,
Bis daß er wiederkommt!“

Schubart.

Ahasver, ein jeruſalemitiſcher Schuhmacher, der wenig Abſatz, aber deſto mehr Pech hatte, ſoll nach der Ausſage des heiligen Johannes (21, 23) dafür, daß er unſern Heiland, als dieſer zur Kreuzigung nach Golgatha zog, mit einem Leiſten vom Hauſe, wo Jeſus ausruhen gewollt, unbarmherzig fortgejagt hatte, vom lieben Herrgott zu der Strafe verurtheilt worden ſein, ewig, ohne Raſt und Ruhe, die Welt zu durchwandern und nicht eher ſterben zu können, bis unſer Heiland wiederkommt, die Sünden dieſer Welt zu richten.

Nach der Legende ſoll dieſer Elende Achaſchveroſch, nach Matthieu Paris aber, einem franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Kartaphilos geheißen haben, von Ananias getauft worden ſein und in der Taufe den Namen Joſephus erhalten haben. Botoreus nennt ihn Gregorius, Libavius giebt ihm den Namen Buttadeus. Aber Alle ſtimmen darin überein, daß der Jude alle hundert Jahre von einer ſchweren Krankheit befallen wird, nach der er, zur Abbüßung ſeiner Sünde, ſtets zu neuem Leben erwacht.

II.

Jedem, der die nähere Bekanntſchaft dieſer fabelhaften Perſonage machen will, empfehlen wir folgende Abhandlungen:

1) Wunderlicher Bericht von einem Juden, aus Jeruſalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgiebt, er ſei bei der Kreuzigung Chriſti geweſen, Leipzig 1602. 4.

2) Historie admirable du Juif errant, lequel depuis l'an 33 jusqu'à l'heure présente ne fait que marcher, Bruges, (ohne Jahreszahl) 12.

3) G. Thilo, Meletema historicum de Judaeo immortali, Witteberg. 1668. 4.

4) C. Schultz, Dissertatio historica de Judaeo non mortali, Regiomont. 1689. 4. ibid. 1711. 4.

5) Der unſterbliche Jude, Dresd. und Leipz. 1702. 8.

6) C. Anton, Dissertatio in qua lepidam fabulam de Judaeo immortali examinatur, Helmstad. 1756. 4. ibid. 1760. 4.

7) Der Krügerin Schreiben an Anton, daß es einen ewigen Juden gäbe, Dresd. 1756. 8.

8) Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt beſchrieben, enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewunderungswürdigen Reiſen ſeit ungefähr 1800 Jahren, Gotha, 1821. 8.

9) The true Ahasverus, Lond. 1844. 8. (Vom Biſchof Alexander in Jeruſalem.)

10) J. G. T. Gräſſe, die Sage vom ewigen Juden, Dresd. 1844. 8.

III.

Es wird Schwachköpfe geben, welche die Strafe, die der liebe Gott dem ewigen Juden auferlegt hat, nicht hart finden werden.

Ewig leben, niemals ſterben, werden die Kurzſichtigen ſagen, iſt gar keine Strafe. Auch ewig reiſen, kann gar nicht übel ſein, wenn man immer Geld genug hat, um alle Bedürfniſſe der Reiſe befriedigen zu können.

So dachte auch unſer Schuhmacher und lebte die erſten achthundert Jahre ſorglos in den Tag hinein, reiſte von einem Lande ins andere, hielt ſich an keinem Orte länger als vierundzwanzig Stunden auf und bedauerte nur, daß es damals weder Schnellpoſten noch Dampfſchiffe gab. Der arme Teufel mußte alle Reiſen per pedes machen und klagte deshalb ſehr häufig über Müdigkeit. Zum Unglück hatte er auch noch ein paar Hühneraugen, die ihm vielen Schmerz verurſachten.

Das abgerechnet fühlte er ſich vollkommen glücklich.

Andere Länder, andere Sitten! ſagte er zu ſich, ſtellte überall ſorgfältige Beobachtungen an und ſammelte überall neue Erfahrungen ein, die er in ſein Tagebuch eintrug.

IV.

> „Von wolkengeſäumten Klippen ſtürzt' ich
> Hinunter in's Meer, doch ſtrudelnde Wellen
> Wälzten mich an's Ufer, und des Seins
> Flammenpfeil durchſtach mich wieder.“

Zweihundert Jahre ſpäter (der ewige Jude war damals noch ein Mann in den beſten Jahren) fing ihn das ewige Herumreiſen ſchon zu langweilen an.

Er ſehnte ſich nach Ruhe und beſchloß, ſeinem Leben und Hühneraugenſchmerz ein Ende zu machen.

— Wie aber? fragte er ſich, legte ſeine Stirn in Falten und fing an, zum erſten Male nachzudenken.

So dachte er acht Tage und acht Nächte nach.

— Gefunden, rief er am neunten Tage und ſprang — er hielt ſich damals in Rom auf — in die Tiber, in der Hoffnung, daß er dort ertrinken werde.

Leider aber hatte der Aermſte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Die Tiber, die vom lieben Gott den Wink erhalten hatte, den ewigen Juden nicht ertrinken zu laſſen, ſpülte ihn friſch und geſund an's Ufer.

— Das iſt ſehr verdrießlich, ſagte der Schuhmacher, pilgerte von Rom nach Venedig und ſprang in's adriatiſche Meer.

Aber auch das Meer trug ihn, wie eine Auſter, unverſehrt ans Land. Ahasver ſprang nach und nach in zehn andere Meere, fand aber in keinem den erwünſchten Tod.

— Das Schickſal chikanirt mich, ſprach der ewige Jude, indem er ſich den langen Bart abtrocknete. Die gütige Vorſehung will haben, daß ich durchaus leben ſoll. Gut! Contre la force point de résistance, dachte er, ſchnürte ſein Bündel und begab ſich von Neuem auf Reiſen.

V.

Hundert Jahre ſpäter (der Juif errant bereiſte damals das alte Paläſtina) faßte er den Entſchluß, ſich an dem Aſte einer Ceder aufzuhängen. Zur Vorſorge hatt er Stricke von jedem Kaliber zu ſich geſteckt. Aber ſelbſt die ſtärkſten Cederäſte brachen wie die Spazierſtöckchen eines Stutzers und die Stricke — ſelbſt die ſtärkſten Schiffstaue — riſſen wie die Fäden einer Spinne und — Ahasver blieb wiederum am Leben.

VI.

Wieder hundert Jahre ſpäter (Ahasver trieb ſich damals in Dänemark herum) gerieth er auf die koſtbare Idee, ſich die Gurgel durchzuſchneiden. Zum Glück gab es damals ſchon Raſirmeſſer, aber noch keine Schleifſteine; doch wußte ein Mann, der ſo viel umhergereiſt war, ſich bald zu helfen. Er wetzte das ſtumpfe Raſirmeſſer an der Sohle ſeines Stiefels und ſchnitt ſich, als er's ſcharf genug glaubte, mit der größten Gemüthsruhe mitten in die Kehle. Die Gurgel des ewigen Juden mußte aber ganz anders als die unſrige beſchaffen ſein, denn augenblicklich heilte ſie wieder zu und — Ahasver blieb am Leben. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte weiter nichts als: Goddam!

VII.

Hundert Jahre ſpäter, gegen 1310, kam der Juif errant in Straßburg an. Erwin von Steinbach hatte kurz vorher den Bau des Münſters vollendet. Der ewige Jude, der, wie geſagt, alle Merkwürdigkeiten in Augenſchein nahm, erſtieg die 725 Stufen, die bis zur Krone führen, und als er den höchſten Gipfel erklimmt hatte und hinunter auf die Erde ſah, kam ihm der glückliche, damals originelle Gedanke in den Kopf, ſich von dieſem Thurme, der, beiläufig geſagt, 438 Fuß hoch iſt, mir nichts dir nichts herabzuſtürzen. Gedacht, gethan! Jeder Andere hätte ſich in ſolchem Falle zweifelsohne ſämmtliche Knochen zerbrochen, unſer armer Schuhmacher aber, der nun einmal mehr Pech als jeder Andere hatte, fiel ſo ſanft auf die Quadern, daß er ſich nicht den mindeſten Schaden that. Die Leute, die ihn herabfallen ſahen, erſtarrten vor Schreck. Ahasver aber klopfte den Staub von ſeinen Stiefeln und — ging weiter.

VIII.

Hundert Jahre ſpäter (der ewige Jude bereiſte damals unter der Maske eines Weinreiſenden die Rheingegenden) hatte ein Franziskaner-Mönch, Berthold Schwarz, das Schießpulver erfunden.

Dieſe liebenswürdige Erfindung, welche, im Vorbeigehen geſagt, die einfältigen Chineſen der deutſchen Nation ſtreitig machen wollen, kam unſerm Ahasver ſehr gelegen.

Er kaufte ſich ein Piſtol und lud es mit Pulver, um ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Aber unſere gefühlvolle Leſerin braucht darum nicht zu erſchrecken, denn das Gewehr verſagte und — unſer Schuhmacher blieb unverſehrt am Leben.

Er kaufte ſich ein zweites, ein drittes, ein viertes Piſtol, alle aber (das boshafte Schickſal war nun einmal darauf erpicht, jeden ſeiner ſelbſtmörderiſchen Plane zu vereiteln) verſagten ihm ihren Dienſt. Der ewige Jude ſtampfte vor Zorn die Erde und rief in der größten Aufregung: „Pfui!“ und — ſonſt gar nichts.

IX.

Im Jahre 1427 war in Frankreich die erſte Zigeunerbande aus Böhmen eingewandert.

Man höre, was Etienne Pasquier darüber berichtet: „Es waren ihrer hundertundzwanzig; einer ihrer Anführer führte den Titel eines Herzogs von Aegypten, ein zweiter nannte ſich Graf von Memphis, und jeder von ihnen hatte zehn Reiter zu ſeiner Begleitung. Befragt, woher ſie kämen, erklärten ſie, ſie ſeien Chriſten aus Unter-Aegypten, durch die Sarazenen aus ihrer Heimath in die Fremde getrieben. Nachdem ſie nach Rom gepilgert, um dort ihre Sünden zu beichten, hätten ſie vom heiligen Vater die Weiſung erhalten, zur Abbüßung ihrer Schuld ſieben Jahre lang unſtät umherzuirren, ohne auf irgend einem Bette auszuruhen. Sie wurden hierauf in La Chapelle, einem nahe bei Paris gelegenen Dorfe untergebracht, wo man ganze Haufen neugieriger Pariſer hinausſtrömen ſah, um ſich an dieſen ſeltſamen Gäſten ſatt zu ſehen. Sie hatten krauſe Haare, eine bräunliche Geſichtsfarbe und trugen ſilberne Ohrringe.“

Einer dieſer Anführer, der ſogenannte Herzog von Aegypten, war der ewige Jude, der, acht Jahre früher, in den böhmiſchen Wäldern die Bekanntſchaft einer reizendſchönen Zigeunerin gemacht hatte, welcher er, wie Don Alonſo ſeiner Precioſa, bis nach Paris gefolgt war.

Dieſe Zigeunerin hieß Herodias und war eine jüdiſche Prinzeſſin, eine Tochter des Ariſtobulos und der Berenice, eine Enkelin des großen Herodes, die, wider den Willen ihrer Eltern, ſich mit ihrem Oheim, Herodes Philippos, vermählt hatte. Gleich nach den Flitterwochen war ſie ihres Gemahls überdrüſſig geworden und hatte einen ihrer galanten Hausfreunde, Herodes Antipater, welcher Tetrarch von Galiläa und zugleich ihr Schwager war, geheirathet. Johannes dem Täufer, der es gewagt hatte, der ſchönen Herodias darüber Vorwürfe zu machen, hatte der Tetrarch, auf Zureden ſeiner Frau, den Kopf vor die Füße legen laſſen. Zur Abbüßung dieſer frevelhaften That war Herodias vom Kaiſer Caligula nach Gallien verbannt und vom göttlichen Richter zur Strafe verurtheilt worden, als Seitenſtück zu Ahasver — als ewige Jüdin — bis zum Tage des jüngſten Gerichts raſtlos die Welt zu durchwandern.

Herodias und Ahasver waren für einander wie geſchaffen. Die ewige Jüdin unterrichtete ihren Reiſegefährten in Chiromantie, Metopoſkopie und andern freien Zigeunerkünſten; der ewige Jude gab ihr dafür Unterricht in Faro, Lanzknecht und andern edlen Hazardſpielen.

So führten Beide 50, ſage fünfzig Jahre, zu La Chapelle ein ſtilles, tugendhaftes, gottgefälliges Leben.

Doch — **nemo ante mortem beatus**, hat ſchon Vater Solon geſagt.

X.

Eines Morgens, als Herodias erwachte, war Ahasver verſchwunden. Auf dem Tiſche fand ſie ein Billet folgenden Inhalts:

„Alles, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Fünfzig Jahre ſind nun verfloſſen; es iſt Zeit, daß wir uns trennen. Leb' wohl, reizendes Weib, und vergiß

Deinen Dich ewig liebenden

Ahasver.“

XI.

Bald darauf — **anno** 1467 — nahm Herodias den Namen Esmeralda an und machte in Paris die Bekanntſchaft eines jungen, ſchmucken Edelmanns, welcher Phoebus de Chanteaupers hieß und Offizier der Leibgarde Ludwigs XI. war.

Jedem, der Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ geleſen hat, wird Esmeralda's Schickſal bekannt ſein; Allen, die jenes Buch nicht geleſen haben, geben wir den Rath, es ſo bald als möglich zu leſen, um — zu erfahren, welch ein tragiſches Ende ſie genommen hat.

XII.

Hundert Jahre nach ſeiner Trennung von Herodias kam der ewige Jude nach Grünberg, einer Stadt in Schleſien, die ſich ſchon damals durch ihren köſtlichen Weinbau einen weltberühmten Namen erworben hatte.

Kurz vorher war unſerm Freunde die Nachricht zu Ohren gekommen, daß fünf europamüde Schneidergeſellen durch ein halbes Fläſchchen dieſes koſtbaren Nectars ſich die gräßlichſte aller Todesarten zugezogen hatten.

Hier ſtrahlte ihm eine neue Hoffnung.

Er kehrte in den Gaſthof zum „goldenen Magenkrebs“ ein, leerte eine Flaſche nach der andern und kam — mit einem Grünberger Katzenjammer davon.

XIII.

„Hinab ſah ich in Aetna's grauſen Schlund,
Und ſtürzte mich hinab in ſeinen Krater.
Da brüllt' ich mit den Rieſen Monden lang;
Doch Aetna gohr und ſpie in einem Paroxysm
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Aſche und lebte noch.

Im Jahre 1534 beſuchte er Neapel und den Aetna, letztern blos in der Abſicht, um ſich in den glühenden Krater hinabzuſtürzen. Ekel am Daſein gab ihm den Muth, ſeinen Plan in's Werk zu ſetzen. Er ſprang hinein. Aber kein Menſch entrinnt ſeinem Schickſale. Der Aetna, deſſen Magen den Juden nicht vertragen konnte, ſpie ihn aus und bettete ihn unverſehrt auf einen abgekühlten Lavahaufen.

Gelaſſen klopfte er den Staub von ſeinem Rocke und kehrte nach Neapel zurück, wo er vom Prior eines Jeſuitenkloſters für Geld und gute Worte ein Paar Phiolen aqua toffana erhandelte.

Er leerte das Gift, empfand bald darauf entſetzliche Schmerzen und hoffte nun, die Qual des ewigen Lebens glücklich überſtanden zu haben.

Aber die Hoffnung, dieſe lügende Roſe, war bald entblättert. Die Schmerzen dauerten Jahre lang fort, doch der Tod, der erwünſchte Tod, blieb aus. Ewig leben und obendrein Hühneraugen und Magenbrennen haben, iſt härter als die härteſte Höllenpein.

XIV.

„Es brannt' ein Wald. Ich Raſender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff brennendes Feuer auf mich;
Doch ſengte es nur mein Gebein
Und verzehrte mich nicht.“

Gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts — der ewige Jude durchwanderte damals das ſchottiſche Hochland — gerieth er auf den herrlichen Einfall, in der Umgegend von Edinburg einen Wald in Brand zu ſtecken. Da es zu jener Zeit noch keine Feuerverſicherung gab, kam es Keinem in den Sinn, einen Löſchverſuch zu machen. Ahasver ſtürzte ſich in die Flammen, gewann aber früh genug die traurige Ueberzeugung, daß er — unverbrennlich ſei.

XV.

„Da miſcht' ich mich unter die Schlächter der Menſchheit
Stürzt' mich dicht in's Wetter der Schlacht.
Doch Pfeil und Wurfſpieß brachen an mir.
An meinem Schädel zerſplitterte
Der Feinde hochgeſchwungenes Schwert.
Kugelſaat regnete herab auf mich
Wie Erbſen auf eiſerne Panzer geſchleudert.
Die Blitze der Schlacht ſchlängelten ſich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelſens Hüften,
Der in Wolken ſich birgt.“

Darauf machte der ewige Jude den ganzen dreißigjährigen Krieg mit, focht bald gegen die Proteſtanten, bald gegen die Katholiken, war heute auf Guſtav Adolfs, morgen auf Wallenſteins Seite, warf ſich mit verzweifelnder Wuth in die feindlichen Geſchütze, aber Alles umſonſt: die Kugeln zerplatzten wie Seifenblaſen an ſeinem Harniſch. Da kroch er in eine Kanone. Als ſie abgefeuert wurde, flog er an eine Kirchthurmſpitze und — kam mit einer geſchollenen Backe davon.

XVI.

„Mit mir berſtete die pulverſchwangere Mine,
Schleudert' mich hoch in die Luft.
Betäubt ſtürzt' ich herab und fand mich geröſtet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerſtümmelten Aeſern
Meiner Streitgenoſſen wieder.“

Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges, — der ewige Jude diente damals als Wachtmeiſter unter den Pappenheimern

— machte er den Verſuch, ſich und einige Hundert ſeiner Kameraden mittelſt einer Pulvermine in die Luft zu ſprengen. Die furchtbare Exploſion ſchleuderte ihn bis an den Mond; von dort ſank er wie ein Luftballon vermittelſt eines Fallſchirms unverſehrt zur Erde nieder, wo er alle ſeine Kameraden gräßlich zerſtümmelt fand.

Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

Drauf wiſchte er ſich zwei Thränen aus dem rechten und drei Thränen aus dem linken Auge und unterzeichnete, eine Stunde ſpäter, den weſtphäliſchen Frieden.

XVII.

„Da ſprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du biſt ein Bluthund!
Sprach zu Chriſtiern: Du biſt ein Bluthund!
Doch die Tyrannen erſannen
Grauſame Qualen und würgten mich nicht.“

Der ewige Jude verſuchte nun ſein Glück als Königsmörder. Er ging nach England und ſchoß im Jahre 1681 auf Karl II. einzig und allein in der Hoffnung, für dieſen Frevel ſonder Gleichen mindeſtens von vier bis fünf Pferden zerriſſen zu werden. Aber der eben ſo weiſe als milde Stuart erklärte das verruchte Attentat für einen dummen Spaß und begnadigte den Elenden, d. h. er ſchickte ihn nicht aufs Schaffot, ſondern ins Narrenhaus. Als der ewige Jude auch dieſe Hoffnung getäuſcht ſah, ſang er „God save the King“ und zog weiter.

XVIII.

„Des Henkers Fauſt lähmte an mir."

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution befand ſich Ahasver in Paris. Um möglichſt raſch vom Leben zum Tode befördert zu werden, ſtellte er ſich am 25. Juli 1792 auf den Concordienplatz und ſchrie: „Vive le roi!" Sogleich wurde er feſtgenommen, nach der Conciergerie und von dort ohne lange Procedur auf die Guillotine geſchleppt. Aber ſiehe da: zehn Köpfe fielen, nur der ſeinige blieb auf dem Rumpfe ſitzen.

— Menſch, wer biſt Du? fragte der Henker.

— Ich bin der ewige Jude, erwiderte der Unglückliche.

— Dummkopf, warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? rief Meiſter Samſon und reichte ihm die Doſe.

Ahasver nahm eine Priſe und nieſte.

— A votre santé, ſagte der Scharfrichter und ſtieß ihn vom Gerüſte.

XIX.

Um das Jahr 1828 kam der ewige Jude nach der öſterreichiſchen Hauptſtadt und ließ ſich als Herr Schreyvogel beim Theater an der Wien als erſten Heldenſpieler und Kouliſſenreißer engagiren, überzeugt, daß der in den Annalen des deutſchen Theaters ſo überaus ruhmvoll bekannte Director Carl ganz der Mann dazu ſei, deſſen ewiges Leben bedeutend abzukürzen. Der beklagenswerthe Mann gab ſich der feſten Hoffnung hin, in möglichſt kurzer Zeit an der galoppirenden Schwindſucht zu ſterben. Der ewige Jude debutirte als Ahasver in Klingemann's gleichnamigem Trauerſpiel und als Löbel Groſchenmacher in Geſſa's bekannter Poſſe „Unſer Verkehr", und machte mit beiden Rollen ſo viel Glück, daß er ſeit jenem Abend der Liebling des Publikums war.

XX.

Bald darauf erhielt er aus Temesvar in Ungarn einen Brief mit der Adreſſe:

Sr. Wohlgeboren
Herrn Herrn Schreyvogel, ewigem Juden und erſten Heldenſpieler bei'm k. k. privilegirten Theater an der Wien
in Wien.

Der Inhalt des unfrankirten Schreibens lautete wie folgt:

„Mit großem Vergnügen habe ich in der neuſten Nummer der Bäuerle'ſchen Theaterzeitung geleſen, daß Du ſeit Kurzem beim Director Carl engagirt biſt. Auch ich, alter, vielgeliebter Freund, bin ſeit dem Jahre 1780 Schauſpielerin und, ſeit Oſtern, als Fräulein Weichſelzopf für das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen, der erſten tragiſchen Heldinnen und der naiven Stubenmadel in den ſogenannten Localpoſſen hier in Temesvar engagirt und gefalle — ich darf es, ohne ruhmredig zu ſein, wohl ſagen*) — dergeſtalt, daß ich jeden Abend 11—13 Mal ſtürmiſch gerufen werde. Geſtern Abend trat ich bei gedrängt vollem Hauſe als „Gurli" auf, heute Abend ſpiele ich die „Jungfrau von Orleans" und morgen „Julerl die Putzmacherin." Ganz Temesvar (die freundliche Stadt hat ein Lazareth, mehrere Kaſernen und Klöſter, 15,000 Einwohner und darunter auch einige wohlhabende Juden) liegt zu meinen Füßen und huldigt meinem vielſeitigen Talente. Trotzdem wünſche ich mich je eher je lieber von hier fort in ein beſſeres Engagement. Kannſt Du etwas dazu beitragen, meine Stellung zu verbeſſern, ſo thu' es, lieber, alter Freund. Sprich mit Herrn Carl; vielleicht kannſt Du mir vorläufig ein paar Gaſtrollen bei ihm verſchaffen. Auch würdeſt Du mich ſehr verpflichten, wenn Du ſo gut ſein wollteſt, eine kurze Notiz über mich an Herrn v. Bäuerle einzuſchicken. Da ich eine Abonnentin ſeiner vielgeleſenen Zeitung bin, wird er gewiß ſo freundlich ſein, die Notiz unverkürzt aufzunehmen.

---

*) Phraſe, die jeder Komödiant gebraucht, der ſeine Triumphe berichtet.

Zu jedem Gegendienſte findeſt Du bereit

Deine
Dich ewig liebende Freundin
Herodias Weichſelzopf.

P. S. Wenn ich innerhalb vierzehn Tagen keine Antwort von Dir erhalte, ſetze ich mich auf den Poſtwagen und komme zu Dir nach Wien."

Dieſe Nachricht fuhr ihm durch alle Glieder. In der gerechten Furcht, ſeine alte Freundin, die ſeit anno 1780 die naive Gurli ſpielt, werde ihre Drohung wahr machen, ſchnürte er noch an demſelben Tage ſein Ränzel und — ging durch.

XXI.

„Des Tigers Zahn ſtumpfte an mir,
Kein hungriger Löwe zerriß mich;
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte der Drachen blutrothen Kamm,
Doch die Schlange ſtach und mordete nicht,
Mich quälte der Drache und mordete nicht.“

Zwei Jahre nach ſeinem heimlichen Abgange vom Theater an der Wien kam er auf dem Wege nach Leipzig durch jenes weltgeſchichtliche Möckern, das auf der großen Landſtraße von Moskau nach Paris liegt.

Kurz vorher war hier ein gewiſſer Ignaz Morok, ein höchſt räthſelhafter Kerl, der — Gott weiß weshalb — der Prophet hieß, angekommen. Er wohnte im Wirthshauſe zum weißen Falken, der damals noch gar nicht exiſtirt hatte, und war Menageriebeſitzer und königlich preußiſcher concesſionirter Entrepreneur einer Hunde-Komödie.

Morok hatte vierzig Jahre überſchritten, war von mittler Größe und beiſpiellos mager. Ein langer, blutrother, ſchwarzgefütterter Pelzrock hüllte ihn vom Scheitel bis zur Schuhſohle ein; ſeine von Natur weiße Haut war durch unſtätes Wanderleben, das er von Jugend geführt, ſchwarzbraun geworden; ſeine Naſe war ſchmal, kantig und gebogen; um ſeine hervorſtehenden Backenknochen zeichnete ſich ein langer Bart, ſo unverſchämt blond, daß er faſt weiß zu nennen war. Man denke ſich einen ſchwarzbraunen Kerl mit einem ſchneeweißen Barte und geſtehe ſich, daß ſolche wunderliche Käuze nur dem Gehirne des Herrn Eugène Sue entſpringen können.

Morok befand ſich in ſeiner Menagerie und übte eben einer ſeiner Pudelinnen, ſeiner vierfüßigen Taglioni, die Cachucha ein, als der Löwe wüthend zu brüllen anfing.

— Still, Judas! ſagte der Thierbändiger und gab mit ſeiner Reitgerte dem vorlauten Löwen einen freundſchaftlichen Wink auf die Schnauze.

Darauf begann der Tiger zu brüllen.

— Schweig, Cain! rief Morok und gab auch dem Tiger einen kleinen Hieb.

Plötzlich erſchallte ein drittes, unausſprechlich grimmiges Brüllen.

— Maul halten, Tod! ſchrie der Thierbändiger und gab auch dem ſchwarzen Panther einen Hieb.

Judas, Cain und der Tod brüllten nun ein ſo ſchauerliches Terzett, daß ſelbſt der Hyäne vor Schreck die Haare zu Berge ſtanden.

In demſelben Augenblick trat ein alter Soldat in die Thierbude.

— Wer ſind Sie? fragte Morok der Prophet.

— Ich heiße Dagobert und komme ſo eben aus Rußland.

— Was wollen Sie?

— Sterben, lieber Herr!

— Weshalb?

— Weil ich nicht länger leben mag.

— Womit kann ich dienen? fragte der Thierbändiger.

— Sie haben eine Menagerie wilder Thiere und...

— Eine Hunde-Komödie. Sie ſind vermuthlich Recenſent und wünſchen wahrſcheinlich ein Freibillet?

— Nein, mein Herr, ich habe eine andere Bitte an Sie.

— Was wünſchen Sie?

— Ich wünſche von einer Ihrer geſchätzten Beſtien ſobald als möglich zerfleiſcht zu werden.

— Dann kommen Sie uns gerade recht. Zeiten und Geſchäfte werden immer ſchlechter; meine armen Thiere haben ſchon ſeit acht Tagen keinen Biſſen Fleiſch genoſſen; ſie ſind furchtbar hungerig und werden Sie mit großem Appetite verſpeiſen.

— Das gebe Gott! ſeufzte der Soldat. Welche von Ihren Beſtien iſt die wüthendſte?

— Der ſchwarze Panther Tod.

— Erlauben Sie, daß ich zu ihm in den Käfig ſteigen darf?

— Thun Sie, als ob Sie hier zu Hauſe wären, ſagte Morok der Prophet und rieb ſich vergnügt die Hände.

Dagobert ſtieg in den Käfig des Todes. Der ſchwarze Panther riß den furchtbaren Rachen dermaßen auf, als ob er ſeinen Beſuch mit Haut und Haaren verſchlingen wolle.

— Die Stunde der Erlöſung hat geſchlagen, jubelte Dagobert.

Leider aber ſah er ſeine Hoffnung früh genug getäuſcht, denn das wilde Thier wurde urplötzlich zahm wie ein Pudel und wollte, obgleich es ſeit acht Tagen keinen Biſſen Fleiſch genoſſen hatte, durchaus nicht anbeißen.

— Verdammt! rief Dagobert und ſtieg nun von einem Käfig in den andern.

Aber weder Bruder Cain, noch Meiſter Judas, noch die andern Herren Beſtien krümmten ihm ein Haar. Scheu flohen Alle vor ihm zurück.

— Das geht nicht mit richtigen Dingen zu, ſagte der Prophet. Sie müſſen entweder Herr Bosco oder der Gottſeibeiuns ſein.

— Sie irren, mein Herr; ich bin weiter nichts als ein armer, höchſt beklagenswerther Jude.

— Ein Jude? Ach, mein Herr, warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Ich weiß nun einen guten Rath für Sie. Dort in jenem Käfig habe ich ein wildes Schwein eingeſperrt; das frißt Sie auf der Stelle.

— Voyons! ſagte Ahasver und begab ſich in den Käfig des wilden Schweines.

Doch auch dieſes Thier fuhr entſetzt zurück, und zwar aus angeborener Idioſynkraſie, denn da die Juden kein Schweinefleiſch eſſen, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß die Herren Schweine auch kein Judenfleiſch genießen wollen.

Ahasver ließ ſich nun in einem langen Kaſten zu einer der giftigſten Schlangen einſperren. Doch auch ſie ſchien nicht bei Appetit zu ſein; er zwickte und kneifte ſie, um ihren Zorn zu reizen; ſie aber hatte eine ſolche Lammsgeduld, daß ſie ſich vom Juden alle Chikanen ruhig gefallen ließ.

Außer ſich vor Wuth verließ er den Kaſten und ſagte zu Morok dem Thierbändiger:

— Ihre wilden Beſtien ſind feige Memmen.

Sprachs und verſchwand.

XXII.

„Ha, nicht ſterben können! Nicht ſterben können!
Den Staub-Leib tragen mit ſeiner Todesfarbe
Und ſeinem Siechthum, ſeinem Gräbergeruch —
Sehen müſſen durch Jahrtauſende
Das gähnende Ungeheuer „Einerlei,“
Und die geile bunte Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verſchlingend.“

Von Möckern begab ſich der ewige Jude geraden Weges nach Berlin, wo damals die Cholera in ihrer vollſten Blüthe ſtand. Durch ſie hoffte er endlich von ſeinen Leiden erlöſt zu werden. Die Menſchen ſtarben wie die Fliegen. Die Cholera ſchonte die berühmteſten Leute, ja ſelbſt den königlich preußiſchen Hofphiloſophen Herrn Profeſſor Hegel nicht. Täglich ſtarben hundert Menſchen, darunter auch einige Seelen; täglich hoffte der ewige Jude, daß Dame Cholera ſich auch ſeiner erbarmen werde; aber ſiehe da: auch ſie ſchonte ſeiner. Was that er nicht Alles, um ſich empfänglich für ſie zu machen: er fraß rohe Gurken, ſaure Sahne, Melonen, Beefſteak und Vanillen-Eis, lief von einem Hoſpitale ins andere, um ſich anſtecken zu laſſen, und blieb trotzdem ſo geſund wie ein Fiſch im Waſſer.

Darauf kaufte er ſich die Gedichte König Ludwigs von Bayern, lernte eines nach dem andern auswendig und blieb — incredibile dictu! — am Leben.

Darauf kaufte er alle noch vorräthigen Exemplare der bei Trautwein und Compagnie erſchienenen Partituren der Taubert'ſchen „Kirmes", verſchlang eine Nummer nach der andern, verſchlang die ganze Oper und noch obendrein alle Recenſionen, die Herr Rellſtab darüber in der „Voſſiſchen" geſchrieben, verſchluckte ganz zuletzt noch ſämmtliche Lieder des großen Taubert und — blieb am Leben. Armer, drei bis neun Mal beklagenswerther Jude! Wer möchte in Deiner Haut ſtecken?

XXIII.

Von Berlin begab er ſich nach Paris, theilte den Herren Fieschi und Conſorten den Plan zur Höllenmaſchine mit und ſuchte en passant einen Verleger für ſeine Memoiren. Er lief zu einhundertachtundzwanzig Buchhändlern und Jeder von ihnen ſagte:

— Es thut mir leid, Ihr Anerbieten zurückweiſen zu müſſen, da wir mit Manuſcripten dergeſtalt überhäuft ſind, daß wir bereits mehr unternommen haben, als wir ausführen können. (Gewöhnliche Buchhändlerphraſe.)

Nachdem er die Runde durch ſämmtliche Buchhandlungen gemacht, lief er von einer Zeitungsredaction zur andern, bot jeder ſein Manuſcript an, wurde aber überall abgewieſen.

Darauf begab er ſich in die Rue Caumartin zu einem der berühmteſten Feuilletoniſten Frankreichs und fragte:

— Habe ich die Ehre mit Herrn Eugène Sue, dem gefeierten Autor der unübertrefflichen „Mystères de Paris" zu ſprechen?

— Der bin ich, ſagte der große Mann. Und Sie, mein Herr, wer ſind Sie?

— Ich bin der aufrichtigſte Bewunderer Ihrer Schriften.

— Und was ſind Sie denn außerdem?

— Außerdem bin ich das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden.

— Vielleicht Actionär des „Conſtitutionnel“?

— Nein, mein Herr!

— Nun, wer ſind Sie denn?

— Dem Rufe nach werde ich Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ſein. Ich bin der ewige Jude.

— Ah, le Juif errant! Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen. Iſt es erlaubt, mein Herr, zu fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Seit 1800 Jahren arbeite ich an meinen Memoiren und ſeit 120 Jahren ſuche ich dazu einen Verleger. Aber alle Buchhändler, denen ich meine Memoiren angeboten, haben ſie zurückgewieſen, weil ſie ſehr dumm ſind ...

— Die Memoiren?

— Bitte um Entſchuldigung, ich meine die Buchhändler. Deshalb wende ich mich an Sie mit der Frage, ob Sie geneigt wären, mir mein Werk abzukaufen?

— Wie ſtark iſt das Manuſcript?

— So ſtark, daß es, in kleine Feuilleton-Portionen zerhackt, ganz bequem 20 Jahrgänge des untern Stockwerks vom „Journal des Débats“ füllen kann.

— Haben Sie das Manuſcript bei ſich?

— Zu dienen, mein Herr, ſagte der ewige Jude und ſchüttelte aus den weiten Aermeln ſeines faltenreichen Talars 10, ſage zehn ſtarke Foliobände heraus.

— Voyons! ſprach der große Feuilletoniſt, warf einen flüchtigen Blick hinein, las die Ueberſchriften der einzelnen Capitel und fragte dann: Wieviel verlangen Sie für den Quark?

— Mein Herr, erwiderte Ahasver, ich verlange gar nichts.

— Um dieſen Preis will ich ihn behalten, ſprach Herr Eugène Sue.

— Doch habe ich eine Bitte an Sie ...

— Womit kann ich dienen?

— Schenken Sie mir ein kleines Andenken.

Der Verfaſſer der „Mystères de Paris“ verfügte ſich in ſein Arbeits-Kabinet, kehrte gleich darauf zurück und ſchenkte dem ewigen Juden ein in Menſchenhaut eingebundenes Exemplar ſeiner „Mathilde.“

— Tauſend Dank, ſagte Ahasver. Doch wollen Sie mich zum Glücklichſten der Sterblichen machen, ſo gewähren Sie mir noch eine zweite Bitte ...

— Und die wäre?

— Schreiben Sie in das mir geſchenkte Exemplar eine Zeile der Erinnerung.

— Gut, ſagte Herr Sue und ſchrieb aufs erſte Blatt:

Offert au Juif errant comme témoignage de vive reconnaissance de l'auteur

Eugène Sue.

— Gott ſegne Sie, ſprach Ahasver und verſchwand.

XXIV.

„Ha, nicht ſterben können, nicht ſterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Haſt Du in Deinem Rüſthauſe
Noch ein gräßlicher Gericht,
Ha, ſo laß es niederdonnern auf mich.“

Von Paris reiſte der ewige Jude mit ſeinem Weltſchmerz, ſeiner „Mathilde“ und ſeinen Hühneraugen nach Rouen und von Rouen nach Havre. Lebensmüde über alle Beſchreibung kehrte er ins Hôtel des „**Mystères de Paris**“ ein und ſetzte ſich ſogleich an die Table d'hôte.

Zwei Leute debattirten hier, mehr als laut, über Allöopathie und Homöopathie.

Der Eine, der, nach ſeiner kupferigen Naſe und ſeiner tombackenen Bildung zu ſchließen, ein Weinreiſender war, ſprach gegen die Homöopathie.

— Kennen Sie den Dr. Phips in Hamburg? fragte der Weinreiſende ſeinen Collegen in Baumwolle.

— Ob ich ihn kenne?

— Doctor Phips erklärt die Homöopathie für eine Spiegelfechterei.

— Ein Blinder, ſagte der Weinreiſende, verſteht mehr von der Farbe als Doctor Phips von der Medicin überhaupt. Wehe, neun Mal Weh' dem Kranken, der in ſolche Hände fällt!

— Um Vergebung, meine Herren, fragte der ewige Jude, wie heißt der Arzt, von dem Sie ſich ſo eben unterhalten haben?

— Doctor Phips junior.

— Und wo lebt er?

— In Hamburg.

— Danke, danke, ſagte Ahasver und verſchwand.

XXV.

Am andern Morgen fuhr er mit dem Dampfſchiff nach Hamburg, ſtieg an der Ecke des Gänſemarktes in der „Stadt Kiel“ ab, ſchrieb ſich ins dortige Fremdenbuch als Dr. Schuhmacher aus Jeruſalem ein, legte ſich ſchleunig zu Bette und ließ den Lohndiener rufen.

— Holen Sie mir den Doctor Phips.

Der arme Teufel wurde leichenblaß.

— Menſch, warum erſchrecken Sie?

— Ach, beſter Herr, ich rathe Ihnen, ſich lieber einen andern Arzt kommen zu laſſen!

— Warum nicht den Doctor Phips?

— Ach, wer in deſſen Hände fällt, iſt ſchon ſo gut als todt!

— Ich bitte, holen Sie den Mann!

— Nun, wenn Sie durchaus ſterben wollen, ſagte der Lohndiener, ſchüttelte den Kopf und that, was ihm befohlen war.

XXVI.

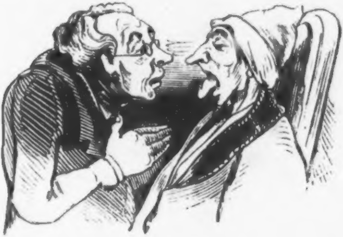
Doctor Phips, überfroh, endlich einen Wagehals gefunden zu haben, der ſich ihm anvertrauen will, eilt in die „Stadt Kiel" und examinirt ſeinen erſten Patienten.

— Zeigen Sie mir gefälligſt Ihre werthe Zunge, ſagt Doctor Phips.

Der ewige Jude ſteckt die Zunge heraus.

— Noch weiter heraus, wenn ich bitten darf.

Der ewige Jude thut ſein Möglichſtes.



— So! So! Nun ſagen Sie mir gefälligſt, was Ihnen fehlt.

Der ewige Jude ſieht ſich, um antworten zu können, genöthigt, ſeine Zunge wieder zurückzuziehen.

— Ich weiß ſelbſt nicht, was mir fehlt, ſpricht Ahasver.

— Wie ſteht's mit dem Appetit?

— Ganz gut.!

— Haben Sie Durſt?

— O ja!

— Haben Sie auch Schlaf?

— Mehr als gewöhnlich!

— Sein Sie unbeſorgt; in zwei Stunden ſoll das Alles verſchwunden ſein.

Darauf verſchrieb er dem ewigen Juden ein ellenlanges Recept und verſprach, gegen Abend wiederzukommen, um ſich von der Wirkung der verordneten Arzenei zu überzeugen.

XXVII.

Eine Stunde ſpäter nahm der ewige Jude den erſten Eßlöffel und gegen ſechs Uhr Abends, als Doctor Phips wiederkam, hatte Ahasver die Qual des ewigen Lebens glücklich überſtanden.

„Nacht deckte ſeine borſtigen Augenlider,
Ein Engel trug ihn nieder ins Geklüft.
Da ſchlaf nun, ſprach der Engel, Ahasver,
Schlaf ſüßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig;
Wenn Du erwachſt, ſo iſt er da,
Deß Blut auf Golgatha Du fließen ſah'ſt
Und der — auch Dir verzeiht.

XXVIII.

Ahasver fuhr direct in den Himmel. Am Thore des Paradieſes angelangt, ſchnitt der heilige Petrus ein höchſt bedenkliches Geſicht, ließ ihn jedoch, in Anbetracht ſeines hohen Alters, ruhig einpaſſiren.

Der ewige Jude ſchritt eben durch die große Pappel-Allee, als unſer Heiland, der mit dem lieben Gott Arm in Arm ſpaziren ging, ihn plötzlich gewahrte.

— Papa, ſagte der Sohn zum Vater, da kommt ja der ewige Jude.

— Mort de ma vie, was will denn der hier?

— Fragen Sie ihn doch.

— Jude, ſprach der Ewige, wie kommſt denn Du hierher? Biſt Du denn wirklich geſtorben?

— Zu dienen, lieber Gott!

— Wer hat Dich behandelt?

— Herr Doctor Phips in Hamburg.

— Ja, lieber Sohn, gegen den kann ſelbſt Unſereiner nicht aufkommen, ſprach der Ewige zum Heiland und ging weiter.

Der ewige Jude war nun erlöſ't.

XXIX.

Und Herodias, die arme ewige Jüdin?

Sie iſt ſeit 1780 fortwährend beim Theater, ſpielt noch heute die Gurlis und iſt um keinen Preis der Welt zu bewegen, ins alte Fach überzugehen.

Im Juli dieſes Jahres gaſtirte ſie unter dem Namen „Fräulein Kieſewetter" in Teplitz und gefiel ſich namentlich als „Jugend" in Raimund's „Mädchen aus der Feenwelt".

Am andern Morgen beſuchte ſie den Kurſaal, um im Frankfurter Converſationsblatt" das dritte Kapitel der vierten

Ueberſetzung von E. Sue's „ewigem Juden", worin auch ſie eine große Rolle ſpielt, nachzuleſen.

Eben im Begriff, darüber einzuſchlafen, nahte ihr ein Mann, der in der Hand einen Stock und im Knopfloch einen rothen Adlerorden vierter Klaſſe trug.

— Après vous, Madame, ſagte der Mann, der auch gern leſen wollte.

Es war der Commiſſionsrath C. aus B.

Epilog.

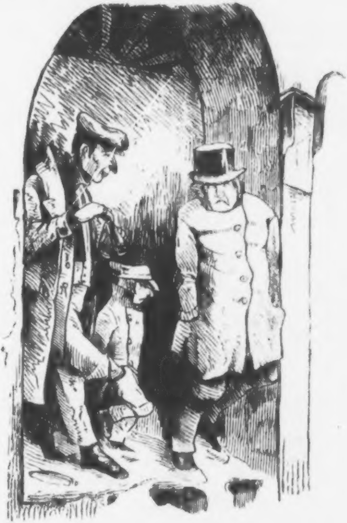
Herr Eugène Sue hat für ſeinen „Juif errant" — wie die Fama verſichert — von Herrn Véron, dem Eigenthümer des „Conſtitutionnel", ein Honorar von 100,000 Francs erhalten. Der Unterzeichnete kann auf ſein Ehrenwort verſichern, daß der Verleger dieſer „Teufeleien" ihm für die Parodie des „ewigen Juden" kaum die Hälfte der obigen Summe bezahlt hat. Wie der Lohn, ſo die Arbeit!

E. M. Oettinger.

Leiden und Freuden eines Meßfremden

im Leipziger Stadttheater.

Es ſchlägt vier Uhr. Der Nordwind pfeift ſchneidend um das Theater und treibt den Schnee in alle Winkel, welche ſich ihm entgegenſtellen. Man betrachte dieſe drei Figuren und habe Mitleid mit ihnen. (Siehe nächſte Seite.) Jener Lange mit ſeinem Sprößling war fünf Minuten eher da als der Meßfremde; er muß eine beſondere Vorliebe für Wind und Schneewehen haben; denn gerade die Seite der Thür hat er eingenommen, welche dem Wetter am meiſten ausgeſetzt iſt. Der Meßfremde lacht daher inwendig, als er die andere ſchützende Ecke einnimmt. Armer Meßfremder, Du kennſt dieſe Ecke nicht! Sie gleicht dem Strudel der Donau, und was ſie einmal erfaßt hat, kann ihr nur durch einen beſondern Zufall entkommen; denn reißend drängt ſich der Menſchenſtrom hier vorbei, und es würde die Kraft eines Elephanten nöthig ſein, ſich hier herauszuarbeiten. Das tiefe Schweigen dieſer drei Thürſteher wird nur dann und wann von dem Jungen unterbrochen, welcher mit den Beinen gegen die Thür ſchlägt, um ſich zu erwärmen.



Der Meßfremde friert erbärmlich und bewundert die Natur ſeines Nachbars, auf deſſen Sommerhoſen ſich der Schnee anhäuft; dann wundert er ſich über die drei Röcke, die derſelbe über den Frack gezogen hat, und endlich bemerkt er noch, daß er, genau alle fünf Minuten, vermittelſt einer Flaſche einen Eiszapfen von ſeiner Naſe ſtößt, wobei er ihn (den Meßfremden) hämiſch anlächelt; endlich bricht der Lange das Schweigen mit den Worten:

— Um Vergebung, Sie ſind wohl nicht aus hieſiger Gegend?

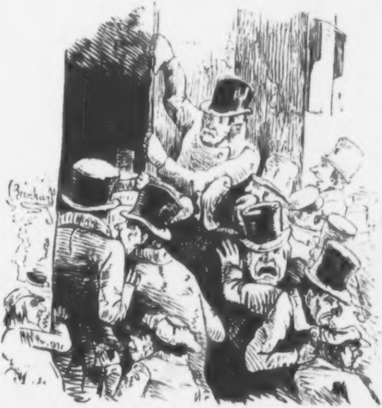
— Nein!

— Nu drum; das habe ich gleich an der Ecke geſehen.

— An der Ecke? Wie ſo? fragt der Fremde.

— J nu, ſehen Sie, die Ecke kennt jeder Leipziger und nimmt ſich vor ihr in Acht; deshalb will ich Sie den guten Rath geben, ſtellen Sie ſich hinter mich.

— Aha! denkt der Fremde, der will warm ſtehen und nicht in ſeinen Sommerhoſen frieren. Um ſo mehr bleibt er in der gefährlichen Ecke, da noch ein Schwager von dem Langen ankommt, und nun erſt glaubt er die zwiefache Liſt einzuſehen, durch die derBöſewicht ihn fortlocken will, um ſeinen Verwandten gut zu ſtellen. Indeſſen hat ſich noch mehr Publikum eingefunden und es ſteht ſich ſchon etwas wärmer. Das Gedränge droht ſehr groß zu werden, denn es wird ein neues Stück gegeben, „der letzte Heller“, von dem berühmten Dichter Pfennig, welches, wie der Lange zuverſichtlich behauptet, ausgepfiffen werden ſoll. Jetzt ſchlägt es Dreiviertel auf Fünf und ſchon hört man Klagen über unnöthiges Drängen, beſonders von einigen Weibern, welche ſtets im dichteſten Haufen ſtehen. Endlich tönen die lang erſehnten fünf Schläge vom Neuthurm, und ein ungeheurer Druck der Maſſe droht das ganze Theater umzuwerfen. Die Thür, und noch beſſer, die Halbthür wird geöffnet, und der Lange mit ſeinem Jungen platzt, wie aus einer Kanone geſchoſſen, hinein.



Der unglückliche Meßfremde hat in ſeiner Ecke die frohe Ausſicht, den ganzen Menſchenhaufen bis zum letzten Mann ſich hineinquetſchen zu ſehen.

Dazu fühlt er ſtets einige Ellnbogen in der Gegend des Magens, und wird gegen die Schienbeine und auf die Hühneraugen getreten.

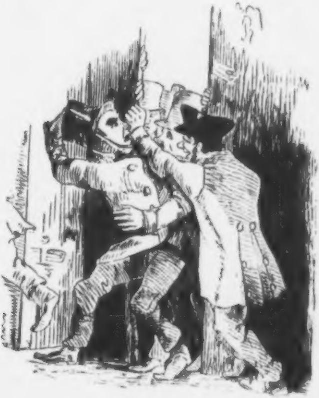
Endlich gelingt es ihm, durch ungeheure Anſtrengung einige Stufen rückwärts, aber doch mitten in den Strom zu kommen; dieſer führt ihn dann zur Thür hinein, wo er mit einem Rockflügel, halb todt, aber glücklich, daß er endlich drinn iſt, an die gegenüberſtehende Bretterwand antaumelt.

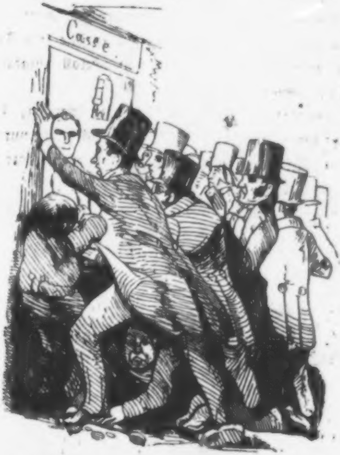
Der andere Rockflügel ſammt Taſche hat es vorgezogen, draußen zu bleiben; denn der große Hausſchlüſſel ſtemmt ſich hartnäckig quer ein, um dieſen Zweck zu erreichen; eine Bosheit, die einem Hausſchlüſſel ganz ähnlich ſieht.

Unſer Fremder iſt einer von Denen, welche der Arm des Polizeidieners zuerſt entläßt, und alſo auch der erſte an der Kaſſe. Seine zitternde Hand hält ſchon das Billet und ſchon will er ſich auf ſeinen Platz begeben, da entfällt ihm der Geldbeutel, und indem er ſich bückt, um ihn aufzugeben, zieht die Menſchenfluth über ihn weg. (Siehe die nächſten Bilder.)

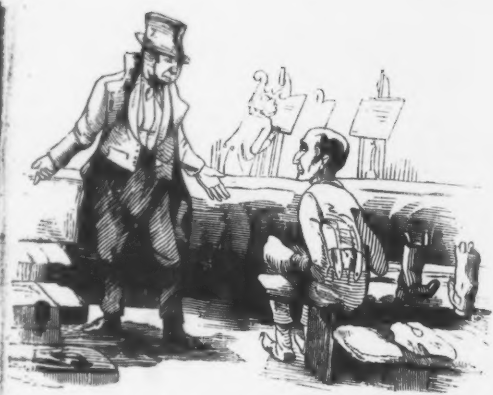
Ach, und wie kommt er wieder hervor! Von unzähligen Fußtritten mißhandelt, kaum einen Menſchen ähnlich, fliegt er ins Parterre; er glaubt es voll zu finden, aber zu ſeinem frohen Erſtaunen ſind nur ſechs bis acht Perſonen darin. Doch was iſt das? Iſt hier ein Trödelmarkt aufgeſchlagen? Denn alle nur möglichen Kleidungsſtücke liegen hier umher, und ſo eben zieht ein junger Mann acht an einander gebundene Taſchentücher über eine ganze Bank, als wolle er jene zum Trocknen aufhängen, und „Belegt!“ tönt ihm überall entgegen, wo er ſich niederſetzen will.

Da gewahrt er ſeinen Nachbar von draußen, der faſt dem Vater Adam gleicht, denn er hat ſich aller nur irgend entbehrlichen Kleidungsſtücke entledigt, um zwei ganze Bänke





damit zu bedecken; ſogar die Stiefel hat er ausgtzogen, um zwei Plätze zu gewinnen; ſelbſt die Hoſen würde er ausgezogen haben, wenn dies irgend zuläßlich geweſen wäre. Mit den Letztgenannten bewahrt er wenigſtens noch einen Platz bis zur Ankunft des Beſitzers. — Nun aber geht dem Meßfremden ein ſchreckliches Licht auf wegen der drei Röcke über dem



Frack, denn der lange Wichſier erklärt ihm, was „belegen" heißt. Dreiviertel Stunden muß der Arme mit ſeinen zertretenen Hühneraugen ſtehen und ſich langweilen. Zuerſt beſieht er den rothen Vorhang; der Meßfremde iſt Fabrikant und kennt alle nur möglichen Stoffe; aber deſſen ungeachtet kann er nicht enträthſeln, ob dies Tuch oder Seide, Sammet oder Leinwand oder Kattun ſein ſoll, und doch ſagt man, daß dieſer Vorhang dem Dresdener ähnlich ſei, welchen Jedermann ſogleich für den prachtvollſten Sammet erkennt.

Dann dreht ſich der Meßfremde um und beſieht die Logen und Gallerien; er findet ſie ſchön, geſchmackvoll, aber die oberſte ... wie hat man die mißhandelt! Sie ſchändet das ganze Theater, und man hätte ſie lieber ganz herauslaſſen ſollen, als dieſe dicken Kegel hineinmalen. Aber vielleicht verdient es die Menſchheit dort oben nicht beſſer, denn ſie zahlt ja blos fünf Neugraſchen, und verächtlich blickt er zu ihr hinauf. Wohl ſieht er ſie ſitzen, den Langen mit ſeinem Sohne; gemüthlich überſieht dieſer das Treiben im Parterre vom „Toppe“ herab; er hat ſeine drei Röcke wieder angezogen und die Plätze abgegeben, von denen jeder ihm zwei Neugroſchen eingetragen hat. Der Sohn zählt ſchon zum fünften Mal die Lampen am Kronleuchter; aber jedes Mal, ſo oft der Vorhang ſich bewegt, verzählt er ſich; denn es erfüllt ihn eine geheime Ahnung, daß dahinter wunderbare Dinge vorgehen.

Ein Fuhrmann hinter ihm berechnet im Stillen, was dieß Alles wohl koſten möge. —

Unſer Meßfremder aber überrechnet den Schaden, den er am heutigen Abend erlitten hat; er addirt ſeinen Hut mit dem Rockſchoß nebſt Taſchentuch und Hausſchlüſſel, nebſt zwanzig Neugroſchen, welche er an der Kaſſe verloren hat; dazu ſteht er wie eine Vogelſcheuche auf ſeinen zerquetſchten Hühneraugen, den Blicken des Publikums ausgeſetzt, welches, ſein Mißgeſchick nicht kennend, ſich wundert, eine ſolche jämmerliche Figur im Parterre zu finden, die von Rechtswegen auf den „Topp“ gehört.

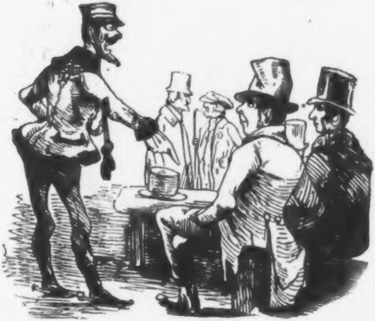
Um nun den Augen, die auf ihn gerichtet ſind, zu entgehen, ſetzt er ſich mit halbem Leibe ganz beſcheiden auf die Ecke einer Bank. Ueberfroh, endlich einen Ruhepunkt gefunden zu haben, fängt er mit ſeinem Nachbar ein politiſches Geſpräch an und ſchimpft mit dieſem grauſam über die Berliner, welche jetzt ſogar nach Leipzig kommen und die Gewölbe miethen, um damit Handel zu treiben; alles Folge der Eiſenbahnen, wie er behauptete.

Sein Nachbar erzählt dann aus der Kriegszeit, wie er des Nachts auf einem Gottesacker Schildwach geſtanden und dabei in eine Grube gefallen, welche für was ganz Anderes gegraben war. Unſer Meßfremder hätte ſich nun endlich über alle Verluſte getröſtet und ſich glücklich befunden, wenn ihn nicht auf einmal die Erſcheinung einer Figur aus ſeiner Ruhe geriſſen und in ein ungeheucheltes Erſtaunen geſetzt hätte; denn ſie kündigte ſich als rechtmäßigen Beſitzer dieſer Bankecke an und hieß ihn zu allen Teufeln gehen. Das Erſtaunen über ſolche Zumuthung macht ihn ſprachlos; wir aber laſſen ihn in dieſer Verlegenheit, um uns ein wenig vor der Thür umzuſehen. (Siehe nächſtes Bild.)

Draußen vor der Thür des Parterres ſtreiten ſich zwei Polizeidiener mit dem Logenſchließer über den wahrſcheinlichen Erfolg des Stückes.

Der eine Polizeidiener behauptet, es müſſe gefallen, weil darin Leipzig von der Abendſeite vorkäme.

Der Logenſchließer aber, ein alter Praktikus, iſt ganz ent-



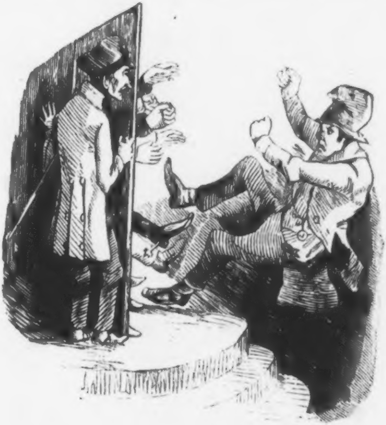
gegengeſetzter Meinung; denn, ſagt er, der lange Dreſcher hat heute vier Röcke angehabt, und wenn Der ſo ſtark belegt, ſieht's ſchlimm aus!

Man ſtreitet noch für und wider, da macht ein dumpfer Lärm inwendig die Drei aufmerkſam, ſo daß ſich der eine Polizeidiener mit den Worten empfiehlt: »Ich glaube, der Teufel geht ſchon jetzt los.«

Man kann recht gut einen Dialog unterſcheiden, wozu der Chor, wahrſcheinlich durch unerhörte Bemerkungen des Einen, als: »eben ſo gut bezahlt wie Sie!« u. ſ. w., wüthend hineinbrüllt.

Das Geſchrei wird immer ärger, und man hört ganz deutlich die Worte: »hinauswerfen, hinaus!«

Der Logenſchließer, an dergleichen Scenen gewöhnt, ſetzt ſich mit dem gleichgiltigſten Geſicht an ſeinen Platz, entſchloſſen, Jeden hinaus, aber Niemanden ohne Billet hinein zu laſſen; der Polizeidiener, gezwungen auf ſeinem Poſten auszuhalten, langt aus der Taſche ein Stück „Kinderfreund", worein er But-



terbemmen gewickelt hat, und lieſt darin ſo ruhig und aufmerkſam, als befände er ſich ſeit zehn Jahren auf einer wüſten Inſel und dies Blatt ſei das erſte, das ihm nach dieſer Zeit aus dem Vaterlande in die Hände gerathen iſt. Wie eine Lawine nähert ſich unterdeſſen der Lärm der Thür, welche nun krachend aufplatzt, und unſer Meßfremder, ein Vorhemdchen in der Hand, an dem er einen Gegner gepackt hat, fliegt heraus. Fluchend rafft er ſich auf, und es iſt nichts als grauſamer Spott, daß der Logenſchließer ihm eine Contremarke anbietet. (Siehe vorhergehendes Bild.) Der Meßfremde rennt hinaus in Nacht und Schnee und … verwünſcht Alles, was „belegt“ heißt.

Eveline.

I.

Auf der Sanct-Gotthard-Straße, bei Waſen, erblickt der Reiſende ein reizendes Landhaus am Saume eines Baches, über den eine kleine hölzerne Brücke führt. Dieſes Landhaus, halb Hütte, halb Villa, lugt aus einer Gruppe ſchattiger Ulmen hervor: es lächelt Euch an, es winkt, es lockt, es feſſelt Euch. Ihr werdet nachdenkend und geſteht Euch: das iſt ein Aufenthalt, geſchaffen zum Lieben und zum Träumen. Betäubt vom Geräuſche der Welt, ſehnt man ſich in den Frieden dieſer Hütte hinein. Hier findet man Einſamkeit und Ruhe!

Vertieft in den Anblick dieſer bezaubernden Villa, ſtand ich dicht am Bache, als eine Roſe, die Jemand aus der Mitte des nahen Boskets in den klaren Waſſerſpiegel hineingeworfen hatte, an mir vorüberſchwamm. Ich blickte hin und gewahrte in der Nähe des Gebüſches ein weißes Kleid und einen Augenblick ſpäter ein blühend-junges Mädchen, das mir einen freundlichen Gruß zuwarf und dann, ſchnell wie ein

Vogel, in die Schatten der Bäume zurückflog. — Ich fiſchte die Roſe und zog nach Waſen, um dort zu übernachten.

Gleich nach meiner Ankunft fragte ich den Wirth, ob er mir ſagen könne, wer jenes reizende Landhaus bewohne. — Eine junge Dame, antwortete der Mann, die vor drei Wochen in Begleitung ihres Bruders angekommen. Sie ſei jung und wunderſchön. Das war Alles, was er wußte.

Vor Untergang der Sonne zog mich ein unbekanntes Gefühl nach jener Hütte zurück, um dort die Spur meiner Unbekannten aufzuſuchen. Das reizende Geſchöpf luſtwandelte unter den Bäumen. Ihr Arm ſtützte ſich auf den eines jungen Mannes, auf deſſen bleichem Antlitz der Ausdruck einer tiefen Wehmuth lag. Er mochte dreißig, ſie kaum achtzehn Jahre zählen. Ihre Augen waren blau und von großen Wimpern überſchattet. Lange blonde Locken umrahmten ihr Geſicht von bewundernswerther Schönheit und wahrhaft himmliſcher Sanftmuth. An der Schulter ihres Bruders angelehnt, erſchienen ihre Züge bald heiter, bald traurig, zerſtreut und träumeriſch. Bei der Brücke angelangt, gewahrte ſie mich . . . ein leichtes Lächeln verklärte ihr Geſicht . . . dann grüßte ſie mich und kehrte um.

II.

Am andern Morgen befand ich mich, vor Sonnenaufgang, wieder in der Nähe jener Hütte und harrte dort eine lange Stunde. Endlich erſchien ſie, ſchön wie ein Engel. Der friſche

Morgenwind koſ'te mit den Locken ihrer Haare und mit dem ſeidenen Tuche, das ihren Hals umhüllte. Als ihr Auge mich erblickte, gebot ſie mir, den Finger auf den Lippen, Stillſchweigen und verbarg dann in ein Reſeda-Büſchel ein Billet. In demſelben Augenblick erſchien ihr Bruder. Sie erſchrak und entfernte ſich mit ihm. — Ein paar Secunden ſpäter flog ich über den Bach in den Garten hinein und holte mir das Billet heraus. Es enthielt nicht mehr als drei Worte.

»Heute Abend!

Eveline.«

— Heute Abend! wiederholte ich, wie ein Dieb aus dem Garten flüchtend. Dies Abenteuer iſt in der That bizarr. Wohl weiß ich, daß in Italien, und vor Allem in Venedig, die Liebe raſch zu Werke geht, beſonders in den Romanen und Novellen, die ſich von dort ihre Stoffe holen; aber hier, in der Schweiz, erſcheint mir dies Abenteuer wie ein Traum. Doch einmal aufgelegt zum Träumen ſagte ich zu mir:

— Ob Traum oder Wahrheit . . . gleichviel . . . ich werde kommen!

Und als die Sonne wieder zu ſinken begann, befand ich mich abermals in ihrer Nähe. Sie lehnte an einer Ulme.

— Sei gegrüßt, mein Freund, mein Herz hat Dich mit Sehnſucht erwartet, ſagte ſie und führte mich, ohne meine Antwort abzuwarten, ins Bosket. Dort ſetzte ich mich zu ihr auf den Raſen und glaubte jetzt, mehr noch als heute Morgen, der Spielball eines neckenden Traumes zu ſein; und dennoch war dies Alles keine Täuſchung. Eveline, mit dem reizendſten Lächeln der Unſchuld, ſaß dicht an meiner Seite, und der Zauber der kindlichen Naivetät, der aus jedem ihrer Worte ſprach machte mich — aufrichtig geſagt — eben ſo berauſcht als verwirrt.

— Das, was ich thue, ſagte ſie, ſcheint Dich zu befremden. Iſt's nicht ſo? fragte ſie ſchaamroth. Aber kann ich anders? Die Liebe kommt oft ſo ſchnell! Seit dem erſten Male, wo ich Dich geſehen, bin ich nicht mehr Herrin meiner Gefühle. Du wirſt dies Geſtändniß voreilig, leichtſinnig finden . . . verzeihe mir, mein Freund; aber ich kann nicht anders.

Der Mond, der unterdeſſen aufgegangen war, beleuchtete die reizendſchönen Züge ihres jungfräulichen Angeſichts. Rings um mich her herrſchte eine jener melancholiſch-ſüßen Sternennächte, die der liebe Gott nur für Dichter und Liebende geſchaffen hat. Der Bach ſchlängelte ſich murmelnd durch die Felſen; laue Nachtlüſte durchzitterten das monderhellte Laub und wehten uns den Duft der Roſen und Levkojen zu, die im Garten in üppigvoller Blüthe ſtanden. Mit unbeſchreiblichem Entzücken gab ich mich dem Eindrucke dieſes feenhaften Traumes hin: ich glaubte mich, wie durch Zaubermacht, unter den glühenden Himmel Italiens, nach Verona, unter den Balkon der liebetrunkenen Giulietta verſetzt: es war dieſelbe Stunde, derſelbe Himmel, es waren dieſelben Worte.

— Du ſiehſt es, mein Romeo, ſagte ſie zu mir; die

Nacht wirft ihre Maske auf mein Angeſicht und verbirgt Dir mein Erröthen. Gern möchte ich ſchweigen und doch — o Gott! — vermag ich's nicht! Weg, weg mit den Feſſeln falſcher Schaam! Vernimm, daß ich Dich liebe, liebe mit der ganzen Gluth der erſten Liebe, hauchte Giulietta und ſank, mit Thränen in den Augen, an mein lautklopfendes Herz.

Der Shawl, der ſoeben von ihren Schultern herabgefallen war, enthüllte ihres Nackens keuſchen Schnee, in dem ſich die Strahlen des Mondes ſpiegelten. Welch ein wunderbarer Traum! Mein Geiſt ſchwelgte in dem Genuſſe namenloſer Wonne; Alles, was ſie mir ſagte, war Unſchuld, war Poeſie, war Liebe, Liebe im reinſten Sinne des Worts.

— Sie ſagen, daß ich krank ſei, fuhr ſie fort, und daß die Luft der Gebirge mich heilen wird. Es iſt wahr, mein armes Herz hat viel gelitten; aber jetzt, in dem beſeligenden Zauber Deiner Nähe, fühle ich mich neu geſtärkt, mein Freund.

Einen Augenblick dachte ich, daß dieſe Worte gar nicht an mich gerichtet ſeien, daß das junge Mädchen, verleitet von der Aehnlichkeit, die ich mit dem Gegenſtande ihrer Liebe beſaß, das Opfer einer Täuſchung ſei. Bald aber ſchwanden meine Zweifel. An einem der Fenſter des Landhauſes gewahrte ich Licht. Ich fürchtete, daß Evelinens Bruder, beſorgt über die Abweſenheit ſeiner Schweſter, uns hier überraſchen könnte. Eveline errieth den Gedanken, der mich beunruhigte.

— Du haſt Recht, mein ſüßer Freund! Bald wird er kommen . . . eile, eile! Morgen ſehen wir uns wieder!

Ich ergriff Evelinens Hand und preßte ſie an meine Lippen.

— Faſſe Muth, mein Freund, fuhr ſie fort. Du haſt mir noch immer nicht geſagt, ob Du mich liebſt. Sprich, Geliebter meiner Seele, liebſt auch Du mich?

Ich ſagte ihr, daß ich ſie von ganzer Seele liebe, und das war wirklich keine Lüge, denn in dem Alter von zwanzig Jahren ſchlummert im verborgenen Winkel unſerer Seele ein Keim, der nur des leiſeſten Sonnenſtrahls bedarf, um ſich zur Blüthe zu entfalten. In dieſem ſchönen Alter, wo man Alles, was ſchön iſt, zu lieben wähnt, glaubt man in jedem weiblichen Weſen, das uns freundlich anlächelt, ſein Ideal gefunden zu haben. Eines Abends gewahrt man ein junges, blondes, träumeriſches Mädchen . . . man wird traurig, unruhig und von unbeſtimmter Sehnſucht gequält. Sie iſt's, die man ſchon früher einmal im Traume geſehen hat; das iſt derſelbe Blick, daſſelbe Lächeln, dieſelbe Stimme, derſelbe Gang, dieſelbe Geſtalt! Man danket ſeinem Gott und liebt! Denn warum ſollte nicht auch Unſereiner lieben können?

III.

Auf dem Rückwege nach Waſen, den geſtirnten Himmel über meinem Haupte und Freude und Wonne im Herzen, erſtaunte ich keinen Augenblick über das unerwartete Glück, das mir zu Theil geworden war. Meine erhitzte Fantaſie kreuzte mit vollen Segeln auf dem uferloſen Ocean der Liebe, aber noch immer fehlte mir das Gefühl der Gewißheit; noch immer glaubte ich der Kreiſel eines neckenden Traumes zu ſein. Es war mir, als lebte ich fünf Jahrhunderte zurück, unter dem veilchenblauen Himmel Italiens, in Verona, als trüge ich das Sammetbarett und den kurzen Mantel Romeo's und als hätte ich ſoeben das Geſtändniß der Liebe Giulietta's vernommen. Ich war nicht mehr in der Schweiz, ich war — Dank dem Himmel und meinem Traume! — im ſchönſten aller Paradieſe. Und dieſer Traum verlängerte ſich bis zum Morgen und erſt mit Tagesanbruch entſloh er. Als ich erwachte, trug ich als einfacher Touriſt des neunzehnten Jahrhunderts eine leichte Mütze und eine luſtige Blouſe.

IV.

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien ich, wie man ſich denken kann, beim Stelldichein. Eveline war noch einfacher, noch begeiſterter, noch anbetenswerther als geſtern.

— In drei Tagen, erzählte ſie mir, iſt mein Geburtstag; an dieſem Tage bewerbe Dich bei meinem Bruder um meine Hand. Wenn er erfahren wird, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Weib ſein will, wird er Deine Bitte Dir gewähren.

Bei dieſen Worten glaubte ich von Neuem das Spielzeug einer teufliſchen Myſtiſication zu ſein.

— Mein Weib! rief ich hoch erſtaunt.

Eveline betrachtete mich mit ihren großen blauen Augen, und verſchämt die Wimpern niederſenkend, ſagte ſie:

— Ich bin bereit, Dir überall, wohin Du willſt, zu folgen.

Ein Wort von Dir und ich verlaſſe auf der Stelle dieſes Haus. Aber mein Bruder, würde er nicht untröſtlich ſein, wenn er mich hier nicht wiederfände? Er, der mich ſo zärtlich liebt, er, der mich mit väterlicher Sorge bewacht! Auch ich liebe ihn; aber ſei darum nicht eiferſüchtig! Begehre von ihm meine Hand. Er wird nicht fragen, ob Du reich ſeiſt . . . ich habe ein großes Vermögen . . . von dieſem Augenblick gehört es Dir!

— Dein Bruder, entgegnete ich, kennt mich nicht. Er wird die Schweſter, die er liebt, einem wildfremden Manne nicht zur Frau geben wollen.

— Du irrſt, mein Freund; er kennt Dich bereits, und auch er, auch er liebt Dich.

— Das Geheimniß wird immer verwickelter, dachte ich bei mir. Nun ſoll ich ſie gar heirathen. Aber deſto beſſer! Sie iſt ſchön, ſie iſt reich, ſie liebt mich . . . drei Eigenſchaften, die ſich ſo ſelten vereinigt finden. Kann man vom Zufall, der mir dies Alles über Nacht in die Hand geſpielt hat, noch mehr verlangen?!

— In drei Tagen, begann ich von Neuem, werde ich Deinen Bruder beſuchen und thun, was Du mir befohlen haſt.

— Noch Eins! rief ſie mit freudeſtrahlendem Geſicht und pflückte eine Roſe; die, welche ich Dir geſtern geſchenkt, iſt heute gewiß ſchon verwelkt . . . empfange dafür dieſe friſche Blume als ein Zeichen meiner nimmer welkenden Liebe.

Dann zog ſie eine kleine Scheere aus dem Schürzentäſchchen, ſchnitt ſich eine große Locke ihres ſchönen Haares ab und ſchenkte ſie mir mit den Worten:

— Ich habe Dein Wort! Auf morgen!

Dann führte ich ſie bis zum Gebüſch . . . dann neigte ſie ihren Kopf auf mein Herz herab . . . ich hauchte einen Kuß auf ihre Stirn . . . ſie lächelte »gute Nacht, gute Nacht!« und entfernte ſich niedergeſchlagen und traurig.

V.

Auch ich kehrte nachdenkend nach Waſen zurück und konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, denn beſtändig ſummte mir das Wort „Heirath" vor den Ohren. Erſt gegen Morgen ſank ich in einen halben Schlaf, in den mich Evelinens Stimme wie der harmoniſche Refrain eines vom Echo wiederholten Liedes einwiegte. In dieſem flüchtigen Morgentraume ſah ich mich als Bewohner jenes Landhauſes, ruhig, ohne Ehrgeiz, unter dem Schatten der Ulmen, an der Seite dieſes liebenswürdigen Kindes, das mir ſo naiv ſeine Liebe erklärt und ſein Herz geſchenkt hatte. All' meine Wünſche waren nun erfüllt. Bald aber ſah ich mich wieder von meinen Büchern umringt, mit Muße einen angefangenen Roman vollendend . . . ich befand mich wieder in der geräuſchvollen Stadt, in der Mitte der Künſte, der Wiſſenſchaften, meiner Freunde und — was lockender als dies Alles — in der Mitte meiner Freundinnen. Ich ſchlief und träumte bis Mittag; als ich erwachte, flog ich in meine Kleider, um zu Evelinen zurückzueilen.

Unterwegs traf ich in einem Zimmer der Schenke, in die ich eingekehrt war, um mich durch ein Glas friſchen Waſſers zu erquicken, einen alten Schulkameraden bei einem vollſtändigen Mittagsmahle; unſere beiderſeitige Ueberraſchung war gleich groß. In der Fremde iſt jeder Landsmann unſer Freund. Wir waren glücklich, uns hier ſo unverhofft wiederzuſehen. Alfred, ein heiterer, liebenswürdiger Geſell, gewohnt, Alles, was ihm begegnet, von der komiſchen Seite aufzufaſſen, erzählte mir in Einem Athem fünfzig drollige Schwänke, hundert luſtige Abenteuer. Am Ende ſeiner Mahlzeit erhob er ſich. Ich beeilte mich, ihm eine glückliche Reiſe zu wünſchen.

— Glückliche Reiſe? wiederholte er. Wo denkſt Du hin? Ich bleibe hier.

— Du bleibſt? fragte ich erſtaunt. Und warum?

— Weil ich hier in der Umgebung ein paar ſchöne Landhäuſer entdeckt habe, die ich in meine Reiſemappe einzeichnen will. Aus dieſem Grunde habe ich beſchloſſen, hier ſechs bis acht Tage auszuruhen.

— Welche Zeitverſchwendung! Ein Himmel ohne Horizont; nichts als ewige Granitfelſen, einförmige Gegenden, die Jedermann auswendig weiß. Freund, wo denkſt Du hin?

— Und Du, was treibſt denn Du in dieſem Neſt?

— Bei mir, lieber Freund, iſt das etwas ganz Anderes! Ich durchſchwärme dies Land, ich träume, ich dichte, ich vollende hier einen Roman.

— Gut, das will auch ich verſuchen . . . auch ich will die Gegend durchſchwärmen und, wenn ſie nichts Beſſeres darbietet, träumen und, wenn's ſein muß, auch dichten, wie Du. Oder trauſt Du mir nicht die Fähigkeit zu, daß auch ich einen Roman zuſammenträumen kann? . . . Anchio, mon ami! ſagte Alfred, ſtolz die Enden ſeines Schnurrbarts in die Höhe drehend.

Alle meine Gegenvorſtellungen vermochten nicht, ihn zu überzeugen. Er blieb und ich mußte nun gefaßt ſein, durch ſeine Gegenwart mich in der Fortſetzung meines Abenteuers geſtört zu ſehen. Bald aber tröſtete ich mich mit dem Gedanken, er werde nicht Tag für Tag mein Landhaus, ſtets ein und daſſelbe, ſondern, zur Abwechslung, einmal auch wohl ein entfernteres in ſeine Mappe eintragen.

Aber ich Unglücklicher ſah mich bald getäuſcht.

VI.

Am andern Morgen, gerade zur Stunde des Rendezvous, ſchlug auch Alfred den Weg nach jenem lockenden Landhauſe ein. Am zweiten Morgen war er wieder dort. Das war der von Evelinen feſtgeſetzte Tag, an dem ich mich bei ihrem Bruder um ihre Hand bewerben ſollte. Was mußte ſie von mir denken, daß ich geſtern nicht gekommen war? Heute muß ich, was auch geſchehen möge, ſie ſprechen, um ihr den Grund meines Ausbleibens zu geſtehen.

Ich eile raſch nach ihrer Wohnung. Alfred iſt nicht da, ich gehe in den Garten. Aus der Mitte jenes Boskets, des ſtillverſchwiegenen Zeugen unſerer raſchen Liebe, bringen zwei Stimmen an mein Ohr. Das iſt ohne Zweifel ihr Bruder … gewiß erzählt ſie ihm ihren Gram und nennt mich einen Undankbaren, weil ſie mich geſtern vergebens erwartet hat. Ich trete näher … ich lauſche … mein Herz pocht ungeſtüm … mein Blut wallt ſtürmiſch … mein Blick verfinſtert ſich … Himmel und Hölle! An Evelinens Seite ſitzt Alfred, ihre Hand zärtlich in der ſeinen haltend. Ich zögere einen Augenblick, um die Verräther zu überraſchen, zu erſchrecken, zu vernichten! Ich weiß nicht, welcher Gedanke mich davon zurückhielt.

— Ich will ihr das Gefühl der Beſchämung erſparen, dachte ich und beſchloß, meinen Nebenbuhler am Ausgange des Gartens zu erwarten.

— Haſt Du hier eine Mondſchein-Scene gemalt? fragte ich voll bitterer Ironie.

Er antwortete mit der größten Ruhe:

— Errathen, mein Freund!

Außer mir vor Wuth, geſtehe ich ihm, daß ich Evelinen liebe. Unſere Antworten beginnen ſich wie ſcharfe Rappiere zu kreuzen, und jedes Wort läßt eine Wunde zurück. Wir beſchließen, uns am andern Morgen zu ſchlagen.

— Wer aber iſt denn dieſes räthſelhafte Weib? fragte ich mich, Nachts ruhelos mein Zimmer durchſchreitend. Wer iſt dies junge naive Mädchen, das erſt freiwillig mir entgegenkommt und, zwei Tage ſpäter, an der Seite eines Andern ſchwärmt? Hier waltet eine Infamie oder ein geheimnißvoller

Plan, den ich nicht durchſchauen kann. Aber ſtrafbarer als er iſt ſie ſelbſt. Nicht ihn . . . ſie, ſie muß ich zuerſt beſtrafen für den Verrath, den ſie an mir verübt hat.

Und während ich ruhig den Plan meiner Rache entwarf, um dieſe deſto ſicherer und ſchrecklicher auf das Haupt der Schuldigen herabfallen zu laſſen, ſtiegen aus dem Hintergrunde der Berge die erſten Strahlen der Morgendämmerung herauf. In dem Augenblick, als ich mein Zimmer verließ, um friſche Luft zu ſchöpfen, trat Alfred mir entgegen, eben ſo freundlich wie gewöhnlich.

— Höre, Freund Horace, ſagte er, ich habe viel nachgedacht über unſere Angelegenheit. Ein Duell, inmitten dieſer Gebirge, im Angeſichte des Sanct Gotthards, hätte allerdings, ich geſtehe es, auch ſeine pittoreske Seite, beſonders für zwei Leute unſerer Art... aber deſſen ungeachtet iſt es unmöglich. . .

— Und warum unmöglich? Ein Mann von Ehre läßt auch die kleinſte Beleidigung nicht ungeſtraft.

— Das iſt Alles recht ſchön und gut, aber, zum Teufel! wir haben hier weder Piſtolen noch Rappiere und können uns doch nicht mit Bratſpießen durchbohren, oder durchs Loos entſcheiden laſſen, wer von uns Beiden in die Reuß ſpringen ſoll. Dieſe Art zu ſterben — das wirſt Du ſelber zugeben — wäre mehr als abgeſchmackt ... ſie wäre echt engliſch!

In dieſem Tone fuhr er fort und ſchloß mit der Verſicherung, daß er auf ſeine flüchtige Liebe keinen allzugroßen Werth lege, daß meine Anſprüche auf Evelinens Hand zwei

Mal vierundzwanzig Stunden älter ſeien als die ſeinigen, daß er deshalb gern zurücktreten nnd — wenn es mir Spaß mache — ſich ſpäter in Paris mit mir ſchlagen wolle.

— Deſſen ungeachtet wiederhole ich noch ein Mal, was ich Dir ſchon geſtern Abend geſagt: ſie liebt mich wirklich.

— Aber — Gott und der Mond ſind meine Zeugen, daß ſie auch mich liebt und daß ſie auch von mir geheirathet ſein will und daß ſie auch mich aufgefordert hat, beim Bruder um ihre Hand zu werben.

— Teufel, das geht zu weit! Entweder iſt Eveline eine leichtſinnige Kokette, oder eine verſchmitzte Abenteurerin.

VII.

In demſelben Augenblick meldete man mir einen Beſuch. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich dort ihren Bruder. Er war blaß und ſchien von langem Leiden niedergedrückt. Er reichte mir ſeine Hand und ſagte:

— Mein Herr, Sie ſehen einen Mann vor ſich, der im höchſten Grad unglücklich iſt.

Dieſer Anfang machte mich etwas beſtürzt. Ich glaubte, daß Evelinens Bruder gekommen ſei, von mir Genugthuung zu verlangen. Aber zweifelsohne wollte er zuerſt an meine Rechtlichkeit appelliren.

— Er thut wohl daran, dachte ich bei mir und fühlte mich von der Traurigkeit ſeiner Miene tiefer ergriffen als von allen Vorwürfen, zu denen er ſich vielleicht berechtigt gefühlt.

Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Ich werde, um ſeine Ruhe herzuſtellen, Waſen ſofort verlaſſen. Denn mit welchem Rechte vernichte ich das Glück eines Mannes, der mir ſo offen und herzlich die Hand reicht? Eveline wird für mich ein reizendes Traumbild, eine angefangene, aber unvollendete Liebe, — ach! nicht die erſte und nicht die letzte Liebe dieſer Art in meinem Leben bleiben. Nach Allem, was vorgegangen, war es von ihr nur eine augenblickliche Laune, eine vorübergehende Neigung, eine poetiſche Viſion.

— Meine Schweſter hat Sie geſehen . . . ſie hat Ihnen Blumen zugeworfen. Iſt's nicht ſo?

— So iſt es allerdings.

— Ohne Zweifel hat ſie Ihnen auch geſagt, daß ſie Sie liebt . . .

— Sie hat es mir geſagt.

— Sie hat Ihnen Treue geſchworen und verſprochen, Sie zu heirathen.

— Sie hat's gethan.

— Ach, mein Herr, bedauern Sie mich und ſie . . .

— Und warum?

— Meine arme Schweſter, erwiderte der Bruder mit tiefbewegter Stimme, iſt wahnſinnig!

— Wahnſinnig? wiederholte ich tief erſchreckt.

— Ja, mein Herr, wahnſinnig ſeit einem Jahre. Der Tod eines jungen braven Mannes, der mein Freund geweſen iſt, und den ſie mit der ganzen Kraft ihrer ſchönen Seele geliebt und angebetet, hat ihr den Verſtand geraubt. Die Aerzte hatten gehofft, daß das Reiſen ſie zerſtreuen und endlich wohl auch heilen würde. Deshalb hatte ich ſie hieher nach der Schweiz geführt. Das Haus, das wir bewohnen, hatte ihr gefallen... ſie hatte mich gebeten, hier zu bleiben, und glücklich, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen, will ich hier ſo lange ausharren, bis ſie mir ſagen wird: »Reiſen wir!« Ihr Wille, mein Herr, iſt für mich ein heiliges Geſetz . . . ich habe nichts mehr auf der Welt als ſie . . . ich bin ihr Bruder, ich bin ihr Vater. Begreifen Sie nun, mein Herr, wie unglücklich ich bin?

Ich war zu tief gerührt, um darauf antworten zu können.

— Ihr Wahnſinn, fuhr er fort, iſt eben ſo bizarr als rührend. Ueberall und ohne Unterlaß glaubt ſie in jedem jungen Manne, den ſie ſieht, ihren todten Geliebten wieder zu erkennen. So oft ich ſie auf einen Augenblick verlaſſe, wirft ſie den vorübergehenden Männern Blumen zu und ſpricht mit ihnen von Liebe. Aber ihre Geſpräche haben nichts, woran man ihren Wahnſinn erkennt, und darum begreife ich, daß auch Sie ſich haben täuſchen laſſen. In Ihrem Alter, mein Herr, iſt man, ſobald es ſich um Liebe handelt, gern ſo leichtgläubig! Habe ich nicht recht, mein Herr?

Tiefbewegt reichte ich ihm meine Hand.

— Leben Sie wohl, fuhr er fort, verfolgen Sie Ihre Reiſe und ſein Sie glücklicher als Eveline. Vergeſſen Sie das arme, kranke Kind, oder haben auch Sie eine Schweſter, deren Schönheit Sie an die der meinigen erinnert, dann bitten Sie Gott, mein Herr, daß er ſie vor ähnlichem Wahnſinn bewahre und daß er tröſtenden Balſam ſtreue in das ſchmerzzerriſſene Herz der Armen, die den Geliebten ihrer Seele nicht vergeſſen kann. Adieu, Adieu, auf Nimmerwiederſehen! ſagte er, drückte noch ein Mal meine Hand und kehrte zu ſeiner kranken Schweſter zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Reſt des Tages brachte ich in der Schenke in Geſellſchaft Alfreds zu. Der brave Junge, dem ich Das, was ich ſoeben erfahren, treu berichtet hatte, verlor ſeine Heiterkeit und war verſtimmt und traurig, wie ich. Ein blühend-junges, engel-ſchönes Mädchen hatte ihm ihr Herz geſchenkt, und dieſer Engel, dieſe Fee war — eine Wahnſinnige! Der Teufel kann dabei heiter bleiben!

VIII.

Am andern Morgen, beim Aufgang der Sonne, wollte ich vor meiner Abreiſe noch einen Abſchiedsblick auf jenes kleine Landhaus werfen. Ich bat Alfred, mich zu begleiten.

Eveline ſaß am Ufer des Baches; ihre kleinen Füße berührten die bewegte Fläche. Die Zweige einer Trauerweide hüllten deren Geſtalt in ihren mitleidigen Schatten ein. Ihre Haare waren mit einem Kranze geſchmückt. Mit beiden Händen hielt ſie Blumen: Roſen, Veilchen und Vergißmeinnicht, die ſie mit unbeſchreiblich wehmüthigem Ausdruck zu Kränzen aneinanderfügte. — Diesmal war es nicht mehr Verona's Giulietta, der Nacht entgegenſeufzend, die ſie mit ihrem Romeo unter dem Brauthimmel der Mondnacht vereinen ſollte, die Stunden, Minuten und Secunden zählend, mit der ganzen Ungeduld eines Kindes, das an die Seligkeit des erſten Balles und an die Pracht der neuen Robe denkt, die eine zärtliche Mutter ihm geſchenkt. — Diesmal war es Ophelia, Ophelia, die arme mit Blumenkronen geſchmückte Wahnſinnige! Dicht hinter ihr ſaß der treue Bruder, das Geſicht in tiefen Gram verſenkt, die Augen flehend zum Himmel emporgehoben. Eveline ſah uns nicht . . . er aber warf uns, als er uns gewahrte, mit der Hand einen traurigmilden Abſchiedsgruß hinüber.

Die junge Morgenſonne überſchwemmte dieſe Scene mit ihrem blonden, friſchen, heitern Lichte. Ein kühler Wind öffnete den Kelch der thaubeperlten Blumen. Die großen Ulmen des Gartens bildeten den Hintergrund dieſes Gemäldes, das uns ewig unvergeßlich bleiben wird. Wir erwiderten den Gruß des Bruders und wollten ſchweren Herzens von dannen ziehen; da gewahrte uns Eveline . . . ſie machte eine Bewegung . . . ihre Füße glitten ans Ufer hinab . . . der Bruder aber hielt ſie in ſeinen Armen zurück. Lächelnd warf ſie uns Beiden ein Sträuschen von Rosmarin und Vergißmeinnicht zu mit den Worten:

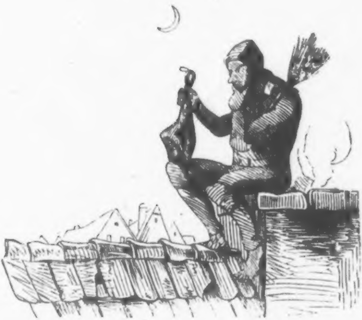
— Denkt an mich, denkt an mich!

IX.

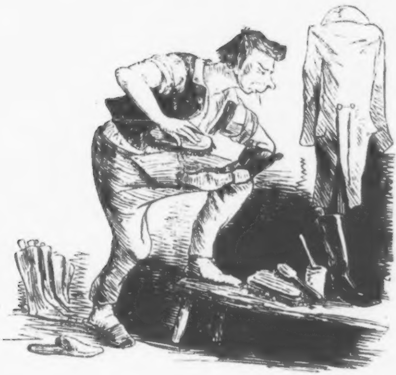
Es iſt jetzt gerade ein Jahr, daß einer meiner Freunde, von ſeiner Reiſe aus der Schweiz heimgekehrt, mir erzählt hat, daß in der Gegend von Waſen ein junges Mädchen ihm ein Roſen-Bouquet zugeworfen hat.

Arme Eveline! Beneidenswerther Todter, den ſolch ein Herz betrauert!

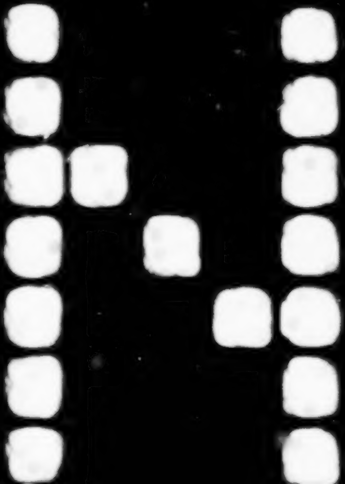
Benjamin Knorpel.

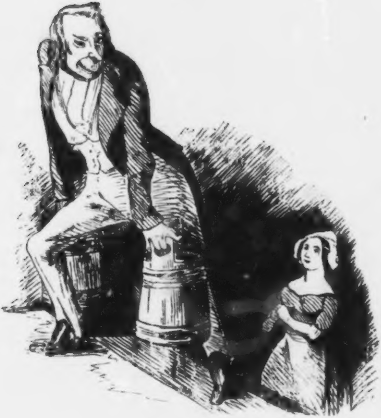


Benjamin Knorpel, von dunkler Herkunft, geübt im Kriechen und Klettern, hat in den Zimmern eines reichen Mannes einen Schinken gefunden und überlegt, ob vielleicht auch er reich werden kann.



Benjamin Knorpel hat bei dieſem reichen Manne eine glänzende Anſtellung als Wichſier erhalten.

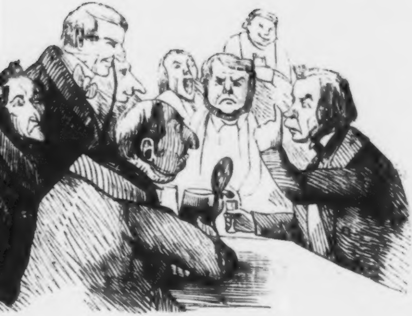




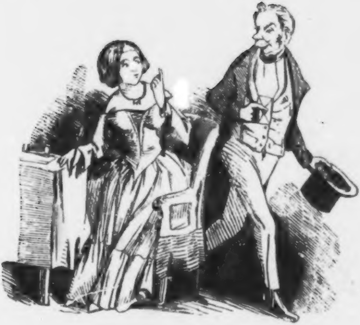
Benjamin Knorpel lernt, ſich bei den Leuten beliebt machen.

C

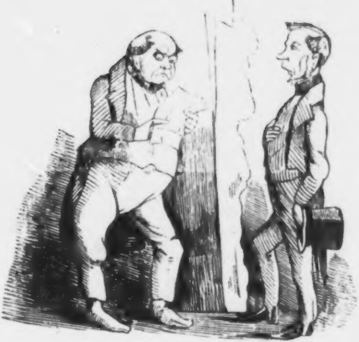
kommt



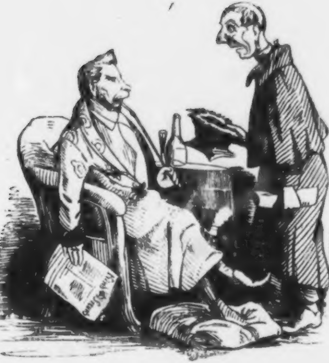
Er entwickelt ein außerordentliches Rednertalent und
, er weiß nicht wie, in den Ruf eines geſcheidten Kerls.



Knorpel hat das Vertrauen der Frau ſeines Herrn erlangt und wird ihr Poſtillon d'amour.



Er benutzt das Vertrauen ſeiner Herrin zu ſeinem Vortheil und überliefert deren Liebesbriefe den Händen ihres darüber gründlich empörten Gemahls.



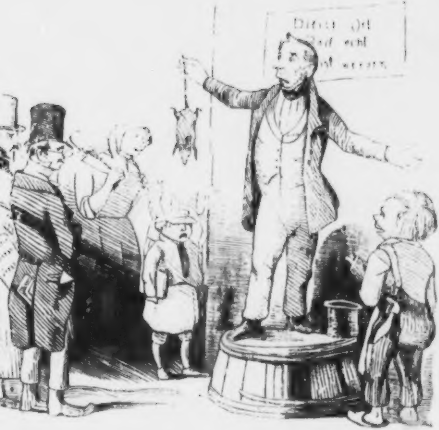
Der reiche Mann hat auf Anrathen Knorpels ſeine treuloſe Ehehälfte fortgejagt. Knorpel wird ihr Wirthſchaftsführer und Hausfreund.

K

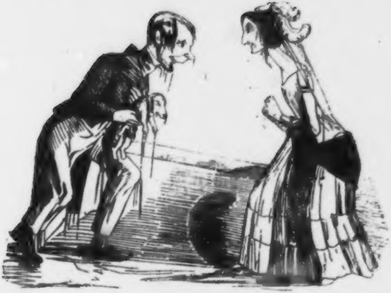
und h

quälere

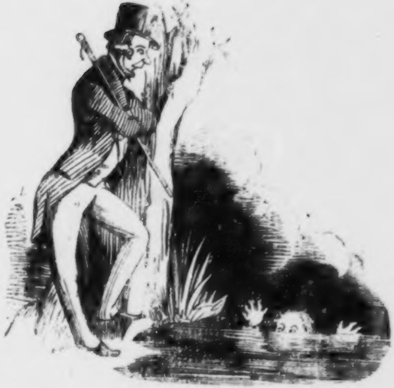
Teufel


Dieses Oel
echt

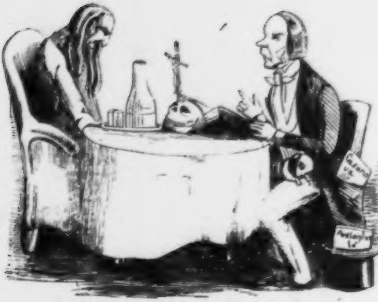
norpel tritt zum erſten Male öffentlich als Redner auf
hält einen höchſt anſchaulichen Vortrag über Thier-
ei.



Knorpel hat mit Gefahr ſeines Lebens vor einem großen Publikum das kleine Schooßhündchen der Gräfin Feodora Schippſcheppſchinsky gerettet und wird ihr Freund.

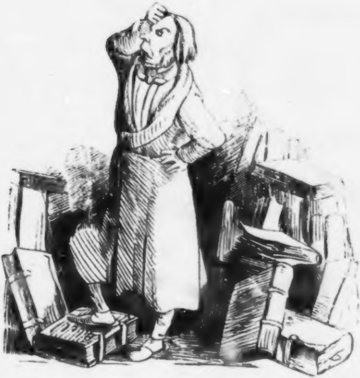


Knorpel läßt den einzigen Sohn ſeines ehemaligen Brodherrn ertrinken, weil er bei der Rettung deſſelben nicht den geringſten Vortheil erblickt.

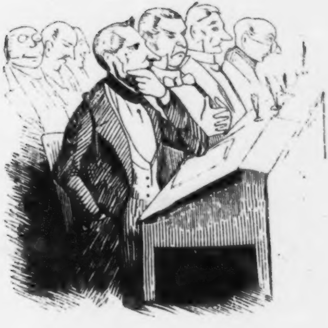


Knorpel tröſtet die Gräfin Schippſcheppſchinsky, welche Gewiſſensbiſſe fühlt, weil ſie einem armen Künſtler 300 Thaler abgeſchworen hat. Er lieſt ihr täglich drei Stunden aus der Bibel vor und hat dabei eine Erbſchaft auf dem Korn.

G
peln a
Knorpe
will, ſ
und zu
durch

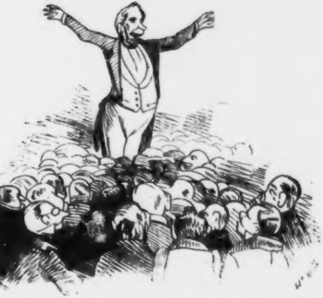


räſin Schippſcheppſchinsky iſt geſtorben und hat Knorus Dankbarkeit ihre ganze — Bibelſammlung vermacht. l iſt zerknirſcht, und da die Bibeln Niemand kaufen o macht er bekannt, daß ſich bedürftige Arme jederzeit ar unentgeltlich Bibeln bei ihm abholen können. Daommt Knorpel in den Geruch der Frömmigkeit und

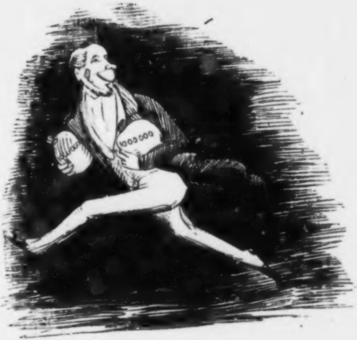


Benjamin Knorpel wird Mitglied der Ständeverſammlung und entſpricht allen Erwartungen, weil er beim allgemeinen Gemurmel ſich hörbar zu machen verſteht und ein Mal ſogar erklärt, daß die Meinung des vorigen Herrn Sprechers ganz mit der ſeinigen übereinſtimme, und daß er nun – hört, hört! – auf den Schluß der Debatte antrage.

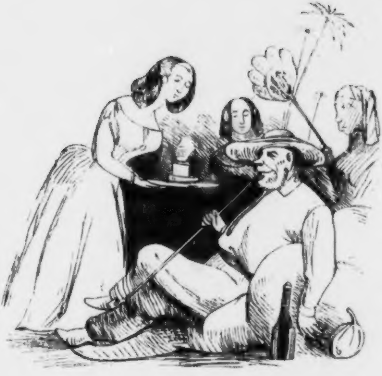
Knorpe
und beweiſt
eine comprin
Schwanentei
nairen einſti
erwählt wird



l tritt zum zweiten Male als öffentlicher Redner auf
mit hinreißender Beredtſamkeit, wie nothwendig
nirte Luft-Eiſenbahn vom Schneckenberg über den
ich ins Johannisthal ſei, worauf er von den Actio-
immig zum General-Bevollmächtigten dieſer Bahn
d.



Knorpel tritt zum dritten und letzten Male öffentlich auf; doch bemerken dies die Actionaire erſt dann, nachdem ſie durch eine tiefe Kluft, Ocean genannt, von ihm getrennt ſind.



Benjamin Knorpel hat, in beſcheidener Zurückgezogenheit, der Welt und ihren politiſchen Wirren entſagt und … tritt nicht mehr öffentlich auf.

Finis heißt das Ende —
Ich waſche meine Hände!

Der ſchwarze Chriſtoph

oder

Limonade, Marmelade und Orgeade.

I.

Im Herzen von Amerika erhebt ſich eine große, vom atlantiſchen Ocean umgürtete Inſelgruppe, die, einen Theil Weſtindiens bildend, unter dem Namen der „großen Antillen" bekannt iſt.

Eine der umfangreichſten und ſchönſten dieſer Inſeln iſt das ehemalige Hiſpaniola oder San Domingo, das jetzige Hayti, das zwiſchen Cuba, Jamaica und Puerto-Rico liegt und mit Einſchluß einiger kleinen Eilande, welche dazu gehören, einen Flächenraum von vierzehnhundert Quadratmeilen umfaßt.

Dieſe Inſel, welche Chriſtoph Columbus am 6. December 1492 entdeckt und für die Königin Iſabella von Spanien in Beſitz genommen hatte, war von einem harmloſen Indianer-Volke bewohnt, das im Laufe von fünfzig Jahren, durch die Habſucht und Grauſamkeit der Spanier, die ſich dort nieder-

---

gelaſſe
ſich
Schw
Buka
die im
ſiel.
im Au
die M
heit;
das
Cap

ſich b
der ſc
boren
ſechzeh
und ſ
zöſiſch
vom N
wurde
Tiger
was
tenden
Touſſ
von C

n hatten, faſt gänzlich ausgerottet wurde. — 1630 ſetzte
uf der Weſtküſte der öden, ausgeſtorbenen Inſel ein
arm franzöſiſcher und engliſcher Abenteurer, Flibuſtier und
nier, feſt und bildete ſpäter, unter Dageron, eine Colonie,
Frieden zu Ryswick dem Schutze Frankreichs anheim-
Aber zu Anfang der franzöſiſchen Revolution brach hier
guſt des Jahres 1791 der erſte Aufſtand der Neger gegen
eißen los. Die Erſtern verlangten Freiheit und Gleich-
und weil der Nationalconvent ihnen weder das Eine, noch
ndere gewährte, griffen ſie zu den Waffen, nahmen das
français und ermordeten ihre weißen Unterdrücker.

Zu den Negern, die ihre Sklavenketten abgeſchüttelt und
er Fahne des Aufruhrs angeſchloſſen hatten, gehörte auch
hwarze Chriſtoph. 1769 auf der Inſel Sanct Chriſtoph ge-
von welcher er den Namen angenommen hatte, wurde er,
hn Jahre alt, als Sklave nach San Domingo verkauft
eufzte dort unter der grauſamen Zuchtpeitſche eines fran-
en Pflanzers bis zu dem Augenblick, wo die Colonie ſich
Mutterlande loszureißen beſchloß. Der mißhandelte Sklave
e ein barbariſcher Verfolger, der ſich mit Löwenmuth und
wuth in die Reihen der Feinde warf und Alles niedermetzelte,
nicht ſchwarz war. Zur Belohnung ſeiner im Blute wa-
n Tapferkeit wurde er 1802 vom Oberhaupte der Neger,
ſaint L'Ouverture, zum Brigadegeneral und Statthalter
Cap français ernannt. Als Touſſaint aber, von den Fran-

erſten Conſuls nach Frankreich geſchleppt und im Schloß Jour bei Beſançon eingekerkert wurde*), warf ſich der Negergeneral Deſſalines (am 8. Januar 1804) als Jakob I. zum Kaiſer von Hayti auf. Der gute Jakob aber hatte ſich, obgleich er am 20. Mai 1805 ſeinem Staate eine Conſtitution gegeben, durch brutale Grauſamkeit ſo ſehr verhaßt gemacht, daß ſein Reich bald zu Ende war. Der Mulattenhäuptling Péthion verband ſich mit Chriſtoph, dem Anführer der ſchwarzen Inſurgenten, zum Sturze des Tyrannen, der am 17. October 1806 in einem offenen Aufruhr ermordet wurde. Nach blutigen Kämpfen um die Oberhand theilten ſich Péthion und Chriſtoph in den Beſitz Hayti's. Der Erſtere nahm den ſüdlichen Theil und regierte zu Porte-au-Prince in republikaniſcher Form als Präſident; Letzterer nahm den nördlichen Theil und regierte, als König Heinrich I., zu Cap Hayti und in ſeinem nicht fern von der Hauptſtadt gelegenen Luſtſchloß, das, wie der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, Sans-Souci hieß.

II.

Dieſer gute Chriſtoph, der ſich zum Kaiſer hatte ſalben laſſen, war eine der köſtlichſten Karrikaturen, die das Glück jemals auf den Thron geſchnellt hat. Ein Affe des großen Napoleon, mit dem er in einem und demſelben Jahre das Licht der Welt erblickt, hatte er bald nach ſeiner Krönung einen großartigen Hofſtaat ganz nach franzöſiſchem Style eingerichtet, drei Prinzen und darunter einen Connétable, acht Herzöge und neunzehn Grafen, darunter auch einen Grafen von Limonade, einen Grafen von Marmelade und Grafen von Orgeade creirt.

Der Graf von Limonade war ein ehemaliger Commis-Voyageur, den eines der betriebſamſten Champagnerhäuſer der guten Stadt Rheims nach San Domingo geſchickt hatte, um hier den reichen Beſitzern der Kaffee- und Zucker-Plantagen die Proben ſeiner Weine aufzubringen. Der gute Weinreiſende, der, wenn man uns nicht falſch berichtet hat, Hector Carillon hieß und der einzige Sohn eines blutarmen Schulmeiſters zu Epernay war, hatte die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtoph gemacht, als derſelbe noch de- und wehmüthiger Stiefelwichs-Sklave im Dienſte jenes franzöſiſchen Pflanzers geweſen war, deſſen barbariſche Peitſche den Rücken des armen Negers mehr als ein Mal durchgegerbt hatte.

Wie ſelig war der ſchwarze Chriſtoph, wenn der weiße Weinreiſende, ein höchſt fideles Haus, ſich zuweilen herabgelaſſen hatte, ihm zuerſt ein paar Naſenſtüber und dann eine Priſe echten Spaniols als Zeichen ſeiner Huld und Gewogenheit zu verabreichen! Damals hatte kein Menſch und am allerwenigſten unſer Hector von Epernay eine Ahnung davon gehabt, daß jener ſtiefelputzende Neger zwanzig Jahre ſpäter als König Henry premier auf dem Throne von Hayti ſitzen und ihn — den Weinreiſenden, der ſich kurze Zeit zuvor ernennen werde. Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar. Wie mancher Menſch hatte ſich als Dummkopf niedergelegt und war am andern Morgen als großer Mann erwacht! Wie mancher Eſel iſt über Nacht ein großes Thier, ein Löwe, ein Adler geworden!

---

*) Nach zehnmonatlicher ſtrenger Gefangenſchaft ſtarb er dort am 27. April 1803 in einem Alter von ſechzig Jahren, und, wie man damals geglaubt, an Gift.

Der Graf von Marmelade war ein ci-devant Schöngeiſt, welcher Iſidor Pompée Valentin de Vaſtey hieß. In Paris hatte er, unter dem Titel „Délassements poétiques ou la cruche d'Hippocrène" eine Sammlung höchſt wäſſeriger Gedichte und bald darauf ein erotiſches Epos in vier Geſängen, „Anaïde et Alcidore", natürlich auf eigene Koſten, herausgegeben, bei dieſem Handel aber ſo wenig ſeine Rechnung gefunden, daß er, mißmuthig über den ſchlechten Erfolg ſeiner Poeſien, den Entſchluß gefaßt hatte, das undankbare Frankreich zu verlaſſen und ſich in der neuen Welt eine neue Heimath zu gründen. Im Jahre 1790 war er, ganz und gar abgebrannt, nach San Domingo gekommen und hatte dort die Bekanntſchaft des reichen Pflanzers gemacht, in deſſen Dienſten ſich damals der ſchwarze Chriſtoph befand. Auch Herr de Vaſtey hatte ſich gegen den armen Sklaven ſehr herablaſſend gezeigt und ihm eines Abends, als der „ſchwarze Hund" leuchtend vorangegangen war, aus Mangel an großer und kleiner Münze, ſtatt des Trinkgeldes ein prachtvoll eingebundenes Exemplar ſeiner Gedichte „comme témoignage d'estime" — wie er dabei ausdrücklich bemerkt hatte — in die Hand gedrückt, was bis zu Thränen gerührt haben ſoll, weil er und der Herr Champagnerreiſende aus Rheims die einzigen Weißen geweſen waren, die ihm, dem ſchwarzen, mit Füßen getretenen Sklaven, Etwas — war's auch noch ſo wenig — geſchenkt hatten. — Aus Dankbarkeit war König Heinrich I. bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſo gnädig geweſen, Herrn de Vaſtey zum Großkanzler von Hayti zu ernennen.

Der Dritte dieſes Kleeblatts, der Graf von Orgeade, war ein geweſener Schauſpieler, der, nachdem ihn das Unglück getroffen, auf einem der Vorſtadttheater zu Paris bodenlos durchzufallen, ſich bei reiſenden Banden in den entfernteſten Provinz-Winkeln umhergetrieben, nirgends aber feſtern Fuß als in der Hauptſtadt gefaßt hatte, obgleich er von der Großartigkeit ſeines Talents ſo ſehr überzeugt war, daß ſelbſt Meiſter Talma, der Freund des großen Kaiſers, in den Augen des Sieur Gracchus Pamphile Leſtiboux — ſo hieß dieſer engagementsloſe Roscius — nur ein aufgeblaſener Couliſſenreißer war, der ein höchſt mittelmäßiges Talent, aber enorm viel Glück oder, wie Herr Leſtiboux in ſeiner Hiſtrionenſprache ſich auszudrücken pflegte, ein koloſſales Schwein beſaß. Niemand iſt Prophet in ſeinem Vaterlande, hatte Meiſter Gracchus zum größten Talente Frankreichs, d. h. zu ſich ſelbſt geſagt und war im Jahre 1808, als er eben die Umgegend von Havre de Grâce unſicher gemacht hatte, auf den für Frankreich höchſt glücklichen Einfall gerathen, ſich nach Weſtindien einzuſchiffen, um dort als Mime war ein Glückskind! — Der Herr Brigadegeneral Chriſtoph, der in den letzten Jahren vom Pariſer Schöngeiſte etwas leſen und vom Weinreiſenden ein klein wenig ſchreiben gelernt, hatte aus einer franzöſiſchen Zeitung erfahren, daß Kaiſer Napoleon, welcher in allen Punkten das Vorbild des ehrgeizigen Negers war, ein leidenſchaftlicher Verehrer des Schauſpiels und einer der beſten Freunde des großen Talma ſei. Seit jenem Augenblick war auch der ſchwarze Chriſtoph ein Freund und Beſchützer aller weißen Schauſpieler. Bald darauf hatte er die Bekanntſchaft des großen Leſlibour gemacht und ſich von deſſen Spiele dergeſtalt hinreißen laſſen, daß er eines Abends ſich herabließ, mit dem ausgezeichneten Mimen und Jongleur in Einer Perſon bei einem Glaſe Rum Freund- und Brüderſchaft zu trinken. Bald nach der Thronbeſteigung wurde ſein Dutzbruder Leſlibour zum Ober-Ceremonienmeiſter des Hoflagers zu Sans-Souci ernannt.

Dieſe drei Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade, die, ziemlich in einem und demſelben Alter, zwiſchen fünfundvierzig und fünfzig Jahren waren, bildeten am Hofe des Negerkönigs ein Dreiblatt, das eben ſo viel Komiſches, als die pechſchwarze Majeſtät ſelber beſaß.

Mulattin von Geburt, war als blutjunges, kerngeſundes und gar nicht übles Sklavenmädchen gleichfalls nach San Domingo verkauft worden und hatte dort, kurz vor dem Ausbruch des Blutbades, bei einem reichen Engländer, der eine Tabaks Plantage beſaß, auf ihren jungen Schenkeln Cigarren für die alte Welt gewickelt und wenigſtens beſſere Tage als der arme Chriſtoph bei dem Franzoſen gehabt, weil Sir Ralph Aikin eines Abends, als er nicht einſchlafen konnte, auf die Idee verfallen war, die junge, dralle Sklavin, mehr aus Curioſität, als aus Neigung, in ſeinen Harem aufzunehmen. Aber bald darauf hatte die braune Paquita die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtoph gemacht und ſich über Hals und Kopf in ihn dermaßen verliebt, daß ſie ganz des Teufels war, was ihr Niemand verdenken konnte, da der Unterſchied zwiſchen dem alten, ſchwächlichen Sohne Albions und dem jungen, kräftigen Negerburſchen für ein ſo tropiſches Temperament, wie das der guten Paquita, eben ſo groß als entſcheidend ſein mußte.

Der ſchwarze Chriſtoph, der ſeiner braunen Flamme bis zum Tage ſeiner Thronbeſteigung*) mit fabelhafter Ausdauer treu geblieben war, hatte der reizenden Paquita in dem Augenblick, ldes Napoleon hieß.

---

*) Vom Grafen Limonade erſchien zu jener Zeit eine „Relation de glorieux événements, qui ont porté LL. MM. RR. sur le trône d'Haïti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du roi Henry I. et de la reine Marie Louise“. Cap Henry, 1811. 8.

Marie Louiſe, eine üppige Schönheit, war auch ihrerſeits m König Heinrich muſterhaft treu geblieben bis zu jenem age, an dem ſie durch die Geſchwätzigkeit ihrer alten Ober- fmeiſterin, der chokoladefarbenen Herzogin von Racahout, in fahrung gebracht hatte, daß Seine ſchwarze Majeſtät, erſt vor nz kurzer Zeit und allem Anſcheine nach blos abwechslungs- alber, ſich in eine weiße Schönheit vergafft habe, welche Jo- phine hieß.

Dieſe Joſephine war eine ſehr junge, ſehr pikante und ſehr cke Franzöſin, welche ihre erſten Feldzüge im Roſen-Laby- nthe der Liebe als Figurantin des Corps de Ballet hinter n Couliſſen der großen Oper zu Paris gemacht und ſich dort rch ihr keckes Benehmen den Schlachtnamen des „kleinen renadiers" erworben hatte. Im Jahre 1810 war Joſephine n achtzehnten Lenze ihres galanten Lebens, von einem alten Spieler, der ihr goldene Berge vorgeſpiegelt hatte, aus der auptſtadt Frankreichs entführt und nach Cap Henry, der Re- denz des Königs von Hayti, gebracht worden, wo den alten oué, bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt, das gelbe Fieber weg- erafft hatte. Jede Andere wäre verzweifelt; Joſephine aber atte ſich bald zu helfen gewußt und mit dem kleinen Ueber- ſte ſeines im falſchen Spiele erbeuteten Vermögens eine Putz- andlung eröffnet, die ſehr ſchnell in die Mode gekommen war, dieſes Tempels, auf deſſen Aushängeſchild, mit Erlaubniß Seiner Majeſtät, das Bild des ſchwarzen Chriſtoph als Königs von Hayti paradirte, eine eben ſo ſchöne als keuſche Veſtalin ſei, zwei Eigenſchaften, die man beim ſchönen Geſchlechte und namentlich bei franzöſiſchen Modiſtinnen ſelten oder nie vereinigt finden ſoll.

Henry I., von ſeinem eigenen Bilde, mehr aber noch vom Rufe ihrer Schönheit angelockt, war eines Morgens ganz allein, in Civilkleidung, alſo in halbem Incognito, in den Laden der franzöſiſchen Sirene eingetreten, unter dem Vorwande, Etwas einkaufen zu wollen. Das ſchneeweiße Fleiſch der üppig gewölbten Büſte der jungen Putzmacherin hatte die weitgeöffneten Augen des ſchwarzen Chriſtoph dergeſtalt geblendet und ihn ſo confus gemacht, daß er, im erſten Moment ſein königliches Aplomb verlierend, wie ein ganz gewöhnlicher Maulaffe daſtand und nicht wußte, was er ſagen ſollte. Joſephine hatte den Muth, Seiner Majeſtät geradezu ins Geſicht zu lachen.

— Warum lachen Sie? fragte der erſte Heinrich, etwas beſtürzt.

Weil Sie mich ſo verwundert anſehen, antwortete die Putzmacherin.

— Wiſſen Sie, wer ich bin?

Ei, wer wird Sie nicht kennen? Sie ſind der König von Hayti!

— Und trotzdem wagen Sie, mir ins Geſicht zu lachen?

zu geſtehen, daß ich weiße Männer durchaus nicht leiden kann. Ich ziehe die ſchwarzen vor und habe mir darum ſchon oft gewünſcht, die Bekanntſchaft Ew. intereſſanten Majeſtät zu machen.

— Gefalle ich Ihnen? fragte der häßliche Chriſtoph.

— Außerordentlich! lachte die Putzmacherin.

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Soll ich ſchwören? fragte Joſephine, die Hand aufs Herz legend.

— Wozu? Ich glaube es Ihnen auch ohne Schwur! Aber auch Sie, Mademoiſelle, gefallen mir!

— Wirklich? fragte die perſonificirte Keckheit mit einem Lächeln, das der ſchwarzen Majeſtät zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte.

— Mort de ma vie! ... Sie ſind reizend!

— Ah, Majeſtät, das haben mir ſchon Viele geſagt, doch glaube ich's nicht!

— Und warum nicht?

— Weil jeder Mann ein geborener Lügner iſt und weil auch Sie, Majeſtät, keine Ausnahme machen.

— Dieſe Keckheit gefällt mir! Wie heißen Sie?

— In meinem väterlichen Hauſe hieß ich Suſanne; als ich zum Ballet ging, wurde ich zuerſt Clariſſe und dann Athenaïs getauft und ſeitdem ich in Hayti bin, nenne ich mich Joſephine.

Keuſchheit geweſen war.

— Sie ſind ein Engel! ſagte Chriſtoph, dem das Waſſer im Munde zuſammenlief.

— Ew. Majeſtät geruhen, Ihre unterthänige Dienerin ſchamroth zu machen. Aber zum Glück weiß ganz Hayti, daß der glorreiche Heinrich der Erſte ganz in die Fußtapfen Heinrichs des Vierten von Frankreich tritt und für ſein ganzes Land ein Vorbild wahrhaft ritterlicher Galanterie iſt, ſprach die kecke Perſon mit einem Anfluge von Ironie, die er als baare Münze hinnahm.

— Sagen Sie mir, Mademoiſelle Joſephine, iſt auch der große Napoleon galant?

— Ungeheuer!

— Hat er außer der Kaiſerin vielleicht noch eine Geliebte?

— Wahrſcheinlich!

— Ah, dann iſt es hohe Zeit, daß auch ich mir eine zulege, dachte der ſchwarze Chriſtoph und ließ ſein Auge mit großem Wohlgefallen auf der Schulter des „kleinen Grenadiers“ ruhen. Joſephine, ſagte er nach einer Pauſe, iſt ein ſchöner Name; ſo hieß die erſte Gemahlin Napoleons.

— Sagen Sie lieber: ſo hieß der Glücksſtern des Kaiſers!

— Mademoiſelle, begann Heinrich, da Sie Joſephine heißen, will ich Ihnen einen Vorſchlag machen ...

— Laſſen Sie hören, Majeſtät!

— Mademoiſelle Joſephine, wollen Sie mein Glücksſtern ſein?

— Warum nicht? Doch fragt es ſich, unter welchen Bedingungen?

— Mein Glücksſtern erhält von mir ein monatliches Nadelgeld von fünfhundert Francs ...

— Fünfhundert Francs? wiederholte die Pariſer Veſtalin mit unbändigem Gelächter. Glauben Ew. Majeſtät, daß man in Hayti geblieben iſt, um für ſolche Gage die Rolle Ihres Glücksſterns zu übernehmen? Fünfhundert Francs! So viel zahlt in Paris jeder Gewürzkrämer!

— Dann mache ich mich verbindlich, Ihnen das Doppelte zu geben ...

— Sire, ſagte die ſchlaue Putzmacherin ihr Buſentuch lüftend, ſehen Sie ſich nach einem andern Glücksſtern um!

— Mademoiſelle Joſephine, genügen Ihnen monatlich zweitauſend Francs?

— Das läßt ſich hören! Was aber wird die gute Königin dazu ſagen?

— Ihre Majeſtät darf nicht das Geringſte erfahren, denn Madame iſt — unter uns geſagt — eiferſüchtig wie der Teufel! Erführe meine liebe, gute, braune Marie Louiſe, daß ich wäre capable, uns Beide zu vergiften!

— Ich, Majeſtät, fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Deſto mehr Furcht habe ich, denn die Eiferſucht meiner Frau macht ſie zur Hyäne! Wollen Sie glauben, daß ich überall, wo ich gehe und ſtehe, von Spionen meiner Frau umringt bin? Wir müſſen alſo ſehr vorſichtig zu Werke gehen, um nicht den geringſten Verdacht zu erregen. Sie führen pro forma Ihre Putzhandlung fort, und ich, ich beſuche Sie täglich unter dem Vorwande, dieſe oder jene Kleinigkeit für die Königin auszuwählen. Auf dieſe Weiſe, hoffe ich, wird Niemand Verdacht ſchöpfen.

— Abgemacht, cher Henry, ſagte der „kleine Grenadier“ und ſtellte ſich auf ſeine Zehen, um dem langen Chriſtoph den reizend geſpitzten Mund zu reichen.

Der König gab ihr einen Kuß. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und herein trat die alte, chokoladebraune Herzogin von Racahout, eine der erſten Kundſchafterinnen Ihrer Majeſtät der Königin.

Der gute Chriſtoph ſtand wie verſteinert. Die Oberhofmeiſterin aber that, als ob ſie Nichts geſehen hätte.

IV.

Vier Wochen ſpäter finden wir Henry premier im Luſtſchloß zu Sans-Souci, umgeben von ſeinem Kanzler, ſeinem Staatsſekretär und ſeinem Ober-Ceremonienmeiſter. Ihre Majeſtät geruhen mit Ihren Räthen zu arbeiten, d. h. Champagner zu trinken.

wie ſteht's mit unſerm Code? Iſt das Geſetzbuch, deſſen Ausarbeitung wir Dir ſchon vor ſechs Wochen aufgetragen haben, noch immer nicht fertig?

— Sire, ich arbeite Tag und Nacht.

— Und wann, Faulpelz, denkſt Du damit im Reinen zu ſein?

— In längſtens drei Wochen.

— Halte Wort, Kanzler! Wenn heute über drei Wochen der „Code Henry" nicht fix und fertig iſt, dann jagen wir Dich fort, mein Junge, und machen uns eine andere Marmelade. Verſtanden? fragte Seine Majeſtät, das Glas leerend.

— Vollkommen! antwortete der Graf von Marmelade.

— Und nun zu Dir, Staatsſekretär! Das Volk von Hayti verlangt Preßfreiheit. Soll ich ſie geben?

— Um keinen Preis! rieth der Graf von Limonade.

— Sage mir, warum?

— Ein König, der ſeinem Volke Preßfreiheit gewährt, unterſchreibt ſein Todesurtheil. Noch heute ſäße Ludwig XVI. auf dem Throne der Lilien, wäre er nicht ſo unverantwortlich dumm geweſen, dem elenden Volke Preßfreiheit zu geben. Die gefährlichſten Feinde einer abſoluten Regierung ſind die Zeitungsſchreiber, ſagte der überaus weiſe Staatsſekretär, der auf alle Journaliſten einen lebenslänglichen Haß geworfen, weil einer dieſer Leute es gewagt hatte, den Grafen von Limonade daran zu erinnern, daß er in früherer Zeit Weinrei-

Graf von Limonade mit auffallender Erbitterung hinzu, auch auf Hayti giebt es Zeitungsſchreiber-Geſindel, das ſich über Dich und Deine weiſen Räthe luſtig zu machen unterſteht. Majeſtät, wär' ich an Deiner Stelle, ich würde Jedem, der mich zu tadeln wagt, Fünfundzwanzig auf die Mitternachtsſeite ſeines Ichs geben laſſen!

— Limonade ſpricht wie ein Buch! Kanzler, ſagte der König zu Baſtey, vergiß nicht, im „Code Henry" für jeden Zeitungsſchreiber, der das Oberhaupt des Staates frech zu verhöhnen wagt, fünfzig Stockprügel einzuſchieben.

— Werde nicht ermangeln, ſprach der Graf von Marmelade und machte ſich einen Knoten ins Schnupftuch, um das weiſe Geſetz ja nicht zu vergeſſen.

— Graf von Orgeade, ſagte der ſchwarze Chriſtoph zum Ober-Ceremonienmeiſter, ich hatte Dir aufgetragen, die Statuten des von mir creirten Heinrich-Ordens auszuarbeiten. Iſt das geſchehen? fragte der Monarch, das zwölfte Glas austrinkend.

— Noch nicht!

— Lümmel, warum nicht?

— Ich wollte mir erlauben, Deiner Majeſtät zuvor einen andern Vorſchlag zu machen ...

— Laß hören, ſagte der König, den Champagnerkork allerhuldreichſt dem Ober-Ceremonienmeiſter ins Geſicht ſchleudernd.

— Statt des von Dir projektirten Heinrich-Ordens ſollteſt Du lieber gleich zwei Orden, einen für das Civil- und einen für poleon hat eine Ehrenlegion gegründet; wie wär's, wenn Hayti's Napoleon eine Donner- und Blitz-Legion, den Donner für's Civil und den Blitz für's Militär, das gern einſchlägt, ins Leben riefe?

— Der Einfall gefällt mir! Graf von Orgeade, ich beauftrage Dich, bis morgen früh die Statuten der Donner- und Blitz-Legion zu entwerfen, ſagte Chriſtoph, das dreizehnte Glas leerend. Für heute haben wir genug gearbeitet. Die Sitzung iſt aufgehoben!

Die Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade erhoben ſich von ihren Fauteuils, nahmen ihre Miniſter-Portefeuilles unter den Arm und verneigten ſich. Zuerſt empfahl ſich der Kanzler, dann der Ober-Ceremonienmeiſter und zuletzt der Staatsſekretär. Letztern geruhte Seine Majeſtät zurückzurufen.

— Auf ein Wort, Limonade! ſagte der König, die vierte Flaſche entkorkend. Ich habe Dir unter vier Augen ein großes Staatsgeheimniß anzuvertrauen.

— Laß hören, Majeſtät!

— Guter Freund, ich bin verliebt.

— In die Königin?

— Pinſel, wo denkſt Du hin! Die Dame, die mich gefeſſelt hat, iſt eine franzöſiſche Putzmacherin ...

— Eine Putzmacherin? fragte der hocherſtaunte Graf von Limonade.

— Aber was für Eine, alter Junge! Eine Franzöſin, wie's auf Gottes Erdboden vielleicht keine zweite giebt! Sie heißt Jotauſend Teufel im Leibe hat. Wie eine Katze ſetzt ſie über Tiſche und Stühle, läuft ſo gewandt auf den Händen, wie Unſereiner auf den Füßen, ſchießt Purzelbäume und ſingt und pfeift und lacht den ganzen Tag. Sie iſt ein zu Fleiſch gewordenes Liederbuch, ein Leierkaſten aller ausgelaſſenen Chanſons, eine Nachtigall, die alle franzöſiſchen Gaſſenhauer auswendig weiß; dazu klimpert ſie auf der Guitarre, tanzt wie eine Fee und raucht wie ein Grenadier. Jeder Zoll iſt ein muthwilliger Hanswurſt, der Dir tauſend tolle Schnurren vormacht und hundert Geſchichten, eine ſpaßhafter als die andere, zu erzählen weiß. Und dabei iſt ſie blutjung und reizend-ſchön und hat ein Paar feurige Augen ſo groß, ſagte Chriſtoph und bildete durch Zeigefinger und Daumen einen Kreis, den er an ſein Auge anlegte, und Zähne, mit welchen ſie Kieſelſteine zermalmen kann, und Füße, die nicht viel größer als meine Hände ſind, und einen Leib, ſchlank wie ein Zuckerrohr, und eine Haut, weißer als das ſaftige Fleiſch einer Cocosnuß.

— Sire, Deine Beſchreibung macht mich im höchſten Grade lüſtern, beſagte Putzmacherin kennen zu lernen.

— Sie wird Dich entzücken!

— Das glaub' ich!

— Und Du, Du wirſt ſie heirathen!

— Heirathen? Warum denn gleich heirathen?

— Weil ich's ſo haben will! Um mein weißes Teufelchen ganz in der Nähe zu haben, will ich es, wenn es Dich ge-

t hat, zur Ehrendame der Königin ernennen, und als
ann es dann bei meiner Frau in Sans-Souci wohnen.

Und ich, ich ſoll die ſpaniſche Wand ſein, hinter der
Majeſtät ungenirt ſündigen kann? Sire, das werde ich
laſſen!

Wie, Graf von Limonade, Du willſt meinen „kleinen
ier“ nicht heirathen?

Nein, Majeſtät, nein!

Gut, Staatsſekretär, dann jage ich Dich fort und be-
em Grafen von Marmelade, ſich mit meinem Liebling
ählen. Der Kanzler iſt nicht ſo dumm wie Du: er
it allen zehn Fingern zugreifen.

Genauer überlegt, ſagte der ehemalige Weinreiſende,
h bei dieſem Handel nur gewinnen. Wenn Du alſo
, großer Monarch, ſo will ich die Kleine heirathen.

Je eher, je lieber!

Meinetwegen noch heute, meinte der Graf von Li-
.

Du biſt ein treuer Diener, ſprach Chriſtoph und gab
paar huldreiche Kopfſtücke.

V.

Acht Tage ſpäter vermählte ſich der Graf von Limo-
it der kleinen Putzmacherin und am Tage der Hochzeit
Henry premier den Grafen zum Herzog von Limonade
Frau Herzogin zur Ehrendame der Königin zu erheben.

Marie Louiſe aber war außer ſich.

— Racahout, fragte ſie ihre Oberhofmeiſterin, was ſagſt Du zu der Unverſchämtheit meines Gemahls?

Racahout zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Eine hergelaufene Putzmacherin hat er zur Herzogin gemacht? Das fordert Rache!

— Allerdings! ſagte die Racahout.

— Soll ich die weiße Hexe erwürgen?

— Wozu?

— Vergiften?

— Auch das nicht!

— Was denn? fragte die Königin.

— Gleiches mit Gleichem vergelten! rieth die fromme, tugendhafte Oberhofmeiſterin.

— Du haſt Recht! ſagte Marie Louiſe.

Und noch an demſelben Tage geruhte Ihre Majeſtät, die Reihen des Hofſtaats zu muſtern und ihr Auge auf den Gemahl ihrer Nebenbuhlerin, auf den Herzog von Limonade, auf den ehemaligen Weinreiſenden zu werfen.

VI.

Der Herr Staatsſekretär, der keine Ahnung davon hatte, daß die fromme Königin ihm — mehr aus Rache, als aus Neigung — die Sonne ihrer braunen Gunſt zugewendet habe, war ein höchſt furchtſamer Patron und als Gemahl der kleinen Joſephine keineswegs beneidenswerth, denn die Herzogin geruhte, ihren Herrn und Gebieter ganz en canaille zu behandeln und ihm Dinge zuzumuthen, die ihn im Stillen tief empörten; doch ſtand er ſo ſehr unter dem Pantoffel des „kleinen Grenadiers,“ daß er ihm nie zu widerſprechen wagte und gehorſam wie ein Pudel war. Joſephine betrachtete ihren Gemahl als Koch und als Kammerdiener, aber nicht als Gemahl. Bat der gute Herzog von Limonade um einen Kuß, dann gab ſie ihm einen Naſenſtüber und fragte:

— Alter Knabe, biſt Du verrückt?

Man denke ſich die Pein des guten Limonade, der, wahnſinnig verliebt in ſeine Frau, ſie nur anſehen durfte! Beim Anblick ihrer Reize erlitt er alle Qualen des Tantalus! Eines Tages erniedrigte ſich der verliebte Mann ſo tief, ſein Frau fußfällig um Erlaubniß zu bitten, ihre Hand küſſen zu dürfen. Statt der Hand reichte ſie ihm die Spitze ihres Schuhs und ſagte:

— Sei zufrieden!

Und der Herzog küßte ihren Fuß und war ſelig. Weit weniger genügſam war der König.

— Henry, fragte ſie eines Abends, als ihr Herr Gemahl vor dem Eingang ihres Boudoirs Wache hielt, iſt Deine gute Frau noch immer auf mich eiferſüchtig?

— Ueber alle Maßen!

— Und was ſagt ſie?

— Sie bedauert meinen ſchlechten Geſchmack und begreift nicht, wie der König von Hayti in eine Putzmacherin verliebt ſein kann.

— Wie unverſchämt! Als ob Deine Frau von beſſerer Herkunft wäre, als ich! Ihr Vater war ein elender Sklave, mein Vater ein freier Portier; ſie hat Cigarren gedreht, ich habe Hüte und Hauben genäht; ſie iſt eine Mulattin, ich bin eine Franzöſin, und ich frage Dich ſelbſt, ob Du Dich meiner zu ſchämen brauchſt?

— Du biſt ein Engel!

— Siehſt Du, Henry, auch das haben mir ſchon Viele geſagt, ſprach Joſephine und zwickte lachend einen ſeiner Ohrlappen.

Der arme Herzog, der während der Zeit vor der Thür ſeiner Frau gähnend auf- und abgegangen war, fiel aus den Wolken, als ein pechſchwarzer Page erſchien, der ihn einlud, ſich augenblicklich zu der Königin zu verfügen.

— Was wünſcht Ihre Majeſtät? fragte der furchtſame Mann.

— Sie wünſcht Sie zu ſprechen und zwar jetzt gleich!

— Ich gehorche, ſagte der Staatsſekretär und folgte dem in zinnoberrothe Livree eingenähten Pagen.

— Herzog von Limonade, begann Marie Louiſe, ahnen Sie, weshalb ich Sie habe rufen laſſen?

— Nein, Majeſtät, ſtammelte der ängſtliche Patron.

— Herzog von Limonade, die beleidigte Königin will ſich rächen!

— An mir? fragte der geweſene commis-voyageur, drei Schritte zurückprallend.

— Sie ſind unſchuldig! Ich will mich rächen an meinem Gemahle, der mich zurückgeſetzt hat! Solche Schmach verdient Vergeltung! ſagte Marie Louiſe und legte abſichtlich auf das letzte Wort einen auffallend ſtarken Accent. Herzog von Limonade, fragte ſie dann, verſtehen Sie mich?

— Nein, Majeſtät! entgegnete der zitternde Mann.

Herzog von Limonade, Sie ſind ein Schwachkopf! rief die leidenſchaftliche Mulattin.

— Das gebe ich zu! erwiederte der verwirrte Staatsſekretär.

— Faſſen Sie ſich, Limonade, ſagte Marie Louiſe, nahm ihre Lorgnette und betrachtete den höchſt verlegenen Franzoſen vom Scheitel bis zur Schuhſohle. Herzog von Limonade, begann ſie nach kurzer Pauſe, auch Sie ſind der Ehre Ihres Namens ſchuldig, ſich zu rächen!

— An wem? ſtammelte der Mann der bleichen Furcht.

— An Ihrer Frau.

— Befehlen Ihre Majeſtät, daß ich das ungetreue Weib erdroſſeln ſoll?

Wiſſen Sie keine beſſere Art, ſich zu rächen? Herzog von Limonade, begreifen Sie mich noch immer nicht?

— Nein, Majeſtät! ſtotterte der Dummkopf.

— Herzog von Limonade, Sie ſind dümmer, als ich geglaubt habe! Ich will mich deutlicher erklären: mein Gemahl findet Ihre Frau ſchöner, als mich . . . was hält Sie ab, mich ſchöner als Ihre Frau zu finden?

— Ah, Majeſtät, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Königin, ſprach der Herzog von Limonade, ein Herz faſſend, auch mein Herz dürſtet nach Rache!

— **Eh bien, vengeons-nous!** rief Paquita.

VII.

Zehn Monate ſpäter wurde die Herzogin von Limonade von einem ſchwarzen und, nur wenige Wochen darauf, die Königin Marie Louiſe von einem weißen Weltbürger entbunden.

Der junge Prinz erhielt in der Taufe die Namen Hector Henry und der junge Herzog die Namen Henry Hector.

VIII.

Drei Jahre ſpäter zettelte der Graf von Marmelade im Vereine mit dem Grafen Orgeade, die ſich am Hofe von Sans-Souci durch den Herzog von Limonade zurückgeſetzt ſahen, eine Verſchwörung an, die den ſchwarzen Chriſtoph zu dem verzweifelten Entſchluß trieb, ſich eine Kugel durch ſein geſalbtes Haupt zu jagen.

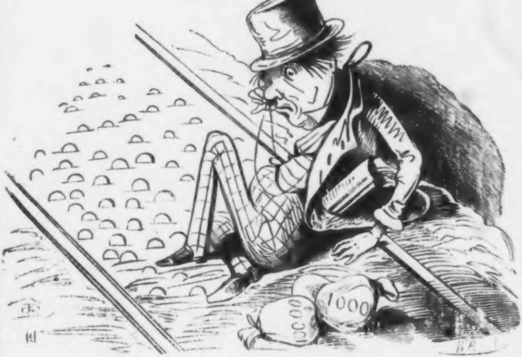
Solches geſchah am 6. October 1820. Zwei Tage ſpäter ſtarb der Herzog von Limonade vor Schreck am gelben Fieber und gleich darauf kehrte ſeine Wittwe mit dem letzten Reſte ihrer Habe nach Paris zurück. Dort etablirte ſie in der Rue Vivienne ein Modewaaren-Magazin, „zum König von Hayti“, machte Bankerott, ging dann wieder zum Ballet und glänzte von 1826 bis 1830 im Théâtre des Funambules als — Colombine. Im Auguſt des letzten Jahres ſtarb die Herzogin von Limonade im Hôtel Dieu an den Blattern.

Der Graf von Marmelade, der auf Hayti geblieben war, trat, als General Boyer die Zügel der Republik übernahm, wieder als Schriftſteller auf*). Der Graf von Orgeade aber etablirte in Porte-au-Prince einen Tabaks-Laden und — lebt vielleicht noch heute.

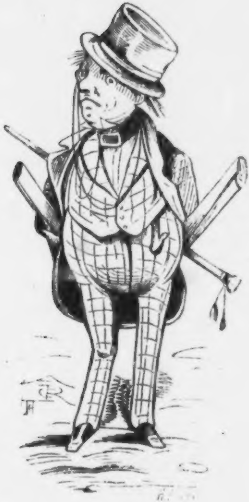
---

*) Er ſchrieb u. A. „Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Haity“, Sans-Souci, 1820. 12., ein Buch, das ziemlich ſelten iſt, weil nur hundert Exemplare davon abgezogen worden ſind.

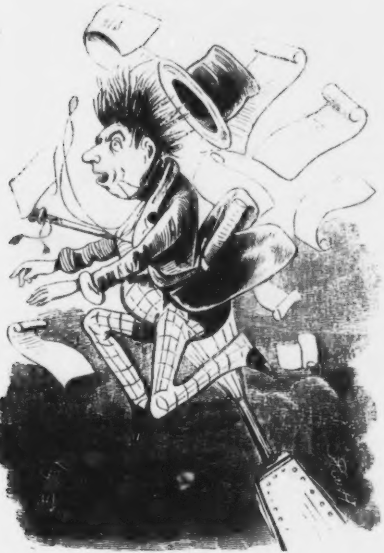
Eiſenbahn-Schwindel.



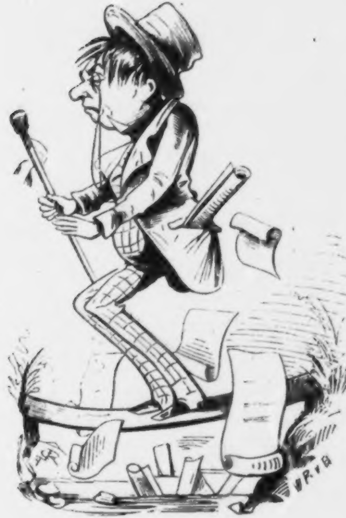
Ein Actien-Speculant, welcher ſein Geld in die Eiſenbahn ſteckt.



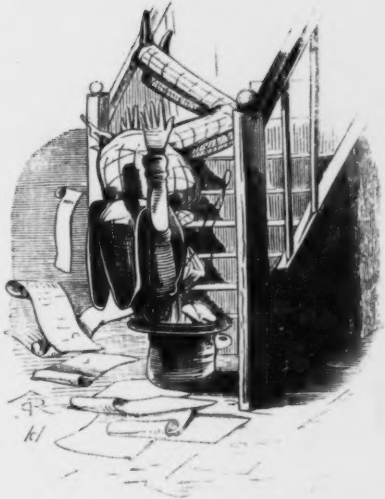
Der Eiſenbahn-Actien-Speculant in ſeinem Bewußtſein.



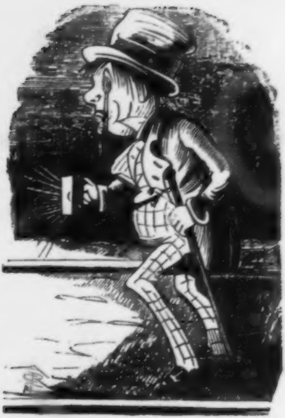
Die Actien ſteigen.



Die Actionäre bekommen Schwindel.



Die Actien fallen.



Der Eiſenbahn-Actien-Speculant ſucht ſein Geld, welches er in die Eiſenbahn geſteckt.

Ein Luſtſpielſtoff.

An einem naßkalten Novemberabende hielt ein Mieth-Cabriolet vor einem neuen Hauſe im Quartier Nôtre-Dame de Lorette. Gleich darauf ſprang ein junger Mann in einem weiten Paletot aus dem Wagen heraus und in das Hausthor hinein, näherte ſich der Portier-Loge und fragte mit nachläſſig hingeworfenem Tone nach einer der Einwohnerinnen dieſes Hauſes — Madame Saint-Achille — ſtieg dann zwei Treppen hinauf und trat, nachdem er im dunkeln Vorzimmer ſeinen Paletot abgeſtreift und auf einen Stuhl hingeworfen, in ein matt erleuchtetes, ſanft durchwärmtes, angenehm durchduftetes Zimmer, mit deſſen Beſchreibung ſich ganz bequem das erſte Kapitel eines modernen Romanes beginnen ließe. Die kurzgeſchürzte Anekdote aber kann ſich bei dergleichen Schilderungen nicht lange aufhalten, und darum genüge es zu ſagen, daß dieſes Zimmer mit ausgezeichnetem Geſchmack und einer wunderbaren Fülle kleiner Rococo-Zierathen ſo reizend ausgeſchmückt war, daß wohl jeder meiner Leſer ſich bald darin heimiſch gefühlt hätte.

Die Dame des Hauſes, oder beſſer geſagt, die Göttin dieſes kleinen Tempels war eine reizendfriſche, ſinneprickelnde Schönheit von 20 bis 22 Jahren und, um mit Einem Worte Alles zu ſagen, eine jener Frauen, die der geiſtreiche Verfaſſer der „Nouvelles à la main“ nach dem Namen ihres Kirchſprengels und Hauptquartiers „Lorettes“ getauft hat. Für uneingeweihte Leſer, welche Paris nicht näher kennen, ſei im Vorbeigehen noch hinzugefügt, daß eine Lorette nichts mehr und nichts weniger als eine Griſette auf Velinpapier, eine Griſette mit Goldſchnitt, eine Griſette avant la lettre iſt.

Als der junge Mann in jenes Zimmer trat, lag Madame Saint-Achille wollüſtig ausgeſtreckt auf einem Ruhebett, in einem Album blätternd, das aus den niedlichſten Zeichnungen Gavarni's zuſammengeſetzt war. Madame erhob ihren Kopf, warf einen zärtlichen Blick auf ihren Beſuch und ſagte dann mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote ſtand:

— Sie ſind's, Armand? Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie kommen.

— Sie haben mich rufen laſſen, Madame, erwiderte der junge Mann mit einer Kälte, die weder mit ſeinem Alter, noch mit ihrer Zärtlichkeit übereinſtimmte.

— Entſchuldigen Sie, Herr Armand, entgegnete Madame Saint-Achille, nachdem ſie ſich erhoben und eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, entſchuldigen Sie, wenn ich Sie Anfangs mit ſo wenig Ceremonie empfangen habe; ich glaube, daß das Vergangene mir ein Recht zu ſolcher Vertraulichkeit gegeben, aber ich ſehe wohl an der Kälte Ihres Benehmens, daß ich mich in Ihnen getäuſcht habe. Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, einen Augenblick Platz zu nehmen?

Die Dame machte von Neuem eine tiefe Verbeugung und fing plötzlich aus vollem Halſe zu lachen an.

— Eh bien, liebe Henriette, begann Armand mit ſteinernem Ernſte, darf ich wiſſen, weshalb Sie mich ſo eilig haben rufen laſſen?

— Wiſſen Sie das wirklich nicht?

— Nein!

— Um die hohe Ehre und das köſtliche Vergnügen zu haben, Sie endlich nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen. Glaubten Sie vielleicht, daß ich bereits geſtorben ſei? Haben Sie die Güte, ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Ich lebe noch und befinde mich, ob ich gleich ſchon ſeit länger als zwei Monaten das Glück Ihres Beſuches entbehrt habe, wohl, wohler als je . . .

— Und weshalb, Madame, haben Sie mich rufen laſſen?

— Weshalb? Beim Himmel, ich bewundere die Unverſchämtheit dieſer Frage.

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Daß ich mich in großer Verlegenheit befinde.

— Womit kann ich dienen?

— Ich blätterte vorhin im Album und ſuchte mir Coſtüme für die nächſten Maskenbälle. Ach, dieſer Gavarni hat ſo viel Geſchmack, ſo viel Eleganz, ſeine Masken ſind ſo neu und ſchön; ich möchte ſie alle haben. Aber unglücklicherweiſe iſt der diesjährige Carneval ſo kurz . . . ich muß mich beeilen, eine Wahl zu treffen, und darum, ja nur darum . . .

— Haben Sie mich rufen laſſen?

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie dadurch von wichtigen Beſuchen abgehalten habe. Aber nein, Armand, ein viel wichtigerer Grund hat mich bewogen, mir die Freiheit zu nehmen, um Ihren Beſuch zu bitten. Es handelt ſich nicht vom Coſtüme, das ich auf dem nächſten Balle tragen will, ſondern von dem Cavalier, der bei den Feſten des Carnevals mein Begleiter ſein ſoll. Ich muß Sie bitten, mir einige Auskunft zu ertheilen. Sie kennen Herrn Leon de Renneville. Sein Benehmen gefällt mir. Das allein aber genügt nicht. Iſt er auch ſo reich, als er ſagt, eben ſo liebenswürdig, als er beim erſten Anblick zu ſein ſcheint? Iſt er ſanft, zärtlich, artig, zuvorkommend? Verlangt er nicht zu viel? Iſt er eiferſüchtig? Liebt er Bälle, Champagner, Galopps, Soupers? Schläft er bei Tage oder bei Nacht? Mit einem Wort, iſt er ein Cavalier, auf den man ſich vom erſten Neujahrstage bis zur letzten Nacht des Carnevals verlaſſen kann?

— Früher, liebe Henriette, habe ich Herrn von Renneville ziemlich genau gekannt. Er war ein junger Mann, ganz nach Ihren Wünſchen, immer guter Laune, außerordentlich vergnügungsſüchtig, ein luſtiger Geſellſchafter, ein unermüdlicher Tänzer, mit Einem Worte Alles, was Sie haben wollen. Im Winter verſchwendete er die Einkünfte des ganzen Jahres in Paris und brachte die übrige Zeit auf einem öden Landgute ſeines Oheims zu. Bei dieſem Erſparungsſyſteme war es ihm möglich, den kleinen Fond ſeines Vermögens ſo gut als möglich zu erhalten. Doch kann ich Ihnen nicht ſagen, wie ſeine Umſtände gegenwärtig beſchaffen ſind, denn ſeit länger als zwei Jahren habe ich ihn ganz aus dem Geſichte verloren.

— Zu etwas Anderm, lieber Armand! Iſt es wahr, daß Sie auf dem Punkte ſtehen, eine junge, reiche Perſon zu heirathen, in die Sie ſterblich verliebt ſind? Iſt es erlaubt, Ihnen meinen aufrichtigſten Glückwunſch darzubringen? Niemand, Sie wiſſen es, nimmt wärmern Antheil an Ihrem Schickſal, als Ihr ganz ergebene Dienerin; Niemand trägt heißere Wünſche für Ihr Wohl im Herzen, als Ihre einſt von Ihnen angebetete, jetzt troſtlos verlaſſene Dido.

— Danke, danke, Henriette, aber Ihre Wünſche werden nicht erhört werden. Die Heirath, von der Sie ſprechen, wird nicht zu Stande kommen; meine ganze Hoffnung iſt vernichtet.

— Ich verſtehe. Herr S. hält Sie für ſeine Tochter nicht reich genug. O dieſe herzloſen Bankiers! Sie können weiter nichts als Thaler zählen und wiſſen nicht, was Liebe iſt. Ich beklage Sie von ganzer Seele, mein Freund. Ach, darum ſehen Sie jetzt ſo blaß und melancholiſch aus. Armer Armand! Aber wiſſen Sie, daß es gar nicht klug von Ihnen iſt, ſich darum ſo abzuhärmen? Wenn Sie einen ſchlimmen Zahn und kein ſchmerzſtillendes Mittel haben, ſo iſt es das Klügſte, den Zahn auszureißen und in den Armen Ihrer Freundin den heilenden Balſam zu ſuchen. Der Carneval wird Ihnen Ihre Laune, Ihre Heiterkeit wiederbringen . . .

— Nein, alle Vergnügungen ſind für mich abgeblüht! Es iſt hohe Zeit, an ernſtere Dinge zu denken. Nur einem reichen Manne, ſagte er, wolle er die Hand ſeiner Tochter reichen. Nun gut, ich will verſuchen, Reichthümer zu ſammeln.

— Und glauben Sie, guter Armand, daß das ſo leicht iſt?

— Hab' ich nicht Kraft und Muth? Morgen reiſe ich nach Havre und in acht Tagen gehe ich von dort nach Amerika. Leben Sie wohl, Henriette!

— Wie, ſchon jetzt? ſagte Madame Saint-Achille und hielt Herrn Armand mit thränenfeuchtem Blick zurück.

Die Scene drohte äußerſt rührend zu werden, als zum Glück die Kammerfrau mit beſtürzter Miene eintrat und der zärtlichen Lorette ſo leiſe als nur möglich den Namen „Monſieur Duroſier" ins Ohr flüſterte.

— Der Unausſtehliche, erwiderte Madame Saint-Achille. Immer kommt er zu unrechter Zeit!

— Herr Timoleon Duroſier? fragte Armand.

— Ja!

— Ein langer, magerer Mann?

— Und ſehr häßlich, fügte die Lorette hinzu.

— Ungefähr vierzig Jahre alt.

— Mindeſtens! Sie kennen ihn?

— Er iſt mein Nebenbuhler, der mir vorgezogen wird, und der Die heirathen ſoll, die ich liebe.

— Ha, der Verräther! Aber hier bei mir darf er Sie nicht finden. Gehen Sie durch dieſe Thür hinaus . . . mein Kammermädchen wird Ihren Rückzug leiten . . . Auf Wiederſehen, mein Freund!

Gleich, nachdem Armand das Zimmer verlaſſen, nahm Madame Saint-Achille wieder ihre nachläſſige Lage auf dem Ruhebett ein, öffnete das Album und empfing dann mit himmliſcher Ruhe und dem unſchuldigſten Lächeln den kurz vorher angemeldeten Herrn Duroſier.

Der zukünftige Gemahl der Mademoiſelle S. wünſchte ihr einen guten Abend und ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha.

— Ich komme, um mich bei Ihnen zu verabſchieden.

— Sie verreiſen?

— Nein, ich heirathe.

Madame Saint-Achille, die auf dieſe bruske Antwort nicht vorbereitet war, wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte.

— Es mußte endlich ein Ende gemacht werden, fuhr Herr Duroſier fort. Ich werde älter und finde vielleicht morgen nicht mehr Das, was ſich mir heute darbietet. Die Vernunft erlaubt mir nicht, noch länger zu zögern. Ich muß mich von Ihnen losreißen, theure Henriette . . . ein Opfer, das, glauben Sie es, mir viel Ueberwindung koſtet, denn Niemand, liebe Freundin, weiß Ihre guten Eigenſchaften beſſer zu würdigen, mehr zu achten, als ich. Sie waren immer ſo gut und treu und erhaben über jeden Argwohn. Empfangen Sie zur Belohnung für Ihre treue Liebe dies ſchwache Zeichen meines wärmſten Dankes, ſo ſchloß er ſeine Rede und überreichte ihr einen prachtvollen Schmuck, den er bis dahin in ſeinem Hute verborgen gehalten hatte. Der Anblick dieſer blendenden, funkenſprühenden Edelſteine verſcheuchte die Wolken, die ſich auf Henriettens Stirn zuſammengezogen und Anfangs Sturm und Gewitter verkündigt hatten; dennoch hütete ſie ſich, die Freude, die jetzt ihr Herz erfüllte, unverhüllt durchblicken zu laſſen. Kurz vorher hatte Armands Abſchied ihren Augen Thränen entlockt; ſie benutzte dieſe koſtbaren Thränen, um die Rolle, welche ihr die Umſtände ſouflirten, möglichſt treu durchzuführen. Herr Duroſier hatte tauſend Mühe, ihren Schmerz zu beruhigen und Thränen zu ſtillen, welche den ſüßeſten Täuſchungen ſeiner Eigenliebe ſchmeichelten, und ſo kam es, daß ihm die Trennung ſchwerer wurde, als er im Voraus berechnet hatte.

Während dieſes Luſtſpiels ſtellte Armand auf der Straße die bitterſten Betrachtungen an.

— Dieſer abſcheuliche Menſch! Dieſer widerwärtige Duroſier! ſagte er zu ſich ſelbſt. Noch am Vorabende ſeiner Vermählung mit dem ſchönſten, anbetenswürdigſten Mädchen von ganz Paris, unterhält er mit Henrietten eine Liaiſon, die er vielleicht ſelbſt nach der Hochzeit noch nicht aufgeben wird. Arme bedauernswerthe Amélie! O laß mich noch einmal die ſüßen, theuern Worte des Abſchieds leſen, die mir Deine Liebe, Deinen Kummer malen.

Armand trat jetzt in den Café Tortoni ein und zog hier

---

das W
bei Lic

un
vi
W
fri
un
na

Ar
flogen,
ſitz dieſe
letot, d
wiſcht
Duroſie
war.
wechslu
tetes W
Die gle
hatten i
als erſt
—
mag du
Brief ſi
ſie nur
Teufele

ieſchen aus der Taſche ſeines Paletot hervor, um es
te noch ein Mal durchzuleſen.

»Mein theurer Freund. Verlieren Sie keine Zeit
d kaufen Sie noch heute Abend auf der kleinen Börſe ſo
l Papiere, als Sie auftreiben können. Ich bin im
eſitz einer äußerſt wichtigen Nachricht, die erſt morgen
ih bekannt werden und ein außerordentliches Steigen
fehlbar herbeiführen wird. Beſuchen Sie mich gleich
ch abgeſchloſſenem Kaufe; mit Sehnſucht erwartet Sie
Ihr F. M . . . «

mand hatte kaum die erſten Zeilen dieſes Briefes durch-
als ihm das Räthſel, auf welche Weiſe er in den Be-
es Briefes gekommen ſei, bereits gelöſt war. Der Pa-
en er in dem dunkeln Vorzimmer beim Weggehen er-
hatte, war nicht der ſeinige, ſondern der des Herrn
r, an den jener Brief, welchen er ſoeben geleſen, adreſſirt
Nichts Einfacheres und Natürlicheres, als dieſe Ver-
ng der Paletots, herbeigeführt durch ein ſchlecht erleuch-
orzimmer und durch die haſtige Eile ſeines Rückzugs.
iche Form und die bequeme Breite der beiden Paletots
hm nicht erlaubt, dieſe Verwechslung eher zu bemerken,
jetzt.

Sogleich will ich zu Henrietten zurückkehren, denn ich
rchaus nicht, daß Duroſier in meinem Paletot Amélie's
inde, mag durchaus nicht, daß er jene Zeilen leſe, die
für mich und nicht für ihn geſchrieben hat.

Als Armand vom Kaffeehaus auf den Boulevard hinaustrat, begegnete er einem ſeiner älteſten Bekannten, einem Wechſel-Agenten.

— Haben Sie nicht Luſt, fragte ihn dieſer, wieder einmal ein kleines Geſchäft zu machen?

Dieſe Frage ſank wie ein Blitzſtrahl in Armands Hirn.

— Es hängt ganz von Ihnen ab, heute ein ganz brillantes Geſchäft für mich abzuſchließen.

— Wirklich? Wiſſen Sie irgend eine Neuigkeit? Ich hoffe, daß Sie mir den Vorzug geben werden. Sie wiſſen, ich bin Ihr Freund . . .

— Ja, ein Freund, der mir ſchon oft Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gegeben hat, für die ich ihm ewig dankbar bleiben werde. Heute, jetzt, ſogleich, müſſen Sie mir einen neuen Dienſt erweiſen und mir Ihren Credit für ein Geſchäft leihen, bei dem viel zu gewinnen und nichts zu verlieren iſt.

— Wir theilen.

— Mit Vergnügen, und morgen früh hat Jeder von uns mindeſtens 200,000 Francs gewonnen.

— Abgemacht!

Armand zeigte ihm nun das Billet; der Agent erkannte die Handſchrift und rief: Das iſt ſicheres Geld! Ein Mann, der ſo geſtellt iſt, daß er Alles wiſſen muß! Schon ſeit lange argwohnte ich, daß er mit Duroſier in Verbindung ſtehe. Sein Sie unbeſorgt und rechnen Sie auf mich; in einer Stunde iſt die Sache abgemacht . . . man vermuthet nichts

ietet von allen Seiten Renten aus . . . ich kaufe Alles,
ch auftreiben kann, ſprach der Agent und rannte eilig
um keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

lls Armand Henriettens Wohnung erreicht hatte, war
ier bereits fortgegangen. Er hatte ruhig den Paletot
Nebenbuhlers angezogen und ſich nach der Oper begeben,
n Wechſel-Agent ihn erwartete.

– Laßt ſehen, ſagte er zu ſich, als er in den Foyer ein-
n war, was mein Freund mir zu ſagen hat. Man
mir ſeinen Brief in dem Augenblick, als ich in den
einſteigen wollte, und mir blieb nur ſo viel Zeit, um
flüchtigen Blick auf ſeine Unterſchrift zu werfen. Iſt es
kaufen oder zu verkaufen? Voyons, ſagte er und holte
r Taſche des Paletot einen Brief hervor, den er haſtig
, ohne die Adreſſe geleſen zu haben.

err Duroſier war nicht wenig erſtaunt, als er die erſten
ilen las, die, überquellend von Liebe und Verzweiflung,
n: »Theurer Armand« und ſchloſſen: »ewige Liebe, un-
bliche Treue . . . Deine Amélie.«

ieſe Handſchrift war ihm leider nur zu genau bekannt.
nd, daß er den Paletot ſeines Nebenbuhlers erwiſcht
egriff er ſehr bald durch den darin gefundenen Brief,
doppelt getäuſcht, doppelt betrogen ſei, von Amélie
n Henrietten. Für Letztere kam dieſe Entdeckung glück-
eiſe zu ſpät, denn ſie hatte bereits ihren Schmuck als
ſeines wärmſten Dankes zur Belohnung ihrer unver-

letzten Treue. Was Amélie anlangte, ſo war Herr Duroſier noch nicht einig mit ſich, ob er mit ihr brechen oder ſie dennoch heirathen ſolle. Sie hatte ja eine ſo ſchöne Mitgift! Sein zukünftiger Schwiegervater war ja einer der reichſten Bankiers!

Am andern Morgen ließ ſich Armand bei ſeinem Nebenbuhler anmelden.

— Wir haben einen Tauſch, oder richtiger geſagt, zwei Tauſche zu machen, ſagte er zu Herrn Duroſier.

— Ja, mein Herr . . . zuerſt einen Paletot und dann einen Brief . . .

— Was den Paletot anbelangt, der iſt bald getauſcht . . . was aber den Brief betrifft . . .

— Erklären Sie ſich, mein Herr!

— Ohne Zweifel haben Sie geleſen, was Amélie mir geſchrieben hat. Geſtehen Sie es frei und unumwunden. Um Ihnen dazu mehr Muth zu machen, bekenne ich Ihnen, daß ich das kleine Billet geleſen, welches ich in Ihrem Paletot gefunden . . .

— Eh bien, mein Herr, ich geſtehe Amélie's Brief geleſen zu haben.

— Und wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo werden Sie nunmehr beſchloſſen haben, auf Amélie's Herz und Hand Verzicht zu leiſten.

— Im Gegentheil, mein Herr! Nach reiflicher Ueberlegung beſtehe ich jetzt mehr als je darauf, daß ſie mich heirathen muß. Das Billet iſt nichts Anderes, als eine jugendliche Verirrung . . . Amélie hat gute Grundſätze . . . ſie wird ſich beſſern und mich mit der Zeit lieb gewinnen. Ueberdem hat Herr S. mein Wort . . .

— Er entbindet Sie Ihres Worts, wenn Sie ihm das ſeinige zurückgeben. Dieſes Wort, das er Ihnen gegeben, iſt jetzt das einzige Hinderniß, welches der Erfüllung unſerer Wünſche im Wege ſteht.

— So viel mir bekannt, hat Herr S. Ihren Heirathsantrag ein für allemal zurückgewieſen.

— Ja, das geſchah früher, ſo lange ich noch arm war. Aber heute bin ich mit Einem Male reich geworden . . . ich habe nun 200,000 Francs.

— Alſo eine Erbſchaft?

— Das nicht! Ich habe mein Glück in der Taſche Ihres Paletot gefunden.

— Wie? Was? Das Billet? Und Sie haben es gemißbraucht?

— Zu dienen! Der Rath war gut, ich habe ihn befolgt und mein Schäfchen ins Trockene geführt.

— Schon dieſer Zug allein überhebt mich aller Schonung gegen Sie. Ich erkläre Ihnen, daß ich auf mein Recht beſtehen und Amélie heirathen werde.

— In dieſem Falle, mein Herr, behalten Sie Amélie's Brief und ich behalte den Ihres Correſpondenten.

— Und was gedenken Sie damit anzufangen?

— Ich will ihn als ein koſtbares Aktenſtück ſtrafbarer

Induſtrie der Oeffentlichkeit übergeben, dem Urheber dieſes Briefes nachforſchen und ihn und Sie ins Verderben ſtürzen.

— Halten Sie ein, junger Freund, wir wollen uns gegenſeitig nicht übereilen. Sie lieben Amélie? Sie lieben ſie wirklich?

— Bis zum Wahnſinn!

— Gut, ich trete zurück, wenn Sie mir jenen Brief aushändigen.

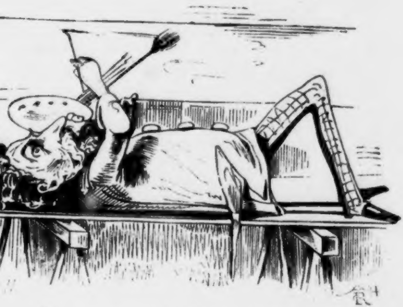
Und das geſchah.

* * *

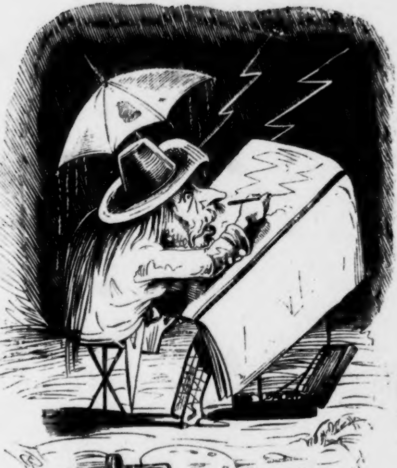
Vier Wochen ſpäter las man in den Zeitungen unter den Neuvermählten:

»Armand L . . .   Amélie S . . .«

ölf Tage aus dem Leben eines Malers.

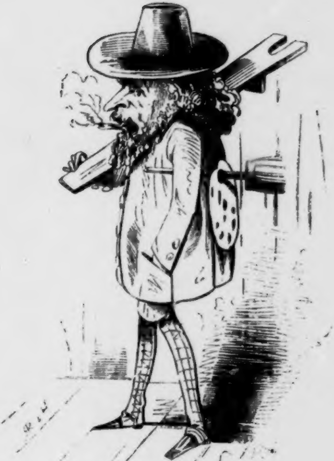


Der Künſtler im dolce far niente.

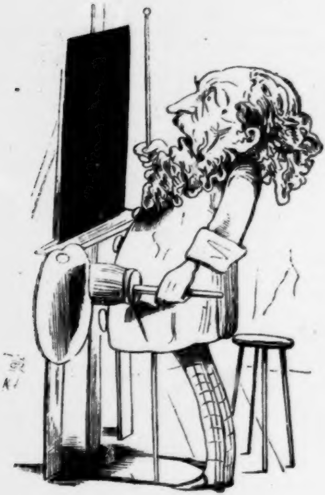


Der Künſtler, vertieft im Anſchauen der Natur, malt e
Gewitter.

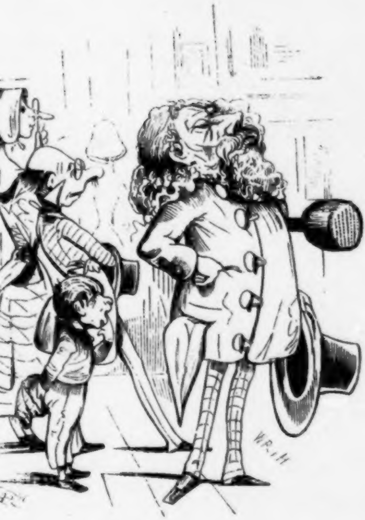
in



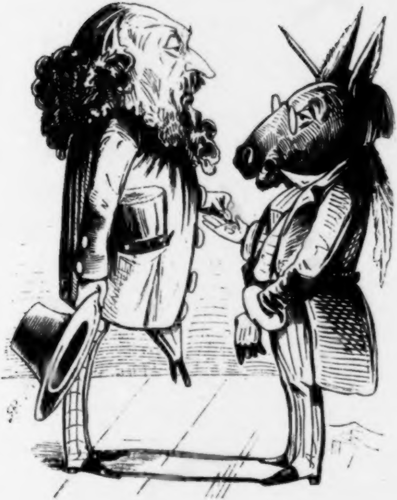
Der Künſtler in ſeinem Berufe als Decorationsmaler.



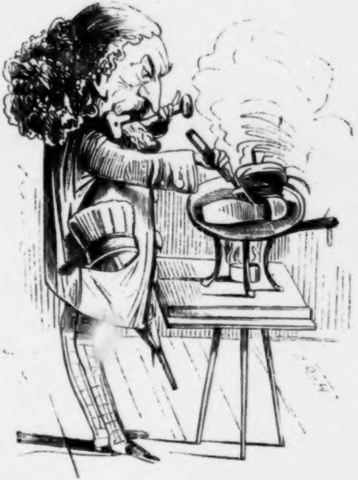
Der Künſtler vollendet als Hiſtorienmaler ſeine heilige Chriſtnacht.



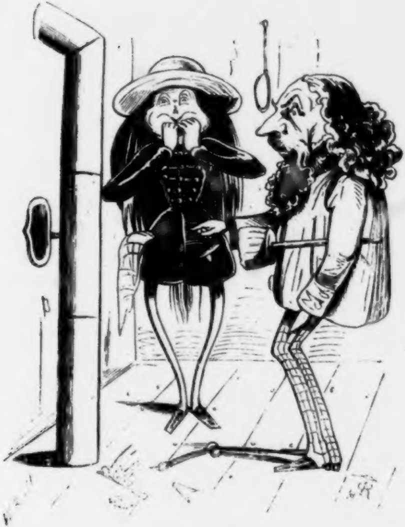
Der Maler auf der Kunſtausſtellung.



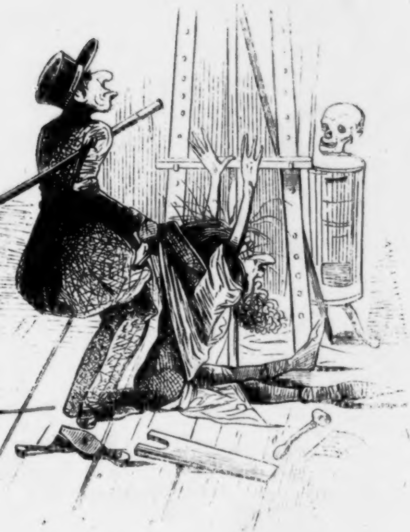
Ein Recenſent, welcher vom Künſtler geſchmiert wird.



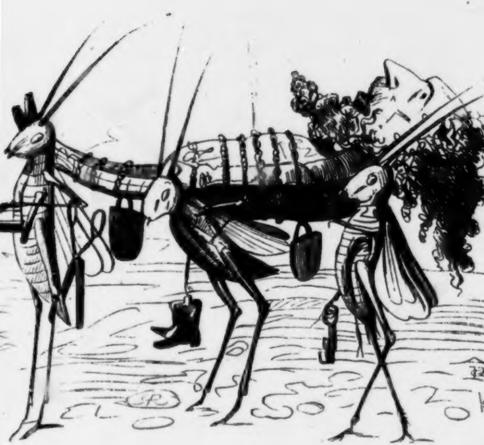
Der Künſtler befriedigt ſeinen knurrenden Magen mit gebackenen Stiefeln.



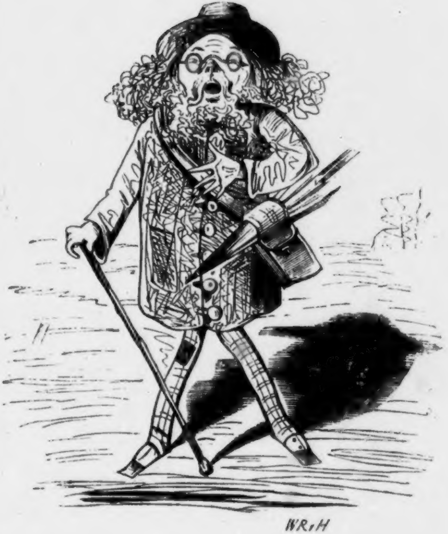
Billige Methode, im Winter im Dachſtübchen ohne Ofen zu . . . frieren.



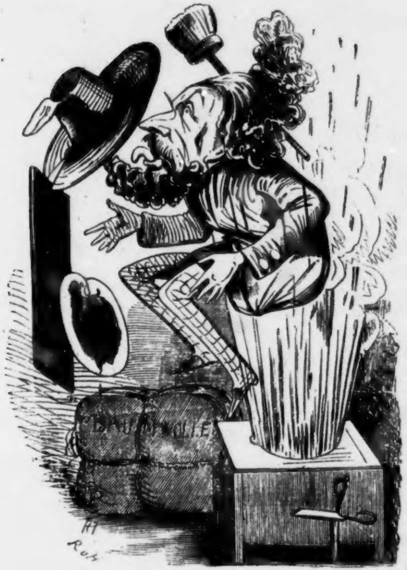
Der arme Künſtler wird ausgepfändet.



Der Künſtler wird von ſeinen Gläubigern in den Perſonal-Arreſt gebracht.



Der Künſtler, aus dem Perſonalarreſt entlaſſen, kehrt aufgelöſt in ſein Atelier zurück.



Der lebensmüde Künſtler tödtet ſich mittelſt Schießbaumwol

Herr Zwieback und Fräulein Chocolade,

oder

Das Weib, wie es **nicht** ſein ſoll.

Herr Chryſoſtomus Zwieback iſt zu beklagen! Denn er gehört zu der großen Schaar jener Märtyrer, die in der verhängnißvollen Eheſtandslotterie eine pyramidale Niete gezogen haben. Dieſe Niete heißt Eulalia und iſt eine geborene Chocolade, die ihrem Zwieback nichts als ein paar ſüße Reize, den Cacao der Jugend und die Vanille der Schönheit, als ſchnell vergängliche Morgengabe, mitgebracht hat. Der arme Zwieback, der ſechzehn Jahre älter als ſeine ihm angetraute Chocolade iſt, führt ſeit ſeiner Verheirathung ein höchſt unglückliches Leben, denn wohl ſelten hat es zwei ſchreiendere Gegenſätze gegeben, als ſie und ihn. Zwieback ſcheint für alle Freuden dieſes Lebens abgeſtumpft; Dame Chocolade aber iſt im höchſten Grade vergnügungsſüchtig: er gähnt, ſie hingegen will unterhalten ſein; ſie will jeden Ball, er dagegen keinen einzigen beſuchen; ſie will ſich die ganze Nacht hindurch den Aufregungen der Polka überlaſſen, er hingegen ſchon um zehn Uhr in den ſchlafbringenden Federn liegen. Das Alles aber ſind Contraſte, die ſich faſt in jeder Ehe finden, in welcher die weibliche Hälfte jünger als die männliche iſt; aber der Hauptcontraſt in dieſer Zwieback- und Chocoladen-Ehe beſteht einfach darin, daß er ein einfach-ehrlicher Philiſter iſt, ſie hingegen ein Blauſtrumpf, der zu der Legion jener Frauen gehört, die ſich um jeden Preis von der Oberherrſchaft ihrer Ehemänner emancipiren wollen.

Die großen und kleinen Leiden des armen Herrn Zwieback ſind in der That nicht zu zählen. Er iſt ihr Jockey, ihr Groom, ihr Laufburſche, ihr Koch, ihr Abſchreiber, ihre Kindermuhme, kurz, Alles, nur nicht . . . ihr Mann.

Der Blauſtrumpf iſt ein Weſen, das mit Gott und aller Welt in ununterbrochenem Briefwechſel ſteht. Sobald die Chocolade ein neues Werk unter der Feder hat, ſchreibt ſie an dreihundert Buchhändler, weil ſie im Voraus überzeugt iſt, daß zweihundertneunundneunzig dieſer „filzigen Autorenſchinder" ſie kaum einer Antwort würdigen, viel weniger ihr Opus 999 in Verlag nehmen werden. Dieſe dreihundert Briefe muß der arme Zwieback ins Reine bringen, weil Eulalia Chocolade wohl einen fließenden Styl, aber, wie faſt jeder genial ſein wollende Blauſtrumpf, eine hieroglyphiſche Handſchrif ſchreibt. Dieſe Briefe müſſen verſiegelt, müſſen adreſſirt und auf die Poſt getragen werden. Von wem? Ah, von wem anders, als von dem überaus glücklichen Gemahl dieſer Frau

Hat dann einer von jenen dreihundert Filzen „angebiſſen", dann wandert das Manuſcript in die Druckerei, dann be ginnen die eigentlichen Marterwochen des armen Zwieback. Täglich erhält Madame Chocolade eine Correctur . . . täglich muß ihr ehelicher Galopin fünf und oft auch zehn Mal zum Drucker laufen, um einen Fehler, den ſie — oft abſichtlich — ſtehen ließ, auszumerzen. Eines umgekehrten u wegen muß der ärmſte aller Laufburſchen oft in einem Wetter, wo man nur ungern einen Hund hinausjagt, von einem Ende der Stadt zum andern laufen, um aus dem u ein n zu machen.

Iſt das Werk erſchienen, dann muß der beklagenswerthe Zwieback von einem Kaffeehaus ins andere rennen, ſich überall in die dichten Nebel oſſianiſchen Incognitos hüllen, mit aller Welt Geſpräche anknüpfen, die Unterhaltung auf die neueſten Erſcheinungen der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur lenken und den jüngſten Erguß ſeiner Chocolade in den ſiebenten Himmel erheben.

— Ah, den Roman müſſen Sie leſen! So Etwas iſt noch nicht dageweſen! Das hat keine Literatur der Welt aufzuweiſen. Jeder Zoll dieſer Zwieback iſt ein Stück Kuchen! Verſäumen Sie nicht, das Buch zu leſen, denn ich fürchte, es wird bald verboten werden.

— Verboten werden? fragt der Kreis ſeiner Zuhörer. Warum ſoll es verboten werden?

— Weil das brave Weib Communismus predigt und der Monogamie den Krieg erklärt und Vielmännerei verlangt.

— Ah, das muß ich leſen, ruft einer der jungen Leute, die am nächſten Tiſche mit der geiſtreichſten Miene der Welt „Schafskopf" ſpielen.

Dann muß Zwieback aus einem Laden in den andern rennen und fragen:

— Haben Sie die Büſte der Zwieback? Haben Sie die Statuette der berühmten Chocolade?

— Wer iſt Zwieback? Wer iſt Chocolade? fragen die Kaufleute.

— Wie, meine Herren, Sie kennen die erſte Notabilität der deutſchen Literatur, Sie kennen unſere Georges Sand nicht?

— Haben nicht die Ehre, lautet die Antwort.

— Dann bedauere ich Sie, ſagt der Colporteur ſeiner Frau und durchbohrt die Philiſter mit einem Blick, in welchem hundert Schwefelhölzchen ſeiner tiefſten Verachtung eng in einander geſchachtelt ſind.

Dann läuft er zu den Bilderhändlern.

— Was wünſchen Sie? fragt der ladenfreundliche Adonis.

— Das Bild der großen Zwieback.

— Wir haben ſie nicht auf dem Lager, erwidert der Commis; doch werden wir ſie noch heute verſchreiben.

— Thun Sie das, ſpricht der noch immer in's Dunkel des Incognito gehüllte Gemahl. Alle Welt will jetzt das Bild dieſer großen Frau beſitzen. Sie werden gute Geſchäfte damit machen, betheuert der gute Mann und rennt weiter.

Was aber iſt der Lohn für ſo viel Aufopferung?

Wenn er — je nach der Jahreszeit — halb erfroren

---

oder bis
heimkehrt
Kamine
tritt in
—
—
—
men.
triguenſt
—
—
Und
die an je
mahlin
Zum
Mitarbeit
man, mit
ten ein
ſpiel u.
Aber
Schöngei
für zweiu
Zwieback
Mann
herausne
—

auf die Knochen durchnäßt -- in ſeine Wohnung
und ſich wärmen oder trocknen will am traulichen
ſeiner Eulalia, dann verwehrt ihm die Zoſe den Ein-
as Arbeitszimmer der gnädigen Frau.
Sie dürfen jetzt nicht hinein.
Warum nicht? fragt der beklagenswerthe Zwieback.
Einer der Mitarbeiter der gnädigen Frau iſt gekom-
ie gehen zuſammen den letzten Akt eines heitern In-
icks durch und wollen . . .
Was wollen ſie? ſchreit der knirſchende Zwieback.
Nicht geſtört ſein! lächelt die Zoſe.
Zwieback, der Glückliche, nimmt eine Stellung an,
ne Salzſäule erinnert, in welche der Ewige die Ge-
es guten Loth verwandelt haben ſoll.
Unglück hat unſer Blauſtrumpf mehr als einen
er. Mit dem Einen ſtrickt er einen hiſtoriſchen Ro-
dem Andern ein antikes Trauerſpiel, mit dem Drit-
Heldengedicht, mit dem Vierten ein modernes Luſt-
. w.
der unverſchämteſte ihrer Mitarbeiter iſt ein junger
t, Herr von Kuchen, der zugleich die Correſpondenz
ndzwanzig auswärtige Zeitungen beſorgt und Madame
bald da, bald dort, in die Wolken hebt. Solch ein
rf ſich ſchon etwas mehr als jeder Andere bei ihr
men.
Ihr Mann, liebe Eulalie, iſt ein koloſſaler Flegel.

Wenn wir uns auf der Straße begegnen, verlangt er, daß ich ihn grüßen ſoll. Dieu de Dieu, da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle Männer grüßen ſollte, deren Frauen ich den Hof mache, ſagt Herr von Kuchen und dreht ſich ſeinen Schnurbart.

In demſelben Augenblick ſteckt der alte Zwieback den Kopf zur Thür hinein mit der beſcheidenen Frage:

— Stör' ich?

— Ja! lautet die lakoniſche Antwort des Herrn von Kuchen, der an der Seite der ſüßen Chocolade ruhig ſitzen bleibt.

Der Kopf unſeres Zwiebacks verſchwindet.

— Das iſt denn doch zu ſtark! ruft er aus, verliert urplötzlich die Geduld und rennt zu ſeinem Sachwalter.

Zufällig begegnet er ihm auf der Straße.

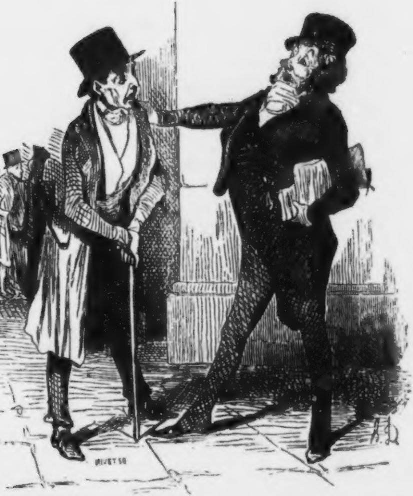
— Sie kommen wie vom Himmel geſandt! ruft der unglückliche Märtyrer.

— Was wollen Sie? fragt der Anwalt.

— Sie inſtändigſt bitten, einen der Hausfreunde meiner Frau, den Herrn von Kuchen, zu verklagen.

— Weshalb? wünſcht der Handlanger der Gerechtigkeit zu erfahren.

Der traurige Zwieback erzählt die luſtige Geſchichte. Der Advokat ſchlägt eine boshafte Lache auf; dann legt er eine Hand auf die Schulter des unglücklichen Klienten und ſagt:



Mann Gottes, wenn Sie jeden Liebhaber Ihrer wer-
rau Gemahlin gleich verklagen wollen, dann werden
ld mit der ganzen Stadt in Prozeß liegen.

Und ohne Zwiebacks Antwort abzuwarten, kehrt er ihm den Rücken zu und läßt ihn ſtehen.

— Dann muß ich mir ſelbſt helfen, ſagt der rathloſe Mann. Wenn ich noch ein Mal den patzigen Kuchen bei meiner ſüßen Chocolade treffe, dann ſchlage ich ihm alle Roſinen im Leibe entzwei.

* * *

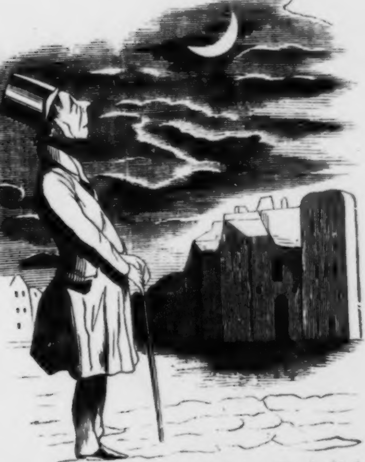
Moral:

— Man heirathe keine Frau, welche ein Blauſtrumpf iſt.

— Es giebt gewiſſe Kuchen, welche unverdaulicher als Commisbrod ſind.

— Unter zehn Ehen ſind neune — Wehen.

Monolog eines Philiſters.



Dir, ſtillbewegt Jemüth, ooch der Mond is jehörnt!

Georgina Indigo.

Im reichen Kranze jener vielen Blumen, welche die neue Welt der alten geſchenkt hat, iſt die Georgine unbeſtritten eine der ſchönſten. Nach Linné's künſtlichem Syſteme gehört ſie der neunzehnten Klaſſe der zweiten Ordnung (Syngenesia superflua), nach Juſſieu's natürlichem Syſteme aber der Familie der Synanthereen oder korbblüthigen Pflanzen an. Die Heimath dieſer Blume iſt Mexiko. Der Erſte, der ſie vor länger als ſechzig Jahren von dort nach Spanien gebracht hatte, war Anton Joſeph Cavanilles, der ihr, zur Erinnerung an den ſchwediſchen Botaniker Andreas Dahl, den Namen „Dahlia" gab. Dieſer Name aber veranlaßte manche Verwechslung, weil ſchon eine Pflanze, nach dem Deutſchen Johann Thal, „Thalia" und eine andere, nach dem Engländer Samuel Dale, „Dalea" hieß. Das veranlaßte Herrn Willdenow, die „Dahlia", zu Ehren König Georgs III. von England, der einer der größten

„Georgine" umgetauft. Seit 1804, vo Alexander von Humboldt die erſte Blume dieſes Namens ach Deutſchland gebracht, hat ſie ſich in mehr als fünfzehnhundert Spielarten über alle Gärten Europa's verbreitet und ſich in Deutſchland und Frankreich, vor Allem aber in England, zum Range einer der erſten Modeblumen der ſemmelblonden Ladies erhoben. Alles, was ältere Schriftſteller von der etzt ganz aus der Mode gekommenen Tulpomanie der holländiſchen Mynheers erzählen, iſt Kinderſpiel gegen den Georginen-Luxus der guten Engliſhmen. Vor zehn Jahren wurden von einem der erſten Blumenfreunde Londons für einen künſtlich geordneten Georginenflor ſiebenzigtauſend Francs bezahlt und erſt vor drei Jahren wurde für eine ſchwarze Georgine (Georgina Othello) eines der ſchönſten Bilder von Murillo eingetauſcht.

Zum Glück und Ruhme des reichen und mächtigen Englands fehlt jetzt — wie uns ein franzöſiſches Blatt erzählt — weiter nichts als eine blaue Georgine. Seit fünf Jahren erſchöpfen ſich ſämmtliche Gartengeſellſchaften der drei vereinigten Königreiche in Verſuchen, durch tauſend ſinnige und unſinnige Experimente eine Blume dieſer Farbe, eine „Georgina Indigo", zu erzeugen.

Der geiſtreichſte dieſer Verſuche war zweifelsohne der: dem Schöpfer einer blauen Georgine eine Nationalbelohnung von tauſend Pfund Sterling zu verſprechen. Tauſend Pfund ſind in dieſer geldſchwülen Zeit kein Pappenſtiel; tauſend Pfund ſind faſt ſiebentauſend Thaler, ſind über fünfundzwanzigtauſend Francs, und dies ehrenwerthe Sümmchen hat die botaniſche Gartengeſellſchaft zu Dublin als Preis für den Blauen-Georginen-Finder ausgeſetzt.

Seit dieſer Zeit zerbricht ſich jeder arme Teufel, welcher im Handumdrehen reich zu werden wünſcht, ſein reſpektables Gehirn, ein Mittel zu finden, das die Georgine und den Dubliner Blumen-Clubb blau anlaufen läßt.

Kein Menſch denkt jetzt mehr an den Stein der Weiſen, n die Quadratur des Zirkels, an die Erfindung einer ewigen Bewegung; alle armen Teufel denken jetzt an weiter nichts, ls an die Erzeugung einer königsblauen Georgine und an den Preis von tauſend Pfund Sterling.

Dies hatte ich geſtern Nacht, kurz vor'm Einſchlafen, im Pariſer „Charivari" geleſen und war gleich darauf in die Arme nes liebenswürdigen Traumes geſunken, den ich erzählen will.

Mitten im ſüßeſten Schlafe fühlte ich mich an meiner aſe gezupft.

— Wer da? fragte ich im Traume.

— Göttin Flora, erwiderte eine reizende Fee, die, in uſend Düfte eingehüllt, vor meinem Lager ſtand.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches? fragte die Göttin der Blumen.

— Ich erſcheine, um Sie glücklich zu machen.

— Wodurch? fragte ich beſtürzt, weil ich, trotz aller Mühe, e ich mir gab, das Gähnen nicht unterdrücken konnte.

—
Manne n
—
mit der
zu verſtel
Sie mir
—
den die g
Georgine
— G
— D
Garten fü
— J
— P
heit und
Ich
und erblick
Scheine v
erkennen g
auf und ſ
deſſen, wa
überzeugen
ausſtrecken
an mein F
ſenkte ſich
Minute ei

Durch ein Mittel, das Sie in einem Nu zum reichen achen ſoll.

Nehmen Sie Platz, Madame, ſagte ich und klopfte Hand auf mein Bett, eine Pantomime, die ſie nicht en ſchien. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo wollen . . .

Den Preis von tauſend Pfund Sterling verſchaffen, ute Stadt Dublin auf die Erzeugung einer blauen ausgeſetzt hat.

Ganz recht; wo aber finde ich dieſen weißen Raben?

Am Fenſter Ihres Schlafzimmers, das in Ihren kleinen hrt.

Iſt dies wahr, Madame? fragte ich, mich emporrichtend.

arole de Flore! erwiderte die blumengeſalbte Gottverduftete.

aber ſprang pfeilſchnell aus dem Bett ans Fenſter te dort einen Topf, in welchem ich beim trügeriſchen on Luna's galanter Leuchte eine blaue Georgine zu glaubte. Mit pochendem Herzen riß ich das Fenſter ſteckte den Kopf heraus, um mich von der Wahrheit as ich durch die Scheiben geſehen hatte, genauer zu t; doch in demſelben Augenblick, als ich die Hand wollte, um den Blumentopf, welchen Göttin Flora Fenſter hingezaubert hatte, in Sicherheit zu bringen, aus dem zweiten Stockwerke, wo ſich in derſelben n Fenſter geöffnet hatte, auf mein Haupt ein höchſt unangenehmer Nachtthau herab, der meinen freudigen Traum in ein trauriges Erwachen verwandelte. Göttin Flora und die blaue Georgine waren verſchwunden. An der Stelle der Letztern ſtand eine blaue Winde.

Für jene Leſer aber, welche Georginenfreunde ſind und nebenher den Dubliner Preis gewinnen wollen, theile ich hier eine Ueberſicht der beſten Werke über die Cultur der Georginen mit:

1. Essai sur la culture, la nomenclature et la classification du Dahlia, Paris 1828. 8.

2. Comte Lelieur de Ville-sur-Arce, Mémoire sur le Dahlia et sur sa culture, Paris 1829. 8.

3. W. Gerhard, Zur Geſchichte, Claſſifikation und Cultur der Georginen oder Dahlien, Leipzig 1836. 8.

4. J. Paxton, La culture du Dahlia, Paris 1839. 16.

5. A. Legrand, Le Dahlia; son histoire et sa culture, Paris 1842. 12.

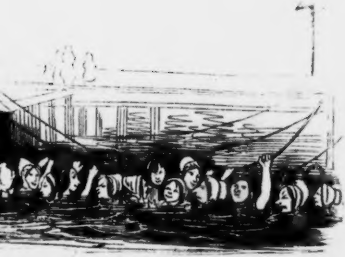
6. A. Magerſtedt, Geſchichte und Cultur der Georginen, Sondershauſen 1843. 8.

Reizender

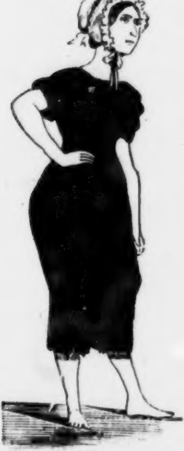
ſ

Teufelei

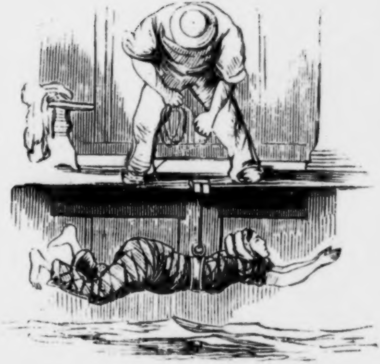
Ehret die Frauen!!!



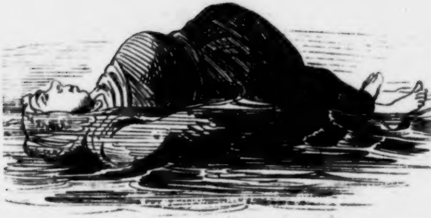
Anblick einer Schwimmſchule, beſtimmt für die
hönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts.



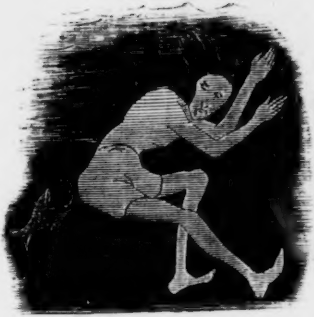
Der Gang in's Waſſer.



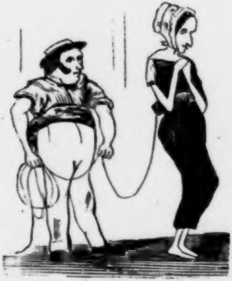
Erſte Lektion.



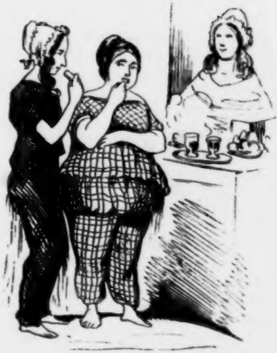
Die Frau Baronin ſchwimmen auf dem Rücken.



Ein Rencontre im Schooße des Waſſers.

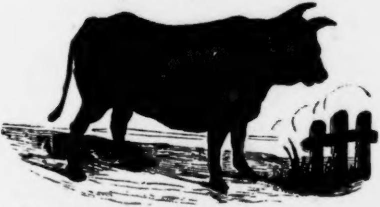


Eine jugendliche Liebhaberin an der Leine.



Stärkung nach dem Bade.

Offener Brief
des



dermalen auf der Meſſe zu Leipzig,
an
den Redakteur des „Charivari".

Es iſt gewiß nicht das erſte Mal, daß ein Ochſe an Sie ſchreibt. Wer, wie Sie, ſeit achtzehn Jahren Journale redigirt, kommt mit vielen Ochſen in Colliſion und hat gewiß ſchon von Manchem meines Gleichen Briefe erhalten, Briefe, Ochſe, aber keineswegs ſo unbeſcheiden, mir ein Urtheil anzumaßen über Dinge, die ich nicht verſtehe. Der Grund, weshalb ich mich ſchriftlich an Sie wende, iſt einfach der, Sie inzuladen, mir im Laufe dieſer Tage die Ehre Ihres Beſuches u ſchenken.

Ich laſſe mich ſeit Kurzem auf dem Roßplatze ſehen. Jede Perſon, die meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſcht, zahlt zwei Neugroſchen. Ich habe den Eintrittspreis bſichtlich ſo gering geſtellt, um auch den unbemittelten Bewohnern Ihrer Stadt den Genuß zu verſchaffen, den größten Ochſen ſeiner Zeit von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Ich bin ein geborner Schweizer und wiege achtundneun- ig Centner. Wenn Sie bedenken, daß Sie oft fünfzehn und wanzig Neugroſchen opfern, um ganz gewöhnliche Ochſen zu ewundern, ſo werden Sie meine Anſprüche an das Publikum ewiß höchſt beſcheiden finden. Meine nähere Bekanntſchaft wird Ihnen die Ueberzeugung verſchaffen, daß man einen Ochſen meiner Art nicht alle Tage ſieht. Ich rauche Cigarren, m liebſten dos amygos, trinke baieriſch Bier und leſe kein ournal ſo gern, als das „ſächſiſche Volksblatt“. Sie ſehen, mein Herr, daß es mir weder an Geſchmack, noch an Intel- genz fehlt. Ich liebe Kunſt und Literatur, mehr als man- er ſogenannte Mäcen, und beſchäftige mich in meinen Mußevorzugsweiſe mit Geſchichte und Poeſie. Einer meiner Lieblingsdichter iſt der ſelige Baron Lorenz und — ſeitdem er die Winterquartiere des Jenſeits bezogen hat — der ehemalige kosmopolitiſche Nachtwächter und gegenwärtige königlich würtembergiſche Legationsrath Franz von Dingelſtedt, bei welchem ich leſen gelernt, als er noch Schulmeiſter in Fulda geweſen war. Auch ich, mein Herr, habe eine poetiſche Ader und dichte, jedoch nur zu meinem Vergnügen. Mehrere meiner Collegen, denen ich einige meiner poetiſchen Erſtlinge vorgeleſen, haben mich zu überreden verſucht, meine „gehörnten Lieder" dem Drucke zu übergeben, ich aber denke wie jener Baron von Pappendeckel:

»Ich mache Verſe zwar,
Doch laſſ' ich ſie nicht drucken,
Ich bin ein Cavalier
Und . . . habe meine Mucken.«

Zu dieſen Mucken gehört auch die, daß ich gern in jeder Stadt, wo ich mich ſehen laſſe, einen Akt meiner Wohlthätigkeitsliebe ausübe. In Leipzig angekommen, war mein erſter Weg nach dem Muſeum. Ich zahlte fünf Neugroſchen und ſchrieb mich ins Frembenbuch als Dr. Ochs aus Baſel, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ein. Auf dem Muſeum machte ich die Bekanntſchaft aller Notabilitäten der deutſchen Literatur und Grogtrinker. Unter dieſen befand ſich auch Herr Profeſſor Mehemet Schulze, der mich fragte, ob ich nicht Luſt hätte, Abends einer Sitzung des Schriftſteller-Vereins beizuwohnen. Die Verhandlungen würden jedenfalls höchſt intereſſant werden, da eines der ehrenwerthen Mitglieder, welchem ein benachbartes Blatt vierzehn und zweidrittel Zeilen nachgedruckt, einen höchſt geiſtreichen Vortrag über Nachdruck zu halten verſprochen habe. Sie können ſich denken, mein Herr, daß ich dieſe Einladung augenblicklich annahm. Um kein Jota der Verhandlung zu verſäumen, erſchien ich eine Stunde vor Beginn der Sitzung. Der Anblick des Saales war impoſant. Der Vorſitzende der Nachdrucks-Commiſſion ſaß bei ſieben Gläſern Bier und erwartete die andern ſechs (Mitglieder nämlich); aber zwei volle Stunden vergingen und der einzige Menſch, welcher erſchien, war der Marqueur, welcher dem Vorſitzenden das achte Glas Baieriſch überreichte. — Iſt auch dieſer Herr, fragte ich, auf den Marqueur zeigend, Mitglied des Literaten-Vereins? — Wo denken Sie hin! ſagte der Vorſtand und beſtellte das neunte Glas. Das Bier iſt vortrefflich! fügte er hinzu und drehte die Enden ſeines reizenden Schnurrbarts. Haben Sie ſchon Etwas drucken laſſen? fragte er mich, indem er ein Bein über das andere ſchlug und dabei eine höchſt impoſante Miene annahm. — Bis jetzt noch nicht, erwiderte ich kleinlaut. — Nun, dann will ich Sie als Mitglied vorſchlagen! — Wollten Sie das wirklich? fragte ich entzückt. — Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe und beſtellte das zehnte Glas. — Cerevisia est bonus, fügte er hinzu und legte die Schöße ſeines Rockes über die Stuhllehne. Ich hätte hinſinken und die Füße dieſes Mannes küſſen mögen; doch ſeine Beſcheidenzweite Mitglied und begann ſeinen Vortrag über Nachdruck. Beide Herren debattirten … ich hörte und ſchwieg. Als der Vorſtand in Hitze gerieth, rief er mit dem ganzen Wohllaut ſeiner Stentorſtimme: »Kellner, noch ein Glas Bier . . . die Sitzung iſt aufgehoben!« Dann trennte ſich die Verſammlung. Ich aber war von dem, was ich geſehen und gehört hatte, dergeſtalt hingeriſſen, daß ich — angeſtachelt von meinem Wohlthätigkeitstriebe — am andern Morgen den Vorſtand des Vereins aufſuchte und mich anheiſchig machte, während der Meſſe einen öffentlichen Vortrag zum Beſten des Unterſtützungsfonds für hilfsbedürftige Schriftſteller zu halten. — In dieſem Falle müſſen Sie ſich an den Vorſtand der ſiebenundſiebenzigſten Commiſſion wenden, bekam ich zur Antwort. Ich that's und erhielt von dieſem das Verſprechen, daß er ſich für mich verwenden wolle. Ich war bis zu Thränen gerührt. Aber denken Sie ſich meinen Schreck, als ich am andern Morgen folgende Zuſchrift erhielt:

»An Herrn Dr. Ochs aus Baſel.

Da Sie ein Schweizer Ochſe ſind, ſo dürfen Sie nicht zum Beſten der Deutſchen leſen.

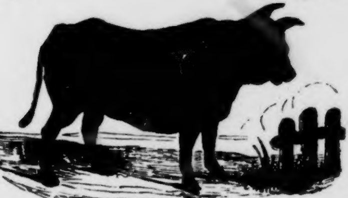
Der Vorſtand der Unterſtützungs-Commiſſion.«

Ich fiel aus all' meinen Himmeln! Gerechter Gott, was hat die Nationalität mit dem Unglück zu ſchaffen? Fragt der Arme, der eine Unterſtützung begehrt, ob ſie von einem Franzoſen oder Polen, von einem Schweizer oder Deutſchen kommt?

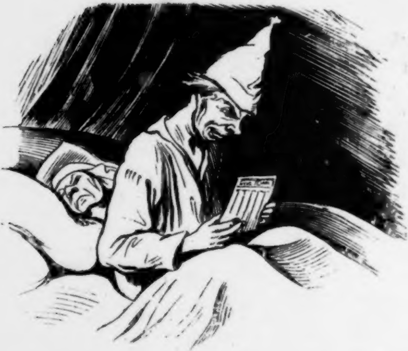
— Ich
Punkte
Um
ſelben T
auf mei
Triers „
penkunde
doriſch-g
noch älte
ſes Meck
zu mache
einem D
zu Theil
In
Reſidenz
wie ſehr

bin nur ein Ochſe, mein Herr, aber bis zu dieſem
abe ich meine Bornirtheit noch niemals ausgedehnt!
meinen Aerger zu vergeſſen, beſuchte ich noch an dem-
ge die Univerſitäts-Bibliothek und warf mich dort
altes Lieblingsfach: die Heraldik. Hier fand ich
Wappenkunde" (Leipzig 1714) und in dieſer Wap-
den unumſtößlichen Nachweis, daß mein Blaſon (zwei
ekrümmte Hörner mit der Legende „Nec plus ultra")
t als das Wappen der Montmorency und des Hau-
enburg iſt. Ich erwähne dies, um Sie aufmerkſam
n, daß Sie ſich durchaus nichts vergeben, wenn Sie
hſen ſo alter Familie das Vergnügen Ihres Beſuches
werden laſſen.

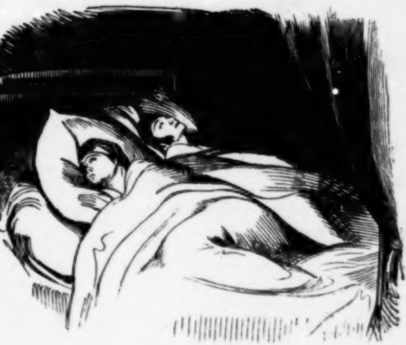
der angenehmen Erwartung, Sie bald in meiner
zu empfangen, benutze ich die Gelegenheit zu ſagen,
ich ſei Ihr ergebener



Zwei Bilder aus dem Eheleben.



Heute iſt der 23. September, Polyxena, der Namenstag meiner Frau . . . ſeit dreißig Jahren hat ſich der Kalender nicht geändert. Wie Schade, daß meine gute Polyxena nicht auch ſo unveränderlich wie dieſer Kalender da geblieben iſt.



Nocturne à deux dos,
oder
Eheliche Berückſichtigungen.

Offener Brief

des

Schießpulver-Erfinders Berthold Schwarz

an die

Profeſſoren Schönbein in Baſel und Böttcher in Frankfurt.

Meine Herren.

Aus einer Nummer des „Frankfurter Journals", das wegen ſeiner deutſchkatholiſchen Tendenz, mehr aber noch wegen ſeiner geiſtreichen Beilage, „Didaſkalia" genannt, auch bei uns in der Hölle ſtark geleſen wird, habe ich, von Teufels Gnaden Erfinder des Schießpulvers, in Erfahrung gebracht, daß Ihr eine Art Baumwolle erfunden habt, welche fünf Mal billiger und ſechs Mal verheerender als meine Erfindung ſein ſoll. Erſteres hat mich mit tiefer Trauer, Letzteres mit inniger Freude erfüllt, denn allem Anſcheine nach wird mein koſtſpieligeres

ulver nun ſchnell ganz aus der Mode kommen und mein Name,
r ſich dadurch einen weltgeſchichtlichen Ruhm erworben hat,
ld ſo verſchollen ſein, wie der Name manches Andern, der
cht das Pulver erfunden hat; dafür aber tröſtet mich der erbene Gedanke, daß Eure Erfindung ſechs Mal weiter trägt
s die meinige. Das iſt gut, ſehr gut, denn das Einzige,
as die unzufriedene Menſchenbrut, die revolutionäre Maſſe,
s elende Communiſten-Geſindel bis jetzt noch in Zaum und
ügel gehalten hat, iſt die wohlthätige Erfindung des Schießulvers geweſen. Ohne Schießpulver wären ſchon längſt alle
hrone geſtürzt; mir allein hat das Königthum mehr als allen
ndern Erfindungen zu verdanken. — Da nun Euer Pulver
och weit wohlfeiler iſt, ſo werden die Herren Könige Euch dafür
hr dankbar ſein und Euch mit tauſend Zeichen ihrer Huld
nd Gnade überſchütten, und Eure Bruſt wird zu klein ſein,
m all' die Orden aufzunehmen, die Ihr von Oſt und Weſt,
on Nord und Süd erhalten werdet, und wenn das Glück
nd der hohe Bundestag Euch wohl wollen, ſo werdet Ihr
icht blos arme Ritter, ſondern auch reiche Herren ſein, denn
ie ich höre, ſoll man in Frankfurt am Main geſonnen ſein,
uch Euer ſchießendes Geheimniß für hunderttauſend Thaler
bzukaufen. O grauſames Geſchick! Warum hat es zu der Zeit,
ls ich das Pulver erfunden, noch keinen Bundestag gegeben?!
Mir hat meine Erfindung keine Priſe Tabak, ja nicht einmal
in Denkmal eingebracht. Aber ich rathe Euch, meine Herren,
Euch ja nicht zu übereilen und ſo lange zu warten, bis eine

reißen um Eure Baumwolle. Rußland, ich ſehe es kommen, wird Euch 100,000 Silberrubel, Frankreich eine Million Francs, England eine Million Pfund Sterling antragen. Seid nicht billig, meine Herren, denn nicht alle Tage iſt ein Deutſcher ſo glücklich, ein neues Schießpulver zu erfinden.

Bei dem überaus großen Nutzen Eurer unbezahlbaren Erfindung ſteigt nur Eine Beſorgniß in mir auf. Unſer Vaterland, meine Herren, iſt die Heimath der baumwollenen Schlafmützen. Jeder ruhige Bürger und Familienvater vertieft ſein ſorgenſchweres Haupt in einen baumwollenen Ueberzug; da aber Eure explodirende Wolle ganz ſo ausſieht, wie die gewöhnliche, ſo ſehe ich Deutſchlands ruhige Bürger und Familienväter einer unvermeidlichen Gefahr ausgeſetzt, denn wenn dieſe oder jene Nachtmütze Feuer fängt, dann iſt kein Deutſcher mehr ſeines Kopfes ſicher. Darum bitte ich Euch, meine Herren, uns ein Mittel anzugeben, durch das wir die feuerzündende Baumwolle von der unſchuldigen unterſcheiden können, denn ſelbſt in der Unterwelt legen wir Deutſche nur ungern unſere Beruhigungsmützen ab, und Ihr begreift, welch ein Unglück entſtehen könnte, wenn einmal die Hölle in Feuer geriethe! Auf der andern Seite wird Eure Erfindung aber auch das Gute haben, daß die Watte im Preiſe ſteigen und manche Ballettänzerin ſichtlich abfallen wird, denn keine dieſer tugendhaften Sylphiden wird ſich zukünftig mit Baumwolle auszuſtopfen wagen, aus Furcht, daß die Geſchichte einmal

Fetzen auseinanderreißen kann.

Ich ärmſter aller Mönche ruhe nun auf meinem alten Schießpulver aus und denke jetzt ernſtlicher als je über eine neue Erfindung nach, wie man durch eine einfache Vorkehrung aus jeder unſchuldigen Klyſtierſpritze eine patriotiſche Kanone machen kann, denn auch Kanonen, meine Herren von Baſel und Frankfurt, ſind eine zeitgemäße und in ſehr vielen Fällen anwendbare Erfindung, und ich brauche Sie nicht erſt an den Namen Deſſen zu erinnern, der in jeder Kanone die „ultima ratio“ ſtill verehrt hat.

Dieſem neuen Geſchütze in Taſchenformat will ich zu Ehren meines Namenvetters den Namen Berthold-(Auerbach-)Kanone beilegen und ein lebenslängliches Privilegium darauf nachſuchen.

Bis dahin bitte ich den Teufel und ſeine Großmutter, Euch und Eure Baumwolle in ihren hohen Schutz zu nehmen.

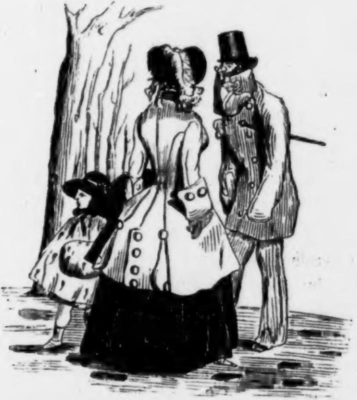
Berthold Schwarz,
Abonnent der Frankfurter „Didaskalia“.

* * *

P. S. In der Hölle ſammelt man bereits zu einem Denkmale, das Euch noch bei Lebzeiten in Baſel und Frankfurt auf Koſten der Unterwelt errichtet werden ſoll mit der einfachen Unterſchrift:

Baumwolliae pulveratae inventoribus
patria grata.

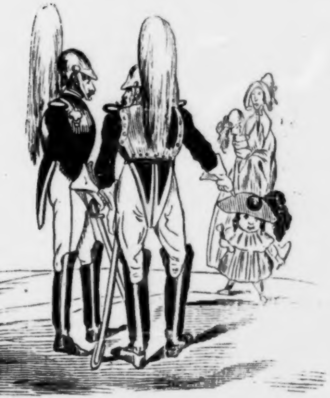
Eine Wintermode.



Die Geſtalt mit dem Federhute iſt kein Mann.

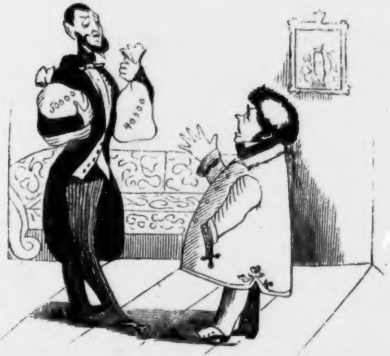
Hier, Alter,
liegt noch i

Militaria.



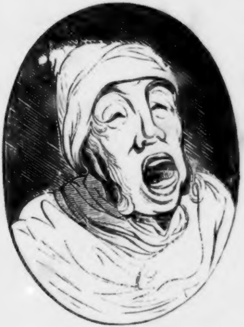
, ſiehſt Du Deinen Capitän, Dein Commandant
in den Windeln und Dein Obriſt kommt erſt in
vierzehn Tagen zur Welt.

Frage und Antwort.


50000
40000

Der Kleine. Was halten Sie von Ihrer Frau?
Der Große. (ſchmunzelnd). Sehen Sie das nicht?

Ein europamüder Leſer,



der ſich außerordentlich zu guſtavkühnen ſcheint.

Briefe an meinen langen Vetter.

Mein ſehr langer und lieber Vetter.

Das geiſtreiche Stillſchweigen, das Du ſeit längerer Zeit beobachtet haſt, hat meinem Herzen äußerſt wohlgethan und mir die Genugthuung verſchafft, daß Du in Folge der guten Lehren, die ich Dir ertheilt habe, wenigſtens eine Deiner unzählig vielen Philiſter-Tugenden in den Scat gelegt haſt. Früher geruhteſt Du, faſt allwöchentlich zu ſchreiben; jetzt, gelehriger Vetter, ſchreibſt Du mir höchſtens vier Mal im Jahre, und eben darin erkenne ich, daß Du Dich auf dem Wege der Beſſerung Deines eigenen Ichs befindeſt, denn nur eingefleiſchte Philiſter finden einen unbeſchreiblichen Genuß in einem ununterbrochenen Briefwechſel; der vernünftige Mann, wozu natürlich auch der Gentleman gehört, ſucht jeder Gelegenheit zum Briefſchreiben vorſichtig aus dem Wege zu gehen, denn nur allzulebhaft ſteht vor ſeinem Geiſte die Maxime des klugen Schwedenkanzlers Axel Orenſtierna, der ſeinem Sohne, als er auf Reiſen ging, die einfache, aber höchſt vernünftige Lehre gab: »Schreibe keine Briefe, mein Sohn!« Niemand, guter Michel, hat die Weisheit dieſer Sentenz ſo ſehr beherzigt, als Vergniaud. (Sollteſt Du in Deiner Eigenſchaft als incarnirter Philiſter nicht wiſſen, wer dieſer Mann geweſen iſt, ſo ſchlage das erſte beſte Converſationslexikon — alſo nicht das Brockhaus'ſche — auf). Beſagter Vergniaud, von allen Seiten mit Briefen beſtürmt, ließ ſich niemals im Leben zu der Gemeinheit einer Antwort herab und erklärte ein Mal in den Zeitungen: »Messieurs, je n'écris jamais des lettres.« Auch ich, mein Freund, haſſe nichts ſo ſehr als Sauerkrauteſſen und Briefſchreiben, denn Eines wie das Andere iſt das untrüglichſte Merkmal, woran man den Philiſter — und vor allen andern den deutſchen Philiſter — erkennt.

In Deinem letzten Briefe erzählſt Du mir, daß Du in neuerer Zeit in Folge gewiſſer Colliſionen, die nur Dir und mir bekannt ſind, von einer Fluth anonymer Briefe überſchwemmt wirſt, deren unverſchämter Inhalt Dich in Verzweiflung bringt. Du biſt empört, ſagſt Du, und man hört es jedem Deiner Worte an, wie es die Fäuſte ballt und mit den Zähnen knirſcht. Auch dies, Vetter, mußt Du Dir, wenn Du Anſpruch auf den Charakter eines Gentleman machen willſt, um jeden Preis abgewöhnen, denn der erſte Paragraph des Sitten-Coder eines wahren Gentleman lautet: »Aergere Dich nicht!« Es mag geſchehen, was da wolle, der Mann von ſeinem Tone darf ſich niemals ſo weit vergeſſen, ſich aus ſeiner Gemüthsruhe herausſchnellen zu laſſen; denn nur ein Philiſter hat das Recht, über jede Kleinigkeit empört zu ſein und wie ein unvernünftiges Thier in ſpießbürgerliche Wuth zu gerathen. Der Gentleman weiß, daß Zorn und Wuth die abgeſchmackteſten aller menſchlichen Leidenſchaften ſind.

Wie alſo, um Alles in der Welt, kannſt Du noch ſo ſehr Philiſter ſein, Dir den Inhalt anonymer Briefe zu Herzen zu nehmen und darüber aus dem Pergament zu fahren? Du ſagſt, Du wüßteſt, wer dieſe namenloſen Strolche ſind, die aus dem ſichern Verſteck der Anonymität ihre kothbefleckten Pfeile auf Dich abſchießen. Du kennſt ſie und fragſt mich, ob Du Gemeinheit mit Gemeinheit vergelten und ihnen antworten ſollſt. Denke an den weiſen Rath des alten Schweden und laſſe keinem dieſer Käuze die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen. Leute, die ſich ſo tief vor ſich ſelbſt erniedrigen, in anonymen Briefen ihre Galle, ihren Geifer, ihre knabenhafte Wuth auszuröcheln, ſind harmloſe Philiſter, welche Furcht vor Prügeln haben, denn wären ſie nicht feig, beſäßen dieſe „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher“ nur einen Fingerhut voll Muth, ſo würden ſie mit ihrem Zorne offen hervortreten und ſich nicht ſcheuen, ſich mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Wenn man Dir anonyme Briefe ſchreibt, ſo denke an einen gewiſſen Gotthold Ephraim Leſſing. Als er einſt die Handſchrift eines anonymen Briefſtellers erkannte, ließ er ſich herab, ihm die unverdiente Ehre einer Antwort angedeihen zu laſſen. Sein Brief, der auf alle Schreiben dieſer Art paßt, lautete:

»Ihr namenloſer Wiſch liegt in dieſem Augenblicke vor mir; bald aber liegt er hinter mir.«

Es gab eine Zeit, in der auch ich die Zielſcheibe einer Maſſe anonymer Wuth geweſen war. Es gab eine Zeit, wo faſt jeder Tag mir einen namenloſen Brief gebracht hat. Aber keine von all' dieſen Stylübungen, wie drohend ſie auch immer geweſen, war im Stande, meinen Gleichmuth und die Achtung vor mir ſelbſt aus der Faſſung zu bringen.

Als ich in meiner Jugend noch genug Philiſter war, mich mit Theaterrecenſionen zu beſchäftigen — eine Thorheit, die mich noch jetzt, nach zwanzig Jahren, tief erröthen macht — gewährte es mir ein ganz beſonderes Vergnügen, einen Hiſtrionen, deſſen Naſe mir nicht gefiel, tagtäglich durch die Hechel zu ziehen. Dem armen Teufel riß die Geduld. Philiſter, wie er war, fing er ſich darüber zu ärgern an. Eines Tages, als er mich nicht zu Hauſe wußte, heftete er an die Thür meiner Wohnung ein Stück Papier, auf dem eine nackte Schmeichelei, das einzige Wort „Pavian" ſtand. Ich fand den Pavian und lachte. Zwei Tage ſpäter begrüßte mich an meiner Thür — ſchwarz auf weiß — ein „coloſſaler Eſel" und acht Tage darauf ein „ungeheures Rindvieh". Philiſter wären darüber empört geweſen; Dein Vetter aber war es nicht. — Statt mich zu ärgern, ſchrieb ich ihm ein äußerſt freundliches Briefchen folgenden Inhalts:

»Die drei Viſitenkarten, die Sie, überaus geehrter Herr, zu drei verſchiedenen Malen an meiner Thür zurückzulaſſen die Güte gehabt haben, legen mir die dringende Verpflichtung auf, Ihnen endlich, wenn auch nur ſchriftlich, einen Gegenbeſuch abzuſtatten mit der freundlichen Bitte, Ihre mir überaus werthen Beſuche, wo möglich, noch häufiger zu wiede[illegible], um mir Gelegenheit zu verſchaffen, Sie, als den Roscius unſerer Zeit, in Ihrer ganzen Vielſeitigkeit kennen und bewundern zu lernen. Bis dahin habe ich das Vergnügen zu ſein

Ihr
rückſichtsloſer Verehrer u. ſ. w.«

Die einfache und ganz natürliche Folge davon war, daß jener Mime mich ſeitdem mit ſeinen vierfüßigen Beſuchen in Ruhe ließ.

Behalte Dir vor Allem noch Eins! Da, wo der Philiſter grob zu werden pflegt, darf ein Gentleman, wenn er ſich nichts vergeben will, höchſtens nur ironiſch werden. Die erſte Tugend des Mannes von feinem Ton iſt Ironie. Ironie iſt Grobheit in durchbrochenen Strümpfen und patchoulyduftenden Glacéhandſchuhen. Ironie iſt die Maienblüthe der Malice, wie Malice ihrerſeits die Crême des Witzes iſt. Merke Dir, um das Weſen der Ironie zu verſtehen und die Macht dieſer ſokratiſchen Tugend zu begreifen, den klaren, einfachen Satz:

Ein Dummkopf, den Du zu einem Genie erhebſt, wird ſich durch dies unverdiente Lob tauſend Mal tiefer verletzt fühlen, als ein Genie, das Du zu einem Schwachkopf zu erniedrigen verſuchſt.

Die göttliche Ironie, die Ironie, die aus dem flachen Faſelhanſe einen tiefen Denker, aus dem abgefeimten Schurken einen ausgezeichneten Biedermann macht, iſt eine Aqua Toffana, in der jeder Tropfen von heillos vernichtender Wirkung iſt. Jenes fabelhafte Neſſus-Gewand, durch das ein ſchwaches Weib, Dejanira, den roheſten aller Götter, Herkules, in Wuth und Verzweiflung verſetzt hat, war nichts Anderes als ... Ironie!

Alſo lerne vor Allem ironiſch ſein. Gleichwie ein blindes Huhn aus der Mitte eines Miſthaufens zufällig auch ein Mal ein Körnchen aufzufinden vermag, ſo kann auch der größte Dummkopf ein Mal einen guten Einfall haben und ſogar witzig werden; aber zu der Malabetta-Höhe der Ironie kann ſich nur ein Mann von guter Bildung und feinem Tone — mit Einem Wort: der Gentleman erheben. Was aber haſt Du zu thun, um Dir dieſe Tugend, ich möchte ſagen, dieſen Parfum des Weltmanns anzueignen? Geh', wie der heilige Kirchenvater Auguſtin, allabendlich mit einem Luſtſpiele des Ariſtophanes zu Bette und lies jeden Morgen, beim Erwachen, ein paar Briefe des engliſchen Sokrates, des unerforſchlichen Junius, dann wirſt Du nach und nach die ſchwierigſte aller Künſte erlernen:

Andere zu ärgern, ohne Dich ſelbſt mitzuärgern.

Dann, Vetter, wird ſich Dein empfindlicher Leichnam allmählig mit einem dreifachen Panzer unverbrennbarer Asbeſthaut, mit einem undurchdringlichen Rhinocerosfell umgürten, an dem die heitern Schneebällchen philiſterhafter Wuth ſo machtlos abprallen werden, wie ohnmächtige Regentropfen an den ſteinernen Hüften der Pyramiden von Gizeh.

Bis dahin bleibe ich, ohne Ironie, meines langen Telemachs kurzer Mentor

C. M. D.

In Deinem letzten Briefe, chriſtlich-germaniſcher Vetter, erſuchſt Du mich, Dir zu ſagen, was vor dem Richterſtuhle eines Gentleman „Tugend" und was vor deſſen Forum „Laſter" iſt.

Die größte Tugend eines Gentleman iſt die: nie mehr zu eſſen, als er mit Behaglichkeit verdauen, und nie mehr zu trinken, als er mit Anſtand vertragen kann. Nur Philiſter verderben ſich den Magen und trinken ſich einen „Haarbeutel" oder geradezu einen Rauſch. Dieſe tugendhaften Spießbürger, die dem beſten ihrer Freunde — dem Magen — Exceſſe zumuthen, die ihn tief erröthen laſſen, ſtützen ſich beim Trinken auf einen Vers aus dem „neuen Sonntagskinde" und ſingen allabendlich, bevor ſie ihren philiſtröſen Leichnam in irgend eine Kneipe ſchleppen, den koſtbaren Pſalm:

„Wer niemals einen Rauſch gehabt,
Das iſt kein braver Mann."

Allnächtlich holen ſie ſich aus den „Töpfchen des baierſchen Bieres" einen ziemlich vollſtändigen Rauſch und tröſten ſich des Morgens, wenn ſie mit der Reue des Magens, wenn ſie mit einem abſcheulichen „Katzenjammer" erwachen, mit dem himmliſchen Bewußtſein, daß Jeder von ihnen ein „kreuzbraver Mann" iſt. In den Augen dieſer „zweibeinigen Bierfäſſer" iſt der „nüchterne Gentleman", der jedem Rauſche vorſichtig aus dem Wege geht, ein Heuchler, ein Duckmäuſer oder, wie ſie's zu nennen geruhen, ein grundſchlechter Kerl, jeder Trunkenbold hingegen ein Märtyrer ſeines Durſtes, ein braver Mann, ein Heiliger.

Der Gentleman trinkt, und auch nur dann, wenn er Durſt hat, der Philiſter aber ſäuft, und ſelbſt dann noch, wenn er durchaus nicht durſtig iſt. Sitzen zwei bei einander, ſo ſtoßen ſie an und ſaufen Brüderſchaft. Ein Philiſter dutzt ſich, wie ein Tyroler Handſchuhtrödler, mit Gott und der ganzen Welt; der Gentleman vermeidet dies zudringliche Du, weil er weiß, daß das „Sie" eine nothwendige Schranke iſt, die ihn vor der tölpelhaften Zudringlichkeit des Philiſters ſchützt.

Nach dem Laſter des Dutzens mit jedem Lumpenkerl kommen zwei andere Laſter, die von allen andern, welche der gütige Himmel dem Philiſter als Pathenangebinde in die Wiege gelegt, die häßlichſten, gräßlichſten und abſcheulichſten ſind. Beide Laſter fangen im Deutſchen mit einem und demſelben Buchſtaben, mit einem L an. Ihr voller Name iſt: langweilig und lächerlich.

Fragſt Du mich, ob ich lieber mit ſchlechten und dummen, oder mit langweiligen und lächerlichen Geſchöpfen Umgang haben möchte, ſo würde ich aus zwei Uebeln das kleinere wählen und mich entſchließen, weit lieber mein ganzes Leben mit Schurken, als vier Wochen mit langweiligen und lächerlichen Philiſtern umzugehen.

Nach meiner Anſicht, ausgezeichneter Vetter, giebt's im Leben kein größeres Unglück, als ennuyant und ridicule zu ſein. Spötter werden ſagen, daß ich dann ſehr unglücklich ſein muß; aber wäre ich — Scherz bei Seite — wirklich lächerlich und langweilig, dann würde ich — vielleicht auf Actien! — mich zum Wohle meiner Nebenmenſchen durch Schwefeläther betäuben oder durch Schießbaumwolle in die Luft ſprengen laſſen. Spaßvögel könnten leicht in Verſuchung gerathen, mich zu fragen, warum ich das nicht ſchon längſt verſucht habe? O meine Freunde, würde ich ſagen, ſo lange es noch Philiſter giebt, die noch tauſend Mal langweiliger und lächerlicher als wir ſelber ſind, ſo lange will ich mein Leben noch genießen und mich in dieſen beiden Philiſtertugenden mehr und mehr ausbilden, um auf dieſe Weiſe — wie meine glänzenden Vorbilder — einſt die äußerſte Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen.

Mir fällt nicht gleich der Name des franzöſiſchen Philoſophen ein, der es vorzog, lieber für einen Schurken als für einen Dummkopf gehalten zu werden. »Pour devenir grand homme,« ſagte der Cardinal Dubois, »il faut être coquin.« Ich theile die Anſicht Seiner Eminenz. Wenn es einem Lumpen Spaß macht, mich für einen Schurken zu halten, ſo verzeih' ich's ihm. Aber wenn ein Dummkopf mich einen Dummkopf zu ſchelten wagt, dann möchte ich ihm zwei Naſenſtüber und eine gute Lehre geben, die nämlich, über die Splitter Anderer nicht ſeine eigenen Balken zu überſehen.

Mit einem Schurken, guter Michel, kannſt Du ſehr leicht fertig werden, doch »mit der Dummheit,« ſagt unſer großer Schiller, »kämpfen Götter ſelbſt vergebens.«

Ich höre Dich nun fragen, was, nach dem Begriffe jedes Nicht-Philiſters, langweilig iſt.

Dieſes Laſter, tugendhafter Vetter, hat eine Legion würdiger Repräſentanten. Blicke in Dich, blicke um Dich und ſuche mit mir die lebendigen Beiſpiele.

Langweilig iſt:

Ein Verliebter, der uns mit walterſcottiſcher Breite den Roman ſeiner Alltagsliebe mit allen ihren Epiſoden und Verwickelungen, mit allen Morgen- und Abenteuern in der Regel mehr als ein Mal erzählt.

Ein junger Dichter, der uns mit ohrenpeinigendem, magenverderbendem, ſodbrennenerzeugendem Pathos einen Cyclus ſeiner letzten Balladen oder alle fünf Acte ſeines erſten Trauerſpiels vorlieſt.

Ein Theaterdirector, der uns das Repertoire ſeiner Bühne, „auf die ganz Deutſchland ſieht", vorlegt und ſeine neuen Erwerbungen preiſt, um uns zu überzeugen, wie unvernünftig groß die Opfer ſind, die er ſeinem undankbaren Publicum bringt.

nicht zehn Worte reden kann, ohne zwanzig Mal ſeine Ehre abzunutzen.

Auf dieſe Herren paßt das claſſiſche — nicht von mir verfaßte — Diſtichon:

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', bei meiner Ehre,
Der Rappen trabt ganz magnifique, ganz magnifique, auf Ehre!"

Ein Komödiant, der ohne Unterlaß von ſeinen Rollen ſpricht: »Morgen trete ich als „Franz Moor" auf; da müßt Ihr hineingehen. Habt Ihr den alten Devrient geſehen? Schund! Habt Ihr Seydelmann geſehen? Schund! Habt Ihr Döring geſehen? Schund! Ich will Euch zeigen, wie dieſe Canaille aufgefaßt werden muß. Euer Haar wird ſich ſträuben . . . Ihr werdet zittern und ſtaunen. In Hamburg, wo ich dieſe Beſtie vier Abende hinter einander bei brückendvollem Hauſe mit cannibaliſchem Beifall geſpielt, hat mich das verrückte Volk an jedem Abend achtundzwanzig Mal jubelnd hervorgerufen.«

Lache, Michelchen, lache, ſonſt wird unſer große Mime ungehalten und erzählt aller Welt, daß Du ein Eſel biſt, der ihn nicht loben will, weil er Dir kein Geld geliehen hat.

Soll ich Dir noch mehr ſolcher langweiligen Patrone vorführen?

Langweilig iſt jeder Philiſter, der, ſo oft wir ihm begegnen, uns entgegenſchreit: »Habt Ihr ſchon den neuen Witz gehört? Wißt Ihr, warum man von unſerm Stadttheater die einſchlägt.«

in nagelneuer Witz, der ſchon vor Anno Eins in Müch-
lnekdoten-Almanach" zu leſen war.

angweilig iſt jede Frau, die von Eiſenbahn-Actien und
Cours der Staatspapiere, von der Emancipation der
und von der Organiſation der Arbeit, vom Communis-
nd Pauperismus, von der Oeffentlichkeit und Mündlich-
: Gerichtspflege, von ihren jungen Hunden und ihren
lnbetern ſpricht.

angweilig iſt jeder arme Teufel, der uns weißmachen
: ſtecke bis über Ohren in Geld.

Jch will mir ein Pferd für 80 Louis kaufen,« ſagt er
. — »Apropos,« ſagt er leiſe zu mir, »können Sie mir
rgen früh acht gute Groſchen borgen?«

angweilig iſt ein Prediger, der auf der Kanzel Nächſten-
redigt und zu Hauſe Frau und Dienſtboten — ohne
hied der Religion — ſchlägt. Mahomet verbot den
und war der größte Säufer. Viele predigen Moral
id die größten Sünder.

angweilig iſt eine alte Kokette, die uns zumuthet, daß
trotz aller Häßlichkeit bezaubernd ſchön finden ſollen.

angweilig iſt ein zärtlicher Vater, der uns einreden will,
mmer Junge ſei ein Wunderkind.

Was ſagen Sie zu meinem Fritz? Das Kind geht erſt
nte Jahr und weiß ſchon zehn franzöſiſche Vocabeln.

Fritzchen, wie heißt der Hund?« — »Azor,« antwortet der Bengel. — »Nun ſehen Sie mal, wie naiv der Junge iſt,« antwortet der Philiſter und iſt ſelig.

Du willſt nun auch erfahren, wer und was lächerlich iſt.

Auch dieſes Laſter, Vetter Michel, hat eine Legion würdiger Repräſentanten.

Lächerlich iſt:

Ein Ehemann, der den Mops ſeiner Frau auf dem Arme trägt.

Ein Philiſter, der erſt geſtern unſere Bekanntſchaft gemacht, heute ſchon uns zumuthet: »Hören Sie, lieber Freund, Sie müſſen ſich in mein Stammbuch einſchreiben.«

Ein Gentleman, guter Michel, ſchreibt ſich niemals in ein Stammbuch. —

Ein Philiſterpaar, das ſich aus übertriebener Höflichkeit auf der Straße gegenſeitig ausweichen will und ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit auf ſeine ſpießbürglichen Hühneraugen tritt.

Es giebt keinen Philiſter, der nicht wenigſtens zwei Hühneraugen oder, in Ermangelung derſelben, ein paar perennirende Froſtbeulen hat.

Ein Stutzer, der während des Contretanzes bei einem allzuſehr riskirten Entrechat ſeine falſche Wade verliert.

Ein Kahlkopf, der beim Grüßen mit dem Hute ſeine Perücke abzieht.

Ein Hiſtrione, der einen Witz reißt, worüber Niemand lachen kann.

Ein altes Weib, à la chinoise oder gar à l'enfant friſirt.

Ein Spießbürger, der beim ſchönſten Sonnenſchein einen Regenſchirm trägt.

Ein alter Herr, der ſich ſchminkt.

Aber der Superlativ alles Lächerlichen iſt ein Dummkopf, der ſich einbildet, ein Genie zu ſein. So oft ich, hier und dort, ſolch ein ridicules Kerlchen ſehe, ſchlage ich eine helle Lache auf und ſage mit Mephiſto und kannibaliſcher Malice:

„Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt" —

das heißt: ein coloſſaler Philiſter, ein pyramidaler Spießbürger, das non plus ultra aller Lächerlichkeit.

Genialer Vetter, willſt Du wiſſen, was lächerlich iſt, ſo hülle Dich oder irgend einen andern Eſel in die Haut eines Löwen, pflanze Dich dann mit möglichſt vieler Grandezza vor Deinen Spiegel, ahme das Brüllen eines Löwen nach und bilde Dir ein, ich fürchte mich vor Dir —

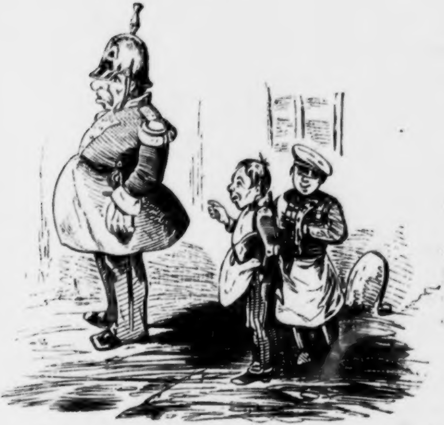
„Ehre die Eſel, ſie flechten und weben
Komiſche Scenen ins traurige Leben."

Und ſo lange Du die Eſel — die Philiſter der Thierwelt — ehrſt, wirſt Du, wie ich hoffe, auch die Achtung vor Dir ſelber nicht verlieren.

Dies wünſcht von ganzem Herzen

Dein aufrichtiger Bewunderer
E. M. D.

Sechs Berliner Volksbilder.



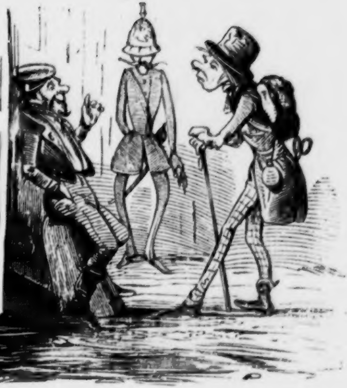
Erſter Junge. Sag' mal, Lude, was iſt denn det vor een dicker Keerl? —

Zweiter Junge. Det iſt een Viertels-Commſſarius.

Erſter Junge. Na, wenn det blos een Viertel iſt, dann möcht' ick mal eenen Janzen ſehen.

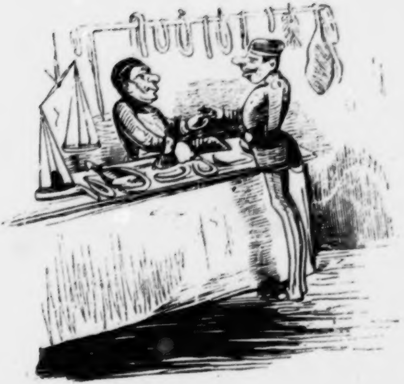
Sch
ich auf's S

Ecke
ick habe ab
Ihnen abe
jleich hin.

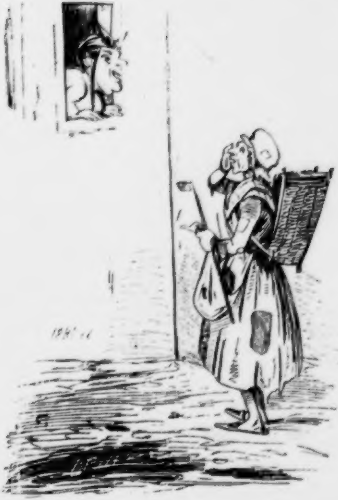


neidergeſelle. Können Sie mir nicht ſagen, wie
Schnellſte auf die Polizei komme?

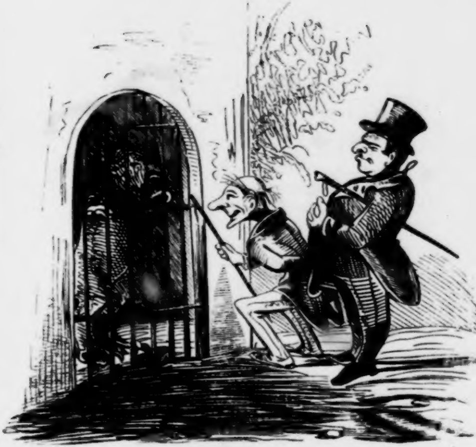
enſteher. Ick würde Ihnen gleich hin begleiten,
ber, wie Sie ſehen, jetzt keene Zeit nich. Ick rathe
r, eine Cigarre zu roochen, dann ſührt Sie der dort



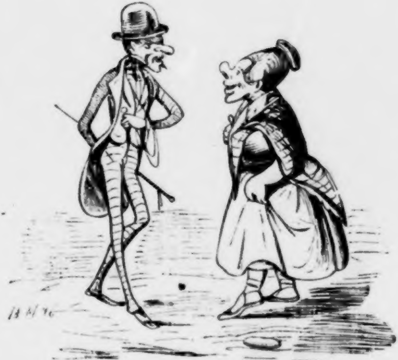
Männeken, jeben Se mich vor eenen Dreier ſchlechte Worſcht vor meinen juten Herrn.



Madame Müllern, geh'n Se vielleicht, wenn's Wetter ſo ſchön bleibt, heute een Bisken mit betteln?



— Was is denn det vor een Beeſt?
— Wiſſen Se denn det nicht, des is unſer Stadtwappen.
— Warum is et denn ſo traurig?
— J, det hat ſeine jeweißten Jründe.



Wünſchen Se vielleicht beglitten zu ſind? —

Das Jahr 2848.

Unverbürgte Nachrichten aus der Zukunft.

Januar.

— Man ſchreibt aus Leipzig: Oettingers „Charivari", der am 1. d. M. ſeinen 1006ten Jahrgang begonnen, bringt ſeinen 25,000 Leſern die höchſt erfreuliche Mittheilung, daß der würdige Greis und Kunſt-Veteran Marr, zum Entzücken der ganzen Stadt, noch immer Ober-Regiſſeur iſt und trotz ſeines ziemlich vorgerückten Alters jetzt ſeine Rollen weit fleißiger memorirt als vor tauſend Jahren, wo ihn ſein Gedächtniß ſehr oft in Stich gelaſſen haben ſoll.

— Aus Frankfurt wird gemeldet, daß der hohe Bundestag in ſeiner letzten Sitzung beſchloſſen hat, die Karlsbader Beſchlüſſe vorläufig noch auf fünf Jahre zu verlängern.

Februar.

— Man meldet aus New-York: Die Erben des ſeit

eun Jahrhunderten im Schooß der kühlen Erde von den
Strapazen ſeines Polenhaſſes ausruhenden Dr. Heinrich Wuttke
aben endlich — nach tauſend Jahren — durch einen außer-
rdentlichen Zufall an den Ufern des Miſſiſſippi einen muthi-
en Mann gefunden, der ſich bereit erklärt hat, die Schriften
es großen Unbekannten in Verlag zu nehmen. Unter deſſen
andſchriftlichem Nachlaß befindet ſich unter Anderm der zweite
Band von „Friedrichs II. Beſitzergreifung von Schleſien".

— Aus Dresden wird gemeldet: Auf dem Robert-Schmie-
er-Platze hat am 11. d. M. die dankbare Nachwelt den Grund-
tein zu einer neuen Volksbühne gelegt, welche den Namen
„Theater-Laube" führen wird. Vor dem Eingange dieſes
euen Schauſpielhauſes ſoll ein aus Kraftmehl, Platina und
Papiermaché gegoſſenes Rieſen-Standbild dieſes unſterblichen
Dichters auf Koſten ſeiner Nachkommen errichtet werden.

März.

— Eine telegraphiſche Depeſche meldet aus Schkeuditz,
aß man ſoeben eine vollſtändig erhaltene Mumie ausgegraben
abe, in deren wohlerhaltenem Magen man 144 halbverdaute
Beefſteaks vorgefunden hat. Man glaubt, daß dies die ſterb-
ichen Ueberreſte des unſterblichen Gargantua ſind, welchen
Meiſter Rabelais in ſeinem „Pantagruel" verewigt hat.

— In Paris hat ſich ein eilftägiger Säugling auf der
roßen Baßpoſaune hören laſſen. Er blies eine freie Fantaſie
über „Schleswig-Holſtein meer-umſchlungen" und trug dann

April.

— Madame Schröder-Devrient, welche vorgeſtern ihr 1052ſten Geburtstag gefeiert, hat geſtern Abend im Leipzig Stadttheater die Emmely in Weigls „Schweizerfamilie" fünffach erhöhten Preiſen geſungen und die Hälfte ihrer Ei nahme dem Anti-Thierquäler-Vereine in Dresden zugewend

— Die Erben der Engelmann'ſchen Buchhandlung Leipzig machen bekannt, daß von Dr. Wuttke's erſtem Ban der „Beſitzergreifung Schleſiens" noch 722 Exemplare, u nach tauſend und neun Jahren endlich damit aufzuräumen, dem bedeutend ermäßigten Preiſe von 9 Pfennigen pro Stü zu haben ſind.

Mai.

— Bei den in Augsburg vorgenommenen Ausgrabung hat man ein verſteinertes Weſen gefunden, in deſſen marmorn Rocktaſchen ſich ein verſteinertes Exemplar der „Augsburger A gemeinen Zeitung" befand. In einzelnen Theilen dieſes ko baren Petrefakten glaubte man eine Aehnlichkeit mit Herrn Guſt Kalb, einem der frühern Redacteure dieſer Zeitung, zu erkenne da aber dieſes Foſſil einen vollſtändig ausgebildeten Kopf h ſo iſt man einſtimmig der Anſicht, daß es doch wohl ein A derer, als Herr Kalb ſein muß.

— Am 18. Mai wurde auf dem Leipziger Stadttheat zur tauſendjährigen Jubiläumsfeier des berühmten Journaliſt

Seelen und Ein Gedanke" aufgeführt und mit noch weit größerem Furore als das erſte Mal begrüßt. Der Verfaſſer wurde neunzehn Mal gerufen, konnte aber nicht perſönlich erſcheinen; ſtatt ſeiner erſchien Herr Marr mit einem Trauerflor um den Arm und Thränen der reinſten Freude in den Augen.

Juni.

— Die „Leipziger Zeitung", redigirt vom Dr. Gretſchel XXXIX., berichtet: Am 1. d. M. iſt der letzte Nachkomme des um die deutſche Literatur ſo hochverdienten Novelliſten Heller, Robert CXCIX., in der Synagoge zur jüdiſchen Religion zurückgekehrt und noch an demſelben Tage als Ober-Rabbiner einem Rufe nach Czenſtochau gefolgt. Bei der Taufe, die von einem Nachkommen des großen und weiſen Rabbi-Ben-Akiba-Kuranda vollzogen worden iſt, hat der junge Neophit ſeinen chriſtlichen Namen abgelegt und den ſeines großen Urahns „Rubens Hillel Ben Naphtali Hirſch" angenommen. Abends war das ganze Juden-Viertel erleuchtet.

— Man meldet aus Berlin: Geſtern Abend iſt die große Rellſtab-Brücke eingeſtürzt und die darauf befindliche Bildſäule dieſes während ſeines Lebens leider nicht genug gewürdigten Kunſtkenners in die Spree gefallen, welche in Folge dieſes Unglücks gänzlich ausgetrocknet iſt. Die Statue des großen Kritikers trug in der gen Himmel emporgehobenen Rechten ein Blatt der „Voßiſchen Zeitung".

►

Juli.

— In der Hoffmann von Fallerslebener Colonie auf Texa iſt unter den Schafen die Drehkrankheit ausgebrochen. Auch mehrere deutſche Flüchtlinge, worunter auch einige Mitgliede des Literaten-Vereins zu Honolulu, ſind leider davon ergriffe worden, ſo daß man an ihrem Aufkommen zweifelt.

— Man meldet aus New-York: Jener muthige Buchhändler an den Ufern des Miſſiſſippi, der den zweiten Thei von Dr. Wuttke's klaſſiſchem Geſchichtswerke „die Beſitzergreifung Schleſiens" in Verlag zu nehmen entſchloſſen war, iſt gleich nachdem ſich dieſe Nachricht verbreitet hatte, gerichtlic unter Curatel geſtellt worden.

Auguſt.

— Soeben läuft aus Berlin die Nachricht ein, daß in Folge des gänzlichen Mangels an Spree- und ſonſtigem Waſſer öffentliche Gebete angeordnet worden ſind, Herr Anto Gubitz CCCVIII. möge ſich in Gnaden bewogen fühlen, bald wieder eine Kritik für den „Geſellſchafter" zu ſchreiben, um dieſem fühlbaren Waſſermangel ſchleunigſt abzuhelfen.

— Es hat ſich jetzt durch hiſtoriſche Urkunden herausgeſtellt, daß die in Schkeuditz ausgegrabene Mumie mit den 14 im Magen unverdaut gebliebenen Beefſteaks nicht der berühmt Vielfraß Gargantua, ſondern der hochgefeierte Kritiker Bernhardi iſt, da ſich in der Bruſttaſche dieſer jedenfalls höchſ ſchätzenswerthen Mumie die zehn letzten Bände einer noc unvollendeten Kritik über „Hamlet" vorgefunden haben.

September.

— Ein Nachkomme des berühmten Aſtronomen Leverrier hat auf der Pariſer Sternwarte einen neuen Planeten entdeckt, dem die Akademie, auf Antrag eines ihrer gelehrteſten Mitglieder, den Namen Lumpacivagabundus" beilegen wollte. Ein Anderer verlangte, daß der neue Himmelskörper „Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Hugh-Pearſon-Lyſer" getauft werden ſollte. In Folge vorgenommener Abſtimmung hat der erſte Name den Vorrang erhalten.

— Der gelehrte Ober-Rabbiner und Novelliſt Rubens Hillel Ben Naphtali Hirſch iſt wieder zur chriſtlichen Kirche zurückgekehrt und hat ſeinen frühern Namen Robert Heller angenommen.

October.

— Man ſchreibt aus Brüſſel: In einer geſtern ſtattgefundenen Auktion iſt das Kreuz des Leopold-Ordens, welches der König der Belgier vor 1001 Jahren dem berühmten Publiciſten Kuranda verliehen, an die Meiſtbietenden verſteigert worden. Ein Urenkel des czechiſchen Barden Moritz Procopius Hartmann hat die Reliquie ſeines großen Landsmanns für ein Exemplar ſeines „Schwelch und Kehrt" erſtanden und den Orden als Talisman der Stadt Prag verehrt.

— In der Herloßſohn-Straße zu Leipzig hat man einen merkwürdigen Hausſchlüſſel gefunden, der die wunderbare Eigenſchaft beſitzt, daß er erſt zwei Stunden nach Mitternacht ſeine Schuldigkeit erfüllt.

— Der Pariſer „Moniteur" vom 16. November bringt das Manifeſt, laut welchem der König der Franzoſen, Louis Philipp XIV., die Beſitzergreifung der Schweizer-Republik anzeigt.

— Ein Extra-Beiblatt der „Schkeuditzer Staats-Zeitung" macht bekannt, daß ſich nach genau vorgenommener Zählung im Magen der bewußten Mumie noch ein Beefſteak mehr, als nach frühern Angaben, vorgefunden hat.

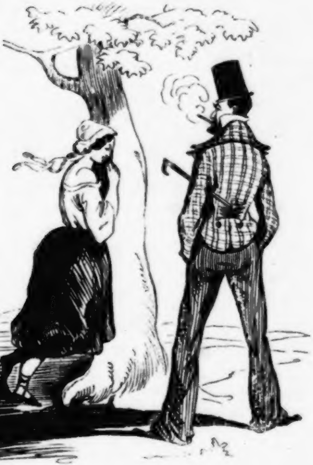
December.

— Die Erben der Engelmann'ſchen Buchhandlung erklären das von einigen Blättern ausgeſprengte Gerücht, daß nach der von ihnen veranſtalteten Preisermäßigung der ſämmtliche Vorrath der annoch lagernden Exemplare des Wuttke'ſchen Geſchichtswerks endlich vergriffen worden ſei, für einen voreiligen Puff, der keinen Glauben verdient.

— Soeben verbreitet ſich das Gerücht, daß der in Augsburg ausgegrabene Petrefact doch der ehemalige Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" iſt, der dazu gehörige Kopf aber blos, wie ſich bei näherer Unterſuchung herausgeſtellt hat, angeſetzt ſein ſoll.

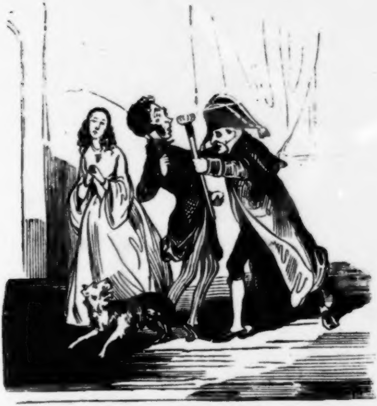
Man ſagte

Jungfräulicher Zweifel.



mir, er ſei reich, und doch trägt er Hoſen wie
unſer Bettdrillich!

Ein Portier und Mitglied des Anti-Thierquäler-Vereins.



Prügeln Sie Ihre Frau, ſo lang' es Ihnen gefällt; das geſchieht aus Menſchenliebe und geht mich nichts an, aber wenn Sie Ihren Hund prügeln, ſo iſt das Thierquälerei, mein Herr, und die dulde ich nicht!

Literariſche Depeſche.

Der Literatenverein zu Leipzig, der ſeit langer Zeit kein Lebenszeichen von ſich gegeben, beſchäftigt ſich jetzt mit einer großen Angelegenheit, welche eine Plenarſitzung erforderlich gemacht hat. Nach vielfachen Debatten iſt man übereingekommen, zum Beſten der Unterſtützungscaſſe eine Vorſtellung auf der Leipziger Bühne zu geben, worin Leipziger Schriftſteller ſämmtliche Rollen ausführen werden. Man hat nach langem Streit „die Jungfrau von Orleans" gewählt, wozu der Herr Theaterdirector Dr. Schmidt, als Mitglied des Literatenvereins, mit größter Bereitwilligkeit Theater und Garderobe hergeben will. Da ſich jedoch einige der Leipziger Theaterdamen geweigert, darin mitzuwirken, ſo haben ſich, um die gute Sache nach allen Kräften zu fördern, einige Mitglieder des Schriftſtellervereins zur Uebernahme von Frauenrollen bereit erklärt. Als Tag der Vorſtellung iſt der

31. September anberaumt und der Zettel wird folgendermaßen lauten:

Die Jungfrau von Orleans.

Romantiſche Tragödie von Friedrich Schiller.

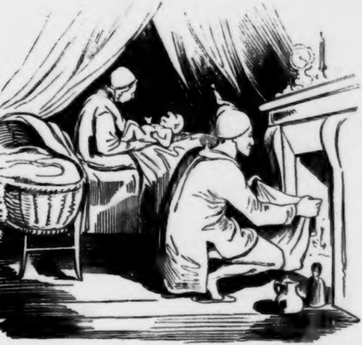
Perſonen:

Karl der Siebente, König von Frankreich		Hr.	Dr. Auguſt Kaiſer.
Königin Jſabeau, ſeine Mutter		„	Robert Blum.
Agnes Sorel		„	* * *
Philipp der Gute, Herzog von Burgund		„	Theodor Drobiſch.
Graf Dunois, Baſtard von Orleans		„	Dr. Carl Herloßſohn.
La Hire	Königliche Officiere	„	Dr. Auguſt Espe.
Du Chatel		„	Moritz Bauſchke.
Erzbiſchof von Rheims		„	Dr. Auguſt Hacker.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter		„	Johann Sporſchill.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter		„	Adolf Böttger.
Talbot, Feldherr der Engländer		„	Dr. Carl Haltaus.
Lionel	Engliſche Anführer	„	v. Corvin-Wiersbitzki.
Faſtolf		„	Theodor Oelckers.
Montgomery, ein Walliſer		„	Dr. Schellwitz.
Ein Herold		„	Prof. Karl Biedermann.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann		„	Dr. Guſtav Kühne.
Margot	ſeine Töchter	„	Legationsrath Gerhard.
Louiſon		„	Dr. Heinrich Laube.
Johanna		„	Dr. Heinrich Wuttke.
Etienne	ihre Freier	„	Ernſt Willkomm.
Claude Marie		„	Dr. Auguſt Diezmann.
Raimond		„	Julius Hammer.
Bertrand, ein anderer Landmann		„	Dr. Herrmann Schletter.
Der ſchwarze Ritter		„	Friedrich Hofmeiſter.
Ein Köhler		„	Dr. Wilhelm Bernhardi.
Ein altes Weib		„	Dr. Robert Heller.

Soldaten u. Volk. Königl. Kronbediente. Biſchöfe. Mönche. Marſchälle. Magiſtratsperſonen. Hofleute und andere ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

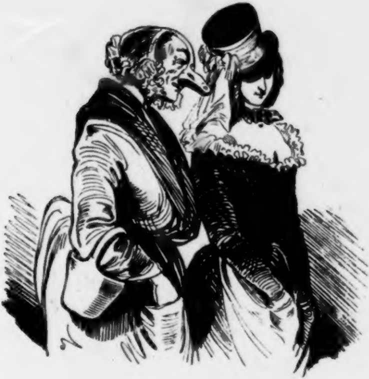
*** Agnes Sorel — Herr M. G. Saphir aus Wien, als Gaſt.

Unruhige Nacht



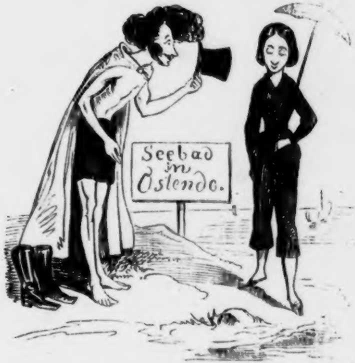
ür das Leben ſeines Thronerben höchſt beſorgten Familienvaters.

Eine Scene auf dem Maskenball,



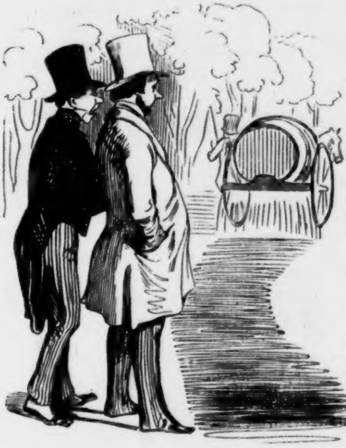
bei der ſich Jeder denken kann, was ſeinem Geſchmack zuſagt.

Ein berühmter Theaterkritiker,


Seebad
in
Ostende.

der ſich auf dem Strande zu Oſtende einer berühmten Tänzerin vorſtellt.

Ein Dresdener in Leipzig,



verwundert, daß man Waldſchlößchenbier auf die Straße ausgießt.

Briefe eines Affen an ſeine Brüder.

„Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Gehört nicht zu den Beſten.“
Göthe und Wuttke.
Aut Caesar aut nihil.

I.

Vor kurzer Zeit ſind in der guten Stadt Hanau von einem Genie, das ſich nicht genannt hat, „Briefe eines Affen an ſeine Brüder“ ans Licht getreten. Ich ſehe nicht ein, warum nur ein Hanauer Schöngeiſt berechtigt ſein ſoll, Briefe an Seinesgleichen zu ſchreiben? Auch ich bin Schöngeiſt, auch ich bin Genie, auch ich bin — wie mancher meiner Collegen behauptet — ein Affe, auch ich will „Briefe an meine Brüder“ ſchreiben. Alſo angefangen!

Herzliebe, vielgetreue, edelmögende Affen und Brüder.

Ihr Alle, die Ihr ſo glücklich ſeid, jeden Morgen das beſte, geiſtreichſte, witzigſte und mit dem meiſten Takte redigirte Jourder Schlachtfeſte und Tanzvergnügen, das Programm der Goſe und Schweinsknöchelchen, mit einem Wort das vom Dr. Schletter mit wunderbarem Inſtinkte geleitete „Tageblatt" zu verſchlingen, Ihr Alle werdet vor Kurzem auf der letzten Spalte jenes Journals, auf der ſogenannten Philoſophen-Wieſe, dort, wo der blendende Witz und der funkenſprühende Scharſſinn der anerkannteſten Humoriſten Leipzigs ſeine tauſenfarbigen Schwingen regt, eine Reihe höchſt anmuthiger Scherzſpiele geleſen haben, deren mehr als ſpitze Pfeile gegen jenen gottloſen Spötter gerichtet waren, welcher den unerhörten Frevel begangen, im „Extra-Charivari" Nummer 8 Schillers „Jungfrau von Orleans" durch die Blüthe der deutſchen Gelehrtenwelt, durch die Crême unſerer Schöngeiſter, durch die haute volée des Leipziger Literaten-Vereins zu beſetzen, ein Frevel, der — Dank den Muſen und dem „Tageblatt" — nicht vierundzwanzig Stunden ungerochen blieb.

Denn ſchon am andern Morgen erſchien im Moniteur des Herrn Polz ein Epigramm, das ſelbſt dem Geiſte eines Swift, Seybt, Lichtenberg, Wuttke, Jean Paul, Heller und Börne, zur höchſten Ehre gereichen würde, ein Sinngedicht in ſchlichter, aber ſchön gegliederter Proſa, alſo lautend:

> »Herr E. M. O. hat in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit bei der Beſetzung der „Jungfrau von Orleans" in ſeinem „Charivari" vergeſſen, ſich ſelbſt eine Rolle zuzutheilen, und doch wäre er ſo gut zu verwenden

ten Akte den Blitz vorſtellte, der wohl Skandal macht, aber nicht einſchlägt.«

Bei Leſung dieſer Zeilen fielen mir zwei Verſe des Mahlmann'ſchen „Herodes vor Bethlehem" ein:

„Wer ſpricht, wer ſprach, wer hat geſprochen,
Wer hat ſich hinter die Kinder verkrochen?"

Iſt es nicht Schade, daß der Verfaſſer jener Aufforderung ſich in die Schleier der Anonymität gehüllt, iſt es nicht Jammerſchade, daß er ſeinen Namen der Bewunderung aller gleichgeſtimmten Seelen entzogen hat?

Herzliebe Brüder! Dieſer Herr E. M. D., der zufällig einer meiner beſten Freunde iſt, würde in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit die ihm zugedachte Rolle augenblicklich übernommen haben, wäre er nicht ſchon im März d. J. in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit und aus Gründen, die er damals öffentlich bekannt gemacht, aus dem Vereine freiwillig ausgeſchieden.

Herr E. M. D. muß nun in Folge ſeiner angeborenen Beſcheidenheit auf die blitzdumme Rolle leider Verzicht leiſten und ſie Demjenigen überlaſſen, der ſich — nach ihm! — am meiſten dazu eignet.

II.

Am andern Morgen erſchien im Bulletin der Schlachtfeſte und Tanzvergnügen ein neues Manifeſt in der Form einer „beſcheidenen Anfrage", alſo lautend:

Dieſer Witz liegt ſo tief, daß er einer Erläuterung bedarf.

Vor einiger Zeit brachte J. J. Webers „illuſtrirte Theaterzeitung" das Bildniß eines ausgezeichnet ſchönen Affen mit der Unterſchrift „ein neuer Bühnendichter." Einer der ſtillen Verehrer des Conterfeiten hatte die freundliche Aufmerkſamkeit, es dem liebſten meiner Freunde — natürlich anonym, wie es jedem Mann von Ehre und Muth geziemt — durch die Stadtpoſt zuzuſenden. Was that Herr E. M. O.? In ſeiner angeborenen Beſcheidenheit ließ er das höchſt gelungene Portrait, prachtvoll eingerahmt, über ſeinem Bette dicht neben das Bild des freundlichen Gebers aufhängen mit der Umſchrift:

„Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille"

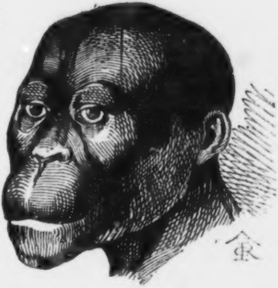
und ſang ſeitdem jeden Morgen und jeden Abend:

„Jüngling, wenn ich Dir von fern erblicke,
Wird vor Sehnſucht mich das Auge naß!"

Und gleich, nachdem im „Bulletin der Goſe und Schweinsknöchelchen" jene Affen-Anfrage abgedruckt war, wandte ſich Herr E. M. O. ſchriftlich an Herrn J. J. W. mit der Bitte, ihm ein Cliché jenes vielbeſprochenen Affen als ein Zeichen bereitwilliger Collegialität und einen Beweis der „entente cordiale" zum Abdruck im „Charivari" zu überlaſſen.

»Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt.«

Und ſeht, meine Brüder, ſchon am andern Morgen klopfte auf daß es in ſeinem eigenen Blatte als reizendſchöner Zug ſeiner angeborenen Beſcheidenheit einen Platz finde.



Vielgeliebte Brüder, ſeht Euch nun ſatt an dieſem Familienbilde, folgt dem Beiſpiele des Herrn E. M. O. und laßt es Euch einrahmen oder tragt es als Medaillon auf Eurem Herzen, das, wie bekannt, in glühender Begeiſterung für alles Schöne ſchlägt.

Wüßte ich, daß es Euch Spaß machte, ſo würde ich dies Bild auch an die „Modenzeitung" ſchicken und ſie erſuchen, ihm ein Plätzchen in der Gallerie ihrer „berühmten Zeitgenoſſen“ einzuräumen.

III.

Am dritten Tage erſchien auf jene „beſcheidene Anfrage“ folgende mehr als geiſtreiche Antwort:

> »Als Schiller ſeine „Jungfrau von Orleans“ ſchrieb, gab es ſolche Affen-Pracht-Exemplare noch nicht.«

Werft, theuere Brüder, noch einen Blick auf unſer Bild zurück und geſteht Euch, daß der große Unbekannte vollkommen Recht hat. Ja, ja, als Schiller ſeine „Jungfrau von Orleans“ ſchrieb, gab es keine illuſtrirten Affen.

Gleich darunter erſchien eine zweite, nicht minder ſchlagende Antwort, alſo lautend:

> »Es ſpielt kein Affe in der „Jungfrau von Orleans“, aber es ſpielt ein Affe mit der „Jungfrau von Orleans“, wie der Affe in der Fabel mit der gefundenen Uhr. Doch wird Erſterer das Kunſtwerk Schillers nicht verderben, nur da er ſelbſt (nämlich der Affe) eine Karikatur auf den Menſchen iſt, ſo will er alles Höhere, da er ſelbſt unfähig iſt, Aehnliches zu ſchaffen, durch Karikatur herabwürdigen.«

Welch eine Fundgrube von Witz! Welch eine Fülle von Scharfſinn! Welch ein Reichthum von Humor! Jammerſchade, daß jener fabelhafte Affe nicht auch in der „Illuſtrirten“ ſteht; ich hätte mir auch ihn mitſammt der gefundenen Uhr ausgebeten, und Beide, zu größerer Anſchauung dieſes tiefen Vergleiches, gleich mit abgedruckt, denn heutzutage kann man nicht genug zur Selbſtverbreitung ſeines Ruhmes beitragen.

Aber wie ungerecht, meine Brüder, iſt der Vorwurf, daß ich durch jene klaſſiſche Beſetzung der „Jungfrau“ Schillers Kunſtwerk habe verderben wollen. Welche unverdiente Kränkung für Männer wie Bernhardy und Laube, Wuttke und Heller, die — man frage ſie nur ſelbſt — unerreichbar groß als Dramaturgen wie als denkende Künſtler daſtehen! Wo z. B. gäbe es einen zweiten Mimen, der das alte Weib tüchtiger aufzufaſſen verſtände, als der geweſene Redakteur der „Jugendzeitung“. O, meine Brüder, legt Eure Hand aufs Herz und geſteht, daß Ihr ihm Unrecht gethan: ein Mann, wie Robert Heller, kann Schiller nie verderben!

Was aber ſoll Herr E. M. O. dazu ſagen? Muß er nicht glauben daß der Blitz doch wohl ein kleinwenig eingeſchlagen hat, weil ſo viel Stroh — dächer davon in Feuer gerathen ſind?

Wer von uns, meine theuern Brüder, iſt in jenem Bilde wohl mehr getroffen? Derjenige von Euch, der über einen harmloſen Scherz wüthend die Zähne fletſcht und aus dem Pergamente fährt, oder Herr E. M. O., der in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit, je mehr Ihr Flammen ſpeit, triumphirend ins Fäuſtchen lacht und in der Einfalt ſeines Gemüths bei ſich denkt:

„Beſcheidenheit, Beſcheidenheit,
Verlaß mich nicht bei Tiſche,
Und gieb, daß ich zu jeder Zeit,
Das größte Stück erwiſche.“

IV.

Schließlich, meine vielgeliebten Brüder, will ich Euch noch einen herzlich guten, wohlgemeinten Rath ertheilen. Mancher von Euch muß, um ſeinem vielen Witze und ſeinem Bischen Galle Luft zu machen, dem „Tageblatt“ für jede Zeile vier bis fünf Neugroſchen Inſertionsgebühren bezahlen. Zeigt, daß Ihr vernünftig ſeid: ſchickt Eure „beſcheidenen Anfragen“ und Eure geiſtreichen Scherze lieber an den Affen ſelbſt; er hat ein gefühlvolles Herz und iſt mit Vergnügen bereit, Eure Einſendungen für die Hälfte jener Inſertionsgebühren aufzunehmen und obenein — gratis! — Eure Sprachſchnitzer auszubeſſern.

Könnt Ihr mehr verlangen von

Eurem
aufrichtigen Bewunderer
Jocko IX., genannt Utang X.???

Literariſcher Anhang.

Beitrag zur Literatur der Fauſtſage.

Die uralte Fauſtſage hat durch Göthe's Bearbeitung derſelben für Deutſchlands Literatur eine ſo große Bedeutung erhalten, daß eine Zuſammenſtellung alles Deſſen, was über Fauſt erſchienen iſt, manchem unſerer Leſer willkommen ſein wird.

I. Lebensbeſchreibungen von Dr. Fauſt.

1. **Hiſtoria** von D. J. Fauſten, dem weytbeſchreyten Zauberer vnnd Schwartzkünſtler, Frankfurt am Main 1588. 8.

2. **Hiſtorie** von D. J. Fauſti, des ausbündigen Zauberers und Schwartzkünſtlers Teufeliſcher Verſchreibung, vnchriſtlichem Leben vnd Wandel, ſeltzamen Abenthewern vnd mit vielen Stücken gemehret, o. O. 1589. 8.

3. **(Victor Palma-Cayet) Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Faust, magicien, avec son testament et**

12. ibid. 1603. 12. Rouen 1604. 12. ibid. 1616. 12. Paris 1616. 12. ibid. 1622. 12. Rouen 1666. 12. Paris 1667. 12. ibid. 1673. 12. Amsterdam 1674. 12. Cologne (Brux.) 1712. 12.

4. Hiſtoriſche Remarquen über Dr. Fauſts geführtes Leben und deſſen Ausgang, Zwickau, o. J. 4.

5. History of the damnable life and deserved death of Dr. John Faustus, o. O. u. J. 4.

6. Black staer of Dr. John Faust, London 1592. 4.

7. Warachtige Historie van Faustus, Emeric 1592. 4.

8. The second report of Dr. John Faustus, containing his appearances and the deed of Wagner, written by an english gentleman student in Wittenberg, Abel Jeffes for Cuthbert Bury, London 1594. 4. ibid. 1828. 8.

9. G. R. Widmann, Wahrhafftige Hiſtorien von den grewlichen vnd abſchewlichen Sünden und Laſtern, auch von vielen wunderbarlichen vnd ſeltzamen ebentheuern: So Doctor Johannes Fauſtus, Ein weitberuffener Schwartzkünſtler und Ertzzauberer durch ſeine Schwarzkunſt biß an ſeinen erſchrecklichen End hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen vnd ſchönen Exempeln u. ſ. w. Hamburg 1599, 3 Bde. 4.

10. J. N. Pfitzer, Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Ertz-Schwartzkünſtlers D. J. Fauſti, erſtlich vor mehr vielen Jahren fleißig beſchrieben von G. R. Widmann, jetzo auffs neue überſehen und mit Erinnerungen,

1685, 1695, 1711, 1717 und 1726. 8.

11. **Johann Georg Neumann und Christian Kirchner Disquisitio historica de Fausto praestigiatore vulgo Doctor Faust, Wittebergae 1683, 1693, 1712** und 1743. 4. (Deutſch unter dem Titel: Curieuſe Betrachtungen des ſogenannten Doctor Fauſtus, überſetzt von M. M. Dresden und Leipzig 1702. 8.)

12. G. R. Widemann, Leben Johann Fauſts des Schwartzkünſtlers, Nürnberg 1717. 8. (Neue Bearbeitung von Nummer 9.)

13. **Christian Daniel Weiss, Dissertatio de Doctore quem vocant Joh. Fausto, circuli Wittebergensis olim habitatore. Altenburgi 1728. Folio.**

14. Johann Friedrich Köhler, Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchungen über das Leben und die Thaten D. J. Fauſts, Leipzig 1790. 8.

15. Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Erzſchwarzkünſtlers Johannes Fauſt. Erſtlich beſchrieben von Widmann, hernach herausgegeben von Pfitzer, jetzo neu aufgelegt und mit 16 Holzſchnitten verziert, Reutlingen 1834. 8.

16. Oswald Marbach, Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünſtlers D. Johann Fauſt, Leipzig o. J. (1840.) 12.

II. Lebensbeſchreibungen von Chriſtoph Wagner.

17. Friedrich Schotus Tolet, Chriſtoph Wagners, Fauſti geweſenen Diſcipels, aufgerichteter Pakt mit dem Teufel, ſo ſich genannt Auerhan, Gerapoli 1594. 4.

18. Leben und Thaten des durch ſeine Zauberkunſt bekannten Chriſtoph Wagners, weyland geweſenen Famuli D. Fauſtens. Von F. Schotus Tolet, in teutſcher Sprach beſchrieben und nun mit einer Vorrede vermehrt von J(acob M(arperger). Berlin 1712 und 1714. 8.

III. Göthe's Fauſt.

19. Fauſt, Trauerſpiel von J. W. Göthe, Leipzig 1790, bei Göſchen. Zweite Auflage, Stuttgart 1807.

IV. Ueberſetzungen von Göthe's Fauſt.

20. Franzöſiſche: a) Faust, tragédie, Paris 1823. 18. b) Faust, nouvelle traduction en prose et en vers, par Gérard, Paris 1827. 18. c) Faust, traduit par Stapfer, Paris 1828. Fol.

21. Engliſche: a) Faust, translated by John Birch, London (1840). 8. b) by L. J. Bernays, Carlsruhe 1840. 8. c) by John Auster, Frankfort 1841. 18. d) by George Lefevre, Frankfort 1843. e) by A. Hayward, Erfurt 1842. 16.

22. Holländiſche: Faust, vertaeld door L. L. Vleeshouwer, Brussel 1842. 16.

V. Erläuterungsſchriften zu Göthe's Fauſt.

23. (C. F. Göſchel.) Ueber Göthes Fauſt und deſſen Fortſetzung. Mit einem Anhang vom ewigen Juden, Leipzig 1824. 8.

24. H. F. W. Hinrichs, Aeſthetiſche Vorleſungen über Göthe's Fauſt, Halle 1825. 8.

25. (Ferdinand Philippi.) Einige Andeutungen über die Darſtellung des Göthe'ſchen Fauſt, Dresden 1829. 8.

26. F. A. Rauch, Vorleſungen über Göthe's Fauſt, Büdingen 1830. 8.

27. K. E. Schubarth, Ueber Göthe's Fauſt. Berlin 1830. 8.

28. Karl Roſenkranz, Geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt, Iſerlohn 1831. 8.

29. (C. F. Göſchel.) Herolds Stimme zu Göthe's Fauſt, Leipzig 1831. 8.

30. L. B(echſtein) Die Darſtellung der Tragödie Fauſt von Göthe auf der Bühne, Stuttgart 1831. 8.

31. M. Enk, Briefe über Göthe's Fauſt, Wien 1834. 8.

32. C. Löwe, Commentar zum zweiten Theile des Göthe'ſchen Fauſt, Berlin 1834. 8.

33. Commentar zum zweiten Theile des Göthe'ſchen Fauſt, beurtheilt von R. E. Prutz, Berlin 1834. 8.

34. F. Deyks, Göthe's Fauſt. Andeutungen über Sinn

die, Coblenz 1834. 12.

35. C. G. Carus, Briefe über Göthe's Fauſt, Leipzig 1835. 8.

36. Wilhelm Ernſt Weber, Göthe's Fauſt. Ueberſichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verſtändniſſes, Halle 1836. 8.

37. H. Dünzer, Göthe's Fauſt in ſeiner Einheit und Ganzheit wider ſeine Gegner dargeſtellt, Cöln 1836. 8.

38. C. H. Weiße, Kritik und Erläuterung des Göthe'ſchen Fauſt, Leipzig 1837. 8.

39. Carl Schönholz, Zur Verſtändigung über Göthe's Fauſt, Breslau 1838. 8.

40. Julius Leutbecher, Ueber den Fauſt von Göthe, Nürnberg. 1838. 8.

41. Ferdinand Röſe, Ueber die ſceniſche Darſtellung des Göthe'ſchen Fauſt, Berlin 1838.

42. Ueber Göthe's Fauſt. Zwei dramaturgiſche Abhandlungen von Julius Moſen und Adolf Stahr, Oldenburg 1845. 8.

VI. Nachweiſungen über Geſchichte und Literatur des Fauſt.

43. Stieglitz der Aeltere, Die Sage vom Doctor Fauſt (in Friedrich von Raumers „hiſtoriſchem Taſchenbuch", Leipzig 1834. 8.).

(in deſſen Werke „zur Geſchichte der deutſchen Literatur", Königsberg 1836. 8.).

45. Die Literatur über Göthe's Fauſt (in den erſten Nummern der „Halle'ſchen Jahrbücher", redigirt von Ruge und Echtermeyer, Jahrg. 1839.).

46. Friedrich Theodor Viſcher, Die Literatur über Göthe's Fauſt (in deſſen Buche „Kritiſche Gänge", Tübingen 1844, 2 Bde. 8.).

47. Göthe's Fauſt und die Fauſtliteratur (im Cotta'ſchen Morgenblatt, Jahrgang 1839, Nummer 212 ff.)

VII. Dramatiſche Bearbeitungen derſelben Sage von andern Dichtern.

48. (Ohne Namen des Verfaſſers), Johann Fauſt, allegoriſches Drama, Mannheim 1776. 8.

49. G. E. Leſſing, Fauſt und die ſieben Geiſter. Fragment, zuerſt erſchienen in Leſſings Briefen, die neueſte Literatur betreffend, dann aufs Neue abgedruckt in deſſen „theatraliſchem Nachlaß", Berlin 1784—86.

50. G. F. L. Müller, Doctor [illegible]auſts Leben, Mannheim 1788. 8.

51. Mylius und Schink, Doctor Fauſts Leibgürtel, Gotha 1789. 8.

52. Julius von Soden, Doctor Fauſt, Volksſchauſpiel in fünf Akten, Augsburg 1791 und 1797. 8.

ach 1792. 8.

54. J. N. Komareck, Fauſt von Mainz, ein Gemälde us dem fünfzehnten Jahrhundert (in deſſen „Schauſpielen", 1793. 8.).

55. F. G. . . . , Doctor Fauſt, ein Schattenriß, Danzig 1797. 8.

56. J. F. Schink, Johann Fauſt, dramatiſche Phan-aſie nach einer Sage des ſechszehnten Jahrhunderts, Berlin 804. 8.

57. Adelbert von Chamiſſo, Fauſt, Tragödie in einem kt (zuerſt im „Muſenalmanach für 1804" und ſpäter in hamiſſo's geſammelten Gedichten).

58. Carl Friedrich Benkowitz. die Jubelfeier der Hölle, der Fauſt der Jüngere, Schauſpiel in fünf Akten, Berlin 1808. 8.

59. Carl Chriſtian Friedrich Schöne, Fauſt, romantiſche ragödie, Berlin 1809. 8

60. J. C. Bernard, Fauſt, romantiſche Oper in zwei kten, Wien 1814. 12. (Componirt von Ludwig Spohr.)

61. Auguſt Klingemann, Fauſt, Trauerſpiel in fünf kten, Leipzig 1815. 8.

62. Wilhelm Seybold, Der umgekehrte Fauſt, oder roſch's Jugendjahre, Heidelberg 1816 (Unvollendet.)

63. C. C. F. Schöne, Göthe's Fauſt, der Tragödie weiter Theil, Berlin 1822. 8.

6
tenſpi
6
Galin
6
derthä
(im z
ter T
6
Melod
6
gödie,
7
ſchen),
7
Schau
7
1843.
. 7
ſpiel i
7
mit G

1829. 8.

5. Harro Harring, Fauſt im Gewande der Zeit, Schat-
el mit Licht, Leipzig 1831. 8.

6. Louis Angely, Doctor Fauſts Vetter, dramatiſcher
athias (ſo viel mir bekannt, nicht gedruckt).

7. Karl von Holtei, Doctor Johannes Fauſt, der wun-
tige Magus des Nordens, Volksdrama in drei Akten
weiten Bande von deſſen „Beiträge für das Königsſtäd-
heater", Wiesbaden 1832. 8.).

58. Fr. L. K. von Biedenfeld, Der weibliche Fauſt.
rama in drei Akten.

59. Karl B(raun) von B(raunthal), Fauſt, eine Tra-
Leipzig 1835. 8.

0. J. D. Hoffmann, Fauſt (eine Fortſetzung des Göthe'-
Leipzig 1836. 8.

1. F. Marlow (id est Friedrich Wolfram) Fauſt,
ſpiel in drei Abtheilungen, Leipzig 1839. 8.

2. C. St. Czilsky, Fauſt, dramatiſches Gedicht, Halle
8.

3. Karl Simrock, Doctor Johannes Fauſt, Puppen-
n vier Aufzügen, Frankfurt am Main 1846. 8.

VIII. Parodien.

4. Adolf Bäuerle, Doctor Fauſts Mantel, Zauberſpiel
eſang in zwei Aufzügen, Wien 1820. 8.

75. Leben, Tod und Höllenfahrt des berühmten Doctor Daus, einaktige Parodie des Göthe'ſchen Fauſt, Leipzig 1841. 8.

76. Friedrich Hopp, Doctor Fauſts Hauskäppchen, Poſſe mit Geſang in drei Aufzügen, Wien 1843. 8.

IX. Behandlung der Sage in epiſcher Form.

77. Ludwig Bechſtein, Fauſtus, Leipzig 1833. 8.

78. Nicolaus Lenau, Fauſt, Stuttgart 1836. 8.

79. M. Solitar (d. i. Woldemar Nürnberger), Fauſt, Berlin 1842. 8.

X. Romane und Erzählungen.

80. F. M. von Klinger, Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Petersburg 1791, Leipzig 1799. (Franzöſiſch unter dem Titel: „les aventures du Docteur Faust“, Amsterdam 1798. Reims 1802. 2 Bde. 8.)

81. Wolfgang Gerle, Fauſts Lehrling (im dritten Bande ſeiner „Schattenriſſe und Mondſcheinbilder“, Leipzig 1824.).

82. Fauſt der große Mann und deſſen Wanderungen mit dem Teufel durch die Welt bis in die Hölle, Wien 1830, 2 Bde. 8.

83. Johann Gabriel Seidl, Doctor Fauſt am Niedersberge, ſatiriſche Novelle (im Taſchenbuch „Gedenke mein“, Wien 1838. 8.).

XI. Kupfer, Zeichnungen u. ſ. w. zu Göthe's Fauſt.

84. Peter Cornelius, Bilder zu Göthe's Fauſt, geſtochen in Rom von Ruſchweyh, Frankfurt 1817, 3 Lieferungen, Folio.

85. E. Harniſch, Bildliche Darſtellungen in Arabeskenform zu Göthe's Fauſt, Berlin 1832, 6 Blätter, Folio.

86. Ludwig Nauwerck, Zeichnungen zu Göthe's Fauſt, Hamburg 1826, 12 Blätter, Folio.

87. Moritz Retzſch, Umriſſe zu Göthe's Fauſt, Stuttgart 1534, 29 Kupfertafeln in Querfolio.

88. Anſelmus Lachegern, Bilder (Karikaturen) zu Göthe's Fauſt, Leipzig 1841, 11 lithographirte Blätter.

89. Peter Cornelius, Umriſſe nach Zeichnungen zu Göthe's Fauſt, München 1841, 12 lithographirte Blätter in Halbfolio.

Maria Stuart auf der Bühne.

Die Geſchichte hat wenig Stoffe aufzuweiſen, die von der dramatiſchen Dichtkunſt ſo oft ausgebeutet worden ſind, als das vielbewegte Leben und tragiſche Ende der eben ſo ſchönen als unglücklichen Maria von Schottland. Solchen, die ſich für die Bibliographie des Theaters intereſſiren, dürfte eine chronologiſch-geordnete Zuſammenſtellung aller Trauerſpiele, deren Mittelpunkt die Wittwe des zweiten Franz von Frankreich iſt, nicht unwillkommen ſein.

Die deutſche Literatur beſitzt:

1. Maria Stuart, Trauerſpiel in 5 Akten und in Proſa, von Chriſtian Heinrich Spieß, Leipzig 1793.

2. Maria Stuart, Trauerſpiel in 5 Akten und in Verſen, von Friedrich Schiller, Tübingen 1801. (Sämmtliche Ueberſetzungen dieſer Tragödie habe ich erſt unlängſt in Nummer 10 des „Extra-Charivari" mitgetheilt.)

Mariens Liebe zu dem Sänger David Rizzio behandelt, habe ich im Jahre 1830 auf dem Münchener Hoftheater aufführen ſehen; ob ſie ſeitdem im Druck erſchienen iſt, weiß ich nicht.)

Die engliſche Literatur hat folgende Stücke aufzuweiſen:

4. **Mary, Queen of Scots, Tragedy in prose**, von John Saint-John, London 1789. (Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels war der Bruder des bekannten Lord Bolingbroke.)

5. **Mary, Queen of Scots, historical Tragedy**, von Miſtreß Mary Deverell, London 1792.

6. **Mary Stewart, Queen of Scots, historical Drama**, von James Grahame, Edinburg 1801.

7. **Mary Stuart, dramatic Representation, London** 1823.

Die franzöſiſche Literatur hat:

8. **Marie Stuart, reine d'Ecosse, tragédie en 5 actes et en vers**, von M. Regnault, Paris 1639. (Das Stück, von dem im Druck drei Auflagen erſchienen ſind, iſt dem Cardinal Richelieu gewidmet.)

9. **Marie Stuart, reine d'Ecosse, tragédie en 5 actes et en prose**, von Edme Bourſault, Paris 1683. Gewidmet dem Herzog von Saint-Aignan, der dem Dichter für die Dedication ein Geſchenk von hundert Louis gemacht. Daſſelbe Stück, ins Italieniſche überſetzt, erſchien zu Bologna 1734.

11. **Marie Stuart, tragédie en 5 actes et en vers,** von Pierre Antoine Lebrun, Paris 1820. (Iſt eine freie Bearbeitung des Schiller'ſchen Trauerſpiels.)

Die holländiſche Literatur hat blos ein Stück dieſes Namens aufzuweiſen und zwar:

12. **Maria Stuarta of Gemertelse Majesteit, Treurspel;** Keulen 1646.

Am reichſten iſt die italieniſche Literatur; ſie beſitzt:

13. **La Regina di Scozia, Tragedia in 5 atti ed in versi,** von Carlo Ruggieri, Neapel 1604. (Das Stück iſt dem Cardinal Spinelli gewidmet. Jeder Akt ſchließt mit einem Chore.)

14. **La Reina di Scozia, Tragedia in 5 atti ed in prosa,** von Federigo della Valle, Mailand 1628.

15. **Maria Stuarda, Regina di Scozia e d'Inghilterra, Tragedia in 3 atti ed in prosa,** von Orazio Celli, Rom 1665.

16. **Maria Stuarda, Opera scenica in prosa,** von Giovanni Francesco Savaro del Pizzo, Bologna 1665.

17. **Maria Stuarda, Dramma tragico in 5 atti ed in verse,** von Anſelmo Sanſone, Palermo 1672.

18. **Maria Stuarda, Tragedia in 5 atti,** von Vittorio Alfieri, Florenz 1781. (Nach ſeinem eigenen Geſtändniß iſt ſie die unbedeutendſte ſeiner dramatiſchen Dichtungen. Eine

zöſiſche brachte Claude Petitot, Paris 1804.)

Außer dieſen kenne ich nur noch ein lateiniſches Trauerſpiel, „Maria Stuarda“, das 1593 zu Douay im Drucke erſchienen iſt.

Von all' dieſen Stücken hat ſich nur das Eine von unſerm großen, unerreichbaren Schiller auf der Bühne erhalten; deſſen ungeachtet wagt ein neuerer Kritiker Englands, Stephen Jones, der Herausgeber der „Biographia dramatica“ (London 1812, 4 Bde), darüber folgendes Urtheil zu fällen:

»This piece is certainly on of the worst that the pen of Schiller has produced. The story is a violation of historical truth; the character of the heroine is degraded and the whole is forcet and unnatural.«

Weit einſichtsvoller und gerechter iſt die franzöſiſche Kritik. Herr von Sevelinges ſagt: »Il n'est pas de pays en Europe, où les infortunes et la fin sanglante de Marie Stuart n'aient fourni le sujet de quelque pièce de théâtre; mais ces ébauches imparfaites sont toutes oubliées, depuis qu'un homme de génie a traité ce sujet si éminemment dramatique. La tragédie de Schiller est connue de toute l'Europe.«

Parallelen.

Ein franzöſiſcher Kritiker ſtellte unlängſt folgende kritiſch Vergleiche an:

Chateaubriand iſt . .	Oberprieſter.	Alexandre Dumas iſt	Maler.
Victor Hugo	Baukünſtler.	Eugène Sue . . .	Arzt.
Lamartine	Muſiker.	Alfred de Vigny .	Levit.
George Sand	Volkstribun.	Alfred de Muſſet .	Kriegsmann.
Lamennais	Prophet.	Béranger	Dichter.
Balzac	Naturforſcher.	Jules Janin . . .	Parfumeur.
Frédéric Soulié . . .	Chirurg.	Scribe	Gewürzkrämer

* * *

In Chateaubriand finden ſich Anklänge von Homer, Raphael und Spontini
In Victor Hugo . „ „ „ „ Corneille, A. Dürer und Mozart.
In Lamartine . . . „ „ „ „ Virgil, Tizian und Bellini.
In George Sand . „ „ „ „ Plato, Paul Potter und Lully.
In Lamennais . . . „ „ „ „ Boſſuet, Tintoretto und Haydn
In Balzac . . . . „ „ „ „ Rabelais, Hogarth und Boieldieu
In Dumas . . . . „ „ „ „ Shakeſpeare, Slv. Roſa u. Auber
In Eugène Sue . „ „ „ „ Mercier, Greuze und Berlioz.
In Alfred de Vigny „ „ „ „ Petrarca, Meulen, und Cimaroſa
In Alfred de Muſſet „ „ „ „ Byron, Adr. Brouwer u. Grétry
In Béranger . . . „ „ „ „ Horaz, Laireſſe und Méhul.
In Jules Janin . „ „ „ „ Frau von Sévigné, Petitot un
Roſſini
In Scribe . . . . „ „ „ „ von allen Dieſen ein
winzigkleines Etwas.

Teufeleien.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Mit 56 Caricaturen.

Leipzig. 1849.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

K
E
E
H
E
K
J
B
D
J
T
P
E
N
S
D
D
P
J
D
A
S
S
D
E
J
H
E
E
K
E
D

GSt

Inhalt.

Seite
urze Briefe an meinen langen Vetter 1
in Blauſtrumpf 31
in Mann ꝛc. 32
err Dr. Amthor 33
in verzweifelnder Tenor 34
olgen eines Talglichts 35
talieniſche Volksbilder 46
wölf Stunden verheirathet 50
rei ehrenwerthe Mitglieder der Berliner National-Verſammlung. 61
talieniſche Volksbilder 62
out lasse, tout passe, tout casse! 66
ariſer Carnevals-Scenen 73
in ſchwermüthiger Pierrot 75
euer Götzendienſt 78
traßen-Scene 79
ie Jungfrau Europa 80
ie ſchielende Familie 81
que-Dame 82
luſtration deutſcher Claſſiker 94
as geheimnißvolle Buch 98
ni-Vergnügungen des Jahres 1813 104
ene in der Kunſtausſtellung 106
ene im Tempel des Nachruhms 107
rei Tage aus dem Leben eines Damenhandſchuhes 108
n Holzſchnitt 112
luſtration deutſcher Claſſiker 113
rr Friedrich Hecker und ſeine beiden Kanonen 116
was, was Jedem paſſiren kann 121
n Kellergeſpenſt 122
ine Lebensart 123
ineſiſches Leſecabinet 124
ie Krankheit der neuen Zeit 125

Frater Hermann von Lehnin 129
Illuſtrirte Sprichwörter 133
Zu welchem Vereine gehören denn Sie 135
Liebkoſungen eines Elephanten 142
Guckkaſtenbild 143
Was gehört zum Talente eines Volksredners 144
Ein Tag in den Champs Elysées 148
Brüderſchaft 156
Auf der Promenade 157
Geſchichte einer Stecknadel 158
Ein nagelneuer Cultus 176
Ein unglückliches Wage-Stück 177
Ein glückliches Abenteuer 178
Frage 187
Scheintod 188
Eine Scene im Pflanzengarten 189
Anſicht der Pariſer Tuilerien 196
Ein Concert Berlioz' 200
Ein Bouquet 202
Warnung. 215
Naturgeſchichte der Jeſuiten 216
Ein Capitel aus der Götterlehre 230
Die Viſitenkarten am Spiegel 233
Weiß oder Schwarz 238
Noch ein Capitel aus der Götterlehre 245
A-B-C für Leute, welche eine Zeitſchrift herausgeben und Abonnenten haben wollen 247
A-B-C für Pfuſcher, welche als große Künſtler glänzen wollen. 253
Kunſt und Kritik 258
Der Scharfrichter von Verſailles 260
Prater-Scene 264
Eine Bade-Scene 266
Walhalla der heidniſchen Gottheiten 274
Das chemiſche Feuerzeug 275
Die Katze 281

Kurze Briefe an meinen langen Vetter.

Neue Folge.

Seitdem Du, lieber Michel, auf Freiersfüßen umherläufſt, bringt Dich Deine mich wahrhaft empörende Gutmüthigkeit mit einem Rudel von Philiſtern in Berührung, von denen jeder Einzelne für den Gentleman, um mit Freund Shakeſpeare zu reden, ein zu Fleiſch gewordenes Brechpulver, ein zweibeiniges Rhabarber-Decoct iſt. Der Umgang mit Philiſtern hat, wie Peſt und Cholera, etwas Anſteckendes. Ich kannte einen vollendeten Gentleman, der durch ſeinen Umgang mit einem gemüthlichen Philiſter ſich eines Tages ſo weit vergaß mit ihm einen Kaffeegarten zu beſuchen und dort — horribile dictu! — mit ihm und andern Spießbürgern *Kegel*, ſage *Kegel zu ſchieben*. Seit jenem Tage war dieſer Mann todt für Jeden, der ein Recht hat, ſich Gentleman zu nennen; denn ein Kerl, welcher Kegel ſchiebt, iſt noch viel philiſterhafter und lächerlicher, als eine Frau, welche die Selbſtverleugnung ihres Geſchlechts ſo weit treibt, daß ſie — Schrecken aller Schrecken! — ſogar Schlittſchuh läuft. Ein Gentleman vom reinſten Waſſer würde ſeiner Frau weit leichter eine mit Anſtand begangene Untreue, als die Bêtiſe verzeihen, daß ſie hinter ſeinem Rücken Schlittſchuh läuft. — Meide alſo vor allen Dingen jeden Mann, welcher Kegel ſchiebt und jede Frau, welche Schlittſchuh läuft; denn Letztere iſt, wie ich aus Erfahrung weiß, ſogar fähig, Taback zu ſchnupfen, und kann's im Leben etwas Unangenehmeres geben, als eine Frau, die ſich ihre Naſenlöcher mit Spaniel wattirt?

Außerdem warne ich Dich vor Folgenden:

Meide den Umgang ſolcher Leute, welche Autographen berühmter Männer ſammeln. Solch ein Patron ſammelt in der Regel nie für ſich, ſondern immer nur für Andere, am öfterſten für ſeine Couſine, Nichte oder Schwägerin. Hat er Dir und andern gutmüthigen Philiſtern ein paar hundert intereſſanter Handſchriften abgebettelt, dann verkauft er ſie an den erſten beſten Autographen-Trödler und hängt dadurch manches Deiner Briefgeheimniſſe an die große Glocke der Oeffentlichkeit. Ich kenne einen Gentleman, der einem Philiſter einmal unter andern Handſchriften auch zwei Zeilen einer hübſchen Kaufmannsfrau geſchenkt, durch welche ſie den Gentleman zu einem Stelldichein eingeladen hatte. Der Philiſter, der mit den geſchenkten Autographen ſchnöden Schacher trieb, verkaufte jene Einladung zu dem Rendezvous zufällig an den nn dieſer Frau, der dadurch aus den roſenfarbenen Wolder Täuſchung in den Miſthaufen einer — auch für den liſter — äußerſt unangenehmen Erfahrung ſank.

Meide den Umgang ſolcher Leute, die förmlich ein Gebe daraus machen, eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen, Gott und aller Welt ein Vielliebchen zu eſſen, um Je-, welcher die Mandel mit ihnen theilt, ein Geſchenk abeſſen. — In einem meiner unſterblichen Werke — im en Bande des „Jeujour," Seite 241 — habe ich ſolch n Knackmandel-Cartouche in der Perſon eines Herrn ſtaſius von Schlick als warnendes Beiſpiel hingeſtellt. lei Kerle, die uns eine Piſtole in Form einer Doppeldel auf die Bruſt ſetzen, können nur einen Philiſter dazu egen, mit ihnen ein Vielliebchen zu verſpeiſen; ein Gentleißt niemals Vielliebchen, auch dann nicht, wenn ſelbſt Mutter Gottes von ihrer Höhe herabſtiege, um ihm dern eins anzubieten.

Meide wie Peſtkranke den Umgang ſolcher Leute, welche als Münzenſammler geriren. Sie ſammeln zwar nur Münzen, verſchmähen aber auch die neuen nicht. Als etzthin das Honorar für dieſe „kurzen Briefe" von Otto and in lauter nagelneuen Champagnerthalern zugeſchickt lt, befand ſich zufällig einer der unverſchämteſten Münzenhaber bei mir. Er unterſuchte ein Zweithalerſtück nach andern. »Dieſe drei Exemplare fehlen noch meiner mmlung.« ſagte er und — ſteckte ſie zu ſich.

Meide den Umgang jener Philiſter, welche Anekdoten wiederkäuen. Du kannſt ſolch ein Ungethüm Dir augenblicklich vom Halſe ſchaffen, wenn Du mit ſteinernem Ernſte keinen ſeiner Witze belachſt.

Meide jeden Tölpel, welcher verliebt iſt, denn Jeder, der das Unglück hat, verliebt zu ſein, iſt ein langweiliges Kameel, deſſen ſentimentale Seufzer dem Gentleman, der ſich unter keiner Bedingung verliebt, Magenſäure und Sodbrennen verurſachen.

Meide jeden Mann, welcher Flöte bläſt. Von allen Muſikern iſt der Flötenbläſer in der Regel der dümmſte und blödſinnigſte, weil er ſich am meiſten zur Schwärmerei hinneigt. Ein Schwärmer, der Nachts bei Luna's keuſchen Strahlen die Flöte als Dolmetſcherin ſeiner Gefühle mißbraucht, iſt eben ſo ridicul, wie eine Frau, welche Fagott oder Waldhorn bläſt. — Die Inſtrumente, die der Gentleman ſpielen darf, ſind Klavier und — Violoncell; Guitarre und Mandoline ſind nur für Barbiergeſellen und Freudenmädchen, alle andere Inſtrumente nur für Orcheſterleute und Philiſter geſchaffen.

II.

Du haſt Deinen Diener fortgejagt, weil er ſich, wie Du mir ſchreibſt, den Ueberreſt einer Straßburger Gänſeleber-Paſtete angemaßt und eine Flaſche Leoville zugeeignet hat.

Ich beg
der gut
gänzlich
wegen ſ
würde
Madeir
haben.
und fra
nicht in
Merke
ſchaft n
daran
beſtohle
ich Jede
iſt eine
ſter ang
Du
Dir, d
geſagt:
mein S
tär, m
Vorſtel
und —
Bell-L
Wi
meine

greiſe nicht, ausgezeichneter Michel, wie Du, trotz all'
ten Lehren, die ich Dir gegeben, noch immer ein ſo
verſtockter Philiſter ſein kannſt, einen armen Teufel
ſolcher Kleinigkeit fortzuſchicken. Ich in Deiner Stelle
ihm einen Naſenſtüber, dann aber noch ein Glas
a zu beſſerer Verdauung des Genoſſenen verabreicht
— Du haſt Dir nun einen neuen Diener angeſchafft
gſt mich, wie Du ihn zu behandeln haſt, damit er
die Fußtapfen ſeines würdigen Vorgängers trete.
Dir, Liebſter, vor Allem Folgendes: wenn die Diener-
ichts taugt, ſo iſt in der Regel die Herrſchaft ſelber
Schuld. Mich, guter Michel, hat noch kein Diener
n, und fragſt Du warum? ſo antworte ich Dir, weil
m Vertrauen geſchenkt habe. Mißtrauen, lieber Michel,
jener mattherzigen Laſter, die vor Allem dem Phili-
eboren ſind.

beneideſt mich um meinen Diener, und ich geſtehe
aß Du ein Recht dazu haſt. Wie jener Engländer
»My dogg is my love,« ſo ſage ich, mein Diener iſt
Schatz: er iſt mein Haushofmeiſter, mein Privatſekre-
in Vorleſer, mein Garten-Inſpector, mein Menagerie-
er, mein Ober-Bibliothekar, mein Jokey, mein Koch
mein Laufburſche. Er heißt Auguſt und iſt nach der
ncaſter'ſchen Methode gebildet.

llſt Du Dir einen treuen Diener erziehen, ſo mußt Du
Methode befolgen und niemals grob und ſpießbürger-

lich brutal gegen ihn ſein; bedenke, Michel, daß es keine Bravour iſt, gegen Jemand grob zu ſein, dem kein Recht zuſteht, Gleiches durch Gleiches zu vergelten. Nur der emporgekommene Krämer maßt ſich ein Recht an, den armen Teufel, der ihm dient, Er zu nennen. Der gebildete Gentleman geht mit ſeinem Diener wie mit einem weichen Ei um und ehrt ihn durch das „vertrauliche Du“. Ich, guter Michel, gehe noch weiter und nenne meinen Diener nie anders als „ausgezeichneter Freund! verehrter Gönner! angebeteter Schutzgeiſt“. Niemals im Leben vergeſſe ich mich ſo weit, gegen ihn heftig zu werden. Brauche ich ſeine Dienſte, ſo rufe ich „Auguſt!“; kommt er nicht gleich auf der Stelle, ſo rufe ich mit der mir angeborenen Langmuth „September!“. Erſcheint er auch dann noch nicht, ſo bleibe ich gelaſſen, wie zuvor, und rufe „October!“. Hat er auch das nicht gehört, ſo rufe ich höchſtens „November!“. Zum Ruhme meines Dieners muß ich Dir ſagen, daß er mich noch nie in die grauſame Nothwendigkeit verſetzt hat, „December!“ zu rufen, denn in der Regel iſt er immer ſchon beim September erſchienen. — Nur Philiſter werden zornig und brutal, wenn der Diener ihren erſten Ruf überhört; der Gentleman bleibt, wie in allen Dingen des Lebens, auch hier gelaſſen.

Die Frau Pupillenräthin von Dachſtuhl, deren Haus Du, wie es ſcheint, mit philiſterhafter Vorliebe beſuchſt, hat Dir zu Deinem Namenstage eine kleine Hündin geſchenkt, und Du biſt, wie Dein Brief mir ſagt, in Verlegenheit, wie Du

— die Hündin — taufen ſollſt. Das verarge ich Dir
t, denn aus dem Namen des Hundes läßt ſich ſehr leicht
den Grad der Bildung ſeines Herrn ſchließen. Ein Kerl,
ſeinen Hund nicht anders als „Prinz", „Mohr", „Sul-
", „Türk", „Heide" oder „Jude" zu taufen weiß, muß
edingt ein Philiſter ſein, ſowie Damen, welche ihre Schooß-
de „Othello" nennen, ſicher Etwas von einer Desdemona
ich haben.

Mein Hund — Du kennſt dies ausgezeichnete Thier, das
im verfloſſenen Jahre, am 15. December 1847, zugelau-
iſt — hatte mir Anfangs viel Kopfzerbrechens verurſacht.
h reiflicher Ueberlegung beſchloß ich in feierlicher Sitzung,
„Quaſimodo" zu taufen, und ſeit dieſem Augenblick hat
Name meines Hundes ſo großen Anklang gefunden, daß
die Genugthuung geworden, in meiner Nachbarſchaft ſchon
„Quaſimodo's" und ein Paar „Esmeraldas" umherwe-
zu ſehen.

Ich, in Deiner Stelle, würde Herloßſohn's „Damen-Lexi-
" zur Hand nehmen und den erſten beſten Frauen-Namen,
Dir in die Augen ſpringt, Deiner Hündin an den Hals
ſen. Sollteſt Du, als Philiſter, die Ausgabe ſcheuen,
das „Damen-Lexikon" blos deshalb anzuſchaffen, ſo ſtelle
Dir folgende Namen zu beliebiger Auswahl anheim:
ne das vierfüßige Geſchenk der Frau Pupillenräthin, zu
en des Sue'ſchen Romans, „Mathilde" oder „Fleur de
ie", oder biſt Du kein Freund der „Geheimniſſe von

tine"; kurz, nenne ſie, wie Du willſt, nur um des Himmelswillen nicht „Azor" oder „Zemire", denn ſo heißen zwei Hunde, die einem meiner beſten Freunde gehören, dem ich ſeitdem gaſſenweit aus dem Wege gehe.

Daß Deine Hündin — wie Du mir in der Nachſchrift Deines Briefes erzählſt — ein geſticktes Halsband trägt, iſt eine wahrhaft unverzeihliche Dummheit. Hunde mit geſtickten Halsbändern ſind eben ſo lächerlich wie Philiſter mit geſtickten Hoſenträgern.

Apropos! Trägſt Du den Deinigen noch?

III.

Du wünſcheſt zu erfahren, ob der Gentleman auch Blumen lieben darf. Allerdings, beſter Michel, iſt's auch dem Gentleman erlaubt, Blumenfreund zu ſein, doch darf er nicht, wie der Philiſter, geradezu jede Blume ſchön finden; denn ſelbſt in dieſem Punkte weiß er ſeine Unterſcheidungen zu machen und ſeine Neigung nur ſolchen Pflanzen zuzuwenden, die derſelben vollkommen würdig ſind.

Der Liebling des Gentleman iſt der Epheu. **Hedera Helix** nimmt in der Pflanzenwelt jene Stelle ein, die der Feinſchmecker dem Pfirſch — nur Philiſter ſagen die Pfirſich — in der **haute-volée** der Früchte einräumt. Der Epheu iſt

ückt, noch mit Wohlgeruch einbalſamirt. Gleich wie der
re Gentleman die Perlmutterlorgnetten und goldenen Ket
die diamantenen Ringe und hundert andere Dinge, wor
der Philiſter ſo großen Werth legt, der Toilette des klein
tiſchen ſpießbürgerlichen Stutzers überläßt, ganz ſo über
der Epheu den Putz der Blüthen und die Unnöthigkeit
guten Geruchs jenen Blumen, die gleichſam nur zur
enweide des Philiſters geſchaffen ſind. Zu Letztern gehört
Allem der Goldlack, die Nelke, das Baſilicum. Sie all
en und ſogar ſehr ſchön, wie der Philiſter zu behaupten
t, aber die Naſe des Gentleman kann dieſen Alltagsblu
keinen Geſchmack abgewinnen; ſeine Geruchsnerven ſind
h den mädchen- und märchenhaften Parfüm des **Clero
dron fragrans** — Gärtner und Philiſter nennen ſie in
m Kauderwelſch **Volkameria japonica** — durch den wun-
üßen Duft des **Heliotropium scorpioïdes** und durch den
imnißvollen Wohlgeruch der **Viola odorata** dergeſtalt ver-
nt, daß ſie ſelbſt der Roſe, die mancher Philiſter die „Kö
n der Blumen“ nennt, in der Rangordnung der Düft
den vierten oder fünften Platz einräumen. In den Au
des Gentleman iſt die **Camellia Sasanqua** die Autokratin,
Donna Maria da Gloria der Blumenwelt.

Ein flüchtiger Ueberblick des Hofſtaats dieſer Blumenkö
n wird Dich überzeugen, welche Blumen Du lieben darfſt

ohne Dich gegen den guten Geſchmack des Gentleman zu verſündigen.

Die Oberhofmeiſterin der Königin Camellia iſt die Granatblume (**Punica granatum**), der Oberſtkammerherr und Ceremonienmeiſter die ſchöne Fackeldiſtel (**Cactus speciosus**), ihr geheimer Staatsſekretär iſt die hundertblätterige Roſe (**Rosa centifolia**); die Aſtern und Georginen ſind die Kammerfrauen Ihrer Majeſtät; der Fuchsſchwanz (**Amaranthus tricolor**) der Hoffriſeur; der Lorbeer (**Laurus nobilis**) der Hofmaler, der beſtändig ſchmeichelt. Die erſte Vorleſerin der Königin iſt die großblumige Magnolie (**Magnolia grandiflora**); ihr Ehren-Cavalier der wohlriechende Oleander (**Nerium odorum**); ihr Günſtling der unvergleichliche Narciſſus (**Narcissus incomparabilis**); ihr Beichtvater die **Asclepias crassifolia** oder **Hoya carnosa**, die dicke wohlgenährte Wachs- oder Porzellan-Blume. —

Alle andern Blumen gehören zum Gros. Beifuß und Majoran ſind die Hofköche; der Kürbis iſt der Hofnarr; Lavendel, Myrthe und Thymian ſind die Hoflakeien.

Reſeda und Veilchen hat der liebe Gott nur für die Knopflöcher der Dichter, Gänſeblümchen (**Bellis perennis**) und Vergißmeinnicht (**Myosotis scorpioïdes**) aber nur für verliebte Kammerzofen geſchaffen.

Von den Feldblumen, für welche der Philiſter ſchwärmt, hat die gütige Vorſehung Baldrian, Flieder, Kamille und Schafgarbe nur für Apotheker und Hebammen, Ranunkeln und Kuhblumen nur für Sonntagsreiter, Löwenmaul und Wolfszahn nur für Hiſtrionen und anderes Geſindel ausgeſtreut.

Wenn Du einer Dame ein Bouquet ſchenken willſt, ſo darf es nur eine weiße Camellia oder ein Veilchenbüſchel ſein. Wer andere Blumen ſchenkt, iſt Philiſter.

Das merke Dir, mein guter Michel!

IV.

Du bitteſt mich, Dir zu ſagen, welche Schriftſteller Deutſchlands Du leſen darfſt, um Deinen Styl, der leider noch alle Kennzeichen eines vorſündfluthlichen Geſchmacks an ſich trägt, allmählig mehr und mehr von den Schlacken des Philiſterthums zu reinigen. Hätteſt Du mich erſucht, Dir umgekehrt jene Schriftſteller zu nennen, die Du nicht leſen ſollſt, ſo würde mich dies einigermaßen in Verlegenheit geſetzt haben, denn bei wem hätte ich anfangen und bei wem aufhören ſollen? Unſer großes, einiges Deutſchland hat eine Unzahl von Schriftſtellern, deren Styl dergeſtalt verwahrloſt, liederlich und ſalopp iſt, daß nur der unverwüſtliche Straußmagen des Spießbürgers Geſchmack daran finden kann.

Der Styl iſt das Kleid des Gedankens. Ein abgeſchmacktes Kleid kann oft den ſchönſten Körper, ein häßlicher Styl die ſchönſten Gedanken verunſtalten. Ich liebe die franzöſiſche Literatur und ziehe ſie der deutſchen vor, weil Jene Toilette macht und nicht, wie Dieſe, mit ungekämmtem Haar, ſchmutzigen Vatermördern und beſtaubten Stiefeln umherrennt. Ge will ich zugeben, daß der franzöſiſche Styl gefallſüchtig i aber ſuche zu gefallen, ſagt der edle Lord Cheſterfield, u Du wirſt gefallen. Der franzöſiſche Styl iſt ein vollkomm ner Gentleman, der beſtändig vor dem Spiegel ſteht und d Wagen erwartet, welcher ihn zum Ball führen ſoll. Se Anzug iſt höchſt elegant: er trägt entenpfotenfarbige Han ſchuhe und durchbrochene Strümpfe, einen Claque unter Arm, ein Veilchen im Knopfloch und duftet ſo zart, wie d erſte Billetdoux einer ſechzehnjährigen Liebe. So ſchrei Janin, ſo ſchreibt Balzac, ſo ſchreibt Alfred de Muſſet.

Wie ſehr ſticht gegen ſie der deutſche Styl ab!

Lies irgend Etwas von A. Sein Styl iſt ein auf d Wanderſchaft begriffener Leinwebergeſell, der, im Staubkitt ein Ränzel auf dem Rücken, einen Knotenſtock in der Han einen Pfeifenſtummel im Munde, auf der ſtaubigen Landſtra bivouakirt und, um ſeine müden Glieder zu ſtärken, dan und wann nach der Strohflaſche greift. Sein Styl wide mich an, denn er riecht nach Schnaps und Tabak.

Lies eine Novelle von B. Sein Styl iſt ein Spießbürge der einen dicken Haarbeutel, einen altmodiſchen Frack m ſchweren Stahlknöpfen und eine geblümte Weſte trägt, die bi über den ehrwürdigen Nabel reicht. Auf den dickſohligen Schuhe glänzen unächte Schnallen mit böhmiſchen Steinen geſchmück Ich kann nichts von ihm leſen, denn ſein Styl tanzt Me nuet und macht ſich lächerlich.

Lies einen Roman von C. Sein Styl trägt eine Pelzmütze mit Ohrenklappen, einen Flausrock mit Pulswärmern und Pelzhandſchuhe. Sein Styl hat eine erfrorene Naſe und Froſtbeulen. Und trotzdem wagt er ſich aufs Eis und läuft auf Schlittſchuhen. Wenn ich irgend Etwas von ihm leſe, bekomme ich vor Froſt barbariſches Zähnklappern. Mit Wehmuth und dem alten König Lear möchte ich ausrufen: Tom friert!

Lies Etwas von D. Sein Styl iſt ein unverſchämter Gamin, der baarfuß auf den Straßen herumläuft, im Sommer mit Koth und im Winter mit Schneebällen um ſich wirft, wenn er irgendwo einen Juden gewahrt, »Hepp, hepp!« ſchreit und aus Furcht, Prügel zu bekommen, die Flucht ergreift, doch, ſobald er ſich wieder ſicher glaubt, die Zunge herausſtreckt, Rübchen ſchabt und »Etſch, etſch!« ruft. Er iſt ein Straßenjunge; wer kann ſich über ihn ärgern?

Lies einen Roman von E. Sein Styl iſt ein plumper Bajazzo, der auf gebrechlichen Stelzen tanzt, allerlei Lazzi und Faxen macht und urplötzlich mit der tabackwattirten Naſe, die er ſo hoch trägt, daß er mit ihr die Uhrzeiger der katholiſchen Kirche richten kann, in eine Subſtanz fällt, von welcher Naſe und Anſtand durchaus nichts wiſſen wollen. — Dieſer Styl bleibe mir vom Leibe, denn er iſt mehr als ekelhaft.

Lies Etwas von F. Sein Styl iſt ein Hageſtolz, der das Zipperlein hat und den ganzen lieben langen Tag in einem zerriſſenen Schlafrock, in einer ſchmutzigen Nachtmütze und ausgetretenen Gummi-Galoſchen auf- und abſchleicht und zum philiſterhaften Zeitvertreibe im Sommer Fliegen und im Winter Grillen fängt Das iſt ein Styl, der mich gähnen macht.

Lies Etwas von G Sein Styl iſt ein gemüthlicher Dorfſchulze, der, mit Holzpantinen an den Füßen, einen ſchnarchenden Mops oder einen blinzelnden Kater auf dem Schooße, Abends tabakkauend neben dem rauchenden Miſthaufen ſeines Kuhſtalls ſitzt, ſich in den ſtillen Frieden der Natur verſenkt, erfreut durch das Blöken ſeiner von der Trift heimkehrenden Schafe, entzückt von dem harmoniſchen Grunzen der ſich im Miſte wälzenden Schweine tauſend und eine idylliſch-dorfgeſchichtliche Geßner-Thräne vergießt. Das iſt ein Styl, an den ich nicht denken kann, ohne darüber einzuſchlafen.

Lies Etwas von H. Sein Styl iſt ein vierſchrötiger Fuhrmann, der eine blaue Blouſe und hohe Waſſerſtiefel trägt und wüthend auf die armen Pferde iſt, die den ſchwerbeladenen Frachtwagen, der im Moraſt ſtecken geblieben iſt, nicht weiter ziehen können, ein Peitſchenſchwinger, der ſchweißtriefend »Hui, hui, hui!« ſchreit und die beklagenswerthen Gäule halb todtſchlägt. Das iſt ein Styl, der, wie der Frachtwagen, im Moraſt ſtecken bleibt

Lies Etwas von J. Sein Styl iſt ein chineſiſcher Jongleur, der die Beine ellenweit auseinander ſpreizt, mit Kugelphraſen und Meſſerfloskeln ſpielt, auf der Naſenſpitze erſt eine Pfauenfeder und dann eine Feuerleiter balancirt und, wie weiland Rappo, der kleine Tyroler, genannt der große Japaneſe, ſich an die Flügel einer gefahrloſen Windmühle kettet, um einiges Erſtaunen zu erregen. Es giebt Philiſter, die dann »Wunder über Wunder!« rufen, in Jubel und Entzücken ſchwimmen und ihm mit Händen und Füßen Beifall zujohlen.

Lies Etwas von K. Sein Styl iſt ein lernbegieriger Schüler, der, die grüne Trommel auf dem Rücken, botaniſiren geht, hier eine Jean Paul'ſche Roſe, dort eine Börne'ſche Brenneſſel, hier ein Uhland'ſches Veilchen, dort ein Heine'ſches Vergißmeinnicht pflückt und alle Blumen, die er abreißt, in ſein löſchpapiernes Herbarium legt und ſie dann als ſein Eigenthum betrachtet. Das iſt ein Styl, den man nicht haſſen, aber auch nicht lieben kann.

Lies Etwas von L. Sein Styl iſt ein flotter Burſche, welcher Kanonenſtiefel und klirrende Pfundſporen, auf dem Rücken eine Guitarre, an der Seite ein Rappier und im Buſen ein Herz trägt, das für Recht und Wahrheit erglüht, ein reiſender Student, der im Beutel kein Geld, doch im Herzen ein Bild, ein geliebtes Bild trägt und, mit Thränen im Auge und Wonne im Buſen, ſein „Gaudeamus" ſingt. Das iſt ein Styl, der, ob er gleich hier und da die Formen der Convenienz und Grammatik verletzt, mir dennoch liebenswürdig erſcheint. Der erſte Repräſentant dieſes Styls iſt Heinrich Heine, deſſen Proſa roſenfarbene Poeſie und deſſen Poeſie himmelblaue Proſa iſt.

Willſt Du endlich erfahren, welchen deutſchen Schriftſteller ich hinſichtlich des Styls allen andern vorziehe, ſo will ich Dir unverhohlen den Namen „Sternberg" nennen. Sein Styl iſt der deutſche Pelham, der ſtets, à quatre épingles, mit ſein geſtickten Manchetten, veilchenduftendem Schnupftuch und ariſtokratiſchem Puder im Haar vor ſeinem Leſer erſcheint.

Willſt Du ſchreiben lernen wie ein Gentleman, ſo lies Morgens vor dem Aufſtehen zwei Seiten aus Heine's „Buch der Lieder" und Abends vor dem Einſchlafen zehn Seiten einer Sternberg'ſchen Novelle.

Ich könnte Dir hinſichtlich des faſhionablen und philiſteröſen Styles noch Manches ſagen, doch fürchte ich auf der einen Seite perſönlich, auf der andern Seite in der mir „angeborenen Beſcheidenheit" mein eigener Lobredner zu werden, und darum will ich, ſtatt mich noch weiter darüber auszulaſſen, die Feder hinlegen, mir eine Cigarre anzünden und die Kunſt der deutſchen Proſa des Herrn Dr. Theodor Mundt leſen, um daraus das Geheimniß zu erlernen, wie man, um ſeinem Leſer zu gefallen, nicht ſchreiben muß.

Nachſchrift. Ich warne Dich ernſtlich vor Allem, was Friederike Bremer ſchreibt. Von allen Blauſtrümpfen der civiliſirten Welt iſt dieſe alte Schwedin der langweiligſte. Gleich nach ihr kommt Kathinka Zitz.

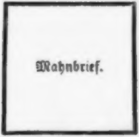
V.

chon oft hatte ich mir vorgenommen, Dir einige wohl-
nte Rathſchläge hinſichtlich des Formates zu ertheilen,
Du Deinen Briefen geben ſollſt. Damit ich's nicht ver-
will ich's heute thun.

leichwie Du den Vogel an ſeinen Federn, den Pfaffen
iner Kutte und den Schriftſteller an ſeinem Style er-
n kannſt, eben ſo leicht wirſt Du den Schreiber eines
s an dem Formate des Letztern errathen.

ie Phyſiologie oder — in Deiner Sprache zu reden —
aturgeſchichte der Briefe zerfällt nach meiner Anſicht in
Gruppen oder Sippſchaften, wie Du ſagen würdeſt.

ie erſte und allerhäufigſte Gruppe iſt die der Mahn-
Der Mahnbrief iſt in der Regel kurz, grob, bisweilen
ographiſch und faſt immer mit irgend einer Art von
ung gewürzt. Das Format dieſer Art von Briefen ſieht
Regel ſo aus:

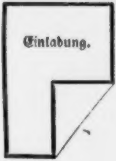


h rathe Dir, lieber Vetter, derlei Briefe nicht anzuneh-
oder an den Schreiber, deſſen Handſchrift Dir wohl be-
ſein wird, uneröffnet zurückzuſchicken, denn unter zehn

Briefen dieſes Kalibers ſind mindeſtens neun unbezahlte Schneider- oder Schuſter-Rechnungen, die für Den, der ſie empfängt, durchaus keine Intereſſe haben. Biſt Du aber einmal ſo unvorſichtig geweſen, ſie trotzdem anzunehmen, ſo rathe ich Dir, ſie, wie Juriſten und Philiſter ſagen, ungeleſen ad acta zu legen oder, nach Art des Gentleman, mit gerechter Indignation in Deinen Papierkorb zu werfen.

Der neunte von zehn Briefen dieſer Art enthält Preis-Courants oder Lotterie-Looſe, die irgend ein induſtrieller Philiſter dem Gentleman unverlangt ins Haus ſchickt. Mithin verlierſt Du nichts, wenn Du auch dieſe Gattung von Briefen uneröffnet bei Seite wirfſt, denn ein Gentleman — merke Dir dies, Michelchen — iſt nie ſo einfältig, ſein Geld in die Lotterie zu ſetzen, weil Der, welcher nichts verlieren will, am ſicherſten gewinnt.

Die zweite und faſt eben ſo häufige Gruppe iſt die der Einladungsbriefe. Solch ein Brief bittet Dich in der Regel zu einem „frugalen Frühſtück", zu „einem Löffel Suppe" oder zu „einem gemüthlichen Abendbrote". Das Format dieſer Briefſorte ſieht größtentheils ſo aus:



Derlei Briefe kannſt Du meinetwegen annehmen und,
an Du vernünftig biſt, unberückſichtigt hinter den Spiegel
ken oder zu Fidibus verwenden, denn ein vorſichtiger Gent-
an nimmt nur ausnahmsweiſe ſolche Einladungen an,
ens, weil dieſe frugalen Früſtücke u. ſ. w. in der Regel
klich noch weit mehr als frugal ſind, zweitens, weil jeder
nünftige Menſch wegen eines Mittags- oder Abendbrots
chaus keine Verpflichtung ſchuldig ſein mag. Warum
ſt Du Dir irgend einen Zwang, irgend eine Gêne —
ren ſie noch ſo klein — für einen Genuß auferlegen, den
Dir mit Hilfe eines Guldens oder Thalers an der erſten
en Wirthstafel verſchaffen kannſt? Dort darfſt Du aufſte-
und gehen, wann es Dir beliebt; dort brauchſt Du nur
s zu genießen, was Dir, und nicht Das, was blos Dei-
Wirthe ſchmeckt.

Ich, für meinen Theil, nehme ſeit Jahren keine dieſer
ladungen an und befinde mich äußerſt wohl dabei, denn
n Magen iſt keinem andern Weſen auf der Welt als mei-
Börſe irgend einen Dank ſchuldig, und dies, guter Vetter,
uch etwas werth.

Die dritte weniger häufige Gruppe iſt die der Gerichts-
efe. Dieſe Briefe ſind durchgängig über einen und den-
en Kamm geſchoren, d. h. in einem vandaliſchen Style
rieben, mit lateiniſchen Floskeln und barbariſchen Redens-
n farcirt und durchaus nicht geeignet, der Liebenswürdig-
der blinden Göttin Themis irgendwie Geſchmack abzuge-

winnen. Das Format dieſer Briefgattung iſt ſtereotyp ein und daſſelbe und ſieht folgendermaßen aus:

Gerichtsbrief.

Koſten x Thaler.

Solche Briefe müſſen leider ex officio geleſen werden. Doch wohl dem Menſchen, der ſein Leben ſo zu regeln weiß, daß er von derlei gerichtlichen „Billets-amers“ (ich nenne ſie ſo als Gegenſatz zu den „Billets-doux) — verſchont bleibt. Wir armen Journaliſten aber erhalten ſolche Billets-pas-doux öfter als andere Leute. Bald droht uns ein Philiſter mit einer Injurien-, bald ein Dummkopf, der keinen Spaß verſteht, mit einer Verleumdungsklage; dies, guter Michel, iſt oft der einzige Fall, in dem mancher Schriftſteller, um deſſen Schriften ſonſt kein Hahn kräht, ſich dann und wann citirt ſieht. — Ich, Vetter, liebe derlei Citate nicht.

Die vierte Gruppe iſt die der gewöhnlichen Geſchäftsbriefe, wie ſie uns tagtäglich halbdutzendweiſe, weit öfter unfrankirt als freigemacht, ins Haus hereinregnen. Zu dieſen Geſchäftsbriefen — ſolche, die ich aus Oeſterreich erhalte, ſind faſt immer unfrankirt — gehören auch jene, in welchen man

uns um irgend eine Gefälligkeit erſucht, für deren pünktliche Erfüllung wir noch obenein das Porto bezahlen müſſen. Dafür entſchädigt uns der Schreiber dieſer Briefe — namentlich ſolcher, die wieder aus Oeſterreich kommen — mit höchſt naiven, pyramidal philiſterhaften Titulaturen wie folgende:

„Sr. Wohlgeboren,
Herrn Dr. N. N., berühmtem Schriftſteller, geſchätztem Redacteur ꝛc.“

Wie koloſſal dumm! Glaubt ſolch ein Philiſter, daß ein Mann von Geiſt ſich geſchmeichelt fühlen kann, wenn ein Dummkopf ihn zum berühmten Manne ſtempelt, meiſtentheils blos darum, damit dieſer das unfrankirte Gefälligkeitsgeſuch nicht zurückſchicken ſoll?! — Dieſe Gruppe von Briefen, die mir ſtets ein gewiſſes Grauen einflößt, ſieht in der Regel ſo aus:

Wien.

75

Die Zahl 75 bedeutet die Pfennige des dafür zu entrichtenden Porto's.

Wenn Dein armer Vetter für alle Briefe dieſer Art, die er Jahr aus Jahr ein blos aus Oeſterreich erhält, das Porto erſparen dürfte, ſo könnte er alljährlich eine Reiſe nach dem ſchottiſchen Hochlande oder nach dem himmliſchen Italien machen, um ſich dort von Wanzen tätowiren zu laſſen.

Die fünfte und leider nicht ſehr häufige Gruppe iſt die der Gentlemen-Briefe, die das Gute haben, daß ſie durchaus nichts von uns verlangen; die, geiſtreich wie die Abfaſſer derſelben, uns irgendwas Verbindliches ſagen, ohne ſich plumper Schmeicheleien, welche uns erröthen laſſen, ſchuldig zu machen. Dieſe Briefe — wahre Oaſen in der einförmigen Wüſte unſerer Briefwechſeleien — ſehen, mit Hinweglaſſung aller antediluvianiſchen Titel, mit Unterdrückung des koloſſal-lächerlichen „Wohl- oder Hochwohlgeboren“, meiſtentheils ſo aus:

Herrn C. M. D.

Dieſe Briefe ſind mir die angenehmſten.

Die ſechſte, letzte und leider auch allerſeltenſte Gruppe iſt die der Liebesbriefe, Briefe, die wie Veilchen im Hornung, wie Reſeda am Buſen eines holden Weibes duften und dann und wann ſelbſt den Gentleman mit wonnigem Behagen erfüllen, was freilich höchſt ſelten geſchieht, denn nicht alle Frauen ſind ſchön und geiſtreich genug, um in vier bis ſechs Zeilen uns die ganze Apokalypſe ihres Herzens zu offenbaren.

Dieſe Briefe, welche in der Regel ſo ausſehen:

Stadtpoſt.

ſt Du ſelbſt dann, wenn ſie auch unfrankirt wären, ohne
gen öffnen. Siehſt Du Dich hinterher — was wohl auch
ht ſelten geſchieht — getäuſcht, dann kannſt Du ſie zu den
rigen in den Alles verſchlingenden Orkus Deines Papier-
bes werfen und mit König Salomo ausrufen:

»Alles iſt eitel in der Welt!«

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Aber halt! faſt hätte ich eine der allergewöhnlichſten Brief-
ten Dir zu ſchildern vergeſſen: ich meine die ano- oder
eudonymen Briefe. Dieſe Art von Briefen, eines
heils von feiger Bosheit, andern Theils von boshafter Feig-
it geſchrieben, nehmen, um ſich unkenntlich zu machen, ab-
chſelnd die Formate der ſechs andern Briefgruppen an,
muggeln ſich heute frankirt und morgen unfrankirt in Dein
aus, ſchmecken und riechen aber in jeder Verkleidung nach
Pfütze, der ſie entſproſſen, und ſind bei all' der Scham-
igkeit, die ſie ausſtrömen, doch immer ſo plump und geiſt-
, daß nur ein Philiſter ſich über ſie ärgern kann; der
entleman aber lieſt ſie mit unbeſchreiblichem Behagen und
eiſt ihnen dann jenen Platz an, den ſie — ich hoffe, daß
ein Michel mich verſtehen wird — einzig und allein ver-
nen.

Noch Eins, guter Vetter! Wenn Du als angehender
entleman irgend einen Brief ſchreibſt, ſo wähle ja nicht

ſolches Papier, deſſen Stirn mit der Anſicht irgend einer Stadt, mit dem Theater oder einer andern „ſcheenen Jegend" — wie der Philiſter ſagt — angepinſelt iſt. Der Bogen, dem der Gentleman ſeine Gedanken anvertraut, muß blendend weiß wie ſeine Wäſche, ohne Goldſchnitt — dieſen darfſt Du dem Philiſter, der Dich zum Pathen ſeines Sprößlings bittet, überlaſſen — im Uebrigen ſauber und nicht durch Sand verunſtaltet ſein. Der allerfreundſchaftlichſte Brief, mit Sand beſtreut, beleidigt den Gentleman mehr, als eine Herausforderung.

Auch hinſichtlich des Petſchafts iſt der gebildete Mann vorſichtiger als der Philiſter, dem es „ganz Pomade" iſt, ob er ſeine Briefe mit einem Todtenkopf, einer Brieftaube oder einem abgegriffenen Viergroſchenſtück ſiegelt. Der Gentleman bedient ſich meiſtentheils eines Petſchafts mit dem Facſimile ſeines Namens.

Philiſter, die ihre Briefe mit einem Petſchaft ſchließen, worauf: „Reine Wahrheit" ſteht, ſind in der Regel große Lügner oder kleine Windbeutel.

Vor ſolchen Briefen warne ich Dich!

VI.

Ein äußerſt abgeſchmackter Zufall hat mich vor einigen Tagen im Abendzirkel der Frau von G. mit jener Dame zuſammengeführt, der Du ſeit ungebührlich langer Zeit die ganze Summe Deiner Seufzer widmeſt oder — wie Du als Phi-

ler ſagen würdeſt — die Cour machſt. Ich zwängte mein
rgnon ins Auge und nahm mir die undankbare Mühe,
eine Flamme vom Scheitel bis zum Schuhbande einer kri-
chen Muſterung zu unterwerfen. Das Facit meiner Beob-
htungen iſt folgendes: Fräulein Benjamine, die Mündel
r Frau Pupillenräthin Dachſtuhl oder Dachsbein — der
ufel kann ſich die Namen aller Philiſter merken — iſt eben
fad und abgeſchmackt wie ihr weiblicher Vormund. Höre
n, guter Michel, meine Gründe.

Das Erſte, was mir an ihr in die Augen ſprang, iſt die
r, die ſie an einer dicken Erbſenkette trägt und die ihr das
ſehen einer ſpießbürgerlichen Fleiſchhauers-Wittwe giebt.
auen, welche ihre goldenen Uhren zur Schau tragen, ſind
höchſten Grade ridicul. Der Anblick ſolcher Frauen erin-
t mich an den größten Philiſter Deutſchlands, an den ſeli-
n, ſeit 1766 im Herrn ruhenden Profeſſor Johann Chriſtoph
ottſched, der ſeine Philiſterhaftigkeit ſogar ſo weit trieb, be-
ndig zwei Uhren zu tragen, eine Geſchmacks-Verirrung,
ihn in den Augen des Gentleman dergeſtalt abgeſchmackt
cht, daß mir die Strafe, ſich von einem unſerer letzten
riphäen des Dramas auf die Bühne gebracht zu ſehen,
lkommen gerechtfertigt erſcheint.

Dieſer gute Herr Gottſched, einer der Decemviren der
pziger Univerſität, erinnert mich wieder an den großen
iloſophen Jean Jacques Rouſſeau, der ſeine Uhr bei Seite
rf, um dadurch den ſchlagendſten Beweis ſeiner völligen

Unabhängigkeit an den Tag zu legen. Er hatte Recht! Nur dem abhängigen Spießbürger, der pünktlich ſeine Bureau-Stunden einhalten muß, iſt die Uhr ein unabweisbares Bedürfniß. Der Gentleman, der in ſeiner goldenen Unabhängigkeit das ſchöne Vorrecht hat, überall erſcheinen zu dürfen, wann er will; der vollkommen freie Mann, der nicht an die Zeiger der Uhr gebunden iſt, betrachtet ſie als etwas ganz Ueberflüſſiges in der Welt. Er kann aufſtehen, wann es ihm beliebt; er kann bis zehn, bis zwölf Uhr ſchlafen, denn e braucht keine Stunden zu geben, keine Collegia zu leſen; e kann — je nachdem ſein Appetit es verlangt — um dre oder um ſechs Uhr ſein Mittagsbrot einnehmen. Iſt er irgendwo mit dem Glockenſchlage Sieben oder Acht eingeladen, ſ darf der Gentleman um Neun oder Zehn oder, wenn's ihm beliebt, auch gar nicht erſcheinen; denn er iſt unabhängig und hat nach Keinem etwas zu fragen; das iſt ſein Stolz, das iſt ſein Glück, und daher hat unſer größter Dichter Schiller Recht, wenn er ſagt: »die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen,« denn Keiner von Allen, die an die Weiſer einer Uhr gefeſſel ſind, iſt glücklich oder unabhängig, was in den Augen de wahren Gentleman ganz daſſelbe bleibt.

Wenn nun ſchon ein Mann mit einer Uhr mehr ode weniger abhängiger Philiſter iſt, um wieviel mehr muß die eine Dame ſein? — Reizende Frauen beſitzen die Prärogative überall auf ſich warten zu laſſen; denn reizende Frauen ſin jederzeit willkommen.

Das Zweite, was mir an dem Gegenſtande Deiner ſpießbürgerlichen Huldigungen höchlich mißfallen hat, ſind die kleinen mit Gummi angepappten „Sechſer-Löckchen". Vor Olims Zeiten, in der Arche Noahs und ſelbſt noch zur Zeit des Wiener Congreſſes — war dies nicht auch eine Art Noah-Arche? — mag dieſe Art von Locken gentil geweſen ſein; jetzt, guter Vetter, ſind dieſe Poſthörnchen-Locken im höchſten Grade abgeſchmackt; heutzutage tragen nur noch Putzmacher-Nymphen und Omnibus-Damen dieſe alle Geſetze des guten Geſchmacks ins Geſicht ſchlagenden Backen-Verzierungen.

Das Dritte, was mein Auge in hohem Grade beleidigt hat, iſt die Art, wie ſie ihr battiſtenes Schnupftuch zur Schau trägt: Deine gute, angebetete Benjamine hält es beſtändig ſo, daß man davon weiter nichts, als den wappengeſchmückten Zipfel ſieht. Aber welcher Dame von feinem Tone wird es jetzt noch einfallen, ſich mit dem Wappen ihrer Ahnen die Naſe zu wiſchen? Nur Spießbürger und baroniſirte Bankierfrauen ſetzen noch einen Stolz darein, mit ihren Blaſons zu kokettiren; die Damen des **haut parage** laſſen jetzt ihre Wappen nur höchſtens noch auf die Knöpfe ihrer Livreediener oder auf den Wagenſchlag ihrer Landau's hinklerſen. Selbſt auf ihren Petſchaften iſt an die Stelle ihres Wappens eine einfache Deviſe getreten. — Apropos, Falls Deine Braut um eine Deviſe für ihr Petſchaft verlegen ſein ſollte, ſo ſchlage ihr ſtatt der Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, irgend eine arithmetiſche Wahrheit, wie $2 \times 2 = 4$, oder $a + b = c$

blüffen.

Ich kehre zum Schnupftuch zurück. An der Art und Weiſe, wie eine Dame ihr Schnupftuch trägt, will ich errathen, weß Geiſtes Kind ſie iſt. Ich mache Dich auf eine Stelle im „Narren-Almanach für 1848", Seite 109, aufmerkſam. Dort ſpreche ich von Mademoiſelle Mars. Es heißt da: »Papa Geoffroy, der die Toilette der Frauen eben ſo gründlich als den Geiſt der Klaſſiker ſtudirt, hatte dieſe Dame mit vollem Rechte „die Incarnation des feinen Geſchmacks" genannt. Keine von allen Künſtlerinnen wußte ſo ſchön mit dem Schnupftuch zu ſpielen, als Mademoiſelle Mars. Keine von Allen wußte in dieſer Kunſt mehr Abſtufungen, mehr Schattirungen anzubringen, mehr Ausdruck, mehr Beredtſamkeit hineinzulegen, als Hippolyte, und Papa Geoffroy, der ihren Schnupftuchsſtudien ſtets mit der heiligſten Andacht gefolgt war, hatte in ſeiner Kritik den eben ſo ſchönen als neuen Grundſatz aufgeſtellt: „le mouchoir est le domaine des grandes coquettes".

Wie Recht hatte der alte Herr! Nur Philiſter und Dummköpfe dürfen ſich dem Irrthume hingeben, daß die Schnupftücher der ſchönern Hälfte des menſchlichen Geſchlechts blos zum Schneuzen ihrer Naſen erfunden ſind. In den Händen einer geiſtreichen Frau iſt das Schnupftuch — wie ihr Fächer — der ſtumme und doch ſehr beredte Dolmetſcher ihrer tief-

leiſen, kaum ſichtbaren Bewegung ihres Schnupftuchs mehr als manche gewöhnliche Frau mit einem vierſeitigen Liebesbrief.

Die Art und Weiſe, mit der Deine „Huldgöttin" ihr Schnupftuch agiren läßt, verräth dem in alle Geheimniſſe des guten Tons eingeweihten Gentleman, daß ſie von dieſer „Domäne der großen Koketten" keinen andern Gebrauch zu machen weiß, als ſich damit, nach genoſſenem Eiſe, den Mund abzuwiſchen. Deiner Benjamine, beſter Michel, fehlt vor Allem der Esprit der vornehmen Welt.

Das Vierte und Allerſchrecklichſte, was mich an Deiner gegenwärtigen „Zukünftigen" tief verletzt hat, iſt ihre Fußbekleidung. Ganz abgeſehen davon, daß ſie, wie mein überaus bemitleidenswerther Vetter — unter uns geſagt — an Froſtbeulen zu leiden ſcheint, begeht ſie die unverantwortliche Thorheit, den Hochverrath, Schuhe von grüner Farbe zu tragen. Ich fürchtete, mich träfe, als ich dies an ihr gewahrte, der Schlag! Michel, unverbeſſerlicher Michel, wie kannſt Du Dich ſo tief erniedrigen, für eine Dame zu ſchwärmen, welche grüne — Dieu de Dieu! — grüne und noch dazu grasgrüne Schuhe trägt? Wenn meine Frau ſich jemals unterſtünde, grüne Schuhe zu tragen, würde ich mich augenblicklich von ihr ſcheiden laſſen. Weit eher könnte ich einer Dame noch ſchwarze Glacehandſchuhe und blaue Strümpfe, als grüne, ſage grüne Schuhe verzeihen. Die einzige Farbe, die ſich für

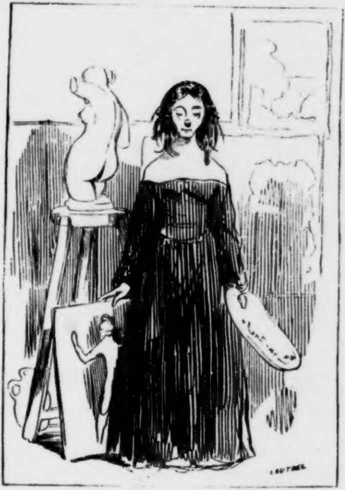
Geſellſchaftsſchuhe eigner, bleibt ſchwarz, jene, die ſich für Ballſchuhe ziemt, wird immer und ewig weiß und nichts als weiß bleiben.

Sage dies Deiner guten Benjamine und vertraue ihr unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, daß ſie mir an jenem Abende dergeſtalt lächerlich vorkam, daß ich beim Brama, Wiſchnu und allen Göttern Oſt- und Weſtindiens nicht zu begreifen vermag, wie's möglich iſt, daß Michel, mein Vetter, ſich in eine Dame verlieben kann, welche Erbſenkette, Uhr, angeklebte Omnibus-Locken, ein wappengeſchmücktes Schnupftuch und — um das Maaß der Lächerlichkeit voll zu machen — grüne Schuhe zu tragen wagt.

Geh' in Dich, Michel, oder verzichte darauf, mein Verwandter zu ſein.

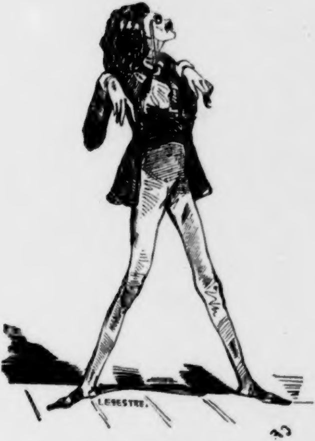
Dies iſt die aufrichtige Meinung Deines tiefbetrübten Vetters.

Ein Blauſtrumpf,



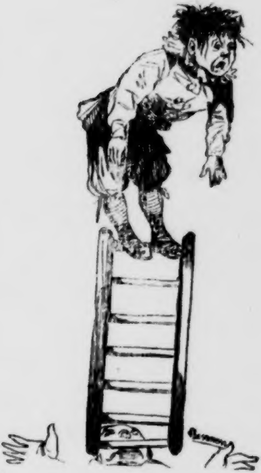
der in ſeinen Mußeſtunden ſich, blos zu Abwechslung, auch mit Pinſeln befaßt.

Ein Mann,



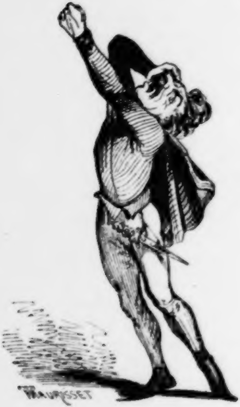
dem zum Klaviervirtuoſen nichts weiter als Talent fehlt.

Herr Dr. Amthor,



der auf ſeinen Zähnen die „Hiobspoſt" balancirt.

Ein verzweifelnder Tenor,



dem das hohe C in der Kehle eingefroren iſt.

Folgen eines Talglichts.

Sittenbild nach Paul de Kock.

Herr Bouracand iſt ein kleiner Herr von etwa fünfzig Jahren; in ſeiner Jugend hatte er mit Gemälden gehandelt und im reifern Alter einen ſehr ausgeſprochenen Geſchmack ür die Künſte behalten.

Herr Bouracand iſt nie hübſch geweſen: er hat winzigleine Augen, eine pyramidale Naſe, einen coloſſalen Mund nd — faſt gar kein Kinn. Und deſſen ungeachtet war er er Gegenſtand der ausſchließlichen Anbetung der Madame Bouracand, in deren Augen es unter Gottes Sonne keinen chönern Mann gab, als ihren Gemahl.

Die Liebe, ſagt man, mache blind; Madame Bouracand ar merkwürdig blind: ihre Liebe zu ihrem Gemahle artete ehr häufig in Eiferſucht aus und dieſe lächerliche Eiferſucht achte ihren glücklichen Gemahl oft höchſt unglücklich.

Eines Morgens blieb Herr Bouracand ſehr lange am offenen Fenſter ſtehen, um dem Laufe des Waſſers zuzuſehen, ein unſchuldiges Vergnügen, durch das er ſich — ganz gegen ſeinen Willen — einen mörderlichen Schnupfen zuzog.

Zum Glück giebt es tauſenderlei Mittel gegen den Schnupfen, und Herr Bouracand hatte gehört, das Beſte ſei, wenn man ſich die Naſe mit Unſchlitt einreibe.

Madame Bouracand lag ſchon lange in den Federn, als ſie in der Küche die ſüße Stimme ihres angebeteten Gemahls vernahm. Sie ſpringt auf, läuft hinaus und findet Herrn Bouracand, wie er ſich, im ſtrengſten Negligé, von ſeiner Magd die Naſe mit Talg einbalſamiren läßt.

Nichts Unſchuldigeres als das! Aber die liebe Eiferſucht ſieht oft im Allerunſchuldigſten einen Hochverrath.

Madame wird purpurroth, ſchleudert der armen Magd ein paar wüthende Blicke zu und fragt ihren Gemahl:

— Mann Gottes, was machen Sie da?

— Sie ſehen es ja: ich laſſe mir von Dorothea die Naſe mit Unſchlitt einreiben:

— Was ſoll das heißen, mein Herr?

— Das ſoll heißen, daß ich einen fürchterlichen Schnupfen habe.

— Und konnten Sie ſich Ihre Naſe nicht ſelber einreiben?

— Ich rühre nicht gern Unſchlitt an.

— Sie ſind ein Ungeheuer! ruft Madame.

— Weil ich Talg auf der Naſe habe?

– Ihr Schnupfen, mein Herr, iſt ein elender Vorwand. habe es längſt geahnt. Schändlicher, Sie haben ein ältniß mit der Magd!

– Sage mir, liebe Freundin, träumſt Du?

– Ich kenne Sie, Heuchler! Aber warten Sie nur, Böſe- ! Noch heute jage ich die Jungfer Dorothea fort.

– Wie, Kind, Du willſt ein Mädchen fortjagen, das drei Jahre bei uns dient und an das wir uns gewöhnt ?

– Schweigen Sie, Heuchler!

err Bouracand zeigte bisweilen etwas Charakter: wenn ie, ſchrie er ungeheuer, und wenn man ihn zornig machte, er geradezu ein Vieh.

adame Bouracand gab ihm keine Antwort und ging ette.

– Aber die Magd muß dennoch fort! ſagte ſie zu ſich und wußte wohl, daß ſie Mittel finden werde, ihren durchzuſetzen.

ei Tage ſpäter war weder Frühſtück noch Mittagsbrod hter Zeit fertig; im ganzen Hauſe ging Alles verkehrt, on Morgens bis Abends hörte man Madame Bouracand Dorothea klagen.

ines Morgens wies Madame auf ein Möbel und ſagte em Gemahle:

– Sehen Sie, überall liegt fingerdicker Staub, und trotz- wollen Sie das faule Ding behalten.

Da Herr Bouracand nichts ſo ſehr als ſeine Ruhe liebte, ſo ſagte er gelaſſen:

— Schicke ſie fort, wenn Du willſt!

Madame Bouracand wurde wieder ſo ſanft und liebenswürdig, daß Herr Bouracand ſie wie eine Violinſaite um den Finger wickeln konnte.

— Morgen bekommen wir eine neue Magd, ſagte ſie dann. Du ſollſt gewiß zufrieden ſein. Sie iſt eine Picarderin, ſehr reinlich, ſehr lebhaft und kocht vortrefflich.

— Deſto beſſer! ſagte Herr Bouracand.

Die Magd erſchien. Sie hieß Katharina und war weit weniger hübſch als Dorothea; Madame Bouracand aber ſchien ganz entzückt. Am andern Tage war das Entzücken ſchon weniger groß, denn Katharina, die eine vortreffliche Köchin ſein ſollte, trug eine verſalzte Suppe, verbrannte Cotelettes, ein ausgemergeltes Huhn und einen Salat auf, der ſo trocken und ungenießbar wie ein Bündel Heu war.

Bouracand verzog das Geſicht und . . . ſchwieg. Nach Verlauf von acht Tagen überzeugte ſich Madame, daß Katharina nicht einmal Eier zu ſieden verſtand.

Am andern Morgen wurde ſie fortgeſchickt.

— Morgen bekommen wir eine andere Magd, triumphirte Madame Bouracand: eine Flamländerin, ein großes, dickes, geſundes Mädchen mit einem ewig heitern, lebensfrohen Geſichte, flink und ſauber, treu und ehrlich, die Tugend ſelbſt!

— Der Himmel geb's! ſeufzte Herr Bouracand.

fer Déſirée (ſo hieß die neue Magd) iſt ſo flink und
ß ſie in Einem Nu ihre Geſchäfte vollendet.

ch bin zufrieden, ſagte Madame Bouracand.

emſelben Augenblick tritt ihr einziger Sprößling, ein
r Rothkopf von neun Jahren, welcher Alcidor heißt
ner hinein und ruft:

lama, Mama! Soeben hat die Magd die große por-
Salatſchüſſel zerbrochen.

überaus zärtliche Mutter jagt das Kind zur Thür
nd ſagt mit erheuchelter Ruhe:

lein Gott, das kann Jedem paſſiren!

h darauf geht man zu Tiſche.

ée kocht wie ein „junger Gott" und Madame Bou-
l ſo erfreut darüber, daß ſie ſich faſt krank ißt.

emſelben Moment ertönt in der Küche ein ungeheu-
.

Jas iſt das? fragt Herr Bouracand.

or läuft in die Küche und ſtürzt mit der Nachricht

éſirée hat einen ganzen Pack Teller fallen laſſen.

Bouracand ſchneidet eine eſſigſaure Miene; Madam
gefaßt und ſagt:

Mein Gott, Unglück kann Jeder haben!

darauf tritt Jungfer Déſirée mit ihrer gewöhnlich
Miene ein und ſagt:

— Es iſt nicht von Bedeutung, Madame! Ich habe nur eilf Teller zerbrochen, die übrigen ſind alle ganz geblieben.

— Eilf Teller! brummt Herr Bouracand, vom Tiſch aufſtehend. Das ſcheint mir für den Anfang ſchon genug.

Am andern Morgen wirft Jungfer Déſirée beim Abſtäuben der Möbel zwei wunderhübſche, mit Muſchelwerk verzierte Riechfläſchchen hinunter.

— Das iſt auch nichts Dauerhaftes! ruft das dicke Mädchen mit lachender Miene und hebt die zerbrochenen Scherben auf.

An demſelben Tage zerbricht Déſirée beim Abdecken ein Kryſtallglas, das vor Herrn Bouracand ſtand.

— Auch das iſt kein Unglück, ſagt die Magd, denn das Glas ſah recht altväteriſch aus.

— Du mußt Dich beſſer in Acht nehmen, warnt Madame.

— Das arme Glas! ſeufzt Herr Bouracand. Es war ein Andenken meines Vaters!

— Beruhigen Sie ſich, Herr Bouracand, ſagt die grobe Flamländerin, es giebt noch mehr ſolcher Gläſer.

— Willſt Du noch Etwas von dieſem Pflaumenkuchen? fragt Madame Bouracand, um ihren Gemahl zu beſänftigen.

— Ich habe genug! erwidert der Aermſte.

Am folgenden Morgen zerbricht Jungfer Déſirée den Rücken eines Stuhles und die Glasglocke über der Uhr.

Tags darauf zerbricht ſie die Uhr ſelber und noch eine Theekanne obenein.

ls Madame endlich auch ihren Toilettenſpiegel in bunte ſe zertrümmert findet, entſchließt ſie ſich, Jungfer Déſiré jagen.

cht Tage iſt man ohne Magd. Am neunten tritt Ma- Bouracand freudetrunken ins Zimmer ihres Gemahls ſagt:

– Morgen bekommen wir eine neue Magd. Das Mäd hat mir gleich auf den erſten Blick ſehr gefallen: es iſt Normännin. Sie hat ein offenes, ehrliches Geſicht und ſt zwanzig Jahre alt; zwar ſcheint ſie mir etwas dumm in, aber dumme Dienſtboten ſind in der Regel die ehr en.

Die Normännin kommt: es iſt ein plumpes, häßliches chen mit Blatternarben und Augen, die faſt noch mehr ie des kleinen Alcidor ſchielen.

– Endlich, ſagte Madame Bouracand zu ihrem Gemahle ich gefunden, was ich ſo lange geſucht. Das Mädchen ie geſchaffen für uns: ſie iſt fleißig und höflich und zer t nichts. Sie ſpricht, wie es ſich ſchickt, und iſt nicht ſo rſchämt wie Ihre Dorothea.

– Wir wollen ſehen! ſagt Herr Bouracand.

Bald aber bemerkt Madame, daß der Wein abnahm, de eur verſchwand, daß Hand- und Tiſchtücher verloren gin und daß vier ſilberne Löffel fehlten.

Darüber zur Rede geſtellt, antwortete Eudoxia (ſo hieß Normännin):

— Madame, ich will nicht hoffen, daß Sie einen Verdacht auf mich haben, ſonſt würde ich augenblicklich Ihren Dienſt verlaſſen.

— Ich habe durchaus keinen Verdacht auf Dich; doch begreife ich nicht . . .

— Ihre frühern Dienſtboten müſſen Sie wahrſcheinlich oft beſtohlen haben . . .

— Allerdings!

— Ich aber, Madame, ich bin ehrlich.

Madame Bouracand wagte nicht zu widerſprechen.

Doch als ſie eines Abends unerwartet nach Hauſe kam, ertappte ſie Eudoxia auf friſcher That, wie ſie ihr eben aus dem Wäſchſchranke Strümpfe und Hemden ſtehlen wollte.

Eudoxia wurde mit Knall und Fall fortgejagt.

Vierzehn Tage blieb man ohne Dienſtboten.

— Jetzt hat's ein Ende, lieber Freund, rief Madame Bouracand. Nun bekommen wir einen wahren Schatz!

— Einen Schatz? fragte Herr Bouracand.

— Diesmal können wir uns darauf verlaſſen, denn es iſt eine Lothringerin: ein vorzügliches Mädchen, das eben aus ſeiner Provinz kommt . . . die Fleiſcherin hat ſie mir empfohlen . . . ſie iſt die Tugend ſelbſt . . .

— Die Fleiſcherin?

— Nein, die Lothringerin! Sie heißt Gothon und iſt dabei ziemlich hübſch.

Herr Bouracand reibt ſich die Hände.

othon iſt in der That ein recht nettes Geſchöpf, das die
keuſch zu Boden ſchlägt und ſchüchterner als manche
e ausſieht.

adame Bouracand iſt natürlich abermals entzückt. Auch
Bouracand kann in der That nichts gegen Gothon ein-
n, denn Gothon iſt flink, Gothon iſt ſauber und Gothon
ganz charmant. Man hat wirklich einen Schatz ge-
.

ines Abends aber, als Madame früher, als ſie geſagt,
Spaziergang zurückkehrt, findet ſie ihren Schatz im Ge-
e mit einem großen Burſchen in blauer Blouſe.

ie Blouſe macht ſich eilends aus dem Staube und ruft
othringerin »Gute Nacht, Baſe!« zu.

— Du haſt einen Vetter? fragt Madame.

— Ja, Madame; aber nur einen ganz kleinen, der erſt
h hieher gekommen.

— Mir iſt er nicht ſo klein vorgekommen, murmelt Herr
acand leiſe vor ſich hin.

— Einen Vetter kann man allerdings haben, ſagt Ma-
; nur darf er nicht zu oft kommen.

— So denke auch ich, ſagt Herr Bouracand, der auf
Vetter ſchon etwas neidiſch iſt.

urze Zeit darauf überraſcht man den Schatz in traulicher
haltung mit einem Chevaurleger.

— Wer iſt das? fragt Madame Bouracand.

— Auch ein Vetter! antwortet Jungfer Gothon.

Herr des Hauſes und Madame ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Eines Morgens, als ſie ihren Schatz etwas früher wecken will und aus dieſem Grunde leiſe in Gothons Kammer hineinſchleicht, findet ſie abermals einen Vetter bei ihr.

Das war zu bunt! Madame Bouracand ſah ſich genöthigt, ihrem Schatze die Thür zu weiſen.

Dieſen vier Mädchen folgten im Laufe von acht Monaten noch zwölf andere: man verſuchte es mit Burgunderinnen, Champagnerinnen, Elſaßerinnen, Auvergnerinnen, kurz und gut mit Mädchen aus faſt allen Departements.

Aber Jede hatte ihre kleinen Fehler.

Herrn Bouracand, dem ſeine Häuslichkeit verleidet worden war, weil er ſich an dieſen immerwährenden Wechſel von Geſichtern nicht gewöhnen und — unter uns geſagt — Dorothea nicht ſo leicht verſchmerzen konnte, riß endlich die Geduld. Eines Morgens, als bei ihm die dreiundzwanzigſte Magd ihren Einzug hielt, beſtellte er ſich einen Platz im Poſtwagen; dann begab er ſich zu ſeiner Frau, um von ihr Abſchied zu nehmen.

— Ich verändere zwar nur ſehr ungern meinen Wohnort, ſagte Herr Bouracand, aber da Sie aus meinem Hauſe einen Taubenſchlag gemacht haben, will ich lieber auf Reiſen gehen.

— Wie, Hector, Sie wollen mich verlaſſen?

— Ja, Madame!

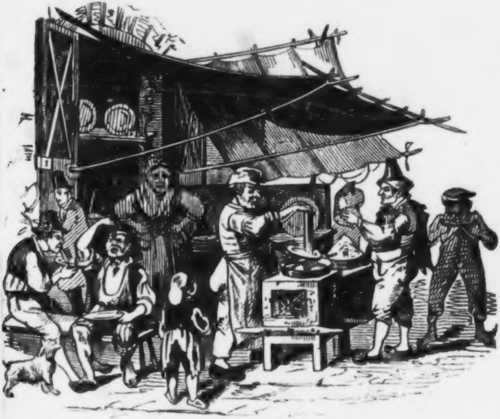
— Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Aber wenn Sie, geliebter Schatten, mit einer und derſelben Magd einmal länger als drei Monate auskommen ſollten, dann bitte ich Sie, es mir zu ſchreiben; dann will ich augenblicklich zurückkehren.

Und damit reiſte Herr Beuracand von dannen. Seine Frau fügte ſich ins Unvermeidliche und harrte und harrte.

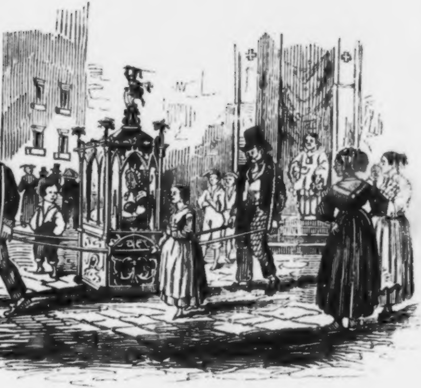
Doch iſt der Böſewicht bis zum heutigen Tage noch nicht zurückgekehrt, obgleich ſeine Frau ſchon mit zweiundſiebenzig Mägden aus den ſechsundachtzig Departements Frankreichs vergebliche Verſuche angeſtellt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihr Gemahl ſich gewiß nirgends anders aufhält als . . . bei der zuerſt fortgeſchickten Dorothea.

— Das war doch dumm von mir! Ich hätte ſie lieber behalten ſollen. Schuld an Allem iſt . . . das Talglicht!

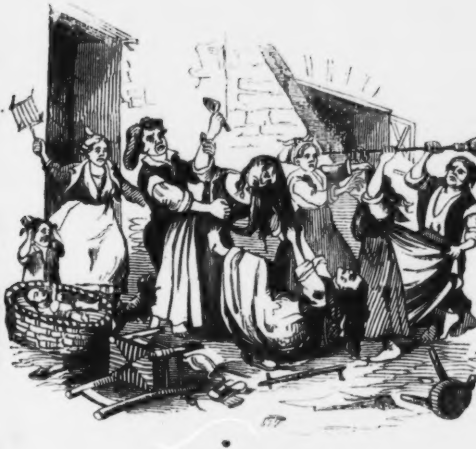
Italieniſche Volksbilder.



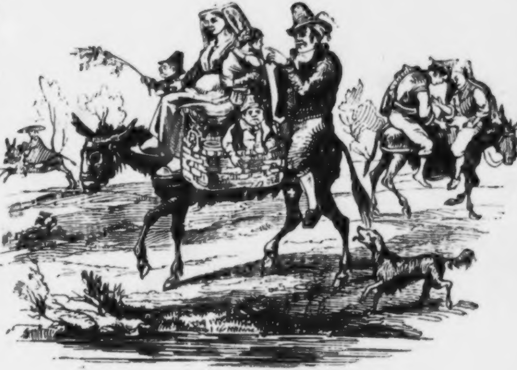
Der Maccaroni-Koch.



Gang zur Taufe.



Neapolitaniſche Prügelſuppe.



Landpartie.

Zwölf Stunden verheirathet.

Erſte Station.

Es war im Poſthauſe zu Metz.

In die Mallepoſt, die, wie bekannt, nur Briefe und nicht mehr als drei Paſſagiere aufnimmt, ſtieg eine junge Dame und bald darauf ein junger Herr ein. Der dritte Paſſagier, eine alte, dickbäuchige, pausbackige und dabei ſehr drollige Figur, ſchwang ſich, trotz ihrer ſcheinbaren Schwerfälligkeit, mit vieler Nonchalance ins Cabriolet, in dem auch der luſtige Conducteur Platz nahm.

Der bezopfte Poſtillon ließ ſeine Peitſche vibriren; das ungeduldige Pferde-Quartett ſetzte ſich in Bewegung. Die Reiſe ging nach Paris.

Auf der erſten Station ereignete ſich nichts von Bedeutung. Die junge Dame nahm ihren ſchwarzſeidenen Schnürenhut ab, legte ihn auf ihren Schooß ſetzte ſich das hübſche Barbenhäubzurecht, wickelte ſich dichter in ihren ſeidenen Shawl und te ſich in die Ecke; der junge Mann, eingehüllt in ſeinen iſchen Sommermantel, ſchob den Mantelſack unter die Füße, den Hut ins Netz, zog, wahrſcheinlich um ſeine ſchöne, Hand zu zeigen, ſeine gelben Handſchuhe aus und drückte n die andere Ecke. Beide kannten ſich nicht und wechſelten Sylbe. Nur dann und wann blinzelte er zu ihr und ſie zu hinüber. Geſchah es, daß Beider Blicke ſich begegneten, h die Dame verlegen auf die Erde und er, gleichgiltig end, zum Fenſterſchlage hinaus. Das war die ganze rhaltung.

Im Cabriolet war man gegenſeitig ſchon weit vertraulicher rden. Paſſagier und Conducteur unterhielten ſich von tau- gleichgiltigen Dingen.

— Wer iſt die Dame, die mit uns fährt? fragte der ierige Paſſagier.

— Eine Schauſpielerin, die, von Nantes kommend, in Gaſtrollen gegeben hat, ſagte der Conducteur.

— Wie heißt ſie?

— Ihr Name iſt mir augenblicklich entfallen.

— Iſt ſie verheirathet?

— Geweſen; jetzt iſt ſie, ſo viel ich weiß, Wittwe.

— Ein ſchönes Weib! rief der Dicke, ſich vergnügt die de reibend.

— O ja, ſagte der Conducteur. Sie hat in Metz ſehr len.

— Das glaube ich gern. Ein ſchönes Weib gefällt überall. Und wer iſt der junge Mann, der mit uns reiſ't?

— Ein berühmter Schriftſteller, der, aus Deutſchland kommend, nach Paris zurückkehrt.

— Sein Name?

— Wird mir wohl ſpäter einfallen.

— Schade, daß nicht Unſereins im Innern ſitzt.

— Warum, wenn man fragen darf?

— Wir würden der jungen Dame, zum Zeitvertreibe, ein klein wenig den Hof machen.

— Und glauben Sie ...?

— Gewiß? Eine Künſtlerin und Wittwe obendrein ... die ſind daran gewöhnt, ſich von aller Welt anbeten zu laſſen. Und noch dazu im Poſtwagen! In einem Nu iſt man bekannt, im zweiten vertraut mit einander.

— Sie ſcheinen viel Erfahrung gemacht zu haben.

— O ja, ſchmunzelte der Dicke und zog aus der Seitentaſche zwei Aepfel hervor. Plait-il? fragte er, ihm beide hinhaltend.

— Ich pflege meinen Paſſagieren nichts abzuſchlagen, ſagte der zugreifende Conducteur.

— Das freut mich, rief der Dicke. Und Beide verzehrten nun ihre Aepfel.

Zweite Station.

Gegen fünf Uhr Abends erreichte man die zweite Station. Während des Pferdewechſelns ſtieg der junge Mann aus, um

den a
ſinen

A
Fruch
neues

—

D

—
ich m

—

—
Paſſa
Wage

—

—

—
faſt, b

—

—
ſüßlä

dem S

G
währ
von

rmen Mädchen, die den Wagen belagerten, einige Äpfel- und Pfirſiche abzukaufen.

uch der dicke Herr, der ſchon auf der erſten Station ſeinen tvorrath aufgezehrt hatte, benutzte die Gelegenheit, ein Sümmchen in Aepfelactien anzulegen.

– **Montez, Messieurs**! rief der Conducteur.

ie beiden Paſſagiere verfügten ſich auf ihre Sitze.

– Madame, ſagte der junge Mann zu ſeiner Dame, darf ir erlauben, Ihnen einige Früchte anzubieten?

– Ich danke, mein Herr, ich liebe kein Obſt.

– Dann mag ich es auch nicht mehr, ſagte der junge gier und warf alle Früchte, die er gekauft hatte, zum nfenſter hinaus.

– Die ſchönen Früchte!

– Ich hatte ſie nur Ihretwegen gekauft.

– Das iſt ſehr freundlich von Ihnen! Jetzt reut es mich aß ich ſie nicht verſucht habe . . .

– Sogleich will ich ausſteigen und andere kaufen . . .

– Bleiben Sie, mein Herr, bat die Dame und hielt ihn helnd am Arme zurück.

Wie Sie befehlen, erwiderte der junge Mann, ſich an Halskragen zupfend.

leich darauf trat wieder eine lange Pauſe ein. Aber end des Schweigens unterhielten ſie ſich in Gedanken inander.

— Welch' galanter Mann, dachte ſie.

— Welch' reizender Mund!

— Welch' zarte Hand!

Mit Einem Wort: Beide hatten auf einander den günſtigſten Eindruck gemacht — Einer war von dem Andern entzückt. Wie leicht iſt es oft, ſich gegenſeitig einzunehmen! Hier waren die Früchte der Köder, der die Dame fing. Der Zweck aber heiligt die Mittel.

Dritte Station.

Gegen ſieben Uhr war man auf der dritten Station angelangt.

— Heda, rief der Dicke aus dem Cabriolet heraus, giebt's keine Aepfel unter Euch?

— Hier, hier! ſchrieen zehn Stimmen auf ein Mal.

— Sie ſcheinen verſtimmt, Madame, fehlt Ihnen Etwas? fragte der junge Mann.

— Das Fahren bekommt mir nicht . . . ich habe Kopfſchmerzen . . .

— Da läßt ſich Rath ſchaffen, ſagte der galante Paſſagier, ſprang aus dem Wagen, lief ins Wirthshaus und kam bald mit einem Glaſe Waſſer zurück. Trinken Sie, Madame. Ich habe etwas Brauſepulver, das ich auf der Reiſe immer bei mir führe, hineingethan und hoffe, es wird gute Dienſte thun.

Das iſt eine Schuldigkeit, die man, einer ſolchen Dame
ber, mit Vergnügen erfüllt.

Sie reiſen nach Paris? fragte er, als man weiter fuhr.

Ja, mein Herr.

Dann erlaube ich mir, Ihnen meinen Arzt zu empfeh-
ch ſelber litt früher unausgeſetzt an demſelben Uebel ...
er Zeit war ich geheilt davon. Gedenken Sie ſich lange
s aufhalten?

Ich hoffe dort engagirt zu werden.

Sind Sie Schauſpielerin?

Zu dienen, mein Herr!

Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen nützlich werden
nen. Ich bin Schriftſteller ... kenne alle Journa-
..

Auch Herrn Alphons B.?

Ah, ſo gut als mich ſelbſt.

Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.

Madame, Sie kennen ihn bereits.

Wie, Sie wären ...?

Derſelbe, deſſen Namen Sie genannt.

Welch ein glücklicher Zufall! Ich heiße Amélie B.
mme von Nantes. Vielleicht bin ich Ihnen nicht ganz
nt.

Ich kenne Sie dem Namen nach ſchon ſehr lange.
Ihnen ein ſehr günſtiger Ruf voraus. Unſere Theater

ich bürge dafür, mit vollen Händen Weihrauch ſtreuen.

— Ihr Einfluß, mein Herr!

— Sagen Sie lieber, Ihr Talent …

Die Unterhaltung war jetzt im beſten Zuge… Man ſagte ſich gegenſeitig tauſend Schmeicheleien, erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen und ließ alle Batterien los, um ſich gegenſeitig einzunehmen.

Vierte Station.

Gegen neun Uhr erreichte man die Station, wo die Paſſagiere ein frugales Abendbrot einnahmen. Nach Tiſche wurden die Reiſegefährten geſprächiger und vertraulicher. Der Kopfſchmerz der Schauſpielerin war verſchwunden. Er ſcherzte; ſie lachte; man aß Trüffeln und trank Champagner und ließ den Zufall leben, der ſie im Poſtwagen zuſammengeführt.

— Meine Herren, rief der Conducteur, es iſt Zeit zum Einſteigen.

— Noch ein Glas, Conducteur! Die Poſtwagen ſollen leben! rief Alphons und leerte ſein Glas.

Bald darauf beſtieg man den Wagen, der pfeilſchnell von dannen flog.

— Von allen Künſtlerinnen Frankreichs, betheuerte Alphons, hat noch keine einen ſo ſchönen Eindruck auf mich gemacht, als Sie, reizende Frau. Die Fama hat wahrhaftig nicht zu viel erzählt. Sie ſind ſo liebenswürdig …

Man könnte ſich in Sie verlieben ...

- Spötter!

- Mort de ma vie, das iſt mein Ernſt! Noch mehr, ich
ſogar im Stande, Sie zu heirathen.

- Und wenn ich Sie beim Worte hielte?

- So würde ich in der nächſten Stadt, die wir paſſiren,
e Mairie eilen und mich mit Ihnen auf ewig verbinden.

- Ehen, ſagt das Sprichwort, werden im Himmel ge-
en.

- Wir wollen die unſrige im Poſtwagen ſchließen.
ndes Weſen, ſind Sie damit zufrieden?

- Hier meine Hand, ich bin die Ihrige!

er Wagen rollte eben zum Thore hinein. Man war auf
nſten Station, in Verdün, angekommen

- Heda, rief der dicke Cabriolet-Paſſagier, giebt's hier
Aepfel?

- Wo denken Sie hin, jetzt um eilf Uhr?

- Kann ich ausſteigen? fragte der Dicke.

- O ja, wir machen hier ein halb Stündchen Halt.

- Kommen Sie, Amélie, kommen Sie, rief Alphons,
ner Viertelſtunde iſt Alles abgemacht ... Conducteur, wo
er die Mairie?

- Die Mairie? Was wollen Sie dort?

- Heirathen, mit Ihrer Erlaubniß.

- Aber wen denn?

— Sie ſcherzen wohl nur?

— Nein, nein; kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Sie liefen zum Maire, der eben im Begriff war, ſein müdes Haupt zur Ruh' zu legen.

— Verzeihen Sie, Herr Maire, daß wir zu ſo ſpäter Stunde Ihnen läſtig fallen.

— Sie wünſchen?

— Vermählt zu werden, aber bald, wenn ich bitten darf, denn wir haben nur eine Viertelſtunde Zeit. Hier ſind unſere Papiere — Alles iſt in ſchönſter Ordnung.

Heutzutag wird Alles, ſelbſt das Heirathen, mit Dampfmaſchinen-Eile betrieben. Ein Geſchäft, wozu unſere ſchwerfälligen Vorfahren Jahre und Monate gebraucht, machen wir in einigen Tagen, einigen Stunden ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren Alphons und Amélie Mann und Frau. Der Dicke, der ſich unterdeſſen Aepfel gekauft hatte, gratulirte.

Bis Meaux war dieſe haſtig geſchloſſene Ehe ohne Wolken. Die eheliche Zärtlichkeit hatte ihren Gipfel erſtiegen.

— Wie ſoll unſer erſter Knabe heißen? fragte die glückliche Mutter.

— Cäſar, antwortete der überglückliche Vater. Und iſt es ein Mädchen ...?

— Pfui, welch ein antediluvianiſcher Name! Es wird
meine Mutter, Mélanie getauft.

— Sie ſind eigenſinnig, mein Herr Gemahl!

— Bisweilen, Frau Gemahlin!

— Das müſſen Sie ſich abgewöhnen, Alphons.

Bald darauf entſpann ſich ein Streit, der immer heftiger
erden begann. Die Flitterſtunden waren vorüber; man
te ſchon.

Auf der vorletzten Station, in Epernay, ſtieg über den Ho-
t der jungen Eheleute ein ſtarkes Gewitter auf. Alphons
ngte von ſeiner Frau, daß ſie ihm zu Liebe ihrer Kunſt
gen und ſich von der Bühne zurückziehen ſolle; Amélie
gen, eine paſſionirte Schauſpielerin, beſtand darauf, beim
ter zu bleiben.

— Jetzt, in der Blüthe meiner Jahre, im Zenith meines
nes, ſoll ich der Kunſt und ihren Freuden entſagen?
e ich ahnen können, mein Herr, daß Sie mich in meiner
end begonnenen Laufbahn, jetzt, wo mir Geld und Lor-
winken, gewaltſam aufhalten wollen, würde ich Ihnen
als meine Hand gereicht haben.

— Der Ruhm einer Schauſpielerin iſt eine Chimäre: ihr
er welkt ſchneller, als man glaubt. Hätte ich ahnen
n, daß Sie beim Theater bleiben wollen, würde ich Sie
als geheirathet haben.

— Die Kunſt iſt bei mir Nebenſache, rief Alphons.

— Und wenn Sie mir nicht erlauben wollen, wieder aufzutreten, ſo läſſe ich mich von Ihnen ſcheiden.

— Und wenn ich Sie beim Worte hielte? rief Alphons aufgebracht.

— So würden Sie mir den größten Dienſt erweiſen, ſagte ſie kalt und gefaßt.

— Nun gut, Madame, Ihr Wille geſchehe!

Letzte Station.

In Paris angekommen, reichten beide Eheleute die Scheidung ein.

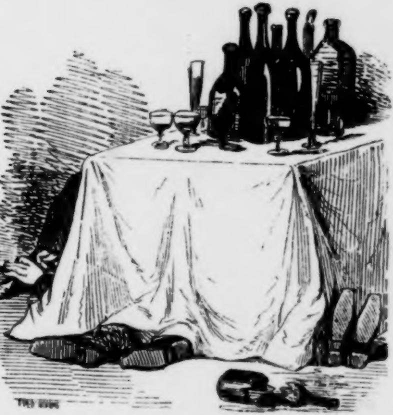
Der Dicke gratulirte von ganzem Herzen.

Drei

die,

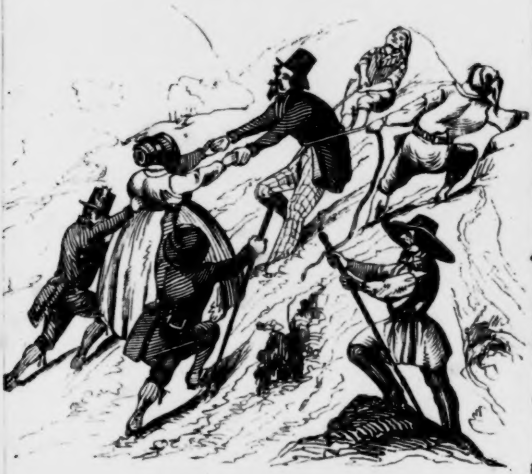
Kn

ei ehrenwerthe Mitglieder der Berliner Nationalverſammlung.

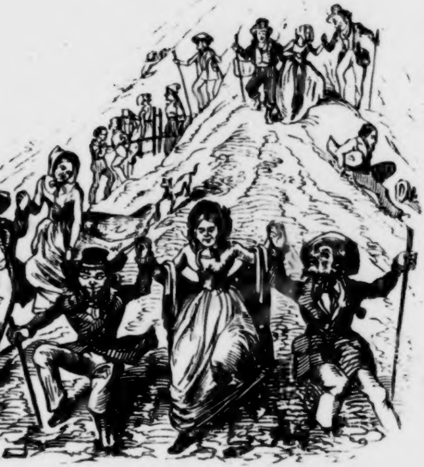


um drei Uhr Morgens von der Patrouille in einer
ipe angetroffen, ſich dort für permanent erklärt haben

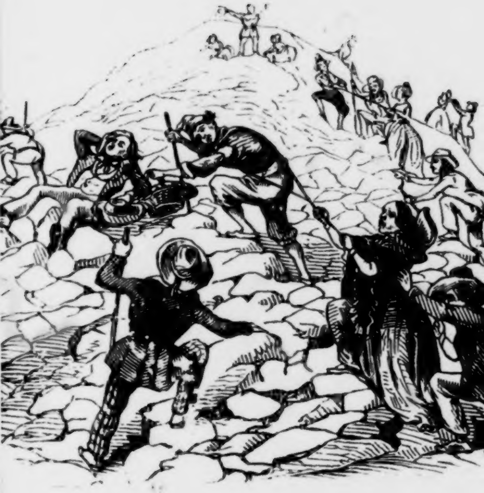
Italieniſche Volksbilder.



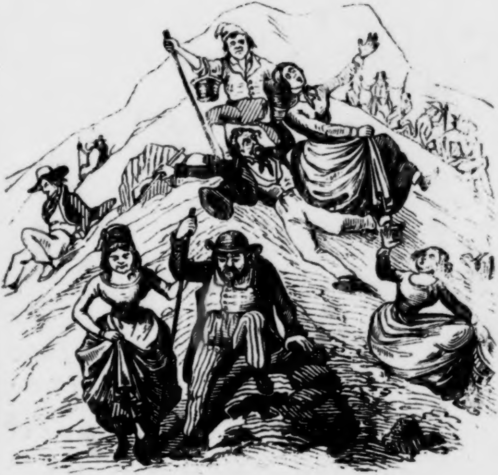
Aufſteigen auf den Veſuv.



Hinabſteigen.



Aufſteigen.



Abſteigen.

Tout lasse, tout passe, tout casse!

— Ein Brief für die Frau Marquiſe! ſagte ein goldbetreßter Diener, der eben in das reizende Boudoir eingetreten war, in welchem die Marquiſe von Cerny und die Gräfin d'Argemont, zwei Jugendfreundinnen, ſeit Jahren von einander getrennt, gegenſeitig ihr Herz ausgoſſen.

Die Eine dieſer beiden Damen, die Marquiſe, war klein, brünett und blaß, mit einem Wort: ein Typus der Pariſer Ariſtokratie; die Andere war dick, ziemlich groß und ſehr friſch, ein wahres Urbild der Burgfrauen des Mittelalters. Beide glichen ſich nur in einem Punkte: ſie zählten dreißig Jahre, vielleicht auch etwas mehr.

Frau von Cerny nahm den Brief und legte ihn uneröffnet auf den Sims des Kamins.

— Man bittet um Antwort, bemerkte der Diener.

Marquiſe durchflog den Inhalt des Billets, entſchul-
ich bei ihrer Freundin, warf eilig ein paar Worte als
t aufs Papier und verſiegelte es.

Und warum, fragte die Gräfin, verſiegelſt Du Deine
t mit ſchwarzem Wachſe? Biſt Du, ohne daß ichs
in Trauer?

Nein, antwortete die Marquiſe mit feinem Lächeln;
ieht blos darum, weil ich finde, daß dieſe Farbe am
ur Deviſe meines Petſchafts paßt.

Zur Deviſe? fragte die Gräfin hoch erſtaunt. Du be-
Dich nicht mehr Deines Wappens?

Seit einer langen Reihe von Jahren, theuere Freundin,
ch mir mein Wappen für meine Schnupftücher und
Wagen, und drücke es ſeitdem nie mehr meinen Brie-
.

Und was ſagt die Inſchrift dieſes koſtbaren Petſchafts,
die Stelle Deines Wappens erſetzt?

Sie drückt meine tiefinnerſte Ueberzeugung aus.

Und wie lautet dieſe innerſte Ueberzeugung?

Tout lasse, tout passe, tout casse! erwiderte die
ſe und übergab ihre Antwort dem Diener, der ſich
arauf entfernte

Gräfin wiederholte die traurige Deviſe und fügte

Du ſcherzeſt wohl nur? Das kann unmöglich die
gung einer Frau Deines Alters ſein. Warte, ich bitte

geſtatte ich Dir, ſolch düſtern Banner zu tragen.

— Die Runzeln, Theuere, machen uns weniger alt, als die Seele, die Einbildungskraft. Ein geiſtreicher Mann hat geſagt: In Folge eines großen Schmerzes geht mit unſerm Herzen eine traurige Veränderung vor: es bricht entweder oder verſteinert ſich. Ich aber bin der Anſicht, daß es zuerſt bricht und dann ſich verſteinert.

— Du haſt alſo viel gelitten, meine arme Freundin? fragte die Gräfin voll ungeheuchelter Theilnahme.

— O ja! antwortete die Marquiſe mit ruhigem Lächeln; doch denke ich nicht mehr daran; denn nun iſt Alles überſtanden!

— Wohlan, wenn Du ohne Schmerz davon reden kannſt, ſo bitte ich Dich, mir dieſe traurige Geſchichte zu erzählen.

— Sehr gern, meine Theuere! Kaum hatte ich die Penſion verlaſſen, als man mich, wie Du weißt, mit dem Herzog von Cerny vermählte. Mein Gemahl war der größte Egoiſt, kalt wie ein Marmorblock und über alle Maßen von ſich ſelber eingenommen. Die erſten Zeiten meiner Ehe waren, wenn auch nicht glücklich, doch wenigſtens glänzend und betäubend. Meine einzige Sorge war meine Toilette. Ich beſuchte Bälle, Feſte und Concerte; ich war jung, ſorglos und ſtürzte mich in einen Strudel von Zerſtreuungen, die mich mit ſich fortriſſen. Bald aber war ich davon ermüdet und fühlte mich gelangweilt. Ich blickte um mich und fand mich allein, ohne Freundin, ohne Herz, das mit dem meinigen übereinſtimmte; damals — ich einer Seele alle Täuſchungen der Jugend!

In einem ſchönen Frühlingsmorgen — ich befand mich in r und leidender Stimmung auf meinem Landgute — kehrte von Cerny, der vor einiger Zeit abgereiſt war, mit ſeinem n, dem Grafen Maurice von Monroſe, zurück. Maurice jung, ſchön, liebenswürdig und dabei unglücklich, denn vorher hatte er ſeine heißgeliebte Mutter verloren. Was ch Dir ſagen? Unſere Seelen ſympathiſirten; Maurice mich; ich glaubte an dieſe Liebe und ſchenkte ihm Gegen- Lange Zeit war ich glücklich ... bald aber ſah ich mich ſcht. Sobald die Männer ſich von uns mehr geliebt n, als ſie uns lieben, ermüden ſie und ziehen ſich zurück. ing's auch mir!

ei uns auf dem Schloſſe befand ſich zu jener Zeit eine r Couſinen, eine junge Wittwe, nur wenig hübſch, aber ordentlich kokett und geiſtreich. Glückliche Liebe läßt ſich verbergen; aber wenn ſie leidet, fühlt ſie das Bedürfniß, u beklagen. Louiſe wurde meine Vertraute; ſie weinte mit grollte mit Maurice und warf ihm ſeine Gleichgiltigkeit gegen Liebe vor. Ich glaubte an die Aufrichtigkeit ihrer Theil- e und hatte nicht den geringſten Argwohn, daß Maurice Freundin jünger, ſchöner und eleganter finden könne ich.

ines Abends machte mir Maurice die Mittheilung, daß andern Morgen nach Paris reiſen müſſe, um ein wichtiges

Geſchäft, das ihn einige Tage dort zurück halten werde, in Ordnung zu bringen. Vor dem Abſchiede war er ſo gut und zärtlich gegen mich, daß mich nicht der geringſte Argwohn beſchlich.

Zwei Tage ſpäter erhielt Louiſe den Brief einer kranken Freundin, die ſie zu ſehen wünſchte. Sie reiſte ab und war, wie es ſchien, untröſtlich darüber, mich gerade da zu verlaſſen, wo meine Einſamkeit mir ihre Gegenwart doppelt nothwendig gemacht hatte. Dieſes Zuſammentreffen in der Abreiſe Maurice's und Louiſens hatte nichts Beunruhigendes für mich ... mit zwanzig Jahren wird's nicht ſchwer, uns zu täuſchen.

Ich erwartete Maurice's Rückkehr die erſten Tage mit Ruhe, die folgenden mit wachſender Angſt. Ich ſchrieb an ihn und erhielt keine Antwort. Mein Gemahl befand ſich auf Reiſen ... die Einſamkeit fing mich zu langweilen an, ich kehrte nach Paris zurück. Dort angekommen, fahre ich mit angſterfülltem Herzen zu Maurice, weil ich ihn krank glaube. In ſeinem Hauſe erfahre ich, daß er nach Italien gereiſt ſei ... mit Louiſen. Ich glaubte ſterben zu müſſen, doch wurde ich gerettet.

Freie Herrin meiner Handlungen, da mein Gemahl nie Rechenſchaft von mir verlangte, beſchloß ich, ebenfalls nach Italien zu gehen. Geſchah's in der Abſicht, dort mit den Flüchtlingen zuſammenzutreffen, oder geſchah's nur aus jenem Inſtinkte, der jeden Kranken und Unglücklichen nach Italien treibt ... ich weiß es nicht. Aber ich reiſte und blieb in Flo-

ein mit meiner Kammerfrau, einem braven Mädchen,
r ganz ergeben war. Ich ſchloß mich ganze Tage lang
ne Zimmer ein und überließ mich hier ungeſtört mei-
hmerze. So verfloſſen, öde und traurig, einige Monate;
ing ich an, wieder auszugehen. Ich begegnete eini-
anzöſinnen, die mich freundlich zu ſich einluden; heiter,
würdig und vor Allem muſikaliſch gaben ſie ſich alle er-
e Mühe, mich aufzuheitern. Eines Tages, als ich mit
Sorgfalt meine Toilette begann, überzeugte mich ein
n meinen Spiegel, daß meine bleichen, abgehärmten
n ſich mit neuem Roth ſchmückten und daß meine
ſich mit friſchem Glanz belebten; endlich gewahrte ich
er Art von Beſchämung, daß ich mich — ganz gegen
Willen — getröſtet hatte, ich, die ich noch vor einigen
ſo gern vor Schmerz über Maurice's Untreue hätte
mögen!

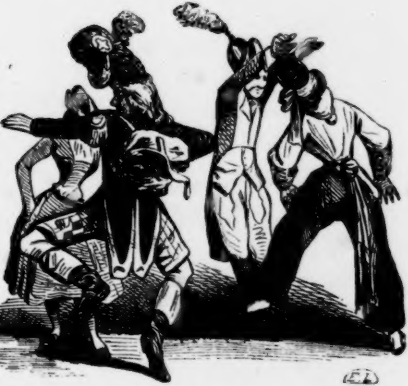
gebracht über mich ſelbſt, verſuchte ich meine erloſchene
iflung von Neuem anzufachen. Ich kehrte nach Paris
in der Hoffnung, daß jene Orte, welche Zeugen ſeines
es waren, mein Herz und meine Seele mit neuen
n und neuer Verzweiflung erfüllen müßten ... dies,
Freundin, war die letzte Täuſchung, der ich erlag.

es Morgens, als ich nach dem Boulevard des Italiens
m neue Lieder von Loïſa Puget mir zu kaufen, hielt
or meinem Wagen ein höchſt geſchmackvolles Cabriolet,
m ein ſehr eleganter junger Mann herausſtieg: es war

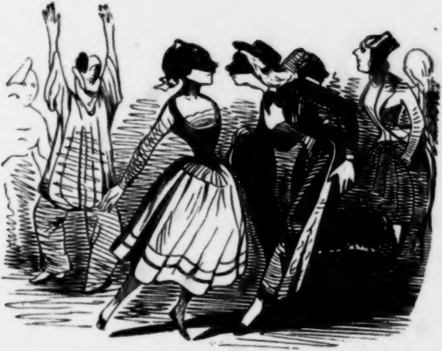
Ich erwiderte ſeinen Gruß, ohne mich im Geringſten bewegt zu fühlen, und um mich davon noch mehr zu überzeugen, legte ich die Hand auf mein Herz. O Gott, es ſchlug ſo ruhig und einförmig wie im gewöhnlichen Leben. Armes Herz, ſagte ich, Du biſt nun vollkommen geheilt!

Seit jenem Tage habe ich dies Petſchaft adoptirt, deſſen Deviſe die Geſchichte meiner erſten und letzten Liebe enthält. Ich beſuche nun, wie früher, die Geſellſchaft, die Feſte und Bälle, und bin jetzt ſo egoiſtiſch wie mein Gemahl, feſt überzeugt, daß nicht blos die Liebe, ſondern Alles im Leben vergänglich iſt. **Tout lasse, tout passe, tout casse!** ſagte die Marquiſe, und war dabei ſo heiter wie der geſchwätzige Papagei, dem ſie in dieſem Augenblick ein Stück Biscuit in den ſchwarzen Schnabel ſchob.

Pariſer Carnevals-Scenen.



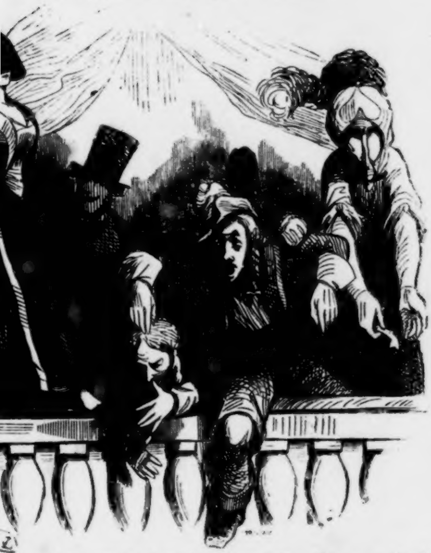
In der Oper.



In der Courtille.

Bei
ſaß au

Ein ſchwermüthiger Pierrot.



eim letzten Maskenball in der großen Oper zu Paris
uf der Brüſtung einer Loge ein ſchwermüthiger Pierrot.

ber ſeine langen weißen Beine wie zwei Talglichter auf die Menge herabhängen ließ, die unter ihm ſich dem bachantiſchen Jubel des Tanzes hingab. Unſer Pierrot war blaß wie Hamlet. Die ſteifen Röhren ſeiner großen Halskrauſe konnten ſeinen Kopf nicht abhalten, ſich auf die Schulter hinzuneigen. An ſeinem weiten Leinwandskittel bammelten große buntfarbige Knöpfe, ſo dick wie Taſchenſpielerkugeln. Die leiſeſte Bewegung war hinreichend, dieſes ſtumme Glockenſpiel zu erſchüttern. Sein Filzhut, groß und ſpitz wie eine der Pyramiden von Ghizeh, ſtand ſo ſchief wie der Thurm zu Piſa. Selbſt die Bänder, ie ihn ſchmückten, ſchienen traurig und niedergeſchlagen; ja ogar die Schnäbel ſeiner Schuhe ſahen mit unbeſchreiblicher Melancholie auf das bunte Gewühl der Luſt und Freude herab. Selbſt ſeine Handſchuhe hatten den Spleen. Der arme Pierot! Er ſaß da wie ein perſonificirtes Bild des großartigſten Weltſchmerzes und glich einem jener Gedichte Alfred de Muſſets, ie unter der luſtigen Hülle einen ſchmerzlichen Gedanken verergen. Aus jeder Miene dieſes Pierrots ſchimmerte ein hoher Grad tiefer Verachtung: jede Bewegung dieſer Maske verrieth Widerwillen und Ekel; es unterlag keinem Zweifel, daß rgend ein ſchwarzes Drama ſeine Schlangenringe um das erriſſene Herz dieſes Pierrots geſchlungen hielt. Es war die Ironie, die ihn an ihre Hand genommen und dieſen in Weltchmerz aufgelöſten Philoſophen gerade auf dieſe Stelle hinebannt hatte, von wo aus er mit Einem Blick das ganze Treiben dieſer Masken-Orgie überſchauen konnte. In der

Nahe betrachtet ſah dieſer Pierrot wie eine in Stein gehauene Moral, wie eine in Erz gegoſſene Weltverachtung aus. Nach einem Galopp, deſſen Wirbel ihn mit Abſcheu erfüllt hatte, legte ſich eine kleine Hand auf ſeine unbewegliche Schulter. Er erhob den Kopf und gewahrte eine junge Frau in italieniſchem Rocke, mit nackten, blendend weißen Armen und einer Maſſe goldener Nadeln in der Fülle ihres ſchwarzen Haares.

— Woran denkt mein Pierrot? fragten ihn ein Lächeln und zwei feurige Blitze aus einer ſammetnen Halblarve, die das Geſicht einer der ſchlankſten Colombinen verhüllte.

Pierrot hatte keine Luſt zum Antworten. Colombine rüttelte den melancholiſchen Pierrot und fragte ihn noch ein Mal:

— Sprich, woran denkſt Du?

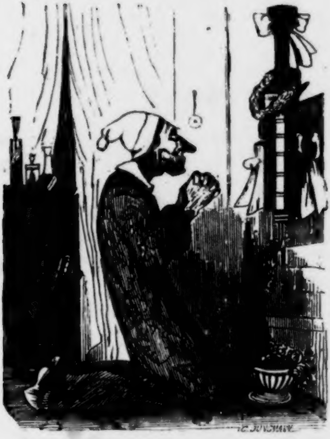
— Ich denke an gar nichts, erwiderte Pierrot.

— Menſch, was haſt Du? fragte Colombine.

Und Pierrot erwiderte mit tieferſchütternder Wehmuth:

— Madame, ich habe einen unbeſchreiblichen Katzenjammer!

Neuer Götzendienſt.

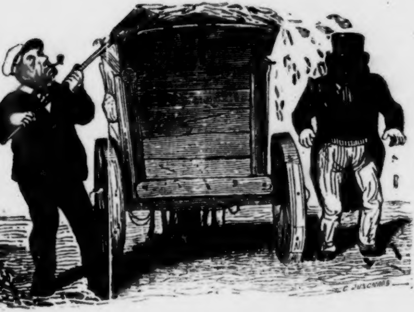


Freund in der Noth, ſeit fünfzig Jahren biſt Du der Linderer meiner Qualen, ſteh' auch heut' mir bei!

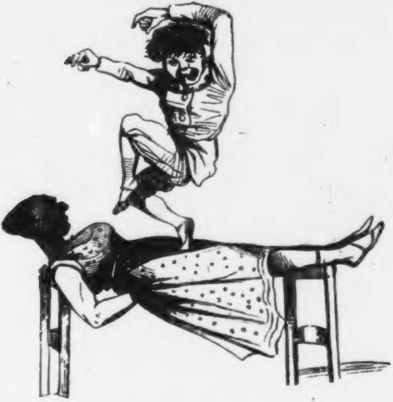
---

zuſto

Straßenſcene.



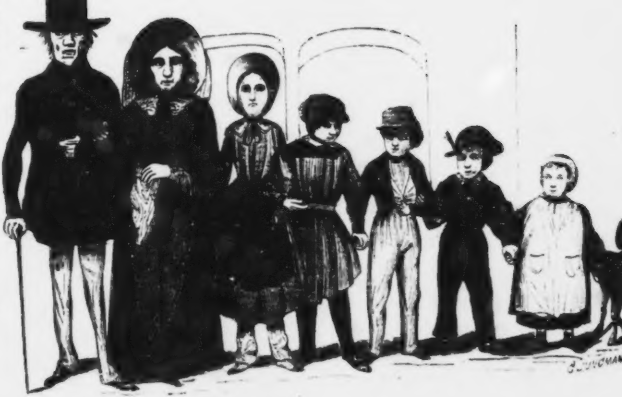
Ein Unglück, das ſelbſt einem Vater, der ſechs Kinder hat,
ßen kann.



Die Jungfrau Europa balancirt den deutſchen Michel.

Die ſchielende Familie.

Dettinger'



Pique-Dame.

I.

Es giebt in Warſchau wenig öffentliche Orte, die zu jeder Stunde des Tages ſo beſucht ſind, als das Belvedere. Jedermann kennt dies Kaffeehaus, das ein Stelldichein der jungen, vornehmen Müßiggänger iſt, die hier Billard, Boule, Domino, Trictrac, Ecarté und andere Spiele ſpielen, um die liebe, ſchöne Zeit, die für ſie keinen großen Werth hat, auf angenehme Weiſe todtzuſchlagen. Es iſt bekannt, daß man hier den allerbeſten Kaffee und die allerfeinſten Cigarren bekommt; überdem ſind Wirth und Marqueure ſo flink und gegen jeden Gaſt ſo freundlich und zuvorkommend, daß ſich Jeder hier bald heimiſch fühlt. Aber mehr als dem Allen verdankt das Café Belvedere ſeinen Ruf und ſeine Frequenz einer jungen Fran-

in, die, drei Jahre als Dame du Comptoir fungirend, eine
dſpeiſe war, welche alle Stutzer Warſchau's angezogen und
rch den Talisman ihrer Reize ſie dergeſtalt begeiſtert hatte,
ß es bald zum guten Ton gehörte, in ſie verliebt zu ſein
d ihr den Hof zu machen.

Ceſarine war von der Locke bis zum Schuhbande eine
ante Pariſerin, die, vertraut mit allen Künſten ſeiner Ko-
terie, eingeweiht in die Hieroglyphen ſchlauer Gefallſucht,
nz dazu geſchaffen war, die Herzen der jungen Männerwelt
Allarm zu ſetzen und ihren Indifferentismus ſiegreich über
Haufen zu werfen. In ihrem Benehmen lag in der
at ſo viel Einnehmendes, ſo viel Feſſelndes, ſo viel Ver-
reriſches, daß Jeder, den das wollüſtige Leuchten ihres
varzen Auges, das bedeutſame Lächeln ihres roſigen Mundes
, ſich auf Gnade oder Ungnade ihr ergeben mußte. Ganz
arſchau nannte ſie darum nicht anders als die Fee von
nkreich, die Zauberin von der Seine, die Grazie von Paris.
arine hatte in der That ſo viel Köpfe bezaubert, ſo viele
rzen behert, daß dieſe Titel ihr mit vollem Rechte ge-
rten.

Zu den Stammgäſten des Café Belvedere gehörten ſieben
ge Leute, die, verbunden durch gleiche Grundſätze, gleiche
ſichten, gleiche Neigungen, einen kleinen Clubb bildeten, der
rgens zuſammen promenirte, Mittags zuſammen dinirte
nach Tiſche im Belvedere ſeinen Kaffee trank, ſeine par-
irten Cigarren rauchte und jeden Abend zwei Stunden

vor Anfang des Theaters (wo man Alle in einer Loge
ſchwarze Dame ſpielte.

Das wichtigſte Blatt in dieſem Spiele iſt, wie ſchon
Name andeutet, die Pique-Dame. Derjenige der Spielen
in deſſen Hände dieſe Karte, nachdem ſie alle getauſcht
je zwei und zwei weggeworfen worden, zurückbleibt, hat
Spiel gewonnen; wodurch es ſich vom ſchwarzen Peter u
ſcheidet, wo Derjenige, dem der Treffle-Bube übrig bl
das Spiel verloren hat. — Man wird bemerken, daß in be
Spielen der Geiſt die kleinſte und die Geduld die größte
ſpielen, und ſich deshalb wundern müſſen, daß ein Kreis
jungen Leuten, die in der That vielen Geiſt beſaßen, ſich
Zeit durch keine geiſtreichere Unterhaltung zu vertreiben w

Der Tiſch, an dem dieſer kleine Clubb ſich allaben
mit einem und demſelben Spiele amüſirte, wurde von
übrigen Gäſten der „Tiſch der ſchwarzen Dame" gena
dieſer Tiſch, der unfern des Buffets ſtand, an welchem Geſa
geſchmückt wie zum Ball, auf einem rothſammetnen,
vergoldeten Lehnſtuhl als Dame du Comptoir thronte,
ſo heilig, daß kein Fremder daran Platz zu nehmen w
— Jeder der ſieben Spieler ſetzte jedes Mal fünf Papier
ein. Wer dann am Ende die Pique-Dame behielt,
dreißig Rubel gewonnen, die in eine gemeinſchaftliche
floſſen, womit ſie ihre gemeinſchaftlichen Vergnügungen
ſtritten.

Der glücklichſte dieſes ſogenannten Pique-Damen-Cl war Julian Millowsky, der einzige Sohn eines der angeſehenſten Aerzte, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der Philoſophie ſtudirte und einen großen Hang zum Myſticismus hatte. Julian gewann faſt jeden Abend ſeine fünf bis ſechs Parthien; ſein Glück in dieſem Spiele war ſo anhaltend, ſo ausdauernd, daß die andern Gäſte, die ſich um den Tiſch gereihet, um dem Spiele zuzuſehen, unter einander ziemlich hohe Wetten machten, daß Julian unter je fünf Spielen mindeſtens drei gewinnen werde. Die Freunde neckten ihn und meinten, er habe eine cabbaliſtiſche Formel, durch die er mit dem Teufel ein Schutz- und Trutzbündniß, eine heilige Allianz, einen lebenslänglichen Contract geſchloſſen, laut welchem der Teufel ſich verbunden hätte, ihm in jedem Spiele die Gewinn-Karte in die Hand zu ſpielen. Im Ecarté ſchlug Julian faſt jedesmal den König auf; im Pharo wußte er, welche Karte verlieren, welche Karte gewinnen werde. Andere ſchrieben dieſes Glück einer Art von Somnambulismus oder Clairvoyance zu und nannten ihn den Hellſeher. Fremde, die ihn nicht näher kannten, hielten ihn für einen falſchen Spieler, der ſein Glück der Volte oder einem andern Hocus-Pocus zu danken hatte; aber ſie thaten ihm Unrecht. Julian war der ehrlichſte Spieler, den man ſich denken kann.

Das entſchiedenſte Unglück, das anhaltendſte Guignon, das merkwürdigſte Pech (bekanntlich ein Lieblingsausdruck leidenſchaftlicher Hazardſpieler) hatte Thaddäus Kinsky, der Sohn eines reichen Woywoden Polens, ein junger Mann von drei undzwanzig Jahren, der Jus und Cameralia ſtudirte, um eine diplomatiſche Carriere zu machen. Sein Pech in dieſem Spiele war faſt zum Sprichwort geworden; von zehn Parthieen gewann er oft nicht Eine, und dennoch ſpielte er kein Spiel ſo gern, als ſchwarze Dame. Seinen Verluſt konnte er um ſo leichter verſchmerzen, da er der Reichſte des Clubbs war.

Wer Glück im Spiele hat, hat Unglück in der Liebe. Das iſt eines jener Sprichwörter, die ſich wie ein Handſchuh oder Strumpf bequem umwenden laſſen und dennoch paſſen. Wer Glück in der Liebe, hat Unglück im Spiele! Beide Sprichwörter fanden in dieſem Clubb eine Beſtätigung ihrer poſitiven Wahrheit.

Julian und Thaddäus — Beide waren in die Fee von Frankreich, in die Zauberin von der Seine, in die Grazie von Paris, in die reizende Ceſarine in ſo hohem Grade verliebt, daß ſie um einen Blick ihres Auges, um ein Lächeln ihres Mundes, wie ehrgeizige Thoren um Orden oder Titel eines Potentaten buhlten. Thaddäus war glücklich, Julian war ſelig, wenn Ceſarine ſich herabließ, beim Kommen oder Gehen den zärtlichen Druck ihrer Hand zu erwidern. Auch die andern fünf Freunde, ebenfalls junge, vornehme Leute in demſelben Alter, liebten die ſchöne Königin des Buffets, aber nur leicht und oberflächlich, wie man ein hübſches Pferd, ein ſchlankes Windſpiel oder einen gut dreſſirten Papagei liebt. Ceſarine aber liebte von dieſem Clubb nur Einen und dieſer Eine war — Thaddäus.

ulian war ein trübſinniger Schwärmer, ein matter Träu-
ein grübelnder, halb überſchnappter Metaphyſiker, Thad-
hingegen ein kecker Etourdi, ein witziger Kopf, ein luſtiger
n, ſtets aufgelegt zu luſtigen Streichen.

ulian flocht für die Schläfe ſeiner Göttin liebegirrende
nnen, wolluſtathmende Sonette; Thaddäus ſchenkte „dem
Kinde“ täglich Bijouterien und artige Nippes, womit
e Toilette ihres Boudoirs ſchmückte. Julian machte
ee von Frankreich ſeufzend, Thaddäus der Grazie von
lachend den Hof. Julian hatte den Cornelius Agrippa
Nettesheim, Thaddäus den Wolfgang von Göthe geleſen
annte den weiſen Spruch:

»Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.«

eſarine hatte Anfangs zwiſchen Beiden geſchwankt, bald
hatte ſich die Wagſchale ihrer Gunſt dem kecken Etourdi
eigt. Der arme Julian, der das Hirn verbrennende,
verſengende, Ruhe tödtende Gift der Eiferſucht nur
philoſophiſchen Abhandlungen und vom Hörenſagen ge-
, lernte jetzt die Wirkungen dieſer pſychiſchen Aqua Tof-
näher kennen. Er, der ſonſt ſo feſt wie ein Murmel-
geſchlafen, wälzte ſich jetzt die ganze Nacht ſchlaflos auf
Lager herum: wachend und träumend ſah er jetzt
Anderes in der Welt, als ſeine Fee von Frankreich,

wie ſie im Café Belvedere am Buffet durch den Liebreiz ihrer Züge, durch die Anmuth ihres Benehmens alle Herzen einnahm. Thaddäus, der ihm früher ſo lieb und theuer war, wurde ihm täglich verhaßter. Wenn Ceſarine dem begünſtigten Nebenbuhler einen zärtlichen Blick zuwarf, hätte Julian ihn mit kaltem Blute erdolchen oder vergiften können. Wenn Ceſarine dem glücklichen Thaddäus ein freundliches, vertrauliches Wort zuflüſterte, knirſchte Julian mit den Zähnen, um ſeinen Schmerz zu verbeißen.

Und ſo vergingen Tage und Wochen. Thaddäus ſtieg immer höher, Julian ſank immer tiefer in dem Thermometer ihrer Gunſt, und als ihre Liebe zu Thaddäus auf dem Siedpunkte ſtand, hatte ihre Gleichgiltigkeit gegen Julian den Gefrierpunkt erreicht. — Ceſarine hatte den zukünftigen Diplomaten mit ihren Reizen dergeſtalt zu umgarnen gewußt, daß er, trotz des Verbotes ſeines Vaters, ſich mit ihr vermählen wollte.

Julian verzweifelte.

II.

Eines Abends, als die ſieben Freunde, wie gewöhnlich, ſchwarze Dame ſpielten, fragte Thaddäus den ihm gegenüber ſitzenden Julian, warum er heute ſo betrübt ſei?

— Ich hatte in vergangener Nacht einen ſonderbaren Traum.

— Erzähle, riefen Alle, weiter ſpielend.

— Gegen Mitternacht hörte ich plötzlich an meiner Thür

---

pochen.
Schweiß
Male —
zu und
Unwillkü
Da ſchr
dicht vo
—
—
unisono
— L
keine W
ganz ſo
Spiele
kettet, ſ
—
jeden A
—
Deinen
liegt J
ganzen
Di
durchri
bleichg
den Ar
ſeines

Es überlief mich eine ſchwarze Ahnung, ein kalter
ß, eine wahre Todesangſt. Da pochte es zum zweiten
— ich hüllte mich tiefer ins Bett, drückte mir die Ohren
hielt den Athem an — es klopfte zum dritten Male.
ürlich, mit anſtrengender Stimme rief ich: „Herein!“
webte eine ſchauerliche Geſtalt herein: ſie pflanzte ſich
or mein Bett und ſprach mit tonloſer Stimme:

Du wirſt mich kennen, ich bin die Pique-Dame.

Dummer Schnack! riefen die Freunde und fingen
zu lachen an.

Lacht nicht, Freunde, ſagte Julian. Es war kein Traum,
Viſion … ich ſah ſie mit wachenden Augen: ſie war
gekleidet wie die Pique-Dame, die mir ſo günſtig im
iſt. Ein böſer Zauberer hat mich an Deine Ferſe ge-
ſagte ſie.

Aha, rief Thaddäus, darum gewinnſt Du uns auch
lbend unſer Geld ab. —

Wiſſe, ſagte die ſchwarze Dame, ich bringe Dir und
Freunden Unglück. Nach Verlauf von zwei Monaten
hr alle Sieben und Ceſarine, die Du liebſt mit der
Gluth der erſten Liebe, im dunkeln Grabesſchooß.

e Freunde wollten lachen, aber ein fieberhaftes Schauern
eſelte ihr Gebein; das Gelächter erſtarb auf ihren
worbenen Lippen; mit dumpfem Schreck betrachtete Einer
dern, und Ceſarine, die vom Buffet herab der Erzählung
Traumes zugehört hatte, ſank, von einer grabesfeuchten

Ohnmacht.

Die Freunde, mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, gewahrten es nicht und horchten mit Staunen und Schrecken dem Ende ſeines Traumes zu.

— Ich erſcheine Dir heute zum erſten und letzten Male, ſprach die ſchwarze Dame, um Dir und Deinen Freunden den Tag und die Stunde Eures Todes vorauszuſagen. Den Todes-Reigen beginnt — Thaddäus.

— Weh mir, rief Thaddäus, krampfhaft zuſammenfahrend.

— Ihm folgt Michael, Caſimir, Nicolaus, Adam und Alexis, nach ihm ſtirbt Ceſarine.

— Himmel, rief Thaddäus, der leichenblaß in Thränen ausbrach.

— Dir, Julian, ſprach die ſchwarze Dame, bleibe ich am längſten treu ... Du wirſt Einen nach dem Andern in die Gruft ſenken ſehen und der Letzte ſein, der dieſen Reigen ſchließt. Jeder von Euch ſtirbt an einem Freitage zwiſchen fünf und ſieben Uhr Abends, um dieſelbe Zeit, wo Ihr allabendlich ſchwarze Dame ſpielt. Sie ſprach's und war verſchwunden.

Der Schreck hatte das Spiel unterbrochen. Todes-Ahnung im Herzen, warfen Alle die Karten zuſammen und erhoben ſich vom Tiſche. Da gewahrte Thaddäus, daß Ceſarine ohnmächtig zuſammen geſunken war. Alle eilten ihr zu Hilfe ... fliegendes Salz und Aether brachten ſie nach Verlauf von

---

die A
und w
loren

D
hatte
in ihr
wieder

A
und r
belebt,
wie d
älter
jetzt d
des E

—
ſals,
ich ſt

S
aber
Die b
auf i
Heran
Stun
ſchöne
langn

ugen auf und wußte nicht, was mit ihr vorgegangen
vorüber ſie ſo entſetzt war, daß ſie ihre Beſinnung ver-
hatte.

ie Freunde gingen bald darauf auseinander. Keiner
Luſt, die neue Oper zu ſehen. Betrübt ſchlichten ſie
e Wohnung und ſahen ſich erſt am andern Morgen
r.

er Alle waren in ſich gekehrt, ſtill und einſylbig, bang
iedergebeugt. Die Heiterkeit, die früher dieſen Kreis
, war plötzlich daraus entflohen: die jungen Leute waren,
urch einen Zauberſchlag, plötzlich um zwanzig Jahre
geworden, und Thaddäus, der Luſtigſte des Kreiſes, war
er Betrübteſte, Julian hingegen, ſonſt der Trübſinnigſte
lubbs, der Gefaßteſte von Allen.

– Der Menſch muß ſich fügen in den Willen des Schick
ſagte er zu Thaddäus, mir iſt das Leben eine Laſt .
rbe mit Freuden.

ie aßen und tranken und ſpielten zuſammen, wie früher,
Keiner von ihnen konnte mehr froh und fröhlich ſein
ange Todes-Ahnung lag wie eine ſchwere Centnerlaſt
hren hoffnungsloſen Herzen; ſie fühlten das ſchnelle
nahen ihres Endes und zählten die wenigen Tage und
en, die ihnen ein finſteres Geſchick auf dieſer lichten,
n Erde, die ihnen ſo welk und grau, ſo abgenutzt und
eilig ſchien, zu leben noch verſtattet hatte.

Da nahte der erſte Freitag heran. Gegen fünf Uhr Abends fühlte Thaddäus, welcher den ganzen Tag über ſich ganz wohl gefühlt, plötzlich einen brennenden Schmerz, der wie eine glühende Kohle ſeine Eingeweide verbrannte.

Die Freunde, die ihn den ganzen Tag nicht allein gelaſſen, hatten beim erſten Herannahen ſeines Schmerzes ärzliche Hilfe herbeigerufen. Doch als der Doctor kam, war Thaddäus ſchon verſchieden. Der Arzt glaubte, es habe ihn der Schlag gerührt.

Drei Tage ſpäter wurde Thaddäus von ſeinen Freunden, die paarweiſe ſeiner Leiche folgten, feierlich zur Erde beſtattet. Julian hielt an deſſen Grabe eine Rede, deren Grundgedanke Memento mori war.

Am nächſten Freitag ſtarb zu der nämlichen Stunde und auf dieſelbe Weiſe, ganz wie die ſchwarze Dame durch Julian es vorausgeſagt hatte, Michael.

Seiner Leiche folgten nur noch fünf Freunde.

Am dritten Freitag verſchied Caſimir.

Am vierten: Nicolaus.

Am fünften: Adam.

Am ſechſten: Alexis.

Der Einzige, der dieſem folgen konnte, war Julian.

Der Schmerz hatte den Quell ſeiner Thränen verſiegt: ein bitteres Lächeln zog ſich um ſeine Lippen. Er warf eine Handvoll Erde auf dies ſechſte Grab und ſprach:

— Brüder, bald folge ich Euch!

Und als der ſiebente Freitag heran genaht, da ſtarb zu lben Stunde und unter den nämlichen Schmerzen die von Frankreich, die Zauberin von der Seine, die Grazie Paris, die ſchöne Ceſarine. Julian ließ ſie auf demſelben hhof, wo ſeine ſechs Freunde lagen, dicht neben dem Grabe s Thaddäus beerdigen.

Er warf eine Hand voll Erde auf ihr Grab und ſprach:

— Ruhet in Frieden!

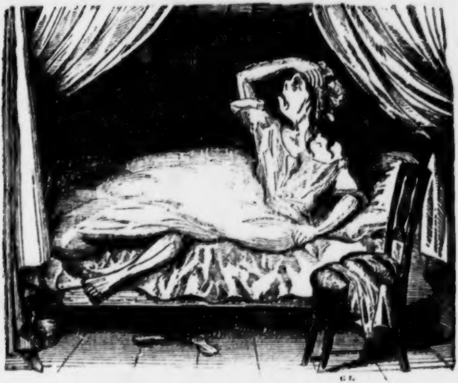
Und als der achte Freitag herangenaht und als es Nacht orden und Julian allein in ſeinem Zimmer war und die nduhr die fünfte Stunde ſchlug, nahm er eine geladene ole, ſetzte ſie an den Mund und erſchoß ſich.

Vier Tage ſpäter wurde er, ſo war es ſein Wunſch, n Ceſarinen beerdigt, die nun zwiſchen Thaddäus und den langen Schlaf ſchläft.

Die Fama ſagt, Julian habe aus Eiferſucht ſeine Freunde Ceſarine, die er hoffnungslos geliebt, mit einer von ihm t bereiteten Subſtanz, welche er Einem nach dem Andern Trank und Speiſe gemiſcht, vergiftet. Dieſes Gift muß ſehr ſubtil geweſen ſein, denn in Ceſarinens Leiche, die den Wunſch des Arztes geöffnet wurde, fand man keine ur von Vergiftung.

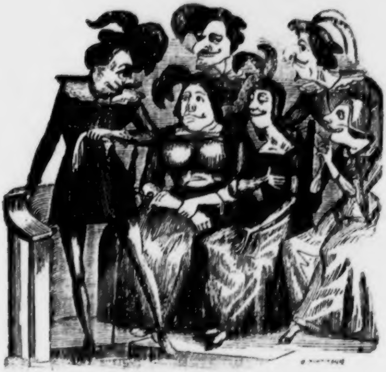
Illuſtrationen deutſcher Claſſiker.

Bürgers Leonore.



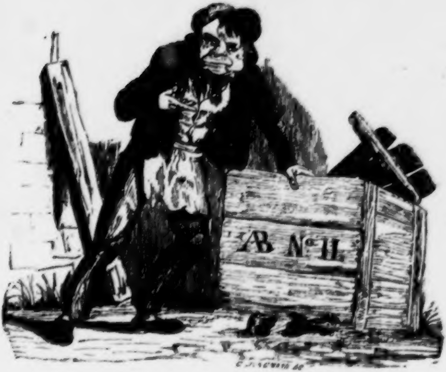
Leonore fuhr ums Morgenroth empor aus ſchweren Träumen.

Schiller's „Handſchuh".



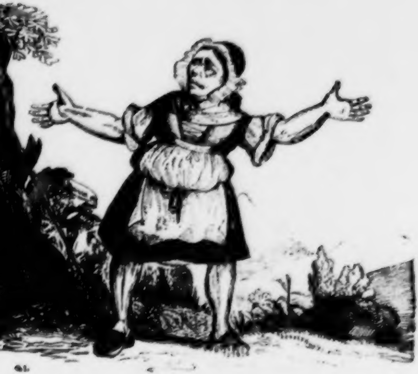
Und er wirft ihr den Handſchuh ins Geſicht:
»Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,«
Und verläßt ſie zur ſelbigen Stunde.

Schiller's „Ideale".



Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt.
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunk'ne Herz geſchwellt.

Schillers „Jungfrau von Orleans".
(I. Act, 4. Scene.)



Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triſten,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl,
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!

Das geheimnißvolle Buch.

Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft.

Ein altes Bonmot,
das aber nicht von mir iſt.

Agnes iſt die Krone aller Frauen. Ihr cyanenblaues Auge (der ſchönſte Diamant in dem Diademe ihrer Reize) iſt ein magiſcher Köder, womit ſie alle Herzen angelt, ihr lächelnder Mund ein roſiges Netz, womit ſie alle Sinne fängt. Wahrhaftig, Agnes iſt ſo ſchön, daß ſelbſt das ſchönſte Wort, auf ſie angewendet, noch zu häßlich wäre. Nur der, den das Feuer ihres Auges, das Lächeln ihres Mundes durchglüht hat, nur der kann begreifen, wie mächtig Agneſens blühende Schönheit iſt.

Vor acht Monaten hat Gott Hymen ſie mit einem jungen Millionär verbunden. Alfred, ihr Gemahl, iſt ein lieber,

---

guter,
dem n
Fehler
in ſei
erblickt
Sonne
Weib,
ſüchtig
M
jede ſch
ſie, au
hielt d
Mann
Duell
M
rechten
Ei
das W
benes
zum F
Sc
Er
Maſſe
abgeſtr
kreiſeln
niederſe

charmanter Mann, zwar etwas geckenhaft, aber trotz- icht unintereſſant. — Leider hat er aber einen großen : er iſt eiferſüchtig, eiferſüchtig wie Don Gutierre, der nem eigenen Schatten einen gefährlichen Nebenbuhler . — Dieſe Eiferſucht iſt die einzige Wolke, welche die ihres Glückes trübt. Agnes wäre das glücklichſt wenn ihr Herr Gemahl nicht gar ſo fabelhaft eifer- wäre.

it Argusaugen bewacht er ſeine Agnes, die, wie faſt öne Frau, aus Inſtinkt etwas gefallſüchtig iſt. Neulich ließ f dem Balle, den Fächer auf die Erde fallen. — Alfred ies für ein verabredetes Zeichen und forderte den jungen , der aus Artigkeit den Fächer aufgehoben hatte, zum heraus.

an ſchlug ſich Tags darauf und Alfred erhielt auf der Wange eine unhöfliche Schmarre.

nen Tag ſpäter, als Alfred durch das Schlüſſelloch in Boudoir ſeiner Frau guckt, ſieht er, wie ſie ein roſafar- Stück Papier in tauſend kleine Stücke zerreißt, die ſie enſter, deſſen Ausſicht in den Garten geht, hinauswirft hnell eilte er hinunter.

kam noch zur rechten Zeit, um zu ſehen, wie dieſe kleiner Papierſtreifchen, dem Winde preisgegeben, wie eiſte Roſenblättchen in der Luft herumtanzten, wie ſie d in die Höhe flogen und ſich bald darauf wieder enkten, um ſich dann von Neuem zu erheben. Wie nach den in der Luft voltigirenden Papierflocken. Der Wind, der mit dieſen Papierblättchen ſein muthwilliges Spiel trieb, trug einen Theil derſelben auf das Dach des Nachbarhauſes, einen andern in den Karpfenteich ſeines Gartens, dort lag ein Blättchen auf dem Taubenſchlag und hier eins auf dem Fenſtergeſims ... All' die Blättchen, die auf die Erde gefallen waren, klaubte Alfred mit verrathwitternder Neugier auf und verſuchte ſie zuſammenzuſetzen, um das, was Agnes darauf hingeſchrieben hatte, dechiffriren zu können. Allein nur einzelne, aus dem Zuſammenhange geriſſene Worte waren das Reſultat ſeiner Bemühungen. Mann ... Nachtmütze ... Band ... Träger ... das war Alles, was er herausgebracht hatte. Er eilte wuthentbrannt zu ſeiner Frau, forderte Rechenſchaft von ihr, und erſt dann, nachdem ſie ihre Ausſage mit einem Eide bekräftigt hatte, *glaubte* er es, daß das Papier, das ſie zerriſſen, nur ein alter Waſchzettel geweſen ſei. Noch vor acht Tagen beunruhigte ihn ein kleines in Maroquin eingebundenes und mit Goldſchnitt verſehenes Buch, das ſie jedesmal, wenn er ſie beim Leſen deſſelben ertappte, ängſtlich verſteckte.

— Mort de ma vie, ſprach er zu ſich ſelbſt, was mag das für ein Buch ſein, das Agnes ſeit acht Tagen vor mir ſo geheim hält. Sie lieſ't es nur dann, wenn ſie allein im Zimmer iſt. Trete ich *unerwartet* ein, ſo fährt ſie zuſammen, erſchrickt, wird blaß und verſteckt es. Donnerwetter,

g von Liebesliedern, die ihr irgend ein verſemachender
ſewicht in die Hände geſpielt, der ſie bethören oder gar ver=
ren will. O die verdammten Liebeslieder!!! Von Rechtswegen
e die Polizei dieſe Branche der Dichtkunſt bei Geld= und
ängnißſtrafe verbi eten. Dieſe Art von Gedichten, in welch
Weiber rein vernarrt ſind, richten in der Welt das größte
eil an. ...
Wär' ich Cenſor der Bücher und Journale, ich ſtriche
s Gedicht, in welchem das Wort Liebe vorkommt ...
s dieſem und keinem andern Grunde darf ſich in meinem
uſe kein Journal, es heiße, wie es wolle, ſehen laſſen ..
nn ich nur wüßte, was das für ein Buch iſt! Wenn ſein
alt nicht pflichtverletzend, nicht ſtrafwürdig wäre, weshalb
rde ſie es vor mir verſtecken? Noch heute muß ich erfah
was das für ein ſtrafbares Buch iſt. Er ging in Agneſens
udoir, durchſuchte alle Schubladen und Commoden —
d es aber nicht, dieſes geheimnißvolle Buch, das ihm jetzt
n drei ſchlafloſe Nächte verurſacht hatte. Hundert Thaler
nkte ich dem Mann, der mir ſagen könnte, was das für
laſterhaftes, nichtswürdiges Buch iſt! Er durchſuchte noch
mal alle Schlupfwinkel des Gemaches, fand es aber nicht
es gottloſe Buch, das ſeine Agnes vom Pfade der Tugend
einen Abweg leiten will!
Geſtern Morgen (es war gegen acht Uhr) verließ er ſein
hlafcabinet, guckte wieder durch das Schlüſſelloch und ſah,

kleine Buch mit dem rothen Maroquin-Einbande las. Jetzt riß ihm die Geduld. Er wollte ins Zimmer dringen und ihr das Buch aus der Hand reißen. Seine Frau Gemahlin war aber vorſichtig geweſen und hatte Nachts, vor dem Schlafengehen, die Thür zugeriegelt.

— Wer ſtört mich ſchon ſo früh?

— Ich bin es, Agnes, mach' auf.

Alfred guckte ſchnell wieder durch das Schlüſſelloch, ſah, wie ſie das infernaliſche Buch unter die Kopfkiſſen ſteckte, ſich ins Negligé hüllte und ...

— Nun, Agnes?

— Gleich, gleich!

Sie ſchob den Riegel weg, ... die Thür ging auf.

— Was willſt Du, lieber Mann?

— Wiſſen, was Du für ein Buch unter die Kopfkiſſen verſteckt haſt ...

Er wollte ſich dem Bette nähern, um das Corpus delicti ſeinem Schlupfwinkel zu entreißen. — Agnes aber hielt ihn zurück ...

— Wie, Madame, Sie unterſtehen ſich ...

Er wollte ſie bei Seite ſchieben und mit Gewalt weiter dringen, ſie aber leiſtete hartnäckigen Widerſtand. Alfred wurde dadurch noch pikirter.

— Agnes, reize mich nicht ... ich muß wiſſen, was das für ein verworfenes Buch iſt, das Du ſo ſcheu vor mir zu

hls und der Tugend auf den Weg des Laſters geführt. . .
b es heraus, oder, ſo wahr Gott lebt, ich brauche Ge-
t . . .

Agnes merkte, daß der Zorn ihres Gemahls jetzt den höch-
Gipfel erſtiegen, ſie gab alſo nach und ließ es ruhig ge-
hen, daß Alfred die Kopfkiſſen auf die Erde warf und
geheimnißvolle Buch ergriff.

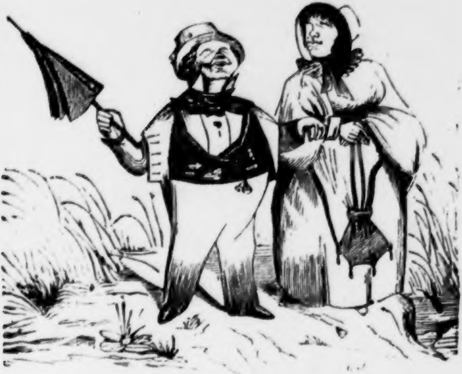
Er las das Titelblatt.

– Himmel, rief er aus, ſtand erſt wie verſteinert da und
ug dann ein ſo lautes Gelächter auf, daß die Fenſter er-
erten. Er, der noch vor einer Minute vor Zorn ganz außer
geweſen war, ſchien jetzt ſo ausgelaſſen froh und lachte ſo
glich, daß er ſich beide Seiten halten mußte.

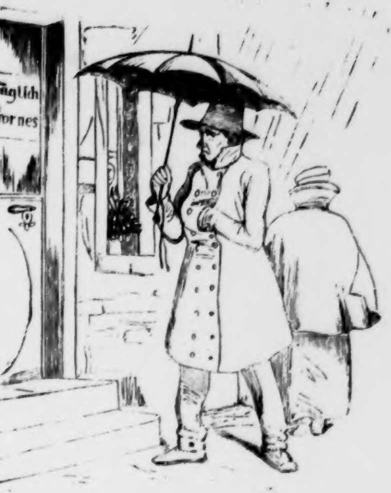
Man möchte wiſſen, was ſeine Wuth ſo ſchnell bekehrt
? Das Buch! Das geheimnißvolle Buch mit dem rothen
aroquin-Einbande und dem Goldſchnitt, das laſterhafte,
worfene, nichtswürdige, abſcheuliche, gottloſe Buch, das
ne Buch, das unſerm Alfred ſo viel Aerger und Gram
urſacht hat, war:

Der
fehlbare Ratten-, Mäuſe-, Maulwurfs-, Wanzen-,
Motten-, Flöhe- und Mücken-Vertilger.
(Auf dreißigjährige Erfahrung gegründet.)
Dreizehnte ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Juni-Vergnügungen des Jahres 1843.

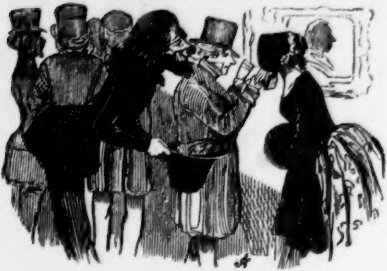


Et drippelt ſchon wieder!


äglich
ornes

Zuckerbäcker, warum haſt Du mir dieſes gethan?!

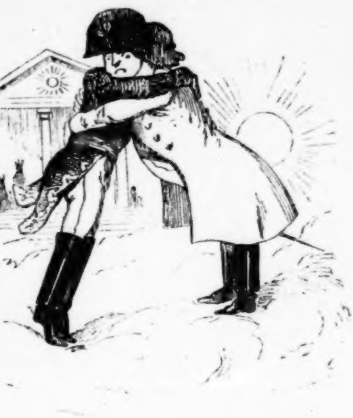
Scene in der Kunſtausſtellung.



Sie. Wer iſt der Maler dieſes ſchönen Bildes?
Er. Mein gnädigſtes Fräulein, ich bin der Pinſel!

Napo

cene im Tempel des Nachruhms.



oleon und Murat oder Murat und Napoleon.

Drei Tage aus dem Leben eines Damenhandſchuhs.

Am 11. März 1801.

Geſtern war großer Ball beim Grafen Z. Der Saal glich einem Treibhauſe tanzender Blumen. Stolze Lilien in ſchweren Atlasroben und üppige Roſen in luftigen Florhüllen durchwogten den lichtumfloſſenen Harem. Doch die Königin dieſer Blumenwelt, der Sirius dieſes Sternenhimmels, war Eleonore, eine 19jährige Schönheit aus dem Lande, wo die Citronen blühen, eine Waiſe, die von ihrem Vormunde, dem Himmel, eine Legion mächtiger Reize erhalten, von denen ſchon ein einziger hinreichend iſt, den verſtockteſten Weiberhaſſer zu einem liebegirrenden Seladon zu machen. Ein tiefer Ernſt, ein kühner Stolz lieh ihrem unſchuldsvollen Weſen etwas Majeſtätiſches, Gebieteriſches, deren Allgewalt Niemand widerſtehen konnte. Ihr Auge, ein Bouquet von Sonnen-
ihr Mund ein Etui der ſchönſten Perlen. Doch ſchöner, als Auge und Mund, war ihre Hand — eine Hand, deren glänzendes Weiß ſelbſt den Glanz des Schnees beſchämt, eine Hand, ſo ſchön, wie jene Hand der Königin] Anna von Oeſterreich, eine Hand, die ſo reizend war, daß der Dichter Scarron von ihr geohrfeigt zu werden wünſchte. Beneide mich Leſer, mich hat Eleonore auf Händen getragen, ich war ihr Handſchuh. Wo finde ich armer gemslederner Handſchuh Worte, um die Wonne zu beſchreiben, die mich durchrieſelte als ſie mich anzog?! Giebt es ein glücklicheres Loos, als Handſchuh einer ſchönen Hand zu ſein? Wie froh ein Jeder der ihn küſſen darf, ſolch einen Handſchuh! Mich hat man faſt wund geküßt. Ja, ſelbſt der Graf, dieſer ſtolze Nabob, fühlte ſich glücklich, als er ihre Hand berühren durfte. Noch jetzt fühle ich den brennenden Kuß ſeiner Lippen. Ach, dieſer Kuß! Er war die Ouvertüre jener großen Oper, welche Liebe, der Prolog jenes großen Drama's, welches Verführung heißt Der Graf führte mit Eleonoren die zweite Polonaiſe an — bethörte ihr leichtgläubiges Herz durch tauſend Liebesſchwüre, blendete ihren Verſtand durch tauſend Verſprechen und . . . ich ahne nichts Gutes.

Am 23. Juli 1801.

Seit geſtern bewohnt Eleonora die Villa des Grafen. Orientaliſcher Luxus herrſcht von der geräuſchvollen Antichambre bis zum ſtillen Boudoir. Große Trümeaux, prachtvolle chineſiſches Porzellan, kurz Alles, was Luxus heißt, hat hier ſeine Reſidenz aufgeſchlagen. Sie »ißt Silber und trinkt Gold.« Ein Wink von ihr ruft reich betreßte Diener herbei. Eleonore tauſcht jetzt mit keiner Königin. Heute Morgen ſchnitt ſie die Spitzen der Handſchuhfinger ab, und trägt mich jetzt den ganzen Tag, um den Teint ihrer Hände zu ſchonen. Eleonore und ich, wir ſind beide nicht mehr, was wir waren. Sie iſt des Grafen Maitreſſe und ich bin der Maitreſſe zerſtückter Handſchuh.

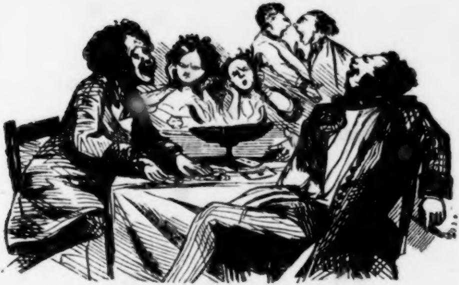
Am 16. September 1833.

Dort kommt ein altes gekrümmtes Weib, das, mit einem Sack auf dem Rücken und einem Spaten in der Hand, alle Miſthaufen durchſucht. Es iſt eine Lumpenſammlerin, auf deren Geſicht man mit großen Lettern Seelenleiden und Verzweiflung lieſ't. Ich kenne ſie ... ſie iſt noch nicht ſo alt, als ſie ausſieht ... ſie heißt Eleonore, und war einſt, vor dreißig Jahren, Maitreſſe eines Grafen, der, nachdem er ſeine Wolluſt befriedigt, ſie aus ſeinem Hauſe gejagt und der Noth und Verzweiflung preisgegeben hat. Die arme ſchöne Eleonore! Sie warf ſich in die Arme eines Spielers, deſſen Griſette ſie wurde, deſſen Croupier ſie war. Doch auch der gab ihr, als ſie ſich Mutter fühlte, den Laufpaß. D'rauf ſank ſie allmählig zur Hetäre herab, trieb ſich vom Jahre 1810 bis 1819 in den Arcaden des Palais Royal herum, büßte ihre Sünden in einem Krankenhauſe, in welchem ſie ſieben Monate die

nowerte zurück, ergab ſich obendrein dem Trunke, erſchien
Jahre 1826 als Drehorgelſpielerin auf den Boulevards,
g zotige Lieder, wurde eingeſperrt, endlich freigelaſſen, legte
auf's Betteln und iſt ſeit Jahr und Tag eine Lumpen-
amlerin, deren Lebensgeſchichte die Spatzen auf dem Dache
erzählen wiſſen, eine Bettlerin, die Jeder kennt, aber Niemand
nitleidet. Jetzt tritt ſie näher. Wer ſollte glauben, daß
es erloſchene, triefende, blutgeſtreifte Auge einſt ſo blau
ein Bouquet von Veilchen, wie der Himmel ihres Vater-
des war?! Wer ſollte glauben, daß dieſe trockenen, blau-
varzen Lippen einſt des Purpurs friſche Farbe getragen?!
r ſollte glauben, daß dieſes unausgekämmte, ungeflochtene
vor der Zeit grau gewordene Haar einſt ſo glänzend-
varz, ſo ſeidigfein, ſo ſchön geflochten war?! Der Körper,
ſt nur in Sammt und Seide gehüllt, jetzt in ſackgrobem,
d zerfetzten Kittel! Und die Hand, deren glänzendes Weiß
ſt den Glanz des Schnees beſchämt hatte!! — jetzt ſo dürr,
chmutzig!! Sie kommt näher! Sucht ſie etwa ihren Hand-
ih? Hier liegt er in einem Miſthaufen. Sie erblickt mich,
rachtet mich, erkennt mich, ſtürzt mit einem Schrei zu
den und ... iſt todt.

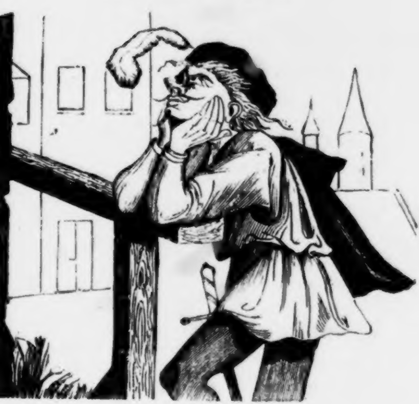
So mußteſt Du enden?! Arme Eleonore!!!

Ein Holzſchnitt,



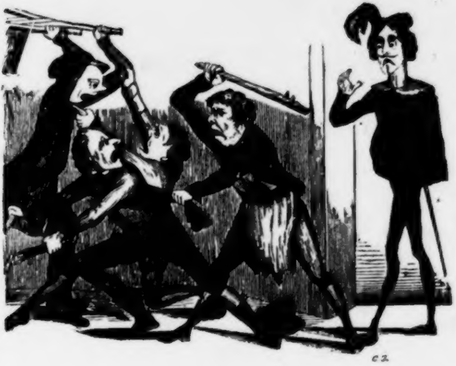
bei dem ſich Jeder denken kann, was er Luſt hat.

Göthe's „Anliegen“.

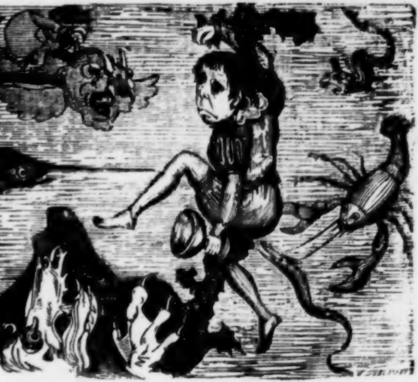


O ſchönes Mädchen Du,
Du mit dem ſchwarzen Haar.
Die Du ans Fenſter trittſt,
Und ſtehſt Du wohl umſonſt?
O ſtündeſt Du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſpräng' ich hinauf!

Schillers „Fiesco“. (V. Act. 4. Scene.)



Calcagno (ruft an). Wer da? Was giebt's da?
Deutſche (hauen ein). Deutſche Hiebe! —



Und ſieh! aus dem finſter flutenden Schooß
Da hebt ſich's ſchwanenweiß
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß,
Und er iſt's, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

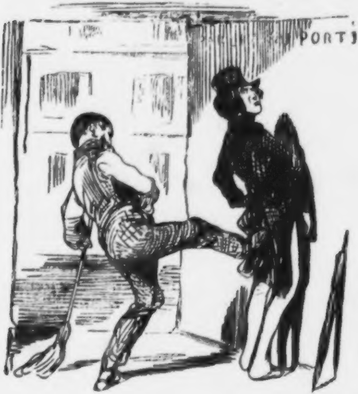
Herr Friedrich Hecker und ſeine beiden Kanonen.

> „Der Friederich, der Friederich,
> Das war ein arger Wüterich."
>
> Struwel-Peter.

In dieſer mehr als ernſten Zeit, in welcher ſo Manchem die Luſt zum Spaßen bitter vergällt wird, erwirbt ſich der Mannheimer Brutus, Herr Friedrich Hecker, ein nicht genug zu achtendes Verdienſt ſchon dadurch, daß er — wenn auch ganz gegen ſeine Abſicht — in das tragiſche Epos unſerer Zeit ein höchſt drolliges, hinreißend-komiſches Element hineinträgt. Dieſer »blondgelockte Volkstribun mit den klaren blauen Augen« — wie ihn ein loſer Schäker in der »Didaskalia« zeichnet — dieſer große, anſchauenswerthe Charakter, der in der Volksverſammlung zu Offenburg ſo entſchieden Partei genommen der Republikaner geworden und hat ſich — ſich ganz allein — als proviſoriſche Regierung und nebenbei auch als Anführer des deutſchen Volksheeres conſtituirt. In dieſer zweiten Eigenſchaft hat er ſich aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze ſeiner republikaniſchen Legionen geſtellt und iſt mit ihnen gen Conſtanz gerückt. Die Stärke ſeiner Heeresmaſſen wird — wie Jeder aus den Zeitungen weiß — ſehr verſchieden angegeben: die »Freiburger Zeitung« ſchätzt die furchtbare, ganz Deutſchland und die Umgegend in Angſt und Schrecken ſetzende Heerſchaar auf höchſtens 400 Mann, während die »Mannheimer Abendzeitung« — die halb officielle Freundin des »Mannheimer Kindes« — ſeine muſterhaft gerüſteten Heereshaufen — hört, hört! — auf 8000 Mann anſchwellen läßt. So viel aber ſteht feſt, daß die »proviſoriſche Regierung«, d. h. Herr Friedrich Hecker, im Beſitze zweier, wiederhole zweier Kanonen iſt. Schade nur, daß nirgends geſagt wird, welcher Gattung und welchen Kalibers dieſe beiden ehrenwerthen Kanonen ſind, damit unſer hart bedrohtes Vaterland ſich darnach einrichten könnte, Falls die Hecker'ſchen Kanonen es wirklich umzingeln ſollten, um unſerm Deutſchland eine Regierungsform aufzudringen, die Keiner von Allen, der noch fünf halbgeſunde Sinne hat, für jetzt gutheißen kann. Wir kommen auf Heckers Kanonen zurück. Es giebt 12-, 18-, 24-, 32-, 60- und 72-Pfünder. Angenommen, unſer deutſcher Rienzi beſäße zwei Kanonen vom letzten Kaliber, dann wäre der Seekreis für Baden und das wankende Königsthum für Deutſchland unbedingt verloren; doch nähren wir, zum Troſte der Herren Könige, die ſich, ſeit der Proclamation der proviſoriſchen Regierung in Donaueſchingen, nicht mehr ganz ſicher fühlen, den beruhigenden Glauben, daß die beiden Kanonen der deutſchen Republik oder des Herrn Hecker, was ſo ziemlich Ein und Daſſelbe ſagt, nicht ſo gefährlich ſind, als ſie, von der Ferne betrachtet, Manchem erſcheinen dürften; leicht möglich, daß dieſe beiden Kanonen, womit die proviſoriſche Regierung, d. h. Herr Hecker, alle Throne Deutſchlands über den Haufen ſchießen will, ganz in der Nähe betrachtet nichts weiter als ein Paar harmloſe Stiefel — Kanonen-Stiefel — ſind, mit deren Hilfe unſer »blondgelockter Volkstribun« — wenn's zum Schlagen kommt — ſo ſchnell als möglich die Schweizer Grenze erreichen kann, denn die proviſoriſche Regierung, d. h. Herr Hecker, denkt eben ſo wenig an die Möglichkeit eines Sieges, als Herr Herwegh, der Hannibal der deutſchen Demokraten, an die Möglichkeit einer Niederlage. Der Mannheimer Brutus, durchdrungen von maaßloſem Dünkel und hirnloſem Ehrgeiz, hat bei dieſem Guerillaskriege kein anderes Ziel vor Augen, als um jeden Preis berühmt oder berüchtigt zu werden. Hätte die Frankfurter Verſammlung Herrn Hecker in den Ausſchuß gewählt, ſo wäre es ihm ſchwerlich in den Sinn gekommen, ſich als proviſoriſche Regierung an die Spitze der deutſchen Republik zu ſtellen; da aber die Majorität des Vorparlaments ihn und ſein Programm fallen ließ, ſo mußte Herr Hecker, um die erſte Geige fortzuſpielen, ſich von der Verſammlung losſagen und ſein Glück auf eigene Fauſt verſuchen. Jetzt giebt's für ihn nur zwei Auswege: entweder ſiegt er mit Hilfe ſeiner zwei fabelhaften Kanonen, oder er flieht. Wir haben ſchon jetzt den Muth, zu behaupten, daß er fliehen und immer wieder fliehen wird Wie aber, wenn ſie ihn dann erwiſchen? »Man ſollte ihn auf der Stelle todtſchießen!« ruft mancher Philiſter, der in der Angſt ſeines Herzens das Komiſche der Hecker'ſchen Stellung überſieht. Wir, für unſern Theil, möchten ihn um keinen Preis der Welt todtgeſchlagen und ihn auf dieſe Weiſe in die Reihen der politiſchen Märtyrer aufgenommen ſehen. In der Stelle des am meiſten dabei betheiligten Großherzogs von Baden würden wir vor Allem den Geſundheitszuſtand der »proviſoriſchen Regierung« unterſuchen und ſie dann, auf Staatskoſten, in eine Kaltwaſſerheilanſtalt ſchicken und die beiden Kanonen der deutſchen Republik zum Beſten der angeführten Freiſchaaren in ganz Deutſchland auf allen Meſſen für Geld ſehen laſſen.

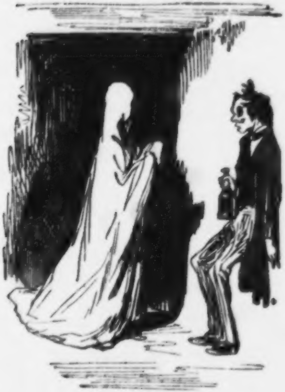
Auch wir wollen ein großes, ſtarkes, freies Deutſchland; auch wir wollen, in Ermangelung der Kanonen, mit den Bajonnetten unſerer Federn gegen die innern und äußern Feinde unſeres Vaterlandes zu Felde ziehen und dem Siege der Freiheit unſer Leben weihen, wir aber wollen das große, mächtige England mit ſeiner conſtitutionellen Monarchie und ſeinen demokratiſchen Inſtitutionen als Muſterſtaat im Auge behalten und Jeden als unſern Feind betrachten, der uns eine Regierungsform aufzwingen will, für die nur Der reif iſt, welcher aus den Trümmern der Monarchie ſich einen Fußſchemel für ſeinen Ehrgeiz zuſammenzimmern, wie der Mannheimer Brutus, proviſoriſche Regierung ſpielen will.

Etwas, was Jedem paſſiren kann.



Hauswart. Kann Er denn nicht leſen?

Ein Kellergeſpenſt.



Diener. Wer da?

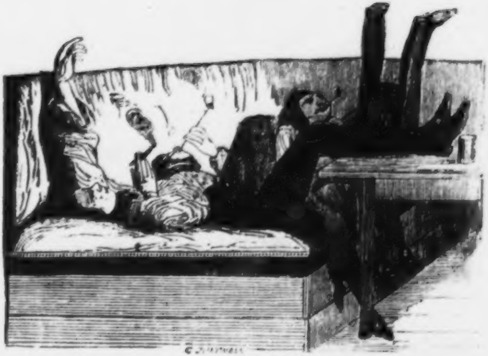
Geſpenſt. Ich bin der Weingeiſt.

Diener. Was willſt Du?

Geſpenſt. Dich warnen, nie mehr den Wein Deines Herrn zu ſtehlen.

Diener. Ach, lieber Weingeiſt, ich will's in meinem ganzen Leben nicht wieder thun.

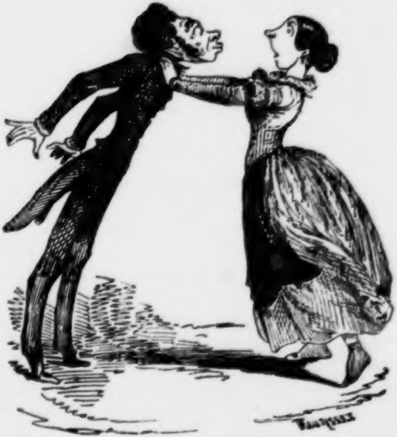
Feine Lebensart.



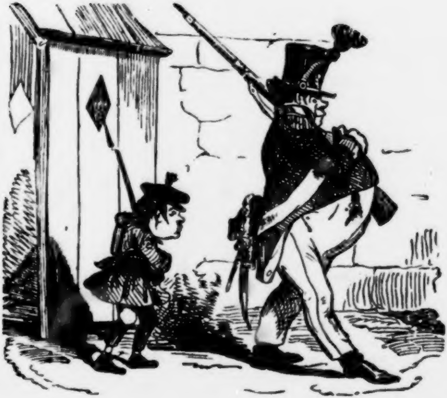
Nur nobel! ſagt der große Neſtroy.

neueſten Forſchungen in Schmidts »Zeitſchrift für Geſchichte« (Berlin, Jahrgang 1846) und Friedemans »Zeitſchrift für die Archive Deutſchlands« (Gotha, Jahrgang 1847. Band I, Heft 2, S. 166 ff.).

Illuſtrirte Sprichwörter.



Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren.



Wie die Alten geſungen, ſo zwitſchern die Jungen.

T
der i
Man
Furch
kein
Freun
gehal
komiſ
ſeiner
ein c

Zu welchem Vereine gehören denn Sie?

„Ob rechts, ob links die Vögel fliegen?"

Das iſt jetzt eine höchſt kitzliche Frage. Nicht für mich,
ch keinem von allen Vereinen angehöre, wohl aber für
chen, der aus lauter Vaterlandsliebe (Andere nennen die-
t) am Ende Mitglied aller Vereine wird, um es mit
er Partei zu verderben. — Einem meiner Berliner
nde, der ſich bisher vom Gebiete der Politik gänzlich fern
ten hatte, iſt es, wie er mir unlängſt gemeldet hat, ſehr
ch, oder, wie er meint, höchſt traurig ergangen. In
Stadt hatten ſich vor Kurzem drei Vereine aufgethan:
onſtitutioneller, ein republikaniſcher und ein commu-

— Während des Raſirens der Candidaten wirft der Meiſter die Frage hin: »Zu welchem Vereine gehören denn Sie?« — Empört über dieſe ewig wiederkehrende Frage verliert mein Freund die Geduld und geſteht ehrlich: »Zu keinem von allen!« — »Das dachte ich mir,« erwidert der Buchbinder mit ironiſchem Lächeln und erklärt: »Leute, welche gar keine politiſche Geſinnung haben, kann ich fernerhin nicht zu meinen Kunden zählen;« dann wirft er die Bücher auf den Tiſch und entfernt ſich, ohne ſeinen alten, zehnjährigen Kunden eines Abſchiedsgrußes zu würdigen. — Welche Zeit! ruft mein Freund und iſt Anfangs ganz vernichtet. Schneider, Schuſter, Barbier und Buchbinder ſagen mir ihre Dienſte auf. Was nun anfangen, wenn ich nicht als unraſirter barfüßiger Sansculotte meine Bücher ſelbſt einbinden will? Er denkt einen Augenblick nach und findet ein Mittel, um ſich mit Allen auszuſöhnen. Am folgenden Morgen wird er Mitglied des conſtitutionellen Vereins, am folgenden Abend Mitglied des republikaniſchen Clubbs und am folgenden Nachmittag läßt er ſich durch ſeinen Barbier bei den Communiſten einführen.

Mein armer Freund — er dauert mich: durch eben dieſes Mittel iſt er vom Regen in die Traufe gerathen, denn wenn ſein Schuſter zufällig erfahren ſollte, daß ſein Kunde in den conſtitutionellen Clubb eingetreten iſt, dann wird der Schneider von Neuem wüthend werden, und wenn der Schneider ſeinerſeits in Erfahrung bringt, daß mein Freund unter die Republi- und wenn endlich der Buchbinder erfährt, daß der Barbier ſeinen Kunden in allen drei Vereinen erblickt haben will, dann wird der Barbier aus der Haut und der Buchbinder aus dem Pergamente fahren, und alle vier Meiſter werden ſich zuletzt vereinigen und einſtimmig ausrufen: »Dieſer Kerl hat gar keine Geſinnung: ſteinigt ihn, ſteinigt ihn!«

Aber gemach, Ihr Herren! Man braucht, nach meiner Anſicht, keinem von allen Euren Vereinen anzugehören und kann trotzdem eine politiſche Meinung und eine vernünftigere Geſinnung haben, als Mancher unter Euch. Ich für meinen Theil werde mich keinem Vereine anſchließen und vielleicht gerade deshalb, unabhängiger als mancher Andere, der wahren geſetzlichen Freiheit eben ſo nützlich ſein als Ihr, die Ihr Eure eigene Meinung der Eures Vereins freiwillig zum Opfer bringt. So vereinzelt meine Stellung bis jetzt in der Literatur geweſen, ſo iſolirt will ich auch meine Stellung in der Politik behaupten. Von je her Feind jeder literariſchen Gevatterſchaft, von je her Gegner jeder ſocialen Clique, kann ich mich nicht entſchließen, irgend einem politiſchen Vereine anzugehören, ſelbſt auf die Gefahr hin, von Vielen verkannt, von Manchen verdächtigt, von Einigen ſogar verfolgt zu werden. Doch was liegt daran? Ich bin immer unabhängig geweſen und mag jetzt eben ſo wenig um die Gunſt des Volkes, als früher um die Gunſt der Fürſten buhlen und betteln. Frei von Ehrgeiz will ich für mich nichts, gar nichts erreichen. — Man

Was gehört zum Talente eines Volksredners?

Gut gebrüllt, Löwe!
Shakeſpeare im „Sommernachtstraum.“

Graf Raimund Montecuculi, der zwar kein großer Redner, aber ein deſto größerer Feldherr geweſen war, erklärte, daß zum Kriegführen vor Allem drei Dinge gehören: 1) Geld, 2) Geld, 3) Geld. Ich, der ich zwar kein Feldherr, aber auch kein Redner bin, ich wage die Behauptung aufzuſtellen, daß zu der letzten Eigenſchaft drei Hauptbedingungen gehören: 1) Lunge, 2) viel Lunge, 3) ſehr viel Lunge. Ein ſchlagendes Beiſpiel wird dies beweiſen. Als am 23. Juni 1789 der Botſchafter Ludwigs XVI., Marquis von Dreux-Brézé, im Schoße der Aſſemblée conſtituante erſchienen war, um im Namen des Königs die Verſammlung aufzuheben, erhob ſich zuerſt Volney, der Verfaſſer der »Ruinen«, und erwiderte in dem großen Tumulte, der gleich darauf entſtande, mit zwirnsfadendünner Stimme: **Allez dire à votre maitre, que nous sommes assemblés ici par la voix du peuple, et ne sortirons pas que par la force des bayonnettes.** Aber nur Einer hatte dies gehört. Und dieſer Einer war ſein Nachbar, und dieſer Nachbar war kein Anderer, als Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau. Ihm gefiel dieſe Antwort, die ſpurlos verhallt war; er ſchnappte ſie auf und ſchleuderte ſie mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge, mit ſeiner dröhnenden Donnerſtimme dem königlichen Botſchafter ins Geſicht, der vor Schreck erbleichte. Dieſe Phraſe, die den größten Jubel erregte, gab den erſten Anlaß zum Widerſtande; in ihr lag der Keim der ganzen Revolution. Und ſeit jener Antwort war Mirabeau der gefürchtetſte Redner, der gefährlichſte Feind des Hofes. Volney aber blieb, was er immer geweſen war, ein tiefer Denker, wurde aber niemals ein großer Redner, weil es ihm an langem Athem, an ſtarker Bruſt, an Talent zum Brüllen gefehlt.

Zum Talent eines guten Redners gehören außerdem noch drei kleine Nebeneigenſchaften: 1) Geiſtesgegenwart, 2) Unverſchämtheit und 3) ein möglichſt großer Vorrath von Phraſen und Floskeln und von ſogenannten Stich- und Schlagwörtern. Auch dafür will ich nur ein Beiſpiel anführen. Als am 15. Januar 1793 im Schooße des Nationalconvents die Abſtimmung über Leben und Tod Louis Capet's ihren Anfang nahm, bemühte ſich jedes Mitglied, ſein Votum ſo gut als möglich zu motiviren. Freitag am 17. Januar, nachdem ſchon über 600 Glieder des Convents abgeſtimmt und den ganzen Köcher ihrer parlamentariſchen Beredtſamkeit erſchöpft hatten, kam die Reihe an den Vertheidiger des dritten Standes, an Joſeph Emanuel Siéyes. Da ihm in dieſem Augenblick nichts Neues eingefallen war, begnügte er ſich, blos mit vier Worten abzuſtimmen. Dieſe vier inhaltsſchweren Worte, die ein großes Gewicht in die Wage der Entſcheidung warfen, lauteten: **La mort sans phrase!** Und dieſe fanden in der Verſammlung ſo großen Anklang, daß noch Viele nach ihm, die auch nichts Anderes zu ſagen wußten, mit den kurzen Worten **la mort! la mort!** abſtimmten. Und in Folge dieſer Abſtimmung geſchah es, daß der »Enkel des heiligen Ludwig« vier Tage ſpäter ſein gekröntes Haupt auf die Stufen der Guillotine trug. — Dieſe bis zur Unverſchämtheit geſteigerte Geiſtesgegenwart verſchaffte Herrn Siéyes, der bis dahin wenig geſprochen hatte, den Ruf eines der gefeiertſten Redner des Convents.

Das letzte und wichtigſte Requiſit eines guten Volksredners iſt ein möglichſt großer Vorrath von ſogenannten Schlag- und Stichworten, wie »Conſtitutionelle Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Unterlage«, oder »Die höchſte Souveränetät im Staate iſt das Volk«, »Alles für, Alles durch das Volk«, oder »Einer für Alle und Alle für Einen«, oder »Bewußtſein der Zeit«, »Organiſation der Arbeit«, »Abſchaffung der ſtehenden Heere«, »Vernichtung der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen«, »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«,

und mehr ſolcher ſchönen Worte, von denen, genau gezählt, dreizehn auf ein Dutzend gehen.

Mehr braucht ein guter Redner nicht. Poſitives Wiſſen, gründliche Kenntniß der Geſchichte, der Menſchen- und Völkerkunde, Kenntniß der organiſchen Entwickelung der Staaten und ihrer verſchiedenartigen Inſtitutionen, Kenntniß des Geiſtes und Zuſammenhangs der Geſetze, ihres Einfluſſes auf die Sitten und die Wechſelwirkung der Sitten auf die Geſetze, dies Alles zu wiſſen iſt Nebenſache, Luxus, Schulſtaub, Plunder unnützer Firlefanz.

Wen alſo ſollt Ihr nun wählen? Vor Allem ſolche Leute, welche das beſte Talent zum Redner, ich meine einen langen Athem, einen ſonoren Bruſtkaſten und herculiſche Lungenflügel beſitzen. Wie unbedeutend iſt ein Demoſthenes mit Aſthma gegen einen mittelmäßigen Phraſen- und Lungenhelden!!!

Ich bin kurzathmig — wählt mich nicht. Ich haſſe Unverſchämtheit — wählt mich nicht. Ich weiß Etwas — wählt mich nicht.

Ein Tag in den Champs Elyſées.

An einem Sommertage trieb ich mich in den Champs Elyſées herum. Dieſe gewähren des Morgens, beim Aufgange der Sonne, beim Erwachen der Natur, den herrlichſten Spaziergang. Zehn Uhr hat es geſchlagen, da hör' ich einen Fiaker im größten Galopp innehalten. Ich wende mich um, eine elegante Dame ſteigt haſtig aus dem Wagen, ſagt dem Kutſcher, er ſolle auf ſie warten, eilt dann an meiner Seite vorüber, ſtößt ſogar an mich an, ohne mich gewahr zu werden, und ſchreitet in die Allee des veuves. Sie war ſichtbar bewegt: das Wogen ihres Buſens, der ungleiche, haſtige Gang ließen mich deutlich erkennen, daß ſich zu dem Wunſche, ſchnell an Ort und Stelle zu kommen, auch die Furcht geſellt hatte, bemerkt zu werden. Der leiſe Weſt, der ihr Kleid von indiſchem Stoffe auf reizende Weiſe drappirt hatte, ſpielte mit ihren blonden Locken, ſchwellte den Shawl, den ſie nur nachläſſig über die Schultern geworfen, und drückte die Form eines Geſichtes, deſſen Züge mir ein großer Strohhut neidiſch verbarg, in den feinen Spitzenſchleier. Uebrigens war ſie groß und wohlgebaut und ſchien auch jung und hübſch zu ſein. Ich placire mich nun ſo, daß ich ſie nicht aus den Augen verlieren kann und es doch den Anſchein hat, als kümmere ich mich nicht um ſie. Plötzlich bleibt ſie ſtehen, ſieht nach der Uhr, blickt unruhig um ſich, macht eine ungeduldige Bewegung, wendet den Kopf nach meiner Seite zu und heftet ihre Augen forſchend auf mich. Ich ſchlage die meinen auf das Buch nieder, welches ich in der Hand halte, und wandle langſam weiter, ohne mir auch die kleinſte ihrer Bewegungen entgehen zu laſſen. Eben wollen ſich einige Hoffnungen und Pläne in meinem Kopfe geſtalten; da hält ein eleganter Faëton; ein junger Cavalier ſpringt heraus, öffnet eine Gartenthür, nimmt die Dame unter den Arm und verſchwindet mit ihr, nachdem er ſeine Equipage weggeſchickt hat. Während ich meinen Betrachtungen über dies Abenteuer nachhänge, gelange ich zu dem Fiaker, der unſere Heldin erwarten ſoll. Hier ereignet ſich bereits eine Scene, die ſchon etwas lebhafter iſt, als jene, von der ich ſoeben Zeuge geweſen war. Die handelnden Perſonen ſind ein kurzer, dicker, unterſetzter Mann, mit einer Glatze auf dem Haupte und einem zornrothen Geſichte, der, beinahe außer Athem, aus Leibeskräften ſchreit, und der Kutſcher, der aber viel kältern Bluts zu ſein ſcheint.

— Ich ſage Dir noch ein Mal: es iſt meine Frau! Auf der Stelle ſagſt Du mir, wo ſie hingegangen iſt.

— Weiß ich's? Meiner Treu', wenn ſie lange ſo gelaufen iſt, muß ſie weit gekommen ſein.

— Spitzbube! Ich verklage Dich auf der Polizei.

— Da kommen Sie der Polizei recht. Meinen Sie, daß die ſich in ſo was mengen wird? Und vollends, wenn ich ſage, eine ſchöne Dame hat mich auf den ganzen Tag gemiethet.

— Auf den ganzen Tag?!

— Ja, mein Herr. Ich habe ſie hierher gefahren und den Befehl erhalten, ſie hier zu erwarten. Wie Sie ſehen, ſo iſt der Platz recht hübſch, die Bäume ſind ſchön und der Schatten iſt ſo angenehm kühl. Nicht um Alles in der Welt weiche ich von dieſer Stelle. Die Polizei wird ſagen: »Freund, Du haſt recht gethan. Ein Kutſcher iſt wie ein Soldat: er empfängt ſeine Ordre und Keiner kann ſie aufheben, als Der, welcher ſie gegeben hat.«

— Wenn aber die Dame nicht wieder kommt und Du Deine Fuhre und die Zeit umſonſt verlierſt?

— Hören Sie, Herr, beleidigen Sie meine Kunden nicht. In dieſem Punkte verſteh' ich keinen Spaß. Wiſſen Sie, daß ich es mit einer honetten Frau zu thun habe?

— Henker auch! ... Freund, Du ſcheinſt mir ein braver Kerl zu ſein: laß mich in Deinen Wagen ſteigen, ich bezahle Dich gut.

— Und wenn Sie mir die Schätze des Dey von Algier geben, Sie kommen doch nicht hinein.

Jetzt erzählte der Kutſcher Hiſtörchen zum Beweiſe ſeiner Unbeſtechlichkeit. Ein Mal hatte er ein Geſchenk von zwanzig Francs ausgeſchlagen, ein ander Mal eins von dreißig und das dritte Mal ſogar eins von vierzig Francs.

— Nun gut, ſo will ich Dir fünfzig geben.

— Paperlapap! Sie können mir dreiſt ſechzig anbieten, es nützt Ihnen doch nichts. Gehen Sie!

— Wohlan denn, achtzig!

— Nein, nein, mein Herr, nein!

— Nun, da ſind hundert Francs; aber jetzt iſt's genug! So einen guten Tag erlebſt Du nicht bald wieder.

Der Kutſcher macht den Wagenſchlag auf und ſpricht zu ſich ſelbſt: Das iſt ein Teufelsmann! — Nun aber ſteigen Sie in Gottes Namen ein, weil man denn doch einmal von Ihnen nicht loskommen kann.

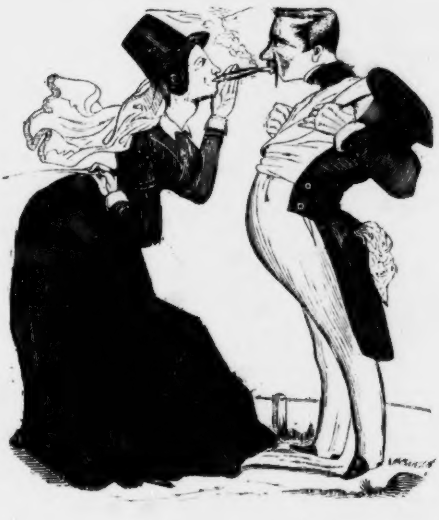
Der kleine, dicke Mann ſteigt ſo geſchwind als möglich ein und drückt ſich in den Fond des Wagens.

Ich entfernte mich jetzt, nachdem ich den Tarif der wagenlenkeriſchen Treue kennen gelernt. Ich lief die Allee de veuves zurück, das Auge immer auf die kleine Thüre gerichtet. In meiner Bruſt wogten eine Menge Gefühle, die mir nicht recht klar wurden, und eine Angſt, die ich mir nicht erklären konnte. Es ſchien mir, als wäre ich zu etwas Großem berufen. Ich konnte vielleicht eine Kataſtrophe, ein Duell verhindern, konnte

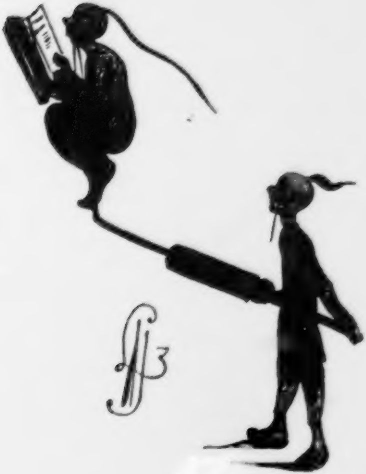
ſah keinen Ausweg mehr — da ſchlug es auf allen Kirchthürmen der Stadt zehn Uhr; um dieſe Zeit werden die Stadtthore geſchloſſen, wir mußten zurückeilen. Nachdem ich ſie in ihr Haus gebracht, trennten wir uns mit der Verabredung, uns künftigen Montag wieder zu ſehen, und ſie ging ins Haus hinein.

Ich wollte mich nun entfernen, als ich in den Fenſtern des Erdgeſchoſſes Licht bemerkte. Da die Laden offen, die Vorhänge nicht zugezogen waren, konnte ich die ganze Stube frei überſehen. Eben trat meine Begleiterin herein, machte ein paar Schritte und blieb dann wie verſteinert ſtehen. An einem Tiſche ſaß ihr Gatte und ſpielte Piquet mit — Julius.

Frage:



Er: Wie theuer?



Nichts geht über Ruhe und Bequemlichkeit!

Die Krankheit der neuen Zeit.

„Le poltron est le gibier du faux brave.“
Oxenstierna

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts graſſirte in Europa der »engliſche Schweis«, im Jahre 1830 die »aſiatiſche Cholera«; im vierzehnten Jahrhunderte wüthete der »ſchwarze Tod« und in dieſem Augenblicke wüthet überall — die »bleiche Furcht«. Dieſe Furcht iſt eine Krankheit, anſteckender als jede der eben genannten Epidemien. Dieſe Furcht — Merkmal eines unlautern Gewiſſens — feſſelt die Schwingen der jungen, kaum eroberten Freiheit und läßt ſie bis jetzt zu keinem erfreulichen Aufſchwung kommen. Alle Claſſen der Geſellſchaft, alle Unternehmungen der Induſtrie, alle Bewegungen des Handels fühlen ſich gelähmt und erſtarrt durch den eiſigen Hauch der peſtartig um ſich greifenden Furcht. Die Fürſten fürchten ſich vor ihren Völkern, die Völker vor

Anhänger der conſtitutionellen Monarchie zittern vor einem Häuflein Republikaner und dieſes Häuflein Republikaner zittert ... vor ſeinem eigenen Gewiſſen. Das Capital bebt vor der Arbeit, die Arbeit zittert vor dem Maſchinenweſen, kurz, es giebt jetzt keinen Stand, der ſich nicht mehr oder weniger von dieſer allgemeinen Furcht angeſteckt fühlt. Dieſe Furcht iſt die Cholera unſerer Zeit. Die Meiſten ſchlagen, ſtatt der Gefahr, die ſie fürchten, muthig ins Auge zu ſchauen, kleinmüthig den Blick zu Boden und ſchämen ſich nicht, gerade jetzt zu verzweifeln, wo es an der Zeit iſt, frohen Muthes und freudigen Vertrauens Hand anzulegen an die nothwendige Umgeſtaltung alter, morſcher, in ſich ſelbſt zuſammengeſunkener Zuſtände. — »Es iſt eine böſe Zeit, in der wir leben,« rufen die Poltrons und überlaſſen ſich einer mehr als lächerlichen Furcht, die ſie überall Geſpenſter ſehen läßt, ſelbſt dort, wo gar kein Geiſt vorhanden iſt. Dieſe furchterfüllten Leute vergeſſen, daß unſere Zeit — eine Uebergangs-Periode aus der Nacht des geſtürzten Despotismus zum Lichte der geſetzlich emporwachſenden Freiheit — eine Zeit der Dämmerung iſt, in der manches Nebelbild auftaucht, vor dem nur die Feigheit zurückbebt. Sie Alle vergeſſen, daß das hereinbrechende Licht der neuen und gewiß beſſern Zeit all' dieſe Nebelgeſtalten allmälig zerſtreuen und auch über unſer Vaterland eine ſonnenhelle Zukunft ausbreiten wird. Wenn Jeder

leicht Alles beſſer gehen. Mit dem Muthe würde das Vertrauen zu ſich und Andern, mit dem Vertrauen der allgemeine Credit, mit dem Credit das neue Aufblühen des niedergedrückten Handels und mit dem Handel die Wohlfahrt der Arbeiter, deren Schickſal wohl jedem Menſchenfreunde am Herzen liegt, ſchneller zurückkehren, als mancher Ungläubige, aus lauter Furcht, jetzt zu glauben wagt. Das Capital, ſagte ich ſchon oben, zittert vor der Arbeit, der Beſitz vor dem nur im Hirne einiger Theoretiker lebenden Communismus. Und doch iſt, nach meiner Anſicht, keine Furcht ungegründeter, als eben dieſe. In der großen Maſſe der Arbeiter lebt — wie deren Verſammlungen und Beſchlüſſe uns hinreichend überzeugt haben — ein ſo friſcher, geſunder, kerniger Sinn für Ordnung, eine ſo große, durch keine von allen Einflüſterungen geſchwächte Achtung vor dem Geſetze, daß man von dieſer Seite gewiß nichts zu fürchten hat, ſobald das Capital, nur durch Furcht urplötzlich zum Stillſtand gebracht und gleichſam eingefroren, durch das neu erwachende Vertrauen wieder flüſſig wird und in ſeinem ungehemmten Laufe zu jener Quelle zurückkehrt, der es ſeinen Urſprung verdankt: dem Handel und der Induſtrie. Das Capital, ſagt man, fürchtet den Krieg. Auch dieſe Furcht ſcheint mir ungegründet. Frankreich hat ſchon zwanzig Mal erklärt, es hege keine Eroberungsgelüſte, es wünſche keinen Krieg. Und wer ſich vor den Ruſſen fürchtet, iſt nicht geſcheidt: Rußthun haben, eben ſo ſehr als England, das von Irland und den Chartiſten in beſtändigem Schach erhalten wird. Von welcher Seite alſo droht uns der Ausbrauch eines Krieges? Nicht im fremden Lande, nein, in der eignen Heimath droht uns ein Krieg, aber auch nur dann, wenn kleinlicher Ehrgeiz ungeſtraft fortfahren darf, ganz offen den Samen der Zwietracht, die Aqua toffana der Verdächtigung, das freſſende Gift der Verleumdung auszuſpritzen, um dadurch Deutſche gegen Deutſche, Brüder gegen Brüder, zu hellem Bürgerkriege aufzureizen. Den feindlichen Beſtrebungen dieſer jetzt noch ſehr kleinen, auf Anarchie losſteuernden Partei muß von Seiten des Volkes, dem ſein eigenes Wohl am Herzen liegt, mit der ganzen Kraft ſeiner Vaterlandsliebe muthig entgegengetreten und die Zwietracht, überall und in welcher Form ſie ſich zeigt, ſchon im Keime ſchonungslos erſtickt werden.

Ich ſchließe dieſe Mahnung mit dem Ausſpruche eines bekannten Publiciſten:

»Ordnung ohne Freiheit iſt *Despotie*, Freiheit ohne Ordnung iſt *Anarchie*, aber Ordnung und Freiheit iſt Demokratie im edelſten Sinne dieſes von Manchem arg gemißbrauchten Begriffs.«

Alſo Ordnung, Freiheit und — *keine Furcht!*

Frater Hermann von Lehnin.

Im Jahre 1725 erſchien unter dem Titel: „Vaticinium metricum“ eine aus hundert lateiniſchen Verſen beſtehende Weiſſagung der Zukunft des Hauſes Brandenburg, verfaßt vom »Frater Hermann von Lehnin«. — Dieſer ſogenannte Prophet iſt ſeit jener Zeit für Geſchichtsforſcher und Literarhiſtoriker ein eben ſo unerforſchliches Räthſel als Englands Junius, der Verfaſſer jener merkwürdigen Briefe, die zur Zeit Georgs III. ſo großes Aufſehen erregt hatten. Georg Gottfried Küſter und Friedrich Wilken halten den damaligen Kammergerichtsrath Martin Friedrich Seidel (geſt. 1693 zu Berlin) für den Verfaſſer dieſer Prophezeihungen. Friedrich Buchholz und Valentin Heinrich Schmidt ſind der Meinung, dieſer ſogenannte Prophet ſei der aus Berlin entflohene und im Jahre 1668 in Prag zur katholiſchen Kirche übergetretene Probſt zu Sanct Peter, Andreas Fromm, geweſen. Wilhelm (geſt. 1716 zu Berlin) der Autor dieſer Verſe ſei. Aber troß der eifrigſten Forſchungen dieſer und anderer Geſchichtsſchreiber iſt die Maske dieſes Pſeudo-Propheten noch immer nicht gelüftet, und ſo kommt es, daß noch jetzt Louis de Bouverot, Wilhelm von Schütz, Arnold Rennew und Andere, den pfiffigen Frater Hermann von Lehnin für einen mit Sehergabe ausgerüſteten Kloſterbruder des dreizehnten Jahrhunderts halten.

Seine Prophezeihungen haben, an und für ſich, dadurch ein gewiſſes Intereſſe erhalten, daß ein großer Theil derſelben, ſo dunkel abgefaßt, daß er die verſchiedenartigſten Auslegungen geſtattet, zufällig eingetroffen iſt. Dadurch hat dies „Vaticinium“ ſeit ſeinem erſten Erſcheinen (Lichtenthal 1725. 4.) eine ziemliche große Anzahl neuer Auflagen und Ueberſetzungen erlebt. Mir ſelbſt ſind davon folgende bekannt:

O. O. und F. 1741. 4. Berlin 1745. 8. Wien 1745. 8. Berlin 1746. 8. Bremen 1758 8. Leipzig 1807. 8. Düſſeldorf 1808, mit Anmerkungen von Wilhelm von Schütz. Würzburg 1847, erläutert durch Arnold Rennew*). Münſter 1847. Berlin 1848. 8. Nun hat auch Dr. W. Meinhold eine neue Ausgabe dieſes Werkes angekündigt.

Aus der Reihe der Commentare ſind hervorzuheben:

C* W*, Widerlegung der Prophezeihungen des Fraters Hermann von Lehnin, von einem Erforſcher der Wahrheit, Frankfurt und Leipzig 1746. 8.

Regenten, oder was iſt an ihr Wahres und Unwahres?“ Berlin 1820. 8. und Louis de Bouverots „Prophétie du frère Hermann de Lehnin“, Bruxelles 1846. 8.

Aus den Prophezeihungen ſelbſt führe ich hier blos die letzten acht Verſe (93—100) an. Sie lauten:

> „Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit,
> Israel infandum scelus audet morte piandum*)
> Et Pastor gregem recipit, Germania regem.
> Marchia, cunctorum penitus oblata malorum
> Ipsa suos audet fovere, nec advena gaudet
> Priscaque Lehnini surgunt et tecta Chorini
> Et veteri more Clerus splendescit honore
> Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.“

Nach dieſen Verſen ſoll der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der Letzte ſeines Stammes (stemmatis ultimus) ſein, die Mark Brandenburg wieder katholiſch werden und Deutſchland einen König erhalten u. ſ. w.

Wer über dieſe Weiſſagungen und über den muthmaßlichen rufen, um ſich bei ihm einen Sommerrock zu beſtellen. Während des Maßnehmens fragt ihn der ehrenwerthe Marchand-Tailleur: »Zu welchem Vereine gehören denn Sie?« — Mein Freund, der an Johann von Leyden und einige andere Schneider der communiſtiſchen Schule denkt und aus dieſem Grunde auch den ſeinigen für einen Anhänger dieſer Partei hält, erwidert mit der ihm eigenthümlichen Gutmüthigkeit: »Verehrter Freund und Gönner, ich rechne mir zur Ehre, Mitglied des communiſtiſchen Vereins zu ſein.« — »Dann kann ich nicht länger für Sie arbeiten,« erwidert der Nadelheld, läßt ſeinen Kunden ſtehen und rennt wüthend fort. An demſelben Abend erfährt mein Freund, daß ſein Schneider im proviſoriſchen Ausſchuß des conſtitutionellen Clubbs eine große Rolle ſpielt. — Am andern Morgen läßt mein Freund ſeinen Schuhmacher rufen, um ſich bei ihm ein Paar lackirte Sommerſtiefel zu beſtellen. Während des Maßnehmens fragt der ehrenwerthe Fußbekleidungskünſtler: »Gehören auch Sie zum conſtitutionellen Clubb?« Mein Freund, dem dabei Jakob Böhme und ein paar andere fanatiſche Schuſter einfallen, will ſich Anfangs für ein Mitglied des republikaniſchen Vereins ausgeben. Die Frage, ob auch er zum conſtitutionellen Clubb gehöre? verleitet meinen Freund zu dem bedauernswerthen Irrthume, ſeinen Schuſter für conſtitutionell geſinnt zu halten, und um es mit ihm nicht zu verderben, antwortet

---

*) Arnold Rennew, der in ſeiner Ausgabe ſtatt der Worte „Israel infandum“ eine andere Lesart: „Is rex scelus nefandum audet morte piandum“ geſetzt, erzählt in der Vorrede, daß er wegen dieſer Lesart in erſter Inſtanz zum Verluſte der Nationalcocarde und zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt, in zweiter Inſtanz aber völlig freigeſprochen worden ſei.

»In dieſem Fall,« entgegnet der Meiſter, »erſuche ich Sie, ſich nach einem andern Schuſter umzuſehen, denn ich — proviſoriſcher Schriftführer des republikaniſchen Clubbs — arbeite von jetzt an nur noch für ſolche Kunden, die mit mir einer und derſelben Meinung ſind. Die Mitglieder aller übrigen Vereine betrachte ich als unverbeſſerliche Rückſchrittsmänner, als Feinde des Staats, als Verräther des Vaterlandes. Verſtanden?« fragt er, zerreißt das Maß und rennt, noch zehn Mal wüthender als der Schneider, fort. — Am andern Morgen erſcheint der Barbier meines Freundes. Während des Einſeifens fragt der ſchaumſchlagende Genius: »Zu welchem Vereine gehören denn Sie?« — Mein Freund, dem in dieſem Augenblick ſein Schuſter einfällt, entgegnet, auf Alles gefaßt: »Mein edler Freund, ich wage mit Ihrer gütigen Erlaubniß Mitglied des republikaniſchen Clubbs zu ſein.« — »Dann muß ich Sie gründlich verachten und möchte Sie um keinen Preis der Welt mehr raſiren,« erklärt der Barbier, läßt ſeinen Kunden halb eingeſeift ſitzen und ſtürmt dann fort, x Mal wüthender, als Schneider und Schuſter zuſammengenommen. — Noch an demſelben Tage erfährt mein Freund, daß ſein Barbier ſtellvertretender Schatzmeiſter des communiſtiſchen Clubbs zu ſein die Ehre hat. — Am andern Morgen läßt mein Freund ſeinen Buchbinder rufen, um ſich Zſchokke's »Stunden der Andacht« und — Extreme berühren ſich —

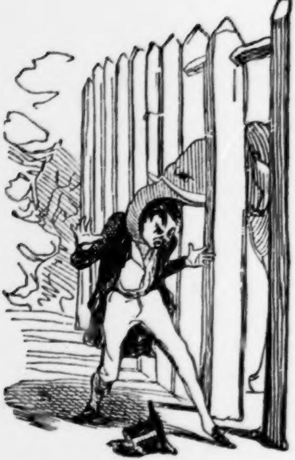
1848, offen und unumwunden niedergelegt hatte. Es lautet: »Ich bin weder ein »ſchlafender Baron der Intelligenz«, noch ein weltreformirender, throneentwurzelnder, völkerbeglückender Tribun, der mit der göttlichen Freiheit heimlichen Schacher treibt und aus ihr Gewinn zieht für ſeinen heißhungerigen Ehrgeiz; ich will nichts, gar nichts erſtreben: ich will weder politiſcher Märtyrer, noch Ritter des weißen oder rothen Adlers oder irgend eines andern Ordens der Welt, weder Hof- noch Land-, weder Stadt- noch Gemeinderath und — was ich erſt jetzt hinzufüge — nicht Abgeordneter irgend einer Kammer, ja nicht einmal (und das will gewiß viel ſagen) Mitglied des deutſchen Parlaments werden, ſondern bleiben, was ich war und was ich bin, ein unabhängiger Journaliſt, der keinen ſchönern und unſchädlichern Ehrgeiz kennt, als Feinden und Freunden zu beweiſen, daß er ... kein Schwachkopf iſt!«

Cardinal Dubois, Miniſter des Regenten von Frankreich, Philipps von Orleans, pflegte zu ſagen: »Zu gewiſſen Zeiten muß man, um ein großer Mann zu werden, nebenbei auch etwas Schurke ſein.« Um dieſen Preis möchte ich niemals zu der Berühmtheit kommen, ein großer Mann zu ſein, und darum immer lieber bleiben, was ich bisher geweſen bin:

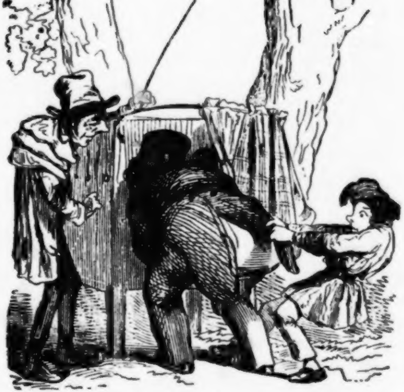
E. M. Oettinger,

keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, keiner

Doctor, keiner gelehrten Geſellſchaft Mitglied, keines Vereines Ausſchuß, ſondern einzig und allein Redacteur des »Charivari« und Inhaber eines Gänſekiels, der ſelbſt vor dem Teufel und ſeiner Großmutter, am allerwenigſten aber vor Geſpenſtern Furcht hat.



— Laſſen Sie mich los, Herr Elephant; einem ſo vernünftigen Thiere, wie Sie ſind, hätte ich mehr Bildung zugetraut!



Guckkäſtner. Hier, mein Herr, ſehen Sie den weltberühmten Demagogen Schreier, wie er eben Zweck ißt und Allen, die nicht ſeine Lieder kaufen, ein Pereat bringt. Neben ihm ſonnt ſich der weltberühmte Zwecktrinker Zierſchniepel, der für Freßfreiheit ſchwärmt. Sie ſinken ſich gerührt in die Arme und rufen: Nichts geht doch über gutes Zweckeſſen!

Kind. Vater, auch ich will Zweck eſſen!

es abwenden, daß ein Weib, verloren und entehrt ob einer augenblicklichen Schwachheit, ihr ganzes Leben hindurch die Thränen der bitterſten Reue vergießen mußte. ... Ja, aber die Sittlichkeit war doch verletzt und der Verrath blieb ungeſtraft? ... Wer ſagt mir, welches von beiden Uebeln das kleinſte war? So verſtrich die Zeit. Ich wagte es nicht, den Platz nur einen Augenblick zu verlaſſen. Der Hunger fing an, mich zu quälen; ich bezwang ihn und blieb.

Endlich, um fünf Uhr ungefähr, hör' ich die kleine Thüre knarren, ſehe den jungen Mann den Kopf hinausſtecken und unruhigen Blickes umherſpähen. Blitzſchnell trete ich zu ihm in den Garten. Die Dame iſt erſchreckt, der Geliebte kreideweiß vor Zorn.

— Mein Herr, ſagte ich, Sie ſind nicht der Gemahl dieſer Dame.

Meine Anrede, auf die ſie nicht vorbereitet waren, machte ſie ein wenig ſtutzen.

— Was wollen Sie? erwiderte der junge Mann, worein mengen Sie ſich? Sie ſind ein Unverſchämter!

— Hören Sie mich, rief ich im befehlenden Tone, oder Madame iſt verloren. Ihr Gemahl ſitzt in dem Fiaker, welcher Sie hieher gebracht hat, und wartet auf Sie. Bedenken Sie jetzt ſelbſt, was Sie zu thun haben.

Dieſe Worte waren von zauberiſcher Wirkung. Die Frau verſchwand in ein Luſthäuschen. Man ließ mich ebenfalls eintreten und bat ängſtlich um meinen Rath. Die junge Dame war nahe daran, ohnmächtig zu werden.

— Ich bin entehrt! rief ſie ſchluchzend; es iſt geſchehen um mich!

— Nur Muth, Madame, und Geiſtesgegenwart, ſagte ich, dann läßt ſich vielleicht noch Alles ausgleichen. Fahren Sie nur ſchnell nach Hauſe, für das Uebrige wollen wir ſorgen. — Zuerſt, erklärte ich weiter, mich zu dem jungen Manne wendend, müſſen wir eine Dame ſuchen, deren Wuchs mit jenem von Madame einige Aehnlichkeit hat, dieſe giebt ihr dann Hut, Schleier und Shawl, und ſo täuſchen wir den Kutſcher.

Geſagt, gethan. Wir gingen durch den kleinen Garten; der Geliebte verließ uns, um ein weibliches Individuum aufzuſuchen, welches die Rolle der Dame ſpielen ſollte: man trifft davon ſehr viele in der Allee des veuves.

Nun war ich mit der Unbekannten allein und konnte ſie mir nach Herzensluſt anſehen. Sie war jung und ſchön. Unruhe und Scham machten ſie noch intereſſanter. Schade nur, daß ...

Ein Wagen hält, ein Frauenzimmer ſpringt heraus; Madame wird, nachdem ſie vorher blos Schleier und Shawl abgelegt hat, mehr todt als lebend hineingehoben. Ich gebe nun der zweiten Dame den Arm. Wir durchſchreiten die Allee des veuves und kommen zu dem Fiaker. Ich rufe mit einer gewiſſen Autorität nach dem Kutſcher und öffne meiner

Begleiterin den Kutſchenſchlag. Der kleine dicke Mann ſchießt einige wüthende Blicke aus ſeinen zornfunkelnden Augen nach ihr.

— Sind Sie endlich da, Madame! ruft er mit ſchneidender Stimme.

Da ſchlägt die Dame den Schleier zurück und fragt den Raſenden, was zu ſeinem Befehle ſtände und wie er in ihren Wagen käme? Das Haupt der Meduſa kann keine ſchnellere Wirkung hervorgebracht haben: ſtarr vor Schreck, mit offenem Munde und verſtörtem Blicke, ſo ſaß unſer Mann ein Weilchen da, bat dann um Entſchuldigung und entfernte ſich eiligſt.

Seine Frau war unterdeſſen zu Hauſe angekommen und hatte ihre Toilette wieder in Ordnung gebracht. Auf dem Sopha ſitzend, erwartete ſie, nicht ohne Zittern, die Rückkehr des Herrn Gemahls. Sieben Uhr ſchlug die Pendule, da trat er ein.

— Verzeihung, rief er, tauſend Mal bitte ich um Verzeihung, meine Freundin; ich komme heute ein wenig ſpät, nicht wahr?

— Ja wohl, ich war ſchon in Sorgen.

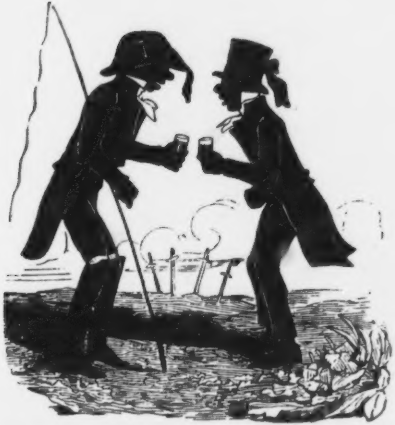
— Tröſte Dich, mir iſt nichts Böſes widerfahren! Mein Gott, wie Du zitterſt! Komm, komm, ſetzen wir uns zu Tiſche! Abends gehen wir in die Oper, und da wünſche

ß Du mit dieſem Shawl erſcheinſt, welchen ich Dir
räſent mache.

it Erröthen empfing die Frau die Gabe ehelicher
keit und reichte dem beglückten Gatten die Hand zum
hin.

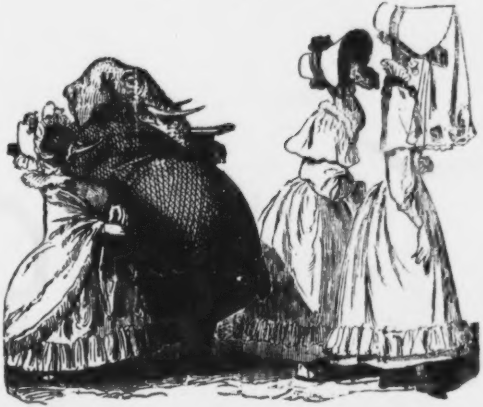
— —

Brüderſchaft.



Kutſcher (zum Leichenbitter). Dieſer Bittere iſt gar nicht bitter. Sie ſcheinen ein ſehr rechtſchaffener Menſch zu ſein! Wiſſen Sie was? Sagen wir Du zu einander!

Auf der Promenade.



Mutter. Sieh nur, guter Jonathan, wie ſteif und unbeholfen ſie vor uns hergehen.

Vater. Kinder, wie oft ſoll ich Euch ſagen, daß Ihr Euch einen andern Tritt zulegen müßt. Emma, die Bruſt 'raus! Mehr auswärts, liebe Bertha!

Mutter. Und ſchlagt nicht ſo prüde die Augen nieder: ſo kriegt Ihr niemals einen Mann!

Geſchichte einer Stecknadel.

Frau von Maintenon war eines Tages bei der berüchtigten Ninon de Lenclos. Zufällig ſtreute Jene ein Nadelkiſſen aus der Taſche, welches ſie von ihrem Beichtvater, dem Abbé Gobbelin, bekommen hatte. Ninon beſaß wenigſtens eben ſo viele Neugierde, als jede Andere ihres Geſchlechts, die ſich rühmt, gar nicht neugierig zu ſein; ſie that daher hundert Fragen, welche der ſchönen Spröden zu wiederholten Malen das Blut in die Wangen trieben, weil immer eine peinigender war als die andere. — »Von wem erhielten Sie dieſes Nadelkiſſen? — von Villarceau? — von Chevreuſe? — etwa vom Könige ſelbſt?« — »»Keineswegs, von meinem Beichtvater.«« — Man denke ſich das Erſtaunen der Ninon. »Hätte ich doch in meinem Leben nicht geglaubt,« ſagte ſie, »daß mich Etwas intereſſiren könnte, das vom Abbé Gobbelin herrührt. Weil es aber einmal ſo iſt, ſo will ich ſelbſt die erſte Stecknadel in das Kiſſen pflanzen. Da ſeh' ich gerade eine; die hab' ich ohnehin blos darum in dieſes Band geſteckt, um mich zu erinnern, daß La Chatre heut' Abend zu mir kommen will; auf ſie falle meine Wahl, die Veranlaſſung derſelben dünkt mich pikant genug.«

So kam alſo unſre Stecknadel durch die Hand des ſchönſten Weibes von Paris in dieſes glückliche Nadelkiſſen. — Bald darauf fing Frau von Montespan, und nicht ohne Grund, an, es zu bereuen, daß ſie ſelbſt eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin, wie die Maintenon, in ihren engeren Zirkel eingeführt hatte. Es war an einem Sommertage, die Sonne brannte heißer als gewöhnlich, und Frau von Montespan, die eben promenirte, fand ſich dadurch ſehr beläſtigt. Ueberdies wollte ſie ein paar Thränen, welche ihr ein kleiner Zank unwillkürlich erpreßt hatte, den Blicken der Vorübergehenden entziehen, ſie ſuchte daher das Geſicht unter dem verhüllenden Schleier zu bergen; allein umſonſt, der Wind lüftete ihn immer wieder. Es hätte wahrhaftig nicht erſt dieſes kleinen Unfalls bedurft, um ihr üble Laune zu verurſachen. Plötzlich verlangte ſie, etwas heftig, von Frau von Maintenon eine Stecknadel. Dieſe holte das bewußte Kiſſen hervor, unterſuchte es und antwortete ſanft: ſie habe keine bei ſich; denn die Nadel der Ninon, welche gerade ihr Halstuch zuſammenhielt, rechnete ſie nicht. Wie hätte ſich ihre Schamhaftigkeit auch entſchließen können, dieſe herzugeben! — »Um Vergebung, Madame,« erwiederte hierauf Frau von Montespan zornig, »hier iſt ſie eine, aber [illegible] Mal gar ungeſchickt!« Und hiermit riß ſie die Stecknadel, unvorſichtig genug, aus dem Tuche, das bisher ſo viele Reize verborgen hatte. Der verliebte Monarch war entzückt von den Herrlichkeiten, welche ſeine gierigen Blicke jetzt entdeckten. Frau von Montespan, die in des Königs Augen las, was in ſeinem Herzen vorging, ſtach ſich aus Aerger und Unachtſamkeit in den Finger, daß das Blut herausquoll, und warf gleich darauf, als wollte ſie ſich ſo rächen, die in jeder Hinſicht gefahrbringende Stecknadel vor die Füße. Der König aber hob ſie haſtig auf und ſagte, der Sache eine galante Wendung gebend: »Um keinen Preis möcht' ich dieſe Nadel, die mit Ihrem Roſenblute benetzt iſt, Jemand anderm gönnen, als mir ſelbſt.«

Deſſenungeachtet kam die famöſe Stecknadel bald nachher aus den Händen des Königs in die der Frau von Maintenon zurück.

Ich überlaſſe es dem Scharfſinne meiner ſchönen Leſerinnen, die Folgen dieſes zärtlichen Opfers ſelbſt auszuklügeln. Indeſſen muß ich erzählen, daß die Hand des Königs an einem ſchönen Tage einen Angriff auf ein ihm fatales Halstuch machte, daß der Widerſtand deſſelben ſeine Hitze nur verdoppelte, und daß er endlich, vermöge Capitulation ſeiner Geliebten, wieder in den Beſitz der theueren Stecknadel gelangte.

gelegt, und blieb unbenutzt bis zu der merkwürdigen [illegible] wo Jakob II. König von England, durch den Prinzen von Oranien vom Throne geſtoßen, mit ſeiner Gemahlin und der Prinzeſſin von Wales nach St. Germain flüchtete. Man weiß, mit welcher Großmuth ihn Frankreichs Herrſcher hier aufnahm und ihm ſeine eigene Wohnung einräumte. Als er ihm entgegen ging, wollte Frau von Maintenon, welche dieſen Augenblick für den ſchönſten im Leben ihres königlichen Geliebten hielt, an die diamantene Agraffe ſeines Hutes einen Straus von weißen Blumen befeſtigen und ein Band, worin ſie ſelbſt die Worte geſtickt hatte: Gliche Jakob Ludwigen, es wäre ihm Alles treu geblieben. Dieſe Inſchrift ſchmeichelte Ludwigs Gemüth eben ſo ſehr wie ſeiner Eitelkeit, ſie gefiel ihm daher außerordentlich; wollte er ſie aber bei ſich tragen, ſo konnte es nur heimlich geſchehen. Er klingelte daher Bontems, ſeinem Kammerdiener, ließ ſich ſein Schmuckkäſtchen bringen, und nahm daraus mit aller ihm eigenen Grazie die bewußte Stecknadel. »Hier, Madame,« ſagte er, »nur auf dieſe Art kann ein ſolches Wort befeſtigt und verborgen werden, dem blos das Geheimniß, welches es umgiebt, noch einen höhern Reiz mitzutheilen vermag.« Frau von Maintenon ſchlug die Augen nieder und ſteckte die Nadel in das Band. Dieſes ſelbſt ward, nachdem es ſeine Beſtimmung erfüllt und der erhabene Geliebte, vom Throne herab, den thronloſen Jakob gebührend getröſtet hatte, mit vieler ſchloſſen.

Laſſen wir jetzt Ludwigs XIV. Herrſchaft zu Ende gehen — oft iſt ja vom Gipfel der höchſten Macht bis zum tiefſten Verfall nur eine Spanne weit. Schweigen wir auch von der Epoche der Regentſchaft. Unſere Stecknadel blieb während dieſer Zeit ruhig in des Königs Schmuckkäſtchen liegen, und ward entweder aus Vergeſſenheit oder aus Reſpect zu nichts gebraucht. Wir eilen daher im Fluge an das Ende der Regierung Ludwigs XV., wo wir ſie durch eine außerordentliche Begebenheit wieder auf den Schauplatz gebracht ſehen.

Man weiß, welche Leichtfertigkeit und Ungezwungenheit ſich Madame du Barry im Umgange mit Ludwig XV. erlaubte; ihrer Laune, ihren Einfällen war nichts, gar nichts heilig. Eines Tages wußte ſie nach der Tafel nicht, wie ſie ſich die Langeweile vertreiben ſollte; da kam ihr in den Sinn, ſich das Cabinet öffnen zu laſſen, worin man die ſeltenſten Koſtbarkeiten bewahrte, welche der König von ſeinen Vorfahren übernommen hatte. Wichtige Manuſcripte, Raritäten aller Art waren im Nu durcheinander geworfen und das Oberſte zu unterſt gekehrt, trotz aller Vorſtellungen des Königs, bei welchem, überhaupt mehr zum Liebhaber als zum Herrſcher geboren, eine unbegrenzte Galanterie längſt an die Stelle der einmal gegebenen Würde getreten war. Bei dieſer General-Unterſuchung der Schatzkammer gerieth auch das Schmuckkäſtchen Ludwigs XIV. in die Hände der reizenden Ver-

befanden ſich darin mehrere ausgezeichnet ſchöne Diamanten und ein emaillirter Ring, der einſt den Finger der Frau von Maintenon geſchmückt hatte, und auf welchem von außen die Attribute vieler Heiligen eingegraben waren, während man an der innern Seite die zarteſten Deviſen und Embleme bemerkte, welche nur die ſcharfſinnige Liebe zu erdenken vermag. Auch ein kleines Kreuz aus Veilchenwurzel lag dabei. Es war zum Andenken der Abänderung des Edicts von Nantes verfertigt worden, und enthielt die Namen Letelliers, des Pater Lachaiſe und der Frau von Maintenon, nebſt dem Datum des 10. Octobers 1685. In einer Ecke des Käſtchens lag noch ein kunſtreich gearbeitetes Etui, und darin das Band mit der oben erwähnten Eloge auf Ludwig XIV. Die berühmte Stecknadel hielt die beiden Bandenden zuſammen und zugleich ein Papier, welches die Begebenheiten erzählte, wodurch unſere Heldin ſo werthvoll geworden war. Das Papier öffnen, die Inſchrift leſen, die Stecknadel nehmen und das Etui caſſiren, war bei Madame du Barry das Werk eines Augenblicks; denn ſie war es längſt gewöhnt, daß ſich Alles ohne Widerſpruch ihren despotiſchen Launen fügte. »Ich werde künftig dieſe Stecknadel bewahren,« ſagte ſie, »ſie ſoll mir gleich heute das Bouquet befeſtigen, welches ich in die Haare nehmen will.« Vergebens wollte der König dagegen eifern, denn Widerſtand iſt unter gewiſſen Umſtänden immer der Vorbote einer neuen Niederlage. Der König ſagte zwar,

* * *

er möchte ſich nicht gern der Gefahr ausſetzen, dieſe ſo theure, der Aufbewahrung würdige Stecknadel zu verlieren; aber ſeine Geliebte, eben ſo unbeſonnen als widerſpenſtig, war ſchon davon gehüpft, und ſtand bereits vor ihrem Spiegel, wo ſie ſich bemühte, ein allerliebſtes Blumenſträuschen mittelſt derſelben Stecknadel, die einſt dem Ruhme und der Liebe zugleich ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte, in die üppigen Locken zu befeſtigen.

Dieſes kleine Abenteuer fällt gerade in dem Zeitpunkte vor, wo der Herr von Aiguillon faſt mit Gewißheit dem Ausgange einer Intrigue entgegenſah, welche er mit Madame du Barry zum Sturze des Herrn von Choiſeul angeſponnen hatte.

Der eben genannte Miniſter, ſo glücklich als gewandt, ſah lange Zeit zu, wie ſich das Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammenzog, kümmerte ſich wenig um die Beſorgniſſe ſeiner zahlreichen Freunde, die vielleicht durch ihre Unbeſonnenheit nicht wenig zu ſeinem Falle beitrugen, und erſchien immer ruhig, unbefangen und ſeinem Glücke vertrauend.

Indeſſen brachte es ſeine Umgebung doch dahin, daß er endlich ihren Bitten und Zudringlichkeiten nachgab, und ſich aus Artigkeit entſchloß, einen Schritt zu thun, der zwar ſeiner Eigenliebe widerſtrebte, aber doch das einzige Mittel ſchien, den letzten entſcheidenden Schlag zu pariren, welchen man ihm durch die allmächtige Favoritin beizubringen gedachte.

So lange er auf der Welt war, glaubte er, es gäbe nur eine Weiſe, wodurch ein gewandter, verführeriſcher Mann ſich mit einem Weibe ausſöhnen könnte, und wäre es auch ſeine ärgſte Feindin. Auf dieſem Wege hatte er bisher immer reuſſirt, und bei ſeinem, auch in dieſem Falle projectreichen Kopfe war Vornehmen und Ausführen faſt Eins. Er näherte ſich alſo der ſchönen Gräfin, ſtellte ſich, als theile er die allgemeine Bewunderung ihrer Schönheit, ihres Verſtandes; ſprach mit eben ſo vieler Freimüthigkeit als Laune; bedauerte leichthin, die Urſache eines Unmuths zu ſein, der ſie nur noch reizender mache; verſicherte, daß eine viertelſtündige Converſation mit ihm ihr gewiß das ungünſtige Vorurtheil benehmen würde, welches man etwa gegen ihn erregt habe, und erſchien ſo einſchmeichelnd, daß dem feindlichen Triumvirat, nämlich dem Kanzler, dem Herzoge von Aiguillon und dem Abbé Terray, ſchon um den Ausgang der Intrigue bange ward, welche ſie bis jetzt ſo gut fortgeſponnen hatten. Man drängte ſich alſo um die Comteſſe, und ſuchte ſie von jeder Verbindung mit einem ſo gefährlichen Menſchen abzuhalten. Allein Choiſeul hatte bereits — unter dem Vorwande, die ganze Affaire auszugleichen — der gefährlichen Favoritin den Vorſchlag zu einem Rendezvous in ſeinem Cabinette gemacht, und dieſe hatte eingewilligt; ſei es nun, weil ſie an der geheimnißvollen Zuſammenkunft Wohlgefallen fand, oder aus Caprice, oder um nicht inconſequent zu erſcheinen — wir wiſſen das nicht. Doch dachte ſie durch einen gewiſſen imponirenden

Ton Alles zu verſcheuchen, was etwa dem Intereſſe ihrer Freunde gefährlich werden könnte.

Bevor wir in unſerer Erzählung fortfahren, müſſen wir noch Einiges erwähnen:

Der König hatte ſeit einigen Tagen ſchon zu wiederholten Malen ſeine Stecknadel zurück verlangt; allein Madame du Barry war weit entfernt, ihm hierin zu willfahren, ſie ließ ihn vielmehr fortwährend in der Beſorgniß, das theure Kleinod ganz zu verlieren. Vergebens bemühte er ſich, ihr begreiflich zu machen, daß dieſe Stecknadel einſt ein Eigenthum Ludwigs XIV. und in die wichtigſten Begebenheiten ſeines Lebens verflochten geweſen, und daher nicht blos der Aufbewahrung, ſondern ſogar einer gewiſſen Auszeichnung würdig ſei. Madame du Barry, der leibhafte Geiſt des Widerſpruchs, machte ſich nun den Spaß, die Nadel zu den bizarrſten Zwecken zu gebrauchen. Bald nagelte ſie mit ihr heimlich die Perrücke des Kanzlers an eine Gardine, damit er beim Umwenden ſeinen häßlichen Kahlkopf zeigen mußte; bald attaquirte ſie mit ihr die dünnen Beine des Abbé Terray, oder den Rücken des Cardinals Giraudi, der als Nuntius des h. Vaters zu ſeinen vielen Amtsgeſchäften noch die ſüße Pflicht gefügt hatte, jeden Morgen beim Lever der Favoritin zugegen zu ſein, und mit eigenen hohen Händen die Strümpfe über die niedlichſten aller Beine zu ziehen — lauter kleine Schelmereien, welche ihr die Stecknadel nur noch werther machten.

Endlich war der Tag des Rendezvous herangekommen. Es hatte ſechs Uhr geſchlagen. Der König, gerade auf einer Jagdparthie, konnte aller Wahrſcheinlichkeit nach nur ſehr ſpät zurückkehren. Herr von Choiſeul hatte eine Sitzung vertagt, zwanzig bedeutende Viſiten abbeſtellt, alle Secretaire (ſogar Herrn de Lisle) beſchäftigt, überall herrſchte tiefe Ruhe und Alles berechtigte ihn, eine Verſöhnung zu hoffen, die zwar in der That ſeinen Stolz beleidigte, welche er aber doch der Freundſchaft nicht verſagen konnte.

Die Flügelthüren ſprangen endlich auf und Madame du Barry trat ein, mehr elegant als reich gekleidet, die ſchönen Haare nachläſſig, aber doch kunſtrecht geringelt und ein herrliches Bouquet aus allen Blumen der Jahreszeit, mit einem niedlichen Bändchen gebunden und mit der famöſen Stecknadel befeſtigt, an der Seite. Sie glich ganz einer Venus Olympia. Herr von Choiſeul hatte aber unglücklicher Weiſe blos irdiſche Ideen und ſah in der ſchönen Gräfin nur die reizende Lais.

»Daß ich es Ihnen nur geſtehe, lieber Herzog.« ſagte Madame, indem ſie auf dem Sopha Platz nahm, »Sie wollen nie, was ich will, darum bin ich bitterböſe auf Sie. Ein Weib, wie ich, läßt ſich nicht ungeſtraft beleidigen, ich hoffe, der König wird mir Genugthuung verſchaffen.« Der Anſtrich von Würde, den ſie ſich bei dieſen Worten gab, contraſtirte ſo auffallend mit ihrer allerliebſten Geſtalt, daß ſich der Herzog eines Lächelns nicht erwehren konnte und ihr mit einer

Perſiflage antwortete, deren Schärfe ſie recht gut fühlte und ebenfalls mit einer Bitterkeit erwiderte. Aber Herr von Choiſeul nahm dieſe als eine kleine Damen-Caprice auf und dachte ſie durch unternehmende Kühnheit zu verſcheuchen. Vielleicht hätte er auch reuſſirt, trotz der übeln Laune der Gräfin, welche ihm eine ſtrenge Vertheidigung entgegenſetzte — da weiſt die verdammte Stecknadel (von jeher dazu beſtimmt, eine wichtige Rolle zu ſpielen) ihre Spitze, zerreißt ein paar koſtbare Kanten und bringt der herzoglichen Hand eine tiefe Wunde bei. Choiſeul ſtößt einen Schrei aus, ſpringt haſtig zurück, und Madame du Barry, die ſich eines ſolchen Unfalls nicht verſehen, hält ſich in eben dem Augenblicke für inſultirt, in welchem ſie vielleicht näher als je daran war zu verzeihen. Haſtig entfernt ſie ſich, ohne daß Choiſeuls blutbefleckte Hand ſie zurückzuhalten wagt.

Der Miniſter ward zwei Tage ſpäter abgeſetzt und ging nach Chanteloup in's Exil. Als ihn einer ſeiner Begleiter im Wagen fragte, wodurch er denn in Ungnade gekommen? was er gethan habe, oder was er hätte thun ſollen? — antwortete er blos mit folgenden Worten, die Niemand verſtand: »durch eine Stecknadel hat Frankreichs Schickſal eine andere Wendung genommen.«

Kaum hatte die Favoritin Herrn von Choiſeul verlaſſen, ſo kam auch der König von der Jagd zurück. Seine Geliebte empfing ihn mit ſolchem Eifer, daß es ſcheinen konnte, als habe ſie wirklich die Schmach zu rächen, welche ſie ſich zugefügt glaubte. Noch nie hatte ſie der König ſo zärtlich geſehen. Er nahm daher Gelegenheit ſeine Stecknadel zurück zu verlangen. Er erhielt ſie auch und verſchloß ſie mit der größten Sorgfalt, ohne zu ahnen, wie viel er ihr eigentlich zu verdanken habe.

Laſſen wir nun unſere Stecknadel ein Weilchen in des Königs Schmuckkäſtchen ruhen, und ſehen wir, durch welches Ereigniß ſie unter ſeinem Nachfolger aus demſelben verſchwand, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Mademoiſelle Contat, eine hübſche Schauſpielerin bei der Comédie française, hatte ihre Augen auf den jungen Grafen von Narbonne, das verhätſchelte Kind der königlichen Familie, geworfen. Er war leidenſchaftlich, ſie uneigennützig, aber etwas fantaſtiſch. Niemand wird errathen, welchen Preis ſie auf ihre Gunſt geſetzt. — Sie hatte von der berühmten Stecknadel gehört; flugs kam ihr die Idee ein, dieſelbe zu beſitzen. Nicht genug, daß der Graf trachten mußte, ſie vom Könige zu erlangen — nein, die eigenſinnige Künſtlerin ſetzte ſich's auch in den Kopf, daß er ſie ihr noch vor der erſten Aufführung von »Figaro's Hochzeit« überbringe. Denn ſie hatte es äußerſt pikant gefunden, die Nadel vom Buſen der Frau v. Maintenon und von dem Haupte Ludwigs XIV. dem Briefe der Suſanne ſtatt eines Siegels dienen zu laſſen. War die Nadel am beſtimmten Tage nicht da, ſo ging der ganze Liebeshandel zurück. Man denke ſich die Verlegenheit des Grafen! Er wußte durchaus keinen Weg, ſich die fatale conditio sine qua non zu verſchaffen, und um ſein Unglück voll zu machen, ſollte die ominöſe Darſtellung ſchon in vier Tagen ſtattfinden — der bizarre Einfall ſeiner Geliebten brachte ihn faſt zur Verzweiflung. Endlich bot ihm der Zufall ein Mittel, das er auch treulich benutzte.

Damals waren die Quadrillen ſehr beliebt, und auf dem nächſten Hofballe ſollte er eine anführen, die einen beſonderen Aufwand von Kleiderpracht erforderte. Er erkundigte ſich daher bei Herrn de la Bonde, dem Schatzmeiſter, was das Käſtchen des Königs Alles enthalte, und gab dann vor, er bedürfe noch einiger Diamanten, die darinnen lägen, um ſeine Kleider damit auszuſchmücken. Der König, der immer ſo gefällig war, ihm bei allen ſeinen Einfällen Recht zu laſſen, gab die Erlaubniß, ihm die gewünſchten Steine zu leihen. »So will ich ſie ſelbſt ſuchen,« meinte der junge Springinsfeld; »da ſeh' ich gelegentlich auch eine Stecknadel, von welcher ich ſchon ſo viel reden gehört.« Und ehe der König noch antworten konnte, war Jener ſchon in der Schatzkammer, ließ ſich das Käſtchen öffnen, legte, während man ihm die Diamanten ordnete, unbemerkt eine ähnliche Stecknadel an die Stelle der heiß verlangten, und dieſe eine Stunde ſpäter zu den Füßen der Mademoiſelle Contat, wo ſie gerade noch zu rechter Zeit ankam, denn eben ſollte die Vorſtellung beginnen. Unſere Stecknadel verſchloß, unter großem Applauſe des Antheil nehmenden Publicums, Suſannens Billet, ſtach den Grafen Almaviva in die hochadeligen Finger, ward von ſeiner Großmuth mit Gold aufgewogen, und endlich, unter den vielen Händen — durch die ſie gegangen war — auf dem Theater verloren. Mademoiſelle Contat war hierüber zwar einen Augenblick unruhig — aber iſt man jemals ſchuldig in den Augen des Geliebten? Dieſer Gedanke richtete ſie dermaßen auf, daß ſie ſich kaum bei ihrem Palatin entſchuldigte. Das Gräflein war ſchon mehr verlegen, denn der Schatzmeiſter hatte die Verwechſelung entdeckt. Man fand jedoch Gelegenheit, ihm eine Penſion zu verſchaffen, und ſo ſchwieg er, und die falſche Nadel blieb im Schmuckkäſtchen und ward als Reliquie verehrt. Die echte dagegen lag ſo lange im Staube, bis ſie bei einer Probe der »Liebſchaften Bayards«, wobei auch Tänze vorkamen, eine junge Tänzerin aufhob, welche damals nicht ſowohl durch ihre Kunſt, als durch ihre Schönheit einiges Aufſehen erregte. Dieſes Mädchen, deſſen Name nichts zur Sache thut, war die Geliebte des Herrn von Arlande, und dieſer war der erſte Sterbliche, der es wagte, ſich in dem Ballon deſſelben Pilatre de Rozier, welcher ſpäter ein Opfer ſeines Talents und ſeiner Kühnheit wurde, einen Weg durch die Lüfte zu bahnen.

Unſere Tänzerin, der man nur im Tanze Leichtfertigkeit vorwerfen konnte, betete ihren Geliebten faſt an. Man kann ſich alſo denken, wie ſie erſchrak, als ſie an die Gefahren dachte, denen Herr v. Arlande ſich ausſetzen wollte. Doch hatte ſie Muth genug, ihn bis auf jenen Platz zu begleiten, wo ihr neuer Ikarus die Erde verlaſſen ſollte. »Verſprich mir wenigſtens,« ſagte ſie noch beim Abſchiede zu ihm, »daß Du Dich auf Deiner Reiſe keiner unnöthigen Gefahr preisgeben willſt. Dieſe Haarlocke ſoll Dich an meine Bitte erinnern.« Hierauf heftete ſie ihm die beſagte Haarlocke mit der Schickſals-Stecknadel, die ihr zufällig unter die Finger kam, gerade auf das Herz. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ein Schleier umhüllte ihr Geſicht, und der Geliebte flog den Sternen zu. So gern wir auf der Erde bleiben, wir müſſen dem kühnen Sterblichen doch nach, um zu ſehen, was aus unſerer Stecknadel wird. Ein Windſtoß zerriß bald eine kleine Fahne, die unſere Reiſenden gleichſam als Trophäe mit ſich führten, und auf welcher die Stunde ihrer Auffahrt zu leſen war. Hr. v. Arlande, in der Beſorgniß, ſie möchte ganz zu Grunde gehen, bemühte ſich, die beiden Hälften derſelben wieder mit einander zu verbinden, allein dazu brauchte er nothwendig unſere Stecknadel; er weihte ſie alſo dem neuen Dienſte und ſteckte die Haarlocke der Geliebten, ihm jetzt das Theuerſte auf Erden, in die Luft? nein — in die Seitentaſche ſeines Rockes.

Nach einem Fluge von einigen Stunden ſenkte ſich der Ballon endlich unter allgemeinem Gejubel. Die Phyſiker, die Naturforſcher, die Geometer, die Aſtronomen kamen ſchaarenweiſe herbei, unſern Reiſenden zu empfangen. Unter den Aſtronomen befand ſich auch der berühmte Bailli. Pilatre überreichte ihm die beſagte Fahne als Zeichen der Achtung für ſeine Talente. Bailli nahm das Geſchenk an, und ſo wurde

---

dirzimm
nicht
Rolle,
— all

und i
im al
hatte,
empfa
mer a
ein,
Bailli
Ehren
Knopf
Cabin
wie e
die n
nahm
Hotel

hatte,
bring
Main
aus
Man

mit dieſem auch die famoſe Stecknadel in das Stu-
mer eingeſchloſſen. Wäre ſie hier geblieben, ſo hätte ſie
bei einer Gelegenheit dienen müſſen, welche mit der
die ſie früher ſpielte, ganz und gar nichts gemein hatte
ein wer kann für ſein Schickſal?

n jenem Tage, wo der König Verſaille verlaſſen mußte,
hn das Volk nach Paris führte, war Bailli, den man
lgemeinen Enthuſiasmus zum Bürgermeiſter gemacht
beſtimmt worden, den Monarchen im Hotel-de-ville zu
ngen. Erwartungsvoll ging er in ſeinem Studirzim-
uf und nieder, da trat ein Cavalier mit der Nachricht
der König wäre früher angekommen, als man gedacht;
ſtürzte nun in Haſt aus dem Hauſe, vergaß aber das
zeichen (ruban patriotique), das er ſeit zwei Tagen im
floch trug. Eilig kehrte er daher noch ein Mal in ſein
et zurück, um es zu holen. Da er eben unſchlüſſig war,
r es befeſtigen ſolle, fiel ſein Blick auf die Stecknadel,
ch immer in der Fahne des Luftſchiffers ſtak; geſchwind
er ſie, nadelte ſein Ehrenzeichen an, und lief in das
-de-ville.

Das Schickſal, das ſich's einmal in den Kopf geſetzt
unſere Stecknadel in die verſchiedenſten Verhältniſſe zu
en, wollte es nun, daß es in dem Momente, wo der
e dem Könige eine National-Cocarde überreichte, durch-
an einem Mittel fehlte, ſie an ſeinem Hute zu befeſtigen.
griff alſo nach unſrer Heldin; allein dieſe, augenſchein-

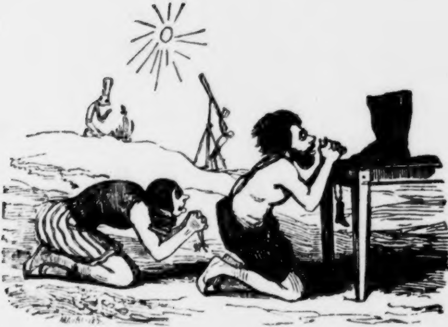
ich zu ſchwach für die Arbeit, die man ihr jetzt aufbürdet bog ſich fünf Mal zuſammen, bis ſie endlich im Angeſicht des verſammelten Volkes an der Cocarde Ludwigs XVI. feſt geſteckt war.

Wiederholen wir uns jetzt in Kürze die mannigfaltigen Fata unſerer Stecknadel, ſo ſehen wir ſie zuerſt an der Toilette der Ninon; an ihrer Schleife als **pro memoria** eines Rendezvous; am Buſentuche der Frau von Maintenon, am Schleier der Frau von Montespan; an der Chemiſette Ludwigs XIV.; in ſeinem Schmuckkaſten durch die Nachgiebigkeit der Frau von Maintenon; an dem Federbuſche ſeines Hutes, beim Empfang Jakobs II.; an der Perrücke des Kanzlers; am Blumenſtrauße der Madame du Barry; in der Schatzkammer Ludwigs XV.; geraubt durch den Grafen von Narbonne; im Beſitze der Mlle. Contat; als Petſchaft am Billet der Suſanne in Figaro's Hochzeit; zwei Tage verloren im Staube des Theaterpodiums; hierauf in den Händen einer Tänzerin; am Fracke des Herrn v. Arlande in Geſellſchaft einer Haarlocke; an der Fahne eines Luftſchiffers; im Studirzimmer des Aſtronomen Bailli; an deſſen Ordensbande und endlich an der Cocarde Ludwigs XVI.

Was glauben Sie, meine ſchönen Leſerinnen, was am Ende noch aus ihr geworden?

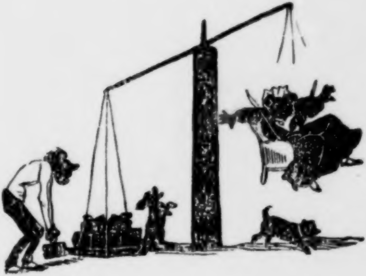
Sie ging zum zweiten Male verloren, ward erſt nach langer Zeit, im Louvre, von einem Krankenwärter gefunden, den man zu Mirabeau gerufen hatte, und der heftete endlich, bei der Beerdigung des Letztern, ein paar Enden des Leichentuches mit ihr zuſammen. — Scheint es nun nicht, als hätte das Fatum dem merkwürdigen Daſein unſrer Heldin, zugleich mit jenem des außerordentlichſten Mannes ſeiner Zeit, ein Ziel ſetzen wollen?

Ein nagelneuer Cultus.



Die glücklichen Bewohner der Marquesas-Inseln beten, i
Ermangelung eines Beſſeren, die Stiefel Louis Philipps a

Ein unglückliches Wage-Stück.



Er. Fünfhundertachtundachtzig Pfund!
Sie. Mann Gottes, ich falle!
Er. Nur zu! Das haben Sie umſonſt!

Ein glückliches Abenteuer.

Ich brachte das Jahr 1832 zu Aix in der Provence zu. — Es war eine Verbannung. Ich lebte äußerſt zurückgezo-en, ging wenig oder gar nicht in die Welt und beſchäftigte ich in meiner Muße mit Studiren oder auch bisweilen mit räumen über Vergangenheit und Zukunft, mit welchen man as unruhige Herz beſchwichtigt.

Jeden Abend — im Winter ſo gut wie im Sommer — achte ich einen Spaziergang. Bald nahm ich meinen Weg urch die Stadt, bald wählte ich den die Stadt umgebenden all, bald verfolgte ich wieder aufs Gerathewohl Fußſteige, die ich weit hinaus ins Feld führten. Dieſe einſamen Spaziergänge waren meine liebſte Unterhaltung und nur unüberwindliche inderniſſe konnten mich davon abhalten; Regen und Schnee llein vermochten mich nicht, dieſe ſentimentalen Promenaden einzuſtellen. Wenn ich ſo umherſchlenderte, dann gefiel ich mir beſonders in dem Beſtreben, alte Erinnerungen hervorzurufen, denn im vierundzwanzigſten Jahre hat man ſchon alte Erinnerungen und eine unerſetzliche Vergangenheit: die erſte Liebe iſt bereits überſtanden, man hat ſchon den Wermuth der Täuſchungen einer jugendlichen Fantaſie gekoſtet — man hat ſchon einen Satz im Lebensſpiele verloren — man kann hinter ſich blicken. Auf dieſen Spaziergängen begleitete mich ſtets ein fantaſtiſches Weſen, ein Traumbild nur, aber ich tauſchte alle Ideen meines tollen Kopfes, alle Empfindungen meines thörigten Herzens mit dieſem treuen Freunde aus, und zwar nicht ohne daß mich die Sehnſucht anwandelte, dieſer Vertraute möchte kein körperliches Phantom ſein.

Eines Abends — es war im Februar — ſchritt ich langſam einem Stadtthore zu, um mich auf dem Walle zu ergehen. Mich gegen Wind und Kälte zu ſchützen, hatte ich meinen Hut tief in die Stirn gedrückt und den Kragen meines Mantels über die Ohren gezogen, und dieſer Mantel hatte nach damaliger Mode einen weiten Ueberſchlag, welcher ebenfalls ſorgfältig geſchloſſen war. Das ſchlechte Wetter und die Abendſtunde hatten die Straße, durch welche ich ging, verödet: ich begegnete keiner menſchlichen Seele und konnte meinen Träumereien ungeſtört nachhängen. Da vernahm ich plötzlich, wie ein paar Schritte hinter mir eine Hausthür geöffnet und vorſichtig wieder zugemacht wurde, und unmittelbar darauf empfand ich, daß ein zarter Arm ſich in den meinigen einhäkelte.

Kein Zweifel, es war eine Frau, eingehüllt in einen Pelz, deſſen Kapuze ihre Züge ganz verbarg, aber der Schmelz ihrer Stimme ſchien anzudeuten, ſie ſei jung, als ſie mit unbeſchreiblicher Anmuth ſagte: »Sie haben heute lange auf ſich warten laſſen.«

Meine Ueberraſchung zu ſchildern, wäre ganz überflüſſig. In dem nämlichen Augenblick, wo der geheime Wunſch in meiner Seele aufſteigt, das Traumbild meiner Fantaſie in ein wirkliches Weſen verwandelt zu ſehen, fühle ich meinen Arm von einer lieblichen Frauenhand gedrückt und die Holde wandelt neben mir und geht, wohin ich ſie führe. Wird man da nicht verſucht an Zauberei zu glauben?

Hierzu kam noch, daß dieſe Straße zu den ſchönſten der Stadt gehörte und durchgängig von den beſten Familien bewohnt wurde, und das Haus, aus welchem die Dame ſo geheimnißvoll und eilig herausgeſchlüpft, eines der anſehnlichſten und eleganteſten war. Ein entehrender Verdacht konnte hier gar nicht ſtattfinden.

Unglücklicher Weiſe war vorauszuſetzen, die Täuſchung könne ſich nicht lange erhalten, denn die wenigen Worte, welche ſie geſprochen, zeigten deutlich genug, daß ſie ſich in der Perſon geirrt habe. Betrogen von der Ungeduld, mit welcher ſie gewartet, hatte ſie mich für einen Andern gehalten. — Nichts ging natürlicher zu, denn in einem großen Mantel, welcher Geſtalt und Geſicht verhüllt, ſehen alle Leute ſich ähnlich und bei Nacht ſind alle Katzen grau.

Die Redlichkeit forderte nun allerdings, das junge Frauenzimmer von ihrem Irrthum in Kenntniß zu ſetzen, aber in etwas wollte ich denn doch die Gelegenheit zu meinem Vortheile benutzen, um wenigſtens Diejenige zu ſehen und kennen zu lernen, der ich eine ſo angenehme Begegnung verdankte, doch mit dem feſten Vorſatze, keinen Preis auf meine Verſchwiegenheit zu ſetzen, wie es einem Ehrenmanne ziemt.

Wir waren am Ende der Straße, am Stadtthore. Der Wind ſchleuderte die darunter hängende Laterne hin und her, ſo daß ein Lichtſtrahl auf das Antlitz meiner Begleiterin fiel, das eben gegen mich gekehrt war. Ein entzückendes Geſichtchen, das ich ſchon irgendwo, in der Kirche oder auf einem Balle, einmal geſehen hatte, aber den Namen kannte ich nicht.

Dieſes ſchöne Geſichtchen gab meinen Grundſätzen den Gnadenſtoß. Ich begann mit meinem Gewiſſen zu unterhandeln und machte die Bemerkung, daß ich ſchon hundert Schritte und darüber mit ihr gegangen ſei, daß ich folglich das Verdienſt eines augenblicklichen uneigennützigen Edelmuthes bereits verſcherzt hatte und daß einige Minuten mehr mein Unrecht nur wenig vergrößerten.

Wir waren auf dem Spaziergange am Walle. Hier pfiff der Wind noch ſchneidender als in der Stadt und meine ſchöne Begleiterin drängte ſich, vor Froſt bebend, mit ſolch ſüßer Hingebung an mich, daß mir alles Blut zum Herzen ſtrömte.

— Haſt Du mir gar nichts zu ſagen, Julius?

Dieſer Name brachte mich etwas zur Beſinnung, denn er war nicht der meine, und der Umſtand betrübend, daß dieſe ſchmeichelnden Worte nicht mir galten. Meine Verlegenheit ſtieg, denn vermummt in einen Mantel konnte ich wohl dem glücklichen Julius ähnlich ſehen, aber der Klang der Stimme mußte mich nothwendig verrathen, und welche wohlverdienten Vorwürfe hätte ich dann erdulden müſſen.

— Man glaubt mich bei meiner Tante, wie alle Montage, fuhr ſie fort, wir haben eine volle Stunde Zeit.

— Sehr wohl, antwortete ich mit leiſer, zitternder Stimme. Aber mein Organ war unbegreiflicher Weiſe eben ſo glücklich als meine Geſtalt.

— Wir können alſo zu der hingehen, meinte ſie. —

Hier verließ mich meine Geiſtesgegenwart gänzlich, da ich aber doch etwas antworten mußte, ſo ſagte ich ſehr lakoniſch: Unmöglich!

Ich erwartete nun nichts gewiſſer, als daß ſie den Grund dieſer Unmöglichkeit würde wiſſen wollen, ſie zog mich aber vor der Hand aus der Verlegenheit.

— Noch immer derſelben Urſache willen? fragte ſie.

— Ja, antwortete ich etwas muthiger.

— Nun, ſo wollen wir thun wie vorigen Montag.

— Allerdings.

Sie drückte mir den Arm mit etwas mehr — ich möchte ſagen leidenſchaftlicher — Innigkeit als vorher. War das wohl bei der Erinnerung an den vorigen Montag?

Ich begriff nun freilich, daß ich zu weit gegangen und daß es Pflicht war, der Sache ein Ende zu machen: aber wie dies anfangen, ohne ſie zu beleidigen? Ich war ihr die größte Schonung ſchuldig und ſann vergebens nach, wie ich meinen Rückzug auf die geſchickteſte Weiſe bewerkſtelligen könnte. Sie ließ mich nicht lange dieſen Betrachtungen nachhängen.

— Julius, ich habe Dir über zwei Dinge Vorwürfe zu machen.

Ich bezeugte meine Verwunderung mit möglichſter Vorſicht.

— Erſtens beklagt ſich mein Mann, daß Du uns ſo ſelten beſuchſt.

Darüber lachten wir Beide herzlich.

Zweitens muß ich mich ernſtlich über die Art und Weiſe beklagen, wie Du Dich in Geſellſchaft beträgſt.

Ich war überaus neugierig, Etwas über meine ſchlechte Aufführung zu erfahren.

— Haſt Du mich nicht vorigen Donnerſtag, beim Unterpräfecten, alle Augenblicke zum Tanze aufgefordert? Ich bitte Dich, Julius, wie unvorſichtig! Du mußt doch bedenken, daß ich wohl den Muth habe, Dir einen Tanz abzuſchlagen, daß ich es aber nachher nicht über mein Herz gewinnen kann, Deinen Bitten zu widerſtehen. Und was iſt die Folge davon? Man beobachtet uns vielleicht ſchon, unſere goldene Sicherheit geht verloren; wir müſſen immer auf der Hut ſein, jede Gelegenheit kann uns verrathen. Armer Julius, dieſe Sittenpredigt langweilt Dich — aber bedenke, wenn mein Mann von unſerm Verhältniſſe eine Ahnung bekommt, ſo reiſet er gleich mit mir ab. Sei daher künftig vorſichtiger und empfange hiermit meine Vergebung für alle begangenen Sünden.

Heilige Götter — eine Umarmung, wohl gar einen Kuß! Jede zarte Rückſicht gebot, es nicht weiter zu treiben — und dann war es ja gar nicht möglich, daß die Täuſchung bei einer ſo nahen Berührung fortbeſtehen könne. Aber es blieb mir keine Zeit eine Wahl zu treffen, denn ohne daß ich wußte, wie es geſchah, ſchlangen ſich meine Arme um ihren Nacken und ein Kuß berührte meine Lippen.

— Ich kenne Dich nicht, rief ſie.

Dieſe Worte machten mir das Blut in den Adern erſtarren. Wenn man ſich ſchuldig weiß, erſchrickt man über jede Kleinigkeit.

— Ich kenne Dich nicht mehr — fuhr ſie fort — Du biſt heute ſo kalt, Du, der ſonſt ...

Ich Unglückſeliger! War es nicht genug, daß ich das liebende Weib betrog, ſollte ich auch ihr Vertrauen auf den armen Julius vernichten? Nimmermehr! eines ſo ſchwarzen Verrathes war ich nicht fähig. Ich erwiederte ihre Liebko-

---

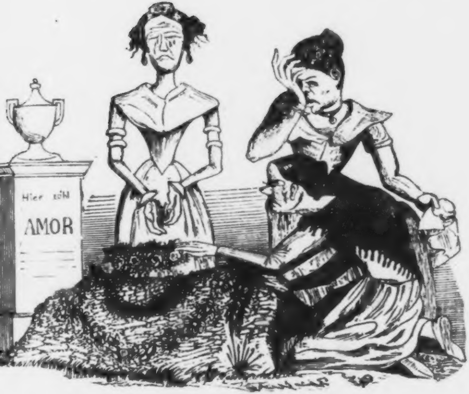
ſungen,
Pflichtge
gegangen
unſer G
Dieſe bo
es für P
zu erſetz
damit ſ
recht zu
und ſpie
»E
lich dar
»J
keinen
ſchrak ſ
haben.
»N
Traurin
mit den
haft, in
züge.
Roman
Jet
bis jetzt
möglich.
M

ohne gerade behaupten zu wollen, daß es blos aus
efühl geſchah. Wir waren nun ſchon eine geraume Zeit
n, und — ſei es, daß ſie müde, oder daß dies ſonſt
ebrauch war — ſie ſetzte ſich jetzt auf eine Bank.
ot keinen ſonderlich bequemen Sitz dar, und ich hielt
Pflicht der Höflichkeit, ihr den Mangel einer Rücklehne
zen. Ich legte alſo den einen Arm um ihren Leib,
ie ſich anlehnen konnte, und ergriff, ohne es ſelbſt
wiſſen, mit der andern Hand ihr kleines Patſchchen
elte mit ihren Fingern, die mit Ringen beſetzt waren.
s iſt meiner Seele ein wahres Glück, daß Du end-
an denkſt,« ſprach ſie nun.
ch verſichere Dich,« antwortete ich zaghaft, »daß ich
Augenblick aufgehört habe, daran zu denken,« und er-
elbſt über meinen Muth, ſo viele Worte gewagt zu

ein, nein!« rief ſie, »nicht den da, das iſt mein
g.« Sie ſteckte mir nun einen Ring an den Finger,
Worten: »Hier iſt der Ring, den Du gewünſcht
wendig findeſt Du mein Haar und unſre Namens-
ur Belohnung dafür verlange ich, daß Du mir die
e ſingſt, die Du für mich gemacht haſt.«
t war es aus! — An dieſer Klippe mußte mein
ſo unbegreifliches Glück ſcheitern, es war nicht anders

ine Verlegenheit war auf den Gipfel geſtiegen, ich

Scheintod.



Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe; hier
Sank er von nichts, von ungefähr darnieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür;
Ein Nichts, ein Ungefähr erweckt ihn öfters wieder.

Eine Scene im Pflanzengarten.

Hat die Göttin der Einſamkeit im Garten von Luxembourg ihren Lieblingsſitz, ſo hat ſie ihre faſt beſtändige Wohnung im Pflanzengarten (jardin des plantes), welcher am äußerſten Ende von Paris liegt und außer ihr nur den lieben Thieren aller Länder und Himmelsſtriche zum Aufenthalte dient. Es iſt alſo kein Bonmot, wenn man ſagt, daß es in dieſem Garten mehr Thiere als Menſchen giebt. Man begegnet dort oft Leuten von gleichem Alter, aber von verſchiedenem Geſchlechte, die ſich eben ſo viel Mühe geben, von uns nicht erkannt zu werden, als wir uns bemühen, ſie zu erkennen. Die meiſten Frauen, die man hier erblickt, haben die Gewohnheit, verſchleiert umherzuwandeln, ſo daß ſie Allen, ſelbſt ihren Freunden, unkenntlich ſind; ein gutes Mittel gegen die Hitze und gegen die Blicke der Zudringlichkeit.

Eines Abends kehrte ich zu Fuße von einer kleinen Ercurſion zurück. Mein Weg führte mich am Pflanzengarten vorüber. Es fehlte noch ein halbes Stündchen bis zur Zeit, wo er gewöhnlich geſchloſſen wird. Ich trat alſo ein, um auf einer der vielen Bänke ein wenig auszuruhen. Ein Plätzchen war mir hier vor allen andern lieb geworden; dahin begab ich mich denn auch heute. Allein kaum hatte ich ein kleines Weilchen geſeſſen, ſo vernahm ich ein leiſes Geflüſter. Ein verliebtes Abenteuer — dachte ich und guckte durch die dichtverſchlungene Rückwand meiner Laube. Richtig erblickte ich auch im ungewiſſen Dämmerſcheine zwei Geſtalten. Die eine, eine männliche, war in einen langen, dunklen Oberrock geknöpft, trug kurzes Haar und einen runden Hut; die weibliche hatte ein Tuch über die Schultern geworfen, und ſchien weiß und ſehr einfach gekleidet. Lange Locken wallten ihr vom Kopfe herab, den weder Hut noch Haube bedeckte. Ich hielt mich ruhig, damit ſie mich nicht bemerkten, und belauſchte mit immer ſteigender Theilnahme folgendes Geſpräch:

Er. Hat Euch Niemand geſehen?

Sie. Nein, ehrwürdiger Herr.

Er. Tretet näher, meine Tochter. Seid ohne Furcht; das geheimnißvolle Dunkel, das uns umgiebt, darf Euch nicht ſchrecken. Sammelt Euch, und richtet Eure Gedanken auf Den, der ſich ſelbſt als Sühnopfer hingab für die Sünden der Menſchen, vielleicht nimmt er Euch noch heute wieder in den Schooß ſeiner Gnade auf.

Sie. Ach! Habt Ihr eine arme Magd gewürdigt, ihr die Lehren unſerer heiligen Religion zu verkünden, ſo ſprecht auch, was muß ich thun, um Gnade zu finden vor dem Herrn und Abſolution zu erlangen, wie Ihr mir verſpracht, wenn ich bereu . . .

Er. Eure Reue muß aufrichtig ſein.

Sie. Gott iſt mein Zeuge! Ich habe Tag für Tag meine Sünden beweint, auf meinen Knien um ihre Vergebung gebetet, die ewige Barmherzigkeit und Güte durch Wachen, Entbehrungen und ſtrenges Faſten verehrt. Ich würde auch jetzt noch länger meinem Glücke entſagen, dränge Georg nicht mit ſolcher Ungeduld in mich, den Geſetzen der Schicklichkeit und ſeiner Liebe dadurch Genüge zu leiſten, daß ich ihm vor dem Altare meine Hand reiche.

Er. Das iſt es eben, meine Tochter, was die Verzeihung Eurer Sünden noch verzögert. Eure Gebete waren nicht ganz frei von irdiſchen Gedanken und einem gewiſſen Eigennutz, der auch die größten Opfer bedeutend verringert. Der Gott, dem wir dienen, iſt ein Gott der Güte und der Gerechtigkeit; allein er iſt auch eiferſüchtig auf ſeine Macht. Er will, daß Alles nur für ihn da ſei, daß man Alles nur um ſeinetwillen, nur ihm zu Gefallen thue. Darum, meine Tochter, erforſcht Euer Gewiſſen genau: Habt Ihr lediglich, um vor dem Herrn ohne Flecken zu erſcheinen, Eure Tage und Nächte mit Bußübungen zugebracht? Hatte die Furcht vor den Läſterungen der Welt, die geheime Hoffnung, dem geliebten Manne früher anzugehören, nicht etwa wider Euer Wiſſen den weſentlichſten Antheil an Euern frommen Handlungen?

Sie. Ach, ehrwürdiger Pater, ich liebe Georgen von Grund meines Herzens, ſeine guten Eigenſchaften erweckten den Muth in mir, mein ganzes Leben an ſeiner Seite zubringen zu dürfen; aber ſollte ich Gott durch dieſe Verbindung beleidigen, ſo würde ich ſie zerreißen und müßte mir das Herz darüber brechen.

Er. Gott will weder, daß Ihr ihm Eure Hoffnungen noch Euer Leben aufopfert. Er weiß ſeine Forderungen mit der menſchlichen Schwäche in Einklang zu bringen, und verlangt nur eine Probe Eures Gehorſams, um Euch noch in dieſem Augenblicke Dispens und Abſolution zu geben, die Ihr ſchon ſo lange erwartet.

Sie. O, ich will Alles thun, was ein ſchwaches Weib vermag.

Er. Ich bedarf einer frommen, Gott ergebenen Seele, erfüllt von jenem feſten Glauben, der uns blindlings in die Gefahr ſtürzen, und die Meinungen der Menſchen verachten lernt, wo Gottes Wille befiehlt.

Sie. (Mit Enthuſiasmus.) Ach ehrwürdiger Herr, den ich als Abbild auf Erden betrachte, ſprecht, ich fühle mich ſtark genug, Alles zu unternehmen. O wie glücklich bin ich, daß Euer Auge auf mich gefallen, daß es mich gewürdigt, eine Probe meines Vertrauens zu geben — (mit etwas Ueberwindung) den Tod ſelbſt will ich furchtlos erdulden, zum Dank für ſo überſchwengliche Gnade.

Er. Wie aber, wenn Gott es wollte, daß man Euch überraſchte, ergriffe, und Ihr, faſt am Ziele Eurer Wünſche und Anſtrengungen, Euch plötzlich umgeben ſähet von dem Haſſe, dem Geſchrei eines entarteten, verkehrten Geſchlechts? (feierlich.) Wenn Euch die ärgſte Gefahr bedrohte, wenn ſelbſt der Tod Eurer harrte — würdet Ihr Gott und ſeinen Dienern auch dann noch unverletztes Stillſchweigen bewahren?

Sie. Ich ſollte meinen Gott, ſollte ſeine Diener verrathen! Nimmer! Nimmermehr! (die Hand erhebend.) Was Sie auch verlangten, was ich auch thun müßte, kein Uneingeweihter ſoll es je erfahren; dies ſchwör' ich bei Chriſtus ſelbſt und bei ſeinem heiligen Evangelio.

Er. So hört denn: Eine Schaar Laſterhafter führt in dieſem Augenblicke, in verbrecheriſcher Geſinnung verbündet, nichts Geringeres im Schilde, als eine gänzliche Umwälzung der Staaten, den Sturz der Throne, den Verfall der Religion und den Tod ihrer Diener.

Sie. Schrecklich!

Er. An der Spitze dieſer Schändlichen, jeder Laſterthat Fähigen, ſteht in unſerm Departement der reiche Dumont. Täglich verſchwendet er Gold und Verläumdungen, unſrer heiligen Sache eine Stütze nach der andern zu entziehen. Morgen, beim erſten Sonnenſtrahl, trägt er wieder ſeine Verſchwörungsliſten, ſeine rebelliſchen Aufrufe herum, und bald vielleicht iſt des Staates Umſturz entſchieden, ſind unſere Kirchen zerſtört, wir unter ihren Trümmern gemordet. (Sie ſtand ſtarr; er faßte ihre Hand, und fuhr fort.) Allein die Dazwiſchenkunſt eines ſchwachen Geſchöpfes . . . Ihr ſelbſt könntet unterm Schutze des Höchſten noch Alles retten.

Sie. Alles retten?!

Er. Ich werde Euch kein Schwert reichen und ſagen: Judith, gehe hin und ſchlage dem Verruchten das ſündige Haupt ab. Wir könnten uns zwar auf dieſe natürliche Art an dem rächen, der unſer Verderben brütet; allein Gott verbietet es. Wir wollen den Schuldigen blos zurückhalten, ihn durch den Verluſt ſeiner Güter an der ferneren Unterſtützung verrätheriſcher Complotte hindern.

Sie. (beſtürzt.) Aber, welchen Dienſt könnt' ich Euch dabei leiſten?

Er. Gott könnte durch Feuer vom Himmel das Eigenthum des Sünders verzehren laſſen; allein er will die Hände eines Menſchen dazu gebrauchen, eines Menſchen, der ihn liebt und begreift, und — Euch hat er dazu auserkohren.

Sie. (außer Faſſung.) Mich! ... Feuer ſoll ich ...

Er. Wie? der Muth, vor Kurzem noch ſo unerſchütterlich, iſt ſchon beim erſten Worte gebrochen?

Sie. (entſetzt.) So hab' ich alſo recht verſtanden! — Brand ſtiften ſoll ich, fordert Ihr!

Er. Alles, was ein ſchwaches Weib vermag, — waren Eure Worte — will ich für Gott thun, Gott fordert, und geſunken iſt Euer Muth, Euer Glaube erloſchen.

Sie. Nur Entſetzen erfüllet meine Seele.

Er. (im Tone eines Begeiſterten.) Wer vor meinem Rufe bebt, kann mir nicht dienen, — ſo ſpricht der Herr ... Weib, hebe Dich von hinnen — das Schwert des Vertilgungsengels iſt zu ſchwer für Deinen Arm — hebe Dich hinweg von dem Auserwählten des Herrn — Du haſt keinen Gehorſam für ihn; er hat keine Abſolution für Dich!

Sie. Feuer! —

Er. Denkt an die Abſolution!!

Sie. O mein Gott, mein Gott! Aber es iſt ja ein Verbrechen, was ich begehen ſoll!

Er. Ein Verbrechen! ... Kann Gottes Wille ein Verbrechen ſein?

Sie. (ſchnell.) Nein, nein! Ihr habt Recht — aber meine Verwirrung — ich zweifle nicht länger — ich glaube Alles, was Ihr ſagt . . . Ihr ſeid ja Gottes Organ auf Erden; wenn Ihr befehlt, befiehlt Gott; gehorch' ich Euch, ſo gehorch' ich Gott . . . Ach, redet, redet, ehrwürdiger Herr ... ich bin zu Allem bereit.

(Sie ſank auf die Knie, er trat dicht zu ihr und fragte):

Er. Ihr geht alſo zur Meierei?

Sie. (ganz darniedergeſchlagen.) Zur Meierei.

Er. Noch dieſe Nacht?

Sie. Noch dieſe Nacht.

ſchweigen?

Sie. Ewiges Stillſchweigen.

Er. Ihr habt es Gott dem Allwiſſenden auf das Evangelium geſchworen!

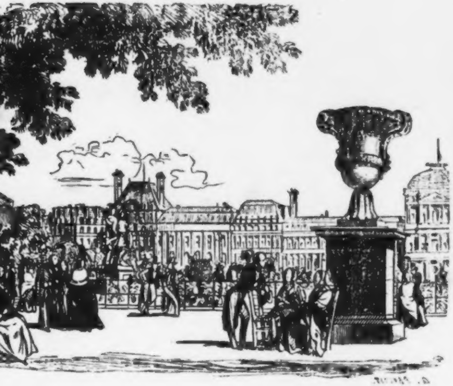
Sie. Ich ſchwöre es dem allwiſſenden Gott.

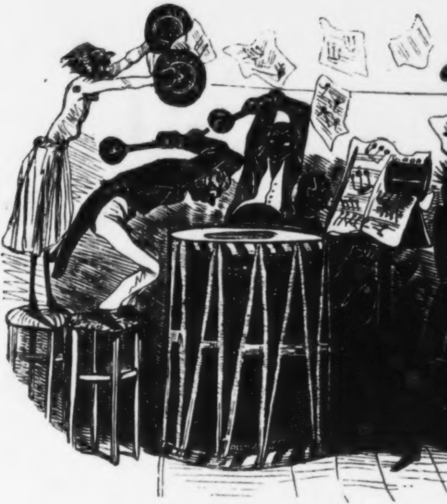
Er. So geht nun, meine Tochter, geht ... Morgen liegt Euer Dispens bereit und alle Eure Sünden ſind Euch vergeben ... Geht mit Gott!

Man kann ſich denken, welchen Eindruck das eben Gehörte auf mich gemacht. Die Schändlichkeit des Mannes, der die Lehren und Formen ſeiner Religion ſo mißbrauchte, hatte mich eben ſo im Innerſten empört, als die Schwärmerei und blinde Hingebung des armen Geſchöpfes, das augenſcheinlich ein durch Liebe gefallenes Mädchen war, deſſen Aberglaube man jetzt zu verbrecheriſchem Zwecke mißbrauchen wollte, mein innigſtes Mitleid erregte. Das Unglück, das der Niederträchtige über zwei ſchuldloſe Weſen zugleich brachte, wenn die ſchreckliche That geſchah, mußte ich verhindern, das war mein feſter Entſchluß. Ohne mich lange zu beſinnen, ſprang ich bei den letzten Worten des Mannes vor, riß das Mädchen empor, das gerade vor ihm niederknien wollte, und rief: »Unglückliche! beuge Deine Kniee vor Gott, doch nicht vor jenem Schurken, der ſeinen Namen nur ſchändet.« Der heilige Zorn, der mich erfaßt hatte, mag ſich wohl etwas grell in meinem Geſichte gemalt haben, welches ein durch [illegible], denn das arme Kind riß ſich mit einem lauten Angſtgeſchrei von mir los. »Mein Herr,« ſprach der Mann; ich aber fiel ihm ſchnell in die Rede: »Elender! ich kenne Dich, darum keine Ausflucht, keine Vertheidigung.« — Drauf wandte ich mich wieder zu dem Mädchen und ſagte ſo liebreich als mir nur möglich war: »Komm, meine geängſtigte Taube, ich rette Dich aus den Klauen jenes Geiers.« Ich ſtreckte bei dieſen Worten die Hand von Neuem nach ihr aus, allein ſie ſprang ſcheu zurück und ſchmiegte ſich ängſtlich an den Verführer. »So ſollſt Du mir Rede ſtehen, Böſewicht!« rief ich nun, und faßte den Fremden an ſeinem Kleide. „Mon Dieu, il est fou!“ hörte ich das Mädchen noch ſagen, und — in demſelben Augenblick lag ich betäubt am Boden. Der Mann hatte ſich losgemacht, mit ſtarker Fauſt mich zurückgeſchleudert und eine hervorſtehende Baumwurzel, an der ich im Zurücktreten mit dem Fuße hängen blieb, meinen Sturz verurſacht.

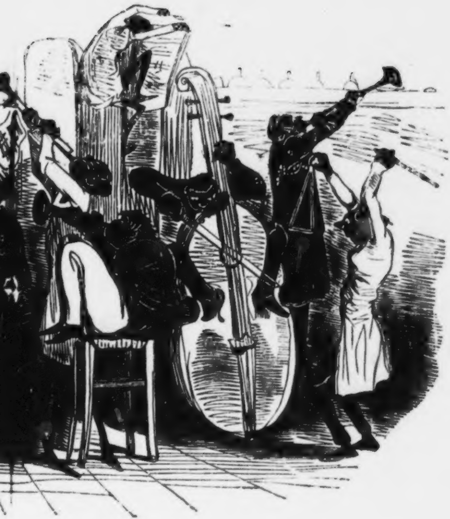
Als ich wieder zu mir ſelber kam, war das unbekannte Paar verſchwunden, der Gartenſchließer aber ſtand vor mir und mahnte, daß es nun Zeit wäre, mich hinwegzubegeben, da man die Klingel, welche den Schluß des Gartens anzeigt, bereits vor einer halben Stunde geläutet habe. Ich fragte ihn, ob ihm nicht ein Geiſtlicher mit einem Frauenzimmer begegnet ſei? »Nein,« gab er zur Antwort. — »Aber ich weiß, daß ein ſolcher hier war, auf dieſem Platze ſtand er ja mit ihr, auf dieſer Bank ...« — Ich war während meiner Rede meine Hände. »Hier iſt noch das Strickkörbchen der Unbekannten,« fügte ich zum Beweiſe meiner Worte hinzu. Der Schließer beleuchtete mit ſeiner Laterne den Fund — ein Päckchen Papiere lag darin, ich entfaltete ſie haſtig und las auf dem einen: L'incendiaire, ou la cure et l'archevêché. Drame en trois actes, a grand spectacle, par M. M. Benjamin et Alexis. — Rôle de l'archevêque, M. Prevost. Auf dem andern: L'incendiaire etc. Rôle de Louise, ouvrière — Mlle. Dorval. — Auf beiden: Première représentation le 24 Mai 1831. — Das Räthſel war gelöſ't; ich ſah, daß ich ein — — war.

Anſicht der Pariſer Tuilerien.





Ein Concert Berlioz



'n der Unterwelt.

Ein Bouquet.

Eines Abends (es mögen zwei Jahre her ſein) ſtattete ich einer alten, aber immer noch geiſtreichen und edlen Dame, die in meiner Nähe wohnt, einen Beſuch ab. Dieſe Dame liebt die Blumen leidenſchaftlich, und Sie können nicht glauben, welche Koketterie ich daran ſetze, ihr ſchöne Bouquets zu winden, wie glücklich mich ihr Erſtaunen macht, wenn ich ihr eine ſchöne Blume überreiche, die ihr noch unbekannt iſt.

Als ich an jenem Abende zu ihr kam, traf ich ſie in Geſellſchaft eines Greiſes, der ſeit einem Jahre von einem bedeutenden Grundſtücke Beſitz genommen, das ihm ein entfernter Verwandter unter der Bedingung, deſſen Namen anzunehmen, hinterlaſſen hatte; man nannte ihn in Folge deſſen Herr Descoudraies.

Er hatte ſich meiner alten Freundin vorſtellen laſſen, und ich hatte wohl mehr als ein Mal Urſache, ob ſeiner

---

lich b

aber
Lorge
nomm

in je
den
ihre
Lorge
Freud

ſtürzt
vollen
ſtimm

daß b
eine
Seit
Jahre
ſie an
muß
ganze
Erinn

eim Trictac zu.

Ich grüßte ſchweigend, um die Partie nicht zu ſtören;
als dieſelbe beendet war, überreichte ich der Madame de
rel ein Bouquet gelber Roſen, die ich für ſie mitge-
nen hatte.

Meine Roſen waren ſehr ſchön, vielleicht die einzigen, die
nem Jahre, durch den Vorſprung eines Daches gegen
Regen geſchützt, der die meiſten am Blühen gehindert,
Blüthe vollkommen entwickelt hatten. Madame de
rel ſtieß beim Anblick meines ſchönen Bouquets einen
enſchrei aus.

Herr Descoubraies ſagte nichts, aber er ſchien mir be-
; ich betrachtete ihn mit Erſtaunen, ohne den geheimniß-
Einfluß meiner gelben Roſen auf ſeine plötzliche Ver-
ung zu begreifen.

— Werden Sie es glauben, begann Herr Descoubraies,
ies Bouquet mir wie durch eine magiſche Operation
Epoche meiner Jugend ins Gedächtniß zurückruft? —
fünf Minuten bin ich wieder jung, wieder zwanzig
alt, wieder verliebt und das in eine Frau, die, wenn
ders noch lebt, bald ſechzig Jahre zählen mag. Ich
Ihnen dieſe Geſchichte erzählen, denn ſie hat auf mein
Leben einen ſo bedeutenden Einfluß gehabt, daß die
erung noch heute, wo doch mein Blut bereits nicht viel

mehr Wärme beſitzt, als gerade nöthig iſt, um zu leben un Trictac zu ſpielen, mich ſeltſam bewegt. Ich war zwanz Jahre alt — es iſt dies ſchon lange her, länger denn vierz Jahre — und hatte eben das Collège verlaſſen, in de damals die jungen Leute ſich etwas länger aufzuhalten pfle ten, als heute. Nachdem mein Vater für mich und auch oh mich reiflich über die Wahl meines zukünftigen Berufes nac gedacht hatte, zeigte er mir eines Morgens an, daß er f mich eine Lieutenantsſtelle im ***. Regimente, das in d Auvergne in Garniſon lag, erhalten habe und ermahnte mic mich für den dritten Tag zur Abreiſe bereit zu halten.

Ich war aus mehreren Gründen etwas überraſcht: ei mal liebte ich den Soldatenſtand nicht, aber das Hinderni wäre leicht zu beſiegen geweſen: die Ausſicht auf eine präc tige Uniform, einige ehrgeizige Ermahnungen und ein weni Militärmuſik würden hingereicht haben, mich ganz nach B lieben zum Achill oder Cäſar zu machen.

Aber ich war verliebt.

Und nichts in der Welt hätte mich bewegen könne meinem Vater davon auch nur ein Wort zu ſagen; ſei einzige Antwort auf eine derartige vertrauliche Mittheilun wäre der Befehl geweſen, noch an demſelben Abende abz reiſen.

Aber ich hatte einen Onkel — und was für einen Onkel

Dieſer Mann war damals gerade ſo alt, als ich jetzt bin aber er war trotz ſeines Alters jung geblieben, nicht für ſich ſondern für Andere. Er liebte die Jugend und begriff ſie: ohne Mißgunſt war er überzeugt, daß man bei einem kränklichen Körper keine Erfolge mehr erringe und das Alter nicht immer nöthig iſt zur Weisheit. Dank ſeiner Herzensgüte und ſeines Verſtandes lebte er nur für das Glück Anderer. Vertraut mit all' den großherzigen Thorheiten, mit all' den edlen dummen Streichen der Jugend, war er Mitwiſſer und Beſchützer all' meiner Liebſchaften, all' meiner Schulden und all meiner Hoffnungen.

Ich ſuchte ihn auf.

— Beſter Onkel, redete ich ihn an, ich bin ſehr unglücklich.

— Ich wette zwanzig Louis, daß das nicht wahr iſt, gab er mir zur Antwort.

— Ach, Onkelchen, ſcherzen Sie nicht; Sie würden verlieren.

— Wenn ich verliere, ſo werde ich zahlen, und dies wird hinreichen, Dich zu tröſten.

— Nein, mein Onkel! Geld vermag meinen Kummer nicht zu lindern.

— Erzähle!

— Mein Vater hat mir mitgetheilt, daß ich zum Lieutenant des *** Regimentes ernannt ſei.

— Das iſt mir ein hübſches Unglück! Die prächtigſte Uniform, lauter adelige Officiere ...

— Aber ich will nicht Soldat werden, mein Onkel.

— Wie, Du willſt nicht Soldat werden? Sollte es Dir zufällig an Muth dazu fehlen?

— Das weiß ich nicht, mein Onkel; übrigens iſt es Niemand als eben nur Ihnen geſtattet, an mich eine ſolche Frage zu richten.

— Wohlan, mein junger Freund, mein tapferer Cid, warum willſt Du nicht Soldat werden?

— Weil ich mich verheirathen will.

— Ah!

— Hier hat man nicht nöthig, Ah und Weh zu ſchreien, mein Onkel; denn ich bin ganz ernſtlich verliebt.

— Heiliger Himmel! Und das nennſt Du ein Unglück, Undankbarer? Ich wollte, ich könnte noch verliebt ſein. Doch wer iſt denn der Gegenſtand einer ſo ſchönen Flamme?

— Ah, mein Onkel, ſie iſt ein Engel!

— Das weiß ich; der Gegenſtand unſerer Liebe iſt ſtets ein Engel! Später wirſt Du jedoch eine Frau mehr lieben. Doch auf welchen menſchlichen Namen hört denn dieſer überirdiſche Engel?

— Sie heißt Noémie, mein Onkel.

— Darnach frage ich Dich nicht. Noémie iſt genug für Dich; es iſt ein hübſcher Name. Ich aber will wiſſen, wer dieſer Engel iſt, welcher Familie er angehört; nach ſeinem Familiennamen frage ich Dich.

— Es iſt Fräulein Amelot, mein Onkel.

— Zum Teufel! Die iſt noch beſſer als ein Engel.

Eine große, ſchlanke Brunette mit ſammetſchwarzen Augen: Der Gegenſtand Deiner Neigung gefällt mir.

— Ah, mein Onkel, und ihre Seele, wenn Sie ihre Seele kennen würden!

— Ich weiß, ich kenne das ... »Et tu es payé de retour?« wie man ehemals geſagt. Spricht man auch heute noch ſo?

— Ich weiß es nicht, mein Onkel.

— Wie, unwürdiger Neffe, Du weißt es nicht? Du biſt täglich in ihrem Hauſe und weißt nicht, ob Du wieder geliebt wirſt?

— Sie weiß nicht einmal, daß ich ſie liebe, mein Onkel.

— Ach, was das betrifft, mein ſchöner Neffe, ſo täuſcheſt Du Dich gewaltig. Du verſtehſt nichts davon. Sie wußte es wenigſtens eine Viertelſtunde früher als Du ſelbſt es gewußt.

— Alles, was ich weiß, mein Onkel, iſt, daß ich mich tödten werde, wenn ſie nicht die Meinige wird.

— Oh! oh! Mein theurer Neffe, es iſt viel Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie nicht die Deinige wird. Dein Vater iſt bei Weitem reicher als der ihrige und deshalb wird er ſie ſeinem Sohne nicht zur Gattin geben wollen.

— In dieſem Falle weiß ich, was ich zu thun habe, mein Onkel.

— Das wollen wir ſehen; aber mache nur keine Dummheiten und höre mich an.

— Ja, mein Onkel.

— Wohlan, Du wirſt einſehen, daß Du Dich nicht in einem Alter von zwanzig Jahren verheirathen kannſt.

— Und warum nicht?

— Weil ich es nicht haben will und ohne mich dieſe Heirath nicht zu Stande kommen kann.

— O mein lieber, guter, kleiner Onkel …

— Höre mich an, junger Tollkopf. Wenn das Mädchen Dich liebt, wenn ſie verſpricht, auf Dich drei Jahre warten zu wollen …

— Drei Jahre, Onkelchen!

— Räſonnire nicht, oder ich verlängere ſie auf vier Jahre. Wenn ſie verſpricht, drei Jahre auf Dich zu warten, ſo wirſt Du zum Regimente gehen.

— Wie, mein Onkel?

— Aber nicht nach Clermont; ich werde Dich zu einem Regimente bringen, das in der Nähe von Paris in Garniſon liegt, und in jedem Vierteljahre bis zum erſehnten Momente wirſt Du hieher zum Beſuch kommen.

— Das iſt ganz gut, mein Onkel; wie aber ſoll ich erfahren, ob ſie mich liebt?

— Wie Du das erfahren ſollſt? Nichts leichter als das! Du mußt ſie fragen.

— Ach, mein Onkel, das wage ich nicht!

— Nun, dann gehorche Deinem Vater und packe Deine Sachen.

— Aber, Onkelchen, Sie wiſſen gar nicht, wie dies Mädchen iſt; ſchon hundert Mal habe ich ihr ſagen wollen, daß ich ſie liebe; ich habe meine Schüchternheit verflucht und mir ſchon tauſend Mal darüber den Kopf zerbrochen; ich habe meine Herzensergießungen auswendig gelernt, ich habe Briefe an ſie geſchrieben, aber, bah! als der Augenblick zu reden erſchien, erſtickte mich ſchon das erſte Wort und ich ſprach von andern Dingen. Ihr Blick iſt ſo ſanft und doch auch ſo ſtreng; ich hielt es für unmöglich, daß ſie jemals einen Mann lieben könne, und darum ſprach ich ſtets von etwas Anderm. Mit den Briefen ging es mir noch ſchlimmer: in dem Augenblick, wo ich ihr dieſelben geben wollte, kamen ſie mir ſo einfältig vor, daß ich ſie in tauſend Stücke zerriß.

— Doch jetzt, mein Junge, mußt Du Dich entſchließen. Dein Vater hat Dir nicht Alles geſagt; wenn er Dich nach Clermont ſchickt, ſo geſchieht es, weil der Oberſt des Regiments ſein Freund iſt und weil dieſer Oberſt eine Tochter hat, die Dir beſtimmt iſt: das iſt eine reiche und angemeſſene Parthie. Aber ... ich weiß, daß Alles das nichts iſt, wenn man liebt. Verliebt zu ſein iſt im Grunde eine große Thorheit, allein ich ſelbſt würde betrübt ſein, wenn ich dieſe Thorheit nie begangen hätte; nur Pfaffen und Schulfüchſe zittern vor ſolchen Thorheiten. Ich weiß recht gut, die Alten nennen das Illuſionen, aber wer weiß, ob ſie nicht ſelbſt Illuſionen haben. Die Brille, welche die Gegenſtände verkleinert, Dich, ſo mußt Du ihr Alles zum Opfer bringen; das im Grunde thöricht, aber auch gut und man muß es th aber Du mußt auch wiſſen, daß ſie Dich wirklich liebt, die Gelegenheit, dies zu erfahren, iſt excellent. Man d daran, ſie zu verheirathen. Dieſe Idee ſchon, mein wer Neffe, läßt Dich erbleichen; Du möchteſt Deinen abſcheulic Rival Deinem Degen gegenüber haben, nicht wahr? Nun, bemühe Dich, der ſchönen Noémie gegenüber nur halb ſo Muth zu zeigen. Man beabſichtigt, ſie zu verheirathen, biſt reicher als ſie, aber der Mann, den man ihr beſtimmt iſt noch vermögender als Du; zudem beſitzt er einen Ti iſt auch ein gleich fertiger Ehemann, deſſen Hochzeitsgeſche ſchon bereit liegen, während man auf Dich erſt warten Suche Noémie auf, ſage ihr, daß Du ſie liebſt, und we ſie es auch ſchon weiß, ſo mußt Du es ihr nichtsde weniger noch ein Mal ſagen; frage ſie, ob ſie Deine Zärtl keit theile, und bitte ſie, denn ſie muß Dich lieben, morbl Du biſt jung, hübſch und geiſtreich, bitte ſie alſo, daß Dir ſchwöre, auf Dich drei Jahre zu warten, und daß auch mir dies ſchriftlich verſichere; ihren Brief werde ich a bewahren. Dann verhindere ich die bewußte Heirath; verſchaffe Dir einen Platz in einem andern Regimente u in drei Jahren verheirathe ich Dich trotz Deinem Vater, t dem Teufel, trotz Allem.

— Mein Onkel, eine Idee!

— Ich werde ihr ſchreiben.

— Das mache ganz wie Du willſt.

Ich verließ meinen Onkel und entwarf meinen Brief; dies war keine ſchwierige Arbeit, denn ich hatte ihr bereits hundert Mal geſchrieben, allein ihr den Brief zu geben, das war das Fatale. Da ich indeſſen keine Zeit zu verlieren hatte, ſo entſchloß ich mich kurz; ich kaufte ein Bouquet gelber Roſen und da hinein verſenkte ich mein Billet. Das iſt vielleicht albern, aber ich erinnere mich deſſen noch ganz genau.

Nach dem Geſtändniß meiner Liebe beſchwor ich ſie, mir ihre Gegenliebe zu ſchenken und mich drei Jahre lang zu erwarten; ich bat ſie, falls ſie einwillige, am Abend eine meiner gelben Roſen am Gürtel zu tragen, dann würde ich es wagen, ihr zu entdecken, was ſie zur Begründung meines Glückes — noch wagte ich nicht *unſeres* Glückes zu ſagen — thun müſſe.

— Ah! Sie verbargen das Billet in dem Bouquet? unterbrach ihn Madame de Lorgerel.

— Ja, Madame!

— Und nachher?

Am Abende trug Noémie keine Roſe an ihrem Gürtel. Ich wollte mich tödten, aber mein Onkel führte mich mit Gewalt nach Clermont, blieb daſelbſt zwei Monate, miſchte ſich unter die jungen Officiere, ſuchte mich zu zerſtreuen und mir zu beweiſen, daß Noémie mich nie geliebt habe.

ich mich verſpätet.

— Die Frauen wünſchen von Jedermann geliebt zu werden, aber ſie ſelbſt lieben nicht Jedermann.

Endlich hatte ich ſie beinahe vergeſſen; ſpäter heirathete ich die Tochter meines Oberſten, die ich im achten Jahre unſerer Ehe verlor, und ſeitdem ſtehe ich ganz allein, denn mein Onkel iſt längſt todt. Aber glauben Sie, daß ich noch jetzt zuweilen an Noémie denke, denn noch immer ſehe ich ſie als junges ſiebzehnjähriges Mädchen mit braunem Haar und, wie mein Onkel ſich ausgedrückt, ſammetſchwarzen Augen, während ſie heute ſchon eine gute alte Dame ſein muß.

— Sie wiſſen wohl nicht, was aus ihr geworden iſt?

— Nein.

— Aber Ihr Name iſt doch nicht Descoudraies?

— Nein, das iſt der Name des Gutes, das ich von meinem Onkel geerbt habe; mein Name iſt Edmund von Altheim.

— Iſt das wahr?

— Natürlich!

— Nun werde ich Ihnen ſagen, was aus Noémie geworden iſt.

— Wie?

— Noémie liebte Sie ...

— Aber die gelbe Roſe ...

darauf mußte ſie auf den Wunſch ihres Vaters ſich mit Herrn de Lorgerel vermählen.

— Herrn de Lorgerel?

— Ja, Herrn de Lorgerel, deſſen Wittwe ich bin.

— Wie ... was ... Sie ſind Noémie Amelot?

— Leider! Ja, ich bin Noémie Amelot, wie Sie Edmund von Altheim ſind oder vielmehr nicht mehr ſind.

— Mein Gott! wer hätte glauben ſollen, daß wir uns einſt nicht mehr erkennen würden!

— Und uns ſpäter zu nichts weiter als einer Parthie Trictrac zuſammen finden würden. Iſt's nicht ſo?

— Aber das Bouquet?

— Das Bouquet, hier iſt es, ich habe es ſtets aufbewahrt.

Und Madame de Lorgerel nahm aus einem Schranke ein kleines Käſtchen von Ebenholz, öffnete daſſelbe und zog ein verwelktes Bouquet daraus hervor. Sie zitterte.

— Machen Sie es auf, machen Sie es auf, bat Herr Descoudraies.

Sie löſete es auf und fand jenes Billet, das zweiundvierzig Jahre verborgen darin lag.

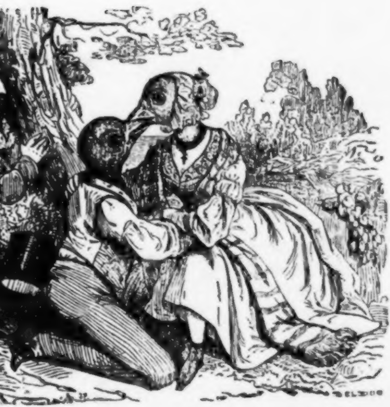
Beide blieben ſtumm. Ich wollte mich entfernen, auch Herr Descoudraies erhob ſich. Madame de Lorgerel ergriff ſeine Hand.

ſollen, wie wir. Vermeiden wir das Lächerliche bei einem edlen Gefühle, welches vielleicht für den Reſt unſeres Daſeins unſer Glück begründet.

Seit dieſer Zeit verlaſſen der alte Herr Descoudraies und die alte Frau de Lorgerel ſich nicht mehr: Beide beſeelt ein Gefühl, desgleichen ich nie geſehen. Sie durchleben aufs Neue alle Einzelheiten ihrer Liebe, die ſie ſich nie erklärt hatten, ſie haben ſich tauſend Dinge zu erzählen, ſie lieben ſich »retroſpectivement« und möchten ſich gern noch heirathen, aber ... ſie wagen es nicht mehr.

Mar

Frau! He



nn (hinter dem Baume). Teufel, das iſt ja meine
da, junger Mann! Hier wird nicht geſchnäbelt!

Naturgeſchichte der Jeſuiten.

Rathe einmal, lieber Leſer, was ein Jeſuit iſt? Ein Schutzengel des Landes? Nein! Ein Protector der Cultur? Non! Ein Hort der Humanität? Niente! Ein Schirm des Lichts? Ne! Ein Fahnenträger der Wahrheit? Ei bewahre! Ein Vertheidiger des Rechts? Laſſ' Dich nicht auslachen! Ein Stab der Liberalität? Warum nicht gar! Ein Anwalt der geſetzlichen Ordnung? Du Spötter! Ein Freund der Legitimität? Du Spötter aller Spötter! Ein Leuchtthurm der Toleranz? Ungeheure Ironie und unendliche Wehmuth! Ich will es Dir ſagen: Jeſuiten ſind Thiere und was für Thiere? Gar gute fromme, nützliche Thiere.

Das Jeſuitenthum läßt ſich wie das Thierreich in folgende ſechs Claſſen eintheilen:

1) In Säugethier-Jeſuiten, in ſolche, die lebendige

ingen. 1) In Jeſuiten-Thiere mit zwei Händen, welche
ifrecht gehen. 2) In Jeſuiten-Thiere, welche auf allen
ieren kriechen. 3) In Jeſuiten-Thiere mit hakenförmigen
rallen. 4) In Jeſuiten-Thiere mit beſondern Decken ſtatt
r Haare. 5) In Jeſuiten-Thiere mit ſcheinbaren Flügeln.
In ratzenartige Jeſuiten-Thiere. 7) In reißende Jeſui-
ı-Thiere. 8) In behufte Jeſuiten-Thiere. 9) In zwei-
ſpalten-klauige Jeſuiten-Thiere. 10) In Ungeheuer. 11)
ı ſäugende Amphibien und 12) in Wallfiſche.

Zur erſten Ordnung gehört der Menſch. Zur zweiten
hören unter Andern die Affen, Paviane und Meerkatzen.

Nicolai ſagt in ſeiner Naturgeſchichte Seite 133: »Sie
en in den heißeſten Himmelsſtrichen, in Höhlen und in
lſen. Sie leben in großen Geſellſchaften zuſammen, rauben
d plündern mit einander, nähren ſich von Früchten und
ewürmen, freſſen aber kein Fleiſch. Sie ſind geil, zornig,
uthwillig, tückiſch und neugierig; ihre Jungen lieben ſie
r, ſie tragen auch zuweilen Kinder fort, ohne ihnen zu
aden (???).«

Zu der dritten Ordnung gehören die Faulthiere und
neiſenbären.

Nicolai ſagt Seite 135: »Das Faulthier hat einen
nden Kopf, kurze Schnauze, ſtumpfe Zähne, kurze Füße,

Wenn es auf einem Baume iſt, ſo frißt es den ganzen Baum ab.«

Zur vierten Ordnung gehören entweder ſolche, welche Stacheln haben: als der Igel und das Stachelſchwein, oder ſolche, welche Schuppen haben, wie das formoſaniſche Teufelchen, oder ſolche, welche hornartige Schilde haben.

Vom Igel ſagt Nicolai Seite 136: »Er lebt in der ganzen alten Welt; er geht des Nachts auf ſeinen Raub aus. Wenn er von einem Feinde angegriffen wird, ſo rollt er ſich zuſammen, daß ihm kein Thier etwas anhaben kann.«

Zur fünften Ordnung rechnet man die Fledermäuſe und Vampire.

Von der Fledermaus ſchreibt Nicolai Seite 137: »Die Fledermäuſe finden ſich in ganz Europa und nähren ſich von allerlei Inſekten (in — Sekten) und von Speck. Am Tage halten ſie ſich in alten Mauern und Felſen verſteckt, und am Abende fliegen ſie aus.«

Zur ſechſten Ordnung gehören unter Andern: die Ratten, Mäuſe, Marder und Vielfraße.

Vom Vielfraße ſchreibt Nicolai Seite 143: »Seine Größe und Geſtalt iſt wie ein kleiner Hund, ſeine Farbe iſt ſchwarz. Er geht des Nachts auf ſeine Beute aus.«

Zur ſiebenten Ordnung gehören unter Andern: der Bär, der Wolf, die Hyäne, das Tigerthier, der Leopard u. ſ. w.

er in einen Schafſtall, ſo erwürgt er Alles. Dabei iſt er ſehr liſtig. Gehörnte Thiere fällt er nur von hinten an; dabei iſt er furchtſam und flieht wenn er Widerſtand findet. Die Menſchen ſuchen ihn immer mehr auszurotten.«

Zur achten Ordnung gehören unter Andern: das Roß und der Eſel.

Zur neunten Ordnung gehören: das Trampelthier, der Ochs, das Elennthier, das Schwein.

Vom Schweine ſchreibt Nicolai S. 156: »Das Schwein iſt auf der ganzen Erde verbreitet, iſt ſehr dumm, unreinlich, ſehr gefräßig und wird leicht ſo fett, daß es nicht gehen und ſtehen kann.«

Zur zehnten Ordnung gehören die Ungeheuer.

Nicolai ſchreibt S. 157: daß ſie ſich durch ihren ſtarken plumpen Körper und durch ihre kurzen Beine auszeichnen.

Zur eilften Ordnung gehört der Seehund, der Seebär, das Wallroß u. ſ. w.

Vom Seebär ſchreibt Nicolai S. 161: »Der Seebär geht aus einer Gegend in die andere. Ein Männchen hat oft 50 Weibchen. Sie kämpfen mit einander, beſonders um der Weibchen willen. Sie ſollen in der Gefangenſchaft Thränen vergießen.«

Zur zwölften Ordnung gehört der Wallfiſch.

Sie haben alle zwei Beine, rothes warmes Blut, einen Schnabel, keine Haare, aber Federn, und legen Eier, welche ſie ausbrüten, woraus ſpäter kleine Jeſuitchen hervorkriechen.

Die Jeſuitenvögel zerfallen in 9 Ordnungen: 1) In Raubvögel, 2) in leichtſchnäbliche Jeſuitenvögel, 3) in ſpechtartige Jeſuitenvögel, 4) in ſchwimmende Jeſuitenvögel, 5) in Sumpfvögel, 6) in laufende Jeſuitenvögel, 7) in hühnerartige, 8) in krähenartige und 9) in ſingende Jeſuitenvögel.

Zur erſten Ordnung gehören unter Andern die Geier, die Eulen, die Neuntödter oder Würger.

Vom Greifgeier ſchreibt Nicolai S. 169: »Die Einwohner müſſen ihre Kinder ſorgfältig in Acht nehmen, daß er ſie nicht raubt.« Vom Lämmergeier ſagt er: »Er lebt in der Schweiz und ſoll kleine Kinder anfallen.« Von der Eule heißt es S. 170: der Schnabel iſt ſehr gekrümmt und die Klaue ſehr ſcharf; ſie ſcheuet das Licht und läßt ſich blos des Nachts ſehen, ſelten am Tage. Sobald ſie ſich ſehen läßt, ſo fliegen die andern Vögel mit Geſchrei um ſie herum und berupfen ſie. Sie hält ſich in alten Gemäuern auf.

Zur zweiten Ordnung gehören auch die Papageien.

Nicolai ſagt von ihnen S. 171: »Sie ſollen oft über hundert Jahre alt werden und es giebt wohl 90 Arten von ihnen.«

Rothſpecht. Die Spechte ſpielen in alle Farben hin.

Zur vierten Ordnung gehören unter Andern der Sturmvogel, die Kropfgänſe und die Möven.

N. ſagt vom Sturmvogel Seite 175: »Wenn er ſich den Schiffen nähert und um dieſelben herumfliegt, ſo vermuthet man Sturm.« Vom Pelikan ſchreibt er: »Er hat kurze Beine und einen langen Hals. Er iſt faſt unerſättlich und heißt deshalb auch Vielfraß. Seine Stimme iſt wie die eines Eſels.« Von den Möven heißt es: »Sie ſind auf dem Rücken ſchwarz und am Kragen weiß und finden ſich oft in ganzen Schaaren von 200 bis 300 und machen ein ſtarkes Geſchrei, wenn ſich ein Ungewitter naht. Sie ſind gefräßig und verſchlingen auch Knochen.«

Zur fünften Ordnung gehören u. A. Der Kranich, der Storch ꝛc.

Vom Kranich ſchreibt Nicolai S. 176: »Einer ſoll des Nachts Schildwache halten, damit die Andern ſicher ſchlafen können. Bei ihren Zügen beobachten ſie eine Winkelform, ſo daß die Anführer wechſeln.«

Zur ſechſten Ordnung gehören: der Strauß, der Kaſuar, der Dudu (Du! Du!).

Vom Strauß ſchreibt Nicolai S. 178: »Wenn ihm die Gelegenheit zum Fliehen benommen iſt, ſo ſoll er ſeinen Hals in einen grünen Strauch oder ſonſt in ein Loch ſtecken, daß es ſcheint, als wenn er ſich nun verborgen glaube.«

Zur ſiebenten Ordnung gehört: der Truthahn, das Haſelhuhn u. ſ. w.

Vom Haſelhuhn ſchreibt Nicolai S. 181: »Es kann ſehr geſchwind laufen, iſt furchtſam und verſteckt ſich gern vor den Nachſtellern.«

Zur achten Ordnung gehören u. A. der Rabe, die Krähe, die Dohle, die Elſter, der Pfingſtvogel u. ſ. w.

Nicolai ſchreibt vom Raben, Seite 183: »Der Rabe iſt ſehr bekannt, ſchwarz, ſchreit cras, cras*) und nährt ſich von Aas. Sie haben einen ſehr ſcharfen Geruch.« Von den Krähen heißt es: »Sie ſind unter einander verträglich, daher auch das Sprichwort: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.«**) Von den Dohlen ſagt er: »Sie halten ſich vorzüglich auf Kirchthürmen auf und niſten daſelbſt. Sie tragen gern kleine Dinge, z. B. Geld fort und verbergen ſie in Schlupfwinkeln.«

Zur neunten Ordnung gehören die Dompfaffen, Meiſen ꝛc.

Vom Dompfaffen ſchreibt Nicolai S. 186: »Er iſt von gräulicher Farbe, mit ſchwarzen Flecken und weißen Streifen.«

Von den Meiſen ſagt er S. 189: »Sie freſſen auch Aas und ſind gefährlich in Stuben zu halten, weil ſie kleinen Kindern die Augen aushacken.«

---

*) Morgen, morgen, (nur nicht heute). Anm. d. S.

**) Oder: Ein Jeſuit läßt auf den andern nichts kommen. Anm. d. S.

Zur dritten Claſſe des Thierreichs und Jeſuitenthums
ören die Amphibien.

Sie haben **kaltes Blut**, ein Herz nur mit einer
mmer und eine Lunge, womit ſie Athem holen können.
e können auf dem Waſſer und auf dem Lande leben.
att der Knochen haben ſie meiſt nur Knorpeln. Die Zähne
meiſt ſpitzig ꝛc. ꝛc.

Die Jeſuiten-Amphibien theilt man in zwei Ordnungen:
in kriechende und 2) in ſchleichende.

Zur erſten Ordnung gehören unter Andern: die Fröſche
Kröten, die Eidechſen, das Krokodil, das Chamaleon,
Salamander u. ſ. w.

Nicolai ſagt von den Schildkröten S. 191: »Sie wer-
ſehr alt und haben ein ſo zähes Leben, daß ſie noch eine
lang leben, wenn ihnen auch der Kopf abgeſchnitten iſt.«

Von den Rieſenſchildkröten heißt es S. 192: »Ihr
ild iſt ſo ſtark, daß mehrere Perſonen darauf ſtehen können.
haben nicht drei beſondere Herzen, wie Einige glauben,
ern ihr Herz iſt nur in beſondere Fächer eingetheilt, die
mit einander Gemeinſchaft haben.«

Von den Kröten ſchreibt er: »Sie kriechen des Abends
den Wegen herum, zeigen ſich beſonders nach Regen und
en einen kriechenden Gang.«

Vom Krokodil heißt es auf S. 193: »Es ſoll, ſo lange
lebt, beſtändig wachſen und immer größer werden. Es
einen ſehr großen Rachen, ſehr große, ſcharfe Zähne und

iſt auch mit ſcharfen Klauen bewaffnet. Es iſt dem Menſchen ſehr gefährlich.«

Ueber das Chamäleon wird geſagt S. 194: »Es verändert ſeine Farbe, wenn es zornig iſt. Merkwürdig ſind ſeine Augen, von welchen es jedes nach einer beſondern Richtung hinwenden kann.«

Zur zweiten Ordnung, zu den ſchleichenden Jeſuiten-Amphibien, gehören die Schlangen, als da ſind: die Vipern, die Nattern, Klapperſchlangen, Blindſchleichen u. ſ. w.

N. ſchreibt von der Rieſenſchlange Seite 197: »Eine Art Rieſenſchlange kann die größten Thiere tödten, ſie ſchlingen ſich um den Leib und die Füße herum, daß die Thiere nicht fortkönnen, und ſaugen ihnen das Blut aus. Sie werden von mancher Nation göttlich verehrt.«

Von der Klapperſchlange heißt es: »Sie legt ſich unter die Bäume und tödtet ſchon durch ihren Hauch, oder wie Andere meinen, durch ihren Anblick.«

Die Fiſche bilden die vierte Claſſe des Thierreichs und Jeſuitenthums.

Die Fiſche haben ebenfalls rothes kaltes Blut und ‚ein gewaltig zähes Leben.

Die Jeſuiten-Fiſche zerfallen in ſechs Ordnungen: 1) in Knorpelfiſche ohne Kiemendeckel, 2) in Knorpelfiſche mit Kiemendeckel, 3) in Kahlbäuche, 4) in Halsfloſſer, 5) in Bruſtfloſſer und 6) in Bauchfloſſer.

Zur erſten Ordnung gehören unter Andern: die Neunaugen, die Rochen, die Hai- und Säge-Fiſche.

N. ſchreibt von den Neunaugen S. 201: »Sie ſaugen ſich feſt an; ſie ſind ſchwer zu verdauen u. ſ. w.«

Von den Haifiſchen ſagt er S. 202: »Sie haben einen ſehr großen Rachen und ſehr weiten Schlund; der Bauch hat oft 14 Ellen im Umfang.«

Zur zweiten Ordnung werden die Störe, Hauſen und Panzerfiſche gezählt.

Von den Stören ſchreibt N. S. 203: »Sie vermehren ſich ungemein ſtark.«

Zur dritten Ordnung gehören die Muräne, die Aale, Zitteraale.

Vom Aal ſagt N. S. 204: »Er hat ein zähes Leben.«

Zur vierten Ordnung gehören die Stockfiſche, Quappen u. ſ. w. N. ſchreibt von den Quappen S. 205: »Sie haben einen breiten Kopf und ein weites Maul. Sie nähren ſich von andern Fiſchen und vermehren ſich ſehr ſtark.«

Zur fünften Ordnung zählt man die Sauger, Stichlinge, Barben u. ſ. w.

Vom Stichling ſchreibt N. S. 206: »Sie finden ſich in großen Schaaren in Europa.«

Zur ſechſten Ordnung gehören: die Steinbeißer, die Hechte, Fliegfiſche u. ſ. w.

Vom Hecht heißt es S. 208: »Er iſt ein ſtarker Raubfiſch, er ſchont ſein eigenes Geſchlecht nicht. Er hat ein breites Maul, einen weiten Rachen, ſcharfe Zähne und Schuppen.«*)

Die Inſekten bilden die fünfte Klaſſe des Thierreichs und des Jeſuitenthums.

Von den Inſekten im Allgemeinen berichtet N. S. 210: »Sie ſind meiſtentheils mit einem Harniſch umgeben, der ihren Körper beſchützt. Einige haben einen Saugrüſſel, einige haben Freßzangen, einige haben Stacheln, womit ſie ſich gegen ihre Feinde vertheidigen. Ihre Verwandlung iſt bewundernswerth und geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Einige haben gleich anfangs die Geſtalt, die ſie bis an's Ende ihres Lebens behalten, andere haben eine dreifache Verwandlung. Sie kriechen als Larven aus den Eiern heraus,**) haben keine Flügel, nähren ſich und wachſen. Sie häuten ſich einige Male und verwandeln ſich dann in eine Puppe und liegen eine Zeitlang gleichſam in einem Schlafe.***) Nach einiger Zeit kommt erſt das rechte Thier hervor.

Die Jeſuiten-Inſekten zerfallen in ſieben Ordnungen: 1) In Inſekten mit ganzen Flügeldecken, 2) Inſekten mit halben Flügeldecken, 3) in Schmetterlinge, 4) Inſekten mit netzförmigen Flügeln, 5) Inſekten mit vieraderigen Flügeln, 6) Inſekten mit zwei Flügeln, 7) Inſekten ohne Flügel.

---

*) Vor den Augen! Anm. d. S.

**) Das heißt: Anfangs ſind ſie verlarvt.

***) Dies iſt aber blos ein Puppenſpiel.

Zur erſten Ordnung gehören unter vielen Andern: der Miſtkäfer, Johanniskäfer, Speckkäfer, Kümmelkäfer, die Todtengräber.

Vom Speckkäfer ſchreibt N. S. 214: »Er ſowohl, als ſeine Larve thut vorzüglich den Büchern viel Schaden.*)

Vom Kümmelkäfer heißt es S. 215: »In Gefahr ziehen ſie die Glieder ein und liegen wie todt.«

Vom Springkäfer ſagt er S. 216: »Er iſt ſchwarz mit weißen Punkten. Er findet ſich auf Viehweiden.«

Zur zweiten Ordnung zählt man die Schaben, die Wanzen, die Heuſchrecken und Blattläuſe.

Von den Schaben ſagt N. S. 217: »Sie laufen ſehr ſchnell und fliehen, ſobald man ſich denſelben mit Licht nähert. Sie halten ſich nur an dunkeln Orten auf, und haben ſich jetzt ſehr verbreitet.«

Von den Heuſchrecken heißt es S. 218: »Sie haben Köpfe wie Pferdeköpfe geſtaltet. Sie kommen oft ſchaarenweiſe, ſo daß ſie die Sonne verdunkeln.**) Sie bedecken Wieſen und Felder und verzehren alles Grün oft in einer Nacht, und wenn ſie ſterben, ſo verpeſten ſie durch ihren Geruch die Luft.«

---

*) Mithin auch den Schriftſtellern.

**) Mithin auch das Licht.

Von den Wanzen ſagt N. S. 219: »Sie vermehren ſich beſonders an ſolchen Orten, wo Unreinigkeit herrſcht. Bis jetzt kennt man noch kein ſicheres Mittel, ſie zu vertreiben, wenn ſie ſich einmal eingeniſtet haben.«

Zur dritten Ordnung gehören die Schmetterlinge. Die Jeſuiten-Schmetterlinge zerfallen wiederum in drei Unterordnungen. 1) In Tagvögel (welche bei Tag ausfliegen). 2) In Abendvögel, welche ſich nur des Abends, und 3) in Nachtvögel, welche ſich nur des Nachts ſehen laſſen.

Zur erſten Unterordnung: z. B. der große und der kleine Fuchs, der Trauermantel, zur zweiten der Todtenkopf und Wolfsmilchſchmetterling, zur dritten die Spinnen, Seidenvögel u. ſ. w.

Von den Seidenvögeln ſagt Nic. S. 224: »Im Anfange ſind ſie ſehr klein und ſchwarz. Sie ſpinnen Seide.«

Zur vierten Ordnung der Jeſuiten-Inſekten gehören u. A. die Libellen und das Uferaas.

Zur fünften Ordnung zählt man u. A. die Schlupf- und andere Wespen.

Zur ſechſten Ordnung gehören die verſchiedenen Arten von Bremſen und Fliegen.

Zur ſiebenten Ordnung rechnet man u. A. die Spinne, die Tarantel, den Scorpion, den Krebs ꝛc.

Von den Spinnen ſchreibt Nic. S. 234: »Sie machen ſich zu ihrer Nahrung und zum Fangen der Inſekten ein künſtliches Gewebe und wenn daſſelbe verletzt wird, ſo beſſern ſie es wieder aus.«

Die Würmer bilden die ſechſte Claſſe des Thierreichs und Jeſuitenthums.

Von den Würmern im Allgemeinen ſchreibt Nicolai S. 236: »Die Meiſten halten ſich an ſumpfigen Orten und in faulenden Dingen auf. Ein unzähliges Heer derſelben iſt unſern Augen verborgen und uns noch unbekannt.«

Die Jeſuiten-Würmer theilt man in fünf Ordnungen, 1) in ſolche, welche keine äußern Gliedmaßen haben; 2) in ſolche, welche Gliedmaßen haben; 3) in Conchylien; 4) in Corallen und 5) in Pflanzenthiere.

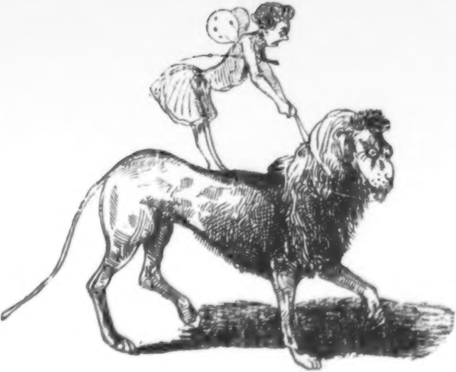
Zur erſten Ordnung gehören die Nerven-, Regen- und Bandwürmer und Blutegel.

Vom Bandwurm ſchreibt Nicolai S. 238: »Wenn ein Glied von dem andern getrennt wird, ſo wächſt es zu einem eigenen Wurme. Sie ſind für Menſchen und Thiere ſehr gefährlich und verurſachen viele Qualen. Man hat ſchon ſehr große abgetrieben.«

Vom Blutegel heißt es S. 238: »Ihr Maul iſt zum Blutſaugen eingerichtet. Wenn ſie ſich angeſogen haben, ſo laſſen ſie nicht eher ab, als bis ſie vom Blute ganz dick ſind.«

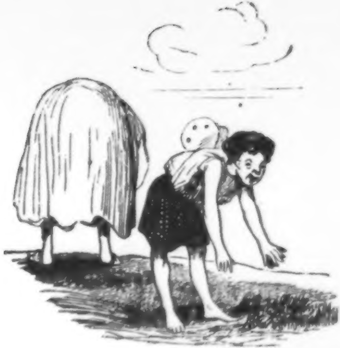
Ein Capitel aus der Götterlehre.

Demoiſelle Venus, Göttin der Schönheit und Putzmacherin des Olymps, verliebte ſich zuerſt in Mars, weil er der Muthigſte, dann in Apollo, weil er der Schönſte, und zuletzt in Vulcan, weil er der Häßlichſte war. Mit Letzterem erzeugte ſie Amor, den kleinen Gott der Liebe und den größten Schlingel der heidniſchen Götterlehre, den Papa Jupiter gleich nach der Geburt in die Verbannung ſchickte. Venus hielt den Knaben in den Wäldern der Inſel Cypros verſteckt, wo er von wilden Thieren großgeſäugt wurde. Der kleine Schelm



bezähmte die Löwen, die Tiger, die Leoparden und andere wilde Beſtien, die, von ſeinen Pfeilen getroffen, ſanftmüthig wie Schafe und noch geduldiger als Eſel und Ehemänner wurden.

Eines Tages, als der kleine Schelm, begleitet von ſeiner Mama, auf einer mit Blumen emaillirten Wieſe ſpazieren ging, brüſtete er ſich, in fünf Minuten mehr Blumen zu pflücken, als ſeine ehrwürdige Mutter in einer Stunde. Mutter und Sohn fingen zu pflücken an.



Amor hätte den Preis davon getragen, wäre die Nymph Periſtere nicht herbeigeeilt, um der Mutter Venus die Schürz zu füllen. Der wüthende Cupido verwandelte die unglüc liche Nymphe in eine Taube.

Die Viſitenkarten am Spiegel.

Ich ſchlief und träumte von Pflaumenkuchen, Preßfreiheit, Forellen, Toleranz, Backfiſchen, und andern Lieblingsgerichten. Plötzlich reißt mich ein wildes, verworrenes Geräuſch aus den Armen des Schlafes. Ich glaubte mich durch irgend eine wunderthätige Fee in die Kammer der Deputirten verſetzt, zehn Stimmen erhoben ſich zu gleicher Zeit und eine überſchrie die andere. Um mir Licht zu verſchaffen, ſtand ich auf, machte Feuer und wollte ſehen, was in meinem Zimmer vorgehe. Sonderbar, ich ſah keine Seele und vernahm deſſenungeachtet ein Dutzend contraſtirender Stimmen.

Zufällig werfe ich einen Blick nach dem Spiegel. Himmel, was ſehe ich da? das Spiegelbild einer Revolution. Höre, was hier losging:

In dem Rahmen meines Trimeau ſtecken wohl über 300 Viſitenkarten von Männern und Frauen aus allen Stän-

n. Dieſe Karten bilden mein Stammbuch, der bloße
ame des Freundes iſt mir hinreichend. Mache ich des
orgens meine Toilette vor dem Spiegel, ſo ſehe ich meine
önner, Freunde, Verwandte und Bekannte aus allen Län-
rn und Städten, in welchen ich gelebt habe, verſammelt
r mir. Faſt an jeden Namen knüpft ſich ein Heer bunter
innerungen; mit dem Einen habe ich gelacht, mit dem
dern geweint, Dieſer hat von mir, von Jenem habe ich
n Balſam des Troſtes erhalten. So rufen dieſe Namen
entſchlaſene Vergangenheit aus ihrem Grabe herauf, ſie
ht dann lebendig vor mir — ein vielbewegtes Panorama
t tauſend Licht- und Schattenſeiten. Aus dieſem Grunde
ſten mir meine Viſitenkarten die angenehmſte Geſellſchaft,
rum ſind ſie mir lieb und theuer.

Lange lebten dieſe Karten friedlich beiſammen. Man ge-
ahrte hier keine Abſonderung der Stände, keinen Kaſten-
d Cliquen-Geiſt. Wahrlich, es herrſchte eine bewunderns-
ertbe Gleichheit unter ihnen. Hier hing ein Adeliger und
cht neben ihm ein Bürgerlicher. Da ſaß ein Jude und
eben ihm ein Chriſt in der Klemme. Dort logirte ein Ci-
liſt und neben ihm ein Militair. Die göttliche Harmonie
and um ſie Alle das goldne Band der Eintracht, und Friede
d Ruhe waren die ſüßen Früchte dieſer Einigkeit.

Geſtern Nacht ging aber der Teufel los. Die Viſiten-
arte einer Sängerin wollte nicht neben der Viſitenkarte eines
ournaliſten ſitzen, der jener Primadonna lange Zeit aufſäßig
geweſen war.

der Sängerin und gab der Journaliſten-Karte einen ſolchen Rippenſtoß, daß ſie in Ohnmacht fiel. Dies Beiſpiel ermunterte auch die andern Karten zum Aufruhr. Ein Taſchenſpieler wollte keinen Lottoeinnehmer neben ſich dulden, ein katholiſcher Pfarrer wollte keinen Juden in ſeiner Nähe haben, ein Nabob verdrängte einen armen Teufel, ein Hauptmann lehnte ſich gegen einen Hofrath auf, ein hoher Staatsbeamte hob einen Zeitungsſchreiber aus dem Sattel, ein Schellingianer kam mit einem Hegelianer in Colliſion, ein Obriſtlieutenant choquirte einen Studenten, ein Muſikdirector verſuchte einen Theater-Intendanten unterwürfig zu machen — kurz eine Viſitenkarte erhob ſich immer gegen die andere.

»Wozu braucht man Journaliſten auf der Welt?« rief die Karte der Sängerin. »Was nützt eine Sängerin?« fragte der Zeitungsſchreiber. »Den Federfuchſern ſollte man die Schreibefinger confiſciren« ſchrie ſie. »Den Sängerinnen ſollte man die Kehlen plombiren,« ſchrie er. Die Karte der Sängerin kratzte ihrer Feindin vorläufig die Augen aus.

»Dieſer Lotterie-Collecteur pfuſcht in meine Kunſt,« rief die Karte eines Taſchenſpielers; »er ſpielt den Leuten das Geld aus der Taſche, ſo gut als ich — das darf nicht ſein.« »Will der Mosje ſein Maul halten,« ſchrie der Lotterie-Schreiber, »das muß ſein.« Die beiden Karten fingen zu boxen an und die Taſchenſpieler-Karte ſchlug der andern das Naſenbein entzwei.

»Nieder mit dem Juden!« Der arme Jude erinnerte ihn das Gebot: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt. »Schweig ſagte der Pfarrer und riß der Judenkarte den Bart aus.

Der reiche Nabob ſchrie: »Hat man denn gar keine R vor der Bettelcanaille? Den ganzen lieben Tag ſoll man A moſen vertheilen, ich gebe nichts, marſch fort.« »Laß Dich e weichen, Reicher,« winſelte der arme Teufel — »der Menſ ſoll auch für fremden Kummer Thränen haben.« »Fort,« wiederte der Nabob,« ſonſt laß ich die Polizei holen, und Eu einſtecken.« Dies brachte den armen Teufel dergeſtalt Harniſch, daß er der Nabobs-Karte einſtweilen ein Ohrläp chen abriß.

Der Hauptmann ſchrie: »Warum bläſ't ſich denn die Hofrath ſo auf? Der Orden, den er trägt, giebt ihm n kein Recht, mich über die Achſel anzuſehen. Ich habe m meinem Vaterlande genützt, als er — eine Narbe ſchmü mich beſſer als hundert Bänder und Orden.« Der Hofr zuckte lächelnd die Achſel. Die Hauptmanns-Karte ver ihre Contenance und compromittirte den Rücken des Hofrat auf eine höchſt fatale Weiſe.

»Der Teufel ſoll die Zeitungsſchreiber holen!« rief Staatsbeamte, »ſie laſſen unſer Einen doch niemals in R Immer haben ſie etwas zu bekritteln. Bald moquiren ſich über den Schneckengang der Proceſſe, bald über die Sa ſeligkeit der Beamten. Dieſe Kerle haben gar nichts b

Die Journaliſten-Karte applicirte ihrer Antagoniſtin einige Naſenſtüber und ließ ſie dann weiter raiſonniren.

Der Schellingianer wollte dem Hegelianer den Garaus machen. »Wenn Sein und Nichtſein identiſch iſt, was liegt daran, wenn dich der Anhänger des neuen Syſtems aus dem Wege räumt?!«

Der Obriſt-Lieutenant tractirte den Studenten mit: »Unruhſtifter, Judenjunge, Flegel« und dergleichen Schmeicheleien. Die Studenten-Karte wollte ſich duelliren. —

Da trat die Karte eines Rechtsgelehrten auf, rief Silentium und bat um das Wort. Es ward ihm eingeräumt und ſie begann alsbald eine tüchtige, gepfefferte Rede, worin ſie mit aller Macht, die ihrer Eloquenz zu Gebote ſtand, auseinanderſetzte, daß die Tugend aller Tugenden, das Princip aller Principe, das Geſetz aller Geſetze — Toleranz ſei.

Die Rede wirkte auf die unruhigen Karten-Gemüther. Die Ruhe ward alsbald hergeſtellt, die Karten vereinigten ſich wieder und ich ſchlief ein, träumte von Neuem von Pflaumenkuchen, Preßfreiheit, Toleranz und Backfiſchen, und erwachte aus meinem Traume.

Weiß oder ſchwarz?

Carl iſt ſeit zehn Monaten verheirathet. Es iſt mein beſter Freund, eines Theils ſchon deshalb, weil er die ſchönſte Frau und die feinſten Cigarren hat.

Jeannette, ſeine Frau, iſt wirklich mehr noch als ſchön, d. h. intereſſant, reizend, liebenswürdig, wenn auch bisweilen etwas malitiös. Sie hat nur einen einzigen Fehler — ſie iſt gefallſüchtig, kokett, wie man's zu nennen pflegt. Und das eben iſt's, was meinem Freund ſo viel Kummer macht, denn er iſt zwar ein äußerſt lieber und vernünftiger Mann (das Hundert ſeiner Cigarren koſtet einen Louis), aber eiferſüchtig wie ein Türke.

Wenn man zehn Monate verheirathet iſt, ſo hat man den erſten Rauſch der Liebe ausgeſchlafen, die Zeit der Flitterwochen (der Frühling der Ehe) iſt vorüber, man iſt ſich ſchon gegenſeitig ziemlich gleichgültig geworden und liebt ſich nur noch, weil man ſich lieben muß.

Bei Jeannetten iſt das ganz anders. Ihr Carl war ihr ſchon weit früher gleichgültig, ſie hat ihn nicht aus Liebe, ſondern blos deßhalb geheirathet, weil er ein Haus in der Stadt, eine Villa vor dem Thore, eine Equipage im Hofe, vier Pferde im Stalle und eine Loge im Theater hat.

Geſtern beſuchte ich ihn, um mich für die Goldfiſche zu bedanken, die er mir vor Kurzem zum Geſchenk gemacht.

Ich fand ihn allein, in ſeinem Schlafcabinet, verdrießlich auf dem Sopha liegend.

— Biſt Du krank, Carl?

— Das nicht, aber ſehr ärgerlich.

— Und über wen?

— Ueber meine Frau.

— Ei, was hat ſie Dir gethan?

— Du biſt mein beſter Freund . . . Dir darf ich's ſagen . . .

— Sprich . . . Du machſt mich neugierig.

— Du kennſt doch den jungen Maler Theobald, der vor einigen Monaten aus Rom zurückgekehrt?

— Ich kenne ihn, er trägt einen kleinen Schnurbart, iſt blaß und pockennarbig, wie holländiſcher Käſe, und . . .

— Liebäugelt mit allen Frauen . . .

— Auch mit der Deinigen, Carl?

— Ja, leider.

nette im Theater war, ſetzte er ſich dicht neben unſere Loge und kokettirte dergeſtalt mit ihr, daß es mir zuletzt auffallen mußte.

— Doch wie benahm ſich Deine Frau?

— Sie erwiederte ſeine Liebesblicke.

— Nicht möglich!

— Und dennoch wahr, lieber Freund.

— Du haſt Dich wohl nur geirrt, denn ...

— Nein, mehr als ein Mal habe ich ſie erlappt, als ihre Augen zärtliche Blicke tauſchten. Der ſeufzende Werther ging noch weiter ... er gab ihr Zeichen.

— Die ſie erwiderte??

— Ja freilich!

— Und Du ſchwiegſt dazu?

— Allemal.

— Und warum.

— Ich wollte Beide erſt ganz ſicher machen, meine Frau dann in eine Falle locken, ſie auf die Probe ſtellen, ihr, was man ſagt, auf den Zahn fühlen, um mich zu überzeugen, ob ſie treu und meiner Liebe würdig iſt.

— »Herr, führe uns nicht in Verſuchung.«

— 'S iſt freilich Unrecht, hab's aber doch gethan. Geſtern, als ich ausgegangen war, erhielt meine Frau durch die Stadtpoſt dieſen Brief da.

— Ich bitte Dich darum.
er Brief, den mir Cari gab, lautete folgender-
:

»Meine Angebetete.

Wenn Ihnen die Ruhe und das Glück eines Mannes,
gefangen in den Feſſeln Ihrer Reize liegt, wenn Ihnen
Mann, der Sie bis zum Wahnſinn liebt, nicht ganz
bgiltig iſt, ſo werden Sie den kühnſten und heißeſten
r Wünſche erfüllen, d. h. ſich nächſten Sonntag allein
der ...ſchen Kirche einfinden, wo er Ihnen ein Ge-
dniß *offenbaren will*, das ſchon ſeit Monden auf ſei-
Herzen brennt. Eine ſchriftliche Antwort von Ihnen
hren, hieße Sie der Gefahr ausſetzen, verrathen zu
den, ein Zeichen iſt hinreichend, mir zu ſagen, ob Sie
ne Bitte erfüllen wollen oder nicht. Im erſtern Falle
e ich Sie Sonnabend Abend, wenn Sie das Theater
chen, den weißen, im letztern Falle hingegen einen
arzen Hut aufſetzen zu wollen. Erſcheinen Sie an
em Abend in Ihrer Loge mit dem weißen Hut ge-
nückt, dann bin ich der glücklichſte, erſcheinen Sie mit
ſchwarzen, der unglücklichſte aller Sterblichen. Weiß
r ſchwarz? Leben oder Tod.«

— Theobald ſteht darunter. Den Brief hat alſo der
mmte Pinſel an ſie geſchrieben.

— Nein, lieber Bruder, den habe ich an ſie geſchrieben.

— Du? das iſt ja nicht Deine Handſchrift.

— Ich habe ſie verſtellt, um ſie glauben zu machen, daß der Brief von dem verliebten Schlingel komme.

— Und hat ſie es wirklich geglaubt?

— Freilich.

— Sie hat Dir den Brief doch gleich gezeigt?

— Nein, das hat ſie nicht gethan.

— Was denn?

— Das ſollſt Du gleich hören. Der Sonnabend kam, ich wollte nicht ins Theater gehen — ſie bat und bat — Du weißt auch warum. Sie ſetzte ſich den weißen, denke Dir meine Wuth, den weißen Hut auf. Du weißt doch, was das ſagen wollte. Setze Dir, mein Kind, doch den ſchwarzen auf, (bat ich ſie) er kleidet Dich viel beſſer.

— Aha, ich verſtehe.

— Nein, ſagte ſie, ich trage lieber den weißen ... der ſchwarze Hut giebt meiner Phyſiognomie etwas Trauriges ... Nun wußte ich, was ich wiſſen wollte. Madame, ſagte ich zu ihr, ich weiß recht gut, warum Sie heute den weißen und nicht den ſchwarzen Hut tragen wollen. Weil es mir ſo gefällt, ſagt die Katze! Nein, weil es dem Herrn Theobald ſo gefällt, ſage ich, und bekomme nun einen fürchterlichen Zorn. Jeannette wird blaß ... der Schreck lähmt ihre ſonſt ſo geläufige Zunge. Ich weiß Alles, fahre ich fort, Du haſt von dem Malerpinſel einen Brief bekommen. Das iſt nicht wahr, ſagt meine Frau. Das iſt wohl wahr, ſage ich, und zerſchlage, um ihr mehr Angſt einzujagen, einen Stuhl. Heraus mit dem Brief, donnere ich. Lieber Carl, ſagte ſie, ich habe wirklich keinen Brief bekommen. Wie, Du willſt es leugnen? antworte ich und zertrümmere, um ihr mehr Reſpect einzuflößen, den Trumeau, der mich 120 Thaler gekoſtet. Jeannette will meinen Zorn beſänftigen, ich aber werde immer wüthender. Wenn man mich aufreizt, bin ich ein Vieh — das weißt Du.

— Ja, das weiß ich und kann es auch allenfalls bezeugen.

— Was, bezeugen?

— Daß Du ein Vieh biſt, **notabene** wenn man Dich aufreizt.

— Ja, das bin ich, ſo wahr ich lebe!

— Brauchſt nicht zu ſchwören, ich glaub' es ohnedies. Doch das Ende vom Liede?

— Ich zeigte ihr zuerſt eine Abſchrift des Briefes, den ſie erhalten, geſtand ihr dann, daß ich ſelbſt jenen Brief geſchrieben, um ihre Treue auf die Probe zu ſtellen, und war nun wüthend, daß ſie dieſe Probe ſo ſchlecht beſtanden habe.

— Doch was that ſie?

— Sie bat um Verzeihung und gelobte mir Beſſerung. Doch damit allein iſt mir nicht gedient.

— Was verlangſt Du noch mehr?

— Satisfaction!

— Von Deiner Frau?

willſt Du mir einen Gefallen erweiſen?

— Sehr gern.

— Mach' mir doch ſchnell hundert Epigramme auf dieſen Pinſel, laſſe alle hundert in ſämmtliche Journale Berlins einrücken, ich will ja gern die Inſertionsgebühren bezahlen. Was liegt mir an ſechzig, achtzig Thalern, kann ich nur mein Müthchen kühlen an dem Schlingel, der es gewagt, auf das Herz meiner Frau einen frevelhaften Eindruck zu machen. Bitte, bitte: nur hundert Epigramme! ich ſollte glauben, das wäre für Dich eine Kleinigkeit. Nun willſt Du?

— Nein, das geht nicht.

— Warum nicht?

— Der Apoſtel! mein Gott, wie heißt er doch ...

— Lieber Freund, das iſt ja ganz gleichgiltig.

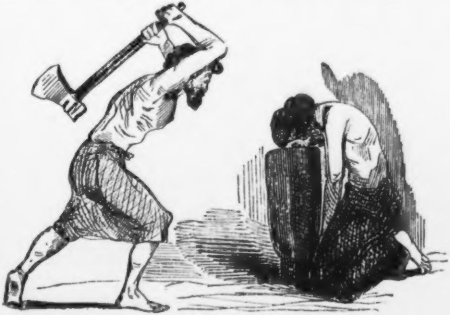
— Alſo der Apoſtel, deſſen Name mir entfallen, ſoll einmal geſagt haben: »Was Du nicht willſt, das Dir geſchehe, das thu' auch einem Andern nicht.« Wie weh' würde es mir thun, machte jener Pinſel Caricaturen auf mich, hätte ich einen Eindruck auf Deine Frau gemacht.

Carl zerriß den Brief und war beruhigt.

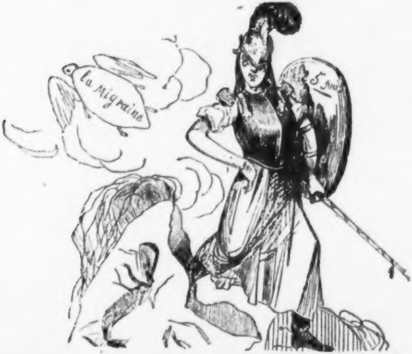
Noch ein Capitel aus der Götterlehre.

Eines Morgens, als Vater Jupiter an heftigen Kopfſchmerzen litt, bat er ſeinen Collegen Vulcan, ihm mit der Axt den Hirnſchädel, der ſo hart wie ein Beefſteak im Hôtel de *** war, zu ſpalten.

Vulcan, die Gefälligkeit ſelbſt, erwies ſeinem Freunde die kleine Gefälligkeit und ſpaltete Jupiters Schädel.



Einen Augenblick ſpäter ging daraus die bis zu den Zähnen gewappnete Minerva, Göttin der Weisheit und Beſchützerin der Gensdarmerie, hervor.



A-B-C für Leute, welche eine Zeitſchrift herausgeben und Abonnenten haben wollen.

A. Der Verleger mache durch lobredneriſche Anzeigen das Publicum auf den literariſchen Fremdling aufmerkſam; z. B.: Der geiſtreiche X. iſt Willens, am 1. Januar ein humoriſtiſch-ſatiriſches Unterhaltungsblatt, unter dem Titel »die Gottesgeißel«, herauszugeben. X. iſt zu ſehr als Humoriſtiker und Satiriker bekannt, als daß dies Blatt einer weiteren Empfehlung bedürfte.

B. Man faſſe einen vielverſprechenden Proſpectus ab, deßhalb braucht man doch nur ſehr wenig zu halten.

C. Man überſchicke jedem durchreiſenden Großen, jedem gaſtirenden Künſtler, Jedem, der in der Stadt Etwas zur Schau ausſtellt oder ſich ſelbſt produciren will, ein Exemplar dermaßen lauten muß:

Hochverehrter Herr ꝛc.

Die Expedition der — iſt ſo frei, ein Exemplar ihres allgemein beliebten und daher einflußreichen Blattes Ihnen in Ergebenheit zu überreichen, überzeugt, daß Sie, ein Freund alles Schönen und Nützlichen, den beigegebenen Pränumerationsſchein gütigſt acceptiren werden. Kann Ihnen dieſes Blatt in irgend Etwas dienlich ſein, ſo befehlen Sie mit ſeinem Redacteur, der mit Vergnügen jedem Ihrer Wünſche nachkommen wird ꝛc.

D. Man verſpreche jedem Kaufmanne ſeine Waare zu loben, wenn er ein halbes Jahr auf dieſe Zeitſchrift pränumerirt.

E. Ueber das zehnte oder zwölfte Blatt ſetze man: Zweite Auflage, mit der Erklärung: Der unerwartet große Beifall, mit welchem die erſten Blätter aufgenommen wurden, hat eine zweite Auflage der bereits erſchienenen Nummern nöthig gemacht, da alle Blätter der erſten Auflage gänzlich vergriffen ſind.

F. Man ſende in mehrere auswärtige Zeitungen Correſpondenz-Nachrichten unter fremdem Namen, erwähne darin der in ſeinem Orte erſcheinenden Zeitſchriften, lobe jedoch nur die ſeinige, und führe zum Belege der Wahrheit einige Lügen an, z. B. daß ſie über 3000 Abonnenten habe, daß ſie in jeder Beziehung zu den beſten Blättern gehöre, daß ſie nur

Nachdruck vegetiren u. d. m.

G. Iſt dieſer Aufſatz in den auswärtigen Blättern erſchienen, nehme man ihn in ſein eigenes Blatt auf.

H. Man fingire Artikel, daß engliſche Blätter, z. B. New Monthly Magazine, dieſes Blatt für das beſte erklären, das in Deutſchland erſcheint.

I. Man nenne eine Unzahl Schriftſteller, die ſich geneigt fühlen, dieſe Zeitſchrift mit Beiträgen ihrer geſchätzten Feder zu beehren.

K. Hat man keine Mitarbeiter, ſo fingire man mehrere Namen mit Doctor- und Profeſſortiteln.

L. Jedem Mitarbeiter gebe man acht oder zehn Chiffern, damit die Leutchen glauben, dies Blatt ſei reich an Mitwirkenden.

M. Man ſchreibe Medaillen, Kreuze und dergl. Sachen zur Preisbewerbung aus.

N. Der Redacteur erlaſſe in jeder Nummer gewiſſe Edicte und Erklärungen an die Mitarbeiter u. ſ. w. Z. B.:

Nur ſehr gehaltvolle Aufſätze werden angenommen, die mittelmäßigen, ſeien ſie auch von wem ſie wollen, zurückgewieſen, oder:

Die allzuhäufigen Einſendungen, mit denen die Redaction von allen Seiten gleichſam überſchwemmt wird, nöthigen ſie zu der Erklärung, daß nur wahrhaft gediegene und originelle nommen werden.

Der Aufſatz von Dem und Dem kann nur dann abgedruckt werden, wenn der Verfaſſer ſeinen wahren Namen der Redaction bekannt gemacht.

Da die Redaction bereits auf mehrere Jahre mit einem Vorrath intereſſanter Mittheilungen verſehen iſt, ſo muß ſie alle Einſendungen, die auf Honorar Anſpruch machen, einſtweilen zurückweiſen.

O. Man theile in jedem Blatte ein Räthſel mit, mit der Anzeige, daß die Namen Derjenigen, die eine richtige Auflöſung einſenden, in der nächſten Redoute bei Trompetenſchall und Paukenſchlag verkündet oder in colorirtem Transparent erſcheinen werden.

P. Der Redacteur mache faſt zu jedem Aufſatz eine lobpreiſende Anmerkung. Z. B.:

Wir freuen uns, den Leſern einen Aufſatz aus der Feder des jungen Schriftſtellers N. N. mitzutheilen, der die deutſche Leſewelt zu den ſchönſten Erwartungen berechtigt, und den wir vor Allen für unſer Journal gewonnen haben.

Wir theilen hier die Novellen aus der Feder einer Dame mit, die zu den größten Dichterinnen Deutſchlands gehört, doch vorläufig nicht genannt ſein will. Wir machen unſere geneigten Leſer auf die Gediegenheit der Anſichten, auf den üppig blühenden Styl und auf das bunte Farbenkleid ihrer bilderreichen Phantaſie aufmerkſam, und ſind von ihrem gewerden.

Q. Man theile gelehrte Excerpte mit. Das Recept dazu iſt:

R. Lexicon conversatorium.

Mutare phrases historicas
— physicales
— geographicas } quantum sat.

P. Misce, fiant exinde doses tres aequales, imprimatur.

Z. B.: Die Fledermaus gehört nicht zu dem Vögelgeſchlecht, ſondern zu den vierfüßigen Säugethieren.

Roſſini iſt zu Peſaro geboren, ſein Urgroßvater war Parapluiemacher zu Bologna.

R. Der Redacteur tiſche zuweilen ſeine eigenen Aufſätze und Briefe als Nachläſſe eines berühmten Mannes auf, der ſchon geſtorben iſt; z. B.: Nachläſſe von Napoleon, Joſeph, Waſhington, Kotzebue, Sand, Jean Paul ꝛc. Wenn dieſe Aufſätze vom Redacteur auch noch ſo ledern ſind, ſo hält ſie dennoch Jeder für gut, weil ſie, wie man den Leſer glauben gemacht, von einem berühmten Manne herſtammen. Täglich kann man andere Nachläſſe fabriciren, und wer kann es beweiſen, ob die Sache wahr oder erlogen iſt? Dieſes Mittels bedienen ſich mehrere Zeitblätter, exempla autem sunt odiosa.

S. Alle Anzeigen, die in andern Zeitſchriften ſtehen, nehme man in ſein Blatt auf und ſchreibe »Eingeſendet« darüber, damit es den Anſchein habe, als ſei dieſe Anzeige glauben es und halten dies für ein ſicheres Zeichen, daß die Zeitſchrift ſehr verbreitet iſt.

T. Man fingire täglich 6 — 8 Artikel. Je wahrſcheinlicher die Lüge, eine deſto eclatantere Wirkung macht ſie auf den Leſer.

U. Man gebe zuweilen Kupferbeilagen aus. Es giebt viele Zeitſchriften, die ſchon längſt zu Grabe gegangen wären, wenn ſie ihre Leſer nicht mit ſchönen Bilderchen beſchenkt hätten.

V. Man leſe die Correſpondenz-Nachrichten aus allen Zeitungen und flicke daraus eine für ſein Blatt zuſammen. Dadurch wird dem Leſer weiß gemacht, der Redacteur habe auch im Auslande viele Mitarbeiter.

W. In der Mitte des Jahres melde man, daß man der vielen Einſendungen wegen gezwungen ſei, von nun an eine Nummer mehr in der Woche erſcheinen zu laſſen.

B-C für Pfuſcher, welche als große Künſtler glänzen wollen.

A. Der Pfuſcher verſuche ſein Glück in der Fremde.

B. Der Pfuſcher überſetze ſeinen deutſchen Namen ins
nzöſiſche, Italieniſche oder Engliſche, denn überall in
utſchland wird der Bowel dem heimiſchen Guten vorge-
en. Der Pfuſcher heißt z. B. Fiſcher. Er nenne ſich,
nn er auf Reiſen geht, Pêſcheur oder Fiſcherini, oder ſo
gl. Noch beſſer iſt's, wenn er ſich zwei Namen giebt,
B. Orang-Outang ꝛc.

C. Der Pfuſcher ſorge dafür, daß noch vor der Ankunft
der neuen Stadt die öffentlichen Blätter auf den Genuß
merkſam machen, welchen man ſich von dieſem berühmten
nſtler mit Recht verſprechen darf, der das Publicum mit
er Gegenwart beglücken will.

an die Redacteurs der dort erſcheinenden Zeitſchriften.

E. Der Pfuſcher maße ſich auf dem Anſchlagszettel kleine Titelchen an, z. B. Kammerſänger Ihrer Majeſtät der Königin von Ava, oder des Kaiſers von Fez und Marocco, erſter Flötiſt des Paſcha's von 3 Roßſchweifen.

F. Der Pfuſcher ſage auf dem Anſchlagszettel, daß er ſoeben von einem Orte komme, der wenigſtens 300 Meilen von der Stadt, in der er ſich befindet, entfernt iſt, damit das Publicum nicht ſchon im Voraus ſage: der Herr ſei nicht weit her.

G. Der Pfuſcher melde ferner auf dem Anſchlagszettel, daß nur eine Durchreiſe ihn in dieſe Stadt geführt, und daß er daher auch nur wenige Tage in dieſen Mauern zu verweilen gedenke und ſodann einem ſchmeichelhaften Rufe nach *** folgen wolle.

H. Der Pfuſcher mache in der Stadt großen Aufwand, er ſteige in die größten und theuerſten Hôtels ab, fahre in prächtigen Caroſſen, halte ſich Kammerdiener und Lakaien, und veranſtalte große Feſtins, denn: Klappern gehört zur Kunſt.

I. Bevor ſich der Pfuſcher zum erſten Male producirt, ſchicke er jedem Redacteur der daſelbſt herauskommenden Blätter mit der Viſitenkarte ein ſchmeichelhaftes Schreiben, mit mehreren Freikarten beſchwert, und durch einen Lakai mehrere Bouteillen edler Ausbruchweine.

und die Wohnung der S. T. Herren Recenſenten aus, und

L. Suche dieſelben durch allerlei kleine Gefälligkeiten an ſich zu attachiren. Der Pfuſcher lade z. B. einen nach dem andern zu einem Diner, Souper oder einer Landparthie ein.

M. Der Pfuſcher pränumerire auf alle Zeitungen ohne Ausnahme.

N. Der Pfuſcher theile, ſo oft er ſich producirt, 200 Freibillets aus.

O. Der Pfuſcher ſuche, ſo ſchnell als möglich, durch Geſchenke oder Verſprechungen einen Maler, Kupferſtecher und Gelegenheits-Dichter auf ſeine Seite zu bringen, damit recht bald das Portrait des Pfuſchers mit ſeinem Facſimile ans Licht trete, und damit er in den Journalen auch fleißig beſungen werde

P. Der Pfuſcher verſtändige ſich mit mehreren Kaufleuten, daß dieſe ihren Verlagsartikeln den Namen des Pfuſchers oder der Pfuſcherin beilegen, z. B. Gürtel à la .. Pomade à la .. Stöcke à la .. Hüte à la .. u. ſ. w.

Q. Der Pfuſcher laſſe ſpäter unter einem pſeudonymen Namen ſeine biographiſche Skizze erſcheinen, worin aller ſeiner Reiſen und erhaltenen Auszeichnungen Erwähnung geſchieht. Je mehr darin erlogen iſt, deſto beſſere Dienſte leiſtet ſie.

R. Der Pfuſcher muß von dieſer Biographie, wenn auch kein einziges Exemplar davon abgeſetzt wurde, bald darauf

Verbreitung erhält.

S. Der Pfuſcher laſſe auf ſeine eigene Koſten durch einen Dritten eine Büſte oder paſſende Denkmünze mit ſchmeichelhaften Inſchriften auf ſich anfertigen.

T. Hat ſich der Pfuſcher ſchon oft genug producirt, ſo foppe er das Publicum durch Anſchlagszettel, daß er ſich zum vorletzten, letzten und allerletzten Male producire.

U. Gleich darauf laſſe der Pfuſcher durch einen Dritten in mehrere Zeitungen ungefähr folgende Annonce einrücken:

»Mit Bedauern vernehmen wir, daß uns der (oder die) berühmte Künſtler (oder Künſtlerin) N. N. ſchon ſo ſchnell verlaſſen will. Sein (oder ihr) ausgezeichnetes Talent mache jedoch den Wunſch rege, daß er (oder ſie) auf längere Zeit bei uns verweilen möge, und wir glauben, daß er (oder ſie) dieſem allgemein laut gewordenen Wunſche um ſo eher begegnen könne, da der mit jeder Production wachſende Beifall ihm (oder ihr) beweiſen dürfte, wie ſehr das hieſige Publicum ſeine (oder ihre) Kunſt zu ſchätzen wiſſe.«

K. v. P. M. F . . . . tzky. Guido v. S . . . . . r. A. v. M — t — n. L. D. K — g, und mehr ſolche fingirte Namen und Zeichen.

V. Tags darauf laſſe der Pfuſcher folgende Antwort einrücken:

ter, deſto beſſer), noch drei Vorſtellungen zu veranſtalten, wozu ich hiermit meine ergebene Einladung mache.«

W. Der Pfuſcher bleibe jedoch an keinem Orte länger als 4 Wochen, damit das getäuſchte Publicum nicht endlich dieſen Pfiffen und Kniffen auf die Spur komme.

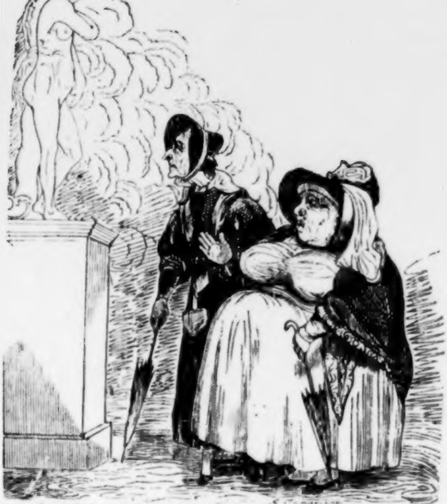
X. Dieſe Kunſtkniffe U. V. W. kann man allenfalls auch ein oder zwei Mal repetiren.

Y. Der Pfuſcher beſuche keinen Ort mehr als ein Mal.

Z. Kommt der Pfuſcher in eine andere Stadt, ſo ſprenge er das Gerücht aus, er ſei auf ſeiner Reiſe von einer Räuberbande angegriffen, und um ſein ganzes Hab und Gut gekommen. Das erregt Mitleiden und verſchafft gute Einnahme.

* * *

Meine werthen Pfuſcher und meine werthen Pfuſcherinnen in Berlin und anderswo, befolgen Sie dieſe 25 wohlmeinenden Winke und Sie werden ſehen, daß Sie in ein paar Jahren ein Renommé haben comme il faut, und daß Sie überall als die größten Meiſter Ihrer Kunſt werden anerkannt werden.



Im Schloßgarten zu P. ſteht eine mediceiſche Venus. Vor dieſer Statue, die ein Meiſterwerk der neuern Bild-

Bambusrohr, die andere ſo dick wie ein Kürbis war. Beide Damen betrachteten die Bildſäule, die jeden Kunſtkenner mit Entzücken erfüllt, mit ſichtbarem Mißvergnügen. Mit neidiſchem Blick muſterten ſie die Formen dieſes ſchönen Kunſtwerkes, rümpften die Naſe und — ſchwiegen lange.

— Wie finden Sie dieſe heidniſche Gottheit? begann endlich die Magere.

— Ich finde die Perſon ganz abſcheulich, ſagte die Dicke.

— Warum? fragte die Magere.

— I, dieſe Venus hat ja gar keine Taille, meinte die Dicke.

— Vollkomman einverſtanden, Gevatterin! Sie iſt viel zu dick, ſagte die Magere.

— Im Gegentheil, Gevatterin, ſie iſt viel zu dürr, behauptete die Dicke.

* * *

Moral:

Die Frauen tadeln das an Andern, was ihnen ſelber fehlt.

Der Scharfrichter von Verſailles.

Der größte Tyrann iſt die Gewohnheit.

Ich kenne einen jungen, geiſtreichen Schriftſteller, der, bevor er ſich verheirathete, gewohnt war, alle Tage bei ein und demſelben Reſtaurant zu diniren und alle Tage an ein und demſelben Tiſche zu ſitzen. Wenn der Garçon ſein Couvert anderswo gedeckt hatte, ſo ſchmeckte ihm ſelbſt das beſte Eſſen nicht und er bekam Indigeſtionen. Der Reſtaurateur ſorgte nun dafür, daß dieſer Lieblingsplatz ſeines täglichen Kunden für ihn aufgehoben werde.

Eines Tages aber, als alle andere Tiſche bereits beſetzt waren, wies man einem Gaſte, der im ganzen Saale keinen andern Platz finden konnte, den meines Freundes an. Als dieſer kam und ſeinen Tiſch beſetzt fand, war er untröſtlich. Er beſchloß indeſſen ſo lange zu warten, bis ſein Platz leer

geworden und näherte ſich dem Ladentiſche, um unterdeſſen mit der Hausfrau zu plaudern.

Der Fremde aber, der den Platz meines Freundes occupirte, hatte einen ausnehmend guten Appetit und genirte ſich nicht. Mein Freund war außer ſich, aber lieber wollte er vor Hunger ſterben, als ſich an einen andern Tiſch ſetzen. Als er aber einſah, daß der Uſurpator ſeines Platzes nicht ſobald aufſtehen werde, (denn eben begehrte er eine zweite Flaſche) fragte er die Dame des Hauſes:

— Kennen ſie den Mann, der auf meinem Platz ſitzt?

— Nein, mein Herr, ich ſehe ihn heute zum erſten Male.

— Das glaube ich Ihnen, denn wenn Sie ihn kennen würden, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ihm den Beſuch Ihrer Reſtauration verbieten würden.

— Sie erſchrecken mich ... ich zittere ... wer iſt denn dieſer Mann?

— Der Scharfrichter von Verſailles ...

Die Dame fährt zuſammen, erblaßt und betrachtet den Fremden voll Neugier und Schrecken.

Sie ruft ihren Mann und erzählt ihm das, was ſie ſoeben gehört. Der Reſtaurateur erſchrickt noch mehr als ſeine Frau und erzählt dieſe ſchreckliche Neuigkeit einigen ſeiner Stammgäſte, die ihm alle insgeſammt den Rath gaben, den Schreckensmann zu entfernen.

Der Reſtaurateur bewaffnet ſich mit Muth, nähert ſich dem Fremden und knüpft mit ihm ein Geſpräch mit der ſtereotypen Phraſe an:

— Eh bien, mein Herr, ſind Sie zufrieden mit Ihrem Mittagsbrod?

— Sehr zufrieden, ich finde nur, daß man mich auf das, was ich beſtellt habe, ſehr lange warten läßt.

— Du lieber Gott, das kommt daher, weil man es Ihnen nicht geben kann.

— Wenn die Speiſe nicht mehr da iſt, ſo ſollte man's mir ſagen. Ich werde etwas Anderes beſtellen.

— Auch das wird man Ihnen nicht bringen. —

— Und warum?

— Ich bin gezwungen, Sie zu bitten, ſich ſobald als möglich aus dieſem Saal zu entfernen und mich nie mehr zu beſuchen.

— Aber warum denn das Alles?

— Das ſollten Sie doch wohl errathen können.

— Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie nicht verſtehe.

— Es iſt genug, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie hier gekannt werden.

— Ich werde hier gekannt?! Das iſt wohl möglich. Aber was hat das zu ſagen?

— Sie werden wohl einſehen, daß ich all' meine Kunden verlieren würde, wenn ich geſtatten wollte, daß Sie mich öfters beſuchen ...

— Lieber Mann, Sie fangen an, mich zu ennuyiren. Wofür halten Sie mich denn?

— Parbleu, für das, was Sie ſind ... für den Scharfrichter von Verſailles.

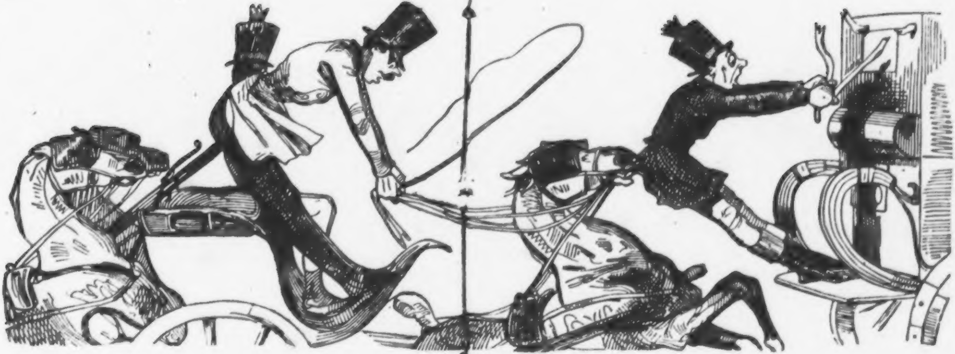
— So! Alſo für den Scharfrichter von Verſailles. Wer hat Ihnen das geſagt?

— Dieſer Herr dort, antwortete der Reſtaurateur und zeigte mit dem Finger auf meinen Freund, der ob der Folgen ſeines Scherzes zu zittern anfing, wie Espenlaub.

— Mein Herr, ſagte der Fremde mit lauter Stimme, dagegen läßt ſich nichts einwenden. Jener Herr dort muß das beſſer als jeder Andere wiſſen, denn vor zwei Jahren habe ich ihn gebrandmarkt.

Er begehrte dann die Karte, zahlte und entfernte ſich. Mein Freund ſtand wie verſteinert da. Es wird ihm nicht viel Mühe koſten, ſich rein zu waſchen. Er hat ſich aber vorgenommen, ſich künftighin mit ſolchen Späßen mehr in Acht zu nehmen.

Prater-Scene.



„Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie
Fortzeugend Böſes muß gebären."

Ein hungriges Roß, das ſeit drei Tagen keinen Hafer geſehen hat, ſieht die Hinterfronte eines Jockei's für eine Krippe an. Die Folge davon iſt — ſichtbar, wenn man einen Blick auf die Deichſel wirft.

Eine Bade-Scene.

Der Arzt hatte mir Bäder verordnet. Meine baufällige Geſundheit gebot mir, dem ärztlichen Befehle zu gehorchen.

So ging ich denn auch um zehn Uhr Morgens, wie gewöhnlich, ins Bad. Mein Jokei trug mir die reine Wäſche und die vier Pfund Seeſalz nach, das dem anſpruchsloſen Flußwaſſer die heilſame Eigenſchaft des Meerelementes leihen ſollte.

Ich kam in den Vorhof, in welchem gackernde Hühner umherliefen und halbnaſſe Handtücher auf Leinen zum Trocknen hingen. Von da kam ich in den Garten. Ein reicher Roſenflor (in den ſich die feuerrothen Blumenflaggen der Lychnis chalcedonica und die blaßrothen, aus verliebt aneinandergedrängten Büſcheln beſtehenden Bälle der Hortenſia

miſchten) ſandte mir duftende Grüße und grüßende Düfte zu. Meine Naſe ſog dieſe privilegirten Parfüms mit dem ihnen gebührenden Reſpect ein, mein Auge aber wandte ſich von den lautloſen Blumen zu den ſich unterhaltenden Badegäſten, von denen die Einen das Bad bereits verlaſſen hatten, die Andern ſich aber erſt baden wollten.

Man kann es nur zu deutlich ſehen, wer ſchon und wer noch nicht gebadet hat. Die leichte roſige Röthe auf den Wangen, die Nonchalance im Anzug, die Schläfrigkeit in den Mienen verrathen den, der ſich bereits gebadet hat. Hier ſaß ein junger Mann, der ſich ſeine Fingerſpitzen beſchaute, deren Fleiſch, durch die Wärme des Waſſers, eingeſchrumpft wie eine überreife Pflaume war. Dort ſaß eine Dame, mit einem in Maroquin eingebundenen Buch in der Hand und Ungeduld in der Miene — ſie wollte baden, doch war noch keines der Cabinette leer geworden.

Hier auf einem gelbgepolſterten Seſſel, unter dem dürftigen Schatten einer jungen Linde, ſaß eine junge Dame, deren blaſſes Antlitz, deren trockene Lippen, die ſie oft mit der Zunge befeuchtete, und deren kurzer Huſten auf den erſten Blick eine Bruſtkranke verrieth, die ſich ſchon auf der erſten Station jener geheimnißvollen Reiſe befand, von der wir, um mit Shakeſpeare zu reden, nicht zurückkehren.

Auf dem ausdrucksvollen Madonnenköpfchen ſaß ein kleiner Strohhut mit einem gelben Seidenbande, deſſen Maſche bereits gelöſ't war. Die Phyſiognomie dieſer jungen Dame pantomimiſch einem Andern beſchreiben, man die Fingerſpitzen ſeiner Hand küßt, um den Superlativ von wunderſchön auszudrücken. In ihrem Cyanen-Auge lag ein Gemiſch von wohlthuender Unſchuld und herzzerſchneidender Wehmuth — dies Auge war ein Regiſter, worin man die Schmerzen der Seele aufſuchen konnte. In dem Lächeln ihrer Mienen verbarg ſich ein unterdrückter Seufzer, eine überwundene Thräne, ein unterjochter Gram, der nicht ſchlief, ſondern nur ſchlummerte. Auf dem kleinen Finger ihrer linken Hand, die, weiß wie ein Gewebe von Schneeflocken und Maiblümchen, von dem ſchützenden Handſchuh entblößt war, ſtak ein einfacher, dünner, goldener Reif, auf den, wie ich ſpäter bemerkte, ihr ſchmerzumflortes Auge wie auf ein Souvenir ſchaute, das trübe Erinnerungen erweckt. Sie betrachtete den Reif, ſtöhnte leiſe und zog wieder den Handſchuh an. Noch länger hätte ich die Dame beobachtet, hätte nicht der Inſpector ſie in das eben leer gewordene Bade-Cabinet abgerufen. Meine Blicke folgten ihr, wie die fliegenden Smaragden des Bengali dem duftgefüllten Kelche der Roſe, die, ohne es zu wiſſen, ihn mächtig anzieht. Bei ihrem Anblicke hatte ich es nicht vermocht, mich der Wehmuth und des Mitleids zu entſchlagen — und als ſie meinem Auge entſchwunden war, füllte es ſich mit Thränen.

Kaum hatte ich Zeit, ſie zu trocknen, da trat der Bade-

nun in dem kleinen Gemache, worin man zwar weiter nichts als einen Duodez-Divan, ein Stück Spiegel, einen Stiefelknecht, einen Klingelzug und noch ein Stück, das ich nicht nennen mag, aber doch oft mehr Bequemlichkeit als in den ſchön möblirten Zimmern ſeiner Wohnung antrifft.

Ich ſtieg ins Bad. Die Stunde, die ich ſonſt in den lauwarmen Fluthen der Porzellan-Wanne zubrachte, hatte für mich einen ganz eigenthümlichen, zauberiſchen Reiz. Die Abgeſpanntheit der Sinne erzeugt jenes **Dolce far niente**, in dem man ſich zu gewiſſen Zeiten ſo wohl befindet. Gedankenlos ſtiert man die barock gemalte Wand an, denkt an nichts, ſelbſt nicht an ſich, und träumt gewiſſermaßen mit wachenden Augen. Mich wenigſtens beſchleichen, wenn ich mich bade, ganz eigenthümliche Gefühle, Gefühle, die den Uebergang vom Wachen zum Schlafen bilden, einen Uebergang, an deſſen Grenze wunderliche Fantaſien herumſchweifen, bizarre Ideen bivouakiren und Träumereien patrouilliren. So lange mich das Bett der Wellen umfängt, ſo lange ſchweigen bei mir alle Leidenſchaften; ich liege halbbewußtlos, halbträumend, wie eine Schnecke, die ſich in ihr Gehäuſe zurückgezogen hat und ſich nun um nichts bekümmert, was in ihrer Nähe vorgeht.

Heute aber war mir ganz anders zu Muthe. Ich war

Unbekannte — dieſer Gedanke hätte mich ſonſt mit reizenden Bildern erfüllt, meine Fantaſie hätte ihre tauſendfarbigen Schwingen entfaltet, ihren Schmetterlingsſtaub abgeſchüttelt und damit das Luſtſchloß meiner Gedanken vergoldet, ſie hätte meinem innern Auge bald dies, bald jenes Schattenſpiel vorgegaukelt und mich ſo in ein Eldorado luſtiger Wünſche, lieblicher Träumereien verſetzt. Diesmal aber ließ meine Fantaſie die Flügel hängen, ihre Schlingen ſchienen mir ſchwarzumrändert wie die triſten Flügel des Trauermantels, der, ſo viel ich mich noch zu erinnern weiß, **Papilio Atalanta** heißt. Ich hatte, wie geſagt, keine Ruhe im Bade. Sonſt ließ ich mich ſtundenlang von dem milden Hauche der Wellen umſpülen, heute trieb mich eine Unruhe, die ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, ſchon nach zwanzig Minuten aus dem Bade hinaus.

Ich warf mich raſch in meine Kleider und fragte, als ich den Bade-Inſpector ſah, ob meine Nachbarin ſchon ihr Cabinet verlaſſen.

— Noch nicht, erhielt ich zur Antwort.

Niemand war froher als ich. Ich beſchloß nun, Schildwach zu ſtehen und nicht eher meinen Poſten zu verlaſſen, bis ich das reizende Weib, die mich ungewöhnlich intereſſirte, noch ein Mal geſehen.

Ungeduldig, wie ein Liebhaber vor dem verſchloſſenen

verfloſſen war, in meinem Sinn, es wäre jetzt wohl Zeit, daß die ſchöne Dame ſich den Umarmungen der Wellen entreiße. Vom Auf- und Abgehen war ich faſt ſchon müde geworden, ich warf mich auf einen Polſterſeſſel und heftete nun mein Auge auf die kleine, mit rother Seide verdeckte Glasthür, aus der meine ſchöne Unbekannte doch bald heraustreten mußte, denn ſie befand ſich jetzt, nach meiner Berechnung, ſchon ¾ Stunden im Bade. Da rannte der Bade-Inſpector bei mir vorüber.

— Sie ſcheinen ſich geirrt zu haben, Herr Inſpector.

— Wie ſo, mein Herr?

— Die Dame, von der ich vorhin mit Ihnen ſprach, ſcheint ihr Cabinet ſchon längſt verlaſſen zu haben ...

— Sie irren ſich, ſie iſt noch darin. Sie bleibt freilich ein Bischen lange; vielleicht raubt ihr die Toilette oder ihr zerſtörter Haarputz ſo viel Zeit.

Ich ſetzte mich wieder auf meinen Seſſel, ſchaute nach der Thür hin und pflückte eine naheſtehende Reſedablüthe, die ich zwiſchen den Fingerſpitzen meiner Hand zerrieb, um mit dem Parfüm meine duftliebende Naſe zu regaliren. Eine Viertelſtunde war wieder vergangen.

— Herr Inſpector!

— Sie befehlen?

— Klopfen Sie doch gefälligſt an die Thür an, um

Der Inſpector klopfte an — rief Fräulein, Madame, gnädige Frau, erhielt aber keine Antwort. Er glaubte, die Dame wäre ſchon weggegangen und wollte die Thür aufreißen, die Thür war aber zu. Er klopfte jetzt ſtärker, fragte: ob ſich noch Jemand im Bade befände, erhielt aber keine Antwort; er holte jetzt den Hauptſchlüſſel, der für alle Thüren dieſer Bade-Cabinette paßt, öffnete die Thür, ging hinein und rief — Jeſus, Maria, Joſeph! aus. Dieſer Schrei verlockte mich, ihm zu folgen.

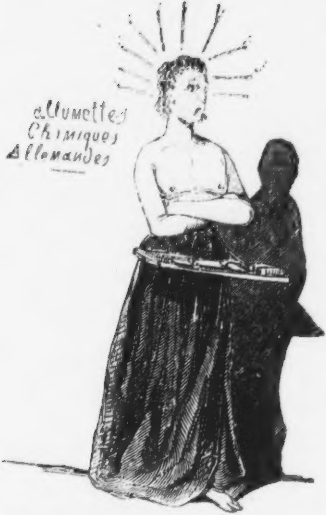
Mancher meiner Leſer erwartet jetzt beſtimmt irgend einen luſtigen Theatercoup. Der Eine meint, er würde nun zu hören bekommen, daß die Dame verſchwunden und die Badewanne leer ſei — der Andere denkt, ich würde ihm weiß machen wollen, die Dame habe ſich in einen Mann oder ſonſt Etwas verwandelt. Du irrſt Dich, lieber Leſer, ich will Dir keine Mährchen anheften, ſondern ein Factum erzählen.

Als ich in das Badecabinet trat, ſchrie der Inſpector noch einmal Jeſus, Maria und Joſeph! und ſtürzte zur Thür hinaus. Ich aber näherte mich der Wanne und ſah — ein Blutmeer, in deſſen Wellen ein nackter Leichnam mit aufgelöſ'tem Haare lag.

Auf den Schrei des Inſpectors eilten jetzt alle anweſenden Badegäſte herbei. Der Aufſeher rief einen ſeiner Diener, e ihn auf die Erde.

Die junge Dame, die Niemand kannte, hatte ihrem
en durch Selbſtmord ein Ende gemacht. Sie hatte ſich
Fuße eine Ader geöffnet.

Mir fiel jetzt ihr Reifring ein.


allumettes
Chimiques
Allemandes

Apollo, Gott der Sonne, der Dichtkunſt und der chemiſchen Feuerzeuge.

Das chemiſche Feuerzeug.

... Gegen Mitternacht kam ich nach Hauſe. Ich war erſchöpft, aufgelöſ't wie eine alte Charade oder ein Stück Zucker, das man in den Kaffee geworfen. Der liebe, ſüße, verdammte, roſenrothe, nichtsnutzige Champagner! Er war mir in den Kopf geſtiegen und hatte meinem Gleichgewicht — ſchon nach einigen Zügen — ein Schach angeſagt, das mich matt gemacht.

Herzlich froh, daß ich in meinen vier Pfählen bin, wanke ich zu dem Tiſchchen hin, worauf das chemiſche Feuerzeug ſteht.

Ich tappe, tappe und finde es endlich. Wo ſind aber halt, da ſind ſie. Eh bien — hier das Flacon, hier das Schwefelhölzchen ... fort damit, das hat nicht gefangen. Hier ein zweites ... auch das taugt nichts ... ich nehme ein drittes ... taugt auch nichts. Himmel Tauſend Donner — will denn gar keines zünden?! Ich probire das vierte, fünfte, ſechſte, ſiebente. Kreuz, Bomben und Granaten — jetzt werde ich böſe. Ich verſuche das achte, neunte, zehnte, das zwanzigſte, ich bekomme kein Feuer. Du kannſt nun, wenn Du ſo gut ſein willſt, Dir meine Wuth denken. Sage ſelbſt, giebt es etwas Aergerlicheres, als das, wenn man Nachts nach Hauſe kommt, ſich Feuer anzünden, und ſo ein verdammtes Teufelsding nicht fangen will?! Für mich iſt dies eine jener Fatalitäten, worüber ich meinen Zorn bekommen und ſo wüthend werden kann, daß ich (wenn es ginge) mich ſelbſt mit Füßen treten könnte.

Glücklicherweiſe finde ich noch ein ganzes Bündel ſolcher Fanghölzchen. Neue Verſuche mit obligatem Zähneknirſchen. Eins ... brennt nicht, zwei ... brennt nicht, drei ... halt, das hat gefangen.

Ich zünde das Licht an und will den zinnoberrothen Flacon wieder zuſtopfen, da ſteigt, unter großem Rauch, aus dem Krater dieſes Feuerzeuges ein gelbes Weſen hervor, das nicht viel dicker als ein Schwefelfaden iſt. Ich will erſchrecken, Das ſafrangelbe Weſen wird von Minute zu Minute dicker und größer. Ich bleibe ganz ruhig und frage:

— Wer ſind Sie?

— Erſchrecken Sie nicht, ich bin ein **Revenant**.

— Ein **Revenant**? Reden Sie deutſch, ich habe kein **Dictionaire de poche** bei mir — Sie ſind?

— Auf deutſch geſagt: ein Geſpenſt.

Ich will erſchrecken, überlege es mir aber und erſchrecke nicht.

— Alſo ein Geſpenſt?

— Jà!

— Schnupfen Sie, wenn ich fragen darf?

— Ja.

— Schade! Ich ſchnupfe nicht und kann Ihnen alſo keine Priſe offeriren ... Darf ich aber fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft?

— Ich will auf Ihr Journal abonniren.

— Nehmen Sie Platz ... Trinken Sie vielleicht ein Glas Cardinal?

— O ja!

— Schade, daß ich keinen habe. Sie wollen alſo auf den Figaro abonniren?

— Jedoch nur unter der Bedingung, daß ich dann und

— Dies ſei Ihnen in Gnaden gewährt ... Aber ſagen Sie mir, verehrtes Geſpenſt, was haben Sie eigentlich verbrochen, daß Sie noch nach Ihrem Tode herumwandeln müſſen?

— Ich war, wie Sie, ein Recenſent, riß aber eine Schauſpielerin herunter, die, wie ich ſpäter erfahren, eine Maitreſſe des Teufels geweſen. Satanas, darüber aufgebracht, daß ich ſeine Dulcinea, die beiläufig geſagt eine Erzkokette war, durch die Hechel gezogen, verdammte mich zu der Strafe, ſo lange als Geſpenſt umzugehen, bis ich irgendwo einen Recenſenten aufgefunden, der ganz unpartheiiſch iſt ...

— Ach, lieber Freund, da können Sie noch ſehr lange herumlaufen ...

— Ja wohl, ja wohl. (Das Geſpenſt fängt an zu weinen.)

— Pfui, ſchämen Sie ſich — wer wird denn gleich weinen?!

— Sie wiſſen ja noch gar nicht, warum ich weine. Ich will's Ihnen ſagen. Satan hat mich zu einer Strafe verurtheilt, die wirklich ſchrecklich iſt.

— Müſſen Sie ihm vielleicht über das Königſtädter Theater referiren?

— Nein.

— Oder müſſen Sie vielleicht die Kritiken der Voß'ſchen Zeitung auswendig lernen?

— Ei, mein Herr=Madame, iſt das ſo etwas Schreckliches?

— Das will ich glauben. Nur ein Paar Pröbchen! Als ich geſtern von Jagor kam, begegnete ich unter den Linden einer meiner Freundinnen. Darf ich Sie nach Haus begleiten? frag' ich. Ja, ſagt ſie — Bon, ſag' ich. Ich begleite ſie nach Hauſe — doch wie ich auf der Mitte der Treppe bin, ſchlägt es eilf Uhr und ich ward ein Weib. Sie können ſich nun meine Verlegenheit denken ... An der Ecke der Friedrichs= und Charlottenſtraße begegnete mir einer meiner Freunde. Darf ich Sie nach Haus begleiten, fragt er mich. Ja, ſag' ich — Bon, ſagt er. Wie ich an mein Hausthor komme, ſchlägt es zwölf Uhr und ich ward wieder Mann. Nun ſagen Sie ſelbſt, bin ich nicht ſehr zu bedauern?

— Sehr, liebes Geſpenſt.

— Mein einziger Troſt beſteht noch darin, daß ich jeden Abend ins Theater gehen kann und dafür nichts zu bezahlen brauche ...

— Wie, Sie haben freien Eintritt?

— Oui, Monsieur.

— Auch dann, wenn die freien Entréen aufgehoben ſind?

— Auch dann noch!

— Ei, wie geht das zu?

— Ich habe mir in der Unterwelt einen Gewerbſchein gelöſ't und kann mich, ſo oft ich will, unſichtbar machen.

— Wohlan, ſo ernenne ich Sie zu meinem immerwährenden Theaterreferenten!

Die Katze.

„Die Katze läßt das Mauſen nicht,
Die Weiber naſchen gern."
Altes Volkslied.

Herr Achilles iſt ein großer Mime.

Er hat eine alte Frau und eine junge Katze.

Die Katze heißt Liesli und die Frau heißt Mimili.

Beide ſind ſehr genäſchig.

Noch einmal, Herr Achilles iſt ein großer Mime. Er ſpielt die Könige, z. B. Macbeth, Lear u. A.

Die Bühne, an welcher er engagirt iſt, ſtudirte vor Kurzem Shakeſpeare's Tragödie »Richard III.« ein.

Herrn Achilles wurde die Hauptrolle zugeſchickt.

Sogleich ſchickte er ſich an, ſie einzuſtudiren, Tag und Nacht memorirte er. Könige, ſagt ein franzöſiſcher Schriftdie nämliche Eigenſchaft. Das Auswendiglernen wird ihm ſehr ſauer. Wie geſagt, ſein Gedächtniß taugt nichts.

Eines Tages ging er aus, um der friſchen Luft zu genießen. Er war ſchon vor dem Thore, als ihm einfiel, daß er ſeine Rolle einzuſtecken vergeſſen habe. Verdrießlich zog er die buſchigen Augenbrauen zuſammen, murmelte einen Shakeſpeare'ſchen Fluch vor ſich hin und eilte mit Blitzesſchnelle wieder nach Hauſe, denn morgen Abend ſollte die Tragödie in Scene gehen und Achilles konnte ſeine Rolle noch nicht.

Er kommt nach Hauſe, ſtreift ſeinen Rock ab und will ſeine Rolle zur Hand nehmen. Er ſucht und ſucht und findet ſie nicht. Seine Angſt iſt im Crescendo begriffen.

— Mimili! wo iſt meine Rolle?

— Welche Rolle?

— Mein Richard!

— Weiß ich, wo Du die Rolle hingelegt?

— Hier auf den kleinen Tiſch neben meinem Bett. Da liegt ſie aber nicht mehr.

Beide ſuchten nun die Rolle, doch Beide fanden ſie nicht.

— Mein Gott, was fang' ich an?! Morgen iſt Richard, ich weiß von meiner Rolle noch nicht die Hälfte. Mimili, Du ſchaffſt mir meine Rolle. —

Da trat der Diener des Schauſpielers ein.

— Sie ſuchen Ihre Rolle, Herr Achilles?

— Ja, wo iſt ſie?

— Die Katze hat ſie gefreſſen.

— Nicht möglich!

— Ja, ja, eben hab' ich's geſehen, ſie liegt unter dem Herde und kaut noch dran.

— Was, die Katze hat den Richard gefreſſen? das ſoll ihr theuer zu ſtehen kommen.

Wuthentbrannt eilt er in die Küche, um die Katze für das crimen laesae majestatis, deſſen ſie ſich ſchuldig gemacht, exemplariſch zu beſtrafen. Er hatte ſich vorgenommen, ſie mit dem Dolch zu tödten, womit er, als Macbeth, den alten König Duncan erſticht — allein ſeine Rache kam zu ſpät.

Die arme Katze, die den papiernen Richard nicht verdauen konnte, ſtarb zwei Minuten vorher an fürchterlichen Indigeſtionen.

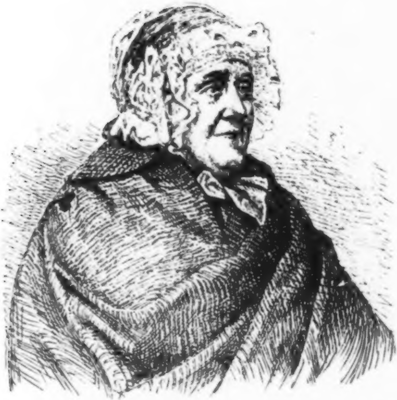
Achilles war in Verzweiflung und Mimili ebenfalls. Dieſe weinte um ihre hingeſchiedene Freundin, jener um die unverdaute Rolle.

Wo in dem Augenblick eine neue Abſchrift von Richard hernehmen?

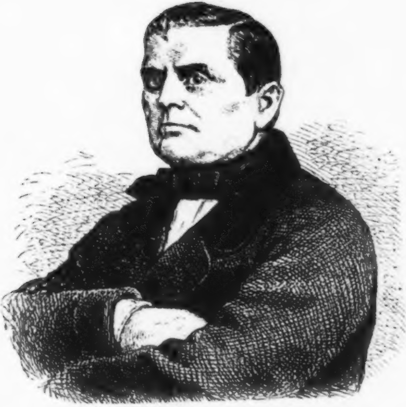
vorgefallen ſei.

Am andern Morgen las man auf dem Theaterzettel:

Die auf heute angekündigt geweſene Tragödie »Richard III.« kann nicht aufgeführt werden, weil eine Katze den Richard gefreſſen hat.



Charlotte Auguste Gräfin Kielmannsegge in ihrem 85. Jahre.
Nach einer Photographie.



Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf.
Nach einer Photographie.

Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiſer Napoleon Buonaparte I.

Geſchichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Brünn, 1864.
Verlag von Fr. Karafiat.

54 – 4535,17
D
23.5.55
NK

Wurzen

Dtsch. Lit. | 19. Jhd.

Druck von Georg Gaßl in Brünn.

Erſtes Kapitel.

Am 16. September des Jahres 1776 herrſchte am kurfürſtlichen Hofe zu Dresden große, peinlich auffallende Unruhe. Vom Oberhofmarſchall, Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maxen, bis herab zum Hausmarſchall, Peter Auguſt von Schönberg auf und zu Neuſalz, rannte der vielköpfige und dennoch größtentheils kopfloſe Schwarm der Hofſchranzen in den vielen Gängen und Vorzimmern der kurfürſtlichen Reſidenz unruhig hin und her. Der Hofmarſchall, Otto Chriſtian von Schönberg auf und zu Bornitz, kratzte ſich abwechſelnd mit der Rechten die weingeröthete Naſenſpitze und mit der Linken ſeine ziemlich umfangreichen Ohren, während er ſich diplomatiſch leiſe und vorſichtig mit dem General-Poſtmeiſter, Geheimen Rathe und Ritter des Danebrog-Ordens, Adam Rudolph von Schönberg, unterhielt, welcher kurz vorher den kurfürſtlichen Befehl erhalten hatte, ungeſäumt im Schloße zu erſcheinen. Der Ober-Kammerherr, Graf Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckſtädt, Ritter des kaiſerlich-ruſſiſchen Sanct Andreas-Ordens, hielt den Kämmerer und Günſtling des Kurfürſten, den wirklichen Geheimen Rath und Ritter des toscaniſchen Sanct Stephan-Ordens, Grafen Camillo Marcolini, an einem der unzählig vielen Knöpfe ſeiner krebsrothen Uniform feſt und goß einen wahren Platzregen heimlich geflüſterter Worte in das aufmerkſam geſpitzte, trichterartig geformte Gehörsorgan des ſchlauen Italieners, der von der Spitze ſeiner weißgepuderten Perücke bis herab zur Sohle ſeiner mit ſilbernen Schnallen geſchmückten Schuhe ganz Ohr war. Der Ober-Stallmeiſter Graf Heinrich Gottlieb von Lindenau, wirklicher Geheimer Rath und Ritter des ruſſiſchen Sanct Alexander-Newsky-Kreuzes, der Ober-Hofjägermeiſter Karl Sigismund von Schirnding, der Ober-Küchenmeiſter Melchior Heinrich von Breitenbauch, der Reiſemarſchall und Kammerherr Graf Johann Caſpar Gottlieb von Rex, und der Directeur des plaiſirs Friedrich Auguſt von Koenig ſtanden ſprachlos wie verſteinerte Götzenbilder und erwarteten, wie die Andern, in ſichtbarer Aufregung die Ankunft des Beichtvaters Seiner kurfürſtlichen Hoheit, des von Gottes Gnaden regierenden Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen. Dieſer Beichtvater gehörte dem Orden Jeſu an und hieß Reverendus Dominus Pater Franciscus Herz.

Eine halbe Stunde vorher war dem kurz zuvor neuernannten Hauptmann der Schweizer-Garde, Freiherrn Johann Joſeph von Forell, der Befehl ertheilt worden, ſämmtliche Ein- und Ausgänge des Schloſſes und vorzugsweiſe die Thüren der von der Kurfürſtin-Mutter bewohnten Gemächer zu beſetzen, Niemand hinaus- und keinen Andern einzulaſſen, als den R. D. P. Franciscus Herz, der, beiläufig erwähnt, ſchon länger als zwanzig Minuten vergeblich auf ſich warten ließ.

Während dieſer Zeit hatte die Unruhe, die ſich im Innern des Schloſſes kundgab, auch außerhalb desſelben raſchen Wiederhall gefunden. An der katholiſchen Hofkirche, in der Schloß- und Sophien-Straße hatten ſich dichte Gruppen neugieriger Spießbürger gebildet, die — weil ſie ſämmtliche Eingänge des Schloſſes durch die ſchon damals nicht ſehr beliebten Rothröcke beſetzt ſahen — auf die abenteuerlichſten Muthmaßungen geriethen, ſich Geſchichten der unglaublichſten Art ins Ohr raunten und ungeduldig der Dinge harrten, die nun geſchehen ſollten.

Der Kurfürſt ſelbſt, der ſechsundzwanzigjährige Sohn und Nachfolger ſeines am 17. December 1763 heimgegangenen Vaters Friedrich Chriſtian und der kurbayer'ſchen Prinzeſſin Maria Antonia Walpurgis, ſaß, umgeben von ſeinem Rathe, der aus den ſieben Conferenz-Miniſtern: Rupert Florian von Weſſenberg Freiherrn von Ampringen, Ritter des polniſchen weißen Adler-Ordens, ſeinem Bruder Philipp Carl, Ritter des kurpfälziſchen Löwen-Ordens, Hieronymus Friedrich von Stammer, Landvoigt der Ober-Lauſitz, Friedrich Ludwig von Wurmb, Commandeur des k. k. Sanct Joſeph-Ordens, dem Grafen Andreas von Riancourt, dem Freiherrn Chriſtian Gotthelf von Gutſchmid und dem Grafen Adolph Heinrich von Schönberg beſtand. Dieſe Herren wurden vom Volke der Rath der böſen Sieben genannt.

Dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgangen ſein, daß unter dem früher aufgezählten Schwarme von Hof-Chargen ſich nicht weniger als Vier aus dem Geſchlechte derer von Schönberg befanden. Man hieß ſie das vierblätterige Kleeblatt.

Jeder dieſer Herren von Schönberg (ſie ſtammen Alle aus Meißen her) hatte die ziemlich abgeſchmackte Angewohnheit, ſich mit ſeiner Abkunft von jenem Nikolaus von Schönberg zu brüſten, welcher — geboren am 23. Auguſt 1472 — einziger Sohn des kurſächſiſchen Raths und Hofmarſchalls Dietrich von Schönberg — auf der Univerſität zu Piſa ſtudirt hatte und dort, durch die Predigten des hochgelahrten Dominikaner-Mönchs Girolamo Savonarola zum Katholicismus bekehrt, in den Dominikaner-Orden des Kloſters San Marco in Florenz aufgenommen worden war. Bald darauf hatte er den Kummer gehabt, ſeinen Lehrer und Bekehrer Savonarola, der den ſittenloſen Lebenswandel Alexander's VI., gebührend an den Pranger geſtellt und deſſen ſchamloſen Umgang mit der römiſchen Buhlerin Roſa Vanozza rückſichtslos gebrandmarkt hatte, dafür in's Gefängniß geworfen, dort auf die Folter geſpannt und auf Befehl jenes Papſtes zum Feuertode verdammt zu ſehen, welche Strafe an Savonarola auf dem öffentlichen Markte zu Florenz am 23. März 1498 vollzogen ward. Niemand war darüber untröſtlicher geweſen, als ſein dankbarer Freund und Schüler, Nikolaus von Schönberg, welcher blutige Thränen vergoß, als der durch römiſches Gold erkaufte Pöbel die ehrwürdige Aſche des auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannten Märtyrers jauchzend in den Arno warf. — Acht Jahre nach dem Tode Savonarola's wurde Nikolaus von Schönberg zum Prior ſeines Kloſters, bald darauf zum Provinzial ſeines Ordens in Jeruſalem und 1508 zum General-Procurator der Dominikaner am römiſchen Hofe erwählt. Bei Papſt Julius II., dem Nachfolger des dritten Pius, wie bei Leo X., dem Nachfolger des zweiten Pius, ſtand er wegen ſeiner Klugheit und Gelehrſamkeit in ſo hohem Anſehen, daß Letzterer ihn zum Erzbiſchofe von Capua erhob. — Später bekleidete er das Amt eines päpſtlichen Nuntius am Hofe zu Madrid und in Ungarn. Von Clemens VII. wurde er an König Franz I. nach Paris geſchickt, um zwiſchen dieſem und Kaiſer Karl V. den Frieden zu vermitteln. In Folge dieſer Sendung hatte Nikolaus von Schönberg das Unglück gehabt, auf Befehl des allerchriſtlichſten Königs von Frankreich und Navarra in Avignon verhaftet und dann erſt in Freiheit geſetzt zu werden, als im Jahre 1529 der ſogenannte Damenfriede von Cambray zu Stande kam, auf welchem nun auch Monſignore Schönberg als Abgeſandter des heiligen Vaters erſchien. — Nach dem am 25. September 1534 erfolgten Ableben Seiner Heiligkeit Clemens VII. waren für unſern deutſchen Landsmann die Chancen ſo günſtig geweſen, daß deſſen Erwählung zum Papſte und Statthalter Chriſti ſo zu ſagen nur an Einem Haare hing. — Nachdem Paul III. den Stuhl des heiligen Petrus beſtiegen hatte, beeilte er ſich, ſeinen Freund und Rathgeber, Nikolaus von Schönberg — im Jahre 1535 — zum Cardinal zu ernennen. Als Solcher ſtarb unſer Landsmann zu Rom am 9. September 1537, im fünfundſechszigſten Jahre ſeines vielbewegten Lebens, und hinterließ den Ruf eines ebenſo gewandten Staatsmanns wie ausgezeichneten Kanzelredners.*)

Sothaner Cardinal war der Stolz und die Freude derer von Schönberg, die ſich in jeder Pore geſchmeichelt fühlten, daß Einer ihrer Vorfahren Freund und Rathgeber ſo vieler Päpſte und ſelbſt nahe daran geweſen war, auch ſein Haupt mit der Tiara geſchmückt zu ſehen. Leute, die kein eigenes Verdienſt haben, pflegen ſich um ſo eifriger mit jenem ihrer Urahnen zu ſchmücken, und ſo geſchah es auch hier, daß jeder der vier Herren von Schönberg im Hofſtaate des Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen bei jedem Anlaſſe zu ſagen pflegte, daß Einer der ihrigen Cardinal, und daß ein Anderer ihrer Vorfahren, Heinrich Graf von Schönberg, der ſich ſpäter Schomberg genannt, zur Zeit Ludwig's XIII. Marſchall von Frankreich und Gouverneur von Languedoc geweſen war.

Während dieſer kurzen, durchaus nicht unwichtigen Abſchweifung vom eigentlichen Laufe unſerer Erzählung hat ſich im kurfürſtlichen Schloſſe der ehrwürdige, mit profaner Ungeduld erwartete Beichtvater Friedrich Auguſt's endlich eingefunden und ſich, ſchweißtriefend, nach dem Conferenzſaale begeben, um der Einladung Seiner kurfürſtlichen Hoheit pflichtſchuldigſt nachzukommen.

---

*) Seine geſammelten Predigten erſchienen, herausgegeben von ſeinem Vetter, Johannes von Schleinitz, damaligem Domherrn und ſpätern Biſchof von Meißen, im Jahre 1513 und 1684 zu Leipzig, neu herausgegeben von Adam Rechenberg.

— Wir haben Euch rufen laſſen, ehrwürdiger Vater, begann der Kurfürſt, der inmitten der Räthe ſeines Cabinets auf einem grünſammtenen mit dem goldgeſchmückten Wappen Kurſachſens gezierten Lehnſtuhle ſaß, um auch Eure Meinung zu vernehmen über einen ſeltenen, vielleicht noch niemals dageweſenen Fall, der Unſer kurfürſtliches Gewiſſen dermaßen beunruhigt, daß es Uns ſchier an Muth gebricht, Euch dieſen unerhörten Fall mitzutheilen.

— Ich bitte und beſchwöre Ew. kurfürſtliche Hoheit im Namen unſeres glorreichen Heilands und Erlöſers, mir Nichts von Allem, was Euer erlauchtes Gewiſſen moleſtiret, verſchweigen zu wollen.

— Dann höret aufmerkſam zu, ehrwürdiger Vater, fuhr Friedrich Auguſt fort. Ihr kennt Unſere hochverehrte Frau Mutter . . .

— Ich kenne und verehre ſie als eines der hellleuchtendſten Vorbilder aller chriſtlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten, unterbrach ihn R. D. P. Franciscus Herz, ſich demüthigſt verneigend.

— Wir erſuchen Euch, frommer Vater, Uns nicht zu unterbrechen, weil Wir ſonſt leicht aus dem Concepte kommen. Wo alſo waren Wir ſtehen geblieben? fragte der heute mehr als jemals zerſtreute Kurfürſt ſeinen Miniſterrath.

— Bei Höchſtdero durchlauchtigſten Frau Mutter, antworteten gleichzeitig die ſieben Conferenz-Miniſter, die in ihren mit langen Locken reichgezierten Staatsperücken und ihren mit buntfarbigen Ordensbändern ausſtaffirten Staatskleidern den chineſiſchen Pagoden in der Meißner Porzellan-Fabrik auffallend ähnlich ſahen.

— Ganz recht, bei Unſerer Frau Mutter, wiederholte der Kurfürſt. Könnt Ihr wohl glauben, ehrwürdiger Vater, daß Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter, die ehr- und tugendſame Witwe Unſeres, ſeit dreizehn Jahren im Schooße Gottes ruhenden Herrn Vaters, daß die Frau Kurfürſtin Maria Antonia Walpurgis, die Ihr ſo eben ein Muſterbild aller chriſtlichen Tugenden und weiblichen Vollkommenheiten genannt habt, daß Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter — Uns ſchaudert die Haut, es ausſprechen zu müſſen! — eine Hochverrätherin iſt? fragte Friedrich Auguſt und riß dabei gleichzeitig Mund und Augen dergeſtalt auf, als ob er ſeinen Beichtvater, welchem er nicht allzuſehr zu trauen ſchien, mit Gürtel und Kutte, mit Haut und Haaren verſchlingen wollte.

— Durchlauchtigſter Herr Kurfürſt, entgegnete der jeſuitiſche Fuchs mit lammfrommer Miene, das, was ich ſo eben aus Höchſtdero Munde vernommen habe, klingt — verzeiht mir gnädigſt meine kindliche Offenherzigkeit! — dermaßen fabelhaft, daß ich, mit Eurer kurfürſtlichen Permiſſion, unmöglich daran glauben kann.

— Und dennoch iſt es wirklich wahr! betheuerte der Kurfürſt. Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter — faſt ſcheuen Wir Uns, es zu wiederholen — hat ſich des Verbrechens des Hochverraths gegen ihren in Gott ruhenden Herrn und Gemahl, gleichwie gegen Uns, den erſtgeborenen, ihrer in rechtmäßiger Ehe erzeugten Söhne ſchuldig gemacht.

— Und wodurch? wagte Pater Franciscus Herz mit anſcheinend großer Gemüthsruhe zu fragen.

— Dadurch, daß ſie einen ihrer vertrauteſten Vertrauten, den Schloßhauptmann Unſerer Schweizergarde, den Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo, den Freund und Rathgeber Unſeres Oheims und frühern Vormundes, des Prinzen Xaver, vor ungefähr ſechs Monaten, hinter Unſerm kurfürſtlichen Rücken, ohne Unſer Wiſſen und Wollen, zum Reichstage nach Regensburg geſchickt hatte mit dem geheimen Auftrage, dort in ihrem und des Prinzen Xaver Namen die beiſpiellos frevelhafte Erklärung abzugeben, daß Wir, Friedrich Auguſt, von Gottes Gnaden Kurfürſt von Sachſen und Vicar des heiligen römiſchen Reichs, keineswegs — ſtaunet und entſetzt Euch, frommer Vater! — ihr rechtmäßiger ehelicher Sohn, ſondern — o Schmach über Schmach! — ein ihr unrechtmäßig untergeſchobenes Kind armer bürgerlicher Eltern ſind.

— Kurfürſtliche Hoheit, unterbrach ihn der Jeſuit, auch dies klingt unglaublich . . .

— Iſt aber leider trotzdem wahr! betheuerte der Kurfürſt, der darüber hochentrüſtet war.

— Und was haben Ew. kurfürſtliche Hoheit in Folge deſſen huldreichſt zu beſchließen beſchloſſen? fragte R. D. P. Franciſcus Herz.

— In Bezug auf den elenden Abenteurer, der ſich, undankbar und nichtswürdig über alle Maaßen, zu dieſer hochverrätheriſchen Sendung und verleumderiſchen Anklage wider Uns bereitwillig hergegeben, haben Wir in Huld und Gnaden verfügt, ihn einſtweilen als Unſern Gefangenen nach der Feſtung Königſtein abführen und allda ſo lange ſitzen zu laſſen, bis er, durch Hunger und Durſt mürbe gemacht, Alles eingeſtehen wird, was Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter ihm in Bezug auf die wahrſcheinlich nur von ihm erſonnene Kabale, in Bezug auf Uns und Unſere jüngeren Brüder Karl und Anton aufzutragen für gut befunden hat. Wir hoffen, ehrwürdiger Vater, daß Ihr dieſen Akt der Gerechtigkeit, der vor einer Stunde an dem ſogenannten Marcheſe d'Agdolo auf Unſern Befehl vollzogen worden iſt, vollſtändig billigen und zweifelsohne gutheißen werdet.

— Was nicht mehr als geſetzlich iſt, fügte der ſchlaue Jeſuit hinzu.

— Jetzt aber, fuhr der kurfürſtliche Ankläger fort, befragen Wir ſchließlich auch Euch um Rath, wie Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter für den beiſpielloſen Frevel, den ſie ſich Unſerm hochſeeligen Vater und Uns gegenüber hochverrätheriſch zu Schulden kommen ließ, zu beſtrafen ſei?

— Kurfürſtliche Hoheit, entgegnete der Schüler Loyola's, es kann unmöglich im Bereiche der Pflichten Eures demüthigen Beichtvaters liegen, Euch zu rathen, wie ſich in ſolchem, nirgends vorhergeſehenen Falle ein Sohn ſeiner Mutter gegenüber zu verhalten habe. Wozu, kurfürſtliche Hoheit, habt Ihr Eure Miniſter? Und warum geruht Ihr nicht, lieber ſie als mich um Rath zu befragen?

— Ihren Rath haben Wir bereits vernommen . . .

— Und wozu, kurfürſtliche Hoheit, rathen ſie?

— Sie ſind faſt einſtimmig der Anſicht geweſen, daß Wir vollſtändig befugt und berechtigt ſind, Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter, trotz aller kindlichen Liebe und trotz allen Gehorſams, den Wir ihr ſchuldig zu ſein glauben, gerichtlich zur Verantwortung ziehen und ſie von Rechtswegen beſtrafen zu laſſen dafür, daß ſie Uns, den älteſten ihrer Söhne, zu einem untergeſchobenen Kinde bürgerlichen Urſprungs zu erniedrigen, Un[illegible]adurch Unſere Rechte auf den fernern ungeſtörten Beſitz des väterlichen Thrones ſtreitig zu machen wagt und an Unſerer Stelle ihren Lieblingsſohn — Unſern Bruder Karl — als eigentlich rechtmäßigen Erben der kurfürſtlichen Krone anerkannt wiſſen will. Dies Alles, ehrwürdiger Vater, iſt ein heilloſer Scandal, wie er vielleicht noch an keinem andern Hofe bisher vorgekommen ſein mag, ein unerhörter Fall, daß eine Mutter ihren rechtmäßigen Sohn zu verläugnen und ihn zu Gunſten ſeines jüngern Bruders als bürgerlichen Findling hinzuſtellen ſich erkühnt. Ich frage Euch jetzt auf Ehre und Gewiſſen, ob nicht auch Ihr, frommer Vater, die Anſicht und den Rath Unſerer hier verſammelten Miniſter theilt, daß dieſer beiſpielloſe Hochverrath von Rechtswegen, eben ſo ſtreng wie jedem Andern gegenüber, auch Unſerer Mutter gegenüber gebührend zu beſtrafen iſt?

— Kurfürſtliche Hoheit, erwiederte Pater Franciscus Herz, leider bin ich zu wenig Rechtskenner, um dieſe höchſt verwickelte und darum äußerſt ſchwierige Frage auch nur einigermaßen richtig beantworten zu können. Mögen Eure hochweiſen Räthe Euer gutes Herz, Euer kindliches Gemüth zu geſetzlicher Strenge antreiben, ich aber, Euer demüthiger Beichtvater, muß Euch im Namen Gottes und des Heilands zu chriſtlicher Milde ermahnen und Euch im Intereſſe Eures Seelenheiles kniefällig bitten und beſchwören, gerade in dieſem Falle Gnade vor Recht ergehen zu laſſen und, falls Eure durchlauchtigſte Frau Mutter ſich — was ich aber noch keineswegs zugebe — wirklich an Euch ſo ſchwer verſündiget haben ſollte, ihr lieber hochherzig verzeihen, als ſie lieblos beſtrafen zu wollen.

— Und was meint nun Ihr dazu? fragte Friedrich Auguſt, welcher unentſchloſſen hin und her zu ſchwanken ſchien, den Rath der böſen Sieben.

Die Herren Miniſter geruhten zu ſchweigen.

— Glaubt Ihr Herren da, Wir bezahlen Euch dafür, daß Ihr, wenn Wir Euren Rath verlangen, einſtimmig das Maul halten ſollt? rief der über ihr Schweigen mit vollem Rechte aufgebrachte Kurfürſt. Wir fragen Euch in Gegenwart Unſers Beichtvaters zum letzten Male, ob Wir Unſerer Mutter verzeihen oder ihr den Proceß machen ſollen?

— Wir ſtimmen für Verzeihung, riethen Rupert Florian und Karl Philipp von Weſſenberg.

— Wir ſtimmen für Beſtrafung, riefen die Andern.

— Und rathet Ihr Uns, ehrwürdiger Vater, fragte Friedrich Auguſt, der bereits milder als kurz vorher geſtimmt zu ſein ſchien, daß auch in ſo außergewöhnlichem Falle das Loos des Schuldigen wie in gewöhnlichen Fällen durch Stimmenmehrheit entſchieden werde?

— Kurfürſtliche Hoheit, entgegnete der ſchlaue Beichtvater mit echt jeſuitiſcher Sophiſtik, die Mehrzahl des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, wie jeder Verſammlung im Einzelnen betrachtet, hat, wie tauſendjährige Erfahrung uns belehret, weniger geſunden Menſchenverſtand, weniger Geiſt und Urtheilskraft, als jenes kleine Häuflein Auserwählter, aus welchen, hier wie überall, jetzt wie zu allen Zeiten die Minderzahl des Ganzen zu beſtehen pflegt. Aus dieſem und keinem andern Grunde gehört meine demüthige Wenigkeit zu Denen, die in den meiſten Fällen dieſes trügeriſchen Lebens mit der Minorität zu ſtimmen gewöhnt ſind.

— Ihr habt nicht Unrecht, frommer Vater! Auch Uns, Ihr Herren, drängt Unſer kindliches Gemüth, Uns diesmal ausnahmsweiſe dem milden Urtheile der Minderzahl Unſeres Miniſterraths anzuſchließen und, dem Winke der Milde nachgebend, Unſerer durchlauchtigſten Frau Mutter, wie ſchwer ſie auch gegen Uns gefehlt haben mag, in Huld und Gnaden zu verzeihen und nur Jenen exemplariſch zu beſtrafen, welcher nach Unſerm Dafürhalten der eigentliche Urheber und Anſtifter dieſer abſcheulichen Intrigue iſt und der als Hochverräther ſonder Gleichen nach Unſerer Anſicht keine mildere Strafe als lebenslängliches Gefängniß verdient.

— Mit ihm macht, was Euch beliebt, ſagte der Jeſuit.

— Und ſeid auch Ihr mit der Strafe, die Wir dem treuloſen Hochverräther Agdolo zugedacht haben, einverſtanden?

— Ja! antworteten einſtimmig faſt Alle, bis auf die beiden Herren von Weſſenberg, welche dieſe Frage zu verneinen wagten.

Diesmal aber geruhte Seine kurfürſtliche Hoheit, ſich, vielleicht nur abwechslungshalber, dem ſtrengen Urtheile der Mehrzahl ſeiner böſen Sieben anzuſchließen.

— Die Sitzung, Ihr Herren, iſt nun aufgehoben, erklärte Friedrich Auguſt. Ihr Alle werdet — nur allzudeutlich ſieht man's Euren Mienen an — Hunger und wohl gar auch einigen Durſt verſpüren. Und darum geht in Gottes Namen! Freiherr Rupert von

Weſſenberg, fuhr er fort, Euch geben Wir hiermit die Weiſung, dem Freiherrn von Forell in Unſerm Namen den Befehl zu ertheilen, ſeine Wachtpoſten ſchleunigſt zurückzuziehen, dieweil es Unſer kurfürſtlicher Wille iſt, daß von jetzt an weder der Austritt aus Unſerm Schloſſe, noch der Eintritt in daſſelbe keinem Unſerer lieben und getreuen Unterthanen fernerhin verwehrt ſein ſoll.

Die ſieben Miniſter, begleitet von dem Beichtvater, verließen gebückt und geräuſchlos den Conferenzſaal und gleich darauf das Schloß.

Die Wachen aber wurden ungeſäumt zurückgezogen. Die maulaffende Menge ging ruhig auseinander; die ſieben Herren Miniſter verfügten ſich theilweiſe zu Fuß, theilweiſe zu Wagen, in ihre Wohnungen. Nur der ehrwürdige Pater Franciscus Herz — er war der Letzte, welcher das Schloß verließ — begab ſich . . . das Wohin wird man ſpäter erfahren.

Zweites Kapitel.

Der ſogenannte Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo, den man auf eigenmächtigen Befehl des Kurfürſten zwei Stunden zuvor in ſeiner Wohnung feſtgenommen und als Hochverräther unverhört nach der Veſte Königſtein abgeführt hatte, war der einzige Sohn eines kurſächſiſchen, bei der Republik Venedig beglaubigten Reſidenten, welcher, bürgerlichen Urſprungs, Agoſtino Giorgio Agdolo hieß und in Venedig nebenbei auch Handelsgeſchäfte mit Deutſchland und der Levante betrieb. Die Frau dieſes Venezianers ſoll nach der Ausſage Einiger, welche ſie in ihrer Jugend gekannt haben wollen, eine der ſauberſten Hetären der frivolen Markusſtadt, nach der Behauptung Anderer aber (was ziemlich auf Eins hinausgeht) als fünftes Rad an einem der unzählig vielen Balletkarren, welche ganz Italien durchziehen, unter dem Spitznamen der „ſchwarzen Marietta" bekannt, wegen ihres mehr als leichtſinnigen Lebenswandels ziemlich anrüchig, aber nach ihrer Verheirathung mit Agoſtino Agdolo — wie dies bisweilen zu geſchehen pflegt — ſehr tugendſam, ja ſogar fromm geworden ſein.

Der Sohn dieſer frommen Mutter, geboren zu Venedig um das Jahr 1732, war frühzeitig nach Sachſen gekommen und hier während des ſiebenjährigen Krieges als Freiwilliger in ein ſächſiſches Uhlanen-Regiment eingetreten, deſſen Commandant der damalige Obriſt Adam Burkhardt Chriſtoph von Schiebell geweſen war, welcher ſich des jungen Italieners freundlichſt angenommen und ihn auffallend protegirt haben ſoll.

Agdolo, welcher bald Gelegenheit gefunden hatte, ſich im Kriege durch Muth und Tapferkeit auszuzeichnen, war raſch zum Lieutenant vorgerückt und in einer der vielen Schlachten damaliger Zeit ſo ſtark verwundet worden, daß er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit den Abſchied nahm und ſich in Dresden niederließ.

Ein Jahr darauf (1761) erſchien daſelbſt ein blutiges Pasquill, deſſen Inhalt großes Aufſehen erregte, weil der anonyme Verfaſſer mit juvenaliſcher Laune und martialiſcher Schärfe gegen die Ausſchweifungen der vornehmſten Damen des Hofes der regierenden Kurfürſtin Maria Antonia Walpurgis aufgetreten war und mehr als Einen Namen der hohen Geſellſchaft mit beiſpielloſer Rückſichtsloſigkeit gebrandmarkt hatte.

Zu dieſen Gebrandmarkten gehörte vor allen Andern auch Louiſe Amalie Gräfin Rutowska. Dieſe Dame, geboren zu Warſchau am 3. März 1722, war eine Tochter des polniſchen Fürſten Jacob Alexander Lubomirski und der ſächſiſchen Gräfin Friederike Charlotte Vitzthum von Eckſtädt, deren Vater, Graf Friedrich, Ober-Kammerherr und Geheimer Cabinets-Miniſter König Auguſt's des Starken von Polen und Kurfürſten von Sachſen geweſen war. Prinzeſſin Louiſe Amalie Lubomirska hatte ſich, ſiebzehn Jahre alt, am 4. Juni 1739 mit dem Grafen Friedrich Rutowski vermählt. Ihr Gemahl — geboren zu Dresden am 19. Juni 1702 — war eines der 354 unehelichen Kinder*), welche Auguſt der Starke mit ſeinen zahlloſen Maitreſſen und *dieſen* Sohn mit der ſchönen Fatime, der ſpäter ſogenannten Frau von Spiegel, huldreichſt zu erzeugen geruht hatte. — Die junge Gräfin Rutowska, in deren Adern das polniſche Blut ihres Vaters und die deutſche Liebesſehnſucht ihrer Mutter floß, hatte ſchon vor ihrer Verheirathung eine ziemlich lange Reihe geheimnißvoller Abenteuer gehabt, durch welche ſie frühzeitig genug in jenen Ruf zweideutiger Galanterie gekommen war, den ſie bis an's Ende ihres Lebens genoß.

---

*) Dieſes Factum hat zuerſt die Markgräfin von Anſpach-Bayreuth, Schweſter Friedrich's des Großen, in ihren Memoiren erzählt.

Der namenloſe Autor jener oben erwähnten Schmähſchrift hatte vorzugsweiſe über Gräfin Rutowska allerhand Dinge erzählt, die ſo empörender Natur waren, daß die Beleidigte im erſten Aufglühen ihres Zornes, im gerechten Unwillen ihrer tiefverletzten Eitelkeit, ihm blutige Rache gelobt hatte.

Jeder, welcher jemals das unausſprechliche Glück gehabt hat, das „urgemüthliche" Dresden etwas mehr als blos oberflächlich kennen gelernt zu haben, wird ſehr leicht begreifen, wie ſehr es ſich damals den Kopf zerbrach, um herauszubringen, wer der Verfaſſer jenes unverſchämten Pasquills ſei, das bald nach ſeinem Erſcheinen von der hochlöblichen, für den guten Ruf der kurfürſtlichen Hofdamen wohl nicht mit Unrecht ängſtlich beſorgten Polizei confiscirt worden war.

Man hatte hin und her gerathen und war endlich darin übereingekommen, daß der Verfaſſer jenes ſchamloſen Pasquills kein Anderer als der durch ſeine zahlloſen Liebesabenteuer, durch die Maſſe ſeiner unbezahlten Schulden wie durch ſeine ſprüchwörtlich gewordene Keckheit berüchtigte Ex-Lieutenant Agdolo ſei, der ſich eines ſchönen Tags aus eigener Machtvollkommenheit in den Adelſtand erhoben und ſeitdem Marcheſe d'Agdolo genannt hatte.

Auch Gräfin Rutowska, die in jenem Pasquill am Schlimmſten weggekommen, war endlich ſo feſt überzeugt davon geweſen, daß ſie eines Abends bei Hofe in Gegenwart vieler anderen, nicht minder boshaft angegriffenen Hofdamen — unter dieſen hatte ſich auch die Gemahlin des Hausmarſchalls Peter Auguſt von Schönberg befunden — ganz unverholen geäußert haben ſoll:

„Wenn der Ex-Lieutenant Agdolo die Frechheit haben ſollte, mich noch fernerhin wie bisher zu beſuchen, dann würde ich mich genöthigt ſehen, ihn durch meine Dienerſchaft zur Treppe hinunterwerfen, durch meinen Schweizer ohrfeigen und durch meinen Läufer verdientermaßen durchprügeln zu laſſen.“

Nachdem der Ex-Lieutenant Agdolo — Don Juan und Taugenichts erſter Claſſe — jene Ausbrüche des hochgräflichen Ingrimms erfahren hatte, war er vor ſeinen Spiegel getreten, hatte ſich trällernd ſein ſchwarzgelocktes Haar gekämmt und hohnlachend zu ſich ſelbſt geſagt: „Warte nur, kleine Gräfin! Jene Drohungen ſollen Dir theuer zu ſtehen kommen.“

Und Agdolo war ein Mann, der in ſolchen und ähnlichen Fällen, in denen es nicht darauf ankam, Spiel-

oder andere Schulden zu bezahlen, in der Regel Wort zu halten pflegte.

Und auch diesmal hielt er Wort. Denn nachdem die grundgütige Vorsehung am 10. März 1764 — drei Jahre nach dem Erscheinen jener Schmähschrift — den längst gehegten Wunsch der galanten Gräfin huldreich erfüllt und sie nach fünfundzwanzigjähriger, beiderseits unglücklicher Ehe zur Witwe gemacht hatte, erinnerte sie sich ihres Gelübdes und übte an dem Beleidiger ihrer sogenannten Ehre die blutigste Rache dadurch aus, daß sie sich, kaum fünf Monate nach dem unbeweinten Heimgange ihres gichtbrüchigen Gemahls, mit dem Ex-Lieutenant und sogenannten Marchese d'Agdolo heimlich vermählte, was ihr, wie dieser ihr vorausgesagt, sehr theuer zu stehen kam, da sie sich schon acht Tage nach der Trauung genöthigt sah, die kolossalen Schulden ihres geheimen Gemahls bei Heller und Pfennig bezahlen zu müssen. Die Trauung selbst war unter dem Schutze der Kurfürstin-Witwe, in deren Kapelle und im Beisein des Jesuiten-Paters Guarini am 9. August 1764 vollzogen worden.

Kaum vermählt, hatte Marchese d'Agdolo, der sich nun im Besitze der dazu nöthigen Geldmittel sah, eine Menge neuer, mehr oder minder kostspieliger Liebschaften angeknüpft, zu welchen auch sein ziemlich offenkundiges

Verhältniß mit der blühend-jungen Witwe eines uralten, unlängſt verſtorbenen Geheimenraths, mit der älteſten Tochter des Geheimen Kammerraths von Ferber, mit der jüngſten Schweſter des Referendars Friedrich Adolph von Burgsdorf und mit der italieniſchen Opernſängerin Signora Tereſa Albuzzi-Todeschini gehörte, welche noch kurze Zeit vorher eine der beiden Gunſtdamen des allmächtigen, am 28. October 1763 geſtorbenen Premier-Miniſters Grafen Heinrich Brühl geweſen war*). Aber auch dafür hatte ſeine ihm heimlich angetraute Frau ſich, ihrem Character getreu, blutig gerächt dadurch, daß auch ſie ihrerſeits fortfuhr, eine ziemlich beträchtliche Anzahl mehr oder minder koſtſpieliger Liaiſons hinter dem Rücken ihres in dieſem Puncte ziemlich duldſamen Gemahls fortzuſpinnen.

Im Jahre 1769 war Marcheſe d'Agdolo nach Paris geeilt, um ſich dort dem Gefolge des Prinzen Xaver anzuſchließen, welcher — ein Sohn König Auguſt's III. — von 1763 bis 1768 während der Minderjährigkeit des Kurfürſten Friedrich Auguſt der Adminiſtrator Kurſachſens geweſen und, weil er ſich mit ſeinem Neffen überworfen hatte, unter dem Namen eines Grafen von der Lauſitz nach Frankreich gegangen war. Hier hatte ſich Agdolo durch ſeine allezeit bereite Dienſtwilligkeit dem Prinzen ſo angenehm, nützlich und unentbehrlich zu machen gewußt, daß ihm — als er nach Dresden zurückkehrte — auf Empfehlung des Prinzen Xaver eine Officiersſtelle mit Hauptmannsrang in der Schweizer Garde zu Theil ward.

---

*) Brühl's zweite Maitreſſe war, beiläufig erwähnt, eine deutſche Opernſängerin, welche Wilhelmine Denner oder Tennert hieß.

Als Solcher hatte Agdolo ſeinen frühern Lebenswandel fortgeſetzt und allen Damen des Hofes, aber, mit auffallender Bevorzugung der jungen bildhübſchen Gemahlin des Hausmarſchalls Peter Auguſt von Schönberg, den Hof gemacht, die ſich auch ihrerſeits für den hübſchen Italiener in nicht geringem Grade zu intereſſiren ſchien, was ihr um ſo leichter werden mußte, als Frau von Schönberg — eine der anſcheinend tugendhafteſten Frauen des Dresdner Hofes — die erbittertſte Feindin der durchaus nicht prüden Witwe des Grafen Rutowski war.

Agdolo aber, deſſen kühner Ehrgeiz ihn raſtlos von Stufe zu Stufe trieb, hatte es endlich auch gewagt, ſein ſündiges Auge zu der Kurfürſtin-Witwe zu erheben, die ſo herablaſſend geweſen war, ſich die Huldigungen des ſchmucken Gardehauptmannes inſoweit gefallen zu laſſen, daß ſie ihn endlich in die Zahl ihrer Vertrauten aufzunehmen geruhte.

Maria Antonia Walpurgis, älteſte Tochter des bayer'ſchen Kurfürſten und nachmaligen deutſchen Kaiſers Karl VII. — geboren zu München am 18. Juli 1724 — hatte ſich am 20. Juni 1747 mit dem ſächſiſchen Kurprinzen und ſpätern Kurfürſten Friedrich Chriſtian vermählt und mit demſelben im Laufe ihrer ſechszehnjährigen Ehe vier Söhne und zwei Töchter gezeugt.

Der älteſte dieſer Söhne war Friedrich Auguſt, der, geboren am 23. December 1750, unter Vormundſchaft ſeines Oheims, des früher erwähnten Prinzen Xaver, ſuccedirt war, aber erſt am 16. September 1768 ſelbſtſtändig die Regierung übernommen und ſich vier Monate ſpäter, am 17. Januar 1769 mit der Prinzeſſin Maria Amalie Auguſte, älteſten Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, vermählt hatte.

Aber bald nach ſeiner Verheirathung war zwiſchen der Gemahlin des Kurfürſten und ihrer Schwiegermutter ein Zerwürfniß eingetreten, das, von Jahr zu Jahr zunehmend, um jene Zeit, in welcher unſer Roman beginnt, ſeinen Gipfelpunct erreicht hatte.

In Folge dieſes Zerwürfniſſes war bald auch zwiſchen Sohn und Mutter eine Erkaltung eingetreten, die ſich nach und nach bis zum Haſſe geſteigert hatte. Die Kurfürſtin-Witwe, die in dem Rufe ſtand, eine der gelehrteſten Frauen ihrer Zeit zu ſein, ſchien darauf ſo eitel zu ſein, daß in ihren Augen die junge Kurfürſtin eine große Ignorantin war, welcher ſie dies bei jeder Gelegenheit deutlich genug zu verſtehen gab.

Maria Antonia Walpurgis war in der That eine vielſeitig gebildete, in allen Sphären der Künſte und Wiſſenſchaften gut bewanderte Fürſtin, ein wahrer Phönix unter den Prinzeſſinnen ihrer Zeit. Sie beſaß eine ungewöhnlich große Begabung für Muſik, Poeſie und Malerei. In ihrer Vaterſtadt München hatte ſie Unterricht beim Kapellmeiſter Giovanni Ferrandini, ſpäter in Dresden bei dem kurfürſtlichen Kapellmeiſter Johann Adolph Haſſe*) bei Johann Gottlieb Naumann und bei dem Hoforganiſten Giovanni Antonio Riſtori genoſſen. Sie ſang und ſpielte die Laute. Sie glänzte als Dichterin und Componiſtin. Die beiden Hauptwerke, durch welche ſie ſich einen muſikaliſchen Ruf in ganz Europa errungen, waren zwei nach den Vorbildern Metaſtaſio's und Haſſe's in italieniſcher Sprache und in italieniſchem Style gedichtete Opern, von denen die Eine „Talestri, Regina delle Amazzone," die Andere „Il Trionfo della fedeltà" hieß. *) Außerdem hatte ſie eine Menge von Canzonetten und Liedern gleichzeitig gedichtet und in Muſik geſetzt. — Als Dichterin trat ſie auch in franzöſiſcher Sprache in den „Sentimens d'une âme pénitente sur le psaume miserère" und in den „Principes de morale chrétienne" auf. Letztere hatte ſie ihrem Sohne, dem Prinzen Anton, in die Feder dictirt. Metaſtaſio's „Demetrius", von ihr in's Franzöſiſche überſetzt, wurde 1751 am Hofe zu Dresden von Dilletanten aufgeführt. — Die Verdienſte, welche ſie ſich um die italieniſche Poeſie erworben, waren dadurch belohnt worden, daß die gelehrte Geſellſchaft der Arcadier zu Rom ſie im Jahre 1747 unter dem Namen Ermelinda Talea, Pastorella Arcada, in

---

*) Graf Brühl ſchreibt über ihn: „Je suis assuré, que ce galanthomme sera bien étonné de trouver une si auguste écolière qui pourrait peut-être lui donner leçons.“

---

*) Die letztere dieſer Opern erſchien gedruckt 1756, die erſtere 1765 im Breitkopf'ſchen Verlage zu Leipzig. Die Paſtorale „Il Trionfo della fedeltà" wurde zuerſt in Dresden, ſpäter in Leipzig, Potsdam, München und Rom aufgeführt. Der engliſche Muſikgelehrte Charles Burney hörte die Kurfürſtin im Auguſt 1772 im Luſtſchloß Nymphenburg bei München in einem Hofconcert eine ganze Scene aus der Oper Talestri ſingen. Naumann begleitete ſie am Spinet und Kurfürſt Maximilian Joſeph, Bruder der Componiſtin, ſpielte die Violine. Auch in Dresden hatte ſie bei den Aufführungen beider Opern die Hauptrollen geſungen.

die glänzende Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen hatte. *)

Ihr kurfürſtlicher Gemahl, Friedrich Chriſtian, welcher ſchon ſieben Jahre zuvor in den Schooß der Arcadier aufgenommen war, hieß als ſolcher „Lusatius Argireus." Außerdem war ſie auch Ehrenmitglied der kurpfälziſchen Akademie zu Manheim.

Friedrich der Große, welcher ſie zu Dresden im Jahre 1756 kennen gelernt, hatte ſie einen Tag nach dem Friedensſchluſſe zu Hubertusburg am 16. März 1763 im Schloß Moritzburg wiedergeſehen. Sechs Jahre ſpäter, nachdem ſie Kurfürſtin geworden war, beſuchte ſie ihn in Potsdam, wo ſie von ihm vielfach ausgezeichnet ward. Seit jener Zeit unterhielten Beide einen Briefwechſel, der vom 27. April 1763 bis zum 28. December 1779 wenige Monate vor ihrem Tode währte. **)

Am 10. September 1769 ſchrieb ihr der Philoſoph von Sansſouci: „Protégez toujours les arts, madame; la gloire que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance, comme au plus haut

---

*) Auf allen von ihr herausgegebenen muſikaliſchen und poetiſchen Werken bezeichnete ſie ihre Autorſchaft durch die vier Anfangsbuchſtaben dieſes Namens: „E. T. P. A."

**) Dieſer Briefwechſel bildet den 24ſten Band der von J. D. Preuß herausgegebenen „Oeuvres de Frédéric le Grand."

Les aimer, les protéger et les cultiver, comme Votre Altesse Royale, c'est avoir acquis un mérite personnel, le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes.“

Und Maria Antonia Walpurgis befolgte den Rath des großen Königs und protegirte Porpora, der ſie (von 1747 bis 1752) im Geſange, und Haſſe, der ſie in der Compoſition unterrichtet hatte, und blieb bis an's Ende ihrer Tage die hochherzige Beſchützerin Naumann's, Schuſter's, Seidelmann's, der beiden Sängerinnen Mingotti und Mara und des Malers Raphael Mengs.

Auch ſie ſelber malte und unter andern Bildern auch ihr eigenes Porträt. Im Schloſſe Weeſenſtein ſieht man ein großes von ihr gemaltes Bild, das uns die kurbayer'ſche Familie zeigt.

Die Kurfürſtin-Witwe, die nichts ſo ſehr als Aufwand liebte, und „deren immer offene Hand vielleicht mißbraucht worden war,“ hatte ſich durch ihre Großmuth nach und nach eine gewaltige Schuldenlaſt aufgebürdet. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte ſie außer den von ihr mitgebrachten Diamanten, deren Werth auf vier Millionen Thaler abgeſchätzt worden außerdem das in den Ehepacten feſtgeſetzte Witwengehalt von 60,000 Thalern erhalten. Aber weil ſie damit nicht ausgekommen war, hatte ſie ihren kurfürſtlichen Sohn ſo lange gedrängt, bis Letzterer trotz ſeines Geizes ſich endlich doch genöthigt ſah, 1769 das jährliche Witthum ſeiner über alle Maßen verſchwenderiſchen Mutter auf 130,000 Thaler zu erhöhen. Da jedoch auch dieſe Summe nicht hinreichend geweſen war, alle Bedürfniſſe dieſer prachtliebenden Fürſtin zu beſtreiten, hatte ſie ſich gezwungen geſehen, während einer ihrer Reiſen durch Italien ihren Diamantenſchmuck in Genua für 800,000 Thaler zu verpfänden. Im Jahre 1775 war dieſer Schmuck zwar wieder eingelöſt, aber bald darauf in Rom — gegen geringern Zinsfuß — auf's Neue verſetzt worden.

Der von ihren Gläubigern immer mehr und mehr gedrängten Kurfürſtin-Witwe blieb endlich kein anderer Ausweg als der: ſich an die Großmuth ihres Sohnes zu wenden und ihn um Bezahlung ihrer Schuldenmaſſe zu bitten. Da aber Friedrich Auguſt, der, wie geſagt, ein großer Knicker war, das Geſuch ſeiner Mutter kurz und bündig ein für alle Mal abgeſchlagen hatte, war ihr von Agdolo, der ihr ganzes Vertrauen beſaß, gerathen worden, dem Kurfürſten als Entſchädigung für die Bezahlung ihrer Schulden die Abtretung ihres Familienſchmucks anzubieten. Weil aber der Kurfürſt auch darauf nicht eingegangen war, hatte ſich ihre Abneigung gegen ihn bis zu dem Grade geſteigert, daß ſie, aufgeſtachelt durch die boshaften Einflüſterungen Agdolo's und ihres Kammerzahlmeiſters, des kurbayer'ſchen Legationsrathes Xaver Heewald, wie auch auf wiederholtes Anrathen des mißvergnügten und deshalb nach Frankreich ausgewanderten Ex-Adminiſtrators, des Prinzen Xaver, ſich endlich bereit finden ließ, auf die von jenen Drei gemeinſchaftlich erſonnene Intrigue einzugehen und Erſtern zu Anfange des Jahres 1776 mit der bewußten Erklärung auf den Reichstag nach Regensburg abzuſchicken.

Die Folge davon war, daß der ſogenannte Marcheſe d'Agdolo wenige Tage nach ſeiner Rückkehr von Regensburg, auf ſpeciellen Befehl des Kurfürſten, am Morgen des 16. December 1776 durch den Geheimen Rath Freiherrn Adolph Alexander von Zehmen und durch den dienſthabenden General-Adjutanten, General-Major Adam Burkhardt Chriſtoph von Schiebell — Agdolo's frühern Vorgeſetzten und Beſchützer — in ſeiner Wohnung verhaftet und — nachdem ſie ſich aller ſeiner Papiere bemächtigt und dieſelben, fünffach verſiegelt, ungeſäumt dem Kurfürſten überſchickt hatten —

unter ſtarker Bedeckung nach der Veſte Königſtein abgeführt wurde.*)

Abends vorher war Agdolo, wie gewöhnlich, bei der Hausmarſchallin von Schönberg geweſen und hatte ihr diesmal auf ſo ungeſtüme Weiſe den Hof gemacht, daß ſie ihn mehr als ein Mal bei der Ehre ihres Gemahls, deſſen Rückkehr aus Pillnitz ſie jeden Augenblick erwartete, bitten und beſchwören mußte, ihre Grundſätze nicht länger auf ſo harte Probe zu ſtellen und ſie augenblicklich zu verlaſſen. Nachdem aber der kecke Abenteurer immer zudringlicher geworden war und ſie zuletzt kniefällig beſchworen hatte, dem aufrichtigen Flehen ſeiner Liebe huldreich Gehör zu ſchenken, war ſie doch ſo ſchwach geweſen, ſeinen ſtürmiſchen Bitten und der Drohung, ſich — falls ſie ihn auch diesmal nicht erhören würde — vor ihren Augen zu erſchießen, endlich nachzugeben und geſtattete ihm, bei ihr zu bleiben bis zur Rückkehr ihres Gatten, der unglücklicher Weiſe erſt am andern Morgen im Gefolge des Kurfürſten von Pillnitz zurückkam.

---

*) In dieſen Papieren, berichtet unſere Quelle, mögen ſich herabwürdigende Aeußerungen über den Kurfürſten befunden haben, deſſen ſehr gerechtfertigte Weigerung, den maßloſen Anſprüchen der die verwitwete Kurfürſtin umgebenden Coterie zu entſprechen, als unkindliche Kargheit ausgelegt und in Agdolo'ſcher Weiſe beſprochen worden ſein mag. Wahrſcheinlich enthielten ſie aber auch andere Aufſchlüſſe über Agdolo's Verwickelung in die Unordnungen ihres Haushaltes, vielleicht auch Rathſchläge, wie dem Kurfürſten mehr Geld abzupreſſen ſei u. ſ. w. So viel aber iſt gewiß, daß dieſe Papiere, die einzig und allein geeignet wären, Licht in das Dunkel dieſer geheimnißvollen Geſchichte zu bringen, ſeit jenem Tage nicht mehr zum Vorſchein gekommen ſind. Der Kurfürſt und nachmalige König Friedrich Auguſt ſoll ſie in einem Wandſchrank, zu dem er den Schlüſſel beſtändig bei ſich trug, verwahrt und erſt wenige Tage vor ſeinem am 5. Mai 1827 erfolgten Ableben eigenhändig verbrannt haben.

Es ſcheint uns hier am rechten Orte, die Leſer mit den Lebensverhältniſſen dieſer Dame etwas näher bekannt zu machen.

Die Gemahlin des Hausmarſchalls Peter Auguſt von Schönberg hieß Charlotte Dorothea und war (geboren am 5. Januar 1743) die einzige Tochter des kurſächſiſchen Kammerherrn Karl Gotthelf Grafen von Hoym auf und zu Güteborn. Mehr ſchön als geiſtreich, mehr prüde als tugendhaft, hatte ſich Comteſſe Charlotte Dorothea von Hoym in ihrem einundzwanzigſten Jahre (am 19. Auguſt 1764) gegen ihre Neigung mit dem um zwanzig Jahre ältern, in jeder Beziehung unintereſſanten, ſtark bornirten, aber ſchon damals reichbegüterten Hausmarſchall Peter Auguſt von Schönberg auf und zu Reuſalz vermählt und ſich ſeit dieſer Zeit in dem von keiner Seite angetaſteten Rufe einer der fleckenloſeſten Damen des damaligen Hofſtaats behauptet. Frau von Schönberg hatte zwar eine Maſſe von Anbetern gehabt, aber Keinem von Allen war es eingefallen, ſich der kleinſten Gunſtbezeugung zu rühmen. Und aus dieſem Grunde galt die Frau Hausmarſchallin in der Stadt wie bei Hofe für eine Tugend von reinſtem Waſſer.

Wir kehren nun zu Agdolo zurück.

Am 20. September — vier Tage nach ſeiner Gefangennehmung — wurden die Herren von Zehmen und Schiebell als kurfürſtliche Commiſſarien nach Königſtein geſchickt, um dem daſelbſt verhafteten Ex-Hauptmann der Schweizer-Garde ein vom Kurfürſten eigenhändig abgefaßtes und verſiegeltes Schreiben zu überbringen. Eine Stunde ſpäter nahmen beide Herren die in ihrer Gegenwart aufgeſetzte und dann gleichfalls verſiegelte Antwort Agdolo's in Empfang und eilten damit ungeſäumt nach Pillnitz zurück.

Nachdem Agdolo einige Wochen in einem der düſterſten Kerker auf dem Königſteine zugebracht hatte, ſteigerte ſich, wie unſere gutunterrichtete Quelle erzählt, durch den Einfluß der dortigen rauhen Bergluft ein bei ihm ſchon längſt vorhandenes Bruſtleiden zu einem gefahrdrohenden Bluthuſten. In Folge deſſen wurde der Gefangene auf Befehl des Kurfürſten, (der — beiläufig erwähnt — beim Durchleſen jenes Antwortſchreibens in Thränen ausgebrochen ſein ſoll) nach Pirna gebracht und blieb daſelbſt, von einem Officier, drei Corporalen und ſechs Artillerie-Soldaten bewacht, bis zum 21. April 1777, an welchem Tage er wieder nach dem Königſteine zurückgebracht ward.

Während dieſer Zeit befand ſich die Kurfürſtin-Witwe bei ihren Verwandten in München. „Von Zeit zu Zeit, berichtet unſer Gewährsmann, wurde ihre Ankunft in Dresden angekündigt, aber immer wieder auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben, bis endlich Niemand mehr an ihre Rückkehr glaubte. Da langte kurz vor dem 21. December 1777 die Nachricht an, daß ſie an dieſem Tage in Dresden eintreffen werde. Ernſtes Andringen des mit Innehaltung ihres Witthums drohenden Kurfürſten, verbunden mit beruhigenden Zuſicherungen in Betreff ihrer Stellung in Dresden, ſollen ihrer Rückkehr vorausgegangen ſein.“

Die Gräfin Rutowska, Agdolo's geheime Gemahlin, welcher allerdings viel daran gelegen war, ihren Gatten als ein Opfer der Kurfürſtin darzuſtellen, verſicherte, ſie ſelbſt habe einen an Agdolo gerichteten (jedenfalls ältern) Brief der Kurfürſtin geleſen, welcher die Worte enthalten habe: „ſie hoffe, ihr Haus in

Padua bald vollendet zu ſehen; dann wolle ſie von dem ihr verhaßten Sachſen und von ihrem Sohne, den ſie auch nicht liebe, für immer Abſchied nehmen.“ Aber deſſenungeachtet blieb die Kurfürſtin-Witwe in Dresden.

Wir kehren zum R. D. P. Franciscus Herz zurück.

Nach dem Schluße jener im vorhergehenden Kapitel beſchriebenen Sitzung hatte ſich der Beichtvater des Kurfürſten geraden Weges in die Behauſung ſeiner geheimnißvollen Flamme begeben. Sie hieß Maria Anna Gozza und war die „vorgegebene“ Ehefrau des in dieſer Hofkabale mitverwickelten, ſchon früher erwähnten Kammerzahlmeiſters und Legationsraths Xaver Heewald, der vier Monate nach Agdolo's Gefangennehmung (am 26. Januar 1777) in Begleitung ſeiner angeblichen Frau gleichfalls nach dem Königſtein gebracht, am 9. März 1778 aber wieder entlaſſen und in Bautzen internirt wurde.*)

---

*) Während ſeines Aufenthaltes auf dem Königſtein hatte Heewald täglich 8 und ſeine von ihm getrennte Kebſin täglich 6 Groſchen für Beköſtigung erhalten. Agdolo dagegen erhielt allmonatlich 50 Thaler aus der Generalkriegscaſſe.

Drittes Kapitel.

Am 8. Mai 1777 — kaum acht Monate nach der Verhaftung des ſogenannten Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo — wurde die Hausmarſchallin Charlotte Dorothea von Schönberg, geborene Gräfin von Hoym, damals vier und dreißig Jahre alt, zur freudigen Ueberraſchung ihres äußerſt gutmüthigen, aber maßlos beſchränkten Herrn Gemahls und zu nicht geringem Erſtaunen derer drei andern Herren von Schönberg von einem etwas allzufrühzeitig in die Welt geeilten, übrigens kerngeſunden, wohlgeformten, ſchwarzäugigen (der cher papa hatte waſſerblaue Augen) und ſchwarzhaarigen Töchterlein entbunden, das in der acht Tage darauf im Schloſſe zu Neuſalz vollzogenen Taufe die Vornamen „Auguſte Charlotte" erhielt.

Die drei Taufzeugen waren der Herr Ober-Hofmarſchall Karl Friedrich von Schönberg auf und zu Maren, der Herr Hofmarſchall Otto Chriſtian von Schönberg auf und zu Bernitz und der General-Poſtmeiſter Adam Rudolph von Schönberg.

— Schade, ſagte der Letzte zum Erſtgenannten, daß dieſes voreilige Mägdlein kein Knabe iſt; vielleicht wäre dann aus ihm auch ſo ein Cardinal wie unſer Vorfahr Nikolaus von Schönberg, oder auch ſo ein tapferer Haudegen wie weiland Marſchall Heinrich von Schönberg geworden.

— Auch aus dem Mädchen kann Etwas werden, meinte der Hofmarſchall Otto Chriſtian, der ſich wieder abwechſelnd mit der Rechten ſeine Naſenſpitze und mit der Linken das Ohr kratzte.

Sechs Wochen nach der Entbindung der Frau Hausmarſchallin von Schönberg erhielt die überaus glückliche Mutter von ihrem durch dies unerwartet ſchnell eingetretene Familien-Ereigniß nicht minder hochbeglückten, tiefentzückten Herrn Gemahle als Zeichen dankbarer Anerkennung einen nagelneuen, höchſt prachtvollen, mit ihrem bunten Wappenſchilde geſchmückten, freilich erſt halbbezahlten Staatswagen, in welchem ſie zum erſten Male nach der evangeliſchen Hofkirche fuhr, um dort am Altare des gemeinſchaftlichen Vaters aller ſterblichen Menſchenkinder inbrünſtig zu danken für das Geſchenk des wunderlieblichen, zuſehends gedeihenden Töchterleins Auguſte Charlotte von Schönberg.

Viertes Kapitel.

Man begleite uns jetzt nach Königſtein.

Dieſe zwei Stunden hinter Pirna und dem Sonnenſtein am rechten Elbufer gelegene Bergveſte, di von einem 1400 Fuß hohen, auf drei Seiten ſenkrech aufſteigenden Felſen mit drohend ernſter Miene au uns herniederblickt und die man nur auf der vierte Seite auf einem ziemlich ſteilen Wege — Apareill genannt — erſteigen kann, iſt Sachſens Tower Baſtille und Spielberg.

Dieſer Felſen, den ſchon die alten Serben befeſtigt hatten, war ſeit 1289 böhmiſches Lehn und ſpäte Eigenthum der Grafen von Dohna geweſen. In Folg einer ziemlich blutigen Fehde fiel er in den Beſitz de Markgrafen von Meißen. Im Jahre 1459 wurde di Lehensherrlichkeit über den Königſtein vom Köni Georg Podiebrad von Böhmen an den ſächſiſchen Ku fürſten Friedrich den Sanftmüthigen abgetreten. — Herzog Georg der Bärtige — Sohn Herzog Albrecht und der böhmiſchen Prinzeſſin Zedena, Gemahl de

Prinzeſſin Barbara von Polen und einer der wüthendſten Gegner der Reformation — gründete hier 1516 ein Cöleſtiner-Kloſter, das er mit Mönchen von dem bei Zittau gelegenen Oybin bevölkerte. Dieſes Kloſter beſtand aber kaum ein Jahrzehend. — Um das Jahr 1540 ließ Herzog Heinrich der Fromme aus dem Königſtein eine Feſtung nach Böhmen machen. Faſt ſämmtliche Gebäude derſelben wurden von den Kurfürſten Chriſtian I. und Johann Georg II. erbaut. Letzterer ſetzte hier auch den erſten Commandanten ein. Der Berüchtigſte in der Reihe dieſer Commandanten war der kurſächſiſche Hauptmann Adolph Friedrich Beon, der wegen betrügeriſchen Unterſchleifs am 7. Juni 1610 daſelbſt gehenkt wurde. Der bekannteſte dagegen iſt der durch ſeinen cyniſchen Witz und durch die Derbheit ſeiner Späße zum Hofnarren avancirte General-Lieutenant Freiherr Friedrich von Kyau, der hier am 19. Januar 1733 ſtarb.

Ueberhaupt knüpft ſich an dieſe Veſte, die ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert als Staatsgefängniß benutzt worden war, eine ſo große Maſſe geſchichtlicher Erinnerungen, daß es uns vergönnt ſei, aus der faſt unüberſehbar langen Reihe Derjenigen, welche hier jahrelang gefangen ſaßen, einige der intereſſanteſten Perſönlichkeiten hervorzuheben.

Zehn peinliche Jahre ſchmachtete hier in ſtrengſtem Gewahrſam Doctor Nikolaus Crell, der — geboren zu Leipzig um das Jahr 1553 — ſich durch ſeine bedeutende Gelehrſamkeit und durch ſeine allgemein anerkannte Rechtlichkeit vom einfachen Rechtsgelehrten zum Kanzler des Kurfürſten Chriſtian I. emporgearbeitet hatte. Nach dem am 25. September 1591 erfolgten Tode des Letztern wurde Kanzler Crell auf Befehl des kurſächſiſchen Adminiſtrators, Herzogs Friedrich von Weimar-Altenburg, unter der falſchen Anſchuldigung, den jüngſtverſtorbenen Kurfürſten von Oeſterreich ab- und Frankreich zugewendet und in Sachſen die calviniſtiſche Lehre begünſtigt und befördert zu haben, verhaftet und in Ketten geſchloſſen nach dem Königſtein gebracht. Nachdem man dem armen Gefangenen zehn volle Jahre den Proceß gemacht hatte, wurde er, bis zum letzten Augenblick ſeine Unſchuld betheuernd, am 28. September 1601 auf dem Altmarkte zu Dresden enthauptet.*)

Hundert und drei Jahre ſpäter ſaß hier in nicht minder harter Gefangenſchaft der kurfürſtliche Großkanzler Wolfgang Dietrich Reichsgraf von Beichlingen, welcher — geboren am 13. April 1665 — von Stufe zu Stufe emporſteigend, die rechte Hand Auguſt's des Starken, aber gleichzeitig auch der erbittertſte Gegner der damals noch allmächtigen Gunſtdame Gräfin Anna Conſtanze von Coſel geweſen war. Von ihr angeſchuldigt, Verfaſſer eines gegen ſie erſchienenen, zwar nicht gedruckten, aber in tauſenden von Handſchriften von Haus zu Haus wandernden Pasquills zu ſein und ohne Erlaubniß des Kurfürſten den Auftrag gegeben zu haben, die — Gott weiß aus welcher Münzſtätte hervorgegangenen — ihr weibliches Zartgefühl verletzenden Coſel-Gulden*) auszuprägen, war Beichlingen, in Folge dieſer gänzlich unbegründeten Anklage, im Jahre 1704 urplötzlich in Ungnade gefallen, nach dem Königſtein gebracht und daſelbſt über dreizehn Jahre widerrechtlich ſeiner Freiheit beraubt worden. Erſt nach dem im Jahre 1716 erfolgten Sturze der „ſächſiſchen Gräfin“ wieder in Freiheit geſetzt, ſtarb Graf Beichlingen, den

---

*) Die neueſte und ausführlichſte Lebensbeſchreibung hat A. V. Richard unter dem Titel: „Der kurfürſtlich-ſächſiſche Kanzler Dr. Nikolaus Crell“ (Dresden 1859, 2 Bände 8), geliefert.

---

*) Auf den ſogenannten Coſel-Gulden ſind die beiden Wappenſchilder Polens und Sachſens ſo gegen einander geſtellt, daß ſie eine längliche Oeffnung bilden, in deren Mitte ſich ein obſcöner Punct befindet, der Dasjenige, was eine Dame am Verborgenſten hält, darſtellen ſoll.

die harte Behandlung auf dem Königſteine vor
Zeit gealtert hatte, am 28. September 1725.

Ein nicht minder ungerechtes Opfer ſächſiſ
Juſtizpflege war jener Kurländer, Johann Reinhold
Patkul, der — geboren um das Jahr 1668 — drei
Jahre ſpäter als Geheimer Rath in kurſächſiſche Die
eingetreten, den ehrgeizigen Plan Auguſt's des St
ken unterſtützte, verbunden mit Dänemark und R
land, Schweden anzugreifen und Liefland wieder
Polen zu vereinigen. Nachdem Patkul dieſes Bündn
mit Rußland im Jahre 1702 glücklich zu Stande
bracht hatte, wurde er General-Kriegs-Commiſſär Cz
Peter's des Großen und begleitete, zwei Jahre ſpäte
als ruſſiſcher Geſandter König Auguſt II. von Pole
nach Dresden, übernahm daſelbſt als General-Lieut
nant den Oberbefehl über die ruſſiſchen Hilfstruppe
und eroberte das von den Schweden beſetzte Warſcha
1705 gerieth Patkul in den durchaus ungerechtfertig
ten Verdacht, mit König Karl XII. von Schweden i
hochverrätheriſcher Verbindung zu ſtehen; in Folg
dieſes falſchen Verdachts wurde Patkul auf Befeh
des überall Verrath witternden Königs Auguſt II.
zuerſt nach dem Sonnenſtein bei Pirna und von dort
kurz darauf nach dem Königſtein abgeführt, wo er
faſt ein ganzes Jahr in ſtrengem Gewahrſam ſaß und

in Folge eines beſondern Artikels des am 24. September 1706 zu Altranſtädt abgeſchloſſenen Friedens an Karl XII. ausgeliefert ward, welcher ihn trotz aller Reclamationen ruſſiſcher Seits wegen ſeiner hochverrätheriſchen Plane hinſichtlich der Loßreißung Lievlands am 10. October 1707 zu Kaſimierz bei Poſen lebendig rädern, enthaupten, viertheilen und auf's Rad flechten ließ, ein Act grauſamer Barbarei, der auf den Hermelin des zwölften Karls einen ewig unverwiſchbaren Blutfleck warf.

Gleichzeitig mit Patkul ſaß auf dem Königſtein jener Johann Friedrich Böttger, der — geboren zu Schleiz um das Jahr 1682 — im Rufe ſtehend, Gold und andere Dinge unglaublichſter Art zu machen, in Wittenberg gefangen genommen, zuerſt nach Dresden und von hier nach Meißen abgeführt worden war, wo er in der Albrechtsburg in Gemeinſchaft mit dem kurſächſiſchen Geheimen Rathe und weltberühmten Chemiker Ehrenfried Walther von Tſchirnhauſen nach jahrelangen nutzloſen Verſuchen aller Art, den Stein der Weiſen zu finden, durch Zufall endlich ſtatt des Goldes das weltbekannte Meißener Porzellan erfunden hatte. Und weil Auguſt II. verhüten wollte, daß Böttger ſein koſtbares Geheimniß den Schweden verrathe, welche als Feinde heuſchreckenartig bald Sachſen überſchwemmten und verwüſteten, wurde Böttger mit Dreien ſeiner Gehilfen zu Anfange des Jahres 1706 von der Meißener Albrechtsburg nach dem Königſtein gebracht und erſt vierzehn Monate ſpäter wieder in Freiheit geſetzt. Drei Jahre darauf zum Adminiſtrator der Meißener Porzellan-Fabrik ernannt, ergab er ſich dem Trunke und allen erdenklichen Ausſchweifungen, ward dadurch in Schulden verwickelt und verrieth nun, um ſich Geld zu verſchaffen, das Geheimniß ſeiner Erfindung gleichzeitig dem Berliner, Wiener und Petersburger Hofe, gerieth deshalb in peinliche Unterſuchung und ſtarb im Gefängniſſe zu Dresden, kaum ein und dreißig Jahre alt, am 13. März 1713.*) Daß Böttger's Erfindung dem ſächſiſchen Staate ſeitdem viele Millionen von Thalern eingebracht, iſt eine geſchichtlich erwieſene Wahrheit, daß er aber zur Belohnung ſeiner Verdienſte von dem durch ihn reich gewordenen König und Kurfürſten Auguſt dem Starken geadelt worden ſei, iſt eine notoriſche Lüge.

Ein Abenteurer noch weit intereſſanterer Art, der einige Jahre ſpäter gleichfalls hier gefangen ſaß, war jener Herr von Klettenberg, der, einer der unverſchämteſten Windbeutel ſeiner Zeit, als ſogenannter Goldmacher an den mit alchemiſtiſchen Hirngeſpinnſten beſchäftigten Höfen von Weimar, Eiſenberg und Dresden ſeine Schwindeleien in ſo großartigem Maaßſtabe trieb, daß wir die Laufbahn dieſes Goldſchwindlers par excellence etwas ausführlicher beſprechen müſſen.

---

*) Man vergl. C. A. Engelhardt's Biographie „J. F. Böttger, Erfinder des ſächſiſchen Porzellans“ (Leipzig 1837, 8.)

Johann Hekter von Klettenberg, 1669 zu Frankfurt am Main von guter Familie geboren, galt in ſeiner Jugend für einen eben ſo ſehr befähigten als fleißigen Schüler, der aber, frühzeitig ausartend, ein wilder, unbändiger, jeder weiblichen Schürze nachlaufender Raufbold ward und, wegen einer liederlichen Dirne, ſeinen Nebenbuhler, einen Herrn von Stallburg, am 26. December 1709 im Zweikampfe erſtach. Klettenberg wurde verhaftet und durch einen von Tübingen eingeholten Richterſpruch zum Tode verurtheilt. Wir wiſſen nicht zu ſagen, wie es gekommen iſt, daß er ſich der Vollſtreckung dieſes Urtheils entziehen und mit Hilfe eines kaiſerlichen Geleitsbriefes ſeiner Haft entfliehen konnte. Bald darauf debütirte Klettenberg als Goldmacher. Er trieb ſich zuerſt in Mainz und ſpäter in Prag umher; dort wie hier machte er Schulden, ging auf Reiſen und kam — obgleich er ſich eidlich dazu verpflichtet — nicht wieder. Auf dieſe Weiſe hatte er ſich in kurzer Zeit ſo viel Geld zuſammengeſchwindelt, daß es ihm möglich wurde, mit einer Art von Gefolge, mit einem Secretär und drei Livréedienern, umherzureiſen. Er trat überall als Freiherr von Wildeck auf, legte ſich auf's Schriftſtellern und ließ ſein erſtes Werk „die entlarvte Alchemie“ an's Licht treten. — Als eben ſo ſchöner, wie gewandter Mann beſaß er die Gabe, vorzugsweiſe Frauen und Mädchen für ſich einzunehmen. In Weimar hatte er die Bekanntſchaft einer jungen bildſaubern Frau gemacht, deren ziemlich einfältiger Ehemannstropf viel lieber vor Klettenberg's Schmelztiegeln, als in den Armen ſeines liebedurſtigen Weibchens lag. Und ſo geſchah's, daß es unſerm Abenteurer durchaus nicht ſchwer geworden war, weit leichter das Herz der auffallend vernachläſſigten Frau als das goldene alchemiſtiſche Vlies, den ſogenannten Stein der Weiſen, das aurum potabile, zu erobern. Die junge Frau verließ — wie dies mitunter auch jetzt noch zu geſchehen pflegt — ihren alten Mann, warf ſich an die Bruſt ihres liebeglühenden Freundes, gab ihm alles Geld, was ſie ihrem geizigen Einfaltspinſel von Gemahle nach und nach entwendet hatte, und ließ ſich eines Abends — der Mond ſchien heller als jemals — ohne Widerrede entführen. So war ſie mit ihm nach Dresden gekommen, wo er ſie ohne Umſtände für ſeine Frau ausgab, was ihm auch Jedermann zu glauben ſchien, weil er Geld hatte und nebenbei Baron war. — Auch in Dresden wußte er ſich ſchnell in allen Schichten der ziemlich leichtgläubigen, äußerſt gutmüthigen, erzurgemüthlichen Bürgerſchaft, ja endlich ſogar bei Hofe ſehr beliebt zu machen. Auguſt der Starke würdigte den Frankfurter ſeiner ganz beſondern Huld und Gnade, erhob ihn auf Fürſprache ſeiner damals noch Alles vermögenden Maitreſſe, der ſchon früher erwähnten Gräfin von Coſel, welcher Klettenberg hinter dem Rücken ſeines ſtarken, hufeiſenzerbrechenden Gebieters nach beſten Kräften den Hof zu machen ſich erkühnte, im Jahre 1715 zum kurſächſiſchen Kammerherrn und Amtshauptmann zu Senftenberg und bewilligte ihm — ebenfalls auf Fürſprache der Gräfin von Coſel — ein Jahrgehalt von achtzehntauſend Thalern, wofür der vielverſprechende Schwindler ſich durch einen zwiſchen ihm und dem geſchiedenen Gemahle der Gräfin, dem damaligen Cabinets-Miniſter Adolph Magnus Grafen von Hoym, abgeſchloſſenen Vertrag verbindlich gemacht hatte, in längſtens vierzehn Monaten die bewußte Univerſal-Gold-Tinktur auszuarbeiten. — Und nun ging's luſtig an's Laboriren. Der erſte Verſuch, ſagt eine alte Chronik, der wir dieſe Details entlehnt haben, fiel nach dem Wunſche aller Kenner über alle Maßen befriedigend aus, weil unſer ſogenannter Adept die nicht genug zu rühmende Vorſicht gebraucht hatte, in ſeine trügeriſchen Retorten und Phiolen echtes Gold einzuſchmelzen. Der König war darüber außerordentlich entzückt; nicht minder war es Gräfin von Coſel. Auguſt der Starke und ſein verſchwenderiſcher Hofſtaat verſprachen ſich nun goldene Zeiten, alle Schätze des Paktolus, Salomoniſchen Reichthum, ein zweites Tombuktu von Goldſchätzen. — Klettenberg lebte unterdeſſen herrlich und in Freuden. Der Aufwand, den er trieb, war glänzend, ja faſt fürſtlich. Ein Schwarm wunderhübſcher Dirnen aus allen zwei und dreißig Linien der Windroſe bevölkerte ſeinen Serail, und ſeine Tafel, würdig eines Luculls, war eine der leckerſten und ſchwelgeriſchſten in ganz Dresden. So lebte er hier und auf Senftenberg in dulci jubilo faſt zwei Jahre und verſchwendete in dieſer kurzen Zeit über vierzigtauſend Thaler. Dann kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt Frankfurt zurück, hauſte auch dort wie ein Cröſus in Duodezformat und trieb ſeine Orgien mit den liederlichſten Phrynen endlich ſo weit, daß der hochweiſe Rath der freien Reichsſtadt ihn eines Nachts aus den Betten herausholen und mit zwei ſeiner Beiſchläferinnen verhaften ließ. — Der ſtarke Auguſt verwendete ſich für ſeinen eingeſperrten Kammerherrn, der in Folge dieſer Verwendung bald wieder freigelaſſen wurde. Klettenberg kehrte gleich darauf — dreiſt und einfältig genug! — nach Dresden zurück. Hier aber wurde er von dem Landſturme ſeiner vielen Gläubiger, denen er große und kleine Vorſchüſſe abgepreßt hatte, ſo hart gedrängt, daß er im Februar 1718 deshalb in peinliche Unterſuchung gerieth. Vergebens verſuchte der Abenteurer zu entfliehen. Er wurde als Staatsgefangener — Gräfin von Coſel war unterdeſſen in Ungnade gefallen und als Gefangene nach der Feſtung Stolpen abgeführt worden*) — nach Königſtein gebracht. Nachdem es ihm auch von hier aus wie durch ein Wunder gelungen war, zwei Mal zu entfliehen, ward er das zweite Mal verhört und vor ein Gericht geſtellt, das ihn wegen Mords, Ehebruchs, Schwindelei und Betrügerei mannigfacher Art und wegen anderer Verbrechen, wozu auch Verſuche in der Falſchmünzerei gehörten, zur Todesſtrafe verurtheilte. Klettenberg hielt dies nur für Scherz; das Urtheil aber wurde wirklich vollzogen. Am 1. März 1720 hatte der Pſeudo-Adept Johann Hector von Klettenberg, der ſogenannte Freiherr von Wildeck, das Malheur, auf dem Königſtein um einen Kopf kürzer gemacht zu werden. Und noch jetzt bezeichnet ein ſchwarzes Kreuz die Stelle auf dem freien Platze, auf welchem er enthauptet worden war.

---

*) Hier ſtarb die Gräfin nach achtundvierzigjähriger Gefangenſchaft am 31. März 1765 im fünfundachtzigſten Jahre ihres Alters.

Achtzehn Jahre nach Klettenberg's Hinrichtung erhenkte ſich (am 1. April 1738) in demſelben Gefängniß, in welchem die beiden Kanzler Crell und Beichtlingen ihre unverdiente Strafe abgebüßt hatten, aus uns leider nicht bekannten Urſachen der königlich polniſche und kurfürſtlich ſächſiſche Geheime Rath Graf Karl Siegfried von Hoym, ein Bruder des Cabinets-Miniſters Grafen Adolph Magnus des geſchiedenen Gemahls der Gräfin von Coſel, die auch ihren Schwager durch geheime Anklagen in's Unglück geſtürzt und zum Selbſtmorde getrieben haben ſoll. Graf Hoym war, als er ſeinem Leben ein Ziel ſetzte, bereits dreiundſechzig Jahre alt.

In derſelben Gefängnißzelle, in welcher dem Ex-Amtshauptmanne von Klettenberg das Todesurtheil verkündet worden war, ſaß ſechsundfünfzig Jahre ſpäter der Ex-Hauptmann Agdolo, der, ein nicht minder großartiger Abenteurer, ſich hier einzig und allein mit der Auffindung einer Kabbala beſchäftigte, mit deren Hilfe er, ſobald er wieder, was ſeiner Anſicht nach doch ſehr bald geſchehen mußte, in Freiheit geſetzt werden würde, alle Spielbanken Europas zu ſprengen ernſtlich geſonnen war. Ganze Tage lang und ganze Nächte hindurch breitete er Spielkarten vor ſich aus, um den Schlüſſel zu dem Geheimniſſe zu finden, im Pharo und Lanzknecht im Voraus diejenige Karte zu berechnen, welche jederzeit gewinnen müſſe.

Agdolo ſaß hier bereits neun volle Monate, ohne trotz der angeſtrengteſten Berechnungen jene emſig geſuchte Kabbala entdeckt zu haben.

Am 30. Juni des Jahres 1777 war es eben Nacht geworden, als Marcheſe d'Agdolo, ſeit frühem Morgen mit der Auffindung jenes Geheimniſſes beſchäftigt, beim kargen Scheine ſeiner Lampe die knarrende Thür ſeiner Zelle aufgehen hörte und eine vom Scheitel bis zur Schuhſohle in dunkle Schleier gehüllte Frauengeſtalt ſtill und geräuſchlos wie ein unheimliches Geſpenſt in ſein Gefängniß eintreten ſah.

— Wer ſeid ihr? fragte der Gefangene, der ſich trotz des Schreckens, welcher ſich ſeiner bemächtigt hatte, einen gewiſſen Anſchein von Beherztheit zu geben verſtand.

— Erſchrecken Sie nicht, Herr Marquis, erwiderte die **Unbekannte** mit abſichtlich verſtellter Stimme. Eine hochgeſtellte Dame, die an Ihrem Schickſale aufrichtigen Antheil nimmt, hat alle ihr zur Verfügung ſtehenden Mittel erlaubter und unerlaubter Ueberredungs- und Beſtechungskunſt in Bewegung geſetzt, um mir, der Vertrauten aller ihrer Geheimniſſe, die Thore, Thüren und Riegel Ihres Kerkers zu öffnen und in ihrem Namen Ihnen mitzutheilen, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, Alles, was im Bereiche ihrer Macht liegt, aufzubieten, um Sie ſobald als möglich entweder durch Liſt oder nöthigenfalls durch Gewalt aus den Banden Ihrer Gefangenſchaft zu befreien.

— Bevor ich ein Wort von dem Allen, was Sie mir ſo eben geſagt haben, glauben darf, muß ich Sie bitten, mir zu ſagen, wer Sie ſind, wie Sie heißen?

— Mein Name muß ein Geheimniß bleiben, das Sie um keinen Preis der Welt erfahren dürfen. Vorläufig habe ich keinen andern Auftrag als den: Sie im Namen jener Dame, die Ihnen herzlich zugethan iſt (dieſe Worte betonte die Unbekannte mit einem auffallend gerührten Ausdruck) inſtändig zu bitten, ſich bis zum Augenblicke Ihrer Befreiung in Geduld zu faſſen und, falls Sie wider Erwarten endlich doch verhört werden ſollten, nicht das Geringſte von dem, was nur Ihnen allein bekannt iſt, einzugeſtehen . . .

— Wie aber, wenn ich's dennoch thäte?

— Dann würden Sie rettungslos verloren ſein! Und darum beſchwöre ich Sie im Auftrage jener Dame, die Sie über Alles liebt, keine Perſon, ſie heiße wie ſie wolle, durch eines Ihrer Geſtändniſſe zu compromittiren. Nur unter der Vorausſetzung, daß Sie ihr unverbrüchliche Verſchwiegenheit geloben, will ſie keinen Schritt unverſucht laſſen, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien und Ihre Flucht aus Sachſen auf jede erdenkliche Weiſe zu begünſtigen.

— Wie aber, Madame, wenn ich nicht fliehen mag und um jeden Preis in Sachſen bleiben will?

— Dann wäre Ihnen nicht zu helfen; dann würden Sie bis an's Ende Ihrer Tage als Gefangener, lebendig todt, hier auf dem Königſteine begraben bleiben.

— Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich es vorziehe, hier lieber lebenslänglich eingeſperrt zu ſein, als feige, wie ein Dieb, die Flucht zu ergreifen. Ich will, ich muß verhört werden!

— Ich bin beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß weder der Kurfürſt noch jene Dame dies jemals zugeben werden.

— Ich will doch ſehen, entgegnete Agdolo in drohendem Tone, ob es am Hofe von Dresden noch einen Schatten von Gerechtigkeit gibt, und ob es möglich iſt, daß hier zu Lande Jemand ohne Verhör zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt werden darf.

— Im Namen jener Dame, die es mit Ihnen gut und ehrlich meint, habe ich Sie wohlwollend gewarnt. Thun Sie nun, was Sie wollen!

— Sagen Sie Ihrer Auftraggeberin, daß Marcheſe d'Agdolo feſt entſchloſſen iſt, Alles zu geſtehen, was in Bezug auf gewiſſe Perſonen und Dinge nur er allein wiſſen kann. Sagen Sie Ihrer Dame, daß ich nicht großmüthig oder einfältig genug bin, um als ein Opfer ihrer Rache zu fallen. Der Kurfürſt ſoll Alles, Alles erfahren.

— Ich warne Sie zum letzten Male!

— Und ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich unbeugſam feſt entſchloſſen bin, den Schleier gewiſſer Geheimniſſe ohne Rückſicht auf Namen und auf Stand zu lüften.

— Dann, Marquis, ſind Sie rettungslos verloren! Ich gehe und kehre niemals wieder, ſagte die geheimnißvolle Erſcheinung und verſchwand geräuſchlos wie ein Schattenbild.

Agdolo war wieder allein mit ſich. Er warf ſich auf ſein Strohlager und dachte mit halbgeſchloſſenen Augen über dieſe Erſcheinung und über den Inhalt alles Deſſen nach, was er aus ihrem Munde vernommen hatte. Aber trotz allen Hin- und Herdenkens konnte er nur zu allerhand Vermuthungen und Zweifeln, aber zu keiner Art von Gewißheit gelangen, wer dieſer nächtliche Beſuch und wer jene Dame ſei, in deren Auftrage dieſer Beſuch bei ihm geſpenſterartig eingetreten und ſpurlos verſchwunden war. Vermuthungen hatte er allerdings, aber keine von Allen war dazu angethan, das undurchdringliche Dunkel dieſer Erſcheinung aufzuklären. Wäre es die Kurfürſtin-Witwe ſelbſt geweſen, ſo würde er ſie trotz aller Schleier an ihren Manieren, vor Allem am Dialecte ihres Vaterlandes, ſofort erkannt haben. Oder ſollte es nur eine ihrer Hofdamen geweſen ſein? Letzteres erſchien ihm wahrſcheinlicher als Erſteres; aber trotz allen Nachdenkens vermochte er nicht zu errathen, welche von deren Hofdamen es geweſen ſei, die ſich zu dieſer Sendung habe gebrauchen laſſen. Er dachte die Reihe nach an Alle und zuletzt auch an die Hausmarſchallin von Schönberg, an die er, obgleich er noch am Vorabende ſeiner Verhaftung ſo wahnſinnig in ſie verliebt zu ſein ſchien, ſeit jener Zeit nicht mehr gedacht hatte, weil er in ſeinem Gefängniſſe mit nichts Anderm, als der Auffindung der bewußten Kabbala beſchäftigt war.

Am andern Morgen wandte ſich Agdolo ſchriftlich an den Kurfürſten mit der Meldung deſſen, was ſich Nachts zuvor in ſeiner Zelle ereignet hatte, und mit dem unterthänigſt wiederholten Geſuche, ihn endlich nach neunmonatlicher Gefangenſchaft entweder verhören oder in Freiheit ſetzen zu laſſen.

Der Gefangene wartete einen ganzen Monat. Er erhielt keinen Schatten von Antwort und gerieth darüber ſo außer ſich, daß er ſeine Spielkarten auf die

Erde warf und mit dem Kopfe unter lauten Verwünſchungen aller Art an die Mauer ſeines Kerkers rannte. Wozu half aber dieſe ohnmächtige Wuth? Er blieb unerhört gefangen wie bisher.

Unterdeſſen hatten ſich bei Hofe und in gewiſſen Kreiſen der Stadt in Bezug auf jenen nächtlichen, durch Agdolo's Meldung bekannt gewordenen Beſuch vier verſchiedenartige Gerüchte als unverbürgte Vermuthungen verbreitet. Nach einem dieſer ſich heimlich zugeflüſterten on dit ſollte jene ſchwarzverſchleierte Dame, die auf ſo unerklärbare Weiſe Einlaß in deſſen Kerker gefunden hatte, keine Andere als die Kurfürſtin-Witwe, nach einem zweiten Gerüchte aber nur deren Vertraute, die in's Complott mitverwickelte „vergegebene" Ehefrau des Legationsraths Heewald, die heimliche Dulcinea des jeſuitiſchen Beichtvaters, geweſen ſein, die zu derſelben Zeit auf dem Königſteine gefangen ſaß. Eine dritte Vermuthung glaubte aus beſſerer Quelle zu wiſſen, daß hinter jenem dichten Schleier die Gräfin Rutowska, die geheime Gemahlin des Gefangenen, verſteckt geweſen ſei.*) Nach einem vierten Gerüchte aber, welches ſich die Miene gab, mehr als bloße Vermuthung zu ſein, war jene Dame, die im Auftrage einer Andern — worunter man Maria Antonia Walpurgis verſtand — als Warnerin erſchienen, mit ziemlich poſitiver Gewißheit wohl keine Andere geweſen, als die Hausmarſchallin Charlotte Dorothea von Schönberg, die Mutter der ſechs Wochen vorher in die Welt geeilten Auguſte Charlotte.

---

*) Gräfin Rutowska ſtarb, ein Jahr nach dieſem Ereigniſſe, am 27. Juli 1778.

Jeder glaube davon, was ihm gefällt!

Fünftes Kapitel.

Am 6. Januar des Jahres 1779 wurde mit hoher kurfürſtlicher Erlaubniß im Zwinger-Theater zu Dresden der erſte Maskenball zur Einweihung des Carnevals abgehalten. Unter den zahlreichen Beſuchern dieſer äußerſt glänzenden Maskerade befand ſich auch der Herr Hausmarſchall Peter Auguſt von Schönberg auf und zu Neuſalz und deſſen Gemahlin, die, auch darin ihrem Hange zur Prüderie nachgebend, in dem einfachen Coſtüme einer römiſchen Veſtalin erſchienen war, während ihr höchſt gutmüthiger und äußerſt leichtgläubiger Tölpel von Gemahl in der von Sammet und Seide, Gold und Silber ſtrotzenden Maske eines türkiſchen, mit drei Roßſchweifen und einem Walde von Federn geſchmückten Paſchas auf- und abſtolzirte.

Der einzige Spaßvogel, welcher in den ziemlich triſten Schwarm dieſer Masken etwas Leben und Heiterkeit zu bringen verſuchte, war der königlich preußiſche Kammerherr und Envoyé extraordinaire, Philipp Karl von Alvensleben, der im königlich preußiſchen Staatsgerufe ſtand, ein ebenſo geiſtreicher als boshafter Spötter zu ſein.

Er hatte ſeine diplomatiſche Haut in ein ſtruppiges Bärenfell geſteckt und nahm ſich in ſeiner Bärenhülle mehr Freiheit, als jede der andern Masken heraus. Mit einem Claquehute unter'm Arme und einer Lorgnette in der rechten Tatze wußte er ſich mit Hilfe ſeiner beiden Ellbogen brummend Platz zu machen durch den dichten Maskenknäuel und von einem Ende des Saales bis zum andern durchzudringen, überall anſtoßend, hier auf ehrwürdige Hühneraugen tretend, dort liebäugelnd mit einer alten Kokette, die, als Frau Venus verkleidet, Jagd zu machen ſchien auf irgend einen wagehalſigen Tanhäuſer, der ſo viel Muth und Selbſtverläugnung beſaß, ſich durch ihren geſchminkten Liebreiz in die Falle locken zu laſſen.

Herr von Alvensleben, der unter allen Masken zuerſt den Hausmarſchall von Schönberg an der beträchtlichen Peripherie ſeines Schmerbauchs und an der Plumpheit ſeiner Elephantenfüße erkannt hatte, ſtürzte ſich auf den Paſcha mit drei Roßſchweifen, hielt ihn mit der rechten Tatze an dem Ledergürtel feſt und ſagte zu ihm mit honigſüßer Freundlichkeit:

— Ich kenne Dich, meine ſchmucke Maske!

— So? fragte der Hausmarſchall, welcher nicht erkannt zu werden wünſchte. Nun, Bärchen, wer bin ich denn?

— Du biſt Paſcha von drei Roßſchweifen.

— Guter Bär, das ſieht jedes Kind!

— Ich ſehe aber außerdem noch einen vierten Roßſchweif an Dir.

— Wo denn? fragte Herr von Schönberg.

— Er hängt hinten auf Deinem Rücken. Gewiß hat Dir dieſen Schweif da kein Anderer als Dein braves Weibchen angeheftet, das derlei harmloſe Spielereien ſehr zu lieben ſcheint.

— Bär, was willſt Du damit ſagen? fragte der empörte Paſcha.

— Etwas, was Du leicht errathen kannſt . . . Dein Frauchen, dicke Excellenz, iſt zwar unausſtehlich prüde, aber darum doch entſetzlich fromm und tugendhaft . . .

— Mir ſcheint, Du verkennſt ſowohl ſie wie mich . . .

— Nein, nein, ich irre mich nicht, betheuerte der Bär.

— Nun, wer bin ich denn in Wirklichkeit?

— Du biſt eine dicke, windgefüllte Null, und Dein ſchmuckes Frauchen iſt die Eins, welche aus der Null eine ziemlich reſpectable Zehne macht.

— Du biſt ein grober, unverſchämter Bär! ſagte der Paſcha, der ſich loszumachen verſuchte.

— Ja, das bin ich, theure Excellenz! geſtand der Bär, der ihn am Ledergurte wie einen Mops am Halsbande feſtzuhalten fortfuhr. Und dennoch liebe ich Dich und meine es gut mit Dir. Und darum, bedauernswürdiger Paſcha mit drei Roßſchweifen, rathe ich Dir, vor Allem mehr auf Deine Stirn zu achten und nicht zuzugeben, daß der erſte beſte Abenteurer Dir ungeſtraft einen neuen Kopfputz aufſetzen darf.

— Du ſprichſt in Räthſeln, guter Bär! entgegnete der angſtſchwitzende Hausmarſchall.

— Dein Frauchen kann ſie Dir löſen, ſagte der vierfüßige Diplomat, ſchlug mit ſeinem Claquehut etwas unſanft auf den Kürbisbauch Seiner Excellenz und verſchwand.

— Dieſer Patron iſt ein höchſt impertinenter Bär oder, richtiger geſagt, dieſer Bär iſt ein bodenlos unverſchämter Patron, monologiſirte Herr von Schönberg, wiſchte ſich mit dem Rücken ſeiner Linken den Angſtſchweiß von ſeiner federgeſchmückten Stirn und verlor ſich dann als Null in der Maſſe der Andern ſeines Gleichen.

Unterdeſſen hatte ſich der diplomatiſche Bär auf ſeinen beiden Hintertatzen ſo leiſe als möglich in die

Nähe der als keuſche Prieſterin der Göttin Veſta verkleideten Frau Hausmarſchallin geſchlichen und dann eine ſeiner beiden Vordertatzen behutſam auf die halb nackte Schulter der Veſtalin niedergleiten laſſen mit dem ihr leiſe in's Ohr gemurmelten Namen „Agdolo."

— Jeſus, Maria und Joſeph! rief die Hausmarſchallin, tief erſchreckt ſich umkehrend und den Bären erblickend, der mit zärtlich verzerrter Miene dicht hinter ihr ſtand. Wie kommen denn Sie hieher? wagte ſie erſtaunt zu fragen.

— Ich bin mit Gefahr meines Lebens meinem Käfig entſprungen, um endlich nach ſo ewig langer Zeit mein angebetetes Lamm wiederzuſehen und es noch einmal, wie damals, an mein langſam verblutendes Herz zu drücken.

— Reden Sie nicht ſo laut, Marquis! Wie leicht könnten wir belauſcht werden! Seien Sie doch etwas vorſichtiger und ſchonen Sie . . .

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, unterbrach ſie der ſchlaue Bär und verſchwand urplötzlich wie der Mond hinter Wolken.

— Wo mag er ſein? fragte Frau von Schönberg, ängſtlich um ſich blickend und bald darauf, um ſich von ihrem Schrecken zu erholen, an ihrem mit Kölniſchem Waſſer gefüllten Flacon riechend. O! ſtöhnte ſie, hätte ich dieſen Mann doch niemals kennen gelernt! Ich fürchte nichts ſo ſehr, als ſeine Indiscretion, ſagte die Hausmarſchallin und ſuchte ihren Gatten auf, der in dieſem Augenblick nicht zu finden war.

Er befand ſich im Büffetzimmer und verſchlang dort, wie ein auf Hungerkur geſetzter Vielfraß, verſchiedene Eisſorten und Kuchengattungen, als der königlich preußiſche Bär ihn von Neuem ergatterte und mit den Worten anſprach:

— Soll ich Dir einen guten Rath geben?

— Nun, Bär, was ratheſt Du mir? fragte der eisſchlürfende Paſcha.

— Ich rathe Dir, ſo ſchnell als möglich Dein junges Frauchen aufzuſuchen, das, als Colombine verkleidet, am Arme eines äußerſt zärtlichen Arlekins ſo eben — die Götter mögen wiſſen, wohin? — verſchwunden iſt.

— Iſt dies Wahrheit? fragte der Hausmarſchall.

— Auf Bärenwort! betheuerte der Ankläger. Und damit Du ſelbſt, Excellenz, Dich von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen kannſt, will ich Dir einen vernünftigen Vorſchlag machen. Wir tauſchen in einem der vielen Garderobezimmer — im Dunkeln, damit uns Niemand ſehe! — unſere Masken. Du hüllſt Dich in meine Bärenhaut, ich werfe mich in Deine

Paſcha-Uniform. Dann ſuchſt Du in der völlig unverdächtigen Bärenmaske Dein braves Frauchen auf und ertappſt ſie am Arme ihres Arlekins, den Du, wenn's Dir beliebt, mit Deinen oder, richtiger geſagt, mit meinen Tatzen zerfleiſchen kannſt.

— Aber ſo viel ich weiß, theilnehmender Bär, iſt meine Frau als Veſtalin und keineswegs als Colombine hier.

— Vor einer Viertelſtunde hat ſie, vermuthlich nur in der Abſicht, von Dir nicht erkannt und geſtört zu werden, auf Rath ihres äußerſt ſchlauen Arlekins mit einer Vertrauten deſſelben die Maske getauſcht, und ſchäkert jetzt mit ihm als Colombine umher. Du haſt keine Zeit zu verlieren, Excellenz; es iſt Gefahr im Verzuge, denn jener höchſt gefährliche Arlekin, mit welchem ſie verſchwunden zu ſein ſcheint, iſt kein Anderer, als . . . . rathe einmal wer?

— Etwa gar der Kurfürſt? fragte der Paſcha, der durch dieſe höchſt gewagte Vermuthung ſehr geſchmeichelt zu ſein ſchien.

— Du irrſt Dich, meine theure Excellenz! Jener Arlekin iſt . . . der Hauptmann Agdolo.

— Der gefangen auf dem Königſteine ſitzt? fragte Herr von Schönberg hocherſtaunt.

— Und der heute Morgen aus ſeinem Kerker entſprungen iſt, einzig und allein darum, um Dein braves Frauchen nach ſo langer Trennung endlich einmal wiederzuſehen.

— Guter Bär, mich trifft der Schlag! ſtöhnte der Hausmarſchall, der zum erſten Male in ſeinem vertrauensvollen Leben eine Anwandlung hölliſcher Eiferſucht empfand. Sprich, wo iſt das treuloſe Weib? rief er, zornſprühend um ſich blickend. Wo finde ich meine Lotte, um ihr zu ſagen, daß ich ſie und ihn umbringen will?

— Zuvor, theure Excellenz, wollen wir unſere Anzüge wechſeln und ſodann die treuloſe Colombine gemeinſchaftlich aufſuchen. Sie ſoll uns ſicher nicht entgehen, ſagte der hetzende Bär und zog den eiferſuchtſchnaubenden Paſcha in eines der entlegenſten Garderobezimmer.

Hier wechſelten ſie raſch und im Finſtern, um, wie geſagt, nicht erkannt zu werden, ihre Masken und Larven und kehrten dann zur Aufſuchung der bewußten Colombine in den Saal zurück. Aber während der in einen Bären verwandelte Paſcha ſtöhnend und ſchweißtriefend jeder wildfremden Colombine nachlief, die am Arme irgend eines Arlekins hing, eilte der königlich preußiſche Geſandte und Spaßvogel in die Garderobe zurück, ſtreifte dort ſeine Paſcha-Maske ab, hüllte ſich in den erſten beſten ſchwarzen Domino und kehrte ſchleunigſt in den Saal zurück, um hier von Neuem die bewußte Veſtalin aufzuſuchen. Nach einem Weilchen fand er ſie.

— Madame, ſagte er mit verſtellter Stimme zu Frau von Schönberg, die ſich von jenem Schreck erſt theilweiſe erholt zu haben ſchien, einer Ihrer treueſten Verehrer hat Sie mit vieler Mühe aufgeſucht, um Sie pflichtſchuldig zu warnen . . .

— Mich zu warnen und vor wem? fragte die Veſtalin, deren Gewiſſen nicht ganz weiß und unbefleckt wie ihre Toga zu ſein ſchien.

— Wiſſen Sie, anbetenswürdige Prieſterin der keuſchen Veſta, ahnen Sie, wer ſich in dieſem auf- und niederwogenden Maskenſchwarme befindet? Nein! ſagen Sie? Gut, Madame, dann ſollen Sie es durch den treueſten Ihrer Diener erfahren. Einer Ihrer vielen Anbeter iſt hier . . . .

— Wen meinen Sie? fragte die Hausmarſchallin.

— Wen anders als den Marcheſe d'Agdolo.

— Sie wiſſen alſo? fragte die Veſtalin.

— Ich weiß Alles! erwiederte der Domino. Sehen Sie dort jenen ſtattlichen Bären? Dies, Madame, iſt der treuloſe Hochverräther! Bemerken Sie gefälligſt, mit welch' verliebtem Ungeſtüm er dort einer nicht

mehr allzuſchlanken Colombine nacheilt, die, gefallſüchtig über alle Maßen, am Arme ihres ziemlich ſteifen Arlekins ſich hin- und herſchaukelt? Errathen Sie, wer dieſe Colombine iſt?

— Nein! entgegnete die neugierig gemachte und jetzt ebenfalls von Eiferſucht angewandelte Frau von Schönberg, aber gern möchte ich wiſſen, wer ſie ſein mag?

Der Domino raunte ihr einen Namen in's Ohr. Die Veſtalin erzitterte vor Schreck.

— Doch wer, fragte ſie, mag der ſie begleitende Arlekin ſein?

— Allem Anſcheine nach einer ihrer beiden Kammerherren, entweder Graf Johann Wilhelm Chriſtoph von Stollberg-Roßla oder der Stallmeiſter Heinrich Erdmann von Röder, auf welchen der Herr Marquis nicht wenig eiferſüchtig zu ſein ſcheint, denn er verfolgt ſie Schritt auf Schritt.

— Der treuloſe Böſewicht! ſtöhnte die Hausmarſchallin.

— Meinen Sie den Kammerherrn? fragte der boshafte Domino.

— Nein, ich meine den nachſchleichenden Bären.

— Ah, nun verſtehe ich Sie, Madame! Sie fühlen ſich mit vollem Rechte gekränkt, daß dieſer beneidenswerthe Agdolo außer Ihnen auch jener bewußten

Colombine ſo eifrig den Hof zu machen ſich erkühnt. Wir wollen, wenn's Ihnen gefällig iſt, jenen drei Masken nachſchleichen, um, wo möglich, deren Unterhaltung zu belauſchen. Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

— Ich nehme ihn mit Vergnügen an, ſagte die Hausmarſchallin, ſich in den Arm des dienſtbereiten Domino's einhängend.

Unterdeſſen verfolgte der eiferſüchtige Bär ſeine Colombine.

— Charlotte, Lotte, Lottchen! rief der Hausmarſchall fortwährend ſeiner vermeintlichen, auf Abwege gerathenen Gemahlin nach.

Colombine aber hörte auf dieſen Namen nicht. Unſer Bär wurde dadurch immer unruhiger. Endlich verlor er ſeine ehemänniſche Geduld und rief ziemlich laut:

— Marquis! Marquis! Aber in des Teufels Namen, ſchrie er', den Arlekin rücklings attaquirend, hören Sie doch endlich einmal, Marquis Agdolo!

— Herr, was wollen Sie von mir? fragte Arlekin, der ſich wüthend umgekehrt hatte.

— Wie, Marquis, Sie können noch fragen? Ich muß Sie inſtändigſt bitten, den Arm meiner durch Sie unheilbar compromittirten Frau augenblicklich loszulaſſen.

— Bär, was kümmert mich Ihre Frau? Ich kenne ſie eben ſo wenig als Sie ſelbſt und bitte Sie, mich und dieſe Dame hier, die Sie ſeit zehn Minuten unverſchämt genug verfolgen, endlich in Ruhe zu laſſen, falls Sie nicht abſichtlich hier Krakehl ſuchen. Dieſe Dame, Bär, iſt meine Braut!

— Was, meine Frau iſt Ihre Braut? fragte der Bär, der aus Eiferſucht faſt aus der Haut oder, richtiger geſagt, aus dem Pergamente fuhr.

— Dieſer Bär ſcheint verrückt zu ſein! meinte die ziemlich korpulente Colombine.

— Nein, Lottchen, das bin ich nicht, erklärte der Hausmarſchall.

— Der Teufel, Herr, iſt Ihre Lotte! Meine Braut kann unmöglich Ihre Frau ſein. Nun aber laſſen Sie uns ungeſchoren!

— Machen Sie, daß Sie endlich fortkommen, ſonſt rufen wir um Hilfe und laſſen Sie von der Polizei augenblicklich arretiren, erklärte die höchſt reſolute Colombine.

— Aber ich bin ja Dein Mann! winſelte der Bär.

— Herr, ein verrückter Narr ſind Sie! ſchrie der wüthend gemachte Arlekin und verſetzte dem zudringlichen, auf zwar plumpen, aber dennoch ſchwachen Füßen ſtehenden Bären einen ſo kernigen Schlag auf die Herzgrube, daß er wie ein Mehlſack auf den Rücken fiel.

— Dies ſind die Folgen ſeiner Untreue, ſagte der Domino zur Veſtalin, welche Zeugin dieſes Falles war und ſich ſchleunigſt vom Schauplatze dieſer Scene zurückzog. Der treuloſe Bär iſt jetzt genug beſtraft, ſagte die preußiſche Geſandtſchaft zur kurſächſiſchen Veſtalin. Laſſen Sie ihn in Gottes Namen ruhig liegen. Marquis Agdolo iſt, wie Sie ſich genügend überzeugt haben, ein Verräther, der Ihrerſeits nicht die geringſte Berückſichtigung verdient.

— Und dennoch! ſtöhnte die gerührte Veſtalin.

— Lieben Sie ihn, ergänzte der Domino. Das weiß ſo ziemlich ganz Dresden, mit Ausnahme Ihres grundgütigen Herrn Gemahls, der bis heute nicht die geringſte Ahnung davon gehabt zu haben ſchien. Ich muß Sie nun auf einen Augenblick verlaſſen; doch verſpreche ich, bald wieder bei Ihnen zu ſein, ſagte die Maske, verſchwand wie ein Irrlicht und ſuchte jetzt wieder den von ihm gefoppten Bären auf.

Letzterer, der ſich unterdeſſen mühſam emporgerichtet hatte, ſtand eben im Begriff, ſich nach ſeiner glücklich überſtandenen Niederlage in's ſtärkende Büffet zurückzuziehen, als der ſchwarze Domino auf ihn mit der ziemlich unverſchämten Frage zutrat:

— Wiſſen Sie, Excellenz, wo Ihre Frau iſt?

— Nein! antwortete der in Schweiß aufgelöſte Bär. Aber wiſſen möchte ich wohl, wo ſie ſtecken mag?

— Ich will es Ihnen ſagen, Excellenz! Eben hat ſie den Saal verlaſſen.

— Wie? Ohne mich und ganz allein? fragte der beſtürzte Hausmarſchall.

— Allerdings hat ſie Jemand begleitet.

— Und wer iſt dieſer elende Jemand? fragte der von Neuem außer ſich gerathende Bär.

— Wer anders als der Marquis Agdolo!

— Dem Schurken breche ich den Hals! drohte der eiferſüchtig gemachte Thor.

— Thun Sie dies! rieth der Domino. Eilen Sie ihm augenblicklich nach. Ich bin überzeugt, daß Sie den Entführer Ihrer tugendhaften Frau vielleicht noch auf der Treppe einholen.

— Ich fürchte, meinen Verſtand zu verlieren! ſchrie der myſtificirte Bär, der bei dieſer Beſorgniß, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur ſehr wenig oder gar nichts zu riskiren hatte, und verließ hungrig wie ein Wolf und blutlechzend wie ein Tieger den Saal, um ſeiner Gemahlin nachzueilen, die hier ruhig zurückgeblieben war.

In demſelben Augenblick kehrte der Domino zu ihr zurück.

— Arme, doppelt bedauernswürdige Veſtalin! ſagte er zu ihr. Ich habe Ihnen zwei Nachrichten mitzutheilen, von denen die Eine Sie in nicht geringem Grade beſtürzt machen wird. Wiſſen Sie, wo Ihr Gemahl iſt?

— Nein! antwortete die Hausmarſchallin ziemlich ruhig.

— Eben iſt er nach Hauſe gefahren . . .

— Wie, ohne mich und ganz allein? fragte Frau von Schönberg.

— Allerdings, Madame, hat ihn Jemand begleitet . . .

— Und wer, wenn ich fragen darf?

— Eine kleine, ſchmucke, ganz allerliebſte Fledermaus, die, wenn ich nicht falſch berichtet bin, eine der ſchönſten Choriſtinnen unſerer italieniſchen Oper iſt.

— Ich wünſche meinem Gemahle gute Unterhaltung! meinte die Veſtalin. Aber können Sie mir nicht ſagen, ob noch Marquis Agdolo im Saale iſt?

— Marquis Agdolo — ich bitte Sie, nicht zu erſchrecken — hat das Unglück gehabt, im Büffet, wo er die Larve abzunehmen gewagt, augenblicklich erkannt und gleich darauf nach der Hauptwache abgeführt zu werden. Eben hat ſich die Nachricht verbreitet, daß er auf Befehl Seiner kurfürſtlichen Hoheit noch heute Nacht nach dem Königſtein zurückgebracht werden ſoll.

— Der arme Marquis dauert mich, geſtand die

theilnahmsvolle Hausmarſchallin. Aber was fange ich nun an, da mein Mann, wie Sie ſagen, mit einer Fledermaus fortgeflogen iſt und mich hier allein ohne Schutz und Equipage zurückgelaſſen hat?

— Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten? fragte der Domino.

— Sie ſind zu gütig, mein Herr . . .

— Erlauben Sie mir, Sie bis zu meinem Wagen begleiten zu dürfen?

— Ich bitte darum, ſagte die Veſtalin.

Fünf Minuten ſpäter ſaß Frau von Schönberg im Wagen des preußiſchen Geſandten.

— Darf ich fragen, wem ich dieſe Freundlichkeit zu danken habe?

— Ich bin, ſagte der Domino, nach kurzer Pauſe, der k. k. öſterreichiſche Kämmerer und bevollmächtigte Miniſter Philipp Franz Freiherr Knebel von Katzenelnbogen, habe die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünſchen und Sie inſtändigſt zu bitten, mich ja nicht verrathen zu wollen.

— Rechnen Sie, Herr Baron, auf meine Discretion. Ich bin verſchwiegen wie ein Kirchhof, ſagte Frau von Schönberg, die nun allein nach Hauſe fuhr.

Der Geſandte lachte ſich in's Fäuſtchen.

Am folgenden Morgen ſprach halb Dresden von

dem Abenteuer des Herrn und der Frau von Schön
berg, die frühzeitig genug zu der Einſicht gelang
waren, daß Jemand — aber Keines von Beiden ahnt
wer? — ſich den Scherz erlaubt hatte, ſich auf Koſte
des leichtgläubigen Ehepaares ein Wenig luſtig z
machen.

Zwei Tage ſpäter erſchien nachfolgendes Spott
gedicht:

„Auf dem großen Maskenfeſte
Wogt im Licht- und Blumen-Meer
Bei Muſik der Schwarm der Gäſte
Kichernd, koſend hin und her.

Arlekin mit kecker Miene
Gaukelt wie ein Schmetterling
Um die holde Colombine,
Die ſchon manchen Gimpel fing.

Hinter den verliebten Fratzen
Schleicht ein eiferſücht'ger Bär,
Der mit teufliſch-wilden Tatzen
Theilt der Masken buntes Heer.

Dieſer Bär mit grimmer Miene
Iſt der Gatte, der ſich härmt,
Weil die junge Colombine
Still für einen Andern ſchwärmt.

Dieſer And're ſteckt der Dame
Heimlich ein Billetchen zu:
Ort und Stunde, dann ſein Name . . .
Fertig iſt das Rendezvous.

Petz der Wilde ſchleicht zur Dame
Und entreißt den Zettel ihr;
Wüthend ruft er: „O quel blâme!“
Sie eilt fort und er . . . bleibt hier.

Nimm den Mann Dir zum Exempel
Sei als Bär ſelbſt niemals roh:
Trage ruhig Deine Hörner;
Eiferſucht iſt — rococo!“

Wohl Jeder wird den Verfaſſer errathen.

Sechstes Kapitel.

Sechs Monate nach jener Maskerade — im
des Jahres 1779 — befand ſich Frau Charlotte
rothea von Schönberg in Geſellſchaft ihres gichtkr
Gemahls im Bade zu Teplitz.

Um dieſelbe Zeit befand ſich dort der
reichiſche Geſandte, der ſchon im vorigen Kapite
wähnte Freiherr Philipp Franz Knebel von Ka
elnbogen und deſſen Gemahlin, durch welche er
mit der Frau Hausmarſchallin von Schönberg
bekannt und in kurzer Zeit ziemlich befreundet
den war.

Eines Abends, als Frau von Schönberg am
des Freiherrn von Knebel und ihr Gemahl am
der Frau Geſandtin in den ſchwermüthig ſtillen,
um dieſe Tageszeit melancholiſch einſamen Baumgä
des Schloßgartens auf- und abwandelten, ſagt
Frau Hausmarſchallin zum Geſandten:

— Eigentlich, lieber Baron, ſollte ich etwa
auf Sie ſein . . .

— Und weshalb, meine Gnädige? fragte Freiherr von Knebel.

— Weil Sie mich auf dem erſten Maskenballe des letzten Carnevals ſo boshaft geneckt haben . . .

— Ich? fragte der Geſandte hocherſtaunt.

— Erinnern Sie ſich nicht mehr, daß Sie mir an jenem Abende Ihren Wagen geliehen?

— Ich??? fragte Knebel, jetzt dreifach erſtaunt.

— Spielen Sie nicht den Unſchuldigen, Excellenz! ſagte Frau von Schönberg. Ich habe Ihnen jenen harmloſen Scherz längſt verziehen.

— Wie aber, meine Gnädige, wenn ich auf mein Ehrenwort verſichere, daß Sie mir Unrecht thun, weil ich Ihnen beweiſen kann, daß ich zur Zeit des diesjährigen Faſchings gar nicht in Dresden, ſondern in Wien geweſen war.

— In dieſem Falle, Excellenz, hat Gott weiß wer, Ihren Namen gemißbraucht und mich auf ſehr unhöfliche Weiſe hinter's Licht geführt.

— Und wer mag dieſer Elende geweſen ſein?

— Vermuthlich wohl auch ein Diplomat, der beſſer als mancher Andere in die großen und kleinen Staatsgeheimniſſe unſeres Hofes eingeweiht zu ſein ſchien. Er wußte mehr, als mir — unter uns geſagt! — lieb geweſen iſt.

— Ei haben denn auch Sie Geheimniſſe?

— Welche Frau, Excellenz, hätte ſie nicht?

— Mir gegenüber ſind Sie wenigſtens aufrichtig . . .

— Weil ich Vertrauen zu Ihrer Verſchwiegenheit habe. — Sie ſind geſtern Abend von einem Ausfluge, den Sie nach Schandau und der ſächſiſchen Schweiz gemacht, zurückgekehrt. Wahrſcheinlich haben Sie auch den Königſtein beſucht?

— Allerdings, meine Gnädige!

— Und gewiß haben Sie nicht verſäumt, ſich die Feſtung anzuſehen?

— Der Commandant derſelben war ſo freundlich geweſen, mir die Sehenswürdigkeiten derſelben zu zeigen.

— Haben Sie auch die Caſematten und die darin befindlichen Kerker der Staatsgefangenen beſucht?

— Der Commandant war ſo gütig geweſen, mich von einer Zelle in die andere zu führen und mich gleichzeitig mit den Schickſalen ſeiner Gefangenen vertraut zu machen.

— Sitzt nicht auch ein Italiener dort, der, wenn ich nicht irre, Agdolo heißt?

— Allerdings ſitzt dort ein gewiſſer Agdolo, der Sie, gnädige Frau, ſehr genau zu kennen ſcheint . . .

— Mich? fragte Frau von Schönberg mit allen Zeichen eines meiſterhaft erheuchelten Erſtaunens.

— Ei, warum erſtaunen Sie, meine Gnädige? Glauben Sie vielleicht, ich wäre indiscret genug, etwas von Allem, was ich dort erfahren habe, jemals zu verrathen? Ich bin verſchwiegen wie ein Beichtſtuhl.

— Dann, Excellenz, erlaube ich mir die neugierige Frage, womit jener arme, beklagenswerthe Mann, den ich allerdings, aber nur ſehr oberflächlich gekannt habe, ſich dort beſchäftigt?

— Er ahmt das Beiſpiel ſeines berüchtigten Landsmanns Jacob Caſanova nach und beſchäftigt ſich ſeit Kurzem mit der Ausarbeitung ſeiner Memoiren.

— Seiner Memoiren? wiederholte Frau von Schönberg, die auffallend ſich entfärbte.

— Dieſe Memoiren, meint der Commandant, dem ich dieſe Mittheilung verdanke, verſprechen in mehr als einer Beziehung höchſt intereſſant zu werden, den Schleier vieler Hofgeheimniſſe zu lüften und das räthſelhafte Dunkel mancher Hofintrigue zu lichten.

— Das wäre ſchrecklich! meinte Frau von Schönberg.

— Wie? fragte der Diplomat, welcher die Miene annahm, von Dem, was ſo ziemlich alle Welt wußte, vorher noch gar nichts gehört zu haben, in der Abſicht, die ziemlich geſchwätzige Frau von Schönberg über Manches näher auszuforſchen.

— Marcheſe Agdolo, fuhr die Hausmarſchallin fort, ſoll, wie wohl auch Ihnen bekannt ſein wird, der vertraute Rathgeber der Kurfürſtin-Witwe und als Solcher in ein Staatsgeheimniß verwickelt ſein, in Folge deſſen er als Gefangener nach dem Königſtein gebracht worden war.

— Und wie denken Sie darüber? forſchte Herr von Knebel.

— Ich glaube, daß die Frau Kurfürſtin-Witwe ſowohl, als ihr ſeitdem nach Frankreich ausgewanderter Schwager, Prinz Xaver, allerdings die Abſicht hatten, unſerm gnädigſten Herrn und Kurfürſten, der ihnen ſeines Geizes wegen verhaßt iſt, einen fatalen Streich zu ſpielen . . .

— Ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Doch was halten Sie von dem bei jenem bewußten Complot ſtark betheiligten Marcheſe d'Agdolo?

— Ich glaube allerdings, daß er ſich als Werkzeug ihrer Plane gebrauchen ließ, finde aber deſſenungeachtet, daß die Strafe, zu welcher man ihn unverhört verurtheilt hat, eben ſo hart als ungerecht iſt.

— Sie vertheidigen jenen Mann mit ſo vieler Wärme, daß man ſich wider Willen zu dem Glauben hingedrängt fühlt, annehmen zu müſſen, daß Sie an dem Schickſale desſelben einigen Antheil nehmen . . .

— Er intereſſirt mich nicht weniger, aber auch nicht mehr, wie jeder Unglückliche, welcher ſich als ein Opfer Anderer verurtheilt ſieht.

— Doch weshalb mag Prinz Xaver nach Frankreich ausgewandert ſein?

— Meiner Anſicht nach iſt dies hauptſächlich deshalb geſchehen, weil ſein Neffe, der Kurfürſt Friedrich Auguſt, deſſen morganatiſche Vermählung mit Signora Spinucci *) durchaus nicht gebilligt hatte und trotzdem auf Andringen ſeines Oheims genöthigt geweſen war, deſſen Concubine zur Gräfin von der Lauſitz zu erheben. Prinz Xaver, der damals ſehr verſchuldet war, beſtürmte ſeinen geizigen Neffen fortwährend mit Geldgeſuchen, die ihm der Kurfürſt abſchlug. Agdolo, welcher, wie es hieß, Vermittler jener Mißheirath geweſen war, begleitete den Prinzen Xaver nach Paris und kehrte von dort erſt dann nach Dresden zurück, als er auf Verwendung des Prinzen als Hauptmann der kurfürſtlichen Schweizergarde angeſtellt ward.

---

*) Clara Maria Roſa Spinucci, geboren zu Rom am 29. Auguſt 1741, wurde dem Prinzen Xaver am 22. März 1767 zur linken Hand angetraut und ſtarb am 22. November 1792.

— Sie ſcheinen von Allem außerordentlich gut unterrichtet zu ſein . . .

— Ich weiß dies Alles aus Agdolo's eigenem Munde, geſtand die Hausmarſchallin.

— Kannten Sie auch den Legationsrath Heewald?

— Er war es geweſen, der den Hauptmann Agdolo bei uns eingeführt hatte.

— Und iſt es wahr, was man ſich in Bezug auf Beide hinſichtlich des in Rom verſetzt geweſenen Diamantenſchmucks der Kurfürſtin-Witwe erzählt?

— Allerdings gibt es Leute, welche behaupten wollen, daß Agdolo im Verein mit Heewald jenen vom Kurfürſten eingelösten Schmuck ſeiner Mutter unterſchlagen haben ſollen, weshalb Beide in den Gefängnißliſten der Feſtung Königſtein als „Räuber" eingetragen worden ſind. Dies aber iſt Lüge und Verleumdung. Aus leicht erklärbarer Scheu, den wahren Grund ihrer Verhaftung anzugeben, hatte man es vorgezogen, Beide des Diamantenraubes anzuklagen. Heewald iſt ſeitdem wieder in Freiheit geſetzt, der arme beklagenswerthe d'Agdolo aber . . .

— Wird, wie der Commandant meint, wohl ſchwerlich jemals begnadigt werden.

— Dies glaube auch ich; doch um ſo härter und ungerechter bleibt — im Vertrauen geſagt! — die

Beſtrafung des Unglücklichen, weil er, trotz aller Bitten und Beſchwerden, noch immer nicht verhört worden iſt und, wie man bei Hofe allgemein zu glauben ſcheint, wohl niemals verhört werden wird, da der eigentliche Grund, weshalb man ihn gefangen hält, zu delikat und gefährlich iſt. Doch um wieder auf Agdolo's Memoiren zurückzukommen! Glauben Sie, daß dieſe jemals erſcheinen werden? fragte Frau von Schönberg, ſichtbar beſorgt.

— Wer könnte ihm dies wohl verwehren?

— Der Kurfürſt, die Kurfürſtin-Witwe und noch manche Andere, die dadurch arg compromittirt werden könnten.

— Was fragt danach Jemand, der ja ohnedies zu lebenslänglicher Haft verurtheilt iſt? Man ſoll den Löwen nicht reizen, ſonſt brüllt er.

— Und ſein Brüllen würde auch mich erſchrecken, geſtand die Hausmarſchallin.

— Ei, was hätten denn Sie von ihm zu fürchten? fragte der ſchlaue Diplomat.

— Nichts, was erwieſen, aber darum doch nicht weniger geglaubt werden würde, als manches Andere, was dadurch zur Sprache käme.

— Ich bitte Sie, unbeſorgt zu ſein, denn erſtens traue ich dem Marquis mehr Discretion zu und zweitens würde Eine Zeile Ihrer Hand hinreichend ſein, ſeiner Feder ein ewiges Schweigen aufzuerlegen.

— Ich danke für Ihren gütigen Rath, ſagte Frau von Schönberg, der eine Centnerlaſt vom Herzen fiel.

Während dieſes Zwiegeſprächs hatte ſich die ſchlaue Baroneſſe Knebel nicht minder eifrig mit dem Hausmarſchall von Schönberg unterhalten.

— Sie haben eine wahrhaft reizende Frau, hatte ſie zu ihm geſagt, um ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln.

— Dies muß ich ſelber zugeben, hatte er darauf geantwortet, aber die Gemahlin eines meiner berühmten Vorfahren, des franzöſiſchen Marſchalls Heinrich von Schönberg, iſt nach einem Bilde, das ich von der Verſtorbenen beſitze, doch noch hundertmal ſchöner geweſen.

— Leider habe ich ſie nicht gekannt, um beurtheilen zu können, in wie weit Sie Recht oder Unrecht haben mögen. So viel aber ſcheint mir gewiß, daß Frau von Schönberg eine der einnehmendſten Schönheiten des Dresdner Hofes iſt.

— Leider ſcheint mir meine Frau weniger einnehmend als ausgebend zu ſein. Mein Lottchen iſt eine große Verſchwenderin. „Verſchwendung aber, ſagte einer meiner berühmteſten Urahnen, Cardinal Nikolaus von Schönberg, der, beiläufig erwähnt, auf dem Puncte ſtand, ſogar Papſt zu werden, „Verſchwendung, ſagte

Seine Eminenz, iſt — im Lateiniſchen luxuria genannt — eine der ſieben Haupt- oder Cardinalſünden der Sterblichen, eine Sünde, die oft auch die Reichſten in's Elend ſtürzen kann.“

—„Aber Ihr Frauchen, Excellenz, hat eine ſolche Maſſe guter Eigenſchaften, daß jene kleine Schwäche deren Vorzüge unmöglich überſtrahlen und verdunkeln kann.

— Wohl wahr, Excellenz, aber meine Lotte hat außerdem auch andere kleine, ja ſogar große Fehler.

— Zum Beiſpiel, wenn ich fragen darf?

— Sie iſt ſehr eitel und ahnenſtolz. Sie vergißt niemals, daß ſie von Geburt eine Gräfin Hoym und daß einer ihrer Herren Brüder, Adolph Magnus, der geſchiedene Gemahl der berühmten Gräfin von Coſel und außerdem einer der Cabinets-Miniſter Auguſts des Starken geweſen iſt. Einer meiner urälteſten Vorfahren, der kurſächſiſche Rath und Hofmarſchall Dietrich von Schönberg, Vater des hochberühmten Cardinals Nikolaus von Schönberg, pflegte zu ſagen, nur Narren lieben es, ſich mit den Verdienſten ihrer Voreltern zu brüſten und auf ihre Herkunft ſtolz zu ſein; kluge Leute wiſſen, daß alle Menſchen von Einem und demſelben Elternpaare, von Adam und Eva, welche bürgerlichen Urſprungs geweſen ſind, abſtammen.

— Der gute Mann hatte vollkommen Recht. Wohl Niemand wird ſtolz auf ſeine adeliche Abkunft ſein, welcher weiß, daß die erſten Adelichen nichts Anderes als Wegelagerer, Strolche und Raubritter geweſen ſind.

— Ganz ſo dachte auch mein hochgefeierter Vorahn, der Marſchall Armand Friedrich Herzog von Schönberg, welcher eines Tages in Gegenwart Ludwig's XIV. zu behaupten wagte, daß manch' ehrlicher Bürger in ſeinen Augen höher ſtehe, als ein Dutzend adelicher Schelme, die mit ihrem Wappen prunken.

— Ich danke Ihnen, Excellenz, daß Sie mich bei dieſer Gelegenheit mit der langen Reihe Ihrer erlauchten Ahnen bekannt machen. Irre ich nicht, ſo gab es unter Ludwig XIII. auch einen Herzog Karl von Schönberg oder Schomberg, der, ein Sohn des Marſchalls Heinrich, Obriſt der Schweizergarde, Gouverneur von Languedoc, ſpäter Commandirender in Catalonien und außerdem Gemahl der berühmten Marie de Hautefort geweſen war.

— O, wir ſind ſtolz auf ſie, Marie de Hautefort, Herzogin von Schönberg-Halluyn, war früher Ehrenfräulein der Königin Anna von Frankreich und . . .

— Maitreſſe Ludwig's XIII. von Frankreich geweſen, unterbrach ihn Frau von Knebel.

— Nachdem ſie im Jahre 1656 ihren Gemahl verloren hatte, zog ſie ſich in's Kloſter der heiligen Magdalena zurück, bereute dort die einzige Sünde ihrer Jugend und ſtarb im Geruche der Heiligkeit am 1. Auguſt 1691. Sie ſehen, Excellenz, daß wir in den Geſchlechtstafeln unſerer uralten Familie nicht weniger als einen Cardinal, zwei Marſchälle von Frankreich und ſogar eine Heilige aufzuweiſen haben.

— Wie ſehr beneide ich Sie darum! ſagte Frau von Knebel mit einem Anfluge von k. k. Ironie. Um aber wieder auf Ihre hochgeſchätzte Frau Gemahlin zurückzukommen . . .

— Sie iſt, wie geſagt, maßlos eingebildet auf ihre gräfliche Abkunft und ſcheint ganz und gar zu vergeſſen, daß einer ihrer nächſten Verwandten, Karl Siegfried von Hoym, vor ungefähr vierzig Jahren aus Gründen, die man gern verſchweigt, ſich als Gefangener auf dem Königſteine das Leben genommen hat.

— Laſſen Sie die Todten ruhen und unterhalten wir uns lieber von den Lebenden! Sie kannten, wenn ich nicht irre, den Marquis Agdolo?

— Er war unſer Hausfreund oder, richtiger geſagt, ein Freund unſeres Hauſes geweſen . . .

— Und glauben denn auch Sie daran . . .

— Daß er meiner Frau den Hof gemacht? unterbrach ſie der Hausmarſchall. Dies, Excellenz, iſt ſo unwahr, daß ich kaum Worte für dieſe unverſchämte Lüge finde, die meine Feinde und Jene, welche mich um meine Frau beneiden, nur darum erſonnen haben, um mich lächerlich zu machen, was ihnen aber, wie Sie gefälligſt bemerken werden, durchaus nicht gelungen iſt, denn Einer derer von Schönberg auf und zu Neuſalz könnte weit eher alles Andere, nur kein Hahnrei ſein. Mein unſterblicher Urahn, Seine Eminenz der Cardinal Nikolaus von Schönberg, würde ſich noch heute, nach zweihundertzweiundvierzig Jahren in ſeinem römiſchen Grabe mit gerechter Entrüſtung umkehren, wenn einer ſeiner Nachkommen ſolch' einen Makel auf ſeinem Familienwappen ungeahndet ließe.

— In der That, Sie gefallen mir, ſagte Frau von Knebel mit jenem Beigeſchmack harmloſer Ironie, der ſie kleidete.

— Auch Sie, Excellenz, gefallen mir, geſtand der Hausmarſchall. Als Sie noch viel jünger wie jetzt geweſen waren, müſſen Sie, nach dem bewußten Bilde zu urtheilen, ungemein viel Aehnlichkeit mit der ehemaligen Geliebten Ludwig's XIII. und der ſpäter im Geruche der Heiligkeit geſtorbenen Herzogin Marie von Schönberg gehabt haben.

— Ich danke Ihnen für dieſe überaus zarte Artigkeit . . .

— Ich bitte, es iſt gern geſchehen! Wir Schönberge ſind durchweg Alle galant. Einer meiner Urahnen, Graf Meinhardt von Schönberg, der ſeinem aus Frankreich verwieſenen Vater, dem General-Lieutenant Friedrich Hermann von Schönberg Grafen von Mertola nach Portugal, ſpäter nach England gefolgt und nach deſſen Tode Herzog von Leinſter und Pair von Irland geworden war, hatte ſich durch ſeine Galanterie ſo ſehr berühmt gemacht, daß alle Frauen Deutſchlands, Frankreichs, Italiens, Portugals und Englands in ihn raſend verliebt geweſen ſind. Er ſtarb im Jahre 1719 . . .

— Und hinterließ eine höchſt unglückliche Witwe, welche, von Geburt eine Italienerin, Barbara Rizzi hieß und in ihrem Vaterlande durch den bodenloſen Leichtſinn Ihres erlauchten Vorfahren in Gefangenſchaft und Elend gerieth.

— Und von wem wiſſen Sie dies? fragte der hocherſtaunte Hausmarſchall.

— Ich habe das Schickſal dieſer unglücklichen Dame zufällig erſt vor einigen Tagen in einem vor mehr als hundert Jahren in Parma erſchienenen Buche geleſen.*)

---

*) Dieſes ziemlich ſeltene Buch, deſſen Inhalt einen der pikanteſten Romanſtoffe liefert, iſt von Gioſeffo Mantegna und

— Derlei Bücher ſollten von Rechtswegen überall confiſcirt und verbrannt werden.

— Die Wahrheit, Excellenz, iſt unverbrennbar und ſteigt wie ein Phönix aus der Aſche empor.

— Einer meiner berühmten Urahnen, Kaspar von Schönberg, welcher Staatsminiſter unter Kurfürſt Chriſtian II. und Johann Georg I. geweſen war, pflegte zu ſagen: „Das größte Unglück, das über die Welt gekommen, iſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt.“ Hätte meine Wenigkeit hier etwas zu befehlen, dann würde ich Jeden, welcher Bücher zu ſchreiben und zu drucken wagt, nach dem Königſtein ſchicken.

— Der Königſtein erinnert mich an Agdolo. Wollen Sie mir eine Frage geſtatten?

— Ich bitte, meine Gnädige, fragen Sie!

— Iſt es wahr, daß jener abſcheuliche Hochverräther und Miſſethäter Agdolo am Vorabende ſeiner Verhaftung bei Ihrer Frau Gemahlin zum Beſuche geweſen war?

führt den Titel: „Vita, accidenti curiosi e peripelia della fortuna di madama di Schomberg,“ Parma 1669. 12. — Ein Verwandter der Frau von Schomberg, Iſidero Rizzi, ſchrieb: „Abrégé des disgrâces de madame Barbe Louise Rizzi, épouse prétendue de Ménard, comte de Schomberg,“ Turin 1670. 12.

— Davon, Excellenz, weiß ich keine Sylbe. Ich weiß nur ſo viel, daß ich in jener Nacht in Pillnitz geweſen und erſt am Morgen ſeiner Gefangennehmung von dort zurückgekehrt war.

— Und wiſſen Sie, Excellenz, daß Agdolo jetzt damit beſchäftigt iſt, die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens zu ſchreiben? Er will darin Dinge erzählen, die . . .

— Manche hochgeſtellte Frau arg compromittiren würden, unterbrach ſie Herr von Schönberg.

In dieſem Augenblick wurden ſie durch das Dazwiſchentreten des Herrn von Knebel und der Frau Hausmarſchallin geſtört.

— Wenn's Ihnen gefällig iſt, dann ſoupiren wir jetzt, ſagte der öſterreichiſche Geſandte.

— Wenn's zum Soupiren geht, bin ich ſtets dabei, meinte der Hausmarſchall.

Man verfügte ſich in den Speiſeſaal.

Siebentes Kapitel.

Einen Tag nach der Rückkehr aus Teplitz erhielt Frau von Schönberg den gänzlich unerwarteten Beſuch des Kammerherrn Grafen Camillo Marcolini, der, einer der vertrauteſten Diener des Kurfürſten, im Auftrage desſelben erſchienen war, um der Frau Hausmarſchallin unter Einſchärfung der ſtrengſten Verſchwiegenheit eine hochwichtige Mittheilung zu machen.

— Es handelt ſich um Marcheſe d'Agdolo, ſagte der Kammerherr.

— Um Agdolo? fragte Frau von Schönberg, auffallend beſtürzt.

— Ich bitte, ja nicht zu erſchrecken, fuhr Marcolini fort. Der Kurfürſt, dem es wie aller Welt nicht unbekannt geblieben iſt, daß Sie jenen Mann Ihrer ganz beſondern Huld und Freundſchaft gewürdigt hatten, geht von der allem Anſcheine nicht unrichtigen Vorausſetzung aus, daß Sie an dem Schickſale des Unglücklichen noch immer einigen Antheil nehmen. Und aus dieſem Grunde hat Seine kurfürſtliche Hoheit mich beauftragt, Ihnen, gnädige Frau, mitzutheilen, daß in Folge eines Gutachtens, welches der Kurfürſt von einer berühmten Juriſten-Fakultät und von einem der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten Deutſchlands*) eingeholt, Marcheſe d'Agdolo wegen jener abſcheulichen Intrigue, zu deren Werkzeug er ſich gebrauchen ließ, als Theilnehmer an jenem Hochverrathe zum Tode verurtheilt worden iſt. Einzig und allein aus Rückſicht für Sie, Frau Hausmarſchallin, will Seine kurfürſtliche Hoheit allergnädigſt geruhen, dem Verurtheilten ſtatt des Rechtes Gnade angedeihen zu laſſen unter der Vorausſetzung, daß derſelbe entſchloſſen ſei, ſich drei Bedingungen zu unterwerfen.

— Und welcher Natur ſind dieſe Bedingungen?

— Erſtens verlangt der Kurfürſt von dem zum Tode verurtheilten Gefangenen einen ſchriftlichen Widerruf alles Deſſen, was er — gleichviel in weſſen Auftrage — dem Reichstage zu Regensburg mündlich mitzutheilen ſich erkühnt hatte; zweitens verlangt der Kurfürſt das gleichfalls ſchriftlich ausgeſtellte Ehrenwort, daß Agdolo auf die Veröffentlichung ſeiner Memoiren ein für alle Mal Verzicht leiſte, und drittens, daß er in längſtens vier und zwanzig Stunden nach Entlaſſung aus ſeinem Gefängniſſe Dresden ſowohl als ganz Sachſen für alle Zeiten verlaſſe.

---

*) Darunter iſt wahrſcheinlich die Göttinger Fakultät und kein Anderer als Profeſſor Johann Stephan Pütter gemeint.

— Und was hätte ich dabei zu thun? fragte die Hausmarſchallin.

— Der Kurfürſt, überzeugt von dem großen Einfluße Ihrer Wünſche auf den Willen des Gefangenen, hat ſich entſchloſſen, Ihnen das Amt einer Vermittlerin anzuvertrauen und Sie durch mich erſuchen zu laſſen, ſich morgen Früh in ſeinem Auftrage nach Königſtein zu begeben, um den Gefangenen mit jenen drei Bedingungen bekannt zu machen und ihm mit der ganzen Beredtſamkeit Ihres Geiſtes an's Herz zu legen, daß Seine kurfürſtliche Hoheit ihm vollſtändig freie Wahl zwiſchen Freiheit oder Tod zu laſſen geruhe. Weigert ſich der Verurtheilte, jene drei Bedingungen einzugehen, dann hat er es einzig und allein ſeinem Eigenſinne zuzuſchreiben, wenn das von der bewußten Juriſten-Fakultät ausgeſprochene Todesurtheil in ſpäteſtens acht Tagen an ihm vollzogen würde.

— Dies wäre über alle Maßen ſchrecklich! meinte Frau von Schönberg.

— Es liegt jetzt in Ihrer Hand, gnädige Frau, den Verurtheilten zu bewegen, jene drei Bedingungen, wie hart ſie ihm auch erſcheinen möchten, anzunehmen.

— Ich fürchte, Herr Graf, daß der Einfluß, den Seine kurfürſtliche Hoheit mir zuzutrauen geruhen, nicht ſtark genug ſein wird, den Gefangenen zu bewegen, auf jene drei Bedingungen einzugehen.

— Ihnen ſelber, meine Gnädige, muß, wie ich zu glauben wage, viel daran gelegen ſein, daß Agdolo von der Drohung, ſeine Memoiren zu veröffentlichen, abſehe, denn . . . meinte Graf Marcolini und ließ nach dieſem Worte eine vielſagende Pauſe eintreten.

— Ich errathe, was Sie ſagen wollen. Aber mein Gewiſſen, Herr Graf, fühlt ſich — Dank meinen Grundſätzen! — auch in dieſer Hinſicht ſo rein und makellos, daß ich von dem Erſcheinen jener Memoiren, welche Andere zu fürchten ſcheinen, nicht das Geringſte zu befürchten habe.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte Marcolini mit zweiſchneidigem Lächeln. Was z. B. würde Ihr Herr Gemahl, was der Hof, was die Welt dazu ſagen, erführen ſie durch die Herausgabe jener Memoiren, daß Frau Charlotte Dorothea von Schönberg dem Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo in jener verhängnißvollen Nacht vom 15. zum 16. September 1776 oder vielleicht ſchon früher als ein ſprechendes Zeichen ihrer unſchätzbaren Huld ein von Joſeph Graſſi gemaltes, auf der Rückſeite mit einer ihrer Haarlocken geſchmücktes Miniat bild zu ſchenken geruht hatte?

— Ich würde dies unter allen Umſtänden a längnen, erklärte die Hausmarſchallin.

— Selbſt dann noch, wenn Ihnen unter v Augen geſagt würde, daß Ihr gehorſamer Diener ſ geſtern Abend im Beſitze jenes wunderhübſchen Bildes i

— Dies, lieber Graf, iſt geradezu unmöglich?

— Ueberzeugen Sie ſich gefälligſt vom Gege theile, ſagte der Graf und zog mit bitterſüßem Läch aus der linken Bruſttaſche ſeiner Uniform das n Diamanten eingefaßte Portrait der Frau von Schö berg hervor. Hier das Bild, hier die Haarlocke!

— Aber, mein Gott, wie kommen Sie dazu?

— Man fand es unter den Papieren des Ve räthers.

— Ich baue, lieber Graf, auf Ihre Verſchwiege heit . . .

— Ich bitte, gänzlich unbeſorgt zu ſein. Ei Hand, Madame, wäſcht die andere. Wir dien Ihnen . . . Sie dienen uns!

— Mit Vergnügen, beſter Graf, würde ich ber ſein, mich jenes Auftrages, den Seine kurfürſtli Hoheit mir allergnädigſt zugedacht haben, ſchon mo gen Früh, wie es gewünſcht wird, zu entledigen, müß ich nicht befürchten, durch meine Reiſe nach Königſtein den Verdacht meines ſeit dem Faſching dieſes Jahres beiſpiellos argwöhniſch gewordenen Gemahls zu erwecken . . .

— O, dafür haben wir bereits geſorgt! Ihr Herr Gemahl wird Ihnen durchaus nicht im Wege ſein, weil für morgen eine große Treibjagd in Moritzburg angeſetzt iſt, bei welcher er, wie ſich's von ſelbſt verſteht, durchaus nicht fehlen darf.

— Und glauben Sie, Herr Graf, daß es mir gelingen werde, zu dem Gefangenen ohne Hinderniß zu gelangen und dort mit ihm allein und ungeſtört zu ſein?

— Und auch dafür iſt bereits geſorgt! Dieſer vom Kurfürſten eigenhändig unterzeichnete Befehl, den Sie dem Commandanten der Feſtung vorzeigen wollen, wird Ihnen den Zugang zu dem Kerker Ihres unglücklichen Freundes öffnen, und von Ihrer Ueberredungsgabe wird es abhängen, ob in längſtens acht Tagen Marcheſe d'Agdolo entweder in Freiheit geſetzt oder auf dem Königſtein enthauptet werden wird.

— Rechnen Sie, liebſter Graf, auf mein Verſprechen, Alles aufzubieten, um ihn zur Annahme jener drei Bedingungen zu bewegen.

— Gelingt es Ihnen, dann werden Sie Seine kurfürſtliche Hoheit ſowohl als die nicht minder beſorgte Frau Kurfürſtin-Witwe zu großem Danke verpflichten, erklärte der Graf und händigte ihr den Befehl des Kurfürſten ein.

— Morgen Früh reiſe ich nach Königſtein.

— Und übermorgen erlaube ich mir, Beſcheid zu holen, ſagte Marcolini, ergriff ihre Hand, zog ſie an ſeinen Mund und verließ ſie.

Am andern Morgen machte ſich Frau von Schönberg auf die Reiſe.

Um eilf Uhr Vormittags traf ſie in Königſtein ein, meldete ſich beim Commandanten, zeigte ihm den Befehl des Kurfürſten und wurde ſofort vom Commandanten ſelbſt bis an die Zelle des Gefangenen begleitet.

— Oeffne dieſer Dame! rief er dem Schließer zu, und laſſe Beide allein und ungeſtört.

Die Thür des Kerkers öffnet ſich. Mit bangem Herzklopfen tritt ſie ein.

Agdolo ſtürzt zu ihren Füßen nieder. Mit freudiger Ueberraſchung erfaßt er ihre beiden Hände und fragt mit einer Gluth und Leidenſchaft, die ihr zum Herzen dringen:

— Engel, was führt Dich zu mir?

— Stehen Sie auf, Marquis, ſagt Frau von Schönberg. Ich erſcheine im Auftrage des Kurfürſten . . .

— Was will man von mir? fragt der Gefangene, der ſich mit trotziger Miene erhebt.

Die Hausmarſchallin berichtete ihm die Gründe ihrer Sendung. Er hörte ruhig zu, bis ſie zu Ende war. Dann fragte er kalt und gelaſſen:

— Und wozu, Madame, rathen Sie mir?

— Ich rathe Ihnen, jene Bedingungen unbedingt anzunehmen . . .

— Dies kann unmöglich Ihr Ernſt ſein, erklärte Agdolo. Es wäre mehr als ſchlecht, es wäre geradezu feig von mir, wenn ich mich verleiten ließe, auch nur eine jener drei Bedingungen einzugehen. Ich kenne keine Furcht und will mich lieber zum Tode verurtheilt, als durch Annahme ſolcher Bedingungen mich in meinen Augen entehrt und beſchimpft ſehen. Madame, ich widerrufe nichts von Allem! Ich bleibe bei dem, was ich vor dem Reichstage zu Regensburg im Auftrage der Kurfürſtin-Witwe ausgeſagt habe. — Werde ich gerichtlich verurtheilt, dann muß es auch meine Auftraggeberin werden, ſonſt gibt es in Sachſen keinen Funken von Gerechtigkeit mehr!

— Ihr Eigenſinn ſtürzt Sie in's Verderben!

— Was liegt daran? Das Leben iſt mir eine Laſt geworden, ſeitdem ich, meiner Freiheit beraubt, in dieſem dumpfen Kerker langſam an Ekel und Langerweile hinſieche. Selbſt meine Feinde ſollen mich achten. Sie ſollen einſehen, daß ſelbſt die Todesſtrafe, mit welcher ſie mir widerrechtlich zu drohen wagen, nicht im Stande iſt, meine Geſinnungen zu ändern, meinen Stolz zu beugen und mich nachgiebig zu machen. Nichts mag ich von Gnade hören! Ich verlange nichts Anderes, als Gerechtigkeit! Nach zwei Jahren verlange ich endlich verhört und Jener gegenüber geſtellt zu werden, welche ſchuldiger iſt, als ich es bin! Ich war nur ihr Werkzeug geweſen; ſie hatte mich dazu verleitet. Und wagte man es, mich zu ſtrafen, dann müßte auch ſie verurtheilt und beſtraft werden, denn Recht, Madame, muß Recht bleiben!

— Aber nehmen Sie doch Vernunft an! Hören Sie auf den Rath Ihrer Freundin, die — Gott iſt ihr Zeuge! — Antheil an Ihrem Looſe nimmt und den Schmerz, Sie hinrichten zu ſehen, unmöglich überleben könnte. Agdolo, auf meinen Knieen bitte und beſchwöre ich Sie bei dem Leben meines Kindes, ſich der Nothwendigkeit zu fügen und mir zu Liebe nachzugeben.

— Nimmermehr! Nimmermehr! Niemand ſoll mir nachſagen dürfen, daß Furcht vor der Todesſtrafe mir ſchimpfliche Zugeſtändniſſe abgenöthigt hat. Lieber will ich todt, als entehrt ſein!

— Welch' ein Mann! rief die Hausmarſchallin.

Mag auch die ganze Welt Sie verurtheilen, ich, Agdolo, ich kann es nicht, denn ich achte, ich liebe, ich bewundere Sie! Aber eben weil ich Sie liebe, beſchwöre ich Sie bei Gott und allen Heiligen, lieber nachzugeben, als Ihr junges, ſchönes Haupt dem Beile des Henkers zu überliefern. Eilen Sie, jene Bedingungen anzunehmen. Fliehen Sie, Agdolo, ich folge Ihnen!

— Nein, Madame! Hier erwarte ich ruhig mein Todesurtheil!

— Aber wenn ich Ihnen wiederhole, daß ein Gutachten der Juriſten-Fakultät Sie unverhört zum Tode verurtheilt hat?!

— Dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr! Dann ſterbe ich mit dem Bewußtſein, daß nicht Geſetz, daß nur Willkür mich verurtheilt hat. — Hinſichtlich der Herausgabe meiner Memoiren, mit deren Abfaſſung ich jetzt beſchäftigt bin, bitte ich Sie, vollſtändig beruhigt zu ſein. Nur Schurken rühmen ſich ihrer Siege. Ehrenmänner brüſten ſich niemals mit der Schwäche Anderer. Agdolo iſt verſchwiegen wie das Grab!

— Und dennoch, Agdolo, bin ich verloren; denn unter Ihren Papieren, deren man ſich bemächtigt hat, fand man mein Bild.

— Dieſer Gedanke allein macht mich raſend. Meine Feinde ſind bemüht, Ihre Ehe zu brandmarken, weil ſie ahnen, daß dieſe Strafe mich tiefer als jede andere ſchmerzt.

— Mein Gemahl, Agdolo, wird mich verſtoßen ...

— Der Dummkopf verdient kein ſolches Weib!

— Hof und Stadt werden mit Fingern auf mich weiſen ...

— Ich aber werde bis zum letzten Augenblicke meines Lebens wiederholen, daß Alles Lüge und Verleumdung iſt.

— Die Welt wird es nicht glauben ... Man wird mich lieblos verurtheilen ...

— Ich aber werde Sie vertheidigen, ſo lange ich lebe!

— Und wenn man Sie hingerichtet hat?

— Dann beweinen Sie wenigſtens keinen Unglücklichen, denn ich habe gelebt und habe geliebt! rief Agdolo und ſchloß Frau von Schönberg mit glühender Begeiſterung in ſeine Arme.

Sie riß ſich ſchweren Herzens los und verließ, in Thränen aufgelöst, den Kerker ihres Freundes. Eine Stimme ihres Innern ſagte ihr, ſie werde ihn niemals wiederſehen. Und dieſer Gedanke machte ſie untröſtlich.

Während dieſer Zeit trieb ſich ihr Herr Gemahl im Gefolge des Kurfürſten auf der Jagd im Gehölze von Moritzburg umher.

Herr von Schönberg, der ſowohl in geiſtiger, wie in phyſiſcher Beziehung außerordentlich kurzſichtig war, ſtand mit allem Rechte im Rufe, einer der miſerabelſten Jäger der ganzen Chriſtenheit zu ſein. Und ſchon aus dieſem Grunde war er von jeher das Stichblatt ſeiner Jagdgenoſſen geweſen.

Der Kurfürſt, der an dieſem Tage bei außergewöhnlich guter Laune zu ſein ſchien, winkte ihn nach dem Frühſtück zu ſich heran mit der Frage:

— Nun, Schönberg, wie geht es Dir? Biſt Du heute glücklicher als gewöhnlich?

— Nein, kurfürſtliche Hoheit, entgegnete der Hausmarſchall. Heute habe ich leider noch bei Weitem mehr Pech als gewöhnlich.

— Und woher kommt dies, mein Nimrod?

— Es ſcheint ein Familienfehler zu ſein. Schon einer meiner älteſten Urahnen, der kurſächſiſche Hofmarſchall, Dietrich von Schönberg, Vater des unſterblichen Cardinals Nikolaus von Schönberg, war, wie eine handſchriftliche Chronik unſeres Hauſes erzählt, ein ſo herzlich ſchlechter Jäger geweſen, daß er mehr Böcke als Haſen geſchoſſen haben ſoll.

— Es ging ihm gerade wie Dir. Es thut mir leid, Dich erinnern zu müſſen, daß Du auf der vorletzten Jagd ſtatt eines Rehs, welches dicht vor Deinen

Augen ſtand, einen meiner beſten Jagdhunde erſchoſſen haſt. Im erſten Momente war ich ſo aufgebracht, daß ich Dich zur Strafe Deiner Kurzſichtigkeit auf den Königſtein zu ſchicken im Begriff ſtand, eine Abſicht, die ich erſt dann aufgab, nachdem Marcolini ein Wort der Fürſprache für Dich eingelegt hatte. Aber den Verluſt jenes Hundes werde ich nicht ſo leicht verſchmerzen können, denn ſo oft ich Dich ſehe, fällt mir unwillkürlich mein armer Cäſar ein, den Deine treuloſe Kugel in der Blüthe ſeiner Jahre aus der Welt geräumt hat.

— Auch ich, kurfürſtliche Hoheit, bin darüber ſo untröſtlich, daß ich dieſen Meuchelmord mir niemals verzeihen werde. Einer meiner ausgezeichnetſten Vorfahren, der kurſächſiſche General und Commandant von Dresden, Andreas von Schönberg, welchem anno 1667 auf der Jagd im Gefolge des hochſeligen Kurfürſten Johann Georg III. ein ähnliches Unglück paſſirt war, ſoll ſich dieſe Ungeſchicklichkeit ſo ſehr zu Herzen genommen haben, daß er in Folge deſſen tiefſinnig geworden und bald darauf am 3. Auguſt 1688 als Opfer dieſer unheilbaren Schwermuth geſtorben war.

— Ich hoffe, lieber Schönberg, daß Du mir nicht den Kummer bereiten wirſt, Dich über den Tod meines mir unvergeßlichen Cäſars ſo zu grämen, daß auch Du Deinen Verſtand verlierſt und, wie Dein ausgezeichneter Vorfahr Andreas, an den Folgen ſchwermüthiger Gewiſſensbiſſe ſtirbſt. Um den Manen meines unſchuldig gemordeten Jagdhundes eine Art ſchuldiger Satisfaction zu geben, befehle ich Dir, meinem Cäſar im Garten zu Pillnitz in längſtens vier Wochen ein ſeiner und Deiner würdiges Mauſoleum mit paſſender Inſchrift ſetzen zu laſſen.

— Ich werde das erhabene Beiſpiel meines berühmten Ahnen Andreas befolgen und dem Opfer meiner Kurzſichtigkeit ein Denkmal mit der einfachen, aber rührenden Inſchrift ſetzen laſſen: „Hier, Wanderer, liegt der Hund begraben!"

— Du rührſt mich bis zu Thränen, ſprach der Kurfürſt mit mehr Ironie, als Mancher ihm zugetraut hätte. Aber weil Du ſo überaus gut bewandert in der Geſchichte Deines uralten Hauſes biſt, wirſt Du mir wohl auch zu ſagen wiſſen, wie jener Deiner berühmten Vorfahren hieß, welcher die ſchöne Magdalene Sibylle von Neidſchütz, die mei'n erlauchter Vorfahr, Kurfürſt Johann Georg IV. im Jahre 1693 zur Gräfin von Rechlitz erhob, aus Eiferſucht vergiftet haben ſoll?

— Darüber ſchweigen unſere Chroniken, betheuerte der Hausmarſchall, der nicht wenig erſchrak, als er erfuhr, daß ſich im glänzenden Phalanx ſeiner Ahnen auch ein Giftmiſcher befand. Bisher, kurfürſtliche Hoheit, wurde ziemlich allgemein geglaubt, die Gräfin von Rochlitz ſei an den natürlichen Blattern geſtorben . . .

— Das ſagen vielleicht nur Eure Chroniken. Beſſer Unterrichtete aber wiſſen recht gut, daß es ein Schönberg geweſen iſt, der ſie angeſteckt und auf dieſe Weiſe vergiftet hat. Die Gräfin von Rochlitz, die im Alter von neunzehn Jahren (am 4. April 1694) unter den qualvollſten Schmerzen ſtarb, hatte kurz vor ihrem Ende auch den Kurfürſten angeſteckt, welcher drei und zwanzig Tage ſpäter gleichfalls an den Blattern ſtarb. Du ſiehſt, lieber Freund, daß die handſchriftliche Chronik Dir Manches, was trotzdem bekannt worden iſt, aus Rückſicht für Euch verſchwiegen hat. Aber laſſe Dir darum keine grauen Haare wachſen! Die Nachfolger ſind für die Sünden ihrer Vorfahren ebenſo wenig verantwortlich, als berechtigt — merke es Dir, mein lieber Schönberg! — ſich mit den Tugenden und Verdienſten derſelben zu brüſten und ſtolz darauf zu ſein, daß der Eine Cardinal, der Andere Marſchall, der Dritte Miniſter geweſen war. Vergiß nicht, alter Freund, was Zimmermann in ſeinem berühmten Werke „Von der Einſamkeit“ ſagt: „Bedenke, daß der Menſch durch nichts groß iſt, als durch Das, was er ſelber thut.“ Alſo ſchmücke Dich nicht, wie bisher,

mit den Federn Deiner Vorfahren und bemühe Dich, Alles, was Du wirſt, keinem Andern, als Dir ſelber zu verdanken, ſprach der Kurfürſt und wandte ſich jetzt zum Grafen Marcolini, der ſeinem Herrn und Gebieter eine friſchgeladene Jagdflinte übergab.

— Das klingt Alles recht hübſch, ſagte der Hausmarſchall, als er mit ſich allein war, wozu aber hat der Menſch Ahnen, wenn es ihm nicht erlaubt ſein ſoll, mit ihnen Staat zu machen? Daß jedoch einer unſerer Vorfahren ein Giftmiſcher geweſen ſein ſoll, daran glaube ich eben ſo wenig, als ich daran glauben könnte, wenn irgend ein Verleumder den Muth beſäße, behaupten zu wollen, daß Unſer Einer Falſchmünzer oder Hahnrei ſei. Das uralte Geſchlecht Derer von Schönberg duldet derlei Beſchimpfungen nicht, meinte der Hausmarſchall und ſtellte von Neuem den Verſuch an, ein an ihm vorüberhuſchendes Reh zu treffen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen nach der Jagd kam Marcolini zu Frau von Schönberg, um ſich Beſcheid zu holen.

Die Hausmarſchallin empfing ihn mit bleichen Wangen und rothgeweinten Augen.

— Sind Sie unwohl? fragte der Ober-Kammerherr.

— Ich habe eine ſchlafloſe Nacht gehabt, ſeufzte Frau von Schönberg.

— Der Grund davon iſt leicht zu errathen. Sie ſind auf dem Königſtein geweſen, haben dort mit dem Gefangenen geſprochen und ſind mit dem Bewußtſein heimgekehrt . . .

— Nichts durchgeſetzt zu haben, unterbrach ihn die Hausmarſchallin.

— Wie, meine Gnädige? fragte Marcolini mit allen Zeichen des größten Erſtaunens. Der Verurtheilte hat ſich wirklich geweigert?

— Jene Bedingungen anzunehmen, ergänzte Frau von Schönberg.

— Haben Sie ihn mit den Folgen ſeiner Weigerung bekannt gemacht?

— Ich that es, lieber Graf; doch ſelbſt dieſe Drohung war nicht im Stande geweſen, ſeine Grundſätze zu ändern.

— Er will alſo wirklich hingerichtet werden?

— Lieber todt als ehrlos ſein! erklärte er mit wahrhaft ritterlichem Stolze.

— Dann iſt ihm nicht zu helfen! Da dem Hofe, wie Sie begreifen werden, viel daran gelegen ſein muß, die Abfaſſung und Herausgabe der bewußten Memoiren um jeden Preis zu verhindern, wird — wie ich befürchte — Seiner kurfürſtlichen Hoheit nun

nichts Anderes übrig bleiben, als das bewußte Urtheil an ihm wirklich vollziehen zu laſſen.

— Ich habe das Meinige gethan. Seine kurfürſtliche Hoheit möge nun thun, was er vor ſeinem Gewiſſen verantworten kann . . .

— Was würden Sie in ſeiner Stelle thun?

— Ich würde dem Verurtheilten großmüthig verzeihen, würde über Das, was einmal geſchehen und nicht mehr zu ändern iſt, den Schleier der Vergeſſenheit werfen, den Marquis wieder in ſeine frühere Stellung einſetzen, um ihn durch Milde zu dem zu bewegen, wozu er — wie Sie ſehen! — ſich durch Nichts zwingen läßt.

— Vielleicht wird man Ihren Rath befolgen, meinte der Ober-Kammerherr, denn Sie wiſſen, meine Gnädige, daß in Fällen dieſer Art jeder öffentliche Eclat vorſichtig zu vermeiden iſt. Agdolo's Hinrichtung würde, meiner Anſicht nach, dieſe höchſt fatale Geſchichte nur noch mehr verſchlimmern. Das Klügſte wäre, ſie langſam einſchlafen zu laſſen. Nach Jahren kräht kein Hahn um ihn.

— Aber das Gewiſſen Seiner kurfürſtlichen Hoheit?

— Es wird die Aufgabe des Beichtvaters ſein, dasſelbe vollſtändig zu beruhigen, ſagte Graf Marcolini und empfahl ſich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gleich darauf kehrte Herr von Schönberg aus Moritzburg zurück.

— Wie und wo hat meine ſüße Lotte ihren geſtrigen Tag zugebracht? fragte der Hausmarſchall.

— Ich war in der Kirche geweſen und betete dort für das Wohl unſerer kleinen Auguſte, die heute Früh den erſten Zahn bekommen hat.

— Einer meiner Vorfahren, liebes Lottchen, war gleich mit drei Zähnen zur Welt gekommen.

— Schweige doch endlich von Deinen Vorfahren! ſagte Frau von Schönberg.

— Wie recht hatte der Cardinal von Schönberg! Nach Ausſage der handſchriftlichen Chronik unſeres Hauſes pflegte Seine Eminenz häufig zu ſagen: „Jeder, welcher heirathet, iſt ein Narr!“

Bibl. Univers. Lips.

Achtes Kapitel.

Der Kurfürſt befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Es ſchien ihm nicht rathſam, Agdolo vor Gericht zu ſtellen und verhören zu laſſen, aus Furcht, durch die Ausſagen deſſelben die Kurfürſtin-Witwe und gleichzeitig auch ſich ſelbſt auf heilloſe Weiſe bloßgeſtellt zu ſehen. Nicht minder gefährlich war es, den Gefangenen in Folge jenes eingeholten Gutachtens, ohne vorhergegangenen Prozeß, hinrichten zu laſſen. Friedrich Auguſt befragte Jeden ſeiner Miniſter. Alle riethen ihm, ſich damit zu begnügen, Agdolo ſo lange gefangen zu halten, bis er das, was er in Regensburg ausgeſagt, ſchriftlich widerrufen werde.

Nicht minder ängſtlich war die Mutter des Kurfürſten, die aus mehr als einem Grunde beſorgt ſein mußte, den Vertrauten ihrer Geheimniſſe vor Gericht geſtellt zu ſehen. Und darum ſuchte ſie durch Vermittelung des kurfürſtlichen Beichtvaters, des R. D. P. Franciscus Herz, dahin zu wirken, daß Agdolo niemals verhört werde. — Nach der Ausſage Aller, die ihr nahe ſtanden, ſoll ſich Maria Antonia Walpurgis das Schickſal ihres Vertrauten, der nicht mehr zu retten war, ſo ſehr zu Herzen genommen haben, daß ſie, ſeit dem Tage ſeiner Gefangennehmung in beſtändiger Angſt und Bekümmerniß, endlich in Folge der ewigen Aufregung erkrankte und am 23. April 1780 im Alter von ſechsundfünfzig Jahren ihre lebensmüden Augen ſchloß.

Als Agdolo, etwa vierzehn Tage ſpäter, die erſte Mittheilung von dem Ableben der Kurfürſtin-Witwe erhielt, ſagte er dem Arzte, der ihm dieſe Nachricht mitgetheilt hatte:

— Dieſe Frau iſt Schuld an Allem. Alles, was ich gethan, war auf ihren Befehl geſchehen. Ich falle als Opfer dieſer Frau!

So verging ein Jahr nach dem Andern. Weder durch Bitten, noch durch Drohungen des Gefangenen war der Kurfürſt zu bewegen geweſen, ihn entweder verhören oder frei zu laſſen. Der einzige Gedanke, der ein tröſtendes Licht in die hoffnungsloſe Nacht ſeiner Gefangenſchaft warf, war das Bewußtſein, daß wenigſtens Ein Herz an ſeiner traurigen Lage aufrichtigen Antheil nahm. Doch als auch dieſes Herz zu ſchlagen aufhörte, als auch Frau von Schönberg am 6. November 1789 — dreizehn Jahre nach Agdolo's Verhaftung — aus dem Kreiſe der Lebenden ſchied, brach der Gefangene, zum erſten Male in ſeinem Leben, in Thränen aus.

— Nun habe ich Nichts mehr auf der Welt! ſagte er zu ſich und begann jetzt mehr als jemals zu verzweifeln.

Auguſte Charlotte von Schönberg war kaum dreizehn Jahre alt, als ſie ihre Mutter verlor, an der ſie mit zärtlichſter Kindesliebe hing. Das junge Mädchen zerſchmolz in Thränen. Denn was wohl wäre im Stande, uns jemals den Verluſt einer liebenden und geliebten Mutter zu erſetzen? Auguſte weinte ganze Tage und Nächte hindurch; aber dieſe Thränen weckten die todte Mutter nicht zu neuem Leben auf.

Fräulein von Schönberg, das ſeit dem Tode der Mutter, da der Vater ſich wenig oder gar nicht um ſie bekümmerte, ſich ſelber und der Aufſicht einer franzöſiſchen Bonne überlaſſen war, empfand von Tag zu Tage mehr und mehr, was und wie viel ſie an der zärtlichſten und liebevollſten aller Mütter verloren habe. Der Vater, der — Gott weiß, aus welchem Grunde! — ſeiner Tochter nur wenig geneigt zu ſein ſchien, vernachläſſigte ſie dergeſtalt, daß Tage und Wochen vergingen, ohne daß es ihm einfiel, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Vergebens fragte ſie ſich, was wohl der Grund dieſer ihr geradezu unerklärlichen Abneigung ſei und was ſie wohl verbrochen habe, daß der Vater ſie nie anders als mit grollender Miene zu betrachten pflege.

— Bin ich denn gar ſo häßlich? fragte ſie ſich und warf einen Blick in ihren Spiegel, welcher ihr auf dieſe Frage eine Antwort gab, die ſie über ihre kindiſche Beſorgniß vollſtändig zu beruhigen ſchien. Nein, fuhr ſie lächelnd fort, ich bin durchaus nicht übel und kann deshalb um ſo weniger begreifen, weshalb Papa mich durchaus nicht leiden kann. Für mein Leben gern möchte ich wiſſen, wodurch ich die Liebe meines Vaters verſcherzt habe. Mein gutes Mütterchen würde noch im Grabe eben ſo bitter weinen, wie es oft genug im Leben — nur Gott weiß, warum? — geweint hatte, wenn ſie ſehen würde, mit welcher Gleichgiltigkeit mein Vater mich zu behandeln pflegt. Oft gibt es Augenblicke, in denen ich mich fragen muß, ob ich denn wirklich ſeine Tochter oder etwa gar nur ein angenommenes Kind ſei? Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ein Vater ſo kalt und lieblos ſein könnte, wie der Meinige? O Mutter, wie fehlſt Du mir gerade jetzt, wo ich, zur Jungfrau heranreifend, mehr als früher Deiner Liebe, Deines Schutzes, Deines Rathes bedarf!

Wenige Tage ſpäter wollte es der Zufall, daß Fräulein von Schönberg, als ſie das Toilettentiſchchen ihrer ſeligen Mutter öffnete, in einer verborgenen Schublade, deren geheime Feder ſich von ſelber geöffnet hatte, ein goldenes Medaillon und im Innern desſelben das Miniaturbild eines ihr unbekannten Mannes fand, deſſen einnehmende Phyſiognomie auf ihr leiſe erbebendes Herz einen ſo wunderbaren Eindruck machte, daß ihre Augen nicht müde wurden, die Züge dieſes Bildes, in welchem ein geheimnißvoller Zauber lag, mit einem Gefühle unerklärbarer Wonne zu betrachten.

— Wer mag dieſer ſchöne Unbekannte ſein? fragte ſich Auguſte von Schönberg, die beim Anblicke dieſes Bildes ganz Neugier war. Wie kam es in dieſe Schublade? Ob meine ſelige Mutter dieſen Mann gekannt haben mag? Eine Stimme meines Herzens ſagt mir, daß er ihr nicht fremd geweſen ſein kann. — Warum aber mag ſie deſſen Bild ſo geheimnißvoll in dieſem Fache verborgen haben? Sollte meine arme Mutter dieſen Mann? fragte ſich die Tochter und verſank bei dieſer Frage, welche ſie nicht zu vollenden wagte, in träumeriſches Nachdenken, während ihre Augen auf dem Bilde des Unbekannten ruhten, deſſen Züge ſie mit einem wahren Heißhunger von Neugier verſchlang und von deſſen räthſelhaftem Reize ſie dergeſtalt hingeriſſen war, daß ſie ſich unwiderſtehlich gezwungen fühlte, dieſes Bild an den Saum ihrer jungfräulich keuſchen Lippen zu drücken und es mit Küſſen einer ihr ſelbſt unerklärlichen Liebe und Anhänglichkeit zu bedecken. Wer und was mag dieſer Unbekannte geweſen ſein? fragte ſie ſich nach kurzer Pauſe, während welcher ſie ſich ganz dem Nachdenken überlaſſen hatte. Nach der rothen Uniform zu ſchließen, kann dieſer ſchöne Mann nichts Anderes als Officier bei der Schweizergarde unſers Kurfürſten geweſen ſein. Ob er vielleicht ſchon geſtorben ſein oder noch leben mag??? Wer kann dieſe Frage mir beantworten? An wen könnte ich mich wenden, um Aufſchluß über meine kindliche Neugier zu erhalten? Sollte ich vielleicht meinen Vater fragen? Aber eine Stimme meines Innern ſagt mir, daß es Unrecht wäre, das Bild dieſes fremden Mannes dem Gemahle meiner Mutter zu zeigen. Und dennoch bin ich entſetzlich neugierig, zu erfahren, wie dieſer Unbekannte, der mich ſo lebhaft anzieht, geheißen haben mag. Ich ſterbe vor Neugier, ſagte Fräulein von Schönberg und küßte das Bild mit einer Gluth und Leidenſchaft, als ob dieſer Mann das Ideal ihrer erſten Jugendträume, das Spiegelbild ihrer erſten Liebe geweſen wäre. Um jeden Preis, fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche fort, muß ich zu erfahren ſuchen, wer und was dieſer Fremde geweſen iſt.

Sie zeigte das Portrait ihrer Bonne.

— Kennen Sie dieſen Mann? fragte ſie mit brennender Neugier.

— Nein, erwiderte die Gefragte, das Bild mit wachſender Theilnahme betrachtend. Welch' ein herrlich-ſchöner, ſtolzer Kopf! Und was für Augen!! In ſolch' einen Mann, geſtand die junge Genferin, könnte ich auf der Stelle mich verlieben!

— Ich auch, geſtand Fräulein von Schönberg. Und ſchon darum möchte ich, liebe Angélique, für mein Leben gern erfahren, wer dieſer ſchöne Unbekannte iſt, ob und wo er leben mag.

— Aber wie kamen Sie zu dieſem Bilde?

— Ich fand es in einer geheimen Schublade des Toilettentiſches meiner ſeligen Mutter.

— O dann errathe ich Alles! ſagte Angélique.

— Ich bitte und beſchwöre Sie, theure Angélique, mir Alles zu ſagen, was Sie in Bezug auf dieſen Unbekannten zu wiſſen ſcheinen. Verſchweigen Sie mir nichts, gar Nichts, denn ich bin ſechszehn Jahre und alſo kein Kind mehr, das nicht Alles erfahren darf.

— Wahrſcheinlich iſt dieſer Unbekannte, deſſen Bild in ſo hohem Grade Ihre Neugier beſchäftigt, kein Anderer als Marcheſe d'Agdolo, ſagte die Bonne.

— Agdolo? wiederholte Fräulein Auguſte von Schönberg. Ich habe von einem Manne dieſes Namens bis zu dieſem Augenblicke noch nichts gehört. Was war denn dieſer ſchöne Mann?

— Er war, wie ich aus der Erzählung Anderer, die ihn perſönlich gekannt haben, erſt unlängſt erfahren habe, Hauptmann der kurfürſtlichen Schweizergarde, bei Hofe und vorzugsweiſe bei der jetzt verſtorbenen Kurfürſtin-Witwe in ſo hohem Grade beliebt, daß Letztere ihn zu einer geheimen Miſſion benutzt haben ſoll, die ihn beim Kurfürſten in Ungnade geſtürzt und auf den Königſtein gebracht hat, wo er nun bereits ſchon ſiebzehn Jahre in ſtrenger Gefangenſchaft ſitzt, weil er das, was er im Auftrage ſeiner hohen Beſchützerin auf dem Reichstage zu Regensburg mündlich ausgeſagt haben ſoll, um keinen Preis ſchriftlich widerrufen will.

— Der Unglückliche! Und vermuthen Sie, Angélique, daß meine ſelige Mutter dieſen Mann gekannt haben mag?

— Dies vermuthe ich allerdings, denn wie wäre es ſonſt möglich, daß Sie deſſen Bild in einer geheimen Schublade des Toilettentiſches Ihrer ſeligen Mama gefunden hätten?

— Sie vermuthen alſo, daß Marcheſe d'Agdolo . . .

— Ein vertrauter Freund Ihrer Mutter geweſen ſein muß, erklärte die Bonne.

Das Fräulein verſank in dumpfes Schweigen.

Agdolo's Bild entglitt ihrer zitternden Hand. Sie ſtand ſprachlos wie eine Marmorſtatue. Die Bonne entriß ſie ihrem Nachdenken.

— Was fehlt Ihnen denn, liebes Fräulein? fragte ſie. Das Erſtaunen ſcheint Sie verſteinert zu haben. Erwachen Sie aus Ihrer unheimlichen Verzauberung. Ich kann mich ja geirrt haben. Wie leicht iſt es möglich, daß man mich falſch berichtet hat, daß die Vermuthung, die ich Ihnen in Bezug auf Ihre Mutter und auf jenen Mann mitgetheilt, auf irrigen Vorausſetzungen beruht, und daß die böſe Welt Ihre gute Mutter eben ſo grundlos, wie den Marquis, verleumdet hat.

— O nun ahne ich, weshalb mein Vater mich nicht zu lieben vermag! ſagte Fräulein von Schönberg, halb wachend, halb träumend zu ſich ſelbſt.

— Ihr Vater, ſagen Sie, liebe Sie nicht? Und woraus, Fräulein, ſchließen Sie dies?

— Aus ſeinem gleichgiltigen Benehmen gegen mich . . .

— Sie wiſſen, daß er eben ſo ſehr zerſtreut, als mit tauſend anderen Dingen beſchäftigt iſt.

— Mein Vater haßt mich, weil ich . . .

— O denken Sie doch daran nicht! unterbrach ſie die Bonne. Seit Jahren ſteht Ihr Herr Vater

— der Himmel mag wiſſen, warum — in dem Rufe, ein eben ſo großer Weiberfeind wie Miſanthrop zu ſein . . .

— Er wird wohl Gründe dazu haben . . .

— Ich vermuthe, daß er falſchen Verdächtigungen ſein Ohr geliehen und an Dinge geglaubt, die man abſichtlich aus der Luft gegriffen hat, um ihn mit Ihrer Mutter zu entzweien. Die Welt, Fräulein, iſt ſo ſchlecht . . .

— Daß ich nicht Worte finde, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich dieſe liebloſe Welt haſſe und verachte, ergänzte Fräulein von Schönberg mit einer Bitterkeit, die im grellſten Widerſpruche zu der natürlichen Heiterkeit ihrer ſechszehn Jahre ſtand.

— Tröſten Sie ſich, Fräulein, mit dem Bewußtſein, daß Ihre Mutter, die ſeit drei Jahren im Schooße der mütterlichen Erde ruht, nicht die Einzige geweſen, welche von dieſer böſen, herzloſen Welt grundlos verleumdet worden iſt. Hat doch ſelbſt eine ſo tugendreiche Frau, wie die hochſelige Kurfürſtin-Witwe, ſich ruhig gefallen laſſen müſſen, daß ähnliche Verleumdungen wie jene, die Ihre ſelige Mutter getroffen, ihren guten Ruf befleckt haben. Die Verleumdung iſt eine anſteckende Seuche, welche die Höchſten eben ſo wenig als die Niedrigſten verſchont. Verleumdung iſt das moraliſche Pockengift, das den Character mancher Lebenden und Todten faſt eben ſo ſehr, als das phyſiſche Gift das Geſicht derſelben entſtellt.

Fräulein von Schönberg erſuchte die Bonne, ſie jetzt allein zu laſſen, unter dem Vorwande, daß ſie nun arbeiten wolle. Die Genferin, die das ſubtile Gift der Zweifel in die Seele des jungen Mädchens geträufelt hatte, gehorchte dem Befehle und entfernte ſich.

Das Fräulein hob das Bild des Mannes, der nun kein Fremder für ſie war, vom Teppich auf und betrachtete es von Neuem, aber mit ganz anderen Gefühlen, als kurz vorher, da jener Mann für ſie noch ein Unbekannter geweſen war, zu welchem Nichts als Neugier ſie hingezogen hatte.

— Sollte das, was mir meine Ahnung ſagt, nicht Täuſchung, ſondern Wahrheit ſein? Sollte dieſer Mann, der mich ſo geheimnißvoll anlächelt, für mich mehr, als ein Freund meiner Mutter ſein? Sollte dieſer Marcheſe d'Agdolo . . .

Sie hielt inne, weil es ihr an Muth gebrach, den Gedanken, der ſie maßlos beunruhigte, auszuſprechen.

Noch einmal betrachtete ſie das Bild und brach beim Anblicke desſelben in Thränen aus.

— O, mein armer Vater! rief ſie aus, nun zürne ich Dir nicht mehr, daß Du theilnahmlos an mir vorübergegangen biſt und mich oft tage- und wochenlang keines Blicks, keines Wortes der Liebe gewürdigt haſt. O jetzt ahne, jetzt weiß ich Alles, was Dich ſo oft in Deinen alten Jahren ſo mürriſch und betrübt gemacht hat gegen Weib und Kind! O grolle meiner armen Mutter nicht und vergib dem Kinde die Schuld derſelben. Von heute an, will ich, fuhr ſie fort, dieſes Bild auf meinem Herzen tragen und nie vergeſſen, daß es eine theure Reliquie meiner Mutter iſt!

Dann eilte ſie an's Klavier und ſang mit dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Stimme eines ihrer Lieblingslieder, alſo lautend:

„Zwei Vöglein ſitzen beiſammen
Und haben einander ſo lieb:
Im Herzen erglühen zwei Flammen,
Die Gott in das Herz ihnen ſchrieb.

Sie ſitzen betrübt auf dem Zweige;
Das Eine ſingt düſter und ſchwer:
„Hold' Vögelein neige, o neige
Noch einmal Dein Haupt zu mir her.“

Das And're verzweifelt und weinet,
Es weint, weil die Wunde ſo brennt;
Der Himmel, der hat ſie vereinet,
Die Erde, die hat ſie getrennt.

Sie zogen betrübet von dannen
Und kehrten nie wieder zurück;
Die Thränen, ſie floſſen und rannen . . .
Sie fanden im Leide ihr Glück!“

Beim letzten Verſe füllten ſich Auguſtens Augen mit Thränen, die wie blitzende Perlen auf das Roſenbeet ihrer Wangen herniederrieſelten.

In demſelben Augenblick zog auf der Straße die Wachtparade vorüber, die eine luſtige Fanfare erklingen ließ, welche wie ein bitterer Hohn hineinſchmetterte in das gramerfüllte Herz der Jungfrau, die trotz ihrer ſechszehn Lenze ſeit der Entdeckung jenes Bildes namenlos unglücklich und bis zum Tode betrübt war.

Bald darauf kehrte ihr Vater heim.

— Unſere allergnädigſte Frau Kurfürſtin, ſagte der Hausmarſchall mit weit freundlicherer Miene als gewöhnlich, hat ſoeben den Wunſch fallen laſſen, Dich kennen zu lernen. Sie hat allerhuldreichſt geruht, mich aufzufordern, Dich morgen Abend bei Hofe einzuführen und Dich ſowohl ihr als unſerm allergnädigſten Kurfürſten vorzuſtellen. Du verdankſt dieſe hohe Auszeichnung keinem andern Verdienſte, als jenem glücklichen Ungefähr, daß Du den Namen eines der urälteſten Geſchlechter Sachſens trägſt, und Eine derer von Schönberg zu heißen ſo glücklich biſt. Zeige Dich würdig dieſes ruhmgeſchmückten Namens und benimm Dich bei Hofe ſo, daß Du Deinem alten Vater Ehre und dadurch Manches vergeſſen machſt, was wie ein giftiger Skorpion an meinem Herzen nagt. Doch was ſehe ich, Kind? Du ſcheinſt geweint zu haben? Darf ich wiſſen warum?

Was ſollte ſie darauf antworten? Ihm ſagen, daß ſie in der Toilette ihrer verſtorbenen Mutter das Portrait des bewußten Marquis gefunden und daß ſie durch die Geſchwätzigkeit ihrer Bonne in das dunkle Geheimniß ihrer Familie eingeweiht worden ſei? Würde dies offene Geſtändniß der Wahrheit den Gemahl ihrer Mutter nicht unnütz gekränkt und von Neuem gegen ſie erbittert haben? — Es war alſo ganz natürlich, daß ſie es vorzog, lieber zu einer Nothlüge — der erſten in ihrem jungen Leben — ihre Zuflucht zu nehmen.

— Ich leide an Zahnſchmerzen, entgegnete Fräulein von Schönberg, die bei dieſer Nothlüge ſo tief erröthen mußte, daß dieſe verdächtige Röthe ſelbſt der Kurzſichtigkeit des Hausmarſchalls nicht entgehen konnte.

— Kind, Du lügſt! rief er aus. Die Thränen, die Du geweint, ſind anderen Schmerzen als denen entſprungen, die Du mir genannt haſt. Die Schamröthe Deines Angeſichts ſagt mir klar und deutlich, daß Auguſte von Schönberg eine muthwillige Lügnerin iſt.

— Sie thun mir Unrecht, mein Vater!

— Nenne mich ſo nicht, ungerathenes Kind! Unmöglich kannſt Du meine Tochter ſein, denn eine Derer von Schönberg hat noch niemals gelogen.

Auguſte wagte Nichts darauf zu erwidern, denn ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie Herrn von Schönberg getäuſcht habe.

— Du biſt das Ebenbild Deiner Mutter, ſagte der Hausmarſchall in hohem Grade aufgebracht. Auch ſie hatte mich oft genug belogen, und dies iſt das Einzige, was Du von ihr geerbt zu haben ſcheinſt.

— O kränken Sie mich nicht ſo tief! Beleidigen Sie nicht die heiligen Schatten meiner im Grabe ruhenden Mutter, die ſich gegen Ihre bitteren Vorwürfe nicht mehr vertheidigen kann. Laſſen Sie die Todte ruhen, deren Andenken mir über Alles werth und theuer iſt. Jene Thränen, die ich vergoſſen hatte, waren dem Andenken meiner Mutter geweiht . . .

— Und warum geſtandeſt Du dies nicht gleich, Lügnerin?

— Ich wollte Sie nicht an Jene erinnern, an welche, wie mir ſcheint, Sie nie ohne Groll zurückdenken.

— Deine Mutter, Auguſte, hat es verdient.

— Vergeben Sie ihr, flehte die Tochter.

— Niemals! Niemals! gelobte ſich der Hausmarſchall. Kein Wort mehr von Deiner Mutter! — Sie hat . . . doch ſchweigen wir davon! unterbrach ſich Herr von Schönberg. Von den Todten, fuhr er fort, ſoll man nur Gutes reden; ich aber, Kind, vermag dies nicht, denn es gibt Kränkungen im Leben, die der gutmüthigſte Menſch ſelbſt in der Todesſtunde nicht vergeſſen, vielweniger noch vergeben kann.

— Sie brechen das Herz Ihrer Tochter, ſagte Fräulein von Schönberg, in Thränen aufgelöſt.

— Gewöhne Dich frühzeitig daran, die Wahrheit zu hören, wenn ſie auch noch ſo bitter iſt, ſprach der herzloſe Mann und verließ das troſtloſe Mädchen, das Nichts als Thränen fand, um dem Uebermaße ſeiner Schmerzen Luft zu machen.

Auguſte bedeckte ihr bleiches, gramzerſtörtes Angeſicht und hauchte ein ſtilles Gebet für die Manen ihrer tiefbeleidigten Mutter, an welcher ihr Herz und ihre Seele mit unzerreißbaren Ketten hing, denn welche Tochter wäre wohl lieblos genug, ihre Mutter, ſelbſt wenn ſie wirklich ſchuldig geweſen wäre, herzlos verurtheilt zu ſehen, ohne Das zu empfinden, was in dieſem Augenblicke die ſechzehnjährige Auguſte Charlotte von Schönberg empfand.

Bald darauf kehrte die Bonne zurück.

— Im Vorzimmer wartet die franzöſiſche Putzmacherin, meldete Angélique.

— Jetzt bin ich, wie Du ſiehſt, nicht aufgelegt dazu, mich mit meinem Ballſtaate zu beſchäftigen. Sie mag morgen oder übermorgen wiederkommen . . .

— Aber, Fräulein, die Sache hat Eile! Morgen Abend iſt der erſte Hofball, zu welchem, wie Ihr Herr Papa mir geſagt, auch Sie eingeladen ſind . . .

— Welch' ein Glück! rief Fräulein von Schönberg in einem Tone, der große Anlage zu ſchneidender Ironie verrieth. Gut, fuhr ſie fort, ihre Thränen trocknend, laß die vortreffliche Putzmacherin eintreten, denn morgen muß ich, beneidenswerthes Geſchöpf, auf dem erſten Hofball erſcheinen!

Die Marchande de Modes, die bald darauf eingetreten war, probirte dem Fräulein von Schönberg eine Robe von himmelblauer, mit Brüſſeler Spitzen beſetzten Seide an.

— Das Kleid ſitzt wie angegoſſen, verſicherte die Hoheprieſterin der franzöſiſchen Staatskunſt. Das gnädige Fräulein werden Furore machen.

— Glauben Sie? fragte Auguſte, in deren zweifelhaftem Tone eine ſtolze Vorahnung von Gewißheit lag.

— Ich bin überzeugt davon! Alle Welt wird ſich beeilen, Ihnen den Hof zu machen . . .

— Wie ſehr freue ich mich darauf! geſtand Fräulein von Schönberg mit kindlicher Naivetät. Zum erſten Male in meinem Leben wird mir die Freude zu Theil werden, gleichviel mit wem, tanzen zu dürfen. Heute Nacht werde ich ſicher kein Auge ſchließen, denn der erſte Ball iſt im Daſein eines jungen Mädchens ein ſo wichtiger Abſchnitt, daß man darüber alles Andere vergißt. Noch vor wenig Minuten hatte ich bitter geweint; jetzt bin ich wieder heiter und froh, denn morgen Abend — o, beneiden Sie mich! — wird Auguſte von Schönberg in dieſer Robe, die mich kleidet, bei Hofe eingeführt.

Neuntes Kapitel.

Gibt's etwas Langweiligeres, als einen Hofball?

Der geiſtreiche Prince Charles de Ligne, an welchen dieſe Frage einſt gerichtet worden war, ſoll darauf geantwortet haben: „Noch langweiliger als ein Hofball ſind jedenfalls zwei ſolcher Bälle.“ Jeder, der einen derſelben beſucht hat, kennt ſie alle.

Auch der Hofball, den der Kurfürſt Friedrich Auguſt am 17. Januar 1793 zur Feier des Geburtstages ſeiner erlauchten Gemahlin, der Prinzeſſin Maria Amalia Auguſte von Zweibrücken, veranſtaltet hatte, war eben ſo ſteif und einförmig, wie faſt jeder andere Ball dieſer Art.

Nachdem der Hausmarſchall von Schönberg ſeine Tochter, die einer blühenden Roſe glich, dem kurfürſtlichen Paare vorgeſtellt hatte, wurde das Kind mit einigen jener alltäglichen Schmeicheleien abgeſpeiſt, wie ſie bei Vorſtellungen dieſer Art gang und gäbe ſind.

— Sie ſind das Spiegelbild Ihrer Mutter, geruhte die Frau Kurfürſtin zu ſagen.

— Auch mir gefallen Sie! ſagte der gravitätiſch ſteife, mumienhaft ernſte Kurfürſt.

Herr und Fräulein von Schönberg verneigten ſich voll Ehrfurcht.

— Tanzen Sie gern? fragte die Kurfürſtin.

— Ich habe es wohl gelernt, bisher aber noch niemals verſucht . . .

— Ihnen wird es nicht an Tänzern fehlen, meinte Friedrich Auguſt.

— O bitte, ſagte der Hausmarſchall und machte eine klaftertiefe Verbeugung, bei deren Ausführung er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Und damit war die Vorſtellung beendigt.

Einen Augenblick ſpäter wurde Fräulein von Schönberg, deren jungfräuliche Schönheit, deren frühlingsfriſche Anmuth Aller Blicke auf ſich zog, von einem der Attaché's des franzöſiſchen Geſandten, Vicomte de Vibray, zur Polonaiſe aufgefordert.

— Sie ſprechen vermuthlich auch etwas Franzöſiſch? fragte der junge unverſchämte Geck.

— Ich glaube einige Uebung darin zu beſitzen, entgegnete Fräulein von Schönberg im reinſten Franzöſiſch.

— Ihre Ausſprache iſt ſo rein und fehlerfrei, daß man leicht in Vermuthung gerathen könnte, Sie für eine Franzöſin zu halten.

— Ich bin ſtolz darauf, eine Deutſche zu ſein.

— Die deutſchen Damen gefallen mir nicht, geſtand der Pariſer Geck. Und ſoll ich Ihnen ſagen, warum? Sie ſind in der Regel ſehr prüde, verſtehen durchaus keinen Scherz und pflegen deshalb etwas einförmig und langweilig zu ſein.

— Der Geſchmack, mein Herr, iſt verſchieden. Ich kenne viele meiner Landsleute, die eben ſo geringſchätzend, wie Sie über die deutſchen Frauen, über die Franzöſinnen denken und welche eben ſo offen und ehrlich wie Sie zu behaupten wagen, daß die Mehrzahl der Franzöſinnen in der Regel ſehr kokett und bisweilen noch etwas mehr als frivol ſind.

— Das muß ich Ihnen allerdings zugeben; doch haben meine weiblichen Landsleute wenigſtens den Vorzug, daß ſie ſelten oder niemals langweilig ſind. Darf ich mir erlauben, Sie zu fragen, welche von allen Blumen Sie am meiſten lieben?

— Ich liebe vor Allem das Veilchen.

— Und wie nennt ſich Ihr Lieblingsdichter?

— Ich leſe Keinen lieber als Gellert.

— Gellert? Wer iſt Gellert? Ich habe noch niemals irgend etwas von einem Dichter dieſes Namens gehört. Ich bitte Sie, mir zu ſagen, was dieſer Unbekannte geſchrieben hat.

— Gellert iſt der Lafontaine unſerer Literatur. Und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß es Leute gibt, die den Muth oder, richtiger geſagt, die Einſicht haben, die ungeſchminkte Einfachheit Gellert's der geſchminkten Kokketterie Ihres Lafontaine vorzuziehen.

— Meinetwegen! ſagte der Geck. Aber haben Sie einen Voltaire, einen Rouſſeau?

— Nein, mein Herr! Aber dafür haben wir einen Leſſing, einen Schiller.

— Ich kenne keinen von Beiden, erklärte der Geck.

— O dann erlauben Sie, daß ich Sie aufrichtig bedaure. Auch unſer Deutſchland hat, glauben Sie es mir, Dichter und Philoſophen, auf deren Beſitz es nicht minder ſtolz ſein darf, als Ihr Vaterland auf die ſeinigen.

— Sie ſcheinen unſer Frankreich nicht zu lieben? fragte der Attaché.

— Ich mache kein Geheimniß daraus, geſtand Auguſte von Schönberg.

— Geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie mindeſtens ebenſo pikant und malitiös als wahr und offenherzig ſind. Und darum, Mademoiſelle, gefallen Sie mir!

— Dies Geſtändniß, Herr Vicomte, hat ſo wenig Ueberraſchendes für mich, daß ich mich dadurch —

verzeihen Sie mir meine deutſche Offenherzigkeit! — durchaus nicht geſchmeichelt fühle.

— Ich hätte nie geglaubt, daß eine Deutſche ſo boshaft ſein könnte, wie Sie es ſind. Dieſes Vorrecht, hatte ich bisher geglaubt, ſei nur ein Monopol unſerer geiſtreichen Franzöſinnen. Wiſſen Sie, was Bouhours behauptet hat?

— Nein, erwiderte trocken Fräulein v. Schönberg.

— Bouhours ſtellte einmal die ganz richtige Behauptung auf, der Deutſche beſäße Alles, nur nicht Geiſt.

— Iſt dieſer Bouhours ein Deutſcher geweſen?

— **Ah quelle malice!** rief der Geck. Sie wollen ihm mit dieſer mehr als boshaften Frage gerade das abſprechen, was er Ihren Landsleuten abgeſprochen hat. Sie, Mademoiſelle, machen eine rühmliche Ausnahme. Ihnen gegenüber würde Bouhours ſeine Behauptung vielleicht zurückgenommen haben.

Die Polonaiſe war eben zu Ende. Der Attaché führte Fräulein von Schönberg auf ihren Platz zurück. Der Geck, der eine glänzende Niederlage erlitten hatte, ſah ſich genöthigt, einzugeſtehen, daß die unverſchämte Behauptung ſeines Landsmanns Bouhours doch etwas mehr als gewagt geweſen ſei.

— **Cette jeune Allemande,** ſagte er zu ſich, **a** beaucoup plus d'esprit qu'une centaine de nos Françaises.

Das war der erſte Triumph der Heldin unſeres Romans.

Bald darauf folgte die Menuette. Fräulein von Schönberg tanzte dieſen Tanz, der damals noch ſehr en vogue geweſen war, mit echt franzöſiſcher Anmuth und erregte durch die Weichheit und Grazie ihrer Haltung ſo allgemeine Bewunderung, daß ſelbſt die Frau Kurfürſtin ſich herabließ, ihr die Artigkeit zu ſagen, daß ſie eine der beſten Tänzerinnen von ganz Dresden ſei. Noch mehr Schmeicheleien ſagte ihr der junge Mann, mit welchem ſie ſo eben getanzt hatte.

Dieſer Mann war ein Sohn des Geheimen Raths Freiherrn von B***, einer der ſchmuckſten und eleganteſten Cavallerie-Officiere der Dresdener Garniſon.

— Fräulein, ſagte Herr von B***, erlauben Sie mir, Ihnen geſtehen zu dürfen, daß ich noch niemals ſo glücklich geweſen war, eine Tänzerin zu finden, welche die Menuette in ſolcher Vollendung tanzt wie Sie, mein gnädiges Fräulein. Ihr Anſtand, Ihre Grazie ſind wahrhaft anbetenswürdig!

— Sie ſagen mir Schmeicheleien, die ich durchaus nicht verdiene . . .

— Jeder, der Sie tanzen ſieht, muß das Bedürfniß fühlen, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie die perſonificirte Anmuth ſind. Ihre ganze Erſcheinung hat etwas Poetiſches . . .

— Ich bitte Sie, mir nichts mehr zu ſagen, was ich nicht anhören kann, ohne darüber erröthen zu müſſen. Ich weiß leider nur zu gut, wie Vieles mir noch fehlt, um Ihr Lob, mit welchem Sie in ſo hohem Grade verſchwenderiſch ſind, in Wahrheit zu verdienen. Mir mangelt vor Allem der Schliff der großen Welt. Ein Mädchen, das niemals in Geſellſchaft gekommen und faſt keinen andern Umgang als den mit ſeiner Puppe gehabt, muß einem Manne gegenüber, der die vornehme Welt kennt, weit mehr albern als poetiſch erſcheinen.

— Wer Sie für albern hält, muß es ſelber ſein. Aus dem Email Ihrer wunderſüßen Augen ſprüht ein Geiſt, den nur Solche zu würdigen verſtehen, welche ſelbſt nicht ohne Geiſt ſind. Man braucht mit Fräulein von Schönberg nur hundert Worte gewechſelt zu haben, um herauszuhören daß die Bildung Ihres Geiſtes mit der Schönheit Ihrer Perſönlichkeit auf gleicher Höhe ſteht.

— Sie ſpannen meine Beſcheidenheit auf eine ſo harte Folter, daß ich Sie inſtändig bitten muß, ſie etwas mehr als bisher ſchonen zu wollen.

— Ich wäre verſucht, Ihre Beſcheidenheit für

Koketterie zu halten, ſagte mir nicht der herzgewinnende Ton Ihrer Stimme, daß Sie wirklich ein Muſter weiblicher Beſcheidenheit ſind.

Da trat Herr von Schönberg hinzu.

— Nun, Herr von B***, wie finden Sie meine Kleine? fragte der väterliche Schwachkopf.

— Ihr Fräulein Tochter iſt ein Engel, betheuerte der Officier.

— Ja, ja, das ſagt faſt Jeder! Aber finden denn auch Sie, daß mein Kind mir ähnlich ſieht?

Dieſe urnaive Frage brachte Herrn von B*** in nicht geringe Verlegenheit.

— Ich finde, entgegnete er nach kurzer Pauſe, daß Ihr Fräulein Tochter weit mehr Aehnlichkeit mit ihrer ſeligen Mutter hat.

— Wie? Sie haben meine Lotte gekannt?

— Ich hatte die Ehre, vor vier Jahren Ihrer Frau Gemahlin wenige Monate vor ihrem Tode auf einem der Hofbälle vorgeſtellt zu werden; ja ich hatte ſogar das Glück gehabt, ein Mal mit ihr tanzen zu dürfen.

— Darum wird Sie Mancher beneidet haben, denn meine Lotte war eine ſehr flotte Tänzerin. Tanzt denn auch meine Guſte gut?

— Aber, lieber Vater . . .

— Schweige Kind, Dich habe ich nicht gefragt.

— Ihr Fräulein Tochter, entgegnete Herr von B***, iſt eine geborene Terpſichore.

— Entſchuldigen Sie, junger Freund, meine Tochter iſt eine geborene von Schönberg.

— Papa erlaubt ſich zuweilen kleine Scherze, durch welche er ſich der Gefahr ausſetzt, oft gänzlich verkannt zu werden. Mein Vater hat eben ſo viel Herz als Geiſt . . .

— Ach was Geiſt! Ich habe ein Paar ſchöne Rittergüter . . . das iſt mehr werth als Geiſt! Geiſt, liebes Kind, kann Jeder haben, aber Rittergüter, die ſo einträglich wie Neuſalz und Schmochtitz ſind, kann Gottlob nicht Jeder haben! Sind nicht auch Sie meiner Anſicht?

— Allerdings! erklärte der Officier.

— Geiſt, lieber Freund, iſt einer jener Luxusartikel, auf welche, bei Lichte betrachtet, eigentlich nur die bürgerliche Canaille ſtolz zu ſein pflegt. Unſer Einer iſt Kammerherr und Hausmarſchall. Wozu, frage ich Sie, braucht unſer Einer Geiſt? — Einer meiner Vorfahren, Heinrich von Schönberg, welcher, wie Ihnen bekannt ſein wird, Marſchall von Frankreich geweſen iſt, hatte nicht mehr Geiſt als jeder Andere und brachte es trotzdem weiter als mancher Andere. Geiſt iſt Nebenſache . . . Hauptſache iſt Geburt! Menſchen, welche bürgerlichen Urſprungs ſind, haben, wenigſtens in meinen Augen, trotz des Geiſtes, mit dem ſie ſich zu brüſten pflegen, nicht mehr Werth als Nullen, denen keine Zahl voranſteht. Das von, liebſter B***, iſt die Ziffer, die aus der Null einen Adelichen macht.

— Und ich, Excellenz, hatte einen Vorfahren (er hieß Joachim von B***, war einer der größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit und nebenbei kurfürſtlicher Conſiſtorialrath zu Dresden). Dieſer Mann, Excellenz, war anderer Anſicht. Er pflegte auf ſeine adelige Abſtammung nicht den geringſten Werth zu legen und ſchien der Anſicht Kaiſer Karl's V. zu ſein, welcher einſt geſagt haben ſoll, er könne aus jedem Dummkopf einen Adeligen, aber aus hundert Adeligen oft nicht einen einzigen geiſtreichen Mann machen.

— Dies, liebſter B***, ſind Anſichten, die ich durchaus nicht zu theilen vermag, entgegnete der Hausmarſchall und kehrte dem Officier den Rücken.

— Mein Vater, ſagte Fräulein von Schönberg zu ihrem Tänzer, hat, wie Sie bemerkt haben werden, altväteriſche Anſichten, die mit dem Geiſte unſerer Zeit ſo wenig übereinſtimmen, daß man ſich häufig eines Lächelns nicht erwehren kann. Ich, für meine unbedeutende Perſon, lege auf meinen Adel, aufrichtig geſagt, keinen Werth und beneide manche Bürgerliche um den Vorzug, einem Stande anzugehören, der es ihr erlaubt, jedem lächerlichen Vorurtheile den Krieg zu erklären und ſich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

— Sie ſprechen mir aus der Seele. Auch ich, Fräulein, möchte lieber Bürger ſein und als Solcher mir einen Beruf wählen, der mir mehr zuſagt, als das Waffenhandwerk. Denn was iſt ein Soldat in Friedenszeiten? Ein Donner ohne Blitzſchlag! Ein Schatten ohne Licht!

— Ich ehre Ihre Geſinnung und theile ſie.

Als Fräulein von Schönberg kurz darauf von einem andern Tänzer zum Contretanz engagirt worden war, begann ſie im Stillen Vergleiche anzuſtellen zwiſchen dem franzöſiſchen Legations-Gecken und dem deutſchen Officier; die Parallelen, die ſie zog, fielen ſo ſehr zu Gunſten des Letztern aus, daß Herr von B*** mehr und mehr in den Vordergrund ihrer Seele trat und ihre Gedanken dergeſtalt zu beſchäftigen begann, daß ſie unwillkürlich an ihn zurückdenken mußte.

Der Mann, welcher ſie kurz vorher zur Quadrille geführt hatte, war ein Maler, Profeſſor der Dresdner Kunſt-Akademie und hieß Giuſeppe Graſſi. Schon damals genoß er des wohlverdienten Rufes, in Friſche und Zartheit des Colorits von Keinem ſeiner Zeitgenoſſen erreicht zu werden. Die wunderbare Anmuth, die vorzugsweiſe in ſeinen weiblichen Portraits lag, hatte ihn zu einem der geſuchteſten Künſtler ſeines Fachs gemacht. Als Solcher hatte er den Kurfürſten, deſſen Gemahlin, den Ober-Kammerherrn Grafen von Marcolini, wie viele andere hervorragende Perſönlichkeiten des Dresdner Hofes gemalt und ſich durch die Meiſterſchaft ſeines Pinſels in ſo hohem Grade beliebt gemacht, daß er bald einer der bevorzugtſten Lieblinge Friedrich Auguſt's war.

— Erlauben Sie, ſagte Graſſi zum Fräulein von Schönberg, daß ich ſelbſt mich Ihnen vorſtelle. Ich bin Maler, heiße Graſſi und habe das Vergnügen gehabt, vor vielen Jahren Ihre liebenswürdige Frau Mutter zu malen.

— Dem Namen nach kenne ich Sie bereits ſo gut, daß ich doppelt erfreut bin, Sie nun auch perſönlich kennen zu lernen. Ein Künſtler, der meine ſelige Mutter gemalt, hat mehr Intereſſe für mich als jeder andere Maler. Ich ſpreche ſo gern von der liebevollſten aller Mütter, daß Jeder, der mit ihr bekannt geweſen iſt, für mich einen eigenthümlichen Reiz und Zauber beſitzt. Iſt es Ihnen vielleicht bekannt, für wen Sie das Bild meiner theuern Mutter gemalt?

— Ich erfuhr es durch einen Zufall. Eines Morgens, als ich den damaligen Schloßhauptmann der kurfürſtlichen Schweizer-Garde, Marcheſe d'Agdolo, in Folge ſeiner ſchriftlichen Einladung beſucht hatte, beeilte er ſich, das von mir gemalte Bild Ihrer Mutter mir zu zeigen und den Wunſch auszuſprechen, ganz in derſelben Weiſe auch ihn in ſeiner rothen Uniform zu malen.

— Und erfüllten Sie ſeinen Wunſch? fragte Fräulein von Schönberg mit leicht erklärbarer Neugier.

— Ich that dies um ſo lieber, da ich mir ſagte, daß Marcheſe d'Agdolo, der bei Hofe damals in hoher Gunſt zu ſtehen ſchien, ganz geeignet war, mich vielen ſeiner Freunde zu empfehlen; denn damals war ich noch ſehr jung und ſo unbekannt, daß ich, zu jener Zeit das Loos aller Künſtler theilend, mit Noth und Sorgen aller Art zu kämpfen hatte. Ich malte den Marcheſe und erhielt dafür ein Honorar von hundert Thalern. Niemand war damals glücklicher als ich! Agdolo empfahl mich der Kurfürſtin-Witwe, die ſich ebenfalls von mir malen ließ. Und ſeitdem war mein Glück gemacht.

— Sie werden erſtaunen, Herr Profeſſor, wenn ich Ihnen ſage, in welcher Hand das von Ihnen gemalte Bild Ihres Gönners ſich befindet, ſagte Fräulein von Schönberg und holte aus dem Schnee ihres jungfräulichen Buſens ein ſchwarzes Sammtband hervor, an welchem eine goldene Kapſel hing, in deren Innern Agdolo's Bildniß verborgen war.

— Ganz recht, dies iſt daſſelbe Bild! erklärte Graſſi, angenehm überraſcht.

— Ich trage es zur Erinnerung an meine Mutter, ſagte die Tochter, deren dunkle Augen ſich mit Thränen füllten.

— Kennen Sie das Schickſal jenes Mannes? fragte der Maler.

— Ich weiß, daß er ſeit ſiebzehn Jahren als Gefangener auf dem Königſteine ſchmachtet, habe aber niemals erfahren können, was er verbrochen haben mag.

— Es herrſcht darüber ein geheimnißvolles Dunkel, das bis zu dieſem Augenblicke noch nicht gelichtet iſt.

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich an dem Schickſale dieſes Unglücklichen einen Antheil nehme, von dem ich ſelbſt mir keine Rechenſchaft zu geben weiß. Ich möchte Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um dieſen Mann — Gott weiß warum? — aus den Mauern ſeines Kerkers zu befreien. So oft denke ich an ihn, daß er — ſchon mehr als ein Mal! — mir ſogar im Traume erſchienen iſt und mich bei der Aſche meiner Mutter beſchworen hat, ihm die Riegel ſeines Gefängniſſes zu öffnen und ihm den Genuß der Freiheit zu verſchaffen. Was aber kann ein ſo ſchwaches Geſchöpf, wie ich, zu Gunſten jenes Unglücklichen thun?

— Wenden Sie ſich an die Kurfürſtin. Thun Sie bei ihr einen Fußfall. Bitten Sie ſie, bei ihrem Gemahle ein Wort gnädiger Fürſprache zu Gunſten des Gefangenen einzulegen. Die Kurfürſtin hat ein weiches Herz. Sie kann, ſagt man, Niemanden weinen ſehen. Thränen aus ſo ſchönen Augen, wie die Ihrigen ſind, werden mehr Erfolg als hunderte von Bittſchriften haben.

— Sie geben mir einen Rath, den ich ſchon morgen befolgen will.

— Der Himmel ſegne Ihre edle Abſicht, ſagte Graſſi. Aber erlauben Sie mir, Ihnen noch einen andern Wink zu geben. Sehen Sie dort in der Ecke des Saales jenen Jeſuiten, der, gebückt wie ein Wolf im Lammfell, umherſchleicht? Dies iſt Pater Johann Limpacher, der Beichtvater der Kurfürſtin, die, unter uns geſagt, eine willenloſe Drahtpuppe in der Hand dieſes frommen Vaters und jener ihrer Jugendfreundin, der Hofdame Judith von Gumppenberg iſt, die in dieſem Augenblicke dort mit einem der Söhne des Freiherrn von Oſten-Sacken tanzt. Suchen Sie zuerſt Fräulein von Gumppenberg und durch ſie den Pater Limpacher für ſich zu gewinnen. Mit Hilfe dieſer Beiden ſetzen Sie ſodann bei der Kurfürſtin Alles durch.

— Dank, tauſend Dank, Herr Profeſſor, ſagte Fräulein von Schönberg, in deren Augen ein Strahl uneigennütziger Freude aufblitzte.

Als der Contretanz beendigt war, erſuchte Auguſte ihren Vater, ſie dem Fräulein von Gumppenberg vorzuſtellen.

— Wozu? fragte der mürriſche Hausmarſchall.

— Ich habe mir ſchon lange gewünſcht, ſie kennen zu lernen.

— Warum? fragte Herr von Schönberg.

— Sie errathen es nicht? Judith von Gumppenberg, die geiſtreichſte aller Hofdamen unſerer gnädigſten Frau Kurfürſtin, ſoll, wie Profeſſor Graſſi mir eben erzählt hat, das Bild jener Bauerdirne beſitzen, die dem berühmten Maler Raphael Mengs als Modell zu der ſchönſten ſeiner Madonnen gedient und deren Schönheit ihn ſo ſehr eingenommen, daß er dies Modell bald darauf geheirathet haben ſoll.

— Mir iſt ſo Etwas ganz gleichgiltig, ſagte der Hausmarſchall und führte ſeine Tochter zum Fräulein von Gumppenberg.

— Hier, gnädiges Fräulein, ſagte er, ſtelle ich Ihnen meine Tochter Auguſte vor. Ich bitte Sie, die

Kleine unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen, ſetzte er hinzu und verzog ſich raſch wie ein Regenbogen.

— Ich habe, begann Fräulein von Schönberg, meinen Vater erſucht, mich Ihnen vorzuſtellen, weil ich ſeit langer Zeit das Verlangen trage, die Bekanntſchaft jener Dame zu machen, die, eine Zierde ihres Geſchlechts, das neidenswerthe Privilegium beſitzt, eben ſo geiſtreich als liebenswürdig zu ſein.

Judith von Gumppenberg, die — unter uns geſagt! — das Eine eben ſo wenig als das Andere war, fühlte ſich durch dieſe Anſprache dergeſtalt entzückt, daß ſie dieſe Spielmarke ſchlau berechneter Schmeichelei für baare Münze hinnahm. Da ſie jedoch nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre ſtand, hatte ſie, wie Manche ihres Jahrgangs, die ſonderbare Gewohnheit, Jede, welche jünger war als ſie, um das Glück der Jugend zu beneiden und an jedes junge Mädchen, mit welchem ſie zum erſten Male ſprach, die ſonderbare Frage zu richten:

— Wie alt ſind Sie, mein Fräulein?

— Ich gehe in's Siebenzehnte, antwortete Auguſte von Schönberg.

— Ich habe Sie, aufrichtig geſagt, für einige Jahre älter gehalten. Ich gebe zu, daß man ſich bisweilen täuſchen mag; in der Regel aber pflegt man nicht zu irren, daß die Mehrzahl unſeres Geſchlechts ſtets vier bis fünf Jährchen älter als ihre Angabe iſt. Ich dagegen gehöre zu jenen ſeltenen Ausnahmen, die aus ihrem Alter kein Geheimniß machen. Wie alt wohl halten Sie mich?

— Ich habe wenig Uebung im Errathen . . .

— Würden Sie es glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich bereits vier und dreißig bin?

— Ich hätte ſchwören mögen, daß Sie mindeſtens acht bis zehn Jahre jünger ſind.

Dieſe Antwort war hinreichend, die Zuneigung der eitlen Judith von Gumppenberg in ſo hohem Grade zu erringen, daß Letztere ſich nicht enthalten konnte, Fräulein von Schönberg in jeder Hinſicht ausnehmend-einnehmend zu finden.

— Sie ſind ein ganz allerliebſtes Kind, und ſchon darum würde es mich freuen, wenn ich jemals in die Lage käme, Ihnen beweiſen zu können, daß ich, beſſer als mein Ruf, gerne helfe, wo ich helfen kann.

— Erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen morgen früh meine Aufwartung machen darf?

— Kommen Sie, Fräulein, wann Sie wollen. Für Sie werde ich ſtets zu ſprechen ſein.

Fräulein von Schönberg empfahl ſich. Einen Augenblick ſpäter nahete Pater Limpacher.

— Judith, fragte der Jeſuit, wer iſt das junge Mädchen, das Dich ſoeben verlaſſen hat?

— Sie iſt die Tochter des Hausmarſchalls von Schönberg.

— Ich habe von ihr ſo viel Gutes gehört, daß es mich freuen würde, ſie kennen zu lernen.

— Und aus welchem Grunde? fragte Judith.

— Ich kannte die Mutter dieſes Mädchens. Kurz vor ihrem Tode hatte ich ſie ſo weit bekehrt, daß ſie entſchloſſen war, ſich von ihrem Gatten, den ſie nicht ſehr zu lieben ſchien, ſcheiden zu laſſen, dann zur katholiſchen Kirche überzutreten und ihre Sünden im Schooße eines Kloſters abzubüßen, als ſie urplötzlich erkrankte und, zehn Stunden ſpäter, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Vielleicht, Judith, gelingt es meiner Beredtſamkeit, auch die Tochter zu bekehren.

— Sie verſprach mir, mich morgen zu beſuchen. Wünſchen Sie es, frommer Vater, dann ſchicke ich ſie zu Ihnen.

— Thue dies, Judith! ſprach der Jeſuit.

* * *

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen empfing Judith von Gumppenberg den Beſuch des Fräuleins von Schönberg.

— Herzlich willkommen, ſagte Judith, ihr entgegeneilend und ſie zärtlich umarmend. Setzen Sie ſich, mein ſchönes Kind, und ſagen Sie mir ohne Umſtände, was mir die Freude Ihres Beſuches verſchafft?

— Ich habe eine Bitte an Sie, geſtand Fräulein von Schönberg mit reizender Befangenheit.

— Wodurch kann ich Ihnen nützlich werden?

— Sie kennen den Beichtvater der Kurfürſtin . . .

— Pater Limpacher iſt mein väterlicher Freund, der mich durch die frommen Lehren, welche er mir gibt, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet hat. Ganz anders urtheilt die böſe Welt. Sie traut dem frommen Manne manche Dinge zu, die ihm niemals in den Sinn gekommen ſind. Aber da ſein Gewiſſen eben ſo rein als das Meinige iſt, kann es uns Beiden ſehr gleichgiltig ſein, was man von uns zu denken ſich erlaubt.

— Nur Böſe denken Böſes auch von Andern. Ich aber, Fräulein, bin gewohnt, ſtets nur das Gute zu glauben und Verleumdungen ſo plumper Art kein Gehör zu leihen. Pater Limpacher iſt, wie ich aus dem Munde meiner ſeligen Mutter gehört, ein ſo frommer Herr, daß ich mich glücklich preiſen würde, wenn es mir gelänge, durch Ihre gütige Vermittelung bei ihm eingeführt zu werden.

— Nichts leichter als dies, liebes Kind! Zwei Zeilen meiner Hand werden hinreichend ſein, Ihnen augenblicklich Zutritt in ſein Haus zu verſchaffen. Der fromme Vater, ein Muſterbild jeder chriſtlichen Tugend, wird um ſo eher bereit ſein, meine Bitte zu erfüllen, da er ſo glücklich geweſen war, auch Ihre Frau Mutter gekannt zu haben.

— O dann habe ich noch mehr Vertrauen zu ihm! Er wird ſich der mutterloſen Waiſe väterlich annehmen . . .

— Aber ſagen Sie mir offen und ehrlich, was er für Sie thun ſoll?

— Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, wenn ich Ihnen aufrichtig bekenne, daß ich das, was ich durch ſeinen Einfluß zu erſtreben hoffe, vorläufig nur ihm allein anvertrauen darf. Später ſollen auch Sie es erfahren.

— Ich miſche mich nur ungern in Geheimniſſe und mag deshalb nichts erfahren, was man mir nicht freiwillig eingeſtehen will. Ihr beſcheidenes Benehmen, Fräulein von Schönberg, hat mich dergeſtalt für Sie eingenommen, daß es mir Vergnügen macht, in der Lage zu ſein, Ihnen dienen zu können. In einer Stunde werden Sie im Beſitze eines Briefes ſein, durch welchen ich Sie meinem väterlichen Freunde auf's Wärmſte empfehlen will. Gehen Sie mit Gott, ſchönes Kind, und rechnen Sie auf meine aufrichtigſte Theilnahme.

— Ich danke Ihnen aus voller Seele, ſagte Fräulein von Schönberg, küßte die Hand ihrer Beſchützerin und empfahl ſich ihrem Wohlwollen.

Der Brief, den Judith von Gumppenberg gleich darauf ihrem „väterlichen Freunde“ ſchrieb, lautete wie folgt:

„Ehrwürdiger Vater! Ueberbringerin dieſer Zeilen, Fräulein von Schönberg, fühlt — ich weiß nicht warum? — das Bedürfniß, Sie kennen zu lernen und iſt — wie Sie ſehen — dadurch Ihrem Wunſche zuvorgekommen. Ich bitte Sie, frommer Vater, das unſchuldige Kind unter die Flügel Ihres Schutzes zu nehmen und ihr in Allem, was ſie wünſcht, mit gutem Rathe beizuſtehen.

Mit unwandelbarer Liebe und Ehrfurcht bleibe ich
Ihre treugehorſame Tochter Judith.

P. S. Sie ſehen, wie groß mein Vertrauen iſt!“

Zwei Stunden ſpäter wurde Fräulein von Schönberg, die Ueberbringerin dieſer Zeilen, dem Pater Limpacher angemeldet, der, Catull's Liebeslieder in der Hand, auf einem grünſammetnen Lehnſtuhle ſaß und mit offenen Augen von den Reizen jener römiſchen Lesbia träumte, die ſein Lieblingsdichter mit ſo verlockenden Farben geſchildert hat, daß ſie durch die Macht ſeiner Poeſie nicht minder unſterblich geworden iſt wie er ſelbſt.

Als der Jeſuit Fräulein von Schönberg im Glorienſcheine ihrer jungfräulichen Schönheit in ſein Zimmer eintreten ſah, entglitt Catull ſeiner zitternden Hand. Geblendet von der Anmuth ihrer Erſcheinung, rieb er die Augen wie Jemand, der, aus ſüßen Träumen erwachend, den Mittelpunkt dieſer Träume leibhaftig vor ſich ſieht. Es war ihm, als ſei jene unſterbliche Lesbia aus ihrem Grabe auferſtanden, um noch einmal an die Bruſt ihres geliebten Dichters zu ſinken und ihn durch die Allmacht ihrer Reize zu neuen Liedern zu begeiſtern.

— Lesbia! rief er berauſcht von der Atmoſphäre dieſer hochpoetiſchen Erſcheinung.

— Entſchuldigen Sie, frommer Vater, wenn ich ſtöre, ſagte Fräulein von Schönberg, die an allen Gliedern zu zittern begann. Ich würde es nicht gewagt haben, Sie mit meinem Beſuche zu beläſtigen, wäre

Fräulein Judith von Gumppenberg nicht ſo gütig geweſen, mir dieſen Brief an Sie mitzugeben.

Der Jeſuit erbrach das Siegel und las mit heftiger Neugier den Inhalt dieſes Schreibens.

— Fräulein von Schönberg, ſagte er gleich darauf, ich bitte Sie, Platz zu nehmen, auf das Sopha weiſend, das in der Nähe ſeines Lehnſtuhls ſtand. Judith von Gumppenberg, fuhr er fort, empſiehlt Sie in dieſen Zeilen auf ſo theilnahmvolle Weiſe, daß ich kaum erwarten kann, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?

— Zu meiner größten Freude erfuhr ich durch Fräulein von Gumppenberg, daß Sie meine Mutter gekannt haben . . .

— Ich hatte mehr als einen Grund, ſie als eine der Tugendhafteſten ihres Geſchlechtes in ſo hohem Grade zu achten, daß es mir heiliges Bedürfniß geworden war, ihre Seele zu tröſten und ihr Muth einzuflößen, das, was der Himmel in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluße über ſie verfügt hatte, mit chriſtlicher Geduld zu tragen, denn Ihre Mutter war ſehr unglücklich . . .

— Ich errieth dies aus den Thränen, die ſie häufig vor mir zu verbergen bemüht geweſen war.

— Es gibt Seelenleiden, mein Kind, die nur Ein

Arzt zu lindern vermag, und dieſer Arzt iſt unſer Heiland! Auf ihn allein verwies ich ſie. Sie folgte meinem wohlgemeinten Rathe und ſtand im Begriff, ihrem Gatten und der Welt zu entſagen und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, als der Tod, der vollkommene Tröſter aller Leiden, ihr die lebensmüden Augen ſchloß. — Zwei Tage vor ihrem ſeligen Ende hatte ſie mich rufen laſſen, um mir eine Sünde zu beichten, deren Laſt ſie zu erdrücken ſchien. Ueberzeugt von der Aufrichtigkeit ihrer Reue, ertheilte ich ihr im Namen unſeres allbarmherzigen Erlöſers Abſolution und achtundvierzig Stunden ſpäter ſtarb ſie ruhig wie eine Heilige.

Fräulein von Schönberg zerfloß in Thränen.

— O weinen Sie nicht, ſprach der fromme Vater. Sie ſitzt dort oben zur Rechten unſeres Heilands und ſchaut jetzt verklärt auf das herab, was ihr hier auf Erden das Liebſte, das Theuerſte geweſen war. Gereinigt von den Schlacken irdiſcher Sünde fleht ſie zu Gott, dem allmächtigſten Vater des allmächtigſten Sohnes, daß ihre Tochter im Glauben der einzig wahren, alleinſeligmachenden Kirche heranwachſe und je eher, deſto lieber jenem falſchen Afterglauben entſage, welcher Schuld an allem Unheil iſt. Ihre arme unglückliche Mutter lebte vielleicht noch heute, wäre ſie Katholikin geweſen und hätte ſie als Solche das Bekenntniß ihrer

Schuld ausgießen können in das verſchwiegene Ohr eines Prieſters, der ſie getröſtet und ihr Kraft zur Reue eingeflößt hätte. Die proteſtantiſche Irrlehre, die eine ſo abgeſagte Feindin der Ohrenbeichte iſt, treibt den Sünder, welcher den Troſt der Kirche entbehrt, früher oder ſpäter zur Verzweiflung.

— Eine Stimme meines Herzens ſagt mir, frommer Vater, daß Sie Recht haben.

— Ein einziger Blick auf die thränenreiche Mutter Gottes gewährt dem katholiſchen Sünder mehr Troſt und Beruhigung als hundert kalte, nüchterne Predigten Eurer Geiſtlichkeit, die keine Vergebung der Sünden kennt und nicht die Macht beſitzt, Euch davon freizuſprechen und Eurer ſchwergeängſtigten Seele die Ruhe und den Frieden unſerer Kirche wiederzugeben. Geh' auch Du in Dich, mein Kind! Du biſt jung und haſt noch Zeit, Dich zum Beſſern zu bekehren. Nun aber ſage mir, in welcher Abſicht Du mich aufgeſucht haſt?

— Ganz Dresden kennt den allmächtigen Einfluß, den Sie, hochwürdiger Vater, auf das Herz unſerer allergnädigſten Frau Kurfürſtin ausüben . . .

— Ich gebe zu, daß Ihre kurfürſtliche Hoheit auf meinen Rath zu hören pflegt.

— Dann bitte und beſchwöre ich Sie, frommer

Vater, mir bei der Frau Kurfürſtin eine Audienz zu verſchaffen.

— Zuvor, Kind, muß ich wiſſen, warum?

— Ich trage eine Bitte in meinem Herzen, das nicht eher ruhig werden kann, bis dieſe Bitte mit Ihrer Hilfe, ehrwürdiger Vater, in Erfüllung geht.

— Kind, Du machſt mich neugierig, ſagte Pater Limpacher, deſſen Phantaſie noch immer mit Catull's Lesbia beſchäftigt zu ſein ſchien.

— Ich wünſche die Frau Kurfürſtin zu ſprechen, um ſie fußfällig zu bitten, bei ihrem erlauchten Gemahle ein Wort huldreicher Fürſprache einzulegen für einen Unglücklichen, der ſeit ſiebzehn Jahren . . .

— Ich errathe, Kind, wen Du meinſt, unterbrach ſie der Beichtvater; aber glaube mir, daß jeder Schritt, den Du zu Gunſten jenes Gefangenen zu thun gedenkſt, erfolglos bleiben wird. Jener Mann iſt ein Hochverräther, der kein beſſeres Loos verdient hat. Weder die Kurfürſtin, noch irgend eine Macht der Erde wird — glaube es mir, liebes Kind! — den Kurfürſt bewegen, jenen Verbrecher, an deſſen Schickſale — ich weiß es, warum — Du wahrhaft kindlichen Antheil nimmſt, zu begnadigen. Soll doch ſelbſt die Kurfürſtin-Mutter noch kurz vor ihrem Ableben ſich für den Gefangenen verwendet haben! Fragſt Du, Kind, was es genutzt hat, dann muß ich Dir darauf erwidern, daß ſelbſt dieſer Schritt keinen Erfolg gehabt hat. Jener Agdolo iſt nicht zu retten!

— Ich bin entſchloſſen, ſelbſt das Aeußerſte zu wagen, um ein Gelübde zu erfüllen, das ich den Manen meiner ſeligen Mutter gethan. In Ihrer Hand, frommer Vater, liegt es, das Gewiſſen der Kurfürſtin zu bewegen, ſich jenes Unglücklichen anzunehmen.

— Du verlangſt Unmögliches von mir, ſagte Pater Limpacher, ihre Hand erfaſſend.

— Einem Manne Ihrer Beredtſamkeit gelingt Alles, was er will!

— Nun wohlan, glaubſt Du, daß mir auch Das gelänge, Dein Herz zu bewegen, Deinem Glauben zu entſagen?

— Alles würde ich thun, was Sie von mir begehren, gelänge es der Macht Ihres Einfluſſes, den Gefangenen aus ſeinem Kerker zu befreien.

— Wenn Du Dich, ſchönes Kind, gefügig zeigſt, will ich Alles aufbieten, um das, was Du ſo ſehnlich zu wünſchen ſcheinſt, möglich zu machen. Doch jedes Ding braucht Zeit zur Reiſe, und darum ſage ich Dir im Voraus, daß dieſe Sache nicht ſo ſchnell gehen wird, als Du, mein Kind, zu hoffen wagſt.

— Wann, frommer Vater, darf ich wiederkommen?

— So oft Du willſt, meine Tochter! Meine Thür wird Dir ſtets geöffnet ſein.

— Dank, tauſend Dank, mein ehrwürdiger Vater, ſagte Fräulein von Schönberg, ergriff die wachsgelbe Hand des Jeſuiten und zog ſie dankerfüllt an den Rand ihrer Lippen.

Der Pater hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und dachte dabei unwillkürlich an Catull's Lesbia zurück.

Nachdem Fräulein von Schönberg ihn verlaſſen hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes und ſprach mit niedergeſchlagenen Augen:

— Und führe uns nicht in Verſuchung, Amen!

Auf dem Heimwege nach ihrer Wohnung führte der Zufall ihr jenen jungen ſchmucken Officier entgegen, mit welchem ſie Abends zuvor die Menuette getanzt. Ehrerbietig grüßte er; ſie dankte verlegen und ging weiter. Herr von B*** aber kehrte ſich um, um ſie mit ſeinen Blicken ſo lange zu verfolgen, bis ſie um die nächſte Straßenecke bog.

Die Anmuth und Beſcheidenheit ihres Benehmens, der Geiſt ihrer Unterhaltung, der Zauber ihrer ſiebzehn Jahre hatten auf das Herz des jungen Mannes einen ſo tiefen, unvertilgbaren Eindruck gemacht, daß er, ohne es zu ahnen, in ſie dergeſtalt verliebt war, daß er die ganze Nacht hindurch von ihr geträumt hatte.

Wie ſchlug ihm das Herz, als das entzückende Bild ſeiner Träume in leibhafter Wirklichkeit an ihm vorüberzog und mit ſo liebenswürdiger Befangenheit ſeinen Gruß erwiderte! Um wie viel ſchöner und blühender erſchien ſie ihm bei helllichtem Tage! Ein Zipfel ihres weißen Spitzenſchleiers, der, vom friſchen Morgenwinde hin- und herbewegt, ſeine Wange berührt hatte, war hinreichend geweſen, ſeine liebetrunkene Seele in eine ihm bis dahin fremd gebliebene Entzückung zu verſetzen. Noch immer hörte er das geheimnißvolle Rauſchen ihres ſchwarzſeidenen Kleides, noch immer fühlte er den Duft ihrer keuſchen Atmoſphäre. Er hätte ihr nachgehen und jede Spur ihrer kleinen Feenfüße küſſen mögen. Die Ahnung einer erſten Liebe hat ſo viel Berauſchendes, daß ſelbſt die nüchternſte Seele durch den prickelnden Reiz dieſer Leidenſchaft ſich in Extaſe verſetzt fühlt, um wie viel mehr die Einbildungskraft eines jungen Mannes, der eben ſo viel Geiſt als Enthuſiasmus beſaß. Alfred von B*** vereinigte mit der glühenden Leidenſchaftlichkeit eines franzöſiſchen Chevalier de Grieux die träumeriſche Sentimentalität eines deutſchen Werthers, und ſeine aufgeregte Phantaſie ſchwärmte für Fräulein von Schönberg, wie jene Beiden einſt für Manon Lescaut und Charlotte Buff geſchwärmt hatten.

Auch Auguste von Schönberg hatte bei dieſer zufälligen Begegnung mit dem jungen Officiere, deſſen geiſtreiche Unterhaltung ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt, ein Gefühl ſo ganz neuer, eigenthümlicher Art empfunden, daß ſie unwillkührlich ſich fragen mußte, warum ihr Herz beim erſten Wiederſehen dieſes jungen Mannes lauter als gewöhnlich geſchlagen und warum ſein Gruß ſie ſo beſtürzt und verlegen gemacht habe.

— Was iſt es, fragte ſie ſich, was dieſen Mann in meinen Augen anziehender als jeden Andern macht? Iſt's der ſympathiſche Ton ſeiner Stimme, die in meinem Herzen warmen Wiederhall gefunden hat? Iſt's das Feuer ſeiner Augen, die mir ein neues unbekanntes Gefühl von Zuneigung, zu ihm eingeflößt haben, oder iſt's die Männlichkeit ſeiner Erſcheinung, die mir imponirt hat? Ich weiß mir keine Rechenſchaft zu geben, warum ſein Bild mich mit einem unbeſtimmten Gefühle von Bangigkeit oder Furcht erfüllt und warum, trotz dieſer mir unerklärlichen Scheu, mein Herz ſich zu ihm mehr als zu tauſend Andern hingezogen fühlt. Sollte dies räthſelhafte Gefühl Liebe ſein?

Fräulein von Schönberg fuhr erſchreckt zuſammen.

— Ich will mich bemühen, ſagte ſie nach einigen Sekunden ernſten Nachſinnens, nicht mehr ſo häufig wie bisher an ihn zu denken, um ihn, wenn's möglich iſt, lieber ganz zu vergeſſen; denn eine Stimme meines aufgeregten Innern ruft mir warnend zu, dieſer aufkeimenden Leidenſchaft bei Zeiten zu entſagen, weil ſie mich in Unglück und Elend ſtürzen und meine ganze Zukunft gefährden, vielleicht gar vernichten würde. Und darum fühle ich klar und deutlich, wie nothwendig es iſt, die ganze Kraft meines Willens aufzubieten, um dieſen Mann, der wie kein Zweiter auf Gottes Erde mir gefährlich werden kann, vergeſſen zu lernen.

Ihr lebhafter Geiſt, der ſich eben ſo frühzeitig wie ihre phyſiſche Natur entwickelt hatte, war reif genug, die Gefahr zu ahnen, die in ihrer Neigung zu ihm wie eine Schlange unter Blumen verborgen lag. Das dunkle Vorgefühl, das ſich ihrer bemeiſtert hatte, war der jedem Weibe angeborene Naturtrieb, das zu fliehen, was ihm Gefahr bringt.

Alfred von B*** dagegen hatte im Stillen das Gelübde gethan, Alles aufzubieten, um ſich das Herz und die Liebe jenes überirdiſchen Weſens zu erwerben, das, in ſeinen Augen halb Fee, halb Engel, das Urbild der vollendetſten Schönheit, das Sinnbild der reinſten Tugend war.

Eine der größten und gefahrvollſten Schwächen des in ſeinen Widerſprüchen unergründlichen Frauenherzens iſt zu allen Zeiten die Neugier geweſen.

Jeder Mann, der das Geheimniß beſitzt, die Neugier der Frauen zu erregen, hat einen der Hauptſchlüſſel zur Sakriſtei ihres Herzens gefunden.

Herr von B*** beſchloß vor allem Andern, Fräulein von Schönberg's Neugier zu erregen, mit Hilfe dieſes Mittels ihre ganze Einbildungskraft zu beſchäftigen und dieſelbe auf Einen Punkt zuſammenzudrängen.

Er hatte einen Diener, welcher, gewandt und ſchlau wie ein Molièreſcher Scapin, ſtumm und verſchwiegen wie ein ſteinernes Götzenbild war. Dieſer Diener, den alles Geld der Erde nicht bewogen haben würde, das ihm anbefohlene Schweigen zu brechen, war von ſeinem Herrn beauftragt worden, dem Fräulein von Schönberg jeden Morgen, zu einer und derſelben Stunde, einen Strauß der ſeltenſten und ſchönſten Blumen im Auftrage eines ihm gänzlich fremden und unbekannten Mannes zu übergeben, der dabei keine andere Abſicht hege, als die, ihr einen Tribut ſeiner aufrichtig gemeinten Huldigung zu Füßen zu legen.

Dies ſpielte einen ganzen Monat lang. Auf alle Fragen, welche Fräulein von Schönberg aus leicht erklärlicher Neugier an den Ueberbringer dieſer täglich wiederkehrenden Blumenbouquets gerichtet hatte, war ihr eine und dieſelbe Antwort, daß er ſelbſt nicht wiſſe, wer ihn ſchicke, ſo oft zu Theil geworden, daß ihre Neugier ſich dadurch doppelt angeſpornt und gefoltert fühlen mußte.

Wir dürfen nicht vergeſſen, hinzuzufügen, daß in der Mitte jeder dieſer Blumenſendungen ein Gedicht verſteckt war, deſſen ſchwärmeriſche Huldigung die Neugier der holden Empfängerin tagtäglich in ſo hohem Grade vermehren mußte, daß ſie nach Verlauf eines Monats einen Finger ihrer Hand willig geopfert hätte für die Offenbarung des Geheimniſſes, wer der Abſender dieſer reizenden Verſe ſei.

Das letzte Lied, das ihr auf dieſem Blumenwege zugekommen war, lautete wie folgt:

„Du, Geliebte, biſt der Frühling:
Alles grünt und blüht in Dir;
Ich, mein Frühling, bin der Winter,
Darum graut es Dir vor mir.

Du, Mimoſe, biſt die Roſe;
Ich bin Deine Nachtigall,
Und die Lieder, die ich ſinge,
Sind der Seele Wiederhall.

Du, Geliebte, biſt der Himmel,
Wo ein Heer von Sternen thront;
Eingehüllt in dunkle Wolken
Gleiche ich dem bleichen Mond.

Du, Madonne, biſt die Sonne,
Und ich Aermſter bin die Uhr,
Die mit ſehnſuchtbanger Wonne
Folget Deiner Strahlen Spur.“

Fräulein von Schönberg war entzückt davon. Aber in den Glanz ihrer Freude miſchte ſich die Wolke einer trüben Ahnung. Der Sänger dieſes Liedes, der ſich mit dem Winter verglich, konnte nach ihrer Vorausſetzung unmöglich ein junger Mann ſein; lag darin nicht die Andeutung, daß dieſer dichtende Winter zweifelsohne ein ſchon ziemlich bejahrter Herr ſei? In den Augen der Jugend mußte ihm dies jedenfalls etwas unvorſichtige Geſtändniß einen bedeutend großen Theil ſeines Nimbus rauben. Außerdem verglich er ſich dem bleichen Monde. Unmöglich konnte es alſo Alfred von B*** ſein, deſſen rundes, kerngeſundes Geſicht faſt eben ſo roth, wie die Schale eines Roſenapfels war. — Oder ſollte der „Aermſte“ ſich ihretwegen ſchon ſo ſehr gegrämt und abgehärmt haben, daß er ſeitdem bleich wie der Mond geworden ſei? Die Liebe — wer von uns weiß dies nicht? — iſt eines jenes unergründlichen und häufig unheilbaren Fieber, die den Einen bleich, den Andern roth zu machen pflegen. Sollte auch Herr von B*** einer der bleichgewordenen Fieberkranken ſein? — Aber immer wieder begann ſie daran zu zweifeln, denn wäre es wohl denkbar, daß ein kurfürſtlich ſächſiſcher Cavallerie-Officier, welcher nur mit Pferden oder ſeines Gleichen umzugehen pflegt, derlei Verſe zu dichten befähigt ſei?

Am andern Morgen und zur gewöhnlichen Stunde gab derſelbe geheimnißvolle Diener, welcher dreißig Tage lang nur Blumen und nichts als Blumen gebracht hatte, ein in Papier eingehülltes Stammbuch, auf deſſen erſtem Blatt der unbekannte Abſender nachfolgende Verſe geſchrieben:

„Könnt' den Himmel ich verſchenken,
Alle Sterne wären Dein,
Und Dein Sclave würde Hüter
Deiner Himmelreiche ſein;
Aber ärmer als der Aermſte
Schwelg' in Lieb' ich nur und Schmerz,
Und vermag Dir nichts zu bieten,
Als mein lieberfülltes Herz.

Könnt' ich Alles mit Dir theilen,
Würd' ich überſelig ſein;
Wär' ich reicher als der Reichſte,
All' mein Reichthum wäre Dein;
Aber arm bin ich an Schätzen,
Reich an Liebe nur und Schmerz;
Darum kann ich nichts Dir bieten,
Als mein treugeſinntes Herz.“

— Dieſes Gedicht, ſagte Fräulein Schönberg zu ſich ſelbſt, iſt ſo lieb, wie jedes der dreißig frühern; aber auch der Grundgedanke dieſes Liedes hat wie der des vorhergehenden etwas Betrübendes für mich. Aus dem Inhalte der zweiten Strophe ſcheint ziemlich klar und deutlich hervorzugehen, daß mein unbekannter Verehrer, „arm an Schätzen, aber reich an Liebe,“ allem Anſcheine nach ein hungerleidender Poet, aber keineswegs jener ſchmucke Officier zu ſein ſcheint, deſſen Vater reich begütert und deſſen einziger Sohn und Erbe nicht ſo arm an Schätzen wie mein anonymer Anbeter iſt. Aber, großer Gott, von Liebe und Verſen allein kann man leider nicht leben, ohne ſehr bald, wie mein armer Poet, der nichts weiter als die Sterne des Himmels zu verſchenken hat, in Noth und Elend zu verhungern. Es iſt doch wirklich recht fatal, daß zum Leben und Lieben mehr Geld gehört, als mein unbekannter Poet zufällig zu haben ſcheint.

Sie kehrte das Blatt um und erblickte auf der zweiten Seite des Albums das Miniaturbild eines Mannes, der aller Wahrſcheinlichkeit nach kein Anderer, als der Dichter jener Verſe zu ſein ſchien. Dieſer Unbekannte war zwar ziemlich ſchön und intereſſant, hatte jedoch keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Ideale ihres Herzens. Herr von B*** war viel pikanter.

— Er iſt es alſo doch nicht! geſtand ſie ſich mit centnerſchwerem Seufzer und wurde nun natürlich noch weit neugieriger, als bisher.

Sie ſann hin, ſie ſann her.

— Wer um Alles in der Welt mag Derjenige ſein, welcher mir auf ſo geheimnißvolle Weiſe den Hof und gleichzeitig mich ſo neugierig zu machen ſich erlaubt? Wer mag dieſer Unbekannte ſein, deſſen Bild mich ſo fremdartig anzulächeln wagt? Aber ein Mann, welcher in der Lage iſt, mir jeden Tag ein ſo ſchönes Bouquet und heute zur Abwechslung ein ſo reizendes Album zu ſchicken, kann doch unmöglich ſo arm und unbemittelt ſein, als er — Gott weiß warum? — ſich den Anſchein gibt. Aber gleichviel, ob er reich oder arm iſt, ich kann mich für dieſen Mann da, wie ſehr mir auch ſeine Verſe zuſagen, leider nicht begeiſtern, da er — ich ſchäme mich, es mir ſelber zu geſtehen — nicht Jener iſt, welchen ich vermuthet hatte. Einen Andern zu lieben vermag ich nicht, ſagte Fräulein von Schönberg in einem Tone, dem es anzuhören war, daß er aus dem Grunde ihres Herzens kam.

Am andern Morgen brachte der bewußte Diener ein in hunderte von Hüllen eingepacktes, prachtvoll eingebundenes Buch, das unter dem Titel: „Worte eines Liebenden“ die gedruckte Sammlung aller ihr zuvor in der Handſchrift zugeſendeten Lieder enthielt, mit einem Widmungsgedichte nachfolgenden Inhalts:

„Unnütz ſind die dummen Lieder,
Die ein armer Teufel ſang,
Als ein Pfeil aus Deinem Auge
In ſein tiefſtes Leben drang.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Mache Papilloten d'raus
Oder beſſer, wirf ſie ſchleunig
Auf die off'ne Straß' hinaus.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Kommt ihr Winde, tragt ſie fort,
Jagt und peitſcht ſie durch die Straßen,
Peitſcht ſie fort von Ort zu Ort!

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Lacht ſie ohne Mitleid aus!
Tragt die lebensmüden Lieder
Auf den Kirchhof ſchnell hinaus.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Scharrt ſie in die Erde ein,
Legt dann auch die falſchen Schwüre
Meines Liebchens mit hinein.“

— Mein Herr Poet iſt heute ausnahmsweiſe etwas ungezogen, ſetzte Fräulein von Schönberg hinzu. Der arme Teufel grollt mit mir. Doch habe ich keine

Ahnung weshalb? Er geht in ſeiner Unhöflichkeit ſogar ſo weit, mir „falſche Schwüre“ vorzuwerfen, mir, die ich ihn gar nicht kenne und die noch niemals im Leben falſch geſchworen hat. Aber gerade dieſe poetiſche Unverſchämtheit macht mich jetzt neugieriger, als jemals, endlich zu erfahren, wer jener arme Teufel iſt, der mir zu Ehren dieſe „dummen Lieder“ ſang. O dieſe Neugier peinigt, foltert mich! Sie raubt mir Ruhe und Verſtand, und erfahre ich nicht bald, wer dieſer reizende Unbekannte iſt, dann ſterbe ich aus lauter Neugier!

Auf dieſe Weiſe hatte Herr von B*** ſeinen Zweck erreicht. Fräulein von Schönberg beſchäftigte ſich einzig und allein nur noch mit ihm: er war der Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt.

Eilftes Kapitel.

Und jetzt erſt begannen die Fenſterpromenaden. Jeden Morgen zu derſelben Stunde, in welcher ſie ſeine Blumenſpende empfangen hatte, ritt Herr von B*** drei bis vier Mal an dem Fenſter vorüber, an welchem ſie, mit einer Stickerei beſchäftigt, zu ſitzen pflegte. Sie war nachdenkend und traurig geworden, denn ſeit länger als acht Tagen hatte ihr unbekannter Verehrer, ihr grollender Poet, nichts mehr von ſich hören laſſen.

— Was muß ich, fragte ſich Fräulein von Schönberg, verbrochen haben, daß er ſo lange mit mir grollen kann? Was mag ihn beleidigt, was ihn gekränkt haben, daß er mir kein Zeichen ſeines Lebens gibt? Sollte mein Dichter vielleicht erkrankt ſein? Das wäre ſchrecklich, denn ich bin durch ſeine Huldigung ſchon ſo ſehr verwöhnt, daß ich ſie, aufrichtig geſagt, ſchmerzlich vermiſſe.

Bei dieſem Selbſtgeſpräche warf ſie zufällig einen Blick auf die Straße hinaus. In demſelben Momente ritt Er vorüber. Sie erblickte ihn und erſchrak nicht wenig, als er ſie zu grüßen wagte. Sie erwiederte dieſen Gruß, denn wäre es nicht mehr als unhöflich geweſen, fragte ſie ſich, den artigen Gruß eines jungen Officiers, der ihr niemals Etwas zu Leide gethan, unerwiedert zu laſſen?

— Wie ſchön und ſtattlich er ausſieht, wenn er zu Pferde ſitzt, fügte ſie hinzu und entſchloß ſich, ihm nachzuſehen. Aber wiſſen möchte ich denn doch, ob Er der Abſender jener kleinen Bouquets, der Verfaſſer jener ſchwärmeriſchen Lieder iſt? Mein Herz ſagt mir zwar allerdings, daß Er nur und kein Anderer es ſein kann; das Bild aber, womit er die zweite Seite des Albums geſchmückt hat, iſt nicht das Seinige. Sollte er mich abſichtlich dadurch getäuſcht haben wollen, um meinen Geſchmack auf die Probe zu ſtellen? Einem Manne ſeines Standes traue ich noch viel Schlimmeres zu, denn ſchon meine Mutter hatte mich frühzeitig genug vor Officieren gewarnt und mir oft genug geſagt, daß alle, und vorzugsweiſe jene von der Cavallerie, jungen und unerfahrenen Mädchen gegenüber höchſt gefährliche Subjecte ſind, denen nicht viel zu trauen ſei. Aber kann's denn nicht auch Ausnahmen geben? Und könnte es nicht möglich ſein, daß gerade Herr von B***, deſſen feines Benehmen mir ſo ſehr gefällt, eine jener ſeltenen Ausnahmen wäre? Blos aus

Neugier wünſchte ich mit ihm bekannt zu werden, um mich zu überzeugen, ob er beſſer als die Mehrzahl ſeiner Kameraden iſt oder ob er vielleicht noch ſchlimmer als die Meiſten ſeines Gleichen ſein mag? Aus lauter Neugier wär' ich im Stande, mich in dieſen jungen Mann ernſtlich zu verlieben, vorausgeſetzt, daß von ihm jene mehr als galanten Verſe ſind, deren poetiſcher Duft mich — gern geſtehe ich dieſe Schwäche ein! — in hohem Grade berauſcht hat. Jene Lieder haben ſich in mein Herz auf ſolche Weiſe eingeſchmeichelt, daß — ich fühle es leider zu genau! — keine Macht der Erde im Stande iſt, ſie daraus zu verbannen. Jene Verſe haben in meiner Seele ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß der Eindruck derſelben durch Nichts mehr auszurotten iſt. O meine liebe, gute, unvergeßliche Mutter, noch hundert Mal gefährlicher als ein ganzes Regiment ſchmucker Cavallerie-Officiere iſt ein Dichter, der jene Saite anzuſchlagen weiß, welche in der Tiefe unſeres Herzens warmen Wiederhall wachzurufen verſteht, wie jener Unbekannte, der, ein Dichterfürſt von Gottes Gnaden, durch die Allgewalt ſeiner Poeſie mein Herz unterjocht hat.

Auch am andern Morgen ritt Herr von B***, zu derſelben Stunde wie geſtern, an ihrem Fenſter vorüber. Lächelnd grüßte er; natürlich dankte ſie.

Die Liebe iſt ein dunkles Räthſel. Oft gehört ſo Wenig und oft ſo Viel dazu, dem weiblichen Herzen — jener räthſelvollen Sphynx, deren Inneres noch Niemand durchſchaut hat — jenes erhebende und gleichzeitig demüthigende Gefühl einzuflößen, das man kurzweg Liebe nennt. Liebe iſt ein ſo unergründliches Chaos von Gegenſätzen und Widerſprüchen, daß es noch Keinem gelungen iſt und jemals gelingen wird, Licht in dies Chaos zu bringen. Der Eine erkennt in ihr den Segen, der Andere den Fluch des ganzen Menſchengeſchlechts. Aber jedenfalls iſt die Liebe das einzige Perpetuum mobile, das den Lauf der ganzen Schöpfung bewegt, die ohne dieſe bewegende Kraft gänzlich ſtillſtehen und ausſterben müßte. Liebe iſt die das ganze Weltall erwärmende Centralſonne, die Alles bewegt, was ohne den Einfluß dieſes göttlichen Lichts ein lebloſes Chaos, eine ewige Finſterniß geblieben wäre! Als Gott ſprach: „Es werde Licht,“ ſtrömte ſeine göttliche Liebe in das Herz ſeiner ganzen Schöpfung über.

Liebe war jener göttliche Strahl, der auch das reine Herz des jungen Mädchens entflammt hatte. Auguſte von Schönberg fühlte immer mehr und mehr, daß jener junge Mann, der täglich an ihrem Fenſter vorüberritt, das Ideal ihrer Träume, der Gegenſtand ihrer Liebe ſei.

Auch Herr von B*** liebte ſie; ſeine Liebe aber verhielt ſich zu der ihrigen, wie ein leichtfertiges Lied zu einer andachttrunkenen Hymne, wie ein frivoles Buch zur heiligen Schrift, wie Trüffel und Champignon zu Nectar und Ambroſia.

Eines Sonntags erhielt Auguſte von Schönberg in dem Augenblick, als ſie, das Gebetbuch in der Hand, aus der evangeliſchen Hofkirche nach ihrem Hauſe zurückgekehrt war, ein duftendes Billet, deſſen Handſchrift ihr Herz mit ſo vieler Angſt und Beklommenheit erfüllte, daß ſie beim Aufbrechen des Siegels wie Eſpenlaub zu zittern begann. Sie entfaltete das Papier und las:

„Mein gnädiges Fräulein.

Ein unwiderſtehliches Gefühl treibt mich nach Monaten, endlich meine Maske fallen zu laſſen und Ihnen feierlichſt zu geſtehen, daß jener zudringliche Unbekannte, welcher ſich erkühnt hatte, Ihnen täglich ein Paar armſelige Blumen und ein Paar nicht minder armſelige Verſe zuzuſenden, kein Anderer, als der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete geweſen iſt.

Mein Herz drängt mich, Ihnen heute in dürrer, aber ehrlich gemeinter Proſa zu geſtehen, daß ich ſeit jenem Abende, an welchem es mir vergönnt geweſen war, mit Ihnen tanzen zu dürfen, die Ueberzeugung habe, daß ich Sie liebe, Sie anbete und ohne Sie nicht leben kann, nicht leben mag.

Zürnen Sie mir nicht, ſchönſter Engel des Paradieſes, wenn ich ohne Umſchweiſe Sie erſuche, mir Ort und Stunde beſtimmen zu wollen, wann ich morgen oder ſpäteſtens übermorgen Sie ſprechen darf, um Ihnen mündlich die aufrichtigen Gefühle meines Herzens zu ſchildern, das ſich dann erſt beruhigen wird, wenn Sie ihm die Huld einer gütigen Antwort zu Theil werden laſſen.

Bis dahin ſchwebt zwiſchen Himmel und Hölle

Ihr

Ihnen treu ergebener Verehrer

Alfred von B***."

Der erſte Liebesbrief, den ein junges Mädchen erhält, hat ſo viel betäubenden, ich möchte ſagen, narkotiſchen Reiz, daß die glückliche Empfängerin beim Leſen desſelben einen großen Theil ihrer Beſinnung verliert und in einen Taumel verfällt, der oft an Delirium grenzt. Die Worte und Buchſtaben dieſer magiſch berauſchenden Zeilen tanzen vor den Augen der Leſerin, deren Herz zu klopfen, deren Hand zu zittern, deren ganzes Weſen zu taumeln anfängt. Wenn jeder Liebesbrief, den man ſpäter empfängt, einen ſo benebelnden Eindruck als der erſte hervorzurufen im

Stande wäre, dann käme manche Dame niemals aus dem Delirium heraus. Zuletzt aber gewöhnt man ſich auch daran und lieſt derlei Briefe bald mit derſelben Ruhe und Nonchalance, wie irgend ein Modenblatt.

Nachdem Fräulein von Schönberg aus dem erſten Rauſche dieſer Art wieder zu ruhigem Bewußtſein erwacht war, ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt:

— So hatte ich mich alſo doch nicht getäuſcht! So iſt's alſo doch wahr, daß Er der Abſender jener unvergeßlichen Blumen, der Dichter jener bezaubernden Verſe iſt! O, nun liebe ich ihn noch hundert Mal glühender, als bisher! Denn Herr von B*** iſt kein gewöhnlicher Cavallerie-Officier, den man fürchten, ſondern ein hochbegabter Dichter, den man — mag man wollen oder nicht! — lieben muß, weil er in jeder Beziehung unwiderſtehlich liebenswürdig iſt. Nun fürchte ich ihn nicht mehr. Ein Dichter kann niemals ſchlecht ſein, denn Poeſie veredelt die menſchliche Natur, und wohl Jeder, welcher Poeſie hat, muß auch ein edles Herz, eine große Seele haben. Und darum liebe ich die Poeſie! Und darum ſchwärme ich für ihn! — Was aber, fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, ſoll ich ihm, auf ſeinen Brief erwiedern? Soll ich ihm zürnen, weil er den Muth, die Keckheit hat, mich ſo ohne Umſtände um die Gunſt eines Rendezvous zu bitten?

Was denkt er denn von mir? Glaubt er, ich ſei wie das erſte, beſte Bürgermädchen, das ſo mir Nichts, dir Nichts gutmüthig und albern genug iſt, Jedem, der an ſie zu ſchreiben ſich erlaubt, ohne Weiteres ein Stelldichein zu geben? Und trotzdem gefällt mir dieſe Kühnheit! Sie liegt wahrſcheinlich in ſeinem Blute. Dieſe Verwegenheit iſt Folge ſeines Temperaments. Was, frage ich, kann er dafür? Ueberdies liebe ich die Schüchternen nicht. — Doch was ſoll ich ihm antworten? Auf ſeine Bitte eingehen und mich ohne Umſtände zu einem Rendezvous erniedrigen, wäre eben ſo unpaſſend wie unklug. Aber wer weiß denn, ob er mir nicht Manches zu ſagen hat, was er dem Papiere nicht anvertrauen mag? Was verliere ich, wenn ich mich großmüthig herablaſſe, ihm ſeinen Wunſch zu gewähren? Er wird mich ja nicht beißen. Auch beſäße ich Muth genug, mich zu wehren. Ich ſehe alſo gar nicht, was mich abhalten ſollte, ihm, wie er wünſcht, ein Stelldichein zu geben. Ich bin gewiß nicht die Erſte und werde hoffentlich auch nicht die Letzte ſein, die in einem ähnlichen Falle ſich geneigt finden läßt, einer Bitte ſo unſchuldiger Art nachzugeben. Getroſt will ich ihm antworten.

Sie eilte an ihr Pult und ſchrieb ihm Folgendes:

„Morgen Früh zwiſchen Zehn und Eilf erwartet Sie im Zwinger

A. v. S.“

Und damit war die Sache abgemacht. Fräulein von Schönberg las den empfangenen Brief im Laufe des Tages wohl noch fünf-, wohl noch zehn Male, dann aber verſteckte ſie ihn in demſelben Schubfache, in dem ſie wenige Monate zuvor jenes Bild gefunden hatte, nahm dann wieder ihre Stickerei und ſtickte bis ſpät in die Nacht hinein. Aber bei jedem Stiche, den ſie that, dachte ſie an Herrn von B***, an deſſen Blumen, die, obgleich ſchon längſt verwelkt, ſie noch immer aufbewahrte, und an deſſen Lieder, deren Inhalt ſie eben ſo gut wie ihr Vaterunſer auswendig wußte und die ſie oftmals leiſe wiederholte, dabei einen ſehnſüchtigen Blick auf die trägen Zeiger der rieſengroßen Wanduhr warf und mehr als ein Mal ſeufzend ausrief: — Ach, wenn's doch ſchon Morgen wär'!

Und ganz ſo denken gewiß faſt Alle, die ſich in gleicher Lage befinden.

Das erſte Rendezvous iſt im Leben jedes weiblichen Weſens ein ſo wichtiger Moment, daß man das Herannahen desſelben mit derſelben Ungeduld wie das Vorfahren jenes Wagens erwartet, der ein junges Mädchen zum erſten Balle abholt. Man erwartet einen

Augenblick ſolcher Art mit fieberhafter Ungeduld und einer Aufregung, die jeder Stunde die Dauer eines Jahrhunderts verleiht.

Eine der größten Qualen heißt — Erwartung.

Am andern Morgen ſtand ſie früher als gewöhnlich auf. Niemals war ihr eine Nacht unerträglicher erſchienen als die verfloſſene, in welcher ſie erſt lange nach Mitternacht eingeſchlummert war. Der einzige Gedanke, der ſie bis dahin fortwährend beſchäftigt hatte, war die Neugierde, zu wiſſen, was der Herr von B*** ihr wohl ſagen werde. Niemals war ſie unentſchloſſener als an dieſem Morgen, welches Kleid ſie anziehen, welchen Hut ſie aufſetzen, welchen Schleier ſie tragen ſollte, um gewiß zu ſein, daß ſie ihm bei Tage eben ſo gut wie an jenem Abende auf dem Hofballe gefalle. Vier Mal wechſelte ſie ihre Toilette, bevor ſie mit ſich einig geworden war, ein ſchwarzes Seidenkleid, einen weißen Spitzenhut und einen gleichfarbigen Spitzenſchleier zu tragen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, wie ich Ihnen heute gefalle, fragte Auguſte von Schönberg ihre ehemalige Bonne, die ſeitdem zur Geſellſchafterin des Fräuleins emporgerückt war.

— Ich finde Sie reizend wie immer, entgegnete Angélique.

— Oder glauben Sie vielleicht, daß das veilchenblaue Thibetkleid mich beſſer kleiden würde, als dieſes hier?

— Es kommt darauf an, zu wiſſen, wem Sie die Ehre Ihres Beſuches zugedacht haben und in welcher Abſicht Sie ihn beſuchen.

Fräulein von Schönberg ſah ſich genöthigt, zu einer zweiten Nothlüge ihre Zuflucht zu nehmen.

— Mein Beſuch gilt einem meiner Oheime, dem General-Poſtdirector. Heute, liebe Angélique, iſt ſein Geburtstag. Glauben Sie, daß es bei ſolchem Anlaſſe paſſender ſei, ein weißes Kleid zu tragen?

— Schwarz iſt eben ſo feierlich als weiß. Sie ſehen in dieſem Anzuge ſo ſchön und ſo verlockend aus, daß Jeder, der Sie ſieht, ſich nothwendig in Sie verlieben muß.

— In mich kann ſich Niemand verlieben. Ich bin dazu nicht ſchön genug!

— Sie ſind ſo ſehr vom Gegentheile überzeugt, daß es mir überflüſſig ſcheint, Sie darüber tröſten zu wollen.

In dieſem Augenblicke ſchlug es Zehn.

Fräulein von Schönberg hüllte ſich in einen ſchwarzen, mit goldgelben Franſen beſetzten Kachemir-Shawl und begab ſich, von Ungeduld getrieben, nach dem Ort des erſten Stelldichein.

Wie pochte ihr das Herz, als ſie den Zwinger betrat und hier Herrn von B***, der, freundlich grüßend, ihr entgegen eilte, erblickte.

— Ihr Erſcheinen macht mich zum Glücklichſten aller Sterblichen, ſagte der Officier. Ich fühle, daß die Gunſt, die Sie mir huldreich gewähren, ein Beweis des Vertrauens iſt, das Sie mir zu ſchenken geruhen.

— Ich hoffe, Herr von B***, daß Sie dieſes Vertrauen nicht mißbrauchen werden . . .

— Ich werde Ihnen, gnädiges Fräulein, niemals Urſache geben, dies hochherzige Vertrauen bereuen zu müſſen. Die Gefühle, welche ich für Sie hege, ſind ſo reiner Art, daß Sie in jeder Hinſicht unbeſorgt ſein dürfen. Das, was mein Herz für Sie empfindet, iſt mehr als alltägliche Liebe: es iſt Anbetung, es iſt Cultus! Um keinen Preis der Erde möchte ich mich ſo ſehr verſündigen, den heiligen Gegenſtand meiner Anbetung durch ein Wort profaner Liebe zu entweihen. Mir genügt das holdſelige Bewußtſein, daß eine Engelsgeſtalt aus den Höhen ihrer Himmel ſich herabgelaſſen hat, um die Wunden eines Sterblichen durch den Balſam ihres Troſts zu heilen. Ach, Fräulein, ich bin namenlos unglücklich!

— Weshalb? fragte ſie mit rührender Theilnahme.

— Ich fühle immer mehr und mehr, daß ein Leben ohne Liebe eine unerträgliche Laſt, ein troſtloſes Daſein iſt. Nur der Gedanke an Sie hält mich aufrecht: Sie ſind der letzte Anker meiner Hoffnung! Verlaſſen auch Sie mich, dann bin ich, ein Raub der Verzweiflung, rettungslos verloren.

— Aber warum verzweifeln Sie denn? fragte Fräulein von Schönberg voll kindlicher Neugier.

— Ich verzweifle, Fräulein, weil mein Herz mir ſagt, daß ich das hohe Ziel, dem ich nachzuſtreben wage, niemals erreichen werde. Ich ringe nach dem Beſitze Ihrer Gegenliebe und fühle leider nur allzuſehr, daß dieſes Ringen ganz und gar vergeblich iſt.

— Ei, wer ſagt Ihnen dies? Die Stimme unſeres Herzens täuſcht uns bisweilen. Wär' ich Ihrer Einladung wohl ſo raſch gefolgt, wenn Sie mir gleichgültig wären? Ich geſtehe Ihnen, daß Ihre Verſe mich bezaubert haben. Vor allem Andern ſind Sie Poet!

— Leider bin ich nur ein Stümper . . .

— O ſagen Sie dies nicht! Trauen Sie mir denn gar ſo wenig Urtheil zu? Wie wäre es möglich geweſen, daß Ihre Lieder mich ſo ſehr entzückt hätten, läge in ihnen nicht jener unbeſchreibliche Duft und Zauber, den nur wahre Poeſie einzuflößen im Stande iſt?

— Sie waren ſo gütig geweſen, meine poetiſchen Verſuche mit mehr Nachſicht zu betrachten, als ſie verdienen. Ihr einziger Werth liegt vielleicht nur darin, daß ſie der ungeſchminkte Ausdruck eines tief empfundenen Gefühles ſind. Die Muſe, die mich dazu begeiſtert hat, iſt ſo ſchön und göttlich erhaben, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu ſagen, wie groß die Bewunderung iſt, die Ihr Nimbus mir eingeſtößt hat. Liebe iſt die Mutter der Poeſie; Jeder, welcher liebt, iſt Poet!

— Und iſt's denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben? fragte Fräulein von Schönberg mit einem Tone, in welchem eine ganze Welt von Gegenliebe lag.

— Meine Liebe zu Ihnen iſt ſo groß, daß alle Sprachen der Welt zu armſelig ſind, Ihnen die Gluth meiner Gefühle zu ſchildern.

— Dies offene Geſtändniß macht mich glücklich. Es erfüllt mich mit Stolz und Seligkeit; aber leider bin ich nicht Heuchlerin genug, um Ihnen noch länger verheimlichen zu können, daß auch ich Sie unausſprechlich liebe!

— O, dann erſt, Fräulein, werde ich an die Wahrheit dieſes ſüßen Traumes glauben, wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe geben . . .

— Ihr Zweifel kränkt und ſchmerzt mich. Wodurch ſoll ich Ihnen beweiſen, daß das, was ich Ihnen geſagt habe, heilige Wahrheit iſt?

— Beweiſen Sie es mir dadurch, daß Sie mir huldreich geſtatten, Sie täglich ſehen und ſprechen zu dürfen . . .

— Wie und wo wäre dies möglich?

— Ich weiß einen Ort, wo wir tagtäglich ungeſtört uns treffen können . . .

— Bedenken Sie, daß mein Ruf dabei auf dem Spiele ſteht . . .

— Dort haben Sie Nichts zu befürchten. Mit meinem Ehrenworte verbürge ich mich für die tiefſte Verſchwiegenheit. Niemand ſoll den Ort unſerer geheimen Zuſammenkünfte erfahren . . .

— Mein Herz ſagt mir, daß Sie mehr verlangen, als ich Ihnen gewähren darf, ohne mich der Gefahr auszuſetzen, ſelbſt von Ihnen verkannt zu werden.

— Ihre Weigerung, meine Bitte zu erfüllen, beweist mir, daß ich Recht habe, an der Wahrheit Ihrer Liebe zu zweifeln.

— Sie ſind grauſam, Herr von B***.

— Ich verlange weiter Nichts als Gewißheit . . .

— Gut, ich will ſie Ihnen geben. Verlangen Sie von mir Alles, was Sie wollen; ich bin nun zu Allem bereit!

— Heute, wenn es zu dunkeln beginnt, erwarte ich Sie an der Schloßkirche.

— Ich werde kommen, Herr von B***.

— Das Uebrige ſollen Sie Abends erfahren, ſagte der Officier, erfaßte ihre Hand und küßte ſie.

Und ſo endete das erſte Rendezvous.

Nachdenkend kehrte Fräulein von Schönberg nach ihrer Wohnung heim. Eine gewiſſe Unruhe, die ſich ihrer bemächtigt hatte, ſagte ihr klar und deutlich, daß ſie ihm Etwas zugeſagt habe, was nicht klug geweſen ſei. Sie bereute das, was ſie gethan. Leider aber war es ſchon zu ſpät, den erſten Fehltritt wieder gut zu machen. Sollte ſie ihm gegenüber wortbrüchig erſcheinen? Dies wollte ſie um keinen Preis. Der Zauber dieſes Mannes hatte ihre Vernunft ſo ſehr umſtrickt, daß ſie nicht mehr Herrin ihrer Sinne war. Unwillkürlich brach ſie in Thränen aus. Aber mächtiger als die Reue, die ſie empfand, war das Verlangen, dem Manne, der an ihrer Liebe zu zweifeln ſchien, den Beweis zu geben, daß er ihr Unrecht thue. Wahre Liebe beſeitigt zuletzt alle Skrupel. — Bald tröſtete ſie ſich wieder mit dem Gedanken, daß jene Gunſt, die ſie ihm leichtſinnig gewährt hatte, eine kleine Uebereilung, ein unüberlegter Schritt, aber weder Sünde noch Verbrechen ſei.

In ihre Wohnung heimgekehrt, ſtand ſie mehr als ein Mal im Begriff, ihrer ehemaligen Bonne den erſten Fehltritt zu beichten und ſie um Rath zu fragen, was nun zu thun ſei. Falſches Schamgefühl hielt ſie davon zurück. Auch traute ſie ihr ſo wenig, daß ſie es endlich für gut fand, ſie nicht zur Mitwiſſerin des erſten Geheimniſſes ihres Herzens zu machen. Auguſte entſchloß ſich, Wort zu halten.

Herr von B***, der an der Schwelle eines neuen Triumphes ſtand, war an dieſem Tage ſo ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, daß er, bei beſſerem Appetite als gewöhnlich, ſich gleich darauf zum Frühſtück und gegen fünf Uhr zum Diner begab. Haſtig leerte er eine Flaſche Sect. Als er, eine Stunde ſpäter, vom Tiſche aufſtand, begann es zu dunkeln. Er drehte ſich ſeinen blonden Schnurrbart und ſagte, einen Blick auf die Uhr werfend:

— Es iſt Zeit, daß ich gehe!

— — — — — — — — — — — — — —

Er eilte nun nach der Sophienkirche. Zehn Minuten ſpäter fand ſich dort auch Fräulein von Schönberg ein. Der Officier reichte ihr ſeinen Arm.

— Kommen Sie, meine Gnädige, kommen Sie, bat er mit erwartungsvoller Ungeduld. Es iſt nicht weit von hier, fügte er hinzu und führte ſeine junge

Begleiterin, deren Herz in dieſem Augenblicke lauter als jemals ſchlug, in eine jener dunklen Nebengaſſen, deren Namen wir abſichtlich verſchweigen wollen.

Schon damals gab es, wie noch heutzutage, in Dresden wohlbekannte Häuſer und Stuben, in welchen der Eingeweihte für Geld — guter Worte bedurfte es nicht — Obdach und Verſchwiegenheit fand.

In eines jener ſtillſchweigend geduldeten Häuſer wagte nun Herr von B*** das junge, blühendſchöne, kindlich unerfahrene Opfer ſeiner Leidenſchaft hineinzuführen.

In der Hausflur brannte eine rothe Laterne. Im ganzen Hauſe herrſchte unheimliches Schweigen. Zitternden Fußes überſchritt Fräulein von Schönberg die Schwelle dieſes anrüchigen Hauſes.

— Ich gehe voraus, ſagte Herr von B***. Ich bitte Sie, Fräulein, mir nachzufolgen.

— Unmöglich! rief Fräulein von Schönberg, die, wie von Todesangſt ergriffen, dicht vor der Treppe ſtand und deren Füße hier plötzlich Wurzel gefaßt zu haben ſchienen.

— Wie kann man ſo eigenſinnig ſein! rief er von oben herab. Sie haben hier Nichts zu riskiren. Kommen Sie, ſonſt hole ich Sie!

— Nicht um Alles in der Welt! Ein dunkles

Vorgefühl ſagt mir, daß Sie mich in ein Haus der Schmach und Schande führen, in eine Hölle, die ich nicht betreten darf, ohne für immer verloren zu ſein.

— Armes, furchtſames Kind, Sie ſehen Geſpenſter, wo keine ſind, rief der Verführer, welcher die Stufen hinabſtieg, um ſein Opfer heraufzuholen.

Auguſte von Schönberg, deren Schutzgeiſt ſie noch zeitig genug gewarnt hatte, raffte nun allen Muth zuſammen, um ſeiner Verlockung ſiegreich Widerſtand zu leiſten.

— Wagen Sie es nicht, mich anzugreifen! rief ſie ihrem Verſucher zu. Jetzt erſt durchſchaue ich Ihre Abſicht. Sie wollen mich in's Verderben ziehen; doch ſoll es Ihnen nicht gelingen. Elender, ich haſſe, ich verabſcheue Sie! ſchrie ſie im Aufruhre gerechter Erbitterung und ſtürzte aus der Hausflur auf die Straße hinaus.

In demſelben Augenblicke, als ſie das geheime Haus der öffentlichen Schmach verließ, führte jener boshafte Satan, der im bürgerlichen Leben auf den Namen „Zufall“ hört, einen ſchwarzgekleideten, ſorgſam vermummten, ängſtlich um ſich blickenden Mann vorüber, an welchem Auguſte von Schönberg bei ihrer Flucht aus dem Hauſe heftig anſtieß.

In einem Nu erkannten ſich Beide.

— Wie kommſt Du in dieſes Haus? fragte jener Mann, der kein Anderer als Pater Joſeph Limpacher war.

— O retten Sie mich, frommer Vater! flehte Fräulein von Schönberg.

— Geſchöpfe Deiner Art kenne ich nicht! rief der erzürnte Jeſuit und eilte fort, um von dem Officiere, welcher der Fliehenden nachgeeilt war, nicht erkannt zu werden.

Herr von B*** machte jetzt Miene, ſein Opfer zu zwingen, mit ihm in's Haus zurückzukehren.

— Laſſen Sie mich los, ſchamloſer Verführer, ſonſt ſchreie ich um Hilfe!

— Wie kann man ſo kindiſch ſein! lachte Herr von B*** und verließ ſie.

— Ich bin gerettet! rief die Getäuſchte.

Zwölftes Kapitel.

Jede Urſache hat ihre nothwendige Folge. Dem erſten Fehltritte folgte die erſte ſchlafloſe Nacht. Unſere Feder fühlt ſich zu ſchwach, die bittere Enttäuſchung, die tiefe Reue und Zerknirſchung zu ſchildern, welche Fräulein von Schönberg in ſo hohem Grade beunruhigten, daß ſie kein Auge ſchloß. Der Officier, den ſie noch wenige Stunden vorher ſo aufrichtig geliebt hatte, war urplötzlich zu einem Gegenſtande ihres Haſſes herabgeſunken. Sie verabſcheute, ſie verwünſchte ihn. Die Thränen, die ſie ſeinetwegen vergoß, ließen unverwiſchbare Spuren auf ihrem gramgebleichten Antlitze zurück. — Jener Mann, der ihr als ein Ideal aller Tugenden erſchienen war, hatte ſeinen Heiligenſchein verloren und ſtand jetzt in ſeiner moraliſchen Verderbtheit vor ihr. Sie drückte die Augen zu, um nicht die verhaßte Geſtalt zu ſehen, die hohnlachend ſich an ihrem Schmerze zu weiden ſchien. Täuſchungen ſo herber Art erfüllen die Seele mit einer Bitterkeit, die wie eine giftgeſchwollene Natter ſo lange am Herzen nagt, bis es aus Troſtloſigkeit eine Beute der Verzweiflung wird. Dieſe bittere Enttäuſchung übte die traurigſte Nachwirkung auf ihr ganzes Leben aus: ſie verlor den Glauben an die Menſchheit, den Glauben an eine wahre, aufrichtige Liebe und lernte, leider nur allzufrüh, die Herzloſigkeit der Welt aus dem tiefſten Grunde ihrer Seele verachten.

Das, was ſie am Meiſten beunruhigte, war die fatale Begegnung mit Pater Limpacher. Eine dunkle Ahnung ſagte ihr, dieſer Mann werde jenes unglückſelige Zuſammentreffen mit ihr an der Schwelle jenes Hauſes auf ſolche Weiſe auszubeuten wiſſen, daß ihr guter Ruf darunter leiden würde. — Vergebens fragte ſie ſich, woher es komme, daß die gleißneriſche Miene dieſes Prieſters ſie mit Angſt und Schrecken erfülle, und was wohl die Urſache ſei, warum ſie ihn mehr als jeden Andern fürchte? Um wie viel mehr mußte ſie jetzt ihn fürchten, nachdem jener ſataniſche Zufall ihn gerade in dem Augenblick, wo ſie jenes berüchtigte Haus verlaſſen, herbeigeführt hatte, um Zeuge ihrer Entehrung zu werden. Die Welt iſt gewöhnt, nach dem Scheine zu urtheilen und in Fällen ſolcher Art immer das Schlimmſte zu glauben. Das war's, was ſie untröſtlich machte.

Am andern Morgen erhielt ſie einen Brief, der ſie einlud, im Laufe des Vormittags den Pater Limpacher zu beſuchen, der ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Dieſe Einladung erfüllte ihr Herz mit tauſendfacher Beſorgniß: ihr Inſtinct ſagte ihr, daß ſie am Abgrunde einer neuen Gefahr ſtehe. Sie überlegte, was dabei zu thun ſei. Sie ſagte ſich, daß die Weigerung, dieſer Einladung Folge zu leiſten, ſie nach der geſtrigen Begegnung der Gefahr ausſetzen würde, ſich ihm gegenüber nur noch verdächtiger zu machen. Schon aus dieſem Grunde fühlte ſie, wie unumgänglich es nothwendig ſei, ihn zu beſuchen, um ſich von jedem Verdachte reinzuwaſchen. Eilig begab ſie ſich zu ihm.

Pater Limpacher erwartete ſie mit unbeſchreiblicher Ungeduld. Seinen Lieblingsdichter in der Hand, berauſchte ſich ſeine aufgeregte Phantaſie an der üppigen Schilderung der maienfriſchen Reize jener wunderholden Lesbia, deren Schönheit wohl Niemand ſo gut zu würdigen verſtand, als Catull's eifrigſter Verehrer. Mehr als ein Mal ſchloß er ſeine Augenlider, um an der Bruſt ſüßer Träume zu ſchwelgen und die Anſicht Jenes zweiten Pius zu theilen, der in ſeinem Romane: „Eurialus und Lucretia“ behauptet hat:

„Qui nunquam sensit amoris ignem,
Aut lapis est, aut bestia.“

Und weil Pater Limpacher ebenſowenig Stein wie Beſtie war, pflegte auch er ſich dem Zauber der Liebe zu überlaſſen und, in Ermangelung eines lebendigen Weſens, ſich für Catull's Lesbia zu begeiſtern.

Als die Haushälterin eintrat, um dem frommen Vater den Beſuch des Fräuleins von Schönberg anzumelden, verſtak er ſeinen Lieblingsdichter und ſagte zu ihr in kaltem Tone:

— Laſſe ſie eintreten!

Als einen Augenblick ſpäter die Angemeldete in der ganzen Glorie ihrer Jugend vor ihm ſtand, erſuchte er ſie, ſich zu ſetzen.

— Ich habe Dich, liebes Kind, zu mir eingeladen, um Dir mitzutheilen, daß es mir trotz des ganzen Aufgebotes meiner geiſtlichen Beredtſamkeit, durch welche ich die Kurfürſtin für unſern gemeinſchaftlichen Plan zu gewinnen gehofft, leider nicht gelungen iſt, die Kerkerriegel unſeres Gefangenen zu öffnen. Glaube nicht, daß irgend Etwas verſäumt worden iſt. In meinem Eifer, Dir zu dienen, war ich ſoweit gegangen, den Beichtvater des Kurfürſten, den Pater Franciscus Herz, zu bewegen, bei ſeinem erlauchten Beichtkinde ein Wort warmer Fürſprache für Agdolo einzulegen; leider hat auch er Nichts erreicht. Die Erbitterung unſeres allergnädigſten Kurfürſten iſt noch immer ſo groß, daß er von einer Begnadigung jenes Hochverräthers durchaus Nichts hören mag und ſeinem Beichtvater rund heraus erklärt hat, daß keine Macht der Erde im Stande ſei, dem Schickſale des Gefangenen eine andere Wendung zu geben. Ich glaube deshalb, Dir rathen zu müſſen, jede Hoffnung auf Erreichung Deines Zieles aufzugeben und Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Agdolo nicht mehr zu retten iſt.

Das Fräulein brach in Thränen aus.

— Beruhige Dich, armes Kind, ſagte der Jeſuit mit erheuchelter Theilnahme. Ich fühle die ganze Größe Deines kindlichen Kummers und bin untröſtlich darüber, daß mein Einfluß nicht hingereicht hat, das Herz des Kurfürſten zur Milde zu bewegen.

— Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verurſacht habe. Nie, frommer Vater, werde ich vergeſſen, daß Sie Alles für mich gethan, was im Bereiche Ihrer Macht gelegen hat, ſagte Fräulein von Schönberg und erhob ſich in der Abſicht, dem Beichtvater durch ihre Gegenwart nicht länger zur Laſt zu fallen.

— Ich bitte Dich, noch einige Minuten zu verweilen und mir eine Frage zu erlauben.

— Was wünſchen Sie zu wiſſen? fragte Fräulein von Schönberg mit ſichtbarer Befangenheit.

— Weißt Du, liebes Kind, fragte der Jeſuit, ſeine knöcherne Hand auf ihr Knie legend, in welchem Hauſe Du geſtern Abend geweſen warſt?

— In dem Augenblick, als ich die Schwelle jenes Hauſes überſchritten hatte, rief mir ein guter Stern noch frühzeitig genug die Warnung zu, umzukehren.

— Vergebens verſuchſt Du, Kind, Dich reinzuwaſchen. Ich weiß mehr, als Du glaubſt. Ich weiß, daß Du ſeit Monaten faſt allabendlich jenes Haus der Schande beſuchſt . . .

— Pater Limpacher, dies iſt eine Lüge!

— Gib Dir keine Mühe, mich zu täuſchen. Leider weiß ich aus nur zu guter Quelle, was und wer Dich dorthin geführt. Du haſt den Pfad der Tugend verlaſſen und wandelſt die Wege der Sünde. Der Elende, der Dich verführt hat, iſt frech genug, ſich mit Deiner Schande zu brüſten.

— Wohl, frommer Vater, habe ich gefehlt; doch bin ich — Dank dem Himmel! — nicht ſo tief geſunken, als Sie vermuthen. Ich rufe Gott zum Zeugen auf, daß Sie mir Unrecht thun!

— Du biſt eine Heuchlerin, liebes Kind! All' Dein Läugnen hilft Dir Nichts. Ich weiß, was ich geſehen habe. In *meiner* Hand liegt Dein Ruf. Ein einzig Wort kann Dich vernichten!

— Das weiß ich, frommer Vater, und darum bitte und beſchwöre ich Sie, meinen Ruf zu ſchonen.

— Das will ich, aber nur dann, wenn Du Dich ſtark genug fühlſt, mir, in deſſen Hand Deine Zukunft liegt, ein Opfer zu bringen . . .

— Was verlangen Sie von mir? fragte ſie mit angſtbeklommener Stimme.

— Ich verlange, daß Du vergeſſen ſollſt, daß ich ein Prieſter bin. Zu Deinen Füßen liegend und den Saum Deines Kleides küſſend, bitte und beſchwöre ich Dich beim Glücke Deiner Zukunft, mir nicht zu zürnen, wenn ich Dir zu ſagen wage, daß Deine Gegenliebe das höchſte Ziel meiner Wünſche iſt.

— Großer Gott, was muß ich hören?! Vergeſſen Sie denn, was Sie ſind? Fürchten Sie nicht den Zorn des Himmels?

— Erhöre das Flehen meiner wahnſinnigen Liebe! rief der Prieſter, der händeringend vor ihr im Staube lag. Ich bin Menſch, wie jeder Andere! Der Zauber Deiner Anmuth hat mich entzückt, die Macht Deiner Schönheit hat mich behext. Ich bin ein willenloſer Sklave Deiner Allgewalt. Vergebens habe ich dagegen angekämpft; je mehr ich bemüht geweſen war, Dich zu vergeſſen, deſto lichter trat Dein Bild, Dein angebetetes Bild, vor meine Seele hin und erfüllte ſie mit Himmelsſeligkeit und Paradieſesluſt. — Nachts, wenn Du Dich zur Ruhe begabſt, weilte ich ſtundenlang vor dem Fenſter Deines Schlafgemachs und beneidete Alles, was Dich umgab.

— Laſſen Sie meine Hand los, Nichtswürdiger! Ich mag, ich darf Nichts hören!

— Habe doch wenigſtens Mitleid mit mir! Grolle mir nicht, wenn ich Dir zu geſtehen wage, daß keine Macht der Erde das Feuer, das Du in mir entzündet haſt, zu löſchen vermag, und daß meine kranke Seele dann erſt geſunden kann, wenn ſie der Balſam Deiner Liebe heilt.

— Himmel, ſchütze mich vor dieſem Prieſter! rief ſie in voller Verzweiflung.

Da pochte es an der Thür. Pater Limpacher ließ die Hand ſeines Opfers los und erhob ſich. Und herein trat Judith von Gumppenberg.

— Störe ich, frommer Vater? fragte die Hofdame.

— Nein, Kind, Du kommſt wie gerufen, ſagte Limpacher, welcher ſich raſch geſammelt hatte. Du ſollſt die Erſte ſein, der ich ſagen will, was hier vorgegangen iſt. Jenes unwürdige Geſchöpf, das Du meinem Schutze empfohlen haſt, iſt eine ehrvergeſſene, ſchamloſe Dirne, die man geſtern Nacht in Begleitung eines Officiers in einem öffentlichen Hauſe ertappt hat.

Fräulein von Schönberg ſtand wie verſteinert. Sie wollte ſich vertheidigen; der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt.

— Kniefällig, fuhr Vater Limpacher fort, bat mich dieſe ſcheinheilige Sünderin, ihren Ruf zu ſchonen und ihre Schande zu verſchweigen. Als ich die Drohung fallen ließ, ihren Vater in das Geheimniß ihrer nächtlichen Zuſammenkünfte mit ihrem Buhlen einzuweihen, vergaß ſie ſich endlich ſo weit, mir Dinge zuzumuthen, die mich mit ſo tiefem Ekel und Abſchen gegen ſie erfüllten, daß ich meine Hand erhob, um die zudringliche Dirne verdientermaßen zu züchtigen, als Du eintrateſt, um Zeugin ihrer tiefen Beſchämung und Beſtürzung zu ſein.

Ohnmächtig ſank Fräulein von Schönberg, wie vom Blitzſtrahle getroffen, zu Boden nieder.

Limpacher wiſchte den Schweiß von ſeiner Stirn und fragte, was nun zu machen ſei?

— Wir müſſen einen Arzt rufen laſſen, rieth die Hofdame, welche einen leichten Anflug von Mitleid zu haben ſchien.

— Was kümmert mich dieſe elende Dirne? Sie verdient Verachtung und kein Mitleid! Denn wer mit ſechszehn Jahren ſchon ſo verdorben iſt, wie Dieſe da, iſt nicht werth, daß man ſie bedaure.

— Aber lehrten Sie mich nicht, daß es Pflicht jedes Chriſten ſei, keinen ſeiner Nebenmenſchen zu ſteinigen und in der Stunde der Gefahr lieblos zu verlaſſen? fragte Judith, die damit beſchäftigt war, den Kopf der Ohnmächtigen zu erheben und ihn auf ihren Arm zu legen.

— Ich gehe, einen Arzt zu holen, ſagte der Jeſuit und entfernte ſich.

Judith betrachtete die Ohnmächtige, die in ihren Armen lag, mit tiefem Mitgefühle. Sie hauchte einen Kuß auf deren leichenblaſſe Stirn und ſagte dann zu ſich ſelbſt:

— Armes Kind, wie ſehr beklage ich Dich! Eine Stimme meines Innern ſagt mir, daß jener Mann Dir Unrecht thut, daß Du nicht ſo ſchlecht und verworfen biſt, wie er Dich zu ſchildern wagt. Was aber, frage ich mich, muß ihn bewogen haben, Deine junge Ehre ſo lieblos in den Staub zu treten? Sollte dieſer unnatürliche Haß etwa Folge einer unnatürlichen Liebe ſein?! O, ich kenne dieſen furchtbaren Mann! Sein Herz iſt ein Vulcan von Leidenſchaften, die Alles, was mit ihm in Berührung kommt, wild verheeren. O, ich ahnte das Unheil, als er an jenem Abende den Wunſch ausſprach, Dich kennen zu lernen. Aber glaube nicht, armes Kind, daß Du das einzige Opfer ſeiner ſinnlichen Verirrungen biſt! Unter dem Deckmantel chriſtlicher Lehre hat dieſer gefährliche Prieſter ſchon manches junge unerfahrene Herz bethört und es dergeſtalt unterjocht, daß es ein Sklave ſeines dämoniſchen Willens geworden iſt. Auch ich bin ein Opfer ſeiner Leidenſchaft: auch mich hat dieſer Heuchler entehrt. Und weil ich, beſſer als manche Andere, aus eigener Erfahrung weiß, wie wenig dazu gehört, den guten Ruf eines unbeſcholtenen Mädchens auf ewig zu brandmarken, fühle ich tiefinniges Mitleid mit Dir um ſo mehr, da ich weiß, daß Du rettungslos verloren biſt, weil der Haß dieſes Verführers noch tauſend Mal glühender als ſeine Liebe iſt, wenn Letztere ſich verſchmäht fühlt.

Wenige Augenblicke ſpäter kam der Arzt. Er fand den Zuſtand der Ohnmächtigen ſo bedenklich, daß er vor Allem darauf drang, die Kranke nach ihrer Wohnung bringen zu laſſen.

— Es ſind, ſagte er, alle Symptome da, daß die Ohnmacht in ein hitziges Nervenfieber ausarten wird. Und da die Kranke, wie Sie mir geſagt haben, hier nicht bleiben kann, ſo iſt es hohe Zeit, daß man ſie in das Haus ihres Vaters bringe. Ich ſelber will Leute dazu holen, ſagte der Arzt und eilte fort.

Judith verſuchte es, die Ohnmächtige in's Bewußtſein zurückzurufen. Aber Alles umſonſt! Es ſchien, als ſei aus dieſem jungen, blühendfriſchen Körper alles Leben entflohen.

Bald darauf kehrte der Arzt mit zwei Trägern zurück. Letztere legten die Kranke in einen langen Korb, den ſie mit wollenen Tüchern bedeckten, und trugen ſie, vom Arzte begleitet, in die Wohnung ihres Vaters.

Als Angélique, die zufällig am offenen Fenſter lag, die beiden Träger auf das Haus zuſchreiten ſah, bemächtigte ſich ihrer ein unheimliches Vorgefühl. Sie ſprang vom Fenſter weg, öffnete die Thür und eilte den Trägern entgegen.

— Wer liegt in dieſem Korbe? fragte ſie zitternd.

— Die Tochter des Hausmarſchalls von Schönberg! antwortete der Arzt.

— Großer Gott, was iſt geſchehen? fragte Angélique den Arzt, während die Träger den Korb im Vorſaale niederſetzten.

— Sie ſollen Alles erfahren, ſobald wir die Ohnmächtige zu Bett gebracht haben.

Angélique eilte voran; Arzt und Träger folgten ihr. Nachdem ſie Fräulein von Schönberg aus den Korb gehoben und in's Bett gelegt hatten, entfernten ſich die Träger.

— Wo fanden Sie mein armes Fräulein? fragte die ehemalige Bonne.

— Ich fand ſie in der Wohnung des Pater Limpacher, welcher zu mir geeilt war, um meine ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen.

— Wiſſen Sie vielleicht, was dort vorgegangen?

— Ich weiß nur ſo viel, daß ich Fräulein von Schönberg, ſo bewußtlos wie jetzt, auf der Erde in den Armen einer Dame fand, die an der Ohnmächtigen großen Antheil zu nehmen ſchien.

— Und wer war jene Dame? fragte Angélique.

— Das weiß ich nicht.

— Glauben Sie, daß Gefahr vorhanden iſt?

— Dies glaube ich allerdings! und deshalb wollen wir keinen Augenblick Zeit verlieren, ſprach der Arzt, trat leiſe vor das Bett der Kranken hin und unterſuchte den Puls derſelben. Vor Allem iſt es nothwendig, daß die Kranke in Schweiß gerathe.

Der Arzt verſchrieb ihr Salmiak und eſſigſaures Ammonium.

— In zwei Stunden werde ich wiederkommen, ſagte der Doctor und ging.

Angélique nahm ſich ihrer jungen Freundin mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt an. Sie legte ihr Ohr auf das Herz der Kranken und zählte die Pulsſchläge desſelben mit aufrichtiger Beſorgniß.

Die Arzenei verfehlte ihre Wirkung nicht. Allmälig gerieth die Kranke in Transpiration. Gleich darauf kehrte das Bewußtſein zurück.

— Wo bin ich? fragte Fräulein von Schönberg, aus den Banden des Starrkrampfs erwachend.

— Sie ſind im Hauſe Ihres Vaters! entgegnete Angélique.

— Und wo iſt denn mein Vater?

— Sein Dienſt hat ihn heute früh nach Pillnitz gerufen, von wo er wahrſcheinlich erſt morgen Abend zurückkehren wird. Oder wünſchen Sie, daß ich ihn früher rufen laſſe?

— Nein, nein, Angélique, thun Sie dies nicht! Aengſtigen Sie ſich meinetwegen durchaus nicht . . .

— Mein Gott, was iſt denn vorgefallen?

— Ich weiß es ſelber nicht! Mir iſt's, als hätt' ich ſchwer geträumt. Ich befand mich in der Höhle eines Ungeheuers, das mich mit ſeinen Drachenzähnen zerreißen wollte. Ich fühlte den verpeſteten Athem dieſer Schlange, deren feuerſprühendes Auge mein Blut erſtarren machte. Ich verlor mein Bewußtſein und ſank in Ohnmacht.

— Der böſe Traum iſt nun vorüber . . .

— Nein, nein, es war kein Traum! Es war höllische Wahrheit und Wirklichkeit! Angélique, ſiehſt Du dort jenes Scheuſal? Es iſt ein der Hölle entſprungener Jeſuit, es iſt Pater Limpacher, der mich verführen, mich entehren, mich in's Verderben ſtürzen will. Angélique, ſchütze mich vor dieſem Ungeheuer!

— Beruhigen Sie ſich, mein armes Kind! Niemand wird es wagen, Sie anzutaſten. Ich will Sie ſchützen und beſchirmen. Und wehe Jedem, der ſich erkühnen ſollte, Ihnen nahe zu treten! Meine Zähne würden ihn zerfleiſchen!

— Ich bin verloren! rief die Geängſtigte. Keine Macht der Erde kann mir das wiedergeben, was jenes Ungeheuer mir geraubt hat!

— Sie ſprechen in Räthſeln, welche ich nicht zu löſen vermag. Aber mag auch das Schlimmſte geſchehen ſein, ich bitte und beſchwöre Sie, ſich darüber zu beruhigen.

Gleich darauf kehrte der Arzt zurück.

— Wie geht es unſerer Kranken? fragte er voll Theilnahme.

— Sie iſt aus ihrer Ohnmacht erwacht; doch haben ſich, wie mir dünkt, Fieber-Phantaſien eingeſtellt, die ſie in hohem Grade beunruhigen.

Der Arzt zählte die Schläge ihres fieberhaft aufgeregten Pulſes.

— Sie hat ein Nervenfieber! erklärte er. Vor Allem iſt ihr Ruhe nöthig. Tragen Sie Sorge, daß Niemand ihrem Lager nahe, damit jede neue Aufregung vermieden werde. Eine Gabe Phosphor wird ſie beruhigen.

Die Kranke verſank in dumpfen Schlaf. Der Arzt entfernte ſich mit dem Verſprechen, gegen Abend wiederzukommen.

Vergebens fragte ſich Angélique, die am Bette der Kranken ſaß, welche Urſache vorausgegangen ſein müſſe, um ſolche Wirkungen herbeizuführen. Aus Allem, was die Kranke in ihrem Delirium geäußert hatte, ſchien hervorzugehen, daß die Kränkung, welche ihr in der Wohnung des Prieſters zugefügt worden war, ſie tödlich verwundet habe. Die Schlüße, welche Angélique zog, brachten ſie auf hundert Vermuthungen, von denen eine ſchlimmer als die andere war. Angélique fragte ſich, was nun zu thun ſei? Sollte ſie Herrn von Schönberg in das finſtere Geheimniß der Schande ſeiner Tochter einweihen oder ihm den Urheber des ganzen Unheils, ſowie die näheren Umſtände der plötzlichen Erkrankung ſeiner Tochter verſchweigen? In dieſer Unentſchloſſenheit, was ſie thun ſollte, faßte ſie den Entſchluß, den Arzt um Rath zu fragen.

Als Dieſer Abends wiederkam, erzählte er ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß ſich die Nachricht von der Erkrankung des Fräuleins von Schönberg wie ein Lauffeuer durch ganz Dresden verbreitet und Stoff zu den abenteuerlichſten Vermuthungen gegeben habe.

— Mit großer Schadenfreude erzählt ſich die böſe Welt, Fräulein von Schönberg habe ſich geſtern Abend in einem der berüchtigſten Häuſer der **Gaſſe in der Geſellſchaft eines Officiers befunden, dem ſie dort ein Stelldichein gegeben. Pater Limpacher, der dies noch an demſelben Abende durch einen ſeiner geiſtlichen Spione erfahren, habe Fräulein von Schönberg heute früh zu ſich einladen laſſen, in der Abſicht, ihr Vorwürfe über ihren leichtſinnigen Lebenswandel zu machen und ſie durch die Drohung zu erſchrecken, Alles, was er über ihre heimlichen Zuſammenkünfte in jenem Hauſe erfahren habe, ihrem Vater mitzutheilen. Hierauf, erzählt die böſe Welt, habe Fräulein von Schönberg, um den Mitwiſſer ihres Geheimniſſes zum Schweigen zu bringen, die ganze Macht ihrer Schönheit aufgeboten, um die Tugend des frommen Vaters dergeſtalt in Verſuchung zu führen, daß ihm — erzählt die böſe Welt — zuletzt nichts Anderes übrig geblieben ſei, als, tief empört, ſie von ſich wegzuſtoßen und ihr die Thür zu weiſen.

— Und glauben auch Sie dieſes Märchen? fragte Angélique.

— Ich kenne jenen frommen Mann und weiß leider nur zu gut, wie wenig der Scheinheiligkeit ſeiner Mienen zu trauen iſt. Aber etwas Wahres muß doch wohl zu Grunde liegen, denn daß Fräulein von Schönberg geſtern Abend wirklich in jenem Hauſe geweſen iſt, will — wie ſich die böſe Welt erzählt — die Beſitzerin jenes Hauſes nöthigenfalls ſogar beſchwören.

— Glauben Sie dem Schwure einer Kupplerin?

— Ich nicht; doch denkt nicht Jeder ſo! Und darum fürchte ich, daß Mancher ſehr leicht geneigt ſein dürfte, dieſer Verleumdung, wenigſtens in der Hauptſache, doch wohl einigen Glauben zu ſchenken.

— Und was iſt dagegen zu thun? fragte Angélique.

— Man muß die Folgen ruhig abwarten, meinte der Arzt.

— Doch was wird Herr von Schönberg dazu ſagen?

— Er iſt vielleicht der Letzte, der dieſe Gerüchte erfahren wird. Dann wird es Sache des Vaters ſein, die Ehre ſeiner Tochter, ſelbſt dann, wenn ſie wirklich ſchuldig wäre, ſo lange zu ſchützen, bis Niemand mehr dieſelbe anzutaſten wagt.

— Ich theile Ihre Anſicht und werde deshalb ſchweigen, ſagte Angélique. Aber wird nicht ſchon Ihr Erſcheinen Verdacht erregen müſſen? Sie ſind nicht unſer Hausarzt. Und was ſoll ich ſagen, wenn Herr von Schönberg mich fragen wird, warum ich bei der Erkrankung ſeiner Tochter die Hilfe eines fremden Arztes in Anſpruch genommen?

— Sagen Sie, daß Ihr Hausarzt im Augenblick ihrer Erkrankung nicht zu Hauſe geweſen und daß die Ohnmacht des Fräuleins Ihnen ſo bedenklich erſchienen ſei, daß Sie es vorgezogen hätten, vorläufig lieber einen andern herbeirufen zu laſſen, als die Rückkehr Ihres Hausarztes abzuwarten. Unterdeſſen ſtelle ich Ihnen anheim, zu überlegen, ob es nicht rathſam wäre, ihn noch jetzt rufen zu laſſen.

— Ich werde es nicht thun, denn mein Herz ſagt mir, daß Sie der Mann ſind, der ſie retten wird.

— Ich wünſche und hoffe es, ſagte der Arzt und kehrte an's Bett der Kranken zurück, deren Fieber ſich etwas beruhigt hatte.

Er verweilte bei ihr bis Mitternacht.

— Die Krankheit nimmt ihren regelmäßigen Verlauf, ſagte er zu Angélique. Mit Gottes Beiſtand hoffe ich das Fieber zu heilen; ſchwerlich aber wird es mir gelingen, die Urſache dieſer Krankheit zu beſeitigen, denn gegen Verleumdungen ſolcher Art gibt es leider keine Heilmittel.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach ſechs Wochen war ſie hergeſtellt; die Krankheit hatte er glücklich geheilt; aber die eigentliche Urſache war natürlich nicht beſeitigt.

In jener verhängnißvollen Nacht hatte Fräulein von Schönberg den erſten unverdienten Schandfleck auf dem Hermeline ihrer Ehre und den Keim zu allem Unglück ihrer ſpätern Jahre davongetragen. Ein befleckter Ruf war die natürliche Folge ihres unüberlegten Fehltritts.

Pater Limpacher und Herr von B*** triumphirten, denn Fräulein von Schönberg war — gebrandmarkt.

Dreizehntes Kapitel.

Niemand in ganz Dresden war geneigter geweſen, der böſen Verleumdung mehr Glauben zu ſchenken, als der Vater der Verleumdeten. Der Haß gegen ſeine unglückliche Tochter ging ſo weit, daß er ſie, als ſie geneſen war, weder ſehen, noch ſprechen, ſie vielmehr verſtoßen und auf eines ſeiner Güter verbannen wollte.

Auguſte von Schönberg, die ſich ſagen durfte, daß ſie dieſen Haß nicht verdiene, fühlte ſich dadurch in ſo hohem Grade gekränkt und niedergebeugt, daß ſie von Tag zu Tage immer mehr und mehr begriff, wie viel ſie an und in ihrer Mutter verloren habe. Je mehr der Haß ihres herzloſen Vaters wuchs, deſto mehr wuchs ihre Liebe zu der todten Mutter, deren Verluſt ſie jetzt mehr als jemals beweinte.

Faſt täglich beſuchte ſie den Kirchhof, um das Grab der Theuren mit friſchen Blumen zu ſchmücken und mit neuen Thränen zu benetzen. Stundenlang weilte ſie an dieſem Grabe, in welchem die zärtlichſte aller

Mütter ſchlief. Hier weinte ſie die ganze Fülle ihrer Schmerzen aus; hier vergaß ſie den Haß des Vaters, welcher durch nichts zu verſöhnen war.

Eines Tages ſah Auguſte von Schönberg, als ſie das Grab der Mutter zu einer andern Stunde als gewöhnlich beſuchte, einen jungen Mann, der damit beſchäftigt war, dieſe Grabesſtätte in ſein Skizzenbuch aufzunehmen. Sofort erkannte ſie den Maler Graſſi. Er grüßte ſie mit ſichtbarer Verlegenheit.

— Sind Sie böſe, Herr Graſſi, wenn ich mir die Frage erlaube, in weſſen Auftrage Sie dieſes beſcheidene Grabmal aufnehmen?

— Ich male es für mich ſelbſt . . .

— Und aus welchem Grunde flößt Ihnen dieſe Stätte ſo viel Theilnahme ein?

— Ich will Ihnen Nichts verſchweigen, Fräulein. Mehr als ein Mal war ich unſichtbarer Zeuge Ihrer tiefen Trauer und der heißen Thränen geweſen, die Sie an dieſer heiligen Stelle hier vergoſſen haben. Ein junges Mädchen, das den Verluſt ſeiner Mutter ſo aufrichtig betrauert wie Sie, muß, ſagte ich mir, ein gutes Herz haben. Und je öfter ich Ihretwegen dieſen Friedhof beſuchte, deſto mehr Freude und Beruhigung gewährte es mir, Sie hier wiederzuſehen. — Vor zwei Tagen endlich brachte mich Ihre Gegenwart auf den Gedanken, das Grab Ihrer Mutter zu malen, um Ihnen damit — verzeihen Sie mir meine große Zudringlichkeit! — eine kleine Ueberraſchung zu bereiten. Nie ſollten Sie den Namen Deſſen erfahren, der Sie damit überraſchen wollte. Jetzt aber, wo der Zufall mich verrathen hat, bitte ich Sie, dieſe Zeichnung, ſobald ich ſie vollendet habe, als ein Zeichen meiner aufrichtigen Theilnahme nicht zurückweiſen zu wollen.

— Ich werde es mit großer Dankbarkeit annehmen und nie vergeſſen, wem ich dieſe zarte Aufmerkſamkeit zu verdanken habe.

— Da ich an Allem, was Sie betrifft, warmen Antheil nehme, erlaube ich mir, Sie zu fragen, ob Sie etwas Näheres darüber erfahren haben, wie es unſerm Gefangenen auf dem Königſteine geht?

— Ich war lange Zeit krank geweſen und habe ſeitdem nichts Neues über ihn erfahren können.

— Sie hatten damals die Abſicht ausgeſprochen, ſich an die Frau Kurfürſtin wenden und deren huldreiche Verwendung in Anſpruch nehmen zu wollen. Haben Sie meinen gut gemeinten Rath befolgt und durch Vermittelung des Fräuleins von Gumppenberg ſich der Mitwirkung des Beichtvaters der Kurfürſtin verſichert?

— Ich that Alles, was Sie mir gerathen hatten. Die Folge davon war ſehr traurig. Pater Limpacher, der mir Zumuthungen gemacht, auf welche ich nicht eingehen durfte, hat aus Rache über meine Weigerung meine Ehre an den Pranger geſtellt und Dinge über mich verbreitet, welche — Gott iſt mein Zeuge! — nichts als himmelſchreiende Verleumdungen ſind.

— Auch ich habe leider davon gehört . . .

— Und gehören auch Sie zu Jenen, welche lieblos mich verurtheilen?

— Geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren ſchwer verleumdeten Ruf bei jeder Gelegenheit auf's Wärmſte vertheidigt habe.

— Haben Sie dies wirklich gethan? fragte Fräulein von Schönberg, freudig bewegt.

— Iſt's nicht Pflicht eines jeden Ehrenmanns, die Ehre einer ſchutzloſen Frau ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens zu vertheidigen? Jener Elende, der, mißbrauchend Ihr Vertrauen, Sie in jenes Haus geführt, hat geſtern in Folge einer Beſchwerde des ganzen Officiercorps ſeinen Abſchied erhalten, weil ſämmtliche Officiere ſich geweigert hatten, mit einem ſolchen Schurken fortzudienen. Ihre tiefgekränkte Ehre hat dadurch eine glänzende Genugthuung erhalten.

— Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Aber die Beſtrafung jenes Elenden iſt nicht im Stande, mir das zurückzugeben, was er mir geraubt hat. In den Augen der Welt bin ich entehrt auf immer und ewig. Doch noch weit infamer als Herr von B*** hat ſich Pater Limpacher gegen mich benommen. Seine niederträchtige Verleumdung hat ein Brandmal unauslöſchlicher Schande auf meine Stirn gedrückt. Die Welt zeigt mit Fingern auf mich; ich darf nicht mehr bei Hofe erſcheinen; man meidet mich wie eine Peſtkranke. Selbſt mein Vater glaubt an meine Schuld und wendet ſich mit Haß und Verachtung von mir ab. O, wie nichtig iſt der Haß von tauſend fremden Leuten gegen die Liebloſigkeit eines Einzigen, welcher der Urheber unſeres Daſeins iſt! Der Haß meines Vaters verfolgt mich wie ein finſterer Fluch, der mir das Leben unerträglich macht.

— Bei der heiligen Aſche Ihrer Mutter, die unter dieſen Blumen ruht, bitte und beſchwöre ich Sie, nicht zu verzweifeln. Gott der Gerechte wird die Flügel ſeines barmherzigen Schutzes über Sie ausbreiten und Sie über die herzloſe Bosheit Ihrer Verleumder triumphiren laſſen.

— Ein dunkles Vorgefühl ſagt mir, daß es meine Beſtimmung iſt, ein Schlachtopfer liebloſer Verleumdung zu werden. Ich mache mich auf noch Schlimmeres gefaßt, denn wenn die Welt ſo ſchlecht und blödſinnig ſein kann, jener Verleumdung des Paters Limpacher Glauben zu ſchenken, wird ſie früher oder ſpäter geneigt ſein, auch das Schlimmſte von mir für wahr zu halten.

— Das Bewußtſein unſerer Schuldloſigkeit verleiht uns den Muth, uns über jede Verleumdung, wie boshaft ſie auch immerhin ſei, ruhig hinwegzuſetzen. Faſſen Sie Vertrauen zu ſich ſelbſt und ſetzen Sie dem liebloſen Urtheile der Welt ſtolze Verachtung entgegen. Bald wird die Zeit kommen, wo Ihre Unſchuld an's Licht treten, wo die Welt es bereuen wird, Ihren Ruf unverdient geſteinigt zu haben.

— Ihr Troſt, Herr Graſſi, verſöhnt mich mit dem Leben. Jeder, der noch ſo glücklich iſt, in ſeiner Betrübniß einen ſo ehrlichen Freund gefunden zu haben, wie Sie es ſind, braucht noch nicht zu verzweifeln. — Dank, tauſend Dank für Ihre Troſteswerte, an denen meine Seele ſich gläubig emporranken will. Bleiben Sie mir auch fernerhin ein ſo großmüthiger Freund wie bisher und nehmen Sie dafür die Verſicherung, daß mein dankerfülltes Herz niemals aufhören wird, Sie für die Wohlthat Ihrer Freundſchaft bis zum letzten Pulsſchlage ſeines Lebens zu ſegnen, ſprach Fräulein von Schönberg und verließ tiefbewegt den Friedhof.

Graſſi befand ſich in einer Stimmung, deren Wehmüthigkeit nur Solche mitzufühlen vermögen, die ſich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Die Worte des jungen, unſchuldigen, tief gekränkten, ſchwer verleumdeten Mädchens waren wie zündende Sonnenſtrahlen in die kalte Nacht ſeines Herzens eingedrungen und hatten in dieſer todten Wüſte lachende Frühlingsträume, blühende Oaſen und eine neue Welt glänzender Hoffnungen wachgeküßt. Er fühlte ſich wie neu belebt. Der rührende Zauber ihrer unbeſchreiblichen Anmuth hatte ſich wie Schalmeienton und Nachtigallenſang in Ohr und Seele eingeprägt und ſein Inneres mit ſüßen Ahnungen erfüllt. Er empfand das Vorgefühl der Liebe und ſein Herz war ſo voll, als trüge es ein neues, nie geahntes Eden in ſeinem engen Raume. Er hätte laut aufſchreien mögen in Luſt und Wonne und gleichzeitig bitter weinen mögen in Leid und Schmerz.

Uns fällt dabei unwillkürlich eines der ſchönſten Lieder eines unſerer älteſten Freunde*) ein. Es lautet:

---

*) Ludwig Koßarski, der unter dem Titel: „Hier und dort,“ hundert Lieder eines Erdenpilgers, erſcheinen ließ.

„Geſchwiſter ſind ſie, Schmerz und Freude,
Des Herzens Welt beherrſchen Beide
Mit unbeſchränkter Zaubermacht;
Zwar, wo man ſieht die Schweſter thronen,
Da kann der Bruder nimmer wohnen;
Sie gleicht dem Tag', er gleicht der Nacht.

Doch herrlich, daß in Beider Reichen
Sich alle Unterthanen gleichen,
Verſchwiſtert eben Reich und Arm!
Daß frohe Herzen gern ſich einen
Und trübe gern zuſammen weinen
Iſt Seligkeit in Luſt und Harm."

In dieſer Doppelſtimmung von Schmerz und Freude, von Luſt und Leid kehrte Graſſi nach der Stadt zurück. Alles, was ihn umgab, hatte in ſeinen Augen einen neuen, früher nie gekannten Reiz gewonnen; jede Blume, die ihn anlächelte, fand er noch einmal ſo ſchön als früher. Nie war ihm der Himmel blauer, die Sonne niemals leuchtender als an dieſem Morgen erſchienen, an welchem im lichtloſen Wirrwarr ſeiner Gefühle die erſte Ahnung der Liebe aufgedämmert war.

Er rannte nach Hauſe an die Staffelei und malte in genialen Umriſſen das Bild jener göttlichen Erſcheinung, die ſein ganzes Sein ſo wunderbar umgeſtaltet hatte, daß er gleichſam ein neuer Menſch geworden war. — Die Verzauberungen der Liebe ſind oft ſo groß, daß manch' kalter Froſch ſich durch ſie in einen glühenden Salamander umgewandelt fühlt.

Künſtler lieben glühender als andere Menſchenkinder. Die ideale Welt, in welcher ſie zu leben gewöhnt ſind, wiegt ſie in tauſend feenhafte Träume ein, die ihr ganzes Ich mit dem Blumendufte der Poeſie erfüllen. Jeder Künſtler iſt gleichzeitig auch Poet, wie, umgekehrt, wohl faſt jeder Poet gleichzeitig auch Künſtler ſein muß.

Joſeph Graſſi war eine hochpoetiſche Natur. Er ſchwärmte für ſeine Kunſt mit jener Keuſchheit, die das ſicherſte Kennzeichen echter Künſtlerſchaft iſt und durch welches ſich der Künſtler von Gottes Gnaden von dem Troß der Pfuſcher unterſcheidet. Bei ihm ging die Kunſt nicht nach Brot. Seine Liebe zu ihr war ſo rein, daß er ſich niemals dazu hergab, ſie auf irgend eine Weiſe dadurch zu entheiligen, daß ihm Geld über Ruhm ging. In ſeiner Kunſt fand er reiche Entſchädigung für alle Entbehrungen des profanen Lebens. Der Anblick eines wahrhaft ſchönen Bildes gewährte ihm ſo große Freude, ſolch' ungetrübten Genuß, daß er darüber jeden Kummer, jede Sorge, jede Noth vergaß. Die heilige Kunſt war ſeine Geliebte. Bis dahin hatte er noch niemals für etwas Irdiſches geſchwärmt.

Was aber war's, was ihn jetzt mit ſo magiſcher

Gewalt, mit ſo unwiderſtehlichem Zauber zu Fräulein von Schönberg hinzog? War's ihre Jugend? War's ihre Schönheit? O nein! Das, was ſeine Seele ſo ganz und gar gefangen nahm, war das Mitgefühl, welches unverdientes Leid einflößt. Vom Mitleide bis zur Liebe gibt's oft nur Einen Schritt.

Der entehrte Ruf des unſchuldigen Mädchens hatte ſein Herz mit ſo tiefem Mitleide erfüllt, daß es ihm einen unbeſchreiblichen Genuß gewährte, ihre tiefgebeugte Seele durch den Beiſtand ſeines Troſtes aufzurichten und ihrem gebrochenen Herzen neuen Muth zum Ertragen ihres Mißgeſchicks einzuflößen. Graſſi's Liebe war alſo nicht ſelbſtſüchtig. Er liebte ſie nicht in der Abſicht, von ihr wiedergeliebt zu werden; er liebte ſie nur darum, weil ſie unglücklich und würdig ſeines Troſtes war.

Drei Tage nach jener Begegnung auf dem Friedhofe ſandte ihr Graſſi die getreue Abbildung des Grabhügels ihrer Mutter. Sie ſelbſt hatte er in der Situation gemalt, wie ſie dieſes Grabmal mit friſchen Blumen ſchmückt. Der Brief, der dieſes Bild begleitete, lautete:

„Da nun bald die rauhe Jahreszeit heranrückt, die Sie des Troſtes berauben würde, das Grab Ihrer Mutter täglich wie bisher beſuchen zu können, ſo erlaube ich mir, dieſe heilige Stätte, an welcher Sie ſo manche Thräne kindlicher Liebe und Dankbarkeit vergoſſen haben, in Ihr Haus zu übertragen, damit Sie hier eben ſo gut wie draußen auf dem Friedhofe für die Seelenruhe Ihrer Mutter beten können. — Ich werde mich reich belohnt fühlen, wenn Ihr edles Herz, das unverſchuldet ſo Vieles leiden muß, ſich beim Anblicke dieſes Bildes dann und wann auch Deſſen erinnert, der niemals aufhören wird, an Ihrem Schickſale brüderlichen Antheil zu nehmen.

Joſeph Graſſi."

Beim Durchleſen dieſer Zeilen brach Fräulein von Schönberg in eine Fluth von Thränen aus.

— Ich bin nun nicht mehr unglücklich! rief ſie aus. Weiß ich doch, daß unter den Tauſenden von Menſchen, die mich lieblos verurtheilen, wenigſtens Einer lebt, der eine beſſere Meinung von mir hat und der an meinem unverdienten Looſe brüderlichen Antheil nimmt. Er wird mein Vertrauen nicht mißbrauchen, wie jener Elende, der mich moraliſch getödtet hat, denn in den Augen der Welt bin ich trotz meiner Schuldloſigkeit ein ehrvergeſſenes Geſchöpf, das nichts als Verachtung verdient. Er allein hat Mitleid mit mir! Er allein glaubt nichts von dem Allen, womit Verleumdung mich gebrandmarkt hat. Er allein iſt von meiner Schuldloſigkeit überzeugt. Der Himmel lohne ihm dieſe Wohlthat! Er allein verſöhnt mich mit der ganzen Welt, die ich verachte, weil ſie mich verachtet. Er allein rettet meine Seele vom Abgrunde der Verzweiflung! O Muttter, theure unvergeßliche Mutter, dieſen Engel des Troſtes haſt Du mir geſandt! ſagte Auguſte von Schönberg und preßte ihre Lippen auf den gemalten Leichenſtein. — Und woher kommt es, fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, daß der Anblick dieſes Bildes mir ſo vielen Troſt gewährt? Dieſem Bilde gegenüber fühle ich mich nicht mehr verlaſſen. Meine Mutter und Er ſind bei mir! Ihnen darf ich mein Leiden klagen. Sie allein ſind's, die mir glauben.

In derſelben Sekunde trat Angélique ein. Fräulein von Schönberg zeigte ihr das Bild.

— Hat Ihnen der Papa dies geſchenkt? fragte die Geſellſchafterin.

— Nein, Angélique, es iſt das Geſchenk eines Mannes, den ich eines Morgens am Grabhügel meiner Mutter fand.

— Und wie heißt denn dieſer Mann? fragte die neugierige Schweizerin.

— Dieſe Frage beantworte ich Dir ein anderes Mal. Für heute genüge es Dir zu wiſſen, daß er einer der geachtetſten Künſtler unſerer Stadt iſt.

— Ich warne Sie vor dieſen Mann! ſagte Angélique. Die Herren Künſtler taugen in der Regel noch weit weniger als die Herren Officiere. Nach der traurigen Erfahrung, die Sie gemacht haben, ſollten Sie überhaupt gar keinem Manne trauen.

— Mein Herz ſagt mir, daß jener Mann vielleicht der Einzige iſt, welcher es wahrhaft gut und ehrlich mit mir meint.

— Unſer Herz täuſcht uns ſehr häufig. Folgen Sie der Stimme der Erfahrung! Die Herren der Schöpfung taugen Alle nichts. Selbſt der Beſte unter ihnen verdient kein Vertrauen. Die Männer ſind und bleiben unſer Unglück.

— Sie haben gewiß recht traurige Erfahrungen gemacht?

— In Hülle und Fülle, Fräulein! Das Mannsvolk iſt eine falſche Brut. Auch Ihr Papa macht keine Ausnahme . . .

— Mein Papa? fragte die Tochter hocherſtaunt.

— Schon bei Lebzeiten Ihrer Mutter hatte er mir verſprochen, mich nach deren Ableben zu heirathen. Jetzt, wo ſie todt iſt, denkt er nicht mehr an die Schwüre ſeiner Liebe.

— Seiner Liebe? wiederholte ſie halb verſteint.

— Ei, wundert Sie dies ſo ſehr? Wo gäbe es einen Mann, der noch niemals falſch geſchworen hätte? So lange Ihr Papa in mich verliebt geweſen war, lag er ſtundenlang zu meinen Füßen und winſelte um Gegenliebe. Aber nachdem ich ſo einfältig geweſen war, ſein verliebtes Gewinſel zu erhören, ſetzte er ſich auf's hohe Pferd und ſagte mir, ich ſolle nicht vergeſſen, daß er Hausmarſchall, ich dagegen nur eine Bonne ſei.

— Tröſte Dich darüber, meine gute Angélique! Mein Vater würde Dich eben ſo unglücklich wie meine Mutter gemacht haben, denn er iſt ein herzloſer Egoiſt.

— Und dabei ein höchſt verliebter Narr, der, unter uns geſagt, ſeit Kurzem für Fräulein Hedwig O'Byrn dermaßen ſchwärmt, daß er ſich dadurch bei Hofe und aller Welt geradezu lächerlich macht . . .

— Und woher weißt Du dies Alles?

— Auf ſeinem Nachttiſche habe ich vor ungefähr acht Tagen das ſprechend ähnliche Bild dieſes Hoffräuleins gefunden. Darüber ſtellte ich ihn zur Rede. Glauben Sie, er wäre ſo anſtändig geweſen, es wenigſtens mir gegenüber zu leugnen? O nein! Im Gegentheile brüſtete er ſich damit und hatte den Muth, mir darauf zu erwidern: Vergiß nicht, Liebe, daß Du nur Bonne biſt!

— O, arme Mutter! ſtöhnte die Tochter.

— Und warum bedauern Sie ſie? Ihre Mutter war immer unglücklich geweſen, hauptſächlich ſeit jener Zeit, wo Herr von Agdolo . . .

— Ich befehle Dir, zu ſchweigen, Angélique! Es iſt mir gleichgültig, wie Du über meinen Vater denkſt; aber beleidige nicht meine arme Mutter.

— Auch ſie, Fräulein, hatte ihre Schwächen . . .

— Kein Wort mehr von der Todten! Sage mir vielmehr, wie es möglich geweſen war, Dich ſo weit zu vergeſſen, den Liebesſchwüren meines Vaters noch bei Lebzeiten ſeiner Gattin Gehör zu ſchenken?

— Ihr Papa ließ mir keine Ruhe. Er verfolgte mich Schritt auf Schritt. Als Ihre Mama dies gewahrte, wollte ſie mich Knall und Fall aus dem Hauſe jagen. Da gab es eine entſetzliche Scene. Die arme Frau ſank in Ohnmacht.

— Und mein Vater? fragte das Fräulein.

— Ging gleich darauf in die „Harmonie“.

— Und Du? fragte Fräulein von Schönberg.

— Ich blieb und bedauere noch heute, daß ich damals nicht auf der Stelle fortgezogen war.

Das, was Fräulein von Schönberg ſo eben aus dem Munde ihrer ehemaligen Bonne erfahren hatte, war durchaus nicht geeignet, die Liebe zu ihrem Vater, der ſie haßte, irgendwie zu vermehren. Das Unglück der Mutter ſtand ſo lebhaft vor den Augen der Tochter, daß das Benehmen des Vaters ihr noch weit ſtrafbarer als die Verirrung ſeiner Gemahlin erſchien. Herr von Schönberg hatte ſeine Frau vernachläſſigt; kein Wunder alſo, daß ſie ihm endlich untreu geworden war! Dieſe Schlußfolgerung erſchien ihr ſo richtig, daß ſie keinen Anſtand nahm, ihre Mutter vollſtändig freizuſprechen. Die ſchamloſen Geſtändniſſe ihrer ehemaligen Bonne führten ihr junges, unerfahrenes Herz leider nur allzufrüh zu der troſtloſen Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl der Ehen eben ſo unglücklich iſt, als jene ihrer Eltern es geweſen war. Sie bekam Abſcheu vor der Ehe. Sie gelobte ſich, ledig zu bleiben. Jeder Mann erſchien ihr eben ſo verächtlich wie ihr Vater, der ſeiner Frau mit dem Beiſpiele der Untreue vorangegangen war und ſie erſt durch Vernachläſſigung dahin gebracht hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. — Dieſe Trugſchlüße erzeugten in ihr Erbitterung. Sie haßte ihren Vater jetzt faſt eben ſo ſehr, als ſie von ihm gehaßt wurde. Sie bemühte ſich, ihm überall auszuweichen. Sie zog es vor, lieber allein, als in der Geſellſchaft ihres Vaters zu ſein, der ſeinerſeits ſie durchaus nicht vermißte und ſich wenig oder gar nicht um ſie bekümmerte. — Mehr und mehr zog ſie ſich von der Außenwelt zurück und wurde endlich ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, daß ſie, kaum achtzehn Jahre alt, ſchon ganz und gar Miſanthrop und Männerfeindin war. Die Urſachen, die ſie dazu verleitet hatten, waren ſolcher Art geweſen, daß ihr Menſchenhaß und ihre Abneigung gegen die Männerwelt leider nur allzuſehr gerechtfertigt erſchien.

Ihre einzige Erholung beſtand in Lektüre. Tage und Nächte hindurch las ſie franzöſiſche Romane, die ihrem äußerſt lebhaften Geiſte eine höchſt gefährliche Richtung gaben. Endlich las ſie Voltaire und Rouſſeau. Die „neue Heloiſe" des Letztgenannten ſteckte ihr Herz mit Grundſätzen an, die durchaus nicht geeignet waren, die Unruhe ihres Geiſtes zu beſchwichtigen und ihre aufgeregte Einbildungskraft zu beruhigen. Ein Mädchen, das ſich ſelbſt erzieht, wird nur ſelten ein Muſter guter Erziehung ſein.

Der einzige Mann, gegen den ſie damals keine Abneigung empfand, war Joſeph Graſſi. Obgleich ſie ihn ſeit der Begegnung auf dem Friedhofe nicht mehr geſehen hatte, dachte ſie doch immer nur an ihn und an den Troſt, welchen er ihr in ſo reichem Maße geſpendet. Täglich hätte ſie ihn ſehen und ſprechen mögen, um ihm zu ſagen, wie ſehr ſie ihn achte. Er war der Einzige, der ihr imponirte. Die Zurückhaltung, die er ihr gegenüber beobachtete, flößte ihr täglich mehr Hochachtung für ihn ein.

Auch Graſſi's Neigung zu ihr wurzelte in der Achtung, die er für ſie hegte. In ſeinen Augen war ſie eine Märtyrerin, welche um ſo mehr Mitleid verdiente, da ſein Herz ihm ſagte, daß ſie unſchuldig ſei. Die Züge ihrer engelholden Schönheit hatten ſich ſo tief in ſeine Seele eingeprägt, daß ſie Tag und Nacht in der ganzen Glorie ihrer Anmuth vor ihm ſtand. Aus dem Gedächtniſſe malte er Fräulein von Schönberg als heilige Jungfrau, und als er bald darauf ſein Bild öffentlich aufſtellte, erregte es ſo allgemeine Bewunderung, daß halb Dresden von der Schönheit dieſes Meiſterwerks begeiſtert und entzückt war. Bald ahnte die ganze Stadt, wer das Urbild dieſer Madonna ſei.

Eines Tages, als Fräulein von Schönberg in Angélique's Begleitung die Ausſtellung beſuchte, um das vielbewunderte Muttergottes-Bild zu ſehen, war ſie von dem Zauber desſelben ſo ſehr überraſcht, daß ihr Herz in dieſem Augenblicke ſtolzer Freude allen Kummer vergaß.

— Bin ich denn wirklich ſo ſchön? wagte ſie ihre Begleiterin zu fragen.

— Es muß doch ſo wohl ſein, antwortete Angélique mit einem Anfluge von Neid, denn alle Welt erſtaunt über die große Aehnlichkeit . . .

Fräulein von Schönberg begann nun in dieſem Bilde ſich ſelber zu bewundern. Der Triumph, den Graſſi's Kunſt ihr bereitet hatte, erfüllte ſie mit dem Bewußtwerden ihrer Schönheit.

— Wenn dieſes Bild mir wirklich ähnlich iſt, dann muß ich hübſcher ſein als ich geglaubt habe, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Wie aber iſt es ihm möglich geweſen, mich ſo gut zu treffen, da er mich nur ſo ſelten geſehen hat? Die Anmuth dieſes Bildes erfüllt mich mit ſo gerechtem Stolze, daß ich den Maler dafür umarmen möchte.

— Kommen Sie, liebes Fräulein, ſagte Angélique. Es paßt ſich nicht, daß Sie wie gebannt vor Ihrem Bilde ſtehen und nicht müde werden, ſich ſelber anzuſtaunen. Ueberlaſſen Sie dies lieber Andern!

— Ja, ja, gehen wir, Angélique, denn je länger ich dieſes Bild betrachte, deſto mehr drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß der Schöpfer desſelben ein Anrecht auf meine ewige Dankbarkeit hat.

In dem Augenblicke, als Fräulein von Schönberg den Saal verließ, ſtand am Ausgange desſelben Joſeph

Graſſi. Er grüßte das Original ſeines Bildes. Sie eilte auf ihn zu, reichte ihm die Hand und vermochte, freudig bewegt, nur durch Thränen die Gefühle ihres Dankes auszuſprechen.

Seit jenem Augenblick war ſie beruhigt. Denn ſelbſt im größten Leide hat der Gedanke ſchön zu ſein, etwas Tröſtendes.

Vierzehntes Kapitel.

Am 8. Mai des Jahres 1796 feierte Auguſte von Schönberg ihren neunzehnten Geburtstag. Schon Mancher hatte ſich um die Hand der reichen Erbin beworben, aber Keinem von Allen war es gelungen, das Herz der jungen Männerfeindin zu bekehren. Es genügte ihr, für einen Künſtler zu ſchwärmen, deſſen Liebe, rein wie Gold, ſie für den Haß des Vaters und für die Verachtung der Welt ſo reichlich entſchädigte, daß ſie jedes andere Glück entbehren zu können glaubte.

Ganz anderer Anſicht war ihr Vater.

— Es iſt Zeit, daß Du heiratheſt, ſagte er ihr am Tage ihres Geburtsfeſtes. Du wirſt täglich älter und fällſt mir immer mehr und mehr zur Laſt. Jetzt hat ſich endlich ein Mann gefunden, der mir zuſagt. Ihn mußt und wirſt Du heirathen!

— Und wie nennt ſich dieſer Mann? fragte die Tochter.

— Graf Rechus Auguſt zu Lynar. Er iſt Erbherr der freien Standesherrſchaft Lübbenau in der Ober-Lauſitz und ſteht in dem Rufe, ein eben ſo reicher, als liebenswürdiger Cavalier zu ſein. Er iſt nur vier Jahre älter als Du und beſitzt alle Eigenſchaften, Dich glücklich zu machen. Ich habe die Bekanntſchaft dieſes jungen Mannes in der „Harmonie“ gemacht und das feine Benehmen desſelben hat mir dergeſtalt gefallen, daß ich ihn eingeladen habe, morgen Mittag unſer Gaſt zu ſein.

— Und woraus, lieber Vater, ſchließen Sie, daß dieſer Mann mich heirathen will?

— Ich ſchließe es hauptſächlich daraus, daß er nur Deinetwegen, wie er mir geſagt, nach Dresden gekommen iſt.

— Hat er mich ſchon irgendwo geſehen?

— Nein! Bis jetzt kennt er Dich nur aus einem Bilde, das unlängſt zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes — ich weiß nicht mehr wo? — ausgeſtellt geweſen war. Der Graf wandte ſich an den Maler dieſes Bildes, lud ihn zu ſich nach Lübbenau ein und erfuhr durch ihn, daß das Modell ſeiner Madonna das ſchönſte Mädchen von ganz Dresden — der galante Pinſel meinte damit Dich! — Fräulein Auguſte Charlotte von Schönberg iſt. Er verliebte ſich in Dein Bild und bot dem Maler — er heißt Graſſi, wenn ich nicht irre — erſt fünfhundert, endlich ſogar tauſend Thaler für ſein Werk. Der Narr erklärte, daß er feſt entſchloſſen ſei, es um keinen Preis der Welt zu verkaufen. Der Graf zu Lynar, der durch dieſe Weigerung um ſo neugieriger geworden war, das Original dieſes Bildes kennen zu lernen, beſchloß nun, nach Dresden zu reiſen, um hier Deine perſönliche Bekanntſchaft zu machen und, falls Du ihm eben ſo gut, wie Dein Bild gefallen ſollteſt, ſich um Deine Hand zu bewerben.

— Ich erkläre Ihnen im Voraus, lieber Vater, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, mich niemals zu verheirathen.

— Biſt Du toll? fragte der Hausmarſchall. Glaubſt Du, ich hätte nichts Beſſeres zu thun, als ewig Dein Hüter zu ſein? Du gehſt in's Zwanzigſte und mußt endlich heirathen.

— Ich hoffe nicht, lieber Vater, daß Sie Ihre Liebloſigkeit gegen mich ſo weit treiben werden, mich zu zwingen, Jemanden zu heirathen, den ich nicht liebe.

— Du haſt ihn ja noch nicht geſehen und kannſt alſo auch nicht wiſſen, ob er Dir mißfallen werde. Ich habe ihn deshalb eingeladen, damit auch Du ihn kennen lerneſt. Graf Lynar wird Dir ſicher gefallen . . .

— Doch wenn er mir nicht gefiele?

— Müßteſt Du ihn trotzdem heirathen, denn erſtens iſt er Graf und zweitens hat er Geld, viel Geld, ſehr viel Geld!

— Und glauben Sie, mein Vater, daß Geld allein uns Frauen glücklich machen kann?

— Natürlich glaube ich dies ganz beſtimmt; denn was wäre Liebe ohne Geld? Einer meiner erlauchten Vorfahren, der Marſchall Friedrich von Schönberg, pflegte zu ſagen: „Liebe ohne Geld ſei ein Bild ohne Rahmen.“

— Geld ohne Liebe wäre demnach ein Rahmen ohne Bild?

— Du biſt ſehr albern, gutes Kind! Aergere Deinen alten Vater nicht und folge ihm! Graf Lynar muß Dein Mann werden und damit Punktum! ſagte der Hausmarſchall und kehrte in ſein Zimmer zurück.

— Mein Vater will mich verhandeln wie eine Waare, welche er um jeden Preis loszuwerden wünſcht. Was fragt er danach, ob ich glücklich oder unglücklich bin? Aber welch' eine wunderbare Fügung des Geſchicks! Jenes Bild, das mich ſo namenlos glücklich gemacht, ſoll die Urſache meines Unglücks werden. O hätte Graſſi mich nie gemalt!

Angélique erſchien, um ihrer jungen Herrin den Beſuch des Fräuleins von Gumppenberg anzumelden.

Dieſer Beſuch kam ihr ſo ganz unerwartet, daß ſie neugierig war, zu erfahren, in welcher Abſicht ſie gekommen ſei.

Einen Augenblick ſpäter trat Judith ein.

— Ich bin hierher geeilt, um Ihnen eine hochwichtige Mittheilung zu machen, welche, wie ich hoffe, Sie angenehm überraſchen wird.

— Ich bitte, liebes Fräulein, erzählen Sie . . .

— Kennen Sie den Maler Joſeph Graſſi?

— Allerdings kenne ich ihn . . .

— Dieſer Mann hat Ihre Ehre gerächt, fuhr Judith fort.

— Wie ſo und wodurch? fragte ſie hocherſtaunt.

— Er hat nicht eher geruht, bis die Infamie jenes elenden Prieſters durch ihn vollſtändig entlarvt worden iſt. Durch das Geſtändniß der Beſitzerin jenes öffentlichen Hauſes, an deſſen Schwelle Pater Limpacher Sie getroffen hatte, iſt es jetzt erwieſen, daß Sie das Innere jenes Hauſes gar nicht betreten haben und daß Pater Limpacher — ein Stammgaſt jenes Orts der Schande — ein frecher Verleumder, ein ehrvergeſſener Sünder iſt, der in Folge eines entſcheidenden Schritts, welchen Graſſi zur Herſtellung Ihrer gebrandmarkten Ehre für unumgänglich nothwendig fand, vor zwei Stunden ſeinen Abſchied und gleichzeitig den Befehl erhalten hat, innerhalb acht und vierzig Stunden Dresden und das Kurfürſtenthum Sachſen zu verlaſſen. Ihre Ehre ſteigt jetzt wie ein Phönix aus der Aſche empor. Sie ſind nunmehr glänzend gerechtfertigt, und ich bin ſtolz darauf, die Erſte zu ſein, die Ihnen dieſe frohe Botſchaft bringt.

— Gott iſt gerecht! rief Fräulein von Schönberg.

— Und Joſeph Graſſi iſt ein Ehrenmann! ſetzte Judith hinzu.

— Der Himmel vergelte ihm den Dienſt, den er mir geleiſtet, flehte die Tochter des Hausmarſchalls, deren Antlitz ſich verklärte. Ewig, ſchwur ſie, bleibe ich die Schuldnerin dieſes Ehrenmanns!

— Ich eile von Ihnen nach Pillnitz zur Kurfürſtin, um auch ihr die Nachricht von der Entlaſſung ihres Beichtvaters zu überbringen, ſagte Judith, umarmte Fräulein von Schönberg und kehrte nach ihrem Wagen zurück, der ſie nach Pillnitz brachte.

Am nächſten Tage folgte Graf Lynar der Einladung des Hausmarſchalls, der den zukünftigen Schwiegerſohn mit dem ganzen Aufgebote kriechender Aufmerkſamkeit empfing. Er führte ſeinen Gaſt durch eine lange Reihe von Zimmern, um ihm den Reichthum ſeiner Einrichtung zu zeigen. Graf Lynar war Weltmann genug, um deſſen Abſicht ſofort zu errathen und ihn durch ein Paar ſpottbillige Schmeicheleien augenblicklich für ſich einzunehmen.

— Sie ſind eingerichtet wie ein Fürſt, ſagte Lynar.

— Ihre Nachſicht beſchämt mich, entgegnete Schönberg.

— Aber wo iſt denn Ihre Tochter? fragte der Graf, der kaum erwarten konnte, das Original jenes Bildes kennen zu lernen.

— Wahrſcheinlich iſt ſie noch mit ihrer Toilette beſchäftigt, meinte der Hausmarſchall.

— Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, Excellenz, wie ſehr ich begierig bin, die Bekanntſchaft Ihrer Tochter zu machen.

— Dies glaube ich um ſo lieber, weil ich im Voraus überzeugt bin, daß mein Guſtchen Ihnen ſicher gefallen wird.

— Wenn ich daran gezweifelt, wäre ich ſchwerlich nach Dresden gekommen.

— Wenn's Ihnen gefällig iſt, wollen wir nun zu Tiſche gehen.

— Ich ſage Ew. Excellenz im Voraus, daß ich bei ganz vortrefflichem Appetite bin.

— Deſto beſſer, deſto beſſer! entgegnete der Hausmarſchall, ſeinen Gaſt in's Speiſezimmer führend, wo der Tiſch mit vier Couverts gedeckt war.

Die ehemalige Bonne machte die Honneurs.

— Angélique, fragte Herr von Schönberg, wo ſteckt denn meine Tochter?

— Sie bedauert unendlich, nicht erſcheinen zu können . . .

— Warum nicht? fragte der aufgebrachte Vater.

— Weil ſie plötzlich erkrankt iſt und auf Befehl des Arztes das Bett nicht verlaſſen darf.

— Das iſt nur Bosheit von ihr! ſchrie Herr von Schönberg, der ſeine Faſſung verlor. O glauben Sie ja nicht, lieber Graf, daß ſie krank iſt. Ich kenne ihren Eigenſinn, ihre Halsſtörrigkeit! Sie iſt das Seitenſtück ihrer Mutter. Der Teufel kann mit ihr auskommen.

— Jeden Andern würde dies vielleicht abſchrecken, mich dagegen reizt dies Alles nur noch mehr, die Bekanntſchaft dieſes kleinen Eigenſinns zu machen, denn nichts iſt pikanter als etwas Widerſpruch. Ein weibliches Weſen, das ſich willig jeder Laune fügt und jedem Winke gehorcht, muß auf die Länge der Zeit langweilig werden. Etwas Oppoſition, Excellenz, ſchadet durchaus nichts!

— Dann wird Ihnen meine Tochter gewiß mehr als jede Andere gefallen!

— Das hoffe ich, ſagte der Graf, der in ſeinen Anſichten und Empfindungen etwas Sonderling war. Widerſpruch verleiht der Einförmigkeit der Ehe die durchaus nothwendige Würze der Abwechslung. Ein Weib, das ewig lächelt und niemals ſchmollt, iſt der Gefahr ausgeſetzt, ſehr leicht monoton zu werden. Doch um von etwas Anderm zu reden! Ew. Excellenz ſcheinen einen vortrefflichen Koch zu haben . . .

— Ich habe keine Urſache, mit ihm unzufrieden zu ſein.

— Wahrlich, darum beneide ich Ew. Excellenz. Ein erleuchteter Kochkünſtler iſt heutzutage eine faſt eben ſo ſeltene und geſuchte Waare, wie ein aufgeklärter Staatsminiſter. Unſer großes Vaterland hat eine haarſträubende Menge von Kochſudlern und Dutzend-Miniſtern, leider aber eben ſo wenig einen Vatel, als einen Cardinal Richelieu aufzuweiſen. — Apropos, theure Excellenz, hat Ihre Tochter, die ich zu heirathen wünſche, vor mir vielleicht ſchon irgend einen Andern geliebt?

— Meine Tochter, lieber Graf, iſt unter der Aufſicht dieſer Dame mit ſo klöſterlicher Strenge erzogen worden, daß ſie den Begriff der Liebe bis jetzt nur vom Hörenſagen kennt. Habe ich Recht, Angélique, oder irre ich mich? fragte Herr von Schönberg die Schweizerin, welche bis dahin pflichtſchuldig geſchwiegen hatte.

— Fräulein von Schönberg, erklärte die cidevant Bonne, iſt ein Muſterbild weiblicher Unſchuld, und ich gratulire jedem Manne, welchem das hohe Glück zu Theil wird, eine ſolche Frau zu finden.

— Ich danke für Ihre gütige Auskunft! ſagte der Graf zu Angélique, deren Aeußeres ihm ſehr zu gefallen ſchien. In Ihrer Jugend, fügte er mit ziemlich unverſchämter Nonchalance hinzu, müſſen Sie verteufelt hübſch geweſen ſein.

Angélique gab ſich Mühe, zu erröthen. Es wollte ihr nur theilweiſe gelingen.

— Sie ſcheinen in puncto puncti Kenner zu ſein, liebſter Graf, antwortete der Hausmarſchall mit fauniſchem Lächeln. — Angélique war wirklich gar nicht übel und hatte, mit Erlaubniß zu ſagen, tauſend Teufel im Leibe.

— Woher, Excellenz, beziehen Sie dieſen Rothwein? fragte der Graf, ſein Glas bis zur Höhe ſeiner Augen erhebend, um die durchſichtige Farbe desſelben zu prüfen.

— Ich beziehe ihn direct aus Bordeaux, entgegnete der Hausmarſchall, der ſich durch dieſe Frage bis auf's Mark ſeiner Knochen geſchmeichelt fühlte.

— Ich habe, aufrichtig geſagt, ſchon weit beſſern getrunken, erklärte der Graf mit bedauernswürdiger Unverſchämtheit, die — beiläufig erwähnt — eine der hervorragendſten Eigenheiten ſeines Characters war. Wie alt ſind Sie, meine Liebſte? fragte er dann die ehemalige Bonne.

— Ich gehe in's Dreißigſte, erwiederte Angélique.

— Ja, ja, lieber Graf, älter iſt ſie wirklich nicht. Angélique war noch blutjung geweſen, als ſie ein Jahr vor dem Tode meiner Frau in unſer Haus kam.

— Iſt es wahr, Excellenz, daß Ihre Ehe mit der Comteſſe keine glückliche geweſen war? fragte der Schwiegerſohn in spe.

— Ich habe niemals ein Geheimniß daraus gemacht. Meine Frau hatte tauſend gute Eigenſchaften, aber einen Fehler, der ſie Alle überſtrahlte: ſie war über alle Beſchreibung kokett. Das Bedürfniß, Allen zu gefallen, war Schuld an dem Unglück unſerer Ehe.

— Allen Reſpekt vor dieſem Truthahn! rief Graf Lynar, deſſen Geiſt ſich niemals allzulang mit einem und demſelben Gegenſtande zu beſchäftigen gewohnt war. Apropos, iſt es wahr, daß einer Ihrer Vorfahren Papſt geweſen iſt?

— Wenigſtens war er nahe daran, es zu werden, denn er hatte die Ehre, Cardinal zu ſein.

— Als Urahn unſeres Hauſes glänzt jener Graf Rochus zu Lynar, welcher franzöſiſcher General-Kriegs-Commiſſär — Ihr Truthahn iſt wirklich höchſt beachtenswerth! — und Inſpector ſämmtlicher Feſtungen Frankreichs — ich bitte noch um etwas Sauerkraut! — General-Major und Geſandter am kurbrandenburgiſchen Hofe geweſen war. Im Jahre 1570 wurde er kurſächſiſcher Obriſt-Artillerie-Meiſter und General-Baudirector, acht Jahre ſpäter kurbrandenburgiſcher General der Artillerie, wie auch Zeug- und Baumeiſter. Am 22. December 1596 ſtarb er in der Feſtung Spandau.

— Was hatte er denn verbrochen? fragte der bernirte Hausmarſchall.

— Nichts, gar nichts hatte er verbrochen. Er ſtarb dort als Geheimer Rath und Kammer-Director. Mais revenons à nos moutons, ſagte der Graf zu ſeiner Tiſchnachbarin. Je länger, ma chère, ich Sie betrachte, deſto mehr gefallen Sie mir. Woher ſind Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich bin aus Lauſanne, antwortete Angélique.

— Wenn die Heirath zwiſchen mir und Fräulein von Schönberg zu Stande kommt, dann müſſen Sie jedenfalls mit uns nach Lübbenau.

— Ich habe durchaus Nichts dagegen, erklärte der Hausmarſchall.

— Schade, daß Ihr Fräulein Tochter gerade heute krank iſt! Noch niemals habe ich — ehrlich geſagt! — ſo viel Luſt zum Heirathen in mir verſpürt, als gerade heute. Denn dazu iſt Unſereins eben nicht jeden Tag aufgelegt. Wie heißen Sie denn, liebes Kind? fragte er ſeine Nachbarin.

— Ich heiße Angélique, antwortete die Schweizerin.

— Dieſer Name erinnert mich an eine franzöſiſche Kunſtreiterin, der ich kurze Zeit — faute de mieux! — den Hof gemacht. Sie war zwar nicht ſo hübſch, aber viel jünger als Sie. Doch gibt es Frauen, die erſt dann, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, genießbar werden. Sie gleichen darin dem Rheinweine, welcher, jung genoſſen, ſehr leicht Säure und Sodbrennen verurſacht. — Ein anderer meiner Vorfahren, Graf Rochus Friedrich, war däniſcher Geheimer Conferenz-Rath, Statthalter von Oldenburg und Delmenhorſt, wie auch Ritter des Elephanten-Ordens. Vorher war er Geſandter in Stockholm und in Petersburg geweſen. Unſere Familie, Excellenz, hat zwar keine Cardinäle, aber viele grundgeſcheidte Staatsmänner aufzuweiſen. Ich, für meinen Theil, begnüge mich mit dem Bewußtſein, reich zu ſein, und verzichte mit Vergnügen auf jede Gattung von Ehrgeiz. Das höchſte aller irdiſchen Güter iſt ein geſunder Magen, eine ungeſtörte Verdauung. Wenn ich heirathe, Excellenz, geſchieht es hauptſächlich nur darum, um jeder unnützen Aufregung vorſichtig aus dem Wege zu gehen und Alles zu vermeiden, was das Gleichgewicht meines Magens ſtört und ihn den Gefahren einer Indigeſtion preisgibt. Alle Uebel der Welt ſind meiner Anſicht nach nur Folgen eines ausgehungerten oder überladenen Magens.

— Sie gefallen ſich in geiſtreichen Paradoxen, meinte Angélique.

— Ich ſage ſtets nur Das, was ich fühle, und bekümmere mich wenig oder gar nicht darum, ob ich dadurch Anſtoß errege, oder nicht. Beſitze ich wirklich eine gute Eigenſchaft, ſo iſt es ſicher keine Andere, als die, daß es mir vollſtändig gleichgiltig iſt, ob die große Maſſe mich für ein Genie oder für einen Dummkopf hält. Mir genügt es, überzeugt zu ſein, daß ich eben ſo wenig das Eine als das Andere bin. — Ich komme noch einmal auf Ihren Rothwein zurück. Je mehr ich davon trinke, deſto mehr drängt ſich mir die traurige Gewißheit auf, daß Ew. Excellenz damit maßlos angeführt worden ſind. Solche Weine möchte ich nicht dem ärgſten meiner Feinde vorſetzen, ohne in den Verdacht zu gerathen, ihn damit — verzeihen Sie mir meine ungeſchminkte Aufrichtigkeit! — vergiften zu wollen. Ihr Weinlieferant müßte von Rechtswegen gehenkt werden.

— Ich habe noch Andere im Keller, erklärte Herr von Schönberg.

— Nach dieſem Vorläufer, Excellenz, fühlt ſich mein Magen keineswegcs aufgelegt, die Bekanntſchaft ſeiner Nachfolger zu machen. Verbrannte Zungen, Excellenz, ſcheuen das Feuer. Alle Hochachtung für Ihre reſpektable Küche! Ihr Keller aber ſteht unter Null!

— Ich hoffe, lieber Graf, daß Sie mir deshalb nicht zürnen werden . . .

— O durchaus nicht! Abèr hätte ich ahnen können, daß Sie Ihrem zukünftigen Schwiegerſohne ſolche Weine vorzuſetzen im Stande ſind, wer weiß, ob ich auf die Hand Ihrer Tochter nicht gleich im Voraus Verzicht geleiſtet hätte.

— Sie werden meiner Tochter außerordentlich zuſagen, entgegnete der Hausmarſchall mit jenem nichtsſagenden Lächeln, das ſeiner ohnehin geiſtloſen Phyſiognomie etwas Urkomiſches verlieh.

— Ob ich meiner zukünftigen Gemahlin gefalle oder nicht, iſt Nebenſache. Hauptſache iſt, daß ſie mir zuſagt.

— Auch mein Guſtchen, erwiederte Herr von Schönberg, hat große Anlagen zu Allem, was man unter Malice verſteht. Auch darin gleicht ſie ihrer ſeligen Mutter, die, trotz allen Anſcheins von Sanftmuth, bisweilen ſehr boshaft geweſen war.

— Ich rede nur ungern von Todten! Sagen Sie mir, ſchöne Angélique, ſind die blonden Zöpfe, die Sie tragen, echt oder falſch?

— Es gibt Fragen, Herr Graf, die, aufrichtig geſagt, keine Antwort verdienen.

— Die Gereiztheit dieſer Antwort beweiſt, daß Sie falſche Zöpfe tragen.

— Es kann mir gleichgiltig ſein, was Sie davon glauben.

— Wer ſich ärgert, hat immer Unrecht! erklärte der Sonderling, dem es Bedürfniß war, vorzugsweiſe durch Impertinenz zu verblüffen.

Gewiſſen Frauen gegenüber imponirt man damit; Grobheit hat mehr Reiz für ſie als Schmeichelei. Es gibt mehr als einen Mann, der den größten Theil ſeiner Siege einzig und allein ſeiner Unverſchämtheit zu verdanken hat. Zu dieſen Leuten gehörte Graf Lynar. In den Augen dieſes Cavaliers war Beſcheidenheit geradezu ein Fehler. Schmeicheleien ſagen kann heutzutage jeder Ladenſchwengel, impertinent aber können nur Cavaliere ſein. Es liegt in dieſer Anſchauung ſo viel Wahres, daß Jeder, der ganz ſo wie Graf Lynar denkt, dies unbedingt unterſchreiben wird.

Nach der Mahlzeit entfernte ſich Angélique.

Als der Graf mit dem Hausmarſchall allein war, ſagte er zu ihm:

— Dieſe Blondine, auf Ehre, gefällt mir! In der blauen Tiefe ihrer Augen ruht ein namenloſer Reiz, der uns ſyrenenartig in die Tiefe dieſes Meeres hinablockt. In ihrem ganzen Weſen ruht ein gewiſſes Etwas, das wie Champagner prickelt und Jeden, der ihn ſchlürft, angenehm berauſcht. Trotz ihrer dreißig Jahre mouſſirt ſie noch immer wie junge Kohlenſäure. Nun aber, Excellenz, muß ich Sie verlaſſen.

— Und warum? fragte Herr von Schönberg.

— Im Hôtel, in welchem ich wohne, erwartet mich eine junge Polin, der ich verſprochen habe, ſie heute in's Theater zu begleiten. Auch Cavaliere müſſen bisweilen Wort halten, zumal Solchen gegenüber, die ſo ſchön, ſo jung und pikant wie meine kleine Polin ſind. Sie heißt Lodoiska und braucht Geld. Dem Unglück muß man hilfreich beiſtehen. Das iſt Grafen- und Cavalierpflicht! Wann darf ich Sie wieder beſuchen? fragte Lynar.

— Sobald meine Tochter wieder wohl iſt, werde ich Sie um die Ehre Ihres Beſuches bitten.

— Ich komme, ſo oft Sie wünſchen. Nur um Eines möchte ich bitten . . .

— Und was wäre dies? fragte der Hausmarſchall.

— Schaffen Sie ſich beſſern Rothwein an! ſagte Graf Lynar, nahm ſeinen Hut und empfahl ſich.

— Mein zukünftiger Schwiegerſohn iſt ein Flegel erſter Sorte, brummte Herr von Schönberg und begab ſich zu ſeiner Tochter.

Fräulein von Schönberg lag im Bette. Als ſie die Schritte ihres Vaters hörte, drückte ſie die Augen zu und ſpielte die Schlafende. Ziemlich unſanft weckte er ſie.

— Was fehlt Dir? fragte er theilnamlos.

— Der Arzt meint, ich hätte Fieber . . .

— Du lügſt! Dir fehlt gar nichts! Du biſt geſund wie ein Fiſch! Du ſtellſt Dich krank, um nicht Deinen Bräutigam zu ſehen. Aber ewig kannſt Du nicht krank bleiben und ſobald Du wieder geſund biſt, mußt Du heirathen, ſage ich Dir.

— Und wer will mich dazu zwingen?

— Der, welcher leider Gottes Dein Vater iſt! Widerſetze Dich nicht länger meinem Willen. Weigerſt Du Dich, dem Grafen Deine Hand zu reichen, dann jage ich Dich aus dem Hauſe, denn Deine Aufführung war bisher eine Solche geweſen, die dem Namen unſerer Familie wahrlich keine Ehre gemacht.

— Vater! rief das tiefgekränkte Kind.

— Schweige, Taugenichts! rief der Mann ohne Mitleid. Die Schande, die Du meinen grauen Haaren gemacht, kannſt Du nur dadurch reinwaſchen, daß Du dem Grafen Lynar — gleichviel ob Du ihn liebſt oder nicht! — in längſtens drei Tagen Deine Hand reichſt.

— Iſt dies Ihr feſter, unabänderlicher Wille? fragte die Tochter.

— Ja, ja und zehn Mal ja! erklärte der herzloſe Vater.

— Gut, dann will ich ihn heirathen, ſagte Fräulein von Schönberg, aber wehe ihm, wenn er mich unglücklich macht! Meine Rache wird dann ihn nicht allein, ſie wird auch Jenen treffen, der mich zu dieſer Ehe gezwungen hat.

— Du machſt Dich lächerlich, liebes Kind! Ich fürchte Deine kindiſche Drohung nicht. Heirathe und mache dann, was Du willſt. Morgen Abend ſoupirt er bei uns. Du wirſt ihn kennen lernen und Dich überzeugen, daß er kein Monſtrum iſt.

— Vater, vor der Hochzeit mag ich ihn nicht ſehen. Es iſt mir gleichgiltig, wie er ausſieht. Lieben kann ich ihn doch nicht!

— Das wird ſich finden, Starrkopf! entgegnete der Vater. Unmöglich kann ich von ihm verlangen, daß er die Katze im Sack kaufen und heirathen ſoll, ohne Dich vorher geſehen zu haben.

— Gut, Vater, er ſoll mich ſehen! Ich bin nun zu Allem bereit, um Sie von der Laſt zu befreien, noch fernerhin für mich ſorgen zu müſſen. Mit Freuden verlaſſe ich das väterliche Haus, in welchem ich tauſend Demüthigungen ruhig erduldet habe.

— Du biſt ein liederliches, undankbares Geſchöpf. Du haſt weder Moral noch Religion! Du biſt ſo falſch, daß jedes Deiner Worte eine ſchamloſe Lüge iſt. Der Anblick Deiner Züge ruft mir täglich auf's Neue zu: Du biſt nicht Fleiſch meines Fleiſches, Du biſt nicht meine Tochter!

Die Aermſte brach in Thränen aus.

— Auch Deinen Thränen glaube ich nicht. Dein Herz iſt ſo ſchlecht und verwahrloſt, daß ſelbſt Dein Schmerz nichts als Lüge und Verſtellung iſt. Aber glimmt noch ein Funke von Pflichtgefühl in Dir, dann beweiſe es mir dadurch, daß Du Dich meinem Willen fügſt und den Mann heiratheſt, den ich für Dich auserkoren habe, ſagte der Hausmarſchall, ging und warf hinter ſich die Thür mit ſolcher Heftigkeit zu, daß die Fenſter klirrten.

Weinend warf ſie ſich auf's Sopha. Jedes dieſer liebloſen Worte hatte wie ein vergifteter Pfeil ihr junges Herz durchbohrt und eine tödtliche Wunde zurückgelaſſen für's ganze Leben. Der Haß des Vaters ruhte wie ein Fluch auf ihr.

Angélique erſchien, um ſie zu tröſten.

— Ihr Vater iſt ein grauſamer Unmenſch, ſagte ſie zu ihrer jungen Freundin. Er verdient ſolch' einen Engel nicht! Tröſten Sie ſich, weinen Sie nicht! Graf Lynar iſt ein Mann, mit dem ſich leben läßt. Er iſt Cavalier; er iſt Gentleman. Sie werden ſich an ihn gewöhnen.

— Niemals! Niemals! erklärte das unglückliche Geſchöpf.

— Sein Reichthum wird Sie für Manches, was Sie vermiſſen werden, reichlich entſchädigen. Der Luxus, mit welchem er Sie umgeben will, wird die Kluft, die Ihr Herz von dem ſeinigen trennt, mit Roſen überſtreuen. Wie oft im Leben geſtaltet ſich eine ſogenannte Vernunft-Heirath weit glücklicher als manche Heirath aus Liebe? Liebe, Fräulein, iſt etwas höchſt Vergängliches: ſie zieht wie ein Traum vorüber; aber nichts im Leben iſt bitterer, als das Erwachen aus dieſem Traume. Wohl, Fräulein, ahne ich, wen Sie lieben, aber fragen Sie ſich, ob es möglich iſt, daß ein armer Künſtler jemals in die Lage kommen kann, Sie heirathen zu können. Entſagen Sie alſo jenem ſüßen Traume und heirathen Sie lieber den Grafen, der Ihnen eine glänzende Zukunft ſichert.

— Ihn, Angélique, werde ich niemals vergeſſen.

— Wer verlangt denn das von Ihnen? Glauben Sie, daß Sie die Einzige ſind, deren Herz an der Bruſt ihres Gatten glühend für einen Andern ſchlägt? An ſolchem Kummer ſterben nur Wenige. Einmal verheirathet, werden auch Sie ſich daran gewöhnen, und — eine ſtille Liebe im Herzen! — vielleicht glücklicher ſein als manche Andere, die Sie um die Wonne dieſes Kummers beneiden wird.

— Wo aber werde ich eine Freundin wie Dich wiederfinden, in deren Seele ich die ganze Fülle meines Grames ausſchütten darf? Wer verſteht mich ſo wie Du?

— Und glauben Sie denn, daß ich in dem Augenblicke, wo Sie mehr als jemals meines Rathes bedürfen, Sie verlaſſen würde? Auch Ihr Vater wünſcht, daß ich Sie nach Lübbenau begleite und auch fernerhin bei Ihnen bleibe.

— Und wollteſt Du mir wirklich dieſes Opfer bringen?

— Iſt's denn ein Opfer, einem Weſen, das man liebt, überall zu folgen, wohin es vom Schickſale gerufen wird? Ich liebe Sie wie meine Schweſter und bin bereit, Alles zu thun, was Sie tröſten und zerſtreuen kann. Nun bitte ich Sie aber auch recht herzlich, Vernunft anzunehmen und dem Grafen Ihre Hand zu reichen. Heirathen Sie ihn und lieben Sie meinetwegen jeden Andern.

— Was aber wird jener Unglückliche ſagen, der mich liebt, der mich anbetet?

— Auch er, Fräulein, wird ſich tröſten und früher oder ſpäter Ruhe in den Armen einer Andern finden.

— Auch Er wird meiner ſtets gedenken!

— Vielleicht, vielleicht auch nicht! In der Regel vergeſſen die Männer viel ſchneller, als wir Frauen. Sollte Er allein eine Ausnahme machen? Mit Ihrer Erlaubniß zweifle ich daran, denn Ein Mann iſt wie der Andere. Ich komme auf den Grafen zurück. Er hat Geiſt, er hat Witz. Sagen Sie ihm dies hundertmal, dann wird er's glauben und Sie dafür auf Händen tragen. Denn welcher Mann wäre nicht eitel? Sagen Sie irgend einem Dummkopf, er ſei ein Mann von Geiſt, dann werden Sie ihn dadurch zu einem Ihrer treueſten Sklaven machen. — Alſo folgen Sie meinem wohlgemeinten Rathe: lieben Sie den Einen und heirathen Sie den Andern, ſagte Angélique und folgte dem Rufe der Klingel, die ſie zum Hausmarſchall rief.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Abende des folgenden Tages fand ſich der Graf pünktlich zum Souper ein.

Fräulein von Schönberg, die im vollſten Glanze einer geſchmackvollen Toilette erſchien, machte durch Jugend, Anmuth und Schönheit auf das ſchon ziemlich blaſirte Herz des Grafen ſo großen Eindruck, daß Lynar jetzt ernſtlich entſchloſſen war, ſie zu heirathen. Das ſtolze Lächeln, mit welchem ſie ihm gegenüber ſaß, verdoppelte die Gluth ſeiner Zuneigung. Um ihren Geiſt auf die Probe zu ſtellen, knüpfte er mit ihr — bevor man ſich zu Tiſche begab — ein abſichtlich bizarres Geſpräch an, deſſen raſcher Wechſel jede Andere ſehr leicht in Verlegenheit gebracht hätte.

— Sind Sie einmal in Kairo geweſen? fragte er.

— Wie kommen Sie auf dieſe Frage?

— Ich hätte ſchwören mögen, Sie im vorigen Winter dort geſehen zu haben. Unter einem Trupp von Damen, die in Begleitung einiger Cavaliere einen Ausflug nach den Pyramiden machten, befand ſich Eine, die Ihnen ſo ähnlich ſah wie eine Granatknoſpe der Andern. Das Einzige, was mich an ihr verletzte, war die Buntfarbigkeit ihres Anzugs, der ihr, aus der Ferne betrachtet, das Ausſehen eines Regenbogens verlieh, deſſen prismatiſches Farbenſpiel mich unwiderſtehlich zum Lachen reizte. Sie war ſchön wie eine Peri. Aber nicht um Alles in der Welt wäre ich im Stande geweſen, ihr den Hof zu machen, weil ihre Toilette ein Muſterbild haarſträubender Geſchmackloſigkeit war. Iſt es erlaubt, Sie zu fragen, welche von den ſieben Regenbogenfarben Sie am Meiſten lieben?

— Ich liebe vorzugsweiſe die blaue Farbe.

— Blau iſt das Sinnbild der Treue. Aber trotzdem wagte ein Derwiſch, den ich in Konſtantinopel kennen gelernt hatte, die unverſchämte Behauptung aufzuſtellen, daß gerade jene Muhamedanerinnen, welche die blaue Farbe lieben, in der Regel die ungetreueſten ſind.

— Ich bin nicht Muhamedanerin, um beurtheilen zu können, ob Ihr Derwiſch Recht oder Unrecht haben mag; ich weiß nur ſo viel, daß es mir gewagt ſcheint, von irgend einer Farbe, die man an ſich trägt, Schlüße auf den Stand und Character Derer, die ſie tragen, ziehen zu wollen. Nach dieſer Anſicht müßte jeder Mann, der, wie Sie, eine rothe Cravatte trägt, ein Fleiſcher oder Thierbändiger und jedenfalls ſehr geneigt zum Blutdurſt ſein.

— Ich liebe die rothe Farbe hauptſächlich darum, weil ſie das Emblème der Schamhaftigkeit iſt. Doch trügt auch dies bisweilen. In Ungarn hatte ich die Bekanntſchaft einer jungen Waſſermelonen-Verkäuferin gemacht, die trotz der ſcharlachrothen Kleidung, die ſie trug, wahrlich keine Veſtalin geweſen war. Apropos Melone! Sind Sie böſe, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Ihnen eine ſauere Gurke bisweilen nicht weit beſſer als die allerſüßeſte Melone ſchmeckt?

— Man braucht, um eine Gurke vorzuziehen, die Melone nicht zurückzuſetzen; doch begreife ich ſehr wohl, daß es Leute gibt, die eine ſpottbillige Pflaume einer theuern Pfirſich vorziehen.

— Ich für meinen Theil mache kein Geheimniß daraus, daß manche dralle Volksmelodie mich weit mehr als manche langſtielige Opernarie entzückt. Lieben Sie Haydn mehr als Mozart?

— Ich liebe Einen faſt eben ſo ſehr als den Andern.

— Und dennoch wollen Viele behaupten, man könne nur Einen lieben. Wer Zwei zu lieben im Stande ſei, liebe, genau betrachtet, eigentlich keinen von Beiden. Wie denken Sie darüber?

— Da ich bis jetzt noch gar Keinen geliebt habe, wage ich auch nicht zu ſagen, ob ich im Stande wäre, jemals mehr als Einen zu lieben. Auch liebt nicht Einer wie der Andere.

— Und dennoch ſagt Freund Virgil: „Amor omnibus idem!“ Ich glaube, daß er Recht hat. Ein Liebender denkt und fühlt wie der Andere, gleichviel ob er Herzog oder Sackträger iſt. Liebe iſt eine Macht, die alle Stände nivellirt. Auf den Ruinen zu Memphis begegnete ich einſt einem blutarmen Kameeltreiber, der ſeine Lumpen nicht mit allen Schätzen des Cröſus vertauſcht hätte, weil er überreich durch Liebe war. Haben Sie vielleicht „Manon Lescaut“ geleſen?

— Nein! antwortete Fräulein von Schönberg.

— Sehen Sie, das freut mich außerordentlich! ſagte der Graf.

— Und warum freut Sie dies?

— Weil auch ich dieſen Roman bis jetzt noch nicht geleſen habe. Aber glauben Sie deshalb ja nicht, daß ich ein Bücherfeind ſei. Sie werden in meinem Schloſſe eine Auswahl der gediegenſten Romane Deutſchlands, Frankreichs, Englands und Italiens finden. Zwei Dinge gibt's, die mich mit gerechtem Stolze erfüllen: meine Bibliothek und mein Marſtall. Sagen Sie mir, reiten Sie gern?

— Reiten iſt eine meiner größten Leidenſchaften.

— Ich werde mich glücklich preiſen, Ihnen eine Iſabellen-Stute vorzureiten, welche „Drahomira“ heißt und die Königin meines reichbevölkerten Marſtalls iſt. Schade, daß man nicht gleichzeitig reiten und leſen kann! Das Leſen bildet, das Reiten ſtärkt! Lieben Sie denn auch die Jagd?

— Ich habe nie begreifen können, wie man Geſchmack daran finden kann, arme Thiere niederzuſchießen, die uns wehrlos gegenüber ſtehen.

— Wo ſollten wir unſer Wildpret hernehmen? Man kann einem Manne von Bildung doch unmöglich zumuthen, die Sehnſucht ſeines Magens durch ewig wiederkehrenden Gänſebraten zu befriedigen. Ziehen Sie Reh- oder Hirſch-Keule vor?

— Eine ſchmeckt mir faſt eben ſo gut wie die Andere.

— O ſagen Sie dies nicht. Ein Hirſchrücken verhält ſich zu einer Rehlende wie ein Kalbskopf zu Raphael's Fornarina. Wollen Sie glauben, daß ich in Malta einen engliſchen Feinſchmecker gekannt habe, der ſeinen einzigen Sohn — er hieß Reginald und war Schiffscapitain — blos darum enterben wollte, weil dieſer Taugenichts in Gegenwart ſeines ehrwürdigen Vaters die mehr als leichtſinnige Behauptung aufgeſtellt hatte, daß ein junger Haaſe zwei alten Rephühnern vorzuziehen ſei. Nach meiner Anſicht wäre dieſe Geſchmacksverirrung faſt eben ſo ſtrafbar wie jene, die den erſten beſten Walzer einem Requiem vorzieht. Mit vollem Rechte ſagt ein franzöſiſcher Gaſtroſoph: Dis moi ce que tu manges et je dirai ce que tu es. Ein Menſch, der capable iſt, tagtäglich nichts als Sauerkraut und Schweinsknöchel in ſich aufzunehmen, muß entweder ein in Weingeiſt aufbewahrt geweſener Ur-Teutone oder ein in's Deutſche plump übertragener Holländer ſein.

Der Hausmarſchall, der die jungen Leute abſichtlich allein gelaſſen hatte, unterbrach jetzt das Zwiegeſpräch derſelben mit den Worten:

— Wenn's Ihnen gefällig iſt, lieber Graf, gehen wir nun zu Tiſche.

— Ich bin bereit, ſagte Lynar, reichte dem Fräulein ſeinen Arm und führte ſie zur Tafel.

— Ich wünſche guten Appetit, ſagte Schönberg, das Tafeltuch entfaltend, deſſen beide Enden er an ſeiner Weſte befeſtigte.

— Wo ſteckt denn heute Ihre Gouvernante? fragte der Graf.

— Meine arme Angélique leidet an Zahnſchmerzen . . .

— Das bedaure ich, denn Ihre Freundin beſitzt eine Eigenſchaft, die nicht jeder Schweizerin nachzurühmen iſt: ſie hat Geiſt und iſt pikant.

— Es freut mich, wenn Sie Ihren Beifall findet, denn um ſo mehr werden Sie mir erlauben, ſie mitnehmen zu dürfen.

— Ich bitte darum, ſagte Lynar, ſeinen Thee probirend.

— Wie ſchmeckt Ihnen dieſer Tchi- oder Perlenthee? fragte Herr von Schönberg.

— Nicht viel beſſer als Ihr Rothwein, erklärte der Graf. Erlauben Sie mir, Excellenz, Ihnen zu ſagen, daß ich vor Allem auch etwas Theekenner bin. Wenn Sie für ein Pfund dieſes Krautes mehr als anderthalb Thaler bezahlt haben, dann hat Ihr Kaufmann Sie ganz abſcheulich betrogen. Wenn Sie einmal zu mir nach Lübbenau kommen, werde ich Ihnen einen Thee vorſetzen, den die Engel im Himmel am Geburtstage unſeres lieben Herrgotts zu trinken pflegen. Er heißt Lung-tſeng und ein Pfund dieſes Götterthees koſtet acht Pfund Sterling. Ich beziehe ihn direct aus der Hofküche des Kaiſers, dem ich dafür teltower Rüben und weſtphäliſchen Pumpernickel liefere, wofür der Bruder der Sonne und Couſin des Mondes mich erſt unlängſt durch Zuſendung einer Pfauenfeder auszuzeichnen geruht hat. Außerdem bin ich correſpondirendes Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Peking und — mögen Sie's glauben oder nicht! — Mitarbeiter an der vom Kaiſer Khang-hi in's Leben gerufenen Encyklopädie, die unter dem Titel: „Ku-kin-the-ſchu" ſeit dem Jahre 1699 in zweiunddreißig Sectionen erſcheint, von denen jede einzelne Section zehntauſend Bände umfaſſen ſoll. Von dieſer Encyklopädie ſind ſeitdem nicht weniger als 7814 Bände erſchienen. Für den nächſten Band, der in der nächſten chineſiſchen Oſtermeſſe herauskommen ſoll, habe ich den Artikel „Caviar" mit ſo chineſiſcher Ausführlichkeit behandelt, daß meine gelehrte Abhandlung mindeſtens vierzehn bis fünfzehn Foliobogen füllen wird. Doch was bemerke ich? Ihr ungläubiges Lächeln ſagt mir, daß Sie von dem Allen, was ich Ihnen ſo eben vorgeſchwatzt habe, nichts zu glauben ſcheinen. Sie haben vollkommen Recht, liebes Fräulein! Ich hatte das Geſpräch abſichtlich nach China hingelenkt, um Ihnen zu zeigen, daß ich — Dank meiner Beleſenheit! — auch dort ziemlich gut zu Hauſe bin.

— Sie ſind ein Tauſendſaſa, lieber Graf, ſagte der Hausmarſchall, der ſich zu der Acquiſition eines ſo grundgelehrten Schwiegerſohns im Stillen Glück wünſchte.

— Wir ſprachen zuletzt von „Caviar". — Caviar aber erinnert mich an Auſtern. Wiſſen Sie, Fräulein, was in Bezug darauf ein franzöſiſcher Schöngeiſt, welcher Chamfort heißt, behauptet hat? — Auſtern, ſagte er, nehmen in der Rangordnung der Muſchelthiere dieſelbe Stellung ein, den die Edelſteine im Mineralreiche behaupten. Auſtern ſind die Diamanten des Meeres. Leute, die nicht den Werth einer Auſter zu ſchätzen wiſſen, ſind Heloten, die keine Achtung verdienen.

— Sie ſcheinen vorzugsweiſe Gaſtronom zu ſein, bemerkte Fräulein von Schönberg.

— Ja, meine Gnädige, das bin ich! Schon in Secunda war ich Feinſchmecker und als ich endlich nach Prima kam, war mein Geſchmack ſchon dergeſtalt geläutert, daß ich Fromage de Bris dem deutſchen Kuhkäſe und die Satiren Boileau's jenen unſeres Rabener vorzog. Später, als ich in Heidelberg Cameralia ſtudirte, machte ich dort die Bekanntſchaft eines geiſtreichen Franzoſen, welcher Brillat-Savarin hieß und ſeit zehn Jahren mit der Ausarbeitung eines Werkes beſchäftigt war, aus welchem er mir einige Bruchſtücke vorlas, deren attiſches Salz mich dergeſtalt entzückte, daß ich ſeitdem in Sachen des Geſchmacks ſein eifrigſter Apoſtel bin und als Solcher das Erſcheinen ſeiner „Physiologie du goût" kaum erwarten kann. Manger est un besoin, ſagte er mir eines Tages, mais savoir manger c'est un art. Und ſeitdem, Fräulein, bin ich ſtolz darauf, Eßkünſtler zu ſein.

— Wie Schade, daß Angélique verhindert iſt, Ihnen heute Abend Geſellſchaft zu leiſten! Sie würde, da auch ſie Feinſchmeckerin iſt, den Werth dieſer Eigenſchaften in hohem Grade zu ſchätzen wiſſen. Erſt neulich ſagte ſie: Eines der nothwendigſten Requiſite zum Gedeihen einer glücklichen Ehe ſei ein guter Koch. Mehr als eine Ehe ſei nur darum unglücklich, weil manche Speiſe, die ein gewiſſenloſer Kochpfuſcher bereitet, Unverdaulichkeiten erzeugt und, weil körperliche Indigeſtion endlich auch die Harmonie des Geiſtes und der Herzen ſtört. Für Angélique gibt es nur zwei Genüße: ſie ißt gern und reist gern.

— Das Letztere haſſe ich geradezu und denke in dieſem Punkte ganz wie der franzöſiſche Philoſoph Diderot, der in einem ſeiner Werke ſagt: „Ah quel triste plaisir de voyager.“ — Nur Spießbürger finden Genuß im Reiſen, der Gentleman dagegen liebt viel zu ſehr ſeine Bequemlichkeit, um in einem fremden Bette lieber als in dem Seinigen zu ſchlafen. Wenn trotzdem auch ich gereist bin, ſo geſchah es einzig und allein auf Befehl meines ziemlich einfältigen Vaters, der von dem alten Vorurtheile ausging, daß man auf

Reiſen mehr Erfahrung ſammelt als zu Hauſe. Aber nichts iſt unwahrer als dies, denn wenn Reiſen allein im Stande wären, den Geiſt zu bilden und ſich Menſchenkenntniß anzueignen, dann müßte jeder Commis voyageur, welcher neun Monate im Jahre mit Proben und Muſtern umherreist, ein Mann von ungeheuerm Geiſt und fabelhafter Welterfahrung ſein, während Jedermann weiß, daß der größte Theil dieſer Landplage dümmer als mancher Stockfiſch iſt. Vor zwei Jahren hatte ich in Berlin die Bekanntſchaft eines holländiſchen Miſſionairs gemacht, welcher in zehn Jahren drei Mal die Reiſe um die ganze Welt zurückgelegt hatte und deſſenungeachtet ſo einfältig und beſchränkt geblieben war, daß er den ſchlechteſten Wachholderſchnaps dem feinſten Maraschino vorzog. — Seitdem ich ſelbſtſtändig geworden bin und nicht mehr von den ſpießbürgerlichen Launen meines „cher papa“ abhänge, mache ich keine große Reiſe mehr und denke ganz wie Kant, welcher einmal behauptet hat, nur ſolche Menſchen ſeien glücklich, die niemals über das Weichbild ihres Geburtsorts hinausgekommen ſind und ihr ganzes Leben lang weder Paß noch Mantelſack gebraucht haben.

— Ihre große Abneigung gegen das Reiſen wird, wie ich fürchte, meinen mir angeborenen Reiſetrieb gewiß noch mehr reizen und anſpornen . . .

— Ich werde Sie nie davon zurückhalten. Sie werden mich ſtets bereit finden, Sie reiſen zu laſſen, wohin es Ihnen beliebt, vorausgeſetzt, daß Sie mir niemals den Zwang auferlegen, Sie begleiten zu müſſen, denn ich liebe Bequemlichkeit über Alles und haſſe jedes Vergnügen, das mit irgend einem Grade von Anſtrengung verbunden iſt.

— Und dennoch lieben Sie die Jagd?

— Eigentlich nur darum, weil ſie zum guten Tone gehört und mehr als mancher andere Zeitvertreib geeignet iſt, den Appetit zu wecken. Ein Menſch ohne Appetit iſt ein Luftballon ohne Gas, dem es niemals gelingen wird, ſich von der irdiſchen Scholle zum himmliſchen Aether emporzuſchwingen. Einem Dichter, der an Appetitloſigkeit leidet, wird eben ſo wenig die Schöpfung eines guten Gedichtes, wie einem Maler die Conception eines guten Bildes gelingen. Alles hängt vom geſunden Appetite ab. Selbſt Liebe iſt durchaus nichts Anderes als ein bis zum Heißhunger geſteigerter Appetit nach Fleiſchſpeiſe. Wenn es Ihnen Recht iſt, meine Gnädige, dann können wir ſchon morgen oder übermorgen unſere Hochzeit feiern.

— Wozu dieſe Eile? fragte ſie erſchreckt.

— Ein arabiſches Sprichwort ſagt: „Ziehe das Gewiſſe von Heute dem Ungewiſſen von Morgen vor.“

Kaffee, ſagt ein türkiſcher Weiſer, muß man entweder heiß oder gar nicht trinken.

— Ich habe nichts dagegen, erklärte der Hausmarſchall, wenn Sie ſchon morgen getraut zu ſein wünſchen.

— Ich wünſche dies um ſo lieber, weil ich, aufrichtig geſagt, mit einem meiner Jugendfreunde tauſend Louisd'ors gewettet habe, daß Ihre Tochter, ſobald ſie mir wirklich gefiele, in längſtens acht Tagen meine Frau ſein muß, und da ich Ihnen nicht verhehlen mag, daß Fräulein von Schönberg noch viel hübſcher als die Heilige iſt, in deren Bildniß ich mich verliebt habe, ſo ſehe ich keinen vernünftigen Grund ein, warum ich jene Wette nicht gewinnen ſoll.

Fräulein von Schönberg fragte ſich im Stillen, ob dieſer Mann, der bei aller Geckenhaftigkeit doch mehr Geiſt und bei aller Unverſchämtheit doch mehr savoir vivre als zehn Andere ſeines Gleichen beſaß, unausſtehlich oder, näher in's Auge gefaßt, doch erträglich ſei? Dieſe Frage fiel zu Gunſten des Grafen aus.

— Ich erlaube mir noch eine Bemerkung, fügte Graf Lynar nach kurzer Pauſe hinzu. Wir wollen unſere Hochzeit übermorgen feiern, vorausgeſetzt, daß es an dieſem Tage nicht regnet; denn ich geſtehe Ihnen, daß ich ganz Aberglauben bin und mich um keinen

Preis entſchließen könnte, an einem Regentage getraut zu werden, weil ich feſt überzeugt bin, daß eine Ehe, die unter Regen eingeſegnet wird, ſelten oder niemals glücklich auszufallen pflegt. — Regnet es übermorgen, dann verſchieben wir unſere Trauung, wenn Sie damit einverſtanden ſind, auf den 13. Mai. Dies aber iſt der letzte Termin, denn wenn ich Sie an dieſem Tage nicht geheirathet habe, verliere ich meine Wette von tauſend Louisd'ors und laufe Gefahr, außerdem noch verhöhnt zu werden.

— Ich geſtehe Ihnen, Herr Graf, ſagte Fräulein von Schönberg, daß Alles, was ich bis jetzt von Ihnen gehört habe, ſo originell klingt, daß man Ihnen wenigſtens nicht zürnen kann. Darum bin ich gern bereit, Ihrem Wunſche nachzukommen und Ihnen zum Gewinne Ihrer Wette behilflich zu ſein. Ich hoffe, daß Sie mir niemals Veranlaſſung geben werden, dies jemals bereuen zu müſſen.

— Ich glaube, daß unſere Ehe, vorausgeſetzt, daß es am Tage unſerer Hochzeit nicht regnet, glücklicher als manche andere ſich geſtalten wird, denn nie werde ich von Ihnen mehr verlangen, als was ich ſelbſt zu halten im Stande bin. Morgen Mittag werde ich mit einem Notare erſcheinen, der unſern Heirathscontract aufſetzen ſoll, ſagte der Graf und kehrte gleich darauf in den Gaſthof zurück, in welchem die kleine Polin Lodoiska ihn mit großer Ungeduld zu erwarten ſchien.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am 11. Mai ward der Contract aufgeſetzt. Am Morgen des 12. regnete es. Am 13. ſchien die Sonne, als das Brautpaar in die Schloßkirche fuhr, in ſolcher Pracht und Herrlichkeit, daß an Regen nicht zu denken war.

— Eine glückliche Vorbedeutung! ſagte der Graf.

Aber während der maßlos langen Predigt, die der Geiſtliche am Traualtare hielt, zogen urplötzlich finſtere Wolken heran, die den blendenden Glanz der Sonne ſo raſch verdunkelten, daß fünf Minuten ſpäter der heitere Himmel eine zürnende Miene annahm und auf die Dächer der Häuſer und auf das Schiff der Kirche einen Platzregen herniederpraſſeln ließ.

Die kirchliche Ceremonie nahte ihrem Ende. Das ſchmucke Brautpaar wechſelte die Trauringe.

Fräulein von Schönberg zitterte wie Eſpenlaub. Mit dem Bilde ihrer erſten Liebe im Herzen am Altare des Herrn einem andern Manne, zu welchem man keine Liebe fühlt, ewige Treue ſchwören zu müſſen, iſt eines jener furchtbaren Gefühle, die ſich weit eher fühlen und empfinden, als durch nüchterne Worte zergliedern laſſen. Der Graf dagegen ſchien vollkommen ruhig.

Das Einzige, das ihn mit einem Vorgefühle von Beſorgniß zu erfüllen ſchien, war der fatale Regenguß, der melancholiſch an die Kirchenfenſter ſchlug.

— Ein böſes Omen! flüſterte der Graf und führte ſeine Frau, begleitet von der langen Reihe ihrer Hochzeitsgäſte, zur Kirche hinaus.

An der Schwelle derſelben ſtand Graſſi. Er war bleich wie der Tod. Als das Ideal ſeiner Träume, als der Gegenſtand ſeiner Liebe am Arme des ihr angetrauten Gemahls wie ein geſchmücktes Opferlamm an ihm vorüberzog, und als ihr zitternder Blick auf Graſſi's bleiches Antlitz fiel, mußte ſie die Augen ſchließen, um Ruhe und Faſſung zu erringen. Sie ſchwankte wie Jemand, der ſich von einer Ohnmacht angewandelt fühlt. Als der Graf ſie in den Wagen hob, ſank ſie in die Ecke zurück und ſchien mehr todt als lebendig.

— Armes Kind! rief ihr Gemahl. Die langathmige Predigt hat ſie angegriffen. Sie wird bald zu ſich kommen. Der Regen bringt mich zur Verzweiflung! Auch mir liegt die Predigt wie Blei in allen Gliedmaßen. Ich fürchte heute nicht bei ſo geſundem Appetite wie gewöhnlich zu ſein. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Wagen vor dem Hauſe ſeines Schwiegervaters hielt, war Gräfin zu Lynar noch ſo ohnmächtig, daß zwei Diener ſie herausheben und hinauftragen mußten. Erſt allmälig kehrte ihr Bewußtſein zurück. Aengſtlich ſchlug ſie die Augen auf.

— Gottlob, ich ſehe ihn nicht mehr! rief ſie leiſe vor ſich hin.

— Kind, fragte der Graf, wen ſiehſt Du nicht mehr?

— Den Prediger, der uns getraut hat, erwiderte die Gräfin.

Sechszehntes Kapitel.

Wir kehren zum Marcheſe d'Agdolo zurück.

Zwanzig volle Jahre waren ſeitdem mitleidslos an dem ſtarren Felſen des Königſteins und an der einſamen Kerkergruft des Staatsgefangenen vorübergezogen, ohne ihm das Recht eines Verhörs angedeihen zu laſſen oder ihm Begnadigung zu bringen. — Nach Verlauf von zwei Decennien zeigte ſich die Erbitterung und der Zorn des Kurfürſten noch eben ſo unerbittlich wie an jenem Tage, an welchem man Agdolo verhaftet hatte. — Friedrich Auguſt, den ſeine Zeitgenoſſen den Gerechten hießen, war ſo hart und unbarmherzig, daß alle Vorſtellungen ſeines Beichtvaters, daß ſelbſt die wiederholten Bitten der Kurfürſtin es nicht vermochten, das Herz des Souverains zur Milde zu bewegen. Es ſchien, als habe er das Gelübde gethan, eher allen übrigen Verbrechern, als dieſem Einen verzeihen zu wollen. Man preist die guten alten Zeiten und vergißt, daß Ungerechtigkeiten dieſer und ähnlicher Art damals durchaus nichts Ungewöhnliches geweſen ſind. — Der Franzoſe Henri Maſers de Latude hatte in den Mauern der Baſtille alle Qualen neununddreißigjähriger Gefangenſchaft erdulden müſſen, um einen harmloſen Scherz abzubüßen, durch welchen er ſich die Ungnade der Marquiſe von Pompadour zugezogen. — Ungerechtigkeiten ſolcher Art ſind heutzutage nicht mehr denkbar. Zwanzig Jahre lang einen Menſchen ohne Verhör und richterliches Urtheil ſeiner Freiheit zu berauben, war eine jener himmelſchreienden Barbareien, über welche die Geſchichte jener guten alten Zeit noch heute tief erröthen muß.

Was iſt die Strafe einer Hinrichtung gegen die Qual einer zwanzigjährigen Gefangenſchaft?! Und was ſind alle Qualen der Hölle gegen die Tortur jenes ewigen Einerleis, das den Gefangenen allmälig mehr und mehr in Verzweiflung bringt?! Weſſen Feder fühlt ſich ſtark genug, die Martern einer zwanzigjährigen Einförmigkeit zu ſchildern?! Die Qualen, die man Agdolo dulden ließ, waren ſo grauſam raffinirt, daß tauſend Andere dieſer endloſen Peinigung erlegen wären; Agdolo aber verzweifelte nicht, obgleich man in der Härte gegen ihn ſo weit gegangen war, ihm ſogar die Zerſtreuung des Leſens und Schreibens zu entziehen. Alles, was man ihm gelaſſen hatte, waren zwei Spiele franzöſiſcher Karten, mit deren Hilfe er zwanzig Jahre gegen die Folterqualen der Langenweile anzukämpfen ſich bemühte. Was half es ihm, daß er ſich dem thörichten Wahne hingab, eine Formel gefunden zu haben, durch die es ihm möglich geworden ſei, jede Pharobank zu ſprengen, da er hier fortwährend gefangen ſaß? Stundenlang ſpielte er Patience mit ſich. Täglich erfand er neue Combinationen dieſes Geduldſpiels. — Seit den letzten fünfzehn Jahren hatte er keine andere menſchliche Stimme als die ſeines Kerkermeiſters gehört. Tagtäglich wurde ihm, zwanzig Jahre hindurch, eine und dieſelbe Speiſe, ein und derſelbe Trunk verabreicht. Beides ekelte ihn zuletzt dermaßen an, daß er den Entſchluß faßte, lieber zu verhungern, als immer ewig Ein und Dasſelbe genießen zu müſſen. Vier volle Tage wies er Speiſe und Trank zurück; am fünften aber erfaßte ihn ein ſolcher Heißhunger, daß er es vorzog, lieber trockenes Brot zu eſſen, als dem Hungertode zu erliegen.

Die Geſchichte erzählt vom Grafen von Lauzun, daß er in der Einförmigkeit ſeiner Gefangenſchaft eine Spinne abgerichtet habe; etwas Aehnliches wollte Marcheſe Agdolo verſuchen. Tagtäglich hatte ſich an den Eiſenſtäben ſeines Fenſters eine Taube eingefunden; eines Morgens war es ihm gelungen, dieſe Taube zu ſangen. Er herzte, er küßte ſie; er ſpielte mit ihr wie ein Kind mit der Puppe ſpielt.

— Wenn es möglich iſt, ſagte er zu ſich, Papageien ſo lange abzurichten, bis ſie im Stande ſind, einzelne Worte nachzuſprechen, weshalb ſollte es nicht möglich ſein, auch Tauben abzurichten, daß ſie eben ſo gut wie Papageien ſprechen lernen?

Tauſendmal ſchwatzte er ihr in einer Stunde die Worte „Cara mia!“ vor, um zu ſehen, ob es ihm gelingen werde, der Taube das Nachſprechen dieſer Worte beizubringen. Aber das ungelehrige Thier blieb ſtumm wie ein Fiſch. — Nachdem er ſechs Wochen lang ſich mühſam mit ihr abgequält hatte, gab er ihr die Freiheit wieder und legte ſich von Neuem auf's Geduldſpiel. — Zehn Jahre ſeines Lebens hätte er für den Beſitz irgend eines Buches hingegeben, um ſich durch Lectüre zerſtreuen zu können; aber ſelbſt dieſe Begünſtigung hatte man ihm abgeſchlagen. Die gräßlichſte aller Qualen, die er erdulden mußte, war — Langeweile.

Eines Morgens, als er, Patience ſpielend, im Bette lag, öffnete ſich die Thür ſeines Kerkers und ſtatt des Kerkermeiſters trat der neu ernannte Commandant der Feſtung ein. Er war ein ziemlich naher

Verwandter des Grafen zu Lynar, welcher acht Monate zuvor Fräulein von Schönberg geheirathet hatte. Die Gräfin, welche ihrem Gemahle offenherzig erzählt hatte, weshalb ſie an dem Schickſale des Gefangenen auf dem Königſteine ſo warmen Antheil nehme, beſchwor ihn, den Commandanten zu bewegen, den Marcheſe d'Agdolo mit etwas mehr Nachſicht als bisher zu behandeln und ihm wenigſtens ſo viel zu geſtatten, daß er ſich täglich unter Beaufſichtigung eines Begleiters eine Stunde in Gottes freier Luft bewegen dürfe. Der Graf war nach Königſtein gereist und hatte es endlich dahin gebracht, daß der Commandant ihm das Verſprechen gab, ſeinem Wunſche Gehör zu ſchenken.

Agdolo war nicht wenig überraſcht, als der Commandant ihm die Mittheilung machte, er wolle ihm von heute an die Begünſtigung gewähren, ſich täglich eine Stunde lang außerhalb der engen Mauern ſeines Kerkers unter freiem Himmel bewegen zu dürfen, vorausgeſetzt, daß Agdolo ſich anheiſchig mache, ihm das Ehrenwort zu geben, daß er das Vertrauen, welches ihm geſchenkt werde, nie mißbrauchen wolle.

Nachdem der Gefangene ihn darüber vollſtändig beruhigt hatte, erhielt er die Erlaubniß, ſeine Zelle verlaſſen und in Begleitung eines Soldaten — nach länger als zwanzig Jahren zum erſten Male! — friſche

Luft ſchöpfen zu dürfen. Die Freude des Gefangenen war unbeſchreiblich. Er küßte die Hand ſeines Wohlthäters und gelobte ihm ewige Liebe und Dankbarkeit.

Es war Sonntag. Die Glocken der Feſtungskirche riefen zum Gebete. Agdolo verließ ſein Gefängniß und eilte in das friedliche Gotteshaus, um ſeinem Schöpfer knieend für das Glück zu danken, das ihm ſo unerwartet zu Theil geworden war. Die Klänge der Orgel zogen wie Genien des Troſtes in ſeine Seele ein und erfüllten ihn mit neuem Lebensmuthe. Er ſah wieder Menſchen um ſich und fühlte ſich nicht mehr ſo verlaſſen und allein als in der Troſtloſigkeit ſeines Kerkers. Die Predigt des Geiſtlichen erquickte ihn. Er fühlte ſich wie neu geboren.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, kehrte er mit ſeinem Begleiter in's Freie zurück. Noch niemals in ſeinem Leben war ihm ein Wintertag ſo ſchön erſchienen als dieſer Januar-Morgen. Sein Herz durchpulste ein unbeſchreiblicher Jubel. Jeden Menſchen, den er ſah, hätte er umarmen und an ſein Herz drücken mögen. Es war der feierlichſte Sonntag ſeines ganzen Daſeins.

Als er nach Verlauf einer Stunde in ſeine Zelle zurückkehrte, fand er auf ſeinem Tiſche eine Bibel. Er küßte ſie mit zitternder Wonne. Aus den Blättern der heiligen Schrift ſchöpfte er den Balſam himmliſchen

Troſtes, und je mehr er ſich darin vertiefte, deſto mehr Ruhe zog in ſeine Seele ein. Er warf die Karten bei Seite und las ſo lange, bis es zu dunkeln begann. Dann überließ er ſich dem Schlafe. Holde Träume umgaukelten den ruhigen Schläfer. Aus den azurblauen Höhen ſtieg zu ihm eine milde Fee herab, welche Pſalmen des Troſtes ſang und die blutenden Wunden ſeines Herzens ſchloß.

Als er Morgens erwachte, fiel ſein Blick auf die Bibel. Er betete zum Vater des Himmels. Der Glaube an ihn erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. An die Stelle der Troſtloſigkeit trat jetzt Vertrauen auf Gott und den Heiland, der Jeden, welcher gläubig zu ihm emporblickt, unter die Flügel ſeines Schutzes nimmt und ihn aus dem Abgrunde banger Verzweiflung zu den lichten Höhen himmliſchen Friedens emporträgt. Sein Kerker war ihm nicht mehr unerträglich. Seine Hoffnung auf eine ſchönere Zukunft vergoldete die nackten Wände ſeiner Zelle und ſchmückte ſie mit friſchem Immergrün. Jetzt fühlte er ſich nicht mehr allein: ſein tröſtender Umgang war die Bibel.

Einem Gefangenen, der länger als zwanzig Jahre den Anblick des blauen Himmels entbehren mußte, gewährt eine Stunde der Freiheit mehr Genuß, als Dem, welcher keine Beſchränkung derſelben kennt. Die ganze Welt hatte ſich mitten im Winter in Frühlingsglanz gehüllt. Der Schnee, der auf den Anhöhen lag, zerſchmolz und machte einem neuen Lenze Platz, der unter tauſendſtimmigem Jubel der Vögel und unter dem feierlichen Geläute aller Blumen-Glocken von den Bergen in's Thal hinabſtieg.

Im Mai des Jahres 1797 fand Agdolo, als er, neugeſtärkt, aus der Kirche in ſein Gefängniß zurückgekehrt war, zwiſchen den Blättern ſeiner Bibel ein Blatt Papier, auf dem, mit Bleiſtift geſchrieben, folgende, in italieniſcher Sprache abgefaßten Worte ſtanden:

„Der Commandant iſt geſtern nach Dresden abgereist. Heute, bald nach Mitternacht, werden ſich die Riegel Ihres Kerkers öffnen. Jemand, der ſeit Jahren an Ihrem Schickſale herzlichen Antheil nimmt, wird Ihnen eine Officierskleidung leihen und Ihnen einen Weg zeigen, auf welchem Sie ungefährdet Ihrem Gefängniſſe entfliehen können. Alles Uebrige ſollen Sie ſpäter erfahren.

Gräfin von L . . . r.“

„P. S. Vernichten Sie augenblicklich dieſes Blatt.“

Wer ſchildert das Erſtaunen des Gefangenen? Anfangs glaubte er nur zu träumen. Aber als er den Inhalt dieſer Zeilen noch einmal durchlas, ſagte ihm eine Stimme ſeines Herzens, daß es kein Traum ſei.

— Wer aber iſt dieſe Frau, die ſich Gräfin von L . . . r unterzeichnet hat? Ich kenne keine Dame dieſes Namens. Sollte dies nur darum geſchrieben ſein, um mich in eine Falle zu locken? Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Aber auf welche Weiſe mag es der Unbekannten möglich geworden ſein, dieſe Zeilen in mein Gefängniß einzuſchmuggeln? Hat ſie vielleicht den Kerkermeiſter gewonnen? Das Ganze erſcheint mir ſo räthſelhaft, daß ich nichts von Allem, was ich hier geleſen habe, begreifen kann. Einer ſolchen Aufopferung wäre nur Eine fähig geweſen; dieſe Eine aber lebt nicht mehr. Wer alſo könnte die Zweite ſein, die ſeit Jahren an meinem Schickſale herzlichen Antheil nimmt? — Dies dunkle Räthſel peinigt, martert mich! Soll ich ihr trauen oder nicht? Soll ich ihr folgen oder vorziehen, hier ewig im Gefängniſſe zu bleiben? — Die Unbekannte verlangt, daß ich dies Blatt vernichten ſoll. Ich finde dies ſo natürlich, daß ich's ohnehin gethan hätte, ſagte Agdolo, das Papier in hundert Stücke zerreißend, welche er in den Ofen warf. — Frau von Schönberg (fuhr er nach kurzer Pauſe fort) hat eine Tochter hinterlaſſen. Sollte vielleicht dieſe meine Retterin ſein? — O Herz, armes Herz, warum erfüllt Dich dieſe Ahnung mit ſo großer, unnennbarer Freude? Wäre es möglich, daß dieſe Tochter erfahren haben ſollte, daß ich?...

Er ſchwieg und verſank in Nachdenken.

— Nein, nein! ſagte er dann, dies iſt unmöglich! Weit natürlicher ſcheint es mir, daß jene Gräfin nur ein Werkzeug des Kurfürſten iſt, welcher mich durch ſie zur Flucht verleiten will, um ihm ein Recht zu geben, dann noch ſtrenger als bisher gegen mich aufzutreten und mich noch tiefer in den Abgrund zu ſtürzen. Nein, nein, ich fliehe nicht! Ein Mann, den eine zwanzigjährige Haft nicht gebeugt und zum Widerrufe gezwungen hat, darf ſeine Befreiung nicht einer feigen Flucht verdanken, die, falls ſie mißlingen ſollte, den Kurfürſten nur noch mehr erbittern würde. Die Klugheit rathet mir, zu bleiben.

In jedem Gefangenen aber iſt der Trieb nach Freiheit ſo natürlich, daß es wohl ſchwerlich irgend Einen gegeben hat, der dieſem Triebe nicht gefolgt wäre.

Auch Agdolo kam ſehr bald zu der Ueberzeugung, daß er in der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage ſelbſt das Schlimmſte wagen müſſe, um endlich die Ketten ſeiner Gefangenſchaft zu brechen und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen.

Mit fieberhafter Ungeduld zählte er nun jede Viertelſtunde, die mit der Trägheit eines Jahrhunderts an ihm vorüberſchlich. Er war ſo unruhig und aufgeregt, daß ſelbſt die Bibel, zu welcher er ſeine Zuflucht nahm, nicht im Stande war, ſeine ſehnſüchtige Erwartung zu beſchwichtigen. — Seit Monden ſpielte er heute zum erſten Male wieder Patience, um das Karten-Orakel zu befragen, ob ſein Fluchtverſuch gelingen oder ſcheitern werde. Drei Patiencen, welche aufgegangen waren, weiſſagten ihm günſtigen Erfolg.

Er warf ſich auf ſein Lager, um den Verſuch zu machen, einzuſchlafen und dadurch die ewig lange, bange Zeit des Harrens abzukürzen; aber der Gedanke, der jede Faſer ſeines Körpers aufregte, verſcheuchte den Schlaf und gönnte ihm keinen Augenblick Ruhe. Mit derſelben qualvollen Pein, mit welcher ein zum Tode verurtheilter Verbrecher die Stunde ſeiner Hinrichtung erwartet, mit derſelben Aufregung erwartete Agdolo den heißerſehnten Augenblick ſeiner Befreiung.

Endlich rückte die verhängnißvolle Stunde heran. Zehn Minuten nach Mitternacht öffnete ſich ſein Kerker. Ein ihm unbekannter Officier trat ein.

— Ich komme, um Sie abzuholen, ſagte er, ſeine Uniform ausziehend. Entkleiden nun auch Sie ſich, fuhr er fort. Aber ſputen Sie ſich, Herr Marquis! Jeder Augenblick iſt koſtbar! Schlüpfen Sie in meine Uniform, verlaſſen Sie ſodann dieſes abſcheuliche Loch, in welchem ich für Sie zurückbleibe, und folgen Sie einem andern Officiere, welcher Sie an der Schwelle

Ihres Kerkers erwartet und Sie dahin führen wird, wo Ihrer eine Dame und ein leichter Einſpänner harrt, die Sie nach Bodenbach bringen werden.

— Bevor ich mich entſchließe, auf den Plan jener Unbekannten einzugehen, muß ich Sie bitten, mir zu ſagen, was Sie beſtimmt hat, ſich meinetwegen aufzuopfern?

— Ich hoffe dadurch eine Sünde abzubüßen . . .

— Darf ich fragen, wie Sie heißen? . . .

— Ich heiße Otto Alfred von B***.

— Und wer iſt die Dame, in deren Auftrage Sie mir dieſes großherzige Opfer bringen?

— Sie iſt eine Tochter der verſtorbenen Hausmarſchallin von Schönberg und ſeit ungefähr neun Monaten die Gemahlin des Grafen zu Lynar.

— O meine Ahnung! rief Agdolo, drückte die Hand des Officiers und verließ ſeinen Kerker.

Der zweite Officier, der ihn am Ausgange der Zelle erwartete, ſagte zu ihm:

— Folgen Sie mir ohne alle Furcht! Unſer Gehen wird ebenſowenig Verdacht erregen, wie unſer Kommen, da wir der Wache ein Ordre vorgezeigt haben, daß wir auf höhern Befehl erſchienen ſind, um während der Abweſenheit des Commandanten die Feſtungscaſſe zu revidiren. Frägt Sie ein Poſten: „Wer da?“ dann antworten Sie darauf „Kyau.“ So lautet die Parole dieſer Nacht.

Beide ſtiegen jetzt die Apareille hinab; der Officier pfiff ein heiteres Lied. Agdolo ging ſchweigend neben ihm. Ein unheimliches Vorgefühl ſagte ihm, daß er in Gefahr ſchwebe, auf der Flucht ertappt zu werden.

Der Vollmond ſtreute ſein Silberlicht auf den einſamen Weg, den ſie hinabſtiegen.

— Faſſen Sie Muth, Herr Marquis, ſagte der Officier zu ſeinem Begleiter. In einer Viertelſtunde ſind wir am Ziele. Unten erwartet Sie die Gräfin zu Lynar.

Dreihundert Schritte vom Fuße des Königſteins entfernt, harrte ein Einſpänner, den die Gräfin ſelbſt kutſchirte. Mit unbeſchreiblicher Angſt erwartete ſie den Freund ihrer ſeligen Mutter. Sie betete zu Gott, daß ſeine Flucht gelingen möge. Der Plan derſelben war ein Werk des Herrn von B * * *, der ihr gelobt hatte, das ſchwere Unrecht, das er ihr zugefügt, durch Agdolo's Befreiung gut zu machen. Von Sekunde zu Sekunde wuchs die Unruhe der Gräfin, die auf den glühenden Kohlen der Erwartung ſtand.

Agdolo und der Officier waren nicht mehr hundert Schritte vom Fuße des Felſens entfernt, als das Schweigen der Nacht durch lautes Pferdegetrampel unterbrochen ward. Gerade in dem entſcheidenden Augenblicke kehrte der Commandant der Feſtung in Begleitung ſeines Adjutanten und zweier andern Officiere aus Dresden nach dem Königſtein zurück.

Als Agdolo's Begleiter die ſchweren Hufſtritte der Pferde vernahm, ſagte er zum Marquis:

— Verſtecken wir uns hinter dieſes Gebüſch! Ich habe ein gutes Auge und erkenne in dem alten Granbarte, welcher voranreitet, den Commandanten, den der Teufel zehn Minuten zu früh zurückkehren läßt. Erblickt uns der alte Eiſenfreſſer, dann ſind wir Beide rettungslos verloren.

Beide verbargen ſich hinter einen Strauch. Sie hielten ängſtlich den Athem an.

In dem Momente, als ſich das Pferd des Commandanten dieſem Verſtecke genähert hatte, machte der Reiter urplötzlich Halt und richtete an die Officiere, die ihn begleiteten, die Frage:

— Hat Einer von Ihnen Schwamm bei ſich? Ich verſpüre Luſt, noch eine Pfeiſe Tabak zu rauchen.

Alle Drei beeilten ſich, Feuer zu machen. In dem Augenblick, als der Commandant den Zündſchwamm auf die geſtopfte Tabakspfeife legte, gewahrte der Adjutant einen der beiden Officiere, die hinter dem Strauche verſteckt lagen. Er zog ſeinen Degen und fragte: „Wer da?“

— „Kyau!“ antworteten zwei Stimmen zu gleicher Zeit.

— Wer ſeid Ihr? fragte der Commandant.

Beide wollten raſch die Flucht ergreifen.

— Laſſen Sie dieſe Kerle nicht entfliehen! rief der Commandant ſeinen Begleitern zu.

Dieſe verſperrten den Fliehenden den Weg. Alle Vier umzingelten ſie.

— Kreuzbombenelement! rief der rauchende Commandant, was ſehe ich? Einer dieſer Nachtwandler iſt Marquis d'Agdolo. Und wer iſt denn der Andere?

— Ich bin Maler und heiße Joſeph Graſſi, antwortete der Gefragte.

— Und wie kommen Sie zu dieſer Uniform, die Sie tragen?

— Ich lieh ſie mir . . .

— Und wozu? fragte der graubärtige General.

— Um mit Hilfe dieſer Verkleidung einen Unglücklichen aus den Mauern ſeines Kerkers zu befreien.

— Es freut mich, daß Sie wenigſtens aufrichtig ſind und mich nicht belügen wollen. Ich hoffe, daß beide Herren ſo vernünftig ſein werden, wieder umzukehren, da Sie ſelbſt begreifen werden, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit iſt, Sie nicht entfliehen zu laſſen. Machen Sie alſo keinen unnützen Verſuch und gehen Sie gefälligſt voran; wir werden Ihnen nachfolgen.

Agdolo und Graſſi ſahen ſich genöthigt, den Weg, den ſie hoffnungsvoll hinabgeſtiegen waren, hoffnungslos wieder hinanzuſteigen.

— Was ſagen Sie zu dieſer herrlichen Nacht? fragte der Commandant den Marquis, welcher troſtlos den Kopf hängen ließ.

— Ich finde, daß ſie die traurigſte meines ganzen Lebens iſt.

— Ei, wer wird deshalb gleich verzweifeln! meinte der gemüthliche Graubart. Glauben Sie, daß ich Ihnen zürne? Sie thun mir Unrecht, Herr Marquis! Ich, in Ihrer Stelle, hätte nicht anders gehandelt. Nichts ſcheint mir verzeihlicher, als das ganz natürliche Bedürfniß, nach mehr als zwanzigjähriger Gefangenſchaft einmal koſten zu wollen, wie ſüß die Freiheit ſchmeckt. Fürchten Sie ja nicht, daß ich Ihren Fluchtverſuch anzeigen und Sie dadurch der Gefahr ausſetzen werde, noch ſtrenger behandelt zu werden, als bisher. Ich fühle Mitleid mit Ihnen, Marquis! Das aber — Sie werden es wohl begreifen! — gibt mir noch lange kein Recht, Sie mir nichts, Dir nichts entwiſchen zu laſſen.

— Sie ſind ein Mann von Herz, welcher Menſchlichkeitsgefühl mit den Vorſchriften ſeiner Pflicht beſſer zu vereinen weiß, als hundert Andere.

— Derlei Schmeicheleien, Herr, rühren mich nicht! — Sie, Herr Graſſi, ſind mir bis heute nur dem Namen nach bekannt geweſen; ich bin erfreut, einen Künſtler Ihres Rufes nun auch perſönlich kennen zu lernen. Auch Ihnen mache ich keine Vorwürfe; im Gegentheil: ich bewundere Sie; denn nicht Jeder wird ſo viel Herz beſitzen, ſeine eigene Freiheit auf's Spiel zu ſetzen, um die eines Andern zu retten. In meiner Wohnung angelangt, werde ich Sie in Gegenwart dieſer Herren einem kurzen Verhöre unterwerfen und Sie alsdann auf meine eigene Gefahr ruhig nach Hauſe ſchicken, umſomehr, da Ihr menſchenfreundlicher Plan Ihnen leider mißglückt iſt. Schon dadurch ſind Sie hinlänglich beſtraft, ſprach der Commandant, gemüthlich weiter rauchend.

— Ich könnte Sie umarmen! ſagte Graſſi.

— Thun Sie's, wenn's Ihnen Spaß macht! Aber Kreuzbombenelement, bei dieſem Geſchwätz iſt mir das Feuer meiner Pfeife ausgegangen. Am Ende habe ich genug geraucht. Weiß ich doch wirklich nicht, woher es kommt, daß der kreuzbrave Mond da oben mich heute viel weicher als gewöhnlich ſtimmt. Halt, meine

Herren, jetzt weiß ich den Grund. Heute vor achtzehn Jahren ſtarb meine Frau, die ich mehr als die ganze Welt und mich ſelbſt geliebt habe. Mir iſt's, als wohne ſie jetzt oben im Monde und blicke mit treuer Baucis-Liebe auf mich alten Philemon herab, der ſie noch immer nicht vergeſſen kann, ſprach der Commandant und wiſchte ſich ein Paar Thränen aus den treuen Augen, die gläubig zum Monde aufblickten, um dort den geliebten Schatten ſeines Weibes zu ſuchen. Die Liebe von Philemon und Baucis iſt alſo doch wohl keine Fabel, denn noch zu jener Zeit gab es Ehen, die, ausnahmsweiſe, glücklich waren.

Auf der Höhe der Feſtung angelangt, erfuhr der Commandant aus Graſſi's Verhöre, daß der eigentliche Urheber dieſes Planes ein Anderer ſei, der das Mißlingen desſelben jetzt dadurch abbüße, daß er ſelbſt ſich freiwillig ſeiner Freiheit beraubt habe und als Geißel für den Marquis im Kerker des Letztern zurückgeblieben ſei.

Der Commandant fragte nach deſſen Namen.

— Es iſt derſelbe Officier, ſagte Graſſi, der vor einigen Jahren ſich genöthigt ſah, in Folge eines jugendlichen Leichtſinns, durch welchen er den guten Ruf eines jungen Mädchens gebrandmarkt hatte, aus dem Heere auszuſcheiden.

— Meinen Sie damit Herrn von B***? fragte der Commandant.

— Ja, Excellenz! erklärte der Maler.

— Ich kenne jene dunkle Geſchichte und geſtehe Ihnen, daß ſie mich tief empört hat.

— Herr von B***, erklärte Graſſi, iſt beſſer als ſein Ruf. Die Zeit hat ihn geläutert. Aus dem leichtſinnigen Roué von damals iſt jetzt ein Mann von Ehre geworden, der Ihrer Verzeihung würdig iſt.

— Auch er ſoll ungeſtraft bleiben! Aber ſehen mag ich ihn nicht, denn jene That, welche er damals beging, iſt in meinen Augen ein moraliſcher Mord geweſen, den ich ihm niemals vergeben kann. Wär' ich der Vater jenes verleumdeten Mädchens geweſen, wiſſen Sie, was geſchehen wäre? Ich hätte dem elenden Verleumder dieſes Schwert da durch die Bruſt gejagt.

— Sie ſind ein Ehrenmann! ſagte Graſſi.

— Ich bin ein Soldat, der von der Picke auf gedient und der das Wenige, was er iſt, keinem Andern, als ſich ſelber zu verdanken hat. Nun können Sie gehen, Herr Graſſi! Es iſt ein Uhr und ich alter Knabe bin müde. Nehmen Sie auch Herrn von B*** mit ſich. Sie aber, Marquis, ſchlafen heute Nacht bei mir: Und nun, gute Nacht, Meiſter Graſſi!

Graſſi und die Officiere entfernten ſich. Erſterer eilte zu Herrn von B***, um ihm Alles zu erzählen, was unterdeſſen vorgefallen war.

— Der Commandant hat uns hochherzig verziehen. Kommen Sie, eilen Sie, denn unten erwartet uns Gräfin Lynar.

Herr von B***, darüber untröſtlich, daß ſein Plan mißlungen war, folgte ſchweigend dem Maler, der ſeine ganze Beredtſamkeit aufbot, um ſeinen Begleiter zu tröſten.

— Gott, ſagte Graſſi, ſcheint nicht zu wollen, daß Agdolo frei werde. Fügen wir uns in deſſen Rathſchlüße!

Am Fuße der Feſtung angelangt, erzählte Graſſi der Gräfin das Mißlingen ihres gemeinſchaftlichen Planes. Sie war gefaßter, als Beide vermutheten.

— Wir haben redlich das Unſere gethan, ſagte ſie, der Himmel aber ſcheint ihm zu grollen, und lauter als je ruft mir die Stimme meiner Mutter zu:

Der Unglückliche iſt nicht zu retten!

Siebzehntes Kapitel.

Am 4. Februar 1797 wurde die Gräfin Auguſte Charlotte zu Lynar im Schloſſe zu Lübbenau von zwei Knaben entbunden, von denen der Eine in der bald darauf erfolgten Taufe die Vornamen: „Rochus Carl,“ der Andere die Vornamen: „Rochus Hermann“ erhielt.

An dem Tage, an welchem dies Zwillingspaar das Licht der Welt erblickt hatte, befand ſich der Graf zufällig auf der Jagd. Als bei deſſen Rückkehr der Kammerdiener ſeinem Herrn die frohe Botſchaft brachte, ſagte Letzterer:

— Zwei Knaben auf ein Mal ſind Luxus! Viel lieber hätte ich eine Tochter gehabt, leider aber thut meine Frau immer das Gegentheil von dem, was ich wünſche. Will ich ausfahren, wünſcht ſie zu Hauſe zu bleiben; wünſche ich zu Hauſe zu bleiben, will ſie um jeden Preis ausfahren. Etwas Oppoſition laſſe ich mir gefallen; ewiger Widerſpruch aber wird endlich unerträglich. Ich wünſchte, ich hätte gar nicht geheirathet, denn genau betrachtet hat ſelbſt die allerglücklichſte Ehe einige Dornen, an denen man ſich blutig ritzt. Die Ehe iſt ein ſchleichendes Fieber, das endlich auch den Geſündeſten umbringt. Meine Frau hat tauſend gute Eigenſchaften, aber einen Fehler, der ſie alle verdunkelt: ſie iſt eiferſüchtig über alle Maßen. Ewig wittert ſie Untreue und Verrath. Ich wollte, meine gute Frau hätte ein halbes Dutzend kleiner Laſter und nur eine Tugend: die nämlich, nicht eiferſüchtig zu ſein. — Zu jenen Hunderten, die ſie ewig beargwohnt, gehört auch ihre Geſellſchafterin. Bei Lichte betrachtet bin ich ſelbſt daran Schuld. In einem ſchwachen Augenblick hatte ich die Thorheit begangen, meiner Frau zu geſtehen, daß Angélique ungeachtet ihrer zwei und dreißig Jahre doch friſcher und anziehender als manche Jüngere ſei. Seit dieſer unvorſichtigen Aeußerung iſt die arme Angélique ein Gegenſtand ihres fortwährenden Verdachts: meine Frau umringt mich und ſie mit Spionen, deren Verſchwiegenheit ſie theuer erkaufen muß. Lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mich mit dem läſtigen Gefühle der Eiferſucht verſchont haſt! Ich weiß ſehr wohl, daß meine Frau gefallſüchtig iſt; aber ich quäle ſie deshalb nicht; ſie kann machen, was ſie will. Dieſelbe Freiheit aber beanſpruche auch ich. Ich weiß ſehr wohl, daß zu den Leuten, die ihr den

Hof machen, auch Graſſi gehört, den ich ihr zu Liebe gaſtfrei in mein Haus aufgenommen; aber eiferſüchtig bin ich nicht! Man muß Jedem ſeine Freiheit gönnen. Dieſe chriſtliche Monogamie iſt ein Unglück! Wie beneide ich jeden Türken, der das Recht hat, ſich ſo viele Frauen zu halten, als er ernähren kann! — Angélique gefällt mir mehr und mehr. Nichts iſt verlockender, als die Frucht des Verbotenen. Wenn es erlaubt wäre, jede Frau zu lieben, die uns gefällt, würde die Untreue ſehr bald ausſterben und faſt jeder Mann ein Muſterbild ehelicher Treue ſein. Denn nur das Verbotene ſchmeckt ſüß und aus dieſem Grunde liebe ich Angélique, obgleich ſie älter und weniger ſchön als meine Frau iſt, zehnmal mehr, als die erlaubte Frucht. Der zähe Widerſtand, den Angélique mir leiſtet verleiht ihr in meinen Augen einen erhöhten Reiz. Ich liebe ſie vielleicht nur darum, weil ſie ſich die Miene gibt, als ob ich ihr — Gott weiß, wie ſehr! — gleichgiltig ſei. Sie iſt ſchlau, wie eine Schlange. Sie weiß, daß Widerſtand doppelt anziehend macht. Ah, da kommt der ſchlaue Satan! ſagte der Graf und eilte ihr huldvoll entgegen.

— Vor einer Stunde, meldete Angélique, iſt die Frau Gräfin von Zwillingen entbunden worden. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratuliren.

— Ich danke, mein lieber Schatz, antwortete Lynar, ſeine Hand auf den blendenden Marmor ihrer nackten Schulter legend. Wie geht es meiner guten Frau?

— Sie fühlt ſich wohl und erwartet Sie.

— Ich bin ermüdet von der Jagd und fühle das Bedürfniß, zuvor ein Wenig auszuruhen.

— Dann will ich gehen, gnädiger Herr.

— Bleiben Sie noch einen Augenblick, Angélique. Mehr als jemals drängt es mich, gerade heute, wo wir ungeſtörter als gewöhnlich ſind, Sie zu fragen, warum Sie mir gegenüber die Grauſame ſpielen?

— Weil Sie, Herr Graf, verheirathet ſind . . .

— Das iſt ein uraltes Lied, an deſſen Wahrheit ich ſtets gezweifelt habe. Glauben Sie, Angélique, daß ein verheiratheter Mann weniger Theilnahme verdiene, als einer jener Glücklichen, die noch frei und ledig ſind?

— Ich glaube das Gegentheil, Herr Graf. In meinen Augen hat ein ſeiner Freiheit beraubter Gefangener mehr Anſpruch auf mein Mitgefühl, als Jener, dem es vergönnt iſt, im Genuße voller unbeſchränkter Freiheit zu ſchwelgen. Aber gerade darum, weil er mein volles Mitleid verdient, erſcheint er mir gefährlicher, als er wirklich ſein mag, und gerade deshalb, weil ich fühle, daß er mir gefährlich werden kann, rathet mir die Klugheit, ihn zu meiden.

— Sie haben alſo Mitleid mit mir?

— Ich bedaure Sie unendlich, Herr Graf!

— Und warum? fragte der verliebte Ehemann.

— Weil Ihre Frau Gemahlin — verzeihen Sie mir dies offene Geſtändniß! — Sie wenig oder gar nicht zu lieben ſcheint.

— Mein Gott, Angélique, was ſchadet dies? Um ſo weniger haben Sie dann Grund, ſich Vorwürfe zu machen, wenn Sie endlich einmal aufhören, mir gegenüber die Kalte, Unerbittliche zu ſpielen. Angélique, ich bitte und beſchwöre Sie, dieſe Maske der Gleichgiltigkeit endlich fallen zu laſſen und ſich mir in Ihrer wahren Empfindung zu zeigen. Ich weiß, daß Sie mich lieben . . .

— Sie irren ſich! ſagte die Kokette.

— Nein, nein, Angélique, ich durchſchaue Sie! Ich weiß, daß meine Huldigung Ihnen durchaus nicht gleichgiltig iſt. Ich weiß, daß Sie hauptſächlich nur darum kalt ſcheinen, um durch dieſe Kälte deſto ſicherer die Gluth meiner Zuneigung zu entflammen; aber wenn Sie noch länger fortfahren wollen, mich in Ungewißheit zu laſſen, dann werde ich endlich doch wohl zu der Einſicht gelangen, daß es klüger ſein wird, Sie aufzugeben, als noch länger erfolglos für Sie fortzuſchwärmen.

— Ich bitte, das Erſtere zu thun. Denn niemals, Herr Graf, werde ich die Achtung vor mir ſelber ſo weit vergeſſen, den Gemahl meiner Gebieterin zu lieben.

— Gut, dann will ich Sie aufgeben, erklärte der Graf, der entſchloſſen war, die Abſicht der Kokette zu durchſchauen.

— Wie, fragte Angélique, Sie wollen mich verſtoßen?

— Und warum nicht? Glauben Sie, daß ich nirgends Erſatz fände? Es gibt viele Frauen, welche ſchwach genug ſein werden, mich vielleicht ſchon darum zu lieben, weil ich zufällig Graf und — Dank dem Himmel! — auch reich genug bin, jede Laune ihrer Eitelkeit befriedigen zu können. In einigen Tagen erwarte ich eine Polin; ſie heißt Lodoiska und liebt mich. In ihren Armen werde ich Troſt ſuchen.

— Thun Sie dies! ſagte Angélique und wollte ſich entfernen.

Der Graf hielt ſie ſanft zurück. Eine Thräne, welche er in ihrem Auge leuchten ſah, hielt er für den Ausdruck ihres Schmerzes.

— Angélique, fragte er, wollen Sie ewig unerbittlich bleiben?

Sie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

— Was ſoll ich thun, Angélique, um Sie zu überzeugen, daß meine Neigung zu Ihnen wahr und innig iſt?

— Ich glaube es Ihnen, daß Sie mich lieben; aber ſo lange ich nichts als die abhängige Dienerin Ihres Hauſes, nichts weiter als die unterthänige Magd Ihrer Frau Gemahlin bin, werde ich mich niemals entſchließen können, Sie wiederzulieben. Machen Sie mich frei und unabhängig: ſchaffen Sie mir eine ſichere Zukunft, dann will ich jeden Ihrer Wünſche erfüllen und Sie mit allen Kräften meiner Seele lieben.

— Angélique, das, was Sie eben verlangt haben, finde ich vollkommen gerechtfertigt. Ich begreife recht wohl, daß eine Frau, welche geſchaffen iſt, zu befehlen, endlich müde wird, gehorchen zu müſſen; ich begreiſe leider nur zu gut, daß dieſe untergeordnete Stellung Ihnen unerträglich ſein muß. Aus dieſem Grunde finde ich Das, was Sie wünſchen, ganz natürlich. Und deshalb werde ich Sorge tragen, Sie vor Allem frei und unabhängig zu machen.

— Sie werden mich dadurch zu ewiger Dankbarkeit verpflichten, ſagte Angélique, ſeine Hand erfaſſend, die ſie liebeglühend an ihre Lippen zog.

— Sie ſind ein Engel, der ein beſſeres Loos verdient, ſagte der Graf und umarmte ſie. Hören Sie nun, was ich für Sie thun will. Zwei Stunden von

Lübbenau iſt eine reizende Villa zu verkaufen. Gefällt ſie Ihnen, dann erlauben Sie mir, ſie Ihnen ſchenken zu dürfen.

— Ich habe die ſchöne Lage jenes Landhauſes oft genug bewundert und nehme Ihr großmüthiges Anerbieten mit tiefgefühltem Danke an.

— Sie bleiben nur noch ſo lange bei uns, als meine Frau das Bett hüten muß. In längſtens acht Wochen verlaſſen Sie unſer Haus und beziehen das Ihrige.

— Abgemacht! ſagte Angélique und erwiederte die Umarmung des Grafen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Augenblicke ſpäter finden wir den Grafen am Wochenbette ſeiner Gemahlin.

— Wie geht es Dir, ma chère? fragte der galante Ehemann.

Die Gräfin würdigte ihn keiner Antwort.

— Und warum zürnſt Du mir wieder? Was habe ich verbrochen, daß meine Frage unbeantwortet bleibt?

— Sie ſind ein Heuchler, Herr Graf, ſagte die aufgeregte Wöchnerin. Zwei Stunden vor meiner Entbindung fand ich auf Ihrem Schreibtiſche einen in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Brief, der, eben ſo reich an Liebesſchwüren wie an orthographiſchen Fehlern, mit dem Vornamen „Lodoiska" unterzeichnet iſt. Wer iſt denn dieſe unverſchämte Dirne?

— Eine arme Polin, die ich zu jener Zeit, als ich mich um Deine Hand bewarb, in Dresden kennen gelernt, wo ſie mit mir in einem und demſelben Gaſthofe gewohnt hatte. Sie brauchte Geld, ich gab's ihr. Bald darauf verließ ſie Dresden und ging nach Berlin, wo ſie die Bekanntſchaft des Prinzen Louis machte, deſſen Geliebte ſie wurde, weil ſie etwas Klavier ſpielen und ziemlich gut ſingen konnte. Lodoiska, welche frühzeitig genug die unverantwortliche Thorheit beging, Seiner königlichen Hoheit untreu zu werden, erhielt den Laufpaß und kehrte von Berlin nach Dresden zurück, wo ſich der Ober-Kammerherr Graf Marcolini ihrer väterlich annahm, jedoch ſo lange nur, als er ſie treu glaubte. Aber weil ſie dieſe ſeltenſte aller weiblichen Tugenden kaum vom Hörenſagen kennt, blieb ſie auch dem alten Grafen Camillo nicht länger als neun Wochen treu und verliebte ſich dann abwechslungshalber in einen Stabstrompeter, deſſen Name mir leider entfallen iſt. Vor drei Monaten ſchrieb ſie mir von ihm: „Il m'a volé, battu et abandonné," und in der Nachſchrift bat ſie mich wieder um Geld. Ich ſchickte ihr ſechs Friedrichsd'or und erſuchte ſie, mich fernerhin nicht mehr zu beläſtigen, da ich nun verheirathet ſei. — Acht Tage darauf bat ſie mich abermals um Geld; diesmal ſchickte ich ihr keinen Heller. Geſtern erhielt ich einen Brief, in welchem ſie, falls ich ihr kein Geld ſchicken würde, die Drohung fallen ließ, nach Lübbenau zu kommen.

— Und wie lautete Ihre Antwort darauf?

— Ich antwortete ihr gar nicht.

— Und falls ſie nun wirklich käme?

— Würde ich ihr den guten Rath geben, gleich wieder abzureiſen oder ſich darauf gefaßt zu machen, daß ich ſie als zudringliche Bettlerin arretiren laſſe, denn dieſe Polin iſt eines jener bodenlos-liederlichen Geſchöpfe, die keinen Funken von Mitleid verdienen.

— Ich geſtehe Ihnen, daß der freche Ton ihres Briefes mich dergeſtalt empört hat, daß jedes ihrer zärtlichen Worte mir wie ein zweiſchneidiger Dolch in mein Herz drang und mich tödtlich verwundete. Wenn, ſagte ich mir, ſich mein Gemahl ſo tief erniedrigt hätte, eine ſolche Dirne lieben zu können, müßte ich ihn grenzenlos verachten.

— Kind, Du haſt mir Unrecht gethan! Derlei Phrynen ſind auch mir zuwider.

— Ich danke Ihnen, daß Sie mich darüber beruhigen, ſagte die Gräfin, ihrem Gemahle die Hand reichend.

— Ich verlaſſe Dich jetzt, liebes Kind, um in meinem Zimmer die Zeitungen zu leſen, welche heute früh angekommen ſind.

Er hauchte einen kühlen Kuß auf die fieberheiße Stirn ſeiner Gemahlin und ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen nach der Entbindung ſeiner Frau kaufte er für Angélique die Villa, für welche er mit dem dazu gehörigen Parke 32,000 Thaler zahlte. Das Innere dieſer Villa erhielt eine ſo prachtvolle Einrichtung, daß Jeder, welcher die Schwelle derſelben überſchritt, in ein Feenſchloß verſetzt zu ſein wähnte. Eine gußeiſerne, ſtark vergoldete Wendeltreppe, deren Geländer aus Kryſtall-Säulen beſtand, führte aus dem mit Marmor-Statuen geſchmückten, im pompejaniſchen Style gemalten Veſtibule in das erſte Stockwerk des Hauſes, das fünf mit aſiatiſchem Luxus und ſardanapaliſcher Verſchwendung eingerichtete Zimmer enthielt: eine in türkiſchem Kiosk-Geſchmack mit gelbſeidenen Divans verſehene Antichambre; ein Empfangs-Zimmer, deſſen Ameublement mehr als fürſtlich war; einen großen, eirunden Speiſeſaal, deſſen Wände ſich mit venezianiſchen Spiegeln und mit koſtbaren Gemälden überkleidet hatten; ein Wohnzimmer, das ſein reizendes Halbdunkel durch Glasmalereien erhielt, mit denen die

Fenſterſcheiben decorirt waren; ein Schlafcabinet, das allen erdenklichen Comfort in ſich vereinigte, und endlich ein einfenſtriges Badezimmer, in welchem eine Wanne von gemaltem China-Porzellan, ein türkiſcher Divan und perſiſche Teppiche ein einladendes Enſemble bildeten, das nichts zu wünſchen übrig ließ. — Im Erdgeſchoße befand ſich ein mit grünem Utrechter Sammet tapezirtes Vorzimmer, das in den dreifenſtrigen Bibliotheksſaal, von dort in das mit orientaliſchen Wandmalereien geſchmückte Frühſtückszimmer und aus dieſem in das Garderoben-Gemach führte. Durch die Thür des Frühſtückszimmers gelangte man in den äußerſt geſchmackvoll angelegten Garten und von da aus in den im engliſchen Style ausgeführten Park.

Dieſe Umwandlung eines einfachen Landhauſes in einen der anmuthigſten Tempel des guten Geſchmacks hatte, im Verlaufe eines Monats zu Stande gebracht, dem Grafen über 15,000 Thaler gekoſtet.

Vierzehn Tage ſpäter verließ Angélique das gräfliche Schloß und bezog die ihr zum Geſchenk gemachte Villa, deren Pracht ſie dergeſtalt überraſchte, daß ſie dem Grafen gerührt um den Hals fiel.

— Es freut mich, ſagte der Geber, wenn Du mit der Einrichtung Deiner Villa zufrieden biſt. Dein

Wunſch, Angélique, iſt nun erfüllt: Du biſt frei, Du biſt unabhängig!

— Jetzt, Freund, bin ich Dein mit Leib und Seele! Jetzt bin ich nicht mehr die Magd Deiner Frau; jetzt brauchſt Du Dich meiner nicht mehr zu ſchämen. Jetzt fürchte ich den Argwohn Deiner Frau nicht mehr. Jetzt darf ſie erfahren, daß Du mich mehr als ſie liebſt, die Dich niemals geliebt und Dich nur auf Befehl ihres Vaters geheirathet hat. Wie oft hat ſie mir ſeitdem geſagt, daß ſie unglücklich iſt, weil ſie Nichts für Dich empfindet, weil Du ihr gleichgiltig und in Allem nur im Wege biſt.

— Qu'importe? ſagte der Graf. Weiß ich doch, daß Du mich liebſt! Deine Liebe wird mich reichlich entſchädigen. Jeden Tag werde ich Dich beſuchen. In Deinen Armen werde ich glücklich ſein!

— Wie aber, wenn die Gräfin jemals erführe?

— Und was läge daran? Bin ich nicht Mann und habe ich als Solcher nicht das Recht, Alles zu thun, was mir gefällt? Das Joch der Ehe iſt unerträglich!

— Die Aerzte Deiner Frau haben einſtimmig beſchloſſen, ſie noch im Laufe dieſes Sommers nach Italien und in die Bäder von Piſa zu ſchicken. Wirſt Du, theurer Freund, ſie begleiten?

— Nicht um Alles in der Welt! Auch ſie wird es vorziehen, lieber allein als in der Begleitung ihres Gemahls zu reiſen, der ihr, wie ſie Dir geſagt hat, nur im Wege iſt. Glaubſt Du, daß ich blind ſei? Glaubſt Du, ich hätte nicht ſchon vier Wochen nach der Hochzeit bemerkt, daß ich ihr gleichgiltig bin? Sie liebt nur das, was ſie nicht lieben ſoll. Auch ſie, Kind, haßt die Ehe ſchon darum, weil ſie mehr als alles Andere ihre Freiheit liebt. Jede Ehe aber iſt nur Sklaverei! Geduldig ſchleppt man ſeine Kette, ſo lange es geht. Wenn's nicht mehr geht, zerreißt man ſie.

— Verſuche auch Du Dich wieder frei zu machen, rieth Angélique.

— Das geht nicht ſo ſchnell, Kind, als Du glaubſt. Trenne ich mich von meiner Frau, dann hat ſie nach Paragraph 7 unſeres Ehevertrags jährlich eine Summe von zwölftauſend Thalern von mir zu verlangen. Zwölftauſend Thaler, Angélique, ſind kein Pappenſtiel! Und darum trenne ich mich nicht!

— Aber iſt Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr als alles Gold der Erde werth? fragte die ſchlaue Kokette.

— Reden wir lieber von heiterern Dingen. Willſt Du mich nächſtens nach Paris begleiten?

— Nichts käme mir erwünſchter als dies! Aber ſage mir, was führt Dich gerade jetzt nach Frankreich?

— Dir will ich's ſagen, liebes Kind! Es wird Dir bekannt ſein, daß General Napoleon Buonaparte am 9. März 1796 die Witwe des Marquis Alexander de Beauharnais, die Maitreſſe des Generals Paul François Barras, eines der fünf Directoren der franzöſiſchen Republik, geheirathet hat.

— Ich habe dies in den Zeitungen geleſen, entgegnete Angélique.

— Mein ſeliger Großvater, Graf Rochus Friedrich zu Lynar, welcher däniſcher Geſandter in Stockholm und ſpäter in Petersburg geweſen war, hatte ſich anno 1780 — ein Jahr vor ſeinem am 13. November 1781 erfolgten Ableben — nach Paris begeben und dort die Bekanntſchaft jenes Marquis de Beauharnais gemacht, welcher kurz vorher der Gemahl der Mademoiſelle Joſephine Taſcher de la Pagerie geworden war. Der Marquis, der meinen alten Großpapa ſehr zu lieben ſchien, ſtellte ihn ſeiner jungen Frau vor, die, abergläubiſch wie jede Creolin, ihm eines Abends, als Beide traulich am Kaminfeuer ſaßen, umſtändlich erzählte, daß ihr vor einigen Tagen von einer Kartenſchlägerin, Namens Le Normand, prophezeit worden ſei, ſie werde einſt Kaiſerin von Frankreich werden. —

Auch ich, ſagte mein Großvater, bin eine Art von Prophet, der Ihnen aus den Linien Ihrer Hand Ihre Zukunft weisſagen kann. Haben Sie Vertrauen zu meiner Kunſt, fuhr er fort, dann bitte ich Sie, mir einen Blick in Ihre Hand zu geſtatten. — Frau v. Beauharnais war bereit dazu. Mein Großpapa betrachtete durch eine Loupe die geheimnißvollen Schriftzüge ihrer Hand und ſagte nach einem Weilchen: Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! Ihre Kartenſchlägerin hat Sie nicht getäuſcht! Sie werden einſt Kaiſerin von Frankreich! — Wenn Ihre Weisſagung, lieber Graf, jemals in Erfüllung gehen ſollte, werde ich mich Ihrer dankbar erinnern und Ihnen einen Beweis meiner kaiſerlichen Huld und Gewogenheit geben, erwiderte Frau von Beauharnais. — Wenn Sie Kaiſerin werden, ſagte mein Großpapa, werde ich ſchon lange begraben ſein. — Dann werde ich, entgegnete die Kaiſerin in spe, meine Huld auf einen Ihrer Söhne oder Enkel übertragen. — Ich halte Sie beim Wort, Madame, entgegnete mein Großvater und küßte die Hand der zukünftigen Majeſtät. — Vierzehn Jahre ſpäter wurde ihr Gemahl vor das Revolutionsgericht geſtellt und als Contre-Revolutionair am 23. Juni 1794, vierunddreißig Jahre alt, auf dem Grève-Platze enthauptet. Kaum zwei Jahre ſpäter vermählte ſich die junge, reiche Witwe, auf

Wunſch ihres Freundes Barras, mit dem General Buonaparte, welcher in Folge dieſer Heirath an Scherer's Stelle den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee in Italien erhielt. In dieſem Augenblick iſt Joſephinens Gemahl, wie Dir bekannt ſein wird, der populärſte Mann und größte Held der franzöſiſchen Republik. — Ich will nun nach Frankreich, liebe Angélique, um mich der Frau von Buonaparte vorſtellen zu laſſen und ſie an das Wort zu erinnern, welches ſie als Frau von Beauharnais meinem alten Großpapa gegeben hat.

— Sie braucht es ja dann erſt zu erfüllen, wenn ſie Kaiſerin von Frankreich geworden iſt . . .

— Wer weiß, ob ich dies erlebe. Mich treibt nicht Ehrgeiz nach Paris; ich wünſche weiter nichts, als durch die Freundin meines Großvaters den gefeiertſten Helden Frankreichs perſönlich kennen zu lernen. Nichts iſt intereſſanter, als ſogenannte Große in der Nähe zu betrachten. Wie mancher dieſer Rieſen ſchrumpft dann in einen Zwerg zuſammen! Ich bin neugierig, zu erfahren, ob General Buonaparte auch in der Nähe betrachtet ſo groß wie ſein Ruf in der Ferne iſt.

— Es iſt wunderbar, ſagte Angélique, daß auch Deine Frau ſich für dieſen Mann in ſo hohem Grade intereſſirt, daß ſie deſſen Feldzüge in Italien mit einer Aufmerkſamkeit verfolgt hat, die wenigſtens für mich bisweilen geradezu komiſch war. Nach dem Siege von Montenotte bekränzte ſie die Büſte des Generals mit einem Lorbeerkranze, und ſeitdem ſchwärmt ſie für ihn.

— Das erlaube ich ihr; ſolche Schwärmerei für Helden in der Ferne hat oft das Gute, daß ſie die Aufmerkſamkeit von Andern ablenkt, die uns näher ſtehen. Meine Frau gehört zu Jenen, die ſich für Jeden begeiſtern, welcher Aufſehen macht, gleichviel ob der Mann ein Napoleon Buonaparte oder ein Cartouche iſt. Sie leidet vor Allem an Ehrgeiz. Hätte der liebe Gott aus ihr einen Mann gemacht, dann würde auch ſie die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben; aber da ſie nur ein Weib iſt, gefällt ſie ſich in der Bewunderung ſolcher Männer, deren Ehrgeiz ſie raſtlos von einem Siege zum andern treibt. Dieſer General Buonaparte ſteht an der Schwelle einer großen Zukunft: unaufhaltſam ſteigt er von Stufe zu Stufe.

— In den Augen Deiner überſpannten Frau iſt er ein Halbgott, deſſen lawinenartig wachſender Weltruhm ſie mit abgöttiſcher Anbetung erfüllt. Eines Tages ſagte ſie zu mir: zehn Jahre ihres Lebens möchte ſie opfern für den Wunſch, ſich eine Stunde in den Strahlen jenes Helden ſonnen zu dürfen, der, ein neuer Alexander, den Trieb und die Macht in ſich fühlt, die halbe Welt zu erobern.

— Um ſo lieber wird ſie den Rath ihrer Aerzte befolgen und nach Italien gehen, um dort die friſchen Siegesſpuren ihres Abgotts zu verfolgen. Während ſie an den Ufern des Arno umherſchwärmt, wollen wir Beide uns an den Ufern der Seine amüſiren und die Freuden des Lebens in vollen Zügen genießen. Ich habe keine Zeit zu verlieren, Angélique, denn eine Ahnung ſagt mir, daß ich bald ſterben werde.

— Was berechtigt Dich zu dieſer Furcht? fragte Angélique, beide Arme um ſeinen Hals ſchlingend und nachforſchend in die meerblaue Tiefe ſeiner Augen blickend.

— Ich fühle mich matt und angegriffen. Ein Mann, der ſo frühzeitig wie ich angefangen hat, das Leben zu genießen und alle Becher der Freude bis auf die Hefe zu leeren, altert ſchneller als jeder Andere, der in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre manche Freude dieſes irdiſchen Daſeins kaum dem Namen nach kennt. Mir aber iſt nichts fremd geblieben. Ich bin blaſirt und gänzlich abgeſtumpft.

— In meinen Armen wirſt Du allmälig von Neuem aufleben, an meiner Bruſt Dich verjüngen und wieder Geſchmack finden an dem durch Liebe verklärten Leben. Denn was iſt Leben ohne Liebe?!

— Ein Truthahn ohne Trüffel! ſagte der Graf, der, von Müdigkeit angewandelt, die Angeln ſeines Mundes zum Gähnen öffnete. Ich bin heute verteufelt müde, Angélique, ſagte er zu ſeiner Maitreſſe und legte ſein Haupt auf ihren Schoos.

— Schlafe, Kindchen, ſchlafe! ſagte Angélique und ſtreichelte das blonde Haar ihres Freundes, der die Augen ſchloß und gleich darauf einſchlief.

Die Schweizerin betrachtete das Haupt des Schläfers und murmelte dann leiſe die Worte vor ſich hin:

— Mein guter Rochus iſt etwas langweilig!

Achtzehntes Kapitel.

Am 8. Juni 1797 trat die Gräfin Auguste Charlotte zu Lynar in Begleitung eines ihrer beiden Hausärzte, zweier Stubenmädchen und eines Kammerdieners ihre Reiſe nach Italien an.

Italien war das Land ihrer Sehnſucht. Sie hatte davon ſo Vieles gehört, ſo Vieles geleſen, daß ſie kaum erwarten konnte, die Sonne dieſes Wunderlandes einzuathmen.

Ihr Reiſeplan führte ſie über Wien und Trieſt nach Venedig.

Es gibt auf Gottes ſchöner Erde keine zweite Stadt, die auf ein poetiſches Gemüth ſo tiefen, nachhaltigen Eindruck macht, wie das von Götterhänden gebaute Venedig, das uns wie ein verſteinertes Märchen aus Tauſend und Einer Nacht anlacht und den Fremden, der ſich in einer ſtill verſchwiegenen Mondſcheinnacht zum erſten Male in der Gondel auf dem Rücken der Lagunen ſchaukelt, in wunderholde Träume wiegt und ihm eine neue Welt erſchließt, deren feenhafter Zauber unbeſchreiblich iſt. Die alte Markusſtadt mit ihrem Dogenpalaſte iſt eine jener Reiſe-Erinnerungen, die man niemals vergeſſen wird. Jeder, der einen Abend auf dem Markusplatze verlebt hat, wird dort mehr Novellen- und Roman-Stoff aufgeſammelt haben, als irgend anderswo. Nirgends wird man ſich einen beſſern Rückblick auf Venedig's glänzende Vergangenheit verſchaffen können, als vor dem Eingange der Markus-Kathedrale, die eines der erhabenſten Denkmale der byzantiniſchen Baukunſt iſt. Jeder, der einmal den Campanile beſtiegen und von der Höhe dieſes Glockenthurms auf den Wirrwar der Häuſer herabgeblickt hat, von welchen jedes Einzelne eine Feſtung en miniature iſt, wird ſich eingeſtehen müſſen, daß ganz Venedig ein aus Waſſer und Marmor zuſammengeſetztes Räthſel iſt.

Gräfin zu Lynar verweilte hier vierzehn Tage. Sie wohnte am Canal grande im Palazzo Balbi, den wenige Tage vorher General Buonaparte bewohnt hatte. Hier ſchwärmte, hier träumte ſie von ihm. In einem dieſer Träume war ihr der Held von Arcole erſchienen, die flatternde Sieges-Fahne in der Hand. Er hatte ſie eines Blicks gewürdigt und ihr zugeflüſtert: „Eines Tages werden wir uns wiederſehen!“

Zu jener Zeit befand ſich Buonaparte in Mailand, wo er am 10. Mai 1797 mit der Republik Venedig jenen Vertrag unterzeichnet hatte, laut welchem der letzte Doge, Ludovico Manin, und der große Rath ſeiner Souverainetät entſagen und Venedig den franzöſiſchen Truppen einräumen mußten. Buonaparte bürdete der beſiegten Republik harte Opfer auf. Venedig mußte eine Contribution von ſechs Millionen Dukaten zahlen, außerdem zwanzig der herrlichſten Meiſterwerke der venetianiſchen Malerſchule und fünfhundert der ſeltenſten Handſchriften der Markus-Bibliothek dem Sieger ausliefern.

Am 18. Mai rückten dreitauſend Franzoſen in Venedig ein, das bis zu dieſem Tage noch kein feindlicher Fuß betreten hatte. An die Stelle des großen Raths trat eine aus ſechszig Mitgliedern zuſammengeſetzte proviſoriſche Regierung, die am 25. Mai das Gebäude und die Gefängniſſe der Staatsinquiſition niederreißen ließ. Buonaparte war's geweſen, welcher Venedig's vergoldete Feſſeln der ariſtokratiſchen Tyrannei geſprengt hatte. Am 4. Juni wurde am Fuße des neu aufgepflanzten Freiheitsbaums das goldene Buch des venetianiſchen Adels verbrannt und „Freiheit und Gleichheit“ eingeführt. Als der Doge Manin ſich gezwungen ſah, den Eid der Treue zu ſchwören, ſtürzte er bewußtlos nieder.

Venedig ſchwelgte im erſten Rauſche der Freiheit, als Gräfin Lynar den Boden dieſer Stadt betrat. Der Enthuſiasmus, den Buonaparte's neuer Sieg erregte, berauſchte unſere Gräfin dergeſtalt, daß ſie faſt eben ſo trunken wie ganz Venedig war.

Von hier ging ſie nach Mailand. Das Diadem der Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt iſt der weltberühmte Dom, der ihre Erwartung, wie groß ſie auch geweſen war, bei Weitem übertraf. Dieſe prachtvolle Kathedrale, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzoge von Mailand, iſt von weißem Marmor in gothiſchem Style, mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantiniſchem Geſchmack ausgeführten Façade. Der erſte Baumeiſter dieſes Domes ſoll ein Deutſcher, Heinrich Arler aus Gmünd, geweſen ſein. Seit ihm haben 170 Ingenieure und Architecten ihr Talent dem Ausbau dieſes Tempels geweiht. Die fünf Schiffe desſelben ruhen auf 52 achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geſchmückten Säulen. Auf dem Dache des Domes prangen 107 größere und kleinere Thürme: der größte derſelben, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, hat eine Höhe von 326 Fuß. Fünfhundertzwölf Stufen führen auf die äußerſte Spitze. Doch ſchon auf der Hälfte der Höhe gelangt man auf das eigentliche Dach und tritt von hier in einen Wald von blendenden Marmorthürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Bildſäulen, deren Zahl auf 4500 angegeben wird. Mitten in dieſem Tohu-bohu von Thürmen und Statuen fühlt man ſich von der Größe dieſes Wunderbaues dergeſtalt gedrückt, daß man Anfangs kaum zu athmen wagt. — Im Innern der Kirche ſelbſt iſt vor Allem die Sakriſtei wegen der zwei ſilbernen Bildſäulen des heiligen Ambroſius und Carl Borromäus, von Procaccini, ſehenswerth. Der ganze Silberſchatz des Mailänder Domes wird auf zwei Millionen Lires geſchätzt. — In der Nähe des großen Altars bewundert man die Statue des geſchundenen Sanct Bartholomäus, eine Bildhauerarbeit von Agrate, die unſerer Landsmännin ſo ſehr gefiel, daß ſie den geſchundenen Heiligen in das Album ihrer: „Impressions de voyage“ aufnahm.

Von Mailand reiſte ſie nach Genua. Mit Recht heißt dieſe ſtolze Dogenſtadt „la superba,“ denn in der That iſt ſie eine der prachtvollſten Städte von ganz Italien. Am Südzipfel der Apeninnen-Kette ſteigt ſie am Meerbuſen amphitheatraliſch mit ihren kühnen Befeſtigungen und ihren impoſanten Paläſten empor. Der erſte Palaſt, der dem Reiſenden, welcher von Mailand kommt, majeſtätiſch entgegentritt, iſt der, den ſich Andreas Doria, der Admiral Papſt Paul's III., Kaiſer

Karl's V. und König Franz's I. von Frankreich im Jahre 1529, wie die lange, lateiniſche Inſchrift ſagt, als Ruheplätzchen für ſein Alter bauen ließ. Die Façade dieſes rieſigen „Ruheplätzchens" bildet eine ganze Straße, welche „Strada di San Benedetto" heißt. Von der imposanten Terraſſe des in franzöſiſchem Geſchmacke angelegten, mit geſtutzten Cypreſſen und Buchsbäumen ausgeſtatteten Gartens genießt man eine entzückend ſchöne Ausſicht auf den reich belebten Hafen. — In der Mitte des Gartens erhebt ſich ein Neptun mit ſeinem Dreigeſpann, umgeben von einem Kreiſe weißmarmorner Adler, welche blendende Waſſerſtrahlen in's Baſſin gießen.

In der Strada Carlo Alberto, zwiſchen der Kirche San Ambroſio und der Kathedrale San Lorenzo, erhebt ſich der Dogen-Palaſt, der letzte Zeuge der 1797 von den Republikanern zu Grabe getragenen Dogen-Herrlichkeit.

Von der Unzahl der Kirchen — Genua zählt deren wohl über hundert — beſuchte die Gräſin nur die Kathedrale San Lorenzo und die Kirche San Matteo, in deren unterirdiſcher Kapelle das Grabmal des Admirals Andrea Doria und in der Sakriſtei das Schwert gezeigt wird, welches Paul III. ſeinem tapfern Admirale Doria geſchenkt hat.

Unter den Bildern, welche im Palazzo Brignole die Bewunderung unſerer Reiſenden erregten, befand ſich eine Madonna von Carlo Dolce und eine Anna Bolena von Hans Holbein. Letztere gefiel ihr beſſer, als Erſtere. Italien iſt das Land, wo man ſehr bald madonnenmüde wird, weil man ſie hier bis zum Ueberdruß in allen Größen und Farben ſieht.

In Genua blieb ſie vier Tage. Dann ging's über Livorno nach Piſa, wo ſie ſich auf Rath ihres ärztlichen Begleiters niederließ.

In Piſa ſind faſt alle Sehenswürdigkeiten auf einem Platze zuſammen gedrängt; der prachtvolle, in toskaniſch-byzantiniſchem Style erbaute Dom iſt eine der ſchönſten Kirchen von ganz Italien. Die Bronze-Thür am Haupteingange iſt mit herrlichen Reliefs von Giovanni da Bologna geſchmückt. Das Innere dieſer Kirche beſitzt den ganz eigenthümlichen Reiz, daß man ſich hier mehr als in jeder andern wunderbar heimiſch fühlt. — Neben dieſem Dome erhebt ſich der Campanile, der ſogenannte „ſchiefe Glockenthurm,“ an welchem Galileo Galilei die Geſetze der Schwerkraft erforſcht haben ſoll. — Im Battiſterio, einem der ſchönſten Denkmale mittelalterlicher Baukunſt, wurde Gräfin Lynar durch das merkwürdige Echo überraſcht, das eine ganze Octave von Tönen mit glockenreiner Klarheit wiederholt. — Im Campo ſanto, dem großartigen Friedhofe, in welchem mehr als ein berühmter Piſaner ruht, zog ſie von allen Grabmälern keins ſo ſehr als jenes an, welches Friedrich der Große ſeinem gelehrten Freunde Algarotti ſetzen ließ.

Vierzehn Tage nach der Ankunft der Gräfin in Piſa langte daſelbſt auch der Maler Graſſi an. Sie war erfreut, daß der Zufall auch ihn hierher geführt.

In der Geſellſchaft dieſes Künſtlers, deſſen Talent ihr faſt eben ſo viel Hochachtung als die Reinheit ſeines Characters eingeflößt hatte, machte ſie nun faſt jede Woche einen mehr oder minder längern Ausflug nach Florenz.

Florenz iſt eine jener Städte, deren erſter Eindruck weit weniger günſtig iſt, als man zu erwarten pflegt; man glaubt in ein Paradies hineinzufahren und erblickt eine ganz gewöhnliche Stadt, deren Aeußeres durchaus nichts auffallend Schönes hat. Und doch iſt Florenz ein höchſt angenehmer Ort: es gleicht einer jener ſeltenen Frauen, die uns Anfangs ziemlich kalt laſſen, bei näherer Bekanntſchaft aber von Tag zu Tage mehr Reiz, mehr Zauber, mehr Anziehungskraft gewinnen und von denen man ſich zuletzt nur mit ſchwerem Herzen trennt, weil man ſie ernſtlich lieb gewonnen hat. — Es gibt wenig Städte, an welche ſich ſo viel hiſtoriſche und artiſtiſche Erinnerungen knüpfen, als an die Stadt der Mediciäer.

Florenz iſt die Wiege drei der größten Dichter aller Zeiten und Nationen: Dante, Petrarca und Boccaccio. Florenz iſt die Vaterſtadt Macchiavelli's, deſſen Name mehr als jede Lobrede ſagt. Florenz iſt die Vaterſtadt drei der größten Naturforſcher: Galilei, Viviani und Torrelli. Florenz iſt das ehrwürdige Jupiterhaupt, dem ein ganzer Schwarm von Malern, Bildhauern und andern Künſtlern entſprungen iſt. Auf jedem Platze, in jeder Straße liegt ein Stück Kunſt- und Literatur-Geſchichte.

Eine Frau, die, wie Gräfin Lynar, mehr als Tauſende ihres Gleichen das glühende Bedürfniß fühlte, den Kreis ihrer Kenntniſſe täglich mehr und mehr zu erweitern, wanderte mit heiliger Pietät durch die Straßen dieſer Stadt, in welcher ſo viel weltberühmte Dichter und Künſtler gelebt und gewirkt haben. Sie wanderte von Platz zu Platz und ſuchte die Geburtshäuſer der Unſterblichkeiten von Florenz auf. In der Via Ghibellina (Nummer 7588) wurde eines der größten Genies Italiens, Michel Angelo Buonarotti, gleich groß als Maler, Dichter und Bildhauer; in der Via Santa Chiara (Nummer 5079) Benvenuto Cellini, auf der Piazza San Martino (Nummer 631) in einem ärmlichen, zweifenſterigen Hauſe Dante Allighieri, der unſterbliche Sänger der „göttlichen Komödie“ geboren. In der Via de' Bardi, in der Caſa Manuelli (Nummer 1309) ſchrieb Boccaccio einen Theil ſeines „Decamerome;“ in der Via de' Guicciardini (Nummer 1754), in einem gleichfalls zweifenſterigen Hauſe, ſtarb der florentiniſche Livius, der Mann, der den „Principe“ und eines der feinſten Luſtſpiele „la Mandragora“ geſchrieben; hier ſtarb Niccolo Macchiavelli am 22. Juni 1527 in der drückendſten Armuth. — In der Via della Scala (Nummer 4333) in einem winzig kleinen Häuschen, vor dem ſich jetzt eine kleine Kapelle erhebt, ſammelte Antonio Magliabecchi zwanzig Jahre lang ſeine Bücherſchätze, um ſie nach ſeinem Tode der Stadt Florenz zu ſchenken. Auf dem Borgo degli Ogniſanti, im Hoſpitale San Giovanni di Dio, ruhen die irdiſchen Ueberreſte jenes Amerigo Vespucci, der dem Genueſen Chriſtofero Colombo die Entdeckung Amerika's ſtreitig gemacht, und in der Biblioteca Laurenziana bewahrt man in einem kryſtallenen Becher eine Reliquie von Galileo Galilei, einen ſeiner Finger, welchen Gori dem Leichname des großen Aſtronomen abgeſchnitten hatte.

Eines der denkwürdigſten Häuſer ſteht in der Via

Maggio (Nummer 1921). Hier, in einem ſchmucken, mit Fresken gezierten vierfenſterigen Hauſe von zwei Stockwerken hatte einſt eine der ſchönſten Frauen von ganz Italien gewohnt. Im Innern dieſes Hauſes lieſt man die Inſchrift:

> „Bianca Capello, prima che fosse moglia a
> Francesco I. de Medicis abita questa casa,
> che ella si edificava nell' anno 1566.“

In dieſem Hauſe wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, zur Zeit, als ſie die Geliebte des Großherzogs Franz I. von Medicis geweſen war, der ihren Gemahl in jenem engen Seitengäßchen, das dieſem Hauſe gegenüber liegt und Via Squazza heißt, Nachts durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derſelben Zeit lebte noch des Großherzogs erſte Frau, Giovanna, Tochter Kaiſer Ferdinand's I. Um ſeine Liebe zu Bianca Capello geheim zu halten und, von Keinem geſehen, in deren Haus zu gelangen, ließ er vom Palazzo Pitti aus nach der Via Maggio einen unterirdiſchen Gang graben, welcher noch heutzutage exiſtiren ſoll. Sechs Monate nach dem Tode ſeiner Frau (am 12. October 1578) vermählte er ſich mit Bianca Capello und neun Jahre ſpäter wurden Beide an einem und demſelben Tage (20. October 1587) auf ihrer Villa zu Poggio Cajano vergiftet durch Cardinal Ferdinand von Medicis, Bruder und Nachfolger von Bianca's zweitem Gemahle. — Im Audienzſaale des Palazzo vecchio ſah Gräfin von Lynar die Bildniſſe der Ermordeten; zwiſchen Beiden hing des Mörders Bild; alle Drei gemalt von Allori-Bronzino.

Von den öffentlichen Plätzen iſt die Piazza di Gran Duca der Brennpunkt von ganz Florenz. Hier erhebt ſich der von Arnoldo di Lapo im Jahre 1298 erbaute Palaſt der Signoria. In dieſem Palaſte iſt der Rieſenſaal des Raths der Fünfhundert, durch ſechsunddreißig Fresken von Giorgio Vaſari, durch eine Statue der Göttin Victoria von Michelangelo Buonarotti und durch ein koloſſales Standbild Leo's X. von Baccio Bandinelli berühmt. — In dem gegenüber liegenden Saale des Rathes der Acht befindet ſich eine ziemlich vollſtändige Gallerie von Bildniſſen der Familie von Medicis; hier ſieht man unter Andern ein Portrait Katharinens und Maria's von Medicis, von denen die Erſte Gemahlin des zweiten, die Letzte Gemahlin des vierten Heinrich's von Frankreich geweſen war. — Eines der ſchönſten Bilder iſt das Portrait des Großherzogs Giovanni Gaſtone, des Letzten der regierenden Medicäer. An der äußern Thür, die vom Audienzſaale in den Saal des Rathes der Acht führt, prangen die Bildniſſe Dante's und Petrarca's, in Holz geſchnitten von Benedetto a Majano. — Von dieſem Palaſte aus gelangt man durch einen Corridor in den von Cosmo I. erbauten Palazzo degli Uffizii, in welchem ſich die Biblioteca Magliabecchiana und die Bildergallerie befindet. Aus der Unmaſſe von guten und ſchlechten Bildern, welche darin aufgehäuft ſind, gefiel unſerer Gräfin ein Bild von Giovanni da San Giovanni blos darum, weil es das originellſte der ganzen Sammlung iſt: eine Venus, die, mit einem Kamme bewaffnet, auf Gott Amor's ſchelmiſchem Haupte . . . Läuſe ſucht. — Unter den Statuen ragt die Gruppe der Niobiden (eine Copie des griechiſchen Bildhauers Skopas), die mediceiſche Venus, ein Apollo aus der Schule des Praxiteles und der von Michelangelo Buonarotti reſtaurirte Faun hervor. — In dieſem Saale prangen nicht weniger als ſechs Raphaels, worunter ſeine „Fornarina," die ohne Zweifel eines ſeiner ſchönſten Meiſterwerke iſt. — Aber mehr als dies Alles gefiel unſerer Landsmännin das Kabinet der Bildniſſe berühmter Maler, die ſich zum größten Theile ſelbſt gemalt haben; es iſt die vollſtändigſte Portraits-Sammlung dieſer Art und zählte ſchon damals, als Gräfin Lynar in Piſa gelebt, gegen vierhundert Bildniſſe: darunter befand ſich Raphael und ſein Meiſter Perugino, Giulio Romano, Leonardo da Vinci, Tizian, Michelangelo Buonarotti, Paolo Veroneſe, Tintoretto und ſeine Tochter Marietta, Guido Reni, Carlo Dolce, Criſtofero Allori, Giovanni Bellini und Salvatore Roſa. Von nicht italieniſchen Meiſtern prangen hier die ſelbſt gemalten Portraits von Velasquez, Rubens, Rembrandt und Van Dyk, Dürer und Holbein, Raphael Mengs und Joſua Reynolds, von Sophonisbe Anguiſſola und Angelica Kauffmann.

Von der Bildergallerie dagli Uffizii führt ein nicht allen Fremden bekannter Gang (über den Ponte Vecchio und viele Häuſer hinweg) nach dem Palazzo Pitti, dem Reſidenzſchloſſe der Großherzoge von Toskana. Die Verbindung des Palazzo Pitti mit dem Palazzo Vecchio iſt eine der intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten von ganz Florenz; doch bedurfte es — wenigſtens damals — zur Beſichtigung derſelben einer zuvor eingeholten Erlaubniß.

Der Pitti-Palaſt, 1440 von Filippo Brunelleschi für Luca Pitti, Gonfaloniere von Florenz, erbaut und von einem Urenkel des erſten Beſitzers 1550 an Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmo's I. von Medicis, verkauft, iſt eines der prachtvollſten Reſidenzſchlöſſer von ganz Europa, eine impoſante Steinmaſſe, die Hunderte von Millionen gekoſtet haben ſoll. — Das erſte Stockwerk hat 23, das zweite 13 Fenſter Fronte. Im erſten Stockwerke befindet ſich in eilf Sälen eine der reichſten und berühmteſten Bildergallerien der Welt: 497 Bilder, deren Geſammtwerth ein italieniſcher Kunſtkenner auf hundert Millionen Dukaten berechnet hat.

Ueberſättigt von Kunſt, flüchtete Gräfin Lynar in die Arme der Natur, in den Schloßgarten, in den Giardino di Boboli. Dieſer Boboli-Garten iſt ein ewig grünes Feenmärchen, ein unbeſchreiblich ſchöner Zauberhain, bevölkert von 5000 Blumenvaſen, 500 Citronen- und Orangen-Bäumen und von faſt eben ſo vielen Statuen, die, eingehüllt in den Schatten immergrüner Lorbeer-, Pinien- und Cypreſſen-Bäume, uns Wunderdinge aus den Zeiten der Medicäer heimlich in's Ohr flüſtern. In dieſen geheimnißvoll ſtillen Alleen luſtwandelten die Töchter des Hauſes Medicis: Katharina, die Gemahlin Heinrich's II.; Maria, die Gattin Heinrich's IV.; Anna, Tochter Cosmo's II.; Claudia, Tochter Ferdinand's I.; Leonore, Tochter des erſten Franz von Medicis. Das Amphitheater dieſes Gartens war der Schauplatz der üppigſten Feſte geweſen: hier wurde 1652 die Vermählung Anna's von Medicis mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich und, neun Jahre ſpäter, die Hochzeit Cosmo's III. mit Margaretha Louiſe von Orleans gefeiert. — Die ganze

Anlage dieſes wunderherrlichen Gartens — das Vorbild, nach welchem Le Notre die Gärten von Verſailles und Marly angelegt — iſt von Niccolo Braccini, genannt il Tribolo, und von Bernardo Buontalenti, die ſich durch dieſen Feenhain ein unvergängliches Denkmal geſetzt haben.

Aus dem Boboli-Garten kehrte Gräfin Lynar, von Graſſi geführt, nach dem Mittelpunkte der Stadt zurück, um dort vier der berühmteſten Kirchen in Augenſchein zu nehmen: die Santa Maria del Fiore, die Santa Annunziata, die Santa Croce und die San Lorenzo-Kirche. — Die erſte dieſer vier Kirchen, der Dom, iſt ein großartiges Bauwerk, das die Namen ſeiner Meiſter — Arnolſo di Lapo, Giotti, Taddeo Gaddi und Filippo Brunelleschi — den Schöpfer der Kuppel, die ein ſteinernes Wunder iſt, unſterblich gemacht hat für alle Zeiten. Die Statuen des erſten und letzten dieſer großen Architecten ſtehen dem Dome gegenüber, zwei Meiſterwerke von Luigi Pampaloni. — Im Innern des Doms erhebt ſich ein Denkmal Giotti's mit einer Grabſchrift von Angelo Poliziano und das Denkmal Brunelleschi's mit einem Epitaphium von Marzupini. — Der Glockenthurm iſt jenes Meiſterwerk, von welchem Kaiſer Karl V. geſagt, man ſolle es in ein Gehäuſe ſtellen und es dem Volke jährlich nur einmal zeigen. — Dieſer Thurm hat zwölf Millionen Goldgulden gekoſtet.

In der Annunziata iſt vor Allem das Monument des Malers Andrea del Sarto ſehenswerth. — Auf dem Platze dieſer Kirche ſteht die von Tacca aus Kanonen-Erz gegoſſene Reiter-Statue des Großherzogs Ferdinand I. von Medicis, deſſen Kopf nach den nun zugemauerten Fenſtern des gegenüber liegenden Palaſtes ſchaut, aus welchen ihn einſt ſeine Geliebte, die ſchöne Anna Ricciardi, huldvoll angelächelt hatte. — Dicht am Palaſte dieſer Schönen liegt das Findelhaus. — Santa Croce iſt das Pantheon von Florenz: hier prangt links am Eingange das Denkmal Galileo Galilei's, rechts erheben ſich die Monumente von Dante, Macchiavelli und Michelangelo Buonarotti's.*)

Das prächtigſte aller Denkmäler hat Ferdinand I. ſich und ſeinen fünf Vorfahren in der Kapelle der Medicäer in San Lorenzo geſetzt. In der Mitte der Kirche bezeichnet ein einfacher Stein die Ruheſtätte jenes Coſsmo I. von Medicis, den ſein dankerfülltes Volk mit dem ſchönſten aller Titel belehnt hat, denn es nannte ihn: „pater patriæ.“ An der rechten Seite dieſes Fürſten ſchlummert die irdiſche Hülle des Bildhauers Donatello. — Im anſtoßenden Kloſter dieſer Kirche befindet ſich die weltberühmte Biblioteca Laurenziana, die damals ſchon über 7000 Manuſcripte beſaß. Letztere ſind mit eiſernen Ketten auf den Bücherpulten angeſchloſſen. Einige der ſeltenſten Handſchriften — ein Virgil, ein Tacitus und ein Decameron von Boccaccio — liegen unter Glas und Rahmen. Aber mehr als dieſe Handſchriften intereſſirten ſie zwei auf Seide gemalte Bilder von Laura und Petrarca, gemalt im vierzehnten Jahrhunderte. Nach dieſen Portraits zu ſchließen muß Laura di Noves blond und keineswegs ſchön, Petrarca aber ein Muſter von Häßlichkeit geweſen ſein.

---

*) Seitdem hat ſich dieſen Denkmälern auch das des berühmten Trauerſpiel-Dichters Vittore Alfieri angereiht. In einer Seiten-Kapelle ruht auch deſſen Geliebte, Aloiſia, Gräfin zu Stolberg.

Gräfin Lynar kehrte aus dieſem Kloſter nach der Piazza di Gran Duca zurück. Hier in der Loggia de' Lanzi, die ein wahres Golkonda von Bildhauerſchätzen iſt, prangen: Perſeus mit dem Meduſenhaupte und Judith und Holophernes in Erz gegoſſen von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerin und Herkules, den Centaur bekämpfend, von Giovanni da Bologna u. ſ. w. u. ſ. w. Vor dieſer Loggia, die ehemals die Hauptwache der deutſchen Lanzenknechte geweſen, war

Girolamo Savonarola, der Freund und Lehrer eines ihrer Vorfahren, Nikolaus von Schönberg, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. — Vor dem Eingange des dieſer Loggia gegenüber liegenden Palazzo Vecchio erhebt ſich ein koloſſaler David von Michelangelo und ein Herkules von Baccio Bandinelli. Links vom Palaſte imponirt ein rieſiger Neptun mit Tritonen von Bartolomeo Ammanati und die Reiterſtatue Cosmo's I. von Giovanni da Bologna.

Es gab keinen beſſer unterrichteten Cicerone als Joſeph Graſſi, der, ſelber Italiener, Italien ſo gut als ſich ſelber kannte.

Nachts, wenn er mit der Gräfin auf der Piazza auf- und niederging, Nachts, wenn der Mond dieſe Statuen in die zitternden Strahlen ſeines Lichts eingehüllt hatte, erzählte der Maler ſeiner wißbegierigen Schülerin blaue Wunderdinge aus dem Leben jener Maler und Bildhauer, deren Werke ſie mit enthuſiaſtiſcher Bewunderung erfüllten. Gräfin Lynar war dann ganz Ohr. Ihr Geiſt verſenkte ſich in die alten Zeiten zurück, wo am Hofe der Medicäer ein großer Künſtler, ein ausgezeichneter Poet höher als der Troß faullenzender Hofſchranzen ſtand, wo Florenz das ſonnige Aſyl aller Künſte und Wiſſenſchaften geweſen war.

Der Letzte der Mediciäer, Giovanni Gaſtone, der zweite Sohn Cosmo's III., der ſeit 1697 in unglücklicher und unfruchtbarer Ehe mit der Prinzeſſin Anna von Sachſen-Lauenburg gelebt hatte, ſtarb am 9. Juli 1737. Mit ihm ſtarb das Haus Medicis aus. Ihm folgte Herzog Franz III. von Lothringen. Seitdem war Florenz nicht mehr das Florenz von Ehedem.

Neunzehntes Kapitel.

— Welches Ohr klingt mir? fragte Angélique, als ſie in dem von vier Extrapoſtpferden gezogenen Reiſewagen an der Seite des Grafen zu Lynar die erſten Häuſer des großen Seine-Babels vor ſich ſah.

— Dein rechtes Ohr, antwortete der Graf.

— Nein, Kind, mir klingt das Linke.

— Dann ſpricht man Schlechtes von Dir.

— Dann iſt es ſicher Deine Frau, die in dieſem Augenblick in Italien an mich zu denken geruht und bei dieſer Gelegenheit mich vielleicht verwünſchen mag.

— Und warum, Schatz, glaubſt Du dies?

— Weil mein Herz mir ſagt, daß Deine Frau mich gründlich verabſcheut. Gerechter Gott, was kann denn ich dafür, daß Du meine Wenigkeit mehr als jede Andere liebſt?!

— Meine Frau ſcheint ſich darüber zu tröſten; wenigſtens hat ſie mir darüber noch keinen Vorwurf gemacht und mein Verhältniß zu Dir ſtillſchweigend geduldet.

— Dies eben ärgert mich am Meiſten, geſtand Angélique. In den Augen Deiner Frau muß ich nicht gefährlich ſein . . .

— Deſto mehr biſt Du's in den Meinigen. Je vertrauter mein Umgang mit Dir wird, deſto mehr fühle ich mich zu Dir hingezogen. Fragſt Du mich, welche von Deinen Eigenſchaften mich am Meiſten gefeſſelt hat, dann muß ich Dir ſagen, daß ich Dich hauptſächlich darum liebe, weil Du heute eine Andere als geſtern und morgen eine Andere als heute biſt. Du gehörſt zu jenen ſeltenen Frauen, die uns tagtäglich in neuem Lichte erſcheinen und die niemals dieſelben ſind. Geſtern warſt Du muthwillig, heute biſt Du ernſt und nachdenkend. Ich bin neugierig zu erfahren, wie Du morgen ſein wirſt.

— Ich werde Dich morgen nicht weniger als heute lieben und Alles aufbieten, um Dir täglich neu zu erſcheinen. Die meiſten Ehen ſind nur darum unglücklich, weil faſt alle Frauen an jener troſtloſen Einförmigkeit leiden, die Euch Männer in Verzweiflung bringt. Eine Frau, welche ewig lächelt, wird eben ſo ſchnell monoton und langweilig werden als eine Andere, die beſtändig ſchmollt. Die meiſten Frauen vergeſſen, daß ewiges Licht ohne Schatten eben ſo unerträglich wie ewiger Schatten ohne Licht iſt. Eine Frau, die dem Manne, welcher ſie liebt, Alles ſagt, was ſie für ihn empfindet, ihm nichts zum Errathen und nicht den geringſten Grund zum Zweifel übrig läßt, iſt weit weniger anziehend als jene, die ihm nur die Hälfte der Geheimniſſe ihres Herzens offenbart. Ein gänzlich aufgeſchnittenes Buch reizt die Neugier weit weniger als jenes, das nur theilweiſe aufgeſchnitten iſt.

— Das Geheimniß Deiner Macht über mich liegt darin, daß Du mein Herz faſt eben ſo genau als Dein eigenes kennſt. Frauen Deines Gleichen erobern und unterjochen Jeden, der mit ihnen in nähere Berührung kommt. Deine Klugheit würde ſelbſt den größten Weiberfeind bekehren. — Zu der Zahl dieſer Weiberfeinde ſoll auch General Buonaparte gehören, welcher die Witwe Beauharnais, wie allgemein behauptet wird, nicht aus Liebe, ſondern nur darum geheirathet haben ſoll, weil ſie die einflußreiche Freundin des Generals Barras iſt, der ihn zum General-en-Chef der franzöſiſchen Armee in Italien gemacht hat. Buonaparte iſt einer jener eingefleiſchten Egoiſten, die außer ſich keinen Andern lieben. Du wärſt vielleicht die Einzige, die ihm gefährlich werden könnte.

— Und was hätte ich wohl davon? Glaubſt Du, ich würde ihn mehr lieben als Dich, weil er in dieſem Augenblick der Löwe des Tages, der Abgott Frankreichs iſt? Glaubſt Du, ich liebte Dich nur darum, weil Du Graf und nebenbei ein kleiner Cröſus biſt? Du irrſt! Wahre Liebe fragt niemals nach Rang und Reichthum. Wenn ich Dich liebe, ſo geſchieht es darum, weil ich — beſſer als Deine Frau! — die guten Eigenſchaften Deines Characters zu ſchätzen weiß. Du haſt eine beſſere Frau verdient!

— Ich habe ja Dich! ſagte Lynar, ſeinen rechten Arm um ihre Hüfte ſchlingend.

— Aber leider bin ich nicht Dein Weib!

— Was nicht iſt, kann noch werden, ſagte der Graf und preßte einen Kuß auf ihren Roſenmund.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Angélique trug ſich mit dem Plane, alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, das ohnehin lockere Band jener Ehe zu trennen, hauptſächlich darum, um die Gräfin dafür zu beſtrafen, daß ſie auf ihre ehemalige Bonne, dem äußern Anſcheine nach, nicht im Geringſten eiferſüchtig war.

Der Graf und ſeine Begleiterin ſtiegen im „Hôtel des Princes“ ab. Am andern Morgen erſchien er im Vorzimmer der Generalin Buonaparte. Joſephine hatte ein ſehr gutes Gedächtniß. Sein Name, welcher auf der abgegebenen Viſitenkarte ſtand, erinnerte ſie ſogleich an jenen alten Herrn, der vor ſiebzehn Jahren aus

Bibl. Univers. Iag.

den Linien ihrer Hand die Weisſagung herausgeleſen hatte: Frau von Beauharnais werde einſt Kaiſerin von Frankreich werden. Bis jetzt war dieſe Prophezeihung zwar noch nicht in Erfüllung gegangen; deſſen ungeachtet fühlte Madame Buonaparte das Bedürfniß, die Bekanntſchaft des Grafen Lynar zu machen. Der Enkel des Propheten wurde augenblicklich vorgelaſſen. Joſephine empfing ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Naturells.

— Mein ſeliger Großvater, ſagte der Graf, hatte mir kurz vor ſeinem Tode ſo viel Schönes von Frau von Beauharnais erzählt, daß ich ſeit meinem achten Jahre keinen ſtolzern Wunſch als den gehegt habe, Sie kennen zu lernen. Der Ruf Ihrer Schönheit, Ihres Geiſtes und Ihrer Herzensgüte iſt ſo groß, daß ich wahrlich nicht der Einzige bin, deſſen brennende Sehnſucht ihn in Ihre Nähe treibt. Ganz Europa verehrt in Ihnen den Glücksſtern jenes großen Helden, der täglich neuen Lorbeer pflückt.

— Geſtern Abend erhielt ich von meinem Gemahle einen Brief, worin er mir ſeine baldige Rückkunft aus Italien anzeigt. Wenn Sie, Herr Graf, bis dahin noch in Paris ſind, wird es mich freuen, Sie meinem Gemahle vorzuſtellen.

— Ich bitte darum, ſagte der Graf.

— Erlaubt es Ihre Zeit, dann ſchenken Sie mir morgen Abend nach dem Theater die Ehre Ihres Beſuches; doch ſage ich Ihnen im Voraus, daß meine beſchränkten Geldmittel mir keinen großen Aufwand erlauben; ich lebe ſehr einfach und zurückgezogen. Zwei Herren, welche mich nach dem Theater dann und wann beſuchen und eine Taſſe Thee bei mir zu trinken pflegen, ſind Jugendfreunde meines Gemahls. Der Eine, welcher Ducis heißt, iſt Theaterdichter; der Andere, welcher der größte Tragöde Frankreichs iſt, heißt Talma. Beide ſollen Sie morgen kennen lernen.

— Ich werde mich glücklich ſchätzen, in Ihrer Geſellſchaft verweilen zu dürfen, ſagte der Graf und entfernte ſich.

Nach ſeinem Gaſthofe zurückgekehrt, fand er Angélique in Thränen.

— Warum weinſt Du? fragte er.

— Es quält mich eine bange Ahnung, ſagte ſie, ihre Thränen trocknend.

— Närriſches Kind, was ängſtigt Dich denn?

— Paris iſt ein Sodom und Gomorrha. An jeder Straßenecke lauert ſchamloſe Verführung. Was bürgt mir für Deine Treue?

— Meine Liebe zu Dir, reizende Angélique! Und ſtiegen alle Peris des muhamedaniſchen Paradieſes zu mir hernieder, keine von ihnen würde im Stande ſein, mich Dir untreu zu machen. Alſo beruhige Dich, mein närriſches Kind! Eben komme ich von Madame Buonaparte. Ich fand bei ihr liebenswürdige Aufnahme. Morgen Abend ſoupire ich bei ihr.

— Iſt ſie ſchön? fragte Angélique, die Eiferſüchtige ſpielend.

— O, mehr als ſchön! entgegnete Lynar, in deſſen Abſicht es zu liegen ſchien, ſie zum erſten Male eiferſüchtig zu machen. Aus dem Krater ihrer Augen ſprüht creoliſches Feuer: man ſchwebt zwiſchen Hölle und Himmel!

— Madame Buonaparte ſcheint Dir zu gefallen…

— Mein Gott, wem gefällt ſie nicht? Schwärmt nicht ganz Paris für ſie? Joſephine iſt eine in's Creoliſche überſetzte Angélique.

— Wie leicht Dein Herz Feuer fängt! Ich wußte, Paris werde mir gefährlich werden. Verlaſſen wir dieſe Stadt der Sünde. Kehren wir lieber nach Lübbenau zurück. Dort gibt es wenigſtens keine Creolinnen!

— Nie biſt Du ſchöner als dann, wenn Du ſchmollſt. Nie iſt die Sonne blendender als in ſolchen Augenblicken, wo ſie ſiegreich durch Nebelwolken dringt.

— Je treuloſer der Mann iſt, deſto reicher und unerſchöpflicher pflegt er an Schmeicheleien zu ſein. Sie werden ſich morgen göttlich amüſiren.

— Daran zweifle ich keinen Augenblick, Angélique.

— Uebermorgen kehre ich nach Deutſchland zurück.

— Reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen!

— Hätte ich gewußt, daß man auch malitiös ſein kann, dann würde ich lieber zu Hauſe geblieben ſein.

— Hätte ich geahnt, daß man auch eiferſüchtig werden kann, würde ich Sie erſucht haben, mich nicht zu begleiten.

Angélique begab ſich in ihr Schlafgemach. Dort warf ſie ſich auf's Bett und lachte heimlich über die Leichtgläubigkeit des eitlen Mannes, der ſich dem Glauben hingab, daß ſie wirklich eiferſüchtig ſei.

Der Graf ließ ſie ruhig ausſchmollen. Er begab ſich in's Café Tortoni. Aber wer malt deſſen Ueberraſchung, als er dort am Arme eines alten Herrn die junge Polin Lodoiska wiederfand. Augenblicklich hatte auch ſie ihn erkannt. Sie ließ den Arm ihres Begleiters los und eilte auf Lynar zu mit der Frage:

— Sind Sie allein hier in Paris?

— Wozu dieſe Frage? meinte der Graf.

— Weil ich Sie dann beſuchen will. Aber glauben Sie darum ja nicht, daß ich Geld brauche. Dieſer Herr, der mich gegenwärtig protegirt, iſt ein alter

Schwede aus Stockholm, welcher mit mir die Schätze ſeines Ueberfluſſes theilt und ſich glücklich preist, daß ich ihm erlaube, mir den Hof zu machen. Er heißt Anckarſtröm und iſt der Oheim eines Neffen, der auf König Guſtav III. auf dem Maskenball ein Terzerol abgeſchoſſen hatte, worauf ſich mein alter Schwede entſetzlich viel einzubilden ſcheint. Doch was ſchadet dies? Er iſt unvernünftig reich und beſitzt die vortreffliche Eigenſchaft, mir mehr Vertrauen zu ſchenken, als ich verdiene. Wenn Sie allein hier ſind, dann beſuche ich Sie. Apropos, wo wohnen Sie denn?

— Ich wohne, ſtotterte der Graf. Wo zum Teufel wohne ich denn? Halt, nun fällt mir's ein! Ich wohne im Hôtel des Londres.

— Das kenne ich von früher her. Adieu, morgen früh beſuche ich Sie, ſagte die junge Polin und kehrte zu ihrem alten Schweden zurück.

— Wer iſt denn dieſer junge Mann? fragte Onkel Anckarſtröm.

— In Dresden war er Clavierſtimmer geweſen. Vor zwei Jahren hatte er eine ſteinreiche, uralte Witwe geheirathet und lebt ſeit dieſer Zeit von ſeinen Renten. Er hat mich gebeten, ſeine Alte zu beſuchen.

— Und wirſt Du dies thun? fragte der Schwede.

— Natürlich! ſagte Lodoiska.

Als der Graf von Tortoni in ſein Hôtel zurückkehrte, ſprang ihm Angélique wie ein ausgelaſſenes Kind entgegen, ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und ſagte zu ihm:

— Vergib mir, daß ich ungezogen geweſen war. Ich verſpreche Dir, mein Kind, Dich niemals mehr durch Eiferſucht zu quälen.

— Ich habe Dir längſt verziehen, ſagte der Graf und küßte ihre Augen, die ihn treu und zärtlich anlachten.

Der Friede war nun wieder hergeſtellt. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages kehrte General Buonaparte von den Schlachtfeldern Italiens in die Arme ſeiner Frau zurück. Am Abende desſelben Tages ſtellten ſich Ducis, Talma und Lynar pünktlich zum Souper bei Madame Buonaparte ein. Letztern ſtellte ſie ihrem Gemahle vor.

— Willkommen, Herr Graf, ſagte der General. Meine Frau kannte Ihren Großpapa, wie ſie mir geſagt. Sein Enkel iſt uns herzlich willkommen. Joſephine will erfahren haben, daß Sie einer der reichſten Edelleute Deutſchlands ſind. Iſt dies wahr? fragte Napoleon Buonaparte.

— Ich habe Urſache, mit meinem Looſe nicht unzufrieden zu ſein . . .

— Sind Sie verheirathet?

— Ja, General, entgegnete der Graf.

— Schade! Wären Sie ledig, würde ich in der Lage geweſen ſein, Ihnen eine gute Partie vorzuſchlagen. Sie hätten noch zehn Jährchen warten und dann die Nichte meiner Frau heirathen können; denn nicht jeden Tag findet man ein ſo ſchönes Engelskind, wie unſere kleine Stephanie von Beauharnais.

— Jetzt, General, bedaure ich um ſo mehr, verheirathet zu ſein.

— Sind Sie am Dresdener Hofe bekannt?

— Ein Wenig.

— Kennen Sie die Prinzeſſin Marie Auguſte?

— Ich habe die Ehre, erwiderte Lynar.

— Sie ſoll ſchön und geiſtreich ſein . . .

— Sie iſt wenigſtens allgemein beliebt.

— Und der Vater derſelben, der Kurfürſt?

— Wird als Muſter der Gerechtigkeit aufgeſtellt.

— Wie aber verträgt ſich dies mit jener maßloſen Willkür, mit welcher er ſeit mehr als zwanzig Jahren einen gewiſſen Marquis Agdolo unverhört gefangen hält?

— Auch Sie alſo haben davon gehört?

— Ganz Europa ſpricht von dieſer Ungerechtigkeit. Apropos! Hat auch Ihre Frau Vermögen?

— Sie iſt faſt eben ſo reich als ich.

— Dies laſſe ich mir gefallen, denn die Frauen, junger Freund, ſind koſtſpielige Waare. Doch wie iſt der Mädchenname Ihrer Frau?

— Sie heißt Auguſte Charlotte und iſt die Tochter des kurſächſiſchen Hausmarſchalls von Schönberg, der nicht wenig ſtolz darauf iſt, daß zwei ſeiner Vorfahren, Heinrich und Friedrich, die Ehre gehabt haben, Marſchälle von Frankreich geweſen zu ſein.

— Beide ſind auch mir nicht unbekannt. Haben Sie Ihre Frau vielleicht mitgebracht?

— Nein, General, ſie weilt gegenwärtig in Piſa.

— Und gedenken Sie lange in Paris zu bleiben?

— Nur acht bis zehn Tage noch.

— Sie haben vielleicht dringende Geſchäfte hier?

— Kein geringeres als das: Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

— Wie denkt Ihr Deutſchland über mich?

— Es ſieht, es hört und ſtaunt. Meine Frau aber bewundert Sie, General!

— Empfehlen Sie mich der Gräfin Lynar, ſagte Buonaparte. Hier, ſagte er nach kurzer Pauſe, ſtelle ich Ihnen meine Freunde Talma und Ducis vor. Letzterer wollte ſo freundlich ſein, uns heute Abend ſein neueſtes Trauerſpiel vorzuleſen; ich habe ihn erſucht, davon abzuſehen, da ich, von der Reiſe etwas angegriffen, mich nach leichterer Zerſtreuung ſehne. Iſt Ihnen eine Partie l'Hombre gefällig?

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten.

Buonaparte, Talma, Ducis und Lynar ſetzten ſich zum Spiele. Im Nebenzimmer plauderte Madame Joſephine, die zärtlichſte aller Mütter, mit ihren beiden Kindern, Eugèn und Hortenſe von Beauharnais, von denen der Knabe damals ſiebzehn, das Mädchen erſt vierzehn Jahre zählte. Die Vierte in dieſer Familie war Stephanie von Beauharnais, damals kaum acht Jahre alt.

Während des l'Hombreſpiels unterhielt ſich Buonaparte abwechſelnd mit Talma und mit Ducis.

— Hat Freund Talma noch immer ſo viel Unglück im Spiele als in früherer Zeit?

— Ich bin ein Unglücksvogel, ſagte Talma.

— Verſündige Dich nicht, alter Freund! Ein Mann, dem der liebe Gott ein ſo großartiges Talent wie Dir verliehen hat, iſt ein Glückskind! Ducis, wie heißt Dein neues Trauerſpiel?

— „Fedor und Wladimir“, antwortete der Dichter.

— Und wo ſpielt es? fragte Buonaparte.

— In Rußland!

— In Rußland? wiederholte Buonaparte ganz verdutzt. Dann wird es ſicher Fiasco machen! Sage mir, Talma, wie geht's unſerer Freundin Mars?

— Täglich ſteigt ſie in der Gunſt des Publikums, das ſie auf Händen trägt.

— Sie iſt ein Stern erſter Größe, erklärte der General, welcher zur Zahl ihrer eifrigſten Bewunderer gehörte. Weißt Du, Ducis, wen ich neulich kennen gelernt habe? Deinen italieniſchen Nebenbuhler, den Grafen Alfieri, der aus Florenz nach Mailand gekommen war, um mir eine Sammlung ſeiner Trauerſpiele zu überreichen. Wär' ich Monarch geweſen, dann hätte ich ihm den höchſten meiner Orden verliehen. Da ich aber trotz aller meiner Siege nur ein armſeliger General bin, drückte ich ihm die Hand und ſchenkte ihm meine Freundſchaft.

— Letztere wiegt alle Orden der Erde auf, ſagte der Schmeichler.

— Iſt es wahr, Talma, daß Du heirathen willſt?

— Ich ſchwanke unentſchloſſen hin und her . . .

— Ich bitte Dich, Talma, heirathe nicht! Ein verheiratheter Künſtler iſt ein Adler, der einen ſeiner Flügel gebrochen hat. Er kann nicht mehr kühn empor fliegen, er flattert höchſtens wie ein Spatz. Habt denn auch Ihr Deutſchen große Schauſpieler?

— Wir hatten einen Eckhoff . . . wir haben einen Iffland.

— Ich kenne weder Den, noch Jenen, ſagte Talma, der anmaßend wie faſt jeder Mime war.

— Das iſt nicht meine Schuld, entgegnete Graf Lynar.

Ducis nahm eine Priſe und . . . nieſte. Talma gab ſtatt Carreau Coeur zu. Buonaparte huſtete und Lynar . . . gewann die Partie.

Man fing ſogleich eine neue an. Der Graf gewann auch die zweite. Selbſt in der dritten lächelte ihm das Glück. Talma verlor 112, Buonaparte 138 Points. Der Sieger ſo vieler Schlachten gerieth außer ſich, wenn er einige Sous im Spiele verlor. Wenn das Sprichwort: „Im Spiele erkennt man den Menſchen“ eine Wahrheit iſt, dann muß Napoleon Buonaparte ein ſehr kleinlicher Geizhals geweſen ſein.

Nach dem Spiele ging's zu Tiſche. Der General war bei bewunderungswürdigem Appetite. Die Koſten der Unterhaltung beſtritt Joſephine. Ihre roſenfarbene Laune würzte das frugale Mahl. Ihr Geiſt ſprühte in tauſend Farben.

Um Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft. Talma begleitete ſeinen Freund Ducis. Beide begaben ſich in ein Kaffeehaus. — Lynar kehrte in ſein Hôtel zurück. Angélique erwartete ihn mit aufrichtiger Sehnſucht.

— Wie haſt Du Dich unterhalten? fragte ſie ihren Freund.

— In der Nähe betrachtet iſt General Buonaparte ein Spießbürger, der ſich ärgert, wenn er im Spiele ein Paar Sous verliert, und einen Theil ſeiner Glorie verliert, wenn man ihn eſſen ſieht. Ein Mann, der die Gabel in der Rechten und das Meſſer in der Linken hält, kann wohl ein Held, aber kein Gentleman ſein.

— Und wie gefällt Dir ſeine Frau?

— Sie iſt eben ſo gut als liebenswürdig! Ihre Tochter Hortenſe gleicht einer Fee; Eugen hat ein Paar feurige Augen, aus denen Muth und Ehrgeiz ſprüht. Man braucht nicht Prophet zu ſein, um vorauszuſehen, daß Eugen es weiter als mancher Andere bringen wird, denn Jeder, der einen Papſt zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden. Aber Du ſcheinſt müde zu ſein? Wir wollen uns zur Ruhe begeben, ſagte der Graf und begleitete Angélique in ihr Schlafgemach. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tags ſaßen Beide beim Gabelfrühſtück, als ſich plötzlich die Thür öffnete und eine Perſon eintrat, deren Erſcheinung den Grafen vergeſtalt außer Faſſung brachte, daß die Auſter ſeiner Hand entglitt. Es war die bewußte Polin Lodoiska.

— Warum, liebenswürdiger Taugenichts, ſagte ſie zum Grafen, haben Sie mich hinter's Licht geführt und mir geſagt, daß Sie im Hôtel des Londres wohnen? Heute früh, als mein alter Schwede noch im Bette lag, ſprang ich in ein Cabriolet und fuhr nach jenem Gaſthof, um Sie zu beſuchen. Als der Portier auf meine Frage, in welchem Zimmer Graf Lynar wohne, mir die Antwort gab, daß hier kein Graf dieſes Namens eingekehrt ſei, wurde ich wüthend auf Sie und fuhr auf die Polizei-Präfectur, um mich dort nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Ich zahlte fünf Francs und erfuhr dafür, daß mein liebenswürdiger Windbeutel im Hôtel des Princes abgeſtiegen iſt. — Da bin ich nun, wie Sie ſehen, und da ich Sie eben beim Frühſtück finde, ſo erlauben Sie mir wohl, daran Theil zu nehmen. Das Wichtigſte aber hätte ich beinahe vergeſſen. Iſt dieſe Dame da Ihre Frau?

Was ſollte er ihr darauf antworten? Ja ſagen wollte er nicht und Nein ſagen ſetzte ihn der Gefahr aus, daß Lodoiska dann noch dreiſter und unverſchämter aufzutreten im Stande wäre.

— Sie ſcheinen ſehr neugierig zu ſein, ſagte Angélique.

— Ja, Neugier iſt meine ſchwache Seite! Aus dieſem Grunde wünſche ich zu erfahren, ob Sie die Frau meines alten Freundes oder nur deſſen „Duſchinka“ ſind.

— Was verſtehen Sie unter dieſem Namen?

— In Rußland heißt ſo jede Frau, die eben nicht die angetraute Frau, ſondern nur die „Favorite“ eines verheiratheten Mannes iſt.

— Ich finde Sie in ſo hohem Grade dreiſt und unverſchämt, daß ich nicht begreifen kann, was uns die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Graf Lynar iſt mein alter Freund! Wir kennen uns von Dresden her. Sie hätten ſehen ſollen, wie groß ſeine Freude war, als er mich geſtern im Café Tortoni traf. Mein Gott, wundert Sie dies vielleicht? On revient toujours à ses premiers amours! Aber weshalb ſind Sie ſo beſtürzt? fragte Lodoiska den Grafen. Stehen Sie denn gar ſo ſehr unter dem Pantoffel dieſer Dame, daß mein Erſcheinen Ihre Zunge gelähmt hat? Dieu de Dieu! Wie ſehr haben Sie ſich geändert! Früher keck wie der Teufel, ſind Sie jetzt ſchüchtern wie ein Dorfſchullehrer, der in Gegenwart ſeines geſtrengen Herrn Patrons nicht den Mund zu öffnen ſich getraut.

— Rochus, wer iſt denn dieſe Perſon? fragte Angélique tief empört.

— Sie iſt Polin und heißt Lodoiska. Niemals macht ſie Anſpruch auf Liebe; ſie begnügt ſich ſtets mit Geld. Ihr gegenwärtiger Freund iſt ein Schwede ...

— Der faſt eben ſo reich wie Graf Lynar iſt und mir monatlich zweitauſend Francs zahlt. Sie brauchen alſo nicht zu fürchten, Madame, daß ich Ihren jungen Freund vielleicht blos darum beſuche, um die Großmuth ſeiner Börſe auf die Probe zu ſtellen. Ich kam, weil ich, aufrichtig geſagt, ihm gewogen bin und nie vergeſſen werde, daß er mir einmal ziemlich ernſt den Hof gemacht hat. Polinnen vergeſſen niemals ihre alten Anbeter.

— Wenn Alle ſo zudringlich wie Sie ſind, dann iſt es wahrlich zu verwundern, wenn auch nur Eine unter Tauſenden Ihres Gleichen ſo glücklich iſt, einen Anbeter gefunden zu haben.

— Ei, ei, wie gereizt Sie ſind! Ich wette darauf, junger Freund, daß dieſe alte Dame da ein Wenig eiferſüchtig iſt. Wenn ich einmal ſo bejahrt ſein werde, wie Madame, werde vielleicht auch ich ebenſo gereizt und heftig ſein. Die Jugend aber iſt weit verſöhnlicher: ſie verzeiht die Schwächen des Alters!

— Was ſagſt Du zu dieſer Frechheit? fragte

Angélique, die aus Aerger eine Anwandlung von Migräne bekam.

— Ich ſage, daß es mehr als unverſchämt iſt, wenn man, wie dieſe Polin hier, den Anſtand ſo weit vergeſſen kann, eine ſo freche Sprache zu führen. Ich rathe Ihnen bei Zeiten, Ihren Rückzug anzutreten, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, durch meinen Diener an die friſche Luft geführt zu werden.

— Dies iſt wirklich ſehr zum Lachen! ſagte Lodoiska. Und dafür hab' ich fünf Francs gezahlt? Nicht länger will ich Sie ſtören. Ich weiß ſehr wohl, daß nicht Alles, was Sie ſagen, Ihr Ernſt iſt, kleiner Spaßvogel! Wären Sie mit mir allein, ſprächen Sie gewiß in anderm Tone. Ich verlaſſe Sie jetzt, junger Freund!

— Ich hoffe, Sie niemals wiederzuſehen, ſagte der Graf.

— Schäker! lachte Lodoiska und entfernte ſich.

Angélique hatte, wie geſagt, die Migräne bekommen. Nichts hatte ſie tiefer verletzt, als die Anſpielung auf ihr Alter. Es gibt Frauen, die das Bedürfniß fühlen, ewig jung ſein zu wollen. Sie vergeſſen, daß nichts ſo lächerlich wie eine alte Matrone iſt, die noch im Spätherbſte ihres Lebens die jugendliche Gurli zu ſpielen verſucht.

Die Migräne währte volle vierundzwanzig Stunden. Lynar wich nicht von ihrem Lager. Er, deſſen Frau ſechszehn Jahre jünger, als ſeine Maitreſſe war, hing an Letzterer mit wärmerer Liebe und größerer Treue, als an der Gräfin, die ein Engel an Schönheit war. Worin aber lag der Vorzug, den Angélique der Gräfin gegenüber beſaß? Als Geliebte fühlte ſie vor Allem die Nothwendigkeit, morgen nicht dieſelbe zu ſein, die ſie heute geweſen iſt. Nichts widert die Mehrzahl der Männer mehr an, als das ewige Einerlei jener troſtloſen Monotonie, die allen Reiz, allen Zauber aufhebt und endlich ſelbſt die ſchönſte und geiſtreichſte Frau langweilig und unerträglich macht.

Zwanzigstes Kapitel.

Wir überſpringen den Zeitraum dreier Jahre und befinden uns jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts.

Während dieſer Zeit hatte ſich in den Kreiſen, in die wir unſere Leſer eingeführt, Vieles verändert.

Am 24. December 1799 war General Napoleon Buonaparte zum erſten Conſul der franzöſiſchen Republik auf zehn Jahre gewählt worden. Die Fünf-Männer-Herrſchaft, das ſogenannte Directorium, hatte ſich überlebt. Buonaparte bezog das Palais der Tuilerien.

Auf der Feſtung Königſtein ſaß, noch immer unverhört, der unglückliche Marcheſe d'Agdolo.

Im Schloſſe zu Lübbenau lebte der Graf und die Gräfin in einer Ehe, die von Jahr zu Jahr beiden Theilen unerträglicher ward. Durch die Liebe, mit der ihr Gemahl an Angélique hing, fühlte ſich die Gattin in ihren Rechten geſchmälert und zurückgeſetzt. Wagte ſie es, ihm darüber Vorwürfe zu machen, dann wurde er heftig und erklärte rund heraus, er ſei Mann und laſſe ſich keine Vorſchriften machen. Im Uebrigen ſei ſie an Allem ſelber Schuld. Ihr kaltes Benehmen gegen ihn habe ihn frühzeitig genug überzeugt, daß ſie ihn nie geliebt und nur darum geheirathet habe, weil ſie von ihrem Vater dazu gezwungen worden ſei. Ueberdem ſei ſie ihm mit böſem Beiſpiele vorangegangen und ihm nicht treu geblieben. — Dieſer Vorwurf empörte das leidenſchaftliche Temperament der Gräfin in ſo hohem Grade, daß ſie mit der Wuth einer gereizten Hyäne auf ihn zuſprang und ihn mit ihren Nägeln zerreißen wollte. Empört ſtieß er ſie von ſich. Sie fiel und bekam den Weinkrampf. Seine Abneigung gegen ſie hatte ſich zu ſolcher Höhe geſteigert, daß er keinen Funken von Mitleid für ſie empfand und theilnahmlos ſie liegen ließ.

Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ließ ſie einen ihrer Aerzte rufen. Ihm offenbarte ſie zum erſten Male die ganze Fülle ihres Kummers.

— Ich bin ſo unglücklich, ſagte ſie, daß mir nichts erwünſchter wäre als der Tod! Die Brutalität meines Mannes bringt mich in Verzweiflung. Er, der ſeit Jahren, alles Schamgefühl vergeſſend, mit meiner ehemaligen Bonne lebt, er wagt es, mir Vorwürfe über meine Untreue zu machen. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß er mir Unrecht thut! Die tiefinnige Freundſchaft und Bewunderung, die ich für Graſſi in meinem Herzen trage, hat nichts gemein mit jener ſündigen Liebe, welche ihn zu ſeiner Buhlin hinzieht. Meine ehemalige Dienerin iſt eine durchtriebene Kokette, in deren Händen er ein mit Gold gefüllter Schwamm iſt, den ſie ſyſtematiſch auspreßt. Sie ruinirt ihn phyſiſch und moraliſch. Und darum haſſe und verabſcheue ich jene Perſon, die mir ſein Herz geraubt hat, auf ſolche Weiſe, daß nichts im Stande iſt, mich mit ihr auszuſöhnen. Dieſe Elende iſt's, die in ihm den Verdacht genährt hat, daß ich ihm untreu geworden ſei. Sie hat ihm tauſend Lügen erzählt, denen er um ſo lieber Glauben geſchenkt, weil ſie mich in ſeinen Augen herabſetzen. Es ſcheint auf mir der bittere Fluch zu ruhen, ſtets verkannt und verleumdet zu werden. Was werden meine Feinde noch Alles erfinden, um mich gebrandmarkt in den Staub zu ziehen? Ach, Doctor, rief ſie unter Thränen aus, mein Leben widert mich dergeſtalt an, daß ich mich ſchon häufig mit dem finſtern Gedanken trug, die unerträgliche Laſt eines freudeleeren Daſeins von mir abzuwälzen und dieſem Leben ohne Liebe ein Ende zu machen.

— Verſündigen Sie ſich nicht, gnädige Frau, tröſtete der Arzt. Der Selbſtmord, ſagt unſer großer Schiller, iſt die einzige Sünde, welche man nicht bereuen kann.

Ertragen Sie Ihr unverdientes Leiden mit chriſtlicher Geduld! Blicken Sie zu dem Bilde unſeres Heilands empor, den die Phariſäer gekreuzigt haben und der, die Dornenkrone um die blutende Stirn, in den Himmel fuhr. Jeder, der hier auf Erden unverdient leiden muß, wie Er, wird dort oben tauſendfach dafür belohnt werden. Faſſen Sie Muth, faſſen Sie Vertrauen!

— Wie ſehr Ihre Worte mich auch tröſten, bin ich doch weit unglücklicher, als Sie glauben. Erſt dreiundzwanzig Jahre alt, habe ich den Kelch der Leiden faſt bis zur Neige geleert. Von meinem Vater verflucht, von meinem Gemahle gehaßt, von der Welt lieblos verkannt und verleumdet, fühle ich mich von Allem, was mich umgibt, ſo angeekelt, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen zu ſagen, wie troſtlos und elend ich bin. Der Einzige, welcher mich aufrichtig bemitleidet, iſt Graſſi. Auch ihn gönnt die Welt mir nicht. Sie ſtellt ihn als meinen Buhlen hin, um ihn und mich grundlos zu verurtheilen.

— Gnädige Frau, die Welt, die nach dem Scheine urtheilt, glaubt allerdings . . .

— O wie ſehr verkennt ſie ihn! Joſeph Graſſi iſt vor Allem Künſtler. Er lebt in einer Welt von Idealen, und das Gefühl, welches ihn zu mir hinzieht, iſt nichts Anderes als Mitleid, Mitleid mit Allem, was ich leide. Mag auch die Welt von mir das Schlimmſte glauben, ich vergebe ihr Alles bis auf das Eine, daß ſie auch dieſen Ehrenmann, deſſen Herz ſo rein wie Gold iſt, zu verdächtigen wagt. — Sie haben mich vor Selbſtmord gewarnt; ich werde Ihren frommen Rath befolgen und das Maß unverdienter Kränkungen mit chriſtlicher Geduld ertragen. Eines aber, Doctor, müſſen Sie mir verſprechen . . .

— Und was verlangen Sie von mir?

— Schlägt einſt die Stunde, wo ich, erdrückt von der Laſt meiner Leiden, von Neuem verzweifeln müßte, dann reichen Sie mir Ihre rettende Hand: dann, Doctor, geben Sie mir Gift!

— Das, was Sie verlangen, iſt unmöglich. Nie darf ein Arzt zum Mörder ſich erniedrigen.

— Gut, dann helfe ich mir ſelbſt! rief Gräfin Lynar mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit.

— Wie, gnädige Frau, Sie haben Gift? Und welcher Elende gab es Ihnen?

— Meine ſelige Mutter hinterließ es mir. Ich fand es unter ihren Schmuckſachen; daneben lag ein vergilbtes Blatt Papier. Auf dieſem Zettel ſtanden die Worte: „Wenn, mein ſüßes Kind, einſtens Umſtände eintreten, welche Dir die Laſt des Lebens unerträglich machen, dann nimm Deine Zuflucht zu dieſer

Phiole. Die Arzenei, die ſie enthält, heilt jede Wunde, jedes Leiden, jeden Schmerz. Auch meine Qualen wird ſie ſtillen!“

— Ihre Mutter hat ſich alſo vergiftet?

— Leider muß ich es wohl glauben, ſagte Gräfin Lynar, deren Augen in Thränen ſchwammen.

— Ich ehre die Heiligkeit dieſer Zähren. Sie verleihen Ihrem Haupte jenen Glorienſchein, auf den Sie durch die Fülle Ihrer Seelenleiden gerechten Anſpruch haben, ſprach der Arzt und verließ die Gräfin.

Sie nahm ein Buch, aus deſſen Blättern ſie in Augenblicken der Entmuthigung ſchon mehr als Ein Mal den Balſam chriſtlichen Troſtes geſchöpft hatte. Der Autor war Thomas a Kempis. Das Buch hieß: „De imitatione Christi.“

Ihr Herzen alle, die Ihr unverſchuldet leiden müßt wie Gottes Sohn, ahmt das Beiſpiel der Gräfin nach und ſuchet Troſt bei Thomas a Kempis und ſeinem unſterblichen Werke, das ein Helfer in jeder Noth und Bekümmerniß iſt und es ſo lange bleiben wird, als es gebrochene Herzen gibt.

Während die Gräfin ſich an der „Nachfolge Chriſti“ labte, erbaute ſich der Graf an der frivolen Unterhaltung mit Angélique, die, heute luſtiger als jemals, alle Springfedern ihres Geiſtes, ihrer Laune, ihres

Witzes in Bewegung ſetzte, um ihren Freund, welcher auffallend verſtimmt an ihrer Seite ſaß, um jeden Preis aufzuheitern. Geſtern ſentimental und einſilbig, war ſie heute ganz das Gegentheil: muthwillig wie ein junges Mädchen, das mit ſeiner Puppe ſpielt, und geſchwätzig wie eine Elſter.

— Was fehlt Dir, mein ſüßer Mann? fragte Angélique, zärtlich ſein Kinn ſtreichelnd.

— Ich bin verdrießlich, ſagte der Graf.

— Und warum denn, Du lieber Narr? fragte die Kokette, mit ihren Fingern in den blonden Locken ſeines Hauptes wühlend. Hat Dich Deine Frau wieder geärgert?

— Natürlich! ſagte Lynar. Es hat wieder eine Scene gegeben. Wir ſagten uns gegenſeitig bittere Wahrheiten. Ich wurde grob: ſie bekam den Weinkrampf. Ich ſetzte mich auf's Pferd und ritt zu Dir.

— Deine gute Frau iſt eine Xantippe, ſagte Angélique, auf den Schooß des Grafen Platz nehmend.

— Ich aber, lieber Schatz, bin kein einfältiger Sokrates, der die Ausbrüche des Zornes ſeiner Xantippe geduldig erträgt. Dieſe Zeit iſt Gottlob längſt vorüber! Zuletzt verliert der Beſte die Geduld!

— Und wer kann es ihm verdenken? fragte Angélique, ſeinen Hals mit beiden Armen umſchlingend und ein ganzes Alphabet zärtlicher Küſſe auf Stirn, Augen und Mund ihres Freundes niederlegend. Sei kein Thor und tröſte Dich! Was kümmert Dich Dein launenhaftes Weib? Süßer Mann, Du haſt ja mich!

— Das eben iſt's, was ſie ärgert! Sie gönnt mir nicht die geringſte Abwechslung!

— Iſt denn etwa ſie ſo beſtändig? Liebt ſie Graſſi nicht hundertfach mehr, als Dich, der Du weit jünger, weit ſchöner, weit liebenswürdiger biſt, als jener alte, ſcheinheilige Sünder, der ihr den Kopf verdreht hat. Wär' ich Graf zu Lynar, ich würde mich von dieſer Xantippe ſcheiden laſſen.

— Kind, das werde ich nicht thun?

— Und warum nicht, Du reizender Eigenſinn?

— Einfach, weil ich Gründe dazu habe. Biſt Du vielleicht thöricht genug, zu glauben, ich würde mich von meiner Frau losreißen, um das Recht zu haben, Dich zu heirathen? Du irrſt Dich, lieber, ſüßer Schatz! Heute meine Frau, würdeſt Du morgen nicht um ein Haar breit beſſer ſein, als die Gräfin. Daran alſo, Kind, denke nicht mehr! Gebrannte Kinder, Angélique, fürchten das Feuer. Ein Mann, der zum zweiten Male heirathet, iſt ein Candidat des Irrenhauſes.

— Glaubſt Du, daß dies offene Bekenntniß mich ärgert? Sei kein Thor und tröſte Dich! Eben ſo wenig wie Du an eine Trennung von Deiner Frau denkſt, eben ſo wenig habe ich jemals an eine Verheirathung mit Dir gedacht. Morgen Deine Frau, wär' ich in vier Wochen Dir eben ſo gleichgiltig, wie die Gräfin. Bleib' alſo auf ewig ihr Sklave! Füge Dich gehorſam jeder ihrer Launen. Heute murre und morgen verzeihe ihr! Das ſind die Variationen der Ehe!

— Passons là-dessus! ſagte der Graf. Heute vor drei Jahren . . .

— Waren wir in Paris geweſen, unterbrach ihn Angélique. Nie werde ich vergeſſen, wie die Auſter Deiner Hand entſank, als die bewußte Pelin Dich beſuchte . . .

— Sie iſt das Vorbild weiblicher Frechheit. Aber derartige Geſchöpfe bringen es häufig weiter in der Welt, als ſogenannte Tugendſpiegel. Weißt Du, welche Laufbahn ſie gemacht? Nachdem ſie den reichen Schweden ausgeplündert und an den Bettelſtab gebracht, hatte ſie den General Joachim Murat kennen gelernt und ihn dergeſtalt für ſich einzunehmen gewußt, daß er ihr ein Haus und eine Einrichtung für 100,000 Francs geſchenkt haben ſoll, blos darum, um ſie wieder loszuwerden, weil er vor ſechs Monaten*) die jüngſte Schweſter des Conſuls Buonaparte, Marie Caroline Annonciade geheirathet hat und ſeitdem der Schwager Napoleon's iſt. Der Conſul, dem Murat's Verhältniß zu Lodoiska verrathen worden war, nahm ſich die Freiheit, die Polin aus Paris zu verweiſen. Gegenwärtig lebt die Verbannte in London. Zu der Zahl ihrer dortigen Freunde gehört der galante Prinz von Wales, welcher ſich in die kleine Hexe dermaßen vergafft hat, daß er ein Sklave ihres Willens iſt.

---

*) Am 20. Januar 1800.

— Beweis, daß ſein Geſchmack ſehr verdorben iſt.

— Wie ſo? Im Leben jedes Feinſchmeckers gibt es Augenblicke, in welchen er eine gewöhnliche Kartoffel der allerfeinſten Ananas vorzuziehen pflegt. Schwärmt doch ſelbſt der große Corſe, der Gemahl Joſephinens, für eine Schöne, die nicht viel beſſer als dieſe kleine Polin iſt. Sie heißt Georges und iſt Schauſpielerin. Joſephine von Beauharnais und Mademoiſelle Georges! Der gute Conſul hat wahrlich Recht: „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!“ Nun aber will ich nach Hauſe.

— Und warum heute früher, als gewöhnlich? fragte Angélique.

— Vergiß nicht, liebes Kind, daß meine Frau wieder unwohl iſt. Weiß ich doch ſelbſt nicht, woher es kommen mag, daß ich bisweilen einen kleinen Vorgeſchmack von Gewiſſensbiſſen empfinde. Oft ſage ich mir, daß meine Frau trotz aller ihrer Fehler mehr Achtung, mehr Liebe verdient! In ſolchen Augenblicken möchte ich zu ihren Füßen niederſinken und ſie für Alles, was mein Leichtſinn ihr zugefügt hat, um Verzeihung bitten. Aber dieſe Anwandelung bitterer Reue währt in der Regel nicht länger als eine Nacht; dann bin ich wieder der Alte! Morgen gehe ich auf die Jagd; gegen Abend, lieber Schatz, beſuche ich Dich und bringe hoffentlich etwas beſſere Laune als heute mit.

— Gehe mit Gott, Muſter eines chriſtlich-germaniſchen Ehemanns! ſagte Angélique mit beißender Ironie.

Der Graf umarmte ſie und ging.

Als Angélique mit ſich allein war, pflanzte ſie ſich vor einen ihrer Spiegel auf und ſagte zu ſich ſelbſt:

— Er iſt ſchwach, wie jeder Andere! Heute empfindet er Reue; morgen aber ſündigt er von Neuem. Er iſt eben ſo unbeſtändig in ſeinem Haſſe wie in ſeiner Liebe. Und dennoch möchte ich die Frau dieſes Mannes ſein! Nicht aus Liebe, nur aus Caprice! Und darum heißt es fortfahren, Alles zu thun, um die mir verhaßte Ehe nach und nach aufzulöſen. Gelingt es mir, dann werde ich ſein Weib, mag er es wollen oder nicht. Wachs iſt er in meiner Hand und thut endlich doch Alles, was ich ernſtlich will. Sinnliche Menſchen beſitzen nur ſelten Character. Sie ſind Marionetten, die keinen eigenen Willen haben und nur von dem Willen Anderer abhängen, die deren Schwächen durchſchauen. Ich kenne ihn durch und durch. Und wenn Lynar nur Ein Jahr noch am Leben bleibt, dann muß er mein Gemahl werden, ſo wahr ich Angélique heiße und kein Weſen auf Erden glühender als deſſen Frau haſſe.

Eine Stunde ſpäter empfing ſie Beſuch. Der Mann, der ihr ſeine Aufwartung zu machen ſich erlaubte, war der Maler Graſſi.

— Welchem Zufalle verdanke ich die Ueberraſchung Ihres Beſuchs? fragte Angélique.

— Erlauben Sie mir, Ihnen vor allem Andern zu ſagen, daß ich nicht im Auftrage irgend einer Perſon, ſondern einzig und allein aus freiem Antriebe komme, um eine Bitte an Ihr Herz zu legen, durch deren Erfüllung Sie mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würden . . .

— Womit kann ich dienen, Herr Graſſi?

— Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören und mir nicht zu zürnen, wenn ich mich in Dinge miſche, die mich, ſtreng genommen, nichts angehen; aber von der Ueberzeugung ausgehend, daß Sie ein gutes Herz und auch Mitgefühl für das Leiden Anderer haben, trete ich als Anwalt für eine Dame auf, deren Schickſal in Ihren Händen liegt. Ich meine die Gräfin zu Lynar.

— Was kann ich für ſie thun? fragte Angélique.

— Mehr als jeder Andere auf Erden! Sie allein vermögen ihr das Glück und die Ruhe ihres Lebens widerzugeben . . .

— Wodurch? fragte ſie mit eiskalter Ruhe.

— Dadurch, daß Sie deren Gemahl aus dem Labyrinthe ſeiner Verirrungen auf den Pfad ſeiner Gattenpflicht zurückführen dadurch, daß Sie freiwillig ihm entſagen.

— Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir! Ich liebe ihn ſo wahr und innig, daß nichts als der Tod mich von ihm trennen kann.

— Sie begehen eine Sünde, die ſich früher oder ſpäter — diesſeits oder jenſeits! — bitter rächen wird.

— Ich werde die Folgen ruhig abwarten, ſagte Angélique, deren Kälte unbeſiegbar war.

— Haben Sie Mitleid mit der armen Gräfin, deren Herz ſich in wildem Gram verzehrt. Erwachen Sie aus dem Taumel der Verirrung zu dem Bewußtſein, daß Sie Alles, was Sie bis zu dieſem Augenblick ihr Böſes zugefügt haben, nur dadurch ſühnen können, daß Sie jener frevelhaften Liebe, die das Brandmal ewiger Schmach auf Ihre Stirne drückt, freiwillig entſagen und Ihren Mitſchuldigen, reuig bekehrt, zu den Füßen ſeiner tiefgekränkten Frau zurücktreiben.

— Verlangen Sie, mein eigenes Glück zu Gunſten des Glückes einer Andern aufzuopfern? Soll ich Ihnen noch ein, noch zehn, noch hundert Mal wiederholen, daß ich den Mann jener Frau mit allen Kräften meiner Seele, mit jedem Blutstropfen meines Herzens liebe? Was kümmert mich die Gräfin? Muß ſie nicht den größten Theil ſeiner Schuld ſich ſelber zuſchreiben? Jeder, der, wie ich, jahrelang Zeuge geweſen war, wie lieblos ſie ihn behandelt hat, wird ſie unmöglich bedauern können. Wenn gewiſſe Männer ihren Frauen untreu werden, ſind Letztere in der Regel ſelber daran Schuld. Unmöglich, Herr Graſſi, konnte es dem Grafen entgangen ſein, daß ſeine Frau ſich zu Ihnen mehr, als zu ihm hingezogen fühlte. Jeder Andere in ſeiner Stelle würde ſie mit Vorwürfen überſchüttet haben. Der Graf aber that es nicht. Er ließ ſeine Frau ruhig gewähren, und erſt dann, als er einſah, daß er ihr völlig gleichgiltig ſei, rächte er ſich an ihr dadurch, daß er Troſt ſuchte in den Armen einer Andern, die ihm ein Herz voll heißer Liebe entgegentrug.

— Sie thun der Gräfin eben ſo unrecht, als mir. Ich ſchwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß die Gräſin zu Lynar, mir gegenüber, frei von jeder Sünde iſt. Sie liebt in mir nicht den Menſchen; ſie achtet in mir den Künſtler. Auch die Liebe und Verehrung, die ich für die Gräſin hege, hat ſich keinen Vorwurf zu machen; denn ſie iſt eben ſo rein und uneigennützig wie die ihrige. Ein ſo großes, edles Herz, wie das der Gräſin, kann ſeinen Schwüren niemals untreu werden.

— Wie ſehr überſchätzen Sie dieſe Frau! Ich kenne ſie von Jugend auf und weiß, daß ſie eine jener Scheinheiligen iſt, welche Tugend auf der Lippe und Hang zur Sünde im Herzen tragen.

— Ich bitte Sie inſtändig, etwas vorſichtiger in dem Urtheile über Andere zu ſein und nicht vergeſſen zu wollen, daß es eben ſo lieblos wie unklug iſt, wenn Jemand, der ein gläſernes Dach hat, mit Steinen nach Andern wirft. Damen Ihrer Gattung können die Tugend einer Frau anderer Natur eben ſo wenig, wie Blinde den Unterſchied der Farben begreifen. Gräſin Lynar iſt eine Frau von Ehre; Sie dagegen, Mademoiſelle, ſind eine Buhlerin!

— Wie, mein Herr, Sie wagen es . . .

— Ich wage es, Ihnen das zu ſagen, was alle Welt über Sie zu denken einig iſt. Sie gehören jener Sippe von Frauen an, die nicht ahnen, was Liebe, wohl aber wiſſen, was Eigennutz iſt. Sie heucheln Liebe, um den eiteln Mann, der dem vergifteten Honig Ihrer Worte glaubt, immer tiefer in das Garn der Verfuhrung hineinzuziehen. Ich wage es, Ihnen offenherzig zu ſagen, daß Sie eine jener herzloſen Phrynen ſind, für welche ein Mann von Ehre kein anderes Gefühl als das der aufrichtigſten Verachtung hat. Ich wage es Ihnen zu ſagen, daß noch zehn Mal größer als die Verachtung, die ich für Sie hege, der Abſchen iſt, den ich für Sie empfinde. Mademoiſelle, ich war in der Abſicht gekommen, Sie zu beſſern; ich ſcheide von Ihnen mit dem Bewußtſein, daß Letzteres ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Jedes Weib, das ſich, wie Sie, ſchamlos im Schlamme der Sünde wälzt, wird ſich niemals zu der Höhe wahrer Reue erheben. Fahren Sie fort zu ſündigen, wie bisher, aber vergeſſen Sie nicht, daß einſt Tag und Stunde kommen werden, wo Vergeltung ſchlagen wird, ſagte Graſſi und ſtürmte fort.

Angélique knirſchte wüthend mit den Zähnen. Sie keuchte wie ein durch Zorn ſeiner Sprache beraubtes Geſchöpf. Jedes Wort dieſer Strafpredigt hatte ſich wie ein vergifteter Pfeil in ihr Herz gebohrt. Vergebens rang ſie nach Faſſung. Die Worte erſtarben auf ihren Lippen. Das, was ſie in dieſem Augenblicke litt, vermögen nur Solche mitzufühlen, die ſich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Vom Sopha warf ſie ſich auf die Erde. Um ihren Schmerz zu betäuben, biß ſie in den Teppich, auf dem ſie ſich convulſiviſch umherwälzte wie ein halbtodt geprügelter Hund, dem das Bellen verging.

Erſt nach Verlauf einiger Stunden begann ſie ruhiger zu werden. Tödtlich verwundet, brach ſie in eine Fluth von Thränen aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages — es war am 1. Auguſt 1800 — begab ſich Graf Lynar auf die Hühnerjagd. Er jagte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, ohne dadurch heiterer zu werden. Ein dunkles Vorgefühl ſagte ihm, daß ſeiner Maitreſſe etwas Unangenehmes begegnet ſei; dieſe Ahnung machte ihn unruhig. Mehr als einmal war er entſchloſſen, zu ihr hinauszureiten, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Immer aber hielt ihn eine ihm ſelber unerklärliche Furcht zurück, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er verſchob ihn von Stunde zu Stunde.

— Unangenehmes, ſagte er zu ſich, erfährt man noch immer frühzeitig genug. Angélique macht mir Kummer und Sorge. Wer weiß, ob ich nicht ruhiger und glücklicher wäre, ſtünde nicht immer ihr Bild zwiſchen mir und meiner Frau, deren tiefgekränkter Stolz mir niemals vergeben wird, daß die ehemalige Dienerin mehr Gewalt über mich beſitzt als ſie, mein Weib. Aber ſo leid Letzteres mir auch thun mag, immer zieht ein dämoniſcher Zauber mich in Angélique's Schlingen zurück. Immer mehr und mehr fühle ich die Unmöglichkeit, mich von ihr loszureißen. — Wenn ich ſie einen Tag lang nicht geſehen habe, treibt mich bange Sehnſucht in ihre Arme zurück. — Je näher ich ihrem Hauſe komme, deſto lauter pocht mein Herz. So oft ich zu ihr eile, beſchleicht mich die Furcht, ſie nicht zu Hauſe zu finden. Wie oft ſchon hatte ich mir eingebildet, daß Angélique mir untreu geworden und bald mit Dieſem, bald mit Jenem durchgegangen ſei! Ueberall erblicke ich Nebenbuhler und Verräther. Von Tag zu Tage werde ich argwöhniſcher, mißtrauiſcher, eiferſüchtiger. Wie oft ich mich auch fragen mag, worin der Zauber dieſes Weibes ruht, niemals weiß ich mir darauf eine richtige Antwort zu geben. Häufig betrachte ich ſie minutenlang, ohne zu wiſſen, was mich zu ihr hinzieht. Hat ſie nicht Mund und Augen wie jede Andere? Warum aber dünkt ſie mir ſchöner als Tauſende ihres Gleichen? Nur darum, weil ich ſie liebe! Aber *warum* liebe ich ſie wohl? Hic haeret aqua! ſagt der Lateiner.

Gegen Vier ritt er nach Hauſe. Der Gedanke, der ihn fortwährend beſchäftigte, war Angélique. Und dennoch vermied er es, ſie heute zu beſuchen, weil eine Stimme ſeines Herzens ihm ſagte, Angélique werde ihn mit Vorwürfen empfangen, weil ſie ſeinetwegen gekränkt worden ſei. Ein Herz, welches liebt, iſt hellſehend. Liebe durchſchaut und löſt jedes Räthſel.

Nach Lübbenau zurückgekehrt, war er nicht wenig erſtaunt, die Gräfin zu ſehen, die ihn heute mit weit mehr Freundlichkeit als gewöhnlich am Eingange des Schloſſes erwartet hatte.

— Wie froh bin ich, Dich wieder zu ſehen! ſagte die Gräfin. Wenn ich heute um Dich mehr als jemals beſorgt geweſen bin, ſo lag der Grund einzig und allein darin, daß mich in vergangener Nacht ein böſer Traum gequält hat. Heute Abend erzähle ich ihn Dir.

— Ich bin erhitzt, wie Du ſiehſt, und will vor Allem die Kleider wechſeln, ſagte der Graf, vom Pferde ſteigend, deſſen Zügel er einem ſeiner Stallknechte zuwarf.

Lynar flog die Schloßtreppe hinan. Seine Gemahlin folgte ihm. Im Garderobezimmer angelangt, ſagte er zu ſeiner Frau:

— Während ich mich umkleide, kannſt Du mir einen Gefallen erweiſen. Bringe mir ein Glas friſchen Waſſers.

Die Gräfin eilte zur Thür hinaus.

— Wenn ich mich umgekleidet habe, ſagte der Graf leiſe vor ſich hin, dann eile ich zu Angélique. Neugierig bin ich zu erfahren, was geſtern oder heute draußen auf ihrer Villa vorgefallen ſein mag.

Gleich darauf kehrte die Gräfin zurück.

— Du biſt noch immer ſehr erhitzt, ſagte ſie. Iß, bevor Du dieſes Glas friſchen Waſſers trinkſt, ein Stückchen von dieſem Mandelkuchen.

— Gib her, liebes Kind, ſagte Lynar und aß den Kuchen, den ſie ihm hinreichte.

— Wohl bekomme es Dir! ſagte ſie.

— Ich danke, ſprach der Graf und leerte dann mit Einem Zuge das ziemlich große, mit eiskaltem Waſſer angefüllte Glas.

— Das hat geſchmeckt! rief er aus. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelſtunde ſpäter war er todt.

Als die Kunde vom plötzlich erfolgten Tode des Grafen mit der Schnelligkeit einer böſen Seuche von Haus zu Hauſe und, drei Stunden ſpäter, auch zu Angélique's Ohren drang, faßte Letztere einen raſchen Entſchluß: ſie rächte ſich auf infame Weiſe.

— Seine herzloſe Frau hat ihn vergiftet! rief Angélique. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Calumniare audacter, semper aliquid haeret." Je größer und kühner die Verleumdung iſt, deſto leichter findet ſie Eingang und Glauben.

Am andern Morgen wiederholte ganz Lübbenau:

— Sie hat ihn vergiftet durch Kuchen!

Angélique triumphirte, die Gräfin aber verzweifelte. Im Munde des Volkes war ſie ſeitdem auch Giftmiſcherin. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

In dem Zeitraume vom 1. Auguſt 1800, an welchem Graf Rochus zu Lynar im Alter von kaum ſiebenundzwanzig Jahren ſo urplötzlich geſtorben war, bis zum 10. April 1802, an welchem Tage ſich die verwitwete Gräfin zu Lynar mit dem Grafen Hans Ferdinand Ludolph von Kielmannsegge vermählt hatte, verlor ſie ihren Vater, Peter Auguſt von Schönberg, einen ihrer beiden Söhne, den Grafen Rochus Karl, der am 4. September 1801 ſtarb, und ſechsundzwanzig Tage nach dem Ableben ihres Gemahls auch den Freund ihrer Mutter, jenen unglücklichen Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo, der nach faſt vierundzwanzigjähriger Gefangenſchaft am 27. Auguſt 1800 als ein Opfer der Unverſöhnlichkeit Friedrich Auguſt's des Gerechten auf der Feſtung Königſtein ſeinen letzten Seufzer aushauchte.

Als der Kurfürſt durch einen vom Commandanten der Feſtung abgeſandten Eilboten das Ableben jenes Mannes erfuhr, ſagte er zu einem ſeiner Vertrauten:

— Mit dieſem Agdolo, der vor drei Stunden ſeine Augen geſchloſſen hat, iſt eines der dunkelſten Räthſel der ſächſiſchen Geſchichte und eines der gefährlichſten Werkzeuge der böſen Plane Unſerer in Gott ruhenden Frau Mutter heimgegangen. Der Tod hat ihm den Mund geſchloſſen. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten!

Die Gräfin Kielmannsegge legte Trauer an.

Schluß des erſten Bandes.

4513

Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiser Napoleon Buonaparte I.

Geſchichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Brünn, 1864.
Verlag von Fr. Karafiat.

Bücherei · S. · Wurzen

D 21.9.54
23.5.55
NK

Dtsch. Lit. | 18. Jhdt.

Druck von Georg Gaßl in Brünn.

Erſtes Kapitel.

Der zweite Gemahl der verwitweten Gräfin zu Lynar, Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge — geboren zu Hannover am 14. Februar 1777 — war ein Nachkomme jenes Freiherrn Johann Georg von Kielmannsegge, welcher am 25. November 1717 als königlich großbritanniſcher und kurhannoverſcher Ober-Stallmeiſter zu London ſtarb. Die Gemahlin desſelben, Sophie Charlotte Gräfin von Platen, war die Maitreſſe König Georg's I. geweſen, der ſie zur Gräfin von Arlington erhoben hatte. Sie ſtarb zu London am 1. Mai 1725.

Graf Ferdinand von Kielmannsegge war erſt fünfundzwanzig Jahre alt und königlich hannoverſcher Hauptmann geweſen, als er die reiche Witwe des Grafen Rochus zu Lynar geheirathet hatte, um mit dem Vermögen ſeiner jungen Frau die Anſprüche ſeiner zahlloſen Gläubiger zu befriedigen. Auguſte Charlotte von Schönberg hatte von ihrem Vater die Güter Schmochtitz, Neuſalz, Spremberg, Dürrhennersdorf u. ſ. w. und damit ein jährliches Einkommen von mehr als dreiſsigtauſend Thalern geerbt. Die verwitwete Gräfin zu Lynar war alſo trotz des böſen Rufes, den ſie genoß, eine höchſt brillante Partie.

— Ich will nicht unterſuchen, ſagte ſich der junge Ehemann, ob meine Frau ihren erſten Gemahl wirklich vergiftet hat oder ob dies nur — wie Vieles in dieſer böſen Welt! — boshafte Verleumdung iſt. Sie hat Geld und dies genügt!

Bald nach ſeiner Vermählung mit ihr hatte er ſeine Schulden bezahlt und lebte nun mit ſeiner Frau in Hannover wie Gott in Frankreich. Seine Liebe zu ihr war eben nicht größer als die ihres erſten Gemahls. Lynar war aber wenigſtens ein Mann von Geiſt geweſen; Kielmannsegge dagegen beſaß weder Geiſt noch Herz. Bei Lichte betrachtet, war er nichts weiter, als ein auf ſeinen Grafentitel eingebildeter „Krautjunker,“ der außer ſeinen Pferden nur ſich ſelber zu lieben ſchien und eben ſo wenig wie Graf Lynar geeignet war, ſich die Achtung und Liebe ſeiner Frau zu erwerben.

Nach den Flitterwochen vernachläſſigte er ſie. Die Gräfin, welche frühzeitig genug es bereuen mußte, dieſem Manne ohne Geiſt und Poeſie ihr Herz und ihr Vermögen zum Opfer gebracht zu haben, zog ſich, bitter getäuſcht, mehr und mehr von allen Geſellſchaften zurück und ſuchte Troſt in der Einſamkeit. — Der hannoverſche Adel, der ſie theils um ihren Reichthum, theils um ihren Geiſt und ihre Schönheit beneidete, fühlte ſich gekränkt, daß Gräfin Kielmannsegge von ihm wenig oder gar keine Notiz nahm und den Umgang mit geiſtreichen Leuten bürgerlichen Urſprungs vorzog. Der liebe Adel rächte ſich dadurch, daß er allen Verleumdungen, welche ihr von Dresden und Lübbenau vorausgeeilt waren, unbedingten Glauben ſchenkte.

— Wer kann mit einer Frau umgehen, die ſchon als vierzehnjähriges Mädchen in einem verdächtigen Hauſe ertappt worden iſt und die ſpäter den beſten und redlichſten aller Männer durch vergifteten Kuchen aus der Welt geräumt hat? ſagte eine der adeligen Klatſchſchweſtern.

— Sie ſollte für Letzteres hingerichtet werden. Kurfürſt Friedrich Auguſt aber ſoll ſie aus Rückſicht für ihre Familie zu der mehr als barbariſchen Strafe verurtheilt haben, Zeitlebens, Tag und Nacht, einen Henkerſtrick um ihren Hals zu tragen, erklärte eine andere der adeligen Klatſchroſen.

— Während ihres Witwenſtandes, erzählte ein drittes Klatſchmaul, ſoll ſie allwöchentlich — auf Befehl des Kurfürſten — in Lübbenau von dem Dresdener

Scharfrichter Fritzſche beſucht worden ſein, damit er ſich augenſcheinlich überzeuge, ob ſie das Zeichen ihrer Strafe trage.

Keines von allen Sprichwörtern der franzöſiſchen Sprache ſcheint uns ſo unwahr, als jenes, welches „noblesse oblige“ als Grundſatz des Adels aufſtellt.

— Auch mit ihrem jetzigen Gemahle ſoll ſie auf ſehr geſpanntem Fuße leben und ſich damit tröſten, daß ſie ſich von bürgerlichem Janhagel den Hof machen läßt, behauptete eine vierte Klatſchſchweſter.

— Man erzählt ſich allgemein, ſie habe ihre Seele dem Teufel verſchrieben, der ſie in das Geheimniß ewiger Jugend eingeweiht und ihr eine Zauberſchminke geſchenkt haben ſoll, mit deren Hilfe ſie ſich wie Diana von Poitiers verjüngen und — was noch mehr ſagen will! — unſichtbar machen kann, erzählte die Erſte des vierblätterigen Kleeblatts.

— Ich fürchte mich vor dieſer Hexe, erklärte die Zweite, die alt und häßlich wie des Teufels Großmutter war.

— Am Ende behext ſie auch uns! rief die Dritte, die ſchon ohnehin Hexe war.

— Derlei Teufelsbräute ſollten unbarmherzig verbrannt werden! meinte die Vierte. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin, der es nicht fremd geblieben war, in welchem Rufe ſie ſtand, fand Troſt und Beruhigung in dem Bewußtſein, daß die Welt ihr himmelſchreiend Unrecht thue. — Mehr und mehr iſolirte ſie ſich. Ihre einzige Zerſtreuung war die Lectüre. Mit unermüdlichem Eifer trieb ſie Geſchichte. Sie fand Geſchmack an der Politik. Ihr Abgott wurde der Conſul Buonaparte. Mit Intereſſe folgte ſie jedem ſeiner Siege. Seit dem 14. Juni 1800, wo der „kleine Corporal“ die Schlacht bei Marengo gewonnen hatte, war er für ſie eine Art von Cultus geworden.

Am 2. Auguſt 1802 wurde General Buonaparte zum Conſul auf Lebenszeit, am 18. Mai 1804 zum Kaiſer der Franzoſen ausgerufen. Die Gräfin küßte das Bild ihres Helden und ſchwelgte in den Strahlen ſeines Heldenruhms. Joſephine von Beauharnais war jetzt Kaiſerin. Die Weiſſagung der Kartenſchlägerin und des alten Grafen zu Lynar hatte ſich erfüllt. Ganz Europa zitterte vor Napoleon I.

Aber betrachtet man dieſen Koloß ohne Vorurtheil, dann drängt ſich jedem Unparteiiſchen die traurige Ueberzeugung auf, daß dieſer Held nichts Anderes, als die Selbſtſucht in der höchſten Potenz, der herzloſeſte Ehrgeiz, der unerſättlichſte Blutſauger der Geſchichte war, der die ganze Menſchheit als eine große

Rieſennull; ſich ſelbſt aber als die einzige Eins der ganzen Welt betrachtete. Sogenannter Heldenruhm, der bis an den Knieen in Blutbächen watet, iſt eine jener Ruhmesgattungen, für die nur Solche ſich begeiſtern können, welche in der rohen Gewalt der Uebermacht den höchſten aller Siege erblicken. Was aber iſt der Krieg wohl viel Anderes, als ein in großartigem Maßſtabe betriebenes Metier von Räubern, Brandſtiftern und Blutſaugern? Iſt nicht Fra Diavolo ein faſt eben ſo großer Held, wie Napoleon Buonaparte? Jener hat freilich nur einzelne Landſtriche, Dieſer dagegen die halbe Erde geplündert und mehr unnützes Blut als ein ganzes Heer von Fra Diavolo's vergoſſen. Mögen hundert Andere für Napoleon ſchwärmen! Wir fühlen keinen Enthuſiasmus für ihn, denn ſein geheimer Wahlſpruch war: Alles für mich, Nichts für Andere!

Als Madame Thereſe Cabarrus von ihrer erſten Tochter entbunden wurde, legte ſie ihr, aus Haß für Robespierre, in der Taufe den Vornamen „IX. Thermidor“ bei. Als Gräfin Kielmannsegge am 24. November 1804 ihren erſten Sohn gebar, beſtand ſie darauf, ihn „Napoleon Buonaparte“ getauft zu ſehen.

— Ich haſſe dieſen corſiſchen Wehrwolf, entgegnete der Gemahl und gab ſeinem Sohne den Namen „Alfred.“

Vier Monate nach der Entbindung der Gräfin kam Graſſi nach Hannover. Seit ihrem Wegzuge aus Lübbenau hatte ſie ihn nicht mehr geſehen und auch keine Nachricht von ihm erhalten. Sie empfing ihn mit unbeſchreiblicher Freude. Sie umarmte ihn wie einen Bruder; ſie küßte ihn wie einen Vater.

— Nun müſſen Sie bei uns bleiben, ſagte ſie zu ihm. Jetzt laſſen wir Sie nicht mehr fort von uns. O wie oft hatten Sie mir gefehlt! Wie häufig hatte ich mich nach Ihnen geſehnt! Sind Sie doch der Einzige, der nicht Allem glaubt, was die boshafte Welt von mir zu erzählen weiß. Sie ſind vielleicht der Einzige, der mich nicht haßt, nicht verabſcheut. Sie glauben es nicht, daß mein Gemahl durch mich vergiftet worden iſt.

— Dieſe ſchamloſe Verleumdung iſt die Erfindung jener elenden Schweizerin, die, beiläufig erwähnt, traurig geendet hat. Bald nach dem Tode Ihres Herrn Gemahls hatte ſie die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Kunſtreiters gemacht. Er war ein Goliath und hieß David. In dieſen David hatte ſich jene Angélique ſo ſterblich verliebt, daß ſie Alles, was Graf Lynar ihr geſchenkt, zu Geld machte und ihrem Goliath von Dresden nach Petersburg folgte. Nachdem der gute David Alles, was ſie mitgenommen, durchgebracht hatte, jagte er ſie halb nackt aus ſeiner Wohnung und wollte Nichts mehr von ihr wiſſen. Als ſie wiederkam und von ihm Geld zum Leben verlangte, gab er ihr Peitſchenhiebe, Fußtritte und Schimpfnamen aller Art. Sie verfluchte und verwünſchte ihn; er pfiff ein Lied und lachte. Angélique rannte wie eine Verrückte fort. Drei Tage ſpäter fand man an den Ufern der Newa ihren Leichnam.

— Gott möge ihrer Seele gnädig ſein! rief Gräfin Kielmannsegge.

— Sie hat kein beſſeres Loos verdient, entgegnete Graſſi. Nun aber, theure Gräfin, geſtatten Sie Ihrem treueſten Freunde eine offenherzige Frage. Sind Sie jetzt glücklicher, als damals?

— Nein! antwortete ſie mit ſchwerem Herzen.

— Und wer von Beiden trägt die Schuld?

— Wir tragen ſie Beide! Mein zweiter Gemahl iſt eben ſo herzlos, wie es mein erſter geweſen war. Auch er haßt und vernachläſſigt mich. Lynar war wenigſtens niemals grob geweſen; Kielmannsegge aber iſt auffahrend und brutal. Seine Rohheit ſtreift oft an Gemeinheit.

— Ertragen Sie auch dieſe neue Prüfung mit chriſtlicher Geduld, rieth Graſſi.

— Dies iſt leichter geſagt, als ausgeführt . . .

— Das weiß ich. Aber ein ſo großer, ſtarker

Character, wie der Ihrige, vermag Alles, was er ernſtlich will; der menſchliche Jammer währt nicht ewig. Auf Tage unerträglicher Leiden folgen Jahrtauſende himmliſcher Glückſeligkeiten.

— Glauben Sie wirklich an ein Jenſeits? fragte die Gräfin.

— Und warum ſollte ich nicht glauben? Hat dieſer Glaube doch ſo viel Tröſtendes, daß er uns Kraft und Entſchloſſenheit verleiht, Manches zu ertragen, was ohne dieſen Glauben unerträglich wäre. Bekämpfen Sie dieſen ewig wiederkehrenden Zweifel: faſſen Sie Muth zum Hoffen und zum Glauben.

— Ich verſpreche es Ihnen, ſagte die Gräfin, ihm die Hand reichend.

In demſelben Augenblick erſchien ihr Gemahl.

— Erlaube mir, ſagte die Gräfin, Dir einen alten Freund vorzuſtellen, der an meinem Schickſale brüderlichen Antheil nimmt: Herr Profeſſor Joſeph Graſſi aus Dresden.

Der Künſtler machte eine ſtolze Verbeugung.

— Sind Sie Profeſſor der Jurisprudenz? fragte Kielmannsegge.

— Nein, Herr Graf, ich bin nur Maler und Profeſſor der Dresdner Kunſt-Akademie.

— Sind Sie verheirathet? fragte der Graf.

— Ich bin ledig, erwiderte der Künſtler.

— Und warum heirathen Sie nicht?

— Aufrichtig geſagt, nur darum nicht, weil ich die traurige Erfahrung gemacht habe, daß unter hundert Ehen häufig nicht eine vollkommen glücklich iſt.

— Da haben Sie vollkommen Recht, Profeſſor! Die Ehe iſt ein Hazardſpiel, bei dem faſt Jeder verliert und — wunderbar genug! — Keiner gewinnt. Auch unſere Ehe iſt keine glückliche. Meine Frau ſchwärmt für Leute, welche ich haſſe, und haßt dagegen Andere, für welche ich ſchwärme. Sie bewundert den Abenteurer Napoleon und verachtet Jeden, der, wie meine Wenigkeit, von dieſem zu Fleiſch gewordenen Egoismus nichts hören mag. Buonaparte's unermeßlicher Ehrgeiz ſetzt halb Europa in Feuer und Flammen. Und wohin führen all' ſeine Siege? Zum elenden Despotismus der unerträglichſten Säbelherrſchaft! Ich ſelber bin Soldat, aber dieſe bluttriefende Kaiſerwirthſchaft flößt mir zehn Mal mehr Haß als Achtung ein. Napoleon Buonaparte iſt ein neuer Attila, eine ſchreckenverbreitende Gottesgeißel, die wie ein verheerender Peſthauch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zieht und Tauſende von Menſchen dem feuerſpeienden Moloch ſeines unerſättlichen Ehrgeizes opfert.

— Dieſe Geißel Gottes iſt eine Nothwendigkeit!

erklärte die Gräfin. Er iſt ein von Gott geſandter Sturmwind, welcher die verpeſtete Luft durchfegt und die Erde von manchem Ungeziefer befreit.

— Sein Ende wird ein Schreckliches ſein! prophezeite der Graf. Doch genug von ihm! Kommen Sie jetzt geraden Wegs von Dresden? fragte er, um dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben.

— Nein, Herr Graf, ich komme von Rom.

— Und was gibt es dort Neues? fragte die Gräfin.

— Papſt Pius VII., weniger hartnäckig als ſein Vorgänger Pius VI., der als Gefangener Napoleon's am 14. Juli 1798 in der Citadelle von Valence geſtorben iſt, hat mit Frankreich ein Concordat abgeſchloſſen und wird ſich im October dieſes Jahres (1804) zur Kaiſerkrönung nach Paris begeben. Einer der erbittertſten Feinde des Kaiſers iſt der päpſtliche Staatsſecretär, Cardinal Ercole Conſalvi, der, ganz das Gegenſpiel des nachgiebigen Papſtes, gegen Napoleons Krönung zum Könige von Italien entſchieden zu proteſtiren wagt.

— Und was wird die Folge ſein? fragte Gräfin Kielmannsegge.

— Die Franzoſen werden Rom beſetzen und den heiligen Vater gefangennehmen, entgegnete Graſſi.

— Gibt's denn keine Nemeſis mehr? fragte der Graf. Der Uebermuth dieſes Corſen wächst von Stunde zu Stunde. Er will die ganze Welt unterjochen, die ganze Menſchheit zum Spielzeuge ſeines Ehrgeizes machen. Meine Erbitterung gegen ihn iſt ſo groß, daß ich nicht Worte finde, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich den Abgott meiner Frau verabſcheue. Doch nun zu etwas Anderm! Gedenken Sie lange in Hannover zu verweilen?

— Nur zwei Tage, ſagte der Maler.

— Und wohin reiſen Sie von hier? fragte die Gräfin.

— Ich gehe von hier nach Hamburg. Von dort eile ich nach London, um einer Einladung des Prinzen von Wales zu folgen, der mich mit einem Auftrage beehren will. Seine königliche Hoheit reſidirt gegenwärtig in Carlton-Houſe. Seine Ehe mit der Prinzeſſin Karoline von Braunſchweig iſt leider keine glückliche. Seit Jahr und Tag lebt er mit einer Polin, welche Lodoiska heißt, und in früherer Zeit eine der vielen Maitreſſen Murat's geweſen war. Dieſe Lodoiska ſoll ich für ſeine Privat-Gallerie malen.

— Der Prinz von Wales, ſagte die Gräfin, iſt nach Allem, was ich über ihn gehört und geleſen habe, ein abſcheulicher Loovlace, der, nachdem er Jahre lang für die Schauſpielerin Mary Robinſon geſchwärmt, ſich in Rom heimlich mit einer iriſchen Katholikin, Lady Fitz-Herbert, trauen ließ. Sie wird nicht die Letzte ſein, von welcher er ſich losſagen wird, um irgend eine Andere zu verführen.

— Der Prinz von Wales, der um jeden Preis von ſeiner Braunſchweigerin getrennt zu ſein wünſcht, trägt ſich mit dem Plane, Prinzeſſin Karoline öffentlich des Ehebruchs anzuklagen, erzählte der Graf.

— Einem Hannoveraner traue ich Alles zu, ſagte die Gemahlin des Grafen, welcher, wie bekannt, ebenfalls Hannoveraner war.

Der Graf zuckte die Achſel.

— Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreiſe noch einmal zu ſehen, ſagte er zum Maler und entfernte ſich.

— Nun, wie gefällt Ihnen mein Gemahl? fragte die Gräfin.

— Noch erlaube ich mir kein Urtheil über ihn. Das Einzige, was mir an ihm aufgefallen, iſt der glühende Haß, den er gegen Napoleon zu haben ſcheint.

— Er haßt ihn hauptſächlich darum, weil ich ihn bewundere, weil der Kaiſer der Franzoſen in meinen Augen der größte Mann ſeines Zeitalters, der glänzende Schlußpunkt der franzöſiſchen Revolution, der Anfang einer neuen Aera iſt.

— Und dennoch iſt Ihr Herr Gemahl nicht der Einzige, der in dem Gegenſtande Ihrer Bewunderung eine Geißel Gottes erblickt.

— In meinen Augen iſt er ein Meſſias, der unſerm armen Vaterlande Befreiung von der Knechtſchaft bringt. Mit Gottes und Napoleons Hilfe werden die Schuppen von den Augen der Völker fallen, und bald wird auch die deutſche Nation zu dem Bewußtſein erwachen, daß nur Einigkeit ſie ſtark und mächtig machen kann. Der Ruhm iſt kein leeres Traumbild. Ein Volk, das auf Ruhm freiwillig Verzicht leiſtet, iſt nicht werth, daß es exiſtirt. Ein Volk, das jede Tyrannei ruhig gewähren läßt, und nicht den Muth beſitzt, die Kette, die es drückt, von ſich abzuſchütteln, unterſchreibt ſein eigenes Todesurtheil: es hört auf, Volk zu ſein; es ſinkt zu einer Sklavenhorde herab. Und darum ſandte Gott der Gerechte in Napoleon I. eine Geißel, welche die von despotiſcher Knechtſchaft niedergebeugten Nationen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit anſpornt und ſiegreich mit ſich fortreißt. Napoleon iſt das Ende der Knechtſchaft. Nur darum iſt er mein Abgott!

— Ich bewundere die Größe Ihres Enthuſiasmus; doch mag ich nicht verhehlen, daß die Freiheit, die uns Napoleon bringt, uns der Gefahr ausſetzt, willenloſe Sklaven ſeiner maßloſen Eroberungsſucht zu werden. Sind die Italiener jetzt freier und glücklicher, ſeitdem ihr Land italieniſche Republik heißt? Und wie lange wird Italien Republik ſein? Macht der Kaiſer der Franzoſen nicht ſchon lange Miene, König von Italien zu werden? Sein Ehrgeiz kennt weder Maß noch Grenze! So lange ein Napoleon auf dem Throne Frankreichs ſitzt, iſt an wahren Frieden nicht zu denken. Europa aber ſehnt ſich nach Ruhe. Nach mehr als zehnjährigem Kampfe gegen Frankreich will es endlich Frieden haben. Er aber wird nicht müde, jährlich Hunderttauſende von Franzoſen auf die Schlachtbank zu führen, um blindlings den Plänen ſeiner ſelbſtſüchtigen Ruhmſucht zu folgen.

— Alſo auch Sie ſind ein Feind Napoleons?

— Ich bewundere ſeinen Muth und verabſcheue ſeinen Egoismus.

— Dieſes Urtheil ſchmerzt mich tiefer, als Sie glauben. Denn was thut wohl weher als das Gefühl, von Freundeshand den Nimbus ſeines Ideals geſchwärzt zu ſehen?

— Wir Künſtler ſind Freunde des Friedens. Nur unterm Scepter des Friedens gedeihen Kunſt und Wiſſenſchaft; der Krieg dagegen iſt, bei Lichte betrachtet, ein en gros betriebenes Räuber-Handwerk, für das ich mich unmöglich begeiſtern kann. Mehr als alle Helden des Alterthums bewundere ich einen Raphael oder Arioſt, einen Shakeſpeare oder Rembrandt, die ſich ihren Ruhm nicht mit Hilfe Millionen Anderer errungen haben. Heldenruhm hat keinen Werth für mich. Ein Drama wie „Nathan der Weiſe“ von Leſſing begeiſtert mich mehr, als zehn Siege Ihres großen Napoleons.

— Nur dem Schwerte gehört die Welt! In meinen Augen ſteht kein Weib der Geſchichte ſo groß und erhaben wie jene Jungfrau von Orleans da, die ihr Vaterland von der Knechtſchaft Englands befreit hat. Auch ich liebe mein theures Vaterland! Auch ich möchte es befreien von dem Joche ſeiner vielen kleinen Fürſten, die wie Blutegel ihm alle Kraft aus den Adern ſaugen.

— Auch die Kleinen haben ihr Gutes. Jeder hat in ſeinem Kreiſe gewirkt. Hat nicht mancher der kleinen Höfe, wie z. B. Weimar und Gotha, mehr für Künſte und Wiſſenſchaften gethan, als mancher der größern Höfe? Einheit macht ſtark, Stärke allein aber macht uns weder frei noch glücklich!

— Iſt das einköpfige Frankreich nicht freier und glücklicher, als unſer vielköpfiges Deutſchland?

— Ich erlaube mir, dies zu bezweifeln. Jenes blutige Geſpenſt, welches „la gloire“ heißt, wird Frankreich früher oder ſpäter in's Verderben treiben. Die Zeit wird kommen, in welcher es ſeine Siege mit einer ſchmachvollen Niederlage bezahlen wird. Es gibt nichts

Perfideres als Schlachtenglück! Auch Napoleon wird dieſe Erfahrung machen; auch er wird fallen wie hundert Andere.

— Er wird ſterben wie ein Held!

— Aber ſicher nicht auf dem Throne! Denn eines Tages wird ſich ganz Europa gegen ihn erheben und ſeinem Ehrgeize ein Ziel ſetzen. Der gute Engel, der ihn bis heute bewacht, iſt Joſephine.

— Es gibt keine Frau auf Erden, welche ich mehr beneide, wie dieſe Joſephine! Gemahlin eines Napoleons bedeutet faſt eben ſo viel, wie Cornelia, die Mutter der unſterblichen Gracchen zu ſein. Der einzige Fehler, den ich der Kaiſerin nicht verzeihen kann, iſt der, daß ſie ihrem Gemahle keinen Thronerben ſchenkt.

— Sein Ehrgeiz wird auch dies benutzen. Aus dem Munde des Cardinals Conſalvi habe ich erfahren, daß Napoleon, ſeitdem er Erbkaiſer geworden iſt, ſich mit dem Plane trägt, ſeinen Glücksſtern zu verſtoßen und einen neuen Ehebund zu ſchließen.

— Das iſt eines jener abſcheulichen Gerüchte, die ſeine Feinde nur darum erſinnen, um ihn in den Augen Derer, die ihn lieben, herabzuſetzen. Die Kaiſerin Joſephine iſt ein ſo weſentlicher Beſtandtheil ſeines Ruhmes, daß eine Trennung Beider mir geradezu unmöglich ſcheint. Napoleon ohne Joſephine dünkt mir ein Heiliger ohne Strahlenkranz zu ſein.

— Die Zukunft wird uns Manches offenbaren, ſagte Graſſi. Nun aber zu Ihrem Gemahl zurück! Es ſcheint mir, als wäre er noch weniger wie Graf Lynar geeignet, in den Beſitz Ihrer Liebe zu gelangen . . .

— Wir lieben uns nicht im Geringſten und machen gegenſeitig ſo wenig Geheimniß daraus, daß ſelbſt die Gimpel auf Hannovers Dächern wiſſen, wie maßlos glücklich unſere Ehe iſt. Lynar war ein Geck, ein Sonderling, Kielmannsegge aber iſt ein roher Soldat.

— Und warum haben Sie ihn geheirathet?

— Um in der Welt nicht allein zu ſtehen. Hätte ich ihn damals ſo genau wie jetzt gekannt, wäre ich lieber ewig Witwe geblieben. Vor der Hochzeit ein glühender Salamander, wurde er, vier Wochen nach der Vermählung, ein kalter Froſch. O, was iſt Ehe ohne Liebe! Eine lebenslängliche Tortur, eine unerträgliche Galeere!

— Ich fürchte, gnädige Frau, daß auch Sie einen Theil der Schuld tragen. Die Macht der Frau iſt ſo groß, daß nichts als Wille, Nachſicht und Geduld dazu gehören, um auch den verworfenſten Mann mit der Zeit zu veredeln.

— Männer wie er ſind geradezu unverbeſſerlich!

Eher würde ich einen Elephanten Menuet tanzen lehren, als meinem Gatten Geſchmack an Lectüre beibringen. Leſen iſt in ſeinen Augen die ſchwerſte aller Sünden, ein unverzeihliches Verbrechen. Das, womit die ſchlaue Schlange im Paradieſe das erſte Menſchenpaar in's Unglück der Erkenntniß geſtürzt haben ſoll, war nach der Anſicht meines Gemahls kein Apfel, ſondern ein Buch geweſen. Mancher Roman, behauptet er geradezu, habe größeres Unglück angerichtet, als hundert Schlangen der Erde. Trifft er mich mit einem Buche in der Hand, gerathet er außer ſich vor Zorn und hält mir eine Strafpredigt, über welche ich in der Regel einſchlafe. Leſen iſt für mich ein Bedürfniß geworden, weil manches Buch mir mehr Unterhaltung als manche Geſellſchaft gewährt. Soll ich dieſem Genuße nur darum entſagen, weil er meinem Gemahle nicht behagt? Wenn ich ſtundenlang allein ſitze und mich mit Fragen der Politik beſchäftige, grollt er mit mir und nennt mich eine überſpannte Närrin. Bin ich ſtrafbar, weil ich das Bedürfniß fühle, täglich, ſtündlich den Kreis meiner Kenntniſſe zu erweitern? Frage ich ihn, womit er ſich beſchäftigt? Habe ich jemals gewagt, ihm Vorwürfe zu machen über ſeine Spiel-Leidenſchaft? Während er allabendlich, bald hier, bald dort, heute Pharo, morgen Lanzknecht ſpielt, ſitze ich hier mutterſeelenallein und ſuche

Erholung und Zerſtreuung am Borne der Belehrung. Wenn Leſen eine Sünde iſt, dann ſündige ich mit Vergnügen.

— Faſt jeder Mann hat eine Schwäche: der Eine eifert gegen das Tanzen, der Andere iſt gegen das Leſen eingenommen. In meiner Vaterſtadt Verona habe ich einen Mann gekannt, welcher ſich von ſeiner Frau, die ein Muſter aller Vollkommenheiten war, blos darum ſcheiden ließ, weil ſie im Sommer jeden Morgen baden ging und im Winter jeden Nachmittag Schlittſchuh lief.

— Auch mein Mann und ich werden nicht ewig beiſammen bleiben. Er paßt ſo wenig zu mir, wie ich zu ihm paſſe, und ſegnen werde ich den Tag, an welchem es ihm gefallen wird, ſich huldreichſt von mir loszuſagen.

— Sie werden niemals glücklich ſein, ſagte Graſſi, der bei aller Achtung, welche er für ihre guten Eigenſchaften beſaß, nicht blind für ihre Fehler war.

Und bald darauf empfahl er ſich.

Die Gräfin nahm ein Buch, aus welchem ſie faſt täglich einen Abſchnitt las. Es war Montesquieu's „Esprit des lois."

Ihr Geiſt verſenkte ſich in die Wahrheiten dieſes Meiſterwerks. Ihrem Auge öffnete ſich eine Welt neuer Anſchauungen. Sie ſtudirte die einzelnen Sätze, prüfte jedes Wort und ſchärfte dadurch ihre Urtheilskraft. — Es wird ſicher mehr als einen Spießbürger geben, der's ihr verargen wird, daß ſie ſich mit dem „Geiſt der Geſetze“ lieber als mit einem Strickſtrumpfe befaßt; doch darf man nicht alle Frauen mit einer und derſelben Elle meſſen. Eine Frau wie die Marquiſe von Sévigné muß anders wie eine Ninon de Lenclos beurtheilt werden. Eine Frau von Staël denkt und fühlt anders, als einer jener alltäglichen Blauſtrümpfe, von denen Dreizehn auf ein Dutzend gehen. — Auch Gräfin Kielmannsegge war eine jener ſeltenen Erſcheinungen, deren männlicher Geiſt auf einer ſo hohen Stufe der Entwickelung ſtand, daß nicht Jeder befähigt war, die Tiefe und Wahrheit ihrer Anſchauungen zu würdigen. In Frankreich geboren, wäre aus ihr, hätte ſie zur Zeit der Republik gelebt, eine Manon Roland oder Charlotte Corday geworden. In Deutſchland geboren, blieb ſie eine exaltirte Frau, ein männlicher Denker im weiblichen Unterrock. Sie war das Urbild der Corinna.

Zweites Kapitel.

In den Vordergrund unſerer Erzählung tritt jetzt mehr und mehr jenes Sandkorn von Ajaccio, das ſich im Zeitraume von ſechsundzwanzig Jahren, von 1778, wo man in der Militärſchule von Brienne ſaß, bis zum 18. Mai 1804, wo man den „kleinen Corporal“ zum Kaiſer der Franzoſen ausrief, zu einer Pyramide angewachſen war, deren Glanz und Größe von einem Pole der Welt bis zum andern drang und den Namen dieſes neuen Coloſſes durch ganz Europa trug.

Eine Zuſammenſtellung der wichtigſten Tage aus dem Leben dieſes Mannes wird unſerm Leſer einen Ueberblick über deſſen Laufbahn geben.

Napoleon Buonaparte, zweitälteſter Sohn des corſiſchen Advocaten Carlo Buonaparte und der Maria Lätitia Ramolini, wurde am 15. Auguſt 1769 zu Ajaccio geboren.*) Den Namen Chriſtoph, den er in der

---

* Nach dem „Etat civil“ der Stadt Paris, Regiſter II. der Municipalität des zweiten Arrondiſſements, Nummer 290, unter dem Datum des „XIX. ventôse, an. IV. de la répu-

Taufe empfangen, tauſchte er 1785, als er das Officiers-Examen gemacht hatte, in den beſſer klingenden Namen Napoleon um. Chriſtoph Napoleon Buonaparte zeichnete ſich als Capitain zuerſt 1793 bei der Belagerung von Toulon aus. Am 20. December 1793, am Tage der Uebergabe dieſer Feſtung, wurde er Brigade-General. Nach Paris zurückgekehrt, lebte er dort halb vergeſſen bis zum 15. October 1795, an welchem Tage der Aufſtand der Pariſer Sectionen gegen den Convent ausbrach. Auf Vorſchlag des Convents-Präſidenten Barras zum Diviſions-General ernannt, jagte Buonaparte mit Hilfe einiger Kanonen die Aufſtändiſchen in die Flucht und rettete dadurch die Mitglieder des Convents. Barras ſtieg zum Director der Republik empor und Napoleon Buonaparte trat an deſſen Stelle als Ober-Commandant der Armee des Innern ein. Am 9. März 1796 heirathete Letzterer die Witwe Beauharnais, die Geliebte des Directors Barras, der ihn an demſelben Tage zum General-en-Chef der italieniſchen Armee erhob.

Nun folgte ein Sieg dem andern. Er ſchlug die

---

blique,“ enthaltend den Heirathsact Napoleons Buonapartes und der Witwe Beauharnais, und nach dem beigefügten Taufſcheine des Erſtern iſt er nicht am 15. Auguſt 1769, ſondern am 5. Februar 1768 geboren worden.

Oeſterreicher unter Wurmſer und Alvinczi bei Mantua, ſchloß am 17. April 1797 den Präliminar-Frieden zu Leoben und am 17. October desſelben Jahres den Definitiv-Frieden zu Campo formio. Am 19. Mai 1798 ſchickte ihn das Directorium an der Spitze von 30,000 Mann nach Aegypten. Er eroberte Malta, verjagte den letzten Großmeiſter des Malteſer-Ordens, Freiherrn Ferdinand von Hompeſch, landete am 1. Juli bei Alexandrien, das er im Sturm eroberte, und drang bis nach Kairo vor. Am 25. Juli 1799 rächte er die Niederlage, welche der franzöſiſche Admiral François Paul Bruys am 1. Auguſt 1798 in der Seeſchlacht von Abukir vom engliſchen Admiral Nelſon erlitten, durch einen glänzenden Sieg über 18,000 Türken. Nach dieſer Waffenthat übergab er das Commando dem General Kleber und kehrte, ohne Erlaubniß des Directoriums, am 23. Auguſt nach Frankreich zurück. Am 9. October landete er in Fréjus und vier Wochen ſpäter, am 18. Brumaire (9. November 1799), hob er das Directorium auf, jagte mit bewaffneter Hand den Rath der Alten wie den Rath der Fünfhundert auseinander und ſetzte ſich durch dieſen Staatsſtreich als Conſul auf zehn Jahre an die Spitze der Regierung.

Am 14. April 1800 eröffnete er den Feldzug gegen Deutſchland; er ſelbſt brach am 7. Mai gegen Italien auf. Am 14. Juli ſchlug er den öſterreichiſchen General Melas in der Schlacht bei Marengo und gewann nun ganz Ober-Italien. Am 9. Februar 1801 ſchloß er mit Oeſterreich den Frieden zu Luneville. — Am 29. Juli 1802 durch Volksabſtimmung zum Conſul auf Lebenszeit erwählt, erhielt Frankreich durch ihn eine neue Verfaſſung, die ihm faſt unumſchränkte Macht verlieh. — Auch damit nicht zufrieden, ließ ſich Conſul Buonaparte durch den Senat, der keinen andern Willen als den ſeines Herrn und Gebieters beſaß, am 18. Mai 1804 zum Erbkaiſer der Franzoſen ausrufen. Pius VII. mußte nach Paris kommen, um am 2. December desſelben Jahres in der Notre-Dame-Kirche den Krönungsact zu vollziehen. Am 15. März 1805 von der ciſalpiniſchen Republik zum Könige von Italien gewählt, wurde er am 26. Mai im Dome zu Mailand mit der eiſernen Krone der Lombardei gekrönt. Die Krönungs-Feierlichkeit wurde vom Cardinal-Erzbiſchof von Mailand, Caprara,*) und dem Erzbiſchofe von Ravenna, dem kaiſerlichen Groß-Almoſenier Cedronchi vollzogen.

---

*) Giovanni Battiſta Caprara, Sohn des Grafen Francesco Montecuculi, geboren zu Bologna am 29. Mai 1733, wurde zum Cardinal erwählt am 18. Juni 1792. Seit dem 4. September 1801 päpſtlicher Nuntius in Paris, wurde er am 21. Auguſt 1802 Erzbiſchof von Mailand und ſtarb als Solcher zu Paris am 21. Juni 1810. Seine irdiſche Hülle ruht in der Kirche Sainte-Geneviève.

Oeſterreich und Rußland verbanden ſich gegen ihn mit England. Napoleons gefährlichſte Feinde in London waren der Miniſter Pitt, die Polin Lodoiska und der franzöſiſche Journaliſt Jean Gabriel Peltier, der, einer der wärmſten Anhänger der Dynaſtie Bourbon, nach der Revolution des 10. Auguſt 1789 ſich nach London geflüchtet und hier im Jahre 1800 ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal „L'Ambigu“ gegründet hatte, welches den allmächtigſten Mann Frankreichs mit bewundernswürdiger Unerſchrockenheit angriff und dem Kaiſer der Franzoſen ſo ſehr zu Leibe ging, daß der große Napoleon kleinlich genug war, durch ſeinen Geſandten auf Peltier's Beſtrafung und Verbannung aus England zu dringen. Peltier, von dem berühmten Advocaten John Mackintoſh vertheidigt, wurde als „Verleumder des Uſurpators“ zu einer Geldſtrafe von 6 Schilling verurtheilt. Der Kaiſer gerieth darüber außer ſich: ſein Haß gegen England ſteigerte ſich zu ſolcher Höhe, daß er Heere bei Boulogne und Utrecht ſammelte, um von beiden Punkten aus gleichzeitig eine Landung in England zu verſuchen.

Unterdeſſen gewann Napoleon gegen Oeſterreich eine Schlacht nach der andern. Am 17. October 1805 zwang er den Feldzeugmeiſter Mack zur Uebergabe der Feſtung Ulm. 23,800 Mann ergaben ſich als Kriegsgefangene. Am 28. December gewann er gegen das ruſſiſch-öſterreichiſche Heer von 90,000 Mann, geführt vom Feldmarſchall Kutuſow und dem Erzherzoge Karl, die ſiegreiche Schlacht bei Auſterlitz. 12,000 Ruſſen blieben auf dem Schlachtfelde. Die Franzoſen eroberten 186 Kanonen und nahmen 6 Generale, 20 Stabsofficiere, 800 andere Officiere und 18,000 Ruſſen und Oeſterreicher gefangen.

Kaiſer Franz ſandte in der Nacht, die dem für ihn ſo unglücklich ausgefallenen Tage von Auſterlitz gefolgt war, den Fürſten Johann von Liechtenſtein ab, um dem Kaiſer der Franzoſen einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen und Friedensanträge zu machen. Am 4. December fand in einer Mühle unweit Starutſchitz die Zuſammenkunft Napoleon's I. mit Franz II. ſtatt. Tags darauf trat Waffenſtillſtand ein. Zu Nikolsburg in Mähren traten Oeſterreich, Rußland und Frankreich zum Friedenscongreß zuſammen. Das franzöſiſche Heer bezog Winter-Quartiere. Lannes rückte in Brünn, Znaim und Olmütz, Bernadotte zu Iglau in Mähren und zu Tabor in Böhmen ein; Murat lag an der March und an der Donau, Davout in Preßburg und Soult in Wien. Die zu Nikolsburg vom Fürſten Talleyrand und

Grafen Stadion eingeleiteten Friedensbedingungen wurden zu Brünn und zu Wien fortgeſetzt: das Reſultat dieſer diplomatiſchen Unterhandlungen war der am 26. December 1805 abgeſchloſſene Friede zu Preßburg. Oeſterreich, das ſich gezwungen ſah, die Vereinigung Piemont's, Genua's, Parma's und Piacenza's mit Frankreich anzuerkennen, mußte Venedig an das Königreich Italien, Tirol an Bayern, einen Theil der öſterreichiſch-ſchwäbiſchen Beſitzungen an Württemberg und Breisgau an Baden abtreten. Die Verbündeten Napoleons, die Kurfürſten von Baiern und Württemberg, wurden „par la grâce de Sa Majesté impériale“ zu Königen und der Kurfürſt von Baden zum Großherzoge erhoben. Letzterer mußte bald darauf — am 8. April 1806 — die Nichte der Kaiſerin Joſephine, Stephanie von Beauharnais, heirathen.

Am 12. Juli 1806 ſchloß Kaiſer Napoleon den Rheinbund. Am 6. Auguſt ward durch ihn das deutſche Reich aufgelöſt.

Gleich darauf trat Preußen, verbündet mit Rußland und Sachſen, gegen Frankreich auf. Alle Drei erlitten ſchmachvolle Niederlagen in den Doppelſchlachten von Jena und Auerſtädt (14. October 1806). In Jena wurde Fürſt Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Langenburg-Ingelfingen von den Marſchällen Lannes und Ney, Augereau und Soult, in Auerſtädt wurde Herzog Karl von Braunſchweig vom Marſchall Davout geſchlagen, der gleich darauf zur Belohnung dieſes Sieges den Titel und die Dotation als Herzog von Auerſtädt erhielt. In Jena hatte Preußen 10,000 Todte und Verwundete und faſt eben ſo viel Mann auf dem Schlachtfelde bei Auerſtädt zurückgelaſſen, außerdem über 60 Fahnen und mehr als 300 Kanonen eingebüßt.

Am 16. October capitulirte Erfurt. Der preußiſche Feldmarſchall Heinrich Graf von Möllendorf und der Prinz von Oranien geriethen in franzöſiſche Gefangenſchaft. An dem Tage, an welchem Erfurt ſich ergeben hatte, befand ſich Napoleon in Weimar. Am 24. October war er in Potsdam, am 25. beſuchte er das Grabmal Friedrich's des Großen, am 27. hielt er ſeinen Einzug in Berlin. Graf Hullin wurde als Gouverneur eingeſetzt.

Am 11. December ſchloß Napoleon mit dem Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen den Frieden von Poſen ab. Letzterer nahm den Königstitel an und trat jetzt als Verbündeter des Kaiſers auf.

Am 5. Januar 1807 capitulirte Breslau. Am 27. Mai ergab ſich Danzig dem Marſchall Lefèbvre, der dafür zum Herzoge von Danzig erhoben ward. Am 14. Juni ſchlug der Kaiſer die Ruſſen und Preußen in der Schlacht bei Friedland. Am 21. Juni wurde zu Tilſit ein Waffenſtillſtand zwiſchen Marſchall Berthier und dem Fürſten Labanoff abgeſchloſſen. Am 25. Juni, Nachmittags 1 Uhr, traf auf einem Floße mitten im Niemen Napoleon mit Alexander zuſammen. Am folgenden Tage fand eine zweite Zuſammenkunft ſtatt, der auch Friedrich Wilhelm III. beiwohnte. Am 7. Juli wurde der Friede zu Tilſit geſchloſſen.

Am 1. November 1807 ſetzte Napoleon den Kurfürſten Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und den Herzog Karl von Braunſchweig ab und bildete aus Beider Staaten das Königreich Weſtphalen, das er ſeinem jüngſten Bruder, dem Prinzen Jerôme, verlieh. — Der von Polen abgeriſſene Theil fiel als Großherzogthum Warſchau an den König von Sachſen. — Joachim Murat erhielt das Großherzogthum Berg.

Am 13. Januar 1808 überſchritt Murat an der Spitze eines Heeres von 70,000 Franzoſen die ſpaniſche Grenze. Am 19. März legte König Karl IV. zu Gunſten ſeines Sohnes, Ferdinand's VII., die Krone nieder. Vier Tage ſpäter zog Murat in Madrid ein. Am 6. Mai unterzeichnete Karl IV. den Tractat von Bayonne, in welchem er alle ſeine Rechte auf Spanien ſeinem Freunde und Bundesgenoſſen Napoleon gegen eine Rente von 30 Millionen Francs abtrat. Am 12. Mai entſagten auch die drei Infanten von Spanien, Ferdinand und Karl, als Söhne, und Don Antonio, als Bruder Karl's IV., ihren Anſprüchen.

Am 6. Juni 1808 ſchenkte Napoleon die uſurpirte Krone von Spanien ſeinem älteſten Bruder Joſeph, dem bisherigen Könige von Neapel, und am 1. Auguſt ernannte er ſeinen Schwager Joachim Murat, den bisherigen Großherzog von Berg, zum Könige von Neapel.

An demſelben Tage, an welchem Joachim Murat den Thron von Neapel beſtieg, war König Joſeph durch Aufſtände in Süd- und Nord-Spanien genöthigt, die Hauptſtadt ſeines neuen Reichs nach kaum achtwöchentlichem Aufenthalte daſelbſt wieder verlaſſen zu müſſen. — Bald darauf lud Napoleon den Kaiſer von Rußland und die Fürſten des Rheinbunds zu einer Verſammlung in Erfurt ein. Dieſer Congreß, auf welchem Kaiſer Alexander ſich beſtimmen ließ, den Prinzen Joſeph Buonaparte als König von Spanien und Joachim Murat als König von Neapel anzuerkennen, währte vom 27. September bis zum 14. October 1808.

Am 12. October überſchritten 72,000 Franzoſen und Rheinbundstruppen die ſpaniſche Grenze.

Am 5. November rückte Napoleon ſelbſt in Vittoria ein; am 4. December capitulirte Madrid. Am 23. Januar 1809 kehrte der Kaiſer nach Paris zurück.

Oeſterreichs Macht, geſchwächt durch den Krieg von 1805, hatte ſich bis dahin neutral gehalten. Erſt dann, als Portugal und Spanien ſich gleichzeitig erhoben hatten, um das Joch der franzöſiſchen Zwingherrſchaft von ſich abzuſchütteln, verkündete am 6. April 1809 ein Aufruf des Erzherzogs Karl den Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich.

Am 9. April überſchritten die Oeſterreicher die bayriſch-tiroliſche Grenze; am 16. April beſetzten ſie München, am 21. erſtürmten ſie Regensburg.

Am 13. April hatte Napoleon Paris verlaſſen; am 16. war er in Dillingen, am 17. in Donauwörth, am 19. in Ingolſtadt.

Am 22. April ging er aus der Schlacht bei Eckmühl als Sieger hervor. Marſchall Davout, der an dieſem Tage 15 Fahnen erobert und 20,000 Oeſterreicher gefangen genommen, wurde vom Kaiſer zum Fürſten von Eckmühl ernannt.

Am 23. April in der Schlacht bei Regensburg erhielt Napoleon, *den bis dahin noch keine feindliche Kugel getroffen hatte*, einen unbedeutenden Streifſchuß an der Ferſe. Der Kaiſer, der aus dem Gewühle ſo vieler Schlachten bis zu dieſem Tage gänzlich unverſehrt hervorgegangen war, hatte durch dieſen Schuß den Glauben an die Unverwundbarkeit ſeiner Perſon verloren.

Am 10. Mai ſtanden Napoleon und Marſchall Lannes vor den Thoren Wiens; zwei Tage darauf capitulirte General O'Reilly. General Andréoſſy wurde Gouverneur, General Razoat Commandant von Wien.

Am 21. und 22. Mai ſchlug Erzherzog Karl die Franzoſen in der Schlacht bei Aspern. Letztere zogen ſich mit einem Verluſte von 8 Generalen, 7000 Todten und 35,000 Verwundeten nach der Inſel Lobau zurück. Acht Tage nach dieſer Schlacht ſtarb Marſchall Lannes an den Folgen ſeiner Wunden (30. Mai). Unter den Verwundeten befanden ſich außer ihm die Marſchälle Maſſéna und Beſſières.

Am 5. Juni begann die Schlacht bei Wagram. Sie fiel zu Gunſten der Franzoſen aus.

Am 12. Juni wurde ein vierwöchentlicher Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Davout beſetzte den Brünner, Maſſéna den Znaimer, Marmont den Korneuburger Kreis. Marſchall Oudinot lagerte vor Wien, Prinz Eugène von Beauharnais bei Presburg; Napoleon und die kaiſerliche Garde reſidirten im Schloſſe zu Schönbrunn.

Am 15. Juli begannen in Ungariſch-Altenburg die von Metternich und Champagny eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Am 15. September wurde der Waffenſtillſtand verlängert. Am 14. October gelangte der Friede von Schönbrunn zum Abſchluß.*) Oeſterreich mußte Salzburg und Berchtesgaden an Bayern, Görz, Trient und Krain, faſt ganz Kroatien, Fiume und Illirien an Frankreich, ganz Weſtgalizien und den Zamoisker Kreis in Oſtgalizien an das Großherzogthum Warſchau und den Tarnopoler Kreis an Rußland abtreten. Durch dieſen Frieden büßte Kaiſer Franz gegen zweitauſend Quadratmeilen und über 3½ Millionen ſeiner Unterthanen ein. Der unglückſelige Krieg von 1809 hatte Oeſterreich auf 11,000 Quadratmeilen und 24 Millionen Einwohner reducirt.

Napoleon ſtand jetzt auf dem Gipfel ſeiner Macht.

Einen Tag vor dem Abſchluſſe dieſes Friedens hatte der Sieger von Wagram im Garten zu Schönbrunn einen Theil ſeiner Garden gemuſtert. Während der Revue war in Napoleon's Nähe ein junger Mann mit dem Vorſatz erſchienen, den „Feind Deutſchlands“ zu ermorden. Dieſer achtzehnjährige Fanatiker hieß Friedrich Staps. Sohn eines Naumburger Predigers, hatte er auf Wunſch des Urhebers ſeiner Tage eine Commisſtelle in Leipzig angenommen. Von Leipzig war er nach Wien und von da nach Schönbrunn gegangen, in der Abſicht, der glänzenden Laufbahn des großen Uſurpators ein Ziel zu ſetzen und durch einen Dolchſtoß die Welt von einem Ungeheuer zu befreien, das Millionen von Menſchenleben ſeinem unerſättlichen Ehrgeize zum Opfer gebracht hatte. In dem Augenblick, als Staps im Begriffe ſtand, ſeinen Plan auszuführen, hatte ſich ſeiner eine Unruhe bemächtigt, die dem Adjutanten des Kaiſers, dem General Rapp, dergeſtalt aufgefallen war, daß er ihn augenblicklich feſtnehmen und durchſuchen ließ. Der Leibmameluk Ruſtan fand einen Dolch bei ihm. Auf die Frage Rapp's, wozu er dieſes Mordinſtrument bei ſich führe, erwiderte er mit fanatiſcher Kaltblütigkeit:

---

*) Napoleon meldete dies noch an demſelben Tage der Kaiſerin Joſephine in einem Brief, alſo lautend: „Ich ſchreibe Dir, theure Freundin, um Dich zu benachrichtigen, daß vor zwei Stunden zwiſchen Champagny und Metternich der Friede unterzeichnet worden iſt. Adieu, meine Freundin!

Napoleon.“

— Ich wollte den Kaiſer Napoleon ermorden.

Rapp, der bekanntlich ein Elſaßer war und als Solcher vollkommen gut deutſch verſtand, ſtellte ihn nach der Muſterung dem Kaiſer mit den Worten vor:

— Ich empfehle Ihrer kaiſerlichen Huld und Nachſicht einen beklagenswerthen Fanatiker, der ſich mit der hirnverbrannten Abſicht trug, mit dieſem Meſſer hier das Leben Ew. Majeſtät zu enden.

— Wie heißen Sie? fragte der Kaiſer.

Der junge Mann nannte ſeinen Namen.

— Was trieb Sie zu dieſer Abſicht? fragte Napoleon.

— Ich verſtehe nicht Franzöſiſch! erklärte Staps.

— Rapp, überſetzen Sie ihm meine Frage!

Rapp that es. Staps antwortete darauf:

— Die Ueberzeugung, daß ich ein gutes Werk ſtifte, wenn ich die Welt vom größten aller Tyrannen befreie.

Der Adjutant verdolmetſchte ihm dieſe Phraſe.

— Junger Mann, ſagte Napoleon, ich bedaure Sie! Sie haben überſpannte Ideen, welche Sie in's Unglück ſtürzen. Sie halten mich für einen Tyrannen; um Sie vom Gegentheile zu überzeugen, will ich Ihnen, vorausgeſetzt, daß Sie Ihren Vorſatz aufrichtig bereuen, großmüthig verzeihen.

— Ich mag nichts hören von Verzeihung! ſagte Staps.

— Und warum nicht? fragte der Kaiſer. Ihr Stolz, junger Mann, gefällt mir. Aus Ihren Augen ſtrahlt ein Feuer, das mich für Sie einnimmt. Junger Mann, gehen Sie in ſich! Ueberlegen Sie mit ruhigkaltem Blute, daß Meuchelmord — gleichviel wen er treffen ſoll! — eine abſcheuliche Sünde iſt.

— Sire, ich weiß es, ſagte Staps, aber trotzdem bereue ich ſie nicht.

— Sie ſind jetzt aufgeregt, junger Mann! Rapp, bringe ihn einſtweilen in Gewahrſam. — Ich laſſe Ihnen drei Tage Bedenkzeit. Wenn Sie nach Ablauf dieſer Friſt zu der Ueberzeugung gelangt ſind, daß das, was Sie gegen mich beabſichtigt haben, ein Unrecht geweſen iſt, dann will ich Ihnen gern verzeihen und für Ihre Zukunft ſorgen. Bereuen Sie es aber nicht, dann machen Sie ſich darauf gefaßt, daß ich Sie am vierten Tage hier auf dieſer Stelle erſchießen laſſe.

— Ich werde nicht bereuen, erklärte Staps.

Worauf Rapp ihn in's Gefängniß abführen ließ.

— Wie thöricht iſt es, ſprach der Kaiſer nachdenkend zu ſich, den blutigen Fantomen des Ruhmes nachzujagen, wenn der Dolch des erſten, beſten Fanatikers uns vom Gipfel der Macht in den Abgrund des ewigen Nichts herabzuſtürzen im Stande iſt? Was heute geſchehen iſt, kann täglich wiederkehren. Nichts ſchützt mich gegen frechen Meuchelmord. Fanatiker muß man durch Milde beſſern.

Einen Augenblick ſpäter erſchien General Andréoſſy.

— Was führt Sie zu mir? fragte Napoleon.

— Als Gouverneur von Wien halte ich es für meine Pflicht, Ew. Majeſtät mitzutheilen, daß die Stimmung der Stadt von Tag zu Tage gefahrdrohender wird. Es haben ſich in Wien geheime Klubbs gebildet, in welchen junge Tollköpfe ganz offen Tyrannenmord predigen.

— Bellende Hunde, lieber Graf, beißen nicht. Ich fürchte nur Jene, welche ſchweigen. Le silence des peuples est la crainte des rois. Tragen Sie Sorge dafür, daß jene Klubbs nicht geſchloſſen werden. Nur Wer Furcht zeigt, iſt verloren! Um die guten Wiener zu beruhigen, werde ich ein Paar Feſte zur Feier des wieder hergeſtellten Friedens veranſtalten und Feuerwerke abbrennen laſſen, um den guten Pöbel ein Wenig zu zerſtreuen. Ein Volk iſt wie das Andere. Mit Brod und Feſten ködert man Alle. Kehren Sie mit Gott nach Wien zurück und laſſen Sie ſich meinetwegen keine grauen Haare wachſen!

In's Schloß zurückgekehrt, empfing Napoleon den Maler Jean Baptiſte Iſabey. Joſephine hatte ihn nach Wien geſandt, um ihrem kaiſerlichen Gemahle ein neugemaltes Bild zu überreichen, auf welchem Meiſter Iſabey ſie dergeſtalt getroffen hatte, daß Napoleon, erſtaunt über die ſprechende Aehnlichkeit, ihm dafür den Orden der Ehrenlegion verlieh.

— Was ſagt die gute Stadt Paris? fragte der Kaiſer den Maler.

— Sie ſtimmt ein Tedeum nach dem Andern an. Man ſchwelgt in Ruhm und Siegesfeſten. Ganz Frankreich iſt berauſcht und entzückt.

— Nur Bruder Lucian ſchmollt mit mir! Mais qu'importe? — Was macht die Königin von Holland? fragte er weiter.

— Getrennt von ihrem mißtrauiſchen Gemahle, lebt ſie in Paris und beſchäftigt ſich mit Muſik und Wohlthun.

— Hortenſe iſt ein wahrer Engel! ſagte Napoleon, die Spitzen ſeiner Finger küſſend. Warum haben Sie nicht auch meine Hortenſe gemalt?

— Vergebens hatte ich um dieſe Huld nachgeſucht. „Wir wollen warten,“ ſagte ſie, „bis der Kaiſer aus Wien zurückkehrt.“

— In vierzehn Tagen hoffe ich in Paris zu ſein, ſagte der Kaiſer.

Nachdem der Maler ihn verlaſſen hatte, betrachtete er Joſephinens Bild von Neuem und ſagte tiefbetrübt:

— Arme Joſephine, ich ſehe mit Schrecken, daß Du ſeit meiner Abweſenheit von Paris ſehr gealtert haſt. Wie Schade, daß Alles im Leben vergänglich iſt! Wie Vieles hat ſich in den dreizehn Jahren, ſeitdem ich mit Dir verheirathet bin, verändert! Von Jahr zu Jahre gab ich mich ſtets auf's Neue der Hoffnung hin, Du würdeſt meinem Throne einen Erben ſchenken. Jetzt muß ich dieſer Hoffnung entſagen. Arme Joſephine! wiederholte der Kaiſer und verſank in trübes Nachdenken.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach Ablauf der dreitägigen Bedenkzeit, welche Napoleon dem jungen Fanatiker geſchenkt hatte, ſandte er ſeinen Adjutanten Rapp zu Staps, um ihn zum letzten Male fragen zu laſſen, ob er ſeine Frevelthat bereue.

— Nein! erklärte Staps mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit.

— Dann, junger Mann, ſind Sie verloren, ſagte Rapp und eilte zum Kaiſer, welcher ihm mit der Frage entgegeneilte:

— Nicht wahr, er bereut ſeine That?

— Nein, Sire!

— Ah, voilà une véritable tête carrée! rief Napoleon und ſchwankte einen Augenblick, was er beſchließen ſollte. Ich kann ihm nicht helfen, ſagte er nach kurzer Pauſe und ertheilte ſeinem Adjutanten die ſchriftliche Vollmacht zur augenblicklichen Hinrichtung des jungen Verbrechers.

Am 17. October, zwiſchen zehn und eilf Uhr Vormittags, wurde Friedrich Staps im Garten von Schönbrunn vor den Augen des Kaiſers, welcher am offenen Fenſter ſtand, von den Kugeln zweier Grenadiere niedergeſchoſſen. Er ſtarb ſtandhaft wie ein Held. Napoleon ſchien tief bewegt zu ſein.

— „Tu l'as voulu, George Dandin!“ ſagte der Kaiſer und nahm, zehn Minuten ſpäter, ſein Gabelfrühſtück ein.

Am 19. October verließ er Wien. Am 20. traf er im Schloſſe Nymphenburg bei München ein. Tags darauf ſchrieb er an die Kaiſerin, die während ſeiner Abweſenheit in Malmaiſon reſidirte.

„Nymphenburg, den 21. October 1809.

Seit geſtern bin ich hier, friſch und geſund. Morgen werde ich noch nicht abreiſen. In Stuttgart will ich mich einige Tage aufhalten. Du wirſt vierundzwanzig Stunden vorher von meiner Ankunft in Fontainebleau benachrichtigt werden. Es wird ein Feſt für mich ſein, Dich endlich wiederzuſehen. Ich erwarte dieſen Augenblick mit Ungeduld. Ich umarme Dich. Ganz der Deinige. Napoleon.“

Am 24. October ſchrieb er ihr aus München:

„In einer Stunde, meine Freundin, reiſe ich ab. Zwiſchen dem 26. und 27. treffe ich in Fontainebleau ein. Dort erwartet Dich mit unausſprechlicher Sehnſucht Dein Dich zärtlich liebender Napoleon.“

Und dieſer Mann, der ſo liebevolle Briefe ſchrieb, trug ſich ſchon ſeit dem 18. October mit dem feſten Plane, ſich von Joſephinen zu trennen, um ſein Herz und ſeinen Thron mit einer Andern zu theilen, auf welche Graf Metternich ihn aufmerkſam gemacht hatte.

Einen Tag vor ſeiner Abreiſe von Schönbrunn war er ſeiner zukünftigen Braut in den Alleen des Schloßgartens begegnet.

Sie hieß Maria Louiſe und war die älteſte Tochter des Kaiſers Franz I. und deſſen zweiter Gemählin, der Prinzeſſin Marie Thereſie von Sicilien.

Drittes Kapitel.

Eine der größten Sünden, welche Napoleon's unerſättlicher Ehrgeiz ſich zu Schulden kommen ließ, war ſeine bruske Scheidung von Joſephinen. Handelte es ſich dabei nur darum, ſich einen Thronerben zu verſchaffen, dann hätte er nicht die Tochter des Kaiſers, ſondern eine Tochter des Volks, das ihn zu dieſer Höhe emporgetragen, heirathen ſollen. Aber bei dieſer Heirath handelte es ſich eben nur darum, ſeinen perſönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, und deshalb opferte er den guten Stern ſeines Lebens, um durch ſeine Vermählung mit einer deutſchen Kaiſertochter ſeiner uſurpirten Krone legitimen Glanz zu verleihen.

Während Marſchall Alexander Berthier, Prinz von Neufchatel und Wagram, ſich im Namen ſeines Herrn und Gebieters in Wien um die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe bewarb und die Zuſtimmung ihres kaiſerlichen Vaters erhielt, war der Polizeiminiſter Joſeph Fouché, Herzog von Otranto, beauftragt, Napoleon's Scheidung von der Kaiſerin einzuleiten.

Fouché ließ ſich bei Joſephinen anmelden.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches? fragte die Kaiſerin, die bei dem Anblicke dieſes Mannes erbleichte.

— Ich erſcheine im Auftrage Sr. Majeſtät, um Ihnen eine Mittheilung zu machen, die mich unendlich tief betrübt . . .

— Ich errathe das, was Sie mir mitzutheilen haben. Mein Herz ſagt mir, daß mein Gemahl, den ich über Alles liebe, geſonnen iſt, ſich von mir loszuſagen . . .

— Ich bewundere den Scharfblick Ihrer Majeſtät, entgegnete Fouché. Doch bin ich gleichzeitig beauftragt, Sie darüber zu tröſten, daß dieſe Trennung — ganz gegen die Neigung ſeines Herzens — einzig und allein nur aus Rückſichten höherer Politik eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden iſt. Ihre Ehe iſt leider kinderlos geblieben. Der Kaiſer aber braucht einen Erben.

— Und warum adoptirt er nicht ſeinen Stiefſohn? Iſt mein Eugen nicht würdig dieſer Ehre?

— Durch die Bevorzugung Ihres Sohnes, Madame, würde der Kaiſer jeden ſeiner Brüder zurückſetzen . . .

— Warum wählt er nicht Einen unter ihnen zu ſeinem Nachfolger?

— Wählte er Joſeph, würde ſich Louis, wählte er Louis, würde ſich Lucian, wählte er Lucian, würde ſich Jerôme dadurch zurückgeſetzt fühlen. Um Keinen von ihnen zu kränken, will Seine Majeſtät eine neue Ehe ſchließen, um ſich einen Thronerben zu verſchaffen.

— Daß unſere Ehe kinderlos geblieben, iſt nicht meine Schuld, denn ich bin Mutter zweier Kinder aus erſter Ehe. Der Kaiſer Napoleon Buonaparte iſt unfähig . . .

— Sein Leibarzt Corviſart behauptet das Gegentheil, unterbrach ſie Fouché.

— Und wer iſt die Glückliche, mit welcher mein Gemahl ſich vermählen will?

— Die Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich.

— Die Tochter ſeines tief gedemüthigten Feindes?

— Der Kaiſer Napoleon gab ihm dafür im Frieden von Schönbrunn mehrere der von ihm eroberten Städte und Landſtrecken zurück und bewog durch dieſen Act der Großmuth den Kaiſer von Oeſterreich, deſſen Bewerbung um die Hand der Erzherzogin-Tochter die väterliche Zuſtimmung zu ertheilen.

— Die Sache iſt alſo bereits abgemacht? fragte Joſephine mit zitternder Stimme und fieberhafter Aufregung.

— Seit geſtern! erklärte Fouché mit eiskalter Ruhe.

Die Kaiſerin brach in Thränen aus.

— Hemmen Sie den Lauf Ihrer Thränen. Unvermeidliches muß man mit Würde tragen. Ich bin beauftragt, Ihrer Majeſtät zu ſagen, daß Sie trotz der Scheidung den Titel einer Kaiſerin fortzuführen berechtigt ſind und daß der Kaiſer in ſeiner unerſchöpflichen Huld und Gnade beſchloſſen hat, der Kaiſerin-Witwe das Luſtſchloß Malmaiſon und das Schloß Navarre als Witthum mit einer Jahresrente von 3, wiederhole drei Millionen Francs allerhuldreichſt zu bewilligen. Mit dieſem Sümmchen läßt ſich's leben.

— Ich habe aber noch kleine Schulden, entgegnete Joſephine.

— Die zwar ziemlich groß ſind, die aber Seine Majeſtät bezahlen will, vorausgeſetzt, daß Sie ihm huldreich verſprechen wollen, keine neuen Schulden zu machen.

— O Gott, wie unglücklich bin ich! ſagte die Kaiſerin, in Thränen aufgelöſt.

— Unglücklich mit drei Millionen Francs Jahresrente? Dies Unglück, Madame, iſt zu ertragen! Ich kenne mehr als eine Witwe, die jährlich mit dreihundert Francs durchkommen muß.

— Ihr Auftrag, Herr von Fouché, iſt erfüllt. Ich bitte Sie, mich zu verlaſſen.

— Mit Vergnügen, ſagte er und ging.

Die Kaiſerin ſank auf einen Divan. Es war ihr zu Muthe, wie Einem, der ſich von der höchſten Stufe der Glücksleiter in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung hinabgeſtürzt fühlt.

— Auch mich opfert er ſeinem Ehrgeize! rief ſie aus. Alles hat er, nur kein Herz! Sein unerſättlicher Egoismus kennt keine Grenze. L'état c'est moi! ſagte Ludwig XIV. Moi, ſagt Napoleon, moi je suis la France, le monde, l'univers! — Alles, was ihm im Wege ſteht, vernichtet er ohne Schonung, ohne Mitgefühl, ohne Reue. Auch mich zertritt er ohne Mitleid! Die Liebe, die er mir tauſendmal zugeſchworen hatte, war nichts, als ein fortgeſetzter Meineid. Napoleon liebt keinen Andern, als ſich. — Auch Marie Louiſe wird dies erfahren und das Loos derſelben wird eben ſo wenig beneidenswerth ſein, als das Meinige. Seit jenem unglückſeligen Augenblick, in welchem er vom erſten Conſul zum erblichen Kaiſer der Franzoſen herabgeſtiegen, war ich ihm eine Laſt geworden. — Schon vor drei Jahren trug er ſich mit dem Plane, ſich von mir loszureißen und die Tochter eines ſeiner Bundesgenoſſen, die Prinzeſſin Auguſte von Sachſen, zu heirathen. Sie wagte es, ihm einen Korb und das Verſprechen zu geben, ſie wolle ewig ledig bleiben. —

Mein Loos iſt nun endlich entſchieden! Bei Lebzeiten meines Gemahls bin ich deſſen Witwe! Ein glänzendes Nichts, eine vergoldete Null! O Ihr Frauen, die Ihr mich oft genug um mein Glück beneidet habt, ſeht, wie ſehr ich zu beneiden bin! Man hieß mich ſeinen guten Stern. Und wie lohnte er meine Liebe? Er lohnte ſie mit ſchwarzem Undank. Er verſtößt mich, weil ich in ſeinen Augen alt und häßlich bin. Er reißt ſich los von mir, um ſein treuloſes Herz einer Andern zuzuwenden, die — mein Herz ſagt's mir! — ihn niemals lieben wird, niemals lieben kann, denn Despot auf dem Throne, iſt er ein noch größerer Tyrann in der Ehe und kennt wahre Liebe kaum dem Namen nach. Und dennoch wird mein Herz fortfahren, ihn zu lieben, vielleicht gerade darum, weil er's nicht verdient! ſprach Joſephine und brach von Neuem in heiße Thränen aus.

Und ſo ſind faſt alle Frauen! Wie Mancher, der ſeine Frau mit jedem Blutstropfen ſeines Herzens liebt, wird von ihr verlacht, während ein Anderer, der ſie lieblos von ſich ſtößt, von ihr vergöttert zu werden pflegt.

Am 16. December 1809 wurde die Kaiſerin Joſephine von ihrem Gemahle nach dreizehnjähriger Ehe durch einen Ausſpruch des allezeit gehorſamen Senats getrennt.

An dieſem Tage verließ ſie das Schloß der Tuilerien und zog ſich nach ihrem Witwenſitze Malmaiſon zurück.

Die Braut Napoleon's, Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich, geboren zu Wien am 12. December 1791, war achtzehn Jahre alt, als ſie ſich — einzig und allein auf Wunſch ihres kaiſerlichen Vaters — am 11. März 1810 mit dem Kaiſer der Franzoſen vermählte, der damals an der Grenze der Vierziger ſtand.

Es gibt kein ſchöneres Portrait, als Jenes, welches Herr von Lamartine von der Braut des Kaiſers entworfen hat. Er ſchildert die Erzherzogin, wie folgt:

„C'était une belle fille d'Autriche: les yeux bleus, les cheveux blonds, le visage nuancé de la blancheur de ses neiges et des roses de ses vallées, la taille souple et svelte, l'attitude affaisée et langoureuse de ces Germaines qui semblent avoir besoin de s'appuyer sur le coeur d'un homme; les lèvres un peu fortes, la poitrine pleine de soupirs et de fécondité, les bras longs, blancs, admirablement sculptés et retombant avec une gracieuse langueur... nature simple, touchante, renfermée en soi-même, muette au dehors, pleine d'échos au dedans, faite pour l'amour domestique dans une destinée obscure!“

Baron Meneval, Napoleon's Cabinets-Secretär, wirft einen Blick auf die Kinderjahre Marie Louiſens und ſagt in Bezug darauf in ſeinen „Souvenirs historiques:“

„Die Geſchichte der erſten Jahre Marie Louiſens iſt die aller öſterreichiſchen Erzherzoginnen, deren Erziehung faſt unveränderlichen Regeln unterworfen iſt. Dieſe Prinzeſſinnen, welche bis zum Augenblick ihrer Vermählung unter den Augen ihrer Eltern erzogen werden, leben, fern vom Hofe, in gänzlicher Zurückgezogenheit mit ihren Damen und ihren Dienern, die ſie mit wohlwollender Vertraulichkeit behandeln. Gouvernanten leiten die Erziehung und wohnen dem Unterrichte bei, den ihnen die Lehrer ertheilen. Hofmeiſterin der Erzherzogin Marie Louiſe war die Gräfin Colloredo, Gouvernante derſelben war die Gräfin Laczanski geweſen. Marie Louiſe hatte eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen; ſie ſprach mehrere Sprachen, ſogar die lateiniſche, und hatte, obgleich ſie noch ſehr jung war, ſchon ziemlich große Fortſchritte in der Muſik und im Zeichnen gemacht; ſie malte auch in Oel und nahm nach ihrer Ankunft in Paris weitern Unterricht darin bei dem berühmten Maler Pierre Paul Prud'hon.*)

---

*) Herr Barthélemy de Las Caſes beſitzt ein Bildniß des Königs von Rom, gemalt von der Kaiſerin Marie Louiſe, unter der Leitung des Hofmalers Iſabey.

Später mußte ſie die Malerei aufgeben, weil der Oel- und Farben-Geruch ſie beläſtigte.“ — — — — — —

„Die Erzherzogin Marie Louiſe, fährt unſer oben genannter Gewährsmann fort, hielt ſich nach den erſten Worten, die man von ihrer Verbindung mit Napoleon ſprach, für ein dem Minotaur geweihtes Opfer. Später erzählte ſie, daß ſie, wenn auch nicht im Haß, doch wenigſtens in höchſt ungünſtigen Anſichten über den Mann aufgewachſen ſei, welcher das Haus Habsburg mehr als ein Mal an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Das gewöhnliche Spiel ihrer Brüder und Schweſtern habe darin beſtanden, eine Reihe kleiner Holz- oder Wachs-Figuren aufzuſtellen, welche man die franzöſiſche Armee hieß und an deren Spitze ſie den General Napoleon Buonaparte als die häßlichſte und widerwärtigſte dieſer Figuren hinzuſtellen gewohnt waren. Sie verſetzten ihm Nadelſtiche, überhäuften ihn mit Schmähungen und rächten ſich auf dieſe Weiſe an dem unſchuldigen Puppen-Anführer für die Leiden, die jener gefürchtete Führer ihrer Familie bereitet hatte, gegen den alle Anſtrengungen der öſterreichiſchen Armee und die Donnerſchläge des Wiener Cabinets nichts auszurichten vermochten. Und dennoch mußte Marie Louiſe, welche in der Gewohnheit paſſiven Zuſtands erzogen war, ſich den Wünſchen ihres kaiſerlichen Vaters fügen und dem Manne, der bis dahin verhaßt geweſen war, ihre Hand reichen.“

Am 7. März 1810 erſchien der drei Tage zuvor in Wien angelangte Vice-Connetable des franzöſiſchen Reichs, Alexander Berthier, Fürſt von Neufchâtel und Wagram, um im Namen ſeines kaiſerlichen Herrn und Gebieters um die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe anzuhalten. Er hielt an Kaiſer Franz I. nachfolgende Anrede:

„Sire, ich komme im Auftrage meines kaiſerlichen Herrn, um für ihn die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe, Ihrer erlauchten Tochter, zu begehren. Die vorzüglichen Eigenſchaften, welche dieſe Prinzeſſin auszeichnen, haben ihr einen Platz auf einem großen Throne angewieſen. Sie wird das Glück eines großen Volkes und eines großen Mannes machen. Die Politik meines erlauchten Souverains harmonirt mit dem Wunſche ſeines Herzens. Dieſe Verbindung zwei der mächtigſten Familien, Sire, wird zwei edelmüthigen Nationen neue Bürgſchaften für ihre Ruhe und ihr Glück gewähren.“

Die Antwort des Kaiſers lautete:

„Ich betrachte die Anwerbung um die Hand meiner Tochter als ein Pfand der guten Geſinnungen des Kaiſers, das ich zu ſchätzen weiß. Ich kann meine Wünſche für das Wohl der künftigen Gatten nicht mit mehr Wahrheit ausdrücken: ihr Glück wird auch das meinige ſein. Ich werde in der Freundſchaft des Fürſten, deſſen Stellvertreter Sie ſind, vollkommene Troſtgründe für die Trennung von meinem geliebten Kinde finden; unſere Völker werden darin ein ſicheres Pfand ihrer wechſelſeitigen Wohlfahrt erblicken. Ich bewillige dem Kaiſer der Franzoſen die Hand meiner Tochter."

Berthier wandte ſich nun an die Erzherzogin mit den Worten:

„Madame! Ihre erlauchten Eltern haben die Wünſche des Kaiſers, meines Herrn, genehmigt. Politiſche Rückſichten mögen auf den Entſchluß unſerer beiden Souveraine wohl einigen Einfluß gehabt haben, aber die erſte Rückſicht iſt immer die auf Ihr Glück: von Ihrem Herzen will der Kaiſer, mein Herr, Ihre Zuſage erhalten. Es wird ſchön ſein, auf einem großen Throne mit dem Genie der Macht die Herrſchaft der Reize und Grazien glücklich vereint zu ſehen. Der heutige Tag, Madame, wird für den Kaiſer, meinen Herrn, ein glücklicher ſein, wenn Ihre Kaiſerliche Hoheit mich huldreich beauftragen, ihm zu ſagen, daß Sie die Hoffnungen, die Wünſche und die Gefühle ſeines Herzens theilen."

Darauf geruhte Marie Louiſe zu antworten:

„Der Wille meines Vaters war ſtets der Meinige; mein Glück wird ſtets das Seinige bleiben. In dieſen Grundſätzen wird Seine Majeſtät der Kaiſer Napoleon das Pfand der Empfindungen erblicken, welche ich meinem Gemahle zu widmen entſchloſſen bin: ich werde glücklich ſein, wenn ich Etwas zu ſeinem Glücke wie zu dem einer großen Nation beitragen kann. Ich gebe mit Erlaubniß meines Vaters meine Einwilligung zu meiner Verbindung mit dem Kaiſer Napoleon.“

Der Fürſt von Neufchâtel richtete nun ſeine Anſprache an die Kaiſerin Marie Thereſe:

„Madame! Der Kaiſer, mein Herr, hat mir beſonders aufgetragen, Ihrer K. K. Majeſtät all' die Empfindungen auszudrücken, von welchen er auch für Sie durchdrungen iſt. Er wird bald die ganzen Verpflichtungen fühlen, die er gegen Sie für das gute Beiſpiel und die Sorgfalt hat, welche der Erzherzogin Marie Louiſe von Ihnen zu Theil geworden ſind. Sie konnte von keinem ſchönern Vorbilde die Kunſt erlernen, die Majeſtät des Thrones mit der Liebenswürdigkeit der Grazien zu vereinigen, welche Eigenſchaften Ihre K. K. Hoheit in ſo ausgezeichnet hohem Grade beſitzen.“

Die Antwort der Kaiſerin lautete:

„Es iſt mir äußerſt angenehm, in dieſem für mein

Herz ſo wichtigen Augenblick, wo ſich das Schickſal meiner Tochter für immer entſcheidet, von Ew. Durchlaucht eine Zuſicherung der Geſinnungen Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen zu erhalten. Gewohnt, mich bei jeder Gelegenheit in meinen Wünſchen und Ideen nach denen Seiner Majeſtät des Kaiſers, meines vielgeliebten Gemahls, zu richten, hege ich mit ihm das Vertrauen, daß das Ziel erreicht werden wird, welches er bei dieſer Verbindung vor Augen gehabt hat; gleichwie ich mit ihm die heißeſten Wünſche für das zukünftige unwandelbare Glück unſerer vielgeliebten Tochter inbrünſtig zum Himmel ſende. Dieſes Glück hängt von nun an einzig und allein von dem Glücke Seiner Majeſtät des Kaiſers Napoleon ab. Ich bin durch die viel zu günſtige Meinung, welche Seine Majeſtät von mir gefaßt, lebhaft gerührt; doch kann ich mir nicht Verdienſte zuſchreiben, die meine Tochter einzig und allein ihren vortrefflichen Anlagen und ihrem ſanften Charakter zu verdanken hat. Ich verbürge mich dafür, daß ihr einziger Zweck kein Anderer iſt als der: Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu gefallen und ſich gleichzeitig die Liebe und Achtung der franzöſiſchen Nation zu erwerben.“

Die vierte Anſprache Berthier's richtete ſich an den Erzherzog Karl:

„Monſeigneur! Nachdem der Kaiſer, mein Herr, vom Kaiſer, Ihrem erlauchten Bruder, die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe erhalten hat, bin ich von ihm beauftragt, Ew. K. K. Hoheit den hohen Werth auszudrücken, den er darauf legt, daß es Ihnen gefallen möge, bei der Vermählungsfeier deſſen Stellvertretung anzunehmen. Ertheilen Ew. K. K. Hoheit dazu Ihre Einwilligung, dann werde ich die Ehre haben, Ihnen die Procuration meines Souverains zu überreichen.“

Darauf antwortete der Erzherzog Karl:

„Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, den Seine Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen durch Sie an mich gerichtet hat. Ich fühle mich durch ſeine Wahl eben ſo ſehr geſchmeichelt, als von der frohen Ahnung durchdrungen, daß dieſe Verbindung allen politiſchen Zwiſtigkeiten ein Ende machen, die Uebel des Kriegs heilen und zweien Nationen, welche geſchaffen ſind, ſich gegenſeitig zu achten, eine glückliche Zukunft bereiten wird. Ich zähle den Augenblick zu den ſchönſten meines Lebens, wo ich zu einer offenen und redlichen Annäherung der Erzherzogin Marie Louiſe im Namen des großen Monarchen, der Sie abgeordnet hat, die Hand reichen werde. Ich bitte Sie, mein Fürſt, bei ganz Frankreich der Dolmetſcher meiner heißen Wünſche zu ſein, daß die Tugenden der Erzherzogin die Freundſchaft unſerer Souveraine und das Glück ihrer Völker auf immer befeſtigen mögen!“

Am 11. März fand in der Hofburg die feierliche Procura-Vermählung der Erzherzogin Marie Louiſe mit ihrem Oheime, dem Erzherzog Karl, ſtatt.

Am 13. März, früh acht Uhr, verließ die Erzherzogin, begleitet von ihrer Oberhofmeiſterin, Gräfin Laczanski, und einem zahlreichen Gefolge von Cavalieren die Kaiſerſtadt und hielt ihr erſtes Nachtlager in Sanct Pölten.

Am 14. März übernachtete ſie zu Ens, am 15. zu Ried. Am 16. erfolgte zu Braunau, (einer bayer'ſchen Stadt, in welcher auf Napoleons Befehl am 26. Auguſt 1806 der deutſche Patriot und Buchhändler Johann Philipp Palm kriegsrechtlich erſchoſſen worden war), die Uebergabe der kaiſerlichen Braut an die dazu abgeordneten Commiſſäre des Kaiſers.

Marie Louiſe trug auf der Bruſt das Bildniß ihres künftigen Gemahls, in Diamanten eingefaßt, deren Werth ſich auf 250,000 Francs belief. In Braunau erhielt ſie ein eigenhändiges Schreiben Napoleons, worin er ihr herzlich dankte, daß ſie ſeinetwegen Vater und Vaterland verlaſſen habe. Marie Louiſe las die undeutliche Hand des Kaiſers ſo leicht und fließend, als hätte ſie ſelbſt dieſen Brief geſchrieben.

Der franzöſiſche Diviſions-General Friant, der ſchon Tags zuvor an der Spitze des hundertundeilſten Infanterie-Regiments zur Bewillkommung der Kaiſerbraut in Braunau eingerückt war, begleitete ſie am 17. März von Braunau bis nach München.

In Braunau hatten ſich dem Gefolge der Erzherzogin die Königin von Neapel Marie Caroline Annonciade, Gemahlin Joachim Murats, und der Fürſt von Neufchâtel angeſchloſſen.

Der Weg von Braunau nach München, welcher zweiunddreißig Stunden beträgt, wurde in fünfzehn Stunden zurückgelegt.

Die Ankunft in München erfolgte um acht Uhr Abends. Die ganze Stadt war feſtlich beleuchtet. Beide Majeſtäten, die in Einem Wagen faßen, ſtiegen im königlichen Schloſſe ab.

Am 18. verweilte Marie Louiſe in München.

Am 19. traf die Kaiſerin, in Begleitung der Königin von Neapel, zehn Minuten vor zwei Uhr Nachmittags unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken in Augsburg ein.

Beide Majeſtäten nahmen in der kurfürſtlichen Reſidenz in Geſellſchaft des Kurfürſten, der Prinzeſſin

Kunigunde und des Fürſten von Neufchâtel ein Dejeuner ein.

Um drei Uhr desſelben Tages erfolgte die Abreiſe nach Ulm, woſelbſt die hohen Reiſenden um eilf Uhr Nachts eintrafen und im Hauſe des General-Commiſſärs, Freiherrn von Gravenreuth, zu ſoupiren und zu übernachten geruhten. Die ganze Stadt war glänzend illuminirt.

Am 20. März ſetzten Marie Louiſe und Marie Caroline Annonciade ihre Reiſe nach Stuttgart fort.

An demſelben Tage reiste durch Ulm der öſterreichiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Clemens Wenzel von Metternich-Winneburg, welcher ſich geraden Weges nach Paris begab.

An der württembergiſchen Grenze wurden die Kaiſerin und die Königin durch den Miniſter-Collegen des Innern, Freiherrn von Reiſchach, durch den Kreishauptmann von Schmitz-Grollenburg und durch den Ober-Stallmeiſter Grafen Görlitz empfangen. — Zu Göppingen, wo ſie das Mittagsmahl einnahmen, empfing ſie Seine königliche Hoheit, Prinz Paul von Württemberg.

Gegen fünf Uhr Abends erfolgte unter ſtets bereitwilligem Kanonendonner und harmoniſcher Glocken-Begleitung deren Ankunft in Stuttgart, wo ſie im feenhaft beleuchteten Reſidenz-Schloſſe abzuſteigen geruhten.

Am 21. März, Morgens neun Uhr, erfolgte die Weiterreiſe nach Karlsruhe. — Zu Raſtatt wurden beide Fürſtinnen von dem Erbgroßherzoge Karl Ludwig und von deſſen Gemahlin, Stephanie von Beauharnais, begrüßt und von ihnen bis nach Karlsruhe begleitet, wo man um fünf Uhr Abends eintraf. Marie Louiſe ſpeiste bei Hofe. Nach dem Souper beſuchte ſie das Theater, wo „Sargines“ von Paër aufgeführt wurde.

Am 22. März, Morgens neun Uhr, ſetzten ſie ihre Reiſe nach Straßburg fort.

An der Grenze des Niederrheins, jenſeits Zabern, betrat die Kaiſerin den Boden Frankreichs und ward daſelbſt vom Präfecten Lezay-Marnéſia ehrfurchtsvoll empfangen. Gegen Abend erreichte man Straßburg.

Hier verweilte Marie Louiſe den folgenden Tag.

Am 24. März, Morgens ſieben Uhr, reiste ſie mit der Königin von Neapel und dem Fürſten von Neufchâtel nach Zabern, wo das Gabelfrühſtück eingenommen, von hier nach Pfalzburg, wo dinirt und von da nach Luneville, woſelbſt das Nachtquartier aufgeſchlagen wurde.

Am 25. traf ſie in Luneville, Montag Abends in Vitry, Dienstag in Rheims und Mittwoch in Compiègne ein, wo ſie ihr kaiſerlicher Gemahl erwartete, der ihr bis Soiſſons entgegeneilte.

Die Civil-Vermählung fand Sonntag, am 1. April, im Schloſſe zu Sanct Cloud ſtatt. — An dieſem Tage wurden auf Befehl des Kaiſers in ganz Frankreich 6000 junge Mädchen ausgeſtattet. Jede erhielt eine Mitgift von 1200 Francs unter der Bedingung, dafür einen tapfern Soldaten des Kaiſerreichs zu heirathen. — Auf allen öffentlichen Plätzen der guten Stadt Paris wurde Fleiſch und Wein gratis unter das Volk vertheilt.

Das Brautkleid der Kaiſerin, mit Diamanten geſtickt und die Zwiſchenräume mit Brüſſeler Spitzen ausgefüllt, wurde auf 500,000 Francs geſchätzt.

Bei der Civil-Vermählung ſaß der Kaiſer an der Seite der Kaiſerin auf dem Throne.

Zur Rechten Napoleons ſaßen: Prinz Louis Napoleon, König von Holland; Prinz Jerôme Napoleon, König von Weſtphalen; Prinz Camillo Borgheſe, Herzog von Guaſtalla; Prinz Joachim Murat, König von Neapel; Prinz Eugen, Vice-König von Italien; der Prinz-Erzkanzler Cambacérès und der Prinz Vice-Großwahlherr.

Zur Linken der Kaiſerin ſaßen: die Mutter des Kaiſers, Madame-Mère genannt; die Prinzeſſin Julie von Spanien, Gemahlin ſeines abweſenden Bruders

Joſeph; die Prinzeſſin Hortenſe, Königin von Holland; die Prinzeſſin Katharina, Königin von Weſtphalen; die Prinzeſſin Marie Karoline Annonciade, Königin von Neapel; die Prinzeſſin Eliſe, Großherzogin von Toskana; die Prinzeſſin Pauline, Herzogin von Guaſtalla, die Prinzeſſin Auguſte, Vice-Königin von Italien und die Prinzeſſin Stephanie, Erbgroßherzogin von Baden.

Außerdem wohnten der Trauung der Erbgroßherzog von Baden, der Großherzog von Würzburg, der Prinz-Erzſchatzmeiſter und der Prinz-Vice-Connetable, Fürſt von Neufchâtel, bei.

Der Erzkanzler ſprach den Act der Civil-Vermählung aus mit folgenden Worten:

„Im Namen des Kaiſers und des Geſetzes erkläre ich, daß Seine k. k. Majeſtät Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, und Ihre k. k. Hoheit, die Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich, nunmehr ehelich verbunden ſind.“

Tags darauf (2. April) fand der religiöſe Vermählungsact in der Louvre-Kapelle ſtatt. Der Cardinal Groß-Almoſenier Feſch ſegnete den Ehebund. Außer ihm wohnten noch zwölf andere Cardinäle und über 6000 Perſonen dieſer feierlichen Ceremonie bei. Unter Letzteren befand ſich auch Talma.

Am Abende dieſes Tags trat Napoleons alter Freund als Achille in „Iphigenia“ auf.

Paris ſchwamm in einem Meere von Feſten, die an Glanz und Herrlichkeit Alles übertrafen, was Frankreich bis dahin geſehen hatte.

Am 6. April begab ſich das kaiſerliche Paar nach Compiègne zurück.

Unter den Schriftſtellern und Künſtlern, die dahin berufen wurden, um Ihrer Majeſtät der Kaiſerin vorgeſtellt zu werden, befanden ſich die Bühnendichter Ducis und Luce de Lancivalle, die Componiſten Paër und Spontini, der Bildhauer Chaudet, die Maler Iſabey, Gérard und Prud'hon, die Schauſpieler Talma und Mademoiſelle Mars, der „Diamant des Théâtre français!“

Die Verheirathung der 6000 jungen Mädchen wurde auf den 22. April verlegt.

Am 26. April verließen der Kaiſer und die Kaiſerin Compiègne und begaben ſich nach Antwerpen.

Der dreiwöchentliche Aufenthalt Napoleons im Schloſſe zu Compiègne, wo er ſeine Flitterwochen verlebt hatte, ſoll nach der Berechnung des Grafen Daru über 225,000 Ducaten, mithin die Hälfte der Mitgift der Erzherzogin Marie Louiſe, gekoſtet haben.

Werfen wir einen Blick zurück auf die geſchiedene Kaiſerin!

Je näher der Hochzeitstag des Kaiſers herangerückt war, deſto läſtiger wurde Joſephinen der Aufenthalt in Malmaiſon. Jeder Stuhl in ihren Zimmern, jedes Bild an den Wänden, jeder Baum im Parke, jede Blume in den Treibhäuſern erinnerten ſie an das, was ſie ohne ihre Schuld verloren hatte.

Am 23. März verließ Joſephine ihren bisherigen Aufenthalt und bezog das Schloß Navarre.*)

Hier blieb ſie bis Ende April. Da ſie aber auch hier keine Ruhe fand, kehrte ſie wieder nach Malmaiſon zurück. Mit dem Genuße einer Apanage von drei Millionen Francs fühlte ſich die trauernde Witwe von Malmaiſon unglücklicher, als manches Bettelweib, das, in Lumpen gehüllt, auf einem Strohſacke ſchläft. Denn was iſt Leben ohne Liebe?!

---

*) Es liegt in der Nähe der Stadt Evreux im Eure-Departement und ward um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts vom Herzoge von Bouillon erbaut.

Viertes Kapitel.

Am 1. Juni 1810 kehrten der Kaiſer und die Kaiſerin von ihrer belgiſchen Reiſe nach Saint-Cloud zurück. Dieſer Monat wurde den glänzenden Feſten geweiht, welche die gute Stadt Paris und die kaiſerliche Garde zu Ehren des kaiſerlichen Paares veranſtaltet hatten.

Am 1. Juli gab der k. k. öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt Karl Philipp von Schwarzenberg, jenes ſardanapaliſche Feſt, das eine traurige Berühmtheit durch das Unglück erlangte, das ſich dabei zutrug.

Ueber dieſes traurige Ereigniß brachte der „Moniteur“ nachfolgenden Bericht:

Am 1. Juli fand das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg ſtatt.*) Ihre kaiſerlichen Majeſtäten erſchienen um zehn Uhr Abends. Der feenhaft beleuchtete Garten bot verſchiedene Anſichten aus den Gegenden dar, welche die Kaiſerin während ihrer Kindheit vorzugsweiſe geliebt hatte. — Das Ballet der großen Oper, in die Coſtüme der verſchiedenen Völkerſchaften der öſterreichiſchen Monarchie gekleidet, führte eine bunte Reihe von Nationaltänzen auf. Dann folgte ein prachtvolles Feuerwerk. Ueber zwölfhundert Gäſte waren eingeladen. Der Fürſt hatte, um eine ſo zahlreiche Geſellſchaft aufnehmen zu können, einen breternen Ballſaal bauen laſſen, deſſen Wände mit Gemälden, Gaze, Mouſſelin und Blumen geziert waren. Dieſer Saal gewährte einen reizenden Anblick. — Die Königin von Neapel eröffnete die Polonaiſe mit dem Fürſten Eſterházy und der Vice-König von Italien mit der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, Gemahlin des ältern Bruders des Botſchafters. — Nach der Quadrille folgte eine Ecoſſaiſe, während welcher der Kaiſer und die Kaiſerin ſich mit den nicht tanzenden Damen zu unterhalten geruhten. — Marie Louiſe war bereits auf ihren Armſeſſel zurückgekehrt; der Kaiſer befand ſich noch am anderen Ende des Saales und unterhielt ſich mit der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, als die Flamme einer Wachskerze einen der Fenſtervorhänge ergriff und ihn im Nu in Feuer aufgehen ließ. Der kaiſerliche Kammerherr Graf Dumanoir und mehrere neben ihm ſtehende Officiere wollten die Vorhänge herabreißen, aber die Flamme griff bereits weiter um ſich. Der Kaiſer eilte zu der Kaiſerin. Der Botſchafter bat Ihre Majeſtäten, den Saal zu verlaſſen. Und Beide entfernten ſich. Das Feuer hatte ſich während dieſer Zeit mit Blitzesſchnelle weiter fortgepflanzt. Glücklicher Weiſe waren die Ausgänge ſo geräumig, daß der Menſchenhaufe leicht hinaus und im Garten ſich vertheilen konnte; viele Mütter aber hatten dadurch Zeit verloren, daß ſie im brennenden Ballſaale ihre Töchter ſuchten, von denen die Ecoſſaiſe ſie getrennt hatte. Das Feuer griff unterdeſſen mit ſolcher Haſt um ſich, daß die Königin von Neapel, welche hinter dem Kaiſerpaare folgte, aus Schreck niederfiel und nur durch die Geiſtesgegenwart des Großherzogs von Würzburg gerettet ward. Die Königin von Weſtphalen wurde am Arme ihres Gemahls und des Grafen Metternich aus dem Saale geführt. Der Vice-König von Italien, der im Saale zurückgeblieben war und Bedenken trug, ſich mit ſeiner Gemahlin in's Gedränge zu begeben, bemerkte, daß das Herabfallen der Kronleuchter und des Plafonds ihm den Weg verſperrte. Zum Glück hatte er eine kleine Thür wahrgenommen, welche in's Innere des Hôtels führte und durch die er noch zeitig genug der Gefahr entging. Eine der Perſonen, die dabei um's Leben kamen, war die Fürſtin Pauline von

---

*) Der Fürſt bewohnte das ehemalige Hôtel Monteſſon in der Rue du Montblanc.

Schwarzenberg, die, ihre Töchter ſuchend, vom Rauchqualme erſtickt, im brennenden Saale zuſammenbrach. Zwanzig Damen wurden mehr oder minder verwundet. Die Fürſtin von der Leyen, die Gemahlin des ruſſiſchen General-Conſuls Labienski und die Gattin des Generals Baron Touſard trugen gefährliche Brandwunden davon. Der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt Alexander Boriſſowitſch Kurakin, hatte das Unglück gehabt, auf den Stufen, die vom Saale in den Garten hinausführten und die ebenfalls in Brand gerathen waren, einen Fall zu thun. Er blieb einen Augenblick ohne Bewußtſein. Zwei öſterreichiſche Geſandtſchafts-Officiere und zwei Officiere der kaiſerlichen Garde retteten ihn. Er iſt bettlägerig und leidet ſehr. — Der Garten bot einen Augenblick das Schauſpiel von Vätern und Müttern dar, die, ängſtlich beſorgt, ihre Frauen, ihre Gatten, ihre Kinder ſuchten und in dem Augenblick, wo ſie ſich wiederfanden, ſich jubelnd umarmten. Der Kaiſer und die Kaiſerin waren während dieſer Zeit an dem Thore des Gartens in einen Wagen eingeſtiegen. Als Beide ihre Equipage, die in den Champs-Elyſées ihrer harrte, erreicht hatten, ließ er die Kaiſerin einſteigen und nach den Tuilerien zurückbringen; er ſelbſt kehrte mit ſeinem Adjutanten in's Hôtel des öſterreichiſchen Botſchafters zurück. — Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg hatte im brennenden Saale am längſten verweilt. Sie hielt eine ihrer Töchter an der Hand. Eins der brennenden Trümmer war Urſache, daß das junge Mädchen niederfiel. Jemand, der dicht neben ihr ſtand, hob ſie auf und trug ſie in den Garten hinaus. Auch die Mutter wurde aus dem Saale fortgeriſſen. Aber als die Fürſtin ihre Tochter vermißte, lief ſie überall umher und ſchrie nach ihr. Nach viertelſtündigem Suchen kehrte ſie, von dem Heldenmuthe mütterlicher Liebe angetrieben, in den brennenden Saal zurück. Seit jenem Augenblick wußte Niemand mehr, was aus ihr geworden ſei. Unterdeſſen waren die Pompiers Meiſter des verheerenden Elements geworden. Das Hôtel des Botſchafters wurde gerettet, die Ruhe wieder hergeſtellt. — Fürſt Joſeph von Schwarzenberg ſuchte die ganze Nacht hindurch ſeine Gemahlin. Er zweifelte noch an ſeinem Unglücke, als man beim Anbruche des Tages unter den Trümmern des Ballſaals einen entſtellten Leichnam fand, in welchem der berühmte Phrenologe Doctor Gall den Körper der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg zu erkennen glaubte. Bald blieb kein Zweifel mehr, als man ihren Schmuck, den ſie am Halſe trug, erkannte. Die Fürſtin von Schwarzenberg war eine Tochter des Herzogs Ludwig Engelbert von Aremberg, erſt ſechsunddreißig Jahre alt, Mutter von acht Kindern und ſchwanger ſeit vier

Monaten. Sie hatte ſich eben ſo ſehr durch die Anmuth ihrer Perſönlichkeit, wie durch die Vorzüge ihres Geiſtes und Herzens ausgezeichnet. Die Aufopferung, die ihr das Leben gekoſtet, iſt ein Beweis, wie ſehr ſie bedauert zu werden verdient. Der Tod war augenſcheinlich: die Flammen ſchlugen in Wirbeln heraus. Nur ein Mutterherz, wie das ihrige, war fähig geweſen, ſolcher Gefahr zu trotzen.

Der Kaiſer entfernte ſich erſt gegen drei Uhr Morgens. Vier Stunden ſpäter wurde auf deſſen Befehl der Architect des abgebrannten Ballſaals verhaftet.

Der Werth der bei dieſem Brande verloren gegangenen Diamanten und Juwelen wird auf acht Millionen Francs angegeben. Die Fürſtin von der Leyen hatte einen Solitair von hunderttauſend Francs eingebüßt.

Siebzehn Perſonen büßten ihr Leben ein. Zu dieſen gehörten: die Fürſtin von der Leyen, geborene Gräfin von Schönborn und Frau von Labiensſki, geborene Derosne. Beide Damen ſtarben am 4. Juli. Tags darauf erlag auch die Tochter der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg den Folgen ihrer Brandwunden.

Acht Tage nach jenem unglückſeligen Ballfeſte erſchien im „Moniteur“ nachfolgendes Manifeſt, datirt Rambouillet, 9. Juli:

„Napoleon, Kaiſer der Franzoſen u. ſ. w. Wir haben decretirt und decretiren, wie folgt:

Art. I. Holland wird mit Frankreich vereinigt.

Art. II. Amſterdam wird die dritte Hauptſtadt des Reichs.*)

Art. III. Holland wird ſechs Senatoren, ſechs Deputirte im Staatsrathe, fünfundzwanzig Abgeordnete im geſetzgebenden Körper und zwei Richter im Caſſationshofe haben“.

Am folgenden Morgen reiſ'te der Erbſchatzmeiſter des Reichs, Charles François Lebrun, Herzog von Piacenza, nach Holland ab, um als des Kaiſers General-Lieutenant oder Statthalter die Zügel der holländiſchen Regierung zu übernehmen.

Am 13. Juli hielt der Herzog ſeinen Einzug in Amſterdam.

Zwölf Tage zuvor hatte der Bruder des Kaiſers, Louis Napoleon Buonaparte, zu Gunſten des älteſten ſeiner Söhne, Napoleon Louis, der holländiſchen Krone entſagt und ſich nach Deutſchland zurückgezogen. Müde, nichts Anderes als ein willenloſes Werkzeug der despotiſchen Beſchlüſſe ſeines kaiſerlichen Bruders zu ſein, entſagte er der ſcheinbaren Souverainetät um ſo leichter, um ſich dadurch dem Joche ſeiner Gemahlin Hortenſe zu entziehen, die er einzig und allein auf Befehl ihres Stiefvaters geheirathet hatte.

---

*) Die zweite Hauptſtadt des Reichs war das dem heiligen Vater par droit de conquête entriſſene Rom.

Am 9. Juli war der Ex-König von Holland unter dem Namen eines Grafen von Saint-Leu in Teplitz angelangt, um daſelbſt auf Anrathen ſeiner Aerzte die dortigen Mineralbäder zu gebrauchen.

Kurz vorher war dort auch die Gräfin von Kielmannsegge eingetroffen. Ihr Gemahl befand ſich während dieſer Zeit auf Reiſen.

Der Zufall hatte es gewollt, daß die Gräfin in einem Hauſe abgeſtiegen war, das dem „goldenen Schiffe,“ dem Gaſthofe, welchen der Graf von Saint-Leu bewohnte, gerade gegenüber lag.

Die Gräfin von Kielmannsegge, beſeelt von dem Wunſche, die perſönliche Bekanntſchaft des Grafen von Saint-Leu zu machen, hatte Stunden lang am offenen Fenſter gelegen, ohne von ihm bemerkt worden zu ſein.

Eines Morgens raffte ſie die ganze Summe ihres Muths zuſammen und ſchrieb ihm nachfolgenden Brief:

„Sire.

Die glühendſte Verehrerin Napoleons des Großen, die der Sehnſucht, auch dem erlauchten Bruder desſelben ihre Huldigung darzubringen, nicht länger widerſtehen kann, wagt Ew. Majeſtät die ehrfurchtsvolle Bitte an das Herz zu legen, huldreich geruhen zu wollen, ihr eine Viertelſtunde Audienz zu gewähren, um Ihnen mündlich wiederholen zu können, wie ſehr ſie iſt und ewig bleiben wird

Ew. Majeſtät
treueſte Anhängerin
Auguſte Gräfin von Kielmannsegge.“

Louis Buonaparte, der von Jugend auf den unverbeſſerlichen Fehler beſaß, in hohem Grade argwöhniſch und mißtrauiſch zu ſein, hatte beim Empfange dieſer Zeilen ſogleich den Verdacht geſchöpft, daß die Schreiberin derſelben ſicher nichts Anderes, als eine Spionin ſeines Bruders ſei, der ihn, wie überall, auch hier bewachen laſſe. Seine Kränklichkeit vorſchützend, beeilte er ſich, der Gräfin noch an demſelben Tage eigenhändig zu antworten, daß ſein Unwohlſein ihn vorläufig des Vergnügens beraube, ſie bei ſich empfangen zu können. Gleich darauf ließ er einen ſeiner Begleiter, den Vice-Admiral Desboys-Treslong rufen.

— Ziehen Sie, ſagte der Graf von Saint-Leu, bei dem Bade-Commiſſär noch heute Erkundigungen ein, wer und was die Abſenderin dieſes Briefes iſt, woher ſie gekommen ſein und in welchem Gaſthofe ſie wohnen mag.

Der Vice-Admiral las das Schreiben, welches ihm der Ex-König von Holland offen übergeben hatte.

— Was halten Sie von dieſer Dame? fragte der Graf.

Treslong zuckte die Achſeln und ſchwieg.

— Die Gräfin kommt mir verdächtig vor, fügte der Ex-Monarch hinzu. Sie iſt entweder ein Mouchard meines Bruders oder meiner Frau.

— Letzteres, Sire, ſcheint mir weniger wahrſcheinlich, als Erſteres.

— Und was rathen Sie mir? fragte der Graf von Saint-Leu.

— Den Beſuch dieſer Dame jedenfalls anzunehmen, um dann deſto leichter den Plan ihres Abſenders durchſchauen zu können.

— Sie haben Recht! Aber bevor ich die Gräfin zu mir einlade, kann es durchaus Nichts ſchaden, wenn Sie mir einigen Aufſchluß über ſie verſchaffen. Am Ende iſt ſie eine jener pauvres honteuses, die mich anbetteln wollen.

— Auch dies, Sire, iſt nicht unwahrſcheinlich, denn faſt täglich erhalte ich hier derlei Bettelbriefe. Einen der ſeltſamſten dieſer Art empfing ich erſt vor wenigen Minuten. Geſtatten mir Ew. Majeſtät, Ihnen den Inhalt dieſes Schreibens mitzutheilen?

— Ich bitte, lieber Freund, leſen Sie!

— Dieſer merkwürdige Brief lautet wie folgt:

„Die Abſenderin dieſer Zeilen iſt eine Unglückliche, welche in mehr als einer Beziehung Ihre volle Theilnahme verdient. Noch vor wenigen Jahren genoß ich der Ehre, mich der ganz beſondern Gunſt des Prinzen Joachim Murat zu erfreuen. Ich war, ohne Umſchweife geſagt, ſeine Maitreſſe. Aus dieſem Grunde wurde ich auf Befehl des Kaiſers aus Frankreich verbannt. Ich floh über den Kanal und hatte in London das Glück, in den Kenneraugen Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Wales ſo viel Wohlgefallen zu finden, daß ich in deſſen Armen die brutale Willkühr meines franzöſiſchen Verfolgers vergaß. Da es mir aber leider nicht gegeben iſt, irgend einem Manne länger als ein halbes Jahr treu zu bleiben, ſchenkte ich die andere Hälfte meines Herzens einem franzöſiſchen Flüchtlinge, welcher Gabriel Peltier heißt und einer der erbittertſten Gegner des Kaiſers der Franzoſen iſt. Ich erhörte den Herausgeber des in London erſcheinenden „Ambigue“ nur unter der Bedingung, Alles, was ich ihm gegen meinen Verfolger einſenden würde, unverkürzt aufnehmen zu müſſen. Er hielt ſein Wort — ich ebenfalls! Eines Tages aber, als der Prinz von Wales durch einen ſeiner luſtigen Zechgenoſſen, den Schauſpieler

Edmund Kean, in Erfahrung brachte, daß ich ihm untreu geworden und daß Monſieur Peltier ſein Nebenbuhler ſei, lud er mich zu ſich nach Carlton-Houſe und hielt mir dort eine höchſt naive Strafpredigt, die ungefähr folgendermaßen klang: „Höre, lieber Schatz, was ich Dir zu ſagen habe. Wenn ich mir eine Maitreſſe halte, dann halte ich ſie eben nur für mich und nicht für irgend einen Andern. Du aber ſcheinſt von der Anſicht der Mehrzahl Deines Gleichen auszugehen und Alles, was Du von der Gunſt des Einen erhalteſt, mit dem Andern ſchweſterlich zu theilen. — Nicht im Entfernteſten denke ich daran, Dir über Deine Untreue Vorwürfe zu machen: im Gegentheile finde ich es ganz begreiflich, daß Geſchöpfe Deines Gleichen Einem nicht länger als dem Andern treu zu bleiben vermögen. Dieſe Erfahrung wird auch Peltier machen; auch ihn wirſt Du hintergehen, wie Du jeden ſeiner Vorgänger, zu denen auch ich gehöre, betrogen haſt, und jeden ſeiner unausbleiblichen Nachfolger betrügen wirſt. Ich finde dies in der Ordnung. Und darum zürne ich Dir nicht. Hier ſchenke ich Dir tauſend Pfund Sterling; reiſe mit dieſem Gelde nach dem Feſtlande zurück oder bleibe meinetwegen auch in London; mich aber, Schatz, incommodire nicht mehr, denn ſollte es Dir jemals einfallen, mir die unſchätzbare Ehre Deines Beſuches zu ſchenken, dann würde ich ſo frei ſein, von meinem Hausrechte vollen Gebrauch zu machen und Dir die Thür zu weiſen. Ich hoffe aber, daß Du Dir ſowohl als mir dieſe unnütze Demüthigung erſparen und mich von heute an huldreichſt vergeſſen wirſt. Gehe nun und grüße meinen Nebenbuhler!“ — Und Letzteres that ich denn auch. — Als auch Peltier mir nicht mehr gefiel, verließ ich London und zog mich mit dem Reſte meiner Habe nach Hamburg zurück. Dieſe Stadt iſt ein elendes Krämerneſt. Man hat Geld, aber keinen Geſchmack. Ich nahm meine ſieben Sachen und begab mich nach Berlin, ausgerüſtet mit einem Empfehlungsbriefe an den Prinzen Auguſt, der mir in früherer Zeit, als ich noch die Geliebte des Prinzen Louis geweſen war, ziemlich auffällig den Hof gemacht hatte. Auguſt's gefühlvolles Herz war aber leider nicht mehr frei: es ſchwärmte für ein hübſches Bürgermädchen, das Friedrike Wichmann hieß und von Friedrich Wilhelm III. unter dem Namen einer Frau von Waldenburg in den Adelſtand erhoben ward. Ich kam ein Jahr zu ſpät! Von Berlin ging ich nach Dresden. Auch hier war Nichts zu machen. Seit geſtern bin ich in Teplitz. Der Graf von Saint-Leu, den ich ein einziges Mal in einem der heitern Abendzirkel bei ſeinem Schwager Murat geſehen, wird ſich meiner vielleicht noch erinnern. Erſuchen Sie ihn, ſich meiner anzunehmen. Ich bin arm, wie eine Synagogenmaus; meine Habe beſteht in 70 Francs. Damit komme ich höchſtens nach Prag; mein Herz zieht mich nach Wien. Dort gibt's einige alte, reiche Cavaliere. Dort hoffe ich beſſer als anderswo meine Rechnung zu finden. Verzeihen Sie mir meine ungeſchminkte Offenherzigkeit: mit tauſend Francs wäre mir vorläufig geholfen. Eine Bagatelle für den Grafen von Saint-Leu! Von allen Brüdern des Kaiſers ſoll er, wie man ſagt, das beſte, edelſte, theilnahmsvollſte Herz haben. Er, nur Er, wird mir helfen. Mit brennender Sehnſucht erwartet das Reſultat Ihres einflußreichen Fürworts

Ihre
Ihnen dankbar ergebene
Lodoiska B....ka.

wohnhaft im „weißen Neger" Nr. 31".

— Ich erinnere mich dieſer leichtſinnigen Perſon, ſagte der Ex-König von Holland, als er dieſen Namen gehört hatte. Damals war ſie pikant, wie Cheſterkäſe. Jetzt wird ſie wahrſcheinlich heruntergekommen ſein. Bis dat, qui cito dat! Schicken Sie ihr die tauſend Francs! Weil mein Bruder ſie aus Frankreich verwieſen hat, iſt es meine Schuldigkeit, die Strenge des Kaiſers einigermaßen zu ſühnen. Gern helf' ich, wenn ich kann, ſagte der Graf von Saint-Leu und trat gleich darauf ſeinen täglichen Spaziergang nach dem Schloßgarten an.

Gegen Mittag traf er dort die alte Fürſtin Chriſtine von Clary-Aldringen, Tochter des geiſtreichen Prinzen Charles de Ligne und ſeit 1775 Gemahlin des ziemlich bornirten Fürſten Johann Nepomuk von Clary, der, beiläufig geſagt, unter vielen andern Narrenkappen auch die beſaß, daß er mitten im Sommer nie weniger als zwei Unterjacken und drei verſchiedenfarbige Weſten trug, um ſeinen vom Podagra heimgeſuchten Leichnam vor Erkältung zu ſchützen. Seine Gemahlin hieß ihn das wandelnde Schwitzbad.

Unter den Damen, welche ſich der Fürſtin von Clary heute zum erſten Male angeſchloſſen hatten, befand ſich auch Gräfin von Kielmannsegge, die ihr durch den öſterreichiſchen Geſandten am Dresdener Hofe, welcher hier gleichfalls die Kur gebrauchte, erſt Tags vorher vorgeſtellt worden war. Die Fürſtin, nicht minder witzig wie ihr Vater, bot das ganze Einmaleins ihres Geiſtes auf, um der hannover'ſchen Gräfin eine gute Meinung von ſich beizubringen.

— Hat Ihr Herr Gemahl Sie nach Teplitz begleitet? fragte die Gemahlin des Schwitzbades.

— Nein, Durchlaucht, ich bin hier allein. Mein Gemahl weilt gegenwärtig in London.

— O wie ſehr beneide ich Sie! Mein guter Mann reiſ't leider niemals. Aber was iſt dagegen zu machen? Er hat Furcht, ſich zu erkälten! Im Winter ſind die Zimmer meines lieben Nepomuks dergeſtalt geheizt, daß ich ihm im letztvergangenen Faſching gerathen habe, zum Zeitvertreibe Eier für mich auszubrüten. Glauben Sie, daß er's gethan hat? Nein, Madame! Ein Clary, rief er tief empört, iſt kein Brütofen! — Am 24. Juli jedes Jahres legt er eine ſeiner beiden Unterjacken ab, um ſie Tags darauf wieder anzuziehen. Dieſe fortwährende Schwitzkur macht ihn ſtüpide, und ſo oft ich mich darüber beklage, ſagt er: Chriſtine, was verſtehſt denn Du davon? Hat nicht ſchon Gott der Herr geſagt: der Menſch ſolle ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts verdienen? Ich, Kind, ſchwitze Tag und Nacht!

In demſelben Augenblick grüßte ſie Jemand. Es war der Graf von Saint-Leu.

— Darf ich mich nach Ihrer Geſundheit erkundigen? fragte der Ex-Souverain.

— Ich bin geſund wie ein Fiſch im Waſſer, ſagte die Fürſtin. Geſtatten Sie mir, Sire, fuhr ſie fort, Ihnen eine Fremde vorzuſtellen: Gräfin Auguſte von Kielmannsegge aus Hannover.

Saint-Leu machte Miene des Erſtaunens.

— Ich ſchätze mich glücklich, ſtammelte er.

— Ew. Majeſtät perſönlich kennen zu lernen, unterbrach ihn die Gräfin.

— Sie werden dabei nur wenig gewinnen. Ich bin krank, finſter und mürriſch . . .

— Und welcher Arzt behandelt Ew. Majeſtät?

— Ich folge dem Beiſpiele des Kaiſers Tiberius, der mit vollem Rechte behauptet hat, daß, vom vierzigſten Jahre angefangen, jeder Menſch ſein eigener Arzt ſein müſſe. Und darum behandele ich mich ſelbſt. Gedenken Sie lange hier zu verweilen?

— Bis gegen Ende dieſes Monats, Sire!

— Und wo iſt Ihr Herr Gemahl?

— Er befindet ſich gegenwärtig in London. Von dort geht er nach Paris.

— Nach Paris? wiederholte er voll Argwohn.

— Um dort Gemälde und Kupferſtiche einzukaufen; ſeine Galerie iſt eine der ſchönſten. Er liebt die neuere franzöſiſche Schule und ſchwärmt vorzugsweiſe für David und Gérard.

— Auch ich ſchätze und liebe ſie. Von der Meiſterhand des Letztern beſitze ich ein Miniaturbild meines Bruders Napoleon, der es meiner Frau am Vorabende unſerer Hochzeit*) als Andenken geſchenkt. Dies Portrait iſt von allen, welche mir bekannt ſind, unſtreitig das ähnlichſte.

---

*) 3. Januar 1802.

— Ew. Majeſtät würden mich unausſprechlich glücklich machen, wenn Sie mir huldreichſt geſtatten wollten, jenes Bild einmal betrachten zu dürfen, ſagte die Gräfin.

— Sie hatten mir die Ehre Ihres Beſuches zugedacht; iſt's erlaubt zu fragen, wann ich Sie erwarten darf?

— Wenn Ew. Majeſtät es erlauben, komme ich morgen um dieſe Zeit . . .

— Abgemacht! ſagte der Graf von Saint-Leu.

In demſelben Augenblick kehrte ſich die Fürſtin Clary, die am Arme ihres Sohnes, Karl Joſeph, vorausgegangen war, zum Grafen, der neben Frau von Kielmannsegge ging, mit der Frage um:

— Iſt es wahr, Sire, daß Sie Teplitz bald verlaſſen und ſich nach Graz zurückziehen wollen?

— Dies iſt allerdings meine Abſicht, Durchlaucht; doch liegen noch ſo viel „Wenn“ und „Aber“ dazwiſchen, daß ein einziger Augenblick Alles umgeſtalten kann.

— Sire, kommen Sie lieber nach Wien! Sie werden bei uns gewiß weit beſſer aufgehoben ſein, als in der Steyermark.

Während ſich dieſes Geſpräch à quatre bouches fortſpinnt, wollen wir unſern Blick nach Paris zurücklenken.

Dort lebte, von ihrem Gatten freiwillig getrennt, die Ex-Königin Hortenſe von Holland, deren Ehe mit dem Bruder ihres kaiſerlichen Stiefvaters höchſt unglücklich geweſen war. Beide haßten und verabſcheuten ſich gründlich. Louis Buonaparte war ein ausgeſprochener Weiberfeind; Hortenſe von Beauharnais dagegen hatte auffallend große Zuneigung zu dem ſtärkern Geſchlecht. Zu den Männern, die ſich ihrer ganz beſondern Huld und Gewogenheit zu erfreuen hatten, gehörte der königlich holländiſche Admiral Carel Hendrik Verhuel und der kaiſerlich franzöſiſche General Graf Charles Joſeph Flahault de la Billarderie. Letzterer war ihr Obriſtſtallmeiſter. Im Jahre 1810 hatte deren gegenſeitige Vertraulichkeit eine ſolche Höhe erreicht, daß die Mediſance daraus höchſt gewagte Schlüſſe zog. Bald darauf wurde Flahault Adjutant des Kaiſers und eine der angeſehenſten Perſönlichkeiten des Hofes. Hortenſe machte aus ihrer Zuneigung zu ihm ſo wenig Geheimniß, daß Napoleon ihr eines Morgens, als er ſie beſuchte, nachfolgende Strafpredigt hielt:

— Ich bin ſehr unzufrieden mit Dir! Du nimmſt keine Vernunft an und wirſt von Tag zu Tage unvorſichtiger. Paris macht böſe Gloſſen über Dich. Benimm Dich klüger als bisher und vermeide Alles, was Dich verdächtig machen könnte. Liebe meinetwegen Jeden, den Du willſt; aber beobachte das Decorum, unvorſichtiges Kind! Geſtern Abend erzählte mir Fouché, er habe ein Spottbild confisciren laſſen, das Dein vertrautes Verhältniß mit Verhuel zum Gegenſtande ſchlechter Witze macht, die Deine Ehre an den Pranger nageln. Auch Deine täglichen einſamen Spazierritte in Begleitung Deines Stallmeiſters Flahault ſind durchaus nicht geeignet, Deinem fadenſcheinig gewordenen Rufe einen neuen Lüſtre zu verleihen. Sage mir, wohin dies führen ſoll?

— Sire, als Sie mich gegen meine Neigung Ihrem Bruder vermählten, mußten Sie ſelbſt ſich ſagen, was die Folge dieſer unglücklichen Mesalliance ſein werde. Sie zwangen mich zu jener Heirath! Die Leere meines Herzens zwang mich, für meines Mannes Kälte und Gleichgiltigkeit Troſt und Erſatz in den Armen Anderer zu ſuchen. Wenn dies ein Verbrechen iſt, dann ſind Sie der Urheber desſelben!

— Du ſprichſt ſehr kühn, liebes Kind! Das Wichtigſte aber haſt Du vergeſſen. Treue haſt Du mit Untreue belohnt. Schweige, leichtſinnige Hortenſe, ich weiß Alles! Und wenn ich trotzdem Dir Manches verziehen habe, ſo geſchah dies einzig und allein aus Rückſicht für Deine engelsgute Mutter, die ich noch immer liebe und . . .

— Die Sie trotzdem treulos verlaſſen haben . . .

— Weil Frankreich einen Thronerben verlangt hat.

— Und warum adoptirten Sie nicht Ihren Stiefſohn, meinen Bruder Eugen, oder einen meiner Söhne?

— Gutes Kind, Du verſtehſt dies nicht! Mais revenons à nos moutons. Jetzt iſt die Rede von Dir. Verſuche nicht, mich davon abzulenken. Du mußt endlich vernünftig werden, Hortenſe! Es iſt Zeit, daß Du in Dich gehſt und Dich, mir zu Liebe, bald ein Wenig änderſt . . .

— Sie ſind wohl gar etwas eiferſüchtig?

— Und hätte ich nicht Grund dazu? Dieſe ſtundenlangen Spazierritte müſſen endlich aufhören. Meine Geduld hat ihr Ende erreicht. Morgen früh geht Flahault nach Spanien.

— Wollen Sie mir das Herz brechen? fragte Hortenſe mit allen Anzeichen aufrichtiger Verzweiflung.

— Redensarten, liebes Kind, nichts als Redensarten! Nur wenig Frauen ſterben aus Liebesgram.

— Sire, ich werde in's Waſſer ſpringen . . .

— Deine Drohungen, Hortenſe, erſchrecken mich nicht. Ich weiß, wie weit ich gehen darf.

Hortenſe warf ſich ihm zu Füßen.

— Sire, darf ich Flahault nach Spanien begleiten?

— Biſt Du närriſch? Biſt Du toll? Iſt denn der Zauber dieſes Menſchen ſo unwiderſtehlich, daß Du ihm Deinen Ruf opfern willſt? Schäme Dich, Hortenſe! Du biſt nicht werth, daß meine Hand Dein Haupt mit einer Königskrone geſchmückt hat. Der Mann, den Du kränkſt, iſt mein Bruder! Vergiß dies nicht! ſprach der Kaiſer und verließ ſie.

Hortenſe warf ſich weinend auf's Sopha.

— Welch' ein Tyrann! rief ſie aus. Nicht genug, daß er mir ſeinen Bruder, der mir verhaßt iſt, herzlos aufgedrängt, will er mir jetzt auch den letzten Troſt meines Lebens rauben! Er hat ein Herz von Kanonenerz! Seine Seele iſt ein Stück Bronze! Sein Wille iſt ein unbeugſamer Granitfels! — Armer Flahault! Er ſchickt Dich nach Spanien, weil Du ſeine Eiferſucht erregt haſt! Aber meine Gedanken folgen Dir überall.

Dann eilte ſie an's Klavier und ſang unter Thränen:

„Mir wird die Zeit ſo lang,
Mir iſt ſo angſt und bang,
Ich bin ſo ganz allein!
Mein Aug' iſt thränenſchwer,
Mir iſt das Herz ſo leer . . .
O könnt' ich bei Dir ſein!

Wohl weiß ich, was mich quält,
Wohl weiß ich, was mir fehlt,
Ich bin ſo ganz allein!
Mir fehlt ein lieber Stern,
Er iſt ſo fern, ſo fern . . .
O könnt ich bei Ihm ſein!

Wie war die Nacht ſo kühl,
Wie iſt der Tag ſo ſchwül,
Ich bin ſo ganz allein!
Ich ſehne mich nach Dir,
Du ſehneſt Dich nach mir . . .
O könnt' ich bei Dir ſein!"

Am folgenden Morgen befand ſich General Flahault auf dem Wege nach Madrid.

Fünftes Kapitel.

Es war ein heiterer Juli-Sonntag.

Die Gräfin von Kielmannsegge, eingehüllt in den Zauber einer ebenſo reichen, als geſchmackvollen Toilette, begab ſich in's „goldene Schiff“, um dem Ex-Könige von Holland ihre Huldigung darzubringen.

Der Graf von Saint-Leu empfing die „glühendſte Verehrerin“ ſeines Bruders mit jener echt franzöſiſchen Galanterie und Liebenswürdigkeit, die ihm in Teplitz mehr als Ein Frauenherz gewann.

— Waren Sie niemals in Paris geweſen? fragte er die Gräfin im Laufe des Geſprächs.

— Bis jetzt leider noch nicht; aber deſto größer iſt die Sehnſucht, die mich hintreibt, um dort den größten Mann ſeines Jahrhunderts, den „Julius Cäſar“ ſeiner Zeit, zu ſehen.

— Wie neidenswerth iſt der Mann, der auch Sie zu der Maſſe ſeiner Bewunderer zählen darf! Mein Bruder iſt ein wahres Glückskind! In ſeinen Händen verwandelt ſich Blei in Gold, Granit in Wachs. Selbſt ſeine Gegner werden ſeine Anhänger. Bewundernd liegt die Welt zu ſeinen Füßen und ſegnet die Mutter, die ſolch' einen Sohn unter ihrem Herzen trug. Aber Nichts iſt vollkommen in dieſer unvollkommenen Welt. Auch mein Bruder hat ſeine Fehler: der größte derſelben iſt ſein Egoismus. Er iſt der Mittelpunkt der Erde; nur Er iſt Licht und Sonne: alles Andere dünkt ihm Staub und Aſche. Um die Plane ſeiner Herrſchſucht zu verwirklichen, kennt er weder Rückſicht noch Mitleid. Er iſt die gußeiſerne, unzertrümmerliche Selbſtſucht! Ich will Ihnen das bewußte Bild zeigen: es iſt das Aehnlichſte und das Einzige, das ihm nicht geſchmeichelt hat.

Der Graf zeigte ihr das Bild. Es war mit großen Edelſteinen eingefaßt, deren Werth ſich, beiläufig erwähnt, auf mehr als 50,000 Francs belief. Die Gräfin verſchlang die bronzenen Züge ihres Ideals mit unbeſchreiblicher Heißgier. Ihre Augen bohrten ſich in die unbewegliche Ruhe der ſeinigen. Sie ſtarrte das Bild mit zitternder Wolluſt an. Ihr Geiſt verſenkte ſich in ſeine Phyſiognomie wie eine Biene in den honigſchwangern Kelch einer Blume, deren geheimnißvoller Duft ſie magiſch berauſcht hat.

— Ja, ja, Sire, das iſt Er! rief ſie in Extaſe aus. So und nicht anders muß der Mann ausſehen, der von der Höhe ſeines ruhmgeſchmückten Thrones allen Fürſten und Völkern der Erde bindende Geſetze vorſchreibt. Er, der die Geſchicke von ganz Europa leitet und deſſen ſiegreicher Macht der Größte wie der Kleinſte ſich ſchweigend unterwerfen muß. Ein neuer Briareus, umfaſſen die tauſend Arme ſeines allmächtigen Geiſtes den ganzen Erdkreis. Schiedsrichter zwiſchen Helios und Poſeidon ſpricht er Jenem das Vorgebirge, Dieſem die Landenge zu. Alle Herrſcher ſind deſſen unterthänige Vaſallen: er ſetzt Könige ab und ein. Ihm gehorchen Kronen und Schwerter, die Kirche und der Papſt. Die Bannſtrahle des Letztern verlacht er. Pius VII., in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 vom General Radet zum Gefangenen des Kaiſers erklärt, iſt nach Savona abgeführt worden. Dort bereut er ſeine machtloſe Hartnäckigkeit.

— Und dennoch, unterbrach ſie der Graf von Saint-Leu, fürchte ich, daß die geiſtige Macht des gefangenen Papſtes die weltliche Macht ſeines Verfolgers überleben wird, denn die katholiſche Kirche iſt das Einzige, an deſſen Unbezwingbarkeit Jeder glauben muß, der die Geſchichte der Päpſte kennt. Mag mein Bruder die Hauptſtadt des heiligen Vaters zur zweiten Metropole Frankreichs erniedrigt haben, Rom bleibt doch das ewige Rom, die unvergängliche Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit! Jede andere Macht, die ſich einzig und allein auf den Schutz der Bajonette und Kanonen ſtützt, iſt ein hinfälliges Kartenhaus: das Papſtthum aber iſt ein unerſchütterlicher Fels, der alle Dynaſtien der Erde ſiegreich überdauern wird.

— Ihrem unſterblichen Bruder war es vorbehalten, die Macht des Papſtes zu zertrümmern und die Wirkung ſeiner Bannbullen für alle Zeiten unſchädlich zu machen. Pius VII. iſt eine gekrönte Null, der Schatten eines Schattenbildes! — Aber je länger ich das Bild Ihres unſterblichen Bruders betrachte, deſto mehr wächſt meine Theilnahme für ihn. Alles, Sire, was ich mein nenne, würde ich mit tauſend Freuden hingeben für den Beſitz dieſes Bildes!

— Es iſt ein Geſchenk meiner Frau, und ſchon darum würde ich niemals im Stande ſein, mich davon loszuſagen.

— Die Phyſiognomie des unſterblichen Helden hat ſich mit ſo unvertilgbaren Zügen in mein Gedächtniß eingeprägt, daß ich den Kaiſer jetzt unter Millionen herausfinden würde, ſagte die Gräfin und preßte, von glühender Begeiſterung hingeriſſen, einen Kuß auf das Bild, von welchem ſie ſich nur mit ſchwerem Herzen loszureißen vermochte.

Der Graf von Saint-Leu, der das Bild ſorglos liegen ließ, begleitete ſeinen weiblichen Beſuch in ein anderes Zimmer, um ihm dort einige andere Portraits zu zeigen.

— Dieſes Bild da iſt meine Mutter, ſagte der Graf von Saint-Leu, auf ein Oelgemälde zeigend, das zwiſchen zwei andern Frauenköpfen hing. Madame-Mère, fügte er hinzu, iſt jetzt ſechzig Jahre alt. — Zur Rechten meiner Mutter prangt das Bild meiner Schwiegermutter, der Kaiſerin-Witwe Joſephine von Beauharnais; zur Linken hängt deren Tochter, meine Frau, die alle Schwächen ihrer Mutter, aber keine von ihren Tugenden geerbt, mich durch ihre Gefallſucht namenlos unglücklich gemacht und mich mit dem Kaiſer und der ganzen Welt auf immer entzweit hat.

Die Gräfin betrachtete dieſe Bilder mit faſt religiöſer Andacht. Am Längſten verweilte ihr Blick auf dem Portrait der Kaiſerin-Mutter.

Es ſcheint uns hier am rechten Platze zu ſein, mit einigen flüchtigen Zügen das Lebensbild dieſer denkwürdigen Frau zu entwerfen.

Maria Lätitia Ramolino, geboren zu Ajaccio am 24. Auguſt 1750 — Stiefſchweſter des ſpätern Cardinals Joſeph Feſch — war noch nicht ſechszehn Jahre alt geweſen, als ſie ſich — am 30. Juli 1766 — mit einem Beiſitzer des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio, mit dem Rechtsgelehrten Carlo Buonaparte, vermählt hatte. Madame Lätitia Buonaparte, die damals eine Schönheit erſten Ranges geweſen war, hatte ſich während der erſten Jahre ihrer Ehe die Huldigung der angeſehenſten Männer Corſika's als pflichtſchuldigen Tribut gefallen laſſen, ohne für einen ihrer vielen Anbeter mehr als für irgend einen Andern zu empfinden. Der einzige Mann, der ihr imponirte, war der Gouverneur von Corſika, Graf Louis Charles René de Marbeuf, welcher die ſchöne Frau unter die Flügel ſeines Schutzes genommen und für das Fortkommen ihrer Söhne geſorgt hatte. Der Graf ſtarb, vierundſiebenzig Jahre alt, zu Baſtia am 20. September 1786 und hinterließ eine Witwe, die in Folge eines kaiſerlichen Decrets am 19. December 1805 vom Kaiſer Napoleon eine jährliche Penſion von ſechstauſend Francs bis zu ihrem Tode erhielt.*)

Madame Lätitia, die im Jahre 1783 Witwe geworden war, hatte ihrem Gemahle während ihrer ſiebzehnjährigen, ziemlich glücklichen Ehe fünf Söhne und drei Töchter geſchenkt. Ihr Liebling war der zweitgeborene Sohn Napoleon, der ſich damals in der Militärſchule von Brienne befand.

Nachdem die Engländer unter dem Oberbefehle

---

*) Gräfin Marbeuf ſtarb im Kloſter des heiligen Herzens zu Paris am 18. März 1839.

Lord Samuel Hook's am 18. Februar 1794 in Corſika gelandet waren und am 24. Mai desſelben Jahres die Hauptſtadt dieſer Inſel erobert hatten, war die damals vier und vierzigjährige, noch immer eben ſo ſchöne als impoſante Witwe Buonaparte mit ihren drei Töchtern nach Marſeille entflohen, dort in ziemlich bedrängten Verhältniſſen bis zum Herbſte 1799 geblieben und dann auf Einladung ihres Sohnes, der ſich in dem kurzen Zeitraume von vierzehn Jahren vom einfachen Unterlieutenant im vierten Artillerie-Regimente La-Fère zum erſten Conſul der franzöſiſchen Republik emporgeſchwungen hatte, nach Paris gekommen. Nachdem Napoleon am 18. Mai 1804 zum Kaiſer ausgerufen war, ſah ſich „Madame-Mère" von ihrem Sohne zur Beſchützerin aller frommen, wohlthätigen Anſtalten Frankreichs erhoben. Seitdem war die Kaiſerin-Mutter die Vorſehung aller Armen.

— Wie beneide ich dieſe hohe Frau um die Ehre und das Glück, Mutter ſolcher Söhne zu ſein! rief Gräfin Kielmannsegge, deren Augen beim Anblick des Bildes der Madame-Mère ſich mit flammender Begeiſterung füllten.

Bald darauf hatte die Audienz ihr Ende erreicht. Die Gräfin, aufrichtig entzückt von der liebenswürdigen Aufnahme, die ihr zu Theil geworden war, verabſchiedete ſich beim Grafen von Saint-Leu mit der Verſicherung, daß ihr Enthuſiasmus für den Kaiſer Napoleon und deſſen Familie ohne Grenzen ſei und ſich bei jeder Gelegenheit, die ſich ihr darböte, glänzend offenbaren werde. Ihr Wahlſpruch ſei fortan: „Gott und Napoleon!“

Eine Stunde ſpäter erhielt der Exkönig von Holland den Beſuch der zudringlichen Polin, die unangemeldet eingetreten war, um ihm für das Geſchenk von tauſend Francs, welches ſeine Großmuth ihr gewährt hatte, mündlich ihren Dank abzuſtatten.

Er empfing ſie mit auffallender Kälte. Lodoiska aber, die ſich durch ſein abſtoßendes Benehmen durchaus nicht zurückſchrecken ließ, beeilte ſich, alle Hilfstruppen ihrer mehr als frivolen Gefallſucht aufzubieten, um in das unempfindliche Herz dieſes Weiberfeindes eine Breſche zu ſchießen und ihn wenigſtens geſprächig zu machen. Er aber blieb kalt und einſilbig.

— Welch ein Eisbär! dachte die Polin und trat, verwirrt und beſchämt durch die beiſpielloſe Kälte ſeines Benehmens, bald darauf ihren Rückzug an.

Als ſie, tief empört über dieſe Unhöflichkeit ohne Gleichen, durch's andere Zimmer ging, fiel ihr Blick auf den Tiſch, auf welchem der Graf von Saint-Leu das Miniaturbild ſeines kaiſerlichen Bruders ſorglos hatte liegen laſſen. Geblendet von der werthvollen Einfaſſung des Portraits ſtieg in der leichtſinnigen Polin blitzſchnell der Gedanke auf, ſich dasſelbe anzueignen. Nur einen Moment ſchrak ſie vor der Ausführung zurück; dann faßte ſie ſich und — ſtahl das Bild.

Zwei Stunden ſpäter befand ſich Lodoiska mit Extrapoſt auf dem Wege nach Prag.

Der Graf von Saint-Leu, der in ſeiner ſprichwörtlich gewordenen Zerſtreutheit jenes Bild unterdeſſen ganz und gar vergeſſen hatte, erinnerte ſich desſelben erſt dann, als es bereits zu ſpät war. In dem Augenblick, als er's vermißte, fiel ſein Argwohn ſofort auf die Gräfin Kielmannsegge, hauptſächlich darum, weil ſie es geweſen war, der er es gezeigt, die es in ihren Händen gehabt und in ihrer ungezügelten Begeiſterung geäußert hatte, daß ſie Alles, was ſie beſitze, mit tauſend Freuden für den Beſitz dieſes Bildes hinzugeben im Stande ſei.

Ueberzeugt, daß ſein Verdacht vollſtändig gerechtfertigt ſei, war er Anfangs feſt entſchloſſen, dieſen frechen Diebſtahl dem Gerichte anzuzeigen und Gräfin Kielmannsegge dafür verantwortlich zu machen. Aber zum Glück für Letztere beſann er ſich bald eines Beſſern und unterließ dieſen Schritt, der die Ehre der

Gräfin, unverdient, für immer beſchimpft und gebranntmarkt haben würde.

An Lodoiska dachte er nicht mehr. Sie war ſeinem ſchwachen Gedächtniſſe ſo ganz und gar entſchwunden, daß kein Funke von Argwohn auf die wahre Urheberin dieſes Diebſtahls fiel.

In Prag, wo die Polin zwei Tage verweilte, hatte ſie die Diamanten vereinzelt und ihren Raub zu Gelde gemacht, mit welchem ſie ſich eiligſt nach Wien begab.

Das aber, was die Gräfin Kielmannsegge in den Augen des Grafen von Saint-Leu noch verdächtiger gemacht, war deren urplötzliche Abreiſe von Teplitz, das ſie, vier Tage nach jenem Diebſtahle, mitten in der Nacht verlaſſen hatte.

Unentſchloſſen, was er thun ſolle, entſchied er ſich endlich dafür, die Gräfin aus Mangel ſichern Beweiſes nicht verfolgen und die ganze Sache ruhen zu laſſen.

Unterdeſſen war Lodoiska in Wien angekommen. Schon Tags darauf hatte ſie in Folge eines von Dresden mitgebrachten Empfehlungsſchreibens die Bekanntſchaft eines ſchon damals höchſt einflußreichen Mannes gemacht, der mehr als jeder Andere geeignet und gleichzeitig auch ſehr gern bereit war, dieſe galante Abenteuerin unter die Flügel ſeines Schutzes zu nehmen.

Er war Diplomat und hieß — Gentz.

Dieſer Mann — geboren zu Breslau am 8. September 1764 — war acht und dreißig Jahre alt geweſen, als er, damals preußiſcher Geheimrath, aus mehr pecuniären als politiſchen Rückſichten urplötzlich ſeinen Abſchied nahm und im Jahre 1802 als k. k. Hofrath in die Wiener Hof- und Staatskanzlei eintrat. Er beſaß ungemein viel Geiſt, aber blutwenig Gewiſſen. Letzteres hielt er für eine üble Angewohnheit, die in gewiſſen Lagen des Lebens dem Spießbürger eine Art von Bangigkeit einflößt, über die ſich ein Gentleman — und vor Allem ein echter Diplomat — mit großer Gemüthsruhe hinwegzuſetzen verſteht. Anfangs liberal, war er ſpäter ſervil geworden. Einer der entſchiedenſten Gegner Napoleon's hielt er ſich 1806 im Hauptquartiere des Königs von Preußen auf und verfaßte dort das geharniſchte Manifeſt Friedrich Wilhelms III. gegen Frankreich. Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete er wieder im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und redigirte 1809 das Kriegs-Manifeſt Oeſterreichs gegen Napoleon. Seit dem Tage, an welchem Graf Metternich an Stadions Stelle die Leitung des Auswärtigen übernommen hatte, war Hofrath Friedrich von Gentz die rechte Hand und das linke Ohr dieſes Diplomaten, der die außerordentliche Gewandtheit und Schärfe der Feder dieſes Publiciſten vollſtändig zu würdigen und die Dienſte, die dieſer Mann ihm und dem Staate erwies, beſſer als das knickerige Preußen zu belohnen verſtand.

Schon damals hatte Herr von Gentz ein höchſt glänzendes Einkommen und eine Stellung, die ihm in jeder Hinſicht mehr als ſeine frühere in Berlin zuſagte. Vor Allem war er ein vollendeter Lebemann und einer der feinſten Epikuräer jener Zeit. Am Meiſten liebte er lucullifche Mahlzeiten. Außerdem auch einer der eifrigſten Verehrer des ſchönen Geſchlechtes, hatte er ſchon damals mehr galante Liaiſons als Haare auf dem geſcheidten Kopfe und überließ ſich ſeinem Hange zu verliebten Abenteuern in ſo zügelloſer Weiſe, daß er dadurch überraſchend ſchnell in den Ruf eines neuen Don Juan gerieth und in Folge dieſer Leidenſchaft nach und nach ſo ſehr von Kräften kam, daß er — zehn Jahre ſpäter — ſeine Zuflucht zu Brühen von fünfzehn Pfund Rindfleiſch zu nehmen ſich gezwungen ſah. Mit auffallender Vorliebe ſchwärmte er ſelbſt noch in weiter vorgerücktem Alter für blutjunge Ballettänzerinnen, zu denen — zwei Decennien ſpäter — auch die berühmte Ballettänzerin Fanny Elsler gehörte, was ſeinem Geſchmacke jedenfalls zu hoher Ehre gereicht.

Da ſein gefühlvolles Herz in dem Augenblicke, als Lodoiska ihren Empfehlungsbrief abgab, zufällig vacant geweſen war, ergriff er die Gelegenheit, jene Lücke auszufüllen, um ſo eifriger und lieber, weil die Ungebundenheit ihres ganzen Weſens, die prickelnde Frivolität ihres Characters mit dem ſeinigen vollkommen harmonirte.

Beide wurden bald ſehr vertraut. Die jederzeit bereitwillige Börſe des äußerſt galanten Hofraths verſchaffte ſeiner polniſchen Flamme die nöthigen Mittel, ihren Hang zum Aufwande, der für ſie ein nothwendiges Lebensbedürfniß geworden war, vollſtändig zu befriedigen. Lodoiska ihrerſeits überhäufte ihn dafür mit tauſend Liebenswürdigkeiten, die ihn das Geld, das er mit ſtets vollen Händen in ihren Schooß warf, niemals bereuen ließen. Reue kannte er überhaupt nur dem Namen nach, denn Reue iſt Katzenjammer des Gewiſſens; Letzteres aber war ihm eben auch nur vom Hörenſagen bekannt. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Gräfin Kielmannsegge, die unterdeſſen von Teplitz nach Hannover zurückgekehrt war, erwartete hier die Rückkunft ihres Gemahls, der ſich noch immer in London umhertrieb. Dort ſchien er ſich freier und wohler zu fühlen als in Hannover an der Seite ſeiner Gattin,

für welche er blutwenig Zuneigung beſaß, was ſie frühzeitig genug durchſchaut hatte. Auch ihr Herz erkaltete mehr und mehr, und ſo geſchah es, daß nach der Rückkehr des Grafen dieſe Ehe ſich für beide Theile immer trüber und unglücklicher geſtaltete. Beide trugen, weil ſie ſich niemals aufrichtig geliebt hatten, das Joch ihres Zuſammenlebens mit einer gegenſeitigen Gleichgiltigkeit, welche nach und nach dergeſtalt zunahm, daß man ſich wechſelſeitig ſehr bald zur Laſt ward. Die Seele der Gräfin, erfüllt von einem unerreichbaren Ideale, das Napoleon hieß, ſchwärmte für ihren „Held der Helden" mit einer Begeiſterung, die von Tag zu Tage zunahm. Der Graf dagegen, der ein abgeſagter Feind des Kaiſers war, benutzte jede Gelegenheit, ihren übertriebenen Enthuſiasmus „für den gewiſſenloſen Uſurpator" ſtets in's Lächerliche zu ziehen und ſeine Gattin dadurch ſo empfindlich zu kränken, daß ſie, gereizt durch dieſen ewigen Widerſpruch, immer heftiger für den Mann ihrer ſtolzen Träume erglühte. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Ende des Monats October 1810 überbrachte der kaiſerlich franzöſiſche Stallmeiſter, Baron von Mesgrigny, dem Wiener Hofe die erſte Nachricht von der poſitiven Gewißheit der bis dahin immer noch bezweifelten Schwangerſchaft der Kaiſerin Marie

Louiſe. Ganz Wien, ja ganz Oeſterreich begrüßte dieſe frohe Botſchaft mit großem, ehrlich gemeinten Jubel.

Am 13. November kehrte Herr von Mesgrigny mit den ſchriftlichen Glückwünſchen des Kaiſers und der Kaiſerin von Oeſterreich nach Paris zurück.

Als auch Gräfin Kielmannsegge dieſe Nachricht erfuhr, empfand ſie einen ihr ſelber unerklärlichen Neid und brach darüber in Gegenwart ihres Gemahls laut in Thränen aus.

— Ich begreife nicht, ſagte der Graf zu ihr, woher es kommen mag, daß dieſe Kunde Dich traurig ſtimmt. Du ſollteſt, im Gegentheile, hoch erfreut ſein, daß der heißeſte Wunſch des Kaiſers dadurch in Erfüllung geht. Wenn ihm die Vorſehung einen Thronerben ſchenkt, dann iſt ſeine Dynaſtie feſter als bisher begründet.

— Ein banges Vorgefühl ſagt mir, daß dieſe Ehe dem Kaiſer kein Glück bringen wird, entgegnete die Gräfin.

— Kind, laß dies ſeine Sorge ſein! Sein unerſättlicher Ehrgeiz, der ihn angetrieben hatte, ſich von ſeinem guten Sterne loszuſagen und Joſephine von Beauharnais zu verſtoßen, fand in dieſer Verbindung mit der deutſchen Kaiſerstochter ſeine höchſte Befriedigung. Was kümmert's Dich, ob dieſe Ehe gute oder ſchlimme

Folgen haben wird? Jeder Menſch iſt ſeines Glückes eigener Schmied. Die Wahrheit dieſes Satzes wird auch Napoleon früher oder ſpäter erkennen lernen, ſagte ihr Gemahl, der dem Geſpräche raſch eine andere Wendung gab.

Anfang Novembers verkündete der Pariſer „Moniteur" die Ernennung der Gräfin von Montesquiou, Gemahlin des Oberkammerherrn, zur Gouvernante der kaiſerlichen Kinder und die des Herrn Antoine Dubois, Ober-Chirurgen am Hoſpitale der medicinischen Schule, zum Geburtshelfer Ihrer Majeſtät der Kaiſerin. — Ganz Paris ſchwelgte im Vorgefühle neuer Feſtlichkeiten.

„Endlich — erzählt Baron von Méneval — nahte der Augenblick der Entbindung, den der Kaiſer, wie ganz Frankreich, mit geſpannter Ungeduld erwartete. Am Morgen des 20. März 1811 verkündeten hundert und ein Kanonenſchuß die Geburt des Königs von Rom. Einundzwanzig Schüſſe ſollten die einer Prinzeſſin anzeigen. Schwerlich kann man ſich eine Vorſtellung von der Spannung machen, mit welcher man die erſten Schüſſe zählte. Bis zum einundzwanzigſten herrſchte tiefe Stille. Beim Donner des zweiundzwanzigſten Schuſſes brach in allen Theilen von Paris gleichzeitig ein ungeheurer Jubel los. Die Freude und Begeiſterung war allgemein. Aber die Geburt des Weſens, auf dem ſo große Geſchicke ruhen ſollten, ging äußerſt ſchwer von Statten.

„Tantae molis erat romanam condere gentem.“

Die erſten Wehen, die ſich Abends zuvor eingeſtellt hatten, waren bis zum Tagesanbruch erträglich geweſen, dann hörten ſie auf; die Kaiſerin konnte einſchlafen. Der Kaiſer hatte den Anfang der Nacht bei ihr zugebracht. Als ſie eingeſchlummert war, kehrte er in ſein Schlafzimmer zurück und nahm dort ein Bad. Eine Stunde ſpäter ward die Kaiſerin durch ſehr heftige Schmerzen geweckt, welche anzeigten, daß der Augenblick der Entbindung gekommen ſei. Doctor Dubois erklärte, daß ſie ſchwer werden dürfte, da das Kind auf der Seite lag. Der Kaiſer war ganz ruhig, als Dubois plötzlich die Thür aufriß und in Beſtürzung ihm anzeigte, daß er die lebhafteſten Beſorgniſſe hege. Napoleon ſprang, ohne ihm zu antworten, aus dem Bade, warf ſich in ſeinen Schlafrock und begab ſich mit dem Arzte zur Kaiſerin. Er trat, ſeine Angſt verheimlichend, an ihr Bett, küßte ſie zärtlich und ſprach ihr Muth ein. Die Schmerzen nahmen mehr und mehr zu. Die Kaiſerin ängſtigte ſich außerordentlich und rief, man wolle ſie opfern. Der Kaiſer, der ſich in der größten Beſtürzung befand, ſagte, wenn das Kind nicht lebendig zur Welt kommen könne, müſſe man vor Allem die Mutter zu erhalten ſuchen.

Endlich, nach den ſchmerzlichſten Anſtrengungen kam das heißerſehnte Kind zur Welt: es war ein Knabe, der aber Anfangs kein Lebenszeichen von ſich gab. Der Kaiſer, der jetzt über den Zuſtand der Mutter beruhigt war, wendete nun ſeine ganze Sorgfalt ſeinem Sohne zu; er betrachtete mit ängſtlicher Beſorgniß das ſcheinbar lebloſe Kind, bis ſeine Furcht durch einen ſchwachen Schrei desſelben verſcheucht ward. Der Kaiſer ſelbſt meldete in der Freude ſeines Herzens dem anweſenden Hofe die Geburt ſeines Sohnes; er war aber noch ſo ſehr ergriffen von dem ſchmerzlichen Schauſpiel der Entbindung, daß er mehrmals wiederholte, lieber hätte er einer Schlacht beiwohnen wollen. —

Die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kaiſerin hatte ſich wie durch Zauber durch ganz Paris verbreitet. Als ſie die Glocken von Notre-Dame und der Donner des Geſchützes verkündigten, war ſchon eine große Volksmenge im Tuileries-Garten unter den Fenſtern des Palaſtes verſammelt. Der Kaiſer betrachtete, von ſeinen Gemächern aus, mit auffallender Rührung dies für ihn ſo angenehme Schauſpiel."

Am Abende desſelben Tages empfing der Neugeborene in der Capelle der Tuilerien vom Cardinal-Großalmoſenier Feſch die Nothtaufe.

Am folgenden Morgen nahm der Kaiſer auf dem Throne die Glückwünſche des Hofes, des Senats, des geſetzgebenden Körpers, der erſten Behörden und des diplomatiſchen Corps an. Nach dieſer feierlichen Audienz begaben ſich Alle zum Könige von Rom, der in der prachtvollen goldenen Wiege lag, welche am 5. März Graf Frochot, Präfect des Seine-Departements, dem Kaiſer im Namen der guten Stadt Paris überreicht hatte.

Die beiden Großkanzler der Ehrenlegion und der eiſernen Krone legten die Großkreuze dieſer Orden auf die Wiege des neugeborenen Prinzen. — Einige Tage ſpäter überreichte ihm der Geſandte Oeſterreichs, Fürſt von Schwarzenberg, im Auftrage ſeines hohen Souverains die große Decoration des Sanct-Stephan-Ordens.

Sämmtliche Theater der Hauptſtadt wetteiferten, die Geburt des Königs von Rom zu feiern. Feſte aller Art und eine allgemeine Illumination zeugten von der ungeheuchelten Theilnahme des Volks. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſchrieben Gebete aus. Faſt ſämmtliche Höfe Europa's überſandten dem Kaiſer ihre Glückwünſche. Die Könige von Spanien, Neapel und Weſtphalen begaben ſich perſönlich nach Paris, um ihrem erhabenen Bruder mündlich zu gratuliren.

Doctor Dubois, der die Entbindung glücklich vollzogen hatte, erhielt vom Kaiſer die Baronswürde und ein Geſchenk von hunderttauſend Francs.

Damals gab es auf Erden keinen ſtolzeren und glücklicheren Vater als Napoleon I.

Aber jedes Glück hat ſeine Grenzen. Auch der Glücksſtern des Kaiſers neigte ſich, ſchon wenige Monate nach der Entbindung Marie Louiſens, mehr und mehr ſeinem Untergange zu.

Unterdeſſen führen wir unſern Leſer nach Hannover zurück.

Sechstes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge, die dort an der Seite ihres, ſie gleichgiltig angähnenden Gemahls ſich durchaus nicht heimiſch zu fühlen vermochte, ſehnte ſich in ihrem Innern mehr und mehr nach Dresden zurück, wo ſie ihre Jugendjahre verlebt hatte und wo jener Künſtler verweilte, zu welchem ſie ſich mit dem reinſten Gefühle aufrichtiger Sympathie hingezogen fühlte.

Der Briefwechſel, den ſie ſeit ihrer Verheirathung mit Joſeph Graſſi unterhielt, läßt uns, beſſer als alles Uebrige, einen Blick in die troſtloſe Nacht ihres Herzens werfen und uns die ganze Größe ihres Kummers erkennen.

„Ich ſelbſt,“ ſchreibt ſie in einem ihrer Briefe, „weiß mir keine Rechenſchaft zu geben von dem Gefühle, das wie ein giftgeſchwollener Skorpion an meinem Herzen nagt und mir den innern Frieden raubt. Nie und nirgends finde ich Ruhe! Immer und überall verfolgt mich ein dunkler Schatten, ein unheimliches Geſpenſt, das mich namenlos beunruhigt. — Iſt dieſes unbeſtimmte Gefühl, das mich unaufhörlich quält und peinigt, nichts Anderes, als Sehnſucht, dann frage ich mich ſelbſt, wonach ſich meine Seele ſehnt, und mit bangem Entſetzen muß ich mir dann geſtehen, daß jener ſchöne herrliche Traum, der jede Faſer meines Ichs erfüllt, eine eitle Chimäre iſt, und daß jenes ſtolze Ziel, dem ich athemlos nachjage, für mich unerreichbar bleibt. Dieſe unbefriedigte Sehnſucht iſt die Wurzel jener unbeſchreiblichen Wehmuth, die wie eine wildwuchernde Neſſel all mein Denken, all mein Fühlen umrankt und mir die brennendſten Schmerzen bereitet. — Zu dieſer Wehmuth geſellt ſich ein Gefühl von Reue, das mich mit einer Troſtloſigkeit erfüllt, die mich mehr und mehr in Verzweiflung bringt. — Ihnen, theurer Freund, darf ich geſtehen, daß mich in meinem freudeleeren Daſein ſchon oftmals der ſündige Gedanke beſchlichen hat, meinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Es gibt Leute, welche den Selbſtmord für Feigheit erklären; ich dagegen halte ihn für einen Act des größten Heldenmuths. Längſt ſchon hätte ich dieſe Laſt von Seelenpein und Herzensleid, die mich niederbeugt, von mir abgewälzt, hielte nicht moraliſche Feigheit mich zurück, mich loszuſagen von dieſem hoffnungsloſen Leben, das mir von Tag zu Tage unerträglicher wird. Allnächtlich bete ich zu dem unerforſchlichen Lenker unſerer

Schickſale, daß er mich abrufe aus dieſem Labyrinthe wildverworrener Seelenleiden. Untröſtlich bin ich, wenn ich Morgens zu neuem Leben erwache. Wo, Freund, ſoll ich Troſt finden? In der grauſigen, mit tauſend Schreckengeſtalten erfüllten Nacht meines qualvollen Daſeins ſtrahlt mir kein Schimmer von Hoffnung. Jeder Augenblick bringt mir neue Täuſchungen, und jede dieſer Täuſchungen erfüllt mich mit neuer Erbitterung gegen mich und meine ganze Umgebung. Es gibt Stunden, in denen ich mich ſelbſt und die ganze Welt verwünſche, Stunden, in welchen das lügenhafte Treiben dieſer treuloſen Erde mich dergeſtalt anwidert, daß der Ekel, den ich empfinde, mich oft bis zur Gottesläſterung hinreißt. Wozu erſchuf er dieſe ſündige Menſchenbrut? Sie iſt ſelbſtſüchtig, falſch und heimtückiſch. Sie, herzlich geliebter Freund, ſind der Einzige, zu dem ich noch Vertrauen habe und in deſſen theilnahmvolles Herz ich die ganze Fülle meines Kummers ausgießen darf, ohne befürchten zu müſſen, von Ihnen verkannt und, ſtatt aufrichtig bemitleidet, lieblos verachtet zu werden. Die Verzweiflung, die mich in dieſem Augenblick auf's Neue erfaßt, raubt mir beinahe den Verſtand. O Gott, wie ſoll dies enden?" — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

In Graſſi's Antwort an die Gräfin hieß es unter Anderm:

„Ich begreife die Größe Ihres Kummers. Ich kenne Ihr großes, edles Herz und jenen dunkeln Schatten, der Sie unabläſſig verfolgt und Ihnen nirgends Ruhe gönnt. Ich kenne jenes unheimliche Geſpenſt, das Sie fortwährend beunruhigt, leider auch aus eigener Erfahrung. Auch ich, angebetete Freundin, bin im höchſten Grade unglücklich. Auch ich ſtrebe nach unerreichbaren Zielen; auch mich martert eine peinliche Unruhe; auch ich empfinde bittere Reue über Manches, was ich mir vorzuwerfen habe. Ich fühle mehr und mehr, daß ich zu etwas Beſſerem geſchaffen war: ich hätte Prieſter werden und mich, ſtatt der frivolen Kunſt der Malerei, dem frommen Dienſte der Kirche weihen ſollen. Nur in den Mauern eines Kloſters findet das menſchliche, von tauſend tollen Widerſprüchen ruhlos umhergepeitſchte Herz jene heilſame Abgeſchiedenheit, jene wohlthuende Ruhe, jenen himmliſchen Frieden, die unſere ſündhaften Leidenſchaften abkühlen, eine Wunde nach der andern ſchließen und uns ſchon hier auf Erden das wolkenloſe Glück des unbekannten Jenſeits ahnen laſſen. So oft ich das Läuten der Glocken vernehme, die den Gläubigen zur Kirche rufen, füllt ſich mein Herz mit Andacht und mein Auge mit wehmuthsbangen

Thränen. Gegen Seelenleiden gibt's nur Eine Arzenei: den Balſam, den Troſt des Gebets! So oft ich, erſchöpft von den Anſtrengungen meiner Kunſt und unbefriedigt von dem Erfolge derſelben, mich von meiner Staffelei abwende, ſinke ich entmuthigt auf meine Knie und laſſe meine Seele untertauchen in die beruhigenden Fluthen des Gebetes zu dem großen, allweiſen, allmächtigen Unbekannten, in deſſen barmherziger Hand die Geſchicke aller Sterblichen ruhen. Das Gebet tröſtet und beruhigt mich. Bald fühle ich dann, daß an die Stelle jener troſtloſen Entmuthigung eine ſtille Sabbathruhe einkehrt, die mir neuen Muth und neue Kraft verleiht, ſiegreich anzukämpfen gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens und geduldig zu ertragen alle Prüfungen, die das Schickſal jedem Sterblichen auferlegt. Das Gebet verſöhnt uns mit Gott und unſern Nebenmenſchen; es ſtillt die Gefühle der Sehnſucht; es beruhigt den Schmerz unſerer Wehmuth; es erleichtert und ſühnt unſere Reue. Darum ſoll der Menſch niemals verzweifeln; in allen Kämpfen des Lebens ſoll er Vertrauen und Muth im Gebete ſuchen. — Nichts aber iſt gottloſer, als Selbſtmord. Denn wie darf der Menſch ſich nehmen, was er ſich nicht ſelbſt gegeben hat? Sein Leben iſt das Eigenthum Gottes. Nur Er allein darf darüber ſchalten und walten frei

Bibl. Univers. Lips.

und unumſchränkt. Geben Sie alſo jene finſteren Gedanken auf, die Ihrer unwürdig ſind. Hören Sie auf, muthlos zu verzweifeln. Faſſen Sie Vertrauen zu Ihrem Schöpfer! Faſſen Sie Vertrauen zu ſich ſelbſt. Suchen Sie Ruhe und Frieden im Gebete. Der liebe, gute, allbarmherzige Gott verläßt Keinen, der ſich nicht ſelbſt verläßt. Beten Sie, theure Freundin, beten Sie! Alles, liebe Gräfin, wird dann beſſer werden, als Sie Anfangs befürchtet haben."

Dieſe Antwort verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Gräfin ſuchte Troſt im Gebete. In ihrem Vertrauen zu Gott fand ſie Beruhigung und erwachte aus dem Starrkrampfe der Verzweiflung zu neuem Leben. —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Im Mai-Monate desſelben Jahres, in welchem die Vorſehung dem Kaiſer der Franzoſen in dem Könige von Rom einen hoffnungsvollen Thronerben geſchenkt hatte, führte der Zufall einen jungen Engländer nach Hannover, deſſen Bekanntſchaft Graf Kielmannsegge erſt wenige Monate zuvor in London gemacht hatte.

Er hieß Horace Cunningham und war der einzige Sohn eines durch induſtrielle Unternehmungen aller Art ſteinreich gewordenen Baronets, den der Tod im

Auguſt vorigen Jahres aus ſeinem Sommer-Aufenthalte bei Nottingham in die großen Winterquartiere des Jenſeits abgerufen hatte. — Erbe eines jährlichen Einkommens von mehr als 12,000 Pfund Sterling war Horace, auf den der Baronstitel ſeines Vaters überging, ſeit ſeinem ſechsundzwanzigſten Lebensjahre völlig frei und unabhängig, einer der reichſten und angeſehenſten jungen Leute ſeiner Vaterſtadt Nottingham. Gebildet in der großen Weltſchule London, großgeſäugt von der Milch der Denkungsart Richardſon'ſcher Romanhelden, galt der junge Baronet Cunningham ſchon ſeit ſeinem zwanzigſten Jahre für einen der hervorragendſten Löwen des großen Themſe-Babels, für einen der vollendetſten Gentlemen, für einen der bekannteſten und geſuchteſten Dandies Alt-Englands. Ueber Alles liebte er den Aufwand. Nach dem Vorbilde ſeines unſterblichen Ideals Richard Lovelace hätte er's u. A. für die größte Verſündigung am feinen Welttone gehalten, ein Paar neue Glacéhandſchuhe mehr als ein Mal zu tragen. Dann ſchenkte er ſie ſeinem Diener, welcher — im Vorbeigehen erwähnt — Franzoſe war und, wie jener berühmte Schachſpieler, Philidor hieß. Wie der Herr, ſo der Diener! — Letzterer war ein Nachäffer ſeines Herrn, der als das Urbild eines in jeder Beziehung echt ariſtokratiſchen Vollblut-Stutzers erſchien.

Mit einigen Pinſelſtrichen wollen wir die äußere Erſcheinung unſeres Helden zu ſchildern verſuchen. Horace hatte eine hochgewölbte Stirn, röthlich blondes, nicht eben allzureiches Haupthaar, einen in's Röthliche hinüberſpielenden, aber deſto reicher geſegneten Backenbart, einen feingeſchnittenen Mund, der zwei Reihen blendend weißer, makelloſer Zähne offenbarte, eine römiſche Adlernaſe, auffallend kleine Ohren und ein Paar geiſtſprühende Augen, die zu Allem fähig ſchienen, was geeignet iſt, in dem Herzen der Frauen eine gewiſſe Art von geiſtiger Aufregung und Unruhe wachzurufen. Cunningham, der ſich dieſer Eigenſchaft ſehr wohl bewußt war, ſchien darauf nicht weniger eitel, als auf den Beſitz ſeiner kleinen Hände und kleinen Füße zu ſein, die Aller Blicke auf ſich zogen und die er mit ſichtbarem Wohlgefallen zu betrachten pflegte, weil er ihnen manche ſeiner Triumphe zu verdanken hatte.

Das, was ihn aus London nach dem Feſtlande, zuerſt nach Frankreich und von dort nach Deutſchland gezogen hatte, war der jedem Engländer angeborene Trieb, Welt und Menſchen kennen zu lernen und durch Erfahrungen vielfacher Art, die man ſich nirgends raſcher und leichter als auf Reiſen anzueignen pflegt, den noch ziemlich beſchränkten Kreis ſeiner Anſchauungen beſtmöglichſt zu erweitern.

Der erſte Beſuch, den er in Hannover abzuſtatten ſich beeilte, galt dem Grafen Kielmannsegge, der ihn in London eingeladen hatte, ihn — falls er einmal nach Deutſchland käme — ja nicht vergeſſen zu wollen. Er verſprach's ihm feſt und theuer. Und Horace Cunningham, als Gentleman gewohnt, ſtets ſein Wort zu halten, war auch bei dieſem Anlaſſe nicht davon abgewichen.

Graf Kielmannsegge ſtellte ihn ſeiner Frau vor. Cunningham verbeugte ſich kalt und abgemeſſen. Beide wechſelten ein Paar gewöhnliche Phraſen; bald darauf empfahl ſich der Baronet.

Der erſte Eindruck, den er auf die Gräfin gemacht hatte, war ein durchaus ungünſtiger geweſen; er flößte ihr, wie die Mehrzahl der Männerwelt, einen hohen Grad von Abneigung, ja ſogar einen Anflug von Widerwillen ein, der ſeinem Scharfblick durchaus nicht entgangen war. — Er hingegen geſtand ſich, als er nachdenkend die Stufen der Treppe hinabging, daß die Gräfin, die ihm weit jünger vorkam, als ihr Gemahl ſie ihm in London geſchildert hatte, einen ungewöhnlich hohen Grad geiſtiger Anmuth und ſinnberauſchenden Zaubers, ein geheimnißvolles Etwas beſaß, das die Neugier dieſes Weiberkenners in vollen Anſpruch nahm.

— Entweder muß dieſes Weib ein vollendeter

Engel oder ein raffinirter Teufel ſein! — So viel aber weiß ich ſchon jetzt, daß ſie keine jener gewöhnlichen Alltags-Frauen iſt, wie ſie haufenweiſe in jedem Lande der Erde umherlaufen. Wer Eine kennt, kennt ſie Alle. Dieſe aber macht eine Ausnahme. Und da ich die ſeltenen Ausnahmsfälle der allgemein verbreiteten Regel vorzuziehen gewohnt bin, ſo mache ich kein Geheimniß daraus, daß die Gräfin trotz des allzuſichtbaren Widerwillens, den ſie — gewiß abſichtlich! — affectirt, mir mehr Intereſſe als hundert andere Frauen, die ich kenne, eingeflößt hat.

Im ſchönſten Hôtel der Stadt miethete er ſofort auf drei Monate ein ganzes Stockwerk, hielt ſich ein Paar Equipagen und Reitpferde und entfaltete in Allem, was er trieb, einen ſo auffallenden Luxus, daß er dadurch ſehr bald das Stadtgeſpräch, der Held des Tages, der Löwe Hannovers ward.

Als Graf Kielmannsegge ihm ſchon am andern Vormittage ſeinen Gegenbeſuch abzuſtatten ſich beeilte, fand er den Baronet bereits ſo vollſtändig und mit ſolchem Comfort eingerichtet, daß der Graf darüber ſein Erſtaunen äußerte.

— Warum, my dear, verwundert Sie dies? fragte der Gentleman. Für Geld iſt Alles zu haben! Nichts geht über Comfort und Bequemlichkeit! Ich fühle mich hier bereits ſo heimiſch, wie bei mir zu Hauſe.

— Und wie lange, Baronet, gedenken Sie hier zu verweilen?

— Vielleicht nur ein Paar flüchtige Tage; vielleicht auch zwei oder drei Monate, jedenfalls aber nicht länger, als es mir hier gefällt . . .

— Alles, was von mir abhängt, Ihnen Ihren hieſigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu geſtalten, ſoll meinerſeits ehrlich geſchehen, um Ihnen wenigſtens einen Theil meiner Dankesſchuld für die liebenswürdige Aufnahme, die ich in Ihrem gaſtlichen Hauſe zu London fand, abzutragen.

— Sie ſind zu gütig, lieber Graf, entgegnete der Baronet. Sagen Sie mir, my dear, glauben Sie, daß ein Fremder meiner Gattung ſich in Ihrer Stadt einige Zeit gut unterhalten kann?

— Hannover iſt, aufrichtig geſagt, etwas langweilig und nach der Anſicht Vieler ſogar die langweiligſte aller deutſchen Städte; doch werden Sie hier, wie ich hoffe, ein Paar Wochen eben ſo gut Ihre Zeit todtſchlagen können, als irgend anderswo.

— Gibt es hier viel ſchöne Frauen? forſchte das Spiegelbild Lovelace's.

— Nicht mehr und nicht weniger, als in jeder andern Stadt, London ſelbſt nicht ausgenommen, denn auch dort, wie überall, findet man mehr häßliche als ſchöne Frauen.

— Aber woher mag es kommen, daß in meinen Augen — verzeihen Sie mir meine unbeſcheidene Aufrichtigkeit! — ſelbſt die häßlichſte Engländerin doch weit mehr Reiz für mich beſitzt, als die allerſchönſte Ausländerin?

— Ueber Geſchmackſachen iſt nicht zu ſtreiten. Ich für meinen Theil ziehe wiederum die deutſche Frau den Frauen aller andern Nationen vor.

— Die Mehrzahl Ihrer Landsmänninnen iſt prüde . . .

— Sagen Sie lieber, ſittig und tugendhaft . . .

— Wenn's Ihnen Freude macht, ſehr gern; doch habe ich mir leider von mehr als einem unſerer Touriſten ſagen laſſen, daß es in Deutſchland nicht minder gefallſüchtige Frauen als im galanten Frankreich gibt.

— Auch dies läßt ſich nicht läugnen; denn kokett ſind ſie freilich überall.

— Sprechen wir lieber von Ihren Pferden! Gibt's denn auch hier ſchöne Racen?

— Sie werden oft genug darüber erſtaunen.

— Aber nach den Herren Hunden zu ſchließen, die ich in Deutſchland bisher kennen zu lernen die

Ehre gehabt habe, ſcheint mir ein gewiſſes Vorurtheil gegen Ihre Herren Pferde wohl nicht ganz ungerechtfertigt. Die Mehrzahl Ihrer Hunde iſt plebejiſch. Der deutſche Pudel iſt ein Erz-Philiſter . . . unſere Doggen dagegen ſind wahrhafte Gentlemen!

— Ihre ſogenannten King Charles gefallen mir durchaus nicht. Sie ſind gleichſam Parodien der Bologneſer, entgegnete der deutſche Graf, der ernſtlich entſchloſſen ſchien, dem engliſchen Baronet keine ſeiner Grobheiten ſchuldig bleiben zu wollen.

Von den Pferden und Hunden lenkte der Engländer — etwas brüsk und täppiſch — das Geſpräch auf einzelne, beſonders hervorragende Spitzen der Kunſt.

— Wie ſieht's bei Ihnen in Deutſchland mit der Malerei aus? Erlauben Sie mir die beſcheidene Anfrage, ob auch Sie einen Joſua Reynolds oder Benjamin Weſt aufzuweiſen haben?

— Leider fehlen uns gerade dieſe Beiden. Aber mit demſelben Rechte erlaube ich mir, ſo unbeſcheiden zu ſein, die Frage aufzuwerfen, ob auch Sie einen Bach oder Haydn, einen Gluck oder Mozart aufzuweiſen haben?

— Muſik iſt die ſchwächſte Seite unſerer künſtleriſchen Begabung. Wir componiren und muſiciren nur mittelmäßig, aber deſto größern, einflußreichern

Lärm machen wir im Gebiete der Politik. Wir ſind eine große, freie Nation. Wir haben eine heilige, unantaſtbare Verfaſſung. Wir beſitzen eine mächtige, weltgebietende Flotte. Was haben Sie dafür in Deutſchland?

— Darüber laſſen Sie mich lieber ſchweigen, entgegnete beſchämt der deutſche Cavalier.

— Verzeihen Sie, antwortete der Engländer, wenn ich, ohne es zu wollen, Sie vielleicht gekränkt haben ſollte. Es war nicht ſo böſe gemeint, als es ſich vielleicht angehört haben mag. Aber reden wir nicht mehr von Dingen, welche geeignet wären, uns gegenſeitig zu verſtimmen. Wir wollen lieber gute Freunde bleiben, bat der Gentleman, dem Grafen mit herzlicher Aufrichtigkeit die Hand reichend.

— Ich wünſche es von ganzem Herzen und will mir vor Allem angelegen ſein laſſen, Sie zu überzeugen, daß wir Deutſche nicht weniger das Gaſtrecht zu ehren wiſſen, als die Söhne Albions, entgegnete der Graf, den Händedruck des ſtolzen Briten eben ſo ſchnell als herzlich erwiedernd.

— Wo werden Sie den heutigen Abend zubringen? fragte der Gentleman.

— Ich habe eine kleine Whiſtpartie arrangirt und bin gekommen, um Sie im Namen meiner Frau freundlichſt dazu einzuladen.

— Im Namen Ihrer Frau? wiederholte der Baronet, offenbar erſtaunt.

— Und warum wundert Sie dies?

— Weil ich, aufrichtig geſagt, bemerkt zu haben glaube, daß der Eindruck, den ich auf Ihre Frau Gemahlin gemacht, leider kein günſtiger geweſen iſt.

— Und woraus, Baronet, folgern Sie dies?

— Eine Stimme meines Herzens ſagt mir, daß Gräfin Kielmannsegge — leider weiß ich nicht warum? — mir nicht gewogen ſcheint.

— Dies darf Sie durchaus nicht verſtimmen. Meine Frau iſt eine ausgeſprochene Männerfeindin. Selbſt ihren Gatten liebt ſie nicht . . .

— Was ſagen Sie da? fragte Horace.

— Nichts Anderes als die traurigſte Wahrheit! Unſere Ehe iſt leider ſehr unglücklich. Fragen Sie, wer von uns Beiden die Hauptſchuld trägt, dann muß ich ſie auf meine Frau ſchieben, während dieſe ſie zweifelsohne auf mich zurückwälzen wird. Wir paſſen gegenſeitig nicht für einander: wir lieben uns nicht im Geringſten; wir dulden uns nur!

— O wie ſehr bedaure ich Sie! geſtand der Engländer mit ungeſchminktem Mitgefühl.

— Mehr zu bedauern iſt meine Frau! Sie weiß häufig ſelbſt nicht, was ſie will. Sie gönnt ſich niemals

Abwechslung und Zerſtreuung. Sie gefällt ſich in dem Gefühle, das unglücklichſte Weib unter Gottes Sonne zu ſein. Faſt immer trägt ſie ein und dasſelbe ſchwarze Kleid, um durch die Farbe der äußern Trauer auf die Trauer ihres Innern hinzudeuten. Sie weint oft ganze Tage lang.

— Sie ſollten verſuchen, Ihre Frau Gemahlin aufzuheitern. Sie ſollten ſie auf Reiſen ſchicken . . .

— Auch das Reiſen gewährt ihr keine Zerſtreuung mehr. Am Liebſten hockt ſie zu Hauſe . . .

— Wollen Sie es mir überlaſſen, den Verſuch zu machen, ſie heiterer zu ſtimmen?

— Ich würde Ihnen dafür außerordentlich dankbar ſein; denn es würde mir leid thun, wenn Sie glauben möchten, daß ich gegen meine Frau geradezu hart und grauſam bin. Sehr oft dauert ſie mich aufrichtig; aber jene Kälte und Liebloſigkeit, welche ſie mir gegenüber ſo offen zur Schau trägt, empört mich ſtets auf's Neue. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich allein nicht Schuld an dem Zerwürfniß unſerer Ehe bin.

— Die Ehe, ſagt einer unſerer engliſchen Satiriker, iſt ein moraliſcher Zweikampf, bei welchem in den meiſten Fällen beide Theile zu unterliegen pflegen. Und darum werde ich niemals heirathen.

— Sie beſuchen uns alſo heute Abend? fragte der Graf, um das Geſpräch abzubrechen.

— Ich komme ganz beſtimmt, lieber Graf, verſprach der Baronet.

— Bringen Sie Ihre gute Laune mit, bat Herr von Kielmannsegge und entfernte ſich.

Als Horace Cunningham mit ſich allein war, ſagte er nachdenkend zu ſich ſelbſt:

— Ich weiß nicht, woher es kommen mag, daß ich dieſen guten Mann eines Theiles aufrichtig bedauere und es andern Theils doch gewiſſermaßen gern ſehe, daß er mit ſeiner ſchönen Frau nicht glücklich lebt. Letzteres wird, wie ich hoffe, nicht wenig dazu beitragen, ihren Widerwillen gegen mich, wenn auch nicht ſogleich, doch ſicher allmälig in Zuneigung umzuwandeln. Ich habe Zeit und kann es ruhig abwarten, ſagte der Roué und ſtellte ſich vor ſeinen kleinen Fenſterſpiegel, um ſich als Gentleman pflichtſchuldigſt eigenhändig zu raſiren, denn nur Spießbürger überlaſſen die ſorgfältige Pflege ihres Bartes den fremden Händen eines gewiſſenloſen Barbierbarbaren.

Siebentes Kapitel.

welchen? Am Abende deſſelben Tages finden wir unſern Baronet im Hötel des Grafen Kielmannsegge an der Seite der Gräfin, die, wie gewöhnlich, eine ſchwarzſeidene Robe trug und ſich auch heute durch eine faſt ärmlich zu nennende Einfachheit ihrer Toilette (ſie trug nicht den mindeſten Schmuck) auszuzeichnen bemüht war. [illegible]

Unſer Gentleman, der dem Wunſche des Grafen nachkommend, ſeine gute, bisweilen etwas derbe Laune und ſeinen geſunden, mitunter etwas barocken Humor mitgebracht hatte, ließ, bevor man ſich zum Whiſttiſche begab, alle Sprühteufel ſeines drallen Mutterwitzes ſpringen, um die Gräfin Kielmannsegge, die, wie vorgeſtern, verſtimmt und traurig, kalt und einſilbig war, nach Kräften aufzuheitern. Sein ganzes Weſen mußte, wie die Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung, ſie unwillkührlich an ihren erſten Gatten, an den Grafen zu Lynar, erinnern, mit welchem Baronet Cunningham mehr als eine auffallende große Aehnlichkeit beſaß, eine Zufälligkeit, welche ganz und gar geeignet war, die Gräfin — wenn's möglich geweſen wäre — noch verſtimmter zu machen.

Horace bemerkte dies und wurde verlegen. Die Einſilbigkeit, mit welcher ſie jede ſeiner buntfarbig durcheinander gewürfelten Fragen beantwortete, hielt er für einen neuen ſichern Beweis ihres offenbaren Widerwillens gegen ihn. Dieſer Widerwille verletzte theilweiſe ſeine Eitelkeit; theilweiſe aber fachte er in ſeinem Innern auch immer mehr den Ehrgeiz und die Begierde an, dieſen Widerwillen um jeden Preis zu beſiegen und dieſe ſtolze, kalte, unempfindlich ſcheinende Männerfeindin endlich doch für ſich einzunehmen. Wohl ahnte er bereits, daß dieſer Sieg ihm nicht ſo leicht werden würde, wie mancher frühere ähnlicher Art. Und darum machte er ſich gleich Anfangs auf eine langwierige Belagerung und auf die hartnäckigſte Vertheidigung dieſer Herzensfeſtung gefaßt. Er dachte nicht daran, ſie, wie manche Andere, im Sturme zu erobern. Er beſchloß, ſie nach und nach, gleichſam ſtückweiſe, für ſich einzunehmen und ſie durch alle Mittel raffinirter Belagerungskunſt endlich doch dahin zu bringen, ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben zu müſſen. — Glücklicherweiſe beſaß er zur Erreichung dieſes ſtolzen Eroberungsplans die ganze Ausdauer und Beharrlichkeit, den ganzen Tact und Scharfſinn, welcher Richardſons Lovelace der armen Clariſſe Harlowe gegenüber endlich doch zum heißerſehnten Ziele geführt hatte.

Beide begaben ſich nun zum Spieltiſch. Ihre Partner waren Graf Kielmannsegge und eine Gräfin von Platen, eine ſchon ziemlich bejahrte, äußerſt ahnenſtolze Witwe, die blaue Brillengläſer und einen gepuderten Kopfputz aus der Pompadour-Zeit trug, außerordentlich geſprächig, maßlos frageluſtig und durch ihre allzugroße Neugier mitunter hypernaiv, ja bisweilen ſogar urkomiſch war. Gräfin Kielmannsegge hieß ihre Freundin das fleiſchgewordene Fragezeichen.

Schon während der junge Baronet die Karten miſchte, griff ſein Gegenüber, die alte Schwätzerin, ihn mit der neugierigen Frage an:

— Wie alt ſind Sie, mein Lieber?

— Madame, erwiderte nach kurzer Pauſe der erſtaunte Gentleman, ich bin gewiß viel älter als Sie glauben und doch wohl etwas jünger als ich ausſehen mag. Ich ſage nie, wie alt ich wirklich bin und überlaſſe Ihrem Scharfblicke die Beantwortung dieſer an und für ſich gänzlich gleichgiltigen Frage.

Gräfin von Platen, welche gewohnt war, jeden Sterblichen, der das Glück hatte, zufällig jünger zu ſein als ſie, um zehn bis zwölf Jahre älter zu machen, erwiderte darauf mit näſelnder Stimme:

— Sie werden ein hoher Vierziger ſein . . .

— Trefflich errathen, Frau Gräfin, entgegnete der Kartengeber. Im nächſten Herbſte werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß meinen vierundvierzigſten Geburtstag feiern, erklärte der kaum dreißigjährige Gentleman.

— Dann haben Sie ſich glänzend conſervirt, meinte die urkomiſche Sybille.

— Finden auch Sie dies, meine Gnädige? fragte Horace die Gräfin Kielmannsegge.

— Ich finde, daß die Kurzſichtigkeit meines geliebten „Fragezeichens“ Sie um mindeſtens zehn Jahre älter gemacht hat, als Sie in Wirklichkeit ſein können.

— Der Baronet iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht dreißig Jahre alt, fügte ihr Gemahl hinzu.

— Dann bitte ich tauſendmal um Verzeihung, hüſtelte Gräfin von Platen. Iſt es erlaubt, zu fragen, fuhr ſie neugierig fort, was Ihr Herr Papa geweſen iſt?

— Er war natürlich Engländer, wie ich!

— Ich meine, was er getrieben hat?

— So viel ich weiß, nur . . . Allotria.

— Allotria? Was iſt dies für ein Geſchäft? fragte die Schwätzerin.

— Ein ſehr weiſes und höchſt einträgliches Geſchäft: er bekümmerte ſich nur um ſich und niemals um die Geſchäfte Anderer.

— Ich danke für Ihre gütige Auskunft, entgegnete die Brillenträgerin, welche ſich durch die Derbheit dieſer Antwort ſo verſtimmt fühlen mochte, daß ſie das Weiterfragen vorläufig einzuſtellen beſchloß.

— Geſtatten Sie nun auch mir eine Frage, begann der Baronet. Sind Sie vielleicht jene Gräfin von Platen, die den armen jungen Grafen von Königsmark verrieth, welchen einer Ihrer Herren Kurfürſten — ich glaube, er hieß Ernſt Auguſt — aus Rache dafür, daß der junge Graf deſſen Schwiegertochter, die Kurprinzeſſin Sophie Dorothee geliebt haben ſoll, in den Backofen werfen und ihn dort lebendig verbrennen ließ?

— Sie ſcheinen, erwiderte die Gefragte nicht wenig pikirt, in der Geſchichte leider nur ſehr wenig oder gar nicht bewandert zu ſein, weil Sie ſonſt durchaus wiſſen müßten, daß ſich dieſe fabelhafte Hiſtorie ſchon vor länger als hundert Jahren zugetragen hat, und daß jene Gräfin Sophie Charlotte von Platen — ich dagegen heiße Magdalene Sibylle — als Geliebte König Georg's I. von England ſchon anno 1726 in London geſtorben iſt.

— Ich erinnere mich, daß dieſe ſpäter gegrafte

Maitreſſe Darlington vorher mit dem kurhannöverſchen Oberſtallmeiſter Johann Georg Freiherrn von Kielmannsegge vermählt geweſen war, erzählte Horace.

— Ich wußte dies, ſagte Gräfin von Platen, und habe dieſes Factum nur aus Rückſicht für Sie und Ihren Herrn Gemahl abſichtlich verſchweigen wollen.

— Ei, unterbrach ſie die Gräfin Kielmannsegge etwas unwirſch, glauben Sie vielleicht, daß ich darüber, daß die Gattin eines der Vorfahren meines Gemahls die Gunſtdame eines Königs geweſen iſt, mich grämen ſoll?

— Ich für meinen Theil, geſtand der Graf ziemlich offenherzig, hätte doch wohl gewünſcht, daß dem Stammbaume meiner Ahnen dieſer Schandfleck erſpart geblieben wäre, denn ich bin kein Freund ſolcher zweideutigen Mesalliancen.

— Hat auch Ihr Herr Vater, der, wie Sie mir erzählt haben, nur Allotria getrieben, auch derlei koſtſpielige Liebſchaften gehabt? fragte die Schwätzerin.

— Ich habe, antwortete der Gentleman, niemals den Muth gehabt, um Dinge zu fragen, die mich nichts angehen.

— Das wundert mich! rief die Alte. Von Rechtswegen ſollte der Sohn anſtändiger Familie ſtets begierig ſein, die galanten Geheimniſſe ſeines Vaters zu erfahren. Doch um auf Ihre Frau Mutter zu kommen. War denn auch ſie adeliger Abkunft?

— Nein, meine Gnädige, geſtand der Baronet. Meine unvergeßliche Mutter war bürgerlichen Urſprungs; das aber, was ſie in den Augen meines guten Vaters über Tauſende ihres Geſchlechtes hoch erhoben hatte, war der Adel ihrer hochherzigen Geſinnung. Sie hatte keine Felder in ihrem Wappen, aber deſto mehr Felder in der Wirklichkeit.

— Gewiß ſind auch dieſe nicht zu verachten, erklärte Gräfin Kielmannsegge, die ſtolz auf den Beſitz der Güter war, die ſie von ihrem Vater geerbt hatte und deren reiches Erträgniß ſie unabhängig vom Vermögen ihres Gemahls machte.

— Der Reichthum iſt wahrlich keine Chimäre, bekannte der Gemahl der Gräfin. Auch er verleiht einen gewiſſen Adel, und ich geſtehe gern, daß ich zu Jenen gehöre, die einen reichen Bürger einem armen Edelmanne vorziehen, der nur mit dem Alter ſeines Stammbaums prunkt.

— Ich dagegen, beſter Graf, geſtand das Fragezeichen, würde es immerhin vorziehen, lieber eine blutarme Gräfin als eine ſteinreiche Bürgersfrau zu ſein.

— Was mich betrifft, Frau Gräfin von Platen, entgegnete der Engländer, ſo lege ich auf meinen geerbten Baronettitel nicht höhern Werth, als auf die beinernen Spielmarken, mit welchen ich in dieſem Augenblick drei Triks und deux d'honneurs markire.

Bald darauf begann die zweite Partie.

Dies offene Geſtändniß des jungen Engländers hatte der Gräfin Kielmannsegge ſo ſehr zugeſagt, daß ſie ihm eine Art von Anerkennung ſeiner Grundſätze, die mit ihren eigenen übereinſtimmten, ſchuldig zu ſein glaubte.

— In dieſem Punkte, ſagte ſie, theile ich vollſtändig Ihre Anſicht. Aus jedem ehrenhaften Bürger kann irgend ein Monarch einen Edelmann, aber, umgekehrt, nicht aus jedem Edelmanne einen ehrenhaften Bürger machen. Adel iſt nur ererbtes, echtes Bürgerthum hingegen ein durch ſich ſelbſt erworbenes Verdienſt.

Der Baronet, entzückt von der Wahrheit dieſes Ausſpruchs, entgegnete darauf:

— Dächte jeder Adelige ſo vorurtheilsfrei, wie Gräfin Kielmannsegge, dann zöge ich es vor, ein einfacher, ſchlichter Bürger zu ſein.

— Und dennoch blüht und gedeiht die Ariſtokratie, die in Ihren Augen keinen hohen Werth zu haben ſcheint, nirgends mehr als gerade in Ihrem Vaterlande, erwiderte die ahnenſtolze Gräfin von Platen.

— Dies kommt wohl nur davon her, daß jeder echt engliſche Ariſtokrat gleichzeitig auch ein ehrenhafter Bürger iſt, erklärte der Baronet. Den glänzendſten Beweis für dieſe Thatſache hat unſer verſtorbener, im Herzen ſeines Volkes glorreich fortlebender Miniſter William Pitt, Graf von Chatam, geliefert.

— Der Name dieſes Mannes, erklärte Gräfin Kielmannsegge, war mir ſtets zuwider, ja ſogar verhaßt geweſen.

— Und ſoll ich Ihnen ſagen, warum? fügte der Graf hinzu. Weil William Pitt der entſchiedenſte Gegner des großen Napoleon geweſen war.

Die Gräfin warf ihrem Gemahle einen Blick voll tiefer Bitterkeit zu, ohne auf deſſen Randgloſſe auch nur Ein Wort zu erwidern.

— Was halten denn Sie vom Kaiſer der Franzoſen? fragte Gräfin von Platen den Engländer.

— Ich gehöre nicht zu jenen meiner Landsleute, die ſeine hohen Verdienſte aus reinem Nationalhaß herabzuſetzen bemüht ſind. Ich für meinen Theil bewundere in Napoleon eine der höchſten und erhabenſten Erſcheinungen aller Zeiten und kann nicht begreifen, wie es überall noch Leute gibt, die den Muth beſitzen, den Strahlenglanz ſeiner Heldenthaten in den Staub zu ziehen.

— Ganz ſo, Baronet, denke auch ich! rief Gräfin

Kielmannsegge mit hochſtrahlender Begeiſterung. In meinen Augen iſt Napoleon ein Held, in welchem alle Eigenſchaften Alexanders des Großen, Julius Cäſars und Oliver Cromwell's ſich vereinigt finden, und darum haſſe ich nichts ſo ſehr als die Beſchränktheit gewiſſer Leute, die deſſen unſterbliche Größe nicht begreifen können oder wollen.

Der Graf zuckte boshaft die Achſel.

Horace, dem die Gereiztheit beider Eheleute nicht entgangen war, beeilte ſich, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand hinzulenken.

— Iſt es wahr, lieber Graf, daß der Neffe Friedrichs des Großen, Prinz Auguſt von Preußen, der, wie Ihnen bekannt ſein wird, ſeit Jahren für Madame Adelaide Récamier ſchwärmt, vor Kurzem Berlin heimlich verlaſſen und ſich im ſtrengſten Incognito nach der Schweiz begeben habe, um in Coppet, dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte der aus Frankreich verwieſenen Frau von Staël, mit dem Gegenſtande ſeiner glühenden Anbetung zuſammenzutreffen?

— Die deutſchen Zeitungen, entgegnete der Graf, ſchweigen darüber; doch habe ich erſt unlängſt in einem Schweizer Journale geleſen, daß das bewußte Rendezvous nicht am Genfer See, wohl aber in Schaffhauſen ſtatthaben ſoll, wo Prinz Auguſt vor einigen Tagen unter dem Namen eines Grafen von Ruppin eingetroffen iſt. Nach jenem Blatte ſoll Seine Königliche Hoheit ſeit Kurzem ernſtlich entſchloſſen ſein, mit Madame Récamier eine morganatiſche Ehe, eine Heirath zur linken Hand, abzuſchließen.

— Schon in Paris habe ich davon reden gehört, doch bezweifelte ich die Wahrheit dieſes Gerüchtes, weil ich aus guter Quelle weiß, daß der ſtreng ſittliche König von Preußen zu einer Verbindung dieſer Art nie ſeine Einwilligung geben und daß ſie deshalb höchſt wahrſcheinlich unterbleiben wird, meinte der Baronet.

— Liebende Herzen, entgegnete Gräfin Kielmannsegge, wiſſen ſelbſt Unmöglichkeiten möglich zu machen, und da, wie man hört, Frau von Staël dieſe romantiſche Liebe ſehr begünſtigen ſoll, ſo wäre es doch wohl möglich, daß die auch ſeinerſeits ernſtlich gemeinte Heirath noch zu Stande käme.

— Aber dieſe Madame Récamier, bemerkte das alte Fragezeichen, iſt, ſo viel ich weiß, ja noch verheirathet . . .

— Ich habe mir ſagen laſſen, daß die Verbindung, welche am 24. April 1793 die damals kaum fünfzehnjährige Mademoiſelle Bernard mit dem damals bereits dreiundvierzigjährigen Bankier Jacques Récamier eingegangen war, nur eine Scheinehe iſt. Einer meiner

Pariſer Freunde, der mit Beiden in vertrautem Umgange lebt, ſchrieb mir erſt unlängſt:

„Monsieur Récamier n'eut jamais que des rapports paternels avec sa femme; il ne traita jamais la jeune et innocente enfant, qui portrait son nom, que comme une fille, dont la beauté charmait ses yeux et dont la célébrité flattait sa vanité.“

Herr Récamier, der jetzt ſechszig Jahre zählt und an ſeiner jungen Frau nur mit väterlicher Liebe hängt, ſoll ernſtlich entſchloſſen ſein, ſein eigenes Glück großmüthig dem ihrigen aufzuopfern und ſich von ihr, ſobald ſie es ernſtlich wünſche, gerichtlich ſcheiden zu laſſen, um ihrer neuen Verbindung mit dem Prinzen Auguſt von Preußen nicht im Wege zu ſtehen.

— Nicht alle Ehemänner wären einer ſolchen Aufopferung fähig, commentirte Gräfin Kielmannsegge.

Ihr Gemahl, der ſich durch dieſe Anſpielung nicht angenehm berührt fühlen mochte, erwiderte darauf:

— Dies glaube auch ich; doch erlaube ich mir die beſcheidene Bemerkung, daß auch nicht jede Frau eines ſolchen Opfers würdig iſt.

Der Baronet, der die Bitterkeit dieſer Antwort begriff, betrachtete die Dame des Hauſes mit einem Blicke, der ſeine aufrichtige Theilnahme verrieth.

Das Geſpräch gerieth in unheimliche Stockung;

es trat eine lange Pauſe ein. Nach Beendigung des dritten Robbers nahm man, gegenſeitig verſtimmt, das Abendbrot ein. Trotz aller Bemühungen des Baronets, die beiden Eheleute, welche ſo unverholen ihren gegenſeitigen Widerwillen kundgegeben hatten, auch nur einigermaßen aufzuheitern, blieb die kleine Tafelrunde ernſt und einſilbig. Selbſt Gräfin von Platen hatte alle Luſt zum Fragen verloren und war ganz und gar verſtummt.

Horace, der ſich unheimlich zu fühlen begann, empfahl ſich bald darauf. Das Gefühl, das ihn beſchlich, als er verſtimmt nach ſeiner Wohnung heimkehrte, war eine, ihm ſelbſt unerklärliche Theilnahme, die er für die arme, unglückliche Gräfin empfand. Er ahnte die Fülle ihres Kummers, er begriff die Größe ihrer Leiden und fühlte ſich ſeit dieſer Stunde durch das tiefſte Mitleid zu ihr magiſch hingezogen. Sie war, durch Schmerz verklärt, ihm heute weit ſchöner und anziehender als vorgeſtern erſchienen. Zum erſten Male in ſeinem jungen Leben empfand er Mitgefühl für fremden Kummer. Die Seelenleiden der Gräfin hatten ihr in ſeinen Augen einen Heiligenſchein verliehen, der ihn unwillkührlich hinriß. Dieſes unglückliche Weib hat mich bezaubert! Ich bin verliebt! geſtand er ſich.

In's Hôtel zurückgekehrt, ging er in ſeinen Zimmern unruhig auf und ab und überließ ſich einer Stimmung, welche ihn mehr und mehr beängſtigte. Endlich rief er ſeinen Kammerdiener Philidor.

— Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, ſagte er zu ihm; doch bevor ich's thue, fordere ich Dir das heilige Verſprechen ab, mich ja nicht auszulachen, wenn ich Dir geſtehe, was mich unglücklich macht.

— Ich bin ganz Ohr, gnädiger Herr, und verſpreche Ihnen auf's Feierlichſte, die Mittheilung Ihres Geheimniſſes ſo ernſt als nur möglich anzuhören.

— Mein guter Philidor, ich bin verliebt!

— Gerechter Gott, verliebt? rief der Franzoſe erſchreckt. Aber, darf ich fragen, ſeit wann?

— Seit heute Abend! geſtand der Baronet.

— Und in wen ſind Sie verliebt? fragte Philidor in einem Tone, in welchem faſt eben ſo viel Ernſt als Komik lag.

— In die Frau eines meiner Freunde!

— Da haben wir die ſaubere Beſcheerung! rief der Kammerdiener, beſtürzt die Hände ringend. Erinnern Sie ſich, gnädiger Herr, wie oft und wie väterlich ich Sie gewarnt hatte, mehr auf Ihrer Huth zu ſein und es um keinen Preis der Welt jemals dahin kommen zu laſſen, ſich einmal ernſtlich zu verlieben. Sie aber haben ſtets dazu gelacht und Ihren alten treuen Diener ewig dadurch beruhigt, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit ſei. So reden faſt alle jungen Leute und ſtürzen ſich endlich doch in's Unglück. Nie habe ich irgend Etwas gegen flüchtig vorübergehende Liebſchaften einzuwenden mir erlaubt; aber vor einer ernſten Liebe habe ich Sie immer gewarnt, weil ich die Folgen dieſer böſen heimtückiſchen Krankheit leider nur allzugut aus eigener Erfahrung kenne. Jeder Verliebte verliert ſeine perſönliche Freiheit. Er wird willenloſer Sklave einer Frau, die, von dem Augenblick angefangen, wo ſie ihres Sieges gewiß iſt, ihn mit einer Härte und Tyrannei behandelt, die ihn allmälig und wenn's ſchon längſt zu ſpät iſt, in Verzweiflung bringt. Wie wahr ſagt ſchon Don Quixote: „Die Weiber verachten Den, der ſie liebt, und lieben nur Den, der ſie verachtet." So lange auch Sie, gnädiger Herr, das ganze ſchöne Geſchlecht als leichtfertiges Spielzeug betrachtet, haben Sie bei ihm immer großes Glück gemacht; von der Stunde aber, wo Sie angefangen, ſich in eines dieſer Weſen ernſtlich zu verlieben, werden Sie vollſtändig Fiasco machen, bei der Naſe herumgeführt, lieblos verhöhnt und treulos verrathen werden wie jeder Andere, der die Thorheit begeht, ſeiner Freiheit zu entſagen und ſich in die Feſſeln der Ehe zu ſchmiegen. Bei allen Heiligen bitte und beſchwöre ich Sie, gnädiger Herr, jetzt, wo es noch Zeit iſt, vom Pfade trauriger Verirrung reuig umzukehren und jeden Gedanken an eine ernſte Liebe als Ballaſt über Bord zu werfen.

— Das iſt rein unmöglich, guter Philidor! Jeder Pulsſchlag meines Herzens ſagt mir, daß jene Frau mich behert hat, und daß ich ihre Liebe um jeden Preis erringen muß, weil ich ohne ſie weder leben mag, noch leben kann.

— So denkt Anfangs faſt jeder Verliebte. Wer aber nur noch einen Funken von Verſtand und ruhiger Ueberlegung beſitzt, wird bei Zeiten zu der Einſicht gelangen, wohin derlei hyperſentimentale Uebereilung führt. — Die Liebe iſt ein hitziges Fieber. Verhalten Sie ſich dabei möglichſt ruhig. Trinken Sie täglich ein Paar Gläſer Limonade, eſſen Sie dabei nicht allzuviel und allzugut, nehmen Sie allnächtlich vor dem Schlafengehen ein Paar Meſſerſpitzen Cremor tartari, und mich ſoll der Teufel holen, wenn Sie nicht in längſtens drei Wochen vollſtändig geheilt ſind.

— Du biſt ein Spaßvogel, guter Philidor! Die Sache ſelbſt iſt aber ſo ernſter Art, daß ſie derlei Scherze nicht gut vertragen kann. Ich geſtehe Dir offen und ehrlich, daß dieſe Liebe, eben weil ſie ernſt und ehrlich gemeint iſt, mich ſehr beunruhigt. Ich ſelber frage mich, wohin es führen ſoll, die Frau eines Andern zu lieben, um ſo mehr, da vorauszuſehen iſt, wie ſie gegen meine Liebe ankämpfen und welche Schwierigkeiten ſie mir entgegenſtellen wird. Trotz Allem aber bleibe ich feſt entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen und ſelbſt das Kühnſte zu wagen, um endlich doch wohl mein Ziel zu erreichen.

— Sie erſchrecken mich im höchſten Grade. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen iſt, ein Herz wie das Ihrige in ſo wenig Stunden in Grund und Boden niedergebrannt zu haben. Iſt ſie denn noch ſo jung?

— Sie iſt etwas älter als ich. Aber glaube ja nicht, daß ich nur um ihrer Schönheit willen mich in ſie verliebt habe; es gibt weit ſchönere Frauen, für die ich nichts, gar nichts empfunden habe. Ihr Geiſt, ihr Character feſſelt mich. Ich liebe ſie aus reinem Mitleid.

— Aus Mitleid? wiederholte der erſtaunte Kammerdiener. Ei, wie geht denn dies zu?

— Die Aermſte iſt höchſt unglücklich verheirathet. Ich bedauere ſie von ganzer Seele.

— Dies iſt gewiß ſehr menſchenfreundlich, aber darum doch keineswegs klug. Wenn Sie entſchloſſen wären, ſich in jede Frau, deren Ehe — Gott weiß, weshalb? — unglücklich iſt, ſo ernſthaft zu verlieben, daß Sie ſie ſchließlich heirathen wollen, dann würde

Ihr Harem bald zehnmal größer als jener des Sultans ſein.

— Wahrhaft ernſtlich liebt Jeder nur ein Mal in ſeinem Leben! betheuerte der Baronet.

— Keine Behauptung iſt falſcher als dieſe. Ich habe höchſt reſpectable Herren gekannt, die ſehr oft ernſtlich verliebt geweſen und deſſenungeachtet hageſtolz geblieben ſind. Das nenne ich klug und vernünftig. Nichts geht über die goldene Freiheit! Das Heirathen führt oft zur Scheidung! Für Sie paßt die Ehe nicht!

— Wer denkt denn an die Ehe? Ich will ſie ja nur lieben, aber niemals heirathen.

— Dann, gnädiger Herr, bin ich wieder beruhigt. Lieben Sie jene Unglückliche ſo viel und ſo lange es Ihnen beliebt, aber nur nicht allzuernſthaft, wenn ich Sie nochmals aufrichtig warnen darf. Genießen Sie Ihre Jugend, Ihre Unabhängigkeit. Leeren Sie den Becher der Liebe, aber nicht bis auf die Neige. Denn nichts mundet ſchlechter als . . . Ueberſättigung!

— Mein guter Philidor ſpricht wie das Buch eines weiſen Claſſikers, der in Schweinsleder eingebunden oder wie die ſeltene Handſchrift eines alten Gelehrten an die Kette gelegt zu werden verdient. Auch Dich will ich binden laſſen, verſprach der Herr ſeinem

Diener. Aber Dein Geſchwätz hat mich einigermaßen beruhigt. Ich will mich zu Ruh begeben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Horace Cunningham verbrachte eine ſchlafloſe Nacht.

Auch Gräfin Kielmannsegge wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Pfühle. Unwillkührlich dachte ſie an Horace zurück. Sie fragte ſich, ob er vielleicht der Mann ſei, den ſie lieben könne? Lange überlegte ſie hin und her; dann ſagte ſie troſtlos zu ſich:

— Nein, nein! Auch ihn vermöchte ich nicht zu lieben!

Achtes Kapitel.

Immer mehr und mehr fühlte Gräfin Kielmannsegge das Bedürfniß, die troſtloſe Leere ihres Herzens dadurch auszufüllen, daß ſie ſich geiſtigen Beſchäftigungen hingab. Sie begriff die Wahrheit des alten Ausſpruchs: „In labore quies“ (nur Arbeit gewährt Beruhigung) und warf ſich ſeitdem mit verdoppeltem Eifer auf das Studium der Geſchichte. Ihr wenig reger Geiſt verſenkte ſich in das Leben und Treiben vergangener Jahrhunderte: ſie ſtellte ernſte Forſchungen an, zog Vergleiche mit den Zuſtänden der Gegenwart und gelangte ſehr bald zu dem Reſultate, daß die Menſchheit, nicht klüger und beſonnener gemacht durch die Erfahrungen blutiger Vergangenheit, die alten Fehler ſtets von Neuem begeht und trotz aller Errungenſchaften nie dahin gelangen wird, zufrieden, ruhig und glücklich zu werden. Das Leben jedes einzelnen Menſchen iſt, wie das Leben ganzer Völker, ein fortwährender Kampf, ein erbitterter Krieg, aus dem nur einzelne Ehrgeizige ihren Vortheil ziehen, während alle

Uebrigen darunter leiden müſſen. Heinrich's IV. Gedanke an die Möglichkeit eines ewigen Friedens bleibt ein ſchöner Traum, der ſich niemals verwirklichen wird. Zu allen Zeiten werden die Völker ſich gegenſeitig bekriegen für leere Hirngeſpinnſte, ihr Blut vergießen und, erſchöpft, neue Verträge ſchließen in der Abſicht, ſie, ſobald man ſich erholt hat, von Neuem zu brechen. Die Fürſten werden andere Namen führen, aber ſtets dieſelben bleiben. Keiner von Allen wird ein Jota ſeiner Macht einbüßen wollen und dem Volke nichts gewähren, was es nicht ſelber erringt. Dies Alles lehrt uns die Geſchichte. Auch in ihr, wie im Leben, offenbart ſich ein ewiges Einerlei, das, wenn auch in anderen Formen und Geſtalten, immer wiederkehrt. Mit vollem Rechte ſagt unſer unſterblicher Poet:

„Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung bleibt nur die Phantaſie;
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!“

Und dies eben iſt der Vorzug, den die Poeſie der Geſchichte gegenüber voraus hat. Die Geſchichte ermüdet, die Poeſie erfriſcht.

Dieſe Erfahrung machte auch Gräfin Kielmannsegge. Wenn ſie abgeſpannt ihre Geſchichtswerke bei Seite ſchob, ſuchte ſie Erholung am ewig friſchen unerſchöpflichen Borne der Dichtkunſt. Sie ſtudirte Deutſchlands und Frankreichs Poeten, zog Parallelen auch in dieſem Gebiete, ſtellte auch hier Vergleiche an und gelangte dadurch zu der Ueberzeugung, daß jede Nation ihre eigene Gattung von Dichtern beſitzt und daß Deutſchland eben ſo wenig einen Boileau oder Béranger, als Frankreich einen Schiller oder Göthe aufzuweiſen hat.

Eifriger als jemals beſchäftigte ſich Gräfin Kielmannsegge jetzt auch mit Muſik. Sie war eine Clavierſpielerin erſten Ranges und gehörte zu Jenen, welche ſchon damals den Geiſt und Werth der Symphonien und Clavierconcerte des großen Tonſchöpfers Ludwig van Beethoven vollkommen zu würdigen verſtand. Das von ihm in Muſik geſetzte Lied „Adelaide“ ſang wohl Niemand ſo zart und gefühlvoll wie Gräfin Kielmannsegge. Für den Schöpfer dieſer Muſik ſchwärmte ſie in faſt eben ſo hohem Grade wie für den Heldenruhm ihres ſieggekrönten Ideales. In ihren Augen war Beethoven der Napoleon der Muſik. Ihre Bewunderung für ihn ging ſo weit, daß ſein Bild neben dem des Kaiſers über ihrem Bette hing. Sie kannte die Vergangenheit ſeines Lebens eben ſo genau als jene Napoleon's. Es empörte ſie, daß der Franzoſe Fayolle in ſeinem „Dictionnaire des musiciens“ aus Beethoven einen natürlichen Sohn König Friedrich

Wilhelms II. von Preußen gemacht; es freute ſie, daß ein Bruder ihres großen Kaiſers, der leichtſinnige, luſtige König Jérôme von Weſtphalen, der Erſte geweſen war, der das hohe Verdienſt dieſes Meiſters der Tonkunſt anerkannt und ihm ſchon im Jahre 1809 eine Anſtellung am Kaſſeler Hofe mit einem Jahrgehalte von 8000 Francs angetragen. Beethoven aber hatte es vorgezogen, lieber in Wien zu bleiben und dort von einer halb ſo kleinen Penſion zu leben, die er der Großmuth des Erzherzogs Rudolph — des nachmaligen Erzbiſchofs von Olmütz — des Fürſten von Lobkowitz und des Grafen Kinsky verdankte. Beethoven's Oper „Fidelio,“ die im Herbſte des Jahres 1805 zuerſt im Kärnthnerthor-Theater zu Wien in Scene gegangen war, begeiſterte unſere Gräfin in ſo hohem Grade, daß ſie die ganze Partitur derſelben beſſer als mancher gute Chriſt ſein „Vaterunſer“ auswendig wußte.

Im Winter des Jahres 1810 erhielt Beethoven einen ſilbernen Lorberkranz, begleitet von nachſtehenden Zeilen:

„Unſterblicher Meiſter.

Eine der wärmſten Verehrerinnen Ihrer erhabenen Tonſchöpfungen, eine der glühendſten Bewunderinnen Ihrer ewig unvergänglichen Oper „Fidelio“ fühlt ſich Ihnen gegenüber in ſo tiefer Schuld, daß ſie ſich die Freiheit nimmt, Ihnen an dem heutigen Tage, an welchem die muſikaliſche Welt Ihr vierzigjähriges Geburtsfeſt feiert, beifolgendes Andenken als ein ſchwaches, aber aufrichtig gemeintes Zeichen ihrer tiefgefühlten Huldigung darzubringen, mit der Bitte, dasſelbe huldreich annehmen zu wollen.

Hannover 17. December 1810.

Gräfin Auguſte von Kielmannsegge."

Beethoven, der in ſeinem Herzen damals eine ſtille, aber deſto tiefere Neigung zu der Gräfin Julie Guicciardi, der Gemahlin des krain'ſchen Erbland-Jägermeiſters, des als Balletcomponiſten rühmlich bekannten Grafen Wenzel Robert von Gallenberg trug, (dieſe Dame war's, der er eine ſeiner ſchönſten Sonaten zugeeignet hatte), zeigte den Brief, deſſen Inhalt ihn hoch erfreute, ſeiner angebeteten Muſe, welche von dieſer Aufmerkſamkeit ihrer geiſtigen Nebenbuhlerin weit weniger entzückt zu ſein ſchien, als ihr ſtiller Verehrer, der, vier Wochen ſpäter, in einer Antwort an Gräfin Kielmannsegge die Gefühle ſeines Dankes ausſprach.

So oft jene unbefriedigte Sehnſucht, jene bittere Wehmuth, von welcher ſie früher ſprach, das troſtloſe Herz der unglücklichen Gräfin beſchlich, eilte ſie an's Clavier und hauchte die Fülle ihrer Seelenleiden in Beethoven'ſchen Liedern und Sonaten aus. Sie empfand zwar eine augenblickliche Beruhigung; bald aber kehrte der alte Schmerz auf's Neue zurück. Sie fühlte ſich in ihrer Ehe ſo einſam und verlaſſen, daß der längere Aufenthalt im Hauſe ihres Gatten ſie von Tag zu Tage mehr und mehr zu peinigen begann.

Plötzlich tauchte in der öden Wüſte ihres Herzens eine Oaſe auf. Horace Cunningham, welcher, mit Erlaubniß ihres Gemahls, fortfuhr, die Gräfin faſt täglich zu beſuchen, Horace, der nicht müde wurde, ihr ſtündlich einen neuen Akt ſeiner aufrichtig gemeinten Huldigung darzubringen, wußte durch die Klugheit ſeines Benehmens, durch die Feinheit ſeines Zartgefühls, wie durch den Geiſt ſeiner Unterhaltung der Gräfin allmälig doch ſo viel Theilnahme einzuflößen, daß ſie ihr Vorurtheil gegen ihn fallen ließ und ihn bald mit weit günſtigeren Augen, als zu Anfange ihrer Bekanntſchaft, zu betrachten anfing.

— Er iſt, geſtand ſie ſich eines Abends, nachdem er ſie verlaſſen hatte, bei Weitem nicht ſo widerwärtig, als er mir zuerſt erſchienen war. Er beſitzt mehr Geiſt und Gemüth, als ich ihm zugetraut hatte. Die Aufmerkſamkeiten, die er mir erweiſ't, die Achtung, die er mir zollt, die Ehrfurcht, die er mir gegenüber bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, haben mich nach und nach dergeſtalt für ihn eingenommen, daß er mir, leider!

nicht mehr gleichgiltig iſt. Noch niemals iſt ihm ein Wort oder ein Blick entſchlüpft, die mich verletzt haben. Vor Allem bewundere ich ſeinen Tact. Der Baronet iſt ein vollendeter Gentleman. Und ſchon aus dieſem Grunde achte ich ihn, geſtand ſie ſich.

Horace, der hauptſächlich durch die zarte Rückſicht, mit welcher er ſie und ihren geheimen Kummer behandelte, ihren urſprünglichen Widerwillen gegen ihn Schritt für Schritt beſiegt hatte, trug ihr ſo viel warme ungeheuchelte Huldigung entgegen, daß er in ihrem Herzen immer mehr Terrain gewann. Als auch ſie dies zu fühlen begann, bemächtigte ſich ihrer eine Unruhe, die von Stunde zu Stunde einen peinlichern Character annahm. Noch frühzeitig genug fragte ſie ſich mit bangem Erröthen, wohin dies Gefühl, das in ihr aufgekeimt war, ſie führen könne. Die Antwort, welche ſie ſich gab, verdoppelte das Maß ihrer Unruhe.

— Laſſe ich mir, ſagte ſie ſich, die Huldigungen dieſes gefährlichen Schwärmers noch länger gefallen, dann ſetze ich mich leichtſinnig der Gefahr aus, ſchließlich doch etwas mehr als gewöhnliche Zuneigung für ihn zu empfinden. Dies kann, dies darf nicht ſein! Und weil ich fühle, daß das, was bisher blos Befürchtung iſt, früher oder ſpäter doch wirklich geſchehen könnte, ſo bin ich jetzt mehr als jemals entſchloſſen, Hannover zu verlaſſen, um den Umgang mit ihm abzubrechen und mich anderswo weniger mit ihm zu beſchäftigen, als in der letzten Zeit. — Noch heute will ich mit dem Grafen Rückſprache nehmen und ihm geſtehen, daß es, ſowohl für meine Ruhe wie für die Seinige, weit beſſer und viel klüger wäre, wenn er ſich geneigt finden ließe, mir zu geſtatten, mich vorläufig nach meiner Vaterſtadt Dresden, in die Nähe meiner Güter, zurückziehen zu dürfen. — Eine mir unerklärliche Sehnſucht treibt mich nach den Ufern der Elbe zurück. Der Himmel von Hannover laſtet auf mir mit gewitterſchwüler Schwere, die mich zu erdrücken droht. In Dresden hoffe ich ruhiger zu werden. Dort lebt ein großmüthiger, nachſichtiger, edler Freund, dem ich Alles, was mich quält und peinigt, anvertrauen darf, und der mich beſſer zu tröſten weiß, als jeder Andere. Ich ſehne mich nach dem Umgange mit meinem alten Freunde Graſſi, wie eine vertrocknende Blume nach friſchem Morgenthau. Mein Herz treibt mich nach Dresden. Dort, ſagt mir eine dunkle Ahnung, werde ich Ruhe und Glück finden.

Am Abende desſelben Tages ſprach ſie darüber mit ihrem Gemahle.

Der Graf, der, beſſer gelaunt als gewöhnlich, das rehbraune Fell ſeines Jagdhundes — er hörte auf den Namen Percy — welcher gähnend zu ſeinen beſpornten Füßen lag, huldreich zu ſtreicheln ſich herabließ, hörte die Einleitung des Geſpräches mit großer Ruhe an.

— Ich habe eine Bitte an Dich, begann die Gräſin.

— Nun, was wünſcheſt Du von mir? fragte er in einem Tone, der etwas zärtlicher als gewöhnlich klang.

— Zürne mir nicht, wenn ich Dir offen und ehrlich bekenne, daß der Aufenthalt in Hannover mir von Jahr zu Jahre unerträglicher wird. Ich fühle mich hier nicht heimiſch. Ich kenne hier Niemanden, der mir freundlich entgegenkommt. Selbſt die Wenigen, mit denen ich oberflächlich verkehre, ſind kalt und zurückhaltend gegen mich.

— Ich gebe es zu, doch erlaube ich mir, Dich darauf aufmerkſam zu machen, daß einen großen Theil der Schuld Du ſelber trägſt. Dein Stolz hat etwas ungemein Abſtoßendes. Dein ganzes Auftreten beweiſ't, daß Du Dich beſſer dünkſt als jede Andere Deines Standes und daß Du von allen Damen Hannovers keine Deines Umgangs würdig hältſt. Dieſe Ueberſchätzung Deines eigenen Ichs hat Dir — ich muß es einräumen! — viele Feinde gemacht. — Alle Welt zieht ſich von Dir zurück, weil Dein ganzes Benehmen etwas

Verletzendes hat. Man erblickt in Dir eine Art von Blauſtrumpf, der eingebildet auf ſeine Kenntniſſe iſt und alle anderen Frauen für windgefüllte Nullen hält.

— Die Bildung der Mehrzahl unſerer Damen vom Adel iſt in der That dergeſtalt beſchränkt, daß man ſehr häufig in die Verlegenheit geräth, nicht zu wiſſen, über welche Gegenſtände man ſich mit ihnen unterhalten ſoll. Die Meiſten wiſſen nur von ihrem Putze oder, wenn es hochkommt, von Bällen und vom Theater zu reden. Mir aber genügt dies nicht, und weil ich von Jugend auf daran gewöhnt bin, meinen Geiſt mit ernſtern Dingen zu beſchäftigen, hält man mich für überſpannt und anmaßend . . .

— Und daher kommt es, daß Jeder über Dich ſeine böſen Gloſſen macht, und daß Mancher ſelbſt das Schlimmſte von Dir glaubt. Bei all Deiner Klugheit fehlt Dir vor Allem das, wodurch man ſich Freunde erwirbt.

— Ich ſelber fühle dies und bin ſehr unglücklich darüber, weil mein ſchwer verkanntes Herz mehr als jedes andere das Bedürfniß wahrer Freundſchaft fühlt. Und eben weil ich weiß, daß ich in ganz Hannover keinen einzigen wahren Freund beſitze, ſehne ich mich mehr und mehr nach meiner Vaterſtadt zurück, und darum bitte und beſchwöre ich Dich bei Allem, was

Dir lieb und heilig iſt, mir zu erlauben, daß ich nach Dresden reiſen und dort einige Zeit verweilen darf.

— Ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden, erwiderte der Graf, dem dieſe Bitte ſehr erwünſcht kam, weil er ſich in der Nähe ſeiner Gemahlin durchaus nicht behaglich fühlte. Gehe nach Dresden, wann Du willſt, fuhr er fort, und verſuche endlich einmal, ruhig zu werden. Schließe dort Frieden mit Dir ſelbſt! Jage nicht mehr eitlen Chimären nach, gib vor Allem Deine mehr als überſpannte Bewunderung für Napoleon auf und kehre dann erſt in die Arme Deines Gatten zurück, wenn Du ruhig geworden und zu der Ueberzeugung gelangt biſt, daß das einzig wahre Glück jeder Frau einzig und allein in der Erfüllung ihrer Pflichten ruht.

— Und wann darf ich abreiſen? fragte die Gräfin.

— Wann Du willſt, wiederhole ich Dir, ſagte der Gemahl, reichte ihr die Hand und entfernte ſich gleich darauf.

Die Gräfin brach in Thränen aus. In dieſem Augenblicke fühlte ſie deutlicher als jemals, daß ſie durch die herzloſe Kälte ihres Benehmens auch den letzten Funken von Zuneigung im Herzen ihres Gatten erſtickt habe und daß ſie ihm gänzlich gleichgiltig geworden ſei; denn bis dahin war ſie noch immer noch ſo eitel geweſen, zu glauben, daß er ſich ihrem Wunſche widerſetzen und nicht ſo leicht zugeben werde, daß ſie ſich von ihm losſage und nach Dresden überſiedele.

Und dennoch geſtand ſie ſich, daß Letzteres eine Nothwendigkeit geworden ſei ſeit dem Augenblicke, wo ſie zu fühlen angefangen, daß ein fortgeſetzter Umgang mit Baronet Cunningham ſie in einen gefährlichen Kampf mit ſich ſelbſt verwickeln könnte.

Sie beſchloß nun, von der Erlaubniß ihres Gemahls ſofort Gebrauch zu machen und ſich ſo raſch als möglich nach Dresden zu begeben.

Einen Tag vor ihrer Abreiſe empfing ſie den Beſuch Cunningham's, der erſt Abends vorher durch den Grafen die Abſicht ſeiner Gattin, Hannover zu verlaſſen, erfahren hatte. Horace war entſchloſſen, ihr nach monatelangem Zaudern endlich ſeine Liebe zu geſtehen.

— Mit Schrecken, begann er, habe ich geſtern Abend im Caſino die Nachricht vernommen, daß Sie, Gott weiß warum, Hannover verlaſſen und ſich nach Dresden zurückziehen wollen . . .

— Ich reiſe ſchon morgen früh ab, erwiderte die Gräfin auffallend unruhig.

— Und iſt es erlaubt zu fragen, was Sie zu dieſem unerwartet raſchen Entſchluſſe bewogen hat?

— Ich fühle mich fremd in Hannover. Die Gleichgiltigkeit meines Gemahls empört mich, denn obgleich ich mir ſagen muß, daß ich ſie durch meine eigene Kälte hervorgerufen, ſo hat ſie doch ſo viel Demüthigendes für mich, daß es mir rein unmöglich iſt, mit ihm noch länger unter einem und demſelben Dache fortzuleben. Ich muß fort um jeden Preis!

— Hoffen Sie dort ruhiger zu werden? fragte der Baronet. Bedenken Sie, was Ihr Dichter ſagt:

„Der Menſch iſt glücklich überall,
Wo er nicht hinkommt mit ſeiner Qual."

Ich fürchte, Frau Gräfin, daß Sie ſich dort nicht heimiſcher, nicht glücklicher fühlen werden, als hier in Hannover. Ihre Unruhe wird überall dieſelbe bleiben. Auch Dresden wird Sie nicht beruhigen.

— Dort habe ich wenigſtens einen Freund, einen edlen, herzlich theilnehmenden, uneigennützigen Freund, der an meinem traurigen, wenn auch nicht gänzlich unverdienten Schickſale wahrhaft väterlichen Antheil nimmt.

— Und wie nennt ſich jener Glückliche? fragte Horace mit banger Neugier.

— Er iſt Maler und heißt Graſſi.

— Ich kenne ihn bis jetzt nur dem Namen nach, ſagte der Baronet mit allen Anzeichen der Hochachtung, welche er für den Träger dieſes Namens empfand. Aber nur ſeinetwegen wollen Sie nach Dresden? Haben Sie nicht längſt bemerkt, daß Sie auch hier in Hannover einen Freund, einen Bewunderer, einen Verehrer haben, welcher an Ihrem Schickſale nicht minder warmen Antheil nimmt und Ihnen ſeit Monaten mit einem Cultus zugethan iſt, der Ihnen unmöglich entgangen ſein kann? Dieſer Freund, theure Gräſin, bin ich! rief Horace, ſein Knie beugend. O, weiſen Sie meine Freundſchaft nicht zurück! flehte er, die Hand der Gräfin erfaſſend und ſie bebend an den Rand ſeiner Lippen ziehend.

— Ich bitte und beſchwöre Sie, aufzuſtehen . . .

— Erhören Sie zuvor mein inbrünſtig heißes Flehen. Stoßen Sie mich nicht lieblos von ſich. Gönnen Sie mir wenigſtens ein Wort des Mitleids. Sagen Sie mir nur das Eine: daß Sie mir nicht grollen, daß Sie großmüthig mir verzeihen wollen, wenn ich fortfahre, Sie anzubeten wie eine Heilige, deren Anblick mich mit frommer Andacht erfüllt . . .

— Sie ſind ein Schwärmer, deſſen Ertaſe ich nicht länger anhören darf, ohne vor mir ſelber erröthen zu müſſen. Laſſen Sie meine zitternde Hand los . . . ſchonen Sie die Ehre einer Frau . . . verlaſſen Sie mich augenblicklich . . . gehen Sie! bat die Gräfin mit drohender Miene.

Horace aber ließ ſich nicht einſchüchtern. Er blieb in ſeiner knieenden Stellung, ließ ihre Hand nicht aus der Seinen und ſagte:

— Ich verlaſſe Sie erſt dann, wenn Sie mir das hochherzige Verſprechen ertheilt haben, ſich meine treu gemeinte Verehrung für Sie auch fernerhin gefallen zu laſſen. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Herz Ihnen gegenüber keine profanen Wünſche hegt. Die Anbetung, die ich Ihnen zolle, iſt ſo reiner Art, daß Sie weder für Ihre Ehre, noch für Ihr Gewiſſen das Kleinſte zu befürchten haben. Geſtatten Sie mir, in Ihnen eine edle Dulderin zu verehren, die mir das tiefſte Mitgefühl einflößt.

— Ich verlange kein Mitleid von Ihnen: ich verzichte darauf! rief die Gräfin, deren Wangen ſich fieberhaft zu röthen begannen. Ich bitte Sie, mich zu verlaſſen!

— Gut, ſagte Horace, ich füge mich Ihrem grauſamen Befehle. Doch bevor ich mich entferne, drängt mich mein Herz, das Gelübde zurückzulaſſen, daß ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens fortfahren werde, Ihr Bild in der Tiefe meines Herzens wie ein Kleinod zu tragen, das mich mit ewiger Anbetung für Sie erfüllen wird. Wohin Ihr Schickſal Sie auch führen möge, überall werde ich Ihnen folgen, wie der

Schatten dem Lichte folgt. Wo Sie ſind, werde auch ich ſein und mich überall reich belohnt und hochbeglückt durch einen Sonnenſtrahl Ihres Auges fühlen. Noch einmal bitte ich und beſchwöre ich Sie, mir nicht zu zürnen. Leben Sie wohl, meine angebetete Schutzgöttin! rief Horace und rannte fort.

Die Gräfin ſank auf einen Stuhl.

— Wie Schade! rief ſie nach kurzer Pauſe, daß ich dieſen jungen Mann, trotz aller ſeiner abgöttiſchen Schwärmerei und Anbetung, nicht wiederzulieben vermag! Dieſes Uebermaß glühend heißer Liebe läßt mich kalt, während ſchon oft in meinem Leben ein gewiſſer Grad von Kälte meine Gluth anzufachen im Stande geweſen war. Mein Herz iſt ein dunkles Räthſel, das ich ſelbſt nicht durchſchaue. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen verließ ſie Hannover. Der Abſchied von ihrem Gemahle war ihr ſo leicht geworden, daß ſie dabei keine einzige Thräne vergoß und in dem Augenblick, als ſie ihren Reiſewagen beſtieg, ihrer Begleiterin zurief:

— Wie froh bin ich, dieſes Haus verlaſſen zu können! Jetzt bin ich frei, wie der Vogel in der Luft! Ich habe die Zwangsjacke der Ehe von mir abgeſchüttelt und kann, von dieſer Stunde angefangen, thun und treiben, was ich will. Nach zehn Jahren ſchmachvoller Sklaverei darf ich endlich der Freiheit genießen. O, wenn Sie, ſagte die Gräfin zu Ihrer Kammerfrau, eine Ahnung davon hätten, wie ich jetzt in dem Bewußtſein meiner Unabhängigkeit froh und glücklich bin, dann erſt würden Sie begreifen, wie ſehr ich bis zu dieſer Stunde unglücklich geweſen war.

— Der Himmel gebe, erwiderte die ehrliche Alte, daß Sie dieſe Trennung von Ihrem Herrn Gemahle niemals bereuen mögen. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich Alles, was in meinen Kräften lag, redlich gethan habe, um Sie von der Ausführung Ihres Planes zurückzuhalten. Sie aber beharrten bei Ihrem Vorſatz. Jetzt, wo das Geſchehene nicht mehr zu ändern iſt, will ich Ihnen, gnädige Gräfin, keine Vorwürfe machen, wohl aber den ehrlich gemeinten Rath ertheilen, die ganze Macht Ihres Willens aufzubieten, um in Dresden ruhiger zu werden, als Sie es in Hannover geweſen ſind.

— In meiner Vaterſtadt hoffe ich zu geneſen und jene innere Befriedigung zu finden, nach welcher ich mich hier an der Seite meines Gatten, der mein ganzes Sein niemals begriffen hat, vergebens geſehnt hatte.

Die Gräfin verſank in dumpfes Nachſinnen. Zwei Gedanken beſchäftigten ihren Geiſt in gleich hohem

Grade: der Gedanke an Graſſi und an Cunningham. Während der Erſtgenannte ihr in der Glorie eines tröſtenden Schutzengels entgegenkam, fühlte ſie ſich durch die Rückerinnerung an den Zweiten wie von einem Geſpenſte verfolgt, welches ſie mit Angſt und Schrecken erfüllte. Sie geſtand ſich, daß ſie durch ihre Flucht nach Dresden einer großen Gefahr ausgewichen, aber daß die Gefahr an und für ſich dadurch doch nicht gänzlich beſeitigt ſei. — Dies war's, was ſie beunruhigte. Horace's Bild trat vor den Spiegel ihrer Seele mit ſo hellen Farben hin, daß ſie überall nur Ihn und nichts Anderes als Ihn ſah. Ihr Stolz fühlte ſich gedemüthigt durch den Gedanken, daß es dieſem Manne, gegen den ſie Anfangs nichts als Abneigung, ja ſogar Widerwillen empfunden hatte, endlich doch gelungen war, ihr Herz allmälig zu bekehren und es günſtiger für ihn zu ſtimmen, als ſie je gefürchtet hatte. Trotz aller Mühe, welche ſie ſich gab, die erwachenden Triebe dieſer Zuneigung ſchon im Keime zu erſticken, ſagte ſie ſich, daß dies Gefühl, gegen das ſie vergebens anzukämpfen verſuchte, tagtäglich mehr und mehr Boden gewann und feſtere Wurzel faßte. Doch hoffte ſie jetzt mehr als je, daß ihre Entfernung von Hannover aus der Nähe deſſen, welcher an ihr mit ſchwärmeriſcher Anbetung hing, dazu beitragen werde, ihn nach und nach vergeſſen zu lernen. In dem täglichen Verkehre mit einem ſo edeln und uneigennützigen Freunde, wie Graſſi, hoffte ſie allmälig Beruhigung und Erſatz zu finden für das, was ſie in Hannover freiwillig aufgegeben hatte. —

Abends traf ſie in Braunſchweig ein.

Neuntes Kapitel.

Hier verweilte ſie einen ganzen Tag, um ſich das Vergnügen der perſönlichen Bekanntſchaft eines Mannes zu verſchaffen, mit welchem ſie ſchon ſeit längerer Zeit einen gelehrten Briefwechſel unterhielt.

Dieſer Mann hieß Joachim Heinrich Campe. Geboren 1746 zu Deenſe (im Herzogthume Braunſchweig) war er 1773 Feldprediger und Almoſenier im Regimente des Prinzen-Thronfolgers Friedrich Wilhelm von Preußen zu Potsdam und, drei Jahre ſpäter, Educationsrath und Director des vom berühmten Pädagogen Baſedow in Deſſau gegründeten Philanthropinums geweſen. 1777 hatte Campe ein neues, dieſem ähnliches Erziehungs-Inſtitut zu Trittow bei Hamburg angelegt und dasſelbe, ſechs Jahre ſpäter, dem Profeſſor Trapp übergeben. Seit 1787 war er Schulrath und Domherr in Braunſchweig, wo er die mit dem dortigen Waiſenhauſe verbundene Schulbuchhandlung gegründet hatte und ſeit dieſer Zeit eine eigene Druckerei beſaß, aus deren Preſſen die große Sammlung ſeiner theils pädagogiſchen, theils philoſophiſchen Schriften hervorging. Welcher Deutſche kennt nicht dieſen Campe? Und wer von uns erinnert ſich nicht mit ganz beſonderer, ja faſt unerklärlicher Vorliebe dieſes Mannes, der ſich vor Allem durch eines ſeiner Werke ein zwar einfaches, aber doch unvergängliches Denkmal geſetzt hat im dankerfüllten Herzen der deutſchen Jugend. Welcher deutſche Jüngling hat nicht deſſen „Robinſon Cruſoë" geleſen und dafür geſchwärmt? — Die erſte Auflage dieſes, beiläufig erwähnt, dem engliſchen Originale des Daniel Defoe nachgebildeten Romanes erſchien im Jahre 1779 zu Braunſchweig im Selbſtverlage des Verfaſſers, hat ſeitdem über ſiebenzig Auflagen erlebt, iſt in faſt ſämmtliche Sprachen Europa's, — ja ſogar in's Türkiſche und Chineſiſche — übertragen worden und hat dem Namen ſeines Autors in den Jahrbüchern der europäiſchen Literaturgeſchichte eine ſo außergewöhnliche, ja faſt beiſpielloſe Popularität verſchafft, daß Joachim Heinrich Campe bis heute einer der volksthümlichſten Schriftſteller Deutſchlands geblieben iſt. Außer der Bibel und der „Nachfolge Chriſti" gibt es — nach Cervantes Roman „Don Quixote" — kein viertes Werk, das in allen Ländern der civiliſirten Welt eine ſo große, allgemeine Verbreitung gefunden hat, wie — Campe's „Robinſon Cruſoë".

Auch Auguſte von Schönberg hatte, nachdem ſie zur Jungfrau herangeblüht war, ſeinen „Robinſon“, ſeinen „Theophron“, ſeine „Entdeckung von Amerika“ geleſen und ſchon in ihrer Jugend die Ueberzeugung gewonnen, daß dieſer Campe einer jener auserwählten Geiſter iſt, deren ſchriftſtelleriſche Thätigkeit die ungetheilte Anerkennung Aller verdient, denen die Bildung und das Wohl der Jugend, der goldenen Ausſaat der Zukunft, warm am Herzen liegt. Darum gehörte Campe ſchon ſeit Jahren zu der Zahl jener Männer, an denen das Herz und der Geiſt unſerer Gräfin mit ungeheuchelter Bewunderung und inniger Verehrung hing.

Auch Campe, der den ungewöhnlich hohen Grad ihrer Fähigkeiten, ihrer Kenntniſſe, ihrer Lebensanſchauungen aus ihren Briefen und Antworten an ihn vollſtändig zu würdigen gelernt, hatte in ihr frühzeitig genug eine außergewöhnlich begabte Erſcheinung und einen Character erkannt, der, trotz der Ueberſpanntheit in ihrer Denk- und Handlungsweiſe, ſich deſſen vollſte Achtung errang.

— Ich erblicke in Ihnen, ſagte er im Laufe des Geſprächs zu ihr, mehr als ein gewöhnliches Weib, ein Weſen, deſſen Schwächen ſelbſt mir als Vorzüge erſcheinen, welche mir Hochachtung für Sie einflößen.

Der Ehrgeiz, der Sie beſeelt, hat etwas Männliches, das mir — ich geſtehe es frei und unumwunden — imponirt. Ihre maßloſe, faſt krankhafte Begeiſterung für den Kaiſer der Franzoſen, die Sie in faſt jedem Ihrer Briefe an mich an den Tag gelegt, hat mich oftmals mit Staunen, manchmal aber auch mit dem bangen Vorgefühle erfüllt, daß Sie Ihre faſt unnatürliche Schwärmerei für den Mann Ihrer Träume früher oder ſpäter bitter bereuen werden. Ich bin vor Allem Philoſoph und befolge als Solcher den weiſen Grundſatz des römiſchen Dichters Horaz, welcher Jedem den wohlweiſen Rath ertheilt, Nichts anzuſtaunen (nil admirari!) Außerdem aber bin ich deutſcher Patriot und in dieſer Eigenſchaft halte ich es für eine der erſten und heiligſten Pflichten der Vaterlandsliebe, den Mann, zu deſſen Füßen Ihr Geiſt bewundernd im Staube liegt, eben ſo gründlich zu haſſen, als Sie ihn anbeten. Napoleon iſt nach meiner Anſicht ein Unglück für ganz Europa. So lange ſolch' ein unerſättlicher Ehrgeiz, eine ſo zügelloſe Eroberungsſucht auf einem der mächtigſten Throne Europa's ſitzt, wird ſich die durch blutige Kriege ausgeſaugte und beinah erſchöpfte Welt vergebens nach Frieden und Ruhe ſehnen. Ruhe und Friede aber ſind nothwendig zum Wohle der Menſchheit, zum Gedeihen der Cultur, zum Fortſchritt der Civiliſation.

Civiliſation iſt Aufklärung, Aufklärung iſt Macht! Das größte aller Uebel bleibt — Krieg!

— Und dennoch, entgegnete die Gräfin, erſcheint mir dieſes Uebel, wie manches Andere in der Welt, das uns mit Angſt und Abſchen erfüllt, wie eine Art eiſerner Nothwendigkeit, die bei allem Böſen, das ſie in ihrem bluttriefenden Gefolge mit ſich führt, doch auch ihr Gutes hat.

— Das Gute aber verhält ſich zu der Maſſe von Böſem, das der Krieg mit und nach ſich ſchleppt, wie ein flüchtiger Sonnenblick zu einer ewig langen bangen Nacht voll Angſt und Gewitterſchwüle. Der Krieg bringt uns nur Knechtſchaft. Was aber iſt demüthigender, entehrender und unerträglicher, als fremde Tyrannei, als despotiſche Zwingherrſchaft? — Im Frieden gedeihen Künſte und Wiſſenſchaften. Im Kriege ſiegt nur die Uebermacht, die rohe Gewalt, das mitleidloſe Schwert! — Nach meiner Anſicht, liebe Gräfin, ſtehen wir an der Schwelle neuer welterſchütternder Ereigniſſe, am Vorabende neuer blutiger Kämpfe, hervorgerufen durch die unheilvolle Herrſchſucht jenes neuen Attila, in welchem Ihr von den blutrothen Strahlen ſeines Ruhmes geblendeter Geiſt den Meſſias einer beſſern Zeit erblickt. Aber Sie täuſchen ſich, meine Theure! Napoleon, ich wiederhole es, iſt ein Unglück, nicht nur für unſer Deutſchland, ſelbſt für ſein eigenes Frankreich, ja ſogar für die ganze Welt!

— Und dennoch, rief die Gräfin hochbegeiſtert, muß ich ihn bewundern und anſtaunen als ein Weſen höherer Sendung, in deſſen mächtiger Hand Europas zukünftiges Schickſal ruht.

— Auch ich verkenne nicht ſeine Macht. Wohin aber führt ſie uns zuletzt? Zu der unerträglichſten Despotie: zur Säbelherrſchaft! — Seit Monden trägt ſich Napoleon mit neuen Eroberungsplanen, mit unheilvollen Kriegsgelüſten. Diesmal, Gräfin, iſt's auf Rußland abgeſehen. Bald — ſo ahnt es mir — wird der Kaiſer der Franzoſen ſeine heuchleriſche Friedensmaske abwerfen und die ſiegestrunkenen Adler ſeiner Legionen nach Rußland führen, um auch den Czaren zu demüthigen, dem er nicht verzeihen kann, daß er ſich im Stillen mehr zu Englands als zu Frankreichs Politik hingezogen fühlt. Ein Krieg wird den andern gebären und ſo lange ein Napoleon Buonaparte das Regiment in Frankreich führt, wird ſich — ich wiederhole es noch einmal — Europa vergebens nach Ruhe und Frieden ſehnen.

— Es ſchmerzt mich, wahrzunehmen, daß ſelbſt ein ſo ruhiger, einſichtsvoller und aufgeklärter Mann, wie Sie es ſind, zu der Zahl ſeiner Gegner gehört. Mögen

Sie deſſen Ehrgeiz auch immerhin verdammen, ſo werden Sie ihm doch wenigſtens die Gerechtigkeit angedeihen laſſen, daß er, ein neuer Ritter Sanct-Georg, den Lindwurm der Revolution, welcher ganz Europa und alle Throne der Welt zu verſchlingen gedroht, ſiegreich überwunden und unſchädlich gemacht.

— Er hat die Republik — die Mutter, deren Brüſte ihn großgeſäugt haben — lieblos verrathen und dadurch, daß er vom Conſule zum Kaiſer herabgeſtiegen, den traurigen Beweis geliefert, daß die Haupttriebfeder aller ſeiner Handlungen nichts Anderes als perſönlicher Ehrgeiz, maßloſe Selbſtſucht iſt. Seine Bewunderer vergleichen ihn mit Cromwell. Aber ſie vergeſſen ganz und gar, daß jener große uneigennützige Protector der Republik Alles nur für England, Nichts aber für ſich ſelber und die Seinigen gethan und auf die Krone, die ihm faſt eben ſo nahe wie dem erſten Conſule von Frankreich lag, gewiſſenhaft Verzicht geleiſtet hat. Cromwell verhält ſich zu Buonaparte wie Marius zu Sulla, wie Thomas Münzer zu Gracchus Babeuf, wie Robespierre zu Danton.

— Auch Sie ſchwärmen, wie mir ſcheint, für die Republik?

— Wie Plato, wie Rouſſeau dafür geſchwärmt haben. Aber eben weil ich ein ehrlicher Republikaner bin, ſteht in meinen Augen mein Cromwell weit höher wie Ihr Napoleon.

— Ich bin, wie Sie wiſſen, eine Tochter der Ariſtokratie und als Solche ehrlich genug, offenherzig zu bekennen, daß das Genie eines Mirabeau mir mehr Achtung als jenes eines Vergniaud einflößt.

— Aus dieſer Aeußerung, theure Freundin, wage ich — entgegnete Campe in der Abſicht, das Geſpräch aus dem Geleiſe der Politik in das der Literatur hinüberzulenken — den Schluß zu ziehen, daß Sie, was Poeſie betrifft, ſich mehr zu Göthe, als zu Schiller hinneigen.

— Sie haben meine Geſchmacksrichtung vollſtändig errathen. Göthe iſt Ariſtokrat, Schiller aber Demokrat. Der Schöpfer des „Fauſt“ iſt ein Dichter von Gottes Gnaden, der Dichter des „Wilhelm Tell“ ein Poet par la grâce du peuple.

— Das Volk aber iſt eine unſterbliche Macht und ſchon aus dieſem Grunde glaube ich, daß Schiller's Ruhm jenen Göthe's bei Weitem überdauern wird.

— Und was halten Sie von Leſſing? fragte die Gräfin.

— Er war Schiller's und Göthe's Vorläufer. Das aber, wodurch er ſich vor Beiden auszeichnet, iſt jene wahrhaft klaſſiſche Würde und Ruhe, die man vergebens bei Göthe wie bei Schiller ſucht. Leſſing iſt ein durchweg antiker Character. Sein Skepticismus hat nichts gemein mit dem Unglauben eines Bayle oder mit der Gottloſigkeit eines Voltaire. Trotz Leſſing's ſcheinbarer Irreligioſität iſt er dennoch ſtreng religiös und ſchon aus dieſem Grunde achtens-, liebens- und nachahmenswerth.

— Sie haben ihn auch perſönlich gekannt? fragte die Gräfin mit echt weiblicher Neugier.

— Acht Tage nach der Beerdigung ſeiner am 26. December 1777 im Wochenbette geſtorbenen Gattin hatte ich mich nach Wolfenbüttel, woſelbſt er als Vorſtand der dortigen Bibliothek angeſtellt war, hinbegeben, um ihm die Gefühle meines aufrichtigen Beileids zu bezeugen. Erſt bei dieſem Anlaſſe war mir die Freude vergönnt, deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Leſſing hatte ſich den Tod ſeiner zärtlich geliebten Frau ſo ſehr zu Herzen genommen, daß er über den unerſetzlichen Verluſt derſelben ſo tief erſchüttert war, daß er ſein Weib nur wenige Jahre überlebte. Das zweite und letzte Mal ſprach ich ihn drei Wochen vor ſeinem am 15. Februar 1781 erfolgten Ableben. Gerührt ſprach er von ſeiner Frau. „Bald werde ich bei ihr ſein,“ ſagte er mit thränenfeuchtem Blick. Dies, Gräfin, waren die letzten Worte, die ich aus ſeinem Munde vernahm.

— Wir kennen faſt alle großen Männer, aber ſelten nur die Frauen derſelben. Nur Wenigen wird es bekannt ſein, wie die Frau des großen Miguel Cervantes oder jene ſeines weltberühmten Zeitgenoſſen William Shakespeare — Beide ſtarben an einem und demſelben Tage und Jahre*) — geheißen hat. Es iſt das beklagenswerthe Loos aller Frauen, daß ihr Name viel früher, als der ihrer Männer oder Söhne dem Strome der Vergeſſenheit anheimfällt. Die Nachwelt iſt undankbar gegen uns! Alle Welt kennt unſern unſterblichen Leſſing, leider aber gehöre auch ich jener zahlloſen Menge an, die, beſchämt, ſich fragen muß, welchen Namen deſſen Lebensgefährtin trug.

— Sie war Witwe und hieß Eva König.

— Ich beneide dieſe König, die das Glück gehabt, Leſſing's Ehehälfte geweſen zu ſein, aufrichtiger als manche Kaiſerin, deren Name in den Stürmen ſpäterer Zeiten ruhm- und klanglos verhallt iſt wie jener Myriaden anderer Frauen, welche gewöhnliche Alltags-Erſcheinungen geweſen ſind. Das Fortleben einzelner bevorzugten Geiſter und Namen in den Asbeſtblättern der Geſchichte iſt ein Glück, um welches ich ſo hochverdiente Männer, wie Leſſing und Campe, tief beneide.

---

*) Am 23. April 1616.

— Alles iſt vergänglich: ſelbſt der Nachruhm! In fünfhundert Jahren wird der Name mancher unſerer zeitgenöſſiſchen Helden und Denker, deren Ruhm jetzt die halbe Welt erfüllt, faſt eben ſo ſehr verſchollen ſein wie der Name des erſten oder letzten unſerer Nachtwächter. Alles im Leben iſt nur Chimäre: ein flüchtiger Traum, eine nichtige Eintagsfliege! Wie mancher Heros, der zu ſeiner Zeit berühmt und hochgefeiert geweſen war, iſt ſchon nach einem halben Jahrhundert ſo ganz und gar vergeſſen, daß jetzt — um mich volksthümlich auszudrücken — kein Hahn mehr um ihn kräht.

— Nach meiner Anſicht gibt es zweierlei Berühmtheiten: Geiſter, die nur für ihre Zeit, und Geiſter, die für alle Zeiten gewirkt haben. Jene waren Talente, dieſe ſind Genies. Talente ſterben, Genies aber leben ewig!

— Nach meiner Meinung, theure Gräfin, iſt nichts ewig, als die Ewigkeit, dies heißt: der alte, liebe gute Gott! Alle ſeine Geſchöpfe aber ſind vergänglich, wie die Schöpfung ſelbſt!

— Nach meinem Glauben werden Geiſter wie Raphael, Shakespeare, Göthe, Napoleon und Beethoven im Munde wie im Herzen aller Nationen ewig fortleben.

— Keine Kunſt iſt vergänglicher als Muſik. Jede Generation bringt einen neuen Meſſias. Jeder hat ſeine Apoſtel und Bewunderung. Letztere aber überdauert ſelten ein Jahrhundert. Lully war ein Abgott ſeiner Zeit. Wer ſchwärmt noch jetzt für ihn? — Jedes Menſchenalter erzeugt einen neuen Lully. Einer iſt vergänglich, wie der Andere.

— Beethoven aber macht darin eine Ausnahme. Er iſt gleichſam eine Offenbarung Gottes: die zweite, in Muſik geſetzte Bibel, das alte und neue Teſtament der göttlichen Harmonie. Im unbegränzten Reiche der Muſik nimmt der Schöpfer der neun Symphonien ungefähr dieſelbe Rangſtufe wie Dante's „Göttliche Comödie“ auf dem Helikon der Dichtkunſt ein. Ich ſchwärme für dieſe muſikaliſchen Welten, welche er unſerm andächtigen Ohre erſchloß, mit einer Begeiſterung, die mit jedem Tage zunimmt.

— Ich bin, aufrichtig geſagt, zu wenig Muſikkenner, um mich berechtigt zu halten, gegen Ihren Enthuſiasmus irgendwie eine Art von Widerſpruch erheben zu können. Ich achte und ehre Ihre Begeiſterung für Alles, was groß, ſchön und erhaben iſt, und begreiſe ſehr wohl, daß in dieſer Welt von Idealen, in deren blendenden Sonnenſtrahlen Ihre trunkene Seele ſehnſuchtsvoll auf- und niederſchwebt, Ihr Herz mit ſeinen menſchlichen Schwächen und Gebrechen ſich nie und nirgends heimiſch und zufrieden fühlen kann.

— Ich ſtürze mich abſichtlich aus einer Sphäre der Begeiſterung in die Andere, um mein Herz zu betäuben, um meinen Geiſt zu erfriſchen, ihn aus dem Schlamme des Irdiſchen hinaufzutragen in die ätherreinen Regionen des Himmliſchen und ihn dort ausſchwelgen zu laſſen in geträumten Paradieſen. Aber um ſo unglücklicher fühle ich mich dann, wenn ich aus dieſen wunderholden, märchenhaften Feenträumen erwache und in das hohle, nüchterne Chaos der Wirklichkeit zurückſinke. Nirgends finde ich Troſt und Beruhigung!"

— Vergebens ſucht man ſie im brauſenden Gewühle der ſelbſtſüchtigen Welt. Ruhe findet man nur in Einſamkeit und Arbeit. Studiren Sie Zimmermann's Werk „Ueber die Einſamkeit"*) und gewinnen Sie dadurch den innern Frieden Ihrer Seele und die Ueberzeugung, daß alles Haſchen und Jagen nach irdiſchem Ruhme eitel und nutzlos iſt. Um aber mit der Welt in Ruhe und Frieden zu leben, muß Jeder von uns bemüht ſein, zuvörderſt Frieden zu ſchließen mit ſich ſelber und ſeine Begierden und Leidenſchaften ſiegreich bekämpfen lernen. Nichts iſt ſchwieriger, als die Kunſt, ſich ſelber zu beherſchen. Mein Wahlſpruch war zu allen Zeiten: „Maximum imperium sibi imperare.“

---

*) Die erſte Auflage dieſes berühmten Werkes erſchien im Jahre 1755 zu Zürich.

— Ich will ihren weiſen Rath ehrlich befolgen und alle meine Kräfte aufbieten, um in Dresden, wohin mich meine Sehnſucht treibt, dasjenige zu finden, was ich in Hannover, im Hauſe meines Gemahls, nach zehnjähriger Ehe vergebens geſucht und erſtrebt habe: Ruhe, Ruhe, Ruhe!

— Der Himmel ſchenke ſie Ihnen! ſagte Campe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen befand ſich Gräfin Kielmannsegge auf dem Wege nach Magdeburg, wo ſie übernachtete.

Am Abende des folgenden Tages langte ſie in Leipzig und, zwei Tage ſpäter, in der von ihr ſo heißerſehnten Vaterſtadt Dresden an.

Hier ſtieg ſie in einem der erſten Gaſthöfe der Altſtadt ab und lud, kaum angekommen, durch einige Zeilen ihren alten, treubewährten Freund zu ſich ein.

Graſſi, der ſich beeilte, ihr noch an demſelben Tage ſeinen Beſuch abzuſtatten, äußerte unverholen ſeine große Freude und Ueberraſchung über das gänzlich unerwartete Glück des Wiederſehens.

— An Ihnen, begann er mit freudig-bewegter Stimme, iſt die Zeit, wie mir ſcheint, faſt ſpurlos vorübergehuſcht; an mir hingegen, fügte er ſeufzend hinzu, hat ſie manche Spur zurückgelaſſen, in meine Stirn viel neue Furchen gezogen und mein Haar noch mehr gebleicht. Sie aber, Frau Gräfin, ſind noch immer die alte oder, richtiger geſagt, die ewig junge, ewig friſche Erſcheinung wie vor zehn Jahren, als Sie Dresden verlaſſen hatten, um Ihrem neuen Gemahle in Ihre neue Heimath zu folgen. Darf ich fragen, wie's ihm geht?

— Auch er iſt der Alte geblieben. Er langweilt Andere wie ſich ſelbſt. Aus Ennui fängt er Fliegen und nebenbei Tauſend und eine Grille. Er plagt ſeine Dienerſchaft, quält ſeine Pferde, maltraitirt ſeine Jagdhunde, gähnt bei Tage und ſchnarcht faſt jede Nacht. Letzteres iſt ungefähr das Beſte, was ich ihm nachrühmen darf, ohne der Wahrheit nahe zu treten.

— Und haben Sie nur für einige Zeit oder für immer ſich von ihm getrennt?

— Ich hoffe und wünſche das Letztere. Sie ſind der einzige Mann, dem ich unverholen geſtehen darf, daß unſere Ehe — wie Sie es längſt geahnt haben — eine ſehr unglückliche geweſen iſt. Erlaſſen Sie mir das Geſtändniß, Ihnen zu bekennen, wer von uns — ob er oder ich? — den größten Theil der Schuld trägt. Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß er nun höchſt wahrſcheinlich eben ſo zufrieden iſt, mich ſo leichten Kaufes losgeworden zu ſein, als ich ſelber glücklich bin, nicht auch fernerhin die willenloſe Sklavin ſeiner unerträglichen Launen ſein zu müſſen. Wir ſehnten uns Beide nach Unabhängigkeit. Jetzt kann Jeder von uns ſchalten und walten nach eigenem Gutdünken und thun und laſſen, was er will. Ich fühle mich nun frei wie der Vogel in der Luft und bedarf jetzt, aufrichtig geſagt, vor Allem der Abgeſchiedenheit und Ruhe, um mich von den Müh- und Armſeligkeiten dieſer verunglückten Ehe nach und nach erholen zu können. — Ich werde mir, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein kleines abgelegenes Haus mit einem einfach-ſchlichten Garten in der Neuſtadt miethen, dort — procul a Jove, procul a fulmine, wie der Lateiner ſagt — einzig und allein der Muſe, den Künſten und den Wiſſenſchaften leben und, mit Gottes Hilfe, Alles, was mich bisher beunruhigt hat, über Bord werfen und Vieles vergeſſen lernen, um endlich einmal ruhig und zufrieden mit mir ſelber zu werden.

— Das gebe Gott! wünſchte der Freund. Alles, was im Bereiche meiner ſchwachen Kräfte liegt, um Ihnen den Aufenthalt in Dresden ſo heimiſch als möglich zu machen, ſoll mit tauſend Freuden geſchehen und meinerſeits nichts unterlaſſen werden, um Sie ruhig und — wenn es anders möglich iſt! — mit der Zeit zufrieden und glücklich zu machen.

— Eine Stimme meines Herzens, alter Freund, ſagt mir, daß ich das, was ich an der Seite meines Gemahls ſeit langen Jahren dort ſo ſchmerzlich vermißt hatte, hier in der Nähe eines ſo treubewährten, uneigennützigen, aufopferungsfähigen Freundes finden und hier, nur hier, an Leib und Seele vollſtändig geneſen werde.

— Niemand, Frau Gräfin, wird an Ihrer geiſtigen Wiedergeneſung aufrichtigern Antheil nehmen als der Mann, welcher ſtolz auf die Ehre iſt, Ihr Freund, Ihr Anbeter und Verehrer im reinſten Sinne dieſes vielfach mißbrauchten Worts zu ſein.

Ihr leuchtendes Auge dankte ihm ſchweigend.

Zehntes Kapitel.

Mehr als vierzehn Tage mußte Meiſter Graſſi raſt- und ruhlos von Cecca nach Mekka *) oder, klarer ausgedrückt, von der Altſtadt nach der Neuſtadt und zurück von der Neuſtadt nach der Altſtadt wandern, um für ſeine gräfliche Freundin eine paſſende Wohnung nebſt Garten jenſeits der Elbebrücke ausfindig zu machen.

Jeder, der auch nur die allergeringſte Ahnung von dem Genußleiden oder Leidensgenuß eines unglücklichen Erdenwallers hat, welcher eine Wohnung für ſich ſuchen muß, wird den Aermſten aller Armen, der ſich anheiſchig gemacht, ſie für Andere zu ſuchen, doppelt beklagen und wegen ſeiner Ausdauer im Auffinden

---

*) „Von Cecca nach Mekka wandern“ iſt ein ſpaniſches Sprichwort, das ſo viel bedeutet, als „einen Landſtreicher ſpielen.“ Cecca iſt die älteſte Moſchee in Cordova, wohin die alten Mauren zu wallfahrten pflegten, wie die frommen Muſelmans noch heutzutage nach Mekka, dem Grabe ihres großen Propheten, hinzupilgern gewohnt ſind.

derſelben zehnfach bewundern müſſen. — Es iſt Jammerſchade, daß die allgütige Kirche, die für jeden Stand, wie für jedes Bedürfniß, einen ſpeciellen Heiligen eingeſetzt, nicht auch für unglückliche Menſchenkinder, welche troſtlos umherirren, um für ſich oder Andere ein Aſyl aufzuſuchen, einen eigenen Schutzpatron, den man bei ſolchen Gelegenheiten um deſſen Beiſtand anrufen könnte, aufzuweiſen hat! Solch' ein Patron würde ſchon darum ſehr nützlich ſein, weil er manch' ehrlichem Chriſtenkinde viel Zeit und Treppenſteigen erſparen und die koſtſpieligen Wohngeſuche in den öffentlichen Blättern nach und nach entbehrlich machen müßte.

Tagtäglich konnte man unſern Maler, bei einer tropiſchen Hitze von 20 bis 25 Grad Réaumur, mit abgenommenem Strohhute, keuchend, ächzend, ſtöhnend wie ein halbtodtgehetztes Windſpiel, im Schweiße ſeines Angeſichts über jene lange, allen Winden preisgegebene Brücke hin- und zurückrennen ſehen, um Gräfin Kielmannsegge, die noch immer im Hôtel zu bleiben ſich gezwungen ſah, endlich unter Dach und Fach zu bringen.

Unter allen Glücklichen iſt Derjenige, welcher ſchnell eine paſſende Wohnung findet, zweifelsohne der Allerglücklichſte. Aber kluge Menſchen pflegen nur ſelten Glück zu haben. Schon ein uraltes lateiniſches Sprichwort liefert die Beſtätigung dieſes Ausſpruchs: „Fortuna favet fatuis!“ Jeder, der zufällig nicht Lateiniſch verſteht, wird klug daran thun, ſich dieſes Sprichwort in's Franzöſiſche überſetzen zu laſſen. In dieſer Sprache heißt es: „La fortune protège les fous.“ Derjenige aber, der zufällig auch mit dem Franzöſiſchen etwas brouillirt ſein ſollte, würde jedenfalls noch klüger thun, ſich das franzöſiſche Proverbe lieber gleich in's Deutſche übertragen zu laſſen. Frei überſetzt heißt es: „Nur dumme Menſchen haben Glück.“

Da Meiſter Graſſi aber, wie bekannt, eben kein Dummkopf war, ſo gelang es ihm erſt am ſechszehnten Tage ſeiner Kreuz- und Querzüge durch alle Plätze, Straßen, Gaſſen und Gäßchen der Neuſtadt, ganz am äußerſten Ende derſelben ein einſam gelegenes, in einem beſcheidenen Gärtchen ſchüchtern verſtecktes Sommerhäuschen zu entdecken, das ihm zu dem bewußten Zwecke beſſer als das ganze Schock anderer, ſchon früher beſichtigten Localitäten geeignet ſchien.

Er miethete es auf eigene Gefahr.

Die Gräfin, die, in Begleitung ihres glücklichen Columbus, dieſes Haus ſchon am andern Morgen in Augenſchein zu nehmen geruhte, fand die Lage und Einrichtung desſelben ſo freundlich und gemüthlich, daß ſie noch an demſelben Tage ihr Aſyl darin aufſchlug und ſich in den Räumen dieſer beſcheidenen Villa bald weit heimiſcher als in den großen, prachtgeſchmückten Gemächern ihres ſtolzen Hôtels zu Hannover zu fühlen begann. Parva domus, magna quies. *)

Nach und nach hatte ſich die Gräfin hier mit ſolchem Comfort eingerichtet, daß Jeder, dem es vergönnt war, die Schwelle ihres Tusculums zu überſchreiten, ſich im Innern desſelben wunderbar angeheimelt fühlte. In allen Ecken ſah man Blumen. An allen Fenſtern zwitſcherten kleine Vögel. Die ganze Einrichtung, außerordentlich originell, verrieth mehr Geſchmack als Luxus.

In dieſen Räumen lebte Gräfin Kielmannsegge, jedes Zwanges ledig, „frei wie der Vogel in der Luft.“ — Der einzige Mann, dem ſie die Erlaubniß eingeräumt hatte, ſie zu jeder Stunde des Tages beſuchen zu dürfen, war ihr alter, treubewährter Freund Joſeph Graſſi.

Es war nicht mehr als natürlich, daß die täglich wiederkehrenden Beſuche dieſes Künſtlers in der von Neugier gequälten Nachbarſchaft ſehr bald den Verdacht erregen mußten, daß dieſer unbekannte, auffallend geſetzte Herr, der, beiläufig erwähnt, ſchon ſechsund-

---

*) Dies war die Inſchrift, womit Fürſt Metternich, einige Jahre ſpäter, den Eingang zu ſeiner kleinen Villa am Rennwege in Wien zu zieren beſchloß.

fünfzig Jahre auf ſeinem ergrauten Kopfe und ſeinem etwas gebeugten Rücken trug, unmöglich etwas Anderes, als der officielle Anbeter dieſer unbekannten, für ſich geheimnißvoll abgeſchloſſenen Dame ſein konnte. Bald munkelte man Dies, bald Jenes. Aber die Gräfin ſo wie Graſſi ließen ſich durch das alberne Geſchwätz der Nachbarn durchaus nicht beunruhigen. Letzterer, deſſen Gewiſſen viel reiner, als das Hemde war, welches er trug, dachte bei ſich wie der ſpaniſche Dichter Don Luis Tonſilio:

„Den Beſſern ſchreckt nicht, was die Menge ſagt:
Er bebt, wenn das Gewiſſen ihn verklagt.“

Da aber Letzteres ihn völlig freiſprach, ſetzte er, unbekümmert um das Gerede der Leute, ſeine täglichen Beſuche in der Neuſtadt fort.

Mehr als jemals beſchäftigte ſich unſere Gräfin in ihrem neuen Buen-Retiro mit Muſik und Literatur.

Tagtäglich übte ſie eine der Beethoven'ſchen Sonaten, und je mehr ſie ſich in den harmoniſchen Geiſt und in die geiſtige Harmonie dieſer Tonſchöpfungen vertiefte, deſto höher ſtieg ihre Begeiſterung für dieſen unerreichbaren Meiſter, deſſen Bild, von Immergrün umrankt, hier über ihrem Klaviere hing. — Ihr Lieblingsſtudium wurde Kunſt- und Literatur-Geſchichte. Ihr nimmer raſtender Geiſt ſchöpfte Anregung und Nahrung aus den Werken berühmter Muſiker und Schriftſteller.

Seit dem Tage, an welchem ſie dieſe kleine Villa bezogen, hatte ſie ſich eine Art von Tagebuch angelegt, das ſie ihre „geiſtige Chiffonnière“ hieß und in welche ſie Alles, was ihr beim Leſen der vielen Bücher, die ſie jetzt mit wahrem Heißhunger verſchlang, ganz beſonders auffiel, einzuſchreiben pflegte. In dieſem Tagebuche fand ſich das ſeltſamſte Gemiſch von Curioſitäten, Aphorismen und Gedankenſpähnen, von Verſen und Bonmots bunt durcheinander gewürfelt wie Steinchen im Innern eines Kaleidoskops.

Es ſei uns geſtattet, zur Charakteriſtik dieſer ſeltſamen „Chiffonnière“ einige Auszüge daraus mitzutheilen:

„Der griechiſche Arzt Empedokles, der das Bedürfniß fühlte, ſich göttlich verehrt zu ſehen, ſtürzte ſich eines Abends, als der Mond nicht ſchien, in den Krater des Aetna, damit Niemand erfahre, wo er hingekommen ſei. Leider aber hatte er in ſeiner Zerſtreutheit am Rande des Kraters ſeine Pantoffeln ſtehen laſſen und ſeine Abſicht dadurch ſelbſt vereitelt. — Wie wahr iſt doch, was Vater Göthe ſingt:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern Dir erſcheint,
Das Alles iſt ein Thurm von Babel,
Wenn nicht die Liebe es vereint.“ —

Der griechiſche Poet Choerilos wollte der Homer Alexander's des Großen werden und um jeden Preis deſſen Heldenthaten beſingen. Für jeden guten Vers verlangte er eine Goldkrone, für jeden ſchlechten blos eine Maulſchelle. Der ſchlechten Verſe wurden aber bald ſo viele, daß der arme Poet unter Ohrfeigen bald ſein Bischen Geiſt aufgab. — Ein italieniſches Sprichwort ſagt:

„Aspettare e non venire,
Star in letto e non dormire,
Servire e non gradire,
Son tre cose da morire.“

Sieben griechiſche Städte ſtritten um die Ehre, die Geburtsſtätte Homer's zu ſein, acht ſpaniſche Städte*) beneideten ſich um das Glück, die Wiege des großen Miguel Cervantes zu ſein. — Einer der neuern franzöſiſchen Schöngeiſter macht folgendes Geſtändniß: „J'aime, qu'on m'aime comme j'aime quand j'aime.“ — Eliſabeth Nadaſti, Nichte des großen Stephan Bathory, ließ über vierhundert bäuerlichen und bürgerlichen Jungfrauen das Blut abzapfen, weil ſie den Aberglauben hegte, Blut von gequälten Perſonen vermöge, wenn man ſich damit wüſche, die Haut weiß, weich und geſchmeidig zu machen. Sie büßte den Frevel ihrer Eitelkeit mit dreijähriger Gefangenſchaft und ſtarb im Jahre 1614. — Ein deutſcher Poet ſingt:

---

*) Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de Juan, Conſuegra und Alcala de Henares.

„Liebe ohne Gegenliebe —
Hoffnungslos — heißt bitter leiden;
Schlimmer iſt's: geliebt zu lieben
Und auf immer müſſen ſcheiden.
Doch das Schlimmſte, Allerſchlimmſte iſt:
Einmal heiß geliebt zu haben
Und, was man unſterblich hielt,
Täglich ſtückweis zu begraben."

Ein deutſcher Gelehrter, Samuel Groſſer, rühmte ſich, unter Anderm auch die Sprache der Gänſe ſo gründlich ſtudirt zu haben, daß er ernſtlich geſonnen war, ein „Wörterbuch der Gänſeſprache" herauszugeben, weshalb er ſich in Stammbüchern nie anders als „Lexicographus anserinus" unterſchrieb. (Es fragt ſich nur, welche Gattung von Gänſen der alte gute ehrliche Philiſter gemeint haben mag.) — Der franzöſiſche Philoſoph Fontenelle rühmte ſich, weder das Lachen noch das Weinen zu kennen. (Beweis, daß er viel Geiſt, aber wenig Herz beſeſſen haben muß.)

„Liebe hat uns Gott gegeben,
Lieb' iſt Gott und Gottesſohn,
Lieb' iſt Geiſt im ew'gen Leben,
Iſt der Tugend höchſter Lohn.

Liebe thront auf jeder Schwelle,
Liebe trennt nicht Raum, noch Zeit,
Lieb' iſt Himmel, Lieb' iſt Hölle,
Lieb' iſt ew'ge Seligkeit!" —

Scanderbeg, einer der gewaltigſten Vielfreſſer ſeines Jahrhunderts, wagte die Behauptung aufzuſtellen, der perſönliche Muth ſitze im — Magen. — Plato ſuchte die Seele im Gehirne, Ariſtoteles im Herzen, Heraklit im Blute, René Descartes in der Zürbeldrüſe und Rivarol in der . . . Geldbörſe. — Der berühmte Violinvirtuoſe Arcangelo Corelli ſtarb aus Verdruß, weil ihm der große Claviercomponiſt Domenico Scarlatti eine falſche Note nachgewieſen hatte. (Unſere modernen Muſiker nehmen ſich falſche Noten nicht ſo ſehr zu Herzen.) — Liebe iſt der größte Egoismus, deſſen der Menſch fähig iſt. — Rameau componirte einſt eine holländiſche Zeitung. Der berühmte Naturforſcher Lacépède verſuchte Fénélon's Telemach und ein anderer Franzoſe, D'Alayrac, den „Code Napoléon" in Muſik zu ſetzen. — Mirabeau, befragt, wie Robespierre ihm gefalle, erwiderte: „Dieſer Menſch ſieht wie eine Katze aus, welche Eſſig getrunken hat.“ — Der große Arzt Jakob Sylvius zog ſich kurz vor ſeinem Ende große Reiterſtiefel an, um, wie Henri Etienne erzählt, durch den Styx zu waten und den alten Fährmann Charon um das Fährgeld zu prellen. — Ein Mann, der die Frauen zu verleumden wagt, hat ſicher keine edle Mutter gehabt. — Molière, der, wie bekannt, aus Eiferſucht geſtorben iſt, ſoll in ſeinem ganzen Leben nie das Wort „Ehebruch“ ausgeſprochen haben. — Conrad Celtes, der erſte Dichter, der in Deutſchland gekrönt worden iſt, nennt uns vier Hauptbeförderungsmittel zum langen Leben: Wein, Schlaf, Philoſophie und . . . Freundſchaft. — Vom Lieben bis zum Sterben, ſagt ein däniſcher Poet, gibt's oft nur Einen Schritt. — Claude Boulanger liebte den Dichter Homer dergeſtalt, daß er ihn ſtets bei ſich trug und in der Kirche ſich deſſen ſtatt des Geſangbuchs bediente. — Qui sait aimer, sait mourir, ſagt Racine. — Aeneas Gaza, befragt, welches Buch, wenn Alle verbrannt werden müßten, er vorzugsweiſe retten möchte, nannte zuerſt den „Plutarch.“ Gleicher Anſicht waren Menage und Bayle. — Die Weiber lieben oder haſſen; ihr Herz kennt kein Drittes. — Der Engländer John Dee publicirte im Jahre 1659 ein „Wörterbuch der Sprache, welche Adam und Eva im Paradieſe geſprochen haben." — Ein arabiſches Sprichwort ertheilt uns den weiſen Rath: Iſt Dein Freund ganz von Honig gemacht, dann iß ihn wenigſtens nicht ganz auf. — Nikokles pries die Aerzte ſchon darum glücklich, weil ihre Erfolge von der Sonne beſchienen, ihre Irrthümer aber von der Erde bedeckt würden. — Rabelais verachtete jeden Mann, der, allein mit einer ſchönen Frau, nach einer Viertelſtunde weder einen Kuß noch eine Ohrfeige von ihr erhalten hat. — Wohl keiner von allen deutſchen Schriftſtellern hat das Glück der Ehe feuriger geprieſen als Hippel, und trotzdem konnte Niemand weniger davon überzeugt ſein, als gerade Er, denn der hochbegeiſterte Lobredner der Ehe blieb ſein ganzes Leben lang . . . Hageſtolz. — Beaumarchais, der grauſamſte aller Spötter, pflegte zu ſagen: Ein Mann, der ſich zum zweiten Male verheirathet, iſt nicht werth, daß die gütige Vorſehung ſeine erſte Frau zu ſich genommen hat. — Zu den berühmten Leuten, welche ihren Haß gegen das ſchöne Geſchlecht ſo weit getrieben, daß ſie in ihrem ganzen Leben kein Weib berührt haben, gehören Newton, Tilly und König Karl XII. von Schweden. — Der franzöſiſche Rechtsgelehrte Etienne Pasquier ſagt: Une femme est comme votre ombre: suivez-la, elle fuit; fuyez-la, elle suit.*) — Ein engliſcher Hageſtolz behauptet, daß die Ehe den Menſchen aus den Regionen ſeiner Ideenwelt in's kleinliche Alltagsleben zurückzieht, und daß der bloße Gedanke, ein Mann ſei vermählt, ſchon an und für ſich abgeſchmackt iſt. Ganz ſo dachten ſchon die Alten. Virgil, Horaz, Plato u. ſ. w. ſind unverheirathet geblieben. In neuerer Zeit ſind Arioſt, Taſſo, Pope, Addiſon, Decartes, Leibnitz, Corneille, Racine, Bayle, Saint-Evremont, La Bruyère, Voltaire, Locke, Newton, Fontenelle, Réaumur, Pascal, Boileau, Buffon, Holberg und Johannes v. Müller garçons geblieben. — Nach Tertullian's Meinung gibt's kein größeres Vergnügen als die Verachtung des Vergnügens. — Das beſte Heilmittel gegen eine verloren gegangene Liebe, ſagt ein deutſcher Schöngeiſt der Gegenwart, iſt die Auffindung einer neuen Liebe, ſonſt nimmt der Jammer kein Ende."

— — — — — — — — — — — — — —

Aber mochte die Gräfin auch immerhin leſen und ſchreiben, ſpielen und ſingen den ganzen Tag, die halbe Nacht, zwei Gedanken waren es, die ihren Geiſt und ihr Herz fortwährend beſchäftigten: Kaiſer Napoleon und — Horace Cunningham. Wie ſehr ſie ſich auch bemühte, Letztern vergeſſen zu lernen, mit deſto friſcheren Farben trat das Bild des jungen Gentleman vor ihre Seele hin und flößte ihrem Herzen neue Unruhe ein. Das Bewußtſein, daß es dieſem Manne gelungen war, ihren urſprünglichen Widerwillen gegen ihn in einen gewiſſen Grad von Zuneigung umzuwandeln, hatte für ihren weiblichen Stolz ſo viel Beſchämendes, daß ſie den Tag, an welchem ſie ihn kennen gelernt, mehr als ein Mal aufrichtig verwünſchte.

---

*) Eine Frau iſt wie Euer Schatten: folgt ihm, dann flieht er, flieht Ihr ihn, dann folgt er Euch.

— Ich muß Ihnen eine Schwäche beichten, ſagte ſie eines Abends zu Graſſi, der ſie nachdenkend und auffallend verſtimmt fand und ſie um den Grund ihrer Mißſtimmung befragte. Kurz vor meiner Abreiſe von Hannover hatte mein Gemahl mir einen jungen, ziemlich unverſchämten Engländer vorgeſtellt, deſſen keckes Benehmen ſo viel Verletzendes beſaß, daß er mir Anfangs ſehr zuwider war. Sein ganzes Weſen erinnerte mich unwillkührlich an Richardſon's Lovelace. Vergebens fragte ich mich, woher es käme, daß ich beim Anblicke dieſes Mannes jedesmal erröthen mußte? Ich kannte ihn kaum vierzehn Tage, als ich mit Schrecken gewahrte, daß Horace Cunningham, — ſo heißt dieſer böſe Menſch, der mir Anfangs einen wahrhaften Abſchen eingeflößt hatte — mir nach und nach gefährlich zu werden begann. Vergebens fragte ich mich, wie dies möglich ſei; aber je öfter er mich beſuchte, deſto mehr wuchs in mir die Ueberzeugung, daß dieſer Engländer, der, beiläufig erwähnt, manche Aehnlichkeit mit Herrn von B*** hat, mehr als jeder Andere geeignet iſt, die Ruhe meines Herzens zu gefährden. Dieſer Umſtand war's, der mich bewog, Hannover zu verlaſſen, um der Gefahr, die mich bedrohte, vorſichtig noch bei Zeiten aus dem Wege zu gehen. Ich gab mich dabei der Hoffnung hin, daß die Entfernung von ihm viel dazu beitragen werde, ſein Bild mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen. Leider aber fühle ich das Gegentheil. Faſt ſchäme ich mich, Ihnen zu geſtehen, daß ich ihn tagtäglich ſchmerzlicher vermiſſe, und daß es Augenblicke gibt, in denen ich mich — aufrichtig geſagt! — nur ſeinetwegen nach Hannover zurückſehne.

— Iſt dieſer Mann denn ſo einnehmend?

— Ich möchte geradezu das Gegentheil behaupten . . .

— Und dennoch wäre es ihm gelungen? fragte Graſſi.

— Mir durch die Sicherheit und Keckheit ſeines Auftretens mehr als jeder Andere zu imponiren. Er iſt Dandy, aber keineswegs Geck. Er beſitzt, wie faſt jeder ſeiner Landsleute, einen gewiſſen Stolz, der ihn anmaßend, aber auch intereſſant macht. Er hat Sentimentalität, aber winſelt nicht. Das, was mich hauptſächlich zu ihm hinzieht, iſt die Aufrichtigkeit ſeiner Huldigung.

— Da Sie noch niemals von irgend einem Manne mit ſo vieler Begeiſterung geſprochen haben, ſo muß ich fürchten . . .

— O, fürchten Sie nichts, gar nichts! Böte er auch immerhin wie Clariſſe Harlowe's Anbeter alle Hilfsmittel ſeiner Verführungsgabe auf, es würde ihm, mir gegenüber, doch niemals gelingen, mich zu bethören und meinen Grundſätzen untreu zu machen.

— Ein altes Sprichwort, theure Gräfin, warnt uns, den Teufel an die Wand zu malen. Wo fände ſich ein Herz auf Erden, das ſtark genug wäre, ſich ungeſtraft rühmen zu dürfen, daß keine Macht der Welt es jemals erſchüttern kann? In jedem Frauenleben gibt es Augenblicke . . .

— In denen die ſinnliche Leidenſchaft erwacht, fügte die Gräfin hinzu. Aber derlei Augenblicke vermögen nur ſolchen Frauen verhängnißvoll zu werden, die weder Kraft noch Muth beſitzen, der Stimme der Vernunft Gehör zu ſchenken und die wilden Leidenſchaften beherrſchen zu können.

— Und fühlen Sie ſich ſtark genug? fragte Graſſi mit gerechtem Zweifel.

— Ja, theurer Freund, das fühle ich! betheuerte die Gräfin, ihre Rechte auf ihr Herz legend.

— Oft fühlen wir uns ſtärker, als wir es wirklich ſind. Gott gebe, daß Sie ſich nicht täuſchen! entgegnete der Künſtler, deſſen Aufrichtigkeit niemals zu ſchmeicheln verſtand.

— Was gibt es Neues in der Politik? fragte Frau von Kielmannsegge, um das Geſpräch von dieſem Thema abzulenken.

— Ich komme eben aus dem Kaffehauſe, wo ich im „Oeſterreichiſchen Beobachter" einen geharniſchten Artikel, welcher allem Anſcheine aus der Feder des Hofraths von Gentz gefloſſen iſt, gegen den Kaiſer der Franzoſen las. Jener Mann, der, wie Ihnen bekannt ſein wird, zu Napoleon's entſchiedenſten Widerſachern gehört, warnt die deutſchen Höfe, wie die ganze deutſche Nation, ſich durch die wiederholten Friedensverſicherungen des Kaiſers nicht in allzugroße Sicherheit einwiegen zu laſſen und mehr als bisher auf ihrer Huth zu ſein. — Herr von Gentz traut ihm nicht. Er erblickt in den Rüſtungen, welche Napoleon ganz im Stillen vornimmt, alle Wahrzeichen eines neu hereinbrechenden Krieges, der, wie ein Bliß aus heitern

Wolken, diesmal allem Anſcheine nach auf Rußland niederzucken und halb Europa von Neuem zu den Waffen rufen wird.

— Man thut dem großen Kaiſer Unrecht. Er denkt jetzt nicht an Krieg . . .

— Faſt alle Zeitungen behaupten das Gegentheil. Alle Welt ahnt das Herannahen neuer Kriegsſtürme und ſchwankt deshalb in einer Unſicherheit, die überall Handel und Wandel lähmt, den Credit aufhebt und ſämmtliche Staatspapiere fallen macht. Die Börſe iſt das in der Regel richtig weisſagende Barometer unſerer politiſch aufgeregten Zeit. Es zeigt jetzt immer auf Krieg.

— Und dennoch glaube ich nicht daran! Die ſtillen Rüſtungen des Kaiſers, über welche Deutſchlands Unglückspropheten ſo ſehr entrüſtet ſcheinen, haben nach meiner Anſicht durchaus nichts Beunruhigendes, denn eben ſo gut könnten ſie als Beweiſe ſeiner Friedensliebe gelten nach dem uralten Grundſatze: „Si vis pacem, para bellum.“

— Dies erinnert mich an Machiavelli's Politik, zu welcher ich, ehrlich eingeſtanden, nie allzugroßes Vertrauen beſaß. Rüſtet Frankreich, dann rüſten alle Länder, und dieſe koſtſpieligen Rüſtungen, die, nach Ihrem Dafürhalten, Anzeichen des Friedens ſein ſollen, erhalten die Völker in beſtändiger Aufregung und Unruhe. Dieſe Rüſtungen, die alle Hilfsmittel der Völker erſchöpfen, ruiniren zuletzt uns Alle.

— Leider hat dieſe Befürchtung viel Wahres. Aber fragt man ſich, aus welcher unlautern Quelle jene unheimlichen Kriegsgerüchte hauptſächlich fließen, dann darf ſich Niemand verhehlen, daß es England, der Erzfeind Frankreichs iſt, der dieſe Gerüchte abſichtlich auszuſtreuen nur darum bemüht iſt, um das Feſtland in Schrecken zu ſetzen und in fortwährendem Schach gegen den Kaiſer der Franzoſen zu erhalten. Noch hinterliſtiger und ſchlauer als William Pitt verfährt deſſen Nachfolger Lord Caſtlereagh, der kein Geld ſchont und kein Mittel unverſucht läßt, den erhabenen Schutzgeiſt Frankreichs in den Augen aller übrigen Länder täglich verhaßter zu machen. Gibt's eine Nemeſis in der Weltgeſchichte, dann muß dieſer engliſche Tartufe ſicher ein trauriges Ende nehmen.*) Ich haſſe ihn wie ſeinen Vorgänger, und wär' ich Napoleon, ich ſetzte einen Preis von fünfmalhunderttauſend Francs auf den Kopf dieſes heimtückiſchen Gegners aus.

---

*) Dieſe Prophezeiung ging wirklich in Erfüllung. Am 12. Aug. 1822 ſchnitt ſich Lord Caſtlereagh in einem Anfalle von Schwermuth mit einem Federmeſſer die Halsadern durch und endete ſein Leben durch Selbſtmord.

— Und trotzdem ſcheint ganz Europa wenigſtens darüber einig zu ſein, daß es heutzutage nur wenig Staatsmänner gibt, welche die Menſchen und die Verhältniſſe, die Jene beſtimmen, beſſer kennen als Lord Caſtlereagh, den ich blos darum, weil er ein ausgeſprochener Feind des Kaiſers iſt, durchaus nicht verdammen kann.

Der Gräfin, der es wehthat, von dem beſten und aufrichtigſten ihrer Freunde den einflußreichſten und erbittertſten Gegner des Kaiſers gewürdigt und gelobt zu hören, ſuchte das Geſpräch, das für ſie unerquicklich geworden war, dadurch abzubrechen, daß ſie es auf einen gleichgiltigen Gegenſtand hinzulenken ſuchte.

— Heute Morgen, fuhr ſie mit etwas erkünſtelter Heiterkeit fort, iſt mir eine angenehme Ueberraſchung zu Theil geworden: ich erhielt einen ſehr vornehmen Beſuch. Wollen Sie ſich, mir zu Liebe, nicht etwas Mühe geben, zu errathen, wen ich meine?

— Leider bin ich nicht ſehr gewandt in dieſer Kunſt, und darum bitte ich Sie, die Freundlichkeit zu haben, es mir lieber ſagen zu wollen.

— Der Mann, deſſen gänzlich unerwarteter Beſuch mich hocherfreut hat, war ein Freund meines väterlichen Hauſes: der Ober-Kammerherr Graf Camillo Marcolini. Trotz ſeiner ſiebenzig Jahre iſt der alte

Italiener — der vertrauteſte Freund und Günſtling König Friedrich Auguſt's von Sachſen — ein in den Formen der höflichſten Höflichkeit noch immer ſo ſehr gewandter und in vieler Beziehung ein noch immer ſo liebenswürdiger Mann, daß er einen Vergleich mit manchem der weit jüngern Cavaliere des hieſigen Hofes durchaus nicht zu ſcheuen braucht. Er machte mir tauſend galante Vorwürfe: er grollte mir darüber, daß ich ihm bisher noch keinen Beſuch gegönnt, ihn, allem Anſcheine nach, ganz und gar vergeſſen habe; er ſchien untröſtlich, daß ich ſein Palais nicht als das meinige betrachtet und es vorgezogen habe, lieber hier allein, als unter ſeinem Dache zu wohnen; er ſagte mir die ausgeſuchteſten Freundlichkeiten und nahm mir, als er ſich verabſchiedete, das heilige Verſprechen ab, ihm ſobald als möglich die Freude meines Beſuches zu ſchenken. Er freue ſich herzlich, mich wieder in Dresden zu wiſſen und würde ſich in hohem Grade geehrt und beglückt fühlen, wenn's ihm vergönnt wäre, mir während meines hieſigen Aufenthalts in irgend einer Beziehung nützlich werden zu können. Ich entließ ihn mit dem Verſprechen, daß ich, entzückt von ſeiner mehr als freundlichen Zuvorkommenheit, mich beeilen würde, ihm noch im Laufe dieſer Woche meine Aufwartung zu machen, um ihn zu überzeugen, daß ich mich ſeiner dankbar erinnere und wie glücklich ich mich ſchätze, daß auch er ſeinerſeits mich nicht vergeſſen habe. Graf Marcolini iſt ein vollendeter Hofmann: ſein Lächeln hat etwas ungemein Verbindliches, und obgleich er als Cabinets-Miniſter und Ober-Stallmeiſter ſeines huldreichen Souverains die erſte und einflußreichſte Perſon in ganz Sachſen iſt, zeigt er ſeinen Freunden und Bekannten gegenüber doch ſo viel Herablaſſung und Güte, daß er von allen Hofleuten vielleicht der Einzige iſt, der in allen Schichten der Geſellſchaft keinen Feind beſitzt. Nicht jeder Staatsmann theilt dieſes Loos. Die Meiſten der Großen des Hofes pflegen, wie auch Ihnen bekannt ſein wird, wegen ihres Hochmuths und wegen der Anmaßung ihres Benehmens eben nicht allzubeliebt zu ſein. Marcolini macht mit Recht eine Ausnahme: er iſt der Freund des Königs, wie des Volkes und als Solcher eine der volksthümlichſten Perſönlichkeiten von ganz Dresden.

— Sie ſchildern die chevaleresken Eigenſchaften des Grafen mit ſo vieler Begeiſterung, daß mir nichts Anderes übrigbleibt, als derſelben in allen Punkten vollſtändig beizuſtimmen. Eines nur möchte ich unterthänigſt bezweifeln . . .

— Und das wäre? fragte ſie neugierig.

— Den guten Geſchmack Seiner hochgräflichen

Excellenz. Wie wäre es ſonſt wohl möglich geweſen, daß er ſein ſchönes, herrliches, wahrhaft fürſtlich impoſantes Palais in jenem entfernten Winkel der Friedrichſtadt aufgebaut hätte? Es verliert ſich dort wie eine Roſe unter Diſteln und wohl Niemand kann begreifen, warum Graf Marcolini es nicht vorgezogen hat, ſeine Reſidenz, wie weiland Graf Heinrich Brühl ſein prachtgeſchmücktes Hôtel, im Herzen der Altſtadt aufzuſchlagen.

— Graf Marcolini liebt vor Allem die Abgeſchiedenheit, und meiner Anſicht nach gibt's für Jeden, welcher Geräuſchloſigkeit liebt, kein ſchöneres und bequemeres „Chez soi“ als das Palais Marcolini in der Friedrichſtadt, wo es inmitten einer menſchenöden Wüſte uns wie eine friedliche Oaſe anlacht, in welcher Jeder, der ſie kennt, ſich bald ſehr heimiſch und behaglich fühlen muß. Ich hätte wahrlich große Luſt, ſein freundliches Anerbieten anzunehmen und von hier in die Friedrichſtadt überzuſiedeln. Das einzige Bedenken, das mich vorläufig davon zurückhält, iſt der Umſtand, daß ich hier ganz allein und in jeder Hinſicht unbeobachtet bin und in dieſem Winkel mich jeder meiner Launen ungeſtört überlaſſen darf.

— Sie lieben vor Allem die Abwechslung; darum befürchte ich, daß es Ihnen hier in Ihrem kleinen, einfach-beſcheidenen Buen-Retiro nicht allzulange gefallen wird.

— Eh bien, cher ami, nous verrons, ſagte die Gräfin und eilte an's offene Clavier.

Mit Blitzesſchnelle ließ ſie ihre zarten Finger über die Taſten des Inſtrumentes fliegen und ſang dazu nachfolgendes Lied:

„Wann werd' ich Deine Stimme wiederhören,
Wann Deiner Augen Sonne wiederſeh'n?
O, ſchlummermüde Zeit, laſſ' Dich beſchwören,
Nicht mehr ſo träge wie bisher zu geh'n.

Verrauſchet ſind ſchon viele Tag' und Stunden,
Seit ich in Deinem treuen Aug' geruht;
In meinem Herzen wühlen tauſend Wunden,
Und jede Wunde brennt in Fiebergluth.

Der Liebe Sehnſucht zählet nach Sekunden:
Sie zehrt ſich auf in bangem Seelenleid;
Ach, jeder Tag hat ſo viel trübe Stunden,
Und jede Stunde dünkt mir — Ewigkeit!" — — —

Ihre Gedanken aber weilten in Hannover. Und Der, deſſen ſie gedachte, war — Horace!

Eilftes Kapitel.

Wir bitten unſern Leſer, ſich geneigt finden zu laſſen, uns auf kurze Zeit nach Wien zu begleiten, um dort anzuklopfen an die Thür eines Mannes, von dem im vorhergehenden Abſchnitte unſerer Erzählung flüchtig die Rede geweſen war.

Wir meinen Herrn Hofrath von Gentz.

Der Mann, den wir ſuchen, befindet ſich in ſeinem Arbeits-Cabinet auf einer Ottomane ausgeſtreckt, die eben ſo elegant als bequem zu ſein ſcheint. Das kleine Buch, in welches er bisweilen einen Blick wirft, iſt ein in grünen Maroquin eingebundener, mit Goldſchnitt gezierter Claſſiker, einer ſeiner Lieblingsdichter, Meiſter Ovid, an deſſen ſchon ſo oft von ihm bewundertem Gedichte: „die Kunſt zu lieben“ er ſich heute auf's Neue ergötzen will.

Herr von Gentz war ein Mann, der ſo verſchiedenartig beurtheilt und wegen der Wandlung ſeiner politiſchen Grundſätze ſo vielfach verketzert worden iſt, daß ein etwas näheres Eingehen auf deſſen Perſönlichkeit, wie auf deſſen Charakter, uns durchaus nicht überflüſſig ſcheint.

Schon die äußere Erſcheinung des Hofraths, und vor Allem deſſen auffallende Kopfbildung, verrieth gleich beim erſten Anblick den Mann von haarſcharfem Verſtande und durchdringender Geiſtesfähigkeit. Sein Schädel hatte einen Umfang von mindeſtens 26 bis 28 Zoll, was jedenfalls als ein höchſt günſtiges Anzeichen zu betrachten iſt, weil nach der Behauptung eines der neueren Aerzte und Anthropologen — Dr. François Leuret — jeder Menſch, deſſen Kopf nicht wenigſtens 16 Zoll mißt, ein geborener Schwachkopf ſein ſoll. — Nach der Berechnung des engliſchen Phyſiologen Peacock, der, beiläufig erwähnt, die etwas ungalante Behauptung aufſtellt, daß durchſchnittlich jeder Mann 50 und jede Frau 44 Unzen Gehirn in ſeinem Schädel trage, mußte Hofrath von Gentz mindeſtens zehn bis zwölf Grad mehr Gehirn als mancher Andere ſeiner Rangordnung beſitzen, und wenn es ſich nach den geiſtreichen Wahrnehmungen Jakob Moleſchott's ſo gut als erwieſen herausgeſtellt hat, daß die menſchliche Denkkraft faſt einzig und allein aus dem Phosphor hervorgeht, welcher die Hauptſubſtanz des menſchlichen Gehirns ausmacht (ohne Phosphor kein Gedanke! ruft er), dann war Herr von Gentz jedenfalls mit einer größern Doſis Phosphor begabt, als mancher andere Hofrath. — Da hier einmal vom Gehirne — die Anatomen nennen es Encephalum und erkennen darin das Hauptorgan des thieriſchen Lebens — die Rede iſt, ſo ſei es uns vergönnt, Allen, welche ihr Gehirn näher kennen zu lernen begierig ſind, mitzutheilen, daß nach der Angabe Couerbe's das menſchliche Gehirn nicht weniger als 80 Theile Waſſerſtoff, nur 7 Theile Eiweißſtoff und 5 Theile fetter Subſtanzen enthält. Letztere beſtehen nach ſeiner Anſicht aus Cerebrin, Olein, Choleſterin, Natron, und — Phosphor. Auch Couerbe ſchreibt der letzteren Subſtanz mehr Kraft als jeder der vier übrigen zu. — Es iſt in der That unglaublich, welche Summe neuer pſychologiſcher Entdeckungen die Aerzte und Naturforſcher unſerer Zeit herausgegrübelt haben. — Der belgiſche Profeſſor Wendenbroeck gab vor einigen Jahren eine Denkſchrift heraus, worin er den Beweis zu führen verſuchte, daß im menſchlichen Blute unter vielen andern Subſtanzen auch viel Arſenik vorhanden ſei. Es würde uns durchaus nicht wundern, wenn ein anderer Gelehrter — er braucht nicht Belgier zu ſein — die Entdeckung machen würde, daß der böſe Blick mancher Menſchen, die ſogenannte „jettatura“ der Italiener, vielleicht nichts Anderes als die Ausſtrömung von Strychnin, Nicotin oder Digitalin iſt, womit die Pupillen mancher Leute, wie Colt'ſche Revolver mit Kugeln, angefüllt ſind.

Im Auge des Herrn von Gentz lag dagegen etwas Gutmüthiges, etwas Wohlwollendes, das ihm Aller Herzen gewann. Vorzugsweiſe war er, trotz ſeines etwas frivolen Rufes, bei der Mehrzahl der Frauen ungemein beliebt. Die Schlagfertigkeit ſeines Geiſtes imponirte ihnen; faſt Alle fühlten ſich zu ihm hingezogen, obgleich es Jeder von ihnen bekannt ſein mußte, daß er im Puncte der Liebe ganz eigenthümliche Grundſätze beſaß und vor Allem etwas Abwechslung liebte. In einem der frühern Kapitel hatten wir erwähnt, daß er — nicht mit Unrecht! — im Geruche eines Don Juan's ſtand. Die Hauptſache aber, daß er zweimal verheirathet war, hatten wir unſerm Leſer bisher abſichtlich verſchwiegen.

Nachdem Herr von Gentz von ſeiner erſten Frau, Bernhardine von Gilly, welche er im Jahre 1785 geheirathet, ſich vierzehn Monate nach der Hochzeit wieder getrennt hatte, war er vierzehn Jahre lang Witwer geblieben, um dann, weniger aus Neigung als aus pekuniären Rückſichten, im Frühlinge des Jahres 1800 eine neue Ehe mit einer der abenteuerlichſten Damen Berlins abzuſchließen. Seine zweite Frau — Tochter eines jüdiſchen Bankiers — hieß Marianne Meyer und war ſeit dem 8. Juni 1797 die zur linken Hand angetraute Gemahlin des k. k. General Feldmarſchall-Lieutenants und als Envoyé extraordinaire am preußiſchen Hofe beglaubigten Fürſten Heinrich XIV. von Reuß-Greiz geweſen, welcher ſie zur Prinzeſſin von Eybenberg erhoben und ihr, als er am 12. Februar 1799 geſtorben war, ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, was Herrn von Gentz bewogen haben ſoll, der damals noch ziemlich jungen und höchſt pikanten Witwe, eilf Monate nach dem Ableben ihres fürſtlichen Gemahls, ſeine Hand zu reichen und dieſe durch ihre galanten Abenteuer etwas anrüchige Jüdin zum Traualtare zu führen. Beide Theile, die ſich in ihren gegenſeitigen Anſprüchen und Erwartungen frühzeitig genug getäuſcht ſehen mochten, ſollen ſeitdem — wie die Chronique ſcandaleuſe erzählt — wie Hund und Katze zuſammengelebt und ſich beiderſeitig ſo lange gelangweilt haben, bis die cidevant Prinzeſſin von Eybenberg ihrem, abwechslungshalber, zur rechten Hand angetrauten Gemahle die nicht genug zu rühmende Gefälligkeit erwies, ſich aus dem geräuſchvollen Wien in die ruhigen Gefilde des Jenſeits zurückzuziehen. (Letzteres geſchah aber erſt im Jahre 1814.)

Schon zu Lebzeiten ſeiner zweiten Frau Gemahlin hatte Herr von Gentz mehr als eine koſtſpielige Liebſchaft gehabt und Jener dadurch vielfache Veranlaſſung zu häuslichem Unfrieden gegeben, über welchen er — ſeinerſeits — ſich ruhig hinwegzuſetzen geruhte, während er der Eiferſucht ſeiner Ehehälfte dadurch manche ſchlafloſe Nacht bereitet haben ſoll. **Marianne Gentz** war ein weiblicher Othello.

Es wird wohl keinem unſerer Leſer entfallen ſein, daß zu den flüchtigen Liaiſons, die unſer Hofrath um jene Zeit angeknüpft hatte, auch die bewußte Polin Lodoiska gehörte. Dieſe „wilde Hummel“, dieſe „leichtſinnige Fliege“ ſchien Herrn von Gentz, der ihr dieſe und hundert andere, nicht mehr und nicht weniger ſchmeichelhafte Beinamen gegeben hatte, trotz ſeines ſchon etwas vorgerückten Alters von achtundvierzig Jahren viel ausdauernder als manchen ſeiner weit jüngern Vorgänger zu lieben, hauptſächlich wohl nur darum, weil er, wie Gabriel Peltier, einer der entſchiedenſten Gegner des von ihr gründlich gehaßten Kaiſers der Franzoſen war, dem ſie ihre Ausweiſung aus Frankreich um keinen Preis verzeihen konnte. Zum Ruhme des Herrn von Gentz dürfen wir nicht vergeſſen, hinzuzufügen, daß er in den Augen Napoleon's, ſeit jener Zeit, in welcher Gentz ſeine damals großes Aufſehen erregende Brochüre *) herausgegeben hatte, eine der verhaßteſten Perſönlichkeiten Deutſchlands geweſen war, was mehr als eine Stelle im Pariſer „Moniteur" beweiſ't, der ſich nicht entblödet, Herrn von Gentz als einen „scribe misérable" und als „un de ces hommes sans honneur qui se vendent pour de l'argent" an den Pranger zu ſtellen. Während der Kaiſer der Franzoſen über die ewig wiederkehrenden Ausfälle des „elenden Scriblers" ſehr häufig in Entrüſtung gerieth, belächelte Herr von Gentz die Ausbrüche des kaiſerlichen Moniteur-Zorns jederzeit mit einer Gemüthsruhe, die dem Gleichmuthe ſeines Characters zur vollſten Ehre gereichte.

In dem Augenblick, als der „Scribe misérable", auf ſeiner Ottomane ausgeſtreckt, Ovid's „Ars amandi" las, weilten ſeine ſündigen Gedanken in einem Hauſe der „Jägerzeile", wo der deutſche Don Juan ſeine polniſche Elvira fürſtlich eingerichtet hatte.

Lodoiska war ihrem „Freunde", den ſie ihren „cher papa" oder ihr „gutes Väterchen" zu nennen pflegte, hauptſächlich darum zugethan, weil ſie wußte, daß ihr Erzfeind Napoleon ihn gründlich verabſcheute. Duobus litigantibus tertius gaudet, ſagt das Sprichwort.

---

*) Sie war im Jahre 1809 unter dem Titel: „Ueber die Mittel, welche Oeſterreich zu Gebote ſtehen, Deutſchland vom franzöſiſchen Joche zu befreien", erſchienen.

Alles, was dem „kleinen Corſen“ großen Aerger bereitete, pflegte unſerer Polin unausſprechliches Vergnügen zu gewähren.

Herr von Gentz hatte ſich an den täglichen Umgang mit dieſem „weiblichen Hauswurſt“ im Laufe weniger Monate ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß er Lodoiska, ſo oft er durch eine ſeiner vielen Arbeiten verhindert war, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſchmerzlich zu vermiſſen ſchien. Er liebte ihre kleinen Ungezogenheiten und nahm ſelbſt die Ausbrüche ihres häufig wiederkehrenden Jähzorns mit wahrhaft rührender Nachſicht hin.

Lodoiska hatte drei verſchiedene Pronomina-Formeln, mit welchen ſie Herrn von Gentz anzureden pflegte: Du, Man und Er. So oft ſie bei guter Laune war, nannte ſie ihn Du; fing ſie zu ſchmollen an, ſagte ſie Man, und wenn ſie, was leider nicht ſelten geſchah, in Zorn gerieth, wagte ſie ſogar, ihn mit Er anzuſprechen.

An dem Abende des Tages, an welchem unſer Hofrath an Ovid's „Kunſt zu lieben“ ſich erbaut hatte, wagte Herr von Gentz ſeiner Flamme einen leiſen Vorwurf über die großen Summen zu machen, die ſie in kurzer Zeit neuerdings verſchwendet hatte.

— Parlons sérieusement, ſagte er zu ihr. Du koſteſt mich, aufrichtig geſagt, oft mehr Geld, als ich im Augenblick aufzutreiben im Stande bin. Das Geld, lieber Schatz, wächſt nicht auf Bäumen, die man nur zu ſchütteln braucht, damit es uns wie überreifes Obſt in den Hut fällt. Du verbrauchſt oft in einer Woche mehr, als Dein Freund in einem Vierteljahre. Wir müſſen uns einſchränken, ſüßes Kind!

— Du wirſt mich, cher papa, entgegnete Lodoiska, durch Dein ewig wiederkehrendes Moralpredigen endlich noch dahin bringen, daß meine Lammsgeduld reißen und ſich genöthigt ſehen wird, Ihm den Laufpaß zu geben, weil Man mir beſtändig Vorwürfe macht, mir außerdem keinen Augenblick Freiheit gönnt und mich geradezu wie eine Gefangene behandelt, die ihren Käfig ohne Erlaubniß ihres argwöhniſchen Kerkermeiſters nur ſelten oder, richtiger geſagt, niemals verlaſſen darf. Wozu nützt mir all' das Geld, wenn ich ſo wenig Gelegenheit habe, es unter die Leute zu bringen? Vergiß doch ja nicht, gutes Väterchen, daß Deine Lodoiska noch in den Jahren iſt, in denen ſie ihre Jugend genießen und ſich dann und wann auch einmal außerhalb ihres vergoldeten Käfigs ein klein Wenig unterhalten will.

— Ich errathe, Kind, was Du damit andeuten willſt, und bin gern bereit, Dir zu erlauben, daß Du morgen Abend den letzten Maskenball im Redouten-Saale beſuchen darfſt.

— Ich hatte mir dies allerdings vorgenommen; doch falls Du glauben ſollteſt, daß es meinerſeits unſchicklich ſei, mich dort ohne Deine Begleitung einzufinden, dann würde ich es doch wohl vorziehen, lieber zu Hauſe zu bleiben oder Dich um die Erlaubniß zu bitten, daß der junge harmloſe Menſch, der mir — auf Dein Geheiß! — Geſang- und Klavier-Unterricht gibt, mich begleiten darf.

— Mache, liebes Kind, was Du willſt! Ich mag Dich durchaus nicht geniren. Genieße die letzte Nacht des Carnevals, ſtürze Dich, unbekümmert um mich, in den Strudel der Faſtnachtsfreuden. Tanze, raſe und tobe Dich aus nach Herzensluſt; aber denke im lärmenden Taumel des Maskenfeſtes bisweilen auch an den Mann zurück, deſſen Gedanken, Du leichtſinniges Kind, Dich überall umſchweben, weil er mehr, als Du verdienſt, Dich lieb hat.

— Und wer ſagt Ihm, daß ich Seine Liebe nicht verdiene? Richte ich mich nicht nach jeder Seiner Launen? Thue ich nicht Alles, was Man von mir wünſcht? Wagſt Du, undankbarer Menſch, zu leugnen, daß es Augenblicke gibt, in denen ich ganz Liebe, ganz Hingebung bin? Suche Dir eine Andere, die ſo treu und gehorſam iſt wie Deine arme Lodoiska, welche Du ſchon ſo häufig durch Deinen abſcheulichen Argwohn, durch Deine lächerliche Eiferſucht, unverdient beleidigt und gekränkt haſt.

— Verzeihe mir meine Schwäche, ſüßes Kind, ſagte der Hofrath, ſie zärtlich in ſeine Arme ſchließend und einen Kuß auf die Sarons-Roſen ihres Mundes heftend. „Da mi basia mille!“ flehte er, wie weiland Catull, ſeine leichtfertige Lesbia an. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Vierundzwanzig Stunden ſpäter finden wir Lodoiska vor ihrem großen Toilettenſpiegel aufgepflanzt, um ſich darin, von der weißen Reiherfeder ihres blauſammetnen Baretts bis auf die rothen Abſätze ihrer ſchwarzen Sammetſchuhe, im Masken-Koſtüme einer reichgepuderten Marquiſe aus der Pompadour-Zeit, einer ſtrengen Muſterung zu unterwerfen. Die zwei ſchwarzen Schminkpfläſterchen, von denen ſie das eine links am Mundwinkel, das andere rechts unter dem Augenwinkel angeheftet hatte, erhöhten die Bläſſe ihrer Geſichtsfarbe. Niemand verſtand dieſe urſprünglich arabiſche Mode, die Finnen des Geſichtes zu verdecken, beſſer anzuwenden, als Lodoiska, die den geheimnißvollen Zauber dieſer ſogenannten „Mouches“ gründlich ſtudirt zu haben ſchien.*)

Lodoiska ſtand unruhig wie auf Kohlen. Ihre Ungeduld verrieth, daß ſie Jemanden erwarte. Aber dieſer unruhig erwartete Jemand war nicht „jener junge harmloſe Menſch“, der ſie — auf Wunſch des Herrn Hofraths! — im Geſang und Klavier unterrichtete, ſondern ein nicht mehr ganz junger und eben nicht allzuharmloſer Menſch, welcher jetzt an der Schwelle der von ihm haſtig aufgeriſſenen Thür mit den Worten erſchien:

— Da bin ich, mein ſüßer Schatz! Verzeihe, daß ich Dich ſo lange warten ließ; die Schuld lag an dem vermaledeiten Schneider, der mir dieſen Maskenanzug erſt vor einer Viertelſtunde abgeliefert hat. Zuerſt einen Kuß und dann ſage mir, wie ich Dir in dieſer Kleidung gefalle . . .

— Sie ſehen wie ein Adonis aus, ſagte die Polin, die entzückt an die Bruſt des hübſchen Mannes flog, welcher, beiläufig erwähnt, ein eben ſo liebenswürdiger als einnehmender Cavalier war, deſſen ſchon damals weltberühmten Namen der freundliche Leſer etwas ſpäter erfahren ſoll.

---

*) Leider iſt uns der Name jener Franzöſin entfallen, die eine eben ſo gelehrte als geiſtreiche Abhandlung über die „Geſchichte der Schönpfläſterchen“ geſchrieben hat.

— Spute Dich, mein liebes, gutes Kind, denn unten harrt unſer Wagen!

— Ich bin fertig! ſagte die Polin und häkelte mit freudeſtrahlender Miene ihren rechten Arm in den linken ihres Begleiters, mit dem ſie trällernd die Treppe hinabflog, um auf die Redoute zu fahren. Pfeilſchnell huſchten Beide in den Wagen.

Herr von Gentz, der, wie man aus Lodoiska's Aeußerungen erfahren hat, etwas eiferſüchtiger Natur und von dem leider nur allzugerechten Argwohne beſeelt war, von ſeiner Flamme häufig hinter's Licht geführt zu werden, hatte urplötzlich den Entſchluß gefaßt, in der unſcheinbaren Kutte eines chokoladebraunen, mit weißen Auſterſchalen garnirten Pilgers gleichfalls auf den Maskenball zu gehen, um dort ſeine Freundin im Stillen zu beobachten und ſich vor Allem die Gewißheit zu verſchaffen, ob ſie ſich dort in Begleitung ihres „jungen, harmloſen“ Geſang- und Klavier-Lehrers oder in der Escorte irgend eines Andern eingefunden habe. Da Lodoiska, unvorſichtig genug, ihrem väterlichen Freunde Tags vorher ihren Maskenanzug gezeigt hatte, konnte es ihm durchaus nicht ſchwer werden, ſeine kleine „Frau Marquiſe“ aus tauſend andern Masken augenblicklich herauszufinden.

Im Nu entdeckte ſie ſein Scharfblick. Sie hing am Arme ihres Begleiters, deſſen ſicherer Aplomb, deſſen chevalereskes Benehmen gleich beim erſten Anblick den gewandten Weltmann, den vollendeten Cavalier verrieth.

— Ich laſſe mir, ſagte unſer eiferſüchtiger Hofrath zu ſich ſelbſt, den Kopf abſchlagen, wenn dieſer Mann, an deſſen Arme meine Kleine ſich mit ſo vielem Stolze wiegt, der „junge harmloſe“ Menſch iſt, der ihr Unterricht in Klavier und Geſang gibt. Die Falſche hat mich abſcheulich hintergangen. Ich muß nun um jeden Preis zu erfahren ſuchen, wer ihr Begleiter iſt. So viel ſteht feſt, daß dieſer Elende, den ich aus Eiferſucht erwürgen möchte, mein Nebenbuhler iſt. Was aber thun, um dieſes Ungeheuer, das mir meine Ruhe raubt, ſo raſch als möglich zu entlarven? fragte Herr von Gentz, einen Augenblick lang nachſinnend. — Ich werde mich in ſeine Nähe drängen und mir die Freiheit nehmen, ihn dergeſtalt auf die Hühneraugen ſeiner impertinent kleinen Füße zu treten, daß ihm Hören und Sehen vergehen und nichts Anderes übrig bleiben ſoll, als — vorausgeſetzt, daß er keine Memme iſt! — von mir für die ihm abſichtlich zugefügte Fuß- und Ehrenkränkung ernſte Genugthuung zu verlangen. Wir wechſeln heute unſere Karten und morgen, wenn's durchaus ſein muß, aus einer Entfernung von drei- bis vierhundert Schritt ein Paar unſchädliche Kugeln. Durch dieſe Liſt erfahre ich ſchon heute, mit wem ich's morgen zu thun habe, und wer der unverſchämte Geck iſt, der die ungeheure Frechheit hat, die Rolle meines Nebenbuhlers zu ſpielen und meine Danaë — hinter meinem Rücken — auf den Maskenball zu führen.

Gedacht, gethan! In der erſten Aufwallung ſeiner mehr als ſpießbürgerlichen Eiferſucht ſteuerte er durch das auf- und niederwogende Meer der Masken auf den bewußten Cavalier wie auf einen Leuchtthurm los, drängte ſich in deſſen nächſte Nähe und trat ihm dann mit ſolcher Vehemenz auf den äußerſt zierlichen Fuß, daß die äußerſt empfindlich getretene Maske ganz laut und ungenirt in einen Schrei ausbrach und ihm gleichzeitig die Frage in's Geſicht donnerte:

— Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, mich ſo unverſchämt zu treten? Glauben Sie vielleicht, ich hätte Elephantenfüße wie Sie?

— Herr, brüllte ihn unſer Hofrath an, wie können Sie ſich erdreiſten, ſich über meine Füße luſtig zu machen?

— Machen Sie ſich ja nicht lächerlich! rieth ihm Lodoiska's Begleiter.

— Wer ſolche Füße hat, fügte lächelnd die „Frau Marquiſe" hinzu, ſollte niemals die Thorheit begehen, ſich auf einem anſtändigen Maskenball ſehen zu laſſen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, daß alle Finger auf ſeine Dromedar-Füße weiſen.

— Dieſe Stimme kommt mir bekannt vor, erklärte Herr von Gentz. Ich muß ſie — wenn ich nicht irre — geſtern Abend um dieſelbe Zeit in der Jägerzeile Nummer 6, zwei Treppen hoch, rechts, gehört haben, und wenn mein Ohr mich nicht gänzlich täuſcht, müſſen Sie, ſchöne Maske, entweder des Teufels Großmutter oder eine gewiſſe Lodoiska ſein.

— Und wenn mein Auge mich nicht gänzlich täuſcht, dann kann ein Mann mit ſolchen Elephanten-Füßen wohl ſchwerlich ein Anderer, als Satan ſelbſt oder Herr von Gentz ſein.

— Der bin ich! entgegnete der Hofrath. Aber wer, zum Teufel, ſind denn Sie? fragte er Lodoiska's Begleiter.

— Geſtatten Sie mir, entgegnete der Cavalier, vorläufig noch etwas Gebrauch von der Maskenfreiheit machen und mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, beſter Freund, erſt ſpäter demaskiren zu dürfen.

— Der Teufel iſt Ihr „beſter Freund!“ Ich aber kenne Sie durchaus nicht und aus dieſem Grunde, Mann Gottes, muß ich Sie ernſtlich erſuchen, mir ſofort Ihren Namen zu nennen, um ſpäter von Ihnen Satisfaction zu verlangen.

— Wofür? fragte der Cavalier, auffallend ruhig.

— Für den Schimpf, den Sie mir dadurch angethan, daß Sie dieſe Perſon da, die wie eine Lappa tomentosa oder, unbotaniſch ausgedrückt, wie eine verliebte Klette an Ihnen feſthängt, ohne meine Einwilligung hierher begleitet haben. Herr, nennen Sie mir Ihren Namen oder nehmen Sie augenblicklich Ihre Larve ab!

— Erlauben Sie mir, das Letztere vorzuziehen, entgegnete der Beleidigte, der ſich ruhig und gelaſſen demaskirte.

— Du gerechter Gott, wen ſehe ich? rief hoch erſtaunt der nicht wenig erſchreckte Hofrath aus.

— Nun, fragte der Entlarvte mit feingeſpitztem Lächeln, hatte ich Unrecht, Sie meinen beſten Freund zu nennen?

— Excellenz erweiſen mir dadurch eine Ehre . . .

— Die mir ſelbſt zur Ehre gereicht, entgegnete Graf Clemens Wenzel Lothar von Metternich, der Haus-, Hof- und Staatskanzler Seiner Majeſtät des

Kaiſers. Verzeihung, lieber Hofrath, daß ich mir ohne Ihre Einwilligung die Freiheit genommen, Ihre liebenswürdige Freundin blos darum auf die Redoute zu begleiten, um Ihre Eiferſucht, über welche ſie ſich aufrichtig beklagt hat, ein Wenig auf die Probe zu ſtellen. Aber wie haben Sie dieſe beſtanden?

— Schlecht, ſehr ſchlecht! geſtand der Hofrath.

— Hony soit qui mal y pense! erwiderte Herr von Metternich, ſeinem Mitarbeiter freundlich die Hand zur Verſöhnung reichend.

— Soyons amis, Cinna, deklamirte die Polin.

Der Friede von Wien war wieder hergeſtellt.

Zwölftes Kapitel.

In Dresden, wohin wir jetzt zurückeilen, hatte ſich unterdeſſen in Bezug auf Gräfin Kielmannsegge Manches anders geſtaltet, als in der erſten Zeit ihres Hierſeins.

An dem Tage, an welchem ſie in Begleitung ihrer alten Kammerfrau nach der Friedrichſtadt gefahren war, um dem Grafen Marcolini — beſſer ſpät als niemals! — ihren Gegenbeſuch abzuſtatten, begegnete ihr, als ſie nach der Neuſtadt zurückfuhr, am Ende der Brücke ein ſtattlicher Reiter, in welchem ſie, in dem Augenblick, als derſelbe freudig überraſcht ſeinen Hut zog, um ſie ehrerbietig zu grüßen, den Baronet Cunningham erkannte, der, was wir ſogleich hinzufügen wollen, erſt Tags zuvor hier angekommen war.

Horace hatte ſich pflichtſchuldig beeilt, gleich am andern Morgen der Gräfin ſeine Aufwartung zu machen, um ihr einen Brief einzuhändigen, den er vorläufig behalten mußte, weil er ſie nicht zu Hauſe fand. Als er nach der Altſtadt zurückritt, führte ihm der

Zufall den Wagen entgegen, in welchem die Dame ſeines Herzens ſaß. Wie fieberhaft bewegt ſchlug ihm das Herz, als ſie deſſen Gruß freundlich erwiderte. Wie gern hätte er ſogleich umkehren und ihr nachreiten mögen, um ſeiner Sehnſucht zu genügen und keine Stunde Zeit unnütz einzubüßen. Aber da er dieſes Nachreiten geradezu unſchicklich fand, beſchloß er, ſeinen Beſuch bei ihr auf den folgenden Morgen hinauszuſchieben.

Die Gräfin hatte beim erſten Wiederſehen dieſes Mannes ein ſo unbeſtimmtes Gefühl von Schmerz und Freude empfunden, daß ſie ſelbſt nicht wußte, ob ſie über deſſen unerwartete Ankunft in Dresden erſchreckt oder erfreut ſein ſollte. In der Art und Weiſe ſeines Grußes hatte ſo viel wahre, aufrichtige Huldigung gelegen, daß ſie ſich dadurch dankbar berührt fühlen mußte. Bald aber beſchlich ſie das dunkle Vorgefühl, daß ſeine Anweſenheit in Dresden ganz und gar geeignet ſei, ihrem Herzen neue Unruhe einzuflößen.

In ihre Wohnung heimgekehrt, erfuhr ſie durch einen ihrer Diener, daß während ihrer Abweſenheit ein Fremder ſie beſucht und ſeine Karte zurückgelaſſen habe, die der Diener ihr übergab.

Als ihr Blick auf deſſen Namen ruhte, fühlte ſie, wie ihr Auge ſich unwillkührlich mit Thränen füllte.

Die Karte entglitt ihrer zitternden Hand. Sie ſtand regungslos wie eine Bildſäule: ihr Geiſt verſank in dumpfes Hinbrüten.

Bald aber ermannte ſie ſich und ſagte gefaßt:

— Ich begreife nicht, was mich ängſtigt. Sollte die Furcht, die mich, ſo oft ich ſeiner gedenke, beſchleicht, nur eingebildet oder wirklich begründet ſein? Wie oft hat es während meines Hierſeins Augenblicke gegeben, in welchen ich mich in ſeine Nähe zurückgeſehnt und mich dann wieder hinweggewünſcht habe, um ihn leichter vergeſſen zu können! Woher kommt es, daß ich jetzt, wo ich ihn endlich hier weiß, nicht mehr ſo ruhig wie geſtern bin? Iſt er mir denn wirklich gefährlich? Ich bin uneinig mit mir ſelbſt. Wie oft ich mein Herz auch befragt habe, ob es ihn wirklich liebe, nie hat es mir darauf geantwortet und mich ſtets in bangem Zweifel gelaſſen; dieſer Zweifel iſt's, der mich ſo ſehr beunruhigt!

Dies waren, aufrichtig geſagt, nur Sophismen, durch welche ſie das aufkeimende Gefühl der Zuneigung zu ihm abſichtlich niederzukämpfen verſuchte, weil ihr Stolz ſich beleidigt fühlen mußte, daß es ihm gelungen war, ihrem Herzen ein Schach zu bieten, welches ihr gefahrdrohend erſchien.

Die Gräfin machte tauſend vergebliche Anſtrengungen, um das für ihn kaum erwachte Gefühl der Zuneigung wieder einzuſchläfern. Aber die Natur iſt in der Regel ſtärker als der menſchliche Wille, und je mehr Dieſer ſich abmüht, gegen Jene anzukämpfen, deſto höher pflegt die Flamme des innern Aufruhrs aufzulodern.

Am andern Vormittage ward Horace angemeldet. Er überreichte ihr einen Brief, den ſie augenblicklich erbrach, um während des Leſens Zeit zu gewinnen, ſich zu ſammeln.

Der Brief war von ihrem Gemahle.

„Lord Cunningham — ſchrieb der Graf — hat mich erſucht, ihm dieſe Zeilen an Dich mitzugeben, die — ohne Umſchweife geſagt — keinen andern Zweck haben, als ſich nach Deinem Befinden zu erkundigen, weil Du ſeit Deiner Abreiſe von Hannover mir noch keine Zeile geſchrieben haſt. Aber ich ängſtige mich ſchon deshalb nicht, weil ich, eingedenk des alten Sprichworts: „Pas de nouvelles, bonne nouvelle“, feſt überzeugt bin, daß Du, gerade, weil Du ſo lange ſchweigſt, Dich in Dresden gewiß viel wohler und behaglicher als bei uns in Hannover fühlſt. Jetzt erſt, theure Freundin, fange ich zu begreifen an, was Dich ſo unwiderſtehlich nach Dresden zog. Ich berichte Dir wahrſcheinlich nichts Neues, wenn ich — sub rosa —

Dir Etwas mittheile, was ich erſt geſtern Abend aus ganz zuverläſſiger Quelle erfahren habe. Napoleon, Dein Abgott, ſoll ſich — wie mir einer meiner Pariſer Freunde ſchreibt — ſeit einigen Tagen mit dem Plane eines im großartigſten Style angelegten Krieges gegen Rußland tragen und ernſtlich geſonnen ſein, vorher in Begleitung der Kaiſerin nach Dresden zu kommen, um von dort aus den König von Preußen und ſeinen Schwiegervater, den Kaiſer von Oeſterreich, zu bewegen, ſich, wie der König von Sachſen, ſeinem Kriegszuge gegen Rußland anzuſchließen, weil Letzteres, trotz der von Napoleon decretirten Continental-Sperre, im Stillen fortfährt, dem engliſchen Handel die ruſſiſchen Häfen offen zu laſſen. Napoleon will Krieg um jeden Preis! Sein Ehrgeiz, glaube ich, wird nicht eher ruhen, bis er ſich im tiefen Norden die Hörner ſeiner unerſättlichen Eroberungsſucht abgelaufen haben wird.

Früher, als Du glaubſt, wird der Kaiſer der Franzoſen in Dresden ſein.

Bis dahin bitte ich Gott, daß er Dich in ſeinen Schutz nehme und Dir die Wohlthat erweiſe, den Mann Deiner Träume in der Wirklichkeit und in nächſter Nähe kennen zu lernen, um von Deiner krankhaften Begeiſterung für ihn vollſtändig geheilt zu werden.

Dies wünſcht von ganzem Herzen Dein Dich aufrichtig bedauernder Freund und Gemahl

K.“

Der Eindruck, den dieſe Nachricht auf Gräfin Kielmannsegge gemacht hatte, war ſo überwältigend, daß ſie alle Kraft ihres Willens zuſammenraffen mußte, um der Ohnmacht, die ſie anwandelte, Widerſtand zu leiſten. Ihre Wangen und Lippen entfärbten ſich; ſie mußte ſich mit der Linken an der Sophalehne anklammern, um ſich aufrecht zu halten.

— Mein Gott, was iſt Ihnen zugeſtoßen? fragte Horace, welcher ganz Angſt und Beſorgniß ſchien.

— Es iſt ein Krampf, ein Schwindel, der hoffentlich ſchnell vorübergehen wird. Darum ängſtigen Sie ſich meinetwegen nicht! — Ich habe eine ungemein zähe Natur und bin eine jener ſchwachen Frauen, die — Dank dem Himmel! — mehr Schmerz als Freude zu ertragen im Stande ſind . . . ſonſt lebte ich längſt nicht mehr, fuhr ſie fort, ſich den Schweiß ihrer Stirn abtrocknend. Jetzt, da ich mich ſchon ein Wenig erholt habe, beeile ich mich, Sie in Dresden herzlich willkommen zu heißen.

— Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich es wirklich wäre . . .

— Und aus welchem Grunde bezweifeln Sie es?

— Weil ich leider nur allzuſehr vom Gegentheile überzeugt bin . . .

— Und was berechtigt Sie zu dieſer Ueberzeugung?

— Eine Stimme meines Herzens, die mir ewig wiederholt, daß Ihre auffallende Abneigung, Ihr mir unerklärlicher Widerwille gegen mich von Neuem und in erhöhterem Grade erwacht ſind.

— Sie thun mir Unrecht, lieber Freund, ſtammelte die Gräfin.

— Sie nennen mich Ihren „lieben Freund“, rief jubelnd der anſcheinende Schwärmer. O, wiederholen Sie dieſe Worte noch einmal, damit mein Ohr, mein Herz, meine Seele an der berauſchenden Muſik derſelben ſich gewöhne und ſich die Beruhigung verſchaffe, nicht falſch gehört zu haben.

— Horace, Sie ſind ein gefährlicher Schwärmer, entgegnete die Gräfin fieberhaft aufgeregt.

— Und warum gefährlich? fragte der gewandte Lovelace mit der treuherzigſten Miene, die er ſich in gewiſſen Augenblicken anzueignen verſtand. Kann Treue, ehrlich gemeinte, uneigennützige Huldigung Ihnen jemals Gefahr bringen? Sie kränken mich tief und bitter. Ich bin kein Heuchler, Frau Gräfin, ſprach er in einem Tone ſchöner Entrüſtung, der jede Andere bis zu Thränen gerührt haben würde.

— Verzeihung, wenn ich Ihnen Unrecht thue. Aber ſeitdem der erſte Mann, den ich in meiner Jugend mit allen Kräften meiner Seele geliebt, mich ſo bitter getäuſcht und ſo ehrlos betrogen hatte, ſeitdem — verzeihen Sie mir, Horace, meine Aufrichtigkeit! — traue ich den Huldigungen und Schwüren keines Mannes, ja ſelbſt den Ihrigen nicht mehr!

— Sie ſind lieblos, hart und grauſam! ſagte der Baronet im ſanfteſten Tone des Vorwurfs.

— Ich bin nur ruhig und gelaſſen, entgegnete die Gräfin. Wenn aber von Allem, was Sie mir ſchon früher in Hannover geſagt, auch nur die Hälfte nicht blos Redensart, ſondern Wahrheit, heilige Wahrheit wäre, würde ich Ihnen ſchon dafür dankbar verpflichtet ſein müſſen, denn ſo aufrichtige Schwärmer wie Sie, Horace, ſind heutzutage achtens- und ehrenwerth, und ſchon aus dieſem Grunde hatte ich wohl nicht ſo ganz Unrecht, zu geſtehen, daß derlei weiße Raben uns Frauen ſehr gefährlich werden können. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Jedenfalls nicht länger, als Sie's erlauben . . .

— Närriſcher Menſch, was hätte ich Ihnen zu verbieten? Sie ſind ein freier, unabhängiger Mann. Sie können hier bleiben, ſo lange es Ihnen gefällt . . .

— Aber wenn ich Ihnen frei und ehrlich bekenne, daß die Dauer meines hieſigen Aufenthaltes einzig und allein nur von Ihnen abhängt . . .

— Dann werde ich Sie niemals vertreiben. Ich aber, für meinen Theil, gedenke Dresden jetzt ſehr bald zu verlaſſen und mich auf eines meiner Güter in der Nähe von Meißen zurückzuziehen.

— Etwa meinetwegen? fragte unſer Lovelace mit einem leiſen Anfluge von Entrüſtung.

— O, gewiß nicht! begütigte die Gräfin. Das, was mich ſo gänzlich unerwartet hier aus meiner Ruhe aufſcheucht und mich aus Dresden forttreibt, iſt eine Nachricht, die mein Gemahl mir mitgetheilt . . .

— Und die ich nicht erfahren darf? fragte Horace, anſcheinend gekränkt.

— Weil ſie mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut iſt . . .

— Und deshalb wären Sie wirklich verſchwiegen? . .

— Wie ein Kirchhof! betheuerte die Gräfin.

— Fürwahr, Frau Gräfin, ich bewundere Sie. Eine Frau, die ſich ſtark genug fühlt, Geheimniſſe zu verſchweigen, iſt, meiner Erfahrung nach, noch weit ſeltener, als ein Mann, der ſich niemals ſeiner Triumphe rühmt. Auch ich, Gräfin, weiß zu ſchweigen.

— Schon dies allein macht Sie ehrenwerth. Doch nun zu etwas Anderm, Horace! — Was bringen Sie Neues aus Hannover?

— Die Gräfin Platen hat endlich ausgefragt.

— Wie? Die gute Alte iſt geſtorben?

— Leider, erſt vor fünf Tagen! Eine ihrer beſten Freundinnen will ihr eine ſehr kurze, aber ehrlich gemeinte Grabſchrift ſetzen laſſen: ein umgeſtülptes Fragezeichen.

— Das paßt für die gute Frau, erwiderte die Gräfin. Mein Gemahl aber wird Einer jener Wenigen ſein, die das verſtummte Fragezeichen ſchmerzlich vermiſſen werden.

— Und weshalb? fragte unſer neugieriger Gentleman.

— Weil Gräfin Platen in jedem Robber Whiſt, den er gegen ſie geſpielt, regelmäßig fünf bis ſechs Triks vergab, wodurch er manche Partie ohne Anſtrengung gewann.

— Sie können alſo auch boshaft ſein?

— Ei, bin ich denn nicht Frau?

— Und halten Sie denn jede Frau für boshaft?

— Solche, die es ausnahmsweiſe nicht ſind, pflegen in der Regel dumm zu ſein. Was macht unſer luſtiger König Jerôme?

— Er badet ſich noch immer in franzöſiſchem

Rothwein und macht ſeinen deutſchen Unterthanen die mehr als barbariſche Zumuthung, ſeinen bei Seite geſetzten Badeſtoff ſpäter als Tiſchwein zu verbrauchen.

— Das iſt Verleumdung! rief die Gräfin, die dem Könige von Weſtphalen wohl nur deshalb zugethan ſchien, weil er der Benjamin der Kaiſerin-Mutter, der jüngſte Bruder ihres großen Helden war.

— Eine Verleumdung, entgegnete der Baronet, die einen ſo herben Beigeſchmack von Wahrheit hat, daß man in Caſſel, Hannover, Braunſchweig und Magdeburg jetzt ausnahmsweiſe nur noch Weißwein zu trinken pflegt.

— Jerôme iſt beſſer als ſein Ruf . . .

— Er theilt dieſes Loos mit Maria Stuart, die, wie bekannt, mehr als einen Anbeter gehabt haben ſoll. Gegenwärtig ſchwärmt König Jerôme für Gräfin Franziska von Bocholtz. Vielleicht kennen Sie dieſe junge Dame?

— Bis jetzt nur dem Namen nach! Sie iſt eine geborene Freiin von Harthauſen und, ſo viel ich weiß, Großhofmeiſterin der Königin Katharina. Ihr Gemahl drückt ein Auge zu, weil er bei dieſer Speculation, wie ich mir ſagen ließ, ſeine Rechnung finden ſoll. Aber bleiben wir vorläufig lieber in Dresden! Sie müſſen vor Allem unſere großartige Gemälde-Galerie beſuchen. Wir werden Ihnen das grüne Gewölbe zeigen . . .

— Was ſieht man dort? fragte Horace.

— Kleine Koſtſpieligkeiten oder, richtiger geſagt, koſtſpielige Kleinigkeiten, die der ſtarke Auguſt aus allen zweiunddreißig Linien der Windroſe zuſammengekauft, um ſeinen großen Dresdnern eine kleine Freude zu machen. Das Sehenswürdigſte bleibt unſer Großer Garten, mit dem ich, vielleicht ſchon morgen, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, Sie bekannt machen will.*)

In demſelben Augenblick wurde Graſſi angemeldet.

Nachdem Gräfin Kielmannsegge beide Herren gegenſeitig vorgeſtellt und flüchtig bekannt gemacht hatte, riß Graſſi bei Nennung des Namens unſers Gentleman und bei näherer Beſichtigung des torniſterrothen Backenbarts desſelben etwas verwundert Mund und Augen auf, weil er zu ahnen ſchien, daß die „ſtille Liebe“ ſeiner Freundin vor ihm ſtand. Mit der Geſchmacksrichtung derſelben diesmals, ausnahmsweiſe, gar nicht einverſtanden, verſuchte er die erſte Aufwallung ſeines Erſtaunens durch ein beſchleunigtes Auspumpen aller kurz vorher aus den Spalten der Zeitungen brühwarm geſchöpften Tagesneuigkeiten niederzudämpfen.

---

*) Der Große Garten ward im Jahre 1678 zuerſt als Faſanengehege angelegt. Der Gärtner, der ihn ſchuf, war der ſpätere Ober-Landbaumeiſter Karger. In dieſem Garten wurde 1680 das noch heutzutage mit dem Namenszuge Kurfürſt Johann Georgs II. geſchmückte Palais gebaut. Architect dieſes hübſchen Schloſſes war Obriſt Starke, welcher 1695 zu Dresden ſtarb.

— Heute bringe ich Ihnen viel Neues, begann er zu erzählen. Seine Majeſtät der König*) hat vor einigen Tagen aus Paris die officielle Mittheilung von einem demnächſt bevorſtehenden Beſuche des Kaiſers und der Kaiſerin der Franzoſen erhalten, welche Mitte Mai hier einzutreffen gedenken.

— Ich habe davon bereits munkeln gehört, ſagte die Gräfin, der dieſe Kunde — wie man weiß — nicht mehr unerwartet kam.

— Vorgeſtern, am 29. März Abends, rückte gleichſam als Vorläufer der hohen Gäſte eine Infanterie-Diviſion des vierten franzöſiſchen Armee-Corps, eine Heeres-Abtheilung von 12,000 Mann, unter dem Oberbefehle des Herzogs Junot d'Abrantès in Stadt und Vorſtädte ein. Hier bleiben ſie bis zum 31. dieſes Monats.

---

*) Friedrich Auguſt war nach viermonatlicher Abweſenheit am 4. Januar 1812 in Begleitung der Königin Marie Amalie und ſeines einzigen Kindes, der Prinzeſſin Auguſte, von Warſchau nach Dresden zurückgekehrt.

— Das wird den Leuten Geld koſten, meinte der Baronet.

— Geſtern, fuhr Graſſi fort, iſt die bisher in Umlauf geweſene Summe von vier Millionen Thalern Caſſenbillets vorläufig um Eine Million vermehrt worden. „Fortſetzung folgt“, ſchreiben die boshaften Zeitungen.

— Kriege ſind immer etwas koſtſpielig, warf Cunningham hin.

— Heute früh ſind die ſächſiſchen Truppen aus der Niederlauſitz durch Schleſien nach Polen aufgebrochen. Erſt geſtern Abend war es ruchbar geworden, daß Sachſen im Schutz- und Trutzbündniſſe mit Frankreich gegen Rußland ein Contingent von 24,000 Mann und 7200 Pferde zu ſtellen ſich verpflichtet hat.

— An Pferden ſcheint hier durchaus kein Mangel zu ſein, commentirte der Gentleman.

— Am 8. nächſten Monats werden vier franzöſiſche Cavalerie-Regimenter und, zwei Tage ſpäter, 5000 Mann italieniſche Fuß-Garden hier durchmarſchiren und den Bewohnern der Hauptſtadt die freilich etwas koſtſpielige Ehre erweiſen, in unſerer Mitte friedlich zu übernachten. Vorläufig iſt dies ſo ziemlich Alles, was ich bisher durch die öffentlichen Blätter in Erfahrung gebracht habe.

— „Fortſetzung folgt!“ wiederholte unſer engliſcher Gloſſator.

Das Geſicht der Gräfin verklärte ſich. Ihr Herz ſagte ihr, daß der Augenblick herannahe, in welchem der kühnſte ihrer Wünſche ſich erfüllen und ſie den Kaiſer perſönlich werde kennen lernen. Dieſer Gedanke machte ſie namenlos glücklich.

— Weiß man nicht, fragte ſie ihren Freund, wo der Kaiſer hier wohnen wird?

— Auch dies kann ich Ihnen ſagen. Ein königlicher Hofdiener, den ich zufällig im Caffeehauſe traf, erzählte mir, daß die hohen Gäſte im königlichen Schloſſe abſteigen werden, wo man die Gemächer König Auguſt's des Starken für ſie in Bereitſchaft ſetzt.

— Und weiß man, wie lange Seine Majeſtät der Kaiſer hier verweilen wird? fragte die Gräfin voll brennender Neugier.

— Dies weiß bis jetzt noch Niemand, entgegnete Graſſi, der während des Geſprächs nicht müde geworden war, den Engländer zu betrachten, an welchen er jetzt die Frage richtete: Baronet, wie gefällt Ihnen unſer Dresden?

— Ich bin erſt ſeit geſtern hier und darf mir alſo noch kein Urtheil anmaßen; ſo viel aber ſcheint mir ſchon jetzt gewiß, daß Dresden etwas weniger einförmig und langweilig als Hannover iſt, wo es Straßen gibt, in denen es ſo mäuschenſtill und ruhig hergeht, daß man bei helllichtem Tage nichts ſo ſehr als das patriarchaliſche Tuten der Nachtwächter vermißt. Dresden hat doch wenigſtens ſchöne Umgegend . . .

— Verſäumen Sie nicht, Pillnitz zu ſehen, rieth der Maler. Das königliche Luſtſchloß liegt am Fuße des Borsberges, von wo aus man eine der reizendſten Fernſichten auf die maleriſchen Elbufer genießt. Pillnitz, das der Sommer-Aufenthalt des Königs iſt, gehörte in früheren Zeiten den Herren von Bünau, die es 1693 dem Kurfürſten Johann Georg IV. verkauften, der ſich beeilte, es ſeiner jungen Geliebten Magdalena Sybilla von Neidſchütz, die er kurz vorher*) zur Gräfin von Rochlitz erhoben hatte, zum Geſchenk zu machen. Die Gräfin ſtarb, kaum neunzehn Jahre alt, am 4. April 1694 zu Dresden. Nach dem Tode des Kurfürſten, der ſeine reizende Magdalena nur dreiundzwanzig Tage überlebte, wurde Pillnitz der Mutter der Gräfin von Rochlitz abgenommen, und nachdem es kurze Zeit Eigenthum der Familie von Einſiedel geweſen war, wurde es Kammergut. Auguſt der Starke ſchenkte Pillnitz einer ſeiner Maitreſſen, der Gräfin Conſtanze von Coſel. Nachdem Dieſe bei ihm in Ungnade gefallen war, gelangte Pillnitz in den Beſitz des Grafen Friedrich Auguſt Rutowsky, der, beiläufig erwähnt, einer der 357 natütlichen Kinder Auguſt's des Starken und der Türkin Fatime, ſeiner ſpäter zur Frau von Spiegel erhobenen Gunſtdame, geweſen war. Nach dem am 16. März 1764 erfolgten Ableben des Grafen Rutowsky fiel Pillnitz von Neuem an die Krone zurück. Kurfürſt Auguſt III., der ſich hier ganz à son aise befand, ließ im Jahre 1734 die beiden Haupt-Pavillons des Schloſſes in japaniſchem Style aufbauen. Sein Nachfolger, der jetzt regierende König Friedrich Auguſt, ließ die Schloßcapelle mit prachtvollen Freſken ſchmücken, welche ein Meiſterwerk Chriſtian Leberecht Vogel's ſind. — Schloß Pillnitz hat unter Anderm auch ſchon darum eine hiſtoriſche Berühmtheit erlangt, weil darin am 25. Auguſt 1791 die bekannte Convention zwiſchen Oeſterreich und Preußen gegen die franzöſiſche Republik zum Abſchluß gelangt war.

---

*) Am 4. Februar 1693.

— Herr Graſſi iſt ein ausgezeichneter Cicerone, erklärte die Gräfin, die das Bedürfniß fühlte, ihrem Freunde eine Artigkeit zu ſagen. Das Intereſſanteſte aber haben Sie vergeſſen. In Pillnitz war's geweſen, wo Graf Heinrich Brühl — der Verſchwender par excellence. der ſich über zweihundert Diener, darunter nicht weniger als dreißig Leib- und Mundköche hielt und jährlich über eine Million Thaler verbrauchte — Friedrich dem Großen, der am 9. September 1756 an der Spitze ſeiner Armee in Dresden eingezogen war, zwei Tage darauf ein bacchanaliſches Feſt veranſtaltete, wobei dieſer Schlaukopf den König von Preußen mit einer blendenden Wolke der reizendſten Damen Dresdens (dazu gehörte u. A. auch Brühl's eigene Geliebte, die italieniſche Opernſängerin Tereſina Albuzzi-Todeschini) umgab, um ihn durch die Macht weiblicher Verführungskünſte zu bewegen, ſeine Truppen aus Sachſen zurückzuziehen, womit jedoch der große Friedrich, welcher der Verführung ſiegreich widerſtand, durchaus nicht einverſtanden war. Er bezog das Brühl'ſche Palais und exilirte den gräflichen Verführer nach Warſchau.

— Man lernt hier ſehr viel Geſchichte! dachte Horace, dem all' dieſe Thatſachen ziemlich gleichgiltig zu ſein ſchienen.

Bald darauf empfahl ſich der Baronet.

— Wie gefällt Ihnen dieſer junge Mann? fragte die Gräfin, nachdem ſie mit Graſſi allein war.

— Sein Aeußeres hat, aufrichtig geſagt, auf mich den Eindruck einer Katze gemacht, die gern mit Mäuſen ſpielt.

— Am Ende ſind Sie gar eiferſüchtig? fragte Frau von Kielmannsegge mit etwas ſpöttiſcher Miene.

— Nicht im Geringſten! betheuerte der Maler. Ich ſagte dies nur, um Sie ernſtlich zu warnen, weil ich, für meinen Theil, ihm durchaus nicht weiter traue, als ich ſehen kann. Seine Phyſiognomie hat etwas Scheinheiliges, das mir keineswegs zuſagen will . . .

— Und dennoch meint er es aufrichtig! verſicherte die Gräfin.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte Graſſi.

— Schon in Hannover hat er mir vielfache Beweiſe von der Ehrlichkeit ſeiner Huldigung gegeben.

— Ich, für meinen Theil, mißtraue Jedem, der, wie er, torniſterrothe Haare hat.

— Dies ſind kleinliche Vorurtheile, lieber Freund. Ich habe Rothköpfe gekannt, die viel treuer und ehrlicher geweſen ſind als mancher Blond- und Schwarzkopf.

— Zugegeben, theure Gräfin; dennoch lehrt uns die Erfahrung, daß unter je zehn Männern, welche die Natur durch rothe Haare gekennzeichnet hat, die größere Hälfte falſch wie Judas Iſchariot iſt, der, wie ich wetten möchte, Rothkopf geweſen ſein muß, weil er unſern Herrn und Heiland ſonſt nicht verrathen hätte.

— Die Abneigung, die Horace Ihnen einflößt, wird er, ſchneller als Sie glauben, zu überwinden wiſſen. Auch Sie — ich wette darauf! — werden ihn bald liebgewinnen.

— Wir werden ſehen, ſagte Graſſi, der daran aufrichtig zu zweifeln ſchien.

— Es iſt ſicher nicht das erſte Mal, daß Leute, die Ihnen im Augenblicke der erſten Bekanntſchaft etwas Mißtrauen eingeflößt haben, ſpäter Ihre ganze Zuneigung gewonnen haben. Ich wünſche, daß es auch meinem jungen Freunde gelingen möge, Ihnen beſſere Begriffe von der Aufrichtigkeit ſeines Characters beizubringen. Ich, theurer Freund, ſchenke ihm volles Vertrauen.

— O mögen Sie es niemals bereuen! wünſchte die ehrliche Künſtlernatur.

Als gleich darauf auch Graſſi ſich bei der Gräfin verabſchiedete, fühlte ſie ſich durch Alles, was ſie aus dem Schreiben ihres Gemahls, das ſie noch einmal durchflog, wie durch Alles, was ſie aus Graſſi's Munde erfahren hatte, ſo aufgeregt, daß ſie ſich erſchöpft auf die Kiſſen ihres Sophas warf, um mit halbgeſchloſſenen Augen ihren tiefinnerſten Gedanken Gehör zu geben und ſich ebenſowohl über die Anweſenheit Horace's wie über die nahe bevorſtehende Ankunft des Kaiſers zu beruhigen. Sie verſank in eine Art Halbſchlaf, aus welchem ſie erſt gegen Mittag erwachte.

Dreizehntes Kapitel.

Wir haben, um unſere Leſer au courant der geſchichtlichen Thatſachen zu halten, vorläufig nichts Anderes zu thun, als Auszüge aus den Zeitungen jener Tage zu machen, um zu zeigen, wie ſchnell die politiſchen Ereigniſſe ſich jagten, die der Ankunft Napoleon's in Dresden vorausgingen.

Am 13. April 1812 marſchirte die polniſche Nobelgarde hier durch.

Am 16. April rückte ein Regiment franzöſiſcher Infanterie hier ein.

Am 23. April hielten zwei franzöſiſche Garde-Regimenter zu Fuß und ein Regiment holländiſcher Garde zu Pferde unter dem Commando des Marſchalls Beſſières, Herzogs von Iſtrien, ihren Einzug in Dresden.

Am 26. April zog ein franzöſiſches Huſaren-Regiment hier durch.

Am 28. April langte der Marſchall Lefèbvre, Herzog von Danzig, hier an.

Am 5. Mai eilte Lefèbvre nach **Bautzen.**

Am 6. Mai traf Mittags der Vicekönig von Italien, Eugène von Beauharnais, der Adoptivſohn des Kaiſers, mit zahlreichem Gefolge ein. Abends fuhr er nach Pillnitz, übernachtete daſelbſt und brach am 9. Mai zur Armee nach Polen auf.

Am 13. Mai rückte ein franzöſiſches Garde-Regiment und ein Regiment Jäger ein.

Am 15. Mai begab ſich der damals zweiundſechzigjährige König Friedrich Auguſt von Sachſen in Begleitung der Königin nach Freiberg, um dort die Ankunft des Kaiſers der Franzoſen zu erwarten.

Letzterer war, begleitet von der Kaiſerin Marie Louiſe und einem äußerſt zahlreichen Gefolge, am 9. Mai von Saint-Cloud aufgebrochen und langte am 11., vom Großherzoge von Heſſen empfangen, in Mainz an, woſelbſt Ihre Majeſtäten, wie die Journale verkündeten, Allerhuldreichſt zu übernachten geruhten.

„Die Reiſe von Mainz nach Dresden (ſchreibt Napoleon's Privat-Secretär, Baron Méneval, der ſich im kaiſerlichen Gefolge befand) war ein ununterbrochener Triumphzug. Die Fürſten des Rheinbundes, durch deren Staaten Ihre Majeſtäten reiſten, nahmen ihn auf, als wären ſie die großen Vaſallen des Kaiſers. Mehrere dieſer Fürſten, wie der König Friedrich von Württemberg und der Großherzog Karl Ludwig von Baden, erwarteten den Kaiſer und die Kaiſerin auf der offenen Landſtraße. Einige Stunden vor Dresden — es war in Freiberg — trafen Ihre Majeſtäten den König und die Königin von Sachſen, die dem Kaiſerpaare bis dorthin entgegengereiſt waren."

Unter den Tauſenden und abermals Tauſenden, die am Nachmittage des 16. Mai größtentheils zu Fuß und nur theilweiſe zu Roß oder in Wagen der buntfarbigſten Art zum Freiberger Schlage hinaus ſtundenweit dem Kaiſer entgegengezogen waren, befand ſich auch unſere Gräfin, die in Begleitung des jungen Baronet Cunningham und ihres alten Freundes Graſſi dem „Meſſias der neuen Zeit" bis nach Tharandt entgegengeeilt war, um ſich Jenen anzuſchließen, die es vorgezogen hatten, deſſen Ankunft am Fuße der „heiligen Hallen" zu erwarten. Jede Stunde des ungeduldigen Erwartens ſchien für Gräfin Kielmannsegge die Dauer eines Jahrhunderts anzunehmen.

An demſelben Tage, Nachts eilf Uhr (es war am heiligen Abende des Pfingſtfeſtes) hielt Kaiſer Napoleon mit ſeiner erlauchten Gemahlin, der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich, begleitet vom Könige und von der Königin von Sachſen, bei Fackelſchein unter dem Donner der Geſchütze und dem Geläute ſämmtlicher

Kirchenglocken ſeinen feierlichen Einzug in Dresden. (Die Bruſt des Kaiſers war mit dem grünen Bande der ſächſiſchen Rautenkrone geſchmückt.) Vom Freiberger Schlage angefangen hatten ſich Doppelreihen des hier einquartierten franzöſiſchen Militairs, der Dresdner Garniſon und der Bürgergarde bis an's königliche Schloß gebildet. — Im Gefolge des Kaiſers befanden ſich: Alexander Berthier, Fürſt von Wagram und Neufchâtel; der kaiſerliche Staats-Secretair Hugues Bernard Maret, Herzog von Baſſano; Marſchall Jean Baptiſte Beſſières, Herzog von Iſtrien; der Palaſt-Präfect Michel Duroc, Herzog von Friaul; Armand Auguſtin Louis von Caulaincourt, Herzog von Vicenza; der kaiſerliche Intendant Graf Pierre Antoine Noël Bruno Daru; der Erzbiſchof von Mecheln, Jean Dominique Dufour de Pradt; der Oberkammerherr Graf Montesquiou; der Generaladjutant George Mouton, Graf von Lobau; der kaiſerliche Privat-Secretair Baron Claude François de Méneval und einer der vielen Leibärzte des Kaiſers, Doctor Jean Nicolas Corviſart. Im Ganzen 46 Perſonen. Im Gefolge der Kaiſerin befanden ſich 177, darunter die Gräfin Montesquiou, Gouvernante der „kaiſerlichen Kinder."

Wohl ſchwerlich ahnte Einer unter allen Begleitern des Kaiſers, daß mancher von ihnen ein Jahr ſpäter auf Sachſens Fluren im Gewühle der Schlachten ſeinen Tod finden werde, wie Marſchall Beſſières am 1. Mai 1813 bei Lützen und, drei Wochen ſpäter, Michel Duroc zu Markersdorf bei Meißen, dicht in der unmittelbaren Nähe des Kaiſers.

Am 17. Mai, am erſten Pfingſtfeiertage, ward in der katholiſchen Hofkirche die glückliche Ankunft des Kaiſers durch ein Tedeum unter Glockengeläute, Kanonendonner und Gewehrſalven gefeiert. Das Hochamt hielt der hochehrwürdige Biſchof von Argos, Johann Alois Schneider, Jeſuit und Beichtvater des Prinzen Anton von Sachſen.

Vormittags um 10 Uhr langte Großherzog Ferdinand, der ehemalige Großherzog von Toskana, zur Begrüßung des Kaiſers an. Nachts 11 Uhr traf die Königin von Weſtphalen, Jerôme's Gemahlin,*) Prinzeſſin Katharina von Württemberg, ein und ſtieg, wie Jener, im königlichen Schloſſe ab.

Am 18. Mai, Mittags 1 Uhr, hielten Kaiſer Franz von Oeſterreich und deſſen (dritte) Gemahlin, Prinzeſſin Maria Ludovika von Modena-Eſte**) gleichfalls unter Kanonendonner und Glockengebraus ihren

---

*) Jérôme ſelbſt befand ſich bereits bei der Armee auf dem Wege nach Polen.

**) Die zweite Gemahlin, Prinzeſſin Maria Thereſia von Neapel, Einzug in das mit franzöſiſchen, öſterreichiſchen und ſächſiſchen Fahnen feſtlich geſchmückte Dresden. Im Gefolge Ihrer Majeſtäten befand ſich unter Andern auch der Graf von Metternich. Die kleine ſächſiſche Garniſon hatte im Vereine mit der ziemlich armſeligen Bürgergarde eine etwas dürftige Doppel-Haie vom Pirnaſchen Schlage bis an's Georgenthor gebildet.

Am Abende desſelben Tages war im Schloſſe große Ceremonientafel, bei der auf lauter Gold geſpeiſt wurde. Die königliche Capelle beſorgte unter Leitung des königlichen Hof-Capellmeiſters Francesco Morlacchi die Tafelmuſik.

In der Mitte der Tafel ſaßen die beiden Kaiſer nebſt ihren erlauchten Gemahlinnen. Napoleon ſaß zur Rechten der Königin von Sachſen, dann kamen der Großherzog von Würzburg, Prinzeſſin Auguſte, Prinz Anton, Prinzeſſin Amalie und Maria Anna von Sachſen. Dem Kaiſer Franz zur Linken ſaßen: die Königin von Weſtphalen, der König von Sachſen, Prinzeſſin Thereſe, Prinz Maximilian und die Prinzeſſinnen Maria und Eliſabeth von Sachſen.

Kaiſer Napoleon war bei trefflichem Appetite.

Mutter der Kaiſerin Marie Louiſe von Frankreich, war am 13. April 1807 geſtorben.

Gegen 10 Uhr (berichtet das Tagebuch eines Dresdner Bürgers*) erhoben ſich die Herrſchaften und nahmen die prachtvolle Beleuchtung des Schloßplatzes in Augenſchein. Hier waren ſechs rieſig große Obelisken aufgeſtellt, welche die Namenszüge der beiden Kaiſer — N. I. und F. I. trugen.

Am 20. Mai ſpeiſ'ten ſämmtliche Herrſchaften bei Napoleon. Abends (halb 10 Uhr) wurde im Schauſpielhauſe eine Cantate von Morlacchi und ein Bruchſtück aus Paërs Oper „Sargines“ aufgeführt.

Am 24. Mai wohnte der Kaiſer der Franzoſen in der katholiſchen Hofkirche einem feierlichen Hochamte bei, welches vom Erzbiſchof von Mecheln, dem hochwürdigſten Herrn Dufour de Pradt gehalten ward. Dann beſuchten ſämmtliche Herrſchaften das Concert im Saale des Opernhauſes; für das Publikum waren dazu Billets vom Oberhofmarſchallamte ausgegeben worden. Unter den Zuhörern befand ſich auch Gräfin Kielmannsegge, die in Begleitung Joſeph Graſſi's und Horace Cunningham's in ſo auffallend reicher und geſchmackvoller Toilette erſchienen war, daß ſie die Augen des ganzen Hofes und ſogar die des Kaiſers auf ſich zog.

---

*) David Auguſt Taggeſell.

— Wer iſt jene hübſche Dame dort? fragte Napoleon den dicht hinter ſeinem Lehnſtuhle ſtehenden Oberſtallmeiſter und Cabinetsminiſter, Grafen Camillo Marcolini, auf jene Loge weiſend, in welcher unſere Gräfin neben ihrem alten Freunde ſaß.

— Sire, antwortete der eben ſo ſchlaue als galante Italiener, der größte Vorzug dieſer Dame beſteht unſtreitig darin, daß ſie die größte und aufrichtigſte Anhängerin und Bewunderin Eurer kaiſerlichen Majeſtät zu ſein die Ehre hat.

— Iſt ſie Witwe oder noch verheirathet?

— Letzteres nur ſo halb und halb. Sie lebt getrennt von ihrem Gemahle.

— Und heißt? fragte neugierig der Kaiſer.

— Auguſte Charlotte Gräfin von Kielmannsegge. Ihr erſter Gemal war Graf Lynar.

— Lynar, Lynar? wiederholte der Kaiſer nachdenkend. Dieſer Name kommt mir bekannt vor. Ich muß ihn ſchon früher einmal — Gott mag wiſſen, wo und wann — gehört haben. Ah pardieu, jetzt erinnere ich mich! In Paris erhielt ich den Beſuch eines deutſchen Edelmannes dieſes Namens zu einer Zeit, wo ich als General der franzöſiſchen Republik noch in der Rue Chantereine gewohnt hatte. Ich erinnere mich noch ganz genau des Abends, als jener Herr von

Lynar mit mir und meinen beiden Freunden Ducis und Talma ein Paar Robbers Whiſt geſpielt. Damals hatte ich ſehr viel Unglück: ich verlor weit mehr als gewöhnlich . . .

— Ew. Majeſtät haben ein wunderbares Gedächtniß, bemerkte der Schmeichler.

— Ich vergeſſe nichts, faſt gar nichts! erklärte der Kaiſer, welcher in der That ein rieſiges Gedächtniß beſaß. Was treibt dieſe Frau in Dresden?

— Sie lebt hier in ſtiller Zurückgezogenheit . . .

— In welcher Straße? fragte der Kaiſer.

— Am äußerſten Ende der Neuſtadt, entgegnete Marcolini.

— Sie gefällt mir, geſtand der Kaiſer.

— Ew. Majeſtät haben einen vortrefflichen Geſchmack . . .

— Finden Sie das wirklich? fragte Napoleon.

Der Graf machte eine klaftertiefe Verbeugung.

— Wer aber iſt der bebrillte Herr, mit welchem ſie ſich ſo emſig zu unterhalten ſcheint?

— Er iſt einer unſerer erſten Maler . . .

— Und ſein Name? fragte der Neugierige.

— Er iſt Profeſſor und heißt Graſſi . . .

— Ein Italiener?

— Aus Udine, Majeſtät!

— Malt dieſer Mann vielleicht auch Portraits?

— O ja, Majeſtät!

— Dann bitte ich Sie, lieber Graf, ihn in meinem Namen — wo möglich noch heute oder ſpäteſtens morgen früh — aufzufordern, für meine Privatgalerie in Saint-Cloud das Bild dieſer hübſchen Gräfin — wie heißt ſie doch gleich? — zu malen.

— Sie heißt Charlotte Auguſte von Schönberg.

— Vorhin nannten Sie einen andern Namen . . .

— Es war jener ihres abweſenden Gemahls . . .

— Und wie heißt denn dieſer Abweſende?

— Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge.

— Dieu de Dieu! rief der Kaiſer. Ihr ſehr geſchätztes Deutſchland iſt ſo überreich an gräflichen Geſchlechtern, daß es unmöglich iſt, auch nur den hundertſten Theil derſelben dem Namen nach zu kennen. Und wo lebt denn dieſer Graf?

— In Hannover, ſo viel ich weiß.

— Bekleidet er dort irgend eine Stelle?

— Er iſt kürzlich zum Major emporgerückt.

— Und weshalb lebt er dort und ſie hier?

— Das arme Pärchen liebt ſich nicht, meinte Marcolini.

— Derlei Fälle pflegen leider häufig vorzukommen.

Die Ehe, ſagt Beaumarchais, iſt eine Lotterie, in welcher es unter tauſend Nieten oft nur einen einzigen Treffer gibt.

Das Concert nahte nun ſeinem Ende. Sämmtliche Herrſchaften erhoben ſich faſt gleichzeitig und verließen bald darauf den Saal. Napoleon reichte ſeinen Arm der Königin von Sachſen; der König führte die Kaiſerin Marie Louiſe.

Noch an demſelben Abende erhielt Profeſſor Graſſi vom Grafen Marcolini die ſchriftliche Einladung, „ihm morgen früh die unſchätzbare Ehre ſeines Beſuchs zu ſchenken". Meiſter Joſeph war nicht wenig überraſcht.

— Was mag man von mir wollen? fragte er ſich mit allen Wahrzeichen leicht erklärlicher Neugier und begab ſich wenige Minuten ſpäter zu Bette.

Am andern Morgen machte Graſſi ſeine Aufwartung.

— Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, ſagte Graf Marcolini, um Sie im Auftrage einer dritten Perſon, die Ihr großartiges Talent ſehr wohl zu ſchätzen weiß, um eine kleine oder, richtiger geſagt, um eine ſehr große Gefälligkeit zu erſuchen . . .

— Womit kann ich Ew. Excellenz dienen? fragte der Künſtler, der an derlei ſpottbillige Artigkeiten ſchon längſt gewöhnt zu ſein ſchien.

— Ich habe den höchſt angenehmen Auftrag übernommen, Sie freundlichſt zu bitten, ſich geneigt finden zu laſſen, noch im Laufe dieſer Woche — wenn anders möglich, vielleicht ſchon heute — durch die Macht Ihres wahrhaft unerreichbaren Pinſels die reizenden Züge einer Ihnen ſehr wohlbekannten Dame zu verewigen, an welcher jene dritte Perſon, die Ihnen gleichfalls bekannt iſt, äußerſt huldreiches Wohlgefallen gefunden zu haben ſcheint.

— Und wer iſt dieſe beneidenswerthe Dame? fragte Graſſi.

— Gräfin von Kielmannsegge, wie Sie bereits errathen haben werden.

— Wer aber iſt die dritte Perſon?

— Seine Majeſtät, der Kaiſer der Franzoſen.

— Fürwahr, Excellenz, das dachte ich mir!

— Ihr großen Künſtler habt viel Divinationsgabe. Ihr ahnt, wo Andere jahrelang unſicher im Finſtern umhertappen, ohne das zu errathen, was häufig ſo ganz nahe liegt. — Wollen Sie nun, fuhr Marcolini fort, ſo freundlich ſein, mir das gütige Verſprechen zu ertheilen, ſich dieſes allerhuldreichſten Auftrags ſo raſch als möglich zu entledigen?

— Die Erfüllung dieſes Verſprechens hängt, wie Ew. Excellenz huldreichſt begreifen werden, weniger von meinem guten Willen, als von jenem der Frau Gräfin ab.

— Allerdings; doch begreiſe ich auch ſehr wohl, daß ein Wort der Fürſprache Ihrerſeits vollſtändig genügen wird, Ihre geiſtreiche Freundin zu beſtimmen, dem Wunſche Seiner Majeſtät des Kaiſers ungeſäumt nachzukommen, weil Frau von Kielmannsegge, die ich beſtens zu grüßen bitte, ſich nach meiner unmaßgeblichen Anſicht durch dieſen Auftrag von Seiten Seiner Majeſtät des Kaiſers doppelt geehrt und geſchmeichelt fühlen muß, da er gerade Ihnen die Ausführung dieſes Auftrags anzuvertrauen geruht.

— Ich werde, Excellenz, meine Schuldigkeit thun, verſprach der Maler.

— Wir rechnen dabei auf Ihre Freundlichkeit! entgegnete der Graf mit verbindlichem Lächeln. Wann darf ich Ihre Antwort erwarten?

— Noch heute, Excellenz! entgegnete der Künſtler, der ſich gleich darauf empfahl.

Marcolini begleitete den Maler bis an die Grenze des Vorzimmers.

Während Graſſi ſich ungeſäumt nach der von der Friedrichſtadt ziemlich weit entfernten Wohnung der Gräfin begibt, um ſich dort des ihm gewordenen Auftrags zu entledigen, bleibt uns noch ſo viel Zeit und

Raum übrig, um auf das zurückzukommen, was Baron von Méneval als Augenzeuge über die erſte Zuſammenkunft der beiden Kaiſer im zweiten Bande ſeiner „Souvenirs historiques“ erzählt.

Er ſchreibt darüber wörtlich, wie folgt:

„Der Kaiſer von Oeſterreich umarmte Napoleon mit ſichtbarer Rührung. Die Kaiſerin von Oeſterreich und die Erzherzoge empfingen Marie Louiſe mit Innigkeit und Demuth. Der König von Preußen, (der, beiläufig erwähnt, erſt am 26. Mai in Begleitung des Kronprinzen eingetroffen war), ſtellte ſeinen Sohn dem Kaiſer der Franzoſen vor, bat ihn um die Erlaubniß, daß der Kronprinz ihn als Adjutant begleiten dürfe, und erſuchte Napoleon's Adjutanten, ſich ſeines Sohnes freundlich anzunehmen.

Die Zeit des Aufenthaltes Napoleon's am Hofe zu Dresden war der Gipfelpunkt ſeiner Macht. Es fehlt uns an Worten, um die Wirkung zu ſchildern, die ſeine Anweſenheit hervorbrachte; vielleicht hat ſich noch niemals die menſchliche Größe höher erhoben, als zu dieſer Zeit. Man ſagt, Napoleon ſei in Dresden, ein neuer Agamemnon, der König aller Könige geweſen. Ein Kaiſer, zwei Könige (Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Friedrich Auguſt von Sachſen) und die ſouveränen Fürſten des Rheinbundes ſchienen mehr ſeine Höflinge, wie ſeines Gleichen zu ſein. —

Die Kaiſerin von Oeſterreich (Stiefmutter der Kaiſerin der Franzoſen) Maria Ludovika von Modena-Eſte, eine eben ſo hochgebildete, als geiſtreiche Frau, war in ihrer zweifachen Würde als Kaiſerin und Schönheit erſten Ranges in Dresden angekommen, voll von Groll gegen den gekrönten Uſurpator, dem die öſterreichiſche Monarchie ihre Erniedrigung größtentheils zuzuſchreiben hatte. Die Kaiſerin war Anfangs entſchloſſen geweſen, dem allgemeinen Drange zu widerſtehen und ſich in einer an Verachtung grenzenden Zurückhaltung zu zeigen; Napoleon aber hatte ſeinerſeits ſich vorgenommen, auch dieſe ſtolze Gegnerin für ſich zu gewinnen. Nach einigen Tagen ſah auch ſie ſich gezwungen, dem Zauber nachzugeben, den er über ſeine ganze Umgebung auszuüben verſtand." —

„Ich habe, fährt Herr von Méneval fort, häufig Gelegenheit gehabt, dieſe Verſammlungen hoher Perſonen zu beobachten und bin in den weiten Gemächern des königlichen Schloſſes zu Dresden mehrmals dem königlichen Zuge begegnet, deſſen Haupt damals Napoleon geweſen war. Man hätte ſagen können, dieſer anſtaunenswürdige Mann habe von Jugend auf die

Laſt eines großen Reiches getragen, ſo ſehr wußte er durch ſeinen Ton, wie durch ſeine Formen, die Würde ſeines Rangs hervorzuheben. Er war im höchſten Grade geiſtreich. Nichts entging dem Forſcherblick ſeines Auges.

Der erſte Gedanke an die Reiſe nach Dresden ſchien von dem Wunſche Marie Louiſens ausgegangen zu ſein, hier mit ihrer Familie zuſammenzukommen. Die Anweſenheit des Kaiſers von Oeſterreich hatte dann auch jene des Königs von Preußen nöthig gemacht, der ebenfalls ein Verbündeter Frankreichs in dem bevorſtehenden Kriege war. Der Hauptzweck Napoleon's beſtand darin, vor den Augen Rußland's in dieſer Verſammlung von Königen und Fürſten des Rheinbundes die Bande dieſes Bündniſſes mit denſelben enger zu ziehen, ſeine Verbündeten feſter an ſich zu ſchließen und durch dieſen Schein von Freundſchaft, in Verbindung mit der Entfaltung einer großen Macht, Rußland einzuſchüchtern und zu friedlichem Nachgeben zu bewegen, denn ich kann (fährt unſer franzöſiſcher Gewährsmann fort) nicht oft genug wiederholen, daß Napoleon dieſen Krieg nur mit dem äußerſten Widerwillen unternahm und bis zum letzten Augenblick im Grunde ſeines Herzens die Hoffnung hegte, ihn vermeiden zu können. Nur aus dieſem Grunde hatte er, bevor er Frankreich verließ, ſeinen Adjutanten

Grafen Narbonne*) zu jenem oben angedeuteten Zweck nach Petersburg geſchickt.

Mit ſchmerzlicher Ungeduld erwartete Napoleon in Dresden die Rückkehr des Grafen aus Rußland.

„Bei den impoſanten Feſten, die man zu Ehren des Kaiſers im königlichen Schloſſe zu Dresden gab, würde man, wenn man nicht gewußt hätte, daß 500,000 Mann kampfbereit in der Nähe ſtänden, weder an einen Krieg noch an die ſich vorbereitenden großen Ereigniſſe gedacht haben, an denen jeder der anweſenden Fürſten ein eigenthümliches Intereſſe hatte.

Im Gefolge des Kaiſers von Oeſterreich befand ſich als Kammerherr ein noch ziemlich junger Mann, der ſich ſowohl als Soldat, wie durch diplomatiſche Sendungen, ſchon frühzeitig einen ehrenvollen Namen erworben hatte, in dieſer königlichen und fürſtlichen Menge deſſenungeachtet gänzlich unbeachtet blieb. Es war der General Graf Neipperg. Marie Louiſe ſah ihn hier zum erſten Male, als ſie ſich, am Arme ihres kaiſerlichen Gemahls, in's Theater begab. Sie richtete einige Worte an Neipperg, während ſie an ihm vorüberging. Wie unerforſchlich ſind die Wege Gottes! Dieſe drei Perſonen, welche die Feſtlichkeiten am Dresdener Hofe zuſammengeführt hatten, waren damals weit entfernt davon, den Einfluß zu ahnen, den die geringſte von ihnen (Graf Neipperg) auf die Geſchicke der beiden Andern auszuüben berufen war.“

---

*) Graf Louis de Narbonne-Lara war einer der ausgezeichnetſten Diplomaten des damaligen Frankreichs.

Vierzehntes Kapitel.

— Es freut mich, daß Sie kommen! rief Gräfin Kielmannsegge ihrem Freunde Graſſi entgegen, als dieſer ſchweißtriefend in ihr Zimmer trat. Laſſen Sie ſich mit kurzen Worten einen Traum der vergangenen Nacht erzählen. Ich träumte . . .

— Wahrſcheinlich von Horace, unterbrach ſie Graſſi, mit dem Taſchentuche den perlenden Schweiß ſeiner hohen Stirn trocknend.

— Diesmal, theurer Freund, irren Sie ſich. Ich träumte vom Kaiſer der Franzoſen . . .

— Ah?! rief der Maler. Und was träumte Ihnen, gnädige Frau?

— Ich ſah den Kaiſer, dem halb Europa huldigend zu Füßen liegt — faſt ſchäme ich mich, es zu ſagen — vor mir im Staube liegen. Er machte mir eine förmliche Liebeserklärung, die mich — aufrichtig geſagt — ſehr in Verlegenheit brachte . . .

— Und wodurch, wenn ich fragen darf?

— Durch das Ungeſtüm der Leidenſchaft, womit der Kaiſer mich zu beſtürmen geruhte. Er verlangte von mir tauſend abenteuerliche Dinge . . .

— Und unter Andern? fragte der Maler, neugierig gemacht.

— Auch mein Bild! ſagte die Gräfin.

— Das iſt ja im höchſten Grade wunderbar! meinte Graſſi.

— Und warum wunderbar? wiederholte die Gräfin.

— Weil Ihr Traum in Erfüllung geht. Ich erſcheine im Auftrage Seiner Majeſtät des Kaiſers, der mich heute früh durch den Grafen Marcolini auffordern ließ, Ihr Portrait in möglichſt kurzer Zeit für ihn anzufertigen.

Die Gräfin erſchrak. Dies ſonderbare Zuſammentreffen von Traum und Wirklichkeit war ihr im erſten Augenblicke ſo unglaublich erſchienen, daß ſie das, was ſie eben vernommen hatte, Anfangs bezweifeln mußte.

— Sie treiben Ihren Spott mit mir, ſagte ſie zu ihrem Freunde.

— Nein, Gräfin, Sie thun mir Unrecht! Das, was ich Ihnen eben mitgetheilt habe, iſt keine Täuſchung, ſondern Wahrheit, ernſte Wahrheit!

— Großer Gott, rief Frau von Kielmannsegge hocherſtaunt, was mag wohl den Kaiſer, der mich geſtern zum erſten Male geſehen hat, bewogen haben, mein Bildniß zu verlangen?

— Iſt dies nicht der klarſte Beweis, daß Ihre ganze Erſcheinung ihm ſehr gefallen haben muß?

— Er ſteht im Rufe eines Weiberfeinds, bemerkte die Zweiflerin.

— Ohne es aber wirklich zu ſein. Auch große Männer haben kleine Schwächen. Man weiß recht gut, daß der Kaiſer bisweilen galante Ausflüge hat. Es iſt ziemlich allgemein bekannt, daß er zur Zeit ſeiner Krönung in Mailand eine ziemlich ernſte Neigung zu der berühmten Primadonna Giuſeppina Graſſini gefaßt und ſie zu ſich nach Paris eingeladen hatte. Auch erzählt man ſich viel von einer Liaiſon, die er, etwas ſpäter, mit der Schauſpielerin Marguerite Georges-Weymer angeknüpft haben ſoll.

— Ich glaube an Keines von Beiden, erklärte die Gräfin, deren Eitelkeit ſich durch dieſe Geſchmacksrichtung ihres Ideals nicht allzuſehr geſchmeichelt fühlte.

— Ich finde darin durchaus nichts Unglaubliches. Der Kaiſer liebt vorzugsweiſe das Theatraliſche. Er ſchwärmt für Mademoiſelle Hippolyte Mars faſt eben ſo ſehr, wie für ſeinen alten Freund Talma, und ich begreife ſehr wohl, daß eine eben ſo junge als liebenswürdige Künſtlerin wie Mademoiſelle Etiennette Bourgoin —

die Geliebte ſeines hochgelahrten Miniſters Chaptal — ſeinem Geſchmacke mehr zuſagen muß als manche ſeiner alten Hofdamen. Er liebt vor Allem die Jugend. Aber vergeſſen wir nicht die Hauptſache! Sind Sie geneigt, den Wunſch Sr. Majeſtät zu erfüllen und mir noch heute zu einem Bilde zu ſitzen?

— Ihnen ſtehe ich gern zu Dienſten, erklärte Frau von Kielmannsegge.

— Dann geſtatten Sie mir, gnädige Frau, Ihr Bild ſogleich in Angriff zu nehmen . . .

— In dieſem einfach-ſchlichten Morgen-Negligée?

— Erſcheinen Sie mir gerade am Reizendſten, verſicherte Graſſi, der, wie ſchon früher erwähnt, kein Schmeichler war. Drei kurze Sitzungen werden hinreichend ſein, dem Wunſche des Kaiſers nachzukommen . . .

— Aber in Ihrem Eifer für ihn ſcheinen Sie, lieber Freund, ganz und gar vergeſſen zu haben, daß es Ihnen hier vor Allem an Pinſel und Palette fehlt?

— Für heute begnüge ich mich, mit dieſem Bleiſtifte hier einen flüchtigen Umriß Ihrer Züge in mein Skizzenbuch einzutragen.

— Machen Sie mit meinem Geſichte Alles, was Ihnen gefällt. — Je suis à vos ordres, fügte ſie lächelnd hinzu und nahm ſofort eine etwas theatraliſche Stellung an.

Während Meiſter Graſſi mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit das Antlitz ſeiner Freundin abſchrieb, fragte ihn dieſe:

— Iſt der Kaiſer heute in Dresden?

— Heute früh haben ſich, ſo viel ich gehört, ſämmtliche Herrſchaften zur Jagd nach Moritzburg*) begeben.

— Weiß man nicht, wie lange Seine Majeſtät hier zu bleiben gedenkt?

— Man ſagt, nur noch einige Tage. Morgen iſt ihm zu Ehren große Illumination anbefohlen.

— Alle Welt huldigt dem Schutzgeiſte Frankreichs.

— Doch hat auch Er ſeine Feinde. Einer der erbittertſten derſelben befindet ſich im Gefolge ſeines erlauchten Schwiegervaters . . .

— Sie meinen vielleicht Herrn von Metternich?

---

*) Dieſes im Amte Großenhain gelegene Jagdſchloß führt den Namen ſeines Erbauers, des Kurfürſten Moritz von Sachſen. — Am 25. Mai beſichtigte Napoleon das Innere dieſes reizend gelegenen und namentlich von Auguſt dem Starken herrlich ausgeſchmückten Schloſſes, ſowie die vom Grafen Marcolini um das Jahr 1770 angelegte Faſanerie, ein Miniatur-Schloß, in deſſen Speiſeſaal vorzugsweiſe ein etwas bizarres Wandgemälde von P. C. Malcke, „ein Feuerwerk auf der Elbe“ vorſtellend, die Aufmerſamkeit des Kaiſers in Anſpruch nahm.

— Ihn weniger als einen einäugigen General, der den Kaiſer Napoleon glühend zu haſſen ſcheint.

— Und weiß man aus welchem Grunde?

— Weil er, wie man ſich ziemlich allgemein erzählt, nicht minder glühend für die Gemahlin des Kaiſers ſchwärmen ſoll.

— Und wie nennt ſich dieſer Einäugige?

— Albrecht Adam Graf von Neipperg, der, im Vorbeigehen geſagt, es dem Kaiſer nicht verzeihen kann, daß er in einem am Rheine ſtattgehabten Scharmützel gegen die Franzoſen das eine ſeiner Augen eingebüßt hat.

— Kleine Urſachen haben oft große Folgen. Aber ein weit gefährlicherer Gegner des Kaiſers iſt im kleinen, unſcheinbaren Gefolge des Königs von Preußen zu ſuchen: ich meine den Staatskanzler von Hardenberg, der einer der wärmſten Anhänger jenes großen Franzoſenfreſſers Freiherrn Karl von Stein ſein ſoll, welcher ſeit Kurzem am Petersburger Hofe verweilt und dort im Vereine mit dem Grafen Pozzo di Borgo alle Federn in Bewegung ſetzt, um den Kaiſer Alexander mehr und mehr zum Kriege gegen Frankreich aufzureizen.

— Was ihm wohl auch gelingen wird, ſetzte Graſſi hinzu. Der Krieg iſt jetzt unvermeidlich geworden. Vergebens erwartet der Kaiſer Narbonne's Rückkehr. Deſſen langes Ausbleiben beweiſ't nichts Gutes. Rußland ſcheint jetzt ernſtlich entſchloſſen zu ſein, den Fehdehandſchuh, den ihm Frankreich allzuübermüthig hingeworfen hat, aufheben und kein Opfer ſcheuen zu wollen, um die geheimnißvollen Plane Stein's und Pozzo di Borgo's endlich zu verwirklichen. Kaiſer Napoleon ſteht an einem Abgrunde . . .

— Den ſein Genie ſiegreich überbrücken wird, hoffte die Gräfin.

— Ich fürchte, theure Freundin, das Gegentheil. Es ſcheint in der Luft zu liegen, daß der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Kaiſers, trotz all' der glänzenden Feſte, die man ihm hier wie faſt überall gibt, zu wanken beginnt. Alle Welt ſcheint ahnend vorauszuſehen, daß dieſer übermüthig provocirte Krieg gegen Rußland dem Urheber desſelben weder Heil noch Segen bringen wird. Erſt unlängſt habe ich irgendwo geleſen, daß der Kaiſer, der, wie bekannt, ſehr abergläubiſch iſt, kurz vor ſeiner Abreiſe von Saint-Cloud ſeine moderne Pythia, Marie Anne Lenormand und deren Karten-Orakel, um den Ausgang dieſes Krieges befragt und daß ſie ihm ein trauriges Ende geweisſagt haben ſoll. In Mainz, wo Napoleon zu übernachten geruhte, ſoll er, von innerer Unruhe angetrieben, einer deutſchen

Kartenlegerin dieſelbe Frage vorgelegt und von ihr ſtatt einer klaren und beſtimmten Antwort ein fünffaches **N** zum Beſcheid erhalten haben. Befragt, was ſie mit dieſen fünf **N** angedeutet habe, erklärte ſie: **Napoleon, nur nicht nach Norden!** Dieſe Prophezeiung ſoll den Kaiſer, wie man hört, nicht wenig verſtimmt haben.

— Alles, was Sie mir da erzählen, beunruhigt mich, aufrichtig geſagt, in ſo hohem Grade, daß ich mit tauſend Freuden einen Finger meiner Hand, ja ſogar meine ganze Hand, opfern würde, wenn es mir gelänge, den Kaiſer zu bewegen, von dieſem unheilvollen Kriege abzulaſſen und mit Rußland lieber Frieden zu ſchließen um jeden Preis, denn auch mein Vorgefühl ruft ihm warnend: „Nur nicht nach Norden!“ zu.

— Kein Sterblicher entrinnt jemals ſeinem Schickſale, erwiderte Graſſi. Das Verhängniß treibt mehr oder weniger uns Alle dahin, wo uns Vernichtung droht. Wie oft auch Mancher ahnen mag, daß es überall einen Rubicon gibt, den er ungeſtraft nicht überſchreiten darf, fehlt es doch faſt Jedem von uns an Muth und Entſchloſſenheit, noch bei Zeiten umzukehren. So ſcheint's auch Ihm zu gehen. Wohl mag er ſchon jetzt vorausſehen, daß in Rußland kein heilbringender Sieg für ihn zu erringen iſt, aber trotz dieſer troſtloſen Vorahnung treibt es ihn unaufhaltſam zum verhängnißvollen, verderbenbringenden Ziele fort. Es hat auf Erden wohl keinen einzigen Weiſen gegeben, der noch niemals im Leben eine große Thorheit begangen. „Nemo ante mortem beatus“, hat ſchon Solon oder irgend ein Anderer geſagt.

— Sie erſcheinen mir heute wie ein finſterer Prophet, deſſen ehrlich gemeinte Weisſagungen mein Herz und meine Seele mit tiefem Kummer und banger Beſorgniß erfüllen. Durch das Jubelgeräuſch aller dem Kaiſer zu Ehren veranſtalteten Feſtlichkeiten ſchrillt der unheilverkündende Ton Ihrer Prophezeiungen wie ein Uhugekrächz, das mich ängſtlich beſorgt für die Zukunft meines großen, unſterblichen Helden macht.

— Alles, was ſteigt, muß auch fallen! Das iſt Naturgeſetz, Weltordnung, Verhängniß! Und dieſem Schickſale erliegt Jeder von uns, gleichviel, ob er Kaiſer oder Bettler ſein mag. Unſere erſte Sitzung iſt beendigt. Das, was ich hier flüchtig mit Bleiſtift hingeworfen habe, werde ich noch heute mit den Farben der Erinnerung auf die Leinwand übertragen, und nach der dritten Sitzung ſoll Ihr Bild — ich verſpreche es Ihnen! — fix und fertig ſein, ſprach der Maler, ſchloß ſein Skizzenbuch und kehrte dann, ſeines Wortes eingedenk, in's Palais Marcolini zurück, um dem Grafen mitzutheilen, daß er nunmehr gewiß ſein dürfe, in längſtens drei Tagen im Beſitze des vom Kaiſer gewünſchten Bildes zu ſein.

Graf Marcolini dankte ihm auf's Herzlichſte.

— Sobald das Portrait vollendet iſt, bitte ich Sie, es mir ungeſäumt zu übergeben, um es ſeiner hohen Beſtimmung entgegenzuführen. Sie werden dabei ſicher nichts verlieren. Der Kaiſer, der jedes Talent gebührend zu ſchätzen weiß, wird das Ihrige umſomehr zu würdigen verſtehen, weil alle Welt längſt mit ſich einig iſt, daß Dresden in Herrn Graſſi einen der ausgezeichnetſten Künſtler ſeines Fachs und ſeiner Zeit beſitzt. Gehen Sie mit dem heiligen Lukas, der ſelber Maler geweſen und als Solcher ein Beſchützer Ihrer ſchönen Kunſt geblieben iſt, ſchloß Graf Marcolini und entließ den Künſtler mit allen Zeichen aufrichtigen Wohlwollens.

Zwei Tage ſpäter war das bewußte Bild fertig. Die Aehnlichkeit, die aus allen Zügen desſelben ſprach, war ſo frappant, daß die Gräfin ſelbſt darüber in Erſtaunen gerieth.

— Sehe ich denn in der Wirklichkeit noch eben ſo friſch wie hier auf Ihrem meiſterhaften Bilde aus? fragte ſie mit ungeſchminkter Beſcheidenheit.

— Ich habe Ihnen wahrlich nicht geſchmeichelt, betheuerte der Maler, der mit ſeiner neuen Schöpfung in der That zufrieden ſchien.

— Dann bin ich doch wohl ein klein Wenig jünger, als ich mir bisweilen, im Spiegel betrachtet, erſchienen war. Dank, tauſend Dank, mein lieber, lieber Freund, in deſſen Augen ich doch wohl ſchöner als in natura ſein mag!

Graſſi beeilte ſich, das Bild dem Grafen Marcolini einzuhändigen, der, gleichfalls erſtaunt über die ſprechende Aehnlichkeit, ſich in tauſend Lobſprüchen erſchöpfend, dem Künſtler die Verſicherung gab, daß es bis ſpäteſtens heute Abend in die Hände Seiner Majeſtät gelangen und ſicher nicht wenig dazu beitragen werde, die Achtung des Kaiſers für die Großartigkeit ſeines Talentes „verdientermaßen“ zu erhöhen.

Graſſi fühlte ſich mit Recht hochgeehrt. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende desſelben Tages (28. Mai) befand ſich das Bild der Gräfin in den Händen ihres Abgotts, der die einnehmenden Züge der wärmſten ſeiner Verehrerinnen mit einem ihm ſelber unerklärlichen Wohlwollen zu betrachten und dabei in Gegenwart des Grafen Marcolini allerhuldreichſt zu äußern geruhte:

— Dieſe Frau könnte uns gefährlich werden! Aber zum Glück für den Frieden meines Herzens muß ich in Folge eben eingelaufener Depeſchen aus Wilna von meinem Adjutanten Marquis Lauriſton, der dort die letzte Unterredung mit dem Kaiſer Alexander gehabt, und wegen der faſt gleichzeitig erfolgten Rückkehr des Grafen Narbonne Ihr mir liebgewordenes Dresden leider ſchon morgen in aller Frühe verlaſſen und mich nach Warſchau zur großen Armee begeben. Les affaires avant tout, cher comte! Schade, Jammerſchade, daß es mir diesmal an Zeit und Muße gebricht, die perſönliche Bekanntſchaft dieſer intereſſanten Frau zu machen. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, fügte er hinzu. Bei meiner Rückkehr aus Rußland hoffe ich, mit Gottes Hilfe, noch einmal nach Dresden zu kommen, um meinen alten, treubewährten Freund und Bundesgenoſſen, Unſern vielgeliebten Vetter König Friedrich Auguſt von Sachſen, und nebenbei auch Gräfin Kielmannsegge wiederzuſehen, die ich vorläufig von mir zu grüßen bitte. Ihnen, lieber Graf, danke ich freundlich für die aufmerkſame Pünktlichkeit, mit welcher Sie ſich Ihres Auftrages hinſichtlich der raſchen Anfertigung dieſes mir lieb und werth gewordenen Bildes entledigt haben. Mit dem Künſtler ſelbſt werden Wir uns von Warſchau aus abfinden. Meiſter Graſſi flößt mir Reſpekt ein. Sagen Sie ihm dies, lieber Graf!

Das Andere wird ſich ſpäter finden. Nun, gute Nacht, Herr Graf! Auf recht baldiges Wiederſehen in Dresden! rief der Kaiſer und entließ — eben ſchlug es zwölf Uhr Mitternacht — den Cabinetsminiſter ſeines hohen Verbündeten mit jenem Alles gewinnenden Lächeln, das nur ihm allein zu unbeſchränkter Verfügung ſtand.

Am 29. Mai, früh halb 4 Uhr, verließ Kaiſer Napoleon ſeine gute Stadt Dresden, wie er ſie bei ſeinem Abſchiede vom Könige von Sachſen zu nennen geruht hatte, und begab ſich, begleitet von einer Abtheilung ſächſiſcher Küraſſiere, in aller Stille über Bautzen, Glogau, Poſen, Thorn, Danzig, Königsberg, wo er die verſchiedenen Truppencorps ſeiner Heeresmacht inſpicirte, nach Warſchau zur „großen Armee.“ Die Truppen ſelbſt hatte er nach dem Niemen dirigirt.

An demſelben Tage (29. Mai), Mittags 12 Uhr, erfolgte unter dem Donner der Kanonen und unter dem Läuten ſämmtlicher Glocken die Abreiſe des Kaiſers und der Kaiſerin von Oeſterreich, die nach Wien zurückkehrten.

Am Morgen des 30. Mai reiſte in aller Stille der König von Preußen, der ſich allen Kanonendonner u. ſ. w. beſcheiden verbeten hatte, in Begleitung des Kronprinzen nach Königſtein, geruhte die dortige Feſtung in Augenſchein zu nehmen und ſich dann zurück über Dresden nach Meißen zu begeben, wo er und ſein Sohn übernachteten.

Die Kaiſerin Marie Louiſe, die mit ihrem zahlreichen Gefolge in Dresden zurückgeblieben war, machte am Tage der Abreiſe des Königs von Preußen einen Ausflug nach Tharandt. Sie beſtieg dort die „heiligen Hallen“ und geruhte, wie einer ihrer Begleiter berichtet, „über die Großartigkeit dieſer ſchönen Natur allerhuldreichſt entzückt zu ſein.“

Am 1. Juni beſuchte ſie Pillnitz. Der Hof gab ein prachtvolles Diner.

Am 2. Juni begab ſich die Kaiſerin in Begleitung des Königs und der Königin von Sachſen nach Königſtein. Am Fuße dieſer jungfräulichen Feſtung wurden die hohen Herrſchaften mit eben ſo zahlreichen als koſtſpieligen Kanonenſalven begrüßt. Ihre Majeſtäten dinirten auf der Feſtung, fuhren Abends unter Kanonendonner auf der Elbe nach Pillnitz und kehrten von dort in Hof-Equipagen nach Dresden zurück.

Marie Louiſe, die erſt wenige Tage vor der Abreiſe ihres gegen ſie überaus zärtlichen Gemahls den Wunſch geäußert hatte, einige Wochen im Schooße ihrer Familie in Prag verweilen zu dürfen (eine Bitte, die ihr vom Kaiſer nicht allzugern gewährt worden war), brach am 4. Juni von Dresden auf und reiſ'te in

Begleitung des Prinzen Anton und ſeiner Gemahlin über Teplitz nach Böhmens Hauptſtadt ab, wohin ihr Vater, Kaiſer Franz, vorausgeeilt war, um ſeine Tochter daſelbſt würdig empfangen zu können. Letztere reſidirte dort auf dem Hradſchin.

Ihr Aufenthalt daſelbſt währte drei Wochen: jeder Tag, berichtet Baron Méneval, welcher ſich im Gefolge der Kaiſerin befand, wurde durch Bankette, Bälle, Schauſpiele und allgemeine Illuminationen gefeiert. Empfang fand abwechſelnd beim Kaiſer von Oeſterreich und bei der Kaiſerin Marie Louiſe ſtatt. — Von Prag aus ſandte Letztere ihrem ehemaligen Klavierlehrer, dem alten Kapellmeiſter Leopold Kotzeluch (einem gebornen Czechen) eine mit ihrem Bilde geſchmückte Tabatière.

Am 1. Juli reiſ'te Marie Louiſe in Begleitung ihres kaiſerlichen Vaters ab, der ſie nach Carlsbad begleitete, wo Beide ein Paar Tage zu verweilen geruhten.

Erſt am 18. Juli kehrte die Kaiſerin „in erwünſchtem Wohlſein" nach Saint-Cloud zurück.

Napoleon, der unterdeſſen in Polen angekommen war, hatte aus ſeinem Hauptquartiere Witkowiski am 22. Juni ein Kriegsmanifeſt gegen Rußland erlaſſen.

Seine Proclamation lautete wörtlich wie folgt: „Soldaten! Der zweite polniſche Krieg hat begonnen!

Der erſte war zu Friedland und Tilſit geſchloſſen worden. In Tilſit hatte Rußland ewiges Bündniß mit Frankreich und Krieg gegen England Uns gelobt. Rußland bricht jetzt ſeine Schwüre und will ſich über ſein ſonderbares Betragen auf keine Weiſe eher erklären, als bis ſich die franzöſiſchen Adler über den Rhein zurückgezogen und ſo unſere Bundesgenoſſen ſeiner Willkühr preisgegeben haben. Ein unvermeidliches Fatum reißt Rußland in den Abgrund. Des Schickſals Wille muß erfüllt werden! Hälte Rußland uns etwa aus der Art geſchlagen? Es läßt uns die Wahl zwiſchen Entehrung und Krieg: dieſe Wahl kann nicht zweifelhaft ſein. Vorwärts alſo, vorwärts über den Riemen! Laßt uns den Krieg auf Rußland's Gebiet übertragen. — Der zweite polniſche Krieg wird für Frankreich's Waffen eben ſo glorreich wie der erſte enden. Aber der Friede, den wir ſchließen werden, wird beſſere Bürgſchaft mit ſich führen und dem unſeligen Einfluſſe, welchen Rußland ſeit fünfzig Jahren auf die europäiſchen Geſchicke ausgeübt hat, endlich Ziel und Schranken ſetzen.

Napoleon."

Am 24. Juni erhielt die „große Armee" den Befehl, den Riemen zu überſchreiten, was noch an demſelben Tage vollzogen ward.

Tags darauf erließ Kaiſer Alexander nachfolgendes Maniſeſt:

„Wilna 25. Juni 1812.

Seit langer Zeit ſchon hatten wir von Seiten des Kaiſers der Franzoſen ein unfreundliches Benehmen gegen Rußland bemerkt, aber immer noch gehofft, dasſelbe durch verſöhnliche und friedliche Mittel beſeitigen zu können. Allein da wir fortwährend die augenſcheinlichſten Beleidigungen gegen uns ſich wiederholen ſahen, ſo waren wir, ungeachtet unſeres aufrichtigen Wunſches nach Ruhe, genöthigt geweſen, unſere Armeen zu vervollſtändigen und ſie mehr und mehr zuſammenzuziehen. Aber ſelbſt noch damals ſchmeichelten wir uns, zu einer Verſtändigung mit Frankreich zu gelangen und blieben deshalb innerhalb der Grenzen unſeres Reiches, ohne den Friedenszuſtand zu verletzen und blos zu unſerer Vertheidigung bereit. Aber all' die verſöhnlichen und friedlichen Mittel vermochten es nicht, unſerm Wunſche gemäß, den Frieden zu erhalten. Der Kaiſer der Franzoſen hat urplötzlich bei Kowno unſer Heer angegriffen und uns den Krieg erklärt. Da wir nun einſehen, daß Nichts ihn für den Wunſch nach Frieden empfänglich machen kann, ſo bleibt uns nichts Anderes übrig, als den Allmächtigen Gott, als Zeugen und Beſchützer der Wahrheit, um ſeinen Beiſtand anzuflehen und unſere Macht vertrauensvoll der Macht des Feindes entgegenzuſtellen. Es iſt unnöthig, daß Wir die Befehlshaber, Corpsführer und Soldaten an ihre Pflicht und Tapferkeit erinnern. Das Blut der heldenmüthigen Slaven fließt in ihren Adern.*) Krieger, Ihr vertheidigt Eure Religion, Euer Vaterland und Eure Freiheit, Ich, der Czar, bin mit Euch! Gott aber iſt gegen Eure Angreifer!

Alexander.“

Die Heere, die ſich bereits Ende Juni an den Grenzen Rußland's feindlich gegenüberſtanden, waren ſo groß und gewaltig, wie nur ſelten in früherer Zeit.

Die ungeheuere Heeresmacht, welche Napoleon's unſeliger Ehrgeiz nach Rußland's Eisſteppen getrieben hatte, zählte:

Franzoſen	275,000	Mann
Oeſterreich ſtellte ein Hilfsheer von	30,000	„

---

*) In den Adern des größten Theils der Hauptbefehlshaber des ruſſiſchen Heeres floß aber, wie bekannt, nicht ſlaviſches, ſondern fremdes Blut. Michel Barclay de Tolly entſtammte einer ſchottiſchen Familie, die ſich 1689 in Liefland angeſiedelt hatte. Peter Bagratien war Mingrelier von Geburt. Levin von Benningſen war ein Hannoveraner, Graf Wittgenſtein gleichfalls ein Deutſcher und Graf Langeron ein — Franzoſe.

Preußen	20,000	Mann
Das Großherzogthum Warſchau . .	75,000	"
Das Königreich Italien	16,000	"
Das Königreich Neapel.	12,000	"
Illyrien.	2,000	"
Die Schweiz	9,000	"
Die vereinigten Königreiche Spanien und Portugal	6,000	"
Das Königreich Bayern	25,000	"
Das Königreich Sachſen	24,000	"
Das Königreich Weſtphalen . . .	18,000	"
Das Königreich Württemberg. . .	13,000	"
Das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt	7,000	"
Das Großherzogthum Baden . . .	7,000	"
Das Großherzogthum Würzburg . .	2,000	"
Die andern Rheinbund-Fürſten . .	10,000	"

Die „große Armee“, d. h. das franzöſiſche Heer und das ſeiner Verbündeten, zählte zuſammen 605 Bataillone Fußvolk, 526 Escadrons Reiterei, 1344 Geſchütze; im Ganzen nicht weniger als 553,000 Mann.

Das ruſſiſche Heer dagegen zählte nur 320,000 Mann. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Die napoleoniſchen Adler flogen Anfangs von einem Siege zum andern.

Acht Tage nach dem Kriegsmanifeſte des Kaiſers der Franzoſen wurde Wilna eingenommen und daſelbſt eine franzöſiſche Regierung eingeſetzt, an deren Spitze Napoleon's Staatsſecretair, Hugues Bernard Maret, Herzog von Baſſano, trat.

Der Kaiſer ſelbſt, welcher ſich während dieſer Zeit in Warſchau aufgehalten und dort en passant eine flüchtige Liaiſon mit einer ſchönen Polin angefangen hatte,*) erinnerte ſich hier der Gräfin Kielmannsegge, ihres Bildes, das er im Augenblicke ſeiner Abreiſe von Dresden dem Grafen Marcolini mit dem Auftrage eingehändigt hatte, es dem Grafen Daru zur Aufbewahrung zu übergeben, und gleichzeitig auch des Malers, mit welchem er, ſeinem Verſprechen gemäß, das er dem Grafen Marcolini gegeben, ſich dadurch abfand, daß er ihm eine koſtbare, mit Diamanten geſchmückte Doſe und außerdem ein Honorar von hundert Napoleond'or durch den franzöſiſchen Geſandten am Dresdner Hofe, Baron Serra, zukommen ließ. Es war eine der beſſern Eigenſchaften Napoleon's, daß er ſelbſt im Gewühle der Schlachten niemals Jener vergaß, denen er ſich, gleichviel aus welchem Grunde, zu Dank verpflichtet hielt. —

---

*) Eine Frucht dieſer ſchnell vorübergegangenen Verbindung war ein Sohn, deſſen Name uns leider entfallen iſt.

Während der Kaiſer ſich von Warſchau aus nach Wilna begibt, kehren wir nach Dresden zum Mittelpunkte unſerer Erzählung zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge war außer ſich, als ſie durch Graſſi die ſo plötzlich erfolgte Abreiſe des Kaiſers noch an demſelben Tage erfuhr. Sie zitterte krankhaft an allen Gliedern und ſchien Anfangs keines Wortes mächtig, um ihr Erſtaunen auszudrücken über die mehr als ſchmerzliche Enttäuſchung, welche dieſe Nachricht in ihr wachgerufen hatte. Ihre Eitelkeit fühlte ſich durch das räthſelhafte Benehmen Napoleon's, trotz aller Verehrung für ihn, ſo tief verletzt, daß ſie ihren Unwillen, Graſſi gegenüber, ziemlich unverholen ausſprach.

— Ich weiß nicht, ſagte ſie zu ihm, was ich vom Kaiſer denken ſoll? Er verlangt ohne Umſtände mein Portrait, und nachdem er es erhalten hat, kümmert er ſich weder um mich, noch um Sie, und verläßt Dresden, ohne mir und Ihnen ein Wort des Dankes gegönnt zu haben. Hätte ich ahnen können, daß Kaiſer Napoleon ſo blutwenig Galanterie beſitzt, dann würde ich ſeinen Wunſch ſicher nicht ſo leicht erfüllt haben.

— Bedenken Sie, theure Gräfin, daß ihm im Drange wichtiger Staatsgeſchäfte kein Augenblick freier Muſe übrig geblieben war, um Ihnen mündlich oder ſchriftlich ſeinen Dank abzuſtatten. Ich, für meinen Theil, bereue es nicht, Sie für ihn gemalt zu haben, weil ich feſt überzeugt bin, daß jenes Bild mehr als alles Uebrige geeignet ſein wird, die Rückerinnerung an Sie in ſeinem Geiſte lebhaft wachzuhalten. Der Kaiſer wird Sie nimmermehr vergeſſen!

— Sie ſagen dies, um mich zu tröſten. Ich aber bin vom Gegentheile überzeugt. Kaiſer Napoleon trägt ſo viel wichtige Dinge in ſeinem Kopfe herum, daß er manches Unwichtige leichter und ſchneller als Unſer Einer vergeſſen muß. Gott weiß, in welchen Händen mein Bild ſich jetzt befinden mag!

— Nach der Verſicherung des Grafen Marcolini, der mich heute Früh zu ſich bitten ließ, hatte ihn der Kaiſer erſt im Augenblicke ſeiner Abreiſe beauftragt, Ihr Bild bis auf Weiteres der Obhut des Grafen Daru anzuvertrauen. Noch im Laufe dieſer Woche ſoll es mit einigen anderen Bildern, die der König von Sachſen ſeinem hohen Verbündeten zur Erinnerung an Dresden zum Geſchenk gemacht, nach Paris geſchickt und der kaiſerlichen Privat-Galerie zu Saint-Cloud einverleibt werden.

— Und wenn eines Tages des Kaiſers Gemahlin die Säle dieſer Galerie durchlaufen und dann zufällig fragen ſollte: Wer iſt jene mir unbekannte Frau?

— Dann wird jede Antwort wahrſcheinlich anders lauten, meinte Graſſi.

— Und wenn dann Marie Louiſe, von weiblicher Neugier gereizt, ſchließlich ihren Gemahl ſelbſt darum befragen ſollte?

— Dann würde ein Geiſt, wie Napoleon, ſicher nicht in Verlegenheit gerathen.

In demſelben Augenblick wurde Horace angemeldet.

— Sage ihm, ſprach ſie zum Diener, daß ich heute für Niemand zu ſprechen ſei.

— Und weshalb, liebe Gräfin, fragte Graſſi, den Diener zurückhaltend, wollen Sie gerade heute dieſen Beſuch nicht annehmen?

— Weil ich, wie Ihnen unmöglich entgangen ſein kann, nicht bei allzuguter Laune bin.

— Baronet Cunningham wird Sie heitrer ſtimmen. Darum bitte ich Sie, in ſeinem Namen, ihn nicht abweiſen zu laſſen . . .

— Dann mag er eintreten, rief die Gräfin ihrem alten Diener zu. Sie ſehen, wie folgſam ich bin, ſagte ſie zu ihrem Freunde.

— Ich habe ja auch nur darum ein gutes Wort für ihn eingelegt, weil ich weiß, daß der Beſuch des jungen Gentleman Ihnen ſtets willkommen iſt . . .

— Und von wem wiſſen Sie dies?

— Mein kleiner Finger ſagt es mir . . .

— Trauen Sie ihm nicht zu ſehr! bat die Gräfin.

Beim Eintreten Cunningham's färbten ſich deren Wangen mit jenem vielſagenden Carmin, der unzweideutig für die Wahrheit der Ausſage des kleinen Fingers ihres alten Freundes ſprach.

— Ich erſcheine, ſagte Horace zur Gräfin, heute weit früher als gewöhnlich, um Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen . . .

— Sie machen uns neugierig, geſtand Graſſi.

— In allen Winkeln des Schloſſes, fuhr Cunningham fort, erzählt man ſich, Kaiſer Napoleon habe in der Nacht vor ſeiner heute früh ſo plötzlich erfolgten Abreiſe den Beſuch einer vom Kopfe bis zur Schuhſohle ſchwarz verſchleierten Dame empfangen, die von ſeinem Leibmameluken Ruſtan, der allnächtlich wie ein treuer Hund die Thür ſeines Herrn und Gebieters bewacht, eingelaſſen worden und bis Anbruch des Morgens bei ihm geblieben ſei. — Ganz Dresden zerbricht ſich ſeit einer Stunde den Kopf, die Schleier jenes geheimnißvollen Beſuches zu lüften und ſich Gewißheit zu verſchaffen, wer jene ſchwarze Dame, die eben ſo geräuſchlos verſchwunden als erſchienen war, geweſen ſein mag.

— Und was glaubt man? fragte die Gräfin.

— Die Vermuthungen darüber ſind ſehr verſchieden. Ein Theil der Schloßbewohner glaubt, jene Unbekannte ſei, allen Anzeichen nach, keine Andere als eine der unzählig vielen Hofdamen der Kaiſerin Marie Louiſe geweſen; ein anderer Theil dagegen wagt die etwas kühne Behauptung aufzuſtellen, der nächtliche Beſuch des Kaiſers habe jener Klaſſe von Frauen angehört, die hier zu Lande von der Polizei nur geduldet werden. — Ein dritter Theil glaubt verſichern zu dürfen, daß jene geheimnißvolle Perſon eine bei der italieniſchen Oper angeſtellte und durch ihre extravaganten Liebesabenteuer ziemlich anrüchig gewordene Balletttänzerin ſei, während ein vierter Theil ganz poſitiv überzeugt ſein und es ſogar beſchwören will, daß jene ſchwarze Dame die erſt halb und halb geſchiedene Frau eines im Auslande lebenden, ziemlich hochgeſtellten Offiziers ſein ſoll . . .

Die Wangen der Gräfin entfärbten ſich.

— Wie widerſprechend all' dieſe Vermuthungen ſind! meinte Frau von Kielmannsegge, die ſich unwillkührlich genöthigt ſah, das letzte dieſer vier on dit auf ſich beziehen zu müſſen. Und welches von jenen Gerüchten halten Sie für das Wahrſcheinlichſte?

— Das Letztgenannte, erwiderte der ungalante Gentleman.

— Aus welchem Grunde? fragte die Gräfin.

— Ganz einfach wohl ſchon darum, weil der Kaiſer, wie mir ein gutunterrichteter Kammerdiener des Schloſſes erzählt hat, vier oder fünf Tage zuvor einem der hieſigen Künſtler durch den Grafen Marcolini den Auftrag ertheilt hatte, das Bild der bewußten Dame — ſie ſoll Freifrau oder Gräfin ſein — für ihn anzufertigen.

Die Gräfin wurde bleich wie der Tod.

— Dieſe Vermuthung ſcheint mir etwas unverſchämt, entgegnete Graſſi, auf deſſen Stirn der Angſtſchweiß trat.

— Wie oft im Leben, bemerkte Horace Cunningham, pflegt gerade das, was uns im erſten Augenblick am Unwahrſcheinlichſten vorgekommen iſt, gerade das Allerwahrſcheinlichſte zu ſein?! Unter jenen vier Vermuthungen ſcheint gerade dieſe im Publikum den meiſten Glauben zu finden, was hauptſächlich wohl davon herrühren mag, daß einer der vielen Spione, mit welchen der Kaiſer ſich während ſeines hieſigen

Aufenthaltes umgeben hatte, dies zarte Geheimniß treulos verrathen hat.

— Kennt man den Namen jenes Spions? fragte die Gräfin, deren innere Aufregung mehr und mehr zu wachſen ſchien.

— Er iſt hier ziemlich allgemein bekannt, verſicherte der Engländer.

— Und wollen Sie nicht ſo freundlich ſein, uns den Namen dieſes Biedermanns zu nennen? fragte der Maler.

— Er iſt Tiſchler und heißt (wenn ich recht gehört habe) Linſen- oder Lieſenberg.

— Er muß ein ausgemachter Schurke ſein! rief die Gräfin, die über den gewiſſenloſen Verrath des kaiſerlichen Spions mit vollſtem Rechte empört ſein mußte.

— Das kann leicht möglich ſein, meinte Horace. So viel aber iſt gewiß, daß der Kaiſer dieſem Patrone ungemein viel Vertrauen geſchenkt und ihn in manches ſeiner galanten Geheimniſſe eingeweiht haben ſoll.

— *Mir* erſcheint dies Alles geradezu unglaublich, erklärte die Gräfin.

— Und dennoch ſoll es wahr ſein! betheuerte Cunningham. Halb Dresden weiß, daß jener Tiſchler der vertraute Mouchard geweſen iſt, durch welchen der

Kaiſer ſeine ganze Umgebung, den Kaiſer von Oeſterreich, den König von Preußen, ja ſogar den König von Sachſen, deſſen Gaſtfreundſchaft er genoß, im Stillen fortwährend beobachten ließ, weil Napoleon, von Natur mißtrauiſch, gegen jeden ſeiner hohen Verbündeten mehr oder minder gerechtfertigten Verdacht zu hegen gewohnt war.

— Solch' ein elender Patron verdient aufgeknüpft zu werden! rief Frau von Kielmannsegge.

— Meinen Sie den Kaiſer der Franzoſen? fragte der boshafte Engländer.

— Ich meine jenen unverſchämten, erbärmlichen Spion.

— Der Tiſchler that nur ſeine Schuldigkeit. Der Kaiſer, ſagt man allgemein, ſoll deſſen geheime Dienſte wahrhaft fürſtlich bezahlt haben.

— Sie ſcheinen gut unterrichtet zu ſein, warf Graſſi mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit hin.

— Es intereſſirte mich, geſtand der Baronet, durch die Geſchwätzigkeit dieſes Spions ſo Manches zu erfahren, was nach dem Wunſche des Kaiſers hätte Staatsgeheimniß bleiben ſollen. Lieſenberg iſt ein armer Teufel, welcher blutwenig Gewiſſen, aber deſto mehr Unverſchämtheit beſitzt. Meine Guineen haben ſeine Zunge gelöſt. — Durch ihn erfuhr ich unter hundert andern Privat-Geheimniſſen des Kaiſers auch dies, daß er — eiferſüchtig wie faſt jeder Corſe! — die Kaiſerin Marie Louiſe in Dresden noch weit ſtrenger als in Paris beobachten ließ, weil er, über alle Maßen argwöhniſch, in jedem Schattenbilde an der Wand einen ihm gefährlichen Nebenbuhler erblickt und überhaupt gar keiner Frau zu trauen ſcheint. Vielleicht mag er nicht Unrecht haben! ſetzte Horace mit einem leichten Anfluge Swift'ſcher Bosheit hinzu.

— Es iſt heute das erſte Mal, Baronet, entgegnete die Gräfin, daß ich Sie von uns Frauen mit ſo wenig Achtung reden höre. Sie ſcheinen ſich während Ihres hieſigen Aufenthaltes in dieſem Punkte eben nicht zu Ihrem Vortheile geändert zu haben.

— Ich bitte Sie, theure Gräfin, dieſe Wandlung, welche ich durchaus nicht ableugnen mag, weniger mir ſelbſt, als Ihrem eigenen Geſchlechte zuſchreiben zu wollen, denn ich möchte Ihnen um keinen Preis der Welt verhehlen, daß ich gerade hier in Dresden ſehr traurige Erfahrungen über die Scheinheiligkeit gewiſſer Frauen gemacht habe, die, ungeachtet des Heiligenſcheins von Unſchuld, den ſie ſo geſchickt ſich anzueignen wiſſen, nicht beſſer als die Gewöhnlichſten ihres Gleichen ſind.

Graſſi ſtand, ſprachlos, wie verſteinert da.

— Dieſe Sprache, erwiderte die Gräfin in gerechtem Unwillen, hat etwas Empörendes . . .

— Leider muß ich dies ſelber eingeſtehen; aber wenn Sie ruhig überlegen wollen, daß es Erfahrungen gibt, welche uns mit ſolcher Bitterkeit erfüllen, daß unſere Verehrung für gewiſſe Frauen ſich unwillkürlich in Abſcheu verwandeln muß, dann werden Sie es auch begreiflich finden, wenn dieſe furchtbare Enttäuſchung, deren Opfer wir arme Männer ſind, in derlei Fällen uns Worte leiht, die manchem Ohre weit empfindlicher klingen müſſen als hundert Andern, deren Gewiſſen ſich vollkommen rein fühlt.

Der Maler zitterte an allen Gliedmaßen. Er mußte alle Kraft ſeines Willens aufbieten, um das Aufbrauſen ſeines Zorns zu zügeln.

— Ich bitte Sie, ſagte die Gräfin zu Horace, uns augenblicklich zu verlaſſen.

— Sie ſind dadurch meinem Wunſche nur zuvorgekommen, entgegnete der beleidigte Gentleman, machte eine kurze, äußerſt kühle Verbeugung und ging.

Es trat eine unheimlich-lange Pauſe ein. Graſſi wagte nicht, ſie zu unterbrechen. Endlich ergriff die Gräfin das Wort.

— Welch' böſer Argwohn, begann ſie mit zitternder Stimme, mag jenen Mann, der noch geſtern ganz Hingebung und Verehrung geweſen war, verleitet haben, ſich mir gegenüber eine ſolche Sprache zu erlauben? Was muß ich ärmſte, ſchon hundertmal in meinem Leben ſchwer verkannte Frau in ſeinen Augen verbrochen haben, das ihm den unerhörten Muth verleiht, mir in Ihrer Gegenwart gewiſſe Vorwürfe zu machen, die mich und meine weibliche Ehre ſo tief zu Boden ſchmettern? Könnte es wirklich möglich ſein, daß dieſer Mann, trotzdem er mich genauer als mancher Andere kennt, im Stande wäre, Dinge von mir zu glauben, die geradezu unglaublich ſind? Was um Alles in dieſer böſen Welt werden Neid und Mißgunſt mir noch fernerhin aufbürden, um mich in den Augen meiner Mitmenſchen auf's Empörendſte herabzuſetzen und mir Sünden und Verbrechen anzudichten, die ich — der ewige Gott mag mein Zeuge ſein! — mir niemals zu Schulden kommen ließ! O, dreimal ſchreckliches Loos, ſich immer und ewig verkannt zu ſehen und unverdient der Verachtung ſeiner Zeitgenoſſen preisgegeben zu ſein!

Die Gräfin brach in Thränen aus. Vergebens ſuchte Graſſi ſie zu tröſten. Sie gönnte ihrem Schmerze freien Lauf und verwünſchte das Geſchick, das unbarmherzig ſie verfolgte und immer neue ſchwere Prüfungen über ſie verhängte, um ſie auf's Neue in den Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen. Sie verwünſchte wiederholt ihr trauriges Daſein.

— Tröſten Sie ſich mit tauſend Andern, die, wie Sie, beklagenswerthe Opfer liebloſer Verleumdung ſind. Nur Wenige entgehen dieſer böſen Geißel. Je größer und ungewöhnlicher mancher Charakter uns erſcheint, deſto eifriger ſcheint die von Eigennutz erfüllte Welt bemüht zu ſein, ihn ſchonungslos in den Staub zu ziehen. Das aber, was den Argwohn Ihres jungen Anbeters erregt zu haben ſcheint, fuhr Graſſi fort, iſt in ſo hohem Grade unwahrſcheinlich, daß ich nicht begreife, wie es möglich ſei, daß ein Menſch mit geſunden Sinnen daran zu glauben vermag. Eine Dame Ihres Ranges, Ihrer Stellung, ſollte ſich ſo tief erniedrigt haben, dem Kaiſer in der Nacht vor ſeiner Abreiſe Geſellſchaft zu leiſten?! Ein Mann, der ſolchen Unſinn zu glauben im Stande iſt, verdient nichts Anderes als . . . Ihre ſtillſchweigende Verachtung.

— Er iſt jetzt todt für mich! ſprach die Gräfin.

— Dies hoffe und wünſche ich allerdings, denn ein Mann, der ſich kein Gewiſſen daraus macht, die unantaſtbare Ehre einer Frau auf ſolche Weiſe zu brandmarken, muß entweder ein verkappter Roué oder ein offenbarer Schurke ſein.

— Bedauern Sie mich, mein theurer Freund, weil ich mich jetzt zum zweiten Male gezwungen ſehe, eine der ſchönſten Täuſchungen meines Daſeins über Bord zu werfen und aus einem der wonnigſten Träume zu dem traurigen Bewußtſein zu erwachen, daß auch dieſer Mann, wie jener junge Offizier unſeligen Andenkens, ein elender Heuchler, ein ehrloſer Lügner, ein gewiſſenloſer Verleumder iſt! —

Wir kehren jetzt zu Horace zurück.

Man müßte den jungen Baronet für einen ausgemachten Dummkopf halten, wenn man ihn der Schwachheit fähig hielte, jenem entehrenden Gerüchte wirklich Glauben geſchenkt zu haben. Er ſelber war's, der jenes unheimliche on dit wohl nur in der Abſicht erſonnen und der Gräfin mitgetheilt hatte, um ihren bis zu dieſem Tage unbeugſam gebliebenen Stolz um jeden Preis zu demüthigen und ihre Ehre dadurch am Empfindlichſten zu kränken, daß er ſie als ſcheinheilige Sünderin zu entlarven wagte. Als wiedergeborener Lovelace war es von jeher einer ſeiner Haupt-Grundſätze geweſen, allen Frauen, welche Kraft und Muth beſaßen, ſeinen anſcheinend ehrlich gemeinten Huldigungen ſiegreichen Widerſtand zu leiſten, ſchließlich, nachdem er jedes andere Hilfsmittel ſeiner heuchleriſchen Verführungsgabe nutzlos aufgeboten, dadurch gefährlich zu werden, daß er auch das letzte Mittel nicht unverſucht ließ, um den guten Ruf dieſer Frauen in den Grund zu bohren, deren Ehre auf jede Weiſe zu verdächtigen und ſie in den Augen der Welt als ehr- und gewiſſenloſe Heuchlerin hinzuſtellen, um ihren ihm unerträglichen „Tugend-Dünkel“, wie er ſich auszudrücken gewohnt war, endlich doch noch „mürbe zu machen.“

Dieſe Maxime befolgte er auch hier. In ſeiner Eigenſchaft als Roué fühlte er jetzt mehr als jemals die Nothwendigkeit, den guten Ruf, den ehrlichen Namen ſeiner ſinnlich geliebten Clariſſe Harlowe nach und nach dadurch zu untergraben, daß er fortwährend bemüht blieb, über ſie allerhand allerliebſte Gerüchte auszuſtreuen, deren geheimes Gift ſeine Wirkung ſchließlich nicht verfehlen konnte. — Er ermüdete nicht, bald dieſes, bald jenes on dit zu erfinden und wie falſches Geld in Umlauf zu ſetzen, um der Ehre einer wehrloſen Frau tagtäglich ein neues Schach zu bieten und deren Widerſtand auf dieſe Weiſe endlich doch zu beſiegen.

Graſſi, der dies wohl zu ahnen ſchien, hatte gegen den Verleumder ihrer Ehre einen ſo großen Haß, einen ſo tief gefühlten Groll in ſich aufgeſammelt, daß er bei jeder neuen Begegnung mit ihm wie eine mit Zündſtoff angefüllte Pulvermine zu explodiren und ihn wie der feuerſpeiende Krater eines Veſuvs mit Haut und

„torniſterblondem“ Haar zu verſchlingen drohte. Horace aber gehörte zufällig jener ſeltenen Ausnahme von Roué's an, die neben ihrer raffinirten Unverſchämtheit auch genug des Muthes und der Geiſtesgegenwart beſaßen, um ſich „durch die moraliſchen Spiegelfechtereien ehrlicher Philiſter“ in der Verfolgung ihres Zieles nicht ungeſtraft aufhalten und feig zurückſchrecken zu laſſen.

Eines Morgens, als jener nimmerraſtende Störenfried, „Zufall“ genannt, dieſe beiden Antipoden, die ſich gegenſeitig ſo aufrichtig als möglich verachteten, in einem der abgelegenſten Baumgänge des Großen Gartens zuſammengeführt hatte, mußten Beide ſich von der faſt unwiderſtehlichen Luſt und Begierde angewandelt fühlen, ſich gegenſeitig wie zwei in gleich hohem Grade erzürnte Bulldoggs ironiſch anzugähnen, ſich dabei die Zähne zu zeigen und zu einer Art von Meſſung ihrer wechſelſeitigen Wuth herauszufordern. Horace ſchien mehr als je zu einem Vorkampfe geneigt zu ſein. Da aber Graſſi, mit den Kunſtgriffen dieſes Kampfes nicht vertraut, ſich darauf nicht einließ, forderte er ſeinen Gegner zu einem Zweikampfe auf Piſtolen heraus, was von Jenem „mit Wonne“, wie er ſagte, augenblicklich angenommen ward.

Man gab ſich ein Rendezvous auf den nächſten Morgen am äußerſten Ende der hinter der Picardie gelegenen „grünen Wieſe“ und trennte ſich bis dahin mit weit mehr Anſtand, als der engliſche Gentleman dem halb italieniſchen, halb deutſchen Spießbürger Anfangs zugetraut haben mochte.

Am andern Morgen erſchienen Beide faſt gleichzeitig in Begleitung ihrer Secundanten. In einer Entfernung von ſechszig Schritt (Horace hatte nur halb ſo viel verlangt) wurden raſch ein Paar Kugeln gewechſelt, von denen die Eine, welche dem Piſtolenlaufe des Engländers entrann, den rechten Arm ſeines Gegners dergeſtalt verwundete, daß dieſer unfähig zur Fortſetzung des Kampfes gemacht war. Horace und deſſen Secundant begnügten ſich mit dieſer „kleinen Lection“, die Erſterer dem „Dresdener Raphaël“ gegeben und verfügte ſich mit ſeinem Begleiter vom Kampfplatze nach der Picardie, um daſelbſt unter dem ſmaragdenen Schatten der Bäume ſein zweites Frühſtück — hartes Bauerbrot und halb weiche Eier — einzunehmen, während Freund Graſſi mit nüchternem Magen und ſchlecht verbundenem Arme in Begleitung ſeines Secundanten in die Stadt zum erſten, beſten Wundarzte fuhr, um ſich von dieſem ſchulgerecht verbinden zu laſſen.

Als Gräfin Kielmannsegge, acht Tage ſpäter, die erſte Kunde von dem für Graſſi ſo ungünſtig ausgefallenen Duell erhielt und hoch beſorgt nach ſeiner

Wohnung fuhr, war der Verwundete bereits ſo weit wiederhergeſtellt, daß er ihren Beſuch mit lächelnder Miene und der ehrlich gemeinten Frage empfing:

— Nun, liebe Gräfin, hatte ich nicht Recht, Sie vor jenem engliſchen Angora-Kater zu warnen, der boshaft mit harmloſen Mäuſen ſpielt? Da Baronet Horace Sie und in Ihnen natürlich auch mich beleidigt hatte, war es mir mehr als wünſchenswerth, ja ſogar nothwendig erſchienen, von ihm blutige Genugthuung zu verlangen. Er hat ſie mir redlich gegeben, ſagte der Künſtler, mit heiterer Gemüthsruhe auf den Verband ſeines Armes zeigend. Wir ſind nun quitt, theure Freundin! Doch wenn Sie früher behauptet haben, daß ich ihn ſpäter doch wohl noch liebgewinnen würde, ſo ſcheint mir Letzteres, aufrichtig geſagt, Ihrerſeits ein kleiner, aber jedenfalls leicht verzeihlicher Irrthum zu ſein, da ich Sie verſichern kann, daß er mir jetzt faſt noch unausſtehlicher wie zur Zeit unſeres erſten Zuſammentreffens erſcheint.

— Und trotzdem, alter Freund, gebe ich noch immer nicht die Hoffnung auf, daß er Ihre Abneigung gewiß eben ſo ſiegreich, wie meinen Widerwillen, mit der Zeit vollſtändig bekämpfen und bekehren wird.

— Was muß ich hören, gnädige Frau? Faſt will es mir ſcheinen, als ob Sie noch immer trotz Allem, was bisher vorgefallen iſt, ſchwach genug und verblendet wären, dieſem Heuchler mehr Vertrauen zu ſchenken, als er in jeder Hinſicht zu verdienen ſcheint.

— Ich mag es durchaus nicht läugnen, daß ſein jetziges, anſcheinend ſehr gehäſſiges Benehmen gegen mich mir faſt noch mehr Intereſſe als ſeine frühere, ſcheinbar allzuſchwärmeriſche Anbetung einzuflößen im Stande iſt.

— Der Teufel vermag aus Euch Frauen und den tauſend Widerſprüchen Eures räthſelhaften Herzens klug zu werden! Don Quixote hat alſo doch wohl Recht, wenn er die echt ſpaniſche Behauptung aufzuſtellen ſich erkühnt, daß die Frauen nur ſolche Männer zu lieben pflegen, die ſich die Miene geben, ſie ſcheinbar zu verachten, wie Figura zeigt, fügte Graſſi mit harmloſem Spott hinzu.

— Horace ſagt mir jetzt mehr, als früher zu, weil er mir weniger Weihrauch ſtreut. Weihrauch benebelt und verurſacht oftmals Kopfſchmerz. Etwas Impertinenz aber kann niemals ſchaden!

— Dies will ich mir merken, ſagte Graſſi, mit der Linken ſein Ohr ſchlagend. Wir dummen Männer pflegen niemals auszulernen. Wie oft pflegt auf das zarte Geſchlecht der Frauen das Rohe tiefern Eindruck zu machen, als das Zarte, Sanfte! Noch unergründlicher, als die klippenvolle Tiefe des Meeres, iſt das Herz eines liebenden Weibes!

— Wie oft aber erſcheint uns ſo Manches im Leben unergründlich, was, beim ruhigen Lichte der Vernunft betrachtet, nur höchſt oberflächlich iſt. Wie Manches erſcheint Euch Männern blos darum räthſelhaft-verſchleiert, weil es Euch an Muth gebricht, die Schleier dieſer Räthſel zu lüften und die Ueberzeugung davonzutragen, daß der, welcher wagt, in den meiſten Fällen des Lebens auch zu gewinnen pflegt.

— Fortuna audaces juvat, ſagt das Sprichwort.

— Was aber leider nur ſelten befolgt wird, meinte die Gräfin.

— Auch der Schüchterne macht mitunter Glück. In meiner Jugend hatte ich in Potsdam die Bekanntſchaft eines deutſchen Bildhauers gemacht, in welchen ein engelſchönes Mädchen, das ihm als Modell zu einer Göttin Flora ſtand, ſich ſterblich verliebte, weil der junge, unerfahrene Praxiteles aus lauter Schüchternheit es vorgezogen hatte, lieber die ſteinerne Statue als das lebende Original an ſein liebetrunkenes Herz zu ziehen.

— Und wie hieß jener keuſche Joſeph? fragte Frau von Kielmannsegge, welche ganz Neugier war.

— Er iſt Berliner und heißt Schadow. Noch glühender als ſeine erhabene Kunſt liebte er ſeitdem jene göttlich-ſchöne Flora, welche bald darauf mit ihm nach Wien floh, wo er ſich heimlich mit ihr trauen ließ und dann auf Koſten ſeines ſchnell verſöhnten Schwiegervaters mit ihr nach Rom zog, wo er ein Jahr nach der Hochzeit — 1787 — den erſten Preis gewann. Ein Jahr darauf kehrte er als Director der Berliner Akademie mit Gold und Lorbeer beladen nach der heimathlichen Spree zurück. Hier ſchloß ſich ihm drei Jahre ſpäter ein junger Maler an, der die Thorheit beging, ſich in Schadow's göttergleiche Flora, während er ſie abconterfeite, ſo unvernünftig zu verlieben, daß er bald nach Vollendung des Bildes ſein Bischen Verſtand verlor und in's Irrenhaus gebracht ward, aus welchem, erſt im vorigen Frühjahre, der Engel der Ruhe ihn abgerufen hat.

— Und der Name jenes unglücklichen Malers? . . .

— Muß vorläufig noch mein Geheimniß bleiben! erklärte Graſſi, dem — beiläufig erwähnt — eine Unzahl ähnlicher Anecdoten aus den Sphären der alten und neuen Künſtlerwelt bekannt waren, und welche er bei paſſenden Gelegenheiten gern auszukramen pflegte.

— Sie ſind eine Encyklopädie von Kunſt-Anecdoten . . .

— Die jedoch nur für Solche einigen Werth haben, welche richtige Anwendung davon zu machen verſtehen. — Aber kehren wir zu Horace zurück! Obgleich der junge Gentleman mich etwas tief verwundet hat, ſo wäre ich trotzdem durchaus nicht abgeneigt, ihm dieſe Kleinigkeit von ganzem Herzen zu vergeben, ſobald er ſich anheiſchig macht, jenes abſcheuliche Gerücht, das nur er allein erſonnen und abſichtlich verbreitet haben kann, pflichtſchuldigſt als unwahr zu widerrufen.

— Wohl ſchwerlich wird ihn irgend Jemand dazu bewegen können . . .

— Wir wollen ſehen, meinte der Maler.

Die Gräfin drückte zärtlich ſeine Rechte. Graſſi erwiderte deren Händedruck mit der ganzen Wärme aufrichtiger Freundſchaft.

Frau von Kielmannsegge fuhr nach Hauſe.

Lange ſah er ihrem Wagen nach. Dann trommelte er auf den Fenſterſcheiben einen uralten italieniſchen Gaſſenhauer und ſprach, in Gedanken vertieft, halb luſtig und halb traurig zu ſich ſelbſt:

— Und dennoch, dennoch liebt ſie ihn!

Sechszehntes Kapitel.

Nachdem Graſſi's Arm vollſtändig geheilt war, beeilte er ſich, dem jungen Baronet einen Beſuch abzuſtatten.

— Ich komme, ſagte er mit aller Bonhomie, welche ihm angeboren war, um Ihnen, wie ich mir ſchon längſt vorgenommen hatte, für die „kleine Lection“, die Sie meinem übergroßen Feuereifer ertheilt, meinen *tiefgefühlten* Dank (bei dieſem Worte deutete er auf ſeinen rechten Arm, den er auf Anrathen ſeines Arztes noch immer in der Binde trug) abzuſtatten.

— Ich hoffe nicht, Herr Graſſi, daß Sie blos deshalb gekommen ſind, um mich beſchämen zu wollen . . .

— Dies iſt durchaus nicht meine Abſicht! Das, was mich — aufrichtig geſagt! — zu Ihnen geführt hat, iſt eine kleine Gefälligkeit, um welche ich Sie gleichſam als Revanche für jene „kleine Lection“, die Sie mir gegeben haben, inſtändigſt erſuchen will.

— Um was handelt es ſich dabei? fragte Horace.

— Um den guten Ruf einer Dame, deren Ehre

Sie allem Anſcheine nach nur in der Uebereilung unverdient gekränkt haben . . .

— Ich bedaure unendlich, erwiderte der Baronet, leider ſelbſt beim beſten Willen nicht im Stande zu ſein, von Allem, was ich der Gräfin von Kielmannsegge an jenem unſeligen Tage in Ihrer Gegenwart vorgehalten hatte, auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Jota zurücknehmen oder gar widerrufen zu können . . .

— Aber weshalb, wenn ich fragen darf?

— Weil Alles, was ich damals in Bezug auf den weiblichen Beſuch im Schlafzimmer des Kaiſers erzählt habe, auf Wahrheit beruht . . .

— Und wo haben Sie Beweiſe dafür?

— Sie liegen dort in jenem Pulte! entgegnete der Baronet, ruhig und ohne Leidenſchaft auf ſeinen Schreibtiſch zeigend.

— Ihre Verſicherung, Baronet, erweckt meine Neugier . . .

— Die ich vorläufig nicht befriedigen kann, ohne ein Geheimniß zu verletzen, das mir von ehrbaren Händen anvertraut iſt und das ich ſo leicht nicht verrathen darf, ohne mich in den Augen jener Perſon, die mich zu ihrem Vertrauten gemacht hat, leichtſinnig bloszuſtellen . . .

— Dies verdoppelt die Qual meiner Neugier . . .

— Dies glaube ich Ihnen herzlich gern; doch kann mein aufrichtiges Mitgefühl für Ihre Qual mich — wie ſehr ich Sie auch bedaure! — nicht bewegen, meinem jener dritten Perſon gegebenen Verſprechen untreu zu werden.

— Dies Alles, Baronet, verſtehe ich nicht.

— Deſto beſſer iſt es für mich!

— Dies klingt faſt wie ein Räthſel . . .

— An deſſen Geheimhaltung mir weit mehr gelegen iſt als Sie jemals vermuthen können . . .

— Sie ſpannen mich auf die Folter . . .

— Dies bedaure ich unendlich und leider um ſo mehr, da ich vorläufig ganz und gar außer Stande bin, Ihre Folterqual auch nur einigermaßen abzukürzen.

— Sie treiben meine Neugier auf's Aeußerſte. Um jeden Preis, lieber Baronet, wünſche ich zu erfahren, welcher Umſtand Sie bewogen haben mag, einem ſo unwahren und gleichzeitig entehrenden Gerüchte wie Jenem, das Sie damals in meiner Gegenwart in Bezug auf jenen nächtlichen Beſuch beim Kaiſer geäußert hatten, auch nur einigermaßen Glauben beimeſſen zu können, ohne der Ehre jener bewußten Dame auf wahrhaft unverantwortliche Weiſe nahzutreten.

— Ich bin meiner Sache leider allzugewiß . . .

— Irren iſt menſchlich, ſagt das Sprichwort.

— Ich glaube nicht an Sprichwörter, deſto aber mehr an Thatſachen, für deren Wahrheit der Beweis in meinen Händen ruht . . .

— Dann ließe ſich dagegen freilich nichts Anderes einwenden, als daß ſchon mehr als Ein Fall vorgekommen iſt, in welchem falſche oder jedenfalls verdächtige Beweiſe geführt worden ſind . . .

— Mein Beweis beruht auf unleugbarer Wahrheit . . .

— Trotzdem wage ich Letztere zu beſtreiten, freilich nur ſo lange, bis ich ſelbſt mich von der Unfehlbarkeit Ihres Beweiſes mit eigenen Augen überzeugt habe.

— Sie dringen mit ſolcher Hartnäckigkeit in die Enthüllung des mir anvertrauten Geheimniſſes, daß ich der Verſuchung, Sie in dasſelbe einzuweihen, nicht länger widerſtehen kann und es Ihnen — wenn auch mit Widerſtreben — offenbaren will, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir mit Ihrem Ehrenworte ſichere Bürgſchaft für Ihre Verſchwiegenheit leiſten.

— Ich gebe Ihnen mein Künſtlerwort zum Unterpfande, daß keine Macht der Erde mich verleiten ſoll, an Ihnen wie an Ihrem Geheimniſſe jemals zum Verräther zu werden.

— Dann will ich Ihnen Glauben ſchenken und

Sie augenblicklich überzeugen, daß ich im vollſten Rechte bin, die Ehre jener Dame, die Sie ſo ſtandhaft vertheidigen, ernſtlich bezweifeln zu dürfen, ſagte der Baronet, öffnete ein geheimes Fach ſeines Schreibpults und holte aus dem Innern desſelben einen in ſchwarze Wachsleinwand gehüllten Gegenſtand, welchen er ihm mit der Frage entgegenhielt: Errathen Sie, was darin enthalten iſt?

— Nein, ſagte Graſſi, deſſen Neugier ihren Zündpunkt erreicht hatte.

— Dann ſollen Sie es alſogleich erfahren, entgegnete Horace, der ſich anſchickte, mit triumphirender Miene die Hülle abzuſtreifen und ihm den Inhalt derſelben dicht vor die Augen zu halten.

— Himmel, rief Graſſi, was ſehe ich?

— Sie ſehen das von Ihnen für den Kaiſer Napoleon gemalte und ſo meiſterhaft gelungene Miniatur-Bild Ihrer ſcheinheiligen Freundin, Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge.

— Und durch welch' abſcheulichen Zufall iſt dieſes Bild in Ihre Hände gelangt?

— Auf ganz einfache und natürliche Weiſe! Graf Marcolini, vom Kaiſer beauftragt, das bei Ihnen beſtellte Bild, welches ihm erſt kurz vor ſeiner Abreiſe überreicht worden war, dem kaiſerlichen Intendanten, Grafen Daru, zur einſtweiligen Aufbewahrung zu übergeben, hatte ſich im Drange ſeiner anderweitigen Geſchäfte und in der großen Zerſtreutheit, die er ſich häufig zu Schulden kommen läßt, der Ausführung des kaiſerlichen Auftrags erſt dann erinnert, als es bereits zu ſpät war, da ſowohl der Kaiſer, wie auch Graf Daru Dresden ſchon längſt verlaſſen hatten. Marcolini, der ſich deshalb in der ſchrecklichſten Verlegenheit befand, ſandte ſechs Stunden nach der Abreiſe des Kaiſers einen ſeiner Diener an mich ab, mit der ſchriftlichen Einladung, ihn noch im Laufe desſelben Vormittags beſuchen zu wollen, um mir, „dem vertrauten Freunde der Gräfin Kielmannsegge“ — wie er ſich ſchriftlich auszudrücken beliebte — eine wichtige Mittheilung zu machen und mir gleichzeitig einen gewiß eben ſo angenehmen, als intereſſanten Auftrag zu ertheilen. Sofort eilte ich zum Grafen hin, der mir, ohne mich früher perſönlich gekannt zu haben, mit offenen Armen entgegenkam, mir treuherzig den fatalen Streich erzählte, den ihm ſeine bedauernswerthe Vergeßlichkeit geſpielt hatte, und mir dringend die Bitte an's Herz legte, mich — ſchon aus Rückſicht für Gräfin Kielmannsegge — geneigt finden zu laſſen, dem Kaiſer noch im Laufe desſelben Tages bis nach Bautzen oder nöthigenfalls ſelbſt bis Glogau nachzureiſen, um, womöglich ihm ſelbſt, oder im Falle der Verhinderung, dem Grafen Darn das in Dresden zurückgebliebene Bild der Gräfin zu überreichen. Jeder Andere an meiner Stelle würde, von Neugier oder Eitelkeit angetrieben, ſich jenes mehr als delikaten Auftrags ohne Aufſchub entledigt haben und dem Kaiſer im Nothfall ſelbſt bis an's Ende der Welt nachgereiſt ſein, um ihn — gleichviel wo! — endlich einzuholen und Marcolini's Fehler durch Ueberreichung jenes Bildes ſo raſch als möglich wieder gut zu machen. Da mir aber, aufrichtig geſagt, wenig oder gar nichts daran gelegen war, als Marcolini's Galopin die perſönliche Bekanntſchaft des ſehr launenhaften Kaiſers zu machen, ſo zog ich es vor, vorläufig lieber noch in Dresden und im Beſitze des mir anvertrauten Bildes zu bleiben. Eine Stunde ſpäter erhielt ich durch den Tiſchler Lieſenberg, der ein Spion Napoleon's und gleichzeitig auch der Meinige iſt, die erſte Kunde von dem nächtlichen Beſuche der ſchwarzen Dame, die bis zum Anbruch des Morgens im Schlafgemache des Kaiſers geblieben war. Lieſenberg gehört zu Jenen, welche rund heraus erklären, daß dieſe geheimnißvolle Unbekannte unmöglich eine Andere als jene bewußte Gräfin geweſen iſt, deren Bild einige Tage zuvor durch Marcolini bei Ihnen beſtellt worden war. — Schon daraus mögen Sie erſehen, wie auffallend genau jener Lieſenberg in dieſem ſo geheim gehaltenen Liebeshandel unterrichtet iſt.

— Und aus dem an und für ſich geringfügigen Umſtande, der allerdings eine nicht abzuleugnende Thatſache iſt, daß der Kaiſer bei mir das Bild der Gräfin beſtellt hat, erlauben Sie ſich, den ſehr gewagten Schluß zu ziehen, daß die Gräfin, welche er nur ein einziges Mal — an jenem Abende im Hofconcerte — geſehen und bisher noch nie geſprochen hat, in der Nacht vor ſeiner Abreiſe bei ihm geweſen ſei? Ueberlegen Sie doch ſelbſt, ob ſolch' eine plumpe Lüge auch nur einen Schimmer von Wahrſcheinlichkeit für ſich haben kann? — Ich möchte wie jener edle Römerheld Mucius Scaevola meine rechte Hand auf jedem Ihnen beliebigen Heerde in's Feuer legen und ſie darin ohne Murren verbrennen laſſen, um Sie durch dieſe Feuerprobe zu überzeugen, wie himmelſchreiendes Unrecht Sie der armen Gräfin thun, deren Ehrgefühl und Stolz viel zu hoch und erhaben iſt, um jemals zu ſolcher Tiefe der Verworfenheit herabſinken zu können. Gehen Sie in ſich, lieber Baronet! Noch iſt es Zeit, Ihre Uebereilung zu bereuen und die ungerechten Vorwürfe Ihres liebloſen Argwohns durch ehrlichen Widerruf gutzumachen. Ich ſchwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß Sie die arme Gräfin, die ſich darüber maßlos grämt und abhärmt, unverdient gekränkt und mißhandelt haben.

— Nun, ſagte Horace mit anſcheinend aufrichtiger Reue, wenn ein ſo grundehrlicher Mann, wie Sie, wirklich ſo feſt an die Unbeſcholtenheit dieſer Frau glaubt, dann bin ich gern bereit, ſie, die ich unverdient gekränkt haben ſoll, de- und wehmüthig um Vergebung meiner Sünden anzuflehen.

— Wollen Sie dies wirklich thun, Baronet? fragte Graſſi tief bewegt.

— So wahr ich Horace heiße und ein Gentleman bin, der ein Paar Handſchuhe nie mehr als ein- und keine Weſte mehr als zwei Mal trägt.

— Ich halte Sie beim Wort, Gentleman! rief der Maler hoch entzückt und reichte ſeinem Gegner mit dem ganzen Aufſchwunge ſeiner künſtleriſchen Gutmüthigkeit die durch ihn verwundete und jetzt gänzlich geheilte Hand als ein Zeichen aufrichtig gemeinter Verſöhnung hin. Gräfin Kielmannsegge iſt eine eben ſo brave als kluge Frau (fuhr Graſſi fort). Sagte ſie mir doch erſt unlängſt: „Trotz Ihrer Abneigung, alter Freund, werden Sie meinen jungen Freund Horace doch bald eben ſo liebgewinnen wie ich.“ — Sie hatte Recht, ſage ich Ihnen. Jetzt, da ich weiß, daß Sie ehrlich entſchloſſen ſind, die Kränkung, welche Sie ihr

ungerecht zugefügt hatten, wieder gutmachen zu wollen, jetzt, mein junger Freund, jetzt achte, jetzt liebe ich Sie, ſo wahr ich Graſſi heiße, Maler bin und Handſchuhe überhaupt nur höchſt ſelten trage, ſprach der Künſtler und rannte fort. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— Welch' ein drolliger, ehrlicher, komiſcher Kautz! rief Cunningham, nachdem Graſſi ihn verlaſſen hatte. Wär' ich Philiſter, wie Er, ich würde jetzt nichts Eiligeres zu thun haben, als ihm Brüderſchaft anzutragen und ihn dringend zu bitten, ſich womöglich noch vor Ablauf der Hundstage in ein mir annoch fehlendes Stammbuch einzuſchreiben. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Noch im Laufe desſelben Tages begab ſich Horace zur Gräfin, um, ſeinem Verſprechen nachkommend, ſie um Verzeihung zu bitten.

— Ich erſcheine vor Ihnen ſo reu- und demüthig wie ein Schulknabe, der wegen ſchlechter Aufführung die Ruthe ſeines Lehrmeiſters verdient hat. Statt pater ſage ich mater peccavi und beuge mich vor Ihnen im Staube, Sie um großmüthige Vergebung meiner kleinlichen Sünden anzuflehen. Was ich gethan, geſchah aus Liebe!

— Aus Liebe? wiederholte die Gräfin faſt erſchreckt.

— Von thörichter Eiferſucht geblendet, war ich ſchlecht und abſcheulich genug, einem elenden Verdachte Raum zu geben, der weit weniger Ihre Perſon als mich ſelber entehrt und geſchändet hat.

Er erzählte ihr dann die Geſchichte des Bildes und die Ausſage Lieſenberg's, die in ihm jenen ſchändlichen Verdacht wachgerufen und beſtärkt hatte. Sie theilte ſeine ganze Mißbilligung über Marcolini's beiſpielloſe Vergeßlichkeit, während ſie über Lieſenberg's falſches Zeugniß abſichtlich nicht Ein Wort verlor.

— Mein Bild aber, fuhr ſie fort, dürfen Sie unmöglich jetzt noch längerhin behalten, ohne ſich dem Grafen Marcolini gegenüber einer Pflichtvergeſſenheit ſonder Gleichen ſchuldig zu machen. Wollen Sie mir einen Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Reue und Beſſerung geben, da eilen Sie, wenn es Ihnen anders möglich iſt, mit dem Bilde Ihrer Ihnen herzlich vergebenden Freundin noch heute oder morgen dem Kaiſer nach, welcher ſich, ſo viel ich weiß, gegenwärtig in Warſchau aufhält und von dort nach Wilna zu gehen beabſichtigt. Meine Gedanken werden Sie überall begleiten und an dem Tage, an welchem Sie nach erfüllter Pflicht in die Arme Ihrer Freundin zurückkehren werden, wird unter

Gottes Sonne kein Weib glücklicher und ſtolzer aufathmen, als Ihre dankerfüllte Charlotte.

Sie flog berauſcht in ſeine Arme. — Zum Glück trat eben Graſſi ein.

— Wir haben uns alſo vollſtändig ausgeſöhnt? fragte der neidloſe Künſtler, ſich ſeelenvergnügt die unbehandſchuhten Hände reibend.

— Vollſtändig, vollſtändig! verſicherten einſtimmig Beide.

— Nun gebe uns Gott ſeinen Segen! rief Graſſi und zog zur Feier dieſes ſchönen Augenblicks zum erſten Male ſeit undenklich langer Zeit ein Paar funkelnagelneue Handſchuhe an. — Wie gefällt Euch, Mylord, dieſe Farbe? fragte er mit einem leichten Anfluge engliſchen Humors.

— That is very beautyfull! entgegnete Horace.

Die Gräfin aber eilte im überſtrömenden Gefühle ihrer Freude zu ihrem Lieblingsinſtrumente und ſang ſich ſelbſt begleitend:

„Ein Stern, den zum Vertrauten
Ich einſt mir auserwählt,
Hat tückiſch das verrathen,
Was treu' ich ihm erzählt.

Der Stern, der hat's dem Monde,
Der Mond der Sonn' geſagt,

Die Sonne hat's der Erde,
Die Erd' dem Meer geklagt.

Das Meer, das hat's dem Winde,
Der Wind dem Wald' geklagt,
Der Wald hat es dem Berge,
Der Berg dem Thal' geſagt.

Der Bach, der Quell, die Wieſe
Hat ſich hinzu geſellt,
D'rum weiß mein ſüß' Geheimniß
Jetzt ſchon die ganze Welt."

Ihr Herz dachte an — den Kaiſer.

Siebenzehntes Kapitel.

An demſelben Tage, an welchem jenes kleine Lied in der Neuſtadt zu Dresden geſungen worden war, hatte Napoleon ſeinen Einzug in Wilna gehalten, wo er vom Haupte der durch ihn eingeſetzten proviſoriſchen Regierung, dem Staatsſekretär Hugues Bernard Maret, Herzoge von Baſſano, mit feierlichem Kanonengruß und tauſendſtimmigem Gewehrfeuer empfangen ward.

Der Krieg ſtand in voller Blüthe. Der Tod hielt täglich reiche Erndte.

Nachdem Napoleon von Wilna aus den Aufſtand in Litthauen organiſirt hatte, ſtand er auf dem Punkte, Wilna zu verlaſſen, als ihm durch einen ſeiner Adjutanten die Ankunft des Baronet Horace Cunningham angemeldet ward, der, im Auftrage des königlich-ſächſiſchen Cabinets-Miniſters Grafen Marcolini, Seiner Kaiſerlichen Majeſtät von Dresden aus nachgeſchickt worden ſei, um ſich eines geheimen Auftrags Seiner Excellenz zu entledigen.

Der Baronet wurde ohne Weiteres vorgelaſſen.

— Was bringen Sie uns, junger Mann? fragte der Kaiſer, der bei ziemlich heiterer Laune war.

Nachdem Horace den Grund ſeiner Miſſion genannt und Seiner Majeſtät das bewußte Bild der Gräfin überreicht hatte, ſagte Napoleon ziemlich unwirſch:

— Dieſes Bild war meinem Gedächtniſſe entſchwunden, weil ich's ſchon längſt in Daru's Händen geglaubt und ſeit meiner Abreiſe nicht mehr daran gedacht hatte. Marcolini's bedenloſe Nachläſſigkeit iſt geradezu unverzeihlich! Melden Sie's ihm in Unſerm Namen! Ihnen aber ſage ich meinen Dank. Das Bild, das Sie mir gebracht, macht mir ſchon darum große Freude, weil es mir eine angenehme Rückerinnerung an meinen Aufenthalt in Dresden gewährt. Kennen Sie die Gräfin? fragte Napoleon.

— Ich habe die Ehre, von ihr gekannt zu ſein.

— Ich kenne ſie nur vom Sehen. Die Frau ſcheint Geiſt zu haben . . . oder irre ich mich in ihr?

— O keineswegs, Majeſtät! erwiederte der Engländer.

— Ich mag Ihnen nicht verhehlen, fuhr der Kaiſer fort, daß dieſe Dame mich ziemlich lebhaft intereſſirt hat. Frage ich mich: weshalb? dann weiß ich, aufrichtig geſagt, eigentlich ſelber nicht, warum? Mit Einem Wort: ſie gefällt mir!

— Niemand, Sire, begreift dies leichter, als ich . .

— Ei, Sie lieben ſie wohl gar? fragte Napoleon.

— Mehr, als mir eigentlich lieb iſt, geſtand Horace.

— Warum? fragte der Kaiſer, dem dieſes offene Geſtändniß zu gefallen ſchien.

— Weil, gründlich betrachtet, meine ſtille Neigung mich zu keinem Ziele führt. Die Gräfin Kielmannsegge, die, wie bekannt, verheirathet iſt . . .

— Kann ſich von ihrem Gatten ſcheiden laſſen und Sie heirathen . . .

— Ew. Majeſtät, daran denke ich nicht! erklärte Cunningham mit einer Offenherzigkeit, die dem Kaiſer noch weit mehr zu gefallen ſchien.

— Ich geſtehe, ſagte Napoleon, daß die Ehe wirklich viel Unbequemes hat. Ich rathe Ihnen, ledig zu bleiben. Wann kehren Sie nach Dresden zurück?

— Sire, noch heute . . .

— Dann reiſen Sie mit Gott, Baronet! Grüßen Sie von mir die Gräfin und ſagen Sie ihr, daß ich noch vor Ablauf dieſes Jahres wieder in Dresden zu ſein hoffe, um dann — wenn es meine Zeit mir erlaubt, — ſie perſönlich kennen zu lernen. Grüßen Sie auch den Maler Graſſi. Das kleine Andenken, das ich ihm aus Warſchau zugeſchickt, wird wohl längſt ſchon

in ſeinen Händen ſein. Leben Sie wohl, mein junger Freund! In zehn Minuten verlaſſe ich Wilna. — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Noch im Laufe desſelben Tages eilte Horace über Warſchau nach Dresden zurück. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg machte unterdeſſen raſche Fortſchritte. Die „große Armee“ ſiegte faſt überall. Napoleon concentrirte ſeine Streitmacht vor Smolensk. Rechts in Volhynien ließ er Regnier und Schwarzenberg, links an der Düna drei ſeiner Marſchälle, Macdonald, Herzog von Tarent, Oudinot, Marſchall von Reggio, und den Marquis Gouvion-Saint-Cyr zurück.

Die von Napoleon und dem Marſchall Davout,*) Prinzen von Eckmühl, geführte Hauptarmee erſchien am 14. Auguſt vor den Thoren von Smolensk. Barclay de Tolly ſah ſich gezwungen, eine Schlacht anzunehmen, die er verlor. Am 18. Auguſt ergab ſich Smolensk.

Der Kaiſer berief dahin einen Kriegsrath. Marſchall Ney, Herzog von Eßlingen, drang auf ein frühzeitiges Beziehen der Winterquartiere und auf die Eroberung Riga's, Volhynien's, Podolien's und der Ukraine. Joachim Murat, König von Neapel, ſprach ſich für den Zug nach Moskau aus. Die Verſicherung Caulaincourt's, des vormaligen franzöſiſchen Geſandten am Petersburger Hofe, ganz Rußland werde, ſobald Napoleon die Aufhebung der Leibeigenſchaft proklamire, ſich für Frankreich erklären, gab endlich den Ausſchlag.

---

*) Sein Name wird irrthümlich Davouſt geſchrieben.

Am 25. Auguſt ward der Marſch der großen Armee gegen Moskau fortgeſetzt.

Am 7. September begann die Schlacht bei Borodino (an der Moskwa). Die Franzoſen zählten gegen 150,000, die Ruſſen dagegen kaum 120,000 Mann.

In dieſer Schlacht, der mörderiſchſten, die an Einem Tage geſchlagen worden iſt, trug die „große Armee" den Sieg davon.*) Die Ruſſen ließen auf dem Schlachtfelde 40-, bis 50,000 Todte und Verwundete zurück. Die Franzoſen, die ihren Verluſt auf nur 10,000 Todte und Verwundete angaben, hatten 50,000 Gefangene gemacht und über 60 Kanonen erbeutet. Von der „großen Armee" waren 10 Generale getödtet und 21 verwundet worden. Unter Letztern befand ſich Marſchall Davout.

---

*) Erſt zwanzig Tage ſpäter mußte dieſe glänzende Waffenthat der „großen Armee" in Dresden, auf Befehl des Königs von Sachſen, in allen Kirchen der Hauptſtadt durch ein unter Kanonendonner abgeſungenes „Te Deum laudamus" gefeiert werden. Abends war die ganze Stadt erleuchtet.

Von den Ruſſen waren 2 Generale getödtet und 9 ſchwer verwundet.

Erſt achtzehn Tage nach dieſer blutigen Schlacht erlag Fürſt Peter Bagration der Unzahl ſeiner Wunden. In ihm verlor das ruſſiſche Heer einen ſeiner heldenmüthigſten Führer.

Zwei Tage nach der Schlacht an der Moskwa zog ſich die große, aber ſchon ziemlich zuſammengeſchrumpfte Armee über Moshaisk, das die Ruſſen in Brand geſteckt hatten, nach Moskau zurück.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Fedor Roſtoptſchin, hatte kurz vorher eine Proklamation erlaſſen, die jeden Bewohner Moskau's aufrief, ſich bewaffnet auf dem Sperlingsberg einzufinden, um den Franzoſen Widerſtand auf Leben und Tod zu leiſten. Das Alles aber half nichts mehr.

Am 14. September, Nachmittags 3 Uhr, hielt der Kaiſer, umgeben von ſeinem glänzenden Generalſtabe, ſeinen feierlichen Einzug in die alte, ehrwürdige Czarenſtadt. Murat beſetzte den Kreml, wo er 120 Kanonen, 60,000 Gewehre und (nach dem Berichte des dreiundzwanzigſten Bülletins) eine Madonna erbeutete, welche Kaiſerin Anna Iwanowna nach Eroberung der Stadt Danzig — im Jahre 1733 — in Perlen und Diamanten hatte faſſen laſſen, deren Werth damals auf mehr als eine Million Rubel angegeben worden war. Der König von Neapel ließ dieſes heilige Muttergottesbild ſeines koſtbaren Schmucks entkleiden und geruhte, beiläufig erwähnt, ſchon Tags darauf dieſe Diamanten und Perlen ſeiner erlauchten Gemahlin Marie Annonciade Caroline, der jüngſten Schweſter Napoleons, zuzuſchicken, die, wie bekannt, eben keine Heilige war.

Ganz Moskau wurde der Plünderung preisgegeben. Die Franzoſen ſtahlen wie die Raben.

In der Nacht vom 14. zum 15. September brach das erſte Feuer im Findelhauſe aus. Es ward von den Franzoſen gelöſcht. Am andern Morgen zeigten ſich neue Feuerbrände, welche Moskau's geweſener Gouverneur, Graf Roſtoptſchin, (wie ſehr er dies ſpäter auch in Abrede geſtellt) angeordnet hatte. Gegen Mittag loderten bereits ganze Stadttheile in grellen Flammen auf. Selbſt die Lazarethe wurden nicht geſchont; gegen Abend brannte bereits halb Moskau.

Augenzeugen jener Feuerbrände erzählen kaum Glaubliches. Unter dem Vorwande, viele Bewohner Moskau's beim Anzünden ihrer Häuſer ertappt zu haben, ward von der Brutalität der rohen Soldateska eine Menge barbariſcher Mordthaten ausgeführt. Wehrloſe Frauen und Mädchen wurden geſchändet. Durch Drohungen und Martern tauſendfacher Art wurden die

Auſſeher und Hüter der verlaſſenen Paläſte gezwungen, die verborgenen Schätze ihrer geflüchteten Herrſchaften zu verrathen. Selbſt die Kirchen verſchonte man nicht. — Die „große Armee“ war ſo raubluſtig und beuteſelig, daß ſogar die Todtengrüfte ausgeplündert wurden.

Endlich gerieth auch der Kreml in Brand. Um der Gefahr zu entgehen, lebendig verbrannt zu werden, ſah Napoleon ſich genöthigt, durch die feuerſpeienden Straßen und Plätze der ausgeſtorbenen Stadt nach dem kaiſerlichen Luſtſchloß Petrowski zu entfliehen, das eine Stunde nördlich von Moskau liegt.

Selbſt während des Brandes wurde fortgeplündert.

Erſt am 21. September ward dieſe furchtbare Feuersbrunſt durch andauernde Regengüße gelöſcht.

Schon zwei Tage zuvor war Napoleon in den faſt unverſehrt gebliebenen Kreml zurückgekehrt. Hier war es, wo der gekrönte Egoiſt inmitten dieſes großen, allgemeinen Elends ſich unter Anderm auch mit den Planen zur Verbeſſerung der Pariſer comédie française zu beſchäftigen geruhte.

Die Ruſſen hatten ſich unterdeſſen unter der Führung des Fürſten Michael Kutuſow über Tula bis hinter die Oka zurückgezogen. General Wintzingerode war beauftragt, mit einem ſchwachen Detachement von

Koſaken die Straße von Moskau nach Petersburg zu decken.

Napoleon, bemüht, im ausgeplünderten Moskau Ordnung und Ruhe herzuſtellen, ſetzte den General Leſſeps als Gouverneur, den General Milhaud als Commandanten ein und forderte die geflüchteten Einwohner zur Rückkehr nach Moskau auf.

Morde und Schändungen aller Art wurden unterdeſſen ungeſcheut und ungeſtraft von der „großen Armee" dicht unter den Augen des Kaiſers verübt.

Bald fehlte es an Fleiſch und Brod. Die Pferde hatten kein Futter mehr. In ganz Moskau herrſchte große Hungersnoth. Die einzige Nahrung beſtand aus Kraut und Kartoffeln. Haufenweiſe ſtürzten die ausgehungerten Pferde zuſammen. Mit dem Fleiſche der abgeſchlachteten Thiere mußte die „große Armee", aus gänzlichem Mangel anderer Nahrungsmittel, die Inſurrection ihrer ausgehungerten Magen ſtillen.

Der Uebermuth und die Plünderungsſucht der Franzoſen konnten nicht verfehlen, die ruſſiſche Bevölkerung mehr und mehr zur Rache aufzureizen. Die ruſſiſchen Bauern erſchöpften ſich in Barbareien der grauſigſten Art. „Oft (berichtet eine unſerer vielen Quellen, denen wir in dieſem Segmente unſerer Erzählung gefolgt ſind) kauften die Bauern von den umherſchwärmenden Koſaken einzelne franzöſiſche Gefangene, um dieſe mit Meſſern langſam todtzumartern. Das Zerſägen lebender Franzoſen, das Abſchneiden der Schamtheile, das Aufnageln in Form eines Gekreuzigten, mit dem Kopfe nach unten, waren an der Tagesordnung, um den bitter verhaßten Feind langſam zu martern und dann erſt zu tödten. Man rechnet mindeſtens 5000 Mann, die während ihres Aufenthaltes in Moskau von den Bauern meuchelmörderiſch umgebracht worden ſind.“ Die Erbitterung wuchs von Stunde zu Stunde.

Napoleon, erſt allzuſpät zu der Einſicht gelangend, daß es geradezu unmöglich ſei, ſich den ganzen Winter hindurch in Moskau behaupten zu können, gab ſich der thörichten Hoffnung hin, Rußland, deſſen Heeresmacht er bedeutend geſchwächt hatte, werde jetzt mehr als früher geneigt ſein, mit Frankreich Frieden abzuſchließen um jeden Preis. Er hoffte von Tag zu Tage, ruſſiſche Unterhändler ankommen zu ſehen. Der Kaiſer hatte ſich gewaltig geirrt. Als jene von ihm ſehnſüchtig erwarteten Friedensboten ausblieben, ſah Napoleon ſich genöthigt, am 5. October den General Bernard Law, Marquis von Lauriſton (den frühern Geſandten am Hofe zu Petersburg) in's ruſſiſche Hauptquartier abzuſchicken, um dem Fürſten Kutuſow Friedensanträge zu machen, ein Schritt, durch den der Hochmuth des Kaiſers ſich tief gedemüthigt fühlen mußte.

Kutuſow erklärte, keine Vollmacht zu haben. Doch verſprach er, Verhaltungsbefehle von Petersburg einzuholen, was er aber, allem Anſcheine nach, abſichtlich unterließ.

Schon vier Tage ſpäter erſchien Lauriſton zum zweiten Male, um dem ruſſiſchen Feldherrn ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an den Kaiſer Alexander zu übergeben.

Kutuſow aber verweigerte die Annahme dieſes Briefes unter dem Vorwande, daß er auch dazu keine Vollmacht habe. Napoleon's Antrag auf Abſchließung eines Waffenſtillſtandes wies er gleichfalls zurück, da er durch Annahme derartiger Anträge die Würde ſeines kaiſerlichen Herrn und Gebieters ſchon darum zu beleidigen fürchte, weil durch Abſchließung des von Napoleon beantragten Waffenſtillſtands die „große Armee“ Zeit gewinnen würde, ſich hinter den Dniepr zurückzuziehen, mit welchem Plane er (Kutuſow) durchaus nicht einverſtanden ſei.

Marquis Lauriſton ſah ſich genöthigt, am 11. Oktober erfolglos nach Moskau zurückzukehren. Napoleon empfing ihn mit der Frage:

-- Nun, Lauriſton, haben Sie etwas durchgeſetzt?

Auf deſſen trockene Antwort: „Nichts, Sire, gar Nichts!“ vergaß ſich der Kaiſer in der Anwandlung ſeines unkaiſerlichen Zorns bis zu dem Punkte, daß er, den Erdboden ſtampfend, wie ein Wüthender ausrief: — Pfui, pfui, Marquis, ſchämen Sie ſich!“

Lauriſton zuckte die Achſel und ſchwieg.

Noch an demſelben Tage ward vom Kaiſer, nach reiflicher Ueberlegung mit ſeinen Marſchällen, der Rückzug aus Rußland beſchloſſen. Napoleon übergab den Oberbefehl des Heeres ſeinem Schwager Murat und zog ſich von Moskau nach Smolensk zurück, wo er, niedergebeugter als jemals, am 8. November eintraf. Beim Empfange der traurigen Hiobspoſt von der am 26. November erlittenen Niederlage ſeines Rückzugheeres an der Bereſina,*) floh der Kaiſer in einem armſeligen Schlitten incognito, mit dem Herzoge von Vicenza und unter deſſen Namen, ohne irgend ein anderes Gefolge als das ſeines getreuen Leibmameluken Ruſtan und eines polniſchen Offiziers, Woſonwicz, welcher vorn auf dem Schlitten ſaß und dem Kaiſer als Dolmetſcher diente, von Smolensk nach Wilna und von hier ohne Aufenthalt nach Warſchau.

---

*) Die Bereſina, ein moraſtartiger Nebenfluß des Dniepr, entſpringt bei Poloczk, im Gouvernement Minsk. Hier, wo das Schickſal der „großen Armee“ entſchieden worden war, hatten die Franzoſen 10,000 Mann verloren und die Ruſſen über 13,000 Gefangene gemacht.

In der Nacht vom 13. bis 14. Dezember traf der geſchlagene „Magus des Südens“ auf jenem unſcheinbaren Schlitten in Dresden ein. Er ſtieg beim franzöſiſchen Geſandten, Baron Serra, im Loß'ſchen Palais*) in der Kreuzgaſſe ab, wurde hier vom Könige von Sachſen begrüßt und gönnte ſich ſeit ſeiner Flucht aus Wilna unter dieſem Dache die erſte Nachtruhe.

Neunundzwanzig Bulletins der „großen Armee“ bezeichnen den Siegeslauf derſelben bis zur traurigen Niederlage an der Bereſina. Der Sieger jenes glorreichen Tages, der die Macht des „Unüberwindlichen“ gebrochen hatte, war ein Deutſcher: Ludwig Adolph Peter Graf von Wittgenſtein.**)

---

*) Daſſelbe Palais wird jetzt von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft bewohnt.

**) Officielle Berichte der ruſſiſchen Regierung berechneten die Verluſte des Kaiſers der Franzoſen und ſeiner Verbündeten ſeit ſeinem Einfalle in Rußland bis zum Rückzuge, wie folgt: Todte: 24 Generale, 2000 Obriſten und andere Officiere, 200,000 Mann Soldaten. Gefangene: 44 Generale, 3441 Obriſten und andere Officiere, 233,222 Mann Soldaten. Die „große Armee“ verlor in Rußland 63 Fahnen und Standarten, 951 Kanonen, über 100,000 Gewehre und 27,000 Bagage-Wagen.

Das Kriegsglück, das dem Uebermüthigen ſo lange Jahre freundlich gelächelt, hatte ihm plötzlich den Rücken zugekehrt.

Wohl Niemand in ganz Europa ſchien an der traurigen Wandlung ſeines Geſchickes einen wärmeren, uneigennützigeren Antheil zu nehmen, als Gräfin Kielmannsegge.

Als ſie die Nachricht von Frankreichs ſchmählicher Niederlage an der Bereſina erhalten hatte, war ſie in Ohnmacht gefallen. Einen Tag nach dem Empfange jener Unglückspoſt hatte ſie tiefe Trauer angelegt und war ſeit jenem Tage untröſtlich geweſen, bis zum Morgen des 14. Dezember, an welchem ſie die Nachts zuvor erfolgte Ankunft Napoleons faſt gleichzeitig durch Graſſi und Cunningham erfuhr.

Ihre aufrichtige Freude darüber war unbeſchreibbar. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Entzückt blickte ſie zum Himmel empor.

— Gott ſei Dank, Er iſt gerettet! rief ſie aus und drückte jetzt zärtlicher als jemals die Hand ihres jungen Freundes, der ſeit ſeiner Rückkehr aus Wilna ihr doppelt werth geworden war.

— Der Kaiſer, ſagte Horace, wird — ich zweiſle keinen Augenblick daran — eingedenk ſeines mir gegebenen Verſprechens ſeine Anweſenheit in Dresden ſicher wohl auch dazu benutzen, Sie, „wenn es anders ſeine Zeit erlaubt,“ perſönlich kennen zu lernen, um Ihnen wenigſtens für das Geſchenk Ihres Bildes zu danken.

— Auch ich, Horace, rechne beſtimmt darauf! erklärte die Gräfin. Doch was glaubt mein alter Freund? fragte ſie den ehrlichen Maler, der, in ernſte Betrachtungen verſunken, ſprachlos neben ihr ſtand.

— Ich denke vorläufig noch gar nichts, erklärte Graſſi. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wunſch der Gräfin aber blieb leider auch dieſes Mal unerfüllt. Der arme geſchlagene Held, dem weder Zeit noch Muße übrig geblieben war, in dieſer traurigen Situation ſich mit andern Dingen, als dem Schickſale Frankreichs und ſeiner ſchwankenden Dynaſtie zu beſchäftigen, verließ ſchon am folgenden Tage, Abends 6 Uhr, ſo geräuſchlos als möglich „ſeine gute Stadt Dresden“ und ſetzte, tief bekümmert um den Rückzug ſeines geſchlagenen Heeres, über Erfurt und Mainz die Rückreiſe nach der Hauptſtadt ſeines Reiches fort.

In Paris traf er nach ſiebenmonatlicher Abweſenheit am 18. December, wenige Minuten nach Mitternacht, ein.

Die Kaiſerin Marie Louiſe hatte, traurig und leidend, ſich erſt kurz vorher zur Ruhe begeben. Napoleon, welcher ſie — ſicher nicht ohne beſtimmte Abſicht! — von ſeiner Ankunft zuvor nicht unterrichtet hatte, ſtürzte ungeduldig in's Schlafgemach der Kaiſerin. Erſchreckt durch das Geräuſch erwachte ſie: ſie erblickte den Kaiſer, der auf ſie zueilte und ſie, wie Baron Méneval im zweiten Bande ſeiner Memoiren am Schluße des neunten Kapitels erzählt, zärtlich in ſeine Arme ſchloß.

Hier wollen wir ihm Ruhe gönnen! — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Achtzehntes Kapitel.

Um dieſe Zeit erſchien in Berlin ein „irokeſiſcher Schlachtgeſang", der ziemlich allgemein für ein Pasquill auf Napoleon gehalten ward. Jener harmloſe Gaſſenhauer, geſungen nach der Melodie des alten Handwerkerliedes: „Gott grüß Dir, Bruder Straubinger, mir freut, daß ich Dir ſehe", lautet wörtlich, wie folgt:

„Een Held, der keene Pfeiſe raucht,
Kann nie nich imponiren;
Wenn Eener eenen Schlitten braucht,
Da muß er tüchtig ſchmieren.

Im Winter iſt das Wetter kalt,
Aus Leder macht man Schuhe;
Die jüngſten Menſchen werden alt
Und . . . Bürgerpflicht iſt — Ruhe!

Wer weeß, was mich noch treffen ſoll
Uff dieſer Pilgerreiſe?!
O Kind, nimm nur das Maul recht voll
Bei Rede, Trank und Speiſe.

Die längſten Tage werden kurz,
Und Grün ſpielt oft in's Blaue,
Den Helden ſelbſt bedroht der Sturz,
Daß man ſich d'ran erbaue.

Wenn Du Dich je blamiret haſt,
Dann kannſt Du ruhig ſchlafen:
Es trägt Jedweder ſeine Laſt
Und Wolle wächſt auf Schafen.

D'rum kämpfe rüſtig weiter fort,
Bis Dir der Lorbeer lächelt,
Du findeſt Ruh' an keenem Ort,
Bis Dich das Grab umfächelt!"

Napoleon, der bis zu ſeiner Rückkehr aus Rußland ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung geweſen und deſſen Ruhm in tauſend Liedern beſungen worden war, ſank ſeit jener Niederlage an der Bereſina urplötzlich zu einer bête noire des allgemeinen Spotts herab. Der Glaube an die Unbeſiegbarkeit dieſes Helden hatte ein Loch erhalten, das ihm allmälig den ganzen Nimbus ſeiner Krone raubte.

Weniger harmlos, aber weit treffender als das eben mittgetheilte Spottlied, war ein anderer Gaſſenhauer, der, faſt gleichzeitig mit jenem, in Dresden erſchien, alſo lautend:

„Alexander, Du großer, großer Kriegesheld,
Du ſchlugſt den Napolejohn auf off'nem Feld;
Napolejohn hat die große Feldſchlacht verloren,
Dabei ſeind dreißigtauſend Pferde verfroren.
Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa,
Die Koſaken ſeind da!
Sie haben lange Bärte . . .
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

Und als Napolejohn gekommen war nach Dresden,
Da fragten ſie: Napolejohn, wo biſt Du denn geweſen?
Napolejohn, Du Großer, wie ſiehſt Du denn nun aus?
Wie biſt Du gekommen aus Rußland heraus?
Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa,
Die Koſaken ſeind da!
Sie haben lange Bärte . . .
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

Und als Napolejohn gekommen war nach Mainz —
Es mochte wohl ſein Dreiviertel auf Eins —
Da war die Illumination auch nicht ſehr hell,
Man glaubt', es wär' der Ferſcht von Neſſchandell.
Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa,
Die Koſaken ſeind da!
Sie haben lange Bärte . . .
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!

Und als Napolejohn gekommen nach Paris,
Beſah ihn der Senat vom Kopf bis an die Füß';
Und der König von Rom ſtemmt' die Händ' in die Seit'
Und ſchrie dann dazu aus lauter Freud':

Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa,
Die Koſaken ſind ſchon nah'!
Sie haben lange Bärte . . .
Wie die Teibel ſteh'n ſie da!"

Denn ſo iſt einmal dieſe Welt! Wie Manches, was ſie erſt geſtern noch ganz freudetrunken in den Himmel gehoben und abgöttiſch angebetet hat, pflegt ſie oft ſchon am andern Morgen hohnlachend in den Rinnſtein zu ziehen und mitleidlos mit dem Gejohle ihres plumpen Spottes zu verfolgen. Wie Recht hat unſer gefeierter Schiller, wenn er, empört über den Undank des blinden Haufens, „Volk" genannt, ausruft:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

Auch Napoleon hat dieſe traurige Erfahrung gemacht; doch gereicht es ihm zum Ruhme, die Verachtung ſeiner Gegner und die Verwünſchungen ſeiner Feinde mit weit mehr Gleichmuth als die überſchwänglichen Lobeserhebungen und übertriebenen Anräucherungen ſeiner Schmeichler ertragen zu haben.

Als der Präſident des geſetzgebenden Körpers, Louis Fontanes, der bekanntlich einer der ſchamloſeſten Adulatoren des Kaiſers geweſen war, ihn in einer ſeiner Weihrauch-Reden mit der Sonne verglich, die überall Licht und Leben ausgießt, erhob ihn Napoleon, der ſich dadurch hochgeſchmeichelt fühlte, zum Großmeiſter der Pariſer Univerſität und verlieh ihm gleichzeitig das Großkreuz der Ehrenlegion mit den Worten:

— Dadurch, daß Sie mich mit der Sonne vergleichen, haben Sie gleichzeitig andeuten wollen, daß es Tage gibt, an welchen auch ihr Glanz, wie der jedes andern Geſtirnes, ſich verfinſtert.

Bibl. Univers. Liège

Neunzehntes Kapitel.

Vierundzwanzig Stunden nach Napoleon's Ankunft in Paris ließ er durch ſeinen Mameluken Ruſtan die ſchon früher erwähnte Kartenſchlägerin Lenormand zu ſich kommen, um dies Orakel von Neuem zu befragen.

— Sire, ſagte die moderne Pythia, ich bitte Sie, mir nicht zu grollen, wenn ich Ew. Majeſtät offenherzig bekenne, daß ich im Buche des Schickſals — ſo nannte ſie ihre Spielkarten — für Ihre Zukunft wenig oder gar nichts Gutes leſe. Ihr Glücksſtern verfinſtert ſich immer mehr. Das, was Ihnen vorläufig zu thun übrig bleibt, iſt die ſchleunige Einberufung des geſetzgebenden Körpers . . . .

— Sie iſt bereits eingeleitet, ſagte Napoleon. Doch wünſche ich durch Sie zu erfahren, was ich vom neuen Jahre zu erwarten habe . . .

— Vor Allem, Fortſetzung des begonnenen Krieges . . .

— Leider iſt dies unvermeidlich! Das aber, was mich am Meiſten beunruhigt, iſt die Ungewißheit darüber, wie meine Bundesgenoſſen ſich dabei verhalten werden. Ob ſie mir treu bleiben werden? fragte der Kaiſer.

Die Kartenlegerin ſchüttelte betrübt ihr Haupt.

— Einer nach dem Andern, Sire, wird von Ihnen abfallen wie Laub vom ſturmzerknickten Baume! Nur Einer wird Ihnen treu bleiben . . .

— Und dieſer Eine? fragte Napoleon hochgeſpannt.

— Iſt König Friedrich Auguſt von Sachſen.

— Von ſeiner Treue bin ich überzeugt. Aber welchem von allen meinen Alliirten iſt am Wenigſten zu trauen?

— Dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen. Er kann die Demüthigung, die ihm nach der Schlacht bei Jena zugefügt worden iſt, noch heute nicht vergeſſen. Mehr als früher blitzt in ihm gerade jetzt das Verlangen auf, jene tiefe Schmach zu rächen.

— Und wird es ihm wohl gelingen?

— Ja, Sire! weisſagte die unheimliche Prophetin.

— Dann mag ich nichts mehr hören! Gehen Sie! rief ihr Napoleon zu.

Sie nahm ihre Karten und verſchwand. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Bald darauf ward der geſetzgebende Körper einberufen. Der Kaiſer eröffnete die Seſſion mit einer ſeiner zündendſten Reden. Mit ergreifender Beredſamkeit ſchilderte er ſeine großen Verluſte, wie die glänzenden Hoffnungen, welche er in den ungebeugten Muth und in die unerſchöpfliche Opferfreudigkeit ſeines Volkes ſetze. Er ſehne ſich zwar nach Frieden, ſehe aber trotzdem die Nothwendigkeit zur Fortführung des unvermeidlich gewordenen Krieges ein. Er verlangte neue Geld- und Menſchen-Opfer.

Die Vertreter der Nation bewilligten Beides.

Die traurigen Prophezeiungen der Pariſer Kartenhexe ſchienen ſchneller, als Napoleon es vermuthet hatte, ihrer Erfüllung entgegenzugehen.

Am 26. Februar 1813 ſchloß Preußen, das zuerſt von Frankreich abgefallen war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland ab.

Am 23. März ſchrieb Karl Johann, Kronprinz von Schweden (Bernadotte), der als Friedensvermittler auftrat, an Napoleon:

„Ich kenne die guten Geſinnungen Kaiſer Alexanders und des Cabinets von Saint-James für die Wiederherſtellung des Friedens. Die Calamitäten des Feſtlandes fordern ihn, und Ew. Majeſtät dürfen den allgemeinen Wunſch nach Frieden nicht überhören. Wollen Sie als Beſitzer der ſchönſten Monarchie der Erde die Grenzen Ihres Reiches noch weiter ausdehnen, um einem minder mächtigen Arme als dem Ihrigen die traurige Erbſchaft immerwährender Kriege (le triste héritage des guerres interminables) zu hinterlaſſen? Wollen Ew. Majeſtät nicht endlich das Bedürfniß fühlen, die Wunden einer Revolution zu ſchließen, von der Ihrem ſchönen Frankreich nichts als Waffenruhm nach Außen, aber Zerrüttung im Innern übrig geblieben iſt? Sire, die Erfahrungen der Geſchichte weiſen den Gedanken an die Möglichkeit einer Univerſal-Monarchie zurück. Das Unabhängigkeitsgefühl der Nationen kann zwar unterdrückt, aber niemals getödtet werden. Mögen Ew. Majeſtät dies reiflich erwägen und ernſtlich an die Herſtellung eines allgemeinen Friedens denken, in deſſen ſchwer entweihtem Namen ſo viel Blut vergoſſen worden iſt. Sire, ich bin geboren in jenem ſchönen Frankreich, das Sie beherrſchen. Frankreichs Ruhm und Heil können mir unmöglich gleichgiltig ſein, aber ohne jemals aufzuhören, warme Wünſche für Frankreichs Wohl zu hegen, werde ich mit allen Kräften meiner Seele doch eben ſowohl die Rechte des Volks, das mich gerufen, als die Ehre des Monarchen, welcher geruht hat, mich ſeinen Sohn zu nennen,*) zu vertheidigen wiſſen. In dieſem Kampfe zwiſchen Freiheit und Unterdrückung werde ich meinen Schweden ſagen: „Ich kämpfe für und mit Euch!“ Die Wünſche der Nationen, die nach Freiheit ringen, werden unſere Anſtrengungen begleiten und ſie und uns zum Siege führen. In der Politik, Sire, gibt's weder Freundſchaft noch Haß: es gibt nur Pflichten, welche wir den Völkern gegenüber, die wir beherrſchen, zu erfüllen haben.“

---

*) Damit iſt König Karl XIII. gemeint, der, ohne Thronerben, den General Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, als Adoptivſohn und Thronfolger angenommen hatte.

Napoleon aber, verleitet von ſeinem ruchloſen Ehrgeize, hörte nicht auf die warnende Stimme des Freundes und rief ganz Europa zu neuem Kampfe heraus.

Am 30. März 1813 ſetzte er eine Regentſchaft ein und übertrug der Kaiſerin den Titel und die Macht einer Regentin von Frankreich. Als Solche mußte ſie einen feierlichen Eid ablegen in einem Cabinetsrathe, der zu dieſem Zweck im Palais Elyſée zuſammenberufen war.

König Joſeph ward als Stellvertreter des Kaiſers und der Fürſt-Erzkanzler Cambacérès als erſter Regentſchaftsrath eingeſetzt, um alle Actenſtücke der Kaiſerin zu beglaubigen.

Einer der kaiſerlichen Staatsminiſter, Jean Baptiſte Nompère de Champagny, Herzog von Cadore, zum Regentſchafts-Secretair ernannt, bekleidete gleichzeitig das Amt eines Staats-Secretairs während der

Abweſenheit des Grafen Daru, der den Kaiſer nach Deutſchland begleiten mußte.

Der Marſchall, Bon Adrien Jeannet Moncey, Herzog von Conegliano, wurde zum General-Obriſten der kaiſerlichen Garde ernannt und General Caffarelli, Adjutant des Kaiſers, erhielt den Oberbefehl über die zum Schutze der Regentin in Paris zurückbleibenden Detachements der Garde. Baron Méneval, bisheriger Privat-Secretair Napoleon's, ward der Regentin als Cabinets-Secretair beigegeben.

Durch Senatsbeſchluß vom 10. April ward (im Fall der Kaiſer während des Krieges ſterben ſollte) das Witthum der Regentin auf ein jährliches Einkommen von vier Millionen Francs feſtgeſetzt und ihr auf Lebenszeit die Benutzung der Paläſte Elyſée-Napoleon, Groß- und Klein-Trianon als Witwenſitz eingeräumt.

Durch ein Decret vom 12. April fügte Napoleon dem Budget der Kaiſerin-Regentin eine monatliche Summe von 10,000 Francs hinzu, deren Verwendung ihrem Cabinets-Secretair Baron Méneval anvertraut ward.

Am 15. April verließ Napoleon Saint-Cloud.

— Sois sage! hatte er im Augenblicke der Abreiſe zu Marie Louiſen geſagt und mit mehr väterlicher

Rührung, als ſie ihm zugetraut, die ſorglos-heitere Stirn des jungen Königs von Rom geküßt, der ſanft ſchlummernd in ſeiner goldenen Wiege lag.

Der Kaiſer begab ſich nach Sachſen.

Das Jahr 1813 hatte hier unter bangen Erwartungen begonnen. Mit Angſt und Schrecken ſah Sachſen der nächſten Zukunft entgegen.

Anfangs Februar hatte man ſämmtliche Pulver-Vorräthe und alle Koſtbarkeiten aus dem königlichen Schloſſe zu Dresden theils nach Torgau, theils nach der Veſte Königſtein bringen laſſen.

Am 22. Februar verließen die Prinzen des königlichen Hauſes die Stadt.

Am folgenden Morgen erſchien in Dresden nachfolgendes Patent:

„Wir ſehen Uns durch die Zeitereigniſſe genöthigt, die Hauptſtadt Unſeres Reiches zu verlaſſen und Uns nach einem andern Theile Unſerer Lande zu begeben, wo Wir, ſo lange die Umſtände es erfordern und geſtatten, Uns aufzuhalten gedenken. Dem politiſchen Syſteme, welchem Wir ſeit ſechs Jahren Uns feſt angeſchloſſen haben, verdankt der Staat allein in dieſem Zeitraume ſeine Erhaltung bei den drohendſten Gefahren. Treu Unſeren Bundes-Verpflichtungen vertrauen Wir auch dermalen mit Zuverſicht auf den glücklichen Erfolg, welchen Uns, wenn auch Unſere auf Herſtellung des Friedens gerichteten Wünſche zur Zeit noch unerfüllt bleiben ſollten, die mächtige Unterſtützung Unſeres großen Alliirten, der thätige Beiſtand der verbündeten Mächte und die erprobte Tapferkeit Unſerer mit Ruhm bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verſpricht. Unſere geliebten Unterthanen werden Uns durch Treue, Ausdauer und Ruhe die Uns ſo innig am Herzen liegenden Zwecke, den der möglichſten Abwendung und Erleichterung der Uebel des Kriegs, ſo wie den Unſerer baldigen Wiedervereinigung mit ihnen am ſicherſten befördern. In dem fünfundvierzigjährigen Zeitraume Unſerer Regierung haben Wir unter dem Wechſel der Ereigniſſe die Wohlfahrt des Landes und das Beſte Unſerer Unterthanen zum einzigen Gegenſtande Unſerer Beſtrebungen gemacht und für alle Sorgen in dem ſich immer gleichgebliebenen Vertrauen und in der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unſeres Volkes die erwünſchteſte Belohnung gefunden. Wir ſind gewiß, von dieſen Geſinnungen, die ſich in der Zeit der Prüfungen am Rühmlichſten bewähren, auch jetzt fortdauernd neue Beweiſe zu erhalten, und ſo hoffen Wir, unter Gottes Beiſtand, bald zu den Unſrigen zurückzukehren und für ihr dauerndes Wohl nach Unſerm beſten Erkenntniſſe auch fernerhin zu wirken. —

Alle Landesbehörden bleiben während Unſerer Abweſenheit in ihrer verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit. Die Fürſorge für das Beſte des Landes in allen durch den Kriegszuſtand herbeigeführten Vorfällen und Verhältniſſen haben Wir einer allhier (zu Dresden) eingeſetzten Immediat-Commiſſion übertragen, an welche alle Obrigkeiten und Unterthanen Unſeres Königreichs in den eben erwähnten Angelegenheiten ſich zu wenden und deren Anweiſungen zu befolgen haben. — Wir ermahnen nochmals Unſere getreuen Unterthanen, durch ein ruhiges, ordnungsmäßiges und mit Unſeren das Beſte des Vaterlands unverrückt bezweckenden Geſinnungen und Abſichten übereinſtimmendes Verhalten den alten Ruhm des ſächſiſchen Volkes zu behaupten.

Friedrich Auguſt."

Am 25. Februar reiſte der König von Sachſen in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter nach Plauen ab. Die von ihm eingeſetzte Immediat-Commiſſion war aus dem königlichen Conferenz-Miniſter Hans Ernſt von Globig, den Freiherren von Manteuffel und von Ferber zuſammengeſetzt.

Tags darauf wurden ſämmtliche Wachtpoſten der Hauptſtadt von der Bürgerwache beſetzt.

Am 7. März langte der franzöſiſche General Jean

Louis Ebénézer Graf von Reynier von Bautzen in Dresden an und bezog das Brühl'ſche Palais.

Tags darauf hielt das ſiebente Armee-Corps, zu welchem das ſächſiſche Contingent gehörte, unter dem Oberbefehle des Generals Joſeph François Durutte (in der Schlacht an der Bereſina hatte er ein Auge eingebüßt) ſeinen Einzug in die Stadt.

Am 9. März reiſte der franzöſiſche Geſandte, Baron Serra, von Dresden ab.

„An demſelben Tage, erzählt das „Tagebuch eines Dresdner Bürgers“, begann man das Pflaſter der Elbebrücke beim vierten Pfeiler aufzureißen und daſelbſt ein Loch zu graben. Sofort breitete ſich das Gerücht aus, die Franzoſen wollten dieſe herrliche Zierde der Stadt zerſtören, um dem immer näher heranrückenden ruſſiſch-preußiſchen Heere den Uebergang über die Elbe zu erſchweren. Am 10. März früh ſtieg die Erbitterung gegen die franzöſiſche Beſatzung, als das Loch im vierten Pfeiler der Brücke bedeutend erweitert ward. Das Volk entriß den dabei beſchäftigten Arbeitern die Werkzeuge, warf dieſe in den Strom, drängte die Schildwachen zurück und mißhandelte einen franzöſiſchen Offizier, der, den Degen ziehend, nur durch die herbeigeeilte Bürgerwache gerettet ward. Die Brücke, der Schloßplatz, die Auguſtusſtraße füllten ſich mit Neugierigen. Aus den dichten Haufen derſelben erſcholl der tauſendſtimmige Ruf: „Franzoſen fort!“ Die Bürgerwache wurde wiederholt, aber vergebens aufgefordert, ſich der Bewegung des Volkes anzuſchließen. Unterdeſſen rückte ſächſiſche Infanterie auf den Schloßplatz und ſächſiſche Küraſſiere durchritten die zunächſt gelegenen Straßen. In der Neuſtadt rief die Allarm-Trommel die franzöſiſche Beſatzung unter die Waffen; ſie ſammelte ſich in der Hauptſtraße. Die Arbeit auf der Brücke wurde eingeſtellt. Die Ruheſtörer entfernten ſich zwar, allein ſobald der Abend hereinbrach, füllte ſich der Schloßplatz auf's Neue und lauter als früher ertönte der Ruf: „Franzoſen fort! Reynier heraus!“ Eine Abtheilung franzöſiſcher Infanterie, welche aus der Neuſtadt das linke Elbeufer erreichen wollte, vermochte das dichte Menſchengewühl auf der Brücke nicht zu durchbrechen. — Mittlerweile warf das empörte Volk dem General Reynier im Brühl'ſchen Palais die Fenſter ein und zog lärmend in den Straßen umher bis 10 Uhr, wo Alles ruhig auseinander lief.“

Einer von den vielen Betrunkenen, der inmitten dieſes Heidenlärms den Refrain des von uns früher mitgetheilten Spottliedes: „Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa, die Koſaken ſeind da,“ anzuſtimmen gewagt hatte, wurde von einem franzöſiſchen Spione ſofort feſtgenommen und ohne Umſtände in die Elbe geworfen.

„Am 1[illegible]. März (berichtet David Auguſt Taggeſell) begaben ſich Abgeordnete des Rathes und der Bürgerſchaft zum General Reynier, um demſelben ihr Bedauern über die Vorfälle des vorigen Tages auszudrücken. Er empfing ſie ruhig und würdevoll; doch drang er darauf, die Rädelsführer auszumitteln und geſetzmäßig beſtrafen zu laſſen, damit er nicht genöthigt ſei, eine Militär-Commiſſion zur Unterſuchung der Schuldigen einzuſetzen. — Der Rath ließ die eifrigſten Theilnehmer am Aufſtande feſtnehmen und auf den Königſtein in Verwahrung bringen, von wo ſie erſt einige Monate ſpäter durch General Blücher befreit wurden.“

Am folgenden Tage (fährt unſere Quelle fort) rückten die franzöſiſchen Küraſſier-Regimenter aus und folgten dem Könige nach Plauen, trotz Napoleons wiederholter Forderung, jene Truppen ihm zu überlaſſen. Nachmittags recognoscirte Reynier auf der Neuſtädter Seite, wo die ruſſiſchen und ſächſiſchen Vorpoſten bei Weißig, zwei Stunden von Dresden, zuſammentrafen. Die Läden der Stadt wurden geſchloſſen.

Am 13. März rückten 6000 Mann vom Armeecorps des Marſchalls Davout, Fürſten von Eckmühl, und am 14. März andere 6000 Mann ein, welche Tags zuvor die Elbebrücke bei Meißen abgebrannt hatten. Mit ihnen kam der eiſerne Marſchall Davout ſelbſt. Nachdem ein franzöſiſcher Offizier ihm die Unruhen des vorigen Tages geſchildert hatte, ſagte der Marſchall weiter nichts, als: „Es geſchieht Herrn Reynier ganz recht! Warum hat er den Skandal geduldet.“

Noch an demſelben Tage begann auf Davout's Befehl die Arbeit auf der Brücke von Neuem. Graf Reynier übergab das Commando dem Diviſions-Generale Durutte und verließ Dresden.

Am 15. März hob eine Bekanntmachung des Raths alle Communication zwiſchen dem linken und dem rechten Elbeufer, zwiſchen Alt- und Neuſtadt, auf.

Tag und Nacht mußte, auf Befehl Davout's, raſtlos an der Minirung der Brücke fortgearbeitet werden.

Am 19. März, früh 4 Uhr, wurde Generalmarſch geſchlagen und eine Stunde ſpäter an allen Straßenecken nachfolgende Bekanntmachung des Rathes angeſchlagen:

„Auf Befehl des Prinzen von Eckmühl wird ſämmtlichen Einwohnern zur Nachachtung bekannt gemacht, daß, ſobald heute Morgen drei Kanonenſchüße fallen, Jedermann ſich ſchleunigſt nach Hauſe zu begeben hat, und nicht eher als drei Stunden nach Ablauf der Kanonenſchüße ſeine Wohnung verlaſſen darf.“

„Nach 8 Uhr (erzählt der Dresdner Augenzeuge dieſes Schauſpiels) donnerte das Geſchütz dreimal in kurzen Zwiſchenräumen. Alles rannte ängſtlich hin und her. Bange Beſorgniß und Ungewißheit über die Ereigniſſe trieben die meiſten Bewohner in ihre Häuſer zurück. Viele aber folgten dem mächtigen Triebe der Neugier und eilten an beiden Ufern zu ſichern Stellen, um Zeugen des furchtbaren Schauſpiels zu ſein. Das aufblitzende Zündpulver ſchlängelte ſich in die ausgehöhlten Pfeiler empor. Alsbald bedeckte ein ſchwarzer Rauch die ganze Brücke; dann zuckte ein weißer Strahl em[illegible], dann eine Feuerſäule. Der Pfeiler ſchien ſich zu dehnen. Flammen fuhren aus den geöffneten Fugen heraus; die beiden anliegenden Bögen hoben ſich, und als im nächſten Augenblicke Pfeiler und Bögen mit dumpfen Schlägen in die aufbrauſenden Waſſerfluthen hinabgeſtürzt waren, verhüllten finſtere Rauchwolken die weite Kluft."

In fünf Minuten war das koſtſpielige Werk vieler Jahre, Dresdens majeſtätiſche Elbebrücke, geſprengt worden.*)

---

*) Dieſe Brücke, urſprünglich zwiſchen 1260 und 1270 erbaut, im Jahre 1344 neu aufgeführt, 1547 und 1637 um ſieben Pfeiler verkleinert, zwiſchen 1727 und 1734 in ihre jetzige Geſtalt gebracht, hat eine Länge von 1420 Dresdner Fuß, iſt 30 Fuß breit und ruht auf 16 Bögen.

Marſchall Davout, der ſelbſt vom Könige von Sachſen um Schonung dieſes herrlichen Bauwerks erſucht worden war, drang mit eiſerner Beharrlichkeit auf die Zerſtörung der Brücke, obgleich ſie, wie ſelbſt kriegskundige Kameraden Davout's hinterher zugegeben haben, ſich als unnöthig und zwecklos herausgeſtellt hatte.

Noch an demſelben Tage folgte Davout ſeinem Heereshaufen, der bereits aufgebrochen war und ſich am linken Ufer der Elbe nach Meißen hinabzog. Nur ungefähr 3000 Franzoſen unter General Durutte und die Sachſen unter ihrem General Karl Chriſtian von Lecoq blieben in Dresden zurück.

Am 21. März erhielt General Lecoq vom Könige von Sachſen den Befehl, die ſächſiſchen Truppen nach Torgau zu führen. Als Gouverneur dieſer Feſtung lag dort ſeit dem Februar dieſes Jahres General Johann Adolph Freiherr von Thielmann mit 10,000 Sachſen und der Ordre, ſich bis auf Weiteres hier neutral zu verhalten, welche Ordre der ſächſiſche General nur den Franzoſen gegenüber pünktlich vollzog, während er mit den Generalen des ruſſiſchen Heeres beſtens zu harmoniren ſchien.

Am nächſtfolgenden Morgen, Mittags 12 Uhr, rückte ein ſingender Koſakentrupp, geführt von ihrem Obriſten Dawydoff, und gleich darauf ruſſiſche Infanterie, befehligt vom Obriſten von Brendel, in Neuſtadt-Dresden ein.

Letzterer kündigte am 24. März den zwei Tage zuvor mit dem franzöſiſchen Diviſions-Generale Grafen Durutte abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand.

Am folgenden Tage begannen die Feindſeligkeiten zwiſchen Ruſſen und Franzoſen auf's Neue.

Am 26. März mußten Letztere, gedrängt durch die Uebermacht des Feindes, die Stadt räumen. Eine ruſſiſche Heeresabtheilung rückte unter dem Commando des Generals Ferdinand Freiherrn von Wintzingerode in die Neuſtadt ein.

Am 27. beſetzten Koſaken die Altſtadt.

Dresden ward von Neuem heimgeſucht durch Einquartierung ruſſiſcher Infanterie und preußiſcher Cavalerie.

General Blücher hatte unterdeſſen von Schleſien aus nachfolgenden Aufruf an Sachſens Bewohner erlaſſen:

„Sachſen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, um Euch brüderlich die Hand zu bieten. Im Oſten von Europa hat der Herr der Heerſchaaren ein ſchreckliches Gericht gehalten. Der Todesengel hat dort dreimalhunderttauſend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche ſie im Uebermuthe ihres Glückes unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorſehung uns weiſet, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne und für unſere Nationalitäts-Unabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das jene fremde Unterdrückung trotzig abgewieſen hat und im Hochgefühle ſeiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Sachſen! Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Endlich iſt die Zeit gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns ſeit ſechs Jahren furchtbar gedrückt hat.

Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedensvertrag von Tilſit auf; aber ſelbſt von jenes harten Tractates Artikeln iſt uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder nachfolgende Tractat ſteigerte die harten Bedingungen des vorhergegangenen. Und darum werfen wir ab jenes ſchimpfliche Joch und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unſere Freiheit.

Sachſen! Ihr ſeid ein edles, aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgeſinnte Gemüther keinen Werth haben, daß Unterdrückung die höchſte Schmach ſei.*) Ihr könnt und werdet jene Sklaverei nicht länger tragen wollen. Nicht länger werdet Ihr dulden, daß eine argliſtige, gleißneriſche Politik für ihre ehrſüchtigen, raubbegierigen Entwürfe das Blut Eurer Söhne fordert, die Quellen Eures Handels austrocknet, Euren Kunſtfleiß lähmt, Eure Preßfreiheit vernichtet und Euer einſt ſo glückliches Land zum Schauplatz des Krieges macht. Schon hat der Vandalismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer ſchönſtes Monument der Baukunſt, die Brücke zu Dresden, unnöthig und muthwillig zerſtört.*) Auf, Sachſen, auf! Vereinigt Euch mit uns! Erhebt die Fahne des Aufſtandes gegen die fremden Unterdrücker und werdet frei!

---

*) Muß, logiſch richtig, durchaus iſt heißen

Euer Landesherr iſt in fremder Gewalt: man hat ihm die Freiheit genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verrätheriſche Politik ihn genöthigt hat, wollen wir ſie eben ſo wenig ihm anrechnen, als ſie Euch entgelten laſſen. Nur für Euren Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unſerer Waffen und die Tapferkeit unſerer Truppen unſerer Gewalt unterwirft. Befriedigt die billigen Bedürfniſſe unſerer Krieger und erwartet dafür von uns die Handhabung der ſtrengſten Mannszucht!

---

*) Dies mag die gemüthlichen Dresdner wohl am Meiſten gerackt haben.

Der Zutritt zu mir, dem preußiſchen Feldherrn, ſei jedem Unterdrückten offen; jede Klage werde ich anhören, jede Angabe unterſuchen, jede Verletzung der Mannszucht ſtreng beſtrafen. Jeder, auch der Geringſte, kann ſich mir vertrauensvoll nähern; ich werde ihn liebreich aufnehmen. *) Jeden Freund der deutſchen Unabhängigkeit werden wir als Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachſinnigen mit Milde auf die rechte Bahn zurückleiten, den ehrloſen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinſamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.

Bunzlau, 23. März 1813.

Blücher.“ **)

Auch der ruſſiſche General, Graf Wittgenſtein, erließ von Berlin aus an die Sachſen einen Aufruf ähnlicher Art.

*) Auch dies ſagte ihrer Gemüthlichkeit zu.

**) Der eigentliche Verfaſſer dieſes ſchönen, aber etwas allzubreit ausgeſponnenen Manifeſts iſt General Gneiſenau, von welchem Blücher, als die Univerſität Oxford ihm ſelbſt das Doctordiplom verlieh, geſagt haben ſoll: „Wenn man mich zum Doctor macht, dann muß Gneiſenau unbedingt mein Proviſor werden.“

Leſet in Euren Chroniken (heißt es darin) dort werdet Ihr finden, daß es ſchon früher einen herrſchſüchtigen Kaiſer der Franken gab. Man nannte ihn Karl den Großen. Der hatte dreißig Jahre gegen Euch Krieg führen müſſen, um Euch zu unterjochen. Damals hattet Ihr auch einen König. Er hieß Wittekind und führte ſelbſt Euch in den blutigen Kampf für Eure Freiheit. Wer nicht mit der Freiheit iſt, der iſt gegen ſie! Darum wählet meinen brüderlichen Gruß oder mein feindliches Schwert! Auf, Sachſen, auf! Bewaffnet Euch und wär's auch nur mit Sicheln, Senſen und Keulen. Vertilgt die Fremdlinge von Eurem Boden!

Ein ſpäterer Aufruf, von Belzig aus, ſchloß mit den Worten:

„Sachſen, Deutſche! Unſere Stammbäume, unſere Geſchlechtsregiſter ſchließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unſerer Ahnen ſind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutſchlands bringt wieder neue Geſchlechter hervor und gibt Denen, welche es geweſen ſind, ihren alten Glanz zurück.“

Man ſieht aus allen dieſen Aufrufen, daß zu Zeiten des Krieges die Fürſten und Feldherren viel edler und hochherziger als in Zeiten des Friedens zu ſprechen verſtehen.

Am 24. April erfolgte die längſt angekündigte

Ankunft des Kaiſers von Rußland und die des Königs von Preußen, welche Abends vorher im Gaſthofe zum „weißen Hirſch“ (bei Loſchwitz) abgeſtiegen waren und gegen 1 Uhr Mittags ihren Einzug in Dresden hielten. Beiden Monarchen folgten 25 Bataillone ruſſiſcher Leibgarde, 2 Bataillone preußiſcher Infanterie und ein preußiſches Dragoner-Regiment, im Ganzen 16,000 Mann und 60 Kanonen. — König Friedrich Wilhelm III., der in der Neuſtadt abſtieg, begleitete den Kaiſer Alexander bis zum Brühl'ſchen Palais.

Abends war ganz Dresden feenhaft illuminirt.

Am 25. April fand eine große Wachtparade ſtatt. Im Gefolge beider Monarchen erſchien u. A. der Commandant der Feſtung Torgau, der königlich ſächſiſche General von Thielmann. Später geruhten Ihre Majeſtäten der ruſſiſchen Cavallerie entgegenzureiten, welche Großfürſt Conſtantin von Pillnitz nach Dresden führte.

Am 27. April begab ſich Kaiſer Alexander zum Beſuche ſeiner Schweſter, der Königin Katharina Pawlowna von Württemberg, nach Teplitz.

Wir aber kehren zu Napoleon zurück.

Der rechte Flügel ſeiner, wie durch Zauber neu erſtandenen Heeresmacht war zur Zeit, als er Saint-Cloud verlaſſen hatte, aus den beiden Armee-Corps Reynier und Davout zuſammengeſetzt und ſtand bei

Dresden. Napoleons Stiefſohn, der Vicekönig Eugen von Italien, der ſein Hauptquartier in Leipzig aufgeſchlagen hatte, befehligte das Centrum. Der linke Flügel ſtand unter dem Oberbefehle Vandamme's bei Bremen. Am Rheine bildeten ſich neue Corps unter Ney und Macdonald. Die kaiſerlichen Garden commandirte Marſchall Mortier, Herzog von Treviſo. Die Bayern concentrirten ſich um Bamberg, die Württemberger, Badenſer und Darmſtädter ſammelten ſich bei Würzburg. General Bertrand führte ein ziemlich bedeutendes Reſerve-Corps aus Italien heran.

13,000 Ruſſen, geführt vom General Wintzingerode, hatten ſchon am 25. März Bautzen beſetzt. Die Preußen waren unter Blücher aus Schleſien nach Sachſen marſchirt. York, von Königsberg heraneilend, und Bülow, der aus Pommern gekommen war, zogen nach Wittenberg und nach Deſſau.

Marſchall Davout, zu ſchwach, dem heranrückenden Feinde an der Ober-Elbe ernſtlichen Widerſtand zu leiſten, hatte ſich von Dresden über Leipzig und Aſchersleben nach Hamburg zurückgezogen und der Vicekönig von Italien ſein Hauptquartier von Leipzig nach Magdeburg verlegt. Die Diviſion Durutte, die mit 6000 Bayern in Dresden zurückgeblieben war, hatte ſich beim Herannahen des ruſſiſch-preußiſchen Heeres über Leipzig und Altenburg nach Erfurt retirirt.

Da endlich war Kaiſer Napoleon erſchienen. Mit ihm ſchien auch das Glück zu den Fahnen ſeines Heeres zurückzukehren.

Am 2. Mai gewann Napoleon die Schlacht bei Lützen, zwiſchen Leipzig und Weißenfels, in welcher er einen ſeiner tapferſten und intelligenteſten Marſchälle, den Herzog Beſſières von Iſtrien, verlor, welcher bei Poſerna den Tod der Helden ſtarb.

Zwei Tage ſpäter kehrte Kaiſer Alexander aus Teplitz nach Dresden zurück.

Am 8. Mai brach Alexander, begleitet vom Nachzuge ſeines Heeres, nach Biſchofswerda auf. An demſelben Tage erſchienen die Franzoſen dicht vor Dresden Der Vicekönig von Italien ſtand bereits vor dem Eliaskirchhofe und hielt, zwei Stunden ſpäter, ſeinen Einzug in das, von den Ruſſen und Preußen gleichzeitig in Stich gelaſſene Dresden.

Der Rath der Stadt beeilte ſich dem Kaiſer Napoleon eine Deputation entgegenzuſchicken, um Dresden ſeiner Huld und Gnade zu empfehlen.

Napoleon, der die Abgeordneten am Freiberger Schlage empfing, ſagte zu ihnen:

— Ihr habt es einzig und allein Eurem Könige zu danken, daß ich Dresden nicht der Plünderung preisgebe. Haltet zukünftig Euren Pöbel beſſer im Zaum und ſchafft ſchleunigſt Brod, Wein und Fourage herbei

Um 3 Nachmittags hielt Napoleon ſeinen Einzug durch's Pirna'ſche Thor, durch die Reihen der Nationalgarde, unter dem tauſendſtimmigen Jubelrufe der ſchauluſtigen Volksmenge.

Er ritt ſtolz ſeine bekannte Falbe. Aus ſeinem Gefolge ragte vor Allem der kaiſerliche Adjutant Graf Caulaincourt, Herzog von Vicenza, hervor. — Zur Bewerkſtelligung des Uebergangs ſeiner Truppen über die Elbe eilte Napoleon durch Friedrichſtadt nach Priesnitz. Erſt gegen 7 Uhr Abends ſtieg er, von den Spitzen ſämmtlicher Behörden empfangen, im königlichen Schloſſe ab.

Abends war ganz Dresden wiederum beleuchtet.

Drei Stunden nach ſeiner Ankunft ließ er durch Ruſtan ſeinen in allen Dingen überraſchend gut unterrichteten Spion, den ſchon früher erwähnten Tiſchlermeiſter Lieſenberg rufen, den er in ſeinem Schlafcabinet empfing.

Zwanzigstes Kapitel.

— Ich habe Dich rufen laſſen, alter Maulwurf, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Mouchard, um Dich zu fragen, ob Du mir etwas Neues in Bezug auf das Verhalten des Königs von Sachſen mitzutheilen haſt?

— Friedrich Auguſt, der ſich von Plauen nach Prag begeben hat, berichtete Lieſenberg, wartet dort, wie es ſcheint, vergebens auf eine beſtimmte Antwort des Kaiſers von Oeſterreich, bei welchem er durch den Grafen Marcolini anfragen ließ, ob das Wiener Cabinet entſchloſſen ſei, gemeinſchaftliche Sache mit Rußland und Preußen zu machen oder es mit Frankreich zu halten. Da Kaiſer Franz unſerm Könige darauf bis heute noch nicht geantwortet hat, ſo befindet ſich Friedrich Auguſt in der peinlichſten Verlegenheit, wozu er ſich entſchließen ſoll.

— So wäre es alſo wirklich wahr, daß auch Er zu wanken beginnt?

— Es hat wenigſtens allen Anſchein, daß der

König von Sachſen jetzt weniger feſt entſchloſſen als im vorigen Jahre iſt.

— Und wer, glaubſt Du, mag ihn bewogen haben, den Kaiſer von Oeſterreich um Rath zu fragen, was er thun ſoll?

— Zu dieſem Schritt hat ihn nach meinem Wiſſen kein Anderer als der alte, ſchlaue Fuchs Marcolini verleitet.

— Der heimtückiſche Schurke! rief der Kaiſer. Die Zeit iſt gekommen, wo Friedrich Auguſt ſich offen für oder gegen mich erklären muß. Dann werde ich wiſſen, was ich zu thun habe. Erklärt er ſich, aufgehetzt durch meinen Schwiegervater, gegen mich, dann nehme ich ihm Alles und laſſe ihm von ſeinem ganzen Reiche nicht ein einziges Dorf, auf welches er ſich ruhig zurückziehen kann. Noch heute Nacht wirſt Du Dich nach Prag begeben und dort zu erfahren ſuchen, wozu der König in dieſem Augenblick entſchloſſen iſt. Seine Unentſchiedenheit erregt meinen ganzen Verdacht. Endlich muß ich Gewißheit erhalten. Deine Rückkehr aus Prag erwarte ich ſo raſch als möglich. Sollte ich Dresden unterdeſſen verlaſſen haben, dann folgſt Du mir dorthin, wo ich mich gerade aufhalte. Nun geh' und bringe gute Botſchaft, ſagte Napoleon zu ſeinem Spion, der ſich ſchleunigſt entfernen wollte, als Jener ihn zurückhielt. Nur Eine Frage noch! Haſt Du etwas Näheres über Thielmann erfahren?

— Ich weiß nur ſo viel, daß ihm durchaus nicht zu trauen iſt, weil ich feſt überzeugt bin, daß er's im Stillen mehr mit dem Kaiſer von Rußland als mit dem Könige von Sachſen hält. Sein Ehrgeiz treibt ihn ſchon deshalb in's ruſſiſche Lager, weil er ſich ſagen muß, daß ſich ihm dort eine glänzendere Laufbahn als bei uns erſchließt.

— Du ſcheinſt vollkommen Recht zu haben. Auch ich traue ihm nicht mehr ſeit dem Tage, an welchem er ſich geweigert hatte, dem Marſchall Ney die Thore Torgau's zu öffnen. Von Friedrich Auguſt werde ich vor Allem die beſtimmte Zuſage verlangen, daß Thielmann ſofort abgeſetzt werde. — Reiſe mit Gott, alter Maulwurf, und laſſe bald etwas von Dir hören!

Noch in derſelben Nacht eilte Lieſenberg nach Prag.

Am Morgen des folgenden Tages (9. Mai) ward Napoleon ſchon um halb 4 Uhr früh durch Kanonendonner und Gewehrfeuer aus der Neuſtadt geweckt. „Die Ruſſen und Preußen (berichtet das mehrfach erwähnte „Tagebuch“) beſchoſſen vom Blockhauſe aus die Altſtadt. Die Franzoſen, welche das italieniſche Dörfchen und die Brühl'ſche Terraſſe beſetzt hatten, feuerten fleißig über die Elbe, wobei mancher Dresdner Bürger ſein Leben verlor. Der Kaiſer ging zu Fuße in ſeinem grauen Oberrocke ruhig nach dem italieniſchen Dörfchen, um von hier aus das jenſeitige Ufer zu beobachten.“ —

Am 10. Mai ſchickte der Kaiſer den franzöſiſchen Geſandten, Baron Serra, nach Prag, um dem Könige von Sachſen ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's zu überbringen, worin er kurz und bündig auf ſofortige Vereinigung der in Böhmen ſtehenden ſächſiſchen Truppen mit den Franzoſen und auf Abſetzung Thielmann's drang. Der König war in peinlicher Verlegenheit. Noch immer ohne Antwort aus Wien, wußte er nicht, was er darauf erwidern ſollte.

Am folgenden Tage, wenige Stunden nach Baron Serra's Ankunft, langte auch der ſächſiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Detlev Graf von Einſiedel, und der franzöſiſche Obriſt Graf von Montesquiou in Prag an, um den König zu bewegen, ſich definitiv zu entſcheiden, ob er nach Dresden zurückkehren, Torgau und die ſächſiſche Beſatzung dem Kaiſer zur Verfügung ſtellen wolle oder nicht. Der Obriſt war beauftragt, dem Könige rund heraus zu erklären, daß der Kaiſer im Weigerungsfalle feſt entſchloſſen ſei, Sachſen wie ein erobertes Land anzuſehen und es als Solches zu behandeln. Serra ſowohl als Montesquiou ließen dem

Monarchen zwei Stunden Bedenkzeit. Auf dieſe Weiſe in die Enge getrieben, ſah Friedrich Auguſt ſich wider ſeinen Willen genöthigt, von Prag aus in die Hauptſtadt ſeines Reiches zurückzukehren, um hier über das Nähere mit Napoleon in mündliche Unterhandlung zu treten. Die erſte Nachricht von der Rückkehr des Königs nach Dresden überbrachte in der Nacht vom 11. zum 12. Mai der aus Prag zurückgeeilte Spion Lieſenberg.

An demſelben Tage, an welchem Serra, Einſiedel und Montesquion in Prag angekommen waren, hatte um 12 Uhr Mittags der Uebergang der „großen Armee“ über die Elbebrücke begonnen. Mehr als 80,000 Mann mit einigen hundert Kanonen zogen in dichtgedrängten Colonnen über die ſchwankende Brücke. Der Uebergang währte bis 10 Uhr Abends. Napoleon hatte zu Pferde mehrere Stunden auf der Brücke verweilt, um das vierte Armee-Corps (Marmont), das ſechſte (Bertrand), das eilfte (Macdonald) und das zwölfte (Oudinot) an ſich vorüberziehen zu laſſen.

Am 12. Mai kehrte Friedrich Auguſt von Prag nach Dresden zurück. „Der Empfang von Seiten Napoleon's, berichtet der Augenzeuge Taggeſell, geſchah mit großer Feierlichkeit und dem vollſten imperatoriſchen Glanze, mit welchem der „Weltbeſieger“ in Augenblicken, wo es zu imponiren galt, ſich zu umgeben verſtand.

Schon ſeit frühem Morgen waren die franzöſiſchen Garden in Bewegung. Die alte Kaiſergarde hatte ſich im Innern der Stadt bis an's Schloß aufgeſtellt; in den Vorſtädten ſtand die junge Garde und die Nationalgarde der Stadt. Von der „grünen Wieſe“ bis zum Pirna'ſchen Schlage war eine Doppelreihe von Cavalerie aufgeſtellt. Die Garde-Cavalerie, die polniſchen und die rothen Lanciers, welche die Stadt Paris auf ihre Koſten ausgerüſtet hatte, die Dragoner, Grenadiere und Jäger zu Pferde, die Gensd'armes d'Elite und die reitende Artillerie in prachtvollen Uniformen. Eine Abtheilung Reitergarde hatte Napoleon mit ſeinem Adjutanten, General Grafen Flahault (dem Günſtlinge der Königin Hortenſe von Holland und Vater des Grafen und gegenwärtigen Herzogs Jules de Morny) dem Könige bis an die böhmiſche Grenze entgegengeſchickt. Friedrich Auguſt hatte im Schloſſe zu Sedlitz übernachtet und ſich von dort nach dem Großen Garten begeben, wo er durch einen der kaiſerlichen Adjutanten die Nachricht empfing, daß der Kaiſer ihn beim Dorfe Gruna erwarte. Hier trafen beide Monarchen zuſammen und ritten der Stadt zu; Napoleon im einfachen grauen Oberrocke an des Königs linker Seite. Ein glänzender Generalſtab bildete das Gefolge.“

Am äußern Pirna'ſchen Thore ſtanden die Abgeordneten des Stadtraths, welche, von einem franzöſiſchen Offiziere vorgeſtellt, vom Kaiſer alſo angeredet wurden:

„Magiſtrat, liebt Euern König! Seht in ihm den Retter Sachſens. Wäre er ſeinem Worte weniger treu, wäre er kein ſo redlicher Bundesgenoſſe, hätte er ſich in die Fallſtricke Rußlands und Preußens verlocken laſſen, dann wäre Euer Sachſen verloren geweſen: ich würde es wie ein erobertes Land behandelt haben. — Meine Armee wird durch Sachſen nur durchmarſchiren, und bald werdet Ihr von den Beſchwerden, die Ihr jetzt zu ertragen habt, befreit werden. Ich werde Sachſen gegen alle ſeine Feinde zu vertheidigen und beſchützen wiſſen.“

Hierauf ſagten die Abgeordneten zum Könige: „Die Kinder des Vaterlands ſind hocherfreut, ihren Vater wiederzuſehen.“

Der Zug bewegte ſich nun unter Glockengeläute, Kanonendonner und Vivatrufen nach der Stadt und dem Schloſſe zu.

Am 13. Mai erſchien der öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant Graf Ferdinand Bubna, der vom Kaiſer in einer Privat-Audienz empfangen ward. Napoleon ließ harte Worte gegen die Politik ſeines kaiſerlichen Schwiegervaters fallen, welcher, angeſpornt durch die Rathſchläge des kurz vorher gefürſteten Haus-, Hof- und Staatskanzlers Grafen von Metternich, auf dem Punkte ſtand, ſich Rußland und Preußen anzuſchließen und dem Kaiſer der Franzoſen offen den Krieg zu erklären.

Noch an demſelben Tage, wenige Stunden nach dieſer ſtürmiſchen Unterredung, mußte der Vicekönig von Italien auf Napoleon's Befehl Dresden verlaſſen und nach Italien eilen, um dort ein neues Hilfs-Heer für ihn anzuwerben.

Graf Bubna, der die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit aufgeboten hatte, den Kaiſer zur Abſchließung eines Friedens mit Rußland und Preußen zu bewegen, der jedoch alle Vernunftgründe an Napoleon's unbeugſamer Hartnäckigkeit ſcheitern ſah, kehrte am andern Morgen nach Wien zurück.

Am 18. Mai, Nachmittags 2 Uhr, brach der Kaiſer in Begleitung des Königs von Sachſen und einem Detachement Cavalerie-Bedeckung nach der Lauſitz auf, um dem ruſſiſch-preußiſchen Heere, das ſich am rechten Ufer der Spree feſtgeſetzt hatte, eine Schlacht zu liefern.

In Dresden, wo Napoleon's Adjutant, der Diviſions-General Graf Antoine Jean Auguſte Henri Durosnel als Commandant und Graf Dumas als General-Intendant der Armee zurückgeblieben war, wurden

Anſtalten zur Befeſtigung der Stadt getroffen. Bald darauf erhob ſich vor dem ſchwarzen Thore das Fort Napoleon mit einem bombenfeſten Blockhauſe, in welchem ein Theil der erſt unlängſt in Mainz neu gebildeten und in Dresden zurückgebliebenen jungen Garde bivouakirte.

Am 20. Mai hatte Napoleon das Glück, dem Feinde eine entſcheidende Schlacht bei Wurſchen in der Nähe von Bautzen zu liefern.*)

Am 23. Mai ſtarb zu Markersdorf bei Bautzen der Freund und Liebling des Kaiſers, General Michel Duroc, Herzog von Friaul, von einer feindlichen Kanonenkugel tödtlich verwundet, in Napoleon's unmittelbarer Nähe.

Acht Tage ſpäter brachte der „Moniteur“ über die letzten Augenblicke Duroc's nachfolgenden Bericht:

„L'empereur alla voir le duc de Frioul. Il le trouva avec toute sa connaissance et montrant le

---

*) Noch an demſelben Abende ſandte er einen ſeiner Adjutanten, den Obriſten Anatole von Montesquiou, nach Paris, um der Kaiſerin die Nachricht dieſes Sieges zu überbringen. Dieſer junge Offizier, (Sohn der Gouvernante der kaiſerlichen Kinder), wurde, weil er ſchon häufig mit ähnlichen Miſſionen beauftragt worden war, ſeitdem der Siegesbote genannt.

plus grand sang-froid. Le duc serra la main de l'empereur, qu'il porta sur ses lèvres. — Touta ma vie, lui dit-il, a été consacrée à votre service et je ne la regrette que par l'utilité, dont elle pouvait vous être encore. — Duroc, lui dit l'empereur, il est une autre vie! C'est là que vous irez m'attendre, et que nous nousre trouverons un jour. — Oui, Sire, mais ce sera en trente ans quand vous aurez triomphé de vos ennemis et réalisé toutes les espérances de notre patrie . . . J'ai vécu en honnête homme; je ne me reproche rien. Je laisse une fille . . . votre majesté lui servira de père. — L'empereur, serrant de la main droite le grand-maréchal, resta un quart d'heure, la tête appuyée sur la main gauche, dans le plus profond silence. — „Ah, Sire, dit Duroc, allez-vous-en: ce spectacle vous peine.“ — L'empereur s'appuyant sur le duc de Dalmatie*) et sur le grand-écuyer**) quitta le duc de Frioul sans pouvoir lui dire autre chose que ces mots: „Adieu donc, mon ami!“ — Sa majesté rentra dans sa tente et ne reçut personne pendant toute la nuit.“ ***)

---

*) Marſchall Soult.

**) Duroc war gleichzeitig Oberſtallmeiſter und Großmarſchall des Kaiſers.

***) Napoleon kaufte, wie das „Mémorial de Sainte-Hélène“

Am 30. Mai wurde der Sieg bei Bautzen in ſämmtlichen Kirchen Dresdens durch ein Te deum gefeiert, dem die Königin Marie Amalie und Prinzeſſin Auguſte (welche am 21. Mai aus Prag zurückgekehrt waren) in der katholiſchen Hofkirche beizuwohnen geruhten.

Am 4. Juni wurde zu Pöſchwitz (in Schleſien) zwiſchen dem Kaiſer der Franzoſen und den Verbündeten ein zweimonatlicher Waffenſtillſtand abgeſchloſſen.

Napoleon hatte von Schleſien aus, wo er ſich damals befand, ſeinen Adjutanten, Grafen Durosnel, den bisherigen Commandanten von Dresden, aufgefordert, Sorge zu tragen, daß er (Napoleon) während der Dauer des Waffenſtillſtandes zu Dresden „sans gêne“ im Freien wohnen könne. Durosnel hatte ihm zuerſt das Mosczynki'ſche Palais*) und dann das Palais Marcolini vorgeſchlagen. Napoleon entſchied ſich für das Letztere, um, fern vom ſächſiſchen Hofe, ungenirt

---

erzählt, das kleine Pächterhaus, in welchem Duroc geſtorben war, für 20,000 Francs und ließ hier ein Trauerdenkmal errichten dem Einzigen, der ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Duroc's Leichnam ward im Dome der Invaliden beigeſetzt und ſein Name in die Bronzetafeln des Schloſſes zu Verſailles und auf dem Triumphbogen eingegraben.

*) Später zum Militär-Hospital eingerichtet, iſt es gegenwärtig das Hôtel der preußiſchen Geſandtſchaft.

zu ſein und die Nähe der Oſtra-Wieſen zur Inſpicirung der faſt täglich neu ankommenden Regimenter zu benutzen.

Sechs Tage nach Abſchluß des obenerwähnten Waffenſtillſtandes, am Mittage des 10. Juni, hielt der Kaiſer, begleitet von der blendenden Wolke ſeines Generalſtabs, an deſſen Spitze der Vice-Connetable Alexander Berthier, Fürſt von Wagram und Neufchâtel, und der Diviſions-General François Gédeon Bailly, Graf von Monthion ſtanden, unter Kanonendonner und Glockengeläute ſeinen Einzug in Dresden und bezog das drei Tage zuvor vom Herzoge von Baſſano feenhaft eingerichtete Palais Marcolini in der Friedrichſtadt.

— Hier, ſagte Napoleon zu ſeinem Staatsſecretair und alten Freunde Maret, will ich mir ein paar Tage vollkommener Ruhe gönnen, den Entſchluß des Kaiſers von Oeſterreich abwarten und mich — aufrichtig geſagt — ſo gut amüſiren, als es in einer deutſchen Reſidenzſtadt möglich iſt. — Herzog von Baſſano, fuhr er fort, ich beauftrage Sie, noch heute nach Paris zu ſchreiben und ſämmtlichen Mitgliedern meines Théâtre français die Weiſung zugehen zu laſſen, innerhalb vier Wochen nach Empfang meiner Ordre von Paris abzureiſen und ſich auf dem kürzeſten und ſchnellſten Wege nach Dresden zu begeben, wo der Kaiſer ſie erwartet. Wir wollen unſerm deutſchen Bundesgenoſſen zeigen, wie man bei uns in Frankreich Komödie ſpielt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, Herzog, wie ſehr ich mich freue, meinen alten Jugendfreund Talma und die junge, liebenswürdige Hippolyte Mars wiederzuſehen. Vergeſſen Sie nicht hinzuzufügen, daß Keiner von Allen zurückbleiben darf, damit das Enſemble nicht geſtört werde, was am Ende doch immer — auf der Bühne wie im Leben! — die Hauptſache bleibt.

Für ſich ſelbſt hatte der Kaiſer im geräumigen Schloſſe nur drei kleine Zimmer reſervirt, die im Erdgeſchoße des rechten Flügels liegen und deren Fenſter auf den großen, melancholiſch-ſtillen Garten hinausgehen.*)

Kaum eingerichtet, ließ Napoleon durch einen ſeiner Kammerdiener, — irren wir nicht, ſo war es Marchand geweſen — den „alten Maulwurf“ rufen, um ihn über gewiſſe Dinge auszufragen, die ihm ſehr am Herzen lagen.

---

*) Sein Wohnzimmer, mit chineſiſchen Tapeten ausgeſchmückt, und noch ganz in dem Zuſtande von 1813 erhalten, iſt, ſeitdem dies Palais zum öffentlichen Krankenhauſe umgeſtaltet worden, das Conferenzzimmer des oberſten Wundarztes, deſſen mitleidloſes Meſſer hier ſeine chirurgiſchen Operationen vorzunehmen pflegt. In dieſem Zimmer iſt eine Tafel aufgehängt, auf welcher die Zeit angegeben ſteht, wie lange Napoleon dieſe Räume bewohnt hat.

Nachdem Lieſenberg angemeldet und augenblicklich vorgelaſſen worden war, fragte er den Tiſchler:

— Welche Stimmung herrſcht jetzt in Dresden?

— Sire, faſt Niemand fühlt ſich behaglich, geſtand der Spion mit bewundernswürdiger Offenherzigkeit.

— Und warum? fragte Napoleon etwas unwirſch.

— Weil die ganze Bevölkerung durch die Laſt der ewig wiederkehrenden Einquartierungen bis auf das Mark der Knochen ausgeſaugt und heillos erſchöpft iſt. Ganz Dresden, ja ganz Sachſen murrt . . .

— Und der Hof? forſchte der Kaiſer.

— Scheint faſt eben ſo verſtimmt, wie das ganze Land . . .

— Ich kann es leider nicht ändern. Das, was ſein muß, muß ſein! Ich allein bin nicht Schuld daran. Den größten Theil der Schuld trägt der Verräther Friedrich Wilhelm von Preußen, der durch ſeinen bramarbaſirenden Aufruf „an ſein Volk“ ganz Deutſchland gegen mich aufgewiegelt und mit ſeinem ohnmächtigen Groll auch das ſächſiſche Volk und den ſächſiſchen

Hof angeſteckt hat.*) Einen Augenblick lang war ich Willens geweſen, auf den Kopf des eigentlichen Autors jenes „Aufrufs“ — wie früher auf den jenes ränkeſchmiedenden Aufhetzers Stein — einen Preis von hunderttauſend Francs auszuſetzen, um die Mäuler und Federn dieſer Friedensſtörer endlich zum Schweigen zu bringen. Doch habe ich mir die Sache reiflicher überlegt und gefunden, daß dies Geld unnütz hinausgeworfen wäre, weil es wenig oder gar nichts fruchten würde. Und darum unterließ ich es. Gibt's vielleicht auch hier in Dresden, wie in Wien, gewiſſe Unruhſtifter und Federhelden, die ſo frech wie jener Stein und Gentz gegen mich aufzutreten ſich erkühnen?

— Sire, ich kenne hier keine einzige Feder, die Ew. Majeſtät auch nur einigermaßen könnte gefährlich werden. Wir Sachſen ſind dazu viel zu pomadig und gemüthlich, um uns ſelbſt oder Andere zum Haſſe aufzureizen. Ew. Majeſtät haben in Dresden noch immer mehr Anhänger als anderswo. Zu dieſen gehört auch eine Frau . . .

---

*) Der Verfaſſer dieſes, in ganz Deutſchland zündenden und heroiſche Wunder bewirkenden Aufrufs war der Regierungs-Präſident Theodor Gottlieb von Hippel, der im Jahre 1843 zu Bromberg ſtarb und durch dies Schriftſtück den Beweis geliefert hat, daß es Zeiten gibt, in welchen eine einzige Feder größere Dienſte als Hunderte von Kanonen zu leiſten vermag.

— Und der Name derſelben? fragte Napoleon.

— Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge-Schönberg.

— Gut, daß Du mich daran erinnerſt! Im Trubel der Kriegsereigniſſe hatte ich dieſe Frau faſt ſchon ganz und gar vergeſſen. Jetzt, da Du ſie in mein Gedächtniß zurückgerufen haſt, ſteht ihr höchſt anziehendes Bild wieder ſo lebhaft vor meinen Augen, daß ich nun mehr als früher das Bedürfniß fühle, ſie perſönlich kennen zu lernen.

— Ew. Majeſtät werden es nicht bereuen, meinte der Spion, der die Gräfin genauer zu kennen ſchien, als ſie ſelbſt es vielleicht vermuthen mochte. — Dieſe Dame iſt zwar etwas überſpannt, aber . . . ſagte Lieſenberg und ließ dann abſichtlich eine Pauſe eintreten.

— Fahre fort, Maulwurf! befahl der Kaiſer.

— Ich will damit geſagt haben, fuhr Jener mit ſchlauem Lächeln fort, daß ſie in manchem Punkte zwar etwas exaltirt, in Einem Punkte aber ſicher nicht zu verachten iſt . . .

— Ah, ich verſtehe Dich alten Spaßvogel! Zum Glück kennſt Du meinen Geſchmack . . .

— Beſſer faſt als meinen eigenen und darf aus dieſem Grunde wohl vermuthen, ja ſogar behaupten, daß die Gräfin, die bei näherm Umgang außerordentlich gewinnt, Ew. Majeſtät ſehr gefallen wird.

In der Art und Weiſe, wie Lieſenberg dieſes „ſehr“ betonte, lag jener Grad unverſchämter Vertraulichkeit, welcher hinlänglich bewies, daß der Spion dem Kaiſer gegenüber ſich weit mehr als jeder Andere erlauben durfte.

— Du haſt meine Neugier rege gemacht, ſagte Napoleon; ich bin geſpannt, ſie bald einmal zu ſehen. Aber da es jedenfalls Verdacht erregen müßte, wenn ich mich entſchließen wollte, ſie in ihrer Wohnung aufzuſuchen, ſo wünſche ich Deine Anſicht zu erfahren, ob es nicht klüger und für mich gleichzeitig auch viel bequemer wäre, wenn die Gräfin ſich geneigt finden ließe, mich hier zu beſuchen, wo wir ganz entre nous ſind und von Keinem geſtört werden.

— Sire, entgegnete der Tiſchler, ich glaube ſchwerlich, daß eine ſo ſtolze Frau wie Gräfin Kielmannsegge ſich jemals entſchließen würde, den erſten Schritt zu thun.

— Schade, daß Graf Marcolini, durch Kränklichkeit in Prag zurückgehalten, gerade jetzt nicht hier iſt. Seine Schlauheit würde dieſe Schwierigkeit ſchnell beſeitigt haben. Aber da vorläufig nicht vorauszuſehen iſt, wann er nach Dresden zurückkehren wird, ſo ſoll es nun Deine Aufgabe ſein, die Gräfin zu bewegen, mir dabei entgegenzukommen. Wenn Du Letzteres bei ihr — gleichviel auf welche Weiſe! — durchzuſetzen vermagſt, dann wird dies ſicher nicht Dein Schade ſein, denn Du kennſt mich ſeit vorigem Jahre und wirſt Dich ſattſam überzeugt haben, daß ich der Mann bin, welcher treu geleiſtete Dienſte jederzeit würdig zu belohnen weiß.

Der Spion machte ſtillſchweigend ſeine Verbeugung.

— Begib Dich, geliebter Maulwurf, von hier geraden Weges in die Wohnung der Gräfin und lade ſie, im Nothfall ſogar in meinem Namen, ein, mir recht bald, womöglich noch heute, die Freude ihres Beſuchs zu ſchenken. Aber da ich den ganzen Tag über, wie Du ihr verſichern darfſt, anſtrengend mit Staatsangelegenheiten beſchäftigt bin, ſo kannſt Du ihr unter der Blume zu verſtehen geben, daß ihr Beſuch mir Abends viel lieber als bei Tage wäre. Bis Mitternacht will ich ſie erwarten. Weißt Du es durchzuſetzen, daß ſie vielleicht ſchon heute Abend meiner Einladung Folge leiſtet, dann ſollſt Du für Deinen Eifer, mir zu dienen, fürſtlich belohnt werden. — Suche zuvörderſt ihre Neugier zu erregen. Sage ihr, daß ich ihr Dinge von großer Wichtigkeit anvertrauen wolle und ſie deshalb ſobald als möglich zu ſprechen wünſche.

Aber mache ſie vor Allem darauf aufmerkſam, daß ich auch in Feldzügen dieſer Art kein Fabius Cunctator bin, der mit langen Präliminarien unnütz die koſtbare Zeit vertrödelt. Wie Hannibal ſage ich: Hora ruit.

— Sire, das verſtehe ich leider nicht! geſtand der Tiſchler.

— Die Stunde rennt, die Zeit drängt! Alſo mache, Tartufe, daß Du fortkommſt! Jetzt iſt eilf Uhr. Gegen Mittag erwarte ich Deine Antwort!

Liesenberg entfernte ſich mit lobenswerther Schnelligkeit.

Gleich darauf empfing Napoleon den Rapport des Prinzen von Wagram.

— Was bringen Sie Uns Neues, Berthier? fragte Seine Majeſtät.

— Morgen früh, Sire, rücken hier einige neu angeworbene franzöſiſche Garde-Regimenter, wie auch 12,000 Mann Fußvolk und Reiterei ein, welche General Bertrand brühheiß aus Italien bringt.

— Er hat ſich lange erwarten laſſen! Aber zehnmal beſſer ſpät, als gar niemals! Treffen Sie, Fürſt-Vice-Connetable, die nöthigen Vorkehrungen, daß ich morgen, zwei Stunden nach deren Ankunft, auf der Oſtra-Wieſe über ſie Heerſchau halten kann, und tragen Sie Sorge dafür, daß dieſe Truppen ſchon übermorgen nach der Lauſitz aufbrechen. — Haben Sie ſonſt nichts zu berichten?

— Sire, es ſind ſofort Veranſtaltungen getroffen worden, daß morgen oder ſpäteſtens übermorgen in allen Kirchen Dresdens zur Feier der beglückenden Ankunft Ew. kaiſerlichen Majeſtät ein Hochamt abgehalten werde.

— Damit erkläre ich mich vollkommen einverſtanden.

— Vor einer Viertelſtunde hat der Herzog von Baſſano dem Rathe der Stadt die Weiſung zugehen laſſen, am 13. Juni eine freiwillige Stadt-Illumination in großartigem Style anzuordnen.

— Panem et circenses, ſagten die Lateiner. Auch damit bin ich vollſtändig einverſtanden. Das liebe Volk will Etwas ſehen . . . dazu gibt es gern ſein Geld her, ſobald ihm etwas zum Anſtaunen und Bewundern geboten wird. Das Volk, Berthier, bleibt überall Volk, und die guten Deutſchen ſind — unter uns geſagt! — noch weit größere Maulaffen, als die Franzoſen. Vergeſſen wir darüber nicht das Allerwichtigſte! fuhr der Kaiſer fort. Sorgen Sie dafür, daß an der Befeſtigung Dresdens rüſtig fortgearbeitet und nichts verſäumt werde, um namentlich die Neuſtadt möglichſt ſicher zu befeſtigen und vor Allem die Straßen nach Königsbrück und Radeberg durch Aufführung hoher Schanzen zu decken. Dieſe Straßen müſſen mit Kanonen beſetzt und mit Palliſaden umgeben werden. Auch die Altſtadt muß verſchanzt und vor Allem das Wilsdruffer Thor vom Zwinger bis zur Jahnsgaſſe möglichſt ſchnell verpalliſadirt werden. Unter Anderm ſorgen Sie auch dafür, daß es unſern tapfern Kriegskameraden hier weder an Speiſe noch an Trank fehle, denn der Magen ſpielt eine Hauptrolle. Ertheilen Sie Befehl, daß morgen früh der Bau eines Theaters im linken Flügel des Schloſſes, in der ſogenannten Orangerie, in Angriff und in längſtens vierzehn Tagen vollendet werde, weil ich bis dahin meine Schauſpieler aus Paris erwarte, die ſo ſchnell als möglich hier eintreffen werden. Ich wünſche, daß ſie ein Mal wöchentlich auch im Hoftheater ſpielen ſollen, und werde einen meiner Kammerherren, den Grafen von Turenne, beauftragen, dazu Freibillets auszutheilen, weil ich nicht haben will, daß der ſächſiſche Directeur des plaisirs*) ſeine Hand dabei im Spiele haben ſoll. Der Menſch iſt mir noch vom vorigen Jahre her etwas unangenehm, weil er ſo knabenhaft wichtig thut, als ob er der liebe Herrgott, und als ob ſein

---

*) Hofmarſchall Karl Alexander Nikolaus Graf Vitzthum von Eckſtädt.

Adel viel älter, als der jedes andern ſächſiſchen Edelmanns wäre. Und doch habe ich mir, wenn ich nicht irre, von Marcolini erzählen laſſen, daß der erſte Vitzthum, welcher 1711 von Auguſt dem Starken gegraft worden war, halb Bauer, halb Lakai geweſen ſein ſoll. Vielleicht ſind dieſe Eckſtädts nur darum ſo ſtolz und eingebildet, weil Einer ihres Geſchlechts *) — nach der eben ſo lügenhaften als unverſchämten Ausſage unſeres großen Demokraten Grafen Mirabeau, — der Vater Friedrich Auguſt's I. von Sachſen geweſen ſein ſoll. Was die Leute nicht Alles zuſammenlügen, um dann und wann auch den Großen der Erde einen kleinen Schandfleck anzudichten! Sagt man nicht auch, daß mein Adjutant Flahault der Vater meines kleinen Lieblings Jules de Morny**) ſein ſoll? Glauben auch Sie an dieſes Ammenmärchen?

— O, nicht im Geringſten, betheuerte Berthier. Doch mit welchem Stücke, fragte der Fürſt von Wagram, um raſch davon abzubrechen, ſollen die Vorſtellungen der comédiens français hier eröffnet werden?

---

*) Graf Ludwig Siegfried von Vitzthum, der am 5. December 1777 in einem Zweikampf mit einem Herrn von Mayern gefallen iſt.

**) Graf Jules de Morny, geboren zu Paris am 23. October 1811, iſt, wie ganz Frankreich weiß, der natürliche Sohn der Königin Hortenſe und des Grafen Flahault.

— Ich überlaſſe dies dem Grafen von Turenne, der in dieſer Beziehung die Richtung meines Geſchmacks und die Wahl der Stücke, welche mir zuſagen, beſſer als jeder Andere meiner Umgebung kennt. Vor Allem wünſche ich, zuerſt meine kleine Mars wiederzuſehen. Der wahrheitsgetreue, doch mitunter etwas allzuſtrenge Abbé Geoffroy, der die Kritiken für das „Journal de l'empire“ ſchreibt, muß doch wohl Recht haben, wenn er unſere reizende Hippolyte den „Diamant du théâtre français“ zu nennen geruht, während er an meinem alten Freunde Talma oft genug kein gutes Haar läßt und ihm das Leben und ſeine Kunſt bisweilen recht ſauer macht. Ich hätte, ma foi, große Luſt, unſern boshaften Papa Geoffroy nachkommen zu laſſen, damit er abwechslungshalber auch einmal das Talent der deutſchen Mimen durch die Hechel ſeines Witzes ziehe und ihnen zeige, wie man in Frankreich Theater-Kritiken ſchreibt.

— Ich möchte wetten, ſagte der Fürſt von Wagram, daß die deutſchen Komödianten für Lob und Tadel der Kritik nicht minder empfindlich, als die Unſerigen ſein mögen.

— Die Menſchen, Berthier, ſind überall dieſelben, ſprach der Kaiſer und entließ den Vice-Connetable, um wenig Augenblicke ſpäter die neu eingelaufenen Berichte des Miniſter-Staatsſecretairs Maret entgegenzunehmen.

— Bringen Sie mir heute gute Nachrichten? fragte der Monarch.

— Faſt weiß ich ſelbſt nicht, ob ſie gut oder ſchlecht zu nennen ſind. Am 23. dieſes Monats trifft Ew. Majeſtät erlauchter Bruder, König Jerôme von Weſtphalen aus ſeinem vielgeliebten Kaſſel ein.

— Dieſe Nachricht iſt Keines von Beiden, meinte Napoleon, der auf den jüngſten ſeiner Brüder nur allzuhäufig nicht allzugut zu ſprechen war. Hat Graf Narbonne aus Wien geſchrieben?

— Bis jetzt noch nicht, doch erwarte ich ſtündlich deſſen Rückkehr . . .

— Ob ſeine Miſſion, den Kaiſer von Oeſterreich zu einem aufrichtigen Anſchluß an Frankreich zu bewegen, ihm wohl gelungen iſt?

— Ich erlaube mir, daran zu zweifeln . . .

— Und aus welchem Grunde? fragte Napoleon mit urplötzlich verfinſterter Miene.

— Alle unſere Plane ſcheitern an der hartnäckigen Politik des Herrn von Metternich, der ſich, ſoviel ich weiß, im Auftrage ſeines Souverains gegenwärtig im Feldlager des Kaiſers von Rußland aufhält und dort, wie leicht vorauszuſehen iſt, neue Ränke gegen Frankreich ſpinnt.

— Baſſano, Sie haſſen dieſen klugen Mann . . .

— Sire, nicht darum, weil er klug, ſondern nur deshalb, weil er maßlos ehrgeizig iſt.

— Mein Gott, wer iſt es nicht? Wollen Sie leugnen, daß auch Sie es ſind?

— Ich begnüge mich mit dem, was ich bin, Majeſtät.

— Er iſt Fürſt . . . Sie ſind Herzog!

— Ich bin arm; er iſt reich und wünſcht tagtäglich, ſich mehr noch zu bereichern.

— Das iſt nicht Ehr-, das iſt Geldgeiz! entgegnete der Kaiſer.

— Letzteres aber ſcheint faſt immer im Gefolge des Erſteren zu ſein . . .

— Und was hört man von Bubna?

— Morgen kehrt er aus Wien zurück . . .

— Was halten Sie von dieſem Mann?

— Er iſt ein willenloſes Werkzeug Metternich's und wünſcht, wie Jener, nichts ſehnlicher, als einen Bruch zwiſchen Sohn und Schwiegervater herbeigeführt zu ſehen.

— Schließlich wird man Uns bis zum Aeußerſten treiben. Meine Geduld, Maret, iſt bald erſchöpft! Und wenn ſowohl Bubna wie Narbonne aus Wien ungünſtige Nachricht bringt, dann bin ich feſt entſchloſſen, das Prevenire zu ſpielen und dem Kaiſer von Oeſterreich den Krieg zu erklären, bevor er Zeit und Kraft gefunden hat, Uns den Handſchuh hinzuwerfen.

— Ich rathe Ew. Majeſtät gerade in dieſem Augenblick, wo ſich alle Umſtände ungünſtig gegen uns geſtalten, mit Oeſterreich nicht zu brechen und lieber Alles aufzubieten, um es auf Ihre Seite hinzuziehen.

— Wie aber, wenn es mir mißglückt?

— Dann bleibt Ew. Majeſtät ja noch immer Zeit und Veranlaſſung genug, auch Oeſterreich zum Kampfe gegen Sie herauszufordern.

— Herzog von Baſſano, Sie haben Recht! Wir wollen Oeſterreichs Entſcheidung hier ruhig abwarten und erſt dann, wenn Kaiſer Franz ſich gegen Uns erklärt, den glänzenden Beweis führen, daß das große, einige Frankreich das ganze uneinige Deutſchland, ja ganz Europa, nicht zu fürchten braucht, rief der Kaiſer in hoher Begeiſterung und entließ durch eine huldreiche Bewegung ſeiner Hand den Miniſter, der, ſich ehrfurchtsvoll verneigend, das Cabinet ſeines Monarchen verließ.

Napoleon ſah unruhig auf die Wanduhr.

— Wo Lieſenberg ſo lange bleiben mag? fragte er ſich mit allen Anzeichen erwartungsvoller Ungeduld.

Schon längſt könnte er zurück ſein! — Ob die Gräfin wohl kommen wird? — fragte er ſich nach kurzer Pauſe. Mein Verſtand antwortet mir einfach: „Nein!“ Mein Herz aber ſagt mir: „Ja!“ Denn ich kenne die Schwäche der Frauen und weiß aus Erfahrungen hundertfacher Art, daß Keine von Allen ſtark genug iſt, der verlockenden Huldigung eines Mannes meines Namens, meiner Stellung, meiner Macht lange Widerſtand leiſten zu können. O Schwachheit, Dein Name iſt Weib, hat ja ſchon Shakeſpeare's „Hamlet“ geſagt und Hamlet war nur ein Prinz von Dänemark; ich aber bin Kaiſer der Franzoſen, und vor mir zittert die ganze Welt, wie jene vom Schreck verwirrte Ophelia vor Hamlet's gewitterdrohendem Angeſicht.

Und wiederum warf er einen fragenden Blick nach der Uhr, die Trägheit der Zeiger verwünſchend, die ſo peinlich langſam ſich fortbewegten und um ſo ſchneller den Grad ſeiner Unruhe vermehren halfen. Wer von unſern Leſern erinnert ſich nicht jenes italieniſchen Sprichworts aus dem Tagebuche der Gräfin: „Attendare e non venire e una cosa da morire?“

Der Kaiſer, der auf den glühenden Nadeln der peinlichſten Erwartung im Zimmer auf- und niederlief, verſuchte, ſo gut es ging, ſich endlich dadurch einige Beruhigung zu verſchaffen, daß er aus ſeiner Reiſebibliothek das erſte Buch, das ihm in die Hände lief, herauszugreifen geruhte, um ſeine brennende Aufregung durch den Balſam der Lecture abzukühlen. Es war ein Roman von Rouſſeau: der Titel zeigte „die neue Heloiſe.“

Napoleon warf ſich auf ſein Ruhebett. Eben hatte er zu leſen angefangen, als Ruſtan eintrat, um dem Kaiſer einen Beſuch anzumelden.

— Wünſcht mich eine Dame zu ſprechen? fragte Napoleon, ſich raſch erhebend.

— Nein, Majeſtät, erwiderte der treue Mameluk. Für dies Mal iſt es nur ein Kammerherr, der Graf von Turenne, der um die Erlaubniß bittet, Ew. Majeſtät den erſten Entwurf des Theater-Repertoire unterbreiten zu dürfen.

— Laß ihn eintreten, ſagte Napoleon unwirſch.

Als Turenne die Schwelle des kaiſerlichen „Conferenzzimmers“ überſchritt, ſagte ihm ein banges Vorgefühl, daß der Monarch — Niemand ahnte weshalb — nicht bei guter Laune war. Der Kammerherr, der jede Miene ſeines Herrn und Gebieters gründlich ſtudirt zu haben ſchien, wollte eben wieder umkehren, als der Kaiſer ziemlich barſch ihm zurief:

— Bleiben Sie, Turenne, bleiben Sie! Aber wenn das Repertoire, das Sie mir vorzulegen wünſchen, nicht kurzweiliger als der Ueberbringer desſelben iſt, dann bitte ich Sie, es lieber gleich wieder einzuſtecken und ein neues zu entwerfen.

— Ich ſchmeichle mir, Majeſtät, ſtammelte Turenne.

— Meinen Geſchmack errathen zu haben? unterbrach ihn Napoleon. Dann zeigen Sie mir den Wiſch!

— Hier iſt er, Majeſtät! lispelte der ängſtliche Kammerherr.

Der Kaiſer überblickte das Repertoire und ſchien damit zufrieden zu ſein, weil er darin die Crème ſeiner Lieblingsſtücke, mehr Luſt- als Trauerſpiele und unter Letztern nur „Phädra“ und „Oedipe“, aufgeführt fand.

— Ich billige vollſtändig Ihre hübſche Auswahl, fuhr er fort, und wünſche nur, daß nichts dazwiſchen komme, wodurch der Gang Ihres Repertoire's geſtört werden könnte. Jetzt, lieber Graf, bitte ich Sie, mich allein zu laſſen, weil ich, etwas ſtark ermüdet, vor dem zweiten Frühſtück noch einiger Augenblicke Schlafs bedarf, ſprach Seine Majeſtät und geruhte ſeinen Kammerherrn ſozuſagen allerhuldreichſt hinauszugähnen.

Als der Kaiſer, wieder allein, ſich von Neuem auf's Ruhebett warf, fiel ihm ſogleich wieder Lieſenberg ein.

— Wo dieſer Maulwurf nur ſtecken mag? fragte er ſich, ganz Aerger und ganz Ungeduld. Der Patron muß entweder be- oder gar ertrunken ſein, weil er nicht wiederkommt und mich ſo unverzeihlich lange auf die Antwort der Gräfin warten läßt. Wie erkläre ich mir ſein Ausbleiben? Wird ſie kommen? Oder wird ſie nicht kommen? — Voyons! ſprach der Kaiſer, der, von Jugend auf etwas ſehr abergläubiſch, ſich herabließ, in derlei zweifelhaften Fällen ſeine Patience-Karten als Orakel zu befragen.*)

In demſelben Augenblick, als das Geduldſpiel glücklich aufgegangen war, öffnete ſich hinter dem Rücken des Kaiſers, der, ſeine Karten beſchämt zuſammenſcharrend, ſich ſchleunig umſah, die Thür des Gemachs.

Die Perſon, welche eintrat, war Lieſenberg.

---

*) Es iſt bekannt, daß eines dieſer zahllos vielen Geduldſpiele, die der Kaiſer erfunden hat, noch heutzutage den Namen Patience-Napoleon führt.

Schluß des zweiten Bandes.

Städtische Bücherei · Wurzen

Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiſer Napoleon Buonaparte I.

Geſchichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritter Band.

Brünn, 1865.
Verlag von Fr. Karafiat.

Germ. Lit. / 19 Jhd

Druck von Georg Gaſtl in Brünn.

Erſtes Kapitel.

— Mann Gottes, bringſt Du gute Nachricht? fragte Napoleon ſeinen Leibſpion.

— Leider nicht, Sire! erwiderte der Tiſchler.

— Wie? Die gute Gräfin will nicht kommen?

— Majeſtät, ſie kann nicht kommen . . .

— Und warum nicht? fragte der Kaiſer.

— Weil ſie geſtern Nacht urplötzlich erkrankt iſt, erklärte Lieſenberg.

— Und was fehlt der lieben Frau?

— Bis jetzt weiß es noch Niemand! Einer ihrer Aerzte glaubt an Vergiftung . . .

— Ah! Und wer ſollte ſie vergiftet haben? forſchte Napoleon mit wachſender Theilnahme.

— Allem Anſcheine nach nur ſie ſelbſt . . .

— Was ſagſt Du?

— Etwas, was ich allerdings nur vermuthe, was aber ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, weil mir geſagt worden iſt, daß ſich die Gräfin ſchon ſeit Jahren mit Selbſtmords-Gedanken trug.

— Und weiß Niemand warum?

— Weil sie überspannt und unglücklich ist u sich eigentlich selbst nicht zu sagen weiß, wer o was sie unglücklich macht.

— Die Gräfin erinnert mich unwillkührlich Frau von Staël . . .

— Die kenne ich nicht, gestand Liesenberg.

— Das glaube ich Dir, ehrwürdiger Greis! D was sagen denn ihre Aerzte?

— Der Eine, der eben an Vergiftung glau findet den Zustand der Kranken höchst bedenklich; Andere dagegen, der diese Annahme hartnäckig zu streiten sich erlaubt, belächelt die Besorgniß seines C legen und behauptet, die Gräfin werde vielleicht sch morgen wieder frisch und munter wie ein Fisch Wasser sein.

— Die guten Aerzte wissen alle Nichts. Ich we ihr meinen Leibarzt schicken . . .

— Und glauben Ew. Majestät, daß er vielleicht m als jeder Andere seiner hochgelehrten Sippschaft wei

— Doctor Corvisart ist ein grundgescheidter Ma dessen Scharfblick schneller als Mancher seines Gleic den Sitz der Krankheit und die Ursache derselben ergründen weiß. Er wird sich und mir Gewißheit v schaffen, was ihr fehlen mag.

— Dies könnte durchaus nichts ſchaden. Jedenfalls würde ſich die Gräfin durch die zarte Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät hochgeehrt fühlen.

— Und glaubſt Du, Alter, daß es gut wäre, wenn ich, um der Kranken die Größe meiner Theilnahme zu bezeugen, vielleicht gleich mitginge?

— Das wäre allerdings das Beſte, rieth der Spion.

Der Kaiſer geruhte haſtig zu ſchellen. Eine Minute ſpäter erſchien der Mameluk.

— Rufe Herrn Corviſart! Ich wünſche, ihn augenblicklich zu ſprechen.

— Erſt unlängſt, Sire, iſt er ausgefahren . . .

— Wohin? fragte Napoleon mit gerunzelter Stirn.

— Um, wie er hinterlaſſen hat, die Hofbibliothek und Dresdens weltberühmte Bildergalerie zu beſuchen.

— Beide werden ihm nicht davonlaufen . . . Sende ihm augenblicklich zwei meiner Adjutanten nach . . . den Einen in die Hofbibliothek, den Andern in die Bildergalerie . . . ich erwarte ſeine Rückkehr ohne Aufſchub!

Ruſtan vollzog die Befehle ſeines Herrn.

Napoleon benutzte dieſen unvermeidlich gewordenen Aufſchub, um ſeinen Spion noch über Manches, das ihm wichtig zu ſein ſchien, gründlich auszufragen.

— Kennſt Du einen gewiſſen Baronet Cunningham?

— Sire, beſſer als meinen eigenen Vater!

— Iſt er noch immer in Dresden?

— Er hat ſich hier häuslich niedergelaſſen, macht großen Aufwand wie ein Nabob, wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinaus und dies Alles eigentlich nur darum, weil er, wie die halbe Stadt ſich erzählt, in Gräfin Kielmannsegge heillos verliebt ſein ſoll.

— Glaubſt Du, daß er reuſſirt hat? fragte der Kaiſer mit verdächtiger Neugier.

— Ich bin feſt vom Gegentheile überzeugt. Die Gräfin iſt viel zu kalt und beſonnen, um Jedem, der ihr den Hof zu machen wagt, ſich mir nichts dir nichts hinzugeben. Sie hält ihn, wie mir ſcheint, durch Verſprechungen hin und wird ſich wohl ſchwerlich jemals dazu entſchließen können, Letztere wahr zu machen, denn ihr Stolz erlaubt dies nicht!

— Du hältſt ſie alſo für tugendhaft?

— Mehr aus Princip als aus Neigung!

— Du ſcheinſt ſie genau zu kennen?

— Sire, ich habe ſie förmlich ſtudirt und kenne ſie beſſer als meine eigene Frau, aus welcher ich — verzeihen mir Ew. Majeſtät dieſe kleine Abſchweifung — niemals recht klug werden kann.

— Und vermutheſt Du, daß es auch mir ſchwer werden würde, mein Glück bei ihr zu machen?

— Bei meiner Frau? O, durchaus nicht!

— Tölpel, wer ſpricht von Deiner Frau?! Ich meine ja nur die Gräfin . . .

— Dieſe, Majeſtät, dürfte allerdings etwas mehr Schwierigkeiten als jede Andere machen, doch zweifle ich keinen Augenblick daran, daß, ſobald der Rechte kommt, er all' jene Hinderniſſe — reſpective Skrupel — ſchnell beſeitigen wird. Faſt alle Frauen ſind, glücklicherweiſe, über einen und denſelben Kamm geſchoren, und wer Eine unter ihnen zu beſiegen verſteht, beſiegt, mit wenigen Ausnahmen, faſt Alle.

— Du ſprichſt ja wie ein Buch . . .

— Das ich mir geſtern Abend aus der Leihbibliothek geholt, geſtand der pfiffige Tiſchler.

— Eh bien, mon cher, nous verrons! ſagte Napoleon, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand hinüberlenkend, der ihm vielleicht noch mehr am Herzen lag. Beſtätigt es ſich wirklich, daß zu der Zahl meiner hieſigen, im Geheimen agirenden Gegner auch die Königin von Sachſen und deren Tochter, Prinzeſſin Auguſte, gehören ſollen?

— Ich habe Grund, es allerdings anzunehmen, hauptſächlich darum, weil Letztere es Ew. Majeſtät niemals vergeben wird, daß Sie ihr die Tochter des Kaiſers vorgezogen haben.

— Beim Congreß zu Erfurt hatte ich einen Augenblick ernſtlich daran gedacht, um die Hand der Prinzeſſin von Sachſen anzuhalten; doch als ich ſie ſah, fand ich ſie, aufrichtig geſagt, ſchon viel zu alt für mich. *)

— Die Mutter, die ſich durch dieſe Zurückſetzung faſt eben ſo ſehr wie ihre Tochter gekränkt fühlen mag, ſoll allerdings entſchloſſen ſein, dem Umgange mit Ew. Majeſtät dadurch aus dem Wege zu gehen, daß Beide, Kränklichkeit vorſchützend, ſich noch im Laufe dieſer Woche zur Kur nach Teplitz begeben wollen . . .

— Das werde ich durchaus nicht zugeben. Man iſt mir die Rückſicht ſchuldig, wenigſtens ſo lange hier zu bleiben, bis ich abgereiſt bin.

— Ich finde dies ganz natürlich, entgegnete der

---

*) Prinzeſſin Marie Auguſte von Sachſen, geboren am 21. Juni 1782, war über neun Jahre älter, als die am 12. December 1791 geborene Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Die Erſtgenannte, im Munde des Volkes „Schloßguſtel“ genannt, blieb ledig, erreichte ein hohes Alter und ſtarb zu Dresden am 14. März 1863.

Spion, der die ſchwachen Seiten des Kaiſers beſſer als Mancher ſeiner nächſten Umgebung zu kennen ſchien.

— Wie denkſt Du über Graf Vitzthum?

— Die guten Dresdener nennen ihn blitzdumm, das aber iſt er nicht; ich halte ihn für intrigant und boshaft und habe Grund zu glauben, daß auch er kein allzugroßer Anhänger Ew. kaiſerlichen Majeſtät ſein mag.

— Derlei Nullen ſind mir ſo gleichgiltig, wie Mücken, die ſich auf die Abſätze meiner Stiefel ſtellen. Man ſtraft ſie am Empfindlichſten dadurch, daß man ſie gänzlich ignorirt.

Der Tiſchler machte eine zuſtimmende Verneigung.

— Daß Marcolini, fuhr der Kaiſer fort, aus Prag noch nicht zurückgekehrt iſt, muß ich ſchon darum beklagen, weil er allem Anſcheine nach doch wohl Jenen angehört, die es etwas treuer und ehrlicher als viele Andere mit mir meinen.

— Ew. Majeſtät geruhen gewaltig zu irren. Der Graf iſt ein ſchlauer Italiener, welcher es bald mit dieſer, bald mit jener Partei zu halten pflegt, je nachdem er hier oder dort größern Vortheil findet. Ich erlaube mir, Ew. Majeſtät noch einmal daran zu erinnern, daß nach Allem, was ich über ihn erfahren habe, es hauptſächlich Graf Marcolini geweſen iſt, der unſerm alten Könige den verteufelt klugen Rath gegeben hatte, nach Prag zu gehen, um von dort aus mit dem öſterreichiſchen Cabinet in geheime Unterhandlungen zu treten . . .

— Das wollen wir nicht mehr vergeſſen, ſagte Napoleon, welcher doppelt empört zu ſein pflegte, ſo oft er ſich in ſeinen Vermuthungen bitter getäuſcht fand. — Die Hauptſache aber habe ich vergeſſen. Zu den Perſonen meiner Umgebung, die ich hiermit Deiner ganz beſondern Aufmerkſamkeit empfehle, gehört vor Allem mein bisheriger Polizeiminiſter Fouché, Herzog von Otranto, den ich, weil gerade ihm am Wenigſten zu trauen iſt, von Paris nach Dresden kommen ließ, um ihn in einigen Tagen an die Stelle des Generals Bertrand, deſſen Ankunft ich morgen Früh erwarte, als Gouverneur meiner illyriſchen Provinzen nach Laibach zu ſchicken. Beobachte jeden ſeiner Schritte und laſſe Dir angelegen ſein, zu erfahren, mit welchen Leuten meiner Umgebung Fouché hier am Meiſten verkehrt.

— Ich werde nichts verſäumen, verſprach Lieſenberg.

Einen Augenblick ſpäter erſchien Doctor Corviſart. Einer der beiden Adjutanten des Kaiſers, der ſogenannte „Siegesbote“, Graf Anatole de Montesquiou, hatte ihn auf dem halben Wege nach der im Japaniſchen Palais befindlichen Hofbibliothek eingeholt und ihn im Namen Seiner Majeſtät aufgefordert, mit ihm ſogleich umzukehren.

— Sie müſſen mich, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Leibarzte, augenblicklich zu einem Kranken begleiten, an deſſen höchſt bedenklichem Zuſtand ich lebhaften Antheil nehme . . .

— Ich ſtehe zu Dienſten! ſagte Corviſart.

— Auf Wiederſehen! ſprach Napoleon zu Lieſenberg, nachdem dieſer ihm die Wohnung des bewußten Patienten genannt hatte. Morgen, acht Uhr, erwarte ich Dich!

Der Spion verſchwand wie ein Regenbogen.

Der Kaiſer beauftragte Ruſtan eine ſeiner beiden, Tag und Nacht ununterbrochen angeſpannten Equipagen augenblicklich vorfahren zu laſſen, um ſich in Begleitung ſeines Leibarztes, wie ſeines Leibmameluken, nach der Wohnung der Kranken zu begeben.

— Ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, ſagte unterweges Napoleon zu Corviſart. Der Patient, bei welchem ich Sie einführe, iſt eine vornehme Dame, die ich ſeit vorigem Jahre, doch bis zu dieſer Stunde nur aus der Ferne kenne. Heute, wo ich ſie näher kennen zu lernen gehofft hatte, erfuhr ich, daß jene Dame — ihren Namen ſollen Sie ſpäter erfahren — geſtern urplötzlich erkrankt iſt und nach der Ausſage eines ihrer beiden Aerzte vergiftet ſein ſoll. Weil Letzteres mich außerordentlich beunruhigt, habe ich ſofort beſchloſſen, Sie zu Rathe zu ziehen, um mir über den Zuſtand dieſer Dame — die mir durchaus nicht gleichgiltig iſt — Gewißheit zu verſchaffen. Da aber vorauszuſehen iſt, daß die Kranke — falls ſie noch bei Beſinnung wäre — bei meinem Anblick erſchrecken müßte, weil ſie noch niemals mit mir zuſammengekommen war, ſo wünſche ich, daß Sie ſich vorläufig ohne mich an ihr Krankenlager begeben und ihr unumwunden ſagen, daß Sie in meinem Auftrage erſchienen ſind.

— Je suis à vos ordres, entgegnete Corviſart.

Der Kaiſer ſaß wie auf Kohlen. Er brannte eines Theils aus bloßer Neugier, andern Theils aus wirklichem Mitgefühl für die Kranke, um Gewißheit zu erhalten, ob ihr Zuſtand in der That ſo bedenklich ſei, wie einer ihrer Aerzte und ſein Spion ihn geſchildert hatte.

Am Hauſe der Gräfin angelangt, bemächtigte ſich ſeines Körpers ein nervöſes Zittern, das ihn häufig, wenn er ſich in ähnlicher Aufregung befand, zu überfallen pflegte.

— Ihr Zittern, Sire, ſagte Corviſart, beweiſt nur allzuklar, daß Ew. Majeſtät ſehr unruhig ſind …

— Ich mag Ihnen durchaus nicht verhehlen, daß ich viel gefaßter in zehn Schlachten als in jenes geheimnißvolle Krankenzimmer zöge.

— Wir wollen vorläufig das Beſte hoffen, erwiderte der Arzt, um den Kaiſer einigermaßen zu beruhigen.

In's Vorzimmer eingetreten, fragte der Kammerdiener:

— Wen habe ich die Ehre anzumelden?

— Den Leibarzt des Kaiſers der Franzoſen, antwortete Corviſart.

— Und darf ich fragen, in weſſen Auftrage Sie erſcheinen?

— Auf Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers, entgegnete Napoleon in einem Tone, in welchem etwas Imperatoriſches lag, das dem Diener die Luſt zu weitern Fragen gründlich zu verleiden ſchien.

— Sogleich werde ich die Herren anmelden, ſagte der dienende Geiſt und öffnete die Thür des Empfangzimmers, in das er Beide eintreten ließ, während er ſelbſt ſich in's Schlafgemach der Gräfin begab.

Mit Einem Blick muſterte der Kaiſer die ganze Einrichtung des Salons. Das, was ihm dabei zuerſt in die Augen fiel, war das von Immergrün umrankte Bild Beethoven's, das hier über dem geſchloſſenen Klaviere hing.

Der Diener, gleich darauf mit der Nachricht zurückkehrend, daß der Beſuch des kaiſerlichen Leibarztes der gnädigen Frau herzlich willkommen ſei, begleitete ihn bis an die Schwelle des Gemachs, worin die Gräfin im blendenden Schnee ihres Bettes und in einem wahrhaft magiſchen Zwielicht zwiſchen Hell und Dunkel lag.

Nachdem Doctor Corviſart leiſe eingetreten war, erhob ſich die Gräfin, die, wie aus einem wonnig ſüßen Traume erwachend, ihn mit der leiſe hingeflüſterten Frage empfing:

— Habe ich denn auch recht gehört? Sind Sie wirklich Herr Doctor Corviſart.

— Woher, Madame, wiſſen Sie meinen Namen?

— Allen, die den Kaiſer kennen, kann auch Ihr berühmter Name nicht unbekannt geblieben ſein. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, ſagte die Gräfin, auf einen Lehnſtuhl zeigend, auf dem, eine Viertelſtunde früher, einer ihrer Aerzte, derſelbe, welcher ſo ſteif und feſt an Vergiftung glaubte, höchſt bedenklich ſein hochweiſes Haupt geſchüttelt hatte.

Corviſart ſetzte ſich. Während er den Puls der Kranken zwiſchen ſeinen Fingern wog, fragte die Gräfin, die nach kurzem Schlafe ſich wunderbar erholt zu haben ſchien:

— Sie erſcheinen im Auftrage des Kaiſers?

— Der an Ihrem Befinden, Madame, den lebhafteſten Antheil nimmt, erklärte der pulsprüfende Arzt. Kaum hatte Seine Majeſtät die erſte Nachricht von Ihrer plötzlichen Erkrankung erhalten, als der Kaiſer ſich beeilte, mich rufen zu laſſen, um ſich durch mich Beruhigung zu verſchaffen. Aber ich finde, aufrichtig geſagt, Ihren Puls ſo normal und ſo ruhig, daß jetzt auch nicht der kleinſte Anlaß zu irgend einer Art von Beſorgniß vorhanden iſt. Sie haben, wie mir ſcheint, einen heftigen Anfall von Migräne gehabt, der nun — Dank der kleinen Transpiration, die ſich eingeſtellt hat — gänzlich vorüber iſt und der — ich werde ſogleich Sorge dafür tragen — nicht ſo bald wiederkehren ſoll. Vor Allem aber geſtatten Sie mir, gnädige Frau, ungeſäumt zum Kaiſer zu eilen, um Seine Majeſtät über die plötzlich eingetretene Beſſerung Ihres Zuſtandes pflichtſchuldigſt zu beruhigen.

— Wie? Herr von Corviſart will mich verlaſſen?

— Um Ihnen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meinen Famulus, welchen ich aus Fürſorge für Sie gleich mitgebracht habe, vorzuſtellen, ſagte der Arzt und eilte in's Nebenzimmer, um den Kaiſer hereinzuholen.

— Nun, Corviſart, wie geht's der Kranken? fragte Napoleon.

— Beruhigen Sie ſich, Majeſtät! Die Dame iſt eben ſo wenig krank geweſen, wie Sie und ich. Kommen Sie, Sire, um ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Mit haſtigen Schritten folgte ihm Napoleon.

In dem Augenblick, als Letzterer in's Zwielicht des Zimmers der vermeintlichen Kranken eingetreten war, ſank ſie beim Anblicke dieſes ihr gänzlich unerwarteten Beſuches mit einem leiſen Schrei der Ueberraſchung wie ohnmächtig auf ihre Kopfkiſſen zurück.

Der Kaiſer eilte an ihr Lager. Theilnehmend bog er ſich über ihr Bett mit der leiſe hingehauchten Bitte:

— Erſchrecken Sie nicht; beruhigen Sie ſich! Ich war, hoch beſorgt, mit Corviſart hieher geeilt, um mich mit eigenen Augen von Ihrem Zuſtande zu überzeugen ... Corviſart findet Sie außer aller Gefahr ... Faſſen, erholen, ermuntern Sie ſich! bat der Kaiſer mit mehr Herzlichkeit, als mancher ſeiner Feinde ihm jemals zugetraut haben würde.

— Ich gehe, ſagte der ſchlaue Arzt, ſich leiſe auf den Zehen fortſchleichend, was Napoleon, ehrlich geſagt, durchaus nicht ungern ſah.

Die Gräfin ſchien nichts zu hören. Es war, als hätte ein todesähnlicher Schlaf oder Starrkrampf ſeine bleiernen Flügel über ſie ausgebreitet, die jeden ihrer Sinne in betäubende Feſſeln ſchlugen und ſie aller Kraft zu ſehen und zu hören, zu denken und zu fühlen beraubten. Sie vermochte nicht, ſich zu rühren.

— Erwachen Sie aus dieſer dumpfen Betäubung! Kommen Sie zu ſich, theure Gräfin! beſchwor ſie der Kaiſer. Der Mann, der in dieſem Augenblicke die Pulsſchläge Ihres Herzens fühlt, iſt ja kein Fremder mehr für Sie. Seit einem Jahre trägt er Ihr Bild als die ſchönſte und heiligſte ſeiner Trophäen wie eine unentweihte Reliquie in ſeines Herzens tiefſter Tiefe und brennt vor Begierde, Ihnen zu ſagen, wie theuer Sie ihm ſind.

Napoleon erwartete ein Wort der Antwort. Sie aber ſchwieg wie der Tod.

— Sollte dieſer Starrkrampf ein Vorgeſchmack des Todes oder Schein nur und Verſtellung ſein? fragte ſich der Kaiſer, welcher an der Wahrheit dieſes todesähnlichen Zuſtandes zu zweifeln begann. Was thun, um ſie zu erwecken? fragte er, ſich vergeblich um Rath und Beiſtand umſehend. Corviſart hat mich hier allein zurückgelaſſen! Unmöglich hat er dies ohne Grund und Abſicht gethan, ſagte er und geruhte einen Augenblick zu überlegen. Sollte dieſe Ohnmacht nur Komödie ſein? fragte er ſich und ſchien die Lethargie der Gräfin mehr und mehr zu bezweifeln. Sie will um keinen Preis erwachen, flüſterte er leiſe vor ſich hin. Und doch iſt ihre Hand ſo warm wie die Meinige, und doch ſchlägt ihr Herz nicht weniger laut als das Meine. Ich, Thor, der ich noch zweifle! Sie iſt eben ſo wenig todt wie ich! Sie ſpielt nur die Ohnmacht? wagte er zu denken, und gleichzeitig einen glühend heißen Kuß auf ihre unbeweglichen Lippen zu preſſen. Sie liegt wie todt vor mir und doch ſagt mir mein Herz und Alles, was ich in dieſem Augenblick empfinde, daß ſie lebt und ganz dasſelbe fühlen mag, was ich ſelber fühle. — Und warum ſich unnütz Skrupel machen? fragte er ſich, einen Moment ernſthaft nachdenkend. Warum hier noch unnütz eine Sekunde koſtbarer Zeit verlieren? Zeige ihr, daß du Mann biſt!

Napoleon ſprach nicht mehr . . . er ſchwieg. Die eingetretene Pauſe hatte nichts Unheimliches. Man hörte das geſchwätzige Tiktak der Wanduhr und das heitere Gezwitſcher der Kanarienvögel im Nebenzimmer.

Die Gräfin ſchien noch immer todt. Napoleon aber erwachte aus ſüßen Feen-Träumen.

Als er ſein Auge emporſchlug, erblickte er ſein in Lorbeer eingerahmtes Bild, das von der Höhe ihres Betts auf ihn herniederſah.

— Soll ich mit Gewalt ſie wecken? fragte ſich der Kaiſer. Nein, nein! ſagte er, raſch gefaßt. Dies ſchöne Haupt möge ruhig fortſchlummern, und erſt dann erwachen, wenn der Alp, der ſie gedrückt, ſie verlaſſen hat. Addio, carissima mia, felicissima notte! flüſterte er ihr mit halblauter Stimme zu, hauchte noch einen Abſchiedskuß auf ihre fieberhaft heiße Stirn und verließ dann geräuſchlos die glückliche Schläferin.

Im Vorhauſe erwartete ihn Doctor Corviſart.

— Sire, wie haben Sie die Kranke verlaſſen? fragte der kluge Aesculap.

— Sie ſchläft noch immer wie vorhin, entgegnete der Kaiſer, und ſcheint noch immer wie leblos.

— Sire, faſſen Sie Beruhigung! Unſere Todte wird frühzeitig genug erwachen, erklärte Corviſart und begleitete ſeinen kaiſerlichen Herrn und Gebieter an den durch Ruſtan geöffneten Wagen, der Beide pfeilſchnell nach dem Palais Marcolini zurückbrachte.

— Ich habe heute eine neue Erfahrung gemacht, geſtand Napoleon ſeinem Leibarzte. Jene liebenswürdige Patientin — ſpäter ſollen Sie deren Namen erfahren — gehört zu jenen klugen Frauen, welche inſtinktartig zu ahnen ſcheinen, daß ſie niemals mächtiger als in Augenblicken ſo meiſterhaft geſpielter Ohnmacht ſind.

Gräfin Kielmannsegge ſchlug bald darauf, nachdem der Kaiſer ſich entfernt hatte, ihre ſchlafmüden Augen auf und glaubte Alles, was unterdeſſen vorgefallen war, nur geträumt und nicht wirklich erlebt zu haben. Sie rieb ſich die ſchlummergerötheten Augen und ſchien untröſtlich darüber, ſich von dem Abgott ihrer Träume ſo ſchnell verlaſſen zu ſehen. Das ſchöne Traumbild war urplötzlich verſchwunden. Wachend begann ſie darüber ernſtlich nachzudenken. Ihr Herz füllte ſich mit Unruhe: in ihren Augen blitzten heiße Thränen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Erſt nachdem ſie ſich vollſtändig erholt hatte, verließ ſie das Bett. Als bald darauf der Arzt erſchien, dem ihr Zuſtand ſo viel Beſorgniß eingeflößt hatte, empfing ſie ihn mit heiterm Lächeln und mit den Worten:

— Sie haben ſich meinetwegen umſonſt geängſtigt. Meine Migräne iſt vorüber, und in dieſem Augenblicke fühle ich mich wohler wie jemals.

Der Arzt ſchien nicht wenig überraſcht.

— In früherer Zeit, als ich noch bei meinem Gemahle gelebt, erklärte die Gräfin, hatte ich derlei Anfälle ſehr häufig gehabt. Sie pflegten ſchnell vorüberzugehen, ließen aber faſt immer ungewöhnlich große Ermattung zurück. Heute dagegen fühle ich mich weniger angegriffen, als ſonſt.

— Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, entgegnete der Doctor, um ſo mehr, ſetzte er hinzu, da ich, ehrlich eingeſtanden, ſehr beſorgt um Sie geweſen war, weil ich an eine Art von Vergiftung geglaubt hatte . . .

— Wer hätte mich Aermſte vergiften ſollen? Ich leſe in Ihren Augen die Antwort darauf. Aber Sie irren ſich, lieber Doctor! Meine Selbſtmords-Gedanken habe ich längſt überwunden und als Balaſt über Bord geworfen. Ich bin jetzt weniger ſchwermüthig als ſonſt und finde ſeit Kurzem weit mehr Genuß am Leben als in früherer Zeit.

— Das freut mich, ſagte der Arzt, ihren Puls betaſtend, den er noch ziemlich aufgeregt fand. Ich werde Ihnen, fuhr er fort, noch eine Kleinigkeit verſchreiben, die Ihre angegriffenen Nerven vollſtändig beruhigen wird.

Nachdem er, wie immer, wenn er nichts Beſſeres wußte, eine harmloſe Gabe Gummi mimosae verordnet hatte, empfahl er ſich mit dem Verſprechen, gegen Abend wiederzukommen.

— Die Aerzte wiſſen doch Alle nichts, ſagte die Gräfin, dem Heilkünſtler, der mit dem Bewußtſein fortging, daß nur er ſie geheilt habe, lächelnd nachſehend. Dieſer Mann beſchäftigt ſich vor Allem mit der Schädellehre. Wie oft hat er meinen Kopf unterſucht, um daraus Schlüſſe auf mein Herz zu ziehen. Wenn gleich ſchon Machiavell geſagt hat, daß Kopf und Herz ein moraliſches Zwillingspaar iſt, ſo halte ich trotzdem die Schädellehre für eine Lehre von leeren Schädeln und jenen Doctor Gall, der ſie zuerſt auf's Tapet gebracht und ausgebeutet hat, für einen der größten Charlatane unſerer Zeit. — Nach den phrenologiſchen Unterſuchungen meines Arztes ſoll die hervorragendſte Eigenthümlichkeit meines Hirnſchädels Sanftmuth ſein; trotzdem bin ich nichts weniger als ſanft, ja geradezu das Gegentheil: heftig, aufbrauſend, jähzornig. Dieſe Kranioskopie iſt eine eitle Wiſſenſchaft, welche ſich ſelbſt faſt eben ſo ſehr wie die Andern täuſcht. Wäre ich wirklich ſo ſanft und gutmüthig, wie ihm mein Schädel erſcheint, dann würde ich jetzt, wo ich mit kaltem Blute überdenke, was wenige Stunden vorher zwiſchen mir und dem Kaiſer vorgefallen war, weniger aufgebracht ſein. Noch immer wage ich mir ſelber nicht einzugeſtehen, ob Alles ein glücklicher Traum oder — mir ſchaudert die Haut! — eine unglückſelige Wahrheit geweſen iſt. Ich zittere an allen Gliedern und muß tief erröthen, wenn Das, was ich in jenem todesähnlichen Zuſtande erlebt habe, kein Traum geweſen iſt.

Ihr Geiſt verſank in mißmuthige Betrachtungen.

— Was muß Er denken von Dir? fragte ſie ſich tiefbeſchämt. Muß ich nicht ihm gegenüber allen Nimbus verloren haben und in ſeinen Augen wie eine leichtſinnige Heuchlerin daſtehen, die mit ihm nur Komödie geſpielt hat? Ein banges Vorgefühl ſagt mir, daß er dies gewagte Gaukelſpiel früh genug durchſchaut hat und mich nun gründlich verachten wird. Letzteres aber würde ich ſchwerlich überleben.

Ihr Auge brach in Thränen aus.

Schwer gefoltert von dem Gedanken, ſich in den Augen des Mannes, den ſie mehr wie ſich ſelber liebte, vielleicht entehrt zu haben, mußte ſie unwillkürlich ihr Knie beugen und Troſt im Gebete ſuchen.

— Großer Gott! rief ſie aus, wenn ich wirklich gefehlt, wenn ich geſündigt habe, dann vergib es mir, denn das, was ich gethan, geſchah nicht aus Eitelkeit: es geſchah aus Liebe zu ihm!

In dieſem Augenblick wurde Horace angemeldet. Raſch erhob ſie ſich, um ihn ſo unbefangen, als ihr in dieſer Lage möglich war, willkommen zu heißen.

— Himmel, was iſt vorgefallen? fragte Cunningham im Vorgefühle banger Ahnung. Sie ſehen leidend und angegriffen aus . . . Charlotte, theure Charlotte, ſind Sie krank?

— Ich bin's geweſen, ſtammelte die Gräfin. Jetzt habe ich mich wieder erholt . . .

— Sie ſind krank geweſen und haben nicht ſofort zu mir geſchickt? Was, Gräfin, ſoll ich davon denken? fragte er in vorwurfsvollem Tone.

— Mein Unwohlſein hatte ſich ſo plötzlich eingeſtellt, daß es mir unmöglich geweſen war, Sie rufen zu laſſen. Mehrere Stunden lag ich ohne Bewußtſein . . .

Horace ſchien betroffen und beſtürzt zu ſein.

— Und war denn Niemand bei Ihnen? fragte er.

— So viel ich weiß, befand ſich, als mein Bewußtſein auf einen kurzen Augenblick zurückgekehrt war, nur einer meiner beiden Aerzte um mich . . . Außer ihm war Niemand bei mir . . .

— Sie ſcheinen feſt geſchlafen zu haben . . .

— Warum? fragte ſie mit großer Unbefangenheit.

— Weil Sie ſonſt durchaus wiſſen müßten, daß heute Vormittag außer Ihrem Arzte noch zwei andere Herren an Ihrem Krankenlager verweilt hatten . . .

— Was ſagen Sie? fragte die Gräfin.

— Etwas, was ich ſo eben aus dem Munde Ihres Kammerdieners erfuhr, der einen jener beiden Herren angemeldet hatte . . .

— Ganz recht, jetzt entſinne ich mich! Es war der Leibarzt des Kaiſers . . .

— Und wer ſandte Ihnen dieſen Mann? inquirirte Horace.

— Allem Anſcheine nach der Kaiſer ſelbſt, meinte die Gräfin.

— War nicht auch Er bei Ihnen? forſchte Cunningham weiter.

— Meine Augen haben ihn nicht geſehen, betheuerte die Befragte.

— Sie wiſſen alſo wirklich nicht, wer jener Andere geweſen, der in Begleitung des kaiſerlichen Leibarztes erſchienen war?

— Ich weiß es nicht! erklärte ſie.

— Dann will ich es Ihnen ſagen: jener Mann war der Kaiſer ſelbſt.

— Leicht möglich, entgegnete gleichgiltig die Gräfin, doch kann ich es nicht geradezu behaupten, da ich bewußtlos in den bleiernen Banden eines todesähnlichen Starrkrampfs lag und keine Ahnung hatte, wer um mich geweſen war.

Ein ſkeptiſches Lächeln verzerrte die Miene des Baronets, welcher achſelzuckend darauf erwiderte:

— Die Sache iſt ganz allerliebſt erfunden!

— Erfunden? wiederholte die Gräfin auffallend gereizt.

— Oder wünſchen Sie, daß ich dies hübſche, fein gedrechſelte Ammen-Märchen für Wahrheit halten ſoll? fragte Horace mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit. Gräfin

Kielmannsegge, Sie ſind eine Heuchlerin! rief er im Aufſprühen ſeines Zornes aus.

— Baronet, rief die Gräfin empört, Sie wagen eine Sprache zu führen . . .

— Zu welcher ich vollkommen berechtigt bin, erklärte der Gentleman.

— Die ich mir aber durchaus nicht gefallen laſſe, fuhr ſie fort. Baronet, wenn Sie jetzt zum zweiten Male fähig ſind, einem Verdachte Raum zu geben, der meine Ehre wie damals tief verletzen muß, dann kann ich vorläufig nichts Anderes thun, als Sie inſtändigſt bitten . . .

— Sie zu verlaſſen . . . das ſoll geſchehen! rief Horace in einem Tone, dem es leicht anzuhören war, daß ſein Jähzorn den Zündpunkt erreicht hatte. Augenblicklich, Madame, werde ich Sie verlaſſen: doch bevor ich gehe, will ich Ihnen zum Abſchiede nur dies noch ſagen, daß noch kein Weib auf Erden mich unbeſtraft getäuſcht und hintergangen hat. Horace wird ſich zu rächen wiſſen! rief der Baronet und ſtürmte leichenbleich zur Thür hinaus.

Die Gräfin war unfähig einer Antwort. Der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt. Sie ſtand wie eine zertrümmerte Statue da.

Zum Glück erſchien jetzt der Maler.

— Gräfin, wollen Sie einem Bildhauer ſtehen? fragte Graſſi.

Ihre Zunge ſchien noch immer gefeſſelt.

— Sie antworten nicht? Ei, ei, Gräfin, was bedeutet dies? Was hat Sie ſo urplötzlich der Sprache beraubt, daß Sie für den beſten Ihrer Freunde kein Wort der Antwort haben?

— Ich bin empört! rief die Gräfin.

— Ueber wen? fragte Graſſi voller Theilnahme.

— Ueber ihn, der mich ſoeben verlaſſen hat . . .

— Wie? Dieſer Rothkopf wagt es von Neuem . . .

— Meine Ehre auf's Empfindlichſte zu kränken. Dringen Sie nicht in mich, das Nähere darüber zu erfahren. Mehr *kann*, mehr *darf* ich Ihnen nicht ſagen . . .

— Mich trifft der Schlag! rief Graſſi.

— Faſſen Sie ſich, mein theurer Freund! Auch dieſe Kränkung werd' ich überwinden. Vor Allem aber bitte ich Sie, mir zu meiner Beruhigung das Verſprechen zu geben, jenen aufbrauſenden Tollkopf darüber nicht wie das erſte Mal zur Rechenſchaft zu ziehen. Das Geſchehene läßt ſich nicht ändern. Das Unvermeidliche muß ſtandhaft ertragen werden . . .

— Ich ſehe, wie Alles kommen wird! Sie werden ihm wieder verzeihen wie damals . . .

— Bei Gott, das werde ich nicht! ſchwur die Gräfin, ihre Rechte zum Himmel emporhebend. Nun aber kein Wort mehr davon!

— Erlauben Sie, daß ich gehen und morgen wiederkommen darf, ſagte der Maler und verließ die Gräfin, die noch immer wie vernichtet auf derſelben Stelle ſtand.

Als Frau von Kielmannsegge mit ſich allein war, ſank ſie wie ein von mitleidloſer Art gefällter Baumſtamm auf den Fußboden nieder.

Hier lag ſie bis gegen Mitternacht. Als ſie dann, in's Bewußtſein zurückgekehrt, die matten Augen aufſchlug, ſtand der große Arzt und Hirnſchädelkenner vor ihr.

Er hob ſie vom Teppich auf mit den Worten:

— Beruhigen Sie ſich, meine theure Gräfin! Es war nur ein kleiner Rückfall!

Dann verſchrieb er das dritte Recept und verließ die Gräfin, die, bis zum Tode erſchöpft, ſich gleich darauf zur Ruhe begab.

Zweites Kapitel.

Am Morgen des folgenden Tages arbeitete der Kaiſer (zu jenen Naturen gehörend, denen fünf Stunden ruhigen Schlafs genügen, um ſich ſelbſt von den heftigſten Anſtrengungen vollſtändig zu erholen) ſeit vier Uhr früh mit ſeinem Staats-Secretair, der, nicht minder thätig als ſein Herr und Gebieter, eine unermüdliche Arbeitsluſt beſaß.

— Wiſſen Sie, wie lange wir uns bereits kennen? fragte Napoleon ſeinen Miniſter.

— Sire, ich habe die Ehre, von Ihnen ſeit dem Jahre 1790 gekannt zu ſein.

— Es ſind jetzt dreizehn Jahre her. Wir wohnten damals in einem und demſelben Hauſe in der Rue Saint-Thomas du Louvre, in dem beſcheidenen „Hôtel garni de l'Union“, in welchem Sie Ihr Redaktionsbureau als Herausgeber des „Bulletin de l'Assemblée“ aufgeſchlagen hatten. Damals war ich Artillerie-Lieutenant, arm wie eine Synagogenmaus und gänzlich unbekannt in der Welt wie Millionen anderer Menſchenfinder. Sie dagegen waren damals ein bekannter un gefürchteter Journaliſt, vor deſſen ſpitzer Feder die ganz Nationalverſammlung, ja ſelbſt der allmächtige Donnergott derſelben, Graf Mirabeau, zu zittern pflegte. Letzterer ſtarb gerade zu rechter Zeit. Hätte er noch einig Jahre länger gelebt, wer weiß, wie Manches ſich i Frankreich ganz anders als nach ſeinem frühzeitig erfolgten Tode*) geſtaltet haben würde. Ich erinnere mic noch ſehr genau des Nekrologs, den Sie damals de Manen dieſes Jupiter tonans unſerer Revolution gewidmet hatten. Sie waren es, der ihn bei dieſem Anlaſſe den „Shakespeare der parlamentariſchen Beredſamkeit“ genannt.

— Ew. Majeſtät geruhen ſich zu irren. Das wa nicht ich, ſondern Barnave geweſen, welcher den todte Rieſen ſo getauft hatte.

— Ach ja, Barnave, den ich, beiläufig erwähnt, perſönlich faſt eben ſo genau wie Sie gekannt. In Barnave's Begleitung hatte ich dem feierlichen Leichenbegängniſſe Mirabeau's beigewohnt, und ich erinnere mich jeder Einzelheit dabei noch ſo lebhaft, als hätte man Mirabeau erſt heute früh beerdigt. Es war Montag am 4. April. Um 5 Uhr Abends begann der Leichenzug ſich zu ordnen; dem Sarge voraus ſchritt die Geiſtlichkeit. Der Sarg ſelbſt wurde, von Nationalgarden umgeben, von ſechzehn Bürgerſoldaten getragen. Der Cortège, den Raum einer ganzen Meile füllend, vermochte ſich durch den wogenden Andrang des Volkes nur ſo langſam fortzubewegen, daß er erſt gegen Mitternacht die Sainte-Geneviève-Kirche erreichte, wo Mirabeau's irdiſche Hülle neben jener unſeres größten Philoſophen René Descartes beigeſetzt ward. Auch Graf Mirabeau war, wie Sie, Journaliſt geweſen. Aber ſein „Courrier de Provence“, den ich, damals noch Unterlieutenant, ab und zu im Kaffeehauſe geleſen hatte, war ein höchſt mittelmäßiges Journal, während ich Ihr „Bulletin de l'Assemblée“, aufrichtig geſagt, ſtets mit großer Befriedigung las.

---

*) Mirabeau, geb. am 9. März 1749, war erſt zweiundvierzig Jahr alt, als er, wahrſcheinlich in Folge eines ihm heimlich beigebrachten Giftes, am 2. April 1791 (es war an einem Sonnabende) in ſeinem, in der Rue de la Chaussée d'Antin gelegenen Hôtel in den Armen ſeines Arztes Cabanis, umgeben vom General Grafen Maximilian Lamarque, vom Grafen Frochot und Herrn von Talleyrand, um halb neun Uh Morgens, ſeinen letzten Seufzer aushauchte.

— Sie waren jederzeit nachſichtig gegen mich . .

— Nachſichtig iſt nicht das rechte Wort. Sagen Sie lieber, gerecht, Freund Maret! Oft ſchwelge ich gern in Rückerinnerungen aus jenen Tagen glücklicher Vergangenheit, wo ich noch nicht die Laſt einer doppelten Krone trug. Oft gibt es Augenblicke, in denen ich mir leider geſtehen muß, daß ich als einfacher General und als erſter Conſul der Republik mich weit glücklicher gefühlt habe, wie a[illegible]iſer, jetzt, wo Rußland und Preußen ſich gegen mich verſchworen haben und — meine Ahnung ſagt es mir! — nicht eher ruhen werden, bis ſie auch Oeſterreich und meinen Schwiegervater in ihr heimtückiſches Netz gelockt haben. — Narbonne iſt noch immer nicht zurückgekehrt?"

— Bis jetzt noch nicht, Majeſtät. Doch erwarten wir ihn jeden Augenblick, entgegnete der Herzog von Baſſano, dem die finſtere Miene des Kaiſers nicht entgangen war.

— Haben Sie ſchon mit Fouché geſprochen? fragte Napoleon.

— Bis jetzt noch nicht, Majeſtät! Der Herzog ſcheint abſichtlich mir auszuweichen . . .

— Weil er kein reines Gewiſſen hat. Um ihn für Paris unſchädlich zu machen, ſchicke ich ihn als Stellvertreter Bertrand's vorläufig nach Illyrien und ſpäter wahrſcheinlich nach Rom.

— In zwei Stunden rückt Bertrand ein . . .

— Der meint es ehrlich mit mir! Wie freue ich mich, ihn wiederzuſehen! geſtand der Kaiſer. Wiſſen

Sie vielleicht, ob er ſeine hübſche Frau mitbringt,*) deren Sohn, Arthur Napoleon, ich vor zwei Jahren aus der Taufe hob?

— Die Gräfin befindet ſich in Paris.

— Schade! rief der Kaiſer, der ſchon damals an ihr viel Gefallen zu haben ſchien. Sorgen Sie dafür, daß mein treuer Bertrand bei ſeinem Einzuge in Dresden von der Bevölkerung mit wohlverdientem Enthuſiasmus empfangen werde.

— Es ſoll geſchehen! erwiederte der Herzog.

— Wie ſtehen die Sachen in Paris? Sind neue Berichte von der Kaiſerin-Regentin eingelaufen?

— Heute noch nicht, antwortete der Staats-Secretair.

— Madame iſt im Schreiben etwas ſaumſelig, meinte Napoleon, über deſſen Stirn eine Wolke leichten Mißmuths flog. Schreiben Sie noch heute meinem Erzkanzler Cambacérès und beauftragen Sie ihn in meinem Namen, der Kaiſerin mitzutheilen, daß ſie ſich bereit halten möge, in der letzten Woche des nächſten Monats mit mir in Mainz zuſammenzutreffen. Ich wünſche, daß ſie ſpäteſtens am 23. Juni von Saint-Cloud abreiſe und ſich in Begleitung ihres Palaſt-Präfecten, zweier Kammerherren und zweier Stallmeiſter über Chalons und Metz nach Mainz begebe, wo ich acht Tage ihr Geſellſchaft leiſten will. Von ihrem weiblichen Hofſtaate ſollen ſie, außer der Herzogin von Montebello, nur zwei Palaſtdamen, zwei rothe und zwei ſchwarze Kammerfrauen*) begleiten, mehr aber nicht! fügte Napoleon hinzu, der in manchen Punkten auffallend ſparſam, oft ſogar geradezu geizig war. Ferner wünſche ich, daß auch mein Adjutant, Graf Caffarelli, ſich dem Gefolge der Kaiſerin anſchließe. Es iſt unnöthig, das goldene Service mitzunehmen. Sie begnüge ſich in Mainz mit jenem von Silber. — Die erſte Nacht ſoll Ihre Majeſtät in Chalons, in der Wohnung des Präfecten, die zweite Nacht in Metz, ebenfalls in der Behauſung des Präfecten, übernachten und am Abende des dritten Tages in Mainz eintreffen. Auch wünſche ich, daß ſie nicht mehr als höchſtens zwölf Reiſewagen, vier für ſich und acht für ihr Gefolge, mit ſich führe. In allen drei Städten ſoll beim Empfange Ihrer Majeſtät das vorgeſchriebene Reglement auf's Genaueſte beobachtet werden. Die Gensd'armerie erſcheint in großer Uniform. Der General-Commandant der Diviſion hat die Kaiſerin, ihrem Range gemäß, bis an die Grenze ſeines Diviſions-Bezirks zu begleiten, car tel est notre bon plaisir! ſchloß er ganz im Tone des abſoluten Ludwig's XIV.

---

*) Gräfin Bertrand, Tochter des Generals Grafen Arthur Dillon, war eine der beiden Damen geweſen, die ihm ſpäter in's Exil nach Sanct-Helena gefolgt ſind.

---

*) Wir wiſſen leider nicht anzugeben, worin der Unterſchied in den Funktionen dieſer zweifarbigen Kammerfrauen beſtanden haben mag.

— Die Befehle Ew. Majeſtät ſollen pünktlich vollzogen werden, verſprach der Herzog von Baſſano, welcher ſich gleich darauf in ſeine Gemächer zurückzog.*)

Eine Stunde ſpäter, nach dem erſten Frühſtück, geruhte der Nimmerraſtende ſeinen Vice-Connetable Berthier zu empfangen.

Napoleon, der nach dem Frühſtück gewöhnlich bei guter Laune zu ſein pflegte, fragte ſeinen alten Waffen-Kameraden:

— Darf ich fragen, wie wir geſchlafen haben?

— Schlecht, Sire, ſehr ſchlecht! erwiederte der Fürſt von Wagram. In vergangener Nacht ſchreckte mich ein höchſt fataler Traum. Ich ſah aus dem dritten

---

*) Maret und Berthier bewohnten das erſte Stockwerk des Palais Marcolini, in das, zwei Wochen ſpäter, auch der König Jerôme von Weſtphalen und der König Joachim Murat von Neapel untergebracht werden mußten. Für den Grafen Narbonne-Lara waren zwei Zimmer eingerichtet.

Stockwerke eines deutſchen Schloſſes heraus, verlor dabei das Gleichgewicht und fiel auf das Straßenpflaſter hinab. Da ich zufällig an nichts ſo feſt und unerſchütterlich als an gewiſſe Träume glaube, ſo bilde ich mir ein, daß ich eines Tages nicht auf dem Felde der Ehre, ſondern im Kothe irgend einer Straße meinen Tod finden werde.

— O, ſei nicht kindiſch, alter Freund! Nur alte Weiber glauben an Träume. Ein Mann, wie Berthier, verlacht ſie!

— Das kann ich nicht, geſtand der Fürſt von Wagram, in deſſen finſtern Mienen ſich das Wetterleuchten einer gewitterſchwülen Ahnung offenbarte.*)

---

*) Berthier's Traum ging wirklich in Erfüllung. Zwei Jahre ſpäter fiel er (am 1. Juni 1815) aus dem dritten Stockwerke des Schloſſes zu Bamberg, in dem Augenblick, als eine ruſſiſche Colonne durch Bamberg nach Frankreich zog, auf das Straßenpflaſter herab und blieb augenblicklich todt. Das Gerücht, daß er ſich, allem Anſcheine nach, abſichtlich hinabgeſtürzt, hat ſchon darum viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil deſſen Ehe mit der Prinzeſſin Marie Eliſabeth von Bayern, mit welcher er ſich am 9. März 1808 vermählt hatte, nicht zu den glücklichſten gehört haben ſoll. Ein Franzoſe dagegen hat, um den Fürſten vom Verdachte des Selbſtmordes zu reinigen, die ziemlich lächerliche Fabel erfunden, ſechs verkleidete Männer, Emiſſäre eines deutſchen Geheim-

— Denken Sie nicht mehr daran, ſagte Napoleon und lenkte das Geſpräch auf die von ihm heute anberaumte Heerſchau. Ich freue mich, meiner alten Garde und den neuen Truppen, die mir Bertrand aus Illyrien zuführt, ſagen zu können, wie ich es kaum erwarten kann, ihre Tapferkeit bald auf neue Proben zu ſtellen. Es iſt zwar Waffenſtillſtand, bedauerte er, der Krieg aber, der unter der Aſche fortglimmt, wird bald von Neuem auflodern, und dann, Fürſt von Wagram, wollen wir allen Feinden, die ſich gegen uns verbunden haben, den Beweis liefern, daß der Waffenglanz Frankreich's eben ſo unüberwindlich iſt . . .

— Wie Ew. Majeſtät, unterbrach ihn Berthier.

— Treffen Sie noch heute die nöthige Verfügung, daß an Stelle des Grafen Durosnel, mit welchem ich nicht ganz zufrieden bin, Graf Laurent Gouvion-Saint-Cyr, der ſich in der Schlacht an der Moskwa den Marſchallſtab erworben hat, als Gouverneur unſerer guten Stadt Dresden eingeſetzt werde, und daß General Durosnel ſich vorläufig nach Torgau begebe, um die dortige

bundes, wären (bei helllichtem Tage) in Berthier's Zimmer eingedrungen und hätten ihn durch das Fenſter auf die Straße hinausgeſtürzt. — Berthier's Gemahlin, die ihren Gatten vierunddreißig Jahre überlebte, ſtarb zu Paris am Todestage ihres Gemahls, am 1. Juni 1849.

Feſtung zu inſpiciren. — In Bezug auf die von Ihnen zu Ehren meiner Ankunft angeordnete Illumination wünſche ich, daß Sie Rückſprache darüber mit meinem Geſandten Serra nehmen und ſich mit ihm über die Transparent-Inſchriften verſtändigen, die er am Geſandtſchafts-Hôtel anzubringen hat. Ich muß wirklich an Alles denken, ſagte der Autokrat, der keinen andern Willen als den ſeinigen zu reſpectiren pflegte. Sorgen Sie dafür, daß die Beleuchtung der Stadt ſo glänzend als nur möglich ſich geſtalte, denn meiner Anſicht nach gibt's auf Erden kein lächerlicheres Schauſpiel als eine mesquin verunglückte Stadtbeleuchtung. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme und Sie in Zukunft vor ſchwarzen Träumen huldreich bewahren möge!

Berthier begab ſich geradenweges zu Maret, um mit demſelben die nähern Details über die Inſceneſetzung der freiwillig-erzwungenen Illumination zu beſprechen.

Punkt acht Uhr erſchien der Spion.

— Du weißt? rief ihm Napoleon entgegen.

— Ich weiß bereits Alles, was Ew. Majeſtät mir ſagen wollen. Die Liſt der Gräfin iſt gelungen: ſie war eben ſo wenig krank geweſen, wie ich, und hatte, offenherzig geſtanden, geſtern das Bett nur darum nicht verlaſſen wollen, um nicht gezwungen zu ſein, den erſten Schritt zu thun. In Folge dieſer fingirten Krankheit hat ſich alles Uebrige wie von ſelbſt gemacht. Geſtatten mir, Ew. Majeſtät, daß ich zu dem glänzenden Siege, den Allerhöchſtdieſelben geſtern in aller Stille jenſeits der Elbebrücke davon getragen, meinen aufrichtigen Glückwunſch abzuſtatten.

— Liefenberg, Du biſt ein kleiner Tauſendſaſſa! ſagte der Kaiſer, der ſich im Nachgeſchmack des geſtrigen Triumphes, hocherfreut, die beiden Handteller rieb und einen Augenblick ſpäter ſeinem Mouchard eine Rolle mit hundert friſchgeprägten Napoleondors in die Fauſt drückte. Hier, alter Maulwurf, iſt Dein Honorar!

Liefenberg verneigte ſich ehrfurchtsvoll und tiefgerührt.

— Jetzt aber habe ich Dir einen neuen Auftrag zu ertheilen, welchen ich nur darum in Deine werthen Hände lege, um Dir einen fortgeſetzten Beweis meines Vertrauens zu geben. Nimm, alter Knabe, jenes grünſammetne, mit goldenen Bienen geſchmückte Etui, das dort auf meinem Arbeitspulte ſteht. Trage dasſelbe, ohne es unterweges neugierig zu öffnen, was Dir nicht ſchwer werden würde, da es unverſchloſſen iſt, zur Gräfin Kielmannsegge und übergib es ihr in meinem Namen als ein kleines, unbedeutendes Zeichen meiner Aufmerkſamkeit, mit der Bitte, dasſelbe als ein Andenken an das „Geſtern“ huldreichſt annehmen zu wollen. Gleichzeitig beauftrage ich Dich, die Gräfin im Namen des Kaiſers freundlichſt einzuladen, ihm heute Abend nach der Vorſtellung im Hoftheater, der er beizuwohnen genöthigt iſt, die Freude ihres Beſuches zu ſchenken. In dieſem Zimmer, ſage ihr, wolle ich ſie erwarten, um ihr heute noch Manches, was ich geſtern mit ihr zu beſprechen vergeſſen hatte, nachträglich mitzutheilen. Sollte es der Gräfin gefallen, Dich — Gott weiß, um was? — irgendwie auszufragen, dann ſei vorſichtig wie ein friſchgeſchliffenes Raſirmeſſer und ſtumm wie dort jene Streuſandbüchſe. Verſtehſt Du mich?

— Vollkommen, Sire! Ich bin zwar nur ein Tiſchler, aber, vielleicht ſchon aus dieſem Grunde, gehobelter als mancher Andere . . .

— Ich achte und ehre Dein Talent, ſagte der Kaiſer.

Liefenberg, der ſich dadurch bis in die Fußſpitzen geſchmeichelt fühlen mußte, ſchnitt Grimaſſen wie ein Bär, der ſoeben friſchen Jungfernhonig aufgeleckt hat.

Er nahm das Etui und ging. Und wie ſehr auch auf dem Wege zur Gräfin der Teufel der Neugier ihn bald am Rockſchoße, bald am Ohrlappen riß und ihn in Verſuchung führte, das Käſtchen zu öffnen, um Bekanntſchaft mit dem Kerne dieſer Schale zu machen, Lieſenberg widerſtand der Verſuchung und ließ es ungeöffnet.

Und ſo übergab er's der Gräfin.

Dieſe aber war vorſichtig genug, es in Gegenwart des Spions ebenfalls nicht zu öffnen. Mit der gleichgiltigſten Miene ſtellte ſie das Etui auf den neben ihr ſtehenden Tiſch mit den Worten:

— Danken Sie in meinem Namen Seiner Majeſtät dem Kaiſer für dieſen glänzenden Beweis ſeiner Allerhöchſten Aufmerkſamkeit und ſagen Sie ihm, daß ich von dem Inhalte desſelben um ſo mehr überraſcht und entzückt bin, weil ich, wie Sie ſehen, unmöglich errathen kann, was darin enthalten ſein mag. Das Was iſt, im Grunde genommen, mir ziemlich gleichgiltig. Den höchſten Werth, — berichten Sie auch dies Seiner Majeſtät — lege ich auf das Von wem! Der Kaiſer hat es mir geſchickt. Nur dies allein macht mich glücklich.

— Gewiß werden Sie um ſo glücklicher ſein, wenn Sie erſt den Inhalt dieſes Käſtchens kennen . . .

— Ich bin darin durchaus nicht neugierig, entgegnete Frau von Kielmannsegge, welche ſich an der unbefriedigten Spannung des Spions höchlich zu ergötzen ſchien.

— Wenn die Frau Gräfin auch nur die kleinſte

Ahnung von Dem hätten, meinte Lieſenberg, was in jenem grünen Verſteck enthalten iſt, dann würden Sie keinen Augenblick zaudern, es ſogleich in meinem Beiſein zu öffnen.

— Wiſſen Sie, was darin verborgen liegt? fragte die Gräfin.

— Ei freilich! entgegnete der ſchlaue Graukopf.

— Dann haben Sie eben ſo wenig Urſache, neugierig zu ſein, wie ich, die ich noch frühzeitig genug erfahren werde, was, um mit Herrn von Göthe zu reden, des „Pudels Kern“ iſt.

— Nun meinetwegen, entgegnete der Tiſchler, deſſen Neugier zu allen Knopflöchern ſeines fadenſcheinigen Ueberrocks herauslugte. Doch dabei, fuhr er fort, vergaß ich ganz und gar, mich auch des zweiten Theils meines Auftrages zu entledigen . . .

— Was haben Sie mir außerdem mitzutheilen?

— Seine Majeſtät der Kaiſer haben allerhuldreichſt geruht, um die Freude ihres Beſuches bitten zu laſſen . . .

— Und weiter nichts? fragte die Gräfin.

— Seine Majeſtät der Kaiſer wollen allergnädigſt geruhen, Sie heute Abend, nach der Vorſtellung, im Palais Marcolini zu erwarten . . .

— Sagen Sie Seiner Majeſtät, ſprach ſie, urplötzlich Halt machend.

— Was ſoll ich ſagen? fragte Lieſenberg.

— Daß Gräfin Kielmannsegge nicht kommen wird, lautete die Antwort.

— Iſt dies Ernſt? fragte der Spion.

— Jetzt iſt es neun Uhr früh; ich pflege nur Abends zu ſcherzen.

— Und wäre dies Alles, was ich Seiner Majeſtät in Ihrem Auftrage zu berichten hätte?

— Mehr habe ich nicht zu ſagen, erklärte die Gräfin mit dem ihr angeborenen Stolz und Hochmuth.

— Dann entferne ich mich, Frau Gräfin.

— Niemand, lieber Mann, hindert Sie daran.

— Ich habe die Ehre, mich beſtens zu empfehlen, ſagte der Mouchard und trat, tief gekränkt, ſeinen Rückzug an.

Jetzt erſt öffnete ſie das Etui. Im Innern lag ein prachtvolles Armband. In der Mitte desſelben glänzten drei große orientaliſche Perlen und zu beiden Seiten derſelben ſtrahlten fünf Edelſteine: ein blendend weißer Diamant, ein himmelblauer Saphir, ein roſenrother Rubin, ein grasgrüner Smaragd und eine pechſchwarze Granate. Dies antik gefaßte, ſtark maſſive Bracelette war das Prachtſtück eines Pariſer Juweliers, dem der

Kaiſer, — wenn wir anders gut unterrichtet ſind — dafür 20,000 Francs bezahlt haben ſoll, und das urſprünglich für den ſchönen Arm der Königin von Sachſen beſtimmt geweſen war. Mais l'homme propose et l'empereur dispose. Das Armband war zwar ganz dasſelbe geblieben, aber deſſen Beſtimmung eine andere geworden.

— Das, was mich daran am Meiſten freut, ſagte die Gräfin, iſt der im Innern der Spange eingegrabene Anfangsbuchſtabe des von grünen Epheuranken umſchlungenen Namens Napoleon und die darunter befindliche Inſchrift: „Pense à moi!“ Jede reiche Frau, wie ich, kann ſich vielleicht noch prachtvollere Armbänder beſtellen, aber nicht jedes Armband verbirgt in ſeinem Innern das immergrüne N. des kaiſerlichen Gebers, und nur aus dieſem Grunde wird es mir ewig theuer und bis an's Ende meines Lebens eine der ſchönſten und koſtbarſten Erinnerungen des geſtrigen Tages bleiben, geſtand ſich die Gräfin und probirte das Armband, welches für ihren Arm wie gemacht ſchien.

Nachdem ſie einen Augenblick lang ſich an dem bunten Farbenſpiele der Edelſteine, wie an dem jungfräulichen Glanze der drei Perlen ergötzt hatte, legte ſie es ruhig in das Sammet-Etui zurück und dachte dann nicht eher daran, als bis zu dem Moment, wo ſie es, da es zu dunkeln begann, in ihren Schmuckkaſten ſchloß.*)

Das aber, was die Freude der Gräfin auffallend vergällt hatte, war des Kaiſers Unzartheit, dies Andenken ihr durch die Vermittlung ſeines dummdreiſten und nur wenig verſchwiegenen Spions zugehen zu laſſen. Ihre Freude würde hundertfach größer geweſen ſein, wenn Napoleon Zeit und Gelegenheit geſucht hätte, es ihr ſelber zu überreichen. Sie mißtraute der Geſchwätzigkeit dieſes Monchard, und auch aus dieſem Grunde konnte die Freude, welche ſie über das Geſchenk empfand, nur eine getrübte ſein. Sogleich beſchloß ſie, den Empfang dieſes Geſchenkes allen Leuten ihrer Umgebung und ſelbſt dem beſten und nachſichtigſten ihrer Freunde, dem Profeſſor Graſſi, wohlweislich zu verſchweigen.

---

*) Dieſes koſtbare Armband, das die Gräfin aus leicht zu errathenden Gründen in ihrem Leben nur Einmal getragen haben ſoll, iſt nach ihrem Tode der Gegenſtand eines Prozeſſes zwiſchen ihrem Sohne aus erſter und ihrer Tochter aus zweiter Ehe geworden Jeder der beiden Erben wünſcht den Beſitz dieſes hiſtoriſch-merkwürdigen Schmuckgegenſtandes. Nach der gerichtlichen Abſchätzung ſoll der poſitive Werth dieſes Armbandes auf 4000 Thaler abgeſchätzt worden ſein, der Dresdner Hofjuwelier Elymeyer ſich aber bereit erklärt haben, das Doppelte dieſer Summe dafür zahlen zu wollen. Der Prozeß darüber iſt noch unentſchieden.

Die Freude, die ſie beim erſten Anblick dieſe Andenkens empfunden, hatte gleich darauf einen ſ herben Beigeſchmack von Reue angenommen, daß jen von Stunde zu Stunde geringer, dieſe dagegen imme heftiger zu werden begann. Die Reue — dieſes Neſſelfieber eines kranken Gewiſſens — ſchien den Edelſteinen ihren Glanz, dem Geſchenke ſeinen moraliſchen Werth geraubt zu haben. Sie gelobte ſich, es niemals anzulegen. —

— — — — — — — — — — — — — —

In der eilften Stunde hielt der Kaiſer auf der Oſtra-Wieſe große Heerſchau über mehr als zweiundzwanzigtauſend Mann, die an ihm unter klingendem Spiele und dem begeiſtertem Rufe „Vive l'empereur“ wie ſtolze Halbgötter vorüberzogen.

Als General Bertrand an der Spitze ſeiner zwölftauſend in Illyrien und Italien angeworbenen Soldaten herannahte, ritt der Kaiſer ihm entgegen und umarmte ihn unter dem tauſendſtimmigen Jubelrufe der Truppen, welche, ſtolz auf ihren Führer, entzückt von der Aufmerkſamkeit des Kaiſers, ihrem Enthuſiasmus für Letztern freien Lauf ließen.

Die Heerſchau währte drei volle Stunden. Erſt gegen drei Uhr Nachmittags kehrte der Kaiſer, gefolgt von ſeinem vielköpfigen Generalſtabe, nach dem Palais Marcolini zurück.

Unterdeſſen war Narbonne aus Wien angelangt. Napoleon empfing ihn mit geſpannter Erwartung.

— Nun, General, bringen Sie gute Nachricht? fragte Napoleon.

— Leider nicht, Majeſtät! entgegnete der Diplomat. Ich fand das Wiener Cabinet zum Abſchluß einer Allianz mit Frankreich ſo wenig geneigt, daß alle Mühe, die ich mir gab, des Kaiſers Abneigung gegen uns zu beſiegen, leider fruchtlos geblieben iſt. Man hielt mich mehrere Tage mit eitlen Verſprechungen hin, ohne auch nur einen Augenblick ernſtlich daran gedacht zu haben, ſie erfüllen zu wollen. Eine der einflußreichſten Gegnerinnen Ew. Majeſtät iſt die Kaiſerin Maria Ludovika, die vielleicht nur aus dieſem Grunde Herrn von Metternich und deſſen Rathſchlägen beim Kaiſer williges Gehör zu verſchaffen weiß.

— Glauben Sie nicht, daß Oeſterreich ſich wenigſtens neutral verhalten wird?

— Sire, ich befürchte leider das Gegentheil. Trotz aller Unentſchiedenheit des Wiener Cabinets wird es ſich allem Anſcheine noch frühzeitig genug der Politik unſerer Feinde anſchließen und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen.

— Und habe ich darum deſſen Tochter geheirathet? fragte Napoleon mit trotziger Erbitterung. Aber glauben Sie nicht, daß dieſe Felonie mich beſtürzt macht. Noch fühl ich Kraft und Muth in mir, auch mit Oeſterreich fertig zu werden.

— Oeſterreich, das ſeit dem Frieden von Schönbrunn neue Kräfte geſammelt hat, Sire, erſcheint mir ſchon darum als ein höchſt gefährlicher Feind, weil die Nation in ihrer Liebe zum angeſtammten Herrſcherſtamm opferfreudiger als jede andere iſt.

— Auch Frankreich wird in ſeiner Vaterlandsliebe, hoffe ich, niemals erkalten und gewiß eben ſo freudig entſchloſſen ſein, mir und ſeiner Zukunft neue Opfer zu bringen.

— Frankreich, Sire, ſcheint mir leider erſchöpft . . .

— Gleichviel! Ohne Ausſaat iſt niemals Ernte zu hoffen. Ich brauche ja vorläufig nur Soldaten . . . Das Geld findet ſich von ſelbſt! Das, was uns fehlt, nehmen wir, wie früher in Italien, jetzt unſern Feinden in Deutſchland ab . . . —

Um ſechs Uhr war großes Galla-Diner. Zur Rechten des Kaiſers ſaß der König von Sachſen; zur Linken ſaß General Bertrand. Mit Letzterm unterhielt ſich Napoleon mit einer Cordialität, die den an ſtrengem Etikettenzwang gewöhnten Landesvater Sachſens nicht ſehr angenehm zu berühren ſchien.

— Eh bien, Bertrand, fragte der Kaiſer, haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau?

— Sie lebt ſeit Kurzem bei ihrer alten Mutter in Paris*) und befindet ſich dort weit wohler als bei mir.

— Und hat ſie dort einen Kurmacher?

— O ja, Sire! geſtand ihr Gemahl; aber glücklicherweiſe iſt er jetzt bei der Armee in Deutſchland und hält ſich gegenwärtig hier in Dresden auf.

— Und ſein Name? fragte der Kaiſer.

— Ei, Sire, errathen Sie ihn nicht? fragte der General mit harmloſem Lächeln.

Auch der Kaiſer geruhte zu lächeln.

— Und wie befindet ſich unſer kleiner lockenköpfiger, ganz allerliebſter Arthur Napoleon? fragte der kaiſerliche Pathe dieſes Knaben.

— Er ruft ſchon längſt „vive l'empereur!„

— Das macht ſeiner Erziehung alle Ehre, fügte Napoleon hinzu. Und wie geht es Ihrer Frau? fragte er den ihm gegenüberſitzenden Marſchall Joſeph Mortier, Herzog von Treviſo.**)

---

*) Die Gemahlin des Generals Arthur Dillon, eine Couſine der Kaiſerin Joſephine, war eine Gräfin de La Touche.

**) Die Gemahlin des Herzogs hieß Anna Eva Himmes und war die Tochter des Koblenzer Gaſtwirths „zum wilden

— Sie lebt jetzt bei ihrem Vater in Koblenz und gebraucht dort, faute de mieux, die Molkenkur.

— Grüßen Sie von mir Ihre ſchöne Eva und unſern kleinen Napoleon, den ich, wie den lieben Bertrand, aus der Taufe hob. Meine Marſchälle und Generale, ſagte er zum Könige von Sachſen, ſind faſt Alle glücklich verheirathet, mit Ausnahme des Prinzen Joſeph Poniatowski, für den ich, aufrichtig geſagt, ſchon lange eine gute Partie ſuche. Wiſſen Ew. Majeſtät keine Paſſende für ihn? fragte der Kaiſer, der dabei an Prinzeſſin Auguſte zu denken ſchien.

— Leider nicht! erwiderte König Friedrich Auguſt, welcher ſich die Miene gab, jene Anſpielung nicht verſtanden zu haben.

Napoleon zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Nach aufgehobener Tafel geruhte der Kaiſer an der Seite des Königs in den Alleen des geräumigen Gartens eine Viertelſtunde auf- und abzugehen und an

---

Mann.“ Geboren am 19. Auguſt 1779, war ſie eine de ſchmuckſten Jungfrauen, eine wahre Loreley, als Mortier, damals Brigade-General, ſie am 25. Januar 1799 zu Traualtare führte. Sie überlebte ihren am 28. Juli 1835 i dem von Fieschi angezettelten Attentate gefallenen Gemah und ſtarb zu Paris allgemein betrauert im Jahre 1855.

ihn unter hundert andern Fragen urplötzlich auch die zu richten:

— Wie alt iſt jetzt Prinzeſſin Auguſte?

— Am 21. dieſes Monats feiern wir ihren einunddreißigſten Geburtstag.

— Dann iſt es hohe Zeit, Sire, daß ſie heirathe, wenn ſie anders ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, am Ende ſitzen zu bleiben, meinte Napoleon ärgerlich, daß ſein Verbündeter jenen Wink bei Tiſche ganz und gar ungeachtet ließ.

— Sire, entgegnete Friedrich Auguſt, der, en passant erwähnt, ſchon damals der „Gerechte" hieß, Ihre Königliche Hoheit haben Zeit, dieſe Sache ſo lange ruhig abzuwarten, bis ſich Jemand findet, welcher ihr mehr als jeder ihrer frühern Bewerber zuſagt.

Napoleon, der ſich durch dieſe Anſpielung getroffen fühlen mochte, geruhte das Geſpräch raſch abzubrechen mit den Worten:

— Es wird Zeit ſein, in die Oper zu fahren.

Gleich darauf empfahl ſich der König. — Erſt eine Stunde ſpäter fuhr der Kaiſer in Begleitung des Generals Bertrand und ſeines Leibmameluken Ruſtan in's Hoftheater.

Der Herzog von Baſſano hatte dafür Sorge getragen, daß ſein Herr und Gebieter von den im Theater anweſenden Franzoſen mit lauten Zeichen des ihnen anbefohlenen Enthuſiasmus empfangen und ſtürmiſch begrüßt wurde. Der Kaiſer aber verneigte ſich kaum.

Er wohnte in der Mittelloge, an der Seite des Königs von Sachſen, nur einem Acte der Oper bei, ſprach wenig oder gar nicht mit ſeinem gleichfalls etwas froſtig verſtimmten Nachbar in krebsrother Uniform und kehrte, ziemlich gelangweilt, vor neun Uhr nach der Friedrichſtadt zurück.

Lieſenberg, der dem Kaiſer kurz vor der Revue den Dank und die Antwort der Gräfin überbracht, hatte nicht unterlaſſen, Seiner Majeſtät Alles zu wiederholen, was geeignet war, ihn gegen ſie einzunehmen und beſtmöglichſt abzukühlen. Trocken hatte er deren dreiſte Worte: „Sagen Sie Seiner Majeſtät dem Kaiſer, daß Gräfin Kielmannsegge nicht kommen wird," abſichtlich mehr als einmal wiederholt, um ihn gegen ſie aufzuregen. Napoleon aber, der harmlos dazu gelacht hatte, ſchien darüber nicht im Geringſten gekränkt zu ſein.

— Wir wollen Alles mit Ruhe abwarten, hatte er zu ſeinem Spione geſagt und bald darauf ſeine Falbe beſtiegen, um ſich zur Revue zu begeben.

Unterdeſſen war es gänzlich Nacht geworden. Napoleon ſchien diesmal vergebens zu warten. Es ſchlug Zehn und . . . Niemand kam.

— Sollte die Gräfin wirklich Wort halten? fragte er ſich. Nein, nein, dies iſt nicht denkbar! Unmöglich kann ſie ſo grauſam ſein! Oder ſollte mein Geſchenk ſie etwa gar beleidigt haben? Nein, auch dies iſt nicht wahrſcheinlich, denn welche Frau liebt nicht Schmuckſachen?! Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, dann wird ſie doch noch kommen.

Der Kaiſer hatte dies kaum gedacht, als Ruſtan eintrat mit der Meldung:

— Eine ſchwarzverſchleierte Dame, Sire, bittet um Audienz . . .

— Hat ſie Dir ihren Namen genannt?

— Sie nennt ſich Charlotte von Schönberg.

— Ich habe alſo doch nicht geirrt! ſagte er triumphirend zu ſich ſelbſt. O wie ſchlau ſie iſt! Gräfin Kielmannsegge, die nicht zu kommen verſprach, hält ihr Verſprechen; dafür kommt nun Frau von Schönberg, um Jene zu entſchuldigen. Ruſtan, laſſe die Dame augenblicklich eintreten, rief er dem Mamelucken zu.

Dieſer eilte pfeilſchnell zur Thür hinaus. Die Gräfin harrte mit banger Ungeduld. Der Kaiſer empfing ſie im „Conferenzzimmer.“ —

Drittes Kapitel.

Am Morgen des folgenden Tages (12. Juni) brachen die franzöſiſchen Truppen, die der Kaiſer Tags zuvor gemuſtert hatte, nach der Niederlauſitz auf, um ſich dort dem Armeecorps des Marſchalls Oudinot Herzogs von Reggio anzuſchließen, der ſein Hauptquartier in Bautzen aufgeſchlagen hatte.

Am 13. Juni wurde, laut Vorſchrift, die glückliche Ankunft Seiner Majeſtät in allen Kirchen Dresdens durch ein Allerhöchſten Orts huldreich anbefohlenes Te deum gefeiert. „Abends war die Stadt beleuchtet, was jedoch, — wie der Verfaſſer des ſchon früher citirten „Tagebuchs“ hinzuſetzt — „ziemlich armſelig und ſpärlich ausfiel.“

Der Kaiſer gerieth darüber außer ſich.

Als er am andern Morgen ſeinen Spion um den Grund dieſer „armſeligen Illumination“ befragte, antwortete Lieſenberg:

— Die guten Dresdner können noch immer nicht vergeſſen, daß einer der Marſchälle Ew. Majeſtät ihre ſchöne Elbebrücke geſprengt hat . . .

— Ich hätte große Luſt, entgegnete Napoleon unwillig, morgen früh noch einen Pfeiler aus ſeinen Angeln heben zu laſſen, als Strafe dafür, daß die geſtrige Illumination ſo himmelſchreiend ärmlich war. Als ich um zehn Uhr Abends mit dem Könige von Sachſen durch die Altſtadt fuhr, war es in manchen Straßen ſo finſter, als ob urplötzlich egyptiſche Finſterniß eingetreten ſei. Ich werde den Magiſtrat darüber zur Rechenſchaft ziehen. Doch daß ich die Hauptſache nicht vergeſſe! Weißt Du nichts über Fouché mir zu ſagen?

Haller

— Der Herzog lebt hier ſehr zurückgezogen. Aus Langeweile hatte er bald nach ſeiner Ankunft ein kleines Liebesverhältniß angeknüpft . . .

— Mit wem? fragte die neugierige Majeſtät.

— Mit einer Nichte unſeres Theater-Directors Joſeph Seconda. Faſt jeden Abend bringt der Herzog von Otranto im Kreiſe dieſer Familie zu und ſcheint von dem Talente des hübſchen Mädchens — ſie heißt Ottilie und trällert hübſch — ſo ſehr entzückt zu ſein, daß er den kleinen, ſchwarzhaarigen, blauäugigen Wildfang tagtäglich mit Geſchenken aller Art überhäuft.

Geſtern ſchickte er ihr einen perſiſchen Shawl, der unter Brüdern ſeine fünfhundert Thaler werth iſt.

— Wenn Fouché von den Unſummen, die er in Paris zuſammengeſcharrt hat, hier keinen ſchlimmern Gebrauch macht, dann habe ich gegen derlei Verſchwendungen durchaus nichts einzuwenden. — Haſt Du nichts von Gräfin Kielmannsegge gehört?

— Seit drei Tagen iſt ſie Stadtgeſpräch, erklärte der Spion.

— Und warum? fragte Napoleon, ganz Neugier.

— Weil ſie ſeit drei Nächten in ihrer Wohnung vermißt wird und weil Niemand zu ſagen weiß, was ſeit dem Abende des eilften Juni aus ihr geworden iſt. Die Dienerſchaft der Gräfin, die über das Ausbleiben der Gnädigſten ſehr beſorgt zu ſein ſcheint, befürchtet, daß die Gräfin in einem Anfall von Verzweiflung ſich vielleicht gar ein Leid angethan habe. Seit geſtern wird ſie überall geſucht; aber nirgends iſt ſie zu finden . . .

— Sie wird vielleicht nur verreiſt ſein . . .

— Oder ſich irgendwo verſteckt halten, um ihren Leuten, wie ſchon manchmal, einen kleinen Schrecken einzujagen. Haben Ew. Majeſtät ſie nicht geſehen?

— Sie hat ſich vergebens erwarten laſſen, ſagte der Kaiſer.

Lieſenberg ſchüttelte ungläubig ſein ehrlich-graues Spitzbubenhaupt.

— Wie, Du wagſt daran zu zweifeln?

— Nur ein Wenig! antwortete der Spion. Ew. Majeſtät werden dieſen kleinen Zweifel gewiß verzeihlich finden, wenn ich mir die ganz unterthänige Bemerkung erlaube, daß ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugt habe, wie an jenem bewußten Abende, ſeit dem die Gräfin ſo geheimnißvoll verſchwunden iſt, eine ſchwarzverſchleierte Geſtalt — es war ſechs Minuten nach Zehn — die Schwelle dieſes Zimmers überſchritt und ſeitdem nicht wieder zum Vorſchein gekommen iſt.

— Glaubſt Du, ich hätte ſie umgebracht?

— Das weniger, Sire! Das Einzige, Majeſtät, was ich vermuthe . . .

— Schweige, Maulwurf, ſchweige! unterbrach ihn Napoleon. Ich bin durchaus nicht neugierig, das zu erfahren, was Du zu vermuthen geruhſt. Vor Allem empfehle ich Dir Verſchwiegenheit! Wenn neugierige Dummköpfe Dich fragen ſollten, was aus der Gräfin geworden ſei, dann ſage ihnen, daß ſie — ſo viel Dir darüber bekannt geworden — ſich auf eines ihrer Güter in der Nähe von Meißen oder Bautzen — die Wahl darunter überlaſſe ich Dir — zurückgezogen habe, um dem Geräuſche der Hauptſtadt zu entfliehen.

— Ich verſtehe, ſagte Lieſenberg, ſich verneigend.

— Du kennſt den Baronet Horace Cunningham, fuhr der Kaiſer fort.

— Ich habe die Ehre, ihn zu der Zahl meiner geſchätzten Klienten zu zählen, geſtand der Spion.

— Dann wird es Dir um ſo leichter ſein, mir zu ſagen, was er jetzt hier treiben mag?

— Vor Allem, Sire, iſt er eifrig bemüht, den guten Ruf der Gräfin Kielmannsegge unbarmherzig in den Grund zu bohren . . .

— Und warum thut er dies?

— Allem Anſcheine nach nur aus Eiferſucht . . .

— Man muß ihn vorläufig unſchädlich machen . . .

— Aber wie und auf welche Weiſe?

— Man muß ihn ein Wenig einſperren . . .

— Doch unter welchem Vorwande? fragte Lieſenberg.

— Man macht aus ihm einen Spion des Kaiſers von Rußland oder des Königs von Preußen . . . in dieſer Eigenſchaft arretirt man ihn.

— Das ſoll geſchehen, ſagte der Mouchard.

— Aber je eher deſto lieber! fügte der Kaiſer hinzu. Der unverſchämte Geck, der noch dazu Engländer iſt, ſoll die Ehre jener Dame nicht ungeſtraft beleidigen dürfen. — Ich komme noch einmal auf die fatale Illumination von geſtern zurück! Erkundige Dich, wer der unverſchämte Bube iſt, welcher, fünf Treppen hoch, neben dem Gewandhauſe, dem Hôtel meines Geſandten gerade gegenüber wohnt, an einem ſeiner Fenſter mein Bild an einem Bindfaden befeſtigt, und mit boshafter Inſchrift verſehen, aufgehängt hat.*) — Der Schurke muß exemplariſch beſtraft werden.

— Ich bin in der Lage, Ew. Majeſtät ſogleich die gewünſchte Auskunft geben zu können. Es wohnt dort ein preußiſch geſinnter Schneider: er heißt Fein und iſt — grob!

— Auch ihn muß man einſperren laſſen, denn derlei Späße gefallen Uns nicht. Nun geh' und trage Sorge dafür, daß der bewußte Spion des Kaiſers von Rußland wie auch die königlich preußiſch geſinnte Schneider-Seele noch heute der Dresdner Polizei angezeigt und von ihr feſtgenommen werde.

Der Spion trat ſeinen Rückzug an. Eine Viertelſtunde ſpäter erſchien der Staats-Secretair.

— Sind neue Nachrichten aus Wien angelangt? fragte Seine Majeſtät.

---

*) Die Transparentſchrift unter dieſem Bilde lautete: „An dieſem Strick hängt unſer Glück!“

— Ja, Sire! Soeben erhalte ich eine brühwarme Depeſche mit der Nachricht, daß am 26. dieſes Monats der öſterreichiſche Haus-, Hof- und Staatskanzler, Graf von Metternich, der erſt morgen oder übermorgen aus dem Feldlager des Kaiſers von Rußland heimkehrt, hier eintreffen wird, um im Namen ſeines Souverains, Ihres erlauchten Schwiegervaters, mit Ew. Majeſtät in mündliche Unterhandlungen zu treten.

— Und was erwarten Sie von ſeinem Kommen?

— Nichts Gutes, Sire! Er iſt und bleibt unſer Feind! erklärte Maret.

— Doch, wenn ich ihn für mich zu gewinnen ſuche?

— Dann, Majeſtät, wäre Manches gewonnen . . .

— Eh bien, nous verrons! ſagte Napoleon.

— Drei Tage vor der Ankunft des Herrn von Metternich trifft auch der erlauchte Bruder Ew. Majeſtät, der König von Weſtphalen, hier ein. Darf ich fragen, wo er wohnen ſoll?

— Wo Sie wollen, nur hier nicht! ſagte der Kaiſer, dem die Ankunft ſeines Herrn Bruders ziemlich gleichgiltig zu ſein ſchien. Wann aber kommen meine Herren Schauſpieler?

— Ich erwarte ſie am 24. Juni . . .

— Wird auch Mademoiſelle Georges nicht ausbleiben?

— Sie ſoll Petersburg, wo ihr Gaſtſpiel ſo großes Aufſehen erregt, in einigen Tagen verlaſſen wollen, um noch zu rechter Zeit hier einzutreffen. Die Kaiſerin Eliſabeth Alexeewna von Rußland hat unſerer Künſtlerin, wie ein Petersburger Journal erzählt, am Abende ihrer zweiten Benefiz-Vorſtellung ein Armband für 10,000 Rubel geſchenkt.

— Das der Gräfin, dachte Napoleon bei ſich, hat mir kaum halb ſo viel gekoſtet. Und wie befindet ſich Mademoiſelle Mars?

— Sire, den Umſtänden nach, ziemlich wohl; denn vor Kurzem iſt ſie, wie meine Frau mir aus Paris geſchrieben hat, incognito von einem hübſchen Knäblein entbunden worden.

— Und der neidenswerthe Vater dieſes Kindes? fragte der Kaiſer, der in dieſem Augenblicke wiederum ganz Neugier war.

— Iſt ein Schweizer-Officier, Namens Brown.

— Ei, ei, wer hätte das gedacht?! Stille Waſſer aber ſind die tiefſten, und unſere kleine Mars macht alſo keine Ausnahme von den Uebrigen — Apropos, fragte Napoleon mit einem leiſen Anfluge von Beſorgniß, hat der Regentſchaftsrath, Unſer Vetter Cambacérès, noch nichts von ſich hören laſſen?

— Bis jetzt, Sire, noch keine Sylbe!

— Dann iſt wahrſcheinlich nichts Wichtiges vorgefallen, meinte der Kaiſer, ſich ſchnell wieder beruhigend. — Herzog von Baſſano, fuhr er fort, ich will Ihre koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen und mit Ihrer gütigen Erlaubniß heute Vormittag allein und ungeſtört ſein.

Der Herzog von Baſſano entfernte ſich. Leiſe öffnete ſich eine geheime Tapetenthür. Der eintretende Beſuch war Gräfin Kielmannsegge.

— Wie haben Sie geſchlafen, ſchöne Frau? fragte der Kaiſer, ihr zärtlich entgegeneilend.

— Heute, Sire, weit ruhiger als geſtern . . .

— Sie ſehen wie eine blühende Roſe aus . . .

— O ſpotten Sie meiner nicht, ſagte die Gräfin, beſchämt die noch etwas angegriffenen Augenlider niederſenkend. Meine Spiegel ſagen mir das Gegentheil: ich ſehe blaß und leidend aus.

— Einbildung, theure Freundin, nichts als Einbildung! In meinen Augen, holde Frau, ſind Sie ein lachender Frühling . . .

— Der im Stillen tauſend Herbſtthränen weint . . .

— Aber, mein Gott, warum denn eigentlich? fragte der Kaiſer, ihre Hand erfaſſend.

— Sire, ich klage mich einer Sünde an . . .

— Die Ihnen der Himmel vergeben wird, unter-

//

brach ſie Napoleon, ihre Finger an ſeine Lippen ziehend. Liebe kann niemals ein Verbrechen ſein!

— O doch, Sire, o doch! Bedenken Sie, daß ich verheirathet bin . . .

— Dann tröſten Sie ſich mit mir! Unter allen Sünden iſt die der Liebe jedenfalls die verzeihlichſte. Fangen Sie deshalb keine Grillen mehr, bat der Kaiſer mit einer Herzlichkeit, die ihr außerordentlich wohl zu thun ſchien.

— Ich habe Sie alſo doch nicht verkannt, erwiderte die Gräfin. Die Welt nennt Sie einen Egoiſten. Bei Gott, Sie ſind es nicht! Ihr für kalt verſchrieenes Herz fühlt tiefer und wärmer als das hundert Anderer.

— Auch ich, geſtand Napoleon, habe mich in Ihnen durchaus nicht getäuſcht, und gern geſtehe ich, daß ich die Stunden, die ich mit Ihnen hier verleben darf, zu den angenehmſten, ſelbſt zu den glücklichſten meines Daſeins zähle. Ja, Gräfin, ja, Sie lieben mich!

— Sire, mit allen Kräften meiner Seele! betheuerte die Glückliche.

— Doch *warum*, Engel, lieben Sie mich? fragte ſeine Eitelkeit.

— Weil Sie in *meinen* Augen mehr als ein gewöhnlicher Held, weil Sie, mir gegenüber, ein Halbgott ſind!

— Der Weihrauch Ihrer Bewunderung berauſcht mich. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ruhig, wie glücklich ich mich in Ihrer Nähe, in der Atmoſphäre Ihres Geiſtes fühle. O, wenn Sie meine Frau wären!

Die Gräfin zuckte, tief erſchreckt, zuſammen.

— Ihre Frau? wiederholte ſie mit zitternder Stimme. Sire, dieſer Gedanke macht mich ſchwindlich! rief ſie, mit beiden Händen ihr in Röthe aufflammendes Geſicht verbergend.

— Geben wir nicht alle Hoffnung auf! Heinrich der Achte hatte ſechs Frauen . . .

— Von welchen er zwei enthaupten ließ,*) ſetzte die Gräfin hinzu.

— Von mir haben Sie das nicht zu befürchten . . .

— Von der Erſten **) und der Vierten ***) geſchieden, ſchloß der achte Heinrich ein ſechstes Ehebund mit Katharina Parr, Witwe des Lord Latimer, mit welcher er leider auch nicht glücklicher als mit den beiden andern ſeiner Katharinen geweſen war, und die nur einzig und allein durch ihre Klugheit und Nachgiebigkeit dem Beile des Henkers entrann.

---

*) Anna Boleyn und Katharina Howard.

**) Prinzeſſin Katharina von Aragonien.

***) Prinzeſſin Anna von Cleve.

— Ich bewundere Ihre Kenntniß der Geſchichte . . .

— Wir lernen dies in der Schule . . .

— Marie Louiſe iſt doch etwas unwiſſender, geſtand ſich der Kaiſer.'

— Vielleicht will ſie es nur darum ſcheinen, weil auch ihr nicht entgangen ſein mag, daß unwiſſende Frauen über große Männer oft weit größere Herrſchaft auszuüben verſtehen, als die größten Vielwiſſerinnen. Sire, mir fällt dabei unwillkührlich Jean Jacques Rouſſeau ein. Den größten Starrkopf Frankreichs hat ein ſo ſchwaches, rohes, ungebildetes Weib wie Thereſe Levaſſeur, ſeine ehemalige Wäſcherin, dreiunddreißig Jahre hindurch mit unbeſiegbarer Allgewalt zu beherrſchen gewußt. — Vielleicht, geſtehe ich mir oft genug, habe ich meine beiden Männer nur darum nicht glücklich gemacht, weil ich etwas mehr gewußt, als ihnen, aufrichtig geſagt, angenehm zu ſein ſchien. Auch die Unwiſſenheit hat großen Reiz . . .

— Für Männer, welche blos ſinnlich ſind, gloſſirte Napoleon. Unſer Einen beſticht nur der Geiſt. Und jede Frau, die ſo geiſtreich wie Gräfin Kielmannsegge iſt, darf, wenigſtens mir gegenüber, ihres Sieges zu allen Zeiten gewiß ſein.

— Sie werden mich alſo nicht vergeſſen? fragte die Gräfin, die jetzt ganz Liebe war.

— Niemals, Gräfin, niemals! betheuerte der Kaiſer.

— O, wie ſtolz, wie glücklich mich dies macht! rief die Schwärmerin hoch entzückt.

Seine Majeſtät geruhten ſie zu umarmen.

— Im Schloſſe zu Verſailles, erzählte der Kaiſer, fiel mir einſt, als ich noch armſeliger Unterlieutenant im vierten Artillerie-Regimente La Fère geweſen war, das Bildniß einer Dame auf, die meine ganze Neugier in Anſpruch nahm. Ich fragte mehr als Einen, ob er mir zu ſagen wiſſe, wer jene Dame geweſen ſei? — Aber Keiner von Allen wußte es. Aus reiner Neugier ſah ich, obgleich damals höchſt fühlbare Ebbe in das bodenloſe Meer meiner Geldbörſe eingetreten war, mich genöthigt, einen Catalog zu kaufen, um durch ihn in Erfahrung zu bringen, wer das Original jener Copie geweſen ſein mag. Erſt durch ihn erhielt ich Gewißheit. Jene göttlich ſchöne Frau, der, beiläufig erwähnt, Sie ſprechend ähnlich ſehen, war Frau Marie Anne de Nesle, Gemahlin des Marquis de la Tournelle, welche ...

— Ludwig XV. als Dame ſeiner vorübergehenden Gunſt zur Herzogin von Châteauroux erhob, ergänzte die Gräfin.

— Ei, Sie wiſſen aber auch Alles . . .

— Sire, bis auf Vieles, was ich — Dank der gütigen Vorſehung! — bereits vergeſſen habe, wozu unter tauſend andern Dingen auch das gehört, welches Ende jene Herzogin von Châteauroux genommen hat?

— Verkannt und geſteinigt vom Metzer Pöbel, war ſie urplötzlich erkrankt und ſtarb, wahrſcheinlich vergiftet von ihrem Gegner Maurepas — in dem Augenblick, als der König im Begriff ſtand, ſie aus ihrer Verbannung zurückzurufen.

— Iſt ſie nicht ein warnendes Beiſpiel? fragte die Gräfin.

— Ich verſtehe Sie, ſagte der Kaiſer. Sie aber haben nichts Aehnliches zu befürchten, denn ich denke eben ſo wenig daran, Sie zu einer Herzogin von Châteauroux zu erniedrigen, als es Ihnen jemals einfallen wird, mich zu der ſchwindelnden Höhe eines fünfzehnten Ludwig's erheben zu wollen.

— Ich halte Sie zu groß dafür, entgegnete die Gräfin, die in dieſem Punkte ganz aufrichtig war. Nun aber iſt es hohe Zeit, daß ich mich entferne . . .

— Sie wollen mich ſo früh verlaſſen? fragte Napoleon, ſie zärtlich zurückhaltend.

— Ich eile nach einem meiner Güter. Meine Dienerſchaft, die mich hier vermiſſen muß, wird — Gott weiß was? — von mir denken müſſen, und Herr Graſſi wird der Erſte ſein, deſſen Beſorgniß über mich

Erkundigungen aller Art anſtellen und mich überall ſo lange ſuchen wird, bis er mich endlich gefunden hat. Schmochtitz liegt eine Stunde von Bautzen.

— Wir werden Sie dort jedenfalls beſuchen, verſprach der Kaiſer.

— Ich rechne darauf, entgegnete die Gräfin.

— Nun will ich Sie nicht länger zurückhalten, ſagte Napoleon, der es ſeiner Flamme anzuſehen ſchien, daß ſie auf den glühenden Kohlen der Ungeduld ſtand. Reiſen Sie mit Gott und der Legion ſeiner Heiligen, fügte er mit gnädigem Lächeln hinzu.

— Auf Wiederſehen, hauchte die Gräfin und verſchwand tonlos wie ein chineſiſches Schattenbild durch die Schlucht der Tapetenthür, die ſich geräuſchlos hinter ihr zuſchloß.

Napoleon war wieder allein mit ſich.

— Frage ich mich, ſagte er nach kurzer Pauſe, worin der geheimnißvolle Reiz, die zauberhafte Anziehungskraft dieſer Frau beſteht, dann weiß ich nur ſo viel mir zu ſagen, daß vor Allem die Vergötterung, die ſie mir entgegenträgt, mich für ſie eingenommen hat. Dies iſt nicht gewöhnliche Liebe mehr: dies iſt Anbetung, dies iſt Cultus! — Wenn ganz ſo, wie ſie, meine Frau, die Kaiſerin, für mich ſchwärmte! Marie Louiſe aber iſt kalt und gleichgiltig . . . Je mehr ich mich zu ihr hingezogen fühle, deſto ſchroffer, deſto abſtoßender wird ihr Benehmen gegen mich. Die Kaiſerin liebt mich leider nicht! Ob ihr ſtolzes Herz vielleicht für einen Andern ſchlägt? Dieſer Gedanke könnte mich toll machen! Weg, weg, mit allen dunkeln Zweifeln! Ich will, ich muß Gewißheit erhalten! In Mainz werde ich es erfahren, ſagte der Kaiſer, der einige Minuten lang unruhig hin und her lief und den Einflüſterungen ſeiner Eiferſucht willig Gehör zu ſchenken ſchien.

Gleich darauf kam der ſogenannte „Siegesbote".

— Anatole von Montesquiou, was bringen Sie? fragte der Kaiſer.

— Sire, eine frohe Nachricht aus Paris! Soeben erhielt ich einen Brief von meiner Mutter,*) die mir mit rührender Freude ein Ereigniß hoher Wichtigkeit mitzutheilen ſich beeilt: der König von Rom hat den erſten Backzahn glücklich überwunden . . .

— Und die Kaiſerin? fragte der Eiferſüchtige.

— Reitet täglich nach dem Bois de Boulogne . . .

— Und wer von Allen begleitet ſie?

— Der Herr Reichserzkanzler, Herzog von Parma, erwiderte der in allen Punkten genau unterrichtete Adjutant des Kaiſers.

---

*) Gouvernante der „kaiſerlichen Kinder".

— Er iſt ſechszehn Jahre älter als ich, berechnete im Stillen der kaiſerliche Gemahl. Der Mann kann nicht gefährlich ſein. Das freut mich! ſetzte er hinzu. Bewegung iſt für ſie durchaus nothwendig. D'rum bin ich damit vollkommen einverſtanden, ſagte er wieder ganz beruhigt.

— Bisweilen begleitet ſie auch General Caffarelli.

— Dem iſt ſchon weniger zu trauen, dachte Napoleon, deſſen Stirn ſich wieder zu verdunkeln ſchien. Caffarelli iſt zwar, fügte er laut hinzu, drei Jahre älter als ich, ſieht aber immer noch ſo blühend . . .

— Wie ein angehender Vierziger aus, ergänzte Montesquiou.

— Wir werden ihn nach Spanien ſchicken, beſchloß der Kaiſer, deſſen Geſicht ſich von Neuem aufzuklären begann.*) Was ſagen Sie zu der geſtrigen Illumination? fragte er abbrechend.

— Sie war, aufrichtig geſagt, ſehr mesquin . . .

— Mesquin, wie die ganze Stadt überhaupt! entgegnete Napoleon von Neuem aufgebracht. Das gute

---

*) Bald darauf erhielt Caffarelli den Oberbefehl über die Nordarmee in Spanien, ſchlug dort den General Mina und nahm die Stadt Bilbao ein.

Dresden hat ſich ſeit einem Jahre ſehr zu ſeinem Nachtheile geändert, und wenn es fortfahren ſollte, ſich auch fernerhin ſo feindlich, wie jetzt, gegen Uns zu benehmen, dann werden wir ihm frühzeitig genug Gelegenheit verſchaffen, ſeinen Abfall von Uns ernſtlich zu bereuen. Schicken Sie mir den Doctor Corviſart. Ich wünſche ihn augenblicklich zu ſprechen . . .

Der Adjutant des Kaiſers entfernte ſich. — Als zehn Minuten ſpäter Corviſart eintrat, empfing ihn Napoleon mit der Frage:

— Sie kümmern ſich wohl gar nicht mehr um meine unbedeutende Perſon? Sehen Sie denn nicht, daß ich heute ſehr aufgeregt und ernſtlich abgemattet bin?

Corviſart prüfte den Puls des Kaiſers.

— Ew. Majeſtät ſcheinen ſich geärgert zu haben . . .

— Ueber die ſchäbige Illumination von geſtern, erklärte Napoleon. Von Dresden hatte ich Anderes erwartet! Aber dies allein hat mich nicht unwohl gemacht. Ich habe eine ſchlafloſe Nacht verbracht . . . ich fühle mich matt und angegriffen . . .

— Trinken Ew. Majeſtät ein Glas Wein . . .

— Ein Glas würde mir nichts helfen, meinte der Kaiſer.

— Dann geruhen Ew. Majeſtät zwei zu trinken, mehr aber nicht, wenn ich bitten darf. Verſchreiben aber kann ich gar nichts.

— Sie wollen wie gewöhnlich Alles beſſer wiſſen und niemals recht daran glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß . . .

— Ich kenne die Natur Ew. Majeſtät und weiß, daß Ihnen bisweilen nichts als Ruhe und ein Paar Stunden feſten Schlafes fehlen . . .

— Warum geben Sie mir kein Opium?

— Weil es Ew. Majeſtät mehr ſchaden als nützen würde . . .

— Und wenn ich es dennoch verlangte?

— Ich würde es nicht verantworten können, weil die Geſundheit Ew. Majeſtät mir mehr als meine eigene am Herzen liegt.

— Das weiß ich ſehr gut, Corviſart! Und darum ſind Sie vielleicht der Einzige auf Erden, dem ich willig gehorche und deſſen Befehlen ich mich blindlings unterwerfe, denn nichts geht über die Geſundheit! Der Tod iſt ein abſcheuliches Uebel!

— Für Viele dagegen eine große Wohlthat. Ich kenne einen Ihrer tapferſten Grenadiere, der ſehnlichſt zu ſterben wünſcht, weil er ſich untauglich fühlt, noch fernerhin Ihrem Dienſte zu leben. Er ſtirbt gliedweiſe im hieſigen Krankenhauſe . . .

— Noch heute will ich ihn aufſuchen, entgegnete der Kaiſer, der in dieſer Beziehung keine ſeiner Verſprechungen zu vergeſſen gewohnt war. Mir fehlt alſo nichts? fragte Napoleon.

— Nur etwas Wein und etwas Ruhe!

— Dann will ich trinken und — ſchlafen.

Nachdem der Arzt ihn verlaſſen hatte, verlangte er durch Ruſtan eine Flaſche ſeines Lieblingsweines Romané, und nachdem er, ſich gewiſſenhaft an die Vorſchrift ſeines Arztes haltend, nur zwei Gläſer dieſes feurigen Burgunders geleert hatte, ſagte er zu ſeinem Mameluken:

— Nun wollen Wir ausnahmsweiſe Mittagsruhe halten!

Eine Viertelſtunde ſpäter ſchlief der Kaiſer.

Die Gräfin, die unterdeſſen nicht nach Hauſe zurückgekehrt, ſondern von der Friedrichſtadt aus geraden Weges in die Altſtadt geeilt war, um dort Extrapoſt zu nehmen, befand ſich jetzt ohne jede Art von Begleitung auf dem Wege nach Bautzen, wo ſie noch frühzeitig genug ankam, um von hier aus ihr Gut erreichen zu können, deſſen Verwalter hoch überraſcht war, als er die Gräfin gegen zehn Uhr Abends, gänzlich unerwartet und allein, mit Extrapoſt-Pferden vor der bereits geſchloſſenen Eiſenpforte ihres Schloſſes Halt machen und ausſteigen ſah.

— Falls Jemand fragen ſollte, ſagte ſie zu ihm, als er leuchtend ihr auf der Treppe voranſchritt, wann ich hier angekommen ſei, dann ſagen Sie Jedem, der es zu wiſſen wünſcht, daß ich ſchon ſeit dem 11. dieſes Monats hier bin. Sie werden dies hoffentlich nicht vergeſſen, fügte ſie in einem Tone hinzu, aus welchem leicht herauszuhören war, daß darin ein leiſer Vorwurf ſeines ſchwachen Gedächtniſſes oder eine laute Anerkennung ſeiner ſtarken Vergeßlichkeit lag.

— Das vergeſſe ich nicht, meine Gnädige, betheuerte die zu Fleiſch gewordene Verwaltung.

Hier, in den Räumen dieſes Schloſſes, die ſie in ihrer Jugendzeit bewohnt, doch ſeit länger als zwanzig Jahren nicht wiedergeſehen hatte, begann ſie ſich, angeheimelt, bald ſo wohl wie nirgend anderswo zu fühlen. Schwere Steine fielen ihr vom Herzen. Hier athmete ſie freier als in Dresden. Dort, wo Manches ſie an die traurige Vergangenheit ihrer Jugend, wie an die Fehler ſpäterer Zeit erinnern mußte, hatte ſie ſich oft beengt, manchmal ſogar niedergedrückt gefühlt, und nach dem, was erſt vor wenig Tagen zwiſchen ihr und Cunningham, ſowie nach Allem, was im Palais Marcolini zwiſchen ihr und dem Kaiſer vorgefallen war, ſich gründlich aus Dresden hinausgeſehnt, um ſich in der ſtillen Abgeſchiedenheit ihres Schloſſes allmälig zu erholen.

Aber ſchon am dritten Tage ihrer Ankunft erhielt ſie den Beſuch Graſſi's, welchem es erſt Nachts zuvor gelungen war, den Ort ihres gegenwärtigen Aufenthaltes zu erfahren.

— Ich bin Ihretwegen ſehr beſorgt geweſen, geſtand der ehrliche Mann. In der Angſt meines Herzens war ich drei Tage von Pontius zu Pilatus gerannt, um herauszubringen, wo Sie hingekommen ſind. Ich dankte Gott, als ich geſtern Abend durch Lieſenberg, der zufällig etwas angetrunken war, in Erfahrung brachte, daß Sie auf Ihr Gut gereiſt ſind, um hier, fern vom Geräuſche der Hauptſtadt, die einem großen Feldlager gleicht, ein Paar Tage auszuruhen.

— Ich bin ſeit dem 11. hier.

— Ei, ſo lange ſchon? fragte Graſſi. Fürwahr, Frau Gräfin, dies befremdet mich . . .

— Und warum? fragte die Gräfin mit aller Unbefangenheit, die ihr in dieſem Augenblicke zur Verfügung ſtand.

— Schon deshalb, gnädige Frau, weil dieſer unausſtehliche Schwätzer Lieſenberg ſteif und feſt behaupten will, Sie noch vor drei Tagen zu Dresden in der Nähe des Palais Marcolini geſehen zu haben . . .

— Der Trunkenbold muß ſich geirrt haben . . .

— Ganz natürlich, meinte Graſſi, denn Sie, liebe Gräfin, müſſen es ſchließlich doch wohl beſſer als jeder Andere wiſſen, ſeit wann Sie ſich im Schloſſe Ihrer Väter aufhalten. Doch gleichviel, wann Sie hier angekommen ſind, ich freue mich, Sie friſch und geſund anzutreffen. Uebrigens bringe ich Ihnen eine Maſſe Neuigkeiten . . .

— Ich bitte, alter Freund, erzählen Sie.

— Seit Ihrer Abreiſe von Dresden iſt dort Manches vorgefallen, wovon Sie nicht die geringſte Ahnung haben können. In Folge der ſo kläglich ausgefallenen Illumination ſind einige ruhige Spießbürger — darunter auch ein Schneider, Namens Fein — von den Spionen der franzöſiſchen Polizei gröblich inſultirt und nachträglich auf Befehl des Dresdner Magiſtrats verhaftet worden. Man will ihnen den Prozeß machen wegen anzüglicher Transparent-Inſchriften, die das Zartgefühl des Siegers von Bautzen — auf einem jener Lichtbilder hat der Kaiſer Hunde dort hingeführt — empfindlich beleidigt haben ſollen.

— Und finden Sie dies etwa unbegreiflich? fragte die Gräfin leicht gereizt.

— O, nicht im Geringſten! betheuerte Graſſi. Jeder Menſch hat ſein point d'honneur . . . alſo warum nicht auch ein Kaiſer? Ich finde dieſe Gereiztheit ganz natürlich; das aber, was ich weniger zu begreifen vermag, iſt der von ihm direct ausgegangene Befehl, laut welchem der ehemalige Polizeiminiſter Fouché, — früher der vertrauteſte Freund Seiner Majeſtät, — vorgeſtern früh die Weiſung erhalten hat, binnen 24 Stunden Dresden zu verlaſſen und ſich ohne Aufenthalt nach Laibach, dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung, zu begeben. — Geſtern früh iſt der Herzog abgereiſt. Abends erfuhr man, daß er Seconda's hübſche, kaum achtzehnjährige Nichte Ottilie, hinter dem Rücken ihres alten Onkels, in optima forma entführt und mit ſich genommen hat, um ihm unterweges — chemin fesant, wie der Franzoſe ſagt — Geſellſchaft zu leiſten. Selbſt dies finde ich, wenn auch nicht ganz in der Ordnung, wenigſtens doch eben ſo leicht begreiflich wie manches Andere. Das aber, was mir geradezu unbegreiflich erſcheint, iſt die Thatſache, daß, auf einen geheimen Wink der franzöſiſchen Mouchards, unter vielen Andern auch unſer cidevant gemeinſchaftlicher Freund — Baronet Horace Cunningham — vorgeſtern Nachts aus den Eiderdunen ſeiner Betten herausgeholt und — auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers! — „bis auf Weiteres" nach der Feſtung Königſtein abgeführt worden iſt.

— Was Sie mir da ſagen, erſcheint auch mir ſo unglaublich . . .

— Daß ich nöthigenfalls es beſchwören kann, unterbrach ſie der Maler. Cunningham brummt jetzt auf dem Königſtein.

— Aber, mein Gott, aus welchem Grunde? fragte Frau von Kielmannsegge.

— Weil er ruſſiſcher Spion iſt, erklärte Graſſi.

— Und Sie glauben an dieſe Verleumdung?

— Nicht im Geringſten, betheuerte der Künſtler. Das aber ändert das Factum nicht: ſo viel iſt gewiß: er brummt . . .

— Auf dem Königſteine, wie Sie ſagen . . . dort, wo vor dreizehn Jahren der arme, unglückliche Marcheſe d'Agdolo, der Freund meiner ſeligen Mutter, welchen Sie und ich vergeblich zu retten verſucht hatten, nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenſchaft, halb verrückt und im tiefſten Elend, geſtorben iſt.

— Hoffentlich wird unſer Engländer dort nicht ſo lange als jener edle Venetianer ſchmachten und bei ſolcher Hitze wie heute ſich zu Tode ſchwitzen müſſen; aber eine „kleine Lection" — meinte er mit Anſpielung auf jenes von uns früher erzählte Duell — kann ihm durchaus nicht ſchaden, denn er iſt keck, vorlaut, übermüthig . . .

— Und glaubt oft die abenteuerlichſten Verleumdungen, ſetzte die Gräfin hinzu.

— Und ſchon dafür ſoll er brummen. Denn Strafe muß ſein! erklärte Graſſi.

Die Gräfin wurde trüb und trüber. Die Vermuthung, daß Horace auf ſpeciellen Befehl des Kaiſers nur ihretwegen verhaftet worden ſei, peinigte ſie ſo ſehr, daß ſie einen Augenblick feſt entſchloſſen ſchien, ungeſäumt nach Dresden zurückzukehren, um von Seiner Majeſtät die Rücknahme jener mindeſtens eben ſo harten als ungerechten Ordre zu erflehen.

— Sie ſcheinen ernſtlich nachzudenken, meinte Graſſi.

— Wie ihm ſchnell zu helfen iſt, ergänzte Frau von Kielmannsegge und erzählte ihrem Freunde ihr eben angedeutetes Vorhaben.

Graſſi beſchwor ſie, es zu unterlaſſen. Auf ihre Frage, weshalb ſie es nicht ausführen ſolle, entgegnete das aufrichtige Künſtlerherz:

— Wie leicht könnte dies Verdacht erregen! Müßte man nicht glauben, daß Sie an dem Schickſale dieſes jungen Lovelace Gott weiß welch' großen Antheil nehmen, wenn Sie, nachdem er erſt ſeit geſtern eingeſperrt iſt, den Kaiſer ſchon heute um Begnadigung des argen Sünders bitten. Laſſen Sie ihn dort wenigſtens acht bis vierzehn Tage brummen. Das wird ihm gewiß nützlich ſein. Er genießt dort einer hübſchen Ausſicht und wird bei ſothaner Gelegenheit etwas mürber gemacht werden, vielleicht auch etwas Muße zum Ueberlegen finden, wie ſehr er Ihnen wehgethan.

— Sie haben Recht, geſtand die Gräfin. Laſſen wir ihn dort ruhig ſitzen! Strafe, ſagen Sie, muß einmal ſein. Gut! Dort büße er ſeine Sünde ab, und wenn Horace ſpäter einſehen ſollte, daß er mir zum zweiten Male himmelſchreiend Unrecht gethan hat . . .

— Dann — nicht wahr? — verzeihen wir ihm, ſagte Graſſi.

— Wir werden ſehen, erwiderte die Gräfin.

Viertes Kapitel.

Graſſi blieb zwei Tage im Schloſſe. Am dritten kehrte er nach Dresden zurück. — An demſelben Tage machte die Gräfin in einem ihrer eigenen Wagen einen Ausflug nach Bautzen, um dort durch einige Zeilen, die ſie Abends zuvor vom Kaiſer durch einen ſeiner reitenden Ordonnanz-Offiziere aus Dresden empfangen hatte, die Bekanntſchaft des Marſchalls Charles Nicolas Oudinot, Herzogs von Reggio, zu machen und ſich gleichzeitig eines geheimen Auftrags zu entledigen, womit das Vertrauen Seiner Majeſtät ſie beehrt hatte.

Nachdem der Marſchall das kaiſerliche Handbillet, das ihm von ihr überreicht worden war, aufmerkſam durchgeleſen hatte, empfing er die Ueberbringerin desſelben mit einer Zuvorkommenheit, der es anzuſehen war, daß ſie aus aufrichtigem Herzen kam.

Der Herzog führte ſie in das beſcheidene Gärtchen ſeines Hauſes, zeigte ihr dort ein Roſenbeet, das er ſeit vierzehn Tagen ſelbſt gepflegt, brach eine dieſer ſeltenen Blumen ab und ſchenkte ſie der Gräfin mit den Worten:

— Dieſe Roſe, Frau Gräfin, möge Sie zu allen Zeiten freundlich erinnern an den glücklichen Sieger bei Aspern, Wagram und Bautzen.

Sie nahm die Roſe und verſprach dem Marſchall, ſie im Garten eines ihrer Schlöſſer an- und fortzupflanzen.

Am Abende desſelben Tages kehrte ſie nach ihrem Gute zurück, um, treu ihrem Verſprechen, dem Schooße der mütterlichen Erde ihres Schloßgartens einzugraben die chamoisgelbe Roſe des Herzogs von Reggio. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am 19. Juni begab ſich Napoleon nach Bautzen, um der Gräfin von Kielmannsegge einen Beſuch abzuſtatten.

Er blieb zwei Stunden bei ihr. Beim Abſchiede ſchenkte er ihr ſein in Diamanten gefaßtes, vom Hofmaler Jean Baptiſte Iſabey erſt kurz zuvor gemaltes Miniaturbild, wie auch das von demſelben Meiſter gemalte Portait ſeines zärtlich geliebten Kindes, des jungen Königs von Rom; das Letztere war auf der Rückſeite mit einer großen blonden Locke des kaiſerlichen Thronerben geſchmückt.

— Ich liebe meinen Sohn, geſtand er der Gräfin, mehr als mich ſelbſt und würde untröſtlich ſein, wenn ihm jemals ein Leid widerführe, denn auf ihn habe ich meine ganze Hoffnung gebaut: er iſt der Träger meiner Dynaſtie, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er dem Namen ſeines Vaters, der ihm den ſchönſten Thron der Chriſtenheit und zwei Kronen hinterläßt, niemals Schande machen wird. Auch ihn empfehle ich Ihrer Gunſt. Sollten Sie, theure Freundin, jemals im Stande ſein, ihm nützlich werden zu können, dann werden Sie, ſeinem Vater zu Liebe, es ſicher nicht unterlaſſen, ihm eine zweite Mutter zu ſein. Dies, Gräfin, iſt meine letzte Bitte an Sie, ſprach der Kaiſer, tief bewegt, und nahm dann Abſchied von ihr mit den Worten:

— Leben Sie wohl, meine theure Gräfin! Wer weiß, ob wir uns jemals im Leben wiederſehen. Sollte es — was ich jedoch nicht hoffe! — heute das letzte Mal geweſen ſein, daß ich Sie dankbar an mein Herz gedrückt habe, dann bitte und beſchwöre ich Sie, dieſes Tages, dieſer Stunde eingedenk, mich in Zukunft nicht ganz zu vergeſſen und mir bis an's Ende Ihres Lebens ein ſtilles Plätzchen im Pantheon Ihrer Erinnerung zu gönnen.

Die Gräfin zerſchmolz in tauſend Thränen. Sie entwand ſich der Umarmung des Kaiſers und ſank, vom Schmerze der Trennung überwältigt, weinend auf ihren Divan hin.

Napoleon kehrte ungeſäumt nach Dresden zurück.

Am folgenden Morgen (20. Juni) ging er nach Pirna, um von dort aus die ganze Umgegend ſowohl, als auch die Engpäſſe an der böhmiſchen Grenze zu inſpiciren. Das franzöſiſche Heer ſtand von der Elbe bis zur Oder in Cantonirung. Um Dresden herum waren ſeit dem Tage ſeiner Ankunft drei große Lager aufgeſchlagen: das erſte zwiſchen dem Löbtauer Schlage und der alten Weiſeritz; das zweite zwiſchen dem Freiberger Schlage und der Weiſeritz; das dritte zwiſchen dem Freiberger Schlage und der dortigen Papiermühle.

Am 21. Juni geruhte der Kaiſer, aus Pirna zurückgekehrt, in Begleitung ſeines Adjutanten Montesquiou und ſeines Leibarztes Corviſart Dresdens weltberühmte Bilder-Galerie in Augenſchein zu nehmen, die ſchon damals gegen 2000 Bilder der ausgezeichnetſten Maler aller Zeiten und Schulen aufzuweiſen hatte. Der Werth dieſer Kunſtſchätze wurde von einem franzöſiſchen Kunſtkenner ſchon zu jener Zeit auf mehr als vier Millionen Dukaten geſchätzt.

— Wäre dem Könige von Sachſen jemals eingefallen, ſagte Napoleon zum „Siegesboten“, mir und meinem Frankreich untreu zu werden, dann hätte ich

Dresden als eroberte Stadt betrachtet, dieſe ganze Galerie ohne Umſtände einpacken und ſie — par droit de conquête — durch Sie eiligſt nach der Seine bringen laſſen, um den Bewohnern meiner guten Stadt Paris eine neue Augenweide zu verſchaffen.

Es iſt wunderbar genug und faſt kaum glaublich, daß eines der vielbewundertſten Bilder dieſer Galerie, Raphaels Madonna di Siſto, dem Kaiſer gerade am Wenigſten gefiel.

— Ich glaube an keine kunſtgeſchichtliche Autorität, ſagte er zu Corviſart, und mache kein Hehl daraus, daß Murillo's braune Mutter Gottes im Palazzo Pitti zu Florenz mich weit mehr angezogen hat, wie Sanzio's ſixtiniſche Madonna, auf welcher mir die pausbackigen, dickſchenkeligen Herren Engel durchaus nicht gefallen wollen.

— De gustibus non est disputandum, erwiderte der Leibarzt, der mit dem kaiſerlichen Urtheile nur theilweiſe einverſtanden ſchien.

Weit mehr Geſchmack gewann Napoleon den zahlreichen Bildern der niederländiſchen Maler ab.*) Am Meiſten entzückte ihn eine Bauernhochzeit von David Teniers dem Aeltern.

---

*) Die Galerie zählt deren über 500.

— Darin iſt Alles Leben und Wahrheit, ſag
der Kaiſer.

Nicht minder gut gefiel ihm eine Bambocciade d
Pieter van der Laar.*)

Auf dem Rückwege beſuchten Napoleon und ſei
beiden Begleiter die katholiſche, von Gaetano Chiav
im italieniſchen Style 1736 bis 1751 erbaute H
kirche. Der Kaiſer bewunderte das berühmte Altarb
von Raphael Mengs und die weltbekannte Orgel v
Georg Silbermann. Am Aeußern der Kirche gefielen i
die 78, von Lorenzo Mattieli gefertigten Bildſäulen
vorzüglichſten Heiligen, von welcher Jeder 500 Tha
gekoſtet haben ſoll.

— Reſpect vor dieſen Heiligen! ſagte Napole
zu Corviſart. Ich vergeſſe nicht, was einſt unſer gro
Voltaire geſagt: „Wenn man vom lieben Gott etw
haben will, muß man ſich (nach der Anſicht unſe
Philoſophen von Ferney) an einen ſeiner Heili
wenden." Mein Schutzpatron iſt Ritter Georg, der
Lindwurm erlegt hat.**)

---

*) Der luſtigſte aller holländiſchen Karrikaturiſten verſank ge
Ende ſeines Lebens in tiefe Schwermuth und ſtarb
Selbſtmörder; er ſtürzte ſich im Jahre 1674 in einen
tiefſten Brunnen ſeiner Vaterſtadt hinab.

**) Anſpielung auf die franzöſiſche Revolution.

Später wurde das „Grüne Gewölbe“ beſucht.

— All dieſem koſtſpieligen Krimskrams, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Adjutanten, kann ich nur wenig oder gar keinen Geſchmack abgewinnen. Der König von Sachſen ſollte all' dieſe 20,000 Stück ſeltener Quincaillerien verkaufen und das Geld dafür mir leihen. — Der ſtarke Auguſt war ein höchſt ſchwacher Mann, ſonſt würde er auf derlei Kleinigkeiten unmöglich ſo hohen Werth gelegt haben.

In ſeine Wohnung zurückgekehrt, nahm er ſtatt des zweiten Frühſtücks nur eine kleine Schüſſel friſcher, mit Weißwein angefeuchteten Erdbeeren nebſt einem Stückchen Sandtorte zu ſich und geruhte dann, einen Theil von Cervante's „Don Quixote“ in der Hand, ein Paar Seiten dieſes Buchs zu leſen, um leichter einzuſchlummern.

— Ich weiß nicht, ſagte er kurz vor dem Einſchlafen, was manche Leute in dieſem Romane komiſch finden. Der Held desſelben, der, von einer fixen Idee befallen, ſich in einem fortwährenden Kampfe mit Drachen, verzauberten Windmühlen, blutſpeienden Weinſchläuchen und ſchwindſüchtigen Feen befindet und in jedem neuen Kapitel eine neue Tracht koloſſaler Prügel erhält, ſcheint mir weniger luſtig, als im höchſten Grade bedauernswerth zu ſein, weil über Narren, die reif für's Tollhaus ſind, nur Solche zu lachen vermögen, die auch ihrerſeits ſchon etwas mehr als halbverrückt ſind. Sagt auch alle Welt, daß „Don Quixote“ ein unerreichbares Meiſterwerk des ſpaniſchen Humors iſt, ich, für meinen Theil, finde ihn faſt durchgängig einförmig und langweilig.

Bald darauf hörte man ihn ſchnarchen; doch wagen wir nicht zu entſcheiden, ob dieſes wahrhaft ſpießbürgerliche Schnarchen eine Einwirkung des klaſſiſchen Romans oder ſeiner romantiſchen Erſchöpfung von den Anſtrengungen früherer Tage geweſen ſein mag.

Am Morgen des 23. Juni traf des Kaiſers luſtiger Bruder, König Jerôme von Weſtphalen, bei ihm ein. Napoleon, der Anfangs wenig oder gar keine Luſt gezeigt hatte, ihn bei ſich aufzunehmen, ſah ſich ſchließlich, aus Mangel einer andern paſſenden Wohnung, doch genöthigt, ihm zwei kleine Zimmer im erſten Stockwerke des Palais Marcolini einräumen zu laſſen.

— Wie ſieht's an Deinem Hofe aus? fragte Napoleon.

— Meine Unterthanen, Sire, amüſiren ſich vortrefflich, und auch ich bin immer „louſtick“.

— Und der kecke Hanswurſt Pigault-Lebrun? Haſt Du ihn bereits fortgejagt?

— Schon vor vier Wochen, antwortete Jerôme.

— Und wie geht's Deiner guten Frau?

— Sire, ſie befindet ſich à merveille!

— Macht man ihr noch vielen Kummer?

— Sire, Madame findet ſich in Alles . . .

— Du verdienſt ſie nicht, Bruder Liederlich!

— Sire, das gebe ich ſelber zu!

— Höre, guter Benjamin, wenn Du nicht bald Dich ein Wenig änderſt und, ſchon aus Rückſicht für Deine brave Frau, nicht etwas ſolider wirſt, dann werde ich genöthigt ſein, Dich eines ſchönen Morgens in Gnaden abzuſetzen und Dein Thron-Vicariat durch irgend einen andern Taugenichts auszufüllen. Dein Betragen, Menſch, iſt geradezu ſcandalös!

— Ich verſpreche Ihnen, mich zu beſſern . . . .

— Thue dies, Bruder Windbeutel, Couſin Sauſewind!

Dann war der kaiſerliche Zorn vorüber. Napoleon umarmte ſeinen Bruder, gab ihm mit dem Handſchuh einen zärtlichen „Klaps“ auf die Wange und hieß ihn nachträglich willkommen.

Am 24. Juni hielt Napoleon wieder Revue.

Am 25. fuhr er mit ſeinem Bruder nach Pillnitz, um ihn dort dem Könige und der Königin von Sachſen vorzuſtellen. Letztere empfing Beide mit auffallender Kälte; aber deſto zuvorkommender war „der Gerechte“, der ihn an ſeinem Hofe herzlich willkommen hieß.

Abends kehrten Beide nach Dresden zurück. Damals wußte man noch nichts von Gasbeleuchtung. In den Straßen herrſchte ägyptiſche Finſterniß. Napoleon erinnerte ſich der Illumination und ſchien von Neuem darüber ärgerlich zu werden.

Nachts ſchrieb er an die Gräfin.

— „Wenn es Ihnen, theure Calypſo, möglich wäre (ſo lautete das kleine Billet) gleich nach Empfang dieſer Dinte nach Dresden zu kommen, ſo würden Sie dadurch zu großem Danke verpflichten

Ihren Sie aufrichtig liebenden
Ulyſſes.“

Am folgenden Tage traf aus Paris die große Caravane der vom Kaiſer mit Sehnſucht erwarteten Mitglieder des Théâtre français ein. Zu den Notabeln dieſes heitern Künſtlertrupps gehörten die Damen: Hippolyte Mars, Etiennette Bourgoin, Emilie Contat und Joſephine Mézeray. Aus dem männlichen Perſonale ragte François Joſeph Talma, Abraham Joſeph Bénard, genannt Fleury, Auguſtin Thénard und Pierre Marie Joſeph Michelot als Quadriga hervor. Alle befanden ſich bei herrlicher Laune. Fleury, der außerhalb der Bühne ein ſehr ausgelaſſener Spaßvogel war, hatte ſich eigends für Dresden neue Viſitenkarten mit ſeinem angenommenen Namen und mit dem naiven Zuſatze drucken laſſen:

„On est prié de ne le pas confondre avec Monseigneur le cidevant cardinal du même nom.“ *)

Mademoiſelle Mars brachte über 100 Schminktöpfe, 150 Fächer 200 Battiſt-Schnupftücher und Handſchuhe; Mademoiſelle Bourgoin (die Pompadour des Miniſters Chaptal) 4 Katzen, 2 Kater, 6 Papageien und einen Kakadu mit, den ſie ſelber abgerichtet hatte, „Va-t-en, vieux coquin“ ſo deutlich als möglich auszurufen, ſo oft ihr zärtlicher Seladon Chaptal bei ihr in Paris eintrat. Mademoiſelle Contat dagegen hatte nichts weiter als ihr hübſches Geſichtchen und ihr niedliches Talent, und Mademoiſelle Mézeray 24 ſchwarzſeidene Roben, leider aber nicht mehr als 4 Hemden mitgebracht; Letzteres vielleicht nur darum, weil die Andern gewiß noch bei ihrer Pariſer Wäſcherin zurückgeblieben waren.

Einen Tag ſpäter kam Mademoiſelle Marguérite Georges-Weymer mit Ruhm, Lorbeer und Diamanten beladen, wie ſie ſelbſt erzählte, geraden Weges aus Petersburg an und ſtieg im erſten Gaſthofe Dresdens, im Hôtel de Saxe, ab, während die andern Schau-

---

*) André Hercule de Fleury, Cardinal, Lehrer und Miniſter König Ludwigs XV., geſtorben zu Paris am 29. Januar 1743.

ſpieler — theils aus Oekonomie, theils aus Beſcheidenheit — es vorgezogen hatten, in Gaſthäuſer zweiten Ranges einzukehren. — Der große Fleury, der ausdrücklich gebeten hatte, ihn ja nicht mit der ſchon ſiebzig Jahre früher verſtorbenen Eminenz gleichen Namens zu verwechſeln, ſoll im „kleinen Rauchhauſe" (Scheffelgaſſe Nr. 10) gewohnt haben. Den noch weit größern Talma hatte man im Palais Marcolini untergebracht. Wo die Andern gewohnt, haben wir leider nicht ermitteln können.

Am 25. Juni begannen die Proben.

Gräfin „Calypſo", welche die Zeilen ihres kaiſerlichen „Ulyſſes" durch einen reitenden Eilboten noch an demſelben Tage erhalten hatte, kehrte vierundzwanzig Stunden ſpäter nach Dresden zurück.

Am 26. Juni langte Graf von Metternich an und ſtieg zum erſten Male in der Neuſtadt, im Gaſthofe zur „Stadt Wien" ab.*)

Am 27. hatte Seine Excellenz die erſte Audienz im „Conferenzzimmer" des Kaiſers, die nur einige Minuten, am 28. die zweite, welche drei Stunden, am 29. die dritte und letzte, die faſt einen halben Tag währte.

---

*) Es iſt daſſelbe Hôtel, in welchem er, fünfunddreißig Jahre ſpäter, im März 1848, nach ſeiner Flucht aus Wien, in Dresden zum letzten Male übernachtet hatte.

An dem letztgenannten Tage ging es im Schooße des ſonſt ſo ruhigen und friedlichen Palais Marcolini, und ganz beſonders in den Gemächern Napoleon's, ziemlich ſtürmiſch her.

Der Kaiſer trug ſeine grüne Jäger-Uniform und über die weiße Weſte das blutrothe Band des von ihm geſtifteten Ehrenlegions-Orden.

Da er die Ankunft des Abgeſandten Oeſterreich's ſeit einer Stunde vergeblich erwartet hatte, war er bereits unruhig geworden.

Auf einem kleinen Tiſche, der ſich in der Nähe des einen der drei Fenſter befand, deren Ausſicht auf den Garten hinausgeht, ſtand ein bis dahin vom Kaiſer unberührtes Glas Waſſer. Daneben lagen der kleine dreieckige Hut und die Handſchuhe des Kaiſers.

Erſt gegen Zehn erſchien der Längſterwartete. Napoleon grüßte ihn kurz und kalt. Er bot ihm keinen Stuhl an.

— Sire, begann Graf Metternich, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend, im Auftrage meines kaiſerlichen Herrn und Gebieters erſcheine ich heute zum dritten und leider auch zum letzten Male vor Ew. Majeſtät, um Allerhöchſtdieſelben Angeſichts der wichtigen Ereigniſſe, die uns gebieteriſch zur Entſcheidung drängen, noch einmal inſtändigſt zu bitten, Alles, was ich geſtern und vorgeſtern Ew. Majeſtät vorzuſtellen die Ehre gehabt, Allerhuldreichſt noch einmal in reifliche Ueberlegung ziehen und ſich ſodann entſcheiden zu wollen, ob Ew. Majeſtät geneigt ſind, mit dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen einen ehrenvollen Frieden abzuſchließen oder ob Ew. Majeſtät — was der Himmel gnädig verhüten wolle! — jenen blutigen Kampf auf Leben und Tod noch weiter fortzuſetzen und dieſen unſeligen Streit bis auf's Aeußerſte zu treiben geſonnen ſind . . .

— Ich werde thun, was ich will, entgegnete Napoleon im Uebermaße ſeines ungebeugten Hochmuth's.

— Sire, der Geſandte Oeſterreich's wird ſich niemals unterfangen, Ew. Majeſtät irgendwie vorſchreiben zu wollen, was Sie thun oder unterlaſſen ſollen. Sein Auftrag geht einzig und allein dahin, Ew. Majeſtät um einen definitiven Entſchluß über Krieg oder Frieden erſuchen zu müſſen.

— Vor Allem wünſche ich den definitiven Entſchluß meines vielgeliebten Schwiegervaters zu vernehmen, zu welchen von beiden Alternativen der Kaiſer von Oeſterreich ſich hinzuneigen geruht?

— Oeſterreich's aufrichtigſter Wunſch iſt — Wiederherſtellung des Friedens. Alle Völker ſehnen ſich nach Ruhe!

— Dies weiß ich eben ſo gut! Wer aber hat Europa's Frieden zuerſt geſtört? Wer anders als der Uebermuth Rußland's, welches, aufgeſtachelt von der perfiden Politik Englands und unterſtützt von deſſen unerſchöpflichen Hilfsquellen, trotz der von Frankreich als nothwendig erachteten Continentalſperre, alle Häfen der Oſtſee-Provinzen und des übrigen Rußland's der engliſchen Handelsflotte geöffnet und ſich dadurch gegen das ganze Feſtland ſchwer verſündigt hat. Ich für meinen Theil hatte einen ehrlichen Frieden gewünſcht. Rußland aber zwang mich zum Kriege. Doch noch weit hinterliſtiger als Rußland war Preußen gegen mich aufgetreten, wahrſcheinlich aus Dankbarkeit dafür, daß ich dem „Marquis von Hohenzollern“ im Frieden zu Tilſit mehr Zugeſtändniſſe gemacht, als er von Rechtswegen verdient hatte. Vor ſechs Jahren war ſein Schickſal einzig und allein in meiner Hand gelegen: es hätte nur Einer Zeile „le roi de Prusse a cessé de régner ses états“ bedurft, um deſſen Namen für immer auszulöſchen aus dem goldenen Buche der Könige. Wir haben ihn damals hochherzig geſchont. Alles, was ihm übrig geblieben war, verdankt er Unſerer Großmuth. Wie aber hat er ſie belohnt? Dieſe Frage beantworten

Sie ſich ſelbſt. Jetzt treibt Preußen im Bunde mit Rußland ſeine Ränke ſogar ſo weit, ſelbſt den Vater gegen den Sohn, Oeſterreich gegen Frankreich, aufzuwiegeln, um auch Erſteres mit ſich in den Abgrund gemeinſchaftlichen Verderbens hinabzuziehen. Ich habe meinem Schwiegervater zu ruhiger Ueberlegung und reiflicher Erwägung aller Chancen Zeit genug gegönnt; jetzt aber iſt die Reihe an ihm: vor Allem muß Oeſterreich ſich entſcheiden.

— Sire, es hat ſich bereits entſchieden, erklärte Graf Metternich.

— Aber offen und ehrlich geſagt, wozu?

— Zum Bündniſſe mit Preußen und Rußland, geſtand der Repräſentant ſeines Kaiſers.

— Dies iſt ſchändlich, dies iſt perfid! rief Napoleon, der haſtig nach dem Glaſe Waſſer griff und dabei einen ſeiner Handſchuhe auf den Fußboden fallen ließ.

Metternich beeilte ſich, ihn zuvorkommend aufzuheben. Der Kaiſer leerte das ganze Glas. Nachdem er ſeinen Durſt geſtillt hatte, nahm er dem Grafen den Handſchuh ab, ohne ihm ein Wort des Dankes für die ihm erwieſene Aufmerkſamkeit zu gönnen.

— Ew. Majeſtät beurtheilen uns viel zu hart, erwiderte der öſterreichiſche Diplomat, ohne auch nur einen Augenblick lang ſeine Ruhe zu verlieren. Was kann Oeſterreich jetzt wohl Anderes thun, als der Stimme der Vernunft Gehör zu ſchenken und dem aus langem! bangem Schlafe erwachten Bewußtſein der deutſchen Nation hilfreich entgegenzukommen? Deutſchland — ich wiederhole es — verlangt Freiheit!

— Und ſind Sie der Mann, der ſie ihm geben wird? fragte Napoleon mit niederſchmetternder Ironie.

— Ich werde thun, was ich darf! erklärte der Staatsmann mit ungebeugtem Stolze.

— Wie ohnmächtig ſind Sie mir gegenüber, ſpottete der Kaiſer und ließ abſichtlich nun auch ſeinen Hut vom Tiſche auf den Teppich niederfallen.

— Dies weiß ich ſelbſt am Beſten, entgegnete Graf Metternich. Doch bin ich nicht ganz Deutſchland, fuhr er fort, ohne Miene zu machen, den gefallenen Hut des Kaiſers aufzuheben.

— Ihre Sprache klingt etwas ſehr keck! rief Napoleon im Aufblitzen ſeiner beleidigten Eitelkeit. Mir ſcheint, daß Herr von Metternich viel ſchneller geneigt geweſen war, den Handſchuh als den Hut des Schwiegerſohnes ſeines kaiſerlichen Herrn und Gebieters aufzuheben . . .

— Ich habe dazu keinen Auftrag erhalten, antwortete Oeſterreich's Staatskanzler.

— Dies iſt ja mehr als keck! rief der Kaiſer, welcher außer ſich vor Zorn gerieth.

— Haben Ew. Majeſtät ſonſt nichts zu bemerken? fragte der Graf mit ecraſirender Ruhe.

— Die Audienz, Graf iſt zu Ende . . . Gehen Sie! befahl der zürnende Monarch.

Schweigend verneigte ſich der Graf und ging. Der Hut war noch nicht aufgehoben.

Und gerade dieſe Kleinigkeit, dieſe auffallende Verletzung der ihm ſchuldigen Ehrerbietung war Schuld daran geweſen, daß der Kaiſer urplötzlich ſeinen ganzen Aplomb, all ſeine Ruhe und Geiſtesgegenwart verloren hatte und, ohne es ſelbſt zu wollen, in ſo unkaiſerlichen Zorn gerieth, daß er zähneknirſchend dem Miniſter einige Worte nachrief, die wir, aus Rückſicht für beide Theile, hier um keinen Preis zu wiederholen wagen.

Die tragiſche Scene hatte jetzt ausgeſpielt. Der Vorhang war gefallen . . . Niemand applaudirte. —

Unterdeſſen waren die nächſte Umgebung des Kaiſers, die Könige von Neapel und Weſtphalen, der Fürſt von Wagram, der Herzog von Baſſano, der Graf von Narbonne, der Gouverneur Marſchall Gouvion-

Saint-Cyr, der Adjutant und „Siegesbote“ Marquis von Montesquiou u. ſ. w. in den Gängen des Gartens, wie in den Corridors des Schloſſes, und im Vorzimmer Seiner Majeſtät die beiden Kammerdiener Marchand und Santini, der Leibarzt Corviſart und der Leibmameluk Ruſtan unruhig hin und her gerannt, in geſpannter Ungeduld das Reſultat dieſer ſtürmiſchen Unterhandlung, das Finale dieſes kurzen, aber deſto mehr ergreifenden Drama's, das ſich in jenem kleinen „Conferenzzimmer“ abgeſpielt hatte, zu erfahren.

— Metternich, ſagte Narbonne zu Maret, hat uns die Fortſetzung des Krieges gebracht.

— Und der Krieg wird uns Verderben bringen! entgegnete der Herzog von Baſſano, der mit vollem Rechte beſorgt zu ſein ſchien.

— Es geht alſo bald wieder los! rief laut jubelnd der König von Neapel ſeinem darüber nur wenig entzückten Schwager von Weſtphalen zu.

— Ich wollte, geſtand Jerôme, mein Bruder wäre bei all' ſeiner Klugheit doch etwas geſcheidter geweſen und hätte vor Thoresſchluß einen anſtändigen Frieden gemacht. Bei dem ewigen Kriegführen kommt zuletzt — mir wenigſtens ahnt ſo was! — doch nichts Gutes heraus.

— Du biſt feig wie ein Kaninchen, ſagte der König von Neapel.

— Und Du biſt dreiſt wie ein Bajazzo im Circus, entgegnete der Souverain von Kaſſel.

— Wann, Durchlaucht, fragte Marſchall Gouvion-Saint-Cyr den Vice-Connetable Berthier, läuft die vermaledeite Waffenruhe ab?

— Am 15. Auguſt, erklärte der Fürſt von Wagram.

— Gut, daß es wieder Krieg wird! jubelte der „Siegesbote.“ Der Kaiſer hat dann mehr Gelegenheit als jetzt, mich mit Bulletins und den ſeltenſten Kunſtſchätzen aller von uns im Sturme eroberten Städte nach Paris zu ſchicken, wo es mir, unter uns geſagt, weit beſſer als in dem kleinen, armſeligen, ſpießbürgerlichen Dresden gefällt. Hier gibt es keine galanten Abenteuer, ſagte er tiefbedauernd zum Leibarzte des Kaiſers.

— Aber auch weniger galante Krankheiten, erwiderte Corviſart mit beißender Bosheit.

Ruſtan kratzte ſich nachdenklich die Ohren. — Marchand und Santini, die ſich eben nichts Vernünftiges zu ſagen wußten, zogen es vor, lieber zu ſchweigen, als in ſo ernſtem Augenblick unnützes Blech zu ſchwatzen, wie Ruſtan ſehr paſſend bemerkte.

Da raſſelte ein ſechsſpänniger Staatswagen heran.

Die kaiſerlichen Garden traten in's Gewehr. Raſch wurden die luſtigen Trommeln gerührt.

— Ei, wer kommt denn? fragte Jerôme.

— Es iſt der König von Sachſen! antwortete Murat.

Beide kehrten ihm den Rücken zu.

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen (26. Juni) kehrte Herr von Metternich in beſter Laune nach Wien zurück.

Noch an demſelben Tage ſchrieb der Kaiſer ſeinem Geſandten am Wiener Hofe, dem Herrn Louis Guillaume Otto (einem Deutſchen, den er nach der ſiegreichen Schlacht von Auſterlitz zum Reichsgrafen von Mosloy ernannt hatte) einen eigenhändigen Brief, worin er ihn beauftragte, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um trotz der brüsken Abreiſe Metternich's die Differenz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, falls es noch möglich wäre, auszugleichen.

Eine Stunde ſpäter, als Napoleon ſeinem alten Jugendfreunde Talma eine kurze Audienz gewährte, empfing er in dem Augenblick, wo Frankreichs Roscius ſich entfernen wollte, den Beſuch der Gräfin Kielmannsegge, die Tags zuvor, auf ſchriftlichen Wunſch des Kaiſers, von ihrem Gute nach Dresden zurückgekehrt war.

Napoleon ſtellte ihr den Künſtler vor.

— Ich freue mich, ſagte er, Gelegenheit gefunden zu haben, Sie mit dem erſten Tragöden Frankreichs, mit dem Stolze des Théâtre français, mit meinem Jugendfreunde Talma*) bekannt zu machen. Gräfin Kielmannsegge, ſagte er zu Talma gewendet, iſt Deutſchlands Frau von Staël, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie es weit beſſer und ehrlicher mit mir meint, als die Verfaſſerin der „Corinne“, die ich, wegen ihrer feindlichen Geſinnung gegen mich, aus Frankreich zu verbannen gezwungen war.**) Letztere treibt ſich gegenwärtig in Moskau oder Petersburg, in Stockholm oder London umher. — Frau von Kielmannsegge, fuhr er fort, iſt eine der wärmſten Anhängerinnen Frankreichs und ſchon darum achte und ehre ich ſie in ungewöhnlich hohem Grade.

Sie ſchlug beſchämt die Augen nieder.

— Frau Gräfin, ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, ſagte Talma, der ſich ehrfurchtsvoll zurückzog.

— Wie gefällt Ihnen unſer großer Mime? fragte Napoleon.

---

*) Talma, Sohn eines Pariſer Zahnarztes, geb. am 15. Januar 1763, war ſechs Jahre älter als Napoleon.

**) Frau von Stael war eines Tages ſo unvorſichtig geweſen, den Kaiſer Buonaparte einen „Robespierre zu Pferde“ zu nennen.

— Sire, ich habe ihn kaum angeſehen, geſtand die Gräfin.

— Und warum ſchienen Sie ſo verlegen?

— Weil der Nimbus ſeines Namens mich geblendet hat, bekannte Frau von Kielmannsegge.

— Wie freue ich mich, Sie endlich wiederzuſehen! rief der Kaiſer, ſie zärtlich in ſeine Arme ſchließend. Schon fürchtete ich, Calypſo würde ausbleiben . . .

— Sire, ich weiß ſehr wohl, weshalb Sie mich gerade ſo und nicht anders zu nennen geruhen. Sie gehen dabei von der Ueberzeugung aus, daß auch ich eine jener Millionen bin, welche Fénelon's „Télemaque" geleſen haben, der mit den Worten beginnt: „Calypso ne pouvait se consoler du départ d'Ulysse." — Ew. Majeſtät haben ſich wirklich nicht geirrt, denn Calypſo war über die ſchnelle Abreiſe Ihres kaiſerlichen Ulyſſes in der That mehr als betrübt, ja geradezu untröſtlich geweſen, bekannte die Gräfin mit rührender Offenherzigkeit.

— Wie gut, wie lieb Sie ſind! rief der Kaiſer hochentzückt. Wie aber werde ich jemals im Stande ſein, ſo viel wahre, innige, unverdiente Liebe würdig belohnen zu können. Kann man denn gar nichts für Sie thun?

— Viel, ſehr viel! erklärte die untröſtliche Calypſo.

— Und worin beſteht dieſes Viel? fragte Napoleon, deſſen Neugier ſie aufgeſtachelt hatte.

— In der Erfüllung einer Gunſt, welche ich mir zu erbitten wage.

— Ich bitte, Gräfin, dreiſt zu bitten . . .

— Auf ausdrücklichen Befehl Ew. Majeſtät iſt Baronet Cunningham unlängſt unter dem Vorwande, daß er ein ruſſiſcher Spion ſei, verhaftet und nach Königſtein abgeführt werden . . .

— Weil er Ihre Ehre angetaſtet hat, unterbrach ſie der Kaiſer.

— Wohl hatte ich dies ſogleich geahnt; doch wie ſehr ich auch Ew. Majeſtät für dieſe Wahrung meiner tiefgekränkten Ehre dankbar verpflichtet ſein muß, ſo kann ich doch nicht umhin, Ihnen aufrichtig zu geſtehen, daß ich die Beſtrafung jenes Mannes nicht ganz in der Ordnung finde und nur aus dieſem Grunde mir erlaube, für den Gefangenen ein Wort der Fürſprache einzulegen . . .

— Sie wünſchen ihn befreit zu ſehen? fragte Napoleon.

— Allerdings, Sire, iſt dies mein Wunſch!

— Nichts finde ich natürlicher als dies, ſprach der Kaiſer, eilte an ſein Pult und kritzelte auf ein

Blatt Papier eine einzige Zeile mit der Unterſchrift ſeines Namens hin.

— Dieſe Zeile, theure Gräfin, wird genügen, erklärte Napoleon, ihr das Blatt reichend, die Riegel ſeines Kerkers zu öffnen.

— „Baronet Horace Cunningham iſt augenblicklich freizulaſſen“, las die darüber hochentzückte Gräfin.

— Dank, tauſend Dank! ſtammelte ſie, tief gerührt.

— Gräfin, lieben Sie dieſen jungen Mann? fragte der Kaiſer, neugierig geſpannt.

— Sire, ich weiß es ſelbſt nicht, geſtand Frau von Kielmannsegge, leicht erröthend. Oft kommen Augenblicke, in welchen ich deſſen Umgang ſchmerzlich vermiſſe, häufig aber auch Stunden, in welchen ich meine Bekanntſchaft mit dieſem engliſchen Othello, mit dieſem bengaliſchen Tiger, aufrichtig verwünſche.

— Der gute Mann iſt alſo eiferſüchtig?

— Ueber alle Beſchreibung! geſtand die Gräfin.

— Aber mein Gott, auf wen denn?

— Auf Ew. Majeſtät! erklärte ſie verlegen.

— Das iſt nicht klug von ihm! Man muß auch Andern etwas gönnen, meinte der Kaiſer, einen heißen Kuß auf den Alabaſter ihrer Stirn hauchend. Sind Sie entſchloſſen, ihn zu heirathen?

Selbſt geſchieden von meinem Gemahle würde ich nie mehr mich verheirathen, weil die Ehe eine moraliſche Galeerenſtrafe iſt, die ich um keinen Preis der Welt noch einmal erdulden möchte. Sie ſollte lieber gänzlich abgeſchafft werden . . .

— Derlei Galeeren ſind aber durchaus nothwendig, erklärte der Geſetzgeber. Ein Land, in welchem das Inſtitut der Ehe aufgehoben würde, müßte — glauben Sie es mir, liebe Gräfin! — ſehr bald zu Grunde gehen. Aber reden wir nicht mehr davon! Sagen Sie mir lieber, ob Sie einen Ihrer Vertrauten nach Königſtein ſchicken oder lieber ſelbſt hineilen wollen, um dem jungen Tollkopfe die Pforten ſeines Gefängniſſes zu öffnen?

— Ich will ihm die Freiheit bringen, geſtand Frau von Kielmannsegge.

— Das iſt ſehr brav von Ihnen! Denn nicht alle Frauen vergeſſen ſo ſchnell eine ihnen zugefügte Ehrenkränkung, wie Sie, meine Theure! Reiſen Sie mit Gott nach Königſtein, ſagte Napoleon, ſie noch einmal an ſein Herz drückend und ſich dann mit innerlich tobendem Kampfe ihrer Umarmung entziehend. Bevor ich zu meiner Frau nach Mainz reiſe, hoffe ich, Sie noch einmal auf Ihrem Gute bei Bautzen zu ſehen, um Ihnen dann Lebewohl zu ſagen, wahrſcheinlich für immer, ſchloß er tiefbewegt.

Ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Nachdem ſie dieſe raſch getrocknet hatte, entriß ſie ſich den Armen ihres „Ulyſſes“ und ſtürmte ſchweigend fort.

— Ich werde dieſe Frau niemals vergeſſen, ſagte Napoleon, der zum erſten Male in ſeinem Leben wirklich gerührt zu ſein ſchien.

Gleich darauf empfing er ſeinen Bruder.

— Wie gefällt Dir unſer kleines Dresden? fragte der Kaiſer.

— Es ſcheint mir langweiliger als Kaſſel, geſtand Jerôme.

— Das mag wohl einzig und allein davon herkommen, daß Du hier Deine ſchmucke Gräfin Bocholtz oder Gott weiß welch' andere Schönheit Deines Hofes zu vermiſſen geruhſt . . . Wie befinden ſich Deine Herren Miniſter? fragte Napoleon mit einem Anfluge liebenswürdiger Ironie.

— Sire, ich danke für die gütige Nachfrage, entgegnete der König von Weſtphalen, mit franzöſiſcher Sorgloſigkeit. Alle meine Leute befinden ſich ziemlich wohl, bis auf den Grafen Siméon,*) der ſeit kurzer

---

*) Juſtizminiſter des Königs von Weſtphalen.

Zeit ſich mit der fixen Idee trägt, daß er Verwandtſchaft mit dem Monde habe, weil ſeine junge Frau ihm allmonatlich neue Hörner aufzuſetzen ſich erlaubt.

Der Kaiſer, der über den barocken Einfall ſeines Bruders „Louſtic“ lachen mußte, ſagte zu ihm:

— Man kann alſo auch witzig ſein?

— Und warum nicht? fragte der König von Weſtphalen. Iſt man nicht Sohn ſeiner Mutter und Bruder Ew. Majeſtät?

— Man kann ihm nicht lange grollen, geſtand der Kaiſer, der ſich durch Jerômes Artigkeit etwas geſchmeichelt zu fühlen ſchien. Und was treibt Herr von Malchus?“ *)

— Nachdem ich ihn zum Grafen von Marienrode gemacht, weiß er aus Stolz und Hochmuth nicht, ob er gehen oder fahren, reiten oder fliegen ſoll . . .

— Und Dein Herr Miniſter des Innern?

— Graf Wolffradt iſt jedenfalls der Geſcheidteſte . .

— Und woraus ſchließen dies Ew. Majeſtät? fragte Napoleon.

— Weil er noch immer ledig iſt, geſtand Jerôme.

---

*) Erſt Miniſter des Innern, übernahm er in ſpäterer Zeit das Portefeuille der weſtphäliſchen Finanzen.

— Du biſt und bleibſt ein Taugenichts! meinte halb ernſt, halb ſcherzend der Bruder desſelben.

— Ich danke für dieſe ſchöne Anerkennung, entgegnete der gekrönte Leichtſinn, fand es aber doch rathſam, ſich zurückzuziehen, um nicht genöthigt zu ſein, noch mehr Diplome ſolcher Art ruhig hinnehmen zu müſſen.

Nach Jerôme erſchien der bewußte „Siegesbote".

— Sire, ſagte Anatole von Montesquiou, geſtern Nachmittag ſind mir bei einem Spazierritt durch den Großen Garten am Eingange desſelben ein paar antike, wunderhübſche Vaſen aufgefallen, die mir bei Weitem mehr für den Tuilerien-Garten geeignet ſcheinen.

— Nehmen Sie ſie ohne alle Umſtände! Wir wollen ſie der Kaiſerin nach Mainz mitbringen. — Iſt Ihnen ſonſt gar nichts aufgefallen? fragte der beutegierige Monarch.

— Raphael's ſixtiniſche Madonna iſt ein Meiſterſtück, für welche Kaiſer Alexander dem Könige von Sachſen eine halbe Million Silber-Rubel angeboten haben ſoll.*)

---

*) Die ſixtiniſche Madonna, das berühmteſte Bild Raphael's, entſtand im Jahre 1518. Den Auftrag dazu hatten ihm die Benediktiner-Mönche des Kloſters zum heiligen Sixtus in Piacenza gegeben. Das Bild, auf Leinwand gemalt, diente

— Ich hätte große Luſt, ſie mitzunehmen, aber, aufrichtig geſagt, mir gefällt ſie nicht! geſtand Napoleon. Und weil der König mir ein halbes Dutzend der ſchönſten Bilder ſeiner Privat-Galerie zur Erinnerung geſchenkt, will ich ihm als Gegengeſchenk die „Fünfmalhunderttauſend-Silber-Rubel-Madonna“ zurücklaſſen und bei paſſender Gelegenheit eine der vielen Bauernhochzeiten David Tenier's und ein Paar der gelungenſten Bambocciaden Pieter van der Laar's für meine Louvre-Galerie nach Paris ſchicken.

In dieſer Beziehung geruhte der Oheim des ſpätern „Retters des Eigenthums“ eben nicht allzugewiſſenhaft zu ſein. Aus allen Städten, welche Napoleon I. eroberte, geruhte er die koſtbarſten Seltenheiten, aus Venedig das eherne Viergeſpann der Markuskirche, dem er die diamantenen Augen ausſtechen ließ, aus Berlin die Victoria des Brandenburger-Thores u. ſ. w.

---

zuerſt als Kirchenfahne, dann als Schmuck des Hochaltars und erhob die beſcheidene Kloſterkirche zu einem Wallfahrtsorte nicht blos für die Frommen, ſondern auch für die Kunſtliebhaber von ganz Europa. Kurfürſt Auguſt III. von Sachſen kaufte es im Jahre 1754 den geldgierigen Mönchen für 22,000 Dukaten ab und brachte es nach Dresden, wo es heute noch der Schmuck und Stolz des Muſeums iſt.

mitzunehmen und mit dieſen Trophäen die Hauptſtadt ſeines Reiches auszuſchmücken.*)

Den auffallendſten Raub dieſer Art hatte er während ſeiner Feldzüge in Italien ſich zu Schulden kommen laſſen. Im Jahre 1796 entführte er aus Reggio das wunderthätige Mutter-Gottesbild, das er in Begleitung einiger andern Bilder dem Pariſer Directorium mit einem Bulletin überſandte, alſo lautend:

„Je vous envoie la Madone; faites-en ce que vous voudrez.**)

Worauf Barras dieſes Bild für ſich behielt und es in ſpäterer Zeit für 100,000 Francs dem Herzoge von Modena verkauft haben ſoll, welcher ſeinerſeits ſich beeilte, es ſeiner ausgeplünderten Stadt Reggio zurückzugeben.

— Laſſen Sie jene beiden Vaſen, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Adjutanten, noch heute Nacht oder morgen in aller Frühe vorſichtig einpacken und ſie ohne Aufſchub, bureau restant, vorläufig nach Mainz abgehen.

---

*) Nach der Einnahme von Paris beauftragte „Marſchall Vorwärts“, Fürſt Blücher, den Kölner Archäologen Eberhard von Groote die in den preußiſchen Staaten von Napoleon geraubten und nach Paris geſchleppten Kunſtſchätze in Beſchlag zu nehmen und ſie nach Berlin zurückzuführen.

**) Ich ſchicke Ihnen die Mutter-Gottes; machen Sie mit ihr, was Sie wollen.

Montesquiou eilte fort, um ſo raſch als möglich die Weiſung Seiner huldreichen Majeſtät pünktlich vollziehen zu laſſen.

Am andern Morgen waren die beiden Vaſen verſchwunden; Niemand erfuhr, wo ſie hingewandert waren. — — — — — — — — — — — — — —

Am 28. Juni begannen im Marcolini'ſchen Palais die Vorſtellungen der Comédiens français. Sie wurden mit den beiden Luſtſpielen: „La suite d'un bal masqué“ und „La gageure imprévue“ eröffnet. Die Freibillets dazu wurden auf Special-Ordre Seiner Majeſtät einzig und allein von dem kaiſerlichen Kammerherrn Grafen von Turenne vertheilt. Der Hofmarſchall Graf Vitzthum von Eckſtädt, der dieſes eigenwillige Verfahren als Eingriff in ſeine Rechte zu betrachten wagte, erhielt vom Herzoge von Baſſano den „wohlgemeinten“ Rath: „ſich nicht in Dinge zu miſchen, die ihn nichts angehen.“ — Die Zuſchauer mußten in Galla erſcheinen. Jeder, der nicht ein weißes Halstuch trug, wurde, wie der Hofmarſchall Vitzthum ſelbſt, auf Turenne's Anordnung unbarmherzig zurückgewieſen.

Da hier einmal vom Theater die Rede iſt, ſo theilen wir dem Leſer einen Auszug des ganzen Repertoire's jener Zeit mit.

Die franzöſiſchen Vorſtellungen im deutſchen Hoftheater wurden mit Molière's „Tartufe“ eröffnet.

Bénard-Fleury als Tartufe und Mademoiſelle Mars als Tochter Orgon's feierten an jenem Abende einen ihrer glänzendſten Triumphe. Mademoiſelle Mars wurde ſtürmiſch empfangen. Der ganze Hof, ſelbſt Napoleon, applaudirten. Alle Welt bewunderte die unbeſchreibliche Grazie dieſer Künſtlerin.

Am 1. Juli debütirte die mit dem kaiſerlich-ruſſiſchen Armbande decorirte Mademoiſelle Marguerite Georges als Phädra in Racine's gleichnamigem Trauerſpiele*) mit dieſem Armſchmuck.

Am 8. Juli wurde Beaumarchais' klaſſiſches Luſtſpiel „le Barbier de Séville“ aufgeführt. Stück und Aufführung erregten allgemeine Bewunderung. Thénard war der zweite Schauſpieler, welcher ſeit dem erſten Erſcheinen dieſes Stückes als Träger der Hauptrolle, als „Figaro“ erſchien; Thénard's Vorgänger war der berühmte Joſeph Jean Baptiſte d'Albouis D'Azincourt.**)

---

*) Von unſerm Schiller in's Deutſche übertragen.

**) Geſt. zu Paris 29. März 1809.

Bibl. Univers. Lips.

Am 12. Juli kamen Goldoni's „Bourru bienfaisant“ und Racine's „Plaideurs“ zur Darſtellung. Beide Stücke gefielen außerordentlich.

Am 13. Juli gingen „L'entrevue“ und „La jeunesse de Henri IV.“ in Scene.

An demſelben Tage war in Wien die officielle Kriegserklärung Oeſterreichs an Frankreich in dem von Pilat herausgegebenen „Oeſterreichiſchen Beobachter“ erſchienen. Verfaſſer derſelben war Herr von Gentz.

Am 15. Juli wurden „L'épreuve“ und „Les étourdis“ gegeben. Letzteres gefiel mehr als Erſteres.

Ein Dresdener Calculator, der dem erſten Stücke dieſer Vorſtellung ohne Handſchuhe beizuwohnen ſich erlaubt hatte, wurde nach dem Fallen des Vorhangs „kalt geſtellt“ oder „an die friſche Abendluft“ geſetzt.

Am 20. Juli wurden Marivaux's „Fausses confidences“ und die „Jeux de l'amour et du hazard“ aufgeführt. Beide erweckten großen ungetheilten Enthuſiasmus. Mademoiſelle Bourgoin übertraf ſich ſelbſt, wie Mademoiſelle Mars die Bourgoin und alle andere ihrer Mitſpieler übertraf. Das Parquet warf Beiden Blumenkränze zu.

Am 22. Juli trat Meiſter François Joſeph Talma, „l'ami de l'empereur“ wie auf vielen ſeiner Viſitenkarten zu leſen war, der Roscius des Théâtre français, welcher bis zu dieſem Tage durch Unwohlſein oder — wie Andere behaupten wollen — durch Eigenſinn verhindert war, aufzutreten, zum erſten Male als „Oedipe“ auf. Die Rolle der Jocaſte war durch Mademoiſelle Georges, die des Philoctète durch Saint-Prix beſetzt. Talma erregte ein faſt beiſpielloſes Furore. Die Beifallsſtürme wollten kaum enden. Nicht minder gefiel Mademoiſelle Georges, die, beiläufig erwähnt, auch als Griechin das ruſſiſche Armband trug.

Am 24. Juli trat Fleury im „Philosophe sans le savoir“ und Mademoiſelle Emilie Contat in den zwei reizenden Bluetten „les deux billets“ und „Masque pour masque“ auf. Auch ſie gefiel in ungetheiltem Maße.

Am 26. Juli trat Talma zum zweiten Male in der Voltaire'ſchen Tragödie „Semiramide“ und Mademoiſelle Mézeray als Darſtellerin der Titelrolle auf. Talma wurde empfangen und ſtürmiſch gerufen. Nicht minder gefiel Semiramis-Mézeray, die mit ihm unzählig oft gerufen ward.

Zu den bevorzugten Damen, denen der gefeierte Held des Tages, der Kouliſſenlöwe Talma — eitel wie faſt jeder große Mime! — die nicht genug zu ſchätzende Ehre und Auszeichnung ſeines Beſuches zu ſchenken pflegte, gehörte Gräfin von Kielmannsegge und die noch jetzt lebende Sängerin Luigia Sandrini, in deren Hauſe der „Freund des Kaiſers“ mit auffallender Vorliebe zu verkehren pflegte. Der Erſtern gegenüber geruhte er ſeine Herablaſſenheit ſo weit zu treiben, ihr ganze Scenen aus ſeinen Lieblingsrollen vorzuſpielen, während er der Letztern die Partie der Julia in Spontinis „Veſtalin“ einzuſtudiren ſich herabließ.

Am 28. Juli trat Mademoiſelle Georges als „Andromaque“ — dieſes Mal aber ohne ruſſiſches Armband — auf.

Einzelne Kritiken über dieſe Vorſtellungen beſorgte für auswärtige Journale der bekannte Hofrath Karl Auguſt Böttiger, welcher Herrn Talma mit der Cheops-Pyramide und Mademoiſelle Mars in ihrer unbeſchreiblichen Grazie mit der lieblichen Theeroſe von Malmaiſon verglich und — beiläufig erwähnt — zu Jenen gehörte, die dem Schooskinde der Pariſer am Eifrigſten den Hof gemacht haben ſollen. Die Fama erzählte ſich bald darauf, Mademoiſelle Mars habe dem galanten Hofrathe in Anerkennung ſeiner ihr geleiſteten Dienſte die Huld gewährt, ſich eigenhändig eine Locke ihres ſchönen Haupthaares abſchneiden zu dürfen, von welcher Erlaubniß unſer Hofrath, der, im Vorbeigehen geſagt, auch Oberaufſeher der Antiken und der Mengs'ſchen Gyps-Abdrücke war, vollen Gebrauch gemacht und außerdem auch die wundervolle Hand der berühmten Künſtlerin eig händig abgegypst haben ſoll. *)

Talma, der als Günſtling des Kaiſers auch deſſen Staats-Secretair, dem Herzoge von Baſſa auf ziemlich vertrautem Fuße ſtand, machte ihm ein Tages das ziemlich indiscrete Geſtändniß, daß er vielen der hochgeſtellten Damen Dresdens — und un dieſen auch bei der Gräfin Kielmannsegge — fabelhaft Glück gemacht und Letztere — „entre nous soit dit“ ha er hinzugefügt — endlich ſo weit gebracht, daß ſie ih unlängſt ein Rendezvous im „Forſthauſe“ bei Plau gegeben habe. Als der Herzog, hocherſtaunt, dies ern lich zu bezweifeln wagte, ſoll ihm Talma — was ſpät durch Lieſenberg ruchbar geworden war — einen Han ſchuh mit den Worten gezeigt haben: „Dieſer Han ſchuh, den die Gräfin an jenem Abende im „Forſthauſe unvorſichtig genug hatte liegen laſſen, iſt ein han

---

*) Hofrath Böttiger (geſt. zu Dresden am 7. November 183 vermachte die Locke der Mademoiſelle Mars der Dresden Schauſpielerin Friderike Wilhelmine Hartwig, die, urſprün lich Tänzerin, ſpäter erſte Liebhaberin, zuletzt komiſche Alt ein Liebling des Publikums und eine „Flamme“ des lieb Hofraths geweſen war und ſich erſt im Jahre 1849 in d Kouliſſen des Jenſeits zurückzog.

greiflicher Beweis, daß ich an dem bewußten Abend dort mit ihr zuſammengekommen war."

— Ich bitte Sie darüber zu ſchweigen, rieth ihm der Miniſter-Staats-Secretair.

— Und warum? fragte der eitle Mime.

— Weil ein Geſtändniß dieſer Art Sie leicht in den Verdacht bringen könnte, ein Nebenbuhler des Kaiſers zu ſein . . .

— Und wenn dies wirklich ſo wäre? fragte Talma ziemlich aufgeblaſen.

— Dann müßte ich Ihnen doppelt rathen, ſich mit dem Siege, wenigſtens für den Augenblick, ja nicht zu brüſten, weil der Kaiſer gerade dieſen Sieg Ihnen nicht ſo leicht vergeben würde.

— Ich danke für den klugen Rath, ſagte Talma und verſprach dem Herzoge mit Mund und Hand, darüber ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten.

Wie und durch wen dieſes delicate Geheimniß bald darauf dennoch verrathen ward, iſt geradezu unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß Lieſenberg, der ſeit jenem Augenblick, wo die Gräfin ihn ſo ſchnöde abgefertigt hatte, ihr entſchiedenſter Gegner war, dies Geſpräch zwiſchen Talma und Maret entweder wirklich belauſcht oder — was uns noch viel wahrſcheinlicher erſcheint — dies ganze Liebesmärchen blos darum erfunden habe, um ſeine ſtolze hochmüthige Feindin in den Augen des Kaiſers ſowohl, als in jenen ihres damals eingeſperrten Anbeters Cunningham auf eine zwar ſpottbillige, aber immer doch höchſt wahrſcheinliche Weiſe verdächtig zu machen und ſchuldlos herabzuſetzen. Wenn Andere dagegen geneigt wären zu glauben, daß Maret der Verräther geweſen ſei, dann iſt es ſchwer begreiflich einzuſehen, welche Beweggründe er gehabt haben mag, den Verdacht des Kaiſers aufzuſtacheln und den Künſtler, dem er ſo wohlwollend zugethan war, Jenem verhaßt zu machen. Allem Anſcheine nach kann alſo das, was wir in Bezug auf ein vertrauteres Verhältniß zwiſchen Talma und der Heldin unſeres Romans hier wiederholt haben, nur eine müßige Erfindung Lieſenberg's ſein, der das Bedürfniß fühlen mochte, ſich für die Beleidigung, die ſie ihm zugefügt, empfindlich zu rächen.

Am Abende des Tages, an welchem die Gräfin Kielmannsegge den Kaiſer um die Begnadigung Cunningham's gebeten und Letzterer ſie ihr bewilligt hatte, beſuchte Talma ſeine Collegin Bourgoin, die er auffallend verſtimmt fand.

— Was fehlt Dir, meine kleine Etiennette? fragte der Heros der Tragödie die holde Muſe des Luſtſpiels.

— Sie fragen noch? Mir fehlt Chaptal! geſtand Mademoiſelle Bourgoin mit reizender Unbefangenheit.

— Ei, ei, Kind, liebſt Du den Alten denn wirklich gar ſo ſehr?

— Ich liebe ihn eigentlich gar nicht . . .

— Und dennoch vermiſſeſt Du Deine Excellenz?

— Dies iſt nichts Anderes als Gewohnheit! Obgleich er faſt dreißig Jahre älter iſt, als ich, habe ich mich in der Zeit von drei Jahren doch ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß der tägliche Umgang mit ihm mir geradezu Bedürfniß geworden. Er iſt ſo aufmerkſam gegen mich und plaudert ſo allerliebſt, daß ich ihm ſtundenlang zuhören kann, ohne durch ſein geiſtreiches Geſchwätz jemals ermüdet zu werden.

— Die Liebe iſt Sache der Gewohnheit. Ich habe einen uralten Bekannten, der eine unſerer blutjungen Choriſtinnen blos darum unterhält, weil er nicht weiß, wo er die Nachmittagsſtunden vor dem Theater zubringen ſoll, während ich, umgekehrt, eine junge Frau kenne, welche ſich die Huldigung eines uralten Herrn blos deshalb gefallen läßt, weil er ſich jeden Morgen zu derſelben Stunde einſtellt, um ihr auf dem Klaviere die neueſten Tänze und Lieder vorzuſpielen, wofür ſie ihn mit Fleiſchbrühe und zwei Eiern abfüttert. Wir Alle ſind Sklaven der Gewohnheit . . .

— Gehören auch Sie zu den Sklaven derſelbe fragte die Bourgoin mit durchſichtigem Lächeln, wo ſie die kleinen, blendendweißen Panama-Perlen ih korallenlippigen Mundes zu zeigen gewohnt war.

— Ich pflege mich niemals zu binden . . . He liebe ich Dieſe, morgen Jene!

— Das heißt mit andern Worten: heute ſchw men wir für eine italieniſche Sängerin, morgen ſ eine deutſche Gräfin . . .

— Comment, ma biche, auch Du weißt? .

— Mehr vielleicht, als Ihnen lieb iſt . . .

— Dann beſchwöre ich Dich, zu ſchweigen .

— Wie ein Schminktopf! betheuerte Mademoiſe Bourgoin, ihre Rechte feierlich wie zur Bekräftigun eines Schwures erhebend. Aber, fuhr ſie fort, wiſſ Sie ſchon das Allerneueſte?

— Nein, ſagte Talma.

— Unſere Mézeray hat hier eine ſehr einträgli Eroberung gemacht. Der Hofmarſchall Vitzthum ſchwär für ſie . . .

— Ah, Närrchen, was will dies ſagen? D deutſchen Cavaliere ſind große Hungerleider . . .

— Graf Vitzthum ſoll eine Ausnahme machen .

— Dann gratulire ich unſerer guten Mézera Denn Keine von Euch könnte beſſer als ſie einen r chen Anbeter gebrauchen, weil ſie in Paris faſt eben ſo viele Gläubiger, als Haare auf ihrem Kopfe hat. Sie wird ein trauriges Ende nehmen.*) — Die Vernünftigſte von Euch iſt Emilie Contat: ſie hat bereits ſo viel Geld zuſammengeſcharrt, daß ſie nach ihrer Rückkehr aus Dresden ſich in der Nähe von Paris ein hübſches Landgut kaufen will. Sie denkt bei Zeiten an's Alter.

— Was kümmert mich die Zukunft! rief die ſorgloſe Soubrette. Mir liegt nur an der Gegenwart. Ich genieße das Heute, ohne mir Grillen um das kommende Morgen zu machen.

— C'est la philosophie de nous tous! commentirte Talma. Aber was mich betrifft, fuhr er fort, ſo ſorge ich für Euch Alle. Ich habe dem Kaiſer eine Bittſchrift überreicht, worin ich im Namen ſämmtlicher Mitglieder

---

*) Talma's Weiſſagung erfüllte ſich auf ſchreckliche Weiſe. Mademoiſelle Joſephine Mézeray (geb. zu Paris am 10. Mai 1744) nahm ein hochtragiſches Ende. Die Legion ihrer unbefriedigten Gläubiger trieb, zehn Jahre ſpäter, die tiefverſchuldete Künſtlerin ſo ſehr in die Enge, daß ſie, aus Verzweiflung ſich betrinkend, am 8. Juni 1823 in einen der alten Gräben der Champs-Elyſées ſprang und, herausgezogen, in's Irrenhaus zu Charenton gebracht ward, wo ſie zwei Tage ſpäter ſtarb.

des Théâtre français auf Vergütung unſerer Reiſ
koſten, gleichwie auf Auszahlung einer mir durcha
nothwendig erſcheinenden Gratification angetragen hab
Wir werden ſehen, was geſchehen wird, ſagte der ſtol
Mime, einen Blick großer Selbſtzufriedenheit in d
ihm gegenüber hängenden Wandſpiegel werfend.

— Sie ſorgen für uns wie ein Vater für ſei
Familie, ſchmeichelte der blonde, roſenfarbene Schal

— Ich liebe Euch wie meine Töchter, ſagte d
tragiſche Held, der nun wie ein zärtlicher Vater Mad
moiſelle Etiennette in ſeine Arme ſchloß.

Er blieb noch lange bei ihr.

Sechstes Kapitel.

Horace Cunningham „brummte“ in ſeiner Zelle auf der Feſtung, als Gräfin Kielmannsegge, mit der eigenhändigen Ordre des Kaiſers verſehen, ſich auf dem Wege nach Königsſtein befand, um dem Gefangenen die Nachricht von ſeiner Begnadigung zu überbringen.

Der Zufall, der im Leben aller Sterblichen ſehr häufig eine nicht unwichtige Rolle zu ſpielen pflegt, hatte es, wunderbar genug, ſo gefügt, daß unſerm Engländer bei ſeiner Ankunft auf der Feſtung dieſelbe Zelle angewieſen worden war, in welcher Marcheſe Pietro Alviſe d'Agdolo ſeine Strafe abgebüßt und nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenſchaft ſeine letzte Verwünſchung gegen ſeinen kurfürſtlichen Verfolger, gleich darauf aber auch ſeinen letzten Seufzer ausgeröchelt hatte.

Auf Cunningham's Frage, wer zuletzt in dieſem „feuchten Loche“ eingekerkert geweſen ſei, erzählte ihm eines Abends der alte Kerkermeiſter, deſſen ſteife, verſchwiegene Junge er durch den Einfluß prickelnden Champagners nach und nach mobil und geſprächig gemacht hatte, ziemlich ausführlich die ganze Leidensgeſchichte jenes Marcheſe d'Agdolo, der vor dreizehn Jahren, am 27. Auguſt 1800, in dieſer Zelle hier im größten Elende geſtorben war.

— Und wo mögen die „Denkwürdigkeiten“ jenes Gefangenen, von welchem Ihr mir ſo eben erzählt habt, hingekommen ſein? fragte Horace voll Theilnahme.

— Dies hat bis heute Niemand erfahren. Einige wollen wiſſen, der damalige Kurfürſt habe ſämmtliche Papiere ſeines Gefangenen bald nach deſſen Tode in Beſchlag nehmen und im Schloſſe zu Pillnitz vorſichtig verbrennen laſſen; Andere, welche beſſer unterrichtet ſein wollen, behaupten, jene Schreibereien befänden ſich noch immer in Verwahrung des Königs, der ſie im Dresdener Georgenſchloß in einem geheimen Schranke ſeines Schlafcabinets eigenhändig eingemauert haben ſoll.

— Und worin beſtand denn das Verbrechen jenes Unglücklichen? fragte Horace.

— Darüber herrſcht noch immer geheimnißvolles Dunkel. Nur ſo viel habe ich munkeln gehört, daß Marcheſe d'Agdolo ein Werkzeug der Kurfürſtin-Witwe, ein gefährlicher Hochverräther, und nebenbei der Vater eines ſogenannten Fräuleins von Schönberg, von welcher mir nichts Näheres bekannt iſt, geweſen ſein ſoll.

— Zufällig kenne ich jene Dame, und darum bin ich um ſo mehr erſtaunt, durch Euch zu erfahren, wer der Urheber ihres Daſeins geweſen iſt.

— Doch bitte ich Sie, gnädigſter Herr, über Alles, was ich da unvorſichtig aus der Schule geſchwatzt habe, reinen Mund zu halten, weil ich ſonſt in des Teufels Küche, oder Gott weiß wohin? käme.

— Ich verſpreche Euch, darüber zu ſchweigen . . .

— Aber warum eigentlich ſitzen denn Sie hier? fragte der Schwätzer.

— Den Grund weiß ich ſelber nicht. Nachts riß man mich auf Befehl des Kaiſers der Franzoſen, wie mir ſeine frechen Schergen geſagt, aus den Federn heraus und ſchickte mich ohne Fug und Recht auf dies verdammte Raubneſt, wo kein Hahn um mich kräht und wo mir's, wenn ich Unglück haben ſollte, vielleicht nicht beſſer, als meinem italieniſchen Vorgänger ergehen könnte . . .

— Das wollen wir nicht hoffen, Herr, ſagte der alte, heute ausnahmsweiſe geſprächige Kauz.

— Zum Unglück hat Dresden, ſeitdem es eine franzöſiſche Filiale geworden iſt, keinen engliſchen Geſandten, an den Unſer Einer ſich wenden könnte, um ſich Genugthuung zu verſchaffen. Wer weiß, wie lange man mich hier widerrechtlich gefangen halten wird.

— Sie gefallen mir ſehr, junger Herr, und darum will ich manchmal durch die Finger ſehen und, ſo oft Sie Durſt haben ſollten, Ihnen recht gern Geſellſchaft leiſten, denn der Trunk, ſehen Sie, iſt, ſeitdem mein Weib, meine gute Reſe geſtorben, noch mein einziges Steckenpferd. Man muß doch Eine Freude haben!

— Allerdings! Und die Eure beſteht nun einmal darin . . .

— Mir bisweilen einen kleinen Affen anzutrinken . . .

— Das hab' ich früh genug bemerkt. Geht nun zu Bette, alter Freund! Legt Euch hübſch auf Eure Ohren und ſchlafet Euer Räuſchchen aus. Gute Nacht, verehrter Greis und Gönner!

— Auf Wiederſehen, Herr! ſtammelte der behaarbeutelte Kerkermeiſter, der im Zickzack ſich hinaus und in ſein Wohnzimmer verfügte.

Am andern Morgen erſchien Gräfin Kielmannsegge ſo unerwartet, wie eine gute Fee aus der Verſenkung eines Theaterpodiums. Sie ſtand urplötzlich vor dem Gefangenen, ohne daß dieſer ſich genau zu ſagen wußte, ob ſie durch das Schlüſſelloch oder durch irgend eine Fenſterritze zu ihm hineingehuſcht ſei.

— Madame, was wollen Sie von mir? fragte er kalt und barſch.

— Horace, ich bringe Ihnen Ihre Freiheit, entgegnete der weibliche deus ex machina.

— Meine Freiheit? wiederholte Cunningham mit Erbitterung. Aus Ihren Händen kann und darf ich ſie unmöglich annehmen.

— Und weshalb nicht? fragte ſie beſtürzt.

— Weil Gräfin Kielmannsegge eine Heuchlerin iſt!

— Und wer ſagt Ihnen dieſe Unwahrheit? fragte die Gräfin, auffallend betroffen?

— Wie, Madame? fragte er voll Grimm. Trotz Allem, was ſeit der Anweſenheit des Kaiſers in Dresden vorgefallen iſt, haben Sie immer noch den Muth, die keuſche Suſanne, die tugendhafte Clariſſe Harlowe zu ſpielen?

— Horace, überlegen Sie, was Sie ſagen . . .

— Ich ſage nichts, als die Wahrheit! rief er tief empört. Sie ſind eine Heuchlerin! wiederhole ich. Nicht genug, daß Sie die Seufzer des Kaiſers erhört, haben Sie ſich in jüngſter Zeit noch tiefer erniedrigt, den zudringlichen Huldigungen eines elenden Komödianten williges Gehör geſchenkt und ſich ſo weit vergeſſen, einem ſo eingebildeten Gecken, wie Talma, erſt unlängſt ein Stelldichein gegeben zu haben.

— Wo? fragte die Gräfin hoch erſtaunt.

— Sie wagen es noch, zu fragen? Im ſtillverſchwiegenen „Forſthauſe“ bei Plauen . . .

— Und wer hat Ihnen dies geſagt?

— Ein Mann, der Sie beobachtet hat . . .

— So kann nur Lieſenberg gelogen haben! rief die Aermſte, die ſich auf's Neue ſchmählich verleumdet ſah. Noch niemals bin ich dort geweſen! betheuerte die Gräfin.

— Zufällig vergaßen Sie dort Ihren Handſchuh . . .

— Und wer will ihn gefunden haben?

— Wer anders, als jener große, vielbewunderte Talma?

— Dann iſt er ein eitler Fat, ein unverſchämter Lügner, ein ehrloſer Verleumder! rief die Gräfin, deren Zorn ſeinen Zündpunkt erreicht hatte. Noch heute will ich ihn zur Rede ſtellen, und wenn er die unerhörte Frechheit haben ſollte, ſich mir gegenüber mit dieſem geträumten oder keck erlogenen Siege zu brüſten, dann ſchleudere ich ihm dieſen Handſchuh in's Geſicht und erkläre ihm rund heraus: C'est une lâche infamie, monsieur l'artiste!

— Wie, Madame, Sie hätten den Muth, dies wirklich zu thun? fragte Horace, durch dieſe Verſicherung wankend gemacht.

— So wahr mir Gott helfen möge! betheuerte die Gekränkte.

— So hätte ich Ihnen alſo wiederum Unrecht gethan?

— Der Schurke Lieſenberg hat mich verleumdet ... Sie haben ihm thörichten Glauben geſchenkt ... Das iſt Alles!

— Und können Sie mir wiederum verzeihen? fragte Horace faſt gerührt.

— Ein wahrhaft liebendes Weib verzeiht Alles!

— Wie, Gräfin, Sie lieben mich wirklich? rief der gebeſſerte Lovelace.

— Nein! erklärte der Stolz der Gräfin.

— Aber ſind dies nicht arge Widerſprüche? fragte Horace, von Neuem unwillig werdend.

— Horace, eine Frau, die den Muth beſitzt, eine Frage ſolcher Art ungeſcheut zu bejahen, hat niemals wahr geliebt.

— Sie geben mir das Leben wieder! rief unſer René hoch entzückt.

— Vorläufig bringe ich Ihnen nur Begnadigung. Von dieſem Augenblick ſind Sie frei. So will's Seine

Majeſtät der Kaiſer, ſagte ſie, ihm die kerkeröffnende, freiheitsbringende Zeile zeigend.

— Ich mag nichts von Gnade hören! rief Horace, die kaiſerliche Ordre ſtolz zurückweiſend. Ich verlange nichts anderes als Gerechtigkeit! Zuvor muß ich erfahren, weshalb man mich hierher gebracht hat?

— Der Kaiſer ließ Sie feſtnehmen, nicht weil Sie ein Spion des Kaiſers von Rußland, wohl aber ein Verläumder meiner Ehre geweſen ſind. Horace, Sie glauben Dinge von mir . . .

— Die mich leider noch immer beunruhigen, geſtand Cunningham. Sie hatten Umgang mit dem Kaiſer . . .

— Ich leugne dies nicht, mein Freund! Aber dieſer Umgang iſt bisher ſo rein geiſtiger Art geblieben, daß derſelbe mich in Ihren Augen eben ſo wenig als in den ſeinigen entehrt haben kann . . .

— Ach, Gräfin, wenn dies wahr wäre! rief der Baronet mit glühender Begeiſterung.

— Was, Horace, würden Sie alsdann thun?

— Tief beſchämt zu Ihren Füßen niederſtürzen, ſagte Cunningham, raſch ſein Knie neigend, und Sie inbrünſtig anflehen: Angebetete Gottheit, vergieb Deinem ſchwachen Sünder!

— Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen! rief die Gräfin, den Mann, der aufrichtig bereuend zu ihren Füßen lag, aufhebend und ihn zärtlich an ihr Herz drückend.

Es trat eine lange Pauſe ein.

— Im erſten Aufwallen meines Zornes hatte ich zu Graſſi geſagt: Horace iſt jetzt todt für mich! Trotzdem ſind Sie von Neuem aufgelebt . . . und von Neuem liebe ich Sie mit allen Kräften meiner Seele. Hat doch auch Graſſi ein Wort der Fürſprache für Sie eingelegt und mich wiederholt beſchworen, Ihnen, wenn Sie aufrichtige Reue empfinden und ſich und mir Beſſerung angeloben wollen, hochherzig zu verzeihen.

— Ich verſpreche Ihnen, mich zu ändern, gelobte der reuige Sünder.

— Dann kehren Sie mit mir nach Dresden zurück, bat die Gräfin.

— Mit tauſend Freuden, erklärte der Baronet und beeilte ſich nun, ſeine ſieben Sachen ſchleunigſt einzupacken, um ihrer Einladung augenblicklich Folge zu leiſten.

Bald darauf ſaßen Beide im Wagen.

Unterwegs erzählte ihr Horace einen wunderbaren Traum, der in verfloſſener Nacht ihn, wie er ehrlich eingeſtand, ernſtlich beunruhigt hatte.

— Kaum war ich, fuhr er zu erzählen fort, geſtern Nachts, etwas vom Weine erhitzt, eingeſchlafen, als ich die Riegel meines Kerkers geräuſchlos wie durch Zauberwort zurückſchieben hörte und eine dunkle Geſtalt dicht vor mein Bett hintreten ſah. — „Wer biſt Du?“ fragte ich geſchreckt — „„Ich bin der Geiſt eines Unglücklichen,““ erwiderte das Geſpenſt. — „Und was verlangſt Du von mir?“ wagte ich zu fragen. — „„Ich verlange einige Auskunft von Dir.““ — „Ueber Wen?“ fragte ich neugierig weiter. — „„Ueber mein Kind, das Du kennſt,““ entgegnete das Geſpenſt. — „Und wer iſt denn Dein Kind?“ — „„Eine Frau, die, zum zweiten Male unglücklich verheirathet, Dich aufrichtig zu lieben ſcheint. Verſprich mir, (fuhr er fort) ſie glücklich zu machen, ſo glücklich als ſie es verdient,““ ſetzte er tief gerührt hinzu. — „Wer aber biſt denn Du?“ fragte ich den Geiſt, deſſen Aug' in Thränen ſchwamm. — „„Ich bin der Marcheſe Pietro d'Agdelo,““ ſprach das Geſpenſt und — verſchwand.

Die Gräfin fuhr tief erſchreckt zuſammen.

— Mein Gott, Gräfin, warum erſchrecken Sie? fragte Horace.

— O, ängſtigen Sie ſich meinetwegen nicht! Die große Schwüle hat mich betäubt; der Schwindel, der mich überfiel, wird ſchnell vorübergehen! rief die Gräfin und ließ, wie ohnmächtig, ihr Haupt auf die Schulter ihres Freundes niederſinken.

So lag ſie mit halbgeſchloſſenen Augen. Der Baronet aber bewegte ſich nicht. Mit rührender Theilnahme betrachtete er ihr bleiches Angeſicht, das ſich allmälig wieder zu färben begann.

— Mein fingirter Traum hat ſie angegriffen, geſtand er ſich. Ich will ihr einige Ruhe gönnen.

Endlich ſchlug ſie die Augen auf.

— Wo bin ich? fragte die Erwachende.

— An der Seite Ihres treuen Anbeters, ſagte Horace.

— Was muß mit mir vorgegangen ſein? fragte Frau von Kielmannsegge, die Flechten ihrer Haare bei Seite ſchiebend.

— Sie ſcheinen ſchwer geträumt zu haben? erklärte, aus Rückſicht für ſie, der ſchlaue Mann.

— Ja ja, Sie mögen Recht haben, erwiderte die Gräfin. Die Geſchichte war nur ein Traum!

Horace ließ ſie bei dieſem Glauben. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem die Träumerin ſich allmälig erholt hatte, fragte ſie ihren Freund ganz luſtig und unbefangen:

— Und womit haben Sie ſich während Ihrer eilftägigen Gefangenſchaft auf Königſtein die Langweile vertrieben?

— Ich erinnere mich nicht, in welchem Buche ich erſt unlängſt geleſen, daß Graf Lauzue in der Pariſer Baſtille eine Fliege oder Spinne abgerichtet habe, was einen andern Franzoſen, (ich glaube er hieß Guillaume Pigault-Lebrun und war noch vor ganz kurzer Zeit Bibliothekar und luſtiger Rath des Königs Jerôme von Weſtphalen geweſen und auf Befehl des Kaiſers in Kaſſel urplötzlich und ſo widerrechtlich wie ich, — Gott weiß, aus welcher Laune! — auf der Wilhelmshöhe bei Waſſer und Brod eingeſperrt worden war,) auf den ſpaßhaften Einfall gebracht haben ſoll, drei junge, äußerſt hoffnungsvolle Flöhe dergeſtalt zu dreſſiren, daß Einer derſelben einen Sonnenſchirm aufzuſpannen, der Andere eine kleine Nußſchalkanone abzufeuern und der Dritte die Stiefel ſeines Herrn auszuziehen gelernt hatte.

— Das iſt allerdings komiſch, aber unwahr . . .

— Beſchwören könnte ich es freilich nicht; aber dieſe Idee gab mir eine Andere ein: dem Pudel meines Kerkermeiſters, welchen ich bald für mich gewonnen hatte, wußte ich in den erſten acht Tagen unſerer Bell-Lancaſter'ſchen Methode ſo viel Erziehung und feine Lebensart beizubringen, daß er — der Pudel nämlich! — wie eine Schildwache vor mir mit einem Knittel an der Seite höchſt ehrerbietig in's Gewehr trat und mit mehr ſoldatiſchem Anſtand als mancher unſerer engliſchen Rekruten ſeinen Knittel präſentirte.

— Sie haben bisweilen urkomiſche Einfälle, geſtand die Gräfin, welche darüber herzlich lachen zu müſſen ſich gezwungen ſah. Mir fällt dabei unſer verſtorbenes „Fragezeichen" ein. Eines Abends geſtand mir die alte Gräfin Platen, ſie habe Sie, obgleich ſie Sie durchaus nicht leiden könne, mitunter doch ſo launig und unterhaltend gefunden, daß Sie der Einzige geweſen, der ſie zum erſten Male in ihrem achtundſiebenzigjährigen Leben zum Lachen gebracht, damals, als Sie in ihrer Gegenwart zu äußern geruht hätten, daß Sie während eines der Londoner Hof-Concerte in Saint-James aus Langeweile wie eine hundertjährige Kartoffel ausgewachſen seien und ſo dicke Faſern wie Schiffstaue angeſetzt hätten.

— Ich erinnere mich deſſen nicht mehr, erklärte Horace und lenkte das Geſpräch vom umgeſtürzten Fragezeichen etwas allzubrüsk auf den kategoriſchen Imperativ, auf Kaiſer Napoleon, hinüber.

— Beſtätigt ſich deſſen Abreiſe nach Mainz? fragte der Baronet.

— So viel ich weiß, entgegnete die darin genau unterrichtete Gräfin, wird ſich Seine Majeſtät erſt in den letzten Tagen des Juli hinbegeben, um dort mi der Kaiſerin zuſammenzutreffen.

— Und werden Sie den Kaiſer begleiten? fragte Cunningham mit aufflammender Neugier.

— Ei, was Ihnen nicht Alles einfällt! erwiderte die Gräfin etwas pikirt. Am Tage ſeiner Abreiſe ziehe ich mich auf eines meiner Rittergüter zurück, vergrabe mich dort in Einſamkeit, bebaue meine Ländereien und fange für mein Alter zu ſparen an.

— Sie wollen ſich von Ihrem Gemahle nicht ſcheiden laſſen? forſchte der Gentleman.

— Vorläufig denke ich noch nicht daran . . .

— Und ſpäter? forſchte er emſig weiter.

— Werde ich mich auch nicht mehr verheirathen, geſtand die Gräfin, denn jede Frau, die ſolch' eine unverantwortliche Thorheit ſich zu Schulden kommen ließe, verdiente, um umgekehrt wie Beaumarchais ſagt, nicht das Glück, daß der liebe Gott ſie von einer zweifachen Kreuztragung gnädiglich erlöſt hat.

Horace kniff die Lippen und ſchwieg. Am Abende desſelben Tages langten Beide in Dresden an. Einige Straßen der Altſtadt ſchwammen im ſchwarzen Meere ſo empörender, ſtaatsgefährlicher Finſterniß, daß Horace einen Augenblick in Verſuchung gerieth, anzunehmen, daß der hochweiſe Rath zur Feier der Anweſenheit

Seiner Majeſtät des Kaiſers eine neue, ſorgfältig durchgeſehene und vielfach verbeſſerte Auflage der an jenem Abende ſo glänzend verunglückten Illumination „par ordre du Moufti“ anzubefehlen huldreichſt geruht habe.

Als der Wagen der Gräfin zurück nach der Neuſtadt fuhr, gröhlte in der Rhänitzgaſſe ein angetrunkener Schuſter das bekannte Volkslied: „Wann's im im Wald finſter iſt.“

Leider haben wir nicht erfahren können, ob er dafür beſtraft werden oder frei durchgeſchlüpft ſein mag.

Siebentes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter kehrte die Gräfin in Begleitung Cunningham's und Graſſi's nach ihrem bei Bautzen gelegenen Gute zurück.

Am 17. Juli hielt der Kaiſer, der ſich noch immer in Dresden befand, große Heerſchau über die neu ausgerüſteten Truppen, die der König von Sachſen, durch die Ungunſt der Verhältniſſe gezwungen, ſeinem hohen Verbündeten zur Verfügung geſtellt hatte. Unter dem Oberbefehle des früheren Commandanten von Dresden, des Grafen Ebénézer Reynier, brachen die ſächſiſchen Hilfstruppen ſchon Tags darauf nach der Lauſitz auf, um ſich bei Görlitz dem franzöſiſchen Hauptheere anzuſchließen.

Am 19. Juli arbeitete Napoleon vom frühen Morgen bis um Mitternacht mit dem Miniſter-Staats-Secretair, Herzog von Baſſano, mit dem Vice-Connetable, Fürſten von Wagram, und mit einigen ſeiner Marſchälle, um ſie in die geheimen Plane des von ihm ausgearbeiteten Feldzugs einzuweihen.

Am folgenden Morgen ging der Kaiſer nach Bautzen ab, wo das Hauptquartier des Marſchalls Herzogs von Reggio lag. In Dresden mußte an jenem Tage auf Befehl des Kaiſers der Wiederaufbau des von den Franzoſen zerſtörten Brückenpfeilers in Angriff genommen werden. Napoleon mochte jetzt mehr als früher das Bedürfniß gefühlt haben, ſich mit den ſchmollenden und grollenden Bewohnern Dresdens allmälig wieder auszuſöhnen. — Auf dem Rückwege von Bautzen nach Dresden geruhte er ſich auf das Gut der Gräfin zu begeben. Leider fand er ſie nicht zu Hauſe. In Geſellſchaft ihrer beiden Freunde hatte ſie gerade an dieſem Tage einen größern Ausflug gemacht, von welchem ſie zur Zeit des kaiſerlichen Beſuchs leider noch nicht zurückgekehrt war. Seine Majeſtät ſchien darüber ganz untröſtlich; nicht minder war es die Gräfin, als ſie bei ihrer Rückkehr erfuhr, daß der Kaiſer ſie verfehlt habe.

Am 21. Juli reiſte Napoleon nach Mainz.

Fünf Tage zuvor hatte er an den Erzkanzler und Regentſchaftsrath Cambacérès, Herzog von Parma, einen eigenhändigen Brief nachfolgenden Inhalts geſchrieben:

„Mein Couſin! Dieſer Brief geht am 16. ab und wird am 20. in Paris ankommen. Ich wünſche, daß die Kaiſerin am 22. abreiſe, ſo daß ſie am 24. in Mainz eintreffen kann u. ſ. w.

Am Tage der Abreiſe der Kaiſerin laſſen Sie nachfolgenden Artikel in den „Moniteur“ einrücken: „Ihre Majeſtät die Kaiſerin-Königin und Regentin hat ſich nach Mainz begeben, um dort acht Tage zuzubringen, in der Hoffnung, Seine Majeſtät zu ſehen. Die Kaiſerin wird heute am 22. in Chalons, morgen am 23. in Metz und am 24. in Mainz ſchlafen. Ihre Majeſtät wird in den erſten Tagen des Monats Auguſt nach Paris zurückkehren.

Ich bitte Gott u. ſ. w.

Dresden, Hôtel Marcolini 16. Juli 1813.

Napoleon.“

Der Kaiſerin ſelbſt ſchrieb er nur einige Zeilen:

„Den beiden Präfecten von Chalons und Metz, in deren Behauſung Ihre Majeſtät am 22. und 23. übernachten werden, können Sie eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen, indem Sie im Augenblicke Ihrer Abreiſe in Unſerm Namen dem Einen eine goldene Tabatière, dem Andern das Kreuz Unſerer Ehrenlegion verleihen.

Am 24. ſehen wir uns in Mainz.

Ich bitte Gott u. ſ. w.

Napoleon.“

Die Abreiſe Marie Louiſens mußte, weil Ihre Majeſtät ſich etwas unwohl fühlen mochte, um vierundzwanzig Stunden verſchoben werden. Erſt am 23. Juli, früh 6 Uhr, verließ ſie mit dem vom Kaiſer ſchon vier Wochen vorher ihr genau vorgeſchriebenen Gefolge (in welchem ſich auch General Caffarelli und der Palaſtpräfect Marquis de Cuſſy befand) Saint-Cloud und fuhr bis Chalons, wo ſie die „Spitzen“ der Behörden huldreichſt zu empfangen und im Hôtel des Präfecten allergnädigſt zu übernachten geruhte.

Am Morgen Ihrer Abreiſe ſchenkte ſie ihm im Auftrage Seiner Majeſtät des Kaiſers eine ſchwere, mit Diamanten geſchmückte Doſe mit verbindlichem Lächeln und den allem Anſcheine nach nicht aus dem Stegreiſe gedichteten Verſen:

„Monsieur le préfet, quand vous prenez une prise,
Souvenez-vous toujours de Marie Louise.“

Der Präfect verneigte ſich, oberflächlich gerührt. Am 24. übernachtete ſie in Metz.

Wenige Augenblicke vor ihrer Abreiſe heftete die Kaiſerin dem überglücklichen Präfecten allerhöchſteigenhändig den Orden der Ehrenlegion in's jungfräuliche Knopfloch. Dabei war ein kleines Verſehen vorgefallen: ſie hatte nämlich beide Präfecten verwechſelt und jenem von Chalons, der nicht ſchnupfte, die Doſe und dem von Metz, der es durchaus nicht verdiente, den Orden geſchenkt, was Erſtern natürlich ſehr verſchnupfen, Letztern aber, der ſelbſt nicht wußte, wie er zu dieſer unverdienten Auszeichnung gekommen war, doppelt erfreuen, aber gleichzeitig auch beſchämen mußte. Napoleon ſuchte, drei Tage ſpäter, das Verſehen ſeiner Gemahlin dadurch gut zu machen, daß er dem Chaloner, der nur eine Doſe erhalten, das Ehrenlegionskreuz und dem Metzer Präfecten, der einen Orden erwiſcht hatte, als Agio gleichſam, noch eine Tabatière nachzuſchicken geruhte.

Am Morgen des 25. Juli langte Ihre Majeſtät bei fürchterlichem Regenwetter in ihrer guten Stadt Mainz an und ſtieg im Regierungs-Palais ab, in welchem ſie von dem Präfecten der drei Rhein-Departements, Herrn André Jeanbon, genannt Saint-André, eben ſo ehrfurchts- als ſalbungsvoll empfangen ward. Die arme Kaiſerin, die in der Angſt geſchwebt hatte, daß der Kaiſer ſchon früher als ſie eingetroffen ſei, unterbrach die ewiglange Rede des Präfecten durch die Frage:

— Iſt denn der Kaiſer ſchon da?

— Nein, Majeſtät! entgegnete der aus dem Concepte gebrachte Redner. Napoleon kommt erſt 6 Uhr Abends.

— Gott ſei Dank! rief die Kaiſerin, die dadurch die wohleinſtudirte Rede des Herrn von Saint-André bedeutend abgekürzt hatte.

Abends hielt der Kaiſer ſeinen Einzug.

Die benachbarten Fürſten des Rheinbundes, der Großherzog Karl Ludwig von Baden und deſſen Gemahlin, die Großherzogin Stephanie von Beauharnais, der Fürſt-Primas von Frankfurt, Karl Theodor Freiherr von Dalberg, der Großherzog Ludwig von Heſſen-Kaſſel und der Fürſt Friedrich Wilhelm von Naſſau-Weilburg benutzten die Anweſenheit des Kaiſers, um ihm in ihrer Eigenſchaft als Vaſallen ihre Huldigungen pflichtſchuldigſt darzubringen. Auch die Fürſtin von Wagram, die Gemahlin Berthiers, war mit ihren beiden Kindern aus Paris angelangt, um nach ziemlich langer Trennung ihren Gemahl, an welchem ihr im Grunde genommen nur wenig gelegen zu ſein ſchien, anſtandshalber wiederzuſehen. Deſto ſehnſüchtiger wurde Gräfin Lobau von ihrem Gemahle, dem (nachmaligen) Marſchall Georges Mouten, und von ihren beiden Söhnen, die im Heere dienten, erwartet. Leider langte ſie erſt am Tage vor der Abreiſe des Kaiſers an.

Napoleon geruhte ſeiner erlauchten Gemahlin unter hundert andern Geſchenken, wodurch er ſie zu überraſchen hoffte, auch die beiden Vaſen aus dem Großen

Garten zu Dresden, die unterdeſſen unbeſchädigt angekommen waren, als Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit überreichen zu laſſen. Letztere aber gefielen ihr durchaus nicht.

— Was ſoll ich mit ihnen anfangen? fragte Marie Louiſe, halb ſcherzend halb ärgerlich. Soll ich ſie als Schminktöpfe gebrauchen?

Napoleon gab ſich Mühe zu lachen. Leider aber gelang es ihm nicht. Als Gegen-Aufmerkſamkeit ſchenkte die Kaiſerin ihrem Gemahle eine Doſe mit ihrem und ihres Sohnes Bildniß, die der Hofmaler Iſabey erſt kurz zuvor im Bade zu Vichy im Auftrage Ihrer Majeſtät gemalt hatte.

Am folgenden Morgen beſuchte die Kaiſerin das große Krankenhaus, das von Napoleon's erſter Gemahlin in's Leben gerufene, von ihrer Wohlthätigkeit und ihrer Privat-Schatulle reich dotirte „Hospice Joſephine.“ Jeder Kranken ſchenkte Marie Louiſe einen Doppel-Napoleon, der Vorſteherin eine Uhr und jedem der dort angeſtellten Hoſpitalärzte einen Diamantring. Niemand war darüber mehr entzückt, als der Kaiſer, welcher es gern zu ſehen ſchien, wenn auch ſie, wie Joſephine, durch ihren Wohlthätigkeitsſinn zu imponiren ſuchte.

„Napoleon, berichtet Herr von Méneval, welcher ſich im Gefolge der Kaiſerin befand, lebte während ſeines Aufenthaltes in Mainz ſehr zurückgezogen; er war in ſeinem Cabinet mit ſeiner militairiſchen und diplomatiſchen Correſpondenz beſchäftigt und arbeitete in angeſtrengteſter Thätigkeit mit ſeinem Miniſter.

Die Kaiſerin genoß ihn wenig oder gar nicht.

— Ich möchte wiſſen, ſagte Marie Louiſe eines Morgens zu der Herzogin von Montebello, warum mein Herr Gemahl mich nach Mainz kommen ließ, da er hier gar ſo wenig Zeit findet, ſich mit Uns zu beſchäftigen. Lieber wäre ich in Paris geblieben! fügte ſie mit centnerſchwerem Seufzer hinzu.

Die Oberhofmeiſterin aber geruhte zu ſchweigen.

Der nahe bevorſtehende Ablauf des Waffenſtillſtandes und die Nothwendigkeit, ſo raſch als möglich zur Armee zurückzukehren, hatte dem Kaiſer in Mainz nur wenig Ruhe gegönnt.

Am 1. Auguſt verabſchiedete ſich Seine Majeſtät, auffallend froſtig, von der Kaiſerin-Gemahlin und eilte über Würzburg nach Dresden zurück.

Am folgenden Morgen begab ſich Marie Louiſe auf einer Yacht, welche der Fürſt von Naſſau ihr zur Verfügung geſtellt hatte, auf dem Rheine über Sanct-Goar, Coblenz und Köln nach Aachen.

Die lachenden Ufer dieſes majeſtätiſchen Stromes entzückten ſie. Der Rhein, nicht mit Unrecht der „König der deutſchen Flüſſe“ genannt und von einem engliſchen Publiciſten als eine „Grenze des franzöſiſchen Ehrgeizes“ bezeichnet, hat, beiläufig erwähnt, eine Länge von 277 Meilen: er nimmt 1200 verſchiedene Bäche und Flüßchen in ſich auf, bewäſſert 114 Städte und trennt nicht weniger als 11 verſchiedene Nationen. — „Von Mainz bis Köln, — ſchreibt der Privatſecretair der Kaiſerin, — gewährt der Rhein die reizendſten Fernſichten: aus der reichen Vegetation ſeiner Inſeln ragen die Spitzen ehemaliger Klöſter und Kapellen empor, welche Jahrhunderte lang das Ziel frommer Pilgerfahrten geweſen ſind. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf den fruchtbaren Feldern an den wellenförmigen Ufern, die mit Dörfern in maleriſcher Lage bedeckt und von den Ruinen der vorzugsweiſe in den Annalen des Mittelalters berühmten Burgen gekrönt ſind. — Eine dieſer Burgen, die in früherer Zeit der Wohnſitz des Ritters Bromſer geweſen war, deſſen Thaten in alten Legenden geprieſen werden, gilt für die Wiege der Familie Metternich, weshalb gerade dieſe Burg die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin in hohem Grade zu feſſeln ſchien.“

Als die Yacht an einem hübſchen, im Naſſau'ſchen Amte Rüdesheim, auf ſanfter Anhöhe maleriſch gelegenen Schloſſe vorüberflog, fragte Marie Louiſe den General Caffarelli, mit welchem ſie ſich vorzugsweiſe gern zu unterhalten ſchien:

— Wie heißt dieſe reizend gelegene Burg?

— Johannisberg! lautete die Antwort des Generals.

— Und wem gehört dieſes liebliche Schloß?

— Im Jahre 1807 ſchenkte es Seine Majeſtät der Kaiſer dem Marſchall Kellermann, dem jetzigen Herzoge von Valmy.*)

Die Kaiſerin übernachtete in Sanct-Goar. Von hier aus ſchrieb ſie an den Kaiſer nach Dresden.

Am nächſten Morgen ſetzte ſie ihre Reiſe auf dem Rheine fort, hielt zuerſt in Coblenz und dann in Köln an. Hier war's, wo ſie die Yacht verließ und ihren Reiſewagen beſtieg.

Am 5. Auguſt langte Marie Louiſe in der alten Kaiſerſtadt Aachen an.

Hier beſuchte ſie Dom und Hoſpitäler und kehrte dann über Lüttich, Namur, Soiſſons und Compiègne nach ihrem Sommer-Aufenthalte Saint-Cloud zurück, wo ſie am 12. Auguſt in erwünſchtem Wohlſein eintraf.

---

*) Nach dem Pariſer Frieden wurde Schloß Johannisberg dem Marſchall wieder abgenommen und im Jahre 1815 vom Kaiſer von Oeſterreich dem Fürſten von Metternich geſchenkt.

Die Gouvernante der „kaiſerlichen Kinder", die Mutter des ſogenannten „Siegesboten", Frau von Montesquiou, erwartete die Kaiſerin, als ſie aus dem Wagen ſtieg, um derſelben ihren Sohn, den König von Rom, in die Arme zu legen. Es war ein ſehr ſchöner Knabe; er ſah geſund und kräftig aus, und ſein Verſtand, ſo hieß es ziemlich allgemein, entwickelte ſich auf bemerkenswerthe Weiſe. Seine Tante, die Königin Marie Karoline von Neapel, hatte ihm einen kleinen Wagen geſchenkt, in welchem er ſich luſtig herumtummelte und keck durch die Gänge des Schloßgartens kutſchirte. Dieſe Kaleſche en miniature wurde von blendendweißen Ziegen gezogen, welche der bekannte Kunſtreiter Franconi eigens zu dieſem Zweck abgerichtet hatte.

Unterdeſſen war Kaiſer Napoleon am Morgen des 4. Auguſt aus Mainz wieder nach Dresden zurückgekehrt.

Noch an demſelben Tage hatte der Herzog von Baſſano dem Rathe der Stadt die Weiſung zugehen laſſen, des Kaiſers Namenstag, der auf den 15. Auguſt fiel, diesmal ſchon am 10. zu feiern, weil gerade am 15. der Waffenſtillſtand ablief.

Am 9. Auguſt fand die Vorfeier von Napoleon's Geburtstag ſtatt. Mit Anbruch des Tages erſchien nachfolgende Bekanntmachung:

„Bei dem morgen zu feiernden Geburts- und Namensfeſte Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen und Königs von Italien werden ſämmtliche hieſige Einwohner des Abends ihre Fenſter zu erleuchten nicht ermangeln, wozu wir die Einwohner andurch zu veranlaſſen haben. Dresden 9. Auguſt 1813.

Der Rath zu Dresden.“

Am Abende dieſer Vorfeier fand die letzte Aufführung der franzöſiſchen Schauſpieler im Hoftheater vorzugsweiſe für die franzöſiſche Garde ſtatt. Die Stücke, welche aufgeführt wurden, waren: „Les héritiers“ und „Le barbier de Séville“. Letzterer fand eine ſehr begeiſterte Aufnahme. Figaro-Thénard wurde fünf Mal gerufen.

Den folgenden Tag ſchildert der Bürger Taggeſell als Augenzeuge wie folgt:

„Am 10. Auguſt früh zogen aus allen Lagern der Umgegend die franzöſiſchen Regimenter nach der Oſtra-Wieſe, wo eine große Heerſchau ſtattfand. Napoleon erſchien, begleitet vom Könige von Sachſen und den Prinzen des königlichen Hauſes, ſchon gegen acht Uhr Morgens und muſterte die langen unabſehbaren Reihen der alten und jungen Garde, die Dragoner, die reitenden Jäger, die Lanciers, die ſächſiſche und die weſtphäliſche Artillerie, die belgiſche und die Neuſchäteler Cavallerie, über 200 Kanonen und Artillerie. Es waren im Ganzen 40,000 Mann: ein prachtvolles, wohlausgerüſtetes Heer, das bei dem wunderbar ſchönen Wetter einen wahrhaft herrlichen Anblick gewährte. Es dauerte über drei Stunden, ehe die Truppen, jede Waffengattung beſonders, an dem Kaiſer vorüberdefilirten. Nach beendigter Revue zogen ſämmtliche Generale und Stabsoffiziere, den Fürſten von Wagram an ihrer Spitze, aus der Wohnung des Letztern, dem Brühl'ſchen Palais, durch eine Doppelreihe Militair, in die katholiſche Hofkirche, wo abermals ein feierliches, vom Kapellmeiſter Morlacchi geleitetes Te deum abgeſungen ward.

Am Mittage zog die alte franzöſiſche und die ſächſiſche Garde mit klingendem Spiele nach der Neuſtadt hinüber. Zwiſchen den Lindenbäumen der Hauptſtraße waren Tiſche und Sitze und in der Mitte der langen Tafelreihe bequeme Plätze unter aufgeſpannten Segeltüchern für das Offizier-Corps angebracht. Auf dem Tiſche der Stabsoffiziere und Generale war Napoleon's Büſte, mit Lorbeerzweigen bekränzt, zwiſchen blühenden Orangeriebäumen aufgeſtellt. Zwei Chöre Janitſcharen-Muſik belebten die Tiſchgeſellſchaft. Sämmtliche Offiziere und Soldaten der Kaiſergarde hatten an dieſem Tage doppelten Sold, jeder Soldat außerdem noch einen doppelten Fleiſchantheil erhalten, und König Friedrich Auguſt der „Gerechte“ war ſo gütig geweſen, aus eigenem Antriebe ihnen hundert Eimer Weines (wir wiſſen nicht von welcher Sorte) allerhuldreichſt verabreichen zu laſſen.

Unter dem Donner der Geſchütze wurden Trinkſprüche und Lebehochs (die Letztern größtentheils auf den Kaiſer) ausgebracht. Nebenbei ließ man auch den König von Sachſen leben. — Zu beiden Seiten der langen Tafelreihe wanderten Tauſende von Zuſchauern, (darunter auch Gräfin Kielmannsegge am Arme Graſſi's, begleitet von Cunningham) auf und ab und ſahen dem ungewohnten heitern Schauſpiele zu. Auch an andern Orten der Neuſtadt waren ähnliche Gaſtereien; in einem der öffentlichen Gärten (im Link'ſchen Bade) wurde die franzöſiſche und ſächſiſche Artillerie bewirthet und bei der Kaiſerſchanze (fort impérial) tafelten franzöſiſche und ſächſiſche Sappeurs. Die Lager der Umgegend boten gleiche Scenen dar.“

„Abends acht Uhr (fährt unſere Quelle fort) fuhr Napoleon in's königliche Schloß zur Tafel. Eine Stunde ſpäter donnerten die Kanonen, als von Friedrich Auguſt dem „Gerechten“ die Geſundheit des Kaiſers, der Kaiſerin und des Königs von Rom unter dem ohrzerreißenden Geſchmetter der Blechmuſik ausgebracht worden war. Bald darauf ward ein großes, von der franzöſiſchen Artillerie veranſtaltetes Feuerwerk auf der Elbe, dem Schloſſe gegenüber, abgebrannt. Bei Unbigau ſtanden einige Garde-Regimenter, welche ein lebhaftes Heckfeuer unterhielten, während zu beiden Seiten der Brücke in der Neuſtadt tauſend Mann ununterbrochen buntfarbige Leuchtkugeln abſchoſſen. Fiſcherkähne, wie Brander ausgerüſtet, ſchwammen der Brücke zu und warfen Schwärmer aus; auf der Brücke ſelbſt krachten Erdpatronen. Nach einer Pauſe ſtrahlte Napoleon's Namensbuchſtabe im blendendſten Glanze, dicht vor dem Schloſſe, hoch in der Luft unter den lauten Vivatrufen ſeiner Soldaten. Einige Tauſend Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln überſtrahlten lautpraſſelnd die Umgegend des Schloſſes und beſchloßen das Feuerwerk“ (deſſen Koſten, beiläufig erwähnt, auf mehr als 25,000 Francs veranſchlagt worden waren).

Jetzt begann die Beleuchtung der Stadt: der franzöſiſche Geſandte, Graf Serra, hatte an ſeinem Hôtel in der Kreuzgaſſe die Inſchrift: „Incontumem servato : : : instant majora peractis“ anbringen laſſen, deren zweite Hälfte („Großes geſchah, noch Größeres wird geſchehen“), freilich in ganz anderm Sinne, gar bald erfüllt werden ſollte.

Am 11. Auguſt beſuchte Napoleon die Gräfin.

Er blieb kaum zehn Minuten bei ihr und ſchien diesmal etwas kälter und einſylbiger, als in der erſten Zeit. Wahrſcheinlich mochte auch ihm — und allem Anſcheine nach durch Lieſenberg — das abſcheuliche Gerücht von ihrem Rendezvous mit Talma zu Ohren gekommen ſein. Der Kaiſer erlaubte ſich einige unhöfliche Anſpielungen, welche das Zartgefühl derſelben nicht wenig in Verlegenheit brachten. Aber da ſie es unter ihrer Würde halten mochte, ſich ſolchen Anklagen gegenüber zu vertheidigen, zog ſie es vor, zu thun, als ob ſie jene boshaften Sticheleien nicht verſtanden habe, und — — — ſchwieg dazu.

Qui tacet, dachte Napoleon, nachdem er ſie verlaſſen hatte, consentire videtur,*) und wurde ſeit jenem Augenblick immer kühler und kälter gegen ſie.

Am 12. Auguſt begann der Aufbruch des Heeres: die ſächſiſche Hauptbatterie zog nach der Lauſitz.

An demſelben Tage erhielt Graf Rémuſat in Paris nachfolgenden Befehl:

Dresde, 12. août 1813.

„Je vous envoie un état des gratifications que j'accorde aux acteurs de la Comédie française qui ont fait le voyage à Dresde. Cet état monte à la somme de 111,500 francs. Vous ferez solder ces gratifications par la caisse de nos théâtres.“ *)

---

*) Wer ſchweigt, ſcheint zuzugeben.

Gleichzeitig erhielt Graf Drouot in Dresden nachfolgende Ordre: „J'approuve que vous fassiez payer aux Comédiens français les 42,800 francs auxquels vous évaluez leurs frais de retour; ces frais de voyage doivent leur être payés ici (à Dresde) avant leur départ.“

Auch König Friedrich Auguſt hatte den Schau-

---

*) Nach dem beiliegenden Etat mußten die Gratificationen folgendermaßen vertheilt werden:

Talma erhielt 12,000 Francs; Fleury 10,000 Francs; Saint-Fal, Saint-Prix, Michot, Baptiſte der Jüngere, Armand und Thénard jeder 6000; Michelot und Vigny jeder 4000: Barbier 3000; Maignien 2000 Francs; Mademoiſelle Mars erhielt 10,000; Mademoiſelle Georges 8000; Mademoiſelle Bourgoin und Mademoiſelle Contat jede 6000; die arme, tief verſchuldete Mademoiſelle Mézeray, die es am Meiſten gebrauchen konnte, erhielt, wie Mademoiſelle Thénard, nur 4000 Francs. Selbſt die Figuranten u. ſ. w. vergaß Napoleon nicht. Die Brüder Frochet bekamen 1500, der Souffleur Bouillon 500 und der Theater-Friſeur Mengellas 500 Francs Gratification. Außerdem erhielt noch jeder der oben genannten Schauſpieler eine Reiſe-Entſchädigung von 3000 Francs. Das Doppelte dieſer Summe bekam Talma, der aus Dresden, Alles in Allem gerechnet, über 20,0000 Francs mitnahm.

ſpielern des Kaiſers eine Entſchädigung von 30,000 Francs anweiſen laſſen, welche vom kaiſerlichen Kammerherrn, Grafen von Turenne, in Poſten von 500 bis 2000 Francs vertheilt wurden. Talma erhielt davon 3000 Francs.

Am 13. Auguſt kehrte der König von Neapel, Joachim Murat, nach Dresden zurück und ſtieg wiederum bei ſeinem Schwager, im Palais Marcolini, ab. An Eugen's Stelle übernahm er auf Befehl des Kaiſers den Oberbefehl über die franzöſiſche Cavalerie.

An demſelben Tage rückten die Garden aus. „Während ihres langen Aufenthaltes in Dresden (meldet Taggeſell) hatten ſie manches zärtliche Verhältniß angeknüpft; zahllos viele Mädchen begleiteten ſie bis vor die äußerſten Thore, um hier unter Schluchzen und Thränen von ihnen herzzerreißenden Abſchied zu nehmen.“

Am 14. Auguſt wurden ſämmtliche Wälle der Stadt und die übrigen Verſchanzungen in der Nähe derſelben mit Geſchütz beſetzt, das man zum größten Theil von der Feſtung Königſtein hergebracht hatte. Am Großen Garten wurden Vorpoſten aufgeſtellt.

Am 15. Auguſt, an dem Tage, an welchem der Waffenſtillſtand ablief, verließ der Kaiſer, in Begleitung des Königs von Neapel, Nachmittags 3 Uhr ſeine gute Stadt Dresden und begab ſich über Pirna und

Stolpen zur großen Armee, die ſich um Bautzen concentrirt hatte. Ihm folgte gleich darauf der Fürſt von Wagram mit dem ganzen Generalſtabe und den bis dahin in Dresden zurückgebliebenen Abtheilungen der kaiſerlichen Garden.

Dresden glich jetzt einem verſchanzten Lager.

Am 17., 18. und 19. Auguſt zog das gegen 20,000 Mann ſtarke Armee-Corps des Generals Joſeph Dominique Vandamme, Grafen von Hüneberg, das Elbethal hinauf. Es führte 60 Kanonen mit ſich.

Einige Tage ſpäter liefen in Dresden günſtige Nachrichten von dem Hauptheere aus Schleſien ein, wo Napoleon, am 21. Auguſt, die preußiſch-ruſſiſche Armee, geführt von Blücher, Kleiſt und dem ruſſiſchen Generale Langeron, ſiegreich bei Löwenberg in die Flucht geſchlagen hatte.

Niemand frohlockte mehr, als Gräfin Kielmannsegge, die, obgleich der Kaiſer ſie eigentlich sans adieu verlaſſen hatte, in ihrer glühenden Bewunderung für ihn nicht zu erkalten ſchien.

Am Abende des 22. Auguſt — es war an einem Sonntage — hatten die Geſchütze der Stadt den Bewohnern Dresdens eben erſt den Sieg der franzöſiſchen Waffen verkündigt, als ein blutbeſpritzter Dragoner durch den Pirna'ſchen Schlag in's Schloß hineinſprengte, um dem Könige von Sachſen die Hiobspoſt zu melden, daß das Corps des Grafen Gouvion-Saint-Cyr bei Gießhübel von den Ruſſen und Oeſterreichern, unter dem Oberbefehle des Grafen von Wittgenſtein, zurückgeſchlagen worden ſei. Nachts 10 Uhr langte der geſchlagene Marſchall Gouvion-Saint-Cyr in einem geſchloſſenen, von Gensd'armen escortirten Wagen in Dresden an und ſtieg im Brühl'ſchen Palais ab.

Die Gewißheit, daß auch Oeſterreich ſich nunmehr den Feinden des Kaiſers angeſchloſſen, hatte in ganz Dresden Schrecken und Angſt verbreitet. Alle Welt ſchien zu ahnen, das liebe, gute, urgemüthliche Dresden werde allem Anſcheine nach der Schauplatz einer der nächſten und blutigſten Schlachten werden. Sämmtliche Schläge der Stadt wurden geſperrt. Ganz Dresden verbrachte eine ſchlafloſe Nacht.

Am 23. Auguſt fanden die erſten Vorpoſtengefechte in der Gegend von Räcknitz und Zſchertnitz ſtatt. Der König von Neapel, welchen der Kaiſer vorausgeſchickt hatte, um Dresden dem verderbenbringenden Feinde gegenüber zu vertheidigen, rückte an der Spitze ſeiner italieniſchen Reiter-Regimenter in Dresden ein.

Am 24. dehnten die verbündeten Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen ihre Vorpoſtenlinien von Blaſewitz bis auf die Anhöhen bei Plauen aus.

Am folgenden Morgen rückten ſie näher. Das ruſſiſche Hauptquartier lag in Lockwitz. Die ruſſiſchen Kanonen donnerten aus Räcknitz und Zſchertnitz nach der Stadt hinüber. Die feindlichen Kugeln ſchlugen in den Vorſtädten ein. Das Heer der Verbündeten, 200,000 Mann ſtark, umzingelte in einem Halbkreiſe ganz Dresden von Blaſewitz bis an's Schuſterhaus. Die Stadt war bereits ſo gut wie verloren.

Am 26. kehrte Napoleon nach Dresden zurück. Das Hauptquartier des Kaiſers Alexander befand ſich an dieſem Tage in Röthnitz, das des Königs von Preußen in Lockwitz. König Joachim Murat, der, von der Höhe des Kreuzthurms herab, die Stellung des feindlichen Heeres beobachtet hatte, eilte zu ſeinem kaiſerlichen Schwager, der vor der Fronte ſeines Garde-Bataillons zu Pferde, nicht weit vom königlichen Schloſſe hielt. Auf dem Balkone erſchien die Königin. Der Kaiſer der Franzoſen grüßte ſie. Die Königin aber dankte ſehr lau. Gleich darauf ritt Napoleon mit dem Könige von Neapel in den Schloßhof hinein, um dem Könige von Sachſen einen flüchtigen Beſuch abzuſtatten.

Hier wollen wir einen Augenblick Halt machen, um zu der Titelheldin unſeres Romans zurückzueilen.

Achtes Kapitel.

Gräfin Kielmannsegge hatte wirklich Wort gehalten.

Am 16. Auguſt, einen Tag nach dem Ablaufe des Waffenſtillſtandes, hatte ſie, von ihrer ganzen Dienerſchaft begleitet, Dresden verlaſſen und ſich nach einem ihrer andern Güter in der Nähe von Camenz begeben, um ſich dort, wie ſie zu Horace ſchon früher geſagt, in Einſamkeit zu vergraben.

Hier führte ſie ein einfach ſtilles und dennoch bewegtes Leben: ſie ſelbſt verwaltete ihr Gut, pflanzte eigenhändig ihren Kohl, brachte mehr Ordnung in die Verwaltung, beſchäftigte ſich eifrig mit Oekonomie und Naturwiſſenſchaften, ſchwelgte in theils ſüßen, theils bittern Erinnerungen, beſuchte jeden Morgen ihre Kuhſtälle, ſpielte abwechſelnd Beethoven'ſche Sonaten und Gelinek'ſche Variationen, trieb nebenbei auch etwas Malerei, ſammelte Käfer, Wappen, Vogeleier und Handſchriften berühmter Perſönlichkeiten, trank wenig, aber aß deſto mehr, ſorgte täglich für Füllung ihrer „geiſtigen

Chiffonnière", ſpielte Abends bald mit dieſem, bald mit jenem ihrer Beamten eine Parthie langen Puff's, las allnächtlich, wie der heilige Auguſtin, vor dem Einſchlafen ein Paar Scenen aus den Luſtſpielen des Ariſtophanes, pflegte, wie Kaiſer Napoleon, nie mehr als fünf bis ſechs Stunden zu ſchlafen, nur ausnahmsweiſe zu träumen, mit dem erſten Krähen des Hahnes — Morgenſtund' hat Gold im Mund! — aufzuſtehen und — Geld für ihr Alter zu ſparen.

Es ſei uns noch einmal geſtattet, einen Blick in das Kunterbunt ihres Tagebuchs zu werfen und unſern Leſer einzelne Steinchen dieſes Kaleidoscop's mitzutheilen.

„Die zahlreichſten Verwandlungen unter allen Thieren erleidet der Froſch, der, bevor er die Geſtalt angenommen, in welcher er uns Allen bekannt iſt, nicht weniger als 29 Stadien verſchiedenartiger Körperbeſchaffenheit durchgemacht hat. — Der Mond, ſagt ein griechiſcher Dichter, iſt ein Traum der Sonne. — Das Kameel hat fünf, der Menſch leider nicht mehr als einen Magen, und oftmals taugt auch dieſer Eine nichts. — In England gab es eine Zeit, in welcher die Frauen, die zur Whig-Partei gehörten, ihre Schönpfläſterchen auf der linken, und die Anhängerinnen der Tories ihre Mouches auf der rechten Wange trugen. — Der

Menſch hat 248 Knochen, aber — Dank dem Himmel! — Eine Zunge nur. — Ein franzöſiſcher Arzt hat die Behauptung aufgeſtellt, daß der menſchliche Organismus nicht weniger als 6863 verſchiedenen Krankheitsformen unterworfen ſei. — Die unheilbarſte aller Krankheiten bleibt — Liebe! — Das klügſte aller Inſecten iſt der Anobium pertinax, der ſogenannte Bohr- oder Pochkäfer. Er führt den Namen „Trotzkopf“ davon, weil er, gefangen, ſich todt ſtellt, ſich im Feuer ruhig braten, im Waſſer geduldig erſäufen läßt, ohne ein Glied zu rühren. — Am kurſächſiſchen Hofe zu Dresden war es in den Jahren 1712 bis 1737 Brauch geweſen, die regierenden Herren und Damen, wie auch Perſonen hohen Standes und die Geſandten der auswärtigen Höfe, die dem Könige einen Beſuch abſtatteten, auf der großen Wage im Zeughauſe wiegen und das Gewicht der Gewogenen in ein, eigens dazu angelegtes Wagebuch eintragen zu laſſen. Die leichteſte der hier gewogenen Perſonen war der engliſche Geſandte Sir Charles Hanbury Williams. Er wog kaum 90 Pfund, hatte eine ſcharfe Zunge, eine noch viel ſchärfere Feder und ſtarb zu London am 2. December 1759. — Im Madrider Findelhauſe wird jedes Kind, deſſen Urſprung zweifelhaft iſt, für adelig erklärt. — Der große Shakespeare ſoll, wie Herr von Chateaubriand aus deſſen

Sonetten nachgerechnet haben will, nicht weniger als einhundertvierundfünfzig verſchiedene Liebſchaften gehabt haben. So viel Glück (fügte die Beſitzerin des Tagebuchs hinzu) kann auch nur Jemand haben, der nicht nur Dichter und Schauſpieler, ſondern auch noch obenein Theater-Director geweſen iſt. — Rhazes, einer der berühmteſten Aerzte der alten Araber, empfahl das Schachſpiel als eines der bewährteſten Mittel gegen Melancholie und . . . Liebe. — Das beſte Mittel, eine alte Liebe zu vergeſſen, bleibt jedenfalls das: eine neue Liebſchaft anzuknüpfen. — Nach der Anſicht eines neuern Naturforſchers ſoll die Erde zur Erzeugung der Steinkohlen mehr als vierhundert Millionen Jahre gebraucht haben. Es fragt ſich nun, wie viel tauſend Millionen Jahre ſie zur Hervorbringung der Diamanten gebraucht haben mag, die erwieſenermaßen eben auch nichts Anderes als verhärtete Steinkohlen ſind. — Ein böhmiſcher Dichter ſingt:

„Wer ſich ohne Liebe zu leben vermeſſen,
Iſt eine Pflanze, die zu blühen vergeſſen.“ —

Ueber die Dauer der Schwangerſchaft ſind die Geſetzgeber verſchiedener Anſicht. Das gemeine (auch ſächſiſche) Recht nimmt 180 Tage als niedrigſten und 302 Tage als höchſten Termin derſelben an; das preußiſche Landrecht erkennt 210 als Minimum und 302 als Maximum; das öſterreichiſche 181 als die kürzeſte und 300 Tage als die längſte Friſt an. — Die Herzogin Louiſe Eliſabeth von Aiguillon, Tochter Ludwig Roberts von Bréhant, Grafen von Plélo, berühmt durch die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, war während ihrer letzten Schwangerſchaft am 20. Februar 1764 ſo ſchwarz wie eine Mohrin und erſt nach ihrer Entbindung wieder ſo weiß wie eine Lilie geworden. — Ein gewiſſer Voiret, geboren zu Blois im Jahre 1725, hatte im rechten Auge das Zifferblatt einer Uhr, weil ſeine Mutter während ihrer Schwangerſchaft allzuoft nach der Uhr geblickt haben ſoll. — Lavater erwähnt eines Kindes, in deſſen linkem Auge ganz deutlich ein Pique-As zu ſehen war, weil ſeine Mutter, zu Anfang ihrer Schwangerſchaft, auf dieſer Karte eine ſehr bedeutende Summe im Pharo-Spiele verloren hatte. — Eine der fruchtbarſten Frauen unſerer Zeit iſt die berühmte Sängerin Antonia Campi, welche — Mutter von dreizehn Kindern — darunter vier Mal Zwillinge und ein Mal ſogar Drillinge zur Welt gebracht hat. Ihr Gemahl iſt ein vortrefflicher Violiniſt. — „Wollt Ihr wiſſen, fragt Chamfort, wohin die Ehe führt, dann ſucht im Geſetzbuche den Paragraphen über — Scheidung.“

Es wird Keinem ſchwer fallen, aus der Zuſammenſtellung dieſer bunt durcheinander gemiſchten Notizen den Zuſtand und die Stimmung zu errathen, in welcher ſich die Aufzeichnerin derſelben um dieſe Zeit befand: es ſpiegelte ſich in ihrem Tagebuche der phyſiſche und moraliſche Zuſtand der Gräfin ab, der damals ein ſehr gedrückter zu ſein ſchien.

Horace, welcher in Dresden zurückgeblieben war, beſuchte die Gräfin faſt wöchentlich; in der Regel pflegte er dann im Schloſſe zu übernachten und erſt mit Anbruch des andern Morgens wieder abzureiſen.

Ein weit ſeltenerer Gaſt war Graſſi: er kam oft Monate lang nicht aus der Schwüle ſeines Ateliers heraus und entwickelte jetzt eine weit größere Thätigkeit als in früherer Zeit. — Zuletzt arbeitete er an dem lebensgroßen Bildniſſe des Herzogs Auguſt von Sachſen-Gotha, welcher von der feinen Ausführung dieſes Meiſterwerks ſo ſehr entzückt war, daß er unſerm genialen Künſtler eine ziemlich bedeutende Penſion gewährte und ihm gleichzeitig den Titel eines Geheimen Legationsraths verlieh. — Alle Welt bewunderte die friſche Zartheit und die zarte Friſche ſeines Colorits. — Bald darauf malte er auch die Gräfin Kielmannsegge, in deren Schloß er ſich ſeit einigen Tagen aufhielt.

— Liebe Freundin, fragte der neugebackene Geheimrath, warum ſitzen Sie heute weit unruhiger wie geſtern?

— Ich habe eine traurige Nachricht erhalten, antwortete die Gräfin.

— Vom Kaiſer? fragte Graſſi voller Theilnahme.

— Nicht von ihm direct, wohl aber von ſeinem Leibarzte Corviſart. Geſtern am 27. Auguſt iſt General Moreau bei Räcknitz tödtlich verwundet worden. Er war aus Nordamerika zurückgekehrt, um theilzunehmen an dem erbitterten Kampfe gegen Kaiſer Napoleon, den er perſönlich gehaßt hatte, weil er auf deſſen Ruhm jederzeit eiferſüchtig geweſen war. Seit dem Wiederbeginne der Feindſeligkeiten hatte ſich Moreau im Hauptquartiere der Ruſſen aufgehalten. Eine feindliche Kanonenkugel zerſchmetterte ihm, dicht an der Seite des Kaiſers von Rußland, beide Füße. Er ward nach Nöthnitz gebracht und mußte dort amputirt werden. Mit Heldenmuth ertrug er die Schmerzen der Operation. Gleich darauf ward er von vier ruſſiſchen Jägern über das Gebirge nach Laun in Böhmen gebracht.*) Dort wird er ſterben.

---

*) Hier ſtarb er am 2. September. Ein Jahr ſpäter ließ ihm der ruſſiſche General-Gouverneur von Sachſen, Fürſt Nikolai Repnin, auf der Anhöhe von Räcknitz, wo deſſen abgelöſte Füße eingegraben worden ſind, ein Denkmal ſetzen. Moreau's

— Und warum beunruhigt Sie dieſe Nachricht?

— Sie wiſſen, daß ich Handſchriften ſammle. Erſt wenige Tage vorher hatte ich mich direct an General Moreau mit der Bitte gewendet, mich durch ein Autograph ſeiner Hand erfreuen zu wollen.

Körper ruht in Petersburg, wo er feierlich beerdigt ward. Fünf Jahre ſpäter (1819) ließ ihm auch König Ludwig XVIII. von Frankreich ein Monument errichten. — Bald nach Moreau's Tode verbreitete ſich im Volke die Nachricht, ein Dresdner Kind, Namens Barchewitz, ſei es geweſen, der dem Sieger von Hohenlinden, dem gefährlichſten Feinde Napoleon's, beide Beine weggeſchoſſen habe. In Bezug darauf curſirte kurz nachher ein Spottlied, von welchem wir hier die letzte Hälfte folgen laſſen:

Da kam mal Abends, es war juſt
Am 27ſten Auguſt,
Napolejon geritten;
Der nahm ſein Sperſectieſchen raus
Un guckde uf die Berge naus,
Wo noch die Feinde ſtritten:

Flugs rief er: „Wer is unter eich
Der beſte Schitz' un ſchißt mer gleich
Uf de verflucht'gen Ruſſen!“
Da ſchriegen Alle „Barchewitz!
Der hat ſchont untern alten Fritz
Zwee Terken bald derſchuſſen.“

— Und welche Antwort erhielten Sie darauf?

— Bis heute leider noch gar keine, und falls der tapfere Held nun wirklich ſterben ſollte, dann würde mir nichts Anderes übrig bleiben, als mich an deſſen Gattin, Mademoiſelle Hulot, zu wenden, die der Held von Hohenlinden fabelhaft zärtlich geliebt haben ſoll.

— Beſitzen Sie auch eine Handſchrift Napoleons? fragte Graſſi ruhig weitermalend.

Da ſprach der Kaiſer: „Barchewitz!
Rich' dei Kanon nach Räckenitz
Uf jennen dichten Trippel,
Der links bei Murrohs Denkmal ſteht
Un gar nich ausenander geht,
Schiß mer die Kerls zu Krippel!“

Ich richte nu och glei mei Stick
Und ſchiß der drunter uf gut Glick,
Weeß Gott! ganz in der Färne —
Da flegen hoch, ich bin e Schuft,
Zwee lange Beene in de Luſt
Und fielen erſcht bei Perne.

Da ſagt Napolejon: „Putz Blitz!
Du biſt e Luder, Barchewitz!
Der Schuß war wärklich ſcheene.
Das haſt de härrlich abgepaſt,
Weeſt de, wäm de geſchußen haſt?
Das waren Murrohs Beene!“

— O, wohl mehr als ein Dutzend von Billets, die eben ſo kurz als zärtlich ſind. Sein letzter Brief an mich enthielt nicht mehr als ſechs Worte.

— Und iſt es erlaubt, zu fragen, wie dieſe gelautet haben?

— „Napoleon I. grüßt Frau von Staël II.“ *) — Das war Alles, was er ſchrieb. Aber gleichzeitig, fuhr Gräfin Kielmannsegge fort, habe ich auch eine ſehr freudige Nachricht erhalten. Der König von Neapel hat bei Gorbitz — zwiſchen Tharandt und Freiberg —

Sich! Alexander leeft wie dull!
Och Friedrich Willem macht paſchull.
Die ſind mer zwar entrunnen —
Das aber muß ich frei geſtehn,
Du, Barchewitz, haſt ganz alleen
Die heit'ge Schlacht gewunnen.“

Druf zog er ſeinen Beidel vor
Und ſchenkt mer en Napolejond'or,
Un wie er mer'n gegäben —
Da traten Alle in's Gewähr
Un ſchriegen: Vivat Lamberär,
Napolejon ſull läben! —

*) Im Grund war dieſer Vergleich eben keine allzugroße Schmeichelei, wenn man bedenkt, daß Napoleon die Verfaſſerin der „Corinne“ einen Dragoner im Unterrock genannt haben ſoll.

die öſterreichiſche Diviſion Meczko, den Vortrab des Armee-Corps des Feldmarſchall-Lieutenants von Klenau geſchlagen, und geſtern Nachmittag 5 Uhr hat der Kaiſer ſeinen Einzug in Dresden gehalten. Neben ihm ritt der gefangene Feldmarſchall Meczko. Hinter ihm folgte eine Abtheilung der alten Garde mit klingendem Spiele. Fünf eroberte Fahnen wurden triumphirend vorausgetragen. In der Wilsdruſſer-Gaſſe rief Napoleon einem der franzöſiſchen Regimenter, das ihn mit lautem Vivatrufe empfing, die Nachricht zu: „Messieurs les Autrichiens sont totalement battus“ und ritt dann eilig in's Schloß. — In verfloſſener Nacht (ſchreibt mir unſer gemeinſchaftlicher Freund Horace) haben ſich die Verbündeten nach Böhmen zurückgezogen, auf der einen Seite von Vandamme, auf der andern von Murat verfolgt. Nun, lieber Freund, wiſſen Sie Alles . . .

— Bis auf das Allerwichtigſte, was ich leider nicht weiß, und was ich gar zu gerne durch Sie zu erfahren wünſchte . . .

— Sie wollen wiſſen? fragte die Gräfin.

— Ob Ihre Bewunderung für den Kaiſer der Franzoſen noch immer ſo glühend als vor deſſen Ankunft in Dresden iſt?

Dieſe Frage brachte ſie in Verlegenheit.

— Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll, weil ich bei Beantwortung einer ſolchen Frage, aufrichtig geſtanden, mit mir ſelbſt durchaus noch nicht im Klaren bin. Napoleon ſteht, ſeitdem ich ihn perſönlich kennen gelernt, vor mir nicht mehr ſo unerreichbar groß und erhaben da, wie in früherer Zeit, wo ich ihn nur vom Hörenſagen gekannt hatte. Noch immer bewundere ich ihn zwar, aber ich ſchwärme nicht mehr für ihn . . .

— Und warum nicht mehr? fragte Graſſi.

— Weil er mir, in der Nähe betrachtet, weit weniger poetiſch, als in weiter nebelhafter Ferne erſcheint. Er iſt Menſch wie jeder Andere: er ißt und trinkt wie Unſereins, geräth gar zu leicht in Zorn, iſt faſt noch eitler wie Talma, liebt, genau betrachtet, keinen Andern, als ſich ſelbſt und — — — ſchnarcht Nachts wie ein Nachtwächter.

— Und woher wiſſen Sie das Letztere? fragte der Maler, ſeinen Pinſel anfeuchtend.

— Aus dem Munde ſeines Leibmamelukken Ruſtan, entgegnete die Gräfin erröthend, welcher, wie auch Sie gehört haben werden, allnächtlich vor der Thür des Kaiſers ſchlafen und . . .

— Ganz natürlich Alles genau hören muß, ſetzte Graſſi hinzu, etwas Licht in die dunklen Wimpern ihrer Augen anbringend.

— Horace (fuhr Frau von Kielmannsegge fort), der ſeine Aufmerkſamkeit für meine Wenigkeit dadurch zu bethätigen ſucht, daß er in Dresden für mich ſeltene Handſchriften ſammelt, hatte mich, als er in voriger Woche hier geweſen war, mit einem Autograph ſeines berühmten Landsmanns James Gillray überraſcht.

— Gillray? Den Mann kenne ich leider nicht, geſtand Graſſi.

— Er malt Karrikaturen und iſt, unter uns geſagt, einer der boshafteſten Feinde des Kaiſers, der ihm manches ſeiner beißenden Zerrbilder niemals vergeben wird.*)

— Alſo auch die Feinde des Kaiſers haben Intereſſe für Sie?

— Und warum nicht? fragte die Gräfin. Napoleon hat, ſeitdem ich — durch Ruſtan! — in Erfahrung gebracht, daß er zu ſchnarchen geruht, allerdings etwas von dem Aureole ſeines Ruhmes eingebüßt, und ſeit jenem Augenblicke ſammle ich u. A. auch alle Karrikaturen, Spottlieder und Epigramme, die auf ihn Bezug haben, mit ganz beſonderer Vorliebe.

---

*) James Gillray, der ein ſehr ausſchweifendes Leben geführt haben ſoll, wurde ſpäter wahnſinnig, kam in's Londoner Irrenhaus Bedlam und ſtarb daſelbſt, indem er, ſeinen Kopf durch's Fenſtergitter ſteckend, darin erſtickte im Winter des Jahres 1815.

— Sie wollen unparteiiſch ſein, meinte Graſſi.

— Allerdings! erklärte die Anhängerin des Helden. Wo Licht iſt, gibt's auch Schatten, fügte ſie gleichſam zur Entſchuldigung jenes Widerſpruchs hinzu. Jetzt, wo ich aufgehört habe, blind für deſſen Fehler zu ſein, ſehe ich beſſer als viele Andere auch manche kleine Schwäche dieſes großen Mannes ein.

— Ah, man iſt nüchtern geworden! dachte Graſſi, ohne dieſen Gedanken auszuſprechen. Für heute genug! ſagte er, die Staffelei bei Seite ſchiebend.

Beide begaben ſich in den Park. Wir aber folgen dem Heere nach Böhmen.

Am 29. Auguſt wurde General Vandamme bei Kulm geſchlagen, mit 8000 Mann und ſämmtlichem Geſchütz gefangen genommen.

Am folgenden Tage zogen ſich die franzöſiſchen Garden von der Grenze zurück und ſchlugen ihren Weg nach Berlin ein, weil ſieben Tage zuvor (23. Auguſt) Marſchall Oudinot, bei Großbeeren geſchlagen vom Grafen Bülow von Dennewitz, ſich genöthigt ſah, eine retrograde Bewegung einzuſchlagen und den Oberbefehl ſeines Corps dem Marſchall Ney zu übergeben, der zu deſſen Rettung herangeeilt war.

Am 3. September brach Napoleon mit Joachim Murat von Dresden nach der Lauſitz auf, um dort dem Marſchall Vorwärts bei Hochkirch eine Schlacht zu liefern, in welcher die Franzoſen unter Marmont und Macdonald den Sieg über Blücher davontrugen, der ſich ſchleunigſt zurückziehen mußte.

Tags darauf zeigten ſich in Dresdens Umgegend die erſten Koſaken bei Räcknitz, wo ſieben Tage zuvor General Moreau gefallen war.

Am 6. September kehrte Napoleon (Abends 7 Uhr) aus der Lauſitz nach Dresden zurück; am 8. brach er nach Dohna auf; am 12. traf er wieder in Dresden ein und folgte am 15. ſeiner Garde nach, die, gezwungen durch ihre Niederlage bei Nollendorf, am 17. ihren Rückzug antrat. Am 21. September langte er abermals in Dresden an.

Napoleon, der ſich genöthigt ſah, das rechte Elbeufer aufgeben zu müſſen, concentrirte nun das dritte, fünfte und ſechste Armee-Corps auf dem linken Ufer der Elbe.

Unterdeſſen hatte ſich auch Schweden den Gegnern des Kaiſers angeſchloſſen. Laut einem mit England abgeſchloſſenen Vertrage vom 12. Juli 1813 war der ſchwediſche Kronprinz Karl Johann (der frühere franzöſiſche General Bernadotte, welchen Napoleon zum Prinzen von Pontecorvo erhoben) bald nach der Schlacht bei Lützen mit 80,000 Schweden in Deutſchland eingerückt, um dem großen Kampfe gegen ſeinen ehemaligen Souverain und Beſchützer Napoleon beizutreten. 90,000 Ruſſen und Preußen wurden unter Bernadotte's Oberbefehl geſtellt und mit dieſem Heere von nahezu 120,000 Mann nahm er ſeitdem weſentlichen Antheil an dem allgemeinen Befreiungskriege.

Am 10. September erließ Karl Johann aus ſeinem Hauptquartiere zu Jüterbogk nachfolgenden Aufruf:

„Sachſen! Die vereinigte Armee von Norddeutſchland iſt über Eure Grenze gerückt. Dieſe Armee führt nicht Krieg gegen Euch: ſie iſt einzig und allein gegen Euern Unterdrücker gerichtet. Ihr müßt den glücklichen Fortgang unſerer Waffen mit Euern Wünſchen begleiten, denn er dient ja nur dazu, um Euern geſtörten Wohlſtand herzuſtellen und Eurer Regierung ihren Glanz und ihre Unabhängigkeit wiederzugeben.

Wir ſind geſonnen, alle Sachſen als Freunde zu betrachten. Eure Eigenthumsrechte ſollen geehrt werden. Die Armee wird die ſtrengſte Mannszucht beobachten*) und man wird für deren Bedürfniſſe auf eine Euch am Wenigſten drückende Weiſe ſorgen.

---

*) Man weiß, daß dies jeder Feldherr verſpricht.

Sachſen! Verlaßt Eure Wohnungen nicht! Fahrt fort, Euch den gewohnten Beſchäftigungen zu widmen. Große Begebenheiten werden Euch bald vor einer ehrgeizigen Politik ſicherſtellen. Zeigt Euch als würdige Nachkommen der alten Sachſen, und wenn deutſches Blut fließt, dann ſei es für die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands und nicht auf Befehl eines einzigen Menſchen, an den kein gemeinſamer Vortheil und keine Bande aufrichtiger Freundſchaft Euch knüpfen.

Frankreich iſt ein ſchönes herrliches Land. Den Eroberern der alten Welt würde ſolch' ein Land genügt haben. Die Franzoſen ſelbſt begehren in ihre Grenzen zurückzukehren, welche die Natur ihnen vorgezeichnet hat. Sie haſſen die Tyrannei, obgleich ſie ihr noch immer dienen müſſen.

Sachſen, ſagt ihnen dreiſt, daß Ihr beſchloſſen habt, frei zu ſein, und ſie ſelbſt werden Euch bewundern und Euch auffordern, in dieſem edlen und rühmlichen Vorhaben auszuharren.

Karl Johann.“

Nachdem ein Exemplar dieſes „Aufrufs an die Sachſen“ auch in die Hände des Kaiſers gerathen war, rief er wüthend:

— Hab' ich dieſem Elenden, als ihn der kinderloſe König Karl XIII. nach Schweden rief, um ihn auf meinen Rath und Wunſch als Sohn und Thronfolger anzunehmen, eine Million Francs zu ſeiner Reiſe nach Stockholm vorgeſchoſſen, damit er, drei Jahre ſpäter, ſeine Schweden gegen mich aufhetzen ſoll? Er heißt nicht mehr Karl Johann. Undank, Dein Name iſt — **Jules Bernadotte!**

Sechs Tage ſpäter (26. September) erließ einen ähnlichen Aufruf der kaiſerlich-ruſſiſche General Freiherr von Knorring aus ſeinem Hauptquartiere zu Freiberg.

Ganz anders aber dachte der „Gerechte“. Friedrich Auguſt, der ſich durch ſein Wort gebunden fühlte, erließ Tags darauf (27. September) eine Proclamation an ſeine „Soldaten“, worin er ſie zur Treue aufforderte und ſein Bedauern ausſprach, daß Einzelne wider ſeinen Willen und ohne ſeine Erlaubniß aus der Armee ausgetreten und daß ganz neuerlich Major von Bünau mit ſeinem Bataillon den ihm anvertrauten Poſten verlaſſen und ſeine Untergebenen zum Feinde übergeführt habe. — „Ueber Jene (heißt es weiter) wird ein Kriegsgericht das Urtheil ſprechen; noch mehr aber ihr Gewiſſen ſie richten.“ — Der Aufruf ſchloß mit den Worten: „Der größte Theil von Euch war noch nicht geboren, als ich Meine Regierung antrat. Schon dadurch habe ich Vaterrechte an Euch und darum nehme ich auch Euer kindliches Gefühl für mich in Anſpruch u. ſ. w.“

Am 7. October früh 8 Uhr verließ der Kaiſer ſeine gute und getreue Stadt Dresden, um *ſie niemals wiederzuſehen*. Er ließ 30,000 Mann unter dem Marſchall Gouvion-Saint-Cyr und General Lobau mit dem Befehle zurück, von hier aus an beiden Ufern der Elbe nach Böhmen vorzudringen.

Die Verbündeten rückten nach Leipzig hin.

Dem Kaiſer, der eine Stunde zuvor abgereiſt war, folgte der König von Sachſen und deſſen ganze Familie.

Das Volk hatte ſich maſſenhaft zuſammengedrängt. Die Königin, die niemals eine aufrichtige Freundin des franzöſiſchen Zwingherrn geweſen war, und deren Tochter, Prinzeſſin Auguſte, die ihn gründlich — man ahnt warum? — zu haſſen ſchien, trennten ſich von ihrem lieben Dresden unter tauſend Thränen.

Marſchall Ney, Fürſt von der Moskwa, rückte unterdeſſen gegen Deſſau und General Reynier an der Spitze der Sachſen nach Wittenberg vor.

Am 8. zogen die Ruſſen auf beiden Ufern der Elbe heran.

Am 14. October traf der Kaiſer der Franzoſen in Begleitung des Königs von Sachſen in Leipzig ein. Erſterer bezog das „Hôtel de Prusse“, Letzterer das ſogenannte „Königshaus“ am Rathhausmarkte.

Neuntes Kapitel.

Zwei Tage nach Napoleon's Ankunft in Leipzig ward dort die große dreitägige Völkerſchlacht geſchlagen, die am 16., 18. und 19. October die große Macht des kleinen Corſen brach. Der Mann, welcher den für die Waffen der Verbündeten ſo überaus glücklichen Ausgang dieſer furchtbaren Schlacht herbeigeführt hatte, war Napoleon's früherer Waffengefährte, Bernadotte. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen umarmten den ſchwediſchen Kronprinzen auf Leipzigs blutgedüngtem Schlachtfelde und begrüßten ihn einſtimmig als ihren Befreier.

Napoleon, geſchlagen auf allen Punkten, ritt am 18. October nach dem Königshauſe, verabſchiedete ſich kurz und kalt bei dem „Gerechten“, erklärte ihm die Unmöglichkeit, ihn und ſein Volk noch länger beſchützen zu können, und jagte dann ventre à terre durch's Grimma'ſche Thor nach Reudnitz hinaus.

Einen Tag nach ſeiner Flucht aus Leipzig erſchien in einer deutſchen Zeitſchrift nachfolgendes Epigramm:

„Die Univerſitäten alle
Hat mit Succes er frequentirt,
In Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg viel Lärm verführt,
Und weidlich alle Welt turbirt, —
Doch Gott ſei Dank, mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausſtudirt."

Seine Macht war nun gänzlich zertrümmert. Nichts hatte vermocht, die dichte Maſſe der Verbündeten (300,000 Mann) zum Weichen zu bringen. Umſonſt hatte das Napoleon'ſche Heer während jenes zweiundſiebenzigſtündigen Blutgemetzels gegen 120,000 Kanonenſchüſſe abgefeuert und alle Minen ſeiner ſelbſt vom Feinde rühmlichſt anerkannten Tapferkeit aufgeboten, um auf deutſchem Boden jene großartige Niederlage in den Eisgefilden Rußlands, an der von franzöſiſchem Blute angeſchwellten Bereſina, zu rächen. Bellona hatte ihm den Rücken zugekehrt. Der Stern ſeines Glückes war untergegangen. In Malmaiſon lag Frankreichs Andromache und — weinte blutige Thränen um ihren treuloſen Hector. Als die Ex-Kaiſerin Joſephine die erſte Nachricht von der bei Leipzig verlorenen Schlacht erhielt, brach ſie ohnmächtig zuſammen mit dem Ausrufe:

— Gott ſchütze den Kaiſer und Frankreich!

Marie Louiſe dagegen ſaß ruhig und kalt am

Klaviere und ſang eben die Arie der Prinzeſſin von Navarra aus Boieldieu's klaſſiſcher Oper „Johann von Paris“:

„Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen“

als der „Siegesbote“ diesmal mit der Nachricht von der Niederlage des Kaiſers und mit der Meldung in's Zimmer ſtürzte:

— Die Schlacht bei Leipzig iſt verloren!

— Dieu protège la France et l'empereur! rief die Kaiſerin, das Klavier ſchließend. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage nach der Schlacht bei Leipzig wurde dem Könige von Sachſen, der noch immer in Leipzig verweilte, ein ruſſiſcher Beſuch angemeldet. Der Eintretende hieß Johann Protaſius von Anſtett.

— Was bringen Sie? fragte Friedrich Auguſt.

— Sire, ich bin ſo unglücklich, der Ueberbringer eines gemeinſchaftlichen Beſchluſſes der Verbündeten zu ſein, laut welchem Ew. Majeſtät von dieſem Augenblick angefangen ein Gefangener Seiner Majeſtät des Kaiſers von Rußland ſind.

Der König war keiner Antwort mächtig. Er brach wie ein Rohr zuſammen.

— Und darf ich nach Dresden zurück? fragte der Monarch nach kurzer Pauſe.

— Nein, Majeſtät! Laut Beſchluß der hohen Verbündeten iſt vorläufig Berlin zu Hochdero zukünftigem Aufenthaltsorte beſtimmt.

— Als guter Chriſt füge ich mich in Alles, entgegnete der „Gerechte“, ſich bereit erklärend, dem Beſchluſſe der Verbündeten Folge zu leiſten.

Am 23. Oktober verließ er Leipzig und langte mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter, in Begleitung ſeines Cabinetsminiſters Grafen von Einſiedel und des Generals von Zeſchau, von 120 Mann Koſaken escortirt, als Staatsgefangener des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen am 25., ſpät Abends, im Schloſſe zu Berlin an.

So rächte ſich ſein politiſcher Fehler: ſein Abfall von der Sache Deutſchlands.

Als zwei Tage zuvor die erſte Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht und von der bald darauf erfolgten Gefangennahme des Königs nach Dresden gelangt war, ſchien Niemand Anfangs daran glauben zu wollen, bis der erſte officielle Bericht in der „Leipziger Zeitung“ und gleichzeitig eine nähere Beſchreibung der Schlacht aus der Feder des dortigen Arztes Dr. Gottfried Wilhelm Becker einlief.

Als Gräfin Kielmannsegge die erſte Kunde darüber durch einen von Horace Cunningham abgeſendeten

Eilboten erhielt, befand ſie ſich gerade bei ihrer Käferſammlung und ſpießte eben einen jener in ihrem Tagebuche beſprochenen Pochkäfer, ein Anobium pertinax, einen ſogenannten Trotzkopf, mit den Worten an:

— *Auch du kannſt nicht ewig trotzen; denn jeder Trotz beſtraft ſich ſelbſt!*

Dann aber wurde ſie trüb und trüber; endlich traten Thränen in ihre Augen und ſchluchzend geſtand ſie ſich:

— *Und trotzdem liebe ich den Trotz!* —

— — — — — — — — — — — — — —

Dann ſteckte ſie den Käfer zu den andern ihrer Sammlung und verſank in Nachdenken.

— Nichts iſt vergänglicher als der Ruhm, ſchrieb ſie wenige Minuten ſpäter in ihr Tagebuch. Nur Thoren jagen dieſer Seifenblaſe nach. Dem Weiſen genügt Zufriedenheit und Ruhe! — — — — — — — —

Kurz vorher war nachfolgende Bekanntmachung erſchienen:

„Die hohen verbündeten Mächte haben dem unterzeichneten Fürſten Nikolai Repnin, ruſſiſch-kaiſerlichen General-Major und General-Adjutanten Seiner ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät, die obere Verwaltung aller Militär- und Civilangelegenheiten im Königreiche Sachſen, im Herzogthume Altenburg und in den Reußiſchen Landen als General-Gouverneur anzuvertrauen geruht.

Indem der Unterzeichnete ſämmtlichen Einwohnern und Behörden dieſer Länder ſolches bekannt macht, fordert er ſie gleichzeitig auf, keine andere oberſte Gewalt anzuerkennen als das von den hohen Verbündeten eingeſetzte und in deren Namen verwaltende General-Gouvernement.

Der Unterzeichnete wiederholt die Verſicherung, daß die Abſicht der erhabenen Regenten dabei keine andere iſt, als die Kräfte der Länder, welche die Vorſehung durch die Gewalt ihrer ſiegreichen Waffen in ihre Hände gelegt hat, zur Erreichung des gemeinſchaftlichen großen Zweckes, zur Befreiung Deutſchlands und zur Herſtellung eines dauerhaften Friedens in Europa zu verwenden.

Leipzig 11./23. October 1813.

Der General-Gouverneur: Fürſt Repnin."

Auf Befehl des commandirenden Marſchalls Grafen Gouvion-Saint-Cyr mußte dieſe Bekanntmachung des ruſſiſchen General-Gouverneurs vom Rathe der Stadt Dresden confiscirt und öffentlich verbrannt werden.

Am 30. October wurde Dresden in Belagerungszuſtand erklärt. Horace und Graſſi eilten nach Kamenz, um von dort auf das Gut der Gräfin zu eilen, welche Beiden ein gaſtfreies Aſyl gewährte, obgleich ſie ſich ſchon ſeit einigen Wochen bedeutend unwohl fühlte und auffallend niedergeſchlagen war.

Von Leipzig aus erließ Fürſt Repnin am 31. October einen neuen Aufruf, in Folge deſſen ein Banner der freiwilligen Sachſen zum Schutze Sachſens und zum Trutze gegen Frankreich in's Leben trat.

Der achte Paragraph der aus 19 Artikeln beſtehenden Verfügung lautete:

„Die Freiwilligen des Banners müſſen ſich ſelber kleiden und beritten machen und, wo möglich, ſich auch ſelbſt bewaffnen. Die Farbe ihrer Uniform iſt dunkelgrün.“ *)

Der Erſte, der ſich angemeldet hatte, war der Tiſchler Lieſenberg. Aber ſein Anerbieten wurde einſtimmig zurückgewieſen, worüber Napoleon's Spion ſich durchaus nicht zu grämen ſchien, weil er durch des Kaiſers Großmuth vorläufig Geld genug beſaß, um der Zukunft einige Zeit ruhig entgegenſehen zu können. Er kaufte ſich ein kleines Haus (in der Schäferſtraße), lebte dort ſtill und zurückgezogen, wie ein Patriarch, und ſtand täglich zur Abbüßung ſeiner Sünden, wie

---

*) Die ruſſiſche Nationalfarbe.

Simon Stylita auf der Spitze einer Säule, ein Paar Stunden auf dem ſchiefgelaufenen Abſatze ſeiner etwas defecten Stiefel, ſpielte außerhalb ſeines Hauſes den armſeligen Bettler und lebte im Innern ſeiner vier Pfähle ſo vergnügt wie „Gott in Frankreich“; er haßte und verabſcheute alle Menſchen, gleichviel, ob ſie Franzoſen, Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher oder Sachſen waren, am Meiſten aber die Gräfin Kielmannsegge, die er, wie er häufig zu geſtehen pflegte, nicht riechen konnte, ohne Katzenjammer zu empfinden, Sodbrennen zu fühlen und Kopfſchmerzen zu bekommen. Auch er ſchalt ſie eine Heuchlerin.

Ob ſie dies wirklich geweſen war? Wir wagen es nicht zu entſcheiden. In den Augen der Einen ſtand ſie als hellleuchtendes Muſterbild aller weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten, vor dem Richterſtuhle der Andern aber als ſcheinheilige und verkappte Sünderin da, von welcher man das Allertollſte und Allerſchlimmſte zu glauben ſich gewöhnt hatte. Gab es doch immer noch Leute genug, die darauf ſchwören wollten, daß ſie, weil ſie ihren erſten Gemahl durch einen Kirſchkuchen vergiftet haben ſollte, von Friedrich Auguſt dem „Gerechten“, der aus Rückſicht für ihren Vater den Prozeß niedergeſchlagen, zu der Strafe verurtheilt worden ſei, Tag und Nacht um ihren ſchönen Hals den häßlichen Strick des Henkers tragen zu müſſen. Niemand hatte zwar den Strick geſehen, faſt Jeder aber glaubte dieſes hübſche Märchen um ſo leichter und ſo lieber, weil ſie als ſtolz, hochmüthig und mitleidlos ziemlich allgemein, aber ſicher wohl mit Unrecht, verrufen war.

Vergeſſen wir darüber den König nicht.

Als Friedrich Wilhelm III. nach Berlin zurückkehrte, mußte Friedrich Auguſt der „Gerechte“ das Schloß verlaſſen und „gegen einen von Letzterm zu bezahlenden Miethzins“ das zwei Stunden von Berlin entfernte Schloß Friedrichsfelde, das damals einem ruſſiſchen Fürſten Baratinski gehörte, beziehen. — Friedrichsfelde war weder Paradies noch Hölle, ſondern eine Art von Fegefeuer, das in einer öden, troſtlos-einförmigen Sandwüſte lag; der Eigenthümer des Schloſſes war klug genug, ſich niemals darin aufzuhalten, im Sommer den Aufenthalt in Potsdam, im Winter das Klima von Venedig oder Nizza vorzuziehen.

Der Dresdener Taggeſell ſagt bei dieſem Anlaß: „Mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung und männlich-unerſchütterlichem Sinn ertrug Sachſens König ſein widriges Geſchick: väterlich und liebreich gegen ſeine Familie, mild und gütig gegen ſeine Umgebung, ohne dabei jemals ſeine gerechte Würde zu verleugnen. Mehrmals erhielt er Beſuch von den königlichen Prinzen aus

Berlin und wußte ſich mit bewunderungswürdiger Herablaſſung ihrem jugendlichen Alter anzupaſſen.“ —

Eines Tages erhielt er weiblichen Beſuch. Die audienzbegehrende Dame war Gräfin Kielmannsegge. Er kannte ſie ſeit früheſter Jugend und geruhte ſchon aus dieſem Grunde die Tochter ſeines frühern Hofmarſchalls nicht abweiſen, ſondern augenblicklich eintreten zu laſſen. Die Gräfin ſank ihm zu Füßen.

— Haben Ew. Majeſtät Mitleid mit mir! flehte die unglückliche, in Thränen aufgelöſte Frau.

— Mein Gott, was iſt Ihnen geſchehen? fragte der König, der trotz ſeines Alters und ſeiner Körperſchwäche ſich beeilte, ſie möglichſt ſchnell zu ſich emporzuheben, was ihm aber nicht ſo leicht gelingen wollte, weil ſie abſichtlich feſt und unverrückt auf ihren Knieen liegen blieb.

— Mir iſt ein himmelſchreiendes Unrecht widerfahren! rief ſie unter Schluchzen und Thränen aus. Leute, die mich Unglückſelige — Gott weiß warum? — zu beneiden ſcheinen, hatten bald nach dem plötzlich erfolgten Tode meines erſten Gemahls, des Grafen Rochus zu Lynar — Gott hab' ihn ſelig! — das abenteuerliche Gerücht ausgeſprengt, daß er von mir vergiftet worden ſei.

— Ich erinnere mich, davon gehört zu haben, geſtand Friedrich Auguſt, doch . . . fügte er hinzu.

— Haben Ew. Majeſtät nie daran geglaubt, unterbrach ihn die Gräfin.

Der „Gerechte“ geruhte darauf zu — ſchweigen.

— Sire, fuhr die Gräfin fort, die Nichtswürdigkeit meiner Feinde hat ſich ſo weit vergeſſen, mir eine der empörendſten Strafen anzudichten, zu welcher die Gerechtigkeit Ew. Majeſtät mich ſchon vor dreizehn Jahren verurtheilt haben ſoll.

— Ich erinnere mich nicht mehr, ſprach der Monarch, worin die Strafe beſtanden haben ſoll.

— Die Schändlichkeit meiner Feinde hat neuerdings das alte Märchen aufgefriſcht, Ew. Majeſtät hätten aus allergnädigſter Rückſicht für meinen ſeligen Vater die Unterſuchung gegen mich zwar huldreich niedergeſchlagen, mir aber deſſenungeachtet die furchtbarſte aller Strafen auferlegt durch den mehr als grauſamen Befehl, zur Abbüßung der mir fälſchlich zur Laſt gelegten Schuld der Vergiftung meines in Gott ruhenden erſten Gemahls zeitlebens bis zu meiner Todesſtunde einen Henkersſtrick Tag und Nacht um meinen Hals tragen zu müſſen und ihn nur Ein Mal in jedem Jahre, und zwar an dem Todestage des Marcheſe d'Agdolo, welcher, nach der Ausſage vieler Leute, mein Vater geweſen ſein ſoll, ablegen zu dürfen.

— Das Alles iſt eine abſcheuliche Lüge! rief der „Gerechte“ tief empört.

— Ach, Sire, das ſage auch ich! Mir allein aber glaubt man's nicht, und deshalb bin ich jetzt, gerade jetzt, wo dies abſcheuliche Gerücht von Neuem aufzutauchen ſich erkühnt, zu den Füßen meines Königs hingeeilt, der nicht umſonſt der „Gerechte“ heißt, um von ihm die Rettung meiner ſchamlos gebranntmarkten Ehre zu erflehen . . .

— Was könnte ich für Sie thun? fragte Seine Majeſtät.

— Sie allein könnten meine Feinde dadurch zu Boden ſchmettern, daß Sie allerhuldreichſt ſich geneigt finden ließen, die angebliche Beſtrafung meiner angeblichen Schuld für eine nichtswürdige Lüge und Verleumdung erklären zu wollen!

— Nein, Gräfin, dies kann ich nicht!

— Und warum nicht? fragte ſie tief beſtürzt.

— Weil . . . weil ſich dies nicht ſchickt, erklärte der Monarch. oder denn nicht!?

— Sire, iſt es nicht Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Mannes von Ehre — und wer wäre wohl mehr Ehrenmann als der König von Sachſen? — die ſchuldlos gebrauntmarkte Ehre einer aller Waffen beraubten, ſchutz- und hilflos daſtehenden Frau und Unterthanin zu vertheidigen und ſie um jeden Preis in ihrem alten ungetrübten Glanze wieder herzuſtellen? Mit Recht nennt Ihr Volk Sie den „Gerechten“. Sire, zeigen Sie, daß Sie es auch mir gegenüber bleiben wollen.

— Ihre Lage rührt mich von Herzen, geſtand der alte, ehrliche, aber leider etwas eigenſinnige, bisweilen ſogar äußerſt hartnäckige Fürſt. Was kann, was ſoll ich thun? fragte er eigentlich mehr ſich ſelbſt, als die Gräfin, die unbeweglich zu ſeinen Füßen lag.

— Mich rehabilitiren in den Augen dieſer kalten, ſchlechten und verworfenen Welt . . .

— Dies, Gräfin, iſt nicht meine Pflicht! Verſchaffen Sie ſich ſelbſt nothwendige Genugthuung. Verfolgen, verklagen Sie Ihre ehrloſen Verleumder. Unſere Geſetze werden ſie gebührend beſtrafen, falls ſie das, was ſie als böswilliges Gerücht ausgeſprengt haben, nicht zu beweiſen im Stande ſind.

— Sire, ich ahne, ich vermuthe, ja ich bin ſogar feſt überzeugt, errathen zu haben, wer jenes elende Märchen neuerdings nur deshalb in Umlauf gebracht hat, um mich unverdient in den Augen meiner Nebenmenſchen dergeſtalt herabzuſetzen, daß bald die halbe Welt mit Fingern auf mich zeigen und mir nachrufen wird:

Kennt Ihr jenes falſche, ehrloſe Weib, das hohnlachend durch die Straßen fährt? Dies iſt die hochgeborene Gräfin Kielmannsegge! Dieſe Elende hat ihren Mann vergiftet . . . und der König . . .

— Und der König? wiederholte Friedrich Auguſt.

— Hat ſie allerhuldreichſt zum ewigen Strick begnadigt, ſchrie die Gräfin in heller Verzweiflung aus.

— Ich bitte Sie, augenblicklich aufzuſtehen . . .

— Nicht eher, Sire, als bis Sie mir die Gnade angedeihen laſſen, mich bis zu Ende angehört zu haben.

— Ich bitte Sie, Alles zu ſagen . . .

— Mein Hauptverleumder, Sire, iſt ein Spion!

— Und wie heißt er? fragte der Sohn einer Mutter, die ihn einſtmals verleugnen gewollt hatte zu Gunſten ihres jüngeren Lieblings.

— Dieſer elende Schurke nennt ſich . . .

Da trat Ihre königliche Hoheit, Prinzeſſin Maria Auguſte, das einzige Kind des Königs, ein.

— Lieſenberg! rief die Königstochter, die das ganze, ziemlich laut geführte Zwiegeſpräch im Nebenzimmer anzuhören gezwungen war.

— Und von wem weißt Du dies?

— Mir ſelbſt, Vater, hat er's erzählt! erklärte die Prinzeſſin.

— Dieſen Engel hat mir Gott geſandt! rief die

Gräfin, in wildem Ungeſtüm ihrer Freude beide Hände der Retterin ihrer Ehre erfaſſend und ſie mit Küſſen und Thränen tiefempfundenen Danks bedeckend.

— Stehen Sie auf! befahl der König. Ihre Ehre, Gräfin, iſt glänzend gerechtfertigt. Die Unſchuld braucht nicht im Staube zu knieen. Erheben Sie ſich, meine arme Dulderin! Ihr Verleumder lieh Ihnen einen Strick . . . Dafür verleiht Ihnen der König dieſes Band, ſprach Friedrich Auguſt der Gerechte, nahm das grüne Ordensband, womit der blendend weiße Hals ſeiner Tochter geſchmückt war, und ſchlang es eigenhändig um den Nacken der vor ihm knieenden Gräfin. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Noch im Laufe desſelben Tages kehrte Frau von Kielmannsegge, entzückt von der Huld des Königs, wie von der Liebenswürdigkeit der Prinzeſſin Auguſte, nach ihrem Gute zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das, was ſie hauptſächlich zu dieſer Reiſe nach Friedrichsfelde bewogen hatte, war eine Aeußerung Horace's geweſen, welcher ihr jenes, von Neuem aufgetauchte Gerücht wohl nur darum mitgetheilt hatte, um ihren Stolz auf's Neue zu demüthigen, weil ſie trotz aller Liebe, die ſie für ihn zu empfinden vorgab, ſich immer noch ſtark und ſtandhaft genug fühlte, dem glühendſten ſeiner Wünſche ununterbrochnen Widerſtand zu leiſten.

Jetzt, wo ihre an den Pranger geſtellte Ehre durch den Gnadenact des Königs vollſtändig rehabilitirt war, erwachte mit erneuter Kraft ihr alter Stolz in ſo hohem Grade, daß ſie, mit Verachtung auf das Urtheil der Welt herabblickend, von Tag zu Tage hochmüthiger, abſtoßender und menſchenfeindlicher zu werden ſchien.

Friedrich Auguſt, der ihr verſprochen hatte, die Sache genauer unterſuchen und die Urheber und Verbreiter jener ſchamloſen Gerüchte gebührend beſtrafen zu laſſen, hatte in Folge deſſen auch wirklich nähere Erkundigungen über Lieſenberg eingezogen und frühzeitig genug in Erfahrung gebracht, daß dieſer Menſch als Spion Napoleon's ſeine Frechheit ſogar ſo weit getrieben hatte, ſelbſt ihn (den König) und ſeinen ganzen Hof in den weiten Kreis ſeiner Beobachtungen und Verdächtigungen hineinzuziehen, wofür er vom Kaiſer fürſtlich belohnt worden war. Lieſenberg aber, der von allen über ihn heimlich angeſtellten Unterſuchungen nicht das Geringſte erfahren hatte, lebte unterdeſſen „friſch, frei fromm und fröhlich", wie Vater Jahn's Deviſe lautet, in den Tag hinein, pflegte ſeinen ziemlich ſtrapezierten Leichnam, lief von einem Wirthshauſe in's Andere, wußte das Geſpräch überall auf Gräfin Kielmannsegge hinzulenken und ihr bei jeder paſſenden Gelegenheit eine nagelneue Verleumdung „an's Zeug zu flicken“ (wie er frohlockend ſich ſelbſt geſtand). Bei Tage ſpielte er den Rentier, der ſich von ſeinen Geſchäften zurückgezogen, und jeden Abend ſpielte er . . . „Schafkopf“.

Faſt jede Nation hat ihr „Krähwinkel“. Die alten Griechen hatten ihr Abdera; die Engländer haben ihr Gotham, die Franzoſen ihr Limoges, die Italiener ihr Bergamo; die Ruſſen verlegen ihr Abdera nach Kokurkow, die Schweden nach Troſta, die Schweizer nach Lalenburg, die Deutſchen nach Schilda und Schöppenſtädt; die Oeſterreicher haben ihr Eipeldau, die Böhmen ihr Przelautſch, die Schleſier ihr Polkwitz, die Mecklenburger ihr Teterow, die Sachſen ihr Pirna, ihr Meißen, oder — wie ein preußiſcher Touriſt ernſtlich zu behaupten gewagt, — ihr Dresden, das nach der Anſicht jenes Berliner Böſewichts noch weit kleinſtädtiſcher, ſpießbürgerlicher und klatſchſüchtiger als das von Kotzebue für ſeine „Deutſchen Kleinſtädter“ erfundene „Krähwinkel“ ſein ſoll. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob jener boshafte Spötter recht oder unrecht haben mag; ſo viel aber iſt gewiß, daß Dresden damals, vor fünfzig Jahren, in der That noch etwas ſehr kleinſtädtiſch geweſen war und einen ſeiner höchſten Genüße im Wonnegefühle des Klatſchens fand.

Eines Abends, als Meiſter Lieſenberg, wie gewöhnlich, in ſeiner Antonſtädter Kneipe ſaß und mit Sehnſucht und Ueberſchuhen den vierten Mann ſeiner Schafkopf-Parthie erwartete, ſagte er zu den beiden Andern, welche gemüthlich ihre lange Pfeife rauchten:

— Ich muß Euch eine Neuigkeit erzählen . . .

— Was iſt denn los? fragte einer der beiden Philiſter.

— Ihr kennt doch die Gräfin Kielmannsegge? fragte Lieſenberg.

— Herrje, wer wird Die nich kennen? entgegnete der andere Spießbürger.

— Du meenſt doch Die, die ihren erſten Mann bei Seite gebracht, fragte der Erſte, welcher, beiläufig erwähnt, Schuhflicker und nebenbei Leichenbitter war.

— Ganz recht, antwortete Lieſenberg. Ihr wißt, daß ſie ſeit Kurzem auf einem ihrer Güter in der Lauſitz lebt . . .

— Ne, des wiſſen mer nich, erklärte der Andere, der bei Tage Horndrechsler und Abends Nachtwächter-Subſtitut zu ſein die Ehre hatte.

— Na, dann wißt Ihr's jetzt, meinte der ehemalige Tiſchler und dermalige Rentier. Beſagte Gräfin

— merkt wohl auf! — ſoll in der letzten Zeit verdächtig corpulent geworden ſein . . .

— Was heeßt das? fragte der Schuhflicker.

— Corpulent heißt ſo viel wie dick, erklärte Lieſenberg.

— Des dacht' ich mir, meinte der Horndrechsler.

— Die böſe Welt, fuhr der Ex-Tiſchler fort, will uns glauben machen, daß die gute Frau, obgleich ſie ſeit Jahren getrennt von ihrem zweiten Manne lebt, ſeit kurzer Zeit ſchwanger ſein ſoll.

— Herrje, wie is denn des möglich? rief hochverwundert der Leichenbitter.

— Nu eben, wiederholte der urgemüthliche Vice-Nachtwächter.

— Nichts in der Welt iſt jetzt unmöglich! erklärte der in Ruheſtand geſetzte Spion.

— Aber jedes Kind muß doch eenen Vater haben, meinte der Schuſter.

— Sehr wahr! bemerkte Lieſenberg. Nach der Ausſage der böſen Welt ſoll der Vater des noch ungeborenen Kindes kein Anderer als Kaiſer Napoleon ſein . . .

— Ei, der Dauſend! rief der Drechsler.

— Das wär' eene ſchene Geſchichte, meinte der Dritte im Schafkopfsbunde.

— Andere dagegen wollen wiſſen, nicht Kaiſer

Napoleon, ſondern Talma ſei der Urheber dieſes ungeheuren Skandals.

— Un wer iſt denn dieſer Dalma? fragten Beide zugleich.

— Ihr wißt nicht, wer Talma iſt? fragte Lieſenberg, entrüſtet über deren bodenlos naive Unwiſſenheit.

— Ne! geſtanden Beide einſtimmig.

— Talma, Ihr Schafköpfe, iſt ein Mime!

— Und was iſt denn een Mime? fragte der Mann aus Pirna.

— Weiß der nicht, was ein Mime iſt! rief der Tiſchler. Mimen nennt man ſolche Leute, die heute einen Böſewicht und morgen einen Kaiſer ſpielen. Mimen ſind weiter nichts als Komödianten.

— Und was ſind denn Komödianten? fragte der Mann aus Meißen.

— Komödianten ſind Geſchöpfe, welche Komödie ſpielen und deshalb auch Mimen genannt werden.

— Ach ſo! riefen Beide wie aus Einem Munde.

— Außerdem, fuhr Lieſenberg fort, gibt es wieder Andere, welche geradezu behaupten wollen, die Urſache jener gräßlichen und ſträflichen Corpulenz ſei weder Napoleon noch Talma, ſondern ein junger, ſteinreicher Engländer, welcher Cunningham heißen und ein Nebenbuhler des Kaiſers geweſen ſein ſoll, was ich aber keineswegs verbürgen kann. Ich, für meinen Theil, glaube weder das Eine, noch das Andere, und erzähle Euch nur, was ich von ſonſt gut unterrichteten Leuten gehört habe. Doch bitte ich Euch, darüber zu ſchweigen, denn wie leicht könnte man der guten Frau Unrecht thun! meinte der grundehrliche Mann mit dem Spitzbubengeſicht.

— Nu eben! ſagten die beiden Schafköpfler.

Da endlich trat der Vierte ein. Es war ein Schneider aus Pulsnitz. Auch er wurde in das Geheimniß jener Schwangerſchaft eingeweiht, und auch ihn beſchwor Lieſenberg, es ja nicht weiter zu erzählen.

Aber wer weiß nicht, daß das, was erſt Gevatter Schuſter und Schneider erfahren haben, ſehr bald in allen Mäulern iſt. Die drei Schafköpfe, welche gemeinſchaftlich gelobt hatten, darüber ſchweigen zu wollen, erzählten es ſchon am andern Morgen jedem ihrer Kunden; die Kunden plauderten es weiter aus und ſo geſchah es, daß acht Tage ſpäter alle Gimpel auf den Dächern Dresdens und ſeines dreimeiligen Umkreiſes ſich das Geheimniß von der Schwangerſchaft der Gräfin erzählten, und daß ſchon alle Welt daran ernſtlich zu glauben anfing, denn es gibt keine Peſt, die anſteckender wäre, als die — Verleumdungsſucht, und weil die Gräfin durch ihren Stolz und Hochmuth ziemlich allgemein verhaßt geweſen war, glaubte man Schlechtes und Böſes, das man ihr in die Schuhe ſchob, um ſo leichter und ſo lieber.

Der Tiſchler aber frohlockte im Stillen. Er rieb ſich ſeine angeſchwollenen Knien und ſprach ſeelenvergnügt zu ſich ſelbſt:

— Du haſt Deine Sache gut gemacht!

Zehntes Kapitel.

Wir folgen dem Laufe der Kriegsereigniſſe.

Die Lage der Franzoſen, die ſich in Dresden nicht länger zu halten vermochten, begann nun täglich troſtloſer zu werden. Daher beſchloß General Graf Lobau, wenigſtens den letzten Reſt der Garniſon (etwa 6000 bis 7000 Mann) zu retten, ſich am rechten Elbeufer durchzuſchlagen, die Beſatzungen von Torgau, Wittenberg und Magdeburg an ſich zu ziehen und ſich alsdann dem Armee-Corps des Marſchalls Davout in Hamburg anzuſchließen.

Am Morgen des 6. Novembers zog ſich Graf Lobau mit ſeinem Corps auf der Großhainer Straße nach Bordorf zurück, rückte bis nach Reichenberg vor, welches der Prinz von Wied-Runkel mit 1500 Oeſterreichern beſetzt hielt, und kehrte von hier aus wieder nach Dresden zurück.

Zwei Tage ſpäter erſchien der franzöſiſche Genie-Obriſt von Marion und Obriſt Perin, Adjutant des Generals Lobau, im Lager des öſterreichiſchen General

Grafen von Klenau, um Waffenſtillſtands-Vorſchläge zu machen, die aber nicht angenommen wurden.

In Dresden herrſchte Noth und Elend. In dieſer äußerſt traurigen Lage wandte ſich die Stadt an Klenau mit dem Geſuche, ſich ihrer Noth anzunehmen und dem allgemeinen Elende durch Annahme einer Capitulation mit dem Befehlshaber der franzöſiſchen Garniſon ein Ziel zu ſetzen.

In Folge dieſer Intervention kam am 11. November eine aus vierzehn Artikeln zuſammengeſetzte Capitulation zu Stande, die zu Herzogswalde ruſſiſcher Seits vom General-Lieutenant Grafen Tolſtoi, von Seiten Oeſterreichs vom General der Cavallerie, Grafen von Klenau, und franzöſiſcher Seits vom Reichsmarſchall Grafen Gouvion-Saint-Cyr unterzeichnet ward.

Am 12. November — es war gerade ein Bußtag — wurde in Folge jener Convention die Belagerung Dresdens aufgehoben. Am 13. verließ Graf Lobau, am 15. Marſchall Gouvion-Saint-Cyr die Stadt, die nun von Neuem aufzuathmen begann.

Die kriegsgefangene Beſatzung beſtand aus einem Marſchall (Gouvion-Saint-Cyr), 11 Diviſions-Generalen (Lobau, Durosnel, Dumas, Claparède, Bonnet, Mouton, Dumonceau, Razout, Gérard, Teſte-Freyre, und Caſſagne); 20 Brigade-Generalen (Borelli, Schramm, Paroletti, Bertrand, Couture, Godard, Letellier, Goguel, d'Eſtlevain, Stedtmann, Jacquet, Feſenzac, Chartraud, Douceur, Gobrecht, Poskoski, Weiſſenhof, Baldus, O'Meara und Bernard); aus 1759 Offizieren, 27,714 Gemeinen und 6051 Kranken, welche in Dresdens Hospitälern zurückblieben. Den Verbündeten fielen in Folge jener Convention 25 Haubitzen und 69 Kanonen, welche den Franzoſen, 8 Mörſer, 26 Haubitzen und 117 Kanonen, die den Sachſen gehörten, in die Hände. Der Geſammtwerth der ihnen anheimgefallenen Kriegsbedürfniſſe ward auf beinahe fünf Millionen Thaler geſchätzt.

An demſelben Tage (15. November) hielten die Ruſſen und Oeſterreicher unter feierlichem Glockengeläute ihren Einzug in Dresden. Zwei Regimenter Doniſcher Koſaken eröffneten den Zug; dann folgte ruſſiſche Artillerie und das öſterreichiſche Regiment Zach, welches General Klenau vor dem königlichen Schloſſe vorüberführte, auf deſſen Balkon die Brüder des in Friedrichsfelde gefangenen Königs von Sachſen, die beiden Prinzen Anton und Maximilian mit ihren Frauen und Kindern ſtanden und den öſterreichiſchen General als den Erretter Dresdens begrüßten.

Der ruſſiſche General Gourieff übernahm das Commando der Stadt; die Hauptwache in der Neuſtadt wurde von den Ruſſen beſetzt.

„Mehrere angeſehene Männer Dresdens, berichtet der Bürger Taggeſell, wurden als heimliche Anhänger Frankreichs erkannt und als Gefangene nach Prag abgeführt.“

Zu Letztern gehörte auch Horace Cunningham und Graf Marcolini, der gleich nach der Schlacht bei Leipzig von Prag nach Dresden zurückgekehrt war. Man hätte allem Anſcheine nach auch Gräfin Kielmannsegge arretirt, wäre ſie damals noch in Dresden geweſen.

Am 19. November begab ſich Prinz Anton mit ſeiner (zweiten) Gemahlin, der Erzherzogin Marie Thereſia von Oeſterreich, und Prinz Maximilian mit ſeinen ſieben Kindern (worunter ſich auch die beiden ſpätern Könige von Sachſen, Friedrich Auguſt und Johann Nepomuk befanden) nach Prag.

Im Monat November hatte die Sterblichkeit in Dresden eine ſolche Höhe erreicht, daß wöchentlich 200 bis 234 Perſonen geſtorben waren und die Menge der Leichen oft nicht gleich beerdigt werden konnte.

Am 9. December langte der vom Kaiſer von Rußland eingeſetzte General-Gouverneur Fürſt Nikolai Repnin in Dresden an. Gleichzeitig mit ihm traf auch der zum General-Polizei-Director Sachſens ernannte kaiſerlich-ruſſiſche Obriſt Baron von Roſen ein. Erſterer ſtieg in dem noch kurz zuvor vom franzöſiſchen

Reichsmarſchall Grafen Gouvion-Saint-Cyr bewohnten Brühl'ſchen Palais*), Letzterer im Hauſe des Grafen Vitzthum, in der Moritzſtraße, ab.

Der Dresdner Bürgermeiſter, Dr. Johann Auguſt Beck, überreichte dem General-Gouverneur auf einem Sammetkiſſen die Schlüſſel der Stadt und begrüßte ihn im Namen der Bevölkerung.

Tags darauf erſchien nachfolgende Bekanntmachung:

„Zufolge erhaltenen Auftrags Seiner Durchlaucht, des hochverordneten Herrn General-Gouverneurs von Sachſen, General-Adjutanten Sr. Majeſtät von Rußland und hoher Ordensritter, Fürſten Repnin, wird hierdurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß Seine Durchlaucht drei Tage in jeder Woche, Montags, Mittwochs und Freitags, von Eilf bis Ein Uhr Mittags öffentliche Audienz geben. An den angeführten Tagen kann von der erſten Standesperſon an bis zum geringſten Bauer ſich Jeder an Seine Durchlaucht mit etwaigen Geſuchen wenden.

Außer dieſer angeführten Zeit wollen Seine Durchlaucht ſich nur die dringendſten Angelegenheiten des Staats vortragen laſſen.

---

*) In ſpäterer Zeit bezog der allgemein beliebte Fürſt jenes Haus, in welchem ſich jetzt Lüdicke's auch außerhalb Dresdens bekannte „Wintergarten“ befindet.

Dresden $\frac{\text{30. November}}{\text{10. December}}$ 1813.

Baron Roſen.
General-Polizei-Director von Sachſen.

Die guten Dresdner, für welche in früherer Zeit weder ihr König, noch irgend einer ſeiner Miniſter, zu ſprechen geweſen waren, ſchienen von dieſer freiwilligen Audienz-Ertheilung dergeſtalt entzückt zu ſein, daß dem Fürſten Repnin, Abends 6 Uhr, bei Muſik und Fackelſchein ein tauſendſtimmiges Vivat gebracht und Dresden, diesmal aus freiwilligem Antriebe, prachtvoll illuminirt ward.

Am 12. December wurde die von den Franzoſen zu einem profanen Magazine gebrauchte Frauenkirche durch ein Dankfeſt für die Befreiung Deutſchlands feierlich eingeweiht und dem Gottesdienſte zurückgegeben.

Mittags 11 Uhr begab ſich Fürſt Repnin unter dem Geläute der Glocken, begleitet von den ſächſiſchen Miniſtern, den Gouvernements-Räthen, der Generalität, aller Landesbehörden und dem Stadtrathe, durch die en haye aufgeſtellte Nationalgarde und durch ein ruſſiſches Linien-Regiment aus dem Brühl'ſchen Palais über den Neumarkt in die Frauenkirche. Am Haupt-

Portale wurde der Fürſt vom Ober-Hofprediger Dr. Ammon und von der Geiſtlichkeit empfangen. Vom Chore herab ertönten Trompeten und Pauken. Rings um die Kirche ſtand ruſſiſche Infanterie; im Innern die ſächſiſche Schweizergarde (die ſchon zu jener Zeit nicht allzubeliebten Rothröcke). Dr. Ammon hielt die Einweihungsrede über Pſalm XVIII. 2—4. Nach Beendigung derſelben wurden die beiden Verſe des Kirchenliedes „Der Herr iſt meine Zuverſicht“ und das Te Deum nach Weinlig's Compoſition unter Glockengeläute, Kanonendonner und Gewehrſalven der ruſſiſchen Infanterie abgeſungen. Nach beendigtem Gottesdienſte war große Tafel beim Fürſten Repnin.

Zu der Zahl der Eingeladenen — berichtet eine bisher noch ungedruckte Quelle — gehörten die königlich ſächſiſchen Geheimen Räthe Heinrich Victor Auguſt, Freiherr von Ferber und Johann Friedrich von Zeſchwitz, der königlich ſächſiſche Hofrath und Ober-Amtmann der Stadt Dresden, Johann Gottlieb Näcke, der Dresdener Bürgermeiſter Dr. Johann Auguſt Beck, der Ober-Conſiſtorialrath und Ober-Hofprediger Dr. Chriſtoph Friedrich Ammon, der Ober-Bibliothekar und Geheime Legationsrath Beigel, der als Schriftſteller unter dem Namen Theodor Hell bekannte Hofrath Karl Theodor Winkler, (welchem Fürſt Repnin bald darauf die Intendantur des Dresdener Hoftheaters verlieh,) der ſac ſen-coburg'ſche Geheime Legationsrath und Profeſſ der Dresdener Akademie Joſeph Graſſi, der königli ſächſiſche Hof-Kapellmeiſter Francesco Morlacchi, de Senator Johann Daniel Marbach, Inſpector des Stadtkrankenhauſes, der von Freiberg herübergekommene un als Romanſchriftſteller damals hochadorirte, ſeit Jahre penſionirte Hauptmann Guſtav Schilling, wie auc einige andere Schriftſteller und Künſtler. Sie All waren hochentzückt von der Liebenswürdigkeit ihres ruſſiſchen Amphytrions, der zuerſt Friedrich Auguſt den „Gerechten“ wie deſſen Familie, und zuletzt das ſchöne „Elbe-Florenz“, die gute Stadt Dresden, leben ließ, worauf der Geheime Rath von Zeſchwitz ein Hoch auf den leutſeligen, kunſtliebenden Fürſten Repnin ausbrachte.

Am 18. und 19. December ward in Dresden, wie in allen großen Städten Sachſens, die glorreiche Schlacht bei Leipzig, am erſten Tage durch ein in der katholiſchen Hofkirche abgehaltenes Dankesfeſt, am zweiten durch ein Siegesfeſt gefeiert. In ſämmtlichen Kirchen Dresdens ward ein Te Deum abgeſungen.

Am 23. Auguſt, berichtet Taggeſell, traf der Herzog Georg Karl Auguſt von Sachſen-Weimar ein, welcher als Generaliſſimus der ſächſiſchen Truppen allmonatlich 2000 Thaler Tafelgelder bezog. Abends ward das Crucifix auf der Elbebrücke wiederaufgeſtellt und eine neue Tafel mit der Inſchrift angebracht:

„Galli dejecerunt die XIX. Mart. 1813.
Alexander restituit die natali XXIV. Dec. 1813.“

Am folgenden Tage feierte das dankbare Dresden den Geburtstag des Kaiſers Alexander von Rußland durch Beleuchtung des königlichen Schloſſes und der ganzen Stadt.

Im Laufe des Jahres 1813 hatten die Einwohner von Dresden vom 26. Februar bis 31. Dezember nach officiellem Ausweiſe nicht weniger als 7,376,947 Mann Einquartierung ernähren müſſen. Nach den Kirchen-Nachrichten waren im verhängnißvollen Jahre 1813 nicht mehr als 317 Trauungen und 1660 Taufen erfolgt, aber 5194 Proteſtanten und 358 Katholiken, ſämmtlich bürgerlichen Standes, und außerdem nicht weniger als 21,090 Militair-Perſonen beerdigt worden.

Dies Alles hatte das kleine, damals halb ausgehungerte Dresden ſeinem ci-devant großen Beſchützer Napoleon Buonaparte zu verdanken.

Das neue Jahr 1814 begann damit, daß der Rath der Stadt eine außergewöhnliche Steuer von zwei Millionen Thaler zu nothwendiger Deckung der ſtädtiſchen Bedürfniſſe auszuſchreiben ſich gezwungen ſah. Ganz Dresden verwünſchte den kaiſerlichen Corſen, den ein Dresdner ſteuerpflichtiger Hausbeſitzer in einen Corſaren zu verwandeln ſich erkühnte.

Während dieſer Zeit war Napoleon, der ſich mit den Trümmern ſeines Heeres von Leipzig nach Erfurt zurückgezogen hatte, in faſt allen Schlachten geſchlagen worden: nur bei Hanau, wo 60,000 Baiern und Oeſterreicher, unter dem Oberbefehle des Generals Karl Philipp von Wrede, Napoleon's Rückzug vergebens aufzuhalten verſuchten, hatte dem Kaiſer am 30. und 31. October noch einmal das wetterwendiſche Kriegsglück gelächelt. Dort hatte Napoleon noch einmal glänzend geſiegt; Wrede aber war tödtlich verwundet worden. Dieſer Sieg bei Hanau hatte dem franzöſiſchen Rückzuge den Weg nach Frankreich geöffnet.

Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb Napoleon an Marie Louiſe einen Brief nachfolgenden Inhalts:

„Madame und vielgeliebte Gattin! Ich ſende Ihnen zwanzig Fahnen, die unſere Heere in den Schlachten von Wachau, Leipzig und Hanau erobert haben. Es iſt eine Huldigung, die ich Ihnen um ſo lieber darbringe, da ich wünſche, daß Sie darin ein Zeichen meiner großen Zufriedenheit mit Ihrem Verhalten während der Ihnen anvertrauten Regentſchaft erkennen mögen. Da dieſer Brief keinen andern Zweck hat, bitte ich Gott, daß er Sie, Madame und vielgeliebte Gattin, in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Frankfurt am M. 1. November 1813.

Napoleon.“

Ueberbringer dieſer Zeilen war der „Siegesbote“.

Gleich darauf folgte der Kaiſer ſelbſt. Am 9. November traf er friſch und geſund in Saint-Cloud ein und eilte in die Arme ſeiner Frau, die ihm den König von Rom, damals zwei Jahre und acht Monate alt, entgegentrug. Der Kaiſer geruhte, Beide zu küſſen.

„Es wurden nun (berichtet Baron Méneval) außerordentliche Anſtrengungen gemacht, um ſchleunigſt die (mehr als decimirte) Armee zu ergänzen. Napoleon verwendete den ſeit zehn Jahren in den Kellern der Tuilerien aufgehäuften Schatz zu dieſen Ausgaben. Dieſer Schatz war der Ertrag von 14 Millionen Francs jährlicher Erſparniſſe ſeiner Civilliſte (im Ganzen alſo 140 Millionen Francs) obgleich der kaiſerliche Hof damals der glänzendſte in ganz Europa geweſen war.“

„Aber der Krieg mit Spanien, fährt unſere Quelle fort, war ein Krebs, der an Frankreich fraß. Der Kaiſer ſchloß demnach mit König Ferdinand VII., welcher ſeit dem Jahre 1808 als Gefangener Frankreichs in Valençay ſaß, einen neuen Vertrag ab, der ihn als König von Spanien anerkannte und die franzöſiſchen Truppen unter dem Obercommando des Marſchalls Soult, Herzogs von Dalmatien, aus Spanien nach Frankreich zurückrief.“ —

„Die religiöſen Angelegenheiten und die Abweſenheit des Kirchenfürſten von Rom unterhielten in Frankreich ſowohl, als in Spanien eine Aufregung, welche nur durch die Rückſendung des Pabſtes nach Rom geſtillt werden konnte. Vorläufige Beſprechungen darüber wurden im Schloſſe zu Fontainebleau zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und Papſt Pius VII., dem Fürſten von Talleyrand und dem Kardinal Ercole Conſalvi gepflogen. — Als Vermittlerin wurde Gräfin Brignole gebraucht. Sie war Palaſtdame der Kaiſerin und Mutter des damaligen Geſandten Sardiniens am Hofe der Tuilerien. Sie iſt die einzige Dame, welche der Kaiſer jemals zu diplomatiſchen Unterhandlungen gebraucht hat.“ *)

In Folge der von der Gräfin Brignole eingeleiteten Verhandlungen wurde Pius VII., welcher am 10. Juni 1809 eine, von dem ſpätern Cardinal und

---

*) Baron Méneval vergißt Gräfin Kielmannsegge, welche Napoleon, wie unſer Leſer ſich erinnern wird, mit einem nur ihm und ihr bekannten Auftrage zum Marſchall Oudinet nach Bautzen abgeſchickt hatte.

Barnabiten-Mönche Fontana abgefaßte Bannbulle gegen Napoleon erlaſſen hatte, deshalb in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli aus dem Quirinal durch General Radet entführt und in Begleitung des franzoſenfeindlichen Cardinal-Staats-Secretairs Bartolommeo Pacca zuerſt nach Grenoble*), von dort nach der bei Genua gelegenen Veſte Savona und von hier am 20. Juni 1812 nach Fontainebleau gebracht worden war, am 22. Januar 1814 auf Befehl des Kaiſers nach Rom und der zu Valencay gefangene König Ferdinand VII. von Spanien am 4. Mai desſelben Jahres nach Madrid zurückgeſchickt.

Am 19. December hatte der Kaiſer die Seſſion des geſetzgebenden Körpers mit einer Rede eröffnet, in welcher er von der Großmuth der franzöſiſchen Nation neue Geld- und Menſchen-Opfer zur Fortführung des Krieges gegen die Verbündeten verlangte und Beides bereitwillig erhielt.

Am 23. Januar 1814 empfing er die Offiziere ſämmtlicher Legionen der Pariſer Nationalgarde im Palais

*) In Grenoble hatte man den Kardinal Pacca, welchen Napoleon für den Verfaſſer jener Bannbulle hielt, vom Pabſte getrennt und ihn nach der ſardiniſchen Feſtung Feneſtrelles geſchickt, wo man ihn bis zum 5. Februar 1813 gefangen hielt.

der Tuilerien, ſtellte ihnen die Kaiſerin und den König von Rom vor und ſchloß ſeine Anrede mit den Worten:

— Morgen, meine Herren, reiſe ich ab, um unſern gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen. Ihnen vertraue ich das Theuerſte an, was ich beſitze: die Kaiſerin, meine Gemahlin und den König von Rom, meinen einzigen Sohn. Gott ſchütze unſer ſchönes, theures Frankreich!

Noch an demſelben Tage beſtätigte Napoleon durch ein neues Patent die Regentſchaft Marie Louiſens, worauf er am andern Morgen (24. Januar), nachdem er ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn mit aufrichtiger Zärtlichkeit umarmt hatte, das Schloß von Saint-Cloud verließ.

An dieſem Tage ſchien er freilich noch keine Ahnung davon zu haben, Beide eben ſo wenig, als das Schloß, in welchem er von ihnen Abſchied genommen hatte, jemals wiederzuſehen.

Am 3. Februar trat in der für neutral erklärten Stadt Chatillon ein Congreß zwiſchen Napoleon und den gegen ihn verbündeten Mächten zuſammen, welche unterdeſſen die Grenzen Frankreichs überſchritten hatten. Dieſer Congreß, deſſen Unterhandlungen ſich bis zum März fortſchleppten, ohne dem Kriege Einhalt zu thun, ging erfolglos auseinander.

Am 16. Februar wurde in Dresden auf Befehl des General-Gouverneurs ein neuer Sieg gefeiert, den die verbündeten Mächte am 1. und 2. Februar unweit Paris über die Franzoſen davongetragen hatten.

Eilf Tage ſpäter überſchickte der Kriegsminiſter der Kaiſerin-Regentin ſechs ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Fahnen, welche Napoleon in den Schlachten von Champeaubert und Montmirail (am 9. und 14. Februar) erobert hatte. Dieſe Fahnen, getragen von Offizieren der Kaiſergarde, der Linie und der Nationalgarde, wurden von einem der Ordonnanz-Offiziere des Kaiſers, Baron von Montemart, überreicht, welchen Marie Louiſe mit ſchlau berechnetem Pomp und Jubel empfing.

Trotzdem war Paris ängſtlich und beſtürzt.

„Während die royaliſtiſch geſinnten Damen (berichtet Baron Méneval) in der Hoffnung auf die baldige Rückkehr der alten Dynaſtie in den abgelegenſten Zimmern ihrer Schlöſſer im Faubourg Saint-Germain bereits weiße Cocarden anfertigten, geruhte die Kaiſerin mit ihren Hofdamen im Hauptzimmer ihres Schloſſes Charpie für die Verwundeten zu zupfen.“ —

Am 22. März wurden den Bewohnern Dresdens nachfolgende „Neueſte Armeenachrichten“ bekannt gemacht:

„Nach ſoeben eingegangener Nachricht hat der Feldmarſchall von Blücher am 10. März bei Dormans den

Marſchall Ney gänzlich geſchlagen, 52 Kanonen erobert und 14,000 Mann, größtentheils von der Garde, zu Gefangenen gemacht, wodurch der Plan des Kaiſers Napoleon, die Armee des Feldmarſchalls Blücher zu vernichten, gänzlich vereitelt worden iſt.

Am 14. d. M. wird das Hauptquartier der hohen Verbündeten nach Bar-ſur-Aube aufbrechen.

Der Fürſt von Schwarzenberg hat ſein Hauptquartier in Pont-ſur-Seine, ſeine Vorpoſten ſtehen in Montereau und Bray.

Dresden 10/22. März 1814."

Am 23. März wurden in Dresden durch Maueranſchläge nachfolgende „Kriegsnachrichten" veröffentlicht:

Augsburg 17. März.

Der ſoeben hier durchgereiſte k. k. Cabinets-Courier, Anton von Kemperle, welcher am 14. dieſes Monats aus dem Hauptquartiere Chaumont abgegangen war, hat von Sr. Durchlaucht dem Fürſten von Metternich den Auftrag erhalten, nachfolgendes (in franzöſiſcher Sprache abgefaßtes) Bulletin von der großen alliirten Armee zu allgemeiner Kenntniß zu bringen.

Das beſagte Bulletin lautete wie folgt:

„Ein glänzender Erfolg hat neuerdings die Waffen der alliirten Mächte verherrlicht.

Der Graf Saint-Prieſt, General-Adjutant Seiner Majeſtät des Kaiſers aller Reußen, hat die Stadt Rheims am 12. März um 6 Uhr Morgens mit Sturm eingenommen. Die feindliche Cavallerie iſt gänzlich vernichtet. 2500 Mann Gefangene, unter welchen ſich der General La Coſte, der Obriſt Reynier und eine Menge Offiziere befinden, ſind mit 10 Kanonen in unſere Hände gefallen.

In dieſem Augenblick erhält man die poſitive Gewißheit, daß die franzöſiſche Armee unter dem perſönlichen Commando des Kaiſers Napoleon am 9. d. M. vom Marſchall Blücher bei Laon geſchlagen worden iſt und ſich von dort nach Soiſſons zurückgezogen hat.“

Ferner:

„Ein am 14. März aus Nogent angekommener Courier des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg hat die Nachricht überbracht, daß Feldmarſchall Blücher den Kaiſer Napoleon am 13. auch bei Soiſſons gänzlich in die Flucht geſchlagen und 61 Kanonen erobert hat. Napoleon ſoll mit den Reſten ſeiner Cavallerie die Straße nach der Bretagne eingeſchlagen haben.“

Ein gleichzeitig vom General Bianchi eingetroffener Courier meldet, daß dieſer General den Marſchall Augereau (Herzog von Caſtiglione) bei Maceau gänzlich geſchlagen und die ganze Artillerie erobert hat.

In Folge dieſes Sieges war der General-Lieutenant Graf von Bubna in Lyon eingerückt und hatte dort einen Theil ſeines Corps mit jenem Lord Wellington's vereinigt.

Die Armee der Verbündeten iſt in der Verfolgung des Feindes 16 Stunden über Paris hinaus.

Die Freude, welche dieſe zuſammentreffenden Nachrichten im Hauptquartiere verbreitet haben, iſt unbeſchreiblich. Die Niederlage des Feindes iſt mit jener bei Leipzig zu vergleichen. Unter den eingebrachten Trophäen ſoll auch eine von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin eigenhändig geſtickte Fahne ſich befinden.

Dresden 11/23. März 1814.

Der General-Gouverneur.
In deſſen Abweſenheit:
Merian.

Tags darauf mußte die Thronbeſteigung des Kaiſers Alexander auch in Dresden durch ein Te deum gefeiert werden.*)

Am 31. März hielten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden, begleitet vom Fürſten von Schwarzenberg, vom Feldmarſchall von Blücher und den Generalſtäben ihren Einzug in die feindliche Hauptſtadt Paris.

---

*) Kaiſer Alexander, geb. am 24. Dezember 1777, war kaum vierundzwanzig Jahre alt, als er am 24. März 1801 den Thron ſeines ermordeten Vaters Paul Petrowitſch I. beſtieg.

Vierundzwanzig Stunden zuvor hatte die Kaiſerin-Regentin Paris verlaſſen und ſich mit dem Könige von Rom nach Rambouillet geflüchtet.

Am Tage des Einzugs der Verbündeten in das Herz Frankreichs hatten die Schweizer-Garden in Dresden zum letzten Male die Wachtpoſten im königlichen Schloſſe bezogen.

Am 1. April wurden ſie aufgelöſt oder, wie ein Dresdener Spaßvogel in Bezug auf dieſen Tag bemerkt hatte, in den April geſchickt. Ganz Dresden war hocherfreut, die eben ſo unnützen als koſtſpieligen Rothröcke endlich losgeworden zu ſein.

Am 5. April mußte in Dresden der Befehl, jeden Hund an einer am Halsbande befeſtigten Leine mit ſich zu führen, erneuert werden.

Erſt am 10. April wurde die Nachricht von dem Einzuge der Alliirten in Paris durch einen Mauer-Anſchlag der Bevölkerung von Dresden mit dem Zuſatze mitgetheilt:

„Die Bretagne hat ſich für Ludwig XVIII. erklärt."

Repnin.

Am Abende desſelben Tages feierten die ehernen Zungen aller Kirchthürme Dresdens und der hundertſtimmige Donner der Geſchütze dieſe hocherfreuliche Siegesnachricht, in Folge deren ganz Dresden, wiederum freiwillig, im herrlichſten Illuminationsglanze erſchien.

Am 17. April ward auf Befehl des Fürſten Repnin in ganz Sachſen ein großes Dank- und Freudenfeſt gefeiert. Der Allerweltsfeind Napoleon, der in Fontainebleau die Hiobspoſt erhalten hatte, daß die Hauptſtadt ſeines Reiches capitulirt habe, ſah ſich genöthigt, am 11. April im Schloß zu Fontainebleau ſeine Thronentſagung zu unterzeichnen. Schon fünf Tage zuvor hatte er aus freiwilligem Antriebe nachfolgenden Act ausgeſtellt:

„Les puissances alliées ayant proclamé que l'empereur Napoléon était le seul obstacle au rétablissement de la paix en Europe, l'empereur Napoléon, fidèle à ses serments, déclare qu'il renonce pour lui et ses héritiers aux trônes de France et d'Italie, parcequ'il n'est aucun sacrifice personel, même celui de la vie, qu'il ne soit prêt à faire à l'intérêt de la France.

Fait en notre palais de Fontainebleau le 6. avril 1814.

Napoléon."

Ludwig XVIII. — gleich nach der Abdankung des Kaiſers zum Könige von Frankreich ausgerufen — hatte bald nach Empfang dieſer Botſchaft ſein bisheriges Aſyl Hartwell in der Grafſchaft Buckingham verlaſſen, war nach London und Dower geeilt, am 23. April in Calais gelandet und unter dem Schutze fremder Bajonette am 3. Mai in Paris angekommen, wo man zur Feier ſeiner nur theilweiſe erwünſchten Ankunft auf dem Palais der Tuilerien, auf den Zwillingsthürmen der alt-ehrwürdigen Notre-Dame-Cathedrale und auf den Zinnen des nicht minder ehrwürdigen Rathhauſes der jederzeit getreuen Stadt Paris an Stelle der dreifarbigen Siegesfahne das reine Lilienbanner der alten Dynaſtie Bourbon aufgepflanzt hatte.

Nicht Paris allein, ganz Frankreich war's, das ſich urplötzlich vom geſtürzten Heros treulos abgewendet hatte. Unter dreißig Millionen Seelen gab es dort nur Eine, die, ihm treu geblieben, ſeinen Sturz aufrichtig bedauerte: es war die verſtoßene Witwe von Malmaiſon.

Nachdem Joſephine von Beauharnais die erſte Kunde von der erzwungenen Abdankung des Kaiſers empfangen hatte, verſchloß ſie ſich in ihre Gemächer und weinte darin Tage und Nächte hindurch ſo lange, bis der Gram ſie auf's Krankenlager warf.

Auch in Deutſchland betrauerte ihn nur Ein Herz: das der Gräfin Charlotte von Kielmannsegge, die ſich in tiefe Trauer warf, welche ſie ſeit jenem Tage nie mehr abgelegt haben ſoll. Auch ſie grämte und härmte ſich über die traurige Wandlung ſeines Schickſals ſo lange, bis auch ſie in den erſten Tagen des Monats Mai erkrankte und ſeit dem Augenblick ihrer Erkrankung für Niemanden mehr als für einen ihrer Aerzte aus der nahegelegenen Stadt Camenz ſichtbar war.

Wenige Tage vor der Abdication des Kaiſers hatte einer der namenloſen Feinde deſſelben in allen Straßen von Paris unter den Augen der Polizei ein Pamphlet ausſtreuen laſſen, betitelt: „Réflexions sur la nécessité de la mort de Buonaparte, par M. B. 8°.*) Obgleich dieſe Schrift nichts Anderes als eine offenbare Aufforderung zu deſſen Ermordung enthielt, ward ſie von der Polizei der guten Stadt Paris doch erſt auf Befehl der verbündeten Mächte confiscirt.

Der ruſſiſche General Fabian Gottlieb Graf von Oſten-Sacken ward als Gouverneur und der preußiſche General Freiherr Theodor Karl Alexander von Hallberg-Broich (der bekannte Eremit von Gauting) als Polizei-Präfect der Stadt Paris eingeſetzt.

---

*) Betrachtungen über die Nothwendigkeit des Todes Buonaparte's.

Am neunten Tage der Abdankung Napoleon's, Mittags am 20. April, ſtellten ſich im Schloſſe zu Fontainebleau in der ſogenannten „Cour du cheval blanc“ zwei Reihen kaiſerlicher Garden auf. Am Fuße der Treppe des „Fer à Cheval“ ſtanden die bereits gepackten Reiſewagen.

Um 1 Uhr erſchien Napoleon in ſeiner grünen Jäger-Uniform oben an der Spitze der Treppe, ſtieg langſam die Stufen hinab, ging an den Wagen vorüber und ſtellte ſich im Hofraume zwiſchen den beiden Reihen ſeiner alten Garde auf. Hinter ihm ſtanden ſeine treuen Diener und die vier Commiſſaire der verbündeten Mächte, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden. Bei Napoleon's Anblick waren Alle tiefbewegt. Ueberall hörte man lautes Schluchzen. Nachdem er mit der Hand ein Zeichen gegeben, daß er ſprechen wolle, erhob er ſeine Stimme und ſprach mit zitterndem Tone:

„Soldaten meiner alten Garde, ich ſage Euch Lebewohl! Seit zwanzig Jahren habe ich Euch beſtändig auf den Pfaden der Ehre und des Ruhmes gefunden. In den letzten Zeiten, wie in jenen meines Glücks, habt Ihr niemals aufgehört, Vorbilder der größten Tapferkeit und Treue zu ſein. Mit Männern, wie Ihr ſeid, war unſere Sache noch nicht verloren. Aber der

Krieg hätte kein Ende erreicht.*) Es wäre ein Bürgerkrieg entſtanden und Frankreich dadurch nur noch unglücklicher geworden. Ich habe daher alle *unſere* Intereſſen jenen des Vaterlandes aufgeopfert. Ich verlaſſe Euch! Ihr aber möget fortfahren, Eurem Vaterlande auch fernerhin zu dienen. Sein Glück war mein einziges Beſtreben geweſen. Stets wird es der Gegenſtand meiner Wünſche bleiben. Soldaten, beklaget nicht mein Loos! Wenn ich eingewilligt habe, mich zu überleben, ſo geſchah es nur darum, um auch fernerhin Eurem Ruhme zu dienen. Ich will die großen Ereigniſſe beſchreiben, die wir gemeinſchaftlich durchgemacht haben. Lebt wohl, meine Kinder! Jeden von Euch möchte ich an mein Herz drücken. Statt Euch umarme ich Eure Fahne! — General Petit, fuhr er fort, treten Sie näher!

General Petit, der die Fahne trug, näherte ſich dem Kaiſer. Napoleon ſchloß ihn in ſeine Arme und dann küßte er die Fahne.

— Adieu encore une fois, mes vieux compagnons! rief Napoleon. Que ce dernier baiser passe dans votre coeur et retentisse dans la postérité!**)

---

*) Mais la guerre était interminable.

**) Dieſe Scene hat bekanntlich den Stoff zu einem der ſchön-

Napoleon, welcher ſichtbare Anſtrengungen gemacht hatte, Herr ſeiner großen Aufregung zu werden, entriß ſich bei dieſen Worten der ihn umringenden Gruppe und flog dann in den Reiſewagen hinein, welcher pfeilſchnell davonfuhr.

Die verbündeten Mächte, irregeleitet von übel angebrachter Großmuth, hatten dem geſtürzten Feinde eine jährliche Penſion von zwei Millionen Francs, den Beſitz der Inſel Elba gewährleiſtet und ihm — worauf er am Meiſten Werth gelegt zu haben ſchien — die Beibehaltung des Kaiſer-Titels gewährt.

Auf dem Wege von Fontainebleau nach der ihm eingeräumten Inſel Elba mußte ſich, wenn auch nur ſehr ungern, Seine abgeſetzte Majeſtät die Begleitung von vier Commiſſairen der alliirten Mächte gefallen laſſen. Sein ruſſiſcher Begleiter war Graf Paul Schuwaloff (von welchem ſpäter noch öfter die Rede ſein wird). Als engliſcher Commiſſair begleitete ihn der Obriſt Sir Niel Campbell; als öſterreichiſcher Commiſſair fungirte General Franz Freiherr von Koller (General-Adjutant des Fürſten von Schwarzenberg) und als preußiſcher

---

ſten und ergreifendſten Bilder geliefert, welche Horace Vernet gemalt und Pierre Marie Jazet in Kupfer geſtochen hat mit der Unterſchrift: „Les Adieux de Fontainebleau."

Bevollmächtigter ſchloß ſich dieſen Dreien der Obriſt Friedrich Ludwig Graf von Waldburg-Truchſeß an. *)

„Auf dem Wege von Fontainebleau nach Briare (20. April) wurde Napoleon, wie Graf Waldburg in ſeinem Berichte erzählt, überall mit dem Rufe „Vive l'empereur!“ begrüßt; wir ſelbſt dagegen hatten viel zu leiden von dem Unwillen des gereizten Volkes.“

Bei Nevers (21. April) bemerkt derſelbe Gewährsmann: „L'accueil qu'on nous fit en cet endroit fût le même qui nous avait été fait dans les villes précédentes; on jurait auprès nous; on nous adressait mille invectives jusque sous nos fenêtres, tandis qu'au contraire on ne se lassait pas de crier „Vive l'empereur!“

Die letzten Abtheilungen der alten Garde, die den Kaiſer begleiteten, blieben, mit Ausnahme jener 600 Mann, die er nach Elba mitnehmen durfte, in Ville-

---

*) Dreien von dieſen vier Herren verdanken wir eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe. Graf Schuwaloff ſchrieb einen Bericht in ruſſiſcher Sprache, die wir leider nicht verſtehen; Graf von Waldburg ſchrieb: „Napoleon's Reiſe von Fontainebleau nach Fréjus vom 17. bis 29. April 1814.“ (Berlin 1815.) Baron von Koller endlich lieferte eine Fortſetzung dieſer Beſchreibung zur vierten Ausgabe des vorhergehenden, auch in's Franzöſiſche übertragenen „Itinéraire.“

neuve-ſur-Allier zurück. Hier boten ihm die Commiſſaire noch eine Escorte von Koſaken und Oeſterreichern an, welche Napoleon jedoch entſchieden ablehnte.

In Moulins (23. April) ſahen ſie die erſten weißen Cocarden; die Einwohner empfingen ſie mit dem freudigen Rufe: „Vivent les Alliés!“

In Lyon, wo ſie Nachts durchkamen, verſammelten ſich einzelne Gruppen, welche mit ſichtbarer Anſtrengung „Vive l'empereur“ ſchrieen. Sie ſchienen dafür bezahlt zu ſein.

Am 4. Mai, vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge Ludwig's XVIII., ſpottweiſe „deux fois neuf“ (2 mal 9) genannt, langte Napoleon in ſeiner neuen Reſidenz zu Porto-Ferrajo auf der Inſel Elba an.

Wir aber kehren nach Paris zurück.

Eilftes Kapitel.

Schon am 15. März hatte Napoleon, der ſich an dieſem Tage in Rheims aufgehalten hatte, ſeinem Bruder, dem Exkönige Joſeph von Spanien, welcher aus Madrid nach Paris zurückgekehrt war, in banger Vorahnung der Ereigniſſe, welche bald darauf wirklich eingetreten waren, nachfolgenden Brief geſchrieben:

„Nach den mündlichen Inſtructionen, die ich Dir vor meiner Abreiſe von Paris ertheilt, und nach dem Geiſte aller Briefe, die ich Dir ſeitdem geſchrieben habe, darfſt Du in keinem Falle zugeben, daß die Kaiſerin und der König von Rom in die Hände des Feindes fallen. Wenn Letzterer mit ſolcher Macht gegen Paris vorrückt, daß jeder Widerſtand unmöglich wäre, dann laſſe die Regentin, meinen Sohn, die Großwürdenträger, die Miniſter, den Großſchatzmeiſter Baron de La Bouillerie und den Staatsſchatz ſelbſt in der Richtung nach der Loire abgehen. Verlaſſe meinen Sohn nicht und bedenke, daß ich ihn lieber in der Seine, als in den Händen der Feinde Frankreichs ſehen würde.

Das Schickſal des Aſtyanar, des Gefangenen der Griechen, habe ich immer für das allerunglückſeligſte Geſchick im Buche der Geſchichte gehalten.

Dein wohlgeneigter Bruder
Napoleon."

König Joſeph, der die Gefahr von Tag zu Tage näher heranrücken ſah, bewog die Kaiſerin, am Morgen des 29. März, früh acht Uhr, Paris zu verlaſſen und ſich vorläufig nach Rambouillet zu begeben. Die Wagen — erzählt Baron Méneval — ſtanden angeſpannt im Carouſſel-Hofe. Marie Louiſe befand ſich, zum Aufbruche bereit, mit ihrem Sohne und ihren Damen ſchon ſeit einer Stunde in ihrem Zimmer. Als ſie — wir überſchlagen zwei Seiten unſerer Quelle — eben im Begriff ſtand, den Reiſewagen zu beſteigen, weigerte ſich der König von Rom, ſein Zimmer zu verlaſſen. Eine traurige Ahnung ſchien ihm plötzlich die Gabe des zweiten Geſichts geliehen zu haben. „Geh' nicht nach Rambouillet, ſagte er zu ſeiner Mutter, es iſt ein ſehr häßliches Schloß; wir wollen lieber in Paris bleiben!" Er ſträubte ſich in den Armen des dienſthabenden Stallmeiſters, Herrn von Caniſy, der ihn forttragen wollte. „Ich will mein Haus nicht verlaſſen, rief der König von Rom, ich mag nicht fort von hier! Da Papa nicht hier iſt, ſo bin ich Herr im Hauſe." —

Er klammerte ſich an die Thüren und an das Treppengeländer an. Dieſes hartnäckige Sträuben hatte Alle, welche Zeugen ſeiner Weigerung waren, mit trüben Ahnungen erfüllt.

Marie Louiſe, die erſt gegen Mittag das Schloß der Tuilerien verließ, fuhr traurig nach Rambouillet. Im Gefolge der fliehenden Kaiſerin befanden ſich deren Ehrendame, die Herzogin von Montebello*), die Kammerdame Gräfin von Luçay, die Herzogin von Caſtiglione, die Gräfin Brignole und die Gräfin Montalivet, Palaſtdamen, der Graf Claude von Beauharnais, Chevalier d'Honneur, die Kammerherren von Gontaud und d'Hauſſonville, der erſte Stallmeiſter Fürſt Aldobrandini, die beiden andern Stallmeiſter von Hericy und Lamberty, die Palaſtpräfecten von Cuſſy und Bauſſet, der Ceremonienmeiſter Herr von Seyſſel, der Reiſemarſchall Herr von Guerchy und die vier kaiſerlichen Leibärzte Corviſart, Bourdier, Lacourner und Royer. Der König von Rom wurde von der Gräfin von Montesquiou, ſeiner Ober-Hofmeiſterin, den beiden Unter-Hofmeiſterinnen, Frauen von Boubers und Mesgrigny, dem kaiſerlichen Stallmeiſter Herrn von Caniſy und dem Leibarzte Dr. Auvity begleitet. Der Fürſt-Erzkanzler Cambacérès und alle Großbeamten der Krone, die ſich zu dieſer Zeit in Paris befanden, folgten der Kaiſerin ebenfalls. Eine Bedeckung von etwa 1200 Mann Grenadiere, Chaſſeurs, Dragoner und Lanciers der kaiſerlichen Garde begleitete den Wagen der Kaiſerin.

---

*) Sie war eine Tochter des ehemaligen Kriegs-Commiſſairs de Guehéneuc.

Noch an demſelben Tage erreichte ſie Rambouillet, wo ſie übernachtete und am andern Morgen nach Chartres aufbrach. Hier ſchlug ſie ihr zweites Nachtquartier auf.

In derſelben Nacht langten auch die beiden Brüder des Kaiſers, die Ex-Könige Joſeph und Jerôme, mit ihren Gemahlinnen und mit den Miniſtern des Krieges und der Marine an.

Von Chartres begab ſich die Kaiſerin und ihr Gefolge nach Vendome. Hier empfing ſie ein Schreiben des Kaiſers, der ihr ſeine Ankunft am 30. März in Cour de France anzeigte, wo er die Capitulation der Hauptſtadt erfuhr. Napoleons Brief enthielt die Weiſung, ſich von hier nach Blois zu begeben.

Am Abende des 2. April's langte Marie Louiſe in Blois an, wo ſie der Präfect, Baron von Chriſtiany, empfing, in deſſen Hauſe ſie abſtieg.

Hier blieb ſie bis zum 8. April.

In Blois war's, wo die Kaiſerin die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung erfuhr, die ſich in Paris auf Antrieb Talleyrands gebildet hatte und die, aus ihm ſelbſt, dem Herzoge Emmerich Joſeph von Dalberg, dem Marquis François de Jaucourt, dem General Pierre de Ruel, Marquis von Bournonville und dem Abbé François Xavier de Montesquion-Fezenſac zuſammengeſetzt, im Namen Frankreichs mit dem vor den Thoren von Paris erſchienenen Feinde in Unterhandlung trat.

„Der Abfall des Marſchalls Marmont, Herzogs von Raguſa (ſchreibt der Privat-Secretair Napoleon's) welcher der kaiſerlichen Sache einen empfindlichen Streich verſetzt hatte, bewog den Kaiſer Alexander, im Namen ſeiner Verbündeten auf unbedingte Abdankung Napoleon's zu dringen.

Am 5. April erſchien in Paris eine Bekanntmachung, welche Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs berief.

Napoleon, der damals in Fontainebleau war und ſich von den Meiſten ſeiner Waffengefährten, die er mit Ehre und Reichthümern überhäuft hatte, welche ſie nun in Ruhe genießen wollten, treulos verlaſſen ſah, mußte am 11. April, wie ſchon früher erzählt worden war, ſeine unbedingte Abdication unterzeichnen.

Von Blois aus hatte die Kaiſerin ſchon am 6. April

Herrn Champagny, Herzog von Cadore, ehemaligen Geſandten am Wiener Hoflager, und Tag's darauf den Grafen Regnault Saint-Jean d'Angely, den Palaſt-Präfecten Bauſſet und Herrn von Saint-Aulaire mit Briefen an ihren Vater abgeſchickt, worin ſie ihn beſchwor, ſich ihres Gatten anzunehmen und nicht zu dulden, daß ſein Schwiegerſohn mißhandelt und erniedrigt werde.

Joſeph, Jerôme und Cambacérès beſtürmten die Kaiſerin, Blois ſo raſch als möglich zu verlaſſen, weil weder ſie ſelbſt, noch der König von Rom hier ſicher war. Marie Louiſe beſchloß trotzdem zu bleiben.

Am 8. April langte in Blois Graf Paul Schuwaloff, General-Adjutant des Kaiſers von Rußland und Commiſſair der Verbündeten, mit der Weiſung derſelben an, die Kaiſerin zu bewegen, ſich von ihrem Gemahle loszuſagen und mit ihrem Sohne vorläufig nach Orleans abzureiſen.

Seit jenem Augenblick war die Trennung beider Gatten ſo gut wie entſchieden.

„Am 9. April, erzählt Baron Méneval, begab ich mich ſehr früh zur Kaiſerin, die, bereits aufgeſtanden, ſehr beſorgt über die Art ihrer Abreiſe war. Sie ließ ſich die Kron-Diamanten bringen, weil ſie nicht wußte, was damit zu machen ſei. Da ſie durch Koſaken-Poſten hindurchreiſen und von fremden Truppen begleitet werden ſollte, fürchtete ſie, ausgeplündert zu werden, und wollte deshalb alle Schmuckſachen an und bei ſich tragen, weil ſie ſich der Hoffnung hingab, daß man ihre Perſon reſpectiren würde. Es blieb nur das kaiſerliche Schwert übrig, deſſen Griff mit dem unter dem Namen des „Regenten“ bekannten Edelſteine von unſchätzbarem Werthe geziert war. Da ich mich Keinem anvertrauen durfte, ſo mußte ich ſelbſt dafür ſorgen, die Klinge vom Hefte abzutrennen. Nachdem mir dies gelungen war, verbarg ich den Griff unter meine Kleider und begab mich in einiger Beſorgniß über meinen koſtbaren Schatz zu meinem Reiſewagen.“ —

Am 9. April, früh zehn Uhr, reiſte Marie Louiſe mit ihrem Sohne, den Prinzen und Prinzeſſinnen der kaiſerlichen Familie von Blois ab und traf nach ſechs Uhr Abends in Orleans ein, wo ſie im biſchöflichen Palais abſtieg.

Am folgenden Morgen — es war der erſte Oſterfeiertag — empfing die Kaiſerin nach der Meſſe den Herzog von Cadore, welcher kurz zuvor von ſeiner Sendung an den Kaiſer von Oeſterreich zurückgekehrt war. Das väterliche Schreiben, das er überreichte, ſchien durchaus nicht geeignet zu ſein, ſie auch nur einigermaßen zu beruhigen, weil Kaiſer Franz darin ziemlich unverblümt die Beſorgniß ausgeſprochen hatte, daß ſeine Mitverbündeten ſeinen Eifer für ihr Wohl leider nicht theilen würden.

Am 11. April langte in Blois die Nachricht an, daß ihr am 4. das Herzogthum Parma zugefallen ſei.

An demſelben Tage empfing ſie aus Fontainebleau einen Brief ihres kaiſerlichen Gemahls, worin dieſer ſie aufforderte, ihm durch den Ueberbringer dieſes Schreibens, ſeinen Schatzmeiſter Peyruſſe, Geld aus ſeinem Privatſchatze, den ſie mit ſich mitgenommen, nach Fontainebleau zu ſchicken. Schon von Rambouillet aus hatte ſie dem Kaiſer 900,000 Francs geſandt. Peyruſſe nahm dritthalb Millionen Francs mit. Baron Méneval gibt die ganze Summe, welche Napoleon nach Elba mitgenommen haben ſoll, auf 3,400,000 Francs an.

Gleich nach der Abreiſe des Schatzmeiſters Peyruſſe traf in Orleans ein Herr Dudon ein, den die proviſoriſche Regierung, wiederum nur auf Talleyrand's Antrieb, mit dem Befehle nach Orleans geſandt hatte, „um die bedeutenden Geldſummen, welche man durch Beraubung der öffentlichen Staats-, Stadt- und ſelbſt der Hoſpital-Caſſen vergrößert und vor dem Einzuge der Verbündeten aus Paris fortgeſchleppt habe“, ſich ungeſäumt ausliefern zu laſſen. Die von den fünf Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung unterzeichnete Ordre vom 9. April befahl allen Inhabern jener Gelder, dieſelben ungeſäumt zurückzugeben, widrigenfalls ſie der Beraubung von Staatsgeldern für ſchuldig erklärt und als Solche gerichtlich beſtraft werden würden.

Dudon, der beim Großſchatzmeiſter der Krone, Baron de la Bouillerie, abgeſtiegen war und ſich als Commiſſair der proviſoriſchen Regierung zu erkennen gab, ließ ſich die Regiſter des mitgenommenen Schatzes vorlegen. Von hier verfügte er ſich zum General Caffarelli und theilte ihm die Verordnung mit, durch welche die Beſchlagnahme des kaiſerlichen Schatzes verfügt worden war. Caffarelli erklärte, der Schatz, der aus Erſparniſſen der Civilliſte beſtehe, ſei Eigenthum des Kaiſers. Deſſenungeachtet ließ Dudon das Geld wegnehmen. Es befand ſich auf Wagen und belief ſich (nach dem Berichte des darin genau unterrichteten Barons von Méneval) auf zehn Millionen Francs in Gold und Silbergeld, auf drei Millionen in Gold- und Silbergeſchirr und ungefähr 400,000 Francs in Tabaksdoſen und Ringen mit Diamanten, nebſt der Galla-Garderobe des Kaiſers.

Selbſt deſſen Taſchentücher, die mit dem goldgekrönten N. gezeichnet waren, wurden ohne Umſtände von Dudon mit Beſchlag belegt. Der ruſſiſche General Schuwaloff, welchen Marie Louiſe zum Einſchreiten veranlaßt hatte, widerſetzte ſich der Ausführung dieſer Anordnung nicht, welche Baron Méneval, von ſeinem Standpunkte aus, empörend nennt, obgleich ſie, näher betrachtet, hart, aber doch nur gerecht war.

„Das war, fährt Méneval fort, das Schickſal dieſes Schatzes, der mit ſo vieler Sorgſamkeit und Erſparniß ſeit zehn Jahren vom Einkommen der Civilliſte (???) angeſammelt worden war. Von den 120 Millionen Francs, aus denen er (noch zu Anfange des Jahres 1815) beſtanden, hatten 100 Millionen die edelſte Verwendung gefunden, da man ſie zur Reorganiſation des Heeres und zur Beſtreitung anderer Staatsbedürfniſſe verausgabt hatte (?). Der Reſt ward eine Beute der Gewalt und des Betruges.“ (!!)

An demſelben Tage, an welchem dieſes „Attentat“ in Orleans geſchah, ward vom Kaiſer in Fontainebleau ſeine unbedingte Abdankung unterzeichnet.

Am Morgen des 12. April kam der Palaſtpräfect Bauſſet mit einem Briefe Napoleon's (den er flüchtig in Fontainebleau geſehen) nebſt einem Schreiben des Fürſten von Metternich in Orleans an. Regnault de Saint-Angely hatte den Ort ſeiner Beſtimmung nicht erreichen können. Bauſſet und Saint-Aulaire, die nach Paris geeilt waren, hatten den (erſt ſpäter eingetroffenen) Kaiſer von Oeſterreich verfehlt und die Briefe der Kaiſerin dem Fürſten von Metternich übergeben, der eben in Paris angekommen und beim Fürſten Schwarzenberg abgeſtiegen war, welcher mit dem ruſſiſchen Bevollmächtigten Grafen Karl Robert von Neſſelrode ſeinen Wohnſitz im geräumigen Hôtel des Herrn von Talleyrand, Fürſten von Benevent, aufgeſchlagen hatte.

Herr von Metternich antwortete der Kaiſerin, er werde ihrem erlauchten Vater die für ihn beſtimmten Briefe übergeben und die Ehre haben, ihr vielleicht ſchon morgen neue Beweiſe der Fürſorge ihres Vaters für ſie und ihren Sohn mittheilen zu können; doch könne er ſie ſchon im Voraus verſichern, daß man für die Unabhängigkeit ihrer Exiſtenz ſorgen und daß dieſe auch auf ihren Sohn übergehen werde; daß es übrigens am Zweckmäßigſten ſein dürfte, wenn ſie ſich, was auch gänzlich mit den Anſichten ihres kaiſerlichen Vaters übereinſtimme, vorläufig mit ihrem Sohne nach Oeſterreich begeben würde, bis ſie die Wahl zwiſchen dem zukünftigen Aufenthalte des Kaiſers Napoleon oder ihrer eigenen Reſidenz getroffen, und daß der Kaiſer auf dieſe Weiſe die Freude haben werde, ſo viel als möglich die Thränen trocknen zu helfen, die ſie zu vergießen leider nur allzugerechte Urſache habe u. ſ. w.

„Als der Fürſt, bemerkt dabei Herr von Méneval, in Paris angekommen, war zwiſchen den verbündeten Souverainen und dem Fürſten von Schwarzenberg Alles bereits entſchieden und ausgeführt. Der Letztere zeigte ſich eben ſo eifrig, die Familien- und Allianz-Bande zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wieder zu zerreißen, als er ſie früher angeknüpft. Fürſt Metternich hatte dabei nichts Anderes zu thun, als das bereits Geſchehene nachträglich gutzuheißen. Lord Caſtlereagh, der ihm in Allem zuvorgekommen war, hatte es auf ſich genommen, alle etwaigen Bedenklichkeiten desſelben zu beſeitigen.

Gleich nach dem Empfange der Metternich'ſchen Antwort langten die beiden Fürſten Paul Eſterhazy und Liechtenſtein mit einem zweiten Briefe des Staatskanzlers in Orleans an. Metternich zeigte der Kaiſerin die Abtretung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an. Außerdem lud er ſie ein, von Orleans ungeſäumt nach Schloß Rambouillet zurückzukehren, um dort mit ihrem kaiſerlichen Vater, der im Begriffe ſtand, von Paris (wo er unterdeſſen angekommen war) ſich hinzubegeben, zuſammenzukommen.

Marie Louiſe verließ noch an demſelben Abende

Orleans, um nach Rambouillet zu eilen, was damals eine Reiſe von 24 Stunden war.

Am 13. April, Mittags 1 Uhr, langte ſie mit ihrem Sohne und deren beiderſeitigem Gefolge, in Begleitung des Grafen Schuwaloff und einer Escorte von fünfundzwanzig Koſaken, höchſt erſchöpft im Schloſſe zu Rambouillet an.

An den Thoren ſtanden ruſſiſche Schildwachen.

Mit fieberhafter Ungeduld und unbeſchreiblicher Angſt erwartete Marie Louiſe die Ankunft ihres kaiſerlichen Vaters, welcher zu ihrem großen Leidweſen erſt achtundvierzig Stunden ſpäter, am Nachmittage des 16. April, gleichzeitig mit dem Fürſten Metternich eintraf. Sie empfing, den König von Rom an der Hand, ihren Vater am Thore des Schloſſes und warf ſich weinend in die Arme des Kaiſers, dem ſie (wie Herr von Méneval hinzufügt) verdrießlich einige Worte in deutſcher Sprache zuflüſterte. Der Großvater küßte ſeinen jungen Enkel. Dieſer aber ſchien davon wenig oder gar nicht erbaut zu ſein; denn er ſah das lange, ernſte Geſicht des Kaiſers mit weit mehr banger Verwunderung als aufrichtiger Freude an.

In dem Augenblick, als ſeine Mutter ihn ſeinem Großvater entgegengeführt hatte, ſoll er neugierig zu ihr geſagt haben: „Ich werde den Kaiſer von Oeſterreich ſehen.“ Nachdem dies geſchehen war, ſagte er zu ſeiner Oberhofmeiſterin, Frau von Montesquiou:*) „Nun habe ich ihn endlich geſehen; aber hübſch iſt er eben nicht!“

Marie Louiſe, die mit ihrem Vater allein zu ſein wünſchte, hatte ſich kaum die Mühe genommen, ihm die Perſonen ihres Gefolges vorzuſtellen, und zog ſich eiligſt mit ihm in ihr Gemach zurück. Hier umarmten ſich Vater und Tochter. Dann wurde der König von Rom geholt, deſſen aufgeweckter Geiſt den kaiſerlichen Großpapa ſo ſehr zu entzücken ſchien, daß er den Prinzen auf ſeinen Schooß zu ſetzen und ihn zärtlich abzuküſſen geruhte.

— Ich nehme Ihren Sohn unter meinen Schutz, erklärte der Kaiſer von Oeſterreich, und werde bei ihm Vaterſtelle vertreten. Leider, fügte er mit aufrichtigem Bedauern hinzu, war ich, in Chanceau, bei Dijon, durch die Bewegungen des franzöſiſchen Heeres allzulange aufgehalten, viel zu ſpät in Paris angelangt, wo Alles bereits ohne meine Mitwirkung faſt ſo gut wie abgemacht war. Napoleon iſt nicht mehr zu retten. Die Erbitterung der Verbündeten iſt zu groß, nicht minder jene der Hauptſtadt, wie ganz Frankreichs. Wir müſſen ihn ſeinem Schickſale überlaſſen. Für Sie aber iſt vollſtändig geſorgt. Sie gehen einſtweilen nach Wien und von dort, wann es Ihnen gefällig ſein wird, nach der Hauptſtadt Ihres neuen Reiches ab. Das kleine Parma wird Ihnen gefallen . . .

---

*) Sie war, en passant erwähnt, die Gemahlin eines der ſchon früher genannten fünf Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, des Abbé von Montesquiou-Fézenſac.

— Lange nicht ſo gut, wie Paris! ſeufzte Marie Louiſe.

— Das glaube ich Ihnen herzlich gern. Die Sache ſelbſt aber iſt leider nicht mehr zu ändern, weil ich, wie geſagt, zu ſpät gekommen war.

— Aber Seine Durchlaucht, der Fürſt von Metternich? fragte die tief beſtürzte Kaiſerin.

— Auch er konnte nichts mehr thun, da Alles zwiſchen England, Rußland und Preußen durch Lord Caſtlereagh und Herrn von Talleyrand bereits geordnet war.

Tarde venientibus ossa! ſagt das Sprüchwort. Metternich war wirklich zu ſpät gekommen. Er erhielt deshalb nur die Knochen: Parma, Piacenza und Guaſtalla, ſtatt Toskana, das Napoleon für die Kaiſerin beanſprucht hatte, um von Elba aus mit ihr in näherer Beziehung zu bleiben. Napoleon hatte, falls man Toskana ihr verweigern ſollte, außer Parma, Piacenza und Guaſtalla, wenigſtens noch die Gebiete von Lucca, Piombino, Maſſa di Carrara und einige Enclaven von Pontremoli für ſie begehrt. Talleyrand aber war darauf nicht eingegangen. Der Kaiſer gerieth darüber außer ſich; doch ſeine Wuth half ihm nichts. Es blieb beim Beſchluße der Verbündeten, d. h. bei den geheimen Verabredungen Talleyrand's und Caſtlereagh's. —

Napoleon erhielt die Inſel Elba und die Erlaubniß, 600 Mann ſeiner alten Garde mitzunehmen, (wogegen Talleyrand ſich lange geſträubt hatte). Marie Louiſe wurde mit den drei dürren Herzogthümer-Knochen abgefunden.

Seit dem 16. April ſtanden nun Marie Louiſe und deren Sohn, der ſeitdem factiſch aufgehört hatte, König von Rom zu ſein, unter dem Schutze des Kaiſers Franz von Oeſterreich. Die ruſſiſche Garde wurde durch zwei Bataillone öſterreichiſcher Infanterie und zwei Schwadronen öſterreichiſcher Küraſſiere abgelöſ't. Letztere bezogen das Hauptthor des Schloſſes.

An dieſem Tage erzählte Baron Méneval, deſſen „Memoiren“ wir theilweiſe die näheren Einzelnheiten dieſer Reiſe zu verdanken haben, einem ſeiner Freunde eine Geſchichte, die ſo intereſſant und wichtig iſt, daß wir ſie auszugsweiſe unſerm Leſer mittheilen wollen.

— In der Nacht vom 11. zum 12. April hatte Napoleon, deſſen Seele ſonſt ſo ſtark geweſen war, einen Augenblick lang der Entmuthigung nachgegeben und den traurigen Vorſatz ausgeführt, welcher ihn, wie ich glaube, ſchon ſeit dem 8. April beſchäftigt hatte. Das Zuſammenbrechen aller ſeiner Hoffnungen und Wünſche, woran er ſich vergebens anzuklammern verſuchte, der Einſturz des prachtvollen Bau's, den er mit ſo großer Mühe aufgeführt, vor Allem aber das Bewußtſein von dem unverſöhnlichen Haſſe ſeiner Feinde, welchen er nur durch ſeinen Tod zu ſühnen vermochte, hatten ſein Gehirn bis zum äußerſten Grade aufgeregt. Das Gewiſſe über Napoleon's unglücklichen Selbſtmordverſuch iſt folgendes:

Am 18. November 1812 — auf ſeinem Rückzuge von Moskau nach Dubrowna — hatte ihm ſeine Furcht, in die Hände der ihn verfolgenden Ruſſen zu gerathen, den finſtern Gedanken eingegeben, von ſeinem Leibchirurgen Dr. Yvan*) ein Säckchen mit Gift zu verlangen, das er auf der Bruſt tragen könne und das ihn der Demüthigung entziehe, auf dem Rückzuge lebendig in die Hände des Feindes zu gerathen und der Beleidigung dieſer Barbaren ausgeſetzt zu ſein. Zum Glück hatte er nicht nöthig gehabt, von jenem letzten Mittel damals Gebrauch zu machen. — Bei ſeiner Rückkehr nach Paris hatte er das ſchwarze Taffetſäckchen, in welchem ſich das von Dr. Yvan verſchriebene Gift befand, von ſeinem Halſe abgenommen und es in ein geheimes Fach ſeines Neceſſaire gelegt, in welchem es bis zum Jahre 1814 unberührt liegen geblieben war. — Am 12. April dieſes Jahres, einen Tag nach ſeiner Abdankung, ward gegen 11 Uhr Nachts die unheimliche Stille im Palaſte Fontainebleau urplötzlich durch lautes Wehklagen des Kaiſers geſtört. Die Herzoge von Baſſano und Vicenza, begleitet vom Grafen Bertrand, eilten in's kaiſerliche Schlafgemach und erblickten dort den Kaiſer, der im Lehnſtuhle lag und ſich mit beiden Händen den Kopf hielt. Gleich darauf wurde Dr. Yvan gerufen. Beim Eintreten des Arztes ſagte Napoleon zu ihm: „Der Tod will mich nicht befreien. Sie wiſſen, was ich genommen habe.“ — Yvan, im höchſten Grade beſtürzt, ſtammelte einige unverſtändliche Worte, erklärte, nicht zu verſtehen, was damit gemeint ſei, verlor ganz und gar den Kopf, eilte hinaus und ſank im Vorzimmer auf einen Stuhl, auf welchem er von heftigen Krämpfen befallen wurde. Nachdem er ſich bald wieder erholt hatte, verordnete er dem Kaiſer ſchleunigſt ein paſſendes Gegengift. — Die Nacht verging hierauf ziemlich ruhig. Am andern Morgen erſchienen Dr. Yvan, Herr von

---

*) Méneval hat ihn irrthümlich Iwan genannt.

Turenne und Andere beim Lever des Kaiſers, den ſie faſt gänzlich wieder hergeſtellt fanden. Napoleon war ruhig, aber außerordentlich niedergeſchlagen. Weit mehr als ſeine eigene Lage beklagte er den unglücklichen Zuſtand, in welchem er Frankreich verlaſſen müſſe, und trat vier Tage ſpäter ſeine Abreiſe nach Elba an. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kaiſer Franz, der am 16. April im Schloſſe zu Rambouillet übernachtet hatte, kehrte ſchon am folgenden Morgen, nachdem er von ſeiner Tochter zärtlichen Abſchied genommen, in Begleitung des Fürſten Metternich ſchleunigſt nach Paris zurück.

Die Beweggründe, welche die Kaiſerin veranlaßten, ſich, ſtatt nach Fontainebleau zu ihrem unglücklichen Gemahle, nach Wien, in den Schooß ihrer Familie zu begeben, waren, wie ihr ſie dorthin begleitender Privat-Secretair Méneval ſie entſchuldigend hinzufügt, der Gehorſam gegen ihren Vater, der den lebhaften Wunſch geäußert hatte, ſie einige Zeit im Kreiſe ſeiner Familie zu beſitzen, die Ausſicht, ſich bald in den Beſitz ihrer Staaten geſetzt zu ſehen und gleichzeitig auch die Hoffnung, dort die Freiheit zu haben, ſich bald in Parma und bald auf der Inſel Elba bei ihrem Gemahle aufhalten zu dürfen.

An Letzteres aber dachte ſie nicht. Marie Louiſe, die den Kaiſer nie ſo recht von ganzer Seele geliebt hatte, ſchien in ihrem Innern ziemlich froh zu ſein, ſich von ihm durch die Macht der Verhältniſſe getrennt zu ſehen, um beſſer als bisher ihre Freiheit genießen zu können.

Schon am andern Morgen (17. April) langte in Rambouillet der Oberſt-Stallmeiſter Seiner k. k. apoſtoliſchen Majeſtät, Graf Trautmannsdorff an, um, ganz nach dem Wunſche des Kaiſers, deren Weiterreiſe nach Wien zu ordnen. — Noch an demſelben Tage reiſ'te der ruſſiſche General Schuwaloff ab, um auf Befehl ſeines Souverains nach Fontainebleau zu eilen, von dort aus den abgedankten Kaiſer auf ſeiner Reiſe nach Elba zu begleiten und dem Kaiſer Alexander über alle Vorfälle während dieſer Reiſe gewiſſenhaft Bericht zu erſtatten. Schuwaloff's Platz im Gefolge der Kaiſerin ward durch den öſterreichiſchen General Wroleck erſetzt. An dem nämlichen Tage verabſchiedeten ſich auch der Herzog von Vicenza und Napoleon's General-Adjutant, Graf Flahault, bei der Ex-Kaiſerin. Der erſte dieſer beiden Herren eilte nach Fontainebleau, der zweite zu der Ex-Königin Hortenſe, die in Begleitung ihres Stiefonkels, des Ex-Königs Jerôme von Weſtphalen, nach ihrem Luſtſchloß Arenenberg (im Schweizer-Canton Thurgau) geflohen war. Die Mutter Napoleon's, Madame Marie Lätitia, der aus Gratz zurückgekehrte Ex-König Louis Graf von Saint-Leu und der Cardinal Feſch, Oheim der Kaiſerin-Mutter, hatten ſich ſchon einen Tag vor Marie Louiſens Rückkehr nach Rambouillet nach Italien, die Erſte nach Rom, der Zweite nach Florenz, der Cardinal gleichfalls nach Rom begeben. Die Ex-Königin Julie Clary von Spanien, Gemahlin des Ex-Königs Joſeph, war an demſelben Tage mit ihren Kindern von Orleans nach Paris zurückgekehrt und hatte ſich Tags darauf auf das ihrem Gemahle gehörende Luſtſchloß Morfontaine zurückgezogen. Joſeph allein war in Paris zurückgeblieben.

Am 19. April erhielt Marie Louiſe, die ſich noch immer in Rambouillet aufhielt, den Beſuch des ritterlichen Kaiſers Alexander, welcher mit ihr zu frühſtücken geruhte. Méneval meint: „Ihr Vater ſcheint ſie genöthigt zu haben, dieſen für ſie nicht allzuangenehmen Beſuch anzunehmen; wenigſtens beklagte ſie ſich bitter, ſich demſelben nicht entziehen zu können.“

Am 21. April erfolgte der Beſuch des Königs von Preußen. Friedrich Wilhelm III., welcher äußerſt ſchüchtern war, ſchien der Ex-Kaiſerin, die das Kecke und Entſchloſſene zu lieben ſchien, noch weit weniger als der hypergalante Alexander I. zu gefallen. — Wenn man mir die Wahl ließe zwiſchen dem

Könige von Preußen und dem Kaiſer von Rußland, dann würde ich mich entſchieden lieber für irgend einen Dritten als für einen dieſer Beiden erklären, ſoll Marie Louiſe, nachdem auch Friedrich Wilhelm ſich bei ihr verabſchiedet hatte, ihrer Ehrendame, der Herzogin von Montebello, eingeſtanden haben.

Am 22. April langten der öſterreichiſche General-Major Graf Philipp (?) Kinsky in Begleitung mehrerer anderen Offiziere in Rambouillet an, um die Tochter ihres erhabenen Souverains nach Wien zu begleiten.

Rambouillet war das letzte kaiſerliche Reſidenzſchloß geweſen, welches Marie Louiſe in Frankreich bewohnt hatte: ſie verließ es am 23. April, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Am 24. April blieb ſie in Grosbois, wo der Kaiſer von Oeſterreich ſie erwartet hatte und ihr vorausgeeilt war, um ihr beim Ausſteigen aus dem Wagen ſeinen väterlichen Arm zu reichen. Der Fürſt von Wagram war in Begleitung ſeiner Gemahlin von ſeinem in der Nähe dieſes Orts gelegenen Schloß Marolles, das er der Kaiſerin zur Verfügung geſtellt hatte, nach Grosbois geeilt, um ſich hier von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin ehrfurchtsvoll zu verabſchieden. Mit ihm riß das letzte Band, das Marie Louiſe an Frankreich gefeſſelt hatte.

Am folgenden Morgen, an welchem die Ex-Kaiſerin der Franzoſen zum erſten Male als Herzogin von Parma begrüßt worden war, verabſchiedete ſich Letztere bei ihrem Vater, der, nach Paris zurückkehrend, am Abende desſelben Tages dort beim Grafen von Artois (dem nachmaligen Könige Karl X.) zu ſoupiren geruhte.

Die Herzogin von Parma, von Grosbois aus nur noch von der Herzogin von Montebello und von der Gräfin Brignole, von ihrem Lieblinge, General Caffarelli, dem Baron von Saint-Aignan, dem Palaſtpräfecten Bauſſet und ihrem Privatſecretaire Méneval begleitet, ſetzte ihre Weiterreiſe nach Provins fort, wo ſie auf Koſaken und Oeſterreicher ſtieß. Erſtere ſchienen dem jungen Erkönige von Rom, dem nunmehrigen Prinzen von Parma, und ſeinen beiden weiblichen Begleiterinnen, der Frau von Montesquiou, die ſich von ihrem blondköpfigen Augapfel um keinen Preis zu trennen vermochte, und der Kammerfrau Soufflot, deren Equipage jener der Kaiſerin vorauszufahren pflegte, ſo große Angſt einzuflößen, daß er faſt zu ſchreien anfing und ſeiner Gouvernante, in deren Buſen er ſein kindlich erſchrecktes Geſicht verbarg, leiſe die Worte zurief: „Sie ſehen wie die Teufel aus!“ ein Ausdruck, der uns unwillkürlich an den Refrain des von uns früher mitgetheilten Spottliedes erinnert, alſo lautend:

„Juchheiraſſaſſa, Juchheiraſſaſſa,
Die Koſaken ſeind da . . .
Sie haben lange Bärte,
Wie die Deibel ſtehn ſie da!

In Provins, wo Marie Louiſe zwei Tage zu verweilen geruhte, ſchrieb ſie an Napoleon einen Brief, den Méneval gleichzeitig mit einem Schreiben *ſeiner* Hand unter der Adreſſe des Grafen Bertrand nach Porto-Ferrajo abſandte, wo beide Briefe, freilich erſt vier Wochen ſpäter (25. Mai) an ihre richtige Adreſſe gelangten.

Am 28. April traf die Herzogin von Parma in Dijon ein. Hier wurde ſie von dem öſterreichiſchen General Grafen Ignaz Gyulay, dem Militär-Gouverneur dieſes Diſtrikts, vom General Fresnel und andern höhern Offizieren des öſterreichiſchen Heeres ehrfurchtsvoll empfangen.

Die ganze Garniſon ſtand unter Waffen.

Die Herzogin, die faſt die ganze Stadt durchfuhr, ſtieg im Präfecturgebäude ab. Abends mußte ſich ganz Dijon auf Gyulay's Befehl illuminiren. Marie Louiſe begab ſich frühzeitig zur Ruhe.

Von Dijon eilte ſie nach Baſel. Hier langte ſie in Begleitung eines Detachements Schweizer Cavallerie an, von welchem ſie ſchon an der Grenze ziemlich warm empfangen worden war.

In Baſel verweilte ſie einen Tag. Hier war's, wo ſie durch einen franzöſiſchen Eilboten einen aus Fréjus am 28. April abgeſandten Brief Napoleon's erhielt, der ſich an dieſem Tage zu Saint-Raphean*) eingeſchifft hatte.

Von der Schweiz ging's nach Tirol. In Innsbruck wurde Marie Louiſe mit wahrhaft herzlichem Jubel begrüßt. Unſer Gewährsmann Méneval erzählt: „Die Einwohner der Stadt waren maſſenhaft herbeigeeilt, um die Tochter ihres Kaiſers zu ſehen. Hier und da ſpannte man die Pferde vom Wagen und ſpannte ſich ſelbſt an (was dann jedenfalls Pferde-Arbeit war). Die Tiroler ſangen, ſprangen, jubelten, ſchoſſen und ehrten in der ci-devant Kaiſerin der Franzoſen nur die geliebte Erzherzogin von Oeſterreich."

In Innsbruck, wo ſie Abends 8 Uhr ankam, fand ſie die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet. Auch hier wurden ihre Pferde ausgeſpannt. Die Leute zogen den Wagen in's Schloß. Das Gedränge dabei war ſo groß, daß zwei Männer und ein Kind erdrückt wurden.

Auch hier verweilte ſie einen Tag; dann ſetzte ſie ihre Reiſe über Mölk nach Wien fort. In der erſtgenannten, berühmt gewordenen Benedictiner-Abtei ward ſie vom Fürſten Ferdinand von Trautmannsdorff-Weinsberg begrüßt, welcher im Auftrage der Kaiſerin von Oeſterreich bis hierher vorausgeeilt war, um Erkundigung einzuziehen, zu welcher Stunde Marie Louiſe am andern Tage von Mölk abzureiſen entſchloſſen war.

---

*) Küſtenpunkt in der Provence, wo er fünfzehn Jahre vorher auf ſeiner Rückkehr aus Egypten gelandet war.

Unterweges, vier Stunden vor Wien, begegnete Marie Louiſe ihrer kaiſerlichen Stiefmutter, der ſtillen Gegnerin Napoleon's, der ſtolzen Marie Ludovika von Modena-Eſte, die ſofort ihren Wagen der Herzogin von Montebello und der ehemaligen Oberhofmeiſterin Gräfin Laczanski überließ und jenen ihrer Stieftochter beſtieg.

Abends langten Beide in Schönbrunn an.

Der Zufall fügte es, daß Marie Louiſe am 4. Mai eintraf, gerade an demſelben Tage, an welchem ihr unglücklicher Gemahl, von 600 Mann ſeiner alten Garde, von drei Violinen und zwei Baßgeigen begleitet, ſeinen feierlichen Einzug in ſeine Nußſchaal-Reſidenz Porto-Ferrajo hielt.

— Du sublime au ridicule, ſagte Napoleon, il n'y a qu'un pas.

Er hatte Recht, dies zu ſagen. —

Zwölftes Kapitel.

Um dieſelbe Zeit, als Napoleon auf der Inſel Elba und Marie Louiſe in Schönbrunn angelangt war, verbreitete ſich in Dresden mit der Schnelligkeit eines Heckfeuers die Nachricht, daß Gräfin Kielmannsegge, die während der letzten vier Monate auf ihrem bei Camenz gelegenen Rittergute für Jedermann unſichtbar geweſen war, in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai heimlich entbunden worden ſei.

Am Abende des 7. Mai finden wir in der Antonſtädter Stammkneipe drei der unſerm Leſer bereits bekannten Schaafkopf-Spieler, welche die Ankunft des vierten erwarteten, der diesmal kein Anderer als unſer Biedermann Lieſenberg war.

— Wo er heut nur ſtecken mag? fragte der ſehr ehrenwerthe Schuhflicker und Leichenbitter Simpel aus Pirna.

— Nu eben! ſetzte der nicht minder ehrwürdige Horndrechsler und Nachtwächter-Vicar Pimpel aus Meißen hinzu.

— Er kummt am Ende gar nich, erklärte der Schneider Trimpel aus Pulsnitz, der, beiläufig bemerkt, die üble Gewohnheit angenommen hatte, unter je zehn Worten, die er ſprach, mindeſtens ein Mal, aber meiſtentheils am unrechten Orte, vor ſich auszuſpucken. Vor zwei Stunden ſah ich Lieſenberg (fuhr er ausſpeiend fort), wie er mit eenen fuchsrothen Geſicht, Gott weeß warum? in der Neiſtadt aus eener Tabagie in die andere lief.

— Gewiß weeß er wieder was Neies, meinte der Pirna'ſche Schaafkopf.

— Ja, ja, ſo wird es ſein! ſagte ſein Meißner College.

— Er kann nie ſein Maul halten, erklärte Bruder Pulsnitzer. Nich eher hat er Ruhe, bis Alles, was er weeß, och die halbe Stadt weeß, ſagte Trimpel, der ſich gezwungen ſah, wieder etwas Speichel fahren zu laſſen.

— Er weeß aber och Alles! rühmte ihm der Schuhflicker nach.

— Nu eben! meinte der Horndrechsler, die Neige ſeines Bierglaſes leerend.

— Ich möchte, weeß Gott, nur wiſſen, woher Lieſenberg (ausſpuckend) Alles viel früher wie Unſer Eener erfahren duhn duht. Unſer Eener weeß eegentlich gar niſcht!

— Nu eben! beſtätigte gutmüthig der Nachtwächter. — Als vorgeſtern Abend in der Schäfergaſſe, die ich beloofen ſoll, een Feuerrüpel dem Andern aus Brotneid die Fenſter neinſchmiß, bin ich, weeß Gott, der Letzte geweſen, welcher den Krakehl erfuhr; denn ich war gerade juſtement eingenickt.

— Ja, das ſoll Dir häufig paſſiren, gloſſirte der ſpeichelverſchwendende Schneider.

— Nachtruhe muß Jeder haben, meinte Simpel, ſeinem Nachbar die Papiermaché-Doſe hinreichend.

— Nu eben! ſagte Pimpel, der daraus eine tüchtige Prieſe Doppelmops nahm.

Jetzt trat der längſterwartete Tiſchler ein.

— Da iſt er! rief das Kleeblatt.

— Ja, ehrenwerthe Schaafköpfe, da bin ich! rief Lieſenberg, den Schweiß ſeiner breiten Stirn mit dem Rücken ſeiner Hand abtrocknend. Sperrt nun Eure Ohren und Mäuler auf, denn heute bringe ich viel Neues!

— Was iſt denn los? fragten Alle.

— Viel, ſehr viel iſt heute los! erklärte der ſich wichtig machende Er-Tiſchler. Ihr kennt doch die Gräfin Kielmannsegge?

— Das fragt er uns jedesmal, bemerkte der Leichenbitter.

— Nu eben! beſtätigte gähnend der Nachtwächter.

— Schweigt, Schaafköpfe, und unterbrecht mich nicht! befahl ihnen Lieſenberg. Sothaner Gräfin, fuhr er freudeſtrahlend fort, iſt in voriger Nacht ein kleines Unglück paſſirt . . .

— Was iſt geſchehen? fragten die Andern.

— Sie hat einen kleinen Jungen bekommen, meldete der geweſene Spion.

— Ich gratulire! ſagte der ausſpeiende Nadelheld.

— Hört nur das Nähere dieſer Geſchichte! Mitten in der Nacht, zwei Stunden vor ihrer Entbindung, ließ die Gräfin den Camenzer Stadt-Phyſikus, Dr. Johann Gottfried Böniſch, zu ſich rufen, weihte den alten guten Mann, der im Galopp angeritten kam, in das Geheimniß ihrer Schwangerſchaft ein und beſchwor ihn, ſich ihrer und des Kindes anzunehmen und bei Letzterm Vaterſtelle zu vertreten, ohne irgend einen Dritten jemals in das Dunkel der Abſtammung desſelben einzuweihen. Der ſchwache Mann verſprach es ihr. Nachdem ihr Kind — es iſt ein hübſcher dicker Junge — glücklich zur Welt gebracht war, ſoll Dr. Böniſch aus Rückſicht für die Gräfin, die ihm dafür ewig dankbar zu bleiben verſprach, den neugeborenen

Weltbürger eigenhändig gebadet, dann vorſichtig in einen der koſtbarſten Shawls der Gräfin eingewickelt und ſich mit dem Kinde eiligſt auf's Pferd geſetzt haben, um mit dem ihm anvertrauten Unterpfande ihrer geheimnißvollen Schuld nach Camenz zurückzueilen und den unſchuldigen Wurm, den ſeine herzloſe Mutter nicht als ihr rechtmäßiges Kind anerkennen mag, einſtweilen der Pflege ſeiner Frau — ſie heißt Johanne Sophie und ſoll äußerſt gutmüthig ſein — zu übergeben, was denn auch geſchehen ſein ſoll, nachdem er ihr das Wort abgenommen hatte, darüber ein ewiges Stillſchweigen zu beobachten und keine andere Seele als deren beiderſeitiges Töchterlein Roſamunde in das Geheimniß dieſer dunkeln Geſchichte einzuweihen, weil das Ausplaudern derſelben nicht nur die hochgeſtellte Mutter des Knaben, ſondern auch ihn ſelbſt (den Accoucheur) der Gefahr ausſetzen könnte, vor Gericht geſtellt und in Unterſuchung gezogen zu werden. — Frau und Tochter gelobten zu ſchweigen. Seit vorgeſtern Nacht befindet ſich nun das rechtmäßige Kind der Gräfin im Hauſe der Frau Dr. Böniſch, die den armen Wurm um ſo lieber aufnahm, weil ſie ſich ſchon ſeit langen Jahren vergeblich einen Knaben gewünſcht haben ſoll.

— Von wem aber, fragte der Schuſter-Leichenbitter, haſt gerade Du das Alles erfahren?

— Naſeweis, dies geht Dich nichts an! Das iſt und bleibt mein Geheimniß! erklärte Lieſenberg, ſich eines ſeiner gichtgeſchwollenen Knieen reibend.

— Lieſenberg hat Recht! erklärte der Horndrechsler, das geht uns gar niſcht an!

— Haſt Du das kleene Thierchen geſehen? fragte der Schneider, der wieder einmal ausſpie.

— Ich nicht, erklärte der Tiſchler, aber Andere haben das liebe Kind geſehen und ſind erſchreckt über die ungeheure Aehnlichkeit, die zwiſchen Kind und Vater herrſchen ſoll.

— Aber wer iſt denn der Vater? fragte der ausſpeiende Trimpel.

— Etwas Gewiſſes darüber weiß noch Niemand, erklärte der vorſichtige Tiſchler. Die Meinungen darüber ſind ſehr verſchieden. Dr. Böniſch meint, ſein angenommenes Pflegekind ſehe dem Kaiſer Napoleon ſo ähnlich, wie ein Pflaumenkern dem Andern; ſeine Frau dagegen, die im Juli vorigen Jahres in Dresden geweſen war und dort im Hoftheater zweimal den großen Mimen Talma geſehen hat, will ſich durchaus nicht nehmen laſſen, daß das Knäblein weit mehr Aehnlichkeit mit dem Schauſpieler, als mit dem Kaiſer haben ſoll. Ich, für meinen Theil, (fuhr Lieſenberg fort) glaube das Eine eben ſo wenig, wie das Andere, und bin, unter uns geſagt, feſt überzeugt, daß der Vater dieſes armen Geſchöpfes wahrſcheinlich kein Anderer, als Baronet Cunningham ſein kann.

— Cunningham? wiederholte der ausſpuckende Schneider, wer heißt denn ſo?

— So heißt der junge, ſteinreiche Engländer, welcher der Gräfin ſchon vor länger als Jahr und Tag aus Hannover nachgereiſ't war und den ſie kurz vor ihrer ſogenannten Erkrankung durch den Einfluß ihrer vornehmen Bekanntſchaften aus ſeiner Prager Gefangenſchaft befreit haben ſoll.

— Er war alſo dort eingeſperrt geweſen? fragte Simpel.

— Weil der Kaiſer von Rußland ihn für einen Spion des Kaiſers der Franzoſen hielt, während dieſer, umgekehrt, ihn wenige Monate zuvor als einen Spion des Kaiſers von Rußland auf Königsſtein einſperren ließ.

— I, des ſind ja wahre Räuber-Geſchichten! rief der ſpeichelvergeudende Schneider.

— Nu eben! meinte der gutmüthige Pimpel.

— Wir leben in einer böſen Zeit, erklärte der Spion. Seitdem die vermaledeiten Preußen unſern guten König nach Berlin geſchleppt haben, giebt's hier keine Gerechtigkeit mehr. Kein Menſch iſt ſeines Lebens ſicher! ſagte Lieſenberg, der, beiläufig bemerkt, aus

Mangel anderer Beſchäftigung ſich einſtweilen als Agent provocateur des ruſſiſchen General-Gouverneurs gebrauchen ließ. Fürſt Repnin iſt, unter uns geſagt . . .

— Een Baſchkire! erklärte, ausſpuckend, Meiſter Trimpel.

— Sprich nicht ſo laut, Gevatter Schneider! rieth der grundehrliche Tiſchler. Auch hier zu Lande giebt's Spione . . .

— Nu eben! erklärte der ängſtliche Nachtwächter, und darum wollen mer das Maul halten und lieber Schaafkopp ſpielen, denn es is ſchon ſehr ſpäte und ich habe nich mehr ville Zeit, weil ich heute Nacht die jour habe und tuten muß, derweil Ihr gemüthlich ſchnarchen könnt.

Und nun erſt begann die Schaafkopf-Partie. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bald darauf, am 16. Mai, bezogen Fürſt Repnin und ſeine Gemahlin das königliche Luſtſchloß in Pillnitz.

Hier war es, wo der General-Gouverneur — ungefähr acht Wochen ſpäter — den ehemaligen Spion des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen in geheimer Audienz huldreichſt zu empfangen geruhte.

— Was bringſt Du Neues? fragte Repnin.

— Unſer König langweilt ſich in Friedrichsfelde, berichtete Lieſenberg. Der „Gerechte“ iſt außer ſich, daß man ihn und die Seinen ſo lange widerrechtlich gefangen hält. Er will durchaus nach Dresden zurück . . .

— Daran iſt vorläufig nicht zu denken, erklärte der Repräſentant des Kaiſers von Rußland. Haſt Du unterdeſſen nähere Erkundigungen über die Freundin Napoleon's, über die bewußte, ſeit Kurzem von ihrem Gute nach Dresden zurückgekehrte Gräfin Kielmannsegge, eingezogen?

— Ja, fürſtliche Durchlaucht, erklärte der Spion. Die Gräfin, welche ſich von den Folgen ihrer äußerſt ſchmerzhaften Entbindung, über die ich Ew. Durchlaucht alles Nähere bereits mitgetheilt, vollſtändig erholt hat, ſoll jetzt, wie ich aus ganz guter Quelle in Erfahrung gebracht habe, ernſtlich entſchloſſen ſein, ſich noch in dieſer Woche nach der Inſel Elba zu begeben, um dort dem Ex-Kaiſer der Franzoſen von Neuem einen Tribut ihrer leider nur allzuaufrichtigen Huldigung darzubringen.

— Daran muß ſie durchaus verhindert werden! erklärte der General-Gouverneur. Das Wie? aber, bleibe Dir überlaſſen. Du wirſt ſie von heute an ſtreng beobachten und dafür Sorge tragen, daß ſie Dresden wenigſtens nicht ohne meine Erlaubniß verlaſſe . . .

— Die Gräfin ſoll uns nicht entkommen! verſprach Lieſenberg.

— Welche Stimmung herrſcht jetzt in Dresden? fragte Repnin.

— Man iſt zufrieden mit Ew. Durchlaucht! entgegnete der Spion mit auffallend großer Vertraulichkeit. Ein Einziger, der erſt unlängſt in einer der unzählig vielen Kneipen der Antonſtadt den Muth gehabt hatte, Ew. Durchlaucht in meiner Gegenwart einen Baſchkiren zu nennen, iſt für dieſes Mal noch mit einem blauen Auge und einer tüchtigen Ohrfeige davongekommen. Das nächſte Mal wird er eingeſperrt.

— Thu' dies nicht, mein lieber Sohn! Laſſe Jeden reden, was er will! Ich liebe einmal derlei Beſchränkungen nicht. Wenn das gute Volk, ſobald es nicht mehr reden darf, zu ſchweigen beginnt, dann wird dieſes Schweigen oft weit gefährlicher, als wenn es ungeſcheut raiſonniren darf. Man laſſe Jedem ſeine unſchuldige Freude und ſtöre Niemanden in ſeinem harmloſen Privatvergnügen. Dies iſt und bleibt die Hauptſache! Nun geh' und komme dann erſt wieder, wenn Du mir etwas Wichtigeres mitzutheilen haſt.

Der Spion trat ſeinen Rückzug an.

Am andern Tage (17. Juli) langte, Abends 6 Uhr, der kaiſerlich ruſſiſche General Fürſt Michael Barclay de Tolly, der vierundſechzigjährige Sieger in der Schlacht an der Moskwa, welche den Kaiſer der Franzoſen zum Rückzuge genöthigt, aus Paris in Dresden an. Am Tage des Einzuges der Alliirten (31. März 1814) hatte ihn Kaiser Alexander zum General-Feldmarſchall ernannt. Hundert Kanonenſchüſſe hatten deſſen Ankunft gemeldet. Ihm zu Ehren illuminirte ſich Dresden. Am folgenden Mittage dinirte er im Schloſſe zu Pillnitz. Abends ließ Fürſt Repnin ſeinem hohen Gaſte zu Ehren ein prachtvolles Feuerwerk auf der Elbe abbrennen.

Am 19. Juli kehrte Fürſt Barclay de Tolly nach Petersburg zurück.

Am 20. Juli begann auf Befehl des Fürſten Repnin der Bau der großen Freitreppe, die zu dem Brühl'ſchen Garten hinaufführt. Die Zeichnung dazu hatte der königlich ſächſiſche Hofbaumeiſter Thormayer geliefert. Auf der Teraſſe ſelbſt wurde vom Hofbaumeiſter Schuricht der Grundſtein zum damaligen Belvedère gelegt. —

An demſelben Tage (20. Juli) ſtarb zu Prag der intimſte Freund Friedrich Auguſt's des Gerechten, der königlich ſächſiſche Oberſtallmeiſter und Cabinets-Miniſter, Graf Camillo Marcolini, im Alter von ſiebenundſiebzig Jahren. Sein ſehr bedeutendes Vermögen erbte deſſen einziger, leider etwas blödſinnige Sohn. Als der König von Sachſen, der noch immer zu Friedrichsfelde gefangen ſaß, die Nachricht vom Ableben ſeines treuen Jugendfreundes empfing, ſoll er zum erſten Male während ſeiner faſt ſechsundvierzigjährigen Regierung in Thränen ausgebrochen ſein und geäußert haben: „Solch ein Schmeichler kommt niemals wieder!“

Am andern Morgen wurde Lieſenberg angemeldet. Er war äußerſt beſtürzt und leichenblaß.

— Was gibt's? rief ihm Repnin entgegen.

— Durchlaucht, ich bringe ſehr unangenehme Botſchaft . . .

— Sprich, vollende, Unglücksrabe! herrſchte der Gouverneur.

— Heute Nacht iſt Gräfin Kielmannsegge entwiſcht . . .

— Und Du weißt noch nicht, wohin? fragte Seine Durchlaucht.

— Aller Wahrſcheinlichkeit nach der Inſel Elba.

— Ja, ja, das dachte ich mir! Ihr Spione nützt doch Alle nichts! Geh, alter Sünder, laſſe Dich begraben! Denn Du ſcheinſt alt und ſchwach geworden zu ſein. Geh und laſſe Dich niemals ſehen! rief Repnin, der ihm den Laufpaß gab.

War die Abreiſe der Gräfin eine wirkliche Thatſache oder auch nur eine der unzählig vielen von ihrem Erzfeinde Lieſenberg in Cours geſetzten Lügen und

Verläumdungen? Leider wiſſen wir auch darüber durchaus nichts Beſtimmtes, ebenſowenig wie über deren vorgebliche Entbindung, wie über die Zeit und den Ort, wann und wo Letztere vor ſich gegangen ſein ſoll, anzugeben. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Gräfin Kielmannsegge acht Monate hindurch, mit Ausnahme ihres Arztes, für Niemanden zu ſehen und zu ſprechen geweſen, neun Wochen nach ihrer angeblichen Entbindung urplötzlich aus Dresden verſchwunden war und daß weder Cunningham und Graſſi, noch irgend ein Anderer je zu erfahren vermochte, wo ſie hingekommen ſei.

War ſie wirklich in Elba geweſen? Leute, wie Liefſenberg, wollten daran glauben. Er ſelbſt behauptete ſteif und feſt, die Gräfin habe kurz nach ihrer Entbindung eines ihrer ſchönſten Güter verkauft, um ſich in den Beſitz einer ziemlich bedeutenden Summe Geldes zu ſetzen, mit deſſen Hilfe ſie den Verſuch wagen wollte, den Kaiſer aus ſeiner unehrenvollen Gefangenſchaft auf der Inſel Elba zu entführen und ihn zur Rückkehr nach Frankreich zu beſtimmen. Wie viel oder wenig Wahres daran ſein mag, iſt uns leider nicht bekannt geworden; wir wiſſen eben nur ſo viel, daß die Gräfin, nachdem ſie über drei Monate ſpurlos verſchwunden war, erſt zu Anfange des Monats September in Dresden auf's Neue zum Vorſchein kam.

Hier ſcheint es uns am richtigen Orte zu ſein, einige Worte über die pecuniären Verhältniſſe der Hauptfigur unſeres Romans einzuſchalten.

Frau von Kielmannsegge war viele Jahre hindurch ſchuldenfreie und unumſchränkte Beſitzerin der von ihrem Vater geerbten Rittergüter Spremberg, verbunden mit Neuſalza und Dürrhennersdorf, bei Löbau in der Lauſitz, ſowie des Rittergutes Schmochtitz, bei Bautzen gewesen. Wir wiſſen nicht genau zu ſagen, ob ſie im Schloſſe zu Spremberg, (welches Hofmarſchall Peter Auguſt von Schönberg im Jahre 1768 erkauft hatte) in Schmochtitz oder anderswo entbunden worden ſein mag.

Während die Gräfin abwechſelnd in Spremberg und in Schmochtitz reſidirt und in beiden Schlöſſern (wie die Fama erzählt) großen Luxus getrieben, hatten u. A. auch mehrere Neuſalzaer als Kammerjungfern, Kutſcher, Stubenmädchen, Köche, Waſchfrauen, u. ſ. w. in ihren Dienſten geſtanden, und durch dieſe boshaften Klatſchzungen war manches Unglaubliche oder wenigſtens manches Unwahrſcheinliche über die abenteuerliche Lebensweiſe der ſteinreichen Frau auch in dieſer Gegend ziemlich allgemein bekannt und ruchbar geworden. So erzählt man u. A., daß ſie auf beiden Schlöſſern viel heimliche Abenteuer gehabt und ein eben ſo galantes als verſchwenderiſches Leben geführt haben ſoll.

Eine in Neuſalza noch jetzt lebende Lehrersfrau, welche, — wiederum nach der Ausſage Lieſenberg's! — als Kammerfrau mit der Gräfin Kielmannsegge in den Monaten Juni, Juli und Auguſt bei Napoleon auf Elba geweſen ſein will, erzählt, die Gräfin ſolle für einen Staatsanzug und einen dazu paſſenden Schmuck zu der erſten Audienz, welche ihr der ehemalige Kaiſer der Franzoſen in ſeinem Miniaturſchloß, in ſeiner neuen Vogelkäfig-Reſidenz, zu Porto-Ferrajo zu ertheilen geruht hatte, eine Summe von mehr als 25,000 Francs verausgabt und dem Gegenſtande ihrer Bewunderung die nöthigen Geldmittel zu deſſen bald darauf erfolgter Rückkehr nach Paris zugeführt haben, was wir unſererſeits ernſtlich zu bezweifeln wagen, weil Napoleon auch ohne Beihilfe ſeiner großmüthigen Freundin noch im Beſitze einiger Millionen Francs geweſen war, die er heimlich aus Paris mitgenommen, und jener Summen, welche ihm Marie Louiſe aus Rambouillet nach Fontainebleau zugeſchickt hatte.*)

---

*) Die traurige Lage ihrer durch großartige Verſchwendungen dieſer und ähnlicher Art aufgeriebenen Vermögensverhältniſſe nöthigte unſere Gräfin, acht Jahre nach ihrem angeblichen Beſuche auf der Inſel Elba (1822) zuerſt Spremberg und

Wir wenden uns nach Dresden zurück.

Am 15. September langte hier König Friedrich VI. von Dänemark an. Schon Tag's darauf begab er ſich in Begleitung des Prinzen von Holſtein-Beck, des Generals von Buelow, des Ober-Hofmarſchalls von Hauch, des Kammerherrn und Admirals von Lindholm und einiger andern Cavaliere ſeines Hofes zum Fürſten-Congreſſe nach Wien, wo die verbündeten Mächte zuſammengekommen waren, um über die neue Geſtaltung Europa's zu verhandeln. Dem Könige vorausgeeilt war der däniſche Miniſter Niels von Roſenkrantz.

Am 19. September wurde die auf Befehl Davout's geſprengte und von Repnin wiederhergeſtellte Elbebrücke feierlich eingeweiht. Das „Tagebuch des Dresdner Bürgers“ berichtet darüber: „Das Bild des angeblich erſten Baumeiſters derſelben, Matthäus Photius, wurde, da man daſſelbe verloren geglaubt, vom Bildhauer Kühn, welcher auch die egyptiſchen (erſt ſeit Jahr und Tag beſeitigten) Löwen an der Brühl'ſchen Treppe gearbeitet hatte, neuangefertigt und an der alten Stelle

---

dann auch Neuſalza an den königlich ſächſiſchen Geheimen Finanzrath von Reibold zu verkaufen. Nach dem Tode des Letztgenannten gelangten die eben genannten Rittergüter an deſſen Tochter, die verehelichte Regierungsräthin von Mangold in Dresden.

angebracht. Das Original-Bild, ſpäter wieder aufgefunden, kam dann an die Mauer, wo ſich die Kaizbach in die Elbe ergießt.“ —

Am 18. und 19. October mußte in Dresden und in allen übrigen Städten Sachſens die Völkerſchlacht bei Leipzig gefeiert werden.

wie die [illegible] (S. 165)

Am 4. November wurden Moreau's Beine, welche ihm nach der Schlacht bei Dresden zu Nöthnitz abgelöſt und die ſeitdem in Spiritus aufbewahrt worden waren, unter dem ihm auf der Anhöhe zu Räcknitz errichteten Denkmale eingeſenkt. Das Monument iſt ein einfacher Würfel mit der Inſchrift:

Moreau
der Held fiel
hier
an der Seite Alexander's
den 27. August
1813.

Auf dem Würfel ruhen Helm und Schwert. Das Ganze beſchirmen drei Eichen.

Tag's darauf erließ Fürſt Repnin die Verordnung, daß vom 6. November angefangen, der König und deſſen Familie aus dem Kirchengebete ein für alle Mal auszulaſſen und von nun an nur „für die Obrigkeit“ zu beten ſei.

Schon zwei Tage früher, nachdem die Theilung Sachſens von den verbündeten Mächten auf dem Congreß zu Wien bereits beſchloſſen war, hatte Friedrich Auguſt der Gerechte, empört über dieſen Act der Willkür, am 14. November von Friedrichsfelde aus eine ſogenannte „Rechtsverwahrung des Königs von Sachſen gegen die königlich-preußiſche proviſoriſche Beſitznahme ſeiner Staaten und gegen jede Verfügung über dieſelbe“ erlaſſen, welche Graf Friedrich Albrecht von der Schulenburg-Kloſterrode*) im Namen des gefangenen Königs den zu Wien verſammelten Mächten zu überreichen beauftragt ward. Wir theilen Anfang und Ende dieſer Verwahrung mit.

„Wir, Friedrich Auguſt, von Gottes Gnaden, König von Sachſen, Herzog von Warſchau vernehmen zu Unſerer tiefen Bedrübniß, daß von Seiten Seiner Majeſtät des Königs von Preußen zu einer proviſoriſchen Beſitznahme Unſerer ſächſiſchen Lande ſoll verſchritten (!) werden. Unſer feſter Vorſatz, alle und jede Schickſale Unſeres Landes zu theilen, Unſer Vertrauen auf den Edelmuth und die Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen und Unſere Abſicht, ihrer Verbindung beizutreten, ſobald es in Unſerer Willkür ſtehen würde, beſtimmten Uns nach der Schlacht bei Leipzig, die Sieger daſelbſt abzuwarten. Das verlangte Gehör ward Uns aber verſagt und man nöthigte Uns, das Land zu verlaſſen und Uns nach Berlin zu begeben. Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland ließ Uns jedoch zu erkennen geben, daß Unſere Entfernung aus Sachſen nur in militairiſcher Hinſicht nöthig ſei und Sie forderten Uns gleichzeitig auf, Ihnen ein unbeſchränktes Vertrauen zu ſchenken u. ſ. w., u. ſ. w. Wir finden Uns daher (ſo lautet der Schluß des Proteſtes) durch die königlich preußiſcher Seits intendirte proviſoriſche Beſitznahme Unſerer ſächſiſchen Staaten gezwungen, Unſere heiligen Rechte gegen dieſe Beſitznahme und gegen alle daraus zu ziehenden Folgen auf das Feierlichſte zu verwahren. Wir thun dieſes hierdurch unter Unſerer eigenhändigen Unterſchrift vor dem Congreſſe zu Wien, wie im Angeſichte vor ganz Europa und Wir wiederholen dabei öffentlich die gegen die verbündeten Monarchen ſchon früher gethane Erklärung, daß Wir in die Abtretung der von Unſern Ahnherren ererbten Staaten niemals einwilligen und zur Annahme eines Aequivalents dafür Uns unter keiner Bedingung verſtehen werden.

---

*) Im Jahre 1800 war er ſächſiſcher Geſandter in Kopenhagen, von 1801 bis 1804 Geſandter in Petersburg und ſeit 1810 Geſandter am Wiener Hofe geweſen.

Friedrichsfelde 4. November 1814.

(Gez.) Friedrich August."

Aber dieſe Proteſtation half nichts mehr.

Am 5. November gab Fürſt Repnin, (deſſen Verwaltung 12 Monate und 15 Tage gewährt hatte) ſeine Abſchieds-Audienz.

Am Morgen des folgenden Tages kamen der preußiſche Miniſter Eberhard Friedrich Freiherr von der Recke und der preußiſche General-Major Friedrich Wilhelm Freiherr von Gaudy*) an. Erſterer ſtieg in dem ſogenannten Prinzen-Palais am Taſchenberge, Letzterer im Brühl'ſchen Palais in der Auguſtusſtraße ab.

Am 10. November erſchien nachfolgende Bekanntmachung:

„Vermöge einer zwiſchen den verbündeten Mächten getroffenen Uebereinkunft iſt die Beſetzung und Verwaltung des Königreiches Sachſen, welche bisher von kaiſerlich ruſſiſcher Seite geſchehen war, auf des Königs von Preußen Majeſtät übergegangen. Von Allerhöchſtdemſelben hierzu beauftragt, haben wir Unterzeichnete die

---

*) Oheim des ſpäter berühmt gewordenen Dichters Franz von Gaudy.

Geſchäftsführung des Gouvernements von Sachſen aus den Händen des bisherigen General-Gouverneurs, des kaiſerlich ruſſiſchen General-Lieutenants und General-Adjutanten, Herrn Fürſten Repnin, Durchlaucht, übernommen und heute angetreten.

Freiherr von der Recke,
königlich preußiſcher Staatsminiſter.

Freiherr von Gaudy,
k. preußiſcher General-Major und
commandirender General in Sachſen."

Das ſeit Jahr und Tag ruſſificirte Dresden war nun über Nacht eine preußiſche Provinzſtadt geworden.

Am 13. November verließ Fürſt Repnin das ihm dankbar geſinnte Dresden und eilte zu den Congreß-Verhandlungen nach Wien.

Sechs Tage ſpäter (19. November) hielt eine preußiſche Garniſon von 2500 Mann (3 Bataillone Infanterie und eine Schwadron Huſaren) ihren Einzug in Dresden. Der Jubel war ein ſehr gemäßigter.

Am 20. zogen die Ruſſen ab.

Am 16. December baten Uhrmacher Peſchel, Schuhmacher Weiß und Drechsler Heinze (Letztere waren die Brotherren Simpel's und Pimpel's) im Namen aller gutgeſinnten Dresdener Bürger um neue Einſchaltung des Königs und ſeiner Familie in's Kirchengebet.

Aber ihr „unzeitgemäßes Geſuch" wurde abgeſchlagen.

Und damit ſchleß das Jahr 1814.*)

---

*) Die Zahl der in dieſem Jahre zu Dresden einquartiert geweſenen Soldaten betrug, mit Einſchluß der 2497 Generale, nur noch 2,712.345 Mann. Dreimal glückliches Dresden!!!

Dreizehntes Kapitel.

Wir eilen zum Congreß nach Wien. Am 23. September Nachmittags 6 Uhr war dort König Friedrich VI. von Dänemark angelangt. Kaiſer Franz hatte ſich herabgelaſſen, ſeinem nordiſchen Gaſte bis an den Spitz, außerhalb der Taborbrücke, entgegenzufahren. Wenige Stunden zuvor war auch König Friedrich Wilhelm von Württemberg eingetroffen. Man kann ſich keinen auffallenderen Contraſt als dieſe beiden Souveraine denken. Der Letztere, (Sohn der harmlos glücklichen Prinzeſſin Friederike Dorothea von Brandenburg-Schwedt) war gerade eben ſo unförmlich dick und fett, als Erſterer, (Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde von England) mager und dürr erſchien. Der däniſche Friedrich verhielt ſich zu ſeinem württemberg'ſchen Namensvetter wie ein gebrechliches Schwefelhölzchen zu einem äußerſt maſſiven Fockmaſt.

Am 25. September, zwiſchen 12 und 1 Uhr, hielten Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm III. ihren gemeinſchaftlichen Einzug in Wien.

Am 28. erfolgte die Ankunft des Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern und der Königin Karoline.

Nach dem Anfang's October 1814 in Wien erſchienenen „Guide des étrangers pendant le Congrès“ wohnten in der Hofburg zwei Kaiſer, (Franz und Alexander) zwei Kaiſerinnen, (die Kaiſerin von Oeſterreich und von Rußland) vier Könige, (von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark) eine Königin, (Karoline von Bayern) ein kaiſerlicher und ein königlicher Kronprinz, (Ferdinand von Oeſterreich und Wilhelm von Württemberg) zwei Großfürſtinnen, (Louiſe von Sachſen-Weimar und Katharina Pawlowna von Oldenburg*), zwei königliche Prinzen (Wilhelm von Preußen und Prinz Karl von Bayern).

Die Wiener Hofburg ſchließt einen länglich viereckigen Platz ein, auf welchem die eigentliche Burg und das ihr gegenüber liegende Reichshofrathsgebäude die zwei langen, der Amalienhof und der ihm vis à vis gelegene Schweizerhof die zwei kurzen Seiten bilden. Dem Kaiſer und der Kaiſerin von Rußland war das zweite, dem Könige von Württemberg, aus Rückſicht für ſeinen koloſſalen Körperumfang, der ihm das Treppenſteigen ſehr erſchwerte, das erſte Stockwerk des Amalienhofes eingeräumt; der König und die Königin von Bayern und die königlichen Prinzen nahmen das ganze Reichshofrathsgebäude ein. In demſelben Flügel wohnte auch die Großherzogin Louiſe von Sachſen-Weimar. Der König von Preußen und deſſen Bruder (Prinz Wilhelm) bewohnten den Schweizerhof, und zwar die Seite, welche der Stadt zugekehrt iſt, während der König von Dänemark jene Seite inne hatte, deren Fenſter auf die Baſtei hinausgehen. Der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich, der Kronprinz Ferdinand und die Großfürſtin-Herzogin von Oldenburg bewohnten die eigentliche Hofburg. Die ganze Familie des Kaiſers Franz mußte aus Mangel an Raum in Schönbrunn wohnen. Der Kronprinz Wilhelm von Württemberg hatte außerdem auch ein Privatlogis in der Kärnthnerſtraße und der Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar wohnte am Rothenthurmthore.

---

*) Schweſter des Kaiſers Alexander I. von Rußland.

Jedem der anweſenden Monarchen war aus den Reihen der öſterreichiſchen Generalität ein Ehren-Cavalier als Oberhofmarſchall zugetheilt. Der Kaiſer von Rußland hatte den Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Ignaz von Hardegg, der König von Preußen den Fürſten Moritz von Liechtenſtein, der König von Bayern den Grafen Andreas Haddik, der König von Württemberg den Grafen Karl Civalart von Happancourt und der König von Dänemark den (auch als Luſtſpieldichter rühmlich bekannten) General Auguſt Ernſt Freiherrn von Steigenteſch.

Der Wiener Congreß glich hinſichtlich der dabei vertretenen Nationen und Sprachſtämme dem neuen Thurmbau zu Babel.

Die eigentlichen Koriphäen desſelben waren die bevollmächtigten Miniſter der acht Mächte, welche am 30. Mai 1814 den Pariſer Friedenstractat unterzeichnet hatten.

1. Für Oeſterreich: Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürſt von Metternich-Winneburg und Johann Philipp Freiherr von Weſſenberg (zuletzt öſterreichiſcher Geſandter am Hofe zu Saint-James).

2. Für Rußland: Graf Nikolai Raſumoffski, (früher ruſſiſcher Geſandter am Wiener Hofe); Graf Magnus von Stackelberg, (damaliger ruſſiſcher Geſandter in Wien) und Graf Karl Robert von Neſſelrode, Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten.

3. Für Frankreich: Charles Maurice von Talleyrand, Fürſt von Benevent; Emmerich Joſeph Herzog von Dalberg; Graf Latour du Pin und Graf Alexis de Noailles.

4. Für Großbritannien: Robert Stewart, Viscount Caſtlereagh; William Shaw, Lord Cathcart, (britiſcher Geſandter am Petersburger Hofe); Lord George Clancarthy, (zuletzt engliſcher Geſandter am Hofe im Haag); Lord Charles Stewart, (Caſtlereagh's Bruder und Botſchafter am Wiener Hofe).

5. Für Preußen: der Staatskanzler Karl Auguſt Fürſt von Hardenberg und Wilhelm Freiherr von Humboldt, (deſignirter preußiſcher Geſandter am Wiener Hofe).

6. Für Schweden: Graf Guſtav Loewenhjelm, (Geſandter am ruſſiſchen und ſpäter am franzöſiſchen Hofe).

7. Für Spanien: Don Pedro Gomez Labrador, Grand von Spanien und Staatsrath im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten.

8. Für Portugal: Graf Palmella-Souza-Holſtein, (Geſandter in London); Graf Saldanha de Gama, (Geſandter in Petersburg) und Ritter Lobo da Silveira, (deſignirter Geſandter am Wiener Hofe).

Dieſe Miniſter bildeten eine Art von General-Ausſchuß des Congreſſes und repräſentirten gleichſam die Geſammtheit desſelben. Vorſitzender dieſes Ausſchußes war der von ihnen einſtimmig gewählte Fürſt Metternich.

Das Protokoll führte Hofrath von Gentz, (der, beiläufig erwähnt, jetzt noch mehr als früher der väterliche Freund und Beſchützer der uns ſattſam bekannten Polin Lodoiska war).

Von den oben genannten Koriphäen des Congreſſes wohnte Fürſt Metternich in ſeiner äußerlich beſcheidenen Villa am Rennwege; Fürſt Talleyrand auf dem Minoriten-Platze; Fürſt Hardenberg auf dem Graben und Viscount Caſtlereagh im „Auge Gottes“ am Sanct-Peter. Letzterer mußte für ſeine zwölf Zimmer monatlich 500 Pfund Sterling (über 3000 Thaler) Miethe zahlen.

Für die deutſchen Angelegenheiten hatte ſich ein zweiter Ausſchuß gebildet, der aus nachfolgenden Bevollmächtigten beſtand:

Für Oeſterreich: Freiherr von Weſſenberg.

Für Preußen: Freiherr von Humboldt.

Für Bayern: Feldmarſchall Karl Philipp Fürſt von Wrede.

Für Hannover: die Grafen Münſter und Hardenberg.

Für Württemberg: Graf Wintzingerode und Freiherr von Linden.

In dieſem Ausſchuße führte Hofrath Karl Freiherr von Martens das Protokoll.

Das Königreich Sachſen war nicht vertreten!!!

Die Verhandlungen des Congreſſes, die ſchon am 1. October hatten beginnen ſollen, wurden bis zum 1. November hinausgeſchoben, eine Verzögerung, die den öſterreichiſchen Feldmarſchall, Prinzen de Ligne veranlaßte zu ſagen:

— Le Congrès danse, mais, hélas, il ne marche pas!

In keiner andern Zeit hatte Wien einen größern Zuſammenfluß weiblicher Schönheiten aufzuweiſen gehabt, als zur Zeit dieſer großen Fürſten-Verſammlung. General Karl von Noſtitz, Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, hat in ſeinem „Leben und Briefwechſel“ (Leipzig 1848) all' jene Damen aufgezählt, welche durch den Glanz ihrer Schönheit den Congreß verherrlichten. Kaiſer Alexander von Rußland bezeichnete ſechs Damen als Schönheiten erſten Ranges: Gräfin Karoline Széchenyi als „beauté coquette“, Gräfin Sophie Zichy als „beauté triviale“, Fürſtin Roſine Eßterhazy als „beauté étonnante“, Gräfin Julie Zichy als „beauté céleste“, Gräfin Saurma als „beauté du diable“ und Fürſtin Gabriele Auersperg als „beauté qui inspire seule du vrai sentiment.“ Letztere, glauben wir, durfte auf dies Urtheil um ſo ſtolzer ſein, als der galante Czar in dieſem Punkte wirklich ein ſehr competenter Richter war.

Den komiſchſten Eindruck im Kreiſe der hier verweilenden Monarchen gewährte der König von Würtemberg, deſſen unförmlich dicker Bauch, den er nur äußerſt mühſam mit ſich fortzuſchleppen vermochte, ihn veranlaßt hatte, jeden Tiſch, an welchem er Platz nahm, wie jener franzöſiſche Kanzler Antoine Duprat, welcher unter König Franz I. gelebt, ausſchneiden zu laſſen, um Raum für das monſtröſe Vorgebirge ſeines äußerſt gefräßigen Magens zu gewinnen.

Die traurigſte Rolle dagegen ſpielte der König von Dänemark, der den Verluſt der Hälfte ſeiner Krone (Norwegen, das an Schweden gefallen war) nicht verſchmerzen konnte. Obgleich Friedrich VI. damals erſt ſechsundvierzig Jahre zählte, zeigte ſein todtenernſtes Antlitz doch ſchon greiſenhafte Züge. — Der unglückliche Fürſt conferirte ſehr häufig mit Herrn von Gentz, welchen er durch glänzende Verſprechungen aller Art in ſein Intereſſe zu ziehen ſich beſtrebte, und der ſeinerſeits ihm bald dieſen, bald jenen Erſatz — heute Hamburg, morgen Bremen, übermorgen Beide zugleich und Lübeck noch obendrein — als Entſchädigung für das ihm geraubte Königreich Norwegen und für die Inſel Helgoland verſprach, welche laut Vertrag vom 16. September 1814 Dänemark an England abzutreten ſich gezwungen ſah. — Friedrich VI. war vom Herrn von Gentz und deſſen ſchönen Redensarten dergeſtalt entzückt, daß er ihm eines Abends das Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens verlieh*) und ihm eine Herrſchaft oder eine halbe Million däniſcher Riksdaler verſprach, wenn unſer ſchlauer Hofrath durch ſeinen Einfluß beim Fürſten Metternich es durchzuſetzen vermöchte, daß man ihn wenigſtens durch die Abtretung Hamburg's für die großen Opfer entſchädige, die er Schweden und England zu bringen genöthigt worden war. An jenem Abende, an welchem der Sohn Karolinen Mathildens ſeinen Thee bei Gentz getrunken, hatte er u. A. auch die Bekanntſchaft der Polin Lodoiska gemacht, welche ihm dergeſtalt zu gefallen ſchien, daß er ſie ſeitdem, mit gütiger Erlaubniß des Herrn Hofraths, allwöchentlich zwei- bis dreimal in ihrer prachtvoll eingerichteten Wohnung in der „Jägerzeile" allerhuldreichſt zu beſuchen geruhte. — Das Ende werden wir ſpäter erzählen.

Die „Congreß-Chronik", die damals zu Frankenthal in Bayern erſchien, ſchildert die Haupt-Factoren des Wiener Congreſſes in folgenden Umriſſen:

---

*) Bei dieſer Veranlaſſung nahm Herr von Gentz die Deviſe an: „Dum spiro spero." (Ich hoffe, ſo lange ich athme).

„Talleyrand (ſo heißt es in jener Chronik) ſpielt inſofern, als er die Schritte aller Uebrigen hemmt und Stockungen in die ſchon beſchloſſenen Plane bringt, eine weit bedeutendere Rolle als Mancher unter ihnen glauben mag. Vertraut mit allen Formen der Politik, da er den größten Eroberer unſerer Zeit bis zu deſſen Abgrunde begleitet hat, ausgerüſtet mit einem eben ſo großen als ſeltenen Talente, im Hinterhalte auf eine friſch geſammelte Armee und auf einen noch nicht beſetzten Thron hinweiſend, verſucht er mannigfache Methoden, um ſeinen Anträgen einen gewiſſen Nachdruck zu geben. Er ſoll ſchon einige Male in den Conferenzen den Stuhl gerückt und anſcheinend große Luſt zur Abreiſe gezeigt haben, weil er das linke Rheinufer nicht im Beſitze von Preußen und Bayern ſehen will. Doch blieb er immer wieder ſitzen, weil bald darauf von der welſchen Schweiz geſprochen ward.*) Er erſcheint nur höchſt ſelten öffentlich. Der Zuſtand ſeines (hinkenden) Beines gibt ihm hinreichend formelle Entſchuldigungen. Sein Kopf dagegen iſt deſto geſünder, daher ihm auch unter der Hand ſchon von da und dort Allianzen mit Frankreich angeboten worden ſind.

---

*) Er beſtand darauf, daß das Dorf Ferney bei Frankreich verbleibe, weil dort das Schloß ſeines großen Vorbildes Voltaire liegt.

Lord Caſtlereagh's Wünſchen kommt man gern zuvor. Sein Blick iſt überall, und die Rolle, die er ſpielt, vielleicht die verwickeltſte. Er iſt äußerlich ein ganz angenehmer Mann von vierzig bis fünfzig Jahren,*) von mittlerer Größe, mehr ſchlank als dick und etwas blaſſen Anſehens. Seine gebogene Naſe, ſein freier Blick und die faſt jedem Engländer eigenthümliche Einfachheit machen ihn alſogleich kenntlich. In ſeinen diplomatiſchen Arbeiten wird er kräftig von ſeinem (jüngern) Bruder Lord Robert Stewart unterſtützt.

Fürſt Metternich iſt einer der feinſten Hof- und Staatsmänner, welche das neunzehnte Jahrhundert aufzuweiſen hat. Alle Nuancen der gewählten Formen, wie der Zweck ſie eben erheiſcht, können nicht feiner und geſchmeidiger ſein. — Vorzügliche öſterreichiſche Geſchäftsmänner — wie Hofrath von Gentz — ſtehen ihm rathend zur Seite. Die Fürſtin Metternich macht die Honneurs.**)

---

*) Robert Stewart Viscount Caſtlereagh, geboren am 18. Juni desſelben Jahres, in welchem auch Napoleon das Licht der Welt erblickt hatte, war zur Zeit des Wiener Congreſſes 46 Jahre alt.

**) Herr von Metternich war dreimal verheirathet. Am 27. Sep-

Das Aeußere des Hauptes des Fürſten von Hardenberg iſt ſo weiß wie ſein Inneres geworden. Sein Angeſicht leuchtet, ſeine Miene lächelt und ſeine ganze Erſcheinung reißt jeden ſeiner Beobachter zur Verehrung hin. Er nährt in jeder Hinſicht die liberalſten Anſichten. *)

Graf Neſſelrode tritt überall mit Kraft auf. Ganz unverkennbar ſind ſeine vorzüglichen Talente. Am Schluße dieſer kleinen Umriſſe müſſen wir auch des Miniſters Freiherrn Karl von Stein (des Erzfeindes

---

tember 1797 hatte er Eleonore Marie Fürſtin von Kaunitz, eine Enkelin des „europäiſchen Staatskutſchers“ Wenzel Anton Fürſten von Kaunitz-Rietberg, geheirathet. Nach ihrem am am 19. März 1825 erfolgten Tode vermählte er ſich am 5. November 1827 mit Antoinette Marie von Leykam. Nach dem am 17. Januar 1829 erfolgten Ableben ſeiner zweiten Gemahlin, welche Dr. Vehſe ein „beſcheiden ſchönes Veilchen“ nennt, ſchloß der Fürſt am 30. Januar 1831 ein drittes Eheband mit der „prächtig-ſtolzen Päonie“ und ungariſchen Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, die am 3. März 1854 ſtarb. Fürſt Metternich, auch ſeine dritte Gemahlin überlebend, ſtarb am 11. Juni 1859. Sein Sohn Richard (geb. am 7. Januar 1829) iſt das einzige Kind aus der zweiten Ehe.

*) Seine Ehe mit der Gräfin Friederike von Reventlow war eine ſo unglückliche geweſen, daß er, vierzehn Jahre nach ſeiner Hochzeit, ſich 1788 von ihr ſcheiden ließ. — Sein Wahlſpruch war: „Secret et hardi“.

Napoleon's) gedenken, deſſen ganzes Geſicht den gußeiſernen, feſten Willen des energiſchen Staatsmanns ausſpricht.“

Gegen Ende Oktobers hatte ſich im Schooße des Congreſſes ein Gerücht verbreitet, das bald überall große Verwunderung erregte. Die obengenannte „Congreß-Chronik“ meldete unterm 28. Oktober: „Die vortreffliche Erzherzogin Marie Louiſe, eben ſo groß im Glück wie im Unglück, wird von Napoleon getrennt. Ein großer Plan reift für ſie heran. Ueber das Reſultat wird man erſtaunen.“ —

Und dieſes beabſichtigte Reſultat war folgendes:

Talleyrand hatte ſich hinter Metternich und Metternich hinter Hardenberg geſteckt, um durch Letztern den König von Preußen, welcher ſeit dem am 19. Juli 1809 erfolgten Tode der Königin Louiſe Witwer war, zu bewegen, ſich um die Hand der Gemahlin Napoleon's zu bewerben. Dieſer Plan war bereits ſo weit gediehen, daß der General Freiherr Franz von Koller (— einer jener vier Commiſſaire, welche den geſtürzten Ex-Kaiſer von Fontainebleau nach der Inſel Elba begleitet hatten —) auserſehen war, abermals dorthin abgeſchickt zu werden, um daſelbſt die Scheidung einzuleiten. Es hieß damals ziemlich allgemein, Marie Louiſe, die, wie ſchon früher angedeutet worden war, ihren Gemahl niemals wahr und innig geliebt haben ſoll, werde jetzt (damals lebte ſie noch in Schönbrunn) keine Gewiſſensbiſſe empfinden, ſich von ihrem Gatten loszuſagen und ihre Religion zu wechſeln, um Königin von Preußen zu werden. Auch Friedrich Wilhelm III. ſoll einen Augenblick ernſtlich entſchloſſen geweſen ſein, Schwiegerſohn des Kaiſers von Oeſterreich zu werden, und nur der Ueberredung des Prinzen Auguſt von Preußen (welcher wenige Jahre zuvor noch weit ernſtlicher entſchloſſen geweſen war, Madame Récamier zu heirathen) ſoll es, wie es damals hieß, gelungen ſein, den König von der Ausführung dieſes abenteuerlichen Planes zurückzuhalten. „Le diable boiteux,“ erzählte Fürſt Hardenberg dem Königsberger Hofrathe Wilhelm Dorow und Dorow, mit welchem der Schreiber dieſes Buches in Leipzig und in Halle gut befreundet war, erzählte uns: „Talleyrand a voulu jouer une farce diablement française, en mariant notre très-grâcieux souverain avec Madame Napoléon Buonaparte, mais il s'est bougrement trompé, ſagte Dorow und lächelte dazu. —

Der Congreß ſaß ſchon über drei Monate und hatte bis dahin noch wenig mehr gethan, als gut gegeſſen und getrunken, viel getanzt und hoch geſpielt und ſich außerdem beſtmöglichſt zu unterhalten geſucht. Das beharrliche Stillſchweigen über das Reſultat ſeiner heimlich gepflogenen Verhandlungen begann Mißtrauen und Beſtürzung zu erregen. Eine Zeitung jener Tage äußerte darüber: „Niemand vermag den Schleier des Geheimniſſes zu lüften, worin der Congreß ſeine Verhandlungen einhüllt. Nur hier und da vereinzelt an's Licht tretende Noten, ſowie die Dauer des Congreſſes ſelbſt, welche auf große Schwierigkeiten ſchließen laſſen, machen es mehr als wahrſcheinlich, daß die Einigkeit noch nicht gefunden iſt. Auch ſcheint es, daß der Fürſten-Congreß ſich endlich in einen Miniſterial-Congreß verwandeln dürfte; denn verſchiedene Anzeichen verkündigen die nahe bevorſtehende Abreiſe mehrerer großen Staatsbeherrſcher. Dies Alles erweckt Angſt und Bekümmerniß. Das in Fieberhitze liegende Europa ſchreit laut auf, von böſen Träumen und Phantaſien gequält." Und während die Völker ängſtlich der Dinge, die geſchehen ſollten, entgegenharrten, geruhten die Beherrſcher derſelben ſich à merveille aufzuheitern durch Feſtlichkeiten mannigfacher Art.

In der Hofburg wurden von den Spitzen des Adels und der Diplomatie franzöſiſche Luſtſpiele (unter Andern auch „Le Pacha de Surène") und lebende Bilder aufgeführt, zu welchen Herr Pilat, Redacteur des „Oeſterreichiſchen Beobachters" und Schildknappe des Fürſten Metternich wie des Hofraths von Gentz, unter dem Titel „Scènes des Troubadours en l'an 1148“ (Verſetzung des Jahres 1814) den Text geliefert hatte.*)

Einen Glanzpunkt im Feſttaumel des Wiener Congreſſes bildete die vom kaiſerlichen Hofe Sonntags am 22. Jänner 1815 veranſtaltete große Schlittenfahrt nach Schönbrunn. Der ganze Zug beſtand aus 34 Barutſch-Schlitten.

Die Abfahrt derſelben erfolgte vom Joſephs-Platze um 2 Uhr Nachmittags. Den Zug eröffnete ein Detachement Cavalerie. Im erſten Schlitten ſaß Kaiſer Franz mit der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland; im zweiten Kaiſer Alexander mit der von ihm als „beauté qui inspire seule du vrai sentiment“ gekennzeichneten Witwe Fürſtin Gabriele Auersperg; im dritten König Friedrich von Dänemark mit der Großherzogin Louiſe von Sachſen-Weimar; in vierten König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der „beauté triviale“ Gräfin Julie Zichy-Ferraris, welcher er auffallend den Hof machte; im fünften der Großherzog Karl Ludwig von

---

*) Nach der Meinung des Herrn de Lagarde ſoll Vicomte de Villeneuve-Bargemont der Autor dieſer Troubadour-Scenen geweſen ſein.

Baden mit der Obriſthofmeiſterin und verwitweten Gräfin Laczanski. — In den andern Schlitten, deren Reihenfolge durch das Los beſtimmt worden war, ſaßen 6. Prinz Karl von Bayern mit der Gräfin Saurma-Hunyady; 7. Erzherzog-Palatin Joſeph von Ungarn mit der Großfürſtin Katharina Pawlowna, verwitweten Großherzogin von Oldenburg; 8. Prinz Wilhelm von Preußen mit der Gräfin Fuchs-Gallenberg; 9. Kronprinz-Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich mit ſeiner Schweſter, der Erzherzogin Marie Clementine; 10. Erzherzog Rainer (Bruder des Kaiſers Franz) mit der Gräfin Herberſtein-Moltcke-Kolowrat; 11. Erzherzog Ludwig mit der Gräfin Cavriani-Eßterhazy; 12. Herzog Friedrich Chriſtian von Holſtein-Beck mit der Gräfin von Fritſch, Hofdame der Großherzogin von Sachſen-Weimar; 13. Erzherzog Anton mit der Fürſtin Karoline von Fürſtenberg; 14. Fürſt Ferdinand von Trautmannsdorff-Weinsberg mit ſeiner Tochter Gräfin Maria Anna; 15. Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Würzburg, mit der Freifrau von Hohenegg; 16. Erzherzog Johann mit der Gräfin Cavriani; 17. Kronprinz Wilhelm von Württemberg mit der Fürſtin Roſine von Liechtenſtein-Eßterhazy, der ſogenannten „beauté étonnante“; 18. Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar mit der Gräfin O'Donell-Gaysruck; 19. Prinz Eugen von Württemberg mit der Gräfin Apponyi-Nogarola; 20. Graf Wrbna mit der ruſſiſchen Hofdame Walujeff (?), welche, beiläufig erwähnt, einen vom Kaiſer Alexander kurz vorher zum Geſchenk erhaltenen Zobelpelz für 30,000 Rubel trug; 21. Erzherzog Karl mit der verwitweten Gräfin Eſterhazy-Roiſin; 22. Prinz Leopold von Sicilien mit der Gräfin Mniszek-Lubomirska; 23. Kronprinz Ludwig von Bayern, der ſpätere Lola-Montez-Verehrer, mit der Gräfin Keglevics-Zichy; 24. der verwitwete Herzog Albert von Sachſen-Teſchen*) mit der Fürſtin Eſterhazy-Taxis; 25. Graf Karl Zichy mit der Gräfin Zichy-Széchenyi; 26. Fürſt Alfred Windiſchgrätz mit der Gräfin Werinand-Windiſchgrätz; 27. Prinz Auguſt von Preußen mit der Gräfin Batthiany-Széchenyi; 28. Graf Nikolaus Eſterhazy mit der Gräfin Eſterhazy-Feſtitics 29. Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha mit der Gräfin Waldſtein-Rzewuska; 30. Fürſt Wilhelm von Auersperg mit der ruſſiſchen Hofdame Gräfin Stourdza; 31. Graf Franz Zichy mit Lady Arabella Caſtlereagh; 32. Fürſt Paul Eſterhazy mit Lady Georgine Radcliffe; 33. Graf Karl Zichy, Sohn, mit der Gräfin Friderike von Beuſt, Hofdame der Großherzogin von Sachſen-Weimar. Im 34., oder richtiger geſagt, im erſten Schlitten, der allen Uebrigen vorausfuhr, ſaß der Oberſtallmeiſter des Kaiſers von Oeſterreich, Graf von Trautmannsdorff.

---

*) Seine am 24. Juni 1798 verſtorbene Gemahlin war die Erzherzogin Marie Chriſtine, Lieblings-Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia.

Die Schlitten der gekrönten Häupter wurden von Edelknaben, ungariſchen Garden und k. k. Bereitern begleitet. Den Schluß bildete ein von ſechs Pferden gezogener Rieſenſchlitten mit einer militairiſchen Muſikbande, die, en passant geſagt, einen Mord-Spectakel machte.

Der Zug bewegte ſich (abſichtlich in großem Umwege) durch die kaiſerliche Burg über den Kohlmarkt, die Tuchlauben, die Wipplinger Straße, den Judenplatz, Hof, Freiung, Herrengaſſe, Michaeler-Platz, Joſeph-Platz bis zum Kärnthner-Thor, Steck-im-Eiſenplatz, den Graben und Kohlmarkt, zum Burgthore hinaus nach Schönbrunn.

Hier wartete das wahrhaft luculliſche Mittagmahl, bei welchem die Kaiſerin von Oeſterreich, der König und die Königin von Bayern, ſowie die Erzherzogin Leopoldine, welche im Hofwagen vorausgeeilt waren, ſich einfanden.

Nach der Tafel begab ſich die ganze Verſammlung nach dem Schönbrunner Schloßtheater, wo von den

Mitgliedern der kaiſerlichen Hofopernbühne die Oper „Aſchenbrödel“ mit eingelegtem Ballet aufgeführt ward.

Nach dieſer Vorſtellung kehrte der Schlittenzug in der oben angeführten Reihenfolge durch das Kärnthner-Thor, durch die Kärnthner Straße, Stock-im-Eiſenplatz und Graben, Bogener Gaſſe, Freiung und Herrengaſſe in die feenhaft erleuchtete Hofburg zurück. Kaiſer Alexander, der ſich etwas allzueifrig mit der Fürſtin Auersperg unterhalten und ſich dabei ſehr echauffirt hatte, war ſo unglücklich geweſen, ſich einen barbariſchen Schnupfen zu holen.

Im „Auge Gottes“ hatte der blaſſe Lord Caſtlereagh mit ſeinem Bruder Stewart, welcher eine Unzahl neuer Depeſchen nach London expediren mußte, gearbeitet, während Fürſt Talleyrand ſein hinkendes Bein vorſchob, um am Nachmittage dieſer Schlittenfahrt ein Paar Stunden angenehm zu verplaudern mit der hübſchen Balletttänzerin Tereſina Bigottini, die ihm ſein Landsmann Duport, Director des Kärnthnerthor-Theaters, auf's Wärmſte empfohlen hatte, während Metternich mit dem Fürſten Hardenberg und dem Grafen Neſſelrode, in geheimer Conferenz zuſammen ſaßen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen nach der ſoeben beſchriebenen Schlittenfahrt war auch Gräfin Kielmannsegge unter dem

Namen einer Frau von Schmochtitz, ohne jegliche andere Begleitung, als die zweier Kammerfrauen und eines ihrer vielen Kammerdiener, in Wien angelangt und daſelbſt in Hauptmann's ſchon damals in Mode gekommenem Gaſthofe zum „goldenen Lamm“ in der Leopoldſtadt abgeſtiegen. Hier verweilte ſie faſt zwei Monate. Der Hauptzweck ihres längern Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt war kein Anderer, als die Hauptmatadore des Congreſſes und vor Allem einen der erbittertſten Feinde Napoleon's, Herrn Hofrath von Gentz, perſönlich kennen zu lernen.

Am 23. Januar (1815) ſtattete ſie der rechten Hand und dem linken Ohre des Fürſten Metternich ihren erſten Beſuch ab und ließ, da ſie ihn an dieſem Vormittage nicht mehr zu Hauſe fand, ihre Viſitenkarte mit den vier Buchſtaben p. r. s. h. (pour rendre ses hommages) zurück.

Als ſie am andern Morgen ihren Beſuch wiederholte, fand ſie den einflußreichen Protokollführer des Congreſſes leider auffallend verſtimmt und niedergeſchlagen. Wir wollen dem Leſer erzählen, weshalb?

Die leichtſinnige Polin Lodoiska, die er vielleicht gerade darum, weil ſie ihn fortwährend maltraitirte, weit ausdauernder als jede ſeiner frühern Flammen zu lieben geruhte, war ihm Abends vorher — Gott weiß, zum wievielſten Male? — auf ſo eclatante Weiſe untreu geworden, daß er ſich deren neueſten Abfall mehr als jeden frühern zu Herzen nahm. Lodoiska, die während der langen Winterabende, wie bereits erwähnt, die nähere Bekanntſchaft des Königs von Dänemark gemacht hatte, war erſt Tags zuvor mit demſelben übereingekommen, ihn bei ſeiner nahe bevorſtehenden Abreiſe von Wien nach ſeiner Reſidenzſtadt Kopenhagen zu begleiten und ſich dort, weil Wien ihr durchaus nicht mehr zuzuſagen ſchien, häuslich niederzulaſſen. Friedrich VI. hatte ſich damit einverſtanden erklärt, und nachdem zwiſchen ihm und ihr die nähern Beſtimmungen dieſes Allianz-Vertrages ſchriftlich aufgeſetzt worden waren, ihr vorläufig 10,000 Rubel Reiſegeld bewilligt. Lodoiska, die aus dieſem ganzen Handel kein Geheimniß gemacht, hatte noch in derſelben Nacht dem Hofrathe davon pflichtſchuldige Mittheilung gemacht, in einem Briefe nachfolgenden Inhalts:

„Liebes, gutes Väterchen! Ich beeile mich, Dir anzuzeigen, daß ich vielleicht noch im Laufe dieſer Woche Wien und auch Dich, cher papa, verlaſſen werde, um den König von Dänemark nach Kopenhagen zu begleiten. Wie lange ich dort bleiben werde, hängt ganz von den Umſtänden und meiner guten oder ſchlimmen Laune ab. Gräme Dich nicht, mein braves Väterchen! Alles muß einmal ein Ende haben! Vergiß aber nicht ganz und gar

Deine Dich ewig liebende Freundin
Lodoiska.

Wien, Sonnabend, Nachts 12 Uhr.“

Gentz war darüber außer ſich gerathen. Er hatte das Billet wüthend in der Hand zerdrückt und war einen Augenblick entſchloſſen geweſen, es den luſtiglachenden Flammen ſeines Kaminfeuers zu überliefern. Bald aber hatte er ſeinen Entſchluß geändert und ſich vorgenommen, dieſe Zeilen als Corpus delicti ihrer Herzloſigkeit, ihres Undanks, ihres unverbeſſerlichen Leichtſinns wenigſtens ſo lange aufzubewahren, bis Lodoiska, dieſen treuloſen Abfall vielleicht frühzeitig genug bereuend, von Neuem an die Großmuth ſeiner Verzeihung appelliren und ſich wieder unter die Flügel *ſeiner* Vaterſchaft zurückbegeben würde (was aber, unter uns geſagt, *nicht* geſchah.)

Friedrich VI. verließ einige Tage darauf in Lodoiska’s luſtiger Begleitung den Congreß, ohne für den Verluſt der Hälfte ſeiner Krone irgend eine *andere* Entſchädigung erlangt zu haben, wozu zweifelsohne auch die Eiferſucht und verletzte Eitelkeit des durch ihn bitter gekränkten Hofraths von Gentz das ihrige beigetragen haben mögen. Im Augenblicke der Abreiſe des Königs ſagte ihm Kaiſer Alexander die Artigkeit:

— Votre Majesté emporte tous les coeurs.

— Peut-être bien, Sire, mais assurement pas une seule âme, antwortete der König mit einer Bitterkeit, die eben kein allzugroßes Compliment für Lodoiska war, welche in der That nur wenig oder gar keine Seele beſaß.

Am 18. Mai traf der König von Dänemark mit ſeinem traurigen Gefolge in Dresden, am 21. in Altona ein. Am 24. geruhte er, ſeine Reiſe über Schleswig und Auguſtenburg nach der Hauptſtadt ſeines zerſtückelten Reiches fortzuſetzen. Am 1. Juni traf er nach faſt neunmonatlicher Abweſenheit, reicher an Erfahrungen, aber ärmer als je an Hoffnungen, in Kopenhagen ein, deſſen Bevölkerung ihn mit treuer Anhänglichkeit empfing. Die Königin Marie Sophie Friederike (eine geborene Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel,) die während der Abweſenheit ihres Gemahls den Vorſitz im Staatsrath und eine Quaſi-Regentſchaft geführt hatte, war ihrem Gatten bis nach Friedensberg entgegengeeilt. Es war ein ſehr trauriges Wiederſehen.

Vier Stunden ſpäter langte Lodoiska an. In Kopenhagen trat ſie unter dem angenommenen Namen einer Gräfin von Rouge-et-noire auf.

Wir kehren zu unſerm Hofrath zurück. An dem Morgen, an welchem er den Beſuch der Gräfin Kielmannsegge empfangen hatte, war ſein Schmerz über Lodoiska's bodenloſe Untreue und ihren urplötzlichen Abfall noch ſo friſch geweſen, daß er die Gräfin nur äußerſt kühl und unwirſch empfing und ſie kaum zum Sichniederſetzen einlud. Frau von Kielmannsegge war durch dieſen mehr als unfreundlichen Empfang gleich von vorneherein ſo eingeſchüchtert worden, daß ſie nach den erſten Phraſen, welche ſie mit ihm gewechſelt hatte, ſich wieder entfernen wollte.

— Darf ich wiſſen, was Sie eigentlich zu mir geführt hat? wünſchte Herr von Gentz zu erfahren.

— Der Wunſch, Sie kennen zu lernen . . .

— Und weiter nichts? fragte der Hofrath.

— Sonſt gar nichts, erwiderte die Gräfin. Und da dieſer Wunſch ſich nunmehr erfüllt hat, ſo erlauben Sie mir, mich Ihnen beſtens zu empfehlen.

— Ich bitte, noch einen Augenblick bleiben und mir ſagen zu wollen, ob ich Ihnen in irgend einer Beziehung angenehm oder nützlich werden kann?

— Keines von Beiden, erklärte die Gräfin und trat, beleidigt durch deſſen wahrhaft empörende Unhöflichkeit, ungeſäumt ihren Rückzug an.

— Eine ſonderbare Frau! meinte der Hofrath. Nachdem ſie mich oberflächlich kennen gelernt hat, geht ſie ſchleunigſt ihre Wege. So etwas iſt noch niemals dageweſen! rief Gentz und las dann zum zweiten Male den herzloſen Abſchiedsbrief ſeiner Polin, die er mit Wohlthaten und Aufmerkſamkeiten der koſtſpieligſten Art überhäuft, und die ihn trotzdem ſo lieblos verrathen hatte.

— Schnöder Undank, Dein Name iſt Lodoiska! rief er empört und ſchlug mit geballter Fauſt ſeine, in trübe Gewitterwolken gehüllte Stirn.

Lodoiska war wirklich ein undankbares Geſchöpf. Doch trotz aller ihrer Untreuen, welche er ſich jetzt, ſich gleichſam zum Troſte, in's Gedächtniß zurückrief, konnte er ſie weniger leicht, als ein Dutzend ihrer Vorgängerinnen ſeiner Gunſt vergeſſen. Wie manche Frau gewinnt dann erſt neue Reize, wenn ſie für uns verloren iſt! So ging's auch dem guten Hofrath. Er grämte und härmte ſich aufrichtig und nahm ſich Lodoiska's Untreue Anfangs ſo ſehr zu Herzen, daß ihm weder Eſſen noch Trinken zu munden ſchien und er in Folge dieſes gänzlichen Appetitmangels, trotz aller fünfzehnpfündigen Rindfleiſchbrühen, die er allmorgentlich zu genießen pflegte, ſichtlich abzumagern begann und faſt ſo durchſichtig wie eine Wiener Banknote wurde; während Lodoiska, ſorglos heiter in den Tag hineinlebend, zuſehends geſünder, friſcher und fetter zu werden ſich erlaubte.

Eingedenk des uralten Troſtes: „Pour se débarrasser d'une maîtresse, il ne faut que prendre une autre," trug ſich Herr von Gentz mit dem leicht verzeihlichen Plane, für ſeine, mit dem Könige von Dänemark ſo plötzlich davongelaufene Leda möglichſt baldigen Erſatz in irgend einer andern Prinzeſſin Io oder Europa zu ſuchen.

Bis dahin überlaſſen wir ihn ſeinem Schickſale, ſeinem Weltſchmerze, ſeiner ſchlechten Verdauung, ſeinem Liebesgrame, ſeiner Langeweile und der gewiſſenhaften Führung ſeiner Congreß-Protokolle. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Gräfin Kielmannsegge war nach achtwöchentlichem Aufenthalte in Wien unterdeſſen nach Dresden zurückgekehrt.

Aus letztgenannter Stadt hatte ſich bereits am 8. März eine Deputation, an deren Spitze der Bürgermeiſter Dr. Schulze und der Stadtrichter Dr. Tittmann ſtanden, nach Brünn begeben, wohin Friedrich Auguſt der „Gerechte" mit Einwilligung des Königs von Preußen am 22. Februar von Friedrichsfelde abgereiſ't war, um dem bis dahin gefangen geweſenen

Souveraine die Glückwünſche ſeiner treuen Unterthanen zu ſeiner Befreiung abzuſtatten.

Neun Tage ſpäter (12. März) langte in Dresden die Nachricht an, daß Napoleon von der Inſel Elba entflohen und am 1. März im Golf Juan, zwiſchen Cannes und Antibes, gelandet ſei.

Dieſe Kunde erregte überall großes Aufſehen.

Vierzehntes Kapitel.

Fünf Wochen nach jener heitern Schlittenfahrt des Wiener Congreſſes hatte Napoleon Buonaparte am 26. Februar, Abends 8 Uhr, während der geräuſchvollen Zerſtreuungen eines von der Kaiſerin-Mutter und der Lieblingsſchweſter des Kaiſers, Prinzeſſin Pauline Borgheſe, abſichtlich veranſtalteten Ballfeſts ganz leiſe und heimlich ſeine luſtige Duodez-Reſidenz Porto-Ferrajo verlaſſen und ſich, eingehüllt in das geheimnißvolle Schweigen der Nacht, auf der Corvette „Inconſtant“, begleitet von ſeiner Sedez-Garde von 600 Mann auf vier Feluken, geraden Weges nach Frankreich eingeſchifft. Dieſe Garde, beſtehend aus 200 corſiſchen Jägern, 200 franzöſiſchen und italieniſchen Infanteriſten, 100 polniſchen Chevaulegers und hundert andern Soldaten, ſtand unter dem Commando der Generale Bertrand, Drouot und Cambronne. — Am Morgen des folgenden Tages, als der „Inconſtant“ erſt ſechs Meilen von Porto-Ferrajo entfernt war, ſtieß er auf franzöſiſche Kreuzer. Einer der Führer derſelben, der auf Napoleon's Schiff losgeſegelt war, fragte nach dem Befinden des Kaiſers. Napoleon ſelbſt ergriff ein Sprachrohr und antwortete: „L'empereur se porte bien." — Worauf die Corvette unangefochten weiter zog.

Am 1. März lief, gegen 3 Uhr Nachmittags, die kaiſerliche Escadrille in den zwiſchen Cannes und Antibes gelegenen Golf Juan ein. Die Küſte war ſtill und ausgeſtorben. Niemand hinderte die Landung des Kaiſers.

Am 5. März in Gap angelangt, ließ Napoleon daſelbſt vielverſprechende Proklamationen drucken, die er ſchon fünf Tage zuvor an Bord des „Inconſtant" dem General Bertrand in die Feder dictirt hatte. In Gap hatte ſich der erſte Enthuſiasmus gezeigt, welchen er nicht unbenutzt vorüberrauſchen ließ.

Am 7. März ſtieß er vor Vizille in der Dauphiné auf ein Bataillon des fünften Linien-Regiments und auf zwei Compagnien vom Genie-Corps, im Ganzen auf ſieben- bis achthundert Mann, welche man ihm von Grenoble aus in aller Eile entgegengeſchickt hatte, um ſeine Weiterreiſe aufzuhalten. Zuerſt parlamentirte Cambronne und dann Napoleon ſelbſt.

— Iſt Einer unter Euch, ſagte er, der ſeinen General und Kaiſer tödten will, dann kann er's thun. Hier bin ich! rief der Kaiſer.

Bei dieſen Worten hatte er ſeinen grauen Oberrock aufgeriſſen und den Soldaten ſeine Bruſt gezeigt.

Die conſternirten Soldaten ſchrieen: Vive l'empereur!

Worauf der Zug triumphirend weiter zog.

In Vizille angelangt, hatte der Maire zu ihm geſagt:

— C'est ici, qu'est née la révolution et c'est ici qu'elle ressuscite.*)

Am 8. März in Grenoble eingerückt, nahm er wieder ſeine beiden Kaiſertitel an und dekretirte, daß alle öffentlichen Acte von heute an mit der Formel anfangen: „Par la grâce de Dieu et les constitutions de l'Empire, Napoléon, empereur des Français, roi d'Italie“ etc.**)

An demſelben Tage, an welchem Napoleon von Grenoble nach Lyon aufbrach, erſchien im „Moniteur“

---

*) Hier iſt die Revolution zur Welt gekommen; hier iſt ſie wieder auferſtanden.

**) Das erſte Truppencorps, das in Grenoble zum Kaiſer überging, war das ſiebente Linien-Infanterie-Regiment, befehligt von Charles François Huchet, Grafen de Labédoyère, der für dieſen Abfall nach der zweiten Reſtauration der Bourbons am 19. Auguſt 1815 auf der Ebene zu Grenoble erſchoſſen ward.

eine Verordnung Ludwig's XVIII., worin Buonaparte, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen, als Verräther und Rebell erklärt ward.

Der ehrgeizige Abenteurer, deſſen unterwegs aufgeraffter Anhang lawinenartig angeſchwollen war, rückte am 10. März, um 4 Uhr Nachmittags, in die Lyoner Vorſtadt la Guillotière ein. Wie in Grenoble und in andern Städten das fünfte, ſiebente und eilfte Infanterie-Regiment, das vierte Huſaren- und das vierte Artillerie-Regiment (in welchem er als Unterlieutenant gedient) den Schwur der Treue brechend, zur verlockenden Fahne des „Verräthers und Rebellen“ übergelaufen waren, ſo ſchloſſen in Lyon das zwanzigſte und vierundzwanzigſte Infanterie-Regiment, ſo wie das dreizehnte Dragoner-Regiment, ſich ſeinem Triumphzuge an.

Am 13. März verließ der große Rattenfänger von Ajaccio die gute Stadt Lyon, um ſeinen Truppen zu folgen, die, bereits auf 20,000 Mann angewachſen, ſich ſeit dem 11. auf dem Wege nach Dijon befanden.

— Aprésent, ſagte Fürſt Talleyrand auf dem Minoritenplatze in Wien zu ſeinem Collegen und Buſenfreunde, Herzog von Dalberg, Buonaparte finira bientôt avec une farce!

Ein Pariſer Bericht vom 14. März in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" berichtet über die Stimmung jener Tage:

„Paris befindet ſich in großer Aufregung. Im Hofe und im Garten der Tuilerien zeigt das Volk viel Enthuſiasmus. Aber die Greiſe weinen und jammern. Und wahrlich, ſie haben Recht dazu! Denn kaum war ihnen die Leuchte ruhiger Tage aufgegangen, ſo droht ſie auch ſchon wieder zu erlöſchen. Wer kann auf ein leichtſinniges Volk rechnen? Honneur, Loyauté und wie all' dieſe ſchönen Redensarten ſonſt noch heißen mögen, haben wieder einmal Gelegenheit, ſich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Man darf für alle Pariſer Adreſſen, Eide und Lebehochs keinen rothen Heller geben. Die Phraſe „nous le jurons" würde, paſſend in's Deutſche überſetzt, ungefähr ſo lauten: „Uebrigens ſcheeren wir uns den Teufel um Alles, was wir jemals beſchworen haben."

Am 15. März ließ der zu Wien verſammelte Congreß gleichzeitig in franzöſiſcher und in deutſcher Sprache nachfolgende (vom Hofrath Friedrich von Gentz redigirte) Declaration erſcheinen:

„Die Mächte, welche den Pariſer Friedens-Tractat unterzeichnet haben und gegenwärtig im Congreß zu Wien verſammelt ſind, haben die Entweichung Napoleon Buonaparte's und deſſen Eintritt mit bewaffneter Hand in Frankreich vernommen und ſind es nun ihrer eigenen Würde und dem Intereſſe der geſellſchaftlichen Ordnung Europa's ſchuldig, die Empfindung, welche dieſe Begebenheit in ihnen hervorgerufen hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. — Buonaparte hat, indem er den Vertrag gebrochen, der ihm die Inſel Elba zum Wohnſitze angewieſen, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an den ſeine Exiſtenz bisher geknüpft geweſen war. Indem er den franzöſiſchen Boden mit dem Vorſatze, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betreten, hat er ſelbſt ſich allen geſetzlichen Schutzes beraubt und im Angeſichte der ganzen Welt ausgeſprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenſtillſtand beſtehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Buonaparte ſich von allen bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen ausgeſchloſſen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat. Gleichzeitig erklären ſie, daß ſie feſt entſchloſſen, den Pariſer Tractat vom 30. Mai 1814 und den durch dieſen Tractat angeordneten, ſowie die zur Vervollſtändigung und Befeſtigung desſelben von ihnen beſchloſſenen und noch ferner zu beſchließenden Verfügungen unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte aufbieten und ihre vereinten Anſtrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünſche des geſammten Europa's und der beſtändige Zweck ihrer gemeinſchaftlichen Beſtrebungen, nicht wieder geſtört, vielmehr gegen jeden neuen frevelhaften Verſuch, die Völker noch einmal in alle Unordnungen und Leiden der Revolution hineinzuſtürzen, geſchützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um ſeinen rechtmäßigen Herrſcher verſammelt, *dieſes letzte Wageſtück eines ſtrafbaren und ohnmächtigen Wahnſinns in kurzer Zeit in ſein Nichts zurückwerfen wird*, erklären dem ungeachtet *ſämmtliche* Souveraine von Europa, daß, wenn wider alles Erwarten aus dieſer Begebenheit irgend eine *wirkliche* Gefahr erwachſen ſollte, ſie bereit ſein würden, dem Könige von Frankreich und der franzöſiſchen Nation, ſowie jeder andern von ihm bedrohten Regierung auf das erſte Begehren derſelben alle nöthige Hilfe zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe zu leiſten und gegen Diejenigen, welche ſie zu ſtören verſuchen möchten, gemeinſchaftliche Maßregeln zu ergreifen. — Vorſtehende Declaration ſoll, ſo wie ſolche in das Protokoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien verſammelten Congreſſes eingetragen worden iſt, öffentlich bekannt gemacht werden. Geſchehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Pariſer Tractat unterzeichnet haben.“ — Hierauf folgten die Unterzeichneten in alphabetiſcher Reihenfolge*) der Höfe (nach dem Originale in franzöſiſcher Sprache) Autriche: Fürſt Metternich, Freiherr von Weſſenberg; Espagne: Gomez Labrador; France: Fürſt von Talleyrand, Herzog von Dalberg, Latour du Pin, Graf Alexis de Noailles; Grande Bretagne: Wellington**), Cathcart, Clancarthy, Stewart; Portugal: Palmella, Saldanha, Lobo; Prusse: Fürſt von Hardenberg, Freiherr Wilhelm von Humboldt; Russie: Graf Raſumoffski, Graf Stackelberg, Graf Neſſelrode; Suède: Graf Loewenhjelm.

Tags darauf (16. März) wurde an allen Straßenecken der guten Stadt Paris eine Bekanntmachung angeſchlagen, daß die Stadt Marſeille für dasjenige Regiment, welches den europäiſchen Friedensſtörer Napoleon Buonaparte lebendig oder todt einfängt, eine National-Belohnung von Zwei Millionen Francs ausgeſchrieben habe.

---

*) Herr von Gentz hatte dieſe Reihenfolge nur darum gewählt, damit Oeſterreich darin in allererſter Linie erſcheine.

**) Lord Caſtlereagh war wenige Wochen vor Napoleon's Entweichung aus Elba über Paris nach London zurückgekehrt.

Aber Keines von allen Regimentern ſchien geneigt zu ſein, ſich dieſen Preis verdienen zu wollen. Geblendet von dem blutbefleckten Schimmer der Napoleoniſchen Adler beeilte ſich das ganze Heer, an Stelle der unbefleckten Lilienfahne die Tricolore aufzupflanzen und „Vive l'empereur“ zu brüllen, eben ſo laut wie es, noch vierzehn Tage zuvor, „Vive le roi!“ gerufen hatte.

Ludwig XVIII., welcher Anfangs entſchloſſen geweſen war, in Paris zu bleiben, um hier ruhig den Einzug des übermüthigen Siegers abzuwarten, wurde von der Furcht ſeiner Höflinge bald ſo ſehr angeſteckt, daß der alte ritterliche König es endlich doch für rathſam fand, am 20. März mit Anbruch des Morgens das Schloß der Tuilerien zu verlaſſen und ſich vorſichtig aus dem Staube zu machen.*)

Am Abende deſſelben Tages hielt Napoleon Buonaparte ſeinen Einzug in das ewig treuloſe Paris und in das Schloß der Tuilerien, das, erſt fünfzehn Stunden früher, von ſeinem Vorgänger geräumt worden war.

---

* Ludwig XVIII. begleitet vom Grafen von Artois und deſſen Sohne, dem Herzoge von Angoulème, und der Gemahlin des Letztern verließ bei Menin die nördliche Grenze Frankreich's, um ſich von da nach Gent zu begeben. In letztgenanntem Orte ließ bald darauf Herr von Chateaubriand im Intereſſe der Bourbons ſeinen „Moniteur de Gand“ erſcheinen.

Am Morgen des 21. März las man im „Moniteur:“

„Le roi et les princes sont partis dans la nuit.

„Sa Majesté l'empereur est arrivé ce soir à huit heures dans son palais des Tuileries.“

Und während Napoleon, „l'ennemi et le perturbateur du paix du monde,“ wie ihn die Wiener Congreß-Declaration genannt hatte, zum zweiten Male den erſten und ſchönſten Thron der Chriſtenheit uſurpirte, fuhren die Organe des Congreſſes und vor Allem der vom Ritter von Pilat redigirte und vom Hofrath von Gentz inſpirirte „Oeſterreichiſche Beobachter“ fort, den Feind des Weltfriedens geradezu für vogelfrei zu erklären. „Um die (oben mitgetheilte) feierliche Erklärung der Mächte über Buonaparte's Unternehmen (ſchrieb Metternich's Organ) vollſtändig zu würdigen, muß man ſie zuerſt aus dem Standpunkte des Rechts, das jener Maßregel zum Grunde liegt, und dann aus dem Standpunkte der Geſinnung, in welcher ſie beſchloſſen ward, beurtheilen. Das Recht dazu war unzweifelhaft. Buonaparte hatte durch ſeine Entſagungsacte und durch den mit den verbündeten Mächten abgeſchloſſenen Vertrag auf die Souverainetät über Frankreich, Italien und über ſämmtliche von ihm bis dahin beherrſchte Länder förmlich Verzicht geleiſtet für immer.*) Seine Rückkehr nach Frankreich, an der Spitze eines bewaffneten Haufens, hob die Rechte auf, welche jener Tractat ihm eingeräumt hatte, indem durch ſeine eigene, freiwillige und reiflich überlegte That jener Vertrag gebrochen und vernichtet ward, und ſie konnte ihm keine neuen Rechte gewähren, weil aus einem offenbaren Verbrechen ſolche Rechte niemals entſpringen können. Buonaparte iſt alſo im ſtrengſten Sinne des Worts recht- und ſchutzlos geworden, gehört der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Ordnung nicht mehr an und hat ſich ſelbſt dem Banne überliefert, welchen die unmittelbaren Theilnehmer an dem Tractate von Paris im Namen aller übrigen europäiſchen Mächte mit voller Befugniß und unter lauter Zuſtimmung aller Zeitgenoſſen über ihn ausgeſprochen haben. — Die Geſinnung, aus welcher dieſe Maßregel hervorgegangen, iſt hinreichend gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß es ganz die nämliche war, welcher Europa ſeine Befreiung vom Joche dieſes Zwingherrn zu verdanken hat. Die Stifter und Genoſſen des großen Bundes durften zu einem Unternehmen, das dem Reſultate ihrer glorreichen Siege und der durch ſo viele Anſtrengungen und Opfer geſicherten Ruhe der Menſchheit freventlich Trotz zu bieten ſich erkühnte, durchaus nicht ſchweigen. Nicht gegen Buonaparte's perſönliche Mittel und Kräfte — nur gegen den erſten, wenn auch noch ſo ohnmächtigen Verſuch, ſein verhaßtes Syſtem von Neuem emporzubringen, war die Erklärung der verbündeten Mächte gerichtet. Napoleon ſelbſt, ein weſenloſer Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen; daß er die Ruhe Frankreichs ernſtlich und dauerhaft ſtören ſollte, hält Niemand, der mit den innern Verhältniſſen dieſes Landes, mit der jetzigen Stimmung ſeiner Bewohner und mit den Hilfsmitteln, welche der Regierung Ludwig's XVIII. zu Gebote ſtehen, mehr oder weniger vertraut iſt, für möglich. Der Geiſt aber, der in dieſem Frevel aufathmet, muß, ſo oft er ſich von Neuem auszuſprechen wagt, vor den Richterſtuhl von ganz Europa gezogen und feierlich gebrandmarkt werden."

---

*) Der erſte Artikel im Tractate vom 11. April lautet:

„Der Kaiſer Napoleon entſagt für ſich, ſeine Nachfolger und Nachkommen, ſowie für alle Mitglieder ſeiner Familie, allen Rechten der Souverainetät und oberſten Gewalt nicht allein über das franzöſiſche Reich und das Königreich Italien, ſondern auch über jedes andere Land.“ — Dieſer Tractat iſt von ihm eigenhändig unterzeichnet und die Echtheit ſeiner Unterſchrift durch die Mitunterzeichnung von Dupont (de Nemours) General-Secretair der proviſoriſchen Regierung beſtätigt. — Daß der große Neffe des kleinen Oheims, jetzt von allen Mächten anerkannt, ruhig auf Frankreichs Throne ſitzt, ſteht mit dieſem noch immer nicht aufgehobenen Artikel des oben citirten Vertrages in diametralem Widerſpruch und beweiſt leider nur dies, daß alle Tractate, ſie mögen heißen, wie ſie wollen, eben nur Bündigkeit für die Gegenwart, aber niemals für die Zukunft haben.

Als acht Tage ſpäter dieſer geharniſchte Artikel von der Gräfin Kielmannsegge in ihrem Schloß zu Schmochtitz und faſt gleichzeitig von der Polin Lodoiska im Schloß Chriſtiansborg in Gegenwart Friedrich's VI. von Dänemark geleſen wurde und jede von Beiden den Verfaſſer desſelben errieth, war die Wirkung eine diametral entgegengeſetzte.

— Ich könnte den Schreiber jener Zeilen erwürgen! rief die deutſche Gräfin.

— Ich möchte ihn dafür zärtlich umarmen! geſtand die polniſche Abenteuerin und küßte in Ermangelung des Herrn von Gentz wenigſtens das Blatt des „Hamburger Correſpondenten", der den Artikel des „Oeſterreichiſchen Beobachters" wörtlich nachzudrucken ſich erlaubt hatte.

— Les extrêmes se touchent toujours et partout! ſagte der König von Dänemark. Vor Napoleon's ruſſiſchem Feldzuge hatte ganz Europa bewundernd zu ſeinen Füßen gelegen; jetzt, nach der Schlacht bei Leipzig und nach der Einnahme von Paris, bewundert ihn Keiner mehr. Sic transit gloria mundi! ſeufzte er. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die von Talleyrand ſogenannte „traurige Farce“, welche der eidbrüchige Corſe nach dem 20. März 1815 von Neuem zu ſpielen begann, währte glücklicherweiſe nicht länger als hundert flüchtige Tage, in welchen er aber wiederum Tauſende von Menſchenleben ſeinem gewiſſenloſen Ehrgeize, ſeinem verdammenswürdigen Egoismus, ſeiner unerſättlichen Herrſchſucht zum Opfer brachte. — Um das ſchwergetäuſchte Volk der Franzoſen noch einmal in ſein verderbenbringendes Garn zu locken, ſpielte Napoleon nun ſeine letzte Karte aus und gab eine — Conſtitution! Von den Stimmen, die gegen dieſen Köder laut geworden waren, verdient jene des Publiciſten Comte nicht überhört zu werden. In der von ihm herausgegebenen Flugſchrift*) ſchleudert er dem machiavelliſtiſchen Heuchler die ewige Wahrheit in's Geſicht: „De même, qu'il sérait absurde de vouloir détruire des erreurs avec des baïonnettes, de même il sérait absurde de vouloir arrêter des baïonnettes avec des vérités.“ *) —

---

*) „De l'impossibilité d'établir un gouvernement constitutionnel sous un chef militaire et particulièrement sous Napoléon“ (Paris 1815).

— — — — — — — — — — — — —

„De Paris à Dresde“, ſagte eines Tages der in den Bann erklärte Kaiſer zu einem ſeiner Marſchälle, „il n'y a qu'un pas.“

Ein Schritt führt uns nach Dresden.

Zwanzig Tage nach dem Einzuge Napoleon's in Paris erſchien hier nachfolgende Verordnung:

„Die biedern Sachſen haben durch ehrenvolle That bewieſen, wie ſehr ſie die frühere Unterdrückung und Gewaltherrſchaft Napoleon's verabſcheuten, und der Character der Nation verbürgt die Unveränderlichkeit ihrer Geſinnung unter jedem Verhältniſſe.

Nur einzelne Uebelgeſinnte des In- und Auslandes können es verſuchen wollen, unter allerlei Deckmäntel (!) ein freventliches Werk zu treiben, um das Wohl und die Sicherheit des Staates zu gefährden.

Allein in *dieſer* Rückſicht halten wir es erforderlich, bekannt zu machen, daß gegenwärtig *jede in Worten oder Werken bezeigte Anhänglichkeit an die Perſon oder die Sache von Na-*

---

*) Eben ſo einfältig wie es bleibt, Irrthümer durch Bajonnette zu zerſtören, eben ſo einfältig iſt es, Bajonnette durch Wahrheiten aufhalten zu wollen.

poleon Buonaparte ein Verbrechen wider die Sicherheit des Staates ausmacht, und demnach zu verordnen, daß Jeder, der erweislich in Worten oder Werken ſeine Anhänglichkeit für Napoleon Buonaparte und ſein*) Intereſſe bethätiget, ohne Anſehen der Perſon durch die nächſte obrigkeitliche Behörde unverzüglich verhaftet und zur Veranlaſſung der Unterſuchung und demnächſtigen geſetzmäßigen Beſtrafung an das hieſige Bureau der höhern Sicherheits-Polizei abgeliefert werden ſoll.

Sämmtliche Polizei- und Gerichtsbehörden des Königreichs Sachſen werden hiermit zu der ſtrengen Befolgung dieſer unſerer Verordnung angewieſen und dafür verantwortlich gemacht.

Dresden 10. April 1815.

Freiherr von der Recke,
Freiherr von Gaudy."

Am andern Morgen wurde Gräfin Kielmannsegge denuncirt; der Leſer errathet ſogleich, durch wen.

Als drei Tage ſpäter ein Exemplar dieſer Verordnung ſich auch nach Wien in die Hände der Herren von Metternich und Gentz verirrt hatte, ſagte der Letztere zum Erſtern:

---

*) Muß deſſen heißen.

— Die „Verordnung“ iſt an und für ſich ganz gut; aber deſto miſerabler iſt der Styl derſelben.

Wir fragen, ob er Recht hat?

Preußen hatte auf dem Congreſſe in Wien die Annexion des Königreichs Sachſen beanſprucht. Der König von Bayern und der Herzog von Sachſen-Gotha waren die Einzigen geweſen, die dagegen ernſthaft proteſtirt hatten. In Folge jener Proteſtation traten dann auch Oeſterreich, Frankreich und England bei und ſchloſſen ein Bündniß gegen Rußland und Preußen. Endlich kam ein Vergleich zu Stande. In Folge deſſen wurde, ohne den König von Sachſen befragt zu haben, unter den Mächten feſtgeſtellt, daß von den 631 Quadratmeilen und den 2,038,173 Menſchen, welche damals ganz Sachſen gezählt, die größere Hälfte mit 360 Quadratmeilen und 855,605 Einwohnern in den Beſitz Preußens übergehen, ſo daß Sachſen nur noch die bedeutend kleinere Hälfte von 271 Quadratmeilen mit 1,182,568 Einwohnern behalten ſolle. Preußen, das dieſem Arrangement ſchon am 8. Februar ſeine Zuſtimmung ertheilt und den zu Friedrichsfelde bis dahin als Geißel zurückbehaltenen König Friedrich Auguſt endlich freigegeben hatte, beeilte ſich nun, dem ſächſiſchen General-Gouverneur, dem mehrfach genannten Geheimen Staatsminiſter Freiherrn von der Recke, die Weiſung zugehen zu laſſen, die Theilung der Schulden, der Armee-Caſſen, der Vorräthe und Rückſtände vorzunehmen.

Friedrich Auguſt, der gegen dieſe neue Verordnung aus Brünn feierliche Verwahrung eingelegt hatte, erhielt endlich die Gegen-Erklärung:

„Wenn er innerhalb fünf Tage nicht unterzeichne, würden die ihm gemachten Anträge gänzlich zurückgenommen und über die ihm annoch verbleibenden Landestheile anderweit verfügt werden."

In Folge dieſer kategoriſchen Drohung hatte ſich der König von Sachſen genöthigt geſehen, dem am 18. Mai 1815 zu Wien abgeſchloſſenen, aus nicht weniger als 25 Artikeln zuſammengeleimten Friedens-Tractate ſchließlich ſeine Sanction zu ertheilen.*) Die Unterzeichner dieſes Vertrages, welcher drei Tage ſpäter (21. Mai) zu Wien ratificirt ward, ſind ſächſiſcher Seits der Graf Friedrich Albrecht von der Schulenburg-Kloſterrode und der Geheimerath und Staatsminiſter Hans Ernſt von Globig; preußiſcher Seits der Fürſt von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt geweſen.

---

*) Dieſer Tractat iſt wörtlich im „Tagebuche eines Dresdner Bürgers" abgedruckt, in welchem er die Seiten 276 bis 295 füllt.

Einen Tag nach der Auswechslung dieſes unrühmlichen Friedens erließ Friedrich Auguſt aus dem kaiſerlichen Luſtſchloß Laxenburg bei Wien einen Aufruf an die Bewohner der an Preußen abgetretenen Landesgebiete, aus welchem wir hier nachfolgenden Auszug wiedergeben:

„Der Erfolg aller menſchlichen Unternehmungen ruht in Gottes Hand. Meine Bemühungen (heißt es weiter), ſo ſchmerzliche Opfer abzuwenden, ſind unglaublich geweſen. Ich ſoll nun von Euch ſcheiden: das Band muß getrennt werden, das durch Eure treue Anhänglichkeit Mir und Meinem Hauſe ſo theuer geweſen war, und auf welches ſeit Jahrhunderten das Glück Meines Hauſes und Eurer Vorältern ſich gegründet hatte. Zu Folge aber der den verbündeten Mächten ertheilten Zuſage entlaſſe Ich Euch, Ihr Unterthanen und Soldaten der von Mir abgetretenen Provinzen, Eures Eides und Eurer Pflichten gegen Mich und Mein Haus und Ich empfehle Euch, treu und gehorſam zu ſein Eurem neuen Landesherrn u. ſ. w.

Laxenburg 22. Mai 1815.

Friedrich Auguſt.“

Am 27. Mai ſchloß der die Hälfte ſeiner Ländergebiete einbüßende König von Sachſen ſich der „heiligen Allianz“ gegen Frankreich mit der Verpflichtung an, 8000 Mann Linientruppen und 8000 Mann Landwehr zur Verfügung zu ſtellen gegen ſeinen ehemaligen Bundesgenoſſen Napoleon, der ihn, wie ganz Sachſen, in's Unglück geſtürzt hatte. Finis coronat bellum, ſagte Graf Schulenburg, der mit jenem Frieden zufrieden zu ſein ſchien.

Sachſen war nun getheilt und — zerſtückelt.

Tags darauf (28. Mai) wurde auf allen Kanzeln Dresdens im Kirchengebete wieder des Königs und ſeiner Familie erwähnt.

Am 29. Mai erließ der bisherige General-Gouverneur des Königreichs Sachſen eine Bekanntmachung, worin ſich die Erklärung befand, daß er am 6. Juni dieſes Jahres von Dresden nach Merſeburg aufbrechen und dort das General-Gouvernement des Herzogthums Sachſen, der an Preußen abgetretenen Provinzen, die bisher zu Sachſen gehört hatten, übernehmen und fortführen werde.

Halb Sachſen war nun preußiſch geworden.

Am 31. Mai gab Freiherr von der Recke ein glänzendes, leider nur wenig beſuchtes Abſchieds-Mahl, zu welchem alle Miniſter und Hof-Chargen Einladung erhalten hatten, die aber nur theilweiſe dabei erſchienen waren.

Tags darauf verkündeten rieſengroße Mauer-Anſchläge:

„Unſer geliebter König Friedrich Auguſt der Gerechte kehrt nach langer Trennung in ſeine Hauptſtadt zurück.

Er, unſer Vater, wird wieder mit uns ſein! Mit ihm unſere verehrteſte Königin Marie Amalie, die Prinzeſſin Auguſte und das ganze hohe Königliche Haus u. ſ. w.

Dresden 1. Juni 1815.

Der Rath zu Dresden.“

Sechs Tage ſpäter erfolgte Friedrich Auguſt's Einzug unter den vom Rathe Punkt für Punkt vorgeſchriebenen Feſtlichkeiten. Es ward auch ein Gedicht überreicht. Letzteres hatte nur eilf achtzeilige Strophen. Vor dem Schloſſe ſangen die dort aufgeſtellten Leipziger Studenten „den König ſegne Gott“ und ſtimmten dann das „Gaudeamus igitur“ an; die Feier war alsdann zu Ende.

Am 2. Juli wurde in allen Kirchen, wieder unter Kanonendonner und Gewehrſalven, das Gott weiß wie vielſte Te Deum wegen eines am 16., 17. und 18. Juni bei Namur gewonnenen Sieges über die durch die Heere der Verbündeten geſchlagenen Franzoſen abgeſungen.

Gräfin Kielmannsegge, die, wie ſchon oben erwähnt, am 11. April 1815 (alſo gerade am Tage der Abdankung Napoleon's) wegen ihrer Anhänglichkeit an Napoleon — aller Wahrſcheinlichkeit nach von keinem Andern als Liefenberg — denuncirt worden war, hatte bald darauf eine Vorladung erhalten, der ſie augenblicklich Folge zu leiſten ſich gezwungen ſah. Sie erſchien beim Gouverneur in Trauerkleidern

— Um wen trauern Sie, Frau Gräfin? fragte der Freiherr von der Recke.

— Ich traure um die Leipziger Schlacht, erklärte ſie gefaßt.

— Und warum? fragte der erſtaunte General-Gouverneur.

— Weil 30,000 Deutſche dabei gefallen ſind.

— Gehen Sie mit Gott, Frau Gräfin! erklärte der kluge Mann, der weiter nichts davon hören wollte.

Die Unterſuchung war nun zu Ende. Lieſenberg hatte ſeinen edlen Zweck verfehlt.

Die Gräfin kehrte nach ihrem Gute zurück. Gleich darauf wurde der Spion eingeſperrt. Das Sprichwort von der Grube erfüllte ſich. Lieſenberg ſaß drei Monate im Gefängniß.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Epiſode der hundert Tage begann damit, daß Napoleon am 4. April den verbündeten Mächten, die ihn für immer abgeſetzt und gleichſam für vogelfrei erklärt hatten, ſeine Thronbeſteigung anzuzeigen ſich erlaubte und ſie durch dieſen Act der Willkür von Neuem in die Schranken des kaum beendeten Krieges zurückrief.

Am 14. Juni ſtanden an der Sambre urplötzlich 120,000 Mann Franzoſen und 360 Feuerſchlünde den vereinigten Heeren Wellington's und Blücher's gegenüber.

Am 15. und 16. wurde die Schlacht bei Ligny geſchlagen, die aber leider unentſchieden blieb. Das Blut der Tauſende, das Napoleon's unerſättliche Herrſchſucht von Neuem vergoß, ſchrie gegen ihn zum Himmel auf, welcher, müde der endloſen Frevelthaten und Blutgemetzel dieſes Ehrgeizigen, am 18. Juni die Macht des Feindes der Menſchheit auf dem blutgetränkten Schlachtfelde zu Waterloo zerbrach.

Vom ſtrategiſchen Standpunkte aus betrachtet, hat dieſe ewig denkwürdige Schlacht Niemand beſſer und richtiger, als Obriſt Charras, vom politiſchen Standpunkte aus hat ſie Keiner ſchöner und prachtvoller geſchildert, als Victor Hugo in ſeinem Romane „die Elenden“. Der Sieger des Alles entſcheidenden Waterloo-Kampfes blieb der „iron duke“, Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.*) Für dieſen Sieg votirte ihm das engliſche Parlament eine Dankadreſſe und eine National-Belohnung von 200,000 Pfund Sterling (über 12 Millionen Thaler.**)

Am 20. Juni bildete ſich in Paris eine von den beiden Kammern unter dem Vorſitze des Herzogs von Otranto gewählte neue proviſoriſche Regierung, zuſammengeſetzt aus Fouché, General Lazare Nicolas Marguerite Carnot, General Paul Grafen Grénier, dem Baron Nicolas Marie Quinette de Rochemont, (welchem Napoleon erſt kurz vorher die Pairswürde verliehen hatte) und dem General Caulaincourt, Herzoge von Vicenza, welcher, wie bekannt, bis dahin Napoleon's General-Adjutant geweſen war und für einen der glühendſten Anhänger des Kaiſers gegolten hatte.

---

*) Sonderbar genug iſt auch Wellington im Napoleon's-Jahre 1769 geboren.

**) Im Jahre 1846 ward ihm von der Londoner Damenwelt am Eingange von Hyde-Park ein Denkmal geſetzt: ein vollſtändig nackter, nur mit Schwert, Helm und Schild ausgerüſteter Achilles. Der Schöpfer dieſer ſehr gelungenen Statue iſt der engliſche Bildhauer Richard Weſtmacott.

Dieſe fünf Männer waren es, welche nun mit den verbündeten Mächten den zweiten Pariſer Frieden unterhandelten.

Am 22. Juni ſah ſich der auf allen Punkten geſchlagene Napoleon durch die Macht der Verbündeten ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ihm jetzt kein anderer Ausweg blieb, als zum zweiten Male ſeiner blutbefleckten Krone zu entſagen. Die zweite Abdikations-Akte lautete wie folgt:

„Franzoſen! Als ich von Neuem den Krieg begann, um Eure nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, rechnete ich auf die Vereinigung aller Kräfte, aller Willensmeinungen und auf die Mitwirkung aller nationalen Autoritäten. Ich war berechtigt, davon den beſten Erfolg zu erwarten und darum anzukämpfen gegen die feindlichen Beſchließungen der Verbündeten. Aber die Umſtände ſcheinen ſich unterdeſſen geändert zu haben. Deshalb bringe ich mich als Opfer dem Haſſe der Feinde Frankreich's dar. Möchten ſie es aufrichtig meinen und ehrlich nichts Anderes wollen, als meine Perſon! Mein politiſches Leben iſt nunmehr beendigt.

Ich rufe meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiſer der Franzoſen aus. Die bisherigen Miniſter ſollen proviſoriſch den Regierungsrath bilden. Das Intereſſe, das ich an meinem Sohne nehme, verpflichtet mich, beide Kammern einzuladen, unverzüglich durch ein Geſetz die Regentſchaft anzuordnen. Franzoſen! Vereinigt Euch Alle zum Schutze des öffentlichen Wohles und Eurer nationalen Selbſtſtändigkeit.

Palais Elyſte-Bourbon 22. Juni 1815.

Napoleon.“

Schon am folgenden Morgen proklamirten beide Kammern Napoleon II., den König von Rom, als Kaiſer der Franzoſen, ohne jedoch zu unterlaſſen, gewiſſe Maßregeln zu ergreifen, wodurch die Anerkennung des neuen Kaiſers annulirt werden mußte.

Am 24. Juni nahm die Pariſer Bevölkerung, nachdem ſie die Nachricht von der Abdankung Napoleon's I. erfahren hatte, eine drohende Miene und herausfordernde Haltung an. Sie verlangte den Kaiſer zu ſehen; man ſchrie: „Nieder mit den Verräthern!“

Die proviſoriſche Regierung, dadurch beunruhigt, verlangte nun, daß Napoleon augenblicklich Paris verlaſſen müſſe. Sie griff zu tauſend Vorwänden und

Entſchuldigungen, um deſſen Abreiſe möglichſt raſch zu beſchleunigen.

Sein Reiſewagen näherte ſich dem Haupteingange des „Elysée Bourbon“ in der Rue du faubourg Saint-Honoré. Hierher drängte ſich die murrende Volksmenge. Sie erwartete mit Ungeduld den Kaiſer. Man beſchloß, ihn gewaltſam zu entführen. Während dieſer Zeit hatte ein anderer Wagen, gänzlich unbemerkt, an der Avenue Marbeuf gehalten. Dieſen Wagen beſtieg der flüchtende Kaiſer.

Am 25. Juni befand er ſich in Malmaiſon bei der Königin Hortenſe und ihren beiden Söhnen, von denen der jüngere, Louis Napoleon, jetzt „par la volonté du peuple,“ trotz des Pariſer Tractates, unumſchränkter Beherrſcher Frankreichs zu ſein die Ehre hat. Noch an demſelben Tage nahm deſſen Oheim in einer ſchriftlichen Proklamation feierlichen Abſchied von ſeinem Heere; die proviſoriſche Regierung aber, die das Volk, mehr aber noch die Armee zu fürchten ſchien, geſtattete den Druck und die Verbreitung derſelben nicht.

Unterdeſſen hatte Wellington Cambrai und Péronne beſetzt und den Weg nach Paris eingeſchlagen, während Blücher, der ihm vorausgeeilt war, ſich am 18. Juni ſchon in Senlis und Tags darauf in der Umgegend von Saint-Germain befand. Beide rückten nun auf Paris los.

Napoleon wandte ſich von Malmaiſon aus an die proviſoriſche Regierung, um von ihr ſeinen Generalsdegen und die Vollmacht zu erhalten, die Feinde Frankreichs zurückſchlagen und ſich dann freiwillig in's Exil begeben zu dürfen.

— Il nous prend donc pour des imbéciles,*) entgegnete Fouché, als Chef der proviſoriſchen Regierung, beim Empfange dieſer mehr naiven, als heldenmüthigen Botſchaft. — Vergebens hatte Carnot den Vorſchlag gemacht, Napoleon's ehrliches Anerbieten anzunehmen und ihn als einfachen General an die Spitze der franzöſiſchen Armee zu ſtellen. Fouché aber, viel zu ſchlau und vorſichtig, um darauf einzugehen, wußte es durch die Macht aller von ihm angeführten Gründe durchzuſetzen, daß Napoleon ſtatt deſſen den Befehl erhielt, ohne Aufſchub nach Rochefort abzureiſen, wo zwei franzöſiſche Fregatten ſeiner warteten, um ihn von dort nach Nord-Amerika zu bringen.

Am 29. Juni, Abends 6 Uhr, verließ Napoleon, der ſeit dem 25. unter der Bewachung eines Mitgliedes der Deputirten-Kammer, unter dem ritterlichen Schutze des tapfern Generals Leonard Nicolas Becker, Grafen von Mons ſtand, in Begleitung dieſes Generals, die Königin Hortenſe und Schloß Malmaiſon, um ſich von hier ohne Aufenthalt nach Rochefort zu begeben.

---

*) Er hält uns alſo für Schwachköpfe.

In Niort verſuchte das enthuſiasmirte Volk ihn zu entführen und ihn an die Spitze der in der Nachbarſchaft cantonnirenden Truppen zu ſetzen. Aber General Becker erlaubte dies nicht.

Am 4. Juli in Rochefort angelangt, fand er daſelbſt jene zwei, von der proviſoriſchen Regierung ihm zur Verfügung geſtellte Fregatten „la Saale“ und „la Méduse“. —

Statt nun augenblicklich abzureiſen, beging er die unverzeihliche Unvorſichtigkeit, in Rochefort ganz ſorglos zu übernachten. Erſt jetzt verließ ihn General Becker.

Es war nicht mehr als natürlich, daß am andern Morgen dieſe beiden Fregatten die ganze Aufmerkſamkeit und den vollſten Verdacht der hier unter dem Oberbefehle des Lord Henry Hotham*) kreuzenden Kriegs-

*) Hotham's Sohn, deſſen Bekanntſchaft wir im Jahre 1840 in Manheim gemacht, erzählte uns von der Tapferkeit ſeines Vaters, daß derſelbe, um der Erſte zu ſein, der die franzöſiſche Küſte erreiche, ſich eine ſeiner Hände abgehauen und ſie triumphirend von Bord ſeines Schiffes aus an's Ufer geſchleudert habe. Admiral Hotham erhielt dafür den Bath-Orden.

ſchiffe Englands erregen mußten. Um den Feind zu täuſchen, hatte ſich der franzöſiſche Marine-Lieutenant Buſſon anheiſchig gemacht, den Kaiſer an Bord der däniſchen Handelsbrigg „Magdalena“, mitten durch die Schiffe der engliſchen Kreuzer, in's atlantiſche Meer zu entführen. Damit aber ſchien Napoleon nicht einverſtanden.

Es war jedenfalls ein höchſt unglückſeliger Gedanke von ihm, in Rochefort, um nicht in die Hände der Engländer zu fallen und von dieſen an die verbündeten Mächte ausgeliefert zu werden, einen neuen Theatercoup auszuführen dadurch, daß er ſich und ſein Gefolge am 13. Juli freiwillig in den Schutz des vom Capitain Sir Frederik Lewis Maitland befehligten Linienſchiffs „Bellerophon“ begab.

An dieſem Tage erſchienen im Auftrage Napoleon's deſſen ehemaliger Polizei-Miniſter Jean Marie René Savary, Herzog von Rovigo, der General Charles François Antoine Baron Lallemand und General Graf Emanuel Las Caſes an Bord des „Bellerophon“, um für den Kaiſer und deſſen Begleiter die Erlaubniß zur Abreiſe nach Amerika nachzuſuchen. Da Capitain Maitland nicht in der Lage war, dem Kaiſer dieſe Erlaubniß auf eigene Fauſt gewähren zu dürfen, ſo beſchränkte er ſich einzig und allein darauf, ihn einſt-

Bibl. Univers. Lips.

weilen unter den Schutz ſeiner Flagge zu nehmen und ſofort nach London zu ſchreiben, um von dort aus weitere Verhaltungsbefehle einzuholen.

Noch an demſelben Tage erließ Napoleon, an die Großmuth ſeines Feindes appellirend, nachfolgendes Schreiben an den Prinz-Regenten Georg von Wales:

„Königliche Hoheit. Den Parteien, welche mein Land zerreiſſen, und der Feindſchaft der europäiſchen Mächte preisgegeben, habe ich meine politiſche Laufbahn vollendet und komme nun, heimathslos wie Themiſtockles, mich am Heerde des britiſchen Volkes niederzulaſſen. Ich ſtelle mich unter den Schutz ſeiner Geſetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, ſtandhafteſten und großmüthigſten meiner Freunde, anrufe.

Rochefort 13. Juli 1815.

Napoleon.“

General Gourgaud wurde beauftragt, dieſen Brief nach London zu bringen, während gleichzeitig General Las Caſes die Weiſung erhielt, eine Abſchrift desſelben dem Capitain Maitland einzuhändigen, worauf Letzterer ſich bereit finden ließ, den Kaiſer an Bord ſeines Schiffes aufzunehmen. Gourgaud war darauf augenblicklich abgereiſt, um das kaiſerliche Handbillet dem Prin

Regenten zu überbringen, wurde aber, in London angelangt, vom Regenten nicht angenommen.

Ganz natürlich erfolgte auch keine Antwort.

Am 15. Juli verließ Napoleon auf der franzöſiſchen Brigg „l'Epervier“ dem einzigen Schiffe, das, ihm zu Ehren, die dreifarbige Fahne beibehalten hatte, die Inſel Aix, um ſich von hier aus an Bord des „Bellerophon“ zu begeben, der, ſogleich die Anker lichtend, nach England abſegelte.

In Plymouth, wo der „Bellerophon“ am 26. Juli Anker warf, ſah ſich Napoleon von einer Menge bewaffneter Kanonenboote umringt, die deſſen Ankunft erwarteten.

Bald nach Empfang jenes von Gourgaud abgegebenen Schreibens hatte der Prinz-Regent den geheimen Staatsrath um ſich verſammelt, um deſſen Anſichten zu erfahren, indem er ſich dabei auf die feierliche Erklärung des Wiener Congreſſes vom 13. März berief, welche den allgemeinen Friedensſtörer Napoleon außerhalb des Geſetzes und der Menſchlichkeit („hors de la loi et hors l'humanité“) erklärt hatte. Der Staatsrath ſchwankte unentſchloſſen zwiſchen drei Maßregeln: Napoleon entweder im Schloß zu Dunbarton oder im Tower zu London einzuſperren, ihn an Ludwig XVIII. auszuliefern oder ihn nach der Inſel Sanct-Helena zu ſchicken. Die beiden erſten in Vorſchlag gebrachten Maßregeln wurden einzig und allein durch den eben ſo energiſchen als edelmüthigen Widerſtand des Herzogs von Suſſex beſeitigt, worauf, faſt einſtimmig, Napoleon's Deportation nach Sanct-Helena beſchloſſen ward.

Die Heere der Verbündeten waren unterdeſſen am 8. Juli zum zweiten Male in das Herz Frankreich's eingedrungen, und gleichzeitig war auch „Louis deux fois neuf“ zum zweiten Male in die Hauptſtadt ſeines Reiches eingerückt. Die Abdankung Napoleon's zu Gunſten ſeines Sohnes hatten die Verbündeten durchaus nicht anerkennen gewollt.

Die oben beſchloſſene Maßregel der britiſchen Regierung hatte, wie ſo manche Andere, das Schickſal, ſich ſehr verſchiedenartigen Beurtheilungen ausgeſetzt zu ſehen. Viele verurtheilten, Viele dagegen billigten ſie. Graf Joſeph de Maiſtre ſchrieb aus Petersburg:

„Vor dem Pariſer Tractat würde ich Napoleon nicht verurtheilt haben, „car il n'y avait de loi, et celui qui condamne sans loi, tue au lieu de faire mourir; mais maintenant où sérait le doute?“ — Buonaparte, (fährt er fort) iſt ein Rebell wie jeder Andere, der mit bewaffneter Hand in die Staaten eines rechtmäßigen, von ganz Europa anerkannten Königs eingedrungen war. Er iſt ganz einfach ein Hochverräther (un criminel de lèse-majesté) und verdient als Solcher keine Schonung.“ — Der engliſche Publiciſt William Channing zögerte nicht einen Augenblick, die Strafe, zu welcher England ſeinen Feind verurtheilt hatte, nicht nur gerecht, ſondern gleichzeitig noch viel zu mild und ſchonend zu finden.

Am 31. Juli erſchien an Bord des „Bellerophon“ der britiſche Unterſtaats-Secretair Sir Henry Bunbury, um Napoleon den in Bezug auf ihn gefaßten Beſchluß des engliſchen Cabinets mitzutheilen, und ihm eine einfache Abſchrift jenes Beſchlußes einzuhändigen.

Napoleon proteſtirte gegen dieſen „barbariſchen Beſchluß.“ Seine Verwahrung dagegen lautete wie folgt:

„An Bord des Bellerophon, 4. Auguſt 1815.

Ich proteſtire hiermit feierlich im Angeſichte des Himmels und der Menſchen gegen die Gewaltthat, die mir angethan wird, gegen die Verletzung meiner heiligſten Rechte, indem man ſich widerrechtlich meiner Perſon und meiner Freiheit bemächtigt. Ich bin aus freiem Antriebe an Bord des „Bellorophon“ gekommen; ich bin daher kein Gefangener, wohl aber ein Gaſt England’s. Wenn die engliſche Regierung, indem ſie dem Capitain dieſes Schiffes die Weiſung ertheilt hatte, mich und mein Gefolge in ſeinen Schutz zu nehmen, mir nur eine Falle, eine hinterliſtige Schlinge (un piège, une embûche), legen gewollt, ſo hat ſie an ihrer eigenen Ehre gefrevelt und ihre Flagge gebrauntmarkt, (il a forfait à l'honneur et flétrie son pavillon.) Ich appellire an die Geſchichte. Sie wird ſagen, daß ein Feind, der zwanzig Jahre lang Krieg mit dem engliſchen Volke geführt, in ſeinem Unglücke freiwillig gekommen iſt, um unter deſſen Geſetzen ein Aſyl zu ſuchen, ſeinem Feinde keinen größern Beweis ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens geben kann. Wie aber hat England ſolch' eine Großherzigkeit erwiedert? Es nahm die Miene an, dieſem Feinde ſeine gaſtfreie Hand zu reichen, um ihn, wenn er ſich guten Glaubens ihm ausgeliefert hat, aufzuopfern.

Napoleon."

Auch dieſer Proteſt blieb ohne Antwort.

Am 8. Auguſt wurde „General Buonaparte" als „Kriegs-Gefangener der verbündeten Mächte" vom „Bellerophon" auf das Kriegsſchiff „Northumberland" gebracht, welches, befehligt vom Capitain Roß, begleitet von zwei Fregatten und ſieben Briggs, an deren Bord ſich das 53. Linien-Infanterie-Regiment befand, das die Beſtimmung erhalten hatte, die den Gefangenen bewachende Beſatzung von Sanct-

Helena zu bilden, unter dem Ober-Commando des Admirals Sir Georges Cockburn auf der Rhede von Start-Baye die Segel lichtete und ungeſäumt ſeine Fahrt nach Sanct-Helena antrat.

Erſt am ſiebzigſten Tage ſeiner Abfahrt von Plymouth lief der „Northumberland“ nach Mühſeligkeiten aller Art und nach mehr als einem heftigen Seeſturme in den Hafen von James-Tow ein.

Sanct-Helena, 2000 Meilen von Europa getrennt, iſt eine Inſel, die ſich aus dem Weltmeere zwiſchen Afrika und Südamerika erhebt und, 400 Meilen vom Cap der guten Hoffnung und 500 Meilen von Süd-Amerika entfernt, als dunkle Inſelmaſſe bis zu einer Höhe von 2700 Pariſer Fuß über den Meeresſpiegel emporragt. Der ganze Umfang dieſes Felſen-Labyrinthes beträgt nicht mehr als zehn Stunden. Die Portugieſen, die dieſe Inſel am 22. Mai 1588 entdeckt, hatten ſie nach der Heiligen, an deren Namenstage ſie entdeckt worden war, Sanct-Helena getauft.

Der „Morning Chronicle“ ſchrieb in Bezug auf die Wahl dieſer Inſel:

„Nach allen Unterſuchungen erſcheint Sanct-Helena wirklich der paſſendſte Punkt auf der ganzen Erde zu ſein, um einen Mann, wie dieſen Buonaparte, ſicher bewachen zu können. Sie iſt unter allen Inſeln die weitentfernteſte vom Feſtlande und liegt in der Mitte des ſtürmiſchen Oceans, deſſen aufbrauſende Wellen machtlos an ihren, ſich ſenkrecht erhebenden Felſen abprallen. Vom Gipfel des Berges Diana, vom höchſten Punkte der ganzen Inſel, ſieht man alle Schiffe ſchon in einer Entfernung von ſechzig engliſchen Meilen, ſo daß keines derſelben ſich nähern kann, ohne daß man im Stande wäre, die nöthigen Maßregeln gegen das Landen deſſelben zu ergreifen. Ohne offenbare Verrätherei iſt es demnach rein unmöglich, dieſem ſteinernen Käfige jemals entſchlüpfen zu können. Die Inſel ſelbſt iſt durch einen vulkaniſchen Ausbruch entſtanden, wie Buonaparte ſelbſt."

Die „Times," — die heftigſte Gegnerin des geſtürzten Welteroberers — gehörte zu jenen Blättern, die am Eifrigſten gegen deſſen Transportation nach Sanct-Helena angekämpft hatte. „So lange man (ſchreiben ſie) dieſen Giftmiſcher und Mörder leben läßt, werden deſſen Anhänger immer neue Unruhen und Verräthereien anſpinnen und ſehnſüchtig ſein Wiederauftauchen erwarten, indem ſie ihn für keinen Verbrecher, ſondern für einen beleidigten Fürſten, für einen mit Unrecht verfolgten Märtyrer, für einen neuen gekreuzigten Heiland halten, und wenn er einſt ſeine Ketten zerbrechen ſollte, wird ſein Empfang triumphirender als jemals ſein. — Die Inſel Sanct-Helena (fahren ſie fort) iſt keineswegs ein ſicherer Aufbewahrungsort für einen Verbrecher ſeiner Gattung, und wenn man wirklich den abſcheulichſten Mörder des Menſchengeſchlechtes verdientermaßen nicht mit dem Tode beſtrafen will, ſo hätte man ihn wenigſtens mit Ketten beladen in ein unterirdiſches Gefängniß werfen ſollen, wo ihn weder Sonne noch Mond beſchienen, und in welchem Niemand Zutritt bei ihm gefunden hätte, als ein Prieſter, um das ſchwere Unternehmen, Reue in dieſer blutdürſtigen Seele zu erwecken, wenigſtens nicht unverſucht zu laſſen.“

Der Verfaſſer dieſer Philippika hieß Gabriel Peltier, war der royaliſtiſch geſinnte Herausgeber der gegen Napoleon gerichteten Zeitſchrift „l'Ambigue“ und, wie Mancher unſerer Leſer ſich wohl noch erinnern wird, einer der früheren Anbeter der gegenwärtig in Kopenhagen graſſirenden Polin Lodoiska geweſen.

Die „Morning-Poſt“ endlich hatte verlangt, man ſolle Napoleon in England als fetten Biſſen aufbewahren (bottle him un for a bonne bouche) um ihn den Mächten, falls ſie jemals auf die Idee gerathen ſollten, England Trotz zu bieten, blos von Weitem zu zeigen, um ſie ſofort zu demüthigem Nachgeben zu bewegen.

Peltier's Journal machte den Vorſchlag, den corſiſchen „Wehrwolf", den „gekrönten Abenteurer", den „Teufel in Menſchenmaske" wie jenen münſter'ſchen Wiedertäufer-König Johann von Leyden in einen eiſernen Käfig einzuſperren und ihn gegen eine Guinee Eintrittgeld à Perſon zu zeigen, um damit wenigſtens den tauſendſten Theil jener rieſigen Unſummen zu decken, welche die durch ihn angezettelten Kriege blos in England allein verſchlungen haben.*)

Aber die verbündeten Mächte, welche großmüthiger als die vereinzelten Vertreter der unter ſich ewig uneinigen Preſſe waren, ſandten den geſtürzten Feind nach Sanct-Helena.

Dieſe Strafe war verdient und gerecht. Nur falſches Mitleid oder politiſcher Blödſinn konnte in dieſer Maßregel einen „Akt der Barbarei" erkennen. Es drängt ſich dabei Jedem die Frage auf, was wohl Napoleon gethan hätte, wäre zu jener Zeit der König von Preußen oder der Kaiſer von Rußland in ſeine Hände gefallen? Hätte er ſie nicht eben ſo gewiſſenlos füſilliren laſſen wie den Prinzen von Enghien, wie den Buchhändler Palm, wie den Studenten Stapß und viele Andere???

---

*) Fragt man ſich, welche Nation das Meiſte dazu beigetragen hat, Buonaparte's Macht in den Staub zu werfen, dann muß man bei ruhiger Ueberlegung zu der Ueberzeugung gelangen, daß England und die Ausdauer, mit welcher es fortwährend Subſidien an Frankreich's Feinde bezahlt, den Ausſchlag gegeben hat. Nach amtlichen Ausweiſen ſoll England von 1793 bis 1815 nicht weniger als 46,289,461 Pfund Sterlinge Hilfsgelder gezahlt haben.

Sonntag am 17. October 1815, am Vorabende des zweiten Jahrestags der Leipziger Befreiungsſchlacht, lief der „Northumberland“ mit dem kriegsgefangenen General Napoleon Buonaparte und deſſen kleinem Gefolge am Orte ſeiner Beſtimmung, in den Hafen von James-Town, Hauptort der Inſel Sanct-Helena, ein.

Steigen und fallen iſt das Loos aller Sterblichen. Auch Napoleon ſollte keine Ausnahme machen.

Sein Gefolge beſtand aus dem Grafen und der Gräfin Bertrand und deren drei Kindern,*) dem Grafen und der Gräfin von Montholon und deren einzigem Sohne, aus den beiden Grafen Las Caſes (Vater und Sohn) und dem Artillerie-General Baron Gaspard Gourgaud. Unter den Uebrigen befanden ſich vier kaiſerliche Kammerdiener, Marchand, Saint-Denis, Noverraz und Santini, die beiden Vorreiter, Brüder Archambault, der Haushofmeiſter Cipriani, der Koch Lepage, der Kellermeiſter Pierron und der Intendant Rouſſeau.*) Zu den Nichtfranzoſen ſeines Gefolges gehörte u. A. der polniſche Obriſt Friedrich Graf von Piontkowsky,**) welcher ihn ſchon nach Elba begleitet hatte und die Erlaubniß erhielt, Anfangs des Jahres 1816 ihm nach Sanct-Helena nachfolgen zu dürfen. Napoleon's Arzt daſelbſt war der Chirurg des „Bellerophon", Sir Barry Edward O'Meara.

---

*) Als Gräfin Bertrand auf Sanct-Helena ein viertes Kind zur Welt gebracht hatte, ſtellte ſie den neugeborenen Weltbürger dem Kaiſer mit den Worten vor: „Sire, voici le premier français, arrivé ici sans la permission de Mr. le gouverneur.“

An dem Tage, an welchem der Gefangene zu James-Town angelangt war, mußte er, weil noch keine

---

*) Der Mameluk Ruſtan hatte es vorgezogen, ſeinen Herrn und Gebieter treulos zu verlaſſen, lieber bei ſeinen egyptiſchen Fleiſchtöpfen in Paris zu bleiben und ſich ſpäter für Geld in London ſehen zu laſſen. Ende 1831 verlieh ihm König Louis Philipp die Poſtmeiſterſtelle in Dourdan. Dort ſtarb Ruſtan, 63 Jahre alt, am 7. Dezember 1845.

**) Durch Graf Piontkowsky, deſſen liebenswürdige Bekanntſchaft wir im Jahre 1840 ebenfalls in Mannheim gemacht, erfuhren wir, daß Napoleon ihm eines Tages erzählt habe, wie er am Tage ſeiner Ankunft auf Sanct-Helena aus Schreck über den Eindruck dieſer Inſel den erſten Anfall von Magenkrampf bekommen und ſich in Folge deſſen gleich darauf heftig übergeben habe.

Wohnung für ihn hergeſtellt war, die erſte Nacht bei einem der Bewohner, Namens Porteus, und die folgenden Tage auf dem Landgute eines engliſchen Kaufmanns, Namens Balcome, wohnen.*)

Lord Cockburn ließ die Wohnung des „Generals“ Buonaparte's zu Longwood ſofort in Angriff nehmen. Am 8. Dezember war ſie vollendet. Zwei Tage ſpäter bezog er ſie. Auch ſein Gefolge wohnte in Longwood mit Ausnahme der Familie Bertrand, die in Huts-Gate ein Obdach gefunden hatte.

Gleich darauf begann Napoleon ſeine „Memoiren.“ Die wichtigſten Ereigniſſe ſeines thatenreichen Lebens diktirte er dem Grafen Emmanuel Las Caſes, welcher ſie, ſieben Jahre ſpäter, unter dem Titel: „Mémorial de Sainte-Hélène“ in acht Bänden an's Licht treten ließ.

Von Langeweile gepeinigt, war der Held ſo vieler Schlachten genöthigt, ſich jetzt mehr als jemals mit Literatur zu beſchäftigen: er las die Bibel, dann Homer, Oſſian und Göthe, welch' Letztern er freilich nur theilweiſe verſtand. Faſt täglich ſpielte er mit einem ſeiner Exil-Gefährten eine Partie Schach und faſt allabendlich ein Paar Robbers Whiſt.

---

*) Einer Tochter desſelben, Miß Eliſabeth Balcome, verehelichten Abell, verdanken wir eine intereſſante Schilderung ſeines Aufenthaltes daſelbſt, die unter dem Titel: „Recollections of the Emperor Napoleon“ im Jahre 1845 in London herausgekommen iſt.

Das jährliche Gehalt, das die engliſche Regierung dem Gefangenen von Longwood ausgeſetzt hatte, belief ſich urſprünglich auf 8000, ſpäter ſogar auf 12,000 Pfund Sterling (300,000 Francs).

„General“ Buonaparte konnte damit nicht auskommen.

Sechszehntes Kapitel.

Wir eilen zu unſerer Gräfin zurück.

Gräfin Kielmannsegge, die, vom Wiener Congreſſe zurückgekehrt, ſich auf ihrem Gute Schmochtitz bei Bautzen aufhielt, war dort mit dem Ordnen der Bildniſſe und Autographen ihres geſtürzten Helden beſchäftigt. Unter Letztern befand ſich in chronologiſch-geordneter Reihenfolge eine Anzahl höchſt pikanter Briefe, welche Napoleon an verſchiedene Mitglieder ſeiner Familie gerichtet hatte und deren Inhalt in mehrfacher Beziehung theils ſo pſychologiſch intereſſant und hiſtoriſch bedeutſam ſind, daß wir uns nicht verſagen können, einige derſelben zur Kennzeichnung ſeines Characters und ſeiner Anſchauungen unſerm Leſer vorzulegen.

Am 19. Januar 1807 ſchrieb Napoleon, der ſich damals in Warſchau befand, an Joſephinen:

„Je reçois ta lettre. J'ai ris de ta peur de feu. Je suis désespéré du ton de tes lettres et de ce qui me revient. Je te défends de pleurer, d'être chagrinée et inquiète. Je veux que tu soi gaie, aimable et heureuse.“ —

Wir haben dieſen Brief abſichtlich in der Urſprache mitgetheilt, um unſere Leſer mit dem lakoniſchen Style Napoleon's bekannt zu machen. Nach dem Buffon'ſchen Grundſatze „Le style c'est l'homme,“ ſoll man die Menſchen nach ihrer Schreibweiſe beurtheilen können. Ob dies aber wirklich einzutreffen pflegt? Ich kenne manchen herzlich ſchlechten Kerl, der einen vortrefflich guten Styl ſchreibt und, umgekehrt, manche liebe, gute, brave Seele, deren Styl beiſpiellos miſerable iſt. Trotzdem enthält Buffon's Axiom manch' Wahres. Der Napoleoniſche Styl iſt kurz und gedrängt, derb und keck, ja gebieteriſch wie er ſelbſt. Faſt jeder ſeiner Briefe beginnt mit ſeinem theuern Ich. Jeder einzelne Satz des eben mitgetheilten Briefes fängt mit ſeinem ewig wiederkehrenden Ich an. Sein Ich geht ihm über Alles. Sein Styl hat wie er ſelbſt etwas Befehlendes, etwas Tyranniſirendes: „Ich verbiete Dir zu weinen. Ich will, daß Du luſtig ſein ſollſt.“ Je veux, war Napoleon's zweites Wort; er ſelbſt war ein zu Fleiſch und Blut gewordener Imperativ.

Vier Tage ſpäter ſchrieb er der Kaiſerin, die ſich in Mainz aufhielt: „Ich empfange Deinen Brief vom 15. Januar. Es iſt unmöglich, daß ich Frauen eine ſo weite Reiſe geſtatte. In Polen gibt's ſchlechte und unſichere Wege. Kehre lieber nach Paris zurück, ſei heiter luſtig und zufrieden! Bald werde ich bei Dir ſein. Ich habe lachen müſſen, weil Du mir ſchreibſt: Du hätteſt einen Mann genommen, um immer bei ihm zu ſein. Ich aber glaube in meiner Unwiſſenheit, daß die Frau wohl für den Mann, der Mann hingegen auch für das Vaterland und für den Ruhm geſchaffen ſei. Verzeihe meiner rohen Unwiſſenheit, liebes Kind! Man lernt ſtets etwas Neues von Euch!

Adieu, meine theure Freundin! Glaube, daß es mir ſchwer wird, Dich nicht nachkommen zu laſſen. Sage Dir: Dies iſt ein Zeichen, wie theuer ich ihm bin."

Am 4. April 1807 ſchrieb er aus Finkenſtein (in Weſtpreußen) an ſeinen Bruder, König Ludwig von Holland:

„Ein Fürſt, der im erſten Jahre ſeiner Regierung für gut gilt, iſt ein Fürſt, über den man ſich ſchon im zweiten Jahre luſtig machen wird. Die Liebe, welche Monarchen einflößen, muß ſtets eine *männliche* ſein, gemiſcht mit reſpectvoller Furcht und mit großer Hochachtung. Wenn man von einem Könige nichts Beſſeres zu ſagen weiß, als dies: *daß er ein guter Mann ſei*, dann iſt ſeine Regierung eine *verfehlte*. Wie kann ein guter Mann, meinetwegen auch ein guter

Vater, die Laſten des Thrones tragen, die Bösgeſinnten unterdrücken, die Leidenſchaften niederhalten? u. ſ. w. — Sie haben die beſte, tugendhafteſte Frau.*) Und trotzdem machen Sie ſie unglücklich! Laſſen Sie ſie doch tanzen, ſo viel ſie will! Sie iſt in den Jahren dazu. Ich habe eine Frau von vierzig Jahren**) und täglich ſchreibe ich ihr vom Schlachtfelde aus, ſie ſolle auf den Ball gehen und ſich gut unterhalten. Sie dagegen verlangen, daß eine Frau von zwanzig Jahren***) die ihr Leben vergehen ſieht und ſich davon noch Illuſionen macht, in einem Kloſter leben oder wie eine Amme ihr Kind waſchen ſoll. Sie leben viel zu viel zu Hauſe und nur allzuwenig Ihren Geſchäften. Machen Sie die Mutter Ihrer Kinder glücklich; dazu bleibt Ihnen nur Ein Mittel: ſchenken Sie ihr Achtung und Vertrauen! Leider haben Sie eine viel zu tugendhafte Frau. Hätten Sie eine Kokette, ſie würde Sie an der Naſe herumführen. Sie aber haben eine edel geſinnte Frau, die ſchon der

---

*) Die Königin Hortenſe, Mutter Napoleon's III.

**) Die Kaiſerin Joſephine, geboren am 24. Juni 1763, war 1807 bereits vierundvierzig Jahre alt. Napoleon beſaß ſo viel Rückſicht, ſie bei jeder Gelegenheit um einige Jahre jünger zu machen.

***) Auch Hortenſe machte er jünger, denn geboren am 10. April 1783, zählte ſie damals bereits vierundzwanzig Jahre.

Gedanke aufregt und betrübt, daß ſie eine ſchlechte Meinung von ihr haben“ u. ſ. w.

Das Bild war allerdings ſehr geſchmeichelt, denn ganz Paris und halb Frankreich wußten, daß Königin Hortenſe für ein Muſter weiblichen Leichtſinns galt.

Am 10. Mai ſchrieb er Joſephinen:

„Ich habe Deinen Brief geſtern erhalten. Ich weiß nicht, was Du mit den Damen meinſt, welche mit mir in Verbindung ſtehen ſollen. Ich liebe nur meine kleine, gute, ſchmollende Joſephine, die, wie ſie Alles mit Grazie thut, auch mit Grazie zu grollen verſteht; denn immer bleibt ſie liebenswürdig, ausgenommen, wenn ſie einmal eiferſüchtig wird: dann iſt ſie ganz des Teufels! Aber um auf jene Damen zurückzukommen: Wenn ich mich mit ihnen beſchäftigen ſollte, dann möchte ich — ich verſichere Dir! — daß es Roſenknospen wären. Sind die, von denen Du ſprichſt, in dieſem Falle? — Ich wünſche, daß Du ſtets nur mit Perſonen dinirſt, die auch mit mir dinirt haben, und daß meine Einladungsliſte auch die Deinige ſei; daß Du in Malmaiſon niemals Botſchafter oder Fremde empfangen ſollſt. Handelſt Du anders, würdeſt Du mich böſe machen. Adieu, meine Liebe! Ganz Dein Napoleon.“

Aus dieſem Briefe erſieht man u. A., daß der große Mann mitunter auch ſehr kleinlich eiferſüchtig geweſen war.

Gräfin Kielmannsegge beſaß unter Anderm auch das Original des „Ordre-manuel de l'empereur“ welche Napoleon ſeinem General-Adjutanten Jean Rapp ertheilt hatte, alſo lautend:

„Der Adjutant General Rapp wird augenblicklich nach Kaſſel abreiſen. Er wird dann ſofort Herrn Müller, Obriſten der weſtphäliſchen Garden, zu ſich rufen laſſen und ſich mit ihm ungeſäumt zum König Jerôme begeben und Letztern in Unſerm Namen zum Gefangenen erklären. Der König wird auf vierzehn Tage eingeſperrt.*) Pigault-Lebrun, Verfaſſer des inſolenten Briefes, den uns unſer Bruder ſchreiben ließ, ſoll auf drei Monate in's Gefängniß abgeführt und dann unter guter und ſicherer Begleitung nach Frankreich zurückgeſchickt werden. Wir bevollmächtigen unſern General Rapp, die bewaffnete Macht anzurufen, falls man verblendet genug ſein ſollte, ſich der Ausführung unſerer Befehle widerſetzen zu wollen.

Napoleon.“

In Folge dieſes eigenhändig ausgefertigten Befehles hatte Bruder „Louſtic“ wirklich ſeinen vierzehntägigen Hausarreſt und ſein Vorleſer Pigault-Lebrun ſeine dreimonatliche Gefängnißſtrafe antreten müſſen.

---

*) Le roi gardera les arrêts pendant quinze jours.

Am 12. Mai 1809 ſchrieb Napoleon der Kaiſerin aus Schönbrunn:

„Ich ſchicke den Bruder der Herzogin von Montebello an Dich ab, um Dich zu benachrichtigen, daß ich Herr von Wien bin, und daß Alles hier ganz vortrefflich (à merveille) geht.“ — — —

Am 31. Mai ſchrieb er ihr aus Wien:

„Ich empfange Deinen Brief vom 26. Ich habe Dir gerathen, nach Plombières zu gehen. Ich will nicht, daß Du nach Baden gehen ſollſt. — — — Der Verluſt des Herzogs von Montebello, welcher dieſen Morgen hier geſtorben iſt, hat mich tief betrübt. So endet Alles! Adieu, meine Freundin! Wenn Du etwas beitragen kannſt, die Marſchallin zu tröſten, dann thue es. Ganz der Deine!“ — — —

Am 16. Juni 1809 ſchrieb er Joſephinen, die ſich im Bade Plombières befand, aus Schönbrunn:

„Ich ſchicke einen meiner Pagen an Dich ab, um Dir anzuzeigen, daß Eugène am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlacht von Marengo, eine Schlacht gegen den Erzherzog Johann und gegen den Erzherzog-Palatin Joſeph bei Raab in Ungarn gewonnen, daß er ihnen

3000 Soldaten, mehrere Kanonen, 4 Fahnen abgenommen und ſie auf dem Wege nach Ofen verfolgt hat.“

Am 7. Juli ſchrieb er ihr aus Ebersdorf Morgens 5 Uhr:

„Ich ſende einen Pagen an Dich ab, um Dir die gute Neuigkeit von dem Siege mitzutheilen, den ich am 5. bei Ebersdorf und am 6. bei Wagram davongetragen habe. Die feindliche Armee, in Unordnung gebracht, iſt im Fliehen begriffen. Alles geht ganz nach meinem Wunſche. — Eugène befindet ſich wohl. Fürſt Aldobrandini iſt leicht verwundet. Beſſières ward von einer Kanonenkugel getroffen. Aber auch dieſe Wunde iſt nur unbedeutend. Laſalle iſt getödtet worden. Meine Verluſte ſind ziemlich bedeutend. Aber der Sieg iſt vollſtändig und entſcheidend. Wir haben über 100 Kanonen und 12 Fahnen erobert und viele Gefangenen gemacht. Ich bin von der Sonne abgebrannt. Adieu, meine Freundin, ich umarme Dich! Viele herzliche Grüße an unſere Hortenſe.“ — — —

Am 26. Auguſt ſchrieb er aus Schönbrunn der Kaiſerin, die unterdeſſen von Plombières nach Malmaiſon zurückgekehrt war:

„Ich erhalte Deinen Brief aus Malmaiſon. Man hat mir berichtet, daß Du dick, friſch und geſund biſt. Ich verſichere Dir, daß Wien keine amuſante Stadt iſt. Weit lieber wäre ich in Paris! Lebe wohl, meine theure Freundin! Zweimal wöchentlich beſuche ich die Buffo's. Sie ſind hier nur höchſt mittelmäßig. Im Parquet ſehe ich 50 bis 60 Wiener Damen, die man mir bisher noch nicht vorgeſtellt hat.“

Fünf Tage ſpäter ſchrieb er:

„Seit mehreren Tagen bin ich ohne Nachricht von Dir. Die Vergnügungen in Malmaiſon, die ſchönen Gärten, die prächtigen Gewächshäuſer laſſen die Abweſenden leicht in Vergeſſenheit gerathen. Dies thun, ſagt man, alle Frauen. Alle erzählen mir, daß Du geſund biſt; doch dieſen Allen traue ich nicht. — Morgen will ich mit Eugène nach Ungarn.“

Am 17. Januar 1810, nachdem er ſeit dem 16. Dezember 1809 von Joſephinen bereits getrennt war, ſchrieb er an ſie aus Trianon:

„D'Audenarde, den ich heute früh zu Dir geſchickt, ſagte mir, daß Du, ſeitdem Du in Malmaiſon weilſt, ganz muthlos geworden biſt. Dieſer Ort aber iſt doch Zeuge unſerer Geſinnungen, welche, wenigſtens meinerſeits, ſich niemals ändern werden. — Ich habe große Luſt, Dich zu ſehen, muß aber im Voraus überzeugt ſein, daß Du ſtandhaft und nicht ſchwach biſt. Letzteres bin auch ich ein wenig, und dies verurſacht mir häufig bittern Schmerz. Lebe wohl, liebe Joſephine, gute Nacht! Zweifelteſt Du an mir, dann müßteſt Du ſehr undankbar ſein.“ —

Am 21. April, neunzehn Tage nach ſeiner Vermählung mit Marie Louiſe, ſchrieb er der geſchiedenen Kaiſerin, die ſich von Malmaiſon nach Schloß Navarra begeben hatte:

„So eben empfange ich Deinen Brief. Der Ton gefällt mir durchaus nicht. Ich bin noch immer der Nämliche. Leute meines Gleichen ändern ſich niemals. Ich weiß nicht, was Eugène Dir geſagt haben mag. Ich hatte Dir blos darum nicht geſchrieben, weil auch Du es nicht gethan, und weil ich immer nur Das will, was Dir angenehm iſt. — Es freut mich, daß Du nach Malmaiſon zurückkehrſt und zufrieden biſt; ich aber werde es dann erſt ſein, wenn ich Nachrichten von Dir erhalten habe und Dir Nachrichten von mir mittheilen darf. Ich bitte Dich vorläufig nur noch darum, meinen Brief mit dem Deinigen zu vergleichen und ſelber zu entſcheiden, welcher von beiden beſſer und freundlicher iſt. — Adieu, meine Freundin, bleibe geſund und ſei gerecht gegen Dich und mich.“ —

Die Antwort Joſephinen's lautete wie folgt:

„Tauſend, tauſend zärtliche Dankſagungen dafür, daß Du*) mich nicht gänzlich vergeſſen haſt. Eugène brachte mir eben Deinen Brief. Ich habe ihn mit Eifer geleſen und doch viel Zeit dazu gebraucht, denn jedes Wort hat mir heiße Thränen entlockt. Aber dieſe Thränen waren ſo ſüß! Ich habe mein ganzes Herz wiedergefunden, ganz ſo, wie es ewig ſein wird, mit Gefühlen, die mein Leben ſind und nur mit dieſem enden werden. Ich müßte verzweifeln, wenn mein Brief vom 19. Dir mißfallen hätte; ich erinnere mich nicht mehr der Ausdrücke, die ich darin gebraucht, wohl aber weiß ich, welch' ein dunkles Gefühl ihn mir dictirt hatte: es war der Kummer, von Dir keine Nachricht erhalten zu haben. — Ich ſelber hatte Dir vor meiner Abreiſe von Malmaiſon geſchrieben, und wie oft hätte ich Dir ſeitdem wieder ſchreiben wollen. Doch fühlte ich die Gründe Deines Schweigens und befürchtete, Dir durch meine Briefe läſtig zu werden. Dein Brief war Balſam für mich. Sei glücklich, wie Du es verdienſt! Mein Herz iſt es, das jetzt zu Dir ſpricht. Du wirſt dann auch mir meinen Glückantheil gönnen. Nichts kann für mich größern Werth haben, als ein Zeichen Deiner Rückerinnerung an mich. — Adieu, mein Freund!

---

*) Dies war der letzte Brief, in welchem ſie ihn Du genannt hatte.

Ich danke Dir eben ſo zärtlich, als ich Dich beſtändig lieben werde.“ — — —

Man weiß, daß ſie Wort hielt.

Am 25. Auguſt 1813 ſchrieb der Gemahl Marie Louiſens an die Witwe von Malmaiſon:

„Ich habe Deinen Brief geſtern erhalten. Ich erſehe daraus mit Vergnügen, daß Du geſund biſt. Ich bleibe ein paar Tage in Trianon und denke von hier nach Compiègne zu gehen. Ich befinde mich vollkommen wohl. — Bringe endlich Ordnung in Deine Angelegenheiten. Gieb jährlich nicht mehr als 1,500,000 Franks aus und lege eben ſo viel bei Seite; dann haſt in zehn Jahren einen Fond von fünfzehn Millionen Franks für Deine Enkel. Es iſt ein ſüßes Gefühl, ihnen etwas hinterlaſſen zu können. Statt deſſen, ſagt man mir, haſt Du Schulden . . . das wäre ſehr ſchlecht von Dir! — Gieb nicht Jedem, der etwas von Dir haben will! — Wenn Du mir gefallen willſt, dann handle ſo, daß ich einſt erfahre, daß Du Dir einen großen Schatz geſammelt haſt. Urtheile ſelbſt, welche ſchlechte Meinung ich von Dir haben müßte, wenn ich Dich mit drei Millionen Francs jährlicher Einkünfte dennoch verſchuldet wüßte?“ — — —

Zehn Tage ſpäter ſchrieb er ihr aus Campiègne:

„Ich wünſche ſehr zu erfahren, wie Du Dich befindeſt, weil Hortenſe mir geſagt hat, daß Du geſtern bettlägerig geweſen biſt. — Ich war Deiner vielen Schulden wegen ſehr aufgebracht gegen Dich. Ich will durchaus nicht, daß Du Schulden haben ſollſt. Ich hoffe im Gegentheil, daß Du jährlich Eine Million bei Seite legen wirſt, um ſie Deinen Enkeln zu geben, wenn dieſe ſich einſt verheirathen.*)

Deſſenungeachtet zweifle nie an meiner Freundſchaft und gräme Dich Deiner Schulden wegen nicht.

Lebe wohl, meine Freundin! Schreibe mir, daß Du wieder wohl biſt. Man ſagt mir, Du ſeieſt jetzt ſo dick und fett wie eine Pachterin in der Normandie.

Napoleon.

Dies war ſein *letzter* Brief an Joſephinen.

Sie aber, die zu allen Zeiten freigebig und wohlthätig bis zur Verſchwendung geweſen war, ſammelte trotz aller Rathſchläge ihres geſchiedenen Gemahls keine Schätze und ſtarb, *trotz ihres jährlichen Witwengehaltes von drei Millionen Francs*, tief verſchuldet und aus Gram über die Wandlung des Schickſals ihres treuloſen Gemahls, welchen ſie bis zum letzten Hauche ihres Lebens wahr und innig geliebt hatte, im Schloſſe zu Malmaiſon, im Alter von kaum einundfünfzig Jahren, an gebrochenem Herzen.

---

*) Damit meinte Napoleon den jetzigen Kaiſer und deſſen ältern Bruder Napoleon Louis, welcher, geboren zu Paris am 11. October 1804, bis zum Jahre 1814 Großherzog von Cleve und Berg geweſen war und am 17. März 1831 zu Forli an den daſelbſt graſſirenden Maſern ſtarb.

Dort zu Malmaiſon im Schloſſe
Lag die kranke Kaiſerin:
Ruhig ſah ihr müdes Auge
Auf das Bild des Kaiſers hin.

„Dreizehn Jahre, ſtöhnt ſie leiſe,
Hieß ich Deines Glückes Stern:
Doch geſchieden ſeit fünf Jahren,
Stand ich Aermſte Dir ſo fern.

Eine ſtolze Kaiſerkrone
Drückte einſt mein ſchwaches Haupt;
Eines Kaiſers ſtolze Tochter
Hat mir Kron' und Herz geraubt.

Jetzt ſchmückt eine Dornenkrone
Meiner Stirne bleichen Glanz:
Doch auf Seiner Stirne grünet
Ew'gen Ruhmes Lorbeerkranz.

Immer noch denk' ich mit Wonne
An Vergangenheit zurück:
Sterbend betet Joſephine
Für Sein Leben, für Sein Glück!

Lebe wohl, geliebtes Frankreich,
Bald ſteh' ich vor Gottes Thron!
Juble nicht, Marie Louiſe,
Weine nicht, Napoleon!“

Betend ſchaut ihr ſterbend Auge
Auf des Kaiſers Bildniß hin;
In den Armen ihrer Kinder
Stirbt die arme Kaiſerin.

Und Solches geſchah am 29. Mai 1814.*) —

— — — — — — — — — — — — — — —

An dem Tage, an welchem die Gräfin Kielmannsegge durch die Zeitungen den Todestag der Kaiſerin Joſephine erfahren hatte, pflückte ſie drei von ihrer eigenen Hand im Parke zu Schmochtitz gepflegte Roſen des Herzogs von Reggio, wie auch einige Epheuranken und bekränzte damit die Statue Joſephinens, die ſeit Jahren auf der Höhe ihres Schreibpultes ſtand. — Joſephine, des Kaiſers Glücksſtern, iſt untergegangen. Zukünftig will ich faſten an dieſem Tage, gelobte ſich die Gräfin.

---

*) Ihre irdiſche Hülle ward am 2. Juni in der Kirche zu Runil beigeſetzt, wo Eugen und Hortenſe ihrer zärtlich geliebten Mutter ein Denkmal ſetzen ließen, mit der einfachen Inſchrift: Joſephinen, geſetzt von Eugen und Hortenſe, im J. 1825.“ — Seit dem 5. October 1837 ruht hier Letztere an der Seite ihrer Mutter.

Wenn der Leſer uns geſtattet, noch einen letzten Blick in das Tagebuch der Gräfin zu werfen, ſo finden wir darin auf verſchiedenen Stellen eine Unmaſſe hiſtoriſcher Notizen, die, Bezug habend auf die Laufbahn des von ihr aufrichtig betrauerten Helden, nicht ohne geſchichtlichen Werth ſind und ſchon aus dieſem Grunde, als Ergänzung aller früher erwähnten Thatſachen, hier einen Platz finden mögen.

Unter dem Monate Dezember des Jahres 1812 fanden wir nachfolgende Curioſität aufgezeichnet:

Es iſt intereſſant zu bemerken, welche wichtige Rolle der Monat Dezember im Leben des Kaiſers Napoleon ſpielt: Am 19. Dezember 1793 geſchah die Einnahme von Toulon, bei welcher der Name Buonaparte zum erſten Male glänzend hervortritt. Am 26. Dezember 1799 wurde General Buonaparte zum erſten Conſul ernannt. Am 24. Dezember 1800 entging er Abends 7 Uhr auf dem Wege von den Tuilerien in die große Oper wie durch ein Wunder dem Attentate der bis jetzt noch im Dunkel gehüllten Höllenmaſchine, die von England, wohl nur mit Unrecht, auf einen der Vendéer-Häuptlinge, George Cadoudal, gewälzt wird. Am 2. Dezember 1804 ſetzte ſich der erſte

Conſul die Kaiſerkrone auf. Am 2. Dezember 1805 errang er einen ſeiner ſchönſten Siege bei Auſterlitz. Am 16. Dezember 1809 trennte er ſich von ſeinem Glücksſterne Joſephine und im Dezember 1812 ging ſeine „große Armee“ in den Eisſteppen Rußlands zu Grunde.*)

Unter dem März-Monat des Jahres 1811 befindet ſich nachfolgende, nicht minder intereſſante Notiz:

Die Krönung Napoleon's I. hat der Stadt Paris 1,745,646 Francs, ſeine Heirath mit Marie Louiſe 2,670,932 Francs und die Taufe des Königs von Rom (mit Ausſchluß der goldenen Wiege) 600,000 Francs gekoſtet.

Im April-Monat des Jahres 1813 lieſt man Folgendes:

Auf Palma, Hauptſtadt der baleariſchen Inſeln, ſteht hinter der Pfarrkirche von San-Jaime ein Haus, das ſeit undenklicher Zeit „Caſa Buonaparte“ heißt. Es iſt das Stammhaus dieſer Familie. Im Jahre 1418 wurde Doctor Hugo Buonaparte von der Inſel

---

*) Achtundzwanzig Jahre ſpäter, am 15. Dezember 1840, wurde Napoleon's Leiche vom Prinzen von Joinville auf der Fregatte „Belle poule“ aus Sanct-Helena nach Frankreich zurückgebracht und in der Sanct-Ludwigskirche des Pariſer Invalidendomes feierlich beigeſetzt.

Majorca durch Martin I., König von Aragonien, als Regente (Chef des Gerichtsweſens) nach der Inſel Corſica verſetzt. Der Regente, der mit ſeiner Frau, Juana de Sauces, und ſeinen drei Söhnen — Stephan, Ferdinand und Andreas — nach Ajaccio kam, iſt der Stammvater der corſiſchen Linie; die von Majorca ſtarb früher aus. — Ein Jacopo Buonaparte, geſtorben im Jahre 1541, iſt Verfaſſer eines Berichts über die Plünderung Roms durch die Truppen des Connetable von Bourbon.*) — Im Jahre 1592 erſchien zu Florenz unter dem Titel: „La vedova“ eine „commedia facetissima“ von Niccolò Buonaparte. Von dieſem Luſtſpieldichter wollen einige Hiſtoriker den Urſprung Napoleon's herleiten. Letzterm zu Ehren erſchien im Jahre 1803 in Paris eine neue Auflage jener alten Comödie, die, blos des Autor-Namens wegen, reißenden Abſatz fand.

Napoleon ſagte in Dresden zu der Schauſpielerin Georges, die ihm eines Abends ſehr gefallen hatte: „Fordern Sie Alles, was Sie wollen.“ Sie bat ihn um ſein Bild. — „O, wenn Sie weiter nichts verlangen, antwortete der Kaiſer, nahm ein Fünffrankenſtück aus der Taſche und gab es ihr mit den Worten: „Dieſes Bild da iſt das Aehnlichſte!“ — Niebuhr erzählt in ſeiner „Geſchichte des Zeitalters der Revolution“ Folgendes über des Kaiſers Geburtstag: „Es iſt oft behauptet worden, daß Napoleon nicht am 15. Auguſt 1769, ſondern ſchon am 5. Februar 1768 geboren worden ſei. Letzteres iſt jetzt als falſch erwieſen. Napoleon ſelbſt gab die Veranlaſſung dazu: Im acte civile ſeiner Heirath mit der ſehr viel ältern Witwe Joſephine von Beauharnais hatte er ihrer Eitelkeit nachgegeben und ſich um anderthalb Jahre älter, ſie ſelbſt aber um neun Jahre jünger gemacht (?). Andere haben ihm das Motiv untergelegt, er habe ſich nur darum älter gemacht, weil Corſika, als er 1768 zur Welt gekommen, noch nicht franzöſiſch geweſen ſei. Die Kirchenbücher von Ajaccio aber beweiſen, daß er am 15. Auguſt 1769 geboren worden iſt. — England, ſagte der Kaiſer auf der Inſel Elba, iſt die Hand, Frankreich iſt das Herz und Deutſchland iſt der eiſerne Magen Europa's. — Als Delisle de Sales, einer der eingebildetſten und eitelſten Autoren Frankreichs, im Jahre 1802 ſein „Mémoire en faveur de Dieu“ erſcheinen ließ, ſagte Napoleon zu Daru: „Der liebe Gott wird ſich gewiß geſchmeichelt fühlen, daß Delisle ihn huldreichſt anzuerkennen und unter die Flügel ſeines Schutzes zu nehmen geruht hat.“ — Verdient der Kaiſer der Franzoſen nicht ſchon deshalb ein Denkmal und die Achtung jedes Schriftſtellers, weil er einen deutſchen Buchhändler erſchießen ließ?*) — Während meines Aufenthalts in Wien hatte der deutſche Dichter Jean Paul, ſo deutſch, wie es jemals einen gegeben hat, während des Congreſſes an den Kaiſer Alexander von Rußland eine Bittſchrift gerichtet, daß ihm die Penſion von 1000 Gulden, welche ihm der durch Napoleon's Macht geſchaffene Großherzog Dalberg von Frankfurt verliehen, auch fernerhin ausbezahlt werde. Alexander aber nahm keine Notiz davon. — Man ſagt ziemlich allgemein, daß der nicht botaniſche Name Hortenſie für die Hydrangea daher komme, daß man den erſten Hortenſien, die im Garten der Kaiſerin Joſephine in Malmaiſon gezogen worden ſind, dieſen Namen nach Joſephinen's Tochter Hortenſe beigelegt habe. Dagegen hat ein franzöſiſcher Botaniker die Behauptung aufgeſtellt, daß Philibert Commerſon, der dieſe Pflanze in Europa eingeführt, den botaniſchen Namen „Hydrangea hortensis“ in Hortenſie umgewandelt habe nach dem Vornamen ſeiner

---

*) Dieſe Relation, zum erſten Male im Jahre 1756 in italieniſcher Sprache mit der fingirten Ortsbezeichnung „Colonia“ gedruckt, wurde vom Prinzen Napoleon Louis in's Franzöſiſche überſetzt und erſchien zu Florenz im Jahre 1830.

---

*) Die Gräfin meint damit Johann Philipp Palm, der am 26. Auguſt 1806 zu Braunau fuſillirt wurde.

Geliebten und Reiſebegleiterin, der Frau ſeines Freundes Lepaute. — Napoleon beſaß Spielkarten, auf welchen der Tragöde Talma als Coeur-König, der Sänger Laya als Pique-König, der Violiniſt Lafont als Carreau-König und der Tänzer Veſtris als Treffle-König abgebildet waren. Als Couer-Dame glänzte Mademoiſelle Mars, als Pique-Dame Mademoiſelle Georges, als Carreau-Dame Mademoiſelle Joſephine Duchesnois und als Treffle-Dame Madame Gavaudan. — Marſchall Oudinot, Herzog von Reggio, der eine der prächtigſten Pfeifenſammlungen beſitzt — Napoleon ſchenkte ihm eine Pfeife, die mit Edelſteinen beſetzt war — darf ſich in dieſer Hinſicht mit dem Herzoge von Richelieu, Miniſter unter Ludwig XV., vergleichen, welcher ſeinen Erben über dreihundert Pfeifen hinterließ, die, öffentlich verſteigert, über 100,000 Francs einbrachten. — Napoleon's Lieblings-Wohnung in Paris befand ſich, wie er mir eines Tages ſelbſt erzählte, im Quartier de la Chaussée d'Antin, in der „Rue Chantereine“, im Garten des Hauſes Nummer 48. Dem Kaiſer zu Ehren wurde dieſe Straße ſpäter in „Rue de la Victoire“ umgetauft. — Jetzt iſt das Haus, welches General Buonaparte bis zum 18. Brumaire bewohnt hatte, ein Hoſpital, das den hochtrabenden Titel „Néothermes“ führt. Das kleine Gartenhäuschen ward im Jahre 1787 vom Architekten Ledour für die durch ihre Liebesabenteuer damals ſehr berüchtigte Ballettänzerin Marie Madelaine Guimard gebaut. Von dieſer Laïs kaufte es Talma's erſte Frau, die es bald darauf an Madame Joſephine Buonaparte abtrat.*) — Ein franzöſiſcher Geſchichtsforſcher will berechnet haben, daß während der Napoleon'ſchen Kriege nicht weniger als 219,000,000 Pfund Pulver verſchoſſen worden ſind. — Napoleon ſagte bald nach ſeiner Rückkehr aus Moskau: In Rußland iſt jeder Schuft ein Prinz, ſowie in Italien, umgekehrt, Jeder, der zufällig nicht Prinz iſt, ein Schuft zu ſein pflegt. — Talleyrand wird von Murat ein „Miſthaufen in ſeidenen Strümpfen" genannt. — Napoleon's General-Adjutant Caulaincourt, Herzog von Vicenza, ein ausgezeichneter Feinſchmecker, der einen der berühmteſten Köche Frankreichs beſaß, mußte, wenn er gute Fleiſchbrühe genießen wollte, ſich bei der Frau ſeines Portiers zum Frühſtück einladen. — General Carnot ſagt von Talleyrand: „Wenn Talleyrand die Menſchen gründlich verachtet, ſo geſchieht es blos darum, weil er Niemanden beſſer als ſich ſelbſt ſtudirt hat.“ — Ein Pariſer Journal zählt ſämmtliche Wohnungen, welche Napoleon ſeit ſeiner Ankunft in Paris (19. October 1784) bis zum Jahre 1815 bewohnt hatte. 1. eine Zelle unter dem Dache der Militairſchule; 2. ein Dachzimmer auf dem Quai Conti; 3. ein Zimmer im Hôtel de Metz, Rue du Mail; 4. ein Zimmer im Hôtel des Droits de l'Homme, Rue des Foſſés-Montmartre; 5. ein Zimmer in der Rue de la Michodière; 6. ein Zimmer im „Hôtel Mirabeau“, Rue du Dauphin, bei der Kirche Saint-Roch; 7. ein Zimmer im „Hôtel garni de l'Union“ in der Rue Saint-Thomas du Louvre, woſelbſt er mit dem damaligen Herausgeber des „Bulletin de l'Aſſemblée“, Hugues Bernard Maret, dem ſpätern Herzoge von Baſſano, zuſammengewohnt; 8. das „Hôtel de la Colonnade“ in der Rue neuve des Capucins; 9. das Haus in der Rue de la Victoire (ſiehe oben); 10. den Luxembourg-Palaſt, den er als erſter Conſul, 11. den Tuilerien-Hof, den er als Kaiſer, 12. das Palais Elyſée-Bourbon, das er während der hundert Tage bewohnte. — Als der Kaiſer im Jahre 1807 zum erſten Male in Dresden geweſen war und die hieſige Hofbibliothek beſuchte, überreichte ihm der Bibliothekar Hofrath Karl Wilhelm Daßdorf nachfolgende Erläuterung ſeines Namens:

---

*) Nach Bertrand's Rückkehr aus Sanct-Helena ließ er im Garten dieſes Hauſes den Manen des Kaiſers ein einfaches Denkmal errichten mit der Inſchrift:

„In hac Minima jam Maximus
Plusquam Maxima concepit."

„**N**ationis. **A**llemannicae. **P**rotector.
Orbis. **L**egislator. **E**uropae. **O**rdinator.
Numine. **A**nnuente. **P**acem. **O**rbi. **L**aetanti.
Excelsus. **O**ffert. **N**apoleon.“

(Nun ſage man noch, daß wir Deutſche nicht zu ſchmeicheln verſtehen!) — Es gibt, ſchreibt ein deutſcher Publiciſt, in der Geſchichte oft auffallende Wiederholungen, welche dem Gedächtniſſe, das ſo viele Zahlen behalten ſoll, als Erinnerungsmittel dienen. So erleichtert z. B. bei den franzöſiſchen Marſchällen, deren es ſo viele und meiſtens mit Doppelnamen gibt, die Zahl Zwei das ſchnellere Behalten derſelben. Zwei Marſchälle wurden gefangen: Victor, Herzog von Belluno, im Jahre 1807 bei Colberg, und Gouvion-Saint-Cyr 1813 in Dresden. Zweimal zwei Marſchälle fielen vor dem Feinde, alle Vier in Deutſchland (Lannes, Herzog von Montebello, 31. Mai 1809 zu Wien; Beſſières, Herzog von Iſtrien, in Lützen, 1. Mai 1813; Duroc, Herzog von Friaul, in Markersdorf, 23. Mai 1813; und Prinz Poniatowsky, in Leipzig, am 19. October 1813). Zwei Marſchälle fielen durch Meuchelmord, Beide in Frankreich (Brune zu Avignon am 2. Auguſt 1815, und Mortier, Herzog von Treviſo, zu Paris am 28. Juli 1835). Zwei Marſchälle ſtarben durch Selbſtmord und zwar, ſeltſam genug, Beide ſich aus dem Fenſter ſtürzend (Junot, Herzog von Abrantes, zu Montbard, am 22. Juli 1813, und Berthier, Fürſt von Wagram, zu Bamberg, am 1. Juni 1815). Zwei Marſchälle wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt (Michel Ney, Fürſt von der Moskwa, und Joachim Murat, König von Neapel. Letzterer wurde zu Pizzo am 13. October 1815, Erſterer zu Paris am 7. Dezember desſelben Jahres füſilirt. Zwei Marſchälle wurden von Napoleon ſelbſt des Verraths an ſeiner und an Frankreichs Sache angeklagt im Jahre 1814 (Augereau, Herzog von Caſtiglione, geſt. zu Paris am 12. Juni 1815 und Marmont, Herzog von Raguſa, geſt. zu Venedig 22. Juli 1852). Zwei ſeiner Marſchälle beſtiegen Throne und fochten dann gegen Napoleon (Murat, Napoleon's Schwager, König von Neapel, und Bernadotte, Schwager ſeines Bruders Joſeph, König von Schweden.) Letzterer ſtarb zu Stockholm am 8. März 1844. Zwei Marſchälle, wenn man auch dem vor Napoleon ſchon berühmten General Dumouriez dieſen Titel nicht verſagen will, gingen vor dem Feinde zum Feinde über: Dumouriez und Bourmont. Beide den Bourbons ergeben, werden in Frankreich Verräther genannt. Erſterer ſtarb zu Turville-Park (Buckinghamſhire) am 14. März 1823, Letzterer auf ſeinem gleichnamigen Schloſſe am

27. October 1846. Man kann dieſen Marſchällen noch zwei Generale beifügen, die über die Kriege Napoleon's geſchrieben haben, und welche Beide Deſerteure ſind. Sarrazin, welcher 1810 von Boulogne nach England überging und Jomini, der 1813 in Rußland zu den Ruſſen deſertirte. Sarrazin diente nicht nur drei Herren nacheinander — Napoleon, den Engländern und den Bourbons — ſondern hatte auch, um nicht der Bigamie angeklagt zu werden, drei angetraute Frauen, zwei in Frankreich und eine in England. — Zwei franzöſiſche Generale der Revolution, freilich ohne Marſchall-Titel, aber berühmter als mancher der ſpäter gemachten Marſchälle, waren perſönliche Feinde Napoleon's: Pichegru und Moreau. Beide fanden gegen ihn den Tod. Erſterer wurde im Gefängniß erwürgt, am 5. April 1804. Moreau fiel am 27. Auguſt 1813 in der Schlacht bei Dresden. — Text und Muſik der „Marſeillaiſe", welche Klopſtock das „Hohe Lied der franzöſiſchen Revolution" genannt hat, ſoll eine deutſche Schöpfung, Johann Georg Forſter, Verfaſſer des Textes und der Berliner Kapellmeiſter, Johann Friedrich Reichard, der bekanntlich ein ausgeſprochener Demokrat geweſen iſt, Componiſt jener prachtvollen Melodie geweſen ſein. Selbſt in Frankreich gibt's Perſonen, die dies glauben. Buchez und Roux verſichern in ihrer

„Histoire parlementaire de la révolution française,“ die Compoſition jenes berühmten Revolutionsliedes ſei keineswegs von Joſeph Rouget de l'Isle, ſondern „von einem gewiſſen Deutſchen in Hüningen.“ — Das „Elyſée Bourbon“, das Napoleon während der hundert Tage bewohnt hatte, wurde im Jahre 1718 erbaut und hieß damals „Hôtel d'Evreux“. Die Familie d'Evreux verkaufte es an Frau von Pompadour, die es bis zu ihrem, am 15. April 1764 erfolgten Ableben beſaß. Dann kam das Schloß in den Beſitz des Bankiers Nicolas Beaujon, der am 26. Dezember 1786 ſtarb und außer dieſem Schloſſe ſeiner Vaterſtadt Paris über drei Millionen Francs zu wohlthätigen Zwecken hinterließ. Nachdem ſein Schloß Eigenthum der Republik geworden war, blieb es unbenützt, bis es unter dem Kaiſerthume von Joachim Murat angekauft ward. Nach der erſten Reſtauration wurde das „Hôtel d'Evreux“ in „Elyſée Bourbon“ umgetauft. In dieſem Palais war's, wo Napoleon am 21. Juni, drei Tage nach der Schlacht bei Waterloo, abgeſtiegen war und ſeine zweite Abdankung zu Gunſten ſeines Sohnes unterzeichnet hatte. — Eine große Rolle im Leben Napoleon's ſpielt der Buchſtabe M. — Die Namen von ſechs ſeiner Marſchälle und (ſoviel uns bekannt) von 26 ſeiner Diviſionsgenerale fangen mit M an. Murat, Moncey, Maſſéna, Mortier, Macdonald und Marmont. Die Generale hießen: Miollis, Montbrun, Mouton, Morlet, Merle, Mermet, Mesnier, Maucune,*) Matthieu, Marchand, Milhaud, Maiſon, Merlin, Morand I. und II., Menou, Margaron, Maiher (?), Molitor, Meunier, Marcagnet, Morin, Marulez, Marcanſin, Menard, Mionnet. — Napoleon's erſte Schlacht war bei Montenotte (11. April 1796), ſeine letzte bei Mont-Saint-Jean (18. Juni 1815). Außerdem gewann er die Schlachten bei Mondovi (21. April 1796), bei Milleſimo (14. Mai 1796), bei Marengo (14. Juni 1800), an der Moskwa (7. September 1812), bei Montmirail (14. Februar 1814), und bei Montereau (17. März 1815). — Mailand war die erſte und Moskau die letzte feindliche Hauptſtadt, welche er als Sieger betrat. Auch in Madrid zog er ſiegreich ein; aber ſowohl Madrid als Moskau haben ihm Verderben gebracht. — Durch Menou's Schuld ging ihm Aegypten verloren. — Zwei ſeiner größten Feinde waren: Moreau und Metternich. Zuerſt fiel Murat von ihm ab. Auch Marmont verließ ihn. Drei ſeiner Miniſter hießen: Maret, Montalivet und Molé; ſein erſter Kammerherr war Montesquiou. — Sein vorletzter Aufenthaltsort in Frankreich war Schloß Malmaiſon. — Capitain Maitland führte den „Bellerophon“, deſſen Schutze er ſich anvertraut hatte. — Unter Denen, die ihm in's Exil nach Sanct-Helena gefolgt ſind, befindet ſich General Montholon und Napoleon's erſter Kammerdiener Marchand. — Eine der merkwürdigſten Quittungen, die wohl jemals geſchrieben worden ſind, iſt nachfolgende: „Ich, franzöſiſcher Journaliſt und Herausgeber des Journals „**Mercure universel**“ zu Regensburg, bekenne hierdurch, fünfzig Stockſtreiche wohlverdientermaßen erhalten zu haben, weil ich in den Nummern vom 1. und 17. Dezember 1800 die Franzoſen beleidigt und verleumdet habe. Deſſen zum Zeugniß habe ich mich eigenhändig unterzeichnet. Paſſau 22. Juni 1801. Paoli.“ Dem Originale gleichlautend. Der Escadron-Chef und Adjutant Lefèbre. Der Stadt-Commandant Chancel.“ — Die beiden erſten Congreſſe, auf welchen von ſpitzfindigen Diplomaten der europäiſche Frieden verhandelt und auch ziemlich gewiſſenlos verſchachert worden iſt, ſind die zu Münſter und Osnabrück. Seit 1648, wo der Congreß zu Münſter ſtattgefunden hat, bis 1822, wo der Congreß in Verona verſammelt geweſen war, zählt man nicht weniger als 44 Congreſſe, von welchen 17 im ſiebenzehnten, 12 im achtzehnten und 15 im neunzehnten Jahrhundert ſtattgefunden haben. Die Reihenfolge der im neunzehnten Jahrhundert verſammelt geweſenen Congreſſe iſt: 1802 zu Amiens, 1808 zu Erfurt, 1809 zu Jaſſy, 1811 zu Bukareſt, 1813 zu Prag, 1814 zu Chatillon, 1814 zu Paris, 1815 zu Wien, 1818 zu Aachen, 1819 zu Karlsbad, 1819 zu Wien, 1820 zu Troppau, 1821 zu Laibach und 1822 zu Verona. Der Wichtigſte von Allen bleibt der Wiener-Congreß von 1815.

---

*) Dieſer Name war im Tagebuche der Gräfin ſo undeutlich geſchrieben, daß er kaum zu dechiffriren iſt.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir fliegen nach Sanct-Helena zurück.

Am 15. April 1816 lief in den Hafen von James-Town die engliſche Fregatte „Phaëton“ ein, an deren Bord ſich der Generalmajor Sir Hudſon Lowe befand, den der großbritanniſche Premierminiſter, Lord Henry Bathurſt, zum Nachfolger des bisherigen Gouverneurs, Lord George Cockburn, auserwählt hatte. Im Gefolge Sir Hudſon's befand ſich der Admiral Pulteney Malcolm und Lowe's Adjutant, Capitain Thomas Readham.

Am Abende desſelben Tages ließ der neue Gouverneur den „General Buonaparte“ benachrichtigen, daß er ihn am andern Morgen zu ſehen wünſche. Am 16. April erſchien er um 9 Uhr, begleitet von ſeinem Generalſtabe, mit großem Geräuſch in Longwood. Napoleon weigerte ſich, ihn zu empfangen; er beſtellte ihn auf den folgenden Tag um 2 Uhr Nachmittags. Da erſt empfing er ſeinen Kerkermeiſter. Gleich nach der erſten Unterredung war zwiſchen Beiden ſtillſchweigend der Krieg erklärt.

Gleich nach ſeiner Ankunft hatte Hudſon Lowe eine Verminderung des Perſonals in Longwood verlangt. In Folge deſſen war Napoleon genöthigt, einen ſeiner vier Kammerdiener — den Corſen Santini — zu entlaſſen, welcher ſich in den Augen Hudſon Lowe's verdächtig gemacht, ihn (den Gouverneur) ermorden zu wollen. Santini's Ausweiſung erfolgte am 18. October 1816. Gleichzeitig mit ihm wurde auch Graf Piontkowski, der Intendant Rouſſeau und der jüngere Archambault weggeſchickt.

Gegen Ende desſelben Jahres mußten, auf Befehl des Gouverneurs, auch Graf Las Caſes und Sohn den Gefangenen, dem ſie eben ſo nützliche als angenehme Dienſte durch Lectüre geleiſtet hatten, die Inſel verlaſſen. Beide wurden am 30. Dezember 1816, ohne ſich von ihrem Gebieter verabſchieden zu dürfen, nach dem Cap der guten Hoffnung transportirt.

Am 17. Juni 1817 langten auf Sanct-Helena drei ſchon viele Monate vorher pomphaft angekündigte Perſonen als Commiſſaire der heiligen Allianz an, um ſich nach den Beſtimmungen des mit England abgeſchloſſenen Vertrages vom 2. Auguſt 1815 (freilich erſt nach Verlauf von faſt zwei Jahren) zu überzeugen, wie Letzteres ihren gemeinſchaftlichen Feind und Gefangenen behandele. Der ruſſiſche Commiſſair war Graf

Balmain, der öſterreichiſche Baron Bartholomäus von Stürmer, (welcher, zwei Jahre vorher, den Kaiſer nach Elba begleitet hatte), der franzöſiſche Commiſſair war ein Marquis von Montchenu, einer der ausgeſprochenſten Legitimiſten des reſtaurirten Frankreichs.

Von der Anweſenheit dieſer drei Commiſſaire, von welchen Baron Stürmer faſt zwei volle Jahre auf der Inſel blieb, hatte Napoleon Anfangs eine Erleichterung ſeiner harten Gefangenſchaft gehofft, leider aber früh genug die Ueberzeugung gewonnen, daß auch dieſe Hoffnung, wie manche Andere, ihn bitter getäuſcht habe, denn faſt Alles blieb beim Alten!

Dr. O'Meara, ein Mann von Geiſt und Herz, welcher mehr als blos Arzt des „gefeſſelten Prometheus" geweſen war und für den gefallenen Helden allzugroße Begeiſterung offenbart hatte, erregte durch ſeine Anhänglichkeit den Zorn Hudſon Lowe's, der ſich beeilte, ihn ebenfalls auszuweiſen. Solches geſchah am 18. Juli 1818.

Seit dieſem Tage mußte Napoleon, deſſen Krankheitszuſtand ſich von Monat zu Monat auffallend verſchlimmerte, ſich ohne Arzt behelfen.

Sir Hudſon Lowe, welcher bei all' dieſen Ausweiſungen die Hoffnung genährt hatte, der Aufſicht unbequemer Mitſchuldigen überhoben zu ſein, hatte in ihnen Leute verbannt, die, nach Europa zurückgekehrt, vereint ihre Stimmen gegen ihn zu erheben und ihn der kraſſeſten Barbarei gegen Napoleon anzuklagen wagten.

Die erſten Enthüllungen, welche Santini in London gemacht, hatte man Anfangs bezweifeln wollen. Bald aber wurden ſie durch die Briefe des Grafen Las Caſes beſtätigt, der vom Cap der guten Hoffnung entwiſcht und nun gleichfalls nach London gekommen war. Die durch O'Meara veröffentlichte Denkſchrift über die Krankheit Napoleon's mußte endlich auch die letzten Zweifel darüber zerſtreuen. Und ſo erfuhr jetzt ganz Europa, daß Napoleon unter dem mörderiſchen Klima Sanct-Helena's und unter den Augen ſeines Kerkermeiſters Hudſon Lowe, der ihm tagtäglich neue Kränkungen zuzufügen ſich erlaubte, gleichſam gliedweiſe hinſiechen und langſam abſterben mußte.

Sir Hudſon Lowe, deſſen Erbitterung gegen Napoleon von Tag zu Tage wuchs, ſagte eines Morgens zu ſeinem Adjutanten Readham:

— In meinen Augen iſt ſelbſt Ali Paſcha ein weit achtenswertherer Schurke wie Buonaparte. Letzterer macht mir das Leben ſo ſauer, daß ich ihn herzlich verwünſche und froh wäre, wenn er heute lieber als morgen abführe.

— Seine Krankheit iſt nur ein Vorwand, erwiderte Capitain Readham. Ich, meinerſeits, habe nie daran geglaubt.

— Ich auch nicht, beſtätigte Sir Hudſon.

Napoleon, welcher von England zuerſt einen Arzt und dann einen Prieſter verlangt hatte, erhielt endlich den Dr. Francesco Antommarchi, bisherigen Profeſſor der mediciniſchen Schule zu Piſa, und auf Intervention des Papſtes den alten Abbé Buonavita, Kaplan der Kaiſerin-Mutter, und den jungen Prieſter Vignali, welche Beide nach ewig langen Hinderniſſen am 18. September 1819 gleichzeitig in Longwood eintrafen.

Antommarchi fand Napoleon's Zuſtand höchſt bedenklich. Die beiden Prieſter flößten dem Kranken Troſt und Beruhigung ein. Die Krankheit aber machte rieſige Fortſchritte.

Am 17. März 1821 ſagte Napoleon zu Antommarchi:

— Es iſt nicht die Schwäche, ſondern die Stärke, die mich zu erſticken droht. „C'est la vie, qui me tue.“ Vor ſechs Jahren (fuhr er fort, den klaren, durchſichtigen Himmel betrachtend), an einem ſo heitern Tage wie der heutige, war ich auf dem Rückwege von Elba in Auxerre angelangt. Ich würde geheilt ſein, könnte ich den Himmel Frankreichs noch ein Mal wiederſehen! Hier tödtet man mich mit Nadelſtichen.

Dann legte er Antommarchi's Hand auf ſeinen Magen und ſagte:

— C'est un couteau de boucher qu'ils m'ont mis-là et ils ont brisé la lame dans la plaie *).

Auf die Nacht des 2. Aprils war die Erſcheinung eines Kometen angekündigt.

— Une comète fut le signe de la mort de César! rief der prophetiſche Geiſt des neuen Cäſars.

Am 15. April 1821 (am fünften Jahrestage der Ankunft Sir Hudſon Lowe's) ſchloß ſich das Schlafgemach des hohen Kranken für ſeine ganze Umgebung. Die Einzigen, welche freien Zutritt behielten, waren General Montholon und der Kammerdiener Marchand. An dieſem Tage dictirte Napoleon ſeinen letzten Willen und ſetzte Beide als Teſtamentsvollſtrecker. ein **).

---

*) Das iſt ein Fleiſchermeſſer, das man mir hineingebohrt, und die Klinge haben ſie mitten in der Wunde abgebrochen.

**) Marchand war es, dem Napoleon das von ihm verfaßte „Précis des guerres de Jules César“ dictirt hatte. — Auch darin ahmt der Neffe ſeinem Onkel nach, denn auch Napoleon III. arbeitet, wie bekannt, ſchon ſeit Jahren an einer „Vie de Jules César“. — Auf dem Todtenbette verlieh Napoleon I. dem treuen Gefährten ſeines Unglücks die Grafen-

— Voilà mes apprêts! ſagte er zu Marchand.

Als Antommarchi den Verſuch machte, ihn zu tröſten, unterbrach er ihn mit den Worten:

— Machen wir uns keine Täuſchungen! Ich weiß, wie's mit mir ſteht . . . ich bin auf's Schlimmſte längſt gefaßt.

Am 19. April trat ein wenig Erleichterung ein. Seine ganze Umgebung beglückwünſchte den Kranken.

— O, täuſchen Sie ſich nicht, ſagte Napoleon. Ich befinde mich wohler, weil der Augenblick meines Endes herannaht. Bald werde ich Alles überſtanden haben. Wenn ich todt ſein werde (fuhr er fort) wird Jeder von Euch die ſüße Genugthuung haben, nach Europa zurückkehren zu können. Ihr werdet Eure Verwandten, Eure Freunde und unſer ſchönes Frankreich wiederſehen. Ich aber werde in den elyſeiſchen Feldern des Jenſeits meine tapfern Waffengenoſſen wiederfinden. Kleber, Deſaix, Beſſières, Duroc, Ney, Murat, Maſſena, Berthier; Alle dieſe Braven werden mir entgegeneilen. Wir werden von unſern Kriegen

würde und legte in deſſen Hände ſein Teſtament nieder. Erſt nach dem Tode des Kaiſers kehrte Graf Louis Joſeph Narciſſe Marchand nach Frankreich zurück, heirathete im Jahre 1823 die Tochter des tapfern Generals Brayer, ließ ſich 1830 in Straßburg nieder und ſtarb dort vor einigen Jahren.

mit den Scipionen, Hannibal's, Cäſaren und Friedrich's unſers Jahrhunderts reden, vorausgeſetzt (fügte er lächelnd hinzu), daß man da oben keine Furcht hat, wenn man eine ſolche Verſammlung von Kriegern beiſammen ſieht.

In dieſem Augenblick trat Arnott ein. Archibald Arnott war ein ſchottiſcher Militärarzt, welcher Napoleon's ganzes Vertrauen beſaß *).

— Treten Sie näher, ſagte der Kranke mit bewegter Stimme zu General Bertrand, der mit ſeiner Gemahlin und ihrem Sohne Napoleon in der Nähe ſeines Krankenlagers ſtand. Ueberſetzen Sie dem Doctor Arnott Alles, was ich Ihnen ſagen werde, in's Engliſche; geben Sie Alles ganz genau wieder und vergeſſen Sie nicht ein einziges Wort. — Ich war nach England gekommen (fuhr er in feierlichem Tone fort), um mich niederzulaſſen am Heerde der britiſchen Nation. Dort hatte ich loyale Gaſtfreundſchaft erwartet. Ihr aber habt mir Feſſeln angelegt. Euer Miniſterium iſt es geweſen, das für mich dieſen abſcheulichen Felſen ausgeſucht hat, wo ſich in weniger

---

*) Arnott ſchrieb einen ſehr intereſſanten „Account of the late illness, disease and post-mortem appearances of Napoleon Buonaparte“, der im Jahre 1822 in London erſchien (deutſch, Leipzig 1823).

als fünf Jahren das Leben jedes Europäer's aufzehren muß, um das Meinige hier durch Meuchelmord zu endigen. Es gibt keine Unwürdigkeit, aus denen Ihr Euch nicht die Freude gemacht, mein Leben auf jede Weiſe abzukürzen. Ihr habt weder Briefe noch Nachrichten, weder Zeitungen noch Bücher aus Europa an mich gelangen laſſen ... Mein Weib und Kind haben für mich aufgehört zu leben*). In dieſer ungaſtlichen Inſel habt Ihr mir als Wohnſitz den höchſtgelegenſten und am wenigſten geeigneten Ort eingeräumt, wo das meuchelmörderiſche Klima der tropiſchen Zone ſich am peinlichſten fühlbar macht. Ich habe mich ſechs lange Jahre in die ungeſunde Luft meiner vier Pfähle einſperren müſſen, ich, der ich früher zu Pferde faſt ganz Europa durchritten hatte.

Dann ſchloß er mit den Worten:

— Sterbend in dieſer abſcheulichen Felſenſchlucht, der Meinigen und aller Bedürfniſſe beraubt, hinterlaſſe ich die Schmach und den Schrecken meines Todes der regierenden Familie Englands**).

---

*) War dies Schuld der engliſchen Regierung ? ? ?

**) Mourant sur cet affreux rocher, privé des miens et manquant de tout, je lègue l'opprobre et l'horreur de ma mort à la famille régnante d'Angleterre. (Mémoires d'Antommarchi, ou les derniers moments de Napoléon, tome II., page 113—115.)

Dies waren die letzten Worte ſeines unverſöhnlichen Haſſes. Gleich darauf ſank er in Ohnmacht.

Zwei Tage ſpäter wurde Vignali gerufen*). Arnott, welcher zugegen war, konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, als er vernahm, wie außerordentlich gut und genau der Kaiſer in alle Ceremonien der Kirche eingeweiht zu ſein ſchien.

Napoleon, dem dieſes Lächeln nicht entgangen war, fühlte ſich dadurch gekränkt.

— Ich bin weder Philoſoph noch Arzt, ſagte er zu Arnott, ich bin ein römiſch-katholiſcher Chriſt. Ja, ſagte er, ſich zum Prieſter wendend, ich bin in der katholiſchen Religion erzogen und will alle Pflichten erfüllen, die ſie uns vorſchreibt. Ich verlange ausdrücklich das heilige Abendmahl; täglich ſollt Ihr dort in jenem anſtoßenden Zimmer eine Meſſe für mich leſen. Wenn ich todt bin, ſollt Ihr den Altar mit dem Allerheiligſten zu Häupten meines Bettes ſtellen und fortfahren, Meſſen für die Ruhe meiner Seele zu leſen.

Dann zog Napoleon den Dr. Arnott näher, um ihm Vorwürfe über ſeine proteſtantiſche Ungläubigkei zu machen.

---

*) Abbé Buonavita, der das Klima der Inſel nicht länger vertragen konnte, war mit einer frommen Miſſion an die Kaiſerin Mutter am 21. Januar 1821 von Sanct-Helena abgereiſt und nach Rom zurückgekehrt.

In der Nacht vom 21. zum 22. April legte de Sterbende die letzte Beichte ab.

Am 28. April nahm Napoleon ſeinem Arzte Antommarchi das Verſprechen ab, ſich durch Autopſi ſeines Leichnams von der wahren Urſache ſeines Todes zu überzeugen, ſein Herz herauszunehmen und es nach Italien zu bringen, „à sa chère Marie Louise“.

Tags darauf gab Antommarchi dem Kaiſer friſches Waſſer zu trinken aus einer Quelle, die eine Stunde von Longwood ſilberklar hervorrieſelt. Erquickt durch die Friſche dieſes Labetrunks, ſagte Napoleon zu der Gräfin Bertrand, die weinend an ſeinem Bette ſaß:

— Dies iſt die erſte Labung, die ich ſeit langer Zeit hier genoſſen habe. Falls ich mich noch einmal erholen ſollte, will ich jener wohlthuenden Quelle ein Denkmal meines Dankes ſetzen; aber ſterbe ich hier, dann ſoll meine irdiſche Hülle, falls man ſie weder in Corſika, in der Kathedrale von Ajaccio, oder in Frankreich an den Ufern der Seine beizuſetzen erlaubt, dort ausruhen, wo jene Quelle dieſes Waſſer ausſprudelt, das ſo rein, ſo friſch und ſo ſüß wie ein Gruß aus der fernen Heimath iſt.

Nachts vorher hatte Napoleon dem Grafen Mentholen den Brief dictirt, durch welchen er ſeinen Tod dem Gouverneur Hudſon Lowe, ſeinem unerbittlichen Todfeinde, angezeigt zu ſehen wünſchte.

Am 3. Mai erhielt Napoleon das heilige Abendmahl.

Am 4. Mai erhob ſich ein wüthender Orkan. Dunkelſchwarze, finſtergrollende Wolken, welche ſich auf den zackigen Felſenkuppen drohend zuſammengeballt hatten, ſtiegen wie unheimliche Rachegeiſter in die Tiefen des ſchwülaufſeufzenden Thales der Inſel hernieder. Der Regen fiel in Strömen herab. Von dem Abhange der Berge rauſchten wildbrauſende Bäche hinab. Eine Trauerweide des von Napoleon eigenhändig gepflegten Gartens, unter deren Zweigen er auszuruhen gepflegt, wurde vom Sturme geknickt. Ihr folgten bald auch andere Bäume. Nur Ein Gummiſtrauch leiſtete tapfern Widerſtand; alle übrigen aber waren raſch entwurzelt.

Die Heftigkeit des Ungewitters entriß den Sterbenden nicht dem Todesſchlummer, der ihn bereits umfangen hielt. Napoleon ſchien ſüße Viſionen zu haben: er lächelte wie ein ſchlafendes Kind.

So rückte der 5. Mai heran. Der Verfaſſer des „Ring des Noſtrodamus“ ſchildert die letzten Stunden des „gefeſſelten Prometheus“ wie folgt:

Es war Nachmittags gegen fünf Uhr. Der Kaiſer war kurz vorher eingeſchlafen. Neben ſeinem Bette ſaß Gräfin Bertrand. Mit ängſtlicher Sorge ſchien ſie ſeine Athemzüge zu zählen und jede ſeiner Mienen zu belauſchen. Nicht fern von ihr ſtand Marchand. Sein thränenfeuchtes Auge weilte auf dem bleichen Antlitze ſeines Herrn. Im Nebenzimmer, ſprachen Bertrand und Montholon mit dem Doctor Antommarchi*).

— Sie glauben alſo wirklich, daß es Magenkrebs iſt? fragte Graf Montholon.

— Ich glaube es nicht blos, General; ich bin ſogar feſt überzeugt davon, erklärte der Arzt mit großer Beſtimmtheit.

— Und wodurch entſteht dieſe böſe Krankheit? fragte Bertrand.

— Sie iſt die nicht ungewöhnliche Folge eines Lebens, das vielen Kummer und Aerger zu ertragen gehabt hat.

---

*) General Gourgaud hatte acht Wochen vor Napoleon's Tode Sanct-Helena verlaſſen und war, mit einem Paſſe des Kanzlers Pasquier verſehen, am 20. März 1821 nach Frankreich zurückgekehrt. Gourgaud's Vater war, beiläufig erwähnt, Geiger in der Capelle Ludwig's XVI. und ſein Onkel der berühmte Schauſpieler Dugazon, der erſte „Figaro“ geweſen, welcher ſich am 11. October 1809 von der Weltbühne in die Verſenkung des Jenſeits zurückgezogen hatte.

— Der Schurke Hudſon Lowe iſt der giftgeſchwollene Krebs, der an dem Leben des Kaiſers nagt, erklärte Montholon zähneknirſchend. Sechs lange Jahre ſchmachtet der Kaiſer in dieſem ungeſunden, glühendheißen Felſenkerker. Jeder Tag bringt ihm neue Kränkung, neue Schmach, neue Demüthigung. Geſtern begehrte der Kaiſer ein Bad. — „Sie haben ſchon Morgens ein's genommen“, entgegnete Sir Hudſon Lowe, „das Waſſer iſt rar auf dieſer Inſel“. — Zornröthe übergoß das Antlitz des Kaiſers; ſeine Augen ſchleuderten tiefverwundende Pfeile; bitterer Spott durchzuckte jede ſeiner Mienen. Schreiben Sie, Montholon, rief Napoleon, deſſen Stimme wie grollender Donner klang, ſchreiben Sie: „Die Schmach der engliſchen Regierung, (dictirte er) beſteht nicht allein darin, daß ſie mich nach Sanct-Helena verbannt, ſondern noch weit mehr darin, daß ſie einen ſo elenden Menſchen, wie dieſen Sir Hudſon Lowe, hier zu meinem Kerkermeiſter auserkoren hat. Seinen Namen übergebe ich der Verwünſchung aller Völker, und wenn man künftighin eine Creatur bezeichnen will, die etwas mehr als ein Gefängnißwärter und etwas weniger als ein Henkersknecht iſt, dann wird man ſie kurzweg Sir Hudſon Lowe nennen.“

— Fluch dieſem Elenden! rief General Bertrand.

— Sein Name bleibt ein Schandfleck in der Geſchichte Englands, fügte Montholon hinzu. Aber ſagen Sie uns, Doctor, wie der Magenkrebs entſteht.

— In den innern Häuten des Magens, erklärte Antommarchi, bildet ſich eine ſchwielige Haut, welche Anfangs nur wenig Schmerz verurſacht. Beim Zunehmen ſtört ſie die Verdauung und reizt den Magen zu häufigen Erbrechungen; endlich gehen die verhärteten Stellen in Eiterung über, welche den Schmerz dann bisweilen dergeſtalt heftig macht, daß er kaum zu ertragen iſt.

— Und gibt's kein Mittel gegen dieſe Krankheit? fragte Bertrand.

— Gelber Rübenſaft, Selterſer Waſſer und Opium ſind Palliative, die nur augenblickliche Linderung, aber keine radicale Heilung herbeiführen. Larrey und O'Meara hatten Alles verſucht; Nichts von Allem hatte fruchten wollen, weil das Uebel in jenes Stadium eingetreten war, in welchem es nicht mehr zu heilen iſt. Die Symptome des Magenkrebſes haben ſich in letzter Zeit auffallend verſchlimmert . . . der Kaiſer iſt nicht mehr zu retten . . .

— Frankreich, Frankreich! ſeufzte Bertrand, in deſſen Auge eine Thräne trat.

— Gott verdamme England! fluchte Graf Montholon, unfähig, ſeinen Zorn zu zügeln.

In dieſem Augenblick erwachte der Kaiſer.

— Wo iſt Doctor Antommarchi? fragte er.

— Ich will ihn augenblicklich rufen, ſagte Gräfin Bertrand und eilte in's Nebenzimmer. Treten Sie ein, meine Herren! Seine Majeſtät der Kaiſer iſt erwacht!

— Sire, fragte der Arzt, den Puls des Kranken wägend, wie fühlen Sie ſich jetzt?

— Ihr Opium hatte meinen Schmerz betäubt. Ich war ein Wenig eingeſchlummert. Wär' ich doch nie wieder erwacht! Mein Leiden wüthet mit verzehnfachter Kraft. Glühende Meſſerklingen wühlen in meinen Eingeweiden . . . ich möchte raſend werden aus Schmerz! Antommarchi, haben Sie Mitleid mit mir! Geben Sie mir raſch wieder Opium, aber viel, hören Sie, recht viel, damit ich einſchlafe, um nie mehr zu erwachen!

— Sire, haben Sie etwas mehr Geduld! Der Schmerz wird bald ausgetobt haben, tröſtete Gräfin Bertrand.

— O wüßten Sie, wie ſehr ich leide, Sie ſelber, Gräfin, würden mir das Gift reichen, um mich früher zu erlöſen von den Höllenqualen, die ich erleiden muß. Wie ſpät, meine Herren, iſt es?

— Halb ſechs, antwortete Bertrand, einen Blick auf die ſilberne Weckuhr werfend, die über dem Bette des Kaiſers hing.*)

— Das Tiktak dieſer Uhr, erklärte Napoleon, erweckt in mir ſüße Rückerinnerungen. Dieſe Uhr gehörte Friedrich dem Großen. Einſt ſchlug ſie in deſſen Palaſte zu Sansſouci; jetzt träumt ſie im Kerker zu Longwood. O, mein Schmerz, mein wüthender Schmerz! Oeffne die Fenſter, Marchand! Noch einmal will ich die Sonne dieſes Tages vor ihrem Untergange ſehen. Die Abendkühle, welche die Gluth des Tages beſiegt hat, wird mich ein Wenig erfriſchen.

Graf Marchand öffnete eines der Fenſter.

— Ich danke Dir, mein alter Freund! ſtöhnte der Kaiſer. Gräfin Bertrand (fuhr er fort), ſtellen Sie zu Füßen meines Bettes das von Iſabey gemalte lebensgroße Bild der Kaiſerin Marie Louiſe auf. Ihr Anblick wird mich an die Tage glücklicher Vergangenheit erinnern. Montholon, dort auf dem Kamine, unter dem kleinen Spiegel, ſteht die Marmorbüſte des Königs von Rom. Reichen Sie ſie mir, lieber General! — Da es dem ärmſten der Väter nicht vergönnt iſt, ſein Kind, ſein einziges Kind, noch einmal, vor dem Scheiden auf ewig, in ſeine Arme zu ſchließen und an ſein ſehnſüchtig-banges Herz zu preſſen, ſo will ich wenigſtens den kalten Marmor küſſen. Nicht wahr, meine Herren, dieſe Büſte ſieht ihm vollkommen ähnlich? Mein lieber Sohn, mein armer Sohn! Eine halbe Welt hatte ich für Dich und nur für Dich erobert. Doch wozu hat dies Alles genützt? Alles, Alles hat man mir genommen! Jetzt kann ich Dir nichts mehr hinterlaſſen als meinen Segen.

---

*) Dieſer Uhr gegenüber prangten zwei koſtbare Gemälde von Aimée Thibault; das Eine dieſer Bilder zeigte den König von Rom auf einem Lamme reitend, das Andere den ſchon in der Wiege gekrönten Sohn, wie er auf der Erde ſitzt und ſich einen Schuh anzieht.

Der Kaiſer drückte die Statue an ſein Herz und küßte ſie heiß und inbrünſtig.

— Theurer Sohn, räche des Vaters Schmach! rief er aus. Zeige, daß Du ſeiner würdig biſt! O, wie Dies nagt und wühlt! Brennende Kohlen glühen in meinem Innern. Ich möchte mir mein Schwert in den Leib ſtoßen, um meinen Schmerzen endlich ein Ziel zu ſetzen. Schließe das Fenſter, mein treuer Marchand! Das iſt nicht der Himmel von Marengo! Dies iſt nicht die Sonne von Auſterlitz! Mich friert, kalter Schweiß überrieſelt mich! Bertrand, Montholon, Marchand, bedeckt mich mit dem Mantel, den ich bei Marengo trug. Das Sterben iſt doch nicht ſo leicht, als ich im Gewühle der Schlachten mir oftmals vorgeſtellt. Der Tod iſt ein unbeſiegbarer Feind. Er weiß nicht, was Pardon heißt. Ach Alles, was lebt, muß ſterben!

Der Kaiſer faltete ſeine abgemagerten Hände. Leiſe flüſterte er ein kurzes Gebet. — Da trat Sir Hudſon Lowe ein. Hinter ihm erſchien Capitain Thomas Readham wie ein Schattenbild der Dante'ſchen Hölle.

— Wen ſucht dieſer Mann? fragte Napoleon.

— Was wollen Sie hier? fragte Bertrand.

— Meine Regierung hat mir die ſtrenge Weiſung ertheilt, den General Buonaparte nicht zu verlaſſen, ſobald zu befürchten ſteht . . .

— Schweigen Sie! rief ihm Montholon zu.

— Laß ihn, Montholon, laß ihn, Bertrand! Der gefeſſelte Löwe liegt im Sterben. Er kann nicht mehr ſeine Mähnen ſchütteln und gefährlich werden. Da kommen nun die furchtſamen Mäuſe und machen ſich luſtig über ihn. Stellt Euch dicht vor mein Bett! Ich mag die rothe Uniform nicht ſehen! Sie erinnert mich an den Krebs. O, Frankreich, Frankreich! rief er aus. Wie kannſt Du dulden, daß Dein Kaiſer, der Deine Stirn mit ewigem Lorbeer geſchmückt, hier auf fremder Erde, preisgegeben dem kalten Haſſe ſeiner barbariſchen Feinde, hilflos hinſiechen, machtlos hinſterben muß? Gib mir mein Schwert, Bertrand! Lichtet die Anker, ſchwellet die Segel! Fort, fort, wir wollen nach Frankreich!

— Sire, flehte die Stimme der Gräfin.

— Es iſt zu ſpät, theure Freundin! Die Stunde meines Todes hat geſchlagen! O, kehret eilig nach Frankreich zurück! Bringt meinem Volke meine letzten Grüße! Grüßt mir die Kaiſerin Marie Louiſe! Grüßt auch den König von Rom! Bittet ihn, ſeinem Vater zu vergeben. Hier, Freund Bertrand, ſind drei Ringe. Den einen davon gib der Kaiſerin, den andern meinem Sohne, den dritten, den ich einſt von meinem Glücksſterne erhielt, welcher Joſephine hieß, gib ihrer Tochter Hortenſe. — Joſephine, bald ſehe ich Dich wieder! Du warſt der Schutzgeiſt meines Lebens . . . grauſam hatte ich Dich Edle verſtoßen . . . Joſephine, kannſt Du, wirſt Du Deinem Sünder vergeben können? Der klare, azurblaue Himmel öffnet ſich . . . Du winkſt, unvergeßliche Joſephine, ich komme! . . .

Napoleon ſank erſchöpft auf's Bett zurück. Dann begannen die Delirien des Todes. Weißer Schaum trat auf ſeine Lippen. Er röchelte nur einzelne unzuſammenhängende Worte: **Tête . . . Armée . . . Marie Louise . . . ah, mon Dieu** . . . dann hauchte er den letzten Seufzer aus.

Seine große Seele war nun frei. Sein Geiſt hatte die Feſſeln gebrochen.

Antommarchi eilte an des Kaiſers Sterbelager. Die Hand auf Napoleon's Herz gelegt, ſagte er:

— Es hat zu ſchlagen aufgehört!

Alle ſanken nieder auf ihr Knie. Jeder betete für den hingeſchiedenen Herrn. Nur Zwei blieben kalt und theilnahmlos: Sir Hudſon Lowe und Thomas Readham. Der Erſte ſah auf ſeine Taſchenuhr und ſagte in ruhigem Tone:

— Eilf Minuten vor Sechs!

Readham warf dem Arzte einen Blick zu, welcher zu ſagen ſchien:

— Du warſt ein Freund dieſes Todten! Darum haſſe und verabſcheue ich Dich!

Der Kaiſer, der das Unglück gehabt hatte, keinen einzigen ſeiner gegen ihn verbündeten Feinde zu überleben, ſtarb im Alter von 51 Jahren, 8 Monaten und 21 Tagen.*) —

Zwei Tage nach dem Ableben Napoleon's nahm Dr. Antommarchi die Beſichtigung und Oeffnung des kaiſerlichen Leichnams in Gegenwart Arnott's und einiger anderen Militair-Aerzte vor. — Der Conſtatirung der verſchiedenen Urſachen und Krankheiten, an welchen Napoleon geſtorben war, fügte er nachfolgende Beſchreibung ſeiner Körperbeſchaffenheit an:

---

*) Einer der Waffengefährten des Kaiſers hat nachfolgendes Tableau zuſammengeſtellt:

Die Totalhöhe ſeines Körpers betrug 5 Fuß 2 Zoll und 4 Linien. Auffallend abgemagert, hatte er nur noch den dritten Theil des Umfangs, den er bei ſeiner Ankunft auf Sanct-Helena gehabt. — Sein Schädel maß 20 Zoll und 10 Linien. — Die ſparſam vorhandenen Haare waren ihrer Farbe nach „chatain-clair (lichtkaſtanienbraun). Man bemerkte mehrere Narben: eine auf dem Kopfe, drei am linken Beine, wovon ſich eine am äußern Fußknöchel befand, eine fünfte an der Spitze

---

Napoleon Buonaparte erlebte:

		und reiſte:	
		zu Lande,	zur See
	Tage	Meilen	Meilen
Von ſeiner Geburt bis zur Zeit, in welcher er Conſul wurde . . .	11,077	4,650	1,030
Als Conſul	1,588	810	5
Als Kaiſer	3,646	5,860	65
Als Souverain von Elba	342	—	—
Als Wiederkaiſer	95	200	40
Im Exil	2,144	30	1,150
Zuſammen:	18,892	11,550	2,290

13,840 Meilen.

des Ringfingers der linken Hand und drei andere auf dem linken Schenkel.

Der Wunſch Napoleon's, daß ſein Herz nach Europa zurückgebracht und der Kaiſerin Marie Louiſe überliefert werde, ging nicht in Erfüllung, weil Hudſon Lowe dies um keinen Preis zugeben wollte. Nur der Magen durfte herausgenommen, in Weingeiſt aufbewahrt, zuerſt nach England, (wo Lord Bathurſt ihn mit einer Loupe zu beſichtigen ſich herbeiließ) und von dort nach Parma geſchickt werden.

Die Leiche des Kaiſers wurde ausgeſtellt. Die ganze Bevölkerung von James-Town, von Longwood, von Plantationshouſe (der Reſidenz des Gouverneurs), von Huts-Gate (der Wohnung des Generals Bertrand) und von dem Landhauſe Balcombe's (die Roſenknospe von Briars an der Spitze*) waren ſchaarenweiſe herbeigeeilt, um die ehernen Züge des „Unvergeßlichen" zum letzten Male betrachten zu können. — Napoleon trug die grüne Obriſten-Uniform der Gardejäger, die beiden Großkreuze der Ehrenlegion und der eiſernen Krone, doch keinen einzigen von allen Orden, mit welchen die Souveraine des Auslandes, als er ſelbſt noch der Allmächtigſte unter ihnen, ſie hingegen größtentheils nur ſeine macht- und willenloſen Drahtpuppen geweſen waren, ſeine Bruſt überſchüttet hatten. Er trug ſeinen dreieckigen Hut, die hohen Stallmeiſterſtiefel, ſeinen Degen an der Seite und ein Crucifix auf der Bruſt.

---

*) So hieß die Tochter Balcombe's, Eliſabeth, welche ein Liebling des Kaiſers geweſen war.

Ueber den Leichnam lag der blaue Tuchmantel ausgebreitet, den Napoleon am 18. Juni 1800 in der ſiegreichen Schlacht bei Marengo und ſeit jenen zwei Decennien in mehr als zwanzig, nicht minder rühmlichen Schlachten getragen hatte.

Hinter ſeinem Kopfe war ein Altar aufgeſtellt, an welchem Abbé Vignali und ein anderer Prieſter im Meßgewande für die Ruhe des Todten Gebete laſen.

Sämmtliche Perſonen des kaiſerlichen Gefolges, in tiefe Trauer gehüllt, hatten ſich links vom Leichnam aufgeſtellt.

Die Bevölkerung zog ernſtſchweigend vorüber. Jeder bemühte ſich, irgend Etwas, was dem Kaiſer angehört hatte, als heilige Reliquie mitzunehmen. Die blutigen Leinen und Tücher, welche man bei der Section ſeiner Leiche gebraucht hatte, wurden in Stücke geriſſen und wie Trophäen fortgeſchleppt.

Napoleon's Leichnam, in einen vierfachen Sarg eingeſchloſſen, ward am 8. Mai zu Huts-Gate beigeſetzt, in der Nähe jenes Quells, deſſen kriſtallhelle Waſſer ihm den letzten Labetrunk gewährt hatte.

Jeder riß ein Blatt von der Trauerweide ab, di ſeinen Grabhügel überſchattete, ſo daß bald darauf Si Hudſon Lowe ſich genöthigt ſah, dort eine Schildwach aufzuſtellen, um die Blätter dieſer Weide zu ſchützen

Napoleon's Gefolge kehrte nach Frankreich zurüc Sir Hudſon Lowe aber, verwünſcht von allen Völker und gehaßt von ſeiner eigenen Familie, blieb auf Sanct Helena bis zum 25. Juli 1821, wo er, auf ſein wiederholtes Anſuchen von dieſem traurigen Poſten abgerufen, nach London zurückkehren durfte.

Achtzehntes Kapitel.

Wir müſſen auf ihn zurückkommen.

Sir Hudſon Lowe, der durch ſeine rückſichtsloſe Härte gegen „General Buonaparte" zum Gegenſtande allgemeiner Verwünſchung herabgeſunken war, hat Letztere wenigſtens nicht in dem Grade verdient, in welchem ſie ihm nach den jedenfalls übertriebenen Anklagen der Begleitung und Anhängerſchaft des „illustre prisonnier de Sainte-Hélène" zu Theil geworden iſt.

Hudſon Lowe, Sohn eines Militair-Chirurgen, mit Napoleon und deſſen Beſieger Wellington in einem und demſelben Jahre zur Welt gekommen,*) war ſeit ſeinem zwölften Jahre ein tapferer Soldat geweſen, der ſich die erſten Sporen als Fähndrich in der Garniſon von Devon verdient hatte. Im Jahre 1793 diente er als Lieutenant unter dem Oberbefehle des ſchon früher erwähnten engliſchen Admirals Sir Samuel Hoo in Corſika und nahm als Solcher an der Einnahm von Napoleon's Vaterſtadt Theil. Von Ajaccio kam er nach Porto-Ferrajo, Hauptſtadt der Inſel Elba, und von dort nach Liſſabon, wo er längere Zeit in Garniſon lag. Schon 1795 zum Capitain-Range emporgerückt, erhielt er den Auftrag, auf der Inſel Minorka, wohin ſich viele Corſen geflüchtet hatten, aus den Reihen dieſer Flüchtlinge ein Scharfſchützen-Corps zu bilden, worauf er ſich zum Major dieſes Corps ernannt ſah. In dieſer Eigenſchaft machte er (von 1800 bis 1801) den Feldzug in Egypten gegen Kleber und Buonaparte mit und zeichnete ſich unter General Ralph Abercrombie durch perſönliche Tapferkeit am 8. März 1801 in den Schlachten bei Abukir und gleich darauf, bei Ramanieh aus, nach welcher die Franzoſen ſich zum Rückzuge nach Frankreich genöthigt ſahen. Nach der Ausſage des engliſchen Geſchichtsſchreibers Napier hatten ſich die corſiſchen Tirailleurs unter der Leitung ihres tapfern Anführers durch die Kühnheit ihres Muthes ausgezeichnet, allgemeine Bewunderung erregt und dem Vaterlande des Mannes, der damals erſter Conſul der franzöſiſchen Republik geweſen war, große Ehre gemacht. — Nach dem Frieden von Amiens verabſchiedet, wurde der Anführer dieſes Corps Hauptmann im königlichen Fuſilier-Regiment. Nachdem der Krieg zwiſchen England und Frankreich von Neuem ausgebrochen war, wurde Sir Hudſon nach Corſika geſchickt, um dort ein neues Scharfſchützen-Corps anzuwerben. Seine Tirailleure bemächtigten ſich der Inſel Capri, und Obriſt Lowe ward dafür zum Befehlshaber dieſer Inſel ernannt. — Am 18. October 1808 ſah er ſich genöthigt, Capri dem franzöſiſchen General Maximilian Grafen von Lamarque zu übergeben. — Glücklicher im Feldzuge gegen die joniſchen Inſeln erhielt er im April 1810 das Commando über die Inſeln Cephalonia und Ithaka. Im October 1813 kämpfte er unter dem Oberbefehle Blücher's und brachte die erſte Nachricht von der Abdankung Napoleon's nach London, wofür er den Bath-Orden erhielt. Nach der Schlacht von Waterloo zum General-Major emporgerückt, erhielt er die Weiſung, Marſeille zu belagern. Hier war es, wo er am 23. Auguſt 1815 ſeine officielle Ernennung zum Gouverneur von Sanct-Helena erfuhr. Er erhielt General-Lieutenants-Rang mit einem Jahr-Gehalte von 12000 Pfund Sterling. — Erſt im Januar des folgenden Jahres, nachdem er in der Zwiſchenzeit ſich mit einer Schweſter des Obriſten William Howe de Lancy, mit der Witwe des Obriſten William Johnſon, verheirathet hatte, begab er ſich am 29. Januar 1816 in Begleitung ſeiner Gemahlin

---

*) Sir Hudſon, geboren am 28. Juli 1769 zu Galway in der iriſchen Grafſchaft Connaught, war achtzehn Tage älter als Napoleon und zwei Monate und ſechszehn Tage älter als Wellington.

Suſanna, ſeiner beiden Stieftöchter Emmy und Eliſabeth, ſeines Adjutanten Thomas Readham und einiger andern Stabsoffiziere nach Sanct-Helena, wo er am 15. April gleichzeitig mit dem Admiral Pulteney Malcolm ankam, um, wie unſerm Leſer bereits bekannt, den Admiral George Cockburn abzulöſen, welcher nicht mehr das Vertrauen der Regierung beſaß, weil er für einen ſtillen Anhänger Napoleon's galt.

Die Inſtructionen, welche Sir Hudſon Lowe aus London mitgebracht hatte, waren ſo bindender Art, daß ihm nichts Anderes als ſtrenge Befolgung derſelben übrig blieb.

Das erſte Zerwürfniß zwiſchen Beiden führte kein Anderer als Napoleon ſelbſt herbei, der den Gouverneur mit ſo vielem Vorurtheil und ſo wenig Rückſicht empfing, daß Sir Hudſon ſeit der erſten Unterredung mit ihm ſich dergeſtalt verletzt fühlen mußte, daß an eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen nicht mehr zu denken war.

Selbſt Herr von Lamartine, deſſen Unparteilichkeit wohl Niemand bezweifeln wird, tritt als Vertheidiger Sir Hudſon Lowe's auf und nimmt ihn gegen die mehr als gehäſſigen Anklagen der Seiden Napoleons, wie Napoleon's ſelbſt in Schutz und verſucht es, ihn wenigſtens von dem ungerechten Vorwurfe perſönlicher Gehäſſigkeit reinzuwaſchen.

„En lisant attentivement (ſchreibt Lamartine) les lettres et les notes échangées à tout prétexte entre les familiers de Napoléon et de Sir Hudson Lowe, on est confondu des outrages, des provocations, des invectives dont le captif et ses amis insultent à tout propos le gouverneur. — — — Le désir de provoquer des outrages par des outrages et de présenter ensuite ces outrages comme des crimes à l'indignation du continent et de faire de sir Hudson Lowe le Pilate de ce Calvaire Napoléonien à transpiré dans toutes ces notes.“ —

Dieſe Wuth, aus dem Gouverneur den „Pontius Pilatus des Napoleoniſchen Golgatha“ zu machen, mußte ihn endlich in den Geruch eines Unmenſchen bringen, der ſich dadurch den Haß von ganz Europa auflud, ohne ihn verdient zu haben, weil jeder Unparteiiſche ſich ſagen muß, daß Napoleon's unerträgliche Laune ihn mehr und mehr dazu aufgeſtachelt hatte. Geſtand doch Napoleon ſelbſt, wie das „Mémorial de Sainte-Hélène“ erzählt, daß er an Vielem ſelber Schuld geweſen ſei.

„Je l'ai fort maltraité sans doute, ſagte der Kaiſer zu Las Cases, et rien que ma situation ne saurait me justifier, mais la mauvaise humeur m'est permise; j'en rougirais dans toute autre situation" *).

Während der Zeit vom 17. April 1816 bis zum 5. Mai 1821 war Sir Hudſon Lowe mit ſeinem Gefangenen nicht mehr als fünf Mal in perſönliche Berührung gekommen. Am 18. Auguſt 1816 hatte die fünfte und letzte Zuſammenkunft zwiſchen Beiden ſtattgefunden, und ſeit jenem Tage ſtanden ſie ſich auf ſo feindlichem Fuße gegenüber, daß der Gouverneur erſt in der Sterbeſtunde des Gefangenen die Schwelle von Longwood übertrat.

Nachdem er den Kaiſer, der in deſſen Beiſein geſtorben war, verlaſſen hatte, ſagte er zu den übrigen Offizieren ſeines Gefolges:

— General Buonaparte iſt der größte Feind Englands und auch der Meinige geweſen. Dies Alles aber verzeihe ich ihm. Beim Tode eines ſo großen Mannes wie Buonaparte muß man tiefes Bedauern empfinden, denn ein Mann, wie dieſer, wird nicht alle Tage geboren.

---

*) Ohne Zweifel habe ich ihn ſehr ſchlecht behandelt, und nur die Situation kann mich entſchuldigen, denn meine üble Laune iſt wohl zu entſchuldigen; in jeder andern Lage hätte ich über ſie erröthen müſſen.

Deſſenungeachtet ſoll Sir Hudſon ſeine kleinliche Rancune gegen den Todten doch ſo weit getrieben haben, ſelbſt die Inſchrift auf ſeinem Grabe zu verbieten, weil ſich darin der Name „Napoleon“ befand, welcher für ihn laut ſeiner Inſtruction nicht exiſtiren durfte, weil Kaiſer Napoleon in den Augen des engliſchen Cabinets eben nur „General Buonaparte“ geweſen war. Der Name Napoleon mußte daraus entfernt werden.

Doctor O'Meara, der dem Gouverneur die Ausweiſung aus Sanct-Helena nicht vergeben konnte, rächte ſich an ihm dadurch, daß er im Jahre 1822 unter dem Titel „Napoléon en exil, ou la voix de Sainte-Hélène“ ein äußerſt gehäſſiges Pamphlet erſcheinen ließ, das von ganz Europa heißhungrig verſchlungen ward, obgleich es unter wenig Thatſächlichem eine Maſſe von Unwahrheiten enthielt, welche einzig und allein darauf berechnet waren, die Ehre Hudſon Lowe's vor den Augen der ganzen Welt an den Pranger zu nageln, was dem Verfaſſer jener Schrift auch vollſtändig gelungen iſt *).

Hudſon Lowe, der nicht aus unverſönlichem Haß, ſondern nur auf Befehl der engliſchen Miniſter ſo rückſichtslos gegen den ſeiner Aufſicht anvertraut ge-

*) O'Meara ſtarb zu London am 3. Juni 1836.

weſenen Feind Englands verfahren war, erntete auch von dieſer Seite nichts als Undank, denn Lord Liverpool verweigerte ihm die Auszahlung der von ſeinem Vorgänger Bathurſt zugeſagten Penſion, ohne welche Lowe nicht leben konnte, weil er durchaus kein Vermögen beſaß. Erſt im Jahre 1825 gelang es ihm nach langen Bemühungen, endlich die untergeordnete Stellung eines Militair-Commandanten der Inſel Ceylon zu erhalten. Erſt zehn Jahre ſpäter erhielt er auf Sir Robert Peel's Antrag und Empfehlung eine kleine unbedeutende Penſion von der jetzigen Königin Victoria. *) —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als im Jahre 1821, bald nach dem Tode des Kaiſers, das erſte Bild Sir Hudſon Lowe's in die Hände der Gräfin Kielmannsegge gerieth, verſuchte ſie alle Schmach, die der „iriſche Gefängnißwärter“

---

*) Sir Hudſon Lowe ſtarb gänzlich unbemittelt zu Dublin am 10. Januar 1844 im fünf und ſiebenzigſten Jahre ſeines vielbewegten Lebens. Erſt dreizehn Jahre nach ſeinem unbeweinten Tode ließ William Ferſyth nach den hinterlaſſenen Papieren des Verſtorbenen eine Rechtfertigung des vielſeitig verketzerten Lebens dieſes Mannes unter dem Titel „True account of the captivity of Napoleon at Sanct-Helena (Lond. 1853, 3 Bände 8°) ans Licht treten. Die Rolle, welche O'Meara darin ſpielt, beweiſt leider nur all-

dem „corſiſchen Märtyrer von Sanct-Helena" zugefügt hatte, dadurch zu rächen, daß ſie Lowe's Portrait in ihrem „Cabinet ſecret" aufhing. Dort prangte es neben den Bildniſſen Wellington's und Caſtlereagh's, welche die Urheber ſeines Untergangs geweſen ſind. *)

Nach dem Tode Napoleon's verließ die Gräfin ihr Gut Schmochtitz, kehrte nach Dresden zurück und kaufte ſich bald darauf in Reiſewitz bei Plauen an.

Hier lebte ſie getrennt von ihrem Gemahle, der kurz darauf, nachdem das Gerücht von ihrer heimlichen Entbindung auch zu ihm gedrungen war, ſich gerichtlich von ihr ſcheiden ließ, zurückgezogen von der Welt, in faſt klöſterlicher Einſamkeit, und ihr Umgang beſchränkte ſich auf zwei Freunde, die nicht müde wurden, ſie zu tröſten. — Als fünf Jahre nach dem Ableben

---

zuklar, wie manche ſogenannte Wahrheit, bei Lichte betrachtet, nichts Anderes als eine unverſchämte Lüge iſt, und daß Manches, was ſich für Geſchichte auszugeben wagt, nur zweifelhafte Legende oder, wie Fontenelle ſchon vor hundert Jahren geſagt hat, nichts Anderes als eine „fable convenue" iſt.

*) Robert Stewart Lord Caſtlereagh geb., zu Mount-Stewart am 18. Juni 1769, ſtarb am 12. Auguſt 1822.

Napoleon's auch Baronet Horace Cunningham am 18. Auguſt 1826 auf einem Spazierritte von Dresden nach Plauen, zehn Minuten vor Reiſewitz, in Folge eines heftigen Sturzes vom ſcheu gewordenen Pferde ſeinen frühzeitigen Tod fand, war der großherzoglich-ſachſen-coburgiſche Legationsrath Joſeph Graſſi der Letzte, mit welchem ſie Umgang pflog. Graſſi beſuchte ſie dort beinahe täglich. Beide lebten wie Baucis und Philemon: der ewig jugendliche Geiſt der Gräfin verklärte mit ſeinem Strahlenglanze die trüben Herbſttage des Künſtlers, welcher an ihr bis zum letzten Hauche ſeines Lebens mit wahrhaft väterlicher Treue hing. In Reiſewitz war's, wo Graſſi im Frühlinge des Jahres 1827 ſeine Freundin zum zweiten Male durch die Macht ſeiner Farben verjüngte. Er malte ſie im mythologiſchen Coſtume einer Egeria, deren begeiſtertes Auge auf dem Bilde des altrömiſchen Königs und Geſetzgebers Numa Pompilius ruht, in welchem Jeder ſofort die Züge ihres auf Sanct-Helena „gekreuzigten Heilands" erkennen muß.

Bald darauf (am 5. Mai 1827), gerade am Todestage Napoleon's, ſtarb der treueſte Anhänger des verſtorbenen Kaiſers, König Friedrich Auguſt der Gerechte, im Alter von faſt ſiebenundſiebenzig Jahren und im neunundfünfzigſten Jahre ſeiner Regierung. Seine letzten Worte waren die erſten zwei Verſe aus dem bekannten Kirchenliede:

„Dies iræ, dies illa,
Solvet sæcla in favilla.“ *)

Nachfolger desſelben war ſein Bruder Anton.

---

*) Der Verfaſſer dieſer im Jahre 1210 verfaßten Hymne ſoll der italieniſche Franziskaner-Mönch Thomas von Celano, ſein, der, einer der erſten Schüler des heiligen Franziskus, im Jahre 1221 Cuſtos der Franziskaner-Klöſter zu Worms, Mainz und Köln geweſen war. (Vergl. Daniel's Thesaurus hymnologicus, Leipzig 1844).

Neunzehntes Kapitel.

Der Leſer begleite uns nach Kopenhagen.

Seit dem Jahre 1816 lebte hier die Polin Lodoiska unter dem von ihr angenommenen Namen einer Gräfin von Rouge-et-Noire als Gunſtdame König Friedrich's VI. von Dänemark.

Recapituliren wir das Leben dieſer kühnen, vom Glücke ungewöhnlich begünſtigten Abenteurerin, dann rollt ſich vor unſern Augen eine jener ſeltſamen Laufbahnen auf, die in mehrfacher Beziehung ein pſychologiſches Räthſel bleiben, das uns einen nicht alltäglichen Stoff zum Nachdenken gewährt.

Lodoiska, die zu jener Zeit, als Graf Rochus Auguſt zu Lynar ſich um die Hand des Fräuleins von Schönberg beworben hatte, im Alter von kaum fünfzehn Jahren kurze Zeit deſſen Neigung beſeſſen, war von Dresden nach Berlin gegangen, wo ſie die Bekanntſchaft des Prinzen Louis Ferdinand gemacht, der ihr bald darauf den Laufpaß gegeben hatte, weil ſie ihm frühzeitig genug untreu geworden war. Nach

Dresden zurückgekehrt, hatte ſich der galante Graf Camillo Marcolini ihrer angenommen und ſie bis zu dem Tage beſchützt, an welchem ſie, auch ihm untreu geworden, ſich in die Arme eines jungen, aber äußerſt rohen Stabstrompeters geworfen hatte und mit ihm durchgegangen war. Zwei Jahre ſpäter findet Graf zu Lynar ſeine polniſche Flamme in Paris, wo ein uralter, ſteinreicher Schwede, der Oheim Aukarſtröm's, bekannt durch ſein abſcheuliches Attentat auf König Guſtav III., ihr Beſchützer iſt bis zu dem Augenblick, wo Joachim Murat, der hyper-galante Schwager des damaligen Generals Napoleon Buonaparte, ſich ihrer annimmt und ſie zu ſeiner Maitreſſe macht, in Folge deſſen ſie ſpäter auf Befehl des Generals, der ſich unterdeſſen vom erſten Conſul zum Kaiſer emporgeſchwungen hat, von Paris ausgewieſen wird und nach London flieht, wo ſie ihr Herz gleichzeitig mit dem Prinzen von Wales und dem Journaliſten Gabriel Peltier theilt, welch Letztern ſie eigentlich nur darum liebt, weil er, als treuer Anhänger der weggejagten Bourbons, einer der erbittertſten Gegner des ihr verhaßten Feindes Napoleon iſt. Nachdem der Erſtgenannte dieſer beiden Anbeter ſie wegen ihrer notoriſchen Untreue mit ſeinem franzöſiſchen Nebenbuhler ebenfalls fortgejagt hat, zieht ſie ſich von London nach Hamburg zurück und kehrt, weil ſie in dem „elenden Krämerneſte“ keinen Gimpel findet, der ſich geduldig von ihr rupfen läßt, nach Berlin zurück, um dort Jagd zu machen auf den Prinzen Auguſt, welcher in früherer Zeit, als noch Prinz Louis Ferdinand für ſie geſchwärmt hatte, ihr nicht abhold geweſen ſein ſoll. Leider aber ſchon zu ſpät gekommen, entſchließt ſie ſich, von Berlin nach Teplitz zu gehen, wo ſie dem Ex-Könige von Holland, dem Grafen von Saint-Leu, der dort die Badecur gebraucht, tauſend Francs abborgt, nebenbei das in Diamanten gefaßte Bild ſeines Bruders ſtiehlt und ſich mit dieſem Raube, den ſie in Prag zu Geld gemacht, nach Wien begibt, wo ſie die Bekanntſchaft des Hofraths von Gentz, durch ihn ſpäter die des Fürſten von Metternich und, zur Zeit des Wiener Congreſſes, endlich auch jene des Königs von Dänemark macht, welcher ſie mit ſich nach Kopenhagen nimmt.

Da ſolch’ eine Carrière jedenfalls zu den ungewöhnlichen gehört und ſchon darum nicht unintereſſant iſt, ſo drängt ſich uns unwillkürlich die Frage auf, worin der Reiz und Zauber dieſer Circe beſtand, die in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren ſo viele Männerherzen unterjocht und ſelbſt Roués, wie Murat, Georges von Wales und Herrn von Gentz, zu willenloſen Sklaven ihrer tauſendfachen Launen und Capricen gemacht hat. War ſie denn wirklich ſo ſchön geweſen, daß Niemand dem Köder ihrer Reize, der Allgewalt ihres Zaubers zu widerſtehen vermochte? Lodoiska aber war durchaus nicht ſchön; das ganze Geheimniß ihrer faſt unerklärlichen Anziehungskraft lag nach der Anſchauungsweiſe des vorletzten ihrer Beſchützer, nach der Anſicht des in dieſem Punkte ſicher urtheilsfähigen Hofraths von Gentz, einzig und allein in dem pikanten Rufe, der ihr überall vorausgeeilt war, und der ſie, ſo zu ſagen, gefährlich machte. Ihre ganze Atmoſphäre hatte etwas Prickelndes, Schäumendes und Berauſchendes: ſie war ein zu Fleiſch und Blut gewordener Oeil de Perdrix, der Jeden, welcher ihn genoß, in die roſigſte Stimmung, in die allerheiterſte Gemüthsverfaſſung zu bannen verſtand. Halb Hanswurſt, halb Kobold, war ſie Morgens Eulenſpiegel und Abends Schalksnarr, welcher tauſend drollige Einfälle hatte und hunderttauſend tolle Streiche auszuführen ſich erlaubte. Sie war ausgelaſſen, aber nie gemein; witzig aber niemals langweilig. Darin lag ihr Reiz, ihr Zauber! Selbſt einen ſo griesgrämigen Hypochondriſten, wie Friedrich VI. von Dänemark, wußte Lodoiska durch die Schwärmer und Raketen ihrer ewig heitern Laune, durch die Leuchtkugeln und Sprühteufelchen ihres geſunden Mutterwitzes in die behaglichſte Laune zu verſetzen und ſelbſt dem allerernſteſten Sauertopfe ein Schmunzeln, ein Lächeln, eine Miene des Frohſinns abzulocken. Sie war ein Bajazzo im Unterrock. Der ewig ſchwermüthige Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde liebte ſie vorzugsweiſe oder, richtiger geſagt, einzig und allein nur darum, weil ſie, nur ſie allein, die Gabe beſaß, ihn, das „gekrönte Muſterbild aller trübſinnigen Staatshämorrheidarien“ aufzuheitern, ihn bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu zerſtreuen und ſeinen Geiſt aus den tiefen Abgründen der Melancholie auf die lichten Gletſcher des Frohſinns emporzulocken und ihn dort in ſüße Träume der Vergangenheit einzuwiegen, ihm allerhand luſtige Lieder vorzuträllern und nicht eher zu ruhen, bis ſich die finſtern Wolken ſeiner gekrönten Stirn aufheiterten. Wenn weiland Sophokles vor mehr als zweitauſend Jahren die Behauptung aufgeſtellt hat, daß der höchſte Reiz der Frauen nur im Schweigen beruhe, ſo kommt dies wohl nur daher, weil er dieſe Lodoiska nicht gekannt, die eine reizende Schwätzerin, eine in's Polniſche übertragene Scheherazade, eine Plaudertaſche ſonder Gleichen war, deren höchſter Reiz gerade in ihrem fortwährenden Geplauder lag.

Als einer der vertrauteſten Diener Friedrich's VI. ſich eines Tages die Frage erlaubte, woher es komme, daß Lodoiska für Seine Majeſtät mehr Anziehungskraft als jede Andere beſitze, geruhte der Monarch die Antwort zu ertheilen:

— Elle est diablement folle et gaie! Elle babille, elle s'habille, elle se déshabille, et voilà tout!*)

Lodoiska ſchien in der That aus demſelben Teige geknetet, aus dem die griechiſche Vorzeit ihre Laïs und Thaïs, ihre Phrynen und Hetären buk. Sie tanzte ſo graziös wie Pythionike; ſie ſpielte ſo hübſch wie Leontion; ſie ſang ſo allerliebſt wie Glykera und ſchwatzte oft faſt eben ſo angenehm wie Aspaſia. Der einzige Fehler, den ſie beſaß, beſtand in dem ihr angeborenen Hange zum Leichtſinn. Untreue war für ſie Bedürfniß geworden: es war ihr geradezu unmöglich, einem Manne, liebte ſie ihn noch ſo ſehr, etwas länger als ſechs Monate treu zu bleiben: dann wurde er ihr gleichſam überdrüſſig, und dann machte ſie ſich nicht den geringſten Skrupel daraus, ihn auf jede Weiſe zu hintergehen, gleichviel, ob ihr Beſchützer ein Fürſt oder ein Stabstrompeter war. Gänzlich unbekümmert um das Loos ihrer Zukunft war ſie von Jugend auf daran gewöhnt geweſen, niemals Grillen zu fangen und *heute* niemals an *morgen* zu denken. Auch dieſe Philoſophie hat ihr Gutes. —

---

*) Sie iſt verteufelt närriſch und heiter; ſie ſchwatzt, kleidet ſich an und kleidet ſich aus . . . das iſt Alles!

Während ihres Aufenthaltes in Kopenhagen hatte ſich Lodoiska ſchon mehr als eine Untreue zu Schulden kommen laſſen, ohne deshalb bei ihrem königlichen Protector in Ungnade gefallen zu ſein. Friedrich VI. hatte ſeinem „enfant gâtée“ ſchon einige ihrer leichtſinnigen Streiche großherzig verziehen und ſich ſtets damit zu tröſten geruhet, daß ſie endlich doch ſich beſſern werde. Neger aber ſind niemals weiß zu waſchen; nie verleugnen ſie ihr ſchwarzes Naturell. Und ſo geſchah es, daß Lodoiska, die ſogenannte Gräfin Rouge-et-Noire, ewig leichtſinnig blieb.

Im Winter des Jahres 1826 hatte der Zufall die franzöſiſche Kunſtreiter-Geſellſchaft des Herrn Baptiſte Loiſet nach Dänemarks Hauptſtadt geführt. Matador dieſer Truppe war ein Italiener. Er hieß Luigi Calpeſtri und war eine kleine gedrungene Geſtalt, die erſt dann, wenn er ſich mit unglaublicher Gewandtheit auf ſein wildes, ungeſatteltes, gleichſam geflügeltes Pferd emporſchwang, einen impoſanten Eindruck machte durch die Tollkühnheit ſeiner Kunſt. — Roß und Reiter ſchienen Eins zu ſein. Sein beinahe zwerghafter Körper beſaß die Kraft eines Rieſen und die Gewandtheit eines römiſchen Fechters. Calpeſtri war der Abgott aller Frauen.

Es iſt daher nicht mehr als ganz natürlich, daß auch Lodoiska, Gräfin Rouge-et-Noire, nachdem ſie ihn zum erſten Male geſehen, zu ihm Neigung gefaßt und bald darauf, nachdem ſie ihn zum zweiten Male bewundert, ſich ſo ernſtlich in ihn verliebt hatte, daß ſie aus Liebe zu ihm den alten griesgrämigen König, die ganze Welt und endlich ſogar ſich ſelbſt ſo weit vergaß, daß ſie den „Apoll zu Pferde“ eines Tages ohne alle Umſtände zu einem Rendezvous einlud.

Und eben ſo ganz natürlich war es, daß Signor Calpeſtri ſich bereit finden ließ, dieſer Einladung mit kunſtreiterlicher Pünktlichkeit nachzukommen.

Am nächſten Morgen fanden ſich Beide „wie durch Zufall“ in dem bei Helſingoer gelegenen Bade Marienlyſt, wo, beiläufig erwähnt, auf einer kleinen Anhöhe das Grab des Prinzen Hamlet, welcher dort geſtorben ſein ſoll, ohne jemals gelebt zu haben, den leichtgläubigen Verehrern des Shakeſpeare'ſchen Trauerſpiels gleichen Namens als eine der größten Sehenswürdigkeiten der geſchichtlichen Vergangenheit Dänemarks gezeigt und als Solche von vielen Beſuchern pflichtſchuldigſt angeſtaunt wird. An jener Hamlets-Säule war's, wo Lodoiska ihrem kleinen Luigi sans gène die Gefühle ihrer

Liebe offenbarte, die unſer ſchlauer Italiener keinen Augenblick unerwidert ließ. Beide Theile waren bald dahin übereingekommen, nicht unnütz Zeit zu verlieren und das Eiſen der günſtigen Gelegenheit zu ſchmieden, ſo lange dasſelbe noch im erſten Aufglühen war. Man nahm ſich gegenſeitig das Verſprechen ab, ſich, von heute angefangen, tagtäglich, aus Vorſicht aber vorläufig nur in der Wohnung des Kunſtreiters ſehen und ſprechen zu wollen, worauf Signor Calpeſtri augenblicklich eingegangen war.

Liebende Seelen pflegen Wort zu halten. Tags darauf beſuchte die „angebetete Lodoiska“ ihren „angebeteten Luigi“, der auch ſeinerſeits ſie Anfangs ſo aufrichtig, als nur denkbar iſt, zu lieben ſchien. — So liebten ſie ſich lange Zeit — wohl ſchon mehr als vierzehn Tage — und überboten ſich gegenſeitig in Beweiſen der zärtlichſten Liebe und aufopferndſten Hingebung. Sie lebten zuſammen wie zwei Turteltauben und ſchienen gegenſeitig weder Gewiſſensbiſſe, noch — was weit ſchlimmer ſein ſoll! — Abſpannung oder Langeweile zu verſpüren.

In dieſem Taumel gegenſeitiger Liebe und Anbetung rauſchten an Beiden vier volle Wochen faſt eben ſo ſchnell wie vier kurze Sommernächte vorüber.

In der fünften Woche erkaltete Calpeſtri; deſto glühender ſchien Lodoiska zu werden. Armida wurde nicht müde, die Körperkraft ihres „raſenden Rolands“ zu bewundern, der dieſe Gelegenheit auf's Beſte auszubeuten verſtand. Sie, die bisher gewohnt geweſen war, nur zu empfangen, vergaß ſich jetzt ſogar bis zum Geben; ſie überſchüttete ihn mit hundert Aufmerkſamkeiten, ſchenkte ihm heute eine theure Buſennadel, welche ſie erſt Tags vorher von ihrem königlichen Fetiſchanbeter erhalten hatte, und morgen einen perſiſchen Schlafrock, den ſie eigends für ihn beſtellt zu haben ſchien, und ließ wie Dejanira kein Mittel unverſucht, ihren Herkules bei ſtets guter Laune und geſundem Appetite zu erhalten. Signor Calpeſtri nannte ſie ſeine „Delila“ und Lodoiska hieß ihn ihren „Simſon“ und ſo waren Beide „zwei Seelen und Ein Gedanke“ bis zu dem Tage, an welchem Lodoiska ihn zum erſten Male . . . nicht zu Hauſe fand.

„Delila“ war eben im Begriff geweſen, über die Abweſenheit ihres ungetreuen „Simſons“, etwas außer ſich zu gerathen, als ſich Letzterer noch zu rechter Zeit mit der freilich etwas abgenutzten Entſchuldigung einfand, daß er ausgegangen war, um eine neue Stute, die man ihm verkaufen wolle, im Circus „Probe zu reiten“, was nunmehr geſchehen ſei.

Lodoiska, die ſich allzuſchnell beſänftigen ließ, verzieh ihm dieſe kleine Ungezogenheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihr feierlich geloben mußte, am Abende ſeines Benefizes, das gerade auf morgen angeſetzt war, ſie aus Kopenhagen entführen und mit ihr vorläufig nach Stockholm, wo ſie bisher noch nicht geweſen war, durchgehen zu wollen.

Sofort erklärte er ſich damit einverſtanden, worauf Lodoiska ihn äußerſt zärtlich umarmte mit den leiſe geflüſterten Worten:

— Caro Luigi, Du biſt ein Böſewicht!

Als Gräfin Rouge-et-Noir ihren „cher Louis“, ihren „Caro carissimo“ am andern Morgen wieder zu beſuchen geruhte, fand ſie ihn abermals nicht zu Hauſe. Sogleich beſchloß ſie, ſeine Rückkehr abzuwarten.

Aber Luigi, der „Böſewicht“, kam nicht.

Als ſie nach zwei Stunden vergeblichen Wartens endlich die Geduld verlor, heftete ſie an deſſen Thür eine ihrer Viſitenkarten, auf welche ſie mit Bleiſtift und Ungeduld die ſechs Worte hingekritzelt hatte:

„Heute Nacht erwartet Dich mein Wagen.“

Natürlich beſuchte ſie Abends ſeine Benefiz-Vorſtellung. Der Circus war bis zum Erdrücken gefüllt. Nur die Hofloge blieb unbeſetzt. Der König glänzte, um mit Tacitus zu reden, durch ſeine Abweſenheit. Lodoiska dagegen prangte im prangendſten Staate. Calpeſtri wurde bei ſeinem Erſcheinen ſtürmiſch empfangen und begrüßt. Lodoiska warf ihm einen Blumenſtrauß zu. Er hob ihn auf und küßte ihn . . . keineswegs. Dieſe Unverſchämtheit mußte ſie ernſtlich verdrießen. Sie biß ihre Lippen und — weinte.

In demſelben Augenblick trat in die Loge, in welcher ſie ganz allein ſaß, ein Abgeſandter der höhern Polizei mit einer ſchriftlichen Ordre ein, die er, überaus höflich ſich verneigend, ihr einzuhändigen beauftragt war. Sie erbrach das Schreiben und las;

„Im Allerhöchſten Auftrage beehre ich mich, Ihnen die Weiſung zugeben zu laſſen, innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden. Kopenhagen und das Königreich Dänemark für alle Zeiten zu verlaſſen, widrigenfalls man ſich allerhöchſten Orts gezwungen ſehen würde, Zwangsmaßregeln zu gebrauchen, um für Ihr Fortkommen zu ſorgen.

Der Polizei-Director u. ſ. w.“

Lodoiska fiel ſchnurſtracks aus den Wolken. Beſtürzt verließ ſie den Circus und wollte geraden Weges zum Könige, der, nachdem erſt zwölf Stunden zuvor durch die an Calpeſtri's Thür angeheftete Viſitenkarte der unzweideutigſte Beweis ihrer Schuld in ſeine Hände gerathen war, mit vollem Rechte hocherzürnt, ſie ſchonungslos abweiſen ließ. Beſchämt trat ſie ihren Rückzug an. Am folgenden Morgen kam ſie wieder. Auch diesmal ward ſie nicht angenommen. Als ſie ſich dann zum dritten Male anmelden ließ, wurde ſie geradezu fortgeſchickt mit der Weiſung, Kopenhagen ſchleunigſt zu verlaſſen.

Sie wagte zu trotzen und — blieb.

Was blieb dem Könige nun wohl übrig, um ſie für ihre eclatante Untreue eben ſo eclatant zu beſtrafen?

Er verbannte ſie nach Sanct-Thomas.

Zwanzigſtes Kapitel.

Als die am Hofe zu Kopenhagen ſo urplötzlich in Ungnade gefallene Lodoiska Gräfin Rouge-et-Noire am 3. September 1827 auf der Inſel Sanct-Thomas gelandet war, brach dort gleich darauf zum erſten Male die ſogenannte Giraffenkrankheit, das Drogue- oder Drandy-Fieber aus, welches ſich von hier aus mit fabelhafter Schnelligkeit über alle weſtindiſchen Inſeln und das ſüdliche Nordamerika verbreitete, von dort aus durch Schiffe auch nach Frankreich verſchleppt ward und auch hier wie dort viele Opfer forderte. Es war eine fieberhafte Ausſchlags-Epidemie, die ſich durch heftiges Anſchwellen der Gelenke, durch reißende Schmerzen in ſämmtlichen Gliedmaßen des Körpers und durch einen rothbräunlichen, glatten, ſtreifenähnlichen oder quadratförmigen Ausſchlag kundgab, worauf dann der Kranke in fieberhaften Schweiß gerieth, wonach gewöhnlich ſchon in zwei bis drei Tagen entweder Abſchuppung der Flecke oder der Tod eintrat.

Dieſe fatale Giraffenkrankheit überfiel auch unſere liebe, gute, äußerſt biedere Polin. Lodoiska ſtarb nach dreitägigem Ausſchlage, der ihren cidevant alpenſchneeweißen Körper in den einer buntgeſtreiften Giraffe verwandelt hatte, am 29. September 1827, ſechsundzwanzig Tage nach ihrer Ankunft auf Sanct-Thomas.

Ihre letzten Worte waren: Ah, ce coquin!!!

Ob nun dieſes Stichwort ſich auf Calpeſtri oder auf irgend einen andern ihrer frühern Beſchützer bezog, mit welchem ihre fliehende Seele beſchäftigt geweſen war, iſt leider nicht genau zu ermitteln, weshalb es jedem unſerer Leſer unbenommen bleibt, ſich dabei gefälligſt Dasjenige zu denken, was ihm gerade am Nächſten liegt oder am Meiſten zuſagen mag.

Lodoiska ruhe im Schooße der . . . Giraffen!

Schluß des dritten Bandes.

455

Gräfin Kielmannsegge

und

Kaiſer Napoleon Buonaparte I.

Geſchichtlicher Memoiren-Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Band.

Brünn, 1865.
Verlag von Fr. Karafiat.

D 21.9.54
23.5.55
NK.
Städtische Bücherei • Wurzen
Dtsch. Lit. (19. Jhd.

Druck von Georg Gaſtl in Brünn.

Erstes Kapitel.

Wir müſſen unſern überaus nachſichtigen Leſer achtzehnhundert vier- bis fünfundſechzig Mal höflichſt um Verzeihung bitten, wenn wir nach ſo vielen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er uns bisher gefolgt war, ihm noch zuzumuthen wagen, uns von der Inſel Sanct-Thomas, wo die Gräfin Lodoiska von Rouge-et-Noire an dem Giraffenfieber geſtorben iſt, gefälligſt nach Schottland begleiten zu wollen, auf einer Reiſe, die eben ſo wenig koſtſpielig als anſtrengend und ermüdend iſt, und zu welcher er weder Geld noch Geduld, weder Schiff noch Wagen, weder Paß noch Mantelſack braucht, weil er ſpielend oder, richtiger geſagt, leſend an dem Orte anlangt, wo ſich der Faden unſeres Romanes fortſpinnt.

Im Nu ſind wir in Abbotsford.

Dieſer Landſitz, welcher in früherer Zeit ein Kloſter der frommen Mönche von Melroſe geweſen war, liegt in der ſchottiſchen Grafſchaft Selkirk, am rechten Ufer des Tweed-Flußes zwiſchen Melroſe und Selkirk.

Abbotsford war ſeit dem Jahre 1811 der Wohnſitz eines berühmten Schriftſtellers, welcher zu jener Zeit, als ſeine anonym erſchienenen Romane allgemeines Aufſehen und ungewöhnliche Neugier erregten, nach dem zuerſt erſchienenen Romane „Waverley“ auf dem Titel jedes der nachfolgenden „Verfaſſer der Waverley-Novellen“ und im Munde der europäiſchen Leſewelt, die ſeine Romane mit wahrem Heißhunger verſchlang, der „große Unbekannte“*), ſpäter aber, als ſein literariſches Incognito enthüllt worden war, Sir Walter Scott hieß.

Dieſer Mann, geboren im Jahre 1771 am Geburtstage Napoleon's (15. Auguſt) war der Abkömmling eines der älteſten Adelsgeſchlechter Schottlands, der drittgeborene Sohn eines Advokaten, welcher Walter Scott und einer Mutter, welche Anna Rutherford hieß und die einzige Tochter des berühmten Theologen Dr. John Rutherford war.

Sir Walter Scott, der Jüngere, welcher auf der

---

*) Dieſen Beinamen hatte ihm Sir James Ballantyne gegeben, während Profeſſor Chriſtopher North Wilſon ihn geradezu den „großen Zauberer“ hieß.

Univerſität ſeiner Vaterſtadt Edinburgh die Rechte ſtudirt und ſich, wie der Urheber ſeiner Tage, dem Advokatenſtande gewidmet hatte, war, nachdem er das einundzwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt, einer der befähigteſten und beſchäftigteſten Anwalte am oberſten Gerichtshofe zu Edinburgh und ſeit 1799 Unter-Sheriff der Grafſchaft Selkirk geweſen. Kurz zuvor hatte er ſich (am 24. December 1797) mit einer der ſchönſten und reizendſten Jungfrauen ihrer Zeit, mit der Tochter eines franzöſiſchen aus Lyon nach Edinburgh übergeſiedelten Beamten, mit Miß Charlotte Margarethe Carpenter (eigentlich Charpentier) vermählt. In demſelben Jahre war er als Verfaſſer zweier Balladen „The Chase“ und „William and Helen“ und, zwei Jahre ſpäter, als Ueberſetzer des Göthe'ſchen Schauſpiels „Götz von Berlichingen“ aufgetreten. „Unverkennbar, ſagt Heinrich Döring, iſt der Einfluß, den das Studium deutſcher Sprache und deutſcher Originale auf Walter Scott's ſpäter erſchienene Original-Gedichte gehabt, mit denen er 1801 zuerſt mit fünf Geſpenſter-Balladen in Lewis „Wündergeſchichten“ hervortrat.“ — Im darauf folgenden Jahre ließ er unter dem Titel „The Minstrelsy of the Scotish border“ eine dreibändige Sammlung altſchottiſcher Balladen und Madrigals an's Licht treten. 1804 dichtete er „Sir Tristram“, einen metriſchen Roman aus der Zeit des dreizehnten Jahrhunderts; ein Jahr ſpäter erſchien ſein „Lay of the last Minstrel,“ die jedoch Beide ziemlich ſpurlos vorübergingen. Mehr Anklang fand 1808 ſein „Marmion, or a tale of Floddenfield“ und ſein Roman „The Lady of the lake“ (die Jungfrau vom See), von welcher in vier Monaten nicht weniger als 8000 Exemplare vergriffen und im Zeitraume von zehn Jahren nicht weniger als vierzehn Auflagen gedruckt wurden. Aber noch weit größeres Aufſehen erregten ſeine geſchichtlichen Novellen „Waverley,“ die ſeinen Ruf als Romanſchriftſteller begründeten und ihn zuerſt in Mode brachten.

Sir Walter hatte durch die Fruchtbarkeit ſeiner Feder bereits ſo viel erworben, daß er ſich in der Lage befand, ſeine Advocatur, die ihm keine innere Befriedigung gewährte, aufgeben zu können, um ſich mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Poeſie und Geſchichte zu widmen.

Walter Scott, der vom Jahre 1804 bis 1811 auf dem von ihm gepachteten Landſitze Aſheſtiel gelebt hatte, kaufte im letztgenannten Jahre einem Geiſtlichen, Namens Dr. Robert Douglas, in Galaſhiels ein etwa 100 engliſche Morgen umfaſſendes Grundſtück ab, das nach Lockhart's Angabe „Clarty Hole“ (Schmutzloch) hieß, wofür er 8000 Pfund Sterling bezahlte und an der

Stelle der alten Scheune ein ſtylloſes „Herrenhaus“ aufbauen ließ, welches große Geldſummen verſchlang und dem er den romantiſch klingenden Namen „Abbotsford“ gab.

Dieſes Abbotsford war, wie einer ſeiner vielen Biographen, Sir Allan Cunningham, uns erzählt, aus Flicken und Ecken zuſammengeſetzt, die eine Meiſterhand zu einem Ganzen verband, das aus Giebeln, Zinnen, Thürmchen und Winkeln beſtand und in dieſer Verfaſſung Keinem mehr als ſeinem Eigenthümer gefiel, nach deſſen Bezeichnung es weder Schloß noch Abtei, ſondern im wahrhaften Sinne des Wortes ein „altſchottiſches Herrenhaus“ war.

Hier ſchlug Walter Scott ſeinen Wohnſitz auf. Hier hatte er ſeine prachtvolle Bibliothek, ſeine reiche Rüſtkammer, ſeine kleine, aber ausgewählte Bilder-Galerie.

In der Letztgenannten zeichneten ſich vorzugsweiſe drei eben ſo ſeltene als in mehrfacher Beziehung anziehende Bilder der engliſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Schule aus. Das erſte dieſes Kleeblatts war ein Oelgemälde, das Haupt der Maria Stuart auf einer Schüſſel dargeſtellt gemalt von Amyas Cawood einen Tag nach ihrer Enthauptung im Schloſſe zu Fotheringay. Dieſes Bild war das Geſchenk eines der glühendſten Verehrer Walter Scott's, eines preußiſchen Edelmanns, deſſen Namen wir leider in keinem von allen Biographien Scott's und Schilderern Abbotsford's aufgefunden haben. Karl Elze, der dieſes Bildes erwähnt, erzählt, daß es ſich faſt 200 Jahre im Beſitze der Familie des Gebers befunden haben ſoll, nennt aber ebenfalls deſſen Namen nicht.

Das zweite Bild, die „Beſchneidung Chriſti“ darſtellend, gemalt von Luigi Sigola, iſt nur inſofern intereſſant, weil der Maler dem bei dieſem Akte beſchäftigten Oberprieſter Simeon — hört, hört! — eine **Brille** aufgeſetzt hat, woraus Mancher unſerer grundgelehrten Alterthumsforſcher den gewagten Schluß ziehen könnte, daß die Erfindung der Brillengläſer doch wohl etwas älter ſei, als die des italieniſchen Mönchs Aleſſandro della Spina (geſtorben 1313 zu Piſa) oder die des Salvino degli Armati, welcher vier Jahre ſpäter zu Florenz geſtorben war.

Das dritte Bild, die drei Könige des Morgenlandes darſtellend, die dem neugeborenen Heilande Gold, Weihrauch und Myrrhen ſtreuen, gemalt von einem ſpaniſchen Meiſter, deſſen Name unſerm Gedächtniſſe leider entſchlüpft iſt, hat ſchon darum einen gewiſſen archäologiſchen Werth, weil die drei Majeſtäten Ator, Sator und Perator oder, wie Andere ſie nennen, Kaspar, Melchior und Balthaſar, darauf mit dem Orden des goldenen Vließes decorirt ſind, woraus überaus klar und deutlich hervorgeht, daß beſagter Orden noch älter als der Heiland iſt.

In der Bibliothek zu Abbotsford prangte unter andern Schätzen der Typographie die koſtbare Variorum-Ausgabe der Klaſſiker, die ihm ſein Verleger Conſtable geſchenkt, und gleich daneben die vollſtändige, in grünen Maroquin eingebundene und mit Goldſchnitt gezierte Sammlung der ſchönſten Ausgaben ſeiner eigenen Werke. In dem Zeitraume von ſiebzehn Jahren, von 1814, wo ſein erſter Roman „Waverley“ erſchienen war, bis zum Jahre 1831, wo ſeine „Tales of my Landlord“ herausgekommen ſind, war die Geſammtzahl von 29 ſeiner verſchiedenen Werke auf eine Bibliothek von 74 Bänden angewachſen.*)

---

*) Karl Elze ſagt: Der einzige Dichter, von welchem Walter Scott übertroffen werden, war Lope de Vega, welcher nach William Prescott's Berechnung während ſeiner fünfzigjährigen Schriftſteller-Laufbahn allwöchentlich ein Schauſpiel geſchrieben hat, ungerechnet ſeiner 21 Quartbände vermiſchter Werke, unter denen ſich fünf große epiſche Gedichte befinden. Hat doch Lope einmal in Folge einer Wette mit Montalvan eines Morgens von 5 Uhr bis zur gewöhnlichen Frühſtücksſtunde um 8 Uhr ein dreiaktiges Stück in Verſen geſchrieben,

Jean Baptiſte Defauconpret, welcher die ſämmtlichen Werke Walter Scott's in's Franzöſiſche überſetzt hat, zählt in ſeiner dem engliſchen Originale Allan Cunningham's nachgebildeten „Notice biographique et littéraire sur Walter Scott“ (Paris 1833. 8°) die verſchiedenen Ausgaben der Scott'ſchen Werke in Octav (60 Bände), in Duodez (165), in 18° (84 Bände) und in 32° (82) mit ſelbſtgefälliger Genauigkeit auf und berechnet, daß ſämmtliche Ausgaben und Auflagen ſich auf die Geſammtzahl von 1,452,700 Bände belauft, wobei die zu Brüſſel und Lüttich erſchienenen Nachdrücke nicht mitgerechnet ſind.*)

Wenn man dieſer Unſumme von Bänden die ſämmtlichen deutſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, polniſchen, ruſſiſchen Ueberſetzungen hinzufügt, dann kommt eine coloſſale Bibliothek von mindeſtens 30 Millionen Bänden Scott'ſcher Romane in allen Sprachen Europa's heraus.

In den Jahren 1820 bis 1825 ſoll Walter Scott's jährliche Einnahme durchſchnittlich mehr als

---

während Montalvan, der drei Stunden früher aufgeſtanden war, mit dem Seinigen erſt drei Stunden ſpäter fertig ward. Scott aber bedurfte offenbar mehr Zeit zum Genuße des Lebens und der Geſelligkeit als Lope de Vega.

*) Karl Elze, Band II. S. 120.

10,000 Pfund Sterling (60,000 Thaler) betragen haben.

Um ſo mehr aber muß man ſich wundern, daß er vorzugsweiſe durch das „Alles verſchlingende Ungeheuer“ — Abbotsford genannt — von Jahr zu Jahre tiefer in Schulden gerieth und endlich ſogar gezwungen war, Bankerot machen zu müſſen.

Der Verfaſſer der „Waverley-Novellen“ lebte im Schooße ſeines Schloſſes zu Abbotsford als Grand Seigeneur und verbrauchte manches Jahr, — beſonders wenn er ſich auf Reiſen befand — faſt das Doppelte ſeiner gewöhnlichen Einnahme. Die ſeltene Kunſt des Sparens ſcheint er faſt eben ſo wenig als der Nebenbuhler ſeines Ruhmes, Lord Byron, gekannt zu haben, welcher trotz ſeines bedeutenden Vermögens endlich doch bis an die kleinen Ohren in großen Schulden ſtak.

Die äußerſt zahlreichen und koſtſpieligen Beſuche, welche Walter Scott in Abbotsford anzunehmen ſich gezwungen ſah, raubten ihm nicht nur Geld, ſondern auch Zeit, die ja eben ſo gut wie Geld iſt nach dem engliſchen Grundſatze „Time is money.“ Der Zudrang ſelbſt völlig Unbekannter, (wie ſein neueſter Biograph Elze erzählt) wurde ſo groß, daß Scott endlich genöthigt war, in den Gaſthäuſern von Melroſe und Selkirk bekannt machen zu laſſen, daß Niemand zugelaſſen würde, deſſen Beſuch nicht vorher angemeldet und von ihm angenommen worden ſei. Lockhart*) bedauert mit Recht, daß nicht ein regelmäßiges Verzeichniß von Abbotsford geführt worden iſt (wie etwa die Weimar'ſchen Hofmarſchallamtsliſten zu Karl Auguſt's Zeit). — — —

„Außer den Tauſenden (führt unſere Quelle fort), welche ſchon längſt der Vergeſſenheit anheim gefallen ſind, finden wir unter Walter Scott's Gäſten den (etwas leichtſinnigen) Prinz-Regenten von Wales, den Ettrik-Schäfer, den ſchwediſchen Prinzen Guſtav Waſa, der ſich unter dem Incognito eines Grafen Itterberg längere Zeit in Edinburgh aufhielt,**) den Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg, jetzigen König der Belgier, neben Sir Humphry Davy, dem Erfinder der Sicherheitslampe (und des Lachgaſes, wie wir hinzuzufügen uns erlauben), dem Maler William Allan und dem iriſchen Anakreon Thomas Moore (dem Freunde Lord Byron's). — Unter den Damen nennen wir beiſpielsweiſe die Millionairin Mrs. Coutts***),

---

*) John Gibſon Lockhart war Scott's Landsmann und ſeit dem 20. April 1820, wo er deſſen älteſte Tochter Charlotte Sophie geheirathet hatte, Walter's Schwiegerſohn.

**) Vater der Kronprinzeſſin Carola von Sachſen.

) Miß Mellon, die als Schauſpielerin eine Schönheit erſten urſprünglich Soubrette und zuletzt Herzogin von Saint-Albans, welche ſtets mit ſechs Kutſchen, zwei Aerzten, vier Kammerfrauen und vielem Geſinde reiste; Lady Byron, die geſchiedene Gattin des berühmten Dichters,*) Miß Edgeworth**) und Mrs. Siddons). Die transatlantiſchen Stammesvettern ſandten mitunter höchſt ſonderbare Exemplare, wurden aber deſto würdiger vertreten durch Waſhington Irving und George Ticknor.†) Erſterer hatte ſeinen Beſuch in Abbots-

Ranges geweſen war, heirathete den Banquier Coutti, der ihr ein Vermögen von 1,800.000 Pfund Sterling hinterließ, worauf ſie eine zweite Ehe mit William Aubrey, Herzog von Saint-Alban's ſchloß. Sie ſtarb im Auguſt 1837.

*) Iſabelle Milbank, Witwe Lord Byron's ſeit 19. April 1824, ſtarb zu London am 16. Mai 1860.

**) Miß Mary Edgeworth, eine der vorzüglichſten Romanſchriftſtellerin Englands, geb. zu Oxford im Jahre 1767, ſtarb zu Edgeworthtown am 21. Mai 1849.

***) Sarah Kemble Siddons, geb. zu Brecknock am 1. Juli 1755, ſtarb als eine der gefeiertſten Schauſpielerinnen Englands zu London am 8. Juni 1831.

†) Nordamerikaniſcher Literarhiſtoriker, geb. zu Boſton am 1. Auguſt 1791, bekannt durch ſeine klaſſiſche „History of spanish litterature“. (New-York 1849. 3 Bände in 8°.)

ford durch eine liebenswürdige Schilderung verewigt, ohne ſich einer ähnlichen Taktloſigkeit ſchuldig zu machen, wie ſpäter Capitain Baſil Hall, welcher ſich ſogar bei Tiſche Notizen in ſein Tagebuch aufzeichnete; nicht ſo verſtohlen, daß es Scott nicht gewahr worden wäre.“

Zu den deutſchen Touriſten, die nach Abbotsford gepilgert waren, um die Bekanntſchaft des ci-devant „großen Unbekannten“, zu machen, gehört der „lebendig Verſtorbene“ Fürſt Hermann Heinrich Ludwig von Pückler-Muskau, ehemaliger Garde-du-Corps-Officier zu Dresden und ſpäterer General-Adjutant des Großherzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, Gemahl der ſchönen Lucie von Hardenberg, geſchiedenen Gräfin von Pappenheim, von welcher auch Fürſt Pückler am 20. März 1826 nach neunjähriger Ehe ſich ſcheiden ließ. Zwei Jahre ſpäter ging er nach England, ließ 1830 die „Briefe eines Verſtorbenen“ und vier Jahre darauf ſeine „Tutti frutti“ erſcheinen.

Zu der deutſchen Frauenwelt, welche Walter Scott durch die Ehre ihres Beſuches erfreute, gehörte auch Gräfin von Kielmannsegge, welche vier Wochen nach dem Tode ihres vom Pferde herabgeſtürzten Lovelace, des Baronets Horace Cunningham, in Begleitung ihres alten Freundes Graſſi eine Reiſe nach der Heimath ihres aufrichtig betrauerten Anbeters und von England nach Schottland blos deshalb unternahm, um die perſönliche Bekanntſchaft des ſchottiſchen Hochgebirges und des berühmten Verfaſſers ihrer Lieblingsromane „Ivanhoe“, „Kenilworth“ und „Woodstock“ zu machen.*) — Scott empfing ſie mit großer Zuvorkommenheit. Geblendet von den Strahlen ihrer ungewöhnlich großen Bildung (denn ſie ſprach Engliſch faſt eben ſo geläufig wie Franzöſiſch und Italieniſch), ſchenkte er ihr im Augenblicke des Abſchiedes eine eigenhändig gepflückte, carmoiſinrothe, wohlriechende Blüthe des im Parke ſeines Herrenhauſes ſorgſam gepflegten oſtindiſchen Rhododendron arboreum, das ſie als „heiliges Andenken“ an die Feierlichkeit jener Stunde ewig aufzubewahren ihm und ſich ſelbſt gelobte und, wie immer, Wort zu halten pflegte, obgleich ſie bald darauf eine ſeiner größten und erbittertſten Gegnerinnen ward.

Das Warum ſoll alſogleich erzählt werden.

Im Jahre 1827 ließ Walter Scott zu Edinburgh im Verlage des Buchhändlers Conſtable ſeine eben ſo viel gelobte als viel geläſterte „Lebensbeſchreibung Napoleon Buonaparte's“ in nicht weniger als neun ſtarken Octavbänden an's Licht treten.*)

---

*) Der erſte dieſer Romane war im Jahre 1819, der zweite 1821, der dritte 1826 herausgekommen

An dieſem Werke hatte er, wie Thomas Smollett an ſeiner zwölfbändigen „Complete History of England (London 1757) nicht länger als vierzehn Monate gearbeitet und von ſeinem Verleger dafür ein Honorar von 18,000 Pfund Sterling oder circa 110,000 Thaler erhalten (alſo nicht ganz ſo viel, als der Schreiber dieſes für ſeinen vierbändigen Roman empfangen haben ſoll.)

Bei Erwähnung der Walter Scott'ſchen „Geſchichte Napoleon's“ werden wir unwillkührlich an Rivarol und an Mirabeau erinnert. Der Erſte dieſer Beiden, ein dem Königthume anſcheinend ergebener Schriftſteller, welcher bei jeder Gelegenheit die Partei Ludwig's XVI. ergriffen hatte, pflegte mehrmals unumwunden zu geſtehen: „Ich bin verkauft, aber nicht bezahlt.“ Der Zweite, der weit mehr der Volkspartei ergeben zu ſein ſchien, wagte dieſe Phraſe wie einen Handſchuh umzukehren und von ſich dreiſt genug zu behaupten: „Ich bin bezahlt, aber nicht verkauft.“ — Nach unſerer Meinung hatten Beide Unrecht, weil das Eine gewiß eben ſo ſchimpflich als das Andere iſt.

---

*) Unter dem Titel: „Life of Napoleon Buonaparte, emperor of the french, with a preliminary view of the french revolution.“

Walter Scott war, als er ſich mit der Schilderung des Lebens und der Laufbahn Napoleon's beſchäftigt hatte, weder Eines noch das Andere, ſondern höchſtens nur von ſeinem engliſchen Standpunkte aus etwas allzuparteiiſch gegen den Erzfeind ſeines Vaterlandes geweſen.

„Für ihn (bemerkt Elze eben ſo wahr als geiſtreich) war die Geſchichte nicht, wie für Hegel, der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit oder das Weltgericht wie für Schiller, er betrachtete auch nicht, wie Ritter, die Erde als das Erziehungshaus der Menſchen: ihm war die Geſchichte eine Dichtung, ein Produkt der Phantaſie des Weltgeiſtes. Was konnte ihm alſo jetzt, da ſeine eigene Phantaſie bereits erſchöpft war, wohl näher liegen, als dieſe Dichtung der Weltphantaſie nachzuerzählen? Seine Geſchichtsſchreibung war demnach weder pragmatiſch noch philoſophiſch, ſondern rein epiſcher Natur.“

Walter Scott ſchrieb, wie die „Biographie universelle“ nicht unrichtig bemerkt, mit wahrhaft napoleoniſcher Schnelligkeit, faſt jeden Monat durchſchnittlich anderthalb Bände jenes Werkes.

„Napoleon (ſo äußerte Scott ſelbſt nach Beendigung des Ganzen am 10. Juni gegen ſeinen Freund Morritt) iſt wie ein abſoluter Mühlſtein um meinen Hals geweſen, der mir ſeit langer Zeit nicht erlaubt hatte, meine eigenen Gedanken zu denken, meine eigene Arbeit zu thun oder meine eigenen Briefe zu ſchreiben.

„Der Umfang des Werkes (fährt Karl Elze fort) war auf mehr als das Doppelte deſſen angeſchwollen, was urſprünglich veranſchlagt geweſen, ein Uebelſtand, der bei Scott's Gewohnheit, das Manuſcript womöglich naß in die Druckerei zu ſchicken, faſt unvermeidlich war. Was den Styl anlangt, ſo tadelte James Ballantyne deſſen Nachläſſigkeit, (Scott gab ihm im Herzen nicht Unrecht) und Lockhart tadelt den überreichen poetiſchen Schmuck. Deſſenungeachtet ſchließt Letzterer (deſſen Urtheil freilich nicht ganz unparteiiſch iſt), ſeine Kritik damit, daß er ſeinen Schwiegervater für den Livius des modernen Hannibal's erklärt."

Es gibt wohl nur wenige Geſchichtswerke, die „von der Zinne der Partei" ſo verſchiedenartig be- und verurtheilt worden ſind, wie Walter Scott's „Leben Napoleon's" Die engliſche Kritik verſuchte dieſe Arbeit in den Himmel zu heben; die franzöſiſche dagegen ließ es ſich angelegen ſein, ſie mit ſchlecht verhehlter Wuth in den Rinnſtein zu ziehen und an ihr kein gutes Haar zu laſſen. Sie behandelte den

Autor wie einen Schulknaben, der für die gänzlich mißglückte Ausführung ſeines Penſums die Zuchtruthe bekam und ſich mit Schmähungen aller Art überhäuft ſah.

Faſt zu allen Zeiten iſt die große Mehrzahl der ſogenannten Kritiker eine feile, beſtochene und gewiſſenloſe Beſtie geweſen, welche ſchonungslos den Namen und die Werke mancher ihnen glücklicherweiſe *nicht befreundeten* Schriftſteller in Fetzen zu zerreißen und damit die *eigene Blöße ihrer ſchamloſen Unwiſſenheit* zu verdecken bemüht geweſen ſind.*) Trotz Allem blieb Scott doch immer Scott und mancher ſeiner wüthenden Beurtheiler, die über ihn den Stab zu brechen ſich erkühnten, blieb die Frentzel-Null, die ſie bis dahin

---

*) Zu dieſer Race gehört ein gewiſſer Karl Frentzel, der in der Kellerwohnung einer Berliner Zeitung meinen bei Janke erſchienenen Roman „die nordiſche Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit" mit einer alle Grenzen der Schicklichkeit überſchreitenden Berſerkerwuth (aus der auch etwas Brotneid hervorguckt) angebellt, das Ganze zu ſich in den Staub gezogen und mit beiſpielloſer Frechheit für *ein Plagiat franzöſiſcher Geſandtſchaftsberichte* erklärt hat, obgleich nicht ein einziger mir dabei zur Verfügung ſtand; doch tröſte ich mich mit den Götheſchen Verſen:

„Hat jeder Wallfiſch ſeine Laus,
Muß auch ich die Meine haben."

geweſen war und allem Anſcheine nach ewig bleiben wird, denn nicht Jeder kann Genie ſein, und es iſt durchaus nicht ſchwer zu begreifen, daß es in der Literatur wie im Leben immer mehr Lumpengeſindel und anrüchige Demi-Monde wie anſtändige Leute geben muß.

Gleich darauf, nachdem Scott die Geſchichte Napoleon's zu ſchreiben angefangen, hatte ihn das Unglück getroffen, ſeine zärtlich geliebte Gattin Charlotte zu verlieren. Sie war am 15. Mai 1826 geſtorben und hatte einen ihren Verluſt aufrichtig beklagenden Witwer hinterlaſſen, der ſich einige Monate ſpäter in Begleitung ſeiner jüngern, ledig gebliebenen Tochter Anna zuerſt nach London und von dort nach Paris begab, um zu ſeiner Arbeit die ihm daſelbſt bereitwillig geöffneten Archive auszubeuten. In London angelangt, war er vom Könige Georg IV. nach Schloß Windſor eingeladen worden.

„Auch in Paris (erzählt ſein ſchon mehrfach erwähnter Plutarch) war er Gegenſtand allgemeiner Huldigung. Die legitimiſtiſch geſinnten Damen der Halle geruhten ihm in feierlicher Deputation einen rieſigen Blumenſtrauß zu überreichen. Die ruſſiſche Fürſtin (Eudoxia) Galitzin hatte ihm zu Ehren eine Geſellſchaft veranſtaltet, bei welcher ſämmtliche in Paris anweſenden nordiſchen Prinzeſſinnen und Gräfinnen in ſchottiſchem Tartan erſchienen. — Der Madame Mirbel*) mußte er zu einem ihrer gelungenſten Bilder ſitzen. — Im Theater ſah er „Ivanhoe“ als Oper.

„Die Franzoſen, notirte Scott in ſeinem Tagebuche, ſind buchſtäblich beleidigend in ihren Höflichkeiten und machen mich halb toll mit ihren Complimenten.“ — In Paris war's, wo Walter Scott die Bekanntſchaft ſeines nordamerikaniſchen Nebenbuhlers Fenimore Cooper gemacht hatte. — Um dieſelbe Zeit wurde Walter Scott im Leopoldſtädter Theater in Wien vom Verfaſſer der „falſchen Catalani“, Herrn Adolph Bäuerle, in einem Luſtſpiele, das Scott's Namen trug, auf die Bühne gebracht.

Doch fehlte es auch nicht an Kränkungen. Schon im Jahre 1827 hatte General Gourgaud ein ſehr beleidigendes Pamphlet**) und ein Jahr ſpäter auch der

---

*) Lizinka Mirbel, geb. zu Cherbourg am 26. Juli 1796, hatte unter vielen äußerſt ähnlichen Portraits auch König Karl X. (1827), Fanny Elsler (1839), den General Gourgaud (1834), die Herzogin von Treviſo, die ehemalige Coblenzer Gaſtwirthstochter Himmes, von welcher früher die Rede geweſen war (1845), drei Jahre ſpäter Herrn Emile de Girardin gemalt und ſtarb zu Paris am 31. Auguſt 1839.

**) Réfutation de la „Vie de Napoléon par W. Scott.“

Er-König von Holland, der unſerm Leſer von Tepli her gleichfalls ſchon bekannte Graf von Saint-Leu eine nicht minder gehäſſige Flugſchrift*) gegen Scot an's Licht treten laſſen. Sir Walter würdigte Beid keiner Antwort. Seine Feinde legten deſſen Schweigen für Feigheit, ſeine Anhänger hingegen für eine Akt unverdienter Nachſicht aus.

Als Gräfin Kielmannsegge, die ihm kurz vorher ihre aufrichtig gemeinte Huldigung in Abbotsford dargebracht hatte, ſein „Leben Napoleon's" las, gerieth die noch immer fanatiſche Bewunderin des neuen auf Sanct-Helena geſtorbenen Hannibal's dergeſtalt außer ſich, daß ſie in der Aufwallung ihres heißblütigen Zorns auch Walter Scott's von Madame Mirbel gemaltem und von J. T. Wedgwood meiſterhaft in Kupfer geſtochenem Bruſtbilde einen Platz in ihrer Privatgalerie neben der Trias der erbittertſten Feinde des Kaiſers, neben Caſtlereagh, Wellington und Hudſon Lowe, einzuräumen beſchloß. Dort ließ ſie ſein Bildniß hängen, bis wenige Tage nach ſeinem am 21. September 1832 erfolgten Ableben zu Abbotsford, das er, beiläufig bemerkt, ſchon ſieben Jahre zuvor ſeinem Schwiegerſohne Lockhart überlaſſen hatte.

---

*) Réponse à sir W. Scott sur son „Histoire de Napoléon."

Walter Scott's letzten Worte waren die erſten drei Verſe des aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührenden, in gereimtem Mönchslatein abgefaßten Kirchenliedes:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“ — —

— — — — — — — — — — — — — —

Zweites Kapitel.

Napoleon ruhte ſchon acht Jahre im Schooße der Alles gleichmachenden Erde, als Marie Louiſe, die niemals große Zuneigung zu ihm beſeſſen und ſowohl ſeine Trennung von ihm als ſeinen Tod auf Sanct-Helena ſchnell genug verſchmerzt hatte, Troſt und Beruhigung in den Armen eines Mannes fand, mit welchem ſie bereits im Jahre 1812 im Schloſſe zu Dresden, während der ihrem Gemahle zu Ehren veranſtalteten Feierlichkeiten, bekannt geworden war.

Dieſer Mann hieß Adam Albrecht Graf von Neipperg und war ein Sohn des geheimen Raths Leopold Joſeph Grafen von Neipperg und deſſen dritter Gemahlin, der Gräfin Marie Louiſe von Hatzfeld, die er am 4. Mai 1774 geheirathet hatte. Eilf Monate nach ihrer Hochzeit ſchenkte die Gräfin ihrem Gemahle einen Sohn, der — geboren am 8. April 1775 — frühzeitig in's öſterreichiſche Heer eingetreten, überraſchend ſchnell bis zum Generalsrange emporgerückt war. — Am 4. Februar 1806 ſchloß Graf Adam Albrecht von

Neipperg in Mantua eine ſogenannte Gewiſſensehe mit der Gräfin Thereſe Joſephine Walpurgis von Thurn und Valſaſſina, der von Tiſch und Bett getrennten Gemahlin eines Herrn Remondini aus Baſſano, machte im Jahre 1809 den Feldzug im Armeecorps des Erzherzogs Karl mit, wurde zwei Jahre ſpäter als öſterreichiſcher Geſandter an den Hof König Karl's XIII. nach Stockholm geſchickt, nahm 1813 Theil an der Schlacht bei Leipzig und ward vom Fürſten Schwarzenberg nach Wien geſandt, um dem kaiſerlichen Hofe die erſte Nachricht von dem glänzenden Siege der Alliirten zu überbringen. — Ein Jahr darauf war er ſo glücklich, am Dresdner Hof die perſönliche Bekanntſchaft der Kaiſerin Marie Louiſe zu machen, in deren Augen er ſchon damals großes Wohlgefallen fand, weil er, obgleich einäugig und durchaus nicht ſchön, ihr trotzdem zu imponiren ſchien. — Im Herbſte des Jahres 1814 erhielt er Feldmarſchall-Lieutenantsrang und wurde zum Ehrencavalier der nach Oeſterreich zurückkehrenden Gemahlin Napoleon's ernannt. — Graf Neipperg wußte das liebeleere Herz der durch die Macht der politiſchen Verhältniſſe vom Kaiſer getrennten Herzogin von Parma durch die Schmieg- und Biegſamkeit ſeines ſich überall raſch zurechtfindenden Geiſtes, durch den einnehmenden Zauber ſeines ſympathiſchen Geſangs, durch die glänzende Virtuoſität ſeines Klavierſpiels, ſowie durch hundert größere und kleinere Geſellſchaftstugenden, bald dergeſtalt für ſich einzunehmen und auszufüllen, daß Beide bald nichts ſehnlicher als den Tod der ihnen im Wege ſtehenden Signora Remondini herbeizuwünſchen ſchienen. — Letztere ſtarb endlich am 23. April 1815. Graf Neipperg, deſſen Herz und Hand nun wieder gänzlich frei geworden war, ſah ſich gleich nach dem Ableben ſeiner erſten Frau zum Premier-Miniſter und erſten Mann im Herzogthume Parma erhoben durch die Huld der Ex-Kaiſerin, die immer mehr Gefallen an ihm fand, und der er bald dergeſtalt unentbehrlich geworden war, daß ſie — wenige Wochen nach dem Tode ihres auf Sanct-Helena geſtorbenen Gemahls — mit ihrem „einäugigen Cupido", (wie ihn Herr von Talleyrand hieß) ohne Wiſſen und Einwilligung ihres kaiſerlichen Vaters einen morganatiſchen Ehebund ſchloß, was gerade am 15. Auguſt 1821, am Geburtstage ihres verſtorbenen Gemahls, geſchehen ſein ſoll. Seitdem reſidirten Beide im Schloſſe zu Parma, laſen und zeichneten, muſicirten und amuſirten ſich gegenſeitig ſo gut, als es möglich war, dachten nicht mehr an die Vergangenheit, genoſſen der Gegenwart und ſchienen ſich nur wenig oder gar nicht um die Zukunft zu bekümmern. — Marie Louiſe, welche von

Jugend auf etwas kalt und herzlos geweſen war, vergaß ihren in der Gefangenſchaft geſtorbenen Gemahl, der ihr ſtets gleichgiltig geweſen, noch weit früher und leichter, als ihren in Wien unter dem Schutze ſeines Großvaters zurückgebliebenen Sohn, den ehemaligen König von Rom, welchen Kaiſer Franz durch ein Patent vom 18. Juni 1818 — alſo noch bei Lebzeiten Napoleon's — zum Herzoge von Reichſtadt ernannt und ihm in der Perſon des rühmlich bekannten Dichters Matthias Edlen von Collin einen der tüchtigſten Lehrer, wie in der Perſon des Grafen Moritz von Dietrichſtein einen eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Oberſthofmeiſter zur Leitung der Erziehung und zur Ausbildung der guten Anlagen des Herzogs gegeben hatte.

Im Jahre 1822 wohnte Marie Louiſe als Herzogin von Parma in Begleitung ihres Gemahls zur linken Hand dem Congreſſe zu Verona bei, auf welchem Graf Neipperg durch ſeine ſtolze Erſcheinung und imponirende Haltung faſt größeres Aufſehen als die Ex-Kaiſerin der Franzoſen erregte, die, durch ſeine Strenge gebeſſert, auf Alle den Eindruck der „bezähmten Widerſpenſtigen“ Shakespeare's zu machen, ein Muſterbild weiblicher Folgſamkeit geworden zu ſein und keinen andern Willen, als den ihres geſtrengen Incognito-

Gemahls zu haben ſchien. Marie Louiſe gehörte zweifelsohne der großen Mehrzahl jener Frauen an, die weit leichter durch etwas barbariſche Strenge, als durch ewig nachgiebige Sanftmuth zu leiten ſind. Vor dem einen Auge Neipperg's pflegte ſie aufrichtiger, als früher vor den beiden Augen Napoleon's und als ſpäter vor den hundert Argusaugen ihrer ſie mißtrauiſch beobachtenden Familie zu zittern. Sie war Sklavin ſeines unbeugſamen Willens und glich darin ganz und gar jenem gebeſſerten „Fränzchen“, das zuletzt Alles, ja ſogar Tabak rauchen muß, wenn der unerbittliche Mann ihrer Wahl es von ihr zu verlangen ſich erlaubt. Mit Einem Wort: Marie Louiſe war eine Andere geworden. Sie liebte den Grafen von Neipperg und ſchien, dieſem ſtrengen Adam gegenüber, eine ewig nachgebende, niemals widerſprechende, äußerſt gehorſame Eva zu ſein.

An Napoleon dachte man nicht mehr. Gräfin Brady ſagt in Bezug darauf, gleichſam zu Marie Louiſen's Entſchuldigung: „L'inconstance, les impatiences, la brusquerie de Napoléon lui avaient sans doute aliéné l'esprit de sa femme; elle ne l'aimait déjà plus quand les alliés les séparèrent. Le comte de Neipperg avait perdu un oeil à la guerre, ce qui ne l'empêchait d'être beau, spirituel, aimable.

Pourtant on ne saurait justifier l'empressement que mit Marie-Louise à le traiter en époux lorsque vivait encore l'empereur, non plus que l'insouciance pour son fils“.

Leider iſt es nur allzuwahr und factiſch erwieſen, daß Marie Louiſe ſich wenig oder gar nicht um das Schickſal ihres einzigen Sohnes, um das Wohl des Herzogs von Reichſtadt bekümmerte, welcher ihr faſt eben ſo gleichgiltig als der Vater deſſelben geworden war.

Der ci-devant König von Rom hatte noch nicht ſein viertes Jahr erreicht, als er im Schloſſe zu Schönbrunn unter den Augen ſeiner Gouvernante, der Frau von Montesquiou, heranwuchs und von Tag zu Tage ſchöner ward. Er war ein blondgelockter, roſenrother Knabe, deſſen friſches Geſichtchen, deſſen regelmäßige Züge, (nach Ausſage des Herrn von Méneval) durch ſchöne blaue Augen belebt wurden.“ Dieſer Gewährsmann, der uns intereſſante Aufſchlüße über die Jugendjahre des Prinzen giebt, erzählt u. A.:

„Er beſaß einen frühreifen Verſtand und war unterrichteter, als manches weit ältere Kind. Frau von Montesquiou, welche ihn den ganzen Tag, ja ſelbſt Nachts nicht zu verlaſſen und ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt einer Mutter zu bewachen pflegte, ſtand täglich um 7 Uhr auf und begann bald nach dem Gebete die Lehrſtunden. Der Prinz las nicht blos geläufig, ſondern wußte auch ſchon etwas Geſchichte und Geographie. Ein Abbé Lanti, Almoſenier der franzöſiſchen Geſandſchaft in Wien, kam faſt täglich nach Schönbrunn, um mit ihm italieniſch zu plaudern; ſein Kammerdiener dagegen durfte nur deutſch mit ihm reden; bald wußte das hübſche Kind ſich in beiden Sprachen verſtändlich zu machen, doch zeigte es großen Widerwillen gegen die deutſche Sprache, deren Ausſprache ihm ſchwer und unangenehm zu ſein ſchien.

Der heilige Dreikönigstag des Jahres 1815 (erzählt Baron Méneval) hatte die zum Congreß verſammelten Souveraine zu einem großen Banket bei Hofe vereinigt. Ich habe den Namen Desjenigen vergeſſen, welcher das Glück hatte, Bohnenkönig zu werden. — An demſelben Tage gab Marie Louiſe ihrem Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand und ihren Schweſtern ein „Gouter“ (Vesperbrot). Die ephemere Königswürde fiel ihrem Sohne zu, der leider ſein ganzes Leben hindurch ein „roi de la fève“ (ein Bohnenkönig) blieb.

Um dieſelbe Zeit hatte Baron Erbeck, Gouverneur des Erzherzog-Thronfolgers Ferdinand, bei Hofe einen heftigen Anfall von Epilepſie bekommen, in Folge deſſen Erbeck in raſenden Wahnſinn verfiel, der bald darauf deſſen Tod herbeiführte. Dies traurige Ereigniß hatte auf ſeinen erhabenen Zögling einen unverwiſchbar finſtern Eindruck gemacht. Man ſprach darüber Viel und Mancherlei, wie auch von ſeltſamen Worten, welche dem Gouverneur in ſeinem Wahnſinne entwiſcht ſein ſollen, und welche jedenfalls nur Aeußerungen einer verwirrten Einbildungskraft geweſen ſein können. Er hatte, ſo viel ich mich zu erinnern weiß, von allerhand Drohungen mit Mord oder Angriffen auf die intellectuellen Fähigkeiten des jungen Prinzen geſprochen,“ (was wir unſererſeits für durchaus unwahr halten müſſen).

Die Anweſenheit des Abbé Werner,*) eines der erſten Kanzelredner und Dichter Deutſchlands, hatten den Grafen von Neipperg veranlaßt, der Kaiſerin Marie Louiſe das Vergnügen zu verſchaffen, die Bekanntſchaft dieſer literariſchen Berühmtheit zu machen. Der Eindruck, den ſchöne, mit Begeiſterung vorgetragene Verſe machen müſſen, hatte dazu beitragen ſollen, ſie mit der deutſchen Sprache auszuſöhnen. — Mehrere Erzherzoge, deren Oheime und ihre beiden ehemaligen Hofmeiſterinnen, die Gräfinnen Colloredo und Laczanski, wurden zu dieſer Vorleſung eingeladen; meine Unkenntniß der deutſchen Sprache dispenſirte mich davon. — Abbé Werner las ſein Trauerſpiel „Kunigunde.“ Er war ein Mann von etwas alterirter Einbildungskraft, deſſen ſtrenges Geſicht etwas ungemein Fanatiſches beſaß.

---

*) Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. zu Königsberg am 18. November 1768, war 1811 von der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen Kirche übergetreten, hatte ſich deshalb nach Rom begeben, um in die Hände des Papſtes Pius des Siebenten ſeinen Glauben abzuſchwören, und war dann nach Wien gekommen, wo er als Prediger am 17. Januar 1823 ſtarb.

Marie Louiſe, die über Werner's Geſicht unwillkürlich in's Lachen gerathen war, geſtand ſpäter dem Grafen Neipperg, ſich, dieſes unerlaubte Lachen abgerechnet, erklecklich gelangweilt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mit Ungeduld (fährt Baron Méneval fort) erwarteten wir den Ausgang des Congreſſes, welchen man uns täglich als nahe bevorſtehend angekündigt hatte; die hohen Perſonen aber, welche dabei den Vorſitz führten, ſchienen zu ſehr durch Feſte in Anſpruch genommen, um ſich mit Geſchäften zu befaſſen.“

Am 21. Januar 1815 ließ der franzöſiſche Geſandte im Sanct-Stephans-Dome einen Gottesdienſt zur Feier des an dieſem Tage im Jahre 1793 guillotinirten Königs Ludwig's XVI. abhalten. Sämmtliche Souveraine des Congreſſes erſchienen dabei in Trauerkleidung und die Prinzeſſinnen, welche über ihre ſchwarzen Kleider ſchwarze Kreppmäntel trugen, wohnten dieſer Feierlichkeit auf einer Chor-Tribune bei.

Um ſich von dieſer trüben Feier möglich raſch zu erholen, veranſtalteten dieſelben Souveraine gleich am andern Morgen die (von uns im dritten Bande, Seite 291 ausführlich beſchriebene) Schlittenpartie nach Schönbrunn, bei welcher es, wie bekannt, ziemlich luſtig hergegangen war.

„Als ohnmächtiger, aber nicht gleichgiltiger Zeuge alles Deſſen, was um mich herum vorging, konnte es mich (ſchreibt der aufrichtig geſinnte Franzoſe) nur höchſt peinlich berühren, Marie Louiſe, zwiſchen ihre Pflicht als Gattin wie als Mutter und ihren Wunſch geſtellt, nach Parma abzugehen, in dieſer traurigen Wahl, welche ihr bis dahin ſo viel Sorge gemacht zu haben ſchien, ſich jetzt ſo leicht entſcheiden zu ſehen.“

Als am 7. Mai 1815 (Nachmittags 2 Uhr) durch Abt Zaigelius, Pfarrer an der Ludwigskirche zu Wien, die erſte Kunde von Napoleon's Entweichung aus Elba nach Schönbrunn gelangt war, wo dieſer Geiſtliche ſie zuerſt der Frau von Montesquiou mitgetheilt, hatte ſich Marie Louiſe in Begleitung des Grafen von Neipperg auf einem ihrer alltäglichen Spazierritte befunden. Bei ihrer Rückkehr fand der General ein Schreiben ſeines Adjutanten, des Obriſtlieutenants Hrabowski, der ihm ſeine ſofortige Abreiſe nach Mailand anzeigte, wohin er als Courier abgeſchickt ward. Gleich darauf beſtätigte auch Marquis Antoine von Brignole die bis dahin noch immer ſtark bezweifelte Nachricht von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich. Marie Louiſe war die Einzige, welche dieſe Botſchaft mit großer Gleichgiltigkeit aufgenommen hatte. Wir dinirten, (erzählt Baron Méneval) ſpielten Billard und machten Muſik wie gewöhnlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Am andern Morgen nannte Marie Louiſe die Flucht ihres Gemahls einen „Handſtreich", welcher die Zukunft ihres Sohnes, wie ihre eigene, in Frage ſtellen und ſie leicht gefährden könnte. Im Uebrigen ſchien ſie außerordentlich ruhig, denn Napoleon's Loos war ihr gleichgiltig.

Gleich darauf theilte der Kaiſer von Oeſterreich ſeiner Tochter die Erklärung der Verbündeten mit, die, beunruhigt durch den Gedanken, daß der Sohn Napoleon's den Händen ſolcher Leute anvertraut ſei, die ſeinem Vater treu ergeben ſeien, den Wunſch geäußert hatten, daß bei ſo bewandten Umſtänden der junge Prinz nicht länger in Schönbrunn bleiben dürfe, ſondern nach Wien gebracht werden müſſe, um hier unter deren beſtändiger Aufſicht zu ſtehen. — Tags darauf erhielt Frau von Montesquiou die Weiſung, den Prinzen nach Wien zu begleiten.

Am 4. Mai, nachdem Letzterer nach Wien geſchafft worden war, erhielt Frau von Montesquiou von der Mutter des Prinzen die Weiſung, ſich Abends 8 Uhr zur Abreiſe bereit zu halten, ohne ihr die Gründe anzugeben, welche dieſe gänzlich unerwartete Maßregel herbeigeführt hatten. Noch an demſelben Tage ſah ſich Gräfin Montesquiou genöthigt, zur feſtgeſetzten Stunde, in Begleitung ihres Sohnes, des vielfach erwähnten „Siegesboten“ Anatole, die Wiener Hofburg und das Weichbild der Stadt verlaſſen zu müſſen. Tief gekränkt kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich in Wien das Gerücht verbreitet, daß der Polizei-Director von Haager urplötzlich abgeſetzt und auf ſeine Güter geſchickt worden ſei, weil er einen ihm Tags zuvor von einem Biſchofe gegebenen Wink unbenutzt gelaſſen und einen ſtaatsgefährlichen Verſchwörer, welcher ſich für einen Grafen von Narbonne ausgegeben, nicht ſofort arretirt habe. Beſagter Herr von Narbonne, der, beiläufig erwähnt, eines der vielen Werkzeuge des großen Ränkeſchmidts Talleyrand geweſen ſein ſoll, war erſt kurz vorher in

Wien eingetroffen, um allem Anſcheine nach den König von Rom, damals kaum vier Jahre alt, nach Paris zu entführen und ihn dort unter der Vormundſchaft Talleyrand's an die Spitze einer von Letzterm creirten Regentſchaft zu ſetzen. Herr von Haager, der an dieſes „Ammenmärchen“, wie er's hieß, durchaus nicht glauben gewollt, hatte Herrn von Narbonne, welcher ſich durch ein Pflaſter vor dem rechten Auge und durch den Anſchein eines bleſſirten linken Beines unkenntlich gemacht, ungeſtraft entſchlüpfen laſſen, was ſeinerſeits jedenfalls etwas mehr als unvorſichtig geweſen war.

Wir kehren zu unſerer Quelle zurück.

„Eine Nachricht (ſchreibt Baron Méneval), welche damals außerhalb Schönbrunn's, wo ſie großes Intereſſe erregte, ziemlich ſpurlos vorüberging, war der Tod der Gräfin von Neipperg. Dieſe Dame (die von Tiſch und Bett getrennte Signora Remondini, geborene Gräfin von Thurn und Valſaſſina), welche in Württemberg zurückgeblieben war, woher General von Neipperg herſtammte, während er in Wien ſeine Talente geltend zu machen verſuchte, war am 23. April 1815 urplötzlich nach zweitägiger Krankheit geſtorben und hatte ihrem Gemahle vier Knaben hinterlaſſen.*)

---

*) Der Aelteſte dieſes vierblätterigen Kleeblatts iſt der am 26. Januar 1807 geborene Graf Alfred von Neipperg, der,

Sie ſoll, wie verſichert wird, ſehr hübſch, aber nur höchſt mittelmäßigen Verſtandes geweſen ſein. Graf von Neipperg hatte ſie ihrem Manne entführt, der erſt einige Monate vor ihrem Tode geſtorben ſein ſoll.*) Die Art und Weiſe, wie Marie Louiſe dieſen Todesfall bald darauf ihren Tiſchgenoſſen mittheilte, zeigte nicht, daß das Ableben jener Dame ihr irgendwie leid gethan haben mag. Auch Graf Adam wußte ſich ſchnell zu tröſten. — Das von ſeinen Neidern hier und dort in Umlauf gebrachte Gerücht, daß General Neipperg ſeine erſte Frau vergiftet haben ſoll, iſt jedenfalls mehr als abſurd.

Am 1. Mai 1815 geruhten ſämmtliche Souveraine des Wiener Congreſſes (darunter auch Marie Louiſe und ihr Gemahl Graf von Neipperg) dem vom Kaiſer Franz veranſtalteten Bankett im Pavillon des vom Kaiſer Joſeph II. in's Leben gerufenen Augartens beizuwohnen. Abends war prachtvolles Feuerwerk im Prater.

Die letzte Handlung Marie Louiſens, von welcher Baron Méneval Zeuge geweſen, bevor er Wien ver-

---

vermählt ſeit dem 19. März 1840 mit der Prinzeſſin Marie von Württemberg, einer der Schwiegerſöhne des unlängſt verſtorbenen Königs Wilhelm von Württemberg iſt.

*) Weder ihn noch ſie findet man in einem der unzählig vielen Bände des „Gotha'ſchen Kalenders.“

laſſen mußte, war ein Gottesdienſt, an welchem ſie am 5. Mai, Morgens 7 Uhr, in der Hofcapelle zu Schönbrunn im Beiſein ihres kaiſerlichen Vaters theilgenommen hatte. Bei dieſer Gelegenheit hatte Graf San-Vitale ſeine Function als Oberkammerherr bei ihr zum erſten Male ausgeübt.

Am 6. Mai erhielt Baron Méneval, nachdem er ſich bei Marie Louiſe und, gleich darauf, beim Sohne ſeines Kaiſers verabſchiedet hatte, ſeinen Paß und die Erlaubniß, Wien verlaſſen und nach ſeiner Heimath zurückkehren zu dürfen. Bei ſeinem Abſchiedsbeſuche fiel ihm die ernſt-ſchwermüthige Miene des Prinzen auf. „Der Prinz (berichtet Herr von Méneval) hatte jene luſtige Kindlichkeit und Geſprächigkeit verloren, welche früher ſo anmuthig geweſen war. Er ſah mich eintreten, ohne zu thun, als ob er mich noch kenne. Man hätte ſagen können, daß dieſer junge Mann, den eine große Lehre der Vorſehung bei ſeinem Eintritt in's Leben mit einer zwiefachen Krone geſchmückt zu haben ſchien, um ein neues Beiſpiel der Eitelkeit menſchlicher Größe zu geben, ſchon damals unglücklich geweſen ſei. Er glich einem mit Blumen bekränzten Opfer. Er ſah mich traurig und bedeutſam an, ohne eine meiner Fragen zu beantworten; er machte ſeine Hand leiſe von der Meinen los und zog ſich ſchweigend in eine Fenſterniſche zurück. — Als ich mich zu ihm niederneigte, um ihm Lebewohl zu ſagen, flüſterte er mir leiſe die Worte ins Ohr: „Herr Méva,*) ſagen Sie meinem Vater, daß ich ihn immer noch recht lieb habe.“ — — — Es machte ihm Mühe und Kummer, ſeine „Maman Quiou,“ wie er ſeine Gouvernante Montesquiou hieß, die von ihm getrennt worden war, vergeſſen zu lernen. Als man aufgehört hatte, ihn Napoleon zu nennen, empfand er darüber großes Mißbehagen, weil ihm der Name Franz, den man ihm gegeben, häßlich und unbedeutend vorkam.“

Es iſt hohe Zeit hier noch einige Worte über „Maman Quiou“ und deren Sohn Anatole de Montesquiou einzuſchalten, weil ſie für den Verlauf unſerer Erzählung durchaus nicht überflüſſig ſind.

Als Gräfin Montesquiou in Begleitung ihres Sohnes über Prag und Dresden nach Frankreich zurückkehrten, machten Beide in letztgenannter Stadt die Bekanntſchaft der Gräfin von Kielmannsegge, welche nach dem von Lieſenberg ausgeſprengten Gerüchte erſt kurz vorher von ihrem heimlichen Beſuche von der Inſel Elba zurückgekehrt ſein ſollte. Gräfin Kielmannsegge hatte die Gräfin Montesquiou, die im Hôtel de Saxe abgeſtiegen war, aufgeſucht und ihr das von Iſabey gemalte Bildniß des Königs von Rom, geziert mit deſſen Locke, gezeigt, das der Kaiſer ihr kurz vor der Schlacht bei Leipzig zum Andenken geſchenkt und ihr dafür das Verſprechen abgenommen hatte, dem Prinzen eine zweite Mutter ſein und ſich ſeiner immer liebevoll annehmen zu wollen, was ſie dem Kaiſer feierlich zugeſagt hatte.

---

*) So nannte er Méneval etwas abgekürzt.

Faſt gleichzeitig ſprach ſie auch Méneval.

— Wie verließen Sie unſern armen Prinzen? fragte ſie voll aufrichtiger Theilnahme.

— Ich verließ ihn in blühender Geſundheit, entgegnete der Baron. Sein äußerſt kräftiger Körperbau verſpricht ein langes, von Kränklichkeiten verſchontes Leben, wenn kein böſer Zufall den Lauf desſelben hemmt. Er iſt ſchön, gut und liebenswürdig!

— Das freut mich, entgegnete die Gräfin, das Portrait des Prinzen küſſend. Noch niemals habe ich ihn geſehen und dennoch, Baron, liebe ich ihn wie Fleiſch meines Fleiſches, denn er iſt ja das einzige Kind des Kaiſers, den ich liebe und ewig lieben werde, weil er das Ideal der Träume meiner Jugend, der letzte Stern in der langen Winternacht meines Lebens iſt.

Méneval ſchied von ihr tief gerührt. Am 11. Mai langte er in Baſel, am 14. in Paris an.

Der Prinz, der, wie ſchon oben erwähnt, durch ein kaiſerliches Edict vom 18. Juli 1818 den Titel eines Herzogs von Reichſtadt nach einer ſeiner in Böhmen gelegenen Herrſchaften erhielt, welche ihm erſt nach dem Tode ſeiner Mutter oder nach dem Eintritt ſeiner Volljährigkeit als Apanage-Güter anheimfallen ſollten, kam leider niemals in den Genuß derſelben.

Dem Gouverneur des Herzogs von Reichſtadt, dem Grafen Moritz von Dietrichſtein, welchem die geiſtige Pflege desſelben anvertraut war, muß man die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, nichts verſäumt zu haben, um deſſen Fähigkeiten möglichſt ſchnell einer glänzenden Entwickelung entgegenzuführen. — Der Prinz ging alle militairiſchen Grade durch. Am 20. März 1823 — an ſeinem zwölften Geburtstage — ertheilte ihm ſein Großvater das Fähndrich-Patent. Fünf Jahre ſpäter ward er Hauptmann im erſten Jäger-Regimente und 1830 als Major nach Prag verſetzt, blieb aber in Wien, wo er gleich darauf ein Bataillon im Regimente Gyulay erhielt.

Wir kehren zu deſſen Mutter zurück.

Niemand war untröſtlicher, als Marie Louiſe, als ihr heimlich angetrauter, heißgeliebter, wenn auch bisweilen ſeines Zornes wegen ſehr gefürchteter Gemahl urplötzlich und unerwartet ſchnell in den Mauern des Schloſſes zu Parma und in den Armen der ehemaligen

Kaiſerin der Franzoſen am 22. Januar 1829, wie Einige ſagen, an der Roſe oder, wie Andere behaupten wollen, wie ſein Vorgänger Napoleon, am Magenkrebſe ſtarb.*) Es bleibt immerhin merkwürdig, daß nicht nur der Kaiſer allein, ſondern auch einer ſeiner Brüder Lucian, Prinz von Canino**) und eine ſeiner Schweſtern, Marie Karoline Annonciade, Gemahlin Joachim Murat's, König's von Neapel***) derſelben Krankheit erliegen mußten.

---

*) Graf Neipperg hatte ein Alter von kaum fünfundfünfzig Jahren erreicht. Der „einäugige Cupido“ war ein Mann von Schrot und Korn und ein echt ritterlicher Charakter. (Vergl. Ferdinando Maeſtri's „Elogio del Conto A. A. Neipperg,“ Parma 1829. 4°, wo auch ſein Portrait zu finden iſt.) Der einzige Sohn, welchen er mit Marie Louiſe in morganatiſcher Ehe erzeugt hatte, erhielt den ins Italieniſche überſetzten Namen ſeines Vaters und heißt ſeitdem Wilhelm Albrecht, Graf von Montenuovo. Geboren zu Parma um das Jahr 1820, iſt er gegenwärtig k. k. Feldmarſchall-Lieutenant, ſeit 18. Mai 1850 mit der ungariſchen Gräfin Batthyany Strattmann vermählt und erſt unlängſt in den Fürſtenſtand erhoben worden.

**) Lucian Buonaparte, geboren zu Ajaccio am 15. März 1775, ſtarb zu Viterbo am 30. Juni 1840.

***) Marie Karoline Annonciade, geboren zu Ajáccio 25. März 1782, vermählt 20. Auguſt 1800 mit Joachim Murat, Witwe ſeit 13. Oktober 1815, ſtarb als Gräfin von Lipona auf ihrer Villa Campo Marzo bei Trieſt am 18. Mai 1819.

Der Herzog von Reichſtadt war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er durch jenen großen Allerweltskuppler, welcher Zufall heißt, die Bekanntſchaft einer jungen Dame gemacht hatte, deren frühlingfriſche Schönheit ihn bald dergeſtalt beſtrickte und entzückte, bezauberte und beglückte, daß er plötzlich ganz Feuer und Flamme zu ſein ſchien.

Sie hieß Elsler und war Ballettänzerin. Fanny, geboren zu Wien im Jahre 1810, war einige Monate älter, als der blutjunge, goldgelockte, roſenrothe Zögling des Grafen von Dietrichſtein, der ſeinem Schüler weit mehr Freiheit gönnte, als demſelben dienlich zu ſein ſchien.

Und ſo kam es, daß ſich zwiſchen dem Herzoge von Reichſtadt und jener ſylphenſchönen Ballerina Fanny Elsler ſehr bald eines jener leichtgeknüpften und ebenſo leichtgelöſten Verhältniſſe entſpann, für welches die urgemüthliche Sprache der Wiener den äußerſt treffenden, aber in keine von allen andern Sprachen überſetzbaren Ausdruck „Techtelmechtel“ erfunden hat. Anfangs liebten ſich Beide wie Kinder und bald darauf wie ganz erwachſene Leute. — Huldreich drückte man ein Auge zu und geruhte nachſichtig durch die weit geöffneten Finger zu gucken. Natürlich machte ſie dies nur dreiſter, und endlich liebten ſich die beiden jungen

Leute ganz wie alte Praktiker. Die natürliche Folge davon war, daß der junge Prinz ſehr bald zu kränkeln begann. Der kerngeſunde Mann wurde mager und bleich und durfte bald wie Paiſiello's „ſchöne Müllerin" von ſich die Arie ſingen:

„An allen meinen Leiden
Iſt nur die Liebe Schuld."

Inmitten dieſer anſtrengenden Studien ſeiner erſten Liebe brach in Paris urplötzlich die Juli-Revolution des Jahres 1830 aus.

Drittes Kapitel.

In Folge der legiciden Ordonnanzen des volksfeindlichen Miniſteriums Polignac hatte innerhalb dreier Tage die Pariſer Bevölkerung drei Dynaſtien, die Dynaſtie des verhaßten Karl's X., ſeines nicht minder verhaßten Sohnes, des Herzogs von Angoulême, und ſeines dem Volke gleichgiltigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu deſſen Gunſten Vater und Sohn gleichzeitig abdicirt hatten, in Trümmer geſchlagen, aus dieſen Trümmern einen neuen Thron aufgebaut und darauf die Dynaſtie Orléans erhoben. Und abermals war an die Stelle des weißen Banners der Bourbons die dreifarbige Fahne der Revolution, die Tricolore des erſt vor fünfzehn Jahren durch die Macht fremder Bayonnette beſeitigten Kaiſerreichs von Neuem aufgepflanzt und Louis Philippe, der vielgeprüfte Sohn des am 6. November 1793 enthaupteten Herzogs von Orléans-Egalité, zum Könige der Franzoſen ausgerufen worden. König Karl X. und ſeine böſen Sieben, die Miniſter Polignac, Peyronnet, Chantelauze, Guernon de Ranville, d'Hauſſez, Montbel und Bourmont, mußten ihre letzte Rettung in der Flucht ſuchen. Der Nachfolger ſeines am 16. September 1824 geſtorbenen Bruders Ludwig XVIII., der vom Pariſer „Figaro“ ſo getaufte „roi des concombres“ floh nach Rambouillet und langte, begleitet von ſeiner ganzen Familie, am 11. Auguſt in Cherbourg an, von wo Karl X. und ſein aus achtzehn Perſonen beſtehendes Gefolge auf zwei nordamerikaniſchen Schiffen „Great Britain“ und „Charles-Carroll“, geführt vom damaligen Schiffs-Capitain und ſpätern Admiral Jules Sebaſtian Céſar Dumont-d'Urwille, nach Portsmouth ſegelten, wo ſie am 17. Auguſt eintrafen. Von dort ging es nach Holyrood.

Während Louis Philippe, der „roi-bourgeois“ oder „Bürger-König“ mit ſeinem damals ſprichwörtlich gewordenen Regenſchirme und Händedruck ſich auf dem ſchwankenden Juli- oder, richtiger geſagt, Auguſt-Throne noch nicht feſtgeſetzt hatte, war Gräfin Kielmannsegge in den erſten Tagen des Septembermonats 1830 unter dem angenommenen Namen einer Frau von Neuſalza (ſo hieß eines ihrer ſchönſten Güter) nach Paris geeilt, hatte dort mehrere geheime Zuſammenkünfte mit „Maman Quion“ und deren Sohne Anatole, mit dem Grafen und der Gräfin Bertrand, mit den Grafen Montholon und Las Caſes, ſowie mit einigen andern Anhängern der Buonapartiſtiſchen Partei gehabt und war dann auffallend ſchnell, mit äußerſt wichtigen Inſtructionen und guten Winken verſehen nach Dresden zurückgekehrt, wo ſie im Stillen ſich beeilte, die nothwendigen Vorkehrungen zu einer von ihr ernſtlich beabſichtigten Entführung des Herzogs von Reichſtadt zu treffen. Der Augenblick ſchien ihr dergeſtalt günſtig zu ſein, daß ſie feſt entſchloſſen war, ihr dem verſtorbenen Kaiſer gegebenes Verſprechen zu erfüllen, ſich bei ſo paſſender Gelegenheit, wie dieſe, ſeines Sohnes anzunehmen und ihm zum Rückgewinn des für ihn verloren gegangenen Kaiſerthrones Frankreichs, ſo weit es im Bereiche ihrer Kräfte und Anſtrengungen lag, behilflich zu ſein.

Zu dieſem Behufe ſtellte ſie ſich an die Spitze einer von ihr ausgeſonnenen, eben ſo originellen als abenteuerlichen Verſchwörung.

Begleitet von nicht weniger als zwölf ihrer eben ſo jungen als unternehmenden Kammerjungfern und eines als Franziskanermönch verkleideten Franzoſen, in welchem Einige den „Siegesboten“ Anatole de Montesquiou, den Sohn der lieben „Maman Quion“, Andere dagegen den Grafen Bertrand oder Montholon erkennen wollten, begab ſie ſich in ſieben, ſich ſtundenweiſe nachfolgenden Wagen in der Mitte des Monats October des glorreichen Jahres 1830 hinter dem Rücken ihres Freundes Graſſi, der ihr ernſtlich davon abgerathen hatte, auf den Weg nach Wien, um dort den Herzog von Reichſtadt nicht durch Gewalt, ſondern einzig und allein durch ſchlau combinirte Frauenliſt nach Frankreich zu entführen und ihn dort, mit Hilfe des großmächtigen Anhangs ſeines in der Erinnerung neu aufgelebten und heiß zurückerſehnten Vaters, zum Kaiſer der Franzoſen ausrufen zu laſſen, Louis Philippe, den ſogenannten „Napoléon des Friedens“ ohne Geräuſch zu beſeitigen und an deſſen Stelle „Napoléon den Zweiten“ auf Frankreichs Thron zu heben. Der Plan war kühn und abenteuerlich, aber die Möglichkeit nicht ganz ſo unwahrſcheinlich, als ſie Manchem von uns jetzt erſcheinen mag.

Im erſten dieſer ſieben, höchſt einfachen, durchaus nicht auffälligen Reiſewagen ſagte Jungfer Liſette Fröhlich zur Jungfer Babette Wohlgemuth:

— Iſt es nicht mehr als närriſch, daß die liebe, gute, aber leider etwas überſpannte oder, richtig geſagt, halb übergeſchnappte Gräfin ſo viel Geld hinauswirft, um einen Menſchen, der ſie gar nichts angeht, aus ſeinem Kerker zu entführen und ihn mir nichts, dir nichts von Wien nach Paris zu ſchleppen, um ihn dort, — falls es ihr wirklich glücken ſollte! —

zum Kaiſer der Franzoſen ausrufen zu laſſen. Glaubt ſie, daß dies ſo leicht ſei? fragte Liſette.

— Allerdings iſt dies durchaus nicht ſchwer, entgegnete Babette, vorausgeſetzt, daß man etwas Muth und recht viel Geld im Beutel hat. Mit Geld, Liſette, erreicht man Alles!

— Du magſt wohl ganz Recht haben, meinte Jungfer Fröhlich. Aber wenn Jede von Euch nicht mehr Courage als meine Wenigkeit beſitzt, dann iſt es — Eſſig.

— Was heißt Eſſig? fragte Jungfer Wohlgemuth.

— Eſſig nennt man Alles, was nicht Honig iſt. Verſtehſt Du mich?

— Ganz und gar nicht! geſtand Babette.

— Dann, Babette, biſt Du eine Gans!

— Und Du, Liſette, Du biſt eine in Eſſig geſchmorte Ente, lächelte Jungfer Wohlgemuth.

Im zweiten Wagen plauderte Jungfer Joſephine Schwarz mit Jungfer Eulalie Weiß.

— Weißt Du noch, Finchen, was die Gräfin im Augenblicke der Abreiſe uns verſprochen hat? Kinder, ſagte ſie, wenn es Euch gelingen ſollte, das Maul zu halten und nichts von Allem, was ich Euch anvertraut habe, auszuſchwatzen, dann bekommt Jede von Euch einen Mann und außerdem noch eine Ausſteuer von zwölfhundert Thalern.“ Darum ſchweige ich wie ein Vorlegeſchloß, denn wenn ich nur einen Mann bekomme, dann will ich herzlich gern Verzicht auf die Ausſteuer leiſten.

— Wie dumm Du biſt, gute Eulalie! Auch ich habe mir vorgenommen, das Maul zu halten; doch wenn ich nur die Ausſteuer bekomme, dann kann die gute Gräfin den Mann dreiſt für ſich behalten; denn ich hoffe auch ohne Mann durchzukommen.

Wir überlaſſen dem Scharfſinne des Leſers, zu entſcheiden, welche von Beiden wohl die Klügere war.

Im dritten Wagen ſchwatzte Jungfer Roſa Dreifuß mit Jungfer Lila Viereck.

— Ich kann das Reiſen nicht vertragen, ſagte Roſa zu Lila. Wenn ich ein Weilchen gefahren bin, dann wird mir immer gleich ſchlimm.

— Dann gehe doch lieber zu Fuße, ſagte Lila zu Roſa, die gleich darauf weiß wie eine Nachtviole ward. Unſer Eine verträgt das Fahren viel beſſer, als das langweilige Gehen.

— Dann fahre zu, Du alter Nachtſchatten! ſagte Roſa zu Lila, welche zu lachen anfing, als Jene Miene machte, den heiligen Ulrich anzurufen.

Im vierten Wagen ſchlief Bertha Helm neben der ſchnarchenden Fanny Schwert.

Im fünften ſuchte Jungfer Euphroſine Schnabel die Anſprüche ihres Magens durch Braunſchweiger Wurſt zu befriedigen, während Thekla Maul ihren großen Mund mit weſtphäliſchem Schinken barricadirte.

Im ſechſten Wagen trank die gleichfalls übel werdende Jungfer Aurora Apfel einen Kirſchbranntwein, während Jungfer Artemiſia Süß, in Ermangelung eines Beſſern, einen einfachen Bittern zu ſich nahm.

Im letzten Wagen, in welchem die deutſche Gräfin an der Seite des verkleideten Franzoſen ſaß, fragte die Dame ihren Cavalier:

— Glauben Sie, daß unſer Plan gelingen wird?

— Und warum denn nicht, theure Gräfin? Nur dem Kühnen lächelt das Glück!

— In's Lateiniſche übertragen heißt dies: „Fortuna favet fatuis.“

— Liebe Gräfin, dies verſtehe ich nicht, geſtand der franzöſiſche Ignorant.

— Deſto beſſer, meinte Frau von Kielmannsegge. Wie aber, liebſter Graf, wenn unſer Plan mißlänge?

— Dann wären wir Beide gänzlich verloren, geſtand der einäugige Poltron.

— Beruhigen Sie ſich, mein lieber Graf! Wenn

Leute, wie wir, ſich auch dann und wann verlieren, ſ finden ſie ſich dennoch wieder.

— Allemal! erwiderte ihr Begleiter, deſſen zie lich rohe Stimme an jene des bewußten Biederman und Ex-Tiſchlers Lieſenberg erinnern mußte.

War Er's oder war Er's nicht? Auch dies i leider eine jener vielen Gewiſſensfragen, welche u Lieſenberg ſelbſt oder die Gräfin beantworten konnt die aber wohlweislich darüber zu ſchweigen veru theilt war.

Die öſterreichiſche Polizei, an deren Spitze d damals ſattſam bekannte Präſident Graf Joſeph Sed nitzky und der nicht minder bekannte Polizeidirect Joſeph Edler von Perſa ſtand, welcher ſich gleich da auf — Gott weiß warum? — in ſeiner Amtswo nung am Sanct-Peter aus dem Fenſter ſtürzte, w von dem abenteuerlichen Plane dieſes höchſt gefäh lichen Kammerjungfer-Complots noch frü zeitig genug unterrichtet worden, um dagegen die nöth gen Vorkehrungen zu treffen, dieſe hochverrätheriſc Verſchwörung ſchon an der Böhmiſchen Grenze anz halten und pflichtſchuldigermaßen unſchädlich zu mache Sedlnitzky wollte alle vierzehn Theilnehmer dieſes ſtaat gefährlichen Complots erſt lebenslänglich einſperr und dann, wenn ſich's thun ließe, nachträglich aufhäng oder köpfen laſſen. Fürſt Metternich aber rieth, wie faſt immer, zur Milde.

— Nur bei Leibe keine Märtyrer machen! ſagte er zum Grafen, welcher die Tiefe und Wahrheit dieſes Grundſatzes nicht zu begreifen ſchien.

Ein Theil erzählt nun, daß Gräfin Kielmannsegge, deren Entführungsplan durch Verrath eines ihrer Mitverſchworenen entdeckt und vereitelt worden (vielleicht war jener verkleidete Franzoſe oder Biedermann Lieſenberg der Judas Iſchariot) und daß ſie in Folge dieſes ſchändlichen Verraths in Georgswalde, einem böhmiſchen Landſtädtchen, eine Stunde von ihrem Gute Neuſalza entfernt, beim Ueberſchreiten der öſterreichiſch-böhmiſchen Grenze „auf Allerhöchſten Befehl“ unhöflich feſtgenommen, ohne Weiteres verhaftet und erſt nach zwölfſtündigem Verhör und nach vierundzwanzigſtündiger Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brot wieder freigelaſſen und mit ſämmtlichen Equipagen und Bagagen der zwölf ſchlafenden Jungfrauen (mit Ausnahme des in Georgswalde zurückbehaltenen „Franzoſen“) bis an die ſächſiſche Grenze zurückescortirt worden ſei. — Nach der Ausſage Anderer, welche in dieſem Punkte beſſer unterrichtet zu ſein vorgeben, ſoll Gräfin von Kielmannsegge und deren dreizehnköpfiges Gefolge auf ausdrücklichen Gegenbefehl des Fürſten von Metternich, keineswegs feſtgehalten, ſondern nur durch ein von de benachbarten Feſtung Thereſienſtadt an die Grenze hinbeordertes Detachement Militair an ihrer Weiterreiſ verhindert und, nachdem man ſowohl ſie ſelbſt, al ihre Jungfrauenſchaar ſtreng unterſucht hatte, nach Sachſen zurückgewieſen worden ſein.

So hatte dieſe tragi-komiſche Schürzen-Verſchwörung, die der Unternehmerin derſelben zwar ſehr viel Geld gekoſtet, aber blutwenig Ruhm eingetragen hatte, wenigſtens ohne blutige Cataſtrophe ihren Schlußac erreicht, und die Komödie war zu Ende.

Aeußerſt betrübt und niedergeſchmettert kehrte di Gräfin mit ihren dreizehn Unterröcken nach Dresden und von dort, mit Liſette Fröhlich und Babette Wohlgemuth, nach ihrer Villa Reiſewitz bei Plauen zurück.

Während dieſer Verſchwörung, von welcher weder der Herzog von Reichſtadt, noch ſein Gouverneur, Gra von Dietrichſtein, die geringſte Ahnung gehabt zu haben ſchien, war Erſterer — ein neuer Tannhäuſer — imme tiefer und tiefer in die loſen Maſchen ſeiner heidniſchen Göttin Venus hineingerathen, ſo daß ſie endlic ſein erſtes Du und zweites Ich geworden war, wa wohl Jeder, der dieſe Fanny perſönlich gekannt hat, dem Sohne Napoleon's herzlich gern verzeihen wird.

weil Mademoiſelle Elsler in der That ein Engel an Anmuth, eine Peri an Liebreiz war.

Als Fanny und ihre ältere Schweſter Thereſe im Dezember des Jahres 1830 zum erſten Male auf der Berliner Hofbühne in dem von Guerra componirten und vom Grafen Wenzel Robert von Gallenberg in Muſik geſetzten Ballet „Ottavio Pinelli" aufgetreten waren, hatte der Verfaſſer dieſes Buch's — damals zweiundzwanzig Lenze zählend — über das reizende Schweſterpaar eine höchſt enthuſiaſtiſche Kritik geſchrieben, die mit den Worten begann: „Fanny (Streckfuß) und Thereſe (Langbein) ſind zwei wieder auferſtandene Grazien, welche die dritte dieſer Grazien ſchweſterlich unter ſich getheilt haben: Thereſe iſt eine *graziöſe Tänzerin*, Fanny eine *tanzende Grazie*. Thereſe iſt ein Schmetterling, welcher Blumen umgaukelt, Fanny ein Zephyr, der mit Roſenknospen ſpielt." — Dieſem liebenswürdigen Schweſterpaare zu Ehren ſchrieb er damals in ſeinem „Figaro" eine ſeiner tauſend und einen unſterblichen, „T. F." betitelten Novellen, die ein dramatiſcher Winkelpfuſcher (wir glauben, er heißt Nepomuk Elmenreich) natürlich mit gefliſſentlicher Geheimhaltung ſeiner Quelle, in ein gleichnamiges Luſtſpiel „T. F." (Thereſe und Fanny als Travaux forcés ausgelegt) höchſt ungeſchickt umgemodelt hat. — Dieſen Zwillingsgrazien zu Ehren ſchrieb er am Abende ihrer Abſchiedsvorſtellung deren Reiſepaß, der am Schluße des Ballets in Tauſenden von buntgedruckten Exemplaren auf die Scheidenden herniederflog. Das Signalement lautete wie folgt:

Augen: Siehe Heine's Buch der Lieder, Seite 226.
Lied LXII. *).
Mund: Ausnehmend-einnehmend,
Zähne: Panama-Perlen,
Arm: ſeelig,
Hand: greiflich,
Fuß-Spitzen,
Beſondere Kennzeichen: ſind hinreißend.
(gez.) Terpſichore.

Als beide Schweſtern, mit Gold und Ruhm beladen, im Januar des Jahres 1831 nach Wien zurückkehrten, wurden ihre Feenfüße von ganz Wien auf Händen getragen und in den Himmel gehoben, als Dioskuren-Paar, als Fanny-Caſtor und Thereſe-Pollux. Ganz Wien lag zu ihren Füßen und unter den Hunderttauſenden, die für Fanny zu ſchwärmen ſich erkühnten, befand ſich damals nur Einer, der den Duft ihrer erſten Blüthe genießen durfte, und dieſen

---

*) „Du haſt Diamanten und Perlen“.

Glückliche war der einzige Sohn des auf Sanct-Helena wie Christus am Kreuze geſtorbenen Kaiſers Napoleon I.

Unwillkührlich fallen mir bei Fanny Elsler die ſechs Heine'ſchen Verſe ein:

„Die Roſe, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einſt alle in Liebeswonne;
Ich lieb' ſie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine,
Sie ſelber aller Liebe Bronne
Iſt Roſe und Lilie und Taube und Sonne."

Der unglückliche und dennoch überſeelige Herzog, von Reichſtadt ſtarb an der Schwindſucht, im ſtillverſchwiegenen Schloſſe zu Schönbrunn, in den Armen ſeiner erſt vier Wochen vorher aus Parma herbeigeeilten Mutter, Marie Louiſe, am 22. Juli 1832 im Alter von einundzwanzig Jahren, im Lenze ſeines Lebens, im Honigmonate ſeiner erſten und gleichzeitig letzten Liebe.

Ob ſein letztes Wort „Fanny" oder ein Anderes geweſen ſein mag, darüber ſchweigt unſere Chronik. Seine irdiſche Hülle ward zu Wien in der kaiſerlichen Gruft bei den Kapuzinern beigeſetzt.

Aber Fanny und Thereſe leben noch. Die erſte, die bis jetzt noch ledig geblieben iſt und auf die wir gleich zurückkommen, hat einen Sohn, der jeßt einer der tapferſten Offiziere im ruhmbedeckten Heere des gottgeſegneten Oeſterreichs iſt. Die ältere Schweſter Thereſe aber, von welcher wir hier Abſchied nehmen, iſt ſchon ſeit vielen Jahren die morganatiſch angetraute Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, welche König Friedrich Wilhelm IV. (geſegneten Andenkens) zur Frau von Barnim erhoben hat.

Vom Herzoge von Reichſtadt aber vermögen wir uns nicht loszureißen, ohne uns und unſern Leſer an eine der ſchönſten Balladen unſeres unvergeßlichen Freundes M. G. Saphir zu erinnern, alſo lautend:

„Im Garten zu Schönbrennen
Da ſchläft der König von Rom.“ *)

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Jenen Hunderttauſenden, die gleichzeitig mit dem Herzoge von Reichſtadt für die „divina Fanny“ ge-

---

*) Der Componiſt, der dieſes ſchöne Lied ſo wunderſchön in Muſik geſeßt hat, iſt Karl Almenräder (geb. 3. October 1786, geſt. zu Naſſau am 14. September 1843). Freund Saphir, geboren zu Peſth am 8. Februar 1794, ſtarb zu Baden bei Wien am 5. September 1858. Er ruhe im Schooße der Götter und ſeiner von ihm in den „Wilden Roſen“ ſo herrlich beſungenen Hertha-Poppauer.

ſchwärmt hatten, war auch Hofrath von Gentz beizuzählen, der ſich nach dem eclatanten Treubruch der Polin Lodoiska zum ſtrengſten Platonismus bekehrt hatte. Nachdem die Kunde ihres Hinſcheidens auf Sanct-Thomas nach Europa und auch zu ſeiner Kenntniß gelangt war, ſoll der gutmüthige Hofrath trotz der vielfachen Kränkungen, die ſie ihm zugefügt hatte, ihr eine Thräne aufrichtigen Mitleids geſchenkt und ſechsmonatliche Trauer um ſie angelegt haben; daß ein Weſen ihrer Art gerade an der Giraffenkrankheit geſtorben war, ſchien ihm ein äußerſt boshafter Zufall geweſen zu ſein. Schade, daß die Grabſchrift, die er ſeiner ungetreuen Freundin gedichtet, von der Art geweſen iſt, daß es uns an Muth gebricht, ſie unſerm Leſer mitzutheilen.

Erſt vier Jahre nach dem Tode ſeiner ſchmerzlich vermißten Lodoiska hatte Herr von Gentz die reizende Bekanntſchaft der ſchönen Fanny gemacht und ſich, obgleich ihr Verhältniß zum Herzoge von Reichſtadt auch ihm kein Geheimniß geblieben war, dadurch keineswegs abſchrecken laſſen, ſich dem zahlloſen Phalanx ihrer Anbeter anzuſchließen; aber ſeine Liebe zu ihr ſoll, wie allgemein behauptet wird, rein platoniſcher Art geweſen und niemals in Sinnlichkeit ausgeartet ſein, was uns um ſo leichter begreiflich erſcheint, weil

Herr von Gentz, als in Paris die Juli-Revolution ausgebrochen, um welche Zeit er Fanny's nähere Bekanntſchaft gemacht hatte, ein Mann von ſechsundſechszig Jahren und ſchon ziemlich abgelebt und hinfällig war. Trotz ſeines hohen Alters ſchwärmte er für die Einmaleins-Reize ſeiner jugendlichen Schönen in ſo verzweifelt hohem Grade, daß er ihr faſt täglich feurige Liebesbriefe ſchrieb, die Jemand nach deſſen Tode ſorgfältig geſammelt hat und indiscret genug der Oeffentlichkeit übergab. *)

Das Verhältniß, in welchem Herr von Gentz zu Fanny Elsler ſtand, iſt in mancher Beziehung in faſt eben ſo viele dunkle und undurchſchauliche Schleier gehüllt, wie das Liebesverhältniß des Prinzen Hamlet zu ſeiner Ophelia oder wie die Neigung Emilia Galotti's zum Prinzen von ***. In Bezug auf das erſte dieſer beiden bisher noch immer unenträthſelten Geheimniſſe bemerkt ein junger, ſehr talentvoller Schriftſteller, Otto Walſter, in einer ſeiner allerliebſten Novellen: „Sie lieben ſich“ eben ſo treffend als wahr:

---

*) Sie erſchienen unter dem Titel: „Briefe der Liebe an eine berühmte Künſtlerin von einem hochgeſtellten Manne. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. F. W. Wolff. In der Urſprache in vierhundert Exemplaren gedruckt. Zweite Auflage. (Berlin 1841, 12).

„Ein impertinenter Menſch iſt dieſer Shakespeare! Je mehr man ihn ſtudirt, deſto unverſtändlicher erſcheint er uns. Aus Hamlet kann Niemand klug werden. Alles, was die Commentare darüber ſagen, iſt nur kindiſches Geſchwätz. Ich leſe dieſe Tragödie heute ſchon zum neunundneunzigſten Male und verſtehe ſie jetzt erſt recht nicht. Warum ſagt er zu Ophelien: „Geh in ein Nonnenkloſter“? Was mag zwiſchen Beiden vorgefallen ſein? Hat ſie ſeine Liebe erwiedert oder nicht? Nur Ophelia, nur ſie allein, und ihr Verhältniß zu Hamlet, würde uns den Schlüſſel zu dieſem Charakter geben können, denn gerade in dieſem Punkte läßt uns Shakespeare völlig im Unklaren. Sage mir, was Ophelia iſt, dann will ich Dir ſagen, was Hamlet iſt.“ — Nicht minder zweifelhaft und unklar hat Leſſing die Liebe Emilia Galotti's zum Prinzen hingeſtellt. Liebt ſie ihn oder liebt ſie ihn nicht??? — Dieſe Frage dürfte unſerer Anſicht nach wohl eben ſo lange unentſchieden bleiben, als jene: ob Fanny Elsler den alten Hofrath von Gentz wirklich geliebt und erhört hat, oder ob ſie ſich nur lieben ließ, ohne ihn ernſtlich und aufrichtig wiedergeliebt zu haben. Das dunkle Geheimniß, das darüber ſchwebt, vermöchte nur Fanny, nur ſie allein, zu löſen und wie jener oben genannte Schriftſteller frage auch ich: Was mag zwiſchen

Beiden vorgefallen ſein? Hat ſie ſeine Seufzer erhört oder nicht? Man ſage mir, was Fanny gefühlt, dann ſage ich Euch, was Gentz empfunden haben mag; ob er eben ſo glücklich wie der Herzog von Reichſtadt, oder eben ſo unglücklich wie die große Maſſe ihrer übrigen Anbeter geweſen iſt.

Auf ſein früheres Leben zurückkehrend, dürfen wir nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß er während ſeines Aufenthaltes in Paris (Juli bis Dezember 1815) ein Concurrent des franzöſiſchen Publiciſten de La Besnardière *) geweſen war, der den Pariſer Friedenstractat verfaßt hatte und dafür durch Ludwig XVIII. am 28. Auguſt 1815 in den Grafenſtand erhoben worden war. Auch Herr von Gentz hätte es durchaus nicht ungern geſehen, wenn man auch ſeine Perſon gegraft hätte, denn bei all ſeiner Klugheit ſchien er in nicht geringem Grade eitel, titel- und ordensſüchtig zu ſein.

Herr von Gentz, der den Congreſſen zu Aachen (1818), zu Laibach (1821) und endlich auch jenem zu

---

*) Napoleon, der mit dieſem Manne gern zu arbeiten pflegte, hielt große Stücke auf ihn. „On prétends, (ſagte der Kaiſer) que le bonhomme (c'est ainsi que l'appelait) est l'élève de Talleyrand; mais moi, je crois que c'est Talleyrand qui est l'élève du bonhomme.“ Letzterer ſtarb zu Paris am 30. April 1843.

Verona (1822) beigewohnt hatte und auf jedem dieſer drei Congreſſe Protokollführer geweſen war, ſchien nach dem Ausbruch der Juli-Revolution, die ihn mit Angſt und Schreck erfüllt hatte, urplötzlich allen Muth und alle Luſt zum Leben verloren zu haben. Er wurde ernſt, mürriſch und kopfhängeriſch. Einer der wärmſten Vertheidiger des Königthums, mußte ihn der Geiſt der Juli-Revolution mit tauſend Schreckbildern und den trübſten Ahnungen erfüllen.

„Seit einigen Monaten, (ſchrieb er ſeiner Berliner Freundin Rahel, der geiſtreichen Gemahlin des Legationsraths Karl Varnhagen von Enſe) fühle ich mich krank an Herz und Geiſt, und dieſes Uebel macht raſche Fortſchritte. Es ward hervorgerufen durch die Zeitereigniſſe, die mehr und mehr die Sphäre meiner Thätigkeit beſchränken. Ich habe die Ueberzeugung, daß ſich dagegen nichts mehr thun läßt, daß ich von Tag zu Tage der neuen Form der Dinge fremder werde, daß meine Rolle ausgeſpielt und die Frucht von vierzig Jahren mühſeliger Arbeit ſo gut wie verloren iſt.“

In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte er der Politik den Rücken zugekehrt, ſich nur mit Literatur und Kunſt und vorzugsweiſe mit dem Theater beſchäftigt. Seine ganze Bibliothek beſtand aus einem Exemplare der Bibel, den erſten 52 Bänden der von Louis Gabriel Michaud herausgegebenen „Biographie universelle ancienne et moderne (Paris 1811—1828) den drei Bänden des vom Marquis de La Maiſonfort verfaßten „Dictionnaire biographique et historique des hommes marquans de la fin du XVIII$^{\underline{e}}$ siècle" (Londres, eigentlich Brunswick 1800) und aus Ovid's „Amatoria" (Helmſtädt 1802, 2 Bände 8°).

Seine letzte Liebe war Fanny Elsler. „Nous l'avons vu mourir (ſchrieb der Vicomte de Châteaubriand, Autor des „Congrès de Verone) au son d'une voix, qui lui faisait oublier celle du temps." Dieſe Stimme war jene Fanny Elsler's.

Gentz ſtarb, achtundſechzigjährig, zu Wien am 9. Juni 1832, dreiundvierzig Tage vor dem Ableben des Herzogs von Reichſtadt. Noch eine Stunde vor ſeinem Tode hatte er ein Paar Augenblicke in Ovid's „Heilmitteln der Liebe" geleſen und war dann, die Worte „Semper idem" ausrufend, ruhig und ſchmerzlos ins ungewiſſe Jenſeits hinübergeſchlummert. *)

---

*) Daß er kurz vor ſeinem Ende die bekannten Verſe:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab." —

Semper idem! —! —! — Auf ihn paßte dies durchaus nicht, denn zu Anfange ſeiner politiſchen Laufbahn außerordentlich freiſinnig, hatte er in der Mitte derſelben die Lehre der abſoluten Gewalt bis an die äußerſten Grenzen befolgt und vertheidigt, weil dieſe Politik ihm mehr Geld eingebracht, als ſeine liberalen Grundſätze, welche er früher vertheidigt hatte. Herr von Gentz war ein Chamäleon. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nach dem Tode des Herrn von Gentz und des Herzogs von Reichſtadt begab ſich Fanny Elsler, die den Verluſt Beider und namentlich den des Letztgenannten aufrichtig zu betrauern ſchien, in Begleitung ihrer Schweſter Thereſe nach Paris, wo ſie gleich darauf in der großen Oper debutirte, auch hier fanatiſche Bewunderung erregte und im Jahre 1835 die Egeria des Dr. Numa Pompilius Véron, des damaligen Directors der Académie de musique, zu werden geruhte.

Gegenwärtig lebt ſie wieder in Wien.

deklamirt haben ſoll, iſt jedenfalls nichts Anderes als eine von ſeinen Gegnern abſichtlich in Cours geſetzte Verleumdung, welche nicht den geringſten Glauben verdient.

Viertes Kapitel.

Nachdem die Mehrzahl der Hauptperſonen unſerer Erzählung im Verlaufe derſelben theils natürlichen, theils unnatürlichen Todes verblichen ſind, leben noch die Hauptfigur derſelben, Gräfin Auguſte von Kielmannsegge, ſo wie der getreuſte und ausdauerndſte ihrer Paladine, der Geheime Legationsrath Profeſſor Graſſi, mit welchen wir uns nunmehr viel angelegentlicher als bisher zu beſchäftigen haben.

Unſere Gräfin führte in ihrem abgelegenen, einſam-düſtern, ja faſt unheimlichen Schloſſe zu Reiſewitz, deſſen Fenſterläden bei Tage eben ſo feſt als Nachts verſchloſſen waren, ein ſo ſtilles, zurückgezogenes, einförmiges, freudeleeres, ja beinahe ascetiſches Leben, daß ſie in der Nachbarſchaft frühzeitig genug in den Geruch einer alten Hexe gerieth, von welcher die böſen Klatſchzungen tauſend abenteuerliche Neuigkeiten zu erzählen wußten, von denen die Eine noch weit unglaublicher als die Andere klang, und daß die Summe all' jener unheimlichen Gerüchte, zuſammengemiſcht, die vollſtändigſte Anthologie oder Blumenleſe der ausgeſuchteſten Lügen und Verleumdungen genannt werden darf. Die gute Nachbarſchaft erſchöpfte ſich in Vermuthungen, die, faſt ſämmtlich in den Bereich des Strafgeſetzbuchs gehörend, ganz und gar geeignet waren, die arme, vielgeprüfte, menſchenſcheue Witwe von Reiſewitz, die Gemahlin zweier Männer, die angebetete Flamme Kaiſer Napoleon's und Gott weiß wie vieler Anderen, zu einem Gegenſtande allgemeinen Haſſes und allgemeiner Verwünſchung herabzuwürdigen. — Jedem, welcher Roſſini's unſterblichen „Barbier von Sevilla“ und Don Baſilio's klaſſiſche „Verleumdungs-Arie“ kennt, wird bekannt ſein, daß es keine zweite Macht auf Erden gibt, welche mehr Unheil angerichtet hat, als die dem Pfuhle der Hölle entſprungene Macht der Verleumdungsſucht. Die böſe Welt glaubt gern das Allerſchlimmſte und ſcheint, genau betrachtet, keinen höhern Genuß, keine ſchönere Beſchäftigung zu kennen, als den guten Ruf gewiſſer Leute, die ihr — Gott weiß weshalb? — verhaßt ſind, unbarmherzig in Charpie zu zerpflücken und damit die eiternden Wunden ihres eigenen Gewiſſens, wenn auch nicht gänzlich auszuheilen, wenigſtens doch theilweiſe zu beruhigen. Von allen Künſten, womit die Hölle und Satanas I. uns beſchenkt hat, iſt die Kunſt der Verleumdung die allerälteſte, denn ſchon damals, als, einem bibliſchen on dit zu Folge, auf der ganzen weiten Erde ſich erſt zwei armſelige Menſchenkinder umhertrieben, verleumdete Adam ſeine gute Eva, indem er dreiſt behauptete, ſie ſei ein Cotelette, ein Stück ſeiner Rippe, während, umgekehrt, auch Eva ihren guten Adam zu verleumden bemüht war, indem ſie ihm aufbrachte, daß er ſich von einer Schlange habe verführen und ſchmählich dupiren laſſen. Es unterliegt daher wohl nicht dem geringſten Zweifel, daß die Verleumdung eben ſo alt als die Welt und eben ſo wenig auszurotten iſt als die Sünde und der Tod, und daß dieſe unheilige Drei ewig fortleben wird bis an's Ende der Welt und bis zum Tage des jüngſten Gerichts und der allgemeinen Auferſtehung, bei welcher es ebenfalls wohl nicht ohne alle Verleumdung abgehen wird. — Wenn es heutzutage noch, wie im alten Rom, Sitte und Gebrauch wäre, jedem Menſchen, der einen Andern verleumdet hat, den Buchſtaben K. (Kalumnia) als Kainszeichen in die Stirnhaut einzubrennen, dann liefen jetzt weit mehr Gebrantmarkte umher als damals, wo die Welt noch weit naiver und gutmüthiger und viel weniger verleumdungsſüchtig geweſen war, wie heutzutage, wo unter zehn ſogenannten Menſchen mindeſtens eilf abſcheuliche Verleumder, ſcham- und gewiſſenloſe Ehrabſchneider, moraliſche Erzgauner ſind, die ſchon hundert Mal Galgen und Rad verdient haben, bisher aber immer noch ungeſtraft durchgeſchlüpft ſind, weil nach dem lateiniſchen Grundſatze „Clericus clericum non decimat“ eine Krähe die Andere ſchont und nur in höchſt ſeltenen Ausnahmsfällen Monſieur Mandrin ſeinen Collegen Cartouche oder, umgekehrt, Monſieur Cartouche ſeinen Genoſſen Mandrin beſtiehlt und brandſchatzt. So lange es alſo noch überhaupt Menſchen gibt, werden zu allen Zeiten und in allen Ländern dieſer ſchönen Erde auch mehr oder minder viele Verleumder mit oder ohne Halsband und Kainszeichen herumlaufen.

Aber heutzutage, wo Cultur und Civiliſation ſich bereits zu ſchwindelnder Höhe emporgegipfelt haben, iſt Verleumdung keine freie Kunſt mehr, ſondern geradezu Wiſſenſchaft, eine neue Art Weltweisheit und Lebensklugheit geworden, deren Macht und Einfluß Niemand, ſtünde er noch ſo hoch und unerreichbar da, ſich entziehen kann.

Unter je zehn Verleumdern gibt's neun Praktikanten und glücklicherweiſe oft nur Einen ausſtudirten Rath. Die Praktikanten dieſer Calumniologie gehören in der Regel dem zähen Geſchlechte der Eſel an, während der ausgelernte Rath oder **Professor emeritus** in den meiſten Fällen ein Maulthier, d. h. der Baſtard eines Eſels und einer Stute, zu ſein pflegt.

Man hat ſehr leicht ſagen:

„Was ein Eſel von mir ſpricht,
Das acht' ich nicht!"

Das aber, was gerade ſolch' ein Eſel ſpricht, wird aus Esprit de Corps bald von allen Eſeln wiederholt, und Jeder, der auch nur einen annähernden Begriff von der Unmaſſe von Eſeln hat, welche unbeſteuert auf dem ganzen Erdkreiſe umherlaufen, wird begreifen können, daß ſo viele Eſelsmäuler nicht ſo leicht zu ſtopfen ſind. Jeder Menſch alſo, welcher mit ſich und der lieben Welt in Frieden und Freundſchaft leben will, muß vor allen Dingen die Weisheit des altſpaniſchen Sprichworts beherzigen, welches uns Allen den nicht genug zu beachtenden Rath ertheilt:

„Freund, had're mit dem Eſel nicht,
Er ſchlägt den Schweif Dir in's Geſicht."

Und aus dieſem Grunde ſchon habe ich, um der grundgütigen Verleumdung wo möglich aus dem Wege zu gehen, zu allen Zeiten die Maxime befolgt, vor jedem Eſel, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, ehrfurchtsvoll meinen Hut zu ziehen und ihm niemals irgend Etwas in den Weg zu legen, weil Ein feindlich geſinnter Eſel uns oft mehr als eine ganze

Menagerie anderer wilden Thiere und reißenden Beſtien zu ſchaden vermag dadurch, daß er uns geſchickt den Schweif der Verleumdung in's Geſicht und unſere Ehre damit eſelhaft zu Boden ſchlägt, denn wohl nicht Jeder von uns wird ſo viele Kraft und ſo vielen Muth beſitzen, um ſich über eſelhafte Verleumder und verleumderiſche Eſel ſo ruhig hinwegſetzen zu können wie Gräfin von Kielmannsegge, welche alle Verleumdungen mit auffallender Gemüthsruhe und wahrhaft philoſophiſchem Stoicismus zu ertragen verſtand.

Was hatte man ihr Alles angedichtet? Die Profanation ihrer jungfräulichen Ehre in einem der gemeinſten Schlupfwinkel der öffentlichen Schmach und Schande! Die ſchmähliche Vergiftung ihres erſten Gemahls! Die Verleugnung ihres im Schooße der Abgeſchiedenheit zur Welt gebrachten Kindes, deſſen Vater kein Anderer als Napoleon oder Talma ſein ſollte! Dies Alles und weit mehr noch, was wir aus Rückſicht für ſie und ihre hochachtbare Familie verſchweigen wollen, ertrug ſie mit der Ruhe eines reinen, unbefleckten Gewiſſens, mit dem ganzen Stolze einer unverdient gekränkten, lieblos verurtheilten Märtyrerin. Nur höchſt ſelten vertheidigte ſie ſich: ſtets verhielt ſie ſich jenen Angriffen gegenüber ruhig und leidenſchaftslos. Alles ließ ſie über ſich ergehen. Die tauſendköpfige

Schlange böswilliger Verleumdung, die niemals müde zu werden ſchien, ihr anſteckendes Gift auf ſie auszuſpeien, lachte darüber und ſah nicht die zahllos blutigen Thränen, welche die arme Gräfin in Stunden tiefſter Entmuthigung, in der grabesbangen Einöde ihrer Klauſe zu Reiſewitz vergoß. Ihre zahlloſen Feinde und Verleumder hörten nicht die ſtillen inbrünſtigen Gebete, welche ſie Tag und Nacht zum Throne des Allbarmherzigen emporſteigen ließ, um den „Gott der Gnade" anzuflehen, ihre Leiden bald zu enden und ſie aus den Feſſeln dieſes jammervollen Daſeins zu befreien. Das, was ſie quälte, war Reue.

„Reue fühlt ſie, tiefe Reue,
Reue fühlt ſie früh und ſpät;
Ihre bleichen Lippen murmeln
Ihrer Reue Nachtgebet:
Gott der Gnade, Gott der Milde,
Lichte meines Geiſtes Nacht,
Schirme Den mit Deinem Schilde,
Den ſo elend ich gemacht." —

Wen aber hatte ſie elend gemacht? — Leider bleibt auch dies eine jener noch immer offenen Fragen, die wir nicht beantworten können, ohne in einen Sumpf von Vermuthungen zu gerathen, aus welchem nur ſie allein uns herauszuziehen vermöchte, wenn ſie ſelbſt

uns in dieſem myſtiſchen Dunkel etwas Licht und Aufklärung gegönnt hätte, was aber leider nicht der Fall geweſen iſt. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr fünfzehn Jahre nach der Scheidung der Gräfin Kielmannsegge von ihrem zweiten Gemahle langte in Dresden (es war am 24. Juni 1830) ein junger, namen-, heimath- und legitimationsloſer Menſch an, der in Dresden gebürtig zu ſein vorgab, ſich behufs der Ausſtellung eines Reiſepaſſes bei der hieſigen Polizeibehörde anmeldete und von derſelben eine Aufenthaltskarte, giltig auf drei Tage, erhielt, mit der Weiſung, die hieſigen Kirchenbücher nachſchlagen zu laſſen, um nähere Erkundigungen über ſeine in tiefes, undurchdringliches Dunkel gehüllte Geburt einzuziehen. Der arme Junge, welcher damals ſechszehn Jahre alt zu ſein ſchien, rannte unruhig von einer Kirche in die andere, ohne die gewünſchte Auskunft zu erhalten. Um jeden Preis wollte er hier endlich zu erfahren ſuchen, wer ſein Vater oder — falls ſich dieſes aus den Kirchenbüchern nicht ermitteln ließe — wenigſtens hinter das Geheimniß kommen, wer ſeine Mutter geweſen ſei. Er erfuhr aber weder das Eine noch das Andere: er rannte zwei Tage und zwei Nächte obdachlos in ganz Dresden umher wie Capitain Marryat's

„Japhet, der ſeinen Vater ſucht“. — Aus Mangel an landesüblicher wie an anderer Münze trieben ihn Hunger und Durſt, auf offener Straße, am Altmarkt und Eingange zur Scheffelgaſſe, in welcher ſich damals die Polizei-Direction befand, ſeine Zuflucht zu dem Polizeiwachtmeiſter Haferkorn zu nehmen, dem er ſeine Geldnoth offenbarte, und den er gleichzeitig um Rath befragte, was er in dieſer hilfloſen Lage anfangen ſolle. Haferkorn, der ſich mit rückwärts gekreuzten Armen zufällig mit einem ſeiner alten Bekannten unterhielt, hörte, wie dieſer, das Klagelied des jungen Vagabunden Anfangs nur mit halbem Ohre an; der Andere aber, in welchem wir ſofort einen alten, unterdeſſen gichtbrüchig gewordenen Bekannten erkennen — wir meinen den kreuzbraven, aber lendenlahmen Tiſchlermeiſter Lieſenberg — ſtutzte beim Anblicke dieſes armen Teufels: er betrachtete ihn aufmerkſam und erſchrak, allem Anſcheine nach über eine frappante Aehnlichkeit, welche in ſeinem Geiſte urplötzlich aufgedämmert zu ſein ſchien. Er zog den Polizeiwachtmeiſter ein Paar Schritte bei Seite und flüſterte ihm geheimnißvoll einige Worte in's Ohr, durch welche Haferkorn's Aufmerkſamkeit dergeſtalt erregt worden war, daß er den jungen Landſtreicher mit breit aufgeriſſenen Augen und angelweit aufgeſperrtem Maule zu betrachten und die Züge des jungen Menſchen mit wachſender Neugier zu verſchlingen geruhte.

— Du meinſt alſo wirklich? fragte Haferkorn, den Schluß der angefangenen Phraſe ſeinem Freunde Lieſenberg leiſe in's Ohr raunend.

— Ich bin meiner Sache ganz gewiß, erwiderte der Ex=Spion ſo laut, daß der arme Teufel, welcher nur fünf Schritte weit von Beiden entfernt ſtand, es deutlich genug zu hören vermochte.

— Komm mit mir, mein lieber Sohn! ſagte mit auffallender Freundlichkeit der Polizeiwachtmeiſter zu dem jungen Vagabunden, der ihm ſein ganzes Vertrauen geſchenkt zu haben ſchien. Deine hilfloſe Lage dauert mich ſo ſehr, daß ich mich Deiner annehmen will. Begleite mich, Kind, auf die Polizei! Sie wird Dich in Schutz nehmen, tröſtete Haferkorn.

— Auf Wiederſehen! ſagte Lieſenberg und ging.

Sie bogen in die Scheffelgaſſe ein. Lieſenberg ſah ihnen ſo lange nach, bis Beide in's Polizei=Gebäude eintraten. Der junge Vagabund folgte dem Alten.

Und was machte man dort mit ihm?

Nach einem langen, ungefähr dreiſtündigen Vorverhöre wies man dem armen, namen= und hilfloſen, paß= und obdachloſen Individuum eine miethfreie Wohnung an, in welcher er ſogleich und mit großem Ent=

ſetzen ein Polizei-Gefängniß erkannte. Es war zum erſten Male in ſeinem jungen Leben, daß er ein Quartier dieſer Art betreten hatte.*)

Aus Mangel an jeder Art von Legitimation glaubte der damalige Polizei-Director, Herr von Oppeln, ſich berechtigt zu halten, den jungen Unbekannten vom 26. Juni bis zum 9. September 1830 in ziemlich hartem Arreſt feſtzuhalten bis zu dem Augenblick, in welchem die Volkswuth das in der Scheffelgaſſe gelegene Polizei-Gebäude, worin der heimathloſe Menſch gefangen ſaß, demolirte und ihn **gegen** ſeinen Wunſch und Willen daraus befreite.

Jn ſeinem Kerker erhielt der junge Landſtreicher nicht nur die gewöhnliche Gefängnißkoſt, ſondern, nach dem urchriſtlichen Principe „Utile cum dulci“ etwas auch nebenbei, Religions-Unterricht.

---

*) Jn einer in ſpäterer Zeit an die zweite Ständekammer gerichteten Beſchwerdeſchrift beklagte er ſich über die harte Art und Weiſe, wie er daſelbſt behandelt worden ſei: man habe ihn, ſchrieb er, in Ketten gelegt, zwei Mal auf die Polizei-Prügel-Strafbank gebunden und einige andere Tortur- und Jnquiſitions-Verfahren angewendet, um ihm gewiſſe Geſtändniſſe abzunöthigen, was uns, aufrichtig geſagt, **mehr als unwahrſcheinlich** erſcheint, weil derlei Dinge in einem ſo civiliſirten Staate, wie unſer Königreich Sachſen zu ſein die Ehre hat, **geradezu unmöglich ſind.**

Nach dreimonatlichem Religions-Unterrichte wurde dieſer unglückliche Menſch, welcher keine Heimath, weder Vater noch Mutter, weder Anverwandte noch Freunde beſaß, am 6. März 1831 in der Kreuzkirche vom Paſtor Böttícher getauft und ſein ungewiſſes Alter von der Polizei auf neunzehn Jahre feſtgeſetzt (nach welcher Angabe er ſchon im Jahre 1812 zur Welt gekommen ſein müßte!!!)

Der junge Findling, welchem man in der Taufe willkürlich die Namen Ernſt Graf beigelegt hatte, und der, unter uns geſagt, zwei bis drei Jahre jünger zu ſein ſchien, erhielt von dem damals regierenden Könige Anton und dem damaligen Prinz-Mitregenten Friedrich Auguſt in Folge eines von der neueingeſetzten Sicherheitsbehörde erſtatteten Berichts ein allerhöchſtes Gnadengeſchenk von 20, wiederhole zwanzig Thalern, und gleichzeitig ein rührend-ſchönes Belobigungsſchreiben ſeines rühmlichen Verhaltens am Tage jener Revolution, an welchem das Polizei-Gebäude demolirt und der Gefangene in Freiheit geſetzt worden war.

Bald darauf wurde der ſo getaufte Ernſt Graf, da er ſowohl im Leſen wie im Schreiben ziemlich fleißig geübt zu ſein ſchien, von der neuen Polizei als Diätarius zu verſchiedenen Arbeiten, wie Abſchreiben, Gängelaufen u. ſ. w. verwendet. Aber da ihm dieſe poliziſtiſche Laufbahn wenig oder gar nicht zuzuſagen ſchien, verlangte er bald darauf ſeinen Abſchied und friſtete ſeitdem ſein ärmliches Daſein auf andere Weiſe: unſer Ernſt Graf wurde — Lohndiener!!!

In dieſer neuen Eigenſchaft war ihm bald Gelegenheit geworden, mit Menſchen aus allen Schichten der Dresdner Bevölkerung, wie mit einer Menge von Fremden, die ſeiner Dienſte bedurften, allmälig mehr und mehr in nähere Berührung und Verbindung zu kommen.

Um dieſe Zeit hatte er unter Andern in einer der zahllos vielen Reſtaurationen der Altſtadt (wenn wir nicht irren, ſo war's in der Webergaſſe geweſen) die für ihn durchaus nicht unintereſſante Bekanntſchaft des ſehr ehrenwerthen, äußerſt gichtbrüchigen Ex-Tiſchlers und Ex-Spions Lieſenberg gemacht, der an Ernſt Graf ganz beſonders Wohlgefallen zu finden ſchien und manchen Abend mehr als Ein Töpfchen einfachen Bieres für ihn bezahlte, um auf dieſe Weiſe nach und nach Graf's ganzes Vertrauen zu gewinnen, was ihm denn auch frühzeitig genug gelungen war.

Eines Abends, als Beide ſich wie gewöhnlich in ihrer Stammkneipe trafen, ſagte der pfeifenrauchende Ex-Spion zu dem cigarrenſchmauchenden Ex-Polizeier:

— Du, armer Kerl, Du jammerſt mir!

— Und warum denn? fragte Ernſt Graf.

— Weil Du weder Vater noch Mutter haſt, antwortete Lieſenberg.

— Das iſt freilich auch mir ſehr unangenehm. Aber was iſt dagegen zu machen? Aeltern kann man ſich nicht ſtehlen.

— Das iſt wohl wahr, alter Junge! Aber weißt Du, was die Bibel ſagt?

— Die Bibel habe ich nie geleſen . . .

— Das iſt ſehr dumm von Dir! Denn hätteſt Du ſie wenigſtens nur einmal durchſtudirt, dann würdeſt Du Dir gewiß wohl gemerkt haben, daß darin Jedem der gute Rath gegeben wird: „Suche, und Du wirſt finden, klopfe an, und es wird Dir aufgethan.“ Dieſen Rath, Bruderherz, ſollteſt auch Du befolgen!

— Was ſoll ich thun? fragte Ernſt.

— Dir, in Ermangelung eines Herrn Vaters, vorläufig wenigſtens eine Frau Mutter ſuchen. Dann findet ſich auch der Vater!

— Wie aber ſoll ich dies anfangen? Ich kann doch nicht jede Frau auf der Straße aufhalten und ſie fragen: Madame, ſind Sie vielleicht meine Mutter?

— Nein, Lieber, das ſchickt ſich nicht! Doch [illegible]

[illegible]

gibt's noch tauſend andere Mittel, um mit der Zeit hinter das Geheimniß zu kommen, wer unſere Mutter und wer unſer Vater geweſen iſt . . .

— Rathet mir, was ich thun ſoll, ſprach der gutmüthige Findling.

— Setze vorläuſig eine Annonce in den „Anzeiger" ungefähr folgenden Inhalts: „Einen Thaler acht Groſchen Belohnung Demjenigen, der dem Unterzeichneten je eher deſto lieber ſeinen rechtmäßigen Vater oder ſeine rechtſchaffene Mutter ſo nachzuweiſen im Stande iſt, daß er Beide gerichtlich belangen und zwingen kann, ihn als ihren Sohn anerkennen zu müſſen."

— Das hieße Geld zum Fenſter hinauswerfen; denn wer würde ſich dazu hergeben?

— Wohl wahr, mein lieber, herziger Sohn! Doch weiß ich noch ein anderes Mittel, das weniger koſtſpielig und dabei weit ſicherer iſt. Ich an Deiner Stelle würde mir einen gedruckten Zettel auf den Bauch kleben mit der Inſchrift: „Hier werden Vater und Mutter geſucht."

— Das würde die Polizei nicht erlauben . . .

— Ei, warum denn nicht, gutes Kind? Am Ende muß ja auch ihr viel daran gelegen ſein, daß jedes Geſchöpf doch mindeſtens Vater oder Mutter haben muß, denn was ſollte zuletzt daraus werden, wenn alle Kinder, die geboren würden, als Waiſen umherlaufen und der Welt zur Laſt fallen müßten, wie Du, dreimal armer Teufel! Bei Gott, Du thuſt mir leid!

— Das haben mir ſchon Viele geſagt. Aber vom Mitleid allein kann Niemand ſatt werden. Wenn ich Euch, Vater Lieſenberg, wirklich ſo leid thun ſollte, ſo beweiſt es mir dadurch, daß Ihr mir auf acht Tage zehn Silbergroſchen borgt, denn ich habe keinen Heller Geld, dafür aber deſto mehr Hunger als mir eigentlich lieb und angenehm iſt.

— Niemals habe ich auf Zinſen geborgt, predigte Lieſenberg.

— Wer hat denn von Zinſen geſprochen? fragte Ernſt ziemlich heiter.

— Wer aber leiht Geld ohne Zinſen???

— Ich glaubte, Ihr würdet ſo großmüthig ſein...

— Kind, bilde Dir keine Schwachheiten ein! Doch ſtatt des Geldes will ich Dir wenigſtens einen ſehr klugen Rath geben . . .

— Ich bin ganz Ohr! . . . ſagte Graf.

— Kennſt Du den Garten zu Reiſewitz? fragte Lieſenberg, ſich die zweite Pfeife ſtopfend.

— Erſt Sonntags bin ich draußen geweſen . . .

— Und was haſt Du dort geſucht? fragte der

Ex-Tiſchler, den Tabak im Pfeifenkopfe mit dem Daumen ſeiner Rechten niederpreſſend.

— Zerſtreuung habe ich geſucht, geſtand Graf.

— Und haſt Du ſie dort gefunden? fragte Lieſenberg, die neugeſtopfte Pfeife anzündend.

— Dazu hat's mir an Geld gefehlt, erklärte der arme Teufel.

— Ohne Geld iſt man ein Lump! Geld, ehrwürdiger Jüngling, iſt die Hauptſache! Ein Menſch ohne Geld iſt eine Pfeiſe ohne Tabak, ein Bierglas ohne Bier, ein Menſch ohne Seele. Schaffe Dir Vater oder Mutter an . . . das Geld, das findet ſich dann! Noch einmal ſage ich es Dir! Armer Schlucker, gehe morgen nach Reiſewitz!

— Und was ſoll ich denn da?

— Frage dort, wo Gräfin Kielmannsegge wohnt. Kannſt Du den Namen Dir merken? . . .

— Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, rühmte ſich der Findling.

— Deſto beſſer für Dich! meinte Lieſenberg, ihm dicke Rauchwolken in's Geſicht blaſend. Es gibt zwar böſe Menſchen genug, welche behaupten wollen, daß Gräfin Kielmannsegge eine Menſchenfeindin ſei, welche das Mitgefühl mit den Leiden ihrer Nebenmenſchen, „die ſüße Wolluſt der Thräne“, wie ich erſt unlängſt irgendwo geleſen habe, nur dem Namen nach zu kennen ſcheint, denn noch keiner von allen Bettlern, welche vertrauensvoll an die Thür der ſteinreichen Frau angeklopft haben ſollen, darf ſich rühmen, aus jener mitleidloſen Hand jemals ein Almoſen, wäre es noch ſo klein und dürftig geweſen, empfangen zu haben. Nicht alle Menſchen haben gute Herzen, winſelte der Biedermann, dem dabei die Pfeife ausgegangen war. Aber Dir gegenüber, ſagte der Heuchler, ſeinen Stänker von Neuem anbrennend, wird die Gräfin wahrſcheinlich wohl eine Ausnahme machen.

— Und warum denn nur mir gegenüber? wünſchte Ernſt Graf, deſſen Neugier dadurch aufgeſtachelt war, zu erfahren.

— Weil Du ihr ſehr nahe ſtehſt . . .

— Ich verſtehe Euch nicht, erklärte Graf.

— Das glaube ich Dir, mein Sohn! Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, ſagt ein gewiſſer Leſſing, von denen Eure Schulweisheit ſich nichts träumen läßt; Dinge, mein Junge, die ſo unglaublicher Art und deſſenungeachtet ſo unleugbar wahr ſind, daß Unſer Einem dabei Hören und Sehen vergeht, und daß der menſchliche Verſtand zerknickt wie ein vergeſſener Regenſchirm ſtehen bleibt. Höre, mein Sohn, ſtaune, mein Kind! ſprach Lieſenberg und beeilte ſich, ſeine trocken gelegte Kehle durch einen herzhaften Schluck einfachen Halbbieres anzufeuchten. Erfahre, was die Leute ſich erzählen! Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge, die, getrennt von ihrem Gemahle, ſeit einer Reihe von Jahren wie eine Einſiedlerin in ihrer Spelunke zu Reiſewitz lebt und dort — unter uns geſagt — das übervolle Maaß ihrer Sünden abbüßt, ſoll, wie die böſe Welt ſich erzählt, Deine Mutter ſein.

— Meine Mutter? wiederholte der Findling hochentzückt.

— Dummer Junge, ſchrei' doch nicht ſo! Dies ſind ja hochwichtige und ſehr einträgliche Geheimniſſe, die nicht jeder „Schaafkopf" zu erfahren braucht.

— Und kennt Ihr auch meinen Vater? fragte Ernſt Graf, außer ſich vor Freude.

— Ob ich ihn kenne? rief Lieſenberg. Faſt beſſer noch, als Dich ſelbſt!

— Und lebt er denn noch?

— Er ſtarb vor ungefähr zehn Jahren . . .

— Hier in Dresden? fragte der Findling.

— Er ſtarb auf fremder Erde, in grauſamer Verbannung, weit über zweitauſend Meilen von jener kleinen Inſel entfernt, die er dadurch, daß dort ſeine Wiege ſtand, groß gemacht hat.

— Armer Vater! ſtöhnte der Findling, in deſſen

Auge die erſte Thräne ſüßer Wehmuth trat. Und wißt Ihr vielleicht ſeinen Todestag? fragte Graf nach kurzer Pauſe.

— Ganz Europa kennt dieſen unvergeßlichen Trauertag!

— Nennt ihn mir, damit auch ich ihn kenne, bat Ernſt Graf mit einem Stolze, der ſeine gramgefurchte Stirn verklärte.

— Dein Vater ſtarb am 5. Mai . . .

— 1821? fragte der Findling voll Bedeutung.

— Ei, wer hat Dir das geſagt? fragte Lieſenberg, welcher die Miene des höchſten Erſtaunens anzunehmen verſtand.

— Ein Fremder hat es mir geſagt, vor ſieben Jahren, als ich in der Schweiz (im Canton Thurgau) angehender Bajazzo bei einer armſeligen Kunſtreitertruppe geweſen war, die ſich eines Abends auch im Schloſſe Arenenberg vor der Ex-Königin Hortenſe produciren durfte. Damals war ich kaum zwölf Jahre alt und viel hübſcher und ſauberer als jetzt! Eine ihrer Hofdamen zog, entzückt von der Bravour meiner Jugend, mich auf ihren Schooß, ſtreichelte mein Haar, drückte einen langen, herzhaften Kuß auf meine Stirn und flüſterte der Königin Hortenſe, welche dicht neben ihr ſaß, geheimnißvoll die Worte zu: „Er iſt das Ebenbild ſeines Vaters!"

— Du ahneſt alſo, wer Dein Vater war?

— Mein Vater iſt ein unſterblicher Held und ſein Name iſt — Napoleon Buonaparte! rief der Findling, ſich ſtolz erhebend, ſein bis dahin unberührt gebliebenes Glas erhebend und es mit Einem Zuge ausleerend.

— Die Todten ſollen leben! rief Lieſenberg.

— Vive l'empereur! jubelte hochbegeiſtert der Findling.

— Die beeden Kerle müſſen betrunken ſein, rief der im Hintergrunde verſteckte, in dichte Tabakswolken eingehüllte Schuhflicker und Leichenbitter Harald Simpel aus Pirna.

— Nu eben! bekräftigte der bis dahin nicht minder unbemerkt gebliebene Horndrechsler und Nachtwächter-Subſtitut Jeremias Pimpel aus Meißen.

— Wenn ich Polizeier wäre, bemerkte der dabei ausſpuckende Nadelheld Themiſtokles Fürchtegott Trimpel aus Pulsnitz, uff der Stelle arretirte ich gleich alle Beede, weil der Eene von ihnen — er is man blos een Lohndiener! — „Vive Lampenröhr"! gerufen hat. Weeß er denn nich, daß des ſeit anno Tobak hier in Dräſen ſtreng verboten is? Un darum juſtement ſchreit er ſo! Das is keen guter Patriote nich! erklärte die ſpeichelvergeudende Schneiderſeele.

— Nu eben, nu eben! wiederholte Pimpel.

Lieſenberg und Graf verließen die Kneipe. Der Spion hing ſich in den Arm des Lohndieners, gab ihm unterweges noch manche gute Lehre und begleitete ihn bis an das Hausthor ſeiner Wohnung in der kleinen Frohngaſſe. Dann ſagte er mit feierlicher Salbung:

— Gute Nacht, Prinz Ernſt Napoleon Buonaparte! Gute Nacht, Kaiſerliche Hoheit, gute Nacht!

[illegible] fragt man nicht den Dr. Bönisch
[illegible] Kamenz ?? ([illegible] [illegible] [illegible] hatte)

Fünftes Kapitel.

— Wie geht es Ihnen, guter Philidor? fragte der Geheime Legationsrath und Profeſſor Graſſi den ehemaligen Diener und Vertrauten des Baronets Horace Cunningham, welcher ihm in ſeinem Teſtamente einen nicht unbedeutenden Theil ſeines großen Vermögens vermacht und auf dieſe Weiſe großmüthig für deſſen Zukunft geſorgt hatte.

— Ich befinde mich, Gottlob, ziemlich wohl! erwiederte Philidor, der, ſo oft Graſſi ihm die Ehre ſeines Beſuches erwies, ſich dadurch ungemein geſchmeichelt zu fühlen ſchien, weil er ihn als Künſtler, wie als Ehrenmann, in gleich hohem Grade zu ſchätzen verſtand.

Bald, nachdem Monſieur Philidor die Erbſchaft ſeines Herrn angetreten, welcher beiläufig erwähnt, neun Theile ſeines Vermögens dem Londoner Bedlam, dem Kings-Beech und Newgate-Gefängniſſe, wie auch andern öffentlichen Stiftungen zum Wohle der Armen zugewendet hatte, war Philidor, der bis dahin Hageſtolz geblieben, auf die äußerſt unglückliche Idee gerathen, ſich in eine „deutſche Jungfrau“ zu verlieben, die, kaum halb ſo alt wie er, ihn durch die Sanftmuth ihres Charakters, wie durch die Beſcheidenheit ihrer Anſprüche in kurzer Zeit dergeſtalt für ſich einzunehmen und ihn dermaßen zu bethören verſtand, daß Monſieur Philidor auf ſeine alten Tage die wirklich mehr als unverzeihliche Thorheit beging, ſie bald darauf — horribile dictu! — zu heirathen. Sie hieß Flora Zeiſig, war eine von Berlin nach Dresden übergeſiedelte und daſelbſt ſchon ziemlich abgelagerte Putzmacherin, die alle Springfedern ihrer königlich-preußiſchen Koketterie in Bewegung geſetzt hatte, um den alten eiteln Franzoſen, (von welchem ſie erfahren, daß er von ſeinem für die Gräfin von Kielmannsegge leider nur allzufrühzeitig vom Pferde auf das Straßenpflaſter herabgeſtürzten Herrn ziemlich viel Geld — es hieß nahe an 12,000 Pfund Sterling — geerbt), zuerſt in ihren Laden und ſpäter in ihr Netz zu locken, um ſich auf dieſe Weiſe endlich unter die Haube zu bringen.

Flora Zeiſig, die als Geliebte, wie als Braut, ein wahres Muſterbild weiblicher Sanftmuth und Herzensgüte geweſen zu ſein ſchien, hatte gleich nach der Hochzeit ihre Farbe gewechſelt und ſich dergeſtalt geändert, daß aus der ſanftmüthigen, beſcheidenen und anſpruchsloſen Griſette urplötzlich eine keifende Xantiippe, eine wahre Mißtreß Kaudle, eine unausſtehlichhe Moralpredigerin geworden war, unter deren Pamtoffel-Regiment der arme, ſchwer getäuſchte und höchſt beklagenswerthe Monſieur Magloire Philidor mehr noch als weiland Sokrates und der engliſche Kanzler Thomas Morus auszuſtehen ſchien. Aber da er trotz ihrer ewig wiederkehrenden Gardinenpredigten (weil die Franzoſen kein Wort dafür haben, pflegte Philidor ſie in Ermangelung eines paſſenderen Ausdrucks „oraisons domesticales“ zu nennen) feſt entſchloſſen war, ſich dadurch durchaus nicht aus derr Faſſung und dem Gleichgewichte bringen zu laſſen, war er auf den urkomiſchen Einfall gerathen, das Beiſſpiel eines Lüneburger Buchhändlers zu befolgen und ſämmtliche Gardinenpredigten ſeiner ci-devant Modiſtim und nunmehrigen Frau Flora Zeiſig, nicht wie jener Herold, in's Franzöſiſche und, den Umſtänden mach, auch in's Lateiniſche zu überſetzen, ſondern zur Bereicherung ſeiner mangelhaften Sprachkenntniſſſe auf friſcher That in's Engliſche und Italiemiſche zu übertragen, in's Engliſche, wenn jene „Oraiſons domeſticales“ gemäßigter, in's Italieniſche, das ihm noch weniger geläufig war, wenn ſie, heftigerer Natur, wie Lava-Ausbrüche eines feuerſpeienden Kraters zu explodiren pflegten. Zu dieſem Behufe hatte ſich Monſieur Philidor wenige Wochen nach ſeiner unglückſeeligen Vermählung daran gewöhnt, in der rechten Taſche ſeines großblumigen Damaſt-Schlafrocks ein deutſch-engliſches, in der linken ein deutſch-italieniſches Handwörterbuch zu tragen, um für jedes deutſche Wort, das ihm bis dahin fremd geblieben war, das gleichbedeutende Wort im engliſchen oder italieniſchen „Dictionnaire de poche“ nachſchlagen und das Originalwort mit gewiſſenhafter Treue in einem dieſer beiden Idiome wiedergeben zu können.

Graſſi, welcher Monſieur Philidor oft und gern zu beſuchen pflegte, weil es ihm Zerſtreuung gewährte, mit dem Franzoſen eine Partie Schach zu ſpielen, worin derſelbe wie ſein Namensvetter ungewöhnlich große Fertigkeit beſaß, hatte in Folge dieſer ziemlich häufigen Beſuche frühzeitig genug die traurige Wahrnehmung gemacht, daß Flora Zeiſig-Philidor eine kleine, äußerſt zähe und durch Nichts zu beſänftigende Xantippe, ihr armer Gemahl hingegen ein ſich in Geduld maaßlos erſchöpfender Sokrates, ein Opferlamm ihrer ewig wiederkehrenden Zornausbrüche und lavaähnlichen Gardinenpredigten war.

— Was treiben Sie da? fragte Graſſi.

— Ich ordne die Papiere des Seeligen, antwortete der Märtyrer der Ehe.

— Was? rief Meiſter Graſſi hocherſtaunt. Baronet Horace Cunningham hat Papiere hinterlaſſen?

— Und was für Papiere! rief Philidor. Schriften, welche beweiſen, daß er ein Mann von ungewöhnlich großen Geiſtesanlagen und unbezweifelt einer der vollendetſten Gentlemen ſeiner Nation wie ſeines Jahrhunderts geweſen iſt. In der letzten Zeit ſeines jungen Lebens war er mit der Abfaſſung eines Werkes beſchäftigt, welches, nach meiner Anſicht weit klaſſiſcher als Cicero's vielgerühmtes Werk „de officiis,“ „von den Rechten und Pflichten des Gentleman“ oder „Blaue Briefe an eine weiße Dame“ betitelt, eine wahre Fundgrube des feinſten Humors und der geiſtreichſten Satire, Ironie und Perſiflage iſt.

— Sie machen mich neugierig, lieber Philidor, unterbrach ihn Graſſi.

— Geſtatten Sie mir, Ihnen gleichſam zum Belege meiner Behauptung nachfolgendes Bruchſtück, das mir ſo eben in die Hände gerathen iſt, vorleſen zu dürfen.

— Thun Sie dies, mein braver Freund! bat der Geheime Legationsrath.

Philidor ſchob ſeine Brille zurecht, räusperte ſich und las mit ziemlich wohlklingender Baß-Stimme: „Kapitel 34. Woran man einen Philiſter erkennen lernt.“

„So oft ich, weißer Schutzgeiſt meines ſchwarzen Daſeins, in einen Poſtwagen*) einſteige, ſondire ich den ganzen Kaſten, um zu erfahren, wie wenige unter meinen Reiſegefährten Gentlemen und wie viele darunter Philiſter ſind. Wodurch ich dies erfahre, fragen Sie? O, nichts leichter als dies, Madame! — Nachdem ich meinen Eckſitz — Gentlemen ſitzen niemals in der Mitte — eingenommen und die Häupter meiner Lieben gezählt — es waren ihrer nur fünf — fragte ich kurz und brüsk:

— Wer von Ihnen hat ein Schwefelholz?

— Ich! riefen Vier von den Fünfen wie aus Einem Munde und reichten mir mit wahrhaft rührender, höchſt philiſterhafter Bereitwilligkeit das, was ich von ihnen kurz und bündig begehrt hatte.

Ich biß meiner Havannah — Gentlemen rauchen niemals andere Cigarren-Sorten — die zart gedrehte Spitze ab, puſtete ſie ungenirt auf den Plaid meines Gegenübers nieder und zündete mir an dem Feuer, das mir von vier Seiten zugleich angeboten war, meine Cigarre an.

---

*) Damals gab's noch keine Eiſenbahn-Waggons.

Zehn Minuten ſpäter zog ich mein Notizbuch aus der Taſche und fragte in demſelben kurz angebundenen Tone wie vorhin:

— Hat Niemand von Ihnen einen Bleiſtift?

— Hier! riefen Drei und reichten mir mit wahrhaft empörender Zuvorkommenheit ihre Bleiſtifte.

— Ich brauche vorläufig nur Einen, erklärte ich in durchaus nicht verbindlichem Tone, wies die andern zwei Stifte zurück und ſchnallte die Miene an, als ob ich irgend etwas Wichtiges aufzunotiren hätte.

Gleich darauf fragte ich meine Reiſeſippſchaft:

— Hat Keiner von Ihnen eine Prieſe?

— Hier! riefen Zwei von ihnen und hielten mir mit vorſündfluthlicher Artigkeit ihre äußerſt alterthümlichen Doſen hin, von welchen die Eine von Perlmutter, die Andere von Neuſilber zu ſein ſchien.

Ich griff in jene meines Nachbars zur Rechten, that, als ob ich von der Prieſe, die ich zwiſchen meinen Fingern hielt, den altherkömmlichen Gebrauch zu machen entſchloſſen ſei, warf ſie aber, da ich, wie Ihnen hinlänglich bekannt ſein wird, niemals ſchnupfe — denn Solches pflegen nur Philiſter zu thun — auf den Reiſeſhawl-Reſervoire meines Gegenübers und erkünſtelte mit echt gentleman'ſcher Ungebundenheit einen unverſchämt gut gelungenen Nieſer.

— Zur Geneſung! ſchrie der ganze Kaſten bis auf Einen, der ein goldenes, achtzehn- bis zwanzigkarätiges Schweigen beobachtete.

Jetzt war ich meiner Sache gewiß. Unter den fünf meiner Poſtwagen-Gefährten befand ſich — außer mir! — nur Ein Gentleman.

Dieſer Eine — er ſaß in der entgegengeſetzten Ecke — hatte kein Schwefelholz, keinen Bleiſtift, keine Doſe für mich, und nachdem ich unverſchämt genießt hatte, war er der Einzige geweſen, dem es nicht eingefallen war, mir Geneſung zu wünſchen. Dieſer Tacitus beharrte in ſeinem beredſamen Schweigen: er hüllte ſich in das Bewußtſein ſeines Paletots, wie in den Paletot ſeines Bewußtſeins, und war eben nur für ſich allein und durchaus nicht für irgend einen Andern da. Jeder der Uebrigen aber — meine Perſönlichkeit ſelbſtverſtändlich ausgenommen! — war ein ſemitiſcher, makellos-reiner, unverfälſchter Ur-Vollblut-Philiſter, ein in der tiefſten Notenlage umhertaumelnder, vier Mal durch den Hals und Ein Mal durch den Kopf geſtrichener Erzſpießbürger, ein präadamitiſcher, zur Zeit der Erzväter ausgegrabener und ſeitdem in mindeſtens fünfjahrtauſendaltem Weingeiſt aufbewahrter Ichtyoſaurus oder Ur-Ur-Ur-Philiſter.

Mit Philiſtern aber, hoſtienweiße Frau, läßt ſich ein Gentleman meiner Gattung niemals in Geſpräche ein; er betrachtet ſie auf der Reiſe, wie im Leben, einzig und allein als Mittel zum Zweck: ſie ſind ſeine Schwefelholz-, ſeine Bleiſtift-, ſeine Tabaksdoſen-Lieferanten; ſie ſind ſeine Reiſetaſche, ſein Mantelſack, ſein Reiſe-Neceſſaire, mit Einem Wort: ſie ſind die unentbehrlichen Requiſiten für das kleine und große Einmaleins aller Bedürfniſſe ſeines gentleman'ſchen Ichs. — Da es alſo durchaus infashionable oder, wie wir Engländer zu ſagen pflegen, „very improper“ war, mit dieſer Menagerie von Erz-Ur-Spießbürgern irgend eine, wenn auch noch ſo gleichgiltige Unterhaltung anzuknüpfen, drückte ich mich in meine Ecke, ſprach keine Sylbe mehr und verſank in einen dreiviertelmeiligen Schlaf. Als ich erwachte, Madame, befand ich mich in Dresden.“ — Nun, Herr, was ſagen Sie dazu? fragte der Diener ſeines Herrn.

— Ich finde dieſe Bagatelle ganz allerliebſt, meinte Graſſi.

— Hören Sie auch den nachfolgenden Brief!

Kapitel 35. Was man heutzutage unter „Louis“ verſteht.

„Wiſſen Sie, was ein Louis iſt? Sie ſchütteln, ſchöne Frau, Ihr Haupt und ſchweigen. Ich will es Ihnen ſagen, Madame!

Louis, meine Angebetete, iſt der ſpecifiſch-anrüchig gewordene Sammelname einer jetzt leider nur allzuſehr verbreiteten Menſchen-Race, welche ſich gegen ein gewiſſes Honorar zu gewiſſen Dienſtleiſtungen gebrauchen läßt, von denen Mancher unter uns nicht die blaſſe Ahnung zu haben ſcheint.

Louis iſt der Spitzname einer Sippe von Menſchen, die gleichviel, ob ſie Peter oder Paul, Hinz oder Kunz, Chriſtian oder Itzig heißen, von Geburt gemeine Lumpenkerle oder, um mit Freund Shakespeare zu reden, „zweibeinige Brechpulver“ ſind, welche „nie nich“ Geld haben und deshalb genöthigt ſind, vom Gelde ihrer Nebenmenſchen leben zu müſſen.

Louis iſt das in Blanco ausgefertigte Ehren-Diplom einer Klaſſe moderner Induſtrieritter, Schwindler und Beutelſchneider, die kein Mittel verſchmähen, wäre dieſes Mittel an und für ſich noch ſo ſchlecht und ehrlos, das ſie früher oder ſpäter zu ihrem heißerſehnten Ziele führt.

Louis iſt der Chriſtoph Columbus eines nagelneuen Nahrungszweiges. Louis iſt der Napoleon einer perfiden Politik, die das, was die ehrliche Welt unter

Gewiſſen verſteht, kaum dem Namen nach zu kennen ſcheint.

Das hervorragendſte Kennzeichen dieſer Louis-Gattung iſt ein angeborener Hang zum Mauſen, das dieſe Louis unter ſich, beſchönigend, Annexion zu nennen gewohnt ſind. Dieſe Louis annectiren Schnupftücher, Seelen, Tabaksbeutel, Wahl- und Steuer-Zettel, wie überhaupt Alles, was ihnen in ihre langfingerigen Hände fällt.

Die Heimath dieſer höchſt reſpectablen Louis iſt das „göttliche“ Paris. Sie ſind die Heloten jener modernen Spartaner, welche an den Ufern der tugendhaften Seine, an Sonn- und Feſttagen in Auteuil und andern Umgegenden des Seine-Babels zu graſſiren pflegen; außerdem gibt's aber auch derlei Louis in jeder andern Stadt und in Potſchappel beinahe eben ſo gut als in der Reſidenz- und Hauptſtadt Dresden.

Der Louis, Madame, iſt ein kosmopolitiſches Geſchöpf, das ſich gegen ein mäßiges Honorar zu Allem herleiht, wozu ſich, außer Ihm, ſonſt wohl Niemand gebrauchen läßt.

Der Louis iſt ein Weſen, das eine ziemlich anſtändige Haltung, eine ziemlich anſtändige Kleidung und in der Regel einen ſauber gewichsten Schnurbart hat. Letztern trägt er hauptſächlich darum, um die Leute glauben zu machen, daß er Haare auf den Zähnen habe. Außerdem beſitzt er einen (häufig nur geborgten) Regenſchirm, ſehr viel Schlauheit und einen gewiſſen Grad perſönlichen Muthes, der oft ſogar bis an Frechheit heranſtreift; er hat keinen Funken von Gewiſſen, und, trotz aller Courage, die er zur Schau trägt, eine ihm angeborene Scheu vor Prügeln, weshalb er bei jeder Gelegenheit, in welcher man ihm ernſthaft die Zähne zeigt, ſeinen Kopf noch bei Zeiten vorſichtig aus der Schlinge zu ziehen und mit diplomatiſcher Fineſſe ſeinen Rückzug zu decken verſteht. — Das Größte an ihm iſt ſein Maul. Sein ganzer Heldenmuth und ſeine ganze Heldenſtärke beruht einzig und allein in der Nachſicht und Schwäche der Andern und in dem ſchlauen Geheimnißkniff, dieſe Andern unter ſich geſchickt zu entzweien, um deren gegenſeitige Feindſchaft nach beſten Kräften zu eigenem Vortheil auszubeuten. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Louis heißt vorzugsweiſe jeder auf Zeit gemiethete Beſchützer ſchwacher, namentlich weiblicher Geſchöpfe, die an öffentlichen Orten ohne männlichen Schutz zu erſcheinen wagen. Louis iſt der nach Stunden bezahlte Vater, Bruder, Schwager, Couſin, Liebhaber oder Gemahl der Koketten, Loretten und Griſetten, welche ſich unter die Flügel ſeines

Schutzes-und unter das ſeidene, mitunter auch blos baumwollene Dach ſeines Parapluie geflüchtet haben, um wenigſtens nicht vom Regen unter die Traufe zu gerathen.

Jeder Louis iſt ein ſogenannter Allerwelts-Kurmacher, aber nicht aus angeborener Neigung, ſondern einzig und allein aus — Selbſterhaltungstrieb. Jeder Louis gehört in der Regel dem ledigen Stande an; nur mitunter iſt er heimlich vermählt, was ihn jedoch durchaus nicht abhält, öffentlich die Rolle eines Richardſon'ſchen Lovelace fortzuſpielen. Der heimlich vermählte Louis iſt, wie ein deutſcher Vaudevilliſt ihn ſehr treffend bezeichnet hat, ein „Don Juan aus Familienrückſichten", welcher Sonntags Weiß, Montags Schwarz, Dienſtags Grün, Mittwochs Roth, Donnerstags Blau, Freitags Gelb und Sonnabends abwechſelnd Violett oder Aſchgrau heißt und gleichſam einen blut- und fleiſchgewordenen Regenbogen bildet, deſſen ureigentlichſte Grundfarbe aber immer Louis bleibt.

Der geborgte Louis iſt ein überaus würdiges Seitenſtück zu der auf Zeit gemietheten Frauensperſon, welche ſich — gleichfalls nur gegen Geld! — dazu hergibt, alleinſtehende ſpäte Mädchen — ganz beſonders aber Damen vom Circus und Ballet — pflichtſchuldigſt zu bemuttern. Die Miethsmutter heißt in der Regel Fanny und nur in höchſt ſeltenen Ausnahmsfällen — namentlich bei franzöſiſchen Theaterdamen — Aglaë, Clementine oder auch Olympia.

Das, was für die gemiethete Mutter die ſeidene Mantille, der perſiſche Shawl und der Hausſchlüſſel iſt, das pflegt für unſern Louis der geborgte Hut, der geborgte Frack und der geborgte, bisweilen auch annectirte Regenſchirm zu ſein.

Die Sippe dieſer Louis zerfällt in zwei Haupt-Species:

1. in den platoniſchen Louis (Louis platonicus) und

2. in den unplatoniſchen oder verliebten Louis (Louis aplatonicus, sive amorosus).

Der Letztere verhält ſich zu Erſterem, der weit beliebter und geſuchter iſt, wie ein ſogenannter Pechvogel zu einem ſogenannten Glückspilz. Der Glückspilz-Louis iſt ſolch' ein Louis, welchem Alles, was er unternimmt, eine Zeit lang zu glücken pflegt, der deshalb ſehr häufig übermüthig wird und ſich in ſeiner Einbildung geradezu für unbeſiegbar hält. Mancher Dummkopf ſtaunt ihn als einen großen unſterblichen Mann an, doch in der Regel ſo lange nur, als Louis ſich ruhig verhält, anſtändig aufführt, keine Prügel bekommt und nicht kaltgeſtellt oder fortgejagt wird. Eventus stultorum magister, ſagt das Sprichwort. So lange ſolch' ein Louis ſich auf dem Gipfel ſeines Ruhmes erhält, ſo lange gilt er in den Augen der kurzſichtigen Menge für ein Genie; wird er aber einmal früher oder ſpäter fortgejagt, dann ſchreit alle Welt: „Der arme Louis war ein Eſel!" — — — — —

Nun? fragte Monſieur Philidor ſeinen andächtigen Zuhörer, wie gefällt Ihnen dieſer harmloſe Scherz?

— Noch viel beſſer als der vorhergegangene, erklärte der Geheime Legationsrath Graſſi, der dieſen „harmloſen Scherz" vollſtändig zu begreifen ſchien.

— Dann bitte ich Sie, auch die dritte Bagatelle anzuhören, ſagte Meiſter Philidor:

Kapitel 36. „Welch' ein Unterſchied zwiſchen Schuſter und Schneider herrſcht!"

— Darauf bin ich wirklich ſehr geſpannt, erklärte Graſſi.

— Hören Sie, Herr Legationsrath, und urtheilen Sie ſelbſt, wie viel in dieſer Uebertreibung dennoch Wahres liegt.

„Ihr unwiſſender Verehrer, (ſchrieb mein ſeliger Herr und Gebieter an ſeine weiße Dame, die, wie Sie längſt errathen haben, wohl keine Andere als Gräfin Kielmannsegge geweſen ſein kann), iſt allmälig zu der Ueberzeugung angelangt, daß die allergrößten Gelehrten in der Regel die allerdümmſten Einfaltspinſel ſind.

Die alten Naturforſcher z. B. haben das ganze Menſchengeſchlecht, ſeiner Hautfarbe nach, in vier Haupt-Racen eingetheilt.

Nach meiner Anſicht aber iſt dieſe hochgelahrte Anſicht, beim Lichte geſunder Kritik betrachtet, dumm, erzdumm, pyramidal-dumm.

Schärfer in's Auge der Vernunft gefaßt, gibt's ureigentlich nur zwei Menſchen-Racen. Dieſe Racen heißen — Schuſter und Schneider.

Jede Klaſſe zerfällt in zwei Sippen.

Die Klaſſe der ehrenwerthen Schuſter umfaßt:

1. den Schuſter-Schuſter oder Ur-Schuſter (Sutor sutorius) und

2. den ſchneiderhaften Schuſter (Sutor sartorius).

Die ehrenhafte Klaſſe der Schneider umfaßt:

1. den Schneider-Schneider oder Ur-Schneider (Sartor sartorius) und

2. den ſchuſterhaften Schneider (Sartor sutorius).

Der ſchneiderhafte Schuſter iſt eine Miſchung, hervorgegangen aus der Vereinigung eines

Vaters, welcher Schuſter, und einer Mutter, welche Schneider war.

Der ſchuſterhafte Schneider iſt, umgekehrt, der Abſenker einer gleichfalls gekreuzten Race, erzeugt von einem Vater Schneider und einer Mutter Schuſter.

Schneider iſt jeder Staatsbürger, deſſen äußere Erſcheinung dürr und ſchmächtig wie ein Zwirnsfaden, ſchlank und gebrechlich wie eine Nähnadel, weich und geſchmeidig wie ſogenanntes Jungfern-Wachs iſt.

Schuſter hingegen iſt jeder Staatsbürger, deſſen ganzer Habitus kurzſtämmig wie ſein dreibeiniger Thronſchemmel, derb und knotig wie ein Hammer, zähe und trocken wie das Pech zu ſein ſcheint, womit er ſich zu befaſſen pflegt.

Der Schuſter hat in ſeinem ganzen Weſen etwas Männlicheres als der Schneider, dem mehr oder weniger etwas Weibiſches anzukleben pflegt.

Der Schneider hat ſanguiniſches, der Schuſter dagegen choleriſches Temperament.

Der Schneider iſt größtentheils blond, während unter je zehn Schuſtern mindeſtens eilf beinahe eben ſo ſchwarz als ihr Pech ſind.

Der Schneider iſt in der Regel gutmüthig und nachgiebig, der Schuſter hingegen halsſtarrig und jähzornig.

Der Schneider behauptet faſt immer einen gewiſſen Grad von Nüchternheit, während der Schuſter gewöhnlich einen ziemlich ausgeſprochenen Hang zur Trunkenboldigkeit zu haben pflegt.

Der Schneider iſt meiſtentheils reformatoriſcher Freigeiſt, der Schuſter dagegen meiſt grübelnder Myſtiker.

Aus der Reihe der überaus ehrenwerthen Schneider iſt u. A. Johannes von Leyden, das Alpha der Anabaptiſten oder Wiedertäufer, und Wilhelm, Weitling, das Omega der Socialiſten und Communiſten; aus dem Phalanx der nicht minder reſpectablen Schuſter iſt der urmyſtiſche Jacob Böhme und Maſter Joë Smith, der Erfinder der urgemüthlichen Mormonen-Bibel, hervorgegangen.

Der Schneider hat weit mehr Neigung zum weiblichen Geſchlechte als der Schuſter. Faſt jeder Schneider iſt ein Schürzenjäger, während der Schuſter (wie Newton und Tilly) mehr Anlage zum Weiberfeinde hat, woher es wohl auch kommen mag, daß es, wenigſtens bei uns in Deutſchland, Kur-Schneider, aber — Dank dem Himmel! — keine Kur-Schuſter gibt.

Der Schneider züchtigt ſeine lieben Nachkommen; der Schuſter prügelt lieber ſeine Frau.

Der Schneider ſchwärmt für (italieniſche) Oper und Ballet; der Schuſter zieht Melodram und Trauerſpiel vor.

Der Scheider intereſſirt ſich für Feenmärchen und politiſche Leitartikel, der Schuſter für Zſchocke's „Stunden der Andacht“ und für Pitaval's „Causes célèbres“, wie auch für neuere Criminalgeſchichten.

Der Schneider liebt Roſſini, der Schuſter verachtet Kotzebue.

Der Schneider zieht Mehl-, der Schuſter dagegen Fleiſch-Speiſen vor.

Der Schuſter ſchnupft, der Schneider raucht, aber pafft nie.

Der Schneider hat ſehr häufig Froſtbeulen und nur höchſt ſelten Hühneraugen; der Schuſter dagegen trägt ſich, umgekehrt, faſt immer mit Hühneraugen und nur ausnahmsweiſe auch mit Froſtbeulen.

Der Schneider iſt ein ungläubiger Thomas; der Schuſter hingegen glaubt an Träume und Ahnungen, an Hexen und Geſpenſter, an die Leipziger „Kindermuhme“ und ſogar an die „Augsburger Allgemeine" (was Manchem geradezu unbegreiflich erſcheinen wird).

Der Schuſter trägt Sonntags, wenn er mit ſeiner Ehehälfte, die er häufig ſeine „Alte" nennt, in's Freie geht, einen Regenſchirm, ſelbſt dann, wenn es nicht regnet. Der Schneider fürchtet, wenn er mit ſeinem „geliebten Schatten" promenirt, weder Sonnenſchein noch Regenguß, hat aber große Furcht vor Gewitter und Blitzeinſchlägen.

Ueberhaupt hat ein Schuſter in der Regel mehr Courage, als drei und ein halber Schneider.

Der Schuſter ſehnt ſich in die alten Zeiten des Fauſtrechts zurück; der Schneider hingegen iſt ein Anhänger der Civiliſation und hat eine ausgeſprochene Abneigung gegen Duell und Prügelſtrafen.

Der Schneider liebt es, Revolutionen einzufädeln; der Schuſter dagegen iſt ein Anhänger des Status quo und eine Stütze des Thrones . . . quand même etc.

Beide Racen ſtimmen nur in Einem Punkte überein: nur ungern bezahlen ſie ihre Abgaben.

Der Schuſter liebt ſeine bequeme Häuslichkeit; der Schneider zieht Tabagie und Tanzboden vor.

Der Schneider bleibt lieber die Miethe als etwas Anderes, der Schuſter hingegen viel lieber alles Andere als den „nichtsnutzigen" Miethzins ſchuldig.

Der Schneider trägt, wenn er Geld braucht, lieber die Kleider ſeiner Kunden als ſeine eigenen auf's Leihhaus; der Schuſter aber verklopft weit lieber ſein eigenes Leder als fremdes.

Ein Schneider verbraucht (nach Juſtus von Liebig's Theorie) mehr Seife als vier und ein achtel Schuſter.

Der Schuſter ſetzt die Füße ein-, der Schneider ſetzt ſie auswärts.

Des Schneiders Organ iſt in der Regel ein ſorgfältig ausgebügelter Diskant, der des Schuſters ein nachläſſig vorgeſchuhter Baß.

Der Schneider ſchwört, der Schuſter flucht gern.

☛ Hauptmerkmal des Schneiders: er mahnt höflich; ☛ Hauptmerkmal des Schuſters: er mahnt grob.

Haſt Du vorſtehenden Scherz noch einmal mit Ernſt und Andacht durchgeleſen, dann, geneigter und ungeneigter Leſer, pflanze Dich vor Deinen Spiegel, greife prüfend in Dein Inneres und frage Dich ruhig und aufrichtig:

Bin ich Schuſter oder bin ich Schneider?"
Und damit ſchloß Philidor ſeine Vorleſung.

— Nach dieſer wenigſtens nicht unoriginellen Charakteriſtik, ſagte Graſſi, ſich im großen Wandſpiegel prüfend, muß ich ein höchſt wahrſcheinlicher Schuſter ſein.

— Ich dagegen, geſtand ſich Monſieur Philidor, bin ein prononcirter Schneider.

— Sie haben vollkommen Recht, liebſter Schneider, beſtätigte der Schuſter.

Wüthend ſtürmte jetzt Flora Zeiſig-Philidor, welche die Vorleſung ihres Gatten außerhalb der Thür belauſcht zu haben ſchien, in's Zimmer mit der ihrem Gemahle äußerſt keck in's Geſicht geſchleuderten Frage hinein:

— Mann Gottes, biſt Du endlich fertig?

Philidor überſetzte dieſe Phraſe in's Engliſche.

— Wann, Dummkopf, fuhr unſere kleine Xantippe fort, wirſt Du endlich aufhören, dem äußerſt geduldigen Herrn Graſſi ſo viel albernes, einfältiges, blödſinniges Zeug vorzuleſen?

Philidor übertrug dies abwechslungshalber in's Italieniſche, aber da ihm unglücklicherweiſe entfallen war, wie albern, einfältig, blödſinnig auf Italieniſch heißt, ſo ſah er ſich genöthigt, in ſeine linke Schlafrocktaſche zu greifen, um daraus das deutſch-italieniſche

Wörterbuch hervorzuholen und darin ſchleunigſt nachzuſchlagen. Statt deſſen ergriff er aber den deutſch-engliſchen Dictionnaire, was ihn dergeſtalt aus dem Concepte zu bringen ſchien, daß er zum erſten Male in ſeiner nicht allzuheitern Ehe das Gleichgewicht verlor und, nicht minder aufgebracht als ſie, ihr die Worte zurief:

— Kind, ſchämſt Du Dich denn nicht?

— Und warum ſollte ich mich ſchämen? fragte der kleine, niedliche, aber, wie geſagt, etwas zähe Hausdrache. Weißt Du, Philidor, was Du biſt? fragte Flora Zeiſig, ihre beiden Arme an die ſchlanke Hüſte ſtemmend.

— Nun, liebes Kind, was bin ich? fragte Philidor mit bewunderuswürdiger Kaltblütigkeit.

— Du biſt ein langweiliger, unausſtehlicher Spaßvogel!

Flugs überſetzte er dies in's Engliſche. Aber da er im Augenblick keinen paſſenden Ausdruck für das banale Wort „Spaßvogel“ fand, griff er in ſeine rechte Schlafrocktaſche und fiſchte daraus unglückſeligerweiſe dieſes Mal das deutſch-italieniſche Wörterbuch hervor, eine äußerſt fatale Rocktaſchen-Verwechslung, die ihn leider nur noch heftiger conſternirte, ſo daß der gute Philidor all ſeinen Aplomb verlor und zum erſten Male nicht nur heftig, ſondern ſogar grob zu werden ſich erkühnte.

— Schweige, entlarvter Hausdrache! rief er aus.

Dieſes Wort brachte Flora in Harniſch. Ihre beleidigte Ehre ergoß ſich jetzt in einen Platzregen von Beleidigungen, die wie erbſendicke Hagelkörner auf ihn herniederpraſſelten und ihn dergeſtalt in die Enge trieben, daß er ſich hinter die ſpaniſche Wand zurückzuziehen gezwungen ſah.

Graſſi wagte, ſich in's Mittel zu legen. Er gab der niedlichen Xantippe tauſend liebe, gute, honigſüße Worte, um die Eruption ihres unweiblichen Zornes niederzukämpfen.

— Schonen Sie doch gefälligſt Ihre Geſundheit! erſuchte er ſie eben ſo artig als zeitgemäß. Wie kann eine ſo ruhige, äußerſt vernünftige und beiſpiellos anſtändige Dame, wie Madame Philidor, eines harmloſen Scherzes wegen ſo ganz und gar außer ſich gerathen? Es war ja nicht ſo böſe gemeint! Beruhigen Sie ſich, Frau von Philidor!

Dieſe drei letzten Worte machten überraſchende Wunderwirkung. Das Wörtchen „von“ beſänftigte ſie vollſtändig.

— Ach, lieber Herr von Graſſi, ach, guter Philidor, bat die wieder beruhigte Flora, verzeihen Sie mir meine große Ungezogenheit. Auch ich habe Dich, lieber Magloire, nicht kränken wollen, ſüßer Mann, betheuerte Flora von Philidor, die nun wieder beinahe ganz ſo ſanft und nachgiebig geworden zu ſein ſchien, als ſie in der erſten Zeit vor ihrer Verheirathung geweſen war.

— Ich verzeihe Dir! ſagte unſer Sokrates.

— Ich verſpreche Dir, mich zu beſſern, gelobte deſſen Xantippe.

— Ich bitte, es nicht zu vergeſſen, ſagte Graſſi und empfahl ſich.

Die „entente cordiale“ war ſcheinbar wieder hergeſtellt.

Wer aber darf den Weibern trauen?

Am Abende desſelben Tages, als ſich Monſieur Philidor, etwas früher als gewöhnlich, zu Bette begeben hatte, ſchlich ſich die cidevant Modiſtin Flora Zeiſig auf den Zehen ihrer niedlichen Füße leiſe zum Schlafrock ihres harmlos ſchnarchenden Gemahls heran, entwendete ihm nicht allein das deutſch-engliſche, ſondern — hört, hört! — auch das deutſch-italieniſche Wörterbuch und warf ſie Beide . . . in's lachende Kaminfeuer.

Als Herr von Philidor am andern Morgen erwachte, fand er wohl ſeinen langen Schlafrock, aber die Hilfsquellen ſeiner geiſtigen Beruhigung nicht mehr. Mit jenen beiden Dictionnairen hatte ihm Flora gleichzeitig auch den moraliſch-linguiſtiſchen Troſt geraubt, ihre Gardinenpredigten in's Engliſche und Italieniſche überſetzen zu können, bis zu dem dreimal gebenedeiten Tage, an welchem er endlich beſchloſſen hatte, ſich zwei neue Wörterbücher anzuſchaffen.

Einem Blöden gehört nicht [illegible]

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage nach jener Zuſammenkunft des Findlings Ernſt Graf und des erzpfiffigen Ex-Tiſchlers Lieſenberg in der bewußten Schafkopf-Kneipe finden wir Erſtgenannten jener Beiden auf dem Wege nach Reiſewitz, um dort die perſönliche Bekanntſchaft ſeiner eben ſo reichen als vornehmen Mutter zu machen und ſich derſelben als ihren eben ſo armen, wie ungerathenen Sohn vorzuſtellen.

Graf träumte goldene Berge und Luftſchlöſſer. Eine Stimme ſeines kindlichen Herzens ſagte ihm, wie dieſe Mutter hoch erfreut ſein würde, ihren, allem Anſcheine nach ſeit langer Zeit gänzlich verloren geglaubten Sohn urplötzlich wiedergefunden zu haben und nunmehr die unausſprechliche Freude, das unbezahlbare Glück genießen zu können, dieſen neuen Myrtill an ihr tiefbewegtes Mutterherz zu drücken und ihn als „Fleiſch ihres Fleiſches“ umarmen zu dürfen.

Dies Alles malte ſich ſeine neunzehnjährige Phantaſie mit ſo friſchen und herrlichen Farben aus, daß

Bibl. Univers. Lips.

er den Augenblick, zu den Füßen ſeiner Mutter niederſinken und deren Knie umklammern zu dürfen, kaum erwarten konnte.

Mais l'homme propose et Dieu dispose! Die grundgütige Vorſehung hatte beſchloſſen, ihm dort eine ganz andere Aufnahme als jene, welche er geträumt hatte, zu Theil werden zu laſſen.

Nachdem er ein Stündchen gelaufen und bereits müde geworden war, hatte er den Garten von Reiſewitz erreicht. Hier fragte er nach Gräfin Kielmannsegge. Ein Arbeiter zeigte ihm ihr Haus mit den Worten:

— Dort wohnt die Hexe, die Ihr ſucht!

— Und warum nennt Ihr ſie Hexe? fragte der junge Menſch, den dieſe Aeußerung ſehr zu verdrießen ſchien.

— Hier nennt ſie faſt Jeder ſo! antwortete der Steinklopfer.

— Aber warum denn? fragte der Fremde.

— Weil ſie eine Menſchenfeindin iſt, die allen Armen mitleidlos die Thür weiſen läßt und noch Keinem von Allen etwas geſchenkt haben ſoll.

Ernſt Graf ſchüttelte ungläubig den Kopf.

— Man ſcheint ihr Unrecht zu thun, ſagte er zu ſich und ſchritt auf ihre Villa zu. Wie mir mein armes Herz ſchlägt! fuhr er fort. Kaum kann ich es erwarten, meine Mutter zu ſehen! Gewiß wird auch ſie nicht ewig erſtaunt und entzückt ſein, wenn ich vor ſie hintreten und, mit Thränen in den Augen, zu ihr ſagen werde: „Frau Gräfin, ich bin Ihr Sohn!"

Da der Eingang in ihr Haus bei Tage wie bei Nacht verſchloſſen war, ſah er ſich genöthigt, anzuſchellen. Er that dies mit großer Beſcheidenheit. Ungeduldig wartete er ein paar Augenblicke.

Während dieſer Zeit ſaß Gräfin Kielmannsegge in Trauerkleidern in ihrem mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Betzimmer und ließ ihr Auge auf dem Bilde ruhen, das ihr an einem für ſie unvergeßlichen Tage der Kaiſer im Palais Marcolini geſchenkt hatte.

— Heute iſt der neunte Mai. Heute ſind's genau zehn Jahre, daß auf Sanct-Helena, an der von einer Trauerweide beſchatteten und von blühenden Geranien eingefaßten Quelle von Huts-Gate, die irdiſche Hülle meines unſterblichen Freundes dem mütterlichen Schooße der Erde übergeben worden war. Der Kaiſer (ſo erzählt einer ſeiner Biographen) ſchläft den ewigen Schlaf in einem Sarge von weißem Blech, ausgeſchlagen mit weißem Atlas, auf Kiſſen gleichen Stoffes. In zwei ſilbernen vom kaiſerlichen Adler überragten Gefäßen ſtehen Herz und Eingeweide des großen Todten zu

Füßen der Leiche. Münzen, von Gold und Silber, die unter Napoleon's Regierung in Frankreich geprägt worden ſind, hat man in den Sarg hineingelegt. Dieſer zugelöthete Sarg iſt in einen zweiten Sarg von Blei geſenkt. Dieſe beiden Särge umhüllt ein dritter von Mahagonyholz, über dem ein Leichentuch von ſchwarzem, mit goldgeſtickten Bienen überſäeten Sammet und der blaue Mantel von Marengo ausgebreitet liegt. — Ich erinnere mich noch jeder Einzelheit, ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt. Während Abbé Vignali die Todtenmeſſe las und alsdann die Gebete ſprach, ſtellten ſich ſämmtliche Mannſchaften des 60. Linien-Regiments, welches, zwölf Monate zuvor, das 53. abgelöſt hatte, unter Waffen und ſämmtliche Schiffe, die im Hafen zu James-Town lagen, hißten die Trauerflagge auf. Die Hausgenoſſen des Kaiſers, der Gouverneur Hudſon Lowe, verwünſchten Andenkens, der Contre-Admiral Sir Pulteney Malcolm, der Adjutant des Gouverneurs, der abſcheuliche Kapitain Thomas Readham, die Spitzen aller Civil- und Militairbehörden der Inſel folgten dem Trauerwagen, der von vier Schimmeln gezogen ward. Graf Bertrand, General Charles Triſtan Montholon *) Marchand und Napo-

---

*) Erſt im Jahre 1847 ließ Graf Montholon ſeine „Récits de la Captivité de Napoléon à Sainte-Hélène“ in Druck

leon Bertrand, (Sohn des Generals) trugen die Enden des kaiſerlichen Leichentuchs. Vierundzwanzig engliſche Grenadiere ſenkten den dreifachen Sarg in die Gruft. Abbé Vignali ſprach dann das Todtengebet. Zwölf Artillerie-Salven ſämmtlicher Forts und des Admiralſchiffs verhallten im Ocean. Zwanzig Schritte hinter dem Gouverneur ſtand der Vice-Admiral Plampin und vergoß eine ſtille, heiße, theilnahmsvolle Thräne. — Eine einfache weiße Marmorplatte, ohne Namen und Inſchrift, deckt dort den Staub des einſtigen „Weltbeherrſchers.“ — Der Erſte, welcher die Kunde vom Ableben des Kaiſers nach London gebracht hatte, war der Schiffskapitain Thomas Crockett, der zwei Stunden nach dem Tode Napoleon's an Bord des „Heron“ Longwood verlaſſen hatte, das als Calvarienberg des neuen Heilands eine weltgeſchichtliche Berühmtheit erlangt hat, ſprach die Gräfin und drückte einen Kuß auf das Miniaturbild, welches ſie beſtändig auf ihrem Herzen trug.

Ernſt Graf, welcher ſchon zehn Minuten vergebens geſchellt hatte, ſchien endlich die Geduld verloren

erſcheinen, geordnet nach den Notizen ſeines während der ſechs Jahre freiwilligen Exils geführten Tagebuchs. Montholon, geb. 1782 zu Paris, ſtarb daſelbſt am 22. Auguſt 1853.

zu haben und riß jetzt ſo heftig an dem Klingelzuge, daß endlich einer der vielen Diener der Gräfin herbeieilte, um den Eingang zu öffnen.

— Zu wem will man? fragte er.

— Ich will zu der Frau Gräfin, erklärte der Fremde.

Der Diener maß ihn verächtlich vom abgegriffenen Hut bis zu den defecten Stiefeln herab und ſagte dann in äußerſt wegwerfendem Tone:

— Sie iſt für Niemanden zu ſprechen . . .

— Und warum nicht? fragte Ernſt Graf.

— Was geht denn Euch das an? fragte der dienſtbare Geiſt mit bodenloſer Patzigkeit.

— Ich muß die Gräfin durchaus ſprechen, ſagte Graf, der zwiſchen die kaum zum zehnten Theile geöffnete Thür ſeinen rechten Fuß hineingeklemmt hatte.

— Das iſt heute durchaus nicht erlaubt, erklärte der Diener und war eben im Begriff, dem Zudringlichen dicht vor der Naſe die Thür zuzuſchlagen, woran er ſich aber durch den hineingeſchobenen Fuß desſelben verhindert ſah.

— Und warum nicht? fragte der Burſche.

— Weil ſie heute zu faſten geruht, erwiderte der hochnäſige Livréeheld.

— Und warum faſtet ſie gerade heute?

— Naſeweis, was geht dies Euch an? entgegnete der Diener und verſuchte von Neuem, die Thür zuzudrücken und, nöthigenfalls, den Fuß des zudringlichen Fragers einzuklemmen.

— Hört, guter Freund, werdet nicht grob! ſagte Graf, die geballte Fauſt durch die Spalte des geizig geöffneten Hausthors hineinſteckend. Oeffnet mir augenblicklich, ſage ich Euch!

— Und wenn ich dies bleiben laſſe? fragte die Livrée.

— Dann werde ich Euch zwingen dazu! erklärte Ernſt Graf und drängte mit ſolcher Gewalt und Kraft das Hausthor zurück, daß das auf ſchwachen Beinen ſtehende Großmaul rücklings auf die Erde fiel, wodurch der Eingang nun plötzlich frei geworden war.

Ernſt trat in den Hofraum ein. Sogleich ſtürzten zwei andere Livréelümmel, die dem Niedergefallenen zu Hilfe geeilt waren, dem Eindringling mit der Frage entgegen:

— Was hat er hier zu ſuchen?

— Ich will augenblicklich die Gräfin ſprechen! Tummelt Euch nun, mich ſofort anzumelden, verlangte Graf.

— Na nu, wer iſt er denn? fragte der Zweite.

— Siehſt Du nicht, ſprach der Erſte, welcher ſich mit großer Mühe erhoben hatte und ſich den Sand abzuklopfen bemüht war, daß dieſer Patron ein Vagabund iſt, der die gnädige Frau nur anbetteln will?

— Hier wird nichts gegeben! erklärte Jener.

— Ich mag nichts von Euch Lumpengeſindel! erklärte Ernſt Graf. Ich verlange nur, daß Einer von Euch mich Eurer Herrſchaft anmelden ſoll, hört Ihr's?

— Und wenn wir's aber nicht thun? fragten die beiden Flötze.

— Dann, Gott Strambach, ſetzt es Ohrfeigen! drohte der Vagabund mit der rechten Hand ausholend.

Die Diener ſchienen Furcht zu haben.

— Er muß vielleicht doch vornehm ſein, raunte der Zweite dem Erſten zu, welcher noch immer damit beſchäftigt war, ſich ſorgfältig abzuſtauben.

— Und warum denn? fragte der Erſte.

— Weil er gar ſo niederträchtig grob und unverſchämt iſt, meinte der Zweite.

— Du magſt nicht Unrecht haben, Jean! Frage ihn doch, wie er heißt?

— Wen ſoll ich anmelden? fragte Jean.

— Die Leute nennen mich Ernſt Graf . . .

— Lieber Mann, ſo kann Jeder heißen. Wir wollen wiſſen, was er iſt?

— Ich bin ein ganz blutarmer Teufel . . .

— Ja, das ſehen wir, meinte Jacques.

— Dummköpfe, warum fragt Ihr alſo noch?

— Er muß doch auch etwas Anderes ſein? fragte Jean.

— Sagt der Gräfin, ich ſei Lohndiener.

— Und ſonſt ſeid Ihr weiter nichts? fragte der terraſſirte Jacques.

— Ich bin mehr als Ihr ſeid! erklärte der Lohndiener, ſich ſtolz in die Bruſt werfend und, wie Napoleon, zwei Finger ſeiner Rechten in die abgeplatzten Knöpfe ſeines fadenſcheinig gewordenen Rocks ſteckend. Ich bin der Sohn der Gräfin! erklärte er feierlich.

— Was ſagt Ihr? fragten Beide hohnlachend.

— Die Frau Gräfin iſt meine Mutter! erwiderte Ernſt Graf mit anſcheinend gerechtfertigtem Stolze. Geht, Schlingel, und meldet ihr das!

Beide riſſen erſtaunt die Mäuler auf. Sie betrachteten ſich wie zwei Hammel, die ſich von einem Blitzſtrahl getroffen fühlten.

— Warum ſteht Ihr wie Schöpſe da? fuhr Ernſt Graf ſie an. Wird's bald? fragte er drohend ausholend.

— Sogleich! riefen Beide, ausreißend wie Schaafsleder.

Der Eine von Beiden, — (wir haben nicht erfahren können, ob es Jean oder Jacques geweſen war), beeilte ſich nun, den „groben Lümmel", wie er ihn im Stillen hieß, der Gräfin anzumelden.

— Ew. Gnaden wünſcht Jemand zu ſprechen, ſagte der Diener.

— Sein Name? fragte die Gräfin, das Bild des Kaiſers in ihr Buſentuch verbergend.

— Er heißt Graf Ernſt oder Ernſt Graf.

— Ich kenne weder den Einen noch den Andern dieſes Namens; was iſt er denn? fragte die ſtolze Herrin.

— Lohndiener, gnädige Frau! lautete die Antwort.

— Und was will er? fragte ſie.

— Sie allem Anſcheine nach wahrſcheinlich anbetteln . . .

— Weiſe ihm ohne Weiteres die Thür! Ich bin heute für Niemand zu ſprechen, erklärte die Gräfin.

— Das haben wir ihm bereits geſagt! Er aber iſt darauf grob geworden . . .

— Dann werft ihn zum Thore hinaus.

— Er iſt im höchſten Grade unverſchämt: er läßt ſich durchaus nicht abweiſen . . .

— Weshalb macht Ihr Umſtände mit ihm?

— Weil er . . .

Der Diener fing zu lachen an.

— Warum lachſt Du? fragte die Gräfin.

— Der Lohndiener behauptet allerhand dummes Zeug . . .

— Was behauptet er? fragte ſie ernſt.

— Er behauptet, Ihr Sohn zu ſein! erklärte der Diener mit Hohngelächter.

Sie erſchrak und zitterte wie Eſpenlaub.

— Mein Sohn? wiederholte ſie auffallend beſtürzt. Wie, ſagteſt Du, nennt er ſich? fragte ſie mit krampfhaftem Zittern.

— „Die Leute nennen mich Ernſt Graf", erklärte er, ſich unverſchämt in die Bruſt werfend.

— Ich habe keinen Sohn dieſes Namens. Geh', geh', und ſage ihm dies!

Er wollte gehen . . . ſie hielt ihn zurück.

— Glaubſt Du, daß er arm ſei?

— Ich möchte ſchwören darauf, Frau Gräfin.

— Dann ſchenke ihm meinetwegen zwei Thaler. Doch ſehen mag ich ihn nicht!

— Und wenn er ſich nicht abweiſen läßt?

— Dann braucht Gewalt, meine lieben Kinder!

— Er iſt ſtark . . . wir fürchten uns . . .

— Dann laßt die Hunde auf ihn los!

— Das ſoll geſchehen! ſagte der Diener und eilte in den Hof hinunter.

Dort wartete Ernſt Graf ungeduldig auf Antwort.

— Warum kommt der Schlingel nicht zurück? fragte er ſich aufgebracht. Will meine Mutter mich nicht annehmen? Das wäre ſehr ſchlecht von ihr! antwortete er ſich und gerieth darüber dergeſtalt in Zorn, daß ſeine Stirnader anſchwoll. Ich bin zwar nur ein armer Teufel, ein heimathloſer Vagabund und vor der Hand blos ein elender Lohndiener, aber darum bleibe ich doch immer ihr Sohn, wie ſie, wenn ſie auch noch ſo kalt und gefühllos wäre, mich abweiſen zu laſſen, immer doch meine Mutter bleibt.

Da erſt kehrte der Diener zurück. Er erſchien in Begleitung fünf Anderer.

— Die beiden Flötze kommen nicht allein . . . Das iſt fürwahr kein gutes Zeichen, ſagte der Vagabund empört zu ſich ſelbſt. — Nun? fragte er das Dienſtgeſindel keck und barſch, will die Frau Gräfin mich annehmen?

— Nein! erklärten alle Sechs faſt einſtimmig.

— Und warum nicht? fragte Ernſt Graf.

— Weil Ihr nicht ihr Sohn ſeid!

— Meine Mutter will mich alſo verleugnen? fragte der Findling tief betrübt.

— Das weiß ich nicht, lieber Mann! erklärte einer ihrer Diener.

— Hat ſie Euch keinen Auftrag gegeben?

— Gut, daß Ihr mich daran erinnert! Die gnädige Frau Gräfin hat mich beauftragt, Euch — der patzige Spitzbube halbirte die Summe — Einen Thaler zu ſchenken. Hier iſt er! ſagte er, griff mit zwei Fingern in ſeine galonnirte Weſtentaſche und holte ein blankes Thalerſtück heraus, das er dem Lohndiener vor die dickbeſtaubten Füße warf.

— Und dies iſt Alles? fragte Ernſt.

— Iſt dies nicht etwa ſchon genug?

— Behalte das Almoſen für Dich, Schlingel! rief Ernſt Graf tief empört.

— Wer von uns iſt Euer Schlingel? fragten jetzt alle Sechs zugleich.

— Ihr Alle ſeid's, Taugenichtſe, Tagediebe, Lumpenpack! ſchrie der gereizte Vagabund.

Der Muthigſte dieſes feigen Geſindels hatte ſich in deſſen Nähe gedrängt, um ihn bei der Bruſt zu faſſen. Der Lohndiener aber, der keinen Scherz zu verſtehen ſchien, gab dem dreiſten Angreifer ein Paar tüchtige Maulſchellen.

[illegible]
[illegible]

Nun miſchten ſich die Andern hinein. Während es unter ihnen zum Handgemenge kam und Ernſt Graf wie ein aufgebrachter Löwe rechts und links um ſich ſchlug und ſich muthig gegen Fünf vertheidigte, rief der Sechſte dieſer Kerle:

— Mache, Lump, daß Du endlich fortkommſt, ſonſt laſſe ich, wie die Frau Gräfin befohlen hat, unſere Kettenhunde auf Dich los!

— Hat meine Mutter dies wirklich befohlen? fragte er, halb außer ſich, einhaltend und faſt zuſammenbrechend.

— Ja, ja! erklärten alle Sechs einſtimmig.

— Dann, Flötze, ſagt der Frau Gräfin, daß ihr Sohn, ihr rechtmäßiger Sohn, welchen ſie nicht anerkennen will, — weil ſie ihn außer der Ehe gezeugt — viel zu ſtolz iſt, um ihr noch einmal die Ehre ſeines Beſuches zu ſchenken. Sagt ihr, daß ich alles Uebrige, was ich gegen ſie auf meinem ſchwer gekränkten Herzen trage, ihr ſchriftlich mittheilen und, ſowahr ich Ernſt Graf Napoleon Buonaparte heiße, nicht eher ruhen werde, bis meine leibliche Mutter mich vor Gott und aller Welt als ihren rechtmäßigen Sohn und Erben ihrer Güter anerkannt haben wird. Das Alles ſagt meiner herzloſen Mutter! Und wer von Euch den Muth haben ſollte, mich noch einmal anzugreifen, der mache ſich darauf gefaßt, ein Kind des Todes zu ſein! erklärte Graf, machte Kehrt und ging ruhig ſeine Wege.

Alle Sechs ſchienen ihm verwunderungsvoll nachzuſehen. Graf kehrte nach der Stadt zurück. Die Gräfin geruhte Jean zu rufen.

— Iſt der Verrückte fort? fragte ſie.

— Wir haben ihn zum Thore hinausgeworfen, ſagte der goldbetreßte Prahler.

— Ihr habt nur Eure Schuldigkeit gethan! Haſt Du ihm Zwei Thaler gegeben?

— Ja, gnädige Frau! entgegnete das Lügenmaul.

— Und er, er hat ſie angenommen??

— Ei freilich, erklärte die reichgalonnirte Lüge.

— Und was ſagte er? fragte ſie.

Jean erzählte ihr Alles ohne Umſchweife.

— Er iſt verrückt, erklärte die Gräfin.

— Das glaub' auch ich, meinte Jean.

— Seine Briefe, Jean, werde ich abweiſen . . .

— Ich finde dies in der Ordnung . . .

— Und ſollte er jemals ſich erdreiſten, wiederzukommen . . .

— Dann laſſen wir die Hunde los! erklärte der brave Jean.

— Abgemacht! Nun mag ich nichts mehr hören, ſagte die Gräfin. Laſſe jetzt augenblicklich anſpannen; ich will ſogleich nach der Stadt.

Der Diener beeilte ſich, den Befehl ſeiner Herrin vollziehen zu laſſen.

Bald darauf fuhr der Wagen vor. Die Gräfin begab ſich nach der Stadt, um zuerſt ihrem Freunde Graſſi und ſodann einem ihrer drei oder vier Rechtsanwalte — wir wollen ihn Dr. Storchſchnabel nennen — einen Beſuch abzuſtatten und mit Letzterm wegen der ihm anvertrauten Verwaltung eines Theiles ihres damals noch ziemlich bedeutenden Vermögens Rückſprache zu nehmen.

Unterweges ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Beweis.

— Dieſer gänzlich unerwartete Vorfall hat mich mehr erſchüttert, als ich Anfangs geglaubt hatte. Wer um Alles in der Welt muß dem armen hirnverbrannten Teufel die verteufelt kluge Idee in den Kopf geſetzt haben, ſich für meinen Sohn auszugeben? Gewiß kein Anderer als Mephiſto Lieſenberg, der mir ewige Feindſchaft geſchworen, weil ich ihn vor Jahren ſchnöde abgewieſen, und der mir niemals verzeihen wird, daß ich von ſeinen Dienſten, die er mir damals angetragen, niemals — Dank meiner Vorſicht! — Gebrauch gemacht habe. Doch warum ängſtige ich mich denn? Weder Er noch irgend ein Anderer iſt im Stande, den juridiſchen Beweis zu führen, daß er mein Sohn iſt. Sich leichtſinnig dafür ausgeben kann Jeder! Aber beweiſen kann es, Gottlob, Niemand! — Darum will ich ruhig Alles abwarten, zu größerer Sicherheit aber doch Rückſprache mit einem meiner Advokaten nehmen, um ihn zu fragen, wie ich mich dabei zu verhalten habe; denn Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit, ſagt das Sprichwort, und darum heißt es, vor allen Dingen klug ſein, um ſich nichts zu vergeben, ſagte Frau von Kielmannsegge, die nun wieder vollſtändig beruhigt zu ſein ſchien.

Da ſie Herrn Graſſi leider nicht zu Hauſe fand, fuhr ſie von ihm geraden Weges zu ihrem Rechtsconſulenten.

Dr. Amandus Habakuk Storchſchnabel, der — Gott weiß warum — unter dem Spitznamen „Drillhaaſe“ bekannt war, gehörte jener auch in Dresden leider nicht allzuſelten vertretenen Sippe von Advokaten an, die unter der täuſchend ähnlichen Maske eines in jeder Beziehung vollkommen makelloſen Ehrenmannes ein dreimal abgefeimter Schurke war, der, ein äußerſt pfiffiger Rabuliſt und Rechtsverdreher, ſchon mehr als ein Mal Gelder, welche man ihm anvertraut, äußerſt gewandt unterſchlagen und ſich bisher immer unbeſtraft durchgeſchwindelt hatte, weil Dr. Drillhaaſe vor Allem ein Erz-Pfiffikus, nebenbei retrograder Mucker, außerdem ein durch Heirath reich gewordener „Mann bei der Spritze“ und ein durch Protectionen aller Art in den hochweiſen Schooß des Raths hineingeſchmuggelter Stadtverordneter, wie auch Vorſteher vieler wohlthätigen Anſtalten war und in dem Geruche bodenloſer Rechtlichkeit ſtand. Wenn er trotzdem faſt in jedem Prozeſſe, den er bisher für ſeine ziemlich zahlreiche Klientſchaft geführt, mehr als eine falſche Behauptung aufzuſtellen ſich erlaubt hatte, ſo war Letzteres hauptſächlich wohl nur darum geſchehen, weil er eine Perücke trug, die, genau betrachtet, eben auch nichts Anderes als eine Haartour oder falſche Behauptung war. Im Uebrigen pflegte er mit frommer Pünktlichkeit ſeine Abgaben zu bezahlen und auffallend fleißig die Kirche zu beſuchen; er war deshalb ſchon oft genug ganz nahe daran geweſen, ſich zum Mitgliede der zweiten Kammer erwählt zu ſehen, wenn nicht gewiſſe Kleinigkeiten dazwiſchen gekommen wären, welche ſeinen Lieblingswunſch einſtweilen vereitelt hätten. Drillhaaſe trug eine ſchwarze Perücke, eine rothe Halsbinde und eine goldene Brille und war durch die zufällige Zuſammenſtellung dieſer drei Farben bei einigen Schwachköpfen des hochweiſen Raths in den Ruf eines Demagogen oder Großdeutſchen gekommen, was ihm auf einer

Seite eben ſo viel zu ſchaden als auf der andern zu nützen ſchien. Genau genommen, gehörte er zu keiner Partei und hielt es deshalb mit jeder, welche ſich zufällig eben am Ruder befand.

— Was verſchafft mir die ſeltene Ehre Ihres mich hochbeglückenden Beſuchs? fragte die kohlrabenſchwarze Perücke.

— Ich wünſche Ihren Rath zu erfahren, erwiderte die Gräfin, welche uneingeladen auf den braunledernen Divan Platz nahm.

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten, erklärte die zinnoberrothe Cravatte.

— Sie ſind, wie notoriſch bekannt, ein Mann von eben ſo großem Geiſte, als allgemein anerkanntem Rechtlichkeitsgefühl, begann die Schmeichlerin.

— Bitte recht ſehr, entgegnete der ſich dankbar verbeugende, augenverdrehende Goldene-Brillen-Träger.

— Vor einer Stunde erhielt ich den Beſuch eines Unbekannten, welcher ſich Ernſt Graf nennt, ſeines Zeichens Lohndiener iſt und die unverſchämte Frechheit beſitzt, ſich — faſt ſchäme ich mich, es ihnen zu ſagen! — für meinen Sohn auszugeben wagt.

— Ei, das iſt ja ganz allerliebſt! entgegnete der augen- und rechtsverdrehende Mucker, ſich vergnügt die vielberingten Fäuſte reibend.

— Allerliebſt? wiederholte die Gräfin. Ich finde es frech und unverſchämt!

— Oft, meine hochverehrte Frau Gräfin, kommt allerliebſt und unverſchämt faſt auf Eines heraus, entgegnete der Rabuliſt. Sage ich allerliebſt, ſo verſtehe ich darunter dann und wann impertinent, und ſage ich zuweilen impertinent, ſo verſtehe ich darunter manchmal faſt eben ſo viel als allerliebſt. Wie, meine Gnädige, heißt jener Patron?

— „Die Leute nennen mich Ernſt Graf,“ erklärte er, ſich ſtolz in die Bruſt werfend.

— Sie ſelbſt haben mit ihm geſprochen? fragte Dr. Storchſchnabel, genannt Drillhaaſe.

— Nein, aber meine Diener ſagten es mir . . .

— Wiſſen Sie, wie alt er iſt? fragte der Anwalt, ſeiner Klientin eine kleine, allerliebſte oder unverſchämte Falle legend.

— Ei, woher ſollte ich dies wiſſen? fragte die auf Alles ſchnell gefaßte Gräfin.

— Ich glaubte, er habe es geſagt . . .

— Es hat ihn Niemand darum gefragt, erklärte Frau von Kielmannsegge.

— Er will alſo Ihr Sohn ſein?

— Ja! antwortete ſie trocken und kalt.

— Wer könnte ihm dies wohl verdenken? gloſſirte Drillhaaſe-Storchſchnabel. Sie ſind vornehm ... Sie ſind reich! Alle Welt, ja ich ſelbſt, möchte gern Ihr Sohn ſein, fügte der mund- und augenverdrehende Tartufe hinzu. Kennt er aber auch ſeinen Vater? fragte Drillhaaſe weiter.

— Da ich ſelbſt ihn nicht geſprochen habe, ſo weiß ich es nicht. Doch ſagte mir einer meiner Diener, durch welchen ich den unbekannten Abenteurer hinauswerfen ließ, gerade in dem Augenblick, als ich in den Wagen einſtieg, ſothaner Ernſt Graf habe ſich die eben ſo fixe als lächerliche Idee in den Schädel geſetzt, daß der Urheber ſeines dunklen Daſeins kein Geringerer als der vor zehn Jahren auf Sanct-Helena gekreuzigte Ex-Kaiſer der Franzoſen Napoleon Buonaparte I. geweſen ſei.

— Sie kannten Seine Majeſtät? fragte der Anwalt mit äußerſt harmlos-unſchuldiger Miene.

— Dieſe Frage ſcheint mir durchaus unnöthig, meinte die Gräfin, anſcheinend etwas ungeduldig mit der Spitze ihres rechten Fußes auf den Teppich klopfend.

— Mir hingegen ſcheint ſie äußerſt nothwendig, entgegnete der ſehr ehrenwerthe Stadtverordnete und Armenbezirks-Vorſteher.

— Allerdings kannte ich ihn, gab ſie zu.

— Und hatten Sie Umgang mit ihm?

— Ich finde dieſe Frage etwas unpaſſend, erwiderte die Gräfin, ihre trocken gewordene Unterlippe anfeuchtend.

— O, durchaus nicht! duplicirte der Advocat. Wenn Sie, meine Gnädige, im Nothfall beſchwören könnten, mit dem Allerhöchſtſeeligen niemals nähern Umgang gehabt zu haben, dann würde ſothaner Lohndiener Ernſt Schaf oder Graf, wie man ihn zu nennen geruht, allenfalls der Sohn der Gräfin Kielmannsegge, unter keinen Umſtänden aber der Sohn des verſtorbenen Kaiſers ſein können.

— Er iſt eben ſo wenig ſein als mein Sohn und allem Anſcheine nach nur ein myſtificirter und dupirter, leichtgläubiger Tropf, der ſich — ich ahne auch wohl durch wen — jenen hochromantiſchen Floh in's Ohr ſetzen ließ, um ſich über den armen Teufel und gleichzeitig auch über mich luſtig zu machen.

— Und wer, glauben Sie, ſei der Urheber dieſer fein ausgeſponnenen Intrigue? wünſchte der ſchlaue Habakuk zu erfahren.

— Ich vermuthe, daß es Lieſenberg iſt, meinte die Gräfin.

— Und wer iſt denn dieſer Lieſenberg? fragte der neugierige Inquirent.

— Ein Biedermann erſter Klaſſe mit Eichenlaub . . .

— Und was heißt dies, meine Gnädige?

— Das heißt ein Schurke letzter Gattung. Früher Tiſchler, war er ſpäter Spion geweſen . . .

— I, das iſt ja ganz allerliebſt, niederträchtig wollte ich ſagen, meine Gnädige! Ausſagen ſolcher Leute gelten gar nichts!

— Ganz ſo, Doctor, denke auch ich! Was aber rathen Sie zu thun?

— Vorläufig, meine Gnädigſte, noch gar nichts! Ich werde beide Menſchen rufen laſſen, erklärte der Anwalt.

— Wann? fragte ſie ernſt und kalt.

— Schon in einigen Tagen, meine Allergnädigſte!

— Und warum nicht ſchon heute oder morgen?

— Nun ganz wie Sie es befehlen, meinte Drillhaaſe.

— Wann darf ich mir Antwort holen? fragte die Gräfin, die ſehr preſſirt zu ſein ſchien.

— Uebermorgen früh ganz um dieſe Zeit!

— Nun denn auf Wiederſehen, Herr Doctor! ſagte unſere Heldin und entfernte ſich eiligſt.

Als Dr. Amandus Habakuk Storchſchnabel, genannt Drillhaaſe, wieder mit ſich allein und ſeinem „eben ſo großen Geiſte als allgemein anerkanntem Rechtlichkeitsgefühle“ war, ſagte er zu ſich, mit dem Zipfel ſeines Rockes (Drillhaaſe trug im Jahre vier Röcke: einen pfirſichgelben Rock im Frühling, einen veilchenblauen Frack im Sommer, eine ſpinatgrüne Joppe im Herbſt (denn er war ein leidenſchaftlicher Jäger) und einen zimmetbraunen Paletot im Winter) die blauen Brillengläſer reinigend und dann liſtig prüfend hindurchſchauend:

— Jeder Advokat, der aus dieſem dankbaren Rohre ſich keine nutzbringende Pfeife zu ſchneiden verſteht, muß entweder ein großartiger Eſel oder ein höchſt bedauerlich uneigennütziger Rechtsbeiſtand ſein. Da ich aber das Eine eben ſo wenig wie das Andere bin, ſo werde ich, wie weiland Girolamo Scotto, aus dieſem alltäglichen Blei Gold, aus dieſem Queckſilber Geld kneten und dabei (ſich ſeelenvergnügt die behaarten Hände reibend) vollſtändig meine Rechnung finden, ſo wahr ich Amandus Habakuk Storchſchnabel heiße

und meiner Anſicht nach ein Ehrenmann im reinſten Sinne dieſes arg mißbrauchten Ehrentitels bin. — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin fuhr direct nach Reiſewitz. Unterweges begegnete ſie ihrem Freunde Graſſi. Sie lud ihn ein, freundlichſt einzuſteigen. Er beeilte ſich, das Anerbieten anzunehmen.

— Woher kommen Sie? fragte der Legationsrath.

— Vom Doctor Storchſchnabel, ſagte die Gräfin und erzählte ihm ihre neue Leidensgeſchichte.

— Und Sie wollen dieſen Menſchen verklagen? fragte ihr Freund.

— Allerdings! erwiderte die Gräfin, welche feſt dazu entſchloſſen ſchien.

— Thun Sie dies nicht! rieth Graſſi.

— Und warum, wenn ich fragen darf?

— Gewiſſe Dinge muß man niemals aufrühren . . .

— Ich brauche mich nicht zu fürchten, erklärte Frau von Kielmannsegge.

— Trotzdem aber erlaube ich mir, Ihnen den wohlgemeinten Rath zu geben, die Sache lieber ſtillſchweigend fallen zu laſſen, als ſie zur Freude Ihrer Feinde an die große Glocke aufzuhängen.

— Und weshalb ſollte ich darüber ſchweigen?

— Weil aus Quark niemals Chocolade wird.

— Sie mögen Recht haben, ſagte ſie.

— O, hätten Sie mir ſtets gefolgt! ſtöhnte Graſſi.

— Dann wäre Manches ganz anders gekommen, geſtand ſich die Schuldbewußte und — ſchien wiederum in den Schlamm mißmuthiger Gedanken hineinzugerathen.

Siebentes Kapitel.

Noch am Abende desſelben Tages ſchrieb ſie ihrem Rechtsanwalte ein lakoniſches Billet folgenden Inhalts:

„Thun Sie nichts in jener Sache. Wir wollen ſie lieber fallen laſſen.

Die Gründe ſage ich Ihnen mündlich.

Gräfin Kielmannsegge, geb. von Schönberg.“

Achtes Kapitel.

In der Schank- und Speiſewirthſchaft „zur blauen Pomeranze" ſaßen am Abende desſelben Tages die vier Schafköpfler Lieſenberg, Simpel, Pimpel und Trimpel bei einem Glaſe Bier und erwarteten den Fünften, von welchem der Erſtgenannte jenes Viergeſpanns den andern Drei ſo viel Neues und Intereſſantes zu erzählen wußte, daß ſie es kaum erwarten konnten, die perſönliche Bekanntſchaft jenes Fünften zu machen, der natürlich kein Anderer, als Seine Kaiſerliche Hoheit, Prinz Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte, der angebliche Sohn des Kaiſers der Franzoſen und der Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge war.

— Der arme Junge thut mir leid, ſagte Lieſenberg zu ſeiner Schafkopf-Partie. Er, der wie alle Welt behaupten will, der leibhafte Sohn Kaiſer Napoleon's ſein ſoll, iſt durch die Liebloſigkeit ſeiner Mutter, die ihn natürlich nicht anerkennen will, zu dem traurigen Looſe verurtheilt, ſich als Lohndiener ſein

Brot mühſelig verdienen zu müſſen, was aber nicht ſo leicht iſt, als Ihr Euch einbilden mögt, denn es gibt der Lohndiener und Lohnkellner hier leider ſchon ſo viele, daß man damit ganz bequem die Elbe und Weiſeritz zuſtopfen und die Schäferſtraße pflaſtern kann. Und ſo kommt es, daß Seine Kaiſerliche Hoheit, der leider kein Unterkommen finden kann, oft keinen Pfennig Geld hat und manche Nacht mit nüchternem Magen zu Bett gehen muß. Und nur darum, weil er mir ſo ungeheuer leid thut, hatte ich ihm vorgeſtern den wohlgemeinten Rath ertheilt, ſich an ſeine Frau Mutter zu wenden, ihr ſeine große Noth zu klagen und ſie himmelhoch zu bitten, daß ſie ſich huldreich ſeiner annehmen und — falls ſie ihn durchaus nicht anerkennen wolle — ihm wenigſtens eine kleine Unterſtützung ausſetzen möchte, um ihn, der doch immer ihr Kind iſt und bleibt, wenigſtens vor Mangel und Elend zu ſchützen. War das recht von mir oder nicht? fragte der ſchlaue Ex-Spion.

— Verſteht ſich, war es recht von Dir, erklärte der Schuhflicker-Leichenbitter Harald Simpel aus Pirna.

— Een Sächſer verläßt keenen Andern nich! meinte der Schneider Fürchtegott Themiſtokles Trimpel aus Pulsnitz.

— Nu eben! beſtätigte der nachtwachende Horndrechsler Jeremias Pimpel aus Meißen.

— Kaiſerliche Hoheit, ſagte ich zu ihm, rücken Sie Ihrer Mutter auf den Hals und gehen Sie ihr dann erſt vom Leibe, wenn Gräfin Kielmannsegge — denn nur ſie iſt ſeine Mutter! — Ew. Kaiſerliche Hoheit entweder vollſtändig als ihren Sohn anerkennt oder Ihnen ſchriftlich eine feſte regelmäßige Unterſtützung zuſichert. War das recht oder nicht? fragte Lieſenberg.

— Sehr recht! wiederholten die andern Drei.

— Geſtern Früh war er bei ihr . . .

— Und was ſagte die Frau Mutter? fragte der Pirna'ſche Harald.

— Nichts, gar nichts, ſagte die Gräfin. Sie ließ ſich nicht einmal ſehen . . .

— Nu ſeht emal! rief Themiſtokles ausſpeiend.

— Nu eben! bemerkte der Meißener Jeremias.

— Ihre Dienerſchaft mußte ihn ſchnöde abweiſen . . .

— I, Herrje! riefen alle Drei hochempört.

— Die Gräfin ließ Seine Kaiſerliche Hoheit ohne Umſtände — hört, hört, Ihr Bürger! — rückſichtslos zum Thore hinaus auf die Landſtraße werfen.

— I da ſchlag ein Donnerwetter rein! fluchte der Leichenbitter.

— Das iſt ja geradezu himmelſchreiend-niederträchtig! wüthete der ſpeichelverſchwendende Schneider.

— Nu eben! ſetzte der Horndrechsler hinzu.

— Wißt Ihr, was ſie noch that? fragte der Aufhetzer.

— Nu? fragten Simpel, Pimpel und Trimpel.

— Sie ließ Seiner Kaiſerlichen Hoheit durch einen Diener ſagen, ſie werde auf Hochdenſelben, falls er's noch einmal wagen ſollte, ſie mit ſeinem Beſuche zu beläſtigen, ihre Bullenbeißer hetzen und ihn in Fetzen zerreißen laſſen.

— Herrjeh, hat ſie das werklich geſagt? fragte Simpel.

— Habe ich Euch jemals belogen? declamirte Lieſenberg.

— Nie nich! geſtand der ſpeichellaſſende Schneider.

— Nu eben! meinte die urgemüthliche Nachtwächterſeele.

— Aber das Allerſchlimmſte kommt erſt noch! Die Gräſin hat ihrer Herzloſigkeit gegen den armen Wurm, den ſie unter ihrem Herzen trug, dadurch die Krone aufgeſetzt, daß ſie den abſcheulichen Verſuch gemacht, die gerechten Anſprüche des von ihr verſtoßenen Sohnes mit einem lumpigen Thaler abzuſpeiſen.

— Eenen eenzigen Thaler? wiederholte Harald der Schuhflicker.

— Und hat er ihn denn angenommen? fragte Fürchtegott Themiſtokles, der ausſpeiende Nadelheld.

— Nein, er hat ihn nicht angenommen, erklärte Lieſenberg mit gerechtem Stolze.

— Das war ſehr dumm von ihm! meinte Simpel.

— Nu eben! erklärte beiſtimmend Jeremias Pimpel.

— Seine Kaiſerliche Hoheit geruhten den mütterlichen Thaler dem frechen Domeſtiken-Geſindel vor die Füße zu werfen mit den Worten: Theilt ihn unter Euch, Ihr Lumpenpack!

— Ich an ſeiner Stelle, ich hätte mir gar keen Gewiſſen nich daraus gemacht, den Thaler zu behalten, geſtand der Leichenbitter.

— Ich ooch nich! erklärte der Ausſpuckende.

— Nu eben! bemerkte der horndrechſelnde Nachtwächter.

— Seine Kaiſerliche Hoheit hatte Skandal gemacht. Die Gräfin, welche darüber empört geweſen war, hatte in der erſten Hitze beſchloſſen, ihn augenblicklich verklagen zu laſſen, und war deshalb gleich darauf zu ihrem Advokaten Namens Storchſchnabel, (Ihr kennt doch wohl Dr. Drillhaaſen?) gefahren.

— Ei, wer kennt denn den nich? fragte Trimpel, diesmal ausnahmsweiſe rechtzeitig ausſpeiend.

— Unterbrich mich nicht, Trimpel! ſagte Lieſenberg. Sie war alſo zu Drillhaaſen gefahren, um ihm den Auftrag zu geben, ſofort gegen Seine Kaiſerliche Hoheit eine Klage einzuleiten . . .

— Und von wem weeßt Du das? fragte Simpel.

— Schafskopf! erwiderte Lieſenberg, von ihm ſelbſt! Drillhaaſe verſprach, den Prinzen rufen zu laſſen, was er aber wohlweislich unterließ, weil ein paar Stunden ſpäter ein Brief der Gräfin ankam, worin ſie Drillhaaſen bei allen Wunden des Heilands beſchwor, den Prozeß lieber fallen zu laſſen. Wenn Ihr nun nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen ſeid, dann frage ich Euch einfach: Was beweiſ't die Zurücknahme ihrer Klage?

— Daß ſie keen reenes Gewiſſen hat! commentirte der ſpeichelvergeudende Pulsnitzer.

— Nu eben! ſetzte der Meißener hinzu.

— Ob dieſer Schafskopf wohl jemals etwas Anderes als „Nu eben“ ſagt, bemerkte der Pirnaer Staatsbürger.

— Das geht Dich gar nichts an, bemerkte der Schneider zur Rechtfertigung des Horndrechslers.

— Nu eben! wiederholte der gekränkte Nachtwächter.

— Ruhe, meine Herren Schafsköpfe! Ruhe iſt die allererſte Bürgerpflicht! ermahnte Lieſenberg, der allen Dreien ſehr imponirte, weil er allein mehr Grütze als das ganze Trifolium beſaß.

Worauf alle Dreie das Maul hielten.

— In Folge jener raſch zurückgezogenen Klage, durch welche ſich die angebliche Mutter Seiner Kaiſerlichen Hoheit ſelbſt in Euren Augen höchſt verdächtig gemacht haben muß, hat Prinz Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte — wie er mir heute früh erzählt — ſich nun entſchloſſen, ſeiner mehr als liebenswürdigen Frau Mutter einen fulminanten Brief zu ſchreiben.

— Was heeßt das fulminant? fragte Simpel.

— Weiß der nicht, was fulminant iſt! Fulminant, verdolmetſchte ihm Lieſenberg, heißt ſo viel als niederſchmetternd, donnernd, blitzeſchleudernd.

— Kann er dennooch Blitze ſchleudern? fragte Trimpel, der, hoch überraſcht, wieder etwas Speichel fahren ließ.

— Warum denn nicht? Das kann Jeder, welcher Courage hat, erklärte hochtrabend Meiſter Lieſenberg.

— Nu eben! beſtätigte der furchtſame Pimpel.

— Dieſen Brief will er uns vorleſen, fuhr der Ex-Spion fort.

— Wenn denn? fragte das neugierige Kleeblatt.

— Noch heute Abend, wie er mir verſprochen hat. Ei ſeht doch, da kommt er! Guten Abend, Kaiſerliche Hoheit! rief ihm der Ex-Tiſchler entgegen, welcher ſich raſch von ſeinem wackeligen Stuhle erhoben und den Eingetretenen mit meiſterhaft erheuchelter Ehrfurcht begrüßt hatte.

Die andern Drei folgten ſeinem Beiſpiele.

— Guten Abend, Lieſenberg, guten Abend, meine Herren, ſagte Ernſt Graf, mit einer Herablaſſung, die ſchon klafterweit die nicht genug anzuerkennende Leutſeligkeit des Prinzen hindurchſchimmern ließ. Wie geht es Ihnen, lieber Freund? fragte der Sohn ſeiner Mutter.

— Ich danke für gütige Nachfrage, erwiderte Lieſenberg. Wie befinden ſich Ew. Kaiſerliche Hoheit? fragte er mit wahrhaft rührendem Reſpect.

— Den Umſtänden nach ganz paſſable-miſerable!

— Er ſpricht ooch Engliſch, flüſterte der ausſpeiende Trimpel dem tabakkauenden Pimpel zu.

— Nu eben! bemerkte Letzterer pflichtſchuldigſt verwundert.

— Und haben Ew. Kaiſerliche Hoheit geruht, den bewußten „Schreibebrief“ aufzuſetzen?

— Das habe ich allerdings nicht vergeſſen, erklärte Ernſt Graf.

— Ew. Kaiſerliche Hoheit wollten ſich allerhuldreichſt herablaſſen, mir und dieſen ſehr ehrenwerthen Schafkopf-Genoſſen, welche verſchwiegen wie franzöſiſche Staatsgefängniſſe ſind, Ihr Allerhöchſtes Handbillet vorzuleſen.

— Das ſoll geſchehen! entgegnete Ernſt Graf.

Bei dieſen Worten zog Seine soi-disant Kaiſerliche Hoheit aus der dunklen Tiefe ſeiner Bruſttaſche ein nicht mehr jungfräulich reines Blatt Papier hervor, das er langſam entfaltete, um den Inhalt des Blattes mit gravitätiſchem Ernſte und majeſtätiſcher Würde den geſpitzten Windhund-Ohren ſeiner Zuhörer preiszugeben. Er räuſperte ſich und las dann: „Madame la Comtesse.“

— Was heeßt das? unterbrach ihn Simpel.

— Lieſenberg, überſetzen Sie dies Ihrem Freunde! geruhte Ernſt Graf zu befehlen.

— Das heißt zu deutſch: „Frau Gräſin.“

— Das muß man wiſſen, ſagte Trimpel.

— Nu eben! meinte Freund Jeremias Pimpel.

— „Es wird Ihnen bekannt ſein, (fuhr Graf vorzuleſen fort) daß ich vorgeſtern in Reiſewitz geweſen war, um Ihnen pflichtſchuldigſt meine Aufwartung zu machen, weil Sie — was Ihnen gleichfalls nicht unbekannt geblieben ſein kann — meine hochverehrte anonyme Mutter ſind. Ich bitte, darüber nicht zu erſchrecken, denn das Unglück oder die Schande iſt wirklich nicht ſo groß, als Sie ſie ſich vielleicht auszumalen geruhen; denn wie oft ſchon im Leben mag es nicht blos hier, ſondern auch wohl anderwärts, vorgekommen ſein, daß eine unſchuldige Frau verführt und — ganz gegen ihren Willen — Mutter geworden iſt?!“

— Bravo, Kaiſerliche Hoheit! unterbrach ihn Liesenberg.

— „Statt nun Ihrem unglücklichen Sohne den Troſt einer mündlichen Unterredung zu gönnen, haben Sie, Frau Gräfin, es unglückſeligerweiſe vorgezogen, mich durch Ihre mehr als rohe Dienerſchaft abweiſen zu laſſen und . . . durch Verabreichung eines elenden Thalerſtücks abſpeiſen wollen, welches ich natürlich nicht angenommen habe, weil ich kein Bettler, ſondern — ich rufe Gott zum Zeugen auf! — Ihr Sohn bin. Da mein Ehrgefühl mir ſagt, daß ich Sie ſeit jenem Vorfall nicht mehr mit meinem Beſuche beläſtigen darf, ohne mich der Gefahr auszuſetzen, von Ihren hochgräflichen Hunden gebiſſen zu werden, ſo habe ich mich entſchloſſen, Ihnen ſchriftlich auseinander zu ſetzen, was der Sohn ſeiner Mutter mitzutheilen hat.“

— Brav, ſehr brav! wiederholte der Spion.

— Scheene, ſehr ſcheene! wiederholten die Andern.

— „Ich verlange, daß Sie mich anerkennen (fuhr der Briefſchreiber fort). Ich bin zwar arm, aber ehrlich! Sie brauchen Sich meiner durchaus nicht zu ſchämen, denn **ich** habe bisher nichts verbrochen! Früher war ich angehender Bajazzo geweſen. Im Schloß zu Arenenberg, wo ſich unſere Truppe ſehen ließ, war die Aehnlichkeit zwiſchen mir und meinem hocherlauchten Vater, der, wie Ihnen am Beſten bekannt ſein muß, kein Anderer, als der hochſelige Kaiſer Napoleon Buonaparte (glorreichen Andenkens!) geweſen iſt, der Königin Hortenſe und ihrer Umgebung dergeſtalt aufgefallen, daß eine ihrer Hofdamen mich auf ihren Schooß nahm, mich — damals war ich zehn Jahre alt — herzlich abzuküſſen und reich zu beſchenken geruhte. (Sie gab mir ein nagelneues Zwanzigfrankenſtück. Darauf ſah ich das Bild des Kaiſers und erſchrak über die Aehnlichkeit zwiſchen Ihm und mir!")

— Rührend wahr und ſchön! rief Lieſenberg.

— Nu eben! ſagte Pimpel und wiſchte ſich mit dem kleinen Finger ſeiner Rechten eine horngedrechſelte Thräne aus ſeinem linken Augenwinkel.

— „Jetzt bin ich ein armer Bummler (fuhr Ernſt Graf ſtolz zu leſen fort). Um keinem Menſchen zur

Laſt zu fallen, ſchlage ich mich mühſelig als Lohndiener durch und verdiene manchen Tag kaum zehn Silbergroſchen, um mein armſeliges Daſein zu friſten. Trotz meines Elends bin ich zufrieden. Fragen Sie mich, herzloſe Mutter, warum? dann muß ich Ihnen darauf erwidern, weil ich noch jung und ledig bin, volles Vertrauen zu Gott und guten Menſchen habe und mir wegen meiner ungewiſſen Zukunft vorläufig noch keine grauen Haare wachſen laſſe.“

— Ich möchte Sie abſchmatzen, Kaiſerliche Hoheit! rief der ſeine Thränen zurückhaltende Heuchler.

— Verſchieben Sie dies auf's nächſte Mal, ſprach der Prinz mit dem ganzen Aplomb ſeiner allerhöchſten Abſtammung. Aber unterbrechen Sie mich nicht! fügte Ernſt Graf hinzu.

— Nu eben! meinte Pimpel ärgerlich.

— „Mein Betragen — (fuhr er zu leſen fort) — wird Ihnen beweiſen, daß ich niemals vergeſſen werde, wer meine hochgeſtellten Eltern ſind. Nie werde ich rohe Exceſſe begehen. Mein Benehmen wird ſtets ein Solches ſein, daß Niemand mir jemals den Vorwurf machen wird, deshalb, weil meine herzloſe Mutter mich von zarter Jugend an wildfremden Menſchen preisgegeben hat, im Unglück, das ich allerdings nicht verdient zu haben glaube, ausgeartet und ſo tief geſunken zu ſein, daß ich meinem in Gott ruhenden Vater oder Ihnen, meiner hochgeſtellten Mutter, jemals Schande machen werde; denn Armuth allein ſchändet uns nicht.“

— Das iſt klaſſiſch! rief der Tiſchler.

— Was heeßt klaſſiſch? fragte der Schuhflicker.

— Weiß der nicht, was klaſſiſch iſt! ſtöhnte Lieſenberg. Klaſſiſch, hochgeſchätzter Ignorant und Einfaltspinſel, heißt ungefähr ſo viel als edel und erhaben.

— Das dacht' ich mir, betheuerte Trimpel.

— Nu eben! beſtätigte der ſcharfſinnige Pimpel.

— Sind Sie fertig? fragte Ernſt Graf.

— Kaiſerliche Hoheit, ich bitte, huldreichſt fortzufahren, ſprach Lieſenberg.

— „Stets werde ich mich anſtändig durchbringen (fuhr der Briefſchreiber fort), aber ſo lange Sie und ich leben, werde ich niemals aufhören, meine Anſprüche an Sie geltend zu machen und nicht eher zu ruhen, bis Sie, hartherzige Mutter, mich als Ihren rechtmäßigen Sohn anerkannt haben werden; denn dies bin und bleibe ich!“

— Es lebe hoch Seine Kaiſerliche Hoheit! ſchrie der Tiſchler.

— Fifat hoch! ſchrieen die drei andern Pfahlbürger.

— Ich bin noch nicht zu Ende! erklärte der Gefeierte. Hören Sie den Schluß meines Briefs!

— Wir ſind ganz Ohr! verſicherte Lieſenberg.

— Ich ooch, ich ooch! ſagten Simpel und Trimpel.

— Nu eben! ſprach der erzgemüthliche Pimpel.

— „Denn dies bin und bleibe ich“ (wiederholte Graf). Dieſe ſechs Worte habe ich zweimal unterſtrichen. Ich ſelber werde mir mein Recht ſuchen, fuhr er fort, Alles thun und Nichts unterlaſſen, um früher oder ſpäter die Welt von dem Rechte meiner Anſprüche und von der Wahrheit meiner Abſtammung zu überzeugen. Nur aus dieſem und keinem andern Grunde werde ich mich, von heute angefangen, mit meinem vollen Namen unterzeichnen. Mit rückſichtsloſer Hochachtung habe ich die Ehre zu ſein, Madame la Comteſſe,

Ihr verſtoßener und Sie dennoch nicht
verachtender Sohn und Erbe
Ernſt Graf, genannt Napoleon
Buonaparte.

— Ich möchte in fünfmalhunderttauſend Thränen zerfließen, ſchluchzte der Biedermann.

— Sparen Sie ſie für paſſendere Gelegenheiten, erſuchte ihn Seine Kaiſerliche Hoheit.

— Wie Sie befehlen! ſagte der Tiſchler, ſeine lackirten Nußbaum-Thränen abtrocknend.

— Ich bin, weeß Gott, ooch gerührt! bekannte der Schuhflicker mit gänzlich ungekünſtelter Leichenbitter-Miene.

— Ich könnte flennen wie een Wickelkind! geſtand der ewig zu unrechter Zeit ausſpeiende Trimpel.

— Nu eben! ſagte Pimpel und heulte.

— Und wann, fragte Lieſenberg, werden Ew. Kaiſerliche Hoheit dieſes allerhuldreiche Handbillet an Ihre Frau Mutter gelangen laſſen?

— Morgen früh, wenn ich's abgeſchrieben habe…

— Die Gräfin wird außer ſich gerathen, prophezeite Lieſenberg.

— Ja, ja! ſagten die drei Andern.

— Nu eben! ſetzte der Vierte hinzu.

— Dies hoffe auch ich! erklärte Graf. Was aber, Freunde, machen wir nun? fragte Seine Kaiſerliche Hoheit.

— Jetzt, mein Prinz, ſpielen wir Schaafkopf! ſagte Lieſenberg.

— Ich bin dabei, erklärte Ernſt Graf.

Und nun ging das Kartenſpielen los. So ſpielten ſie wohl mehrere Stunden. Vor Zehn entfernte ſich der Nachtwächter. Um Eilf verabſchiedete ſich der Schneider. Erſt nach Mitternacht ging der Schuſter. Nur Lieſenberg blieb noch bis Eins. Dann ſchlich auch er nach Hauſe. Der Einzige, welcher zurückblieb, war Graf. Der Schauplatz hatte ſich weſentlich geändert. Zu Anfange dieſer Scene hatten jene vier bereits abgetretenen Schaafkopf-Genoſſen, wie am Eingange dieſes Kapitels angedeutet worden war, bei einem Glaſe Bier ungeduldig der Ankunft des Fünften entgegengeſehen; jetzt ſaß dieſer Eine Fünfte, welcher Niemanden mehr zu erwarten ſchien, ſtillvergnügt bei vier bereits geleerten Biergläſern und beſtellte eben — das fünfte Töpfchen. Nachdem er auch dieſes bis auf die Nagelprobe ausgetrunken hatte, bezahlte er ſeine Zeche und zickzackte nach ſeiner Wohnung, unter Anſtimmung des bekannten Gaſſenhauers:

„Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen
Und haben einander ſo lieb, juchhe!“

— Gute Nacht, Kaiſerliche Hoheit! rief ihm eine bekannte Stimme zu. Fallen Sie nicht in den Rinnſtein! warnte der Nachtwächter, der eben erſt die zweite Morgenſtunde verkündigt hatte.

Neuntes Kapitel.

Der geſchichtliche Memoiren-Roman, welchen, beiläufig erwähnt, nicht Frau Louiſe Mundt-Mühlbach, vor der wir unſern Hut ziehen, ſondern unſere ganz unbedeutende Wenigkeit in Deutſchland zuerſt eingeführt,*) hat wenigſtens das Gute, daß der Autor Manches, was ihm in frühern Kapiteln entſchlüpft war, in einem der ſpätern Abſchnitte nachträglich erzählen kann, ohne den Zuſammenhang des Ganzen aufzuheben.

Wir haben früher von Gentz geſprochen und ihn im dritten Kapitel dieſes Bandes unſerer Erzählung ſterben laſſen, ohne manches Intereſſante, das uns bis dahin unbekannt geblieben war, der Wißbegierde unſers

---

*) Mein erſter Roman dieſer Art erſchien unter dem Titel: „Graf Saint-Germain“ im zweiten Jahrgange meines „Narren-Almanachs“ (Leipzig 1844), während der erſte Roman gleicher Gattung von Louiſe Mühlbach, „Friedrich der Große und ſein Hof“, wiederum nur beiläufig erwähnt, eine Nachahmung meines „Potsdam und Sansſouci“ (Leipzig 1845), erſt acht Jahre ſpäter (Berlin 1853), an's Licht trat.

Leſers mitzutheilen. Jetzt, wo wir noch manches Neue über ihn aufgefunden haben, beeilen wir uns, hier dasſelbe nachzuholen.

Varnhagen von Enſe hat dem ſeligen Hofrath von Gentz in ſeiner „Galerie von Bildniſſen aus Rachel's Umgang und Briefwechſel“ *) ein ſehr anziehendes Denkmal geſetzt, das „in Allen, die jenen Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, einen Reiz, eine Luſt, ein Lächeln und ein Staunen der Erinnerung“ erwecken wird.

Friedrich Gentz, der im Jahre 1803 von Berlin nach Wien übergeſiedelt war, lebte in letztgenannter Stadt wie „Gott in Frankreich.“

Um dieſe Zeit ſchrieb er an Rahel Levin (die nachmalige Frau von Varnhagen) einen jener enthuſiaſtiſchen Briefe, wie nur eine ſo gewandte und galante Feder, wie die ſeinige, ſie zu ſchreiben vermag, aus dem wir aber, um uns ſo auszudrücken, nur das Kopf- und Schwanzſtück mittheilen wollen.

„Engel des Himmels! (lautet der Anfang). Gibt's denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen ſchreiben kann. Gibt es Antworten auf ſolche Briefe? Haben Sie ſich denn vorgenommen, mich wahnſinnig

---

*) Leipzig 1836, Band II, Seite 157 bis 260.

zu machen? Wie oft habe ich Ihnen geſagt, daß Sie das erſte Weſen auf der Welt ſind? Wo iſt denn noch Eines, das ſo lieben, ſo denken, ſo raſen, ſo ſchreiben kann? — — — Ihre Briefe ſind gar nicht geſchrieben: ſie ſind lebendige Menſchen, die mit ſchönen, lieben, weichen Händen, vollem Buſen, kleinen Füßen, göttlichen Augen und beſonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf- und abſpazieren, mich küſſen und an ihre Bruſt drücken. Und ſolche Briefe ſoll ich beantworten? Nein, dies thue ich nicht mehr; es iſt genug, daß ich ſie leſen muß. Dies geht wirklich ſchon auf Tod und Leben. Vom Verſtande ſage ich nichts mehr; um den haben Sie mich längſt gebracht.“ — — —

In dieſem Tone geht es ſeitenlang fort bis an's Ende, alſo lautend:

„Ich wohne jetzt Kohlmarkt, Nummer 1215, habe hübſche Meubles und — lebe raſend gut!“

Es freut uns, wenn es einem Manne, wie Herrn von Gentz, „raſend gut“ geht, denn nicht jeder Mann von Geiſt iſt in Deutſchland ſo glücklich ſituirt geweſen, wie Herr von Gentz.

Alle Welt behauptet, daß er mit Marianne Meyer, der ſogenannten Prinzeſſin von Eybenberg, ſchon ſeit 1801 verheirathet geweſen ſei. Wer jemals daran gezweifelt haben ſollte, braucht nur einen Blick in den

Jahrgang LXIV. von Varrentrapp's „Genealogiſchem Staatshandbuch“ zu werfen. — Seite 146 iſt dort, (wie in vielen andern genealogiſchen Kalendern) Folgendes zu leſen:

„Graf Heinrich XIV. von Reuß-Greiz hatte ſich im Juni 1797 zu Königsbrück in der Niederlauſitz vermählt mit Marie Anne Meyer, die als Witwe den Namen Frau von Eybenberg geführt hat und nun in zweiter Ehe mit dem berühmten Schriftſteller Friedrich von Gentz, k. k. Hofrath, vermählt iſt.“ —

Der Gemahl dieſer Frau von Eybenberg iſt der Einzige, welcher, auffallend genug, dieſe Thatſache geradezu abzuleugnen ſcheint.

In einem aus Wien 28. September 1803 datirten Briefe an Rahel*) ſchreibt er u. A.:

„Ich habe keine Leidenſchaft mehr für Chriſtel**) und werde aller Wahrſcheinlichkeit gemäß auch keine wieder für ſie faſſen. Es iſt mir ſogar — doch dies bleibe ſtreng unter uns! — in mancher Beziehung unlieb, daß ſie nach Wien kommen will. Es kann mich auf die eine oder die andere Weiſe in meiner Ruhe ſtören. Ich will mich nun ſchlechterdings nur für große

---

*) Siehe Galerie, Seite 196.

**) Leider haben wir nirgends aufzufinden vermocht, wer dieſe „Chriſtel“ geweſen iſt.

Objecte in Bewegung ſetzen. Chriſtel aber iſt denn doch am Ende nur ein kleines!“

„Wenn man Ihnen geſagt hat (ſchreibt er weiter), daß ich Marianne Eybenberg heirathe, ſo ſage ich Ihnen, daß dies die grundloſeſte und dümmſte aller Neuigkeiten geweſen war, daß es auch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat und keinen jemals geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines ſolchen Schritts mir einfiele. Auch werden Sie es wohl niemals geglaubt haben.“

Sieben Jahre ſpäter ſchrieb er aus Teplitz (am 21. September 1810) an Rahel:*)

„Mit Göthe habe ich dieſen Sommer viel zuſammengelebt. Daraus aber „mache ich mir nicht viel.„ Sie haſſen das Trennen und Zerfleiſchen; auch nicht mit Unrecht. Von Göthe aber muß ich behaupten, daß zwei Menſchen in ihm ſtecken: eine Art von Mephiſtopheles — und das nicht einmal ein pikanter — und das allmächtige Dichtergenie! Sonſt war er als Menſch mir ſtets zuwider. Dieſen Sommer habe ich ihn ertragen gelernt. — — — Er iſt eigentlich mit Niemanden recht aufrichtig gern, als mit Marianne Eybenberg. Dies aber iſt das Schrecklichſte, was ich über einen Menſchen zu ſagen weiß.“ — — —

---

*) Siehe Galerie, Seite 206

Trotzdem aber unterliegt es keinem Zweifel, daß Gentz dies „Schrecklichſte der Schrecken“ ſpäter doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, geheirathet hatte; denn alle Kalender können unmöglich uns belügen!

Am 8. Auguſt 1811 beklagt er ſich in einem aus Wien datirten Briefe (Seite 210) über Geldmangel und ſchreibt u. A.:

„Gott und ſein Würgengel Buonaparte ſind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und Einſchränkungen iſt gekommen. Lebensluſt und Lebensmuth, ſo wundervoll ſie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, ſinken denn doch unter dem Drucke von Außen. Sie werden dies Alles vortrefflich verſtehen; denn was verſtänden Sie wohl nicht?“ — — —

Zwei Jahre ſpäter ſchrieb er (am 23. Juni 1813) aus Ratiborzitz bei Nachod (Seite 213):

„Der Ort, wo ich mich jetzt befinde, iſt ein Luſtſchloß der Herzogin von Sagan und liegt eine Meile von Nachod. Ich habe dieſen Ort zu meinem Hauptquartiere gewählt, weil ich hier inmitten aller großen Verhandlungen ſitze und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genießen kann. — — — In Gitſchin, ſechs Stunden von hier, hält ſich Kaiſer Franz mit dem Grafen Metternich auf; in Opotſchna, drei Stunden von hier, verkehrt Tage lang der Kaiſer Alexander mit ſeinen beiden Schweſtern.*) Dort war auch ich zwei Tage und ſah vorgeſtern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiſer ſpeiſte. Humboldt war mit mir. — — — Ratiborzitz iſt der Central-Verſammlungspunkt. Hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler von Hardenberg, bald Andere zuſammengehauſ't. Hier ſind große Dinge getrieben worden. — — — Ich weiß Alles, ſag' ich Ihnen. Kein Menſch auf Erden weiß von der Zeitgeſchichte, was ich davon weiß; denn in ſo tiefer Intimität mit ſo vielen Haupt-Parteien und Haupt-Perſonen zugleich war noch Niemand und kann nicht ſo leicht ein Anderer ſein. Es iſt nur Schade, daß für die Mit- und Nachwelt dies Alles verloren iſt. Denn zum Sprechen bin ich zu verſchloſſen, zu diplomatiſch, zu faul, zu blaſirt und zu boshaft; zum Schreiben aber fehlt es mir an Zeit, Muth und beſonders an Jugend."

---

*) Mit der verwitweten Erbgroßherzogin Katharina Pawlowna von Oldenburg und nachmaligen Königin von Württemberg und mit der Erbgroßherzogin Maria Pawlowna von Sachſen-Weimar.

Gentz war damals kaum ein Fünfziger. Das, woran es ihm am Meiſten gefehlt hatte, war — Muth!

Am 21. April 1814 ſchreibt er:

„Ich war ſeit meiner Rückkehr nach Wien (Gentz hatte ſich damals in Prag aufgehalten) faſt immer krank, bin es auch noch, und zur Correſpondenz mit Freunden fehlt es mir an Zeit. — Sonſt bin ich durch nichts *entzückt*; vielmehr ſehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern und meiner eigenen — Nicht-Weisheit, aber Hellſichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfſichtigkeit mehr, als es erlaubt iſt, durchdrungen und innerlich *quaſi-teufliſch* erfreut, daß die ſogenannten *großen* Sachen zuletzt ſolch ein *lächerliches* Ende nehmen. Dies iſt ungefähr meine Stimmung! Nun denken Sie ſich das Uebrige hinzu.“

In einem Briefe vom 10. Juni 1814 (Seite 218) ſagt er u. A.:

„In Paris iſt nun, Gottlob, Alles aus! Leſen Sie um des Himmels-Willen eine Zeitung, die der „Rheiniſche Merkur“ heißt, von Nummer 40 bis heute. Darin finden Sie Alles, was ich ſagen könnte, tauſendmal ſtärker und gröber, aber auch unendlich beſſer geſagt. Ueberdies hat nach *Jeſaias*, *Dante* und manchmal *Shakeſpeare* (denn *Milton* iſt ſchon zu weich) nicht leicht Jemand erhabener, furchtbarer und teufliſcher geſchrieben, als dieſer Görres." —

Johann Joſeph Görres (geb. zu Koblenz am 25. Januar 1776) verdient ſchon darum hier einen Platz, weil er, einer der ausgeſprochenſten Feinde Napoleon's, der muthigſte und tüchtigſte Vertreter der Preſſe war, die der Kaiſer „la cinquième puissance de l'Etat" genannt hat. Die erſte Zeitung, welche Görres im Jahre 1797 gegründet hatte, hieß das „Rothe Blatt" und wurde auf Befehl des Pariſer Directoriums unterdrückt. Gleich darauf ließ er unter dem Titel „der blaue Rübezahl" ein neues Blatt erſcheinen, das heftiger noch als ſein rother Vorgänger gegen die Franzoſenwirthſchaft am Rheine und gegen die zahlloſen Unterſchleiſe der franzöſiſchen Commiſſaire auftrat. — An der Spitze einer Deputation, welche die Rheinprovinzen nach Paris geſchickt hatten, langte Görres dort wenige Tage nach dem 18. Brumaire an*) und blieb daſelbſt drei volle Monate, ohne von Napoleon Buonaparte eine Audienz erhalten zu können. Ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, verließen er und die Deputation Paris und kehrten tief empört nach Koblenz zurück. — Erſt fünfzehn Jahre ſpäter, im Februar 1814, gründete er unter dem Titel: „Rheiniſcher Merkur“ ein neues Journal, worin er dem Kaiſer der Franzoſen unerbittlich den Krieg erklärte und die ganze Macht ſeines Geiſtes und ſeiner Beredſamkeit aufbot, den „Würgengel Gottes und des Herrn von Gentz“ von der Höhe ſeines Thrones in den Abgrund ſeines frühern Nichts zurückzuwerfen. — Görres, erwacht aus ſeinen republikaniſchen Träumereien, erblickte jetzt das einzig mögliche Heil Deutſchlands im Aufbau conſtitutioneller Monarchien. Der muthige Eifer, mit welchem er dieſes patriotiſche Ziel in den Spalten ſeines „Merkurs“ verfolgte, war die Urſache, daß dieſes Blatt, das ſo viel zum Sturze des Weltfrieden-Störers beigetragen hatte, auf Befehl des Fürſt-Kanzlers von Hardenberg nach zweijährigem Beſtehen im Februar 1816 unterdrückt ward. Das wurde damals Preßfreiheit genannt. — Görres verließ die politiſche Arena und warf ſich auf die Myſtik.*)

---

*) Am 9. November 1799 hatte Buonaparte durch Vertreibung des Rathes der Fünfhundert aus dem Sitzungs-Saale zu Saint-Cloud das Directorium oder die Fünfmänner-Regierung geſtürzt und ſich ſelbſt zum erſten Conſul ausgerufen.

Niemand betrauerte ihn aufrichtiger als Gentz.

Letzterer ſchrieb ſeiner Freundin Rahel am 15. Juli 1814 (Seite 229) aus Wien:

---

*) Als Profeſſor der Geſchichte ſtarb er am 27. Januar 1848 zu München.

„Das Buch der Staël*) habe ich ſchon vor drei Jahren geleſen, nämlich im Jahre 1812, wo ſie bei ihrer Durchreiſe durch Wien, als ſie ſich aus Coppet verbannt und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutſche Literatur ſind einige merkwürdige, unendlich ſchön geſchriebene Kapitel darin. Alles Uebrige aber iſt ausgezeichneter Schund! Was weiß ſo eine ekelhafte Egoiſtin, die Alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armſelige Geſchichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesverſuche zurückführt, von Nationen oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inſpiration zuweilen wunderbar offenbart wird?! Sie ſetzte einmal an, und recht ernſthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, ſie zu cultiviren. Nachher aber wurde ſie mir unerträglich. — Im Jahre 1813 ſchrieb ſie mir einige wahnſinnige und dabei inſolente Briefe aus Stockholm, politiſchen Inhalts; ich beantwortete ſie mit Kälte und Verachtung. Darüber war ſie wüthend geworden und hat nachher in England „pis que pendre“ von mir geſagt. — — — In ihren beſten Compoſitionen liefert ſie doch nur emphatiſches Geſchwätz. Châteaubriand betrachte ich als das Männchen ihrer Gattung.*) — — — Die morgende Illumination — ſie koſtet zwiſchen anderthalb und zwei Millionen Gulden! — wird einzig in der Weltgeſchichte ſein.“

---

*) Sur l'Allemagne.

So unbarmherzig wie über Göthe und Frau von Staël urtheilt Herr von Gentz auch über viele Andere.

In einem ſeiner ſchönſten Briefe, datirt Weinhaus, eine Viertelſtunde von Wien, 28. September 1825 (Seite 225) — „geſchrieben vor einem großen Spiegelglas-Fenſter aus Einem Stück, durch welches er ſeinen kleinen Garten oder vielmehr ſein großes Blumen-Bouquet, wie in einen Rahmen gefaßt, überſehen kann, bei goldreinem dunkelblauen Himmel und bei 16 Grad Wärme“ — klagt er der Frau von Varnhagen ſeine Furcht vor — Gewittern. — „Dafür allein, (ſchreibt er) daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in dieſem Augenblicke küſſen dürfen. Sie erinnern ſich alſo noch, daß ich ſie immer gefürchtet habe. Ich fürchte ſie auch jetzt noch, nur milder, wie überhaupt Alles in mir geworden iſt. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in Allem verſtehen, wenn Sie nicht etwa, wie Ihr alter Göthe (deſſen oft ziemlich inſipide Fragmente ich doch ſtets mit wahrer Rührung leſe) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen ſind. Dies iſt der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen laſſe. Ich ſage aber mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungeſtraft halten.“

---

*) Frau von Staël, Necker's einzige Tochter, (geb. zu Genf am 22. April 1766) über welche Herr von Gentz „pis que pendre“ ſo ungerecht den Stab bricht, ſtarb zu Paris am 14. Juli 1817.

Lord Byron darf ſich dazu gratuliren.

In der Nachſchrift eines Briefes vom 8. November 1827 (Seite 229) bittet er Rahel:

„Sagen Sie Herrn von Varnhagen, daß ich die „Berliner kritiſchen Blätter“, in denen Manches mir fremd iſt und Manches mir mißfällt, blos deshalb regelmäßig leſe, um ſeine Artikel darin aufzuſuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir geſprochen hat, überraſchte mich; denn was er zu meinem Lobe geſagt, iſt gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir ſieht) am Stärkſten widerſpricht.“ — — —

In Bezug auf ſein Liebesverhältniß mit Fanny

Elsler*) ſchreibt er an Rahel am 22. September 1830 (Seite 237) u. A.:

„*Ihnen* darf und muß ich geſtehen, was ich gegen *Andere* blos nicht förmlich ableugne, daß ich ſeit dem vorigen Winter eine Leidenſchaft von größerer Stärke, als irgend eine meines früheren Lebens, in meiner Bruſt trage, daß dieſe Leidenſchaft zwar *zufällig entſtanden*, nachher aber von mir *vorſätzlich genährt und gepflegt* worden iſt. Sie werden erſtaunen, vielleicht ſogar erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft ein neunzehnjähriges Mädchen und noch obendrein eine Tänzerin iſt. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit, ſondern auch auf Ihre Liberalität (im alten edelſten Sinne des Worts) auf Ihren über alle gemeine Anſichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielſeitigkeit, auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht beſorgen zu müſſen, daß Sie mich auf mein Geſtändniß dieſer Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden. Wenn ich Ihnen aber verſichere, daß der Umgang mit dieſem Mädchen *eine Fülle von Glückſeligkeit, wie ich ſie noch nie gekannt*, über mich ausgegoſſen hat, daß dieſer Umgang das Gegengewicht mannigfacher Sorgen, denen ich ſonſt unfehlbar erlegen wäre, das Erhaltungsprincip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Geſundheit und meines Lebens geworden iſt, dann werden Sie nicht nur geneigt ſein, mich zu entſchuldigen, ſondern auch zugeben, daß eine Perſon, die ſo auf mich einwirken konnte, außer dem unendlichen Reize, womit ſie mich feſſelt, auch einige Eigenſchaften beſitzen muß, die ein Verhältniß wie das hier geſchilderte leicht erklären. Dieſe Perſon befindet ſich jetzt in Berlin. — — — Wenn Sie ſich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunſch, daß Sie ſie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf der Bühne, ſehen möchten. Ich weiß von ſonſt her, daß Sie auf die äußere Geſtalt der Menſchen und mit Recht großen Werth legen. Es iſt mir alſo nichts weniger als gleichgültig, ob und wie dieſe Fanny Ihnen gefällt? Ich bitte Sie, mir gelegentlich darüber zu ſchreiben.“ —

---

*) Ihr Vater Johann, Leibcopiſt des berühmten Tondichters Joſeph Haydn, ſtarb zu Wien am 6. October 1843.

Da ſich Rahel für Alles intereſſirte, was Herrn von Gentz irgendwie Intereſſe einzuflößen im Stande war, ſo ſchwärmte auch ſie, wie ganz Berlin, für Fanny Elsler.

Am 18. October 1830 ſchrieb er ihr aus Preßburg (Seite 241):

„Die zärtliche Freundſchaft, womit Sie meine Bekenntniſſe und Empfehlungen aufgenommen, hat mich tief gerührt. Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beſchreibung Ihrer erſten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Erfolge, das Alles wirkte, ich kann es mit voller Wahrheit ſagen, berauſchend auf mich. Eine Freundin, wie Sie, gibt's auf der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) ſchmerzlich betrübt haben. Die Eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apoſtrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich Fanny's Reiſe nach Berlin geſchehen laſſen konnte; die Andere — und dies war der eigentliche Seelenſtich! — wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht ſo leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der ſie auf längere Zeit von mir entfernen könnte; aber wenn Sie unſer Verhältniß näher kennten und Umſtände wüßten, die ich keinem Papiere anvertrauen kann,*) ſo würden Sie dieſen meinen Glauben nicht für leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art ſein, daß ich ſelbſt aus Gewiſſenhaftigkeit ihr zureden müßte, ſie anzunehmen. Aber wahrſcheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieſer Gefahr ergriff und erſchreckte mich ſo, daß Sie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grauſam zerſtörten und mir (da ich Ihren Brief zwiſchen 1 und 2 Uhr bei meiner Zurückkunft von einer mir ſehr gleichgiltigen soirée dansante las) eine ſchreckliche Nacht bereiteten.

---

*) Allem Anſcheine nach meinte er damit Fanny's gleichzeitiges Verhältniß mit dem Herzoge von Reichſtadt.

Ich habe Ihnen zwar in meinem frühern Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit dieſem Verhältniß auf ſich hat. Dennoch wagte ich's damals noch nicht, Ihnen das Innerſte meines Herzens aufzuſchließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geiſtes, eine gewiſſe geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindiſch verwerfen, zurückhielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie ſich nun die ganze Wahrheit abſtrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen geſtehen: alle Leidenſchaften, die jemals in meiner Bruſt gekocht haben — und ſeit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — ſind im Vergleiche mit der, die dieſes Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderſpiele geweſen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, ſo wie Sie es wünſchen, die Geſchichte dieſer Leidenſchaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, in einem Zeitraume von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen koloſſalen Geſtalt großgezogen ward. — Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie es ſehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für Einen und ſelbſt die einnehmendſten und mächtigſten zu ihren Füßen zu ſehen. Sie verſchmähte Alle*) und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend Etwas, was ein junges Mädchen und obendrein eine Theaterperſon gewinnen könnte, anzubieten. Die Aufgeklärteren unter den gewöhnlichen Menſchen meinen und ſagen, (denn mein Verhältniß mit Fanny iſt der Gegenſtand zahlloſer Geſpräche in der hieſigen Geſellſchaft, wo ich wohlgelitten bin) ich hätte ſie blos durch meine ſogenannte Beredſamkeit erobert. Dies wäre immer ſchon merkwürdig genug! Dies aber iſt noch bei Weitem nicht das Rechte. Ich habe ſie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als ſie mich kennen lernte, wußte ſie nicht, ahnte ſie nicht, daß es eine ſolche Liebe gäbe, und hundert Mal hat ſie mir ſeitdem geſtanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom erſten Augenblick an mit ihr umging und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet habe. Hierin liegt der ganze Schlüſſel der Erſcheinung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich niemals den thörichten Anſpruch gemacht, von ihr Gegenliebe im engern Sinne des Worts zu erwarten und mir nie eingebildet habe, (denn mein Verſtand verläßt mich auch in der heftigſten Leidenſchaft nicht) daß ſie ſich jemals in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwiſchen Freundſchaft, Dankbarkeit und Liebe ſchwebendes Gefühl einzuflößen, und dies gelang mir denn auch wirklich — ſo wie dem Menſchen Alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit ſtrebt — dieſes Gefühl dergeſtalt in ihr zu gründen und zu befeſtigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte und heute, wenn mich nicht Alles trügt, ſchwerlich von irgend einem Andern (?) verdrängt oder überwältigt werden könnte.*)

---

*) Hier iſt wohl ein Fragezeichen erlaubt?

Denken Sie ſich nun, was das heißt, eine Leidenſchaft wie die Meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Anſprüchen ſo belohnt zu ſehen! Denken Sie ſich die Satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher ſich losmachen kann, und am Wenigſten der, welche [illegible] Schmeichelei ſo liebt, wie Sie und ich; denken Sie ſich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts geſtörten Umgangs mit einer Perſon, an der Alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu ſteigen,“ (ein göttlicher, mir ſehr verſtändlicher Ausdruck in Ihrem Briefe!) in deren Augen, in deren Hände, (ſehen Sie ſie nur an) in deren Reize ich mich ſtundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert und mit welcher ich wie mit der gelehrigſten Schülerin (ich erziehe ſie mit väterlicher Sorgfalt), die zugleich meine Geliebte und mein treues Kind iſt, unerſchöpfliche Geſpräche führe, worüber Sie manchmal erſtaunen würden; denken Sie ſich den Reichthum von Genüſſen und dazu noch ſo Vieles, was ſich nicht ſagen läßt, und es wird einem Gemüthe von der Faſſungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin als eine Thorheit erſcheinen mag, vollſtändig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiſte ſchon errathen. Ihr Brief und die Art, wie Sie Fanny behandelt haben, bürgt mir dafür. — Vermuthlich werde ich dieſen Abend einen Brief von ihr erhalten. — — — Sie werden (fährt er fort) Fanny ſchüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtſein ihrer geringen Kultur und der Reſpect vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal wie ein faſt wundervolles Weſen geſchildert hatte, mit ſich bringt. Aber vielleicht gelingt es Ihnen, ſie zu apprivoiſiren*) und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge löſen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf ſie machen. Ueberdies könnten Sie mir einen weſentlichen Dienſt leiſten: ſie iſt eigentlich nur auf zwei Monate in Berlin engagirt und hat mir heilig verſprochen, in den erſten Tagen des Decembers — wenn nicht ſchon früher — wieder in Wien zu ſein, wohin ich vor Ende dieſes Monats ſicher zurückkehre. Nun habe ich ſie aber neuerlich — und zwar aus ſehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr noch Ihnen ſchreiben kann — dringend gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeugen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie dieſe Bitte unterſtützen.**) Ich

---

*) Jeder Liebende iſt leichtgläubig, ſagt Ovid.

---

*) Kirre zu machen!

**) Fanny blieb trotzdem bis zum Neujahr in Berlin und ſchickte zum heiligen Abende dem Verfaſſer dieſes Buches, dem ſie ſich verpflichtet glaubte, zwei ſilberne Armleuchter, begleitet kann, wie Sie richtig errathen, die Qual ihrer Abweſenheit kaum länger ertragen. So lange ſie hier war — auch dies gehört unter die Merkwürdigkeiten dieſer meiner Epoche — wurden alle, ſelbſt die unangenehmſten Geſchäfte (und wo gibt es heute wohl Andere?) mir leicht. — — — Jetzt bin ich von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies Alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu ſprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies iſt die volle Wahrheit! — *daß ſogar meine Geſundheit darunter leidet.* Ich weiß, daß Sie den Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatiſche Geſchicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber dennoch ſagen, daß ſie in gegenwärtigem Falle nicht gerade nothwendig war. Wie es zwiſchen Fanny und mir ſteht, iſt in Wien ſo wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon ſpricht und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt, — diejenigen Perſonen, an denen mir am Meiſten liegt, unter Andern auch Fürſt Metternich, die Sache nie

von einem liebenswürdigen Billet, welches, von Thereſe und Fanny unterzeichnet, ſich gegenwärtig in der reichen Autographen-Sammlung meines gelehrten Freundes Dr. Auguſt Scheler, Bibliothekars des Königs Leopold von Belgien, befindet.

anders, als mit Wohlwollen und Delikateſſe behandeln. Krieg wird alſo darüber nicht entſtehen.“ — — —

In einer Nachſchrift vom 19. October (Seite 246) ſchreibt er weiter:

„Es iſt mir äußerſt angenehm, daß ich meinen Brief geſtern nicht vollenden konnte, denn heute Früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder ſehr beruhigt. Es iſt eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das ſicherſte Merkmal ſtarker Leidenſchaft.

Graf Redern*) hat allerdings ſchon vom dortigen Engagement geſprochen und, wie es ſcheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber ſchrieb ſie mir am 9. d. M. — — — Sie ſehen, daß die Gefahr noch nicht ſo groß iſt. Indeſſen nehme ich meinen Auftrag nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Geſpräch mit Fanny zu ſuchen, was auch in anderer Rückſicht immer wohlthätig für mich ſein wird. — Ich lege hier einen kleinen Brief an Fanny bei. Die Ueberſendung desſelben wird das Geſpräch vielleicht befördern helfen.“

So ſchwatzt er noch einige Seiten fort und ſchließt dann mit den Worten:

---

*) Damaliger Intendant der Berliner Hofbühne.

„Es iſt nun wohl Zeit, aufzuhören. Der gegenwärtige Brief iſt der Längſte, der ſeit Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt. Ihnen wird er Freude machen; das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich ſchmachte danach. Verſtanden und geliebt zu werden iſt der höchſte Genuß, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unſerer Korreſpondenz iſt Beides verſchmolzen. Alſo vorwärts! Gott ſei mit Ihnen!“

Am 6. November 1830 ſchrieb er (Seite 249) aus Preßburg u. A.:

„Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. vorigen Monats. Ich finde, daß man in Berlin, ſo ſehr man ſie auch lobt und bewundert, recht barbariſch mit ihr umgeht, ſie mit Vorſtellungen und Proben zu Grunde richtet. Es iſt hohe Zeit, daß ſie zurückkehre. Wenn Sie wüßten, wie ich ſie auf Händen trage! Sie freilich kennen die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts deſto weniger erſtaunt ſein, wenn Sie acht Tage mit mir ſprechen könnten. So lange ich lebe habe ich ſchlechterdings noch nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an Alles, ſelbſt an die tollſten Geheimniſſe des Magnetismus.“ — — —

Alter, ſagt das Sprichwort, ſchützt vor Thorheit nicht. Herr von Gentz war halb närriſch.

Am 25. November ſchrieb er (Seite 250) aus Wien:

„Ich erhielt vorgeſtern Ihr köſtliches Schreiben vom 18. — Alles, was Sie von der Blindheit des Amor ſagen, gehört unter die *unvergänglichen* Dictons, woran Ihr Leben ſo reich iſt. — — — Ich hoffe, Fanny am 10. oder 12. künftigen Monats wiederzuſehen und *vergehe faſt vor Sehnſucht* nach ihr. Ihr ungeheurer Erfolg in Berlin hat weder Furcht noch Eiferſucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man ſie ſo ſchonungslos benutzt, ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundſchaftlichen Beſuchen läßt und ſie über ihre Kräfte anſtrengt. Ich werde Gott danken, wenn dieſe ſchwere Prüfungszeit vorüber ſein wird.

Die Heirath des Fürſten Metternich mit Gräfin Melanie Zichy iſt ſeit einigen Tagen declarirt. Sie freut mich ſehr. Es gehört zu dem raſenden Glück, *welches den Fürſten ſtets verfolgt hat*, nach einer Frau, wie ſeine verſtorbene,*) noch einmal einen *ſolchen* Fund zu machen! — Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten darf, wird dieſe Verbindung manche Annehmlichkeit haben. — — —

---

*) Er meint damit Marie von Leykam.

„Meine Liaiſon (mit Fanny Elsler) iſt ſo allgemein bekannt und anerkannt und wird von Denen, die mir wohlwollen und an deren Urtheil mir allein gelegen iſt, ſo wenig gemißbilligt, daß es mir wohl Niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem Andern vorziehe. Leben und mit ihr leben, iſt forthin nur Eins für mich.“ — — —

Miser est qui amat, hat ſchon Freund Plautus geſagt, der gewiß einſt eben ſo elend als unſer bis über die Halsbinde verliebter Hofrath von Gentz geweſen ſein muß, ſonſt hätte er ſo Etwas nicht ſo dreiſt behaupten können. Ja, ja, Jeder, welcher einmal ernſtlich liebt, muß ſich mehr oder minder elend fühlen.

Am 21. Januar 1831 (unterdeſſen war Fanny nach Wien zurückgekehrt) ſchrieb er an Frau von Varnhagen (Seite 252):

„Es war nicht Nachläſſigkeit, nicht Gleichgiltigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Geſpräch mit Ihnen ſehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anweſenheit in

Berlin geſchrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr und ſo manche geiſtreiche Aeußerung über dies Verhältniß, hatten mich Ihnen ſo nahe gerückt, als wären wir niemals getrennt geweſen. Auch iſt kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht und mit Fanny von Ihnen geredet hätte.“ — — —

Dann klagt er über die politiſche Umwälzung, welche die Juli-Revolution herbeigeführt, über das bittere Bewußtſein, daß er der neuen Geſtaltung der Dinge täglich fremder werde; daß ſeine Rolle ausgeſpielt und die Frucht vierzigjähriger Arbeit ſo gut wie verloren ſei und kommt endlich wieder auf ſeine angebetete Fanny zurück.

„Der Umgang mit Fanny (ſchreibt er Seite 253) und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich ſind jetzt die einzigen hellen Punkte meines Lebens; doch vermag ſelbſt dies zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es gibt Stunden, wo ich ſelbſt bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichſten) Dichter der Vorzeit ſo treffend geſchildert hat. Ich muß Ihnen dieſe Stelle lateiniſch mittheilen. Varnhagen mag ſie Ihnen überſetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez:

„— — — Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.“ *)

Wenn es erſt ſo weit gekommen iſt, hat man wohl Urſache zu klagen. Doch weihe ich Fanny ſo wenig als möglich in die Geheimniſſe meines Kummers ein. Je ruhiger und unbefangener ſie bleibt, deſto ſicherer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in Kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen und Ihrem hellen Kopfe und Ihrer ſtarken Seele gegenüber ſpreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln oder tröſten, ich kann dabei nur gewinnen. — — — Ich ſuche Hilfe bei Ihnen und ſuche ſie gewiß nicht umſonſt. Sie ſind ein Arzt, wie's Wenige gibt! Reden Sie zu mir, ſchelten Sie mich, ſchmeicheln Sie mir, kurz, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will durchaus Ihre Schriftzüge ſehen; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch immer gut ſind, daß Sie ſich mit meiner Krankheit beſchäftigen, daß Sie an mir nicht verzweifeln. Reichen Sie mir dieſe Arzenei recht bald und rechnen Sie auf die innigſte Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.“ — — —

---

*) Es ſteigt aus der Quelle des Vergnügens etwas Bitterkeit herauf, die unter den Blumen uns ängſtigt.

Tags darauf ſchreibt er ihr (Seite 255):

„Fanny, die nie vergeſſen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfahren ſind, empfiehlt ſich Ihnen verbindlichſt. Sie wird in nächſter Woche das „Schweizer Milchmädchen“, welches Ihnen ſo ſehr gefallen hat, ich hingegen noch gar nicht kenne, zu ihrem Benefize geben. Ich bete ihr täglich das Sprichwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da ſtieg die ganze Venus aus dem Meere.“ — — — Ich unterrichte ſie im Franzöſiſchen und Deutſchen (!) und erziehe ſie wie ein geliebtes Kind. Dies iſt das einzige Geſchäft, welches noch Reiz für mich behalten hat; nur bei ihr vergeſſe ich manchmal Kummer, Alter und Tod.*) Ich betrachte Fanny wie ein Geſchenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung.“ — — —

Am 6. Juli 1831 ſchreibt er (Seite 256):

„Ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit wir einander nicht geſchrieben haben u. ſ. w.

Ich bin geſund und das iſt ein großes Wunder! Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei ſehr ungleiche, in jeder Rückſicht ungleiche Hälften: von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gehört es den Geſchäften, dem Geſpräche über die Geſchäfte, der Korreſpondenz u. ſ. w. von 8 bis 11 Uhr Abends der Liebe. Andere geſellſchaftliche Zerſtreuungen ſind *längſt* abgeſchafft; ich ſehe nur die wenigen Perſonen, die ich ſehen *muß*. — — — — Die Abendperiode ſtellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böſe Geiſt des Mißmuths auch bis in dieſe — das Gleichgewicht wieder her. *Fanny allein verſöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe ſie mehr als jemals*, und ohne daß meine Leidenſchaft für ſie das Geringſte von ihrer urſprünglichen Stärke verloren hätte, hat ſie gleichzeitig einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von innig-zärtlicher *Freundſchaft* angenommen, mit welchem ſich die eigentliche *Liebe* nur ſelten recht verträgt. — — — Dies unausſprechliche Glück, das Einzige, was ich aus dem großen Schiffbruche meines Lebens gerettet habe, verdanke ich nicht mir, ſondern *ihr*, oder vielmehr dem Himmel, der ſie ſo geſchaffen hat, wie ſie iſt, und der ſie mich finden ließ. — — — Fanny wird Mitte September wieder Berlin beſuchen, und ob mir gleich bei dem Gedanken an dieſe Trennung ſchon jetzt das Herz blutet und ich wirklich nicht weiß, wie ich ſie *diesmal* ertragen werde, ſo kann und darf ich ſie dennoch nicht hintertreiben. — — — Fanny hat im verfloſſenen Jahre bewunderungswürdige Fortſchritte in ihrer Kunſt gemacht; ſie iſt, nicht etwa blos nach meinem Urtheil, jetzt die erſte Tänzerin in ganz Europa; es ſteht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; ſie wird mich lange, lange überleben, und ich würde mehr als frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich eine halbe Million beſäße, ſie ihr morgen verſchreiben, ſie übermorgen heirathen und vom Theater wegnehmen könnte. Das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundſätzen müſſen die Gefühle, auch die mächtigſten, ſchweigen. Nichtsdeſtoweniger zittere ich vor den drei Monaten, die meiner warten.“ — — —

---

*) Letztern fürchtete Niemand mehr wie Gentz.

Man ſieht aus dieſen Zeilen, daß gerade um dieſe Zeit ſeine Leidenſchaft den Zündgipfel erreicht hatte und daß Herr von Gentz damals mehr als jemals in ſie vernarrt geweſen ſein muß.

Im Herbſte deſſelben Jahres beſuchte Fanny zum zweiten Male das von ihr entzückte Spreebabel. Auch wir ſahen ſie wieder und fanden ſie geiſtig und körperlich auffallend verändert: ihr Geiſt hatte zu-, die Friſche ihrer ganzen Erſcheinung aber ein klein Wenig abgenommen. Sie blieb drei Monate in Berlin.

Ein halbes Jahr nach Fanny's Rückkehr aus Berlin ſtarb (am 9. Juni 1832) der glückliche Schwärmer in ſeinem Landhauſe zu Weinhaus bei Wien in den weichen Armen ſeiner „dem Meere entſtiegenen Venus" und gleich darauf krähte weder Fanny noch irgend ein Hahn um den hingeſchiedenen Staatsmann.

Neun Monate nach dem Ableben des Herrn von Gentz ſtarb (am 7. März 1833) die aufrichtigſte ſeiner Anhängerinnen, die geiſtreiche Rahel, Deutſchlands Frau von Sévigné, die faſt eben ſo groß und unerreichbar im Briefſtyl, wie Fanny Elsler im Ballettanze daſteht.

Einer der neuern Biographen unſeres Hofraths, Herr Schmidt-Weißenfels, erzählt das Curioſum, daß Gentz ſich abſichtlich zwei Jahre jünger gemacht, da es durch das Breslauer Kirchenbuch erwieſen iſt, daß er nicht am 8. September 1766, wohl aber am 2. Mai 1764 daſelbſt das Licht der Welt erblickt habe. — Die „Blätter für literariſche Unterhaltung" (Jahrgang 1839, Seite 368) erzählen einzelne Momente aus ſeinem Leben und darunter auch die freilich etwas unwahrſcheinliche Anekdote, daß Kaiſer Franz, der dem Herrn von Gentz nicht allzugewogen geweſen ſei, ihn aus dem Staats-Schematismus ausgeſtrichen und geſagt haben ſoll: „Der iſt kein Oeſterreicher!" ein Ausſpruch, welchen wir aus mehr als Einem Grunde zu bezweifeln wagen. Sein neueſter Plutarch, Robert Haym, der zu Jenen gehört, welche die glänzenden Eigenſchaften des Gentz'ſchen Geiſtes vollſtändig anzuerkennen wiſſen, ſagt von ihm: „Gentz war voller Schwächen und Fehler; aber ſeine Herzensgüte und ſeine Liebenswürdigkeit deckten ſie zu großem Theile zu. — Er beſaß einige von den Eigenſchaften, die den großen Schriftſteller und mehrere von denen, die den großen Staatsmann machen. — — — Ihm gebührt zwar keine Stelle unter den Klaſſikern unſerer Nation und auch keine neben Stein und Humboldt, neben Burke, Pitt und Canning; aber einzig ſteht er da durch die in unſerm Vaterlande ſeltene und in dieſem Grade weder vor- noch nachher dageweſene Verbindung ſtaatsmänniſcher und ſtriftſtelleriſcher Fähigkeiten."

Die glühenden Liebesbriefe, welche Herr von Gentz an Fanny Elsler geſchrieben hat und welche Herr Varnhagen von Enſe (Galerie, Seite 186) als Solche bezeichnet, die eben ſo anzuſehen und in gleicher Weiſe zu leſen und zu ehren ſind, wie Göthe's „römiſche Elegien", will Herr Haym in der Faſſung, wie ſie jener Dr. F. W. Wolff herausgegeben hat, einzig und allein „als das Fabrikat eines auf die Skandalſucht des Publikums ſpekulirenden Buchmachers betrachtet wiſſen und erklärt ſie mit vollem

Rechte für apokryph und untergeſchoben. Die wahren Briefe aber ſind, wenigſtens bis zu dieſer Stunde, noch nicht gedruckt und im Beſitze der reizenden Fanny, die wohl niemals ſo unzart ſein wird, die Geheimniſſe des liebenden Herzens eines der getreueſten ihrer Anbeter dem frivolen Urtheile der Nachwelt preiszugeben.

Was hat dieses ganze Büchlein mit
[illegible] [illegible] [illegible]?

Zehntes Kapitel.

Der Tod verſchont Keinen von Allen.

Auch der älteſte, uneigennützigſte und treubewährteſte Freund unſerer vielgeprüften Gräfin Kielmannsegge mußte endlich den Tribut des Menſchlichen bezahlen. Joſeph Graſſi ſtarb, zweiundachtzigjährig, am 7. Januar 1838 zu Dresden. Sie drückte ihm die Augen zu.

Auch über dieſen Todten haben wir hier Manches nachzutragen, was wir erſt ſpäter über ihn in Erfahrung gebracht und was wir unſerm Leſer durchaus nicht vorenthalten dürfen.

Auch Graſſi gehörte, wie Gentz, jener Klaſſe von Leuten an, welche ſich jünger zu machen pflegen, als ſie wirklich geweſen ſind. Erſterer behauptete ſteif und feſt, erſt im Jahre 1768 (alſo acht Jahre ſpäter als wir früher angegeben) und zwar nicht in Udine, ſondern in Wien geboren zu ſein. Beides aber iſt factiſch nicht wahr.

In der frühern Zeit ſeines Lebens hatte er in

Wien die Kränkung erfahren, daß ihm bei Verleihung eines Reiſe-Stipendiums einer ſeiner Kunſtgenoſſen, der nachmalige Akademie-Director und Geſchichtsmaler Füger*) vorgezogen worden, worauf Graſſi ſeine angebliche Vaterſtadt verließ und ſich nach Warſchau begab. — Als dieſe Stadt im Jahre 1794 von den Preußen belagert worden war, hatte Graſſi das Unglück gehabt, der Wuth des polniſchen Pöbels anheim zu fallen, weil Letzterer in Erfahrung gebracht, daß Graſſi während ſeines Aufenthaltes zu Kiew viele der ruſſiſchen Generale gemalt habe. Seine Rettung verdankte er einzig und allein einem von ihm gemalten Bilde des großen Polen-Anführers Thaddäus Kosciusko, der dem Künſtler ſehr gewogen war und ihm Päſſe nach Wien verſchaffte. — Bei Graſſi's Abreiſe aus Warſchau, die mehr einer Flucht glich, verlor er ſeine ganze Barſchaft, nicht weniger als 5000 Stück Dukaten, welche er ſich in Warſchau und vorzugsweiſe in Kiew verdient hatte. — Im Jahre 1800 war er von Wien aus einem Rufe nach Dresden gefolgt, wo er eine Anſtellung als Profeſſor der Kunſt-Akademie er-

---

*) **Friedrich Heinrich Füger, geb. zu Heilbronn am 8. Dezember 1751, wurde als Director der kaiſerlichen Belvedère-Galerie und als Hofmaler im Jahre 1801 in den Adelſtand erhoben und ſtarb zu Wien am 5. November 1818.**

hielt. Um dieſe Zeit, erzählt einer ſeiner Biographen, Dr. Conſtant von Wurzbach,*) ſtand Graſſi's Künſtlerruhm in der höchſten Blüthe, und ſeine Arbeiten waren ſo ſehr geſucht, daß ſie glänzend honorirt wurden. Bis 1806 wirkte er auf dem obengenannten Poſten; dann verließ er Dresden und übernahm 1817 das Directorium der königlich ſächſiſchen Maler-Penſionaire zu Rom. Er leitete dasſelbe bis 1821. Dort malte er u. A. im Auftrage des Herzogs Auguſt von Sachſen-Coburg-Gotha das Bild: „Apoſtel Petrus überreicht Pius dem Siebenten bei deſſen Rückkehr aus der Gefangenſchaft die Schlüſſel der Peterskirche.“ — Bald darauf kehrte Graſſi nach Dresden zurück. — „Zurückgezogen von der Welt verlebte er die letzten Jahre, freudlos, von Hypochondrie geplagt zu Dresden, wo er als Hageſtolz ſtarb. Die reizend gelegene Villa im Plauen'ſchen Grunde, welche Graſſi erbaut hatte und die lange Zeit der Gegenſtand der Bewunderung aller Dresdner geweſen war, hatte er ſchon bei ſeinem Weggange nach Rom (an Gräfin Kielmannsegge?) verkauft. Später ward die Villa Graſſi in einen öffentlichen Beluſtigungsort umgewandelt. — — — Doch auch an Ehren hat es ihm bei Lebzeiten nicht gefehlt. Der König von Sachſen, Friedrich Auguſt der Gerechte, hatte ihn durch ſeinen Civilverdienſt-Orden, und der Herzog von Gotha durch Verleihung des Titels eines Geheimen Legationsraths (wie ſchon früher erwähnt) verdientermaßen ausgezeichnet. — Mehrere Akademien, darunter auch die Accademia di San Lucca in Rom, hatten ihn in die Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen. Aber da er viele Jahre abgeſchieden von aller Welt gelebt, ſo war der Tod des einſt ſo gefeierten und viel genannten Künſtlers ſo ganz und gar geräuſchlos erfolgt, daß einer ſeiner Biographen mit Recht bemerkt hat: „Graſſi theilte das Loos des Abbé Siéyès. Als dieſer muthig wirkende Revolutions-Theoretiker am 20. Juni 1836 in Paris feierlich begraben ward, hatte das Publikum ſchon längſt vergeſſen, daß er jemals am Leben geweſen ſei".

---

*) Im 5. Bande ſeines anerkannt vortrefflichen „Biographiſchen Lexikons des Kaiſerthums Oeſterreich“ (Seite 314 und ff.).

Aus der Zahl der von Graſſi herangebildeten Schüler ragen hauptſächlich Profeſſor Guſtav Heinrich Naeke*) und der berühmte Hiſtorienmaler Friedrich Auguſt Moritz Retzſch**) hervor. Das vollſtändigſte

---

*) Der Geſchichtsmaler Naeke, geb. zu Frauenſtein am 4. April 1780, bekannt durch ſeine Tableaux: „Fauſt und Gretchen" (1811), „Egmont und Clärchen" (1812) u. ſ. w., ſtarb am 10. Januar 1835 zu Dresden.

**) Retzſch, geb. zu Dresden am 9. Dezember 1779, berühmt

Verzeichniß der von Graſſi gemalten Portraits gibt Edward Raſtawiecki in ſeinem „Lexikon der polniſchen Maler.“ *)

Die vorzüglichſten Portraits Graſſi's ſind: Fürſt Joſeph Poniatowski, Gräfin Manuzzi, Fürſtin Jablonowska, vier verſchiedene Portraits des Generals Kosciuszko, Gräfin Joſepha Moſtowska, Adam Fürſt Czartoryski, Sophie Fürſtin Czartoryska (Tochter des Vorhergenannten), Prinz Charles de Ligne, Fürſtin Helene Radziwill, Marſchall Joſeph Graf Moszynski u. ſ. w. Von ruſſiſchen Generalen malte er (zu Kiew) den ruſſiſchen Geſandten am polniſchen Hofe, den Grafen Jakob Johann Sievers, den General Talizin, den Grafen Michael Wielhorski und einige Andere.

Die Dresdner Bilder-Galerie hat von ihm einen „heiligen Johannes den Täufer“ und den „heiligen Apoſtel Petrus“ aufzuweiſen. Sein eigenes Bild malte er, die Brille in der Hand (in Kupfer geſtochen von Gottſchick).

Graſſi war einer jener Künſtler geweſen, welche vorzugsweiſe für alles Alterthümliche maßlos zu

---

durch ſeine Conturen zu Göthe's „Fauſt“, ſowie durch ſeine „Shakeſpeare-Galerie“, ſtarb am 11. Juni 1857 in der Hoflößnitz bei Dresden.

*) Slownik malarzów polskich, Warſchau 1850, 2 Bände 8°.

ſchwärmen und über jedes Stück alt bemalter Leinwand in Verzückung zu gerathen pflegen und von denen Franz Grillparzer, Oeſterreichs Sophokles, im Allgemeinen geſagt haben ſoll: „Er iſt einer jener Menſchen, welche ſich glücklich fühlen, wenn ſie eine Mutter Gottes finden, die wie ein alter Rechnungsrath ausſieht.“

Aber das ſchönſte Bild ſeines Meiſterpinſels war zweifelsohne das lebensgroße Bild der Gräfin Kielmannsegge als Egeria, ein Bild, welches ſie wenige Jahre vor ihrem Tode — Gott weiß warum? — in ihrer ſtillverſchwiegenen Villa zu Reiſewitz mit einer Menge anderer Bilder verbrannt haben ſoll. Zu dieſen Portraits gehörten auch jene Caſtlereagh's, Wellington's, Hudſon Lowe's, Walter Scott's, des Profeſſors Görres und des Hofraths von Gentz, der gleichfalls Jahre lang eine Zierde ihrer „Geheimen Bilder-Galerie“ geweſen war. Nur Peltier ließ ſie unverbrannt hängen.

Graſſi hinterließ ein ziemlich bedeutendes Vermögen, das er, einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge, dem Dresdner Findelhauſe oder, wie Andere behaupten wollen, dem Dresdner Krankenhauſe vermacht haben ſoll. Wir, für unſern Theil, bezweifeln Beides.

Ein franzöſiſcher Autor, A. F. Boureau-Deslandes, hat unter dem Titel: „Betrachtungen über große Leute, welche ſcherzend geſtorben ſind“ *) und einer ſeiner Landsleute, J. de Richebourg, ein ähnliches Werk über die letzten Worte der Kaiſer und Könige u. ſ. w.**) geſchrieben, die Beide ſo charakteriſtiſch für das Leben der darin heraufbeſchworenen Todten ſind, daß wir nicht begreifen können, warum noch keiner von allen unſern Buchmachern auf den Einfall gerathen iſt, beide Ideen bis auf die Neuzeit fortzuführen. Wir hätten daraus erfahren können, wie auch die letzten Worte Meiſter Joſeph Graſſi's gelautet haben mögen.

Die Gräfin Kielmannsegge, in deren Armen er noch weit ruhiger als, fünf Jahre früher, Herr von Gentz in den Blumenketten ſeiner „göttlichen Fanny“ geſtorben war, behauptete, die letzten Worte des letzten ihrer Freunde ſeien ein Paar Verſe aus Metaſtaſio's „Tod Abel's“ geweſen, die ſie jedoch (leider!) vergeſſen habe. Graſſi's Arzt dagegen wollte gehört haben, daß die drei letzten Worte des ſterbenden Malers die Deviſe des alten deutſchen Mathematikers Georg Galgenmair's geweſen ſeien: „Invidia gloriæ fumus“ (der Neid iſt der Miſthanch des Ruhmes).

---

*) Réflexions sur les grands hommes qui sont morts en plaisant, Amsterdam 1712. 12⁰. Deutſch Frankfurt 1747. 8⁰.

**) Ultima verba factaque et ultimæ voluntates morientium imperatorum, regum, principum, itemque summorum pontificum, Amsterd. et Antwerp. 1721. Fol.

Zu den Leuten, die dem ſchon bei Lebzeiten halbverſchollenen Künſtler die letzte Ehre erwieſen hatten und ſeiner Leiche zum katholiſchen Kirchhofe gefolgt waren, gehörte u. A. auch Monſieur Philidor, der, en passant bemerkt, die reizenden Gardinen-Predigten ſeiner vielgeliebten Frau Flora Zeiſig in letzterer Zeit auch in's Spaniſche zu übertragen pflegte, der hinkende Ex-Tiſchler und Ex-Spion Lieſenberg, Seine Kaiſerliche Hoheit, der Lohndiener Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte und der noch immer viel ſpeichelvergeudende Schneider Fürchtegott Themiſtokles Trimpel, welcher die Ehre hatte, den Verſtorbenen ſeit Jahr und Tag zu der äußerſt geringen Zahl ſeiner pünktlich zahlenden Kunden zählen zu dürfen. Letzterm hatte ſich Graſſi's Barbier angeſchloſſen.

Nachdem der dünn geſäete Leichenzug ſich in Bewegung geſetzt hatte, ſagte der Biedermann Lieſenberg zum Lohndiener Graf:

— Schade, daß Du den Todten, welchen wir jetzt zur letzten Ruheſtätte begleiten, nicht bei Lebzeiten gekannt haſt! Profeſſor Graſſi war ein großer Sonderling. Es grämte ihn, daß er die letzten dreißig Jahre ſeines Lebens gezwungen war, eine Perücke zu tragen, was auch der Grund geweſen ſein mag, weshalb er ledig geblieben iſt. Er hatte (wie Herr von Gentz) eine kindiſche Furcht vor Gewittern und pflegte, ſo oft es blitzte, ſeinen Kopf in die Bettkiſſen zu verſtecken. Er ſtand im Geruche eines Weiberfeinds und war deſſenungeachtet ein ziemlich großer Schürzenjäger, welcher aber immer erſt nach Mitternacht ſeine Promenaden begann und dann jedem weiblichen Nachtſchatten nachlief. Dieſe Geſchöpfe, welche er „ſpäte Mädchen“ hieß, hatten ihrerſeits ihm den Spitznamen „Irrlicht“ gegeben.

— Der alſo war das Irrlicht? fragte Graf.

— Außer dem Seligen gibt's noch einen zweiten Profeſſor, welcher hier unter demſelben Spottnamen bekannt iſt. Das Gerücht, daß Graſſi — von Todten ſoll man nur Gutes reden! — jedes Jahr eine andere junge Wirthſchafterin gehabt, mit jeder von ihnen gelebt und die Letzte als Univerſal-Erbin ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt haben ſoll, iſt eine boshafte Verleumdung, denn dazu war er viel zu geizig. — Daß er der Intimus Deiner herzloſen Frau Mutter geweſen iſt, weißt Du bereits. Daß aber er ſie aufgehetzt haben ſoll, Dich um keinen Preis anzuerkennen, das bezweifle ich, denn dazu war er nicht ſchlecht genug. Die Gräfin handelt ſo nur aus eigenem Antriebe, und ich bin feſt überzeugt, armer Freund, daß ſie auch nach Graſſi's Tode

Dich eben ſo wenig als bei deſſen Lebzeiten anerkennen wird, denn dazu iſt ſie viel zu ſtolz und hochmüthig!

— Und darum haſſe ich meine Mutter! erklärte Graf.

— Das weiß ich wohl, armer Junge! Haß allein aber nützt nicht viel. Du mußt energiſcher auftreten gegen ſie . . .

— Lieber Gott, was ſoll ich thun? fragte der Findling.

— Mir iſt ein nettes Plänchen eingefallen . . .

— Sag' es mir, bat der Lohndiener.

— Bei Gelegenheit ſollſt Du es erfahren . . .

— Warum nicht ſchon heute? fragte Graf.

— Weil ich meine Gründe dazu habe, entgegnete der „hinkende Teufel“.

Während dieſer Zeit unterhielt ſich der Schneider Trimpel mit dem Barbier-Geſellen. Letzterer war ein Potsdamer und hörte auf den Namen Agamemnon Tübbecke, freilich dann nur, wenn man ziemlich laut ſprach, weil er leider etwas harthörig war.

— Haſt denn auch Du was geerbt? fragte der Schneider.

— Ick habe jar niſcht jemerkt! entgegnete der Bartkratzer.

— Ich frage, ob Du was geerbt haſt? wiederholte der ausſpeiende Trimpel.

— Geerbt? Von wem denn? fragte Tübbecke.

— Von dem, welchen wir jetzt begraben? ſchrie ihm Themiſtokles in's Ohr.

— Nee, ick habe jar niſcht jeerbt! Er hat mir zwar hundertmal jeſagt, dat er ooch mich was vermachen will, aber Wort jehalten hat er doch nich!

— So lange er gelebt, hat er zu Jedem geſagt: „auch Dich habe ich reichlich bedacht.“ Na nu, wo er geſtorben is, kriegt Keener was, ſagte der Schneider, der ſich genöthigt ſah, bei dieſen Worten wieder etwas Speichel fahren zu laſſen. Hätt' ich das gewußt!!! rief er aus.

— Er war een Naſſauer! erklärte Tübbecke.

— Ne, er war man blos een Italiener, meinte Trimpel.

— Herr von Graſſi war ein Ehrenmann, ſprach, in Gedanken verſunken, Monſieur Philidor zu ſich ſelbſt. Wie oft hat er ſich in's Mittel gelegt und die kleinen häuslichen Differenzen zwiſchen mir und meiner guten, aber leider etwas allzujähzornigen Gattin Flora zu beiderſeitiger Befriedigung geſchlichtet! Ich werde ihm ewig dankbar bleiben! Wer aber, helas! wird jetzt unſern ſo häufig geſtörten Hausfrieden vermitteln? Hu, wie mir die Haut ſchaudert! ſtöhnte Sokrates-Philidor, der dabei unwillkürlich an ſeine Xantippe-Zeiſig zu denken ſich genöthigt fand.

— Haſt Du, fragte Lieſenberg den Lohndiener, nichts Neues von Deiner Frau Mutter gehört?

— Ich habe nichts gehört, ſagte Graf.

— Aber deſto mehr habe ich erfahren. Vor ganz kurzer Zeit ſoll ſich ein zweiter Sohn bei ihr angemeldet haben.

— Iſt das wahr? fragte der Lohndiener.

— Leider nur allzuwahr! betheuerte unſer Biedermann. Dieſer zweite Sohn, der mithin Dein Stiefbruder iſt, nennt ſich Karl Heinrich und ſoll ein Jahr jünger ſein, als Ew. Kaiſerliche Hoheit.

— Und wer ſoll ſein Vater ſein? fragte Graf.

— Darüber ſchwebt noch ein geheimnißvolles „Duſter“. Der namenloſe Urheber des Daſeins ſothanen Karl Heinrich's, welcher wirklich ein natürlicher Sohn Deiner unnatürlichen Mutter iſt, ſoll nach der Ausſage der Einen ein franzöſiſcher oder ſpaniſcher Kammerdiener der Gräfin ſein, der in ſpäterer Zeit Schloßverwalter auf ihrem Gute Schmochtitz bei Bautzen geweſen war, nach Ausſage der Andern ein italieniſcher Hauptmann, welcher 1814 in der Kaiſergarde gedient haben, einer der ſchönſten Männer im Generalſtabe des Vice-Königs Eugène von Beauharnais geweſen ſein und Letellio geheißen haben ſoll. Nach einer dritten Verſion, die mehr Wahrſcheinlichkeit als die beiden Andern hat, ſoll dieſer „ſanfte und durchaus nicht ſtolze Heinrich" ein geheimer Abſenker, vulgo Sprößling, des vor vielen Jahren für ſeine vielfach begangenen Sünden vom Pferde herabgeſtürzten Baronets Horace Cunningham ſein, den Mancher gleichzeitig auch für Deinen Vater halten will.

— Ich und Heinrich wären alſo Brüder?

— Man glaubt dies ſo ziemlich allgemein, entgegnete Lieſenberg.

— Und was iſt denn Bruder Heinrich?

— Er iſt, wie ich hörte, Böttcherlehrling.

— Und wo lebt er denn jetzt? fragte Graf voll brüderlicher Neugier.

— Auf dem Rittergute Dürrhennersdorf bei Löbau. *)

---

*) Eine der ſogenannten „Sechsſtädte" im Oberlauſitzer Kreiſe Bautzen. Die fünf andern Städte: Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban und Camenz, hatten ſich mit Löbau ſchon im vier-

— Und wem gehört denn dieſes Gut?

— In früherer Zeit war es Eigenthum Deiner Frau Mutter, welche die dortige Oekonomie größtentheils vereinzelt an dortige Ortsbewohner verpachtet hatte. Die Wohngebäude des Hofes bewohnte damals ein Revierförſter, welcher Lodemann hieß und von Deiner gräflichen Mutter mit dem Einkaſſiren der Einnahmen ihres Gutes beauftragt geweſen war. Sothaner Lodemann, den ich perſönlich gekannt habe, hatte außer ſeinem eigenen Sohne, welcher, wenn ich nicht irre, Kaspar oder Melchior hieß, noch einen fremden Knaben bei ſich, den er Heinrich nannte und der ihm (Lodemann nämlich) zur Erziehung anvertraut war. In Dürrhennersdorf ſowohl, wie in Neuſalza, hielt man ſothanen „Heinrich“ ziemlich allgemein für einen gleichfalls unehelichen Sohn Deiner Mutter, worüber auch gar kein Zweifel obzuwalten ſchien. — Einige Jahre ſpäter ſah Gräfin Kielmannsegge, die das Geld ihres Vaters mit vollen Händen zum Fenſter hinausgeworfen hatte, ſich genöthigt, auch ihr Gut Dürrhennersdorf zu verkaufen. Der Mann, der es an ſich gebracht

zehnten Jahrhundert zum Schutz- und Trutzbündniß gegen das Unweſen der damals graſſirenden Raubritter verbunden und davon den Namen „Sechsſtädte“ angenommen.

hatte, war der Fabrikant Jeremias aus Ebersbach. Sothaner Jeremias, welcher ſothanen Förſter Lodemann noch einige Jahre auf ſeinem Poſten ließ, hielt deſſen Pflegeſohn, den bewußten Karl Heinrich, bei ſich in Dürrhennersdorf und gab ihn ſpäter bei einem Böttcher in die Lehre. Hier aber ſoll ſich ſothaner Karl Heinrich ſo ungeſchickt benommen haben, daß der Meiſter ſich genöthigt ſah, ihn bald wieder fortzuſchicken. Nach dem Wegzuge des Förſters Lodemann ging ſothaner Karl Heinrich — Dein etwas blödſinniger Bruder — als zweibeiniges Inventarſtück des Hofes in den Beſitz des ſothanen Fabrikanten Jeremias über, der ſothanen Karl Heinrich bis dato als Laufburſchen verwenden ſoll.

— Mein armer Bruder! ſtöhnte Ernſt Graf. Dein Loos iſt alſo auch nicht glänzender als das meinige!

— Ich bin noch nicht zu Ende. Höre nur weiter, mein hochgeſchätzter Prinz! ſagte der Spion. Ob nun die Ortsbehörde oder ſothaner Fabrikant und Rittergutsbeſitzer Jeremias Schritte wegen Karl Heinrich's Heimath und Ortsangehörigkeit gethan, da doch die Ausſicht vorhanden war, daß ſothaner Karl Heinrich früher oder ſpäter der Ortsgemeinde von Dürrhennersdorf zur Laſt fallen würde, das weiß Niemand, ergo alſo auch ich nicht! Ich habe über den bewußten Karl Heinrich nur ſo viel gehört, daß er erſt unlängſt bei ſeiner Mutter in Reiſewitz geweſen ſei, daß ſie ihn nicht, wie Dich, ſchnöde abgewieſen, aber auch nicht allzugut aufgenommen und ihn, eben ſo wenig wie Dich, als ihren Sohn anerkannt, ihm aber trotzdem auf dringendes Anſuchen der dortigen Ortsbehörde allmonatlich 8, wiederhole acht Thaler, Alimente oder Verſorgungsgeld ausgeſetzt haben ſoll, was ich für meinen Theil durchaus nicht begreifen kann, warum ſie dies gethan, wenn ſothaner Heinrich — Heinrich, mir graut vor Dir! ſagt Gretchen — nicht „Fleiſch ihres Fleiſches“, nicht „Blut ihres Blutes“ wäre.

— Auch ich begreiſe dies nicht! erklärte Ernſt. Doch geſtehe ich, daß auch mir mit einer monatlichen Unterſtützung von acht Thalern ſehr gedient, daß ich vollſtändig zufrieden geſtellt und glücklich wäre, wenn meine Mutter ſich jemals bereit finden ließe, auch mir, wie meinem angeblichen Bruder Karl Heinrich, allmonatlich acht Thaler Alimente auszahlen zu laſſen.

— Das glaube ich Dir, mein Junge! Gräfin Kielmannsegge aber iſt eine hartherzige Frau, die nur das zu thun pflegt, wozu ſie gerichtlich angehalten, eventualiter gezwungen wird.

— Ich ſoll ſie alſo wohl verklagen? fragte der angebliche Sohn.

— Ich ſage weder Ja noch Nein! Mache, was Du willſt, antwortete Lieſenberg.

Ernſt Graf verſank in tiefes Nachdenken. Lieſenberg wollte ihn abſichtlich nicht ſtören.

Während dieſer Zeit hatte der Leichenzug den katholiſchen Kirchhof erreicht. Der Sarg wurde von dem Wagen herabgeholt, in der Vorhalle eingeſegnet und alsdann, nachdem der Geiſtliche, deſſen Namen uns entfallen iſt, eine kurze, aber höchſt erbauliche Leichenrede gehalten und Graſſi's Verdienſte als Künſtler würdig anerkannt hatte, in den „Alles verſchlingenden Schooß der mütterlichen Erde“ hinabgeſenkt.

Jeder ſeiner Begleiter warf ziemlich theilnahmslos eine Hand voll gleichgiltiger Erde auf Graſſi's Sarg mit Ausnahme der diesmal ausnahmsweiſe dreimal ausſpeienden Schneiderſeele, die dem Todten zu grollen ſchien, weil er ihr nichts vermacht hatte.

— Recht gut, daß er todt iſt! meinte Agamemnon Tübbecke.

— Warum denn? ſchrie ihn Trimpel an.

— Weil er jetzt das Raſiergeld erſpart, erklärte der Bartkratzer.

— Schlaf' wohl, alter Geizhals! ſagte Lieſenberg.

— Amen! ſetzte gleichgiltig Ernſt Graf hinzu.

Nur Monſieur Philidor ſchien aufrichtig bewegt. Er zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge und ſagte wehmüthig:

— Wer wird in Zukunft mich tröſten?

Eilftes Kapitel.

Wir kommen auf ſothanen Heinrich zurück.

Karl Heinrich, der zu jener Zeit noch auf dem Rittergute Dürrhennersdorf beim Beſitzer desſelben, dem mehrfach genannten Fabrikanten Jeremias, wie bei dem Gemeinde-Vorſtand Erler als Laufburſche fungirte, ſchien damals, als Meiſter Graſſi die Welt verließ, dem äußern Ausſehen nach ein Menſch von zwanzig bis einundzwanzig Jahren zu ſein. Faſt alle Leute, welche deſſen angebliche Mutter, Gräfin Kielmannsegge, perſönlich kannten, ſchienen darin übereinzuſtimmen, daß ſothaner Heinrich, (wie Lieſenberg ihn zu heißen pflegte) ſeiner angeblichen Mutter ſo ähnlich, wie ein Strohhalm dem Andern, oder wie Ernſt Graf ſeinem angeblichen Vater Napoleon Buonaparte ähnlich ſah. Dieſer blödſinnige Heinreich, der ſich, Gott weiß, ſehr geſchmeichelt fühlt, wenn die Leute, welche allerlei Späße mit ihm treiben, ihn ſcherzweiſe „Herr Graf“ tituliren, iſt langer Statur, durchaus nicht ſchön und ſein Aeußeres verräth noch weit weniger als das ſeines angeblichen Stiefbruders Ernſt Graf ſeine ariſtokratiſche Abkunſt.

Der noch bis zu dieſer Stunde in Dresden lebende Bürger Bickelmann, welcher, vom Jahre 1804 bis 1812, in der königlichen Hofküche angeſtellt, als einer der ſächſiſchen Hofköche mit Kaiſer Napoleon I. und König Friedrich Auguſt dem Gerechten einmal in Planen und ſpäter auch einmal auf dem Königſtein geweſen war, hatte, nachdem er ſeine Stelle als Mundkoch niedergelegt, auf dem Neumarkt eine Privatkochanſtalt und gleichzeitig auch eine Paſtetenbäckerei angelegt. Zu den Herrſchaften, die ſeinen culinariſchen Fähigkeiten großes Vertrauen ſchenkten, gehörte damals auch die vielbeſprochene, mitleidslos beklatſchte, vielſeitig angeſchwärzte Gräfin Kielmannsegge, die wie Rouſſeau's neue Heloiſe „un peu gourmande" oder, auf deutſch ausgedrückt, etwas leckermäulig geweſen war und welche er zu einer Zeit kennen gelernt, als ſie noch in der Neuſtadt gewohnt hatte.

Hier (erzählte Herr Bickelmann dem Verfaſſer dieſes Buches) habe ſich, wie er aus dem Munde ſeiner Schweſter erfahren, welche bei der Gräfin Kielmannsegge damals als Kammerjungfer gedient, eines Morgens im Vorzimmer der ſchon damals nur wenig oder gar nicht zugänglichen Gräfin ein reiſender Handwerksburſche eingeſtellt, welcher verlangt habe, die Gräfin durchaus ſprechen zu wollen. — Auf die Frage eines ihrer Diener, wie er heiße, was und wer er ſei, habe der Gefragte geantwortet: er heiße Karl Heinrich, ſei Böttcherlehrling und habe von ſeinem Vormunde, dem damaligen Stadtrichter Burkhardt in der Neuſtadt, ſowie von ſeinem bisherigen Brotherrn, dem Revierförſter Lodemann zu Dürrhennersdorf, in Erfahrung gebracht, daß er (Karl Heinrich) ein natürlicher Sohn der von ihrem Gemahle erſt halb oder bereits gänzlich getrennten Gräfin von Kielmannsegge ſei. Letztere aber habe ihrem Diener, der ihr dieſe Nachricht überbracht (ganz wie beim erſten Erſcheinen Ernſt Graf's) den Befehl gegeben, den p. p. Karl Heinrich ohne Weiteres an die friſche Luft zu ſetzen und, falls er ſich nicht gutwillig abweiſen ließe, durch ihre Hunde hinausjagen zu laſſen, was denn auch wirklich geſchehen ſein ſoll, wodurch ſich dieſer abenteuerliche Vorfall von jenem unterſcheidet, der (wir wiſſen nicht, ob früher oder ſpäter?) auch dem armen Ernſt Graf angedreht worden war.

Die Frage, ob dieſer Zug — vorausgeſetzt, daß er nicht blos erfunden, ſondern wirklich geſchehen ſei — dem Herzen der von uns vielfach in Schutz genommenen Titel-Heldin unſerer Erzählung zur Ehre gereicht oder nicht, mag jeder unſerer Leſer ſich gefälligſt ſelbſt beantworten, weil wir ſeinem Urtheile in keiner Beziehung vorgreifen und ihm gänzlich freiſtellen wollen, was er von Allem, was wir ihm bis jetzt erzählt haben, glauben oder bezweifeln will.

Wir aber unſererſeits haben über „ſothanen Heinrich“ nähere Recherchen angeſtellt, welche uns ſchließlich zu nachfolgenden gerichtlich documentirten Reſultaten geführt haben:

Von einem Freunde dieſes armen, durch die Dienerſchaft ſeiner Mutter mitleidslos hinausgehetzten Karl Heinrich's haben wir die Abſchrift nachfolgenden Documents erhalten, deſſen Original wörtlich alſo lautet:

„Nummer 93.

Geburtsſchein.

Karl Heinrich,

angegeben als außerehelicher Sohn der Maria Helena Heinrich, wurde außerhalb Camenz am 16. September 1816 geboren und zu Camenz getauft am 17. September 1816, ſchreibe Ein Tauſend Acht Hundert und Sechszehn.

Ausgeſtellt zu Camenz am 15. November 1836.

Johann Theophilus Fürchtegott Richter,
(L. S.) Pastor prim.“

Karl Heinrich's Taufzeugen ſind geweſen:

1. Herr Doctor Johann Gottfried Böniſch, Stadtphyſikus und Stiftsarzt zu Camenz.

2. Frau Johanna Sophia, verehelichte Doctor Böniſch und

3. deren Jungfer Tochter, Erneſtine Pauline Roſamunde Böniſch."

Außerdem iſt uns auch eine Abſchrift des Zeugniſſes zugekommen, laut welchem beſagter Karl Heinrich wegen ſeiner Schwächlichkeit von der Militairpflicht befreit worden iſt. Dieſes Zeugniß lautet verbotenus wie folgt:

Nummer 2.

„Karl Heinrich iſt, weil er als völlig untüchtig zum Militairdienſte befunden, von der Militairpflicht freigeſprochen worden.

Budiſſin am 9. December 1836.

Rekrutirungs-Commiſſion im erſten amtshauptmannſchaftlichen Bezirke der Budiſſiner Kreis-Direction.

(L. S.) von Egidy.

Signalement.

Größe: 77 Zoll.
Haare: braun.
Augen: blau.

Naſe: ſpitz.
Mund: proportionirt.
Beſondere Kennzeichen: keine.
Gewerbe: Böttcherlehrling.

Camenz am 9. December 1836.

Der Rath daſelbſt.
Im Auftrage:
(L. S.) Goldberg, Regiſtrator."

Vier Tage vor Ausſtellung dieſes Militair-Entlaſſungsſcheines hatte ſothaner Karl Heinrich in der Rathskanzlei zu Camenz, auf gerichtliches Befragen, nachfolgende wahr- und gewiſſenhafte Ausſagen protokollariſch niedergelegt:

„Er wiſſe weder, wo er geboren, noch wer ſeine Eltern ſeien oder geweſen ſeien; nur ſo viel ſei ihm bekannt, daß er als neugeborenes Kind nach Camenz gebracht, daſelbſt getauft, und nachher ungefähr ein Jahr hindurch, bei dem (jetzt verſtorbenen) Stadtphyſikus und Stiftsarzte Dr. Böniſch daſelbſt erzogen worden und daß die jetzt verehelichte Briefträgersfrau Linke hierſelbſt ſeine Amme geweſen ſei."

Weiter gab er an:

„Die Koſten für ſeine Erziehung und ſeinen Lebens-Unterhalt beim Böttchermeiſter Krauſe, zu Herzberg, habe bisher, ſo viel **ihm** darüber bekannt geworden ſei, Herr Stadtrichter Burkhardt in Neuſtadt-Dresden, welcher vom (obengedachten) Dürrhennersdorfer Revierförſter Lodemann auch als ſein Vormund bezeichnet worden ſei, beſtritten."

Auf wiederholtes Befragen, ob Karl Heinrich keinen Grund zu Vermuthungen über ſeine Herkunft habe, gab er Folgendes an:

„Er habe zeither immer geglaubt, daß der (verſtorbene) Doctor Böniſch hierſelbſt ſein Vater geweſen ſei, weil ſich derſelbe ſeiner Erziehung mit ganz beſonderer Sorgfalt und Thätigkeit angenommen, er auch bei Doctor Böniſch's Lebzeiten ungleich reichlichere Unterſtützung genoſſen habe, als ſeit deſſen Ableben der Fall geweſen ſei."

„Ueber den Namen und Stand ſeiner Mutter vermöge **er** leider gar nichts anzugeben; nur ſo viel ſei ihm von ſeiner ehemaligen Amme mitgetheilt worden, daß er in einer vierſpännigen Equipage zu ihr hingebracht und eben ſo wieder von ihr abgeholt worden ſei, und daß ihn ſeine ehemalige Amme mehrmals einer vornehmen, tief verſchleierten Dame, welche ſich in Geſellſchaft der jetzt verwitweten Frau Doctor Böniſch auf dem Hutberge und an andern in der Nähe der Stadt Camenz gelegenen Orten befunden, habe vorſtellen müſſen; auch ſei er in ſeinem fünfzehnten Jahre (1831) mit ſeinem ehemaligen Pflegevater und Erzieher, dem mehrerwähnten Förſter Lodemann, nach Bayern und zwar nach Böring bei Regensburg oder Straubing gereiſt, ſei von ſeinem Begleiter dort der Beſitzerin des Gutes, einer Tochter der Gräfin von Kielmannsegge*) und der eben daſelbſt zum Beſuche angelangten Gräfin-Mutter vorgeſtellt, von Letzterer ziemlich freundlich aufgenommen und, nachdem er ungefähr acht Tage dort verweilt habe, mit fünf Thalern beſchenkt huldreich entlaſſen worden."

„Ferner erinnere er ſich, daß gedachter Förſter Lodemann mehrmals mit ihm nach dem Rittergute Schmochtitz bei Bautzen gefahren ſei und ihn dort der Gräfin von Kielmannsegge vorgeſtellt habe und daß er von Letzterer immer freundlich aufgenommen worden ſei." — — —

Dieſes ausführliche Protokoll iſt von dem Camenzer Stadtrathe und verpflichteten Rathsprotokollauten Lade, genannt Ruick, und gleichzeitig auch von Karl Heinrich unterzeichnet.

---

*) Natalie Charlotte Ferdinandine von Kielmannsegge, geb. am 28. Juni 1803, ging in Bayern faſt gleichzeitig mit ihrer Mutter zur katholiſchen Kirche über, wurde Stifts- ſowie Ehrendame des bayriſchen Thereſien-Ordens und lebt ſeit einiger Zeit in Dresden. — Sie ſteht im Rufe, eben ſo geiſtreich und liebenswürdig wie ihre ſelige Mutter zu ſein.

Nach all' dieſen gerichtlich documentirten Erörterungen und Angaben hat nun dieſe äußerſt dunkle Geſchichte mehr und mehr den Anſchein gewonnen, daß „ſothaner“ Karl Heinrich wirklich ein unehelicher Sohn unſerer Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge ſein muß.

Allen aber, die trotz dieſer unleugbaren Thatſachen noch immer geneigt ſein ſollten, dieſes Factum zu bezweifeln, kann es ſicher nicht gleichgiltig ſein, zu erfahren, was dem Schreiber dieſes Buches in Folge anderweitig angeſtellter Nachforſchungen in Erfahrung zu bringen gelungen iſt. Daß jener Karl Heinrich zweifelsohne ein natürlicher, außer der Ehe erzeugter Sohn unſerer Gräfin iſt und ſein muß, geht am Klarſten und Unwiderlegbarſten aus einem fünffach verſiegelten Schreiben des Camenzer Stadt-Phyſikus und Stiftsarztes Doctor Johann Gottfried Bönisch hervor, welcher kurz vor ſeinem Tode (das Sterbejahr und den Todestag desſelben haben wir bis heute leider nicht ermitteln können) das eben erwähnte Schreiben (im Jahre 1830 oder 1831 ?) beim damaligen Stadtgerichte in Dresden mit der auf dem Couvert ausgeſprochenen Bitte niedergelegt hatte, beſagtes Schreiden erſt nach ſeinem Tode zu eröffnen, was denn auch geſchehen ſein muß. In dieſem Briefe bekennt Dr. Böniſch, daß er am 16. September 1816 auf das Schloß Schmochtitz gerufen worden ſei, um daſelbſt die von ihrem Gemahle geſchiedene Gräfin Kielmannsegge von einem Kinde zu entbinden, das, am folgenden Morgen zu Camenz getauft, die Namen Karl Heinrich erhalten habe. Nachdem der Neugeborene gebadet und ſeiner gräflichen Mutter gezeigt worden ſei, habe ſie eine Locke von ihrem Kopfhaare abgeſchnitten und dieſe ihrem unehelichen Sohne für ſpätere Zeit als Erkennungszeichen geſchenkt. Dr. Böniſch habe alsdann den neugeborenen Weltbürger mit auf ſein Pferd genommen und den Knaben zu ſeiner Frau und Tochter nach Camenz gebracht.

Unſer freundlicher Leſer wird ſich erinnern müſſen, daß Lieſenberg oder Gott weiß wer, der zuerſt die nähern Details über die geheimnißvolle Entbindung der Gräfin von ihrem muthmaßlichen, erſt ſpäter ſo getauften Sohne Ernſt Graf in Umlauf gebracht, dabei faſt ganz dieſelben Einzelheiten verbreitet hatte, woraus hervorgeht, daß Lieſenberg oder Derjenige, der ihn dazu inſpirirt haben muß, den erſtgeborenen dieſer beiden Knaben mit dem ein Jahr ſpäter zur Welt gekommenen Karl Heinrich entweder irrthümlich oder abſichtlich verwechſelt oder Beide für einen und denſelben Knaben gehalten haben mag.

Jenes vom Dr. Böniſch eigenhändig abgefaßte, bei Gericht deponirte und fünffach verſiegelt geweſene Schreiben aber, deſſen wir bereits in der von uns 1863 als Vorläufer dieſes Romans erſchienenen Brochure,*) Abſchnitt VI., Seite 21, Erwähnung gethan hatten, muß ſich noch heute in den Acten des königlichen Gerichtsamtes zu Dresden vorfinden. Wenn dies (ſchrieb ich damals) nicht der Fall iſt, dann erſuche ich die ebengenannte Behörde, dieſe Angabe, welche mir von einem Augenzeugen der Ueberreichung jenes Briefes mitgetheilt worden iſt, im Intereſſe der Wahrheit officiell widerlegen zu wollen. **Schweigen** würde in dieſem Falle nach dem alten Rechtsgrundſatze: „Qui tacet consentit“ wohl als ein Beweis der Beſtätigung obiger Angabe anzuſehen ſein. — Und da nun das königliche Gerichtsamt zu Dresden bis zum heutigen Tage (27. Juli 1864) ein unverbrüchliches Stillſchweigen über jene Anfrage zu beobachten für gut gefunden hat, ſo glauben wir jetzt noch weit mehr wie damals berechtigt zu ſein, die Angabe jenes Augenzeugen für vollkommen wahr und begründet halten und das Vorhandenſein jenes Briefes in keiner Weiſe länger bezweifeln zu dürfen.

---

*) „Die Gräfin Kielmannsegge und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiſer Napoleon I.“ (Dresden 1863) hatte in ganz Deutſchland ſo großes Aufſehen gemacht, daß im Zeitraume von vier Wochen, nachdem ſie zuvor ſtückweiſe in den 10,000 Auflage zählenden „Dresdener Nachrichten“ abgedruckt geweſen, zwei Separat-Auflagen von 500 Exemplaren vergriffen waren.

Als bald nach dem Tode des Dr. Böniſch die Geſchichte jenes Briefes auch zur Kenntniß der Gräfin Kielmannsegge gelangt war, ſoll dieſe Dame, wie kurz darauf Lieſenberg in Erfahrung gebracht haben will, zu ihrem Rechtsanwalte, Dr. Amandus Habakuk Storchſchnabel, genannt Drillhaaſe, hingeeilt und ihn ſofort um Rath befragt haben, was dagegen zu machen ſei? — Nachdem ſie ihm die Geneſis, die Entſtehung, Entwickelung und Fortpflanzung des von ihr, als unwahr beſtrittenen Gerüchtes ausführlich mitgetheilt und ihn zuletzt auch von dem Vorhandenſein jenes nunmehr eröffneten Briefes in Kenntniß geſetzt hatte, rieb ſich Dr. Drillhaaſe ſeelenvergnügt die juckenden Handteller und ſprach im erbaulichen Tone eines erzpfiffigen Rabuliſten:

— Im Grunde genommen kann jenes vom Dr. Böniſch bei Gericht deponirte Bekenntniß Alles, aber, näher betrachtet, auch gar nichts gegen Sie beweiſen. Dem Geſtändniſſe des Todten iſt weit weniger Glaubwürdigkeit als der beeideten Ausſage eines lebenden Zeugen beizumeſſen.

— Und ganz ſo denke auch ich! erklärte die Gräfin.

— Ich will Ihnen auch ſagen, warum? Die Ausſage jenes Dr. Böniſch muß mir ſchon darum verdächtig erſcheinen, weil er in dieſem äußerſt verwickelten Rechtsfalle aus mehr als Einem Grunde weit eher als ſtrafbarer Mitſchuldiger, wie als unbeſcholtener, glaubwürdiger Ankläger und Zeuge der von ihm ſelbſt aufgeſtellten Behauptungen erſcheint. Denn wer bürgt mir, fragte er voll rabuliſtiſcher Salbung, daß nicht Dr. Böniſch ſelbſt der Vater jenes in undurchdringlichem Dunkel gezeugten Knäbleins iſt, ſo da heißet Karl Heinrich?! Wer bürgt mir dafür, daß jene leichtſinnige Frauensperſon, ſo da heißet Marie Helene Heinrich, nicht blos die „angegebene“, ſondern auch die wirkliche, wahr- und wahrhaftige Mutter jenes anonym erſchienenen Ablegers Karl Heinrich iſt? Wer bürgt mir dafür, daß jener tugendſame Dr. Böniſch, der jetzt den Schlaf des Gerechten ſchläft, mit jener leichtſinnigen Marie Magdalene — Helene wollte ich ſagen — einen geheim gehaltenen und darum doppelt ſtrafbaren Umgang gepflogen und einzig und allein aus Furcht vor ſeiner tugendſamen Ehegeſponſin, Johanna Sophie, ſeinen Kopf geſchickt aus der Schlinge gezogen und Sie, gerade Sie, zur ſogenannten Mutter jenes Knaben gemacht habe, damit Letzterer durch Sie anſtändiger als durch die armſelige Marie Helene ernähret und verſorget werde, ſprach Dr. Drillhaaſe und ſchob ſeine goldene Brille in die Höhe, um mit ſeinen lichtſcheuen, klugblinzelnden Luchs- und Fuchsaugen die durch Verwunderung verſteinerten Züge ſeiner gräflichen Klientin deſto beſſer in Augenſchein nehmen zu können. Nun, meine Gnädige, fragte Storchſchnabel, was ſagen Sie zu dieſem Einfall?

— Ich finde ihn ganz ungewöhnlich genial.

— O, man iſt fürwahr nicht auf den Kopf gefallen! Nicht umſonſt hat man in Leipzig die Rechte eben ſo gut als die Linke ſtudirt, um mit vollem Rechte Doctor beider Rechte zu ſein! Jener Wiſch, Madame, bedeutet gar nichts! behauptete Dr. Drillhaaſe mit echt muckerhafter Schadenfreude.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte ſie.

— Ich glaube es zwar nicht ganz, doch könnte ich's im Nothfall beſchwören! entgegnete der Rabuliſt mit unverſchämter Frechheit.

— Und was alſo ſoll ich thun? fragte Frau von Kielmannsegge.

— Vorläufig gar kein Geräuſch davon machen ...

— Und ſpäter? forſchte ſie neugierig weiter.

— Die Sache, wenn möglich, gütlich beilegen.

Allem Anſcheine nach hatte ſothaner Karl Heinrich die freiwillige Zuſage einer monatlichen Unterſtützung von acht Thalern, die er ſeit jener Zeit bezog, keiner andern Fürſprache und keinem günſtigern Umſtande als jenem klugen Rathſchlage Dr. Drillhaaſen's zu verdanken, der, wie Lieſenberg wiſſen wollte, „jene ziemlich ſchmutzige Geſchichte“ auf dieſe Weiſe zur Zufriedenheit der Mutter und des Sohnes in's Reine gebracht und für die Aplanirung dieſer Sache, für das Ebnen dieſes krummen Weges, von der Gräfin ein Geſchenk von hundert Friedrichsd'or erhalten haben ſoll. — Ein pfiffiger Rabuliſt pflegt in gewiſſen oder, richtiger geſagt, ungewiſſen Rechtsfällen oft weit größere Dienſte zu leiſten, als der klügſte Rechtsconſulent, und wohl nur darauf mag ſich jener Ausſpruch Boccaccio's beziehen, welcher die Behauptung aufgeſtellt hat, daß ein aufgeweckter Eſel oft mehr werth ſei, als ein ſchwachköpfiger Gelehrter oder rechtſchaffener Vielwiſſer.*) — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

---

*) „E meglio un asino vivo che un'dottore morto.“

Zu den zahllos vielen Gerüchten, welche faſt um dieſelbe Zeit Lieſenberg und andere Feinde der maßlos angefeindeten Gräfin in Cours gebracht hatten, gehörte u. A. auch das on dit, daß ſie bald nach der im Jahre 1815 erfolgten Scheidung von ihrem zweiten Gemahle, Grafen Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge, nach Einigen zu Augsburg, nach Andern zu München durch die geiſtige Vermittelung des Profeſſors Sailer*) katholiſch und bald darauf, auf vielfaches Andringen des ſeligen Probſtes in Z. bei Muskau, wieder proteſtantiſch geworden ſei. Beides aber erlauben wir uns, wenigſtens ſo lange bezweifeln zu dürfen, bis wir Belege dafür in Händen haben; ſo viel jedoch iſt gewiß, daß Gräfin Kielmannsegge mit dem ebengenannten Theologen Sailer lange Zeit hindurch in ſehr lebhaftem Briefwechſel ſtand.

---

*) Johann Michael Sailer, geb. zu Artſing im bayer'ſchen Iſarkreiſe am 17. November 1751, Profeſſor der Theologie und Ethik an der damaligen Univerſität zu Dillingen, ſeit 1784, ſpäter zu Ingolſtadt und Landshut, wurde 1821 erſter Dom-Kapitular zu Regensburg, ein Jahr darauf Biſchof von Germanicopolis, wie auch General-Vicar des Bisthums Regensburg, und 1629 Biſchof von Regensburg. Er ſtarb daſelbſt am 20. Mai 1832. Eine ſeiner gediegenſten Schriften war unter dem Titel: „Das Auge Gottes“ ſchen im Jahre 1813 zu Bregenz erſchienen.

Es iſt hier der rechte Platz, noch einiges Nähere über die Scheidung der Gräfin vom Grafen Kielmannsegge einzuſchalten, das uns, erſt unlängſt, aus ganz zuverläſſig guter Quelle aus Leipzig mitgetheilt worden iſt. Nach dieſer Quelle ſoll nicht die Gräfin, ſondern ihr Gemahl, welcher dazu mehr als Einen triftigen Grund gehabt haben will, auf gerichtliche Trennung angetragen haben. Ueber die Scheidung ſelbſt befinden ſich in der Leipziger Superintendentur zwei ziemlich dickleibige Akten-Fascikel, welche nach Ausſage Deſſen, dem vor Jahren ein günſtiger Zufall eine kurze Einſicht in dieſe Akten geſtattet hatte, eine Unmaſſe beinahe unglaublicher Thatſachen und Verdachtsgründe enthalten ſollen. Da uns die Benutzung dieſer Akten leider nicht zur Verfügung ſtand, ſo können wir auch nichts daraus mittheilen; doch hoffen wir, das Verſäumte ſpäter in einer Einzelſchrift nachholen zu können.

Wir kehren zu ihrem Gemahle zurück.

Graf Ferdinand Hans Ludolph von Kielmannsegge war ſchon drei Jahre geſchieden, als er am 13. October 1818 — damals einundvierzig Jahre alt — einen neuen Ehebund mit einem Fräulein Davide Magdalene von Hedemann ſchloß. Geboren am 26. Januar 1787 war dieſe Dame faſt zehn Jahre jünger als ihr Gemahl, welcher damals, wenn wir gut unterrichtet ſind, hannover'ſcher Obriſt und einer der vertrauteſten Freunde des Herzogs von Cambridge geweſen war. — Adolphus Frederik, Herzog von Cambridge, Graf von Tipperary und Baron von Culloden, ſiebenter Sohn König Georg's III. von Großbritannien, geboren zu London am 24. Februar 1774, hatte als Student die Univerſität Göttingen beſucht, und dann 1793 den Feldzug gegen die Republik Frankreich mitgemacht; er war am 16. September, nach der Schlacht bei Hondſchoten, in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen und einzig und allein durch den perſönlichen Muth des damaligen Ober-Lieutenant's Grafen von Kielmannsegge daraus befreit worden. — Nach ſeiner Volljährigkeit zum Obriſten und gleichzeitig auch zum Peer ernannt, war der Herzog von Cambridge im Jahre 1803 nach Hannover geſchickt worden, um die Vertheidigung des Kurfürſtenthums zu leiten, hatte aber bald darauf den Oberbefehl an General Ludwig Georg Thedel Grafen von Walmoden-Gimborn abgetreten und ſich — wir wiſſen nicht zu ſagen, warum? — nach London zurückgezogen. Nach dem Sturze Napoleon's am 24. October 1816 zum Feldmarſchall und General-Statthalter Hannover's ernannt, hatte er ſich am 7. Mai 1818 mit der Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Kaſſel vermählt, erhielt eine jährliche Annuität von 30,000

Pfund Sterling und reſidirte abwechſelnd zu Hannover und im Schloß Montbrillant bei Hannover. Ein leidenſchaftlicher Freund der Muſik und ein ſchwärmeriſcher Verehrer der Schauſpielkunſt, geruhte er — wie ſein älteſter Bruder König Georg IV. — ſich mit ganz beſonderer Vorliebe für Theater-Prinzeſſinnen zu begeiſtern. — Der Falſtaff dieſes eben ſo luſtigen, als galanten Heinrichs, welcher zufällig Adolphus hieß, war Graf Kielmannsegge, der Seine Königliche Hoheit, welche 1831 nach den Göttinger Unruhen ſich zum Vice-König von Hannover ernannt ſah, ſtets bei heiterer Laune zu erhalten verſtand, wofür der Graf ohne beſonders hervorragende Verdienſte nach und nach bis zur Würde eines königlich hannover'ſchen General-Lieutenants und zu der Rangſtufe eines Staats- und Kriegs-Miniſters emporſtieg. — Während nach dem am 20. Juni 1837 erfolgten Ableben König Wilhelm's IV., der Herzog von Cumberland Ernſt Auguſt, den hannover'ſchen Königsthron beſtieg, legte Prinz Adolphus Frederik ſeine Stelle als Vice-König nieder und kehrte nach England zurück.*)

---

*) Dort ſtarb er ſechsundſiebenzig Jahre alt, am 8. Juli 1850. Sein Falſtaff überlebte ihn ſechs Jahre. Graf Kielmannsegge ſtarb am 19. Auguſt 1856. Seine Witwe, glauben wir, lebt noch.

Als Gräfin Kielmannsegge durch die Zeitungen den Tod ihres zweiten Gemahls erfuhr, ſoll ſie, zerknirſcht, in Thränen ausgebrochen ſein und zu ihrer Tochter Natalie geſagt haben:

— Es wäre für ihn und für mich doch wohl beſſer geweſen, wenn wir uns nicht getrennt hätten. Erſt jetzt, wo es freilich zu ſpät iſt, begreife ich, daß er beſſer als Mancher ſeines Gleichen geweſen war. Seine Aſche ruhe in ſanftem Frieden!

— Amen! ſprach händefaltend deren Tochter Natalie. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir ziehen die Siebenmeilen-Stiefel des altdeutſchen Märchens an und legen mit Hilfe derſelben die ziemlich hübſche Strecke von Reiſewitz nach Parma im Handumdrehen zurück.

Dort lebte die Witwe Napoleon's und des Grafen von Neipperg, nach dem Tode des Letztern abgeſchieden von aller Welt, in den öden Mauern ihres Schloſſes, in welchem ſie ſich niemals heimiſch gefühlt zu haben ſchien.

Napoleon, dem bis zu ſeinem Tode das Benehmen ſeiner Frau gänzlich fremd geblieben war, hatte noch wenige Tage vor ſeinem Ende zu ſeiner Exils-Gefährtin, Gräfin Bertrand, geſagt:

— Seien Sie überzeugt, daß Marie Louiſe, wenn ſie bisher keinen Schritt gethan hat, mir die Leiden meiner Gefangenſchaft zu erleichtern, ſich nur darum ſo paſſiv verhält, weil ſie von öſterreichiſchen Spionen umgeben iſt, die ſie verhindern, irgend etwas von Allem, was ich auf Sanct-Helena ſchmachvoll erdulden muß, jemals in Erfahrung zu bringen. Wüßte ſie, wie ſehr ich leide, dann würde ſie zu mir eilen, um mich zu tröſten, denn Marie Louiſe iſt die Tugend ſelbſt!

„Süßer Wahn, welcher das Ende des Helden, wie ſein neueſter Biograph Rapetti ſagt, minder grauſam gemacht.“

— Ich hatte zwei Frauen, ſagte Napoleon zur Gräfin Bertrand. Beide waren zwei ganz verſchiedene Naturen. Die Eine (Joſephine) war Kunſt und Grazie; die Andere (Marie Louiſe) war Natur und Unſchuld.

Andere, welche beide Frauen ebenfalls gekannt, haben die Eine mit einem ſonnenhellen Frühlingstage, die Andere mit einer kalten Winternacht verglichen. Niemand hat der Letztern mehr geſchmeichelt, als Herr von Lamartine.*)

Marie Louiſe ſtarb, ſechsundfünfzig Jahre alt, am 18. Dezember 1847 in ihrer Vaterſtadt Wien, und ihre irdiſche Hülle wurde, wie jene ihres Sohnes, des Ex-Königs von Rom, in der dortigen Kapuzinerkirche beigeſetzt.

---

*) Seine Schilderung Marie Louiſens findet ſich im zweiten Bande, Seite 49, unſerer Erzählung.

Ihr letztes Wort war der Name des erſten Menſchen: ſie ſtarb, Adam auf den Lippen.

Requiescat in pace!

Zwölftes Kapitel.

Wir beeilen uns, in dieſem Abſchnitte Dasjenige zuſammenzuſtellen, was über den am 20. Juli 1814 geſtorbenen Grafen Camillo Marcolini, über deſſen Familie und über deſſen Palais nachträglich zu unſerer Kenntniß gelangt iſt.

Graf Camillo Marcolini, der im Jahre 1768 Kammerherr, am 21. Januar 1769 Kämmerer, 1772 wirklicher Geheimer Rath, 1778 Oberkammerherr, 1780 General-Director der vom Kurfürſten Friedrich Chriſtian 1763 geſtifteten Akademie, am 1. November 1799 Oberſtallmeiſter und gleich darauf Cabinetsminiſter König Auguſt's des Gerechten geworden war, hatte ſich im Jahre 1782 (?) mit der Gräfin Maria Anna O'Kelly vermählt, die ihm, ſo viel uns bekannt iſt, nur einen einzigen Sohn geſchenkt haben, welcher Peter hieß und von Geburt aus etwas blödſinnig geweſen ſein ſoll.

Aber deſto klüger war ſein Vater. Bei dem bekannten Fürſtenfeſte zu Pillnitz im Jahre 1792 erhielt er vom Kaiſer von Oeſterreich eine Doſe im Werthe von zehntauſend Thalern. — Der dicke König von Preußen ſchenkte ihm einen ſeiner magern Orden. — Graf Marcolini ſammelte ſich große Reichthümer. Wie leicht ihm dies wurde, geht u. A. auch ſchon daraus hervor, daß er wie offizielle Rechnungen nachweiſen beim Zwingerbau, ohne irgend etwas zur Herſtellung oder Erhaltung desſelben beizutragen, jährlich 5 bis 6000 Thaler in ſeinen Beutel ſtrich.

Wäre zu der Zeit, als am 19. October 1813 die verbündeten Monarchen, Kaiſer Alexander I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, in Leipzig einzogen, Graf Marcolini dort bei Friedrich Auguſt dem Gerechten geweſen, würde ſich vielleicht, ja ſogar wahrſcheinlich, Manches für Sachſen weit günſtiger geſtaltet haben.

Eine Stunde vor dem Einzuge der beiden obengenannten Monarchen war der Kronprinz von Schweden, Karl Johann (Bernadotte), ihnen vorausgeeilt, um ſich zum Könige von Sachſen zu begeben und denſelben zu bewegen, ſeinen beiden Feinden entgegenzukommen und ſie durch dieſe Aufmerkſamkeit zu begütigen. Friedrich Auguſt aber, der eben ſo hartnäckig als gerecht geweſen war, hatte davon durchaus nichts hören wollen. Nachdem Alexander und Friedrich Wilhelm in

Leipzig eingezogen und von der Katharinenſtraße über den Rathhausmarkt geritten waren, hatten ſie vor dem ſogenannten Königshauſe am Eingange der Grimmaſchen Straße ein Paar Augenblicke abſichtlich Halt gemacht, in der ſichern Erwartung, daß Friedrich Auguſt, deſſen Schickſal nun in ihren Händen lag, ſie wenigſtens vom Fenſter aus begrüßen werde. Der König hatte dies nicht gethan. Darüber aufgebracht, waren beide Souveraine dann weiter geritten. Die Folgen jener Hartnäckigkeit ſind bekannt. — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Vom Grafen Marcolini, der (wie ſchon früher erwähnt) ſeine fünfundſiebenzigjährige Laufbahn zu Prag beſchloſſen hatte, exiſtiren zwei Kupferſtiche von Gregori und Seiffert, von denen das eine Portrait faſt ſo ſelten als das Andere iſt; außerdem kennen wir auch ein von Joſeph Graſſi (?) gemaltes Oelbild, welches eine der ſchönſten Zierden des Leipziger Muſeums iſt. Das Bild der Gräfin Marcolini hat Johann Heinrich Schmidt gemalt und Karl Gottlob Rasp im Jahre 1787 in Kupfer geſtochen. Das Todesjahr der Gräfin haben wir bis heute leider nicht ermitteln können; eben ſo wenig iſt uns bekannt, wann ihr einziger (?) Sohn Peter geſtorben iſt.

Das Palais, das noch heutzutage den Namen ſeines ehemaligen Beſitzers trägt und ſeit 1850 das allgemeine Krankenhaus iſt, war urſprünglich vom Fürſten Albert von Sachſen-Teſchen, dem Schwiegerſohne der Kaiſerin Maria Thereſia, angelegt und verdankt ſeine Vergrößerung und Verſchönerung dem zweiten Beſitzer, Grafen Heinrich Brühl, der am Ende des Gartens von dem italieniſchen Bildhauer Mattielli u. A. eine Caſcade anlegen ließ, die allein über 80,000 Thaler gekoſtet haben ſoll.

Am 6. October 1760 hatte im Brühl'ſchen Garten-Palais (wie es damals hieß) der Prinz von Zweibrücken ſein Hauptquartier aufgeſchlagen.

Am 9. Mai 1761 bezog es der Bruder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich von Preußen.

Am 3. Auguſt 1763 wurde daſelbſt das Feſt des polniſchen Adler-Ordens gefeiert.

Gleich nach dem Tode des Grafen Brühl erſtand es Graf Marcolini, der es im Jahre 1776 theils erweitern, theils noch mehr verſchönern ließ.

Nach dem Ableben des Grafen Camillo ward das Marcolini'ſche Palais nebſt einem großen Theile des höchſt werthvollen Mobiliars vom Kaufmann Werner angekauft, der dafür nicht mehr als 22,000 Thaler (den kaum fünften Theil des urſprünglichen Werths) bezahlt haben ſoll.

Ueber die Verſteigerung des andern Theils jenes äußerſt koſtbaren Inventars berichtet uns ein ehemaliger Diener des Grafen, Herr K. G. Schöne, gegenwärtiger Director des Dresdener Spar- und Credit-Vereins, nachfolgende, gewiß nicht unintereſſante Einzelheiten:

„Als die große Verſteigerung des koſtbaren Mobiliars des Marcolini'ſchen Palais ſtattfand, bezeichnete mir Gräfin von Kielmannsegge, welche ſich unter dem kaufluſtigen Publikum befand, zwei Klingelzüge als Solche, welcher ſich Napoleon während ſeines Aufenthaltes im gedachten Palais eigenhändig bedient haben ſoll, um mittelſt des Einen nach dem höher gelegenen Militär-Bureau und mittelſt des Andern nach ſeinem erſten Kammerdiener Marchand zu läuten. — Die Gräfin rieth mir, dieſe Klingelzüge als geſchichtliche Reliquien zu erſtehen, in Folge deſſen ich mich noch heute im Beſitze derſelben befinde. — Die Gräfin ſelbſt wünſchte, ein Stück von den Möbeln, deren ſich der Kaiſer in dem von ihm bewohnten, zu ebener Erde gelegenen Cabinet (dem jetzigen Conferenzzimmer der Aerzte des Stadtkrankenhauſes) bedient hatte, zu erſtehen. Sie bezeichnete mir u. A. einen großen Jagdgewehrſchrank von Roſenholz mit Spiegelglasthüren und ertheilte mir, weil ſie vor der Ausbietung dieſes Gegenſtandes ſich entfernen wollte, den Auftrag, dieſen Schrank, ſollte er nicht zu einem übertrieben hohen Preiſe emporgeſteigert werden, für ihre Rechnung anzukaufen. Auf mein letztes Gebot von 407 Thalern wurde ich von einer hieſigen Handelsfrau W. überboten und trat zurück, weil jener Schrank nach meiner Beurtheilung kaum 300 Thaler werth zu ſein ſchien. Als ich der Gräfin darüber Bericht erſtattete, billigte ſie vollſtändig, daß ich nicht mehr geboten, und ſchickte ſchon am andern Morgen jene vierhundert Thaler, die ſie zum Ankaufe jenes Schranks beſtimmt hatte, nach dem ſächſiſchen Erzgebirge an ein Hilfs-Comité, welches ſich dort wegen der daſelbſt ausgebrochenen Hungersnoth gebildet hatte.“

Dieſer ſchöne Zug macht ihrem Herzen Ehre und verſöhnt uns einigermaßen mit dem mitleidsloſen Kaltſtellenlaſſen ihres unehelichen Sohnes Karl Heinrich.

Derſelbe Gewährsmann ſchreibt uns in Bezug auf Lieſenberg:

„Auch mit dem von Ihnen mehrfach genannten Tiſchlermeiſter Lieſenberg, mit welchem ich in ſeinem Hauſe (Heinrichſtraße Nr. 2) zuſammengewohnt hatte, war ich perſönlich ziemlich genau bekannt geweſen.

Dieſer Lieſenberg, welcher, durch Heirath einer wohlhabenden Witwe, der Beſitzer dieſes Hauſes geworden war, zählte zu ſeinen Kunden viele Herrſchaften erſten Ranges hieſiger Stadt und befand ſich in ganz leidlichen Vermögensverhältniſſen ſo lange, bis er durch den Ausbau der hieſigen Synagoge, bei welcher er Arbeiten im Accord übernommen hatte, nach ſeiner eigenen Ausſage durch Wucherer, in deren Hände er gefallen war, ſo tief in Schulden gerieth, daß er zur Befriedigung ſeiner Gläubiger ſein Haus und ſein ſämmtliches Mobiliar veräußern mußte und zuletzt mit ſeiner zweiten Frau, einer verwitwet geweſenen Kaufmann Koch, von Dresden nach Reſchwitz auf das Gut des Grafen Rieſch zog, von welchem er das ſogenannte Gnadenbrot erhielt. Sein trauriges Daſein endete er dort als — Nachtwächter.“

„Dieſer Lieſenberg (fährt unſere Quelle fort) ſprach oft und gern vom Kaiſer Napoleon I, und wiederholt hörte ich von ihm auch den Namen der Gräfin Kielmannsegge nennen, welche ich zu jener Zeit noch nicht gekannt hatte.“

Später, als Schreiber dieſer Mittheilung auch die Bekanntſchaft der Gräfin Kielmannsegge gemacht und ihr erzählt hatte, daß Lieſenberg öfters deren Namen genannt habe, konnte er nur ſo viel von ihr erfahren, daß ſie ſothanen Lieſenberg als einen braven Mann kennen gelernt und daß er, ihrer Anſicht nach, wohl ein beſſeres Loos verdient habe.

Jedenfalls war dies nur Ironie geweſen.

„Gräfin Kielmannsegge (ſchließt Herr Schöne ſeine Mittheilung an uns) ſprach gern und viel, aber ſtets mit glühender Bewunderung und tiefſinnigſter Verehrung vom Kaiſer Napoleon, den ſie (wie uns ein Anderer gemeldet hat) in einem ihrer Briefe an ihn „l'étoile de ma vie" (den guten Stern ihres Lebens) genannt hatte.

Selbſt auf Sanct-Helena ſoll Napoleon ſich mehr als Ein Mal ihrer erinnert und zu ſeinem nunmehr verſtorbenen Kammerdiener und Landsmann Santini*) geäußert haben:

— Ich wünſchte, Gräfin Kielmannsegge wäre hier!

Auf Santini's Frage, wer dieſe Dame ſei, ſoll Napoleon erwiedert haben:

---

*) Erſt im Jahre 1853 ließ der Ehrenhüter des Napoleon'ſchen Grabhügels auf Sanct-Helena unter dem Titel „De Sainte-Hélène aux Invalides", die „Souvenirs de Santini, gardien du tombeau de l'empereur Napoléon Ier" mit einem einleitenden Briefe des Grafen Emanuel de Las Caſes in Paris an's Licht treten. Dieſe Erinnerungen ſind ziemlich neu und intereſſant, wie Alles, was die Perſönlichkeit Napoleon's I. betrifft.

— Sie iſt eine deutſche Schwärmerin, die, eine weit beſſere Franzöſin als tauſend Andere, mich abgöttiſch verehrt hat und deren geiſtreichem Umgang ich in Dresden manche glückliche Stunde zu verdanken hatte. Ob ſie wohl noch leben mag?!

— Ich werde Erkundigungen einziehen laſſen, verſprach Santini.

Dieſer Corſe pflegte Wort zu halten. Noch an demſelben Tage ſchrieb er einem ſeiner Pariſer Freunde, derſelbe möge durch die franzöſiſche Geſandtſchaft in Dresden Erkundigung über „une certaine comtesse Killmanseck“ einziehen laſſen und ſich beeilen, ihm ſo bald als möglich etwas Näheres über ſie mitzutheilen. Fünf Monate ſpäter erhielt Napoleon durch Santini die Nachricht, daß die „certaine comtesse“ noch am Leben ſei.

— Das freut mich! ſprach der Kaiſer. Dieſe Frau werde ich niemals vergeſſen, geſtand Napoleon und geruhte, in Erinnerungen der Vergangenheit ſchwelgend, die Spitzen ſeiner Finger zu küſſen.

Beweis, daß die Gräfin ihm nicht gleichgiltig geweſen ſein muß, und daß er in ſeinem Herzen eine dankbare Rückerinnerung an ſie bewahrt zu haben ſchien.

Dreizehntes Kapitel.

Wir kehren zu Ernſt Graf und unſerer Brochure zurück.

Im Jahre 1857 erſchien im Selbſtverlage des Verfaſſers (gedruckt zu Dresden bei C. Blochmann und Sohn) unter dem Titel:

Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf,
oder
das noch ſeit dem Jahre 1830 ungelöſte Räthſel
für's Königreich Sachſen
im Jahre 1857,

eine ſechszehn Seiten ſtarke Brochure, die damals in und außerhalb Dresden großes, allgemeines Aufſehen gemacht hatte.

Eines der beiden Motto's, womit das Titelblatt jener Flugſchrift geſchmückt iſt, lautet: „So lange man mir nicht widerlegt, ſo lange werde ich nicht widerrufen!" (Dr. Martin Luther.)

Dieſe Brochure war, wie der Verfaſſer derſelben, Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, im Eingange derſelben erzählt, von der königlichen Polizei-Direction unter dem Präſidium des Herrn von Pflugk mit Beſchlag belegt und, auf Grund der §§. 128 und 313*) des königlich ſächſiſchen Strafgeſetzbuchs, zur Entſcheidung an die königliche Staatsanwaltſchaft in Dresden abgegeben worden. Letztere aber hatte darin keinen Grund zur ſtrafrechtlichen Verfolgung gefunden, weshalb die mit Beſchlag belegte Schrift wieder freigegeben und dem Verfaſſer derſelben nachfolgendes Zeugniß ausgefertigt worden war:

---

*) Die beiden darauf bezüglichen Paragraphen des Strafgeſetzbuchs lauten wie folgt:

Artikel 128. Staatsgefährliche Schmähungen.

Oeffentliche Mittheilungen, (Artikel 125) durch welche die Regierung, öffentliche Behörden oder ſtaatsrechtlich beſtehende Körperſchaften oder einzelne Berufshandlungen dieſer öffentlichen Organe einer tadelnden Kritik unterworfen werden, ſind ſtrafbar:

a) wenn ſie mit Erdichtung oder gefliſſentlicher Entſtellung verbunden ſind:

b) wenn dabei den genannten Organen Beweggründe oder Abſichten unterlegt oder Eigenſchaften oder Benennungen beigelegt werden, welche im Publikum Haß oder Verachtung gegen dieſelben zu erregen geeignet ſind.

Artikel 313. Täuſchungen in Hinſicht auf perſönliche Verhältniſſe.

Die Erdichtung eines eigenen perſönlichen Verhältniſſes in rechtswidriger Abſicht zieht als ſolche Geldſtrafe bis zu zweihundert Thalern oder Gefängnißſtrafe bis zu zwei Monaten nach ſich.

„Daß gegen Ernſt Ludwig Wolf Graf wegen der im Selbſtverlage deſſelben herausgegebenen Brochure:

„Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf,
oder das ſeit dem Jahre 1830 ungelöſte Räthſel
für's Königreich Sachſen im Jahre 1857“,

welche von Seiten der hieſigen Königlichen Polizei-Direction zunächſt im Hinblick auf Art. 128 und 313 des Strafgeſetzbuchs mit Beſchlag belegt worden, diesſeits ſtrafrechtlich nicht zu verfahren geweſen und daher genannte Flugſchrift Seiten der Königlichen Polizei-Direction wiederum freigegeben worden iſt, wird durch gegenwärtiges

Zeugniß

auf diesfallſiges Suchen Graf's beſcheinigt.

Dresden am 26. October 1857.

Der Königl. Staatsanwalt allda
(L. S.) Metzler.
Spörlin.“

Aber trotz der darauf erfolgten Freigabe dieſer Schrift gehört ſie ſeitdem zu den bibliographiſchen Seltenheiten und verdient ſchon aus dieſem Grunde, wenigſtens ſtellenweiſe, aus dem Moder der Vergangenheit an's Licht der Gegenwart gezogen zu werden.

Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, erzählt in ſeiner Brochure (Seite 10) unter der Aufſchrift „Licht in mein Dunkel" nachfolgende Epiſode:

„Vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 lebte ich ruhig, als Bürger meinen Geſchäften nachgehend, in Dresden. Da kam das Jahr 1848, das mich aus meiner Ruhe emporſchüttelte und mir Licht zu bringen ſchien in mein dunkles Daſein. Im Monat November des genannten Jahres wollten mich zwei in Dresden befindliche Franzoſen veranlaſſen,*) unter Darbietung ziemlich vielen Geldes mit ihnen gemeinſchaftlich eine Reiſe nach Straßburg zu unternehmen, indem ſie mir zu verſtehen gaben, dort würde ich erfahren, wer meine Eltern ſeien, auch daß ich nicht nach Dresden, wohl aber nach Frankreich gehöre. Allein ich konnte mich zu dieſer Mitreiſe nicht entſchließen, zumal Beide höchſt geheimnißvoll und ſchnell unbedingte Mitreiſe verlangten. —

Nichts ereignete ſich in dieſem Jahre weiter; doch im folgenden, gegen Ende März 1849, geſchah es, daß der franzöſiſche Geſandte, Graf Reinhard, und die Dresdener Polizeibehörde, welche mit einer in Dresden angezettelten franzöſiſchen Verſchwörung alle Hände voll Arbeit hatten, um eines an der Spitze jener Verſchwörung ſtehenden angeblichen Sohnes des Kaiſers Napoleon habhaft zu werden, mich, den Heimath- und Namenloſen, ohne Weiteres in Unterſuchung zogen. —

---

*) Es iſt ſchade, daß er die Namen jener beiden Franzoſen verſchwiegen hat.

Nach einer dreiſtündigen Unterredung oder vielmehr Unterſuchung, welche im franzöſiſchen Geſandtſchafts-Hötel unter perſönlicher Leitung des oben erwähnten Geſandten ſtattfand, ergab es ſich, daß ich an jener Verſchwörung nicht den geringſten Antheil hatte. Dabei aber wurde mir zu verſtehen gegeben, daß ich mich mittelſt eines Bittgeſuchs an Se. Kaiſerliche Hoheit, den damaligen Prinz-Präſidenten Louis Napoleon, wenden und bei ihm um eine Unterſtützung nachſuchen möchte; man wolle dieſes Geſuch befürworten und es mit jenem nunmehr erledigten Verſchwörungsberichte gleichzeitig nach Frankreich abgehen laſſen. — Die Ueberreichung dieſes Geſuches geſchah am 31. März 1849, nachdem mir nochmals verſichert worden war, daß ich binnen kurzer Zeit einer günſtigen Reſolution entgegenſehen dürfe. — Doch die bald darauf erfolgte Abberufung des franzöſiſchen Geſandten Reinhard aus Dresden machte, daß dieſe Angelegenheit nichts weiter von ſich hören ließ. — Ein Jahr ſpäter (1850) wendete ich mich per Poſt nochmals an Se. Hoheit den Prinz-Präſidenten Louis Napoleon: allein auch dieſer Schritt war vergeblich."

Seite 11 heißt es weiter:

„Von verſchiedenen Seiten wurde ich nun aufgefordert, ſelbſt nach Paris zu reiſen. Namentlich waren es Portraitmaler, welche mich in den ausgeſprochenen Muthmaßungen über meine Geburt beſtärkten. Sie hatten nämlich eine auffallend große Aehnlichkeit zwiſchen mir und dem Kaiſer Napoleon gefunden, in dem Profile des Geſichtes, dem Bau des Kopfes, in den Dimenſionen und Proportionen von Hals und Füßen, ſowie der Bruſt, ſo daß es gleichſam den Anſchein hatte, als habe die Vorſehung den beiden Naturen einen unläugbaren Stempel der (Familien-) Aehnlichkeit aufdrücken wollen.*)

---

*) Der Erſte, dem die frappante Aehnlichkeit zwiſchen Ernſt Graf und Napoleon I. aufgefallen ſein ſoll, war kein Anderer, als der franzöſiſche Geſandte Graf Reinhard, Sohn Karl Friedrich Reinhard's, der von Ludwig XVIII. im Jahre 1814 gegraft worden war. Reinhard's Vater (geb. im württembergiſchen Dorfe Scherdorf am 2. October 1761) ſtarb zu Paris am 25. Dezember 1837. Sein Sohn lebt noch.

Hierzu kam noch, daß mein ungefähres Alter und die von da conſtatirte Zeit meiner Geburt genau mit der Zeit zuſammenfällt, wo der Kaiſer Napoleon in Dresden geweſen war. Und konnte denn nicht auch aus politiſchen Gründen und Rückſichtsnahmen ein natürliches Kind des großen Mannes, wohl auch ohne deſſen Verſchulden, dem Zufalle Preis gegeben worden ſein, beſonders da in dem Zeitpunkte meiner Geburt, welche mit jener Epoche zuſammenfällt, wo des großen Kaiſers Stern unterging, ganz Europa bemüht geweſen war, Alles, was an ihn erinnern konnte, zu entfernen; konnte da nicht auch die Dame hohen Ranges ſich bewogen gefunden haben, ſich eines lebenden Andenkens an ihn zu entledigen?! Dies Alles in's Auge gefaßt, ließ keine Unmöglichkeit und keinen Zweifel übrig, daß die Muthmaßungen über meine Geburt gegründet ſeien; daher es mir denn auch rathſam erſchienen war, ſelbſt nach Paris zu reiſen."

Am 15. November begab ſich Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, nach Paris und langte dort am 22. desſelben Monats an.

„Mein erſter Gang daſelbſt war nach der k. ſächſiſchen Geſandtſchaft, um dieſe unter Vorlegung meiner Legitimation zu erſuchen, mir zu einer Audienz bei Sr. Kaiſerlichen Hoheit dem Prinzen Louis Napoleon behülflich zu ſein. Allein dies ging nicht ſo leicht, wie ich's geglaubt hatte. Zuvörderſt wurde mir entgegnet, daß die hohe Geſandtſchaft ſich in dieſer meiner Angelegenheit von der k. ſächſiſchen Regierung zuerſt genaue Inſtruction erbitten müſſe. Letztere könne erſt in ungefähr acht bis zwölf Tagen eintreffen, während dieſer Zeit aber ſollte ich nichts unternehmen.

Die Zeit verſtrich, die Inſtruction kam nicht."

„Am 13. Januar 1852 (erzählt Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, in ſeiner Schrift, Seite 12) befand ich mich vor dem Invalidendom, den militairiſchen Exercitien beiwohnend, welche unter Kanonendonner als letzte Ehrenbezeugung dem (am 26. November 1851 hingeſchiedenen) Marſchall Soult, Herzoge von Dalmatien, bei ſeiner feierlichen Beerdigung dargebracht wurden. Da tritt plötzlich ein mir unbekannter Herr auf mich zu und gibt mir eine Karte mit den Worten:

„Sie wollen das Grab Ihres Vaters ſehen; geben Sie mit dieſer Karte zum Miniſter Morny; der Eintritt zum Grabmale des Kaiſers wird Ihnen dann ſicher geſtattet werden."

Und dieſes that er denn auch und erhielt, freilich erſt nach längern Umſtänden und erſt aus dritter Hand, die ſchriftliche Erlaubniß, das Grabmal des großen Kaiſers (ſeines angeblichen Vaters) beſuchen zu dürfen.

Dies hatte ſich am 14. Januar des Jahres 1852 zugetragen. —

Sieben Tage ſpäter war von Dresden eine Inſtruction eingelaufen, deren Inhalt ungefähr folgendermaßen lautet:

„Die meinetwegen angeſtellten Erörterungen hätten viele Zeit in Anſpruch genommen und lange auf ſich warten laſſen. Die hohe Geſandtſchaft könne ſich zwar nicht direct für mich zum Behufe der Erlangung einer Audienz bei Sr. Kaiſerlichen Hoheit dem Prinzen Louis Napoleon verwenden, indem meine Angelegenheit nicht Staats-, ſondern nur Familienſachen betreffe; wohl aber wolle ſie (die Geſandtſchaft), da zu erwarten ſtehe, daß es mir bei meiner Mittelloſigkeit an Geld und Gelegenheit fehlen möchte, Etwas für mich ſelber zu unternehmen, mich thunlichſt mit Geld unterſtützen und, falls ich guten Raths oder zu meinen Unternehmungen eines Sachwalters benöthigt ſein ſollte, wolle die königlich ſächſiſche Regierung den dazu nöthigen Koſtenaufwand für mich bewilligen.“ *)

---

*) Auf die Grundlagen einer Polizei-Directorial-Auslaſſung ſoll Herr von Beuſt dem ſächſiſchen Geſandten in Paris eine Inſtruction ertheilt haben, kraft welcher Napoleon Buona-

Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, erhielt nun vom ſächſiſchen Geſandten, Freiherrn Albin von Seebach, eine Geldunterſtützung und in der Perſon eines Herrn M. Fiſcher, (wohnhaft zu Paris, Straße Saint-Denis Nr. 303) einen Sachwalter, deſſen Hilfe Graf aber nicht in Anſpruch nahm, ſondern ſich direct an den Prinzen Louis Napoleon wandte, *ſich für einen natürlichen Sohn des Kaiſers ausgab* und den Neffen des großen Onkels um eine Unterſtützung bat.

Die Antwort, die auf ſein Geſuch erfolgte, lautet (nach Seite 13 der Brochure) wörtlich wie folgt:

Präſidentſchaft der Republik.
General-Secretariat, Vorſtadt St. Honoré Nr. 53.
Paris den 7. Februar 1852.

Mein Herr.

„Ich bedauere, Ihnen eröffnen zu müſſen, daß es nicht möglich iſt, Ihrem an den Präſidenten der Re-

---

parte, genannt Ernſt Graf, während ſeines zwölfwöchentlichen Aufenthalts in Paris täglich eine Unterſtützung von 5 Francs erhielt. Außerdem wurde ihm das Anerbieten gemacht, ſich zum Behufe der Verfolgung der ihm im Jahre 1849 in Ausſicht geſtellten Unterſtützung eines dortigen Sachwalters bedienen zu können *auf Unkoſten der ſächſiſchen Regierung*, was, beiläufig erwähnt, von Seiten der letztern gewiß *mehr als human* geweſen iſt.

publik gerichteten Geſuche, welchen Antheil auch Ihre Lage zu verdienen ſcheint, einen günſtigen Erfolg zu verſchaffen. Die Geringfügigkeit der Summen, über welche der Präſident gegenwärtig für Unterſtützungszwecke verfügen kann, und die unglücklicher Weiſe ſehr beträchtliche Anzahl von Perſonen, welche jeden Tag ſeine Mildthätigkeit anrufen, erlauben ihm nicht, ſie auf alle Unglücklichen, welche ſeines Mitgefühls würdig ſind, auszudehnen. — Empfangen Sie, mein Herr, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Der General-Secretair: A. Chevalier."

Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, reicher an Erfahrung, aber deſto ärmer an Hoffnung, ſah ſich nun genöthigt, Paris verlaſſen und nach Dresden zurückkehren zu müſſen. Hier begab er ſich zum Staatsminiſter, Freiherrn von Beuſt, um demſelben für die ihm von Seiten der ſächſiſchen Regierung zu Theil gewordene Fürſorge und Unterſtützung in Paris ſeinen Dank abzuſtatten. Herr von Beuſt aber fragte ihn:

— Wer hat Sie denn eigentlich mit den nähern Verhältniſſen und mit dem dunkeln Geſchick Ihres Lebens ſo bekannt gemacht? Nicht wahr, wohl nur der Herr P(olizei-) D(irector) v(on) O(pell)?

„Durch dieſe Worte von Neuem in der Aechtheit meiner Vermuthungen beſtärkt, ſuchte ich ſofort von dem eben genannten Herrn von Opell mehr zu erfahren", erzählt Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, in ſeiner Schrift (Seite 14).

„Herr von Opell aber empfing mich ziemlich kalt und fertigte mich mit den Worten ab:

„Ich kann nicht begreifen, wie Dich der Herr Staatsminiſter von Beuſt an mich verweiſen kann, indem über Deine Angelegenheit ſchon längſt Beſchluß gefaßt worden iſt und ich meine Anſichten darüber an die mir vorgeſetzte Behörde habe abgeben müſſen. Als Staatsdiener kann ich Dir weiter keine Auskunft ertheilen; willſt Du etwas Näheres erfahren, dann wende Dich an die hohe Staatsregierung. Uebrigens muß ich Dich bitten, mich mit Deiner Angelegenheit nicht weiter anzugehen, da ich Dir nichts ſagen darf."

Der arme Teufel Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, wandte ſich nun in der Verzweiflung ſeines Herzens im Monat Dezember 1852 mit einem Geſuche an Seine Majeſtät den (verſtorbenen) König Friedrich Auguſt mit der Bitte: Seine Majeſtät möchte ihm in dieſer Angelegenheit ſeinen königlichen Schutz gewähren und die Gnade haben, dieſe Sache huldreichſt näher unterſuchen zu laſſen, beſonders in Hinſicht auf eine ihm als Mutter bezeichnete und hier noch lebende Dame (Gräfin Kielmannsegge).

Auf dieſes Geſuch erhielt er (laut Seite 13) nachfolgenden Beſcheid:

„Seine Majeſtät der König wollen Sich nicht in ſo hohe Familien-Angelegenheiten begeben, vielmehr dieſelbe beigelegt wiſſen.“

„Was ſollte ich nun machen? (fragt der Unglückliche). Von allen Seiten gab man mir zu verſtehen, daß meine Abkunft vom Kaiſer Napoleon unzweifelhaft ſei. Ich beſchloß nun, den Namen meines Vaters anzunehmen und denſelben fortzuführen. Sofort beeilte ich mich, das franzöſiſche Cabinet, den Senat und die hieſige franzöſiſche Geſandtſchaft davon in Kenntniß zu ſetzen. Sie alle ſchwiegen dazu. Ich aber nannte und unterſchrieb mich ſeitdem in allen Schriften: „Napoleon Buonaparte.“

Vierzehntes Kapitel.

Wir klopfen an und treten ein.

Aber da wir vergeſſen haben, unſerm Leſer zu ſagen, bei wem wir ihn einführen, ſo müſſen wir uns beeilen, es nachträglich zu thun.

Bei Seiner Excellenz Herrn von Beuſt . . .

Wir wiſſen recht gut, daß er Freiherr iſt; doch daran eben liegt nicht viel. War Herr von Metternich nicht viel bekannter wie Fürſt Metternich? Und iſt Herr von Beuſt nicht mindeſtens zehn Mal populärer wie der Freiherr von Beuſt? Viele heißen ja ganz eben ſo, wer aber von Euch kennt ſie? Sie verſchwinden in der großen Maſſe, während ganz Deutſchland, halb Europa, ja faſt die ganze Welt Herrn von Beuſt kennt und von Rechtswegen kennen muß, denn

1. iſt er Miniſter des Innern und
2. iſt er Miniſter des Aeußern.

Doch ſelbſt dadurch unterſcheidet er ſich nicht von hundert Andern ſeines Gleichen; wäre er eben nicht etwas mehr als mancher jener Alltagsminiſter, von denen, genau gewogen, 33 Loth auf ein Vereinspfund gehen. Das, wodurch er ſich, wie einſt Herr von Metternich, mit welchem er überhaupt mehr als eine ſowohl geiſtige, wie auch phyſiſche Aehnlichkeit zu haben ſcheint, zu ſeinem Vortheile auszeichnet, iſt der Vorzug, daß er ſchon lange zuvor, noch ehe er Miniſter geworden, vom Scheitel bis zur Schuhſohle durch und durch Cavalier und Gentleman geweſen iſt. Wohl Jedem, der ihn zum erſten Male ſieht, wird die echt vornehme Nonchalance ſeiner äußern Erſcheinung aufgefallen ſein in dem Grade, daß Jeder, welcher nur einigermaßen etwas Menſchenkenntniß und pſychologiſchen Scharfblick beſitzt, ſich geſagt haben muß: „Dies iſt ſicher kein gewöhnliches Menſchenkind!“

Seine ſchlanke, hagere, ſchmieg-, bieg- und fügſame Geſtalt, ſein großer Kopf, ſein auffallend kleiner Fuß, ſein ariſtokratiſch abgeſpitztes und dennoch fein abgerundetes Ohr, das ſarkaſtiſche Lächeln, das ſeinen ſorgfältig gepflegten Mund umflattert, die durchſichtig klaren, klugen Augen, aus denen uns faſt eben ſo viel Gutmüthigkeit als Schlauheit, eben ſo viel Geiſt als Scharfſinn, eben ſo viel träumeriſche Poeſie als raſtlos wachſame Proſa anblickt, das frühzeitig ergraute Haar, (jamais fou ne blanchit pas, ſagt der Franzoſe), das bisweilen etwas wild und wirr ſeine hohe Stirn einrahmt, verleihen ſeiner ganzen Perſönlichkeit jenen, namentlich bei den Staatsmännern Deutſchlands faſt nur ſelten oder niemals vertretenen Ausdruck, den wir nicht anders als mit den Worten eines „cachet de très-comme-il faut“ zu bezeichnen wiſſen.

Herr von Beuſt iſt das geborene Onze-et-demi des engliſchen „Gentlemanlyke“, das Urbild eines ſeingebildeten Cavaliers im beſten und ſchönſten Sinne des Worts, ein vollendeter, nach dem Muſter Gracian's gebildeter Hofmann, dem die ganze Scala verbindlichen Lächelns, gleichwie die Regula de Tri oder Ketten- echnung der verbindlichſten Redensarten mit ohr- und erzbeſtechender Stimme zu beſtändiger Verfügung ſteht.

Es gibt, nach Metternich, vielleicht keinen zweiten eutſchen Staatsmann, der in ſeinem Hauſe, auf den Feſten und Bällen, die er zu veranſtalten pflegt, die Hon- eurs mit ſo viel Geiſt und ſo viel Anmuth zu machen erſteht, als Herr von Beuſt, der bei aller Herablaſſen- elt, welche er ſo äußerſt gewandt zu affichiren weiß, einen Augenblick ſich ſelbſt zu vergeſſen und mit leicht erklärender Vorliebe die Kleinheit ſeiner Herren üße zu bewundern ſcheint.

Nach Herrn von Gentz hat wohl noch Niemand viel Courtoiſie und Scharfſinn in der Abfaſſung iplomatiſcher Aktenſtücke entwickelt, wie Herr von Beuſt, welcher mit Recht der gewandteſte Notenſchreiber ſeiner Zeit genannt wird. Nicht minder glänzend bewährt ſich ſeine ungewöhnlich große Virtuoſität auf der Tribune, die ihn zu einem der beſten Vor-, Ein- und Nachredner parlamentariſcher Beredſamkeit Deutſchlands erhoben hat. Er iſt immer kampf- und ſchlagbereit, und nicht ſelten erhebt ſich die Schärfe ſeines Geiſtes bis zum Gipfelpunkte der Ironie, die ſeine Zunge nicht minder gefürchtet wie ſeine Feder macht, womit er ſeine Noten ſchreibt, deren attiſches Salz uns häufig an den beißenden Pell-pepper der engliſchen „Junius-Briefe“ erinnert hat.

Als Staatsmann ſteht Herr von Beuſt auf einer Rangſtufe, welche ihn den erſten Capacitäten der europäiſchen Diplomatie würdig anreiht. Er iſt der in's Deutſche übertragene Lord Palmerſton und würde, an die Spitze eines Großſtaates geſtellt, ſehr bald die geſchichtliche Höhe und parlamentariſche Bedeutſamkeit eines Cavour erreichen können. Denn trotz mancher Vorwürfe, die ihm, namentlich in früherer Zeit, ſeine Gegner, und bisweilen nicht mit Unrecht, gemacht hatten, beſitzt er eine Menge glänzender Vorzüge, durch welche er die Mehrzahl der Staatsmänner Deutſchlands in den Hintergrund drängt und deren fadenſcheinigen Nimbus in mancher Beziehung auffallend verdunkelt.

Zu ſeinen beſten Eigenſchaften gehört u. A. auch die, daß er große Achtung für die Preſſe hat und deren Werth beſſer als mancher Andere ſeiner Stellung vollkommen zu würdigen verſteht: *er liebt ſie, aber er fürchtet ſie nicht.* — Als die Gelehrten des „Kladderadatſch“ ihn in die Niſchen ihrer „Walhalla“ — Anfangs ſehr unähnlich! — aufnahmen, ſandte er ihnen eine ſeiner photographiſchen Viſitenkarten mit der freundlichen Bitte, für etwas größere Aehnlichkeit beſorgt zu ſein, damit ſeine Phyſiognomie, nicht allzuſehr entſtellt durch die heitere Mitwirkung des „Kladderadatſch“, für Mit- und Nachwelt nicht ganz verloren gehe.

Bisweilen kann Herr von Beuſt ſehr boshaft, niemals aber roh und jähzornig werden, was eben mehr als alles Andere beweiſ't, daß er durchweg Cavalier und Gentleman iſt, denn nur Spießbürger pflegen ſich ſehr leicht der plebejiſchen Leidenſchaft des Zornes hinzugeben und beim leiſeſten Anlaß ſozuſagen *aus dem Pergament zu fahren.* Herr von Beuſt bleibt ſtets gelaſſen.

Aber noch weit harmloſer ſoll er in den vier Pfählen ſeiner Häuslichkeit, im Schooße ſeines Familienlebens ſein. Es iſt uns aus guter Quelle verſichert worden, daß er, nach des Tages Laſt und Mühen, Abends in ſeiner beſcheidenen Villa zu Laubegaſt oft ſtundenlang vor ſeinem Klaviere träumt, mit ganz beſonderer Vorliebe Franz Schubert'ſche Lieder und am Liebſten deſſen unvergleichlich ſchönes Ständchen:

„Leiſe flehen meine Lieder
Durch die ſtille Nacht zu Dir"

mit mehr Virtuoſität, als ihm Mancher zuzutrauen ſcheint, anzuſtimmen pflegt. Uns aber fallen dabei unwillkürlich die Seume'ſchen Verſe ein:

„Wo man ſingt, da laß' Dich nieder:
Böſe Menſchen haben keine Lieder."

Daß der Charakter des Herrn von Beuſt vor Allem menſchenfreundlich und wohlwollend iſt, dies beweiſt u. A. auch deſſen Benehmen dem armen „Japhet gegenüber, der raſtlos ſeinen Vater ſucht." — Die Unterſtützung, welche Herr von Beuſt als Miniſter dem armen Teufel angedeihen ließ, iſt ein ſicherer Beweis, daß das dunkle Schickſal dieſes Findlings ihn durchaus nicht gleichgiltig ließ; denn iſt es nicht eben ſo gut Miniſter- wie Menſchenpflicht, auch dem Geringſten zur Erreichung ſeines Zweckes hilfreiche Hand zu leihen und ihm die Wege zu bahnen, die ihn zum muthig angeſtrebten Ziele führen?

Wie ganz anders nimmt ſich dagegen das Benehmen des damaligen Polizei-Directors aus???

Was aber von der ganzen Geſchichte dieſes noch immer nicht aufgelöſten Räthſels zu glauben iſt, ſcheint bis zu dieſem Augenblick in ſo undurchdringlich-dichte Schleier gehüllt, daß dieſes pharaoniſche Dunkel nur einzig und allein durch Veröffentlichung der über jenen Findling geführten Akten gelichtet werden kann. Nur ſie allein vermögen Auskunft zu geben darüber, ob dieſer arme Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte, ein neuer Caspar Hauſer oder nur das Opfer einer grauſamen Myſtifikation iſt. Jeder glaube davon, was er will!

Fünfzehntes Kapitel.

Sechs Wochen nach dem Erſcheinen unſerer Brochure trat ein pſeudonymer Vertheidiger der Heldin unſerer Erzählung auf, welcher unter dem Titel „Licht in's Dunkel der Verhüllung“ eine Schrift herausgab, die eine Maſſe ſauber geſchminkter Redensarten, aber blutwenig Thatſachen, eine Menge abgelagerter Verſe von Racine und Schiller, aber durchaus nichts Neues enthält. — Der Verfaſſer, welcher ſich auf dem Titelblatte „Dr. Severus“ nennt, iſt ein Herr Doctor Sommer, der ſo freundlich geweſen war, uns das äußerſt dürftige Material, das er in jener Schrift zuſammengeſtellt, anzubieten, wovon wir damals keinen Gebrauch gemacht hatten. Jetzt aber, wo ſeine Schrift gedruckt vor uns liegt, müſſen wir doch wohl einzelne Stellen derſelben hervorheben, um ſie etwas näher zu beleuchten.

In Bezug auf Ernſt Graf ſchreibt Dr. Severus (Seite 27):

„Zu einzelnen Bittſtellern und zudringlichen Bettlern hatte Gräſin Kielmannsegge nur wenig Vertrauen; denn ſchon zu oft war ſie von Solchen hintergangen worden. Daher kann ſich auch der in Dresden lebende Lohndiener Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte, weder wundern noch beklagen, daß er niemals vorgelaſſen worden iſt, weil er zu ihr in abſolut gar keiner Beziehung ſtand. (?) — Nur ſein trauriges Schickſal, ſeine Heimath- und Elternloſigkeit, konnten das Mitleid, und ſeine muthmaßlich geglaubte Abſtammung von Napoleon I., das Intereſſe des Publikums erregen. — — — Seinen mit immer mehr Hartnäckigkeit und Erbitterung geltend gemachten Glauben an ſeine directe Abſtammung von Napoleon ſcheint man ihm zu laſſen, oder wenigſtens nicht nehmen, ihm aber auch nichts dafür geben zu wollen. Gräſin Kielmannsegge iſt aber in den noch in Paris vorhandenen, Napoleon's Beziehungen zu drei hohen ſächſiſchen Damen betreffenden Akten weder genannt, noch als Solche Denen bekannt, welche mit Napoleon in Dresden verweilt hatten."

Darauf müſſen wir erwidern, daß von allen Perſonen, welche mit Napoleon gleichzeitig in Dresden geweſen ſind, im Jahre 1863 kein Einziger mehr am Leben geweſen iſt, und daß dieſer von ihrem Vertheidiger angeführte Grund mithin gar nichts beweiſen kann. Ob in jenen Pariſer Akten der Name der Gräfin Kielmannsegge genannt oder (abſichtlich) verſchwiegen iſt, beweis't eben auch nichts. Wäre aber gar kein Grund vorhanden, vermuthen zu dürfen, daß Ernſt Graf ein natürlicher Sohn Napoleon's I. iſt, dann ließe es ſich wirklich ſchwer begreifen, warum die ſächſiſche Polizei ſowohl wie die franzöſiſche Regierung bisher noch gar keine Schritte gethan haben, um gegen Graf's Anmaßung des kaiſerlichen Namens aufzutreten und nach Paragraph 128 und 313 des ſächſiſchen Strafgeſetzbuchs auf deſſen Beſtrafung anzutragen.

Die Freigebung der polizeilich mit Beſchlag belegt geweſenen Brochure Ernſt Graf's erklärt und beweiſ't nur allzuklar und deutlich, daß kein Grund zu deſſen Beſtrafung vorhanden und daß der Verfaſſer derſelben mithin wohl berechtigt ſein mag, den Namen „Napoleon Buonaparte“ ungeſtraft fortführen zu dürfen.

Welche drei hochgeſtellte Damen Dr. Severus als Solche bezeichnet, die in den Pariſer Akten genannt ſind, haben wir durch ihn leider nicht erfahren können. Uns iſt außer der Gräfin Kielmannsegge nur noch Eine Perſon bekannt, mit welcher der Kaiſer während ſeines wiederholten Aufenthalts in Dresden in näherer

Berührung geſtanden hatte: dieſe Perſon, damals auffallend ſchön und jung, war die Tochter eines hieſigen Bürgers und hieß Fleiſchmann.

In Bezug auf die von uns mitgetheilte Verhaftung der Gräfin berichtet (Seite 32) Dr. Severus:

„Erſt ſpäter einmal, als ſie ſich wegen ihres minder politiſchen, als freundſchaftlichen Verhältniſſes zu Napoleon, hinter dem man Spionage vermuthete, aus Sachſen flüchten mußte, wurde ſie an der böhmiſchen Grenze zurückgewieſen und blieb dann einige Zeit verborgen auf ihrem alterthümlichen, verſteckt liegenden Schloſſe zu Spremberg.“

„Ganz anders freilich (fährt er fort) ſah es auf dem maleriſch ſchön gelegenen, von ihrem Vater erbauten Schloſſe zu Schmochtitz aus, mit ſeinen herrlichen Natur- und Parkanlagen. Letztere zeichneten ſich beſonders durch prachtvolle Baumgruppen und förmliche Waldungen von Lebensbäumen aus. Aber auch dieſes herrliche Gut wurde ſpäter verkauft und ging zunächſt in den Beſitz des Grafen Rieſch auf Neſchwitz ꝛc. ꝛc. über. Erſt vor wenigen Jahren hat es der durch ſeine ausgebreitete Praxis und durch eine Sammlung von ihm ſelbſt verfaßter Gedichte auch in weitern Kreiſen bekannte Advocat Weber aus Bautzen käuflich übernommen, und weil deſſen Familie den größten

Theil des Jahres daſelbſt zu wohnen pflegt, das früher lange unbewohnte Schloß wieder renovirt und die Anlagen zum Theil noch verſchönert. Dieſes Schmochtitz liegt ganz in der Nähe der Herrenhuter-Colonie Kleinwelka, $^2/_4$ Meilen von Bautzen entfernt und wird von da aus auch viel beſucht, wegen ſeiner Nähe noch mehr als das ſchon entferntere, aber auch mit herrlichem Park umgebene Schloß Neſchwitz, das ſich früher durch ſeine ſchöne Orangerie auszeichnete, wie auch durch dunkle ſagenhafte Mythen über das von hohen Bäumen beſchattete Schloß, welches von ſeinem reichen, und doch nicht glücklich zu nennenden Beſitzer nur ſelten bewohnt wird, der erſt ſeit Kurzem wieder zurückgekehrt iſt, nachdem er lange Zeit am Rheine gelebt hat. Als der Letzte ſeines Stammes wird er ſeine reichen Beſitzungen wohl einmal durch Fideicommiß einer ziemlich entfernten Seitenlinie hinterlaſſen müſſen, wie man ſagt, einer livländiſchen Familie von Vietinghof. Auch hier lebt eine hochgeehrte Gräfin-Mutter, die das tragiſche Geſchick ihrer ſchwer geprüften Familie mit heroiſchem Muthe und mit chriſtlicher Geduld zu tragen weiß.*) Auch ſie hatte den Kaiſer Napoleon in

---

*) Der Verfaſſer meint damit die Gräfin Amalie von Rieſch, eine geborene von Schönberg, Witwe des am 2. November

Dreſden näher kennen gelernt, da ihr Gatte damals als General am ſächſiſchen Hofe gelebt hat.“

Bezüglich des Uebertritts der Gräfin Kielmannsegge zur katholiſchen Kirche ſagt die von uns angezogene Schrift im Nachtrage (Seite 41):

„Der Uebertritt zur katholiſchen Kirche iſt bei der Gräfin von Kielmannsegge aus ihrem ganzen Weſen und Charakter leicht erklärlich, und, obſchon in neueſter Zeit vielfach die Frage angeregt worden, ob ſie, durch den Probſt in Zibelle bei Muskau veranlaßt, nicht wieder zur proteſtantiſchen übergetreten ſei, ſo iſt ſie doch ſicher bei dem katholiſchen Glauben verblieben. Auch wäre dies Alles noch nicht hinreichend, das Weſen ihres Charakters in ungewiſſe Zweifel zu ziehen, noch weniger jenen evangeliſchen Probſt zu verdächtigen, als könnte ein evangeliſcher Geiſtlicher nicht auch mit Katholiken freundlich und liebevoll verkehren. Wo bliebe da die wahrhaft chriſtliche Nächſtenliebe? Wir würden uns durch einſeitige Beſchränkung und ſchroffes Weſen ein ſchlechtes Zeugniß ausſtellen über die Befolgung des höchſten chriſtlichen Gebotes der Gottes- und Nächſtenliebe und müßten uns tief be-

---

1821 verſtorbenen k. k. Generals der Cavallerie Johann Sigismund Grafen von Rieſch. Gräfin Rieſch, geb. am 2. März 1792, iſt eine Couſine der Gräfin Kielmannsegge.

ſchämt fühlen vor den edelſten Vorbildern der katholiſchen Kirche, wie der ſelige Biſchof Sailer, der mit den beſten und größten Männern und Frauen der proteſtantiſchen Kirche in ächt chriſtlichem Geiſte mit reiner Liebe und Wahrheit verkehrte. Und warum ſoll Gräfin Kielmannsegge nicht auch nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus mit dem evangeliſchen Probſte, welchen ſie aus früherer Zeit als väterlichen Freund geſchätzt, in freundſchaftlicher Verbindung u. ſ. w. geſtanden haben?“ fragt der überaus fromme, Alles liebevoll beſchönigende Doctor Sommer, genannt Severus.

Wir freilich haben nichts dagegen einzuwenden; uns iſt es, aufrichtig geſagt, ziemlich gleichgiltig, ob die Heldin unſerer Erzählung Katholikin geblieben oder nicht; nur ſo viel ſcheint uns gewiß, daß ſie ihr ganzes Leben mit ſich ſelber uneinig geblieben iſt, welcher Glauben mehr Beruhigung gewährt und ob eine katholiſche Sünderin mehr Anwartſchaft auf Vergebung als eine proteſtantiſche Büßerin haben mag. Sünde, glauben wir, bleibt doch immer Sünde, gleichviel, welcher Glaube ſie begangen hat.

„Längere Zeit vor und nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus hatte Gräfin Kielmannsegge, wie Dr. Severus-Sommer erzählt, ähnlich wie in neueſter Zeit die eben ſo ſchwer geprüfte Königin Marie von Neapel, in klöſterlicher Zurückgezogenheit in der alten Römerſtadt Augsburg gelebt, wo ſie, zum römiſchen Glauben vorbereitet, zur katholiſchen Kirche übertrat.“

Daß Gräfin Kielmannsegge dieſen Abfall vom Glauben ihrer Väter in ſpäterer Zeit doch wohl bereut haben mag, geht ziemlich klar und deutlich aus dem an eine ihrer Freundinnen geſchriebenen Briefe hervor, der alſo lautet:

„Meine liebe Marianne! — — — — — — — Wie wenig von uns ſelber abhängt im Leben und unter dem Drucke der Verhältniſſe, von welchem jeder Menſch mehr oder weniger beſtimmt und geleitet, wenn nicht gar gegängelt wird, das habe auch ich zur Genüge an mir ſelbſt erfahren und auch an Andern ſehen können. Du wirſt dies vielleicht weniger empfunden haben, weil Dein ganzes Weſen ſich von Anfang an mehr leidenſchaftslos verhalten, und weil Dir Gott viel Seelenruhe und Geduld verliehen hat. — Unwahr und heidniſch ſcheint mir jenes Sprichwort: „Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied!“ — Als hätten wir nicht Alles ſchließlich doch nur vom Himmel zu erwarten und von Gottes Segen zu erbitten! — Es liegt ja nicht an unſerm Rennen und Laufen, ſondern Gottes Gnade iſt es u. ſ. w. Dies ſcheinſt Du früher, als ich ſelbſt, erkannt zu haben! — — — — —

Mein ſehnlichſter Wunſch iſt, endlich Ruh' und Frieden zu gewinnen. — — — — — Wundere Dich aber nicht, wenn ich das anderwärts ſuche, als wo Du es gefunden haſt. Wir Menſchen ſind zu ſehr verſchieden. Leiden, dulden müſſen wir faſt Alle. Wenn wir nur Eine Seele wiſſen, die Theil an unſerm Schickſale nimmt, der es nicht gleichgiltig iſt, wie es uns ergehen mag, und die uns in Allem beſſer als Andere verſteht. Deſſen aber bin ich von Dir überzeugt. Du wirſt dann auch nicht in die liebloſen Urtheile der Menſchen einſtimmen, wenn Dir Alles nicht gleich erklärlich erſcheint. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gedenke auch ferner mit Liebe und Duldung des tragiſchen Schickſals Deiner

Charlotte von Schönberg."

Wir bedauern unendlich, daß der äußerſt verſchwiegene „Lucifer" oder Lichtbringer in das Dunkel dieſer Geſchichte aus dem Familien-Namen jener „lieben Marianne", die „das, was ihre Freundin Charlotte ſucht, bereits anderwärts gefunden" ein diplomatiſches Geheimniß gemacht und überhaupt ſo wenig „Licht in's Dunkel" gebracht hat, daß das ganze Leben unſerer Gräfin, wie bisher, auch fernerhin eine „histoire ténébreuse", ein in tauſend Schleier gehülltes

Räthſel bleibt, welches, allem Anſcheine nach, nicht ſo bald gelöſt werden wird.

Aus dem Munde des verdienſtvollen Leiters des Dresdener Blinden-Inſtituts, Dr. Karl Georgi, hatten wir, ſchon vor Jahr und Tag, in Erfahrung gebracht, daß Gräfin Kielmannsegge, mit welcher er ſeit dreißig Jahren bekannt geweſen war, ziemlich umfangreiche, in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Denkwürdigkeiten ihres abenteuerlich bewegten Lebens hinterlaſſen habe, die, nach dem Beiſpiele König Guſtav's III. von Schweden, *fünfzig Jahre nach ihrem Ableben* — alſo erſt anno 1913 — an's Licht treten ſollen.

So lange konnten wir nicht warten.

Wir kehren zu Ernſt Graf zurück.

Auch er hat unterdeſſen „Memoiren" geſchrieben, für welche er ſchon ſeit langer Zeit einen Verleger mit faſt derſelben Erfolgloſigkeit wie die Spuren ſeiner Eltern ſucht. Er ſtellt darin eben nur Vermuthungen auf, gibt uns jedoch durchaus keine Gewißheit über das Dunkel ſeiner Abſtammung. Aber mit rühmenswerther Ausdauer und Beharrlichkeit fährt er fort, überall Nachforſchungen anzuſtellen, die ihn vielleicht doch noch zum Ziele führen.

Seine Aehnlichkeit mit Napoleon iſt frappant. Seine ganze Phyſiognomie erinnert an den

„neuen Hannibal“, der, noch vor fünfzig Jahren der Schrecken von ganz Europa, jetzt Staub und Moder iſt. Aber trotzdem wird Napoleon Buonaparte I. — mehr als jeder andere Uſurpator — eine der hervorragendſten Erſcheinungen, eine der impoſanteſten Perſönlichkeiten der Weltgeſchichte und eine der unerſchöpflichſten Fundgruben für Geſchichtsforſcher wie für Romanſchreiber, für Dichter wie für Maler bleiben. Schon hunderttauſende von Bänden ſind über ihn geſchrieben worden*) und im Laufe der nächſtfolgenden Jahrhunderte werden noch Millionen neuer Werke über ihn an's Licht treten, und nach Jahrtauſenden wird ſich die Legende ſeiner bemächtigen und ihn, wie jenen fabelhaften Sohn des Zeus und der Alkmene, wie jenen Herakles oder Herkules, welcher auf das Gebot der Götter zwölf *Wunder der Tapferkeit* ausgeführt, in's Gewand der Mythe hüllen und ihn in den Himmel der Halbgötter erheben.

Es iſt durchaus nicht ſchwer, ſchon jetzt Vergleiche zu ziehen zwiſchen dem „kleinen Corſen“ und jenem großen, unſterblichen Götterſohne, welchen Athene mit ihrem Schleiermantel, Hephäſtos mit ſeinem Harniſch, Hermes mit ſeinem Schwerte, Apollo (der, beiläufig erwähnt, nur eine Abkürzung des Namens Napoleon iſt) mit ſeinen Pfeilen beſchenkt hatte. Die Keule nahm er ſich hier. König Kreon von Theben gab dem Herkules ſeine Tochter Megara; Kaiſer Franz I. von Oeſterreich gab dem Kaiſer Napoleon ſeine Tochter Marie Louiſe. Die zwölf Arbeiten aber, welche Herkules und Napoleon vollbracht haben, ſind ungefähr dieſelben:

---

*) Vom Verfaſſer dieſes Buches erſcheint noch im Laufe dieſes Jahres unter dem Titel: „Bibliographie Napoléonienne“ eine ſyſtematiſch-chronologiſch geordnete Aufzählung aller über das Leben ſämmtlicher Napoleoniden bisher gedruckten Werke u. ſ. w.

1. Herkules erlegte den nemäiſchen Löwen; Napoleon beſiegte die franzöſiſche Republik.

2. Herkules tödtete die lernäiſche Schlange; Napoleon unterjochte die republikaniſche Preßfreiheit.

3. Herkules fing die Hindin der Artemis; Napoleon fing tauſende andere Hündinnen.

4. Herkules fing den erymanthiſchen Eber; Napoleon erlegte manchen andern Eber.

5. Herkules reinigte die Ställe des Augias; Napoleon ſäuberte die Throne Europa's und den „Gotha'ſchen Hof-Kalender".

6. Herkules erlegte die Stymphaliden; Napoleon ſchlug die doppelköpfigen Adler ſeiner Feinde.

7. Herkules unterjochte den Stier von Kreta; Napoleon beſiegte den Markus-Löwen von Venedig.

8. Herkules raubte die vier Roſſe des thraziſchen Königs Diomedes; Napoleon entführte die vier Pferde des ſikyoniſchen Bildhauers Lyſippos,*) die Brandenburger-Thor-Victoria des preußiſchen Königs Friedrich Wilhelm und noch manch' andere Pferde ſeiner Gegner.

9. Herkules raubte das Wehrgehenk der Amazonen-Königin Hippolyte; Napoleon

---

*) Ihm wird die eherne Quadriga zugeſchrieben, welche, urſprünglich in Chios aufgeſtellt, von hier nach Rom, von da durch Kaiſer Conſtantin dem Großen nach Conſtantinopel entführt, von Conſtantinopel im Jahre 1204 nach Eroberung dieſer Stadt durch die Kreuzfahrer, geführt von dem Dogen Enrico Dandolo, nach Venedig gebracht und 1796 vom General Napoleon Buonaparte nach Paris geſchleppt wurde. Hier blieben dieſe Pferde bis 1815, wo ſie nach Venedig zurückkehrten und ſeit dieſer Zeit, wie ehedem, die Façade der Markuskirche ſchmücken.

raubte die Eiſerne Krone der longobardiſchen Prinzeſſin Theodelinde.*)

10. Herkules erſchlug die Rinder des Geryon; Napoleon erſchlug den Sohn des Prinzen von Condé, den Herzog von Enghien, welchen er und ſein Mitſchuldiger Savary am 21. März 1804 im Schloßgraben zu Vincennes widerrechtlich erſchießen ließ.

11. Herkules raubte die goldenen Aepfel der Hesperiden; Napoleon raubte den deutſchen Reichsapfel und noch manches Andere.**)

12. Herkules führte den Höllenhund Cerberus auf die Oberwelt; Napoleon expedirte den Buchhändler Palm in die Unterwelt.

Quod erat demonstrandum, ſagt der Lateiner.

---

*) Die Eiſerne Krone, welche Theodelinde, Tochter des Bayerfürſten Garibald, im Jahre 593 zur Krönung ihres zweiten Gemahls Agilulf anfertigen ließ, beſteht aus einem drei Finger breiten, inwendig mit einem Eiſenſtreifen und auswendig mit koſtbaren Edelſteinen beſetzten Reif, womit die longobardiſchen Könige, ſpäter auch Karl und Otto der Große und Napoleon I., ſich zum Könige von Italien gekrönt hatten.

**) Worüber, beiläufig erwähnt, eine unter dem Titel „Napoleon als Eroberer von Kunſtſchätzen“ erſchienene Einzelſchrift (Wiesbaden, 1816) eben ſo anziehende als ausführliche Auskunft ertheilt.

Ueberhaupt läßt ſich faſt Alles beweiſen. Bewies doch der franzöſiſche Philoſoph Charles François Dupuis in ſeinem berühmten Werke „sur l'origine de tous les cultes", daß der Heiland die perſonificirte Sonne ſei, ſich darauf fußend, daß Jeſus Chriſtus mehr als Ein Mal von ſich ſelbſt geſagt hat: „Ich bin das Licht der Welt!"

Ein anderer Franzoſe hat den Beweis zu führen verſucht, daß auch Napoleon Buonaparte niemals exiſtirt hat, daß er ebenfalls nichts weiter als eine allegoriſche Figur und ein Symbol der allmächtigen Sonne iſt.

Das Nachfolgende mag beweiſen, daß jene Hypotheſe nicht „ganz ohne" iſt:

Man hat uns ſchon tauſendmal erzählt:

1. daß ein Mann Napoleon Buonaparte geheißen;
2. daß er auf einer Inſel des mittelländiſchen Meeres zur Welt gekommen;
3. daß ſeine Mutter Lätitia geheißen;
4. daß er drei Schweſtern und vier Brüder gehabt, von welchen drei Könige geworden;
5. daß er zwei Frauen gehabt, wovon die zweite ihm einen Sohn geboren;
6. daß er einer großen Revolution ein Ende gemacht;

7. daß er ſechszehn Reichsmarſchälle gehabt, wovon zwölf im activen Dienſt geſtanden;

8. daß er im Süden geſiegt und im Norden erlegen ſei.

Unſer Franzoſe verſucht nun zu beweiſen, daß all' die verſchiedenen Einzelheiten aus dem Leben des Kaiſers der Franzoſen ganz genau mit dem Weſen und dem Laufe der Sonne übereinſtimmen.

Jedermann weiß, daß die Sonne von den Dichtern „Apollon“ genannt wird. Der Unterſchied zwiſchen Apollon und Napoleon, welcher ohnehin nicht groß iſt, wird noch weit kleiner erſcheinen, wenn man bis zum Urſprung und zur Urbedeutung beider Worte hinabſteigt.

Es ſteht feſt, daß das Wort „Apollon“ nicht mehr und nicht weniger als „Ausrotter“ bedeutet.

Dieſen keineswegs ſchmeichelhaften Beinamen gaben die Griechen der böſen Sonne des Unheils wegen, das ſie ihnen vor den Mauern von Troja zugefügt, woſelbſt ein großer Theil ihres Heeres durch außerordentliche Sonnenhitze und durch anſteckende Krankheiten, die durch jene erzeugt worden ſind, umgekommen iſt zur Strafe der Beleidigung, welche Agamemnon dem Sonnenprieſter Chryſeas angethan hatte. Die blendende Einbildungskraft der griechiſchen Dichter verwandelte die Strahlen der Sonne in flammende Pfeile, welche die beleidigte Gottheit abſchoß, Pfeile, welche die ganze Menſchheit ausgerottet, wenn nicht die Griechen, um den glühenden Zorn der Sonne zu beſänftigen, Chryſeis, der Tochter des Oberprieſters Chryſeas, die Freiheit wiedergegeben hätten.

Blos aus dieſem Grunde wurde die Sonne, die ſich an ihren Feinden ſo glühend gerächt hatte, „Apollon“ d. h. Ausrotter genannt. Ueberdies iſt Apollo und Apoleon ein und daſſelbe Wort, das von Apolluo (Ἀπολλύω) oder von Apoleo (Ἀπολέω) abſtammt, zwei Worte, welche auch nur ein und daſſelbe bedeuten: in's Verderben ſtürzen, tödten, ausrotten.

Jene allegoriſche Figur hat aber, wie Jedermann weiß, Napoleon oder, wie an der Vendôme-Säule zu leſen iſt, Néapoléon geheißen. Aber dieſe Vorſchlagsſylbe ne (νε) oder nai (ναι) iſt, wie bekannt, eine griechiſche Affirmation, die ungefähr eben ſo viel als wirklich oder wahrhaftig bedeutet. Daraus folgt, daß Néapoléon ſo viel wie wirklicher Apollon oder wahrhafter Ausrotter ſagen will.

2. Apollo war, wie die griechiſche Mythe erzählt, auf einer Inſel des mittelländiſchen Meeres (auf Delos) geboren. Deshalb ſoll auch Napoleon auf einer Inſel

des mittelländiſchen Meeres (auf Corſika) das Licht der Welt erblickt haben.

3. Napoleon's Mutter, ſagt man, habe Lätitia geheißen.*) Mit dem Namen Lätitia, der ſo viel als Heiterkeit oder Fröhlichkeit bedeutet, hat man die Morgenröthe bezeichnen wollen, deren Aufgang Leben und Freude auf die ganze Erde ausgießt, jene Morgenröthe, welche, wie die Dichter ſagen, die Mutter der Sonne iſt.

Nach der griechiſchen Götterlehre wurde auch Apollo's Mutter Letò, λητω genannt, ein Name, aus welchem die Römer Latone und die Franzoſen Lätitia gemacht, was wie Latone von Letò abſtammt und ſo viel als „Freude erzeugen, Heiterkeit erregen“ zu bedeuten hat.

4. Lätitia's Sohn hatte drei Schweſtern; es unterliegt daher keinem Zweifel, daß dieſe drei Schweſtern die drei Grazien ſind, welche mit den neun Muſen, deren Begleiterinnen, die Zierde und der Reiz des Hofes ihres Bruders geweſen ſind.

5. Man ſagt, daß der moderne Apollo vier Brü-

---

*) Maria Lätitia Ramolino-Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 24. Auguſt 1750, ſtarb am 3. Februar 1836 zu Rom im Alter von faſt ſechsundachtzig Jahren, Nachts 1 Uhr, mit den Worten: „Ich komme, mein Sohn!“

der gehabt habe. Dieſe vier Brüder ſind die vier Jahreszeiten, was ſogleich bewieſen werden ſoll: von dieſen vier Brüdern, ſagt man, ſeien drei Könige geweſen; der Frühling iſt König der Blumen; der Sommer iſt König der Erndte, gleichwie der Herbſt der König der Früchte iſt. Und gleich wie dieſe drei Jahreszeiten ihren Einfluß nur der Sonne zu verdanken haben, alſo hatten auch die drei Brüder Napoleon's (Joſeph, Louis und Jerôme*) ihr Reich und ihre Krone einzig und allein ihrem Bruder zu danken. Der vierte ſeiner Brüder, welcher nicht König geweſen, war der Winter und dieſer Winter kann wiederum kein Anderer als Prinz Lucian von Canino ſein, weil canino von cani abſtammt und cani ſo viel wie das Silberhaar des hohen Alters, d. i. des eisgrauen Winters bedeutet. Mithin iſt Prinz Lucian von Canino auch nichts anders als der perſonificirte Winter, die Jahreszeit, welche dann erſt beginnt, wenn die andern drei Jahreszeiten vorüber ſind und die Sonne ihre Macht verloren hat. Der Prinz von Canino iſt wie der Winter ein rauher Republikaner und blieb dies bis an's Ende ſeines Lebens.*)

---

*) Joſeph Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 7. Januar 1767, ſtarb als Graf von Survilliers am 28. Juli 1844 zu Florenz. — Louis Buonaparte, geb. am 4. September 1778, ſtarb als Graf von Saint-Leu am 25. April 1846 zu Livorno, und Jerôme, geb. am 15. November 1784, ſtarb als Marſchall von Frankreich am 24. Juni 1860 im Schloß zu Villegenis bei Maſſy (Seine-et-Oiſe).

6. Nach der nämlichen Mythe hatte Napoleon zwei Frauen. Auch die Sonne hat deren zwei, von denen die Eine Luna (Mond) und die Andere Terra (Erde) hieß. Von Luna, der erſten dieſer beiden Frauen, hatte die Sonne keine Nachkommen. Mit der zweiten Frau erzeugte Apollo einen einzigen Sohn, den kleinen Horus.

Joſephine war die kinderloſe Luna, Marie Louiſe die fruchtbare Erde. Horus war der kleine König von Rom.

7. Es wird erzählt, daß Napoleon die Hydra der Revolution getödtet. Die Hydra iſt eine Schlange, gleichviel welcher Art, wenn es ſich blos um eine Fabel handelt; Hydra war die Schlange Python, der Schrecken (terreur) Griechenlands und — Frankreichs.

Und gleich wie Apollo ſeinen Fuß auf den von ihm beſiegten Python, alſo hat auch Napoleon ſeinen Fuß auf den Nacken der durch ihn überwundenen Revolution geſetzt. Revolution ſtammt von dem lateiniſchen revolutus ab, ein Wort, das die gekrümmte Lage einer Schlange, roulé sur lui-même bezeichnet.

---

*) Lucian Buonaparte, geb. zu Ajaccio am 21. März 1775, ſtarb am 29. Juni 1840 zu Rom.

8. Napoleon hatte, wie erzählt wird, zwölf Reichsmarſchälle, die an der Spitze ſeiner Heere ſtanden. — Dieſe zwölf Marſchälle ſind die zwölf Bilder des Thierkreiſes, die dem Befehle der Sonne folgten, und wovon jeder Einzelne ein unzählbares Heer von Sternen commandirte.

Der Widder des napoleoniſchen Thierkreiſes war Marſchall Soult, der Stier: Marſchall Maſſena, die Zwillinge: Marſchall Beſſières, der Krebs: Marſchall Marmont, der Löwe: Marſchall Ney, die Jungfrau: Marſchall Lannes, die Waage: Marſchall Junot, der Scorpion: Marſchall Davout, der Steinbock: Marſchall Augereau, der Schütze: Marſchall Mortier, der Waſſermann: Marſchall Kellermann und die Fiſche: Marſchall Lefèbre.

9. Die Fabel erzählt, daß der Held, der im Süden geſiegt habe, im Norden erlegen ſei. Auch dies ſtimmt genau mit dem Laufe der Sonne überein. Im Süden herrſcht die Sonne mit ſouverainer Gewalt; doch nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings ſucht ſie, indem ſie ſich mehr und mehr vom Aequator entfernt, die nördlichen Regionen zu gewinnen. Nach einem

Zuge von drei Monaten tritt ihr der feindliche Nordpol entgegen, der ſie zwingt, nach dem Süden zurückzukehren, dem Zeichen des Krebſes folgend, (eines der zwölf Thierbilder, das dieſen Namen erhalten hat, um damit die retrograden Bewegungen der Sonne in der Gegend dieſer Sphäre anzudeuten). Wem wird es nicht einleuchten, daß damit der imaginäre Feldzug Napoleon's gegen Norden, ſeine fabelhafte Flucht aus den Eisfeldern Rußlands gemeint iſt?

10. Daß endlich die Sonne im Orient auf- und im Occident untergeht, bedarf wohl keines Beweiſes mehr. Wie die Sonne kam auch Napoleon aus dem Orient, aus dem Lande der Pyramiden, aus Egypten, um über Frankreich zwölf Jahre oder, richtiger geſagt, zwölf Stunden zu herrſchen, alſo nur eben ſo lange, als die Sonne den Horizont beherrſcht.

Dann aber verſank das glänzende Tagesgeſtirn, ſeines ſtrahlenden Diadems, ſeiner blendenden Krone beraubt, in den Meeresfluthen des Occidents.

„Il n'a regné qu'un jour!“ ſingt ein franzöſiſcher Dichter, welcher in dem auf Sanct-Helena entſchlafenen Kaiſer Frankreichs untergegangene Sonne beweint.

Kehren wir aus dem myſtiſchen Labyrinth der ſpeculativen Mythe auf das Gebiet der geſchichtlichen

Wirklichkeit zurück, dann tritt uns in Napoleon I. zwar keine Sonne, wohl aber ein Heros entgegen, deſſen Strahlenkranz, wie jener der Sonne, die ganze Welt mit ſeinem Ruhme zu erfüllen beſtimmt geweſen war.

Ein deutſcher Geſchichtsforſcher, der ſich ausſchließlich mit der Laufbahn des franzöſiſchen Julius Cäſar beſchäftigt und Alles, was über ihn ſowohl an Büchern und Brochuren wie an Bildern und Karrikaturen bis zum Jahre 1860 erſchienen war, eifrig geſammelt hat, gibt die Zahl der ihm bekannt gewordenen Portraits (mit Einſchluß der Karrikaturen) auf mehr als 12,000 verſchiedenen Nummern an. Er aber iſt nicht der Einzige, der einen Bilderſchatz dieſer Art aufgeſpeichert hat. Erſt unlängſt war in den öffentlichen Blättern die Notiz zu leſen, daß ein Pariſer Paſtetenbäcker die Ausdauer gehabt, 5500 Stück verſchiedener Bildniſſe Napoleon's I. zu ſammeln und daß er dieſe Sammlung dem großen Neffen des kleinen Onkels angeboten, vom Herrn von Nieuwekerke, dem Günſtlinge der Prinzeſſin Mathilde, die ihn zum Director der ſchönen Künſte emporgeſchnellt, den Beſcheid erhalten habe, Seine kaiſerliche Majeſtät bedauere, davon keinen Gebrauch machen zu können. Vielleicht iſt der Oheim gerechter und ſammelt dafür in den Champs Elyſées des Jenſeits ſämmtliche Bilder und Stiche ſeines großen Neffen

Louis Napoleon, der die Verdienſte ſeines Oheims übrigens beſſer als mancher Andere zu würdigen verſteht, was u. A. klar und deutlich auch aus nachfolgender Thatſache hervorgeht:

Es war im Jahre 1834, als der belgiſche Schriftſteller Victor Amadeus Coremans unter dem Titel „Kerkerblumen" in Zürich ein kleines Werk erſcheinen ließ, worin er Napoleon I. u. A. auch einen *Feind der Freiheit* zu nennen ſich erlaubt hatte. Gleich darauf erhielt er von dem damals als Flüchtling in der Schweiz lebenden Prinzen Louis Napoleon Buonaparte (dem gegenwärtigen Kaiſer der Franzoſen) aus Thurgau ein Schreiben, worin der Prinz, der ſich darin als „Bürger von Thurgau" unterzeichnet hatte, Corneman's Behauptung zu widerlegen verſuchte. Er erklärte darin, daß die beiden, anſcheinend ſich ſchnurſtraks widerſprechenden Begriffe „*Napoleon* und *Freiheit*" ſich ganz gut mit einander vertrügen, und bot damals alle Mittel ſeines Scharfſinns auf, um als Republikaner ſeinen kaiſerlichen Oheim in *Sachen der Freiheit* gegen jenen Demokraten zu vertheidigen. Derjenige, der uns dieſes Factum mitgetheilt hat, will das prinzliche Schreiben, das damals ſchon als Curioſität galt, mit eigenen Augen geleſen haben und nicht wenig erſtaunt geweſen ſein über die freiſinnigen

Grundſätze des Neffen, deſſen Anſichten ſich ſeit jener Zeit bedeutend geändert zu haben ſcheinen.

Daß Napoleon I. kein Freund der Freiheit geweſen war, weiß wohl Jeder, der auch nur oberflächlich die Laufbahn desſelben von Ajaccio bis Sanct-Helena „sine ira et studio“ verfolgt hat. Napoleon I. war zweifelsohne einer der größten Feldherren, einer der erleuchtetſten Geſetzgeber und einer der großartigſten Staatsorganiſatoren, aber, als Despot vom reinſten Waſſer, weit eher alles Andere als ein Freund der Freiheit geweſen, welche er nur als *Mittel* zum Zweck, nie aber als *Zweck* ſeiner Sendung anerkannt und gewährleiſtet hat. Der Heldenruhm feiert ſeine glänzenden Siege; *die Freiheit beweint ihn als einen Abtrünnigen.*

— — — Im Jahre 1838 ließ ein Herr Jean Pérès eine Schrift erſcheinen,*) worin er den äußerſt ſcharfſinnigen Beweis führt, daß Napoleon eigentlich gar nicht exiſtirt hat, und zwei Jahre ſpäter ließ ein Herr Louis Géoffrey eine nicht minder große Curioſität**)

---

*) Sie führt den Titel „Comme quoi Napoléon n'a jamais existé, ou grand erratum, source d'un nombre infini d'errata à noter dans l'histoire du 19e siècle.“ (Paris 1832. 32°.)

**) „Napoléon apocryphe. 1812—1832, ou Histoire de la an's Licht treten, welche Napoleon's ganze Erſcheinung für eine moderne Fabel erklärt.

Beide Bücher befanden ſich in der Bibliothek der Gräfin Kielmannsegge auf Reiſewitz.

conquête du monde et de la monarchie universelle.“ (Paris 1841. 18.) Beide Schriften werden jetzt ſtark geſucht.

Sechszehntes Kapitel.

In einer Anmerkung des vorigen Abſchnitts unſerer Erzählung haben wir einer Schrift erwähnt, die, „Napoleon als Eroberer von Kunſtſchätzen u. ſ. w.“ betitelt, noch zu Lebzeiten des Kaiſers erſchien und die ſich gleichfalls in der Bücherſammlung der Gräfin Kielmannsegge befand. Dieſe Schrift, die jetzt ebenfalls zu den literariſchen Seltenheiten gehört, enthält namentlich in ihrer erſten Abtheilung (Seite 1 bis 61) ein ſo reiches Material hiſtoriſcher Notizen, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen können, das Wichtigſte daraus in Bezug auf Eroberung von Kunſtſchätzen unſerm Leſer mitzutheilen.

Der ungenannte Verfaſſer dieſer Brochure, der kein Freund des „Gefangenen auf Sanct-Helena“ iſt, beginnt dieſelbe mit nachfolgender Apoſtrophe:

„Der ſo lange gefürchtete Unterdrücker fremder Nationen, wie ſeiner eigenen, ſitzt nun wie Philoktet mit gelähmtem Fuße auf dem Schlackenfelſen einer Inſel, die ihn vom Angeſichte, aber nicht von den Verwünſchungen der Völker trennt, welche ſelbſt der Fall aus ſeiner Höhe nicht auszuſöhnen vermag.

Dort auf dem Dianafelſen mahnt ihn jede Stelle daran, daß auch weitgefürchtete Vulkane wie Lampen erlöſchen. Dort auf dem Baſaltzacken darf er ſein prüfendes Auge in den Krater ſeines eigenen Buſens hinabſenken und dann wieder hinausſchweifen laſſen in den Wellenhader des Unermeßlichen, das er zu umfaſſen gedachte.

Was bis jetzt aus dem verfälſchenden Geſichtspunkt einer glühenden Nähe über ihn geſprudelt und geeifert wird, dem denkenden Weltbürger, der kein fremdartiges Gefühl in ſein ruhiges Urtheil aufnimmt, bleibt die Erſcheinung Napoleon's immerhin ein großes wichtiges Bild, auf der Erztafel der Geſchichte eine erhabene Lehre für Fürſten und für Völker“ — — —

„Napoleon (heißt es weiter) war ein neuer Herkules. Er hob, wie Simſon die Thore von Gaza, die verroſtete Gewohnheit aus ihren Angeln. Er trug, wie Atlas, die Erde: er forderte die Gefahr gegen ſich heraus und hetzte die Stärke aus dem Schlummer. — — — Er zog, im Alexandertraum, Wolken um ſich her, warf Schatten über die Völker, um ſie mit leuchtenden Blitzen zu blenden und ſeine Sprüche in Orakelweiſe einzuwinden. — — — Gewalt war ihm lieber wie Argliſt an ſich und an Andern; die Ueberredungskraft der Kanonenſprache hielt er für wirkſamer als jene verkappte hinter der Larve der Diplomatie. — — — Die ſchönen Künſte beugte er zu geſchmeichelten Frohnen herab. Ihre Werke erbauten ihm den Tempel des Ruhmes und errangen ihm in erniedrigender Dienſtpflicht eine zweideutige Unſterblichkeit. — — — Den bildenden Künſten vertraute er die Poſaunen ſeines Ruhmes an; ihnen ſchmeichelte er in freigebiger Herablaſſung; er bereicherte ſie und legte ihnen edle Muſterbilder, vom Auslande herbeigeholt, als Siegestrophäen vor. Dreifachen Gewinn zog er aus der Zuſammenhäufung edler Kunſtſchätze in ſeiner Hauptſtadt: Beſtechung der Kunſt zu dankbarer Vergeltung; Veredlung derſelben durch klaſſiſche Werke neuer Muſter und eine glänzende Vermehrung und Beurkundung ſeiner Siege.“ — — —

Und von dieſem Standpunkte aus rechtfertigt der Verfaſſer den vielfachen Raub, welchen Napoleon an fremdem Kunſteigenthume ſich wiederholt zu Schulden kommen ließ. Das, was Andere im gewöhnlichen Leben Plünderung, Raub, Diebſtahl nennen, ſucht unſer Anonymus bei Napoleon zu beſchönigen und einigermaßen auch zu entſchuldigen; denn haben nicht zu allen Zeiten die übermüthigen Sieger ſich auf Koſten der Beſiegten bereichert?! Wenn nun auch Napoleon überall, wo er als Sieger eingezogen war, die koſtbarſten Kunſtſchätze mitgenommen hat, ſo that er eben nur das, was vor ihm ſchon mancher Andere und nach ihm wohl auch jeder Sieger thun wird. —

Aus den Beiſpielen, welche der Verfaſſer angeführt hat, wollen wir hier nur die intereſſanteſten hervorheben, um zu zeigen, daß Napoleon Buonaparte nicht der Erſte und Einzige geweſen iſt, welcher ſich mit den Kunſtſchätzen ſeiner Feinde bereichert hat.

„Der Egypterkönig Aſüchis (der Siſak der Bibel) plünderte unter Rehabeam's Regierung ganz Israel und führte Salomon's reichen Nachlaß aus Hirams Kunſtwerkſtätten mit ſich aus Jeruſalem fort. — Faſt zu derſelben Zeit geſchah ein ähnlicher Einfall mit ähnlicher Plünderung in Juda unter Joa's Regierung durch den König der Aſſyrier, welcher alle Kunſtſchätze von da weg nach Syrakus bringen ließ. — Auch die Meder, Perſer und Babylonier erlaubten ſich ähnlicher Brandſchatzungen, welche den Beweis liefern, daß Raub und Plünderung ſchon damals geläufige Kriegsmaxime geweſen war. Raphael's Heliodor erinnert an Seleucus Philipator und an deſſen aufgeblaſenen Vater Antiochus, der nach Alexander's Tode die Kunſtſchätze des beſiegten Ptolomäus aus Egypten und jene von Israel aus Jeruſalem fortſchaffen ließ. — Alexander, den man geſchichtsbräuchlich den Großen nennt, that auf ſeinen Siegeszügen allenthalben daſſelbe; er konnte rechtlich der Große heißen, hätte er ſonſt kein Uebel geſtiftet. Aber er war ein von Ruhmſucht und Wein beſoffener Schlemmer und ein eben ſo verworfener Tyrann wie Nero. Jener Wüthrich ließ Millionen entwaffneter Menſchen hinmorden: die Einnahme von Thebe, Tyr, Gaza u. ſ. w. beweiſen dies. An Menſchen mit den heiligſten Anſprüchen an ſein Herz — er hatte kein's! — übte er Gerichtsmord, Meuchelmord und offenen Mord mit eigener Hand, wie Parmenion, Philotes, Kalliſthenes, Klitus und Anderer Ermordungen darthun. Seine unglückliche Nachahmung des Achilles, ſeine aberwitzige Reiſe zum Tempel des Jupiter Ammon zeugen von ſeinem bis zum Wahnſinn getriebenen Ehrgeiz. Aber auch er legte durch ſein Ende den Beweis ab, wie die Natur ſich zuletzt an jedem Selbſtvergötterer zu rächen weiß. — Alexander beſaß jedoch das Talent, das Urtheil der Welt durch gewiſſe Parade-Tugenden zu verwirren; ſeine kluge Benutzung des Weisheits- und Kunſt-Ruhmes, ſeine Gnade, über Pindar, Apelles und die Fürſten der Skulptur ausgegoſſen, hielt ihm den Fluch der damals ſchönen Welt vom Haupte ab, jenen Fluch, den ihm die ſpätere Zeit in vollem Maße zugemeſſen hat.“ — — —

„Wir wiſſen auch von Griechenland, daß es eine ungeheure Maſſe ſeiner vaterländiſchen Kunſtſchätze durch die perſiſchen Eroberer verlor, welche ſie als Beute ihrer Siege wegführen ließen. Xerres raubte u. A. die Statuen der erſten Freiheitshelden Oenophoros, Hermodios und Ariſtogiton, welche das dankbare Athen dieſen Rettern des Vaterlandes errichtet hatte.

Als Himilkon Agrigent erobert hatte, ſchickte auch er, nach Diodor's Bericht, eine bedeutende Anzahl herrlicher Statuen berühmter Sicilianer nach Karthago, weil dieſelben von vorzüglicher Kunſtſchönheit waren.

Die Römer, welche Geſchmack, aber weniger Kunſtgeſchicklichkeit als die Griechen beſaßen, trachteten mit ganz beſonderem Eifer nach dem Beſitze griechiſcher Kunſtwerke. Rom's Helden benutzten ihre Siege, um Rom mit den Kunſtſchätzen Athen's auszuſchmücken. So ſtellte Paulus Aemilius viele der von ihm eroberten Statuen und beſonders mehrere von Phidias Meißel, Pluto, Proſerpina, Bacchus, wie auch die weltberühmte Minerva, im römiſchen Glückstempel auf. — Marcellus brachte aus Syrakus, Rhodos und andern von ihm eroberten Städten mehr als dreißigtauſend Werke der Kunſt von Marmor und Erz nach Rom. —

Alles, was Fabius Seltenes an Kunſtſchätzen erobert hatte, ließ er zur Aufmunterung der Talente und des Studiums unter die Künſtler ſeines Vaterlands vertheilen. — Im Siegeszuge des Lucullus ſah man die Bildſäule des Königs Mithridates, ſechs Fuß hoch, von gediegenem Golde; in jenem Cäſar's die prachtvolle Statue der Aegypter-Königin Kleopatra; in dem von Pompejus die ſilberne Bildſäule des Parther-Königs Pharnakes. — Plancus ließ die auf vierſpännigem Siegeswagen prangende Victoria des Nikomachos auf's Capitol bringen. — Die von Nikias gemalte Nemea ließ Silanus aus Aſien nach Rom ſchleppen, und den gemalten Hyacinth desſelben Künſtlers nahm Kaiſer Auguſtus nach Eroberung von Alexandria in die prachtgeſchmückten Mauern ſeines Palaſtes auf."

Selbſt Kaiſer Conſtantin der Große machte vom uralten Rechte der Plünderung Gebrauch und entführte nach der Eroberung von Chios das berühmte Viergeſpann des Bildhauers Lyſippos nach Conſtantinopel, um mit dieſer Siegesbeute die Zinnen ſeiner Kaiſerburg zu zieren.

Auch Kaiſer Karl der Große erbeutete überall Kunſtſchätze und ſchmückte damit ſeine Schlöſſer und Kirchen; darunter befanden ſich zwei marmorne Löwen, wovon der Eine, welche er in Ingelheim gefunden hatte, auf Befehl Napoleon's des Großen nach Paris ſpazieren mußte, woſelbſt er nebſt unzählig vielen andern Kunſtſchätzen, die Letzterer aus Italien und Deutſchland fortgeſchleppt hatte, eine der ſchönſten Trophäen des Musée Napoléon war.

Auch Johann Chriſtoph Graf von Königsmark ließ nach Einnahme der Stadt Prag im Jahre 1648 die beſten Gemälde der Rudolphiniſchen Galerie von da nach Stockholm bringen. Kaiſer Rudolph II. achtete hergebrachtes Eroberungsrecht und ließ dieſe Schätze in Schweden, bis Königin Chriſtine ſie mit ſich nach Rom entführte. Nach dem am 19. April 1689 erfolgten Ableben der Tochter Guſtav Adolph's II. fielen die rudolphiniſchen Kleinodien der Kunſt in die Hände eines Neffen von Papſt Innocenz XI., in den Beſitz Livio Odescalchi's; von Letzterm erkaufte ſie der Herzog Gaſton von Orleans (Bruder des vierzehnten Ludwig's) für 90,000 römiſche Thaler oder 4,725,000 Livres, um ſie mit ſeinen Bilderſchätzen im Palais-Royal zu vereinigen. — Da dieſe Galerie zur Zeit der erſten Revolution mit den königlichen Galerien vom Louvre, von Verſailles und andern Luſtſchlöſſern der königlichen Familie in ein National-Muſeum zuſammengebracht wurden, ſo befinden ſich jene rudolphiniſchen Gemälde mit wenigen Ausnahmen noch heutzutage in der Louvre-Galerie; darunter zählt man eilf Bilder von Correggio, jene nicht mitgerechnet, welche in Stockholm aus Unkenntniß oder ſträflicher Unaufmerkſamkeit zu Grunde gegangen ſind.

In Hinſicht auf Eroberung der Antiken in Italien durch Napoleon Buonaparte müſſen wir zu deſſen Rechtfertigung — wenn er einer ſolchen bedarf — wohl erwägen, daß jene Antiken auch nur fremde Siegesbeute geweſen ſind, welche die römiſchen Eroberer aus Griechenland und Aſien nach Italien fortgeſchleppt hatten.

Es iſt bekannt, daß ſchon zur Zeit der franzöſiſchen Republik Napoleon Buonaparte eine Commiſſion eingeſetzt hatte, um die würdigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaften und Künſte überall aufzuſuchen und ſie der Aufmerkſamkeit des erſten Conſuls zu empfehlen. Dieſe artiſtiſche Plünderungs-Commiſſion beſtand aus Herrn Jean Jacques Barthélemy (dem gelehrten Alterthumsforſcher und Verfaſſer der „Voyage du jeune Anacharsis“), dem berühmten Chemiker und Naturforſcher Grafen Claude Louis Berthollet, dem Bildhauer Jean Guillaume Moitte,*) dem berühmten Aſtronomen Gaspard Monge, (welchen Napoleon in ſpäterer Zeit zum Grafen von Péluſe erhob), aus den Herren Thonin und Tinet. — An der Spitze dieſer Commiſſion ſtand zur Zeit des Kaiſerreichs Baron Martial Noël Pierre Daru, der ehemalige Civil-Intendant von Wien (im Jahre 1809) und von Rom (im Jahre 1811*).

---

*) Er war's, der die Bronze-Reiterſtatue Napoleon's und zehn Jahre früher (1794) die Bildſäule Jean Jacques Rouſſeau's ausgeführt hatte. Eine ſeiner ſchönſten Statuen iſt ſein

„Die ausgedehnte Unterſtützung (fährt unſere anonyme Quelle fort), die prächtig freigebige Würdigung der Kunſt, wie ſie von Napoleon ausging, (gleichviel, von welchem Geiſte dieſelbe geleitet ward), iſt eine glänzende Erſcheinung am Kunſthimmel und verdient als belehrender Fürſtenſpiegel angeſehen zu werden. Als Kaiſer träumte er ſich eine Univerſal-Monarchie im Süden und gleichzeitig auch ein Univerſal-Kunſt-Muſeum im Schooße ſeiner Hauptſtadt."

„Aber mit den Gemälden, welche Napoleon aus allen Städten, die er und ſeine Generale erobert hatten, zuſammenbringen ließ, verhält ſich die Sache doch

---

„David, der im Triumphe den Kopf Goliath's davonträgt", womit er ſchon 1768 den erſten Preis in Rom gewonnen.

*) Baron Daru, (Bruder des Grafen Noel Bruno Daru), geb. zu Montpellier am 2. Juli 1774, ſtarb zu Paris am 18. Juli 1827 und hinterließ den Ruf eines der großherzigſten Kunſt- und Wiſſenſchaft-Beſchützer.

einigermaßen anders, als mit den aus Italien herübergebrachten Antiken. Zwar ſteht auch hier das Recht des Eroberers auf ſeiner Seite, aber in der Ausführung dieſes Rechtes wurde — hier und da ohne ſein Verſchulden (?) — Kränkung und Aergerniß durch Härte und Eigenſinn bewirkt.“

Zu den Bildern, welche Napoleon nach Paris geſchleppt hatte, gehörte unter unzählig Andern auch Albrecht Dürer's „Adam und Eva“, welches er aus Nürnberg, das Ruben'ſche Altarblatt, das er aus Köln, und die berühmten Chriſtusträgerſtücke desſelben Meiſters, die er aus Antwerpen entführen ließ, um damit ſein Musée Napoléon auszuſchmücken.

„Man ſchleppte (fährt unſer Autor fort) mit allzugierigem Hamſterfleiß eine ſo übertriebene Menge von Gemälden nach Paris, daß manche Schlöſſer und Kirchen völlig ausgeplündert wurden. Die größere Hälfte der namentlich aus Holland entführten Bilder blieb in den Händen der bevollmächtigten Commiſſaire und Generale, d. h. ſie kamen nicht in's Pariſer Muſeum, ſondern wurden von jenen Herren geradezu — geſtohlen.“

Einer der größten Bilderſtürmer der Napoleoniſchen Zeit war zweifelsohne Marſchall Soult, der in Spanien ganze Klöſter ausgeplündert und ſich auf dieſe ſpottbillige Weiſe in den Beſitz einer der koſtbarſten Galerien der ſpaniſchen Malerſchule geſetzt hatte. Als dieſe Bilder nach ſeinem Tode öffentlich verſteigert wurden, ſollen die Erben vom Erlöſe dieſes Raubes mehrere Millionen Francs eingenommen haben. — Ein nicht minder großer Bilder- und Statuen-Klemmer ſoll König Joachim Murat von Neapel geweſen ſein, der, vorzugsweiſe auf ſogenannte wunderthätige Madonnen erpicht, eine ziemlich zahlreiche Sammlung mirakulöſer Muttergottes-Bilder dieſer Art aus aller Herren Länder zuſammengeſchleppt hatte. Sie alle aber ſchützten ihn nicht; denn als ſeine Stunde abgelaufen war, mußte auch der arme Joachim trotz allen Schutzes ſeiner Wunderbilder zu Pizzo in's Gras beißen.

Nach der Behauptung jener von uns citirten Vertheidigungsſchrift ſoll es leere Deklamation ſein, wenn man Napoleon Buonaparte wegen der von ihm überall zuſammengeſchleppten Kunſtſchätze einen Vandalen oder Räuber, und die Eroberung jener erbeuteten Kunſtſchätze im Louvre Entweihung der Kunſt zu nennen ſich erlaubt. Nach *unſerer* Anſicht aber bleiben derlei Trophäen, wie glänzend und beſtechend ſie auch immerhin erſcheinen mögen, eine *offenbare Verhöhnung der Heiligkeit des Eigenthums*, und ein Sieger, welcher überall Bilder, Statuen und andere Koſtbarkeiten der Kunſt zuſammenraubt, muß uns in mancher Hinſicht noch weit ſtrafbarer wie ein armer Teufel erſcheinen, der aus Hunger Brot oder aus Paſſion, wie Eugen Aram oder Johann Georg Tinius, Pfarrer zu Poſerna, Menſchen umbringt und ſich für das ihnen geraubte Geld koſtbare Bücher kauft. Denn Raub bleibt doch immer Raub, gleichviel, ob ihn ein allmächtiger Monarch oder ein ohnmächtiger Spitzbube auszuüben ſich erlaubt hat. Das Recht der Eroberung, das der Verfaſſer jener Brochüre zu vertheidigen verſucht, iſt, bei Lichte betrachtet, nichts Anderes als ein Raub in vergrößertem Maßſtabe und ſchon aus dieſem Grunde ſtößt uns ein Kriegsheld, der mit Hilfe von hunderttauſend ſeiner Spießgeſellen Länder und Kronen raubt, nicht mehr Achtung und Bewunderung als ein vereinzelt daſtehender Taſchendieb ein, der auf eigene Fauſt und Gefahr Meſſer und Gabel oder Uhr und Kette ſtiehlt. — Dieb bleibt in allen Fällen Dieb!

Die Bevollmächtigten Napoleon's des Großen entführten aber nicht blos Bilder und Statuen und hundert andere Schätze der Kunſt, ſie vergriffen ſich auch an großen Bibliotheken, an ſeltenen Druckwerken wie an ſeltenen Handſchriften.

Wir wiſſen ſehr wohl, daß auch dies ſchon etwas Altes und ſogenannter Kriegsgebrauch iſt. Wohl Jedem von uns wird das Schickſal der Heidelberger Bibliothek bekannt ſein. — Nachdem Johann Tſerklas Graf von Tilly, anrüchigen Andenkens, im Jahre 1622 die gute Stadt Heidelberg erobert hatte, verſchenkte Kurfürſt Maximilian II. Emanuel von Bayern — der würdige Bundesgenoſſe Kaiſer Ferdinand's II. — den Heidelberger Bücherſchatz als „vermeintlich gerechte Kriegsbeute" an Papſt Gregor XIV., welcher ſie durch ſeinen gelehrten Bibliothekar Leone Allacci auf mehr als hundert Mauleſeln nach Rom ſchleppen und als Bibliotheca Palatina in den Sälen des Vaticans aufſtellen ließ.

Dieſelbe Bibliothek, welche ſpäter auch von Napoleon geplündert worden war, erhielt im Jahre 1815 nicht nur 38 der ſeltenſten Manuſcripte, welche die franzöſiſchen Commiſſaire nach Paris geſchleppt hatten, ſondern gleichzeitig auch, auf Verwendung der Herren von Metternich und Hardenberg, von Pius VII. ſämmtliche 847 deutſche Handſchriften, darunter auch den koſtbaren Codex palatinus des altdeutſchen Benedictiner-Mönchs Ottfried und einige andere unbezahlbare Manuſcripte zurück.

Mit derſelben Vorliebe, mit welcher Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien, in Spanien als Bilderſammler aufgetreten war und die dortigen Klöſter ihrer koſtbarſten Bilderſchätze beraubt hatte, trat auch Marſchall Davout, Herzog von Auerſtädt und Prinz von Eckmühl, im Jahre 1813 zu Hamburg gleichzeitig als Biblioman, Weinkenner und Bankſprenger auf, plünderte die Bibliothek des Johanneums, die Weinfäſſer des Rathhauskellers, die Geldfäſſer der Bank und verſuchte auf dieſe dreifache Weiſe ſich beſtmöglichſt eben ſo gut und möglichſt raſch, wie faſt jeder Andere ſeiner Kampf- und Ruhmesgenoſſen, auf Koſten ſeiner Feinde zu bereichern.

Der däniſche Graf Danneſkjold-Löwendal erzählt in ſeinem Werke: „Der Feldzug an der Nieder-Elbe 18$\frac{13}{14}$", Marſchall Davout habe bei der Occupation Hamburgs für die franzöſiſche Beſatzung, welche 30,000 Mann gezählt, in den Magazinen einen eiſernen Beſtand von zehn Millionen Bouteillen Wein beſeſſen. Dieſen ungeheuern Vorrath wollte Davout nur für den Fall des Mangels aufbewahren; er requirirte deshalb den täglichen Bedarf für die Armee ſowohl wie für die Hoſpitäler, wozu auch Privatperſonen beiſteuern mußten. Jene zehn Millionen Flaſchen waren meiſt aus Lübeck, Stade und andern Orten der Nachbarſchaft herbeigeſchafft worden. Hamburg's Blockade währte faſt ein Jahr. Nach einem Tagesbefehle erhielt jeder franzöſiſche Soldat tagtäglich eine Bouteille Wein, an Gefechtstagen ſogar zwei Flaſchen. Hamburg allein hat alſo ungefähr zehn Millionen Flaſchen Wein liefern müſſen, was etwa 40,000 Orhoft im Werthe von anderthalb Millionen Thalern oder 3 Millionen 750,000 Mark betrug.

Davout ſelbſt war ein großer Trunkenbold und unter den Büchern, die er aus Hamburg mit ſich gehen ließ, befand ſich ein ziemlich ſeltenes Werk, das ein franzöſiſcher Autor, Albert Henri de Sallengre, unter dem Titel: „Éloge de l'ivresse“ (Lob der Trunkenheit) im Jahre 1714 zu Paris; ein zweites Buch, das ein deutſcher Schöngeiſt, Vincenz Koch, genannt Obſopäus, unter dem Titel: „De arte bibendi“ *) und eine holländiſche Schrift, welche Janus Seeperus unter dem Titel: „Bacchus, den ouden en huygendaeghschen Dronke-man“ im Jahre 1665 zu Gouda an's Licht treten ließ. **)

---

*) Frankfurt 1578. 8°. Ibid. 1582. 8°. Lugd. Batav. 1648. 8°. Deutſch unter dem Titel: „Von der Kunſt, zu trinken“, überſetzt von G. Wickgram, Freiburg im Breisgau 1587. 4°.

**) Allen, welche Näheres über den Marſchall Davout erfahren wollen, ſei hiermit die Lectüre einer Schrift empfohlen, betitelt: „Marſchall Davouſt, Prinz von Eckmühl, vor dem Richterſtuhle der Mit- und Nachwelt“ u. ſ. w. Hamburg 1815. 8°. (Davout ſtarb zu Paris am 1. Juni 1823.)

Der nüchternſte Mann des erſten franzöſiſchen Kaiſerreichs war jedenfalls Napoleon ſelbſt. Sein Kellermeiſter Pierron (der ihn nach Sanct-Helena begleitet hatte) erzählt von ihm, daß er nur wenig Gerichte, aber ziemlich ſtark gegeſſen, hingegen nur ſehr wenig Wein getrunken habe. Ein Napf Suppe, zwei Schüſſeln Fleiſch, eine Schüſſel Gemüſe, beſonders viel Salat und ein gutes Obſt-Deſſert gehörten zu Napoleon's täglicher, gewiß mehr als frugaler Mahlzeit. — Eines Tages ſagte der Kaiſer zum Dr. Antommarchi: „Eine Flaſche Claret, welche ich mit Waſſer miſche, dient mir zum Trunke; nur bisweilen genieße ich gegen Ende der Mahlzeit ein Paar Gläſer ungemiſchten Weins. Wenn ich mich erſchöpft fühle, kommt, ſtatt Claret, (nicht mouſſirender) Champagner von Moët an die Reihe. Dies, (ſagte Napoleon auf Sanct-Helena), iſt ein eben ſo ſicheres als unſchädliches Mittel, dem geſchwächten Magen ein Schnippchen zu ſchlagen." —

Es iſt und bleibt eine, wenn auch nicht wunderbare, doch jedenfalls auffallende Thatſache, daß gerade zur Zeit des allernüchternſten Beherrſchers Frankreichs, unter der Regierung Napoleon's I., die größten Praſſer und Schlemmer, die ausſchweifendſten Trinker und Trunkenbolde gelebt haben.

Die erſten Schlemmer der Napoleon'ſchen Zeit waren König Joachim Murat, der Erzkanzler Cambacérès und Fürſt Talleyrand.

Zur Kaiſerzeit florirte u. A. auch Herr Grimod de la Reynière, der berühmte Herausgeber des „Almanach des Gourmands", von dem zum tiefſinnigſten Bedauern aller Feinſchmecker leider nicht mehr als acht Jahrgänge (von 1803 bis 1812) an's Licht getreten ſind.*) Jeder dieſer acht Bände iſt einer gleichzeitigen Notabilität der Gourmandiſe: der erſte Jahrgang dem ehemaligen General-Procurator des Rechnungshofes zu Montpellier, Herrn von Aigrefeuille; der zweite Jahrgang Herrn Camerani, dem Mitgliede der komiſchen Oper und unſterblichen Erfinder der nach ihm benannten Suppe; der dritte dem Herrn Carlin Bertinazzi, dem letzten Arlequin der italieniſchen Komödie, (geſtorben zu Paris am 7. September 1783); der vierte den ſiebzehn Mitgliedern der gaſtronomiſchen Mittwochs-Geſellſchaft, der hochgefeierten „Société des Mercredis“; der fünfte dem Doctor Gaſtaldi, einem der ausgezeichnetſten Aerzte des Herzogs Ernſt Auguſt von Cumberland, nachmaligen Königs von Hannover; der ſechſte dem frühern Poſtdirector und Anverwandten des Autors, Herrn Grimod de Verneuil, dem vierzigjährigen Ehrenmitgliede der „Société du gigot de Caën“; der ſiebente dem von uns ſchon früher während ſeines Aufenthaltes in Dresden in Erwähnung gebrachten, an den Folgen einer höchſt beklagenswerthen Unverdaulichkeit geſtorbenen Schauſpieler Dazincourt; der achte und letzte Jahrgang endlich dem Schatten des großen unſterblichen Kochkünſtlers Vatel, dem Magenſchutzgeiſte des großen Condé, zugeeignet.

---

*) Der Verfaſſer dieſes Romanes, welcher jenen Gourmand zu einem Gegenſtande ſeines reiflichſten Nachdenkens gemacht, hat unter dem Titel: „Un Agathopède de l'empire, ou essai sur la vie et les travaux gastronomico-littéraire de feu Mr. Grimod de la Reynière", eine höchſt leſenswerthe Monographie veröffentlicht (Bruxelles 1854. 32°), die zu den Seltenheiten gehört, weil nur 300 Exemplare davon gedruckt worden ſind. Nächſtens wird der Unterzeichnete eine deutſche, vielfach vermehrte Ueberſetzung davon erſcheinen laſſen. E. M. O.

Einer der gewaltigſten und unerſchrockenſten Trinker des erſten Kaiſerreichs war General Biſſon, welcher, nach eigenem Geſtändniß, manchen Tag 25 bis 30 Flaſchen der ſchwerſten Weine trank, ohne davon berauſcht zu werden. Nicht minder groß als ſein Durſt war auch ſeine Eßluſt. — Biſſon, ſagte Napoleon während ſeines Aufenthaltes in Berlin, iſt ein Goliath auf dem Schlachtfeld, in Friedenszeiten aber ein zweiter Garguanta, der täglich einen ganzen Ochſen verſpeiſen könnte. — Der Kaiſer, welcher Biſſon's militairiſche Eigenſchaften vollkommen zu würdigen verſtand, geruhte aus ſeiner Privatſchatulle ſechstauſend Francs jährlicher Zulage zur Deckung der Tafelkoſten dieſes Vielfraßes zu bewilligen.*)

Unter Napoleon's zehnjähriger Herrſchaft iſt auch eine zweite gaſtronomiſche, nicht minder berühmte und gefeierte Capacität, Herr Brillat-Savarin, Verfaſſer der klaſſiſchen „Physiologie du goût“ zur Entwickelung gelangt, wiewohl ſein berühmtes Werk erſt vier Jahre nach dem Tode des Kaiſers an's Licht trat.

Unter dem Kaiſerreiche ſtand der berühmte Liederklubb „Caveau moderne“, die „Société des Mercredis“ und die „Caëner Schöpſenſchlegel-Geſellſchaft“, zu deren Mitgliedern auch Abbé Geoffroy, der Attila der Pariſer Kouliſſen gehörte, in vollſter Blüthe. — Die ausgezeichnetſten Feinſchmeckerinnen dieſer auffallend leckermäuligen Zeit waren: die Kaiſerin Joſephine, die Prinzeſſin Pauline, des Kaiſers Lieblingsſchweſter, Mademoiſelle Mézeray, die damals intime Freundin des Herzogs von Otranto, Mademoiſelle Bourgoin, die Danaë des Miniſters Jupiter-Chaptal, Grafen von Chanteloup, und Mademoiſelle Louiſe Contat, Schweſter der in Dresden geweſenen Schauſpielerin Emilie, welche unter andern geiſtreichen Einfällen auch einmal den geäußert hatte, daß das Gedächtniß weniger Sache des Gehirns als des Herzens iſt. — In Bezug darauf erzählte ſie eines Tages, daß ſie auf Wunſch der Königin Marie Antoinette, die ſie als „Gouvernante“ im gleichnamigen Luſtſpiele zu ſehen gewünſcht, ihr zu Liebe in zweimal 24 Stunden nicht weniger als 800 Verſe auswendig gelernt habe.*)

---

*) Pierre François Graf Biſſon, geboren zu Montpellier am 16. Februar 1767, ſtarb zu Mantua am 26. Juli 1811.

Es war eine traurige und dennoch ziemlich luſtige Zeit, als Herr von Coupigny, welchen Grimod de la Reynière den „Reſtaurateur der Romance“ zu taufen geruht hat, ſo heitere Verſe anſtimmte, wie dieſe:

„Amis, croyez-moi, sans les femmes
Il n'est ni bonheur ni volupté.
Le ciel pour le bonheur de nos âmes
Il fit le plaisir et la beauté.
Ne nous montrons jamais rebelles
A l'empire de deux beaux yeux;
Dinons, soupons avec les belles,
Quand nous le pouvons, faisons mieux!“

---

*) Louiſe Contat, geb. zu Paris im Jahre 1760, ſtarb in ihrer Vaterſtadt am 19. März 1813 an einem Krebsleiden.

Frei in's Deutſche übertragen würden dieſe Verſe ungefähr ſo viel ſagen, als:

„Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von Beiden gibt's junge und alte.
Bei Weibern, da gelten die Jungen für fein;
Beim Wein ich an Alten mich halte.
Sie laden zum ſchönſten Genuſſe uns ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!"

Siebzehntes Kapitel.

Wir eilen nun nach Dresden zurück.

Ernſt Graf iſt noch immer Lohndiener und ſeine muthmaßliche Mutter, die katholiſch gewordene Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge, weigert ſich noch immer, ihn als ihren Sohn anzuerkennen; aber Niemand weiß zu ſagen, ob dieſe Weigerung nur Hartnäckigkeit oder das Ergebniß inniger Ueberzeugung ſein mag.

Gräfin Kielmannsegge lebt in der klöſterlichen Abgeſchiedenheit ihrer einſam-öden Villa zu Reiſewitz und beweint, wie Calypſo das Schickſal ihres Ulyſſes, der für ſie verloren iſt, aber deſſen Bild mit unverwiſchbaren Zügen in der Erinnerung ihres Herzens fortlebt. Ihr ruh- und raſtloſer Geiſt iſt noch vierzig Jahre nach dem Ableben des Kaiſers mit dem unſterblichen Ideale ihrer Träume, mit dem Hannibal, Julius Cäſar und Oliver Cromwell ihrer Zeit, d. h. mit Napoleon Buonaparte I. beſchäftigt und kein Tag und keine Stunde vergeht, ohne ſich des Todten zu erinnern, der für ſie allein fortzuleben ſcheint.

Jetzt liebt ſie ihn noch glühender, noch weit glühender wie damals, wo ſie mit ihm ſtunden- und tagelang unter Einem Dache geweilt und, in ſeinen Armen, von einem Himmel auf Erden geträumt hatte.

Jetzt freilich iſt ſie ruhiger geworden; vergeſſen aber kann ſie ihn niemals, denn Alles erinnert ſie an Ihn, an Ihn, welcher ihr mehr als Kirche und Altar, mehr als Gott und deſſen ganze Schöpfung geweſen iſt und den ſie zehnfach mehr als ſich ſelbſt und jeden Andern geliebt und bewundert hat.

In den letzten Jahren ihres vielbewegten Lebens beſchäftigte ſich unſere Gräfin — faute de mieux — mit den Geheimniſſen der Kabbala. Sie ſtudirte die myſtiſchen Werke des Giovanni Pico de la Mirandola, des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Freiherrn Chriſtian Knorr von Roſenroth und vertiefte ſich in die Geheimnißlehren der Theoſophie und Magie auf ſo ernſthafte Weiſe, daß ſie zuletzt, wie weiland Gräfin Coſel, die in ihrem Gefängniſſe zu Stolpen das nämliche Steckenpferd geritten hat, an das Heraufbeſchwören abgeſchiedener Geiſter zu glauben begann und ſich, wie weiland Emanuel Swedenborg, ſtundenlang mit den Schattenbildern ihrer krankhaft aufgeregten Phantaſie unterhielt. Sie behauptete, wie Swedenborg, Umgang mit Geiſtern und Geſpenſtern aller Zeiten zu haben; auch rühmte ſie ſich, daß Gott ihr die Pforten der unſichtbaren Welt aufgeſchloſſen und ſie in alle Geheimniſſe der Magie eingeweiht habe. — Wie Pico de la Mirandola, welcher mit Recht der „Phönix der Gelehrten“ hieß, verſtand ſie unter Himmel und Erde die Seele und den Körper; wie Agrippa von Nettesheim in ſeinem Werke „De occulta philosophia“ *) glaubte ſie zuletzt an alle Wunder der Kabbala: an Amulete, Talismane, magiſche Quadrate und Zauberformeln, mit deren Hilfe ſie die Einwirkung der böſen Geiſter von ſich abzuwehren glaubte. — Seitdem ſie katholiſch geworden war, trug ſie bei Tag und Nacht ein „**Agnus Dei**“ und ein orientaliſches Amulet auf ihrer Bruſt, auf welchem die Namen der türkiſchen Siebenſchläfer und ihres Hundes Kitmir mit einer Stelle aus dem Koran eingegraben waren. — In der letzten Zeit hatte ſie ſich auch eine Sammlung ſogenannter Amuletmünzen, Ablaß-, Benedict- und Jeſus-Pfennige, ungariſche Georgen-Thaler und Marien-Dukaten, Johannes-Groſchen und ſogenannte Hecke-Gulden angelegt. — Wie Mollweide*) und Hohndell**) beſchäftigte ſie ſich oft tagelang mit der Auffindung neuer Zauberquadrate. Nach Mollweide's Berechnung läßt jedes ſiebenſeitige Zauberquadrat nicht weniger als 4,777,574,400 verſchiedenartige Verſetzungen zu. — Das einfachſte dieſer magiſchen Quadrate iſt das ſogenannte Planetenſiegel mit der Seitenzahl 3, in welcher die Summe aller Seitenzahlen 15 beträgt, wie Figura zeigt:

---

*) Colon. Agripp. 1533. 4.

8.	1.	6.
3.	5.	7.
4.	9.	2.

Unter den vielen Talismans, welche ſie beſaß, befand ſich auch eine unter dem Namen „Sigillum solis" bekannte Goldmünze, auf welcher das Bild der Sonne als ein auf dem Throne ſitzender Jüngling, an deſſen Seite ein Löwe ruht, dargeſtellt iſt.

Nach der Anſicht Knorr von Roſenroth's***) legte Gräfin Kielmannsegge einen beſonders hohen Werth auf die Zahl 4, die von allen Kabbaliſtikern den myſtiſchen beigezählt wird, weil Gott in faſt allen bekannten Sprachen aus vier Buchſtaben zuſammengeſetzt iſt: die Griechen nennen das höchſte, allmächtigſte Weſen: Zeus, die Römer: Deus, die Spanier: Deos, die Italiener: Idio, die Franzoſen: Dieu, die Dalmatiner: Vogi, die Türken: Alla, die Aegypter: Trud, die Perſer: Zuri, die Indier: Zimi, die Hebräer: Eloa, die Deutſchen: Gott.

---

*) Verfaſſer der Abhandlung „de quadratis magicis." Leipzig 1816. 4.

**) Er ſchrieb eine „Praktiſche Anleitung zur Bildung und Berechnung magiſcher oder ſogenannter Zauber-Quadrate." Leipzig 1837. 8°.

***) Verfaſſer der „Cabbala denudata." Sulzbach 1677—78. 2 Bände. 8°.

Mit Hilfe ihrer kabbaliſtiſchen Beſchwörungsformeln rief ſie, wie der Schwede Swedenborg, bald dieſen, bald jenen Verſtorbenen aus dem Schatten der Unterwelt herauf, um ſich mit ihnen in Geſpräche einzulaſſen und durch deren Offenbarungen die dunkeln Geheimniſſe des Jenſeits zu erfahren.

Eines Tages beſchwor ſie den Geiſt des auf dem Königſtein geſtorbenen Marcheſe d'Agdolo herauf, um aus deſſen Munde endlich Gewißheit über den Urheber ihres Daſeins zu erhalten. [illegible]

— Iſt es wahr, fragte ſie den Schatten, welcher klar und deutlich vor ihren Augen ſtand, daß Du mein Vater biſt?

Er ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

— Ich will von Dir Antwort haben! rief ſie dem bleichen Geſpenſte zu.

— Löſe das Schweigen der Todten nicht, warnte die Stimme des Geiſtes, welcher geräuſchlos wie ein Schattenbild an der Wand verſchwand.

Zu den Geiſtern, die ihre Einbildungskraft aus den Gräbern heraufbeſchwor, gehörte auch die Marſchallin von Noailles, von welcher ſie erſt unlängſt geleſen, daß ſie bei Lebzeiten in ununterbrochenem Briefwechſel mit der Jungfrau Maria geſtanden und ſich häufig in der Notre-Dame-Kirche zu Paris mit einer Bildſäule der Mutter Gottes unterhalten habe. Eines Tages erſuchte ſie dieſe Statue, ihrem Gemahle das Diplom eines deutſchen Reichsfürſten zu verſchaffen. Urplötzlich vernahm die Marſchallin eine zarte Stimme, die ihr zurief: „Dein Gemahl hat ſchon mehr als er verdient!“ — Frau von Noailles, die der Meinung war, der kleine Jeſus auf dem Arme ſeiner Mutter habe ihr dieſe ungnädige Antwort ertheilt, erlaubte ſich, darauf ihm zuzurufen: „Taisez-vous donc, petit sot, et laissez parler madame votre mère!“ *) Es war der Page Chabrillant, welcher, hinter der Mutter Gottes verſteckt, ſeiner Gebieterin ſo geantwortet hatte.

---

*) Schweigen Sie, kleiner Naſeweis, und laſſen Sie Ihre Frau Mutter ſprechen.

Gräfin Kielmannsegge war auf den Einfall gerathen, den Geiſt der Marſchallin zu citiren, um auch darüber nähere Erkundigung einzuziehen.

— Iſt es wahr, Madame, fragte ſie den Schatten der Frau von Noailles, daß Sie mit der Jungfrau Maria correſpondirt und ſich bisweilen auch mit ihrer Bildſäule unterhalten haben?

Die Marſchallin nickte mit dem Kopfe.

— Iſt es wahr, fragte ſie weiter, daß Sie den Heiland beleidigt haben?

Sie nickte zum zweiten Male und verſchwand dann wie ein Irrlicht.

Die Gräfin, der vor Allem daran gelegen war, ſich Gewißheit über die galanten Geheimniſſe des Kaiſers zu verſchaffen, berief eines Tages auch Signora Giuſeppina Graſſini, von welcher ſchon früher die Rede geweſen war, vor die Schranken ihres Schiedsgerichts, um ſie über gewiſſe Punkte zu befragen, die deren Neugier zu foltern ſchienen.

Signora Graſſini, Tochter eines armen Bauern aus der Umgegend von Vareſe, war einundzwanzig Jahre alt geweſen, als ſie 1794 zum erſten Male im Scala-Theater zu Mailand in Zingarelli's Oper „Artaxerxes" auftrat und durch die Schönheit ihrer jugendlichen Erſcheinung, wie durch den Zauber ihrer Stimme ſo großen Enthuſiasmus erregte, daß bald alle Städte Italiens ſich um den Beſitz dieſer Primadonna ſtritten.

Im Carneval 1797 war ſie in Venedig und ein Jahr darauf im San-Carlo-Theater in Neapel aufgetreten. In letztgenannter Stadt hatte ſie die Bekanntſchaft des damals vierundzwanzigjährigen Prinzen Auguſt von Großbritannien, des nachmaligen Herzogs von Suſſex gemacht, welcher, beſiegt von den Reizen der lombardiſchen Philomele, einer ihrer freigebigſten Anbeter ward und als Solcher nur Einen Fehler beſaß, den: daß er bodenlos argwöhniſch und eiferſüchtig war. Eines Abends, als er ſich von ihr hintergangen glaubte, lud er ſie zu einer kleinen Seefahrt im Golfe ein. Es war eine herrlich-ſchöne Herbſtnacht. Luna's keuſches Silberlicht verklärte die anmuthigen Züge der reizenden Sirene, die, in nachläſſiger Stellung hingeſtreckt, in den Armen des Prinzen lag, als ſie urplötzlich auf Befehl desſelben von zwei Matroſen ergriffen und ohne Umſtände in's Meer geworfen ward. „Aber denken Sie ſich meinen Schreck," erzählte der Herzog von Suſſex dreißig Jahre ſpäter dem italieniſchen Componiſten Felice Blangini, „dieſer Dämon von einem Weibe konnte beſſer ſchwimmen, als manche Ente. Sie rettete ſich, beſuchte mich noch in derſelben Nacht und ließ ſich die Lection, welche ich ihr in der Schwimmkunſt gegeben, ſo theuer bezahlen, daß ich noch heute daran zu denken habe.“

1800 kehrte Signora Graſſini von Neapel nach Mailand zurück. Hier war's, wo General Buonaparte ſie zum erſten Male gehört und ſie bald darauf eingeladen hatte, nach Paris zu kommen. Auch hier machte ſie großes Aufſehen. Im Jahre 1801 verließ ſie Paris, begab ſich nach Berlin und ein Jahr ſpäter nach London, wo ſie in Winter's Oper „il Ratto di Proserpina“ auftrat, aber weit weniger als in Paris gefiel.

Napoleon, der ſie zur Zeit ſeiner Krönung in Mailand wiedergeſehen hatte, rief ſie von hier nach Paris zurück.

Eines Abends, als ſie mit dem Caſtraten Crescentini in Paiſiello's „Romeo und Julia“ ſang, entzückten Beide den Kaiſer in ſo hohem Grade, daß er dem Caſtraten den Orden der eiſernen Krone verlieh, was zu dem Bonmot Veranlaſſung gab, daß Crescentini „ſeiner Bleſſuren wegen“ decorirt worden ſei. Julia-Graſſini aber erhielt von ihrem kaiſerlichen Anbeter einen Papierſtreifen, worauf Napoleon eigenhändig die Worte hingekritzelt hatte: „Bon pour vingt mille francs. Napoléon.“*)

---

*) Gültig für zwanzigtauſend Francs.

Seit jenem Abende war Signora Graſſini, wie es allgemein hieß, die Aspaſia des Kaiſers, was ſie auch ſo lange blieb, bis ſich zwiſchen ihr und dem berühmten Violin-Virtuoſen Pierre Rode eine ziemlich ernſte Liebſchaft entſpann, die natürlich nicht allzulange verſchwiegen blieb. Die Folge davon war Rode's Flucht nach Petersburg, woſelbſt er eine Anſtellung in der Hofkapelle des Kaiſers von Rußland fand.

Signora Graſſini aber blieb in Paris. Und um Napoleon, welcher mit ihr zu ſchmollen ſchien, wieder auszuſöhnen, eilte ſie zu Blangini, um ihn aufzufordern, für die Partie der Kleopatra, welche ihr zugetheilt war, nachfolgende Verſe in Muſik zu ſetzen:

„Adora i cenni tuoi, questo mio cor fedele;
Sposa sarò se vuoi non dubitar di me;
Ma un sguardo sereno ti chiedo d'amor.“

Dieſe Verſe waren an Cäſar gerichtet. Ihren Blick nach der Loge richtend, in welcher Napoleon ſaß, erwartete ſie mit ängſtlicher Spannung, daß der Eroberer von Aegypten ihre in jenen Verſen ausgedrückte Bitte erfüllen und ſich huldreichſt herablaſſen werde, ihr einen „sguardo sereno d'amor“ (einen heitern Liebesblick) zuzuwerfen. Napoleon, der ſich dadurch — wunderbar genug! — vollſtändig beſänftigen ließ, verzieh ihr die kleine Untreue und bewilligte ihr, vierundzwanzig Stunden ſpäter, eine lebenslängliche Penſion von 14,000 Francs.

Um eine Art von Beſtätigung all' dieſer und anderer Gerüchte zu erhalten, war Gräfin Kielmannsegge eines Abends auf den Einfall gerathen, auch Signora Graſſini, welche, beiläufig erwähnt, am 8. Februar 1850 zu Mailand geſtorben war, aus dem Schooße ihres Grabes heraufzubeſchwören, um mit ihr nachfolgendes Verhör anzuſtellen:

— Iſt es wahr, Signora Graſſini, daß der Kaiſer Napoleon zu der Legion Ihrer Anbeter gehört hat?

Sie bejahte es mit heiterm Lächeln.

— Und iſt es wahr, daß Sie auch ihn, wie jeden ſeiner Vorgänger, ſchmachvoll hintergangen haben?

Sie ſenkte die Augen und — ſchwieg.

— Ich verlange von Ihnen ein ehrliches Geſtändniß! Sind Sie ihm immer treu geweſen? fragte die Geiſterſeherin.

Giuſeppina verhüllte ihr Angeſicht und weinte.

— Iſt es wahr, fuhr der weibliche Inquiſitor zu fragen fort, daß Sie nach dem Sturze des Kaiſers auch mit Lord Caſtlereagh, dem boshafteſten aller Gegner

Napoleon's, duettini amorosi geſungen und ganz dieſelben Verſe „Adora i cenni tuoi“ etc. auch nach der Loge des damals in Paris anweſenden Herzogs von Wellington gerichtet haben?

Signora Graſſini nickte mit dem Kopfe.

— Iſt es wahr, daß Sie ſich ſo weit vergeſſen haben, auch den Sieger von Waterloo zu erhören?

Sie ſenkte ihren Blick und ſchwieg.

— Iſt es wahr, daß Ludwig XVIII. die Ihnen von Napoleon gewährte Penſion geſtrichen hat?

Und wiederum nickte Giuſeppina's Schattenbild mit dem Kopfe und fing dabei laut zu ſtöhnen an.

— Aus meinen Augen! rief die Gräfin der ungetreuen Sängerin zu, die aus Schamgefühl in den Schooß der Erde zurückſank.

— So ſind ſie Alle! ſprach die Geiſterſeherin tief empört. Sie wiſſen nicht, was Treue iſt. Es iſt ihnen gleichgiltig, ob der Mann, der huldigend zu ihren Füßen liegt, ein Held oder ein Beutelſchneider iſt, wenn Letzterer nur eben ſo gut wie Erſterer die tauſend Launen ihrer Eitelkeit befriedigen kann. Sie kennen kein anderes Gefühl als . . . Eigennutz! Ja, ja, ſo ſind ſie Alle!

Napoleon, der für die Gräfin noch immer Anfang und Ende aller ihrer Gedanken war, blieb bis an's Ende ihrer Tage ein Gegenſtand ihres unermüdlichen Studiums. — Jedes neue Buch, das über ihn an's Licht trat, wurde von ihr mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Das aber, was ihre Eitelkeit am Meiſten zu verletzen ſchien, war ſein ausgeſprochener Hang zur Sinnlichkeit. Es kränkte ſie, daß außer ihr noch mehr als Eine Frau ſich rühmen durfte, von ihm flüchtig geliebt worden zu ſein.

Zu der großen Zahl der von ihm bevorzugten Frauen gehörten u. A. auch zwei polniſche Gräfinnen, von denen die Eine Judith Wawerska, die Andere Iſabella Walewska hieß. Mit der Erſtern zeugte er einen Sohn, der, geboren zu Warſchau im Jahre 1808 in der Taufe die letzte Hälfte ſeines Vornamens, Leon, erhielt. Graf Leon Wawerski, welcher, beiläufig erwähnt, die frappanteſte Aehnlichkeit mit dem Kaiſer hat, war im Jahre 1840 General-Secretair im Miniſterium des Herrn Thiers geweſen und als Solcher nach England geſchickt worden, woſelbſt er mit dem Neffen ſeines Vaters, dem Prinzen Louis Napoleon, der ihn durchaus desavouiren wollte, in einen Streit gerieth, in Folge deſſen Graf Leon ihn zum Zweikampf herausforderte, welcher durch das Einſchreiten der Polizei verhindert ward. — Der zweite natürliche Sohn des Kaiſers iſt Graf Florian Alexander Joſeph Colonna

Walewski, geboren zu Warſchau am 4. Mai 1809, der unter Thiers die diplomatiſche Laufbahn betrat, im Jahre 1854 franzöſiſcher Geſandter am Hofe zu Saint-James geweſen war und am 7. Mai 1855 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Nebenbei war Graf Walewski der offizielle Anbeter der berühmten Schauſpielerin Rachel, die ihm zwei Söhne gebar, welche er noch bei Lebzeiten der hochgefeierten Mutter adoptirt haben ſoll.

Wenn es alſo jedenfalls mehr als bloße Chimäre iſt, daß Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte, als der dritte der natürlichen Söhne Napoleon's betrachtet werden darf, dann iſt der Sohn der Gräfin Kielmannsegge ein Stiefbruder des Grafen Leon Wawerski, wie des Grafen Florian Walewski, und gibt ſich als „Dritter in dieſem Bunde“ noch immer der ſüßen Hoffnung hin, ſeinem Range gemäß vom Kaiſer Napoleon III. anerkannt und pflichtſchuldig verſorgt zu werden.

Es würde in mehrfacher Hinſicht höchſt intereſſant, ja ſogar von geſchichtlicher Bedeutung ſein, den Schleier des Geheimniſſes, in den die Geburt des armen Findlings gehüllt und deſſen Abſtammung noch bis zum heutigen Tage ein unaufgelöſtes Räthſel iſt, endlich gelüftet und **gerichtlich** feſtgeſtellt zu ſehen, ob deſſen Anſprüche wirklich begründet ſind oder nicht. Im letztern Falle wäre Ernſt Graf einer jener ſchlauen und verſchmitzten Abenteurer, wie's deren Viele gibt, zu allen Zeiten gegeben hat und wohl auch fernerhin geben wird; im entgegengeſetzten Falle aber wäre er — was ja durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt! — der Kaspar Hauſer Napoleon's I. und als Solcher einer der nächſten Blutsverwandten des gegenwärtig regierenden Kaiſers Louis Napoleon III.

Es ſcheint uns eine heilige Pflicht der freien, unabhängigen Preſſe zu ſein, dieſe „histoire ténébreuse“ aus ihrem mehr als geheimnißvollen Dunkel hervorzuziehen, den kecken Abenteurer entweder zu entlarven und in ſein Nichts zurückzuwerfen oder ihn als Baſtard Napoleon's I. und der Gräfin Kielmannsegge nach mehr als fünfzigjähriger Ungewißheit über den Urheber ſeines traurigen Daſeins endlich in ſeine vollen Rechte eingeſetzt zu ſehen.

Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf, wohnt Webergaſſe Nummer 25 parterre, ſieht trotz ſeiner hohen Abkunft ſehr heruntergekommen aus und verdient jedenfalls Mitleid und allgemeine Theilnahme.

Achtzehntes Kapitel.

Der Leſer begleite uns nach Reiſewitz.

Hier ſtarb, Sonntag am 26. April des Jahres 1863, um 4½ Uhr Nachmittags, in ihrer unſcheinbaren, faſt geſpenſterhaften Villa Gräfin Auguſte Charlotte von Kielmannsegge, von Keinem betrauert, im Alter von ſechsundachtzig Jahren am Marasmus ſenilis.

Tags zuvor hatte ihr, Nachmittags 3 Uhr, der hochwürdige Prieſter Senior Bernert die heiligen Sterbe-Sakramente und den Segen der Kirche ertheilt.

Fünfundzwanzig Stunden ſpäter ward ſie durch ein ruhig ſchmerzloſes Einſchlafen von jeder Lebensqual befreit.

„In aller Stille (berichtet das „Licht in's Dunkel der Verhüllung") wurde ſie am 28. April, Dienſtags Nachmittag gegen 5 Uhr, von ihrer einzigen Tochter, der bayer'ſchen Ordensdame Gräfin Natalie von Kielmannsegge, von vier Enkelſöhnen (zwei Grafen zu Lynar aus Berlin und zwei Grafen von Kielmannsegge aus Hannover) und dem hochehrwürdigen Senior Bernert zu Grabe geleitet und, von Letzterm eingeſegnet, auf dem katholiſchen Kirchhofe in Friedrichſtadt-Dresden zur Ruhe beſtattet, in der Welt zwar nur von Wenigen betrauert, weil in der Welt verkannt und aus dem Leben ausgeſchieden, noch ehe ſie geſtorben war, aber um ſo inniger betrauert von den Ihrigen, die ſie als eine edle Seele gekannt und ihr nun in Grabesruh' den Frieden wünſchen, den die Welt ihr niemals gewährt hat. Have pia anima! Die Kirche hat den Segen über ſie geſprochen; er ſoll auch bei uns ſich nicht in Fluch verwandeln!"

Auch wir ſind weit davon entfernt, die Ruhe der Todten zu ſtören und ihren Namen in den Augen der Nachwelt verdächtig machen oder gar herabſetzen zu wollen, denn wir haben eben ſo wenig Urſache, ſie zu haſſen, als ſie aus irgend welchem Grunde zu lieben. In unſern Augen bleibt ſie trotz aller böſen Gerüchte, welche Neid und Mißgunſt über ſie ausgeſprengt haben, eine hochbegabte, achtunggebietende Perſönlichkeit, die, wie Maria Stuart, von ſich ſagen darf:

— Ich bin beſſer als mein Ruf!

Neunzehntes Kapitel.

Am 27. April 1863 — einen Tag nach dem Ableben der Gräfin Kielmannsegge — wandte ſich ihr angeblicher Sohn Ernſt Graf, genannt Napoleon Buonaparte, mit einem Bittgeſuche an die Huld und Gnade Seiner Majeſtät des jetzt regierenden Königs von Sachſen und wagte darin die Bitte auszuſprechen:

„Seine Majeſtät möge huldvollſt geruhen, bei der Eröffnung des Teſtaments der Gräfin von Kielmannsegge zugegen ſein und deren letzten Willen höchſteigenhändig in Empfang nehmen zu wollen."

Auch dieſe Eingabe war, wie jede der frühern, „Ernſt Graf Napoleon Buonaparte" unterzeichnet.

Die Antwort darauf kennen wir nicht. Wir wiſſen nur ſo viel, daß ſich ſowohl Ernſt Graf, wie auch Karl Heinrich, als rechtmäßige Erben des Nachlaſſes ihrer angeblichen Mutter gemeldet haben, daß der Prozeß aber — ſo viel uns davon bekannt geworden — bis heute noch nicht entſchieden iſt.

Doch ſcheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Karl Heinrich — falls die Exiſtenz des bewußten, vom Dr. Böniſch gerichtlich deponirten Briefes keine Mythe iſt — als natürlicher Sohn der Gräfin auch ein natürlich berechtigter Erbe am Nachlaſſe ſeiner Mutter ſein muß, gleichviel, ob ſie ſelbſt ihn als Solchen anerkannt haben mag oder nicht.

Dr. Böniſch, Zeuge der heimlichen Entbindung der Gräfin Kielmannsegge, iſt, wie wir noch vor Thoresſchluß in Erfahrung gebracht haben, zu Kamenz geſtorben am 25. Juli 1831.

Sein Brief muß den Ausſchlag geben!

Zwanzigstes Kapitel.

Das Haus, in welchem die Gräfin Kielmannsegge geſtorben iſt (ſchreibt der bekannte Maler Herbert König), liegt an dem kleinen Weiſeritzfluße am Ende des Reiſewitzgartens im Plauen'ſchen Grunde. Es trägt die Phyſiognomie halb eines Schlößchens, halb einer wohlerhaltenen Ruine. Vor einigen Jahren hatte die Beſitzerin den Verſuch gemacht, das Haus renoviren zu laſſen und ihm gleichzeitig ein wohnlicheres Ausſehen zu geben: man ſah das wunderliche Gebäude plötzlich in einem ockergelben Gewande mit ſchwarzabgezeichnetem Simswerk. Die Umfaſſungsmauern waren ebenfalls ſchwarz angeſtrichen. Die Fenſterläden jedoch — von Fenſtern können wir nicht berichten, denn ſeit mehr als dreißig Jahren hat ſie kein menſchliches Auge geſehen — blieben, wie ſie bisher geweſen waren, dicht verſchloſſen, halb morſch und ungefirnißt, und die alten, von Hitze und Regengüßen zerarbeiteten Jalouſien klapperten und klirrten leiſe klagend bei jedem

Windſtoße — vielleicht die einzigen Klagetöne, die am Tage des Hinſcheidens der Bewohnerin dieſer Räume gehört worden ſind. Bäume jüngerer Pflanzung, wie mächtige Eichen umgeben das Haus; Schlingpflanzen wuchern in faſt geſpenſtiſcher Wildheit und ſtrecken ihre Zweige und Faſern über die kleine Wallmauer bis in das trübe, meiſt ſtehende Waſſer des Flüßchens hinab. — An dieſem traurig-ſtillen Orte lebte die Gräfin von Kielmannsegge, eine Dame hohen Ranges, von Glücksgütern geſegnet, geiſtig begabt, wie nur Wenige ihres Geſchlechtes, beinahe vierzig Jahre — ſich kaſteiend durch Entbehrungen aller Art — fliehend jeden geſellſchaftlichen Umgang — ſich ſelbſt das Sonnenlicht entziehend — ganz allein im unheimlichen Zwielichte ihrer öden Behauſung umherirrend. Selten, und dann immer nur in Geſchäfts-Angelegenheiten, verließ ſie dies traurige Aſyl, das ſie ſich factiſch zu einem Kerker hergerichtet hatte — und wenn ſich in nächſter Nachbarſchaft, wie ſpäter in der ganzen Umgegend, die ſeltſamſten Gerüchte über die „alte Gräfin" verbreiteten, dann mag das myſteriöſe Gebahren derſelben wohl die erſte und triftigſte Veranlaſſung dazu gegeben haben." —

Jeder Dresdner aber, der an dieſer einſam-öden Villa vorüberzieht, empfindet ein banges, unheimliches

Gefühl, dem es an Worten fehlt, das auszudrücken, was ihn wie eiskalter Geſpenſterhauch anzufröſteln ſcheint. Der fromme Katholik ſchlägt ein Kreuz; der Proteſtant murmelt das kurze Gebet:

„Und führe uns nicht in Verſuchung!“

Ende des vierten und letzten Bandes.

Anhang.

Nur auf ſpeciellen Wunſch des Herrn Verlegers folgt hier die deutſche Ueberſetzung nachfolgender, in dieſem Romane vorkommenden franzöſiſchen Stellen:

Band I, Seite 29. „Beſchützen Sie jederzeit die Künſte, Madame. Der Ruhm, den dieſe Künſte uns verleihen, iſt der berühmteſten Abſtammung wie der höchſten Rangſtufe, zu der die Menſchen ſich emporzuheben vermögen, vorzuziehen. Dieſe Künſte lieben, beſchützen und pflegen, wie Ihre Königliche Hoheit es thun, heißt: ſich ein perſönliches Verdienſt erwerben, das Einzige, welches man bei Fürſten zu achten und zu ehren pflegt.“ .

Band II, Seite 49. „Sie war eine ſchöne Tochter Oeſterreichs: die blauen Augen, die blonden Haare, das Geſicht, in dem ſich der Schnee ſeiner Alpen mit der Roſenfriſche ſeiner Thäler vereinigt fand, die weiche, ſchmiegſame Geſtalt, die etwas gebeugte, ſchwärmeriſche Haltung der Frauen, die es nöthig zu haben ſcheinen, ſich auf das Herz eines Mannes zu ſtützen; die etwas ſtarken Lippen, die von Seufzern und Fruchtbarkeit angeſchwellte Bruſt, die langen, weißen, wunderbar ſchön geformten, mit anmuthiger Mattigkeit herabhängenden Arme, dieſe einfache, rührende, in ſich ſelbſt verſchloſſene Natur, die, nach Außen hin ſtill, im Innern aber voller Echos iſt; dies Alles ſchien geſchaffen zu ſein für häusliche Liebe in ruhmloſer Beſtimmung.“

Band II, Seite 367. „Der Kaiſer beſuchte den Herzog von Friaul. Er fand ihn noch bei vollem Bewußtſein, die größte Kaltblütigkeit offenbarend. Der Herzog drückte des Kaiſers Hand, die er an ſeine Lippen zog. Mein ganzes Leben, ſagte er zum Kaiſer, war Ihrem Dienſte geweiht und, ich bedaure nur deshalb, es einzubüßen, weil ich Ihnen dann nicht mehr nützlich ſein kann. — Duroc, ſagte der Kaiſer zu ihm, es gibt noch ein anderes Leben. Dort mögen Sie mich erwarten. Dort werden wir uns eines Tages wiederſehen. — Ja, Sire, doch wird dies vielleicht erſt in dreißig Jahren geſchehen, wenn Sie Ihre Feinde beſiegt und alle Hoffnungen unſeres Vaterlandes erfüllt haben. Ich habe ſtets als Ehrenmann gelebt und habe mir als Solcher nichts vorzuwerfen. Ich hinterlaſſe eine Tochter . . . Ew. Majeſtät wird ihr gerne Vater ſein. — Der Kaiſer, mit der Rechten die Hand des Großmarſchalls drückend, blieb eine Viertelſtunde, ſein Haupt auf die

Linke geſtützt, im tiefſten Schweigen verſunken. — Ach, Sire, ſagte Duroc, verlaſſen Sie mich: dies Schauſpiel beunruhigt Sie. — Der Kaiſer, geſtützt auf den Herzog von Dalmatien und den Groß-Stallmeiſter, verließ den Herzog von Friaul, ohne ihm etwas Anderes ſagen zu können, als die Worte: Leben Sie wohl, mein armer Freund! Worauf ſich der Kaiſer in ſein Zelt zurückzog und während der darauffolgenden Nacht für Niemanden mehr zu ſprechen war."

Band III, Seite 153. „Ich überſende Ihnen ein Verzeichniß der Gratificationen, die ich den Mitgliedern der Comédie française, welche die Reiſe nach Dresden gemacht, bewilligt habe. Der ganze Etat beträgt 111,500 Francs. Dieſe Summe werden Sie durch Unſere Theaterkaſſa auszahlen laſſen."

Band III, Seite 154. „Ich bin damit einverſtanden, daß den Mitgliedern der Comédie française auch die 42,000 Francs, die Sie als Koſten ihrer Rückreiſe berechnet haben, ausgezahlt werden. Dieſe Koſten ſollen ihnen noch vor ihrer Abreiſe von Dresden zurückerſtattet werden."

Band III, Seite 407. „Wenn man aufmerkſam die unter jedem Vorwande zwiſchen den Vertrauten Napoleon's und Sir Hudſon Lowe gewechſelten Briefe und Noten lieſ't, iſt man erſtaunt über die Beſchimpfungen, Provocationen und Ehrenkränkungen, mit welchen der Gefangene von Sanct-Helena und deſſen Freunde den Gouverneur bei jeder Gelegenheit inſultirt haben. Der Wunſch, durch Schimpf Gegenſchimpf hervorzurufen und Letztern dann als Verbrechen der Verachtung des ganzen Feſtlandes preiszugeben und aus Sir Hudſon Lowe den Pontius Pilatus des Napoleoniſchen Calvarienberges zu machen, geht aus allen dieſen Noten nur allzuklar und deutlich hervor.“

Im Verlage von **Fr. Karafiat** in Brünn
iſt erſchienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

M. G. Saphir's
ausgewählte Schriften.

Dritte Auflage.

10 Bände oder 40 Lieferungen.

Preis pro Band 1 fl. 20 kr. öſt. W. oder 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. Währ.

Preis pro Lieferung 30 Nkr. oder 6 Sgr. oder 21 kr. ſüdd. Währ.

Dieſelben ſind auch in 5 äußerſt eleganten Original-Leinwandbänden um 10 Rthlr. oder 15 fl. öſt. W. zu haben.

Saphir's Schriften ſind ein ſprudelnder Born voll Geiſt, Witz und Humor und eine geſunde Nahrung für Herz und Verſtand. Dieſe von Saphir ſelbſt getroffene Auswahl enthält das Beſte, was dieſer berühmte Schriftſteller und Satyriker der Oeffentlichkeit übergeben hat. Seine herrlichen Dichtungen: **„Wilde Roſen“** und **„Goldfiſchleins Roman“**, oder: **„Die Zeit der wilden Roſen“**, welche, wie wenige Gedichtſammlungen ſich der allſeitigen Gunſt zu erfreuen haben und in gleicher Weiſe Gemüth und Geiſt zu feſſeln wiſſen, ſind ebenfalls darin aufgenommen.

Wilde Roſen von M. G. Saphir.

Original-Ausgabe.

Elegant in Originalband geb. mit Goldſchnitt. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr. oder 2 fl. öſt. W.

Die Macht des Capitals.

Original-Roman
von
Auguſt Schrader.

2 Bände 2 Rthlr. oder 3 fl. öſt. W.